Sammlung
der beſten deutſchen
proſaiſchen Schriftſteller
und
Dichter.
Neun und Siebenzigſter Theil.

Göthens Schriften.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kayſerlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

8vo

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts- . München . Bibliothek

J. W. Göthens

Schriften.

Erſter Band.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

Ad
Bibl.
Acad.
440.

Leiden des jungen Werthers.

Erſter Theil.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädgen ſo geliebt zu ſeyn;
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammlet, und leg' es Euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter Eure Bewunderung und Liebe, und ſeinem Schikſale Eure Trähnen nicht verſagen.

Und Du, gute Seele, die Du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein Deinen Freund ſein, wenn Du aus Geſchik oder eigner Schuld keinen nähern finden kannſt.

am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſein! Ich weis, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schikſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir einen angenehmen Unterhalt verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete! Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrükken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergözt? Hab ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! — Ich will lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr das Bisgen Uebel, das das Schikſal uns vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe. Ich will das Gegenwärtige genieſſen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſein. Gewiß Du haſt recht, Beſter! der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weis warum ſie ſo gemacht ſind — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäfftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurükzurufen, ehe denn eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäffte beſtens betreiben, und ihr ehſtens

ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und ich habe bey weiten das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht, ſie iſt eine muntere heftige Frau von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurükgehaltenen Erbſchaftsantheil. Sie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten. — Kurz, ich mag ietzo nichts davon ſchreiben, ſag meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber! wieder bey dieſem kleinen Geſchäffte gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit nicht thun. Wenigſtens ſind die beiden leztern gewiß ſeltner.

Uebrigens find ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradiſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hekke iſt ein Strauß von Blüten, und man möchte zum Maykäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darinne finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M... einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannigfaltigkeit der Natur ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan bezeichnet, das ſein ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Trähne hab ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallnen Kabinetgen geweint, das ſein Lieblingspläzgen war und auch mein's iſt. Bald werd ich Herr vom Garten ſeyn, der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

* * *

am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich denen ſüſſen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieſſe. Ich bin ſo allein und freue mich ſo meines Lebens, in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte iezo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein größerer Mahler geweſen als in dieſen Augenblikken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten, all' der Würmgen, der Mükgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchweben trägt und erhält. Mein Freund, wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehn ich mich oft und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrükken, könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

* * *

am 12. May.

Ich weis nicht, ob ſo täuſchende Geiſter um die Gegend ſchweben, oder ob die warme himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir

alles

alles rings umher ſo paradiſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunn', ein Brunn, an den ich gebannt bin wie Meluſine mit ihren Schweſtern. Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt Dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Das Mäuergen, das oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Plaz rings umher bedekken, die Kühle des Orts, das hat alles ſo was anzügliches, was ſchauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſizze. Da kommen denn die Mädgen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehmals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſizze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle die Altväter am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des

Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mit empfinden kann.

* * *

am 13. May.

Du fragſt, ob Du mir meine Bücher ſchikken ſollſt? Lieber, ich bitte Dich um Gottes willen, laß ſie mir vom Hals. Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſein, brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt, ich brauche Wiegengeſang, und den hab in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull ich mein empörendes Blut zur Ruhe, denn ſo ungleich, ſo unſtet haſt Du nichts geſehen als dieſes Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüſſer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehn zu ſehen. Auch halt ich mein Herzgen wie ein krankes Kind, all ſein Wille wird ihm geſtattet. Sag das nicht weiter, es giebt Leute, die mirs verübeln würden.

* * *

am 15. May.

Die geringen Leute des Orts kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen, nur fühlt ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte. Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren, und dann giebts Flüchtlinge und üble Spasvögel, die ſich herabzulaſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſein können. Aber ich halte dafür, daß der, der glaubt nöthig zu haben, vom ſogenannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpekt zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein

Feiger, der ſich für ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Lezthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädgen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſezt hatte, und ſich umſah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter und ſahe ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagt ich. Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie. — Ohne Umſtände — Sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

den 17 May.

Ich habe allerlei Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft hab ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß, es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mirs immer weh, wenn unſer Weg nur ſo eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragſt, wie die

die Leute hier ſind? muß ich Dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmig Ding um's Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den gröſten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißgen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um's los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine rechte gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieſſe, die ſo den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſezten Tiſch, mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaſſen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Würkung auf mich, nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenuzt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt all das Herz ſo ein — Und doch! Misverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach daß die Freundinn meiner Jugend dahin iſt, ach daß ich ſie je gekannt habe! Ich würde zu mir ſagen: du biſt ein Thor, du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich hab ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſein als ich war, weil ich alles war was ich ſein konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenuzt, konnt ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwikkeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt, war unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von feinſter Empfindung, ſchärfſtem Wizze, deſſen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werd ich ihrer vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V.. an, ein ofner Junge, mit einer gar glüklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von

Aka-

Akademien, dünkt ſich nicht eben weiſe, aber glaubt doch, er wüßte mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei ſpüre, kurz er hatt' hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechiſch konnte, zwey Meteore hier zu Land, wandt er ſich an mich und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie den erſten Theil ganz durchgeleſen, und beſizze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Kerl hab ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann. Einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſein, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neune hat. Beſonders macht man viel Weſens von ſeiner ältſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen, er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und dem Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind einige verzerrte Originale mir in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeugungen.

Leb wohl! der Brief wird Dir recht ſein, er iſt ganz hiſtoriſch.

* * *

am 22. May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſei, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung ſo anſehe, in welche die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind, wenn ich ſehe, wie alle Würkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zwek haben, als unſere arme

Eri-

Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſizt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt. Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurük, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darinn ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig. Daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, gleichwie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwekken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden, das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann's mit Händen greifen.

Ich geſtehe Dir gern, denn ich weis, was Du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenige die glücklichſten ſind, die gleich den Kindern in Tag hinein leben, ihre Puppe herumſchleppen, aus und anziehen, und mit großem Reſpekte um die Schublade herumſchleichen, wo Mama das Zuckerbrod hinein verſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! das ſind glückliche Geſchöpfe! Auch denen iſts wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. Wohl dem, der ſo ſein kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, der da ſieht, wie artig ieder Bürger, dem's wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtuzzen weis, und wie unverdroſſen dann doch auch der Unglückliche unter

der

der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen, ja! der iſt ſtill und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüſſe Gefühl von Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

* * *

am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Ich habe auch hier wieder ein Plätzgen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ohngefehr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen,

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genanten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſe-

Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, überſieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthin die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Caffee, und was über alles geht, ſind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Plaz vor der Kirche bedekken, der ringsum mit Bauerhäuſern, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab ich nicht leicht ein Pläzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und mein Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und leſe meinen Homer. Das erſtemal als ich durch einen Zufall an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Pläzchen ſo einſam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren ſaß an der

---

geſehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

Erde, und hielt ein andres etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füſſen ſizzendes Kind, mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ohngeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblik, und ich ſezte mich auf einen Pflug, der gegen über ſtund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergözzen, ich fügte den nächſten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, wie es all hintereinander ſtund, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſazze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den groſſen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmaktes und ſchlechtes hervor bringen, wie einer, der ſich durch Geſezze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sagſt du, das iſt hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. Guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniß geben: es iſt damit wie mit der Liebe, ein junges Herz hängt ganz an einem Mädgen, bringt alle Stunden ſeines Tags bey ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblik auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: feiner junger Herr, lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilt eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem

Mäd-

Mädgen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von euer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebts einen brauchbaren iungen Menſchen, und ich will ſelbſt iedem Fürſten rathen, ihn in ein Kollegium zu ſezzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht? ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzükkung, Gleichniſſe und Deklamation verfallen, und habe drüber vergeſſen, Dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter worden iſt. Ich ſaß ganz in mahleriſche Empfindungen vertieft, die Dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtükt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder loß, die ſich die Zeit nicht gerührt hatten, mit einem Körbgen am Arme, und ruft von weitem: Philips, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie: ob ſie Mutter zu den Kindern wäre? Sie beiahte es, und indem ſie dem Aelteſten einen halben Wek gab, nahm ſie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. Ich habe ſagte ſie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin in die Stadt gegangen mit meinem Aelteſten, um weis Brod zu holen, und Zukker, und ein irden Breypfännchen; ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Dekkel abgefallen war. Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende, der loſe Vogel der Große hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philipſen um die Scharre des Brey's zankte. Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit ein Paar Gänſen herumiagte, als er hergeſprungen kam, und dem zweiten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſei, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vettern zu holen. Sie haben ihn betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet, da iſt er ſelbſt hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglük paſſirt iſt, ich höre nichts von ihm. Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab iedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's iüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Wek mitzubringen zur Suppe, wenn ſie in die Stadt gieng, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage Dir, mein Schaz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all den Tumult, der Anblik eines ſolchen Geſchöpfs, das in der glüklichen Gelaſſenheit ſo den engen Kreis ſeines Daſeins ausgeht, von einem Tag zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draus, die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zukker, wenn ich Caffee trinke, und theilen das Butterbrod und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betſtunde da bin, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn auszubezahlen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergözz' ich mich an ihren Leiden-

ſchaf-

ſchaften und ſimplen Ausdrücken des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mich's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu benehmen: „Sie möchten den Herrn inkommodiren.„

* * *

am 26. May.

Warum ich Dir nicht ſchreibe? Fragſt Du das und biſt doch auch der Gelehrten einer. Du ſolteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weis nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten, ich bin vergnügt und glüklich, und ſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! Pfuy! das ſagt ieder von der Seinigen! Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, Dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt, genug, ſie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit —

Das iſt alles garſtiges Gewäſche, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtraktionen, die nicht Einen Zug ihres Selbſt ausdrükken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, iezt gleich will ich Dir's erzehlen. Thu ich's iezt nicht, geſchäh's niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreimal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen und hinaus zu reiten, und doch ſchwur ich mir heute früh nicht hinaus zu reiten — und gehe doch alle Augenblikke ans Fenſter zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht.

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, und will mein Butterbrod zu Nacht eſſen und Dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt Du am Ende ſo klug ſein wie am Anfange, hör denn, ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedelei, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläßigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schaz entdekt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere iungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, weiters unbedeutenden Mäd-

gen

an die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baaſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinauszufahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen ſollte. Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten ſchön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie Sich in Acht, verſezte die Baaſe, daß Sie Sich nicht verlieben! Wie ſo? ſagt' ich. Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen nach ſeines Vaters Tod, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebürge, als wir vor dem Hofthore anfuhren, es war ſehr ſchwühle, und die Frauenzimmer äuſſerten ihre Beſorgnis wegen eines Gewitters, das ſich in weisgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizonte zuſammen zu zie-

ziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfieng, unſere Luſtbarkeit werde einen Stos leiden.

Ich war ausgeſtiegen. Und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblik zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgeſtiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich jemals geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwei Jahren, um ein Mädgen von ſchöner mittlerer Taille, die ein ſimples weiſſes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt anhatte. Sie hielt ein ſchwarzes Brod und ſchnitt ihren Kleinen rings herum jedem ſein Stük nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gabs jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrode vergnügt, entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davon nach dem Hofthore zugieng, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. Ich bitte um Vergebung, ſagte ſie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerlei Beſtellungen für s Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperſtük zu geben, und ſie wollen von niemanden Brod geſchnitten haben als von mir. Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment, und meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuh und Fächer zu nehmen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich gieng auf das jüngſte los, das ein Kind von der glüklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich

ſich zurück, als eben Lotte zur Thür herauskam, und ſagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ohngeachtet ſeines kleinen Roznäschens herzlich zu küſſen. Vetter? ſagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glüks werth ſei, mit Ihnen verwandt zu ſein? O! ſagte ſie, mit einem leichtfertigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmſte drunter ſein ſollten. Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädgen von ohngefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kleinen Acht zu haben, und den Papa zu grüſſen, wenn er vom Spazierritte zurükkäme. Den Kleinen ſagte ſie: ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelbſt wäre, das denn auch einige ausdrüklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ohngefehr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen! wir haben dich doch lieber. Die zwei älteſten der Knaben waren hinten auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mit zu fahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſezt, die Frauenzimmer ſich bewillkommt, wechſelsweis über den Anzug und vorzüglich die Hütchen ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man zu finden erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen lies, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie lies die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte: ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchikt hätte. Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, Sie kön-

könnens wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. Ich erſtaunte, als ich fragte: was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem was ſie ſagte, ich ſah mit iedem Worte neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtund.

Wie ich iünger war, ſagte ſie, liebt' ich nichts ſo ſehr als die Romanen. Weis Gott wie wohl mir's war, mich ſo Sonntags in ein Ekgen zu ſezzen, und mit ganzem Herzen an dem Glükke und Unſtern einer Miß Jenny Theil zu nehmen. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie

---

*) Man ſieht ſich genöthigt, die Stelle des Briefs zu unterdrükken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Ob gleich im Grunde iedem Autor wenig an dem Urtheil eines einzelnen Mädgens, und eines iungen unſteten Menſchen gelegen ſein kann.

auch recht nach meinem Geſchmakke ſein. Und der Autor iſt mir der liebſte, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem's zugeht wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant, ſo herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glükſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das gieng freilich nicht weit, denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeigehn vom Landprieſter von Wakefield vom *) — reden hörte, kam ich eben auſſer mich, und ſagte ihr alles was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die andern wendete, daß dieſe die Zeit über mit offenen Augen, als ſäßen ſie nicht

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländiſchen Autoren weggelaſſen. Wer Theil an Lottens Beifall hatte, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte. Und ſonſt braucht's ja niemand zu wiſſen.

nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näsgen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf das Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſteh ich Ihnen gern, ich weis nichts über s Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klaviere einen Kontretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrükte! davon haſt Du eine Vorſtellung, weil Du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtill hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren, daß ich auf die

Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saale herunter entgegen ſchallte.

Die zwei Herrn Audran und ein gewiſſer N. N. wer behält all die Namen! die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfiengen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum, ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fiengen einen engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magſt Du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen. Siehſt Du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper, Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblikke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweiten Kontretanz, ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern deutſch tanzte. Das iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß iedes Paar, das zuſammengehört, beim Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen, wenn Sie nun mein ſein wollen fürs Deutſche, ſo gehen Sie und bitten Sich's aus von meinem Herrn, ich will zu Ihrer Dame gehen. Ich gab ihr die Hand drauf und es wurde ſchön arrangirt, daß ihrem Tänzer inzwiſchen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward.

Nun giengs, und wir ergözten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, giengs freilich anfangs, weil's die wenigſten können, ein biſgen bunt durch einander. Wir waren klug und lieſſen ſie austoben, und wie die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paar, mit Andran und ſeiner Tänzerinn, wakker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flekke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, das alles rings umher verging und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädgen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnauffen. Denn ſezte ſie ſich, und die Zitronen, die ich weggeſtohlen hatte beym Punſchmachen, die nun die einzigen noch übri-

gen

gen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfriſchung brachte, thaten fürtrefliche Würkung, nur daß mir mit iedem Schnittchen, das ihre Nachbarinn aus der Taſſe nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freilich Schanden halber mit präſentiren mußte.

Beim dritten Engliſchen waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe ſo durchtanzten, und ich, weis Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arme und Auge hieng, das voll vom wahreſten Ausdrukke des offenſten reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz iungen Geſichte, merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zweymal im Vorbeiſliegen mit viel Bedeutung.

Wer iſt Albert? ſagte ich zu Lotten, wenns nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen. Sie war im Begriffe zu antworten, als wir uns ſcheiden mußmuſten die groſſe Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeikreuzten. Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot. Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! Nun war mir das nichts neues, denn die Mädgen hatten mir's auf dem Wege geſagt, und war mir doch ſo ganz neu, weil ich das noch nicht im Verhältniſſe auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblikken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber gieng, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um's ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blizze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfiengen, und der Donner die Muſik überſtimmte.

Drei Frauenzimmer lieſen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten, die Unordnung ward allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglük oder etwas Schrekliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrükke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen dem Gegenſazze, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruk annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſezte ſich in eine Ekke, mit dem Rükken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu, eine andere kniete ſich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der erſten Schoos, eine dritte ſchob ſich zwiſchen beide hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Trähnen. Einige wollten nach Hauſe, andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Kekheiten unſerer iungen Schlukkers zu ſteuren, die

ſehr

ſehr beſchäftigt zu ſein ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, die Geſellſchaft zu ſezzen, und den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſahe manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpizte, und ſeine Glieder rekte. Wir ſpielen Zählens ſagte ſie, nun gebt Acht! Ich gehe im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt Ihr auch rings herum ieder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehn wie ein Lauffeuer, und wer ſtokt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. Nun war das luſtig anzu-

anzuſehen. Sie gieng mit ausgeſtrektem Arme im Kreiſe herum, Eins! fieng der erſte an, der Nachbar zwei! drei! der folgende und ſo fort; dann fieng ſie an geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder. Da verſahs einer, Patſch eine Ohrfeige, und über das Gelächter der folgende auch Patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwei Maulſchellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeien, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärme machte dem Spiel ein Ende, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beiſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! Ich konnte ihr nichts antworten. Ich war, fuhr ſie fort, eine der Furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. Wir traten an's Fenſter, es donnerte abſeitwärts und der herrliche Regen ſäuſelte

auf

auf das Land, und der erquikkendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihrem Ellenbogen geſtüzt und ihr Blik durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtok! Ich verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Looſung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevolleſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blikke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

* * *

am 19. Junii.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weis ich nicht mehr, das weis ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich Dir hätte vor-

ſchwäz-

ſchwäzzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich Dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle paſſirt iſt, hab ich noch nicht erzählt, hab auch heute keinen Tag dazu.

Es war der liebwürdigſte Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nikten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſein wollte, ihrentwegen ſollt' ich unbekümmert ſein. So lang ich dieſe Augen offen ſehe, ſagt' ich, und ſah ſie feſt an, ſo lang hats keine Gefahr. Und wir haben beide ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen vom Vater und den Kleinen verſicherte, daß alles wohl ſei und noch ſchlief. Und da verließ ich ſie mit dem Verſichern: ſie ſelbigen Tages noch zu ſehen, und hab mein Verſprechen gehalten, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder daß Tag noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verlieret ſich um mich her.

* * *

am 21. Junii.

Ich lebe ſo glükliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen ausſpart, und mit mir mag werden was will; ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens nicht genoſſen habe. Du kennſt mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etablirt. Von dort hab ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl ich mich ſelbſt und alles Glük, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwekke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft hab' ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß geſehen.

Lieber Wilhelm! ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menſchen ſich auszubreiten, neue Entdekkungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, und in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar, wie ich hieher kam und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! Dort die Spizze des Bergs! Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler. O könnte ich mich in ihnen verlieren! — Ich eilte hin! und kehrte zurük, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein groſſes dämmerndes Ganze ruht vor unſere Seele, unſere Empfindung verſchwimmt ſich darinne, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen. — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

Und ſo ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zulezt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder und der Geſchäfte zu ihrer Erhaltung, all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zukkererbſen ſelbſt pflükke, mich hinſezze, und ſie abfädme und dazwiſchen leſe in meinem Homer. Wenn ich denn in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, meine Schoten an's Feuer ſtelle, zudekke, und mich dazu ſezze, ſie manchmal umzuſchütteln. Da fühl ich ſo leb-

lebhaft, wie die herrlichen übermüthigen Freier der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſei Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, all in ſeinem Augenblikke, wieder mit genieſt.

* * *

am 29. Junii.

Vorgeſtern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmanne und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mich herumkrabelten, andere mich nekten und wie ich ſie küzzelte, und ein groſſes Geſchrei mit ihnen verführte. Der Doktor, der eine ſehr dogmatiſche Dratpuppe iſt, und im Diskurs ſeine Manſchetten in Falten legt, und den Kräuſel bis zum Nabel herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen, das merkt' ich an ſeiner Naſe. Ich lies mich aber in nichts ſtören, lies ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch gieng er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſchon ungezogen genug, der Werther verdürbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ſo zuſehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden, wenn ich in dem Eigenſinne, alle die künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen, allen

allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit, über alle die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblikke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldne Worte des Lehrers der Menſchen: wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſers gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten; behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter? Guter Gott von Deinem Himmel, alte Kinder ſiehſt Du, und iunge Kinder und nichts weiter, und an welchen Du mehr Freude haſt, das hat Dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn und hören ihn nicht, das iſt auch was alt's, und bilden ihre Kinder nach ſich und — Adieu, Wilhelm, ich mag darüber nicht weiter radotiren.

* * *

am 1. Julii.

Was Lotte einem Kranken ſein muß, fühl ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran iſt als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtſchaffenen Frau zubringen, die ſich nach der Auſſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen lezten Augenblikken will ſie Lotten um ſich haben. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen, ein Oertgen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebürge liegt. Wir kamen gegen viere dahin, Lotte hatte ihre zweite Schweſter mitgenommen. Als wir in den, von zwei hohen Nußbäumen überſchatteten, Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthüre, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtok, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn ſich niederzuſezzen, indem ſie ſich zu ihm ſezte, brachte viel Grüſſe von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmuzigen iüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Al-

Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhub, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm erzählte von jungen robuſten Leuten, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortreflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, und wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſei als das leztemal, da ſie ihn geſehen. Ich hatte indeß der Frau Pfarrern meine Höflichkeit gemacht, der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchöne Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fieng er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. Den alten ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige ſagen dieſer, andere iener Pfarrer. Der iüngere aber dorthinten iſt ſo alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn Morgens, als ſie gegen Abend gebohren wurde. Er war mein Vorfahr im

Amte, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen, mir iſt er's gewiß nicht weniger, meine Frau ſas drunter auf einem Balken und ſtrikte, als ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmal hier in Hof kam. Lotte fragte nach ſeiner Tochter, es hieß, ſie ſei mit Herrn Schmidt auf der Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort, wie ſein Vorfahr ihn liebgewonnen und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vikar und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrern mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam, ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel, eine raſche, wohlgewachſene Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber, denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar, ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog, und was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſei mehr Eigenſinn und übler Humor als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß nur leider zu deutlich, denn als Friederike beim Spazirengehn mit Lotten und verſchiedentlich auch mit mir gieng, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne das einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Ermel zupſte, und mir das Artigthun mit Friederiken abrieth. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſein könnten, einander die paar gute Tage mit Frazzen verderben, und nur erſt zu ſpät das Unerſezliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurükkehrten, und an Einem

Tiſche

Tiſche gebroktes Brod in Milch aſſen, und der Diskurs auf Freude und Leid in der Welt roulirte, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fieng ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genieſſen, das uns Gott für ieden Tag bereitet, wir würden alsdenn auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſezte die Pfarrern, wie viel hängt vom Körper ab! wenn man nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtund ihr das ein. Wir wollens alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte, ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt, ich weis es an mir, wenn mich etwas nekt, und mich verdrüßlich machen will, ſpring ich auf und ſing ein paar Kontretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das wär's was ich ſagen wollte, verſezt' ich, es iſt mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit, unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. Friederike war ſehr aufmerkſam, und der iunge Menſch wandte mir ein, daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſei, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſezt ich, die doch iedermann gern los iſt, und niemand weis, wie weit ſeine Kräfte gehn, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, einer der krank iſt, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzneien, wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte

ſein

ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diſkurs Theil zu nehmen, ich erhub die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagt ich, ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müßten die Stadtpfarrer thun, ſagt er, die Bauern haben keinen böſen Humor, doch könnt's auch nichts ſchaden zuweilen, es wär eine Lektion für ſeine Frau wenigſtens, und den Herrn Amtmann. Die Geſellſchaft lachte und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diſkurs eine Zeitlang unterbrach, darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter, mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten ſchadet, den Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glüklich machen können, müſſen wir

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine trefliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das iedes Herz ſich noch manchmal ſelbſt gewähren kann. Und nennen ſie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabei, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freuden um ſich her zu zerſtören; oder iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſre eigne Unwürdigkeit, ein Misfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörigte Eitelkeit aufgehezt wird: wir ſehen glükliche Menſchen, die wir nicht glüklich machen, und das iſt unerträglich! Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redte, und eine Trähne in Friederikens Auge ſpornte mich, fortzufahren. Weh denen, ſagt ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt erſezzen nicht einen Augenblik Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblikke, die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Trähnen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freude zu laſſen und ihr Glük zu vermehren, indem du es mit ihnen genieſſeſt. Vermagſt du, wenn ihre innre Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die lezte bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, und das Aug' gefühllos gen Himmel ſieht, und der Todesſchweis auf ihrer Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit all deinem Vermögen, und die Angſt dich inwen-

inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, um dem untergehenden Geſchöpf einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, da ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verlies die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort, brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem! Und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! Daß ich mich ſchonen ſollte! O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

* * *

am 6. Juli.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glükliche macht. Sie gieng geſtern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malgen ſpazieren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurük, an den Brunnen, der mir ſo werth iſt, und nun tauſendmal werther ward, als Lotte ſich auf's Mäuergen ſezte. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunn, ſagt ich, ſeither hab ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, habe in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. Ich blikte hinab und ſah, daß Malgen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. Ich ſahe Lotten an und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem ſo kommt Malgen mit einem Glaſe, Marianne wollte es ihr abnehmen, nein! ruffte das Kind mit dem ſüßten Ausdrukke: nein, Lottgen, du ſollſt zuerſt trinken! Ich ward über die Wahrheit, die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzükt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrükken konnte, als ich nahm das Kind von

der

der Erde und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreien und zu weinen anfieng. Sie haben übel gethan, ſagte Lotte! Ich war betroffen. Komm Malgen, fuhr ſie fort, indem ſie es an der Hand nahm und die Stufen hinabführte; da waſche dich aus der friſchen Quelle geſchwind, geſchwind, da thut's nichts. Wie ich ſo da ſtund und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händgen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen. Wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifrig fort wuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. Ich ſage Dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpekt nie einer Taufhandlung beigewohnt, und als Lotte herauf kam, hätt ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnt ich nicht umh'n, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzehlen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat. Aber wie kam ich an. Er ſagte das wäre ſehr übel von Lotten geweſen, man ſolle die Kinder nichts weis machen, dergleichen gäbe zu unzählichen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, man müßte die Kinder frühzeitig davor bewahren. Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbei gehn, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glüklichſten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne ſo hintaumeln läßt.

* * *

den 8 Juli.

Was man ein Kind iſt! Was man nach Einem Blikke geizt: Was man ein Kind iſt! Wir waren nach Wahlheim gegangen, die Frau-

enzim-

enzimmer fuhren hinaus, und während unſrer Spaziergänge glaubt ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's, Du ſollteſt ſie ſehn, dieſe Augen. Daß ich kurz bin, denn die Augen fallen mir zu vom Schlaf. Siehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtunden um die Kutſche der junge W . . . Selſtadt und Audran, und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlgens, die freilich leicht und lüftig genug waren. Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie giengen von einem zum andern! Aber auf mich! Mich! Mich! der ganz allein auf ſie reſignirt daſtund, fielen ſie nicht! Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſahen mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbei und eine Trähne ſtund mir im Auge. Ich ſah ihr nach! Und ſah Lottens Kopfpuz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehn. Ach! Nach mir? — Lieber! In dieſer Ungewißheit ſchweb ich! Das iſt mein Troſt. Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

* * *

am 10. Juli.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt Du ſehen. Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! das Wort haß ich in Tod. Was muß das für ein Kerl ſein, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt. Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele.

* * *

am 11. Juli.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht, ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſeh ſie ſelten bei meiner Freundinn, und heut hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. Der alte M.. iſt ein geiziger rangiger Hund, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat. Doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenig Tagen, als der Doktor ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen, Lotte war im Zimmer, und redte ihn alſo an: Ich muß Dir eine Sache geſtehn, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich, allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreißig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerb gröſſer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren, kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. Die hab ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Looſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Kaſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht dieienige, die nach mir das Weſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer drauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſei damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtekken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand vielleicht um zweimal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe ſtatuirt hätten.

* * *

am 13. Juli.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schikſale. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — O darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! Und wie werth ich mir ſelbſt werde! Wie ich — Dir darf ich's wohl ſagen, Du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt.

Und ob das Vermeſſenheit iſt oder Gefühl des wahren Verhältniſſes: Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete. Und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht mit all der Wärme, all der Liebe, da iſt mir's wie einem, der all ſeiner Ehren und Würden entſezt, und dem der Degen abgenommen wird.

* * *

am 15. Juli.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehns den ihrigen berührt, wenn unſre Füſſe ſich unter dem Tiſche begegnen. Ich ziehe zurük wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts, mir wirds ſo ſchwindlich vor allen Sinnen. O und alle ihre Unſchuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die Vertraulichkeiten peinigen. Wenn ſie gar im Geſpräche ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rükt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann. — Ich glaube zu verſinken wie vom Wetter gerührt. Und Wilhelm, wenn ich mich iemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Verrtrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weis nimmer wie mir iſt, wenn ich bei ihr bin, es iſt als wenn die

Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klavier ſpielt mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll, es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der Zauberkraft der alten Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift. Und wie ſie ihn anzubringen weis, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor'n Kopf ſchieſſen möchte. Und all die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

* * *

am 18. Juli.

Wilhelm, was iſt unſerm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt, ohne Licht! Kaum bringſt Du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an Deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantomen, ſo machts doch immer unſer Glük, wenn wir wie friſche Bubens davor ſtehen und uns über die Wundererſcheinungen entzükken. Heut konnt ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun. Ich ſchikte meinen Buben hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungedult ich den Buben erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah. Ich hätt' ihn gern beim Kopf genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Stein, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Jungen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſicht', ſeinen Bakken, ſeinen Rokknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das all ſo heilig, ſo werth, ich hätt' in dem Augenblikke den Jungen nicht vor tauſend

Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart — Bewahre Dich Gott, daß Du darüber nicht lachſt. Wilhelm, ſind das Phantomen, wenn es uns wohl wird?

* * *

am 19. Juli.

Ich werde ſie ſehen: ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blikke. Ich werde ſie ſehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

* * *

am 20. Juli.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach * * * gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, ſagſt Du, das hat mich zu lachen gemacht, bin ich iezt nicht auch

aktiv?

alſo? und iſt's im Grund nicht einerlei: ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

* * *

am 24. Juli.

Da Dir ſo daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehn, als Dir ſagen: daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glüklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steingen, auf's Gräsgen herunter, voller und inniger, und doch — ich weis nicht, wie ich mich ausdrükken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt, ſchwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß pakken kann; aber

ich

ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, ſo wollte ich's wohl herausbilden, ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal proſtituirt, das mich um ſo mehr verdrieſt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glüklich im Treffen war, darauf hab ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

* * *

am 26. Jul.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: Morgen willſt du einmal weg bleiben, und wenn der Morgen kommt, find' ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und eh ich mich's verſehe, bin ich bei ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt:

ſagt: Sie kommen doch Morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich ſo da bin — iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre Zuk! ſo bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährgen vom Magnetenberg. Die Schiffe die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Brettern.

* * *

am 30. Juli.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen, und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in allem Betracht zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſichte im Beſizze ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. Beſiz! — Genug Wilhelm, der Bräutigam iſt da. Ein braver lie-

lieber Kerl, dem man gut ſein muß. Glücklicherweiſe war ich nicht bei'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht einmal geküßt. Das lohn ihm Gott! Um des Reſpekts willens, den er vor dem Mädgen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk, mehr als ſeiner eigenen Empfindung, denn darinn ſind die Weiber fein, und haben recht. Wenn ſie zwei Kerls in gutem Vernehmen mit einander halten können, iſt der Vortheil immer ihre, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen, ſeine gelaſſene Auſſenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt, er hat viel Gefühl und weis, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und Du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen als andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn, und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an all ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eiferſüchtelei peinigt, das laß ich dahin geſtellt ſein, wenigſtens an ſeinem Plaze würde ich nicht ganz ſicher vor dem Teufel bleiben.

Dem ſei nun wie ihm wolle, meine Freude bei Lotten zu ſein, iſt hin! Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzählt die Sache an ſich! — Ich wuſte alles, was ich iezt weis, eh Albert kam, ich wuſte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — Heiſt das, in ſo fern es möglich iſt, bei ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — Und iezt macht der Frazze groſſe Augen, da der andere nun würklich kommt, und ihm das Mädgen wegnimmt.

Ich beiſſe die Zähne aufeinander und ſpotte über mein Elend, und ſpotte derer doppelt und dreifach, die ſagen könnten, ich ſollte mich reſigniren, und weil s nun einmal nicht anders ſein könnte. — Schafft mir die Kerls vom Hals! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert ſo bei ihr ſizt im Gärtgen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen-närriſch, und fange viel Poſſen, viel verwirrtes Zeug an. Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heute, ich bitte Sie! keine Scene wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat, wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

* * *

am 8. Auguſt.

Ich bitte Dich, lieber Wilhelm! Es war gewiß nicht auf Dich geredt, wenn ich ſchrieb:

ſchafft mir die Kerls vom Hals, die ſagen, ich ſollte mich reſigniren. Ich dachte warlich nicht dran, daß Du von ähnlicher Meinung ſein könnteſt. Und im Grunde haſt Du recht! Nur eins, mein Beſter, in der Welt iſt's ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan, es giebt ſo viel Schattirungen der Empfindungen und Handlungsweiſen, als Abfälle zwiſchen einer Habichts = und Stumpfnaſe.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich Dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt Du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! Im erſten Falle ſuch ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen, im andern Falle ermanne dich und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die all deine Kräfte verzehren muß. Beſter, das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und

Und kannſt Du von dem Unglüklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt Du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtos der Quaal auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte wegzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

Zwar könnteſt Du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer lieſſe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben aufs Spiel ſezte — Ich weis nicht — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeiſſen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblik aufſpringenden, abſchüttelnden Muths, und da, wenn ich nur wüſte wohin, ich gienge wohl.

---

am 10. Auguſt.

Ich konnte das beſte glüklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht zuſammen, eines Menſchen Herz zu ergözzen, als die ſind, in denen ich mich iezt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glük macht! Ein Glied der liebenswürdigſten Familie auszumachen, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater und von Lotten — und nun der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glük ſtört, der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt, dem ich nach Lotten das liebſte auf der Welt bin — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehen und uns einander von Lotten unterhalten, es iſt in der Welt nichts lächerliches erfunden worden als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir drüber die Trähnen oft in die Augen.

Wenn er mir ſo von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt, wie die auf ihrem Todbette

Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe, wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt, wie ſie in Sorge für ihre Wirthſchaft und im Ernſte eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblik ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und wie dennoch all ihre Munterkeit, all ihr Leichtſinn ſie nicht verlaſſen habe. Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflükte Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Straus und — werfe ſie in den vorüberflieſſenden Strohm, und ſehe ihnen nach wie ſie leiſe hinunterwallen. Ich weis nicht, ob ich Dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften hab ich wenig ſeines gleichen geſehen.

---

am 12. Auguſt.

Gewiß Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel, ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied zu nehmen, denn mich wandelte die Luſt an, ins Gebürg zu reiten, von daher ich Dir auch iezt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borg mir die Piſtolen, ſagt ich, zu meiner Reiſe. Meintwegen, ſagt er, wenn du dir die Mühe geben willſt ſie zu laden, bei mir hängen ſie nur pro Forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteliahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein paar Terzerolen ohngeladen und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich ſo müßig ſizze, weis ich nicht wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerols nöthig haben, und könnten — Du weiſt ia, wie das iſt. Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu puzzen, und zu laden, und der dahlt mit den Mädgen, will ſie erſchrökken, und Gott weis wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtok noch drinn ſtekt und ſchieſt den Ladſtok einem Mädgen zur Maus herein, an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatt' ich das Lamentiren, und den Barbierer zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich all das Gewehr ungeladen. Lieber Schaz, was iſt Vorſicht! die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weiſt Du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar. Denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß ieder allgemeine Saz Ausnahmen leidet. Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch, wenn er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben; ſo hört er Dir nicht auf zu limitiren, modificiren, und ab und zu zu thun, bis zulezt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bei dieſem Anlaſſe kam er ſehr tief in Text, und ich hörte endlich gar nichts weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrender Gebährde drukt ich mir die Mündung der Piſtole übers rechte Aug an die Stirn. Pfui, ſagt Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das! — Sie iſt nicht geladen, ſagt ich. — Und auch ſo! Was ſoll's? verſezt er ungedultig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſein kann, ſich zu erſchieſſen, der bloſſe Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: Das iſt thörig, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das all heiſſen? Habt ihr deswegen die innern Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? Wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwikkeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſein.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen aus einem Beweggrund geſchehen, aus welchem ſie wollen.

Ich zukte die Achſeln und gabs ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter, aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom ſchmäligen Hungerstode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädgen, das in einer wonnevollen Stunde, ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verlieret? Unſere Geſezze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurük.

Das iſt ganz was anders, verſezte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreiſſen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird. — Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen, ſcheltet den Trinker, verabſcheuet den Unſinnigen, geht vorbei wie der Prieſter, und dankt Gott wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, und meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinne, und beides reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maaſſe begreifen lernen: Wie man alle auſſerordentliche Menſchen, die etwas Groſſes, etwas Unmöglichſcheinendes würkten, von ieher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien müßte.

Aber auch im gemeinen Leben iſts unerträglich, einem Kerl bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch. Schämt euch ihr Nüchternen. Schämt euch, ihr Weiſen.

ſen. Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon wir iezo reden, mit groſſen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann. denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriffe abzubrechen, denn kein Argument in der Welt bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, da ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßt ich mich, weil ich's ſchon öfter gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſezte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joche eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heiſſen, wenn es endlich aufgährt und ſeine Ketten zerreißt. Ein

Menſch,

Menſch, der über dem Schrekken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte zuſammengeſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſein? Albert ſah mich an und ſagte: nimm mirs nicht übel, die Beiſpiele, die du da giebſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. Es mag ſein, ſagt ich, man hat mir ſchon öfter vorgeworfen, daß meine Kombinationsart manchmal an's Radetage gränze! Laßt uns denn ſehen, ob wir auf eine andere Weiſe uns vorſtellen können, wie es dem Menſchen zu Muthe ſein mag, der ſich entſchließt, die ſonſt ſo angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in ſo fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen, ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſobald der überſtiegen iſt.

Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt, ſondern ob er das Maas ſeines Leidens ausdauren kann; es mag nun moraliſch oder phyſikaliſch ſein, und ich finde es eben ſo wunderbar, zu ſagen, der Menſch iſt feig, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſezt ich. Du giebſt mir zu: wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo auſſer Würkung geſezt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glükliche Revolution, den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrükke auf ihn würken, Ideen ſich bei ihm feſt ſezzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaßne vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglüklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet, eben als wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das allgemein geſprochen, ich erinnerte ihn an ein Mädgen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholt ihm ihre Geſchichte. Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit ſo herangewachſen war, daß weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchaften Puzze mit ihres gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern; deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden, all ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmakhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun all ihre Hofnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leere Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen grad nach dem Zwekke: Sie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glük antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genieſſen,

nieſſen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hofnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele, ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſein, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, wo ſie endlich ihre Arme ausſtrekt, all ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt Sie — Erſtarrt; ohne Sinne ſteht ſie vor einem Abgrunde, und alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung, denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſein fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verluſt erſezzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt, — und blind, in die Enge gepreßt von der entſezlichen Noth ihres Herzens ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu erſtikken. — Sieh, Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen, und ſag, iſt das nicht

nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labirinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem, der zuſehen und ſagen könnte: Die Thörinn! hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit würken laſſen, es würde ſich die Verzweiflung ſchon gelegt, es würde ſich ein anderer ſie zu tröſten ſchon vorgefunden haben.

Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor! ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſich ſeine Kräfte erholt, ſeine Säfte verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes gelegt hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich habe nur von einem einfältigen Mädgen geſprochen, wie denn aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſei, der mehr Verhältniſſe überſehe, zu entſchuldigen ſein möchte, könne er nicht begreifen. Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bißgen Verſtand das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Grenzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — ein andermal davon ſagt ich, und grif nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll — und wir giengen auseinander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

* * *

am 15. Aug.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühls an Lotten, daß ſie mich ungern verlöhre, und die Kinder haben keine andere Idee als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heut war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu ſtimmen, ich konnte zwar nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährgen, und Lotte ſagte denn ſelbſt, ich

ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrod, das ſie nun ſo gerne von mir als von Lotten annehmen und erzählte ihnen das Hauptſtükgen von der Prinzeßinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das verſichr' ich Dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrükke macht. Weil ich manchmal einen Inzidenzpunkt erfinden muß, den ich bei'm zweitenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal wär's anders geweſt, ſo daß ich mich iezt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem Schnürgen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor, durch eine zweite veränderte Auflage ſeiner Geſchichte und wenn ſie noch ſo poetiſch beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruk findet uns willig, und der Menſch iſt ſo gemacht, daß man ihn das abenteuerlichſte überreden kann, das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskrazzen und austilgen will.

am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſein? daß das, was des Menſchen Glükſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde.

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo viel Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir einem Paradieſe ſchuf, wird mir iezt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſte, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß bis zu ienen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah, wenn ich iene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all iene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitet, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich denn die Vögel um mich, den Wald beleben hörte, und die Millionen Mükkenſchwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zukkender Blik den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite und das Gewebere um mich her, mich auf den Boden aufmerkſam machte und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende, heilige Leben der Natur eröfnete, wie umfaßt ich das all mit warmen Herzen, verlohr mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt. Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden und freut ſich iedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen, iene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblik in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung iener Stunden macht mir wohl, ſelbſt dieſe Anſtrengung, iene unſäglichen Gefühle zurük zu rufen, wieder

der auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mir dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich iezt umgiebt.

◆

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplaz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffnen Grabes. Kannſt Du ſagen: Das iſt! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterſchnelle vorüberrollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeins ausdauert, ach in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird. Da iſt kein Augenblik, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblik, da Du nicht ein Zerſtöhrer biſt, ſein mußt. Der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend tauſend armen Würmgen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die groſſe ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, die eure Dör-

Dörfer wegſpülen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumel' ich beängſtet! Himmel und Erde und alle die webenden Kräfte um mich her! Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

* * *

am 21. Auguſt.

Umſonſt ſtrekke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmre, vergebens ſuch' ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glüklicher unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand und dekte ſie mit tauſend Küſſen. Ach wenn ich denn noch halb im Taumel des Schlafs nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein

Strom

Strom von Trähnen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

* * *

am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglük, Wilhelm! all meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müſſig ſein und wieder kann ich nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur und die Bücher ſpeien mich alle an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre Dir, manchmal wünſcht' ich ein Taglöhner zu ſein, um nur des Morgens bei'm Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hofnung zu haben. Oft beneid' ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten vergraben ſehe, und bilde mir ein: mir wär's wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich

ich wollte Dir ſchreiben und dem Miniſter, und um die Stelle bei der Geſandſchaft anhalten, die, wie Du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt der Miniſter liebt mich ſeit lange, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich amploiren, und eine Stunde iſt mir's auch wohl drum zu thun; hernach, wenn ich ſo wieder dran gedenke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das ſeiner Freiheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird. Ich weis nicht was ich ſoll — Und mein Lieber! Iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtandes, eine innre unbehagliche Ungedult, die mich überall hin verfolgen wird?

am 28. Auguſt.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heut iſt mein Geburtstag, und in aller Frühe empfang ich ein Päkgen von Alberten. Mir fällt' bei'm Eröfnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelgen in Duodez dabei, der kleine Wetſteiniſche Homer, ein Büchelgen, nach dem ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh! ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie all die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind als iene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit iedem Athemzuge ſchlürf ich die Erinnerung iener Seligkeiten ein, mit denen mich iene wenige, glükliche, unwiederbringliche Tage überfüllten. Wil-

Wilhelm es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, wie wenige ſezzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif. Und doch ſind deren noch genug da, und doch — O mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verwelken und verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſizze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtük mit dem Obſtbrecher der langen Stange, und hole die Birn aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie hinunter laſſe.

* * *

am 30. Aug.

Unglüklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll all dieſe tobende endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie, meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her, ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir dann ſo manche glückliche Stunde — Bis ich mich wieder von ihr losreiſſen muß, ach Wilhelm wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich ſo bei ihr geſeſſen bin, zwei, drei Stunden, und mich an der Geſtalt, an dem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruk ihrer Worte geweidet habe, und ſo nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir's düſter vor den Augen wird, ich kaum was noch höre, und mich's an die Gurgel faſt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht und ihre Verwirrung vermehrt. Wilhelm, ich weis oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, ſo muß ich fort:

Muß

Muß hinaus! Und ſchweife dann weit im Felde umher. Einen gähen Berg zu klettern iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hekken die mich verlezzen, durch die Dornen die mich zerreiſſen! Da wird mirs etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde auf einem krumgewachſenen Baum mich ſezze, um meinen verwundeten Solen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſcheine hinſchlummre! O Wilhelm! Die einſame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und der Stachelgürtel, wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu. Ich ſehe all dieſes Elends kein Ende als das Grab.

am 3. Sept.

Ich muß fort! ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage geh ich mit den Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß. Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundinn. Und Albert— und — ich muß fort.

* * *

am 10. Sept.

Das war eine Nacht! Wilhelm, nun überſteh ich alles. Ich werde ſie nicht wiederſehn. O daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Trähnen und Entzükkungen ausdrükken kann, mein Beſter, all die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen. Hier ſiz' ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, und erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem

Geſpräche von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſein. Ich ſtand auf der Teraſſe unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſahe der Sonne nach, die mir nun zum leztenmale über dem lieblichen Thale, über den ſanften Fluſſe untergieng. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen und nun — Ich gieng in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war, ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, eh ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als im Anfange unſerer Bekanntſchaft wir die wechſelſeitige Neigung zu dem Pläzgen entdekten! das wahrhaftig eins der romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt habe hervorgebracht geſehen.

Erſt haſt Du zwiſchen den Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht. — Ach ich erinnere mich,

mich, ich habe Dir, denk ich, ſchon viel geſchrieben davon, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchlieſſen und durch ein daran ſtoßendes Boſket die Allee immer düſtrer wird, bis zulezt alles ſich in ein geſchloſſenes Pläzgen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühl es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmal an einem hohen Mittage hinein trat, ich ahndete ganz leiſe, was das noch für ein Schauplaz werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in denen ſchmachtenden ſüſſen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehns geweidet, als ich ſie die Teraſſe heraufſteigen hörte, ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßt ich ihre Hand und küſte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem büſchigen Hügel aufgieng, wir redeten mancherlei und kamen unvermerkt dem düſtern Kabinette näher. Lotte trat hinein und ſezte ſich, Albert neben ſie, ich auch, doch, meine Unruhe ließ mich nicht lange ſizzen, ich ſtand auf, trat vor ſie, gieng auf und ab, ſezte mich wieder, es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Würkung des Mondenlichts, das am Ende der Buchenwände die ganze Teraſſe vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblik, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill, und ſie fing nach einer Weile an: Niemals geh ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſein, fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort, aber Werther, ſollen wir uns wieder finden? und wieder erkennen? Was ahnden Sie, was ſagen Sie?

Lotte, ſagt ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Trähnen wurden, wir werden uns wieder ſehen! Hier und dort wieder ſehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen? da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte.

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich ſo am ſtillen Abend, unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſizze, und ſie um mich verſammelt ſind, wie ſie um ſie verſammlet waren. Wenn ich ſo mit einer ſehnenden Trähne gen Himmel ſehe, und wünſche: daß ſie herein ſchauen könnte einen Augenblik, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſein. Hundertmal ruf ich aus: Verzeih mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thu ich doch alles, was ich kann, ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach und was mehr iſt als das alles, gepflegt und geliebet. Könnteſt du unſere Eintracht ſehn, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heiſſeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den lezten bitterſten Trähnen um die Wohlfahrt deiner Kinder batſt. Sie ſagte das! O Wilhelm! wer kann wiederholen was ſie ſagte, wie kann der kalte todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen. Albert fiel ihr ſanft in die Rede: es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte, ich weis, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weis, Du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchgen, wenn der Papa verreißt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchikt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen. War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles! die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Trähnen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hände nahm und mit tauſend Trähnen nezte. Lotte, der Segen Gottes ruht über Dir, und der Geiſt Deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten! ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drükte, — ſie war werth, von Ihnen gekannt zu ſein. — Ich glaubte zu vergehen, nie war ein gröſſeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden, und ſie fuhr fort: und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr iüngſter Sohn nicht ſechs Monate alt war. Ihre Krankheit dauerte nicht lange, ſie war ruhig reſignirt, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das kleine. Wie es gegen das Ende gieng, und ſie zu mir ſagte: Bring mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen die nicht wußten, und die Aelteſten die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bett ſtanden, und wie ſie die Hände aufhub und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchikte, und zu mir ſagte: Sei ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf! Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter und das Aug' einer Mutter! Ich hab oft an deinen dankbaren Trähnen geſehen, daß du fühlſt was das ſei. Hab es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater, die Treue, den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, Du warſt im Zimmer! Sie hörte iemand gehen, und fragte, und forderte Dich zu ihr. Und wie ſie Dich anſah und mich, mit dem getröſteten ruhigen Blikke, daß wir glüklich ſein, zuſammen glüklich ſein würden. Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſind's! wir werden's ſein. Der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fing ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſein! Gott, wenn ich manchmal ſo denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens ſo wegtragen läßt, und niemand als die Kinder das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten: die ſchwarzen Männer hätten die Mamma weggetragen.

Sie ſtund auf, und ich ward erwekt und erſchüttert, blieb ſizzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurük ziehen und ich hielt ſie feſter! Wir werden uns wiederſehn, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe', fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würd' es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir ſehen uns wieder. — Morgen denk ich, verſezte ſie ſcherzend, ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht als ſie ihre Hand aus der meinigen zog — ſie giengen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, lief auf die Teraſſe hervor und ſah noch dort drunten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weiſſes Kleid nach der Gartenthüre ſchimmern, ich ſtrekte meine Arme hinaus, und es verſchwand.

Univ. Bibl.

Leiden des iungen Werthers.

Zweiter Theil.

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtnis von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höle,
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

am 20. Oktob. 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unbaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten, wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär alles gut. Ich merke, ich merke, das Schikſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn! das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bisgen leichteres Blut würde mich zum glüklichſten Menſchen unter der Sonne machen. Was! Da wo andre mit ihrem Bisgen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifl' ich an meiner Kraft, an meinen Gaben. Guter Gott! der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurük und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Gedult! Gedult! Es wird beſſer werden. Denn ich ſage Dir, Lieber, Du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde, und ſehe was ſie thun und wie ſie's treiben, ſteh ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen; ſo liegt Glük oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles auſſer uns herrlicher erſcheint, ieder andre vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu: Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein andrer zu beſizzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glükliche

liche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur grade fortarbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit all unſerm Schlendern und Laviren es weiter bringen als andre mit ihren Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorlauft.

* * *

am 10. Nov.

Ich fange an mich in ſo ferne ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt, und dann die vielerlei Menſchen, die allerlei neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich ieden Tag mehr verehren muß. Einen weiten großen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht: aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft

und

und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtunden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit iedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine groſſe Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

* * *

am 24. Dec.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich hab es voraus geſehen. Es iſt der pünktlichſte Narre, den's nur geben kann. Schritt vor Schritt und umſtändlich wie eine Baaſe. Ein Menſch, der nie ſelbſt mit ſich zufrieden iſt, und dem's daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie's ſteht ſo ſteht's, da iſt er im Stande, mir einen Aufſaz zurükzugeben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein

ein beſſer Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtgen Sonſt darf auſſen bleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todtfeind. Wenn man ſeinen Period nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt; ſo verſteht er gar nichts drinne. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C . . iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir lezthin ganz aufrichtig: wie unzufrieden er über die Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſei. Die Leute erſchweren ſich's und andern. Doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß. Freilich! wär der Berg nicht da, wäre der Weg viel bequemer und kürzer, er iſt nun aber da! und es ſoll drüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden, ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar bracht er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften wäre der Graf ganz gut, er hätte viel Leichtigkeit zu arbeiten, und führte eine gute Feder, doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangelt es ihm, wie all den Belletriſten. Darüber hätt ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter iſt mit den Kerls nicht zu raiſonniren, da das aber nun nicht angieng, ſo focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und ſagt ihm, der Graf ſei ein Mann, vor dem man Achtung haben müßte, wegen ſeines Charakters ſowohl, als ſeiner Kenntniſſe; ich habe, ſagt ich, niemand gekannt, dem es ſo geglükt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirn ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Derai-

Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeid ihr all Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwazt, und mir ſo viel von Aktivität vorgeſungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln ſteckt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich noch zehn Jahre mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht. Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittgen abzugewinnen, die elendeſten erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckgen! Da iſt ein Weib, zum Exempel, die iederman von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, daß nun ieder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bisgen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. —

der. — Aber es iſt noch viel ärger, eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter. — Sieh ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andre nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz und Sinn ſo ſtürmiſch iſt, ach ich laſſe gern die andern ihres Pfads gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehn laſſen.

Was mich am meiſten nekt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weis ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft, nur ſoll er mir nicht eben grad im Wege ſtehn, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glük auf dieſer Erden genieſſen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spa-

Spaziergange ein Fräulein von B.. kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerm Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bei ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo viel Freimüthigkeit, daß ich den ſchiklichen Augenblik kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der alten Schachtel gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatt' ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtund: daß die liebe Tante in ihrem Alter, und den Mangel an allem, vom anſtändigen Vermögen an bis auf den Geiſt, keine Stüzze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem ſie ſich verpalliſadirt, und kein Ergözzen, als von ihrem Stokwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſein, und ihr Leben ſo weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduket haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb, und nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

* * *

den 8. Jan. 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen. Und nicht, daß die Kerls ſonſt keine Angelegenheit hätten, nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über die kleinen Verdrüßlichkeiten, von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird.

wird. Vorige Woche gab's bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spas wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Plaz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Sekretär regiert. Und wer iſt dann der Erſte? der, dünkt mich, der die andern überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

* * *

am 20. Jan.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D.. unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden, Volke, herumziehe, hab' ich keinen Augenblik gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheiſſen hätte Ihnen zu ſchreiben. Und iezt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloſſen wider mein Fenſtergen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken. O Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glükliche Augenblik wieder.

Wenn Sie mich ſehen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! Wie ausgetroknet meine Sinnen werden, nicht Einen Augenblik der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige thränenreiche Stunde. Nichts! Nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten, und ſehe die Männgen und Gäulgen vor mir herumrükken, und frage mich oft, ob's nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurük.

Ein einzig weiblich Geſchöpf hab ich hier gefunden. Eine Fräulein von B.. Sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! werden Sie ſagen: der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt's nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nichts anders ſein kann, habe viel Wiz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüſſte niemand ſo fein zu loben als ich (und zu lügen ſezzen Sie hinzu, denn ohne das geht's nicht ab, verſtehen Sie!) Ich wollte von Fräulein B.. reden! Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblikt, ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glükſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen. Muß nicht, thut's freiwillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie —

O ſäs ich zu Ihren Füſſen in dem lieben vertraulichen Zimmergen, und unſre kleinen

Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollt ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährgen um mich zur Ruhe verſammlen. Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen. Und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren. Adieu? Iſt Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeih mir dieſe Frage!

* * *

am 17. Febr.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten's nicht lange mehr zuſammen aus. Der Menſch iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopfe und Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe, meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich mich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe, wie er meine allzugroſſe Empfindlichkeit zurechte weiſt, wie er meine überſpannte Ideen von Würkſamkeit, von Einfluß auf andre, von Durchdringen in Geſchäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Würkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrlich Ding, und die Freude an ſich ſelbſt, lieber Freund, wenn

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen treflichen Mann gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

nur das Ding nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und leſbar iſt.

* * *

am 20. Febr.

Gott ſegn' Euch, meine Lieben, geb Euch all die guten Tage, die er mir abzieht.

Ich danke Dir Albert, daß Du mich betrogen haſt, ich wartete auf Nachricht, wann Eu'r Hochzeittag ſein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeid Ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll's bleiben! Und warum nicht? Ich weis, ich bin ia auch bei euch, bin Dir unbeſchadet in Lottens Herzen. Habe, ich habe den zweiten Plaz drinne, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert! Leb wohl. Leb

Leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl, Lotte!

* * *

den 15. Merz.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird, ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! Er iſt nicht zu erſezzen, und ihr ſeid doch allein ſchuld daran, die ihr mich ſpornet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun hab ich's, nun habt ih'rs. Und daß Du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles; ſo haſt Du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C.. liebt mich, diſtingwirt mich, das iſt bekannt, das hab ich Dir ſchon hundertmahl geſagt. Nun war ich bei ihm zu Tiſche geſtern, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herren und Frauen

bei

bei ihm zuſammenkommt, an die ich nicht gedacht hab, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe bei'm Grafen und nach Tiſche gehn wir im groſſen Saale auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſt B. der dazu kommt, und ſo rükt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weis, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Dero Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleib, machen en paſſant ihre hergebrachten hochadlichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollt ich eben mich empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frei wäre, als eben meine Fräulein B.. herein trat, da mir denn das Herz immer ein bisgen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellt mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit als ſonſt, mit einiger Verlegenheit

heit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie all das Volk, dacht ich, hohl ſie der Teufel! und war angeſtochen und wollte gehn, und doch blieb ich weil ich intriguirt war, das Ding näher zu beleuchten. Ueberdem füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Erſten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R. genannt mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. nicht zu vergeſſen, bei deſſen Kleidung. Reſte des altfränkſchen mit den neu'ſtaufgebrachten kontraſtiren ꝛc das kommt all und ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind, ich dachte — und gab nur auf meine B.. Acht. Ich merke nicht, daß die Weiber am Ende des Saals ſich in die Ohren piſperten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redte (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt) bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen,

ſagt

ſagt er, unſere wunderbaren Verhältniſſe, die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merk ich, Sie hier zu ſehen, ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, ich hätte eher dran denken ſollen, und ich weis, Sie verzeihen mir dieſe Inkonſequenz, ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurükgehalten, ſezt ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drükte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich machte der vornehmen Geſellſchaft mein Kompliment, gieng und ſezte mich in ein Kabriolet und fuhr nach M.. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war all gut.

Des Abends komm ich zurük zu Tiſche. Es waren noch wenige in der Gaſtſtube, die würfelten auf einer Ekke, hatten das Tiſchtuch zurük geſchlagen. Da kommt der ehrliche A..

hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir und ſagte leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagte ich — der Graf hat dich aus der Geſellſchaft gewieſen — Hol ſie der Teufel, ſagt ich. mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam — Gut, ſagt er, daß du's auf die leichte Achſel nimmſt. Nur verdrieſt mich's. Es iſt ſchon überall herum. — Da fieng mir das Ding erſt an zu wurmen. Alle die zu Tiſche kamen und mich anſahen, dacht ich, die ſehen dich darum an! Das fieng an mir böſes Blut zu ſezzen.

Und da man nun heute gar wo ich hintrete mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und ſagen: Da ſähe man's, wo's mit den Uebermüthigen hinausgieng, die ſich ihres bißgen Kopfs überhüben und glaubten, ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſezzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwäzzes mehr iſt. Da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren. Denn man rede von Selbſtſtändigkeit was man will, den will ich ſehn, der dulden kann daß Schurken über ihn reden, wenn ſie eine Priſe über ihn haben. Wenn ihr Geſchwäz leer iſt, ach! da kann man ſie leicht laſſen.

* * *

am 16. Merz.

Es hezt mich alles! Heut tref ich die Fräulein B.. in der Alee. Ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſobald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte ſie mit innigem Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen. Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblikke an, da ich in den Saal trat. Ich ſah' alles voraus, hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen, ich wußte, daß von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben, ich wußte, daß der Graf es nicht

mit

mit Ihnen verderben darf, und iezo der Lärm — Wie Fräulein? ſagt' ich, und verbarg meinen Schrekken, denn alles, was Adelin mir ehgeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblikke. — Was hat mich's ſchon gekoſtet! ſagte das ſüſſe Geſchöpf, indem ihr die Trähnen in den Augen ſtunden. Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriff, mich ihr zu Füſſen zu werfen. Erklären Sie Sich, ruft ich: Die Trähnen liefen ihr die Wangen herunter, ich war auſſer mir. Sie troknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fieng ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehn. Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſezzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, gieng mir wie Schwerder durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen, und nun fügte ſie noch all dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was die ſchlechten Kerls alle darüber triumphiren würden. Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringſchätzung andrer, das ſie mir ſchon lange vorwerfen, geſtraft, erniedrigt ausſchreien würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahrſten Theilnehmung. Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir's vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoſſen könnte! Wenn ich Blut ſähe, würde mir's beſſer werden. Ach ich hab hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrangten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchröklich erhizt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinkt eine Ader aufbeiſſen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öfnen, die mir die ewige Freiheit ſchaffte.

am 24. Merz.

Ich habe meine Dimiſſion bei Hofe verlangt, und werde ſie, hoff ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Permiſſion dazu bei euch geholt habe. Ich mußte nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weis ich all, und alſo — Bring das meiner Mutter in einem Säftgen bei, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, alſo mag ſie ſich's gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr weh thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn grad zum Geheimderath und Geſandten anſezte, ſo auf einmal Halte zu ſehn, und rükwärts mit dem Thiergen in Stall. Macht nun draus was ihr wollt und kombinirt die mögliche Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen. Genug ich gehe. Und damit ihr wißt wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt * * der viel Geſchmak an meiner Geſellſchaft findet, der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehn, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſein, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehn, ſo will ich's denn auf gut Glük wagen, und mit ihm gehn.

* * *

am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für Deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſen Brief liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre, weil ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt's geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt, ihr würdet in neue Lamentation ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Dukaten geſchikt, mit einem Worte, das mich bis zu Trähnen gerührt

rührt hat. Alſo braucht die Mutter mir das Geld nicht zu ſchikken, um das ich neulich ſchrieb.

* * *

am 5. Mai.

Morgen geh ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glüklichverträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehen, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm, Du ſollſt von meinem Zuge hören.

* * *

am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergrifſen. An der groſſen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S.. zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuſſe iede Erinnerung ganz neu, lebhaft nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedeſſen als Knabe das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnt ich mich in glüklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, all den Genuß hoffte, deſſen Ermangeln ich ſo oft in meinem Buſen fühlte. Jezt kam ich zurük aus der weiten Welt — O mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hofnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah das Gebürge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen. Stundenlang konnt ich hier ſizzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verliehren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten — und wenn ich denn um beſtimmte Zeit wieder zurük mußte, mit welchem Widerwillen verlies ich nicht den lieben Plaz: Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäusgen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen, ſo reizend als es mir war, ſo einförmig würd' es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehen bemerkt ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viel Stäten religiöſer Erinnerung, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich gieng den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof, das war ſonſt auch mein Weg, und die Pläzgen, da wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnre mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand, und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Grenzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlohr. Siehe mein Lieber, das iſt doch eben das Gefühl der herrlichen Altväter! Wenn Ulyß von dem ungemeſſenen Meere, und von der unendlichen Erde ſpricht, iſt das nicht wahrer, menſchlicher, inniger, als wenn iezo ieder Schulknabe ſich wunder weiſe dünkt, wenn er nachſagen kann, daß ſie rund ſei?

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem

Herrn

Herrn leben, er iſt ganz wahr, und einfach. Was mir noch manchmal leid thut, iſt, daß er oft über Sachen redt, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspunkte, wie ſie ihm der andre darſtellen mochte.

Auch ſchäzt er meinen Verſtand und Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach was ich weis, kann ieder wiſſen — Mein Herz hab ich allein.

* * *

am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre, iezt da nichts draus wird, iſt's eben ſo gut. Ich wollte in Krieg! Das hat mir lang am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hieher gefolgt, der General in ***ſchen Dienſten iſt. Auf einem Spaziergange entdekte ich ihm mein Vorhaben, er widerrieth mir's, und es müßte bei mir mehr Leidenſchaft als Grille geweſen ſein, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

* * *

am 11. Juni.

Sag was du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich wie ſeines Gleichen gut, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Und dann, wir haben im Grunde nichts gemeines miteinander. Er iſt ein Mann von Verſtand, aber von ganz gemeinem Verſtande, ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchrieben Buch leſe. Noch acht Tage bleib ich, und dann zieh ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Und der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſch ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination ſo an Natur und Kunſt herumführe und er's auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein tölpelt.

* * *

am 18. Juli.

Wo ich hin will? Das laß Dir im Vertrauen eröfnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann hab ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke im ** ſchen beſuchen wollte, iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eigen Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

* * *

am 29. Juli.

Nein es iſt gut! Es iſt alles gut! Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn

du

du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſein. Ich will nicht rechten, und verzeih mir dieſe Trähnen, verzeih mir meine vergebliche Wünſche. — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich's ſagen? Warum nicht, Wilhelm, ſie wäre mit mir glüklicher geworden als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie Du willſt, daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt bei — Oh! — bei der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammentreffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unſre Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! —

Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe was verdient die nicht —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Trähnen ſind getroknet. Ich bin zerſtreut. Adieu Lieber!

* * *

am 4. Aug.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hofnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Bub lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrei führte die Mutter herbei, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr! ach mein Hanns iſt mir geſtorben, es war der iüngſte ihrer Knaben, ich war ſtille, und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurük, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen. Er hatte das Fieber kriegt unterwegs. Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

* * *

am 24. Dec.

Wie man eine Hand umwendet, iſt's anders mit mir. Manchmal will ſo ein freudiger Blik des Lebens wieder aufdämmern! ach nur für einen Augenblik! Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren; Wie, wenn Albert ſtürbe! Du würdeſt! ia ſie würde — und dann lauf ich dem Hirngeſpinnſte nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurükbebe.

Wenn ich ſo dem Thore hinaus gehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das all ſo anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühls. Mir iſt's, wie's einem Geiſte ſein müßte, der in das verſengte verſtörte

ſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen.

* * *

am 3. Sept.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weis, noch habe, als ſie.

* * *

am 6. Sept.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frak, in dem ich mit Lotten zum erſtenmal tanzte, abzulegen, er ward aber zulezt gar unſcheinbar. Auch hab ich mir einen machen laſſen. ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag und auch wieder ſo gelbe Weſt und Hoſen dazu.

Ganz will's es doch nicht thun. Ich weis nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

* * *

am 15. Sept.

Man möchte ſich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth iſt. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St... mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weis, immer mit dem gröſten Seelenvergnügen füllten. Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Aeſte waren. Und die Erinnerung bis zu den guten Kerls von Pfarrers, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Grosvater gehört hatte, ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſein, und ſein Andenken war mir immer heilig,

heilig, unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Trähnen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte raſend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauren, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtünden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß ſo zuſehn. Lieber Schaz, eins iſt doch dabei! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrern ſoll's an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt's, die Frau des neuen Pfarrers, unſer Alter iſt auch geſtorben, ein hageres kränkliches Thier, das ſehr Urſach hat an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Frazze, die ſich abgiebt gelehrt zu ſein, ſich in die Unterſuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodiſchen moraliſch-kritiſchen Reformation des Chriſtenthums arbeitet und über Lavaters Schwärmereien die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und auf Gottes Erdboden deswegen keine Freude. So ein Ding war's auch allein um meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt Du, ich komme nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, und das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis, gegeneinander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagt' ich: warum habt ihr's gelitten? — Wenn der Schulz will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen. Aber eins iſt recht geſchehn, der Schulz und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ſo die Suppen nicht fett machen, etwas haben wollte, dachten's mit einander zu theilen, da erfuhr's die Kam-

Kammer und ſagte: hier herein! und verkaufte die Bäume an den Meiſtbietenden. Sie liegen. O wenn ich Fürſt wäre! Ich wollte die Pfarrern, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande.

* * *

am 10. Oktob.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir's ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrüßt, iſt, daß Albert nicht ſo beglükt zu ſein ſcheint, als er — hoffte — als ich — zu ſein glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrükken — und mich dünkt deutlich genug.

* * *

am 12. Oktober.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebürge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halbverwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Hölen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedekten, grasbewachſnen Steine des Edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußtapfen ſeiner Väter ſucht und ach! ihre Grabſteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblikt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrükkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich ſo den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſe, ſo den lezten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken

ken ſehe, wie er immer neue ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit und fragen: wo iſt der Sänger, Fingals treflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwerd ziehn und meinen Fürſten von der zükkenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf Einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachſenden.

* * *

am 16. Oktober.

Ach dieſe Lükke! Dieſe entſezliche Lükke, die ich hier in meinem Buſen fühle! ich denke oft! — Wenn du ſie nur einmal, nur einmal an dieſes Herz drükken könnteſt. All dieſe Lükke würde ausgefüllt ſein.

am 19. Oktober.

Ja es wird mir gewiß, Lieber: gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſein eines Geſchöpfs ſo wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich gieng herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden, ſie erzählten einander inſofern unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: wie dieſe heurathet, wie iene krank, ſehr krank iſt. Sie hat einen trokuen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſichte heraus, und kriegt Ohnmachten, ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagt die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt ſchon geſchwollen, ſagte die andre. Und meine lebhafte Einbildungskraft verſezte mich an's Bette dieſer Armen, ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rükken wandten, wie ſie — Wilhelm, und meine Weibgens redeten davon, wie man eben davon redt — daß ein Fremder ſtirbt — Und wenn ich mich umſehe, und ſeh' das Zim-

mer

mer an, und rings um mich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tiſchgen, und Alberts Skripturen und dieſe Meubles, denen ich nun ſo befreundet bin, ſo gar dieſem Tintefaß; und denke: Sieh, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! Du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint's, als wenn es ohne ſie nicht ſein könnte, und doch — wenn du nun giengſt? wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt, würden ſie? wie lange würden ſie die Lükke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schikſal reißt? wie lang? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruk ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und daß — ſo bald!

am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreiſſen und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſein kann. Ach die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werd' ich den andern nicht beglükken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

* * *

am 30. Oktober.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen. Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viel Liebenswürdigkeit vor ſich herumkreuzen zu ſehn und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit. Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in Sinn fällt? Und ich?

am 3. November.

Weis Gott, ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſch, ia manchmal mit der Hofnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens ſchlag ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſein könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeſchlagne Unternehmung ſchieben; ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genung daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehmals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf iedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen. Und das Herz iſt iezo todt, aus ihm flieſſen keine Entzükkungen mehr, meine Augen ſind trokken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquikkenden Trähnen gelabt werden, ziehen ängſt lich meine Stirne zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verlohren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf. Sie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht wie ein lakirt Bildgen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich ſo oft auf den Boden geworfen und Gott um Trähnen gebeten, wie ein Akkermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber, ach ich fühls! Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und iene Zeiten, deren Andenken mich quält,

warum

arum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Ge-
uld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die
r über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem
erzen aufnahm.

* * *

am 8. Nov.

Sie hat mir meine Exzeſſe vorgeworfen! Ach mit
viel Liebenswürdigkeit! Meine Exzeſſe, daß ich
ich manchmal von einem Glas Wein verleiten
ſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie's nicht!
gte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagt
h, brauchen Sie mir das zu heiſſen? Ich den-
! — Ich denke nicht Sie ſind immer vor mei-
r Seelen. Heut ſaß ich an dem Flekke, wo ſie
ulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redte was
ders, um mich nicht tiefer in den Text kommen
laſſen. Beſter, ich bin dahin! Sie kann mit
ir machen was ſie will.

---

am 15. Nov.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeinenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſein. Laß mich ausdulten, ich habe bei all meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſezzen. Ich ehre die Religion, das weiſt Du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquikkung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem ieden ſein? Wenn Du die große Welt anſiehſt; ſo ſiehſt Du Tauſende, denen ſie s nicht war, Tauſende, denen ſie's nicht ſein wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir's denn ſein? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes: daß die um ihn ſein würden, die ihm der Vater gegeben hat. Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin! Wenn mich der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt! Ich bitte Dich, lege das nicht falſch aus, ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten, es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege. Sonſt wollt ich lieber, ich hät-

hätte geſchwiegen, wie ich denn über all das, wovon iedermann ſo wenig weis als ich, nicht gern ein Wort verliehre. Was iſt's anders als Menſchenſchikſal, ſein Maas auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken. – Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich gros thun und mich ſtellen, als ſchmekte er mir ſüſſe. Und warum ſollt ich mich ſchämen, in dem ſchreklichen Augenblikke, da mein ganzes Weſen zwiſchen Sein und Nichtſein zittert, da die Vergangenheit wie ein Bliz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt ich mich des Ausdruks ſchämen, ſollte mir's vor dem Augenblikke bange ſein, da ihm der

nicht

nicht entgieng, der die Himmel zuſammenrollt wie ein Tuch.

* * *

am 21. Nov.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Gift bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird. Und ich mit aller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blik, mit dem ſie mich oft — oft? nein nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkührlichen Ausdruk meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet.

Geſtern als ich weggieng, reichte ſie mir die Hand und ſagte: Adieu, lieber Werther! Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hies, und mir gieng's durch Mark und Bein. Ich hab mirs hundertmal wiederholt, und geſtern Nacht, da ich in's Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerlei ſchwazte, ſag' ich ſo auf einmal: gute Nacht, lieber Werther! Und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

* * *

am 24. Nov.

Sie fühlt, was ich dulde. Heut iſt mir ihr Blik tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein. Ich ſagte nichts und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des treflichen Geiſtes, das war all vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blik würkte auf mich, voll Ausdruk des innigſten Antheils des ſüßten Mitleidens. Warum durft' ich mich nicht ihr zu Füſſen werfen! warum durft ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten! — Sie nahm ihre Zuflucht zum Klaviere und hauchte mit ſüſſer leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie hab ich ihre Lippen ſo reizend geſehn, es war, als wenn ſie ſich lechzend öfneten, iene ſüſſe

Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrumente hervorquollen, und nur der himmliſche Wiederſchall aus dem ſüſſen Munde zurükklänge. — Ja wenn ich Dir das ſo ſagen könnte! Ich widerſtund nicht länger, neigte mich und ſchwur: Nie will ich's wagen, einen Kuß euch einzudrükken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben — Und doch — ich will — Ha ſiehſt Du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, die Sünde abzubüſſen — Sünde?

* * *

am 30. Nbr.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen, wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heut! O Schikſal! O Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war ſo öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von ferne ſeh ich einen Menſchen in einem grünen ſchlechten Rokk, der zwiſchen den Felſen herumkrabbelte und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine gar intereſſante Phyſiognomie, darinn eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts als einen graden guten Sinn ausdrükte, ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen geſtekt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rükken herunter hieng. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubt ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragt' ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagt' ich lächelnd. — Es giebt ſo viel Blumen, ſagt er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger je lieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie's Unkraut, ich ſuche ſchon zwei Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchön Blümgen. Keines kann ich finden. Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zukkendes Lächeln verzog ſein Geſicht. Wenn er mich nicht verrathen will, ſagt er, indem er den Finger auf den Mund drükte, ich habe meinem Schazze einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagt ich. O ſagte er, ſie hat viel andre Sachen, ſie iſt reich. Und doch hat ſie ſeinen Strauß lieb, verſezt ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten! verſezt er, ich wäre ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir's ſo wohl war. Jezt iſt's aus mit mir, ich bin nun — Ein naſſer Blik zum Himmel drükte alles aus. Er war alſo glüklich? fragte ich. Ach ich wollt, ich wäre wieder ſo! ſagt' er, da war mir's ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht wie ein Fiſch im Waſſer! Heinrich! rufte eine alte Frau, die den Weg herkam. Heinrich, wo ſtikſt Du. Wir haben Dich überall geſucht. Komm zum Eſſen. Iſt das Euer Sohn? fragt ich zu ihr tretend. Wohl! mein armer Sohn, verſezte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgeleget. Wie lang iſt er ſo? fragt ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halb Jahr. Gott ſei Dank, daß es nur ſo weit iſt. Vorher war er ein ganz Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jezt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaiſern zu thun. Er war ein ſo guter ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig fällt in ein hizzig Fieber, daraus in Raſerei, und nun iſt er wie Sie ihn ſehen.

Wenn ich Ihm erzählen ſollte, Herr — Ich unterbrach ihren Strom von Erzählungen mit der Frage: was denn das für eine Zeit wäre, von der er ſo rühmte, daß er ſo glüklich, ſo wohl darinn geweſen wäre. Der thörige Menſch, rief ſie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer! Das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wuſte — Das fiel mir auf wie ein Donnerſchlag, ich drükt' ihr ein Stük Geld in die Hand und verließ ſie eilend.

Da du glüklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend. Da dir's wohl war wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schikſal der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glüklich ſind, als eh ſie zu ihrem Verſtand kommen, und wenn ſie ihn wieder verliehren! Elender und auch wie beneid ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflükken — im Winter — und traureſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung ohne Zwek heraus, und kehr wieder heim wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſein würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf, das den Mangel ſeiner Glükſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann — Du fühlſt nicht! Du fühlſt nicht! daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſt, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird, der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, ſeine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt, der ſeine Solen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Lindrungstropfen der geängſteten Seele, und mit ieder ausgedauerten Tagreiſe legt ſich das Herz um viel Bedrängniß leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen — Ihr Wortkrämer auf euren Polſtern — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Trähnen — Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bißgen Armuth, das bißgen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender, denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Trähnen des Weinſtoks, was iſt's, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen — Vater, den ich nicht kenne! Vater, der einſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! Ruf mich zu dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird dieſe durſtende Seele nicht aufhalten — Und würde ein

ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rükkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: Ich bin wieder da, mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerlei, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genieſſen — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

* * *

am 1. Dec.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich Dir ſchrieb, der glükliche Unglükliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine unglükliche Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdekte, und aus dem Dienſt geſchikt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, Kerl, bei dieſen troknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als Du's vielleicht lieſeſt.

* * *

am 4. Dec.

Ich bitte Dich — ſiehſt Du, mit mir iſt's aus — Ich trag das all nicht länger. Heut ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, manchfaltige Melodien und all den Ausdruk! all! — all! — Was willſt Du? — Ihr Schweſtergen puzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Trähnen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — Meine Trähnen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüſſe Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl und eine Erinnerung all' des Vergangnen, all' der Zeiten, da ich das Lied gehört, all der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich gieng in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtikte unter all dem. Um Gottes

tes Willen ſagt ich mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes Willen hören Sie auf. Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagt ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele gieng, Werther, Sie ſind ſehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerſtehn Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie Sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

* * *

am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt. Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele. Hier, wenn ich die Augen ſchlieſſe, hier in meiner Stirne, wo die innre Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! Ich kann Dir's nicht ausdrücken. Mach' ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da, wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinnen meiner Stirne.

Was iſt der Menſch? der geprieſne Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem ſtumpfen, kalten Bewuſtſein zurükgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte.

* * *

am 8. Dec.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglüklichen müſſen geweſen ſein, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umhergetrieben. Manchmal ergreift mich's, es iſt nicht Angſt, nicht Begier! es iſt ein innres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreiſſen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann ſchweif ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Nacht mußt ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß ſei übergetreten und die Bache all, und von Wahlheim herunter all' mein liebes Thal überſchwemmt. Nachts nach Eilf rannt' ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel. Vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehn, über Aekker und Wieſen und Hekken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab, eine ſtürmende See im Sauſen des Windes. Und wenn denn der Mond wieder hervortrat, und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichen Widerſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! Mit ofnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab, und verlohr mich in der Wonne, all meine Qualen, all meine Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. Oh! Und den Fuß vom Boden zu heben! Vermochteſt du nicht und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen! —

ich

ich fühl's! O Wilhelm, wie gern hätt' ich all mein Menſchſein drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreiſſen, die Fluthen zu faſſen. Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil! —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzgen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heiſſen Spaziergange das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen dacht ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus, wie jezt vom reiſſenden Strome verſtört unſere Lauben, dacht ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blikte herein — wie einem Gefangnen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben — Ich hätte — Nun ſiz' ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt, und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes freudloſes Daſein noch einen Augenblik zu verlängern und zu erleichtern.

am 17. Dec.

Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrekke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Hab' ich iemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt — ich will nicht betheuren — und nun — Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben. Dieſe Nacht! Ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrükt und dekte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen. Mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihren. Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jezt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühende Freuden mit voller Innigkeit zurük zu rufen, Lotte! Lotte! — Und mit mir iſts aus! Meine Sinnen verwirren ſich. Schon acht Tage hab' ich keine Beſinnungskraft! meine Augen ſind voll Trähnen. Ich bin nirgends wohl, und überall wohl. Ich wünſche nichts, ich verlange nichts. Mir wärs beſſer ich ginge.

Der Herausgeber an den Leſer.

Die ausführliche Geſchichte der lezten merkwürdigen Tage unſers Freundes zu liefern, ſeh ich mich genöthigt, ſeine Briefe durch Erzählung zu unterbrechen, wozu ich den Stoff aus dem Munde Lottens, Albertens, ſeines Bedientens und andrer Zeugen geſammlet habe.

Werthers Leidenſchaft hatte den Frieden zwiſchen Alberten und ſeiner Frau allmählig untergraben. dieſer liebte ſie mit der ruhigen Treue eines rechtſchaffnen Mannes, und der freundliche Umgang mit ihr ſubordinirte ſich nach und nach ſeinen Geſchäften. Zwar wollt er ſich nicht den Unterſchied geſtehn, der die gegenwärtige Zeit den Bräutigamstagen ſo ungleich machte; doch fühlte er innerlich einen gewiſſen Widerwillen gegen Werthers Aufmerkſamkeiten für Lotten, die ihm zugleich ein Eingriff in ſeine Rechte und ein

ein ſtiller Vorwurf zu ſein ſcheinen mußten. Dadurch ward der üble Humor vermehrt, den ihm ſeine überhäuften, gehinderten, ſchlecht belohnten Geſchäfte manchmal gaben, und da denn Werthers Lage auch ihn zum traurigen Geſellſchafter machte, indem die Beängſtigung ſeines Herzens die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn aufgezehrt hatte; ſo konnt' es nicht fehlen, daß Lotte zulezt ſelbſt mit angeſtekt wurde, und in eine Art von Schwermuth verfiel, in der Albert eine wachſende Leidenſchaft für ihren Liebhaber, und Werther einen tiefen Verdruß über das veränderte Betragen ihres Mannes zu entdekken glaubte. Das Mistrauen, womit die beiden Freunde einander anſahen, machte ihnen ihre wechſelſeitige Gegenwart höchſt beſchwerlich. Albert mied das Zimmer ſeiner Frau, wenn Werther bei ihr war, und dieſer, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtloſen Verſuchen, ganz von ihr zu laſſen, die Gelegenheit, ſie in ſolchen Stunden zu ſehen, da ihr Mann von ſeinen

Geſchäften gehalten wurde. Daraus entſtand neue Unzufriedenheit, die Gemüther verhezten ſich immer mehr gegen einander, bis zulezt Albert ſeiner Frau mit ziemlich troknen Worten ſagte: ſie möchte, wenigſtens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andre Wendung geben, und ſeine allzuöftern Beſuche abſchneiden.

Ohngefähr um dieſe Zeit hatte ſich der Entſchluß, dieſe Welt zu verlaſſen, in der Seele des armen Jungen näher beſtimmt Es war von jeher ſeine Lieblingsidee geweſen, mit der er ſich, beſonders ſeit der Rükkehr zu Lotten, immer getragen.

Doch ſollt es keine übereilte, keine raſche That ſein, er wollte mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſten ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blikken aus einem Zettelgen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangner Brief an Wilhelm iſt,

iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

* * *

Ihre Gegenwart, ihr Schikſal, ihr Theilnehmen an dem meinigen, preßt noch die lezten Trähnen aus meinem verſengten Gehirn.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das iſt's all! Und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weis, wie's dahinten ausſieht? — und man nicht zurükkehrt? — Und daß das nun die Eigenſchaft unſers Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen.

* * *

Den Verdruß, den er bei der Geſandſchaft gehabt, konnt er nicht vergeſſen Er erwähnte deſſen ſelten, doch wenn es auf die entfernteſte Weiſe geſchah, ſo konnte man fühlen, daß er ſeine Ehre unwiederbringlich dadurch gekränkt hielte, und daß ihm dieſer Vorfall eine Abneigung gegen alle Geſchäfte und politiſche Wirkſamkeit gegeben hatte. Daher überließ er ſich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkart, die wir aus ſeinen Briefen kennen, und einer endloſen Leidenſchaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöſchen mußte. Das ewige Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, das ſtürmende Abarbeiten ſeiner Kräfte, ohne Zwek und Ausſicht, drängten ihn endlich zu der ſchröklichen That.

* * *

am 20. Dec

Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja Du haſt recht: Mir wäre beſſer, ich gienge. Der Vorſchlag, den Du zu einer Rükkehr zu Euch thuſt, gefällt mir nicht ganz, wenigſtens möcht ich noch

noch gern einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir's ſehr lieb, daß Du kommen willſt mich abzuholen, verzieh nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weitern. Es iſt nöthig, daß nichts gepflükt werde, eh es reif iſt. Und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt Du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen all des Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Leb wohl, mein Theureſter. Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!

An eben dem Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oefnung der Thüre und die Erſcheinung eines aufgepuzten Baums mit Wachslichtern, Zukkerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzükkung ſezte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſcheert kriegen, wenn Sie recht geſchikt ſind, ein Wachsſtökgen und noch was. Und was heiſſen Sie geſchikt ſein? rief er aus, wie ſoll ich ſein, wie kann ich ſein, beſte Lotte! Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt ieder das ſeinige, da kommen Sie auch – aber nicht eher. — Werther ſtuzte! — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben! — Er wendete ſeine Augen von ihr, gieng in der Stube auf und ab, und murmelte das, es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchröklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſezt hatten, ſuchte

ſuchte

ſuchte durch allerlei Fragen ſeine Gedanken abzulenken aber vergebens: Nein, Lotte, rief er aus: ich werde Sie nicht wieder ſehn! — Warum das? verſezte ſie. Werther, Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäſſigen Sie Sich. O! warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich haftenden Leidenſchaft für alles, das Sie einmal anfaſſen, gebohren werden. Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bei der Hand nahm, mäſſigen Sie Sich, Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergözzungen dar! Sein Sie ein Mann, wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpfe das nichts thun kann, als Sie bedauren. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand: Nur einen Augenblik ruhigen Sinn, Werther, ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie Sich betrügen, Sich mit Willen zu Grunde richten? Warum denn mich! Werther! Juſt mich! das Eigenthum eines andern. Juſt das! Ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſizzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren unwilligen Blikke anſah. Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch, ſehr politiſch! — Es kann ſie jeder machen, verſezte ſie drauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädgen ſein, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über Sich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden. Denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie Sich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie's über Sich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand all Ihrer Liebe, und kehren Sie zurük, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genieſſen.

Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drukken laſſen, und allen Hofmei-

ſtern

ſtern empfehlen. Liebe Lotte, laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh. es wird alles werden. — Nur das, Werther daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen guten Abend, und gieng verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fieng einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach einigen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſein noch nicht ausgerichtet, ihr ſpizze Reden gab, die Werthern durch's Herz giengen. Er wollte gehn, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da ſich denn der Unmuth und Unwillen an einander immer vermehrte, bis der Tiſch gedekt wurde und er Hut und Stok nahm, da ihm denn Albert ein unbedeutend Kompliment, ob er nicht mit ihnen verlieb nehmen wollte? mit auf den Weg gab.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und gieng allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, gieng heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen ſollte? das er denn zuließ und dem Diener verbot, des andern Morgens nicht in's Zimmer zu kommen, bis er ihm rufte.

Montags früh, den ein und zwanzigſten December ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich Abſazweiſe hier einrükken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

* * *

Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreib ich Dir ohne romantiſche Ueberſpannung

nung gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum lezten mal ſehen werde. Wenn Du dieſes lieſeſt, meine Beſte, dekt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglüklichen, der für die lezten Augenblikke ſeines Lebens keine gröſſere Süſſigkeit weis, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchrökliche Nacht gehabt, und ach eine wohlthätige Nacht, ſie iſt's, die meinen wankenden Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: ich will ſterben. Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich all all das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudloſes Daſein neben Dir, in gräßlicher Kälte mich anpakte; ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich auſſer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das lezte Labſal der bitterſten Trähnen, und tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zulezt ſtand er da, feſt ganz der lezte einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich

legte

legte mich nieder, und Morgens, in all der Ruh des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für Dich, ja Lotte, warum ſollt ich's verſchweigen: eins von uns dreien muß hinweg, und das will ich ſein. O meine Beſte, in dieſem zerriſſnen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! — So ſei's denn! — Wenn Du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnre Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blikke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Schein der ſinkenden Sonne hin und her wiegt. — Ich war ruhig, da ich anfing, und nun wein ich wie ein Kind, da mir all das ſo lebhaft um mich wird —

* * *

Gegen zehn Uhr rufte Werther ſeinen Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpakken zurechte machen. auch gab er ihm Befehl, überall Kontis zu fordern, einige ausgeliehne Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er gieng tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zulezt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen lieſſen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihn hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, daß ſie die Chriſtgeſchenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen, und noch ein Tag! Und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch was in's Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, daß die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo gros! und einen für den Papa, für Albert und Lotte einen, und auch einen für Herrn Werther. Die wollten ſie des Neujahrstags früh überreichen.

Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem was, ſezte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüſſen, und ritt mit Trähnen in den Augen davon.

Gegen Fünfe kam er nach Hauſe, befahl der Magd, nach dem Feuer zu ſehn, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Dem Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer pakken, und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſaz ſeines lezten Briefes an Lotten.

* * *

Du erwarteſt mich nicht. Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weinachtsabend Dich wieder ſehn. O Lotte! Heut, oder nie mehr. Weinachtsabend hältſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benezt es mit Deinen lieben Trähnen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt mir's, daß ich entſchloſſen bin.

Um halb Sieben gieng er nach Albertens Hauſe und fand Lotten allein, die über ſeinen Beſuch ſehr erſchrokken war. Sie hatte ihrem Manne im Diskurs geſagt, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen würde. Er ließ bald darauf ſein Pferd ſatteln, nahm von ihr Abſchied und ſagte, er wolle zu einem Beamten in der Nachbarſchaft reiten, mit dem er Geſchäfte abzuthun habe, und ſo machte er ſich truz der übeln Witterung fort. Lotte, die wohl wußte, daß er dieſes Geſchäft ſchon lange verſchoben hatte, daß es ihn eine Nacht vom Hauſe halten würde, verſtund die Pantomime nur allzu wohl und ward herzlich betrübt darüber. Sie ſaß in ihrer Einſamkeit, ihr Herz ward weich, ſie ſah das Vergangne, fühlte all ihren Werth, und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun ſtatt des verſprochnen Glüks anfieng das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werther. Sie ſchalt ihn, und konnte ihn nicht haſſen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntſchaft theuer gemacht, und nun, nach ſo viel Zeit, nach ſo manchen durchlebten Situationen, mußte ſein Eindruk unauslöſchlich in ihrem Herzen ſein. Ihr gepreßtes Herz machte ſich endlich in Trähnen Luft und gieng in eine ſtille Melancholie über, in der ſie ſich ie länger ie tiefer verlohr. Aber wie ſchlug ihr Herz, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen und hauſſen nach ihr fragen hörte. Es war zu ſpät, ſich verläugnen zu laſſen, und ſie konnte ſich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen, als er ins Zimmer trat. Sie haben nicht Wort gehalten! rief ſie ihm entgegen Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten

Sie

Sie mir wenigſtens meine Bitte gewähren ſollen, ſagte ſie, es war Bitte um unſrer beider Ruhe willen. Indem ſie das ſprach, hatte ſie bei ſich überlegt, einige ihrer Freundinnen zu ſich rufen zu laſſen. Sie ſollten Zeugen ihrer Unterredung mit Werthern ſein, und Abends, weil er ſie nach Hauſe führen mußte, ward ſie ihn zur rechten Zeit los. Er hatte ihr einige Bücher zurük gebracht, ſie fragte nach einigen andern, und ſuchte das Geſpräch in Erwartung ihrer Freundinnen, allgemein zu erhalten, als das Mädgen zurük kam und ihr hinterbrachte, wie ſie ſich beide entſchuldigen lieſſen, die eine habe unangenehmen Verwandtenbeſuch, und die andere möchte ſich nicht anziehn, und in dem ſchmuzzigen Wetter nicht gerne ausgehn.

Darüber ward ſie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unſchuld ſich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albertens Grillen Truz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Feſtigkeit, daß ſie nicht, wie ſie anfangs vorhatte, ihr Mädgen in die Stube rief, ſondern, nachdem ſie einige Menuets auf dem Klavier geſpielt hatte, um ſich zu erholen, und die Verwirrung ihres Herzens zu ſtillen, ſich gelaſſen zu Werthern auf's Kanape ſezte. Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drinne in meiner Schublade, fieng ſie an, liegt Ihre Ueberſezzung einiger Geſänge Oſſians, ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören, aber zeither ſind Sie zu nichts mehr tauglich. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hand nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Trähnen, als er hinein ſah, er ſezte ſich nieder und las.

Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten. Hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke. Wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blikſt du auf die Haide? Die ſtürmende Winde haben ſich gelegt. Von ferne kommt des Gießbachs Murmeln. Rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne. Das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld.

Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt, freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl ruhiger Strahl. Erſcheine du herrliches Licht von Oſſians Seele.

Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedene Freunde, ſie ſammlen ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden. Und ſieh die Barden des Geſangs! grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin lieblicher Sänger! Und du ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeid ihr meine Freunde ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma! da wir buhlten um die Ehre des Geſangs, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwachliſpelnde Gras.

Da tratt Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blik und trähnenvollem Auge. Ihr Haar floß ſchwer im unſteten Winde, der von dem Hügel herſties. — Düſter wards in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weiſſen Colma. Colma verlaſſen auf dem Hügel, mit all der harmoniſchen Stimme. Salgar verſprach zu kommen; aber rings um zog ſich die Nacht. Höret Colmas Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

Es iſt Nacht: — ich bin allein, verlohren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebürg, der Strohm heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchüzt mich vor dem Regen, verlaſſen auf dem ſtürmiſchen Hügel.

Tritt, o Mond, aus deinen Wolken; erſcheinet Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſizzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Strohms. Der

Strohm und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum und hier der rauſchende Strohm. Mit der Nacht verſprachſt Du hier zu ſein. Ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit Dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar.

Schweig eine Weile, o Wind, ſtill eine kleine Weile o Strohm, daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wandrer mich höre. Salgar! Ich bin's die ruft. Hier iſt der Baum und der Fels. Salgar, mein Lieber, hier bin ich. Warum zauderſt Du zu kommen?

Sieh, der Mond erſcheint. Die Fluth glänzt im Thale. Die Felſen ſtehn grau den Hügel hinauf. Aber ich ſeh ihn nicht auf der Höhe. Seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſizzen allein.

Aber wer ſind die dort unten liegen auf der Haide — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet o meine Freunde! Sie antwortet nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele — Ach ſie ſind todt! — Ihre Schwerdte roth vom Gefecht. O mein Bruder, mein Bruder, warum haſt Du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar, warum haſt Du meinen Bruder erſchlagen? — Ihr wart mir beide ſo lieb! O Du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden; er war ſchröklich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten. Aber ach ſie ſind ſtumm. Stumm vor ewig. Kalt wie die Erde iſt ihr Buſen.

O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet Geiſter der Todten! Redet! mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeid Ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebürges ſoll ich Euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehm

nehm ich im Wind, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

Ich ſizze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Trähnen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt' ich zurük bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strohme des klingenden Felſen — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und der Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauren den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie, denn ſüß ſoll meine Stimme ſein um meine Freunde, ſie waren mir beide ſo lieb.

Das war Dein Geſang, o Minona, Tormans ſanfterröthende Tochter. Unſere Trähnen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter — Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl.

Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma — Einſt kehrt Ullin von der Jagd zurük, eh noch die Helden fielen, er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel, ihr Lied iſt ſanft, aber traurig, ſie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, ſein Schwerdt wie das Schwerdt Oſkars — Aber er fiel und ſein Vater iammerte und ſeiner Schweſter Augen waren voll Trähnen. — Minonas Augen waren voll Trähnen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurük vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen voraus ſieht und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

Vorbei ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Son-

Sonne. So röthlich fließt der Strohm des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strohm, doch ſüſſer die Stimme, die ich höre. Es iſt Alpin's Stimme, er beiammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein trähnendes Auge. Alpin treflicher Sänger, warum allein auf dem ſchweigenden Hügel, warum iammerſt Du wie ein Windſtos im Wald, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

Meine Trähnen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt Du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide. Aber Du wirſt fallen wie Morar, und wird der Traurende ſizzen auf Deinem Grabe. Die Hügel werden Dich vergeſſen, Deine Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

Du warſt ſchnell o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchreklich wie die Nachtfeuer am Himmel, Dein Grimm war ein Sturm. Dein Schwerd in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide. Deine Stimme gleich dem Waldſtrohme nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor Deinem Arm, die Flamme Deines Grimms verzehrte ſie. Aber wenn Du kehrteſt vom Kriege, wie friedlich war Deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht. Ruhig Deine Bruſt wie der See, wenn ſich das Brauſen des Windes gelegt hat.

Eng' iſt nun Deine Wohnung, finſter Deine Stäte. Mit drei Schritten meß ich Dein Grab, o Du, der Du ehe ſo groß warſt! Vier Steine mit moſigen Häuptern ſind Dein einzig Gedächtniß. Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wiſpelt im Winde, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt Du, Dich zu beweinen, kein Mädgen mit Trähnen der Liebe. Todt iſt, die Dich gebahr. Gefallen die Tochter von Morglan.

Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt's, eſſen Haupt weis iſt vor Alter, deſſen Augen oth ſind von Trähnen! — Es iſt dein Vater, o Morar! Der Vater keines Sohns auſſer Dir! Er hörte von Deinem Rufe in der Schlacht; er hörte on zerſtobenen Feinden. Er hörte Morars Ruhm! ch nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! Weine! aber Dein Sohn hört Dich nicht. ief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Küſen von Staub. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf Deinen Ruf. O wann wird s Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

Lebe wohl, Edelſter der Menſchen, Du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird Dich das Feld ſehn, nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze Deines Strahls. Du hinterlieſſeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll Deinen Namen erhalten. Künftige Zeiten ſollen von Dir hören, hören ſollen ſie von dem gefallenen Morar.

Laut

Laut ward die Trauer der Helden, am lautſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnert's an den Tod ſeines Sohns, der fiel in den Tagen ſeiner Jugend. Carmor ſaß nah bei dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchſet der Seufzer Armins? ſprach er, was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergözzen. Sind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß, aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel iſt gangen. Warum biſt Du ſo iammervoll, Armin, Herr des ſeeumfloſſenen Gorma!

Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſach meines Wehs. — Carmor, Du verlohrſt keinen Sohn; verlohrſt keine blühende Tochter! Colgar der Tapfere lebt; und Annira, die ſchönſte der Mädgen. Die Zweige Deines Hauſes blühen, o Carmor, aber Armin iſt der Lezte ſeines Stamms. Finſter iſt Dein Bett, o Daura! Dumpf iſt Dein Schlaf in dem

Gra-

Grabe — Wann erwachſt Du mit Deinen Geſängen, mit Deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes, auf! Stürmt über die finſtre Haide! Waldſtröhme brauſt! Heult Stürme in dem Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken o Mond, zeige wechſelnd Dein bleiches Geſicht! Erinnere mich der ſchröcklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, Arindal der Mächtige fiel, Daura, die Liebe, vergieng.

Daura, meine Tochter, Du warſt ſchön! ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallene Schnee, ſüß wie die athmende Luft. Arindal, Dein Bogen war ſtark, Dein Speer ſchnell auf dem Felde, Dein Blik wie Nebel auf der Welle, Dein Schild eine Feuerwolke im Sturme, Armar berühmt im Krieg, kam und warb um Dauras Liebe, ſie widerſtund nicht lange, ſchön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

Erath, der Sohn Odgals, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet, ſchön war ſein Nachen auf der Welle; weiß ſeine Lokken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädgen, ſagt er, liebliche Tochter von Armin. Dort am Fels nicht fern in der See, wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt, dort wartet Armar auf Daura. Ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

Sie folgt' ihm, und rief nach Armar. Nichts antwortete als die Stimme des Felſens. Armar mein Lieber, mein Lieber, warum ängſteſt Du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths, höre. Daura iſt's, die Dich ruft!

Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhub ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder. Arindal! Armin! Iſt keiner, ſeine Daura zu retten?

Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab rauh in der Beute der Jagd. Seine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite. Seinen Bogen trug er in der Hand. Fünf ſchwarzgraue Dokken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßt' und band ihn an die Eiche. Feſt umflocht er ſeine Hüften, er füllte mit Aechzen die Winde.

Arindal betrit die Welle in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimm, drükt' ab den grau beſiederten Pfeil, er klang, er ſank in Dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath des Verräthers kamſt Du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder und ſtarb. Welch war Dein Jammer, o Daura, da zu Deinen Füſſen floß Deines Bruders Blut.

Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmt' ein Stos vom Hügel in die Wellen, er ſank und hub ſich nicht wieder.

Allein auf dem ſeebeſpühlten Felſen hört' ich die Klage meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schrein; doch konnt' ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtund ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Monds, die ganze Nacht hört' ich ihr Schrein. Laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Bergs. Ihre Stimme ward ſchwach, eh der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! dahin iſt meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſizz' ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchröklichen Felſen. Oft im ſinkenden Mond ſeh' ich die Geiſter meiner Kinder, halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.

Ein Strohm von Trähnen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang, er warf das Papier hin, und faßte ihre Hand und weinte die bit-

bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch, die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schikſal der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſie. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme, ein Schauer überfiel ſie, ſie wollte ſich entfernen und es lag all' der Schmerz, der Antheil, betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchſend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels, Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hub das Blatt auf und las halbgebrochen:

Warum wekſt du mich Frühlingsluft? du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wandrer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, rings wird ſein Aug im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglüklichen, er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drukte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchröklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drukte ſeine Hände, drukte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt vergieng ihnen, er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und dekte ihre zitternde ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtikter Stimme ſich abwendend, Werther! und drükte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen! Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühls; er widerſtund nicht, lies ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Lieb' und Zorn ſagte ſie: Das iſt das leztemal! Werther! Sie ſehn mich nicht wieder.

Und mit dem vollſten Blik der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer, und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtrekt ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädgen, das den Tiſch dekken wollte. Er gieng im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, gieng er zur Thüre des Kabinets, und rief mit leiſer Stimme, Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! Ein Lebewohl! — Sie ſchwieg, er harrte — und bat — und harrte, dann riß er ſich weg und rief, Leb wohl, Lotte! auf ewig leb wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, lieſſen ihn ſtillſchweigend hinaus, es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen Eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nichts zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern feuchten Nacht ohne zu ſtürzen erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

* * *

Zum leztenmale denn, zum leztenmale ſchlag ich dieſe Augen auf, ſie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber neblichter Tag hält ſie bedekt. So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte, das iſt ein Gefühl ohne gleichen. und doch kommt's dem dämmernden Traume am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der lezte Morgen. Der lezte! Lotte, ich habe keinen

Sinn

Sinn vor das Wort, der lezte! Steh ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und Morgen lieg ich ausgeſtreckt, und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heiſt das? Sieh wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich hab manchen ſterben ſehen, aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jezt noch mein, Dein! Dein! o Geliebte, und einen Augenblik — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig. — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen, wie kannſt Du vergehen, wir ſind ia! — Vergehen! — Was heiſt das? das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! Eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng, ſo finſter! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend, ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe. Wie ſie den Sarg hinunter lieſſen und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer und endlich bedekt war! — Ich ſtürzte neben das Grab hin — Ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wuſte nicht wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! Ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! Es hätte der lezte Augenblik meines Lebens ſein ſollen. O Du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein Inniginnerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich. Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den Deinigen ſtröhmte, neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir, vergieb mir.

Ach ich wuſte, daß Du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blikken, an dem erſten Händedruk, und doch wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an Deiner Seite ſah, verzagt' ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Ei=

Erinnerſt Du Dich der Blumen, die Du mir ſchickteſt, als Du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt, o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir Deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrükke giengen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle im heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle. Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaſt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund am ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! a Lotte auf ewig!

Und was iſt das? daß Albert Dein Mann iſt! Mann? — das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus ſeinen Armen in die meinigen reiſſen möchte? Sünde? Gut! und ich ſtrafe mich davor: Ich hab ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmekt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dem Augenblikke mein! Mein, o Lotte. Ich gehe voran! Geh zu meinem Vater, zu Deinem Vater, dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis Du kommſt, und ich fliege Dir entgegen und faſſe Dich und bleibe bei Dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht, nah am Grabe wird mir's heller. Wir werden ſein, wir werden uns wieder ſehn! Deine Mutter ſehn! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr all mein Herz ausſchütten. Deine Mutter. Dein Ebenbild.

Gegen Eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurük gekommen ſei. Der Bediente ſagte: ia er habe deſſen Pferd dahin führen ſehn. Darauf giebt ihm der Herr ein ofnes Zettelchen, des Inhalts:

Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl.

* * *

Die liebe Frau hatte die lezte Nacht wenig geſchlafen, ihr Blut war in einer fieberhaften Empörung, und tauſenderlei Empfindungen zerrütteten ihr Herz. Wider ihren Willen fühlte ſie tief in ihrer Bruſt das Feuer von Werthers Umarmungen, und zugleich ſtellten ſich ihr die Tage ihrer unbefangnen Unſchuld, des ſorgloſen Zutrauens auf ſich ſelbſt in doppelter Schöne dar; es ängſtigten ſie ſchon zum voraus die Blikke ihres Mannes, und ſeine halb verdrieſlich halb ſpöttiſche Fragen, wenn er Werthers Beſuch erfahren würde; ſie hatte ſich nie verſtellt, hatte nie gelogen, und nun ſah ſie ſich zum erſtenmal in der unvermeidlichen Nothwendigkeit; der Widerwillen, die Verlegenheit, die ſie dabei empfand, machte die Schuld in ihren Augen gröſſer, und doch konnte ſie den Urheber davon weder haſſen, noch ſich verſprechen, ihn nie wieder zu ſehn. Sie weinte bis gegen Morgen, da ſie in einen matten Schlaf verſank, aus dem ſie ſich kaum aufgeraft und angekleidet hatte, als ihr Mann zurükkam, deſſen Gegenwart ihr zum erſtenmal ganz unerträglich war; denn indem ſie zitterte, er würde das Verweinte, Ueberwachte ihrer Augen und ihrer Geſtalt entdekken, ward ſie noch verwirrter, bewillkommete ihn mit einer heftigen Umarmung, die mehr Beſtürzung und Reue, als eine auffahrende Freude ausdrükte, und eben dadurch machte ſie die Aufmerkſamkeit Alberts rege, der, nachdem er einige Briefe und Pakets erbrochen, ſie ganz trokken fragte: ob ſonſt nichts vorgefallen, ob niemand da geweſen wäre? Sie antwortete ihm ſtokkend, Werther ſeie geſtern eine Stunde gekommen — Er nimmt ſeine Zeit gut, verſezt' er, und gieng nach ſeinem Zimmer. Lotte war eine Viertelſtunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruk in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte ſich all ſeiner Güte, ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe, und ſchalt ſich, daß ſie es ihm ſo übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte ſie, ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit, wie ſie mehr gethan hatte, gieng nach ſeinem Zimmer und fragte, ob er was bedürfte? er antwortete: nein! ſtellte ſich am Pult zu ſchreiben, und ſie ſezte ſich nieder zu ſtrikken. Eine Stunde waren ſie auf dieſe Weiſe neben einander, und als Albert etlichemal in der Stube auf und ab gieng, und Lotte ihn anredete, er aber wenig oder nichts drauf gab und ſich wieder an Pult ſtellte, ſo verfiel ſie in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Trähnen zu verſchlukken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben verſezte ſie in die gröſte Verlegenheit, er überreichte Alberten das Zettelgen, der ſich ganz kalt nach ſeiner Frau wendete, und ſagte: gieb ihm die Piſtolen. — Ich laß ihm glükliche Reiſe wünſchen, ſagt er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſchwankte aufzuſtehn. Sie wußte nicht wie ihr geſchah. Langſam gieng ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie ſie herunter, puzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lang gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blik: was denn das geben ſollte? ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglükliche Gewehr dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe raus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, gieng in ihr Zimmer in dem Zuſtand des unausſprechlichſten Leidens. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schrökniſſe. Bald war ſie im Begriff, ſich zu den Füſſen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdeken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen. Dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedekt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam und die Lotte nicht wegließ, machte die Unterhaltung bei Tiſche erträglich, man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzükken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brod und Wein bringen, hies den Knaben zu Tiſch gehn, und ſezte ſich nieder zu ſchreiben.

* * *

Sie ſind durch Deine Hände gegangen, Du haſt den Staub davon gepuzt, ich küſſe ſie tauſendmal. Du haſt ſie berührt. Und Du Geiſt des Himmels begünſtigſt meinen Entſchluß! Und Du Lotte reichſt mir das Werkzeug. Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als Du ſie ihm reichteſt, Du ſagteſt kein Lebewohl! — Weh! Weh! — kein Lebe wohl! — Sollteſt Du Dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenbliks willen, der mich auf ewig an Dich befeſtigte. Lotte, kein Jahrtauſend vermag dein Eindruk auszulöſchen! und ich fühl's, Du kannſt den nicht haſſen, der ſo für Dich glüht.

* * *

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpakken, zerriß viele Papiere, gieng aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, gieng wieder aus vors Thor, ohngeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit einbrechender Nacht zurük und ſchrieb.

* * *

Wilhelm, ich habe zum leztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehn. Leb wohl auch Du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm. Gott ſegne Euch! Meine Sachen ſind all in Ordnung. Lebt wohl! Wir ſehn uns wieder und freudiger.

* * *

Ich habe Dir übel gelohnt, Albert, und Du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden Deines Hauſes geſtört, ich habe Mistrauen zwiſchen Euch gebracht. Leb wohl, ich will's enden. O daß Ihr glüklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glüklich. Und ſo wohne Gottes Seegen über Dir!

* * *

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf's in Ofen, verſiegelte einige Päkke mit den Addreſſen an Wilhelmen. Sie enthielten kleine Aufſäzze, abgeriſne Gedanken, deren ich verſchiedne geſehn habe; und nachdem er um zehn Uhr im Ofen nachlegen, und ſich einen Schoppen Wein geben laſſen, ſchikte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich denn in ſeinen Kleidern niederlegte, um früh bei der Hand zu ſein, denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor Sechſe vor's Haus kommen.

* * *

nach Eilfe.

Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele, ich danke Dir Gott, der Du dieſen lezten Augenblikken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkſt.

Ich trete an's Fenſter, meine Beſte, und ſeh und ſehe noch durch die ſtürmenden vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, Ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt Euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſah die Deichſelſterne des Wagens, des Liebſten unter allen Geſtirnen. Wenn ich Nachts von Dir gieng, wie ich aus Deinem Thore trat, ſtand er gegen über! Mit welcher Trunkenheit hab ich ihn oft angeſehn! Oft mit aufgehabnen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht, und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an Dich! Umgiebſt Du mich nicht, und hab ich nicht gleich einem Kinde, ungenügſam allerlei Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die Du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir's zurük, Lotte, und bitte Dich, es zu ehren. Tauſend, tauſend Küſſe hab ich drauf gedrükt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausgieng, oder nach Hauſe kam.

Ich habe Deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchüzzen. Auf dem Kirchhofe ſind zwei Lindenbäume, hinten im Ekke nach dem Felde zu, dort wünſch' ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitt' ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglüklichen niederzulegen. Ach ich wollte, Ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichnenden Steine ſich ſegnend vorübergieng, und der Samariter eine Trähne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchröklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn, und ich zage nicht. All! All! ſo ſind all die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glüks hätte theilhaftig werden können! für Dich zu ſterben, Lotte, für Dich mich hinzugeben. Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne Deines Lebens wieder ſchaffen könnte; aber ach! das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergieſſen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn. Du haſt ſie berührt, geheiligt. Ich habe auch darum Deinen Vater gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blasrothe Schleife, die Du am Buſen hatteſt, als ich Dich zum erſtenmale unter Deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schikſal ihres unglüklichen Freundes. Die Lieben, ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an Dich ſchloß! Seit dem erſten Augenblikke Dich nicht laſſen konnte! Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage ſchenkteſt Du mir ſie! Wie ich das all verſchlang — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hieher führen ſollte! — — Sei ruhig! ich bitte Dich; ſei ruhig! —

Sie ſind geladen — es ſchlägt Zwölfe! — So ſei's denn — Lotte! Lotte lebe wohl! Leb wohl!

* * *

Ein Nachbar ſah den Blik vom Pulver und hörte den Schuß fallen, da aber alles ſtill blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um Sechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte, er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an, keine Antwort, er röchelt nur noch. Er lauft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hörte die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift all ihre Glieder, ſie wekt ihren Mann, ſie ſtehn auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht. Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglüklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt, über dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluſſe eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchlieſſen, er habe ſizzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht. Dann iſt er herunter geſunken, hat ſich konvulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rükken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Frak mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf's Bett gelegt, die Stirne verbunden, ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied, die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken, Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuſſe, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdruk des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der Aelteſte, den er immer am meiſten geliebt, hieng an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmanns und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen Eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte, der Alte folgte der Leiche, und die Söhne. Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Erwin und Elmire

ein Schauſpiel
mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich Dir binde,
Pflückt ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf Belinde!
Den kleinen Strauß, er iſt von mir.

Perſonen.

Olimpia.

Elmire, ihre Tochter.

Bernardo.

Erwin.

Der Schauplatz iſt nicht in Spanien.

Olimpia tritt herein, und findet Elmiren traurig an einem Tiſche ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen, und ſucht ſie zu ermuntern.

Olimpia.

Liebes Kind, was haſt Du wieder?
Welch ein Kummer drükt Dich nieder?
Sieh' wie iſt der Tag ſo ſchön;
Komm, laß uns in Garten gehn.
War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!
Sieh! die Blumen blühen all,
Hör! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt Du? ich bitte Dich, was haſt Du? klage ſo lange Du willſt, nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olimpia. Wenn's Humor wäre, wollt ich kein Wort ſagen. Wenn Dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß Du einen Morgen nichts reden magſt, oder bei Tiſche das Maul hängſt, ſag' ich da was drüber? Hat man iemals eine ſchönre Haushaltung geſehn, als unſre, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors iſt? Nein Liebchen, Du ſollſt nicht lachen, wenn Dir's weinerlich iſt; aber ich wollte, daß Dir's nicht weinerlich wäre. Was iſt Dir, was fehlt Dir? ſag's! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olimpia. Da ſei Gott vor, daß Du ſo ohne Urſache den Kopf hängſt. Nein, das iſt nichts. Und doch begreif' ich nicht — daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlöſung paßt, wenn die nicht kommen will, das iſt natürlich! daß eine verdrießlich iſt, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, ſehr natürlich. — Iſt denn das Dein Fall? Du, die Du ſechſe haben den kannſt für einen, die Du eine Mutter haſt, die ſagt: nimm, welchen Du wilt von den Sechſen, und wenn Dir ein Siebenter etwa in die Augen ſticht, Dir etwa am Herzen liegt; ſag mir ihn, nenn' mir ihn! Wir wollen ſehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Trähnen in den Augen! biſt Du krank, willſt mir's nicht ſagen?

Elmire. Ich bin ia luſtig.

(Sie lächelt, und wiſcht ſich die Augen.)

Olimpia. Das iſt eine aparte Art von Luſtigkeit. Unterdeß ich will's ſo annehmen. (treffend) Ich weiß wohl, wo Dir's ſtickt!

Elmire. (lebhaft) Liebe Mama!

Olimpia. (nach einer Pauſe) An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unſrer Kinder ſind wir ſelber Schuld, iſt die neumodiſche Erziehung Schuld. Ich fühl's ſchon lang!

Ihr ſolltet genießen,
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, ſie fließen;
Man darbet, man muß!

Zu ſeligem Umfangen
Drängt ſich die Bruſt empor;
Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut Dein Ohr;
Im Morgenrothe freuet
Dein eignes Bildnis Dich,
Und Himmelab beſtreuet
Der Weg mit Blumen ſich.

V. V.

Elmire.

Was ſind all die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten
Gegen dieſen Augenblik!
Da mein Herz ſein volles Glük
Aus der holden Schwermuth trinkt;
Da ich Himmelwärts mich ſehne
Und in bitterſüßer Trähne
Eine Welt im Auge blinkt.

V. V.

(Nach einer Pauſe.)

Liebe Mama, daß Sie doch nie die Sorge gereuen möchte, die Sie auf mich verwendet haben.

Olim-

Olimpia. Nicht das, meine Tochter. Ich ſagt's Deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus Dir gemacht haben. Du wurdeſt's und biſt nicht glücklicher.

Elmire. Sie ſchienen doch ſonſt mit mir zufrieden zu ſein.

Olimpia. Und bin's noch, und hätte gar nichts zu klagen, wenn Du nur mit Dir ſelbſt zufrieden wärſt. Wie ich iung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor: ſie lobten thöricht das Vergangene, und verachteten das Gegenwärtige, weil ſie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr. Wie ich iung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, ſo wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man iezt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns leſen lernen und ſchreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der erſten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unſre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild ſein, und

die

die Mutter fürchtete nicht für unſern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verſchmuzen, keine Bänder zu verderben; unſre leinene Kleidchen waren bald gewaſchen. Keine hagre Deutſch-Franzöſinn zog hinter uns her, ließ ihren böſen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir ſollten ſo ſteif, ſo eitel, ſo albern thun, wie ſie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben ſehn. Nicht anders ſieht's aus, als wenn ein Kerl in der Meße ſeine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fontangen mit der Peitſche vor ſich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen geſeegnet, wenn die Natur wiederkehrt, und ſie Luſt kriegen, einmal à leur aiſe auf allen Vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich ſagen Mama, daß Sie ungerecht ſind, ein wenig übertreiben, und die gute Seite nicht ſehn wollen. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung! die doch noch lang nicht allgemein iſt.

Olimpia. Deſto beßer! Vorzüge? Ich dächte, der gröſte Vorzug in der Welt wäre glücklich und zufrieden zu ſein. So war unſre Jugend. Wir ſpielten, ſprangen, lärmten, und waren ſchon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballſpiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Aſſemblee, von Kartenſpiel, und Geld zu wiſſen. Wir liefen in unſern Hauskleidern zuſammen, und ſpielten um Nüſſe und Stecknadeln, und waren herrlich dabei; und eh man ſich's verſah, pfaff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer, und iſt auch luſtig.

Olimpia. Aber wie? Da führen ſie ihre Kinder zuſammen. Sie ſitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen, ſtatt daß man ſie ſonſt um einen Tiſch ſetzte und es ihnen bequem machte; ſo müßen ſie anſtändig ſein, wie die Damen;

und

und auch Langeweile haben, wie die Damen; und ſind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich von Anfang ihres Lebens nicht ſein dürfen, was ſie ſind.

Elmire. Unterdeſſen, unſre Lebensart verlangt's doch iezt. Wenn wir erzogen würden wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Geſellſchaft ſpielen.

Olimpia. Was für eine Figur, Mädgen? die Figur, die Eure Mütter geſpielt haben, und deren Ihr Euch nicht zu ſchämen haben würdet. Glaubſt Du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtſchafne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu ſein. Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er ſich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich ſage Dir, die Kinderſchuhe treten ſich von ſelbſt aus, wenn ſie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menſchenverſtand hat, kann ſie ſich in alles fügen. Gewiß! die Beſten, die ich unter unſerm Geſchlecht habe ken-

kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigſten gewendet hatte.

Elmire. Unſre Kenntniße! unſre Talente!

Olimpia. Das iſt eben das verfluchte Zeug, das Euch entweder nichts hilft, oder Euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts: wir tappelten unſer Liedchen, unſere Menuet auf dem Klavier, und ſangen und tanzten dazu, iezt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Inſtrumenten, ſie werden auf die Geſchwindigkeit dreſſirt. und müſſen, ſtatt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das ſie ängſtigt und nicht unterhält; und wozu? Um ſich zu produziren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? — Vor Leuten, die's nicht verſtehen, oder plaudern, oder nur herzlich paßen, bis ihr fertig ſeid, um ſich auch zu produziren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatſcht zu werden.

Elmire. Das iſt nie meine Art geweſen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die ſich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olimpia. Und machen jetzt Dein Elend. Was ſind alle die edelſten Triebe und Empfindungen, da Ihr in einer Welt lebt, wo ſie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten ſcheint? giebt das nicht Anlage zum tiefſten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olimpia. Nicht mit Worten, doch mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünſchen? Jugendliche Freuden zu haben? die erlaub' ich Dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich ließ Dir's an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich dünkte, Du gefielſt. Freier zu haben? daran fehlt Dir's nicht. Einen geſetzten rechtſchaffnen wohlhabenden Mann zu bekommen? Du darfſt nur wählen! Und hernach iſt es Deine Sache, eine brave Frau zu ſeyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und Deiner Haushaltung vorzu ſehn; und das giebt ſich dünkt mich alles von ſelbſt. Alſo Summa Summarum (Sie klopft ihr auf die Backen.) biſt Du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire. (in Bewegung.) Ich möchte!

Olimpia. Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, Du giengſt jetzo in's Kloſter, wenn man Dir die Freiheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olimpia. Liebes Kind, ich verſichre Dich, es würde Dir dort nicht beſſer werden, als Dir's hier iſt. Ein Bißgen ſchwer iſt's, ſich mit ſich ſelbſt vertragen, und doch im Grund das Einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin: der hatte auch ſolche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er ſeiner Mutter macht. Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war ſonſt auch ein Menſch nicht zur Ausſchweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt iſt's, die ihn in's Elend ſtürzt.

Elmire. (bewegt) Glauben Sie Mama!

Olimpia. Was iſt natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kümmerlich ſein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olimpia. Ich verſichre Dich, wenn da drauſſen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingeſperrt.

Elmire. (Verlegen) Erwin!

Olimpia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonſt ſo ſtill, ſo ſanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß erſetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er iſt von gutem Hauſe, ihm würd' es an Verſorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieſer Entſchlieſſung gebracht hat — Herr Liebchen! Wenn Du nicht in Garten willſt, ſo geh' ich allein.

Elmire. Erlauben Sie Mama —

Olimpia. Ich will Dich nicht irren. Komm
uch, wenn Du willt.

(ab.)

Elmire allein.

Liebſte, beſte Mutter! Wie viel Eltern verken-
n das Wohl ihrer Kinder, und ſind für ihre drin-
ndſten Empfindungen taub; und dieſe Mutter ver-
chte mir nicht zu helfen mit all dem wahren An-
il an meinem innerſten Herzen. Wo bin ich?
s will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht ſchon
ng meine Liebe und nicht meine Qual? Warum
t er? Armer Erwin! Sie wiſſen nicht, was
n quälte, ſie kannten ſein Herz nicht! — Weh
Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachteſt!
e rein, wie zärtlich war ſeine Liebe! War er
ht der Edelſte von allen, die mich umgaben,
d liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt'
h ihn kränken, konnt' ihm mit Kaltſinn mit an-
einender Verachtung begegnen, bis ſein Herz
ach, bis er, in dem Ueberfall des heftigſten

Schmerzens, ſeine Mutter, ſeine Freunde, und ach! Vielleicht die Welt verließ — — Schrecklicher Gedanke! er wird mich um's Leben bringen.

Erwin' o ſchau, Du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen! Welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesgluth.

Erwin, o ſchau, Du wirſt gerochen,
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen.
O Liebe! gieb mir den Tod.

Bernardo kommt.

Gnädiges Fräulein, wie ſtehts? Um's Himmelswillen, welche Miene! Verſprachen Sie mir nicht, Sich zu beruhigen?

Elmire. Habt Ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt Ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein.

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühl's Euch an, das iſt wieder das unerträgliche Alltagsgeſicht, das Ihr macht.

Bernardo. Sonſt war Ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich, Sie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schäzt man doch alles, was man nicht hat. Und einem jungen wühlenden Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenſchein über Euern Augenbraunen ſeyn!

Bernardo. Iſts denn nicht?

Elmire. Stille nur, Du ergrimmſt mich. Wenn man Euch kennen lernt, und ſo ſieht, daß all Eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt, und daß Ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſeht, weil Euch das mangelt, was wir doch haben —

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin?

(Bernardo ſchweigt.)

Elmire. Er iſt verlohren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlaſſen Sie der Zeit dieſen Schmerz zu lindern. Glauben Sie mir, alle Empfindungen werden nach und nach ſchwächer, und wie eine Wunde verwächſt, ſchwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abſcheulich! abſcheulich!

Bernardo. Was hab ich verbrochen, daß Sie auf mich zürnen? Weil ich Ihnen Muth zuſpreche, ſind Sie aufgebracht? Nehm ich nicht am wärmſten Antheil an Erwinens Schickſal, lieb' ich den Knaben nicht, wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle ſterblich ſind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Ver-

Verweine nicht die ſchönſten Zeiten;
Ich wett', ich freie Dir den zweiten,
Jung, ſchön, und reich: keine Gefahr!
Wie manche trüge kein Bedenken,
Dem andern Herz und Hand zu ſchenken,
So würdig auch der erſte war!

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirſt ihn nicht dem Grab' entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Elmire. Ich erkenne Dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen, wie ein Schleier. So hab' ich Dich noch nie geſehn. Oder biſt Du betrunken? ſo geh', und laß Deinen Rauſch bei einem Kammermädchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du ſiehſt, ich möchte Dich vertheidigen. Biſt Du nicht der Mann, der in meiner erſten Jugend mir das Herz zu beſſern Empfindungen öfnete, der nicht nur mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, ſondern auch mein Freund und Vertrauter war. Du kommſt, meines Schmerzens zu ſpotten, ohngefähr, wie ein reicher wollüſtiger Erbe ſeine Gemeinſprüche bei ſo einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hofnung ſchmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewiſſen, wenn ich Sie auf alle Weiſe zu bewegen ſuche, Sich dem Schickſal zu ergeben?

Elmire. Wenn Ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht. Schmerzenvolle Erinnerung, du biſt das Labſal meiner Seele. Wär' er nicht ſo ſittſam, ſo gut, ſo demüthig geweſen, ich hätt' ihn nicht ſo geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müſſen, daß ich mich oft nach ihm umſah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht ſeine Blumen mit Gefälligkeit an, daß ich nicht ſeine Früchte — doch immer fällt's über mich, unerwartet fällt's über mich in dem

Augenblick, da ich mich ſehnlichſt entſchuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das ſo fort geht, will ich mich empfehlen. Das iſt nicht auszuſtehen, wie Sie Sich ſelbſt quälen.

Elmire. Und ihn, ich hab ihn nicht gequält? Habe nicht durch eitle leichtſinnige Launen ihm den tiefſten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirſchen brachte, auf die er ſo lang ein wachſames Auge gehabt hatte, die ein ſelbſtgepfropftes Bäumchen zum erſtenmahle trug. Er brachte mir ſie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatt' ich Leichtſinn genug, nicht Leichtſinn, Bosheit! auch das drückt's nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präſentirte ſie an die gegenwärtige Geſellſchaft. Ich ſah ihn zurückweichen, erblaſſen, ich hatte ſein Herz mit Füſſen getreten.

Bernar⸗

Bernardo. Er hatte ſo ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl ſo in einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerſt Du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor Seel und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und iedesmahl da ich's ende, iſt mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingeſogen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine iunge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und muntern Sinn,
Daher! Daher!
Die Wieſe her und ſang.

Ach denkt, das Veilchen wär ich nur,
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach! nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt,
Ach nur! Ach nur!
Ein Viertelſtündchen lang.

Ach aber, ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und ſank und ſtarb und freut ſich noch,
Und ſterb ich denn, ſo ſterb ich doch
Durch ſie! durch ſie
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und ſchön, nur ſeh ich kein End' in der Sache. Daß Sie, mein Fräulein, ein zärtliches liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß Sie es unter dieſer gleichgültigen manchmal ſpottenden Auſſenſeite verbergen können, das iſt Ihr Glück; denn dieß hat Sie doch von manchem Windbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch ſcheinende gute Eigenſchaften einigen Eindruck auf Sie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden iſt, haben Sie Sich nicht zuzuſchreiben.

Elmire. Ich weiß, daß Du Unrecht haſt, und kann Dir doch nicht widerſprechen: heißt man das nicht einen Sophiſten, Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleien wirſt Du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn Sie von mir nicht abſolvirt ſein wollen, ſo nehmen Sie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem Sie mehr Vertrauen haben.

Elmire. Spotteſt Du? Ich ſage Dir Alter, daß in ſolcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen iſt, als den uns der Himmel durch ſeine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränenvolles Gebet, das mich auf meine Knie wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, iſt das einzige Labſal meines gequälten Herzens, der einzige troſtvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes edelſtes Mädchen, mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt ſich ſchneller, wenn ich Sie ſehe, wenn ich Ihre Stimme höre. Ich bitte Sie, verkennen Sie mich nicht. Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich

mich an Sie. Jede gute Stunde wünſcht' ich mit Ihnen zu theilen. Ach! eben jetzt, wie hab' ich an Sie gedacht, wie hab' ich Sie zu mir gewünſcht!

Elmire. Iſt Ihnen auf Ihrer Spazierreiſe eine treſliche Gegend aufgeſtoßen? Haben Sie ein Schauſpiel reizender Unſchuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?

Bernardo. O meine Beſte! wie ſoll ich's Ihnen ausdrücken, wie ſoll ich's Ihnen erzählen! Ich ritt früh von meinem Freunde dem Pfarrer weg, um zeitig in der Stadt zu ſein. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das ſchöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunterwallte; ich ritt über die Furth, und wollte nun quere weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinab ſah, gar zu ſchön! gar zu ſchön das Thal hin; ich denke: du haſt Zeit, findeſt dich unten ſchon wieder, und ſo weiter — ritt ich am Fluß ganz gelaſſen hinunter.

Elmire. Du wünſchteſt mich gewiß zu Dir; ſo ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören Sie, mein Fräulein! ja, ich dachte an Sie, an Ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schickſal, das die beſten Herzen zu ſolcher Noth geſchaffen hat. Ritte dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken, und fand, daß ich meine Direction verlohren hatte. Ich zerſtudirte mich nach der Sonne, ſtieg ab, führte mein Pferd durch unwegſames Gebüſch, zerkratzte mich in den Sträuchen; zerſtolperte mich, und ſtund, eh ich mich's verſah, wieder mit der Naſe vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinabläuft. Es wurde felſiger, ſteiler; ich konnte weder auf, noch ab; weder hinter mich, noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten Sie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüſche mit freundlicher trauriger Stimme einen Geſang ſchallen hörte! Es war ein ſtilles andächtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich ſchleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erſcheint mir ein Mann, voll Würde, edlen Anſehens, mit langem weiſſem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben ſeine Geſichtszüge in unzählige bedeutende Falten geprägt.

Elmire. Wie wurd's Ihnen bei dem Anblick?

Bernardo. Wohl! ſehr wohl! ich glaubte an Engel und Geiſter mehr, als iemals in dieſem Augenblick. Als er den Verirrten ſah, bat er mich, in ſeine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erhohlung, und er verſprach mir, die Pfade durch's Gebüſch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen ſollten, und ſo klagt' ich ihm. O meine Beſte, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantiſchen Gegenden geträumt haben, hält dieſes Plätzchen in Einem. Zwiſchen Felſen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein ſanftſteigender Wald, tiefer hinab eine Wieſe, und ſein Gärtchen, das alles überſchaut, und ſeine Hütte, die Reinlichkeit, die Anmuth, ſeine Zufriedenheit! — Was beſchreib ich! — Was red ich! Sie ſollen ihn ſehn.

Elmire. Wenn's möglich wäre.

Bernardo. Sie ſollen! Sie müſſen! Nie wird aus meinem Herzen der Eindruck verlöſchen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederhohlen, die aus ſeinem Munde fließen. Sie ſollen ihn ſelbſt hören, Sie ſollen entzückt werden; und beruhigt in Ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja Bernardo. Aber allein mit Dir will ich hin! Will hin! die Würklichkeit des Traums, der Hofnung zu ſehn, die ich mir in einſamen Stunden mache, ſo entfernt der Welt in mich ſelbſt gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Buſen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzuſaugen.

Ich muß, ich muß ihn ſehen
Den Göttergleichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann!

Elmire.

Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet Deine Wunde,
Beſeeliget Dein Herz.

(Elmire ab.)

Bernardo allein.

Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir ei-
eine Ausſicht haben, ein paar gute junge
te zuſammen zu bringen! Weine nur noch
Weilchen, liebes Kind! weine nur! es ſoll
wohl werden. — Hab' ich ihn doch wieder;
die Mutter iſt's zufrieden, wenn ich ihm
Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter
n, wenn ich nur Erwinen wieder ſchaffe.

Sie mag ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazu geben. Die Sache iſt richtig. O d[illegible]! treflich ſchön! wenn's auch ſo ein paar Geſchichtchen drum zu thun iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht alles dazu beitragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zween Liebende zu ſehn!
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn,
Nach einander ſehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild Ihr Götter!
Ihr Götter, Euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

(Erwin im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehen, an dem die Blumen ſchon abfallen.

Erwin.

Ihr verblühet ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich traurend,
Als ich Engel an Dir hieng;
Auf das erſte Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten gieng,
Alle Blühten, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angeſichte
Hofnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Was hab' ich gethan! Welchen Entſchluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr ſehn! Abgeriſſen von ihr! Und fühlſt du nicht Armſeeliger, daß der beſte Theil deines Lebens zurückgeblieben iſt, und das übrige nach und nach traurig abſterben wird! O mein Herz! Wohin! Wo treibſt du mich hin! Wo willſt du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeſchloſſen biſt, der ſie umgiebt? Täuſche mich Phantaſie! wohlthätige Zauberinn täuſche mich! Ich ſehe ſie hier, ſie iſt immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Geſtalt ſchwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! In denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu leſen glaubte — und ſollte meine Geſtalt nicht auch ihr vorſchweben, ſollte ich, den ſie ſo oft ſah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erſcheinen! — Elmire, und achteſt du nicht auf dieſen Schatten? Hältſt du ihn nicht freundlich einen Augenblick feſt? Fragſt du nicht: was haſt du angefangen? Erwin? Wo biſt du hin Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. — Vergebens! Vergebens! In den Zerſtreuungen ihrer bunten Welt vergißt ſie den Abgeſchiednen, und mich umgiebt die ewigeinfache, die ewigneue Quaal, dumpfer und peinlicher, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechſelnde Hofnung und Verzweiflung beſtürmen meine raſtloſe Seele.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen:
Immer verlangen,
Nimmer erlangen;
Fliehen und ſtreben,
Sterben und leben,
Hölliſche Quaal
Endig' einmal.

Bernardo kommt. Erwin!

Erwin. Bernardo! grauſamer Bernardo! verſchonſt Du mich nicht mit Deiner Gegenwart! iſt es nicht genug, daß du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann; mußt Du mir ſo oft wieder erſcheinen, jedes verklungene, jedes halb eingeſchlafne Gefühl auf das menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt Du? Was haſt Du mit mir? Laß mich, ich bitte Dich?

Bernardo. Immer noch in Deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich heraus gerettet habe. Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

Auf

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß um's Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchaft Dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich Dich nicht ſo lieb hätte —

Erwin. Haſt Du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß Du zu Grunde gehſt?

Erwin. Nur nicht, daß ich Dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen, ich kehre nicht zurück!

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir. Du weißt, wie mein Herz in ſich kämpft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach! warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt Dein Herz nicht, es wird Dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernardo. Denn glaub mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach ſo einem Herzen.

Sie ſcheinen zu ſpielen,
Voll Leichtſinn und Trug;
Doch glaub mir! ſie fühlen;
Doch glaub, ſie ſind klug.

Ein feuriges Weſen!
Ein trauriger Blick!
Sie ahnden, ſie leſen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit iſt's, die ſie etwa höchſtens einigen Antheil an uns nehmen läßt. Uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu ſchleppen! — Wenn ſie Langeweile haben, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, da ſehnen ſie ſich freilich nach etwas; und dann iſt ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommenes Geſchöpf. Den ſtreichlen und halten ſie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken, und von ſich zu ſtoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gepelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenſtand in die Sinne fallen, auf und davon ſind ſie, und vergeſſen alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch ſo nah am Herzen läge.

Bernar

Bernardo. Wohl geſprochen.

Erwin. Unterhalten, amuſirt wollen ſie ſein, das iſt alles. Sie ſchäzen Dir einen Menſchen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen ſpielt, ſo hoch, als den, der Leib und Leben für ſie hingiebt.

Bernardo. Wichtiger Menſch! Was haſt Du denn noch für ein Mädchen gethan, daß Du Dich über ſie beklagen darfſt. Nimm ein liebenswürdig Weib, verſorge ſie, und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr; und ich verſichre Dich, ſie wird dankbar ſein, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue Dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie ſind kalt, ſie ſind flatterhaft.

Bernardo. Iſt's nicht ſchlimm für eine, wenn ſie warm, wenn ſie beſtändig iſt; wenn ſie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bei ihr ſuchte, eine dauernde Verbindung hoft, dem lügenhaften Schein traut, und ſich ein-

einbildet, eine Ausſicht von ganzem Glück ihres Lebens vor ſich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all' Deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte ſie für ewig! Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hoft' ich durch meinen Fleiß ſie ſo anſtändig zu verſorgen, als einer von den überräuchten Windbeuteln. — Alles hätt' ich gethan, um ſie zu beſitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern giengſt Du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewigzurückgetriebnen Leidenſchaft erſticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter ſo verachtet ſein!
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freilich nicht, was man ſonſt zu ſagen pflegt: daß Verliebte ſo ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hör-

Hörnern, um zu ſpüren, ob man ihnen wohl will, oder nicht.

Erwin. Wem auch das ſein Herz nicht ſagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Eſel, ſonſt kämſt Du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht ſagen: leb wohl! denn ich bin zu Hauſe.

Bernardo. Alſo wenn ich mich zu Gnaden empfehle —

Erwin. Bernardo —

Bernardo. Nähmſt Du's nicht übel.

Erwin. Menſch ohne Gefühl! der Du dies Heiligthum meines Schmerzens mit kalten Sophiemen und Spott entweihſt; hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherſchwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Weinens ein Ende machen — zög' er nicht den Kopf aus dem em ſchwarzen Loche des Todes wieder zurück, enn einer ihn zupfte, und rief: ſie liebt dich?

Erwin. Es iſt falſch.

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu ſein.
Iſt das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht ſichs zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter ſo verachtet ſein!
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Erwin?

Erwin. Bernardo?

Bernardo. Sieh mich an?

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! ſieh mich ſtarr an, und gut, und feſt! Erwin! — Erkennſt Du Deinen Bernardo?

Erwin. Was willſt Du mit mir?

Bern.

Bernardo. Sei ruhig und ſieh mich an! — Bin ich Bernardo, der Dein ganzes Zutrauen, Dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der Dich nie betrog, nie Deiner Empfindung ſpottete, ſie nie täuſchte, — willſt Du mir glauben?

Erwin. Wer widerſtünde dieſer Stimme, dieſem Ausdruck des edelſten Herzens! Rede Bernardo! Rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt Dich.

Erwin. (In äuſſerſter Bewegung ſich wegwendend) Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt Dich.

Erwin. (Ihm um den Hals fallend) Ich bitte Dich, laß mich ſterben!

(Nach einer Pauſe hört man von weiten Elmiren ſingen, Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — das iſt ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen läuft! Rede! Rede! — Sie iſt's!

Bern-

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? Wohin?

Bernardo. Geſchwind in die Hütte. Du ſollſt mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen ſehen, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum geworfen.) Hier hab ich Deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann. Erhole Dich, Du biſt außer Dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire. (Kommt ſingend das Thal her.)

Mit vollen Athemzügen
Saug ich Natur aus dir,
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt
Wie bebt
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!
Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde,
Flohene Freuden
Ach! ſäuſeln im Winde.

Faſſen die bebende
Strebende
Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach! wie ſo geſchwinde!
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt!
Du lachſt mir liebes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt mich wiederum einmal
Mit aller ſüßen Frühlingswonne.
Weh mir! Ach! ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Seegen.
Verbirg dich Sonne meiner Pein,
Verwildre dich Natur, und ſtürme mir entgegen!
Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe

Am nackten Felſen
Lieg' ich, und flehe
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen
Geſtöber und Regen
Fühl ich und flieh ich
Und ſuch die Quaal.

Bernardo. Ach! ſind Sie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich ſchlenderte ſo das Thal herauf, ie Du es haben wollteſt.

Bernardo. Was haben Sie? Wie iſt Ihnen?

Elmire. (Sich erholend) Gut, recht gut. — Sie im Paradieſe! — und die Hütte — ſie iſt's! ann ich ihn ſehen! — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen ſoll.

Bernardo. Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen — aber was übel iſt: er gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indeſſen treten ſie kecklich zu ihm, eröffnen Sie ihm Ihr Herz. Er wird Ihre Leiden fühlen, und ſein Schweigen ſelbſt wird Ihnen Troſt ſein, ſeine Gegenwart. Vielleicht giebt er Ihnen ſchriftlich ein tröſtend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder beſuchen, ſo iſt die Bekanntſchaft gemacht.

(Erwin mit langem Kleide, weiſſem Bart, verhüllt, tritt aus der Hütte.)

Bernarde. Er kommt, ich laſſe ſie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bei ſeinem Anblick?

(Erwin tritt näher; ſie grüßt ihn; er iſt in der äußerſten Verlegenheit, die er zu verbergen ſucht.)

Elmire.

Sieh mich Heiliger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angſt und Kummer, Reu und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die ſchuldigſte der Welt.
Ach! es war ein iunges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut,
Ach! ſo redlich liebt' er mich!

Ach! ſo heimlich quält er ſich —
Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren ſehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor Dir unverſtellt,
Herr, die ſchuldigſte der Welt.
Ach! ſo neid'ſcht' und quält' ich ihn,
Und ſo iſt der Arme hin!
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren! Er iſt todt!
Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen, und giebt ſie ihr. Sie will es aufmachen, er hält ſie ab, und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Elmire. Ich verſtehe Dich, würdiger Sterblicher; ich ſoll weg, ſoll Dich Deinen heiligen Gefühlen überlaſſen, ſoll dieſe Tafel in Deiner

Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küſſen, in mich trinken?

(Erwin deutet in die Ferne)

Elmire. Wenn ich werde an iene hohe Linde gekommen ſein, die an dem Pfade neben dem Fluß ſteht?

(Erwin nickt.)

Elmire. Leb' wohl! für diesmahl wohl! Du fühlſt, daß mein Herz bei Dir zurückbleibt.

(ab.)

(Erwin mit ausgeſtreckten Armen ſchaut ihr einige Augenblicke ſtumm nach, dann reißt er die Maske weg, und den Mantel, und die Muſik fällt ein.)

Ha ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Ha! rings ſo anders!

Biſt du's noch Sonne?
Biſt du's noch Hütte?
Trage die Wonne
Seeliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo hervortretend.

Ja, ſie liebt Dich,
Sie liebt Dich!
Siehſt Du, die Seele
Haſt Du betrübet!
Immer, ach immer
Hat ſie Dich geliebet.

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach! ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen,
Fließe mein Blut.
Sie liebt mich?

Bernardo.

Sie liebt Dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinab geſchickt, um nicht vor Füll' und Freude des Tods zu ſein. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! nur einen Augenblick in dies Geſträuch.

(Sie verbergen ſich)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder,
O Hoffnung! o Glück!
Wo geh' ich? Wo ſuch' ich?
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter erhört mich!

O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin. Elmire!
(Er ſpringt hervor.)

Elmire. Weh mir!

Erwin. (Zu ihren Füßen.) Ich bin's.

Elmire. (An ſeinem Hals.) Du biſt's.

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo.

O ſchauet hernieder,
Ihr Götter, dies Glück!
Da haſt du ihn wieder,
Da nimm ſie zurück.

Erwin.

Ich habe Dich wieder,
Hier bin ich zurück!
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück.

Elmire.

Ich habe Dich wieder,
Mir trübt ſich der Blick.
Ich ſinke darnieder:
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang Eurer Glückſeeligkeit! dieſer Augenblick heilet alle Wunden Eurer Herzen, die Welt wird wieder neu für Euch, und Ihr ſchaut in eine grenzenloſe Ausſicht von liebevoller ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt' ich ſie in meinen Armen! Sie iſt mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch, wird ſie in unſer Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth ſcheinen? —

Bernardo. Da ſeid unbeſorgt vor! es iſt, war ihr ſo angelegen, als mir, Euch Närrchen zuſammen zu bringen. Und wir beyde haben mit größter Sorgfalt auch ſchon Euern häuslichen und politiſchen Zuſtand in Ordnung gebracht, woran ſich's meiſtentheils bei ſo idealiſchen Leutchen zu ſtoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was ſoll ich ſagen?

Bernardo. Nichts! das iſt das ſicherſte Zeichen, daß Dir's wohl iſt, daß Du dankbar biſt! Nun kommt! unſer Wagen hält eine Strecke das Thal droben. Ich bring' Euch an das Herz Eurer

rer Mutter, welcher Jubel für die rechtſchaffne liebevolle Alte! kommt.

Erwin. Kommt!

(Sie gehen, Erwin hält auf einmal, und kehrt ſich nach der Hütte.)

Ich gehe und ſchaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! ſage Dir kein Lebewohl, du freundlichſte Wirthin meines Elends — (Entzückt zu Elmiren.) O Mädchen, was macht ihr uns nicht vergeſſen!

(Gegen die Hütte.)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier
Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Trähne dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all' mein Glücke,
Mein Leben dank' ich Dir!

(Sie

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Trähne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freier:
Du haſt mir vergeben.
All' mein künftig Leben
Liebſter weih' ich Dir.

Bernardo.

Zu dem heiligen Orte
Kehrt Ihr einſt zurücke,
Fühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin.

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich Dir.

Ende des erſten Bandes.

Sammlung
der beſten deutſchen
# proſaiſchen Schriftſteller
und
Dichter.
Achtzigſter Theil.

Göthens Schriften.

it allerhöchſt-gnädigſt Kayſerlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

S

Für al

bey

J. W. Göthens

Schriften.

Zweyter Band.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder,
1778.

Götz von Berlichingen
mit der
eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Erſter Akt.

Schwarzenberg in Franken.
Herberge.

Metzler, Sievers, Bauern am Tiſche.
Zwei Reutersknechte bei'm Feuer, Wirth.

Sievers.

Hänſel, noch ein Glas Brandtewein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe.) Erzähl das noch einmal, vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich ſie mögten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß bei'm Herrn Grafen ſchon zwei Tage, dem haben ſie das Gleit geben, ich weiß nicht wo er herkommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitt' Dich erzähl's doch noch einmal! (laut.) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag Du mit den Pfaffen. Wie der Biſchof ſah, er richt nichts aus, und

zieht

zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchafner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür lauſen.

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reutern, welchen Weg; und wenn's nicht wär durch falſche Leut verrathen worden, wolt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reuter. Was raiſonnirt Ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub Ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert Euch um Eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweiter Reuter. Wer heißt Euch von unſerm Biſchof deſpektirlich reden?

Sievers. Hab ich Euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reuter (ſchlägt ihm hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt.

(Sie fallen über einander her.)

Zweiter Reuter. Komm her, wenn Du's Herz haſt.

Wirth (reißt ſie von einander.) Wollen Ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert Euch naus, wenn Ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſoll's ehrlich und ordentlich zugehn. (Schiebt die Reuter zur Thür hinaus.) Und Ihr Eſel was fangen Ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir Dir über die Glazze. Komm Kamerad wollen die draus plauen.

Zwei Berlichingiſche Reuter (kommen.)

Erſter Reuter. Was giebt's da?

Sievers. Ei guten Tag Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweiter Reuter. Daß Du Dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers (leiſe.) Da iſt Euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reuter. Halt Dein Maul! Habt Ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeid den Kerls begegnet draus, ſind Bamberger.

Erſter Reuter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben auf'm Schloß, bei'm gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reuter. Der Weislingen?

Zweiter Reuter leiſe. Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwei Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reuter (leiſe.) Sagt ich Dir nicht er wär dahie! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweiter Reuter. Ihr ſeid ia auch zu zwei. Wir müſſen fort. Adies.

(ab.)

Sievers. Scheiſkerle die Reuter, wann man ſie nit bezahlt, thun ſie Dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſoll's nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metz-

Metzler. So! Nun wollen wir über die draus. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieſe nicht.

Metzler. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thüre unter der Linde.)

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das bißgen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe Weislingen, will ich mir's wohl ſein laſſen. (ſchenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen.

Nur immerzu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachſenen.) Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt Du! Haſt Du geſchlafen? Was zum Henker treibſt Du für Mummerei. Komm her Du ſiehſt gut aus. Schäm Dich nicht Junge. Du biſt brav! Ja, wenn Du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küras?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlt meines Vaters altes Schwerdt von der Wand, lief auf die Wieſe und zog's aus.

Götz. Und hiebſt um Dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen ſein. Schläft Hanns?

Georg. Auf Euer Rufen ſprang er auf und ſchrie mir, daß Ihr rieft. Ich wollt ihn ausſchnallen, da hört ich Euch zwei dreimal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſein, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann Ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag' ihm, er ſoll munter ſein, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt Du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt Ihr ſchon oft geſagt, o diesmal! diesmal! Ich will nur hin-

hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will Euch die verſchoßne Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſte mal Georg. Du ſollſt erſt einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spies.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabei geweſen, Ihr hättet die Armbruſt nicht verlohren.

Götz. Weißt Du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß?

Götz. Erzählen Dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerlei Weiſen, und lerne ſie allerlei luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewafnet wie Du biſt, ſollſt Du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage Dir Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie iezt haſſen. Geh Georg, gieb Hannſen ſeinen Kürak wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, Ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank Euch edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ia Titul ſein ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör' ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeid müd' Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig!

(der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübd iſt; ſo trink ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht Ihr das?

Martin. Wohl Euch, die Ihr's nicht verſteht. Eſſen und Trinken mein ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn Ihr geſſen und trunken habt, ſeid Ihr wie neu gebohren. Seid ſtärker, muthiger, geſchickter zu Eurem Geſchäft. Der

Wein

n erfreut des Menſchen Herz, und die Freu-
it iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn Ihr
n getrunken habt, ſeid Ihr alles doppelt, was
ſein ſollt, noch einmal ſo leichtdenkend, noch
al ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell-
hrend.

öz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

artin. Davon red' ich auch. Aber wir —

eorg (mit Waſſer.)

öz (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach
ebach, und leg Dich mit dem Ohr auf die
, ob Du nicht Pferde kommen hörſt, und
eich wieder hier.

artin. Aber wir, wenn geſſen und trun-
aben, ſind wir grad das Gegentheil von
was wir ſein ſollen. Unſere ſchläfrige Ver-
ng ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und
Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen
Begierden, die ihrer Mutter leicht über den
wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird Euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeid heute viel gegangen. (bringts ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen, (ſie ſtoßen an.) ich kann die müßige Leute nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten, das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtreflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt! Und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo Eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſein. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen, er weiß ich kann nicht ruhen, da ſchickt er mich herum, wo was zu be-

betreiben iſt. Ich geh' zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch eins! gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht Ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in Euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet Ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſein dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam. Drei Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten Eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands, der die beſten Triebe, be, durch die wir werden, wachſen und gedeien, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Götz. Wär Euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte Euch bereden einen Harniſch anzulegen, wollt Euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten ſich Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von ie her gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwerd regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluia geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſein, wenn ihn die Eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche Retour!

Mar-

Martin. Das trink ich nur für Euch. Wiederkehr in meinen Käfig, iſt allemal unglücklich. Wenn Ihr wiederkehrt Herr in Eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn Eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, Euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher für feindlichem Ueberfall, entwafnet auf Euer Bette ſtreckt, und Euch nach dem Schlaf dehnt, der Euch beſſer ſchmeckt, als mir der Trunk, nach langem Durſt; da könnt Ihr von Glück ſagen!

Götz. Davor kommt's auch ſelten.

Martin. (feuriger.) Und iſt wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn Ihr zurück kehrt mit der Beute Eurer Feinde beladen, und Euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd, eh er ſchieſſen konnte, und den rannt ich ſamt dem Pferd nieder, und dann reitet Ihr zu Eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meinet Ihr?

Martin. Und Eure Weiber! (er ſchenkt ein.) Auf Geſundheit Eurer Frau! (er wiſcht ſich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtrefliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! des lebet er noch eins ſo lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz. (vor ſich) Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg. (geſprungen) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwei! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl theurer Bruder, Gott geleit Euch. Seid muthig und gedultig. Gott wird Euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um Euren Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. (Er reicht ihm die linke Hand.)

Mar-

Martin. Warum reicht Ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn Ihr der Kaiſer wärt, Ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh, Ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeid Ihr Götz von Berlichingen! Ich danke Dir Gott, daß Du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand) Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich. Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz. (ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Knecht bei uns vor Jahr und Tag, der Euch beſuchte, wie ſie Euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was Ihr littet, und wie ſehr es Euch ſchmerzte, zu Eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie Euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

Die zwei Knechte kommen.

Götz. (zu ihnen. Sie reden heimlich.)

Martin. (fährt inzwiſchen fort.) Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Händ' hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten, ſo kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo? (kehrt ſich zu Martin.) Lebt wohl werther Bruder Martin! (er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich Euer nicht vergeſſe.

(Geht ab.)

Martin. Wie mir's ſo eng' um's Herz ward! da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den Seinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, Ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Better nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heiſt Du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg, da haſt Du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen er wäre ein Reuter geweſen, das will ich auch ſein.

Martin. Warte, (er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen) Da haſt Du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürchte Gott.

(Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel, wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldne Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth, ſeine Frau, **Maria**, ſeine Schweſter,
Carl, ſein Söhngen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria.

Maria. Erzähl Du mir's kleiner Schelm, da will ich hören ob Du Acht giebſt.

Carl. Warte bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da gieng das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind —

Carl. Ich bin krank.

Maria. Und kann nicht ausgehn.

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh' hin, und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann.

Maria. Das Kind gieng, da begegnet ihm ein alter Mann der war — nun Carl?

Carl. Der war — alt.

Maria. Freilich! Der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Carl. Schenk' mir was, ich hab kein Brod geſſen geſtern und heut, da gab ihm's Kind das Geld.

Maria. Das für ſein Frühſtück ſein ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann, das Kind —

Carl. Bei der Hand, und ſagte, und ward ein ſchöner glänziger Heiliger, und ſagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit, belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte glaub' ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt' für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter, wie iſt mir! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht — und war geſund. Und das Kind kurirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein groſſes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hofte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigt's lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſezte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſezt hat.

Carl. Aber muß dann der Papa ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt Du noch, wie er das letztemal ausritt, da er Dir Weck mitbrachte?

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt Du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein treflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cöln auf'm Schieſſen das Beſte gewonnen.

Carl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig Carl?

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu Deinem Vater und bat ihn, er mögte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lang bis ſie das Geld herausgaben. Wärſt Du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein, da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drinn.

Eliſabeth. Js ein rechter Purſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer Carl, leb Du einmal auf Deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eignen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter Du weißt nicht was Du redſt. Gebe nur Gott daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, Du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſein.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt Dein Mann ſo viel Liebs und Guts von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend als ſie zuſammen Edelknaben des Marggrafen waren.

Eliſabeth. Das mag ſein. Nur ſag, was kann der Menſch ie Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Mannes verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Carl. Der Papa! Der Papa! Der Thürner bläſt's Liedel: Heiſa mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reuter (kommt.)

Reuter. Wir haben geiagt! wir haben gefangen! Gott grüß Euch edle Frauen.

Eliſabeth. Habt Ihr den Weislingen?

Reuter. Ihn und drei Reuter.

Eliſabeth. Wie gieng's zu, daß Ihr ſo lang bleibt.

Reuter. Wir laureten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch er war auf dem Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig bei'm Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reuter. Ich ſagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's kurios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt' juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr und ſagte: Glück zu lieben Geſellen, Glück überall und uns auch. Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reuter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihm als wären wir zuſammengewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reuter. Sie reiten das Thal herauf, in einer viertel Stund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſein.

Reuter. Kummer gnug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ach! — Ich will gleich's Eſſen zu recht machen. Hungrig werdet ihr doch all' ſein?

Reuter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hol' vom beſten Wein, ſie haben ihn verdient.

(Eliſabeth ab.)

Carl. Ich will mit Tante.

Maria. Komm Burſch. (ab)

Reuter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt gieng er mit in Stall.

Götz. Weislingen.

Reutersknechte.

Götz (Helm und Schwerdt auf den Tiſch legend.) Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir meinen

meinen Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun. Bruder Martin Du ſagteſt recht. Ihr habt uns im Athem erhalten Weislingen.

Weislingen. (antwortet nichts, auf- und abgehend.)

Götz. Seid guten Muths. Kommt entwafnet Euch Wo ſind Eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verlohren gangen ſein.

(zum Knecht.)

Fragt ſeine Knechte und öfnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt Euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all' eins.

Götz. Könnt Euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt s zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals als Euer Biſchoff ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwei Schiff auf dem Main nieder geworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshauß zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh' man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund der Biſchoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbei gieng, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und gieng zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchoff hat mir die Hand geben, ich wett' er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchoff, denn ich redt laut mit Fleis, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da ſagt ich: Herre ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da wurd's Männlin ſo roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürſten von Naſſau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt Ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt Euch ſeid aufgeräumt. Ihr ſeid in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weis-

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das iſt Eure Ritterpflicht.

Götz. Und Ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen und das übrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn Ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie Euch in tiefen Turn an Ketten aufhiengen, und der Wächter den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen. (legt ſich aus und an.)

Carl (kommt.)

Carl. Guten Morgen Papa.

Götz. (küßt ihn.) Guten Morgen Junge. Wie habt Ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geſchickt Papa! Die Tante ſagt: ich ſei recht geſchickt.

Götz. So!

Carl. Haſt Du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ei!

Carl. Soll ich Dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tisch.

Carl. Ich weis noch was.

Götz. Was wird das sein?

Carl. Jarthauſſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört ſeit zwei hundert Jahren denen Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt Du den Herrn von Berlichingen?

Carl. (ſieht ihn ſtarr an.)

Götz. (vor ſich) Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthauſſen?

Carl. Jarthauſſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wußt wie

Fluß,

Kuß, Dorf und Burg hies. — Die Mutter iſt n der Küch?

Carl. Ja Papa! Sie kocht weiſe Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt Du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Carl. Und vor mich zum Nachtiſch, hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt Du ſie nicht roh eſſen?

Carl. Schmeckt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei Euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. Komm mit Carl.

Carl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüs' ihn. Bitt ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Carl. Da Mann! Haſt Du eine Hand, ſei luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen. (hebt ihn in die Höh und küßt ihn.) Glückliches Kind! Das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß

Euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehn was es giebt.

(Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! Und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum los gearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allem werden! Rückgeführt Adelbert in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben. Da du ihn liebteſt, an ihm hiengſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! Ich bin ſo ganz nichts hier. Glückſelige Zeiten ſeid vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Camin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchoff ängſtigen, und meine Freunde. Ich weis, das ganze Land nimmt

Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben wornach ich ſtrebe.

Götz. (mit einer Flaſche Wein und Becher.)

Götz. Biß das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt ſetzt Euch, thut als wenn Ihr zu Hauſe wärt. Denkt, Ihr ſeid wieder einmal bei'm Götz. Haben doch lange nicht beiſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (bringt's ihm.) Ein frölich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Marggrafens Hof, da wir noch beiſammen ſchlieſen, und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt Ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ohngefähr mit dem Ermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach Euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet Ihr mit ſeinem Kamerad zu

Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungens, dafür erkennte uns auch iedermann, (ſchenkt ein und trinkts) Caſtor und Pollur! Mir thats immer im Herzen wohl, wenn uns der Marggraf ſo zutrank.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Göz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſte, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freund's wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon.

Göz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſein. War das nicht all mein Troſt wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und Du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt,

ich

ch hofte Albert wird künftig meine rechte Hand
ein. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn Du mir damals gefolgt hätteſt,
a ich Dir anlag mit nach Brabant zu ziehen,
es wäre alles gut geblieben. Da hielt Dich das
nglückliche Hofleben, und das Schlenzen und
Scharwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es Dir
mmer, wenn Du Dich mit den eitlen garſtigen
Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von miß-
ergnügten Ehen, verführten Mädgen, der rau-
en Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne
ören, Du wirſt ein Spitzbub, ſagt ich, Adel-
ert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles.

Götz. Wollte Gott ich könnt's vergeſſen,
der es wär anders. Biſt Du nicht eben ſo frei,
ſo edel geboren als einer in Deutſchland, unab-
hängig, nur dem Kaiſer unterthan, und Du
ſchmiegſt Dich unter Vaſallen. Was haſt Du
von dem Biſchof? Weil er Dein Nachbar iſt?
Dich necken könnte? Haſt Du nicht Arme und

Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kaiſer und ſich ſelbſt, verkriechſt Dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was haſt Du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt Du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straſen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, um einem jeden, Groſen und Kleinen die Vortheile des Friedens genieſſen zu machen. Und

uns

uns verdenkſt Du's Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Maieſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie Ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht ieder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſein eines ieden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen lieſen. Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut, und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenſlicker, und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Händ in Bewegung zu ſetzen, ſo meint er, es wär auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Waage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von Eurer Seite.

Götz. Das thut ieder. Es iſt die Frage auf welcher Licht und Recht iſt, und Eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn Euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeid Ihr frei. Aber wie wär s mit dem Landfrieden? Ich weiß noch als ein Bub von ſechzehn Jahren, war ich mit dem Marggraf auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre, und iezt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte! Bei meinem Eid, er hat gethan, wie er ſollte, ſo gewiß er mit Eurer und des Biſchofs Kundſchaft gefangen iſt. Meint Ihr, ich komme erſt heut auf die Welt, um nicht zu ſehen, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr ſeid argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin Euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als die Luft iemanden zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bei Ihro Majeſtät und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt Ihr meinen Buben gefangen, weil Ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt, und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an Euch verrieth. Und Du Weislingen biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon, ich bin ein Feind von Explikationen, man betrügt ſich oder den andern, und meiſt beide.

Carl. Zu Tiſch Papa.

Götz. Fröhliche Botſchaft! Kommt, ich hoffe meine Weibsleute ſollen Euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräuleins wußten von Euch zu erzählen. Kommt!

(ab.)

Im Biſchöflichen Palaſt zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius, beider Rechten Doctor, Liebetraut, Hofleute, an Tafel.

Der Nachtiſch und die große Pokale werden aufgetragen.

Biſchof. Studieren iezt viele Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das gröſte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleiſig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich iene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde, durch die glänzendſte Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag einer! was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſein, ſeine Gerichte damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von Euch — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz.

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputieren.

Abt. Das hat er von ſeiner Marter.

Liebetraut. Nun wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchoff. Wie ſagtet Ihr, daß der Kaiſer hieß, der Euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchoff. Ein treflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (ſie trinken)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſein.

Olearius. Man mögt's wohl ein Buch aller Bücher nennen. Eine Sammlung aller Geſetze, bei jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehen Gebote drinn ſein.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein ich auch, an und vor ſich, ohne weitre Explikation.

Biſchoff. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie Ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und

und Frieden leben, wo es völlig eingeführt, und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (ſie trinken.) Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterland.

Abt. Wo ſeid Ihr her, Hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchoff. Steht Ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da meines Vaters Erbſchaft abzuholen, der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſei ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommt's. Der Schöppenſtul, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äuſern Zuſtandes der Stadt, und eine ſtarke Urtheilskraft ſich erworben hat, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden. So ſind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Geſetzbücher, alles in Einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger, und die Nachbarſchaft.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend, dem deucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Olearius. Das erkennet der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt ver-

verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, daß ſich dort keine anbauen.

Liebetraut. Ihr ſeid von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilians Krönung haben wir Euren Bräutigams was vorgeſchmauſt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißverſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beiſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß Ihr Euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' Euch in Eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Va- terland.

Liebetraut. Wißt Ihr auch warum, Hoch- würdiger Herr?

Abt. Weil er da gebohren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Ur- che ſein. Die andere iſt: Weil bei einer nähe- n Bekanntſchaft mit deinen Herrn, der Nimbus n Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, n uns eine neblichte Ferne um ſie herumlügt, d dann ſind ſie ganz kleine Stümpfgen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint Ihr ſeid dazu beſtellt hrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, fe lt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie ohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl ange- racht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet Ihr wohl, wenn Ihr eine Schellenkappe trüget.

Liebetraut. Wo habt Ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede gienge.

Olearius. Ihr ſeid verwegen.

Liebetraut. Und Ihr ſehr breit. (Biſchoff und Dom. lachen.)

Biſchoff. Von was anders — Nicht ſo hitzig ihr Herrn. Bei Tiſch geht alles drein. — Einen andern Diſcours Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding drüber, heißt Sachſenhauſen. —

Olearius. (zum Biſchoff.) Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Biſchöffliche Gnaden?

Biſchoff. Der Kaiſer hat nichts angelegners, als vor erſt das Reich zu beruhigen, die Vehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er per-

ſön=

nlich gegen die Feinde des Reichs und der
Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine
rivathändel noch zu thun, und das Reich iſt,
tz ein vierzig Landfriedens, noch immer eine
Mördergrube. Franken, Schwaben, der Ober=
hein, und die angränzende Länder, werden von
ermüthigen und kühnen Rittern verheeret.
ickingen, Selbiz mit dem einen Fuß, Berli=
ingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in die=
n Gegenden des Kaiſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald
arzu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End
Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl ſein, der
as Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben
llte.

Biſchoff. Beſonders iſt dieſer Letztere ſeit
ielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und
moleſtirt mich unſäglich, aber es ſoll nicht lang
mehr währen, hoff ich. Der Kaiſer hält jetzt
ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſre
Maasregeln genommen, es kann uns nicht feh=

len — Herr Dokter, kennt Ihr Adelberten von Weißlingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchoff. Wenn Ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet Ihr Euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein fürtreflicher Mann ſein, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchoff. Das wiſſen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenſter.)

Biſchoff. Was giebt's?

Ein Bedienter. Eben reit Färber Weißlingens Knecht zum Schloßthor herein.

Biſchoff. Seht was er bringt, er wird ihn melden. (Liebetraut geht. Sie ſtehn auf und trinken noch eins.)

Liebetraut kommt zurük.

Biſchoff. Was vor Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt ſie Euch ein ndrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drei nechte bei Haßlach weggenommen. Einer iſt ntronnen Euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchoff. Ich will den Knecht ſehn, bringt n herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. ringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt (ſezt ſich.) Noch einen Schluck. (Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht ne kleine Promenade in den Garten zu machen? Poſt Cœnam ſtabis ſeu paſſus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sizen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch ein Schlagluß.

Abt hebt ſich auf.

Liebetraut (vor ſich.) Wann ich ihn nur drauſſen hab, will ich ihm vor's Exercitium ſorgen.

(Gehn ab.)

Jarthauſſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt Ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit Euch glücklich zu ſein, und Euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz Dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte Euch laßt mich. Einen Kuß hab ich Euch zum Gottespfenning erlaubt, Ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen Euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeid zu ſtreng Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſei! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſein wie Ketten ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädgen, wenn ſie liebten, ſeien ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte Euch das?

Maria. Die Aebtißin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehnt Jahr war ich bei ihr, und nur mit Euch empfind ich das Glück das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreſliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie Dir! (er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich Euch verlaſſen ſoll!

Maria. (zieht ihre Hand zurück) Ein bißgen. eng hoff ich, denn ich weiß wie's mir ſein wird. Aber Ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte und ich will. Denn ich fühle, welche Seeligkeiten ich mir durch dieſes Opfer erwerbe. Geſegnet ſei Dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen.

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und Dich. Lebt wohl! ſagt er bei'm Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit, nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben. Du könnteſt gleich die Meinige ſein.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht Maria, ich muß ſonſt fürchten Du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büſe verdient, und ſchwindet nicht alle Entſagung gegen den Himmel von Ausſichten. Ganz der Deine zu ſein, nur in Dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genieſſen die ſo zwei Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beifall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeeligkeit. Ich habe viel gehofft und gewünſcht,

das

das wiederfährt mir über alles Hoſſen und Wünſchen.

Götz (kommt.)

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden, der Biſchoff will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kaiſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem ſei wie ihm wolle, Adelbert, Ihr ſeid frei, ich verlange weiter nichts als Eure Hand, daß Ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich Eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſein. Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen. (Er nimmt Mariens Hand.) Und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich ja für Euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit Euch.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile diesmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn Weislingen! Gebt Euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! Mein Freund und Bruder! Ich danke Dir Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei Adelbert! Was fehlt Dir? Ich — bin ganz glüklich; was ich nur träumend hofte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb Dir meine rechte eiſerne Hand, und Du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen gieng wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie Du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Du ſollſt mir ezo fort, Dein Schloß und Deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof at Dich beides verſäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den ang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten egend.

Götz. Das dürſt Ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt en Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von Eurem Schloß gekrönt wird, dann iegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem elſen Eures Schloſſes hin. Die Fenſter des oßen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, ne Ausſicht viel Stunden weit.

Eli-

Eliſabeth (kommt.)

Eliſabeth. Was ſchafft Ihr?

Götz. Du ſollſt Deine Hand auch darzu geben, und ſagen: Gott ſegne Euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget Ihr Euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da Ihr um ſie warbt. Und dann! Möget Ihr ſo glücklich ſein, als Ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück, als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe, denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was Ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. Franken und Schwaben! Ihr ſeid nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten! (Die drei ab.)

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seeligkeit bereiten. Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhieng, die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beifall umher. Götz, theurer Götz haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und Maria du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will all die ſchändliche Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Gröſe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht um etwas zu ſein.

Franz *(tritt auf.)*

Franz. Gott grüs Euch geſtrenger Herr! Ich bring Euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde entbieten Euch ein tauſendfaches: Gott grüs Euch.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bei Hof und überall, daß nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lang dauren.

Franz. So lang Ihr lebt! und nach Eurem Tod wird's heller blinken, als die meſſingene Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich Euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchoff?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit der geſchäftigſten Geſchwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt

es

es zwar ſchon, denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bottſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob Ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, on der äuſerſten Haarſpitze bis zum Nagel des leinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Verſchlä- gen?

Franz. Er wollte gleich alles heraus geben, en Knaben und noch Geld darauf, nur Euch zu freien. Da er aber hörte, Ihr ſolltet ohne das kommen, und nur Euer Wort das Equivalent gen den Buben ſein; da wollte er abſolut den lichingen vertagt haben. Er ſagte mir hun- ert Sachen an Euch, ich hab ſie vergeſſen. Es ar eine lange Predigt über die Worte: Ich kann isling nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müſſen!

Franz. Wie meint Ihr? Er ſagte: mach ihn len, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht an Hof?

Franz. Nicht an Hof? Herr! Wie kommt Euch das? Wenn Ihr wüſtet was ich weis. Wenn Ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird Dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich auſſer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn Ihr ſie ſeht, und nicht auſſer Euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben als wenn Ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug

ſie

ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſein. Das Letztemal daß ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmliſchen Erſcheinungen ſein mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchoff Abſchied nahm, ſaß ſie bei ihm. Sie ſpielten Schach, Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir viel vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem groſſen Streich nachſänne. Ein feiner laurender Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſein mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du biſt gar drüber zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter weis! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund warf der Biſchof einen Bauren herunter, ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder,

und

ich weis nicht wie ich zur Thüre hinaus ge=
nen bin.

Veislingen. Iſt ihr Mann bei Hofe?

ranz. Sie iſt ſchon vier Monath Wittwe.
ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg
Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen
ht, iſt's als wenn man in der Frühlings=
e ſtünde.

veislingen. Es würde eine ſchwächere Wür=
auf mich machen.

ranz. Ich höre, Ihr ſeid ſo gut als ver=
thet.

Veislingen. Wollte ich wär's. Meine ſanf=
larie wird das Glük meines Lebens machen.
ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Au=
Und weis wie ein Engel des Himmels, ge=
aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz
Ruhe und Glückſeligkeit Pack zuſammen!
dann áuf mein Schloß! Ich will Bamberg
ſehen, und wenn Sankt Veit in Perſon
r begehrte. (Geht ab.)

anz. Da ſei Gott für, wollen das beſte

hof=

hoffen. Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melankolie. — Aber um dich Adelheid iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheid oder völlig raſend gaffen.

Zweiter Akt.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof, Adelheid (ſpielen Schach,)
Liebetraut (mit einer Zitter,)
Hofdamen, Hofleute (um ihn herum am Camin.)

Liebetraut (ſpielt und ſingt.)

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen
Mit Fackel im Brand,
Wollt mutilich kriegen
Und männiglich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! an!
Die Waffen erklirrten
Die Flügelein ſchwirrten

Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo blos.
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popeio!

Adelheid. Ihr ſeid nicht bei Eurem Spiel. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet Ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein groſſer Herr wär, und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte te lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen, lieber wollt ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern und andern Beſtien das Ewige: Schach dem König!

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſei für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter zu thätig ein Gelehrter, zu un-

unlenkſam ein Weltmann zu ſein, erfand das Spiel in uſum Delphini, das ſo homogen mit ſeiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen Liebetraut.

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seit dem die Verdienſte unſerer Verfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unſrer Zimmer und unſres Charakters zu tappezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchof. Er will nicht kommen, ſagtet Ihr!

Adelheid. Ich bitt Euch ſchlagt's Euch aus dem Sinn.

Biſchof. Was das ſein mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunter beten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht kuriren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commiſſion!

Biſchof. Sie ſoll unumſchränkt ſein. Spare nichts wenn Du ihn zurück bringſt.

Liebetraut. Darf ich Euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt Ihr mich ſo wenig, oder ſeid Ihr ſo iung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton Ihr mit Weiſlingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchof. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt Euch Knechte, und ſchaft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Simpathie als ich.

Biſchof.

Biſchof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Genaden.

Biſchof. Reißt wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Biſchof. Wenn er einmal hier iſt, verlaß ich mich auf Euch.

Adelheid. Wollt Ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Biſchof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchof. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt Euch verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jaxthauſſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird Euch loben, daß Ihr denen von Nürnberg Vehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen Euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht, daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von ieher zuſammen.

Götz. Sie haben's Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Höll' heiß machen.

Götz. Ich zählte auf Euch. Wollte Gott

der

der Burgemeiſter von Nürnberg mit der guldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Wiz verwundern.

Selbiz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf Eurer Seit. Tritt er zu uns?

Göz. Noch nicht, es hat ſeine Urſachen warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbiz. Wann ziehen wir aus?

Göz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbiz. Will's Gott.

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! Sagſt Du. Ich glaub's kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd ich ſagen: ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchoff in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn wie er zum Schloß herein reiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeichlen und Dreben bracht er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er Dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, (deutet auf Maximilians Portrait,) als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche braune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht war ſo intereſſant.

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehn.

Fräulein. Das wär ein Herr für Euch.

Adelheid. Närrin.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt)

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von Deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt Ihr ſchon

man

manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwazt.

Liebetraut. Nicht doch gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollen Sie ſagen; denn wenn's ja geſchah, ſchwäzt ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt Ihr's gemacht ihn herzubringen.

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; ſoll ich Euch meine Kunſtſtückgen noch dazu lernen. — Erſt that ich, als wüßt ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt ihn dadurch in *Deſavantage* die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einſehn — Und ſo weiter. Dann redet' ich von Bamberg und gieng ſehr in's Detail, erweckte gewiſſe alte Ideen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpft ich würklich eine Menge Fädger wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz gieng, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drei mächtigen Stricken, Weiber-Fürſtengunſt und Schmeichelei gedreht, und ſo hab ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet Ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen Eurer Güter Verdrüßlichkeiten, hättet gehofft da er bei'm Kaiſer ſo viel gelte, werd er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchoff wird ihn Euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. (Liebetraut ab.)

Adelheid. Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen, Selbitz, Georg (als Reuters Knecht.)

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwei Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſein ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt Du daß er bundbrüchig werden wird.

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen, man iſt ihm noch ſchuldig, wir wollen das Beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient es, und thäte das Beſte.

Götz. Mir fällt eine Liſt ein, wir wollen Georgen des Bamberger Reuters erbeuteten

Küttel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben. er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt Dein erſter Ritt. Sei fürſichtig Knabe, mir wäre leid wenn Dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßt's nur, mich irrt's nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabbeln, mir iſt's als wenn's Ratten und Mäus wären. (ab.)

Bamberg.

Biſchoff. Weislingen.

Biſchoff. Du willſt Dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchoff. Ich hätte verlangen können Du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte Dich? Konnt ich Dich ohne das nicht befreien? Gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir wenn Ihr könnt.

Biſchoff. Ich begreif nicht, was nur im geringſten Dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen! Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſre Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchoff. Und doch — wenn ich wieder Dein Angeſicht ſehe, Deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl gnädiger Herr.

Biſchoff. Ich geb Dir meinen Seegen. Sonſt wenn Du giengſt, ſagt ich: auf Wiederſehn. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähn einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchoff. Es hat ſich leider nur ſchon zuviel geändert. Vielleicht ſeh ich Dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand Dir ietzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchoff. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltliche Stände, meine Nachbaren, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich Dich hatte. — Geht Weisling! Ich habe Euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. (Biſchoff ab.)

Franz (tritt auf.)

Franz. Adelheid erwartet Euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie Euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch daß er bleibe. Siehſt Du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein. Glaubt Ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchoff um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt Du?

Fräulein. Was fragt Ihr gnädige Frau. Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreiſſen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeid nicht wohl, gnädge Frau?

Adelheid. Das kann Euch einerlei ſein. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt Ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme Euch wie Ihr Euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeid Ihr Camäleon.

Weislingen. Wenn Ihr mein Herz ſehen könntet.

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet Euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Portraits ausgeſtorbner Familien. Ich bitt Euch Weislingen, bedenkt Ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten wenn ſie Masken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet Eure Handlungen [illegible]ht, und redet das Gegentheil, was ſoll man [illegible] Euch halten?

Weisling[illegible] Was Ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit [illegible] was ich bin, daß mir wenig bang iſt fü[illegible] man mich nehmen mag.

Adelhei[illegible] Ihr kommt um Abſchied zu nehmen?

Weislingen. Erlaubt mir Eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht. Ich bin beſchwerlich gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falſch aus; ich wollte Euch fort helfen. Denn Ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädgen die den Teuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bei meinem Eid, Ihr verſtellt Euch! Was habt Ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch Eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſein kann, als ein ungerechter gezwungner Eid. Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers, Du Weislingen mit Deiner ſanften Seele.

Weislingen. Wenn Ihr ihn kenntet.

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe Dir Weislingen. Geh und bilde dir ein Geſelle von ihm zu ſein. Geh! und laß Dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber Du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er Dich wegreiſſen, wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da Du Herr von Fürſten ſein könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit Dir Deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt Du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt Du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit, und was hätteſt Du verlohren wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſein ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von Euer'm Feind —

Adelheid. Ich redete für Eure Freiheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen!

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das Euer letzter Blick ſein!

Adelheid. Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt Du unſer Feind ſein, und wir wir ſollen Dir lächeln. Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe Euch:

Franz

Franz (kommt.)

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchoff läßt Euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet Euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe Euch wieder! (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht gerne ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſei Dank. (Franz ab.)

Weislingen. Du bleibſt! Sei auf Deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute wie ich zum Schloſsthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren die mein hier warteten. Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäffte die ich dem Biſchoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alle thun, unbeſchadet Berlichingens und unſrer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen.

(gehn ab.)

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte Euch mit der Wahrheit. Ich that wie Ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, gleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte Dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reutersmann der das vorausdenkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich' im Wirthshaus hört ich erzählen: Weislingen und der Biſchoff ſeien ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche!

Georg. Ich ſah ihn wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bei meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie giengen vorbei, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſein.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe gieng, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein Paar Worte von Euerm Berlichingen. Er ward beſtürzt, ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehn, mich, einen ſchlechten Reutersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als Dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch! ſagt er. Ich bring einen Grus vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — komm morgen früh, ſagt

gt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter
den.

Götz. Kamſt Du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorſaal
hn, lang, lang. Und die ſeidne Buben be-
kten mich von vorn und hinten. Ich dachte
kt ihr — endlich führte man mich hinein,
ſchien böſe, mir war's einerlei. Ich trat zu
n und ſagte meine Commiſſion. Er that feind-
böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit
merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß
r ihn durch einen Reutersjungen zur Rede ſe-
n ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es
e nur zweierlei Leut, brave und Schurken,
ich diente Götzen von Berlichingen. Nun
g er an, ſchwäzte allerlei verkehrtes Zeug,
darauf hinaus gieng: Ihr hättet ihn über-
, er ſei Euch keine Pflicht ſchuldig, und wollte
ts mit Euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte
r —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd ich Dir's beibringen.

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein darzu verlieren, als ſo ein Hundsfutt ſein.

(ab)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden, reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit Euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seid Ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl als Euren Umgang. Ich wollte Ihr wärt wo Ihr hin wolltet, und wir hätten Euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an, dann gleich einer unbeſtändigen Henne verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der beſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weis verlieren achten. Aber laßt mich Euch was von Mannsuten erzählen. Was ſeid denn Ihr, um von ankelmuth zu ſprechen? Ihr die Ihr ſelten id was Ihr ſein wollt, niemals was Ihr ſein lltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel bendet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, ne Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, n dem Saum Eures Kleids, den Eure Abſätze rächtlich zurück ſtoſen!

Weislingen. Ihr ſeid bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von Eurem eſang. Eh ich Euch kannte Weislingen, ieng mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf undertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte uch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinairer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an Euch.

Weislingen. Es ſchien ſo.

Adelheid. Und war. Denn würklich Ihr übertraft Euren Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht daß ich über die Leute nicht denken mag die mich intreſſiren; ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an Euch vermißte. Endlich giengen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des aktiven Manns der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert groſſen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den

den ſeh ich auf einmal, iammernd wie einen kranken Poeten, melankoliſch wie ein geſundes Mädgen, und mäßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ichs Eurem Unfall zu, der Euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte Euch ſo gut ich konnte. Izt, da es von Tag zu Tag ſchlimmer mit Euch zu werden ſcheint, müßt Ihr mir verzeihen, wenn ich Euch meine Gunſt entreiſſe; Ihr beſizt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf lebenslang, der ſie Euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht bis alle Hofnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch. Ihr ſeid ſo mißmuthig, wie einer dem ſein erſtes Mädgen untreu wird, und eben darum geb ich Euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt Du meiner heiſſen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! Deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt Du den hundertſten Theil ahnden von dem was die Zeit her in mir arbeitet, Du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bei mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der Du den lieben kannſt, den Du beneideſt! Das iſt als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wider Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch Adelheid ſind wir nicht ſo träg als Du meinſt. Unſere Reuter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoſſentlich unſere Proiekte zur Reiſe bringen.

Adel-

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hofnung mitnehmen könnte! (Er küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh Weislingen und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchofs, der Deinige, der Meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wär es auch nur der Politik wollen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die Deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammen halten wie unſere Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſrer Geſinnung, der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig daß er uns wieder beiſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſein Deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Küſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unſrer aller herzuſtellen. Und dann? —

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und bei'm Schickſaal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauern Hochzeit.

Muſik und Tanz drauſſen.

Der Braut Vater, Götz, Selbitz am Tiſche.

Bräutigam tritt zu ihnen.

Götz. Das geſcheidſte war, daß Ihr Euern Zwiſt ſo glücklich und frölich durch eine Heirath endigt.

Braut.

Braut Vater. Beſſer als ich mir's hätte traumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich in Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott Ihr hättet Euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt Ihr prozeßirt?

Braut Vater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorne anfangen. Das iſt ein Gezerre Ihr glaubt's nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt, und was hat man darnach. Der Teufel hohl den Aſſeſſor Sapupi 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweimal war ich dort.

Braut Vater. Und ich dreimal. Und ſeht Ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab als er, und er ſo viel als ich. und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz. (trinkt.) Gut Vernehmen künftig.

Braut Vater. Geb's Gott. Geh aber wie's will, prozeſſiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt. Jeden Reverenz den Euch ein Prokurator macht, müßt Ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ia iährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Braut Vater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöner Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meint Ihr?

Braut Vater. Ach, da macht alles hohle Pfötgen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm. hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Braut Vater. Wer anders als der Sapupi.

Götz.

Götz. Das iſt ſchändlich.

Braut Vater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das fürtreflich iſt, im groſſen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen. Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah daß mir 's Waſſer an die Seele gieng, da warf er mir zwei davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Braut Vater. Wie ſtellſt Du Dich! Freilich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch fünfzehn Goldgülden abgenommen.

Braut Vater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Braut Vater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt Ihr nicht ungerügt laſſen.

Braut Vater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht Euch auf nach Speier, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und Euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt Ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's Euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Braut Vater. Wie meinſt Du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg (kommt.)

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, pakken wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Treflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüs Euch. Helf uns allen zum unſrigen.

Bauer. Großen Dank, Ihr wollen nicht zum Nacht Ims bleiben?

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Akt.

Augsburg.
Ein Garten.

Zwei Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kaiſer vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweiter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweiter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fusfall thun, und ich will reden.

Zweiter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrüßlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig Weislingen, und wenn ich auf mein vergangnes Leben zurück ſehe, möcht ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füſſen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeid Ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Maieſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſerer Dreiſig, die von der Frankfurter Meß kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt, wir bitten Eure Kaiſerliche Maieſtät um Hülfe, um Beiſtand, ſonſt

ſonſt ſind wir alle verdorbne Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat eine Hand, der andre nur ein Bein, wenn ſie denn erſt zwo Hände hätten, und zwei Beine, was wolltet Ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſre bedrängte Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anders betrift, ſo kann Euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(ab.)

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hidra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwerdt, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt Ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thulicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edlen und Freien die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbiz — Berlichingen auf die Seite geſchaft, das übrige würde bald von ſich ſelbſten zerfallen. Denn ſie ſind's deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kaiſer. Ich mögte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßt ich ſie unter meiner Armee haben.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen daß ſie von ieher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es höchſt gefährlich ihre aufrühriſche Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kaiſerliche Mild und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchen, und ihr Anhang der ſein Vertrauen und Hofnung darauf ſetzt, wird nicht eher zu bändigen ſein, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und alle Ausſichten auf die Zukunft ihnen abgeſchnitten haben.

Kaiſer. Ihr rathet alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreifft, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, und die gefährlichſte Folgen zu fürchten ſind.

Kaiſer. Jetzt wäre eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt ich nicht daß ihnen was zu leid geſchehe. Gefangen mögt ich ſie haben, und dann müßten ſie Urphede ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächſten Seßion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beiſtimmender Zuruf wird Eurer Maieſtät das Ende der Rede erſparen.

(ab.)

Jarthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme Eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich Ihr wärt eher kommen. Ich muß Euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn los gelaſſen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirret herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl Euch daß Ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädgen, und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu Singen machen.

Götz. Wie! Entſchlieſſet Ihr Euch eine Verlaßne zu heurathen?

Sickingen. Es macht Euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſein. Soll darum das arme Mädgen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann den ſie kannte ein Nichtswürdiger war? Nein doch, ich bleibe darauf.

ſie

ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage Euch ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt Du mir nicht zu daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laßt uns zu ihr. (ab.)

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn, und unſre Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſne Order ihn in die Enge zu treiben, und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen.

Erſter Officier. Freilich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Lebenlang nichts zu leid gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und

Reich zu gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweiter Officier. Es wäre eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal bei'n Lippen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte Euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweiter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweiter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeid der Gegend unkundig.

Zweiter Officier. Ich habe einen Knecht der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (ab.)

Jarthauſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füſſe an, ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weisfich. Gott ſei Dank daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durcheinander, deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädgen die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Göz (kommt.)

Sickingen. Was bringt Ihr Schwager?

Göz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Göz. Da leſt den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat Exekution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel, und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein Sickingen Ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn Ihr zu ſo ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet Ihr weit mehr nutzen, wenn Ihr neutral zu ſein ſcheint. Der Kaiſer liebt Euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden, dann braucht Euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide ſtürzen könnte. Denn was wär's, iezo geht der Zug gegen mich, erfahren ſie Du biſt bei mir, ſo ſchikken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär ſchon iezt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reuter zu Euch ſtoßen laſſen.

Univ. Bibl.

Götz.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufgen ſein dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehn haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig ſein.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schaafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben.

Götz. Sorg Du. Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen, da legt er mir einen Zettel aus der Canzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht was mir begeg-

begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu Bruder! Ich will gleich fort und Dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann;

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beiſammen. Ich wollte daß Du ihr Wort hätteſt, ehe Du giengſt. Dann ſchick mir die Reuter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſein.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beide Exekutionen ſchon aufgebrochen?

Franz.

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen Eure Feinde zu ziehn. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu Euch gehe. Auch will ich itzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er Eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — Deine Lippen ſind warm.

Franz. (vor ſich auf die Bruſt deutend.) Hier iſt's noch wärmer! (laut) gnädige Frau, Eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Baron von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab Euch ja geſehn. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adel-

Adelheid. Ich kenne Deine Treu.

Franz. Ach gnäd'ge Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, gieb Dich zur Ruh, und nimm was zu Dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. (ab.)

Adelheid. Die Trähnen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (ab.)

Jarthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit Euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe (kommt.)

Götz. Gott grüs Euch. Was bringt Ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch les was es iſt biet ich Euch an.

Götz. Ihr ſeid mir willkommen, doppelt will- mmen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, ich nicht hofte neue Freunde zu gewinnen, elmehr den Verluſt der Alten ſtündlich fürchte- . Gebt mir Euren Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke Euch Franz, daß Ihr mich t einem braven Mann bekannt gemacht habt.

Lerſe. Ich machte Euch ſchon einmal mit r bekannt, aber damals danktet Ihr mir nicht für.

Götz. Ich erinnre mich Eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt Ihr noch, e Ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schot- n feind wart, und nach Haßfurth auf die Faß- cht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt Ihr wie Ihr unterweges bei einem Dorf fünf und zwanzig Reutern entgegen kamt.

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſerer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bei mir vorbei ziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn Euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahen Ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es

wäre

wäre mein und meines kleinen Häuſgens übel gewart geweſen.

Lerſe. Der Knecht wovon Ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte den ich geſehn habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt Ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich daß Ihr mit mir zufrieden ſein werdet, ich hab mein Probſtück an Euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt Du's. O willkommen willkommen. Kannſt du ſagen Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß Ihr nicht eh auf mich gefallen ſeid.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien ich als Reuters Knecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf Euch ſtießen freut ich mich. Ich kannte Euren Namen, und da lernt ich Euch kennen. Ihr wißt ich hielt nicht Stand, Ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt Euch kennen, und von Stund an beſchloß ich Euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt Ihr bei mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, Ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu ſchaffen machte.

Georg (kommt.)

Georg. Hans von Selbitz läßt Euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel Euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm Lerſe wir wollen ſie zuſammenſchmeiſſen, wenn Selbitz kommt daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde!

(ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwei Reichsknechte (begegnen einander.)

Erſter Knecht. Was machſt Du hier?

Zweiter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mir's in die

Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweiter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt Du Dich dann hieher?

Zweiter Knecht. Ich bitt Dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt Du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweiter Knecht. So, er thut ſich was zu guts vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweiter Knecht. Wär ich ein Narr. Es ſind noch viele unter'm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt Du! Pferde!

Zweiter Knecht. O Weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweiter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde.)

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken. (ziehn vorbei.)

Erſter Knecht. (Steigt vom Baum.) Da iſt nicht gut ſein. Michel! Er antwortet nicht? Michel ſie ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde überall Feinde.

Götz. Georg. (zu Pferde.)

Götz. Halt Kerl oder Du biſt des Todts.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwerdt! Georg führ ihn zu den andern Gefangnen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen.

(ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferd daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reuter huben ihn auf's Pferd und fort wie beſeſſen.

(ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehn von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſein. Laßt ein funfzig ausrucken bis an die Mühle, wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht Ihr ihn vielleicht. (Ritter ab)

Zweiter Ritter (geführt.)

Hauptmann. Wie geht's iunger Herr! Habt Ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirſch, ſie wären

wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erde 'nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß Ihr noch davon gekommen ſeid.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwei. Wo iſt der Feldſcheer?

(ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt Du zu der Achtserklärung Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt Du!

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag ich Dir, er war um den Kaiſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoſſ's.

Götz. Wir wollen fort! und ſoll die Haaſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus Ihr Herrn. Es ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird das lauft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als ins Lager zurück, ſo werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehn, und das mit Ernſt, ich will ſelbſt dabei ſein und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden, nun iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und

Schliche im Gebürg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie ein Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jarthauſen zu. Mag er wollen oder nicht er muß herbei ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchieren?

Hauptmann. Freilich! Wißt Ihr daß wir ſchon um Hundert geſchmolzen ſind.

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen auftaut, es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne.

(ab.)

Gebürg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reuter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehn.

Götz. Gut. Und Du Franz führe mir die Funfzig rechts durch den Wald hinauf, ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg Du bleibſt um mich. Und wenn Ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht daß wir ihnen die Spitze bieten können.

(ab.)

Haide auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Exekutionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! Den Strohm nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt.

Ritter. Ich wollt nicht daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn als ob er den erſten der ihn anſtoßen mögte umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Haupt-

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt Euch. Ihr ſeid noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen, löſt ihn auf, ſo knickt er ſie Euch einzeln wie Rieth-gras.

Hauptmann. Trompeter blas! Und Ihr blaſt ihn weg.

(ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp.)

Selbitz. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt Euch.

(ab.)

Lerſe (aus dem Wald)

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, Du haſt ſchon Luſt gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen.

(vorbei.)

Getümmel.

Eine Höhe
mit einem Wartthurn.

Selbitz. (verwundet.) Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben Herr, Ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweiter Knecht. Steig auf meine Schultern da kannſt Du die Lücke reichen, und Dir bis zur Oefnung hinaufhelfen.

Erſter Knecht. (ſteigt hinauf.) Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt Du?

Erſter Knecht. Eure Reuter fliehen. Der Höhe zu.

Sel-

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden und ich hätt eine Kugel vor'm Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zurück.

(Knecht ab.)

Selbitz. Sieheſt Du Götzen?

Knecht. Die drei ſchwarze Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weiſer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb Selbitz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt Du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reuter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! ſie fliehen.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahn. — Er hält. Eine handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! **Götz.** Sieg! Sieg!

Götz (ſteigt vom Pferd.) Theuer! Theuer! Du biſt verwundt Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reutern! Wie biſt Du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank ich das Leben und hier Lerſen dank ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinem Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt Du zum Pferd.

Georg. Einem der nach Euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt', und ich half Euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns hereinſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte ſollten von auſſen hineinmähen bis ſich unſre Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur Du kleiner Hauf hieltſt mir den Rücken frei. ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbitz. Der Hauptmann iſt Euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt Ihr Kinder kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, Du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will

Euch

Euch bewirthen meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Straus.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich mögt Euch alle mit eigener Hand umbringen, Ihr Tauſendſakerment. Was fortzulaufen! Er hatte keine handvoll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheiskerle! Vor Einem Mann. Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, Ihr, und Ihr, und Ihr. Wo Ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehn ſollten.

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungens, ich darf Euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reuter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern ſo ziehn ſie mir vor's Schloß. (Die zwei ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären, aber ſo iſt's die Menge.

(ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte Euch lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reuter, Selbizens, Eure, ſind zerſtreut, er iſt allein, Selbiz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seid ruhig ich gehe nicht weg.

Götz.

Götz (kommt.)

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer viertel Stund ein Paar ſein.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt Ihr ietzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt Ihr Eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt Ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem.

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vier hunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthauſen zu, eh er ſich erholt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jaxthauſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſegne Euch, geb Euch glückliche Tage, und behalte die, die er Euch abzieht für Eure Kinder.

Eliſabeth. Und die laß er ſein wie Ihr ſeid; Rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank Euch. Und dank Euch Maria. Ich führte Euch an den Altar, und Ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe.

Maria. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen Euch nicht

Götz. Ihr ſollt Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und Ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg (kommt.)

Georg (heimlich.) Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet es aber. (laut.) Sickingen ich bitte Euch geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt Eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber queer in unſere Unternehmungen treten, iſt unſer Feind im freien Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt.)

Knecht (leiſe.) Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefehr zweihundert. Sie können nicht zwei Stunden mehr von hier ſein.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt Du Lerſen nicht geſehn?

Knecht. Nein Herr.

Götz. Biet allen ſie ſollen ſich bereit halten. — Es muß geſchieden ſein meine Lieben. Weine meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen wo Du Dich freuen wirſt. Es iſt beſſer Du weinſt Deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl Marie. Lebt wohl Bruder.

Maria. Ich kann nicht von Euch Schweſter. Lieber Bruder laß uns. Achteſt Du meinen Mann ſo wenig, daß Du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Götz. Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und Ihr ſollt Euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab Eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth. (zu Sickingen.) Geht ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehn.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſein.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt Deinen edlen Mann, mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, Du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hofte Du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert Euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht beſteigen, bis ich Euch auſſer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter!

(er küßt ſie.)

Sickingen. Fort fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh Euch wieder. Tröſtet Euch. Wir ſehn uns wieder.

(Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht mögt ich ſie halten. Eliſabeth Du bleibſt bei mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod.

(ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er ſo eine Frau.

Georg (kommt.)

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurm geſehen. Die Sonne ging auf und ich ſah ihre Picken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verſammelt's inwendig mit Ballen und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Gedult für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit, ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von auſſen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfütter ſein wollen. (er geht an's Fenſter.) Was ſoll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz. (in ſeinen Bart.) Einen Strick um Deinen Hals. (Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Maieſtät! Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. (Trompeter endet.)

Götz. (antwortet.) Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet Ihr! Bin ich ein Räuber! Sag Deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Maieſtät, hab ich, wie immer ſchuldigen Reſpekt. Er aber, ſag's ihm, er kann mich im Arſch lecken. (ſchmeiſt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du haſt viel Arbeit arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute die Ihr zeither geſpeiſt habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punkt halten, daß ſie Kapitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſre Mauern und knicken unſre Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl, er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum, wo ſich einer zu nahe wagt blaf liegt er.

Knecht.

Knecht. Kohlen gnädige Frau.

Götz. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln ſind all, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſre Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſe (mit einer Kugelform.)

Knecht (mit Kohlen.)

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo Ihr im Haus Blei kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. (hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen

könn=

konnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen mögte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne.)

Georg. Da haſt Du Blei. Wenn Du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr wir haben uns proſtituirt.

Lerſe. (haut davon.) Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen, ich bin nicht bang davor, ein braver Reuter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. (er gießt.) Halt den Löffel (er geht an's Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmusie mit der Büchſe herum, ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. (er lädt.)

Georg. (lehnt den Löffel an.) Laß mich ſehn.

Lerſe. (ſchießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, (ſie gießen.) wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt in die Rinne, ich dankt ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehn, unſer Mittageſſen verdienen.

Götz (kommt.)

Götz. Bleib Lerſe. Ich hab mit Dir zu reden! Dich Georg will ich nicht von der Jagd abhalten.
(Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Götz. Es wird ſein: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtünden, da Ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet. Wir vergraben Geld und Silber, wo ſie's mit keinen Wünſchelruthen finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte.
(bei Tiſch.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's Euch ſchmecken meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau.

(Eliſabeth zuckt die Achſel.)

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. (leiſe.) Noch eine, ich hab ſie für Dich bei Seit geſetzt.

Götz. Nicht doch Liebe! Gib ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich, es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie drauſſen im Schrank!

Götz. Es iſt die Lezte. Und mir iſt's als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. (er ſchenkt ein.) Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe!

Götz. Das ſoll unſer vorleztes Wort ſein, wenn wir ſterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſein. (ſchenkt ein.) Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt, (er tröpfelt das Lezte in ſein Glas.) Was ſoll unſer leztes Wort ſein?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Götz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſre Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frei dienen wie Ihr mir, wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen wie ich ihm dienen mögte.

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es ſcheinen mögte. Hab ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſein! Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren. Die einen edlen freien Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufging, wenn ſie viel ihres Gleichen bei ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt Ihr ſolche Herrn gekannt?

Göz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn die zugegen waren unter freiem Himmel ſpeißten, und das Landvolk all herbei lief ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſchen und Mädels die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergözte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie Ihr.

Göz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können, und Verehrung des Kaiſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb, der koſtbarſte Familien Schaz ſein wird der auf Enkel und Urenkel erbt. Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie ietzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andre verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerdtern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wäre ein Leben Georg! wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte. (Georg ſpringt auf.)

Götz. Wo willſt Du hin?

Georg. Ach ich vergaß daß wir eingeſperrt ſind. — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt

— und

— und unſre Haut davon zu bringen, ſetzen wir die Haut dran!

Götz. Sei gutes Muths.

Lerſe (kommt.)

Lerſe. Freiheit! Freiheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüßige bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehn, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt Ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe. (heimlich.) Habt Ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau geh mit Franzen, er hat was zu ſagen.

(alle ab.)

Schloßhof.

Georg (im Stall, ſingt.)

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!

Da lacht er in den Käfig 'nein
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hḿ! Hḿ!
Und grif hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Da flog das Meislein auf ein Haus
Hḿ! Hḿ!
Und lacht den dummen Buben aus
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!

Götz. Wie ſteht's?

Georg. (führt ſein Pferd heraus.) Sie ſind g ſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt Eure Büchſen. Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!

Hm! Hm!

(ab.)

Saal.

Zwei Knechte (am Rüſtſchrank.)

Erſter Knecht. Ich nehm' die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönre.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß Du fortkommſt.

Zweiter Knecht. Horch!

Erſter Knecht. (ſpringt an's Fenſter.) Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld.

(ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben.

(ab.)

Vierter Akt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einen Sack beſchwur.

Ich

Ich arbeite mich ab und ſuchte mir nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth (kommt.)

Götz. Was für Nachrichten Eliſabeth von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! Der kindlichſten Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lang lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freies edles Herz. Laß ſie gefangen ſein, ſie ſind frei! Gib auf die deputirten Räthe acht, die groſſen goldnen Ketten ſtehn ihnen zu Geſicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammen beiſſen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen hättet Ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehn können. — Im Namen des Kaiſers ihr Wort nicht zu behalten!

Eliſabeth. Entſchlagt Euch dieſer Gedanken. Bedenkt daß Ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeid nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig auf's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammlet, und ſchicken nach Euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werd Euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt Euch.

Götz. Sei auſſer Sorgen.

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann.

Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf Euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammlet, ſie warten hier in der Nähe auf Euern Wink, um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kaiſerliche Majeſtät Eure Bereitwilligkeit ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. (auf die Bruſt deutend)

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt.)

Götz. Gott grüs Euch Ihr Herrn, was wollt Ihr mit mir?

Rath. Zuerſt daß Ihr bedenkt: wo Ihr ſeid? und vor wem?

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn Euch nicht meine Herrn.

Rath. Ihr thut Eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Sezt Euch.

Götz. Da unten hin! Ich kann ſtehn. Das Stülgen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache wenn's gefällig iſt.

Rath.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt es wär von jeher geſchehn.

Rath. Ihr wißt wie Ihr auf Gnad und Ungnad in unſre Hände kamt.

Götz. Was gebt Ihr mir? wenn ich's vergeſſe.

Rath. Wenn ich Euch Beſcheidenheit geben könnte, würd ich Eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn Ihr das könntet! Darzu gehört freilich mehr als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das all protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meintwegen dürft Ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Maieſtätiſchen Gerechtigkeit trat, Euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn eine ſeiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid Euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier Euch Ihro Kaiſerlichen Maieſtät Gnad und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht Euch Eure Uebertretungen, ſpricht Euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches Ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urphede abſchwören werdet, welche Euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Maieſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh Ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht Euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von Euch, wenn Ihr in Noth ſteckt. Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt Ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind Euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß Ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeid, was Ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſre Commiſſion iſt Euch die Urphede vorzulegen. Unterwerft Euch dem Kaiſer, und Ihr werdet einen Weg finden um Eurer Geſellen Leben und Freiheit zu flehn.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leſt.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch dieſen Brief. Daß da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Maieſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt Euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Trett einer auf, und zeug! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur Einen Schritt gethan! Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiſer ſchuldig ſind. Ich müßt ein Schurke ſein wenn ich mich könnte überreden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſne Ordre Euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall Euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daſelbſt könnt Ihr Euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn Ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck dran aufzuhängen! Mir

dann

dann ritterlich Gefängniß zuzuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt Du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich in dem geſudelſten Conterfei verehre, Du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und Dich vor der Welt groß machen, wenn Du in Deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath. (Winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſt's willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht Ihr was unrechtes dran? Kaiſer und Reich hätten unſre Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſei Dank noch

noch eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Göz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Göz. Iſt das die Meinung! Wer kein ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kuriren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehr von der Seite, ſie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den tapferſten unter Euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt Euch.

Göz. Mit dem Schwerdt in der Hand! Wißt Ihr daß es iezt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haaſenjäger durchzuſchlagen, und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will

Euch

Euch lehren wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwerdt weg und bin wie vorher Euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwerdt in der Hand, wollt Ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit Euch und Eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Haus gehn, gute Leute. Vor die Verſäumniß kriegt Ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Gibt Euch Eure Liebe zu Eurem Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiſer Pflaſter giebt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt.)

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweihunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns was iſt das?

Wache (kommt)

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt Euch ſagen: er habe gehört wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſeie, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plündrung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz. — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſrer Bürgerſchaft, Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber konnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun, Deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt Dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er Dich tiefer hinein, indem er ſich zu Deinem Falle geſellt.

Götz (ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr.) Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur all miterſtochen werden.

Ein groſer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reutern beſetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel. Wie kommſt Du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberei. Ich hatte zwei drei Boten ausgeſchickt zu hören wie Dir's ging. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht ich mich auf die Wege. Nun haben wir die Kerls.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffne über den Meineidigen hat. Sie ſitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Ma-

ieſtät

ieſtät keme, darfſt Du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von ieher mit Wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von ieher zu kurz kommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen Deine Knechte aus dem Gefängniß, und Dich zuſamt ihnen auf Deinen Eid nach Deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen nicht aus Deiner Terminei zu gehn, und wirſt immer beſſer ſein als hier.

Götz. Sie werden ſagen: Meine Güter ſein dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe drinn wohnen, bis ſie Dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Aele in der Reuſſe, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei ſein. Ich kenn den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat von ieher gewünſcht Dich unter ſeiner Armee zu haben.

Du wirſt nicht lang auf Deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt Du aufgeriſſen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge vor nichts, wenn Deine Sachen in der Ordnung ſind geh ich an Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpekten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnung des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt Du bald der Schwager eines Churfürſten ſein. Ich hoffte auf Deine Fauſt bei dieſer Unternehmung.

Götz. (beſieht ſeine Hand.) O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tag drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt,

daß

daß ſie aus den Armſchienen gieng, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer als ich war da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu todt freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, Deine Feinde niedergeſtürzt. Götz nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr in Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's iezt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu denen Perücken, ſie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt.

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen.

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwerdt, der hochmüthige jähzornige Mann. Ich haß ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehn war, und ich, nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl

wohl

wohl das Plätzgen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt er: hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten.

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er, hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heiſſen, vor oder nach.

Adelheid. Man mögte ſich zerreiſſen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hofnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich, wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können der Kaiſer werde bald aus der Welt gehn, und Carl ſein treflicher Nachfolger maieſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl! Du haſt eine große Idee von ſeinen Eigenſchaften, faſt ſollte man denken Du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich Weislingen. Kennſt Du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts Dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für Dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen der Euch hofirt.

Adelheid. Aber Ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich Deine Thorheit kuriren?

Weislingen. Wenn Du wollteſt! Du könnteſt Dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sag Mittel und Art. Biſt Du nicht bei Hof? Soll ich Dich laſſen und meine Freunde um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein Weislingen daraus wird nichts. Beruhige Dich, Du weißt wie ich Dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt.

(ab.)

Adelheid. Fängſt Du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß Du ihnen im Weg ſtehn ſollteſt. Carl großer treflicher Menſch, und Kaiſer dereinſt, und ſollt er der einzige ſein unter den Männern den der Titel meines Gemahls nicht ſchmeichelte. Weislingen denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt Du in den Boden, mein Weg geht über Dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief.)

Franz. Hier gnädige Frau.

Adelheid. Gab Dir Carl ihn ſelbſt?

Franz.

Franz. Ja.

Adelheid. Was haſt Du? Du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt Euer Wille daß ich mich todt ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hofnung macht Ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig koſtet's mich ihn glücklich zu machen. Sei gutes Muths Junge. Ich fühle Deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich ſein.

Franz (beklemmt.) Wenn Ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andre Faſer an mir, keinen Sinn als Euch zu lieben und zu thun was Euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient als andre ſich vorgezogen zu ſehn, als Eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehn.

Adel=

Adelheid. Du weißt nicht was Du willſt, noch weniger was Du redſt.

Franz. (mit Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend.) Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißſt Dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh entdecke Deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Narrin Dich für was zu halten das Du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, Ihr wißt daß ich Euch liebe.

Adelheid. Und Du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh verrath mich!

Franz. Ich wollt mir ehe das Herz aus dem Leibe reiſſen. Verzeiht mir gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge. (Sie faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend an den Hals.)

Adelheid. Laß mich.

Franz. (erſtickend in Trähnen an ihrem Hals.) Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. (Sie macht ſich los.) Wanke nicht von Deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll Dir werden.

(ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jarthauſen.

Götz. (an einem Tiſch.)

Eliſabeth.

(bei ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.)

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger, ich wollt ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruh ſei was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch Deine Geſchichte aus die Du angefangen haſt. Gib Deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand Deine Feinde zu beſchämen, verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude Dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müſſiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärgre ich mich über

über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun konnte.

Eliſabeth. (nimmt die Schrift) Sei nicht wunderlich. Da biſt eben an Deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von ieher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt:) „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn, da antwortet ich:„ Nun was antworteteſt Du? ſchreib weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz ich ſo oft meine Haut an andrer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen.

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt Du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freiheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der

Wirth=

Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freude als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten Dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen dem ich mein Wort gebrochen. Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſei Dank worum ich warb iſt mir worden.

Lerſe. Georg. (mit Wildpret.)

Götz. Glück zu brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reutern worden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pan-ſſeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und ine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Land nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt Ihr gnädiger Herr, wie Ihr uns prophezeihet: wenn ſich die Welt umkehrte würden wir Jäger werden. Da wäre wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kraiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehn, und ganz Deutſchland iſt in Angſt es bedeute den Tod des Kaiſers der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſre Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibt's noch ſchrecklichre Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen brennen und morden. Ich fürchte ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es
ind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtan-
en und täglich mehr. Der Sturmwind neulich
at ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf
at man in der Gegend wo der Aufſtand begon-
en zwei feurige Schwerdter kreuzweis in der
uft geſehn.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und
reunden gewiß unſchuldig mit.

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen.

Fünfter Akt.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Geräte,
Flucht.

Alter. Fort, fort, daß wir den Mordhunden entgehn.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel ist, die untergehende Sonne blutroth.

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. (ziehn vorbei.)

Link. Anführer.

Link. Was sich widersetzt niedergestochen Das Dorf ist unser. Daß von Früchten

un

umkommt, nichts zurück bleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel heruntergelaufen.)

Metzler. Wie gehts Euch Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt Du, Du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihm einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hund ſoll ich Euch Bein machen, wie ſie haudern und trenteln die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu Ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilirens und ein Tumultuirens von unſrigen wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anſtarrten, und die Erd und Himmel. Umringt waren ſie ehe ſie ſich's verſahn, und all mit Spießen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuergen geben. Siehſt Du wie die Kerls übereinander purzelten und quickten wie die Fröſch! Es lief mir ſo warm über's Herz wie ein Glas Brandtewein. Da war ein Rixinger, wenn der ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hab ihn die Zeit nicht geſehn, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Huſch! den Spies dem Kerl zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haaſen beym Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem groſen Haufen ziehn.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberiren einen zum Hauptmann, vor dem das Volk all Reſpekt hätt. Denn wir ſind doch nur ihres gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meinen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut gäb auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät, er iſt immer für einen rechtſchafnen Ritter paſſirt. Auf! Auf! wir ziehn nach Heilbronn zu! ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt Du den großen Cometen geſehn?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durchziehn können wir'n recht ſehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertel Stunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwerdt ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt Du die drei Stern geſehn an des Schwerdts Spitz und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfarbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spies, und dazwiſchen wie kleine Schwerdter.

Link. Mir hat's gegrauſt. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen und dazwiſchen die grauſame Geſichter mit rauhen Häuptern und Bärten.

Metzler. Haſt Du die auch geſehn? Und das zitzert alles ſo durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere und arbeitet durcheinander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! Auf!

(ab.)

Feld,

man ſieht in der Ferne zwei Dörfer
brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Anführer, Max Stumpf.
Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich Euer Hauptmann ſein ſoll. Für mich und Euch wär's nichts nüze. Ich bin Pfalzgrafen Diener, wie ſollt ich gegen meinen Herrn führen. Würdet immer wähnen, ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wüßten wohl Du würdeſt Entſchuldigung finden.

Göz. Lerſe. Georg. (kommen.)

Göz. Was wollt Ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſein.

Göz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehn.

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Göz. Und wenn ich ganz frei wäre, und Ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herrn, und ſo fort hauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt Euch behülflich ſein zu Eurem ſchändlichen raſenden Weſen, eher ſollt Ihr mich todtſchlagen wie einen wütigen Hund, als daß ich Euer Haupt würde.

Kohl.

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten den ſie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte Dich Götz. Die Fürſten werden Dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen aller ſein, Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt Du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diſkurſe. Kurz und gut. Götz ſei unſer Hauptmann, oder ſieh zu Deinem Schloß, und Deiner Haut. Und hiermit zwei Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das. Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum ſeid Ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wieder zu erlangen! Was wütet Ihr und ver-

derbt

derbt das Land! Wollt Ihr abſtehn von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, und die wiſſen was ſie wollen, ſo will ich Euch behülflich ſein zu Euren Forderungen, und auf acht Tag Euer Hauptmann ſein.

Wild. Was geſchehen, iſt in der erſten Hitz geſchehen, und braucht's Deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein viertel Jahr wenigſtens mußt Du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt Ihr beide zufrieden ſein.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. Und gelobt mir den Vertrag den Ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Haufen zu ſenden, bei Strafe ihm ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja. Soll geſchehn.

Götz. So verbind ich mich Euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was Du thuſt, ſchon unſern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl.

Kohl. (leiſe.) Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede auſſer Euer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Geh zu meiner Frau. Steh ihr bei. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben.

(Götz. Stumpf. Georg. Lerſe. Einige Bauern ab.)

Metzler. Link. (kommen)

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag! Was ſoll der Vertrag!

Link. Es iſt ſchändlich ſo einen Vertrag einzugehn.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als Ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen, ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! Das hat Euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm Wild, er iſt wie ein Vieh. (ab)

Metzler. Geht nur! Wird Euch kein Haufen zuſiehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reuter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit Euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehn unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beiſammen ſein. Keiner kann's nicht, man ſagt: es ſei Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es Dir auf Deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie ſoll von Hof auf mein Schloß. Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehn, wie Ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr ſie ſoll wollen. (zum Boten.) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehn. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet Euch gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam grauſam.

Lerſe. Er wird zurück kehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft vor der mir ietzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann. —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter Sie drohten ihn zu ermorden, und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wieder kommen wird. Ich ſeh ihn finſter finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein, er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab Euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feierlich zugeſagt keine Thathandlung mehr zu unternehmen, wie die bei Weinsberg. Hört ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie. Müßten nicht Fürſten und Herrn ihm Dank wiſſen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerei Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen.

Eliſabeth. Du biſt ein liebvoller Advokat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn Ihr nicht meiner Hülf bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte!

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen.

(ab.)

Bei einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, mich nicht. Geſchwind Georg.

(Georg ab.)

Götz. Wollt, ich wäre tauſend Meilen davon, und läg im tiefſten Thurn der in der Türkei ſteht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüs Euch ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank Euch. Was bringt Ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme Euch zu ſagen daß Euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von Euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen Euch aus dem Weg zu räumen. Mäſſigt Euch oder ſeht zu entwiſchen und Gott gleit Euch.

(ab)

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen Götz und ſo zu enden! Es ſei drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweiter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter

ter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen.)

Link. Auf Herr Hauptmann auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn Ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man Euch weiſen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſre Haut und Eure. Auf! Auf!

Götz. (zu Metzler.) Drohſt Du mir, Du Nichtswürdiger? Glaubſt Du daß Du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an Deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Namen nennen und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit Dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz. (haut ihm über den Kopf daß er ſtürzt. Die andern treten darzwiſchen.

Kohl. Ihr ſeid raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und Ihr hadert.

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reuter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehn. Laßt Euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen hör ich. Wendet Fleiß zu daß Ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die unſrigen. (die Reuter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freier athmen thöriges Herz.

(ab.)

Nacht,

im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter (am Feuer.)

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt.)

Knab. Ein Hamſter Mutter. Da! Zwei Feldmäus.

Mutter. Will ſie Dir abziehn und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellgen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn Dein Vater kommt, wird naß ſein durch und durch.

Andre Zigeunerin (ein Kind auf dem Rücken.)

Erſte Zigeunerinn. Haſt Du brav geheiſchen?

Zweite Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum daß man ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwei Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drei Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört Ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweiter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger iauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ia des Teufels ſein Gepäck.

Haupt.

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht, die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweite Zigeunerinn. Was haſt Du Wolf?

Wolf. Einen Haaſen, da, und einen Hahn. Ein Bratſpies. Ein Bündel Leinwand. Drei Kochlöffel und ein Pferdzaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch ein Pferd! Geht, ſeht was iſt.

Götz. (zu Pferd.)

Götz. Gott ſei Dank dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede daß Du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von Euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helft ihm. Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf. (leiſe.) Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seid willkommen. Alles iſt Euer was wir haben.

Götz. Dank Euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz. (legt den Harniſch ab.)

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter (verbindt ihn.)

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb Euch zu haben.

Götz.

Götz. Kennt Ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte Euch nicht kennen. Götz unſer Leben und Blut laſſen wir vor Euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu Euch kommen. Auf Schricks! Biete den andern. Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchieſſen ſie nieder ehe ſie uns gewahr werden. (ab)

Götz. (allein.) O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (man hört ſcharf ſchieſſen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerin.

Zigeunerin. Rettet Euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerin. Hierbei.

Götz. (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch.) Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht.

(ab.)

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den unſrigen. (Flucht.)

Wolf. Fort fort! Alles verlohren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. (mit einem Brief.)

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohn. — Wir wollen dir vorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (es klopft) Wer draus?

Franz. (leiſe.)

Franz. Macht mir auf gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. (ſie läßt ihn ein.)

Franz. (fällt ihr um den Hals.) Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn Dich iemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles alles.

Adelheid. Was willſt Du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, Euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig als Du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts gnädige Frau.

Adelheid. Betrogner thöriger Junge, Du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freiheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Wirſt Du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reiſſen, wird mich in ein Kloſter verſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt Du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid. (die weinend ihn umhalſt) Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth. Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchgen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frei ſein.

Adelheid. Frei! Wenn Du nicht mehr zitternd auf Deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. Nicht mehr ich ängſtlich zu Dir ſage, brich auf Franz der Morgen kommt.

Heil-

Heilbronn

vorm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von Euch gnä- ige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſei Dank. Lerſe, wir ſind n entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun ie mir alles ahndete, gefangen, als Meuter Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen.

Lerſe. Ich weis alles.

Eliſabeth. Nichts nichts weiſt Du, der Jam- er iſt zu gros! Sein Alter, ſeine Wunden, ein hleichend Fieber, und mehr als alles das, die inſterniß ſeiner Seelen, daß es ſo mit ihm en- en ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Com- iſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen!

Lerſe. Man hat mit unerhörten Exekutionen erfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt zu

hun-

hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott ein Stral von Hofnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt. Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht be-

begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwerdt und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und gieng hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Er ſetzt ſich.) — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau. — Ein kalter kalter verzehrender Schweis lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Geſicht. Könnt ich ſchlafen. Ach —

Maria. (tritt auf.)

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich ſeeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von Dir zu erflehen, er iſt unſchuldig ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still Marie. Du Engel des Himmels bringſt die Quaalen der Hölle mit Dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen es iſt entſetzlich daß ich Dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig, daß ich jammern muß Dich von dem abſcheulichſten Mord zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und Du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, Dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängniß. Seine ſchwere Wunden, ſein Alter. Und wenn Du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Er zieht die Schelle.)

Franz (in äuſſerſter Bewegung.)

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort Franz!

Franz. (bringt ſie.)

Weislingen. (reißt ein Packet auf und zeigt Marie
n Papier.) Hier iſt Deines Bruders Todes-
theil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's. Er lebt.
ber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört
abe! Weine nicht ſo Franz! Guter Junge
Dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.)

Maria. (vor ſich.) Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz ſteh auf und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz. (auſſer ſich.) Gift! Gift. Von Eurem Weibe. Ich. Ich. (Er rennt davon.)

Weislingen. Marie geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.)

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria. (inwendig.) Hülfe! Hülfe!

Weislingen. (will aufſtehn.) Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt.) Er iſt hin. Zum Saalfenter hinaus, ſtürzt er wütend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl, Dein Bruder iſt auſſer Gefahr. Die andre Commiſſion, Sekendorf beſonders ſind ſeine Freunde. Ritterich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl Marie und geh.

Maria. Ich will bei Dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm. Du biſt ein furchtbarer Rächer Gott! Mein Weib.

Maria. Entſchlage Dich dieſer Gedanken. Kehr Dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. Entſetzlich! Auch Deine Gegenwart Marie der letzte Troſt iſt Qual.

Maria. (vor ſich.) Stärke mich Gott, meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe. Mein Franz verführt durch die

Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er iſt todt. Und Du Marie. Marie warum biſt Du gekommen? daß Du iede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt. Verlaß mich! Verlaß mich! Daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk ich ſei Deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe Dir Gott ſo alles, wie ich Dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe bete für mich, bete für mich. Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich Deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods ſind die Quaalen der Hölle.

Maria. Erbarmer erbarme Dich ſeiner. Nur einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hofnung, Lebenshofnung in den Tod hinüber bringe.

In einem finſtern engen Gewölb.

Die Richter des heimlichen Gerichts. Alle vermummt.

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwerdt unſträflich zu ſein, zu richten im Verborgnen, zu ſtrafen im Verborgnen Gott gleich. Sind Eure Herzen rein und Eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter. Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer beginne das Gericht.

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Des Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwerdt, der klage bei Strang und Schwerdt! klage! klage!

Kläger. (tritt vor.) Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt Du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwerdt Adelheiden von Weiſlingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt Du zu dem Gott der Wahrheit, daß Du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würd es falſch befunden, beutſt Du Deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt Euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Tods. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt Eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer tritt auf.

Rächer. (tritt vor.)

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwerdt. Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo Du ſie findeſt nieder mit ihr in Staub. Richter die Ihr richtet im Verborgnen und ſtrafet im Verborgnen Gott gleich, bewahrt Euer Herz für Miſſethat und Eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben gnug geraſtet. Wir wollen fort Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe ich habe keine Ruh bis ich meinen Bruder geſehn habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie Ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte Dich lieber Mann rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in Dir ſelbſt. Komm laß uns

nach

nach Deinen Wunden ſehn, ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn ich Dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt Du den Götz? Der iſt lang hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf was iſt an dem? — Was hört Ihr von Georgen? Iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja Lieber! Richtet Euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jezt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte ſie ſollte ſein wie mein Leben. Sein Will geſchehe.

Eliſabeth. Willt Du nicht was eſſen?

Götz.

Götz. Nichts meine Frau. Sieh wie die Sonne drauſſen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn Du den Wächter bereden könnteſt mich in ſein klein Gärtgen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtgen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein, und ſieh wie's ſteht.

(Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt Euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria was bringſt Du?

Maria.

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſei eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete er würde Deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten all das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit, er ſtarb einen Reutersdodt.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott. Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel. Wie frei! Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hoft. Lebt wohl meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach Deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß Du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt.

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Seegen nicht. — An unſerm Hochzeittag Eliſabeth ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen

len tapfern Söhnen, quell aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerſe Dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Tods mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den Eurigen, jetzt hältſt Du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz — Du haſt Dich ſelbſt überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein er wurde bei Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Götz. Gott ſei Dank. — er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe Dich in einer verderbten Welt. Lerſe verlaß ſie nicht. — Schließt Eure Herzen ſorgfältiger als Eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Nichts-

wür-

würdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria gebe Dir Gott Deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen als er hoch geſtiegen iſt. Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft. — Freiheit! Freiheit!

(er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben droben bei Dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert das Dich von ſich ſtieß.

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft die Dich verkennt.

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.

Carlos, deſſen Freund.

von Beaumarchais.

Sophie Guilbert, geborne von Beaumarchais.

Guilbert, ihr Mann.

Buenko.

Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter

Erſter Akt.

Clavigos Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend.)

Das Blatt wird eine gute Würkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt Du nicht, daß meine Wochenſchrift ietzo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Stil verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerlei Eindrücke anzunehmen, und ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Stil bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn Du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damals Deine Schrift weit beſſer, als Du ſie noch zu Mariens Füſſen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntre Geſchöpf auf Dich Einfluß hatte, ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühendres Anſehn.

Clavi-

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei ſind. Ich geſteh' Dir gern, ich ſchrieb damals mit ofnerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publikum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt, und warſt Du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen?

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einförmig. Nur dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß Du Dich nach einem neuen Plan umſähſt, es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, da gilt's kein Feiern. Hab ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Erſten des Königreichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos! das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! hinauf! Und da koſtet's Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narr, das iſt Deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie gar nichts. Auch ſag ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, röſte mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeitlang herum, und kaum ſind ſie ein bisgen warm bei einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heurathsgedanken und Heurathsvorſchlägen, die ich fürchte wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo!

Clavigo. Ich kann die Erinnrung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie Du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heurathen heurathen iuſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll, ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man doch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß Du ſie liebteſt, das war natürlich, daß Du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn Du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerei geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füſſen ſas, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſein ſollte, daß ich der Ihrige ſein wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſein, wenn Du ein gemachter Mann biſt, wenn Du Dich zu dem erwünſchten Ziele aufgeſchwungen haſt, daß Du alsdann, um all Dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, Dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heurath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! Glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt, warum ſollten unſre Leidenſchaften bleiben. Sei Du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich Dir rathen ſoll, da iſt die iunge Wittwe gegen über —

Cla-

Clavigo. Du weiſt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge, ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stand, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute!

Clavigo. Laß das gut ſein, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſein muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Wahl das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich vor uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange, ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt. (er ſchellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerei.

Carlos. Sieht man Euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt Ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut ſein. Wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen.

(ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais. Don Buenko.

Buenko. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich ſagt's ihr geſtern Abend. Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt. Es ſind zwei Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie. (aufſtehend.) Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehn, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnre mich ſeiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen, er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreizehn Jahren, als uns unſer Vater hieher ſchickte.

Marie. Eine edle groſſe Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. Wenn Du ſchuldig biſt, ſchreibt er, ſo erwarte keine Vergebung; über Dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt Du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther! — Ich zittre! Er wird kommen. Ich zittre nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müßt, mei-

ne

ne Freunde — Ich weis nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt Dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſein! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich häbe keine Trähnen mehr! Und warum Trähnen? Es iſt mir nur leid, daß ich Euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — Was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen? an einem Mädgen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben ausquält?

Buenko. Um Gotteswillen Mamſell.

Marie. Ob's ihm wohl einerlei iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt er mich! daß die Arme,

der

der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſein.

Sophie. Wenn ich Dich ihn könnte verachten lernen, den Nichtswürdigen! den Haſſenswürdigen!

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich haſſe! — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der ſpaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegnet hatten, ſein Anblick würkte volle warme Liebe auf mich! und wie ich wieder zu Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen und grif nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenko, alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädgen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füſſen ſeiner neuen Geliebten all die Freundlichkeit, all die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat, ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenko! — Auf einmal war das gutherzige franzöſiſche Mädgen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſre Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſein? Warum ſoll eine Franzöſin in Spanien nicht Franzöſin ſein? Wir wollen ihn laufen

laſ-

laſſen und uns einen andern nehmen, mich dünkt, ſie machen's bei uns auch ſo.

Buenko. Er hat eine feierliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement, Mademoiſelle. Sie ſind bis in's innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als ietzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſein. Für mich rang er nach Namen, Stand, Güter, er hat's, und ich!

Guilbert (kommt.)

(Heimlich zu ſeiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (ſie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo! Wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

von Beaumarchais (kommt)

Meine Schweſter! (von der Aelteſten weg, nach der Jüngſten zuſtürzend.) Meine Schweſter! Meine Schweſter! Meine Freunde! o meine Schweſter!

Marie. Biſt Du da! Gott ſei Dank, Du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt Euch; lieber Bruder, ich hoffte, Dich gelaſſner zu ſehn.

Beaumarchais. Gelaſſner. Seid Ihr denn gelaſſen! Seh ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an Deinen verweinten Augen, Deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen Eurer Freunde, daß Ihr ſo elend ſeid, ſelb, wie ich mir Euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe — und elender — denn ich ſeh Euch, ich hab Euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. **Und unſer Vater?**

Beaumarchais. **Er ſegnet Euch und mich, wenn ich Euch rette.**

Buenko. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen braven Menſchen in Ihnen bei'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſein Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hofte, mein Herr, ſolche Herzen in Spanien zu finden, wie das Ihre iſt, das hat mich angeſpornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beiſtimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freiheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hofnungsvolle Gefühl: überall giebt's treſliche Menſchen unter den Mächtigen und Groſſen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub, nur iſt unſre Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt Euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz auſſer ſich. (Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott. Du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther.

(Marie. Sophie ab.)

Beaumarchais. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an Euren Blicken, daß Ihr's ſeid. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheiiſche Erzählung der ganzen Geſchichte, die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß

ſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweiter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo. Wer die Franzoſen ſein mögen, die ſich bei mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht iezt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo Vieles hinausſezt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und war ich Marien mehr ſchuldig, als mir, und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädgen liebt?

Bediente. Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führ ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bediente. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (ab.)

von Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe, er ſoll mir nicht entwiſchen. Sein Sie ruhig, wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Auſſenſeite. Meine Schweſter, meine Schweſter! Wer glaubte, daß Du ſo unſchuldig als unglücklich biſt. Es ſoll an den Tag kommen, Du ſollſt auf das grimmigſte gerochen werden. Und Du guter Gott erhalt mir die Ruhe der Seele, die Du mir in dieſem Augenblicke gewähreſt, daß ich mit aller Mäſſigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie iemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo all' Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht

nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheime Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Sein Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo. Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu ſehn, die ich immer geſchäzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſein mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſein könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd ſein, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortreflichkeit Ihrer Schriften Sich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihro Maieſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viele Gnade für meine geringe Dienſte, und das Publikum viel Nachſicht für die unbedeutende Verſuche meiner Feder, ich wünſchte, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beitragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehn, Sie haben mir das Wort aus dem

Munde

Munde genommen, und mich grades Wegs auf das Anliegen gebracht, um deſſentwillen Sie mich hier ſehn. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſe und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Namen der Denker ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo. (macht eine verbindliche Beugung.)

Beaumarchais. Und der eine beſondre Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzende Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt kon. mir erwünſchter ſein, meine Herren, ich ſehe dadurch die angenehmſten Hofnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glüklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel denen Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genung thun zu können, ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glük habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgnen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird; ſo ſah ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen andrer gemeinnützig zu machen, nun aber werd ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glük hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Produkten den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freimüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich ſage Ihnen zum voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bei Hofe, unzähliche Schwürigkeiten entgegen ſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel ſein, er iſt ſattſam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo. (betrachtet Saint George mit Aufmerkſamkeit)

Beaumarchais. Ein franzöſiſcher Kaufmann, der bei einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig

Vermögen beſaß, hatte viele Correſpondenten in Spanien. Einer der Reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: Gebt mir zwei von euren Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glük meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien.

Man vertraute ihm die Aelteſte und eine der jüngern Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen franzöſiſchen Waaren zu verſehen, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abgieng, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die Aelteſte hatte unterdeſſen geheurathet, und ohngeachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung, und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine

Menge

Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerkſamer.)

Beaumarchais. Ohngefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.)

Beaumarchais. Ohngeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des Engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beizuſtehn, man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoſnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der Jüngſten einen Heurathsvorſchlag zu thun.

Man giebt ihm Hoſnung. Sucht euer Glük zu machen, ſagt die Aeltſte, und wenn euch ein Amt, die Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie euch den andern Freiern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht verſagen.

Clavigo. (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel.)

Beaumarchais. Die Jüngſte ſchlägt verſchiedne anſehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen; ſie intreßirt ſich für ſein Glük, wie für ihr eignes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo. (iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit.)

Beaumarchais. (ganz kalt.) Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Produktion ergözt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblicke an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heurath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harren, ununterbrochner Freundſchaft, Beiſtand und Liebe von der Seite des Mädgens; Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heilige Verſicherungen von der Seite des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz außer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu groſſes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwicklung ſollte gleichgültig angeſehn haben. Ein Haus für zwei Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs hoͤchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an maͤchtige Goͤnner, allein der Nichtswuͤrdige, der nun ſchon in den Cabalen des Hofs initiiret war, weis alle Bemuͤhungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt, die Ungluͤcklichen zu bedrohen; wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, in's Geſicht zu ſagen: die Franzoͤſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er boͤte ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtuͤnden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo waͤr's ihm ein Leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Huͤlfe ſeien.

Das arme Maͤdgen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die Aeltſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's ſchroͤcklichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Huͤlfe zu ſchaffen, er iſt im Flug von

Paris

Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unſchuldige unglückliche Schweſter zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache und aller Entſchloſſenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen und der Verräther — biſt Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, ſein Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen iemals ſeit ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais. (aufſtehend) Und warum, Ungeheuer! hatteſt Du die Grauſamkeit, das Mädgen zu Tode zu quälen! Nur weil Dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchafner und reicher waren als Du?

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhezt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug. (zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo. (ſteht auf.) (Saint George geht.)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (beide ſetzen ſich wieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will

will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heurathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädgen mit kaltem Blute beſchimpft, weil Sie glauben, in einem fremden Lande ſei ſie ohne Beiſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offnen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat, und mit dieſer Erklärung geh ich nach Aranjouez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und Uebermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, Zeit und Geld, und das alles wend ich an, um

Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und mir Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub ich, denn vielleicht thät ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andre: Schreiben Sie nicht, ſo bleib ich von dieſem Augenblicke bei Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in meinen Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal; ſo hab ich das Meine gethan, und ſo lachen Sie dann auf unſre Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoßenden Gallerie ſpazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überraſcht, angegriffen wie einen Knaben. — Wo biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchröcklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherei geſtürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tiſch.) Ha! Kurz und gut! — (Er läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abſcheulicher Mord — Das unglückliche Mädgen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beiſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen braven Menſchen Blut zu ſehn! Und ſo den doppelten unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit all denen Reizen anzog! Und da du ſie verlieſſeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt, daß ich zu deinen Füſſen das all abweinen dürfte! —

Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf, in Hofnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beſchlieſſen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heurath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſein, ich würde die gröſten Vortheile von dieſer Verbindung gehoft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der gröſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flöſſen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füſſen! Helfen Sie! Helfen Sie wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück enden. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr, wie glücklich wär ich.

ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung all meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das iſt alles, was ich von Ihnen fordre. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug, ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt ob ich eine ſo weit verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann, das hängt von dem Herzen Ihrer vortreflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſt's, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehn ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo. (nach dem Tiſch zu gehend.) Und wenn ich nach dem Degen greife.

Beaumarchais. (gehend.) Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo. (ihn zurückhaltend.) Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und — dann der Mörder des Clavigo würde die Pirenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſei's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößte. Ich will

will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten reuvollen Herzen zu überzeugen. Bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lang, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille, hab ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie ſo nicht wollen, ſo ſei es denn unter uns beiden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo. (ſich ſetzend.) Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerei.

Clavigo. (nimmt Papier.) Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoſſenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten.

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun dann! (er klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt Euch auf die Gallerie herbei.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, Schreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo. (ſchreibt.)

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs.

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden,

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiſelle von Beaumarchais, Ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederholte Heurathsverſprechungen, betrogen habe — Haben Sie's —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort davor?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hätten.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadlich und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung, deren ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe, weswegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo. (hält inne.)

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugnis ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſon-

beſondern Verſprechen, daß wenn dieſe Satisfaktion der Beleidigten nicht hinreichend ſein ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andre erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo. (Steht auf, winkt den Bedienten, ſich wegzubegeben und reicht ihm das Papier.) Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hofnung hab ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber eh ich's wage, für Donna Maria zu treten, hab ich beſchloſſen, iemanden den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie Sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gefühlt haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte, ſchlagen Sie mir's nicht ab, ich müßte einen andern weniger kräftigen Verſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais zieht ſie zurück.)

Clavigo. (allein.) So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, unerwartet als das Donnerwetter!

Carlos (kommt.)

Was haſt Du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung! was gibt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bei Guilberts war und der mir nun trätſcht, weis es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet und trift mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortreflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los ſein. Ich habe den Weg über ſchon geſonnen! Was hatt's denn geben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Verändrung gegeben.

Carlos. Und Du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweikampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das Letzte war das geſcheutſte, wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen, das bricht ihm den Hals! Heis mich

einen

einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwei Tagen im Gefängnis habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos, die Sache ſteht anders, als Du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittlung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangne zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt Du kindiſch geworden! Man ſpürt Dir doch immer an, daß Du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen, ſiehſt Du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um Dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heurath nicht, ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Comödien geſehn, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare Deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heurathen. Freiwillig aus innerm Trieb. Meine ganze Hofnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals, aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen, denn das Mädgen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Wart nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (ab.)

Carlos. (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend.) Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (ab.)

Dritter Akt.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehn? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehn? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und Du haſt ihn geſehn? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war auſſer mir, als er herein trat; denn ach! liebt' ich ihn nicht wie Du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füſſen — Schweſter! es iſt ſo was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft, noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von Dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft, es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, Ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward, und Dich verlies; und daß er wiederkommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andre nicht leicht von ſich ſtoſſen würde.

Marie. Mein Herz würde reiſſen!

Sophie. Ich glaube Dir, der erſte Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte Dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die Dir alle Sinnen zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen, Dein Herz ſpricht mehr für ihn, als Du's glaubſt, und eben darum trauſt Du Dich nicht, ihn wieder zu ſehn, weil Du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sei barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß Du ihn verachteteſt, daß er Dir gleichgültig wäre, wollt' ich kein Wort weiter reden, ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich Dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Guilbert. Buenko.

Sophie. Kommen Sie, Buenko! Guilbert, kommen Sie. Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, ietzt, da es gilt.

Buenko. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenko!

Buenko. Mein Herz wirft ſich mir im Leib herum bei dem Gedanken: Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? — wodurch macht er das all wieder gut, was er verborgen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wieder zu kehren, und zu ſagen: ietzt mag ich ſie, ietzt will ich ſie. Juſt als wäre dieſe trefliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er auch ſchon durch die niedrigſten Gebote und iüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf 6 Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für

für ihn ſpräche. — Wieder zu kommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußte er warten, bis ein tapfrer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig, als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn Ihr die Spanier nicht kenntet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als Ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele meines Bruders, ich habe im Stillen ſeinem Heldengange zugeſehn, und wünſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche, daß Marie ſich entſchlieſſen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd.) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeid grauſam.

Sophie. Hör ihn! ich bitte Dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die Dich vor den Augen aller

Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenko. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hofnung, Dich zu bewegen. Bewegt er Dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten, er kann's, er wird's. Dein Bruder der will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjouez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn Du beharrſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt Du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er Deinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; und Dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verlohren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings? — Schweſter, es iſt all gut, daß man edel denkt und fühlt, und ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und, Buenko, widerlegen Sie mich.

Buenko. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben, ſonſt hätt er gar nicht geſchrieben, ſonſt böt er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer, ſo findet er Hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenko, biſt Du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keine Meuchelmörder im Sold haben.

Buenko. Der König iſt gros und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch all die Mauern, die ihn umſchlieſſen, die Wachen, das Ceremoniel, und all das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo (kommt.)

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie. (thut einen Schrei und fällt Sophien in die Arme.)

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Buenko treten zu ihr.)

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte. wenn Sie mich nicht anſehn wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innre Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich bleiben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dies Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Sind Sie nicht ebendieſelbe? Warum ſoll ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereiſe lange für verlohren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füſſen legte? Und bin ich

ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere dieſe Zeit geſchwebt, ſind unſre Leidenſchaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht ſchröklicher und unbezwinglicher, als iene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer iener ſeligen unbefangnen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füſſen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns gelegt ſahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hoften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenieſſen, weil ein düſtrer Zwiſchenraum ſich unſern Hofnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein, die höchſte Wonne wird auch durch unſre Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen, wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt wie allen

allen andern, und wollen wir uns ſtrafbar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoßen, all das Vergangne herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde! um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſein müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre. Verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (er wirft ſich nieder.) Marie! Kennſt Du meine Stimme nicht mehr? vernimmſt Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo. (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückenden Küſſen.) Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (er umarmt den Guilbert, den Buenko.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füſſen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſrer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais (tritt auf.)

Beaumarchais. Ha!

Clavigo. (ihm entgegen fliehend.) Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn. (Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt Dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube daß ich's fühle.

Sophie. (kömmt zurück) Sie vergiebt ihm. Ein Strohm von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchſend, daß ich mich erhole! Ich vergeb ihm. — Ach Schweſter! rief

rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weis er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo. (ihr die Hand küſſend.) Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais. (umarmt ihn) Von Herzen denn. Ob ich Euch ſchon ſagen muß: noch kann ich Euer Freund nicht ſein, noch kann ich Euch nicht lieben. Und ſomit ſeid Ihr der Unſrige und vergeſſen ſei alles! Das Papier, das Ihr mir gabt, hier iſt's (er nimmt's aus der Brieftaſche zerreiſt's und giebt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt Euch, daß ſie Eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo. (ſie rings umarmend) Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel.

(ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſein, ob ich gleich wünſchte, es wäre anders. lächelnd) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf, ſo ein Mädgen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen

gen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Geſandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heurath dieſe verdrießliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenko. Er iſt Euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in Eurem Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenko!

Buenko. Ich haß ihn nur einmal bis ans jüngſte Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menſchen Ihr zu thun habt. (ab.)

Guilbert. Er iſt ein melankoliſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht, es geht alles gut!

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen. (ab.)

Vierter Akt.

Clavigos Wohnung.

Carlos. Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andre Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun! Clavigo, Du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenkſam biſt wie ſonſt, ſo iſt's eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei Deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend Deines Lebens machen, Dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend.)

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreſſtes guten Tag! Kommſt Du in dem Humor von Deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortrefliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid drauf kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt. Bei unſrer Hochzeit werden keine geſtickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feierlichkeit ſein.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In denen Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meinſt Du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht, und liegt, und ſich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehn. Ich weiß, Du biſt nicht für dieſe Heurath, demohngeachtet, wenn Du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt, ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn alles im Gleiſe gieng, man hätte nichts, ſich zu verwundern, nichts, die Köpfe zuſammen zu ſtoſſen, nichts, in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädgen in Madrid harrt auf Dich, hofft auf Dich, und wenn Du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo groſſen und allgemeinen Ein-

Eindruck auf die Weiber machten, als Du. Unter allen Ständen giebt's gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen, Dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was krieg ich nicht um Deinetwillen für Komplimente. Denn warlich, weder meine Stumpfnaſe noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber, kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötgen, ſo unortographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädgen nur ſein kann. Wie manche hübſche Duena iſt mir bei der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und Du ſagteſt mir von allen dem nichts?

Carlos. Weil ich Dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß Du mit einer einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe Dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes; ich habe keinen Freund als Dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und Du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden?

Clavigo. Ich bitte Dich, ſei ruhig.

Carlos. Brenn einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebaut hat, und ſchick ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intreßiren als für ſich ſelbſt, die Menſchen ſind nicht werth —

Clavigo. Kommen Deine feindſelige Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's neue ganz darin verſinke, wer iſt ſchuld dran als Du? Ich ſagte zu mir: was ſoll ihm ietzt die vortheilhafteſte Heurath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte, aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Proiekte. Es giebt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, ſo i er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe Dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettre, wenn ich drauf losgehe, mit dem feſten Vorſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt Du auch alle Schwärigkeiten überwunden. Und hernach wär mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer! das hätte Dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem König. Dieſer giebt ſeinen Namen her und iener die Kräfte. Wenn ich denn mit all dem fertig

war,

war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für Dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über Deine Abkunft zugeblickt hätte, manches der reichſten, das Dir gern den Aufwand Deines Standes verſchaft haben würde, nur an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, Du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab; und glaubſt Du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtige Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich Du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchößlinge, es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heurath bei Hofe gleichgültig anſehn wird. Haſt Du vergeſſen, was für Männer Dir den Umgang, die Verbindung mit Marien misriethen, haſt Du vergeſſen, wer Dir den klugen Gedanken eingab, ſie zu verlaſſen? Soll ich Dir ſie an den Fingern herzehlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und Deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſein, daß Du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath Dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markt ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laß ich gelten. Ein Kammermädgen zu heurathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beifall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andre thut, thut nichts für ſich, und wenn

wenn die Menſchen Dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt Du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſizt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freilich dacht ich, daß das verborgne Qualitäten ſein müſſen, die Dein Glück beneidenswerth machen, denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann. —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bei Hofe. Um Gotteswillen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abentheuer mit ihr gehabt, man wüſte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſein, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſein, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein andrer —

Clavigo. (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer.) Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab ſie in ſechs Jahren nicht geſehn, da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andre. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigos, der ſich nie öffentlich ſehn lies, ohne eine ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre blühenden Wangen, ihre heiſſen Augen, all, alles die Welt rings umher zu fragen ſchien: bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schlepprock ſo weit hinten aus in Wind ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen? — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Franzöſin, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht,

wenn

wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit Weis und Roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren, und nicht begreifen können —

Clavigo. (ihn bei der Hand faſſend.) Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchröcklichen Lage. Ich ſage Dir, ich geſtehe Dir, ich erſchrack, als ich Marien wiederſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt. O das iſt mein, meine Schuld, meiner Verrätherei! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da Dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte Dir's tauſendmal, und — aber, ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! ſo alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die Dir die Peſt unter Deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle Deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehn, wie Bettlerslämpgen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſein könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich Dir ſagen, als ich ſie wiederſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte, munter zu ſein, wieder vor denen Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen, es war alles vorbei, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich! Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod! und Teufel, und Du willſt ſie heurathen?

Clavigo. (ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten.)

Carlos. Du biſt hin! verloren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergeſſen, laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen, über das Schickſal Deiner Verblendung. Ha! das all all! Sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde befriedigen, Dir muthwillig eine Krankheit zuziehn, die, indem ſie Deine innern Kräfte untergräbt, Dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt Du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehn! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen! das muß ein braver Kerl ſein, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat ſich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unſre ſchwadronirende Hofjunkers ſagen, man ſieht immer, daß er kein Kavalier iſt; Pah! ruft einer, und rukt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, Dein Reitknecht zu ſein.

Clavigo. (der in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strohm von Trähnen, dem Carlos um den Hals fällt.) Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt, ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hofte, dieſe jugendlichen Raſereien, dieſe ſtürmenden Trähnen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſein, ich hofte, Dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehn, den Du ehmals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne Dich, Clavigo, ermanne Dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (er wirft ſich in einen Seſſel.

Carlos. Weh Dir, daß Du eine Bahn betreten haſt, die Du nicht endigen wirſt! Mit Deinem Herzen, Deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt Du den unſeligen Hang nach Gröſſe verbinden! Und was iſt Gröſſe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn Dein Herz nicht gröſſer iſt, als andrer ihr's; wenn Du nicht im Stande biſt, Dich gelaſſen

laſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt Du mit all Deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe Dich, beruhige Dich.

Clavigo. (richtet ſich auf, ſieht Carlos an, und reicht ihm die Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.)

Carlos. Auf, auf mein Freund! und entſchlieſſe Dich. Sieh, ich will alles bei Seite ſetzen, ich will ſagen, hier liegen zwei Vorſchläge auf gleichen Schaalen, entweder Du heuratheſt Marien, und findeſt Dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder Du führſt auf der ehrenvollen Bahn Deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele — Ich will alles bei Seite ſetzen und will ſagen, die Zunge ſteht inne, es kommt auf Deinen Entſchluß an, welche von beiden Schaalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchlieſſe Dich — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloßner Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß

keine

keine andre Vereinigung ihrer möglich iſt, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien Deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Werten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Würkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verderben hat: und ſo genieſſe das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen. — Entſchlieſſe Dich, ſo will ich ſagen, Du biſt ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, Deiner Stärke, Deines Muths.

Carlos. Er ſchläft in Dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Gröſſe, die Dich erwarten. Ich will Dir dieſe Ausſichten nicht mit dichtriſchen bunten Farben vermahlen, ſtellen ſie Dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor Deiner Seele ſtunden, ehe der franzöſiſche Strudelkopf Dir die Sinnen verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſei ein ganzer Kerl, und mache Deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehn. Möge Deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des groſſen Gefühls über Dich kommen, daß auſſerordentliche Menſchen eben auch darin auſſerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehn; daß der, deſſen Werk es iſt, ein groſſes Ganze zu überſehn, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläßigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns über-

überwältigen. Noch einen Athemzug, und Du biſt wieder bey Dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von Dir, die Dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckgen und die beſcheidne Miene, mit denen Du nach Madrid kamſt. Was das Mädgen für Dich gethan hat, haſt Du ihr lange gelohnt; und daß Du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andre hätte um das Vergnügen Deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen, — und wird Dir einfallen, Deinem Schulmeiſter die Hälfte Deines Vermögens zu geben, weil er Dich vor dreißig Jahren das A b c gelehrt hat. Nun, Clavigo!

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt Du recht haben, es mag alſo ſein; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gieb Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn Zuerſt gehſt Du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt Du mit der Klinge die Erklärung zurück, die Du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich hab ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Treflich! Treflich! Schon den Schritt gethan — und Du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heurathen, die Urſache könnt' er erfahren, wenn er ſich heut Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehn, da oder dort einfinden wollte. Und ſomit ſignirt.' — Komm, Clavigo, ſchreib das. Ich bin Dein Sekundant und — es müßte mit dem Teufel zugehn —

Clavigo. (geht nach dem Tiſche.)

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abentheurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen,

ſchen, ſein Stand, verdient nicht, daß wir ihn für unſers Gleichen achten. Alſo hör mich! Wenn ich ihn nur peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bei Dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, Dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann Dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung Dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals, er ſoll erfahren, was das heiſt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut bei'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenn' Dich, daß Du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabei war, da den erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtunden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel

ſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt Du mir freie Hand, Du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt; giebt pantomimiſch zu verſtehn, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos, es gehe wie es wolle, das kann, das werd ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereien! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen: Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt; kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz; er kehrt betuzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ia ſeiner Schweſter ein iährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſei's denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sei unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwäzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft Dich und alles geht zu Grunde. Drum begieb Dich aus Deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weis, wohin. Laß nur das Nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke Dir einen Burſchen, der Dir's forttragen und Dich hinbringen ſoll, wo Dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht finden ſoll. Ich hab ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbei iſt, Bruder, wollen wir uns laben. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais
(mit Arbeit.)

Marie. So ungeſtüm iſt Buenko fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt Dich und wie konnt er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich ie gekannt habe. (Ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach es ſo? Ich zieh das hier ein und das Ende ſteck ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen; es kleidt mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt Du Dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo Dich verlies, war nichts im Stande, Dir eine Freude zu machen.

Marie. (Fährt zuſammen und ſieht nach der Thüre.)

Sophie. Was haſt Du?

Marie. (beklemmt.) Ich glaubte, es käme iemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sei ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte Dich, meine Liebe!

Marie. (auf die Bruſt deutend.) Es drückt mich hier [illegible] Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone Dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädgen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage Dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen; vielleicht nicht, das mich in ſeinen Armen erwartet.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an Dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt iung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hofnung! O der ſüſſe einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige iugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie rei-

reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weis nicht, wie ich's ausdrücken ſoll — es haben ſich alle groſſe Eigenſchaften, die ehmals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt, er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth! — Und ietzo bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſei glücklich. — Ich höre Deinen Bruder!

Beaumarchais. (kommt.) Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt Du, Bruder? — (aufſpringend und ihm um den Hals fallend.) Lieber Bruder, was haſt Du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich Deine Marie bin, ſo ſag mir, was Du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne iuſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ich ſeh' Dein Angeſicht nur wenig Zeit; aber ſchon drückt es mir alle Deine Empfindungen aus, ich leſe iedes Gefühl dieſer unverſtellten unverderbenen Seele auf Deiner Stirne. Du haſt etwas, das Dich ſtuzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben, Ich hoffe, im Grunde iſt's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt Dich.

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſei verreißt, er wiſſe nicht wohin, wiſſe niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen lieſſe! wenn er würklich verreißt wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe Deiner Wangen, das Zittern Deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß Du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (er faßt ſie in ſeine Arme.) an dieſem klopfenden, ängſtlichbebenden Herzen ſchwör ich Dir. Hör mich Gott der Du gerecht biſt, höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerochen werden, wenn er — die Sinnen vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräslichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — Du ſollſt gerochen werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schon ihrer, ich bitte Dich, mein Bruder.

Marie. (ſetzt ſich.)

Sophie. Was haſt Du? Du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie. (reicht ihr das Waſſer.) Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's! — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? wo iſt Buenko? Schick nach ihnen, ich bitte Dich?

(Sophie ab.)

Beaumarchais. Wie iſt Dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt Du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was? meine Liebe!

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird Dir ſchwer.

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt Ihr denn kein Mittel? Brauchſt Du nichts Niederſchlagendes?

Marie. Ich weis ein einzig Mittel, und darum bitt ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie (kommt.)

Sophie. So eben giebt ein Courier dieſen Brief ab, er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen, er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen hätte.

Marie. Willſt Du doch, Liebe, das Mädgen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt Dir was? Heiliger Gott! was fehlt Dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais. (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen.)

Sophie. Mein Bruder! (Sie hebt den Brief auf und lieſt.)

Marie. Laß mich ihn ſehn! ich muß (ſie will aufſtehn.) Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtos! — Er verräth uns! —

Beaumarchais. (aufſpringend.) Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt.) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! Du biſt verrathen! — Und ich ſtehe hier! — Wohin — was — Ich ſeh nichts, nichts! Keinen Weg! Keine Rettung (er wirft ſich in Seſſel.)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſei er unter einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, hab ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, hab ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben, und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängnis, daraus vielleicht ihn zu befreien, der Geſandte ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais. aufſpringend.) Ja ſie ſollen's! ſie ſollen's! Sollen mich in's Gefängnis ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſei Dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt, wie alles an mir nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten.

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder, Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſei! Ganz mein eigen das Gefühl: ich hab ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich hab Dich nicht retten können, ſo ſollſt Du gerochen werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſche, meinen Gaumen nach ſeinem Blute. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in ieder Ader, mir zuckt in ieder Nerve die Begier nach ihm, nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn iezt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenko? helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette Dich! Rette Dich! Du biſt auſſer Dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Beaumarchais. Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätt ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und Euch auftiſchen, Weiber!

Sophie. Führ ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenko (kommt.)

Buenko. Auf! Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt Euch nach. Ihr ſeid verlohren, wenn Ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaſt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenko. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißts. Ich bitte Dich fußfällig, ſag mir's.

Sophie. Um Gotteswillen, Buenko!

Marie. Ach! Luft! Luft! (ſie fällt zurück.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe! ſie ſtirbt!

Buenko. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais. (fällt für Marien nieder, die ohngeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt.) Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib, und verderb' uns alle, wie Du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit Deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie. (ſpottend.) Retter! — Rächer! — Hilf Dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien ich das?

Sophie. Gieb mir ſie wieder! Und dann geh in Kerker, geh auf's Martergerüſt, geh, vergieſſe Dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte Dich uns! (ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte Dich uns! Unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenko. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich

ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais. (fällt auf Marien und küßt ſie.) Schweſter! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenko mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie. (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat.) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! (ab)

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hauſe Guilberts.
Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thüre ſtehen drei in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer, mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm,

Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte Dir's, Du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter. (geht zu den Männern.) Wen begrabt Ihr?

Die Männer. Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich.)

Bedienter. (kommt zurück.) Sie begraben Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (aufſpringend.) Mußteſt Du's wiederholen, Verräther! Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie, bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle, ich bleibe.

Bediente. O Carlos! O daß ich Dich fände. Carlos! Er iſt außer ſich!

(ab.)

Clavigo. (In der Ferne.) die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurige Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchröckt, das mir einen Spiegel vorhält, darinn ich das Ende meiner Verräthereien ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in Weg ſtellt — (er geht auf ſie los.) Verſchwindet! — Sie ſtehn! Ha! ſie ſehn ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr — Kannſt du's faſſen! — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl, ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu deinen Füſſen — und du — Erbarme dich meiner, Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innigſten Glücks dieſe Schwelle verlaſſen; durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädgen mit wonnevollen Erwartungen entzünden. — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glücks mit Grabgeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! haltet! ſchließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehn! (er geht auf's Haus los.) Ha! wem wag ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinem entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (die Muſik geht wieder an.) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück! (die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thüre, es treten noch drei andre zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechſe tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenko in tiefer Trauer.)

Clavigo. (hervortretend.) Haltet! —

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (die Träger ſtehn.)

Buenko. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenko. Elender! iſt Deiner Schandthaten kein Ende? iſt Dein Opfer im Sarge nicht ſicher für Dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehn! (er wirft das Tuch ab und den Deckel, Marie liegt weiß gekleidet und mit gefaltnen Händen im Sarge, Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenko. Willſt Du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter — Marie! (er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais kommt.

Beaumarchais. Buenko hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehn, Trutz dem Teufel! Ich muß ſie ſehn. Fackeln! Leiche! (er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo. (der an der andern Seite des Sargs aufſteht.)
Marie! Marie!

Beaumarchais. (auffahrend.) Das iſt ſeine Stimme. Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais. (wild hinſehend und nach dem Degen greiffend. Guilbert hält ihn.)

Clavigo. Ich fürchte Deine glühende Augen nicht, nicht die Spitze Deines Degens! ſieh hier her, dieſes geſchloſſne Aug, dieſe gefaltnen Hände!

Beaumarchais. Zeigſt Du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtoßt ihm den Degen in die Bruſt.

Clavigo. (ſinkend.) Ich danke Dir, Bruder! Du vermählſt uns. (er ſinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais. (ihn wegreiſſend.) Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf Deinen Brautſchmuck und dann ſchließ Deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich Deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute Deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreun, ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verlohren.

Clavigo. Rette Dich, Unbeſonnener! rette Dich, eh der Tag anbricht. Gott, der Dich zum Rächer ſandte, geleite Dich — Sophie — vergieb mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein flieſſendes Blut all die glühende Rache meines Herzens auslöſcht, wie mit ſeinem wegfliehenden Leben all meine Wuth abſchwindet! (auf ihn losgehend.) Stirb, ich vergebe Dir!

Clavigo. Deine Hand! und Deine, Sophie! Und Eure! (Buenko zaudert.)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenko.

Clavigo. Ich danke Dir! Du biſt die alte! Ich danke Euch! Und wenn Du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau her:

herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich Deinen Segen dazu, und vergib mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette Dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war Dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach! und ihr den Eurigen bringen.

Carlos. Bediente.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Hör mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer Deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahinfließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da! lauft nach Wundärzten!

(Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand dadrauf. Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb ich Dir.

Du begleiteſt ihn bis an die Gränze und — ach! —

Carlos. (mit dem Fuſſe ſtampfend.) Clavigo! Clavigo!

Clavigo. (ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen.) Marie! Deine Hand! (er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie. (zu Beaumarchais.) Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ach!

Sophie. Er ſtirbt. Rette Dich, Bruder!

Beaumarchais. (fällt Sophien um den Hals.)

Sophie. Ich vergehe.

Ende des zweiten Bandes.

Sammlung
der beſten deutſchen
proſaiſchen Schriftſteller
und
Dichter.

Ein und Achtzigſter Theil.

Göthens Schriften.

Mit allerhöchſt⸗gnädigſt Kayſerlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

BIBL.
UNIVERS.

R.
Bibl.
Med.
Laur.

J. W. Göthens

Schriften.

Dritter Band.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1778.

Univ.-Bibl.
München

Stella.

Ein Schauſpiel
für
Liebende,
in fünf Akten.

[illegible]

Perſonen.

Stella.

Cezilie, anfangs unter dem Namen Madame Sommer.

Fernando.

Luzie.

Verwalter.

Poſtmeiſterinn.

Annchen.

Carl.

Bediente.

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn.

Carl! Carl!

Der Junge. (kommt) Was is ?

Poſtmeiſterinn. Wo hat Dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das

Gepäk; rühr' Dich! Machſt Du wieder ein Geſicht?

(der Junge ab.)

Poſtmeiſterinn, (ihm nachrufend) Wart'! ich will Dir Dein muſſig Weſen vertreiben. Ein Wirthspurſche muß immer munter, immer allert ſein. Hernach wenn ſo ein Schucke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heurathen mögte, ſo wär's nur darum; allein fällt's einem gar zu ſchwer, das Pak in Ordnung zu halten!

Madame Sommer. Luzie (in Reiſekleidern.)
Carl.

Luzie, (einen Mantelſack tragend zu Carl.) Laſſ' Er's nur; es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Luzie. Wir haben gar einen jungen luſtigen hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch

die

die Welt fahren mögte; und unſerer ſind nur zwei, und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten, das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten.

Luzie. Ich hab keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn. Sogleich.

Luzie. Nur recht gute Brüh!

Poſtmeiſterinn. So gut ſie da iſt.

(ab.)

Madame Sommer. Daß Du Dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt dünkt mich die Reiſe über ſchon klug werden können; wir haben immer mehr bezahlt, als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Luzie. Wir haben noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Poſtillion (tritt herein.)

Luzie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, Dein Trinkgeld?.

Poſtillion. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapoſt?

Luzie. Das heiſſt, Du haſt auch was Extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Poſtillion. Auch ohne Pferd' ſteh' ich zu Dienſten.

Luzie. Da!

Poſtillion. Danke, Mamſell! Sie gehn nicht weiter?

Luzie. Wir bleiben vor diesmal hier.

Poſtillion. Adies.

(ab.)

Madame Sommer. Ich ſeh an ſeinem Geſicht, daß Du ihm zu viel gegeben haſt.

Luzie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie

ſagen

ſagen immer, Mama, ich ſei eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte Dich, Luzie, verkenn' nicht, was ich Dir ſage. Deine Offenheit ehr' ich, wie Deinen guten Muth und Freigebigkeit; aber es ſind nur Tugenden, wo ſie hingehören.

Luzie. Mama, das Oertgen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben iſt wohl der Dame, wo ich zu ſoll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort Deiner Beſtimmung Dir angenehm iſt.

Luzie. Still mag's ſein, das merk' ich ſchon. Iſt's doch wie Sonntag auf dem groſen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſein; wir wollen ſehn, wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie Sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Luzie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird:

Ach damals war's anders! Mir iſt nichts ſchmerzlicher, als in ein Poſthaus zu treten.

Luzie. Wo fänden Sie, auch nicht Stoff Sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Urſache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da Dein Vater noch mit mir reiſete, da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in freier Welt genoſſen; die erſten Jahre unſrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen; da iede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe.

Luzie. Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir denn nach einem heiſſen Tag, nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmen Weg im Winter; wenn wir eintrafen, in manche noch ſchlechtere Herberge, wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf

der

der hölzernen Bank zuſammen ſaßen, unſern Eierkuchen und abgeſottene Kartoffeln zuſammen aßen — — Damals war's anders!

Luzie. Es iſt nun einmal Zeit, ihn zu vergeſſen,

Madame Sommer. Weiſſt Du was das heiſſt: Vergeſſen! Gutes Mädgen, Du haſt, Gott ſei Dank! noch nichts verlohren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt all die Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweifelung. Ich mangelte mir ſelbſt, ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern,

Luzie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette ſaß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen, was Du verlohrſt.

Annchen (mit der Suppe) Die Poſtmeiſterinn. Carl.

Annchen. Hier iſt die Supp für Madam.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das ihr Töchtergen?

Poſtmeiſterinn. Meine Stieftochter, Madame; aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterinn. Für meinen Mann, den ich vor drei Monaten verlohr. Wir haben nicht gar drei Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterinn. O Madame, unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu bethen. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört.

Darum gilt's bei uns Carl, ein paar Servietten! deck hier am Ende auf.

Luzie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn. Unſerer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich dies von einer Nachbarinn beſtätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheurt hat. Meine Tochter geht zu ihr in Dienſte.

Poſtmeiſterinn. Die Mamſell?

Luzie. Nun ja!

Poſtmeiſterinn. Ich hab gehört, daß ſie eine Kammeriungfer erwartet. Aber können Sie Sich entſchlieſſen?

Luzie. Wenn ſie mir anſteht, und eine gute Frau iſt, warum nicht? Freilich, wenn's einmal gedient ſein ſoll, will ich nach Guſto dienen.

Poſtmeiſterinn. Sie müſten einen kurioſen Geſchmack haben, wenn ſie Ihnen nicht gefallen ſollte. Man kann ſie nicht ſehen, ohne ſie zu lieben. Wär nur mein Mädgen ſchon erwachſen, die Condition hätt mir nicht entgehen ſollen.

Anngen. Wenn Sie ſie nur ſehn! Sie iſt ſo lieb! Sie glauben nicht, wie Sie auf ſie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn; ich will Sie begleiten?

Luzie. Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Anngen. So darf ich doch hinüber, Mamagen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterinn. Geh' nur!

Madame Sommer. Und ſag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch aufwarten.

(Anngen ab.)

Poſtmeiſterinn. Mein Mädgen hängt auſſerordentlich an ihr. Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit

Kin=

Kindern. Sie lehrt ſie allerlei Arbeiten machen und ſingen. Sie läßt ſich von Bauersmädgen aufwarten, bis ſie ein Geſchick haben, hernach ſucht ſie eine gute Condition für ſie; und ſo vertreibt ſie ſich die Zeit, ſeit ihr Gemahl weg iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſein kann, und dabei ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Wittib?

Poſtmeiſterinn. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drei Jahren weg, und hört man und ſieht nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfieng von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es giebt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letztenmal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterinn. Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterinn. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut, niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Offizier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutiung, nicht älter als ſechzehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Luzie. Da wär ſie iezt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterinn. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedelei drum angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren, aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeligkeit der beiden Leute, ſo lang ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterinn. Aber wie's geht! Man ſagte der Herr hätte kurioſe Prinzipia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreißt, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer, (vor ſich.) Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterinn. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine iunge Frau hieher zog, auf Michäl ſind's eben

drei

drei Jahre. Und da wuſt jedes was anders, ſogar ziſchelte man einander in die Ohren, ſie ſeien niemals getraut geweſen; aber verrathen Sie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben und was man alles ſagt. Ja wenn ein junges Madgen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr Lebenlang dran abzubüßen.

Anngen kommt.

Anngen. Die gnädige Frau läſſt Sie ſehr bitten, doch gleich hinüber zu kommen; ſie will Sie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Luzie. Es ſchickt ſich nicht in dieſen Kleidern.

Poſtmeiſterinn. Gehn Sie nur; ich geb' Ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Luzie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Anngen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Luzie, ein Wort!

(die Poſtmeiſterinn entfernt ſich.)

Ma-

Madame Sommer. Daß Du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schikſal. Begegne ihr ehrerbietig.

Luzie. Laſſen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach Amerika, iſt todt; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen Sie mich nur; ich hab das Märchen ja oft genug erzählt. (laut.) Wollten Sie nicht ein bißgen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthin weißt Ihnen wohl ein Zimmergen mit einem Bett an.

Poſtmeiſterinn. Ich hab eben ein hübſches ſtilles Zimmergen im Garten. Ich wünſche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Luzie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein bißgen oben aus.

Poſtmeiſterinn. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn. Kommen Sie, Madame; wenns gefällig iſt.

(ab)

Man hört einen Poſtillion.

Fernando, (in Officierstracht.) Ein Bedienter.

Bediente. Soll ich gleich wieder einſpannen, und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's hereinbringen, ſag' ich Dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt Du.

Bediente. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring meine Sachen dort hin.

(Bediente ab.)

Fernando, (ans Fenſter tretend.)

So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder! Den Schauplatz all meiner Glückſeeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaſſen! Merk dir's Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, Wie ſchmeichelt es deinen Hofnungen! Und ſollte in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O!

O! mir iſt als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf in's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach! wie tauſendmal mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und iedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rükerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſein, wie ſie war. Ja, Stella du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht; ich muß mich erſt erholen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hieher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlſt du nicht meine Näherung, in deinen Armen alles zu vergeſſen? — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglüklichen Weibes, vergieb mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schikſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah und ſo ferne — Und in einem Augenblik — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von all dem Gefühl verſchnaufen, oder ich erſtike zu ihren Füſſen.

Poſtmeiſterinn kommt.

Poſtmeiſterinn. Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſtmeiſterinn. O ja! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl.

Poſtmeiſterinn. Weis Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterinn. Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn. Meinen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt, wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich; und iſt, ohngeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrern und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns, ſie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

Fernando (vor ſich) Das haſt du um ſie verdient! — (laut) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn. Nunmehro zwei, eine Treppe hoch. Carl, zeig dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Luzie. Annchen kommen.

Poſtmeiſterinn. Nun, wie iſt's?

Luzie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich muſte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und Gepäk zu kommen.

Poſtmeiſterinn. Das dacht' ich wohl! Iſt's jezt gefällig, zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Luzie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verſtellen

ſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn. Ich weiß nicht.

Luzie. Ich muß doch nach ihr ſehn.

(ab.)

Poſtmeiſterinn. Carl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' Dir ſie am Kopf entzwei ſchmeiſſen, wenn Du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterinn. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stand zu ſeyn, aber arm. Sie giebt ſich zur gnädigen Frau in Dienſte.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Luzie kommt.

Luzie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glücklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Luzie neigt ſich.

Poſtmeiſterinn. Hieher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſtern?

Poſtmeiſterinn. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles.

(ab.)

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Luzie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben Sich entſchloſſen der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Luzie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt es nicht fehlen, einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baroneſſe.

Luzie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Luzie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heiſſt?

Luzie. Auf den Punkt ſehr arrogant. Ihr Herrn dünkt euch unentbehrlich; und ich weis nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Luzie. Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verlies, eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabei!

Luzie. Wie könnt' ich anders. Er hat mir wenig zu Liebe gethan, und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlaſſen hat; denn was geht dem Menſchen über ſeine Freiheit; ſo mögt ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schuz?

Luzie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner worden, davor auch ich alle Tage gröſer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Luzie. O, mein Herr, der giebt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das giebt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Luzie. Leider iſt ſie, die verliebt; nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt geſezt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hofnung des Lebens auf ihn geſezt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, te, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen — — das muß was entſetzliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verlohren, ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufſtehend) aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erſtaunen machen. O, mein Kind, wie glüklich! — — Ich bin auch in der Welt, gar viel, gar oft von meinen Hofnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Luzie. Wie meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück!

(küßt ihr die Hand und ab)

Luzie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! er ſcheint aber gut zu ſein.

Zwei-

Zweiter Akt.

Stella. Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geſchwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte ſie.

Bediente. Sie verſprach gleich zu kommen.

Stella. Du ſiehſt ia, ſie kommt nicht. Ich hab das Mädgen recht lieb. Geh! — und ihre Mutter ſoll ia mit kommen!

(Bedienter ab)

Stella. Ich kann ſie kaum erwarten. Was das für ein Wünſchen, ein Hoffen iſt, bis ſo ein neues Kleid ankommt! Stella! du biſt ein Kind. Und warum ſoll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dies Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonſt da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte ſein Blick deine ganze Seele; Und — O Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich — wenn ich

ich von ſeinen Küſſen, meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonneträhnen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu dir ſprach: Laß uns glüklich, Vater! du haſt uns ſo glüklich gemacht! — Es war dein Wille nicht. — (Sie fällt einen Augenblik in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drükt ihre Hände aufs Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Verwurf!

Madame Sommer. Luzie kommen.

Stella. Ich habe ſie! Liebes Mädgen, Du biſt nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schaz in die Hände liefern. Das kleine Trazköpfgen, die gute freie Seele. O ich hab Dir's ſchon abgelernt, Luzie.

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und laſſe.

Stella. (nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommer angeſehen hat.)

Ver-

Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geſchichte berichtet, ich weis, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe; aber Ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblik Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz geſieht, bekennt mein Mund gerne. Ich höre Sie ſind nicht wohl, wie iſt's Ihnen? Sezen Sie Sich.

Madame Sommer. Doch gnädige Frau! Dieſe Reiſe in den Frühlingstagen, die abwechſelnde Gegenſtände, und dieſe reine ſeegenvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquikung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich ſo gut, ſo freundlich, daß ſelbſt die Erinnerung abgeſchiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurden, ich einen Widerſchein der goldenen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern ſah.

Stella. Ja die Tage! die erſten Tage der Liebe! — Nein, du biſt nicht zum Himmel zurükgekehrt goldene Zeit! du umziehſt noch jedes Herz, in in den Momenten, da ſich die Blüthe der Liebe erſchließt.

Madame Sommer. (Ihre Hände faſſend.) Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels, Ihre Wangen färben ſich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwillt's vor ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott ſei Dank! Ein Geſchöpf das mich verſteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinem Schmerzen drein blikt. — Wir können ia doch einmal nicht dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja was half's! — Es wollte das — juſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh ich mich's verſah, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und ie-

ner

ner Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — ſo kam er dort übers Feld hergeſprengt, und warf ſich an der Gartenthüre in meinen Arm — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kehr ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſitzte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte: Mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!

Luzie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich Dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt ich Euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Warlich man iſt noch ein großes Kind, und iſt einem ſo wohl dabei — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzgen verſteken, und rufen Pipp! daß man ſie ſuchen ſoll! — — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir beleidigt, den Gegenſtand unſerer Liebe zu verlaſſen, bey uns ſehr eifrig feſtſetzen: Mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen treten wir wieder in ſeine Gegenwart! Wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie plazt das zulezt all wieder auf einen Blik, einen Händedruk zuſammen.

Madame Sommer. Wie glüklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der iüngſten reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Trähnen und Schmerzen, vermögten die Seeligkeit nicht aufzuwiegen, der erſten Blike, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſen ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhigathmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Teure! — Wo ſind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glüklich und elend! Mit welchen Ahndungen von Seeligkeit erfüllen ſie unſer Herz, welche neue und unbekannte Gefühle und Hofnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich ieder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Trähnen die Leiden einer Welt an meinen Buſen hinſtröhmte, ich bat ihn um Gotteswillen ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens! — Bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädgen von Kopf bis zu'n Solen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo iſt denn nun der Himmelſtrich für dies Geſchöpf um drinne zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenbliken der Leidenſchaften betrügen ſie ſich ſelbſt, warum ſollten wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das ſein, was ſie uns hätten werden ſollen! Wir wollen zuſammen bleiben! — Ihre Hand! — Von dieſem Augenblik an, laß ich Sie nicht!

Luzie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum Luzie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in dieſem Vorſchlag! Fühlen Sie welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein ſein! Liebe, ich hab alles gethan, ich hab mir Federvieh und Reh' und Hunde angeſchaft; ich lehre kleine Mädgen ſtriken und knöpfen, nur um nicht allein zu ſein, nur um was auſſer mir zu ſehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glükt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben ſcheint. Wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig munter fühle zu den Geſchäften des Tages, dann iſt mir's wohl, dann treib ich eine zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freyheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glüklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ia, gnädige Frau, ich fühl's! Geſchäftigkeit und Wohlthätigkeit ſind eine Gabe des Himmels, ein Erſaz für unglükliche liebende Herzen.

Stella. Erſaz? Entſchädigung wohl, nicht Erſaz — Etwas anſtatt des Verlohrnen, nicht das Verlohrne ſelbſt mehr — Verlohrne Liebe, wo iſt da Erſaz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken ſinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und ſo in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmal ergreifft! ergreifft, daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausſtreke, den Zauber der Liebe vergebens mit Einem Drang, Einer Fülle ausſpreche, daß ich meine ich müſte den Mond herunter ziehen — Und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüſch antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! — Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füſſen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beſte! O Gott, du hatteſt mir dieſe Seeligkeit auch nur zu koſten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten — Wenn ſo ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unſchuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär meine Mina; ich heb es ängſtlich liebend in die Höhe, küß es hundertmal. Mein Herz iſt zerriſſen! die Trähnen ſtürzen aus meinen Augen, und ich fliehe.

Luzie. Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella, (lächelt und klopft ihr die Achſeln.) Wenn ich nur noch empfinden kann; wie die ſchröckliche Augenblike mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflükt die Knoſpe, und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewußtſein — — ich ſtand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drükte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Trähnen auf das Kind — ihr zu Füſſen — — Ach und ſie hatte ſich betrogen. Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender großer Verzweifelung.

(wirft ſich in einen Seſſel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öfnen, daß ich das alles losſchwäzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen! der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Portrait ſehn! — ſein Portrait — O mich dünkt immer die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Luzie. Ich bin neugierig.

Stella, (eröfnet ihr Cabinet und führt ſie hinein.) Hier meine Lieben; Hier.

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil wie er war. Dieſe Stirn' die-

ſe

ſe ſchwarze Augen, dieſe braune Loken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrüken können, die Lieb, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! — O mein Herz das fühlſt du allein!

Luzie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Luzie. Ich muß Ihnen ſagen, heut aß ich drüben mit einem Offizier im Poſthauſe, der dieſem Herrn gleicht — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt Dich! Du betrügſt mich!

Luzie. Heute! Nur wär iener brauner verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella (zieht die Schelle.) Luzie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Luzie. Es wird ſich nicht ſchiken.

Stella. Schiken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Offizier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Luzie ſag's ihm — Er ſoll herüber kommen.

Luzie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bediente. Wie mich ſelbſt.

Luzie. So geh' Er in's Poſthaus; es iſt ein Offizier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre er iſt's.

Stella. Sag ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! — Wär das überſtanden! — Hatt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt Dich! es iſt unmöglich. — Laſſt mich, ihr Lieben! Laſſt mich allein! —

(ſie ſchließt das Cabinet hinter ſich.)

Luzie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der lezte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Luzie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! — Das iſt mein Gemahl! — Es iſt Dein Vater!

Luzie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Luzie wir müſſen fort!

Luzie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Luzie. Kommen Sie in Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glük —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblik da ich ihn wiederfinde — auf ewig! auf ewig! —

Fernando. Bedienter kommen.

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach, daß Sie wieder da ſind!

(Fernando vorbei, über ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — Ich bin verlohren!

Dritter Akt.

Stella in aller Freude hineintretend mit **Fernando.**

Stella (zu den Wänden.) Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend.) Siehſt Du ihn Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — nun biſt Du da, und er iſt da! Lieber! Lieber! — Du warſt lang weg — Aber Du biſt da! (ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß Du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (an ihrem Halſe) Gott im Himmel, Du giebſt mir meine Trähnen wieder!

Stella. O Du Einziger!

Fernando. Stella! Laß mich wieder Deinen lieben Athem trinken, Deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluſt leer, unerquiklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrokneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle Deines Herzens! — (er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Beſter!

Fernando. Erquikung! Erquikung! — Hier wo du athmeſt, ſchwebt alles in genüglichem jungen Leben. Lieb und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlſt nicht, was Himmelsthau dem Dürſtenden iſt, der aus der öden, ſandigten Welt, an Deinen Buſen zurükkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlohrnes, einziges Schäfgen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando, (zu ihren Füſſen.) Meine Stella!

Stella. Auf, Beſter! Steh' auf! ich kann Dich nicht knien ſehen.

Fernando. Laß das! Lieg ich doch immer vor Dir auf den Knien; beugt ſich doch immer mein Herz vor Dir, unendliche Lieb und Güte!

Stella. Ich habe Dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grund, was thut's?

Fernando. Mir iſt wieder wie in den erſten Augenbliken unſerer Freuden. Ich hab' Dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit Deiner Liebe auf Deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheuter biſt Du nicht geworden.

Fernando. Da ſei Gott vor! — Aber dieſe Augenblike von Wonne in Deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glüklich.

Stella. Gott verzeih Dir's, daß Du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih Dir's, der Dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo

treu —

treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in Dein blaues ſüſſes Aug dringe, und drinne mich mit Forſchen verliehre; ſo mein' ich die ganze Zeit meines Wegſeins hätte kein ander Bild drinne gewohnet, als das meine.

Stella. Du irſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde Dir's bekennen! — Geſtand ich Dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu Dir, alle kleine Leidenſchaften, die ie mein Herz gerührt hatten? und war ich Dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt Du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blühte von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüſſe Blume! Stella! — Was ſchüttelſt Du den Kopf? —

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando, (ihre Locken ſtreichelnd.) Ob Du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt Dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen Dir keine zu ſeyn. (er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando. (ſeine Arme drein wikelnd.) Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter kommt.

Bediente. Gnädige Frau! —

Stella. Was haſt Du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; Du weiſt, die Geſichter ſind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bediente. Und doch gnädige Frau — Die zwey Fremden wollen fort!

Stella. Fort? Ach!

Bediente. Wie ich ſage. Ich ſah' die Tochter in's Poſthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden; Da erkundigt' ich mich drüben; es hieß, ſie hätten Extrapoſt beſtellt, da der Poſtwagen hinunter ſchon fort iſt. Ich redete mit ihnen; ſie bat mich, die Mutter, in Trähnen, ich ſollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber ſchaffen, und der gnädigen Frau tauſend Seegen wünſchen; ſie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir iezt dieſe Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen ſein?

Stella. Gott weis! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren mögt ich ſie nicht gern — Hab ich doch Dich Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenbliken! Rede mit ihnen Fernando; — — Eben iezt! iezt! — Schik die Mutter, Wilhelm; ſie ſoll Freiheit haben — Fernando

nando, ich will ins Bosket! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebſte Liebe!

Stella, (an ihm hangend) Und Du kommſt doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich!

(Stella ab.)

Fernando (allein.) Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennſt Du Dich noch ſelbſt? Alles was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; iede Sorge, iedes ängſtliche Zurükerinnern, was war — und was ſein wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Vor dir flieht alles! Unbegreiflich! vor ihr! — Wenn ich Dich anſehe, deine Hand halte.

Der Verwalter kommt.

Verwalter, (ihm zu Füſſen fallend, und ſeine Knie umfaſſend.) Sie ſind wieder da?

Fernando. Steh auf? Ich bin's.

Verwalter. Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Biſt Du glüklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwei Kinder. — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthſchaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenſchaft abzulegen — Sie ſollen erſtaunen, wie wir das Guth verbeſſert haben. — Darf ich denn fragen? — Ihre Gemahlinn? — Ihre Tochter? —

Fernando. Stille! — Soll ich Dir alles ſagen? Du verdienſt's alter Mitſchuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott ſei nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen, geſengt und gebrennt.

Fernando. Du ſollſt's hören!

Verwalter. Bleiben Sie denn nun iezt? Soll des Vagierens ein Ende werden? Seit ich Frau und Kinder habe, befind ich mich in einem Ekkelgen der Welt ganz wohl, da mir ſonſt alles zu eng war. Zwar Sie —

Fernando. Keine Vorwürfe!

Verwalter. Ich wollte ſagen, daß unſere liebe Frau nun auch wohl wieder nach ſo einer langen Abweſenheit —

Fernando. Meine Mina! meine Mina!

Verwalter. Nun, nun! Gott wird ihr eins wieder ſchenken! Und werden ’s behalten, und werden bleiben — und ein wakerer Landmann mit uns werden! — Denn am Ende, was iſt all’ das Suchen und Fahren und Schwadroniren? —

Fernando. Haſt Du’s Hofmeiſtern noch nicht verlernt?

Verwalter. Gnädiger Herr, warum ſoll ich nicht reden, wie mir’s um’s Herz iſt? Um Verzeihung! Ich weiß noch wohl, als unſere gute liebe Cezilie zwei drei Jahr Ihre Gemahlinn war, wie ’s Ihnen wurmte, Ihnen alles nicht recht war, wie Sie glaubten gefeſſelt, gefangen zu ſein; wie Sie nach Freiheit ſchnappten.

Fernando. So hör’ ich’s gerne.

Verwalter. Iſt’s nicht die Wahrheit?

Fernando. Gut!

Verwalter. Wie Sie mir Ihr Herz eröfneten, und in einem Anfall von heftiger Unzufriedenheit zu mir ſagten: „Franz, ich muß fort! — Ich „wär' ein Thor, mich feſſeln zu laſſen! — Dieſer Zuſtand erſtikt alle meine Kräfte; dieſer Zuſtand raubt mir allen Muth der Seele; er engt „mich ein! — Was liegt nicht alles in mir? Was „könnte ſich nicht alles entwikeln? — Ich muß „fort — in die freie Welt! —

Fernando. Treffend!

Verwalter. Ich verſtund nicht, was Sie wollten; iezt verſteh' ichs. Wir gingen durch, wir gingen in die freie Welt; — und flatterten auf und ab, heraus — herein — und wuſſten zulezt mit all' dem freien Muth nicht, was wir für Langerweile beginnen ſollten — daß wir uns wieder über Hals über Kopf gefangen geben mußten, um uns nicht eine Kugel vor'n Kopf zu ſchieſſen —

Fernando. Drolligter Menſch!

Verwalter. Da hatten nun die Kräfte ihr frei's Spiel.

Fernando. Haſenfuß!

Verwalter. Da entwickelten ſich die Fähigkeiten.

Fernando. Weiſſt Du, worüber Du ſpotteſt?

Verwalter. Ueber das, was Sie ſo oft ſagten, nie thaten; über das, was Sie wünſchten, nie fanden, und auch oft nicht einmal ſuchten.

Fernando. So weit vor diesmal!

Verwalter. Bleiben Sie! bleiben Sie nur! und dann iſt alles gut! (ab.)

Bedienter kommt.

Bediente. Madame Sommer!

Fernando. Bring ſie herein.

(Bediente ab.)

Fernando, allein.

Dies Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! — ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Madame Sommer, tritt auf.

Fernando, (vor ſich.) O Gott! und auch ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch

Kraft.

Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — Oh wo ſeh ich den nicht! (laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte, daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten, und mir! Setzen Sie Sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glüklichen zur Laſt! Und ach! der Glükliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando. (vor ſich.) Welche Stimme! Welche Geſtalt! (laut.) Madame! (er wendet ſich ab.) — Gott es iſt meine Frau! — (laut.) Verzeihen Sie!

(eilend ab)

Madame Sommer, allein.

Er erkennt mich! — Ich danke dir Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem geltenden Stand ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurük.

Fernando (vor ſich.) Sollte ſie mich kennen? — (laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröfnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müſte Ihnen mein Schikſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſein, auf einen Tag, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind; da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben. Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten glüklichen Tage meines Lebens, macht mir tödliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglüklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd' ich's iezt in dem Grade nicht ſein. (Nach einer Pauſe mit erleichterter Bruſt) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſein. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glüklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand bietet. Und doch fehlte mir etwas — Wenn ich tiefer in's Leben ſah, und alle Freud' und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein iugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchüzer, mir ſtatt meiner Eltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn! auf den ich in den erſten Tagen unſrer Bekanntſchaft all' meine Hofnungen niederlegte. Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſein, daß ſich ihm das meinige gar bald öfnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh' er aus dem Wirbel der Geſchäfte und Zerſtreuungen wieder zu mir, und wie unterſtüzt' ich mich in trüben Stunden an ſeiner Bruſt!

Fernando. Was konnte dieſe liebe Verbindung ſtören?

Madame Sommer. Nichts iſt bleibend — Ach er liebte mich ſo gewiß, als ich ihn. Es war eine ne Zeit, da er nichts kannte, nichts wuſte, als mich glücklich zu ſehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bißgen Unmuth, ein bißgen Langeweile uns peinigen, als daß es würklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando, (immer verwirrter) Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer. Können wir wiſſen, was in dem Buſen der Männer ſchlägt! — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe Ich hatte mit ſeinen Wünſchen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hofnungen in dem Augenblik zu Grunde! In dem Augenblik da ich die Früchte der geopferten Blüthe einzuerndten gedachte — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stüzen des menſchlichen Herzens: Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche, wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — das überbliebene unglükliche Pfand unſrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen; und das ausgeweinte, durch verzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglüksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zulezt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer, (mit zurükgehaltener Wehmuth) Er iſt's nicht! — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädgen hängt.

Fernando. Madame.

Madame Sommer, (gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen.) Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ia auch immer, es ſei ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grund nichts gemeines hat. Er betrügt ſich eine Zeitlang, und weh uns! wenn ihm die Augen aufgehn! Ich nun gar, konnte ihm zulezt nichts ſein, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſein; die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freilich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchaal finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando, (zu ihren Füſſen.) Ich bin's!

Madame Sommer, (mit einem Strohm von Trähnen an ſeinem Hals.) Mein! —

Fernando. Cezilie! — mein Weib! —

Cezilie.

Cezilie! (von ihm ſich abwendend.) Nicht mein — Du verläßt mich, mein Herz! — (wieder an ſeinen Hals.) Fernando! — wer Du auch ſeiſt — laß dieſe Trähnen einer Elenden an deinem Buſen fließen — Halte mich dieſen Augenblik aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es iſt nicht Dein Weib! — Stoße mich nicht von Dir! —

Fernando. Gott! — Cezilie, deine Trähnen an meinen Wangen — das Zittern Deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! — ſchone mich —

Cezilie. Ich will nichts Fernando! — Nur dieſen Augenblik! — Gönne meinem Herzen dieſe Ergießung, es wird frei werden, ſtark! Du ſollſt mich los werden —

Fernando. Eh ſoll mein Leben zerreiſſen, eh' ich Dich laſſe!

Cezilie. Ich werde Dich wieder ſehn, aber nicht auf dieſer Erde! Du gehörſt einer andern, der ich Dich nicht rauben kann — — Oefne öfne mir den Himmel! Einen Blik in iene ſelige Ferne, in ienes ewige Bleiben — Allein allein iſt's Troſt in dieſem fürchterlichen Augenblikke.

Fernando. (ſie bei der Hand faſſend, anſehend, ſie umarmend) Nichts, nichts in der Welt ſoll mich von Dir trennen. Ich habe Dich wieder gefunden.

Cezilie. Gefunden, was Du nicht ſuchteſt!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe Dich geſucht; Dich, meine Verlaſſene, meine Teure! Ich fand ſogar in den Armen des Engels hier, keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an Dich, an Deine Tochter, an meine Luzie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! — Sollte das liebenswürdige Geſchöpf meine Tochter ſein? — — Ich habe Dich aufgeſucht überall. Drei Jahre zieh ich herum. An dem Ort unſers Aufenthalts fand ich, ach! unſere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geſchichte des Verluſt's Deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von Dir finden, und meiner ſelbſt und des Lebens überdrüßig, ſtekt ich mich in dieſe Kleider, in fremde Dienſte, half die ſterbende Freiheit der edlen Corſen unterdrüken; und nun ſiehſt Du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an Deinem Buſen, mein teuerſtes, mein beſtes Weib!

Luzie tritt auf.

Fernando. O meine Tochter!

Luzie. Lieber, beſter Vater! wenn Sie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Cezilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's ſchnell ſein. Die Unglükliche! Warum, Luzie, dieſen Morgen, warum konnten wir nicht entdeken? — Mein Herz ſchlug mir; Du weiſt wie gerührt ich Dich verließ! Warum? Warum? — Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtündet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit eurem Abſchied nicht beſchweren; wolltet fort. Und du, Luzie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreien anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen paken — Bleib noch hüben, beſte, teuerſte Frau! Und

Du

Du meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber, und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr los machen, ſagen, ich wollt euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Poſtgeld für euch bezahlen! — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cezilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß ſein! — Ja meine Lieben, wir wollen fort!

(Cezilie mit Luzie ab.)

Fernando. (allein.) Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öfnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich iezt alles dahin gäbe! — Biſt du da, Elender? Erinnere dich, der vollglüklichen Tage, da du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtandſt der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühlteſt, in ienen glüklichen Tagen, und nun! — Ja die Glüklichen! die Glüklichen! — Eine Stunde früher, dieſe Entdekung, und ich wäre geborgen;

ich

ich hätte ſie nicht wieder geſehn, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: ſie hat dich dieſe vier Jahre her vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? — O meine Schuld, meine Schuld! wird ſchwer in dieſen Augenbliken über mir! — Verlaſſen, die beiden lieben Geſchöpfe! Und ich in dem Augenblik da ich ſie wieder finde, verlaſſen von mir ſelbſt! Elend! O meine Bruſt!

Vierter Akt.

Einſiedelei in Stellas Garten.

Stella. Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe liebe Stätte der gehoften ewigen Ruhe — Aber du lokſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle lokre Erde mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt ich ſchon, Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand ge-

gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Deke. Da ſollteſt du Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſein in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun — Sonne des Himmels du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich des! — Er iſt wieder da! — Und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein noch nicht — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! dieſe Knöſpgen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng eng ſie iſt, für zwei eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch! und

Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibſt Du mein Beſter? Wo biſt Du? Ich bin lang, lang allein. (ängſtlich.) Was haſt Du?

Fernando. (vor ſich.) Die Weiber haben mich verſtimmt! — (laut.) Die Alte iſt ein braves Weib; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Geſellſchaft — und iezt — (an ſeinem Hals.) iezt Fernando Ich habe Dich ia!

Fernando. Beruhige Dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf einmal! Dich Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in allen dieſem!

Fernando (vor ſich.) Ich Elender! Sie verlaſſen? (laut.) Laß mich Stella!

Stella. Es iſt Deine Stimme, Deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weiſt, wie gern ich dieſen Namen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie Du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich Dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glük in dir begann!

Fernando. Glük?

Stella. Ich glaube Du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mich über Dich gemacht habe. Laß Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblik da ich Dich zum erſtenmal ſah, wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weiſſt Du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel! Wie Du zu uns hereintratſt? Wir ſaſſen unter den großen Caſtanienbäumen hinter dem Luſthaus?

Fernando. (vor ſich.) Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (laut.) Ich weiß noch meine Stella!

Stella. Wie Du zu uns tratſt? Ich weiß nicht ob Du bemerkteſt, daß Du im erſten Augenblik meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß Deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; Du nahmſt Deine Violin, und wie Du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf Dir; ich ſpähte jeden Zug in deinem Geſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe, ſchlugſt Du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen; wie ich erröthete, wie ich wegſah! Du haſt es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt ich wohl, daß Du öfter über dem Blatt wegſahſt, oft zur ungelegenen Zeit, aus dem Takt kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die ſüſſte Konfuſion die ich in meinem Leben gefühlt habe; Um alles Gold hätt' ich Dich nicht wieder grad anſehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinſten Umſtand! — (vor ſich.) Unglükliches Gedächtniß.

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt; wie ich Dich liebe, wie ich ieden Augenblik bei Dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! — Ja wie oft hab ich mir's auch erzählt, wie oft Fernando? — Wie ihr mich ſuchtet, wie Du an der Hand meiner Freundinn, die Du vor mir kennen lernteſt, durch's Boſket ſtreifteſt, und ſie rief: Stella! - und Du riefſt: Stella! Stella! — ich hatte Dich kaum reden gehört, und erkannte Deine Stimme, und wie ihr auf mich traft, und Du meine Hand nahmſt! Wer war konfuſer ich oder Du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblik an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen. — Und welche Seeligkeit in Deinen Armen. Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um Deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verlies!

Stella. Fällt Dir das ſo auf! Iſt's denn nicht wahr? Alles verlies! Oder kannſt Du in Stellen's Munde ſo was zum Vorwurf misdeuten? Um Deinetwillen hab ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der Dich als Vater liebte, der Dich auf den Händen trug, deſſen Wille Dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle Dein waren, Dein worden wären, das war nichts? Den Ort wo Du von Jugend auf gelebt, Dich gefreut hatteſt; — Deine Geſpielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne Dich? Was war mir's vor Deiner Liebe? aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaſſt — Zwar muß ich Dir geſtehn, daß ich manchmal in einſamen Stunden dachte: warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? warum muſſten wir fliehen? warum nicht im Beſiz von all dem bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein!

Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für Dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! für Dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädgen ſo heimlich als Beute für ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädgen ſo allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannſt denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei intereßirt war, ſich das beſte glauben zu machen, und ſo kamſt Du nun glüklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Anngen kommt.

Anngen. Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepakt, und nun fehlt's an Ihnen. Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlen's heut verführt! daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh' Fernando, bring ſie hinüber; zahl das Poſtgeld für ſie, aber ſei gleich wieder da.

Anngen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreien beſtellt, Ihr Bediente hat ia aufgepakt!

Stella. Fernando, das iſt ein Irrthum!

Fernando. Was weis das Kind?

Anngen. Was ich weis? Freilich ſieht's kurios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit ſie bei Tiſch Bekanntſchaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abſchied als Sie ihr zur geſeegneten Mahlzeit die Hand küßten!

Stella. (verlegen.) Fernando.

Fernando. Es iſt ein Kind!

Anngen. Glauben Sie's nicht gnädige Frau! es iſt alles aufgepakt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns Anngen!

(Anngen ab)

Stella. Reiß mich aus der entſezlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet

mich

n ich das Kindergeſchwätz — Du biſt bewegt! ernando! — Ich bin Deine Stella!

Fernando. (ſich umwendend und ſie bei der Hand faſſend.) Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchrökſt mich, Fernando! Du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor Dir nichts. Fliehen! — Hab das Herz nicht Dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will Dich heimlich vergifften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando. (mit Muth und Zittern.) Und nur nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(ſie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella! die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die Du mir alles biſt! Stella! — (kalt.) Ich verlaſſe Dich!

Stella. (verwirrt lächelnd.) Mich!

Fernando. (mit Zähnknirſchen.) Dich! mit dem Weib, das Du geſehen haſt! mit dem Mädgen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella. (ſie ſieht ihn ſtarr an, und läßt die Arme ſinken.)

Fernando. Und das Mädgen iſt meine Tochter! Stella!

(er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.)

Stella!

(er bringt ſie auf einen Siz.)

Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cezilie. Luzie kommen.

Fernando. Seht! ſeht! den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe!

(bemühen ſich um ſie.)

Luzie. Sie erholt ſich.

Fernando. (ſtumm ſie anſehend.) Durch dich! Durch dich! (ab.)

Stella. Wer? wer? — (aufſtehend.) Wo iſt er? (ſie ſinkt zurük, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen.)

Dank Euch! Dank! — — Wer ſeid Ihr? —

Cezilie. Beruhigen Sie Sich! Wir ſind's.

Stella. Ihr? — Seid Ihr nicht fort? — Seid Ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt Du? — Biſt du? — (Cezilie bei den Händen faſſend) Nein! ich halt's nicht aus!

Cezilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ Dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — Es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir, — Biſt Du —

Cezilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella. (aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend.) Und ich? —

(ſie geht verwirrt auf und ab.)

Cezilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt Du mich? — — Schröklich! Schröklich! — Sind das meine Bäume die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblik mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verlohren! — Verlohren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cezilie. Geh, Luzie, ſuch Deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern Dich! — Vater! — Gatte! —

Cezilie. Süſſe Liebe!

Stella. Du liebſt mich! Du drükſt mich an Deine Bruſt! — — Nein! Nein — — Laß mich! — Verſtos mich! (an ihrem Hals) Noch einen Augenblik! es wird bald aus mit mir ſein! Mein Herz! Mein Herz!

Luzie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag euren Anblik nicht! Euer Leben hab' ich vergifftet, Euch geraubt Euer Alles — Ihr im Elend; und ich — welche Seeligkeit in ſeinen Armen. (wirft ſich auf die Knie.) Könnt Ihr mir vergeben?

Cezilie. Laß! Laß!

(bemühen ſich ſie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, iammern, zu Gott und Euch: Vergebung! Vergebung! — (ſie ſpringt auf) Vergebung? — Troſt, gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel, ich hielte ihn

feſt

feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand! — Laß mich! — Mein Herz zerreißt!

Cezilie. Unſchuldige! Liebe!

Stella, (an ihrem Hals.) Ich leſe in Deinen Augen, auf Deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt mich! trag mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergiebt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cezilie. Schweſter! meine Schweſter erhole Dich! nur einen Augenblik, erhole Dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An Deinem Hals laß mich ſterben!

Cezilie. Kommen Sie! —

Stella, (nach einer Pauſe wild wegfahrend.) Laſſt mich alle! Siehe es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Quaal in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich! — unmöglich! — So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! — (ſie ſteht eine Weile niederſehend ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblickt die beiden, fährt mit einem Schrei zuſammen, und entflieht.)

Cezilie. Geh ihr nach, Luzie! Beobachte ſie!

(Luzie ab.)

Cezilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß ihn nicht!

Fünfter Akt.

Stellas Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella. (Sie hat Fernandos Portrait, und iſt im Begriff es von der Blendrahme loszumachen.)

Stella. Fülle der Nacht, umgieb mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete!

te! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du heiliger Mond auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgiebſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schäze meines Lebens, alle ſeelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Trähnen gewohnt habe, Stäte meines Grabs! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert, wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergangenheit all ſchmachtend zu genieſſen hofte; von dir auch verbannt ſein? — Verbannt ſein! — Du biſt ſtumpf! Gott ſei Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen den Gedanken: Verbannt ſein! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb wohl! — Lebt wohl! — — Nimmer wieder ſehn? — Es iſt ein dumpfer Todtenblik in dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Por-

Portrait.) Und dich ſollt ich zurük laſſen? — (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel loszubrechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfen Schlaf, daß ich in hinreißenden Trähnen mein Leben hingäbe! — Das iſt, und wird ſein? — du biſt elend! — (das Gemählde nach dem Mond wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir tratſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurük? Verſankſt nicht? Entflohſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld mein Glük, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflüken, und zerpflüken, und am Weg gedankenlos hinſtreuen! — Edler! — Ha Edler — Meine Jugend! — meine goldne Tage! — Und du trägſt die tiefe Tüke im Herzen! — dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles alles eine Hofnung — — Wo biſt du Stella? (das Portrait anſchauend) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blik war's, der mich in's Verderben riß! — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Nein! Nein! Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zukt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendt ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Trähnen vor den Stuhl nieder.) — Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter kommt.

Bedienter. Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthüre. Ihre Wäſche iſt aufgepakt. Vergeſſen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemählde!

Bedienter (nimmt das Meſſer auf, und ſchneidet das Gemählde von der Rame und rollts.)

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum —

Stella. (einen Moment ſtillſtehend auf und umher blikend.) Komm!

(ab)

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh da faſſts mich wieder mit all der ſchröklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drinne nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchröklicher! — — (ſich die Stirn haltend.) Wo's zulezt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwei? Dieſe drei beſte weibliche Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach noch elender mit mir — Wenn ich klagen könnte, könnt verzweifeln, könnt um Vergebung bitten — könnt in ſtumpfer Hofnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend eine Seeligkeit genieſnieſſen! — Wo ſind ſie? Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blikſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzſt: — was hab ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknikt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt? — Cezilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seeligkeiten vereinigen ſich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beiden edelſten weiblichen Geſchöpfe! — dein! Dein? — kannſt du das faſſen, die dreifache, unſägliche Wonne? — und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſein! — Stella! biſt elend! — Was hab ich dir geraubt? das Bewuſtſein dein ſelbſt, dein iunges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? — (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch.) Doch, auf alle Fälle! — (er lädt.)

Cezilie kommt.

Cezilie. Mein Beſter! wie iſt's uns? — (ſieht die Piſtolen) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando, (legt ſie nieder.)

Cezilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit Dir reden?

Fernando. Was willſt Du, Cezilie? Was willſt Du, mein Weib?

Cezilie. Nenn' mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſein? Ich hab viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchlieſſen. Vernimmſt Du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cezilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe Dich!

Fernando. (ſpottend.) Kurz und gut?

Cezilie. Meinſt Du man müſſe hinter der Thüre Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cezilie!

Cezilie. Ich werfe Dir nichts vor; Und glaube nicht, daß ich Dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich Deinen Verluſt, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte; Ich finde Dich wieder, Deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu Dir nicht eigennüzig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe den erflehten Gegenſtand zu beſizen. Fernando! Mein Herz iſt warm und voll für Dich; es iſt das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cezilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich!

Cezilie. Du ſollſt glüklich ſein! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an Dir. Wir wollen ſcheiden, ohne getrennt zu ſein! Ich will entfernt von Dir leben, und ein Zeuge Deines Glüks bleiben. Deine Vertraute will ich ſein, Du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſein, und die meinen ſollen Dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — Und ſo bleibſt Du mein, biſt nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erden, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo Fernando gieb mir Deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſt den Knoten nicht. Was Du ſagſt, klingt ſchön, ſchmeckt ſüße. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß Du Dich ſelbſt betrügſt, indem Du die marterndſten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cezilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe Dein — Was ſollen hier Worte, was ſoll ich die Warum's Dir vortragen? Die Warum's um's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe Dein, oder —

Cezilie. Nun denn! — Und Stella? —

Fernando (fährt auf und geht wild auf und ab.)

Cezilie. Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe Dich nicht Deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und Dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cezilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jezo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer vor unglüklicher halten, wenn ich Dich verlies, als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte daß ihr Glük Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cezilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: Warum ſoll ſie denn eingemauert ſein? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hofnung hinzutrauren, verzweifelnd am Abgrund hinzujammern? Geſchieden ſein von ihrer lieben Welt! — von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, Du liebſt ſie, Fernando?

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt Du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt Du mein Herz um und um? Was zerreißt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schikſal! — und Gott erbarme ſich euer!

(Er wirft ſich in Seſſel.)

Cezilie. (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.) Es war einmal ein Graf —

Fernando. (er will aufſpringen, ſie hält ihn.)

Cezilie.

Cezilie. Ein teutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Land —

Fernando. Ha!

Cezilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſte ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, giengs nun zur Rükreiſe! — zu ſeinem edlen Weibe! — Und ſein Mädgen? — Er fühlte Menſchheit! — er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wakre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hofnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roßen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine

Knechte abladend die Beute all, ſie zu ihren Füſſen legend; und ſie ſchon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beſchenkend — „Edles, theures Weib, der gröſſte Schaz iſt noch „zurük!„ — Wer iſt's, die dort verſchleiert mit dem Gefolge naht? Sanft ſteigt ſie vom Pferde — — „Hier! — rief der Graf, ſie bei der „Hand faſſend, ſeiner Frau entgegen führend, — „hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ih„ren Händen — nimm mich aus ihren Händen „wieder! Sie hat die Ketten von meinem Hals „geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat „mich erworben — hat mir gedient, mein gewar„tet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt „du ſie! — belohn ſie.„

Fernando, (liegt ſchluchſend, mit den Armen übern Tiſch gebreitet.)

Cezilie. An ihrem Hals, rief das treue Weib, in tauſend Trähnen rief ſie: Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Helfte des, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn

ganz.

ganz. Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief ſie an ſeinem Hals, zu ſeinen Füſſen: Wir ſind dein! — — Sie faſſten ſeine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Stadthalter ſprach ſeinen Seegen dazu. Und ihr Glük, und ihre Liebe faſſte ſeelig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk uns die Kraft dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

(Er fällt wieder zuſammen.)

Cezilie, (eröfnet die Thüre des Cabinets und ruft:) Stella!

Stella, (ihr um den Hals fallend.) Gott! Gott!

Fernando, (ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen.)

Cezilie. (faſſt ihn.) Stella! nimm die Helfte des der ganz Dein gehört — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du giebſt mir ihn wieder!

Fernando. Stella!

(er neigt zu ihr.)

Stella. Ich faß es nicht!

Cezilie. Du fühlſt's.

Stella. (an ſeinem Hals.) Ich darf?

Cezilie. Dankſt Du mir's, daß ich Dich Flüchtling zurückhielt?

Stella. (an ihrem Hals.) O Du! —

Fernando. (beide umarmend.) Mein! Mein!

Stella. (ſeine Hand faſſend an ihm hangend.) Ich bin Dein!

Cezilie. (ſeine Hand faſſend, an ſeinem Hals.) Wir ſind Dein!

Claudine
von
Villa Bella.

Ein Schauſpiel
mit Geſang.

Perſo-

Perſonen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.

Donna Claudina, ſeine Tochter.

Sybilla, und
Camilla, } ſeine Nichten.

Don Sebaſtian von Rovero, ein Freund des Hauſes.

Don Pedro von Caſtelvecchio, ein Fremder.

Crugantino,
Basko, } Vagabunden.

Die Muſik kündigt einen Wirrwarr, einen frölichen Tumult an, einen Zuſammenlauf des Volks zu einem feſtlichen Pompe.

Eine geſchmükte Gartenſcene ſtellt ſich dar. Unter einem feurigen Marſche naht ſich der Zug.

Kleine **Kinder** gehn voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen Mädgen und **Jünglinge** mit Früchten; darauf kommen **Alte** mit allerlei Gaben. **Sibylla** und **Camilla** tragen Geſchmeide und köſtliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, **Don Gonzalo** und **Don Sebaſtian**. Gleich hinter ihnen erſcheint, getragen von vier **Jünglingen**, auf einem mit Blumen geſchmükten Seſſel, **Donna Claudina**. Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erſter, rechter Hand, **Don Pedro** iſt. Während des Zugs ſingt der Chor:

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug theilt ſich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte, und die Begleiter bringen ihre Gaben an.)

Ein Kleines.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädgen und Bübgen
Kommen, o Liebgen!
Binden mit Bändern
Und Kränzen Dich an!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Eine Jungfrau.

Alten und Jungen
Kommen geſungen;
Männer und Greiſe,
Jeder nach Weiſe,
Bringet ein ieder
Dir was er vermag.

Chor.

Fröhlicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

Pedro (reicht ihr einen Strauß.)
Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Trähnen —
Noch ſind die Trähnen
Des Thaues daran!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Gonzalo. (auf die Kleider und Koſtbarkeiten zeigend.)

Tochter, die Gaben
Sollſt Du heut haben.
(Zu den andern.)
Theilt Ihr die Freude,
Theilet Euch heute
Eſſen und Trinken,
Und was ich vermag!

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

(Die Träger laſſen den Seſſel herunter; Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Trähnen und Schweigen
Mögen Euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich,
Fühle ſo ſeelig

Alles

Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine, (ihren Vater umarmend.)

Könnt ich mein Leben,
Vater, Dir geben!
(Zu den übrigen.)
Könnt ich, ohn Schranken,
Allen Euch danken!
(wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)
Könnt ich —

(Sie ſtokt. Die Muſik macht eine Pauſe. Sie ſucht ihre Verwirrung zu verbergen, ſezt ſich auf den Seſſel, den die Träger aufheben; und das Chor fällt ein.

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glüklich,

Uns wieder erſchienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
(Der Zug geht ſingend ab.)

Gonzalo und Sebaſtian bleiben.

Gonzalo. Baſtian! lieber Baſtian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädgen an, und Du wirſt mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit, bei ſo manchem Anlaß, ſcheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innerſten gegen ſie an den Tag zu legen. Wie warm dank ich dem Schikſal, das, da es mir eine männliche Nachkommenſchaft verſagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehen läßt, mir dieſe Tochter giebt. O, ihr Werth entzükt mich mehr, als die Ausſicht über eine grenzenloſe Nachkommenſchaft!

Sebaſtian. Nein, ich ſage Dir, mich ergözt das kleine Feſt recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umſtänden bin; ſo bin ich doch den Ceremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von gepuzten Leuten; ein Zuſammenlauf des Volks; gejauchzt, die Gloken geläutet; gejauchzt und geſchoſſen drein: es geht einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenk's den Leuten nicht, wenn ſie dadurch glauben die Heiligen zu verehren, und Gott ſelbſt zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Claudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrüken, daß ſie Königinn iſt über alle meine Beſizthümer, über meine Unterthanen, über mich ſelbſt — Muß ich ſie nicht den Vorzug fühlen laſſen, den ſie vor andern Menſchen hat, da ſie ihn ſelbſt nicht fühlt; nicht die geringſte Ahndung davon zu haben ſcheint, daß ihres gleichen nicht in der Welt iſt? Dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſes innere Gefühl ihrer ſelbſt, dieſe Theilnehmung an anderer Schikſale, dieſe Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich ſei Vater, ich beſpiegle mich nur ſelbſt in ihr — Höre! alle meine Leute, alles was ſie umgiebt; ſogar die neidiſchen Nichten müſſen ihr huldigen.

Sebaſtian. Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich ſeh ich ſie weder als Vater noch als Liebhaber; aber ſo viel ſeh ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel iſt, Vater oder Liebhaber ſo eines Mädgens zu ſein. Haſt Du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute, ſie mehr in Verlegenheit ſezte, als erfreute? Ich hab mein Tage kein rührenders Bild der Demuth geſehn, als ſie in dem Schmuk. Auch war noch iemand dabei, dem ein einſamer Buſch weit mehr Wonne gegeben hätte; deſſen Empfindung zu dem Rauſchen des Waſſers und dem Liſpeln der Blätter beſſer ſtimmte, als zu den Trompeten und Freudengeſang.

Gonzalo. Du meinſt?

Sebaſtian. Pedro!

Gonzalo. Pedro?

Sebaſtian. Du wirſt doch darüber nicht ſtaunen? Pedro, der, ſeitdem er Claudinen zum erſtenmal geſehen hat, kein Pfötgen mehr machen kann; den Du ſchon hundertmal auf einem Sentenblik, einem Händereiben, einem Hutknäten mußt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebaſtian. Gut! Du mußt denken wie ich, daß dieſe Parthie für Deine Tochter — Du lächelſt?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheyrathen!

Sebaſtian. Ich trag das wachend und träumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdeſſen haſt Du recht, daß Du ein Aug zuthuſt und mit dem andern neben ausblikſt.

Gonzalo. Wenn ich ſie ſo anſehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

Sebaſtian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache iſt. Wenn Pedro nur unſer Hauptgeſchäfft nicht drüber vergäße!

Gonzalo. Hats ihm noch nicht geglükt, was von ſeinem Bruder auszufragen?

Sebaſtian. Ihm? Das iſt mir der rechte Spion! Er iſt ia ſo verliebt, daß, wenn Du nach der Stunde fragſt, er nicht weiß, in welcher Taſche ſeine Uhr ſteckt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abritte und abarbeitete, wir wären noch auf dem alten Fleke.

Gonzalo. Unter uns, Baſtian; haſt Du was heraus?

Sebaſtian. Es bleibt bei Dir. Wenn nicht alle Umſtände lügen, ſo hab ich den Vogel, dem wir ſo ſehnlich nachſtreben, hier im Städtgen nah bei, wo er luſtig und guter Ding iſt. Heut früh ſagt ich's Pedro ſo halb und halb; wir wollen aber das Feſt nicht verderben, ſagt ich. Ach Claudine! ſeufzte der Arme aus tiefer Bruſt, als wollt' er ſagen: den Bruder zum Teufel und Dich mir in Arm!

Gonzalo. Ich habe das Mädgen bemerkt, ich habe die keimende Leidenſchaft in ihrer Seele beobachtet: Es iſt ein reizendes Schauſpiel, das einen wieder ganz iung macht!

Sebaſtian. Hätten wir nur erſt unſer Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hauſe Caſtelvecchio ſo viel gelegen, wovon Pedros Schikſal zum

Theil mit abhängt! Ich ſag ihm ſo oft: Herr, ſeid verliebt; wer wehrts Euch? Seid bey Claudinen; wer hindert Euch? Nur vergeßt nicht ganz, was Ihr Euch und Eurer Familie und der Welt ſchuldig ſeid. Das hilft! —

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sei ruhig, Baſtian! Haben wir's unſern Hofmeiſtern nicht eben ſo gemacht?

Sebaſtian. Nein, Freund, ſo iſt's nicht gemeint. Sollen wir umſonſt die weite Reiſe von Madrid hierher gemacht haben; ſollen wir beſchämt nach Hauſe kehren; Und wer wird alsdenn die Schuld tragen müſſen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! ſeinen Bruder länger in dem Luderleben verwildern zu laſſen, der mit Spielern und Buben im Lande herumſchwadronirt, mehr Mädels betrügt, als ein anderer kennt, und öfter Händel anfängt, als ein Trunkenbold ſein Waſſer abſchlägt!

Gonzalo. Ein toller unbegreiflicher Kopf!

Sebaſtian. Du hätteſt den Buben ſehn ſollen, wie er ſo heran wuchs; er war zum freſſen, Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhafteſten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unſer gröſſter Verdruß werden ſollte. Der Vater wurd nicht ſatt, von ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt er herab; er war acht Jahr alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl in Hof, wuſch ſich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein, und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: Papa! — Papa! — ich hab ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt er uns ein Glük notificiren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo. Schade für den ſchönen Muth, den glüklichen Humor des Jungen!

Sebaſtian. So ging's freilich fort; Je älter er ward, ie toller. Statt nun das Zeug zu laſſen

ſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kräfte zu Ehren der Familie und ſeinem Nuz zu verwenden; trieb er einen unſinnigen Streich nach dem andern; belog und betrog alle Mädgen, und ging endlich gar auf und davon; begab ſich, wie wir Nachricht haben, unter die ſchlechteſte Geſellſchaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo. Glük zu, Baſtian! und gieb ihn ſeiner Familie zurük.

Sebaſtian. Nicht eben das! Umſonſt ſoll er uns nicht genarrt haben. Krieg ich ihn nur einmal bei'm Kragen, ich will ſchon in einem Kloſter oder irgend einer Feſtung ein Pläzgen für ihn finden, und Pedro ſoll mir die Rechte des Erſtgebohrnen genieſſen. Der König hat ſchon ſeine Geſinnung hinüber bliken laſſen. Wenn's wahr iſt, daß mein Mann ſich in der Gegend aufhält; ſo müßt es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Feſts, heute noch pake. Wir können's vor

Gott

Gott und der Welt nicht verantworten; der alte Vater würde ſich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Baſtian! Du biſt immer der alte, treue Baſtian.

Sebaſtian. Und eben deswegen — Unter uns — Sieh doch ein biſſgen nach Deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinſt Du?

Sebaſtian. Der Teufel iſt ein Schelm; und Pedro und die Liebe ſind auch nicht ſo da.

Gonzalo. Auch immer der alte Baſtian! Verzeih mir; du weiſſt keinen Unterſchied zu machen. Das Mädgen, die Sorge meiner Seele, der Zwek all dieſer achtzehnjährigen Erziehung, das feinſte delikateſte weibliche Geſchöpf, das vor dem geringſten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringſten Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebaſtian. Eben deswegen!

Gonzalo. Ich ſetze mein Vermögen an ſie, meinen Kopf.

Sebaſtian. Da kommt ſie eben die Allee herauf. Sie hat ſich von der Menge losgewunden, ſie iſt allein; und ſieh den Gang, ſieh das Köpfgen wie ſie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde wär's durch unſere kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu veriagen, in deren Geſellſchaft ſie daherwandelt!

(Beide ab.)

Claudine. (mit Pedros Strauß.)

Alle Freuden, alle Gaben
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſer Blumen werth.
Ehr und Lieb von allen Seiten,
Kleider, Schmuk und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſer Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal ſo lieb haben, wenn du nur nicht immer ſo pochteſt. Sei ruhig, ich bitte dich, ſei ruhig! (Pedro von ferne.) Pedro? Auch der? Ach, da ſoll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Claudine. Mein Herr!

(ſchweigen einige Augenblike.)

Pedro. (auf ſie ſchnell losgehend.) Ich bin der glüklichſte Menſch unter der Sonne!

Claudine. (zurükweichend.) Wie iſt Ihnen?

Pedro. Wohl! wohl! als wie im Himmel in dieſer engliſchen Geſellſchaft! Ach! daß Sie meine armen Blumen ſo ehren, ihnen einen Plaz an Ihrem Herzen gegönnt haben!

Claudine. Weniger konnt' ich nicht thun. Sie verwelken bis den Abend, und iedes Geſchenk hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Claudine. Wann reiſen Sie weg?

Pedro. Die Pferde ſind geſattelt. Sebaſtian will mich mit aller Gewalt bei ſich haben; er glaubt mein Bruder ſei in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudine. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glük meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudine. Und wenn Sie ihn erwiſchen, ihn wieder durch Liebe und Beiſpiel dem rechten Weg zu führen, wenn Sie ihn ſeiner Familie zurükbringen, Pedro; wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich ſelbſt nicht, ich weis nicht, wo ich bin, ich ſehe kaum, wohin ich trete. Zurük nach Hauſe! zurük! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudine. Der König, der Sie liebt, der ſo ein treflicher Herr ſein ſoll; der Hof der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Iſt das ein Leben? Und doch, ſonſt war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geſchäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt' ich wohl meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Majeſtät, wie Mäken um's Licht ſummt. Jezt würde mir das eine Hölle ſein! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitſamkeit, meine Geſchäftigkeit hin iſt. Es ekelt mir einen Brief zu ſchreiben, der ich ſonſt

allein

allein zwei drei Sekretaire beſchäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber ſeelig, ſeelig iſt mein Herz!

Claudine. Ja, Pedro; ie näher wir der Natur ſind, ie näher fühlen wir uns der Gottheit, und unſer Herz fließt unausſprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, dieſen Morgen, als ich die Blümchen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegen rief: das iſt der Tag! — das iſt ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszuſprechen wage, was ich empfinde!

Claudine. Ach ia, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, ſo volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um dieſe himmliſche Güte, um dieſen heiligen Reiz alles, alles ſchöner, herrlicher wird; wer nicht in dieſer Gegend lieber ſein Leben in

einer

einer ſtillen Hütte verbärge, um nur Zeuge ſein zu dürfen! —

Claudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen mögte! Es muß ein wunderlicher Menſch ſein, der allen Stand, Güter, Freund verläßt, und in tollen Streichen, ſchwärmender Abwechſelung, ſeine ſchönſten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglükliche! Ich erſchröke über ſeine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unſtäte flüchtige Leben ein Fluch iſt, der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er ſich ſelbſt aus der menſchlichen Geſellſchaft. Es iſt unglaublich! Und dann — mit Zittern ſag ich's, — wie manche Trähne von ihm verführter, verlaſſener Mädgen hab' ich fließen ſehn? O, das war's, was uns am meiſten aufbrachte, ſeiner Freiheit nachzuſtellen. Ich hätte mit den armen Geſchöpfen vergehen mögen! Wie wird ihm ſein, wenn er, von ſeiner Blendung dereinſt geheilt, mit Zittern ſehn muß, daß er das innerſte Heiligthum der Menſchheit entweihte, da er Liebe und Treue ſo ſchändlich mit Füſſen trat?

Claudine. Liebe! und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können ſcherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer ſcherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Drüber ſcherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

Claudine.

Aber ſag, wo ſind die Rechten,
Und wie kennt man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Bliken, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs iſt viel,
Wir Arme ſind ihr Spiel!

Pedro.

Wer findt ein treues Blut,
Findt drum ein edel Gut.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel Gut!

(In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von weitem ſingen Camillen und Sybillen; die ſingend näher kommen.)

Beyde.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſein,
Als nur mein Schäzel allein!

(ſie treten herein.)

Camille.

Er iſt der ſtärkſt im ganzen Land
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln, ſein:
Es ſag einmal eins; nein!

Sybille. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſein,
Als nur mein Schäzel allein!

Sybille.

Und das was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht;
Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schäzel allein.

Chorus.

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unten in tiefen Erdengrund,

Muß

Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſein,
Als nur mein Schäzel allein.

Claudine. Habt Ihr meinen Vater nicht geſehn? Ach, ich muß zu ihm; ſeit unſerer Feierlichkeit hab ich ihn nicht allein geſprochen. Auch Euch dank ich, lieben Kinder, daß Ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geſchöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ia? Leben Sie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Claudine. Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zuſammen. Sebaſtian wartet auf mich; die Pferde ſind geſattelt.

Sybille. Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt.

(gehen ab.)

Sybille. Camille.

Sybille. Ich möchte berſten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!„ Ich glaub, ſie that's uns zu ſpotten. Sie iſt übermüthig, daß ihr der Menſch nachläuft, wie ein Hündgen. „Bleiben Sie! bleiben Sie!„ Ich komm ſchier aus der Faſſung. Und er! macht er nicht ein Hängmaul, wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille. Sie meint, weil ſie ein rund Köpfgen hat, ein Stumpfnäsgen, und über ein Gräsgen und Gänsblümgen gleich weinen kann; ſo wär was mit ihr.

Sybille. Und weil man uns auch heute an den Triumpfwagen geſpannt hat. Ich war ſo im Grimm —

Camille. Unſer eins iſt auch keine Kaz, und den Pedro mögt ich nit einmal. Es iſt ein langweiliger träumiger Menſch. Uebel iſt er nicht gemacht.

Sybille. Und war auch artig, eh' ihn die Närrinn verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier in's Haus Bekanntſchaft geſucht, und dem Don Sebaſtian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben bei'm Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebaſtian verirte. Jezt iſt er unerträglich.

Camille. Unausſiehlich! Ja, aber ich hab einen Fang gethan, wenn Du mich nicht verrathen willſt.

Sybille. Ich dächte, Du weißt, daß Du Dich auf mich verlaſſen kannſt, und wahrhaftig ich weis auch, Du hilfſt mir Rache an Pedro nehmen, und an ſeiner zärtlichen Dulzinee.

Camille. Hör nur in der Nachbarſchaft hält ſich ein Cavalier auf. Siehſt Du, ich ſage nichts; aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht. Reich muß er ſein, und vornehm; das ſieht man ihm an. Und ein Bürſchgen, wie ein Hirſchgen.

Sybille. Wie heißt er? Wo iſt er?

Camille. Er verbirgt ſeinen Stand und Nahmen. Sie heißen ihn Don Crugantino. Heiß er wie er will, es giebt nicht ſeines gleichen.

Sybille. Den haſt du gewiß ehegeſtern auf'm Jahrmarkt gekapert?

Camille. St!

Sybille. Noch eins, Camille! Du weißt. wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie ſie da einander mit langen Athemzügen und Bliken eine gute Nacht geben, als ſollten ſie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tiſch ſo ſtill hergeht, und wie bald abgeſſen iſt, und wie mein Claudingen, ſo bald der Vater im Lehnſeſſel zu niken anfängt, weg und in Garten ſchleicht, und dem Mond was vorſingt. Camille, ich wollt ſchwören, es iſt nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was ſtikt.

Camille. Meinſt Du?

Sybille. Närrgen; dahinten die Teraſſe mit dem eiſernen Gatter kennſt Du. Das müßt ein ſchlechter Liebhaber ſein, der nicht da herüber wollte, wie ein Steinwurf, um ſeiner Scharmanten die Trähnen abzutroknen, die ihr der keuſche Mond abgelokt hat.

Camille. Wahrhaftig! und ſie kann nicht leiden, daß eins mitgeht.

Sybille. Und ich ſtell mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber

muß

muß es heraus. Pedro reit ſchon iezt weg; dahinter ſtikt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille. Wann wir ſie beſchlichen?

Sybille. Das iſt nichts. Säh auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wirs erzählen, der wird raſend; wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hinten hin ſchleichen.

Camille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sybille. Iſt das das erſtemal, daß wir Leute aneinander hezen? Komm, eh es zu Tiſch geht, komm!

(Beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge.

(**Drei Vagabunden** ſtehen um einen Tiſch und würfeln. **Crugantino**, den Degen an der Seite, eine Zitter mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und abgehend, und ſingt:

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,

Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.
Ein Lied am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;
'Raus, feurig, friſch
Den Flederwiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Tik! Tik! Tak! Tak!
Krik! Krak!
Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

1. **Vagabund.** Komm doch, Crugantino; halt eins!

Crugantino. Mir iſt heut gar nicht drum zu thun.

2. **Vagabund.** Er iſt heut wieder nicht zu brauchen.

Univ. B...
Münche...

Crugantino. Serviter! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging in honette Geſellſchaft, und gäb mich mit Lumpen nicht ab, wie Ihr ſeid.

1. Vagabund. Laßt ihn! Er iſt guten Humors.

3. Vagabund. Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Crugantino. Wie Du meinſt.

2. Vagabund. Nein der Roman iſt gewiß zu Ende. Er dauert ſchon drei Wochen.

1. Vagabund. Wett' ich rath's! Zur Camilla, die auf'm lezten Jahrmarkt ihm mit ihren ſchwarzen Augen ſtraks durch die Leber geſchoſſen hat.

Crugantino. Ich dächte, Du giengſt mit, und ſähſt zu; wärſt Du doch Deiner Sache gewiß.

1. Vagabund. Viel Ehr. Wenn ſie nur ſo eine lange Nas nicht hätt. Sonſt iſt ſie nicht übel, auſſer — fürcht ich —

Crugantino. Ich glaub, Du fängſt an, delikat zu werden.

2. Vagabund. Mag nicht mehr ſpielen.

3. Vagabund. Ich auch nit.

2. Vagabund. Unter ein paaren iſt's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab, das iſt fatal.

Crugantino. Beſonders wo keins iſt.

2. Vagabund. Bliebſt Du bei uns, hättſt Du auch was zu lachen.

Crugantino. Was treibt Ihr denn?

2. Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirſchkalb geſchenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggepuzt.

3. Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Parükenſtok genagelt. Sein Perükenſtok mit der Feſtperüke ſteht in der Eke; verlaßt Euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald übern Haufen geworfen, als mich die Köchinn in dem Kämmergen conſultirte.

2. Vagabund. Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bok heraus. Wir löſen die Hörner ab, und geben ſie Dir.

3. Vagabund. Für das übrige laßt mich ſorgen! Auf der Perüke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelgen dran: — der neue Moſes —

Alle. Bravo, Bravo!

1. Vagabund. Hat keiner den Basko geſehn?

Crugantino. Wollt Ihr einen Augenblik warten? er wird gleich zur Hand ſein.

2. Vagabund. Ich glaub's nicht; er iſt bös auf mich, ich hab ihn geſtern ein bißgen übergezogen.

Crugantino. Bös über Dich? bildt Dir's nit ein! Basko iſt kein Kerl das nachzutragen. Er hätt Dir in's Geſicht geſchmiſſen, und ein Schrämgen über die Naſe gehauen, und da wär's gut geweſt.

Man hört eine Nachtigall drauſſen.

1. Vagabund. Da iſt er! Hört Ihr ihn? Da iſt er!

Basko. Guten Abend!

Crugantino. Du kommſt eben recht. Sylvio meint, Du wärſt bös über ihn.

Basko. Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt! Crugantino, Ein Wort —

1. Vagabund. Schenirt Euch nicht. Wir machen Euch Plaz.

Basko. Lernſt Du noch Lebensart alter Bok! Gelt, Du ſpürſt in allen Gliedern, daß Dich ehſtens der Teufel holen wird, und da wirſt Du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glük auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus;
Heyſa! Heyſa! ſo geht's doch hinaus.

(ab.)

Crugantino. Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig Einerlei. Wenn unſere Streiche nicht wären. — Was bringſt Du Basko? Was bringſt Du von Villa Bella?

Basko.

Basko. Viel, gar viel.

Crugantino. Hab ich Hofnung mich Claudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko. Camillgen, das liebe Camillgen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüſtert: dem edlen Crugantino meinen Gruß!

Crugantino. Laß ſie zum Teufel gehn! Red mir von Claudinen.

Basko. Herr! Wir, oder unſer Genius, oder allzuſammen ſind ausgemachte Eſel.

Crugantino. Was giebt's?

Basko. Ich, der ich ſonſt herumſchwärme den ganzen Tag, und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Crugantino. Nun.

Basko. Und drüben; ich hätte mir die Augen ausſchlagen mögen; drüben in Villa Bella — Ich hab in Gonzaloshofe bei Claudinen geſtanden, von hier an den Tiſch, und wer's eh' gewußt hätte —

Crugantino. Schwerenoth! wie ging das?

Basko. Heut iſt Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der ſie wie ein Narr liebt, hat ein Feſt angeſtellt. Sie haben einen Umgang gehalten, ſie im Triumpf getragen —

Crugantino. Das haſt Du geſehn?

Basko. Ich kam zu ſpät. Aber im Hof unter den großen Linden, waren für's ganze Dorf Tiſche gedeckt. Alt und Junge, alles geputzt! Und heyſa oben aus; Fäſſer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Geſumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Crugantino. Und holteſt mich nicht?

Basko. Kaum hatt' ich mich umgeſehn, verlohren ſich die Herrſchaften.

Crugantino. Haſt ſie geſehn?

Basko. Narr, ich mögt' Dir ſagen können wie ſchön ſie war. In einer gewiſſen Verlegenheit.

Crugantino. Was iſt nun das alles?

Basko. Geduld! Geduld! Eins hab ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, beſonders bei ſo ſchönem Mondenſcheine, allein im Garten zu ſpazieren.

ren. Du kennſt die Caſtanienbäume, die davor ſtehen auf dem Wege nach Salanko?

Crugantino. Lehr' mich das! Die Teraſſe geht da heraus, und die eiſerne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort ſein, eh der Mond noch aufgeht. Komm Basko!

Basko. Noch eins! Nimm Dich doch in Acht. Serpillo, der Häſcher, der mein Herzensfreund iſt, hat mir vertraut: man frage nach Dir, erkundige ſich nach Dir.

Crugantino. Poſſen! Ich wüßte iezt nichts.

Basko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das Du ſchon vor abgethan hälteſt!

Crugantino. Das wär dumm.

Basko. Unſere Landsleute tragen gar lange nach.

Crugantino. Iſt mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unſern Operationsplan ſo einrichten; ich ſtek mich in die Allee; hör ich ſie, bin ich gleich am Garten; über'm Gitter; im Garten. Und Du, klettre auf einen Caſtanienbaum. Wenn iemand kommt, ſo mach Deine Nachtigall.

Basko. Gut, gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

Crugantino. Und vergiß die Maske nicht. Und wie ich Dir ſage; ſchlag nur zwiſchen und kümmere Dich um nichts, bis ich Dich rufe. Ich zieh mich ſchon heraus. Zwei verderben immer ſo einen Handel. Komm! Ich halt Dich doch von nichts ab die Nacht, Basko?

Basko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Crugantino. Du haſt doch auch was auf'm Korn?

Basko. (abgehend.) A!

Eine Blond und eine Braune,
Schlagen ſich iezt um mein Herz;
Eine mit immer ſchlimmen Laune,
Eine mit immer Luſt und Scherz.

◆

Mondſchein.

Die Teraſſe des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthür, worauf eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Caſtanienbäume vor der Teraſſe.

Claudine oben, **Crugantino** unter den Bäumen.

Claudine.

Hier im ſtillen Mondenſcheine
Mit Dir, heilge Nacht! alleine,
Schlägt dies Herz ſo liebevoll;
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Crugantino.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

Claudine a)

Welche Stimme! ich vergehe.

Crugantino. b)

Auf, ich wag mich in die Nähe.

---

a) Sich der Thüre nähernd.

b) Nimmt die Maske vor und ſteigt die Treppe leiſe hinauf.

Claudine. [a]

Wer! Wer! Wer iſt da?

Crugantino. [b]

Ich! Ich! Ich bin da.

Claudine. [c]

Wer?

Crugantino.

Ich!

Claudine.

Fremdling, wie heiſt Du?

Crugantino.

Liebgen, das weiſt Du.

Claudine.

Zeige mir Dein Geſicht!

Crugantino.

Sagt Dir's Dein Herze nicht?

Claudine.

Weg von dem Orte!

Crugantino.

Oefne die Pforte.

Beide.

---

a) An der Gartenthüre.
b) Hinaufſteigend.
c) Droben.

Beide.

Himmel, Himmel, welche Qual!
Einen Kuß doch nur einmal!

(Claudine entfernt ſich.)

Crugantino. Das Gitter! will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie haſche!

(er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.)

Nachtigall und der Teufel!

(er ſpringt herab.)

Ich höre warlich iemand! Giengſt du feurig!

(die Teraſſe herunter und hinter die Bäume. Die Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hieher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Gefühl ihrer ſelbſt. Himmliſcher Ort! Alles ſchwebt um dich voll Liebe Gefühl! Die Nachtigallen ſingen noch, als wär hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigen gemacht. Liebe Nachtigall! Freundinn meines Herzens!

Noch ſo ſpät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebes Klagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebes Tagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Crugantino. (der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich) Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Horch! — Wer da?

Crugantino. (langſam hervortretend)

Pedro. (mit ſtarker Stimme.) Wer da?

Crugantino (zieht.) Eine Degenſpitze!

Pedro (zieht.) Nichts weiter?

(Sie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundt, den er ſinken läßt und mit der linken den Degen faßt.)

Crugantino. Laßt! Ihr ſeid verwundet.

Pedro. (den Degen verhaltend.) Wollt Ihr mein Leben? Wollt Ihr meinen Beutel? redt! Den Beutel könnt Ihr haben; Mein Leben ſollt Ihr noch theuer bezahlen.

Crugantino. Keins von beiden. (vor ſich.) Seine Stimme rührt mich. (laut.) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro. Was fallt Ihr mich an?

Crugantino. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an. (er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro. Was iſt das?

Crugantino. Fürchtet nichts!

Basko. Was giebt's?

Crugantino. Trag Sorge für dieſen Verwundeten.

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko. (ſich um ihn beſchäftigend.) Das blutet verteufelt für eine Armrize!

Crugantino. (auf und abgehend.) Eſel! tauſendfacher Eſel!

(ſich an die Stirn ſchlagend.)

Basko. Seid Ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring mich wohin; daß ich ruhe und verbunden werde.

Crugantino. Pedro! Claudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Sareſſa! in unſer Wirthshaus, Basko! leg ihn auf mein Bett, Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt Euch Herr! Kommt!

(ab.)

Crugantino. Nun und was ſoll's? Der Teufel hol die Fratzen! Armer Pedro! Aber ich weis, Degen! du ſollſt mir ſtecken bleiben! Ich will dich zu Haus laſſen, ich will dich ins Waſſer werfen! — Mußt er denn auch juſt Wer da! rufen: und Wer da mit einem ſo gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden — Und darüber alles zu Grunde, die ſchönſte herrlichſte Gelegenheit! Wärſt du nur vorhin übers Gitter, und hättſt den Amoroſo mit der Nachtigall duettiren laſſen. Daß einen die Reſolution juſt da verläßt, wo man ſie am meiſten braucht! Vielleicht — (nach der Trepp zugehend) Ein dummes Vielleicht! Sie iſt lang nach dem Haus zurück, und liegt im Bett bis über die Ohren. Horch!

Ge=

Gonzalo oben mit zwei **Bedienten.**

Gonzalo. Wo ſie ſein mag! Bleib einer bei mir. Und Ihr durchſucht den Garten, Ihr! Gebt acht, am End iſt's Lug und Trug von Schandmäulern.

Crugantino. (horchend.) Wieder was neues.

Gonzalo. Verbirgt ſich nicht einer da drunten unter die Caſtanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir den Vogel? Wart, Pedro, wart!

(er ſchließt das Gitter auf, und kommt auf die Treppe.)

Wer iſt da unten? Wer holla, wer?

Crugantino. (die Maſke vornehmend.) Aus dem Regen in die Trauffe!

Gonzalo. Wer da?

Crugantino. Gut Freund!

Gonzalo. Hol der Teufel den guten Freund, der einem des Nachts um's Haus herumſchleicht, den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt, und alle Lieb und Freundſchafft ſo belohnt.

Crugantino, (die Hand an den Degen, und gleich wieder davon.) Ich bitte dich, bleib ſtecken! Was mag das bedeuten? Das iſt der Vater.

Gonzalo. Nein, Herr, das iſt ſchlecht, ſag ich Euch; ſehr ſchlecht!

Crugantino. Das iſt zu viel: (Die Maske wegwerfend) Seid Ihr Herr von Villa Bella oder nicht; Euer Betragen iſt unanſtändig.

Gonzalo. Ihr ſeid nicht Pedro?

Crugantino. Sei ich wer ich will, Ihr habt mich beleidigt; und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo (zieht) Gerne! So verdrieslich mir der Streich iſt.

Crugantino (zieht halb, ſtößt aber gleich wieder in die Scheide.) Genug, mein Herr; genug! Ich kann zufrieden ſein, daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spitze ſeines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beſchämt mich.

Crugantino. Wie's ſcheint, haben Sie mich für den Unrechten angeſehen.

Gonzalo. Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern, durch Argwohn, auch Unrecht gethan.

Crugantino. Ihr nanntet ihn Pedro. Iſt das der junge angenehme Fremde?

Gonzalo. Der aus Caſtilien angekommen iſt.

Crugantino. Richtig! Sie glaubten der wäre hier herum?

Gonzalo. Ich glaube — Genug, mein Herr! Sie haben niemanden geſehen?

Crugantino. Niemanden. Ich gieng hier auf und ab, wie ich denn die Einſamkeit liebe, und hing meinen ſtillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon. Ich danke dem Zufall und meiner Hize, daß ſie mir die Bekanndtſchaft eines ſo wakern Mannes verſchafft haben. Sie halten Sich auf, wenn man fragen darf?

Crugantino. Nicht weit von hier, in Saroſſa.

Gonzalo. Es iſt nicht zu ſpät noch herein zu treten, und auf weitere Bekandtſchaft ein Gläsgen zu ſtoßen?

Crugantino. Wenn's Mitternacht wäre, und Sie erlaubten. So ein Trunk wär eine Pilgrimſchaft werth.

Gonzalo. Allzu höflich! Allenfalls ſteht auch ein Pferd zum Rükweg zu Dienſten.

Crugantino. Sie überhäuffen mich.

Gonzalo. Treten Sie herein.

Crugantino. Ich folge.

(die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter ſchließt, und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sybilla, Camilla.

Sybille. Was es nur gegeben hat?

Camille. Ich begreif's nicht.

Sybille. Claudine war eben ſchon zurük, als der

der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausſchlich.

Camille. Jezt wird's über uns hergehn.

Sybille. Wir haben's ia nicht geſagt.

Claudine (tritt herein.) Wo iſt mein Vater?

Sybille. Guten Abend, Nichtgen Ihr wart heut bald wieder zurük, die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine. Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich mögt ihm gute Nacht ſagen.

Camille. Ich höre ihn drauſſen.

Gonzalo. Crugantino.

Gonzalo. Noch einen Gaſt, meine Kinder, ſo ſpät.

Crugantino. Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glük Ihnen nicht beſchwerlich ſein mögte.

Camille, (heimlich zu Sybillen.) Das iſt Crugantino, Schaz; er iſt's ſelbſt!

Sybille. Ein feiner Kerl!

Gonzalo. Das iſt meine Tochter.

Crugantino. (hält ſich ehrfurchtsvoll.)

Gonzalo. Das, meine Nichten. Liebe Nichten ein Glas Wein, einen Biſſen Brodt! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmekt mir der Wein nicht.

(Sybille und Camille ab. Leztere giebt Crugantino verſtohlene Blike, die er erwiedert.)

Gonzalo. Claudingen, Du warſt bald aus dem Garten?

Claudine. Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein biſſgen; mach noch ein biſſgen! Ich ſagt's gleich, die Leute ſind Lügenmäuler, Schandzungen.

Claudine. Was meint Ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind! Als — daß Du mein liebes einziges Kind biſt und bleibſt.

(Crugantino hat bisher wie unbeweglich geſtanden; Claudinen bald mit vollen Seelenbliken angeſehn, bald die Augen niedergeſchlagen, ſo bald ſie ihn anſah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.

Gonzalo. Ihr habt eine Zitter?

Crugantino. Die Geſpielinn meiner Einſamkeit und meiner Empfindung.

Claudine. (vor ſich.) Seine Stimme, ſeine Zitter! Sollt er es geweſen ſein? Pedro war es nicht, mein Herz ſagte mir's; er war's nicht!

Gonzalo. Das iſt Claudinens Lieblingston.

Crugantino. Dürft ich hoffen?

(er greift drauf.)

Claudine. Ein ſchöner Ton!

Crugantino. heimlich. Sollten Sie dieſen Ton und dieſes Herz verkennen?

Claudine. Mein Herr!

Sybille und Camille, Bediente (mit Wein und Gläſer. Indeß Gonzalo ſich beſchäfftigt am Tiſch.)

Crugantino. (heimlich.) Sollten Sie verkennen, daß eben der glükliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen ſteht, der vor wenigen Augenbliken —

Claudine. Ich bitte Sie!

Crugantino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

Sybille und Camille ſpüren.

Gonzalo. Ein Glas! Wovon ſprecht Ihr?

Crugantino. Von Geſängen. Das Fräulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zitter! Ein Burſche der eine Zitter und Stimme hat, ſchlägt ſich überall durch!

Crugantino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umſtände.

Crugantino. (meiſt zu Claudinen gekehrt.)

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen?
Selbſt ſich betrügen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt Du mir's ſagen
Liebliches Kind.

Gonzalo. (ſcherzend zu Claudinen.) Kannſt Du mir's ſagen! — das iſt was auf Deinen Zuſtand

Clau-

Claudingen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darinn, wie ich; ie freier, ie wahrer, ie treuer ſo ein Stükgen von Herzen geht, deſto werther iſt mir's — Sezt Euch, mein Herr! — ſezt Euch — Noch eins! Ich ſage immer: zu meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauern wohl, und da hatt' er immer ein Liedgen, das von der Leber wegging, und einem 's Herz ergözte; und der Herr ſchämte ſich nicht, und ſang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichſte, das beſte!

Crugantino. Vortreflich!

Gonzalo. Und wo iſt die Natur als bei meinem Bauer? Der iſt, trinkt, arbeitet, ſchläft und liebt, ſo ſimpel weg; und kümmert ſich den Henker drum in was für Firlfanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

Crugantino. Fahren Sie fort! Ich werde nicht ſatt, einen Mann von Ihrem Stande ſo reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder? Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeſchichten, die Geſpenſtergeſchichten, iedes nach ſeiner eigenen Weiſe, und immer ſo herzlich, beſonders die Geſpenſterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Crugantino. Nicht ſo ſehr, als Sie denken. Der allerneuſte Ton iſt's wieder, ſolche Lieder zu ſingen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Crugantino. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgeſänge werden iezt eifrig aufgeſucht, aus allen Sprachen überſezt. Unſere ſchönen Geiſter beeifern ſich darinn um die Wette.

Gonzalo. Das iſt doch einmal ein geſcheuter Einfall von ihnen; etwas unglaubliches, daß ſie wieder zur Natur kehren; denn ſonſt pflegen ſie immer das Gekämmte zu friſiren; das Friſirte zu kräuſeln; und das Gekräuſelte am Ende zu verwirren, und bilden ſich Wunderſtreiche drauf ein.

Crugantino. Gerade das Gegentheil.

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch ſchön Lied auswendig wiſſen?

Crugantino. Unzählich.

Gonzalo. Nur noch eins; ich bitt Euch. Ich bin ſehr geſtimmt; wir alle ſind geſtimmt, denk ich; es iſt uns wohlgegangen, und unſere Geiſter ſind in Bewegung.

Crugantino. Gleich.

(er ſtimmt.)

Gonzalo. Sezt Euch, Kinder!

(Sie ordnen ſich um den Tiſch, Crugantino neben an, Claudine hinten. Gonzalo dem Crugantino gegen über; zwiſchen Claudinen und Crugantino ſchiebt ſich Camille ein; Sybille hält hinter Gonzalo.)

Crugantino. Ein Licht aus! Und das andere weit weg!

Gonzalo. Recht! Recht! wird ſo vertraulicher und ſchauriger.

Crugantino.

Es war ein Bule frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hat ein armes Maidel jung
Gar offt in Arm genommen;
Und liebgekoßt und liebgeherzt;

Als Bräutigam herumgeſcherzt;
Und endlich ſie verlaſſen.

Das arme Maidel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht und weint, und bet und ſchwur:
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt? O, Teufel! wer kommt? Einen zu ſtören in der ſchaurigen ſchönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige. Sebaſtian?

Sebaſtian, ein Bedienter (mit Lichtern.)

Sebaſtian. Guten Abend!

Gonzalo. Woher?

Sebaſtian. Nur einen guten Abend. Ich ſuche Don Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Crugantino. (vor ſich.) Ich glaub's wohl.

Claudine. Iſt's lang, daß er von Euch ſchied?

Sebaſtian. Freilich. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht ſo ſchurkiſch.

Gon-

Gonzalo. Nichts gerathen? Trink eins auf den Aerger. Wir haben auch hier einen neuen Gaſt, ſo ſpät noch.

Sebaſtian, (ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor ſich.) Das iſt ein Kerl, wie der, den ich ſuche! Schwank, feurige Augen, und die Zitter —

Gonzalo. Wo bleibſt Du heute? Bleib hier!

Sebaſtian. Nein ich muß Pedro finden, und ſollt ich ſuchen bis an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo. Von Saroßa.

Sebaſtian. (freundlich) Den Nahmen?

Crugantino. Crugantino nennt man mich. (vor ſich.) Alter Eſel!

Sebaſtian, (gleichgültig ins Glas redend.) So? (ſich herumwendend, ergözt vor ſich.) Hab ich dich, Vogel; Hab ich dich? Nun, Pedro, ſei wo du willſt den muß ich erſt in Sicherheit bringen (laut.) Adieu.

Gonzalo. Noch eins!

Sebaſtian. Danke. Diener, meine Herrn und Damen.

Gonzalo. Sybille, geleit ihn.

Sebaſtian. Laſt das Zeug.

(ab.)

Crugantino. Ein alter Freund vom Hauſe?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abweſenheit beſucht. Ein biſſgen gerad zu, aber brav. Nun weiter unſer Liedgen, weiter. Mich dünkt ich ſeh ihn, wie ihn der böſe Geiſt vom Herrn ängſtiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauſt und wüthet.

Crugantino. Wohl, wohl!

Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben grauſt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.
Er gab die Sporen kreuz und queer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, 'nüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit ſieben Tag und ſieben Nacht:
Es blizt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit im Bliz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen;
Bind's Pferd haus an und kriecht hinein,
Und dukt ſich vor dem Regen;
Und wie er tappt und wie er fühlt
Sich unter ihm die Erd erwühlt:
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er raft ſich auf und krappelt nach,
Die Lichtlein ferne weichen;
Irrführen ihn die Queer und Läng,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre. Sibille ſieht ſich um, er winkt ihr, ſie geht, um nicht zu ſtören, auf den Zehen zu ihm. Gonzalo ders doch merkt, wird ungeduldig und ſtampft. Crugantino fährt fort.)

Auf einmal ſieht er hoch im Saal
Sieht ſizen hundert Gäſte,

Hohlaugig grinſen allzumal
Und winken ihm zum Feſte,

(Sybille kommt leiſe hinter Claudinens Stuhl, und redt ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild, Crugantino ſingt.)

Er ſieht ſein Schäzel unten an
Mit weiſſen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Claudine (mit einem Schrei) Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurük, alle ſpringen auf.)

Gonzalo. Hülfe! was giebt's! Hülfe!

(Man labt ſie mit Wein.)

Was iſt's, was iſt's!

Sybille. Pedro iſt verwundet! gefährlich verwundet.

Gonzalo. Pedro! Helft ihr; Mein Kind! Mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sybille. Sebaſtians Diener kam hereingeſprengt, er ſuchte ſeinen Herrn hie.

Gonzalo. Wo iſt Baſtian? Sie rührt ſich nicht!

Sybille. Weis ich's?

Gonzalo. Wein! Sybille, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Crugantino. (gerührt vor ſich.) Und du, Elender! das iſt dein Werk, deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

Gonzalo. Wein!

Sybille, (ohne Wein, vergeiſtert.) Herr!

Gonzalo. Wein!

Sybille. Herr!

Gonzalo. Biſt Du toll?

Sebaſtian, Wache.

Sebaſtian. Hier! Ergreift ihn!

Crugantino. Mich?

Sebaſtian. Dich! Ergieb Dich!

Gonzalo. Was iſt das?

Crugantino, (wirft ſeinen Stuhl um, und verrammelt ſich hinter den Tiſch und Claudinen, greifft in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus:) Bleibt mir vom Leibe! Ich mögte nicht gern einem was zu Leide thun.

Sebaſtian. (auf ihn losgehend.)

Crugantino. Damit Ihr ſeht daß ſie geladen ſind!

(er ſchießt eine nach der Deke, Sebaſtian weicht.)

Crugantino. (zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole:) Die! für den der mir nachfolgt!

(Er ſpringt über den Stuhl weg, und ſchwadronirt ſich durch die Kerls durch hinaus.)

Sebaſtian, (denen draußen.) Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach! (er geht zuerſt.)

Claudine, (die vom Schuß aufgefahren iſt, ſieht wild um ſich her.) Todt! todt! Haſt du's gehört? Sie haben ihn erſchoſſen. (ſpringt auf.) Erſchoſſen. Mein Vater! (weinend.) und Sie habens gelitten! Wo haben ſie ihn hin? Wo ſind ſie hin? Wo bin ich? Pedro! (ſie fällt wieder in den Seſſel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (zu Camillen und Sybillen.) Steht Ihr da! Gukt Ihr Ihr zu! Hier, Sybille, hier meine Schlüſſel, hohl meinen Balſam droben. Camille geſchwind in Keller, vom ſtärkſten Wein! Claudine! mein Kind!

(Claudine hebt ſich ohnmächtig ohne zu ſprechen, reicht ihrem Vater die Hand, und ſinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr:)

Sebaſtian. (kommt.) Er hat ſich durchgeſchlagen, wütend wie der Teufel! Du ſollſt uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte Dich.

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebaſtian. Es iſt der Schreck. Sie erholt ſich wieder. Willſt Du mir Deine Bedienten erlauben, Deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo. Mach was Du willſt.

Claudine. Sebaſtian.

Sebaſtian. Auf Wiederſehn, Fräulein.

Claudine. Pedro! Er iſt todt?

Sebaſtian. Sie iſt verwirrt, pflegt ſie, ich muß fort.

(Sebaſtian ab.)

Gonzalo, (ſie zum Seſſel führend.) Beruhige Dich Engel.

Claudine. Er geht. Und ſagt mir nicht: iſt er todt, lebt er? Ach meine Knie, meine armen Knie! Mein Herz wird brechen.

Sybille (kommt.)

Sybille. Hier der Balſam.

Claudine. Gefährlich verwundet, ſagteſt Du? In Sareſſa?

Gonzalo. Wer!

Sybille. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sybille. Ach daß man nicht von Sinnen kommt über den Lärm und das Gewirre. Heiliger Gott! Da kommt Baſtians Diener geſprengt, fragt nach ſeinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er: Pedro ſei gefährlich verwundet, in Sareſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebaſtian mit Wache, unſern Gaſt zu fangen, der ſich durchſchießt und ſchlägt. Und Nichtgen in Ohnmacht. Mir wird's blau vor den Augen (ſezt ſich.) Mir wird's weh.

Camille (mit Wein.)

Gonzalo. Gieb her. Trink einen Tropfen Claudine! Gieb Sybillen ein Glas. Du ſiehſt auch wie ein Geſpenſt.

Camille. Mir klappern die Zähne, wie im Fieber.

Fieber. Den Schröken fühl ich Jahr und Tag in len Gliedern.

Gonzalo. Trink ein Gläsgen! Reib Dir die Schläfe mit dem Balſam. Reib Sybille.

Camille, (ſezt ſich) Ich halt's nicht aus.

Claudine. O mein Vater! Pedro gefährlich erwundt! Sebaſtian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm niemand geſagt.

Camille. In dem Lärm, in der Angſt!

Claudine. Ohne Hülfe vielleicht.

Gonzalo. Du machſt Dir's zu fürchterlich er; Ein Stich in den Arm, ein Rizgen: Liebes Kind einem Manne was iſt das? Sei ruhig! Ich will einen nach Saroſſa ſprengen.

Camille. All Eure Leute und Pferde ſind mit Sebaſtianen.

Gonzalo. Verflucht.

Claudine. O, aus dem Dorf drüben.

Sybille. Ja, wer ſoll bei Nacht über's Waſſer? Die Fähre ſteht drüben! Ihr hört ia, es iſt alles fort.

Gonzalo. Bis morgen gedulde Dich! Liebgen und geh' iezt zu Bette.

Claudine. Laß mich noch einen Augenblik. Biß ſich das Blut geſezt hat. Ich könnte iezt nicht ſchlafen. Aber! die Augen fallen Euch zu. Sorgt für Eure Geſundheit.

Gonzalo. Laßt mich.

Claudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Nichten, Ihr wacht mir aber bei ihr. Ich bitt Euch, verlaßt ſie nicht. Morgen mit dem frühſten, ſollſt Du Nachricht von Pedro haben. Wekt mich Nichten gegen Morgen. Gute Nacht. Lieb Mädgen, leg Dich bald. Leucht mir Camille. Gute Nacht.

(Mit Camille ab.)

Claudine. Sybille.

Sybille (nach einer Pauſe.) Der Kopf mögte mir zerſpringen. Die Knie ſind mir wie geradbrecht. Auf ſolch einen Tag ſolch eine Nacht!

Claudine. Ich kann Euch nicht zumuthen zu wachen, Nichten.

Sybille. Aber Euer Vater?

Claudine. Laßt; der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf, legt Euch wenigſtens auf die Betten. Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh. Ihr eid alle wach, eh mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kommt.

Sybille. Nichtgen will, wir ſollen ſchlafen gehn.

Camille. Lieb Nichtgen! Gott lohn's! Ich alt's nicht aus.

Sybille. Wir begleiten Dich zuerſt in's Bett.

Claudine. Laßt's nur. Ich bin ja hier gleich neben an. Und muß mich noch erſt erholen.

Sybille und **Camille.** Gute Nacht denn.

Claudine. Gute Nacht.

(Sybille und Camille ab.)

Claudine. Bin ich Euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freiheit laſſen? Pedro! Pedro! wie fühl ich in dieſen Augenblicken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all drängt und tobt, die verborgne mir ſelbſt bisher verborgne Leidenſchaft! — — Wo biſt du? — und was biſt du mir? — todt, Pedro! — Nein! Verwundet! — Ohne Hülfe! — Verwundet? — zu dir — zu dir! — Mein Schimmel, der du mich ſo treu auf die Falkenjagd trugſt, was wärſt du mir jezt! Mein Kopf! Mein Herz! — Es iſt nichts. — (Auf dem Tiſch die Gartenſchlüſſel findend.) Und dieſe Schlüſſel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtgen in Garten, hinten die Teraſſe hinunter, und in einer halben Stunde bin ich in Sacoſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms, wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wags nicht! So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegſt in deinem Blute! Dein lezter Athemzug ruft noch Claudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine

Seele zu dir hinüberreicht! — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen mögt' ich, Pedro! — Nur daß ich dich ſehe; deine Hand fühle, daß dein Puls noch ſchlägt; daß ein ſchwacher Druk mir ſage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Iſt niemand, der ihn verbinde; der das Blut ſtille? —

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ichs tragen,
Soll ich fliehn,
Soll ichs wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen;
Ich wills wagen,
Ich muß hin!

Gegen Morgen,
vor der Herberge zu Saroſſa.

Crugantino, (den Degen unterm Arm.) So hatte Baſko recht? Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſtikt? Sie ſind an mir vorbei geſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde; und die beſten beißen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein Knabe kömmt.

Knabe. Gnädiger Herr!

Crugantino. Iſt Basko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in Ihrer Stube. Hernach iſt er gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen. wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſei nach Mirmolo. Ich kenn zwar ſo keinen Ort; ich glaubte, er ſpaßte.

Crugantino. Gut! Geh hinein, und halt Dich munter.

(Junge ab.)

Mirmolo! Unſre Loſung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Basko! Ich verſteh! Sebaſtian! Wer iſt der Sebaſtian? Was hat er gegen mich? Das wird ſich all entwikeln; das wird all zu ver-

beißen

beißen ſein; hättſt du nur deine Zitter nicht im Stich gelaſſen! Das iſt ein ſchurkiſcher Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hätteſt von einem Hundsfutt! Deine Zitter! Ich möchte raſend werden. Was ſollte man von dem Kerl ſagen, der in ein Gedränge käm mit ſeinem Freund; und ſich durchſchläg und ſeinen Freund im Stich ließ? Pfui! über den Kerl! Pfui! Und deine Zitter mehr werth als zehn Freunde; deine Geſellinn, Geſpielinn, Bulerinn; die noch all deine Liebſten ausgehalten hat! Wie wärs ich kehrte zurück? denn die Spürhunde ſind fort! Wohl! kein Menſch vermuthet mich dort! Wohl! ich weis die Schliche! Das wär ein Streich! in der Verwirrung in der das Haus iſt — Ach, und die arme Claudine! Dies Abenteuer ſieht windig aus. Doch, allons! erſt die Zitter befreit, und das übrige giebt ſich!

(Er die eine Seite der Straße hinauf.)

Claudine (in Mannskleidern an der andern.)

Claudine. Da bin ich! Götter, das iſt Saſſa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine

Knie: ich kann nicht mehr. (auf eine Hausbank ſich ſetzend der Herberge gegen über.)

Crugantino. Eine Erſcheinung! Was will der gepuzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch beſehn.

Claudine. Weh, ich höre iemand!

Crugantino. Mein Herr!

Claudine. Ich bin verlohren!

Crugantino. Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Claudine. Ich bitte! ich weiß ſchon! Ich bitte laſſen Sie mich!

Crugantino. Welche Stimme? (bei der Hand nehmend.) Himmel welche Hand!

Claudine. Laſſen Sie mich!

Crugantino. Claudine!

Claudine. (aufſpringend.) Ha! Senor! bei der Gaſtfreiheit meines Vaters! ich beſchwöre Sie! Himmliſche Geiſter!

Crugantino.

Schönſte, wie, Schönſte
Hier find ich Dich wieder?

Claudine.

Himmel! Ach Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Crugantino.

Bieteſt den mächtgen
Gefahren ſo truz?

Claudine.

Götter, Ihr guten!
Gewähret mir Schuz!

Crugantino.

So allein! ſo Nacht! ſo ſchön! a)

Claudine.

Laß mich gehn! laß mich gehn! b)

Crugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie Du Dich dem

---

a) Sie bei der Hand faſſend.

b) Ihn wegſtoßend.

Haus entriſſen,
Mir ſie auf den Füßen nach?
Dürft ich hoffen?

Claudine.

Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro (am Fenſter horchend.)
Himmel! ich träume;
Ich höre Claudinen!

Crugantino.

Göttinn der Erde! a)

Claudine.

Du darfſt Dich erkühnen? b)

Crugantino.

Höre, Schöne! nur Ein Wort!
Komm; hier iſt ein ſichrer Ort.

Clau-

---

a) Kniend.
b) Ihn zurückſtoßend.

Claudine.

Aus den Augen Böſewicht!
Ha, Du kennſt dies Herz noch nicht!

Crugantino. a)

Dich ergeben!
Nicht ſo gethan!

Claudine. b)

Nicht ums Leben!
Komm heran!

Crugantino. c)

O ſchöne Wuth
Mein iſt die Beute!

Claudine. d)

Bei Gottes Blut!
Helft mir, Ihr Leute!

Pedro. e)

Sie iſts! Sie iſts!

---

a) auf ſie losgehend.
b) den Degen ziehend und ihn vorhaltend.
c) ſie anfaſſend und forttragend.
d) in ſeinen Armen ſich wehrend.
e) vom Fenſter weg und herab.

Claudine. a)

Gewalt! Gewalt!

Pedro. b)

Halt! Halt!

Claudine.

Pedro!

Pedro.

Claudine!

Beyde.

Welches Glük!

Crugantino. c)

Nicht ſo eilig!
Zurük, Du! Zurük!

Beyde.

Götter!

Crugantino.

Mäß'ge die Hize
Sonſt iſts um ſie geſchehn!

Pedro.

---

a) Crugantino will ſie eben in die Herberge tragen.

b) Pedro unter der Thüre den Degen in der Linken.

c) Crugantino, der Claudinen niederſezt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht, und ihr ihn auf die Bruſt ſezt.

Pedro.

Wende die Spize!
Wag's mir zu flehn!

Crugantino.

Zurük! Zurük!

Beyde.

Götter!

Crugantino.

Du ſiehſt ihr Blut
Aus dieſem Herzen fließen!

Pedro.

Schrekliche Wuth!
Sieh mich zu Deinen Füßen!

Crugantino.

Mäß'ge die Hize!

Pedro.

Wende die Spize.

Crugantino.

Es iſt um ſie geſchehn!

Pedro.

Höre mein Flehn!

Crugantino.

Zurük! Zurük!

Beide.

Götter!

Baſko, (von ferne.)

Hör ich ein Lärmen
Hör ich ein Getöſe
Säufer die ſchwärmen
Feindlich ſo böſe?

Crugantino. a)

Baſko!

Baſko. b)

Saraſko!
Tüllatireireli!

Crugantino.

Führ den Verwundten,
Er liegt uns hie.

Pedro. c)

Laß mich hinüber!

Cru:

---

a) ihm pfeifend.

b) antwortet mit einer Fratze und füllt den Rythmus mit dem Kaſtagnettenſchlag.

c) Baſko drohend.

Crugantino. a)

Er raſet im Fieber.

Baſko. b)

Allons zu Bette!

Claudine. c)

Rette mich! rette!

Tutti. d)

Wache (von ferne.)

Hieher! hieher

Hör ich ein Lärmen!

Ein Anderer.

Lumpen und Schurken!

Hör! wie ſie ſchwärmen!

Crugantino. e)

Baſko zu Degen!

Wa-

---

a) Claudinen wegführend.

b) Pedro den Degen aus der Hand ſchlagend.

c) von Crugantino mit Gewalt entführt.

d) Während des Tutti hätte faſt Crugantino Claudinen weggeführt. Pedro raſend ſtellt einmal ungefähr dem Baſko ein Bein, wirft ihn zu Boden über ihn hinaus und auf Crugantino los, der den Degen Claudinen auf die Bruſt hält. Sie ſtehn und die Muſik macht eine Pauſe.

e) Claudinen loslaſſend, Baſko und er fechten gegen die Wache.

Wache. a)

Ha ſo verwegen.

Pedro. b)

Eilig von hinnen.

Claudine. c)

Weh! meine Sinnen!

Wache. d)

Haltet!

Pedro und Claudine.

O weh!

Wache. e)

Gieb Dich!

Crugantino und Baſko.

O Schmach!

Tutti.

Wache. f)

Folget mir nach!

Pedro und Claudine.

Weh! Weh!

Wache.

---

a) zuſchlagend.

b) zu Claudine ſie anfaſſend.

c) Pedro in die Arme ſinkend.

d) Pedro und Claudinen anhaltend.

e) Entwaffnend den Crugantino und Baſko.

f) Die Wache führet alle weg.

Wache.

Frevler ergieb Dich!

Crugantino und Basko.

Schmach! Schmach!

Ein enges Gefängniß.

Pedro und Claudine.

(Sie kniet auf der Erde; ihre Hände und den Kopf troſtlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele nicht!

Claudine (ſich abwendend.)

Mein Herze
In bangem Schmerze
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele
Quäle Deine liebe Seele nicht!

Clau-

Claudine (ſich aufrichtend, doch auf den Knien.)

Himmel höre meine Klage
Ich vergeh in meiner Plage
Erd und Tag ſind mir verhaßt.

Pedro.

Vor Dir ſchwindet alle Plage
Wird die Finſterniß zum Tage
Dieſer Kerker ein Pallaſt!

(Er will ſie aufrichten, ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Claudine.

Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben.

Pedro.

Himmel, o freundlicher!
Hilf mir erſtreben!

Claudine.

Vater! — Ich Arme! —
Stirbeſt für Schmerz!

Pedro.

Himmel erbarme
Tröſte das Herz!

(Man

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian. Der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter. Seht ob hier Euer Mann iſt? Sonſt hab ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian. Pedro!

Pedro. (ihn umhalſend.) Mein Freund!

Sebaſtian. Was iſt das? Und Dein Geſelle?

Claudine. Erde verbirg mich!

Sebaſtian. Bin ich behext? Claudine?

Claudine. Weh mir!

Pedro. Beſter Engel!

Sebaſtian. Du ſiehſt ſo bleich! Claudine, biſt Du's? — Claudine —

Claudine. Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend? Ich will des Tages Licht, will Euch alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian. Nur Ein Wort; nur Ein geſcheut Wort, Pedro! Wie kommt Ihr daher? Mir ſchwimmt alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Renkontre, ward in dem Arm verwundet und hierher gebracht. Ge-

gen

gen Tag ging's; ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hört ich Claudinens Stimme, hörte ſie um Hülfe rufen; ſprang herunter, und fand ſie mit einem Wagehals ringen, ich wollte ſie befreien und ward mit ihr eingeſperrt.

Sebaſtian. Item, und Du Liebgen?

Claudine. Können Sie fragen?

Sebaſtian. Du hörteſt Pedros Unfall und Dein gutes Herzgen —

Pedro. Schone ſie! Ihr Herz iſt in fürchterlichem Aufruhr.

Sebaſtian. Dich ſucht ich nicht; ich ſuchte Deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör ich, er ſei hier eingeſperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke ſchießt mir durch die Seele!

Sebaſtian. Es muß ein Irrthum ſein!

Pedro. Der mich verwundete; der Claudinen drohte! — Es iſt einer und der!

Sebaſtian. Wir wollen ſehen. (ruft.) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter. Gnädiger Herr!

Sebaſtian. Du ſageſt noch von zweien, bring ſie her!

Kerkermeiſter. Gleich Senor!

Pedro. O wenn ers wäre!

Sebaſtian. Er hat Dich verwundet, ſageſt Du?

Pedro. Verwundet, und dieſen Engel geängſtet! — Wenns mein Bruder wäre!

Claudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach Pedro; wenn nicht — wenn ich was anders fühlen konnte, als meinen Schmerz! —

Sebaſtian. Sei ruhig, Gelzen! die Sache ſieht bunt aus. Nur Geduld!

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter.

Crugantino. Basko.

Man bringt einen Stuhl für Claudinen.

Kerkermeiſter. Senor, hier iſt das edle Paar.

Sebaſtian. Senor Crugantino, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich Euch wo anders.

Crugantino. Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſts nicht, daß ich hier bin.

Sebaſtian. So? Unterdeſſen iſt mirs immer viel Ehre, Senor Crugantino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Nahme den Sie führen?

Crugantino. Darauf will ich Euch antworten, wenn Ihr mein Richter ſeyn werdet und mirs gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian. Auch gut! und Euer Nahme iſt Basko, wie man ſagt?

Basko. Für diesmal; Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian. Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Crugantino. Ha, alter Schwäzer!

Sebaſtian. Mir das?

Crugantino. Ich bin ein Gefangener; alſo laßt Euer Point d'Honneur ſtecken. (zu Pedro.) Mit Euch Herr, bin ich übler dran. Erſt verwundt ich Euch um nichts und wieder nichts, dann bin ich an Eurer Haft ſchuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel Dir vergiebt, den Du geängſtet? Ich will Dir's vergeben: denn büßen konnſt Du's nie.

Crugantino. Vergrößert meine Schuld nicht; ich will ſie tragen wie ſie iſt. Aber geſteht mir: ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu beſtehen weis, ſoll der eine Schöne, eine gewünſchte geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schuze des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen?

Claudine. Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der glüklichſte unter der Sonne!

Sebaſtian. Und glaubt Ihr dann, das puzte man alles ſo ab, wie ein Bauer die Naſe am Ermel? Ihr müßt ein Gewiſſen haben.

Crugantino. Erſt Richter, und dann Beichtvater.

Sebaſtian. Stünds bei mir, ich machte auch den Medicus, und ließ Euch ein Bißgen zur Ader; nur aus Curioſität, das edle Blut zu ſehn.

Crugantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſieht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem Eurigen nicht ſchämen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvecchio was redet.

Crugantino. Caſtelvecchio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian. Und was ſoll man Dir thun, der Du dies edle Haus ſo entehrſt?

Crugantino. Zu allen Teufeln!

Sebaſtian. Kennſt Du Sebaſtian von Povero nicht? Biſt Du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß; der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt Du mich nicht mehr?

Crugantino. Sebaſtian?

Sebaſtian. Ich bins! Verſinke, ehe Du hörſt was vor ein Ungeheuer Du biſt!

Crugantino. Seid grosmüthig! ich bin ein Menſch.

Sebaſtian. Nichts vom Vergangenen, Elender! was vor Dir ſteht! Haſt du nicht dieſen Edlen verwundet; ſeine Liebſte, ſeine Braut aus den Armen ihres Vaters geſprengt, der ihr dieſen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringſt Du ſie als Mitgenoſſen Deiner Bosheit in dieſen Kerker! Ihn, den beſten, freiſten, gütigſten! — Deinen Bruder!

Crugantino. Bruder?

Pedro. (ihn umhalſend.) Bruder! mein Bruder!

Sebaſtian. Pedro von Caſtelvecchio!

Crugantino. Laßt mich; ich bitt Euch; laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was Euch beſtürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichſte Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich Dich habe. Daß Du mein Bruder biſt. Hier, Pedro? mein Bruder hier?

Sebaſtian. Auch um Deinetwillen! als wir endlich Dir ohngefähr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anſtalten machte Dich zu kapern, verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete ſeine Strenge. Sebaſtian iſt gut, wenn man ihn gut läßt.

Crugantino. Ihr ſeid ausgezogen mich zu fangen? nun was hättet Ihr an mir? was habt Ihr an mir? Wollt Ihr mich in Thurm ſperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu ſparen? Nehmt mich? — Und was habt Ihr gethan? Und ſeid Ihr mir nichts ſchuldig?

Sebaſtian. Führt Euch beſſer auf!

Crugantino. Mit Eurer Erlaubniß, mein Herr! davon verſteht Ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt Ihr die Bedürfniſſe eines jungen Herzens, wie meins iſt? Ein junger toller Kopf? Wo habt Ihr einen Schauplaz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Geſellſchaft iſt mir uner-

unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht ſein; will ich mich luſtig machen, muß ich Knecht ſein. Muß nicht einer, der halbweg was werth iſt, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung; verzeiht daß ich Euch die Meinige ſage. Dafür will ich Euch auch zugeben, daß wer ſich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Gränzen; denn unſer Herz – ach! das iſt unendlich so lang ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, ſollte Dirs in dem Kreiſe unſrer Liebe zu enge werden?

Crugantino. Ich bitte Dich, laß mich! Es iſt das erſtemal daß ich Dich ſo zu ſagen ſehe und –

Pedro. Laß uns Brüder ſein!

Crugantino. Ich bin Dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Crugantino. Ich bins willig; nur überlaßt mich mir ſelbſt. — Wenn ich je Euch zur Freude leben kann, ſo müßt Ihr mir das ſchuldig ſein.

Pedro. In dieſen edlen zärtlichen Empfindungen find ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergieſſen drohte.

Crugantino. (lächelnd.) Claudinens Blut zu vergieſſen? Du hätteſt mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterſtanden hätte, dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebaſtian. Umarme mich; edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Caſtelvechio.

Pedro. Und doch ängſtigteſt Du? —

Crugantino. Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfäden binden kann.

Sebaſtian. Guter Junge!

Crugantino. Und habt Ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr ſogar?

Sebaſtian. Top!

Crugantino. Und ſogar Ihr ſelbſt.

Könnt Ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder ſein!

Claudine (mit ſchwacher Stimme.)

Aendre Dein Leben
Sollſt mein Bruder ſein.

Pedro.

Ich hab Dir vergeben;
Wollen Brüder ſein!

Zu drei.

Crug. Laßt uns Brüder ſein.

Claud. Sollſt mein Bruder ſein.

Pedro. Wollen Brüder ſein.

Sebaſtian. Nun, allens, auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädgen wo biſt Du? Armes Kind, was für Freud und Schmerz haſt Du ausgeſtanden! Du ſollſt Dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben; Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn?

(ſie will aufſtehn und fällt zurük)

Sebaſtian. Sei ruhig Mädgen! Du biſt zerrüttet. Auf, meine Herrn! ſorgt für einen Seſſel; wir müſſen fort.

Gonzalo tritt auf.

Gonzalo. Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian! —

Claudine. Mein Vater

Sie fällt in Ohnmacht.

Gon-

Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? —
Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (ſich auf ſie werfend.)
Claudine! meine Tochter!

Sebaſtian.

Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!

Crugantino.

Götter! ach! ich athme kaum!

Pedro.

Wehe! mir vergehn die Sinnen!

Gonzalo.

Seid Ihr alle? Iſts ein Traum?

Sebaſtian. Crugantino. a)

Weg von hier!

Pedro, Gonzalo. b)

Weg mit Dir!

Seba=

---

a) den Gonzalo und Pedro von Claudinen wegziehend.

b) den Sebaſtian und Crugantino von ſich ſtoßend.

Sebaſtian.

Herr, ach, ſeht nach Eurer Wunde!

Pedro.

Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!

Gonzalo.

Gott ich gehe Dir zu Grunde!

Crugantino.

Ich vergeh in ihrer Noth!

Sebaſtian. Crugantino. a)

Weg von hier!

Pedro. Gonzalo. b)

Weg mit Dir!

Pedro.

Uns ſo fürchterlich verderben
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.

Nein Du kannſt, Du kannſt nicht ſterben,
Mädgen, nein Du biſt nicht todt!

---

a) wie oben.

b) wie oben.

Zu vier.

Sebaſt. Wie erbärmlich unſre Noth!
Crug. Ich vergeh in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonz. Mädgen, nein Du biſt nicht todt!

Sebaſtian. Sie richtet ſich.

Crugantino. Sie lebt.

Pedro. }
Gonzalo. } Claudine!

Claudine. (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an.) Mein Vater! Pedro!

Gonzalo. Meine Tochter!

Sebaſtian. Schont ſie.

Claudine. Pedro! Mein Vater!

Gonzalo. Sei unſer! Lebe! lebe! um meinetwillen.

(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt Dein.

Pedro. Mein Vater!

Gonzalo. Sie iſt Dein!

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer;
Leuchtet die Sonne
Ueber Euch gar.
Ewige Wonne!
Seeliges Paar!

Neueröfnetes
moraliſch=politiſches
Puppenſpiel.

Et prodeſſe volunt & delectare Poetae.

Prolog.

Auf Adler Dich zur Sonne ſchwing
Dem Publiko dies Blättgen bring
So Luſt und Klang giebt friſches Blut
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ach ſchau ſie guck ſie komm herbei!
Der Pabſt und Kaiſer und Cleriſei!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz.
Paradiren mit Eicheln und Lorbeerkränz
Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren
Machen ein Geſchwäzzer als wie die Staren
Dringt einer ſich dem andern vor
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.

Da ſieht das liebe Publikum
Und ſieht erſtaunend um und um
Was all der tollen Reuterei
Der Anfang Will und Ende ſei.
Oho ſa ſa zum Teufel zu!
O weh laß ab laß mich in Ruh.
Herum herauf hinan hinein
Das muß ein Schwarm Autoren ſein.
Ach Herr man krümt und kramt ſich ſo
Zabelt wie eine Laus hüpft wie eine Floh.
Und fliegt einmal und kriegt einmal
Und endlich läßt man euch im Saal.
Sei's Kammerherr nun ſei's Lakey
Genung das einer drinne ſei.
Nun weiter auf nun weiter an
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn.
Ach ſieh wie ſchöne pflanzt ſich ein
Das Völklein dort im Schattenhayn.

Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth
Zäunt ieder ſich ſein kleines Guth,
Beſchneidt die Nägel in Ruh und Fried
Und ſingt ſein Klimpimpimper Lied.
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib
Frißt ſeine Aepfel beſchläft ſein Weib.
Sich drauf die Bürgerſchaft rottirt
Gebrüllt gewezt und Krieg geführt
Und Höll und Erd bewegt ſich ſchon
Da kommt mir ein Titanenſohn
Und pakt den ganzen Hügel auf
Mit Städt und Wäldern einen Hauf,
Mit Schlachtfeld's Lärm und lieben Sang
Es wankt die Erd dem Volk iſt's bang
Und trägt ſie eben in Einem Lauf
Zum Schemmel den Olymp hinauf
Des wird Herr Jupiter ergrimmt
Sein' erſten beſten Strahl er nimmt

Und ſchmeißt den Kerl die kreuz und queer
Hurlurli Burli ins Thal daher
Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt
Iſt keine Erdenmacht ſo gros
Fühlt alles doch ſein Endelos
Drum treibs ein ieder wie er kann
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.
Der Hoh ſtolzirt der Kleine lacht
So hat's ein ieder wohl gemacht.

Des
Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Akt.

Vor Sonnen Aufgang.

Der Künſtler, an ſeiner Staffelei. Er hat eben das Portrait einer fleiſchigen, häßlichen, koquet ſchielenden Frau aufgeſtellt. Beim erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche verzerrte Geſicht!
(Er thut das Bild bei Seite.)
Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen all meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

(Er tritt ans Fenſter)

Aurora wie neukräftig liegt die Erd um dich
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich
Und mein Auge, wie ſelig dir entgegen zu weinen.

(Er ſetzt ein Lebensgroſſes Bild der Venus Urania auf die Staffelei.)

Meine Göttinn deiner Gegenwart Blick,
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugend Glück.
Die ich in Seel und Sinn, himmliſche Geſtalt
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt.
Wo mein Pinſel dich berührt biſt du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld.
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer ſchäckigen Wand.
Meine Kinder! — Göttin du wirſt ſie letzen
Du gehſt in eines Reichen Haus
Ihn in Contribution zu ſetzen
Und ich trag ihnen Brod heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bei mir Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir verſunken
Fühl ich mich ſelig an allen Sinnen trunken.

(Man

(Man hört in der Kammer ein Kind ſchrein.)

Ae! ä!

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau (erwacht.)

's is ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber geh doch ſchlag
Mir Feuer, leg Holz an, ſtell Waſſer bei,
Daß ich dem Kindel koch den Brey.

Künſtler (einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend.)

Meine Göttinn!

Sein älteſter Knabe (ſpringt aus dem Bette, läuft barfus hervor.)

Lieber Pappe ich helfe Dich!

Künſtler.

Wie lang?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring klein Holz in die Küch!

Zweiter Akt.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel ſchau.

Knabe.

Es is der Herr mit der diken Frau.

Künſtler (ſtellt das leidige Portrait wieder auf.)

Da muß ich thun als hätt ich gemahlt.

Frau.

Machs nur es wird ia wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thuts ihm

(Der Herr und Madame treten herein.)

Herr.

Da kommen wir ia zurecht.

Mada-

Madame.

Hab heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön,

Herr.

Darf man die Stück in der Eck beſehn?

Künſtler.

Sie machen Sich ſtaubig.

(Zu Madame.)

Belieben Sich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut doch ſo noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler (heimlich.)

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr (nimmt ein Gemähld aus der Ecke.)

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame (einen flüchtigen Blick darauf werfend.)

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben iezt gar viel Runzeln mehr.

Frau (mit dem Korbe am Arm heimlich.)

Gieb mir Geld ich muß auf den Mark!

Künſtler.

Ich hab nichts.

Frau.

Dafür kauft man ein'n Quark.

Künſt-

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier iſt ietzt größer.

Künſtler.

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr (zur Staffelei tretend.)

So! ſo! da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig gnug.

Künſtler (vor ſich.)

O mir! das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe (ungeſehn den andern tritt zu ihm.)

Mein Sohn fängſt ietzt an zu verzagen!
Trägt ia ein ieder Menſch ſein Joch.
Iſt ſie garſtig bezahlt ſie doch,
Und laß den Kerl tadeln und ſchwäzzen,
Haſt Zeit genug Dich zu ergözzen.

An Dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus Deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben,
Der Himmel kann einen auch verwöhnen
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen Lieb und Schlaf
Und biſt nicht reich ſo biſt du brav.

Jahr-

Jahrmarktsfeſt

zu

Plundersweilern.

Ein Schönbartsſpiel.

Doktor Medikus. Marktſchreyer.

Marktſchreyer.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hoch gelahrter Doktor ziert
Der ſeine Collegen nicht cujonirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein,
Hoffe, Ihr werdet zugegen ſein
Wenn wir heut Abend auf allen Vieren
Das liebe Publikum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll Euch wohl behagen
Gehts nicht von Herzen, ſo gehts vom Magen.

Doktor.

Herr Bruder, Gott geb Euch ſeinen Seegen
Unzählbar, in Schnupftuchs Hagelregen.
Den Profit kann ich Euch wohl gönnen,
Weiß was im Grund wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren
Muß man ſie eben mit Hofnung ſchmieren

Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt Ihr für eine Comödia?

Marktſchreyer.

Herr es iſt eine Tragödia
Voll ſüſſer Worten und Sittenſprüchen
Hüten uns auch für Zoten und Flüchen
Seitdem die Gegend in Einer Nacht
Der Landcatechismus ſittlich gemacht.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennuyiren

Marktſchreyer.

Könnt ich nur meinen **Hannswurſt** curiren!
Der ſonſt im Intermezzo **brav**
Die Leute weckt aus m Sittenſchlaf.

Bedienter.

Viel Empfehl vom Gnädgen Fräulein
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſein
Und mit zu der Frau Amtmann gehen
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

Tyroler.

Kauft allerhand kauft allerhand
Kauft lang und kurze Waar.

Sechs Kreutzer 's Stück, iſt gar kein Geld
Wie's einem in die Hände fällt
Kauft allerhand :,:
Kauft lang und kurze Waar.

Bauer.

Beſem kauft, Beſem kauft
Groß und klein
Schroff und rein
Braun und weiß
All aus friſchem Birkenreiß
Kehrt die Gaſſe Stub' und Steiß
Beſemreiß Beſemreiß

Nürnberger.

Liebe Kindlein
Kauft ein
Hier ein Hündlein
Hier ein Schwein
Trummel und Schlägel
Ein Reitpferd ein Wägel
Kugeln und Kegel

Kiſtgen und Pfeiffer
Kutſchen und Läuffer
Huſar und Schweitzer
Nur ein paar Kreutzer
Iſt alles Dein
Kindlein kauft ein.

Fräulein.

Die Leute ſchreyen wie beſeſſen

Doktor.

Es gilt ums Abendeſſen.

Tyrolerin.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerin.

Gemahlt neumodiſch Band
Die leichteſten Palatinen
Sind bei der Hand.
Sehn Sie die allerliebſten Häubchen an
Die Fächer! was man ſehen kann!
Niedlich charmant.

Wagenſchmeermann.

Her! her!
Butterweiche Wagenſchmeer!
Daß die Achſen nicht knirren
Daß die Räder nicht girren
Ya! Ya!
Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante.

Dort ſteht der Doktor und mein Fräulen
Herr Pfarrer laſſen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha ha ha
Nehmt von den Pfefferkuchen da
Sind gewürzt ſüß und gut
Friſches Blut
Guten Muth
Pfeffernüß ha ha ha.

Gouvernante.

Geſchwind Herr Pfarrer dann —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark.

Zigeunerburſch.

Die Piſtolen
Möcht ich mir holen.

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth.
Weitmäuligte Laffen
Feilſchen und gaffen
Gaffen und kauffen.
Beſtienhauffen
Kinder und Fratzen
Affen und Katzen
Mögt all das Zeug nicht
Wenn ichs geſchenkt kriegt.
Dürft ich nur über ſie

Zigeunerburſch.

Wetter! wir wollten ſie

Zigeunerhauptmann.

Wollten ſie zauſen

Zigeunerburſch.

Wollten ſie lauſen

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Rein wär der Kram.

Zigeunerburſch.

Wär wohl der Müh werth.

Fräulein.

Frau Amtmann Sie werden verzeihen

Amtmänninn.

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkommner Beſuch!

Docktor.

Iſt heut doch des Lärmens genug.

Bänkelſänger.

Ihr lieben Chriſten allgemein
Wann wollt Ihr Euch verbeſſern?
Ihr könnt nicht anders ruhig ſein
Und Euer Glück vergröſſern.

Das Laſter weh dem Menſchen thut
Die Tugend iſt das höchſte Gut
Und liegt Euch vor den Füſſen.

Amtmann.

Der Menſch meint's doch gut

Zitterſpielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer
Er hat mir mein Kreuzer genommen

Marmotte.

Iſt nicht wahr, iſt mein.

(Balgen ſich. Marmotte ſiegt. Zitter weint.)

Lichtputzer (in Hannswurſtstracht auf dem Theater.)

Wollens gnädigſt erlauben
Daß wir nicht anfangen

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schöpſe laufen
Vom Narren Gift zu kaufen

Schweinmetzger.

Führt mir die Schwein' nach Haus

Ochſenhändler.

Die Ochſen langſam zum Ort hinaus
Wir kommen nach.

Her-

Herr Bruder der Wirth uns borgt
Wir trinken eins. Die Heerde iſt verſorgt.

Hannswurſt.

Ihr mehnt i bin Hannswurſt nit wahr
Hab ſein Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf
Hätt i au ſei Kopf
Wär i Hannswurſt gans und gar
Is doch in der Art
Seht nur de Bart
Allons wer kauf mir
Pflaſter, Laxier
Hab ſoviel Durſt
Als wie Hannswurſt.
Schnupftuch rauf!

Marktſchreyer.

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh
Meine Damen und Herrn
Säben wohl gern
's trefliche Trauerſtük
Und dieſen Augenblik

Wird ſich der Vorhang heben
Belieben nur Acht zu geben
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama
Iſt nach der neuſten Art
Zähnklapp und Grauſen gepaart
Daß nur ſehr Schad iſt
Daß heller Tag iſt
Sollte ſtichdunkel ſein.
Denn ſind viel Lichter drein.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht den Galgen in der Ferne.)

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman.

Gnädger König Herr und Fürſt
Du mir es nicht verargen wirſt
Wenn ich an Deinem Geburtstag
Dir beſchwerlich bin mit Verdruß und Klag.
Es will mir aber das Herz abſreſſen
Kann weder ſchlafen noch trinken noch eſſen.

Du weißt wie viel es uns Mühe gemacht
Bis wir es haben ſo weit gebracht
Aber wir wollen ſie bald belehren
Und zum Unglauben ſie bekehren
Und laſſen ſie ſich wa nicht weiſen
So ſollen ſie alle Teufel zerreiſſen.

Ahasverus.

In ſo fern iſt mirs einerlei
Doch brauchts all, dünkt mich, nicht 's Geſchrei.
Laßt ſie am Sonnenlicht ſich vergnügen
Fleißig bei ihren Weibern liegen
Damit wir tapfre Kinder kriegen

Haman.

Behüte Gott, Ihre Majeſtät.
Das leidt ſein Lebtag kein Prophet.
Doch wären die noch zu bekehren,
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindſamen aus Judäa
Sind mir zum theuren Aerger da.
Was hilfts daß wir Religion
Geſtoßen vom Tyrannenthron

Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer ſetzen.
Religion, Empfindſamkeit
iſt lang wie breit.
Müſſen das all exterminiren
Nur die Vernunft, die ſoll uns führen.
Ihr himmliſch klares Angeſicht.

Ahasverus.

Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollen's ein andermal beſehen.
Beliebt mir ietzt zu Bett zu gehen

Haman.

Wünſch Euro Maieſtät geruhige Nacht.

Hannswurſt.

Der erſte Aktus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweite.

Marktſchreyer.

Lieben Freunde! gute Leute!
Daß Menſchenlieb und Freundlichkeit
Sorge für Eure Geſundheit

Und Leibeswohl zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt
Das ſeid Ihr alle perſchwadirt.
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet Ihr liebe Freund mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt ich Euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kayſerinn aller Reuſſen
Und von Friedrich dem König von Preuſſen
Und allen Europens Potentaten
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viel meiner Vorfahren
Die leider nichts als Prahler waren
Ihr könntet's denken auch von mir
Drum rühm ich nichts und zeig' Euch hier
Ein Päckel Arzenei, köſtlich und gut.
Die Waar' ſich ſelber loben thut.
Wozu's alles ſchon gut geweſen
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen.
Und enthält das Päckel ganz

Ein

Ein Magenpulver und Purganz
Ein Zahnpülverlein honigſüße
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt.

Schnupftuch rauf :,:

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding
Ich kauft ihr wohl ſo ein zinnernen Ring
Gefällt Ihr das mein liebes Kind?

Milchmädchen.

Man ſieht ſich an den ſieben Sachen blind.

Dockter.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht. Sind doch immer Scandala
Hab auch gleich ihnen ſagen laſſen
Sie ſollen das Ding geziemlicher faſſen.

Dock=

Dockter.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käm' dergleichen Zeug nicht mehr
Und zuletzt Haman gegenkt erſcheine
Zur Warnung und Schröcken der ganzen Gemeine.

Hannswurſt.

Schnupftuch rauf :,:

Marktſchreyer.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen
Wir wollen den zweiten Akt beginnen
Indeſſen können Sie Sich beſinnen
Ob Sie von meiner Waar was brauchen.

Hannswurſt.

Gebt Acht! kommmen Euch Trähnen in die Augen.

Die Königinn Eſther. Mardochai.

Eſther.

Ich bitt Euch, laßt mich ungeplagt

Mardochai.

Hätt's gern zum letztenmal geſagt
Wem aber am Herzen thut liegen
Die Menſchen in einander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleiſch in ein Ragu
Und eine wohlſchmeckende Sauce dazu.
Kann unmöglich gleichgültig ſein
Zu ſehn die Heiden wie die Schwein
Und unſer Lämmelein Häuflein zart
Durcheinander lauffen nach ihrer Art.
Möcht' all ſie gern modifiziren
Die Schwein zu Lämmern rectifiziren
Und ein Ganzes draus combiniren.
Daß die Gemeine zu Corinthus
Und Rom, Coloß und Epheſus
Und Herrenhut und Herrenhaag
Davor beſtünde mit Schand und Schmach

Da iſt es nun an Dir o Frau!
Dich zu machen an die Königsſau
Und ſeiner Borſten harten Straus
Zu kehren in Lämmleins Wolle kraus.
Ich geh aber im Land auf und nieder
Caper immer neue Schweſtern und Brüder
Und gläubige ſie' alle zuſammen
Mit Hämmleins Lämmleins Liebesflammen.
Geh dann davon in ſtiller Nacht
Als hätt ich in das Bett gemacht
Die Mägdlein haben mir immer Dank
Iſts nicht Geruch, ſo iſts Geſtank.

Eſther.

Mein Gemahl iſt wohl ſchon eingeſchlafen
Läg lieber mit einen von Euren Schaafen
Indeſſen, kann's nicht anders ſein
Iſts nicht ein Schaaf, ſo iſts ein Schwein.

(ab.)

Marktſchreyer.

Seiltänzer wird ſich ſehen laſſen.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley.
Dudeldumdey.

Doktor.

Laßt ihn rein kommen.
Thut die Lichter aus
Sind ja in einem honetten Haus
Nicht wahr Herr Amtmann! man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt, wie mans treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley
Dudeldumdey!
Lichter weg! mein Lämpgen nur!
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
Ins Dunkle da, Mesdames!

Doktor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley :,:
Ach wie ſie is alles dunkel
Finſterniß is
War ſie all wüſt und leer
Hab ſie all nicks auf die Erd geſehn
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott 's werd Licht
Wie's hell da 'rein bricht
Wie ſie all durkeinander gehn
Die Element alle vier
In ſechs Tag alles gemacht is
Sonn Mond Stern Baum und Thier
Orgelum orgeley
Dudeldumdey
Steh ſie Adam in die Paradies
Steh ſie Eva hat ſie die Schlang verführt
Rausgeiagt

Mit Dorn Diſteln
Geburtsſchmerzen geplagt
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut
Waren ſe fromm vorher
Habe geſunge gebet
Glaube mehr an keine Gott
Iſt es ein Schand und Spott.
Seh ſie die Ritter und Damen
Wie ſie zuſammen kamen
Sich begehn, ſich begatten
In alle grüne Schatten
Uf alle grüne Häide
Kann das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley
Dudeldumdey
Fährt da die Sündfluth rein
Wie ſie Gotts erbärmlick ſchreln
Au all erſauffen ſchwer

Is gar kein Rettung mehr Orgelum :,:
Guck ſie! in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius
Macht ein End all dieſer Noth
Dank ſei Dir lieber Herre Gott
Orgelum, orgeley
Dudeldumdey.

Doktor.

Ja da wären wir geborgen.

Fräulein.

Empfehlen uns

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an einmal ſatt

Doktor.

Jeder Tag ſeine eigene Plage hat.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley
Dudeldumdey.

* * *

Ein

Ein

Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey

dem falſchen Propheten.

Zu Lehr Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Würzkrämer in ſeinem Laden

Junge! hol mir die Schachtel dort droben
Der Teuffels Pfaff hat mir alles verſchoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht
Fehlt' auch darinn an Ordnung nicht
Mir war eines ieden Platz bekannt
Die nöthigſt Waar ſtund bey der Hand
Toback und Caffee, ohn' den der Tag
Kein Höckerweib mehr leben mag
Da kam ein Teuffels Pfäfflein ins Land
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt
Sagt wir wären unordentleich
An Sinn und Rumor den Studenten gleich
Könnt unſre Haushaltung nicht beſtehen
Müßten alle ärſchlings zum Teuffel gehen
Wenn wir nicht thäten ſeiner Führung
Uns übergeben und geiſtlicher Regierung.
Wir waren Burgersleut guter Art
Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart
Darinn er freilich hat nicht viel Haar

Wir waren bethört eben ganz und gar
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: verſlucht! das ſind mir Schwein
Wie alles durch einander ſteht?
Müſt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er mir meinen Kaſten Caffee
Und ſezt mir ihn oben auf ins C
Und ſtellt mir die Tobacksbüchſen weg
Dort hinten ins T. zum Teufelsdreck
Kehrt eben alles drüber und drunter
Gieng weg und ſprach: ſo beſteh's iezundet.
Da macht' er ſich an meine Frauen
Die auch ein bischen umzuſchauen
Ich bat mir aber die Ehr auf ein andermal aus
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht
Und mir einen verſluchten Streich gemacht
Sonſt hielten wir's mit der Nachbarinn
Ein altes Weib von treuem Sinn
Mit der hat er uns auch entzweit
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit
Doch da kommt ſie ſo eben her

(Nachbarinn kommt.)

Würz=

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, was iſt Ihr Begehr?

Sibilla die Nachbarinn.

Hätte gern für zwey Pfenning Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ey ſieh, 's ia ein groſſes Wunder
Daß man nur einmal hat die Ehr

Sibilla.

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr

Würzkrämer.

Red Sie das nicht. Es war ein Zeit
Da wir waren gute Nachbarsleut
Und borgten einander Schüſſeln und Beſen
Wär' auch alles gut geweſen
Aber vom Pfaffen kommt der Neid
Mistraun, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibilla.

Red Er mir nichts über'n Herrn Pater
Er iſt im Hauſ' als wie der Vater
Hat über meine Tochter viel Gewalt
Zeigt ihr wie ſie ſoll werden klug und alt

Und

Und iſt ein Menſch von viel Verſtand
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſei?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken
An fremden verbot'nen Speiſen ſchleken?
Was würd' Herr Balandrino ſagen
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt
Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam
Nicht blöckt und trottelt wie ein Lamm?

Sibilla.

Herr Nachbar Er hat ein böſes Maul
Er gönnt dem Herrn Pater kein blinden Gaul.
Mein Tochter die iſt in Büchern beleſen
Das iſt dem Herrn Pater iuſt ſein Weſen
Auch redt ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen wie ſie 's heißt

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, das iſt alles gut
Eure Tochter iſt ein iunges Blut
Und kennt den Teuffel der Männer Ränken

Warum ſie ſich an die Maidels henken
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibilla.

Lieber Herr Nachbar, weis alles ſchon
Meint Er denn aber Herr, beim Blut,
Daß mein Maidel was böſes thut?

Würzkrämer.

Was böſes? davon iſt nicht die Red
Es iſt nur aber die Frag, wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen
Hinten am Hollunderzaun
Da kam mein Pfäfflein und Mädelein traun
Giengen auf und ab ſpazieren
Thäten einander umſchlungen führen
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln
Einander in die Ohren räffeln
Als wollten ſie eben allſogleich
Mit einander ins Bett oder ins Himmelreich.

Sibilla.

Davor habt Ihr eben keine Sinnen
Ganz geiſtlich iſt ſein Beginnen
Er iſt von Fleiſchbegierden rein

Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.
(Frau Sibilla die Nachbarin ab.)

Balandrino, der Dragoner Hauptmann
tritt auf und ſpricht.

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr
Hab in Italia die Pfaffen gelauſt
Und manche Republik gezauſt.
Bin nun iezt von Sorgen getrieben
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben.
Und ob wie in der Stadt man ſagt
Sie ſich mit einem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeid Ihr's? Gott ſei Dank!
Haben Euch halt erwart ſo lang

Hauptmann.

Ich bin freilich lang geblieben
Wie habt Ihrs denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Haupt.

Hauptmann.

Wie ſtehts in der Nachbarſchaft herum?
Iſts wahr —

Würzkrämer.

Seid Ihr etwa ſchon vergifft?
Da hat einer ein bös Eh' geſtifft.

Hauptmann.

Sagt, iſts wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr ich hab nichts mit dem Miſt zu ſchaffen
Aber ſoviel kann ich Euch ſagen
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwefel drein
ſchlagen.
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn
Wies drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube nein
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euchs unangefochten ſein
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

(ſie gehen ab.)

Wird vorgeſtellt der Frau Sibilla Garten. Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, ſich an Händen führend.

Pfaff.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſts ſpazieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſein der Tag
Da mein Balandrino kommen mag?

Pfaff.

Wollt Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beiſammen heute
Und ergötzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen
An Eurem Umgang ſich ergötzen
Erkennen Euer edel Geblüt
Frei und liebesvolles Gemüth.
Und wie Ihr wollet allen gut
Niemals zu viel noch zu wenig thut.

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel und Sinn
Auf immerdar Dein eigen bin
Und den Du Bräutigam thuſt nennen

Mich

Mög er ſo Deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann
Der Dich die Seine nennen kann.

(Sie gehn vorüber.)

Tritt auf Valandrino der Hauptmann verkleidet in einen alten Edelmann, mit weiſſem Bart und Ziegenperüke und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht
Wie er will Berg und Thal vergleichen
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck nein führen
Geht jetzt ein bischen nur bey Seit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit

(geht ab.)

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibilla.

Welch ein Geſchrey?

Hauptmann.

Treff ich nicht hier den Pater Brey?

Sibilla.

Er wird wohl in dem Garten ſein
Ich ſchick ihn Ihnen gleich herein

(ab.)

Der Pfaff tritt auf und ſpricht:

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frei, mich zu erkühnen
Den Herrn Pater hier aufzutreiben
Sie müſſens Ihrem Ruf zuſchreiben.
Ich habe ſo viel guts vernommen
Von vielen die da und dorther kommen
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch
Wollt Sie doch eiligſt kennen lernen.
Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann
Habe gar viel Gut und Geld
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt
Aber mir fehlts am rechten Mann
Der all das guberniren kann.
Es geht, geht alles durcheinander
Wie Mäuſedreck und Coriander
Die Nachbarn leben in Zank und Streit
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit
Die Mägde ſchlafen bei den Buben
Die Kinder hofiren in die Stuben
Ich fürcht, es kommt der jüngſte Tag

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen
Sie müſſen denn einen Plan diſponiren

Da muß alles calculirt ſein
Da darf kein einzig Geſchöpf hinein
Mäuſ' und Ratten, Flöh und Wanzen
Müſſen alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie iezt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das recht', mit Gunſt,
Es geht ein iedes ſeinen Gang
Doch ſo ein Reich, das dauert nicht lang.
Muß alles in einander greiſſen
Nichts hinüber herüber ſchweiſen
Das giebt alsdenn ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis ans End' der Welt.

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab hier in der Näh
Ein Völklein da ich gerne ſäh
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben
Sie reden alle durch die Naſen

Haben Männſie ſehr aufgeblaſen
Und ſchnautzen jeden Chriſten an
Und lauffen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben
So bald die Kerls wie Wilde leben
Und nicht bethulich und freundlich ſind
Doch das verbeſſert ſich geſchwind.
Hab ich doch mit Geiſtesworten
Auf meinen Reiſen aller Orten
Aus rohen ungewaſchnen Leuten
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden
Zuſammengebracht eine Gemein
Die lieben wie Mayenlämmelein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund

Hauptmann.

Herr Vater! mehr als Ihr es meint.

(ſie gehen ab.)

Hauptmann kommt zurück und ſpricht:

Nun muß ich noch ein biſchen ſehn
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu ſie wohl unſchuldig ſchätzen
Der Pfaff kann nichs als prahlen und ſchwätzen
Da kommt ſie eben recht herein
Jungfrau! ſie ſcheint betrübt zu ſein

Leonore.

Mir iſts im Herzen weh und bange
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonore.

Ohn ihn möcht ich nicht leben mehr

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut

Leonore.

Ach ja das iſt wohl alles gut
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht, es wird ein Hurry geben
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonore.

Ach nein, denn ich ihm ſchwören kann
Denke nicht dran, der Pfaff ſei Mann
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzen Sinn.

Hauptmann (wirft Perücke und Bart weg und entdeckt ſich.)

So komme denn an meine Bruſt
O Liebe, meines Herzens Luſt

Leonore.

Iſts möglich? ach ich glaub es kaum
Die himmliſch Freuden iſt ein Traum

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug
Wärſt Du geweſen auch ſo klug

Leonore.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd

Hauptmann.

Das weiß ich wohl mein liebes Kind
Die Kerls ſind vom Teuffel beſeſſen
Scharrpen herum an allen Eſſen
Lecken den Weiblein die Ellenbogen
Stellen ſich gar zu wohlgezogen
Niſten ſich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläus, ſind nicht heraus zu kriegen
Aber ich hab ihn proſtituirt
Der Nachbar hat ihn hinausgeführt
Wo die Schwein' auf die Weide gehn
Da mag er bekehren und lehren ſchön.

Nachbar Würzkrämer kommt lachend auſſer Athem.

Gott grüß Euch edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar
Läuft wie wütig hinter mir drein
Ich führt' ihn drauſſen zu den Schwein'
Sperrt Maul und Augen auf der Matz
Als ich ihm ſagt' er wär am Platz.
Er ſäh ſie redten durch die Naſen

Hätten

Hätten Bäuche ſehr aufgeblaſen
Wären unfreundlich grob und lüderlich
Schnauzten und biſſen ſich unbrüderlich
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung wie iede Hottentott
Möcht ſie nun machen all benett
Und die frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät er drauf wacker raſen?

Würzkrämer.

Viel Flüch und Schimpf aus 'em Rachen blaſen
Da kommt er ia gelauffen ſchon.

Pfaff auſſer Athem.

Wo hat der Teufel den Cujon?
(Erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht.)

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt Ihm wohl noch ein Gratias ſingen.
Doch mag er frei ſeiner Wege gahn
Nur hör' Er noch zwei Wörtgen an.

Er meint, die Welt könnt nicht beſtehen
Wenn Er nicht thät drauf herumhergehen
Bildt Sich ein wunderliche Streich
Von Seinem himmliſch geiſtigen Reich
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern
Ihre Glückſeeligkeit vergröſſern
Und lebt ein iedes doch fort an
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken
Fäng' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut
Als was Herr Vater ſelber thut.
Thät gerne eine Stadt abbrennen
Weil er ſie nicht hat bauen können
Findts verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonne ſich auf und ab kann wagen
Doch Herr! damit Er uns beweißt,
Daß ohne Ihn die Erde reißt
Zuſammenſtürzen Berg und Thal
Probier' Ers nur und ſterb Er einmal
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammen fällt

S

So erklär' ich Ihn für einen Propheten
Will Ihn mit all meinem Haus' anbethen.
(Der Pfaff zieht ab.)

Hauptmann.

Und Du geliebtes Lorchen mein
Warſt gleich einem Wickelkindelein
Das ſchreit nach Brey und Suppe lang
Des wird der Mutter angſt und bang
Ihr Brey iſt noch nicht gar und recht
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpgen ſchlecht
Und kaut ein Zuckerbrod hinein
Und ſteckt's dem Kind' in's Mündelein.
Da ſaugts und zutſcht denn um ſein Leben
Will ihm aber keine Sättigung geben
Es zieht erſt allen Zucker aus
Und ſpeit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnaken belachen
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen die ſonſt nichts wollen noch wiſſen
Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden

Auf den bloſſen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu ieglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Ende des dritten Theils.

Sammlung
der beſten deutſchen
proſaiſchen Schriftſteller
und
Dichter.

Ein und achtzigſten Theils
Zweyter Band.

Göthens Schriften.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kayſerlichem Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder.
1780.

Un[illegible]
M[illegible]

J. W. Göthens

Schriften.

Vierter Band.

Mit allerhöchſt-gnädigſt Kaiſerl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Chriſtian Gottlieb Schmieder,
1780.

Un[illegible]
M[illegible]

Brief

des

Paſtors zu * * *

an den

neuen Paſtor zu * * *

Aus dem Franzöſiſchen.

Lieber Herr Amtsbruder,

Da die Veränderung in meiner Nachbarſchaft vorging, daß der alte Paſtor ſtarb, an deſſen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidſamer Mann bin, und meinem Nächſten nichts mehr gönne als ſein bisgen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige iſt was ſie haben; ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir eben ſo eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt. Er konnte niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte; ich hoffe, Ihr ſollt mir ſo viel Freude machen als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre ſo viel guts von Euch als man von einem Geiſtlichen ſagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt ſtill, und mit nicht mehr Eifer als nöthig iſt, und ſeid ein Feind von Controverſen. Ich weiß nicht, obs Euerm Verſtand oder Euerm Herzen mehr

Ehre macht, daß Ihr ſo iung und ſo friedfertig ſeid, ohne deßwegen ſchwach zu ſeyn; denn freilich iſts auch kein Vorteil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaaf iſt.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unſre Sprengel liegen ſo nah beiſammen, und da ſteckten ſeine Leute meine Leute an, daß die zulezt haben wollten, ich ſollte mehr Menſchen verdammen als ich nicht thäte; es wäre keine Freude, meinten ſie, ein Chriſt zu ſeyn, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich verſichre lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos; denn es giebt gewiſſe Materien, von denen anzufangen ich ſo entfernt bin, daß ich vielmehr iedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darum gefragt hat und wenns geſchehen iſt, ihn bitte, daß ers inskünftige abwenden möge; und ſo wirds iedem rechtſchaffnen Geiſtlichen ſeyn, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß wie gefährlich es iſt, ſie halbbefriedigt wegzuſchicken, oder ſie gar abzuweiſen. Ich muß Euch geſtehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine

eine

eine von denen iſt, über die ich wie über glühendes Eiſen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, ſo viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben ſo alt ſeyn werdet als ich, ſollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Sinonimen ſind, wenigſtens wünſche ichs Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das iſt bei allen Eiferern vor ihre Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunſt, daß ſie mit Worten um ſich werfen die ſie nicht verſtehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent ſeyn kann, ſo tolerant ſie auch iſt, ſo wenig kann ein Herz, das ſich ſeiner Seligkeit verſichern will, von der Gleichgültigkeit Profeßion machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer mögte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unſere Seele iſt einfach und zur Ruhe gebohren; ſo lang ſie zwiſchen Gegenſtänden getheilt iſt, ſo fühlt ſie was, das ieder am beſten weiß wer zweifelt.

Alſo lieber Bruder danke ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf ſterb ich, daß ich kein Glück beſitze, und keine Seeligkeit

keit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die ſich in das Elend der Welt miſchte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und ſo lieb' ich Jeſum Chriſtum, und ſo glaub' ich an ihn, und danke Gott daß ich an ihn glaube, denn wahrhaftig es iſt meine Schuld nicht daß ich glaube. Es war eine Zeit da ich Saulus war, gottlob daß ich Paulus geworden bin; gewiß ich war ſehr erwiſcht, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten ihn zu beſtimmen. So wenig bin ich indifferent, darf ich deßwegen nicht tolerant ſeyn? Um wie viel Millionen Meilen verrechnet ſich der Aſtronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen beſtimmen wollte, würde ſich noch mehr verrechnen. Weiß ich wie mancherlei ſeine Wege ſind? ſo viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird. Unſre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke ſelig machen, und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das ohngefähr auch. Das zeigt nun von der großen Lie-

Liebe Gottes, denn für die Erbſünde können wir nichts, und für die würkliche auch nichts, das iſt ſo natürlich, als daß einer geht der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seeligkeit keine Thaten, keine Tugenden, ſondern den einfältigſten Glauben, und durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti mitgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unſerm Tode, Gott weiß wie, auch das eingebohrne Verderben im Grabe bleibt. Wenn nur der Glaube das Einzige iſt wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zueignen, ſo ſagt mir, wie iſts denn mit den Kindern? Die ſprecht ihr ſelig? Nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben! Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammet weil man ſündigt. Und das eingebohrne Verderben haben ſie ja doch an ſich, und werden alſo nicht aus Verdienſt ſelig; nun ſo ſagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beiſpiel einen Beweis, daß wir nicht wiſſen was Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben an iemands Seligkeit zu verzweifeln. Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die ſo barmherzig waren wie ich auf die Wiederbringung gefallen ſind, und ich verſichre Euch es iſt die Lehre womit ich mich insgeheim tröſte; aber das weiß ich wohl, es iſt keine Sache davon zu predigen. Uebers Grab geht unſer Amt nicht und wenn ich ia einmal ſagen muß, daß es eine Hölle giebt, ſo red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und ſage immerhin Ewig! Wenn man von Dingen ſpricht die niemand begreift, ſo iſts einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens hab ich gefunden, daß ein rechtſchaffner Geiſtlicher in dieſer Zeitlichkeit ſo viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun ſeyn mögte.

So mein lieber Herr Confrater ſind meine Geſinnungen über dieſen Punkt: Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo viel hundert Jahren, unter dem Namen Jeſus Chriſtus, auf einem kleinen Stückgen Welt, eine kleine Zeit als Menſch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit, und das ſage ich meiner Gemeinde ſo oft Gelegenheit dazu iſt; ich ſubtiliſire die Materie nicht; denn da Gott Menſch geworden iſt, damit wir arme ſinnliche Creaturen ihn mögten faſſen und begreiffen können, ſo muß man ſich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die ſich Philoſophen nennen, und eine ſehr lächerliche Perſon in der Welt ſpielen. Es iſt nichts iämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mitlerweile ſie allein nach Vorurteilen handeln. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles was nicht ihre Meinung iſt, beweiſt wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt ſie eines beſſern zu überweiſen. Man hält einen Aal am Schwanze feſter, als einen Lacher mit Gründen. Es geſchah dem Portugieſiſchen Juden recht, der den Spötter von Fernei Vernunft hören machen wollte, ſeine Gründe mußten einer Sotiſe weichen, und anſtatt ſeinen Gegner überführt zu ſehen, fertigte ihn dieſer ſehr tolerant ab und ſagte: Bleibt denn Jude weil ihr es einmal ſeid.

Bleibt denn Philoſoph weil ihrs einmal ſeid, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu ſagen, wenn ich mit ſo einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweiſen kann der ſie nicht fühlt, wenigſtens halte ich es für unnötig. Denn wenn Ihr fertig ſeid, und es antwortet Euch einer wie der Savoyiſche Vikar, es iſt meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle, ſo ſeid Ihr geſchlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläufigkeiten vom freien Willen, und von der Gnadenwahl einlaſſen wollt, wovon ihr doch alles zuſammen genommen zu wenig wißt, um davon diſputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was herrliches niemanden aufdringen. Und giebt uns unſer Herr nicht das excellenteſte Beiſpiel ſelbſt? Ging er nicht gleich von Gergeſa ohne böſe zu werden, ſo bald man ihn darum bat. Und vielleicht wars ihm ſelbſt um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel loß zu werden. Denn man mag ihnen vorſagen was man will, ſo bleiben ſie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können iſt die Heilsbegierigen zurecht zu weiſen und den andern läßt man, weil ſies nicht beſſer haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr alſo die eine Urſache, warum und wie tolerant ich bin, ich überlaſſe wie Ihr ſeht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbeflecklichen Funken, unſre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinen Kleide zu umgeben. Und dieſe Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauſchte ich nicht mit dem höchſten Anſehn der Infallibilität. Welche Wonne iſt es zu denken, daß

daß der Türke der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, ſich einſt freuen werden, meine Brüder zu ſeyn.

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichſam im Vorbeygehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart ſich doch am meiſten in den Uneinigkeiten der Chriſten ſelbſt, und das iſt was trauriges. Nicht daß ich meine, man ſollte eine Vereinigung ſuchen das iſt eine Sotiſe, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir ſind alle Chriſten, und Augsburg und Dordrecht machen ſo wenig einen weſentlichen Unterſchied der Religion, als Frankreich und Deutſchland in dem Weſen des Menſchen. Ein Franzoſe iſt vom Kopf bis auf die Füße eben ein Menſch wie ein Deutſcher, das andre ſind politiſche Conſiderationen, die fürtreflich ſind, und die niemand unbeſtraft einreiſſen ſoll.

Wer die Geſchichte des Wortes Gottes unter den Menſchen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorf wird euch eine reine Geſchichte erzählen. Warum ſollte ich läugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerey war, und daß es Luthers Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was ſollte mich antreiben, die Augsburgiſche Confeßion für was anders als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig iſt, etwas feſt zu ſetzen, das mich aber nur äuſſerlich verbindet,

bindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andre, ſo ſind die Bekenner deſto beſſer daran, aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geiſtlichen Knechtſchaft zu befreien; möchten doch alle ſeine Nachfolger ſo viel Abſcheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.

Er arbeitete ſich durch verjährte Vorurtheile durch, und ſchied das Göttliche vom Menſchlichen, ſo viel ein Menſch ſcheiden kann, und was noch mehr war: er gab dem Herzen ſeine Freyheit wieder, und machte es der Liebe fähiger; aber man laſſe ſich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen andern herunter warf; man bilde ſich nicht ein, die alte Kirche ſey deswegen ein Gegenſtand des Abſcheus und der Verachtung; hat ſie doch wenige menſchliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären; laßt ſie, leidet ſie, und ſegnet ſie. Warum läſtert ihr ihre Meſſe? Sie thun zuviel, das weiß ich, aber laßt ſie thun, was ſie wollen, verflucht ſey der, der einen Dienſt Abgötterey nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römiſchen Kirche, obs aber Gottes Werk iſt, wird die Zeit ausweiſen. Vielleicht proteſtirt ſie bald mehr als gut iſt. Luther hatte die Schwärmerey zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verſtand. Dieſe Trennung war unvermeidlich, und daß ſie politiſch geworden iſt, lag in den Umſtän-

Umſtänden. Ich bin ſo fern, eine Vereinigung zu wünſchen, daß ich ſie vielmehr äuſſerſt gefährlich halte, ieder Theil, der ſich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch, es iſt gut, daß politiſche Betrachtungen der Sache im Wege ſtehen, ſonſt würde man vielleicht den Gewiſſen ihre Freyheit rauben. Beydes lauft auf eins hinaus, ob ein Sacrament ein Zeichen oder mehr iſt, und wie könnte ich böſe ſeyn, daß ein andrer nicht empfinden kann, wie ich. Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten, als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeinde eine große Anzahl Menſchen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen; es ſind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt, mit dieſen leb' ich in ſo zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er iedem Freude und Seligkeit gebe nach ſeinem Maas; denn der Geiſt Gottes weiß am beſten, was einer faſſen kann. Eben ſo iſts mit der Gnadenwahl, davon verſtehen wir ia alle nichts, und ſo iſts mit tauſend Dingen. Denn wenn mans bei Lichte beſieht, ſo hat ieder ſeine eigene Religion, und Gott muß mit unſerm armſeligen Dienſte zufrieden ſeyn, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann ſeyn, der Gott diente, wie ſichs gehört.

Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten, und recht im Herzen fühlten, was das ſey, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Partheyen träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Saamen auf ſo vielerley Weiſe Frucht bringen zu ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ichs nicht ſuchte.

Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten, er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre, er wollte anklopfen an der Thüre und ſie nicht einſchmeiſſen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in dieſen ſchlimmen Zeiten noch unge-

ſtört

ſtört lehren dürfen. Und einmal vor allemal, eine Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn mein lieber Bruder, betrachtet nur ſelbſt die Zeiten der Apoſtel gleich nach Chriſti Tod, und Ihr werdet bekennen müſſen, es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden. Es ſind wunderliche Leute die Theologen, da prätendiren ſie, was nicht möglich iſt. Die Chriſtliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte ſchon, in Bruder Pauli Briefen wäre viel ſchwer zu verſtehen und Petrus war doch ein andrer Mann als unſre Superintendenten; aber er hatte Recht, Paulus hat Dinge geſchrieben, die die ganze Chriſtliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht verſteht. Da ſiehts denn ſchon gewaltig ſcheu um unſre Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel ſteht, in Ein Syſtem zerren wollen, und mit dem Wandel läßt ſich eben ſo wenig gewiſſes beſtimmen. Peter thate ſchon Sachen, die Paulen nicht gefielen, und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſre Geiſtlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und ver-

verwerflichere Prädilektion für ihre Sekte haben, als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einſetzung des Abendmals die Jünger das Brod und Wein genoſſen wie die reformirte Kirche, iſt unläugbar, denn ihr Meiſter, den ſie viel kannten, der ſaß bei ihnen, ſie verſprachens gleichſam zu ſeinem Gedächtniß zu wiederholen, weil ſie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an ſeinem Buſen lag, brauchte nicht erſt das Brod, um ſich von der Exiſtenz ſeines Herrn lebendig zu überzeugen, genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie ſelbigen ganzen Abend, denn ſie verſtanden nicht eine Silbe von dem, was der Herr ſagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgeſinnte Leute ſich nach einer innigen Vereinigung mit ihm ſehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt ſind, wenn unſre Seele genoſſen hat, ſo verlangten ſie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht, denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menſchen, und dazu gaben ihnen die Sacramente die erwünſchteſte Gelegenheit.

heit. Durch die ſinnliche Handlung der Taufe, oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denienigen Ton, der nöthig iſt, um mit den Wehen des heiligen Geiſtes zu ſympathiſiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich ſage vielleicht, und ich darf gewiß ſagen. Eben das fühlten ſie beym Abendmal, und glaubten, durch die Worte Chriſti geleitet, es für das halten zu können, was ſie ſo ſehr wünſchten. Beſonders da die Unarten ihres Körpers ſich durch dieſe Heiligung am beſten heilen lieſſen, ſo blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Weſen ſeiner göttlichen Menſchheit durch dieſe ſinnliche Zeichen mittheile. Aber das waren unausſprechliche Empfindungen, die ſie wohl im Anfang zur gemeinſchaftlichen Erbauung einander communicirten, die aber leider nachher zum Geſetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner ſolchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geiſtlichen Vereinigung ſich genügten, daß die ſich trennten, und ſich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein ſey, könne kein allgemein verbindendes Geſetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichſte Status cauſae iſt, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, ſo verfährt man mit ſeiner Gemeinde ſo billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen, iſt ſchon grauſam, aber von einem verlangen, er müſſe empfinden, was er nicht empfinden kann, das iſt tyranniſcher Unſinn.

Noch was, lieber Bruder, unſre Kirche hat ſich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, ſondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicher Weiſe ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen; aber weh uns, daß unſre Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Commentaren die Schrift verſtehen lernen will. Wollt ihr die Würkungen des heiligen Geiſtes ſchmälern? Beſtimmt mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat an die Herzen zu predigen,

und

und euern ſchaalen Diſkurſen das Amt überlaſſen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverſtändlich nennt Ihr unnütz! was ſah der Apoſtel im dritten Himmel? Nicht wahr, unausſprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geiſt giebt allen Weißheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten.

Genug, die Wahrheit ſei uns lieb wo wir ſie finden. Laßt uns unſer Gewiſſen nicht beflecken, daß wir an ienem Tage rein ſeyn mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Chriſto nirgends gedruckter war als in der chriſtlichen Kirche. Und wem darum zu thun iſt, die Wahrheit dieſes Satzes noch bei ſeinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Chriſti öffentlich zu ſeyn, der wage ſichs merken zu laſſen, daß ihm um ſeine Seeligkeit zu thun iſt! Er wird einen Unnamen am Halſe haben, eh er ſichs verſieht, und eine chriſtliche Gemeine macht ein Creuz vor ihm.

Laßt uns alſo darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unſere, ſondern daß Chriſti Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert über andere Reiche ſeyn, nur laßt uns für unſer Reich ſorgen, und beſonders hütet Euch vor den falſchen Propheten. Dieſe nichtswürdige Schmeichler nennen ſich Chriſten, und unter ihrem Schaafspelz ſind ſie reiſſende Wölfe; ſie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel, und ſchmälern das Verdienſt Chriſti wo ſie können. Wahrhaftig alle Religionsſpötter ſind wenigſtens ehrliche Leute, die über das lachen was ſie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten; aber dieſe heimlichen ſucht aus Eurer Gemeinde zu ſcheiden, nicht daß Ihr ſie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, ſondern nur daß Ihr ſie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen was ſie ſind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterſchied; das ſey der einzige den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jeſum ſo laut geprediget, daß ſich die Widerchriſten geſchieden haben, und weiter brauchts keine Scheidung. We

Jeſum

Jeſum einen Herrn heißt, der ſey uns willkommen, können die andren auf ihre eigene Hand leben und ſterben, wohl bekomme es ihnen. Wenn der Geiſtliche ein Mann iſt, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, ſo wird unter der Gemeine auch kein Zwiſt entſtehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekänntniß.

Wir ſind elend! Wie wirs ſind und warum wirs ſind, das kann uns ſehr einerlei ſeyn, wir ſehnen uns nur nach einem Weg auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Menſch geworden iſt, um uns das zu verſchaffen wornach wir uns ſehnen, und alles was uns dient uns mit ihr näher zu vereinigen, iſt uns liebenswürdig, was zu dieſem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken Herr Confrater, in was für einem Credit die Controverſen bei uns ſtehen.

Laßt uns Friede halten lieber Herr Amtsbruder, ich weiß nicht wie ein Paſtor ſich unterſtehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erſchallen ſollte, und um keinem Zwiſt

Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hypotheſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Pfarrer ſeine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo was vor.

Noch eins Herr Bruder, laßt Eure Gemeine ja die Bibel leſen ſo viel ſie wollen, wenn ſie ſie gleich nicht verſtehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel guts dabei heraus; und wenn Eure Leute Reſpeckt für der Bibel haben, ſo habt Ihr viel gewonnen. Doch bitt ich Euch nichts vorzubringen, was Ihr nicht iedem an ſeinem Herzen beweiſen könnt, und wenns hundertmal geſchrieben ſtünde. Ich habe ſonſt auch geſorgt, die Leute möchten Anſtos an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel fürkommen, aber ich habe gefunden, daß der Geiſt Gottes ſie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nüzen dürften. Ich weiß zum Exempel, kein zärtliches Herz, das an Salomons Diſcurſen, die freilich herzlich trocken ſind, einigen Geſchmack hätte finden können.

Ueber-

Ueberhaupt iſt es ein eignes Ding um die Erbauung. Es iſt oft nicht die Sache die einen erbaut, ſondern die Lage des Herzens worinn ſie uns überraſcht, iſt das was einer Kleinigkeit den Werth giebt.

Darum kann ich die Liederverbeſſerungen nicht leiden, das mögte für Leute ſeyn die dem Verſtand viel und dem Herzen wenig geben; was iſt dran gelegen was man ſingt, wenn ſich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geiſt des Dichters war; aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechſelten Liedern ſehr einerlei bleiben, die mit aller kritiſch richtigen Kälte hinter dem Schreibepulte mühſam polirt werden ſind.

Adieu, lieber Herr Confrater, Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, ſo werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles was Chriſti iſt, und ſeyd übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch ſo ſchelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Canzel geht, ſo oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maas eingerichtet iſt, und Ihr die Seelen die ſich Euch beſonders vertrauen, insbeſondere belehret, ſo daß Ihr ſie doch alle auf den großen Mittelpunct unſres Glaubens, die ewige Liebe hinweiſet. Wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen ſo viel gebet als er braucht, wenn Ihr die Gewiſſensſcrupel vermindert, und allen die Süßigkeit des Friedens wünſchenswehrt macht, ſo werdet Ihr dereinſt mit der Ueberzeugung Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterſtuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schaafe, als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zärtlichkeit

Euer Bruder

* * *

Paſtor zu * * *

Zwo wichtige
bisher unerörterte
Bibliſche Fragen
zum erſtenmal
gründlich beantwortet.

Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

M. den 6. Febr. 1773.

Es iſt betrübt die langen Winterabende ſo allein zu ſeyn. Mein Sohn der Magiſter iſt in der Stadt; ich kanns ihm nicht verdenken, er findet bei mir ſo wenig Unterhaltung für ſeine Gelehrſamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Collegen um mich her, ſind und bleiben meine lezte Geſellſchaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewiſſensfragen und andern Paſtoralkleinigkeiten ſich nicht zur ausgelaßnen Spiel- und Trinkcollation hinſezen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wiſſen Sie lieber Herr Bruder.

Unſre lezte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in ſo guter Geſellſchaft bei Ihnen zu ſeyn, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entſchluſſe gebracht, Ihnen beiliegendes zu ſenden.

Ich hatte damals noch viel zu ſagen, aber das Geſpräch wurd auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigſten von Exegetiſchen war, bleib ich meiſtentheils zurück, wenn meine Geſellen einen Austritt in das ſo verwachſene Dickigt wagen.

Was kann einem Geiſtlichen zwar angelegener ſeyn als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran ſein zwiefaches Leben hängt; mit allen dem hab ich mich nie genug über Männer wundern können, die ſich hinſezen ein ganzes Buch, ja viele Bücher unſrer Bibel, an einem Faden weg zu exegeſiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das iſt wahrhaftig alles was man nöthig hat.

Der Magiſter mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verſtund er gewiſſe Bücher des alten und neuen Teſtaments, über die er hatte Collegia leſen hören, aus dem Fundament, und zu den übrigen ſagte er, habe er einen

Uni-

Univerſalſchlüſſel, daß es ihm bei Gelegenheit meint er, nicht fehlen konnte.

Meine Wiſſensbegierde wurde rege, und ich bat ihn mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne, denn er ſticht gewaltig auf einen Profeſſor, conſultirte hier und da ſeine Hefte, und das Deciſiren ſtund ihm gar gravitätiſch an. Nur merkt ich bald, daß die ganze Kunſt auf eine kalte Reduction hinaus lief, das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen: allein im Lebens- und Amtsgange lerne man Kernbücher verſtehen; gelehrte Prediger ſeyen juſt nicht die beſten, weil ſie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer? ſondern: was könnt ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch ohnbeſchadet der geheimen Spaarbüchſe (die nun freilich einer wie der andre bey Seite verwahrt) noch alles mittheilen? Ferner ſagt ich ihm: die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm ſeyn, von der einzigen Wahren haben wir nicht zu urtheilen, wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott beſtimmen als Gott ſelbſt.

Darüber wurd er murriſch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beſte dachte. Mag er! bis er ſelbſt geſcheuter wird. Die Erkäntniß wächſt in iedem Menſchen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben ſoll noch kann; und den hielt ich für den geſchickteſten Gärtner, der für iede Epoche ieder Pflanze die erforderliche Wartung verſtünde.

Doch alles das wollt ich nicht ſagen. Beykommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit da ich ſtudirte, erklärte man die Bibel zu univerſal, die ganze Welt ſollte an iedem Spruche Theil haben. Dieſer Meinung war ich immer feind, weil ſie ſo viele Inconvenienzien und Anſtöſe in die Weg legte. Nun, wie mein Magiſter zurückkam, wunderte ich mich, ihn von denen ſchweeren Vorurtheilen ſo frey zu ſehn, mein Herz ging mir recht auf, wie ich grad mit ihm reden konnte, wie er meine Ahndungen durch gelehrte Beweiſe beſtätigte. Doch die Freude dauerte nicht lang.

lang, ich ſah ihn mit der entgegen geſezten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle ſeinem Syſtem widrige Stellen zu Lokalkleinigkeiten zu drechſeln. Darüber kamen wir abermals auseinander.

Ich glaube die Mittelſtraße getroffen zu haben. Hier iſt der Deutpfal dahin.

Das jüdiſche Volk ſeh ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Krais von wilden unfruchtbaren Bäumen ſtund, auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jeſum Chriſtum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiſer zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geſchichte und Lehre dieſes Volks, von ſeinem erſten Keime bis zur Pfropfung iſt allerdings particular, und das wenige univerſelle, das etwa in Rückſicht der zukünftigen groſſen Handlung mit ihm möchte vorgegangen ſeyn, iſt ſchwer und vielleicht unnöthig aufzuſuchen.

Von der Pfropfung an wendet ſich die ganze Sache. Lehre und Geſchichte werden univerſell. Und obgleich ieder von daher veredelte Baum ſeine Spezialgeſchichte, und nach Beſchaffenheit der Umſtände ſeine Speziallehre hat, ſo iſt doch meine Meynung: hier ſey ſo wenig particulares als dort univerſelles zu vermuthen und zu deuten.

Beykommende zwey Erklärungen die mir ſchon vor langer Zeit vom guten Geiſte zugewinkt worden, und die ie länger ich ſie umſchaue, ie wahrer ich ſie finde, werden Ihnen Tiefen der Erkänntniß und Empfindung eröfnen.

Erſte Frage.

Was ſtund auf den Tafeln des Bunds?

Antwort:

Nicht die zehen Gebote, das erſte Stück unſers Katechiſmus!

Laßt es euch Moſen ſelbſt ſagen. Hier liefre ich einen Auszug ſeines zweyten Buchs.

Die Geſezgebung beginnt maieſtätiſch fürchterlich, und der Herr ſpricht von Sinai den Eingang von meiſt allgemeinen Wahrheiten, die er bey ihnen wie bey andern Völkern gleichſam voraus ſezt,*) das Volk erſchrickt und überträgt Moſe den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem denn Gott fortfährt**) ſeine Geſeze vorzulegen. Moſes kehrt zum Volke zurück***) ohne daß der Tafeln Erwähnung geſchehen, ſchreibt alle die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und lieſt es ihnen vor. Dann erſt ſpricht der Herr zu Moſe †) komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe ſteinerne Tafeln und (mit) Geſez und Gebot die ich geſchrieben habe. Er begiebt ſich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt; ††) ganz zulezt †††)

---

*) 2 B. Moſ. 20, 1:17.

**) Vom 22. V. des 20. Cap. bis zu Ende des 23.

***) 24, 3. 16.

†) 24, 12.

††) 25:31.

†††) 31, 18.

aber erſt gemeldet: und da der Herr ausgeredt hatte — gab er ihm die Tafeln. Was drauf geſtanden, erfährt niemand. Das Unweſen mit dem Kalb entſteht, und Moſes zerſchlägt ſie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaſen können. *)

Nach Reinigung des reuigen Volks, ſpricht der verſöhnte Herr zum Propheten **): haue dir zwo ſteinerne Tafeln wie die erſten waren, daß ich die Worte drauf ſchreibe die in den erſten waren.

Moſes gehorchend tritt vor den Herrn, preißt deſſen Barmherzigkeit und ruft ſie an. Der Herr ſpricht: ***) Siehe ich will einen Bund machen vor alle deinem Volk.

Halt was ich dir heute gebiete!

1. Du

---

*) 32, 19.

**) 34, 1.

***) 34, 10. &c.

1.

Du ſollſt keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Lands machſt; noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmeſt, ſie würden dich zu falſchen Göttern kehren. Eben ſo wenig ſollſt du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Feſt der ungeſäuerten Brod ſollſt du halten.

Sieben Tage ſollſt du ungeſäuert Brod eſſen um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um dieſe Zeit aus Egypten geführt habe.

3.

Alles was ſeine Mutter am erſten bricht, iſt mein, was männlich ſeyn wird in deinem Vieh es ſey Ochſe oder Schaaf.

Aber ſtatt dem Erſtling des Eſels ſollſt du ein Schaaf erlegen ꝛc. Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du löſen, und daß niemand vor mir leer erſcheine.

4.

Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage ſollſt du feyern beydes mit Pflügen und Erndten.

5.

Das Feſt der Woche ſollſt du halten mit den Erſtlingen der Waizenerndte, und das Feſt der Einſammlung wenn das Jahr um iſt.

6.

Dreymal im Jahr ſollen alle Mannsnamen erſcheinen vor dem Herrn.

Und es ſoll niemand deines Lands begehren, ſo lang du dieſem Gebote gehorchſt.

7.

Du ſollſt das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem geſäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Oſterfeſts ſoll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erſtling der Früchte deines Ackers ſollſt du in das Haus des Herrn bringen.

10.

Du ſollſt das Böcklein nicht kochen, wenns noch an ſeiner Mutter Milch iſt.

Und der Herr ſprach zu Moſe: ſchreibe dieſe Worte, denn nach dieſen Worten hab ich mit dir und mit Iſrael einen Bund gemacht. Und er war allda bey dem Herren vierzig Tag und vierzig Nächte und as kein Brod und trank kein Waſſer. Und er ſchrieb auf die Tafeln ſolchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichſten Worten ſteht es hier verzeichnet, und der Menſchenverſtand freut ſich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des **Bunds**, mit dem ſich Gott ganz beſonders Iſrael verpflichtete. Wie gehörig leſen wir alſo die Geſeze darauf, die ſie von allen Völkern auszeichnen, die Vorſchriften wornach ſie die Epochen ihrer Geſchichte theils feyern, theils die Grundgeſeze ihrer Verfaſſung als heilig ehren ſollten. Wie gerne wirft man den beſchwerlichen alten Irrthum weg: es habe der partikulariſte Bund auf Univerſalverbindlichkeiten (denn das ſind doch die meiſten der ſogenannten zehen Gebote) gegründet werden können.

Kurz! das Proömium der Geſezgebung enthält, wie ich ſchon eben, obgleich unbeſtimmter geſagt, Lehren, die Gott bey ſeinem Volke als Menſchen, und als Iſraeliten vorausſezte. Als Menſchen, dahin gehören die allgemeinen moraliſchen; als Iſraeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes, und die Sabbathfeyer.

Wenn

Wenn es aber ſo evident iſt, warum hat die Kirche ſoviel Jahrhunderte in der entgegengeſezten Meynung geſtanden?

Das wird niemanden wundern wer ihre Geſchichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfaſſer des fünften Buchs Moſis verfiel zu erſt in den Irrthum. Es iſt wahrſcheinlich und ich glaube es irgendwo einmal geleſen zu haben, daß dieſes Buch in der Babyloniſchen Gefangenſchaft aus der Tradition zuſammengeſtoppelt worden ſey. Die Unordnung deſſelben macht es faſt gewiß. Und unter ſolchen Umſtänden iſt ein Mißgriff wie gegenwärtiger ſehr natürlich. Die Tafeln waren ſammt der Lade verlohren, die ächten Abſchriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehen Geſeze ſchlieſen und wurden vergeſſen, die Lebensregeln hatte ieder im Herzen, wenigſtens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieſer ungeſchickten Combination Gelegenheit gegeben.

Es ließ ſich noch viel ſagen, das will ich aber Gelehrtern hinterlaſſen, und nur das anfügen. Nicht weiß ich ob iemand dieſe Wahrheit vor mir

ge-

gefunden oder gelehrt; ſo viel kann ich ſagen, daß die Kirche den Irrthum über dieſer Stelle heilig bewahrt, und viele fatale Conſequenzen draus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden?*)

Vom Geiſt erfüllt, in der Sprache des Geiſts, des Geiſts Geheimniſſe verkündigen.

Το γαρ ενθεαζειν, και γλωσσαν υπαρχειν, παραβαλλειν.

Diodorus quidam. **)

Wer Ohren hat zu hören der höre.

Fragt ihr: wer iſt der Geiſt? So ſag ich euch der Wind bläſet, du fühleſt ſein Sauſen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weiſſeſt du nicht.

---

*) γλωσσαις λαλειν.

**) Ich weiß nicht wer eigentlich der Diodorus war. Im erſten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet ihr die Stelle mit ein paar gelehrten ſchlechten Erklärungen derſelben.

nicht. Was willſt du uns von der Sprache des Geiſtes ſagen, wenn du den Geiſt nicht kennſt, iſt dir gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antwort ich: Ihr habt Moſen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieſer Sprache geſchrieben ſteht.

Der verheiſſene Geiſt erfüllt die verſammelten Jünger mit der Kraft ſeiner Weisheit. *) Die göttlichſte Empfindung ſtrömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt ſie die groſſen Thaten Gottes in einer neuen Sprache **) und das war die Sprache des Geiſtes. ***)

Das war iene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher groſſe Kopf vergebens gerungen. In der Einſchränkung unſerer Menſchlichkeit iſt nicht mehr als eine Ahndung davon zu tappen.

Hier

---

*) A. G. 2, 1.

**) ἑτεραις γλωσσαις.

***) καθως το πνευμα εδιδου αυτοις αποφθεγγεσθαι.

Hier tönt ſie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parter, Meder und Elamiter entſezen ſich, ieder glaubt ſeine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner verſteht, er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht wie ihm geſchieht.

Es waren aber nicht allein die Ohren geöfnet zu hören, nur fühlbare Seelen *) nahmen an dieſer Glückſeligkeit theil; ſchlechte Menſchen, kalte Herzen, ſtunden ſpottend dabey und ſprachen: ſie ſind voll ſüſſen Weins!

Kam in der Folge der Geiſt über eine Seele, ſo war das Aushauchen ſeiner Fülle, das erſte nothwendigſte Athmen eines ſo gewürdigten Herzens **). Es floß vom Geiſte ſelbſt über, der ſo einfach wie das Licht, auch ſo allgemein iſt, und nur wenn die Wogen verbrauſt hatten, floß aus dieſem Meere der ſanfte Lehrſtrom ***) zur Erweckung und Aenderung der Menſchen.

Wie

---

*) ανδρες ευλαβεις.

**) A. G. 16, 6.

***) Das προφητευειν.

Wie aber iede Quelle, wenn ſie von ihrem reinen Urſprung weg durch allerley Gänge zieht, und vermiſcht mit irdiſchen Theilen zwar ihre ſelbſtſtändige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber ſcheint, und ſich wohl gar zulezt in einen Sumpf verliert. So giengs hier auch.

Schon zu Paulus Zeiten ward dieſe Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligſten tiefſten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menſchen zum überirdiſchen Weſen, er redete die Sprache der Geiſter und aus den Tiefen der Gottheit ſtammte ſeine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält ſich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung ienes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in ſeinem Buſen, daß er ſich unaufhörlich wieder dahin ſehnen würde? Auch thaten ſie das. Sie verſchloſſen ſich in ſich ſelbſt, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre *) um die Waſſer

zu

---

*) Το προφητευειν.

zu ihrer erſten Höhe zu dämmern, brüteten dann mit ihrem eignen Geiſte über der Finſterniß und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte dieſe geſchraubte Kraft nichts als dunkle Ahndungen herverdrängen, ſie lallten ſie aus, niemand verſtund ſie, und ſo verdarben ſie die beſte Zeit der Verſammlung.

Gegen dieſes arbeitet Paulus mit allem Ernſt in dem vierzehnten Kapitel der erſten Epiſtel an die Korinthiſche Gemeinde.

Abtreten könnt ich nun, ieden ſich ſelbſt dieſes Kapitel auslegen, ieden empfinden laſſen daß es nimmer eine andre Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime doch unartikulirt muß die Sprache geweſen ſeyn. Paulus ſezt die zur Empfindung des Geiſts bewegte Seele *) dem ruhigen Sinn **) entgegen, nebeneinander vielmehr, nach-

ein-

---

*) πνευμα.

**) νους.

einander! Wie ihr wollt! Es iſt Vater und Sohn, Keim und Pflanze. πνευμα! πνευμα! was wäre νους ohne dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphraſtiſche Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie ihr mit der Geiſtsſprache redet, redet „nicht den Menſchen, ſondern Gott; denn ihn ver„nimmt niemand; er redet im Geiſt Geheimniſſe. „So ich mit der tiefen Sprache bete, betet mein „Geiſt, mein Sinn bringt niemanden Frucht. Die„ſes Reden iſt nur ein auffallendes, Aufmerkſam„keit erregendes Zeichen *) für Ungläubige, keine „Unterweiſung für ſie, keine Unterhaltung in der „Geſellſchaft der Gläubigen.“

Sucht ihr nach dieſem Bache; Ihr werdet ihn nicht finden, er iſt in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Perſonen vermieden werden. Hier und da wäſſert er eine Wieſe ins Geheim, dafür danke einer Gott in der Stille. Denn unſre theologiſche Kameraliſten haben das Prinzipium, man

---

*) σημειον.

man müßte dergleichen Flecke all eindeichen, Landſtraſſen durchführen und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen ſie denn! Ihnen iſt Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Troſt: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Waſſers zuſammen, daß es von euch weg auf uns deſto lebendiger flieſſe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, laſſen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das ſchwache Menſchengeſchlecht, dem einzigen Glück der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelaſſen fortwandeln, und den Sinn des Apoſtels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntniß erlanget euch und eure Brüder aufzubauen, das iſt euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage ſeinen Lohn. Winkt aber der ewige Geiſt einen Blick ſeiner Weißheit, einen Funken ſeiner Liebe einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle ſein Gefühl.

Er tret auf! und wir wollen ihn ehren! Geſeegnet ſeyſt du, woher du auch kommſt! Der du die Heiden erleuchteſt! Der du die Völker erwärmſt!

Denkmal
Ulrichs von Hutten.

D 2

Als die Zeitung ankündigte, im neuen Teutſchen Merkur ſey Huttens Bild und ſein Leben: erröthete ich über meine Schuld, und wie lange ichs in mir getragen hatte, dieſem edlen teutſchen Manne Etwas auf ſein Grabmal zu legen. Er ſtarb als ein Flüchtiger, Lebensunſichrer, Vertriebner, hatte nicht, da er ſein Haupt hinlegte; nur eine Schreibfeder fand man nach ſeinem Tode bey ihm, und einige Briefe ſeiner Freunde. — Wie ſein Tod und Nachlaß war, ſoll und kann auch nur dies Denkmal werden: ein glatter Stein auf ſeinem Grabe, oder ein Brief von Freundes Hand über ſeinen Tod und ſein Leben.

Wenn ein junger, edler, feuriger Mann ſchon in Jahren, die andre noch als Pflanzen wegträumen, Mann fürs Vaterland iſt, den faulen Weg und die ruhige Lebensart der Mönche (es giebt Mönche in allen Ständen) früh verläßt, eben weil ihm vielleicht ſein Genius zuliſpelt, daß ers nicht lange werde thun können: er ſtrebt, was er kann: erwählt mit den Guten und fürs Gute freywillig Ungemach zu leiden, Stand, Güter, Ruhe, Leben, Ehre aufzuopfern, und läßt ſich durch iede neue Gefahr nicht abſchrecken bis ans Ende ſeines iungen ſtürmigen Lebens; die Finſterniß iſt aber ſtärker als das Licht, die Sklaverey ſtärker als die Freyheit: ſie rotten ſich um ihn, ſchneiden, da er noch keine Grenzen ſeiner Wirkſamkeit kennet, ihm Luft und Athem ab: auch ſeine Freunde treten ſcheu zurück: ſein edelſter, ihm treugebliebner Freund ſinkt und mit ihm Glück und Alles; nun treten die Falſchen hinzu, die ſich auch Freunde nannten, verläumden, ſpotten, höhnen ſeine Plage: Der Edle fällt, wie man vor böſen Buben fällt, und iene Blutſauger behalten Recht: „Was hat er nun ausgerichtet? Was wollte „er nur? Freylich — Freylich — auch fehlte es „ihm nicht — aber iung, zu iung — „Unter ſolchen Hohnſprechungen liegt nun der Edle bey einem armen Pfarrer auf einer kleinen Inſel im Bodenſee, hatte in Teutſchland, für das er alles hingab, keinen ſichern Tritt mehr, und ſtarb auch dort mit Liebe fürs Vaterland und mit Löwenmuthe gegen die Lügner und Verkleiſterer der Wahrheit — Jünglinge, wallfahrtet zu ſeinem Grabe, und zu ſeinem Leben als einem Spiegel aller Zeiten! Und du, Mutter Teutſchland, das dieſen Mann nicht verkannte aber kalt hinwarf, ſo wie es iezt ihn kalt lobet und ſeine Schriften nicht einmal hat und kennet, durch die er doch Alles that, lerne! —

Als Ulrich von Hutten, der junge Fränkiſche von Adel, in Fulda ſtudirte, wollten ihn, wie billig, Mönche zum Mönchen machen. Tune hoc ingenium perderes? ſagte der verdiente Eitelwolf von Stain zum Abbt und errettete den fähigen Knaben. Zeitlebens hing Huttens Herz an dieſem edlen Manne, ſeinem Erretter. Ihm hatte er nachher die Gunſt des Kardinals von Mainz, ſeine Reiſe nach Italien, ſein erſtes blühendes [illegible] zu danken; mit Eitelwolf von Stain ſtarb ihm ſeine erſte Stüze, auf die bald Eins nach dem Andern folgte. Eitelwolf wars, der dem Churfürſten von Brandenburg den Rath und den Plan zur neuen Univerſität Frankfurt an der Oder gab; nach deſſen Sinne ſie ein neues Athen der ſchönen und freyen Weisheit blühen ſollte; bald aber thats dem edeln Manne leid, da er ſeine neue Univerſität ärger als eine andre mit Sophiſterey und Pfaffenkram überzogen ſah. Er ging mit einer Societät der Wiſſenſchaften in Mainz, dem damals ſo blühenden Mainz, ſchwanger und — ſtarb darüber. Gnug, er hatte Hutten in die Welt geholfen, und Hutten in ſeinen kurzen Jahren hat mehr gethan, als manche Societät von Aeonen zu Aeonen.

Hutten ſtudirte in Kölln, und das war, wie wir auch aus der Geſchichte Luthers wiſſen, damals mit ein Hauptneſt der Philoſophaſtern und Theologaſtern. Der Eckel, den Hutten früh an dieſem Geſchmeiß hatte, gab ihm, noch unbeſtimmt, wie er ausbrechen würde, den Stof zu ſeinen einſtigen epistolis obscurorum virorum, dem Heldenwerk ſeines Lebens. In Fulda war **Crotus Rubianus**, ſein nach-

mali=

maliger Mitarbeiter an dieſen Briefen, ſein Mitſchüler geweſen, ein Freund, der ihm auch treu blieb, bis ans Ende. In Kölln lebten nun alle die Originale, inſonderheit der grauiſſimus Ortuinus, die das künftige Heldengedicht galt. — Abermals eine Probe, daß das Meiſte, was wir in unſerm Leben thun, von denen Verbindungen und Umſtänden herrührt, in die uns frühe die Vorſehung ſezet. Morgenröthe des Lebens, Jugendeindrücke, frühe Freunde, Situationen von Jugendhaß und Jugendliebe — ſie machen meiſtens den Anklang unſrer Beſtimmung. Sie weben das Grundgewebe, in welches ſpätere Schickſale und reifere Vernunft uns den Einſchlag geben.

Hutten gieng überdrüßig von Kölln nach Frankfurt, deſſen reizende Lage er, vermuthlich für ſeinen Eitelwolf, in Verſen beſchrieb. So machte Freundſchaft den iungen Dichter, an dem die Baile und Konſorten nachher mit groſſer Chronologenmühe den erſten glücklichen ogang des præcocis ingenii aufgezählt haben. Jugendliche Unruhe trieb ihn nach

Italien zuerſt als Kriegsmann unter **Maximilian**, der damals Padua belagerte. Und hier hing ſich die Schlange, eine Krankheit, die ſich gleich ſelbſt erklären wird, an ſeinen Fuß, deren Gift er Zeitlebens mit ſich trug, und die zulezt ſeinen Häſſern auch Anlaß zum Hohne geben muſte. — Wer die Geſchichte der damaligen Zeiten und dieſes Uebels kennet, als es zuerſt in Europa bekannt ward, der muß ungerecht oder ein Wizling ſeyn, wenn er nicht dem allgemeinen Zeugniß folgt, daß man damals ſehr unſchuldig dazu kommen konnte, und deſto ärger daran war, weil man noch kein Mittel dagegen wuſte. Die Krankheit, an der Fürſten und Herren damals mit Ehre laborirten, hatte den Schandfleck noch nicht, den ihr die ſpätere mitlere Zeit mit Recht gegeben. Das Ungeheur iſt iezt in ſeine Grenzen gebannet: damals wars Peſt am Mittage. **Hutten** ſchreibt in ſeinen Briefen mit einer Offenherzigkeit davon, die am lauteſten ſeine Unſchuld zeiget, (an der auch damals kein Menſch zweifelte, der ihn kannte); an [illegible] es ſchrieb er ein öffentliches Dank- und Glückwünſchungsſchreiben über den Lebensbensbaum, Guaiaci medicinam, der damals nur durch ſie nach Teutſchland kam; und an den Erzbiſchof, Kardinal und erſten Kurfürſten Teutſchlands, **Albert von Mainz**, de morbo Gallico librum, wo er ein eben ſo patriotiſcher Verfechter der Geſundheit ſeiner Landsleute wird, als er ſich Patriotiſch ihrer Ehre, Freiheit, Aufklärung und Glückſeligkeit annahm.

In Krieg und Krankheit waren ſeine Arbeiten flüchtige, einzelne Sinngedichte, die ſich aber wider ſeinen Willen zerſtreuten, gar geſammlet herausgegeben wurden, die er alſo aus Noth ſelbſt heraus gab und ſie **Maximilian** zueignete. Coluit, ſagt er — coluit per mille pericula Muſas
& quanti potuit carminis auctor erat.

Von früh auf ſieht man an **Hutten** einen Mann, der nicht zur Pedanten-Autorſchaft gemacht war. Alles lebt in ſeinen Schriften, und nichts ſteht geſchrieben, daß es nun alſo daſtehe. Seine Bücher, meiſtens alle kleine Stücke, ſind Stimmen aus ſeinem Leben, einzelne Laute ſeines Worts, Handlung. Und darum würkten ſie auch in ihrer Art, wie Luthers Schriften in der Seinen, ſo viel; und darum ſchrieb er auch ein Latein, wie es kein Stubenſizer und Wortpedant auf ſeiner Drehbank Ciceroniſcher Perioden in einer Sylbe hervorbringen kann. Wie Dädals Bildſäulen ſieht man alles gehen, kommen, handeln, leben!

Er kam nach Teutſchland, und ein Landedelmann, ſein Vater, der an ihm einen fleißigen, mühſamen Juriſten nach damaliger Juriſtenzeit in Teutſchland ſuchte, fand gar nicht, was er ſuchte. Der arme junge Menſch ſchrieb ſeinen Nemo: das erſte Stück in künftiger Huttenſcher Manier, und freylich für ihn eine üble Ahnung. Beym erſten Eintritt war er ein Niemand und iſt gewißermaaße Zeitlebens ein Niemand blieben. — Vorher hatte er unter mancherley Schickſalen ganz Teutſchland durchkrochen und durchflohen, ein Ulyſſes, wie er ſagt, mit einer ganzen Odyſſee von Zufällen. Wenigſtens hatte er den Vortheil, daß er das Teutſchland,

land, für welches er nachher Demoſthen war und mehr als Demoſthen ſeyn wollte, in allen ſeinen Provinzen kannte: von Roſtock und Greifswalde bis gen Frankfurt und Wien; Sachſen, Böhmen, Braunſchweig, Schweiz. In Wittenberg hatte er ſein Gedicht de arte verſificatoria, Zeichen des Brodſtudiums, worinn er Unterricht geben muſte, hingeworfen, aber mit einer Wärme an zween teutſche Jünglinge, die wieder ganz den künftigen Mann prophezeyte. In der Schweiz nahm ihn der verdiente Reformator Vadian auf, und ſo kam er zum zweytenmal, iezt ein edler Juriſt zu werden, nach Welſchland.

Wir wollen uns nicht in Umſtände einlaſſen, die man etwa im Leben iedes iungen Dichters ſich denken, oder im Leben iedes großen Dichters finden kann, daß z. E. ihm der Geſchmack der Bartoliſten nicht anſtand, daß er darüber auf Huttenſche Art ſich äuſerte, daß ihm die ſchöne Litteratur in Italien wohlbehagte, daß er von allen, die ſeine Talente kannten, geſchäzt wurde, u. ſ. w. Eben da er in Italien den Geſezen oblag, kam bald ein Umſtand

ganz

ganz andrer Art, Hutten als den, **der Er war**, zu zeigen und zu üben. Der Herzog in Würtenberg hatte ſeinen Vetter Johann von Hutten mit höchſteigner Hand im Walde umgebracht: und nun folgten aus Italien des Huttens, der ſo ſehr Edelmann, Geſchlechtsvertheidiger als Teutſcher, Freyheitvertheidiger war, **Klagen, Briefe, Deplorationen** und endlich fünf Invektiven gegen den Mörder — wahre Demoſthenesreden von Herz und Seele, nicht Schulübungen; die wahre Sprache der Unſchuld und Rache, die Alles zu Hülfe nahmen gegen einen Thäter, der Herzog war. Wir werden ſpäter unſern Demoſthenes würklich im glücklichen Feldzuge gegen ſeinen Feind ſehen, wo ſein Freund, der gerechte und edle Sickingen Haupt war des Schwäbiſchen Bundes. — Hier bemerken wir nur, daß die Stimme, die ſich iezt für ein ſchreiendes ungehiertes Bruderblut erhob, bald zu Kayſer und Reich gegen Pabſt und Seelenverkäufer rufen ſollte, und ſich hier an einem ſo ſonderbaren tragiſchen Vorfall zu etwas proben muſte, was ſie noch nicht einſah. — In dieſem Jahr 1515 ſtarb ihm auch ſein Freund,

Er-

Erretter und Beförderer, von Stain, und nun ging ſeine zweyte Laufbahn an.

Schon ſein Tyrannengeſpräch gegen Ulrich: Phalariſmus, Dialogus Huttenicus, hatte er mit dem Wort geſchloſſen, was nachher ſein Wahlſpruch in andrer Abſicht werden muſte: jacta eſt alea! ich habs gewagt! Schon dieſen Dialog endete er mit den Worten: exoriare aliquis noſtris ex oſſibus vltor! Und nun drang ihm die Beklemmung, in der damals die Ehre und das Licht Teutſchlands, ein verdienter Mann von manchen noch unerkannten Seiten, Reuchlin, war, zu Herzen: er machte ſich mit ſeinem Schul- und ewigen Buſenfreunde Crotus auf, ihm gegen den Kezermeiſter Hogſtraaten und alle Fakultäten privilegirter Langöhre, die ordentlich rechtlich wüteten, durch ein Mittel, was mehr als eine Deduktion würkte, zu helfen: er ſchrieb die Epiſtolas obſcurorum virorum. Daß Crotus daran Theil gehabt, iſt unläugbar; ſie aber deswegen, weil Crotus mitgeholfen, dem Hutten abſprechen zu wollen, iſt ſo thöricht, als ſie gar Eraſmus zuzuſchreiben,

ben, der unter allen Sterblichen ſie wohl am wenigſten ſchreiben konnte und wollte. Darüber lachen, ſich im Buſen freuen, ſich gar ein tödtliches Geſchwür aufſtreuen, einige recht treffende Briefe auswendig lernen, das konnte der furchtſame Erasmus wohl, der immer auf Land und Waßer zugleich lebte. Aber, da ers reiflicher überdachte, fand er ſelbſt, als Leſer, ſchon ſo viel Mißlichkeiten und furchtſame Abers, daß er ia auch, für lauter leidiger Furcht, — nicht ſein Gewand befleckte, ſondern — was ärgers! — den divus Ortuinus ſelbſt hernach höchlich lobte, der hier als Haupt der Theologaſter, Pfefferkerne und Magiſter das Fähnlein trug. Erasmus dieſe Briefe zuzuſchreiben, iſt ſo viel, als ihn für einen Märtyrer und Fiſchfreſſer zu ſchelten; zu beydem, ſagte er, habe er keine Gaben. Fiſche konnte der ſchwächliche Kritiker ohne Ohnmacht nicht riechen und an ſtandhaft bekennen ohne Ohnmacht nicht denken: geſchweige epiſtolas obſc. viror. ſchreiben. Er hat ſie ia nachher gnug beiammert. —

Kurz, dieſe Schrift Huttens überwand für Reuchlin mit. Sie traf ſo ſcharf, ſchied Mark und Bein,

zeich-

zeichnete ſo genau, daß die Pfefferkorne, Ortuine und alle ihres Gelichters da ſtanden wie ſie ihr Gott gebildet hatte, und da galts weiter keines Läugnens. Unglaubliche Würkung hat dieſe Schrift gemacht: ſie iſt für Teutſchland unendlich mehr worden, als der Hudibras für England und Gargantua für Frankreich; und viel etwas nüzlichers geworden, als der Junker von [illegible]ancha für Spanien ſeyn konnte. Auch auswärt[illegible]ationen haben ſie hochgeſchäzt, obgleich für [illegible]inſten Spizen des Salzes drinn weg ſind: d[illegible] Teutſchlatein, die teutſchen Mönchsgel[illegible]itten, ſind ihnen meiſtens unverſtändlich. eine Nationalſatyre voll Geiſt, Feuer, Wiz und äuſerſt genauer, treffender Detailwahrheit. — — Rümpfe mir nicht, feiner Jüngling, das Wort Pasquill entgegen. Alle treffende Satyre iſt Pasquill; nur ie allgemeiner und doch treffend das Pasquill iſt, deſto beſſer: und dies traf warlich allgemein! Die laue Satyre, die nicht Fiſch nicht Fleiſch iſt, wird auch weder Fiſch noch Fleiſch beſſern: dies Buch hat viel gebeſſert! Warum? Es war ganz wahr! Es lebte, wie Alles, was Hutten ſchrieb. Möchte zu unſrer Zeit ein Hutten epiſtolas *clarorum* virorum ſchreiben, und mit der Wahrheit, dem Intereſſe, dem Glücke! —

Bald werden wir Hutten noch auf einem [illegible] Zuge für Reuchlin antreffen, da Er und Sickingen zum geretteten Greiſe ziehen, ſeine Freude theilen, und Sickingen folgendes an ſeine Hrn. Gegner ergehen ließ:

> „Erforderung und Verkundung des Ed-
> „len und Veſten Franz von Sickin-
> „gen zu Eberburg, an- und wider
> „Provinzial, Prioren und Conven-
> „ten Predigerordens deutſcher Na-
> „tion und ſunderlich Bruder Jakob
> „von der Hochſtraten, auch Predi-
> „ger Ordens, von wegen und Na-
> „men des hochgelehrten und weitbe-
> „rühmten Hrn. Johann Reuchlins
> „beider Rechten Doctor, ſeiner er-
> „langten Executorial halben. u. ſ.

„Euch

„Euch — — Hrn. Eberharten, Doct. Provinzial,
„auch allen andern Vettern und Brüdern Predigerordens
„deutſcher Nation, ſamt eur in mich
„beſtimmten Sachen, Anhängen und Verwandten
„thun ich Franz von Sickingen zu wiſſen:

„Nachdem Euch und aller Erbarkeit beider geiſtl.
„und weltl Ständ' unverbergen, welchermaaſſen
„und mit was geſchwinden aufſezlichen Praktiken
„die Euren, den würdigen hochgeb. Hr. Joh.
„Reucklin, meinen beſondern guten Freund, zu
„merklichem Unrath, Nachtheil, Schmach und Verlezung
„ſeiner Ehren wider bäbſtl. Heiligkeit Verbot
„ꝛc. ſo viel an euch geweſen unbillig beſchwert
„habt, noch täglich ohn Unterlaß mit unziemlichen
„Schmach-Schriften unbillig anzutaſten nicht unterlaſen,
„über und wider daß er euch Urtheil und
„Sentenz ſamt Erſtattung Koſten und Schaden und
„darauf gebührlich Executorialbrief mit Anruffung
„weltlicher Hand erkannt ſind, Abbehalten hat,
„welchs alles ihr durch ein vermeint ungegründt
„Frevel und umtreiblich Appellation aufzuhalten und

„obgedachten D. Reuchlin, den betagten, erfahrnen, frommen, kunſtreichen Mann, mit weitläufigen Gerichten, unendlichen unerhörlichen Proceſſen, auszuhelligen unterſtehet. Dieweil aber ich, innmaaſſen viel andre und mehr, dem ehrbaren Recht und der Billigkeit geneigt, ob ſolchem eurem geübten Fürnehmen ꝛc. nicht unbillig Mißfallen trag: ſo ſteht an Euch, Herr Provinzial ꝛc. mein ernſtlich Begehr und Geſinnen, ihr wellet — darobſeyn — daß ſie D. Reuchlin hinfüran künftiglich ruhig laſſen, ferner nicht umtreiben, auch mit einiger Schmachſchrift beſchweren, ſondern ſeiner behaltenen Urtheil ꝛc. in Monatsfriſt benügen lan, ihm auch die taxirten Koſten, nehmlich hundert und eilf Gulden entrichten und ſich der verfallnen Pön halb ꝛc. mit ihm vertragen, dazu gnugſam Sicherheit und Kaution thun, ihn hinfür ſolcher Sache halb in keinem Weg zu beläſtigen, ꝛc. dazu ihm und mir ſolches unter gemeiner Provinz Inſiegel in obberührter Zeit, lauter mit klaren unverdunkelten Worten zu ſchreiben u ſ. Denn würd' oftgemeldter D. Reuchlin in vorgenannter Zeit nicht

„zufrie-

„zufrieden geſtellt, auch verſichert und zugeſchrieben
„als obgemeldt iſt, ſollt ihr alsdenn wiſſen, daß ich
„mit ſamt andern meinen Herrn, Freunden und
„Gönnern, die ſolcher nur geübten Handlung auch
„höchlich Mißfallen haben, wider Euch, die ganze
„Provinz und Adhärenten, zu Förderung erlangter
„Rechten und der Billigkeit, in Vermögen Päbſtl.
„Urtheil ꝛc. fürzunehmen und handeln will, damit
„D. Reuchlin, als ein alter frommer unter den
„Hochgelehrtſten nicht der niederſt, deß Ehre Kunſt
„und Lob in weiten Landen erſchollen, ſolcher gewaltiger
„eur Durchächtung in Ruhe bleibe, auch
„ſo viel Gott gefällig, friedlich beſchließen möge.
„Und dadurch vermerkt werde, daß vielen hohen
„Adlichen und andern treflichen Ständen, ich geſchweig
„der Hochgelehrten und Geiſtlichen, ſolch
„euer bisher gegen D. R. geübte Handlung von
„Herzen und Gemüthe leid geweſen und noch ſey.
„Das hab ich euch Hrn. den Provinzial ꝛc. eins
„für Alles unangezeigt nicht laſſen wollen, deß Wiſſens
„und darnach zu richten.„ — —

So endigte Sickingen was Hutten angefangen hatte, und anders war auch mit den Leuten nicht zu reden. Sie krochen zu Kreuz, und Reuchlin hatte in ſeinem Alter Ruhe. — Der Bruder Kezermacher, Hochſtraten, gegen den auch in Luthers Schriften ein herrlicher Cherubsſtreich zu leſen iſt, ſoll einmal Hutten in den Niederlanden begegnet, ihm vor Schrecken und Angſt zu Fuße gefallen ſeyn, und ſeine arme Seele ſchon allen Heiligen mit dem Stoßſeufzer empfehlen haben: „Leben wir ſo leben wir dem „Herrn ꝛc.„ An dir verunreinige ich mein Schwerdt nicht, ſagt Hutten, und ließ ihn gehen.

Als Hutten zum drittenmal aus Italien kam, war ohne Zweifel die Knoſpe ſeines Ruhms in der ſchönſten Blüthe. Da jauchzten ihm alle ſchöne Geiſter zu und lobten über ihn, den ſiegenden Reuchliniſtam, Gott den Herrn: Eraſmus frohnte ihm, ſelbſt wo es nicht hingehörte, vor ſeinem N. Teſtament, als einem Mann, desgleichen nicht geweſen: ſeine Freunde, inſonderheit der redliche Pirkhaimer, Nürnbergs verdienter Patricius, Dü-

rers

ters und aller Guten Freund, empfahlen ihn Maximilian, der ihn in Augsburg mit eigner Hand zum Dichter mit einem Kranze krönte, den ſeines Freundes Tochter ihm gewunden. Hier war er mit im Gefolge des Kurfürſten von Mainz auf dem Reichstage, hatte gute Hoffnungen zu Kaiſers Hofe, und ſeine Jugendphantaſie war im tiefen Traume, was „er werden, ausrichten, vollenden würde! „Man leſe den langen Brief, den er an Pirkhaimer ſchrieb, als dieſer ihm die Einſamkeit auf ſeinem Fränkiſchen Ritterſchloße anrieth. Burkhard, ein um Hutten ſehr verdienter Mann, hat ihn herausgegeben und commentirt: mitten in ſeiner ſchwächlichen Geſundheit lachte damals Hutten noch Alles. Da ſchrieb er den Feuerſtrom von Rede: Ad principes Germaniae, vt bellum Turcis invehant. Exhortatoria, in der ſo viel dem Kaiſer am Inhalte lag, doch einige zu warme Stellen wegmußten. Damals lebte der Hof und was ſich am Hofe Maximilians und Alberts für Teutſchland thun ließe, in ſeiner Seele: iede Blüthe eines aufſproſſenden ſchönen Genies, mochte ſie Budäus oder Oecolampadius, Pirkhaimer oder

Faber, Erasmus, Copus, Ruellius heiſſen, umfaßte er mit einer Innigkeit, als ob ſie alle ſeine Brüder, Mitarbeiter zu Einem Werke wären. — Das wahre Kennzeichen unausſchlieſſender groſſer Seelen! An Luther, der damals vor Caietano zu Augsburg war, nahm er noch nicht ſo viel Theil, vermuthlich weil er ſeine Sache nur als theologiſche Streitigkeit anſah, und ihn noch nicht kannte. Daß indeſſen ſchon damals in Hutten die ganze Flamme gelodert, die ihm ſpäterhin Luthern ſo theuer machte, zeigt die lange Dedikation, womit er des Laurentius Valla Schrift: „über die erlogne Schenkung Konſtantins„ — wem? dem Pabſt Leo ſelbſt zu übergeben ſich getraute. Ein rechter Jugend-Helden- oder Eulenſpiegelſtreich in Huttens Leben. Er thats mit ſo vielem Lobe dieſes, und mit ſo lautem, wahrem, bittern Tadel des vorigen Pabſts, mit ſo lautem umfaſſenden Geſchrey der teutſchen Freyheit gegen des Pabſts Anſprüche: daß er ſich entweder das gröſte Wunder zutrauen, oder den bitterſten Haß des Pabſts erwarten mußte. Den er denn auch froh

er-

erwartete: nur daß er ſich noch in Albert, dem Kaiſer, den Fürſten und Ständen des Reichs irrte, und für ſeine gute, wahre, gerechte, gerecht anerkannte Sache zu viel, viel zu viel hoffte. Aber ſo handelt iedesmal das Genie und der Gottberuffene zu etwas Außerordentlichem: iacta eſt alea! ich habs gewagt, iſt ſein Wahlſpruch; nicht: „darf ich? kann ich? wer ſteht mir bey? wirds auch werden?" Sonſt geſchähe in der Welt ſelten Etwas: Denn bey iedem Schritte wagen wir ia und zertreten Mücken. Hutten bahnte Luthern unwiſſend den Weg, und half ihm nachher, da er ihn kannte, treulich. Nur lief es freylich nicht nach Huttens Sinne. Der Kaiſer ſtarb: er folgte Alberten nach Mainz, wo er in Ruhe des Hoflebens einige ſeiner beſten Dialogen verfertigt; aber Albert und dies Leben war für ihn nicht. Er gieng mit Sickingen gegen Ulrich zu Felde, zog drauf auf ſein Schloß Stackelbergk, und vollendete ſeine Dialogen über Glück, Fieber und Pabſt. Das lezte Geſpräch hieß: „Die Römiſche Dreyfaltigkeit.", und es iſt unbegreiflich, wie daſſelbe nicht blos in Mainz öffentlich gedruckt werden, ſondern auch der Verſ. noch nachher frey am Mainziſchen Hofe und in Gnade des Kurfürſten ſeyn konnte. Freylich nicht lange: denn bald kam der ſchärfſte verweiſenſte Befehl aus Rom nach Mainz, „daß „ein ſo frecher Sünder, als Hutten, gegen den die „Theologiſten in Kölln längſt die Bulle über die „epiſtolas obſc vir. gehabt, und der immer fortführe, von der Römiſchen Dreyeinigkeit ſelbſt in „Mainz zu ſchreiben, nichts, als in Ketten nach „Rom geführt zu werden verdiente.„ Zu dieſem edeln Werke ward Alles mit aller Schärfe aufgeboten, und Hutten hatte keinen Beſchüzer. Albert konnte und dorfte es nicht ſeyn: zum Erzherzog Ferdinand ſchrie Hutten laut, aber vergebens: noch lauter an Kaiſer Karl, an die ganze teutſche Nation; aber vergebens. Er hatte Herz genug an Kaiſer Karls Hof nach den Niederlanden ſelbſt zu gehen, aber umſonſt: er fand kein Gehör: Dolche, Meuchelmörder, Ketten und Banden warteten allenthalben ſeiner. Und immer blieb Hutten unerſchüttert derſelbe. Man ſchauert, wenn man die Briefe oder vielmehr die Reden und Aufforderungen an Ferdinand, Karl, Albert, Friedrich von Sachſen, an alle Stände des Reichs lieſet. Hier iſt Teutſchlands Demoſthenes in all ſeiner Größe. Wahrheit, Freyheit, Stand, Ruhm, Nothdurft, Vaterland, Alles ſpricht, Alles ruft und klaget in ihm. Alle fünf Klagſchriften ſind ins Teutſche überſezt, mit dem Beywort: „ein groſſes Ding die Wahrheit! ſtark „über alles!„ Er hätte aber lange rufen können, wenn ihm nicht ſein alter ungerufener Freund, Franz von Sickingen, ein Mann, deſſen Name Teutſchland zu den edelſten Römern ſtellen, und vielleicht ſagen kann: „weichet dieſem!„ wenn der ihm nicht mit gewohnter Hand Schuz und Freyſtadt gegeben hätte. Hier geht leider der dritte Theil von Huttens Leben an, und Gottlob, daß auch der nicht lange dauret.

In ſeines Sickingens Schloß, Ebernburg am Main, fand Der alſo Freyſtadt, der ſie nirgend und auch auf ſeinen Gütern nicht mehr fand. Nach Frankreich ward er geladen, aber er wollte ſein Teutſchland nicht verlaſſen, deſſen Sache er iezt eben

am

am eifrigſten, fröhlichſten, freyſten forttrieb. In Ebernburg ſchrieb er: „die Anzeige, wie ſich allweg „der Pabſt gegen den Kaiſer gehalten: er commen„tirte die Bulle des Pabſts gegen Luther mit No„ten, ſchrieb neue Dialogen, Invectiven, Aufmun„terungen, Aufweckungen, Briefe, Beklagung der „Freyſtäte teutſcher Nation, lebendige Abkonter„factur des Pabſtthums u. ſ. w.„ iedes Stück immer ſtärker, lebendiger, mächtiger, wahrer als das was vorangieng. Jezt machte er mit Luther Bund, munterte ihn auf, bot ſich und ſeinen Sickingen zu allem an. Schon dieſes Sickingen wegen wird dieſer Theil von Huttens Leben und Schriften außerordentlich merkwürdig. Allemal wenn er an ihn denkt, ihn nur in einem Wort, einer That anführt, ſieht man den ganzen Biedermann vor ſich ſtehen. Ihm und dem großen Haufen des teutſchen Volks zu gut ſchrieb Hutten izt teutſch, was nur teutſch ſeyn konnte; überſezte ſeine beſten lateiniſchen Geſpräche für ſeinen Freund Sickingen, der ſich auch Luthers Schriften beym Abendeſſen und müßigen Stunden vorleſen ließ, und immer Worte drauf

ſezte

ſezte, die Ja und Amen ſind. Höre man eine Zueignung Huttens an ihn, in der beyde geſchildert werden, wie ſie waren:

„Dem edlen, hochberühmten, ſtarkmütigen und „Ehrnveſten Franz von Sickingen, Kaiſ. Majeſt. „Rath, Diener und Hauptmann, meinem beſondern „vertrauten und treflichen guten Freund, entbeut ich „Ulrich von Hutten meinen freundlichen Gruß und „willigen Dienſt.

„Ohn Urſach iſt das Sprüchwort: in Nöthen „erkennt man den Freund, nicht in Gebrauch kommen. Wahrlich darf niemand ſagen, daß er mit „einem Freund verwahret ſey, er hab denn den in „ſeinen nothdürftigen anliegenden Sachen, dermaßen daß er ihn inwendig und auswendig kenne, verſucht und geprüft. Wiewohl nun der glückſelig zu „achten, dem nie vonnöthen ward, einen Freund „dieſer Geſtalt zu probiren, mögen doch auch ſich die „der Gnaden Gotts berühmen, ſo in ihren Nöthen

„beſtändige und harthaltende Freund' erfunden haben. Unter welchen ich mich denn nicht wenig Gott und dem Glück zu bedanken hab. Denn als ich auf das äußerſt an Leib, Ehren und Gut von meinen Feinden genöthigt, ſo ungeſtümlich, daß ich kaum Freund anzurufen Zeit gehabt, biſt du mir nicht, als oft geſchieht, mit tröſtlichen Worten, ſondern hülftragender That begegnet, ja mag ich, als das Sprüchwort iſt, ſagen, vom Himmel herab zugefallen — Der nicht geachtet, was ein ieder von meinen Sachen rede, ſondern ſie an ihr ſelbſt Geſtalt beherzigt. Haſt dich nicht durch Schrecken meiner Widerwärtigen von Verfechtung der Unſchuld abziehen laſſen, ſondern aus Liebe der Wahrheit und Erbarmnüß meiner Vergewaltigung für und für über mir gehalten. Und da mir aus Größe der Fahr die Städt verſchloſſen geweſt, alsbald deine Häuſer, die ich aus der und andern Urſachen Herbergen der Gerechtigkeit nennen mag, aufgethan, und alſo die angefochtene und veriagte Wahrheit in die Schoos deiner Hülf empfangen, und in den Armen deiner Beſchirmung gar kecklich gehal-

„ten. Daraus denn gefolgt, daß ich in meinem Fürſatz, „den auch du ehrbar und redlich nenneſt, „nicht wenig geſtärkt, alle Gelehrten und Kunſtliebenden „T. Nation ſich in Freuden und Frolocken „erhaben, und gleich als nach einem trüben Wetter „von der Freudenreichen Sonne erquickt worden. „Dagegen die boshaftigen Kurtiſanen und Romaniſten, „die mich verlaſſen gemeynt, und derhalben nahet „einen Triumph von mir geführt hätten, da ſie „geſehn, daß ich mich an eine veſte unerſchütterte „Wand gelehnt hab', ihren Stolz und Uebermuth „gegen mir etwa niedergelaſſen, ſich faſt ingethan und „kleines Lauts worden. Für ſolche deine Wohlthat dir „gnugſamen Dank zu ſagen, hab' ich nicht Mangel „an Gemüth und Willen, ſondern am Glück und Vermögen. „Wird mir aber ie eine beſſere Zeit erſcheinen, „und ſich Aenderung des Glücks (als denn meine „freye Hoffnung zu Gott iſt) begeben, will ich „dir allem Vermögen nach u. ſ. f. auch

Wo etwas meine Schrift vermag
Dein Lob muß ſterben keinen Tag

„Denn ohn Schmeicheln und Liebkoſen zu reden biſt
„du, der zu dieſer Zeit, da iedermann bedäucht,
„teutſcher Adel hätte etwas an Strengheit der Gemüther
„abgenommen, dich dermaſſen erzeigt und
„bewieſen hat, daß man ſehen mag, teutſch Blut
„ſey noch nicht verſiegen, noch das Adlich Gewächs
„teutſcher Tugend ganz ausgewurzelt. Und iſt zu
„wünſchen und zu bitten, daß Gott unſerm Haupt
„Kaiſer Karlen deiner tugendhaftigen unerſchrocknen
„Muthſamkeit Erkänntniß ingebe, damit er dich
„deiner Geſchicklichkeit nach in hohen treflichen ſeinen
„Händeln, das Römiſch Reich oder auch ganze
„Chriſtenheit betreffend, ſo mit Rath und der That
„brauche. Denn alsdann würde Frucht deiner Tugend
„zu weiterem Nuz kommen. Fürwahr einen
„ſolchen Muth ſollt man nicht ruhen noch inwendig
„Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden laſſen.
„Aber ich hab mir nicht fürgenommen, in dieſer
„Vorred dein Lob zu beſchreiben, ſondern einmal
„meinem Herzen, das geſteckt voll guter Gedanken
„und freundlicher Gutwilligkeit iſt, Luſt zu geben.
„Schenk dir zu dieſem neuen Jahr die nachfolgende

„mei-

„meiner Büchlein, und wünſch dir damit nicht, als „wie oft unſere Freunde pflegen, eine fröliche ſanfte „Ruh, ſondern große, ernſtliche, tapfere und arbeitſame Geſchäft, darinn du vielen Menſchen zu „gut, dein ſtolzes heldiſch Gemüth brauchen und „üben mögeſt, u. ſ. 1521.„

So war Freund zu Freund. Seit Hutten bey dieſem Freunde war, ſchrieb er fürs Volk, meiſtens Teutſch, und auch hie und da in Volksreimen. Wenn ſie uns Knüttelverſe dünken, ſo waren ſies damals nicht: ſie waren Verſe, die das Volk leſen ſollte; und auch andre Werke beſezte er hie und da mit ſolchen Reimen. Sie kamen bald in den Mund vieler, und blieben, und thaten große Würkung.

Die Wahrheit iſt von neu gebohren,
Betrug hat ſeinen Schein verlohren,
Deß ſag Gott ieder Lob und Ehr
Und acht nicht fürder Lügen mehr.
Ja, ſag' ich, Wahrheit war verdrückt,

Iſt wieder nun hervorgerückt,
Deß ſollt man billig genießen lon,
Die dazu haben Arbeit gethon.
Die faulen Pfaffen lobens nit - -
Ach fromme Teutſchen haltet Rath,
Da's nun ſo weit gegangen hat,
Daß nicht geh wieder hinter ſich.
Mit Treue hab's gefördert ich
Und begehr deß anders keinen Genieß.
Denn - wo mir g'ſchäh deßhalb Verdienſt -
Daß man mit Hülf mich nicht verläſt,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lahn,
Das ſoll mir bieten ab kein Mann.
Auch ſchafft zu ſtillen mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein' Acht, wie feſt und ſehr

Man mich damit zu ſchrecken meint.
Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hatt g'fangen an,
Gott woll ſie tröſten! Es müße gahn,
Und ſollt es brechen auch fürm End,
Wills Gott, ſo mags nicht werden gwendt,
Drum will ich brauchen Füß und Händ'.
Ich habs gewagt!

Ich weiß, fängt er in der Beklagung der Freyſtäte T. Nation an:

Ich weiß, ich werd noch Lands veriagt,
Um daß ich ſolchs nicht ſchweigen kann,
Und nehm des Dings allein mich an.
Doch iſt es wahr und iſt nicht recht,
Daß man woll machen krum zu ſchlecht. —

Die traurige Weiſſagung ward bald erfüllet. Das Jahr drauf fiengen Sickingens Sachen übel zu gehn an, und 1523 im May ſtarb der edle Held auf folgende unwürdige Weiſe:

Sickingen hatte einen Zug zu thun gegen den Herzog von Lothringen, Erzbiſchoff von Trier, Kurfürſt von der Pfalz, Landgraf von Heſſen. Ein Ritter gegen die Fürſten des ganzen Rheins? Ja! Er war alt, mit Gicht behaftet, konnte nicht mehr aufs Pferd, mußte in einem Seßel getragen werden, und da rotteten ſich gegen den alten Löwen ein Hauf andrer Thiere. Höre man ihn ſelbſt, wie er redet:

„Mein lieben Brüder und Nachbarn, warum
„kommt ihr wider mich zu fechten und ſtreiten?
„Nun bin ich doch mit euch dran. Ich begehr
„euch zu erlöſen von dem ſchweren entchriſtlichen
„Joch und Geſez der Pfafheit, und evangeliſchen
„Lichten Geſezen und Chriſtlicher Freyheit zu bringen.
„So wollt ihr das nicht leiden, thut, als
„der den fallenden Siechtag hat, will nicht, daß
„man ihm helf, daß er nicht verderbe. Denket,
„daß

„daß ihr wider Chriſtum und ſein Evangelium „ſtreitet und nicht wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nicht fliehen. Gotts „Will geſchehe. Amen.„

Dem Adel, den obige Fürſten gegen ihn erregt hatten, ſchrieb er: „O veſten, edlen, lieben Mitbrüder, wollt Gott, ihr hätt Euch baß bedacht! „Warum zieht ihr wider Euch, Eure Kinder und „Kindskinder? Warum zerreißet ihr Eure Freyheit „und wollt Knecht' und Gefangene der Beſchornen „ſeyn? Denkt ihr nicht, wenn Franz überwunden „wird mit ſeinem Anhang, wie man darnach Euch „wird ein Zaum und Biß in das Maul legen und „Euch führen, wo N. hinwollen? Ihr wollet denen „helfen, die den teutſchen Adel verderbt haben mit „Lügen, Eure väterliche Güter an ſich gezogen, als „ſind die beſchoren Knaben, die Stift und Klöſter. „Ihr und die Eure mangelt: ſie leben im Saus, „verthun das Eure mit Huren, Hoffart, Vollerey, „Büberey; wollt ihr Eur Leben für die ſezen? „Ja ſie wollen unſre Seelen auch verderben, ſo

„ſie uns das Evangelium Chriſti und Wort Got„tes nicht laſſen predigen, auch ſelber nicht predi„gen, und ertränken unſre Seelen mit ihren eig„nen Träumen, Fündlein, Geſezen und Lehren, „gleißenden Worten. Wollt Gott, daß ihr der „Sach noch nachgedächtet, ſo werden ihr Franciſco „N. beyſtehn. Gotts Will geſchehn Amen. All „Sieg von Gott.„ So dachte Franz: dafür ſtritt er. Da ward er in ſeinem Alter von vier Fürſten und einem großen Rott Adels in ſeinem Schloß Landſtein zulezt umringt, von einer Kugel, die ſie ins Schloß ſchoſſen, auf der Mauer getroffen, lebte noch 24 Stunden, hörte die Fürſten und Herren alle ſehr freundlich zu ihm ſprechen, und ſtarb. Als Luther von ſeinem Tode hörte, wollte ers zuerſt nicht glauben. Da er ſich beſtätigte, ward er tiefſinnig und brach aus: „Der Herr iſt gerecht, aber „wunderbar. Er will ſeinem Evangelium nicht mit „dem Schwert helfen.„ Wie alle Guten den Tod betraurt haben, braucht keines Worts. Er war und fiel wie Brutus, der lezte Teutſche. Und nicht um ein Phantom politiſcher Freiheit fiel er, ſondern um Wahr-

Wahrheit, Licht, Recht und Billigkeit, Religion, Chriſtus.

Die meiſten Aufklärer des Süd-Teutſchlands, aus dem doch in den Hülfswiſſenſchaften das Licht aufgieng, hat Er geſchützt, ernährt, beherberget, verfochten: **Aquila**, **Patricius**, **Bucer**, **Schwebel**, **Reuchlin**, **Oekolampad** us. **Luthern** ſelbſt lud er mehr als einmal: ſein Freund **Hutten** überlebte ihn nur drey Monath.

Mit gebrochnem Herzen gieng er der Schweiz zu, Rettung zu ſuchen; fand aber unterwegs zum Unglück noch einen ſchönen Geiſt und vorgeblichen Freund, der ihm völlig das Herz brach. **Erasmus** war eben auch zu Baſel und der ſcheuete und verläugnete nun nicht blos den armen, vertriebnen, oder wie er ſich ausdrückte, ſchäbichten Edelmann, den er vormals zum Himmel erhoben hatte; ſondern wollte auf der andern Seite gegen Huttens Freunde wieder Freund Huttens heißen, log, ſchob es auf Huttens Krankheit, daß er ihn nicht geſprochen,

u. ſ. w. Da trat Hutten auf und expoſtulirte öffentlich mit ihm, daß das Alles Lug und Trug ſey; er ſey täglich ausgangen, habe auf dem Markt mit Jedem Stundenlang geſprochen, Erasmus habe ihm die Thür geſchloßen, u. ſ. Als Erasmus hörte, daß die Expoſtulation unter der Preße ſey: kam er wieder, ſtreichelte Hutten, wunderte ſich, ſprach von alter Freundſchaft, rückte ihm ſein nacktes Elend auf, hatte gar Herz gnug, einem Verlaßenen und Vertriebenen zu drohen; aber Hutten kehrte ſich dran nicht. Die Expoſtulation erſchien, und nun kam Eraſmus, mit einem höflichen Schwamm (Spongia) Koth abzuwiſchen. Der ließ ſich aber nicht abwiſchen, und Luther, Melanchthon ꝛc. haßten den Schwamm und ſagten, er habe nicht blos Hutten, ſondern das ganze Lutherthum mit Koth beſprüzen wollen: denn nun wars das Lutherthum, das ihm und den Muſen ſeinen Freund geraubt — und was man ſich weiter für elende, ausgebrauchte Schlupfwinkel eines Kritikers und klaßiſchen Schöngeiſtes denken kann. Was das Aergſte iſt, haben Narren geglaubt, Hutten ſey an dieſem

Schwamm,

Schwamm, (den er vielleicht nicht mehr geſehen,) erſtickt; Er, der an viel ärgrer und härterer Speiſe nicht zu erſticken pflegte, geſchweige des Schwämmleins eines Kritikers, der ihm wohl zu ſtatten kommen wäre.

Ein Höherer riß ihn dem Bann und der Acht, Feinden und falſchen Freunden aus dem Rachen; er ſtarb End Auguſts 1523 im 36 Jahr ſeines Alters. Ufnort heißt die kleine Inſel im Zürcherſee, wo er im Gebiet des Zürcher Raths Schuz und bey einem armen Pfarrer Pflege, Aerzung fand, und Ruheſtäte. Schiffe hinüber, reiſender Jüngling, und ſuche ſein Grab und ſage: „Hier liegt der Sprecher für die „Teutſche Nation und Freyheit und Wahrheit, der „für ſie mehr als ſprechen wollt.„ Eine Grenzinſel hat ihm ein unbekanntes Grab gegeben.

Und ſo muſt es ſeyn! Auf kein Grabmal, und marmorn Denkmal müſſen die Guten und Edeln des Teutſchen Vaterlandes rechnen. Mußte im vorigen Kriege doch ein Franzoſe kommen, und in der Stadt, Geſchöpf, indem ihr die Thränen in den Augen ſtanden. — Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie ſich! rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehen! Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören, Sie herabſetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen; und nun, fügte ſie noch dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was eine Art Menſchen darüber triumphiren würde, wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringſchätzung anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinkt eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit ſchaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlaſſung vom Hofe verlangt, und werde ſie, hoffe ich, erhalten, und Ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Erlaubniß dazu bei Euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was Ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei! ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was Ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug! ich gehe; und damit Ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine

Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen; und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punct verſtehen, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für Deine beiden Briefe! Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag Euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt; Ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Ducaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm! Du ſollſt von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S. . zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedem als Knabe, das Ziel und die Gränzen meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnte ich mich in glücklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz ſo viele Nahrung, ſo vielen Genuß hoffte, meinen ſtrebenden, ſehnenden Buſen auszufüllen und zu befriedigen. Izt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah' das Gebirge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war.

Stundenlang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich-dämmernd darſtellten; und wenn ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen; ſo reizend, als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stäten religiöſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend! Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, da wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh, mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer, und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhn.

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wunderliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelmen, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andere vorſtellen mochte.

Auch ſchätzt er meinen Verſtand und meine Talente mehr, als dies Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich Euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt da nichts draus wird, iſt es eben ſo gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in *** Dienſten iſt. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenſchaft, als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

wo Leibniz liegt, nach Leibniz Grabe fragen. Und Niemand wußts, als ein alter Küſter, der es, wie der Todtengräber eines Bettlers Grab, mit glattem Steine zeigte. Keinem Teutſchen wars eingefallen, an Leibniz Grab zu denken — Jſt Hutten nicht die Todesſtäte ſelbſt, die Juſel auf dem Zürcherſee, wahres Grabmal, Dank= und Ehrendenkmal?

Jn anderm Sinn habe ich Luthers hartes Wort zu ſagen: „Wir Teutſche ſind Teutſche!„ nemlich: Auch Huttens Schriſten ſind verſtoben: kein Menſch hat ſie noch geſammelt. Viele haben Hand angelegt, ſie zu ſammlen; aber immer kam ein böſer Zufall zwiſchen. Und da die meiſten nur einzelne Bogen und kleine Stücke ſind, viele auf Sickingens Schloß gedruckt, von Feinden zerrißen, (ſein Bild hatten die Kartheuſer zu Schlettſtadt zum Wiſch ihres Hintertheils gebraucht, dafür ſie 1000 Goldgülden A**geld, Sickingen erlegen muſten) vom Volke verbraucht: ſo iſts gerade, als ob ſie ganz aus der Welt wären. Und ſo ſind unſres Landmannes, Reformators, Auf-

Klä=

Am 11. Junius.

Sage was Du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich, ſo gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande; ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchriebenes Buch leſe. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Und der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein ſtolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seyd Ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß Dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im **ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie Du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bei — o! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrei führte die Mutter herbei, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hans iſt mir geſtorben! Es war der jüngſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute, hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinnſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den

Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut und, mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll Liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als ſie!

Am 4. September.

Ja, es iſt ſo. Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab ich Dir nicht einmal von einem Bauerburſchen geſchrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er ſey aus dem Dienſte gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie Du leicht begreifen wirſt, wenn ich Dir ſie wieder erzähle. Doch wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängſtigt und kränkt? warum betrüb' ich noch Dich? warum geb' ich Dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten? Sey's denn, auch das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er ſich und mich auf einmal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt' ich Dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin geſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können, es habe ihm in der Kehle geſtockt, er habe gethan, was er nicht thun ſollen, was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen, er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen; bis er eines Tages, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit

Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe nicht, wie ihm geſchehen ſey, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubrinigen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie einer, der noch etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut; endlich geſtand er mir auch mit Schüchternheit, was ſie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe ſie ihm vergönnet. Er brach zwei- dreimal ab, und wiederholte die lebhafteſten Proteſtationen, daß er das nicht ſage, um ſie ſchlecht zu machen, wie er ſich ausdrückte, daß er ſie liebe und ſchätze, wie vorher, daß ſo etwas nicht über ſeinen Mund gekommen ſey, und daß er es mir nur ſage, um mich zu überzeugen; daß er kein ganz verkehrter und unſinniger Menſch ſey — Und hier, mein Beſter, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anſtimmen werde: könnt' ich Dir den Menſchen vorſtellen, wie er vor mir ſtand, wie er noch vor mir ſteht! Könnt' ich Dir alles recht ſagen, damit Du fühlteſt, wie ich an ſeinem Schickſale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug! da Du auch mein Schickſal kennſt, auch mich kennſt, ſo weißt Du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich beſonders zu dieſem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchleſe, ſeh' ich, daß ich das Ende der Geſchichte zu erzählen vergeſſen habe, das ſich aber leicht hinzu denken läßt. Sie erwehrte ſich ſein; ihr Bruder kam dazu, der ihn ſchon lange gehaßt, der ihn ſchon lange aus dem Hauſe gewünſcht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schweſter werde ſeinen Kindern die Erbſchaft entgehn, die ihnen jetzt, da ſie kinderlos iſt, ſchöne Hoffnungen gibt; dieſer habe ihn gleich zum Hauſe hinausgeſtoßen, und einen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe ſie wieder einen andern Knecht genommen;

klärers, Freyheitredners, des einzigen Demoſthenes unſrer Nation Schriften, ſind — im Staube.

Ihr Teutſche, was fehlet Euch? Was fehlet Huttens Schriften, daß ihr ſie nicht ſammlet, aufleben laſſet und erhaltet? Wollet ihr **Beyträge zur Reformation** leſen; ihr habt ia die ſchlechteſten Lumpen geſammlet, von Wiedertäufern, Schulrektoren, Kritikern! und Helfershelfern; hier iſt ein **Reformator ſelbſt**, der in ſeinem Fache eher als Luther begann, und ihm nachher ſo treu half, ſo viel für ihn ausrichtete, ſo viel für ihn litt! Wollet ihr einen **ſchönen Lateiner** haben? Ihr leſet ia auch hier die lezten, hundertmal wiedergekäuten, ſaftloſen Brocken auf: **Wer ſchreibt ſchöner, wahrer, und kräftiger, blühender Latein, als Hutten?** Eraſmus und Melanchthon haben ihn beneidet, die Italiener geſchäzet. alle freye und heitere Muſenfreunde geliebet. Verzeihe mirs Apollo und der ganze lateiniſche Parnaß, wenn ich, beym Ciceroniſchen Schraubenlatein unſrer Pedanten, mich immer daß ich **Teutſch** ſchreiben kann, freue;

auch über den, ſage man, ſey ſie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, ſie werde ihn heirathen; aber er ſey feſt entſchloſſen, das nicht zu erleben.

Was ich Dir erzähle, iſt nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl ſagen, ſchwach, ſchwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unſern hergebrachten ſittlichen Worten vorgetragen habe.

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft iſt alſo keine dichteriſche Erfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer größten Reinheit unter der Claſſe von Menſchen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte Dich. Ich bin heute ſtill, indem ich das hinſchreibe; Du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und ſudle, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geſchichte Deines Freundes iſt! Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehn, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich faſt nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann auf's Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: Beſter, Liebſter, komme, ſobald Du kannſt! ich erwarte Dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſobald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt! rief ich aus; ich konnte mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab, es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmale tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſet, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube; ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel

ihr auf die Schulter. Ein neuer Freund! ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand; er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, drückte es ſich ſo lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Es ſoll Sie auch küſſen, ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde, er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, ſagte ſie. Sie reichte ihm auch einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun; ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reitzen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir ſo; ſie weiß, wie ich ſie liebe!

Am 15. September.

Man möchte raſend werden, Wilhelm, daß es Menſchen geben ſoll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. . . mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeſte waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geiſtlichen, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Großvater gehört hatte; ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Andenken iſt mir immer heilig unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtänden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß zuſehen. Lieber Schatz, eins iſt doch dabei! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin ſoll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer Alter iſt auch geſtorben), ein hageres kränkliches Geſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen; denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin, die ſich abgibt, gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen, moraliſch-kritiſchen Reformation des Chriſtenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereien die Achſel zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war's auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt Du, ich komme nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen? Aber eins iſt recht geſchehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ohnedieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und ſagte: hier herein! denn ſie hatte noch alte Prätenſionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbiethenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſeyn ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſeyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Halde die Fußtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien! Wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirn leſe, den letzten, verlaſſenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlich glühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit und fragen: Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. —

freue; aber in Huttens iedem Wort, ieder Sylbe iſt ſchöner, blühender lateiniſcher Styl mit iezt gegenwärtigem Teutſchen Geiſt und Kraft: es würket. Soll der edle Lateiner, die Blüthe des wieder kommenden Geſchmacks und Genies, untergeben? Freylich aber, Quartanten vom Römiſchen As, und Folianten von quisquis und kiskis hat er nicht geſchrieben. Wollt ihr endlich Männer von Genie, Gefühl, ſtarkem Triebe, Männer von Laune, Satyre, Salz? beklagt, daß ihr gegen Ausländer deren nicht genug habt — und achtet Hutten nicht! laßt ſeine Schriften modern? — Vermuthlich ſoll wieder ein Franzoſe, ein Italiener kommen, und ſie euch, wie die Schriften eures unſterblichen Leibniz ſammlen? Und heißt bey aller Welt Sammler, gar Steppler und Compilatoren, deſſen, was euch nicht Ehre bringt; und was uns Ehre bringt, unſre beſten Glieder, einen Mann, deß Leben mit dem Leben der Beſten der Nation verwebt iſt, laſſen wir nackt und zerſtreut auf den Gebürgen!

O Freund! ich möchte, gleich einem edlen Waffenträger, das Schwert ziehen, meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 19. October.

Ach dieſe Lücke! dieſe entſetzliche Lücke, die ich hier in meinem Buſen fühle! — Ich denke oft, wenn du ſie nur Einmal, nur Einmal an dieſes Herz drücken könnteſt, dieſe ganze Lücke würde ausgefüllt ſeyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden, ſie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie dieſe heirathet, wie jene krank, ſehr krank iſt; ſie hat einen trocknen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſichte heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagte die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt geſchwollen, ſagte die andre. — Und meine lebhafte Einbildungskraft verſetzte mich an's Bett dieſer Armen; ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubeln, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was du nun in dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und doch — wenn du nun gingſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Abends.

Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt alles; ich habe ſo viel, und ohne ſie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu ſehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich ſo oft zu Bette, mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens ſchlage ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſey könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, au einen dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt —, nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dies Herz iſt jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr! meine Augen ſind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirn zuſammen. Ich leide viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf; ſie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, — o! wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht, wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber ach! ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exceſſe vorgeworfen! ach! mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exceſſe, daß ich mich manchmal von einem Glaſe Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! ſagte ſie; denken Sie an Lotten! — Denken! ſagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heut ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! ſie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeinenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden! ich habe bei aller meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weißt Du; ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie dann, muß ſie dann das einem jeden ſeyn? Wenn Du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte Dich, lege das nicht falſch aus! ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten! es iſt meine ganze Seele, die ich Dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann ſo wenig weiß, als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders, als

Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblicke, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht? — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſeyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Tritt auf, Mann und Jüngling, der werth iſt, Huttens Gebeine zu wecken! Mehr als ein Verleger von Geſchmack und Gefühl würde Hand bieten, alle guten Jünglinge ſich täglich einen Groſchen zum Kauf oder zur Pränumeration erſparen, und in 2, 3 Bändchen bekämen wir unſern Hutten. Wäre dies Blatt ſo glücklich in die Hände deſſen zu kommen, der bereits eine gute Sammlung gemacht hätte und ſich des Teutſchen Merkurs bediente, ſich mit andern über das zu einen, was ihm fehlte: Merkur würde ſich des teutſchen Hutten freuen, und wie ſehr ich mich freuen, daß ich zu dieſem Werke geholfen!

Hutten ſchrieb an Luthern einmal: „Dein Werk, „heiliger Mann, iſt aus Gott, und wird bleiben: „meins iſt menſchlich und wird untergehn.„ Die Worte erſchüttern, eben weil ſie ſo wahr ſind. Huttens und Sickingens Werk gieng unter. Es war der Punkt, daß Teutſchland andre Geſtalt gewinnen konnte: die zwey, drey Guten ſtrebten; es ſollte nicht ſeyn: die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen:

Am 21. November.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Gift bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht? die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkührlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet?

Geſtern, als ich wegging, reichte ſie mir die Hand, und ſagte: Adieu! lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und geſtern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerlei ſchwatzte, ſagte ich ſo auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir ſie! denn ſie iſt eines andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes; das war alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens.

Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquollen, und nur der himmliſche Wiederſchall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich Dir das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen, einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt Du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die übrigen glücklich — ſo iſt noch keiner gequält worden; dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heute! o Schickſal! o Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind bließ vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern ſeh' ich einen Menſchen in einem grünen, ſchlechten Rocke der zwiſchen den Felſen herumkrabbelte, und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam, und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine intereſſante Phyſiognomie, darin eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte; ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen geſteckt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagte ich lächelnd. — Es giebt ſo viele Blumen, ſagte er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger je lieber zweierlei Sorten; eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwei Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da hauſſen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchönes Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog ſein Geſicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, ſagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat viel andere Sachen, ſie iſt reich. — Und doch hat ſie einen Strauß lieb, verſetzte ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten, verſetzte er, ich wär' ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es ſo wohl war! Jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun — ein naſſer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war alſo glücklich? fragte ich. — Ach ich wollte, ich wäre wieder ſo! ſagte er. Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht, wie einem Fiſch im Waſſer! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo ſteckſt Du? wir haben Dich überall geſucht; komm zum Eſſen! — Iſt das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl mein armer Sohn! verſetzte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lange iſt er ſo? fragte ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halbes Jahr. Gott ſey Dank, daß er nur ſo weit iſt! Vorher war er ein ganzes Jahr raſend; da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jetzt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaiſern zu ſchaffen. Er war ein ſo guter, ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raſerei, und nun iſt er wie Sie ihn ſehen. Wenn ich Ihm erzählen ſollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er ſo glücklich, ſo wohl darin geweſen ſey? Der thörichte Menſch! rief ſie mit mitleidigem Lächeln; da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer; das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerſchlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ ſie eilend.

Da du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! haſt du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! und ach, wie beneide ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königinn Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da du keine findeſt und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt, wenn die

Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf! das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. Du fühlſt nicht! du fühlſt nicht, daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſt, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird! der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden, und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, eine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der ſeine Sohlen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Linderungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereiſe legt ſich das Herz um viele Bedrängniſſe leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euern Polſtern? — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Thränen! Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtockes, was iſt es, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! ſchweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele, und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genießen.

ſen: ſie giengen im Schiffbruch unter: ſie verloſchen wie Sterne in dunkler Nacht. Aber bey wem, als Undankbaren, ſollte ihr Andenken verlöſchen? Das kräftige **Bild**, **Wort** und **That**, deſſen was ſie **wollten**, **ſtrebten** und nicht ausführen ſollten. Liegt in ihrem Untergange, der Kataſtrophe teutſcher Freyheit, nicht eben die gröſte Lehre?

— Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich Dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bei dieſen trocknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als Du ſie vielleicht lieſeſt!

Am 4. December.

Ich bitte Dich — Siehſt Du, mit mir iſt's aus; ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Clavier! mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt Du? Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie mit einem

Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie ſind ſehr krank, ihre Lieblingsgerichte wiederſtehn Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich! Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann Dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber
an den Leſer.

Wie ſehr wünſcht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unſers Freundes ſo viel eigenhändige Zeugniſſe übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge ſeiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen!

Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu ſammeln, die von ſeiner Geſchichte wohl unterrichtet ſeyn konnten; ſie iſt einfach, und es kommen alle Erzählungen davon, bis auf wenige Kleinigkeiten, mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Perſonen ſind die Meinungen verſchieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewiſſenhaft zu erzählen, die von dem Abſcheidenden hinterlaßnen Briefe einzuſchalten, und das kleinſte aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten? zumal, da es ſo ſchwer iſt, die eigenſten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn ſie unter Menſchen vorgeht, die nicht gemeiner Art ſind.

Unmuth und Unluſt hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander verſchlungen und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört; eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher empor ſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf; er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glückes theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichſam mit jedem Tag ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. — Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfang her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jedermann als das herrlichſte Geſchöpf anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünſchte? wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen köſtlichen Beſitz, auch auf die unſchuldigſte Weiſe zu theilen Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bei ihr war; aber nicht aus Haß, noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedrückt ſey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt, er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag; der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuholen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele, die traurigen Bilder hatten ſich bei ihm feſtgeſetzt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattin geſtört zu haben, er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf dieſen Gegenſtand. Ja, ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Zähnknirſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß; ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn, er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerkſamkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern, er wünſcht meine Entfernung; meine Gegenwart iſt ihm beſchwerlich.

Oft hielt er ſeinen raſchen Schritt an, oft ſtand er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen; allein er richtete ſeinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen endlich gleichſam wider Willen bei dem Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteſte Knabe ſagte ihm, es ſey drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehn, es ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es machte das weiter kein Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beſchäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet ſeiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu unterſuchen. Der

Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erſchlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienſte gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hauſe gekommen war.

Da Werther dieſes hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Iſt's möglich! rief er aus, ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Menſch die That begangen, den er ſo manchmal geſprochen, der ihm ſo werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo ſie den Körper hingelegt hatten, entſetzt' er ſich vor dem ſonſt ſo geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder ſo oft geſpielt hatten, war mit Blut beſudelt. Liebe und Treue, die ſchönſten menſchlichen Empfindungen, hatten ſich in Gewalt und Mord verwandelt. Die ſtarken Bäume ſtanden ohne Laub und bereift; die

Von
Deutſcher Baukunſt.

D. M.

ERVINI A STEINBACH.

1773.

ſchönen Hecken, die ſich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabſteine ſahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er ſich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf verſammelt war, entſtand auf einmal ein Geſchrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbei führe. Werther ſah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe ſo ſehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend angetroffen hatte.

Was haſt Du begangen, Unglücklicher? rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben?“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander geſchüttelt worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen, er eilte nach dem Jagdhauſe, und konnte ſich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorſtellen wollte, ſchon halb laut auszuſprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig; dies verſtimmte ihn einen Augenblick, doch faßte er ſich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig ſeine Geſinnungen vor. Dieſer ſchüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenſchaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Menſch zur Entſchuldigung eines Menſchen ſagen kann, ſo war doch, wie ſich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unſern Freund nicht ausreden, widerſprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme; er zeigte ihm, daß auf dieſe Weiſe jedes Geſetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grunde gerichtet werde; auch ſetzte er hinzu, daß er in einer ſolchen Sache nichts thun könne, ohne ſich die größte Verantwortung aufzuladen, es müſſe alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gang gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehen, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre. Auch damit wieß ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich ins Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden machte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal geſagt hatte: Nein, er iſt nicht zu retten!

Wie ſehr ihm dieſe Worte aufgefallen ſeyn müſſen, ſehen wir aus einem Zettelchen, das ſich unter ſeinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geſchrieben worden:

„Du biſt nicht zu retten, Unglücklicher! ich ſehe wohl, daß wir nicht zu retten ſind.“

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns geſprochen, war Werthern höchſt zuwider geweſen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen ſich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken ſeinem Scharfſinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, ſo war es ihm doch, als ob er ſeinem innerſten Daſeyn entſagen müßte, wenn er es geſtehen, wenn er es zugeben ſollte.

Ein Blättchen, das ſich darauf bezieht, das vielleicht ſein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter ſeinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's ſage, und wieder ſage, er iſt brav und gut? Aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht ſeyn."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing, ſich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs ſah ſie ſich hier und da um, eben, als wenn ſie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing an von ihm zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte ſeine unglückliche Leidenſchaft, und wünſchte, daß es möglich ſeyn möchte, ihn zu entfernen. Ich wünſch' es auch, um unſertwillen, ſagt' er, und Dich bitte ich, fuhr er fort, ſiehe zu, ſeinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öftern Beſuche zu vermindern! Die Leute werden aufmerkſam und ich weiß, daß man hier und da drüber geſprochen hat. Lotte ſchwieg, und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen ſie; und wenn ſie ſeiner erwähnte, ließ er das Geſpräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Verſuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöſchenden Lichtes; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit, beſonders kam er faſt auſſer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Geſandtſchaft, alles was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaſſene Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier, — es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß ſey übergetreten, alle Bäche geſchwollen und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überſchwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat, und über der ſchwarzen Wolke ruhete, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederſchein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen, wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem

Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern; Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht; denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brot an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern.“

Am 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — ich will nicht betheuern — und nun, Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht — ich

zittere es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! meine Sinne verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer, ich ginge.“

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden, in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn; er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt-ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten — das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnen, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen.“

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgiebt.

Am 20. December.

„Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, Du haſt Recht: mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den Du zu einer Rückkehr zu Euch thuſt, gefällt mir nicht ganz; wenigſtens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß Du kommen willſt, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weitern! Es iſt nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif iſt; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel.

Meiner Mutter ſollſt Du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen alles Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. "Leb wohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!"

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt entſchloſſen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung; weil ſie wußte, wie viel es ihm koſten, ja daß es ihm beinahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt, Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dies Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt eingeſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben; es war der Sonntag vor Weihnachten; kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzückung ſetzte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſcheert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein

Wachsſtöckchen und noch was. — „Und was heißen Sie geſchickt ſeyn?“ rief er aus; „wie ſoll ich ſeyn? wie kann ich ſeyn? beſte Lotte!“ Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch; da kriegt jedes das ſeinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtutzte. — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben. — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchrecklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſetzt hatten, ſuchte durch allerlei Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein Lotte,“ rief er aus, „ich werde Sie nicht wieder ſehen.“ Warum das? verſetzte ſie, Werther? Sie können, Sie müſſen uns wiederſehen; nur mäßigen Sie ſich! O warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich-haftenden Leidenſchaft für alles, das Sie einmal anfaſſen, geboren werden! Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bei der Hand nahm, mäßigen Sie ſich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergötzungen dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das nichts thun kann, als Sie bedauern! — Er knirſchte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie ſich betrügen, ſich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? juſt mich, das Eigenthum eines Andern? juſt das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit, mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blicke anſah. „Weiſe,“ rief er, „ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie darauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über ſich, ſuchen Sie darnach! und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über ſich! eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen!

„Das könnte man," ſagte er mit einem kalten Lachen, „drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!" — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen, als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Discurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte ſagte, die Werthern kalt, ja, gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da ſich denn ſein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tiſch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben; er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, ging heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen ſollte? das er denn zuließ,. und dem Bedienten verbot, den andern Morgen nicht in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigſten

December ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibetiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abſatzweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreibe ich Dir ohne romantiſche Ueberſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum letzten Mal ſehen werde. Wenn Du dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: *Anno domini* 1318. *XVI. Kal. Febr. obiit Magiſter Ervinus, Gubernator Fabricæ Eccleſiæ Argentinenſis*, und ich ihn nicht finden keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner, an der heiligen Stätte ergoſſen hätte; da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz jünger, wärmer, thöriger und beſſer als jezt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſizthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ichs vermögte.

Was brauchts dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Sinne, wie ſich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben Dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! Du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für Dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? eins von uns dreien muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! — So ſey es! — Wenn Du hinaufſteigſt auf den Berg an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauſkam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich, wie ein Kind, da das alles ſo lebhaft um mich wird.“ —

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, ſie die Chriſtgeſchenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, daß die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten ſie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem etwas, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſatz ſeines letzten Briefes an Lotten:

* * *

„Du erwarteſt mich nicht! Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend Dich wiederſehn. O Lotte! heut, oder nie mehr. Weihnachtsabend hältſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benetzeſt es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt mir, daß ich entſchloſſen bin!"

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehen in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte; ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie Intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohete in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte ſie ihn in dem Augenblicke zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre ſie geweſen! — hätte ſie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte ſie hoffen können, auch ſein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzuſtellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bei einer jeglichen etwas auszuſetzen, fand keine, der ſie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen dieſen Betrachtungen fühlte ſie erſt tief, ohne ſich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen ſey, ihn für ſich zu behalten, und ſagte ſich daneben, daß ſie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, ſchönes, ſonſt ſo leichtes, und leicht ſich helfendes Gemüth empfand den Druck einer

Schwermuth, dem die Ausſicht zum Glück verſchloſſen iſt. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb ſieben geworden, als ſie Werthern die Treppe heraufkommen hörte, und ſeinen Tritt, ſeine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie ſchlug ihr Herz, und wir dürfen faſt ſagen zum erſtenmal, bei ſeiner Ankunft. Sie hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, und als er hereintrat, rief ſie ihm mit einer Art von leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten Sie wenigſtens meiner Bitte Statt geben ſollen, verſetzte ſie; ich bat ſie um unſerer beider Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, eben ſo wenig was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſeyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das

Mädchen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß ſich beide entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſetzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab; ſie trat an's Klavier und fing eine Menuet an, ſie wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder; ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend

Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du auf die Haide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erſcheine, du herrliches Licht von Oſſians Seele!"

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden, und, ſiehe, die Barden des Geſanges: Grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Geſanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen, das ſchwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge; ſchwer floß ihr Haar im unſtäten Winde, der von dem Hügel her ſtieß. — Düſter ward's in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar verſprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß."

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebirge, der Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaſſene auf dem ſtürmiſchen Hügel."

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht;

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen drauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: ich bleibe bey euch, in den Werken meines Geiſtes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was brauchts dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſts Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wirds ewig ſchwindeln an deinem Coloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinnſt entgegen, ſiehe hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid ich den deinigen, in eine deinem Thurm gleich ſchlankaufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dies Schnupftuch mit Gavon den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten."

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!"

„Schweig eine Weile, o Wind! ſtill, eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre! Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?"

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth

glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.“

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Halde? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerte roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beide ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt wie die Erde, iſt ihr Buſen!“

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.“

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme! Mein Leben ſchwindet wie ein Traum; wie ſollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felſens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel und Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie; denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde; ſie waren mir beide ſo lieb!“

„Das war dein Geſang, o Minona, Thormans ſanft erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter.“

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einſt kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel. Ihr Lied iſt ſanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, ſein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und ſein Vater jammerte, und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen vorausſieht, und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.“

Ryno.

„Vorbei ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme Alpin's, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?"

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide! Aber du wirſt fallen, wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegt ungeſpannt.“

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich, wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide, deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.“

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drei Schritten meſſ’ ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen

Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.“

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf' in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staub. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummer: Erwache!“

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen

Namen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallnen Morar.“

„Laut ward die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bei dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er; was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergötzen? ſie ſind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin? Herrſcher des ſeeumfloſſenen Gorma?“

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſache meines Weh's — Carmor, du verlorſt keinen Sohn; verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädchen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor!

aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe. — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Haide! Waldſtröme, brauſt! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging."

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!"

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Dauras Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde."

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädchen, ſagte er, liebliche Tochter von Armin! dort am Felſen, nicht fern' in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.“

„Sie folgt' ihm, und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!“

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Iſt keiner ſeine Daura zu retten?“

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Docken waren um

Gaben dabey auf. Nicht ungleich ienem Tuche, das dem heil. Apoſtel aus den Wolken herab gelaſſen ward, voll reiner und unreiner Thiere: ſo auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos, und über Nacht geſchoßne Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botaniſirend eingeſammelt, dir nun zu Ehren der Verweſung weihe.

*

Es iſt im kleinen Geſchmack, ſagt der Italiäner, und geht vorbey. Kindereyen lallt der Franzoſe nach, und ſchnellt triumphirend auf ſeine Doſe a la Greque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der, ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten, den deinen gefeſſelt, Welſcher! Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickeſt aus den heiligen Trümmern dir Luſthäuſer zuſammen, und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linien von Rieihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht' er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde."

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den grau beſiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!"

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Welle, er ſank, und hob ſich nicht wieder."

„Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien; doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah' ſie im ſchwachen Strahle des

Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreyen, laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.“

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder, halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.“

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach, und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand, und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern, und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schickſale der Edlen; fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen; und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchzend fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluſt? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —“

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahnung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letzte Mal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blick der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets, und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch ein Wort! ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte! dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl, Lotte! auf ewig leb wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der am Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes im Briefe an Lotten:

„Zum letzten Male denn, zum letzten Male ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter nahe ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte!

Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, Dein! Dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt Du vergehen? wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunter ließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſeyn ſollen. O Du Engel! zum erſten Male, zum erſten Male ganz ohne Zweifel durch mein Inniginnerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen, das heilige Feuer, das von den Deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir! vergieb mir!

Ach ich wußte, daß Du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, am dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an Deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt Du Dich der Blumen, die Du

mir ſchickteſt, als Du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir Deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein, Du biſt mein! ja Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert Dein Mann iſt? Mann! — Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt, dieſe Sünde, habe

Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu Deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten, bis Du kommſt, und ich fliege Dir entgegen, und faſſe Dich und bleibe bei Dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird es mir heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter, ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, Dein Ebenbild.“

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf giebt ihm der Herr ein offenes Zettelchen des Inhalts:

ſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über dich gekommen, die du anſtaunteſt, du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's thaten und es ſchön iſt; nothwendig und wahr hätteſt du deine Plane geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben, und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das ungehörige und unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, ihre Herrlichkeit zu öffentlichen Kloacken zu proſtituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vorm Wunder der Welt.

Das geht nun ſo alles ſeinen Gang, die Grille des Künſtlers dient dem Eigenſinne des Reichen,

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!“

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen; was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnen, noch fürchten konnte; ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderlei Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freier Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens in ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frei geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem

Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen; vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich, dieſe Welt zu verlaſſen, ſehnte. Albert hatte ihn oft beſtritten; auch war zwiſchen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernſt eines ſolchen Vorſatzes ſehr zu zweifeln Urſach finde; er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt, und ſeinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dies beruhigte ſie zwar von Einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten, von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Haſtigkeit entgegen, er war nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſinnigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey, und ſie antwortete mit Uebereilung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, ſie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt, die Packete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben,

ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete und ſagte: gieb ihm die Piſtolen! „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen," ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag; ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war ſie im Begriffe ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens; am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren

Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch Deine Hände gegangen, Du haſt den Staub davon geputzt, ich küſſe ſie tauſendmal, Du haſt ſie berührt; und Du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und Du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als Du ſie ihm reichteſt, Du ſagteſt kein Lebewohl!

— Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Sollteſt Du Dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an Dich befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, Du kannſt den nicht haſſen, der ſo für Dich glüht.“

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb:

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch Du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne Euch! Meine

Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehn uns wieder und freudiger.“

„Ich habe Dir übel gelohnt, Albert, und Du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden Deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen Euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß Ihr glücklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über Dir!“

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, verſiegelte einige Päcke mit den Adreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehn habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer, wie auch die Schlafzimmer der Hausleute, weit hintenhinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um früh bei der Hand zu ſeyn; denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

Nach eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke Dir Gott, der Du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte! und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von Dir ging, wie ich aus Deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über; mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen!

der Reiſebeſchreiber gafft, und unſre ſchöne Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Mährchen, Principien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und ächte Menſchen ermordet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beyſpiele ſind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen, einzelne Theile bearbeitet haben. Er iſt der erſte, aus deſſen Seele die Theile in Ein ewiges Ganze zuſammen gewachſen, hervortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was ſoll uns das, du neufranzöſiſcher philoſophirender Kenner, daß der erſte zum Bedürfniß erfindſame Menſch, vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Aeſte und Moos drauf deckte? Daraus entſcheideſt du das gehörige unſrer heutigen Bedürfniſſe, eben als wenn du dein neues Babylon, mit einfältigem Patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an Dich! umgiebſt Du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerlei Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die Du, Heilige, berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir es zurück, Lotte, ich bitte Dich, es zu ehren. Tauſend tauſend Küſſe habe ich drauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging, oder nach Hauſe kam.

Ich habe Deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwei Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch! Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach ich wollte, Ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichnenden Steine ſich ſegnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn, und ich zage nicht. All! All! ſo ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für Dich zu ſterben! Lotte, für Dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne Deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, Du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch Deinen Vater darum gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleiſe, die Du am Buſen hatteſt, als ich Dich zum erſten Male unter Deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes! Die Lieben! ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an Dich ſchloß! Seit dem erſten Augenblicke Dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleiſe ſoll mit mir begraben werden; an meinem Geburtstage ſchenkteſt Du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte Dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte lebe wohl! Lebe wohl!

Ein Nachbar ſah den Blitz vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente

herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung: der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihn zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter, entkräftet auf, dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im grauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker; man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen!

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen!

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt; er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdruck des unbändigſten Schmerzes, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älteſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermochts nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible]

Geſchenk
Seiner Majeſtät des Königs Ludwig I.
aus
Höchſtdeſſen Privatbibliothek

Zu

Göthe's Geburtstage.

Weimar, den 28. August

1826.

Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgebohrne der Welt iſt. Zwey an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten und eine Stange quer über zum Forſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich an Hütern der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.

So vermag keiner deiner Schlüſſe ſich zur Region der Wahrheit zu erheben, ſie ſchweben alle in der Atmoſphäre deines Syſtems. Du willſt uns lehren, was wir brauchen ſollen, weil das, was wir brauchen, ſich nach deinen Grundſäzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir ſehr am Herzen, und in andrer Weltgegend wärſt du Prophet. Du ſagſt: Die Säule iſt der erſte, weſentliche Beſtandtheil des Gebäudes, und der ſchönſte. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannigfaltige Gröſſe, wenn ſie in Reihen da ſtehn! Nur hütet euch ſie un-

gehörig

Prolog.

Und abermals, geliebte, werthe Freunde!
Hat uns ein schönster Feiertag des Jahres
Am wohlbekannten, heit'ren Ort versammelt. —

Der reichbegabten Tafel munt're Zier,
Gedrängte Reih'n der Gäste, bunte Kränze,
Lautwogender Gesang, das edle Haupt,
Das aus der Blumen Farbenfülle leuchtet,
Vor Allem euer Antlitz, eure Blicke,
Die freudestrahlend jubeln durch den Saal;
Dieſs Alles kündet uns die Wiederkehr
Des vielwillkomm'nen, vielgepries'nen Tags,
Der unser Hoffen, uns're Wünsche krönt. —

Ein Jahr ist, seit wir uns zu gleichem Fest
Beisammen sah'n, in's Meer der Zeit entschwunden.
Doch welch ein Jahr! Laſst euch gefallen, Freunde,
Von all' dem Selt'nen, Groſsen, Herrlichen,
Das es Ihm bot, nur einzelne Gebilde
Vor euren Blicken schüchtern aufzurollen. —

So zeig' ich denn zuerst euch seine Wohnung,
Am Jubeltag des Fürsten reich bekränzt,
Geschmückt mit sinnig deutungsvollen Bildern.
Ein ganzes Fürstenleben war in acht
Schweigsamen Hieroglyphen, dem Beschauer
Zur Lust, dem Denker zur Erforschung aufgeschlossen. —

Wir seh'n ihn dann, der fürstlichen Vermählung
Am frühsten Jubelmorgen eingedenk,
Das wohlgetroffne Bildniſs einer hohen
Erlauchten Herrin, golden ausgeprägt,
Mit Eichenschmuck und Sternenglanz umwoben,

Still in der Ferne von ihm vorbereitet,
Zu gnadenreichen Händen übergeben. —

Nun aber naht die flammendste der Sonnen,
Die jemals über Sterblichen geleuchtet.
Den siebenten November nenn' ich euch,
Und tausend Wonnen, tausend Hochgefühle
Weckt dieses eine Wort in eurer Brust.
Vergebens unternähm' ich, die Momente
Euch jenes Tags der Tage vorzuführen:
Wie, schon im Morgenlicht, holdsel'ge Nymphen
Der Ilm mit sanften Tönen ihn begrüſst, —
Wie die Gemächer sich mit Widmungen,
Mit zierlich werthen Weihgeschenken füllten, —
Wie drauf ein hochbegabter Freund in unsers
Einheim'schen Mediceers Büchersaal,
In jenem weiten, stillen, heil'gen Raum,
Im Angesicht verehrter Mit- und Vorwelt,
Die einzig theuren mütterlichen Züge
Zusammt dem Urbild höchster Weiblichkeit,
Mit Iphigenien, der Ewigkeit vertraut, —
Wie nun die Schöpfungen des reichsten Geistes,
Als soviel Himmelsgenien, vom Fries
Des festlich-sinnigsten Tricliniums
Hinab auf zahllos Feiernde geschau't, —
Wie sich am Abend reinste Schwesterpflicht
Auf kunstgeweihter, kunstgewohnter Stätte,
An einem irren Bruder, rauhen König,
Dämonisch, doch unnennbar mild verklärte, —
Wie dann bei Kerzenschein die Zimmer sich,
Die Sale sich des neidlos frohsten Hauses,
Wie ein Olymp, mit Gästen angefüllt,
Indeſs der ruhig, mächtig Waltende
Durch seine munt're Welt ein Gott hindurchschritt,
Bis zu dem leisen Spruch: So träume fort! — —

Doch jetzt ein and'res Bild. Nach wenig Tagen
Schmückt einem würdig hochgeehrten Freunde,
Dort wo die Saale strömt, sich Schwell' und Haus.
Es ist der Edle, der den Unsrigen
Einst in der Stadt, der kaiserkrönenden,
Dem Hof, dem Herzen Carl August's gewonnen;
Und eilends kommt ihm ein geflügelt Wort
Des Dichterfürsten glückverkündend zu,
Mit frischem Lebensmuth die Bahn erheiternd. —

Indessen wagt ein kühner Prinz, des Namens
Vollwürdig den er trägt, sich durch die Wüste
Des Oceans, betritt das freie Land,
Wo eine grofs gigantische Natur
Zu Wundern der Gesittung sich gesellt,
Und in den neuen Staaten, jungen Städten,
Tönt ihm der Name Göthe; Göthe hallt
Aus blauen wie aus grünen Bergen wieder,
Und ein Verein im Neuen York erklärt
Den Stolz von Weimar zu dem seinigen. —

Doch wozu schweifen über's ferne Meer,
Da in Europa's näherm Horizonte
Sein Wort und Ruhm von allen Lippen quillt!
Hört' er nicht erst vor wenig kurzen Monden
Die Reihe seiner Bühnenschöpfungen
In gallisch reinem Laut herüberklingen?
Ward eine Schaar der kleinern Phantasieen,
In zierlich fremdem Reim und Sylbentanz
Treu nachgebildet, nicht ihm dargezaubert?
Hat nicht der Arno der geschäft'gen Themse
Von seines Geistes Macht und Schwung erzählt? —

So fand ihn Winter, Lenz und Sommer stets
Im Hochgenufs des Schaffens, des Geschaff'nen.
Ein reicher Vater, wollt' er seine Werke
Allsämmtlich vor dem Wonneblick vereinigt,
In bestem Schmuck sinnreich geordnet schau'n,
Und sieh', ein unabsehbar langer Zug
Von ernsten, heit'ren, kühnen, lieblichen,
Von tiefen, ungeheuren Kunstgestalten
Setzt sich in langsam feierlichem Schritt
Vor den erstaunten Blicken in Bewegung,
Und wird, ein stattlich sieggekröntes Heer,
Deutschland, Europa, ihm die Welt erobern. —

Wir seh'n ihn nun, wie er, ein Hochgebirg,
Das ewig klare Haupt im Aether sonnt,
Indefs von seinen Seiten sich der Fels,
Sich die Lawine in den Abgrund reifst,
Und unter seiner Scheitel tief hinab
Das wolkenfinst're Wetter donnernd dröhnt.
Wohl mögen, neidvoll, irdische Gewalten,
Unbilden sinnend, Göttliches bedroh'n;
Wohl mögen sie, in Trugerscheinungen,

Dem heiligen Bezirk umschwirrend nah'n:
Doch Dank den Göttern! Hercules erwürgt
Die Schlange in der Hand, und steht als Sieger! —

So sah vor wenig Wochen ihn sein Fürst
Inmitten seiner häuslich stillen Laren.
Ein blumenreicher Festkranz lag, bedeutsam,
Zierlich gewunden von zwei lieben Enkeln,
Auf einer Tafel vor dem Forschenden;
Und in des Kranzes Mitte ruht' ein Blatt,
Der Fürst entrollt es, und es tritt die Stunde
Geschrieben ihm entgegen, wo den Jüngling,
Geschmückt mit allen Gaben hoher Einsicht,
Er eingeführt in seiner Räthe Kreis.
Wer mahlt die Freude, die den selt'nen Diener,
Die ein erlauchtes Antlitz still verklärte,
In so erhaben traulichem Moment! —

Nun dürfen wir der Zukunft gern vertrau'n,
Dem reichen Wirken seiner Heroskraft,
Und jenen Lieblingen des Aesculap,
Die seiner Nähe, seiner Gunst sich freu'n,
Die uns beglücken als Mitfeiernde.
Wir aber wollen diesen Tag noch oft,
Den edlen Sohn, den trefflichen, umringend,
Mit Opferdank und Weihgebühr begehn,
Und jetzt und immer tön' aus voller Brust:
Leben und Heil dem Hochbegnadeten!!

Peucer.

(In Musik gesetzt von Hrn. Musikdirector *Eberwein.*)

1.

Schöne Stunden kehren wieder,
Von den Göttern hergesandt,
Und uns finden Fest und Lieder
Treu dem Einen zugewandt:
So des Alten wie des Neuen
Uns mit Dank und Wunsch zu freuen,
Bietet gleich mit holder Hand
Dieser Tag ein theures Pfand.

2.

Denn vom ruhmgekrönten Ziele
Führt er fort die frische Bahn,
Neuem Sieg' erneuter Spiele
Schweben Zeichen froh voran;
Für ein unbegränztes Hoffen
Liegen höchste Preise offen,
Selbst der Zukunft fernster Plan
Kündet sich der Ahndung an.

3.

Ja, es ist die Huld der Sterne
Die an Ihm sich mächtig weist,
Wenn vom Nahen in die Ferne
Weiter stets Sein Wirken kreist!
Schon entlegner Völker Zungen
Weihn von selbst Ihm Huldigungen:
Was gerecht ihr Urtheil preist
Ist Sein Geist, der deutsche Geist.

4.

Jener Sinn der Treu' und Liebe,
Der dem Kleinsten Antheil schenkt;
Im Natur- und Kunstgetriebe
Nur ein Reich des Wahren denkt;

In's Unendliche zu schreiten,
Endlichem nach allen Seiten
Lust und Kraft entgegenlenkt,
Und sich, tief, zur Tiefe senkt.

5.

So, in eigenster Vollendung,
Bildet' Ihn ein hold Geschick
Und es ward des Hohen Sendung
Seinem Volke Ruhm und Glück;
Doch nicht Ort und Tag bezirken
Ein wahrhaft unsterblich Wirken:
Ewig glänzt Sein Silberblick
Durch die Zeit und ihr Geschick.

6.

Darum, Jahr in Jahre schlinge
Seiner Feier Fest und Sang,
Und vom Sohn zum Enkel klinge
Der Begeistrung lauter Drang:
Ja, von Einem Volk' in's andre,
Wie im Fackellaufe, wandre
Seines Namens Glanz und Klang
Hoch verklärt vom Weltendank!

Riemer.

(In Musik gesetzt von Hrn. Capellmeister *Hummel*.)

Fröhlich, wie des Berges Quelle
Segen Gottes niederträgt,
Lieblich, wie der Klang der Welle
Fern an's Blumenufer schlägt,
Also kehrt der Tag der Lieder,
Reich an Freuden, Lust und Scherz,
Kehrt das Fest der Feste wieder,
Füllt den Becher, füllt das Herz.

Chor:

Fröhlich kehrt das Fest der Lieder,
Füllt den Becher, füllt das Herz.

Und wir können's kaum erwarten,
Suchen festlich neuen Glanz,
Sammeln Blumen dort im Garten,
Bilder hier zum Liederkranz.
Keiner, der des Tages Weihe,
Dankesrecht sich rauben läßt;
Denn es ist ein Fest der Treue,
Ist des Danks, der Liebe Fest.

Chor:

Ja, es ist ein Fest der Treue,
Ist des Danks, der Liebe Fest.

Liebe schöpft aus reicher Fülle,
Trinkt aus And'rer Schmerz und Lust,
Saugt in selig-heit'rer Stille
Himmel ein aus And'rer Brust.
Also, die sich Ihm verbünden!
Er ist's, der vom Zweifel heilt,
Der sein Denken, sein Empfinden,
Herz und Seele mit uns theilt.

Chor:

Der sein Denken, sein Empfinden,
Herz und Seele mit uns theilt!

Strömet doch sein ganzes Leben
Uns in seinen Liedern aus;
Sie erfüllen, sie beleben
Geistern gleich das stille Haus.
Aber denkt nicht einzuschliessen,
Was der Liebeszauber hält;

Auch die Nachbarn — sie genieſsen,
So die ganze weite Welt,

Chor:

Froh, wie wir daheim genieſsen,
So die ganze weite Welt.

Was sich nah' und fern verbreitet,
Was im Grund verborgen liegt,
Hat Er an das Licht geleitet,
Schöner uns zur Lust gefügt,
Hat gelehrt, was im Erwerben
Wahrhaft Geist und Sinn ergötzt,
Und zu lachend-frohen Erben
Mit- und Nachwelt eingesetzt.

Chor:

Ja, Er hat zu frohen Erben
Mit- und Nachwelt eingesetzt.

Wolken regen ihre Schwingen,
Stürmen eint sich Blitzeskraft,
Und getreue Boten bringen,
Was des Lichts Gedanke schafft.
Bothschaft kam in frühen Tagen
Aus des Ew'gen Vaterhaus,
Und Er hat's hinabgetragen
Treu in's weite Land hinaus.

Chor:

Ja, Er hat's hinabgetragen
Treu in's weite Land hinaus.

Drum erschallt der Tag auf's neue,
Lied ertönt und Becherklang,
Und es bringt das Fest der Treue
Ihm des Herzens Lust und Dank,
Und es mehrt der Freuden Fülle
Jauchzend sich von Ort zu Ort;
Aber Er in seiner Stille
Wandelt ruhig weiter fort.

Chor:

Er in seiner heitern Stille
Wandelt ruhig weiter fort.

Fr. Schütze.

Gesang
des
Meisters.

(Melodie von Zelter.)

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
d dem unbedingten Triebe
get Freude, folget Rath,
dein Streben, sey's in Liebe
dein Leben sey die That.

Bleibe nicht am Boden heften
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los:
Daſs wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groſs.

gehörig zu brauchen; ihre Natur iſt, freyzuſtehn. Wehe den Elenden, die ihren ſchlanken Wuchs, an plumpe Mauern geſchmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieſer Unſchicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern ſogar antiker Tempel Interkolumnia mit Mauerwerk ausſtopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, dieſe Steine würden ſie dir gepredigt haben.

Säule iſt mit nichten ein Beſtandtheil unſrer Wohnungen; ſie widerſpricht vielmehr dem Weſen all unſrer Gebäude. Unſre Häuſer entſtehen nicht aus vier Säulen in vier Ecken; ſie entſtehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchlieſſen, und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Ueberfluß. Eben das gilt von unſern Palläſten und Kirchen. Wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Lied

zum 28. August 1826.

(In Musik gesetzt von Hrn. Cammer-Sänger *Moltke.*)

Wenn den Meister hoch zu feiern
Heute schon manch Lied erklang,
Und von vielgeübten Leyern
Tönte lieblicher Gesang;
Will auch ich mein Liedchen bringen,
Gleicher Kräfte mir bewuſst:
Lebe hoch vor allen Dingen
Süſser Wonnemond August!

Dichter die vor uns gekommen,
Nannten Wonnemond den Mai;
Bleib' es ihnen unbenommen,
Aber wir sind nicht dabei;
Denn wir wissen was wir sagen,
Schön'rer Dinge uns bewuſst:
Darum hoch vor allen Tagen,
Acht und zwanzigster August!

Ach, was wäre doch das Leben,
Säſsen da wir ohne Wein!
Drum wer uns den Saft der Reben
Giebt, er soll gepriesen seyn.
Und so lasset denn erschallen
Gläserklang zu heitrer Lust,
Und so lebe hoch vor allen
Süſser Traubenmond August!

Doch was hätten wir vom Weine,
Säſsen da wir still und stumm!
Darum abermals das Eine
Wend' ich wiederum herum:
Und so sag' ich, daſs die Lieder
Zu dem Wein die höchste Lust,
Und so sag' ich lebe wieder
Acht und zwanzigster August!

Schöner Tag der uns den Meister
Deutscher Lieder hold gesandt,
Der den edelsten der Geister
Deutschem Boden treu verband,
Du vor allen andern Festen
Jedes Guten höchste Lust!
Immer hoch von allen Besten
Acht und zwanzigster August!

Eckermann.

Palingenesis.

Sonett.

Phönix, der gepries'ne, gottgesandte,
Von der Jahre Macht sich zu befreien,
Eilt den Zauberflammen sich zu weihen,
Rein, wie Titan sie der Sonn' entwandte!

Und aus Gluthen, an des Nilus Strande,
Duftend von Arabiens Specereien,
Strahlt der neuen Schöpfung Prachtgedeihen,
Junge Kraft, die goldne Schwingen spannte.

Also schau'n wir Ihn im Lorbeerkranze
Hoch in Gold und Purpurpracht sich schwingen,
Fürstlich-groſs in jeglichem Gelingen,

Meisterkraft bei heitrem Jugendglanze!
Aus der Liebe Gluth und zarter Neigung
Fliegt Er auf, ein Phönix an Vergleichung.

Hase.

Ueber

Goethe.

Literariſche und artiſtiſche Nachrichten.

Herausgegeben
von
A. Nicolovius.

Erſter Theil.

Mit zwei Schattenriſſen.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Leich.
1828.

[illegible]

Vorwort.

Indem ich eine möglichſt vollſtändige Ueberſicht der geſammten Goethe'ſchen Literatur und des darauf Bezüglichen dem Publikum hierdurch anzukündigen wage, ſtelle ich mir eine äußerſt mühevolle Aufgabe, welche indeß allen Freunden des gefeierten Dichter's, denen ich ſie vorgelegt, gleich viel Schwierigkeit zu einer genügenden Ausführung als etwas Wahres zu enthalten ſcheint.

Möge mir hier das freie Bekenntniß geſtattet ſein, daß ich — ſo weit ſich mir aus der Beſchäftigung mit dieſem Gegenſtande ein Urtheil darbietet — eine Ueberſicht der ſämmtlichen Urtheile über Goethe, ſeit ſeinem Auftreten bis auf unſere Tage, beſonders da eine ſolche die kritiſch beleuchtete Geſchichte derſelben in ſich enthält, für eine zweckmäßigere und nützlichere Unternehmung erachte, als irgend ein neues Urtheil ſelbſt über ihn zu wagen. Goethe mag allerdings gering achten, was Andere über ihn von jeher gemeint haben, weil er dadurch in ſeinem productiven Thun nicht gefördert werden konnte. Allein in ſo fern dieſes Meinen für Andere zu der von ihm möglicher Weiſe auf ſie ausgehenden Bildung geführt hat, iſt es nicht unwichtig. Sollten Sonne und Planeten wohl über die erſten kindlichen, ja kindiſchen Vorſtellungen des menſchlichen Geiſtes, ihre Bewegung betreffend, gelächelt haben? Sollte das Univerſum die ptolemäiſche Lehre über daſſelbe verachtet haben, weil dieſe einen Irrthum enthielt? Ich glaube nicht! Denn jener Irrthum führte nach und nach zur Entdeckung der Wahrheit für den menſchlichen Geiſt, obſchon durch das copernikaniſche Syſtem die richtige Bewegung von Sonne, Mond und allen Sternen ſelbſt weder eingeleitet noch überhaupt gefördert werden konnte. Der geneigte Leſer wird ſich alsbald ſelbſt weitere Anwendung und Folgerungen dieſes Gleichniſſes in Beziehung auf meinen Gegenſtand ergänzen.

Wenn es ſich nun gleich nicht läugnen läßt, daß eine geſchickte Zuſammenſtellung der mannigfaltigen Urtheile über einen bedeutenden und höchſt einflußreichen lebenden Schriftſteller, für die Mit- und Nachwelt ſo intereſſant als wichtig iſt; ſo geſtehe ich für mein Theil dennoch unbefangen, daß auch mir die Hochzeit zu Kanaan immer um Vieles beſſer behagt hat, als hundert der ſchönſten Predigten darüber.

Die Art und Weiſe, wie man in den letzten Jahren größtentheils in Deutſchland über Goethe geurtheilt und geſchrieben hat, iſt wohl in mancher Hinſicht tadelswerth und unwürdig zu nennen. Die vielen faden und ſinnloſen Phraſen, welche mit völligem Rechte ein ſo häufiges Geſchrei über die ſogenannten Goethocoraxe herbeigeführt haben, laſſen auf eine entnervte und welke Urtheilskraft ſchließen, welche in ihrem öffentlichen Erſcheinen weder zu beſchönigen, noch zu entſchuldigen iſt. Ueber Goethe, der gleich kraft- als lebenvoll da ſteht, entnervte und welke Urtheile! Und dazu kommen noch die Schaaren der lauten Schreier, die ohne Aufhören ihre Verwunderung bekannt machen darüber, daß der Greis nicht in derſelben Art, wie der Jüngling, der acht und ſiebenzig jährige Goethe nicht gerade ſo, wie der achtzehn jährige Goethe dichtet und ſchreibt. Dieſen reihen ſich die Nachahmer an, denen es durchaus ungerecht ſcheint, wenn man ihnen eben nachſagt, daß ſie nachlallen und ſelbſt ohne alle Productivität ſein; um nicht hier auch deren zu gedenken, welche wie ſie im bürgerlichen Leben berüchtigt und beſcholten ſind, ſo auch in der literariſchen Welt ſich bewieſen und hervorgethan haben. Wenn wir in unſerer Zeit eine gewiſſe Unluſt an der Satire bei den Deutſchen mehr wahrnehmen, als in der letzteren Vergangenheit; ſo dürfte die Urſache davon wohl in den häufigen, meiſt auf Perſönlichkeiten beruhenden, gehäſſigen Angriffen und den dadurch veranlaßten Gegenerklärungen zu ſuchen ſein, welche ſelten ein wahres und gerechtes Intereſſe erregen, den einzelnen Individuen in der Regel nicht zur Ehre gereichen und in der Kritik der National-Literatur eine beſondere Züchtigung erheiſchen.

Die Sonne nur mit ihren Flecken anzuſchauen, iſt wahrlich die gewöhnlichſte Art; ſich aber an ihrem Glanze, uneingedenk der Flecken, zu ergötzen, iſt edler und ſomit auch ſeltener. Freilich darf die herzliche Freude, aufrichtige Verehrung und innige Liebe, welche mit mir Unzählige für unſeren Dichterfürſten im Innern empfinden, keineswegs der prüfenden Vorſicht entbehren, wodurch ſie ſonſt leicht in eine nur für den Augenblick befriedigende und bequeme Andacht übergehen.

Ein Werk fand ich vor, welches meinen Zweck zu theilen ſchien: „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden; herausgegeben von dem Hrn. von Varnhagen van Enſe. Erſte Sammlung. **1823**.“ Dieß Werk iſt wenig geleſen und ſehr bald vergeſſen worden, weil es weniger ein Leſebuch, als vielmehr ein Leitfaden für den unverdroſſen forſchenden Literator iſt. Nachdem ich mich von der Unmöglichkeit einer gleichartigen Fortſetzung überzeugt und zu dem Aufbau eines gänzlich neuen Gebäudes entſchloſſen hatte, wandte ich mich an Hrn. von Varnhagen ſelbſt, deſſen zuvorkommende Freundlichkeit und treulichſt-mitwirkende Theil-

Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, ie weiter ſie ſich ausbreiten, ie kühner ſie gen Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müſſen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der **Erwinen** von Steinbach eingab: vermannigfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabnen, weit verbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Aeſten, Millionen Zweigen und Blättern wie der Sand am Meer, rings um, der Gegend verkündet, die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters.

* *

Als ich das erſtemal nach dem Münſter gieng, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrnen Willkührlichkeiten gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonimiſche Mißverſtändniſſe, die mir von unbeſtimmten, ungeordnetem, unnatürlichem, zuſam-

mennahme an meinem Goethe-Buche ich in der That nicht genug zu loben und dankbarlichſt zu erwidern weiß.

Wie ein gleichgeſinntes Wirken und Begegnen auf der Bahn gleichen Strebens ſtets erfreulich und angenehm iſt; ſo mußte auch mich das Erſcheinen einer Sammlung ſämmtlicher an Goethe gerichteten Gedichte, welche Hr. J. B. Rouſſeau in Hamm unlängſt herausgegeben hat, unausſprechlich erfreuen, zumal da der geehrte Hr. Verfaſſer, mit dem ich ſogleich in ein näheres Verhältniß getreten bin, von meinem Unternehmen durchaus keine Kenntniß hatte.

Da ſich Goethe's Schaffen und Wirken weit über ein halbes Jahrhundert zurück erſtreckt und der flüchtigſte Blick auf unſere deutſche Literatur den Umfang ſeines Einfluſſes darthut; ſo kann ich denn auch nur durch theilnehmendes Mitwirken anderer Kräfte zu dem Ziele, welches ich vor Augen habe und zu erſtreben eifrigſt bemüht bin, gelangen. Deshalb ich denn zu Beiträgen und Zuſätzen aller Art jeden Freund und kritiſchen Verehrer der Goethe'ſchen Schriften hierdurch ergebenſt und herzlichſt einlade und anmahne, damit die ganze Sammlung, nach und nach ergänzt und vervollkommnet, endlich aufs Neue geordnet, auf eine dem Ganzen angemeſſene Vollſtändigkeit Anſpruch machen könne.

Goethe, dem ich dieß Werk ſogleich nach der Vollendung des Druckes überſandte, würdigte daſſelbe ſeiner Aufmerkſamkeit und verſicherte mich in einer Zuſchrift, daß es ein nicht unbedeutender Beitrag zur deutſchen Literarcritik ſei, indem der Character der verſchiedenen Beurtheiler in demſelben an's Licht geſtellt werde. In Betreff meiner Aeußerung jedoch, daß ich keiner Stimme den Eingang zu wehren Willens ſei, erwiderte Goethe: „Die Menſchen haben viel, mit Recht und Unrecht, an mir getadelt, und da es ja hier darauf ankommt, mich und das Jahrhundert kennen zu lernen, ſo iſt, eben ſo gut als das pro, auch das contra nöthig.“

Nach welchem Plane ich dieß Unternehmen auszuführen geneigt bin, läßt ſich aus dem vorliegenden erſten Theile hinlänglich erſehen. Ob aber meine Anordnung gelungen und dem Ganzen angemeſſen zu nennen, darüber beſcheide ich mich jedes Urtheils.

Dieſer Theil wird mit ſehr werthen und intereſſanten Vermächtniſſen von Goethe's Eltern ſowohl eröffnet als auch beſchloſſen. Die beiden Silhouetten, deren Aehnlichkeit der gefeierte Sohn verbürgt, gewähren ſo manche Betrachtung. Im Geſichtsumriſſe des Vaters erkennt man leicht den ſinnigen Ernſt des Dichters, der wohl unſeren berühmten Archäologen Hirt vorzüglich veranlaßte, den ſchönen Kopf Goethe's mit der Vatikaniſchen Coloſſal-Büſte des Kaiſers Hadrian zu vergleichen. Im Bilde der Mutter ſcheint ſich dagegen ein ausgezeichneter Character gleichſam ſchalkhaft bemerkbar zu machen, der ſich in ſchlichter und einfältiger Hülle verbirgt. Die beiden zuletzt mitgetheilten Briefe an Schönborn, aus deſſen Nachlaſſe wir noch eine höchſt intereſſante Auswahl ſeiner Papiere zu erwarten haben, werden wegen ihrer characteriſtiſchen Schönheit unſtreitig überall Wohlgefallen erwecken.

Die Sternchen, deren ich mich in den erſten beiden Abſchnitten bisweilen bedient habe, deuten die Unrechtmäßigkeit der Ausgaben an. Weil in Preußen der Bücher-Nachdruck gänzlich verboten iſt, ſo ſind mir leider nur ſehr wenige Ausgaben der Art bekannt geworden. Indeß wird auch hiervon ſpäterhin mehr anzuführen ſein.

Was den dritten Abſchnitt anbelangt, ſo bedarf er beſonders in Hinſicht auf die Anführung der beurtheilenden Anzeigen einer großen Vervollſtändigung. Die Autor-Namen der anonym erſchienenen Schriften habe ich, ſo weit ſie mir bekannt worden, kurz andeuten, mich ſonſt aber aller anderweitigen Anmerkungen, ſeien ſie kritiſchen oder polemiſchen Inhaltes, ſo viel als möglich enthalten wollen, um deſto ſicherer dem Zwecke zu entſprechen. Da es nun aber ein unermüdliches und anhaltend ausdauerndes Nachforſchen und Bemühen koſtet, jener älteren und älteſten Schriften anſichtig zu werden und ich ferner eine Sammlung alles deſſen, was von Goethe und auf ihn bezüglich iſt, ſeit mehreren Jahren angelegt habe, ſo darf ich hier wohl den Beſitzern der erſten Ausgaben Goethe'ſcher Werke und ſolcher Schriften über ihn, deren Umfang ich nicht anzugeben im Stande war, angelegentlichſt den Wunſch äußern: mir dieſelben durch die Verlags-Buchhandlung abzulaſſen, oder doch wenigſtens deren Anſicht geneigteſt zu vergönnen.

Die zur Erweiterung und Ausführung dieſes geſammten Planes beſtimmten Beiträge bitte ich meinem Herrn Verleger auf dem Wege des Buchhandels gütigſt zukommen zu laſſen, der mir jedwede Sendung baldmöglichſt mitzutheilen die Güte haben wird.

Möge ſich dieß Werk, das ich als eine Frucht meiner Pietät für den unſterblichen Dichter, deſſen Erſcheinung voller unwiderſtehlichen Zaubers iſt, in die Welt ſende, einer lebendigen Theilnahme und wohlwollenden Aufnahme in derſelben erfreuen.

Berlin, am **13**ten Januar **1828**.

Alfred Nicolovius.

Inhalt des erſten Theiles.

Seite
Ausgaben der geſammelten Goethe'ſchen Schriften . . 1
Ausgaben der einzelnen Goethe'ſchen Schriften . . . 11
Anhang zu dem Vorhergehenden 16
Die durch Goethe und ſeine Werke veranlaßten Schriften. 19
Goethe in lateiniſcher Sprache 34
Goethe in griechiſcher Sprache 35

Urtheile über Goethe und darauf Bezügliches:

Baggeſen, Jens, ... 402
Berchť, Aug., ... 411
Böttiger, über Iffland als Egmont 195
Buttmann, Phil., ... 390

Claudius, Matth., ... 55

Delbrück, Ferd., in den Lyriſchen Gedichten 229
im Gaſtmahle 235
im Chriſtenthume ꝛc. 235
Dohm, Chriſtian Wilh. v., ... 141

Fernow, Karl Ludw., über Winkelmann und ſein Jahrhundert 389
Fichte, Joh. Gottl., ... 203
— — — ſiehe Ungenannt.
Forſter, Georg, ... 140

Garve, Chriſtian, in den Briefen an Chr. Felix Weiße 76 u. 82
— — über Werther aus dem Philoſophen für die Welt 78
Gleim, Joh. Wilh. Ludw., ... 57

Hamann, Joh. Georg, ... 50
Hardenberg, Friedr. v., ... 313
Heinſe, Wilh., ... 55
Herder, Joh. Gottfr. v., aus Hamann's Schriften . . . 51
— — — in den Ideen zur Geſchichte ꝛc. . 53
Huber, Ludw. Ferd., aus Briefen 129
— — — aus der Allg. Litt. Zeitung 134
— Thereſe, ... 136

Jacobi, Friedr. Heinr., aus der Schrift über Spinoza . . 136
— — — Zueignung ſeines Woldemar . . . 138
Jahn, Friedr. Ludw., ... 411

Seite
Jeniſch, Dan., aus ſ. Werk über das achtzehnte Jahrhundert . . . 309
— — im Obelisk an der Gränzſcheide ꝛc. 311
Jung-Stilling 92
— ſiehe Schwarz.

Klinger, Friedr. Maxim. v., in den Betrachtungen ꝛc. . . 311
— — — Erklärung gegen Glover . . 312
Körner, C. G., über Meiſters Lehrjahre 187
— Theod., ... 403
Küttner, Karl Aug., ... 103

La Roche, Sophie v., ... 214
Lavater, Joh. Kasp., in den Phyſiognomiſchen Fragmenten 57
— — — aus der von G. Geßner verfaßten Lebensbeſchreibung 59
Leonhardi, v., ... 214
Leſſing, Gotth. Ephr., ... 53
Louiſe, Königinn von Preußen 381
Ludwig, Ferd., Prinz von Preußen 381

Meyer, F. L. W., ... 177
Minioch, Maria, ... 224
Moritz, Karl Phil., aus den Vorleſungen über den Styl . 159
— — — aus der Lebensgeſchichte von Kliſching 172
Müller, Joh. v., ... 382
— Adam Heinr., in den Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft ꝛc. 391
— — — aus den Vermiſchten Schriften . . 399
— — — aus der Schrift: von der Idee der Schönheit 400
— — — ſiehe Friedr. v. Schlegel.
Muſäus, Joh. Karl Aug., ... 92

Novalis, ſiehe Hardenberg.

Oehlenſchläger, Adam, ein Gedicht 410
— — aus der Vorrede zu Holberg's Luſtſpielen ꝛc. 410

Richter, Jean Paul Friedr., in der unſichtbaren Loge . . 148
— — — — im Titan 148
— — — — in der Vorſchule der Aeſthetik 150
— — — — in der Levana 152
— — — — in den Heidelberger Jahrbüchern 154
— — — — in der Kleinen Bücherſchau . 156
Robert, Ludw., ein Gedicht aus dem Jahr 1803 362
— — ein Drama aus dem Jahr 1823 363
Rüdiger, J. C. C., ... 146

Schefer, Leop., ... 412
Schelling, Friedr. Wilh. Joſ. v., ... 244
Schiller, Friedr. v., über Egmont 115

Seite

Schiller, Friedr. v., aus dem Aufſatze über naive und ſentiment. Dichtung 125
— — an Goethe, deſſen Mahomet betreffend 127
Schirach 67
Schlegel, Friedr. v., Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter . 245
— — in der Geſchichte der alten u. neuen Litter. 266
— — im Herkules Muſagetes 268
— — über Adam Müller's Vorleſungen ꝛc. . 401
— Aug. W. v., ein Sonett 269
— — — über die Römiſchen Elegien 269
— — — über Herrmann und Dorothea . . . 273
— — — aus den Vorleſ. über dramat. Kunſt ꝛc. 301
— — — auf Goethe's Bruſtbild von Friedr. Tieck 306
— — — in der Indiſchen Bibliothek 306
Schloſſer, Joh. Georg, aus den Anmerkungen zum Longin . 101
— — — Zueignung ſeines Xenocrates . . . 102
Schubart, Chriſtn. Friedr. Dan., ... 102
Schulz, Joach. Chriſtoph Friedr., in der Litterariſchen Reiſe durch Deutſchland . . . 107
Schulz, Fr., zu Berlin, aus dem Journale Brennus: Iphigenie 316
Tankred 318. Die natürliche Tochter 319.
— — aus den Berliniſchen Nachrichten ꝛc.: Taſſo . 341
Egmont 343. Romeo und Julie 348. Iphigenie 350. Prolog ꝛc. 352. Stella 356. Herrmann und Dorothea 359.
Schwarz, F. H. C., aus der Fortſetzung von Stillings Leben 100
Spalding, Georg Ludw., ... 374
Sulzer, Joh. Georg, ... 91

Tieck, Ludw., aus dem Poetiſchen Journale: der neue Herkules 217
aus den Reiſegedichten 218
aus der Vorrede zu H. v. Kleiſt's Schriften . 223
aus der Novelle: die Verlobung 224
— Friedr., ſiehe Ungenannt.

Ungenannt: über den Brief des Paſtors ꝛc. in den Frankfurter Anzeigen 37
— über Götz v. Berlichingen in dem teutſchen Merkur 40
— über denſelben in den Frankfurter Anzeigen . 48
— über denſelben in dem Almanach der deutſchen Muſen 85
— über denſelben in der allg. deutſchen Bibliothek 85
— über die neue Bearbeitung des Götz ꝛc. . . . 375
— Auszug aus der Bericht. der Geſchichte Werthers 61
— Volkslieder aus dem Jahr 1775, auf Werther bezüglich 65
— über die Leiden des jungen Werther in der Iris ꝛc. 72
— über dieſelben in der Allg. deutſchen Bibliothek 74
— über dieſelben in dem Almanach der deutſchen Muſen 76
— Einfall nach Leſung der Freuden des jungen Werther 76

Seite
Ungenannt: aus der Parallele zwiſchen Werther u. Ardinghello . 113
— über Clavigo in der Allg. deutſchen Bibliothek 87
— Etwas über das Goetheſiren insbeſondere . . 87
— aus den Schattenriſſen edler Teutſchen . . . 104
— aus den Ephemeriden der Literatur u. des Theaters 112
— über Hermann und Dorothea in der Kritik ꝛc. 196
— Fichte und Goethe über Napoleon 206
— aus dem Jahr 1799 213
— über Goethe's Bildniß von Bury 227
— Aenderungen nach Wilh. Meiſter den Hamlet betreffend ꝛc. 307
— über Ludwig Tieck zu Berlin 315
— aus der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte 383
— ein Character-Epigramm 403
— über Goethe's Werke, 1ſter Band, 1806. . . 405
— über die Wahlverwandſchaften in der Jen. Allg. Lit. Zeit. 407

Veit, D., ... 143
Voß, Joh. Heinr., ... 142

Werner, Fr. Ludw. Zach., in ſeiner Selbſtſchilderung ꝛc. . 384
— in der Tragödie: die Mutter der Makkabäer . . 384
Wieland, Chriſtoph Martin, über Götz von Berlichingen . 42
— — — über Werther's Leiden . . . 44
— — — über Götter, Helden u. Wieland 46
— — — noch ein Wort über Götz; Iphigenia 46
Wolf, Friedr. Aug., Zueignung des Muſeums der Alterthums-Wiſſenſchaft ꝛc. 385
— — — vor einem Bildniß Goethe's vom Maler Franck 387
Woltmann, Joh. Gottfr., ... 388

Zimmermann, Joh. Georg, ... 107

[illegible] Werke bezüglich 415
Muſicaliſche Compoſitionen zu Goethe'ſchen Dichtungen 421
Goethe's Bildniß auf Medaillen, in Sculptur, in Eiſen, in Biscuit, auf Porzelan, in Stahl, in Gyps und in Glas 429
Anhang: Einleitendes Wort vom Herausgeber . . . 435
Wieland an Friedr. Heinr. Jacobi . . 436
Goethe's Vater an Schönborn . . . 438
Goethe's Mutter an denſelben 439

Ausgaben der geſammelten Goetheſchen Schriften.

D. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Berlin, bei Chriſtian Friedrich Himburg, 1775. Zwei Theile. kl. 8.

Inhalt. 1ſter Theil: Leiden Werthers. Götter, Helden und Wieland.

2ter Theil: Götz von Berlichingen. Clavigo. Erwin und Elmire.

J. W. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Zweite Auflage. Berlin, bei demſelben, 1777. Drei Bände. kl. 8.

Inhalt. 1ſter Band: Leiden Werthers. Erwin und Elmire.

2ter Band: Götz von Berlichingen. Clavigo.

3ter Band: Stella. Claudine von Villa Bella. Neu eröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel.

J. W. Goethens Schriften. Mit Kupfern. Dritte Auflage. Berlin, bei demſelben, 1779. Vier Bände. kl. 8.

Der Inhalt der erſten drei Bände iſt mit der vorſtehenden Ausgabe übereinſtimmend. Der 4te Band enthält: Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***. Aus dem Franzöſiſchen. Zwo wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſtenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. Denkmal Ulrichs von Hutten. Von deutſcher Baukunſt. 1773. Fragmente. Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt. Gießen 1774. Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Hans Sachs. Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung. Vermiſchte Gedichte.

Sämmtliche von Himburg veranſtaltete Ausgaben der Goetheſchen Schriften ſind unrechtmäßig, aber zuverläſſig. Nur der Aufſatz: „Denkmal Ulrichs von Hutten," welcher von Joh. Gottfried von Herder iſt, gehört nicht dahin. Herder theilte denſelben zuerſt im Deutſchen Merkur 1776 (Julius S. 1—34.) mit, ſpäterhin auch in der fünften Sammlung ſeiner Zerſtreuten Blätter. Ein Nachdruck der Ausgabe in vier Bänden erſchien (ohne Kupfer) unter dem Titel: J. W. Göthens Schriften. 8. Carlsruhe, bei Chriſtian Gottlieb Schmieder. 1787, 87, 78, 80. Der Inhalt iſt auf gleiche Weiſe vertheilt.

Goethe's Schriften. Mit Kupfern. Leipzig, bei Georg Joachim Göſchen. 1787—90. Acht Bände. 8.

1ſter Band: Zueignung. Leiden des jungen Werthers.

2ter Band: Götz von Berlichingen. Die Mitſchuldigen.

3ter Band: Iphigenie auf Tauris. Clavigo. Die Geſchwiſter.

4ter Band: Stella. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel.

5ter Band: Egmont. Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire.

6ter Band: Torquato Taſſo. Lila.

7ter Band: Fauſt. Jery und Bätely. Scherz, Liſt und Rache.

8ter Band: Neueröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel. Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes. Vermiſchte Gedichte. Künſtlers Erdewallen. Künſtlers Apotheoſe. Die Geheimniſſe.

mengeſtoppeltem, aufgeſlicktem, überladenem, iemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten, Puppen und Bilderwerk an, womit unſre bürgerliche Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren deutſchen Baukunſt, über die ich, auf Anlaß einiger abentheuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Geſang ſtimmte: „Ganz „von Zierrath erdrückt!„ und ſo graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer groſſer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonirenden Einzelnheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genieſſen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himm-

Goethe's Schriften. Leipzig, bei Georg Joachim Göſchen. 1787—91. Vier Bände. 8.

1ſter Band: Zueignung. Leiden des jungen Werthers. Götz.

2ter Band: Die Mitſchuldigen. Iphigenie auf Tauris. Clavigo. Die Geſchwiſter. Stella. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel, nach dem Ariſtophanes.

3ter Band: Egmont. Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Torquato Taſſo.

4ter Band: Fauſt. Jery und Bätely. Scherz, Liſt und Rache. Neueröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel. Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes. Vermiſchte Gedichte. Künſtlers Erdewallen. Drama. Künſtlers Apotheoſe. Drama. Die Geheimniſſe. Ein Fragment.

Goethe's neue Schriften. Mit Kupfern. Berlin, bei Johann Friedrich Unger. 1792—1800. Sieben Bände. 8.

1ſter Band: Der Groß-Cophta. Des Joſeph Balſamo, genannt Caglioſtro Stammbaum. Das römiſche Carneval.

2ter Band: Reinecke Fuchs.

5ter bis 6ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

7ter Band: Lieder, Balladen und Romanzen. Elegieen, Epigramme. Theaterreden.

Goethe's Werke. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchh. 1806—1810. Dreizehn Bände. gr. 8.

1ſter Band: Lieder. Vermiſchte Gedichte. Balladen und Romanzen. Elegien. Epiſteln. Epigramme.

2ter und 3ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

4ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet, nach

Voltaire. Tancred, nach Voltaire. Elpenor, ein Trauerſpiel (Fragment).

5ter Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.

6ter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Taſſo. Die natürliche Tochter.

7ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fiſcherinn. Scherz, Liſt und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil (Fragment).

8ter Band: Fauſt. Neu eröffnetes moraliſch-politiſches Puppenſpiel. Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Auf Miedings Tod. Künſtlers Erdewallen. Künſtlers Apotheoſe. Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimniſſe.

9ter Band: Der Groß-Cophta. Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. Der Bürgergeneral. Gelegenheitsgedichte.

10ter Band: Reinecke Fuchs. Heermann und Dorothea. Achilleis.

11ter Band: Leiden des jungen Werthers. Briefe aus der Schweiz.

12ter Band: Das römiſche Carneval. Ueber Italien, Fragmente eines Reiſejournals. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten. Caglioſtro's Stammbaum. Das Mährchen.

13ter Band: Die Wahlverwandtſchaften.

Goethe's Werke. Stuttgard und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1815—19. Zwanzig Bände. gr. 8.

1ſter Band: Zueignung. Lieder. Geſellige Lieder. Balladen. Elegien. Epiſteln. Epigramme. Weiſſagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

2ter Band: Sonette. Cantaten. Vermiſchte Gedichte. Aus Wilhelm Meiſter. Antiker Form ſich nähernd. An Perſonen. Kunſt. Paraboliſch. Gott, Gemüth und Welt. Sprichwörtlich. Epigrammatiſch.

3ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Erſtes bis viertes Buch.

4ter Band: Deſſelben fünftes Buch bis Schluß.

5ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Paläophron und Neoterpe. Vorſpiel. 1807. Was wir bringen. Lauchſtädt. Was wir bringen. Fortſetzung, Halle. Theaterreden.

6ſter Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.

7ter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Taſſo. Die natürliche Tochter. Elpenor.

8ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fiſcherinn. Scherz, Liſt und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil. Maskenzüge. Carlsbader Gedichte. Des Epimenides Erwachen.

9ter Band: Fauſt. Puppenſpiel. Faſtnachtsſpiel. Pater Brey. Satyros. Bahrdt. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Mieding. Künſtlers Erdewallen. Künſtlers Apotheoſe. Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimniſſe.

10ter Band: Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. Der Groß-Cophta. Der Bürgergeneral. Die Aufgeregten.

11ter Band: Reinecke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Pandora.

12ter Band: Leiden des jungen Werther. Briefe aus der Schweiz.

13ter Band: Das römiſche Carneval. Fragmente über Italien. Caglioſtro's Stammbaum. Die guten Weiber. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.

14ter Band: Die Wahlverwandtſchaften.

15ter Band: Benvenuto Cellini. Erſter Theil.

16ter Band: Deſſen zweiter Theil.

17ter bis 19ter Band: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Erſter, zweiter und dritter Theil.

20ſter Band: Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Diderots Verſuch über die Mahlerei. Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke; Ein Geſpräch. Der Sammler und die Seinigen. Summariſche Jahresfolge Goetheſcher Schriften.

Goethe's Werke. Original-Ausgabe. (M. Kpfrn.) Wien, bei Chr. Kaulfuß und C. Armbruſter und Stuttgart, in der J. G. Cotta'ſchen Buchh. Sechs und zwanzig Bände. kl. 8.

1ſter Band: Gedichte.

2ter Band: Gedichte.

3ter und 4ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

5ter Band: Die Laune des Verliebten. Die Mitſchuldigen. Die Geſchwiſter. Mahomet. Tancred. Palaeophron und Neoterpe. Vorſpiel, 1807. Was wir bringen. Lauchſtädt. Was wir bringen. Fortſetzung, Halle. Theaterreden.

6ter Band: Götz von Berlichingen. Egmont. Stella. Clavigo.

7ter Band: Iphigenie. Torquato Taſſo. Die natürliche Tochter. Elpenor.

8ter Band: Claudine von Villa Bella. Erwin und Elmire. Jery und Bätely. Lila. Die Fiſcherinn. Scherz, Liſt und Rache. Der Zauberflöte zweiter Theil. Maskenzüge. Carlsbader Gedichte. Des Epimenides Erwachen.

9ter Band: Fauſt. Puppenſpiel. Faſtnachtsſpiel. Bahrdt. Parabeln. Legende. Hans Sachs. Mieding. Künſtlers Erdenwallen; Apotheoſe.

Epilog zu Schillers Glocke. Die Geheimniſſe.
10ter Band: Der Triumph der Empfindſamkeit. Die Vögel. Der Groß-Cophta. Der Bürgergeneral. Die Aufgeregten.
11ter Band: Reinecke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis. Pandora.
12ter Band: Werthers Leiden. Briefe aus der Schweiz.
13ter Band: Das römiſche Carneval. Ueber Italien. Caglioſtro's Stammbaum. Die guten Weiber. Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten.
14ter Band: Die Wahlverwandtſchaften.
15ter und 16ter Band: Benvenuto Cellini.
17ter 18ter und 19ter Band: Aus meinem Leben. 1ſter, 2ter und 3ter Band.
20ſter Band: Rameau's Neffe. Diderots Verſuch über die Mahlerei. Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. Der Sammler und die Seinigen. Summariſche Jahresfolge Goethe'ſcher Werke.
21ſter Band: Weſt-öſtlicher Divan.
22ſter Band: Winkelmann und ſein Jahrhundert.
23ſter Band: Aus meinem Leben. 2te Abth. 1ſter Theil.
24ſter Band: Desgleichen. 2te Abth. 2ter Theil.
25ſter Band: Desgleichen. 2te Abth. 3ter Theil.
26ſter Band: Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Erſter Theil.

Mit der größten freudevollen Erwartung ſehen wir jetzt einer vollſtändigen Ausgabe von Goethe's Werken entgegen, welche der Dichter ſelbſt angeordnet und unlängſt öffentlich angekündiget hat. Ich will — in der beſtimmten Hoffnung, daß dieß ſo höchſt erfreuliche Unternehmen recht bald ins Leben treten werde — den Inhalt derſelben, nach Goethe's Angabe, mittheilen:

Goethe's ſämmtliche Werke,

vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Unter des Durchlauchtigſten Deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

1ſter Band: Gedichte. Erſte Sammlung: Zueignung, Lieder, geſellige Lieder, Balladen, Elegien, Epigramme, Weiſſagungen des Bakis. Vier Jahreszeiten.

2ter Band: Gedichte. Zweite Sammlung: Sonette, Cantaten, Vermiſchte Gedichte, Aus Wilhelm Meiſter, Antiker Form ſich nähernd, An Perſonen, Kunſt, Paraboliſch, Gott, Gemüth und Welt, Sprüchwörtlich, Epigrammatiſch.

3ter Band: Gedichte. Dritte Sammlung: Lyriſches, Loge, Gott und Welt, Kunſt, Epigrammatiſch, Paraboliſch, Aus fremden Sprachen, Zahme Xenien, erſte Hälfte.

4ter Band: Gedichte. Vierte Sammlung: Feſtgedichte, Inſchriften, Denk- und Sendeblätter, Dramatiſches, Zahme Xenien, zweite Hälfte.

5ter Band: Weſt-öſtlicher Divan, in zwölf Büchern: Buch des Sängers, des Hafis, der Liebe, der Betrachtungen, des Unmuths, der Sprüche, des Timur, Suleika's, des Schenken, des Parſen, der Parabeln, des Paradieſes. Anmerkungen zu beſſerem Verſtändniß.

6ter Band: Die Laune des Verliebten, die Mitſchuldigen, die Geſchwiſter, Mahomet, Tancred, Paläophron und Neoterpe, Vorſpiel 1807, Was wir bringen, Lauchſtädt, Was wir bringen, Halle. Theaterreden.

7ter Band: Götz von Berlichingen, Egmont, Stella, Clavigo.

8ter Band: Iphigenia in Tauris, Torquato Taſſo, die natürliche Tochter, Elpenor.

9ter Band: Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire, Jery und Bätely, Lila, die Fiſcherin, Scherz, Liſt und Rache, der Zauberflöte zweiter

Theil; Maskenzüge, Carlsbader Gedichte, des Epimenides Erwachen.

10ter Band: Fauſt, Puppenſpiel, Faſtnachtsſpiel, Bahrdt, Parabeln, Legende, Hans Sachs, Mieding, Künſtlers Erdenwallen, Künſtlers Apotheoſe, Epilog zu Schillers Glocke, die Geheimniſſe.

11ter Band: Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel, der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, Unterhaltung der Ausgewanderten.

12ter Band: Reinecke Fuchs, Hermann und Dorothea, Achilleis, Pandora.

13ter Band: Leiden des jungen Werther, Schweizerbriefe, Schweizerreiſe.

14ter Band: Die Wahlverwandtſchaften.

15ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Erſter Band.

16ter Band: Wilhelm Meiſters Lehrjahre. Zweiter Band.

17ter Band: Deſſelben Wanderjahre. Erſter Band.

18ter Band: Deſſelben Wanderjahre. Zweiter Band.

19ter Band: Aus meinem Leben. Erſter Theil.

20ſter Band: Desgleichen. Zweiter Theil.

21ſter Band: Desgleichen. Dritter Theil.

22ſter Band: Desgleichen, fragmentariſch bis in den November 1775.

23ſter Band: Desgleichen bis in den September 1785.

24ſter Band: Italiäniſche Reiſe. Erſter Band. Bis Rom.

25ſter Band: Italiäniſche Reiſe. Zweiter Band. Bis Sicilien.

26ſter Band: Italiäniſche Reiſe. Dritter Band. Zweiter Aufenthalt in Rom, Römiſches Carneval, Caglioſtro, Rückreiſe, Wirkung und Folge dieſer Fahrt; zweite Reiſe nach Venedig, Campagne in Schleſien von 1791.

27ſter Band: Campagne von 1792 und Belagerung von Maynz.

28ſter Band: Annalen meines Lebens. Erſter Band.

29ſter Band: Annalen meines-Lebens. Forſetzung. Zweiter Band.

30 bis 33ſter Band: Biographiſch-literariſche Mittheilungen, Frankfurter Recenſionen, literariſch-kritiſche Mittheilungen aus verſchiedenen Tagesblättern und Heften, Jenaiſche Recenſionen, Einzelnheiten hiſtoriſcher, biographiſcher, redneriſcher Art.

34ſter Band: Benvenuto Cellini. Erſter Theil.

35ſter Band: Benvenuto Cellini. Zweiter Theil.

36ſter Band: Philipp Hackert.

37ſter Band: Winckelmann und ſein Kunſtjahrhundert.

38ſter Band: Rameaus Neffe von Diderot und ſonſtige Franzöſiſche, Engliſche, Italiäniſche Literatur in Bezug auf des Verfaſſers Verhältniſſe zu Dichtern und Literatoren jener Länder.

39ſter und 40ſter Band: Dieſe zwei letzten Bände werden theils durch ernöthigte Spaltung einiger vorhergehender, theils durch Bearbeitung gehaltreicher Vorräthe hinlänglich zu füllen ſeyn.

Was für Naturwiſſenſchaft geleiſtet worden, ſoll in einigen Supplementbänden nachgebracht und beſonders darauf geſehen werden, daß einmal der Sinn, mit welchem der Autor die Natur im Allgemeinen erfaßt, deutlich hervortrete und ſodann auch was aus und mit demſelben, im Beſondern gewirkt worden, ſich nach ſeinem Werth und Einfluß darlege.

Ausgaben der einzelnen Goethe'ſchen Schriften; mit einem Anhange.

Parodie auf Clodius Medon. Leipzig, 1767. (Siehe: Verſuche aus der Literatur und Moral (von C. A. Clodius) Leipzig, bei Bernh. Chriſtph. Breitkopf, 1767. S. 265—368 Medon oder die Rache des Weiſen. Ein Luſtſpiel in drei Aufzügen.)

Brief des Paſtors zu*** an den neuen Paſtor zu***, aus dem Franzöſiſchen. 1773.

Zwo wichtige bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſtenmal richtig beantwortet von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. 1773.

Götz von Berlichingen mit der eiſerpen Hand. Ein Schauſpiel. Hamburg, 1773.

Daſſelbe. Zwote Auflage. Frankf. am Mayn, bei den Eichenbergiſchen Erben. 1774.

* Daſſelbe. Zwote Auflage. Frankf. und Leipzig, 1774.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1774.

Daſſelbe. Zweite ächte Auflage. Leipzig, ebendaſ., 1775.

* Daſſelbe. Freyſtadt, 1775.

* Daſſelbe. Zweite Auflage. Freyſtadt, 1775.

* Daſſelbe. Wahlheim, 1777.

Clavigo. Ein Trauerſpiel von Göthe. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1774.

* Daſſelbe. Frankfurt und Leipzig, 1775.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. 1774.

Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt. Gießen, 1774.

Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang. Frankf. am Main, 1775.

* Daſſelbe. Frankf. und Leipzig, 1775.

Stella. Ein Schauſpiel für Liebende von J. W. Göthe. Berlin, bei Auguſt Mylius, 1776.

* Daſſelbe. Hamburg und Bremen, 1776.

Claudine von Villa Bella; ein Schauſpiel mit Geſang. Berlin, 1776.

Georg Joachim Göſchen hat die in der von ihm veranſtalteten Ausgabe in acht Bänden enthaltenen Schriften, mit Ausnahme der Stella, Lila, des Puppenſpiels und des Prologs, ſämmtlich einzeln edirt und zwar:

Werthers Leiden, Götz von Berlichingen, die Mitſchuldigen, Iphigenie, Clavigo, die Geſchwiſter, der Triumph der Empfindſamkeit und die Vögel im Jahr 1787;

Egmont, Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire im Jahr 1788;

Torquato Taſſo, Fauſt, Jery und Bätely und Scherz, Liſt und Rache im Jahr 1790.

Das römiſche Carneval von Goethe. Weimar und Gotha, 1789. 4. Mit 20 illuminirten Kupfertafeln.

J. W. von Goethe, Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Carl Wilh. Ettinger. 1790. gr. 8.

J. W. von Goethe, Beiträge zur Optik. 1ſtes Stück mit 27 Tafeln. Weimar, 1791. 2tes Stück mit einer großen colorirten Tafel und einem Kupfer. Weimar, 1792.

Der Groß-Cophta. Ein Luſtſpiel von Goethe. Berlin, bei Joh. Friedr. Unger. 1792.

Der Bürgergeneral. Ein Luſtſpiel. Zweite Fortſetzung der beiden Billets. Berlin, bei J. F. Unger. 1793.

Reineke Fuchs, in zwölf Geſängen von Goethe. Berlin, bei demſelb., 1794.

Hermann und Dorothea von J. W. von Goethe; Taſchenliſch-irdiſche Freude zu genieſſen, den Rieſengeiſt unſrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfaſſen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit. Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen, und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe gelezt, wenn durch ſie die unzähligen Theile, zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe, einfach und groß, vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genieſſen und zu erkennen. Da offenbarte ſich mir, in leiſen Ahndungen, der Genius des groſſen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du, liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig, und ſiehſt du ſie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkührlichen Gröſſen hab' ich zum ſtimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, buch für 1798. m. Kupfrn. und einem Kalender. Berlin, 1798.

Hermann und Dorothea von J. W. von Göthe. Neue Ausgabe mit zehn Kpfrn. Berlin, bei J. F. Unger, 1799.

Daſſelbe. Neue Ausgabe. Ebendaſ., 1803.

—— Ebendaſ., 1804.

—— Neue Ausgabe mit einem Titelkupfer; (eine Lyra darſtellend). Ebendaſ., 1805. Duodez.

Daſſelbe. Ebendaſ., 1807. Ebenſo.

—— Ebendaſ., 1811. ——

—— Ebendaſ., 1814. ——

—— Stuttg. und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1814. Ebenſo.

Daſſelbe. Mit neun Vignetten (die neun Muſen darſtellend). Braunſchweig, bei Fr. Vieweg. 1820. Ebenſo.

Daſſelbe. Ausgabe zum Beſten der durch die Waſſerfluthen Verunglückten. Ebendaſ. 1825. Ebenſo. (Voran ſteht ein Gedicht in drei Strophen: „Dem Leſer der Herausgeber.")

Dieſelbe Ausgabe mit Hinweglaſſung des eingeſchalteten Gedichtes. 1826.

Leben des Benvenuto Cellini, Florentiniſchen Goldſchmieds und Bildhauers, von ihm ſelbſt geſchrieben; überſetzt und mit einem Anhange herausgegeben von Goethe. Mit Cellini's Bildniß. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlg. Zwei Theile in gr. 8. 1803.

Daſſelbe. Neue Auflage. Ebenſo und ebendaſelbſt. 1817.

Daſſelbe iſt früher aus Fr. Schillers Horen, 1796 und 97 ohne Goethe's Vorwiſſen abgedruckt und unter dem Titel erſchienen: Benvenuto Cellini. Eine Geſchichte des 16ten Jahrhunderts. Nach dem Italieniſchen von J. W. von Goethe. M. Kpfrn. Braunſchweig, bei J. Bauer. 1798. Drei Theile in kl. 8.

Propyläen. Eine periodiſche Schrift, herausgegeben von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhdlg. 1798—1800. Drei Bände in gr. 8.

Mahomet, ein Trauerſpiel nach Voltaire, von Göthe Tübingen, ebendaſ., 1802.

Tankred; Trauerſpiel nach Voltaire, von Goethe. Tübinbingen, ebendaſ., 1802.

Was wir bringen. Vorſpiel von Göthe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandl. 1802.

Taſchenbuch auf das Jahr 1804. Die natürliche Tochter. Trauerſpiel von Goethe. Tübingen, ebendaſ., 1804. 12.

Taſchenbuch auf das Jahr 1804. Herausgegeben von Wieland und Goethe. Tübingen, ebendaſ., 1804. 12.

Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, ebendaſ., 1805 in gr. 8.

Rameau's Neffe. Ein Dialog von Diderot. Aus dem Manuſcript überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Goethe. Leipzig, bei G. J. Göſchen, 1805.

Fauſt, eine Tragödie von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlg, 1807.

Daſſelbe. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen, ebendaſ., 1821. Duodezformat.

Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe. Karlsbad, 1807.

Pandora von Göthe. Ein Taſchenbuch für das Jahr 1810. (Mit Kupfern.) Wien und Trieſt, in der Geiſtinger'ſchen Buchhandlg. kl. 8.

Die Wahlverwandtſchaften, ein Roman von Goethe. Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhdlg. 1810. gr. 8.

Zur Farbenlehre von Göthe. Mit 16 Kupfern. Tübingen, ebendaſ., 1810. Zwei Bände. gr. 8.

Philipp Hackert. Biographiſche Skizze, meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen entworfen von Goethe. Tübingen, ebendaſ., 1811. gr. 8.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Tübingen, ebendaſ., 1811—1822. Sechs Theile. (Bei den drei letzten iſt der Zuſatz: Dichtung und Wahrheit fortgefallen)

Goethe's Gedichte. Tübingen, ebendaſ., in gr. 8. Ausgaben von 1812, 1814, 1815, 1816 und 1821.

* Goethe's Gedichte. Köln, in der W. Spitzſchen Buchhandlg. 1814. Vier Theile in 12.

Gedächtniß-Rede auf Wieland, in der Loge Amalia zu Weimar am 18ten Februar 1813 gehalten von Goethe (Freimaurer-Analekten. Zweites Heft.)

Die Höhen der alten und neuen Welt bildlich verglichen von Goethe. Mit einem Tableau. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir, 1813. gr. Fol.

Des Epimenides Erwachen. Ein Feſtſpiel von Göthe. Berlin, bei Duncker und Humblot, 1815.

Torquato Taſſo. Ein Schauſpiel von Goethe. Neue Aufl. Leipzig, bei G. J. Göſchen. 1816.

Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie. Von Goethe. Stuttg. und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlg. 1817—24. Erſter Band bis zweiten Bandes zweites Heft. gr. 8. (M. Kpfrn.)

Ueber Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart, ebendaſ., 1818—26. Fünf Bände mit einigen Kupfern; Jeder Band beſteht aus drei Heften.

Weſt-öſtlicher Divan von Goethe. Stuttg. ebendaſ., 1819.

Feſtgedichte zum Maskenzuge in Weimar am 18. Dezember 1818. Stuttg., ebendaſ., 1819. gr. 8.

Wilhelm Meiſter's Wanderjahre. Erſter Theil. Stuttg., ebendaſ., 1821.

Die Leiden des jungen Werthers. Neue Ausgabe, von dem Dichter ſelbſt eingeleitet. (Mit Goethes Bildniß von Schule) Leipzig, Weygandſche Buchhandlung. 1825. Duodez.

Iphigenie von Goethe. Abdruck zur Feier des 7. November 1825. Weimar. 4. (Voran ſteht ein: „Prolog zu Goethe's Iphigenie am 7. Nov. 1825 von Friedrich von Müller.")

Anhang.

Neuer Verſuch über die Schauſpielkunſt. Aus dem Franzöſiſchen. Mit einem Anhange aus Goethes Brieftaſche. Leipzig, bei Schwickert, 1776. (S. . .)

Der Anhang enthält: 1) Nach Falkonet und über Falkonet. 2) Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe. 3) bis 7) Gedichte. 8) Guter Rath auf ein Reißbrett oder Schreibtiſch.

Allgemein. Deutſche Bibliothek. Berlin und Stettin, bei Friedr. Nicolai, 1778. Bd. 34. Stck. 2. S. 496—498.

Willkommen! Weimar, 1814.

Eine Sammlung von zwei und dreißig Gedichten der damals insgeſammt zu Weimar lebenden Dichter: Bertuch, Danz, v. Einſiedel, Gerhard, v. Gerſtenbergk, v. Goethe, Göttling, Hand, v. Knebel, Meyer, v. Müller, Peucer, Piſtorius, Riedel, Schnauß, Sondershauſen, Vulpius und Weichardt; zum Empfange des aus dem Felde zurückkehrenden Großherzogs Karl Auguſt, herausgegeben von Goethe.

Der deutſche Gilblas, eingeführt von Göthe. Oder Leben, Wanderungen und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, eines Thüringers. Von ihm ſelbſt verfaßt. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. 1822.

(Vorwort. S. 14. Text S. 290.) Siehe „Ueber Kunſt und Alterthum" von Goethe. 3ten Bandes 1ſtes Heft. S. 90—94 und 4ten Bandes 3tes Heft. S. 86—90.

Der junge Feldjäger in franzöſiſchen und engliſchen Dienſten während des Spaniſch-Portugieſiſchen Kriegs von 1806—1816. Eingeführt durch J. W. von Göthe. Leipzig, bei Friedr. Fleiſcher. 1826. Drei Bändchen,

von denen das erſte und 3te (S. 10 und S. 8.) ein Vorwort von Goethe haben. Siehe „Ueber Kunſt und Alterthum" von Goethe. 5ten Bandes 1ſtes Heft S. 161—169.

Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von C. A. Schwerdgeburth. Weimar. Fol. (1822.)
Siehe „Ueber Kunſt und Alterthum“ von Goethe. 3ten Bandes 3tes Heft. S. 142—150.

Da die neueren Recenſionen von Goethe meiſt bekannt, die älteſten jedoch, welche jetzt auf's Neue mitgetheilt werden, höchſt ſelten geworden ſind, ſo wird die Anführung derjenigen Schriften, über welche Goethe in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen, vom Jahr 1772 und 1773. Frankfurt am Main, bei den Eichenbergiſchen Erben“ geurtheilt hat, hier am rechten Orte und vielleicht vielen Leſern willkommen ſeyn.

Aus dem Jahr 1772.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte von Sulzer.
Ueber den Werth einiger deutſcher Dichter.
Schreiben über den Homer vom Profeſſor Seybold.
Franken zur griechiſchen Litteratur.
Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprunge, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung dargeſtellt von Sulzer.
Empfindſame Reiſen durch Deutſchland.
Die Jägerinn, ein Gedicht.
Lyriſche Gedichte von Blum.
Brauns Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen.
Gedichte von einem polniſchen Juden.
Cymbelline, ein Trauerſpiel nach einem von Shakſpeare erfundenen Stoff.
Neue Schauſpiele der Theater zu Wien.
Zwei ſchöne neue Märlein in Reimen verfaßt.
Geſchichte des Fräuleins von Sternheim.
Der goldene Spiegel von Wieland.
Göttinger Muſenalmanach auf 1773 von Boie.
Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung.
Betrachtungen über das Paradies und die darin vorgefallenen Begebenheiten.
Ausſichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann von Lavater.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach türkiſchen Geſetzen.

Ueber die Liebe des Vaterlandes von J. von Sonnenfels.

Charakteriſtik der vornehmſten europäiſchen Nationen; aus dem Engliſchen.

Die erleuchteten Zeiten, oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und herrſchenden Sitten in Deutſchland.

Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens, entworfen von C. R. Hauſen.

Lobrede auf Herrn Friedrich Carl Caſimir von Kreuz.

Gedanken über eine alte Aufſchrift.

Aus dem Jahr 1773.

Luſtſpiele ohne Heirathen, von dem Verfaſſer der empfindſamen Reiſen durch Deutſchland. Wittenberg, 1773.

Beiträge zur deutſchen Lektüre für Leſer und Leſerinnen. Leipzig.

Theateralmanach für das Jahr 1773, verfaſſet von einigen Liebhabern der deutſchen Schaubühne. Wien.

Joh. Jakob Moſer's neueſte kleine Staatsſchriften. Frankfurt und Leipzig, 1772.

Robert Woods Verſuch über das Originalgenie des Homers, au dem Engl. Frankf. am Main.

Predigten über das Buch Jonas von Joh. Caspar Lavater. Di erſte Hälfte.

Bekehrungsgeſchichte des vormaligen Grafen Enewold Brandts ꝛc. von Jörge Hee; 1773.

Die Lieder Sineds des Barden von M. Denis. 1773.

Herrn Hollands philoſophiſche Anmerkungen über das Syſtem de Natur, aus dem Franzöſiſchen, von Wezel. Bern.

Die durch Goethe und ſeine Werke veranlaßten Schriften

Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgiſche Abhandhandlung. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung. 1774. (S. 96.)

Der im Jahr 1801 verſtorbene Regierungsrath und Profeſſor der Beredtſamkeit und Dichtkunſt zu Gießen, Chriſtian Heinrich Schmid, iſt Verfaſſer dieſer Schrift.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des 27ſten Bandes 2tes Stück. Berlin und Stettin, verlegt's Friedr. Nicolai, 1776. S. 363—68.

Magazin der deutſchen Critik. Herausgegeben von Schirach. Des vierten Bandes erſter Theil. Halle, bei J. J. Gebauer 1775. S. 219—23.

Gotha'er gelehrte Zeitung. 1774. Stück 95. S. 753 f.

Die wahre Geſchichte des Clavigo. Aus dem Franzöſiſchen der Memoiren des Herrn von Beaumarchais überſetzt. Hamburg, bei Herold. 1774. (4 Bogen.)

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des 27ſten Bandes 2tes Stück. Berlin ꝛc. S. 374.

Bevor dieſe Ueberſetzung herausgekommen, hat der deutſche Merkur 1774. Auguſt. S. 153—213 ein Bruchſtück derſelben unter der Ueberſchrift: Fragment einer Reiſe nach Spanien, mitgetheilt.

Berichtigung der Geſchichte des jungen Werthers. Frankfurt und Leipzig, 1775. (S. 16.)

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berlin und Stettin, 1775. S. 102.

Briefe an eine Freundinn über die Leiden des jungen Werthers. Carlsruhe, bei Michael Macklot. 1775. (S. 60.)

Von Schlettwein.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 106.

Des jungen Werthers Zuruf aus der Ewigkeit an die noch lebende Menſchen auf der Erde. Carlsruhe, ebendaſelbſt 1775. (S. 80.) Ebenfalls von Schlettwein.

Ueber die Leiden des jungen Werthers. Geſpräche. Berlin, bei George Jacob Decker. 1775. (S. 76.)

Ein gewiſſer Unterofficier Ribbe, der damals in Berlin lebte, wird als Verf. dieſer Geſpräche angegeben.

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 106.

Werther an ſeinen Freund Wilhelm, aus dem Reiche der Todten. Berlin, 1775. (S. 46.)

Freuden des jungen Werthers: Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Geſpräch. Berlin, bei Friedrich Nicolai (der zugleich der Verfaſſer iſt.) 1776. (S. 60.)

Goethe's Leben. Band 3. Buch 13.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berl. und Stettin, 1775.

Mag. der deutſchen Critik. Herausgeg. von Schirach. Des vierten Bandes erſter Theil. Halle, 1775. S. 68—72.

Etwas über die Leiden des jungen Werthers, und über die Freuden des jungen Werthers. (Dresden) 1775. (S. 38.)

Von dem zu Berlin lebenden Geheimen Kriegsrath, Hrn. Chriſtian Auguſt Bertram, geboren 1751.

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berl. und Stettin, 1775. S. 104.

Mag. der deutſchen Critik von Schirach. 4ten Bandes 2ter Theil. Halle, 1776. S. 76.

Eine troſtreiche und wunderbare Hiſtoria, betittult: Die Leiden und Freuden Werthers des Mannes; zur Erbauung der lieben Chriſtenheit in Reime gebracht, und faſt lieblich zu leſen und zu ſingen. Im Thon: Ich Mädchen bin aus Schwaben; oder auch in eigener Melodei. Gedruckt allhier in dieſem Jahr, da all's über'n armen Werther herwar. (S. 16.)

Eine entſetzliche Mordgeſchichte von dem jungen Werther, wie ſich derſelbe den 21ſten December durch einen Piſtolenſchuß eigenmächtig ums Leben gebracht. Allen jungen Leuten zur Warnung in ein Lied gebracht, auch den Alten faſt nützlich zu leſen. Im Ton: Hort zu, ihr lieben Chriſten. 1776.

Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werthers, über eine Recenſion derſelben, und über verſchiedene nachher erfolgte und dazu gehörige Aufſätze; von J. M. Goeze. Hamburg, bei Schröders Wittwe, 1775. (S...)

Derſelbe Joh. Melchior Goeze, welcher den berühmten Streit gegen Leſſing geführt, tritt hier gegen Goethe auf.

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berlin u. Stettin, 1775. S. 107.

Schwacher, jedoch wohlgemeinter Tritt vor den Riß, neben oder hinter Herrn Paſtor Goeze gegen die Leiden des jungen Werther und deſſen ruchloſe Anhänger. Hamburg, 1775. (S. 32.)

Die Leiden der jungen Wertherinn. Eiſenach, in der Griesbachiſchen Buchhandlung. 1775. (S. 144.) N. Aufl. 1776.

Von Auguſt Cornelius Stockmann.

Magazin der deutſchen Critik. Herausgegeben von Schirach. Vierten Bandes zweyter Theil. Halle, 1776. S. 69—76.

Werther in der Hölle. Holla, 1775. (S. 96.)

Enthält: Kurze Einleitung. Sendſchreiben eines Rechtgläubigen an den Erzprieſter der Evangeliſch-Lutheriſchen Kirche in Hamburg, unterzeichnet Hans Michel Schlegelbauer. Die in Carlsruhe erſchienenen Briefe Goezens Erinnerungen.

Pätus und Arria; eine Künſtler-Romanze. Freiſtadt am Bodenſee, 1775. (S. 15).

Dieſe Romanze iſt eine Anſpielung auf Werthers Leiden und ein in Leipzig ergangenes Verbot, ſie zu verkaufen.

Pätus und Arria; eine Künſtler-Romanze. Und Lotte bey Werther's Grab; eine Elegie. Leipzig und Wahlheim, 1775. (Mit einer Muſik-Beilage.)

Die Elegie ſteht auch auch im Deutſchen Merkur. 1775. Jun. S. 193.

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berlin u. Stettin, 1775. S. 207.

Maſuren oder der junge Werther. Ein Trauerſpiel aus dem Illyriſchen. Frankfurth und Leipzig, 1775. (S. 158.)

Von Auguſt Friedrich von Goue.

Magazin der deutſchen Critik. Herausgegeben von Schirach. 4ten Bdes 2ter Thl. Halle, 1776. S. 225—236.

Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten. Voran ein Prologus und zuletzt in Epilogus. Göttingen, 1775. (S. 28.)

Von Heinrich Leopold Wagner. S. Goethe's Leben. Band 3. Buch 15.

Allg. deutſche Bibliothek. Des 26ſten Bandes 1ſtes Stück. Berl. u. Stettin. 1775 S. 206.

Mag. ꝛc. herausgegeben von Schirach, 4ten Bds 1ſter Thl. Halle, 1775. S. 293.

Menſchen, Thiere und Goethe; eine Farce. Voran ein Prologus an die Zuſchauer und hinten ein Epilogus an den Herrn Doktor. 1775. (S. 24.)

Iſt für Nicolai, gegen Goethe.

Die Leiden des jungen Werthers, ein Trauerſpiel in drey Aufzügen fürs deutſche Theater, ganz aus dem Original gezogen. Bern, bey Jeremias Waithard, 1776. (S. 62.)

Erneſt, oder die unglücklichen Folgen der Liebe; ein Drama in drei Aufzügen. In einer freien Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen nach den Leiden des jungen Werthers gearbeitet. Berlin, 1776. (S. 61.)

der dem Schiffe der Kirche antwortet, und ſonſt nur Tageloch war, wie, hoch drüber der Glockenplaz die kleineren Fenſter erforderte! das all war nothwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſtern erhabnen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehn ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die iene beyden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen iauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die groſſen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen;

Das Werther-Fieber, ein unvollendetes Familienſtück. Nieder-Deutſchland, 1776. (S. 230.)

Von Ernſt Auguſt Anton von Göchhauſen.

Mordgeſchichte des jungen Werthers, Romanze. 1776. (S. ..)

Verſuch einer Poeſie über einen wichtigen Brief des jungen Werthers, von einem Liebhaber der Dichtkunſt G. A. S. Schwabach, 1776. (S. ..)

Die Leiden des jungen Franken, eines Genies. Minden, 1777. (S. ..)

Werther. Ein bürgerliches Trauerſpiel in Proſa und drey Akten. Frankf. und Leipzig, 1778 (S. 160.)

Und er erſchoß ſich — nicht. Leipzig, 1778. (S. ..)

Man denkt verſchieden bei Werthers Leiden, ein Schauſpiel in drei Aufzügen. 1779. (S. ..)

Des jungen Werthers Freuden in einer beſſern Welt. Ein Traum, vielleicht aber voll ſüßer Hoffnung für liebende Herzen, von dem Verfaſſer der Lieblingsſtunden. Berl und Leipzig, bei Chriſtian Ludw. Stahlbaum, 1780. (S. 100.)

Kronholm, oder: Gleich iſt Werther fertig. Schauſpiel von Schmieder. Leipzig, bey Chriſtian Gottlieb Hilſchern. 1783. (S. 93.)

Narciße, eine engliſche Wertheriade. Leipzig, in der Weygandſchen Bchhdlg. 1793. (S. ..)

N. allg. d. B. Kiel, bei Carl Ernſt Bohn, 1794. Bt. 11. St. 2. S. 382 — 85.

Ueber belletriſtiſche Schriftſtellerei, mit einer Paraliele zwiſchen Werther und Ardinghello. Allen belletriſtiſchen Schriftſtellern und Leſern ihrer Schriften gewidmet, Strasburg, in der Akademiſchen Buchhandlung. 1788.

Von Chriſtoph Albr. Kayſer.

Oberdeutſche allgem. Literatur Zeitung. 1789. Bd. 1. S. 541. Nürnberger gelehrte Zeit. 1789. S. 127

Der neue Werther, oder Gefühl und Liebe. Von *** (Nürnberg) 1804. (S. 180.)

Lottens Briefe an eine Freundin, während ihrer Bekanntſchaft mit Werthern. Aus dem Engliſchen überſetzt. Mit einem

Kupfer: E. Henne del. et fec.) Zwey Theile. Berlin und Stettin, bey Fr. Nicolai. 1788. (S. 160.)

Lottens Geſtändniſſe in Briefen, an eine vertraute Freundin, vor und nach Werthers Tode, geſchrieben. Aus dem Engliſchen, nach der fünften amerikaniſchen Ausgabe. Mit Lottens höchſt ähnlichem Bildniſſe, nach einem Familien-Gemälde und einem Fac simile ihrer Handſchrift, aus einem Erinnerungsbuche. 12. Trier bei F. A. Gall, 1825. (S. 241.)

Ergänzungsblätter zur Jenaiſchen Allgem. Literatur-Zeitung. 1826. Num. 83. S. 578.

Kurze Notiz im: Literariſches Beiblatt. No. 8. zu dem Journal für Luxus, Kunſt, Literatur und Mode. Redigirt von Stephan Schütze. 1826.

Des Amtmanns Tochter von Lüde. Eine Wertherlade für Aeltern, Jünglinge und Mädchen. M. Kpfrn. Bremen, bey Friedr. Wilmans. 1797. (S. 272.)

Aemil und Julie oder die Unzertrennlichen. Ein Seitenſtück zu Werther's Leiden von K. Albrecht. Mit einem Titelkupfer: Carlo Dolci pinx. F. Ramberg sc. 96. Berlin, bei C. G. Schöne, 1800. (S. 217.)

Die Leiden des jungen Werther. Eine bekannt wahre Geſchichte. Hierinn ſämmtliche Arien, welche von Albert, Lotte und Werther während der traurigen Begebenheit gedichtet worden ſind. Berlin, bei Ernſt Littfas. 17.. (S. 52.)

Die Leiden Werthers. Eine wahre Geſchichte. Nebſt den zur Geſchichte gehörigen Liedern. Berlin, bei demſ., 18.. (S....)

Im Grunde dieſelbe Umarbeitung des Werther für das Volk, als die voranſtehende, nur mit einigen, der Zeit angemeſſenen Veränderungen.

Prarede, oder der franzöſiſche Werther. Ueberſetzt von Saul Aſcher. Berlin, bey Duncker und Humblot. 1809. (S. 301.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Leipzig, in der Dyck'ſchen Buchhdlg. 1809. Bd. 6. Stück 1. S. 182.

Die letzten Briefe des Jacopo Ortis. Nach dem Italiäniſchen herausgegeben von Heinrich Luden. Göttingen, bei Juſtus Friedr. Dankwerts, 1807. (S. 350.)

Dieſe wahrſcheinlich aus Begeiſterung über Werther's Leiden hervorgegangenen Briefe haben den Italiäner Hugo Foscolo zum Verfaſſer.

Letzte Briefe des Jacopo Ortis, nach der fünfzehnten, der erſten allein gleichförmigen und mit bibliographiſchen Zuſätzen vermehrten Ausgabe. Aus dem Italieniſchen. London (Zürich) 1817. (S. 383.)

Die bibliogr. Zuſätze enthalten auch eine Vergleichung zwiſchen Werther und Ortis, (S. 277—325.) welche im zweiten Theile dieſes Handbuches mitgetheilt werden wird.

Eine komiſche Oper ohne Titel in einem halben Aufzug; Frankfurt a. Main, 1775.

Eine Satire von Faber auf die Goethe'ſche Operette: Erwin und Elmire. Allgem. Deutſche Biblioth. Band 31. S. 205.

Stella, Numer Zwei. Oder Fortſetzung des Goethe'ſchen Schauſpiels: Stella, in fünf Akten. Frankf. und Leipzig, 1776. (S. 96.)

Allgem. deutſche Bibliothek. Band 31. Stück 2. S. 496.

Stella, ein Schauſpiel für Liebende, von J. W. Goethe. Sechſter Akt.

Fährt in der Seitenzahl der erſten Ausgabe fort. S. 117—148. Friedrich Nicolai lehnt die Autorſchaft ab: Neue Berlin. Monatsſchrift. 1799. (Junius S. 470.) Allgem. deutſche Bibliothek. Band 31. Stück 2. S. 496.

Die beiden Billets. Luſtſpiel in Einem Akt von Anton Wall. Nach Florian. Leipzig, in der Dykiſchen Buchhandlung. (S. 47.)

Anton Wall's wahrer Nahme iſt C. L. Heine.

Der Stammbaum. Erſte Fortſetzung der beyden Billets von Anton Wall. Leipzig, ebendaſ., 1791. (S. 56.)

S. Goethes Luſtſpiel: Der Bürgergeneral.

Taſchenbuch der alten und neuen Masken. 1793. (Auch mit dem Titel: Taſchenbuch für das Carnaval. Frankf. und Leipzig.) 16. (S. 118.)

Dieß Büchlein enthält Goethe's: Das Römiſche Carneval, nebſt 18 illuminirten Kupfertafeln, welche nach der Ausgabe in Quartformat angefertigt ſind. Voran ſteht ein 54 S. langer Aufſatz: „Ueber die Masken," wozu einige wenige ſchwarze Kupfer gehören.

Ueber die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten von Meiſters Lehrjahren; oder über das, wodurch dieſer Roman ein Werk von Goethens Hand iſt. Ein äſthetiſch-moraliſcher Verſuch von D. Jeniſch. Berlin, bei Joh. Georg Langhoff, 1797. (S. 224.)

Litterariſche Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Mit erläuternden Anmerkungen ad modum Min-Ellii et Ramleri. Weimar, Jena und Leipzig. (S. 184.)

Als Anhang iſt „Wielands Urtheil über Schillers Muſenalmanach 1797." mitgetheilt.

Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachel-Roſen, den Herren Goethe und Schiller verehrt, mit erläuternden Anmerkungen zum Verſtande der Xenien. 1797. (S. 70.)

Allgemeiner litterar. Anzeiger. Leipzig. 1797. Num. 56. S. 597 ff.

Aeakus. Oder Fragmente aus den Gerichtsakten der Hölle über die Xenien. Von Joh. Adolph Rebenſtock. Deutſchland, 1797. (S. 124.)

Allgemeiner litterar. Anzeiger. 1797. Num. 57. S. 604—607.

Anhang zu Friedrich Schillers Muſen-Almanach für das Jahr 1797. Von Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin. (S. 217.)

Allg. litter. Anzeiger, 1797. Num. 60. S. 635—640

Berlocken an den Schillerſchen Muſenalmanach auf das Jahr 1797. Jena und Weimar. (S. 87.)

Allg. litter. Anzeiger. 1797. Num. 56. S. 599—600.

Dornenſtücke. Nebſt einem memento mori für die Verfaſſer der Xenien. 12. Mannheim, 1797. (S. 101.)

Allg. litter. **Anzeiger.** 1797. Num. 57. S. 601—604.

Gegengeſchenke an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gäſten. (Leipzig) 1797. (S. 31.)

Joh. Caspar Friedr. **Manſo**, der als Rektor des Magdalenen-Gymnaſii in Breslau, im Junius des Jahres 1826 geſtorben, iſt Verf.

Allgemeiner litterariſcher **Anzeiger.** 1797. Num. 56. S. 594 ff. Oberteutſche allgem. Liter. Zeitung, 1797. Stück 155. S. 1253 ff.

Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, nebſt einigen andern Kleinigkeiten. Von dem Wandsbecker Bothen (**Matthias Claudius.**) Hamburg, 1797. (S. 24.)

Allg. litter. **Anzeiger.** 1797. Num. 58. S. 609—627.

Urians Nachricht, nebſt Antwort. Germanien, 1797. (S. ..)

Mükkenalmanach für das Jahr 1797. Peſt. (Auch unter dem Titel: Leben, Thaten, Meinungen, Schickſale und letztes Ende der Xenien im Jahr 1797.) (S. 163.)

Allg. litter. **Anzeiger.** 1797. Num. 59. S. 630—635.

Trogalien zur Verdauung der Xenien. Kochſtädt, 1797. (S. 62). Nebſt einem ſatyriſchen Titelkupfer.

Allg. litter. **Anzeiger.** 1797. Num. 59. S. 628—630.

Kraft und Schnelle des alten Peleus. Halberſtadt. 1797. (S. 29.)

Von Johann Wilhelm Ludewig **Gleim.**

Allgem. litterar. **Anzeiger.** 1797. Num. 59. S. 628.

An die **Xeniphoren.** Ein kleines Meßpräſent. 1797.

Die **Ochſiade**, oder freundſchaftliche Unterhaltungen der Herren **Schiller** und **Goethe**, mit einigen ihrer Herrn Kollegen. Von A. F. **Cranz.** (Altona) 1797.

Ein Paar Worte zur Ehrenrettung unſerer deutſchen Martiale. 1797. (S. ..)

Schillers, Goethes, Lichtenbergs, und der vorzüglichſten deutſchen Claſſiker zerſtreute Aufſätze. Geſammelt aus den neueſten Zeitſchriften. Hamburg, 1798. (S. 208.)

Dieſes mit einem trügeriſchen Titel verſehene Buch enthält durchaus nichts von Goethe's Hand.

Wilhelm von Humboldt's äſthetiſche Verſuche. Erſter Theil. Ueber Goethe's Herrmann und Dorothea. Braunſchweig, bei Friedr. Vieweg, 1799. (S. 358.)

Goethe's Herrmann und Dorothea, traveſtirt vom Verfaſſer der Gigantomachie. Berlin, 1801. (S. ..)

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Von ihr ſelbſt geſchrieben. Berlin, bei Joh. Friedr. Unger. 1806. (S. 384.)

Von dem zu Berlin lebenden Profeſſor Friedrich Buchholz. Neue Leipziger Lit. Zeitung. 1807. Band 1. Stück 37. S. 577—583.

Saat von Goethe geſäet, dem Tage der Garben zu reifen. Ein Handbuch für Aeſthetiker und junge Schauſpieler. Weimar und Leipzig, 1808. (S. 248.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Leipzig, 1807. Band 4. S. 397—398.

Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Eine deutſche Geſchichte aus neuerer Zeit. Erſter Theil. Berlin und Leipzig, 1808. (S. 406.)

Dieſe erſte Nachahmung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren rührt von mehreren rühmlichſt bekannten Schriftſtellern her.

Oswald und Luiſe, Gedicht in drey Geſängen, als Seitenſtück zu Goethes Herrmann und Dorothea und Voſſens Luiſe. Hamburg, bey G. Vollmer (1809.) (S. 215.)

Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Band 6. Stück 1. S. 180—182.

Des Epimenides Urtheil. Ein Feſtſpiel in einem Akt von K. Lewezow. Zur Feier des Sieges bei la belle Alliance und des Einzuges der Preußen in Paris. Berlin, 1815. (S. 46.)

Dieß Feſtſpiel bildet den Schluß zu dem Goethe'ſchen: des Epimenides Erwachen, welches der Verf. ſich zum Urbild und Muſter genommen zu haben bekennt.

Etwas, das Herr Adam Müller geſagt hat über Etwas, das Goethe geſagt hat, und noch Etwas, das Luther geſagt hat.

Zur Nachfeier des Reformations-Jubiläums vom Profeſſor Krug. Leipzig, im November 1817. (S. 36)

Derſelben kleinen Schrift: Zweite verbeſſerte und mit einer Rechtsdedukzion vermehrte Auflage. Leipzig, bei Wilh. Rein 1817. (S. 56.)

Hrn. A. Müller's Schrift: „Etwas, das Göthe geſagt hat, beleuchtet von Adam Müller, am 31ſten October 1817" konnte das Imprimatur nicht ertheilt werden. Sie kam demungeachtet Hrn. Prof. Krug zur Hand, deſſen „Etwas" nun iſolirt daſteht.

Zur Beurtheilung Goethe's. Von Schubarth. Breslau bei Joſef Max, 1818. (S. 140.)

Zur Beurtheilung Goethe's, mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunſt. Von Schubarth. Zweyte, vermehrte Auflage. Breslau bei Joſef Max, 1820. Zwei Bände. (B. I. S. 365. B. II. S. 522.)

Jahrbücher der Literatur. Wien, bey Carl Gerold. 1822. Bd. 18. S. 247 — 280.

Goethe, aus ſeinen Schriften. Von Clemens vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt am Main am 27. Auguſt 1819, zur Vorfeier von Goethe's 70. Geburtsfeſte. Frankfurt, 1819. (S. ..)

Ueber Goethe's Harzreiſe im Winter, als Probe einer Erklärung auserleſener deutſcher Gedichte. Einladungsſchrift von K. L. Kannegießer, Dr. der Philoſophie und Rektor des Gymnaſiums. Prenzlau, 1820. (S. 20.)

Ueber Kunſt und Alterthum. Von Goethe. Stuttg. 1822. 3ten Bandes 2tes Heft. S. 43.

Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt von J. St. Zauper, Profeſſor am Pilſner Gymnaſium. Wien, bei Geiſtinger. 1821. (S. 134.)

Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutſchen Poetik aus Goethe. Von J. St. Zauper. Wien. ebendaſ., 1822. (S. 127.)

Herrmann und Dorothea. (Nach Goethe.) Leipzig, 1822. (S. 160.)

Das Gedicht erſcheint hier in der Geſtalt eines Romans.

Goethe's Herrmann und Dorothea. Aus den Verſen in Proſa umgebildet von Carl Theodor Kerſten. Mit zehn Holzſchnitten. London und Leipzig, 1823. (S. 169.)

Fragment aus Platons und Goethe's Pädagogik von D. A. B. Kayßler, Profeſſor der Philoſophie und Director des paedagogiſchen Seminars und Friedrichs-Gymnaſiums. Einladungs-Schrift zu der Prüfung der Schüler des Königl. Friedrichs-Gymnaſiums. Breslau, 1821. (S. 40.)

Goethe's Denkmal, allen Subſcribenten zu demſelben, wie allen Verehrern des Dichters und der Kunſt gewidmet und mit einem am Schluß beigefügten Plane zu einem ächtkünſtleriſchen National-Denkmale begleitet von C. W. L. Fiſcher. Leipzig, bei Chr. Ernſt Kollmann. 1821. (S. 65.)

Der Hr. Verfaſſer iſt Juſtiz-Commiſſär zu Rheidt bei Crefeld und ein Schwager von Fr. Puſtkuchen.

Wilhelm Meiſters Wanderjahre. Quedlinburg und Leipzig, bei Gottfr. Baſſe. 1821. Drei Theile. (Th. I. S. 272. Th. II. S. 256. Th. III. S. 260.) Neue verbeſſerte Auflage: 1823.

Von dem Hrn. Prediger Dr. Friedrich Puſtkuchen zu Lieme bei Lemgo. Jen. Allgem. Lit. Zeitung. 1823. Ergänzungsbl. Num. 54 ff. Wiener Jahrbücher der Litteratur. 1823. Band 23. S. 1 — 67. (von F. E. Benecke.)

Wilhelm Meiſters Tagebuch. Vom Verfaſſer der Wanderjahre. (Als erſte Beilage zu denſelben.) Ebendaſ., 1822. (S. 198.)

Gedanken einer frommen Gräfin. Vom Verfaſſer der Wanderjahre. (Als zweite Beilage zu denſelben.) Ebendaſ., 1822. (S. 238.)

Wilhelm Meiſters Meiſterjahre. Ebendaſ., 1824. Zwei Theile. (Th. I. S. 234. Th. II. S. 251.)

Goethe und Puſtkuchen: oder über die beiden Wanderjahre Wilhelm Meiſter's und ihre Verfaſſer. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Poeſie und Poetik; herausgegeben vom Profeſſor Schütz in Halle. Halle, bei Eduard Anton, 1823. (S. 460.)

Schreiben einer Dame über die neueſte Schrift des Herrn Profeſſor Schütz in Halle: Goethe und Puſtkuchen. (von Fräulein Thereſe von Jacob.) Liter., Converſ.-Blatt. 1823. Num. 26.

Brief an einen Freund über die falſchen Wanderjahre Wilhelm Meiſters und ihre Beilagen von Karl Immermann. Münſter, 1823. (S. 38.)

Ein ganz friſch ſchön Trauerſpiel von Pater Brey, dem falſchen Propheten in der zweiten Potenz. Ans Licht gezogen durch Karl Immermann. Gedruckt in dieſem Jahr. Münſter. (S. 20.)

Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. Erſte Sammlung. Berlin, bei Ferd. Dümmler, 1823. (S. 396.)

Hamburg. Correſpondent. 1823. Num. 138. (von Friedrich Auguſt Wolf.)

Ueber Kunſt und Alterthum. Von Goethe. 4ten Bandes 3tes Heft. Stuttg. 1824. S. 157—158.

Palaeophron und Neoterpe. Herausgeg. von K. E. Schubarth. 2tes Stück. 1ſtes Heft. Berlin, 1824. S. 186 — 187.

Gedichte zu Goethe's Geburtsfeſte. Weimar, den 28. Auguſt 1823, 24, 25, 26. von St. Schütze, Riemer, Friedrich von Müller, Haſe, Schmidt, Eckermann, Weichardt, Peucer.

Fortſetzung des Fauſt von Goethe. Der Tragödie zweiter Theil von C. C. L. Schöne. 12. Berlin, in der Maurerſchen Buchhandlung, 1823. (S. 379.)

Ueber Göthe's Fauſt und deſſen Fortſetzung. Nebſt einem Anhange von dem ewigen Juden. Leipzig, bei C. H. F. Hartmann, 1824. (S. 324.)

Der Oberlandesgerichts-Rath Göſchel in Naumburg, iſt Verf.

Aeſthetiſche Vorleſungen über Goethe's Fauſt, als Beitrag zur Anerkennung wiſſenſchaftlicher Kunſtbeurtheilung herausgegeben von Dr. H. F. W. Hinrichs, Prof. der Philoſophie. Halle, im Verlag der Wittwe Bathe, 1825. (S. 240.)

Goethe als Menſch und Schriftſteller. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Friedrich Glover, Königlich-engliſchen Obriſtlieutenant und Generalintendant der brittiſchen Marine in den weſtindiſchen Gewäſſern, mehrerer Orden Ritter, Doktor der Philoſophie u. ſ. w. Halberſtadt, in der Vogler'ſchen Buchhandlung, 1824. (S. 195.)

Beyträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe, von J. P. Eckermann. Stuttgard, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1824, (S. 305.)

Palaeophron und Neoterpe. Herausgeg. von K. E. Schubarth. 2tes Stück. 1ſtes Heft. Berlin, 1824. S. 188.

Aus der Mittwochs-Geſellſchaft in Berlin zum Goethe-Feſte den 28ſten Auguſt 1825. Zur Erinnerung als Manuſcript für die Mitglieder und Gäſte abgedruckt. Mit Starckeſchen Schriften. (S. 16.)

Das Goethe-Feſt in Berlin. Gefeiert von der Mittwochs-Geſellſchaft am 28. Auguſt 1826. Berlin, bei A. W. Hayn. (S. 38.)

Goethe's Philoſophie. Eine vollſtändige, ſyſtematiſch geordnete Zuſammenſtellung ſeiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundſchaft, Erziehung, Religion, Moral, Politik, Literatur, Kunſt und Natur, aus ſeinen ſämmtlichen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Werken. Herausgegeben und mit einer Charakteriſtik ſeines philoſophiſchen Geiſtes begleitet, von Friedrich Karl Julius Schütz, Dr. und Prof. der Philoſophie. 12. Hamburg, bei Friedr. Herrm. Neſtler. 1825—1826. Sechs Bände. (B. I. S. 238. B. II. S. 269. B. III. S. 360. B. IV. S. 320. B. V. S. 372. B. VI. S. 377.)

Goethes goldner Jubeltag. Siebenter November 1825. Mit des Gefeierten Bildniß, ſeinen Schriftzügen, und einer Abbildung des Feſtſaales. Weimar, bei Wilh. Hoffmann. 1826. (S. 156.)

zen, wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles, und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt, der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen, und gottgleich ſprechen kann, es iſt gut!

* * *

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandnen Worte gothiſch verkleinert. Da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können: das iſt deutſche Baukunſt, unſre Baukunſt, da der Italiäner ſich keiner eignen rühmen darf, vielweniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehen willſt, ſo erweis uns, daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben, wo ſich einige Schwürigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthuſt, ein Homer ſey ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen

ſen

Von dem Großherzogl. Weimar'ſchen Kanzler Hrn. von Müller verfaßt.

Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode. Weimar, 1826. Fünftes literariſches Beiblatt. S. 33—34.

Goethes Ehrentag. Ein Feſtſpiel zum 28. Auguſt 1826. Von Dr. F. Wagener, Regiſſeur des Großherzogl. Hoftheaters zu Weimar. (Vorgetragen und ausgeführt in der, zu Ehren dieſes Tages in Weimar beſtehenden Geſellſchaft.) 12. Weimar, bei With. Hoffmann. (S. 14.)

Zwei Balladen von Goethe, verglichen mit den griechiſchen Quellen, woraus ſie geſchöpft ſind. Eine in der Königl. Deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg gehaltene Vorleſung vom Director Struve. Königsberg, bei Bornträger, und Leipzig, bei Heinr. Eduard Gräfe. 1826. (S. 56.)

Schillers und Goethes Leben, nebſt kritiſcher Würdigung ihrer Schriften. Supplement zu deren ſämmtlichen Werken von Viana. Dinkelsbühl, bei Friedr. Walthr. (1826.) (B. I. S. 264. B. II. S. 232.)

Der zweite Band enthält: Goethes Leben und Schriften.

Goethe in lateiniſcher Sprache.

Hermann und Dorothea von Goethe. Ins Lateiniſche überſetzt von M. Benjamin Gottlob Fiſcher, Profeſſor am K. Seminar zu Schönthal. 12. Stuttgart, in der J. B. Metzlerſchen Buchhandlung. 1822. (Auch unter dem Titel: Arminius et Theodora auctore Goethe.)

Hermann und Dorothea von Goethe. Ins Lateiniſche überſetzt von Joſeph, Grafen von Berlichingen. Jagſthauſen, 1825.

Goethei elegiae XXIII, et Schilleri campana, latine, servata archetypi forma, redditae a T. D. Fuss. Adhaerent epigrammata nonnulla, nec non odae tres, et de Goethe elegiis, deque Lydo ademto ad amicum epistola. Leodii, 1824. (S. 62.)

Goethe in griechiſcher Sprache.

Χενια πολυγλωττα. περι ὧν, ἐπιτρεπουσης της ὑπατης των φιλοσοφων εν Γοττινγαι βουλης, προς το ἐξειναι αὐτοι δημοσιως διδασκειν, ἑλληνιστι ἠτοι ῥωμαιστι διαλεξεται Βιλιελμος Μυννιχ, της φιλοσοφιας και των αγαθων τεχνων διδασκαλος. Ἐν τῃ βιβλιοθηκῃ ουανδενοικιω-ῥουπρεχτιῃ. 4. Εν Γοττινγαι, 1815. (S. 12.)

Dieſe Schrift enthält nächſt einer Einleitung an Goethe in griechiſcher Sprache, Goethe's Gedicht: das Heidenröslein, in zehn Sprachen übertragen.

Ιφιγενεια ἡ ἐν Ταυροις. Τραγῳδια εἰς πεντε πραξεις. Μεταφρασθεισα ἐκ του Γερμανικου ὑπο Ἰωαννου Παπαδοπουλου. Ἐν Ἰενῃ, 1818.

Dieſe Ueberſetzung iſt in Proſa abgefaßt; voran ſteht die Dedication an Goethe und ein Vorwort an die Griechen. Der Verfaſſer ſtudirte damals die Humaniora auf der Univerſität in Jena. Bald nachher iſt er auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande in Italien geſtorben.

Metriſche Griechiſche Ueberſetzung des erſten Geſanges von Goethes Hermann und Dorothea, mit beigefügtem Original und lateiniſcher Ueberſetzung von Fiſcher. Einladungsſchrift von Dr. Heinr. Arnold Wilh. Winkler, Lehrer am academ. Pädagogio. 4. Gieſſen, 1823. (S. 31.)

Μεταφρασεις. Sammlung von Ueberſetzungen ins Griechiſche; herausgegeben von Dr. Franz Göller, Profeſſor (am Jeſuiten-Gymnaſium) in Köln. Köln am Rhein, 1825. (S. 65.)

Der Herausgeber liefert von Goethe'ſchen Poeſien folgende: An die Nymphen. An die Nachtigall; überſetzt von Fr. Jacobs. Alexis und Dora; überſetzt von dem Herausgeber.

Urtheile über Goethe.

Ungenannt.

Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***
(aus dem Franzöſiſchen) 1773. 8. 26 Seiten.

Aus dem Franzöſiſchen! — Das wäre ewig ſchade, wenn dieſer Brief nicht aus einer deutſchen Feder gefloſſen wäre. Aber, warum tritt der liebenswürdige Herr Paſtor hinter den drey Sternchen nicht hervor? Was hindert ihn, der ſich gewiß den Beyfall aller Friedliebenden verſprechen kann, ſich öffentlich zu nennen? Sollte er die Geißel der Verfolgung ſcheuen? Nein, das kann er nicht. Ein Mann, ein Prediger, der ſo denkt, ſo lehrt, ſo lebt, wie ihn dieſer Brief ſchildert, ein ſolcher Mann hat Gott vor ſich; wer könnte, wer wollte wider ihn ſeyn? Es war uns lieb zu ſehen, daß dem Herrn Paſtor etwas Menſchliches mit entwiſcht iſt, ſonſt würden wir ihn für einen Engel gehalten haben. Unſre Leſer ſollen ihn erſt loben, und dann auch tadlen. Wir wollen ihn auszugsweiſe ſelbſt reden laſſen, wiewohl es ſchwer hält, ſo vollhaltige Blätter noch enger zuſammen zu drängen. Der ehrwürdige Mann, der ſeiner Beſchreibung nach, ſchon im Lehramte auf dem Lande grau geworden, hatte das Unglück, einen Collegen in der Nachbarſchaft zu haben, der ein Controverſiſt war, und niemand dulden konnte, der nicht dachte wie er. Der Tod nahm ihn endlich weg. An ſeine Stelle kommt ein friedfertiger junger Mann. Der liebe Alte, darüber höchſterfreut, ſchreibt ihm vorliegenden Brief, klagt ihm froh ſeine überſtandene Noth, ſucht ihn in den friedfertigen Geſinnungen durch ſein Beyſpiel zu befeſtigen, und redet deßwegen von den ſeinigen ſo plan und ungekünſtelt, daß man glaubt, man ſehe ihm ſo mitten ins Herz. Er ſiehet es freylich nicht als einen Vortheil für die Heerde an, wenn der Schäfer ſelbſt ein Schaaf iſt. Aber deßwegen braucht er kein Freund von Controverſen zu ſeyn. Er findet keinen Troſt für die Chriſten darinn, wenn alle Heiden ewig gebraten würden, und eilt deswegen über die Verdammung der Heiden weg, wie über ein glühendes Eiſen. Gott und Liebe hält er aus Erfahrung für Synonymen. Zwiſchen Tolerant- und Indifferent-ſeyn, iſt nach ſeinem Gefühle ein weiter Abſtand. „So wenig „die ewige Quelle der Wahrheit indifferent ſeyn kann, ſo tolerant „iſt ſie auch; ſo wenig kann ein Herz, daß ſich ſeiner Seeligkeit „verſichern will, von der Gleichgültigkeit Profeßion machen. Die „Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte Zeitlebens „auf dem Meere von Stürmen getrieben werden? Unſre Seele iſt „einfach und zur Ruhe geboren: ſo lang ſie zwiſchen Gegenſtänden getheilt iſt, ſo fühlt ſie was, das jeder am beſten weiß, wer zweifelt.“

„Alſo, lieber Bruder“, fährt der ehrwürdige Alte fort, „danke „ich Gott für nichts mehr, als die Gewißheit meines Glaubens; „denn, darauf ſterb' ich, daß ich kein Glück beſitze, und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes „mitgetheilt wird, die ſich in das Elend der Welt miſchte, und „auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und ſo lieb' ich Jeſum Chriſtum, und ſo glaub' ich „an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube. Es war eine „Zeit, da ich Saulus war. Gottlob! daß ich Paulus geworden „bin. Gewiß, ich war ſehr erwiſcht, da ich nicht mehr läugnen „konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick iſt „entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich „vorbehalten, ihn zu beſtimmen. So wenig bin ich indifferent. „Darf ich deßwegen nicht tolerant ſeyn? Um wie viel Millionen „Meilen verrechnet ſich der Aſtronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen beſtimmen wollte, der würde ſich noch mehr verrechnen. Weiß „ich, wie mancherley ſeine Wege ſind? So viel weiß ich, daß ich „auf **meinem** Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, „daß er andern auch auf dem ihrigen hinein helfen wird.“ Wir überſchlagen viele Seiten, um nicht ganz abzuſchreiben Mit den Philoſophen iſt er bald fertig. Er empfiehlt ſie dem Mitleiden Gottes. Man hält, ſagt er, einen Aal am Schwanz feſter, als einen Lacher mit Gründen. Ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweiſen kann, der ſie nicht fühlt, weiß er nicht; aber er hält es für unnöthig. Wer die Süßigkeit des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was herrliches niemanden aufdringen. Verflucht ſey der, der einen Dienſt Abgötterey nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt. Luther hat die Schwärmerey zu Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zu Verſtand. Die Trennung war unvermeidlich; und daß ſie politiſch geworden, lag in den Umſtänden. Wie könnte ich böſe ſeyn, daß ein andrer nicht empfinden kann, wie ich. Von der Gnadenwahl verſtehn wir ja alle nichts, und ſo iſts mit tauſend Dingen.

„Ach es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre
„uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu
„erniedrigen weiß. Und welche Lehre iſts, die auf Demuth baut,
„als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedächten, und
„recht im Herzen fühlten, was das ſey, Religion, und jeden auch
„fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe un-
„ter alle Sekten und Parteyen träten, wie würde es uns freuen,
„den göttlichen Saamen auf ſo vielerley Weiſe Frucht bringen zu
„ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob! daß das Reich
„Gottes auch zu finden iſt, wo ichs nicht ſuchte."

„Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, die-
„ſes Reich auszubreiten. Er wußte, daß damit nichts ausgerichtet
„wäre. Er wollte anklopfen an der Thüre, und ſie nicht einſchmeißen."

„Ich habe in meinem Amte Jeſum ſo laut gepredigt, daß ſich
„die Widerchriſten geſchieden haben, und weiter brauchts keine
„Scheidung. Wer Jeſum einen Herrn heißt, der ſey uns will-
„kommen. Können die andre auf ihre eigne Hand leben und ſter-
„ben, wohl bekomm es ihnen! Laßt uns Friede halten, lieber
„Herr Amtsbruder. Ich weiß nicht, wie ein Paſtor ſich unterſte-
„hen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo
„nur Liebe erſchallen ſollte." Bis S. 24 haben wir die herzliche
Sprache des lieben unterrichtenden Paſtors verſchlungen. Er ſey
für dieſe Nahrung geſegnet! Warum aber der gute Herr Paſtor
an Salomons Diſcurſen keinen Geſchmack hat finden können, wiſſen wir nicht. Trocken konnte er ſie für ſeinen Gaum halten.

aber ſind ſie es deßwegen für andere? und kann ſein Herz nicht noch in die Lage kommen, worinn er den Werth der Lehre des weiſen Königes zu genießen bekommt? Was der ehrwürdige Mann gegen die Liederverbeſſerungen erinnert, hat noch weniger Grund. Die alten Lieder, die gut ſind, und die man billig beybehalten ſollte, ſind ſo wenig ohne Mühe gemacht worden, als die neuen, oder die Verbeſſerungen der alten, die die Verfeinerung des Geſchmacks in der Sprache und Poeſie doch einmal nothwendig gemacht haben.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Ein Schauſpiel. 1773. 8.

Wir zeigen unſern Leſern jetzo ein Drama an, bei dem unſere kritiſchen Linné's ſtaunen, und ungewiß ſeyn werden, in welche Klaſſe ſie es ſetzen ſollen: ein Stück, worin alle drey Einheiten auf das grauſamſte gemißhandelt werden, das weder Luſt- noch Trauerſpiel iſt: und doch das ſchönſte intereſſanteſte Monſtrum, gegen welches wir hundert von unſern komiſch-weinerlichen Schauſpielen austauſchen möchten. —

Wir wiſſen nicht, ob der Verfaſſer das Glück oder Unglück haben wird, mehr ſolche ſchwache Leſer anzutreffen, als wir aufrichtig geſtehen, daß wir geweſen ſind. Wir hatten dies Schauſpiel, wie der Verfaſſer es nennt. ſchon mehrmalen geleſen, und glaubten, daß wir durch dieſe ſo kurz hinter einander wiederholte Lektür unſere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgeſtimmt hätten, der nöthig iſt, um allen den angenehmen ſowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lektür nachzuſpüren, und ruhig über unſere Vergnügungen raiſonniren zu können. Aber dieſe erſten Verſuche waren noch immer vergeblich: ehe wir es uns verſahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung. und alle Regeln, ſelbſt der Vorſatz zu kritiſiren, verſchwanden wie Schattenbilder, vor dieſer kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrhaftig denjenigen würden wir ſehr bedauern, der Muße genug gehabt hätte, während der erſten Durchleſung dieſes intereſſanten Stücks zu bemerken, daß der Verfaſſer faſt auf allen Seiten gegen die Vorſchriften der Kritik geſündiget: uns war dies das ſicherſte Kriterium des Genies, daß der unbekannte Verfaſſer uns in einer ſo fortdauernden Täuſchung, und in einem ſo ununterbrochenen Genuſſe erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. — — Wir würden Feinde unſers eigenen Vergnügens ſeyn, wann wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunſt ſo ſehr erweitern, und ſo viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Abſicht hat, gleich im Anfange abſchrecken wollten. — —

— Aber alle dieſe kleine Mängel werden durch den unvergleichlichen nirgends ermatteten Dialog, durch das große Talent, rührende Situationen zu erfinden, und wie Shakeſpear durch die kleinſten unbeträchtlichſten Umſtände den Leſer in gewaltſame, hinreißende Empfindungen zu verſetzen, endlich durch die meiſterhafte, den Perſonen und Situationen ſtets angemeſſene Sprache, und den allenthalben herrſchenden, niemahls prahlenden philoſophiſchen Geiſt unmerklich gemacht. — Selten unterwirft ſich der Verfaſſer dem Zwange der klügelnden Kritik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens deſto getreuer. — Allenthalben ein ſo warmer, innigſt beſchäftigender Dialog, der, faſt möchten wir es ſagen, Erzählung ſelbſt in Aktion verwandelt! — Gewiß ſo ſehr als Shakeſpear, hat der Verfaſſer die Sprache ſeines Dialogs nach den herrſchenden Empfindungen einer jeden handelnden Perſon zu ſtimmen, und noch mehr als der Engländer ſich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Deklamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama iſt ein Beweis dieſes ſo ſeltenen Talents: nirgends aber hat der Verfaſſer es in einem größern Lichte gezeigt, als in der Scene, wo Maria den ſterbenden Weislingen beſucht. —

Von Shakeſpear's hohem Genius geleitet, findet der Verfaſſer in den gleichgültigſten Handlungen reichen dramatiſchen Stoff und ſchafft ſie mit bildender Hand in die hinreißendſten Auftritte um. Man leſe die Scene S. 134. und beſonders die darauf folgende, wo Götz bei einem Heldenmahle mit dem fröhlichſten und lebhafteſten Muthe, weder durch das ausgeſtandene Ungemach, noch durch die traurigen Ausſichten geſchwächter Empfindungen der Freiheit, ſeinen letzten Wein eintröpfelt. Nie iſt eine ſo rührende Geſundheit ausgebracht worden: und der müßte in der That verſtockte Drüſen haben, der nicht erſt ſeine Augen auszutrocknen nöthig hätte, bevor er weiter leſen könnte.

— Neue aus dem Innerſten der menſchlichen Seele hergeholte, und nachläſſig hingeworfene Beobachtungen wird man ſehr häufig finden. — Selbſt die dem Verfaſſer eigenthümliche Laune iſt mit tief eindringender Philoſophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bachanaliſches Lachen. —

Der teutſche Merkur. 1773. Bd. III. S. 267—287.

Chriſtoph Martin Wieland.

Ueber das Schauſpiel Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand.

— Ferne ſey es von mir, daß ich den Verfaſſer des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben ſoll, Perſonal-Satyren auf den Erſten den Beſten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch dieſe kleine Apologie beſtechen wollte, meiner zu ſchonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen ſollte, in einem Anſtoß von Laune ſich luſtig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden ſeine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart iſt, ſo wünſchte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien ſind wie junge muthige Füllen; das ſtrotzt von Leben und Kraft, tummelt ſich wie unſinnig herum, ſchnaubt und wiehert, wälzt ſich und bäumt ſich, ſchnappt und beißt, ſpringt an den Leuten hinauf, ſchlägt vorn und hinten aus, und will ſich weder fangen noch reiten laſſen. Deſto beſſer! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus, die Ohren ſinken ließe, und die Lenden ſchleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus — Da iſt kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben laſſen; und wer etwa von ungefähr — denn ſie meinen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, ſen wie dir gerne die Geſchichte kleiner gelungner und mißlungner Verſuche, und treten anbetend vor das Werk des Meiſters, der zuerſt die zerſtreuten Elemente, in Ein lebendiges Ganze zuſammen ſchuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunſt, komm, genieſſe und ſchaue. Hüte dich, den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbey, daß du ſchaueſt ſein trefliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, geſell ich mich, der du bewegt da ſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des groſſen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheiteley, dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht

zulezt

betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der gelehrten Republik, und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nämlichen wilden Jünglingen, ſofern ſie glücklich genug ſeyn ſollten in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und andern ſchon mißlungen iſt und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

— Genie, Wiſſenſchaft, gutes Herz! dies iſt juſt als ob jemand Feuer im Buſen trüge, das kann nicht lange verborgen bleiben! Und ſo wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch ſehr gute Freunde werden müſſen. Aber zu unſerm Götz von Berlichingen!

Immerhin ſey dies Schauſpiel — das man nicht aufführen kann — bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauſpieler dazu herzaubert — immerhin ſei es ein ſchönes Ungeheuer. Möchten wir viele ſolche Ungeheuer haben! Der Fortſchritt zu wahren Meiſterſtücken würde dann ſehr leicht ſeyn. Wer hat es geleſen, ohne zu fühlen, (wenn er auch nicht ſagen konnte, wie und warum) daß ihm nicht leicht eine andre Lektüre (immer nehme ich Emilie Galotti aus) mit ſolcher Gewalt ergriffen, ſo ſtark intereſſirt, ſo mächtig erſchüttert, ſo durchaus vom erſten Zug bis zum letzten in die Begeiſterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anſchaun der lebendigen Gemählde, die er, ut Magus, vor unſern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder ſollte der Genie, der dies gethan hat, nicht auf unſerer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauſpiele zu ſchreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er ſein Drama gerade in fünf Akte getheilt habe? — Wenigſtens nicht dem Ariſtoteles zu gefallen. Er hätte, nach ſeiner Weiſe, vier, ſechs, ſieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, ſiebenmal ſieben Akte machen können. Die chineſiſchen Schauſpieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, ſagt man uns. Warum ſollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen beſtimmt iſt, nicht acht Tage leſen können? Wollte Gott, Götzens Verfaſſer gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragikomiſchen Farce, die im Geiſte ſeines Götzens geſchrieben wäre: möchte ſie doch dreihundert und fünf und ſechzig Akte haben!

Die Recenſion meint: die Karaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen; und auch hierin, glaube ich, hat ſie unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu ſagen, welches nirgends weniger als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und das Glück gewiß nichts, gethan haben — ſo däucht mich, der größte Meiſter in weiblichen Karaktergemählden, Shakeſpear ſelbſt, ſei nirgends größer in dieſer Art von Mahlerei als unſer Dichter in ſeinen Gemählden von Maria, Eliſabeth und Adelheid. — Mir hat in dem ganzen Stücke nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefſten Empfindung aus den Augen gepreßt — und dieſe iſt, in der Scene zu Jarthauſen, wo Götz, da es nun mit ihm bis auf's Aeußerſte gekommen iſt, ſeine Schweſter und ſeinen Freund Sickingen nöthigt ſich zu entfernen. Die ganze Scene iſt ein Meiſterſtück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünſtelte, im höchſten Grade rührende Natur! Maria und Sickingen haben ſich nun endlich aus Götzens und Eliſabeths Armen geriſſen. Ich trieb ſie, ſagt Götz, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bei mir. „Bis in den Tod,“ antwortet Eliſabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es geſagt wird, iſt unendlichmal mehr als alle die ſchönen Tiraden, die der beſte franzöſiſche Poet ſie hätte herdeklamiren laſſen. Es ſtellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig iſt; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod“ ſo ſchön und groß als alle Alceſten, Pantheen, Portien, und Arrien der Fabel und der Geſchichte in meinen Augen wird. — —

Der teutſche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 321. ff.

Chriſtoph Martin Wieland.

Die Leiden des jungen Werthers, zwey Theile 1774.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie ſonſt die Romanhelden zu Waſſer und zu Lande tauſend Fährlichkeiten auszuſtehen hatten, ſondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello ſtudiert hat. Greſſet iſt, ſo viel ich weiß, der einzige dramatiſche Schriftſteller, welcher den Selbſtmord nicht zur Pointe, ſondern zum Thema eines Stücks gemacht hat. Hier iſt es aber nicht um kalte moraliſche Discuſſionen, ſondern darum zu thun, die Wahrſcheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und ſonſt ſchätzbarer Mann bis zu einem ſolchem Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine raſche That ſcheinen, ſo wie man bey aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emilia Galotti durch ihren Vater doch unwahrſcheinlich genannt hat. Hier aber in einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter deſſelben nach allen ſeinen kleinen Beſtimmungen ſo durchſchauen, daß wir ihn ſelbſt an den Rand des Abgrundes begleiten. Und der Dichter hat ihn wie Pygmalions Bildſäule ſo beſeelt, daß wir ihn vor Augen zu ſehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbſtmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, ſondern nur zum Gegenſtande des Mitleids zu machen, in ſeinem Beyſpiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantaſie oft ſehr verderbliche Gaben ſind, heißt keine Apologie des Selbſtmords ſchreiben. Dennoch iſt dieſer gewöhnliche Fehlſchluß auch bei dieſem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfaſſer ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troſte empfiehlt, die aus Geſchick oder eigner Schuld keinen beſſern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schickſale iſt eine der allgemeinen Leidenſchaften, und daher ſympathiſirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anſtecken müſſen. Außer der Kunſt des Verfaſſers, die Nüancen aller Leidenſchaften zu treffen, verdient die populäre Philoſophie Lob, womit er ſein ganzes Werk durchgewürzt hat. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn, und hundert ſolche Maximen, die aus Werthers nicht miſanthropiſchem ſondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die ſtrotzenden Predigten unſrer täglichen Romane.

Der teutſche Merkur. Weimar, bey Carl Ludolf Hoffmann. 1774. Bd. 8. Stck. 3. S. 241 ff.

Chriſtoph Martin Wieland.

Götter, Helden und Wieland. Eine Farce. Auf Subſcription gedruckt. Leipzig 1774. 8.

Der Herr D. Goethe, Verfaſſer dieſes Werkleins, nachdem er uns in ſeinem Götz von Berlichingen gezeigt hat, daß er Shakeſpear ſeyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieſer heroiſch-farcicaliſchen Pasquinade gewieſen, daß er, wenn er wollte, auch Ariſtophanes ſeyn könne. Denn ſo wie es ihm in dieſem kritiſchen Wrerekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceſte ſein Spiel zu treiben, ſo trieb es Ariſtophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier, mit der ihm eignen Laune, dem Verfaſſer des Singſpiels Alceſte auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein Meiſterſtück von Persiflage und ſophiſtiſchem Witze, der ſich aus allen möglichen Standpunkten ſorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenſtand ſchief vorkommen muß, und ſich dann recht herzlich luſtig darüber macht, daß das Ding ſo ſchief iſt!

Der teutſche Merkur. 1774. Bd. VI. S. 351.

— Ich verlange nicht zu läugnen, was Herr von Ayrenhof zu glauben ſcheint und häufig zu verſtehen giebt, daß Götz von Berlichingen wenigſtens eben ſo viel unſchuldigen Anlaß zu dem Unfug, welchen Leute von ſehr verſchiedener Art ſeit zehn Jahren auf unſern Schaubühnen angerichtet, gegeben hat, als Shakeſpear ſelbſt. Aber ich läugne ſchlechterdings, daß der Verfaſſer Götzens die Abſicht dabei gehabt habe, ein gangbares Stück für unſre meiſtens herumziehende Schauſpielertruppen zu verfertigen. — Vermuthlich fühlte er ſich damals ſtark verſucht, dem Ruf ſeines Genius, der ihn in die dramatiſche Laufbahn zog, nachzugehen. Er wollte vielleicht durch dieſen erſten Verſuch bloß ſeine Sendung vor den Augen der Nation legitimiren; und er zeigte uns, was der in der Folge leiſten könnte, der ſo anfing. Das Publikum erſtaunte über das Wunderding, wurde anfangs von der Menge und Mannigfaltigkeit ſo ganz ungewohnter Schönheiten geblendet, aber bald durch die Wahrheit der Natur und den lebendigen Geiſt, der in ſo vielen, ſo ungleichartigen Perſonen von allen Ständen, vom Kaiſer Max bis zum Reitersjungen, und vom Reitersjungen bis zum Zigeunerbuben herab, athmet, hingeriſſen und überwältiget. In der erſten Entzückung war nur Eine Stimme. Die kleine Anzahl der Kenner von geſundem Gefühl und unbefangenem Kopf, die an keine künſtlichen und abgeredeten Formen ſo gewöhnt waren, daß der Mangel derſelben ſie gegen die kleinſte Schönheit eines Werkes, das die Natur ſo ſichtbarlich mit dem Stempel des Genies bezeichnet hatte, unempfindlich hätte machen können: dieſe Wenigen ſahen mit herzlicher Freude, vielleicht auch mit Eiferſucht, Shakeſpears Genius in einem jungen Deutſchen wieder aufleben; und verſprachen unſrer Litteratur und Schaubühne die herrlichſten Früchte von der völligen Reife eines Geiſtes, deſſen erſtes Produkt ſchon ſo viel männliche Stärke, ſo viel überlegenden Verſtand, eine ſo kräftige und doch ſchon ſo gebändigte Einbildungskraft, ein ſo richtiges Gefühl deſſen, was im Menſchen natürlich und was konventionell iſt, einen ſo fein unterſcheidenden Sinn für das, was Jahrhunderte, Zeitepochen, Stände, Geſchlechter, und einzelne Perſonen karakteriſirt, zu Tage legte. Das Schickſal ſcheint in Rückſicht auf die Bühne dieſen Hoffnungen nicht günſtig geweſen zu ſeyn. Aber wer die Iphigenia in Tauris, eine noch ungedruckte Tragödie in Jamben, von eben dieſem Verfaſſer, eben ſo ganz im Geiſte des Sophokles als ſein Götz im Geiſte Shakeſpears geſchrieben, und (wenn ja in Regelmäßigkeit ein ſo großer Werth liegt) regelmäßer als irgendein franzöſiſches Trauerſpiel, — wer (ſage ich) dieſe Iphigenia geleſen, oder gehört hat: wird keinem warmen Freunde unſrer Litteratur verdenken, wenn ihm, auch in Abſicht dieſes Falles, einige demüthige Zweifel gegen Meiſter Pangloſſens Lieblingsſatz aufſtoßen. Welcher andre, als ein Dichter, der, je nachdem ihn ſein Genius trieb, mit gleich glücklichem Erfolge, mit Shakeſpearn oder Sophokles um den Preis ringen konnte, würde geſchickter geweſen ſeyn den Gebrechen unſrer Schaubühne abzuhelfen, den Ausſchweifungen der Nachahmer Einhalt zu thun, und durch Verbindung der Natur, welche die Seele von Shakeſpears Werken iſt, mit der ſchönen Einfalt der Griechen, und mit der Kunſt und dem Geſchmacke, worauf die Franzoſen ſich ſo viel zu gute thun, unſerer dramatiſchen Muſe einen eigenthümlichen Karakter und einen Vorzug zu verſchaffen, den ihr keine andre Nation ſo leicht hätte ſtreitig machen können!

Briefe an einen jungen Dichter. 1784.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, ein Schauſpiel. S. 206. 8. koſtet im gelehrten Zeitungscomptoir 36 Kr.

Der Titel: Schauſpiel, ſchreckte uns Anfangs, weil er uns eine von den langweiligen Zwittergeburten zu verſprechen ſchien. Gleich auf den erſten Seiten ſahen wir, daß es darinnen ziemlich bunt hergehen werde, aber wir vergaſſen unſern Ariſtoteles und weideten uns trefflich. Die Menge froſtiger Trauerſpiele, die wir nach dem gewöhnlichen Leiſten haben, hat ſeit einiger Zeit den Gedanken erweckt, obs nicht beſſer wäre den Leiſten ganz wegzuwerfen. Aber wer wollte das Kind mit dem Bade ausſchütten? Nur noch ein halb Dutzend Emilia Galotti, und der Leiſten ſoll ſchon wieder zu Ehren kommen! Aber eben ſo unrecht thaten die, welche den Poeten an das Brettergerüſte binden, welche ihm unterſagen wollten, in einem groſſen Syſtem von Geſprächen das geiſtige Auge zu weiden, ohne daran zu denken, ob es auch das körperliche werde genieſſen können. So lange die Shakeſpearianer ihre Gattung nur nicht ausſchlieſſungsweiſe die einzige nennen, ſo laßt uns an ihnen den Grundſatz ausüben, den jeder wahre Kritiker hegt, jeden in ſeiner Art zu ſchätzen! Die Philoſophie hat dem Trauerſpiel ſchon die Verſe abdiſputirt, ſie hat die epiſchen Helden heraus demonſtrirt, wird ſie es nun auch gar von der Bühne jagen? Nein! Galotti iſt auch ein Shakeſpeariſch Trauerſpiel, im weſentlichen. Hier thut jemand noch Shakeſpearsform dazu. Form ſey Form, und hätte der V. in chineſiſcher Form geſchrieben, wir würden ſein Genie ſchätzen müſſen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarſelten, wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäſche, das man in den deutſchen Schauſpielen verſchlucken muß; als die Zuſammenſtoppelungen des Wiener Theaters u. ſ. w. Nennt dies Form wie ihr wollt — von Götzens Belagerung an wird euch's warm ums Herz werden, ihr werdet im Thurme, unter den Bauern und Zigeunergeſchmeiße für ihn zittern, ihr werdet die Sonne anweinen, die den Sterbenden erquickt, und ihm ſein: Freyheit, Freyheit! nachrufen. Götzens offnes Herz wird jeden für den ehrlichen Verbrecher einnehmen, wenn die Wellen der Trübſal über ihn zuſammenſchlagen. Sein junger Georg, ein Milchbruder des Knaben in der Hermannsſchlacht, verdient, mit ihm im Tode vereint, verdient eine Thräne. Auch fehlts hier nicht am Schauderhaften! Adelheid, die Verführerin, die Ehebrecherin, die Betrügerin, die Mörderin! wenn uns das heimliche Gericht nicht beruhigte, ſie würde unſer Innerſtes empören. Wir haſſen ſie doppelt, ſobald wir Weislingen reden hören, dem es nur an Entſchließung fehlt gut zu ſeyn, und den ſie zum heuchleriſchen Böſewichte macht. Dieſe Charaktere ſind dem V. ſo vortrefflich gelungen, daß wir ſie in Leſſingiſcher Form noch weiter ausgeführt leſen möchten. Ihr Liebhaber der Liebesepiſoden, ſehet hier die Liebe zwiſchen Marien und Weislingen, voll wahren Ausdrucks. Für die Scene zwiſchen Marien und dem vergifteten Weislingen, gäben wir ein Dutzend franzöſiſcher Trauerſpiele. Unter den epiſodiſchen Scenen, wähle ſich jeder nach Belieben, es ſind ihrer zur Wahl genug. Die Träger der Leerenzoteſen werden ſich den Bruder Martin, die Freunde der Kinderſcenen den jungen Karl wählen: Wir begnügen uns mit dem Doktor Juris an der Biſchoffstafel. Unſterblicher Dank ſey V. für ſein Studium der alten deutſchen Sitten. Man hat ſie bisher immer nur in Hermannswäldern geſucht, aber hier ſind wir auf ächtem deutſchem Grund und Boden. Schon durch die Neuheit dieſes Verſuches ſollte das Stück ſein Glück machen. Die Reichshiſtorie der mittlern Zeiten iſt freylich ein Ding, das wenige unſrer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hieher, wenn ihr Helden, Deutſche, nicht aus der Luft gegriffene, Helden haben wollt. — Dieſer V. hat ſie, wie von Todten, wieder auferweckt. Er wählte ſich keinen Kaiſer (Maximilian iſt hier die unbeträchtlichſte Nebenſagen) um nicht den gewöhnlichen Kothurn zu beſteigen. — Auch die Sprache, ächtes Deutſch, kurz und nicht der Paroxysmus des Ugolino, nicht die poetiſche Proſe der Hermannsſchlacht, natürlich und doch gedankenſchwer. Nebſt H. Engel kennen wir keinen angehenden Poeten, von dem der dramatiſche Dialog mehr hoffen könnte. Liebetrauts Bonmots und Franzens Schwärmereien kündigen an, was er auch in der Komödie leiſten würde. (Nur in den erſten ſechs Zeilen S. 57. haben wir geſuchte Wendungen geſpürt.) Nicht Einfälle und Reden des Dichters, ſondern Sprache der Natur findet man hier. Einige gehäufte Brachylogien, das Arſchlecken u. d. können wir blos deswegen nicht leiden, weil ſie zum Manierten gehören. Die Wegwerfung des Artikels iſt oft affectirt. Die häufigen Apokopen ſind wohl angebracht, weil die Scene in den Reichsländern liegt. Wir getrauten uns, mit geringer Mühe die Schauplatzveränderungen ſo zu reduciren, daß ſich das Schauſpiel aufführen ließe. — Dem ſey aber wie ihm wolle! Nil Germanis arduum!

Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1773. S. 169 ff. 553 ff.

Johann Georg Hamann.

Königsberg, den 19. Auguſt 1773.

(An Herder.) — Die fliegenden Blätter von deutſcher Art und Kunſt haben mich, wider alle meine gegenwärtige Gewohnheit, eine halbe Nacht gekoſtet. Etwas nur von Ihnen darin? Ich meine, das Meiſte wäre von Ihrer Hand. Melden Sie mir doch, was Ihnen und jedem darin gehört. Das Stück von deutſcher Bauart ſchien mir auch ganz in Ihrem Styl zu ſeyn.

Königsberg, den 31. Mai 1774.

— Ich habe zufällig ein Probeſtück der neuen Frankfurter Zeitung geleſen. Können Sie mir Etwas von den gegenwärtigen

Arbeitern meiden? Goethe iſt doch noch Ihr Freund? Der Name ſeines *Götzen* wird wohl ein Omen für unſern theatraliſchen Geſchmack ſeyn, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie. —

Königsberg, den 14. März 1775.

— Wer ſind denn Ihre Feinde? und was iſt es eigentlich, das Sie von ihnen befürchten? Iſt nicht alles ein Blendwerk eines innern Feindes und ein blauer Dunſt gleich den Leiden des lieben *Werthers*? —

Königsberg, den 14. Auguſt 1775.

— Goethe's Harlekins-Peitſche iſt nicht ganz nach meinem Geſchmack, wiewohl ſie vielleicht das *beſte* Mittel bei gegenwärtiger *Barbarei* zu ſeyn ſcheint. —

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin, bei G. Reimer, 1824. Theil. V. S. 40. 83. u. ſ. w.

(Johann Gottfried von Herder.)

Bückeburg, den 14. November 1774.

— Goethe's *Clavigo* und *Leiden des jungen Werthers* werden Sie nicht überſehen; das letzte kenne ich noch nicht, ſo wenig als ſeine Anmerkungen über das Theater nebſt überſetzten Shakſpeariſchen Stücke. Im Göttinger Muſenalmanache ſind zwei Stücke „W.“ von ihm, die Sie leſen müſſen, und die den ganzen Almanach aufwiegen. Er hat einen Liefländer, Lenz, der jetzt Hofmeiſter in Straßburg iſt, zum Nebenbuhler ſeiner Laufbahn, den Verfaſſer des „Hofmeiſters“ und des „neuen Menoza,“ welchen letzteren ich auch noch nicht kenne. Dünkt Ihnen nicht auch, daß die Stücke dieſer Art tiefer als der ganze berliniſche Litteratur-Geſchmack reichen? —

Im Mai 1775.

— Claudius krankt, und Goethe geht mit Heirathsgedanken. Sie ſind, nebſt Lavater und etwa Zimmermann, die einzigen, an die ich, auch ſehr läſſig, ſchreibe. Es iſt, als ob die Bande welk wären, um ſich vielleicht einmal deſto mehr zu krümmen und fortzuſtreben. Wenigſtens der Geſchichte

des großen Nicolai
und des Todfeinds Mardochai,
dieſer hat ein Gefolge gleich dem Großvezier,
jener blieb kaum noch ein Unteroffizier,

ihretwegen müſſen Sie Prometheus leſen. Er iſt rüſtig wie der Prolog zu Bahrdts Offenbarungen, und die **Götter, Helden und Wieland.**

Bückeburg, Pfingſtmonat 1775.

— Ihre Prolegomena ſind an Moſer und Lavater abgegangen. Von mir hat Goethe ein Exemplar bekommen, der Sie ſtumm, aber deſto ſtärker hochhält. Ich höre nur manchmal von ihm ein Wort, und wie das auch falle, iſt's ein Kerl von Geiſt und Leben. Er will nichts ſeyn, was er nicht von Herzen und mit der Fauſt ſeyn kann. —

Bückeburg, den 24. Auguſt 1776.

Lieber Freund und Gevatter Hamann, eben am Tauftage meines Auguſt Wolfgang Siegmund kam Ihr Brief, der beiden Aeltern herzliche Freude machte. Am Sonntage mit der Morgenröthe war der Knabe da. Die Mutter iſt ganz geſund, ein Weinſtock mit ſeiner Rebe. Der Kleine, dünkt uns, trägt ganz Ihr Bild, wie der erſte das meinige haben ſoll. Ihnen, dem erſten männlichen Gevatter, mit zu Ehren, und unſer aller Geburtsmonat zu verewigen, ward ihm der erſte Name Auguſt beſtimmt. Die andern Pathen ſind die Frau von Beſchefer (unſere treue Nachbarin, Mutter und mehr als Mutter, die wir nie wieder finden), Claudius, Siegmund Flachsland (der Mutter Bruder), und Goethe, von dem er den Namen Wolfgang führt. So ſind zulezt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die ſchönen Künſte ſeyen entſtanden aus dem Hang, den wir haben ſollen, die Dinge rings um uns zu verſchönern. Das iſt nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr ſeyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philoſoph.

Die Kunſt iſt lange bildend, eh ſie ſchön iſt, und doch, ſo wahre, groſſe Kunſt, ia, oft wahrer und gröſſer, als die Schöne ſelbſt. Denn in dem Menſchen iſt eine bildende Natur, die gleich ſich thätig beweiſt, wann ſeine Exiſtenz geſichert iſt. Sobald er nichts zu ſorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirkſam in ſeiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm ſeinen Geiſt einzuhauchen. Und ſo modelt der Wilde mit abentheuerlichen Zügen, gräßlichen Geſtalten, hohen Farben, ſeine Cocos, ſeine Federn, und ſeinen Körper. Und laßt dieſe Bildnerey aus den willkührlichſten Formen beſtehn, ſie wird ohne Geſtaltsverhältniß zuſammenſtimen, denn Eine Empfindung ſchuf ſie zum karackteriſtiſchen Ganzen.

Ihr denn gepaart, Genies aus aller Welt Ende, und der Junge müßte kraft ſeiner Pathen ein Tollkopf werden, wenn nicht, wie ich hoffe, die Bildung der Mutter ihn vor ſolchem Unweſen gütig bewahrt. —

Hamanns Schriften. Herausgegeben von Friedrich Roth. Berlin, 1824. Theil V. S. 106. 141. ꝛc.

Johann Gottfried von Herder.

— Ein andrer Dichter hat ſich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine theilnahmloſe genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darſtellung ſeiner Charaktere, Goethe. Sein *Berlichingen* iſt ein deutſches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutſche Reich iſt; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem ſeiner ſpäteren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichteſten Umriß zu ihrer Art vollendet. So ſein Clavigo, ſeine Stella, ſein Egmont, Taſſo und jene ſchöne griechiſche Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er den Sophocles wie Euripides überwunden. Auch aus dem Reiche der Unformen rief er Formen hervor, wie ſein Fauſt, ſein Kophtha; auch andre Gedichtarten ſind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach dieſen und andern Produktionen, auch in Ueberſetzungen aus fremden Sprachen, die Poeſie der Deutſchen *formlos* nennen will, der zeige mir unter Italienern, Spaniern, Franzoſen und Engländern beſſere Formen. —

Ideen zur Geſchichte und Kritik der Poeſie und der bildenden Künſte. In Briefen 1794—1796. Nr. 64.

Gotthold Ephraim Leſſing

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethiſchen Romans gemacht haben.

Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Socrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχη, welche τι τολμᾷν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlichſchätzbare Originale hervorzubringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer! —

— Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Goethe's Farce wider Wielanden geſehen? —

— Ich liefe wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich, fängt es nun an, in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethen, troz ſeinem Genie, anzubinden.

Leſſings Briefe, vom Jahre 1774.

Matthias Claudius.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, 1774. 8.

Weiß nicht, ob's 'n Geſchicht oder 'n Gedicht iſt; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus 'm Kopf heraus zu holen. Ja, die Lieb' iſt 'n eigen Ding; 's läßt ſich nicht mit ihr ſpielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne ſie, wie ſie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat ſonſt ſo feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reiſe nach Paris oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratſpieß, und wendet ſich ſo lange d'ran herum, bis er kaput iſt. Und das iſt eben das Unglück, daß einer bei ſo viel Geſchick und Gaben ſo ſchwach ſeyn kann, und darum ſollen ſie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben ſeinem Grabhügel eine Grasbank machen, daß man ſich drauf hinſetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menſchliche Schwachheit weine. — Aber wenn du ausgeweinet haſt, ſanfter, guter Jüngling! wenn du ausgeweinet haſt, ſo hebe den Kopf fröhlich auf, und ſtemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und ſtört. Sie ſoll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernſt und Streben errungen werden, und deswegen nicht ſehr bekannt und beliebt ſeyn, aber wer ſie hat, dem ſoll ſie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenſchein und Froſt und Regen, und wenn Freund Hain mit der Hippe kommt.

Asmus omnia sua secum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten. Erſter und zweiter Theil. Wandsbeck, 1774. 8. S. 51. 52.

Wilhelm Heinſe.

Düſſeldorf, den 13. September 1774.

— Goethe war bei uns, ein ſchöner Junge von fünf und zwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke iſt; ein Herz voll Gefühl, ein Geiſt voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo — und mit ihm Lavater und nicht weit davon Baſedow; wovon ſich viel erzählen ließ, wenn ich ſo glücklich wäre, euch Briefe nach eurem Gefallen ſchreiben zu können. —

Düſſeldorf, den 13. Oktober 1774.

— Von Goethen ſoll und muß nunmehr ſchon ein Roman die Preſſe verlaſſen haben: „Die Leiden des jungen Werthers,“ welcher, nach dem was ich davon gehört habe, ein Meiſterſtück iſt.

Ich kenne keinen Menſchen in der ganzen gelehrten Geſchichte, der in ſolcher Jugend ſo rund und voll von eigenem Genie geweſen wäre, wie er. Da iſt kein Widerſtand; er reißt alles mit ſich fort, und ſeine „Götter, Helden und Wieland“ — ein Werk von herkuliſcher Stärke, wenn man's recht, und Zeile vor Zeile, durchdenkt und durchfühlt, und wofür Wieland immer ſeine Muſarion geben würde, wenn er es vernichten könnte — kömmt in keine große Betrachtung, wenn man ihn perſönlich reden hört.

Düſſeldorf, den 23. März 1775.

— Daß Goethe Götterkraft hat in ſeinem Weſen, weiß Jedermann; und auch darauf bin ich ſtolz, daß er von mir ſagte, als er meine Laidion geleſen: „Das iſt ein Mann — dergleichen Fülle hat ſich ſo leicht mir nicht dargeſtellt; man muß ihn bewundern, oder mit ihm wetteifern“ — ohne noch meinen Namen zu wiſſen, ohne zu wiſſen, wo ich exiſtirte — und dann in Beiſeyn Lavaters ſagte: „Ich glaubte nicht, daß ſo was in der deutſchen Sprache möglich wäre“ ꝛc. Nur bitt' ich Sie, nicht mehr zu glauben, daß er das Ding gemacht: „Prometheus und Deukalion“ ꝛc. Ich bin von dem Gegentheil überzeugt, wie von meinem Leben. Mein liebſter unter meinen jungen Freunden, Diehl, der ſich zu Frankfurt aufhält, kennt den Menſchen, Wagner, der es gemacht hat, und auch zu Frankfurt lebt, und weiß gewiß, daß der es gemacht hat. — Und dann iſt ſelbſt in dem Stück kaum Goethens Manier in Knittelverſen, geſchweige ſein Geiſt. — Künftigen Frühling wird Freude die Fülle und lieblich

Weſen in Düſſeldorf ſeyn, ohne Fehl beſuchen uns Goethe und Klopſtock. —

Düſſeldorf, den 8. September 1775.

— Ich habe von Goethe eine Ode: „Prometheus,“ geleſen; da iſt Prometheus was anders, als der Wagner'ſche; deſſen ganze Allegorie überhaupt abgeſchmackt und wahrer Unſinn iſt. Goethens „Götter, Helden und Wieland“ iſt dagegen, was eine Rotte afrikaniſcher Löwen gegen ein Dutzend Eſel in deren Häuten iſt. —

Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johann von Müller. Herausgegeben von Wilhelm Körte. Zürich, 1806. 8. Bd. I. S. 196. ꝛc.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Halberſtadt, den 20. Oktober 1774.

— Goethe mag wohl ein trefflicher Mann ſeyn. Seine Bücher ſind alle recht nach meinem Sinn. Die Leiden des jungen Werthers haben wir noch nicht. Es iſt ein unausſtehlich faules Weſen in unſerm ganzen lieben Vaterlande, lieber Sohn, und doch, wir müſſens lieben, und ſuchen unſre Leute immer beſſer zu machen. Mit einem Dutzend Gellerten wird nichts! Ein Dutzend Goethen und ein Dutzend deines Feuers, beſter Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, mein lieber Sohn, von keinem Sittenlehrer dich verführen; es iſt ein dummes, böſes Volk, hat es in Worten, und ſitzt im Lehnſtuhl, thut nichts Böſes, aber auch nichts Gutes, ſperrt's Maul auf, wenn ein froher Mann ein Liedlein ſingt. —

Briefe zwiſchen Gleim, Wilhelm Heinſe und Johann von Müller ꝛc. Bd. I. S. 204.

Johann Kaspar Lavater.

Hier endlich einmal Goethe — zwar nur ſo wahr, als wahr ein Geſicht, wie das ſeinige, auf Kupfer zu bringen möglich iſt —

Nein! auch das nicht, denn zu kraftlos unbeſtimmt iſt doch der Schatten am Backenbeine; um ein Haar zu kleinlich das Aug' und der Mund — und dennoch ſo wahr, als irgend ein Portrait von ihm, oder von irgend einem intereſſanten Kopf in Kupfer gebracht worden iſt. Wie viel wahrer, als das Geyſerſche und Chodowieckiſche? Im erſten fehlt vornehmlich Lebendigkeit; Adel und Feinheit im zweiten. Hier iſt von beiden, wie viel, viel mehr! Wie viel Kühnheit, Feſtigkeit, Leichtigkeit im Ganzen! Wie ſchmilzt da Jüngling und Mann in Eins! Wie ſanft, wie ohn' alle Härte, Steifheit, Geſpanntheit, Lockerheit; wie unangeſtrengt und harmoniſch wälzt ſich der Umriß des Profils vom oberſten Stirnpunkte herab, bis wo ſich der Hals in die Kleidung verliert! Wie iſt drin der Verſtand immer warm von Empfindung — lichthell die Empfindung vom Verſtande. —

Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieſer — nun gewiß — gedächtnißreichen, gedankenreichen — warmen Stirne — bemerke das mit Einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte — ſanft geſchweifte, nicht ſehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge — die ſo ſanft ſich drüber hinſchleichende Augenbraune — dieſe an ſich allein ſo dichteriſche Naſe — dieſen ſo eigentlich poetiſchen Uebergang zum lippichten — von ſchneller Empfindung gleichſam ſanft zitternden, und das ſchwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dies männliche Kinn — dies offne, markige Ohr — Wer iſt — der abſprechen könne dieſem Geſichte —

Genie,

Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz — iſt, wie anderswo erwieſen werden ſoll — Unding — Denn nicht hoher Verſtand allein, nicht Imagination allein; nicht beide zuſammen machen Genie — Liebe! Liebe! Liebe — iſt die Seele des Genies.

Und nun ſollt' auch noch ein Wort von nachſtehender Vignette — daſſelbe Geſicht — geſagt werden — Aller Zeichnungsfehler ungeachtet — drückt dennoch beinahe keines von allen die dichteriſche, hochaufſchwebende Genialität aus, wie dies. —

Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dies von dir, ohne dein Wiſſen — hinſtammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will. —

Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von Johann Kaspar Lavater. Leipzig und Winterthur, 1777. 4. Bd. III. S. 222.

1774.

— Daß Lavater in Karlsruh Schloſſern nicht antraf, der in Geſchäften verreiſt war, that ihm ſehr leid — ſeine Frau, Goethe's Schweſter, nahm ihn aber äußerſt freundlich auf.

* * *

Zum erſtenmale ſah Lavater auf dieſer Reiſe Goethe, den er in Frankfurt fand. Das war eine ſchöne Stunde, deren noch viel ſchönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde ſtanden, nur ahnen zu laſſen. „Biſt's?" „Ich bin's! — Unausſprechlich ſüßer, unbeſchreiblicher Auftritt des Schauens — ſehr ähnlich und unähnlich der Erwartung. Alles war Geiſt und Wahrheit, was Goethe mit mir ſprach. In ziemlich großer Geſellſchaft ſagte mir Goethe einſt: „Sobald man in Geſellſchaft iſt, nimmt man vom Herzen den Schlüſſel ab, und ſteckt ihn in die Taſche — die, welche ihn ſtecken laſſen, das ſind Dummköpfe." Viel las er mir aus ſeinen Papieren vor, und las — las, man hätte ſich verſchworen, er ſpräche eben dies das erſtemal im Feuer mit mir. Seine Arbeit — o Scenen voll wahrer, wahreſter Menſchennatur; unbeſchreibliche Naivität und Wahrheit! Lavater konnte nicht ſatt werden, das Genie dieſes einzigen Mannes in ſeiner Art, anzuſtaunen. „Ein Genie ohne ſeines Gleichen, das in Allem excellirt, was es anfängt." Durch Goethe ward er mit der Fräulein von Klettenberg, einer damals ſchon funfzigjährigen Dame, bekannt, deren reifer Verſtand, deren feinfühlendes, äußerſt religiöſes und chriſtliches Weſen, Lavatern ungemein anzog. Sie hatte ihm ein Liederbüchelchen zu leſen gegeben, ſie ſelbſt nannte die Lieder: Anfangslieder — da fand Lavater ſo recht deutlich, wie ſehr dieſe — ſchöne Seele nennt Goethe ſie, mit ihm ſympathiſire.

Goethe reiſte mit Lavatern ab, was ihm eine ausnehmende Freude machte. Die höchſt intereſſanten Geſpräche, welche da gewechſelt wurden, und von denen ich freilich nur Broſamen habe, zeigen, wie tief und ganz Lavater und Goethe einander ſaiſirten. Ueber die wichtigſten Dinge des Chriſtenthums und der Litteratur ſprachen und trafen ſie einander. Aus ſeinen Gedichten las und rezitirte Goethe eine Menge — Sache und Rezitation, Drama, Epopee, und Knittelvers, es hatte alles nur ein Gepräge, hauchte nur einen Geiſt.

Am 29. Junius langte Lavater mit Goethe in Ems an. Goethe reiſte jedoch jedoch bald wieder ab und meldete Lavatern kurz darauf, daß Baſedow in Frankfurt ſey. Dieſer überraſchte aber Lavatern am 12. Julius durch ſeine Anweſenheit im Emſer Bade.

Um Lavatern ſeinen Aufenthalt recht angenehm zu machen fehlte nur noch, daß zu dem ruhig denkenden Baſedow auch der genialiſch geiſtige Goethe wieder käme: und dies geſchah, er kam den 15. Julius auch wieder von Frankfurt; das war nun eine Unterhaltung von Mannichfaltigkeit, die wohl auch, ſtatt einer Kur, an jedem andern, nicht nur am Kurorte, wohlgethan hätte, und Goethe's Wort traf bei Lavatern ſo ganz wie möglich zu: „Ich bin vergnügt, ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch iſt der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach Etwas, das ich nicht habe, nach Etwas, das ich nicht anſchauend erkenne.“

Am 18. Julius verreiſte er wieder von Ems. „Ich ſchreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus, Ihr Lieben! — So iſt's — ja Traum iſt's! — Bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird ſeyn das Wiederſehen Ja wahrlich, ich darf oft vor Freud' und Heimwehſucht nicht d'ran denken, daß ich, noch ſo wirklich und eigentlich, ein ſo liebes Weibchen, und zwei ſo liebe Kinder — und ſo viele, viele Liebende zu Hauſe habe.“ — „Unterdeß' — diktirt mir Goethe aus ſeinem Bett herüber, „unterdeß geht's immer ſo gerade in die Welt 'nein

Es ſchläft ſich, ißt ſich, trinkt ſich und liebt ſich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich, alſo — itzt ſchreib' er weiter!" —

Mit Baſedow und Goethe verließ er Ems und reiſte in ziemlich großer, ſehr unterhaltender Geſellſchaft zu Schiff auf der Lahne weg. Goethe's genialiſcher Muthwill, Baſedows ruhiger Witz und Lavater's weiſe Laune gaben freilich den Ton, worin dann auch die andern, die von der Geſellſchaft waren, jedes nach ſeiner Art, mit einſtimmten.

In Köln hatte Göthe ihn verlaſſen, weil er ſeinen Freund Stilling-Jung auf dieſer Reiſe auch ſehen wollte.

Durch ein ſeltſames Verfehlen und Wiederzuſammentreffen, wie das auf Reiſen zu gehen pflegt, kam Lavater in Düſſeldorf mit ſeinen Begleitern, Haſenkamp und Kollenbuſch, wieder mit Goethe und nun auch mit Stilling zuſammen, wo noch einige andere mit in der Geſellſchaft waren. Wer dieſe Gruppe beſchrieben wünſcht, der leſe Stilling's häusliches Leben.

Johann Kaspar Lavaters Lebensbeſchreibung von Georg Geßner. Winterthur, in der Steineriſchen Buchhandlung. 1802. Thl. 2. S. 126 ff. (Vergl. S. 94 ff.)

Auszug aus der Berichtigung der Geſchichte des jungen Werthers. Frankf. u. Leipzig, 1775.

Die in dem angezeigten Buch enthaltene Vorfälle haben ſich ohne Ausnahme in Wezlar und nahe bei Wezlar zugetragen. Sie ſind bis auf einige veränderte Umſtände ſo erfolgt, als man ſie lieſet. Der Brunnen, der gleich im Anfang pag. 10. beſchrieben wird, liegt hart am Wilbacher Thor, welches den Namen von ihm führet. Wahlheim, das pag. 20. vorkommt, iſt das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wezlar entlegen iſt. In einer gleichen Entfernung auf dem ſogenannten Jägerhauſe iſt der pag. 36. angezeigte Ball gehalten worden. Der Amtmann

S...., oder vielmehr der Amtmann B..f, wohnt nicht außerhalb der Stadt, ſondern im teutſchen Hauſe zu Wezlar. Die kleinen Reiſen des jungen Werthers, im zweiten Theil, ſind, wie der ganze erſte Theil, des Verfaſſers eigene Geſchichte. Werther hat das erwähnte Haus des Amtmanns vielleicht gar nicht oder doch ſelten beſucht.

Die Familie des Amtmanns iſt noch zahlreicher, als der Verfaſſer ſie angiebt. Charlotte, die zweite, nicht die älteſte Tochter dieſes rechtſchaffenen Mannes, iſt ſchlank, blond, mit blauen Augen, naiv, und ſonſt liebenswürdig. Son im funfzehnten Jahre war ſie mit dem Bremiſchen Geſandtſchafts-Sekretair Ke..r verſprochen, der ſie, als er Archiv-Sekretair zu Hannover geworden, nach dem Tode des jungen Werthers, geheirathet hat. Dieſer Mann hat einen ſehr guten bürgerlichen Charakter, gründliche Wiſſenſchaften und bekümmert ſich wenig um den jetzigen Weltlauf. Er und Werther haben wohl keine andere Verbindung, als den gemeinſchaftlichen Beruf gehabt. Der Zufall, wahrſcheinlich blos dadurch verurſacht, daß Ke..r dem ſchon beſchränkten Gedächtniß des zerſtreuten Werthers zuerſt ſich darſtellte, hat ihm einen entfernten Antheil an der letzten Geſchichte unſers Helden gegeben. Dieſer ließ von ihm ein paar Piſtolen, unter dem Vorwand einer Reiſe, holen; und mit einer derſelben gab er ſich den Tod.

Der Sekretair Ke..r iſt demnach derjenige, der unter dem Namen Albert vorkommt, welchen er doch zuletzt mit dem geheimen Sekretair He..t, von dem ich bald reden werde, theilet. Man würde aber dem guten Ke..r Unrecht thun, wenn man ihn blos nach dieſer Schilderung beurtheilte. Albert mußte allemal verlieren, wenn ſein Mitbuhler intereſſant werden ſollte.

Ob der Verfaſſer das alles für Charlotten, und ſie wieder für ihn ſo vieles gefühlt, als das Werk zu verrathen ſcheinet, iſt mir unbekannt. Es ſcheint auch unwahrſcheinlich, und ich hoffe nicht, daß Ke..r hierüber unruhig iſt.

Dieſes vorausgeſetzet, ſchreite ich zu der wahren Geſchichte des jungen Werthers, den Inhalt des zweiten Theils. Er war

Dieſe karackteriſtiſche Kunſt, iſt nun die einzige wahre. Wenn ſie aus inniger, einiger, eigner, ſelbſtſtändiger Empfindung um ſich wirkt, unbekümmert, ia unwiſſend alles Fremden, da mag ſie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindſamkeit gebohren werden, ſie iſt ganz und lebendig. Da ſeht ihr bey Nation und einzelnen Menſchen dann unzählige Grade. Jemehr ſich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältniſſe, die allein ſchön und von Ewigkeit ſind, deren Hauptakkorde man beweiſen, deren Geheimniſſe man nur fühlen kann, in denen ſich allein das Leben des gottgleichen Genius in ſeeligen Melodien herumwälzt; iemehr dieſe Schönheit in das Weſen eines Geiſtes eindringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, daß ihm nichts genugthut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie, deſto glücklicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche **Erwin** geſtiegen iſt, wird ihn keiner herabſtoſſen. Hier ſteht ſein der einige Sohn eines noch lebenden verdienſtvollen Vaters, und kam gleich als Geſandtſchafts-Sekretair nach Wezlar, welchen Poſten er ohngefähr ein Jahr hindurch, bis zu ſeinem Tode, verſah. Der Charakter dieſes jungen Menſchen iſt wenig bekannt geworden. Nur mit zweien, dem geheimen Canzley-Sekretair Ni..r zu Hannover, und, nach deſſen Abreiſe von Wezlar, mit dem Freyherrn von Ki..g, der damals ſeinen Prozeß bey dem Cammer-Gericht ſollicitirte, hat er vertrauten Umgang gehabt. Der Herr von Ki..g verachtet als Philoſoph die Thorheiten und den Pomp der Welt und findet in den Wiſſenſchaften ſeine Ergötzung. Ein gemeinſchaftlicher Hang zur Literatur und Einſamkeit verband ihn mit dem jungen Werther. Ihre übrigen Neigungen und Wünſche waren, dem Anſchein nach, ſehr verſchieden.

So viel ich ſchließen kann, iſt nicht die Zärtlichkeit, ſondern die Ehrbegierde, Werthers Leidenſchaft geweſen. Der Tiefſinn und die Zurückhaltung entfernten ihn von weitläuftigen Bekanntſchaften. Lange beſchäftigte ihn der Gedanke des Selbſt-Mords, deſſen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit vertheidigte.

Er beſuchte das Haus des geheimen Sekretair H..., von der Pfälziſchen Geſandtſchaft, der die liebenswürdigſte Frau hat. An einem Ort, wo jeder Liebe fühlt, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgiebt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den ſonſt Einſamen zu dieſen Beſuchen anfeure. Ich weiß nicht, ob er wirklich gegen jene Schönheit empfindlich geworden: das kann ich aber behaupten, daß die Frau H... durch eine unbeſcholtne Tugend eben ſo ſchätzbar iſt, als durch ihre Reize. Man hat dennoch geſagt, daß die Eiferſucht des Mannes, durch fremde Leute in Bewegung geſetzt, ihn endlich dahin vermocht, ſich Werthers fernere Beſuche zu verbitten. Ich glaube dieſes nicht: aber wenn der Vorfall ſich auch dem Gerücht gemäß verhielte, ſo hat er zu dem Tode unſers Helden nicht mitgewürkt.

Mehr mögen die Verdrießlichkeiten, die ihm ſein Beruf zu Wege brachte, die nähere Urſache deſſelben ſeyn. Da der ſtörriſche Charakter des Geſandten, mit dem er zu thun hatte, bekannt genug iſt; ſo überlaſſe ich Jedem das freie Urtheil, in wie fern der Abriß dem Original gleiche?

Ich habe nie gehört, daß unſer Held die Vertraulichkeit des Grafen C... geſucht oder erhalten habe. Der Vorfall, der pag. 130. erzählt wird, hat ſich bei dem Präſident, Grafen von B..., gleich nach Werthers Ankunft zu Wezlar, unter Umſtänden, von denen die Beſchreibung abweicht, ereignet. Die hämiſche Freude der Neider und das Bedauern der Freunde hat unſer Held wohl nicht ſo ſtark gefühlt, als die Briefe es vorgeben, da er wenig in öffentliche Geſellſchaften gekommen iſt.

Die Liebe des Fräulein von B..., die ſo geſchildert wird, daß man ein Fräulein von H... darunter verſtehen muß, iſt nur eine Verſchönerung der Geſchichte. Es wird zwar erzählt, daß ein gewiſſes Fräulein, nicht die von H..., durch die Vorzüge unſers Werthers gerührt, ihm nicht abgeneigt geweſen ſey. Aber man weiß, daß er dagegen gleichgültig war.

Werthers Tod erfolgte nicht um Weihnachten, ſondern bald nach Michaelis. Die Beſchreibung deſſelben iſt, die Briefe ausgenommen, die bei Veränderung der Umſtände von ſelbſt wegfallen, richtig. Selbſt die Kleidung, in der man den Verwundeten fand, iſt in dem Buch, der Wahrheit gemäß, angezeigt. Der Amtmann B..f konnte, wenn er wirklich Werthers vertrauter Freund geweſen, der Beſchaffenheit der Umſtände nach, ſeine Beerdigung nicht beſorgen. Dieſe Sorge kam dem Geſandten zu. Jedoch fühlten der Amtmann und ſeine Familie, wie jeder Rechtſchaffene, bei dem traurigen Vorfall die ganze Härte des Looſes der Menſchheit. Sie beklagten den Sterbenden aufrichtig, ob ſie gleich auch nicht den entfernteſten Einfluß in ſein Schickſal gehabt hatten. Der guten Seele unſers Ke..r hat der Umſtand Leiden verurſacht, daß, wider ſein Vermuthen, ſein Eigenthum, eine Piſtole, der Vollbringung eines ſo furchtbaren Entſchluſſes zum unglücklichen Werkzeug diente. Den geheimen Sekretair H... überſtrömte das ganze Gefühl einer Freundſchaft, der, in einer ſo erſchütternden Lage, da man ſich ſelbſt für den Freund aufopfern zu können begehrt, jedes Mittel fehlt, ſein

Leiden zu mindern. Nach dem Bedienten und Friſeur des jungen Werthers, war der Baron Schl...z der erſte, der ihn in ſeinem Todeskampf ſahe. Der Fühlende ſann nach Rettungsmittel, das Auge voll edler Zähren über das tragiſche Verhängniß eines Jünglings, der mit ihm aufwuchs. Bald kamen Andere; unter ihnen ſolche, welche die außerordentliche Scene gleichgültiger zu betrachten vermochten; bis die Reihe auch diejenigen herbeibrachte, die hier unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die ſie vor dem Selbſt-Mord ſichert, eine mächtige Zufriedenheit fühlten.

Man könnte noch eine Anekdote anführen, die dem Verfaſſer entweder unbekannt geblieben, oder entfallen ſeyn muß: Da ſie aber der Perſon desjenigen, der die Beerdigung einrichtete, nachtheilig ſeyn möchte; ſo will man ſie aus Menſchenliebe und Beſcheidenheit unterdrücken.

Volkslieder

aus dem Jahre 1775.

Lotte, an Werthers Grabe.

Ausgelitten haſt du, ausgerungen,
Armer Jüngling, deinen Todesſtreit.
Abgeblutet die Beleidigungen
Und gebüßt für deine Zärtlichkeit.
Und warum? — blos weil ich dir gefallen?
Hätt' mich doch dein Auge nie erblickt!
Hätt' nur niemals von den Mädchen allen,
Das verlobte Mädchen dich entzückt.

Jede Freude, meiner Seele Frieden
Iſt dahin, und ohne Wiederkehr!
Glück und Ruhe ſind von mir geſchieden,
Und mein Albert liebt mich auch nicht mehr.
Einſam wein' ich an der Raſenſtelle,
Wo uns oft der ſpäte Mond belauſcht!
Jammernd irr' ich an der Silberquelle,
Die uns lieblich Wonne zugerauſcht.

Bis zum Lager, wo ich träum' und leide,
Quälen Schrecken meine Phantaſie!
Blutig wandelſt du im Silberkleide,
Mit den Waffen, die ich ſelbſt dir lieh.
Dann erwach' ich bebend und erſticke
Noch den Seufzer, der mir ſchon entrann;
Bis ich, weg von Alberts finſterm Blicke,
Mich zu deinem Grabe ſtehlen kann.

Hier am Grabe füllt mich heil'ger Schauer!
Jetzt noch trauert die Natur um dich.
Roſen pflanzt' ich an des Kirchhofs Mauer,
Doch die Roſen, ſieh! ſie blühen nicht.
Heilige, mit frommen kalten Herzen,
Gehn vorüber und verdammen dich!
Ich alleine fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer! und beweine dich.

Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unſre Thaten wiegt,
Und nun offen, auf der furchtbar'n Waage,
Deine Schuld und meine Liebe liegt.
Dann wird Lotte jenen ſüßen Trieben
Gern begegnen, die ſie hier verwarf;
Vor den Engeln ihren Werther lieben,
Wo ihr Albert nicht mehr zürnen darf.

O! dann dräng' dich zu des Thrones Stufen,
Neben mich, an Alberts Seite hin!
Dann wird ſelbſt: verſöhnt! verſöhnt! er rufen,
Ich vergeb' ihm; Gott! verſchone ihn.
Und der Richter wird Verſöhnung winken,
Ruh' empfängſt Du nach der langen Pein,
Und in jener Freudenlaube trinken
Wir die Seligkeit des Himmels ein.

Albert an Lottchen.

Trage ſtandhaft alle deine Leiden,
Liebſte Lotte! und ſey unverzagt,
Wenn das Schickſal dir die größten Freuden
Dieſes Lebens ſo wie mir verſagt.

Sieh, auch hier in dieſem edlen Herzen,
Das von einer ſchnöden Welt nichts weiß,
Wohnet Schwermuth, wohnen Gram und Schmerzen
Und die größte Unzufriedenheit.

Ach! ich ſuche Troſt und finde keinen,
Nicht im Hain und auf der grünen Flur;
Ach! vergebens ſieht und hört mein Weinen
Der allweiſe Schöpfer der Natur.
O! warum, warum muß ich alleine,
Wie ein Sünder tief gebeuget gehn,
Und auf dieſer ganzen Erde keine
Einz'ge Freude für mich blühen ſehn?

Du, mein Kind, du biſt der Quell der Thränen,
Die mein Auge oft im Stillen weint;
All' mein Kummer, all' mein banges Sehnen,
Beſte Lotte, liegt bei dir vereint.
Viele böſe, wenig gute Tage
Sind mein Loos, ſeit ich geworden bin;
Doch jetzt ſchleicht kein Tag ohn' Gram und Plage
Für mich Unglückſeligſten dahin.

Schirach.

Die Leiden des jungen Werthers. Erſter und zweiter Theil.
Leipzig, 1774.

Wie wenn ein Traum meine ganze Seele füllt, wo am ſchönſten Sommermorgen die Natur in ihrem gefälligſten Kleide vor mir über wandelt, und Sympathie in meiner Bruſt erweckt, und — zu noch reizendern Freuden mein innerſtes Gefühl ſtimmet; dann ein holdes Mädchen dieſe reizendern Freuden mir gewährt, bis vom Nektartaumel — als wäre ich Jupiters Tiſchgenoß geweſen — mir Thüren und Berg, und — Himmel und Erde ſchwankten, — — und dann mit dem ſchnelleſten Hinſturz dieſe Thürme und Berg und — Himmel und Erde, über mir — unter mir — hinſänken, und Schrecken und Entſetzen mich aufſchauderten: — — ſo, vortrefflicher Goethe, — ſo, Kenner des menſchlichen Herzens, war es mir, als ich Werthers Leiden las. Welch ein vortreffliches Ganze, wie ſo ſchön in allen Theilen, und ſie alle, wie ſo vortrefflich geordnet! Wie einfach die Geſchichte, und doch wie belebt alles, wie voller Handlung — innerer Geiſteshandlung — in Werthers Seele! — Und wie ſo ſehr alles für das Herz, für den geiſtigeren Sinn des innern, ſtärkern Gefühls! Und welch eine Steigerung in der Erweckung dieſes Gefühls, wie natürlich der Fortgang, ſtets mit demſelben Schritt, mit welchem die Natur geht. Erſt Scenen der lachenden Natur, und in ihnen einen gefühlvollen Jüngling, Kenner und Nachahmer der ſchönen Natur, der uns zur Sympathie fortreißt. Dann ländliche Scenen, Werthern mitten unter unſchuldigen Kindern und Landleuten. Dann — ihn unter rauſchenden Freuden, auf einem ländlichen Feſte. Und nun — Werther und Lotte! und hier — erſt aufmerkſames Bemerken, warmes Gefühl; dann Liebe, Enthuſiasmus, Begränzung alles Glücks auf die Liebe dieſer Einzigen — aber doch noch Entſchloſſenheit, dieſe Einzige zu verlaſſen, die er nicht beſitzen konnte — dann Trennung, aber bald wieder Rückkehr, und nun alles überſtrömender Enthuſiasmus, Taumel der Liebe, Schwinden des Himmels, der Erde, und endlich — Gott! wohin kann die Liebe führen! — wem ſchauderts nicht? — Jünglinge, hört es! fühlt es! — endlich — Selbſtmord!

Wollt ich alles ſagen, was ich bei dieſem vortrefflichen Buche gedacht, bewundert, empfunden, unterſucht habe; ſo müßt ich ein dreymal ſo ſtarkes Buch ſchreiben, als es Werthers Leiden ſind. Wollt ich nur alles das ſagen, was dieſer vortreffliche Roman als Regel, als Muſter für unſre Romanſchreiber enthält: ſo müßt ich doch noch immer ein Buch ſchreiben.

Auf welche Abwege würden uns nicht unſre gewöhnlichen Romanſchreiber geführt haben, wenn ſie die Geſchichte Werthers hätten ſchreiben ſollen; was hätte nicht alles geſchehen müſſen, um uns recht viel ſchönes von Lotten ſagen zu können, um Werthern zurückzubringen, um — tauſenderlei andere Dinge noch hereinzuſchleppen. Aber das alles war für den Menſchenkenner Goethe zu klein, zu fremd. Alles dreht ſich um Werthers Charakter, jeder Vorfall ward nur durch ſeinen Charakter, ſo wie er gerade zu der Zeit war, möglich und beſtimmt, und alle dieſe Vorfälle floſſen zu eben der Quelle zurück, um den Charakter des Jünglings gerade auf den Punkt zu bringen, der das Ende ſeines Lebens macht. Alles andere lebt und webt nur in ihm und durch ihn. Alle andre Perſonen von Lotten bis auf den unglücklichen Wahnſinnigen im grünen Rocke ſind nur angeſetzte Schrauben, die Werthers Charakter bis dahin herauf heben, in die Lage bringen ſollten, daß nun der Jüngling nothwendig und unaufhaltſam den ſchaudervollen ſchrecklichen Fall thun mußte, der jeden Jüngling aus dem Traume aufſchrecken ſollte. — Und welch eine Sprache! daß ſie ſchön iſt, ſo ſchön iſt, als je ein Teutſcher ſchrieb, iſt noch immer das wenigſte, was ich daran bewundere — das aber fordert meine ganze Bewunderung, daß auch ſie ganz individuell iſt — bloß Ausbruch der Empfindungen, wie ſie nur W. haben konnte. Ich erwarte es, daß mir ein anderes Beyſpiel von irgend einem teutſchen Schriftſteller gezeigt werde, wo dieſe Kunſt bis zu einer ſolchen Höhe getrieben worden. Auch Wieland hat es ſo nicht gethan.

So weit hatt ich geſchrieben, als mir ein warnender Freund kam. Trauen Sie, ſagte er, der glänzenden Oberfläche nicht zuviel, dahinter iſt Todtengebein. Es liegt ein Gift in dem Buche, das ſchreckliche Wirkungen haben kann. Sie ſind jetzt noch im Taumel, trauen dem Verfaſſer zu ſehr nur eine gute Abſicht zu. Leſen Sie es noch einmahl, und Sie werden ſehn: es iſt eine Apologie des Selbſtmordes.

Davon habe ich nichts bemerkt, ſagt ich, nichts empfunden. Aber wenn das des Verfaſſers Abſicht geweſen wäre, dacht ich, ſo wär es, ſo ſchön es iſt, ein abſcheuliches Buch, wär ein ſüßes Gift, worüber die Policey wachen müßte. Wohl, ſetzt ich hinzu, ich will es noch einmahl leſen. — Ich las es, aber ich fand dieſe Vertheidigung, dieſe Beförderung des Selbſtmordes nicht. Es iſt wahr, was der Verf. hier auszuführen ſucht, der Menſch kann bis dahin gebracht werden, daß bey ihm der Entſchluß zum Selbſtmorde Krankheit iſt, daß er ihm nothwendig wird. Aber dieſe Nothwendigkeit gründet ſich immer nur darauf, daß er nach und nach bey einer für jeden Eindruck offenen Seele, ſeinem Charakter dieſe beſondere unglückliche Stimmung geben ließ. Alſo was folgt nun aus der Idee des Verfaſſers? — ich denke nichts anders, als die nöthige — und darum noch deſto nöthigere Lehre für jeden Jüngling, der ſich mit ſtarkgeſpannten Nerven fühlt, wachſam über die erſten Wirkungen auf ſein Herz zu ſeyn, die ihn bis dahin bringen könnten. — Das iſt die Seite, von der alleine ich den moraliſchen Theil dieſes Buchs, nach allen Warnungen, noch immer nur anſehen kann. Und ich denke, das iſt eine ſehr gute Seite. — Predige ich denn dadurch die Wolluſt, wenn ich behaupte, der Taumel der Seele könne einem Menſchen von dieſem Gifte ſo ſtark werden, daß ihm dies Laſter nothwendig werde? Ich denke nein! Wohl aber zeig ich dem Jüngling die Gefahr der erſten Schritte, und dem alten Wollüſtling einen Abgrund, in den er, noch einen Schritt weiter, unfehlbar fallen wird. — Und ich irre ſehr, oder dieſe mir ſehr wichtige Moral hat in W. L. eine doppelte Stärke, das Beiſpiel iſt doppelt warnend, weil W. Liebe ſo viel geiſtiges, ſo viel menſchliches hat, und nach ihrer ganzen Oberfläche unſchuldig iſt. Alſo, Jüngling, ſiehſt du es hier, daß auch eine ſolche ſo ſehr menſchliche Liebe ſelbſt für den ſonſt edeldenkenden, wie jedes Uebergewicht der Sinnlichkeit, in Abgründe führt. Zwar ſagt Werther zu ſeiner Vertheidigung viel, was zugleich als eine Vertheidigung des Selbſtmordes überhaupt angeſehen werden könnte. Aber welch ein Thor! der die Beſchönigungen ſeines Verhaltens in dem Munde eines Romanhelden, der, ſo ein guter Menſch er iſt, doch immer noch ein ſinnlicher Menſch iſt, zu ſeiner Moral machen kann. Soll das die Gefahr ſeyn, ſo hat die Policey nicht über dies Buch, ſondern vielmehr über ſolche Thoren zu wachen, um ihnen keinen Roman, auch den beſten nicht, in die Hände fallen zu laſſen, weil — ſie Thoren ſind. Ueberhaupt iſt es drollicht genug. Leuten ein ſolches Buch weggzureißen, denen man recht angelegentlich die Bücher der Makkabäer in die Hände ſpielt, in denen jeder eine eigentliche Apologie des Selbſtmordes finden kann und wird. — Doch kann ich es nicht verhehlen, zwey Stellen dieſer Art wünſcht ich ſelbſt weg, oder gemäßigt, den ganzen Brief vom 12ten Auguſt, und den Schluß des Briefs vom 30ſten November. Die letzte Stelle hat zu wenig ſagendes, und doch ſo viel eindringliches für den Unwiſſenden. Die erſte tadl' ich nicht aus dieſer, noch, inſofern es doch nur Werthers Gedanken ſind, aus irgend einer andern moraliſchen Urſach. Aber anderweit hab ich vieles dawider. Die Gelegenheit zu alle dem Raiſonnement iſt vom Zaun gebrochen, und — unnatürlich dazu. Auch iſt hier ein Sprung in der Fortführung des Charakters des Helden, der die ganze ſchöne Anordnung des Plans unterbricht. Feſte Gewißheit durfte jetzt noch nicht in Werthers Seele ſeyn, nur Zweifel, aufkeimende Maximen wären hier am rechten Ort geweſen. Sonſt war W. ſchon am Ziele, oder es bedurfte nur noch äußerer Umſtände, die nun noch den Entſchluß forderten, der ſchon lange reif war. Aber ſo wird alles folgende nur Handlung, die außer Werthern vorging, bleibt nicht mehr innere Handlung, die ſeinen Charakter, ſeine Maximen auf den Punkt hin hob, den das Ganze forderte, ſo ſehen wir nicht mehr das *Werden* dieſer Maximen, und dieſer ganzen Denkart Werthers, ſehen höchſtens nur aus den bereits reifen Maximen *Entſchluß werden* — und gewiß, das war weniger, als der Verfaſſer nach der ganzen Anlage vor unſere Augen *werden* laſſen wollte. Und überdem verliert Werther dadurch in Abſicht unſerer Beurtheilung ſeines ganzen folgenden Verhaltens. Wir ſehn ihn hier ſchon früh auf einer Anhöhe, von der er alle Gefahren und alle Schrecken ſeines übrigen Wegs überſieht, und weiß und behauptet, daß man eine Strecke weiter, denſelben nicht mehr entgehen könne, und nun noch dieſe Strecke raſch und taumelnd fortgeht. Wir ſehn ihn an einem durchreißenden Damme ſtehn, er weiß es, daß er noch — aber bald nicht mehr — dämmen kann, und doch legt er keine Hand an. Warum ließ der Verfaſſer ihm die Gefahr nicht lieber ganz unbekannt bleiben? Es wäre ja das auch dem menſchlichen Schickſal viel gemäßer. Man ſage nicht, Werther ſpricht hier nur allgemein, er dachte das nicht als *ſein* Schickſal, er ſchreibt ja ſelbſt an ſeinem Sterbetage? „Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte!" Eben deswegen weil er das ſchrieb, durften, denk ich, die Grundſätze von Anfang nicht ſo feſt ſeyn. Werther iſt ein zu philoſophiſcher und zugleich ein zu feutiger Kopf, als daß wir uns ſeine Maximen ſo todt, ſo ohne Anwendung denken könnten.

Werden nicht manche Leſer herzlich über des Rezenſenten moraliſche Vorleſung lachen? Es ſey, ich kann es ihnen nicht wehren. Aber ſie ſollen es mir auch nicht wehren, dies für viele Leſer als ſehr nützlich zu halten; ſollen wir noch mehr — den Wunſch — nicht wehren, daß das Buch eine zurechtweiſende Vorrede haben möchte. Sie würde zwar den beſſern Leſern ſehr unnütz geweſen ſeyn, aber wir haben wirklich noch ſchwächere Leſer, als man denken ſollte.

Magazin der deutſchen Critik. Thl. I. S. 61 ff., herausgegeben von Herrn Schirach. Halle, bey J. J. Gebauer. 1775. Bd. 4.

Ungenannt.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhandlung 1774.

Wer Gefühl hat, und fühlt, was Werther fühlte, dem verſchwinden die Gedanken, wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's blos anzeigen ſoll. Das Herz iſt einem ſo voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menſchenleben, welche Gluth und Qual und Wonne vermagſt du in dich zu faſſen! Da liegt er im Kirchhof unter den zwo Linden im hohen Graſe, tief iſt ſein Schlaf, niedrig ſein Kiſſen von Staub; und o wenn wird es Morgens im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache! Armer Werther! Unglücklichere Lotte!

Ich hoffte nicht, als ich die vorhergehende Einleitung ſchrieb, daß ich nach ihr unſern Leſerinnen eine ſolche Schrift anzeigen würde. Die reinſten Quellen des ſtärkſten Gefühls von Liebe und Leben in allem fließen in lebendigen Bächen in unentweihter Heiligkeit darinnen; und auch dann noch, wenn es bis zur höchſten Leidenſchaft anſtrömt. Jede Leſerinn nehme ſie in einer glüklichen ſtillen Stunde in die Hand, wann die Ebbe der Seele wieder Fluth geworden iſt. Die Geſchichte davon iſt ſo einfach und natürlich, als eine ſeyn ſein Werk, tretet hin und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältniſſe, würkend aus ſtarker, rauher, deutſcher Seele, auf dem eingeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplaz des medii aevi.

* * * *

Und unſer aevum? hat auf ſeinen Genius verziehen, hat ſeine Söhne umher geſchickt, fremde Gewächſe zu ihren Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Wiz, ſeine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut iezt aus griechiſchen Säulen und deutſchen Gewölbern ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſrer Künſtler, als er erſucht ward, zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, hab ich geſehen ein Model fertigen, ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſre geſchminkte Puppenmahler mir verhaßt ſind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogne Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen.

kann; nicht Roman, ſondern allein Darſtellung der Leiden des jungen Werthers aus ſeinem ganzen Weſen bis aus dem Mittelpunkt des Herzens heraus.

Es ſind einige Briefe darinn, die unter das Vortrefflichſte gehören, was das ſtarkfühlende Herz der ſtärkſten Geiſter je hervorgebracht hat. Zum Beweiſe will ich folgende anführen: S. 8, 26, 91, 103, 159 und den letzten. S. 66, 100, 153, 170 und in den folgenden läßt Werther an einigen Stellen den Petrarca unter ſich, in deſſen Gedichten man alles heftige Leiden und heilige Entzücken von Liebe vereinigt findet, was vor und nach ihm empfunden worden iſt; und ſo brennende Wonnegluth, wie S. 207, 210 und 211, hat die Seele des St. Preux nicht durchglüht.

Doch, es verdrießt mich, daß ich ſo von einem Buche reden muß, wo alles Lebendige Geſtalt hat. Wer hat zum Beyſpiele jemals ſo viel Vergnügen bey einem Kindergemählde, und wenn es von dem größten Meiſter geweſen wäre, empfunden, als bey S. 30, 48, 60? Welche Landſchaften voll Leben! und welch himmliſches Gewächs in ſeiner Vollkommenheit iſt Lotte! S. 106 und den folgenden ſagt ſie mehr für das Herz, als Plato bey ſeinen tiefſinnigſten und erhabenſten Beweiſen von der Unſterblichkeit des Menſchen. S. 193 können unſere Leſerinnen den Celten Oſſian in ſeiner Wahrheit kennen lernen. Wer kann vor Empfindung etwas über den Geſang der Minona, und Ullius, und die Klagen Armins ſagen, wenn er auch nur einen Schatten von den Gefühlen des Barden dabey hat! dieſe Schwere läßt ſich nicht aus der Sphäre des Herzens winden.

Was wahr und falſch und nicht neu in dieſem Buche ſey, mit welchem andern Werke zu ſeinem Nachtheil man es vergleichen müſſe, ob der junge feurige Werther ſich an einigen Stellen nicht richtiger und dem Wohlſtande gemäßer habe ausdrücken ſollen, und wie er von ſeiner thörichten Leidenſchaft ſich hätte befreyen können; und dergleichen weltweiſe Betrachtungen überlaß ich denen Politikern, die der gute Werther S. 23 beſchrieben hat, denen unter unſern Leſerinnen zu ſagen, die was davon zu hören verlangen. Die Genieen müſſen ſichs zuweilen gefallen laſſen, daß ihnen dieſe Herrn hier und da einen Waſſerbau anlegen. Muß doch der mächtige

Vater Rhein ſo ſeinen ſchönen Schlangenlauf am Ende verändern, um einige fruchtbare Wieſelein zu machen, nach dem kleinen Intereſſe der tauſend Beherrſcher ſeiner Ufer ſich ſeiner Kräfte begeben, und in mancherley Zickzack, ſich brechend traurig zur Ruh ins Meer ſich wälzen.

Für diejenigen Damen, die das edle volle Herz des unglücklichen Werthers bey Lotten für zu jugendliche unwahrſcheinliche Schüchternheit, und ſeinen Selbſtmord mit einigen Philoſophen für unmöglich halten, iſt das Büchlein nicht geſchrieben. Die andern werden's vielleicht, wie ich, zu den wenig einzelnen Büchern legen, die ſie des Jahrs mehr als einmal leſen.

Habe warmen herzlichen Dank, guter Genius, der du Werthers Leiden den edlen Seelen zum Geſchenke gabſt.

Iris von Johann Georg Jacobi. Düſſeldorf, 1775.
Erſter Band, S. 167 ff.

Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig, bey Weygand 1774.

Da das Publicum über den Werth dieſes Werks des Herrn Dr. Goethe ſo einſtimmig ſeine Parthey genommen hat, ſo würde unſere Anzeige und Critik hier viel zu ſpät kommen. Das innige Gefühl, das über alle ſeine Compoſitionen ausgebreitet iſt, die lebendige Gegenwart, womit die Kunſt ſeiner Darſtellung begleitet iſt, das bis in allen Theilen gefühlte Detail mit der ſeltenſten Auswahl und Anordnung verbunden, zeigt einen ſeiner Materie allzeit mächtiger Schriftſteller. In wieferne er die Wahrheit der Geſchichte des jungen Werthers beybehalten, oder was er aus ſeinem Horn des Ueberfluſſes hinzugethan habe, überlaſſen wir den jetzigen und künftigen Berichtern, Verfälſchern und Nachſtopplern dieſer Geſchichte auszumachen. Wer da weiß, was Compoſition iſt, der wird leicht begreifen, daß keine Begebenheit in der Welt mit allen ihren Umſtänden wie ſie geſchehen iſt, je ein dramatiſcher Vorwurf ſeyn kann, ſondern daß die Hand des Künſtlers wenigſtens eine andere Haltung darüber verbreiten muß. Viel Lokoles und Individuelles ſcheint indeſſen durch das ganze Werk durch, allein das innige Gefühl des Verfaſſers, womit er die ganze, auch die gemeinſte ihn umgebende Natur zu umfaſſen ſcheint, hat über alles eine unnachahmliche Poeſie gehaucht. Er ſey und bleibe allen unſern angehenden Dichtern ein Beyſpiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringſten Gegenſtand zu dichten und darzuſtellen wage, von deſſen wahren Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen feſten Punkt erblickt habe, es ſey nun außer uns, oder in uns. Wer nicht den epiſchen und dramatiſchen Geiſt in den gemeinſten Scenen des häuslichen Lebens erblickt, und das darzuſtellende davon nicht auf ſein Blatt zu faſſen weiß, der wage ſich nicht in die ferne Dämmerung einer idealiſchen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Rittern, Feen, und Königen nur von weitem vorzittern. Iſt er ein Mann, und hat ſich ſeine eigene Denkart gebildet, ſo mag er uns die bey gewiſſen Gelegenheiten in ſeiner Seele angefachte Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch ſeine Werke durch, wie helle Inſchriften vorleuchten laſſen, hat er aber nichts dergleichen aus dem Schatze ſeiner Erfahrungen aufzutiſchen, ſo verſchone er uns mit den Schaubrodten ſeiner Maximen und Gemeinplätze.

Der V. hat ſeinen Helden wahrſcheinlicherweiſe zum Theil mit ſeinen eigenen Geiſtesgaben dotirt. Aus dieſer Fülle des Gefühls, vereinbart mit dem natürlichen Trübſinn, der Werthern von Jugend auf bezeichnete, entſteht das intereſſanteſte Geſchöpf, deſſen Fall alle Herzen zerreißt. Die Jugend gefällt ſich in dieſem ſympathetiſchen Schmerz, vergißt über dem Leben die Fiktion, daß es nur eine poetiſche Wahrheit iſt, und verſchlingt alle im Gefühl ausgeſtoßene Sätze als Dogma. Der Selbſtmord iſt ſeit Rouſſeau's Heloiſe vielleicht nie ſo ſehr auf der guten Seite gezeigt worden, daher kann allerdings eine ſolche Lektüre für ein Herz bedenklich werden, das den Samen und den Drang zu einer ähnlichen That ſchon lange mit ſich herumträgt.

Allgemeine deutſche Bibliothek. Berl. u. Stettin 1775.
Band 26. Stück 1. S. 103 ff.

Ungenannt.

Die Leiden des jungen Werthers, zwey Theile. Leipzig, in der Weygandiſchen Buchhandlung.

Eine Sammlung charakteriſtiſcher, empfindſamer und rührender Briefe, die man Herrn Goethe beylegen würde, wenn ſie ihm auch das Meßverzeichniß nicht zuſchriebe. Die nach und nach anwachſende Leidenſchaft eines vernünftigen Selbſtmörders, die Schilderung eines in Empfindungen und Raiſonnemens gleich außerordentlichen Menſchen, die erhabne Simplicität in Erzählungen und Beſchreibungen, die von den gewöhnlichen Künſteleien der Romanſchreiber weit entfernt iſt, ſo viel Wahrheit und Natur, als kaum ohne wirkliche Originale möglich ſcheint, ſo warme Sprache können nur von dem Manne kommen, der ſo gut unſer Goldſmith als unſer Shakeſpear werden kann.

Almanach der deutſchen Muſen auf das Jahr 1775. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. S. 75.

Einfall,

nach der Leſung der Freuden des jungen Werthers:

Daß Werther, unbeglückt mit Lottens ewiger Gunſt
Sich tödtete, davon läßt ſich der Grund entdecken:
Doch ihn vom Tode aufzuwecken,
Das iſt geheimnißvolle Kunſt.

Aus den „Poeſien, nach verſchiedenem Maas und Gewicht, mit angehängten kritiſchen Urkunden. Berlin, bey Decker. 1775.“

Chriſtian Garve.

Breslau, den 19. November 1774.

Ich habe die Leiden des jungen Werther geleſen; und ſie haben auf mich den größten Eindruck gemacht, den irgend ein Buch dieſer Art ſeit langer Zeit gemacht hat. Dieſes Einzige iſt ſchon ein großes Verdienſt des Werkes in meinen Augen, weil ich ſo lange faſt durch keine andere Leiden, als durch meine eignen, ſtark gerührt worden bin; und weil dieſe Rührung bei fremder Noth etwas ſo angenehmes und befriedigendes für die Seele iſt. Ich habe alſo bisher noch gar nicht daran gedacht, was dieſes Buch auf andre Gemüther für Wirkung thun könne. Auf mich hat es dieſe gethan: erſtlich, daß ich von wirklicher Hochachtung, Liebe und Mitleiden gegen den jungen Menſchen eingenommen worden bin, der eine ſo edle Seele, eine ſo lebhafte Empfindungskraft, und einen ſo tiefdringenden Verſtand ganz in einen einzigen Gegenſtand verſenkte, und in demſelben verzehrte. Sodann bin ich mit ihm in ſeine Lotte verliebt worden, ſo wenig ich auch noch von ihr weiß. Aber das Wenige iſt etwas ſehr gutes, und ſeine Leidenſchaft ſteckt an. Endlich habe ich, bei der Vorausſetzung, daß der Fond der Geſchichte wahr ſei, mich damit getröſtet, daß nicht bloß Wuth und Gottesvergeſſenheit, ſondern Liebe gegen ein anderes Geſchöpf, mit zu heftiger Begierde nach einer höhern Vollkommenheit verbunden, ſeinen letzten ausſchweifenden Schritt hervorgebracht hat. —

— Daß in dem Verfaſſer kein gemeiner Geiſt wohnt: das erkenne ich, wie ich glaube, mit Gewißheit. Und von einem ſolchen wird unſer Vaterland mit der Zeit immer mehr reife und genießbare Früchte zu erwarten haben.

Breslau, den 10. Oktober 1790.

Daß Goethe bei uns einige Wochen lang geweſen iſt, habe ich Ihnen, glaub' ich, ſchon geſagt. Ich will glauben, daß das, was in gewiſſen Augenblicken Stolz zu ſeyn ſcheint, im Grunde nur Zurückhaltung iſt. Er kann nur auf eine einzige Art ſeyn (um ſeiner eigenen metaphyſiſchen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit jemanden zu werden: muß er ſich erſt in dieſen Ton hineinfinden. Sein Taſſo iſt das letzte treffliche Produkt ſeiner Muſe. —

Briefe von Chriſtian Garve an Chriſtian Felix Weiße.
Breslau, 1803. Thl. I. S. 86. ꝛc.

Chriſtian Garve.

Ueber die Leiden des jungen Werther. Aus einem Briefe.

— Auch für mich iſt der Karakter des jungen Werther äußerſt intereſſant geweſen. Ich ſympathiſire ſehr mit ſeinen Empfindungen über das Schickſal der Menſchheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorſtellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns ſo reizend ſcheinen, dahingegen ſie bei der Nähe dem Gewohnten ganz gleich ſind, weil unſre Eingeſchränktheit dieſelbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfaſſen, ſondern immer in einem gleich engen Kreiſe ſtehen. — Sonſt ſind Werthers Empfindungen allerdings überſpannt: er verachtet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabei wirklich ſehr weit und richtig ſein kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Beleſenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menſchengefühl. Das eine ſind ihm Schurken und Teufel; das andere Engel. Aber, wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen iſt: ſo kann ich doch begreifen, wie das in ſo einer Seele Statt gefunden hat, und ich ſehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organiſation und anderer Sinne. —

Die Leiden des jungen Werther haben mich auf den Verfaſſer viel aufmerkſamer gemacht, als alles was er vorher geſchrieben. Das iſt, glaube ich, einer der Schriftſteller, die auf unſre Zeitgenoſſen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verſtand, und Dreiſtigkeit; Gunſt beim Publikum, und Begierde zu herrſchen. — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbſtmord. Nach meiner Einſicht kommt dabei alles auf die eine Betrachtung an: daß der Menſch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt ſind, den Lauf der Natur durch unwiderbringliche Veränderungen ſo wenig als möglich ſtören müſſe. Dieſe Betrachtung wird noch ſtärker für den, der eben dieſen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen, den verſtändigſten, größten, mächtigſten, beſten Geiſt zum Urheber, Anordner und Aufſeher giebt. Indem er ſich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er ſein Schickſal der höchſten Einſicht an; indem er dieſen Lauf ſtört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächſt von ſeiner Blindheit und Unwiſſenheit abhangen. Ich weiß nicht, ſagt Werther ſelbſt, was das heißt: Leben, Sterben. Ich weiß es, bei Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es alſo wagen, meine Hand in dieſe Dunkelheit auszuſtrecken, und dort Streiche zu verſetzen, die mein Auge nicht abſieht?

Ich weiß, daß man dieſen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Verrichtung irgend eines andern Theils der Natur, für unerlaubt halten könnte. Aber der geſunde Verſtand findet die Unterſchiede den Augenblick, die durch Philoſophie nur ſchwer und langſam entwickelt werden.

Ich ſehe nämlich in dem großen Univerſum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität beſtimmt iſt. Da findet Kunſt, Wiſſenſchaft, Erfahrung der Folgen, Verbeſſerung der Mittel, mit Einem Worte, eine Abſicht und ein Entwurf, ſtatt. So weit als dieſe Erkenntniß der Folgen reicht, ſo weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Veränderungen in der Natur machen. Ich ſehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablöſen laſſe; ich werde mit Einem Arm fortleben, und im Zuſtande und Genuſſe der Menſchheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe! Ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbſt; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Weſen hervorbringen wird. Leben und Tod kann alſo nicht zu meiner Sphäre gehören. Es iſt die höhere Sphäre des Geiſtes, der mich geboren werden, wachſen, leben, und ſterben läßt; der alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir ſein wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen, und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders iſt, unterſuchen, ob es der Natur des Menſchen, und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt ſei, ſich zu ermorden; etwas anders die Frage, wie ein Menſch, der durch Unglück und Leidenſchaft dazu getrieben wird, abgehalten, wie der noch nicht unglückliche, aber ſehr empfindliche und ſchwermüthige Menſch davor bewahret werden ſoll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenſchaft ſelbſt.

Und das iſt ein neuer Grund wider den Selbſtmord. Der Zuſtand der Seele, in welchem man dazu fähig iſt, iſt allemal ein zerrütteter, verdorbener Zuſtand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derſelben; keine Vorausſetzung einer oft nahen Zukunft; keinen Nebenblick auf das Umſtehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen ſchwarzen Punkt!

Dies macht bei Werthern einen Theil ſeiner Schuld aus, daß er dieſe Einſchränkung und Concentration ſeiner ganzen großen Empfindſamkeit auf jeden kleinen Gegenſtand für ein Verdienſt hält, ſich darin mehr und mehr übt, und alles was ſeine Aufmerkſamkeit auf mehr wichtige Objekte ziehen könnte, für Zerſtreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit anſieht. Daher auch ſein Stolz; der ſonſt mit der Liebe gegen die geringſten Menſchen, und ſelbſt gegen Pflanzen und Inſekten, die er zu ſeiner vorzüglichſten Eigenſchaft macht, ſo wenig beſtehen kann. Wenn er einſam die Natur betrachtet, ſo denkt er an ſein Selbſt nur in ſo ferne, als er Aehnlichkeit damit gewahr wird; dieſe findet er auch in den unbeträchtlichſten Dingen, und fällt auf ſie mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft ſeiner Seele. Tritt er aber in die menſchliche Geſellſchaft ein, ja ſo kömmt die unendlich ſtärkere Vorſtellung ſeines Selbſt zurück, und er empfindet nur die Unterſchiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der Andern, beſonders je näher ihm dieſe Andern an Stande und äußern Vorzügen ſind. Hat er einen oder wenige Menſchen gefunden, die dieſe Schwierigkeit in ſein Herz zu dringen überwinden, und ihm ſchätzbar werden, ſo häuft er auf dieſe in ſeiner Einbildung alle Vollkommenheiten zuſammen, die er den übrigen Menſchen entzieht. Er verachtet und meidet dieſe übrigen ſo ſehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, welches er bei näherer Bekanntſchaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er alſo auf der einen Seite die Natur im Ganzen, und bis in ihre gemeiniglich von uns völlig vergeſſenen und vernachläſſigten Werke, lebendig, ſchön und intereſſant findet; ſo findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigſten Theil der Schöpfung, unter den Menſchen, ſehr wenige ſeiner Achtung und Liebe würdig. Hier ſind ihm Alle unter ſeiner Vorſtellung und Erwartung, ſo wie jene Dinge ſeine Vorſtellung übertreffen. Aus dieſer Lage des Gemüths entſteht zuerſt Hang zur Einſamkeit und zu dieſem ungeſelligen Nachdenken; zweitens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen Andre entſpringen; drittens Haß und Widerwillen dieſer Andern gegen den, von dem ſie ſich ſo unbillig verachtet ſehn, ohne daß ſie ſeine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenſeitiger verſtärkter Abſcheu auf Seiten des Stolzen. Und nun laſſen Sie ſo ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menſchen erbittert, gleichgültig oder ſtolz iſt, laſſen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden, und darin unglücklich ſeyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menſchen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieſer Menſch iſt dahin. Unter dem übrigen großen Haufen beſinnt er ſich auf nichts ſo Schätzbares, das ihm dieſen Verluſt erträglich machen könnte. Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einſame, todte, ſtille Natur ſcheint ihm viel edler und größer. So wird alſo die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf geſpannt, das menſchliche Leben, ſo wie wir es jetzt haben, zu haſſen, und nur die Exiſtenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen ſcheinen. —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbſtmord verführte. Ihre Gedanken darüber ſind richtig. Zum Selbſtmord wird man ſchwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig ſeyn, was für Meinungen über dieſen Punkt der Menſch bei ſich feſtgeſetzt hat; ob ſolche, die die Leidenſchaft begünſtigen, oder ſolche, die ſich ihr entgegenſetzen, und ſie, wo nicht erſticken, doch aufhalten. Und wenn dieſes iſt, ſo war es freilich Unrecht, die ſpitzfindigſten Scheingründe für die That aller Stärke der Beredtſamkeit vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeſchickt verfochten wurden. Jede That iſt aus einem doppelten Geſichtspunkte zu betrachten: aus dem einen, wenn ſie begangen worden iſt: aus dem andern, wenn ſie begangen werden ſoll. Beide Geſichtspunkte ſind wichtig. Wer mir die ganze Entſtehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menſchen die Gründe derſelben entwickelt; wer mir die Fehlſchlüſſe, die irrigen Grundſätze aufdeckt denen gemäß er verfahren iſt: der verdient meinen aufrichtigſten Dank; denn er befördert meine Kentniß des Menſchen, meine Duldſamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabei den andern Geſichtspunkt vergeſſen; das heißt, er muß nie die Fehlſchlüſſe als Fehlſchlüſſe, die irrigen Begriffe als irrig, die falſchen Gründe als falſch, und die daher entſpringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dieſes nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, iſt wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfaſſer der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er ſich vielleicht am wenigſten rechtfertigen ließe. —

Der Philoſoph für die Welt. Von J. J. Engel. Berlin, 1775. 8. Thl. I. St. 2.

Chriſtian Garve.

Breslau, den 23. Januar 1795.

— Unter den litterariſchen Neuigkeiten iſt Goethe's Roman ohne Zweifel die intereſſanteſte. Aber man ſollte keinen Roman ſtückweiſe herausgeben. In dieſem Theile iſt ſo vieles nur angelegt, deſſen Wahrheit und Zweckmäßigkeit nur nach den Aufſchlüſſen, die man in den folgenden erwartet, beurtheilt werden kann. Eine Sache wundert mich, — daß ein Mann, der die Welt im Großen kennt, und mit ihren mittlern und obern Ständen ſo viel gelebt hat, wie Goethe, in ſeinen Schilderungen ſich gerade auf einen Gegenſtand einſchränkt, der in Romanen ſchon ſo oft iſt geſchildert

Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anſpötteln, deine holzgeſchnizteſte Geſtalt iſt mir willkommner.

Und ihr ſelbſt, trefliche Menſchen, denen die höchſte Schönheit zu genieſſen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seeligkeit, ihr ſchadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, empor gehoben und fortgerückt werden. Seine eigne Kräfte ſind's, die ſich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er ſtark und behend, wie der Löwe des Gebürges auseilt auf Raub. Drum erzieht ſie meiſt die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannigfaltigen Schauplaz erkünſteln könnt, ſtets im gegenwärtigen Maaß ſeiner Kräfte zu handeln und zu genieſſen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem ſcharfen Aug für Verhältniſſe gebohren wirſt, dich mit Leichtigkeit an allen Geſtalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du iauchzenden Menſchengenuß nach Arbeit, Furcht und Hofnung fühlſt; das muthige Geſchrey worden, ich meine die Schauſpielerwelt, das Leben, die Sitten und die Abentheuer von Komödianten, Seiltänzern ꝛc. Von Scarrons Romanen an bis jetzt, iſt keine Klaſſe von Leuten häufiger abkonterfeit, keine Leidenſchaft öfter zum Triebrad eines romanhaften Geſchichte gemacht worden, als die Schauſpieler und die Liebe zu Schauſpielen. — Noch habe ich keinen Leſer gefunden, dem nicht die erſte weitläuftige Entwickelung des Puppenſpiels wäre langweilig geweſen. Die Geliebte Wilhelms ſchlief darüber ein; wie konnte kein Geſchichtſchreiber glauben, daß es den nicht in ihn verliebten Leſern beſſer gehen würde? In dem erſten Buche zeichnet ſich faſt nichts aus, als die Schilderung der beiden Alten, und die Vertheidigung des Handels von dem Freunde Wilhelms. Auf den Reiſen dieſes letztern ſtoßen uns merkwürdigere Perſonen auf. Philine iſt ein ſeltſam zuſammengeſetztes, aber doch intereſſantes Weſen. Das Mädchen, welches Wilhelm dem Luftſpringer abkauft, iſt noch ein ſonderbareres, noch unerklärlicheres Geſchöpf, das anzieht, aber nicht befriedigt, weil man zu wenig davon begreift. Der alte Barde ſcheint aus einer andern Welt, einem andern Zeitalter zu ſeyn, als die übrigen Perſonen. Das Geheimnißvolle, welches über ſeinem Schickſale und ſeinem Charakter ſchwebt, ſpannt die Erwartung, aber ſo wie es in dieſem Theile gelaſſen wird, ſchadet es der Wahrſcheinlichkeit. Ueberhaupt iſt alles nur erſt angelegt, nichts auf den Punkt entwickelt, um eine hohes Intereſſe zu erregen. Einen Roman ſollte man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht ſtückweiſe herausgeben, ſo wenig als man einzelne Akte eines Schauſpieles herausgiebt. Der Autor und der Leſer verlieren bei dieſer Zerſtückelung. Soviel iſt ſichtbar, daß, ſo wie Goethe ſelbſt gewiſſermaßen ein Sonderling in ſeinem Charakter und in ſeinem Betragen iſt, er auch die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft nicht nach Modellen zuſammenſetzt, die man gewöhnlich in der Welt findet. Poetiſch werden dadurch ſeine Produktionen reizender, inſofern ſie mit Geiſt und Fleiß ausgeführt ſind; aber wo er ſich vernachläſſiget, werden auch zuweilen Mißgeburten daraus. Doch in allen ſeinen Werken ſind gewiſſe tief in's menſchliche Herz und Leben eindringende Reflexionen, die ſie mir ſchätzbar machen. Dergleichen ſind auch hin und wieder Meiſters Lehrjahren eingeſtreut, z. B. in dem Geſpräche des Unbekannten, der auf dem Schiffe die extemporiſirte Komödie mitgeſpielt hatte. — Vom 18. Juni. Der zweite Theil von Meiſters Lehrjahren hat mir Vergnügen gemacht; ob ich es gleich nicht für ein vollendetes Kunſtwerk halte.

Die Geſpräche der Emigrirten in den Horen haben mir gefallen. Das iſt ein Wort geredet zu ſeiner Zeit.

Breslau, den 28. November 1797.

Von den beiden neueſten und beſten Produkten unſrer Poeſie, dem Schilleriſchen Muſenalmanach und Goethe's Hermann und Dorothea, habe ich, aus dem erſten die beſten Stücke, und das andere ganz geleſen. Ich bin überzeugt, daß die „Worte des Glaubens" Sie, ſo wie mich, gerührt und mit erhabnen Ideen erfüllt, daß „Licht und Wärme" von Schillern und einige andre kleine Stücke von ihm Ihnen gefallen haben; daß der heilige Petrus, der ſich um das Hufeiſen nicht bücken will, und ſich um der Kirſchen willen vielmal bücken muß, ein naives Stück iſt; daß die Korinthiſche Braut, welche von Manſo für das am meiſten genialiſche Stück der ganzen Sammlung gehalten wird, Ihnen, wie mir, dunkel und in moraliſcher Rückſicht anſtößig ſeyn wird. Hermann und Dorothea hat mit Luiſe von Voß, als häusliches Gemählde, viel Aehnlichkeit, aber es erhebt ſich über das letztere durch größeres Intereſſe, ſo wie es ihm von Seiten der Verſifikation nachſteht.

den 30. Oktober 1798.

— Ich kann, in Hinſicht auf Litteratur, jetzt eben ſo wenig thätig ſeyn, als genießen. Einige Stücke aus dem Schilleriſchen Almanach, die meine Freunde mir vorgeleſen haben, haben mir doch Vergnügen gemacht; am meiſten das Bürgerlied. Goethe's Produkte ſind zum Theil ſchwer, aber doch ſchön.

Briefe von Chriſtian Garve an Felix Weiße. Breslau, 1803. 8. Thl. II. S. 179 ff. 189. 200. 260. 277.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, ein Schauſpiel.

Eine merkwürdige Erſcheinung! Schon die Nationalſitten, die in dieſem Schauſpiel recht glücklich getroffen werden, würden dieſen Ausruf verdienen. Aber auch der Wetteifer mit Shakeſpear, nicht blos in Form, ſondern auch in der Natur verdient Aufmerkſamkeit. Selbſt die ihr Herz ganz an den gewöhnlichen Gang unſer Schauſpiele gehängt haben, werden ſich gern zerſtreuen laſſen, und ſolche Scenen, wie die mit Bruder Martin, oder an des Biſchofs Tafel, wenigſtens für eben ſo gut halten, als die in den Diderotiſchen Dramen gewöhnlichen Einſchaltungen. Hat der Dichter, Herr **Goethe**, gleich den Namen Trauerſpiel vermieden, ſo iſt der Ausgang doch überaus rührend. Der Dialog iſt kräftig, aber größtentheils mit Fleiß ſehr koupirt; ſo wie überhaupt manche Attitüden, Bizarrerien, Liebeleien hätten wegbleiben können, da ich ſie unmöglich Eigenheiten nennen kann, ſondern Affektation ſchelten muß.

Almanach der deutſchen Muſen auf das Jahr 1774. Leipzig, im Schwickertſchen Verlage. S. 45.

Ungenannt.

Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Ein Schauſpiel. 1773.

Eine frühere Anzeige dieſes Schauſpiels in unſerer Bibliothek hätte das Publikum zu keiner günſtigeren Aufnahme, zu keiner allgemeinern Bewunderung deſſelben, ermuntern können, als es beydes dem Verf. und dem Meiſterſtück ſeines Genies mit ſo vielem Rechte bereits geſchenkt hat. Alle Zergliederung der mannichfaltigen einzelnen Schönheiten dieſes Schauſpiels würde nunmehr zu ſpät und überflüſſig ſeyn, da jedermann es ſchon geleſen und wieder geleſen, auch ein Theil des Publikums die theatraliſche Vorſtellung deſſelben mit angeſehen hat, die manche Leſer ihm vorher kaum zu weiſſagen ſich getraut hätten. Auch uns iſt dieſer Umſtand mehr ein Beweis von dem ſehr zu entſchuldigenden Eifer unſerer Theateraufſeher für ihren Vortheil, als von der Schicklichkeit des Stücks zur Aufführung, die wir demſelben, der wirklich geſchehenen Aufführung ungeachtet, dennoch nicht zugeſtehen können. Vielmehr ſcheint der Verf. dieſem Zwecke, oder wenigſtens dem dazu nothwendig erforderlichen Zuſammenhange der Scene gerade entgegen gearbeitet zu haben; und die äußerſt häufige Veränderung des Schauplatzes war gewiß bey ihm kein Behelf, ſondern vorſetzliche Losmachung von Regeln, nach denen er nun einmal nicht arbeiten wollte. Daß er dieſe Regeln überhaupt für überflüſſig gehalten, und das große Verdienſt der wahren dramatiſchen Kunſt ſo ganz verkannt haben ſollte, können wir ihm unmöglich zutrauen, ihm, der nicht nur in der meiſterhafteſten Zeichnung und Gegeneinanderſtellung ſeiner Charaktere, Götzens und ſeines Sohns, Eliſabeths und Mariens, Weislingens und Sickingens ꝛc., ſondern auch in der Art, wie er uns mit dieſen Charakteren bekannt macht, in den vortrefflichen Scenen zwiſchen Götz und dem Bruder Martin, zwiſchen Götz und Weislingen, zwiſchen dem letztern und Adelheid, zwiſchen dieſer und Franz u. ſ. f., und in der endlichen Entſcheidung der Schickſale ſeiner Perſonen, ſo viel wahre und ſeltne Einſicht in die Kunſt gezeigt hat. Wir verkennen nicht den Unterſchied der weſentlichen und der mechaniſchen Regeln der dramatiſchen Kunſt; aber wer beyde, und ihre Quellen und Gründe, richtig unterſucht hat, wird doch wohl nicht behaupten, daß in der Oekonomie des Götz von Berlichingen bloß die letztere hintangeſetzt wären. Dem ungeachtet ſehen wir es völlig ein, und erkennen es mit der dankbarſten Empfindung, daß unſre Nation an dieſem Schauſpiele ein Werk erhalten hat, worauf ſie ſtolz ſeyn darf. —

Allgemeine deutſche Bibliothek. Berlin und Stettin, bey
Friedr. Nicolai, 1776. Bd. 27. Stück 2. S. 361 ff.

Clavigo. Ein Trauerſpiel von **Goethe.** Leipzig, bey Weygand. 1774.

— Zu einem Trauerſpiele bedurfte dieſe Geſchichte, die aus dem Quatrieme mémoire à consulter pour Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais etc. entnommen iſt und ſich wirklich vor zehn Jahren ereignet hat, nur einiger Veränderungen, um, unter den Händen eines geſchickten Mannes, ein Drama von großer Wirkung zu werden. Hr. Goethe hat dieſe Veränderungen gemacht, hat erſtlich dem Clavigo einen Anſtifter gegeben, der aus ſeinem wankelmüthigen Charakter ſein Spiel macht, und ihn durch falſche Vorſpiegelungen und Hoffnungen, durch blendende Ausſichten für ſeinen Ehrgeiz zu der äußerſten Niederträchtigkeit, dem Betrug eines unſchuldigen Mädchens verleitet. Die Motive der Handlungen des Clavigo werden uns hierdurch freilich ſichtbarer; wir ſehn ihn, mitten in den beſten Vorſätzen, durch die Kunſtgriffe eines verderbten und falſchen Freundes unterbrochen, und allmählich zu ganz entgegengeſetzten Entſchlüſſen gebracht; — An ſich haben wir wider dieſen Ausgang nichts; aber die Art, wie er bewerkſtelligt wird, ſcheint uns etwas zu raſch, und überhaupt der letzte Akt zu flüchtig gearbeitet zu ſeyn, nicht zu gedenken, daß er an Shakeſpear's Romeo und Julie zu lebhaft erinnert. —

Allgemeine deutſche Bibliothek. Berlin und Stettin, 1776.
Bd. 27. Stück 2. S. 370 ff.

Ungenannt.

Etwas über das Nachahmen allgemein, und über das Goetheſiren insbeſondere.

Das Geſchichtlein, das uns der Wandsbecker Bothe in ſeiner eigenen lieben Manier ſo artig erzählt hat, von dem Hintenanbinden der drey Reiter an dem Buzephal des Dichters, iſt eines von denen, die die leidige Liebhaberey der großen ſchönen Ewigkeit auch den Geſchöpfen, die nur ihren Tag leben ſollten, täglich in der dichteriſchen Welt erneuert. Kein Wunder, denn auch, daß Schreyer von Profeſſion, wo ſie nur mehrere Reiter auf Einem Wege ſehen, immer das liebe Liedlein von Hintenanbinden nachſchreyen. Oft haben ſie Recht; und wenn ſie das auch nicht haben, ſo kann man es den Leuten doch mit gutem Gewiſſen nicht verargen, wenn man bedenkt, daß ſie größtentheils zu Fuße nachlaufen müſſen, und, wenn ſie ſich auch, der Wahrheit zu gefallen, außer Athem laufen wollten, doch mit aller Anſtrengung ſoweit nicht kommen können, um mit eigenen Augen ganz genau zu unterſcheiden, ob beſagte Reiter Eines Weges ſich alle an einander, und ſo an den erſten gebunden haben, oder ob ſie den Weg nehmen, weil ſie alle mit dem erſten einerley Wegweiſer haben, und ſo, auch ohne die Geſellſchaft, ein jeder für ſich den nämlichen Weg einſchlagen würde?

Im Grunde, ſollt' ich denken, müßte das doch ſo ſehr ein Unterſchied ſeyn, als es nur einer von den allen, die den 269 und ſ. 88 der Baumgartenſchen Metaphyſik beſtätigen, und wenn man ihn in einem einzelnen Falle bemerken will, ſo kommts eben ſo natürlich, dünkt mich, bloß auf die Frage an: Haben die andern den nämlichen Führer, den der erſte auch hat, oder reiten ſie, ohne den Führer zu ſehen, nur dem erſten nach? Wohlverſtanden, daß man ſich eigentlich deswegen noch nicht an eines andern Buzephal bindet, wenn dieſer ſchon der erſte war, der es wagte, dem Führer auf dieſem Wege zu folgen!

Ich möchte gern wiſſen, was Goetheſiren heißt? Das Ideal der Dichtkunſt iſt der leidenſchaftliche Menſch. Ihr Gegenſtand iſt Handlung, und die Summe der Kräfte, die eine Handlung hervorbringen, iſt hier das Maaß ihrer Vollkommenheit. Der Würger des keuſcheſten Weibes, das je in den Armen eines Mannes lag, iſt Othello, dichtriſch vollkommner, als der ganze göttliche Grandiſon.

Werther und Stella gehören aus eben dieſem Grunde, zu der erſten Klaſſe von Weſen, die die Dichtkunſt geſchaffen hat.

„Sein Styl iſt zu griechiſch.“ Das hab' ich noch nie von einem Bildhauer ſagen hören; habe auch die Kritik zu lieb, um nicht Gott zu bitten, daß er es nicht ſo weit mit ihr kommen laſſe, ſo etwas ſagen zu dürfen. Es würde ſo viel heißen, als: der Mann ſollte uns körperliche Schönheit darſtellen, und ſtellt ſie uns zu ſchön dar.

Ich habe nur ein paarmal etwas geſehen, das **Raphael** ſollte gemalt haben; aber, was ich verwetten kann, lieber Leſer! alles gegen die geringſte Kleinigkeit, die du zu verlieren wagen darfſt: ſeine Figuren ſehen den Griechiſchen ähnlicher, als denen von Kalot.

Und warum man in der Muſik zuweilen Aehnlichkeit antrifft, die man nicht Fehler nennen darf, das hat noch neulich ein Mann geſagt, der vom Metier iſt, und der das Metier verſteht. (Muſ. Anz. S. 745.)

Die Dichtkunſt ſoll ſchöne Seelen ſchildern, und die Stimmung, die eine Seele dichteriſch ſchön macht, iſt Kraft, Leidenſchaft, iſt, was in der Grundlage des Dichters eigene Seele iſt; daher auch ſelten ein großer Dichter, der ſich nicht einmal ſelbſt in ſeinen Werken geſchildert hätte; aber die Wahrheit iſt einzig; jede Leidenſchaft hat ihren Ton, und alſo auch jede Stimmung der Seele.

Entweder hat **Goethe** die wahren Ideale der Dichtkunſt verfehlt, oder den Ausdruck, den Ton der Stimmung, die er ihnen geben mußte; wenn beydes nicht, ſo wird ſich hoffentlich etwas daraus folgern laſſen, um meine Frage zu beantworten.

Die Ideale nicht: man mag nur bloß ſein Gefühl fragen, oder wahre Kritik, die nur gedachtes Gefühl ſeyn ſoll.

Den Ausdruck? klopft auf die Bruſt, und thut der Menſchheit die Ehre, und bekennt die Wahrheit, ihr alle, die, wenn ihr Beruf habt, auch nur ein Schatten von dem zu ſeyn, was ihr ſeyn wollt, ihn und euch, wenn ſchon wider euren Willen, fühlt. Ich verſpreche auch dagegen, vor der Hand die lieben Nebengründe dieſes: **wider Willen** zu reſpektiren.

Alſo weder Zeichnung noch Kolorit.

Wenn eine Nation noch blind war, als ihre Nachbarn ſchon ſahen, wenn dieſe Nachbarn über die noch blöden Augen die Aufſicht bekamen, ihnen die Gegenſtände zu benennen und bezeichnen, ganz natürlich, daß dieſe Nation ſich nach dem lehrenden Nachbar bequemte, ſah, was dieſer ſah, und wenn ſie mit ſich ſelbſt über das Geſehene redete, auch ſo davon plauderte, wie ſie dieſen davon hatte plaudern hören.

Wenn nun aber dieſer Nachbar ſchwachen Auges war, und blinzelte, wenn er, nicht Adler genug, den Anblick ihrer Schönheit in ihrem mittäglichen Sonnenſchein zu ertragen, ſich mit dem Abglanze der Dämmerung begnügte, — ſo lernte auch der Lehrling blinzeln, und ſich begnügen.

Aber wenn nun endlich in dieſer Nation ein Paar Augen ſtark genug waren, ſich nicht früh Morgens bis auf den Abend wieder zuzuſchließen — auch im Mittage zu ſehen mit unverwandtem Blicke — wenn das nun die Augen eines Jünglings waren, dem die Natur auch Muth gab, zu ſagen, was er ſah? das um ihn her auszudrücken, wie er es fühlte, und von der Schönheit zu reden, wie ſie ihn im Meere des Lichts umſchwamm?

Was ſollen nun andere Jünglinge um ihn her thun, die zwar auch wohl etwas ſahen, was die lieben Nachbarn nicht ſahen, aber dem Nachſchreyn ihrer Nation nachgaben? Oder, wenn nun auch ſie die Wahrheit ſagen, und das nun dem ähnlicher ſieht, was jener Erſte aus ihrer Mitte ſagt, als dem, was die Nation bisher dem Nachbar nachſagte; ſchreyen ſie nun bloß nach?

Oder, um wieder in das erſte Gleichniß zu kommen, wenn dieſer Erſte nun den wahren Weg ſah, und ihn betrat, den die andern auch wohl geſehen hätten, aber nicht betraten, weil alles den lieben ſichern Fußweg nebenher einſchlug, wenn ſie jetzt aber den wahren Weg auch folgen, weil die Natur da vor ihnen her wandelt, ſagt mir, haben ſie ſich nur an des kühnen Jünglings Buzephal gebunden?

O! ich glaube zu ſehr an hohe Urgenien, die ganzen Nationen den Weg zeigen ſollten: fühle zu ſehr, daß Goethe ſo ein Liebling der Natur iſt, den ſie zum Wegweiſer ausrüſtete.

Wir hatten ſchon früh einen Mann, der, nur ſich ſelbſt gleich, aber dafür auch faſt einſam, in ſeiner Nation da ſtand, eingehüllt in ſeiner Gröſe, und nun die Zeit, die, was neben ihm glänzte, verdunkeln, und ihn verherrlichen ſollte, Gottlob! noch ſelbſt erlebt hat; aber ſeine Sphäre gehört nicht hieher, und die Zeitgenoſſen ſeiner Jugend — ſeine Größe zu ſehen, und zu ſtreben, in andern

Fächern zu werden, was er in dem ſeinigen war, war ihr Auge zu dunkel. Wir hatten noch andere Männer, und welche Seligkeit zu ſehen, wie die Zeit bei uns den Richterſtuhl der Unpartheilichkeit ſo früh aufrichtet, um Gerechtigkeit auszuſpenden zur Krönung, oder zur Vergeſſenheit. Aber das iſt keine Inſtanz gegen mich; man zeige mir den Mann, der in ſeiner Späre mehr, als Goethe in der ſeinigen, oder der in dieſer mehr als er iſt.

Aber freilich, wer nun auch nachläuft, nicht weil die Natur, ſondern weil Goethe da wandelt; — es müßte nicht gut ſeyn, wenn ſich an den Buzephal, der mehr trägt, als ſo mancher andere, an dem ſich Leute banden, die ſelbſt wohl hätten fortkommen können, nicht auch Leute binden ſollten, die höchſtens dazu beſtimmt waren, das Wettrennen anzuſtaunen, und dem Sieger zuzuklatſchen, genug, daß es ſo gewiß, als Charakter und Ausdruck nur ein Höchſtes haben, einen Sian giebt, in dem es Sünde wäre, nicht zu goethiſiren. Sz.

Deutſches Muſeum. Leipzig, in der Weygandſchen Buchhdlg. 1776. Band 2. S. 1048 ff.

Johann Georg Sulzer

Ich hatte doch in Frankfurt das Vergnügen, des bereits in ſeinen jungen Jahren durch verſchiedene Schriften in Deutſchland berühmt gewordenen Doct. Goethen's Beſuch zu genießen. Dieſer junge Gelehrte iſt ein wahres Originalgenie von ungebundener Freiheit im Denken, ſowohl über politiſche als gelehrte Angelegenheiten. Er beſitzt bei wirklich ſcharfer Beurtheilungskraft eine feurige Einbildungskraft und ſehr lebhafte Empfindſamkeit. Aber ſeine Urtheile über Menſchen, Sitten, Politik und Geſchmack ſind noch nicht durch hinlängliche Erfahrung unterſtützt. Im Umgange fand ich ihn angenehm und liebenswürdig.

Johann Georg Sulzer's Tagebuch einer von Berlin nach den mittäglichen Ländern von Europa in den Jahren 1775 und 1776 gethanen Reiſe und Rückreiſe. Leipzig. 1780. 8. S. 17.

Johann Karl Auguſt Muſäus.

— Es geht mit unſerm Liebhaber-Theater noch immer ganz gut von Statten, ob ich gleich nicht mehr die Ehre genieße, in Kupfer geſtochen zu werden, denn Herr Krauſe hat aufgehört, ſeine Theater-Zeichnungen zu ätzen. — Indeſſen wird doch friſch weg geſpielt. — Herr Goethe hat ein Paar von ſeinen Stücken zum Beſten gegeben: die Geſchwiſter, in einem Akt, und die Mitſchuldigen. Er ſelbſt hat viel wahre Aktion, und macht eine angenehme Figur.

Brief vom 12. December 1776.

(Geſellſchafter von Gubitz. Berlin, 1823. Nr. 36.)

Jung-Stilling.

— Es ſpeiſeten ungefähr zwanzig Perſonen an dieſem Tiſch, und ſie ſahen einen nach dem andern hereintreten. Beſonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn, und ſchönem Wuchs, muthig in's Zimmer. Dieſer zog Herrn Trooſts und Stillings Augen auf ſich; erſterer ſagte gegen letztern: Das muß ein vortrefflicher Mann ſeyn. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß ſie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kammeraden anſah. Dieſes ſchloß er aus dem freien Weſen, das ſich der Student herausnahm; allein Stilling irrte ſehr. Sie wurden indeſſen gewahr, daß man dieſen ausgezeichneten Menſchen Herr Goethe nannte. —

Herr Trooſt ſagte leiſe zu Stilling: Hier iſt's am beſten, daß man vierzehn Tage ſchweigt. Letzterer erkannte dieſe Wahrheit, ſie ſchwiegen alſo, und es kehrte ſich auch Niemand ſonderlich an ſie, außer daß Goethe zuweilen ſeine Augen herüberwälzte; er ſaß gegen Stilling über, und er hatte die Regierung am Tiſch, ohne daß er ſie ſuchte.

Herr Trooſt war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch ſo ziemlich. Er hatte einen ſchwarzbraunen Rock mit mancheſternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Pedes Winzers, wenn die Fülle des Herbſts ſeine Gefäſſe anſchwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher, die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinſel lebt, du geſtrebt und gelitten genug haſt, und genug genoſſen, und ſatt biſt irrdiſcher Schönheit und werth biſt auszuruhen in dem Arme der Göttinn, werth an ihrem Buſen zu fühlen, was den vergötterten Herkules neu gebahr; nimm ihn auf himmliſche Schönheit, du Mitlerinn zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leit er die Seeligkeit der Götter auf die Erde.

rücke übrig, die er zwiſchen ſeinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Dieſe hatte er einsmalen aufgeſetzt, und kam damit an den Tiſch. Niemand ſtörte ſich daran, als nur Herr Waldberg von Wien. Dieſer ſah ihn an; und da er ſchon vernommen hatte, daß Stilling ſehr für die Religion eingenommen, war, ſo fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich, bis auf Salzmann, Goethe und Trooſt; dieſe lachten nicht. Stillingen fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie ſich dieſes Spotts. Ein ſolcher alltäglicher Einfall iſt nicht werth, daß er belacht werde! — Goethe aber fiel ein, und verſetzte: Probir' erſt einen Menſchen, ob er des Spotts werth ſey? Es iſt teufelmäßig, einen rechtſchaffenen Mann, der Niemand beleidiget hat, zum Beſten zu haben! Von dieſer Zeit an nahm ſich Herr Goethe Stillings an, beſuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderſchaft und Freundſchaft mit ihm, und bemühte ſich bei allen Gelegenheiten, Stillingen Liebe zu erzeigen. Schade, daß ſo wenige dieſen vortrefflichen Menſchen ſeinem Herzen nach kennen! — —

Binnen ſieben Tagen kam er, ohne Gefahr, oder ſonſt etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder geſund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erſter Gang war zu Goethe. Der Edle ſprang hoch in die Höhe, als er ihn ſahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: „Biſt du wieder da, guter Stilling! rief er, und was macht dein Mädchen?“ Stilling antwortete: Sie iſt mein Mädchen nicht mehr, ſie iſt nun meine Frau. „Das haſt du gut gemacht, erwiederte jener, du biſt ein excellenter Junge.“ Dieſen halben Tag verbrachten ſie vollends in herzlichen Geſprächen und Erzählungen.

Der bekannte ſanfte Lenz war nun auch daſelbſt angekommen. Seine artigen Schriften haben ihn berühmt gemacht. Goethe, Lenz, Lerſe und Stilling machten jetzt ſo einen Zirkel aus, in dem es jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was ſchön und gut iſt. Stillings Enthuſiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch ſolche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn ſie nur keine Spötter waren.

— Den folgenden Herbſt diſputirte Herr Göthe öffentlich, und reiſte nach Hauſe. Er und Stilling machten einen ewigen Bund der Freundſchaft zuſammen. —

Heinrich Stillings Wanderſchaft. Eine wahrhafte Geſchichte. Berlin und Leipzig, 1778. S. 158 ff.

— Einige Wochen nachher (im Jahre 1774) wurde Stilling einsmals des Morgens früh in einen Gaſthof gerufen, man ſagte ihm, es ſey ein fremder Patient da, der ihn gern ſprechen möchte; er zog ſich alſo an, und ging hin; man führte ihn in's Schlafzimmer des Fremden. Hier fand er nun den Kranken mit einem dicken Tuch um den Hals, und den Kopf in Tücher verhüllt; der Fremde ſtreckte die Hand aus dem Bett, und ſagte mit ſchwacher und dumpfer Stimme: Herr Doktor! fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und ſchwach. Stilling fühlte und fand den Puls ſehr regelmäßig und geſund; er erklärte ſich alſo auch ſo, und erwiederte: Ich finde gar nichts Krankes, der Puls geht ordentlich; ſo wie er das ſagte, hing ihm Goethe am Hals. Stillings Freude war unbeſchreiblich; er führte ihn alſo fort in ſein Haus, auch Chriſtine war froh, dieſen Freund zu ſehen, und rüſtete ſich zum Mittags-Eſſen. Nun führte er Goethe hinaus auf einen Hügel, um ihm die ſchöne Ausſicht über die Stadt und das Thal hinauf zu zeigen.

Gerade zu dieſer Zeit waren die Gebrüder Vollkraft (Jakobi) wieder auf Commiſſion da; ſie hatten einen Freund bei ſich, der ſich durch ſchöne Schriften ſehr berühmt gemacht hat, den aber Stilling, wegen ſeiner ſatyriſchen und juvenaliſchen Geißel, nicht leiden mochte, er beſuchte alſo jetzt ſeine Freunde wenig, denn Juvenal (ſo will ich den Mann einſtweilen nennen) neckte ihn immer wegen ſeiner Anhänglichkeit an die Religion. Während der Zeit, daß Stilling mit Goethe ſpatzieren ging, kam der Herr Hofkammerrath Vollkraft zu Pferde an Stillings Thür geſprengt, und rief der Magd zu, ſie ſollte ihrem Herrn ſagen, er ſey plötzlich nach Rüſſelſtein (Düſſeldorf) abgereiſt, weil Goethe dort wäre; Chriſtine war gerade nicht bei der Hand, um ihn von der Lage der

Sache zu benachrichtigen, Wollkraft trabte alſo eiligſt fort. So wie Goethe und Stilling nach Haus kamen, und ihnen die Magd den Vorfall erzählte, ſo bedauerten ſie beide den Irrthum; indeſſen war's nur nicht zu ändern.

Goethen's Veranlaſſung zu dieſer Reiſe war eigentlich folgende: Lavater beſuchte das Emſerbad, und von da machte er eine Reiſe nach Mühlheim am Rhein, um dort einen Freund zu beſuchen; Goethe war ihm bis Ems gefolgt, und um allerhand Merkwürdigkeiten und berühmte Männer zu ſehen, hatte er ihn bis Mühlheim begleitet; hier ließ nun Goethe Lavatern zurück und machte einen Streifzug über Rüſſelſtein nach Schönenthal, (Elberfeld), um auch ſeinen alten Freund Stilling heimzuſuchen; zugleich aber hatte er Lavatern verſprochen, auf eine beſtimmte Zeit wieder nach Mühlheim zu kommen, um mit ihm zurückzureiſen. Während Goethe's Abweſenheit aber bekommt Lavater Veranlaſſung, auch nach Rüſſelſtein und von da nach Schönenthal zu gehen; von dem allen aber wußte Goethe kein Wort. Als er daher mit Stilling zu Mittag gegeſſen hatte, machte er ſich mit obigem Juvenal zu Pferde wieder auf den Weg nach Rüſſelſtein, um dort Wollkraften anzutreffen. Kaum waren beide fort, ſo kam Lavater, in Begleitung Wollkrafts, des bekannten Haſenkamps, von Duysburg, und des höchſt merkwürdigen, frommen Doctor Collenbuſch's die Gaſſe hereingefahren. Dies wurde Stillingen angezeigt, er floh alſo den beiden Reitern nach und brachte ſie wieder zurück.

Lavater und ſeine Begleiter waren mittlerweile bei einem bekannten und die Religion liebenden Kaufmann eingekehret; Stilling, Goethe und Juvenal eilten alſo auch dahin. Niemals hat ſich wohl eine ſeltſamer gemiſchte Geſellſchaft beiſammen gefunden, als jetzt um den großen ovalrunden Tiſch her, der zugleich auf Schönenthaler Art mit Speiſen beſetzt war. Es iſt der Mühe werth, daß ich dieſe Gäſte nur aus dem Groben zeichne.

Lavaters Ruf der praktiſchen Gottſeeligkeit hatte unter andern einen alten TerSteegianer herbeigelockt; dieſer war ein in aller Rückſicht verehrungswürdiger Mann, der nach den Grundſätzen der reinen Myſtik, unverheirathet, äußerſt heickel in der Wahl des Umgangs, ſehr freundlich, ernſt, voll ſanfter Züge im Geſicht, ruhig im Blick, und übrigens in allen ſeinen Reden behutſam war; er wog alle ſeine Worte auf der Goldwage ab, kurz, er war ein herrlicher Mann, wenn ich nur das einzige Eigenſinnige ausnehme, das alle dergleichen Leute ſo leicht annehmen, indem ſie intolerant gegen alle ſind, die nicht ſo denken wie ſie! Dieſer ehrwürdige Mann ſaß mit ſeinem runden lebhaften Geſicht, runden Stutzperücke, braunen Rock und ſchwarzen Unterkleidern oben an; mit einer Art von freundlicher Unruh ſchauete er um ſich, ſagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungsworte, denn er witterte Geiſter von ganz andern Geſinnungen.

Neben dieſem ſaß der Hofkammerrath Vollkraft, ein feiner Weltmann, wie es wenige giebt, im Reiſehabit, doch nach der Mode gekleidet; ſein lebhaftes Naturell ſprühte Funken des Witzes und ſein hoch rectificirtes philoſophiſches Gefühl urtheilte immer nach dem Zünglein in der Wage des Wohlſtandes, des Lichts und des Rechts.

Auf dieſen folgte ſein Bruder, der Dichter; von ſeinem ganzen Daſeyn ſtrömte ſanfte gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und Menſchen, ſie mochten nun übrigens denken und glauben was ſie wollten, wenn ſie nur gut und brav waren; ſein grauer Flockenhut lag hinter ihm im Fenſter und der Körper war mit einem bunten Sommerfrack bekleidet.

Dann ſaß der Hauswirth neben dieſem; er hatte eine pechſchwarze Perücke mit einem Haarbeutel auf dem Kopfe, und einen braunen zitzenen Schlafrock an, der mit einer grünen ſeidenen Scherpe umgürtet war; ſeine großen hervorragenden Augen ſtarrten unter der hohen und breiten Stirne hervor, ſein Kinn war ſpitzig, überhaupt das Geſicht dreieckig und hager, aber voller Züge des Verſtandes; er horchte lieber, als daß er redete, und wenn er ſprach, ſo war alles vorher in ſeiner Gehirnkammer wohl abgeſchloſſen und dekretirt worden; ſeiner Taubeneinfalt fehlte es an Schlangenklugheit wahrlich nicht.

Jetzt kam nun die Reihe an Lavater; ſein Evangeliſten-Johannes-Geſicht riß alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an ſich, und ſein munterer gefälliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte ſich alle Anweſende, die ſich nicht durch Witz und Laune zu verſündigen glaubten, ganz zu eigen. Indeſſen waren unter der Hand ſeine phyſionomiſche Fühlhörner, denen es hier an Stoff nicht fehlte, immer geſchäftig; er hatte einen geſchickten Zeichenmeiſter bei ſich, der auch ſeine Hände nicht in den Schooß legte.

Neben Lavater ſaß Haſenkamp, ein vierzigjähriger etwas gebückter, hagerer, hectiſcher Mann, mit einem länglichen Geſicht, merkwürdiger Phyſionomie, und überhaupt Ehrfurcht erweckenden Anſehen; jedes Wort war ein Nachdenken and Wohlgefallen erregendes Paradoxon, ſelten mit dem Syſtem übereiſtimmend; ſein Geiſt ſuchte allenthalben Luft und ängſtete ſich in ſeiner Hülle nach Wahrheit, bis er ſie bald zerſprengte und mit einem lauten Hallelujah zur Urquelle des Lichts und der Wahrheit empor flog; ſeine einzelnen Schriften machen Orthodoxe und Heterodoxe den Kopf ſchütteln, aber man muß ihn gekannt haben; er ſchritte, mit dem Perſpectiv in der Hand, beſtändig im Lande der Schatten hin und her, und ſchaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde; was Wunder, wenn die blendenden Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!

Auf ihn folgte Collenbuſch, ein theologiſcher Arzt oder mediziniſcher Gottesgelehrter; ſein Angeſicht war ſo auffallend, wie je eins ſeyn kann — ein Geſicht, das Lavaters ganzes Syſtem erſchütterte; es enthielt nichts Widriges, nichts Böſes, aber auch von allem nichts, auf welches er Seelengröße baute; indeſſen ſtrahlte aus ſeinen durch die Kinderblattern verſtellten Zügen eine geheime ſtille Majeſtät hervor, die man nur erſt nach und nach im Umgange entdeckte; ſeine mit dem ſchwatzen und grauen Staar kämpfende Augen und ſein immer offener zwo Reihen ſchöner weißer Zähne zeigender Mund ſchienen die Wahrheit, Welträume weit herbei ziehen zu wollen, und ſeine höchſt gefällige einnehmende Sprache, verbunden mit einem hohen Grade der Artigkeit und Beſcheidenheit, feſſelten jedes Herz, das ſich ihm näherte.

Jetzt folgte in der Reihe mein Juvenal: man denke ſich ein kleines junges rundköpfigtes Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit ſchalkhaften hellen Augen, und immer lächelnder Miene; er ſprach nichts, ſondern beobachtete nur: ſeine ganze Atmoſphäre war Kraft der Undurchdringbarkeit, die alles zurückhielt, was ſich ihm nähern wollte.

Denn ſaß neben ihm ein junger edler Schönenthaler Kaufmann, ein Freund von Stilling, ein Mann voller Religion ohne Pietismus, glühend von Wahrheits-Hunger, ein Mann, wie es wenige giebt.

Nun folgte Stilling, er ſaß da, mit tiefem geheimen Kummer auf der Stirn, den jetzt die Umſtände erhellten, er ſprach hin und her, und ſuchte jedem ſein Herz zu zeigen, wie es war.

Dann ſchloſſen noch einige unbedeutende, blos die Lücke ausfüllende Geſichter den Kreis. Goethe aber konnte nicht ſitzen, er tanzte um den Tiſch her, machte Geſichter und zeigte allenthalben, nach ſeiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menſchen gaudirte. Die Schönenthaler glaubten, Gott ſey bei uns! der Menſch müſſe nicht recht klug ſeyn; Stilling aber und andre, die ihn und ſein Weſen beſſer kannten, meinten oft für Lachen zu berſten, wenn ihn einer mit ſtarren und gleichſam bemitleidenden Augen anſah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder ſchoß.

Dieſe Scene währte, ziemlich tumultuariſch, kaum eine halbe Stunde, als Lavater, Haſencamp, Collenbuſch, der junge Kaufmann und Stilling zuſammen aufbrachen, und in der heiter ſtrahlenden Abendſonne das paradieſiſche Thal hinaufwanderten, um den oben berührten vortrefflichen Theodor Müller zu beſuchen. Dieſer Spaziergang iſt Stillingen unvergeßlich, Lavater lernte ihn, und er Lavatern kennen, ſie redeten viel zuſammen und gewannen ſich lieb. Vor dem Dorfe, in welchem Müller wohnte, kehrte Stilling mit ſeinem Freunde wieder um und nach Schönenthal zurück; während der Zeit waren Goethe und Juvenal nach Rüſſelſtein verreiſt, des andern Morgens kam Lavater wieder, er beſuchte Stilling, ließ ihn für ſeine Phyſionomik zeichnen, und reiſte dann wieder fort.

Dieſer merkwürdige Zeitpunkt in Stillings Leben mußte umſtändlich berührt werden; er änderte zwar nichts in ſeinen Umſtänden, aber er legte den Grund zu allerhand wichtigen Lenkungen ſeiner künftigen Schickſale. Noch eins habe ich vergeſſen zu bemerken: Goethe nahm den Aufſatz von Stillings Lebensgeſchichte mit, um ihn zu Hauſe mit Muße leſen zu können; wir werden an ſeinem Orte finden, wie vortrefflich dieſer geringſcheinende Zufall, und alſo Goethens Beſuch, von der Vorſehung benutzt worden.

— Goethe, der ſich noch immer bei ſeinen Eltern in Frankfurt aufhielt, freuete ſich innig, ſeinen Freund Stilling auf einige Zeit bei ſich, in Frankfurt, zu haben; ſeine Eltern boten ihm während ſeines Aufenthaltes den Tiſch an, und mietheten ihm in ihrer Nachbarſchaft ein hübſches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herbei zu locken.

— Aber nun fing auf einmal Stillings ſchreckliche Lebens-Periode an, die über ſieben Jahre ununterbrochen fortgedauert hat; jetzt glaubte er, er müßte vergehen, er rung mit Gott um Hülfe, aber alles vergebens, alle freundlichen Geſichter verſchwanden, alles zog ſich zurück, und Stilling blieb in ſeinem Jammer allein; Freund Goethe und ſeine Eltern ſuchten ihn aufzurichten. —

— Das Ende der vierzehn Tage rückte heran, und es zeigte ſich nicht der geringſte Anſchein, woher die ſiebenzig Thaler genommen werden ſollten. Jetzt ging dem armen Stilling wieder das Waſſer an die Seele; oft lief er auf ſeine Schlafkammer, fiel auf ſein Angeſicht, weinte und flehte zu Gott um Hülfe, und wenn ihn ſein Beruf fort rief, ſo nahm Chriſtine ſeine Stelle ein, ſie weinte laut und betete mit einer Inbrunſt des Geiſtes, daß es einen Stein hätte bewegen ſollen; allein es zeigte ſich keine Spur, an ſo viel Geld zu kommen; endlich brach der furchtbare Freitag an, beide beteten den ganzen Morgen während ihren Geſchäften unaufhörlich, und die ſtechende Herzens-Angſt trieb ohne Unterlaß feurige Seufzer empor.

Um zehn Uhr trat der Briefträger zur Thür herein; in einer Hand hielt er das Quittungs-Büchelchen, und in der andern einen ſchwer beladenen Brief. Voller Ahndung nahm ihn Stilling an, es war Goethens Hand und ſeitwärts ſtand: Beſchwert mit hundert und funfzig Reichsthaler in Golde. Mit Erſtaunen brach er den Brief auf, las — und fand, daß Freund Goethe, ohne ſein Wiſſen, den Anfang ſeiner Geſchichte unter dem Titel: Stillings Jugend, hatte drucken laſſen, und hier war das Honorarium. — Geſchwind quittirte Stilling den Empfang, um den Briefträger nur fort zu bringen; jetzt fielen ſich beide Eheleute um den Hals, weinten laut und lobten Gott. Goethe hatte, während Stillings letzten Reiſe nach Frankfurt, den bekannten Ruf nach Weimar bekommen, und dort hatte er Stillings Geſchichte zum Druck befördert.

Heinrich Stillings häusliches Leben. Eine wahrhafte Geſchichte. Berlin und Leipzig, bei Heinr. Anton Rottmann. 1789. S. 53 ff. 88. 100 f.

F. H. C. Schwarz.

(Großherzogl. Badenſcher Kirchenrath und Profeſſor der Theologie zu Heidelberg.)

— Daß in den letztern Bänden der Stillings-Geſchichte das Perſönliche, welches ſeine Familie betrifft, weggeblieben wäre, möchten wir wohl wünſchen; auch möchte ſonſt manches auf einem fremden Standpuncte zu kleinlich erſcheinen. Man bedenke aber, daß dem Verfaſſer nichts zu klein war, was ihm zum Bekenntniß ſeines Glaubens an die allergenaueſte Vorſehung diente, weil er wohl wußte, wie in ihrem Gange überhaupt nichts klein ſey. Und wer mag jene Kindlichkeit und Offenheit tadeln, welche nur in die ſpäteren Verhältniſſe nicht mehr paſſen wollte, aber deſto mehr den klaſſiſchen Werth der erſten Theile jenes Buches erhöht! Es war des großen Dichters unſerer Nation nicht unwerth, daß er das Werk zuerſt zum Druck befördert hat. Auch wir Kinder Stillings danken Goethe dafür, wie wir überhaupt ſein edles Herz in allem erkennen, was er ſchon als akademiſcher Freund unſerm Vater geweſen, wofür unſer Dankgefühl nie erſterben wird. In ihrer Richtung waren dieſe beiden Geiſter ſehr verſchieden, aber ſie blieben auch im Alter, und gewiſſermaßen im Stillen, Freunde. Goethe hat ſich in dem Buche, das aus ſeinem Leben erzählt, auf eine Art über Jung erklärt, welche dieſen ungemein gefreut hat; und gerührt hat er ihn durch den Beſuch, welchen er dem alten Freunde noch im Jahre 1815 in Karlsruhe abſtattete. Leider mußte durch eine unglückliche Fügung kleiner äußerer Umſtände unſer Vater gerade an dieſem Tage abweſend ſeyn, er ſprach nach der langen Reihe von Jahren den Jugendfreund kaum eine halbe Stunde. Es war dem Vater und den Seinigen ſehr ſchmerzlich, daß ein längeres Zuſammenſeyn, das er ſelbſt ſo ſehr gewünſcht hatte, nun gänzlich vereitelt war. Nie haben wir ihn anders, als mit gerührtem Herzen und großer Hochachtung von dieſem Freunde ſprechen hören.

Heinrich Stillings Alter. Der Lebensgeſchichte 6ter Band. Herausgegeben von Wilhelm Schwarz, mit einem Nachworte von F. H. C. Schwarz. Heidelberg, bei Mohr und Winter, 1817. S. 119 ff.

Johann Georg Schloſſer.

— Auch hätte ich noch viel von einer dem Erhabenen ganz entgegengeſetzten, und nicht weniger edlen und ſchönen, und äußerſt intereſſanten Empfindung zu ſagen, nämlich von der gänzlichen Abſpannung der Seele, wo ihr nichts mehr übrig bleibt, als abzutreten, und wo möglich wäre, ſich völlig zu vernichten. Ich erinnere mich nicht, daß dieſe ſo intereſſante Lage der Seele von Jemand noch unterſucht worden wäre. Auch erinnere ich mich keines Dichters, der ſie edler, ſchöner, wirkſamer dargeſtellt hätte, als der Verfaſſer der Leiden des jungen Werthers. —

Longin vom Erhabenen, mit Anmerkungen und
einem Anhange von Johann Georg Schloſſer.
Leipzig, bei Weidmanns Erben. 1781. S. 333.

Johann Georg Schloſſer.

An Goethe.

Wir leben itzt weit von einander, lieber Bruder, und die Zeit, in welcher wir zuſammen lebten, kommt dieſſeits des Grabes nie mehr zurück. Laß uns ihr, wenigſtens zwiſchen uns, ein Denkmal ſetzen.

Das kleine Büchlein, welches ich Dir in dieſer Abſicht widme, enthält ſehr andere Ideen, als die waren, womit wir uns vormals beſchäftigten. Ob die beſſer waren als jene, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß das die beſte Weisheit für uns iſt, immer das zu denken und zu thun, was jedes Zeitalter und jede Scene unſers Lebens will. Lebe wohl!

Emmedingen, im März 1784.

Xenocrates, oder über die Abgaben. An Goethe von
J. G. Schloſſer. Baſel, bei J. J. Thurneyſen. 1784.

C. F. D. Schubart.

Goethe gehört zu den vorzüglichſten Menſchen, die je das menſchliche Herz beobachtet haben. Seine Leiden des jungen Werthers bleiben immer ein Meiſterſtück. Sein Clavigo iſt eine vorzügliche Tragödie und ſein Götz von Berlichingen übertrifft als Drama, was nicht gerade aufgeführt werden muß, alles, was je dramatiſch behandelt worden iſt. Auch hat Goethe die komiſche Sprache unter allen am beſten getroffen. —

Ch. Fr. Dan. Schubart's kurzgefaßtes Lehrbuch der
ſchönen Wiſſenſchaften. Münſter, Osnabrück und
Hamm, bei Ph. Heinr. Perrenon. 1781. S. 84. ff

Fragmente.

Johann Wolfgang Goethe.

Nicht gar oft iſt es Schriftſtellern gelungen, die größten Fehler des Vortrags durch ſo überwiegende Schönheiten zu vergüten; nicht leicht hat einer ſo ſchnell und allgemein die Bewunderung ſeiner Nation auf ſich gelenkt, als Goethe; dieſer außerordentliche Kopf, in dem alle Gaben des Witzes und der Phantaſie, mit einer unbezwinglichen Neigung zum Sonderbaren und Neuen, vereiniget ſcheinen. Sein Verdienſt, als Schriftſteller, läßt ſich allein aus den Leiden Werthers, einem rührenden Romane, und dem Schauſpiele, Götz von Berlichingen, beſtimmen; denn alle die kleinern Geburten ſeines Geiſtes, die Puppenſpiele, Prologen und Epilogen in Hans Sachſens Manier, und ſeine ſpätern Theaterſtücke, voll überſpannter Empfindung, übertriebener Launen und eller Sprachziererei, ſind ſeines Genies unwürdig. Aber in jenen beiden Werken finden ſich Schönheiten beiſammen, die kein mittelmäßiger Kopf hervorzubringen vermag: hier die volltönende, rauhe Mannsſprache, alter deutſcher Sinn und einfältige Sitte, und bei aller möglichen Unregelmäßigkeit und vorſetzlichen Vergehungen gegen Kunſt und Natur, doch ein gedrängter und markiger Dialog, ſtarke Charakteriſtik, große Gedanken und Empfindungen, und Ausdrücke und Redensarten von echtem deutſchen Schrot und Korne: — im Werther wieder Fülle des Gefühls, feine, dichteriſche Behandlung, ſchaudervolle Kataſtrophen, Geiſt, Leben und Wärme. Mit Thränen, recht vom Herzen erpreßt, begleiten wir den unglücklichen Jüngling, Schritt vor Schritt, durch alle die traurigen Auftritte ſeiner letzten Tage; wir lieben und leiden mit ihm. Seine reizbare Empfindſamkeit, ſein warmes, liebekrankes Herz, ſein natürlicher Trübſinn, der zuletzt in Schwermuth übergeht; alles macht ſeinen Charakter und ſeine Schickſale für unſre Herzen wichtig und anziehend! — In der That, ein reizendes Buch! — Einige blödſichtige Zeloten haben es für eine offenbare Apologie des Selbſtmordes ausgeſchrieen, andere von eben ſo ſtumpfen Sinnen haben den Charakter des Jünglings durchaus übertrieben gefunden; aber das ganze deutſche leſende Publikum hat für den Ruhm des Verfaſſers entſchieden, und Goethe, der Seelenmaler, iſt ein Lieblingsautor unſers Decenniums worden! — Möchte er unſre Sprache weniger verſtümmelt und nach Willkühr gemodelt, möchte er ſeiner Phantaſie, oder ſeinem wunderlichen Geſchmacke, weniger gefröhnt, und nicht ſo viele Nachahmerköpfe ſchwindeln gemacht haben! — So wird doch nach und nach Etwas von dem überſchreienden Lobe verhallen, das die trunkenen Bewunderer ſeiner Tugenden, ſo wie ſeiner verführeriſchen Fehler, ihm zujauchzten! — —

Charaktere deutſcher Dichter und Proſaiſten. Berlin, bei Chriſt. Friedr. Voß. 1781. Zweiter Band. S. 513 ff.

Ungenannt.

Johann Wolfgang Goethe,

Herzoglich Sachſen-Weimariſcher Geheimer Rath.

Ihr Germanen, die ihr engliſchen und franzöſiſchen Götzen nachhurt, auch elenden Schund für extrafeine Waare verkaufen laßt, und eure Kinder mit den trefflichen, reifen, nahrhaften und geſunden Produkten verkennet und verachtet, o wie wohl wär's euch, wenn ihr auf dieſen Großen, Edlen ſtolz ſeyn könntet; wenn eure Zeit ſchon gekommen wäre, daß ihr ihn erkennetet. Aber eure Kinder werden erſt eurer Larve lachen, und in tiefer Ehrfurcht und in heiligem Staunen einſt die Aſche und das Andenken des großen, des wahrhaftig großen Mannes kanoniſiren, den ihr entweder gleichgültig im Leben verſchmäht, oder mit einer ſcheinheiligen Miene gar verdammt habt. O, was könnte Goethe den Deutſchen ſeyn, wenn ſie Sinn für ihn hätten! wenn ſie das alles, was er aus der Fülle ſeines Geiſtes und Herzens für ſie ſchöpfte, mit unbefangener Seele annehmen und genießen wollten.

Aber wie haben ihn die Querköpfe, die ſtolzen Diktatoren gemißhandelt, weil er über ihrer Sphäre ging, und ihnen unbegreiflich war! Daß er nun nicht der deutſche Shakeſpear werden will, hat die Nation dieſen präſumtuöſen Schreiern zu danken.

Wenn je ein Geſicht — was, nur Geſicht! nein! ganzer Umriß, Wuchs, Einheit des Körpers, phyſionomiſch und zugleich äſthetiſch ſchön war, ſo iſt das Phyſiſche all von Goethe ſchön. Welch ein herrlicher Zuſammenhang, welche ſchöne Symmetrie! Ich ſahe ihn zum erſtenmale, ohne ihn zu kennen, ſeinen Namen zu kennen; aber ſeine Seele und ſein Herz — die kannte ich ſogleich. Tauſend unſichtbare Feſſeln der Liebe, der Geneigtheit, des Gutſeyns feſſeln unſern Blick, daß er an dem ſeinen ſich weide. Und ſelbſt der Fremde, der eiskalte rouſſeau'ſche Waldmenſch würde, wenn er Goethen im Walde begegnete, weilen, ihm nachſehen, und ihn ungern aus den Augen verlieren wollen.

Dieſes weitgeöffnete, helle, oft verliebtſchwärmende, öfters mächtig durchdringende Auge, dieſe lange, etwas ſanft geſchweifte Naſe, dieſe Hoheit und Würde, ſchmachtende Liebe und Zärtlichkeit ſtrömende Lippen, und das feſte, kraftſtarke Kinn, wie viel Charakter? So viel, daß ihr's nicht faſſen könnt! Wahrlich, Goethe iſt ſo reich an Genie, als Kröſus an Golde!

In ſeinen Schriften ſind keine fremde Federn, kein Geklingel und buntes, krauſes Flitterwerk nach der Mode, ſondern es fließt in ihnen reiner eigener Urquell des Herzens und Geiſtes, welcher dem Trinkenden ſanft hinuntergleitet, und hernach das Innere mächtiglich erſchüttert. Die höchſte ſchöpferiſche Einbildungskraft, die feinſte Reizbarkeit des Herzens und eine höchſt feine Empfindung; Gedankendrang, und warmer lebendiger Ausdruck ſeiner Gefühle, ſtarke Wörter, gewählte, auffallende, neue Wendungen, Inverſionen, Nachdruck — alles, alles ihm nur allein eigen.

Ein jeder Mann von gutem Geſchmack und Gefühl geſteht: „Der iſt der Stolz der Nation!" ſteht und bewundert den Gang und die Wirkung dieſes Originalkopfes, dem ſeine Nation, — nein, nicht die Nation, ſondern nur die verſtimmten Orgelpfeifen der Nation ſo nachtwächterhaft verſchrien und gemißhandelt haben. Die Nation, oder die edlern, beſſern, unverdorbenern Mitglieder des Publikums, ha! die ſehen nicht durch die Brillen der Nachtwächter, die leſen, denken, fühlen und danken's dem großen Manne, daß er ihnen Nahrung, ſtarke, kräftige Nahrung und Freudengenuß gab, welche unendlich ſtärker, gewürzter und zugleich ſüßer war, als die Speiſe der gewöhnlichen Sudelköche im deutſchen Reiche.

Aber — leider! — was er gegeben hat, das hat er gegeben — und jezt iſt er für's Publikum ſo unfruchtbar, wie eine Sandwüſte, was ihm izt die Muſen ſchenken, das behält er nur für ſich und für wenige Freunde und Kenner; denn er iſt froh, daß er aus dem Munde der Recenſenten iſt. Seine meiſte Zeit und Kraft ſchenkt er izt den erſten Geſchäften des Staats, iſt darin eben ſo groß, eben ſo ſehr Goethe, als er's in ſeinen Arbeiten fürs Publikum war, und ſucht dadurch denjenigen Dank von einem kleinen Volke und einem edlen Fürſten zu ärnten, welchen ihm die größere undankbare Welt, für die er ſchrieb, ſchuldig geblieben iſt.

Kurzſichtige, liebloſe Brüder, die ihr allerwärts Böſes wittert, wo ihr Menſchenſpur findet, die ihr die Menſchen gerade gegen die Lehre, die ihr ſo hochtrabend predigt — quilibet homo praesumitur bonus — beurtheilt, und Goethe's Herz im Verdachte hattet, daß er Gefallen daran fände, Unkraut und Elend in die Seelen der Jünglinge und Mädchen zu ſtreuen, daß er Vielweiberei und Selbſtmord — und — weiß der Himmel was alle, der Welt lehren wollte; ſchämt euch eurer Bruderliebe, geht in euer Kämmerlein, und betet um mehr Verſtand und Herz. Goethen's Herz kann euch wahrhaftig zum ſchönſten Muſter dienen, wenn's euch allen ein Ernſt iſt, freundlich, ſanft, liebreich und barmherzig gegen die Brüder zu ſeyn.

In der Geſellſchaft der Seinen iſt dieſer Liebling der Muſen offen, ausſließend, mittheilend und ſympathiſirend; — unter fremden Menſchen iſt er ebenfalls frei und ungezwungen, aber etwas ſtille und politiſch klug. Alle ſeine Bewegungen und Aeußerungen haben liebenswürdigen Anſtand und Gefälligkeit. Er redet gern mit Kennern über Wiſſenſchaft und Kunſt, und iſt alsdann mit der Fülle ſeiner Kenntniß und Gelehrſamkeit in ſeinem Elemente. — Der Natur liegt er immer am Buſen, belauſcht ſie in allen ihren Aufzügen und Geheimniſſen. Er wohnt deshalb nicht in der Stadt, ſondern in einer ländlichen, einſamen Wohnung vor dem Thore, und iſt in ſeiner ganzen Lebensart und Handlung ſo einfach und ungenirt, wie ein Mann ſeyn muß, der Welt und Verhältniß kennt.

Schattenriſſe edler Deutſchen. Aus dem Tagebuche eines phyſiognomiſchen Reiſenden. Halle, 1783. 8. Bd. I. S. 81 ff.

Johann Georg Zimmermann.

— Alles um Liebe, ſagt Goethe, und wer ihn geſehen hat, weiß, wie er durch Anmuth die Kraft ſeines Geiſtes zudeckt, und durch Freundlichkeit den Ernſt ſeiner einſamen Stunden. —

Ueber die Einſamkeit von Johann Georg Zimmermann. Leipzig, bei Weidmanns Erben. 1784. Thl. 2. S. 39.

J. C. F. Schultze.

Weimar.

Welch ein Unterſchied zwiſchen dieſem Fürſtenthum und Fürſten, und zwiſchen den Fürſtenthümern und Fürſten, die ich Dir in meinem vorigen Briefe bezeichnet habe! Hier blühen Wiſſenſchaften und Künſte, und tragen die herrlichſten Früchte, und dort iſt noch nicht einmal der Saame dazu ausgeſtreuet. Hier ſind Männer beiſammen, welche die ganze deutſche Nation in Sachen des Geſchmacks in ihrer Hand haben, und ſelbſt Muſter des feinſten Geſchmackes ſind; und dort kennt man dieſe Männer kaum dem Namen nach. Hier iſt Frankreich und dort Neuſeeland. Hier wohnen Wieland, Herder, Goethe, und in ganz Deutſchland wohnt kein Goethe, Herder, Wieland mehr. —

Nicht leicht muß ein Schriftſteller, unter welcher Nation und in welcher Zunge er auch geſchrieben haben mag, durch ein oder zwei Werke, in einem ganzen Fache der Litteratur eines Volks, und in dem ganzen litterariſchen Sinn dieſes Volkes ſelbſt, ſolch eine totale Revolution hervorgebracht haben, als der geheime Rath Wolfgang von Goethe. Man kann ſagen, daß Goethe, mittelbar oder unmittelbar, unſre ganze ſchöne Litteratur umgeſchaffen, und ſchier keinen Stein auf dem andern gelaſſen habe.

Wir hatten, ehe er auftrat, kein eigentliches deutſches Theater. — Goethe zuerſt zeigte uns eine ganze Gallerie von Gemälden, die deutſche Menſchen, deutſche Sitten, vom Fürſten bis zum Bettler herab, darſtellten, und mit Wärme, Wahrheit, Leben, Verſtand und Naturgefühl gezeichnet waren. Alles ſtaunte über die Neuheit dieſer Erſcheinung. Anfangs ſtand man von ferne, und wußte nicht, was man dazu ſagen ſollte. Der deutſche Geſchmack war an eine gewiſſe ſteife Aengſtlichkeit gewöhnt, und wußte nicht, wie er ſich bei den unwiderſtehlichen Wirkungen nehmen ſollte, die ein Stück auf ihn machte, das in keines der kritiſchen Schnürleiber paßte, worin die Meiſter des Geſchmacks den Genius gezwängt wiſſen wollten; er wußte nicht, ob er klatſchen oder pochen ſollte.

Endlich traten einige jüngere Leute von wärmerm Blute der Wundererſcheinung zuerſt näher, ſahen ſie an, und wurden im Nu von ihrer Gewalt ergriffen. Sie jauchzten, und nun ſtimmte das ganze Publikum mit ein, und klatſchte ſich außer Athem. Ueber einige jüngere Schriftſteller kam Goethens Geiſt, das Große ſeiner Manier war leicht nachzuahmen, und ward häufig nachgeahmt; aber die feinern Züge des forſchenden Verſtandes, der Scharfblick in's menſchliche Herz, der männliche raſche, unaufhaltſame Geiſt, der den Bettler wie den Fürſten bei der kenntlichſten Seite ergriff, um ſie mit drei oder vier Pinſelſtrichen, wie ſie leibten und lebten, darzuſtellen, blieb unnachgeahmt ſeinem Meiſter eigenthümlich, und iſt es bis jetzt geblieben.

Nun ſahen Schriftſteller und Publikum, daß die Stücke, die man immer mit dem Vorwurfe des Unregelmäßigen niedergedrückt hatte, die angenehmſte Unterhaltung gaben; und man kam faſt allgemein von dem Wahne zurück, als ob nur die genaue Beobachtung der ſogenannten drei Einheiten Vergnügen gewähren, und Täuſchung und Eindruck bei den Zuſchauern bewirken könnte; aber nun fiel man auch auf das entgegengeſetzte Extrem. Man lachte über die kalten Connoiſſeurs, und nannte ſie Regelſchmiede, die das Genie unterdrücken wollten, weil ſie ſelbſt keines hätten. Man ſetzte ſich über alle Regeln hinweg; ein mißverſtandener Nationalſtolz kam dazu, und alles rief laut und einmüthig: Bearbeitet deutſche Gegenſtände, ſie ſind Deutſchen angemeſſen! Nun plünderte man die Geſchichte der rohen Mittelzeit, klaubte grauſende Süjets aus derſelben hervor, und machte ſie durch Beiſtand einer ungebändigten Phantaſie noch grauſender. Weil Goethe gerade Ritterzeit, Ritterſinn und Ritterkoſtüm gewählt und mit Glück dargeſtellt hatte, ſo war dies ein Wink für alle Uebrigen, ähnliche Themata zu bearbeiten; und von der Zeit an wimmelte es auf unſern Schaubühnen von Rittern, und ſie halten immer noch vor, ſo grauſam auch einige dramatiſche Schriftſteller mit Meuchelmord, Folter und Selbſtentleibung unter ihnen gewüthet haben.

Nun hatten wir ein deutſches Theater; nun hatten wir deutſche Schauſpieler; nun war unſere Dramatik die vollkommenſte in der Welt, und alles, was unſere feinere Nachbarn vor uns gethan hatten, war Waſſer und Wind! Wir waren unſerer Sache um ſo gewiſſer, da wir den tiefdenkenden, ernſthaften Engländer auf unſerer Seite hatten. Viele unſerer beſten Köpfe wurden in dieſen allgemeinen Strom mit hingeriſſen, und fühlten ſich verſucht, mit den erhitzten Köpfen unſerer jüngern Schauſpieldichter in die Wette zu rennen, und ihnen einen der Preiſe abzulaufen, die das Publikum mit verſchwenderiſchen Händen unter ſie austheilte.

Die drei oder vier Senioren unſerer Litteratur ſtanden auf einer ſchmalen Erdzunge. Zur Rechten brauſte der große Strom, mit Felſenſtücken, Schlamm und allem Unrath angeſchwellt; zur Linken rieſelte der kleine klare Bach über Silberkieſel dahin, aus dem ſie ſelbſt alles geſchöpft hatten, was ihnen bis daher den Beifall der Nation erworben hatte. Alles ſtand am Ufer des großen Stroms und ſchöpfte, zog Kanäle, oder befuhr ihn ſelbſt, und die

Menge ſtand am gegenſeitigen Ufer und ſchrie: Bravo! Je ſtärker die Wellen waren, durch welche ſich die kühnen Schiffer hindurcharbeiteten, deſto lauter der Beifall, deſto erdrückender das Gedränge der Zuſchauer; die warmköpfigen Waghälſe, die die kleine Erdzunge vorbeifuhren, warfen, durch den allgemeinen Beifall ſchwindelnd gemacht, mit aller jugendlichen Petulanz, ganze Hände voll Steine, Koth und Schlamm auf die iſolirten Wenigen, und gaben dadurch der glotzenden Menge neuen Stoff zum Lachen. Dieſe vergaß, was jene Männer, die man jetzt ſo mißhandelte, für ſie gethan hatten, und hatte nur Sinn und Gefühl für die jungen Sprudelköpfe, die ſie in einer warmen Minute überraſcht und auf ihre Seite gezogen hatten.

So gedrängt und eingeſchränkt, was war für die kleine Anzahl übrig, als ſich leidend zu verhalten, und das Ende abzuwarten? Einige von ihnen ließen ſich zwar anfangs verleiten, im Aeußerlichen in den allgemeinen Ton mit einzuſtimmen. Ihr Witz wurde derber, oder deutſcher, wie man es nannte; ihre Sprache näherte ſich der Lieblingsſprache des Publikums, und ihre ganze äußere Manier bildete ſich nach dem Schibeleth des allgemeinen Beifalls; aber ihre Pfoſten beſtrichen ſie, damit der Würgengel des guten Geſchmacks vor ihren Hütten vorbeiginge, und ihr innerer feinerer Sinn blieb unverſehrt, wenn auch ihr Aeußeres der Gewalt nachgegeben hatte.

Unterdeſſen gingen einige Jahre vorbei, und allmählich verlief der große Strom. Die erſten und kühnſten Schiffer traten ab, und bekamen mit der Zeit kälteres Blut. Ihre Nachfolger wurden immer ſchwächer und ſchwächer; einer ſcheiterte hie, der andere da; die Zuſchauer hatten nicht mehr das Vergnügen der Neuheit; Hören und Sehen war ihnen zum Theil bei dem erſchrecklichen Geräuſch vergangen, und die ewige Anſtrengung hatte ihre Nerven erſchlafft, ſo daß endlich einer nach dem andern zu Hauſe ging, ein wenig ausſchlief, und nun mit kälterem Blute erwachte. —

Das Fach der Romane hat durch Goethe eine nicht minder große Revolution erlitten, als das dramatiſche. Vor ſeinem *Werther* hatten wir nur einen oder zwei deutſche Romane, und ſelbſt dieſe waren entweder nach franzöſiſchem oder nach engliſchem

Zuſchnitt geformt. Wielands Agathon war damals, möchte ich ſagen, eine Perle für die Säue, und es ſollte mich herzlich freuen, wenn ich ſagen könnte, er wäre es nicht mehr. — Sophiens Reiſe, der erſte deutſche Originalroman, erſchien, und lief in wenig Zeit vertauſendfältigt durch alle Hände; — doch war der Beifall nie allgemein, und konnte es auch, der innern Beſchaffenheit des Buches nach, nie werden.

Auf einmal erſchien Werther, dieſem lief allgemeiner Beifall entgegen, beſonders machte er eine unbeſchreibliche Senſation bei dem jüngern, mithin bei dem größten Theile des leſenden Publikums. Aber auch alle übrige Jahre, Stände und Geſchlechter, vom Kammermädchen bis zur Fürſtin, vom Philoſophen bis zum Kutſcher, fanden hier Nahrung. Kenner und Nichtkenner ward befriedigt. Der Philoſoph erhielt ein Feld zu Unterſuchungen über einen Gegenſtand, den noch niemand ſo kühn behandelt hatte, als der junge ſcharfſichtige Schriftſteller; der Dichter bewunderte das vollendete Gemählde des Helden, ſeines Herzens, ſeiner Empfindungen, ſeiner Leidenſchaften; der Menſchenkenner eben dies; der Theolog ward nicht minder zum Böſen oder zum Guten durch ihn beſchäftigt, und endlich der Jüngling und das Mädchen — was ſehen die lieber, als die Leidenſchaft, die der Hebel der ganzen Geſchichte war? So fand alles ſeine Rechnung, und niemand legte das Buch ungeleſen aus den Händen.

Abermals ein Heer von Nachahmern! Sie hielten ſich wiederum an den Rock, nicht an den Mann. Sie hatten geſehen, daß ſeine Manier durch das genaue Detail der Empfindungen und Leidenſchaften des Helden ihren meiſten Beifall erhalten hatte; ſie hatten bemerkt, daß das traurige Ende deſſelben eine außerordentliche Wirkung gethan hatte — und nun, was für eine allgemeine Niederlage traf nun die Liebhaber und Liebhaberinnen! Wer von der Liebe nicht aufgezehrt wurde, ſchoß ſich eine Ladung Blei ins Gehirn; wer ſich vor Pulver fürchtete, erſäufte ſich; ein anderer ſtarb am Blutſturz; ein dritter im Tollhauſe, und ein vierter lief einem begünſtigten Nebenbuhler in den Degen, — kurz, unſere Romanſchreiber ließen kein Mittel unverſucht, ihren Leuten vom Leben zum Tode zu helfen. — —

Du ſiehſt wohl, wie ungerecht es ſeyn würde, wenn man Goethen alle die Mißbräuche zur Laſt legen wollte, die unter ſeinem Vortritt, und gleichſam auf ſeine Autorität, eingeriſſen ſind. Nicht er, ſondern ſeine dummen Nachahmer ſind ſchuld an alle dem Unweſen, das ſeit einiger Zeit in unſerer Litteratur im Schwange geht, und ſobald noch nicht abgeſtellt werden dürfte, weil es ſich ſo tief und weit umher eingefreſſen hat. — Bei dieſer Gelegenheit muß ich dir auch zwei Schleppenträger vom Verfaſſer des Götz von Berlichingen aufführen, die zu ihrer Zeit ſeltſame Sprünge in unſerer Litteratur machten. Dieſe ſind Lenz und Klinger. —

Litterariſche Reiſe durch Deutſchland. Leipzig, 1786. 8.
Heft 2. S. 66. 73. ff.

Ungenannt.

Von der Großmannſchen Geſellſchaft (auf der Bühne zu Frankfurt am Main.)

— Montags den 8. Mai (1786) zum erſtenmal: Göz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. Das Stück wurde nach den Manheimer Veränderungen und Abkürzungen gegeben. Es gefiel wegen ſeines eignen allgemein erkannten Werths; weil es zu Frankfurt, dem Geburtsorte des großen Goethe und unter den Augen ſeiner vortrefflichen Mutter, gegeben wurde, von der einer unſerer beliebten Dichter und Philoſophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung ſagte: „Nun begreif' ich, wie Goethe der Mann geworden iſt.“ —

Ephemeriden der Literatur und des Theaters. Berlin,
bei Friedr. Maurer, 1786. 3ter Band. S. 380.

Ungenannt.

Meinen Sie nicht auch, daß die verwichene Oſtermeſſe unſere Litteratur um einige Schritt weiter gebracht hat? Für die Dichtkunſt rechne ich dahin 1) Goethe's Werke. Iphigenia, welch'

eine Acquiſition! Nur leider! wo ſind die Schauſpieler, die den Werth dieſes Stücks fühlen, und ihn fühlbar zu machen wiſſen? Die Geſchwiſter, ein niedliches Drama, und die Mitſchuldigen, eine unterhaltende Plaiſanterie, der Pendant zu Wenzels Quodlibet. So hat Thalia vorher noch nicht bei uns in Verſen geſprochen, als in dieſen beiden Stücken. Wie ſehr fühlt man bei der Iphigenia und den Geſchwiſtern, welchen Vortheil es hat, wenn man für ein beſtimmtes Theater und für ein beſtimmtes Publikum ſchreiben kann. Herr v. Goethe hätte gewiß weder das eine noch das andere ohne Weimar, und ohne eine Schauſpielerin wie Dem. Schröder im Auge zu haben, geſchrieben.

Ephemeriden der Literatur und des Theaters. (5ter Band.) Berlin, bei Friedr. Maurer, 1787. S. 51.

Aus der Parallele zwiſchen Werther und Ardinghello.

Strasburg, 1788.

Als Werthers Leiden im Publiko erſchienen, welch ein Tumult entſtand! Drangen nicht von allen Seiten Verdammungsurtheile hervor? und noch ſchweigt über Ardinghello — jede Feder.

Wer kann Werthern wenigſtens eben ſo hohen Geiſt, eben ſo inniges Gefühl für Natur, bildende Kunſt und Schönheit, als Ardinghello beſitzt, abſprechen? Aber der Erſtere mordet Alberten nicht, um in Lottens Reizen ſchwelgen und ſie dann verlaſſen zu können. Er ehrt die Unſchuld und die Tugend ſeiner Lotte, kämpft lange, ſeine Leidenſchaft zu beſiegen, und ſtirbt am Ende für eine unglückliche Liebe, wovon er ſich nicht mehr loswinden kann. Und Lotte — mit welcher Größe der Seele weiß ſie den Mann, den ſie zu lieben ſich nicht mehr läugnen kann, ihrer Pflicht, den Pflichten, die ſie ihrem Gatten ſchuldig iſt, aufzuopfern. Wie bald weiß ſie ſich aus den Armen des Unglücklichen loszureißen, in die ſie ein zu lange ſich ſelbſt verſchwiegenes Geſtändniß ihrer Liebe zu ihm, tiefes Mitleid mit ſeinem Zuſtande und Ahnung des fürchterlichen Ausganges von alle dem gebracht hatte. Und da ſie ſich nun losgeriſſen hat, mit welcher Standhaftigkeit weigert ſie Werthern den letzten Abſchiedsblick. Man betrachte dagegen den Wollüſtling, den Weichling — Ardinghello. Er kennt keine Freiheit, als diejenige, ungeſtraft jede Leidenſchaft, ſo wie ſie in ihm erwacht, zu befriedigen. Er kennt keine Liebe, als die mit nackten Geſtalten ſchwelgt. Selbſt der Funken von Edelmuth, der in ihm aufloderte, als er für einen würdigen Mann auf den Liebesgenuß von deſſen Geliebte Verzicht that, iſt er, da die letztere darüber wahnſinnig wird, nun edel genug, zu bereuen und zu verwünſchen. Man werfe einen unterſuchenden Blick auf all die Mädchen und Weiber, die wir als Gegenſtände ſeiner Liebe, als die Blüthen ſeines genußvollen Syſtems kennen lernen. Sind es nicht ſchwache, wollüſtige Geſchöpfe, die in jeder Rückſicht eben ſo weit unter einer Lotte, als der Schwelger unter dem frugalen Manne ſtehen.

Ardinghello darf ſich weder in Abſicht auf geſchilderte Charaktere und Scenen, noch in Betracht der geäußerten Grundſätze mit Werthers Leiden meſſen, und doch ſchweigt über Jenen — jede Feder. Geſchähe es aus Gleichgültigkeit, wie tief müßte dann ſeit einem Jahrzehend die Moralität unter uns herabgeſunken ſeyn! — Werther „predigt den Selbſtmord.“ Seine Gründe können höchſtens den Entſchluß in einigen dem Wahnſinne bereits nahen Unglücklichen reifen. Nicht ſo Ardinghello. —

Er ergreift den Menſchen, wo er am ſchwächſten iſt. Was würde aber durch ihn aus Unſchuld, Tugend, Liebe, häuslicher Glückſeligkeit und wahrer Thätigkeit werden?!

Friedrich von Schiller.

Ueber Egmont. Trauerſpiel von Goethe.

Entweder es ſind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es ſind Leidenſchaften, oder es ſind Charaktere, die dem tragiſchen Dichter zum Stoff dienen, und wenn gleich oft alle dieſe drei, als Urſach und Wirkung, in einem Stücke ſich beiſammen finden, ſo iſt doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweiſe der letzte Zweck der Schilderung geweſen. Iſt die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, ſo braucht er ſich nur in ſo fern in die Leidenſchaft- und Charakter-Schilderung einzuleſen, als er jene durch dieſe herbeiführt. Iſt hingegen die Leidenſchaft ſein Hauptzweck, ſo iſt ihm oft die unſcheinbarſte Handlung ſchon genug, wenn ſie jene nur ins Spiel ſetzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupftuch veranlaßt eine Meiſterſcene im Mohren von Venedig. Iſt endlich der Charakter ſein vorzügliches Augenmerk, ſo iſt er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darſtellung des ganzen Menſchen verbietet ihm ſogar, einer Leidenſchaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben ſich beinah einzig auf Situationen und Leidenſchaften eingeſchränkt. Darum findet man bei Ihnen auch nur wenig Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteriſtik. Erſt in neueren Zeiten, und in dieſer erſt ſeit Shakeſpeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert; er war der Erſte, der in ſeinem Macbeth, Richard III.

u. ſ. w. ganze Menſchen und Menſchenleben auf die Bühne brachte, und in Deutſchland gab uns der Verfaſſer des Götz von Berlichingen das erſte Muſter in dieſer Gattung. Es iſt hier nicht der Ort, zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ſich dieſe neue Gattung mit dem letzten Zweck der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, ſie iſt einmal vorhanden, und ihre Regeln ſind beſtimmt.

Zu dieſer letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es iſt leicht einzuſehen, in wiefern die vorangeſchickte Erinnerung mit demſelben zuſammenhängt. Hier iſt keine hervorſtehende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenſchaft, keine Verwickelung, kein dramatiſcher Plan, nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderſtellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemählde, die beinah durch nichts als durch den Charakter zuſammengehalten werden, der an Allen Antheil nimmt, und auf den ſich alle beziehen. Die Einheit dieſes Stücks liegt alſo weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenſchaft, ſondern ſie liegt in dem Menſchen. Egmonts wahre Geſchichte konnte dem Verf. auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangennehmung und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und ſie ſelbſt iſt auch nicht die Folge irgend einer einzelnen intereſſanten Handlung, ſondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er ſie fand, die er mit der Kataſtrophe auch nicht ſo genau zuſammenknüpfen konnte, daß ſie eine dramatiſche Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er alſo dieſen Gegenſtand in einem Trauerſpiele behandeln, ſo hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Kataſtrophe zu erfinden, dieſem Charakter, den er in der Geſchichte vorfand, irgend eine herrſchende Leidenſchaft unterzulegen, oder ganz und gar auf dieſe zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun, und den Charakter ſelbſt, von dem er hingeriſſen war, zu ſeinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieß letztere, das Schwerere unſtreitig, hat er vorgezogen, weniger vermuthlich aus zu großer Achtung für die hiſtoriſche Wahrheit, als weil er die Armuth ſeines Stoffs durch den Reichthum ſeines Genies erſetzen zu können glaubte.

In dieſem Trauerſpiel — oder Rec. müßte ſich ganz in dem Geſichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer argliſtigen Politik, in nichts als ſein Verdienſt eingehüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu ſeiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein iſt, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachſpitze, wandelt.

Dieſe übergroße Zuverſicht, von deren Abgrund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausſchlag derſelben ſollen uns Furcht und Mitleiden einflößen, oder uns tragiſch rühren — und dieſe Wirkung wird erreicht.

In der Geſchichte iſt Egmont kein großer Charakter, er iſt es auch in dem Trauerſpiele nicht. Hier iſt er ein wohlwollender, heiterer und offner Menſch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu Andern, frey und kühn, als ob ihm die Welt gehörte, brav und unerſchrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und ſanft, ein Charakter der ſchönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind — alle dieſe Eigenſchaften in eine lebendige, menſchliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verſchmolzen, die der verſchönernden Kunſt nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont iſt ein Held, aber auch ganz nur ein flämiſcher Held, ein Held des ſechszehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne ſich durch das allgemeine Elend in ſeinen Freuden ſtören zu laſſen; Liebhaber, ohne darum weniger Eſſen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er ſtrebt nach einem großen Ziele, aber das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzuleſen, die er auf ſeinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu ſeinem Liebchen zu ſchleichen, das koſtet ihn keine ſchlafloſen Nächte. Tolldreiſt wagt er bei St. Quintin und Grevelingen ſein Leben, aber er möchte weinen, wenn er von dieſer freundlichen ſüßen Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens ſcheiden ſoll. „Leb' ich nur," ſo ſchildert er ſich ſelbſt, „um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblicke empfangen und geboren, ſind

Schuld, daß eine ganz edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnamen dem König ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth ins Gedächtniß rief, ſind Schuld — was iſts nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was geſtern war?“ — Durch ſeine ſchöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, ſoll dieſer Charakter uns rühren; wir ſollen ihn liebgewinnen, nicht über ihn erſtaunen. Dieſem Letztern ſcheint der Dichter ſo ſorgfältig aus dem Wege gegangen zu ſeyn, daß er ihm eine Menſchlichkeit über die andere beilegt, um ja ſeinen Helden zu uns herabzuziehen, — daß er ihm endlich nicht Einmal ſo viel Größe und Ernſt mehr übrig läßt, als unſerer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, dieſen Menſchlichkeiten ſelbſt das höchſte Intereſſe zu verſchaffen. Wahr iſt es, ſolche Züge menſchlicher Schwachheit ziehen oft unwiderſtehlich an — in einem Heldengemählde, wo ſie mit großen Handlungen in ſchöner Miſchung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendſten Siege nicht intereſſanter ſeyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu ſeiner Gabriele; aber durch welche ſtrahlende That, durch was für gründliche Verdienſte hat ſich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachſicht erworben? Zwar heißt es, dieſe Verdienſte werden als ſchon geſchehene vorausgeſetzt, ſie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er ſpricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, ſie zu erwerben. Richtig! Aber das iſt eben das Unglück, daß wir ſeine Verdienſte von Hörenſagen wiſſen, und auf Treue und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — ſeine Schwachheiten hingegen mit unſern Augen ſehen. Alles weiſet auf dieſen Egmont hin als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Großes, um dieſes ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen? „Die Leute, ſagt Egmont, erhalten ſie (die Liebe) auch meiſt allein, die nicht darnach jagen. Klärchen. Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur Etwas für ſie gethan! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann ſoll er nicht ſeyn, aber auch erſchlaffen ſoll er nicht; eine relative Größe, einen gewiſſen Ernſt verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stücks; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintanſetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. Folgendes billigen? Oranien iſt eben von ihm gegangen; Oranien, der ihn mit allen Gründen der Vernunft auf ſein nahes Verderben hingewieſen, der ihn, wie uns Egmont ſelbſt geſteht, durch dieſe Gründe erſchüttert hat. „Dieſer Mann, ſagt er, trägt ſeine Beſorglichkeit in mich herüber: — Weg — das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirn die ſinnenden Runzeln wegzubannen, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieſes freundliche Mittel nun, — wer es noch nicht weiß — iſt kein anderes, als ein Beſuch beim Liebchen! Wie? Nach einer ſo ernſten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerſtreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo ſie hingehören! und freundliche Mittel, wo ſie hingehören! Wenn es euch zu beſchwerlich iſt, euch eurer eignen Rettung anzunehmen, ſo mögt ihr's haben, wenn ſich die Schlinge über euch zuſammenzieht. Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken.

Hätte alſo die Einmiſchung dieſer Liebesangelegenheit dem Intereſſe wirklich Schaden gethan, ſo wäre dieſes doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obendrein der hiſtoriſchen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um ſie hervorzubringen. In der Geſchichte nämlich war Egmont verheirathet, und hinterließ neun (andre ſagen eilf) Kinder, als er ſtarb. Dieſen Umſtand konnte der Dichter wiſſen und nicht wiſſen, wie es ſein Intereſſe mit ſich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachläſſigen ſollen, ſobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in ſein Trauerſpiel aufnahm. Der reiche Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart ſein Vermögen äußerſt in Unordnung gebracht, und brauchte alſo den König, wodurch ſeine Schritte in der Republik ſehr gebunden wurden. Beſonders aber war es ſeine Familie, was ihn auf eine ſo unglückliche Art in Brüſſel zurückhielt, da faſt alle ſeine übrigen Freunde ſich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihn nicht bloß die reichen Einkünfte von zwey Statthalterſchaften gekoſtet; ſie hätte ihn auch zugleich um den Beſitz aller ſeiner Güter gebracht, die in dem Staate des Königs lagen, und ſogleich dem Fiscus anheim gefallen ſeyn würden. Aber weder er ſelbſt, noch ſeine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch ſeine Kinder waren nicht dazu erzogen. Dieſe Gründe ſetzte er ſelbſt bey mehrern Gelegenheiten dem Pr. v. O., der ihn zur Flucht bereden wollte, auf eine rührende Art entgegen; dieſe Gründe waren es, die ihn ſo geneigt machten, ſich an dem ſchwächſten Aſte von Hoffnung zu halten, und ſein Verhältniß zum König von der beſten Seite zu nehmen. Wie zuſammenhängend, wie menſchlich wird nunmehr ſein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuverſicht, ſondern der übertriebenen ängſtlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zuzumuthen, ſtürzt er ſich ſelbſt ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerſpiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerſtört er den ganzen Zuſammenhang ſeines Verhaltens. Er iſt ganz gezwungen, dieſes unglückliche Bleiben aus einem leichtſinnigen Selbſtvertrauen entſpringen zu laſſen, und verringert dadurch gar ſehr unſre Achtung für den Verſtand ſeines Helden, ohne ihm dieſen Verluſt von Seiten des Herzens zu erſetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie beſitzen, und noch weniger ſeinen Verluſt überleben wird, zu Grunde richtet, deſſen Herz er nicht einmal beſitzen kann, ohne Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerſtören, der alſo, mit dem beſten Herzen zwar, zwey Geſchöpfe unglücklich macht, um die ſinnenden Runzeln von ſeiner Stirn wegzubannen. Und Alles dieſes kann er noch außerdem erſt nur auf Unkoſten der hiſtoriſchen Wahrheit möglich machen, die der dramatiſche Dichter allerdings hintanſetzen darf, um das Intereſſe ſeines Gegenſtandes zu erheben, aber nicht um es zu ſchwächen. Wie theuer läßt er uns alſo dieſe Epiſode bezahlen, die, an ſich betrachtet, gewiß eines der ſchönſten Gemählde iſt, die in einer größern Kompoſition, wo ſie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchſten Wirkung würde geweſen ſeyn.

Egmonts tragiſche Kataſtrophe fließt aus ſeinem politiſchen Leben, aus ſeinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darſtellung des damaligen politiſchbürgerlichen Zuſtands der Niederlande mußte daher ſeiner Schilderung zum Grund liegen, oder vielmehr ſelbſt einen Theil der dramatiſchen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig ſich Staatsactionen überhaupt dramatiſch behandeln laſſen, und was für Kunſt dazu gehöre, ſo viele zerſtreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zuſammenzutragen, und das Allgemeine wieder im Individuellen anſchaulich zu machen, wie z. B. Shakeſpear in ſeinem J. Cäſar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, ſondern ein Aggregat mehrerer kleinen ſind, die unter ſich auf's ſchärfſte kontraſtiren, ſo daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüſſel zu verſetzen; betrachtet man endlich, wie unzählig viel kleine Dinge zuſammen wirken, um den Geiſt jener Zeit und jenen politiſchen Zuſtand der Niederlande hervorzubringen; ſo wird man nicht aufhören können, das ſchöpferiſche Genie zu bewundern, das alle dieſe Schwierigkeiten beſiegt, und uns mit einer Kunſt, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns ſelbſt in zwey andern Stücken in die Ritterzeiten Deutſchlands und nach Griechenland verſetzte, nun auch in dieſe Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir dieſe Menſchen vor uns leben und wirken ſehen, wir wohnen unter ihnen, wir ſind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geſelligkeit, die Gaſtfreundlichkeit, die Redſeligkeit, die Großſprecherey dieſes Volks, der republikaniſche Geiſt, der bey der geringſten Neuerung aufwallt, und ſich oft eben ſo ſchnell auf die ſeichteſten Gründe wieder giebt; auf der andern die Laſten, unter denen es jetzt ſeufzt, von den neuen Biſchofsmützen an bis auf die franzöſiſchen Pſalmen, die es nicht ſingen ſoll, — nichts iſt vergeſſen, nichts ohne die höchſte Natur und Wahrheit herbeygeführt. Wir ſehen hier nicht blos den gemeinen Haufen, der ſich überall gleich iſt, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieſes und keines andern Jahrhunderts; in dieſem unterſcheiden wir noch den Brüßler, den Holländer, den Frieſen, und ſelbſt unter dieſen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeiſter und den Schneider. So etwas läßt ſich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunſt. — Das kann nur der Dichter, der von ſeinem Gegenſtand ganz durchdrungen iſt. Dieſe Züge entwiſchen ihm, wie ſie demjenigen, den er dadurch ſchildert, entwiſchen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beywort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Buyk, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beym Armbruſtſchießen das Beſte gewonnen, und will, als König, die Herren gaſtiren. Das iſt aber wider den Gebrauch.

Buyk. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüſſel). Du biſt ja ärger, als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſom (ein Frieslånder). Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn und es laufen zu laſſen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in dieſem doch ohne Präjudiz den zähen, auf ſeine Vorrechte wachſamen Frieſen zu erkennen, der ſich bei der kleinſten Bewilligung noch durch eine Klauſel verwahrt. Wie wahr, wenn ſich die Bürger von ihrem Regenten unterreden. —

Das war ein Herr! (von Karl V. ſpricht er.) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden, und war euch Alles in Allem — und wenn er euch begegnete, ſo grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. ſ. f. — Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Er iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſere Fürſten müſſen froh und frey ſeyn wie wir, leben und leben laſſen ꝛc.

Wie treffend ſchildert er durch einen einzigen Zug das Elend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger ſehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Als Anhang
zu
Herrn Merciers
Verſuch über die Schauſpielkunſt.

Es iſt endlich einmal Zeit, daß man aufgehöret hat, über die Form dramatiſcher Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß. Auch geht der Verfaſſer ziemlich ſtracks auf den Innhalt los, der ſich ſonſt ſo von ſelbſt zu geben ſchien.

Deswegen giebts doch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äuſſern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will. Unſer Kopf muß überſehen, was ein andrer Kopf faſſen kann, unſer Herz muß empfinden, was ein andres füllen mag. Das Zuſammenwer-

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo ſich die Bürger von Brüſſel unterreden, ſcheinen uns das Reſultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu ſeyn, und ſchwerlich findet man in ſo wenigen Worten ein ſchöneres hiſtoriſches Denkmal für jene Geſchichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit iſt derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiſte der Regierung und den Anſtalten des Königs zu Unterdrückung des niederländiſchen Volks unterrichtet. Milder und menſchlicher iſt doch hier Alles, und veredelt iſt beſonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten und beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat;“ konnte eine Zöglingin des Ignatius Loyola wohl nicht ſagen. Beſonders gut verſtand es der Dichter, durch eine gewiſſe Weiblichkeit, die er aus ihrem ſonſt männiſchen Charakter ſehr glücklich hervorſcheinen läßt, das kalte Staats-Intereſſe, deſſen Expoſition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu beſeelen, und ihm eine gewiſſe Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor ſeinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abſcheu von ihm wegzukehren; es iſt ein feſter, ſtarrer, unzugänglicher Charakter; „ein eherner Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorſicht, womit er die Anſtalten zu Egmonts Verhaftung trifft, erſetzt ihm an unſerer Bewunderung, was ihm an unſerm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in ſeine innerſte Seele hineinführt, und uns auf den Ausgang ſeines Unternehmens ſpannt, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern deſſelben; wir intereſſiren uns dafür, als gält’ es Etwas, das uns lieb iſt.

Meiſterhaft erfunden und ausgeführt iſt die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und ſie gehört dem Verfaſſer ganz allein. Was kann rührender ſeyn, als wenn ihm dieſer Sohn ſeines Mörders die Achtung bekennt, die er längſt im Stillen gegen ihn getragen. „Dein Name war’s, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft habe ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir hergeſchritten, immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — das iſt nun Alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!" Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachteteſt, ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht bloß zuſammen, wenn ſie beiſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreut u. ſ. w." — Die übrigen Charaktere im Stück ſind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene ſchildert uns den ſchlauen, wortkargen, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Oranien. Alba ſowohl, als Egmont mahlen ſich in den Menſchen, die ihnen nahe ſind: dieſe Schilderungsart iſt vortrefflich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu verſammeln, hat der Dichter ihn ganz iſolirt, darum auch der Graf von Hoorne, der ein Schickſal mit ihm hatte, weggeblieben iſt. Ein ganz neuer Charakter iſt Brackenburg, Klärchen's Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieſes Gemählde des melancholiſchen Temperaments mit leidenſchaftlicher Liebe wäre einer eigenen Auseinanderſetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gift genommen und geht ab, nachdem ſie ihm den Reſt zurückgelaſſen. Er ſieht ſich allein. Wie ſchrecklich ſchön iſt dieſe Schilderung:

„Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen.
„Sie theilt mit mir den Todestropfen,
„und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg!
„Sie zieht mich an, und ſtößt ins Leben mich zurück,
„O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir!
„Sie geht voran;
„Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
„Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn?
„den unauslöſchlichen Neid
„in jene Wohnungen hinübertragen!
„Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich
„und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual"

Klärchen ſelbſt iſt unnachahmlich ſchön gezeichnet. Auch im höchſten Adel ihrer Unſchuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländiſches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zuſtand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zuſtand des Affekts. Aber wer zweifelt, daß der Verf. in einer Manier unübertrefflich ſey, worin er ſein eignes Muſter iſt! —

Je höher die ſinnliche Wahrheit in dem Stücke getrieben iſt, deſto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verf. ſelbſt ſie muthwillig zerſtört. Egmont hat alle ſeine Angelegenheiten berichtigt, und ſchlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Muſik läßt ſich hören und hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erſcheinung, die Freyheit, in Klärchens Geſtalt, zeigt ſich in einer Wolke. — Kurz mitten aus der wahrſten und rührendſten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opernwelt verſetzt, um einen Traum — zu ſehen. Lächerlich würde es ſeyn, dem Verf. darthun zu wollen, wie ſehr dadurch unſerm Gefühle Gewalt angethan werde; das hat er ſo gut und beſſer gewußt, als wir; aber ihm ſchien die Idee, Klärchen und die Freyheit, Egmonts beide herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, geiſtreich genug, um dieſe Freyheit allenfalls zu entſchuldigen. Gefalle dieſer Gedanke, wem er will — Rec. geſteht, daß er gern einen ſinnreichen Einfall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungeſtört zu genießen.

(Aus der Allgem. Literatur-Zeitung vom Jahr 1788.)
Friedrichs von Schiller ſämmtliche Werke. Stuttgart
und Tübingen, in der J. G. Cotta'ſchen Bchhdlg. 1813.
Bd. 8. Abtheilung 2. S. 302 ff.

Friedrich von Schiller.

An den bisherigen Beiſpielen hat man geſehen, wie der ſentimentaliſche Dichtergeiſt einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch intereſſirt ſeyn zu wiſſen, wie der naive Dichtergeiſt mit einem ſentimentaliſchen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit ſcheint dieſe Aufgabe zu ſeyn, da in der alten und naiven Welt ein ſolcher Stoff ſich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat ſich das Genie auch dieſe Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weiſe aufgelöſt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit flieht, um nach einem weſenloſen Unendlichen zu ringen, der, was er in ſich ſelbſt unaufhörlich zerſtört, unaufhörlich außer ſich ſucht, dem nur ſeine Träume das Reelle, ſeine Erfahrungen ewig nur Schranken ſind, der endlich in ſeinem eigenen Daſeyn nur eine Schranke ſieht, und auch dieſe, wie billig iſt, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieſes gefährliche Extrem des ſentimentaliſchen Charakters iſt der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem andern wirkt, und der ſich unter modernen Dichtern vielleicht am wenigſten von der ſinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es iſt intereſſant zu ſehen, mit welchem glücklichen Inſtinkt alles, was dem ſentimentaliſchen Charakter Nahrung giebt, im Werther zuſammengedrängt iſt; ſchwärmeriſche unglückliche Liebe, Empfindſamkeit für Natur, Religionsgefühle, philoſophiſcher Kontemplationsgeiſt, endlich, um nichts zu vergeſſen, die düſtre, geſtaltloſe, ſchwermüthige Oſſianiſche Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlend, ja wie feindlich die Wirklichkeit dagegen geſtellt iſt, und wie von außen her alles ſich vereinigt, den Gequälten in ſeine Idealwelt zurückzudrängen, ſo ſieht man keine Möglichkeit, wie ein ſolcher Charakter aus einem ſolchen Kreiſe ſich hätte retten können. In dem Taſſo des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegenſatz, wiewohl in verſchiedenen Charakteren, zurück; ſelbſt in ſeinem neueſten Roman ſtellt ſich, ſo wie in jenem erſten, der poetiſirende Geiſt dem nüchternen Gemeinſinn, das Ideale dem Wirklichen, die ſubjektive Vorſtellungsweiſe der objektiven — aber mit welcher Verſchiedenheit — entgegen: ſogar im Fauſt treffen wir den nämlichen Gegenſatz, freilich, wie auch der Stoff dies erforderte, auf beiden Seiten ſehr vergröbert und materialiſirt wieder an; es verlohnte wohl der Mühe, eine pſychologiſche Entwickelung dieſes in vier ſo verſchiedene Arten ſpecificirten Charakters zu verſuchen. —

Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. Die Horen. 1795.

Friedrich von Schiller.

An Goethe, als er Voltaire's Mahomet auf die Bühne brachte.

Du ſelbſt, der uns vom falſchem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückgeführt,
Der, in der Wiege ſchon ein Held, die Schlange
Erſtickt, die unſern Genius umſchnürt,
Du, den die Kunſt, die göttliche, ſchon lange
Mit ihrer reinen Prieſterbinde ziert,
Du opferſt auf zertrümmerten Altären
Der Aftermuſe, die wir nicht nicht mehr ehren?

Einheim'ſcher Kunſt iſt dieſer Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient,
Wir können muthig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutſchen Pindus ſelbſt gegrünt,
Selbſt in der Künſte Heiligthum zu ſteigen
Hat ſich der deutſche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Iſt er dem beſſern Ruhme nachgeſchritten.

Denn dort, wo Sklaven knien, Deſpoten walten,
Wo ſich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunſt das Edle nicht geſtalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgeſät,
Aus eigner Fülle muß es ſich entfalten,
Es borget nicht von ird'ſcher Majeſtät,
Nur mit der Wahrheit wird es ſich vermählen,
Und ſeine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Feſſeln uns zu ſchlagen
Erneuerſt du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Karakterloſer Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte iſt verſchwunden.

Erweitert jetzt iſt des Theaters Enge,
In ſeinem Raume drängt ſich eine Welt,
Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet iſt der Sitten falſche Strenge,
Und menſchlich handelt, menſchlich fühlt der Held,
Die Leidenſchaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur iſt Theſpis Wagen,
Und er iſt gleich dem acheront'ſchen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben ſich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuſchlagen,
Das nur die flücht'gen Geiſter faſſen kann,
Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

Denn auf dem bretternen Gerüſt der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan,
Nichts ſey hier wahr und wirklich als die Thräne,
Die Rührung ruht auf keinem Sinnenwahn,
Aufrichtig iſt die wahre Melpomene,
Sie kündigt nichts als eine Fabel an,
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken,
Die falſche ſtellt ſich wahr, um zu berücken.

Es droht die Kunſt vom Schauplatz zu verſchwinden,
Ihr wildes Reich behauptet Phantaſie,
Die Bühne will ſie, wie die Welt, entzünden,
Das Niedrigſte und Höchſte menget ſie,
Nur bei dem Franken war noch Kunſt zu finden,
Erſchwang er gleich ihr hohes Urbild nie,
Gebannt in unveränderlichen Schranken
Hält er ſie feſt und nimmer darf ſie wanken.

Ein heiliger Bezirk iſt ihm die Scene,
Verbannt aus ihrem feſtlichen Gebiet
Sind der Natur nachläſſig rohe Töne,
Die Sprache ſelbſt erhebt ſich ihm zum Lied,
Es iſt ein Reich des Wohllauts und der Schöne,
In edler Ordnung greifet Glied in Glied,
Zum ernſten Tempel füget ſich das Ganze
Und die Bewegung borget Reiz vom Tanze.

Nicht Muſter zwar darf uns der Franke werden,
Aus ſeiner Kunſt ſpricht kein lebend'ger Geiſt,
Des falſchen Anſtands prunkende Geberden
Verſchmäht der Sinn, der nur das Wahre preißt,
Ein Führer nur zum Beſſern ſoll er werden,
Er komme wie ein abgeſchied'ner Geiſt,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Gedichte von Friedrich Schiller. Leipzig, 1807. Thl. I. S. 270.

Ludwig Ferdinand Huber.

Aus Briefen.

Frankfurt a. M., den 14. April 1788.

Du ſcheinſt mir den Egmont etwas idealiſirt zu haben, ich fühle ſehr gut, wie man das alles darin finden kann, ob es aber eben für die Wirkung, von der du viel ſprichſt, da iſt, weiß ich doch nicht. Ueber den Alba bin ich ganz deiner Meinung, das iſt wieder einmal eine Behandlung, wo dem Kühnſten das anch' io sono pittore im Munde ſtirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, ſo auch die Selbſtmörderin, es hat etwas von den neuen Briefen im Werther. — Ich ſchicke dir hier den Egmont. Auch hier, wie im Götz, im Werther und der Iphigenie, iſt kein Strich Manier des Dichters, und alles Manier des Sujets. Aber eben dieſe Treue hat hier einen kleinen Anſtrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer ſind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menſchen, die ihre Freiheit bona fide genießen, ſich aber lange hudeln laſſen, ohne etwas zu unternehmen, und erſt durch die höchſte Anſtrengung des Deſpotismus gezwungen werden, etwas zu thun. Egmont iſt ein Held, aber ein niederländiſcher Held. Vom Alba bin ich neugierig dich zu hören, auch von dem Mädchen und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon ſprechen, jetzt fürchte ich zu viel von deinem Genuß zu anticipiren. Schon dies iſt zu viel, ich war aber voll. —

Mainz, den 20. November 1788.

Deine Idee beim Egmont „eine Art Tom Jones“ iſt gar hübſch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde iſt der Egmont gegen die conventionellen heroiſchen Charaktere ganz, was der Tom Jones gegen die conventionellen Romanhelden war. —

Mainz, den 9. Mai 1789.

Ich habe nunmehr den achten Band von Goethe geleſen. Die Geheimniſſe ſind mir zu quälend, und um deſto quälender, weil es in Goethe's Manier liegt, dem Myſtiſchen einen ſimpeln, kinderleichten Anſtrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverſtändlichen Stoffs mit der verſtändlichſten Manier hat für meinen Kopf etwas beſonders Schmerzliches. Meine Lieblinge unter allen ſind: „Meine Göttin“, das ich gar nicht kannte, und unnachahmlich göttlich iſt, und der berüchtigte „Prometheus,“ den ich ehmals noch nicht in succum et sanguinem vertirt hatte wie jezt. Wie ſieht es bei dieſem Prometheus mit unſern Geſezen für die Freiheit des Dichters aus? Welcher heilig unheilige Richter wird es wagen, ihn aus dem erlaubten Gebiet der Begeiſterung zu verdammen? Unter den kleinen Epigrammen im griechiſchen Geſchmack iſt mein Liebling: „Schlummer und Schlaf.“ Mir fällt bei dem Prometheus Moſes Mendelsſohn und ſeiner nachherigen Berliner Stellvertreter ganze . . . wieder ein, die ſich's unterſtanden, ihn als einen Jugendſtreich zu behandeln, ohne zu wiſſen, von wem er war, und Jacobi'n auf den Kopf einer Lüge zeihten, daß Leſſing ſolche erbärmliche Schülerverſe bewundert haben könnte. Erinnerſt du dich's? —

Mainz, den 8. März 1790.

Zuvörderſt etwas vom Taſſo. Mir ſcheint dein leztes Urtheil nicht richtig. Dieſes Produkt iſt in ſeiner Art wohl eben ſo vollkommen, als Göz, Iphigenie und Egmont. Der Eindruck, den es das erſtemal zurückläßt, iſt freilich widrig, es iſt eine Art von tragiſcher Satyre, in die man ſich nicht gern findet. Aber das verſchwindet in der Folge immer mehr und mehr, man trifft auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über ſeine weitſchweifige Behandlung, über ſeine Auseinanderſetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anſtrich von Natürlichkeit geſucht worden iſt, den man, Leſſings Beiſpiel zufolge, glaubt Monologen geben zu müſſen — und dann hat man eben ſo reinen Genuß, als bei Goethe's andern Werken. Und mit Goethen iſt ja dieſe Uebereinkunft gar bald getroffen, weil der Geiſt des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier und ſelbſt der eigenthümlichen Fehler jeder Manier überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere iſt durchaus nichts auszuſetzen, Taſſo lebt zwiefach für uns in Rouſſeau und in noch jemand, deſſen Bild bei ſeiner Trennung von uns euch nicht verlaſſen hat, von dem Augenblicke an, da Taſſo nach Rom will. Antonio wäre ſchwerer zu finden, aber wie ſchön und wahr iſt der Charakter! Ich geſtehe dir, daß die Prinzeſſin mich faſt verführt, eine Untreue an Iphigenien und Klärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und anſchaulich iſt die *ſchöne Weiblichkeit* wieder in dieſem Charakter nüancirt. Alphons mit ſo wenigen Strichen ſo *fürſtlich* edel, ohne Gepräng. Und Leonorens gutmüthige Feinheit, vorzüglich in den Scenen mit Antonio, die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher ſie neben der Prinzeſſin ſteht — wenn der Dichter ſolche Reſultate gewonnen hat, ſo kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er ſie auch auf einem *andern* uns geläufigern Wege hätten gewinnen können und ſollen; und ich traue feſt, daß *ſein* Weg der einzige rechte war. Mit allem dem will ich nicht läugnen, daß der *erſte* verworrene, peinliche Eindruck, den dieſes Stück macht, ſehr *wahr* ſeyn mag; keine Theorie der äſthetiſchen Empfindunden reicht zu, uns zu ſagen, wie *dieſe* Behandlung eines Charakters wie Taſſo wirkt, und die Gattung dieſes Stücks zu beſtimmen. Doch ſchwamm in mir auch das erſtemal dieſe Empfindung oben: freudige Bewunderung der ſeltſamen Combination, in der äußerſten Paradoxie des Gedankens und der höchſten Simplicität der Ausführung. Reicher an ſogenannten Stellen iſt dieſes Stück übrigens als irgend eines von Goethe, aber jedes einzeln iſt köſtlich. Was haſt du geſagt zu der „goldnen Zeit" in der Scene der Prinzeſſin mit Taſſo im 2ten Akt, und zu dem „Seidenwurm" in der Scene des Alphons mit Taſſo im 5ten Akt! —

Mainz, den 28. Juni 1790.

Was du am Fauſt liebſt, verkenne ich nicht; aber ich meine nur, daß in Mephiſtopheles Plan nichts anders zu liegen ſcheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fauſts Verderben zu machen, und das fällt um ſo mehr auf, jemehr im Fauſt ſelbſt liegt. Oder meinte es Goethe ſo, daß der Teufel, der höhere Geiſt ſelbſt, den Menſchen, einen Menſchen von Fauſts Gehalt, nicht faßte, mißverſtand? Das ſcheint doch nicht. Vielmehr verachtet, perſiflirt Mephiſtopheles alles Geiſtige in dem Menſchen, alle Empfindung, weil ihm anſchaulich iſt, daß alles das ſich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abſtrakte Denken nicht genügt, giebt er ja für den Keim ſeines Verderbens an, jedes andre platoniſche, geiſtige Bedürfniß im Fauſt ſieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am beſten wiſſen. Von der Seite ſcheint mir alſo Goethe ganz der pöbelhaften Idee vom Teufel und Menſchen gefolgt zu ſeyn — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darſtellung an, ſo gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroiſchen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetiſch-ſinnliche Darſtellung intereſſanteſten Seiten auffaßt, nicht ſich bemüht, den moraliſchen oder philoſophiſchen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur ſind dieſe Ideen uns durch Entfernung oder Aſſociationen ſchon veredelt, ehe ſie der Dichter gebraucht; jene ſehen wir plump und platt, und die bald edle bald pikante, und immer geiſtvolle Form, in die ſie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuſchung, die uns verführt, etwas andres, tiefer liegendes, darunter zu ſuchen. Mephiſtopheles ſieht Obſcönität im Platonismus des Menſchen, der höhere Blick des böſen Geiſtes iſt conſequente, unbeſtechliche Faunenweisheit. — Daß Goethe darum den menſchlichen hohen Werth Fauſts nicht vernachläſſigte, troß der Verachtung, der er ihn im Mephiſtopheles ausſetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmahlte, macht ſeinem Genie Ehre, aber es iſt peinlich! Das Peinliche löſt ſich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf, deine beliebte erhabene Ruhe hält am Ende hier auch her.

ſen der Regeln giebt keine Ungebundenheit, und wenn ia das Beyſpiel gefährlich ſeyn ſollte, ſo iſts doch im Grunde beſſer ein verworrnes Stück machen, als ein kaltes.

Freylich wenn mehrere das Gefühl dieſer innern Form hätten, die alle Formen in ſich begreift, würden wir weniger verſchobne Geburten des Geiſts aneklen. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, iede tragiſche Begebenheit zum Drama zu ſtrecken, nicht ieden Roman zum Schauſpiel zerſtücklen! Ich wollte, daß ein guter Kopf dies doppelte Unweſen parodirte, und etwa die aeſopiſche Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerſpiel in fünf Akten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteſte, hat etwas Unwahres, allein ſie iſt ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menſchen zum Feuerblick ſammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht eriagen, es iſt, wie der geheimnißvolle Stein der Alchimiſten, Gefäs und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor allen Thüren liegt, und ſo ein wunderbar Ding, daß iuſt die man ſieht im Dichter den Herrn ſeines Stoffs, ſeiner Welt, den höchſten Blick, der über dem Teufel und dem Menſchan ſchwebt, den frei ſpielenden Geiſt, der nirgends durch unzeitige Wahrheit — alſo nicht mehr Wahrheit — beſchränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeſcheut auffaßt und erſchöpft. Und gerade dies — ich wiederhole es über den Fauſt mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Goethe allein ganz vermocht. Es iſt die reinſte, conſequenteſte Imagination, ewig unvermiſcht mit ſeiner eignen Individualität; das großmüthigſte, freieſte, unbedingteſte Opfer, das je der Muſe und dem Genius gebracht wurde.

Mainz, den 15. Oktober 1790.

Deine Nachrichten von Goethe waren mir ſehr lieb, und ich beneide dich, wie ich mich freue, daß du dieſen Menſchen ſo ausgeteſtet haſt. Daß du in ſeiner Philoſophie den Grund zu ſeiner Unerreichbarkeit als Dichter findeſt, mag wohl eine kleine Vermengung ſeyn. Bildung und Ruhe fehlten im Werther, in Götz und Fauſt, (der doch zum Theil aus jenen früheren Epochen iſt), aber dieſe glückliche Dichterorganiſation, die jeden ſo verſchiednen Stoff ergriff, und ſich mit ihm amalgamirte, die iſt ſchon in jenen Werken. Und in dieſer lag wohl eher der Grund, daß er jetzt dies Syſtem erwählt hat, als umgekehrt. Was machſt du mit ſeinen Grundſätzen allein? Seine Organiſation, ſeine Exiſtenz hätte ich ihm ablernen mögen. —

Mainz, den 27. Februar 1792.

Ich leſe, daß der Groß-Cophta von Goethe in Weimar aufgeführt worden iſt. Hörteſt du nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu leſen ſeyn wird? In mir iſt die Erwartung, daß die Gränzen der Kunſt damit um ſo viel weiter hinausgerückt ſind, und dieſe Erwartung giebt mir noch immer niemand als Goethe. —

L. F. Hubers ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802.
Tübingen, 1806. 8.

Goethe's Schriften. Leipzig, 1787—1790. Bd. I—VIII. 8.

— Indem wir uns beſtreben, eine Charakteriſtik der Goethe'ſchen Muſe zu entwerfen, glauben wir ein Denkmal für die Zukunft zu ſetzen, und haben auf die Zeiten, wo Goethe, in der nämlichen Entfernung wie Shakeſpear, ſo zu ſagen, der ganzen Welt angehören wird, mehr Rückſicht zu nehmen, als auf die gegenwärtigen. —

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche ſich Apelles auf Rhodos dem Parrhaſius kund machte, kritiſch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegoriſch anwenden. Das Publikum hat ſich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatiſchen Kleinigkeiten, die hier zum erſtenmal an das Licht traten, eigentlich machen ſollte. Wir glauben, daß in jeder, ſelbſt der unbeträchtlichſten, wenigſtens die Linie des Apelles zu erkennen iſt: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbſtbeherrſchung, welche ſogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunſtverwandten anſchaulich zu werden. Wo aber, wie in Iphigenie, Egmont, Taſſo, Fauſt (der älteren Arbeiten des Verfaſſers hier nicht zu gedenken), Raphaeliſche Geſtalten ſich an dieſer Linie bewegen, das reinſte und umfaſſendſte Gefühl, der reinſte Geſchmack und das kühnſte Genie wetteifern, den nächſten Uebergang der Natur in die Kunſt zu treffen, die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenſtandes, dem ſie angehört, unvermiſcht und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, ſie zu erkennen und zu empfangen, darzuſtellen; da verliert ſich die Kälte der Kritik in Begeiſterung, da gilt von ſolchen Kunſtwerken der Mahometaniſche Glauben von dem Koran, daß er von Ewigket her exiſtirte; da iſt kein Machwerk, keine Fuge auszuſpüren; da ſind die Muſter aufgeſtellt, in welchen, nächſt der Natur, jeder kunſtfähige Geiſt die Regel lebendig, und dem inneren Sinn anſchaulich, zu erkennen hat.

In der Zueignung dieſer Sammlung hat der Dichter gleichſam ſein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligſte der Kunſt aufgeſchloſſen, wie es vor ihm noch nicht in menſchlicher Rede geſchah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas giebt.

das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit dieſem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit,

ſelbſt ſo lebendig ausgedrückt iſt, daß dem Künſtler, der ſie ganz darin zu faſſen wüßte, alles, was Aeſthetik heißt, entbehrlich werden könnte. —

Die Schilderungen weiblicher Charaktere verdienen an dieſem Dichter noch beſonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im Taſſo, Mariane in den Geſchwiſtern, Gretchen in Fauſt, Klärchen in Egmont, bilden ein vollſtändiges Studium, eine ganze Gallerie von ſchöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Phyſionomie von einander verſchieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich. —

Allg. Litt. Zeitung. 1792. Nro. 294.

Goethe's neue Schriften. Berlin, 1792. 8. Bd. I.

— Auf das Luſtſpiel der Groß-Cophta folgten zwei proſaiſche Aufſätze, Erläuterungen über Caglioſtro's Familie, und die bereits vor ein Paar Jahren einzeln herausgekommene Beſchreibung des römiſchen Carnevals. Für die Liebhaber unſrer Sprache, und für alle, die es der Mühe werth achten, ſich in derſelben zu vervollkommnen, bemerken wir, daß Goethe's Proſa in ihrer Art auch einzig und muſterhaft iſt. Weil ſich unſre Sprache keine Zuſammenſetzung von Ideen verſagt, ſchreitet ſie, auch in einigen unſerer beſten Proſaiſten, etwas ſchwer einher, von Goethe gebraucht, iſt ſie das Werkzeug des nämlichen Geiſtes, den wir aus ſeinen poetiſchen Kompoſitionen abzuſchildern geſucht haben, und empfängt von ihm die Reinheit, die Simplicität, die Klarheit, die gemäßigte eindringende Kraft, deren ſie durch ſich ſelbſt im Ganzen weniger fähig ſcheint, als die franzöſiſche. Leicht und anſchaulich iſt in dieſen beiden Aufſätzen geſchildert, was der Verfaſſer während ſeines Aufenthalts in Italien bei zwei verſchiednen Gelegenheiten erfuhr, ſah und fühlte; erfreut und theilnehmend hören wir dem ſchönen Vortrag zu, und horchen noch, nachdem er ſchon geendigt hat.

Ebendaſelbſt.

Therese Huber, geb. Heyne,

Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, ſo trivial, ſo jugendlich, ſo vom Eindruck des Moments geboren manches iſt, — alles, was Huber von Goethe ſagt, blieb unverhehlen. Ueber Goethe zu forſchen, zu grübeln, zu urtheilen, iſt dem Mann von litterariſcher Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich ſteht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, ſondern als Erklärung von dem Geſichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menſchen das Forſchen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenſte Gedanke, wie der kindlichſte Irrthum, ehrt ſie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menſchen Herz iſt, ſie zu faſſen. Sollte das Ungefähr Goethen einen Blick in dieſe Blätter werfen laſſen, ſo wird er, auf der untaſtbaren Höhe, wo er ſteht, es gern ſehen: daß Hubers Anſicht ſeiner eine der intereſſanteſten Anſichten von Hubers Art zu urtheilen giebt.

L. F. Hubers ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. 8. Vorwort zu den Briefen S. 251.

Friedrich Heinrich Jacobi.

— Meine Reiſe kam zu Stande, und den fünften Julius Nachmittags hielt ich Leſſingen zum erſtenmal in meinen Armen.

Wir ſprachen noch an demſelbigen Tage über viele wichtige Dinge; auch von Perſonen, moraliſchen und unmoraliſchen, Atheiſten, Theiſten und Chriſten.

Den folgenden Morgen kam Leſſing in mein Zimmer, da ich mit einigen Briefen, die ich zu ſchreiben hatte, noch nicht fertig war. Ich reichte ihm Verſchiedenes aus meiner Brieftaſche, daß er unterdeſſen ſich die Zeit damit vertriebe. Beim Zurückgeben fragte er, ob ich nicht noch mehr hätte, das er leſen dürfte. „Doch!" ſagte ich, (ich war im Begriff zu ſiegeln), „hier iſt noch ein Gedicht; — Sie haben ſo manches Aergerniß gegeben, ſo mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." (Das Gedicht „Prometheus," von Goethe.)

Leſſing (nachdem er das Gedicht geleſen, und indem er mir's zurückgab). Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das ſchon lange aus der erſten Hand.

Ich. Sie kennen das Gedicht?

Leſſing. Das Gedicht hab' ich nie geleſen; aber ich find' es gut.

Ich. In ſeiner Art, ich auch; ſonſt hätt' ich es Ihnen nicht gezeigt.

Leſſing. Ich mein' es anders... Der Geſichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen iſt, das iſt mein eigener Geſichtspunkt... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit ſind nicht mehr für mich; ich kann ſie nicht mehr genießen. *Ἐν και παν!* Ich weiß nichts anders. Dahin geht auch dies Gedicht; und ich muß bekennen, es gefällt mir ſehr.

Ich. Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverſtanden.

Leſſing. Wenn ich mich nach jemanden nennen ſoll, ſo weiß ich keinen andern.

Ich. Spinoza iſt mir gut genug: aber doch ein ſchlechtes Heil, das wir in ſeinem Namen finden!

Leſſing. Ja! Wenn Sie wollen!... Und doch... Wiſſen Sie etwas Beſſeres?...

Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an den Herrn Moſes Mendelsſohn. Breslau, 1789. 8. S. 18. ff.

Woldemar. Königsberg 1794. Zwei Bände. 8.

Zueignung. An Goethe.

Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, ſchwerlich ohne Dich vollendet wäre; es gehört Dir; ich übergeb' es Dir; Dir, wie keinem Andern.

Wie keinem Andern! — Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drückſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern.

Zwanzig Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem unſere Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſeyn würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden.

Liebend, zürnend, drohend riefſt Du mir zu in jenen Zeiten: „der Genügſamkeit, die ſich mit Theilnahme an Anderer Schöpfungsfreude ſättigte, zu entſagen; nicht länger zu gaffen; ſondern in die eigenen Hände zu ſchauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunſt und allerlei Kraft.“

Wie hätte ich Dir widerſtanden, Du Mächtiger! Ich ſuchte Dir auszuweichen; und zog, anſtatt neue Verſuche zu wagen, ſchüchtern, nur ältere an's Licht.

Neue Begeiſterung wurde mir aus Deiner Freude. — Der unerwartete Beifall, die zuvorkommende Gunſt anderer Männer, ſtärkte den Muth des verborgenen Ungenannten. Woldemar wurde unternommen.

In dieſer Arbeit durch eine gänzliche Veränderung meiner Lage unterbrochen, nachher zu andern Geiſtesarbeiten, eben ſo unwillkührlich, hingezogen, hatte ich Woldemar allmählich ganz vergeſſen. — Da erſchien, nach zwölf Jahren, dein Taſſo.

Sonderbar erweckte dieſer Charakter in mir die Erinnerung an Woldemar; und da ich am Ende des vierten Aufzuges an die Worte kam: „Ja, auch Sie! ... Auch Sie! Auch Sie!“ wurde dieſe Erinnerung ſo lebhaft, meine Aufmerkſamkeit ſo getheilt und zerſtreut, daß ich Mühe hatte, mich zum Weiterleſen wieder zu ſammeln.

Der entſtandene Reiz wirkte fort. Ich ſuchte nach einem Woldemar: es war kein Exemplar zu finden. Sechs Wochen gingen hin; nun lag das Büchlein vor mir, und ich fürchtete mich es anzuſehen.

Wohl dem Büchlein, daß ich nicht erſt verzagt darin nur blätterte, ſondern beherzter es von vorn anfing. Der Anfang machte mir Muth, und auch in der Folge fand ich manches gut genug, um derjenige wohl ſeyn zu mögen, der es geſchrieben hatte. Dagegen widerſtand mir auch vieles darin im höchſten Grade. Vornehmlich empörten mich die letzten Blätter, und ließen mir einen ſolchen unerträglichen Nachgeſchmack, daß ich gern mit einem Zauberſchlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte, wenn es in meiner Macht geweſen wäre.

Du begreifſt, Lieber, wie aus dieſem Gefühl eine zunehmende Unruhe, ein immer wiederkommendes Verlangen, dem Uebel auf irgend eine Weiſe abzuhelfen, entſpringen mußte.

Ich überlegte hin und her, machte allerhand Anſchläge, ſchritt zu Verſuchen; und fand jedesmal am Ende nur ein neues, größeres Uebel. Endlich hatte ich ſo viel Arbeit und Mühe gehabt, daß der Gedanke an eine gänzliche Umarbeitung, und an eine Vollendung des Werkes nach einem neuen Plane, der ſich anfangs nicht von Weitem hätte zeigen dürfen, aufkommen und zum Entſchluß werden konnte.

Seitdem habe ich dieſer Arbeit alle die beſten Stunden meiner Muße gewidmet; und Du wirſt es bei dem Leſen fühlen, mit welchem frommen, unzerſtreuten Fleiße ich dabei geblieben; mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin.

Meine Gabe möge Dir gefallen. Liebe mich; lebe wohl; und grüße unſern Freund, den Dichter der Echo!

Pempelfort, den 12. Januar 1794.

Georg Forſter.

— Wir ehren im unerreichbaren Shakeſpeare den kühnſten Dichterflug und den treffendſten Wahrheitsſinn; was dem Parterre und den Galerien in London an ſeinen Schauſpielen die höchſte Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes ſeyn. Doch ich habe ja wohl eher ſogar den Kenner geſehn, der über Minervens Helm Minerven ſelbſt vergaß! An einem Gemählde Raphaels, wo ſeine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Geſichtszügen ſtrahlte, ſah ich einen großen Kunſtlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren, um die Schönheit römiſcher und griechiſcher Dichter, wenn du erſtaunen willſt, daß ſie in der Wahl kurz- und langſilbiger Wörter, in der Miſchung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo du ſie nie geſucht hätteſt, beſteht! Laß doch Leute von Geſchmack dir's erklären, daß Goethe's Iphigenie dich entzückt, weil Euripides zuerſt eine ſchrieb! Und wenn ein Hamlet, oder ein Lear, oder ein Macbeth vor dir auftritt, wie der Dichter ſelbſt ſich nie träumen ließ, daß man ſie darſtellen könnte, ſo vernimm von einem Kunſtverſtändigen des Theaters den belohnenden Ausruf ſeiner höchſten Zufriedenheit: er hat ſich trefflich einſtudirt! —

— Wähle ſich ein jeder, was ihm frommt; ich weiß, daß dieſe Exiſtenz und dieſes Ende des Kloſterlebens keinen Reiz für den haben, der ſchon das beſſere Loos der Menſchen kannte:

zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen ſich.

— Wer ſich begnügen kann, recht zu handeln ohne glänzen zu wollen, wird zwar kein Aufſehen erregen, aber das Glück genießen, zufriedene und wohlhabende Menſchen um ſich her zu ſehen. „Das Gute, was ich hier gethan habe, ſagt die Regentin im Egmont, ſieht gerade in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut iſt." —

— Nous ne voulons pas être libres! Arme, betrogene Brabanter! Das ſagt ihr ohne Bedenken hin; und indem ihr noch mit Entzücken euren Sieg über die weltliche Tyrannei erzählt, fühlt ihr nicht, weſſen Sklaven ihr waret und noch ſeyd? Schon recht! Ihr könnt auch nicht mehr frei ſeyn; ihr ſeyd geborene Knechte: Einem Herrn entlauft ihr; aber das andere Zeichen iſt euch eingebrannt, an welchem es jedem klügeren Spott leicht wird, euch wieder zu kennen und einzufangen, wähntet ihr gleich, ihr wäret frei!

Wie der Vogel, der den Faden bricht,
Und zum Walde kehrt:
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach:
Er iſt der alte, freigeborne Vogel nicht!

Birmingham.

— Ich bemerkte insbeſondere die Shakeſpeare-Tavern, ein ſtattliches Gebäude, wo äußere und innere Eleganz vereinigt ſind. Indeß fiel ſie mir nicht ſowohl wegen dieſer Eleganz, als wegen ihrer Benennung auf. Wie ſchön, und in welchem vortheilhaften Lichte, erſcheint nicht die allgemeine Kultur in dieſem Lande ſelbſt darin, daß die großen Männer, die es hervorgebracht hat, auf dieſe Art mit den Helden in eine Klaſſe geſetzt werden! Wann wird man es ſich wohl in Deutſchland einfallen laſſen, einen Gaſthof anzulegen, mit Leſſings, Goethes, Schillers, Wielands Kopfe zum Schilde? — Dies iſt gewiß keine ſo gleichgültige Sache, wie man denkt. Der Genius eines Volkes zeigt ſich auch in dieſen Dingen. —

Anſichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. Von George Forſter. Berlin, 1791—1794. 8. Thl. I. S. 82. 113. 253. Thl. II. S. 7. Thl. III. S. 123.

Chriſtian Wilhelm von Dohm.

— Dohm wußte ſich in dieſer gewirrvollen Zeit (1792) einige Tage für Pempelfort frei zu machen, wohin Jacobi ihn eingeladen hatte, um dort Goethe, der von der Armee zurückkehrend bei dem Freunde etwas verweilte, näher kennen zu lernen. — Diesmal fühlte er ſich ganz vorzüglich angeregt durch die gediegene, vielſeitige Unterhaltung, die er in Pempelfort fand. Im Tagebuche iſt darüber jedoch bei der Menge der Gegenſtände, die zu jener Zeit darin zu berühren waren, nur andeutend bemerkt worden: „Goethe ſprach viel und gut! Tiefe Blicke über chriſtliche Religion; überall tief eindringender Scharfſinn zugleich mit ſehr viel Witz!“ Auf briefliche, dankvolle Aeußerungen gegen Jacobi über die bei ihm verlebten reichen Tage und die gemachte hocherfreuliche Bekanntſchaft, erwiederte dieſer: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wiederſehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu ſprechen. Mein Vorſatz war, den Verfolg meiner Geſpräche mit ihm, ihrem Hauptinhalt nach, aufzuſchreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert.“ —

Chriſtian Wilhelm von Dohm nach ſeinem Wollen und Wirken. Ein biographiſcher Verſuch von W. Gronau. Lemgo, 1824. 8. S. 260.

Johann Heinrich Voß.

Auch reizt uns Vaterlandsgeſang,
Der lieblich weiſer Freud' erklang:
Dein ſüßes Lied, Altvater Gleim,
Süß wie Hymettes Honigſeim;
Und deins, o Geßner, Tempe's Hirt,
Der ſich in's Zürcherthal verirrt;
Auch, Leſſing, deins, der deutſche Art
Mit Griechheit, unerkannt, gepaart;
Deins, Goethe, freudiger Apoll;
Und Schiller, edles Taumels voll.

Allegro. 1792. Lyriſche Gedichte von J. H. Voß, Königsberg bei Friedr. Nicolovius, 1802. Band 4. S. 202.

Leute, die es beſizen, meiſt keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, ſtudire die Bühne, Würkung der Fernemalereyen, der Lichter, Schminke, Glanzleinewand und Flittern, laſſe die Natur an ihrem Ort, und bedenke ia fleiſſig, nichts anzulegen, als was ſich auf Brettern zwiſchen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt.

*

Folgende Blätter ſtreu ich ins Publikum mit der Hoffnung, daß ſie die Menſchen finden werden, denen ſie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks, meiſt über **bildende Kunſt**, und ſcheinen alſo hier am unrechten Plaz hingeworfen. Sey's alſo nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunſt von Kunſt geſondert wird, als ſalto mortale nicht fürchten, und ſolchen, die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloſer Zutraulichkeit hinreicht. So auch mit den Gedichten.

Sonett an Goethe.

Auch du, der ſinnreich durch Athene's Schenkung,
 Sein Flügelroß, wann's unfügſam ſich bäumet,
 Und Funken ſchnaubt, mit Kunſt und Milde zäumet,
 Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:

Du haſt, nicht abhold künſtelnder Beſchränkung,
 Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
 Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
 Den Geiſt mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Uniform alter Trubaduren,
 Die einſt vor Barbarn, halb galant, halb myſtiſch,
 Ableierten ihr klingendes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffiſche Naturen
 Mit rohem Sang' und Klingklang afterchriſtiſch,
 Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto.

D. Veit.

Gotha, den 20. März 1793.

— Ich habe ſie wirklich Alle geſehen und einen jeden ziemlich umſtändlich geſprochen, wie ſie Namen haben, Goethe, Wieland, Herder. Wir kamen um eilf Uhr nach Weimar, kleideten uns mit Blitzesſchnelligkeit um, und ſahen während des Umkleidens die Herzoglich-Rudolſtadt'ſche Familie in demſelben Gaſthofe ankommen. Aus Furcht, er würde nun bei Hofe erſcheinen müſſen, nahmen wir uns kaum die nöthige Zeit, und verfügten uns, von einem Lohnbedienten begleitet, eiligſt zu Goethe. Sein Bedienter ſagte uns, es wäre jetzt ein Graf bei ihm, der ihn ſchwerlich vor Ein Uhr verlaſſen dürfte, und wir möchten nur gegen zwei wiederkommen; ich ließ mich nicht abſchrecken, ſondern ſagte dem Bedienten, er möchte uns nur als Berliner melden, die einen Brief von Hofrath Moritz mitbrächten. Hierauf wurden wir zwei Treppen hinaufgeführt. Unten in der Mauer vor der erſten Treppe ſtehn in einer Art Niſchen die Figuren des Apollo und des Antinous in Lebensgröße. Von der Treppe kommt man in ein Vorzimmer, worin verſchiedene Gemählde, vorzüglich Köpfe, hängen; aus dieſem Zimmer in ein kleines, niedliches, in welches wir zugleich mit Goethe, den wir aus dem andern Theil der Wohnung kommen und mehrere Zimmer, als wir noch im Vorzimmer waren, durchgehen ſahen, hineintraten. Er hatte uns nicht zwei Minuten warten laſſen. Das Erſte, was mir an ihm auffiel, und Sie zu wiſſen verlangen, war ſeine Figur. Er iſt von weit mehr als gewöhnlicher Größe, und dieſer Größe proportionirt, ſtark, breitſchulterig. Die Stirn iſt außerordentlich ſchön, ſchöner, als ich ſie je geſehen; die Augenbraunen im Gemählde vollkommen getroffen, aber die völlig braunen Augen mehr nach unten zu geſchnitten, als dort. In ſeinen Augen iſt viel Geiſt, aber nicht das verzehrende Feuer, wovon man ſo viel ſpricht. Unter den Augen hat er ſchon Falten und ziemlich beträchtliche Säcke; überhaupt ſieht man ihm das Alter von 44 bis 45 Jahren recht eigentlich an, und das Gemählde iſt in der That zu jugendlich; es müßte denn wahr ſein, was man in Weimar allgemein behauptet, daß er während ſeines Aufenthalts in Italien etwas gealtert habe. Die Naſe iſt eine Habichtsnaſe, nur daß die Krümmung in der Mitte ſich recht ſanft verliert. (Ich habe ihn, indeß er meinem Oheim verſchiedene Fragen vorlegte, von der Seite und in dem Spiegel recht ſtarr angeſehen.) Der Mund iſt ſehr ſchön, klein, und außerordentlicher Biegungen fähig. Wenn er ſchweigt, ſieht er recht ernſthaft aus, aber wahrhaftig nicht mürriſch, und kein Gedanke, keine Spur von Aufgeblaſenheit. Auch dem Dümmſten würde Aufgeblaſenheit an einem Menſchen auffallen, der in Sprache und Manier ſo ganz einfach wie jeder Geſchäftsmann iſt. Das Geſicht iſt voll, mit ziemlich herabhängenden Backen. Das Gemählde iſt wohl im Ganzen getroffen; aber es macht dennoch einen ſehr falſchen Begriff von ihm, Sie würden ihn gewiß nicht erkennen. Er hat eine männliche, ſehr braune Geſichtsfarbe; die Farbe der Haare iſt etwas heller. Das Vorderhaar trägt er kahl abgeſchnitten, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend; einen langen Zopf; weiß gepudert. Die Binde im Gemählde verſtehe ich gar nicht; Lips muß ihn haben putzen wollen. Seine

Binde iſt eine von den unter geſetzten Männern gewöhnlichen, hinten zugeſchnallt, vorne glatt und dünn, und wegen des übergelegten Hemdkragens wenig zu ſehen. Die Wäſche fein, mit wenig vorſtehender Krauſe. Gekleidet war er in einen blauen Ueberrock, mit geſponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der ſtehende nicht recht hoch), eine ſchmalgeſtreifte Weſte von Mancheſter, und Stiefeln. Alles zuſammengenommen, kann er ein Miniſter, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann ſein, nur kein Gelehrter, und gewiß kein Virtuoſe. In Berlin würde ihn jeder einheimiſch glauben. Er hat uns ungemein höflich aufgenommen; als er auf uns zukam, ſah er uns recht freundlich an (ſein Blick iſt ernſthaft, aber ohne alle Anmaßung; wenn er ſich nicht an einen wendet, ſieht er geſenkt zur Erde, mit den Händen auf dem Rücken, und ſpricht ſo fort), fragte nach dem Endzweck unſerer Reiſe, erzählte uns, daß es in Frankfurt ſehr lebhaft ausſähe, daß er Frieden wünſche u. ſ. w. Nachdem er einen Brief durchgeleſen hatte, erkundigte er ſich kaltblütig, aber mit vieler Aufmerkſamkeit, nach Moritz. Sobald ich nur von ihm und der Entweichung ſeiner Frau zu reden angefangen hatte, ſagte er in einem ſehr ernſthaften Ton: „Er muß jetzt viel zu thun haben; er **muß** arbeiten; er iſt wirklich ein gar lieber Mann, und wenn er was unternimmt, ſo greift er die Sachen immer ſo ganz recht an; er hat wirklich zu gar vielen Sachen ein recht hübſches Talent. Hm! herkommen kann er freilich nicht, er muß ſehr viel Arbeit haben.“ Er ließ ſich nun noch über unſere Reiſe ſelbſt, über die Kriegsoperationen, mit uns ein, ſprach von keiner Parthei mit Entſchiedenheit, jedoch immer überaus natürlich, immer als ob er nur die Sachen, nicht die Worte ſuchte. Man hört's ihm noch manchmal an, daß er aus dem Reich iſt, wie er uns auch ſelbſt ſagte. Das Zimmer, in welchem wir uns befanden, war mit grünen Tapeten ganz modern geziert, Gemälde und Köpfe rings umher; zwei Mahagonitiſche, ein Spiegel, ſechs Rohrſtühle, weiß, mit grün und weiß geſtreiften, ſeidenen Polſtern. Eine Viertelſtunde (eher mehr als weniger) hielt er uns auf; machte dann eine bedeutend lächelnde Miene, und wir waren nicht dumm. Nach Mendelsſohn erkundigte er ſich gar nicht, ungeachtet im Briefe deſſen in Bezug auf uns erwähnt war. Ueberhaupt haben wir gar keinen litterariſchen Punkt berührt: er fragte nicht einmal nach Moritzens neueſten Sachen; der Mann hat nicht unrecht, wenn ihm überdrüſſig zu Muth iſt. Er begleitete uns bis aus dem Vorzimmer, und war noch beim Abſchiede ſehr höflich. Die ganze Aufnahme war ſehr höflich, ziemlich kalt und allgemein aber doch wärmer, als ich ſie erwartet hätte; ſie war ganz ſo, wie ich ſie würde erwartet haben, wenn mir noch kein Menſch von Goethe erzählt hätte. —

Goethe iſt hier unter der Volksklaſſe (ich habe während des kurzen Aufenthalts viele Leute geſprochen,) als ſehr freundlich und gutmüthig bekannt, und hat die allgemeine Achtung und Liebe. In den mittlern Ständen hört' ich ihn vielfällig den Genius des Orts nennen. Seine nähere Bekanntſchaft erhält man ſehr ſchwer: die Menſchen, welche ich geſprochen, wußten alle niemand, mit dem er ſehr genau umginge. —

Schweizeriſches Muſeum. Aarau, 1816. S. 214 ff.

J. C. C. Rüdiger.

Sprachbemerkungen über des Herrn geheimen Rath von Goethe Luſtſpiel: der Groß-Cophta.

— — — Da nun die Abſicht meiner Sammlung ſich auf alles merkwürdige und neue in unſerer Sprache erſtrecket, ſo habe ich auch ſchon mehrmals Proben meiner Bemerkungen über neue Schriftſteller von Wichtigkeit geben wollen. Lavater und Herder, Voß und Bürger, Mendelsſohn in ſeinem Jeruſalem und Wieland in ſeinem Oberon und Peregrinus Proteus haben mir beſonders dazu reichlich Stoff zu geben geſchienen. Denn etwas allgemein geleſenes aus den ſchönen Wiſſenſchaften wollte ich ſonderlich zum erſten Mahl lieber wählen, als etwan die nur für einige Gelehrte wichtigen neuen Kunſtwörter des Preußiſchen Geſetzbuches, der Kantiſchen Weltweisheit, oder der Naturkunde und Scheidekunſt, welche doch mit der Zeit auch ſehr an die Reihe zu kommen verdienen. Endlich aber habe ich mich für das neue Luſtſpiel des Herrn von Goethe beſtimmt. Die Veranlaſſung dazu war, daß ich das Stück in Leipzig vorſtellen ſah, und ſchon bey dem flüchtigen Zuhören bald auf ſchone kräftige Neuheiten für unſere Sprache, und bald wieder auf Fehler wider ihre Natur zu ſtoßen glaubte. Hernach beym ſtillen bedachtſamen Leſen wurde mir dieſes überall noch deutlicher; ich fand es daher zu meiner Abſicht vorzüglich geſchickt, und zweifle nicht an dem Beyfall meiner Wahl.

Herr von Goethe gehöret unſtreitig zu den vortrefflichſten Schriftſtellern unſerer Sprache, worauf wir mit Recht ſtolz ſeyn können. Selbſt unſere ſonſt oft übermüthigen und gar zu ekeln Nachbaren, Franzoſen und Engländer, laſſen ihm Gerechtigkeit widerfahren, wenn ſie ſeine Werke gleich nur nach dem Schattenbild der Ueberſetzungen kennen, und durch das gefärbte Glas der Vorliebe für ihre Volksſitten und eigenthümlichen Geſchmack beurtheilen können. Ein beſonders anziehender Reiz liegt vollends natürlich für Teutſche in der ganz eigenthümlichen Art, mit welcher er vor nun etwa zwanzig Jahren in ſeinem Götz von Berlichingen und den Leiden des jungen Werthers zuerſt aufgetreten iſt. Die kräftige derbe, vielleicht in Kleinigkeiten zu genau nachgebildete Volksſprache gab allen ſeinen Bildern und Geſinnungen eine ſo ſprechende Wahrheit und ein ſo thätiges Leben, als man noch ſehr wenig von andern Schriftſtellern gewohnt war. Seine Schriften wurden bis auf den Prolog zu Bahrdts Offenbarungen, die Götter und Helden und das Puppenſpiel zu Plundersweilern allgemein begierig geleſen, bewundert, von Kunſtrichtern gelobt, und endlich nach teutſcher Art ſo übertrieben kindiſch nachgeahmt, daß mancher ſchon wähnte, ihm gleich zu ſeyn, wenn er nur ein 's wurmt oder und ein Kraftwort des Volks und wahre Grobheit des Pöbels anzubringen wußte. Indeſſen hat er ſeitdem bisher ſeine Sprache und Geſchmack regelmäßiger und feiner gebildet, manches zu Hervorſtechende abgerundet und das Harte gemildert, wie die neuern Schriften und Ausgaben der ältern beweiſen. Doch bleibt er noch immer ein wahres Urbild, und ſeine Sprache trägt ſelbſt jetzt Merkmale der Eigenthümlichkeit genug an ſich, welche ich mir theils aus der

Jugendgewohnheit an die Rheiniſche oberteutſche Mundart erkläre, und theils aus der Nothwendigkeit, vielleicht am Hofe oder ſonſt unter Großen viel franzöſiſch zu ſprechen. — — —

Neueſter Zuwachs der teutſchen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufſätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten von J. C. C. Rüdiger. Fünftes Stück. Halle, bey Michaelis und Compagnie. 1793. S. 132 ff.

Jean Paul Friedrich Richter.

— Das Genie kann zwar alles gutmachen: aber Gutmachen iſt nicht auf's Beſte machen, und glänzende verklärte Wundenmale ſind am Ende doch bloß Löcher am verklärten Leibe. Wenn manche Genies die Kraft, die ſie auf's Gutmachen übertretner Regeln wenden müſſen, in der Befolgung derſelben arbeiten ließen: ſie thäten mehr Wunder als der heil. Martin, der ihrer nicht mehr bewerkſtelligte als zweihundert und ſechs — Goethe in ſeiner Iphigenie und Klinger in ſeiner Medea thun's vielleicht dem heil. Martin zuvor ... —

Die unſichtbare Loge. Eine Biographie von Jean Paul. Berlin, 1793. 8. Thl. I. S. XVII.

— Wenn er Albano'n tragiſche Gewitterwolken aus Shakeſpear, Goethe, Klinger, Schiller vorführte, und ſich das Leben koloſſaliſch im dichteriſchen Vergrößerungsſpiegel beſchauete: ſo ſtanden alle ſchlafenden Rieſen ſeines Innern auf, ſein Vater kam und ſeine Zukunft, ſelber ſein Freund ſtand neu wie aus jener glänzenden phantaſtiſchen Kinderzeit herausgehoben da, wo er ſich ihn in dieſen Rollen vorgeträumt. —

Der Sinn (den ich weibliche oder paſſive Genialität nennen möchte,) wohnt wie der körperliche Gefühlsſinn am ganzen Menſchen, und entſcheidet die Anſchauung nicht eines Buchs bloß, ſondern des Univerſums, er ſucht nur den poetiſchen Geiſt, und findet ihn auch im poetiſchen Krüppelleibe; er achtet, ungleich dem Geſchmack, alle Nationen und alle Variationen des Genies, zugleich Platen, Ariſtophanes, Dante, Leſſing, Goethe, Hamann, Shakeſpear; er verleiht die höhere Liebe, Religion und den heiligen Hintergrund der Ahndung neben dem rohen Vorgrund der Wirklichkeit; er iſt daher wie das Genie nur angeboren. Der Geſchmack hingegen wird gelernt und entwickelt durch die Lektüre aller Klaſſiker, und zwar an Dingen, die auch zu lernen ſind; die Metrik, der Vers- und Periodenbau, die Länge und Breite und Nachbarſchaft der Bilder, die Syntaxis (ſowohl die verzierte als die andere), kurz der ganze poetiſche Leib, den ſogar der geiſt- und leibliche Hämling Boileau meſſen und wiegen kann, das iſt eigentlich das anatomiſche Theater für den gebildeten Geſchmack, der ſeinen abtheilenden Haſenbrecher nie richtiger anſetzen kann, als in die hölzernen Gelenke der Kurrentpoeſie. —

Goethe behauptet mit Recht, daß ein Buch wenig einen Menſchen ändere; aber — ſetz' ich hinzu — wohl die Bücher, zumal die Menſchen. —

Es iſt Schade bei Merkels nützlicher Parteilichkeit gegen die kindliche, daß er oft nicht genug im Kopfe hat. So geſteht er z. B. im 10. Briefe gar, er wiſſe nicht, wo die Nacht — die geographiſche hoff' ich; denn die geiſtige kann 70 Jahre lang anhalten — nur ein Paar Stunden währe, und fragt mich öffentlich anſtatt privatim; indeß er's doch im Gymnaſium noch wußte, daß Nächte von dieſer Länge ſchon auf dem Titlisberge und von allen Längen bis zu der eines akademiſchen Semeſters gegen die Pole zu haben ſind. — Sehr wahr iſt ſeine Vergleichung Schillers und Goethe's (ſie verräth den Kritikus), die er auf die verſchiedenen Lettern bauet, womit die Gedichte beider geſetzt ſind; ſo wie hingegen, wenn er den Siegfried, den Geiſterſeher, die Amathonte und den Hesperus wie deren Verfaſſer in Eine Rangliſte einträgt, der witzige Kopf verſticht, der leicht die unähnlichſten Ideen paaret. —

Das anfangende Genie gleicht den teutſchen Kaiſern, die ſonſt unter den drei Kronen, die ſie aufbekamen, auch eine eiſerne aus Reliquien-Nägeln erhielten, oder den Päbſten im 12. Jahrhundert, die auf drei verſchiedenen Sitzen gekrönt wurden, wenn das Stercorarium der erſte war. Man ſchaue nur in die alten Polterwinkel der allgemeinen deutſchen Bibliotheken und aller guten Recenſionen — Leſſingiſche ausgenommen — ; ſo wird man die Stercoraria und Eiſenkränze liegen finden, womit der kritiſche Senat Wieland, Herder, Goethe, Klopſtock unter den Krönungsfeierlichkeiten ſo gut er konnte bedienen wollen. Jetzt ſind die Männer freilich viel beſſer geſetzt und bedeckt.

Titan von Jean Paul. Berlin, 1801. 8. Bd. II.
S. 17 ꝛc.

— Die Fürſtin las die Rolle ihrer Rolle freilich ſehr gut. Ihr artiſtiſches Gefühl ſagte ihr es — auch ohne Einblaſen des zärtlichen —, daß in Goethe's Taſſo — der ſich meiſtens zum italiäniſchen Taſſo verhält wie das himmliſche Jeruſalem zum befreiten — die Fürſtin faſt die der Fürſtinnen iſt; nie ging der Muſen- und Sonnengott ſchöner durch das Sternbild der Jungfrau als hier. Nie wurde die verſchleierte Liebe glänzender entſchleiert. —

Titan von Jean Paul. Berlin, 1802. 8. Bd. III.
S. 306.

In Rückſicht der *Zeiten* (welche freilich wieder *Länder* werden) iſt Tieck ein ſchöner barocker Blumenmiſchling der altdeutſchen neudeutſchen Zeit — Goethe's Baum treibt die Wurzel in Deutſchland und ſenkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechiſche Klima — Herder iſt ein reicher blumiger Iſthmus zwiſchen Morgenland und Griechenland. —

Dieſer Weltgeiſt des Genius beſeelet, wie jeder Geiſt, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann ſogar den Reiz der Form durch ſeinen höhern entbehrlich machen, und der Goethe'ſche z. B. würde uns, wie im nachläſſigſten Gedichte, ſo in der Reichsproſe doch anreden. Sobald nur eine Sonne daſteht, ſo zeigt ſie mit einem Stiftchen ſo gut die Zeit als mit einem Obeliskus. Dies iſt der Geiſt, der nie Beweiſe giebt, nur ſich und ſeine Anſchauung und dann vertrauet auf den verwandten und herunter ſieht auf den feindſelig geſchaffnen.

Durch den romantiſchen Meiſter von Goethe zieht ſich, wie durch einen angehörten Traum, ein beſonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geiſt über den Zufällen darin, als tret' er jede Minute aus ſeiner Wetterwolke, als ſehe man von einem Gebirge herab in das luſtige Treiben der Menſchen, kurz vor einer Kataſtrophe der Natur.

Jeder Roman muß einen allgemeinen Geiſt beherbergen, der das hiſtoriſche Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menſchheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe, ſo wie nach Boyle jedes rechte Gebäude einen gewiſſen Ton antworten muß; ein bloß geſchichtlicher Roman iſt nur eine Erzählung. In Wilhelm Meiſter iſt dieſer Lebens- und Blumengeiſt (spiritus rector) griechiſche Seelenmetrik, d. h. Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft. Nach jedem Göttermahle und mitten unter den feinen Feuerweinen wird in jenem Romane ſeltenes Eis herumgegeben. Ueberhaupt verſorgen die Höhen dieſes Veſuvs unſer jetziges brennendes Welſchland mit allem dem Schnee, deſſen es bedarf.

In Goethe's Proſe bildet — wenn in der vorigen (Jacobi's) die Töne poetiſche Geſtalten legen — umgekehrt die feſte Form den Memnonston. Ein plaſtiſches Runden und zeichneriſches Abſchneiden, das ſogar den körperlichen Künſtler verräth, machen ſeine Werke zum feſten ſtillen Bilder- und Abgußſaal.

Die Beiwörter, die rechten und ſinnlichen, ſind Gaben des Genius, nur in deſſen Geiſterſtunde und Geiſtertage fället ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein ſolches Wort erſt ſucht, findet es ſchwerlich. Hier ſtehen Goethe und Herder voran, auch den Deutſchen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Anhange von beiwörtlichen Nebenſonnen und Sonnenhöfen verfinſtern. Herder ſagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe ſagt: die Liebesaugen der Blumen — der ſilberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überſchwillt — der Liebe ſtockende Schmerzen zu Thränen löſen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. Beſonders winden die Goethiſchen (auch ſeine unbildlichen,) gleichſam die tiefſte Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; und man wird dem gemeinen brittiſchen Gepränge grammatiſcher Präfixa noch mehr gram.

Die Landſchaften der Alten ſind mehr plaſtiſch; der Neuern mehr muſikaliſch, oder, was am beſten iſt, beides. Goethe's zwei Landſchaften im Werther werden als ein Doppelſtern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und tönen. Es giebt Gefühle der Menſchenbruſt, welche unausſprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarſchaft der Natur, worin ſie wie Düfte entſtanden, als Wörter zu ihrer Beſchreibung braucht; und ſo findet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinſe und Tieck, jener mehr plaſtiſch, dieſer mehr muſikaliſch, griffen in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten gerade diejenigen an, welche ihr Herz austönen.

Vorſchule der Aeſthetik, von Jean Paul. Hamburg, 1804. Drei Theile. 8. S. 51. 72. 137 ꝛc.

— Nein, meine Theoda leſe ihren Herder (die Voltaire's wird ſie ſchon als Kammerherren hören), und Klopſtock, und Goethe, und Schiller. —

— Welche Gewalt der eignen Sprache würde ſich zubilden, wenn man ſchon vor der Mannbarkeit, wo die Schullehrer ſonſt Pindare und Ariſtophaneſſe traktiren, in Klopſtockiſche und Voſſiſche

I.

Nach Falkonet und über Falkonet.

— Aber möchte einer ſagen, dieſe ſchwebende Verbindungen, dieſe Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinſtimmung hervorbringen, dieſe Uebereinſtimmung ſelbſt, begeiſtert ſie nicht den Künſtler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in ſeine Werke legt? Der Gyps dagegen, beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die ſowohl die Malerey als die Bildhauerkunſt erheben? Dieſe Bemerkung iſt nur obenhin. Der Künſtler findet die Zuſammenſtimmung weit ſtärker in den Gegenſtänden der Natur, als in einem Marmor, der ſie vorſtellt. Das iſt die Quelle, wo er unaufhörlich ſchöpft, und da hat er nicht wie bey der Arbeit nach dem Marmor zu fürchten, ein ſchwacher Coloriſt zu werden. Man vergleiche nur, was dieſen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Poußin, und entſcheide nachher, was ein Künſtler mit allen den ſogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch ſucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, Klangeboden, in einen Goethiſchen Antikentempel, in ein Schillerſches Sprachgewölbe führte! Denn eben die eigne Sprache muß in Muſtern anreden, wenn ſie ergreifen ſoll; daher ſchreiben ungeachtet des beſten Lateins der alten Humaniſten, und ungeachtet des beſten Franzöſiſchen der alten Weltleute, doch beide Brüderſchaften oft das elendeſte Deutſch. —

Sind wohl, frag' ich, aus der lateiniſchen Stadt — welche Maupertuis anzulegen angerathen, die aber längſt ſchon dageweſen mit ihrem quai de Gronovius, quai de Manutius, quai de Scioppius etc. — jene Männer gekommen, die uns mit Wielands Erklärung der horaziſchen Sermonen, mit Voſſens Ueberſetzungen des Homer, mit Schleiermachers einleitenden Ueberſetzungen von Plato's Geſprächen beſchenkt haben? Nur Männer von Sinn, von Kraft, von Ausbildung durch höhere und mehrere Studien, als Sprachſtudien, nur Sonntagskinder, wie Goethe, Herder, haben den Geiſt des Alterthums geſehen; die Montagskinder erblicken dafür den Sprachſchatz und Blumenleſen. — Ich bitte jene (die gelehrten Lehrer), theils an die Kälte zu denken, womit ſie und die welſchen Humaniſten ſelber auf die Entrollung der achthundert Handſchriften in Herkulanum warten — theils an den Stumpfſinn, womit ſie das Altgriechiſche, z. B. die Elegieen an der Antike zu Weimar, an Goethe, verfehlen, und nachher rezenſiren — theils an die unzähligen Fehlgriffe, womit ſie manches Flachwerk, oder manche eingetiefte Arbeit, bloß einiger deutſchen Langweile, einiger franzöſiſchen Form wegen, ſo viel Lob griechiſcher Aehnlichkeit zutheilen, als ſie reinern, aber kräftigern Werken, z. B. Herder's, abſprechen? —

— Hier wird natürlicherweiſe die häßliche Rang-Unordnung verachtet, nach welcher Rektores die Schwierigkeit des Verſtehens mehr in Phraſen, als in den höhern Geiſt verlegen; ſo daß gleichergeſtalt in einem franzöſiſchen Gymnaſium z. B. Goethe von Tertianern, Schiller von Sekundanern, Haller von Primanern getrieben würde, und ich von niemand. —

Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul. Braunſchweig, 1807. 8. Bd. II. S. 133. 415 ꝛc.

— Goethe'n läßt ſie wenigſtens da Gerechtigkeit widerfahren, wo ſie ihn bewundert; aber weniger, wenn ſie ihn beurtheilt. Ueber ſeine Gedichte richtet ſie richtiger, als über ſeine Schauſpiele. Ueberall gränzt ihr Geſchmack mehr an den deutſchen, wo bloß von kurzen, und nicht von großen Werken, oder vollends vom Theater die Rede iſt, weil ihr der franzöſiſche Vorhang jedes Ausländiſche verhängt. Ihr Urtheil über Goethe als Autor-Menſch können die Deutſchen, ſeit Erſcheinung ſeiner Selb-Lebensbeſchreibung, bequem entbehren. —

Shakſpeare, an deſſen bloß kindlich- und poetiſch-klarer Seele (gleichſam ein poetiſches Chriſtuskind) ſie eine ironie presque machiavellique in der Karakterzeichnung verrühmt, ſollte ſie weniger auf Hörenſagen loben, da ſie Goethe's Fauſt weder auf Hörenſagen, noch nach eigenen Gefühlen zu loben verſteht. Wahrſcheinlich kennt ſie nur den franzöſiſchen (entgeiſterten und entherzten) Shakſpeare, und preiſet den Mann; aber ſo hätte ſie auch bei Goethe's Fauſt auf eine franzöſiſche Ueber- und Zerſetzung warten ſollen, um ihm ein weit größeres Lob zu geben, als das, womit ſie ihn nach Frankreich heimgeſchickt.

Iſt eine Ueberſetzung ein verkehrter bleicher Nebenregenbogen der urſprünglichen Farbenpracht: ſo iſt ihre eigene, und überhaupt eine franzöſiſche des Fauſt, nur eine graue kalte Nebenſonne der Goethe'ſchen Sonne im Löwen. Zuweilen giebt ſie ſtatt der verblichenen Ueberſetzung eine ganz neue Rede; z. B. läßt ſie den Teufel von Fauſt ſagen: „Cet homme ne sera jamais qu' à demi pervers, et c' est en vain qu' il se flatte de parvenir à l' être entièrement." In der Urſchrift ſteht kein Wort davon, ſondern bloß die lange gute, ganz andere Stelle: „Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft ꝛc." Daß wichtige Auslaſſungen leichte Ueberſetzungen in ihrem Werke verhüten, iſt recht gut für das Goethe'ſche. Dieſes, gleich Dante's göttlicher Komödie, teufliſche Trauerſpiel, in welchem ganze geiſtige Welten ſpielen und fallen, hat ſie zu einem Lieberoman ausgezogen und eingezogen. Von dieſem einzig und letzten Zodiakalſchem, den der untergegangene

Shakſpeare über Deutſchland aufgerichtet, von dieſem Fauſt wünſcht Frau Verfaſſerin recht ſehr, daß dergleichen nicht wieder, oder gar mehrere geſchrieben werden. — Recenſent darf ihr Hoffnung zur Erfüllung ihres Wunſches machen, und verbürgt ſich für ſämmtliche Franzoſen, — denn: „il ne faut y chercher ni le goût, ni la mesure, ni l'art qui choisit et qui termine; mais si l'imagination pouvait se figurer un chaos intellectuel tel qu'on a souvent décrit le chaos matériel, le Faust de Goethe devait avoir été composé à cette époque.“ — Leſerinnen, warum hält ſich denn jede von euch für einen Leſer?

Die Strenge des Urtheils über Fauſt hatte Frau von Stael ſchon vorher durch das Lob gemildert, das ſie dem Götz von Berlichingen gegeben: „il y a des traits de génie ça et là (nicht nur hie, ſondern auch da) dans son drame.“ Weniger warm lobt ſie die natürliche Tochter, weil die Perſonen darin nur, wie Schatten in Odins Palaſt, ein abgeſpieltes Leben trieben, da ſie keine ordentlichen Adreßkalender-Namen führten, ſondern nur allgemein: König, Vater, Tochter ꝛc. hießen. Letzten Mangel dächte Recenſent wohl zu heben, wenn er bloß aus der franzöſiſchen Geſchichte willkürliche Namen, wie Louis, Orleans ꝛc. aushübe, und damit die allgemeinen Namen: Vater, Tochter, taufte; denn im Ganzen des Werkes ſelber, wird Frau von Stael eingeſtehen, ſind ſo feile, beſtimmte Köpfmaſchienen, Gifthütten, Giftkugeln, umarmende Eiſenjungfern, Oubliettes, Selbergeſchoſſe, und alle in ſolcher Eigenthümlichkeit angebracht, als nur von einem Hofe zu begehren ſind, wohin eben der Schauplatz des Stücks verlegt worden.

Doch unter Einen Tadel der Verfaſſerin ſetzt Recenſent ſeine zweite Unterſchrift, ob er gleich den ſüßen Orangenblüthenſtrauß, Goethe's Taſſo, betrifft. Recenſent hatte bisher an dieſem Stücke, das an keinen größern Plätzen aufzuführen iſt, als in den vier Gehirnkammern, wozu man noch als Kouliſſen die vier Herzenskammern ſtoße, weiter keinen Abgang gefunden, als den Ausgang, indem der geiſtige Knoten, der nur in und von Taſſo's Herzen zu löſen iſt, durch das Zerſchneiden des körperlichen, durch das Entfernen vom Hofe, ungelöſet ihn in die Verweiſung begleitet, und

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06888/232

in jeder Stunde einen neuen fünften Akt ſchürzen kann. Nur dies vermißte Recenſent nicht ſowohl in als nach dem Leſen. Hingegen einen andern Mangel, der im Stücke ſelber erkältet, oder doch ſchattet, bezeichnet die Verfaſſerin, daß erſtlich Fürſtin Eleonore nicht nach dem heißen Klima, ſondern mehr wie eine Deutſche gehalten ſei, und wie dieſe über ihre Liebe grüble und denke, anſtatt entweder ſich ihr, oder ſie ſich zu opfern, und daß zweitens darin der Dichter Taſſo ſich nicht, wie ein des außerhäuslichen Lebens und Redens gewohnter Italiäner, ſondern wie ein deutſcher einſamer Dichter benehme und verwirre in dem Gedränge des Weltlebens.

Uebrigens gerinnt ihr ganzes Lob Goethe's im ſauern Kopfe eines Franzoſen zu einem bloßen Tadel; und wieder ihr Tadel deſſelben bleibt einer darin, und ſäuert ſich noch etwas dazu.

Nachdem Sie Goethe's Meiſter und Ottilie hinlänglich mißverſtanden und heruntergelobt — (Sie findet Ottilien nicht rührend genug; Recenſent aber findet, daß dieſe das Herz nicht bloß bewege, ſondern zerquetſche. Dieſer mehr als weibliche Werther erweckt mehr Antheil an ſeiner Liebe als der männliche, und in einer frühern Zeit hätte ſie alle Herzen thränentrunken gemacht. Was indeß immer eine Heldin bei der weiblichen Leſewelt zurückſetzt, iſt, daß ſie nicht der Held iſt.) — wagt ſie — obwohl Frau und Franzöſin zugleich — über den humeur ein und das andere Wort fallen zu laſſen, ꝛc.

Heidelberger Jahrbücher der Litteratur. 1815. 8.

Liscov erfuhr in Goethe's Lebensbeſchreibung ein zu hartes Urtheil, ſo wie Rabener ein zu günſtiges: wahrſcheinlich aber nur, weil Goethe beide in den Glutjahren ſeiner Jugend geleſen, denen freilich der [illegible], auf litterariſche Zwerge hackende Spottvogel weniger zuſagen konnte, als der gemüthliche, über alles hinlaufende Leipziger Steuerreviſor. Berühmte Schriftſteller, wie Goethe, ſollten daher ihren Urtheilen über Bücher die Jahrzahl anhängen, wenn ſie dieſe geleſen, damit man wiſſe, ob ſie nicht aus der Erinnerung loben oder tadeln, und uns Empfindungen junger Jahre für Urtheile gereifter geben.

Eine nun halb eingefallene Schule, deren poetiſche Schüler und Schulſchriften, z. B. die Friedrich Schlegel'ſchen, ihre kurze Unſterblichkeit aber überlebt haben: — man könne ſeinen Vers und ſeinen Sonettreim auf alles machen, möge man nebenher empfinden, was man wolle; — z. B. einen Bußpſalm im Palais Royal dichten, und ein Bajaderenliebeslied in der Kathedralkirche; denn die Form ſei alles, und auch der wahre Inhalt, und eine chineſiſche Theetaſſe ſei zugleich der chineſiſche Karavanenthee; und der ſchönſte Beweis davon ſei ihr Meiſter Goethe. Aber dieſer iſt eben der ſchönſte Gegenbeweis davon. Denn ihm iſt jedes Gedicht ein Gelegenheitgedicht, und ſeine Lebensbeſchreibung beweiſet uns, daß ſeine Wahrheit nicht Dichtung war, ſondern ſeine Dichtung Wahrheit, und daß ſeine poetiſchen Werke ſo gut Kinder des Herzens ſind, als ſeine moraliſchen.

Kleine Bücherſchau. Von Jean Paul. Breslau, 1825.
8. S. 117. 143 ꝛc.

Nach Shakſpeare hat unter allen Britten keiner die Nebel und Kohlendämpfe ſeines Landes ſo leicht durchflogen und von ſich weggeblaſen, als Sterne, welcher eben darum durch ſein ächt poetiſches und freies Gemüth, durch ſeine Heiterkeit, Leichtigkeit, bis zu Nachläſſigkeiten, und durch ſeine Gabe der Rührung und Naturkunſt wieder unter allen Britten ſich unſerm Goethe, obwohl in einer andern poetiſchen Luftſchicht, am gleichförmigſten bewegt. Am unähnlichſten aber war er eben ſeinen Landsleuten ſelber, ſo lebenfroh lachte und ſpielte er nicht bloß auf dem Druckpapier — z. B. in ſeinen Reiſen durch Frankreich — ſondern auch auf dem engliſchen Boden als Menſch, der gar als lebendiger Gegen-Anglizismus immer Geſellſchaft haben und immer Geſpräche führen wollte.

Kein Schriftſteller iſt an Sentenzen und allgemeinen Bemerkungen über die Menſchennatur reicher (Schiller am wenigſten), als Goethe in ſeiner — Proſe, und doch behängt er mit dieſen ſchweren Edelſteinen ſeine fliegenden Muſen und ſeine unbekleideten Grazien nicht. —

Eine Litteraturzeitung ohne Gründe hätte ſonſt am beſten in Weimar geſchrieben werden können — ſo wie die deutſche Geſchichte überhaupt, und die übrige dazu, und zwar von drei Männern im Feuer, oder voll Feuer. Herder, Wieland und Goethe verbrüderten ſich in hoher Eigenthümlichkeit der Weltanſchauung, daß ſie an allen Völkern und Zeiten und menſchlichen Großverwandlungen die Rechte, die Vorzüge, die Strahlen und die Flecken mit einer partheiloſen Allſeitigkeit erkannten und anerkannten, gleichſam als Nachahmer der drei unterirdiſchen Todtenrichter. Dieſen Kosmopolitismus des Blicks — vielleicht aber mit dem Unterſchiede, daß Wieland am beſten den Karakter hiſtoriſcher Perſonen (z. B. des Kaiſer Auguſtus) aufgriff, Herder den Karakter der Maſſen, als Völker und Zeiten, und Goethe beides — hatte Schiller weder für Völker, noch weniger für die Muſen der Völker mit ihnen gemein, ſo wie Klopſtock nicht einmal den engern mit Schiller.

Die weltbürgerliche Vielſeitigkeit wurde nun eine äſthetiſche, und die drei Könige brachten gern jeder genialen wunderthätigen Geburt in der Krippe, zwiſchen den Thieren ſeiner Zeit, Myrrhen und Weihrauch. Von Herder ſtieg es zu Wieland (wenigſtens in deſſen Spätjahren), bis zu Goethe empor. Mitten unter dieſen drei Männern im genialen Feuer ſtand als der vierte, wie jener Engel, Leſſing, der ſie alle übertraf: und der zugleich Sterne's Werke, Jacobi's Alwill, Hippels Lebensläufe, Calderon, Hans Sachs und Klopſtock, wie die Römer alle Götter fremder Völker verehrten.

Von ſolchen partheiloſen Männern — wie er, und Goethe vorzüglich —, welche, wie die Peterskirche zu Rom, einen beſondern Beichtſtuhl für alle fremde Völker halten, könnte um die Litteraturzeitung ohne Gründe, die ich vorſchlage, am beſten geſchrieben werden. Mein vollſtändiger Plan des neuen Journals t dieſer: Der Recenſent ſetzt den Titel des Werks, das er zu eurtheilen hat, hin, und fährt dann ſo fort: es gefällt mir — der: es iſt elend — oder: ein treffliches Buch — oder: ein langweiliges, oder wie er ſonſt ſein Urtheil motiviren und ausſprechen ill. Die Gründe, womit er ſein Urtheil belegt, ſind ſeine Werke der ſein Name. Unähnlich andern Recenſenten, von welchen er Name, wie von mehren Negerfürſten, nicht genannt werden arf, ſo lange ſie regieren, iſt ein ſolcher Recenſent dem Proteus hnlich, der eben bloß in ſeiner eignen Geſtalt, aber in keiner genommenen die Wahrheit ausſprach.

Kleine Bücherſchau. Von Jean Paul. Breslau, 1825. Thl. II. S. 114. 138. 197 ff.

Karl Philipp Moritz.

Ueber die Nichtigkeit des menſchlichen Lebens z. B. iſt ſo el gepredigt worden, daß dieſer Gedanke dadurch ganz alltäglich nd gewöhnlich geworden iſt; wie hebt er ſich aber wieder, wenn les, was über dieſen Gegenſtand nur geſagt werden kann, ſo nahe zuſammengedrängt wird, daß die Sprache gleichſam ſich ber ihre Grenze bezeichnet, wo ſie über gewiſſe Dinge verſtummen muß, wenn nicht alles, was ſie nun noch ferner darüber ſaen will, bloß eine matte Wiederhohlung desjenigen ſeyn ſoll, as ſchon geſagt iſt.

Wir beobachten alſo in dem folgenden Beiſpiele, wie der ſo t wiederhohlte Gedanke, daß das Leben des Menſchen ur ein Traum ſey, allmälig ein neues Intereſſe erhält; jehr man ſieht, daß es dem Schriftſteller nicht ſowohl darum zu un war, etwas Schönes oder Auffallendes zu ſagen, als vielhr ſeine innerſten Gefühle, wo möglich, auszuſprechen:

„Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieß Gefühl immer herum.“

Hier iſt alles ungeſchmückt; die Darſtellung hebt mit dem unwillkürlichen Ausbruch der Empfindung an, welchen nun das Nachdenken ſich zu entwickeln ſtrebt, bis es über ſeiner vergeblichen Anſtrengung ermüdend, den Verſuch ganz aufgiebt, und gleichſam ſich ſelber, in den Traum, woraus es ſich empor arbeiten wollte, wieder zurückſinken läßt.

Es iſt gleichſam ein wiederholter Anſatz der Denkkraft, der Sache näher zu kommen, bis zuletzt die Unmöglichkeit, weiter zu dringen, den Gedanken hemmt, und die Sprache verſtummen läßt.

„Wenn ich die Einſchränkung ſo anſehe, in welche die thätigen
„und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind;"

Anſatz:

„wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit darauf hinausläuft
„ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder
„keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern;"

Anſatz:

„und denn, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des
„Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich
„die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten,
„und lichten Ausſichten bemahlt; —"

Hemmung:

„Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm."

Das letztere Bild, welches die undurchdringliche Scheidewand darſtellt, wo unſer Denken aufhört, und auf welcher alles, was wir jenſeit zu ſehen glauben, nur täuſchende Bilder dießſeits ſind, iſt auch das letzte, was die Sprache von dem Gedanken, der hier nun ſeine Endſchaft erreicht hat, ausdrucken kann; wo alles was nun noch folgen könnte, bloß eine matte Wiederholung des Vorhergehenden ſeyn müßte, welches nun eben durch den vielſagenden Schluß: dieß alles, Wilhelm, macht mich ſtumm, weit lebhafter bezeichnet wird, als es auf irgend eine andre Art hätte bezeichnet werden können.

In einer Anweiſung zur Beredtſamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuſchnitt, würde man dieſe wiederholte Gedankenanſtrengung oder Gedankenanſatz mit der plötzlichen Hemmung, auch wohl bald zu den *Redefiguren* zählen, und ihr einen eigenen Namen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftſteller wahrlich an keine Redefigur dachte, da er dieſen Gedanken ſo wahr und innig, aus der Tiefe ſeiner Empfindung niederſchrieb; und daß die ganze ſchöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch entſtanden iſt, weil der Schriftſteller die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele nur auf die Entwickelung ſeiner Empfindung richtete, und deswegen, weil ihm um die Sache zu thun war, ſo wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerkſamkeit nicht zu zerſtreuen.

Da nun der Gedanke nach außen zu ſich auf allen Seiten beſchränkt findet, ſo kehrt er in ſich ſelbſt zurück: und als er ſich auch da gehemmt ſieht, erliegt die Denkkraft in ihrer Anſtrengung; und dieß Erliegen der Denkkraft ſelbſt macht nun hier den ſchönſten und wahrſten Schluß des Gedanken aus, indem er ihn am *vollſtändigſten* darſtellt, weil er ſeine *Grenzen* bezeichnet.

Anſatz:

„Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt.“

Hemmung:

„Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellungen und lebendiger Kraft.“

Hemmung:

„Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.“

Hiemit iſt nun erſchöpft, was über den Gegenſtand, daß *das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey*, gedacht und geſagt werden kann. Und dieß kann *nur einmal* ſo ſchön und wahr geſagt werden. Wer dieß nun nachahmen und eben daſſelbe anders ſagen wollte würde es ſchlechter ſagen müſſen, weil hier die Schönheit des Ausdrucks gerade darin beſteht, daß alles ſo und nicht anders auf einander folgen kann, wie es wirklich folgt; und daß dieſe Folge gar nicht zufällig, ſondern in der Natur der Sache gegründet iſt.

Daß bei dem *wahren* Ausdruck die Lippe verſtummt, wo die Denkkraft nicht weiter vordringen kann, iſt nicht zufällig, ſondern nothwendig, und wenn dieß Verſtummen gerade zu ſelbſt mit ausgedrückt wird, ſo hat der Ausdruck eben dadurch ſeine höchſte Wahrheit terie, woraus er arbeitet, er verſteht ſie in der Natur zu ſehen, er findet ſie ſo gut in dem Gyps als in dem Marmor *); denn es iſt falſch, daß der Gyps eines harmoniſchen Marmors nicht auch harmoniſch ſey, ſonſt würde man nur Abgüſſe ohne Gefühl machen können, das Gefühl iſt Uebereinſtimmung und vice verſa. Die Liebhaber, die ſo bezaubert von dieſen Tons, dieſen feinen Schwingungen ſind, haben nicht unrecht, denn es zeigen ſich ſolche an dem Marmor ſo gut, wie in der ganzen Natur, nur erkennt man ſie leichter da, wegen der einfachen und ſtarken Würkung, und der Liebhaber, weil er ſie hier zum erſtenmal bemerkt, glaubt, daß ſie nirgends, oder wenigſtens nirgends ſo kräftig, anzutreffen ſeyen. Das Aug des Künſtlers aber findet ſie überall. Er mag die Werkſtätte eines Schuſters betreten, oder ei-

---

*) Warum iſt die Natur immer ſchön? Ueberall ſchön? Ueberall bedeutend? Sprechend! Und der Marmor und Gyps, warum will der Licht, beſonder Licht haben? Iſts nicht, weil die Natur ſich ewig in ſich bewegt, ewig neu erſchafft, und der Marmor, der belebteſte, da ſteht todt. Erſt durch den Zauberſtab der Beleuchtung zu retten von ſeiner Lebloſigkeit.

erhalten. — Man ſieht deutlich, daß es dem Schriftſteller nicht um Worte, ſondern um die Sache zu thun iſt, weil er da lieber ſchweigt, wo die Fortſetzung von Worten leer ſeyn würde.

Daß aber der von außen gehemmte Gedanke, der nicht ruhen kann, zuletzt noch in ſich ſelbſt zurückgedrängt wird, iſt ebenfalls nothwendig, und da er auch hier nichts Fertiges und Vollendetes findet, worauf das übrige abzwecken könnte, ſo hört das Denken auf — aber das Leben dauert fort —

„Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle
„dann ſo träumend weiter in die Welt.“

Ueber ein poetiſches Gemälde von Goethe.

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks iſt wohl nirgends erhabener ausgeſpochen, und dieſer Ausſpruch zu gleicher Zeit durch die herrlichſte Probe erwieſen worden, als in dem folgenden poetiſchen Gemählde von Goethe, das in der beſchreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muſter bleiben wird.

Die Vorbereitung zu dieſem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbſtgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin
„nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Hier iſt die höchſte Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles ſagt, was in der Seele des Dichters ſchlummerte, welcher, ehe er noch ſein Gemählde zu entwerfen anhebt, es ſchon in ſeiner ganzen Kraft und Fülle in ſeinem Buſen fühlt, und dieß Gefühl zuerſt ausſpricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er ſich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln und ſeine innigſten Empfindungen durch den harmoniſchſten Silbenfall und den bedeutendſten Klang der Worte, ſich ſelber und dem Leſer vernehmbar zu machen ſucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne
„an die Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes
„ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum
„ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege,
„und näher an der Erde tauſend Gräschen mir merkwürdig werden;

wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält; mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten, dann ſehn' ich mich oft und denke: ach könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in meiner Seele lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, ſo wie deine Seele iſt der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Was nun dieſem, ſo wie andern Naturgemählden dieſes Dichters einen ſo hohen Reitz giebt, ſcheint vorzüglich die Kunſt oder Wahl zu ſeyn, womit die einzelnen Züge geſtellt und geordnet ſind, daß ſie ſich wie von ſelber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerſt wird mit wenigen Zügen ein *Umriß* um das Bild entworfen, dann *ſenkt* ſich die Darſtellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinſten Geſichtskreiſe des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer ſich die Darſtellung *niederſenkt*, mehr das Bild ſich im *Kleinen* ausmahlt, deſto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichſam aus ihrem *Mittelpunkte* ſich wieder erhebt, und die Darſtellung wieder *ſteigen* läßt, ſo wie ſie vorher ſich niederſenkte, bis zuletzt ein *großer Umriß* ſich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfaſſende Empfindung zuletzt das Bild *vollendet*.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht,"

Niederſenkung.

„und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen,"

Niederſenkung.

„und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege,"

Niederſenkung.

„und näher an der Erde tauſend Gräschen mir merkwürdig
„werden,“

Niederſenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen,
„die unzähligen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an
„meinem Herzen fühle,“

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach
„ſeinem Bilde ſchuf,“

Erhebung.

„das Wehen des Allliebenden, der uns, in ewiger Wonne
„ſchwebend, trägt und erhält.“

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert,
„und die Welt um mich her, und Himmel ganz in meiner Seele
„ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten,“

Vollendung.

„Dann ſehn' ich mich oft und denke: ach könnteſt du dem
„Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in deiner Seele lebt,
„daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der
„Spiegel des lebendigen Gottes!“

Das Bild ſchließt ſich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken“ — —

Schluß.

„Könnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo
„warm in deiner Seele lebt!“

Gerade mit dieſem Wunſche und mit jenem Selbſtgefühl zuſammengenommen iſt hier der Ausdruck der getreueſte Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünſtelt, und Gefühle ausſprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgeſtellt ſeyn!

Denn das ſiehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er ſein Gemählde entwarf, nicht an Umriß, Niederſenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, ſondern daß nur durch das Beſtreben, treu und wahr ſeine Empfindung auszuſprechen, jener Umriß, jenes harmoniſche Fallen und Steigen, und jene reizende Vollendung ſich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit ſind unzertrennlich mit einander verknüpft.

Die höchſte Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch ſchön, weil ſie ihn der Natur nachbildet. Und alles Beſtreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich ſeyn, wenn das Beſtreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen iſt; wenn die Seele nicht ſorgſam auf den innern Einklang gelauſcht hat, durch welchen ſie mit der umgebenden Natur zuſammenſtimmen, allein das Herz bewegen kann.

Dieß iſt jene Sehnſucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig daſteht, und unter dem Buchſtaben nur zu leicht verſchwindet.

Das Auge ſchaut umher und durchwandelt die Gegend —

Es heftet ſich auf den Boden, und beſchränkt ſich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterſcheidet. —

Es blicket wieder auf, und ſpiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderſtellung dieſer Erſcheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinſten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge iſt ſo ſehr der Natur gemäß, daß ſie durch die Täuſchung der perſpektiviſchen Darſtellung die Natur ſelbſt zu ſeyn ſcheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer ſich mit einer gewiſſen Ruhe der Seele den Eindrücken der ſchönen Natur überläßt, und die Folge derſelben durch die Darſtellungsſucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben dieſe ununterbrochene Folge der Eindrücke macht daß das Bild wegen ſeiner täuſchenden Aehnlichkeit mit der Natur uns in Bewunderung und Erſtaunen verſetzt.

Wer nun aber eine ſolche Ruhe der Seele beſitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darſtellungstrieb oder Kraft, und wer dieſe hat, bey dem findet ſich ſelten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darſtellungstrieb muß ſich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in ſolchen Augenblicken immer wachſam ſeyn muß, daß über dem Verlangen nach der ſchönen Darſtellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung ſelber die Darſtellung nicht vergeſſen werde.

Die wahre Darſtellung iſt daher gewiſſermaßen ein *Ringen* mit der Natur, die doch immer mächtiger iſt, und ſich von dem menſchlichen Geiſte weder in Worte noch Umriſſe bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrſte Zug zu dem Gemählde unſers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt
„der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.“

Den Zuſtand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darſtellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, ſchildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächſten Vorbereitung zu ſeinem Gemählde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen,
„gleich den ſüßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Herzen
„genieße. Ich bin ſo allein, und freue mich meines Lebens, in
„dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine.
„Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, *ſo ganz in dem Gefühl*
„*von ruhigem Daſeyn verſunken*, daß meine Kunſt
„darunter leidet.“

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin
„niemals ein größrer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken.“

Unter der Fülle des Genuſſes leidet wirklich die Kunſt, und indem der Darſtellungstrieb dem Genuß untergeordnet iſt, ſo ſtrebt er, um gleichſam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichteſten und unmittelbarſten Ausdruck durch die Sprache; die Umriſſe verwandeln ſich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poeſie finden, wo der Darſtellungstrieb ſelber ſich ſo getreu mit dargeſtellt hätte, als in dieſem poetiſchen Gemählde, in welchem gleichſam das Innerſte der Seele ſich darzulegen ſtrebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde ſelbſt zurück, ſo finden wir, daß der Dichter die Folge in demſelben nicht ungeſtraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal daſteht, ſo beruht hier das meiſte auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Leſers entſtehen läßt.

Es wäre unmahleriſcher geweſen, wenn der erſte Umriß weggelaſſen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Graſe am fallenden Bache liege u. ſ. w.“

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe ſich entfernen.

Erſt ſeine Lage und dann die Eindrücke zu beſchreiben, iſt lange nicht ſo darſtellend, als erſt die Eindrücke und dann die Lage zu ſchildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erſt Intereſſe erhält.

Derjenige wird die Natur am beſten beſchreiben, wer ſie ſo empfindet, daß ſie mit ihm ſelber gleichſam ein Ganzes ausmacht, indem er ſich in ſie verſenkt, und mit ihr auf das innigſte verwebt fühlt; eine ſolche innige Anſchließung deuten die folgenden ſchönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„an der undurchdringlichen Oberfläche meines Waldes, —

— „und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer ſolchen Beſchreibung vorausgeſetzt. In den Augenblicken, wo eine ſolche Beſchreibung glücken ſoll, muß das einzelne Selbſtbewußtſeyn, ſich gleichſam in dem Mitbewußtſeyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchſtrömt wird.

Von einer ſolchen Stimmung der Seele, die ſchon da ſeyn muß, ehe man noch an die Darſtellung denkt, kann eine ſolche Schilderung nur die Folge ſeyn.

Wer eine ſolche Darſtellung verſucht, ohne daß ein ſolcher Zuſtand vorhergegangen iſt, der muß eben ſo unwahr werden, wie einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schickſalen, dennoch einen Roman von ſeinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild ſich [illegible] entgegen kommen;

„das dampfende Thal“

„die hohe Sonne“ —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finſterniß des Waldes“ —

„die einzelnen Strahlen, die ſich in das innere Heiligthum „ſtehlen“ —

„der Dichter im hohen Graſe am fallenden Bache liegend“—

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben, im friſchen Glanze hervor; und die Folge der Worte ſelber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals ſtört oder verdrängt, ſondern vielmehr mit ihm eins wird, ſo daß zuletzt alles in einanderſteht, und der Eindruck eines Gemähldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

(Dieſer Aufſatz ſtand zuerſt in der deutſchen Monatsſchrift. Berlin, bey Friedr. Vieweg. 1792.
Bd. 1. S. 243 ff.)

Wenn der phyſiſche Begriff das Ganze umfaßt, ſo hebt er ſich über den moraliſchen empor, der ihm zum Gleichniß dient, wie in dem folgenden Beiſpiele, aus dem ſchon angeführten Gemählde von Goethe:

„Wenn Erd' und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten.“ —

Hier wird durch das Bild dem Unermeßlichen ein beſtimmter Umfang gegeben, wodurch es zu einem Gegenſtande des Anſchauens und der Empfindung wird. — Das Bild wird hier ſelber zum Gedanken, der durch daſſelbe erſt ſeine Vollendung erhält. —

Das erhabne Gefühl, womit der Geiſt des Menſchen die große Natur umfaßt, konnte nicht inniger und lebhafter bezeichnet werden, als durch die Vergleichung mit jener Empfindung, welche durch die geliebten Züge eines menſchlichen Antlitzes in der Seele hervorgebracht wird.

Dieß Gefühl konnte gewiß nicht ſchöner ausgeſprochen werden, als durch die Zuſammenſtellung dieſes großen Ganzen der Natur, mit der zarten Bildung des Antlitzes, worin es ſich verjüngt, und aus den ſanften Zügen uns vertraulich entgegen lächelt. —

Unter die Ausnahmen, wo das Gleichniß umgekehrt iſt, und eben deswegen eine ganz beſondere Wirkung auf die Seele macht, gehört auch die folgende Stelle von Goethe:

„Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden ſich zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lakirt Bildchen“ — —

Sonſt vergleicht man das Bild mit der Natur, indem man die Gegenſtände durch den Ausdruck belebt, und z. B. ſagt: der Fluß rauſcht auf dem Gemählde, die Berge dämmern in der Ferne. —

Hier iſt die Natur ſelbſt mit dem Bilde verglichen, um dem zu großen Ganzen, das die Einbildungskraft gern umfaſſen will, einen kleinen und beſondern Umfang zu geben, und den mahleriſchen

Eindruck davon durch einen zuſammenfaſſenden Ausdruck zu bezeichnen.

Durch dieß Gleichniß iſt der ſinnliche Eindruck von der umgebenden Welt bis zu dem Bilde auf dem Netzhäutchen zurück geführt, und aus der innerſten Imagination durch den treffendſten Ausdruck wieder dargeſtellt.

In einem der Briefe in Werthers Leiden erzählt der Verfaſſer von einer alten adelichen Dame:

„In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben
„ſo weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinn manchen armen Jungen
„gequält, und in reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines
„alten Officiers gedukt haben,“ u. ſ. w.

Das provinzielle Wort duken bezeichnet die freiwillige Erniedrigung gegen das vorhergehende ſtolze Emporragen ſo nachdrücklich und mahleriſch, daß der ganze Ausdruck dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, weil mehrere Nebenbegriffe dadurch herbeigezogen werden, welche durch Ausdrücke aus der gewöhnlichen Bücherſprache unberührt geblieben wären.

Wenn es z. B. hieße: in reifern Jahren ſoll ſie ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers begeben haben, oder gedemüthigt haben; ſo würde der erſte Ausdruck zu wenig und der andere zu viel ſagen, und der ganze Ausdruck wäre für die launigte Art der Darſtellung zu kalt oder zu ernſthaft geworden.

Kurz, einem jeden wird ſein Gefühl ſagen, daß der provinzielle Ausdruck hier gerade an ſeiner rechten Stelle ſteht, und daß es Schade ſeyn würde, wenn er aus der Bücherſprache verbannt ſeyn ſollte; da er überdem wegen der Aehnlichkeit mit tauchen allgemein verſtändlich iſt, und ſich das Bild des Schwanenhalſes, der ſich einzieht und verkürzt, bei dieſem Worte von ſelber darſtellt.

In einem andern dieſer Briefe heißt es, da von einer Sache die Rede iſt, die leicht zum Stadtgeſchwätz werden könnte:

„Und nun fügte ſie noch alle dazu, was weiter würde geträtſcht
„werden. und die ſchlechten Kerls alle darüber triumphiren
„würde,“ u. ſ. w.

Es iſt hier mit einer Art von Unwillen und Aerger von dem zu beſorgenden Stadtgeſchwätz die Rede; der Unwille aber greift vorüglich gern nach provinziellen Ausdrücken, um ſich durch dieſelben bhafter auszuſchütten, als es oft durch die Bücherſprache geſchehen kann.

Nun iſt der Ausdruck trätſchen, welcher ſo viel ſagt, als: ein Gerede gleichſam auseinander treiben, es auf eine unausſtehliche Weiſe in die Länge ziehen, und gar nicht damit aufhören können, on durch ſeinen Klang mahleriſch und darſtellend, und bezeichnet uf eine lebhaftere Weiſe, als irgend ein Wort in der Bücherſprache, Verachtung und Unwillen gegen das ſich verbreitende Geſchwätz, welches dieſen Ausdruck gleichſam nachahmend abbildet. —

Als Werther ſeinen Geburtsort beſucht hatte, ſchreibt er an inen Freund:

„Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war,“ u. ſ. w.

Die provinziellen Ausdrücke haben größtentheils die beſondere Eigenſchaft, daß ſie durch ihren Laut ſchon bezeichnend ſind; dieß iſt auch der Fall bei dem Worte zuſammenpferchen, welches den ſtärkſten Grad des Zuſammendrängens und Zuſammenpreſſens, der mit Gewaltſamkeit verknüpft iſt, durch die Anhäufung der hart ausgeſtoßenen Konſonante nachdrücklich bezeichnet.

Durch einen mißverſtandnen Begriff von Verfeinerung der Sprache ſind dergleichen Wörter nach und nach ausgeſchloſſen worden, weil man ſie für die edlere geſittete Sprachen gleichſam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutſchen Schriftſtellern, denen man Genie und Geſchmack gewiß nicht abſprechen konnte, ſich zuerſt über dieſen affektirten Wortekel hinwegſetzten, und ſich der nachdruckvollen Provinzialiſmen, die ſelber ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreiſt bedienten; beſonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenſchaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangsſprache, lebendig darzuſtellen.

So erzählt Werther in einem der vorhergehenden Briefe ſeinem Freunde, wie Lotte einen alten Prediger beſucht:

nen Stall, er mag das Geſicht ſeiner Geliebten, ſeine Stiefel oder die Antike anſehn, überall ſieht er die heiligen Schwingungen und leiſe Töne, womit die Natur alle Gegenſtände verbindet. Bey iedem Tritte eröffnet ſich ihm die magiſche Welt, die iene große Künſtler innig und beſtändig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künſtler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländiſche und innländiſche, ſtudirte und unſtudirte, im Zaum halten, und den reichen Sammler in Contribution ſezen werden.

Jeder Menſch hat mehrmal in ſeinem Leben die Gewalt dieſer Zauberey gefühlt, die den Künſtler allgegenwärtig faßt, dadurch ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer iſt nicht einmal beym Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grauſen geſchüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart ſeines Mädgens die ganze Welt golden geſchienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollſten Harmonien zuſammenfließen?

Da=

Univ.-Bibl. München

„Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzuſetzen, indem „ſie ſich zu ihm ſetzte; brachte viel Grüße von ihrem Vater, herzte „ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben, das Quakelchen „ſeines Alters u. ſ. w.“

Der provinzielle Ausdruck Quackelei anſtatt Tändelei, iſt allgemein bekannt; er bezeichnet das Kindiſche, Spielende im höchſten Grade; Quakelchen, ein Kind, womit der Alte gleichſam wieder kindiſch wird, iſt daher ein ſo bedeutungsvoller Ausdruck, als man ihn in der Bücherſprache gewiß nicht findet. Von den Ausdrücken: die Freude ſeines Alters, und die Tändelei ſeines Alters, hätte der erſte Ausdruck zu viel und der andre zu wenig geſagt, und die Lebhaftigkeit des Begriffes wäre verlohren gegangen.

Das Diminutivum mildert wieder den Begriff des Verächtlichen, der ſonſt mit dem Ausdruck quakeln verknüpft iſt, und Quakelchen iſt alſo in jeder Rückſicht ein Wort, das in dieſer Ideenverbindung und Darſtellung unentbehrlich war, und mit einem Begriff verknüpft iſt, den kein anderes Wort ſo treffend und artig bezeichnet hätte.

Vorleſungen über den Styl von Karl Philipp Moritz.
Berlin, bei Friedr. Vieweg, 1793. Thl. I.
S. 23 ff.

Reiſer ſuchte viel in der Maurerei und war auch, bis zu ſeinem Tode, feſt überzeugt, daß viel Gutes dadurch bewirkt werden könne, wenn man ſie recht zu nutzen verſtehe.

Er ſahe indeſſen bald, daß dies wohl ſchwerlich geſchehen dürfte, — daß ſeine große Ideen über dieſen Punkt fromme Wünſche ſeyn und bleiben würden und zog ſich nach und nach mißvergnügt zurück.

Ganz kalt wurde er dagegen auf ſeiner Reiſe in Italien, durch ſeine genauere Bekanntſchaft mit dem Herrn Geheimerrath von Goethe. Dieſer große Mann hat in ſeinem Fauſt deutlich genug gezeigt, wie wenig er von der Maurerei hält — ob mit Recht oder Unrecht, bin ich zu ſchwach zu entſcheiden.

Nur ſo viel weiß ich, daß ſeine Demonſtrationen und — um ehrlich zu ſeyn — vielleicht noch mehr ſein Spott:

„Mein Gott! und auch Sie können noch ſo ſchwach ſeyn, darin etwas zu ſuchen,?“

bey Reiſern die Wirkung hervorbrachte, daß er nun das Kind mit dem Bade ausſchüttete.

Reiſer an Kliſching.

Rom, den 23. November 1786.

Ich wünſchte Dir die Gegend von Rom beſchreiben zu können, wie ich ſie vor einigen Tagen an einem ſchönen Morgen in Geſellſchaft einiger deutſchen Künſtler vom Kapitol hatte. Rom auf ſeinen Hügeln, an der mäandriſch ſich ſchlängelnden Tiber, rings umher fruchtbare Thäler mit Gebirgen abwechſelnd! Ein majeſtätiſcher Anblick! Und dies der Schauplatz, wo die Helden handelten, die nach ſo vielen Jahrhunderten noch von den entfernteſten Völkern des Erdbodens bewundert werden! —

Was meinen Aufenthalt in Rom noch angenehmer macht, iſt die Geſellſchaft eines Mannes, der mir wie ein wohlthätiger Genius nirgend gewünſchter erſcheinen konnte, als eben hier.

Goethe — ich brauche nur ſeinen Namen zu nennen, um Dir alles geſagt zu haben — iſt vor kurzem angekommen. Ich habe mich ſogleich an ihn angeſchloſſen und mit ihm mehrere kleine Spaziergänge in der umliegenden Gegend gemacht.

Es iſt eine Wolluſt, einen großen Mann zu ſehen! — Wie warm empfinde ich dies jetzt.

Ich hab' ihm von Dir, unſerm Zuſammenwohnen und unſern Wanderungen erzählt. Er nimmt viel Antheil daran.

O warum kannſt Du nicht auch Dich an ſeines Geiſtes milder Flamme wärmen!

Ich fühle mich durch ſeinen Umgang veredelt. Die ſchönſten Träume längſt verfloßner Jahre gehn in Erfüllung. —

Beinah in vier Monaten — bis zum 8. März 1787 — erhielt ich keine Nachricht von Reiſer.

Er hatte bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber im Anfange des Decembers das Unglück, auf dem von der Zeit ausgeglätteten und noch dazu von einem Staubregen ſchlüpfrig gemachten antiken Pflaſter in der Gegend des Pantheon, durch einen Sturz mit dem Pferde, den linken Arm zu brechen und mußte lange Zeit das Bette hüten. Dies war die Urſach ſeines langen Stillſchweigens.

Mehrere Deutſche nahmen ſich ſeiner bei dieſem traurigen Zufall aufs freundſchaftlichſte an. Am thätigſten unterſtützte ihn der Herr von Goethe.

* * *

Intereſſant war mir darin die Gegeneinanderſtellung von zwei berühmten Männern, Goethe und Herder. Dieſer war gerade damals mit der verwittweten Frau Herzogin von Weimar nach Rom gekommen, und in ſeiner Geſellſchaft genoß Reiſer nochmals Roms Herrlichkeiten.

Das Vergnügen, das er aus dem Umgange dieſer beiden merkwürdigen Männer in dieſer Hauptſtadt der Welt geſchöpft hatte, war noch nach Jahren eine ſeiner ſeeligſten Erinnerungen.

Goethe war ihm das größte Genie, und ein Lob, das dieſer einem oder dem andern Werke von ihm beilegte, war ihm die höchſte Belohnung.

Auch hatte er einen großen Theil ſeines Glücks, das er bei ſeiner Zurückkunft in Berlin machte, der Empfehlung dieſes Mannes zu verdanken. Durch ihn wurde er dem regierenden Herzog von Weimar — dieſem edlen Beſchützer jeder Kunſt und Wiſſenſchaft — bekannt, der ſich in der Folge bei mehrern Gelegenheiten als ſein großer Gönner zeigte.

* * *

Im December 1788 kam Reiſer nach Weimar und hielt ſich hier, bis zum Frühjahr 1789, bei ſeinem Freunde dem Herrn von Goethe auf.

Dieſer Zeitpunkt iſt unſtreitig einer der glücklichſten in ſeinem Leben.

Durch den Umgang mit **Goethe** zur Thätigkeit aufgemuntert, ſtrebte er unter den richtenden Augen dieſes von ihm verehrten Mannes etwas Vollendetes zu liefern, und machte hier mehrere Pläne zu künftigen Arbeiten, wovon er aber leider nur wenige ausgeführt hat.

* * *

Wenn er ſeine Kräfte durch anhaltendes Arbeiten erſchöpft hatte, und ſein Thätigkeitstrieb abgeſtumpft war, ſo erholte er ſich durch eine Reiſe nach Weimar, und in dem freundſchaftlichen Umgange mit **Goethe**. Geſtärkt an Seel' und Leib kehrte er dann zu ſeinen Beſchäftigungen mit neuer Lebensluſt zurück.

Goethens Werke waren ihm Meiſterſtücke. Einige der neuern, ſeine **Iphigenia**, ſeinen **Egmont**, ſeinen **Fauſt** hatte er entſtehen ſehn.

Aus dem **Fauſt** erinnerte er ſich noch einiger Scenen, die bei der nachmaligen Herausgabe nicht mit abgedruckt worden ſind.

So ſagt z. B. Mephiſtopheles, Fauſt's dienſtbarer Geiſt:

„Sie meinen, wenn ſie **Teufel** ſagen,
Da ſagen ſie was Rechts.
Mich darf man nicht auf's Gewiſſen fragen,
Ich ſchäme mich meines Geſchlechts.“

Fauſt frägt ihn, indem ſie vor einem Kreuze vorbeigehn:

„Mephiſto haſt du Eil?
Was ſchlägſt vor'm Kreuz die Augen nieder?“

Und dieſer antwortet:

„Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
Allein es mir 'mal zuwider.“

Werthers Leiden hielt er für ein Werk, das unter allen, was die neuere Dichtkunſt ſchuf, der griechiſchen Einfalt, Würd' und Wahrheit am nächſten komme, und doch, wie mitten aus dem

dem täglichen Leben herausgehoben, von unſrer Welt und unſern Sitten ein dauernder Abdruck ſey. Dieſe Erzählung ward die einzige noch wahre mögliche Epopee unſrer Zeiten.

Götz von Berlichingen war ihm unſer erſtes Originaldrama, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarei der mittlern Zeiten, ſich von dem Gröbern, Unedlen und Gemeinen ſondernd, und immer näher aneinander rückend, zuletzt ein täuſchendes Ganze bildet und ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Meiſer glaubte in einem jeden Meiſterwerke, der Wiſſenſchaft ſowohl als der Kunſt, müſſe ſich ein gewiſſer Punkt auffinden laſſen, von welchem aus man die Zweckmäßigkeit des Ganzen allein zu beurtheilen im Stande ſey. In dieſem Punkt mußten alle Theile, wie die Radien eines Zirkels in dem Mittelpunkt betrachtet, ſich nur als *nothwendig*, ihrem Weſen und ihren Stellungen nach, darſtellen.

Dieſen Punkt zu finden hielt er freilich in manchen Fällen für ſehr ſchwer, und nur mit vieler Mühe hatte es ihm bei einigen Werken geglückt.

In *Werthers Leiden* fand er ihn in dem Briefe, wo dieſer an ſeinen Freund ſchreibt:

„Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabes. Kannſt Du ſagen *das iſt!* da alles vorübergeht?“ u. ſ. w.

Hier fängt die Kataſtrophe an: das Auge des Unglücklichen iſt getrübt. Wenn das Thal um ihn dampft, und er im hohen Graſe am fallenden Bache liegt, *fühlt er nicht mehr, wie ſonſt, die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Allliebenden, der uns, in ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält.* Es hat ſich ein Vorhang vor ſeine Seele gezogen. *Er ſieht in der herrlichen Natur nichts als ein verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer. Er muß nun fallen!* —

Er theilte ſeine Gedanken dem Herrn von Göthe mit, dieſer ermunterte ihn, darüber etwas auszuarbeiten, der Tod zog aber auch durch dieſen Plan, ſo wie durch ſo manchen andern, einen Strich.

> Erinnerungen aus den zehn letzten Lebensjahren meines Freundes Anton Reiſer. Als ein Beitrag zur Lebensgeſchichte des Herrn Hofrath Moritz, von Karl Friedr. Kliſching. Berlin, bei Wilh. Vieweg, 1794. (S. 51 ff.)

F. L. W. Meyer (in Bramſtedt).

Goethe erhielt von der Natur eine eben ſo ſchnelle als unermüdliche Empfänglichkeit für alle Gegenſtände des Denkens und des Gefühls, und einen geſunden ſtarken Sinn, Empfindungen zu tragen und zu äußern. Nie mehr und nie weniger als das, womit er ſich beſchäftigt, erliegt er keiner Anſicht, und erträumt ſich nichts, was ſie ihm nicht darbietet. Er trat als Herr in die Schöpfung, und, gleich dem vollkommenen Menſchen, deſſen die jüdiſche Sage gedenkt, gab auch er allen Dingen, die zu ſeinem Dienſt beſtimmt waren, paſſende Namen. Sein Geiſt riß alles mit ſich fort. Die Leichtigkeit, womit er verfuhr, weckte Nachahmer, die ihn bald aus dem Geſichte verloren; weckte Tadler, die geleſen wurden, weil ſie ſich mit ihm beſchäftigen, und, wider ihren Willen, ſeiner Größe Lobreden hielten, indem ſie ängſtlich verſicherten und bewieſen, wie wenig ihre Maßſtäbe und Leiſten zu ihm hinaufreichen konnten. Untergeordnete Weſen fühlen die Annäherung eines höheren, zu deſſen Erkenntniß ihr Verſtand nicht hinreicht, durch Ahnung. Nur leitet dieſe nicht immer zum Wohlwollen. Die hehre Nymphe Kalypſo traute, wenn wir Fenelon glauben dürfen, dem Begleiter des Telemachos nicht, der ihren Blicken undurchdringlich blieb; und der, welchem die Augen aufgethan wurden, als Bileam durch Beſtechung erblindete, ſprang, nach Ausſage einer heiligen Urkunde, vor dem Genius des Himmels zur Seite und entſetzte ſich, machte aber keinen Gebrauch von dieſer übernatürlich erlangten

Vernunftgabe, durch Huldigung der hohen Erſcheinung das fortdauernde Bewußtſein derſelben zu verdienen. Dieſen unauslöſchlichen Karakter der Kritik hat die neuere Zeit mit der alten gemein. Man kann nicht umhin ihn wohlthätig zu finden, wenn ſo viel dadurch gewonnen wird, daß niemanden die Luſt anwandelt, das Maß ſeiner Kräfte zu überſchreiten. Beſſer iſt es ſein Lob zurückhalten als ihm einen ſeichten Grund unterſchieben; und das Verdienſt, welches über alle Schranken hinausgeht, mag ſich allerdings begnügen, ſeinen ſchönſten Lohn von ſeiner eignen Billigung zu erhalten.

Ein Theil der Meiſterwerke des genannten Schriftſtellers liegt außerhalb der Gränzen dieſer Anſicht. Seiner lebendigen Darſtellungskraft eröffnete die Bühne ihr eigenthümliches Feld. Er verſuchte jede Gattung derſelben, und bereicherte ſie alle. Auch konnte dem Beobachter der Menſchheit der Bau der Theile, woraus ſie zuſammengeſetzt iſt, der Boden, der ſie trägt, und das Licht, in dem ſie ſieht, nicht fremd bleiben. So entſtanden Winke und Bemerkungen, über die Zergliederungskunſt, Pflanzenerzeugung, und Farbenlehre. Kenner und Meiſter dieſer verſchiedenen Zweige des Wiſſens, deren jeder ein ganzes ihm geweihtes Leben erfordert, und zu deſſen vollendeter Ueberſicht die Laufbahn aller bis jetzt verfloſſenen Menſchenalter nicht hinreichte, werden den von Goethe angelegten Faden treulich aufnehmen und fortführen, oder als unhaltbar zerreißen, und, ſtatt ſeiner, einen andern wirken. Wir machen keinen Anſpruch auf eine Arbeit, deren reizender Beruf glücklichere Forſcher beſchäftigt, und verweilen dagegen bei ſolchen, die unſrer Hand geläufiger ſind.

Welche Herzensfülle ergießt ſich in Goethens Liedern? Wo iſt der neuere Dichter irgend einer Nation, der es darin mit ihm aufnähme? wo der ältere, welchem man ſchmeicheln dürfte, ihn übertreffen zu haben? Sie halten einen ſonderbaren, ſchwermüthigen, innigen Ton, den ſonſt nur Auserwählte verſtohlen zu hören wagten, zu welchem Shakſpeare und Milton den Einklang ihres Buſens entdeckten, für den ſich, noch im Anfange dieſes Jahrhunderts, Adiſons anerkannter Geſchmack kaum erklären mochte, ohne dem Spotte preisgegeben zu werden, und der jetzt endlich dem Anſehen Daldrymple's und Percy's, Treſſans und Herders, mehr gefällige

Nachſicht verdankt. Er lernt ſich nicht, auch gelingt es keiner Nachahmungsſucht ihn zu erreichen. Empfindung allein, die ſich nicht ſcheuen darf ihrem ärgſten Feinde offen darzuliegen, Gedankenhoheit, die im Gefühl ihrer Würde um keinen Sprachſchmuck buhlt, und unerkünſtelter Ausbruch angebornen Wohllauts, Poeſie in ſeiner Entſtehung, nicht erſt aus Proſa übertragen und abgeleitet, vermögen ihn anzuſtimmen, und haben ihn, mehr oder weniger, bei den verſchiedenſten Völkern des verſchiedenſten Himmelsſtrichs hervorgerufen. Aber dieſe Wunder ſchienen von ehedem. Das verbildete Menſchengeſchlecht dürfe in ſeinem eiſernen Zeitalter keine Blüthe des Paradieſes mehr erwarten, ſeines Frühlings Nachtigallen wären verſtummt, hieß es; und abgemeſſene, ſchulgerechte, ausgewürfelte Uebereinſtimmung erzwungener, mühſam hervorgegurgelter Töne, ein Werk des gefälligen Witzes oder des Empfindung berechnenden Verſtandes, Treibhausfrüchte und Kunſtgärtnerblumen, ergötzten durch ihre bunten Farben nur das Auge des Unwiſſenden, welcher dadurch zur Vermuthung verleitet ward, ſein Vater habe ſich und ihn getäuſcht, da er eines Jahrhunderts erwähnen mögen, in welchem auch Geruch und Geſchmack durch dergleichen Erzeugniſſe befriedigt wurden. Konnte dennoch die Pflege ſolcher Pflanzen einen Jünger anlocken, ſo führten ihn ſeine Meiſter, zur Enthüllung des Geheimniſſes ihrer Hervorbringuug, an Miſtbeete, und beredeten ihn bald, ihre wäſſerigte, aufgedunſene, von Fäulniß ſtrotzende Schattenſchöpfung, der gedrängten, zuſammengezogenen herben Frucht eines unnachgeholfenen, unbearbeiteten Bodens vorzuziehen. Die Natur gab dem Menſchen Fähigkeit ſie zu veredeln: die Eitelkeit liegt dem Menſchen an, die Natur zu verlaſſen. Aber es giebt Herzen, die der Mutter nicht untreu werden können, und Augenblicke, in denen ihre weiche Stimme deren geheimſte Tiefen durchſchallet. Wir alle vernehmen zuweilen ihren Ruf, wenige ſind ſo glücklich, ihn nie aus dem Gehör zu verlieren. Goethe ſteht unter dieſen wenigen. „Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,“ „Es war ein König von Thule“, „Meine Ruh' iſt hin, mein Herz iſt ſchwer,“ und viele andre dieſer bezaubernden Naturlaute, ihren liebevolleſten Entzückungen abgelauſcht, welche der Raum anzuführen verbietet, feuchten das verhärtete Auge des Höters mit Thränen, geben den rauheſten Sprachwerkzeugen melodiſchen Ausdruck, und löſen die Bande der eingekerkerten Seele in ſehnliche Hoffnung geiſtiger Heimath auf. Der weiß ſie zu ſingen, dem die Gabe des Geſanges verliehn ward: und die nämlichen Muſen, die den Dichter Worte lehrten, beſaiteten auch die Leier, mit welcher Reichardt und Seckendorf ihn begleiten. Dieſe irrte die Sylbe nicht, die der gehörloſe Meßkünſtler hier und dort zu viel oder zu wenig erblickt. Das Flickwort würde ſie geirrt haben, und der weniger ſagende Ausdruck, mit welchem ein ſolcher die Sprache des Herzens unbedenklich vertauſcht, ſobald er darauf ausgeht, eine gleichfüßige Verszahl in gleicher Unbedeutſamkeit neben einander fortzulallen. Ihm iſt freilich die Tonkunſt, wofür Leibnitz ſie erklärt, ein bloßer Kunſtgriff, das Gemüth mit Zählen zu beſchäftigen, ohne daß es darum weiß.

Den höheren Eigenſchaften des Dichters unbeſchadet, ja vielmehr in Rückſicht auf ihre gewiſſere Wirkung, hat Goethe freilich der Gefälligkeit des Versbaues, in ſolchen Gattungen, denen dieſe Gefälligkeit als Mitgeſetz vorgeſchrieben ſcheint, zuweilen etwas mehr vergeben, als ein muſtermachendes Vorbild dieſer Art vergeben darf. Auserwählte Günſtlinge werden ſelbſt in ihren Nachläſſigkeiten verführeriſch: die Kritik erwirbt ſich alſo kein geringes Verdienſt, wenn ſie dagegen warnt. Nur zerſtört ſie alle Wohlthätigkeit ihrer Strenge, ſobald ſie dieſelbe übertreibt. Goethe war wohl befugt, die Eingebung eines Augenblicks mit der Flüchtigkeit eines Augenblicks zu entlaſſen. Zeigte ſich die bewundernde Menge geneigt, auch dieſen üppigen ungepflegten Nebenſchößlingen, ihrer edlen Abkunft wegen, einen Werth beizulegen, zu welchem ſie nicht heranreiften, ſo thaten die Richter ihre Schuldigkeit, dem Mißverſtändniß einzuhalten. Dieſes gelungene, vom Künſtler ſelbſt ſo wenig erſchwerte als gemißbilligte Unternehmen, gab Einigen den Muth, das Maß ſeiner Geſchicklichkeit nach Gegenſtänden zu beſtimmen, an denen er keine Geſchicklichkeit aufbot. Weil es dieſer oder jener Zeile eines Liedes an der Glätte und Geſchmeidigkeit gebrach, die der Sänger deſſelben nicht bezielte, ſo behaupteten Kunſtrichter, es fehle ihm durchaus an Gehör für die feinen Uebergänge und Verbindungen des Wohllauts. Der Meiſter widerlegt durch Thaten. Iphigenia und Taſſo, Singgedichte wie die Griechen ſie liebten, Lichtſtrahlen, nicht zum Brennen, zum Erleuchten geſandt, und Reineke Fuchs, beweiſen in jeder Zeile, wie leicht es ihm fällt, anmuthige Gedanken im lieblichen Fluß der Rede fortzuführen. Täuſcht uns nicht eine außerordentlich glückliche Aehnlichkeit der Manier, ſo iſt die poetiſche Epiſtel, mit welcher die gefälligen Horen beginnen, eine neue lieblich ſproſſende Blume in dem zierlichen Kranze des Dichters.

Seine Behandlung des Reineke mag nebenher als lehrreiches Muſter der Ehrfurcht dienen, mit welcher ein Mann von Geiſt fremden Geiſteswerken ſich naht. Jene in allen Theilen ihrer Zuſammenſetzung vollendete Epopee, der unbegreifliche Schmuck eines ſonſt nicht beglückten Jahrhunderts, das Studium der Menſchen- und Weltkenntniß für alle Folgezeit, würde einem eigenliebigen Witzlinge ſo erwünſchten Stoff dargeboten haben, ſeine Schätze neben den ihrigen auszukramen, oder die ihrigen nach ſeinem Sinne umzufaſſen, daß er ihrer Eigenthümlichkeiten gewiß nicht geſchont, ihre Geſtalt gezwungen hätte, ſich nach ſeiner Laune zu modeln. Aber Goethe ſah mit Bruderaugen auf die Schöpfung eines ihm verwandten Genius. Was ihr gebrach, einem beſſer ſprechenden Volke zu gefallen, beſſere Sprache, damit ſtattete er ſie aus. Schminke, Schönpfläſterchen, Verhüllungen zum Beſten ſiecher Krüppel erfunden, Zierrathen des Jahres, die den Kalender nicht überleben, bedurfte die geſunde Dirne nicht, und wurden ihr von ihm nicht angehängt. Geſunde Freier mag ſie nun ſich ſelbſt erwerben. Schlimm genug für uns, wenn unſer Kreis deren nur wenige aufſtellt. Die Parzen, welche unſerm mürben Alter ſchon die Scheere anlegen, haben für ſie einen feſten Faden unverwelklicher Jugend geſponnen.

Die Darſtellung römiſcher Faſchingsluſtbarkeiten erſchöpft ihren Gegenſtand, ohne eine einzige Farbe höher aufzutragen, als ſolche die Unterſuchung des unbefangenſten Augenzeugen bewährt. Sie bemäntelt nichts, und ſetzt nichts hinzu. Sie überläßt es dem Verſtande zu entſcheiden, in wiefern unverhehlene Ausbrüche einer heftigen Volksfreude den Anſprüchen gebildeter Beluſtigungsliebe gemäß bleiben können: aber freilich giebt ſie auch

Davon fühlt nun der Künſtler nicht allein die Würkungen, er dringt bis in die Urſachen hinein, die ſie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht ich ſagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er ſich des Geſchaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er ſie hervorbrachte und in denen ſie beſteht. Drum glaubt nicht ſo ſchnell zu verſtehen, was das heiſſe: Das Gefühl iſt die Harmonie und vice verſa.

Und das iſt es, was immer durch die Seele des Künſtlers webt, was in ihm nach und nach ſich zum verſtandenſten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu ſeyn.

Ach dieſer Zauber iſts, der aus den Sälen der Groſſen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchſtreifen, nur zum Schauplaz der an einander hinwiſchenden Eitelkeit ausſtaffirt und beſchnitten ſind. Nur da, wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künſtler, der ſeine Hütte verläßt, um in

den

keiner dieſer Ergießungen einen gehäſſigen Anſtrich. Wenn es der Vernunft eigenthümlich iſt, das, worin viele Menſchen übereinſtimmen, nicht für ganz zweckwidrig und grundlos zu halten, ſo darf es auch nicht unter ihrer Würde ſein, die Feſte einer ganzen Nation ihrer Beobachtung vorgeführt zu ſehn, und ſie muß ſich dem Mahler verbunden achten, deſſen treuer Pinſel den flüchtigen Anblick, welcher ihm voüberglitt, auf die dauernde Leinwand heftet.

Schon eilt das dankbare Gedächtniß unſrer Leſer der gerechten Erwähnung zweier Dichtungen zuvor, deren mannigfaches Verdienſt in ſo viele Zweige ausläuft, daß es leichter fällt, ihren geſammten Eindruck zu genießen, als zu entwickeln. Werthers Leiden erwarben ſich die Theilnahme aller Stände, jedes Alters, und beider Geſchlechter. Britten, Wälſche, Franzoſen, und Söhne des Norden, überſetzten und laſen ſie mit Entzücken. Ihre Welt iſt ſo ausgebreitet als die Empfindungen der Liebe. Man hat ihnen die Wahrheit ihrer Schilderungen zum Verbrechen anrechnen wollen. Der Vorwurf iſt befremdlich. Wie? Das, was iſt, ſollte nicht geſagt werden dürfen? Gefühle, die in unſerm Blute liegen, deren ſich der Edelſte eben deßwegen am wenigſten überheben kann, weil er der Edelſte iſt, weil die Natur ſie zum ſüßeſten Erſatz des Unglücks leben zu müſſen beſtimmte, die aber ſo leicht in Verirrung ausarten und Unheil erzeugen, wären keiner warnenden Darſtellung erlaubt, und würden am beſten bekämpft, wenn der Unbefangene, welcher ſich plötzlich durch ſie umſchlungen fühlt, von keinem Beiſpiel gehört hätte, daß ein andrer zu ſpät erwachter Schlummerer auf den gefährlichen Wellen Schiffbruch gelitten habe? Ich erſtaune vor dieſem Heiſcheſatz. Aber der junge Schiffer, den der Dichter vorzeichnet, iſt ſo ſchön in ſeiner Stärke, der Spiegel des Meeres ſo glatt, die Fläche ſo lieblich, das Geplätſcher der Wellen ſo lockend, die rothen Wolken, welche den Sturm verkünden, ſo glänzend! Nun denn? Sind ſie etwa anders in der Natur? Soll man ihnen Schrecken borgen, ehe denn es Zeit iſt, damit der Gefährdete, den, in aller Kraft ſeiner jugendlichen Mannheit, ein ſolcher Anblick verleitet, ſich vor dem Verderben einlulle, ſich ſchmeichle: dein Anfang iſt ſchöner, dein Ende kann nicht ſein wie das Ende Werthers? Aber Werther ſtirbt nicht ohne Größe, er bleibt liebenswürdig in ſeinem Falle, dieſes Falles, dieſes Unglücks wäre kein gemeiner Menſch fähig geweſen! Doch ſtirbt er, und dieſer ungemeine Menſch macht die Qual ſeiner Freunde und ſeiner Mutter, zerſtört ihren Frieden und den ſeinigen. Wer dadurch nicht belehrt wird, wem ſolche Schritte nachahmungswürdig ſcheinen, auf den hat die Vernunft ihre Rechte verloren, von dem läßt ſich wohl, ohne Unbilligkeit, vorausſetzen, daß die Kunſt richtig zu ſehn und zu folgern ihm von jeher verſagt geweſen ſei. Das Bäumchen, welches jeder Hauch zerknickt, war nie gemacht in der freien Luft zu ſtehn. Sollte der leben können, der nicht zu leben wußte? Oder iſt ein Gegenſtand der Liebe, wie Goethe ihn aufſtellt, etwa ſo wunderſelten, daß mancher empfängliche Jüngling die Zeit ſeiner erwachenden Gefühle ſicher durchbringen könnte, ohne daß ihm ein Mädchen aufſtieße, welches damit zu vergleichen wäre? Iſt es eine Heloiſe, Klariſſe, Klementine? Nichts weniger! Jede Stadt, jedes Dorf, jede Reihe von Häuſern, manche einzelne Wohnung, ſchließt einen ſolchen Schatz in ſich. Ein nur nicht ungebildetes, geſundes, frohmüthiges, gutherziges Geſchöpf, in den Jahren, wie ſie jede erlebt, die zur Gattin heranreift. Und dieſes Naturkind verrückt, nach oft erprobter Weiſe, einem Manne den Kopf, der in jedem ihrer, Dank der Menſchheit! nicht eben ſo ſeltnen als allgemein gefälligen Vorzüge, eine Befriedigung ſeiner dringend werdenden Bedürfniſſe erblickt, dem die Unmöglichkeit ihres Beſitzes den Werth deſſelben um vieles vertheuert, den die Fülle ſeiner Einbildungskraft vermag, ihr Reize beizulegen, welche eine Schöpfung ſeiner eigenen trunkenen Seele ſind. Der Mann iſt mehr als gewöhnlich. Deſto beſſer und eindruckwirkender. Zu den Bewegungsgründen ſeiner Schwermuth geſellt ſich gekränkter Stolz. Ihre Uebermacht wird dadurch wahrſcheinlicher. Schwermuth und Frohſinn ſind zwei Pflanzen, die jede Faſer ihrer Beſtandtheile ausdehnen, um von allen Seiten Nahrung einzuziehn. Er ſinkt tiefer und tiefer. Aus Wohlwollen wird Eigenliebe, aus Zuneigung Begierde, aus Frömmigkeit Läſterung. Mordgedanken ſteigen in ihm auf. Ein roher Menſch, der, in einer niedrigen

Volksklaſſe, gleichen Anſprüchen mit minderer Verfeinerung nachgeht, vollführt eine That, welche in Werthers Seele nur bis zur ſchauerlichen Eingebung gedieh, und dieſer erfährt, daß alle Ergießungen ſeiner innigen Beredſamkeit nicht hinreichen, jenen zu entſchuldigen. — Dieſer letzte Pinſelſtrich, dieſes unentbehrlich ſcheinende Gegenbild und Uebermaß der Qualen Werthers, iſt ein merkwürdiger Zuſatz der ſpäteren Hand. Eine neue Beſchämung des ſo ſchlecht gegründeten Vorurtheils, das dem Meiſter unterſagen will, ein Werk, welches dem Leſer ſchon genügte, zu ſeiner innern höheren Befriedigung zu vollenden. — Stück- und rückweiſe endete Werther mit ſeiner Anhänglichkeit an die Welt, endlich endet er mit ſeinem Leben. Das Buch von ihm enthält eine Sammlung fürchterlicher Wahrheiten, die entweder ganz verſchwiegen, oder auf dieſe Weiſe geſagt werden mußten. Da ſich jenes nicht mit Gründen wünſchen läßt, ſo iſt es höchſt erwünſcht, daß dieſes geſchah.

Ein Mann, deſſen hingeworfenſte Aeußerung Aufmerkſamkeit und Ehrerbietung verdient, hat irgendwo die Bemerkung hinterlaſſen: ein Grieche würde auf dieſen Gegenſtand ſo viel Gewicht nicht gelegt haben. Es thut mir leid, die eigentlichen Ausdrücke jener Bemerkung nicht auffinden zu können, weil der, welcher ſie vorbrachte, ſo äußerſt beſtimmt in ſeinen Ausdrücken iſt. Hat mein Gedächtniß ihren Sinn recht gefaßt, ſo trifft der Tadel mehr das Jahrhundert als den Dichter. Was jenem wichtig iſt, darf dieſem nicht unwichtig ſcheinen. Soll ihm aber die Schuld beigemeſſen werden, er habe durch die Lebhaftigkeit ſeiner Darſtellung etwas erſt wichtig gemacht, das es ſonſt nicht geweſen ſeyn würde, ſo ſcheint die Erfahrung dieſer Angabe zu widerſprechen. Auch möchte, im Ganzen genommen, unſer Zeitalter, bei der Vertauſchung ſeiner Art zu lieben gegen die griechiſche, ſchwerlich gewinnen.

Feiner Züge der Menſchenkunde enthält das Gemählde von Werther ſo viel, daß man bei jedesmaliger neuen Anſicht deſſelben auf neue ſtößt, und jeder Zuſchauer etwas für ſeine Stimmung findet. Dem, welcher jetzt die ſeinige an den Tag zu legen wagt, fiel einer beſonders auf. In ihrem erſten Aufkeimen weckt die Liebe eine zarte Empänglichkeit für Schönheiten der Natur und

Kunſt. Wie das Fünkchen zur Flamme wird, erleuchtet und erhellt ihr Glanz alles um ſich her, und führt wohl gar zu Entdeckungen. Aber im ſtürmiſchen Brande verſchont ſie auch nichts, was ſich ihr nähert, und die Fackel des Geſchmacks zerſchmilzt und erliſcht vor ihrer Gluth. Werther iſt Mahler und Dichter, mit ſeinen Sinnen wenigſtens, wenn ihn auch das lebhafte Gefühl der Kunſthöhe zur Kunſtübung verdroſſen macht. Er kann ſich ohne Mittelsmann mit dem Homer unterhalten: und das Vergnügen, welches ihm dieſer gewährt, iſt ſo unverhohlen, daß ihm ſeine Freundin kein verbindlicheres Geſchenk darzubringen weiß, als eine Taſchenausgabe des ewigen Sängers. Da aber die um ihn verſammelten Wolken loszubrechen bereit ſind, hat Oſſian den Homer in ſeiner Seele verdrängt. Macpherſons Oſſian! Der Zug entſcheidet. Welche Zerrüttung muß das Gemüth erduldet haben, das den reinſten Urquell aller menſchlichen Wahrheit und Schöne um nachgemachte, ungleiche, zuſammengeſtückte Dichterglieder hingeben mag? Kann auch die gutmüthigſte Vorliebe das ſchlechtgeſponnene Gewebe ſchottiſcher Täuſchung, die Vermiſchung widerſprechender Theile, die Waltung eines dem Jahrhunderte des angeblichen Urhebers nicht eigenthümlichen Geiſtes, und ſogar die Nachahmung volksverſchiedener Dichter verkennen? Muß ſie ſich nicht entweder mit kritiſcher Vermuthungskunſt quälen, um Stellen auszuſondern, an denen ſie ſich mit gutem Gewiſſen ergötzen darf: oder dafern ſie das Ganze, gleichviel woher es komme, hintereinander fortleſen will, lernt ſie nicht bald, an der Eintönigkeit und häufigen ſchwachverlarvten Wiederholung deſſen, was einzeln genommen gut iſt, die ſeichte Dürftigkeit dieſes immer wieder aufgepumpten Röhrenwaſſers von dem reichen Ueberfluß des unerſchöpflichen homeriſchen Felſenſtroms unterſcheiden? Ja, hätten uns die verzehrenden Jahrhunderte von dieſem nichts übrig gelaſſen als die Antwort des Hippolochiden, ſie allein wöge, in ihrem gediegenen Golde, das ganze korinthiſche Erz der keltiſchen Trümmer auf. Und Werther? — Du biſt verloren, Unglücklicher! Ich ſehe, daß du nicht mehr zu retten biſt! —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre beſchäftigen uns hier nur als Roman. Ein junger Menſch, deſſen ganze Geiſteswirkſamkeit der Schaubühne hingegeben iſt, wird in allen Beziehungen zu derſelben geſchildert. Schauſpiele, Schauſpieler und Zuſchauer, Kenner, Krittler, Gönner und Verfolger, dringen von allen Seiten auf ihn ein, und werden von ihm angezogen und zurückgeſtoßen. Die Scene wechſelt, der Held bleibt ſich getreu. Er iſt die Sonne dieſes Syſtems, der Mittelpunkt, um den alles ſich dreht. Dadurch erhält das mannigfachſte Ganze eine große Einheit. Es iſt ſchön; oder es iſt nicht wahr, daß Einheit in Mannigfaltigkeit den Begriff der Schönheit ausmacht. Wen die Schaubühne nicht beſchäftigen kann, der thut wohl, ſich mit einer Darſtellung nicht zu beſchäftigen, deren Element die Schaubühne iſt. Die Kunſt Unwahrſcheinlichkeiten wahrſcheinlich zu machen, ſeltſame Begebenheiten gegen einander zu treiben, und die Theilnahme der Leſer durch Fauſtſchläge zu wecken, dieſe leicht geübte, oft bewunderte Hanthierung war weder den Abſichten eines ſolchen Schriftſtellers, noch ſeinen Talenten angemeſſen. Er muß erwarten, welchen Eindruck richtig gezeichnete und zweckmäßig geſtellte Verhältniſſe, nach und nach, auf Augen hervorbringen werden, die an bunten Flitterſtaat und ſchreiende Farbenmiſchung gewöhnt ſind. Bis dahin muß ihm die Empfindung derjenigen genügen, welche, mit den Gegenſtänden ſeines Pinſels vertraut, die treffende Aehnlichkeit aller von ihm aufgenommenen Geſtalten verbürgen. Eine anſcheinende Nachläſſigkeit wird die Kunſtrichterei leichter bemerken, und vielleicht tadeln, als aus dem Geſichtspunkte anſehn, in welchem ſie Dank verdient. Seines Studiums voll, ſpricht Wilhelm zuweilen inniger und anhaltender darüber, als die neben ihm geſchilderten Zuhörer nachzudenken geneigt ſein könnten. Aber ſeine Worte ſind golden, und der Schreiber dieſer Zeilen möchte, wenn ihm die traurige Wahl gelaſſen würde, lieber eine Begebenheit, eine Perſon, ja eine ganze Geſellſchaft, womit ihn der Dichter bekannt macht, weniger kennen lernen, als einen einzigen belehrenden Wink vermiſſen, welchen jene ihm ertheilen. Auch legt er vorjezt ſeine Feder nieder, um dieſer angenehmen Unterhaltung auf's neue zu genießen. —

Flüchtiger Anblick der deutſchen Litteratur. Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Berlin, 1795. 8. Bd. I. S. 360 — 372.

C. G. Körner.

Ueber Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Aus einem Briefe vom Jahr 1796.

Ich verweile zuerſt bei einzelnen Beſtandtheilen, und freue mich in der Darſtellung der Charaktere ſogar nichts von den ſchwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effekt des Kunſtwerks nothwendig ſeyn ſollen. An einen privilegirten Teufel, durch den alles Unheil geſchieht, iſt hier nicht zu denken. Selbſt Barbara iſt im Grunde nicht bösartig, ſondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfniſſe fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwol hat ſie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix. Das größte Leiden — Marianens Schickſal — wird durch einen ſchätzbaren Menſchen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben ſo wenig erſcheint ein übermenſchliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beſchränkung der menſchlichen Natur, aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Intereſſe giebt, iſt das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verſchiednen Richtungen dieſes Strebens entſteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß ſich dadurch oft Einſeitigkeit und Mißverhältniß erzeugen, und dieß ſind die Schatten des Gemähldes, die Diſſonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er ſtrebt nach Klarheit und Beſtimmtheit in ſeinen Urtheilen über die Menſchen und ihre Verhältniſſe. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu ſchätzen, aber das Dunkle und Schwankende iſt ihm verhaßt. Enthuſiasmus kennt er nicht, ſelbſt die Kunſt verehrt er nur in der Entfernung, weil er ſich von ihrem Verfahren nicht Rechenſchaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher ſeine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear ſchätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darſtellung. Er heirathet Lydien nicht aus Freundſchaft für Lothario, ſondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So iſt die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei Nataliens Tante die Folge ihrer überſinnlichen Exiſtenz. Dagegen muß die idealiſirte Sinnlichkeit bei Philinen in ihrer höchſten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moraliſche Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erſcheinen gleichſam als höhere Weſen in einer Glorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber ſie ſtehen im Hintergrunde und von den Umriſſen ihrer Geſtalt iſt wenig zu ſehen.

Beſondre Kunſt finde ich in der Verflechtung zwiſchen den Schickſalen und den Charakteren. Beide wirken gegenſeitig in einander. Der Charakter iſt weder bloß das Reſultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schickſal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Perſönliche entwickelt ſich aus einem ſelbſtſtändigen unerklärbaren Keime, und dieſe Entwicklung wird durch die äußern Umſtände bloß begünſtigt. Dieß iſt die Wirkung des Puppentheaters bei Meiſter und der Bruſtkrankheit bei der Stiftsdame. So ſind die merkwürdigſten Ereigniſſe in Meiſters Leben — ſein Aufenthalt auf dem Schloſſe des Grafen — der Räuberanfall — der Beſuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in ſeinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert ſich dadurch der wirklichen Natur, wo der Menſch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt beſtimmt wird, aber auch nie alles aus ſich ſelbſt entwickelt. Ein reicher Garten zeigt ſich dem Auge, wo die ſchönſten Pflanzen von ſelbſt zu gedeihen ſcheinen, und jede Spur des Künſtlers verſchwindet. Aber die Macht des Schickſals zeigt ſich auch an zwei Perſonen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltſamen Druck der äußern Verhältniſſe. Dieſer tragiſche Stoff ſtört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publikums, der ſich bei Betrachtung eines Kunſtwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erſcheinung concentrirt die Aufmerkſamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer ſeine Beſonnenheit gegen dieſen Eindruck wenigſtens beim zweiten Leſen behauptet, erkennt, wie ſehr das Ganze durch eine ſolche Beimiſchung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darſtellung einer ſchönen menſchlichen Natur, die ſich durch die Zuſammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältniſſe allmählich ausbildet. Das Ziel dieſer Ausbildung iſt ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengeſetzten Triebe, deſto mehr wird dazu erfodert, um in dieſem Chaos Einheit ohne Zerſtörung zu erſchaffen. Je mehr Bildſamkeit in der Perſon, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die ſie umgiebt, deſto reichhaltiger die Nahrung des Geiſtes, die eine ſolche Erſcheinung gewährt.

Was der Menſch nicht von außen empfangen kann — Geiſt und Kraft — iſt bei Meiſtern in einem Grade vorhanden, für den der Phantaſie keine Gränzen geſetzt ſind. Sein Verſtand iſt mehr als die Geſchicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke ſind unendlich, und er gehört zu der Menſchenklaſſe, die in ihrer Welt zu herrſchen berufen iſt. In der Ausführung deſſen, was er mit Geiſt gedacht hat, zeigt er Ernſt, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg ſeiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewiſſen Helldunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Leſers freier Spielraum gelaſſen. Wir erfahren nur ſeine gute Aufnahme auf dem Schloſſe des Grafen, ſeine Gunſt bei den Damen, den Beifall bei der Aufführung des Hamlet, aber keines ſeiner dichteriſchen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele iſt rein und unſchuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, iſt ihm durch eine Art von Inſtinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundſchaft ſind ihm Bedürfniß, und er iſt leicht zu täuſchen, weil es ihm ſchwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er ſtrebt zu gefallen, aber nie auf Koſten eines andern. Es iſt ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er ſich freut, ſoll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildſamkeit iſt ohne Schwäche. Muth und Selbſtſtändigkeit beweißt er, wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er ſich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé ſeine Unabhängigkeit behauptet. Die perſönliche Autorität des Abbés, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menſchen von ſo großem Gewicht iſt, überwältigt ihn nicht. Philine iſt da, wo ſie liebenswürdig iſt, ſehr reizend für ihn, aber ſie beherrſcht ihn nicht. Jarno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Mignon von ihm verlangt. Zu dieſen Anlagen kommt noch einnehmende Geſtalt, natürlicher Anſtand, Wohlklang der Sprache.

Für ein ſolches Weſen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künſtlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — ſondern eines Menſchen erwarten konnte. Durch ein modernes Coſtum mußte die Darſtellung dieſer Welt lebendiger werden. Das antike Coſtum erleichtert zwar das Idealiſiren, und verwahrt vor manchen Armſeligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umriſſe der Geſtalten erſcheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemähldes wird durch die unvollſtändige Beſtimmtheit geſchwächt. Ein Ideal, deſſen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerſtreut finden, giebt der Phantaſie ein weit anſchaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet ſich dieſer Unterſchied auch zwiſchen dem einheimiſchen und ausländiſchen Coſtum, und ſchon dieß konnte den Dichter, der zunächſt für das deutſche Publikum ſchrieb, beſtimmen, eine deutſche Welt zu wählen. Aber es fragt ſich auch, ob man, ſobald es auf die Bildung eines Menſchen ankommt, durch eine franzöſiſche, engliſche oder italiäniſche Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutſchen vortheilhaft ſei, daß ſich in ſeinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einſeitigen Ausbildung weniger günſtige Umſtände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantaſie vorhanden, die vollſtändig entwickelt werden ſollte. Hierzu gehörte ein gewiſſer Wohlſtand, und Freiheit vom Druck der Bedürfniſſe, aber keine zu günſtigen Verhältniſſe in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proſerpina; ſie feſſeln an die Unterwelt. Wer ſich für ſeinen Stand begeiſtern kann, wird in dieſem Stande vieles leiſten, aber eben ſo wenig wie Werner ſich je über ſeinen Stand erheben.

Eine ſchöne Geſtalt zog ihn an; ſeine Einbildungskraft lieh ihr alle Vorzüge des Geiſtes. Marianens Seele glich einer unbeſchriebenen Tafel, wo nichts ſeinem Ideale widerſprach; er ſah ſich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für ſeine Gattin, zu viel um von ihm verlaſſen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erſcheint dabei in dem glänzendſten Lichte, aus Meiſters Seele verſchwindet alle Bitterkeit, die bei dem Gedanken, von ihr getäuſcht worden zu ſeyn, ſonſt nie vertilgt werden konnte, und wir ſehen mit Wohlgefallen, daß Meiſters Inſtinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater iſt die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den ſein nächſter Wirkungskreis nicht verzog, und der keine beſſere Sphäre kannte, mußte es unwiderſtehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunſt überhaupt; aber er war nicht zum Künſtler berufen. Es war ihm bloß Bedürfniß, ſeine beſſern Ideen und Gefühle laut werden zu laſſen. Das Culiſſenſpiel der theatraliſchen Darſtellung mußte ihm bald widrig werden.

Er ſollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war ſeine erſte Lehrerin. In Philinen erſchien ihm das höchſte *Leben*, aber freilich nicht in einer dauernden *Geſtalt*. Eine Reihe von mannigfaltigen Geſtalten ging vor ihm vorüber, und unter dieſen waren einige ſo lieblich, daß ſie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Dieſem Uebermaas von Geſundheit ſtellten ſich zwei kranke Weſen gegenüber: Mignon und der Harfenſpieler. In ihnen erſcheint gleichſam eine Poeſie der Natur. Wo Meiſter durch die äußern Verhältniſſe abgeſpannt wird, giebt ihm das Anſchauen dieſer Weſen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geſchaffen, das Beſtreben zu gefallen bei Meiſtern zu erregen. Eine gewiſſe Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte ſich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantaſie hatte ſie vergöttert. Er fühlte ſich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußern Verhältniſſe. Dieſe gemiſchte Empfindung ſpannte alle ſeine Kräfte. Sie erſcheint auf einer niedrigen Stufe durch die Reue und Furcht, mit der ſie ihre Leidenſchaft verbüßt. Aber ſelbſt in den Akademiſchen Pranggebäuden ſich zu verflattern! Denn wie geſchrieben ſteht: es ſeye ſchwer, daß ein Reicher ins Reich Gottes komme, eben ſo ſchwer iſts auch, daß ein Mann, der ſich der veränderlichen modiſchen Art gleichſtellt, der ſich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergözt, ein gefühlvoller Künſtler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unſrer Väter offen waren, ſchließen ſich ihm. Die papierne Tapete, die an ſeiner Wand in wenig Jahren verbleicht, iſt ein Zeugniß ſeines Sinns und ein Gleichniß ſeiner Werke.

Ueber das **Uebliche** ſind ſchon ſo viel Blätter verdorben worden, mögen dieſe mit drein gehn. Mich dünkt das Schickliche gelte in aller Welt für's Uebliche, und was iſt in der Welt ſchicklicher als das Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geiſtlichen Geſchichten wie wahre Heilige vor, die ſich Gott' überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde, gegenwärtig fühlen, und nicht des umſtändlichen Prachts von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herihrer Buße iſt Grazie, und beim letzten Abſchiede wird ſie uns wieder äußerſt liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beiſpiel, was Leidenſchaft und Phantaſie für Zerſtörung in einem Weſen edler Art anrichten, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen iſt Ruhe, aber durch Zerſchneidung des Knotens, durch Abgeſchiedenheit von der ſinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel ſchöne Blüthen mußten erſterben, damit eine ſolche Frucht gedeihen konnte! Indeſſen ſind ihre Härten durch Toleranz möglichſt gemildert, und ihre Hochſchätzung Nataliens iſt ein ſchöner Zug, der ſie der Menſchheit wieder nähert.

Eine andre Art von innrer Ruhe, aber mit ununterbrochner äußrer Thätigkeit vereinigt, zeigt ſich in Thereſen. Hier iſt Leben mit Geſtalt vereinigt, aber in dieſem Leben fehlt eine gewiſſe Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberſpannung, aber auch keine Liebe und keine Phantaſie. Gleichwohl hat ihr ganzes Weſen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerſt anziehend ſind, der den Mangel dieſer Vorzüge in ſich ſelbſt oft ſchmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrſcht in ihrem Betragen immer eine gewiſſe Weiblichkeit, die gleichſam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur ſieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit ſo viel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthuſiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichſam im Vorbeigehen; ihr alles verſchlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber ſie überläßt ſich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt ſie ſich von der edelſten Seite.

Bei Natalien iſt dieſelbe innre Ruhe, dieſelbe Klarheit des Verſtandes, dieſelbe Thätigkeit, aber alles iſt von Liebe beſeelt. Dieſe Liebe verbreitet ſich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erſcheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber dieſe Erſcheinung iſt nicht drückend, ſondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geſchichte wünſchte man wohl mehr zu erfahren, aber es iſt begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon geſagt werden konnte. Er hatte in einer ſehr glänzenden Sphäre gelebt, und ſeine Schickſale hätten gleichſam durch ihre Lokalfarben der Haltung geſchadet. Meiſter mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächſt dieſen Perſonen gab es noch beſondre Verhältniſſe, die auf Meiſtern wirkten. Dahin gehört außer der theatraliſchen Exiſtenz der Aufenthalt auf dem Schloſſe des Grafen und die geheime Geſellſchaft. Bei der letzteren finde ich das Reſultat der Losſprechung beſonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell iſt, und eben deswegen deſto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle dieſe Anſtalten waren zu Meiſters Bildung nicht hinlänglich. Was ſie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchſt wahrer Gedanke.

Das Verdienſt eines ſolchen Plans ſollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Abſicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflöſung der Diſſonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen reichlichen Genuß finden mußte, der von dem philoſophiſchen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten iſt ſinnreich und überraſchend, aber nicht gekünſtelt und [illegible]. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund davon entweder in den vorhergehenden Schickſalen, oder in irgend einem charakteriſtiſchen Zuge, oder in dem natürlichſten Gange des menſchlichen Geiſtes und Herzens. Für einige Diſſonanzen gab es keine Auflöſung, die jeden Leſer befriedigen konnte. Mignon und der Harfenſpieler hatten den Keim der Zerſtörung in ſich. Für den Eindruck von Mignons Tode iſt ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernſt, zu dem ſie begeiſtern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünſcht man nicht mit Unrecht auch etwas linderndes nach dem Tode des Harfenſpielers. Wenigſtens hat der ſtarke Kontraſt am Schluſſe zwiſchen dieſer Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmuſikaliſches. Rouſſeau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman.

Wenn ich mir nun dieſen Roman in eine Sonate überſetze, ſo wünſchte ich nach einer ſo harten Diſſonanz vor dem Schluſſe noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalien allmählich eine Leidenſchaft für Meiſtern entſteht? Ueberhaupt ſcheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei erſten Bänden die Begebenheit herbeiführt, ſich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht abſichtlich zum Behuf der größern tragiſchen Wirkung, oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa ging die äſthetiſche Pflicht des Künſtlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieſer zu ſchaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Geſpräche über Hamlet, der Lehrbrief, und ſo manche köſtliche Nahrung des Geiſtes, die in den zerſtreuten Bemerkungen über Kunſt, Erziehung und Lebensweisheit enthalten iſt. Von allem dieſen durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erſcheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Geſpräch mit Meiſter. Ihr Kontraſt iſt nicht grell, aber ſtark genug um den Dialog zu beleben, und gleichſam vor unſern Augen entſpringt die Meinung aus dem Charakter. Abgeſonderte Geſpräche ähnlicher Art zwiſchen dieſen beiden Perſonen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchſt willkommnes Geſchenk. Es fehlt uns noch ſo ſehr an dieſer Gattung von Kunſtwerken. Auch wünſchte man wohl den Abbé und Natalien zuſammen über Erziehung zu hören; nur möchten ſie nicht geneigt ſeyn, miteinander darüber zu ſprechen.

Bei Betrachtung eines Kunſtwerks, wie dieſes, giebt es einen gewiſſen Punkt, bis wie weit man dem Künſtler nachſpüren und ſich von ſeinem Verfahren Rechenſchaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er ſich unſern Blicken, ſo gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterſcheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit ſeinem Werke vertraut werden; aber vergebens ſuchen wir den Genius zu lauſchen, wenn er dem Bilde der Phantaſie Leben einhauchte. Nur durch ſeine Wirkungen will er ſich verkündigen. Der gemeine Leſer ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geſchichte zum Grunde liegen" — und den ächten Kunſtfreund durchdringt ein elektriſcher Schlag.

Klar iſt der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verſtand bleibt er doch ewig geheim.

Aeſthetiſche Anſichten. Leipzig, bei Georg Joachim Göſchen, 1808. S. 119 ff.

Böttiger.

Egmont von Goethe.

Iffland als Egmont.

Den Egmont, der dem genialiſchen Dichter bey der Verfertigung der ſchönſten Scenen dieſes Schauſpiels jenſeits der Alpen vor Augen ſchwebte, der, um mich der Worte des berühmten Kunſtrichters Schiller zu bedienen, ein wohlwollender, heiterer und offener Menſch iſt, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtſinnigen Vertrauens zu ſich ſelbſt und zu andern, liebenswürdig und ſanft, ſinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind, konnte und wollte Iffland nicht geben, der eigentlich nie Chevalier- und erſte Liebhaberrollen ſpielt, und ſeine Vortheile zu gut kennt, um ſich in ein Feld zu wagen, wo ſelbſt ein Garrick einem Barry weichen mußte, weil keine Kunſt die hierzu erforderlichen Hülfsmittel ganz erſetzen kann. Er nahm ihm alſo etwas von jener leichten, ſchwebenden Unbefangenheit und jugendlichen Raſchheit, und gab ihm dafür mehr männliche Feſtigkeit, tiefere Empfindung, ſtrengeren Ernſt. Man muß geſtehen, daß der Eindruck, den dieß auf den größern Theil der Zuſchauer hervorbrachte, ſtärker und der Vorſtellung vom Trauerſpiele, die ſie ſchon im voraus mitgebracht hatten, angemeſſener zu ſeyn ſchien, als wenn Egmont, nach des Dichters Sinn, mehr von Seiten ſeiner liebenswürdigen Gutmüthigkeit und heitern Sorgloſigkeit aufgeſtellt worden wäre. — —

Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels in vierzehn
Darſtellungen auf dem Weimarſchen Hoftheater
im Aprilmonat 1796. (Von Böttiger.)
Leipzig, bey G. J. Göſchen, 1796. S. 352 ff

Ungenannt.

Ueber Goethe's Gedicht, Herrmann und Dorothea.

Bei den Griechen war bis zu jener Zeit, da ihr Geiſt verſchwunden und nur die Form deſſelben zurück geblieben war, alles die Frucht einer vollſtändigen, nie übereilten, aber auch nie trägen Entwicklung. Die Perioden ihrer Bildung zeigen ſich mit einer ſolchen ſichern, unverkennbaren Nothwendigkeit, wie der Kreislauf der Geſtirne, der Jahreszeiten. Seine herrlichen Naturanlagen durfte dies bewundernswürdige Volk, in welchem die Menſchheit die ſchönſte Jugend verlebte, die ihr zu Theil werden mag, durch ſeine politiſche Verfaſſung nicht aufgehalten in der freien Ausbildung, und gegen die Hinderniſſe derſelben geſchützt, durch keine Einwirkung einer fremden Kultur geſtört, mit Ruhe vollſtändig entwickeln, und ſich in ſich ſelbſt vollenden. Wie ein Geſchenk der Zeit nahm es daher jede neue Art der Gaben der Kultur an und bekümmerte ſich nicht darum, ob jene Art von Früchten, welche dem vorhergehenden Zeitalter gegeben wurden, nicht noch zu einer vollkommneren Reiſe getrieben werden könne. Schon darum wäre es Verirrung, wenn man die Höhe, welche die Griechen in einer Kunſt erreichten, als den Gipfel derſelben anſehen wollte, geſetzt, daß man der Regel ihres Kunſtgefühles auch unumſchränkt vertraute.

Es iſt Charakter der Kultur, welche durch die Jahrhunderte des Mittelalters vorbereitet, dem neuern Zeitalter gegeben ward, daß ſie, ein Produkt vieler Nationen und vieler Zeiten, zwar einer vielſeitigern Bildung fähig iſt, als die antike, aber auch leichter und in weit abentheuerlichere Verirrungen gerathen kann. Ver-

lich iſt dies der Fall im Gebiete der ſchönen Kunſt. Durch
en Nationalſinn geleitet, muß der Dichter, ſo ſehr das Stu-
m der Vorbilder ihm fruchtbar ſeyn kann, einzig der Noth-
ndigkeit vertrauen, die in den Geſetzen des menſchlichen Geiſtes
t, und ſobald dieſe es ihm nicht verbieten, wird es ein Tri-
ph für ihn über das Alterthum ſeyn, wenn er die goldenen
üchte, welche der Grieche in mehrern Regionen der Poeſie pflük-
n mußte, in Einer Gegend kann reifen laſſen. Auch wird er
n modernen Geſchmack, welcher zu ſeiner Schöpfung ſich um ſo
ieriger drängen wird, auf je mehr Seiten der menſchlichen
atur ſie wirket, durch einen ſolchen Triumph ſicherer, ſchneller,
m reinen menſchlichen nahe bringen, wie er in keinem Zeitalter und
keiner Nation, nur in den nothwendigen Geſetzen unſrer äſthe-
ſchen Kraft begründet iſt. Die griechiſche Nothwendigkeit in
eſtimmung der Gattungen der ſchönen Kunſt möchte nicht immer
it dieſer menſchlichen übereinkommen.

Wenn die Griechen von dem epiſchen Gedicht nichts weiter
rten, als daß es hinlänglich begränzt ein ſinnliches Ganzes ſei,
d die völlige Befriedigung der Vernunft erſt von der dramatiſchen
eſie verlangten: ſo wird ein Genie unſerer Zeiten, ſowohl der
innlichkeit als der Vernunft durch eine epiſche Darſtellung zu
cher Zeit genug thun können. Wenigſtens liegt in der Fo-
rung, daß eine vorgeführte Reihe von Begebenheiten die Faſſungs-
aft der Sinne nicht überſchreiten ſolle, durchaus kein Grund,
rum jene nicht auch als Schickſal mit ſeiner ehernen Nothwen-
keit und in ununterbrochener Wechſelwirkung mit den darge-
ten Charakteren zur Befriedigung der Vernunft erſcheinen
nen. Wirklich iſt es der Triumph und die Eigenthümlichkeit
Gedichtes Herrmann und Dorothea, daß es der dop-
ten Foderung entſpricht, welche die Griechen an ihre epiſche
d dramatiſche Poeſie machten.

Schon die beiden erſten Perſonen, deren Bekanntſchaft uns
Theil wird, beſtimmen die Sphäre, in welche der Dichter uns
en will. Wir treffen auf Menſchen, die von der Verfeine-
g unſerer Zeit nicht ſo entfernt ſind, daß dieſelbe keinen Einfluß
f ſie gehabt hätte; aber durch ſie auch keinen Verluſt an ihrer

eigenthümlichen Natur erlitten haben. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Theilnahme am Schickſal derer, die vor dem Feinde die Heimath verlaſſen müſſen, erwirbt ſich unſer Wohlwollen. Daß die allgewaltige Neugier ſie nicht zu dem Schauſpiel der vorbeiziehenden Ausgewanderten treibt, verräth ihr Wohlgefallen an der Bequemlichkeit des häuslichen Kreiſes. Wie nun der Pfarrherr des Ortes und der Nachbar Apotheker zu dem Wirth und ſeiner Frau hinzukommen, ſo iſt gleichſam der Rath der Götter verſammelt, welcher über das Schickſal des Heldenpaars im Gedicht entſcheiden ſoll. Durch den Wunſch des Vaters, an dem Tage des Friedensfeſtes zugleich die Hochzeit des Sohnes feiern zu können, der im Hauſe ſo rege, nach auſſen langſam ſei und ſelbſt der jungen Mädchen Geſellſchaft vermeide, iſt kaum des Helden des Gedichtes erwähnt worden, ſo erſcheint er ſelber, nur nicht mehr ſo beſchaffen, wie die Eltern noch vor wenigen Stunden ihn kannten. Die Liebe hat ihn umgeſtaltet; ſie hat die Bande zerriſſen, durch welche ſeine Empfindung bisher nicht brechen konnte, die hohe, edle Geſtalt einer Jungfrau unter den Ausgewanderten, die Handlung bei welcher er ſie traf, ihre verſtändige Rede, haben ſein Herz mit Zauber gerühret; er fühlt aber auch, daß er ohne Befriedigung der Liebe, die ſeine innige, ſtarke Natur ergriffen hat, auf ſein bisheriges Wohlbehagen beim beſchränkten Geſchäft Verzicht thun müſſe; und zu gleicher Zeit hört er des Vaters Willen, daß keine Arme ihm als Schwiegertochter ins Haus geführt werden ſolle. Bei der Ergebung in den väterlichen Willen, die er früh gelernt hat, verzweifelt er an dem Glücke ſeiner Liebe, doch auch an der Möglichkeit, bei den Eltern noch weilen zu können. Seine Mutter entlockt ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe. So ſehr man ein Hinderniß für dieſelbe von Seiten des Vaters wegen jener Erklärung und wegen ſeines Strebens nach Verbindungen mit angeſehenen Familien zu fürchten hat, liegen doch überwiegende Gründe in ſeinem Charakter zu der Vermuthung, daß er in einen Verſuch willigen werde, ob jene ausgewanderte Jungfrau als Tochter ſein Haus betreten ſolle. Zuerſt ſpricht dafür ſein inniger Wunſch, den Sohn vermählt zu ſehen, und die Ueberzeugung, von ſeiner geſunden Denkart unterſtützt, daß dieſer ſich nie ſeiner Braut einzig nach der väterlichen Wahl bequemen werde. Dann hatte er ſelbſt in einer drangvollen Zeit und nach ſchneller Entſcheidung, die ihn niemals gereuete, ſich verheirathet. Ferner konnte doch die ausgewanderte Jungfrau von anſehnlicher Herkunft ſeyn, vielleicht noch Vermögen beſitzen; und endlich widerſtehen Menſchen ſeiner Art nicht dem gemeinſchaftlichen Rathe verſtändiger, uneigennütziger und geliebter Bekannten. Beſonders mußte ihn das Wort des Predigers, welcher als feiner Menſchenkenner im Orte berühmt war, in die Seele treffen, daß nämlich der Sohn nie etwas begehrt, was ihm nicht gemäß geweſen wäre, das gewählte aber auch feſt gehalten habe. Die Scene der Entdeckung des Mädchens konnte ohne die beiden Freunde des Hauſes ſo wenig vor ſich gehn, als der Vater ohne ihren Rath in den ganzen Verſuch würde gewilligt haben; und ohne den ehrwürdigen Richter der Ausgewanderten würden ſie die hinlängliche Kunde von der Jungfrau nicht ſchnell genug haben erhalten können. Es lag in der männlichen, edlen Natur Herrmanns, in der Aengſtlichkeit und der Stärke ſeiner Liebe, daß er allein um die wiedergefundene werben wollte; und auſſer jenen Urſachen bewirkte der Ring, das ſchmerzliche Zeichen am Finger des Mädchens, und ihr ganzes Weſen, welches verſtändige Rede gebot, daß der Jüngling nicht von ſeiner Liebe zu reden vermochte. Als ſie ihm ſtammelnd entſchlüpfen wollte, und ſogleich wie ein Antrag, daß ſie in ſeinem väterlichen Hauſe dienen ſolle, von der Jungfrau genommen wurde, kam zu allen jenen Gründen noch die Unbehülflichkeit ſeiner Natur, daß er ſie in ihrem Mißverſtändniſſe ließ. Die Urſachen, welche ſie ſogleich anführt, warum ſie als Magd folgen werde, könnten vielleicht ihren Entſchluß rechtfertigen; aber ihr holdes Geſtändniß von der Neigung, welche auch ſie für den Jüngling empfunden, giebt uns in der letzten Scene volle Aufklärung darüber. Die Verwirrung, welche jenes Mißverſtändniß verurſacht, bewirkt die vollendete Darſtellung der Charaktere, und die Auflöſung, welche Dorothea über den Ring an ihrem Finger giebt, führt uns noch auf einen Zug in ihrem Schickſale, wodurch uns die frühe Vollendung einer ſo ſchönen und hohen Natur ganz begreiflich wird.

Wenn Zufall ein Ereigniß heißt, deſſen Grund nicht in der

Anſicht der Begebenheiten, die uns der Dichter vorführet, nicht in dem Verhältniſſe derſelben zu den dargeſtellten Charakteren liegt: ſo ſpielt er nirgends in dieſem Gedicht ſeine Rolle. Nirgends iſt ein Glied in der Kette da, welches man hinwegnehmen könnte, ohne den Genuß der Vernunft zu ſtören, und dieſe findet ihre volle Befriedigung.

Offenbar mußte es eine große Aufgabe für das Genie ſeyn, eine Begebenheit zu erfinden, welche ſich ſo raſch entwickelte, wie es nöthig iſt, um die Wechſelwirkung zwiſchen den Charakteren und den Ereigniſſen nach ihrer Stärke fühlbar zu machen, und welche zu gleicher Zeit geeignet war, das ruhige Fortſchreiten ihrer Theile zu erlauben, wie es die epiſche Darſtellung erheiſcht. Der Dichter verſtand dieſe Aufgabe zu löſen, indem er einen Zeitpunkt ſchnell vollendeter Begebenheiten, Charaktere wählte, die freilich ſtark genug ſind, um den Ereigniſſen nicht ſogleich zu weichen, aber nicht der Leidenſchaft fröhnen, und indem er überaus glücklich den Moment traf, wo die Vollendung der Begebenheit, welche den Stoff des Gedichtes ausmacht, bei dieſen Charakteren wie eine reife Frucht war, die nach leiſer Berührung herabfällt.

Durch einen zwiefachen Umſtand werden ſowohl die Sinne, als die Vernunft trotz der engern Beſchränktheit, die in der ganzen Handlung herrſcht, zu einer wunderbaren Größe geleitet. Mit der Schwüle eines Erntemittages beginnet das Gedicht. Die ahndungsvolle Ruhe eines Abends, welcher noch einen Aufruhr der Schöpfung drohet, iſt eingetreten, während der Zeit der Prüfung, ob Dorothea von Herrmann als die Verlobte könne heimgeführt werden, und indem plötzlich das nahe glückliche Ende derſelben durch die Jungfrau ſcheint weggeſchleudert zu werden, läßt auch der Donner des Gewitters ſich hören. Dieſe genaue Verbindung zwiſchen den Erſcheinungen der großen Natur und dem Gange der Begebenheit giebt dem Gedichte für die Sinne eine wunderbare Größe. Für die Vernunft hat es dieſe ſchon durch die erhabenen Naturen, welche es darſtellet, erlangt ſie aber vorzüglich dadurch, daß als Grundurſache des hier waltenden Schickſales eine Weltrevolution erſcheint. Was der Donner am Ende des Gedichtes für die Sinne t für die Vernunft der Jüngling, der aus Liebe zur Freiheit mit erhabenem Sinne den Todesgefahren entgegen geht.

Schon aus dieſer Beſtimmung des Geſichtspunktes für das Urtheil der Kritik über dieſes Gedicht ergibt ſich die hohe Vortrefflichkeit deſſelben, und je ſchärfer man die einzelnen Theile, wie alle ſeine Eigenthümlichkeiten von jenem Standpunkte aus betrachtet, deſto herrlicher zeigt ſich allenthalben die Vollendung. Für den Forſcher deſſen aber, was der Gegenwart Noth thut, muß der erhabene und ſo menſchliche Geiſt, der in dem ganzen Meiſterwerke weht, ſich noch in einem beſondern Werthe zeigen.

So reich wir an Poeſien ſind, welche ſich durch ächten dichteriſchen Gehalt, wie durch glückliche Sorgfalt für die Form auszeichnen, fehlt es uns doch ſehr an Werken, in welchen die reine Natur der Gegenſtände ergriffen wäre, ohne daß die Individualität des Künſtlers nach den Schwingungen, welche in ihr hervorgebracht wurden, bald feiner bald gröber hervortönte. Dennoch iſt es gewiß, daß einige Gattungen der Poeſie in Schöpfungen, die ihrem Ideal entſprechen ſollen, eben ſo wenig wie die Hiſtorie, irgend eine andere Eigenthümlichkeit vertragen, als welche dem Dargeſtellten angehört. Die poetiſche Täuſchung iſt geſtört, wie die hiſtoriſche; ſobald der Künſtler in das Reich ſeiner Produkte tritt, und das Gefühl der Freiheit iſt beleidigt, ſobald ich die Hand erblicke, welche die Geiſter ergriffen hat, die ich ſchaue. Wie das Genie des Künſtlers ein Geſchenk des Himmels iſt: ſo ſoll auch ſein Werk wie eine Gabe des Himmels erſcheinen. Ihm genüge im modernen Zeitalter ſein Selbſtgefühl, und er werde nicht irre, wenn die Menge Schöpfungen anſtaunt, in welchen der Künſtler ſelbſt ſich zur Schau ſtellt. Dieſes Gedicht iſt ein unſchätzbares Geſchenk, weil es, bei ſeiner objektiven Reinheit, wegen der Sphäre, die es begreift, doch gewaltig das Zeitalter an ſich ziehen wird.

Wenn es wegen dieſes Grundes beſonders für die Gegenwart heilſam wirken wird: ſo kann es einer andern Eigenheit des modernen Geiſtes, deren edlen Einfluß man mehr für die vergangnen Zeiten, als für die gegenwärtigen nöthig erachten muß, ein treffliches Arzneimittel werden. Durch das Ritterweſen, von welchem ſich überhaupt ſo manches im Charakter unſrer Bildung herſchreibet, beyzuzerren. Ich ſeze da drey Meiſter zuſammen, die man faſt immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt, aber ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herzuſezen, und zu beweiſen, daß ſie ſich alle in dieſem weſentlichen Stücke gleich waren.

Ein groſer Maler wie der andre, lockt durch groſe und kleine empfundene Naturzüge den Zuſchauer, daß er glauben ſoll, er ſey in die Zeiten der vorgeſtellten Geſchichte entrückt, und wird nur in die Vorſtellungsart in das Gefühl des Malers verſezt. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geſchichte der Menſchheit mit und zu wahrer menſchlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt ſeine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländiſche Bäurinn vorſtellt, ſieht freilich iedes Herrchen, daß entſezlich gegen die Geſchichte geſchlägelt iſt, welche vermeldet: Chriſtus ſeye zu Bethlehem im iüdiſchen Lande gebohren worden. Das haben die Italiener beſſer gemacht! ſagt er:

ward ſchwärmeriſche Verehrung des weiblichen Geſchlechtes nicht nur eingeführt, ſondern mit zum Zwecke des Lebens gemacht. So entſtand die Leidenſchaft, welche wir jezt Liebe nennen. In ſo fern ſie in der Natur begründet iſt, wird ſie jedem Zeitalter der nicht mehr rohen Menſchheit angehören, aber wenn ſie als die Peſt für alle thätige Kraft erſcheint, und die Beſtimmung unſers Lebens wird: ſo iſt dies ein ſicheres Zeichen, daß die Kultur nicht gleichförmig, und den ganzen Menſchen ergreifend, fortgegangen iſt. Dieſe moderne Ungleichheit nämlich in der Ausbildung der einzelnen Individuen, wie der geſammten Maſſe derſelben, die Mutter faſt aller unſrer Uebel, iſt auch die Erzeugerin der Leidenſchaft Liebe, welche in dem wirklichen Leben aller neuern Nationen, die zu den gebildeten gehören, wie in ihrer Romanenwelt, eine fürchterliche Rolle ſpielet. Der Dichter, welcher durch ſeinen Werther ihr ein größeres Opfer, als irgend ein andrer Genius brachte, ſtellt in ſeinem Gedicht Herrmann und Dorothea eine Liebe auf, wie die Menſchen auch auf der höchſten Stufe ihrer Kultur ſie empfinden mögen.

Endlich greift daſſelbe auch mächtig in die Bedürfniſſe ein, welche durch die politiſchen Revolutionen unſrer Tage erregt wurden. Allenthalben findet man hier Lehren in Beziehung auf dieſelben, die mit gewaltiger Wahrheit auf das Herz fallen, und im Gewirre des gegenwärtigen Lebens wie unſre Schutzgeiſter uns begleiten werden. Wie eindringend erſcheint, durch die Handlung des Gedichtes vorzüglich herbeigeführt, beſonders der Eifer wider die überhand nehmende Maxime, daß gerade wegen der Stürme, die bevorſtehen, wohin man ſich wenden möge, man weniger als je das ehliche Band ſchlingen müſſe. Offenbar iſt ſie die Maxime des Egoismus, und der Staat, wo ſie lange geherrſcht hat, muß bei einbrechender Revolution darauf rechnen, daß er viel ſchwangrer an Unſittlichkeit und Verwirrungen ſeyn werde, als er ohne jene Meinung der Mode geworden wäre.

Mit welcher goldenen Rede Herrmanns zu ſeiner Dorothea ſchließt ſich das Gedicht!

Kritik des Jahres 1797. Ein Taſchenbuch für 1798.
Altona, bey J. F. Hammerich. S. 277 ff.

Wie Wieland alle Zeitalter und alle Nationen für ſeine Geſänge benutzte, ſo hat er auf den Grundcharakter unſerer Poeſie, daß ſie univerſell ſein ſoll, mächtig gewirkt. Dies that auch Goethe, der reinſte dichteriſche Genius der Deutſchen. Unmittelbar nach Vollendung der Lehrjahre Meiſters, ſchuf er ein epiſches Gedicht, durch welches, wie durch jenen Roman, eine neue Epoche unſerer Poeſie beginnen wird. Seine Werke ſind die goldenen Früchte, welche dies Jahrhundert, ſich zum ewigen Ruhm, gegen ſein Ende noch zur Reife gebracht hat. —

Aus demſelben Taſchenbuch. S. 325 f.

Johann Gottlieb Fichte.

Die innere Stimmung des Künſtlers iſt der Geiſt ſeines Produkts; und die zufälligen Geſtalten, in denen er ſie ausdrückt, ſind der Körper oder der Buchſtabe deſſelben. Hier iſt es, wo das Bedürfniß der mechaniſchen Kunſt eintritt.

Wer die Dinge einer gewiſſen Stimmung gemäß bearbeiten will, der muß es überhaupt verſtehen, ſie zu bearbeiten, und ſie mit Leichtigkeit zu bearbeiten, ſo daß kein Widerſtand ſichtbar ſei, und daß die todte Maſſe unter ſeinen Händen von ſelbſt Bildung und Organiſation angenommen zu haben ſcheine. So bald die Materie widerſtrebt, und es der Anſtrengung bedarf, ſie zu beſiegen, iſt die äſthetiſche Stimmung abgebrochen, und es bleibt uns Andern nichts übrig, als der Anblick des Arbeiters, der ſeinen Zweck zu erreichen ſtrebt; ein nicht unwürdiger Anblick, den wir aber nur hier nicht haben wollten. Man hat dieſe Leichtigkeit der mechaniſchen Kunſt ſehr oft mit dem Geiſte ſelbſt verwechſelt; und ſie iſt allerdings die ausſchließende Bedingung ſeiner Aeußerung, und jeder, der an das Werk geht, muß ſie ſchon erworben haben; aber ſie iſt nicht der Geiſt ſelbſt. Durch ſie allein wird nichts hervorgebracht, als ein leeres Geklimper; ein Spiel, das auch nichts weiter iſt, denn Spiel; das nicht zu Ideen erhebt, und höchſtens einen Muthwillen, und eine verſchwendete Kraft ausdrückt, der man in der Stille eine beſſere Anwendung wünſcht. Zwar wird der leichteſte und muthwilligſte Pinſelſtrich des wahren Genie einen Anſtrich von Ideen haben; aber der bloße Mechaniker wird durch ſeine höchſte Kunſt nie etwas anders hervorbringen, als ein mechaniſches Werk, über deſſen Bau man höchſtens ſich wundern wird.

So iſt in den letzten Meiſterwerken des begünſtigten Lieblings der Natur unter unſrer Nation, — im Taſſo, in der Iphigenie, und in den leichteſten Pinſelſtrichen deſſelben Künſtlers ſeitdem, es iſt in ihnen, ſage ich, nicht die ſo einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulſt ſo ſanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leſer ſo mächtig angezogen wird. Es iſt nicht der Buchſtabe, ſondern der Geiſt. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache iſt es möglich, ein ſehr ſchaales, ſehr ſchmackloſes, ſehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung iſt es, welche in dieſen Werken herrſcht; dieſe edelſte Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechiſchen Himmel hervorgetrieben und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde. Es ſchmiegt ſich an unſre Seele das lebendige Bild jener geendigten Kultur, die den Angriffen des Schickſals nicht mehr mit gewaltſamen Anſtrengungen und Renkungen entgegen geht, und die eher alles, als die reine Ebenheit ihres Karakters und die leichte Grazie in den Bewegungen ihres Gemüths, verliert; jenes Beruhens in ſich ſelbſt und auf ſich ſelbſt, das es nicht mehr bedarf, durch Anſtrengung ſeine Kraft aufzuregen und gegen den Widerſtand anzuſtemmen, ſondern das auf ſeiner eignen natürlichen Laſt ſicher ſteht; jener Unbefangenheit des Geiſtes, welche die Dinge, auch bei ihrem gewaltſamſten Andrängen auf uns, dennoch keiner andern Schätzung würdigt, als der, die ihnen gebührt, daß ſie Gegenſtände unſrer Betrachtung ſind, und welche auch dann noch den gefälligen Formen derſelben ein äſthetiſches Vergnügen, den Verzerrungen derſelben ein leichtes Lächeln, wie Grazien lächeln, abzugewinnen vermag; jener Vollendung der Menſchheit, die ſich von der Sinnenwelt nicht losgeriſſen, ſondern abgelöſt fühlt, und die mit gleicher Leichtigkeit derſelben ohne Mißvergnügen entbehren, oder ihrer mit Freude auf ihre Weiſe genießen kann. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt verſetzt, in der allein eine ſolche

Stimmung möglich iſt, unter eine Geſellſchaft, deren Mitglieder alle gerecht und wohlwollend ſind, und deren Trennungen nicht durch böſen Willen verurſacht, ſondern ſelbſt nur Stürme des widrigen Schickſals ſind; — (denn Ungerechtigkeiten freier Weſen können uns nie gleichgültig ſein, und werden immer ernſte Mißbilligung, keinesweges aber das leichte Lächeln erregen, wie die Verſtoße der vernunftloſen Natur). Wir entdecken mit befriedigter Selbſtliebe unter dem Einfluſſe des Künſtlers eine Faſſung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben, und veredelt, und innige Liebe iſt der Lohn des Dichters, der uns ſo ſanft ſchmeichelt, um uns zu beſſern.

Jeder hat den feinſten Sinn für diejenige Art der Ausbildung, der er zunächſt bedürfte, und mag in der Stunde der Täuſchung am liebſten das an ſich finden, wovon eine leiſe Ahndung ihm ſagt, daß es auf der nächſten Stufe der Kultur liege, die er zu erſteigen hat. Ein beträchtlicher Theil unſers Publikums iſt noch nicht ſo weit, daß ihm nichts mehr, als die Grazie in ſeinen Bewegungen, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit in ſeiner Kraftäußerung abgebe. Vielen fehlt es an der Kraft ſelbſt. Für dieſe ſind Darſtellungen, wie die, von welchen wir redeten, unſchmackhaft; ſie verwechſeln die durch die Fülle der Kraft gehaltne Kraft, die ſie nicht kennen, mit der Kraftloſigkeit, die ſie nur zu wohl kennen. Dieſe mögen im Bilde lieber die rohe aber kraftvolle Sitte unſerer Urahnen ſich angetäuſcht ſehen — eine Art, die ſo vorzüglich iſt, als jede andere, wenn ſie mit Geiſt behandelt wird — oder vergnügen ſich wohl auch an den wunderlichen Renkungen in unſern gewöhnlichen Ritterromanen, und an hochtönenden und vermeſſenen Reden.

Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verſchiedene Epochen der menſchlichen Kultur mit allen ihren Abſtufungen auszumeſſen. Er nahm ſein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erſtern niederzuſetzen. Aber ſein Genius überflog, wie es ſein mußte, den langſamen Gang deſſelben. Er bildete, wie jeder wahre Künſtler ſoll, ſein Publikum ſelbſt, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unſer Geſchlecht höher ſteigt, ſo iſt es nicht ohne ſein Zuthun.

Ueber Geiſt und Buchſtab in der Philoſophie. Von Fichte. S. Philoſophiſches Journal von Fichte und Niethammer. Jena und Leipzig, 1798. 8. Bd. IX. Heft 4. S. 296.

Ungenannt.

Fichte und Goethe über Napoleon.

Die Kunſt, *gegebene* Charaktere in ihrer Weſenheit *aus zu ſprechen*, iſt eine der großartigſten und ſeltenſten, die nur den ausgezeichnetſten Geiſtern verliehen wird. Sie iſt, was die Darſtellung betrifft, verwandt mit der Kunſt, *neue* Charaktere lebendig zu *ſchaffen*, aber von ihr doch ſehr verſchieden. Dieſe gehört dem Dichter, jene mehr dem Hiſtoriker und Philoſophen. Selten finden ſich beiderlei Gaben in demſelben Geiſte vereinigt. *Shakſpeare*, in der einen Kunſt ein unübertreffbarer Meiſter, hat keinen Anlaß gehabt, auch in der andern ſein Vermögen dar zu thun. *Tacitus*, als geſchichtlicher Darſteller ein unerreichbares Vorbild, iſt von ſeinem Felde niemals auf das dichteriſche hinüber getreten.

Wir Deutſche haben in dieſer Kunſt große Meiſterſtücke auf zu weiſen. Erſt neuerdings haben wir in wenigen, ſtarken und glücklichen Zügen das Charakterbild *Blüchers* ausgedrückt erhalten, dem ſchwerlich ein anderes ſo leicht kann zur Seite geſetzt werden. Von früheren Schilderungen ſolcher Art müſſen wir vor allen *Fichte's* tiefſinnige Erforſchung über J. J. *Rouſſeau* und ſeinen Aufſatz über *Machiavelli* anführen, worin ſich die ganze Gewalt ſeines conſtruirenden Geiſtes glänzend offenbart. Allein die Hand des Dichters, welchem unſere Literatur die eigenthümlichſten und lebendigſten Schöpfungen dichteriſcher Art verdankt, hat auch in der Charakteriſtik gegebener Perſönlichkeiten den höchſten Preis vor allen Mitbewerbern zu ergreifen gewußt. Wir rinnern hier, anderer Beiſpiele zu geſchweigen, die ſich zahlreich in „Wahrheit und Dichtung“ und in der „Farbenlehre“ vorfinden, einzig an den Abſchnitt der letztern, worin das Weſen Newton's ergründet und erklärt wird. Schwerlich möchte ſich in unſerer Literatur dieſem Meiſterſtücke geiſtiger Durchſchauung und gebildeter Darſtellung außer den angeführten noch etwas vergleichen laſſen.

Jetzt eben erſcheint jedoch, in dem neueſten Hefte von „Kunſt und Alterthum“, ein neuer Ausſpruch Goethe's, an Tiefe und Klarheit keiner früheren Schilderung nachſtehend, aber alle an Intereſſe für uns Zeitgenoſſen durch den Gegenſtand übertreffend. Goethe hat ſich über Napoleon ausgeſprochen, ſein Urtheil über die Zuſammenſetzung dieſes Charakters, der für die Welt ein ſo großes Räthſel geblieben, in kurzen Worten niedergelegt!

Hier gedenken wir alſobald auch unſres Fichte wieder, der gleichfalls, in ſeiner Weiſe, von Napoleon ein Charakterbild geliefert, welches zu den beſten Redeſtücken gehört, die aus der Feder dieſes ſcharfſinnigen Denkers gefloſſen ſind. In ein größeres philoſophiſches Werk eingeflochten, iſt dieſes Stück einem bedeutenden Theile des deutſchen Publikums bisher ſo gut wie unbekannt geblieben, und gewiß werden uns viele Leſer dafür danken, wenn wir ihnen die Urtheile zweier unſrer erſten Geiſter, die der Stolz ihrer Nation geworden ſind, über den merkwürdigſten Mann des Jahrhunderts, der auf unſer Aller Schickſal eingewirkt, hier zuſammengeſtellt vor Augen bringen.

Wir laſſen zuerſt Fichte reden. In ſeinem Buche: „Die Staatslehre“ (Berlin, 1820) heißt es, wie folgt:

„Laſſen Sie uns den Mann ſehen, der an die Spitze jenes Volkes ſich geſtellt hat. Zuvörderſt, er iſt kein Franzoſe. Wäre er dies, ſo würden jene geſelligen Grund-Anſichten, jene Achtung für die Meinung Anderer, und kurz für etwas außer ihm ſelber, einige wohlthätige Schwäche und Inconſequenz ſeinem Charakter beimiſchen, wie dergleichen ſich zum Beiſpiel im vierzehnten Ludwig, meines Erachtens der ſchlimmſten Ausgeburt des franzöſiſchen National-Charakters, vorfanden. Aber er iſt aus einem Volke, das ſchon unter den Alten wegen ſeiner Wildheit berüchtigt war, das gegen die Zeit ſeiner Geburt in harter Sklaverei noch mehr verwildert war, das einen verzweifelten Kampf gekämpft hatte, um die Feſſeln zu zerbrechen, und in Folge dieſes Kampfes in die Sklaverei eines nur ſchlaueren Herrſchers gefallen, und um ſeine Freiheit betrogen worden war. Die Begriffe und Empfindungen, die aus einer ſolchen Lage ſeines Vaterlandes ſich entwickelten, mögen die erſten Bildungsmittel ſeines aufkeimenden Verſtandes geweſen ſeyn. Unter der franzöſiſchen Nation, die auf dieſe Weiſe ihm zuerſt bekannt wurde, erhielt er ſeine Bildung, ſie legte ſich ihm dar in den Begebenheiten einer Revolution, deren innere Triebfedern zu ſchauen er alle Gelegenheit hatte, und er mußte bald mit innigſter Klarheit dieſelben begreifen lernen, als eine höchſt regſame Maſſe, die da fähig wäre, durchaus jedwede Richtung an zu nehmen, keinesweges aber durch ſich ſelbſt ſich eine beſtimmte und dauernde zu geben. Konnte es anders kommen, als daß er, wie er dieſe Nation fand, der er ſelbſt ſeine Verſtandes-Ausbildung dankte, und die er ungefähr für die erſte halten mochte, ſo auch das ganze übrige Menſchengeſchlecht anſahe? Von einer höhern ſittlichen Beſtimmung des Menſchen hatte er durchaus keine Ahnung. Woher ſollte er ſie bekommen, da ſie nicht, wie etwa bei den Franzoſen, durch eine glückliche Angewöhnung in früher Jugend ihm zu Theil ward, durch deutliche Erkenntniß aber vermittelſt der Philoſophie oder des Chriſtenthums ſeine ſpätere Bildung ſie ihm auch nicht darbot? Zu dieſer vollkommenen Klarheit über die eigentliche Beſchaffenheit der Nation, über die er ſich der Oberherrſchaft bemächtigte, trat ein durch ſeine Abſtammung aus einem kräftigen Volke begründeter, und durch ſeinen ſteten, aber zu verbergenden Widerſtreit gegen die Umgebungen ſeiner Jugend geſtählter, kräftiger und unerſchütterlicher Wille. Mit dieſen Beſtandtheilen der Menſchengröße, der ruhigen Klarheit, dem feſten Willen ausgerüſtet, wäre er der Wohlthäter und Befreier der Menſchheit geworden, wenn auch nur eine leiſe Ahnung der ſittlichen Beſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Geiſt gefallen wäre. Eine ſolche fiel niemals in ihn, und ſo wurde er denn ein Beiſpiel für alle Zeiten, was jene beiden Beſtandtheile rein für ſich, und ohne irgend eine Anſchauung des Geiſtigen geben können."

„Es bildete ſich ihm hieraus folgendes Erkenntnißgebäude: daß die geſammte Menſchheit eine blinde, entweder gänzlich ſtagnirende, oder unregelmäßig und verwirrt durch einander und mit einander ſtreitend ſich regende Maſſe von Kraft ſey; daß weder jene Stagnation ſeyn ſolle, ſondern Bewegung, noch jene unordentliche, ſondern eine nach einem Ziele ſich richtende Bewegung: daß ſelten, und durch Jahrtauſende getrennt, Geiſter geboren würden, die beſtimmt ſeyen, dieſer Maſſe die Richtung zu geben, dergleichen Einer Karl der Große geweſen ſey, und er der Nächſte nach ihm, daß die Eingebungen dieſer Geiſter das Einzige, und wahrhaft Göttliche, und Heilige, und die erſten Principien der Weltbewegung ſeyen, und daß für ſie ſchlechthin alle andern Zwecke der Sicherheit oder des Genuſſes aufgeopfert, für ſie alle Kräfte in Bewegung geſetzt, und jedwedes Leben in Beſchlag genommen werden müſſe, und daß es Auflehnung ſey gegen das höchſte Weltgeſetz, ſolchen Anregungen ſich entgegen zu ſetzen. In ihm ſey erſchienen dieſes Weltgeſetz in der neuen Ordnung der Dinge, die er in dem Culturſtaate, unter ſeiner Oberherrſchaft ausführen wolle: das nächſte Glied dieſer Ordnung ſey dermalen die Freiheit der Meere, wie er ſagt, die Oberherrſchaft der Meere in ſeinen Händen, wie er es eigentlich meint, und für dieſen allernächſten durch das Weltgeſetz geſetzten Zweck müſſe alles Glück von Europa aufgeopfert werden, alles Blut fließen; denn dafür allein ſey es da. Dieſen großen Weltplan, der freilich über das Ziel eines Menſchenlebens ſich hinaus ſtreckt, ſoll nun nach ihm ſeine Dynaſtie fort- und ausführen, ſo lange, bis etwa nach einem Jahrtauſend ein anderer inſpirirter Held wie er auftreten, und mit neuer Offenbarung in ſeine und Karl's Schöpfung eingreifen wird."

„Man hat geahnet, daß es mit ihm ein anderes Bewenden habe, als mit andern vorzeitigen und gleichzeitigen Herrſchern. So iſt es auch. Oeffentliche Blätter zwar meinten, daß die Geſinnungen eines Generals in ihm verſchwinden würden durch Einführung der Erbfolge für ſeine Dynaſtie. Nicht recht begriffen. — So verhält es ſich: Jene ſind gewohnt, ſich als Vertheidiger des

Eigenthums und Lebens an zu ſehen, als Mittel zu dieſem Zwecke, der drum nie aufgeopfert werden darf: dieſer ſetzt ſich als Vertheidiger eines abſoluten — ſelbſt Zweck ſeyenden — Willens, eines Weltgeſetzes, in der That aber nur eines individuellen Willens, einer *Grille*, ausgerüſtet mit der formalen Kraft des ſittlichen Willens. (Dies iſt ſein wahres unterſcheidendes Weſen. Jene ſind nicht im Stande, ihren gegen ſie immer noch erhabenen Gegner auch nur zu begreifen.) Es iſt allerdings wahr, daß Alles aufgeopfert werden ſoll — dem Sittlichen, der Freiheit; *daß* Alles aufgeopfert werden ſolle, hat er richtig geſehen, für ſeine Perſon beſchloſſen, und er wird ſicher Wort halten bis zum letzten Athemzuge; dafür bürgt die Kraft ſeines Willens. — *Seine Denkart iſt mit Erhabenheit umgeben*, weil ſie kühn iſt, und den Genuß verſchmäht; darum verführt ſie leicht erhabene, das Rechte nur nicht erkennende Gemüther. — Nur ſoll es eben nicht geopfert werden ſeinem eigenſinnigen Entwurfe; *dieſem aufgeopfert zu werden, iſt er ſelbſt ſogar viel zu edel*; der Freiheit des Menſchengeſchlechts ſollte er ſich aufopfern, und uns Alle mit ſich, und dann müßte z. B. ich, und Jeder, der die Welt ſieht, wie ich ſie ſehe, freudig ſich ihm nachſtürzen in die heilige Opferflamme."

„In dieſer Klarheit, und in dieſer Feſtigkeit beruhet ſeine Stärke. — In der Klarheit: alle unbenutzte Kraft iſt ſein; alle in der Welt gezeigte Schwäche muß werden ſeine Stärke. Wie der Geier ſchwebt über den niedern Lüften, und umherſchaut nach Beute, ſo ſchwebt er über dem betäubten Europa, lauſchend auf alle falſchen Maßregeln und Schwächen, um flugſchnell herab zu ſtürzen, und ſie ſich zu Nutze zu machen. In der Feſtigkeit: die Andern wollen auch wohl herrſchen, aber ſie wollen noch ſo vieles Andere nebenbei, und das Erſte nur, wenn ſie es neben dieſem haben können; ſie wollen ihr Leben, ihre Geſundheit, ihren Herrſcherplatz nicht aufopfern; ſie wollen bei Ehren bleiben; ſie wollen wohl gar geliebt ſeyn. Keine dergleichen Schwächen wandelt ihn an: ſein Leben, und alle Bequemlichkeiten deſſelben ſetzt er daran, der Hitze, dem Froſte, dem Hunger, dem Kugelregen ſetzt er ſich aus, das hat er gezeigt: auf beſchränkende Verträge, dergleichen man ihm angeboten, läßt er ſich nicht ein; ruhiger Beherrſcher von

Frankreich, was man ihm etwa bietet, will er nicht ſeyn, ſondern ruhiger Herr der Welt will er ſeyn, und, falls er das nicht kann, gar nicht ſeyn. Dies zeigt er jetzt, und wird es ferner zeigen. Die haben durchaus kein Bild von ihm, und geſtalten ihn nach ihrem Bilde, die da glauben, daß auf andere Bedingungen mit ihm und ſeiner Dynaſtie, wie er ſie will, ſich etwas anderes ſchließen laſſe, denn Waffenſtillſtände. Ehre und Treue? Er hat es freiwillig bei der Einverleibung Hollands ausgeſprochen, daß ein Herrſcher damit es halte, wie die Zeiten es mit ſich bringen: ſo lange es ihm ſelbſt zuträglich iſt, ja — wenn es ihm nachtheilig wird, nicht mehr Daher kommt auch in allen neuern Staatsſchriften deſſelben das Wort Recht gar nicht mehr vor, und fällt nach ihm heraus aus der Sprache, ſondern es iſt allenthalben nur die Rede vom Wohle der Nation, dem Ruhme der Armeen, den Trophäen, die er in allen Landen erfochten.“

„So iſt unſer Gegner. Er iſt begeiſtert und hat einen abſoluten Willen: was bisher gegen ihn aufgetreten, konnte nur rechnen, und hatte einen bedingten Willen. Er iſt zu beſiegen auch nur durch Begeiſterung eines abſoluten Willens, und zwar durch die ſtärkere, nicht für eine Grille, ſondern für die Freiheit. Ob dieſe nun in uns lebt, und mit derſelben Klarheit und Feſtigkeit von uns ergriffen wird, mit welcher er ergriffen hat ſeine Grille, und durch Täuſchung oder Schrecken Alle für ſie in Thätigkeit zu ſetzen weiß, davon wird der Ausgang des begonnenen Kampfes abhängen.“

Vernehmen wir nun Goethen. Er trägt ſeinen Ausſpruch in folgenden drei zuſammen gehörigen, aber einzeln geſtellten Abſätzen vor.

„In der Idee leben, heißt das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieſelbe Bewandniß: treffen beide zuſammen, ſo entſtehen Ereigniſſe, worüber die Welt vom Erſtaunen ſich Jahrtauſende nicht erholen kann.“

„Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte ſie doch im Bewußtſeyn nicht erfaſſen; er läugnet alles Ideelle durchaus, und ſpricht ihm jede Wirklichkeit ab, indeſſen er eifrig es zu verwirklier: Und wie? — Hat Raphael was anders, was mehr gemahlt, als eine liebende Mutter mit ihrem Erſten, Einzigen? und war aus dem Sujet etwas anders zu malen? Und iſt Mutterliebe in ihren Abſchattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Maler, in allen Zeiten? Aber es ſind die bibliſchen Stücke, alle durch kalte Veredlung und die geſteifte Kirchenſchicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entriſſen worden, um gaffende Augen des Dumpfſinns zu blenden. Sizt nicht Maria zwiſchen den Schnörkeln aller Altareinfaſſungen, vor den Hirten, mit dem Knäblein da, als ließ ſie's um Geld ſehn, oder habe ſich, nach ausgeruhten vier Wochen, mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieſes Beſuchs vorbereitet? Das iſt nun ſchicklich! das iſt gehörig! das ſtößt nicht mit der Geſchichte.

Wie behandelt Rembrandt dieſen Vorwurf? Er verſezt uns in einen dunkeln Stall, Noth hat die Gebährerinn getrieben, das Kind an der Bruſt,

mit

chen trachtet. Einen ſolchen innern perpetuirlichen Widerſpruch kann aber ſein klarer, unbeſtechlicher Verſtand nicht ertragen, und es iſt höchſt wichtig, wenn er, gleichſam genöthigt, ſich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.“

„Er betrachtet die Idee als ein geiſtiges Weſen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt, ein Reſiduum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz abſprechen können. Wenn dieſes uns auch ſtarr und materiell genug ſcheinen mag, ſo ſpricht er ſich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltſamen Folgen ſeines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da geſteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt ſich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine friſche Anregung, eine neue Richtung gegeben habe. —“

Die Art, wie Goethe hierauf, in einem nachfolgenden Abſatze, zu Hamann übergeht, iſt höchſt eigenthümlich, und zeigt, wie in dieſem Kopfe ganz andere Verbindungen, nach tieferen Bezügen ſtatt finden, als die gewöhnlichſten Klaſſifikationen darbieten. Napoleon und Hamann! Das iſt gewiß noch nie da geweſen!

Fichte ſprach zur Zeit des gegen Napoleon geführten noch unentſchiedenen Krieges; Goethe nach dem Sturz und Tode Napoleons. Dieſen Unterſchied abgerechnet, und auf den tiefern Inhalt mehr als auf den oberflächlichen Anſchein geſehen, wird man finden, daß beide Urtheile im Grunde übereinſtimmender ſind, als nach dem erſten Anblick ſcheinen möchte. In jedem Fall bieten dieſe denkwürdigen Ausſprüche den Gegenſtand reichhaltiger Meditationen, denen ſich berufene Geiſter mit Sorgfalt und Ehrfurcht nicht ohne Belohnung widmen werden.

Der Geſellſchafter oder Blätter für Geiſt u. Herz
1825. Nr. 92. 93. u. 94.

Ungenannt.

Jena, den 18. November 1799.

— **Hardenberg (Novalis)** habe ich geſehen, er war einige Tage hier, und die Anſchauung ſeiner Perſönlichkeit hat es mir erklärt, warum er einſt Ihrer Aufmerkſamkeit entging; ſeine Freunde behaupten, er hätte ſich zu ſeinem Nachtheil verändert; ich behaupte aber, gemein wird man nicht, das wird einem angeboren.

Und nun zuletzt: ein heller Punkt in meinem Lebenslauf! Goethe'n habe ich geſehen! und nicht bloß geſehen; er iſt mit mir und den beiden S— wohl eine gute halbe Stunde ſpazieren gegangen; hat mich mit einem auszeichnenden Blick gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und ſich freundlich nnd ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht; dieſen Gott, ſo ſichtbar und in Menſchengeſtalt neben mir, mit mir unmittelbar beſchäftigt zu wiſſen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! — Von dem zurückſchreckenden Weſen, das man ſo allenthalben von ihm ſich erzählt, habe ich wenig vermerkt: im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angſt groß war, ſo nahm ſie doch ſehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewiſſes ſchweſterliches Vertrauen in ihm. Ewig Schade iſt es, daß er ſo korpulent wird, das verdirbt einem ein wenig die Imagination! Wie er ſo neben mir her ging, und freundlich redete, da verglich ich ſeine Perſon mit allen Werken, die mir von ihm in der Eil' einfielen, und da habe ich gefunden, daß er dem Meiſter und dem Hermann am meiſten ähnlich ſieht, am allerwenigſten konnte ich aber den Fauſt in ihm finden, alles andere aber ganz deutlich, die vermiſchten Gedichte, Taſſo, Egmont, Werther, Götz, Elegieen, überhaupt alles, alles! — Auch der väterliche Ton in ſeinen letzten Sachen ward mir klar! — Er geht zu niemand, als zu Schiller, deſſen Frau ſehr krank iſt; die Schlegel macht mir aber doch Hoffnung, daß er einmal ein Soupé annehmen wird. Wenn es geſchieht, ſo ſollen Sie davon hören, denn Sie, meine Liebe, verdienen eigentlich mit dabei zu ſein! — Hier haben Sie nun meine Freuden, die ich Ihnen gern noch weit ausführlicher mittheilte, aber ꝛc.

von Leonhardi (vormaliger kurheſſiſcher Geſandter).

Im Jahre 1799 befand ich mich in Holſtein. Es war eben ein Kauffahrer aus Oſtindien nahe bei Glückſtadt angekommen, und ich ging, dieſes Schiff von vorzüglicher Größe zu beſehen. In des Kapitain's Kajüte fand ich mehrere chineſiſche Gemälde, Werthers Leiden vorſtellend. Es verdiente dieß wohl öffentlich mitgetheilt zu werden, da Herr von Goethe wohl der einzige Deutſche iſt, dem eine ſolche Ehre widerfuhr.

Aus der Vorrede zum 3. Bande des Lexikons deutſcher Dichter und Proſaiſten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens. Leipzig, Weidmann. 1808.

Sophie von La Roche.

— Wenige Tage nachher kam Goethe freundlich zu uns — mir war äußerſt ſchätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten ſprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantaſie den eignen, gewiß nie wiederkommenden Anblick, beide auf dem ſchönen heitern Gange von Wielands Vorzimmer zu treffen, als Goethe, mit lebhaftem Vergnügen von dem ſo eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruheſitzes ſprach, und gerade vor dem großen karakteriſtiſchen Bilde des alten Grafen von Stadion ſtille ſtand, welcher ſie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten ſchien, und ſich gewiß, als edler Deutſcher, über dieſe zwei große Deutſche, und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf ſeinem Landhauſe kennen lernte, ihm ſagte:

„Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen ſtillen Aufenthalt in dem Schoße der Natur geſucht.“

Nach Tiſche bedauerte Goethe, daß die Gegenden um Weimar ſo wenig Erdbeeren und Kirſchen tragen. — Gerne hätt' ich ihm gantwortet: „Wer alle Früchte des Geiſtes vereint, verliert das Recht über Mangel des andern Obſtes zu klagen.“ —

Bald nach dieſem ſchönen Tage ſpeiſten wir bei ihm, und genoſſen wirklich ein Feſt der Seele, wie einſt ein Britte ſich ausdrückte. — Mich däuchte das Ganze in einer römiſchen Villa veranſtaltet zu ſein, da man gleich in dem Vorhauſe eine Bildſäule erblickt, und oben vor der erſten Thüre mit den in großen Buchſtaben eingeſchriebenen Salve! begrüßt wird, und ſich dann mitten zwiſchen Raphaels Stanzen findet, welche da mit aller Würde behandelt wurden; denn die Aufmerkſamkeit wird durch keinen andern Gegenſtand zerſtreut oder abgezogen. Was ſollte auch ein Kenner anders wünſchen, als dieſe herrliche Ausbeute einer Reiſe nach Rom! — Bald aber kamen wir in ein Zimmer, welches mit der edelſten Simplicität verziert, in ſchöner, doch kein kaltes Staunen erregender Größe angelegt iſt, wie es zu Bewahrung eines Heiligthums der Kunſt gefordert werden kann; denn hier ſieht man, wenn der, ein wichtiges Geheimniß anzeigende, Vorhang znrückgezogen wird, die vollkommenſte Kopie des ſich ſeit 1900 Jahren in friſcher Farbe erhaltenen Gemähldes, das unter dem Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit bekannt iſt, in welchem der Geſchichtſchreiber alte Sitte, und der Künſtler Vollkommenheit antrifft — Ich genoß und bewunderte mit innerm Gefühl von Glück das Ganze dieſes Anblicks, ſprach aber hier, wie bei der reichen Sammlung köſtlicher Zeichnungen und Bilder des Herrn Profeſſor Meyer, eben ſo wenig, als ehemals in der prächtigen Düſſeldorfer Gallerie. Was ſollte auch Urtheil und Reden einer guten alten Frau bei dieſen Gegenſtänden bedeuten? —

Der Eintritt in das Eßzimmer ſchien mir eine Art Zuruf: „Alte Baucis, dein ſcherzender Traum, in Briefen an deinen Neffen Gerning, ſteht nun als Wahrheit vor dir — du dachteſt in Weimar ein Göttermahl nur von der Thürſchwelle eines Tempels zu ſehen, und bekommſt nun ſelbſt einen Antheil von Ambroſia" — denn die mit Blumen und Früchten aller Art ſo niedlich verzierte Tafel war gar nicht nach dem gewöhnlichen Geſchmack der Gaſtmahle, und die Gegenwart der Verfaſſerin der reizenden Agnes von Lilien, die Dichterin der Geſänge von Lesbos, Wieland und Goethe, lauter Lieblinge des Apolls, konnten dieſe Vermuthung rechtfertigen. Eine aus dem Garten zwiſchen ſchönen Gewächſen ertönende Muſik und die Erſcheinung eines Amorino dienten zum Beweis, daß ich bei einer Art von Götterfeſt zugelaſſen war. —

— Madame Bertuch lehrte eine Menge junger Perſonen alle mögliche Blumen verfertigen, und antwortete mir auf die Frage: „Bei welchem Anlaß kam Ihnen der ſchöne Gedanke"? ſo munter als beſcheiden: „Ganz ungefähr, und eigentlich durch den Schlaf." Es war natürlich daß ich mit einer Art Erſtaunen ſie anblickte, ſie mir aber eine liebliche Geſchichte von dem Einfluß dieſes griechiſchen Halbgottes erzählte.

Goethe wollte im Carneval, den an dem Ende aller Tänze ſo angenehmen Schlaf vorſtellen, und wünſchte, wie er immer gemahlt wird, mit Mohnblumen bekränzt und umgürtet zu erſcheinen. Man fand nur ſehr wenige zu Kauf. Die gefällige und erfindungsreiche Madame Bertuch ſagte ſogleich: „Ich will verſuchen, welche nachzuahmen! Und es gelang in der, allem Schönen und Guten ſo günſtigen, Luft dieſes Hauſes, daß alle nöthigen Mohnblumengewinde unter ihren Händen emporſproßten. Wie konnte ſie das ſo unerwartet entdeckte Talent vernachläſſigen, und ungetheilt genießen! Sie bildete Zöglinge, welche nun von der holden Beſchäftigung leben, und hat alles Recht zu ſagen: „Dieſes Kunſtgefühl entwickelte ſich beim Schlaf."

Ich wünſchte Klauers Sammlung von Bruſtbildern und Bildſäulen zu ſehen. Mein theurer Freund führte uns hin, und ich fand mich in der merkwürdigen Verſammlung großer Männer der alten und neuen Zeit, welche ehemals, wegen ihrer vorzüglichen Verdienſte, von der dankbaren Verehrung Halbgötter, bei uns nun ungewöhnliche Genies genannt werden. Goethe, welcher mit ſo viel Recht dazu gezählt wird, hatte den Kunſtgeiſt des Herrn Klauer mit zwei allerliebſten Gedanken zu halberhabner Arbeit beſeelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverſtorbenen Prinzeſſinen von Weimar angab, von welchen die erſte, die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, ſchnell zurück eilendes Weſen erſcheint, deſſen liebreicher Führer im Vorbeiſchweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um ſie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen; die zweite älter gewordene aber, wo ſie vor der Erdkugel ſtehend, das weimariſche Land betrachtet, von der erſten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieſer Aufmerkſamkeit abgezogen wird, ſie aber ihrer himmliſchen Schweſter, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andere Hand darreicht. Ich war ſehr gerührt und dachte, keine ſchönere Dichtung kam je aus unſeres Goethe reicher Phantaſie, und dieſe zwei Stücke können ſich neben das liebliche Bild ſtellen, welches Homer von dem Tod eines kaum gebornen Kindes giebt, welches Aurora in ihre Arme faßt, und mit ihm davon eilt. —

Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden. S. 3.
68 ff. 389 u. 433 f.

Ludwig Tieck.

Doch biſt du allzuſehr verdroſſen,
Und ſteckſt voll dummer ird'ſcher Poſſen,
So ſteck die Naſ' in ein gutes Buch,
So wirſt du wieder geſund und klug,
Da ſchau von unſerm deutſchen Mann
Das Gedicht vom Fauſt mal wieder an,

Da liegt für dich noch manch Verſtandniß,
Wovon viel Hundert nicht haben Kenntniß:
Und willſt mal recht in die Tiefe ſchauen,
In allen Sinnen dich erbauen,
Den Wein des Lebens ſchlürfen ein,
So recht im Frühling heimiſch ſein,
Wo aus allen Blüthen Nachtigallen
Und tauſendfach Geſänge ſchallen,
So hab' ich dir ja ein Buch erſchloſſen,
Wo ſchon manch Himmelsſtunde haſt genoſſen,
So gab ich dir, noch außer Goethe,
Auroram, jene Morgenröthe,
Von jenem tief verkannten Helden,
Der in ſich trug ſo viele Welten,
Deß heil'ger unentweihter Mund
Der Gottheit Tiefe hat verkundt,
Den großen Deutſchen Jakob Böhme,
Daß er von dir die Schwermuth nähme,
Jedwedes Wort in ihm dir lacht,
Und all umzogen mit Glanz und Pracht,
Er hat durchaus ſich geſponnen ein
In eitel Glori und Heiligenſchein. —

Der neue Herkules am Scheidewege. Poetiſches Journal von L. Tieck. Jena, 1800. 8. St. 1. S. 150.

Kleines Theater in der Arena.

Werther und Charlotte wird geſpielt. —
Wie neugierig ſtrömt das Volk
Das Lieblingsſtück zu ſehn,
Wie ungeduldig ſucht jeder Platz
Den Liebling als Werther zu vernehmen.

Die kleine Bude
Steht ohne Vorhang,
Das volle Sonnenlicht ſcheint hinein.
Unten der gemeine Mann,
In zweien Logen die Vornehmen und Kranken
Wie ſonderbar
Strecken ſich die großen runden weiten Stufen

Der Steinzirkel aus.
Ein Sechstheil nur des großen Amphitheaters
Iſt eingehegt,
Um auch von dort zu ſchaun.
Hierher ziehn die Frauen und Mägdlein,
Mit Schmuck angethan,
In farbig ſeidenen Kleidern,
Sie nehmen lachend die hohen Sitze ein,
Und ſpannen über ſich bunte Sonnenſchirme.
Wie ein Tulpenbeet glänzt die Verſammlung,
Wie leuchtende Edelſteine
Bewegen ſich die Farben im wechſelnden Schimmer,

Alles iſt aufmerkſam,
Und wie das Leiden der Dichtung ſteigt,
Erröthen die ſtaunenden Hörer gerührt.
Carlota piange! ruft Werther
Im ſüßeſten Schmerze melodiſchen Lauts,
Und alle Hände, Fächer, Tücher, Beine, Stöcke
Erregen das lauteſte Getümmel freudigen Beifalls,
Und tauſend Thränen fließen.

Glückſeliger Dichter,
Der du nur die ſchwache Feder
In den Wohllaut der ſüßeſten Sprache
Nachläſſig tauchen darfſt!
Wozu noch Bilder, Gedanken, Gefühle,
Wenn dein Mutterton
Schon für dich dichtet und die Herzen bewegt?
Doch Heil dir, Werther,
Denn nie vernahm ich wieder
Die zarten Worte alſo ſchmerzlich und ſüß erklingend.
Charlotte, das edelſte Bild,
Anmuth jede Geberde,
Kräftig und groß,
Die Stimme zart und voll; —

O weh!
Was miſcht ſich in die Leiden der Liebenden?
Ein ferner Donner ertönt vernehmlich,
Die leuchtenden Farben bewegen ſich unruhig,
Auch das Parterre murrt ſchon.
Und wieder ein Schlag,
Und der Regen ſtrömt ſchwer in großen Tropfen,
Da drängen ſich Weiber und Mädchen herbei,

Sie ſpringen die Stufen herab,
Ein Flammenmeer bunter Farben,
Sie ſuchen alle Schutz, wo keiner zu finden,
Unten kehrt man Bank und Seſſel um,
Sich gegen den Regen zu bergen,
Alles murrt und zankt, niemand weiß weßwegen,
Und der geliebte Werther
Muß im Monologe
Der Leidenſchaft gebieten und inne halten, —
Das Stück bleibt ſtehn,
So lange das Gewitter des Himmels ſpielt.
Darüber wird es ſpät und finſter,
Mancher ſchleicht fort,
Und der durchnäßten Verſammlung
Wird in der Finſterniß
Bei wenigen Lichtern,
Gegen die die Fledermäuſe fliegen,
Das Schauſpiel geendigt,
Und Werther gerettet,
Doch war er nicht froh mehr,
So ſchien es, ſeines Lebens.

Reiſegedicht eines Kranken. 1805. Gedichte von L. Tieck
Dresden, 1823. Thl. III, S. 120—123.

Villa Borgheſe.

Niemals veraltet dein Reiz,
So oft ich hier wandle.
Dank dem edlen Geiſte,
Der das ſüße Labyrinth erſchuf
Und uns vergönnte,
Hier, wo aus grünen Bäumen
Bilder uns grüßen,
Wo Blumenpracht den Frühling ausgießt,
Und Duft und Farben ſpendend
Alle Sinne mit Zauber umſtrickt,
Glücklich zu ſein.
Dort das ſprudelnde Waſſer,
Und in dem einſamen Raum
Unter Eppich und Ulmen verſteckt,

Die niederperlenden Tropfen Kriſtalls,
Die in Marmorbecken
Melodiſch fallen und klingen:
Dazu der Turteltaube Liebesklage
Aus dichterem Gebüſch,
Den wilden Waldruf
Fremden Geflügels.
Wie oft ſchon trank ich hier das ſüßeſte
Innigſte Leben entzückt. —

Hier auch biſt du gewandelt,
Edelſter Genius,
Unſers Vaterlands Zier und Luſt,
Goethe, deutſcher herrlicher Sänger.
Hier, ſo verkündet die Sage,
Ward dein Lied vom Taſſo gedichtet,
Und jedes lispelnde Blatt,
Der Lorbeer rauſcht deinen Namen,
Die Springquellen reden von dir,
Und ein Geiſterſchauer
Fliegt über mir hinweg
Und ſäuſelt noch heilig in den fernen Pinien.

So leſ' ich täglich die alte Welt,
Stein und Boden und Fluß,
Himmelsbläue und Baum
Reden von ihr.
Des Mittelalters Wunder,
Die Kraft der Religion,
Die Helden der Vorzeit,
Treten ſichtlich vor mich hin,
Mit Glanz umfloſſen
Schwebt mir Rafaels Schatten
Grüßend vorüber,
Er inmitten der Schaar
Der begeiſterten Dichter und Bildner,
Erwiedr' ich mit Thränen den Gruß.
Und nun noch muß mir die ſüßeſte, lieblichſte
Schönſte Erinnrung begegnen.
Deine hohe Geſtalt,
Du mir von Kindheit befreundet,
Vorbild und Muſter,
In deſſen Lied mir der trunknen
Begeiſtrung Quelle rauſcht,

mit dem Vieh das Lager zu theilen, ſie ſind beyde bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt, es iſt alles düſter, auſſer einem Lämpgen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelgen daſizt und Marien einige Gebete vorzuleſen ſcheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der vorderſte, der mit einer Stallaterne vorangeht, guckt, indem er die Müze abnimmt, in das Stroh. War an dieſem Plaze die Frage deutlicher auszudrüken: Iſt hier der neugebohrne König der Juden?

Und ſo iſt alles Coſtume lächerlich! denn auch der Maler, der's euch am beſten zu beobachten ſcheint, beobachtets nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Manns Stengelgläſer ſezte, würde übel angeſehen werden, und drum hilft er ſich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekanten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelſchranke er nur immer mag, und zwingt mich durch den markleeren Adel überirrdiſcher Weſen in ſtatlich gefalteten Schlepmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Du, der den Muth der Bruſt mir weckſt,
Und, Unerreichbarer, im Kampf der Liebe
Das frohe Gefühl mir wieder
In Beſchämung wandelſt.

Ebend. S. 209 — 212

Bücher.

— — — — —

Oft ſchon hat man belacht,
Daß der Engelsmann reiſend
Allen ſeinen läſtigen Troß mit ſich führt,
Und zum Aetna hinauf
Den Theekeſſel ſchleppt,
Um am Krater
Wie an Londons Kamin
Den chineſiſchen Trank zu ſchlürfen.
Lächle doch keiner,
Denn ſchlimmer als dieſe
Treiben's die Deutſchen.
Wandeln doch oft mit mir
Hochgebildete, feine,
Faſt gelehrte Edelleute,
Die nur weniges der italiſchen Sprache
Leſend entwenden,
Doch alle Meiſterwerke
Tragiſch und komiſch
Unſers Kotzebue, Lafontaine,
In großen Kiſten mit ſich führen,
Und ſchwer und theuer
Die heimathlichen Gefühle zahlen.

Jüngſt fragte mich einer
Neugierig forſchend,
Ob ich vielleicht ganz unbedingt
(Was ihm unbillig ſchien)
Goeth's Fragment vom Fauſt
Der Dichtung Schinks
Den Vorzug gäbe.
Er ſchüttelte ungläubig

Das denkende Haupt,
Als ich ihm betheuert,
Das mir die zweite unbekannt,
Und ich auch ohne Trieb mich fühle
Sie zu genießen.
Ja wohl heiß' ich ihm unpatriotiſch,
Einſeitig in die Erfindungen
Der Wälſchen vergafft.
Mit gutmüthigem Eifer
Wird mir von Enthuſiaſten
Oft aufgedrängt,
Dem ich ſchon jenſeit der Alpen
Gern entfloh.

Ebend. S. 177.

Schon in verſchiedenen Perioden unſerer Litteratur hat man, us richtigem Gefühl, ein Verlangen nach ächt vaterländiſchen ſchichten und Darſtellungen gehabt. Wie müſſen alle Nationen en Engländern ihren Shakſpeare beneiden, der nur darum ſo s unerreichtes Vorbild daſteht, weil er ſo ganz Engländer war, ie keiner ſeiner Zeitgenoſſen: deßhalb gelang es ihm, in ſeinen aterländiſchen Schauſpielen ſich und ſeinem Volke ein unvergänges Denkmal zu bauen. Ein großes Talent unſerer Nation beiſterte ſich und ſeine Zeitgenoſſen für Deutſchland, aber es war in erträumtes, erfundenes Land und Volk, dem nichts in der eit entſprach, bis Goethe mit ſeiner unvergleichlichen Dichtung ervortrat, und uns zeigen konnte, wo und wie wir waren, wie r empfanden, was dieſe Vorzeit geweſen ſei. In allen ſeinen rigen Werken hat er ſich als Dichter verkündigt, der nur als n Deutſcher ein ſolcher ſein kann; wir wiſſen nur durch ihn, s unſere Litteratur iſt und wohin ſie ſtreben ſoll. Er erregte ber und ſpäter andere Talente, die etwas Aehnliches leiſten wollen, und es wäre unbillig, Dichtungen wie den Otto von Wittelsach, Kaspar den Thorringer und Agnes Bernauer ganz zu verſſen, in denen ſich ein edles Feuer ausſpricht, und ſtarke Liebe s Vaterlandes. Hier kämpft aber offenbar ein zu kleines, provinzielles Intereſſe mit dem wahren großen, und überwindet es, ſo wie die Dichter in ihren Schöpfungen nicht mehr originell ſind; ſie wollen Goethe und eben ſo oft Shakſpeare nachahmen, wodurch dieſe und manche andere Produkte jener Zeit ihre Klarheit verlieren.

Heinrich von Kleiſts hinterlaſſene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1821. 8. Vorrede S. LXVI.

Ich könnte denn wohl noch bemerken, daß dieſer geiſtliche Schwindel ſich auffallend genug mit einem politiſchen verbindet, und daß dieſe *kranke Stimmung*, die ſich über ganz Deutſchland verbreitet, es einem überaus verwirrten Buche möglich gemacht hat, den Beifallsruf einer Menge zu erwerben, die nun erſt beurkundet, wie wenig ſie je unſern großen Dichter faßte, als ſie ihm zujauchzte. Es kann als ein Frevel gegen dieſen großen Mann erſcheinen, wenn man es nicht lieber lächerlich finden will, daß man ihm ſo ſchulmeiſternd mit Glaubensfragen nahe rückt, daß man Immoralität und Mangel an Idee ſeinen Werken vorwirft, weil er ſich nie zu den armen Bedürfniſſen dieſes Wortführers herabgelaſſen hat. Daß alles dies möglich geweſen iſt, hat mir gezeigt, wie wenig wahre Bildung bei uns noch Wurzel gefaßt hat, und wie leicht es daher Schwindlern wird, mit halbwahren Begriffen die ſchreiende Menge zu verwirren.

Die Verlobung. Novelle von L. Tieck. 1823.

Maria Mnioch.

Iphigenia und Taſſo.

Iphigenia. Die edle, große und erhabne Einfalt dieſes Stücks hat mich innig gerührt und erhoben. Ich fühle einen wunderbaren elegiſchen Stolz über die ſtille Hoheit des Weibes im Dulden, Hoffen und Glauben. Wohl darf ich es mir geſtehn, daß ich Sinn habe für dieſe männliche Weiblichkeit, die einzige, die einer weiblichen Seele ziemt, die Standhaftigkeit der Geduld, nicht als Kunſt oder Philoſophie, ſondern als Unſchuld und Religion! — Dieſe Standhaftigkeit hat den heiligen Blick des Gebets, ſie erſcheint als eine Prieſterin vor dem Altar, erwartend eine rettende Gottheit, und ſich offen darſtellend mit dem ſchuldloſen Auge und dem ſchuldloſen Herzen. Die große Thräne des innern Leides verklärt ihren Aufblick zum Himmel:

„Ihr habt Wolken,
Gnäd'ge Erretter,
Einzuhüllen
Eure Verfolgten!“ —

Aber ich weiß es wohl, daß in ähnlichem Unglück meine gefalteten Hände zittern, und daß mein Auge auch unter dem Gebet ängſtlich umherblicken würde nach den Lauben und Bäumen meines Glücks, und nach den geliebten Menſchen, die verſinken wollen, und die ich nicht retten kann. — Die Seele eines Weibes und einer Mutter darf und kann nicht mehr ſo ſein, wie die Seele einer Jungfrau. —

Taſſo. Warum hab' ich die Iphigenia leichter verſtanden, als den Taſſo? — Dies iſt das drittemal, daß ich ihn durchgeleſen habe, und unzufrieden (mit mir ſelbſt) aus der Hand lege. Sage das Keinem! Den Taſſo wollen alle gebildete Frauen ſehr gut und leicht verſtehn, und ſie nennen ihn gern ihr Lieblingsgedicht. Eigentlich verſteh' auch ich wohl, was darin geſagt wird, welchen Sinn es hat, auch ungefähr, wie es in den Gemüthern der dargeſtellten Frauen und Männer zugeht. Aber ich fühle, daß dieſes feine Kunſtwerk nicht alſo auf mein Herz wirkt, als es geſchehen würde, wenn nicht irgend ein Fehler, ein Mangel in mir, ſeiner Wirkung entgegenſtände. — Es fehlt mir an genugſamer Kenntniß des Konventionellen, beſonders ſeines ſublimen Geiſtes. — Auch iſt der Taſſo wohl herzlich zu bedauern, aber die Frauen ſind huld, und es ſoll doch ſcheinen, als wären ſie's nicht! — Sie opfern ihn! und bekränzen ihr Opfer mit Blumen. — Anders iſt Lotte in Werthers Leiden; ſie wird mitgeopfert.

Zerſtreute Blätter, beſchrieben von Maria Mniock, ein Geſchenk für Frauen und Jungfrauen eines edlen weiblichen und häuslichen Sinnes. Görlitz. 1800. 8. S. 110 ff. Und ferner: S. 124. 147 236. 258.

Mignon, das wunderbare Kind in Wilhelm Meiſters Lehrjahren.

(Die Verfaſſerin hatte den vierten Theil dieſes Romans noch nicht geleſen)

Aus der dunkeln Felſenhöhle ſchimmert
Uns ein Flämmchen. Sind es Zauberſtrahlen?
Iſt's ein Irrlicht? Nein, die Flamme ſcheint
Darum nur ſo zauberhaft und ſchaurig,
Weil ſie tief im Dunſt der Höhle brennt.
Es iſt rein und heilig Opferfeuer
Auf dem Altar einer weltgeſcheuchten,
Jungen Eremiten-Seele! —

Stiller, tiefer, dunkler Geiſt voll Flammen,
Heil'ge, wilde Eremiten-Seele,
Wer verſteht dich, ach, und führt dich liebend
Aus der Düſternheit in's helle Leben,
Daß du ſelbſt dich kenneſt und verſteheſt;
Daß den Himmel, dem die Flamme brennt,
Du in ſeiner Freundlichkeit erblickeſt,
Und dir Sonn' und Sterne liebend ſagen:
Deine Opfer ſind mit Huld empfangen,
Und du biſt den guten Göttern lieb!
Oft umſchwebten ſie dein heilig Feuer
Dir unſichtbar, ſie verſtanden dich
Früher als du ſelbſt, — und jetzt erſcheinen
In Geſtalten ſie, die du geahndet,
Dich zu ſegnen mit dem ſchönſten Gute,
Mit der Gegenliebe des Geliebten! —

Oder ſollſt auch du geopfert werden,
Stille, dunkle, heil'ge, wilde Jungfrau,
Sollſt die unbekannten hohen Götter
Dann erſt ſchaun in ihrer Freundlichkeit,
Wenn du ſelbſt aus deiner eignen Flamme
Auf zu ihnen ſteigſt? — —

Ach, ſo gingen hinweg ſchon viele der ſchönen Gebilde
Deines Künſtlers! dort liegt Werther in einſamer Gruft,
Margarethe verzweifelt, Mariens verſchmachtende Seele
Hebet ein kühlender Weſt, darauf zerbricht ſie der Sturm!
Doch Du wäreſt vor Allen die heilige Märterin! Niemand
Klaget dein Schickſal an, wenn die Natur Dich zerſtört!

Ebend. S. 133.

Ungenannt.

Das Bildniß von Goethe, gemahlt von F. Büry.

— Alles befremdet in dieſem Gemählde: das Geſicht des Mannes, der hohe Ernſt, die Stellung, der Stuhl, die Kleidung, die Wahl der Farben, der Hintergrund, die Haltung.

Es iſt ſo ungewöhnlich in unſern Tagen, ein Portrait auf dieſe Weiſe behandelt zu ſehen, daß es gewiß nur wenige giebt, für welche der Anblick nicht etwas Zurückſtoßendes hätte.

Wie — dieſes Goethe? und dies Bildniß ihm ähnlich? — ſo fragen gewiß die Meiſten, welche den Mann nur durch ſeine Schriften kennen, und in dieſer Geſtalt ihren Liebling aufſuchen. Aber auch die, welche ihn perſönlich kennen, welche auch im Bilde jeden Zug ſeines Geſichts wiederfinden, müſſen ſich betroffen fühlen. Sie haben ſeine Geſtalt und ſein Weſen nie mit dem Auge des genialiſchen Künſtlers aufgefaßt, ſie haben ihn ſich nie im Bilde gedacht.

Der Mahler hat von dem Urbilde nichts, als den Karakter herausgehoben. Das Impoſante der Stellung, das etwas veränderte Koſtum, die Farbenwahl, die Auszierung des Stuhles mit den tragiſchen Masken, die Rolle Papier in der Linken, ſind

Schöpfungen des Künſtlers, um den Hauptkarakter zu akkompagniren, und das Ganze zu einem Gemählde im höhern Styl umzubilden.

Nur Goethe der Dichter erſcheint hier: — nicht der Jüngling, welcher im Werther ſo hinreißend ſchwärmt, ſondern der beſonnene, ernſte Künſtler, welcher in der Iphigenie mit dem Euripides ringt, und in ſeinem Taſſo die zarteſte und zugleich reifſte Blüthe ſeines Geiſtes niedergelegt hat.

Aus dieſem Standpunkte, mein Freund, möchte ich dieſes Bild angeſehen und beurtheilt wiſſen. Mit dieſem Geiſte trete vor das Gemählde, — blicke mit feſtem Auge in die hohen, ernſten Formen dieſes Geſichtes: und wenn das Ungewöhnliche dich, wie in der Gegenwart eines höhern Weſens, ergreift, ſo ſage dir kühn: Das iſt Goethe!

Selten hat mich ein Portrait wie dieſes erfreut; und ſelten mir ein Gemählde unſerer Tage die ſchöne Zeit der italiäniſchen Kunſt ſo lebhaft, wie dieſes, zurückgerufen. Ich theile alſo den Enthuſiasmus, den das Bild in Weimar erregte, mit ihnen gern. Der ernſte und zugleich brillante Farbenton, welchen das weichliche Künſtlerauge unſerer Tage ſo ſelten waget, erhebt den Hauptkarakter ungemein; und trefflich ſticht der Scharlachmantel gegen das blaue Unterkleid und die dunkeln Fonds ab. — Die Figur tritt relief aus dem Grunde hervor. — Kräftig iſt der Fleiſchton des Geſichtes, obwohl man ihn um eine Tinte weniger bräunlich wünſchen möchte: und warum vermiſſe ich einen Grad mehr Leben im Auge, dem ausgezeichnetſten Theile des Urbildes?

Ueberaus meiſterhaft ſind die Hände ſowohl im Lichten als im Schatten gemahlt; nur die Gelenke der Finger, beſonders an der Rechten, dürften etwas weniger markirt ſeyn. Auch ſcheint der rechte Arm nicht glücklich verkürzt, und für die Figur nicht verhältnißmäßig ſtark zu ſein. Der Mantel, der im Ganzen ſo glücklich geworfen, und ſo ſchön und harmoniſch im Ton iſt, hat einige wiederholte und tiefe Falten um den Unterleib, und der rechte Schenkel gegen das Knie hin zeichnet ſich darunter etwas ſpitz.

Auch ſcheinet etwas in der Perſpektiv der Stuhllehne verſehen zu ſeyn, und es hat etwas Unangenehmes für's Auge, die Schultern der Figur durch die Seiten der Lehne zu ſehr eingeengt zu ſehen.

Doch warum ängſtlich Fehlern nachſpüren, wo die Weſenheit und das Ganze des Werkes ſo trefflich und harmoniſch zu dem Gemüthe ſpricht? —

— Nur ein Portraitmahler mit dieſem Geiſte ſteht auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und nur durch einen ſolchen Gang in ſeinen Studien kann er es dahin bringen, Bildniſſe zu machen, wie dasjenige des Dichters Tibaldeo durch Raphael, von welchem Bembo ſo ſchön ſagt: „Tibaldeo ſei ſich ſelbſt nicht ſo ähnlich, als ihm ſein Bildniß ähnlich ſei.“ — H.

Berliniſches Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks. Herausgegeben von Rambach und Feßler. Berlin, 1800. 8. Bd. II. S. 235 ff.

Ferdinand Delbrück.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt, ꝛc.

Was Goethe ſagt, ſchildert das treue ſehnſuchtsvolle Verlangen nach dem Gegenſtande der Liebe, welches die ganze Seele ganz erfüllt, und indem es den manigfaltigſten, verſchiedenſten und ſtärkſten Eindrücken einen gemeinſchaftlichen Berührungspunkt giebt, unter allem Wechſel der Empfindung beharrlich daſſelbe bleibt, und ſo eine nie verſiegende Quelle von Troſt und Ruhe wird.

Goethe ſchildert, was er aus ſeiner Empfindung ſich bildete. Des Dichters Worte ſind ſchön. Wodurch ſind ſie es?

Die Zeilen

> Denn, ſeit ich von dir bin,
> Scheint mir des ſchnellſten Lebens
> Lärmende Bewegung
> Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
> Immerfort, wie in Wolken, erblicke —

Dieſe Zeilen ſtellen uns das Gewirre des menſchlichen Lebens, welches aus unendlich vielen in die Seele ſtrömenden Eindrücken zuſammengeſetzt iſt, vor das Auge, und in der Mitte derſelben das ruhige, nur mit dem Andenken an ſeine Liebe beſchäftigte Gemüth des Dichters. Und durch die Vergleichung der alltäglichen Erſcheinungen mit den trüben Dünſten des eben ſo ſchnell verſchwindenden als entſtehenden Nordlichts, und durch die Vergleichung zwiſchen Lida's Geſicht und den unvergänglichen in nimmer verlöſchendem Glanze ewig leuchtenden Sternen, ſchildert er uns die Flüchtigkeit und Nichtigkeit jener, und die unſterbliche Würde dieſer, ſo daß wir uns von dem Gewirre des menſchlichen Lebens, und von der ruhigen Stille eines durch den Adel ſeiner Ideen über demſelben empor gehaltenen Gemüths Ein großes reiches Gemählde zuſammenſetzen.

Der Dichter entzückt uns nicht durch das, was er ſagt, ſondern durch das, was wir hinzudenken, nicht durch die Uebereinſtimmung ſeiner Bilder mit der Erfahrung, ſondern dadurch, daß er uns über die Erfahrung hinaus in das Reich der Ideen führt; und dieſe ſo vielen und ſo mannigfaltigen Ideen erhalten alle Klarheit, Zuſammenhang und Einheit dadurch, daß ſie ſich vereinigen, uns des Dichters Liebe, den Adel derſelben, und ihre unſterbliche Dauer zu ſchildern.

Der Wanderer.

Gott ſegne Dich, junge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!

Wir ſehn hier einen Fremdling, der voll von Enthuſiasmus für die Schönheit der Natur und Kunſt nach dem Lande gewandert iſt, welches beide mehr als ein andres in ſich vereinigt. Am Abend eines ſchwülen Tages ruht er an dem Fuße eines Berges aus, um ſich durch einen kühlen Trunk zu erquicken. Unerwartet findet er hier Ueberreſte ehemaliger ſchönerer Zeiten. Die Empfindungen, welche dieſer Anblick in ihm erweckt, ergießt er in Worte, die bald ſeine Ehrfurcht für die Würde der Kunſt, bald ſeinen Schmerz über die Vergänglichkeit ihrer Werke ausdrücken.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reich hin ſtreuende Natur!

Ich erkenne Dich, bildender Geiſt,
Haſt Dein Siegel in den Stein geprägt.

Glühend webſt Du
Ueber Deinem Grabe,
Genius!

Und:

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeid ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet!

Schalteſt Du ſo, Natur,
Deiner Meiſterſtücke Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt Du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Während ſo des Wanderers Gemüth von den erhebenden Betrachtungen über die Würde der Kunſt übergeht zu den niederſchlagenden Betrachtungen über ihre Schickſale und die Vergänglichkeit ihrer Werke, ſpricht die Natur ihm wieder Troſt und Ruhe zu. Eben die Stätte, die ihn ſo ernſt und feierlich überzeugt, daß die herrlichſten Werke der Kunſt ſterblich ſind, wie die Hand, die ſie bildete, überzeugt ihn auch, daß die Natur ewig lebt, und in ihren ſchönen Formen ſtets ſich verjünget:

Wie herrlich Alles
Blüht umher und grünt!

Und gleich beim Eingange dieſes Paradieſes begegnet ſeinem Auge der ſchöne Anblick einer Mutter mit ihrem Säuglinge:

O, des ſüßen Kindes! und o, der glücklichen Mutter!
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergötzt!

Was der Künſtler nicht geliebt hat, nicht liebt, ſoll er nicht ſchildern, kann er nicht ſchildern. Ihr findet Rubenſens Weiber zu fleiſchig! Ich ſage euch, es waren ſeine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd und Meer mit Idealen bevölkert, ſo wäre er ein ſchlechter Ehmann geweſen, und es wäre nie kräftiges Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein geworden. *)

Es iſt thörig von einem Künſtler zu fordern, er ſoll viel, er ſoll alle Formen umfaſſen. Hatte doch oft die Natur ſelbſt für ganze Provinzen nur Eine Geſichtsgeſtalt zu vergeben. Wer allgemein ſeyn will,

---

*) In dem Stück von Gout nach Elsheimer Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einem Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Merkur ruht auf einem niedern Lager aus. Wirth und Wirthinn ſind nach ihrer Art beſchäftigt ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen, und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holzſchnitt an der Wand, wo er einen ſeiner Liebesſchwänke, durch Merkurs Beyhülfe ausgeführt, klärlich abgebildet ſieht. Wenn ſo ein Zug nicht mehr werth iſt, als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeſchirre, ſo will ich alles denken, dichten, trachten und ſchreiben aufgeben.

Dieſe begleitet ihn den Felſenpfad hinauf, ohne die ſinnvollen Worte zu verſtehn, worin der Gaſt ſeine Empfindung ausdrückt, ohne zu ahnden, welch' eine geweihte Stätte es iſt, die ihr Fuß betritt, welche Gottheiten es waren, deren Wohnung ſie jetzt einnimmt, und was für Anmuth ſie über das Leben derer verbreiteten, welche ſie mit reinem Herzen verehrten. — Durch die Einfalt, womit ſie den Wandrer anredet und den Strom ſeiner Empfindungen ſo oft unterbricht, und womit ſie in wenigen Zeilen die Geſchichte ihres ganzen Lebens erzählt, zeigt ſie, welch ein beſchränktes, und durch die herzliche Liebe, womit ſie Mann, Kind und Vater umfaßt; und durch die himmliſche Zufriedenheit, welche aus jedem ihrer Worte ſpricht, zeigt ſie, welch ein glückliches Daſein ſie hat. Die wehmüthige Bewunderung, worin den Fremdling der Anblick der zertrümmerten Werke der Kunſt, und die ſanfte Rührung, worin ihn dieſe Lieblichkeit der Natur verſetzet, vereinigen ſich bei ihm in Ein großes Gefühl, und dieſes ergießet er ſowohl in dem Segen, den er über den Säugling ausſpricht, als auch in dem Gebete am Schluſſe, worin er dem Reſt ſeines Lebens den einfachſten Genuß der Natur, als das wünſchenswürdigſte Gut, und als den höchſten Lohn für ſein Streben nach Kunſt, erfleht.

Das ſind die Geſichtspunkte, aus welchen ich dieſe Poeſie betrachte. Wenn ich den Inhalt, die Form und den Ausdruck derſelben erwäge; wenn ich bedenke, daß der Dichter den Raum weniger Tritte zu einem Theater gemacht hat, auf welchem wir in der Geſchichte weniger Minuten alles, was die Kunſt Herrliches und die Natur Liebliches, was das Schickſal der Menſchen Ernſtes, und die Beſtimmung derſelben Erfreuliches hat, auf welchem wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, zu einem großen Ganzen vereinigt, erblicken: wenn ich dann die Mittel bedenke, deren der Dichter ſich bedient hat, um die Phantaſie zur Hervorbringung aller jener Ideen ſchöpferiſch zu machen, und die genaue Angemeſſenheit des Ausdrucks; wenn ich dieß alles bei mir überlege: ſo möcht' ich geneigt werden, zu glauben, daß dieſe Poeſie eine der ſchönſten wäre. Dennoch begreif ich ſehr wohl, und nicht nur daß, ſondern ich weiß es aus Erfahrung, daß ſie bei'm erſten Leſen oder Anhören ohne Wirkung bleibe. Den großen Sinn derſelben kann ſelbſt ein empfängliches Gemüth nur nach wiederholter Betrachtung, nur in ſeinen reinſten Stunden auffaſſen. Wer ihn aber einmal aufgefaßt hat, der wird nie müde werden, ſie zu betrachten. Denn iſt es nicht offenbar? je mehr ſich der Kreis unſerer Begriffe und Kenntniſſe erweitert, je tiefer wir in das Weſen der Kunſt eindringen, je näher wir das wahrhaft Wünſchenswürdige kennen lernen, je vertrauter wir mit unſerer Natur und Beſtimmung werden: deſto zahlreicher, lebhafter und anſchaulicher müſſen die Ideen werden, zu deren Hervorbringung dieſe Poeſie uns veranlaßt; und ſo kann man mit Wahrheit von ihr, wie von jedem echten Kunſtwerke, ſagen, daß ſie deſto mehr an Schönheit gewinnet, je mehr unſer eigner Geiſt an Anmuth gewinnet, und daß das Vergnügen, das ſie uns gewähret, mit den Fortſchritten unſerer Cultur im genaueſten Verhältniſſe ſteht. Und eben dadurch macht ſich ein ſolcher Dichter um den Genuß unſres innerlichen geiſtigen Lebens ſo hoch verdient. Indem er die Einbildungskraft von den Feſſeln befreit, welche die täglichen Sorgen, Geſchäfte und Leidenſchaften ihr anlegen, indem er ſo unſer ſtockendes Innere in eine freie harmoniſche Thätigkeit ſetzet: verſchafft er uns ein helles Anſchauen unſerer Selbſt. Wenn ich mir den Eindruck denke, den auf einen Mann von unſres großen Friedrichs Geiſte und Schickſalen ein vollendetes Werk der Poeſie von ernſtem Inhalte machen müßte: ſo ſtell' ich mir vor, daß es ſein ganzes Daſeyn in Einen Moment concentriren würde, in einen Moment, der ihm in der Jugend die Vorempfindung ſeines verhängnißvollen Lebens gäbe, und in dem Alter die Erinnerung daran. Und dieſe Concentrirung der Gefühle, welche macht, daß alles, was wir gedacht und empfunden, was wir gethan und gelitten, daß unſer ganzes Geſchick, vergangenes und künftiges, an unſerm innern Geſichte gleichſam vorüber geht: dieſe Concentrirung der Gefühle ſcheinet mir die letzte und höchſte Wirkung der Kunſt zu ſeyn; worauf auch der Dichter deutet, wenn er von ſeiner Muſe ſagt:

Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt, und was ich recht gethan.

Ganymed.

Wir ſehen hier den philoſophiſchen Dichter.

Es liegt tief in der menſchlichen Natur, daß auf die Betrachtung des Schönen die Liebe folgt, d. i. das Verlangen nach Vereinigung mit demſelben. Die Natur, als ein todtes empfindungsloſes Weſen, iſt einer ſolchen Vereinigung nicht fähig. Daher treibt die Fülle des Herzens die Phantaſie an, die einzelnen Theile des ſchönen Ganzen zu beleben, und den leeren Raum mit menſchenähnlichen Weſen zu bevölkern, oder an die Spitze der Dinge Ein höchſtes Weſen zu ſetzen, gegen welche es ſich ergießen könne. Dieſer Trieb nach Vereinigung mit der ſchönen Natur iſt wohl eine der vornehmſten Urſachen von der Religioſität gefühlvoller Menſchen und mag auch Goethe dieſe Phantaſie eingegeben haben.

Die Empfindung wird durch die Herrlichkeit der Natur erregt und löſt ſich in Religion auf in Vereinigung mit dem allliebenden Vater. Sehr deutlich iſt ſich der Dichter des Mittelzuſtandes, der von Einer Empfindung zur andern den Uebergang bereitete, bewußt. Der Dichter drücket mit der größten Klarheit das, was der nicht Denkende ſich nicht hätte erklären können, was er bald einen Drang des Herzens nach einer andern Art von Genuß, bald eine ſüße Schwermuth nennen würde, aus in den Zeilen:

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Nun ſcheinet es mir, daß dieſe Poeſie Jeden ganz gleichgültig laſſen muß, und Niemandes Phantaſie ſchöpferiſch machen kann, der nicht etwas Aehnliches von dem, was Goethe ſchildert, empfunden hat. Bringt er aber zur Leſung jener Poeſie dieſe Stimmung mit, oder nur Erinnerungen aus ſeinem Leben, die ihn derſelben fähig machen: ſo wird die Innerlichkeit der Poeſie ihm zu Aufſchlüſſen über ſein Herz verhelfen. Dieſe Innerlichkeit finde ich in den angeführten Zeilen:

Daß ich dich faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Nur Dichter vom erſten Range befriedigen Leſer vom erſten Range; nur Leſer vom erſten Range können durch Dichter vom erſten Range befriedigt werden.

Ferd. Delbrück, lyriſche Gedichte. 1. Band. Berlin, bei Sander. 1800.

Hätte Klopſtock für ſein Werk nicht den Hexameter, ſondern die Stanze erwählt, dann könnte man auf daſſelbe mit noch größerem Recht, als ſchon itzo, die Worte anwenden, welche das frömmſte und chriſtlichſte unter allen Gedichten in unſerer Sprache einleiten:

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei.
Durch Berg und Thäler iſt der Weg geleitet:
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei.
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet:
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde;
Gar viele müſſen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde:
Der eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde.
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ein Gaſtmahl. Reden und Geſpräche. Von Delbrück. Berlin, 1809. 12. S. 99.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überſchrieben iſt: das Göttliche.

Die Veränderungen, welche das Spiel der Elemente und die Fügungen des Schickſals hervorbringen, erfolgen nach unabänderlichen Geſetzen. Dieſen iſt auch der Menſch unterworfen, aber nur in Beziehung auf ſein körperliches Daſein. In der ihm inwohnenden Willenskraft beſitzt er ein Vermögen, ſelbſtthätig zu wirken, und was von der Welt ſeiner Herrſchaft übergeben iſt, nach eigener Einſicht zu geſtalten. Hiebei ſoll er das Wohl Anderer unabläſſig in das Auge faſſen, und helfend, tröſtend, heilend, rettend des Guten ſchaffen, ſo viel er vermag. Vielleicht giebt es höhere Weſen, die im Großen thun, was unter uns im Kleinen der Beſte thut oder thun möchte. Es geziemt uns, ſolche Weſen, welche wir ahnden, zu verehren, und bei den Bildern, die wir uns von ihnen machen, den edlen Menſchen zum Muſter zu nehmen. Dies iſt der Inhalt des Gedichts. Was darin am ſtärkſten hervortritt, iſt dieſes, daß Bewußtſein der uns inwohnenden Freiheit des Willens Anfang der religiöſen Weihe ſei. Wohin aber das Gefühl der Unabhängigkeit von der Natur führe, wenn ihm nicht die Anerkennung der Unabhängigkeit von einem geiſtigen Urweſen zur Seite geht, lehr die Ode: Prometheus.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überſchrieben iſt: Prometheus.

Inhalt: Was mit Wahl und Einſicht über uns waltet, iſt ein ſelbſtſüchtiges, ſchadenfrohes Weſen, welches Freude am Zerſtören und Verderben findet. Glücklicherweiſe iſt ſeine Macht beſchränkt: denn gleich uns iſt es nicht ewig, ſondern entſtanden, und dienet, wie wir, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schickſal. Weder von dieſer hochthronenden und blindwirkenden Urkraft, noch von jenem Untergotte kann der Menſch Hülfe erwarten, ſondern nur von ſich und ſeinem Herzen. Vermittelſt der ihm inwohnenden unbezwinglichen Willenskraft, dem Verhängniſſe zum Trotze auszuführen, was ihm beliebt, darin beſteht ſeine Würde. Unbekümmert über das droben Waltende, in unaufhörlicher Bekämpfung feindſeliger Elemente, die uns umringen, wie die Umſtände es geſtatten wollen, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen ſich, das iſt die Summe menſchlicher Weisheit.

Betrachtet man dieſes Gedicht aus religiöſem Geſichtspunkte, ſo erſcheint es durchaus ungöttiſch. Das Ungöttiſche aber liegt nicht in den Schmähungen, die es gegen den Zeus ausſtößt, ſondern darin, daß es unter dem Namen allmächtige Zeit und ewiges Schickſal an die Spitze der Dinge eine blindwirkende Urkraft ſetzt.

Diejenigen unter den alten Dichtern und Weltweiſen, welche daſ-
lbe thun, erkennen doch größtentheils unter dem Namen Nemeſis
nd Dike Gewalten an, welche bei ihnen zwar nicht als ſelbſtſtändige
Weſen auftreten, ſondern nur als nothwendige Aeußerungen der
gemeinen Verknüpfung der Dinge, dennoch in die Weltregierung
nd in die Schickungen des Menſchenlebens etwas Sittliches brin-
en. Dadurch, daß unſer Gedicht das Sittliche ganz ausſchließt,
ird es heidniſcher als heidniſch, und bekömmt in ſeiner letzten Wir-
ung auf das Gemüth des Hörers etwas Grauſenhaftes. Sofern
s aber die Unbezwinglichkeit des menſchlichen Willens mit großer
Stärke hervorhebt, muß es Menſchen von tüchtiger Geſinnung,
tſchiedenem Streben und ſcharfem Verſtande ſich empfehlen.
Solch ein Mann war Leſſing.

Der Philoſoph Seneca betete eine mit Bewußtſein und Per-
nlichkeit begabte Gottheit an, hielt es aber ſeiner für unwürdig,
h unter dieſelbe zu beugen, und ihr eine ſittliche Ueberlegenheit
nzuräumen. In einer Rückſicht, ſagt er, übertrifft der Weiſe
ott: denn dieſer verdankt die Weisheit nicht ſich, ſondern ſeiner
atur. Bei menſchlicher Schwäche göttliche Genugſamkeit be-
ahren iſt etwas Großes.

Aus dieſen und ähnlichen Bekenntniſſen ſtoiſcher Philoſophen
ellet klar, wie tief ſelbſt in vorzüglichen Menſchen der Stolz ein-
wurzelt iſt. Darum wird die in unſerem Gedichte angedeutete
hre von Gott, der Welt und dem Menſchen, immerdar ihre An-
nger und Verehrer behalten.

Laſſet uns nunmehr den Prometheus neben ſeinem Bruder
Epimetheus betrachten, an deſſen Seite er in der Pandora auftritt.

Ueber Goethe's Gedicht, welches überſchrieben iſt: Pandora.

Wenn man von zwei ungleichartigen Elementen ſpricht,
che das Eigenthümliche der menſchlichen Natur ausmachen, ſo
t man hiebei Folgendes in Gedanken.

Auf der einen Seite iſt der Menſch mit Kräften und Trieben
gabt, welche ihn geneigt und fähig machen, über Gegenſtände
r äußeren Erfahrung Beobachtungen anzuſtellen, dieſe zu durch-
nken, zu ordnen, zu verknüpfen, wie auch ſich Fertigkeiten zu

erwerben, um die Natur bis zu einem gewiſſen Grade zu bezwingen, und durch verſtändige Bearbeitung und Benutzung ihrer Gaben ſich das Leben bequem einzurichten. Auf der anderen Seite iſt der Menſch mit Trieben und Kräften begabt, ſein Streben auf etwas Höheres jenſeit des Gebiets der Sinnenwelt Liegendes hinzurichten, welches ihn mit Erinnerungen und Ahndungen erfüllt, die über die Gränzen der Geburt und des Todes hinausreichen, und ihm eine Sehnſucht einflößen, welche im Raum und in der Zeit nirgendwo und nirgendwann Befriedigung findet.

Den Inbegriff der erſterwähnten Kräfte und Triebe will ich in Ermangelung eines geeigneten Ausdrucks das irdiſche Element der Menſchheit nennen, den Inbegriff der andern das himmliſche.

Man würde unrecht thun, die irdiſch Geſinnten ſämmtlich für genußſüchtig zu halten. Die Wackeren unter ihnen haſſen träge Ruhe, und lieben nichts mehr als Arbeit und Mühe. Aber eben wegen ihrer Vielgeſchäftigkeit wird das Göttliche, wenn es ihnen erſcheint, als ſtörend von ihnen abgewieſen. Die himmliſch Geſinnten ergeben ſich gern der Einſamkeit, Ruhe und ſtiller Betrachtung. Einmalige Offenbarung des Göttlichen iſt hinreichend, die feurigſte Liebe zu ſich in ihnen zu wecken. Dieſe Liebe iſt auf innige Vereinigung mit dem Göttlichen gerichtet. Eine ſolche kann hienieden nur auf Augenblicke Statt finden, nicht auf die Dauer. Daher iſt die herrſchende Stimmung ihrer Seele trauernde Sehnſucht, welche nur dann und wann freudige Hoffnung unterbricht.

Bei aller Verſchiedenheit, welches die himmliſch und irdiſch Geſinnten trennt, fühlen ſie doch, daß ſie einander bedürfen, und ſuchen ſich auf. Ihr erſtes Begegnen iſt feindlich. Auf den Kampf, in den ſie gerathen, und durch den ſie ſich verſtändigen, folgt Verſöhnung und ein Friede, der ſie zu gemeinſamem Glücke vereint, denn der Menſch iſt weder allein für die Erde geſchaffen, noch allein für den Himmel, und verfehlt, wenn er über dem Einen das Andere vergißt, ſeine Beſtimmung.

Goethe's Pandora iſt ein allegoriſches Drama oder eine dramatiſche Allegorie, welche die jetzo mitgetheilte Gedankenreihe ſinnbildlich darſtellen ſoll. In dem rüſtigen, thätigen, biedern, verſtändigen, von ſeinen arbeitſamen Schmieden früh und ſpät umebenen Prometheus erkennen die irdiſch Geſinnten ihr Muſter. Pandora, die ihm erſchienen war, hatte ihm durch das Uebermaß der Schönheit, die ſie ſchmückte, nicht Liebe gegen ſich eingeflößt, ſondern Mißtrauen. Sie wendete ſich darauf zu dem Epimetheus, der ſie auf den erſten Blick für das Kleinod erkannte, nach deſſen Beſitze er lange geſeufzet. Das Glück der Liebe, welche ihn mit ihr vereinte, war zu groß, um dauernd ſein zu können. Sie ſchied, und reichte ihm beim Scheiden zwei Töchter dar, die ſie ihm geboren hatte, die hoffende Elpore und die ſorgende Epimeleia, damit er wähle, welche ihm die liebſte ſei. Er wählte die Epimeleia, und mit Elporen erhob ſich Pandora zum Olymp. Von dem an iſt die Sorge des Epimetheus ſtete Geſellin; die Hoffnung beſuchet ihn nur auf Augenblicke in Träumen. Neben der Epimeleia wächſt des Prometheus Sohn Phileros auf: beide fühlen ſich zu einander hingezogen. Als nun einſt der Jüngling bei nächtlicher Weile das Mädchen zu ſuchen geht, wähnt er, ſie treulos zu finden, entbrennt darüber in eiferſüchtigen Zorn, und mißhandelt ſie. Jammernd rettet ſie ſich in die väterlichen Arme. Des Epimetheus Klagen, Epimeleia's Thränen, des hinzutretenden Prometheus Vorwürfe treiben den Jüngling zur Verzweiflung, und er ſtürzet ſich in die Wellen. Hier ſollte er, in dem verzehrenden Gram über ſeinen Verluſt Epimeleia den Untergang finden. Da erſcheint die erhellende Morgenröthe. Durch eigene Kraft hebt ſich Phileros aus den Fluthen empor, eilet der Geliebten zu, und ſchließt ſie in die Arme.

Aus den Fluthen ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia.
Sie begegnen ſich, und eins im andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das andre.
So vereint in Liebe doppelt herrlich
Nehmen ſie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senken Wort und That ſich ſegnend nieder,
Gabe ſenkt ſich ungeahndet vormals.

Nehmt an, daß mehrere dramatiſche Dichter des erſten Ranges, wie Aeſchylos, Sophokles, Shakſpeare und Goethe, einen und denſelben Stoff bearbeiteten: ſo würde gewiß ein jeder dieſer

Meiſter den Gegenſtand in verſchiedenen Beziehungen auffaſſen die aber ſämmtlich dieſem gleich weſentlich wären; ihre Werke würden gleich ſchön ſein, aber jedes derſelben würde etwas Beſonderes an ſich haben, welches ſeinen Urſprung kenntlich machte. Eine ſolche, das Weſenhafte, worauf es bei jeder Darſtellung ankömmt, nicht kränkende Eigenthümlichkeit iſt es, was man in der Kunſt Styl nennt; und in ſo fern läßt ſich ſagen, jeder große Meiſter habe ſeinen eigenen Styl. Nun aber giebt es Künſtler, die bei Behandlung ihres Stoffes gern ihr Ich einmiſchen, indem ihnen mehr darum zu thun iſt, ſich zur Schau zu ſtellen, als die Idee des Gegenſtandes ſichtbar zu machen. Zu dem Ende halten ſie ſich an Zufälligkeiten, und bringen in ihre Werke Eigenheiten, deren Inbegriff man in der Kunſt Manier nennt. Wer dieſen Unterſchied zwiſchen Styl und Manier wohl gefaßt hat, wird auch verſtehen, was gemeint wird, wenn man ſagt: ein ächter Künſtler ſei der, bei welchem in den Stunden der Begeiſterung das Bewußtſein ſeines Selbſt ſo ſtark hervortritt, daßdes Ichs Bewußtſein völlig verſchwindet, wogegen bei dem unächten Künſtler jenes von dieſem verdunkelt wird. Das Manierhafte in der Kunſt hat Aehnlichkeit mit dem, was man im Leben Ziererei nennt, und auch dieſelbe Quelle, nämlich die Eigenliebigkeit. Die ächte Darſtellungsweiſe hat Aehnlichkeit mit dem, was man im Leben Einfalt der Sitten nennt, und auch dieſelbe Quelle, nämlich Schlichtheit der Geſinnung. Dieſe hat niemand gründlicher erkannt und vortrefflicher beſchrieben, als Fenelon. — Seine Schilderung paßt Zug für Zug auf den ächten Künſtler, und hievon findet ſich die Beſtätigung in den ſchönen Worten, welche Goethe der Muſe in den Mund legt, wenn er ſie zu einem Künſtler ſagen läßt:

Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht.

Wie ſchwer es auch heut zu Tage ſei, den Begriff der chriſtlichen Liebe rein aufzufaſſen und feſtzuhalten, beweiſet das Beiſpiel eines unſerer größten Dichter.

Unter Goethe's Gedichten befindet ſich eines, mit der Ueberſchrift: die Geheimniſſe.

Wenn man die Hauptzüge, welche dieſes Bruchſtück bilden, zuſammenfaßt: die Reiſe des Bruders Marcus, die dieſer auf erhabenen Antrieb thut; ſeine unvermuthete und unbeabſichtigte Ankunft in einem Kloſter; den Eindruck, welchen an der Schwelle deſſelben das roſenumwundene Kreuz auf ihn macht; die heimliche Gewalt, womit ſeine Worte die Herzen der Zuhörer bewegen; die Erzählung des Greiſes von des frommen Bundes Stifter, welcher den Namen Humanus führt; die Bilder, welche die Kirche ſchmükken; die überirdiſche Muſik, nach deren Klange drei weißgekleidete Jünglinge ſich in gemeſſenen Schritten bewegen und bei Tagesanbruch die Fackeln auslöſchen, welche ſie in den Händen tragen; — wenn man, ſage ich, alle dieſe Züge zuſammenfaßt, ſo leidet es kaum einen Zweifel, daß es das Geheimniß der chriſtlichen Liebe iſt, welches dieſes wunderbare Lied uns enthüllen ſoll. Die herrlichen Erſcheinungen aber, welche das Werk uns vor Augen ſtellt, und die noch herrlicheren, welche es im Hintergrunde zeigt, könnte die Liebe wohl ſchwerlich hervorbringen, wenn ſie nicht dem Herzen, in welchem ſie wohnt, die Demuth mittheilte, ſich ſelbſt Gott zum Opfer darzubieten. Wie aber ſtimmen hiermit die folgenden Worte, welche der Dichter dem Greiſe in den Mund legt:

> Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
> Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
> Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
> Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
> Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
> Die ſauerſte beſiegt, ſich ſelbſt bezwingt,
> Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
> Und ſagen: das iſt er, das iſt ſein eigen!

Dieſe Worte, an der Stelle, wo ſie ſich befinden, in dem Munde, der ſie ſpricht, und in Beziehung auf den, welchen zu preiſen ſie beſtimmt ſind, ſtehen mit der Idee des Ganzen, welche will, wird nichts, die Einſchränkung iſt dem Künſtler ſo nothwendig, als iedem, der aus ſich was bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenſelben Gegenſtänden, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er iſt. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob ſich gleich auf Zeichnung eben das anwenden läßt. Das Haften an eben der Geſtalt unter Einer Lichtsart muß nothwendig, den, der Auge hat, endlich in alle Geheimniſſe leiten, wodurch ſich das Ding ihm darſtellt, wie es iſt. Nimm iezo das Haften an Einer Form, unter allen Lichtern, ſo wird dir dieſes Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich du ſelbſt werden. Aber bedenke, daß ieder Menſchenkraft ihre Gränzen gegeben ſind. Wie viel Gegenſtände biſt du im Stande ſo zu faſſen, daß ſie aus dir wieder neu hervorgeſchaffen werden mögen? Das frag dich, geh vom Häuslichen aus, und verbreite dich, ſo du kanſt, über alle Welt.

zur Anſchauung gebracht werden ſoll, ſo ſehr im Widerſpruche, daß ſie demſelben alle Haltung rauben, und zwiſchen den einzelnen Theilen den Zuſammenhang völlig aufheben.

Eure Aelteſten ſollen Träume haben, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen, ſagt die Schrift, um anzuzeigen, daß in der Jugend der Sinn für das Göttliche weit offener und lebendiger iſt, als in dem Alter, woraus folgt, daß diejenigen, welche in der Abgeſchiedenheit von der Welt ſich der Betrachtung des Unſichtbaren weihen wollen, nicht warten dürfen, bis ſie der Welt und die Welt ihrer müde geworden, daß ſie damit eilen müſſen, um nicht der Offenbarungen beraubt zu werden, deren nur die Jugend theilhaftig werden kann. Wie aber ſtimmen hiermit folgende Worte deſſelben Greiſes:

Du ſieheſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies;
Wir nehmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Solche Mißtöne thun um ſo weher, je reiner an anderen Stellen die Muſik chriſtlicher Empfindung erklingt, wie etwa in folgender Stanze:

Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt, und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der älterlichen Lehre,
Gehorſam war ihr erſt- und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fodern wollte, mußt' er loben.

Wenn nun ein ſo großer Dichter, der vor andern den Ruhm behauptet, vielgeſtaltig zu ſein, und ſich in die verſchiedenſten Seelenſtimmungen und Lebenslagen verſetzen zu können, nicht vermocht hat, das Innere einer mit chriſtlicher Liebe erfüllten Seele zu durchſchauen, und das Bild, welches ſich ihm davon in glücklichen Augenblicken darbot, feſtzuhalten: was haben wir

Andern hierin von uns zu erwarten? Unter Tauſenden, welche das oft entweihte Wort ausſprechen, weiß vielleicht kaum Einer, was es bedeutet.

— Es gewinnt demnach, Eurer Lehre zufolge, das Anſehn, niemand habe von der göttlichen Vorſehung und den menſchlichen Schickungen würdiger zu ſprechen, als der Dichter, in dem vielleicht auch Euch bekannten, ich weiß nicht, ſoll ich ſagen hoch- oder niedrigkomiſchen Prolog, wo Gott der Vater von Erzengeln umringt, deren unabläſſiger Hallelujajubel ihm anfängt beſchwerlich zu fallen, ſich einmal nach andrer Geſellſchaft ſehnt.

> Von allen Geiſtern, die verneinen,
> Iſt mir der Schalk am wenigſten verhaßt,

ſpricht er. Den Schalk meint er, der von ſich rühmt:

> Ich bin ein Theil von jener allgemeinen Kraft,
> Die ſtets das Böſe will, und ſtets das Gute ſchafft.

Dieſen alſo läßt er vor ſich kommen, und beauftragt ihn, einen armen Erdgebornen, der ihm beſonders werth iſt, in Verſuchung zu führen, woraus denn eine Reihe, theils lächerlicher, theils ärgerlicher oder gar abſcheulicher Auftritte entſteht, die ſich auf dem Theater ganz unvergleichlich ausnehmen.

Zu beklagen iſt nur das arme, fromme Mägdlein, welches in dieſen Strudel hineingezogen, zwiefache Blutſchuld auf ſich ladet, ohne zu wiſſen, wie. Schade, daß ſie den Zuſammenhang des Spiels nicht überſchaut, in welchem ſie eine ſo mitleidwürdige Rolle übernehmen ſollte. Wüßte ſie, daß alles dabei auf eine Poſſe hinausläuft, ſie würde bei Anhörung des dies irae, ſtatt in Ohnmacht zu ſinken, vielleicht laut auflachen. Und ſo würde auch ein Prolog des Weltſpiels, von Eurer Hand geſchrieben, ehrwürdiger Vater, den Zuſchauern da, wo ſie nicht loben könnten, weit öfter Anlaß geben, zu lachen, als zu klagen oder zu zürnen. — (Aus einem Geſpräche.)

„Menſchen lernten wir kennen, und Nationen. So laßt uns,
Unſer eignes Herz kennend, uns deſſen erfreun!“

— Ja! laſſet uns, dieſer Ermahnung des weiſen Dichters gehorchend, fleißig unſer Inneres und die Miſchung der uns verliehenen Kräfte durchforſchen, wie ſich zu dem Verſtande die Phantaſie verhält, welchen Grad der Stärke oder Schwäche das Vermögen der Theilnahme an Andrer Wohl und Wehe, und das Organ für das Ueberſinnliche beſitzt, wie weit wir der Kraft des Willens vertrauen können, welches die verdeckten Gänge unſerer Leidenſchaften ſind, und ihre offenbaren Ausbrüche; laſſet uns bei Würdigung unſer ſelbſt nicht bei dem ſtehen bleiben, was wir wirklich gedacht und gethan, ſondern auch bedenken, was wir unter gegebenen Umſtänden thun würden. Dann wird uns einleuchten, was Sokrates meinte, da er, allen andern Forſchungen entſagend, nur an ſich denken mochte, ob er etwa ein Ungeheuer ſei, verſchlungener gebildet und ungethümer als Typhon.

Chriſtenthum. Betrachtungen und Unterſuchungen
von Ferd. Delbrück. Bonn, bey Adolph Marcus,
1822. S. 8 f. 26 f. 63 f. 141 ff.

Friedrich Wilhelm Joſeph von Schelling.

Laſſet uns den Göttern danken, daß ſie uns von dem Newtoniſchen Spektrum (ja wohl spectrum!) eines zuſammengeſetzten Lichtes durch denſelben Genius befreit haben, dem wir ſo vieles verdanken. In der That kann nur auf der Baſis einer ſolchen Anſicht, welche die abſolute Identität des Lichtes behauptet und die vergeblichen Erfahrungsbeweiſe jener wichtigen Hypotheſe dadurch widerlegt, daß ſie an die Stelle der künſtlich verwickelten und verunſtalteten Experimente der Newtonſchen Schule die reinſten, einfachſten Ausſprüche der Natur ſelbſt ſetzt, dieſes ganze Identitätsſyſtem ſich erheben. Zu verwundern iſt es aber nicht, ſondern vielmehr ganz natürlich und höchſt begreiflich, daß die Phyſiker, welche den Newtoniſchen Sätzen knechtiſche Anhänglichkeit geſchworen haben ſich gegen Verſuche ſetzen, welche ganz unläugbar darthun, daß ſie gerade in dem Theil der Phyſik, worin ſie bisher die größte, ja faſt geometriſche Evidenz zu beſitzen wähnten, ſich in Anſehung der Hauptſache in dem grundloſeſten Irrthum befunden haben. Solche Erfahrungen könnten über kurz oder lange den Glauben an dieſe blinden Prieſter der verſchleierten Göttin auch unter dem Volke wankend machen und die allgemeine Vermuthung hervorbringen, daß es mit allen andern Theilen der eigentlichen Phyſik (nämlich des dynamiſchen Theils derſelben) um nichts beſſer geſtanden habe, und daß die wahre Phyſik erſt jetzt anfangen müſſe zu werden und ſich aus der Verwirrung und Nacht herauszuarbeiten. Eine künftige Geſchichte der Phyſik wird nicht unbemerkt laſſen, welche retardirende Kraft in Anſehung der ganzen Wiſſenſchaft die Newtoniſche Vorſtellung vom Licht ausgeübt hat, und wie dagegen die entgegengeſetzte, einmal zum Grunde gelegt und angenommen, die Natur gleichſam öffnet, und den Ideen Raum macht, die bis jetzt aus der Phyſik ſo gut wie verbannt waren. —

Zeitſchrift für ſpekulative Philoſophie. Jena und Leipzig, 1801. Bd. II. Hft. 2. S. 60.

Friedrich von Schlegel.

Charakteriſtik des Wilhelm Meiſter.

Ohne Anmaßung, und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht, und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, das ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leidenſchaft heftig entzünden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen könnte. Aber die beweglichen Gemahlde haften, wie von ſelbſt, in dem Gemüthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchöne Beleuchtung, oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefühls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslöſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fühlt ſich durch die heitre Erzählung überall gelinde berührt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hält er dieſe Menſchen dennoch ſchon für Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſey. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfahrt mit dem Fremden. Er glaubt, er müßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehn wie Menſchen, und nicht wie Hinz oder Kunz. Dies Anſehn verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bei einem oder dem andern nähert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in verſchiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das Beſchränkteſte zugleich ein ganz eignes, ſelbſtſtändiges Weſen für ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Veränderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſein ſcheint. Das iſt eben das Große, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzufinden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erhoben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſeyn, und doch weit mehr als man fordern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppenſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeeligten, als alles andre Naſchwerk, als er noch jedes Schauſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit denſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugeborne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden

Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von jener Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig; ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben aus, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieblingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vaterländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Tugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wünſchen nicht frei von Beſorgniſſen ſein kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Wiederſchein ſeines eignen Unternehmens, freilich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß ſeiner Schwärmerei untreu machen könnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Mariane ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, aufs äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr, als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk ſichtbaren Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da, der mit ſo vielem Recht der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſein mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft, und das Leben eine Kunſt ſein wird.

Der reife Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluſt von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Uebergang nicht milde, und der Contraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Marianens proſaiſcher, ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen, in deren jedem Wilhelms Charakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen hellern Licht gezeigt wird; und die kleineren deutlich geſchiednen Maſſen bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehn, daß er erſt ſpät, oder nie als Mann handeln wird, ſo verſpricht doch ſeine gränzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſt einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Verſuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günſtige Schickſal oder ein erfahrner Freund von großem Ueberblick günſtig beiſteht, und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt: ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweite Buch beginnt damit, die Reſultate des erſten muſikaliſch zu wiederholen, ſie in wenige Punkte zuſammen zu drängen, und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame, aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Poeſie, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine Schönheit gewährt, und uns in die ahndungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe, wie das freie Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvollern Wünſchen ſchwankt. Eine neue Scene öffnet ſich und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Capitel iſt wie ein neuer Akt. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Maſſe des ganzen Syſtems am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſey, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles, was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte, wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das heilige Kind, mit deſſen Erſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frei zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin contraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Ueberhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers, wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell nebeneinander. Dieſe Harmonie von Diſſonanzen iſt noch ſchöner als die Muſik, mit der das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines Gedichtes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln, oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen abſtrahiren zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten in Gedanken vernichten können. ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Unendliche und mit ihm der Sinn für die Welt. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt dem Menſchen, der ganz Menſch iſt, und ſo fühlt und denkt, intereſſant: er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern aufeinander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunct wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze conſtruirt iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähn, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beim Genius, deſſen Inſtinct zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſein, den erſten Theil unbeſchadet ſeiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwicklungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen: ſo fällt in die Augen, daß ſich alles um Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie drehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beiſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer poetiſchen Phyſik der Poeſie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt: ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Facta, und die roheſten Verſuche,

II.

Dritte Wallfahrt

nach Erwins Grabe im Juli 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir über deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott ſey Dank, daß ich bin wie ich war, noch immer ſo kräftig, gerührt von dem Großen, und o Wonne, noch einziger, ausſchließender gerührt von dem Wahren, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich beſtrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich ſelbſt betrügend, den Kraft- und Wahrheitsleeren Gegenſtand mit liebevoller Ahndung übertünchte. Wie viel Nebel ſind von meinen Augen gefallen, und doch biſt du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! Die du mit der Wahrheit wohnſt, ob ſie gleich ſagen, du ſeyſt lichtſcheu und entfliehend im Nebel.

Ge-

kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen: die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtincts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſonderes Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gaukler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfahrt. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers, und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bei dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt, und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſei das Ganze eben ſo ſehr eine hiſtoriſche Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſei alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem, der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſebſtſtändigen Daſeins zu erfreuen. Sogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poeſie anerkannt zu werden? Ueberall werden uns goldne Früchte in ſilbernen Schalen gereicht. Dieſe wunderbare Proſa iſt Proſa und doch Poeſie. Ihre Fülle iſt zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielſagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung iſt ohne eigenſinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieſes Stils im Ganzen aus der gebildeten

Sprache des geſellſchaftlichen Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem ökonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtrebt.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und ſo launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſei es ihm nicht der heiligſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehen, und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunct des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird, als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind. Denn dieſes ſchlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des göttlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? eine ſogenannte Recenſion des Meiſter würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Kukuk vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſein ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eins von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keins der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſein ſollte, außer daß ſie überflüßig ſeyn würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, und ohne Wiſſenſchaft das Rechte weiß.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft, als er ſie erfüllt. Wer aber Sinn für den Organismus des Daſeins und der Bildung und die nothwendig damit verknüpfte Vielſeitigkeit, wer jene Vorempfindung der ganzen Welt hat, die Wilhelm ſo intereſſant macht, fühlt gleichſam die Perſönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen und Verwandſchaften, je mehr geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt charakteriſiren können, ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſei, und wie man es nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüßig ſcheinen, da troz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werks faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eins und das andere in der Mitte überflüßig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beim erſten und beim lezten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bei der ſchönſten und innigſten Uebereinſtimmung und Einheit nur die lezte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in vieles lange nicht finden können: denn bei fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn oft nur gegenſeitig.

Ueber die Organiſation des Werks muß der verſchiedene Charakter der einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen geſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht ins unendlich Kleine verlieren. Sie muß vielmehr, als wären es ſchlechthin einfache Theile, bei jenen größern Maſſen ſtehen bleiben, deren Selbſtſtändigkeit ſich auch durch ihre freie Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprungliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige, doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweiten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen; und das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Colorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin erſten Kuß eine ſchöne Einfaſſung wie von den ſchönſten Blüthen der noch keimenden, und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon da geweſen iſt, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen ſollen: ſie dürften vielmehr eben dann richtig genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, der den Meiſter ganz verſteht, ſchon bekannt, und dem, der ihn gar nicht verſteht, eben ſo gemein und leer, wie das, was ſie erläutern wollen, vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtändlich wären, ihn über einiges aufklären, über anderes aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subject wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweite Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten: er iſt der reichſte, aber der reizendſte; er iſt voll Verſtand, aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelm der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freilich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallelen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Liebe und ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſeyn, daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentation eines nicht ſehr gebildeten Adels ſein. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und ſo neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt, und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder eine unbeſtimmte Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt komiſch. Ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adlichen und die Komödianten zwei abgeſonderte Corps bilden, deren keins dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keineswegs vorzüglich fein und zart oder edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Contraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Contraſt zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt, und der Pedant bekommt ſogar Prügel, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf, mit gnädigen Blicken, über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe darf an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adelichen ſind, den Stand abgerechnet, den Schauſpielern nur darin vorzuziehn, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Malerei denken möchte. Es iſt bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſe Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen haben etwas, was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte und was zu zart und fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiederholen könnte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen, die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbaren Nachläſſigkeiten und Tautalogien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder Eins werden, und, wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjects, der abſichtliche Anhauch von poetiſcher Pedanterie bei ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen; ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Accent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frei und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelm und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Realität und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Charakter, ſie kann nichts, und mag nichts, als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beide haben nur Verſtand, denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen, wie Jarno an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete, aber faſt beſchränkte durchaus nicht große Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweißt, wie wenig es ſo bloß Lobrede auf den Verſtand ſei, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beide ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt, wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beide treten gleich dieſen ſtärker hervor, als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beiſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſein laſſen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beiſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint, als die äußere Gewandheit, die er ſich durch den mannigfaltigern Umgang und durch die Uebungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: ſo macht er doch, dem Anſcheine nach, in der Kunſt große Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfaltung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind, außer daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt im gewiſſen Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt, wie ſie ſein kann, und ſein ſoll bei entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno gleich: Beide haben m Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelm und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punct, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Uebergang, der immer ein Sprung ſein muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte: durch welchen Dichter konnte dies wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakspeare wird von Wilhelm zuerſt auf- faßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Na- tur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo lfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht des ünſtlers, oder was zufälliger Mangel des Werks ſein möchte, eranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die eatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten ngreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit ein voll- detes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne u geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende atur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin t, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt der iſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem es voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr iſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dies fürchterliche Trauerſpiel, ches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſicht- re Erde als einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und r gleichſam hohles Innres, wie den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt, und auf den härteſten Begriffen von Ehre und flicht ruht, wenigſtens in einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen hrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes ſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſowohl Kritik als hohe Poe- Und was kann wohl anders entſtehen als ein Gedicht, wenn ein Dichter, als ſolcher, ein Werk der Dichtkunſt anſchauend darſtellt? Dies liegt nicht darin, daß ſie über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſei, mehr weiß, als es ſagt, und mehr will, als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſei, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehen ſolle: dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, der das Werk ſo lang als nöthig iſt, zum Mittelpunct ſeiner Thätigkeit mache; wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar iſt, weitläufig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Charakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon gebildete noch einmal bilden wollen. er wird das Werk ergänzen, verjüngen, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſe und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen deſſelben ſein könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Ueberſpannung, des Alten Schwermuth, und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein göttlich lichter Punct, deren es hier mehrere giebt, aber im Ganzen ſcheint das Werk von der Höhe des zweiten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Ueberhaupt ſcheint es an einem Scheidepuncte zu ſtehen, und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſeyn. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanten Räthſel und ſchöner Wunder. Auch Wilhelms falche Tendenz bildet ſich zu Maximen: aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſen zu ſeyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen wie das Ideal eines Soufleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Dramas und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangne Einzelnheit, ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den frühern Theilen des Romans, beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber, dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandſchaft mit der Tante ſein, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buch. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch theatraliſch, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten, und Komödie mit ſich ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Inneres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt, und auch noch die Intriguen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Ueberhaupt iſt in ihr das äußerſte Maaß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen

Gebeth.

Du biſt Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zuſammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem Schaum ſtürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebürge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelſen und wüſten Thäler, grauer Gotthard! Wie vor iedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reeg was auch Schöpfungskraft in ihr iſt. In Dichtung ſtammlet ſie über, in krüzlenden Strichen wühlt ſie auf dem Papier Anbethung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfaſſendes unauslöſchliches Gefühl des, das da iſt und da war und da ſeyn wird.

Erſte Station.

Ich will ſchreiben, denn mir iſts wohl, und ſo oft ich da ſchrieb, iſts auch andern wohl worden die's laſen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floß und die Augen ihnen hell waren. Mög es euch wohl ſeyn meine Freunde, wie mir in der mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiedenen Hang offenbart, das Innere und das Aeußere ſcharf zu trennen und entgegen zu ſetzen. Hier hat ſich das Innere nun gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der ausgebildeten Einſeitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinns gegenüberſteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Es iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Suite von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben, wäre wohl nicht ſeine Liebhaberei geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer claſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunct bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberei dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freien Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen, und es wird auch dadurch, wie an dem auffallendſten Beiſpiele gezeigt, daß er alles ſo behandelt wiſſen und behandeln möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie ins Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe, und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Wiederſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſein, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſein, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Ueberhaupt gleichen die Charaktere in dieſem Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Portrait, ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beiſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Charaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſein können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten: aber Geſpräche müßten es ſeyn, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpuncte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen räſonnirte und ein moraliſches Gutachten fällte; das wäre wohl die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſei.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt, und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler, oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannigfachen Beiſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehn hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für Wilhelm wird wohl endlich auch geſorgt: aber ſie haben ihn, faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten; ſelbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er reſignirt völlig darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahr wirklich vollendet, und Natalia wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinen Weiblichkeit und Güte macht ſie einen angenehmen Contraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Natalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſein in der Geſellſchaft: Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her wie der Oheim. Es ſind Beiſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunſtlehre nicht fehlen dürfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beide in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beiden Urbilder, oder die beiden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beim Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die erhabenſte Poeſie, und da die letzten Faden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die Reden einer Barbara wirken mit der Kraft der alten Tragödie; von dem intereſſanteſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pachterstochter; gleich nach dem Untergang Marianens, die uns nicht als Mariane, ſondern als das verlaſſne zerriſſne Weib überhaupt intereſſirt, ergötzt uns der Anblick des Ducatenzählenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten, wie der Wundarzt, ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunct dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelm und ſich ſelbſt zum Beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andere im Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Licenzen der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende, dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten

Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfang deſſelben, zu vieles von allem, was das intereſſanteſte und bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangere Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beiſpiel der komiſchen Nemeſis, und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrod verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweiten, und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt Größe der eigentliche Charakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die Ueberraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß die Dimenſionen ſind erweitert, auch die Menſchen ſind von größerm Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspuncte eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn, der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der Geiſt Gottes. Dafür daß er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario iſt ein großer Menſch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Mageres, aber Lothario iſt vollendet, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler, als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerſtören zu können. Er iſt die himmelanſtrebende Kuppel, jene ſind die gewaltigen Pilaſter, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen, und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maaß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann; aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk.

Nicht ſo Mignon, Sperata und Auguſtino, die heilige Familie der Naturpoeſie, welche dem Ganzen romantiſchen Zauber und Muſik geben, und im Uebermaaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehen. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen: aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Gottheit, und ſeine Stimme rauſcht auf den Wogen der Melodie daher, wie die Andacht würdiger Chöre.

Es iſt als ſei alles vorhergehende nur ein geiſtreiches intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind zur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich, und gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

Charakteriſtiken und Kritiken. Von Auguſt Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Königsberg, bei Friedr. Nicolovius. 1801. Erſter Band. S. 132 ff.

— Bei einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit; wie nur irgend bei einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläſſigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie es im Deutſchen nur ſein kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat. —

— Erſt in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entſtehung nach in dieſe Zeit. Die vorzüglichſten derſelben werden jetzt an poetiſcher Kunſt und Sprache ziemlich allgemein als das Vorzüglichſte anerkannt, was wir in unſerer Sprache beſitzen. Die genialiſche Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, beſitzt dieſer Dichter vor allen andern. In einem Stück jedoch könnte ſein Beiſpiel irre leitend werden, da er auch in der reifern Zeit ſo häufig ſeine Poeſie unmittelbar an die Gegenwart zu knüpfen verſucht, und nicht leicht ein anderer Dichter an ſolche ganz moderne Gegenſtände ſo viel Kunſt verſchwendet hat. Deſto eher kann man aber über die Schwierigkeit dieſes ganzen Unternehmens ſelbſt urtheilen, wenn man dieſe künſtlichen Werke moderner Darſtellung mit der Poeſie ſeiner ältern Gedichte zuſammenhält. Wie weit muß nicht die Eugenie dem Egmont nachſtehen, wenn wir beide Werke gegen einander halten, als eine poetiſche Darſtellung, wie bürgerliche Unruhen und Staatsrevolutionen unter dem Volke und in dem Kabinet der Großen ſich verbreiten. Oder iſt es erlaubt, Werke von verſchiedener äußerer Art bei ähnlichem Inhalt zuſammenzuſtellen, ſo vergleiche man mit der Darſtellung von der Verwicklung der Leidenſchaften in den höhern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die Wahlverwandtſchaften mit dem Taſſo. Oder ſieht man den letzten von der Seite an, daß darin der Künſtler in ſeinem Gegenſatz zu der äußern Welt, wie im Fauſt der in ſeinen Ideen lebende Geiſt in ſeinem innern Kampf dargeſtellt wird, und vergleicht damit den Wilhelm Meiſter, ſo wird die Gedankenfülle und der kunſtreiche Styl in dem letzten Werke allerdings einen großen Vorzug zu behaupten ſcheinen. Sieht man aber auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß die genannten Werke, Fauſt, Iphigenia, Egmont, Taſſo, bei der Nachwelt den Ruhm dieſes großen Dichters als ſolchen am meiſten erhöhen werden, nebſt den ſchönſten ſeiner Lieder; denn in dieſen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. — —

— Sein Gefühl zog ihn jederzeit mehr zum Romantiſchen als zu dem eigentlich Heroiſchen hin; und es dürfte auch wohl dieſes Romantiſche, in dem weiteſten Sinne des Wortes, welches die Spiele der Fantaſie und des Witzes mit Gefühlen und Anſchauungen, wie das Leben ſie giebt, und in einem reich begabten Gemüthe hervorruft, in allen Abſtufungen und Miſchungen verbindet, die eigentliche Sphäre dieſes Dichters ſein.

Zwiefach war die Wirkung, die er auf ſein Zeitalter hatte, und zwiefach erſcheint uns auch ſeine Natur. In Rückſicht auf die Kunſt hat er Vielen mit Recht als ein Shakſpeare unſers Zeitalters gegolten: unſers Zeitalters, d. h. eines ſolchen, welches mehr zum Ideenreichthum und einer mannigfaltigen Bildung ſich hinneigt, als zur höchſten Kunſtvollendung und gründlichen Ausführung in einer einzelnen Richtung und Gattung der Poeſie, die alſo auch hier von unſerm Dichter nicht in dem gleichen Grade erwartet werden darf, wie von dem alten dramatiſchen Meiſter. In Rückſicht auf die Denkart aber, wie ſie ſich auf das Leben bezieht und das Leben beſtimmt, könnte unſer Dichter auch wohl ein deutſcher Voltaire genannt werden; ein Deutſcher allerdings, wie überall ſo auch hierin, da ſelbſt der poetiſche Uebermuth und die Ironie bei dem Deutſchen erſtlich poetiſcher, und dann gutmüthiger ſich kund giebt, redlicher und ernſtlicher gemeint iſt, als bei dem Franzoſen, wo er ſeine Indifferenz und ſeinen Unglauben kund giebt, und Spott treibt mit dem eignen Unglauben. Indeſſen wird doch auch in unſerm Dichter oft unter all der mannigfaltigen Bildung, der geiſtreichen Ironie und dem nach allen Direktionen hinſtrömenden Witz fühlbar, daß es dieſer verſchwenderiſchen Fülle von geiſtigem Spiel an einem feſten innern Mittelpunkte fehlt. —

Friedrich Schlegels Geſchichte der alten und neuen Litteratur. Vorleſungen gehalten zu Wien im Jahre 1812. Wien, 1815. 8. Thl. II. S. 284 ꝛc.

Kühn drum wandl' ich auf einſamer Spur, doch kundig des Weges,
Achte nicht auf den Staub folgend dem hellen Geſtirn.
Klar erkenn' ich mich ſelbſt und klar das ganze Verhältniß,
Alle die Häupter der Zeit, mitten im Kampf und am Ziel.
Leſſing und Goethe, die haben die Bildung der Deutſchen gegründet,
Würdiger Quell warſt du, heiliger Winkelmann, einſt!
Was den Beiden entriſſen die Parze, das gab ſie dem Einen,
Kränzet die freundliche Stirn reichlich mit ewigem Grün. —

Herkules Muſagetes. 1799. S. 5.

Auguſt Wilhelm von Schlegel.

Sonett.

Bewundert nur die feingeſchnitzten Götzen,
Und laßt als Meiſter, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach ſeines Geiſtes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein friſches Grün aus dürren Klötzen,
Man haut ſie um, wo Feurung iſt vonnöthen.
Einſt wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt verſteinert ſehn zu ganzen Flötzen.

Die Goethen nicht erkennen, ſind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte ſelbſt, begraben ſie die Todten.

Uns ſandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch ſolchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Geſtalt, Gemüthe.

Athenäum. Bd. III. St. 2. S. 343.

Goethe's römiſche Elegieen.

Die Elegieen, im ſechſten Stück der Horen 1795 zuerſt abgedruckt, ſind eine merkwürdige, neue, in der Geſchichte der Deutſchen, ja man darf ſagen, der neuern Poeſie überhaupt einzige Erſcheinung. Unbeſtochen vom Nationalſtolze kann der Deutſche wohl behaupten, daß ſeine Sprache, im Ganzen genommen, die treueſten poetiſchen Nachbildungen der Alten, daß ſie allein Originalwerke im ächten antiken Styl aufzuweiſen hat. Man begreift nicht, mit welchem Sinne die Engländer den Griechiſchen Homer geleſen haben müſſen, um Popens geglättete Reime nur für eine Ueberſetzung des Altvaters der Sänger gelten zu laſſen, geſchweige denn, um zu glauben, er gewinne nicht wenig durch die neumodigen Verfeinerungen der kräftigen Einfalt, womit Ilium erobert und die Ilias geſungen ward. Nicht ohne Lächeln erfährt man aus der Ueberſchrift gewiſſer Engliſcher Oden, daß ſie Pindariſch ſind; und es kann nur Mitleiden einflößen, wenn die Franzoſen ſich dünken, von einem höheren Gipfel der Kunſt und Vollendung auf die tragiſche Bühne der Griechen herab zu ſehen. Es gehört ein freier und nüchterner Blick bei einer unverfälſchten Empfänglichkeit dazu, das Große und Schöne richtig zu erkennen und rein zu fühlen, welches uns aus unermeßlich weit von dem unſrigen abſtehenden Zeitaltern wie aus einer fremden, für immer zerſtörten Welt anſpricht, über deren räthſelhafte Wirklichkeit alle Trümmer ihrer unſterblichen Denkmale, noch ſo gewiſſenhaft befragt, keinen völlig genügenden Aufſchluß ertheilen. Es nachahmen wollen iſt ein edles, aber mißliches Bemühen. Die urſprünglichen, einfach ſchönen Formen der alten Kunſt haben das Schickſal aller Formen gehabt, ihren Geiſt zu überleben. Fehlt es ihrem modernen Bewunderer an der Zaubergewalt, dieſen aufs Neue hervorzurufen, ſo iſt es vergeblich, daß er ſie nachzubilden ſucht; er umarmt in ihnen, wie in köſtlichen Urnen, nur die Aſche der Todten. „Das Antike war neu, da jene Glücklichen lebten.“ Nur an der lebenden Welt kann ſich die Bruſt des Künſtlers und Dichters erwärmen; nur eigne Anſichten des Wirklichen treten wie unabhängige Weſen hervor, wenn ſie der Spiegel einer reinen, lichthellen Fantaſie zurück wirft. Die kühle Begeiſterung deſſen, der wahre Verhältniſſe ſeines Daſeins darzuſtellen vergiebt, und ſich doch in einem willkürlich erborgten, aber gelehrt beobachteten, Coſtum gefällt, mag den Antiquar entzücken. Der unbefangene Freund des Wahren und Schönen, welcher nicht an dieſen oder jenen Aeußerlichkeiten deſſelben hängen bleibt, ſondern in das Innere dringt, wird hingegen wünſchen, daß ſich eigenthümlicher Geiſt immer in der angemeſſenſten, natürlichſten, eigenſten Form offenbare.

Und das iſt es eben, was an dieſen Elegieen bezaubert, was ſie von den zahlreichen und zum Theil ſehr geſchickten Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateiniſcher Sprache weſentlich unterſcheidet: ſie ſind originell und dennoch ächt antik. Der Genius, der in ihnen waltet, begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar, und bereichert die römiſche Poeſie durch deutſche Gedichte. Wenn die Schatten jener unſterblichen Triumviren unter den Sängern der Liebe in das verlaßne Leben zurückkehrten, würden ſie zwar über den Fremdling aus den Germaniſchen Wäldern erſtaunen, der ſich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen geſellt, ber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugeſtehn, die für ihn noch eben ſo friſch grünt, wie ehedem für ſie.

Von den elegiſchen Dichtern der Griechen, ſowohl den frühern Joniſchen, als den Alexandrinern, haben ſich nur Fragmente erhalten. Aber nicht leicht hat eine andere Dichtart, nachdem die Muſen in Griechenland verſtummt waren, ſich mit ſo ausgezeichnetem Gedeihen auf römiſchen Boden verbreitet. Propertius äßt mitten unter der verzehrenden Gluth der Sinnlichkeit doch eine ewiſſe ernſte Hoheit hervorſtrahlen; Tibullus rührt durch ſchmachende Weichheit; die ſinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze er Liebe zu lang ausſpinnt. Der Charakter unſers Dichters iſt gentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzten erhebt n der Adel ſeiner Geſinnungen am weitſten; aber er iſt auch ännlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger geſucht als Propertius. Ob er gleich nicht verehlt, daß er ſich die ſüßeſte Luſt des Lebens zum Geſchäft macht, ſcheint er doch nur mit der Liebe zu ſcherzen. Sie unterjocht e nie ſo, daß er dabei die offne Heiterkeit ſeines Gemüths einßen ſollte. In der erſten Elegie ſchweifen ſeine Wünſche nach iner noch unbekannten Geliebten umher, und in der zweiten hat ſie nicht nur gefunden, ſondern ſchon jede Gewährung erlangt. Es iſt wahr, einige Umſtände, die er darin gegen das Ende erähnt, vermindern das Wunderbare eines ſo ſchnellen Sieges beächtlich. Sein Gefühl iſt duldſamer, als das ſeiner römiſchen rgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abſcheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht ſtark genug zu erklären wiſſen. Doch ſcheint nachher die gefällige Römerin ſo ſchön, ſo liebenswürdig, ſelbſt ſo zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebdern ihres Betragens, die ſich unter die Liebe miſchen, wohl entuldigen oder vergeſſen kann. Seine Leidenſchaft würde ihrer nen Natur widerſprechen, wenn ſie heldenmüthige Aufopferun n forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrauſend, ſondern

Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf dieſem Umgange entgegen weht.

Zweyte Station.

Höher in der Luft, hinabſchauend, ſchon überſchauend die herrliche Ebne, vaterlandwärts, liebwärts und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich ſchrieb ehmals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige laſen, buchſtabenweiſe nicht verſtanden, und worinn gute Seelen nur Funken weben ſahen, des was ſie unausſprechlich und unausgeſprochen glücklich macht. Wunderlich war's von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatſachen in Räzel hüllen, und von Maasverhältniſſen poetiſch lallen! und doch geht mir's iezt nicht beſſer. So ſey es denn mein Schickſal, wie es dein Schickſal iſt, himmelan ſtrebender Thurn, und deins, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und läppgensweiſe in den Gehirnchen der Welſchen aller Völker auftapezirt zu werden.

durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünſcht ſie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie iſt ſinnlich und zärtlich, ſchlau und offenherzig; und ſchwärmt in ihrem Muthwillen ſo lieblich für das Schöne, daß ſelbſt der ſtrenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewöhnte Stirn zu zwingen, um ſeinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In ſeiner genügſamen Fröhlichkeit iſt der Sänger friedlich gegen alle Menſchen geſinnt und möchte ſich nicht gern an irgend etwas Argem ſchuldig wiſſen. Er bleibt ſeinem Wahlſpruch treu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Daß Rom, die alte Heimath der Elegie, die Scene dieſer Darſtellungen iſt, erhöht noch um vieles ihren Reiz. Manches wie ohne Abſicht eingeflochtene Bild fremder Sitten giebt ihnen Neuheit. Der Einfluß eines milderen Himmels, unter den der Leſer ſich ſelbſt verſetzt fühlt, fodert ihn erwärmend zum Antheil an ſinnlicher Luſt und Liebe auf. Die Wahrheit, welche dort überall dem betrachtenden Blicke entgegenkömmt, gleichſam auf jedem Bruchſtücke eines alten Werks eingegraben ſteht, in jeder verloſchnen Spur ehemaliger Herrlichkeit ſich entziffern läßt: alle menſchliche Größe muß untergehen; dieſe Wahrheit verliert am jugendlichen Buſen der Schönheit ihre Macht zu ſchrecken, ja ſie wird eine Einladung dem allgemeinen Looſe der Vergänglichkeit zuvorzueilen, und die Freuden des Lebens zu haſchen. Die Blume welkt am Abend, wie der ehrwürdige Tempel nach Jahrtauſenden einſtürzt:

Freue dich alſo, Lebend'ger, der Lieberwärmenden Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

Auch darin begünſtigt den Dichter der Aufenthalt in der ewigen Stadt, wo das claſſiſche Alterthum noch immer ſich ſelbſt zu überleben ſcheint, daß die ihn umgebenden Gegenſtände eine freundliche Gegenwart auf gewiſſe Art mit einer idealiſchen Vergangenheit verknüpfen. Vorzüglich iſt die Erſcheinung der alten Götter, ſtatt daß ſie ſonſt, wenn der Dichter ſie unter den Ausdruck einer Leidenſchaft miſcht, entweder als hergebrachte Redefigur nur einen ſchwachen, oder, als etwas fremdartiges und willkührlich erſonnenes, einen ſtörenden Eindruck macht, in hohem Grade natürlich und täuſchend. Die Einbildungskraft geſteht dieſen Weſen gern eine ſichtbare Gegenwart, ein noch fortdauerndes perſönliches Daſein an einem Orte zu, wo ſie einſt ſo glänzend verehrt wurden, wo man zum Theil noch ihre Wohnungen zeigt, und ihre Geſtalten aufbewahrt, vor deren übermenſchlicher Macht das Volk ſich ehemals niederwarf, wie der Künſtler noch jetzt ihre übermenſchliche Schönheit anbeten muß. Sogar die kühne Begeiſterung, welche den Dichter, indem er reineren Aether einzuathmen glaubt, mit einem Schritte vom Capitolium zum Olymp hinaufführt, hat hier noch das Ergreifende der Wahrheit.

Schwerlich wird jetzt noch gegen dieſe Gedichte wegen ihres meiſt leichten und fröhlichen Inhalts der Einwurf vorgebracht, ſie ſeien keine wahrhaften Elegieen, da der aus modernen willkührlichen Theorieen entſprungene Begriff, nach welchem ein Gedicht in einer beliebigen Versart Elegie heißt, wenn es nur ſanfte Wehmuth ausdrückt, oder wie ſie es ſonſt beſtimmen mochten, immer mehr dem hiſtoriſchen, einzig gültigen, Platz macht. Dieſer läßt ſich auch rein theoretiſch, und zwar aus und mit der Form conſtituiren, ſo daß der artiſtiſche Sprachgebrauch der Alten, ein Gedicht im elegiſchen Sylbenmaaß, bei noch ſo verſchiednem Umfange und mannigfaltiger Beſchaffenheit des Stoffes, Elegie zu nennen, vollkommen gerechtfertigt wird.

Herrmann und Dorothea von J. W. von Goethe.

Obgleich dies Gedicht ſeinem Inhalte nach in der uns umgebenden Welt zu Hauſe iſt, und, unſern Sitten und Anſichten befreundet, höchſt faßlich, ja vertraulich die allgemeine Theilnahme anſpricht: ſo muß es doch, was ſeine dichteriſche Geſtalt betrifft, dem Nichtkenner des Alterthums als eine ganz eigne, mit nichts zu vergleichende Erſcheinung auffallen, und der Freund der Griechen wird ſogleich an die Erzählungsweiſe des alten Homerus denten. Sollte dies weiter nichts auf ſich haben, als eine willkührliche Verkleidung des Sängers in eine fremde altväterliche Tracht? Sollte die Aehnlichkeit bloß in Aeußerlichkeiten des Vortrags liegen? Es wäre wenigſtens nicht billig, vor der Unterſuchung ſo zu vermuthen: jene, auch dem oberflächlichen Betrachter ſich darbietende, Wahrnehmung muß uns daher ein Wink ſein, ſie weiter zu verfolgen. Wenn ein Werk nach der aus ihm hervorleuchtenden künſtleriſchen Abſicht zu beurtheilen iſt, ſo darf die Rückſicht auf das homeriſche Epos hier ſo wenig ein überflüßiger Umweg ſcheinen, daß ſie vielmehr das ſicherſte, ja das einzige, Mittel ſein möchte, ein ſo viel möglich von allem materiellen Intereſſe und von allen Einflüſſen eines einſeitigen modernen Geſchmacks gereinigtes Urtheil über den dichteriſchen Werth von Herrmann und Dorothea zu bilden.

Gäbe es eine gültige Theorie der Poeſie, worin die Vorſchriften dieſer Kunſt aus den unabänderlichen Geſetzen des menſchlichen Gemüths hergeleitet, nach den nothwendigen Richtungen deſſelben die urſprünglichen Dichtarten beſtimmt und ihre ewigen Gränzen feſtgeſtellt wären: ſo würden wir auch über das Weſen der epiſchen Gattung im Klaren ſein, und der Kunſtrichter hätte nur die ſchon bekannte Lehre auf einen vorliegenden Fall anzuwenden. Bis eine ſolche Wiſſenſchaft zu Stande gebracht ſein wird, muß man zufrieden ſein, ſich über Sätze, die man unmittelbar zu einer Kunſtbeurtheilung braucht, mit dem Leſer nothdürftig verſtändigt zu haben. Nicht nur dies, ſondern, was eine Kritik am beſten leitet und beurkundet, die Vergleichung mit claſſiſchen Vorbildern, iſt dadurch ſehr erſchwert worden, daß man dieſe ſeit Jahrhunderten durch das Medium irriger Kunſtlehren angeſehen, angebliche Tugenden an ihnen geprieſen, und was ſich als ihre erſte Vollkommenheit bewähren dürfte, getadelt oder gar nicht erkannt hat. Eine Geſchichte der alten Poeſie, worin, mit Hinwegräumung ſo vielfach gehäufter und tief gewurzelter Vorurtheile, ihr Gang nach der Wahrheit und mit durchgängiger Beziehung auf jene Wiſſenſchaft verzeichnet wäre, würde vielleicht darthun, daß die Griechen durch eine ganz einzige Begünſtigung der Natur (deren ſie ſich ſtolz bewußt waren, wenn ſie im Gegenſatz mit helleniſcher Eigenthümlichkeit alle übrigen Völker Barbaren nannten) auch hier die Pflicht des Schönen aus freier Neigung erfüllt, und eine Reihe eben ſo vollendeter Urbilder für die Hauptgattungen der Poeſie, wie für die verſchiednen Style der Bildnerei und Baukunſt aufgeſtellt haben: wodurch denn die ziemlich allgemeine Meinung, die den alten Dichtern ein unverjährbares, faſt ungemeßnes, Anſehn zugeſteht, erſt in Erkenntniß verwandelt werden würde. Was das Homeriſche Epos anlangt, ſo liegt es dem Theoriſten ob, ſein Weſen auf die erſten Gründe der Poetik zurückzuführen und an dieſen zu prüfen; dem Geſchichtſchreiber der Griechiſchen Poeſie, es genetiſch zu erklären, das heißt, die nothwendige Entſtehung deſſelben aus einer beſtimmten Stufe der Bildung zu zeigen, und es in das richtige Verhältniß mit den folgenden Stufen zu rücken. Wir begnügen uns hier mit dem Verſuch, in aller Kürze eine in ſich zuſammenhängende Charakteriſtik der urſprünglichen epiſchen Gattung zu entwerfen, um davon zu der Frage überzugehn, wie der Dichter die Aufgabe gelöſt hat, jene in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſch zu machen.

Wir müſſen hiebei zuvörderſt alle gangbaren und in unſern Lehrbüchern immer wiederholten Begriffe von der ſogenannten Epopöe gänzlich bei Seite ſetzen. Man hat dem Homer die unverdiente Ehre erzeigt, ihn zum Stifter derſelben zu machen; und wie man dieſes künſtliche, aus grundloſen theoretiſchen Behauptungen und Mißgriffen einer beabſichteten Nachahmung zuſammengeſetzte Gebäude für die würdigſte, umfaſſendſte und prachtvollſte Schöpfung der Dichterkraft ausgiebt; ſo pflegt auch jener ſchlichte Altvater unter den Baumeiſtern ſolcher Epopöen obenan zu prangen. Die hiſtoriſchen Unterſuchungen eines ſcharfſinnigen Kritikers über die Entſtehung und Fortpflanzung der Homeriſchen Geſänge, die vor kurzem die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich gezogen haben, welche Fortſchritte in den Wiſſenſchaften zu erkennen wiſſen, geben uns zum Glücke einen feſten Punct, wovon die künſtleriſche Betrachtung des Homer in einer ganz entgegengeſetzten Richtung ausgehen kann. Wenn die Ilias und Odyſſee aus einigen großen, für ſich Beſtand habenden Stücken zuſammengeſchoben, und dieſe wiederum, wo Lücken blieben, durch kleinere Stellen, (nicht immer zum geſchickteſten) an einander gefügt ſind: ſo hätte man ja, indem man nur immer den wohlberechneten Bau des Ganzen anſtaunte, ein fremdes Verdienſt, das dem Homeriſchen Zeitalter nicht zukommt, und nach dem Grade ſeiner Bildung nicht zukommen konnte, das obendrein in dem Maaße gar nicht einmal vorhanden iſt, für das wichtigſte bei der ganzen Sache gehalten. So wenig gegründet iſt die gutherzige Klage, welche man oft von Freunden des Dichters führen hört: durch obige Behauptungen geſchehe ein Einbruch in das Heiligthum des ehrwürdigen Alten; man zerreiße ihnen ihren Homer: daß vielmehr ſeine Rhapſodien dadurch erſt von den fremdartigen Banden des Ganzen erlöſt werden. Maaß, Verhältniß und Ordnung, Vorzüge, die Homer ſelbſt am Geſange rühmt, (Od. VIII, 489. 496) wird man noch in den kleinſten Theilen ſeines Epos gewahr, da man ſie hingegen in der zuſammengeſetzten Länge der Ilias und Odyſſee nicht ſelten aus den Augen verliert. Ein Mann, der zwar keinesweges befugter Richter über Poeſie war, am wenigſten über antike, aber durch ſeinen ſcharfen Verſtand auch da, wo der Gegenſtand weit außer ſeiner Sphäre lag, ſich oft überlegen bewieſen hat, Voltaire, ſagt vom Homer: Malheur à qui l'imiterait dans l'économie de son poeme! Heureux qui peindrait les details comme lui! — Es verſteht ſich, daß die epiſche Rhapſodie, wie jede Dichtart, nicht ohne ihre eigenthümliche poetiſche Einheit beſtehen kann. Nur muß man dieſe nicht in einem Verſtandesbegriffe ſuchen, wie meiſtens in den Theorieen geſchieht, wo denn auch der Unterſchied zwiſchen der lyriſchen Einheit, der epiſchen und der dramatiſchen gänzlich verloren geht. Nur durchgängige Vollſtändigkeit und innere Wechſelbeſtimmung des Ganzen und der Theile kann die Vernunft befriedigen; und dieſe höchſte poetiſche Einheit haben die Griechen in der durchaus ſelbſtändigen und und in ſich beſchloſſenen Organiſation ihrer Tragödie erreicht. Die epiſche Einheit bezieht ſich nicht auf die Vernunft, die im Homeriſchen Zeitalter noch längſt nicht genug geübt war, um ſolch eine Foderung an ein dichteriſches Werk zu machen; ſondern ſie gilt nur die Fantaſie, d. h. ſie iſt nichts weiter als Umriß, ſichtbare Begrenzung. Daher läßt ſie ſich denn auch nicht abſolut beſtimmen; ſie kann vergrößert und erweitert werden, bis die Maſſe der Anſchauungen die ſinnliche

Auffaſſungskraft überſteigt; und Ariſtoteles, (der doch, wie man weiß, dem epiſchen Gedicht die Geſetze der Tragödie vorſchreiben wollte) findet nur deswegen, Homer habe wohl gethan, nicht den ganzen Trojaniſchen Krieg in Einem Gedichte zu behandeln, weil es dann nicht mehr leicht überſehbar (εὐσύνοπτος) geweſen ſein würde. Auf der andern Seite iſt die epiſche Einheit auch theilbar: kleine Stücke der Ilias und Odyſſee enthalten ſie noch in ſich; Epiſoden von wenigen Zeilen (z. B. Il. IV, 372—398) können für ſich als ein vollſtändiges Epos betrachtet werden, und ſind wahrſcheinlich meiſtentheils Auszüge aus längeren nicht mehr vorhandnen. Weit entfernt alſo, daß es gewaltſamer Mittel bedurft hätte, um einzelne Rhapſodien zu größeren Ganzen zuſammen zu heften, in denen Uebereinſtimmung und lebendiger Zuſammenhang ſchon durch die Sage gegeben war, iſt dieſe Leichtigkeit und Theilung und Vereinigung vielmehr eine natürliche Eigenheit der Gattung, nach welcher ſie Pindarus ſehr ſchicklich ῥαπτα ἐπη benennt.

Wäre der Gegenſtand des Epos eine einfache untheilbare Handlung; ſo leuchtet es ein, daß dieſe Trennbarkeit und Vermehrbarkeit (man erlaube uns den Ausdruck) ſich mit dem Weſen deſſelben nicht vertragen könnte; aber das darin Dargeſtellte iſt immer eine Mehrheit: es ſind Vorfälle, Begebenheiten. (Ariſtoteles: ἐποποιϊκον δε λεγω το πολυμυθον.) Bloß phyſiſche Begebenheiten, bei denen nicht Menſchen thätig, und zwar ihrem Charakter gemäß thätig wären, würden freilich wenig anziehendes für den Geiſt haben. Allein es iſt gewiß, daß wir bei dem Bemühen, uns ein Geſchehenes zu erklären, die Triebfedern und Beweggründe des Thuns gar nicht als vom Menſchen hervorgebracht und abhängig, ſondern als in ihm gewirkt denken; ſie alſo auch nicht von der geſammten Maſſe der bewegenden Naturkräfte, als etwas entgegengeſetztes, abſondern. Handlung im ſtrengeren Sinne, das heißt: Richtung der Kraft durch einen freien Entſchluß, würde demnach eine in der Erfahrung vorkommende Thätigkeit erſt durch den Standpunct der Betrachtung, und in der Poeſie durch den Standpunct der Darſtellung werden. Die Beantwortung der Frage: ob die Idee der Freiheit in der poetiſchen Darſtellung nur durch Verſinnlichung ihres Gegentheils erſcheinen, ob eine durch jede äußere

Gewalt unüberwindliche Selbſtbeſtimmung ohne die Entgegenſetzung einer unvermeidlichen Beſtimmung von außen, d. h. des Schickſals, anſchaulich gemacht werden kann? und ihre Anwendung auf die Griechiſche Tragödie liegt außerhalb unſers Weges. Doch wird eine merkwürdige Andeutung im Wilhelm Meiſter über den Unterſchied des Romans (der ſo viele Analogie mit dem epiſchen Gedicht hat oder haben ſollte) und des Drama jeden forſchenden Kunſtrichter zu weiterem Nachdenken auffodern. „Im Roman,“ wird daſelbſt behauptet, „ſollen vorzüglich Geſinnungen und „Begebenheiten vorgeſtellt werden, im Drama Charaktere „und Thaten: man könne dem Zufall im Roman gar wohl „ſein Spiel erlauben, das Schickſal hingegen habe nur im Dra„ma Statt.“ Wie zufällig in Homers Geſängen der ganze Hergang der Geſchichte erſcheint, ſelbſt da, wo etwas einer entſcheidenden Schickung ähnliches vorkommt, liegt am Tage.

Der Unterſchied der epiſchen und dramatiſchen Dichtart, welche neuere Theoriſten unter dem Namen der pragmatiſchen dem Weſen nach für einerlei erklärt haben, möchte alſo doch, wenigſtens wenn wir dabei ſtehen bleiben, was Epos und Tragödie bei den Alten wirklich war, etwas tiefer liegen als in der äußern Form, als darin, „daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern „gewöhnlich von ihnen erzählt wird.“ Ueberhaupt iſt es vergeblich, aus dem Begriff der Erzählung und des Dialogs die höchſten Vorſchriften für jene Dichtarten entwickeln zu wollen. Dies könnte nur in dem Fall gelingen, wenn die Kunſt nichts weiter als eine leidende Nachahmung der Natur wäre, wozu man ſie leider oft genug herabgewürdigt hat. Da ſie aber eine ſelbſtthätige, nach Geſetzen des menſchlichen Gemüths erfolgende Umgeſtaltung derſelben iſt; ſo muß die poetiſche Erzählung und der poetiſche Dialog erſt durch das Weſen der Dichtart, die ſich derſelben bedient, ſeine Beſtimmung empfangen. Die dieſer immer untergeordnete Rückſicht auf die gewöhnliche Wirklichkeit tritt nur da ein, wo von der kunſtgemäßen Wahrheit der Darſtellung die Rede iſt. Im alten Drama erzählen die Perſonen häufig, im Homeriſchen Epos werden ſie faſt beſtändig redend eingeführt, und in lyriſchen Gedichten kommt ſowohl Erzählung als Geſpräch vor: aber wie durchaus verſchieden in jeder von dieſen Gattungen! Der epiſche Dialog iſt eben ſo wenig ein bloß natürlicher, als der tragiſche, dem er ganz entgegengeſetzt iſt; beide ſind bis in ihre feinſten Beſtandtheile nach dem Charakter des ſchönen Ganzen, wozu ſie gehören, gebildet.

Man hört zuweilen von Homers kühner Begeiſterung, von ſeinem raſchen wilden Feuer nicht anders reden, als ob er etwa ein Dithyrambendichter oder gar ein enthuſiaſtiſcher Prophet geweſen wäre. Es ſcheint wohl, daß hiebei Verwechſelung des Objectes mit dem Subjecte zum Grunde liegt. Die Helden des Sängers haben allerdings gewaltige Leidenſchaften, aber er ſelbſt erſcheint völlig leidenſchaftlos: was er erzählt, muß jedem fühlenden Hörer Theilnahme abnöthigen, aber er ſelbſt äußert die ſeinige nie. Wie ein bloß beſchauendes Weſen ſteht er über ſeinen Helden und über ſeinen Göttern, ordnet und trägt die in ſeinen mächtigen Tönen lebende Welt mit göttlicher, d. i. rein menſchlicher Beſonnenheit und Ruhe. Wie unter dem heitern umgebenden Himmel findet in dem Umfange ſeines Geiſtes jedes Ding eine ſchickliche Stelle und erſcheint in ſeinem wahren Licht. Mit einem Worte: das Homeriſche Epos iſt ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden. Es iſt niemals Darſtellung des Ruhenden, oder ſozenanntes poetiſches Gemälde. Dieſes iſt dem Homer ſo fremd, daß, wo er beſchreibt, er es auf eine Art thut, die das Ruhende in Fortſchreitendes verwandelt (z. B. die Figuren auf dem Schilde des Achill; wiewohl dieſer in den letzten ſpäteren Geſängen der Ilias vorkommt und der Homer, von dem die erſten Rhapſodien herrühren, ihn ſchwerlich ſo gedichtet hätte.) Die über eine ſtürmiſche Theilnahme erhabne, und weder durch augenblickliches Anſpannen noch Nachlaſſen veränderte Gemüthslage des Sängers macht zuerſt alle Theile ſeines Gegenſtandes auf gewiſſe Weiſe einander gleich; ſie verleiht ihnen einerlei Rechte auf die Darſtellung: die weniger bedeutenden, er zum ſtätigen Fortgange nöthigen (z. B. das Aufſtehn, zu Bett gehn, Eſſen, Trinken, Händewaſchen, das Anlegen der Fußſohlen, Kleider und Waffen u. ſ. w.), werden nirgends verdrängt, und behaupten dicht neben den wichtigſten den ihnen zugemeßnen Raum. Die Zeitverhältniſſe der Wirklichkeit werden aufgehoben, und alles fügt ſich in eine nach den Geſetzen ſchöner Anſchaulichkeit geordnete dichteriſche Zeitfolge, wo das Dauernde, wenn die Einbildung es auf einmal erſchöpfen kann, nur einen Moment der Darſtellung einnimmt, und das noch ſo ſchnell Vorübergleitende bis zur vollendeten Entfaltung des in ihm ſich drängenden Lebens feſtgehalten wird. Nirgends ein Stillſtand des Geſanges; aber auch nirgends ein unzeitiges Forteilen, ſondern das ſchönſte Gleichgewicht und Maaß der ſtätigen und unermüdlichen Bewegung. Der Sänger verweilt bei jedem Puncte der Vergangenheit mit ſo ungetheilter Seele, als ob demſelben nichts vorher gegangen wäre, und auch nichts darauf folgen ſollte, wodurch das Erquickliche einer lebendigen Gegenwart überall gleichmäßig verbreitet wird. In jedem Augenblicke iſt daher zugleich ſanfte Anregung und Beruhigung; und das epiſche Gebiet gleicht einem Garten des Alcinous, wo die Früchte ununterbrochen nach einander reifen, und jede zu ihrer Zeit ſich willig vom Baume löſt, um dem Genießenden in die Hand zu fallen.

Von dieſem innern geiſtigen Rhythmus im Vortrage des Epos iſt der demſelben eigenthümliche Vers nur Ausdruck und hörbares Bild. Ariſtoteles nennt ihn das beſtändigſte und am meiſten Gewicht habende unter den Sylbenmaaßen. Der Griechiſche Hexameter hat weder einen fallenden Rhythmus, wie z. B. der trochäiſche Tetrameter, der daher leidenſchaftlich mit fortreißt (κινητικον, ὀρχηστικον); noch einen ſteigenden, wie der jambiſche Trimeter, der ſich bei einem gehaltnen Hinanſtreben doch entſchieden rüſtig und gleichſam handelnd zeigt (πρακτικον; natum rebus agendis); ſondern er iſt ſchwebend, ſtätig, zwiſchen Verweilen und Fortſchreiten gleich gewogen, und kann deswegen, ohne zu ermüden, den Hörer auf einer mittlern Höhe in ungemeßne Weiten forttragen. Seine Mannichfaltigkeit, die überdies an dem urſprünglich nach einem Zeitmaaße geſungenen Verſe weit weniger hervorſtechen konnte, iſt dabei wohl nur Nebenſache. Warum unter dem reichſten epiſchen Wechſel eine ſo einfache metriſche Formel unzählig oft wiederkehren darf, da eine noch ſo beſchränkte Pindariſche Ode nicht ohne vielfach verſchlungne Strophen beſtehen kann; möchte denen ſchwer fallen zu erklären, die in der Theorie des Sylbenmaaßes vom Grundſatz der nachahmenden Harmonie ausgehn, und dadurch hier wie überall den Künſtler zum bloßen Copiſten der Natur machen. Iſt aber das Sylbenmaaß, ganz allgemein mit Abſtraction von allen beſondern Beſtimmungen genommen, die Erſcheinung des Beharrlichen im Wechſelnden, verkündigt es die Identität des Selbſtbewußtſeins; ſo iſt es klar, daß dieſes im Zuſtande der hellſten Beſonnenheit (der Unterſcheidung des Selbſt von den in ihm vorgeſtellten Objekten) ſtärker hervortritt, als in einer von Regungen durchdrungenen, ſtrebenden Seele. Die äußern Gegenſtände ſchreiben dem menſchlichen Gemüthe in der Kunſt, wo ſie ihm bloß Stoff ſind, das Geſetz nicht vor, ſondern ſie empfangen es von ihm; und ſo iſt es auch in Anſehung des Sylbenmaaßes. Ariſtoteles bemerkt ſehr richtig, daß der Jambe am meiſten den dialogiſchen Ton (λεκτικη ἁρμονια) an ſich habe, wovon der Hexameter ſich weit entferne; dieſer ſei der erzählenden Darſtellung geeignet, und es würde ſich nicht ſchicken, ein Epos in einem andern Sylbenmaaße, oder gar in gemiſchten Sylbenmaaßen (z. B. die Erzählung in Hexametern, die Reden in Trimetern) zu dichten. Dennoch rühmt er es am Homer, daß er in eigner Perſon ſo wenig als möglich ſagt, und nach einer kurzen Vorrede ſogleich einen Mann oder eine Frau redend einführt. Wie ſtimmte dies nun zuſammen, wenn der Dialog im Epos nicht in ſo fern ſeine Natur ablegen müßte, daß ſeine unſtäte Flüchtigkeit durch die gleichförmige Ruhe der Darſtellung gefeſſelt wird? Da die Reden bei weitem den größten Theil der Homeriſchen Geſänge einnehmen, ſo iſt es für den richtigen Begriff der Gattung eine Hauptſache, ihren Charakter recht zu faſſen. Selbſt in den kürzeſten und leidenſchaftlichſten ließe ſich bei einer feinen Zergliederung etwas nachweiſen, wodurch ſie epiſirt ſind. In den ausführlicheren findet man alle weſentlichen Eigenſchaften der ganzen-Rhapſodie deutlich ausgedrückt. Man bemerkt kein Hinſtreben zu einem Hauptziel, wenn dies auch in dem Inhalte der Rede vorhanden iſt; jedes, wodurch das Folgende verbreitet wird, ſcheint doch nur um ſein ſelbſt willen da zu ſtehn: ganz das verweilende Fortſchreiten, die ſinnlich belebende Umſtändlichkeit, die beſonnene Anordnung, die leichte Folge, die loſe Verknüpfung, wie im Epos überhaupt. In dieſem Sinne ſind auch die zuſammengeſetzten

Dritte Station.

Hätt ich euch bei mir, ſchöpfungsvolle Künſtler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen ſo viele fand, und auch euch, die ich nicht fand und die ſind. Wenn euch dies Blatt reichen wird, laßt es euch Stärkung ſeyn gegen das flache unermüdete Anſpulen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und ſolltet ihr an dieſen Plaz kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tauſend Menſchen iſt die Welt ein Raritätenkaſten, die Bilder gaukeln vorüber und verſchwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum laſſen ſie ſich ſo leicht durch fremdes Urtheil leiten, ſie ſind willig die Eindrücke anders ordnen, verſchieben und ihren Werth auf und ab beſtimmen zu laſſen.

* * *

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibers unterbrochen, die Empfindung gieng in Geſpräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte über-

Beiwörter und die Epiſoden zu nehmen, die in leidenſchaftlichen Reden, wenn man die Darſtellung als bloße Natur verſtehen ſollte, ſehr fehlerhaft ſein würden, und oft unverſtändig genug getadelt worden ſind. Die Willigkeit des epiſchen Sängers zu Epiſoden überzugehn, wo ſie ſich irgend gefällig anſchlingen laſſen, liegt darin, daß die Gegenſtände ſich ſeiner nie bemeiſtern: er kann ſich daher ſelbſt in dem entſcheidendſten Augenblicke leicht abmüßigen, um der Fantaſie etwas entferntere nahe zu rücken. Was von der Rede und Epiſode, gilt auch vom Homeriſchen Gleichniſſe; es dient nicht bloß, ſondern genießt im ſchönen völligen Umriſſe freies Leben, und iſt gleichſam ein Epos in verjüngtem Maaßſtabe. Mancher wird es vielleicht zu weit getrieben finden, wenn wir behaupten, auch in der Homeriſchen Wortſtellung und Wortfügung, der faßlichſten, loſeſten, aber gefälligſten, die ſich denken läßt, erkenne man die Verknüpfungsweiſe der Rhapſodie, und die Sprache ſei durch die feinen ausfüllenden Partikeln und den vielſylbigen Ueberfluß ihrer Biegungen einzig gemacht, die ſtätige, ſanft hingleitende Folge zu bezeichnen. Aber von der erſtaunenswürdigen Conſequenz dieſer bloß durch einen glücklichen Inſtinkt gefundenen und zur Vollendung gebrachten Dichtart kann es unter andern ein Beiſpiel ſein, daß die Redefigur, wo die gegenwärtige Zeit ſtatt der vergangenen gebraucht wird, die einem lebhaften Erzähler ſo natürlich iſt, und deren ſich ſchon Virgil faſt unaufhörlich bedient, in der ganzen Ilias und Odyſſee nicht ein einziges Mal vorkommt. Apollonius enthält ſich derſelben auch, weil er der Homeriſchen Form treuer bleibt, die nun freilich, nachdem der Geiſt entwichen, zur Formel geworden war. Er iſt matt und kalt; das am meiſten Summariſche im Homer iſt lebendiger als das Ausgeführteſte bei ihm. Ueberhaupt verbrauchten die ſpäteren epiſchen Dichter zu kurzen Werken ſehr viel mythiſchen Stoff: das Geheimniß der ſchönen Entfaltung war verloren gegangen. Virgil ſchuf mit Römiſchem Nachdrucke eine ganz eigne Art der Epopöe. An ihm, der den Neueren weit mehr Vorbild geworden iſt als Homer, kann man den Unterſchied der vermiſchten Gattung, der wir jenen Namen geben, von dem reinen urſprünglichen Epos auffallend zeigen. Abgeſehen von der künſtlicheren Verknüpfung des Ganzen, und dem Beſtreben, tragiſche Nothwendigkeit in die Handlung zu bringen, hört man in der Aeneis gar nicht jenen Rhythmus des Vortrags. Virgil verräth oder affectirt Theilnahme, und geht darin bis zu manierirten Ausrufungen über und an ſeine Helden. (IV, 408. sqq.) Seine Sprache hat Feierlichkeit, Hoheit, Pracht, womit er ſelbſt gemeine Dinge zu überkleiden ſucht; da hingegen Homers Ausdruck kräftig, aber einfältig, niemals prangend und übertreibend, und durchaus nur durch Entfaltung veredelnd iſt. Die ruhigen Reden beim Virgil ſind rhetoriſch, die leidenſchaftlichen mimiſch; ſie ahmen nämlich das Stürmiſche und Unordentliche der Gemüthsbewegungen unmittelbar nach. Er iſt ſtellenweiſe mehr oder weniger Homeriſch: wo der Stoff ihn zur Ruhe veranlaßt, wie bei den Wettſpielen im fünften Buch vorzüglich; am wenigſten in der mit Recht bewunderten Geſchichte der Dido, einem tragiſchen Bruchſtücke, das nicht nur der am wenigſten Homeriſche, ſondern geradezu der modernſte Theil ſeines Gedichtes heißen kann.

Bei den obigen Betrachtungen über das alte Epos iſt mit Fleiß nicht von dem myſtiſchen Elemente deſſelben, noch weniger von dem, was bloß national und local darin iſt, die Rede geweſen. Man darf ſich nicht wundern, daß die modernen Nachfolger Homers das Abſonderungsvermögen, die Darſtellung vom Dargeſtellten, Form und Styl vom Inhalte zu ſcheiden, nicht beſeſſen zu haben ſcheinen,- da es den Theoriſten der Epopöe, welchen Homer doch immer die oberſte Autorität iſt, ſo offenbar daran gefehlt hat. In das Heroiſche, in das Wunderbare, in das Erhabene, in die Wichtigkeit der Handlung, in den Umfang des Gedichts, in die Würde der Perſonen, in die Feierlichkeit des Tons, und worein nicht alles? hat man das Weſen der Epopöe geſetzt. Beſonders hat man das Wunderbare, worunter man hier die Dazwiſchenkunft der höhern Weſen verſtand, zu einer unerlaßlichen Bedingniß gemacht. In der alten Tragödie erſcheinen die Götter häufig; ſie ſtreiten für und wider einen Helden, wie in den Eumeniden des Aeſchylus; oder die Scene ſpielt auch ganz in der Götterwelt, wie im Prometheus. Dennoch kann man ſie deswegen nicht in dem Sinne wunderbar nennen wie das Homeriſche Epos: weil dort die Götter mit den Menſchen in demſelben Bezirke der Nothwendigkeit ſtehn und handeln; in dem letzten hingegen erſcheint die Einwirkung der Götter in noch höherem Grade zufällig als das Thun der Menſchen. Wenn das Wunderbare (Arist. P. c. 24) vorzüglich aus dem Grundloſen entſpringt, was über den uns erklärbaren Lauf der Dinge hinausgeht; ſo mußte allerdings in Homers Zeitalter ein Ueberfluß daran vorhanden ſein. Denn man begriff ſehr wenig von der Kette der Urſachen und Wirkungen in der Natur, darum ließ man ſie durch lebendige Weſen verrichten; der Menſch hatte ſich noch nicht zum Bewußtſein der vollſtändigen Selbſtbeſtimmung durch Freiheit erhoben, daher geſtand er den Göttern Einfluß auf ſeine Entſchließungen zu. Aber wer beſtimmte nun das Wollen der Götter? Es ſcheint, ſie hätten dazu wieder ihre Götter nöthig gehabt, und ſo ins Unendliche fort. Iſt die ſelbſtthätige Unabhängigkeit der ganz menſchlich vorgeſtellten Götter begreiflich, ſo wäre die der Menſchen es auch geweſen. Kann ein Dichter im Zeitalter der erleuchteten Vernunft uns zu dieſer Stufe ihrer Kindheit zurück verſetzen wollen? Ganz richtig hat man bemerkt, das Homers Helden weniger groß ſind, weil ſie ſo vieles nicht durch ſich ſelbſt ausführen. Wenn das Bemühn der Olympier für und wider uns ſie einen Schimmer höherer Würde um ſie her zu verbreiten ſcheint, ſo verſetzen wir uns nicht genug in die Homeriſche Denkart. Damals miſchten ſich ja die Götter in die gemeinſten Händel des Lebens; ſie waren ſo wohlfeil, daß Autolykus durch die Gunſt des Hermes mit Dieberei und Meineid geſchmückt ſein konnte (Od. XIX, 396), und auch die Bettler ihre Götter und Erinnyen hatten (Od. XVII, 475). Wer wird es leugnen, daß die über alles reizende Unvernunft der Homeriſchen Götterlehre ſeine Dichtung mit der blühendſten Mannichfaltigkeit bereichert, und die auserwählte Gefährtin des friſchen luſtigen Heldenlebens iſt? Allein ſoll man mit Homer in demjenigen wetteifern, was ihm die Zeit verliehen hat, und ſich quälen, es ihr zum Trotz hervorzurufen? Der Mythus (in der Bedeutung, da er noch von der hiſtoriſchen Sage unterſchieden wird) kann nur dann für die Poeſie begünſtigend ſein, wenn er lebt, d. h. wenn er als Mythus, als die unwillkührliche Dichtung der kindlichen Menſchheit, wodurch ſie die Natur zu vermenſchlichen ſtrebt, entſtanden, und noch beſtehender Volksglaube iſt. Er kann nicht die willkührliche Erfindung eines Einzelnen ſein. Aus dieſem Grunde gewährt die Ritter- und Zauberſage des Mittelalters, die nichts anders war, als der abentheuerliche Geiſt der Zeit in Bilder gekleidet, dem romantiſchen Heldengedicht den Vorzug der Lebendigkeit und volksmäßigen Wahrheit, den das künſtlich erſonnene Wunderbare der modernen Epopöen durchaus nicht haben kann. Schon Virgil hätte als Beiſpiel warnen ſollen, wie wenig mit der Dazwiſchenkunft der Götter ausgerichtet wird, wenn ſie nicht mehr Volksglaube iſt, und alſo nicht zu dem Bilde des Weltganzen, welches die Fantaſie des Dichters aus der Wirklichkeit auffaßt, gehört. Die neueſten Epopöendichter haben vor allen Dingen das Uebernatürliche geſucht; ſie haben nicht nur dies, ſondern ſogar das Außernatürliche gefunden, und ſich zuletzt in der Hölle und im Himmel verloren. Es fehlt nur noch an einer gänzlich extramundanen Epopöe. Ihre Werke ſind daher auch bloß gelehrt, und haben nie von den Lippen des Volks getönt, (Taſſo's befreites Jeruſalem ausgenommen, mit dem es hierin eine ganz eigne Bewandtniß hat) da Homer der popularſte aller Sänger war, weil ſeine Dichtung vom Leben ausging, nnd darauf zurück führte.

Es iſt alſo offenbar, daß man ſein Epos auf eine ganz entgegengeſetzte Art, als man bisher gethan, nachbilden muß, wenn es überhaupt geſchehen ſoll. Dieſer Zweifel wird diejenigen befremden, die gewohnt ſind, die Homeriſchen Epopöen als den Gipfel der Poeſie, als den höchſten unerreichbaren Schwung des menſchlichen Geiſtes anzuſehn: eine Meinung, von der man ſelbſt bei der neumodigeren Anſicht, den helleniſchen Sänger in einen wilden Naturſohn, einen rohen nordiſchen Barden zu traveſtiren, nicht abgewichen iſt; denn es hängt mit der empfindſamen Klage über das Elend der Cultur zuſammen, die Poeſie für eine Naturgabe zu halten, die durch Bildung unvermeidlich verloren gehe. Die Griechen ſelbſt ſcheinen den Homer durch eine ſehr begreifliche Verwechſelung des Ehrwürdigſten mit dem Vollkommenſten oben an zu ſtellen; und wer wäre mit ihm zu vergleichen, wenn der Name einen einzelnen Menſchen, den alleinigen Schöpfer der Ilias und

Odyſſee bezeichnete? Aber die Harmonie der griechiſchen Bildung läßt ſchon vermuthen, daß die Poeſie mit den übrigen Künſten und Beſtrebungen gleichen Schritt gehalten haben wird, und die Geſchichte zeigt uns, wie ſie ſich von leichter Fülle (epiſche Periode) zu energiſcher Einzelheit erhob (lyriſche Periode), und durch innige Verſchmelzung beider endlich zu harmoniſcher Vollſtändigkeit und Einheit gelangte (dramatiſche Periode). Wenn alſo die lyriſche Poeſie mit dem Jugendalter, die dramatiſche mit dem männlichen verglichen werden kann; ſo vereinigt die epiſche die Unbefangenheit des Knaben mit der Erfahrenheit und dem ſichern Blick des Greiſes. Die epiſche Schönheit iſt die einfachſte, und konnte daher zunächſt nach den wilden rhythmiſchen Ergießungen, die noch nicht freies Spiel, ſondern Entledigung vom Drange eines Bedürfniſſes waren, gefunden werden. Beſonnenheit iſt die früheſte Muſe des nach Bildung ſtrebenden Menſchen, weil in ihr zuerſt das ganze Bewußtſein ſeiner Menſchheit erwacht. Alſo nicht als die höchſte oder vorzüglichſte, aber als eine reine, vollendete Gattung hat das Epos ewig gültigen Werth. Seiner Einfachheit wegen kann man es noch ohne Kunſtſinn als Natur genießen, was bei den Kunſtbildungen eines Sophokles zum Beiſpiel nicht mehr möglich iſt. In dieſem Stücke, wie in allem Weſentlichen, ſtimmt Herrmann und Dorothea, ungeachtet des großen Abſtandes der Zeitalter, Nationalcharakter und Sprachen bewundernswürdig mit ſeinen großen Vorbildern überein.

Ein Dichter, dem es nicht darum zu thun iſt, ein Studium nach der Antike zu verfertigen, ſondern mit urſprünglicher Kraft, national und volksmäßig, zu wirken, wie es einem epiſchen Sänger geziemt, wird ſeinen Stoff nicht im claſſiſchen Alterthume ſuchen, noch weniger aus der Luft greifen dürfen. Damit die lebendige Wahrheit nicht vermißt werde, muß ſeine Dichtung feſten Boden der Wirklichkeit unter ſich haben, welches nur durch die Beglaubigung der Sitte oder der Sage möglich iſt. Beides kömmt eigentlich auf eins hinaus; denn eine Sage aus fernen Zeitaltern wird nur dadurch zu ſolch einer Behandlung tauglich, daß ſich mit ihr ein anſchauliches Bild von der damaligen Sitte und Lebensweiſe unter dem Volke fortgepflanzt hat. So könnte vielleicht ein ſchweizeriſcher Dichter Geſchichten aus den Zeiten der Entſtehung des Bundes mit Vortheil epiſch behandeln, weil ihr Andenken durch Verfaſſung, Volksfeſte, und wenig veränderte Sitten immer noch neu erhalten wird. Wenn der Dichter aber keine Sagen vorfände, oder aus Wahl keinen Gebrauch von vorhandenen machte, ſo müßte er nothwendig in ſeinem Zeitalter, unter ſeinem Volke daheim bleiben. Es fragt ſich nun weiter: was er in dieſem Kreiſe herausheben, ob ſich die Darſtellung lieber auf das Privatleben wenden ſoll? Man wird geneigt ſein zu glauben, Begebenheiten, die auf das Wohl und Wehe vieler Tauſend den wichtigſten Einfluß haben, ſeien vorzüglich geſchickt, auch in der Poeſie groß und ergreifend zu erſcheinen; was allerdings gegründet iſt, ſo lange man ſie nur durch allgemeine Anſichten in große Maſſen zuſammen faßt. Allein damit kann ſich die epiſche Ausführlichkeit nicht begnügen: die fodert ein großes Detail, ſie kann den Gang einer Begebenheit durchaus nur an beſtimmten Thätigkeiten der Mitwirkenden fortleiten; und hier iſt es eben, wo ſich die unüberwindliche Sprödigkeit eines ſolchen Stoffs offenbaren würde. Was nämlich wiſſenſchaftlich oder mechaniſch betrieben wird, wobei nach politiſchen und taktiſchen Berechnungen eine Menge Menſchen wie bloße Werkzeuge mit Verzichtleiſtung auf ihre ſittliche Selbſtthätigkeit in Bewegung geſetzt werden; was für die lenkenden Perſonen ſelbſt einzig Angelegenheit des Verſtandes iſt, die außerhalb der Sphäre ihrer ſittlichen Verhältniſſe liegt: dem iſt ſchlechterdings keine poetiſche Seite abzugewinnen. In den öffentlichen Geſchäften des Friedens kann nur da, wo die Verfaſſung ächt republicaniſch iſt; in denen des Krieges konnte unter den Griechen nur im heroiſchen Zeitalter, unter uns nur in den Ritterzeiten der Menſch mit ſeiner ganzen geiſtigen und körperlichen Energie auftreten. Ein in unſerm Zeitalter und unſern Sitten einheimiſches Epos wird daher mehr eine Odyſſee als eine Ilias ſein, ſich mehr mit dem Privatleben als mit öffentlichen Thaten und Verhältniſſen beſchäftigen müſſen. Doch hier öffnet ſich wieder eine neue Ausſicht von Schwierigkeiten, die, wenn das Problem nicht gelöſt vor uns läge, die Ausführbarkeit ſehr zweifelhaft machen könnten. In den höheren Ständen wird die freie Bewegung, Aeußerung, Berührung und Wechſelwirkung der Gemüther durch tauſend conventionelle Feſſeln gehemmt; in den unteren durch den Druck der Bedürfniſſe und den Mangel am Gefühl eigner Würde. Die künſtlich zuſammengeſetzte, glänzende, aber leere Geſelligkeit der feineren Welt kann, von dem Dramatiker in komiſche, alſo beſtimmt gerichtete, parteiiſche Darſtellungen zuſammengedrängt, im höchſten Grade unterhalten: in der ruhigen, parteiloſen Entfaltung des epiſchen Dichters müßte ſie todt und herzlos erſcheinen. Die Rohheit und Niedrigkeit der Geſinnungen, worein die geplagten Laſtträger der bürgerlichen Geſellſchaft natürlicher Weiſe verſinken, könnte nur allenfalls zu rhyparographiſchen Idyllen den Stoff herleihen. Freilich kann ſich große und ſchöne Natur überall entwickeln; aber unter dem ungünſtigen Einfluß erſchlaffender Verfeinerung oder verhärtender Abhängigkeit aufgeſtellt, müßte ſie uns wie eine unwahrſcheinliche Ausnahme vorkommen. Der Dichter hat alſo nur eine enge Wahl unter den mittlern Ständen, wo es immer noch nicht ſo leicht ſein wird, Lagen für ſeine Perſonen zu erſinnen, wodurch ſie entfernt von ſteifen Conventionen, unverdorben, geſund an Leib und Gemüth, und doch nicht in allzu dumpfer Beſchränktheit erhalten werden. In dem vorliegenden Gedichte iſt dies auf das glücklichſte getroffen. Herrmanns Aeltern haben das ſichre Gefühl der Unabhängigkeit, welches Wohlhabenheit giebt; doch wird ihre Wohlhabenheit nicht in Trägheit genoſſen, ſie iſt durch redlichen Fleiß erworben. Sie ſind Landbauer, ein Gewerbe, das, mit Umfang und einer gewiſſen Freiheit getrieben, den Menſchen zum wohlthätigen Umgange mit der Natur einladet; daneben Gaſtwirthe in einer kleinen Stadt, was ſie im Verkehr mit Menſchen geübt hat, ohne ſie zur Nachahmung großſtädtiſcher Sitten zu verleiten. Dorothea tritt zwar in der Tracht einer Bäuerin, aber einer im Wohlſtande erzogenen, auf, und die reife Feſtigkeit, ja die zarte Bildung ihres Geiſtes wird aus ihrer beſondern Geſchichte befriedigend erklärt. Der Geiſtliche und der Dorfrichter dürfen, ihren Verhältniſſen nach, Kenner des menſchlichen Herzens, jener ein jugendlich heitrer, dieſer ein durch Unglück geprüfter, ernſter Weiſer ſein. Man bemerke die Kunſt des Dichters, wie er uns in dem Prediger den Mann zeigt, der in

er feinſten Geſellſchaft ſich ganz an ſeiner Stelle finden würde,
er aber alle äußerliche Ueberlegenheit abzulegen, und ſeine Mit-
eilungen zu vereinfachen weiß; und wie er dem Gemälde ſeiner
ildung die ſchlichteſte, beſcheidenſte Farbe giebt. Alles dies ver-
hafft nun den Vortheil, daß an den handelnden Perſonen jene
ntwickelung der Geiſteskräfte, wodurch eine Welt von höhern
tlichen Beziehungen ſich aufthut, die für den roheren Menſchen
ar nicht vorhanden iſt, mit Einfalt der Sitten verträglich wird.
Einfalt aber, gleichſam der Styl der Natur und der Sittlichkeit
m Erhabnen, wie Kant ſagt, iſt dem epiſchen Gedichte über-
aupt angemeſſen, weil ſie uns in dem Dargeſtellten einen Wi-
ſchein von der Einfachheit der Darſtellung erblicken läßt. Vol-
nds in einem ſolchen, welches ſeinen Stoff aus unſerm Zeitalter
d einheimiſchen Sitten entlehnt, iſt ſie das einzige Mittel, die
andelnden mit dichteriſcher Würde, die kein Rang verleiht, zu
ngeben. Wir meinen hier nicht die abgemeßne Feierlichkeit man-
r modernen Epopöenhelden, die man ſich gepanzert und dabei
t Alongenperücken und Manſchetten vorſtellen kann; ſondern
as, das uns mit ähnlicher Ehrerbietung erfüllte, als den Grie-
n zu Homers Zeit die heroiſche Kraft ſeiner großen Geſtalten,
welche die Welt ſchon damals hinaufſah, einflößen mußte. Und
s wäre dies anders als edle Einfalt? Mag der Weltmann im-
rhin darüber ſpotten, daß hier die Wirthin zum golde-
n Löwen als ein Vorbild weiblicher Vernunft und milder
öße beſungen wird: daß Herrmann ſeiner Geliebten, einer
uerin, den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner Ael-
n zu kommen: der Dichter befragt nur Natur und Sittlichkeit,
d wo ſie reden, verſinkt jede Uebereinkunſt der Meinung und
r Mode in ihr Nichts.

Die Sitten wären alſo gefunden: aber nun hat der Dichter
e epiſche Begebenheit zu ſuchen. In der glücklichen
ſchränkung jener Stände finden zerſtörende Leidenſchaften, kühne
ternehmungen, erſtaunenswürdige Thaten natürlicher Weiſe nicht
n. Und dennoch bedarf er, zwar keiner tragiſchen Verwickelung,
r doch eines Vorfalles, der Größe für die Fantaſie habe. Er
ß ſeine Menſchen in entſcheidende Lagen ſtellen, damit nicht

bloß die Oberfläche ihres Daſeins geſchildert, ſondern ihr Innerſtes an das Licht gedrängt werde. Wenn nun die Dichtung nicht über den ſtillen Kreis des häuslichen Lebens hinausgeht, und nur die anlockendſten Scenen deſſelben zu ſchmücken ſucht, ſo ergiebt ſich hieraus die Idee zu ländlichen Sittengemälden im epiſchen Vortrage: einer anmuthigen gemiſchten Gattung, wovon wir an Voſſens Luiſe ein ſo vortreffliches und in ſeiner Art einziges Beiſpiel beſitzen. Ein eigentliches Epos iſt es freilich nicht, wie es denn der Dichter ſelbſt auch nicht ſo genannt hat, da es mehr Darſtellung des Ruhenden, als ruhige Darſtellung des Fortſchreitenden iſt. Denn Familienfeſte, wie ein Spaziergang, ein Beſuch nach einiger Trennung, ſelbſt eine auf überraſchende Art früher gefeierte Hochzeit zweier Liebenden, deren Verbindung ſchon vor dem Anfange des Gedichtes ausgemacht war, und deren Gefühle durch das Ganze hin dieſelben gegen einander bleiben, ſind etwas nur phyſiſch, in der Zeit, nicht ethiſch, d. h. im Gemüth und in den innern Verhältniſſen der Handelnden fortſchreitendes.

Der groſe Hebel, womit in unſern angeblichen Schilderungen des Privatlebens, Romanen und Schauſpielen, meiſt alles in Bewegung geſetzt wird, iſt die Liebe. Die fantaſtiſche Vorſtellungsart, das, wodurch die Natur den Menſchen in das Heiligthum der geſelligen Bande nur einführt, was die in ihm ſchlummernden Kräfte zu edler Thätigkeit zu wecken beſtimmt iſt, als den Mittelpunct und das letzte Ziel des Lebens anzuſehn, und es dadurch in eine müßige Schwelgerei des Gefühls zu verwandeln, iſt uns leider ſo geläufig, daß wir die Häßlichkeit und Verworrenheit unſrer gewöhnlichen Romanenwelt gar nicht gewahr werden. Bei der Schlaffheit ſolcher Leſer, die in einem Romane, gänzlich unbekümmert um ſittliche Eigenthümlichkeit, nur das gehörige Maaß von geſetzloſem Ungeſtüm der Leidenſchaft verlangen, darf es uns nicht wundern, wenn ein Wilhelm Meiſter (ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unſrer heutigen Bildung einſt allzu günſtig urtheilt) unbegriffen angeſtaunt wird, weil es die Vielſeitigkeit der menſchlichen Beſtrebungen mit der höchſten Klarheit aus einander breitet, und daher der Liebe nur einen untergeordneten

Platz einräumt. Auch in *Herrmann und Dorothea* iſt ſie nicht eine eigentliche romanhafte Leidenſchaft, die zu dem Style der Sitten nicht gepaßt hätte; ſondern biedre, herzliche Neigung, auf Vertrauen und Achtung gegründet, und in Eintracht mit allen Pflichten des thätigen Lebens, führt jene einfachen, aber ſtarken Seelen zu einander.

Ohne ein Zuſammentreffen außerordentlicher Umſtände würde daher auch die Entſtehung und Befriedigung ſolch einer Liebe in den leiſen unbemerkten Gang des häuslichen Lebens mit eintreten, und nicht mit ſchleuniger Gewalt unerwartete Entſcheidungen hervorrufen. Dieß letzte hat der Dichter durch ein einziges Mittel bewirkt, woraus dann alles mit ſo großer Leichtigkeit herfließt, als hätte gar keine glückliche Erfindungskraft gazu gehört, es zu entdecken. Auf den Umſtand, daß Herrmann Dorotheen als ein fremdes, durch den Krieg vertriebnes Mädchen unter Bildern der allgemeinen Noth zuerſt erblickt, gründet ſich die Plötzlichkeit ſeiner Entſchließung, der zu befürchtende Widerſtand ſeines Vaters, und das Zweifelhafte ſeines ganzen Verhältniſſes zu ihr, das erſt mit dem Schluſſe des Gedichtes völlig gelöſt wird. Durch die zugleich erſchütternde und erhebende Ausſicht auf die großen Weltbegebenheiten im Hintergrunde iſt alles um eine Stufe höher gehoben, und durch eine große Kluft vom Alltäglichen geſchieden. Die individuellen Vorfälle knüpfen ſich dadurch an das Allgemeine und Wichtigſte an, und tragen das Gepräge des ewig denkwürdigen Jahrhunderts. Es iſt *das Wunderbare* des Gedichts, und zwar ein ſolches Wunderbares, wie es in einem Epos aus unſrer Zeit einzig Statt finden darf: nämlich nicht ein ſinnlicher Reiz für die Neugier, ſondern eine Auffoderung zur Theilnahme an die Menſchheit.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das oben über die unbeſtimmte epiſche Einheit bemerkte bei einem ganz erfundenen Stoffe einige Einſchränkung leidet. Was die ſchon durchgängig poetiſirte Sage gegeben, kann der Sänger faſt in einem beliebigen Puncte aufnehmen, (nach Homers eignem Ausdruck: *ἔνθεν ἑλών*, Od. VIII. 500) und auch, ſobald die Rhapſodie eine ſchöne Rundung gewonnen hat, bei einem ſchicklichen Einſchnitte wieder fallen laſſen; denn er darf darauf rechnen, daß die Hörer über die weiteren, zeugte man ſich mehr: daß Schöpfungskraft im Künſtler ſey aufſchwellendes Gefühl der Verhältniſſe, Maaſe und des Gehörigen, und daß nur durch dieſe ein ſelbſtändig Werk, wie andere Geſchöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

III.

Brief.

Mein altes Evangelium
Bring ich dir hier ſchon wieder,
Doch iſt mirs wohl um mich herum,
Darum ſchreib ich dirs nieder.

Ich holte Geld, ich holte Wein,
Stellt alles da zuſammen;
Da dacht ich da wird Wärme ſeyn,
Geht mein Gemäld in Flammen!
Auch thät ich bey der Schäze Flor
Viel Glut und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiſch geht allem vor
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie du biſt,

ihnen ſchon bekannten, Schickſale ſeiner Helden nicht in Unruhe bleiben werden. Aber die Aufführung von Perſonen, denen nur die Macht des Dichters Leben verliehen hat, macht eine vollkommnere Befriedigung, eine ſtrengere Begrenzung nothwendig. Uebrigens iſt jedoch die Anlage des Ganzen durchaus epiſch, und nicht dramatiſch. Keine künſtliche Verwickelung, keine gehäuften Schwierigkeiten, keine plötzlich eintretenden Zwiſchenvorfälle, keine auf einen einzigen Punct hindrängende Spannung. Alles iſt einfach und gleitet ohne Sprung in einer unveränderten Richtung fort, deren Ziel man bald vorher ſieht. Man kann ſagen, daß Verknüpfung und Auflöſung durch das Ganze gleichmäßig vertheilt iſt, oder vielmehr, daß durch eine Mehrheit von kleineren, an einander gereihten, Verknüpfungen und Auflöſungen das Gemüth immer von neuem angeregt, doch nie in dem Grade mit fortgeriſſen wird, daß es die Freiheit der Betrachtung verlöre. Die häufig bewirkte Rührung iſt daher niemals eine durch Ueberraſchung abgejagte, oder das bloße Mitleid mit geängſtigten Seelen, ſondern die ſanfte und reinſte, welche allein dem Adel der Geſinnungen gilt.

So einfach wie die Geſchichte iſt auch die Zeichnung der Charaktere. Alle ſtarken Contraſte ſind vermeiden, und nur durch ganz milde Schatten iſt das Licht auf dem Gemälde geſchloſſen, das eben dadurch harmoniſche Haltung hat. Bei Herrmanns Vater wird die mäßige Zugabe von Eigenheiten, von unbilliger Laune, von behaglichem Bewußtſein ſeiner Wohlhabenheit, das ſich durch Streben nach einer etwas vornehmern Lebensart äußert, durch die ſchätzbarſten Eigenſchaften des wackern Bürgers, Gatten und Vaters reichlich vergütet. Der Apotheker unterhält uns auf ſeine Unkoſten; aber er thut es mit ſo viel Gemüthigkeit, daß er nirgends Unwillen erregt, und ſelbſt ſein offenherziger Egoismus, von dem man anfangs Gegenwirkung befürchtet, iſt harmlos. Dergleichen naiv luſtige Züge ſind ganz im Geiſte der epiſchen Gattung; denn ihr iſt jene idealiſche Abſonderung der urſprünglich gemiſchten Beſtandtheile der menſchlichen Natur fremd, woraus erſt das rein Komiſche und Tragiſche entſteht. Uebrigens kann man Herzlichkeit, Geradſinn und geſunden Verſtand den allgemeinen Charakter der handelnden Perſonen nennen; und doch ſind ſie durch die gehörigen

Abſtufungen individuell wahr beſtimmt. Die Mutter, den Pfarrer und den Richter, unter denen es ſchwer wird zu unterſcheiden, wo die ſittliche Würde am reinſten hervorleuchtet, erwähnten wir ſchon vorhin. Wie ſchön gedacht iſt es, beim Herrmann die kraftvolle Gediegenheit ſeines ganzen Weſens mit einem gewiſſen äußern Ungeſchick zu paaren, damit ihn die Liebe deſto ſichtbarer umſchaffen könne! Er iſt eins von den ungelenken Herzen, die keinen Ausweg für ihren Reichthum wiſſen, und denen die Berührung entgegenkommender Zärtlichkeit nur mühſam ihren ganzen Werth ablockt. Aber da er nun das für ihn beſtimmte Weib in Einem Blicke erkannt hat, da ſein tiefes inniges Gefühl wie ein Quell aus dem harten Felſen hervorbricht: welche männliche Selbſtbeherrſchung, welchen beſcheidenen Edelmuth beweiſt er in ſeinem Betragen gegen Dorotheen! Er wird ihr dadurch beinahe gleich, da ſie ihm ſonſt an Gewandtheit und Anmuth, an heller Einſicht und beſonders an heldenmäßiger Seelenſtärke merklich überlegen iſt. Ein wunderbar großes Weſen, unerſchütterlich feſt in ſich beſtimmt, handelt ſie immer liebevoll, und liebt ſie nur handelnd. Ihre Unerſchrokkenheit in allgemeiner und eigner Bedrängniß, ſelbſt die geſunde körperliche Kraft, womit ſie die Bürden des Lebens auf ſich nimmt, könnte uns ihre zartere Weiblichkeit aus den Augen rükken, miſchte ſich nicht, dem Jünglinge gegenüber, das leiſe Spiel ſorgloſer, ſelbſtbewußter Liebenswürdigkeit mit ein, und entriſſe nicht ein reizbares Gefühl, durch vermeinten Mangel an Schonung überwältigt, ihr noch zuletzt die holdeſten Geſtändniſſe. Hinreißend edel iſt ihr Andenken an den erſten Geliebten, deſſen herrliches Daſein ein hoher Gedanke der Aufopferung verzehrt hat. Seine Geſtalt, obgleich in der Ferne gehalten, ragt noch am Schluſſe über alle Mithandelnden hervor, und ſo wächſt mit der Steigerung ſchöner und großer Naturen das Gedicht ſelbſt gleich einem ſtillen, mächtigen Strome.

Mit eben der Kraft und Weisheit, womit der Dichter bei der Wahl oder vielmehr Erſchaffung des Darzuſtellenden dafür geſorgt, daß es der ſchönen Entfaltung ſo würdig, ſo rein menſchlich, und doch zugleich ſo wahr und eigenthümlich wie möglich wäre, hat er den anmaaßungsloſen Styl der Behandlung dem Werke nicht von außen mit ſchmückender Willkühr angelegt, ſondern als nothwendige Hülle des Gedankens von innen hervorgebildet. Es ſcheint, als hätte er, nachdem er das Weſen des Homeriſchen Epos, abgeſondert von allen Zufälligkeiten, erforſcht, den göttlichen Alten ganz von ſich entfernt und gleichſam vergeſſen. Wie überhaupt leidende Annahme leicht, freie Aneignung und Nachfolge aber eine Prüfung der Selbſtſtändigkeit iſt; ſo wäre es auch keine ſo ſchwierige Aufgabe, einen modernen Gegenſtand ganz in Homeriſche Manieren zu kleiden. Allein es fragt ſich, wie es bei dieſer Anhänglichkeit an dem Buchſtaben um den Geiſt ſtehen würde. Alle Form hat nur durch den ihr inwohnenden Sinn Gültigkeit, und bei veränderter Beſchaffenheit des Stoffes, worin ſie ausgeprägt werden ſoll, muß der Geiſt durch anders modificirte Mittel ſich auszudrücken ſuchen. Dergleichen äußerliche Abweichungen ſind alsdann wahre Uebereinſtimmung. Homers Rhapſodien waren urſprünglich beſtimmt, geſungen, und zwar aus dem Gedächtniſſe geſungen zu werden; in einer Sprache, welche in weit höherm Grade als die unſrige die Eigenſchaften beſitzt, derentwegen Homer die Worte überhaupt geflügelt nennt. Die häufige Wiederkehr einzelner Zeilen, die Wiederholung ganzer, kurz vorher da geweſener, Reden, und manche kleinen Weitläuftigkeiten konnten daher vor dem Ohr des ſinnlichen Hörers, das ſie tönend füllten, leichter vorüberwallen: dem heutigen Leſer (der nur allzuſelten der Poeſie Stimme zu geben, oder ſie auch nur zu hören verſteht) möchten ſie einförmig und ein unwillkommener Aufenthalt dünken. In Herrmann und Dorothea kommt nur eine einzige Wiederholung vor, und, ſo geſpart, thut ſie eine Wirkung, die bei häufigerm Gebrauche verloren gegangen wäre; ſie lenkt die Aufmerkſamkeit zweimal auf die ſo bedeutende Schilderung von Dorotheens Tracht und Geſtalt. Homer pflegt jede Rede durch eine ganze Zeile anzukündigen, wobei denn oft dieſelbe wiederkommt. Unſer Dichter thut jenes ebenfalls, doch ſo, daß er immer mit den Nebenzügen wechſelt; mehrmals läßt er aber die Rede mitten im Hexameter anfangen, ſchickt auch wohl einige Worte davon voran, und flicht dann die Erwähnung der redenden Perſonen kurz ein: beides thut Homer niemals, vielleicht weil der Vortrag des Sängers Pauſen in der Mitte des Verſes, um dergleichen deutlich von einander zu ſcheiden, nicht geſtattete. Das Vergangne nie als gegenwärtig vorzuſtellen, iſt der Gattung ſo weſentlich eigen, daß der Dichter, vermuthlich ohne ſich beſonders daran zu erinnern, jene oben bemerkte Ausſchließung des Präſens der Zeitwörter in der Erzählung durchgehends beobachtet hat. Homerismen, wenn wir es ſo nennen dürfen, in Wendungen und Redensarten, haben wir gar nicht entdecken können; es müßte denn etwa Herrmanns Ausdruck ſeyn: dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, wo ſowohl ſeyn mit dem Dativ ſtatt haben, als das Beiwort ehren nicht bei uns einheimiſche Redensart iſt. Aehnlichkeiten wie: denn mir war Zwieſpalt im Herzen, und διανδιχα μερμηριξα, oder wie: και με γλυκυς ἱμερος αἱρε, und S. 130. und ſüßes Verlangen ergriff ſie; oder Anwendung jener Formel, wodurch die übereinſtimmenden Aeußerungen Vieler in Eine Rede zuſammengefaßt werden:

> ὡδε δε τις ειπεσκεν, ιδων ες πλησιον αλλον.
>
> Denn ſo ſagte wohl eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin,

und kurz nachher:

> Aber ein und die andre der Weiber ſagte gebietend,

können nicht für Homeriemen gelten, da dieſe natürlichen Wendungen, da wo ſie ſtehen, ganz an ihrer Stelle ſind. Jene Figur, daß der Dichter die Perſon, die er redend einführt, ſelbſt anredet, welche im Griechiſchen bei einigen Namen die Bequemlichkeit des Versbaues mag veranlaßt haben, iſt hier nur ein paarmal zu einer etwas drolligen Wirkung benutzt:

> Aber du zaudertеſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:

Was den lieblichen Ueberfluß an Beiwörtern betrifft, ſo bietet unſre Sprache Mittel genug dar, es darin dem griechiſchen Sänger gleich zu thun. Aber es giebt im Homer manche an ſich ſchöne und treffende Beiwörter, die einmal für allemal feſtgeſetzt, dadurch einen Theil ihrer Bedeutſamkeit verlieren, daß ſie ohne nähere Beziehung auf den jedesmaligen Zuſammenhang der Stelle wiederkehren. Sie ſcheinen eine Erinnerung an den Urſprung der epiſchen Kunſt zu ſein, da der Sänger, Ausdruck und Vers für die vorgetragene Geſchichte während des Geſanges erſinnend, durch ſolche Halbverſe, die allgemeines Eigenthum waren, Zeit gewann. Bloß zum Behufe der Poeſie gebildete Zuſammenſetzungen müſſen uns einen ſtärkern Eindruck von Pracht und Feſtlichkeit geben, als den Homeriſchen Griechen, nicht als ob ſie bei ihnen in die Sprache des gewöhnlichen Lebens übergegangen wären, ſodern die epiſche Poeſie war ihnen überhaupt etwas gewöhnlicheres als uns. Mit gutem Grunde iſt daher der Deutſche Dichter in dieſem Stücke etwas weniger freigebig geweſen; die Beiwörter ſind bei ihm nicht allgemeine Erweiterung, ſondern an ihrem beſtimmten Platze bedeutend, und er hat ſich weit häufiger der einfachen, als der zuſammengeſetzten bedient. Wo er dergleichen ſelbſt bildet, geſchieht es auf die leichteſte Weiſe durch Verbindung eines Umſtandswortes mit einem Adjectiv oder Particip, z. B. der wohlumzäunete Weinberg, der vielbegehrende Städter, der allverderbliche Krieg. Nur Einmal finden wir ein Subſtantiv mit einem Particip zum Epitheton verknüpft: die gartenumgebenen Häuſer, welches in wohlklingender Kürze das Bild von einem zerſtreut liegenden Dorfe giebt. Daß diejenigen, für welche die Poeſie nichts weiter iſt, als eine Moſaik von koſtbaren Phraſen, den Ausdruck in Herrmann und Dorothea viel zu ſchmucklos, das iſt nach ihrer Art zu ſehen, zu proſaiſch finden werden, iſt in der Ordnung. Dieſe Kritiker würden vermuthlich ein wenig erſtaunen, wenn ſie erführen, daß Dionyſius von Halikarnaß an einer Stelle der Odyſſee, „die in „den gemeinſten, niedrigſten Ausdrücken abgefaßt ſei, deren ſich etwa „ein Bauer oder ein Handwerker bedienen würde, die gar keine „Sorge darauf wenden, ſchön zu reden," das Verdienſt der poetiſchen Syntheſis weitläuftig auseinanderſetzt. Nach Wolfs Bemerkung „ſcheint die Homeriſche Diction, unermeßlich weit entfernt „von dem wüſten Schwulſt der Tropen und Bilder, welcher der „Kindheit der Sprachen eigen iſt, durch ihren gleichmäßigen be„ſcheidnen Ton eine nahe Vorbotin der entſtehenden Proſa zu „ſein." Ob wir gleich über die damalige Sprache des gemeinen Lebens im Dunkeln ſind, läßt es ſich doch wahrſcheinlich machen, die epiſche habe ſich mehr durch die Zuſammenſetzung, nämlich durch Wortfügung und Wortſtellung, dann durch die mannichfaltigere

Biegung, Verlängerung und Verkürzung der Wörter, endlich durch die reichlichere Einſchiebung der Partikeln, als durch die Beſtandtheile der Rede ſelbſt von jener unterſchieden. Die zulezt genannten Freiheiten ſind dem Deutſchen Dichter faſt ganz verſagt; deſto ſchwerer war es, wie in Herrmann und Dorothea geſchehen iſt, den Ausdruck durch die unmerklichſten Mittel, durch würdige Einfalt, hier und da einen flüchtigen Anſtrich vom Alterthümlichen, die leichteſte, klarſte Folge und Verbindung der Säze, hauptſächlich aber durch die Stellung, von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs zu entfernen. Die möglichſte Enthaltung von ſolchen Conjunctionen, die auf die Wortfolge Einfluß haben, und von den relativen Fürwörtern, welche eben ſo wirken, iſt ein Hauptmittel zur dichteriſchen Vereinfachung der Säze. Auch der häufige Gebrauch der Participien hebt die Rede, ohne ihr Schmuck aufzuladen. Manchmal vermehrt die Häufung des Verbindungswörtchens den Nachdruck, manchmal die Weglaſſung.

Die Abweichungen von der proſaiſchen Wortfolge ſind meiſtens ſo leicht und leiſe, daß ſie einer nicht ſehr wachen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen, und doch wirken ſie, was ſie ſollen. Auch bei kühnern Verſezungen iſt immer für Vermeidung aller Dunkelheit geſorgt. An die vielfältig vorkommende Stellung des Beiwortes nach dem Hauptwort mit wiederholtem Artikel, wird ſich manches Deutſche Ohr anfangs nicht gewöhnen wollen; man muß ſehen, ob die Sprache der kleinen Gewalt, die ihr dabei geſchieht, und wodurch ſie allerdings für den epiſchen Gebrauch geſchickter werden würde, nachgeben wird. Daß ein ſo beſcheidner, ſchmuckloſer, und doch an Farbe und Geſtalt durchhin epiſcher Ausdruck, wie er in Herrmann und Dorothea herrſcht, in unſrer Sprache möglich war, beweiſt die hohe Bildung, welche ſie ſchon erreicht hat; denn nur durch dieſe wird ſie der Mäßigung, Entäußerung und Rückkehr zur urſprünglichen Einfalt fähig.

Die ſinnlichen Gegenſtände, entweder die den Menſchen umgebenden Dinge, oder bloß körperliche Handlungen nehmen in Homers Geſängen einen großen Raum ein, und dieß gehört zu der Wahrheit ſeines Weltgemäldes, wo die Helden und Götter ſo ſinnlich, ſo ſtark von Körper, und ſo wenig geübt am Geiſte ſind.

Indeſſen wird doch das Lebloſe immer nur in Bezug auf die Menſchen, denen es angehört, bezeichnet, niemals um ſeiner ſelbſt willen ausgemalt. Dies, was man poetiſches Stillleben nennen könnte, iſt der Fortſchreitung des Epos ganz und gar zuwider. Auch das ſentimentale Wohlgefallen an ländlichen Gegenſtänden, das noch nöthig ſein würde, um die an ſich todte Künſtlichkeit ſolcher Schilderungen mehr zu beſeelen, iſt, als eine ſubjective Empfindungsweiſe des Dichters, vom epiſchen Gedicht ausgeſchloſſen. In Herrmann und Dorothea iſt der Darſtellung des Sinnlichen verhältnißmäßig weit weniger Ausbreitung gegeben. Schon durch die Beſchränkung der Geſchichte auf den Zeitraum eines Nachmittags und Abends wurde der Dichter derſelben mehr überhoben, ob er gleich nichts zur Anſchaulichkeit dienliches übergangen, und nach epiſcher Art ſelbſt das Geringſte rühmend erwähnt hat. Bewundernswürdig iſt es aber, wie er die Menſchen immer durch ihre Umgebungen kenntlich zu machen, und die äußern Gegenſtände auf ſittliche Eigenthümlichkeit zu beziehen weiß. Beiſpiele hievon auszuwählen, würde uns eben ſo ſchwer fallen, als es dem Leſer leicht ſein muß ſie zu finden. Die ländliche Natur wird ganz aus dem Geſichtspuncte ihrer Bewohner, eifriger Landwirthe, geſchildert; nur das Erfreuliche ihrer Ergiebigkeit, des fleißigen Anbaues, der menſchlichen Anlagen in ihr (man ſehe die Beſchreibung des Weinbergs und der Felder des Wirthes, des berühmten Birnbaums, der anmuthigen Quelle) wird geprieſen; denn die, welche am rüſtigſten in der Natur wirken und ſchaffen, ſehen ſie am wenigſten mit dem Auge des Landſchaftenkenners oder des empfindenden Naturliebhabers an.

Homers Gleichniſſe ſind eigentlich erklärende Epiſoden, die im Ernſte und nicht bloß zum Schein den Zweck haben, etwas deutlicher zu machen; wobei man die ihn umgebenden Hörer nicht vergeſſen muß, wie er ſie ſelbſt beſchreibt.:

Gleichwie ein Mann auf den Sänger ſchaut, der vermöge der Götter
Kundig, den Sterblichen ſingt die luſterregenden Worte:
Ihn ohn' Ende zu hören begehren ſie, wenn er nun ſinget.

Solche Hörer hatten natürlich ein großes Bedürfniß, eine recht ſinnlich faßliche Vorſtellung von der geſchilderten Sache zu bekommen. In der modernen Nachahmung, die hierauf gar keine Rückſicht nahm, iſt das epiſche Gleichniß in einen gelehrten Zierrath ausgeartet, ſo daß häufig das Bekanntere mit dem Fremderen, das Menſchliche mit der thieriſchen Welt, die unſrer Beobachtung weit entfernter liegt, auch wohl das Körperliche mit dem Geiſtigen verglichen wird. Schwerlich möchte daher an Herrmann und Dorothea etwas vermißt werden, weil es nur Ein ausgeführtes Gleichniß enthält. Dieſes Eine iſt ſchön und neu, und kommt bei einer Gelegenheit vor, wo es die Mühe lohnt. Die Ankündigung des Inhalts, gar kein weſentlicher Theil des Epos, ſondern eine entbehrliche Vorbereitung, welche da, wo die beſungene Geſchichte ſich auf Sage gründet, noch mehr Schicklichkeit hat, als wo ſie erſt durch das Gedicht entſteht, iſt von dem Deutſchen Sänger mit Bedacht weggelaſſen. Dagegen flicht er zu Anfange der letzten unter den neun Rhapſodien, die er wie Herodot die Bücher ſeiner Geſchichte nach den Muſen benannt, doch zugleich noch mit andern bedeutenden Ueberſchriften verſehen hat, eine ſehr gefällige Anrede an dieſe Göttinnen ein.

Wir haben Herrmann und Dorothea in dem bisherigen nach ſeiner Eigenthümlichkeit, nach den beſondern Beſtimmungen des Entwurfs, der Sitten und des Styls zu charakteriſiren geſucht. Als ein Individuum ſeiner Gattung, d. h. als epiſches Gedicht, haben wir es ſchon vorher charakteriſirt. Denn was wir oben als weſentliche Merkmale des Epos angaben: die überlegne Ruhe und Parteiloſigkeit der Darſtellung; die volle, lebendige Entfaltung, hauptſächlich durch Reden, die mit Ausſchließung dialogiſcher Unruhe und Unordnung der epiſchen Harmonie gemäß umgebildet werden; den unwandelbaren, verweilend fortſchreitenden Rhythmus; dieſe Merkmale laſſen ſich eben ſo gut an dem Deutſchen Gedicht entwickeln als an Homers Geſängen. Verfehlten wir alſo den wahren Begriff nicht; ſo wird der Leſer, der dies Urtheil durch eigne Prüfung beurtheilen will, auch wenn er mit den letzten nicht bekannt iſt, ſie ohne Mühe in jenem wiederfinden. Was die Ruhe betrifft, ſo beugen wir nur noch dem Mißverſtändniſſe vor, als ob der Dichter gegen das, wodurch er die Seelen Andrer ſo tief bewegt, ſelbſt unempfindlich ſein ſollte. Er muß es allerdings auf das innigſte fühlen; aber er hat die Selbſtbeherrſchung, dem Gefühl keinen Einfluß auf die Darſtellung zuzugeſtehen. Er wird z. B., wo das Geſetz derſelben es fodert, gleich nach dem erſchütterndſten Momente einen verhältnißmäßig gleichgültigen, ja einen drolligen Umſtand erwähnen, wie es in Herrmann und Dorothea, namentlich im letzten Geſange, mehrmals geſchieht. Die Enthaltung des Dichters von eigner Theilnahme iſt alſo kein leerer Schein: denn wenn die Darſtellung durch das Medium der Empfindung gegangen und von ihr tingirt iſt, ſo ſympathiſirt der Leſer nun eigentlich nicht mehr mit der Sache, ſondern mit dem Dichter. — Die Lehre vom epiſchen Rhythmus verdient ein genauere Auseinanderſetzung. Sie iſt auch deswegen wichtig, weil ſie Anwendung auf den Roman leidet. Ein Rhythmus der Erzählung, der ſich zum epiſchen ungefähr ſo verhielte, wie der oratoriſche Numerus zum Sylbenmaaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, ſondern nach der Ausführung im einzelnen, durchhin poetiſch zu machen, obgleich die Schreibart rein proſaiſch bleiben muß; und im Wilhelm Meiſter ſcheint dieß wirklich ausgeführt zu ſein.

Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichteriſche Laufbahn, ſo fruchtbar an belehrenden Zuſammenſtellungen, ſelbſt an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unſrer Bildung und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Geſetzmäßigkeit ſchöner Geiſteswerke, von der Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fortzugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde; und faſſen nur unſre Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt, die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edeln Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern zu wohlthätiger Wirkſamkeit erweckende, Rührung. **Herrmann und Dorothea** iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Styl, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Charakteriſtiken und Kritiken. Von Auguſt Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Königsberg, bei Friedr. Nicolovius. 1801. Band II. S. 197 ff. 260 ff.

— Ich darf wohl von der dramatiſchen Laufbahn **Goethe's** und **Schillers**, zweier Männer, auf welche unſre Nation ſtolz iſt, und im vertrauten Umgange mit denen ich oft meine Gedanken über die Kunſt berichtigt habe, mit der Offenheit reden, welche ihres großen uneigennützigen Strebens würdig iſt. Die Verirrungen, welche ſie, anfänglich noch in Mißverſtändniſſen begriffen, veranlaßt haben, während ſie immer reinerer Klarheit entgegengingen, ſind zum Theil ſchon in Vergeſſenheit verſunken oder werden es bald ſein; ihre Werke werden dauern: wir haben darin wenigſtens die Grundlage einer zugleich eigenthümlich deutſchen und ächt künſtleriſchen dramatiſchen Schule.

Kaum hatte Goethe in **Werther** gleichſam eine Erklärung der Rechte des Gefühls gegen den Zwang der geſellſchaftlichen Verhältniſſe aufgeſtellt, ſo proteſtirte er in **Götz von Berlichingen** durch die That gegen allen willkührlichen Regelzwang, wodurch die dramatiſche Poeſie eingeengt worden war. Man ſieht in dieſem Schauſpiele nicht Nachahmung Shakſpeare's, ſondern die durch einen genialiſchen Schöpfer in einem verwandten Geiſte angeregte Begeiſterung. Im Dialog ſetzte er Leſſings Grundſätze der Natürlichkeit nur mit größerer Kühnheit durch, denn außer dem Versbau und allem erhöhenden Schmuck, verwarf er auch die Ge-

Den belohnet auch die Arbeit mit Genuß,
Nichts wird in der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blöcket nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang Geſottnes und Gebratnes an,
Das er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.
Sieh ſo iſt Natur ein Buch lebendig,
Unverſtanden doch nicht unverſtändlich.
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr
Was wohl in der Welt für Freude wär,
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad und alle Träume,
In dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwählend Banks, Solander!

Und wie muß dir's werden, wenn du fühleſt,
Daß du alles in dir ſelbſt erzieleſt?
Freude haſt an deiner Frau und Hunden,
Als wohl keiner in Elyſium gefunden,

ſetzt der ſchriftlich aufgefaßten Sprache in einem Grade, wie es vor ihm noch niemand gewagt hatte. Er wollte durchaus keine dichteriſche Umſchreibung, die Darſtellung ſollte die Sache ſelbſt ſein, und ſo ließ er täuſchend genug, wenigſtens für diejenigen, welche die geſchichtlichen Denkmäler nicht kennen, worin unſre Altvordern ſelbſt reden, den Ton eines entfernten Zeitalters hören. Die altdeutſche Treuherzigkeit hat er auf das rührendſte ausgedrückt, die mit wenigen Strichen angedeuteten Situationen wirken unwiderſtehlich, das Ganze hat einen großen hiſtoriſchen Sinn, es ſtellt nämlich den Kampf einer abſcheidenden und einer beginnenden Zeit vor, des Jahrhunderts der rauhen aber kräftigen Unabhängigkeit, und des folgenden der politiſchen Zahmheit. Die Vorſtellung auf der Bühne berückſichtigte der Dichter dabei gar nicht, ſchien ihrer Unzulänglichkeit vielmehr in jugendlichem Uebermuthe zu trotzen.

Ueberhaupt war es Goethe'n vor allem darum zu thun, ſeinen Genius in ſeinen Werken auszuſprechen, und neue poetiſche Lebensregung in die Zeit zu bringen; die Form galt ihm dabei gleich, wiewohl er meiſtens die dramatiſche vorzog. Zugleich war er indeſſen ein warmer Freund des Theaters, und arbeitete zuweilen nach deſſen durch Gewohnheit und Zeitgeſchmack beſtimmten Forderungen, wenn er z. B. im Clavigo ein bürgerliches Trauerſpiel in Leſſings Manier lieferte. Dieſes Stück hat überdies noch den Mangel, daß der fünfte Aufzug nicht zu den übrigen paßt. In dieſen hatte ſich Goethe ziemlich genau an Beaumarchais Erzählung gehalten, die Kataſtrophe hat er hinzugedichtet, und wenn wir bemerken, daß ſie gar ſehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zuſammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, ſo iſt damit auch ſchon geſagt, wie ſehr ſie gegen den Ton und das Kolorit des übrigen abſticht. In der Stella machte es Goethe mit der Geſchichte des Grafen von Gleichen ungefähr ſo, wie es Leſſing mit der Geſchichte der Virginia gemacht hatte, aber es gerieth damit noch übler: jener Zug aus den Zeiten der Kreuzzüge iſt rührend, treuherzig, ſogar erbaulich; Stella kann nur der Empfindſamkeit verwöhnter Herzen ſchmeicheln.

Späterhin ſuchte er eine Ausgleichung zwiſchen ſeinen Kunſtabſichten und den üblichen dramatiſchen Formen, auch den untergeordneten, zu finden, die er faſt ſämmtlich mit einzelnen Verſuchen durchgegangen hat. In ſeiner Iphigenia drückte er den Geiſt der antiken Tragödie aus, wie er ihn beſonders von Seiten der Ruhe, Klarheit und Idealität gefaßt hatte. Mit eben ſolcher Einfachheit, Gediegenheit und edlen Zierlichkeit dichtete er den Taſſo, in welchem er eine hiſtoriſche Anekdote auf die allgemeine Bedeutung des Gegenſatzes zwiſchen dem Hof- und Dichterleben wandte. Sein Egmont iſt wieder ein romantiſch-hiſtoriſches Schauſpiel, deſſen Styl zwiſchen ſeiner älteren Weiſe im Götz und Shakſpeare's Form in der Mitte ſchwebt. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella ſind, möchte ich ſagen, idealiſche Operetten, ſo leicht und luſtig hingehaucht, daß ſie durch muſikaliſche Begleitung und Aufführung nur Gefahr laufen, ſchwerfällig und proſaiſch zu werden; der edle und gehaltne Styl des Taſſo im Dialog wechſelt darin mit den zarteſten Liederſtimmen. Jery und Bätely iſt ein reizendes Naturgemälde in ſchweizeriſchen Sitten, im Geiſte und der Form der beſten franzöſiſchen Operetten, Scherz, Liſt und Rache dagegen eine wahre opera buffa voll italiäniſcher Lazzi. Die Mitſchuldigen ſind in bürgerlichen Sitten ein gereimtes Luſtſpiel nach den franzöſiſchen Regeln. So weit trieb Goethe die Herablaſſung, daß er eine Fortſetzung zu einem Nachſpiele von Florian lieferte; ſo weit die Unpartheilichkeit des Geſchmacks, daß er einige Trauerſpiele von Voltaire für die deutſche Bühne überſetzte. Goethe's Worte und Rhythmen haben immer einen goldnen Klang, aber als Ueberſetzungen können wir dieſe Arbeiten nicht für ganz gelungen halten, und man müßte es bedauern, wenn etwas gelungen wäre, das gar nicht hätte unternommen werden ſollen. Man braucht nicht etwa Leſſings Dramaturgie herbeizurufen, um dieſe auf deutſchem Boden unerſprießlichen Erſcheinungen zu bannen; Goethe's eigne meiſterliche Parodie des franzöſiſchen Trauerſpiels in einigen Scenen der Eſther wird dies weit ergötzlicher verrichten.

Der Triumph der Empfindſamkeit, eine höchſt genialiſche Verſpottung der eignen Nachahmer Goethe's, neigt ſich zur komiſchen Willkühr und fantaſtiſchen Symbolik des Ariſtophanes, aber es iſt ein züchtiger Ariſtophanes in feiner Geſellſchaft und am Hofe. Weit früher hatte ſich Goethe in einigen Schwänken und Faſtnachtsſpielen ganz die Manier unſers wackern Hans Sachs zu eigen gemacht.

Denſelben freien und kräftigen Dichtergeiſt erkennt man unter allen dieſen Verwandlungen wieder, worauf ſich die homeriſchen Zeilen vom Proteus anwenden laſſen:

Erſtlich ward er ein Leu mit fürchterlich rollender Mähne,
Floß dann als Waſſer dahin, und rauſcht' als Baum in den Wolken.

Der jugendlichen Epoche gehört ſein früh entworfner, aber erſt ſpät erſchienener Fauſt an, der auch in ſeiner neueſten Geſtalt immer noch ein Bruchſtück iſt, und in deſſen Natur es vielleicht lag, immer ein Bruchſtück bleiben zu müſſen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob man mehr zu der Höhe hinaufſtaunt, die der Dichter oft darin erſchwingt, oder mehr an den Tiefen ſchwindelt, die ſich vor unſern Blicken aufthun. Aber hier iſt nicht der Ort, dieſes labyrinthiſche und gränzenloſe Werk, Goethe's eigenthümlichſte Schöpfung, überhaupt zu würdigen; wir haben es nur in dramatiſcher Hinſicht zu betrachten. Die wunderbare Volksſage vom Fauſt iſt ein ſehr theatraliſcher Stoff, und das Marionettenſpiel, woraus Goethe nach Leſſing den erſten Gedanken zu einem Schauſpiel hergenommen, entſpricht dieſer Erwartung ſelbſt noch in den verſtümmelten Auftritten und dürftigen Worten, womit es von unwiſſenden Puppenſpielern vorgetragen wird. Goethe's Darſtellung, die ſich in einigen Punkten genau an die Ueberlieferung hält, in andern aber ſie gänzlich verläßt, geht nach allen Richtungen abſichtlich über die Dimenſionen der Schaubühne hinaus. Viele Scenen ſind ſtehende Schilderungen von Fauſts inneren Zuſtänden und Stimmungen, Entwickelungen ſeiner Gedanken über die Unzulänglichkeit des menſchlichen Wiſſens und über das unbefriedigende Loos der Menſchheit in langen Monologen oder Geſprächen; andre Auftritte, wiewohl an ſich äußerſt geiſtreich und bedeutſam, haben den Schein der Zufälligkeit für den Gang der Handlung; viele ſehr theatraliſch gedachte ſind nur flüchtig ſkizzirt: es ſind rhapſodiſche Bruchſtücke ohne Anfang und Schluß, wenn uns der Dichter einen überraſchenden Anblick gönnt, und dann plötzlich wieder den Vorhang fallen läßt, da in einem dramatiſchen Gedicht, welches auf der Bühne mit ſich fortreißen ſoll, die einzelnen Theile nach dem Bilde des Ganzen gegliedert ſein müſſen, ſo daß man ſagen kann, jede Scene habe ihre Expoſition, ihre Verwicklung nnd Auflöſung. Einige Scenen, voll von der höchſten draſtiſchen Kraft und von zerreißendem Pathos, z. B. die Ermordung Valentins und Gretchen und Fauſt im Kerker, beweiſen, daß dem Dichter die populare Wirkung auch zu Gebote ſtand, und daß er ſie nur umfaſſenderen Abſichten aufgeopfert hat. Er fordert oft die Einbildungskraft der Leſer auf, ja er nöthigt ſie, ſeinen fliehenden Gruppen zum Hintergrunde unermeßliche bewegliche Gemählde zu geben, die keine theatraliſche Kunſt vor die Augen zu bringen vermag. Um Goethe's Fauſt aufzuführen, müßte man Fauſts Zauberſtab und Beſchwörungsformeln beſitzen. Bei ſolcher Unfähigkeit zur äußern Darſtellung iſt dennoch aus dem ſeltſamen Werke erſtaunlich viel für die dramatiſche Kunſt ſowohl in der Anlage als Ausführung zu lernen. In einem vermuthlich ſpät hinzugedichteten Prologe erklärt der Dichter, warum er, ſeinem Genius treu, ſich nicht den Forderungen eines gemiſchten Haufens von Zuſchauern fügen könne, und ſchreibt gewiſſermaßen dem Theater einen Scheidebrief.

Man muß wohl eingeſtehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatiſches aber nicht eben ſo viel theatraliſches Talent beſitzt. Ihm iſt es weit mehr um die zarte Entfaltung als um raſche äußere Bewegung zu thun; ſelbſt die milde Grazie ſeines harmoniſchen Geiſtes hielt ihn davon ab, die ſtarke demagogiſche Wirkung zu ſuchen. Iphigenia auf Tauris iſt zwar dem griechiſchen Geiſte verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es iſt nicht ſowohl eine antike Tragödie als Widerſchein derſelben, Nachgeſang: die gewaltſamen Kataſtrophen jener ſtehen hier nur in der Ferne als Erinnerung, und alles löſt ſich leiſe im Innern der Gemüther auf. Das ſtärkſte erſchütternde Pathos findet ſich in Egmont, aber der Schluß dieſes Trauerſpiels iſt ebenfalls ganz aus der äußern Welt in das Gebiet einer idealiſchen Seelenmuſik entrückt.

Daß Goethe bei dieſer Richtung ſeiner dichteriſchen Laufbahn auf den reinſten Ausdruck ſeiner Begeiſterung ohne irgend eine andre Rückſicht, und von Seiten der Kunſt auf Univerſalität der Studien, nicht den entſcheidenden Einfluß auf die Geſtalt unſers Theaters gehabt, den er hätte haben können, wenn er ſich ihm wirklich ausſchließend und unmittelbar widmen gewollt hätte, iſt leicht zu begreifen. —

Ueber dramatiſche Kunſt und Litteratur. Vorleſungen von Auguſt Wilhelm Schlegel. Heidelberg, 1811 8. Thl. III. S. 395 ff.

Auf Goethe's Bruſtbild von Friedrich Tieck.

Sieh hier Goethe's geweihetes Haupt: gleich mächtig umfaßt es,
Neben Geſchäften des Staats, Kunſt, Poeſie und Natur.

Aug. Wilhelm Schlegels poetiſche Werke. Heidelberg, 1811. Thl. II. S. 74.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom größten Anſehen einen harten Bann über die Indiſche Götterlehre ausgeſprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Islam bekehrten, als eines methodiſtiſchen Predigers. Indeſſen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache ſelbſt führen, indem ſie in ihrer wahren Geſtalt auftreten. Was aber dieſer neue Zelot Allah's und ſeines Propheten eben ſo aburtheilend über die bildende Kunſt der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadeſa, und über das Schachſpiel, eine Indiſche Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenheit finden in der Folge dieſer Blätter zu prüfen.

Indiſche Bibliothek. Eine Zeitſchrift von Aug. Wilh. Schlegel. Bonn, bei Eduard Weber. 1820. Bd. I. Heft 1. S. 36.

Aenderungen nach Wilhelm Meiſter auf der Magdeburger Bühne.

Hamlet wurde mit blondem Haar dargeſtellt. Als Däne, s Nordländer iſt er blond von Hauſe aus, und hat blaue Au- n. Ihm wird das Fechten ſauer, der Schweiß läuft ihm vom eſicht, und die Königin ſpricht: er iſt fett, laßt ihn zu Athem mmen. Kann man ſich ihn da anders als blond und wohlbe- glich vorſtellen? denn braune Leute ſind in ihrer Jugend ſelten dieſem Falle. Paßt nicht auch ſeine ſchwankende Melancholie, ne weiche Trauer, ſeine thätige Unentſchloſſenheit, beſſer zu ei- r ſolchen Geſtalt, als wenn man ſich einen ſchlanken, braun- kigen Jüngling denkt, von dem man mehr Entſchloſſenheit und bendigkeit erwartet? Im Anzuge ſelbſt war eine gewiſſe Nach- gkeit ſichtbar: der ſchöne Federbuſch verbogen, die Halskrauſe rſchoben, der Mantel leicht angeheftet, der Hut tief ins Ge- t gedrückt u. a. m.

Bei der erſten Audienz erſchien König und Königin ſitzend f dem Thron, die Hofleute an den Seiten, und Hamlet ſteht bedeutend unter ihnen. Er muß ſich eher verbergen als zum rſcheinen kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt iſt, nn der König mit ihm als Sohn ſpricht, dann mag er herbey ten und die Scene ihren Gang gehen.

Ich bemühte mich, die Stelle über das Schmauſen und inken der Nordländer mit der gehörigen Gleichgültigkeit zu ſpre- n; die Erſcheinung des Geiſtes ward darüber um ſo mehr vergeſ- und um ſo fürchterlicher, je weniger der Zuſchauer vorberei- war.

Der Geiſt ſelbſt ward von einer großen Geſtalt repräſentirt, n Tritt leiſe, kaum hörbar, aber ſchnell, und die leichte Be- gung in der ſchwer ſcheinenden Rüſtung, vermehrte den Ein- ck ungemein.

Die Anrede an den Geiſt wurde nach dem Original geſpro- n, deſſen Wortſtellung die Verfaſſung eines überraſchten, er- ckten, von Entſetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken nt.

„Sey du ein guter Geiſt, ſey ein verdammter Kobold, bringe
„Düfte des Himmel mit dir oder Dämpfe der Hölle, ſey Gutes
„oder Böſes dein Beginnen, du kommſt in ſo einer würdigen Ge-
„ſtalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König,
„Vater, o antworte mir!“ —

Die größte Wirkung brachte der folgende Zug hervor. Nachdem das Theater verwandelt war und der Geiſt vor Hamlet der nach dem entfernten Platz ſchritt, hielt er unvermuthet inne und wandte ſich mit Blitzesſchnelle um; dadurch kam ihm Hamlet plötzlich näher zu ſtehen als er glaubte, und dieſe Ueberraſchung gab ſeinem Spiele während der Erzählung des Geiſtes die gehörige Richtung. Furchtſam ausſpähend ſtand er vor ihm, und als die Worte ertönten:

„Ich bin der Geiſt deines Vaters“

trat er einige Schritte ſchaudernd zurück. Das ſtumme Spiel Hamlets in dieſer Scene, gehört mit zu den ſchwierigſten Parthieen der ganzen Rolle. Meiſtern wurde dadurch, daß er den Repräſentanten des Geiſtes nicht kannte *), die Aufgabe erleichtert; die wunderbarſten Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde den ſeltenen Freund zu entdecken und die Sorge ihn zu beleidigen, ſelbſt die Unſchicklichkeit ihm als Schauſpieler in dieſer Situation zu nahe zu treten, bewegten ihn nach entgegengeſetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geiſtes ſeine Stellung oft, ſchien unbeſtimmt und verlegen, aufmerkſam und zerſtreut.

Als der Geiſt verſank, legte ſich ein leichter, grauer durchſichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Verſenkung zu ſteigen ſchien, über ihn weg, und zog ſich mit ihm hinunter. Er war übrigens vom Scheitel bis zur Zehe im ſtahlblauen Harniſch gehüllt. Von dem Geſicht ſah man nichts als die bleiche Naſe und etwas Weniges zu beiden Seiten derſelben.

---

*) Ein unbekannter Freund hatte ſich vor der Vorſtellung dazu eingeſtellt.

Bei dem ſchwört, welches der Geiſt unter der Erde ruft, entwand ſich jedesmal ein kleines blaues Flämmchen, einem Hauche gleich, aus dem Boden, wodurch die ſpielenden Perſonen gleichſam gezwungen wurden, die Stellen ſo ſchnell zu wechſeln, als ob der Boden unter ihnen brannte.

Die beiden Gemälde, auf die ſich Hamlet in der Scene mit ſeiner Mutter ſo heftig bezieht, waren beide im Hintergrunde des Zimmers neben der Hauptthüre ſichtbar. Der alte König hing in völliger Rüſtung, wie der Geiſt, auf eben der Seite, wo dieſer heraustritt; die Figur drückte mit der rechten Hand eine befehlende Stellung aus, ſtand etwas gewandt, ſah gleichſam über die Schulter, und glich ſo dem Geiſte vollkommen, in dem Augenblick, da dieſer zur Thür hinaus ging. Es that eine ſehr große Wirkung, als in dieſem Augenblick Hamlet nieder auf den Geiſt wies; die Königin hingegen in die Höhe nach dem Bilde ſtarrte. Auch hatte unſer Repräſentant des Geiſtes dem Maler geſeſſen; dadurch wurde der Effect erhöht, als er unfern vor dem Gemälde hervortrat und vor ſeinem Ebenbilde vorbeiſchritt. Wahrheit und Irrthum vermiſcht ſich hier ſo ſonderbar, daß ſich der Zuſchauer wirklich überzeugen kann: die Königin ſehe die eine Geſtalt nicht. — Der Stiefvater hing auf der andern Seite, im königlichen Ornat, doch unſcheinbarer als jener vorgeſtellt.

> Die Schauſpielerſchule oder charakteriſtiſche Darſtellung der Hauptrollen in den vorzüglichſten Schauſpielen der deutſchen Bühne. Für Schauſpieler und Dillettanten dieſer Kunſt. Quedlinburg, bei Gottfried Baſſe. 1810. 1. Bdchn. S. 137 ff. (Daſſelbe Bändchen enthält S. 3—16 eine Zuſammenſtellung der im Wilhelm Meiſter über Hamlet enthaltenen Stellen.)

Daniel Jeniſch.

Goethe iſt durch ſeine Meiſterſtücke, Werther, Götz von Berlichingen und Iphigenia in Tauris, in der Folge auch Torquato Taſſo, unſerer Nation der Schöpfer des beſſern Romans, des vaterländiſchen Trauerſpiels und des ächten Griechengeſchmacks geworden. Der unausſprechliche Eindruck, mit welchem Werther wirkte, noch wirkt, und immer wirken wird, beruht auf jener erhabenen philoſophiſchen Melancholie, auf jener feinen lebendigen Empfänglichkeit für die ſchöne Natur, auf jener pathetiſchen Gluth der Leidenſchaft, Karakterzüge, mit welchen der neueuropäiſche Geiſt ſo einzig geſtempelt iſt. Deutſche Redlichkeit, Treu- und Biederherzigkeit, deutſche Kraft und Originalität, fand ſich in keinem alten und in keinem neuen litterariſchen Produkt ſo lebendig wieder, als in dem Drama Götz von Berlichingen. Der Deutſche ſchien, wegen ſeiner bisherigen Nachahmung franzöſiſcher und brittiſcher Urbilder, vor ſich ſelbſt zu erröthen: er fing an, in ſeiner eignen Goldgrube zu graben: und wir erhielten allmählich dramatiſche Nationalſtücke. Die in der deutſchen Litteratur einzige Epoche der Ritterromane leitet ſich gleichfalls von dem großen Goethiſchen Ritterſchauſpiel ab. Iphigenia in Tauris, ein Trauerſpiel im Griechengeſchmack, welches Sophokles ſelbſt geſchrieben zu haben nicht verſchmähen würde, machte uns auf die eigentliche Poeſie des Trauerſpiels aufmerkſam, und vernichtete das elende, von einigen deutſchen Kritikern ſelbſt unterhaltene Berurtheil, daß ein Trauerſpiel nie anders, als in Proſe, geſchrieben ſein müſſe. Insbeſondere aber ward dadurch zugleich jener erhaben-ernſten Lebensphiloſophie, welche das griechiſche Trauerſpiel zugleich zu einem Lehrer der wahren Weisheit machte, der Weg vorgebahnt. Der Goethiſche Roman Meiſters Lehrjahre ſcheint bis jetzt durch die Lafontainiſche Popularität und durch die Jean Paul'ſche Originalität gleichſam überſchrieen worden zu ſein: wenigſtens hat er noch keine der ſchönen Wirkungen in unſerer Roman-Litteratur hervorgebracht, welche hervorzubringen er geeignet iſt. — Faſt vollendet in Hinſicht auf den Styl iſt dieſer Roman ein lebendiges Studium für den Styliſten, wie für den feinen Menſchenbeobachter.

Geiſt und Karakter des achtzehnten Jahrhunderts,
von D. Jeniſch. Berlin, 1801. 8. Thl. III
S. 395. 424.

Goethe.

Recentiorum poetarum antiquissimus.
Unter allen Dichtern neuer Zeit der antikeſte.

Illum quicquid agit, quoquo vestigia vertit,
Componit furtim subsequiturque decor.
(Tibull.)

Was er beginnt, wohin er den Fuß im Felde der Muſen
Oder Minervens ſetzt: Charis begleitet ihn ſtets.

Obelisk an der Gränzſcheide des 18. und 19. Jahrhunderts. Eine Lapidarſchrift von D. Jeniſch. Berlin, 1801. 8. S. 203.

Friedrich Maximilian von Klinger.

Man ſtreute wohl ehemals Goethe'n Weihrauch; jetzt aber erkühnen ſich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde ſagen, was für einen Zauber muß Schmeichelei mit ſich führen, da Goethe nicht an einem ſolchen Geſtank erſtickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben ſollte, er habe dieſen Geſtank gerochen. Wären Wilhelm Meiſter und Herrmann und Dorothea nicht von ſo gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem ſolchen Rauchfaß ergangen ſein? Und doch glauben verſtändige Leute zu bemerken, ihre Farbe ſei etwas bläſſer geworden. Uebrigens gehört den Deutſchen der Ruhm dieſer neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk ſie ihnen ſtreitig machen wollen.

Wenn man Schillers Don Karlos, Wallenſtein, Goethe's Taſſo, Iphigenie, Leſſings Nathan, Klopſtocks Oden und Meſſias und einige andre Werke lieſt, ſo fragt man ſich wohl, wenn man wieder zu ſich kömmt, welch ein Volk muß dieſes ſein, für das man ſo etwas ſchreibt, und das es zu ſchätzen weiß? Die Täu-

Als er da mit Schatten lieblich ſchweifte,
Und an goldnen Göttergeſtalten ſtreifte.
Nicht in Rom, in Magna Grácia,
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter der Natur ſich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

IV.

Guter Rath auf ein Reisbret auch wohl Schreibtiſch ꝛc.

Geſchieht wohl, daß man an einem Tag
Weder Gott noch Menſchen leiden mag!
Will nichts dir nach dem Herzen ein!
Sollts in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum hez dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll und Kraft iſt nimmer weit.
Haſt in der böſen Stund geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

ſchung löſt ſich, wenn man die Götzen dieſes Volks anſieht, die auch ihre Tempel haben, und weit beſuchtere Tempel, als die wahren Götter. Aber hat die Natur nicht jeder Art Thiere die ihnen zukommende Nahrung aufgetiſcht? Warum ſollte es hier anders ſein? Und was wäre wohl mit Recht dagegen einzuwenden? Die Götzen wiſſen doch, daß ſie nur Götzen, daß ihre Prieſter nicht die wahren ſind; daß nur Götzendienſt mit ihnen getrieben wird.

— Goethe's Iphigenie und Taſſo, Leſſings Nathan, ſind die vollendetſten Dichterwerke neuerer Zeit — und Goethe fühlte gewiß, ohne an Kunſtwerk zu denken, daß die Form des Götz von Berlichingen, zur Entwicklung der gegenwärtigen, mit dem Stoff harmonirenden Stimmung, nicht die ſchickliche wäre. Und gleichwohl iſt Götz von Berlichingen ein eben ſo großes Kunſtwerk! Und dann Shakeſpear's, Dante's Kunſtwerke! Aber die Herren, die ſo viel von Kunſtwerk in Journalen und Schriften reden, möchten uns gar zu gern an eine gewiſſe Nüchternheit des Geiſtes gewöhnen — ſie haben freilich ihren Stoff in ihrer Gewalt, denn ſie tragen ihn wie Moſaik zuſammen, und da thut die ſchulgerechte Zeichnung das meiſte. Die Täuſchung iſt auch darnach.

Betrachtungen und Gedanken ꝛc. 1801. 1802. 8.
Nro. 11. 22. 59.

Erklärung.

Unter dem Poſtzeichen „Wolfenbüttel“ wurde mir durch die Poſt folgende Schrift zugeſandt: „Goethe als Menſch und Schriftſteller; aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Friedrich Glover, Königl. engliſcher Obriſtlieutenant ꝛc. Zweite Auflage. Halberſtadt, 1824. 8.“ Der genannte Autor ſowohl, als der Ueberſetzer, Kommentator und Ueberſender dieſer Schrift an mich ſind mir völlig unbekannt. Auch ſpricht ſich dieſe Schrift, wie alle Schriften dieſer Art, das Urtheil ſelbſt; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne weiter

Unterſchrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im ſpäten Alter bin, ſo erkläre ich hiermit öffentlich: Dieſer Zueignung verſage ich die Annahme; die Schrift ſelbſt hat mein höchſtes Mißvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlaſſe ich dem deutſchen Leſer.

St. Petersburg, den 27. Februar 1824.

Generallieutenant Friedrich Maximilian Klinger.

Literariſches Converſationsblatt. Leipzig, 1824. Nro. 97. (In den geleſenſten deutſchen litterariſchen Blättern abgedruckt.)

Friedrich von Hardenberg.

Es wird eine ſchöne Zeit ſein, wenn man nichts mehr leſen wird, als die ſchöne Kompoſition, als die litterariſchen Kunſtwerke. Alle andere Bücher ſind Mittel, und werden vergeſſen wenn ſie keine tauglichen Mittel mehr ſind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

So ſonderbar, als es manchem ſcheinen möchte, ſo iſt doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Styls iſt, welche zur Lektüre uns hinzieht, und uns an dieſes oder jenes Buch feſſelt. Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind ein mächtiger Beweis dieſer Magie des Vortrags, dieſer eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer dieſe Anmuth des Sprechens beſitzt, kann uns das Unbedeutendſte erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; dieſe geiſtige Einheit iſt die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns daſſelbe perſönlich und wirkſam vorkommt. —

Goethe iſt ganz praktiſcher Dichter. Er iſt in ſeinen Werken, was der Engländer in ſeinen Waaren iſt, höchſt einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutſchen Litteratur das gethan, was Wedgwood in der engliſchen Kunſtwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomiſchen und einen durch Verſtand erworbenen edeln Geſchmack. Beides verträgt ſich ſehr gut, und hat eine nahe Verwandtſchaft, im chemiſchen Sinn. In ſeinen phyſikaliſchen Studien wird es recht klar, daß es ſeine Neigung iſt, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchſte Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wiſſen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird, daß es gewiß ungeſchickt bleibt, und daß man es nie darin zu einer meiſterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meiſters Lehrjahre ſind gewiſſermaßen durchaus proſaiſch und modern. Das Romantiſche geht darin zu Grunde, auch die Naturpoeſie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen menſchlichen Dingen, die Natur und der Myſticismus ſind ganz vergeſſen. Es iſt eine poetiſirte bürgerliche und häusliche Geſchichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poeſie und Schwärmerei behandelt. Künſtleriſcher Atheismus iſt der Geiſt des Buchs. Die Oekonomie iſt merkwürdig, wodurch es mit proſaiſchem wohlfeilen Stoff einen poetiſchen Effekt erreicht. —

Wilhelm Meiſter iſt eigentlich ein Candide, gegen die Poeſie gerichtet; das Buch iſt undichteriſch in einem hohen Grade, was den Geiſt betrifft, ſo poetiſch auch die Darſtellung iſt. Nach dem Feuer, Wahnſinn, und den wilden Erſcheinungen in der erſten Hälfte des dritten Theils ſind die Bekenntniſſe eine Beruhigung des Leſers. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, iſt läſtig und komiſch; der Thurm in Lothario's Schloſſe iſt ein großer Widerſpruch mit ihm ſelbſt. Die Muſen werden zu Komödiantinnen gemacht, und die Poeſie ſpielt beinahe eine Rolle wie in einer Farce. Es läßt ſich fragen, wer am meiſten verliert, ob der Adel, daß er zur Poeſie gerechnet, oder die Poeſie, daß ſie vom Adel repräſentirt wird. Die Einführung Shakſpeare's macht eine faſt tragiſche Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomiſche Natur iſt endlich die wahre, übrigbleibende. —

Novalis Schriften. Herausgegeben von Fr. Schlegel und L. Tieck. Berlin, 1802. 8. Th. II. S. 367.

Ungenannt.

Arbeiten des Bildhauers Friedrich Tieck aus Berlin.

Der Bildhauer Tieck, ein Bruder des Dichters, der nach ſeiner Zurückkunft aus Frankreich im verwichnen Herbſt zuerſt in Weimar verweilte, und ſeit Anfang Dezembers ſich wieder hier in ſeiner Vaterſtadt aufhält, hat dem kunſtliebenden Publikum ein intereſſantes Geſchenk mit zwei ausgezeichneten Porträtbüſten gemacht.

Die erſte iſt Goethe's Bildniß, nach dem allgemeinen Urtheile von ſprechender Aehnlichkeit, auf das treueſte nach der Natur gearbeitet, jedoch ohne aus den Grenzen der Skulptur herauszugehen. Goethe's Kopf iſt durch die Großheit der Formen und den edlen, ich darf wohl ſagen antiken, Schnitt des Geſichtes, ganz beſonders für dieſe Art der Nachbildung gemacht; deſto mehr wird aber auch erfodert, um ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und uns Goethe'n ganz im Goethe zu zeigen. Bisher hat man am häufigſten die kleine Büſte von Klauer gehabt, die, in weit jugendlicherem Alter genommen, ſichtlich zu der Idee eines Apollo hinſtrebt: eine Intenzion, die bei der dazu paſſenden Anlage der Züge allerdings zu loben iſt, wenn ſie nur mit mehr Energie und lebendiger Realität durchgeführt wäre. Eine Büſte in Marmor, von dem verſtorbnen Trippel bei Goethe's Anweſenheit in Rom verfertigt, iſt im Schloſſe zu Weimar befindlich; ſie ſoll nie vollkommen ähnlich geweſen ſeyn: ich habe ſie nicht geſehen, und alſo kein Urtheil darüber.

Tiecks Abbildung kündigt durch ernſte Würde den Mann an, welcher einem großen Ziel mit ſelbſtſtändiger Kraft unverrückt entgegen ging; doch vermißt man auch die Anmuth und Milde nicht, welche in Goethe's Dichtungen herrſcht: ſie iſt wie ein leiſer Hauch über den begeiſterten Tiefſinn der hohen Stirn, über den Weltverſtand und die Schärfe der Beobachtung in der Naſe, über den dichteriſchen kühnen Schwung der unendlich ſchön geſchweiften Lippen ausgegoſſen. Das Haar läßt die Stirn frei und umgiebt ſie in kurzen lockigen Partien, von denen nur zwei größere in der Mitte nach Art der Jupiterslocken in die Höhe gehen und zu beiden Seiten auseinander fallen: eine in dem natürlichen Haarwuchs des Originals ſchon vorbereitete Anordnung, welche die Form der Stirne ſelbſt zu fordern ſcheint. Ein ſchmales Band geht hinter den vorderen Locken herum, oben, wo es geknüpft ſeyn ſoll, von ihnen verſteckt; am Hinterkopfe liegt das geſcheitelte Haar glatt an, ſein welliger Gang iſt nur durch kleine Einſchnitte bezeichnet. So bietet der Kopf auch von der Seite einen völlig ſchönen Umriß dar, der dem Profile mit der andern Hälfte harmoniſch entſpricht. Die Haltung iſt ebenfals charakteriſtiſch, das Geſicht auf den Schultern und dem ſtarken Halſe gewandt und eher zurück als vorgelehnt, der Blick erhoben, der Mund ein wenig geöffnet. Die Drapperie iſt wohl verſtanden, mit ein paar großen Falten des umgeſchlagnen Mantels von einer Schulter zur andern herüber geworfen, weiter unten liegt ſie an und zeichnet die mächtige Bruſt hindurch. Sie trägt ohne Prunk dazu bei, dem Ganzen ein etwas imperatoriſches Anſehn zu geben. Doch hat der Künſtler jezt noch eine andre nackte Bruſt, nur mit einem Zipfel Gewand über der einen Schulter dazu modellirt, die in der Breite und hinunterwärts nicht ſo weit geht, und als Herme viereckig abgeſchnitten iſt, ſo daß die Liebhaber zwiſchen dieſen beiden Formen der Büſte die Wahl haben werden. —

Zeitung für die elegante Welt. 1802. Nro 19.

Friedrich Schulz.

Theater.

Am 18. Januar (1803) Iphigenia auf Tauris, von Goethe.

Vor einer nicht zahlreichen, aber erleſenen Verſammlung — (das bewies die Andacht, womit man die Götterworte aufnahm) — wurde heute Iphigenia mit erhöheter Kraft und Liebe dargeſtellt. Die Schauſpieler ſchienen es zu fühlen, daß die gegenwärtige Verſammlung keine gewöhnliche ſeyn könne; und wer möchte ſie tadeln, daß das Gefühl, verſtanden, mit Ruhe und Wärme anerkannt zu werden, ihrem Geiſte beſſere Schwingen giebt? Madame Unzelmann — Iphigenia, erſchien wieder in himmliſcher Anmuth, und hob uns mit göttlicher Gewalt.

„Goldne Sonne, leihe mir
die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
vor Jovis Thron; denn ich bin arm und ſtumm!"

Beſchort's ſchöne Darſtellung des Pylades hatte in den beiden erſten Vorſtellungen einen auffallend fehlerhaften Punkt; ein Schüler konnte ihn entdecken, nur dem ſcharfſinnigen und gelehrten Redakteur des Theaterartikels in der Spenerſchen Zeitung, muß er ein Geheimniß geblieben ſeyn; denn wie würde er ſonſt geeilt haben, ſich bei ſeinem Publikum abermals durch einen eben ſo eminenten Beweis von Beobachtungsgeiſt und Gelehrſamkeit ein Anſehen zu geben, als er durch Vergleichung der Goethe'ſchen Iphigenia mit der, durch Bothe's Ueberſetzung ihm zur Kenntniß gekommenen des Euripides ablegte. In der heutigen Vorſtellung hatte Beſchort ſeinen Irrthum eingeſehen, und ſich beſonnen, daß Pylades, wenn er zu Iphigenien von Troja's Fall ſpricht, nicht klagen, und namentlich die Worte:

„Es liegt", und
„die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf."

nicht mit dem Ton der Trauer, den er freilich ſo ganz in ſeiner Gewalt hat, ausſprechen muß. —

Nur noch eine Bitte an die Direktion, wozu mich gewiß der Wille Aller, die Geiſt und Gemüth haben, bevollmächtiget; daß ſie uns die Vorſtellung der Goethe'ſchen Iphigenia nicht darum, weil ſie nicht ſehr ergiebig für die Kaſſe iſt, ganz entziehen möge. Wir wiſſen, was wir begehren; wir wollen die Götterkoſt nur ſelten und ſparſam genießen; Iphigenia ſoll uns ein Feſt ſeyn, das nur ein oder zwei Mal im Jahre wiederkehrt;

„ſaure Wochen, frohe Feſte, ſey unſer künftig Zauberwort!"

das heißt, Kotzebue in Ueberfluß und alle Tage, bald rein ſauer, bald ſäuerlich, bald verwäſſert und ſchaal, bald mit Zucker und pikantem Gewürz verſetzt, — und Goethe zum frohen Feſte: Kotzebue der weite, bunte Markt für Alle, Goethe das Allerheiligſte für die Erwählten. In der That, Wiederholungen von Stücken, wie Iphigenia, ſind ein treffliches Mittel, das Schauſpielhaus von manchem Unrath zu ſäubern; die guten Leute wollen nicht gekannt ſeyn, wenn ſie erſcheinen, ſie künſteln, ſchmücken, ſchminken und verſchleiern ſich, und — die Armen! ſie ſind gekannt, ſobald man ſie nicht ſieht. —

Am 20. Tankred, ein Trauerſpiel nach Voltaire, von Goethe, in fünf Akten.

Das franzöſiſche Trauerſpiel, wenn es auf unſere Bühne verpflanzt wird, muß durchaus gemeſſener, rhythmiſcher, glänzender geſpielt werden, als es wirklich geſchieht; ſonſt thut man demſelben zu viel und zu wenig, wie man es nehmen will. Allerdings muß es dem geiſtvollen, deutſchen Schauſpieler, dem Ausdruck und Charakter mehr als Symmetrie und rhetoriſcher Prunk gilt, ſchwer fallen, ſich zwanglos in dieſer Manier zu bewegen, aber, da in den vorletzten funfzehn Jahren die deutſche Bühne ſo ſichtbar dem Charakteriſtiſchen, dem bloß wahren Ausdruck der Leidenſchaft und der ſogenannten Natürlichkeit, alles Getragene und Gemeſſene der Deklamation, ſo wie alles Zierliche und Glänzende der Erſcheinung, aufopferte, und dadurch bald in Nachläſſigkeit, bald in Gemeinheit verſank: ſo kann man nicht genug die häufige Aufführung der franzöſiſchen Tragödie, und eine recht fleißige Uebung in dieſer Art des Spiels, beſonders dem größten Theil des männlichen Perſonals unſerer Bühne, der noch immer nachläſſig und wild in den Tag hineinſpricht und agirt, empfehlen. Mögte man nur wenigſtens das dadurch erreichen, daß endlich das unverſtändliche, leiſe Gemurmel, was die Leute ſprechen nennen, aufhöre. — Uebrigens wurde heute die liebende, die zärtliche und ſanft klagende Amenaide von Madame Fleck zum Entzücken ſchön gegeben; ihren ſtärkern Affekten, ihrer Verzweiflung, ihrer Wuth muß ein ſo ſüßes und zartes Organ entweder matt erliegen, oder es muß ſich gewaltſam verzerren. Mattauſch, als Tankred, imponirt durch Geſtalt und den höchſt gelungenen Ausdruck in vielen einzelnen Stellen; übrigens iſt obige Empfehlung an ihn, Herrn Böheim, der den Aſir immer erſt von dem Souffleur kennen lernt, und Herrn Schwadke, der den rauhen Orbaſſan ganz und gar verfehlt, mitgerichtet.

Aus einem Briefe an Md. S—n in K...

Sie verlangen zuviel von mir, meine gütige Frau, einen Abriß, eine Beurtheilung des neueſten Werkes unſers Dichters — Sie wiſſen, ich glaube nur an einen Gott — des Dichters, der die reichſte und lieblichſte Welt in ſeiner Seele trägt, dem faſt keine Erſcheinung fremd ſeyn kann; — ja Sie verlangen zuviel, aber zu verführeriſch, ich kann der feinen Schmeichelei nicht widerſtehen. Doch erwarten Sie kein Urtheil und überhaupt keine Kritik. Goethe's Werke waren ſeit langer Zeit faſt ausſchließlich meine Lektüre, ich mögte ſagen, ſie waren das Geſchäft meines Lebens, — ich bin oft ſtolz genug zu glauben, daß ich Ihn kenne, ganz kenne von dem Augenblick an, wo er zu Jacobi, wie dieſer in der Vorrede zu ſeinem Woldemar erzählt, liebend, zürnend, drohend ſprach:

> der Genügſamkeit, die ſich mit Theilnehmung an Anderer Schöpfungsfreude ſättigt, zu entſagen; nicht länger zu gaffen; ſondern in die eignen Hände zu ſchauen, die Gott auch gefüllt hätte mit Kunſt und allerlei Kraft —

bis zu Eugenien, die Sie von mir kennen lernen wollen: und dennoch begreife ich nicht, wie ich eine Kritik über ihn wagen könnte. Die Sonne hat mich erwärmt, erquickt, erhoben: ſoll ich fragen, ob ihre Wärme noch milder, ihr Feuer mächtiger, ihr Strahl reiner, ihr Glanz herrlicher ſein können?

Habe ich einmal, ſagt irgendwo Wilhelm Schlegel, einen Dichter für ein Genie erkannt, ſo hege ich, wenn mir dieſes oder jenes Einzelne nicht gleich gefällt, lieber Mißtrauen in meine Einſicht und meinen Geſchmack, als daß ich gleich urtheilen ſollte, er habe hier gefehlt und es beſſer machen können; und ich glaube, wie Schlegel, mehr an das Göttliche, als an alles Vernünfteln. — Alſo keine Kritik über Eugenien, ſondern eine bloße Inhaltsanzeige ihrer erſten *fünf* Akte, denn Sie wiſſen, daß Goethe die Schickſale ſeiner Heldin in einer Trilogie darſtellen will, wovon der erſte Theil erſt auf der Bühne erſchienen iſt. — Doch, was Ihnen mehr werth ſeyn wird, als alle Kritik, ſo lange ſie nicht das Werk eines, mit Goethen an Genie und Bildûng harmoniſchen, Kopfes iſt, ſind viele Stellen, ſo gut wie ich ſie aus der aufmerkſamſten, wiederholten Anſicht habe faſſen können. —

Eine Jagdmuſik, die das Orcheſter ſehr lebhaft ausführt, deutet uns ſchon vor dem Wegrollen des Vorhangs an, daß der Anfang des Stückes mit einer Jagdſcene beginnen werde — und ſo iſt es. Wir ſehen den König und den Herzog, Beide im Jagdhabit, in einer einſamen Waldgegend vor uns; die Verfolgung eines Hirſches hat ſie dahin geführt; der Herzog ladet den König ein, ſich auszuruhen: dieſe, das Ganze einleitende, Unterhaltung gebe ich Ihnen ſoviel ich kann, ganz.

Herzog.

An jenes Felſens andrer Seite liegt
Am grünen Hang ein artig Haus verſteckt,
Dich zu *bewirthen* keineswegs gebaut,
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hoch gewölbtes Dach
Zum Augenblick des Raſtes freundlich ſchatten,
Laß dieſer Lüfte liebliches Geweb
Uns leiſ' umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeſchieden
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindeſt, fühl ich mit.
Hier dränget ſich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverſchämten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam, merkeſt du nicht auf,

Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hieher,
Die immer fodert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöſes Wiederhall
Verklinge nach und nach aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Geſpräch
Auf Gegenſtände, dieſem Ort gemäßer.
Hier ſollen Gatten an einander wallen,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten. Hier ein Freund dem Freunde
Verſchloßnen Buſen traulich öffnend nahn.
Und gabſt du nicht erſt neulich ſtille Winke,
Du hoffteſt mir in ruh'gen Augenblicken
Verborgenes Verhältniß zu bekennen — —

Hier bekennt nun der Herzog dem Könige, daß er, außer ſeinem ungerathenen Sohne, noch eine Tochter habe, die Frucht eines heimlichen Bandes mit der verſtorbenen Fürſtin; mit hoher Zartheit läßt der Dichter dies Bekenntniß ablegen und den Herzog ſchnell über ſein Verhältniß mit der Fürſtin hinweggehen. Aber deſto feurriger ſtrömt aus ſeinem Munde das Lob der Tochter, um deren Legitimation er den König bittet, die ihm auch bewilligt wird. O kenne ſie, ſpricht er:

O kenne ſie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt! Laß ein Vaterwort
Dich nicht beſtechen. Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren erſten Weg geleiten
Ein ausgebildet Weib, ein weiſer Mann;
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut ſie ſich des Gegenwärtigen.
Indeß ihr Phantaſie das künft'ge Glück
Mit ſchmeichelhaften Dichterfarben mahlt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geiſt den Lehren edler Männer,
Sich ſtufenweiſ' entwickelnd, freundlich horcht.

V.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut brav mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten!
Hier zuckts ein wenig!
Und die Lippe nicht ganz Natur,
Zu todt noch alles.

Künſtler.

O rathet! helft mir!
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl und Leben
In die Fingerſpizen hervor!
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermög zu bilden,
Was bey meinem Weib
Ich animaliſch kann und muß!

So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten feſten Körper nicht.

Die Unterredung wird durch die Nachricht geſtört, daß die junge Dame, die der Jagd beigewohnt, mit ihrem Pferde von einem Felſen herabgeſtürzt ſey, indem ſie ein Wild raſch verfolgt. Beſtürzt eilt der Herzog nach dieſer Gegend hin. In dieſem Augenblicke, da ſich der König mit dem Grafen aus ſeinem Gefolge, der jene Nachricht gebracht, allein befindet, giebt der Graf dem Könige zu verſtehen, daß das Verhältniß des Herzogs zu der jungen Dame, das er immer ſo ſorgfältig verſchwiegen, und jetzt durch ſeine Beſtürzung über ihr Schickſal verrathen, unter den Hofleuten lange ſchon ein öffentliches Geheimniß geweſen ſey, und mit dieſem einen Zug giebt uns der Dichter ein treffendes Bild des Lebens und der Intrigue am Hofe und in der feinen Welt. Es iſt, ſagt noch der Graf,

Es iſt ein eigner grillenhafter Zug,
Daß wir durch Schweigen das Geſchehene
Für uns und Andre zu vernichten glauben.

und hierauf erwiedert der König:

O laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz;
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Eugenie, denn daß die junge Dame keine andere als ſie, die natürliche Tochter des Herzogs, iſt, haben Sie ſchon errathen, wird jetzt ohnmächtig herbeigetragen, aber bald erwacht ſie und erſcheint ſo lieblich und heiter, als ob ihr gar nichts begegenet wäre. Der Herzog ſtellt ſie, nachdem ſich das Gefolge entfernt, dem Könige als ſeine Tochter vor, der ihr mit der freundlichſten Huld entgegen kommt, und ſie ſelbſt an den Hof zu führen verſpricht; aber zugleich ihr nicht verhehlt, wie er den Hof und ſeine Verhältniſſe an demſelben anſieht,

Die Pforte unſers königlichen Hauſes
Eröffn' ich dir mit eigner Hand; ich führe
Auf glattem Marmorboden dich hinein.
Noch ſtaunſt du dich, noch ſtaunſt du alles an,
Und in den innern Tiefen ahneſt du
Nur ſichre Würde mit Zufriedenheit.

Du wirſt es anders finden; ja du biſt
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum frohen Feſte ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feiern wird; doch ſoll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen ſeyn.
Dort werd' ich dich im offnen Kreiſe ſehn,
Und aller Augen werden auf dir haften.
Die ſchönſte Zierde gab dir die Natur,
Und daß der Schmuck der Fürſtin würdig ſey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenia drückt ihren Dank für dieſe königliche Huld mit einer Wahrheit des Gefühls und einer Feinheit des Verſtandes aus, die den eignen Geiſt dieſes Mädchens treffend bezeichnen:

Der freudgen Ueberraſchung laut Geſchrei,
Bedeutender Geberden dringend Streben,
Vermögten ſie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen ſchaffend aufgeregt?
Zu deinen Füßen Herr, laß mich verſtummen!
— — — —
— — — laß, o laß mich hier
Der völligſten Erhebung Glück genießen!
Wenn wir in raſchen, muthigen Momenten
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtark und kühn,
Als eigne Stütze, froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören;
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Knie beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott
Von Wonnedank, von ungemeßner Liebe
Zum reinſten Opfer bringen mögten, drückt
(indem ſie ſich auf ein Knie niederläßt)
In dieſer Stellung ſich am beſten aus. —

Der König, von Beſorgniſſen gedrückt, daß Mißvergnügen über ſeine Regierung gähre und von den Großen ſeines Reichs ſelbſt zum Ausbruche angefacht werde, ſcheint durch dieſe Erſcheinung Eugeniens wieder aufgerichtet zu ſeyn. Erhebt euch, ſpricht er zu Eugenien und ihrem Vater:

Erhebt euch denn und ſtellt euch neben mich
Ins Chor der Treuen, die an meiner Seite

Das Rechte, das Beſtändige beſchützen.
O dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte Jeder nur am Platz des Andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterſcheiden wäre, wenn wir alle
Von *einem* Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ozean uns unbemerkt verlören. —

Und mit der innigſten bedeutendſten Empfindung ſcheidet er dann von Beiden, ſagend:

Wir wollen bald einander wiederſehn,
An jenem Feſt, wo ſich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich, geb' ich, edles Kind, an dieſem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geſchick!
Doch bis dahin verlang' ich von euch Beiden
Verſchwiegenheit. Was unter uns geſchehn,
Erfahre Niemand. Mißgunſt lauert auf,
Schnell regt ſich Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm,
Das Fahrzeug treibt an gähe Klippen hin,
Wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr dein,
Der Zufall ſpielt mit deinem Willen ſchon;
Selbſt, wer gebieten kann, muß überraſchen.
Ja mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O wäre mir zu meinen reinen Wünſchen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte ſollten in der niedern Hütte,
Begnügte ſollten im Pallaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Dieſe *eignen* Aeußerungen bezeichnen ſchon mehr den weichen liebenswürdigen Fürſten, als den kraftvollen Regenten, der einer dem Staat drohenden Gefahr gewachſen iſt, und kaum hat er die Scene verlaſſen, ſo hören wir auch ſchon aus des Herzogs Munde das Urtheil deutlich über ihn ausgeſprochen, daß er, mehr gut als groß, ſeinen wichtigen Platz nicht ausfülle, und daß das Ruder des Staats ſtärkern Händen übergeben werden müſſe; wir hören, daß der Herzog ſelbſt, was auch der König ſchon zu ahnen ſchien, in dieſer Rückſicht zu ſeinen Gegnern gehöre. Mit Ueberraſchung und Erſtaunen vernimmt Eugenia dieſe Geſinnungen ihres, von ihr ſo innig geliebten Vaters; aber auch dem Könige iſt ſie mit ganzer Seele ergeben, und mit Wärme redet ſie zu dem Herzen ihres Vaters für die Sache ihres Königs. Die herzlichſte Ergießung kindlicher und väterlicher Empfindungen beſchließt den erſten Akt; hocherfreut über Eugeniens glückliche Rettung von dem gefährlichen Sturz, ſtrömt das Entzücken aus des Herzogs Munde:

Ein ewig Denkmal werde dieſer Ort!
Hier ſoll ein Tempel aufſtehn, der Geneſung,
Der glücklichſten gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erſchaffen.
Den wilden Wald, das ſtruppige Gebüſch
Soll ſanfter Gänge Labyrinth verknüpfen!
Der ſtille Fels wird gangbar, dieſer Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraſchte Wandrer fühlt ſich hier
Ins Paradies verſetzt. Hier ſoll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen! Hier kein Vogel
Von ſeinem Zweig, kein Wild in ſeinem Buſch
Geſchreckt, verwundet, hingeſchmettert werden.
Hier will ich hin, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt verſagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten, immer ſoll
Des gleichen Dankes Freude mich beleben. —

Und in den Strom dieſer Empfindungen fließt noch mit rührender Milde die väterliche Warnung vor einem ähnlichen Unternehmen; eben ſo wahr als ſchön ſagt er:

Das Leben iſt des Lebens Pfand, es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.

Auch verſpricht er ihr Geſchenke zu ſenden, warnt jedoch, in ſeiner Abweſenheit das Verhältniß, worin ſie ſich befinden, zu eröffnen.

Im zweiten Akt ſpielt die Scene auf dem im Walde liegenden Schloſſe, das Eugenia bisher bewohnt hat. Ihre Hofmeiſterin und der Sekretär ihres Vaters treten auf, und mit ihnen fängt das Gewebe der Intrigue gegen ſie an. Die Hofmeiſterin liebt den Sekretär, und dieſer, eine Kreatur von Eugeniens Bruder, der mit Verdruß in ihr ſeine legitimirte Schweſter ſieht, nutzt dieſe Leidenſchaft, um ſie zu bewegen, Eugenien von hier weg und an einen ſo fernen Ort zu führen, daß keine Kunde von ihr jemals zu den Ohren ihres Vaters kommen könne. Die Hofmeiſterin, eine gutgeartete Frau und Eugenien mit wahrer Liebe zugethan, widerſteht den Foderungen des Sekretärs, und nur ſeine Drohung, daß dieſe Entführung das gelindeſte, ihr bevorſtehende Schickſal ſey, daß ſonſt gar das Leben Eugeniens unvermeidlich geopfert werden müſſe, zwingt ſie, in ſeine Anträge zu willigen. Bald erſcheint Eugenia ſelbſt, ihr Buſen iſt von den lebendigſten Empfindungen des Danks für ihre Rettung und die Huld des Königs beſtimmt; ſie will allein ſeyn, entfernt ihre Hofmeiſterin, und ergießt ihre Empfindungen in nachſtehendes Sonnet:

Welch Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt du, o Herr der obern Regionen,
Des Säuglings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.
Doch bald getroſt zu dir hinaufgewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen iſt vollendet;
So fließe denn der holde Born der Gnaden.
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir iſt, als müßt' ich unaufhaltſam eilen,
Das Leben, das du gabſt, für dich zu laſſen.

Sie wird geſtört und verſteckt dies Sonnet mit ihrem Taſchenbuch in einen geheimen Wandſchrank. In einer Kiſte werden ihr die verheißenen Geſchenke ihres Vaters gebracht, die ſie, uneingedenk der Warnung deſſelben, eröffnet. Entzückt über die Kleider und den ſchönen Schmuck, den ſie darin findet, kann ſie der Verführung, ſich damit angethan zu ſehen, nicht widerſtehen, und geziert mit dieſem Glanz, vertraut ſie auch ihrer Hofmeiſterin, was dieſer Schmuck bedeute, und welchem Glücke ſie entgegen gehe.

Ermahnungen der Hofmeiſterin, Vorſtellungen, daß ein ſtilles ungeſehenes Glück einen ruhigern, ungeſtörtern Beſitz gewähre, fruchten nichts;

Eugenia.

Das einfach Schöne ſoll der Kenner ſchätzen,
Verziertes aber ſpricht der Menge zu. —

Hofmeiſterin.

Aus Mäßigkeit entſpringt ein reines Glück.

Eugenia.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgeſteckt.

Hofmeiſterinn.

Beſchränktheit ſucht ſich der Genießende.

Eugenia.

Du überredeſt die Geſchmückte nicht — —
Der Neider ſteht als Folie des Glücks,
Der Haſſer lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Sie erkennen, meine ſchöne Frau, aus dieſen Zügen, wie treffend und fein Goethe ſeine Heldin ankündigt und vorbereitet. Dies junge Mädchen, die uns zuerſt von dem Vater ſelbſt mit ſo glänzenden Farben geſchildert wird, von der wir dann hören, daß ſie als Amazone der Jagd beiwohne, und raſcher, kühner als alle ihre männlichen Begleiter ein Wild bis auf die gähe Felſenſpitze verfolgt habe, die ſich vor unſern Augen gleichſam vom Tode erhebt, und, da wir ſie krank und zerſchlagen zu ſehen beſorgen, in ungeſchwächter, blühender Kraft da ſtehet, die in allem, was ſie ſpricht und thut, ſolche Fülle von Geiſt und Hoheit des Gemüths entwickelt, die dann ſo höchſt weiblich ſich ganz dem ſchönen Scheine hingiebt und in dem Entzücken, ſich geſchmückt und in dieſem köſtlichen Schmuck überall bewundert und verherrlicht zu ſehen, alle Warnungen und Vorſtellungen von Gefahren vergißt; — — — dies Mädchen *muß* ein außerordentliches Weſen ſeyn. Die Leidenſchaften, die ſie in den Strudel des Lebens hineinziehen, die Kraft, die ſie aufrechthalten, der Verſtand, der ſie zur Lenkerin der Begebenheiten ausrüſten, und die Phantaſie, die ſie überall, wohin das Schickſal ſie führt, mit ihren Blüten begleiten wird, alles ſehen wir hier von dem göttlichen Dichter im Keime dargeſtellt; alles iſt ſo zart empfunden, ſo tief gedacht und mit ſo weiſer Beſonnenheit eingeleitet. Und die Sprache? — kennen Sie eine Muſik, die ſo lieblich dahin fließt? Ich ſchließe dieſen Brief mit den Worten, womit die geſchmückte Eugenia den zweiten Akt ſchließt, und werde Ihnen im nächſten Briefe den Inhalt der drei letzten Akte des erſten Theils mittheilen.

Nun ſprich vom Tod' nur, von Gefahr!
Was ziemet mehr dem Mann, als wenn er ſich
Im Heldenſchmuck zu ſeinem Könige,
Sich unter ſeines Gleichen ſtellen kann?
Was reizt das Auge mehr als jenes Kleid,
Das kriegeriſche, lange Reihen zeichnet?
Und dieſes Kleid und ſeine Farben ſind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Schärpe deutet Krieg, womit ſich, ſtolz
Auf ſeine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe, was bedeutend ſchmückt,
Es iſt durchaus gefährlich: laß auch mir,
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Zweiter Brief über Goethe's Eugenia an Md. S—n in K...

Eugenia iſt verſchwunden; der Inhalt des zweiten Akts, den ich Ihnen, meine ſchöne Frau, in meinem vorigen Briefe mittheilte, bereitete ihr dies unvermeidliche Schickſal; ſo wenig die fröhliche Geſchmückte in ihrer neuen Herrlichkeit es ahnete. Aber wohin iſt ſie? Das werden ſie im vierten Akt erfahren; jetzt vernehmen Sie, welche Mittel angewendet wurden, dem liebenden Vater ihre Verbannung zu verbergen, und ihn mit der falſchen Nachricht von ihrem plötzlichen, gewaltſamen Tode in Verzweiflung zu ſtürzen. Der Sekretär hat einen Weltgeiſtlichen gedungen, dieſe Nachricht, wie aus eigner Anſicht geſchöpft, mit allen Künſten und Farben der Lüge zu beſtätigen. Mit der Unterredung Beider über dieſen Plan fängt der dritte Akt an. Ehemals hatte der Weltgeiſtliche, in ſtiller Abgezogenheit von der Welt, nur ſeiner kleinen Gemeine als Freund und Lehrer gelebt, aber die Bekanntſchaft mit dem Sekretär und dem Hofe hatten ſeine ganze Sinnesart verändert, ihn neue Freuden, neue Bedürfniſſe kennen gelehret, die ihn nun ganz beherrſchen und zum willigſten Werkzeug der höfiſchen Intriguen machen. Lernen Sie die Fähigkeit dieſes Menſchen zu ſeinem Geſchäft aus einer Rede deſſelben kennen:

Der Irrthum ſoll im erſten Augenblick
Auf alle künft'ge Zeit gewaltſam wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche ſoll
Die Phantaſie erſtarren, tauſendfach
Zerreiß' ich das geliebte Weib und grabe
Dem Sinne des entſetzten Hörenden
Mit Feuerzungen dieſes Unglück ein.
Sie iſt dahin für Alle, ſie verſchwindet
Ins Nichts der Aſche. Jeder kehret ſchnell
Den Blick zum Leben, und vergißt im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch ſie
In Reichen der Lebendigen geſchwebt. — —

Schon weiß der Herzog, daß Eugenia verſchwunden iſt; in tiefem Schmerz verſenkt erſcheint er vor unſern Augen:

Unſel'ges Licht, du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſeyn dieſer Welt zurück;
Und meiner ſelbſt! — wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks —
— — — —
Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ichs doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o! laßt ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegen ſcheinen,
Die mich an Geſtern, mich an Ehegeſtern,
An jenen Zuſtand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern? Warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit ſchwarzem Krepp,
Das finſter, wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig mächt'ger Schatten mich umfange? —

Der argliſtige Sekretär reizt durch heuchleriſche Lobpreiſung Eugeniens den Schmerz nur ſtärker, und ſeine geſuchte Troſtgründe dienen dem Herzog nur dazu, ſich die Größe ſeines Verluſtes in allen Farben auszumahlen.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt
Im heil'gen Anſchaun ſtille hingegeben,
Sich an Entwick'lung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut.
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart,
Die Zukunft iſt des Vaters Eigenthum.
Dort liegen ſeiner Hoffnung weite Felder,
Dort ſeiner Saaten keimender Genuß!

Sekretär.

O Jammer! dieſe gränzenloſe Wonne,
Dies ewig friſche Glück verlorſt du nun.

Herzog.

Verlor ich's? war es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja ich verlor's! du rufſt, Unglücklicher!
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu,
Ja ich verlor's! So ſtrömt ihr Klagen denn!
Zerſtöre Jammer dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig Alter noch verſchont.
Verhaßt ſey mir das Bleibende! verhaßt
Was mir in ſeiner Dauer ſtolz erſcheint!
Erwünſcht, was fließt und ſchwankt! Ihr Fluten ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer,
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch ihr kriegeriſchen Reihen,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren,
Und triff der kühnen Thürme ſich'res Haupt!
Zertrümmr, entzünde ſie, und geißle weit
Im Stadtgedräng der Flammen Wuth umher!
Daß ich von allem Jammer rings umfangen
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf. —

— — — —

O laß mich ungerecht auf Andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd ſelbſt zerreiße!
Wohl trag' ich ſelbſt die Schuld, und trag' ſie ſchwer.
Denn rief ich nicht mit thörigtem Beginnen
Gefahr und Tod auf dieſes theure Haupt?
Sie überall zu ſehn als Meiſterin,
Das war mein Stolz! ja theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde ſollte ſie, im Wagen ſie
Die Roſſe bändigend als Heldin glänzen.
Ins Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.

Bald tritt der Weltgeiſtliche herein, auf deſſen näheren, vergeblich mit eigenen Augen geſchöpften Bericht der Sekretär den Herzog vorbereitet hatte. Willkommen nennt der Herzog den unwillkommnen Boten, weil er Eugenien noch geſehen, ihre letzten Worte, ihre letzten Seufzer gehört, und nun beginnt dieſer die Erzählung von dem gewaltſamen Tode, den die kühne Eugenia, indem ſie noch einmal vom Pferde geſtürzt ſey, gefunden habe, und mahlt den Zuſtand in dem ſie *von Wunden zerriſſen, gräßlich entſtellt*, gefunden, und darum ſo ſchnell als möglich dem Anblick der Menſchen entzogen, und unverzüglich beerdigt worden, mit den fürchterlichſten Farben aus; um ſo den Herzog nicht allein von ihrem Tode feſt zu überzeugen, ſondern ihm auch alle Hoffnung, alle Wünſche ſogar, ihre Reſte noch einmal zu ſehen, zu benehmen. Vielleicht iſt es hier, wo die Kritik die Forderung der Wahrſcheinlichkeit noch nicht vollkommen befriedigt findet. Allerdings *mußte* es den geheimen Verſchwornen gegen Eugenien nicht nur gelingen, den Vater über die Gewißheit ihres Todes nicht im mindeſten zweifelhaft zu laſſen, ſie mußten ihm auch die Idee der Möglichkeit jeder Nachforſchung, jedes Wollen, jeden Gedanken daran nicht nur benehmen, ja verhaßt machen, wenigſtens ſo lange, als es nöthig war, Eugeniens Anſprüche auf den Rang, den die Legitimation ihr verhieß, durch irgend einen Schritt, den man ſie thun ließ, zu vereiteln, und ſo ihr Schickſal unwiderruflich zu entſcheiden. Was ließ ſich nun von einem Vater, deſſen höchſtes Gut ſie war, der ſie mit der Glut der Leidenſchaft liebte, erwarten? welche Mittel gab es, um den der

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

Er!

VI.

Wahrhaftes Mährgen.

Ich führt ein'n Freund zum Maidel iung
Wollt ihm zu genieſſen geben,
Was alles es hätt gar Freud genung
Friſch innges warmes Leben!
Wir fanden ſie ſizen an ihrem Bett
Thät ſich auf ihr Händlein ſtüzen
Der Herr macht ihr ein Compliment
Thät gegen ihr über ſizen.
Er ſpizt die Nas er ſturt ſie an
Betracht ſie rüber hinüber
Und um mich wars ſchon lang gethan
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Zieht mich drauf in eine Ecken,

Und

zärtlichſten Liebe ſo natürlichen Wunſch, ein ſo theures Bild nu einmal noch zu ſehen, gänzlich zu erſticken, und wie konnten Verſchwornen ein ſicheres Spiel haben, wenn ihnen dies nicht lang? War nun das Mittel, das ſie wählten, geſchickt zur Er chung ihres Zwecks? Ich geſtehe, daß *mein* Gefühl ſich nicht zu entſcheiden vermag, aber an das Ihrige appellire meine ſchöne Frau! würden ſie eine ſo heiß geliebte, eine ſo himm ſche Tochter nicht noch einmal ſehen *wollen*, wenn ein plöt cher gewaltſamer Tod ſie mit Wunden zerriſſen, jeden Zug entſtellt, und das ganze Bild, wie es im Leben vor ihnen ſtand gleichſam zerſtört *hätte*? Setzt die Reſignation dieſes Wunſch nicht das kalte Räſonnement voraus: der Anblick des zerſtörten Weſen könne das erſte, ſchöne Bild der Geliebten vertilgen, und jene gräßliche Erſcheinung nun ſtatt dieſer vor unſerer Seele fortdauernd ſchweben, und kann ein ſolches Räſonnement, im Augenblick des höchſten Schmerzes über ſolchen Verluſt, in der Bruſt des Liebenden keimen und entſtehen? Würden ſie nicht wenigſtens dem Vater, der dieſer Reſignation fähig iſt, eine zu *ſinnliche* Neigung für die Tochter zutrauen? Eine zu ſinnliche? nun *leidenſchaftlich* habe ich ſeine Vaterliebe ſchon genannt, und Ihr Gefühl hat mir gewiß nicht widerſprochen: aber warum ſo materiell ſinnlich? Und endlich würden Sie, mit ſo viel Liebe für eine holde Tochter, im Augenblick, da Ihnen ihr plötzlicher Tod angekündigt wird, nicht der Glaubwürdigkeit ſelbſt, würden ſie nicht Zeichen und Wundern, dem Boten, und wenn er ein Engel wäre, trotzen, und ſelbſt mit eigenen Sinnen wahrnehmen wollen, ob wirklich dem geliebten Bilde kein Zug von allen denen, die Sie einſt entzückten, übrig geblieben ſey? — Entſcheiden *Sie*, — und ich bin entſchieden! — Hören Sie nun die Klagen des verzweifelnden Vaters, dem Weltgeiſtlichen gegenüber, deſſen lügenhafte Worte ihm die Seele zerreißen; ich gebe Ihnen, ſo gut ichs kann, ſtellenweiſe die ganze Scene, bis der Weltgeiſtliche ſein Geſchäft vollendet hat:

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hülfe rief!

Und ich, wo war ich da? welch ein Geſchäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſtockt,
Ins Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub!

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter, als es heilt,
Und ewig wiederhallend ſtrebt vergebens
Verlornes Glück der Kummer herzuſtellen.

— — — —

Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen! laß mit edlen Spezereien
Das unſchätzbare Bild zuſammenhalten!
Ja die Atome alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht ins Element zurück.

— — — —

Du biſt nicht Vater, biſt der Selbſtiſchen,
Verſtockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeſchloßnes Weſen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. —

— — — —

O weiſer Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernſt und langſam die Natur geknüpft,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich,
Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen.
Und wenn die Glut mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken
Des Adlers Fittig deutend ſich bewegte,
Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaßnen ſtieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.

O ſammle mir in köſtliches Gefäß
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt,
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichen Beſitz entgegendrücke!

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauern immer herber.

Herzog.

Durch Trauern wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geſchwundner Aſche Reſt
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah
Als Büßender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich getäuſcht ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu heben,
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verew'gen;
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen gelobt. —
Schon führet klug des Gartenmeiſters Hand
Durch Buſch und Fels beſcheidne Wege her:
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen,
Und Ebenmaß und Rundung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feiern! halb vollbracht
Soll dieſer Plan, wie mein Geſchick erſtarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich ſtiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt!
Dort hinzuwallen, ſtille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich ſelbſt geneſe.
O laßt mich dort verſteint am Steine ruhen!
Bis aller Sorgfalt leichtgezogne Spur
Aus dieſer Wüſte Trauerſitz verſchwindet.
Mag ſich umher der freie Platz beraſen,
Mag ſich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden ſchlagen,
Der junge Buſch zum Baume ſich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm ſich überziehn!

Ich fühle keine Zeit, denn ſie iſt hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeiſtlicher.

— — — —

Hinaus mit Flügelſchnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend ſich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu ſuchen, wenn
Ich ſie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenſtand für meine Blicke war?
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Vorüber meinen Augen gehn, und nur
Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige Geliebte zu erhaſchen?
Vom hohen Berg hinab ins weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert?

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eigneſt du dir an.

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt bekannte neu belebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Vom Kindesmunde hold uns wiederklingt.

— — — —

Sie iſt dahin die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang,
Nun dringt das Wirkliche mit dichten Maſſen
An mich heran und droht mich zu erdrücken.

— — — —

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das iſt die Qual, die das geſchiedne,
Für ewig losgeriſſne Glied aufs neue
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtet es, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt,
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit beſeſſen.

So lebt Eugenie vor dir, ſie lebt
In deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt, ſo wirkt ſie noch
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſchmäht
Den eitlen Schein, der dich beflecken will;
So fühle dich durch ihre Kraft beſeelt!
Und gieb ihr ſo ein unzerſtörbar Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück!

Herzog.

— — — —

Laß eines dumpfen dunklen Traumgeflechtes
Verworr'ne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornen-Labyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblickte,
Du warſt, du biſt — die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt.
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein. —

Hier ſchließt der dritte Akt, und *wie* er ſchließt, mit welcher ernſten, tiefen Rührung für Gemüther, die das hohe Schöne zu fühlen vermögen, darf ich Ihnen das noch ſagen?

Im Anfange des vierten Akts finden wir nun Eugenien und ihre Hofmeiſterin am Strande des Meeres, an einem Hafen nahe der Hafenſtadt. Im Hintergrunde des Meeres ſehen wir ein Schiff. Ein junger Gerichtsrath tritt auf, dem die Hofmeiſterin, da er bald ihr Vertrauen gewinnt, Eugeniens Schickſal entdeckt, dem ſie die Vollmacht zeigt, die ihr eine uneingeſchränkte Gewalt über ſie giebt und den ſie auffodert, Eugenien ſeine Hand zu geben, weil ſie nur durch eine Heirath von der Deportation nach einer fernen, wüſten Inſel befreiet werden könne. Sie dringt in ihn, ſich raſch zur Heirath zu entſchließen.

Hofmeiſterin.

Nur übereilt beſtimmt die Neigung ſich.

Gerichtsrath.

In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt, wer weiß, woher?

Nun beginnt ein Geſpräch zwiſchen dem Gerichtsrath und Eugenien ſelbſt. Rührend erzählt ihm Eugenia die Wendung ihres Schickſals:

Wer hat es reizender als ich geſehn,
Der Erde Glück mit allen ſeinen Blüten!
Ach! Alles um mich her, es war ſo reich,
So voll und rein, und was der Menſch bedarf,
Es ſchien zur Luſt, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich ſolch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die beſorgt
Um's Kleinſte, wie um's Größte, mich verſchwendriſch
Mit Prachtgenüſſen zu erdrücken ſchien,
Und meinen Körper, meinen Geiſt zugleich
Ein ſolches Wohl zu tragen bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Betragen mir zu ſchmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen mit Gefahr zu kämpfen.
Oft ſehnt' ich mich in ferne Welten hin,
Nach fremder Lande ſeltſam neuen Kreiſen.
Dorthin verſprach der edle Vater mich,
An's Meer verſprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines erſten Blick's in's Unbegränzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreuen. — —
Da ſteh' ich nun und ſchaue weit hinaus,
Und enger ſcheint mich's, enger zu umſchließen.
O Gott, wie ſchränkt ſich Welt und Himmel ein,
Wenn unſer Herz in ſeinen Schranken bangt!

Mit ſchrecklichen Farben ſchildert er ihr das Land, wohin ihr Schickſal ſie führt; ſie fordert von ihm und ſeiner Amtspflicht Gerechtigkeit und Rettung.

Gerichtsrath.

In abgeſchloßnen Kreiſen lenken wir
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe

Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeßnen Räumen
Gewaltig ſeltſam hin und her bewegt,
Belebt und tödtet ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthſelhaft.

Und nun zeigt er ihr das einzige Rettungsmittel, den Eheſtand.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich iſt's, und manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jedem
Der's anerkennt, ſich anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
So wie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet' es
Der Himmel ſelbſt und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum, ſich's zu erwerben.

Eugenia.

Welch Paradies in Räthſeln ſtellſt du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmliſch Erdenglück. —

Eugenia, noch immer das, wenn auch kurze, flüchtige Bild ihrer Größe vor ihren Augen, noch immer voll Hoffnung auf die wiederkehrende Gunſt des Schickſals, ſchlägt ſeine Hand aus, die ſie unabänderlich in einer niedern Sphäre herabzuziehen ſcheint:

Der Gatte zieht ſein Weib unwiderſtehlich
In ſeines Kreiſes abgeſchloßne Bahn;
Dorthin iſt ſie gebannt, ſie kann ſich nicht
Aus eigner Kraft beſondre Wege wählen.
Aus niederm Zuſtand zieht er ſie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er ſie hernieder.
Verſchwunden iſt die frühere Geſtalt,
Verloſchen jede Spur vergangner Tage.

Eugenia entſchließt ſich nun, das im Hafen verſammelte Volk um Hülfe anzurufen, und hört nicht auf das Wort der Hofmeiſterin:

Die rohe Menge haſt du nie gekannt,
Sie ſtarrt und ſtaunt und zaudert, läßt geſchehen,
Und regt ſie ſich, ſo endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig ſie begonnen;

ſondern ſtürzt ſich, laut rufend, wie Gefahr und Noth ſie bedrängen, ins wühlende Gemiſch, und hiermit ſchließt der vierte Akt.

Im Anfange des fünften Akts ſehen wir Eugenien bekümmert und faſt hoffnungslos vor uns; das Volk hat ihre eigne Erſcheinung ohne thätige Theilnahme angeſtaunt. Der Gouverneur der Hafenſtadt kommt, Eugenia ſpricht ihn um Hülfe an, aber indem er von ihrem Anblick gerührt, dazu bereit iſt, zeigt ihm die Hofmeiſterin ihre Vollmacht, die ſeinen Entſchluß gleich niederſchlägt. Eben dieſe Wirkung thut dies Papier auf die Aebtiſſin eines nahen Kloſters, die mit ihren Nonnen vorübergeht. Jetzt entſchließt ſie ſich, dieſe Vollmacht ſelbſt zu leſen, aber im Augenblick da ſie es thun will, ſchwankt ſie wieder:

Das iſt des Menſchen wunderbar Geſchick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verluſt ihm übrig bleibt.
Sind wir ſo reich, ihr Götter, daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?

Endlich wirft ſie einen Blick in dies unglückliche Papier, und nun überzeugt von der übermächtigen Gewalt, gegen die ſie vergebens ankämpfen würde, vor ſich elende Verbannung, hinter ſich keinen Schein von Hoffnung, ruft ſie in fürchterlicher Bewegung aus:

O faſſe mich Gewalt mit eh'rnen Fäuſten,
Geſchick, du blindes, reiße mich hinweg.
Die Wahl iſt ſchwerer als das Uebel ſelbſt,
Das zwiſchen zweien Uebeln ſchwankend bebt. —

Schon bringt man ihre Sachen zu Schiffe; jetzt ergreift ſie der Gedanke des Selbſtmordes, in den Wellen will ſie ihr Leben beſchließen, aber im Augenblick wankt ſie wieder:

Unſel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben,
Du führeſt mich zum harten Kampf zurück.

Ein Zeichen, einen Wink des Schickſals, der endlich ihr wankendes Gemüth zu einem feſten Entſchluß führe, begehrt ſie vom Himmel:

O daß ein einzig ahnungsvolles Wort
Zufällig aus der Menge mir ertönte!
O daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leiſem Fittig leitend ſich bewegte.
Gern will ich hin, wohin das Schickſal ruft,
Es deute nur und ich will gläubig folgen.

Indem geht ein Mönch vorüber: Eugenia die ihm bloß ihr trauriges Schickſal, ohne ihren Namen und Stand anvertraut, ſodert ſeinen Rath als feſten Leitſtern ihres Thuns.

Der Mönch.

Erſtorben iſt im Herzen eigner Wille,
Entſcheidung hoffſt du dir vom Waltenden;
Ja wohl das ewig Waltende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ungefähr zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen
Und wie getragen werden wir ans Ziel;
Dies zu empfinden iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fodern iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten ſchöner Troſt im Leiden.

Indem dieſer Mönch den glücklich preiſet, der von dem Schauplatz der großen Welt ſich jetzt entfernt, entwirft er weiſſagend ein Bild der Gährungen, die im Staate herrſchen und des nahen Ausbruchs einer gewaltſamen, alle Ordnung niederreißenden Zerſtörung. Gerade dies erſcheint nun Eugenien als ein Wink des Schickſals, ſich zu erhalten und ihr Vaterland nicht zu verlaſſen; und da in dieſem Augenblick der Gerichtsrath wieder zu ihr zurück kommt, um ihr die verſprochenen Erfriſchungen zu ihrer Reiſe zu bringen, bietet ſie ſelbſt ihm ihre Hand unter der Bedingung an, mit ihr verborgen zu leben und ſie nur als Schweſter zu lieben. Sie eilen zum Altar und der Vorhang fällt.

Ueberlaſſen Sie ſich nun, wie ich, theuerſte Frau, Muthmaßungen und Ahnungen, wie Goethe nun ferner ſeine Heldin führen, wie er den geheimnißvolleh Schleier enthüllen, und das Ganze endigen wird. Gewiß wird es nach vollbrachter Schöpfung heißen r hat Alles gut gemacht! — Erlauben Sie mir nur noch dieſen rief mit Mitheilung eines Sonnettes, von meinem Freunde on Berge, zu ſchließen.

An Goethe's Eugenia.

Verſteh' ich dich, du Weſen ſonder Gleichen,
Dem Meer der reinſten Phantaſie entquollen?
Verſteh' ich dich, dein Thun, dein höh'res Wollen?
Nur ahnend kann die Seele dich erreichen.
Das wahre Große redet nur durch Zeichen,
Geheimnißvoll verhüllt ſich uns der Morgen,
Denn ewig greift, doch ewig uns verborgen,
Das Rad der Welt in ſeine ehr'nen Speichen.
Und wie im Drang die Quelle zu ergründen,
Aus die dies All ſich ſchöpferiſch ergoſſen,
In Ahnungen ſich alle Geiſter heben,
Vom Lichtgewölk der Phantaſie umfloſſen,
In Träumeen ihren ſchönſten Himmel finden, — —
Eugenia, ſo wirſt du ewig leben! —

Aus dem Journal Brennus. Berlin, 1803. Bei Aug. Braun. Bd. IV. Stück 2 u. 3. S. 333 ff. 929 ff. 1040 ff.

Ungenannt.

Theater.

Den 22. März (1819): Torquato Taſſo.

Wie jeder Künſtler, der das Schöne, das Edle würdig rſtellt, ſich ſelbſt ein Denkmal ſetzt, ſo hat Goethe, ſeinen aſſo dichtend, für ſich gedichtet, und ſo erſcheinen uns die iden eins und unzertrennlich, die doch ſo himmelweit verſchie- n ſind! Bis jetzt ſuchen wir wohl vergebens in der Literatur und unſt nach einem ſolchen Gemälde des Idealen im Dichter, nd ſeines Antheils am Daſeyn. Da iſt keine von den dunkel- n Ahnungen des Höhern in unſerer Bruſt, keine von den in- rſten feinſten Fibern unſers Lebens, die hier nicht vom Strahl

Und ſagt ſie wär doch allzuſchlank,
Und hätt auch Sommerflecken!
Da nahm ich von mein Kind Adieu
Und ſcheidend ſah ich in die Höh,
Ach Herre Gott! Ach Herre Gott
Erbarm dich doch des Herren.

Da führt ich ihn in die Gallerie
Voll Menſchenglut und Geiſtes
Mir wird da gleich ich weis nicht wie
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Maler! Maler! ruf ich laut,
Belohn dir Gott dein Malen!
Hätt ich nur iezo meine Braut
Wollt ſie für dich bezahlen.

Und ſieh da ging mein Herr herum
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum,
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang
Von hundert Welten trächtig.

kühner Lichter angeflogen, von leiſefühlender Meiſterhand berührt würde! So iſt denn aber auch das Ganze, auf der Bühne, eine Wechſelaufgabe für Schauſpieler und Publikum, wo beide um den Preis des Gebens und Empfangens ſtreiten; wo Jedes mehr leiſten muß als gewöhnlich. Und ſo weit ſind wir jetzt gekommen! Die Künſtler, welche das Werk darſtellen, leiſten, im Einzelnen und Ganzen, etwas ganz Ausgezeichnetes, und das Publikum weiß es zu genießen! Das Verdienſt der Erſtern iſt ſchon in dieſen Blättern einzeln gewürdigt worden. Nur noch einige Worte über F. Wolf als Prinzeſſin. Mag es ſeyn, daß ſie Goethe'n und Schiller'n viel verdankt und daß Leonore Recht hat, wenn ſie zu ihr ſagt:

„Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ſeinen Theil an Deiner Bildung geben —“

Aber was wäre dieſe Bildung ohne den Geiſt und Sinn, mit dem ſie ihre Rollen ergreift und wiedergiebt. Eleonore, der ich kein anderes Seitenſtück zu geben wüßte, als Jerta, vereinigt den geiſtigſten Reiz mit jenem materiellen Adel, der am Ende die höchſte Ironie des Lebens iſt, und ſo bezeichnet ſie in ihrem zarten Weſen die große Kluft in Taſſo's Streben und Beſtimmung. F. Wolf zeichnet uns dies ſchwierige Bild mit einer Treue, die alle ſcheinbaren Räthſel löſet. Wir ſehen die tiefſinnige, großartig Denkende, aber auch die Repräſentantin der Würde ihres Geſchlechts, die Fürſtin und die Liebende, in allen Farben des Dichters. Wir erkennen überall das tiefſte Verſtändniß, und die im geiſtigſten Innern erzeugte Sprache, die gefühlteſten Akzente bemächtigen ſich unſerer mit einer Gewalt, die ſonſt nur der höchſten Naturkraft zu Gebote ſteht. Der enthuſiaſtiſche Beifall, der die Künſtlerin in den Hauptſtellen ihrer Rolle unterbrach, war Bürge für die ſichere Wirkung ſolcher Mittel. — Das Enſemble der Darſtellung erhöhte den Genuß ſehr, und ſetzt ein höchſt ſorgfältiges Einſtudiren voraus. Ich erwähne in dieſer Beziehung nur z. B. die Aufmerkſamkeit und ſchön-untergeordnete Gruppe während Taſſo's Verzückung, Akt 1. Sc. 3; den Eindruck, welchen Antonio's hartes Wort:

„mir war es längſt bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt — —“

wie ein elektriſcher Schlag auf die übrigen machte u. ſ. w.; das Publikum, ich wiederhole es gern, war höchſt empfänglich, und das ganz gefüllte Haus ſchien der Spiegel zu ſein, in dem die Lichter der ſchönen Darſtellung vielfach wiederſtrahlten. —

Am 20. Oktober (1819): Egmont. (Neu einſtudirt.)

Wer das ariſtoteliſch-diderotiſche Schneidermaaß an das Stück legt (wie es mitunter geſchehen), der will es freilich nicht für eine Tragödie, wenigſtens Egmont nicht für einen tragiſchen Helden gelten laſſen; Erſteres nicht, weil das gemeine Volk auf ſeine Weiſe darin mitrede, Letzteres nicht, weil Egmont mehr ſpreche als handle, mehr leide als thue. Beides iſt nicht ganz zu leugnen, und es würde alſo in Abſicht des Erſten ausgemacht ſein (was auch ſuperkluge Köpfe dagegen einwenden wollen): daß die guten Tragiker und der ehrliche Shakespeare eben keine Tragiker geweſen, da ſie ſich irrigerweiſe mitunter auch die Freiheit genommen, das Volk in ihre Stücke dreinreden zu laſſen. Was den zweiten Punkt anlangt, ſo wollen wir uns darüber verſtändigen, was tragiſche Handlung ſei und inwiefern allenfals auch das Leiden tragiſch ſein könne oder nicht. Wir glauben nehmlich gewiſſe Theoretiker vollkommen richtig dahin zu verſtehen: Daß Handeln ihnen nichts Anderes heiße, als Klopfechten, und ſo wäre denn nicht in Abrede zu ſtellen, daß z. B. der den Hunde-Teufel tretende Fauſt, der Trommelſchläger in den Huſſiten und die ihren Eſſex ohrfeigende Eliſabeth, unſtreitig bei weitem aktiver oder handelnder ſind als ein Oedipus Coloneus, ein Hamlet und Hugo; und wer würde es nicht höchſt untragiſch finden, daß und wie eine Antigone, ein Philoktet und ein Lear, leiden und gequält werden.

Um nun wieder auf Egmont zu kommen, ſo müſſen wir es uns ſchon gefallen laſſen, daß die Plebejer hier ein Wort mitſprechen, denn es iſt nun einmal von ihrer wichtigſten Angelegenheit die Rede, von der bürgerlichen, Denk- und Glaubensfreihei des Volks, und je verkehrter und täppiſcher es ſich dabei benimmt, je mehr es die Ochſen hinter den Pflug ſpannt, deſto mehr geſchieht und iſt erreicht, was ja der uralte Kunſtrichter will: daß wir nehmlich mit dem armen Volk das allerinnigſte Mitleid empfinden! So etwas kann man nun zwar auch außer der Bühne haben, allein doch nicht immer ſo hübſch beiſammen gruppirt, ſo herausgeputzt und ſo beleuchtet als hier auf den Brettern, die gleichſam als Tramplin dienen zum großen Sprung dieſes wackern Niederländiſchen Volks aus der Geſchichte in die Unſterblichkeit.

Um ſo weiſer und verdienſtlicher iſt es daher von unſerm alten Goethe, der nun die Welt ſchon eine hübſche Weile an ſeinem ſcharfen Objektiv-Glaſe vorübergehen läßt, daß er, als ein tüchtiger Optiker, die früher etwas zerſtreuten Lichtſtrahlen der Volks-Scenen, in dieſer neueſten eigenhändigen Bearbeitung, zum Nutzen ſchwacher Augen, mehr concentrirt hat. Und ſo wird auch A. W. v. Schlegel zufrieden ſein, daß Goethe hier eben ſo theatraliſch geworden, als er dramatiſch geweſen. Daß Goethe die Regentin gelaſſen wo ſie war, wiſſen wir ihm ebenfalls Dank.

Was nun Egmont's tragiſche Helden-Qualität anlangt, ſo wird er ſich wohl mit den obengenannten Helden tröſten, und wir wollen es mit der Art, wie er auf ſein Volk wirkt; wie er das Leben nimmt und, den Gefahren trotzend, auf vulkaniſchem Boden arglos-kühn einhergehet; wie er gegen Alba Menſchenrecht, Bürgerwerth und edle Freiheit vertheidigt; und wie er ſich vom Leben losreißt und als ein ſtolzer Sieger zum Tode geht. Dieſe Art enthält (meinen wir) wahre Handlung, und die Begebenheit, die einem unglücklichen Volk ſein Haupt, ſeinen glücklichen geliebten Führer raubte (der den Todtenreigen von 18000 Schlachtopfern heldenmüthig eröffnete), wird man auch wohl als tragiſch gelten laſſen müſſen.

Daß Egmont nebenbei auch leide, das werden die Ariſtarchen ihm nicht verübeln, geſchieht es doch mit Anſtand und Würde, und wenn wir ſpitzfindig ſein wollten, ſo könnten wir gar wohl behaupten, daß in ſeinem Leiden ſelbſt ein Handeln liegt.

Aber wenn wir der Sache recht tief auf den Grund gehen, ſo werden wir finden: daß wir über Kaiſers Bart geſtritten haben, und daß weder Goethe noch Egmont ſelbſt, eiferſüchtig auf das tragiſche Heldenthum des Letztern ſind, ſondern daß dieſer es willig theilt mit ſeinem Volke, und daß Bürgerglück und Denk- und Glaubensfreiheit von Millionen es recht eigentlich ſind, die hier die Helden ſpielen, und die zu Grabe getragen werden.

Glücklich das Volk, das ſo etwas nicht zu fürchten hat! —

Die Darſtellung des Stücks, im Einzelnen wie im Ganzen, war eine der ausgezeichnetſten ſeit langer Zeit. Ueberall redlicher Wille und tüchtiges Streben, nirgends ganz Schlechtes oder Verkehrtes. Die Grundlage des Stücks bilden die Volksſcenen. Dieſe waren trefflich einſtudirt. Die Maſſe war lebendig und regſam; Jetter (H. Gern S.) ward belacht, Buyck (H. Wauer) fand Theilnahme, Vanſen (H. Unzelmann) erregte Neugier und Intereſſe, und Alles griff raſch und kräftig ineinander. Es mögte dies leicht das erſte tüchtige Volksſchauſpiel auf unſerer Bühne geweſen ſeyn, obwohl auch Iffland ſchon viel Mühe auf dieſe Scenen verwendet hat. Sie gaben den Hintergrund, die Folie, auf der ſich die Männer des Volks, Egmont und Oranien, glänzend erhoben. Die Spanier dagegen Gomez (H. Unzelmann S.), Silva (H. Rüthling) und Ferdinand (H. Stich) bildeten gute Gegenſätze und hielten ſich wie ſie ſollten, ernſt und gemeſſen. Auch unbedeutendere Einzelne, als, Richard, (H. Freund) und Clärchens Mutter (Mad. Krickeberg) ſpielten mit Sorgfalt. Was nun die größern Rollen, für ſich betrachtet, anlangt, ſo genügte uns Alba (H. Lemm) am wenigſten. Es war keine Einheit im Charakter, kein Fluß in ſeiner Rede, vielmehr Alles zerſtückt und ungewiß. Bald erſchien er wichtig, bald unbedeutend, und die Art in der Unterredung mit Egmont, ſich Zeit zu nehmen, überſchritt alle Schranken. Alba weiß die Zeit hinzuhalten, aber er ſpart keine Worte und darf nicht langweilig werden. Im Monolog wurden mehrere Endworte ganz unverſtändlich geſprochen, und die Perioden, außerhalb der Interpunktion, willkührlich und wie durch hiatus unterbrochen (welches H. L. ſich ſehr häufig zu Schulden kommen läßt). Beiläufig: das z im Namen Gomez wird nicht wie das deutſche Z oder Tz ausgeſprochen, ſondern wie ein ſchafes S. Alba's Erſcheinung im Kerker als Vermummter (die bekanntlich von Schiller herrührt) war von Wirkung. H. Beſchort gab den Oranien mit Gewicht, Würde und Wärme. Nur ein Betonungsfehler fiel uns auf; er ſagt nehmlich: „Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?“ — ſtatt daß der volle Accent dieſer Periode zweimal auf dem Worte vor ruhen muß.

Ferdinand wurde von H. Stich mit vieler Innigkeit und Wärme dargeſtellt, und ſeine Haltung, beſonders während der, für den edlern Sohn beſchämenden Anweſenheit des vermummten Vaters im Gefängniß, war ſehr richtig durchdacht.

Brackenburg, dieſer peinliche, negative und doch ſo wahr gezeichnete Menſch, ward von H. Rebenſtein, wie früher ſchon, mit Glück gegeben. Es iſt ſehr ſchwer, ſoviel Einerlei ohne Monotonie zu ſprechen, und H. R. wußte in die Declamation Melodie der Empfindung zu bringen.

Mad. Stich (Clärchen) hatte in der erſten Scene Mühe den Ton der Naivität zu finden. Mit Egmont's Erſcheinen aber gewann ſie ihre Richtung und leiſtete von da an Alles, was die Rolle verlangte. Kindlich und mädchenhaft war ihr Staunen, hingebend ihre Liebe, wohlthuend ihre Unterordnung. So zart wie der Schluß der Scene mit Egmont eingerichtet war (Clärchen auf einem Fußbänkchen ſitzend, den Kopf auf ſeinen Schooß gelegt und das Geſicht zu ihm aufgewandt) konnte ſie einen zugleich reizenden und reinen Eindruck nicht verfehlen. Die allzulange Sterbeſcene ward mit vieler Kunſt gegeben, die mit den Bürgern aber übertraf jeden Wunſch. Das war erſchütternd hinreißende Wahrheit und unfehlbare Wirkung durch ſchneidenden Contraſt gegen die gemüthloſe Menge.

Was Egmont anlangt, ſo ſchienen alle ſtillen Wünſche und leiſen Anſprüche, die Ref. je an dieſe Rolle gemacht, von H. Wolf übertroffen. Egmont iſt ſo liebenswürdig vom Dichter geſchildert, daß er leicht für ſich gewinnt, aber der kleinſte Fehlgriff zerbricht auch dies reine Gefäß und macht den hellen Klang zum hohlen Geklapper. H. W. war ſo eins mit ſeinem Helden, ſo leicht, frei, kühn und ſicher, er ging — „den freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte“ — er trug — „das Haupt ſo hoch, als wenn die Hand der Majeſtät nicht über ihm ſchwebte“ — und er war doch wieder ſo herablaſſend ohne Wegwerfung und ſo gebieteriſch gewinnend: daß man begreifen lernte, wie das ganze Volk ſo auf ihn ſtolz ſein, wie Clärchen ſo an ihm hangen könne. Die gemüthliche Behandlung Richard's, der Wechſel der Stimmung gegen Alba, die Liebe zum Leben, der Heroismus und der edle Feldherrnſtolz im Tode, kurz das prismatiſch-glänzende anmuthige Ganze Egmonts, ſtand hier wahr und lebendig da. Unzufrieden waren wir dagegen in der Scene mit Clärchen. Wir hätten Egmont liebevoller gewünſcht. Es wäre irrig, wenn der Künſtler hier vielleicht ethiſcher Zaghaftigkeit Raum geben wollte! — Beethoven's Muſik unterſtützte und erhöhte im Ganzen das Romantiſche des Stücks, beſonders am Schluß der lieblichen Scene zwiſchen Egmont und Clärchen; doch iſt ſie mitunter zu gekünſtelt und gedehnt. Die Diſſonanz nach der Scene Clärchens mit den Bürgern mißlang gänzlich!

An der Scenerei, dem Coſtüm u. ſ. w. war, mit Ausnahme der Erſcheinung Clärchens, nichts auszuſetzen. Letztere war aber verfehlt, und zwar pantomimiſch, weil die Freiheit zuviel Apparat brauchte; ferner ſceniſch, weil eine lichte einfache Wolke beſſer gewirkt haben würde, als der wie ein Nürnberger Ei eingeſchachtelte Coconartige Regenbogen. Endlich währte ſie zu lange und ward dadurch zu materiell. —

Ein gefülltes Haus, eine freudig aufgeregte Verſammlung, in deren Mitte ſich Se. Majeſtät der König und der ganze Hof befand, bezeugte der Vorſtellung den lebhafteſten und allgemeinſten Beifall. H. Wolff und M. Stich wurden gerufen. Die Regie und Alle, die an dem Gelingen dieſes würdigen Unternehmens Theil haben, mögen ſich dadurch zwiefach veranlaßt ſehen, recht oft dieſes Meiſterwerk, dieſen hellen Spiegel des Lebens und der Geſchichte, vor unſer empfängliches Auge zu bringen. —

Am 25. Oktober (1819)

ward **Egmont** in ſeiner neuen Geſtalt zum erſtenmale wiederholt und wir wüßten der frühern Beurtheilung in dieſen Blättern nichts weiter hinzuzuſetzen, als daß dieſe Vorſtellung, durch noch ſicherere Haltung, raſcheres Ineinandergreifen, und einige Abkürzungen, einen vielleicht noch vollendeteren Eindruck machte als die erſte. Insbeſondere hatte man **die Erſcheinung** zweckmäßig verändert. Die Muſik war nemlich faſt um die Hälfte gekürzt; die Göttin hatte nichts mehr aufzulangen oder wegzuwerfen; in der Rechten einen leichten Palmzweig, in der Linken die Lorbeerkrone haltend, ruhte ſie auf dem Kopfe eines Löwen, hinter dem eine weiße Lanze mit kleinem Freiheitshut und den 7 Pfeilen aufgeſteckt war; Alles licht und in Uebereinſtimmung mit den Wolken gemalt. Sie bewegte ſich wenig, aber ſinnig und leicht, und die Wirkung war lebhaft, und allgemein. **Clärchen** erfreute ſich der vollen Liebe **Egmont's** und das zahlreiche Publikum lohnte, außer dem fortwährenden Beifall durch die ganze Vorſtellung, das Verdienſt der trefflichen Darſteller dieſer beiden Rollen durch abermaliges Hervorrufen. Ungern vermiſſen wir das Stück auf dem neuen Repertoir. —

Am 9. Auguſt (1820): **Romeo** und **Julie**, Trauerſp. von Shakeſpear.

Der wärmſte Dank gebühret dem für alles Schöne beſeelten edlen General-Intendanten, daß er den Freunden des höhern, geiſtigen Genuſſes dieſe langentbehrte, unvergängliche Blüthe des Erſten dramatiſchen Genies, dieſes ewige Gemählde der Liebe und ihrer Freuden und Leiden in einer unfreundlichen Welt, wiedergegeben, daß er es ſo wiedergegeben hat. Tragödie iſt der Boden und der Stern, der Träger und der Gipfel der Bühne; je mehr und je weiter ihre Leitung ſich von dieſer Wahrheit entfernt, je gewiſſer und unaufhaltſamer eilt ſie und der Geſchmack des Publikums der müſſigen Zeitvertreiberei, der Sucht nach bloßer Luſtbarkeit, dem Schellengeklingel und endlich der fadeſten Erbärmlichkeit entgegen. Daß indeß mit dem höhern Drama die humoriſtiſche

Luſtigkeit in ihrem rechten Kern, der Scherz in ſeinen freieſten Schwingen nicht im Widerſpruche ſtehen, braucht keiner Erwähnung, ſie ſtammen aus Einer Quelle, wenn auch ihre Bahnen auseinander laufen und ihre Pole ſich nicht berühren. Aber welches Unrecht würde dem Publikum, und namentlich dem Berliniſchen angethan, wenn man es der Unempfänglichkeit für das Höchſte und Herrlichſte anklagen wollte. Ein Tag, wie der heutige, müßte dieſe Anklage ſiegreich widerlegen, ja dafür bürgen, daß armſelige, geiſtloſe Frazzen wohl die augenblickliche Neugierde, von der es wie der Einzelne nicht frei ſeyn kann, zu erregen, aber nicht die reinere, beſſere Natur in ihm zu erſticken, geſchweige zu verderben vermögen.

Was der Duft eines ſüdlichen Frühlings berauſchendes, der Geſang der Nachtigall ſehnſüchtiges, das erſte Aufblühen der Roſe wollüſtiges hat, das athmet aus dieſem Gedicht. Aber noch ſchneller, als die früheſte Blüthe der Jugend und Schönheit vergeht, eilt es fort von der erſten ſchüchtern kühnen Liebeswerbung und ſittſamen Erwiederung zur grenzenloſeſten Hingegebenheit, zur unwiderruflichen Vereinigung; dann unter wechſelnden Stürmen des Entzückens und der Verzweiflung bis zum Untergang der beiden Liebenden, die noch beneidenswerth erſcheinen, weil ihre Liebe ſie überlebt und weil ſie durch ihren Tod einen Triumph über alle trennenden Gewalten errungen haben. — —

Welche Veränderungen übrigens, verglichen mit der im Jahr 1812 auf unſere Bühne gebrachten Goetheſchen Bearbeitung, jetzt vorgenommen ſind, kann Refer. aus einmaliger Anſchauung noch nicht mit völliger Sicherheit angeben; doch ſcheint ihm das Ganze hier und da zweckmäßig aus dem Original erweitert, auch beſſer geordnet und geſchloſſen zu ſein. — Was oben von dem Gedicht ſelbſt geſagt iſt, von der Reinheit der Gefühle, die es athmet, von der Gluth der Phantaſie, der Anmuth und dem Adel der Sitten, dem Ungeſtüm der Leidenſchaft und dies alles in einem idealiſchen Gemählde verbunden, das gilt auch von dem Spiel unſerer Stich als Julia; es in allen ſeinen Zügen treu aufzeichnen, hieße die Julia des Dichters rekomponiren. Nur Zergliederung möchte ein ſo ſchönes Ganze nicht vertragen. Aber, wie man gern ſchöne Stellen aus einem geliebten Buche behält, nicht um es damit gebührend zu loben, ſondern weil es ein Bedürfniß iſt, etwas feſtzuhalten, woran man das andre knüpft; darum hebt Refer. die Gartenſcene, wo Alles, was die erſte Liebe zartes, ihr Ton ſüßes hat, melodiſch aus ihrem Munde floß, und dann die Scene, wo ſie — Melpomene ſelbſt mit allen ihren Schrecken und Schauern — den von Lorenzo bereiteten Trank leert, heraus.

Der Antheil des Publikums begleitete ihre ſeelenvolle Darſtellung Schritt vor Schritt mit Aufmerkſamkeit, mit Wärme und Entzücken, mit Rührung nnd endlich mit dem Ausbruch der Begeiſterung. — Romeo kann, wenigſtens in der mimiſchen Darſtellung, jenen Grad des Antheils nicht erregen; vielleicht mögen auch Manche wärmern, kräftigern und affectvollern Ausdruck gewünſcht, aber gewiß kein Denkender Wahrheit, geſchickte Erfaſſung der höchſten Momente, gehaltene Zeichnung im Ganzen und Einzelnen, mit einem Worte den Künſtler in Hrn. Wolff vermißt haben. Darum, wie Julie und Romeo Eins ſind, Erſtere ohne Letztern nicht gedacht werden mag, rief auch das bewegte Publikum beide heraus, und dankte ihnen, als ſie Hand in Hand erſchienen, mit einem Jubel, der gar nicht enden wollte. — Mehr über die Schönheiten ihres Spiels, wie über das Verdienſt der andern Darſteller, unter welchen Hr. Devrient als Mercutio mit echtem Humer hervorglänzte, bei der nächſten, hoffentlich baldigen Wiederholung. —

Am 23. Auguſt (1820): Iphigenia auf Tauris, von Göthe. (Mad. Schröder: Iphigenia.)

„Wie wortreich ſtumm, wie dumpf und tonlos! bin ich in ein geſchmücktes Grab getreten? Ihr ſchreit und ſeufzt und poltert, bewegt die Arme, ſtrengt die Geſichtszüge an, raiſonnirt, declamirt; wird denn eure Stimme und Empfindung nie Geſang? vermißt ihr nie die Stärke dieſes dämoniſchen Ausdrucks? Laden euch euer Silbenmaaß, ladet euer Jambus euch nie ein zu Accenten der wahren Götterſprache?“ — Dieſe Worte läßt ein großer deutſcher Schriftſteller einen Griechen ſprechen, indem er in unſer Theater tritt, als eben ein Trauerſpiel vorgeſtellt wird. Man wähne ja nicht, daß Refer. davon wollte eine Anwendung auf unſre heutige Vorſtellung der Iphigenia machen; nur eine Einleitung ſollte ſie ſein zu dem, was er in dieſer Vorſtellung bei allem Talent und aller Kunſt der Schauſpieler vermißt hat. Er weiß auch ſehr wohl, daß das Griechiſche Theater Geſang war und daß es ſo bei uns nicht ſein kann, nicht ſein muß. Aber ein Werk wie die Göthesche Iphigenia, dieſer reine Widerſchein des griechiſchen Geiſtes, dieſer Nachgeſang ihrer göttlichen Kunſt, deſſen ganze Rede, Muſik durch Muſik nicht erhöht werden kann, neben der vielmehr jede Muſik matt oder ſtörend erſcheinen dürfte — geſtattet die möglichſte Annäherung an jene einfache Vollendung, ſtille Großheit und Anmuth, verlangt vor allen andern die hohe Grazie des Ausdrucks, in der es gedichtet iſt, die wie ein unſichtbarer Genius über jedem Worte ſchwebt und durch jeden zu ſtarken oder zu gemeinen unharmoniſchen Accent, durch jede zu angeſtrengte Geberde und Bewegung verletzt und verſcheucht wird.

Laſſen wir jenen großen Schriftſteller Herder weiter reden: Die Quelle dieſer Infirmitäten iſt die leidige Repräſentation, die Alles verkünſtelt. In der Malerei kennen wir den Unterſchied der Gemälde, die den Maler anlächeln, und derer, die vor ſich hinſehend für ſich da ſind. Jene liebäugeln Jedem, der ſie anblickt, wie die Geſtalten der neueren Bühne. Sind dieſe nur für den Zuſchauer da, für den ſie empfinden, dem ſie ſchmeicheln, den ſie rühren wollen und ſich damit ſeinen Schwächen anheucheln, ſo wird alles ein gegenſeitiger Betrug. Der Spiegel der Wahrheit iſt zerbrochen. Vergeſſet, daß ihr Zuſchauer habt, ihr Schauſpielerinnen und Schauſpieler! Als bedeutende Karaktere, als Werkzeuge des Verhängniſſes handelt ihr gegen und für einander. Die Begebenheit, die ihr darſtellt, iſt eine Welt, der Geiſt, der dieſe Begebenheit erfüllt, eure Gottheit, nicht Parterr und Logen ꝛc. ꝛc.

Noch einmal wiederhole ich, daß die höchſte Strenge dieſer Forderung und dieſes Vorwurfs unſer ganzes modernes Theater nicht treffen kann. Ich rede von Göthes Iphigenia. — Die viel bewunderte Künſtlerin hat auch hier ihre große Virtuoſität in der Redekunſt, wie in Plaſtik und Geberde documentirt; nur war

Ihm war bald was zu kurz, zu lang
Wägt alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckgen mich
In ſüſſe Liebesbanden!
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

VII.

Künſtlers Morgenlied.

Ich hab euch einen Tempel baut
Ihr hohen Muſen all
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgends mich die Sonne weckt
Warm froh ich ſchau umher
Steht rings ihr ewig lebenden
In heilgem Morgenglanz.

Ich bet hinan und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet
Und Freudeklingend Saytenſpiel
Begleitet mein Gebet.

mir ihre Rede oft zu kunſtreich und die Kunſt zu ſicht- und hörbar, zuweilen, beſonders im Anfange und in allen Stellen, wo nur die Ruhe, die Klarheit, die Idealität der Iphigenia ſpricht, ſchien der Redner und der Deklamator ſich einzumiſchen. Und — die einfache unnennbare Grazie der ganzen äußern Erſcheinung — wie wäre es einer ſo im Ausdruck aller der ſtärkſten Affekte geübten, und darin ſo unübertrefflichen Künſtlerin möglich, dieſe ganz rein und unverfälſcht zu geben? — Aber wo die Situationen mehr den Ausdruck erhöhter Empfindung, Ermannung und bewegter Innerlichkeit rechtfertigen, leiſtete die Künſtlerin wie immer das ungemeine und höchſte. In dieſer Rückſicht hebt Ref. beſonders die Schilderung der Schickſale ihrer Ahnen, den Ausdruck des Schmerzes und des Abſcheues bei der Nachricht von Agamemnons Ermordung und die ganze Schlußſcene des letzten Akts heraus. Im Vortrag des Liedes der Parzen war tief gedacht die Stellung und die Wahl des Ortes, wo ſie in einfacher, ſchauerlicher Weiſe es recitirte. Wer könnte, wenn ſo viel Schönes gegeben wird, nicht genußreich und dankbar und höher gerichtet das Theater verlaſſen? Einen Beweis von gefühlter, ihm abgedrungener Gerechtigkeit gab das Publikum, daß es die nicht blos von gründlichem Studium, Gefühl und Talent, ſondern auch von tragiſcher Kraft zeugende Darſtellung des Oreſt durch Herrn Wolff neben der mächtigen Kunſtgeſchicklichkeit der Mad. Schröder mit gleichem Beifall am Schluſſe der Vorſtellung ehrte.

Die bevorſtehende Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes wird mit einem Prologe beginnen, den Mad. Stich vorträgt. Er iſt aus der Feder unſers erſten deutſchen Dichters, Hrn. v. Goethe, und durch ihn ſoll der Verſammlung eine lebendige Ueberſicht deſſen gegeben werden, was auf der neuen Bühne geboten werden wird. Die einzelnen Leiſtungen derſelben werden in lebendigen poetiſchen Bildern nach einander vorübergeführt, welche die Sprechende, als das perſonificirte Schauſpiel erſcheinend, in harmoniſcher Rede vor dem Zuſchauer entfaltet. Ton und poetiſche

Form wechſeln daher nach der Eigenthümlichkeit einer jeden Gattung des Schauſpiels, und der Prolog ſpricht am Ende die Anſicht aus, was bei den gegebenen großen Mitteln geleiſtet werden könne und möge, und was man von einem freundlichen Entgegennehmen des Gebotenen, von Seiten der Verſammlung, erwarte.

(Am 26ſten Mai 1821.)

Eine einfache Erzählung der feierlichen Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes, welches die dramatiſche Kunſt der Gnade ihres Königlichen Beſchützers verdankt, wird unſern Leſern genügen; denn wie vermöchte irgend eine Farbe, irgend ein Schmuck des Worts denen, die nicht gegenwärtig waren, die Ueberraſchung, die Bewunderung und die Freude der Anweſenden im Anſchauen des ſchönen und herrlichen Lokals, wie vermöchte eine noch ſo mächtige Kraft der Rede den Jubel des dankbaren Entzückens bei der Erſcheinung des allgeliebten erhabenen Monarchen inmitten ſeines glücklichen Familienkreiſes ausdrücken!

Für heute muß ſich Refer. die nähere Beſchreibung des Locals verſagen. Schlag 6 Uhr begann die Symphonie des Orcheſters; der Vorhang ging auf und wir ſahen vor uns von Gropius treu und trefflich gemalt das prächtige Haus, worin wir uns eben befanden, und die beiden ſtattlichen Thürme, in deren Mitte es auf dem großartigen Platze prangt. Wie dieſer Anblick die Menge ergriff, wie ſtolz ſie ſich eines ſo impoſanten Theils ihres Berlins erfreute, und wie wogenartig der Jubel ausſtrömte, iſt nicht zu beſchreiben. Dann trat unſre Stich auf, das perſonificirte Schauſpiel darſtellend; ihre edle Geſtalt offenbarte uns beim erſten Anblick, daß eine Muſe vor uns erſchienen, und das Feuer, die Kraft, der Schwung ihres Vortrages, daß ſie ein würdiges Organ der Poeſie des alten hochbelobten Meiſters ſei, den wir heute ſo gern perſönlich in unſrer Mitte geſehen hätten. Die Idee des vortrefflichen Prologs iſt ſchon in unſerm vorigen Blatte angezeigt; ſie iſt von einer Beſchaffenheit, daß ſie die beſchränkte Vortragsweiſe eines gewönlichen Prologs nicht geſtattet; ſie macht vielmehr nach den verſchiedenen Gattungen des Schauſpiels, die ſie verſinnlichen ſoll, Abwechſelung und Steigerung des Tons weſentlich nöthig, und Mad. Stich fand in den reichen Mitteln ihrer Stimme hinreichende Kraft, alle dieſe Gattungen zu bezeichnen und zu unterſcheiden. Der Grad der Erhebung und der Stärke des Tons mag vielleicht für dieſen und jenen Zuhörer nach der Art und Beſchaffenheit ſeines Platzes zu ſtark geweſen ſeyn; in einem neuen kleineren Lokal, zumal nach dem raſchen Uebergange aus den weiten Hallen des Opernhauſes, kann das rechte Maas erſt aus häufigem Gebrauch erworben werden. An der Stelle des Prologs, die ſo zart und angemeſſen der neuen ſchönen Gabe gedenkt, womit unſer erhabener Landesvater die Hauptſtadt ſeines Reiches geziert und der Kunſt gehuldigt, brach das lange zurückgehaltene Dankgefühl der Verſammlung in den lauteſten, anhaltendſten Jubel aus, und nicht minder am Schluß des Prologs. Aber überſchwenglich wurde das Frohlocken und wollte nicht enden, als nun der Hohe Freudengeber ſelbſt vor aller Augen, umringt von allen ſeinen Kindern, zunächſt an der Seite ſeiner Kaiſerlichen Tochter, der Königin aller Herzen, in ſeiner milden Hoheit erſchien und — bald darauf, gleichſam wie von einer höhern Eingebung ergriffen und begeiſtert, die ganze bewegte Menge das Volkslied: Heil dir im Siegerkranz, ſang. Die Ouvertüre aus Glucks Iphigenia in Aulis, ging der würdigen, von unſern hierin längſt rühmlichſt bekannten Künſtlern (namentlich dem Herrn und der Mad. Wolff) aufgeführten Darſtellung der Goethiſchen, ſo lang ein deutſcher Laut von menſchlichen Lippen tönt, unvergänglichen Iphigenia in Tauris vorher, dieſes klaſſiſchen, erhabenen Werks, dem man nicht die Mühe anſieht, die es nach dem eignen Zeugniß des Meiſters ihm gekoſtet. Das Schmerzenskind nennt er es in einem Briefe des erſten Theils ſeiner Italieniſchen Reiſe, eine Arbeit, deren Geſtaltung in Jamben ein Vierteljahr ihn beſchäftigt und gequält. Refer. fällt dabei eine Stelle aus ſeiner Iphigenia ein, die er auf ihn ſelbſt anwenden möchte:

„Wir möchten jede That
So groß gleich thun, als wie ſie wächſt und wird —
Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten —
Und was wir thun iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk.“ —

Am 29. wurde der Prolog von Goethe wiederholt. An dieſem Dichter hat das Alter ſeine Gewalt verloren. Ewig jung, wie die ſchaffende Phantaſie ſelbſt, verwandeln ſich die Zeiten bei Ihm in eine gemeinſame Zeit der Blüthe und der Reife; für Ihn giebt es keinen Winter, denn die immer gleich leuchtende, gleich wärmende Sonne des Lebens und Belebens wohnt in Ihm, und die Blumen des Frühlings und die Früchte des Herbſtes kann der empfangende Sinn nicht unterſcheiden, weil das ewig Schöne Eins und unwandelbar iſt. — Madame Stich ſprach dieſen Prolog auch heute ſo, daß ſie Zeugniß giebt, ſie verſtehe den unſterblichen Dichter, ſie ſei erfüllt von ſeinem Geiſte und ſeiner Kraft, und ſie ſei auserleſen, ſeinen Worten lebendigen Athem und Klang zu geben. Nach dem Prolog wurde Schröders Luſtſpiel: die unglückliche Ehe durch Delicateſſe, gegeben, ein Luſtſpiel im beſſern Sinne des Worts, eins, das niemals veraltet, wenigſtens niemals veralten ſollte, und ſo wie Refer. für das wahre Luſtſpiel überhaupt eine neue Epoche in dem neuen Schauſpielhauſe erwartet, ſo hofft er insbeſondere von dieſem, daß es öfter wiederholt, mit immer neuem Vergnügen wiedergeſehen werde. Es wurde mit Fleiß und Präciſion geſpielt; vorzüglich zeichnete ſich unſer wackere Beſchort als Klingsberg durch Gewandtheit, Anſtand, leichten Fluß der Rede, ohne Aufopferung der Deutlichkeit, aus. Ueberhaupt bewährte ſich bei dieſer Vorſtellung, wie klar und deutlich man in dem neuen Hauſe hört und verſteht, aber auch, wie ernſtlich der Schauſpieler ſich angelegen ſeyn laſſen muß, ſeine Stimme zu cultiviren. Herr Beſchort wurde verdientermaßen ausgezeichnet durch Hervorrufen.

(1823.) Der Refer. der merkwürdigſten Erſcheinungen auf unſrer Bühne hat zunächſt die Pflicht auf ſich, von allem Neuen kurzen Bericht zu erſtatten. Lieber wär' ihm freilich das Schöne allein; das Neue iſt es nicht immer, ja höchſt ſelten. Doch wird er bald ſo glücklich ſeyn, Neues und Schönes vereint anzeigen zu können, eine Frucht der reifen Dichterkraft deſſelben außerordentlichen Geiſtes, deſſen früheſter Frühlingsduft eben jetzt wieder unſre Bühne erfriſcht hat: Stella, dieſe zarte Blüthe romantiſcher Empfindſamkeit. Erwägt man die Kühle der gegenwärtigen Zeitluft, in Vergleichung mit der heißen, in welcher Stella geboren wurde, das Sultaniſche Schnupftuch zuwerfen, womit man heutigestags raſch fertig und mit der Liebe fürs ganze Leben abgefunden wird, und jene immer fortlodernde, immer gleiche Gluth der Sentimentalität, jene nach einem Unerreichbaren ſtrebende, niemals ermattende Sehnſucht, die, wie Goethe ſelbſt ſie nennt, eine zärtlich leidenſchaftliche Aretik war und endlich in eine verzehrende Selbſtquälerei ausartet; ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß das Drama Stella vor zwei Jahren neuerdings auf unſre Bühne zurückgebracht und von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Antheil vorgeſtellt, jetzt abermals ein zahlreiches, das ganze Haus anfüllendes Publikum vor ſich verſammelte. Mag dieſer Zulauf eine Huldigung des gefeierten Namens des Dichters ſeyn, mag auch der Ruhm, den ſich die mimiſche Darſtellung, beſonders der Hauptperſon, der Stella, erworben, dazu reichlich mitwirken; die ſtille Aufmerkſamkeit während der Vorſtellung, man könnte ſie Andacht nennen, die durch mannigfache Zeichen ſich äußernde Bewegung der Gemüther, die oft ausbrechenden Laute der Bewunderung, der Rührung und des Entzückens, ſind redende Zeugen, daß das wahre Schöne unabhängig von Zeitläuften und ihren wechſelnden Einflüſſen immer wieder Anklänge findet, oder, wie Johannes von Müller ſagt: es giebt unempfängliche Zeiten, aber, was ewig iſt, findet immer ſeine Zeit. Ohne Zweifel hat, wie ſchon gedacht, die herrliche mimiſche Darſtellung der Stella ſelbſt einen weſentlichen Antheil an der guten Wirkung des Dramas, die Dichtung bedingt auch durchaus eine ſolche Darſtellung, und es widerfährt ihr nicht ihr Recht, wenn weniger geſchieht. Aber man wird auch einräumen müſſen, daß Talente von *dem* Gehalt nicht häufig ſind. Stella iſt eine Rolle, woran alle *alltägliche* und *mittlere* mimiſche Talente nothwendig ſcheitern müſſen; mit der Schulmäßigen, namentlich der franzöſiſchen declamatoriſch-rhetoriſchen Manier, iſt ſie ganz unverträglich, auch mit dem wohltönendſten Pathos dieſer Manier müßte ſie unleidlich werden; ſtudirte *Feinheiten*, alle Raffinements in der Geberden- und Redekunſt helfen ihr nicht auf, die *Seele ſelbſt muß reden*, und ſo *bedingt* ſie ein Naturell von ungemeiner Art, ein Naturell das durch die angemeſſenſten äußern Organe einen lautern und gleichſam freiwilligen Wiederklang ſeiner *innern* Fülle und Bedeutung giebt; hier iſt ganz eigentlich der Fall, wo Cicero's Worte:

> Vocis mutationes totidem sunt, quod animorum,

vollkommen erfüllt werden müſſen. Das Studium übrigens in allen Ehren, und überall zeugte die Darſtellung unſrer Künſtlerin davon, aber das Studium kann nur läutern, regeln und befeſtigen, dieſe *permanente Gluth* der Empfindungen, wie Mad. Stich ſie vier Akte hindurch ungeſchwächt ausſtrömt, kann durch die ſchärfſte Sagacität des Verſtandes, durch alle Sammlungen des Beobachtungsgeiſtes nicht erzeugt werden, ſie iſt ein Produkt eines glücklichen Naturells, einer energiſchen Phantaſie, die *mimiſch* mit der Macht der Dichtung überall Schritt zu halten vermag. — — Refer. weiß, daß alles eben Geſagte nur *Andeutung*, nicht eigentliche Kritik iſt; er könnte noch eine Menge Einzelheiten nahmhaft machen, könnte auf die Mannigfaltigkeit des Geberdenſpiels und der Töne, beſonders auf den Reichthum und die Zartheit der intenſiven Accente der Darſtellerin, wodurch die Geheimniſſe der himmliſchen Dichtung erſt aufgeſchloſſen werden, hinweiſen, und alles das würde doch nur *Andeutung* bleiben, ſich nicht zur *Kritik*, wie ſie ſeyn *müßte*, erheben, einer Kritik, die das Kunſtwerk entwickelt, gleichſam recomponirt, und auf ſolche Weiſe von neuem zur Anſchauung bringt. Eine ſolche *allein* wäre einer aus einem höder aufgeregten, glücklichen Naturell frei hervorgegangenen Produktion würdig, aber wie doppelt ſchwierig eine ſolche Kritik bei tranſeunten Productionen iſt, braucht der Bemerkung kaum. Eine bloß zergliedernde, zerſtückelnde Kritik will Referent nicht geben; dem weiſen Manne im Morgenblatte, der ſich ſeit mehreren Monaten abmüht, die Theater-Anzeigen unſerer Zeitung zu kritiſiren, und dem Refer. einen Sermon nach dem andern zu halten, bleiben ſolche äſthetiſche Sectionsberichte überlaſſen; hier hat er Spielraum für alle Fechterſtreiche, Repliken und Dupliken. Macht es ihm Spaß, unſre Urtheile zu beurtheilen, ſtatt des Gegenſtandes derſelben, immerhin, Refer. wird ihm dieſen Spaß niemals erwiedern, und überhaupt keine weitere Notiz von ihm nehmen. Er ſcheint es gar nicht verwinden zu können, daß Goethe mit Wohlgefallen unſre Anzeigen lieſet, denn immer und immer wiederkäut er es und möchte gern überreden, daß Goethe kraftlos, kurzſichtig geworden ſei und daß er, der Weiſe im Morgenblatte, es beſſer verſtehe. Refer. giebt ſeine Urtheile für nichts mehr als eine eigne, durch freies Nachdenken über lange Erfahrungen wohlerworbene Meinung aus; er ehrt darum jede andre ſo viel, als ſie ſich giebt ohne ſich um ihre etwanigen Motive zu bekümmern; ja er würde ſeinerſeits nichts dagegen haben, wenn jeder mit ihm nicht Uebereinſtimmende Luſt haben möchte, ſeine abweichenden Anſichten in unſer Blatt nieder zu legen. Auf Schmähungen und Verläumdungen achtet er übrigens ganz und gar nicht; er glaubt behaupten zu können, daß Niemand, der über das Theaterweſen ſchreibt, unabhängiger von allen äußern Verhältniſſen und Einflüſſen ſeyn kann, als er. Perſonen, die ihn näher kennen, Perſonen, für die er mit hoher Achtung durchdrungen iſt, möchten ihn wohl eher eines faſt unfreundlichen, ungeſchmeidigen Trotzes gegen alle äußern Einflüſſe zeihen. Und ſelbſt wenn von ſolchen achtungswerthen Perſonen ihm Vorwürfe eines zu warmen Enthuſiasmus für das Schöne und Ungemeine gemacht werden ſollten, würde er ſich dadurch höchſt geehrt fühlen. Der Enthuſiasmus hat einen guten Grund und gewiß mehr Recht als die kalte Gleichgültigkeit, die keinen Gegenſtand faſſen, wohl über ihn klügeln.

aber ihn nicht würdigen kann, und ſelbſt der Ueberſchwung in Lobpreiſungen kann nicht tadelnswerth ſeyn, wenn der Encomiaſt frei iſt. Wie könnte nun Refer. von jenen zudringlichen kleingeiſteriſchen Sermonen ſich irre machen laſſen. Möge denn dieſe Digreſſion mit einem Goetheſchen Spruche ſchließen:

> Eins ſchickt ſich nicht für alle,
> Sehe jeder, wie er's treibe,
> Sehe jeder, wo er bleibe,
> Und wer ſteht, daß er nicht falle.

Nur darf darüber nicht die kunſtreiche Darſtellung der Cecilia durch Mad. Wolf vergeſſen werden; hier wäre eine zergliedernde Kritik eher an ihrem Platz; denn Cecilia iſt eine verſtändige Frau, zu deren Auffaſſung und Darſtellung der Verſtand das Meiſte hinzuthun kann. Auch der Mlle. Brandes iſt billig zu gedenken; das junge Mädchen iſt ſo fleißig, giebt raſch eine Rolle nach der andern, und hat die ſchnippiſche Lucia eben ſo mädchenhaft wahr als anmuthig gegeben.

(1823.)

> Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
> Wo ſich nach der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.

So zeugt Goethe ſelbſt von ſeinem größern Gedicht, Herrmann und Dorothea, in einem kleinen mit gleicher Ueberſchrift, und bezeichnet in dieſem zugleich durch die Worte:

> Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön;

zu welcher Gattung poetiſcher Formen er jenes größere Gedicht zählen möchte, nehmlich zur epiſchen. Als ein ſolches iſt es auch bald nach ſeiner Erſcheinung von den competenteſten und kenntnißreichſten Kunſtrichtern gewürdigt worden, und ein berühmter unter uns lebender Staatsmann hat, veranlaßt durch dies Gedicht, ein beſonderes Buch unter dem Titel: Aeſthetiſche Betrachtungen, geſchrieben. Es könnte demnach bedenklich ſcheinen, daß ein Anderer es wagt, dieſe Form aufzuheben und durch die Dramatiſirung des Gegenſtandes das Gedicht ſelbſt in ſeinem innerſten Weſen anzutaſten. Denn iſt etwa bei *wahren Dichtern* die *Form* gleichgültig und willkührlich, muß nicht Form, Stoff und Gehalt ſich einander durchdringen, und kann, darf alſo die Form von Stoff und Gehalt getrennt werden? Aber über dieſe Bedenklichkeit mag uns eben auch Goethe ſelber hinweghelfen. Er ſagt in dem proſaiſchen Theil ſeines Weſt-Oeſtlichen Divans, daß oft in dem kleinſten Gedicht die verſchiedenen Naturformen der Poeſie beiſammen ſeien und eben durch dieſe im engſten Raum das herrlichſte Gebild hervorbrächten. Und ſo iſt es; welchem ſinnigen Leſer oder Zuhörer könnte dies entgangen ſein. Allerdings zwar iſt die epiſche Form dem Inhalt von Herrmann nud Dorothea, wie ihn Goethe behandelt, ſo angemeſſen, ſo zu demſelben gefügt und mit ihm innig verbunden, daß manches köſtliche durch Auflöſung dieſer Form nothwendig verloren gehen muß, ja manches, was gerade zu den reinſten Eigenthümlichen des Gedichts, zu den Geſinnungen und Empfindungen der Karaktere, und zu der Art und Weiſe gehört, wie ſie dieſe Geſinnungen und Empfindungen an den Tag legen. So zum Beiſpiel hat *Dorothea* ſelbſt durch die in Rede ſtehende Dramatiſirung in Vergleichung mit ihrer Erſcheinung in dem epiſchen Gedicht, viel und bei weitem mehr als die andern Perſonen verloren, namentlich dadurch, daß die ſchöne, rührende Erzählung von allen, auch den geringſten Umſtänden ihres Abſchieds aus der Geſellſchaft der unglücklichen Vertriebenen, denen ſie bis dahin Alles war, in dem Drama ſo beſchränkt und zuſammengedrängt werden, daß dem Zuſchauer nun Dorothea die Sache zu leicht nehmend erſcheinen und an Intereſſe verlieren muß. Refer. begreift die Nothwendigkeit der Abkürzung, aber damit iſt der Sache nicht geholfen. Indeß iſt des Trefflichen und für das *Drama* Tüchtigen ſo viel in dem Gedicht, daß dem Herrn Töpfer, der ſich ſchon durch mehrere gelungene Arbeiten um die deutſche Bühne verdient gemacht hat, ein herzlicher Dank gebührt, ſchon für den bloßen Gedanken, ſolch einen *Juwel* poetiſcher Schöpfungskraft auch in *den* Kreis zu fördern, der nicht blos lieſet und höret, ſondern der ihn in lebendigen Geſtalten und Bewegungen, Geberden und Tönen anſchauen kann. Dieſer *würdige Mittelſtand*, der uns vor Augen geführt wird,

cht geſchliffen und abgeſchliffen wie der Zirkel der feinern Welt hö-
erer Stände, in welchem keine freie Bewegung der Gemüther möglich
t, nicht plump und roh und ſtupide, wie die geringſte, niedrigſte
Volksklaſſe, wo Bewegung genug, aber nicht die angenehmſte,
eil hier gar kein Schickliches gilt; und aus dieſem Mittel-
tand, dem das erworbene Gut des Fleißes eine gewiſſe
Unabhängigkeit giebt, die wackerſten Menſchen, nicht nach einem
hantaſtiſchen Ideal, ſondern nach dem trefflichſten Maas des
Praktiſchen der beſſern, uns aufs freundlichſte und gemüthhafteſte
usſprechenden Wirklichkeit. Schon dieſe Karaktere allein ſind
ramatiſch wirkſam; und dieſe wackern und biedern Menſchen ſind
n eine bewegte Zeit, in eine Zeit außerordentlicher Be-
gebenheiten, an einen Ort, wo ungewöhnliche Ereigniſſe zuſammen-
reffen, hingeſtellt, damit ihr beſſeres Innere und ihre nun gleich
ur That beflügelte höhere Kraft in den entſcheidenden
Lagen des Lebens ſogleich im ſchönſten Lichte erſcheinen könne.
Mögten doch die echten dichteriſchen Köpfe unſers Volks, denn
on den gemachten und Queerköpfen kann gar nicht die Rede ſein,
ieraus endlich lernen, daß unſer wirkliches Leben reich an poeti-
ſchen und romantiſchen Elementen iſt, und daß ſie nicht nöthig ha-
ben, ſich uns durch ihre Flucht nach dem Süd- oder Nordpol zu
ntfremden. Die aus jenem Eingreifen außerordentlicher Umſtände
in eine ſonſt friedliche Häuslichkeit entſtehende Liebe zweier ſchöner
jugendlicher Weſen, iſt aber allerdings der höchſte und herrlichſte Punkt
der Handlung, und ſie iſt uns auch in dem Drama anziehend und
hocherfreulich geblieben. Die ſtille athemloſe Erwartung, wie ſie
ſich durch alle bisherigen Vorſtellungen des Dramas bewährt hat,
in dem Augenblick, als endlich Dorothea vor unſern Augen er-
ſcheint, beweiſet genugſam, daß dem dramatiſchen Bearbeiter dieſer
ſo wichtige Punkt nicht mißlungen. — Doch welche Rechtferti-
gung derſelbe auch ſonſt noch bedürfen möchte, die beſte hat ihm
der Erfolg auf unſrer Bühne gegeben. Eine ſolche mimi-
ſche Darſtellung, ſo genau und trefflich, ſo wahr und lebendig im
Einzelnen, und faſt überall präciſe und raſch im Ganzen,
könnte auch einem mittelmäßigen Produkt Beifall erringen. Für
heute muß Ref. ſich begnügen, allen, wie es das anweſende be-

Ich trete vor den Altar hier
Und leſe wie ſich's ziemt
Andacht liturgſcher Lektion
Im heiligen Homer.

Und wenn der ins Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt
Und Götterſöhn auf Wägen hoch
Rachglühend ſtürmen an.

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt
Und drunter und drüber ſich
Freund Feind ſich wälzen in Todesblut
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwerdt der Helden Sohn
Zehntauſend auf einmal
Biß denn auch er gebändiget
Von einer Gottheit Hand

Rab auf den Leichen Rogus ſtürzt
Den er ſich ſelbſt gehäuft
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an.

Da

geiſterte Publikum am Abend der erſten Vorſtellung durch Hervorrufen Aller that, ſeinen Dank zu bringen. Aber ſo weit es der Raum geſtattet, ſoll nächſtens beſonders der Wahrheit der Darſtellungen des Herrn und der Madame Wolff, einer Wahrheit, wie er ſie an Lebensfülle und künſtleriſcher Harmonie in Nachbildung der Menſchen aus der Wirklichkeit ohne alle Uebertreibung ſo noch niemals auf der Bühne geſchaut hat, und der poetiſchen Schönheit der Darſtellung der Dorothea durch Mad. Stich beſonders gedacht werden. —

Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage der Haude- und Spenerſchen Buchhandlung. 1819: No. 36, 127 und 130; 1820: 97 und 104; 1821: 63, 64 und 65; 1823: 133 und 134.

Ludwig Robert.

An Goethe.

Ich nah' mich Dir mit kindlichem Vertrauen,
Und einer ganz von Dir erfüllten Seele.
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen;
„Und hätt' ein tauſendfaches Werkzeug mir
Ein Gott bei meiner Wiege dargebracht;
Und hätte gleich der Muſen Göttlichſte
Vor Allen aus der Menge mich gewählt
Und freundlich-ſüß die Lippe mir geküßt.“
Ja, käm' ich ſelbſt mit einer edlen Schaar
Der größten Dichter herrlich Dir entgegen,
Und fielen Alle freudig vor Dir nieder,
Anſtimmend, hymniſch, einen Wettgeſang,
Daß weit durch alle Zeiten hin Dein Lob,
Daß durch die Welt es bis zum Himmel tönte;
Noch iſt die Zeit zu lieben Dich, nicht reif,
Noch giebt es Pöbel, der Dich nicht erkannt,
Die Beſſern ſelbſt verſtehn Dich nicht zu achten,
Und augenblicklich nur iſt's mir gelungen,
In Deiner Dichtung Heiligthum zu dringen;

Da hab' ich ſelber mich erkannt, „da lag
Die Welt ſo weit, ſo offen vor mir da,
Und Deines Geiſtes, Deines Buſens Lieder,
Sie drangen leuchtend, wie die ew'gen Sterne
Rings um mich her, unzählig aus der Nacht,“
Daß Thränen der Bewundrung ich vergeß.
Und wollt' ich dann die Laſt von Lieb' und Achtung
In Tönen von dem vollen Buſen ſchütten,
Entfloſſen dem Begeiſterten nur immer
Die treffend-wohlgefügten, Deine Worte.
Mit eigner Sprache ſoll man Dich nur preiſen;
Ich fühlt' in Deiner Größe meine Ohnmacht. —
Da dacht ich Deines troſterfüllten Wortes:
„Auch ſelbſt der Homeriden letzter iſt
Es ſchön, zu ſeyn“; da fühlt' ich mich erhoben,
Von Deinem Geiſt befeuchtet meine Seele,
Und freudig-zitternd griff ich nach der Leier. —
„Es bildet ein Talent ſich in der Stille,“
Und jahrelang war emſig ich verſchwiegen,
Anſtrengend in der Einſamkeit die Kraft;
Doch heute hat der Drang mich Dir zu nahen,
Der ältern Freunde „gutgemeinter Wunſch
Mir endlich den verſchloßnen Mund gelöſt.“
Ich trete in die Welt — und aller Welt
Bekenn' ich es mit ſtolzer, froher Stimme,
Daß Du mein Vorbild, Du mein Meiſter biſt,
Und laut und kühn nenn' ich mich Deinen Schüler. —
Nicht Huldigung vermag ich Dir zu bringen,
„Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreuen,
So kann ich auch nur ſagen: Nimm mich hin!“ —

1803.

Am 28. Auguſt 1823.

(Drama zur Feier von Goethe's 75ſtem Geburtstag.)

Die himmliſchen Heerſchaaren.

Es iſt der Kinder Freudenbank,
Dem Vater Preis und Lobgeſang!

Chor der Engel.

Du haſt, o Herr! die Menſchen heut'
Mit freundlichem Geſchenk bedacht!
Sie freu'n ſich deiner Lieb' und Macht,
Die ewig werdend ſich erneu't.
Und auch wir Engel ſchaun erfreut
Die neue geiſt'ge Schöpfungspracht,
Den Himmelsglanz in Erdennacht.
Ja, Herr! du haſt die Menſchen heut'
Mit freundlichem Geſchenk bedacht!

Gabriel.

Mit einem Menſchen, einem vollgeſunden,
Der, was ein Menſchenbuſen je empfand,
So tief, ſo ganz, ſo treu empfunden,
Bis es ſein Geiſt erkannt
In guten wie in böſen Stunden,
Als deiner Liebe Unterpfand.

Michael.

Der ſich von nichts, was ſchön und menſchlich heißt,
Mit aftergeiſt'gem Hochmuth abgewandt,
Treu der Natur, die ſtets ſich treu erweist;
Und der, weil ihn kein Dogma bannt,
Das irdiſch-ſeel'ge Centrum fand,
Wo Wiſſen, Fühlen, Glauben, Geiſt,
Und Freiheit und Beſtimmung fleußt
Aus Einer — deiner Schöpferhand.

Raphael.

Und dem du, Herr, die Himmelskunſt
Bewältigender Harmonieen
Aus deinem ew'gen Quell der Gunſt,
Aus Fülle deiner Macht verliehen;
Um mit des Sehers Phantaſieen
Der Erde Luſt, der Erde Leid
In vollen Tönen hinzuſingen,
Auf Tönen ſich emporzuſchwingen
Zu deines Himmels Seligkeit.
Ja, in der Hölle Nacht zu dringen
Mit ſchreckendem Poſaunenklang;
Doch ſo, daß immer ſein Geſang
Vom Herzen kommt, zum Herzen tönet,

Von Seel' in Seele wiederhallt,
Und mit der Dichtung Allgewalt
Das Leben durch die Kunſt verſchönet.

Mephiſtopheles.

Erlaubt, ihr Engel, daß in eure Luſt
Einſtimmen heut der Teufel mag;
Ihr wißt, der acht- und -zwanzigſte Auguſt
Iſt auch für mich ein Ehrentag.
Denn heut', o Herr, entſtieg durch deine Macht
Ein Menſch dem Element,
Der ſo genau mich kennt,
Als hätt' er mich gemacht.
Er hat mich konterfeit,
Als ob ich ihm geſeſſen, nach dem Leben!
Dieß Zeugniß muß, aus Dankbarkeit,
Der Teufel ſelbſt ihm geben.

Der Herr.

Dieß Zeugniß giebſt du ihm aus Neid.
Neid iſt des Böſen Dankbarkeit
Und fließt aus deiner Ohnmacht Quelle.
Doch wiſſe, Spottgeburt der Hölle!
Wer ſo dich hingemalt, wie er, in deiner Blöße,
Als Anreiz und als Wirkungstrieb,
Der zeigt in dir nur meine Größe,
Und iſt und war und bleibt mir lieb.

Mephiſtopheles.

Es iſt verboten zwar, mich an die Wand zu malen,
Und Mancher mußte mir den Spott bezahlen;
Doch in des Dichters Kunſt ſind Scherz und Ernſt im Bunde,
Da muß die Ironie dem Pathos ſich geſellen,
Wenn auch dagegen, wie die Hunde,
Scheinheil'ge Recenſenten bellen.

Der Herr.

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt,
Und nur die Gleißenden, die heilig ſcheinen,
Sind ewig mir verhaßt.
(Der Himmel ſchließt ſich.)

Mephiſtopheles.

Der Alte hat zuweilen recht;
Allein dieß gleißende Geſchlecht

Iſt lange noch das Schlimmſte nicht.
Ich kenn' ein weit elenderes Gezücht,
Das nicht zum Lob und nicht zum Tadel Muth,
Für das iſt ſelbſt der Teufel viel zu gut. —
Doch was kommt da von Nord, Süd, Oſt und Weſt
Für eine bunte Schaar zum heut'gen Feſt,
Zu Wagen und zu Schiff, in Luftballons, zu Pferde,
Auf Krücken, Stelzen, Ofengabeln, Beſen,
Welch ein vertracktes tolles Weſen!
Käm' nicht ein Häuflein dort vernünft'ger Leute
Mit eig'nen Füßen auf der Erde,
So dächt' ich gar, es ſey Walpurgis heute. —
Nicht Alle ſind wohl Gratulanten;
Verhaltne Bosheit, alberne Beſchwerde
Schaut aus den Zügen einiger Bekannten,
Die will ich ſtacheln, ſpornen, hetzen;
Ein Mann von meiner Zunft
Mag gern, als Intermezzo der Vernunft,
Sich mit dem Aberwitz ergötzen.

Chor der Jünger.

Es preiſet dich, o großer Meiſter Goethe,
Der Jünger unvollkommenes Gedicht,
Wir ſind, wie dort die junge Morgenröthe,
Ein Abglanz nur von deinem Sonnenlicht.
So wollen wir als Boten uns verbünden
In treuer Liebe, die dich hoch verehrt,
Und ausziehn und der Welt verkünden,
Was du der Welt gelehrt.

Mephiſtopheles.

Ich möchte nicht der Eure ſeyn,
Ihr werdet ſchwere Arbeit haben;
Denn nicht zum Schaffen nur allein,
Auch zum Verſtehn gehören Gaben.

Alter Bauer.

Ja wer Alles will kapiren,
Wird ſich krumm und dumm ſtudiren;
Solches thut der Landmann nicht!
Der bleibt Gott treu und der Erde,
So verſteht er ohn' Beſchwerde
Hie und da wohl ein Gedicht:
Die Parabel und das Mährchen,

Und die Luſt verliebter Pärchen,
Und was Herrmanns Mutter ſpricht!
Und den Kernſpruch voll Gewicht:
„Tages Arbeit, Abends Gäſte,
„Saure Woche, frohe Feſte!“
Gelt, den ſchönen Reim verſteht
Jeder, der nicht müſſig geht.

Soldaten.

Und wenn er uns ſingen läßt
Von Mauern und Zinnen,
Von Veſten erſtürmen,
Von Herzen gewinnen,
Und wann er uns Egmont zeigt,
Den glänzenden Held,
Dem einzig die Freyheit
Und Klärchen gefällt,
Und läßt er den Götz uns ſehn
In muthiger That,
So verſteht ja den Dichter
Jedweder Soldat!

Bürger.

Und was dem Bürger ziemt,
Und was hinwieder nicht,
Das ſagt uns bald verblümt,
Bald offen ſein Gedicht.

Bettler.

Er iſt ſo reich an tauſend ſchönen Gaben,
Und weiß es doch wie es dem Bettler geht,
Er ſang ein Lied, das wohl nur ich verſtehe,
Nur Eins begreif' ich nicht, wie ſo er mich verſteht.

Mephiſtopheles.

Wie Schade, daß ihn Einer nicht begreift!
Ich meinte, es verſtänden ihn ſchon Alle.
Die Welt ſey zur Vollkommenheit gereift,
Das heißt: zu neuem Sündenfalle.

Orthodoxe.

Wenn wir ihn nicht verſtehn, und das geſchieht zur Zeit,
So weiß die Urſach ich, doch einzig in wie weit
Ein Orthodoxe weiß. Ich hab' es nicht ergrübelt
Mit frevelnder Vernunft, ich hab's herausgefibelt,

Daß er ein Voltair' iſt; es ſtrömt in ſeinen Dichtungen
Der Witz, die Ironie nach allzu vielen Richtungen,
Er *glaubt* noch nicht genug, verehrt noch den Verſtand,
Iſt aufgeklärt-human, iſt heidniſch-tolerant,
Und kurz, mit einem Wort, in allem ſeinem Thun
Fehlt jener Mittelpunkt, auf dem wir müſſig ruhn.

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt ſonſt der Verneinung,
Doch dießmal bin ich Eurer Meinung,
Ihm fehlt der Mittelpunkt in jeglichem Gedicht;
Und wem der Punkt im Punkt des Punkts gebricht
Der hält ſich an Natur, und läßt das Denken nicht.

Die Maſſiven.

Du Erzeuger der L . . . . . .,
Dieſer Mißgeburt der Sünde,
Wirfſt dich auf als Sittenrichter,
Sagſt, daß unſerm größten Dichter
In dem Innerſten der Seele
Stets das feſte Centrum fehle?
Nein, mein wohlgenährter Zeiſter,
Kugelrunder, Allzudreiſter,
Goethen, unſerm Dichterkönig,
Fehlt der Mittelpunkt ſo wenig,
Als Peripherie dir fehlet,
Seit dich nichts ſo ſehr beſeelet,
Als das Trinken und das Eſſen,
Seit du nennſt Vernunft vermeſſen,
Und das Denken eine Sünde:
Du Erzeuger der L . . . . . .!

Luſtiger Geſell aus Auerbachs Keller.

So recht! je gröber, je beſſer!
Es ſagt ja der Profeſſor,
Der alte Renomiſt,
Daß Grobheit göttlich iſt!
Drum ſeyd recht kannibaliſch froh,
Und göttlich grob, wie Bohnenſtroh!

Wagner.

Wie iſt mir alle Rohheit doch fatal!
Man läuft Gefahr, mit Pöbel zu verwildern.
Ein Dichter ſollte nur das Ideal
Und das Erhabene nur ſchildern.

Xenien.

Sinkt Apollens Strahlenlicht,
Nimmt man die Laterne;
Und malt er ideal euch nicht,
So malt er euch moderne.

Gretchen.

Es lebt in Deutſchland ein Dichter,
Dem hab' ich an Grabes Rand,
Dem menſchlich milden Richter,
Meine ſchweren Sünden bekannt.
Er hörte mein Verſchulden,
Was ſtrafbar ich verübt,
Und ſah doch nur mein Dulden,
Und wie ich innig geliebt;
Er glaubt' an meine Reue,
Und fühlte meine Pein,
Gedachte meiner Treue,
Sprach: wirſt gerettet ſeyn!

Lieschen.

Mein'twegen ſey er immerhin
Gegen leichtfertige Dirnen mild;
Von mir macht er ein andres Bild,
Weiß, daß ich ein ehrbar Mädchen bin,
Das auf die heimliche Sünderin
Wohl mit gerechtem Eifer ſchilt.

Bürgermädchen.

Er kennt der Keuſchen ſtolzes Herz,
Er kennt der Spröden Uebermuth,
Doch kennt er auch geheime Glut
Und ihre Wonn' und ihren Schmerz,
Weiß, daß die Seele, welche liebt,
Demüthig fremde Schuld vergiebt.

Martha.

So weiß er auch, daß einer Wittwe Pein,
Der, fern im fremden Lande ſtarb der Mann,
Als Troſt bedarf den Todtenſchein,
Wenn er ihr auch nicht helfen kann.

Alte.

Er kennt die Jungen wie die Alten,
Die Schwiegermutter wie die Schnur,

Hat dieſe ideal gehalten,
Und uns getreu nach der Natur.

Oberon.

Ja ſelbſt im Reich der Geiſter,
Treu der Natur —
Zeigt Euch der Meiſter,
Auf thauiger Flur,
Im Mondenſchein
Der Elfen Reih'n.

Titania.

Es haben die Knaben
Die Elfen ſo gern,
Sie ſchweigen und zeigen
Ihm Gaben von fern;
Der Vater ſieht nichts,
Nur Streifen Lichts,
Nur Weiden grau, wie genau er auch ſpürt;
Indeß ich geſchwind
Entführe das Kind,
Das Oberon ſpäter mir wieder entführt!

Puk.

Auch von mir, dem Koboldweſen,
Weiß er ein Geſchichtchen. —
Dieß Gedichtchen
Von dem Boten,
Das den Lehrling Mores lehrt,
Hat er einſt von mir gehört. —
Bei des Grafen Hochzeitfeier
Sang ich es zur Leyer,
Gab ich es zum Beſten
Unſern kleinen Gäſten,
Und bekam nun Wurſt und Schinken,
Und zu eſſen nicht allein,
Sondern auch zu trinken
Einen großen Eichelnapf voll Wein.

Hexe.

Das iſt nur Spaß,
Nur Phantaſie.
Er weiß das Was,
Er weiß das Wie;
Daß Eins nicht Acht,

Und Drei nicht Sieben,
Und doch erdacht,
Und doch geſchrieben,
Und daß ihm weiß doch weiß nichts macht!

Meerkatze.

Und wie läſt er uns Katzen
Reimen ſo kunſtvoll,
Träumen ſo dunſtvoll,
Weltweiſe ſchwatzen,
Kochen die Suppen,
Rühren den Brei herum,
Für Affen und Puppen,
Für's Publikum!
Den Herrn und die Frau,
Das Kind und den Vater,
Die Katz' und den Kater,
Er kennt uns genau!

Mephiſtopheles.

Nun will es gar dem lieben Vieh belieben,
Zu horchen und zu huld'gen unſerm Goethe!
Das kommt davon, daß er geſchrieben
Den zweiten Theil der Zauberflöte.
Da trabt wahrhaftig ſchon der zahme Bär
Mit Lili's ganzem Park einher!

Böſer Geiſt.

Wie thut mir Fremder Lob ſo weh!
Hilf Samiel und Hekate!
Laßt eure Diener laut im Chor
Ein' Mißton ſchreien in mein Ohr.
Und ſtöret dieſes Loblied's Einheit
Durch Unverſtand, durch Neid und heuchelnde Gemeinheit.

Dogmatiker.

Wer Logik ſpan'ſche Stiefeln nennt,
Verſpottend jeglichen Beweis,
Von dem weiß ich es evident,
Daß er nichts Evidentes weiß.

Idealiſt.

Die Logik braucht er nicht zu ſchätzen,
Das iſt ſchon recht, allein er meint,

Da greif ich muthig auf und faß
Die Kohle wird Gewehr
Und iene meine hohe Wand
In Schlachtfeld Wogen brauſt.

Hinan! Hinan! es heulet laut
Gebrüll der Feinde Wuth
Und Schild an Schild und Schwerdt auf Helm
Und um den Todten Todt!

Ich dränge mich hinan hinan!
Da kämpfen ſie um ihn
Die tapfern Feinde tapferer
In ihrer Trähnen Wuth

Ach rettet kämpfet rettet ihn
Ins Lager bringt ihn rück
Und Balſam gieſt dem Todten auf
Und Trähnen Todten Ehr.

Und find ich mich zurück hierher
Empfängſt du Liebe mich
Mein Mädgen ach im Bilde nur
Und ſo im Bilde warm!

Ach

Er ſey, indeß er nur erſcheint,
Und will ſich abſolut nicht ſetzen.

Realiſt.

Im Gegentheil, er rückt und zweifelt
An Allem, was ſeit Adam iſt,
Und iſt auch nur ſo eingeteufelt,
Weil er kein Realiſt.

Supernaturaliſt.

Im Gegentheil, er hält mit Pedantismus
An der Natur und ihrem Realismus,
Meint, daß ſie ihr Geſetz noch nie gebrochen,
Und zweifelt, daß ein Eſel je geſprochen.

Skeptiker.

Im Gegentheil, er zweifelt nie,
Er iſt ja ſo berauſcht in Klarheit,
Daß für ihn Dichtung ſchöne Wahrheit,
Und Wahrheit ſchöne Poeſie!

Mephiſtopheles.

Was werden ſie noch radotiren,
Was von dem Zaun noch brechen!
Ich brauche nicht zu opponiren,
Da ſie ſich ſelbſt ja widerſprechen.

Neugierige Reiſende.

Weil ich 'mal durch die Welt ſo wandre,
So wollt' ich auch nach Weimar geh'n,
Und mir den Goethe dort beſeh'n:
Kurios! er iſt ein Menſch wie Andre.

Miniſter.

Ein großer Mann ſoll Goethe ſeyn;
Ich habe lange nichts von ihm geleſen,
Doch lad' ich ihn zu Tiſch mal' ein,
So iſt er doch bei mir geweſen.

Dienſtmädchen.

Der Werther hat mir wohlgethan;
D'rauf holt' ich mir ſein Leben,
Doch ach! das iſt ja kein Roman —
Ich hab's zurückgegeben.

Puriſt.

Er läßt die fremden Brocken nie:
Franzöſiſch, Griechiſch und Latein!
Es nennt ihn Deutſchland ein Genie,
Allein er ſchreibt das Deutſch nicht rein.

Genius der Zeit.

Ich kann für Goethe gar nichts fühlen,
Weil er mir nicht zu Willen ſpricht.
Er ſchimpfet nicht auf die Servilen,
Und preiſt die Liberalen nicht.

Halbhexe.

Finden ihn beim frommen Thee
Ganz und gar nicht ethiſch;
Hängt daran ein S und T,
Und ſo wird's äſthetiſch.

Schüler.

Ich habe auch in Goethe's Werke
Die Naſe hie und da geſteckt;
Doch für's Theater, wie ich merke,
Verſäumt er immer den Effekt.

Valentin.

Das lügſt Du, unverſchämter Bengel!
Sieh' mich nur und die Schweſter an.
Sie rührt wie ein gefall'ner Engel!
Und ich erſchrecke Dich als Mann.

Fauſt.

Ich hörte allzulang' ſchon meinen Dichter
Bekritteln hier von dieſem lump'gen Schund;
Auf, Mephiſtopheles! und beiß als Hund,
Beiß es mir fort das elende Gelichter!

Mephiſtopheles als Pudel ſpricht:

Bau! Bau! Bau! Beiß! Beiß! Beiß!
Fort Lumpenpack, fort du Geſchmeiß!
(Die Luft iſt rein.)

Ariel und Erdgeiſt.

Herbei, hieher,
Von Land und Meer,
Ihr Geiſter der Lüfte,
Der Töne, der Düfte,

Ihr Geiſter der Blüten,
Der Grotten, der Klüfte,
Der Berg' und Geſteine,
Der Erz' und Metalle,
Der glänzenden Steine,
Der Lichter und Farben,
Herbey, ihr Alle!
Ihr thätigen Geiſter!
Und dienet dem Meiſter,
Und wirkt ihm am ſauſenden Webſtuhl der Zeit
Des ſtrahlenden Ruhmes unſterbliches Kleid!

Theaterdichter.

Nun, Herr Director, ſehen Sie?
Das iſt mein Stück, ich wünſch' es dargeſtellt.

Director.

Das iſt kein Stück! Das iſt nur Poeſie,
Die auf der Bühne nicht gefällt.

Luſtige Perſon.

Seyd doch nicht ſo proſaiſch, liebe Welt,
Und kalte Wahrheit nicht für Phantaſie!

Morgenblatt für gebildete Stände. 1823. Nr. 225.

Georg Ludwig Spalding.

Die deutſche Iphigenia im berliniſchen Schauſpielhauſe.

Menſchlich lehrte den Scythen zuerſt die achäiſche Jungfrau;
Hellas hat uns des Gefühls Grazien alle geſandt;
Die du, ſie aufzunehmen, Germania! kindlich und rein warſt,
Dein iſt die Künſtlerin auch, welcher die Griechin gelang.

Am 27. December 1802 wagte unſere erſte Schauſpielerin zuerſt, ſoviel ich weiß, in Deutſchland Goethens Iphigenia auf die Bühne zu bringen, und ſie fand ein Publikum.

Verſuch didaktiſcher Gedichte von G. L. Spalding.
Berlin, 1804. 8. S. 168 267.

Ungenannt.

Neue Bearbeitung des Götz von Berlichingen von Goethe, auf dem Weimariſchen Hoftheater.

Außer der dramatiſchen Zuſammendrängung in eine Haupthandlung, die das Ganze, wie wir ſpäter ſehen werden, forderte, haben auch manche einzelne Karaktere Ausbildungen erhalten, von denen beſonders die, welche der Adelheid zu Theil wurden, von großem und entſchiedenem Werth ſind.

Wer kennt nicht dieſe ſtolze, hochfahrende, politiſch geſinnte Frau ſchon aus der früheren Bearbeitung; doch iſt die Zeichnung dort mehr angelegt — als ausgeführt. Wahrhaft meiſterhaft zu nennen iſt in dem neuen Götz die Scene, wo Adelheid dem ſchwachen Weislingen, dem Hr. Cordemann recht brave Momente als Künſtler abzugewinnen wußte, allerlei Leute zur Beförderung vorſchlägt, und bald darauf der ungeſtüme, feurige Franz hinzukommt. Es iſt von einem Herrn von Wanzenau, von einem Herrn von Werdenhagen, von einem von Altenſtein, und was weiß ich von wem ſonſt noch, die Rede. Weislingen befürchtet, ſo viele Namen zu vergeſſen; Adelheid verſichert ihm, daß ſie einen Staar abrichten wolle, der ihm die Namen herſagen und ein „Bitte, Bitte" hinzufügen ſoll.

Weislingen geht und Franz kommt. — Ein Geſpräch hierüber wird eingeleitet.

„Oder willſt Du mein Staar ſeyn?"

Franz fragt, was er als Solcher zu thun habe?

Adelheid. Die Namen herzuſagen, und ein „Bitte, Bitte" hinzuzufügen.

Franz (indem er mit Heftigkeit ihre Hand ergreift). Bitte, Bitte!

Adelheid (ſtolz). Sehr wohl! Nur haben die Hände dabei nichts zu thun. Solche Unarten mußt Du Die abgewöhnen.

Franz wird betrübt. Adelheid geht auf ihn zu: „Er müſſe auch einen kleinen Verweis nicht zu hoch aufnehmen. Man ſtrafe die Kinder, die man lieb habe." Alſo liebt ihr mich doch. Und nun — mit welcher Feinheit unterzieht er ſich ſeinem gegebenen Auftrage. Man höre ſelbſt:

Beim edeln Herren von Wanzenau —
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau:
Bei Truchſeß, Kämmerer und Schenken
Muß ich der lieben Frau gedenken:
Seh ich den ſchönen Altenſtein,
So fällt ſie mir ſchon wieder ein.
Lobt ſie den tapfern Werdenhagen,
So möcht' ich mich gleich mit ihm ſchlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weiſt immer mich zurück auf ſie.
O wie beſeligſt Du mich ganz,
Nennſt Du mich einmal deinen Franz,
Und befeſtſt mich an deine Schritte:
O Schöne, Gnäd'ge, bitte — bitte!

Hr. Oels gab dieſe Scene mit Akzenten des innigſten und tiefſten Ausdrucks. Seine natürliche Heftigkeit, die ihm ſonſt wohl hie und da, beſonders in Rollen, die eine ſtillere Faſſung gebieten, hinderlich iſt, kam ihm hier vortreflich zu ſtatten.

An manchen Abänderungen werden die Kritiker und Kritikaſter der Mit- und Nachwelt einen mächtigen Anſtoß nehmen. Was ſagen Sie zum Beiſpiel dazu, daß in der bekannten kräftigen Heroldſcene der H... der alten Ausgabe in der neuen dem Teufel hat Platz machen müſſen? In ſo aufgeklärten Zeiten, wie die Unſrigen. Ey, ey!

Schon hör' ich Krittler-Mordgeſchrei
An Goethesn ſtillem Grabe:
Ob's Teufel oder H....r ſei,
Was hier den Vorzug habe?

Was die Objektivität im Götz betrift: ſo iſt überhaupt dieſe, wie ſich auch ſchon aus der Zeit vermuthen läßt, bei weitem nicht ſo rein, wie in ſpätern Werken: ſie bildet vielmehr in manchen Stücken mit denſelben, wie z. B. mit Hermann und Dorothea, einen völligen Gegenſatz. Franz, der Kloſtergeiſtliche, ſelbſt Götzens Schweſter Maria, ſind Figuren, in denen die lyriſche und ſubjektive Stimmung des Verfaſſers von Werther mehr als ein Mal zum Vorſchein kommt, Maria und ihr ſtilles Leiden. — Franz, ſeine Heftigkeit — ſeine unendliche Leidenſchaft zur Adelheid, die ihn, wie vorauszuſehen war, gleich Werthern, durch Selbſtmord enden läßt; der Kloſtergeiſtliche ſelbſt, der mit Wegblickung von der Herrlichkeit ſeines Standes und des unverlierbaren Kleinods heiliger Ruhe und Abgezogenheit, das jener ſo ſelig gewährt, nur das Irdiſchdrückende ſeiner Bürden, den Verluſt ſinnlicher Güter, wie z. B. des Weintrinkens, und daß er nicht heirathen kann, in Anſchlag bringt und bedauert — ſind, mehr oder weniger, Glieder einer einzigen, modernen und ziemlich zahlreichen Familienklaſſe.

Weislingen ſteht im Uebergang. Es iſt eine von den Naturen, die mit Gott und dem Teufel kapituliren, nie zum Schluß kommen, und darüber zu Grunde gehen. Götz, der alte deutſche, treuherzige Götz, einſt ſein Jugendfreund, deſſen eiſerne Hand der kluglavirende Weltmann weder recht faſſen, noch recht loslaſſen kann, weil ihn der Hof zu Bamberg mit ſeinem Glanz, ſeinen Weibern — und ſeinen Tafelfreuden zu feſt hält, hat ihm ſelbſt über dieſen Punkt S. 228 ſehr naiv das Horoskop geſtellt.

„Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, als ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre Alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es immer, wenn du dich mit den eiteln, garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer Dritten, oder was ſie ſonſt gern hören, du wirſt ein Spitzbube, ſagt' ich, Adelbert."

Uebrigens iſt bemerkbar, daß dieſer mit ſich ſelbſt in ſeinem Innern entzweite Karakter eine Lieblingsdarſtellung iſt, zu der unſer Künſtler immer wieder zurückkommt. So iſt z. B. das Verhältniß zwiſchen Maria und Clavigo, wie zwiſchen Götz und Weislingen, völlig das nehmliche. Dort, wie hier, ein gutes und ein böſes Prinzip, wovon das eine mit Geräuſch, mit Glanz, mit äußern Hof-Würden und Bürden, das andere mit dem ſtillen Beſitz Mariens und der Freundſchaft eines Biedermannes anlockt, und in der Mitte ein Wählender, der ſich nicht entſchließen kann, und über die Unſchlüſſigkeit ſeiner Wahl zu Grunde geht. Dazu kommen die pikanten und ſchönen Kontraſte: dort, wie hier, ſind Adelheid und Karlos zwei vollendet kalte Weltmenſchen, ohne einen Funken anderer Leidenſchaft in ihrer Bruſt, als den des Ehrgeizes und des höchſten ſinnlichen Genuſſes. Beide ſind daher, was ſie ſind, ſchroff, ganz — und fürchterlich in ihrem Fortſchreiten, nehmen ſie keinen Anſtand, Alles was den Planen ihres Egoismus in den Weg tritt, — und wenn es auch das ihrem Herzen ſonſt Liebſte wäre — unter die Füße zu treten. Auf einer gleichen Grenzlinie des moraliſchen, mit ſich entzweiten Gefühls, ſchwankt auch der Fauſt, der daher nicht enden kann, ohne daß ihn — der Teufel holt. Mephiſtophiles iſt ruhig — eben ſo der Sekretair in der natürlichen Tochter: in beiden behauptet das böſe Prinzip völlig die Oberhand. Nicht ſo in dem Weltgeiſtlichen, oder in der Hofmeiſterin. Beide ſind im Kapituliren begriffen, und wir müſſen abwarten, ob dieſe Kapitulation ohne eigene Zugrundrichtung ablaufen wird.

Die Antitheſe des Göz mit Herrmann und Dorothea, deren oben in Rückſicht auf Objektivität der Darſtellung erwähnt wurde, wird vielleicht noch lebhafter, wenn man beide Werke nach dem verſchiedenen Geſichtspunt, den ſie durch ihre Organiſation darbieten, mit einander zu vergleichen ſucht.

Streng genommen — könnte man ſagen, daß der Karakter eines epiſchen Gedichts in Herrmann und Dorothea, eben ſo wie der eines dramatiſchen im Göz von Berlichingen, von dem Künſtler verfehlt worden iſt. Die Einheit der Zeit und der Handlung, die dort, im Epos, wo ſie beobachtet ſind, den Epiſoden eine faſt zu dramatiſche Kürze auflegen, haben hier, im Drama, wo ſie der Dichter vernachläſſigte, eine für das Maß des Ganzen viel zu unverhältnißmäßige epiſodenreiche Länge und Breite herbeigeführt. Der Karakter einer Form aber — ſelbſt wenn es eine äußerliche oder techniſche iſt — verlezt ſich nie ungeſtraft.

Und ſchon der Ernſt, mit welchem Goethe, in der neuen Bearbeitung des Göz, Anſtalt macht, dieſem Uebel abzuhelfen, beweiſt wohl ſehr klar, daß hier von etwas mehr, als von einem blos konventionellen Vorzug die Rede iſt. So ſind die Scenen am Hofe des Bambergers, der Doktor Olearius, Liebetraut, und das große Weinfaß von Fulda, ſämmtlich als epiſodiſche Erweiterungen weggeblieben. Es iſt die Frage, ob der Auftritt zwiſchen dem Kloſterbruder und Götz gleich im Anfang hätte Nachſicht finden ſollen: da die Hauptabſicht des Dichters offenbar von dem Punkt ausging, die Gefangennehmung Weißlingens und deſſen Abfall von Götz, und ſeine Schweſter Maria zum Pivot zu machen, der das Ganze motivirte und um welchen ſich die Handlung, in möglichſt dramatiſcher Einheit, drehen ſollte.

Von ſeltener, echt tragiſcher Kraft, und ſo, daß nur Weniges in der alten Ausgabe ihr beikommt, iſt auch die Abſchiedsſcene zwiſchen Franz und Adelheid, wo jener ſich, um den Preis ihrer höchſten Gunſtbezeigung, mit dem Fläſchchen zur Vergiftung des Weißlingen, ſeines Herrn, auf den Weg begibt. Sie ſteht an dem Fenſter des Balkons und ſieht ihn, wie er in die Nacht hinein reitet und den von ihr erhaltenen Schleier im Mondſchein ſchwenkt. Plötzlich aber entdeckt ihr Auge eine ſchwarze verdunkelte Mönchsgeſtalt, die langſam feierlich am weißen Schimmel von Franz, auf der Heerſtraße, vorüberzieht. Anfangs glaubt Adelheid, ſie werden ſich ſprechen — aber ſie ſcheinen ſich nicht zu bemerken — Franz reitet weiter, und der Mönch kommt näher — und immer näher dem Schloß —

Denn die heilige Vehm' iſt überall.

Nun ergreift ſie Furcht und Entſetzen. Sie klingelt alle Bedienten des Hauſes zuſammen, ſie heißt alle Thüren zuſchließen — die Zugbrücken niederlaſſen. Vergebene Vorſicht! Der geſpenſtiſche Mönch [illegible] an den weißen im Mondſchein ſtehenden Wänden ihres Wohnzimmers langſam vorbei — nach dem verſtohlnen Genuß ein unſichtbarer Bote des Schickſals und des Lohns, der Adelheid von Weißlingen erwartet, zu büßen mit Strang und Schwert, zu büßen doppelte Miſſethat, die des Mords und des Ehebruchs.

Was von Adelheid gilt, kann man auch vom hieſigen Publikum ſagen — es war kein Athem in der Verſammlung vor Furcht und ſchauerlicher Erwartung — und ein lang anhaltender Beifall begleitete das tief gegriffene Spiel der Madame Becker, die in dieſer Rolle ſich gleichſam ſelbſt übertraf. Das Maß von Haltung, Ernſt und Würde, daß ſie mitten in dieſer tragiſchen Heftigkeit ſich auflegte, erinnerte uns aufs neue und höchſt lebhaft an Alles, was dieſe vortrefliche Frau einſt war, und was ſie nun innerhalb eines Zeitraums von fünf und weniger Jahren in der erſten Kunſtſchule Deutſchlands geworden iſt. Dem Soubrettenfach, das ihre Talente verdeckte, durch einen, man darf wohl ſagen, glücklichen Zufall entrückt: — entwickelten ſich nun ihre Anlagen ſo ſchnell, daß es vielen ein Wunder ſchien. Immer bleibt es eine höchſt angenehme Erſcheinung, in Mad. Becker und ihrem Manne das entſchiedenſte tragiſche und das entſchiedenſte komiſche Talent unſers Theaters gleichſach in einem Paar vereinigt zu ſehen.

Herr Malkolmi, als Ritter Selbiz, eine Rolle, die hier auch durch komiſche Zuſätze intereſſanter geworden iſt, ſpielte beſonders mit echt altdeutſcher, naiver Treuherzigkeit, in dem Auftritt wo er bis aufs Hemde, durch ein verwünſchtes Kleeblatt ſchelmiſcher Ritter — nehmlich die Würfel — ausgezogen, vor der ehrbaren Hausfrau des Götz erſcheint, und ihre Milde wegen einiger Kleidungsſtücke in Anſpruch nimmt.

Von Götz ſag' ich Ihnen blos, daß ihn Hr. Graff ſpielte, und wenn Sie dieſen braven Künſtler kennen, oder ihn je in einem Trauerſpiel auftreten ſahn: ſo werden Sie es mit mir bedauern, daß mir der Raum verbietet, mich hier in eine weitläuftige Zergliederung ſeines Spiels einzulaſſen.

Auch der edle trotzige Lerſe (Hr. Ehlers), ſo wie Hr. Haide als Kloſterbruder, und Georg (Hr. Unzelmann) verdienen ehrenvolle Erwähnung. Auf den Letzten will ich Sie beſonders, als auf ein aufkeimendes, recht feines komiſches Talent, aufmerkſam machen.

Schade, daß wir Demoiſelle Maß verlieren — für ein ſo naives und auszeichnendes Talent, wie das ihrige — dürfte nicht ſo leicht Erſatz zu hoffen ſeyn. — An ſentimentalen Frauenzimmern iſt leider auch bei uns eher Ueberfluß als Mangel.

Demoiſelle Jagemann, die wenn man von unſerm Theater ſpricht, als eine der erſten Zierden deſſelben, eher zuerſt als zuletzt genannt zu werden verdient, und die durch die ihr inwohnende ſetene Vereinigung des komiſchen, tragiſchen und muſikaliſchen Talents an die gerechte Bewunderung jedes Kenners Anſpruch machen darf, iſt neulich in der artigen Kleinigkeit von Stoll, Scherz und Ernſt wieder aufgetreten, und erntete, wie immer, durch zierliche Gewandtheit, ſo wie durch die gute Laune, womit ſie Alles beſeelt, den allgemeinſten und entſchiedenſten Beifall.

Zeitung für die elegante Welt. 1805. 29. 30.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

— Ich habe nun Goethen wirklich kennen gelernt; er ging geſtern noch ſpät mit mir nach Hauſe, und ſaß dann vor meinem Bette; wir tranken eine Flaſche Champagner, und er ſprach ganz vortrefflich! Endlich deboutonnirte ſich ſeine Seele; er ließ ſeinem Geiſte freien Lauf; er ſagte viel, ich lernte viel, und fand ihn ganz natürlich und liebenswürdig. Grüßen Sie heute die Kleine von mir, und ſagen Sie ihr dies: dann bin ich ihr untern Brüdern dreitauſend Thaler mehr werth! —

Briefe vom Jahre 1805.

Louiſe, Königin von Preußen

Indeſſen häuften ſich die unglücklichen Ereigniſſe immer mehr — und ein Unglück, das mit einer zerſchmetternden Gewalt ſich verkündigte; von dem die Königin fühlte, es ſei ſo unverſchuldet; ihre Hoffnungen, die ſo getäuſcht waren; die Leiden, die ihr Volk nun erdulden mußte: alles, was ſich ereignet hatte, ſchien ihr unter dem Einfluß eines finſtern Schickſals zu ſtehen, welches über ihr Land und über ihr Haus gekommen war. So entſtand einen Augenblick in ihrem frommen Gemüth der Zweifel, ob, was geſchehen war, einem Schickſal zu widerſtreben, welches durch eine höhere Macht über die Welt gekommen zu ſein ſchien, und ob, was ihr das Rechte gedünkt, auch wirklich das Rechte geweſen ſei; und in dieſem bedrängteſten Augenblick ihres Lebens

Ach wie du ruhteſt neben mir
Mich ſchmachteteſt liebend an
Und mirs vom Aug durchs Herz hindurch
In Griffel ſchmachtete.

Wie ich an Aug und Wange mich
Und Mund mich weidete
Und mir's im Buſen jung und friſch
Wie einer Gottheit war.

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt
Und keine keine Schlachten mehr
Nur dich in meinem Arme?

Und ſollſt mir meine Liebe ſeyn
Alldeutend Ideal
Madonna ſeyn ein Erſtlingskind
Ein heilges an der Bruſt.

Und haſchen will ich Nymphe dich
Im tiefen Waldgebüſch
Ein geiles Schwänzgen hinten vor
Die Ohren aufgereckt.

erinnerte ſie ſich des rührenden Geſanges aus Goethe's Wilhelm Meiſter und ſchrieb in ihrem Tagebuche nieder:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen ſchuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Ortelsburg, den 5. Decbr. 1806. Goethe, W. M.

Louiſe, Königin von Preußen. Der preußiſchen Nation gewidmet. Berlin, 1814. 8. S. 49. 50.

Johann von Müller.

Auch hat Goethe mich durch ſeinen Verſtand und viele Spuren einer großen Seele gewonnen. Wieland war ganz der Horaziſchen Epiſteln voll ꝛc.

Brief vom 25. März 1782.

Zu Weimar wurde ich auf's Beſte empfangen. Die erneuerte Freundſchaft des in den Tagen des alten Fürſtenbundes viel mit mir verbundenen Herzogs, die ausnehmende Güte der bis in den Tod getreueſten Freundin Herders, der verwittweten Herzogin Amalia, das wohlthuende Geſchäft mit Herders Nachlaß, der Frau von Stael mir ungemein werther Umgang, Benjamin Conſtant, Goethe, der mir immer lieber wird, und andere treffliche Männer und Damen, machten mir dieſe Zeit zu einem kurzen Augenblick.

Brief vom 25. Januar 1804.

Allerdings hat mich Goethe's Ueberſetzung des discours (im Morgenblatt) ſehr gefreut. Ich war eben recht ärgerlich und unmuthsvoll über die dummen Vorwürfe, als verrieth' ich die Sache der Nation, der Freiheit u. ſ. f., da kam jene, und zugleich eine

Recenſion deſſelben in der A. L. Z., das denn unſre politiſchen Damen ſehr irre gemacht hat, weil ſie viel an Goethe glauben.

Brief vom 24. April 1807.

Ungenannt.

Fragmente über den Geiſt der deutſchen Litteratur.

— Es war bey aller Raſerei des affektirten Geniewesens eine ſchöne Zeit in der deutſchen Litteratur, die Zeit, daß Goethe's Name die Loſung des Emporſtrebens zur natürlichen und genialiſchen Selbſtſtändigkeit unter den jungen Dichtern wurde, die der Natur Alles, und der Kunſt nichts verdanken wollten. Dieſer Revolutionsſturm gegen die Regeln und gegen das alte Herkommen regte ſchlummernde Kräfte auf, deren es bedurfte, wenn die deutſche Litteratur endlich den Charakter annehmen ſollte, der dem deutſchen Geiſte angemeſſen war. Goethe's poetiſches Verdienſt, das in ſeiner Art einzig iſt, analyſiren, und die freie, durchaus äſthetiſche Naturanſicht, die ſich ſchon in den erſten Werken dieſes damals noch jungen Mannes mit hinreißender Energie zu erkennen gab, von den moraliſchen Anſichten zu unterſcheiden, an die man durch die vorzüglichſten unſerer ältern Dichter, die muthwilligen ausgenommen, gewöhnt war, fiel keinem der jungen Enthuſiaſten ein, die ſich an Götz von Berlichingen und an Werthers Leiden nicht ſatt leſen konnten. Dafür aber dachte man auch an kein peinliches und gefliſſentliches Nachahmen der Goethiſchen Manier. Jeder wollte nun ſeinen Weg gehen, wie Goethe einen andern, als den ſeinigen, ging. Klopſtock und Leſſing ſtiegen noch im Anſehen, weil Werthers Lotte bei dem ſchönen Gewitter Klopſtock! ausgerufen hatte, und auf Werthers Pulte, als man den melancholiſchen Schwärmer in ſeinem Blute fand, Leſſings Emilia Galotti aufgeſchlagen lag. Auch wirkte Goethe damals unmittelbar nur auf das deutſche Theater und auf den deutſchen Roman, und ſelbſt auf dieſe nur in Verbindung mit dem engliſchen Theater und dem engliſchen Roman. — W.

Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. Leipzig, in der Dyck'ſchen Buchhandlung 1807. Bd. IV. Stück 1. S. 119 f.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner.

— Aber Größeres ſtand ihm bevor, als er im December 1807 zu Jena das erſtemal den univerſellſten und klarſten Mann ſeiner Zeit (den Mann, deſſen Gleichen niemand, der ihn ſah, je wiederſehen wird), den großen, ja einzigen Goethe, und ſodann an deſſen Hand zu Weimar den deutſchen Normalfürſten erblickte! —

Werners Selbſtſchilderung im Felder-Waitzeneggerſchen Gelehrten- und Schriftſteller-Lexikon der deutſchen katholiſchen Geiſtlichkeit. Thl. 3.

— Mußte doch der zum höchſten Ideal gleichfalls ſchon hingeſchiedene Schiller und ſogar der noch lebende teutſche Muſaget*), als jener ſchon Stern erſter Größe, dieſer längſt ſchon Sonne war unſers vaterländiſchen Sphärengeſanges, beide noch durch den Tadel der Nicolaiten geprieſen werden, die mit all' ihrer Anmaßung und Seichtheit, doch ein ſchwaches Vorbild nur waren ihrer allerneueſten Nachfolger.

---

*) Auch ihm ward noch volle Gerechtigkeit nicht, wenigſtens die nicht, die ſeiner Huld (dem eigentlichſten Kerne ſeines Weſens nämlich) gebührt, ihm, an den jeder, der ihn kennt, ſchwerlich zurückdenken kann, ohne ſich zugleich der Worte Hamlets zu erinnern:

Es iſt ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn!

Die Mutter der Makkabäer. Tragödie von Fr. L. Z. Werner. Wien, 1820. 8. Vorrede S. V.

Friedrich Auguſt Wolf.

Muſeum der Alterthums-Wiſſenſchaft. Herausgegeben von Friedrich Auguſt Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, 1807. Zwei Bände. 8.

Zueignung.

Goethe, der Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufſätzen, die beſtimmt ſind, hin und wieder das weite Gebäude von Kenntniſſen aufzuklären, in welchen jener das Leben verſchönernde Geiſt urſprünglich wohnte.

An wen unter den Deutſchen könnte man bei einem Unternehmen ſolcher Art eher denken, als an den, in deſſen Werken und Entwürfen, mitten unter abſchreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geiſt ſich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundſchaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachſichtigen Beifall gleichgeſinnter Leſer verhieß.

Doch nicht, um ſich eines begünſtigenden Genius unſerer Litteratur zu verſichern, wollten die Unternehmer dieſer Zeitſchrift ihr erſtes Blatt mit Seinem Namen zieren. Dazu hätte es dieſes öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem ſo guten Anlaſſe der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes ſagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren ſei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, ſchon längſt genügender und ſchöner beantwortet hat, als die beſte Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ ſolche Erhebung über die engen Kreiſe und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen ſolche Anſichten von Welt und Kunſt und Wiſſenſchaft ſich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Muſenkünſte, welches ſich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufſchloß? Einen Hypopheten von dieſem Verdienſte, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verſtummten Orakel auslegte, ſondern ſelber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, ſchon dies wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth.

Ihr Wort und Anſehen, würdigſter unſerer Edeln, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieſer Kenntniſſe entriſſen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu ſuchen ſei, in der Natur unſerer Sprache, oder in Verwandtſchaft eines unſrer Urſtämme mit dem helleniſchen, oder wo ſonſt etwa: wir Deutſchen nach ſo manchen Verbildungen ſtimmen am willigſten unter den Neuern in die Weiſen des griechiſchen Geſanges und Vortrages; wir am wenigſten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen andern den Zutritt erſchweren: wir allein verſchmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verſchönern, ihre berühmten Unanſtändigkeiten meiſtern zu wollen. Wer aber bereits ſo viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernſthafte Gedanke ſchon leichter, in den ganzen Cultus der begeiſternden Götter einzugehen.

Nur laſſen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu dieſen Orgien nicht das buntgemiſchte Volk ohne Vorbereitung und Andacht ſich dränge, um mit dem Stabe der Begeiſterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unſern Kreiſen Erheiterung und Labſal ſucht nach dem Ernſte ſtrengerer Wiſſenſchaften oder der Dürre bloß erwerbſamer; ebenſo denjenigen, der ſich als den eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt: mag auch mancher der eigentlichen Genoſſen nicht gerade das Höchſte der Wiſſenſchaft nach den reichſten Geſichtspunkten umfaſſen, und ſich mit einem und anderem Theile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als ſein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen ſeine Bemühung und ſelbſt ſein Spielzeug durch ſinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten beſten Zwecken. So werde, ſo bleibe der Deutſche, ohne die Emſigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber der allgemeinen Bildung zurückzuweiſen, überall der tiefere Forſcher und

Ausleger des aus dem Alterthum fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche ſolche Schätze, um unter dem Wechſel wandelbarer öffentlichen Schickſale den Geiſt ſeiner Nation zu befruchten, deren Beſſere durch das Studium einheimiſcher Werke keinesweges unvorbereitet ſind, die höhere Weihe zu empfangen.

Mögen Sie, Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes, noch lange ein wirkſamer Beſchützer und zufriedener Zuſchauer ſo nützlicher Beſtrebungen ſeyn! Möge Ihr geliebtes Weimar unter ſeinem herrlichen, von allen Muſen gefeierten Fürſtenhauſe bald wieder in verjüngter Blüthe ſtrahlend, auch fernerhin neue ſchöne Talente für das übrige Deutſchland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungeſtörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben ſelbſt dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt dieſe, itzt eine andere der holdeſten Künſte, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wiſſenſchaften zu erleuchten!

Vor einem neuen Bildniß Goethe's, von dem Mahler Franck zu Berlin aufgeſtellt.

— ◡ — ◡ ◡ — ◡ — ◡ — ◡
◡ —

Endlich ſchau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sey mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß ſo ſprechendes Bild ich ſtets vermißte;
Das mit Zaubergewalt um ſechsunddreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuſcht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beſchauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geiſt ſo ganz wie damals,
Als zuerſt ich dich ſah und lieben lernte.

Nie nun rücket dies Bild von meiner Seite:
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnſucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieſer heitern
Stirn! dem ſinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage ſpreche ſein Mund mir Lebensmuth zu.

Berlin, den 1. December 1822.

Den Verfaſſer überraſchte, da er eben ſolch einer Freude höchſt bedürftig war, dies Oelgemälde, das den alternden Dichter ihm faſt in derſelben Geſtalt wieder darſtellte, wie er ihn ſeit dem Frühjahre von 1786 außer ſich nicht geſehen hatte. In jenem Jahre, war es, wo der Verfaſſer, ſelbſt im ſiebenundzwanzigſten Jahre, ihn, der in der ſchönſten männlichen Kraft ſtrahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'ſchen Bibliothek, wo ſich bald ein langes Geſpräch über die Aufſtellung der unlängſt angekommenen Bücher und über Bücherweſen und Unweſen überhaupt anknüpfte, ein Geſpräch, woraus ihm noch manche geiſtvolle Anſichten gegenwärtig blieben bis in die neueſte Zeit, wo er die Jenaiſchen und Weimar'ſchen Bibliotheken nach gleichen Grundſätzen geordnet, und gewiſſermaßen vereinigt ſah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weiſen entſtand erſt ſpäter, die dann, bei der Nähe der beiderſeitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundſchaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechſels bedarf.

Morgenblatt. 1823. Nro. 99.

Johann Gottfried Woltmann.

Nicht weniger ächt volksthümlich, als Klopſtock, aber reicher und vielſeitiger in ſeinen Bildungen, trat auf Wolfgang Goethe, ein Dichter nicht allein ſeines Volkes, das ſich an ihm herrlich erhob, ſondern des ganzen Zeitalters, dem er als Dichter eben ſo ein neues Licht anzündete, als er das Ewige des Sonnenlichts neu zu deuten ſuchte, — denn auch als Phyſiker vorzüglich beſchäftigt mit der Optik oder der Lehre vom Lichte, ſuchte er die Theorie Newtons vom Lichte oder von den Farben zu verbeſſern — und die der neuern vielfach angeſtrebten Kunſt das volle Daſeyn gab. Immer neu, eigenthümlich und ſchön, ſchuf er eine Reihe von künſtleriſchen Darſtellungen, deren jede nicht ein einzelnes Werk, ſondern eine eigene Gattung ſchien. In dem erſten, Werthers Leiden, gleichſam einem großen lyriſchen Geſange, hauchte ein reiches Gemüth den herben Schmerz unglücklicher Liebe aus; dann ſtellte der Dichter in Egmont mit dramatiſcher Vollendung einen friſchen und kräftigen Helden dar, der im kühnen Kampfe um die Freiheit eines ganzen Volkes untergehet, und endlich entfaltete er mit epiſcher Fülle und Ruhe im Wilhelm Meiſter die reichen Geſtaltungen einer ganzen Welt; gleich ſchön ſah man in der Iphigenia auf Tauris die geſtaltete und gerundete Tiefe der griechiſchen Schönheit wiederſtrahlen, wie aus dem Götz von Berlichingen, nach Herders Ausdrucke, die Größe und Unförmlichkeit des deutſchen Reichs aufſtreben; dann entfaltete ſich wieder die ſtille Heiterkeit und Genügſamkeit der einfachen Natur in Hermann und Dorothea, während der Widerſtreit des Lebens ganz nahe gerückt, ſich zart in dem Torquato Taſſo, heftig und tief in dem philoſophiſchen Fauſt bewegte. Und wenn man mit immer neuer Bewunderung zwiſchen dieſen und andern Werken umhergewandelt iſt, ſo wird man endlich mit gleicher Liebe zu dem Dichter ſelbſt treten, und die Folge ſeiner Gedanken und Empfindungen, die er in ſeinen lyriſchen Gedichten zu einem Kranze zuſammengefügt hat, mit gleicher Heiterkeit, Anmuth, Ernſt und Bildung durchleben wollen, als ſie der Dichter neu und unvergleichbar, und faſt einzig in ihrer Art dargeſtellt hat. (Seine von ihm ſelbſt verfaßte Lebensbeſchreibung iſt ein eben ſo anziehender als reichhaltiger Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Bildung im achtzehnten Jahrhunderte.)

Die Weltgeſchichte von Karl Friedr. Becker. Fortgeſetzt
von Johann Gottfried Woltmann (und K. A. Menzel).
Berlin, 1808. Fünfte Ausgabe, 1826. S. 388 f.

Karl Ludwig Fernow.

Winkelmann und ſein Jahrhundert. In Briefen und Aufſätzen, herausgegeben von Goethe. Tübingen, 1805.

— In den Skizzen zu einer Schilderung Winkelmann's iſt gleichſam das Köſtlichſte dieſer ganzen Gedächtnißfeier zuſammengedrängt. Die Meiſterhand, die ſie entwarf, iſt in jedem Zuge erkennbar. — Es ſind goldene Worte tiefer Menſchenkenntniß und

und gereifter Erfahrung eines Geiſtes, dem es vor allen gegeben ward, tief und hell in die Natur zu blicken, golden an Gehalt, Klang und Farbe; durch mehrere Ueberſchriften zuſammen gereihet, bilden ſie einen herrlichen Kranz, die Stirne des Unſterblichen zu ſchmücken, deſſen Bild aus ihnen in ſo mannichfaltiger Anſicht zurückſtrahlt.

Jen. Allgem. Liter. Zeitung. 1805. Nro. 128 f.

Philipp Buttmann.

Wenn der Dichter die Perſonen, die er im Sinne hat, mit erdichteten Namen einführt, ſo iſt dies in den meiſten Fällen eine wahre Dilogie. Denn von einem Theil wenigſtens der Leſer will er ſo verſtanden ſein, als ſeien die Gedichte oder Beiſpiele, worin ſolche Namen vorkommen, bloß idealiſcher Art, und nur der Kundige entdeckt darin Verhältniſſe und Thatſachen aus der wirklichen Welt. — Geſetzt alſo, was wohl möglich, daß deren manche im Horaz uns verborgen ſind, ſo geht uns für unſern rein-äſthetiſchen Zweck nichts ab; ſo wenig als unſerer Nachwelt etwas abgeben würde, wenn es ihr verborgen bliebe, daß Goethe ſeinen Lerſe im Götz ſo benannte, um der redlichen Einfachheit eines Freundes, des ſeitdem verſtorbenen bekannten Münzkenners gleiches Namens, ein gemüthliches Denkmal zu ſetzen; oder wenn es Schillern gefallen hätte, an der bekannten Stelle ſeines Tell einen minder berühmten Namen als Johannes Müller zu feiern. Beide Meiſterwerke würden, ſo wie im Ganzen, ſo auch in dieſen einzelnen Theilen ſo vortrefflich und vollendet ſein, wie ſie uns jetzt erſcheinen.

Ueber das Geſchichtliche und die Anſpielungen im Horaz. 1808. In den Abhandlungen der Königlichen Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin. 1815. 4.

Adam Heinrich Müller.

— Schon längſt war ein ſprechendes und unvergängliches Bild jener großen Hauptdiſſonanz unſerer Zeit, des anſcheinenden Widerſpruchs zwiſchen den Beſitzthümern des Geiſtes und denen unſrer körperlichen Natur, zwiſchen den Anſprüchen des innern Wiſſens und denen des äußern praktiſchen Lebens, oder zwiſchen den ökonomiſchen Bedingungen und den poetiſchen Ausſichten unſrer Exiſtenz, in einem deutſchen Romane aufgeſtellt, für den es in der ganzen Geſchichte der Litteratur nur im Don Quixote einen einzigen, weltumfaſſenden Pendant giebt — **Wilhelm Meiſters Lehrjahre.**

Wunderbare Klarheit, Beſtimmtheit, Flüſſigkeit und Individualität der Erzählung, ächt muſikaliſche Darſtellung des Karakters in der Begebenheit, des Daſeins in dem ſchön geſicherten Beſitz, ſprechen jeden Leſer an. Aber was bei immer wiederholter Rückkehr zu dieſem außerordentlichen Werke, bei jeder neuen Beziehung deſſelben auf Welt und Zeit ſich mehr entwickelt, iſt die tiefe, ewig ſteigende Bedeutung. Es ſcheint auf die Ausbildung der poetiſchen Anlagen eines jungen Kaufmanns anzukommen; Theater, Liebe, jugendliche Verirrungen, vornehme Welt, Religion, Staat, greifen allmählich in die ſtille Geſchichte ein. Der Unerfahrne ſieht die dramatiſche Kunſt, die Erziehung oder irgend eine einzelne Richtung des Helden für den letzten Zweck an. Indeß iſt Bühne und alles endliche Spiel unverſehens verſchwunden; man ſteht auf der großen Bühne des Lebens, dieſer Zeit insbeſondre. Theater und Parterre, die ſo lange durch ein unüberſteigliches Proſcenium geſchieden waren, fließen zuſammen, und das alte Motto des Schauſpielhauſes, wo Shakeſpear's Werke ihr erſtes Publikum fanden: „Der Menſch iſt Schauſpieler und Zuſchauer zugleich,“ zeigt ſich dargeſtellt mit dem unendlichen Reichthume unſrer Zeit. —

Der Geiſt deutſcher Bildung, wie ihn die allen Zeitaltern und Nationen angehörenden Werke des deutſchen Goethe ausdrücken, iſt allen Rieſen und Titanen, die ihn beſtürmen möchten, gewachſen: die deutſche Litteratur ſchon in ihrer gegenwärtigen

Und liegen will ich Mars zu dir
Du Liebesgöttin ſtark
Und ziehn ein Nez um uns herum
Und rufen dem Olymp

Wer von den Göttern kommen will
Beneiden unſer Glück!
Und ſolls die Fraze Eiferſucht
An Bettfuß angebannt.

Geſtalt, und ohne Rückſicht auf künftige Blüthen, die herrſchende, in dem edelſten, beſcheidenſten Sinne des Worts! —

— Ich rühme an der deutſchen Philoſophie vornämlich, daß ſie ſich nach unzähligen, wenn gleich einſeitigen, doch rieſenhaften Unternehmungen zu jener großen Verſöhnung des äußern mit dem innern Leben, auf die die Lehrjahre Meiſters deuten, hinneigt; — Goethe und Novalis, in ihren Romanen, wurden durch Abſicht und Zeit auf dieſes Problem geleitet. — — Für unſern Zweck liegt uns der bedeutende Moment in Novalis Leben am nächſten, wo er ſich aus der Bezauberung des Goethe'ſchen Romans emporwand, die reizenden Feſſeln jener Dichtung trotzig von ſich abſtreifte, und zu ſehen glaubte: Goethe wolle in dem gleichen Beſtreben minder als er. Will er das Unendliche wie ich, ſchien er zu fragen, oder führt er mich in neue Schranken? Nein, er verklärt die Gegenwart zu früh: iſt denn, was mich mehr als alles lockt und verführt, der Zauber der germaniſchen Naturpoeſie ſchon ergründet?

Novalis ahndete, ohne ihn deutlich auszudrücken, den einzigen Vorwurf, der gegen Goethe erhoben werden kann: Die Allgegenwart des Chriſtenthums in der Geſchichte und in allen Formen der Poeſie und Philoſophie, iſt ſelbſt Goethe'n verborgen geblieben. An dieſer Stelle iſt er nicht rein von dem Anfluge der Zeit und den Einflüſſen der Aufklärung: in der Gegenwart des Göttlichſten allein, kann man ſich ihm, dem in allen übrigen Fällen man ſich ergebungsvoll unterordnen würde, beſcheiden gegenüberſtellen, und in ſeine eignen bedeutungsreichen Werke den heiligen Sinn hineinlegen, den er ſelbſt unverkennbar verläugnet.

Ich bin weit davon entfernt, zu verlangen, daß man vor lieb- und glaubensloſen Zeitgenoſſen das Wort nennen müſſe, auf das ſich alle übrigen Worte und Werke des Lebens beziehn. Es mag in vielen Fällen gerathener ſein, die Gemüther durch ſtille Löſung der Kontraſte und Widerſprüche des ſie unmittelbar umfangenden Lebens, in die philoſophiſche und poetiſche Bewegung zu bringen, aus der ſich neue harmoniſche Bewegungen und ſo endlich auf die jedem Einzelnen angemeſſene Weiſe die Ahndung und das Gefühl und die Erkenntniß einer allgemeinen Verſöhnung, eines alle Zerrüttungen, Kämpfe und Kriege des Lebens umfangenden Friedens erzeugen müſſen. Wie menſchlich, wie glücklich ſind in Meiſters Lehrjahren jene beiden Figuren, die dem Jüngling am erſten Scheidewege ſeines Lebens begegnen, die Oekonomie und die Poeſie am Ende unter den Geſtalten der Thereſe und der Natalie einander genähert. Was ihm einſt durchaus himmliſcher, und was ihm durchaus irdiſcher Abkunft erſchien, das Göttliche und Menſchliche hat ſich nun durchdrungen, und wenn ſein Weſen dem früh in ihm entſchiedenen Geſchlechtskarakter getreu ſich auch mehr für Natalien entſcheidet, ſo iſt er doch für den Reiz Thereſens nicht unempfänglich, was er einſt bei Werners poetiſchem Gemählde einer Handelsſtadt nicht zu ahnen ſchien.

Wer nun könnte uns, die wir einen immer tieferen Sinn in die Werke unſers Meiſters zu legen arbeiten, wer könnte uns wehren an eine Vermählung des irdiſch-himmliſchen Geiſtes der germaniſchen, und des himmliſch-irdiſchen Geiſtes der antiken Poeſie in eine einzige, ſchöne und mächtige Geſtalt der Menſchheit, deren Urbild vielleicht grade an der Scheidewand jener beiden großen Zeiträume aufgeſtellt ſein möchte, kurz an die ächte Menſchwerdung des Göttlichen, nach der wir alle, und alle Zeit- und Welträume mit uns ſtreben, zu denken — wenn er nicht ſelbſt, Goethe, vorſätzlich und ſogar mit Spuren einer durch die hohe Gerechtigkeit ſeiner Seele unterdrückten, aber doch unverkennbaren Leidenſchaft, das Wort verläugnete, das wir allen ſeinen Werken, als Zweck und Ziel, unterlegen konnten.

Wie der Tadel gegen ihn beim Novalis, noch mehr bei deſſen Nachfolgern und Freunden zur Welt kam, als Angriff auf die ſchöne Gebundenheit und Geſchloſſenheit ſeiner Kunſt, oder auf ſeine Meiſterſchaft, bedurfte es nur der vierzehn Zeilen jenes unſterblichen Sonetts, um ihn zu beſeitigen. Es möchte überhaupt nicht ſowohl darauf ankommen, von ſeinen Werken an ihn ſelbſt, ſondern vielmehr von ihm an ſeine Werke zu appelliren. — Goethe's ſchöner Gehorſam gegen die äußerliche Geſtalt des gegenwärtigen

Lebens, gegen das von Novalis ſo ſchnöde behandelte „Evangelium der Oekonomie,“ erlaubte ihm die Scene ſeines Romans in die Gegenwart zu verſetzen, dagegen Novalis nur im Mittelalter den Boden für ſeine Geſtaltungen der Welt finden konnte.

Ich hebe aus dem Gebiete der deutſchen Kunſt die Werke eines Meiſters heraus, nicht bloß ihrer über das ganze Zeitalter hervorragenden Vortrefflichkeit halber, ſondern als ewige lehrreichſte Schule für das ächt künſtleriſche, ächt menſchliche Leben. Alle Pope's und Racine's der Welt zum Schweigen zu bringen, bedürfte es nur einer leichten Erwähnung des Torquato Taſſo von Goethe. Die Haltung, die Grazie, die Eleganz jener Dichter findet ſich hier als bloßes Beiweſen eines Werkes, das den tiefſten Forderungen des Gemüths und des Lebens zu genügen, und etwas mehr als die Eigenthümlichkeit einer beſtimmten Zeit, die Konvenienz eines gewiſſen Hofes, den Geſchmack und die Sitte eines einzelnen, vorübergehenden Publikums zu beſchauen und zu beherrſchen hat. Aber es kommt nicht darauf an, ſolche Arbeiten zu unwürdigen, ſchiefen und hochmüthigen Parallelen zu mißbrauchen! Das Univerſum der Kunſt und nicht irgend einer von den längſt beſeitigten irdiſchen Gerichtshöfen des Geſchmacks, iſt die Bühne, auf der Goethe's Werke betrachtet werden müſſen.

Ihm wurde die Beſtimmung, durch die bloße innre wunderbare Gewalt der Kunſt ſein Vaterland von den engen Schranken jedes kritiſchen Wahnes zu befreien. Mit ihm beginnt, pflegt man zu ſagen, die Morgenröthe der deutſchen Kunſt: ich ſage lieber: er eröffnet die Künſte dem wirklichen Leben; mit ihm fängt ſich die höhere Einbürgerung der Kunſt an, die ich vorher als unnachläßliche Forderung der Kunſt an den ächten Dichter darzuſtellen ſuchte. Für ihn iſt die weite Fläche von Deutſchland, was für Hans Sachs ſeine Reichsſtadt war.

Der Roman, mit dem Goethe zuerſt die Augen der Nation auf ſich zog, und der offenbar die ganze Direktion des deutſchen Geiſtes änderte, Werthers Leiden, ſtellte die große Diſſonanz der Zeit mit erſchütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es iſt, als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerſchneidenden Akkord ſeine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz ſich erſt in ſeinem Umfange, in ſeiner ganzen anſcheinenden Hoffnungsloſigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ungeheuern Paradoxie eines Naturgemähldes von tiefſinniger Wahrheit hätte erſcheinen müſſen, um das große Muſter verſöhnender und vermittelnder Kraft, das Goethe aufgeſtellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunſtwerk nennen möchten, hat Goethe zuerſt durch ſeine eignen ſpäteren Werke widerſprochen. Unverſöhnt mit dem Schickſal wird der Held von dem Zwieſpalt des Ideals und der Konvenienz verzehrt. In dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft verbergen ſich wie in eine große Myſterie alle Zwecke ſeines Lebens. Religion, Poeſie, alle ewigen Güter ſeines Daſeins, geben nach einander in der einen, endlichen Geſtalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm verſagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe: der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in ſeinem Buſen an, läßt ihn verzehren und verlöſchen. Der blüthenreiche Stamm, der ſich einſt ſo ſtolz an griechiſcher Klarheit ſonnte, erſtirbt allmählig; Oſſian verdrängt den Homer; nordiſcher Nebel und Sturm entblättert, erſtickt und vernichtet ihn.

Fünfzehn Jahre ſpäter, nachdem in der Bruſt des Dichters ſchon manche Verſöhnung vollzogen, die unmittelbare Zwietracht befriedigt und der innre Widerſtreit der Neigung und der Pflicht längſt in höhere Welträume gezogen iſt, da ein weiterer Kampfplatz ſich für die Kriegesluſt des Dichters aufgethan, da die oft wieder aufgeriſſenen Wunden, die das erſte Werk geſchlagen, endlich übernarbt, und der Tumult der deutſchen Jugend geſtillt iſt — erſcheint der Fauſt: aus jener Zeit, wo der Untergang der germaniſchen Welt zuerſt ſichtbar, die Geiſterſpaltung der letzten Jahrhunderte entſchieden wurde, in die Gegenwart herbeigebracht. Die Zeiten haben ſich gewandt, die Wiſſenſchaft iſt am Ende: Fauſt, unbefriedigt in ſeiner klöſterlichen Zelle, ruft mit ſteinebewegenden Tönen die Geiſter um einen Tropfen Erfriſchung an. Der Teufel nimmt ſich ſeiner an, und führt ihn ein in das grüne, volle, üppige Leben; und wie er neben ihm ſteht, regt ſich tief im Innern des Fauſt ein andrer oder vielmehr derſelbe Teufel. Beide einander entgegenwirkend zerſtören den göttlichen Menſchen, locken mit dem himmliſchen Geiſte ſeiner Augen die paradieſiſche Unſchuld der jungfräulichſten Seele, die es je einem Dichter zu ſehen und darzuſtellen vergönnt war, in den Untergang, den ſie bereiten, hinein: und unter Orgeltönen, die den kommenden Richter und Rächer verkündigen, und dem hinraſenden Fauſt ſchauerlich nachrufen, ſchließt ſich das wundervolle Fragment.

In ihre Elemente aufgelöſt, dem Univerſum wiedergegeben ſind die perſönliche Welt des Dichters im Werther, die Welt, der Lebenslauf eines ganzen glorreichen, blühenden Zeitalters, mit ſeinen Menſchen, Gedanken, Staaten und Wiſſenſchaften im Fauſt. Nun iſt es Zeit, daß alles wieder beginne und aus ſeiner Aſche ſich erhebe. Unmerkliche, leiſe Verknüpfungen eines neuen Daſeins trennen und ſchließen ſich, und mit kaum hörbarem Tritt nähert ſich Wilhelm Meiſter. Gereinigt von allen Stürmen und Flammen, denen er uns zu unterliegen ſchien, führt der Dichter ſich ſelbſt an ſeiner eignen Hand in das Leben und in die Kunſt zurück. Seine eignen Lehrjahre, die lehrende und die lernende Welt umher, wie von einer überirdiſchen Sphäre, von Wolken herab lenkend, zeigt er wie ein Spiegel allen Fragenden auf gleiche Weiſe getreu, die Räthſel der Zeit und die Worte der Löſung. Faſt ohne Spur der Vorliebe des leitenden Dichters ſteht der jugendliche Held unter allen ſeinen Verirrungen und Vorzügen da; nur hin und wieder bei den ſcheinbar unbedeutendſten Gelegenheiten und Handlungen ſtreut jener himmliſche Blumen in Worten um ihn her, und verräth die göttlich menſchliche Begünſtigung.

Dieſe drei Werke bilden den Faden, um den ſich die Karakteriſtik des Dichters herſchlingen muß. Sie verhalten ſich wie Tod, Höllenfahrt und Auferſtehung.

Keines der Werke, mit denen der Genius Goethe's uns erfreute und dem großen Reiche der Kunſt, von dem hier die Rede iſt, näher brachte, iſt abſolutes Studium, reine Nachahmung früherer

Kunſterſcheinung. Jedes ſtrebt die einzelnen hinterbliebenen Formen der Vergangenheit unter ſich, und dann mit der Gegenwart, zu verſöhnen: jedes iſt zugleich in der Zeit, und hebt durch die Löſung irgend einer großen Diſſonanz über die Zeit, oder fördert die Zeit; die bezeichnet den eigenthümlichen Eindruck einer Kunſtform auf Goethe, und alle geben den Zeitgenoſſen einen eigenthümlich deutſchen, Goethe'ſchen Eindruck zurück. Er iſt Souverain und dienender Bürger dieſes Kunſtſtaats, der freiſte Dichter, weil er der gehorſamſte iſt.

Torquato Taſſo von Goethe iſt ein Gedicht über den Dichter und ſein Werk; für das Verſtändniß der Poeſie das lehrreichſte und tiefſinnigſte; in äußerer Form das vollendetſte, den benachbarten Nationen zugänglichſte. — — Unter allen Leiden des Dichters ſieht man die Flügel des Genius der Poeſie ſich ausbreiten und wachſen, und wenn die Strenge in der Handlungsweiſe des Staatsmanns uns hier und dort verletzt, ſo haben ſich dennoch am Ende Dichtkunſt und Staatskunſt in einen einzigen herrlichen Tempel des Lebens vereinigt. Die Liebe bleibt verſagt, der Lorbeer entrückt: aber die Elemente der Welt, die ſich zum Streite getrennt hatten, verſöhnen ſich wieder: vor ihrer gleichen, ewig nothwendigen Gewalt beugen ſich die über den ſcheinbaren Zwieſpalt wieder beruhigten Geſtalten. Taſſo, klar, flüſſig, aber auch leicht zu beunruhigen wie Meer und Waſſer, tritt in ſeine Schranken zurück: Antonio auf Feſtigkeit und Dauer trotzend, wie die ernährende Erde, giebt ſeine Anſprüche auf. Weich und durchſichtig, zwiſchen Himmel und Erde ausgebreitet, ewig unergreifbar für irdiſche Hände, wie die Luft, umfängt die ernſte Eleonore wieder mit gleicher Gerechtigkeit die beiden irdiſchen Elemente; und das Feuer der andern, das hie und da zu entzünden drohte, ſtillt ſich; der leichte Glanz, die ſchöne Luſt eines fröhlichen Herzens bleibt zurück.

So ſchließt ſich das ächte Kunſtwerk: in lebendiger Deutlichkeit hinterlaſſen die ſchönen, verſchwundenen Bilder den ewigen Gedanken des Lebens. Die irdiſchen Schickſale, die uns, wie die erlen Geſtalten des Gedichts, quälten und zerriſſen, ſtehen bei jeder folgenden Betrachtung reiner, ruhiger und bedeutender vor uns auf: Schmerz und Freude mildern ſich gegenſeitig zu Moll- und Dur-Akkorden einer wunderbaren Muſik. Eben dieſe widerholte Betrachtung wird jedem, der ſich dazu hingezogen fühlt, erhabneren Sinn in dem göttlichen Werke zeigen. Nur mit ſchwachen Farben habe ich es dargeſtellt; nur den Weg habe ich weiſen können, auf dem man zu ſeiner Vortrefflichkeit ſich emporhebt.

Ganz anders leitet **Egmont**, der neben Taſſo betrachtet werden muß, zu derſelben Höhe: der Ernſt des Lebens, die bürgerliche Geſellſchaft zeigt ſich hier erſchüttert und in Gährung, als Mittler zwiſchen Volk und Fürſt drängt ſich Egmont durch das Gewühl ſtreitender Stände und Karaktere hindurch; er, den die Anbetung des Volks, die Liebe der Regentin, die Gunſt des Königs zum verſöhnenden, vermittelnden Herrſcher zu beſtimmen ſchien, wird ein Opfer ſeines liebreichen Willens. Das poetiſche Gemüth, das im Taſſo die Ruhe der Welt zu ſtören ſchien, verzehrt ſich hier in ſeinen heilenden Kräften und Abſichten. —

— Faſt die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweiſen, als das Geſpräch zwiſchen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weiſe prophetiſch die Verſchmelzung vom Karakter der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorleſungen an ſo vielen Stellen die Rede geweſen iſt. Wie nach einem ſchönen Frühlingstage von den Stürmen des Winters verſcheucht, tritt der Sonnenſtrahl hinter finſteres Gewölk zurück: tauſend aufgebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend ſcheinen ſich wieder zu ſchließen. Der Held wird unterdrückt und fällt; ſein Todesmoment iſt da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung verſperrt ſind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine! — Da ermannt ſich ſein Glaube an der Freundſchaft, dem Glauben, der Bewunderung des Sohnes ſeines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrſinn er unterliegt, iſt wirklich am Ende; Alba vermag ihr ſein eigenes Kind ſogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesſchauer verſchwinden; auferſtehend hebt ſich der Held aus ſeiner Aſche, ſein Tod wird zum Triumphe, der Platz des unerbitterlichen Gerichts zum Felde des Sieges.

Keinesweges in einen Taumel der Freiheit wird der Zuſchauer fortgeriſſen, das irdiſch und das himmliſch triumphirende, die Zeit Alba's, die Vergangenheit, und die Zeit Egmonts, die Zukunft, behauptet ihre Rechte: Geſetz und Freiheit ſind verſöhnt. — — Ungern trenne ich mich von der Welt des mir am nächſten liegenden Poeten: ganze Saaten der Schönheit und des Lebens muß ich für jetzt unberührt laſſen, indem ich mich zu einem andern Dichter wende. —

Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Litteratur, von A. H. Müller. Zweite Auflage. Dresden, 1807. 8. S. 51. 72. 165. 173. 178 ꝛc.

— Der Künſtler bildet aus zwei Elementen ſein Werk, 1) aus einer Mannigfaltigkeit von Erſcheinungen, die ihm die Natur darreicht, 2) aus einem einfachen Gedanken, den er von der Kunſt, von dem Kunſtgefühle in ihm, erhält. Zwei ſtreitende Karaktere, z. B. Taſſo und Antonio, ſollen dienen nnd unterthänig ſein einer künſtleriſchen Idee, z. B. der Einheit aller Kunſt, der Staatskunſt, der Kriegskunſt, der Dichtkunſt. Verſuchen wir das Bildungsgeſchäft des Künſtlers näher zu betrachten. Auf der einen Seite der Gegenſatz unter den widerſtrebenden Geſtalten, Dichter Taſſo und Staatsmann Antonio, jeder mit großen, lebendigen Anſprüchen, daß der Sieg und der Lorbeer ihm und ſeiner Kunſt zu Theil werde; jeder von beiden kräftig, reich und beredt genug, um den Dichter auf ſeine Parthei herüber zu zwingen. Auf der andern Seite der Künſtler, oder vielmehr die Ahndung der Einheit, des Friedens zwiſchen beiden, die Ahndung einer die Dichtkunſt und die Staatskunſt vereinigenden Kunſt. Man bemerke wohl, mit einem vollendeten Heldengedichte tritt Taſſo auf: er hat in der Darſtellung ſeines Gottfried von Bouillon ſchon gefühlt, wie „gleiches Streben Held und Dichter bindet," er hat gefühlt, wie der Dichter ſich am liebſten zum Helden und zu ſeinen Thaten hinneigt. Er hat den Gegenſatz vom Helden und Dichter, vom hohen Leben und von hoher Poeſie, ſchon einmal aufgelöſt. Die Einheit aber, die er gefunden, muß wieder dahin, ſie muß zerſpaltet werden in ihre Elemente, damit ein andrer Dichter, Goethe, einen andern tieferen und innigeren Verein zwiſchen Leben und Poeſie ſchließen könne. Handelndes und Behandeltes, Dichtergeiſt und die Thaten des heiligen Krieges haben ſich zu einem einzigen gemeinſchaftlichen Handeln, zu einem einfachen poetiſchen Geiſte verbunden: dieſes Handeln heißt Taſſo. Handelndes und Behandeltes, ein andrer Dichtergeiſt und die Leiden des Dichters Taſſo verbinden ſich zu einem noch höhern Handeln, zu einem poetiſchen Ganzen: dieſes Ganze heißt Goethe. Es ließe ſich ein noch erhabenerer Genius denken, der den jugendlichen Vollender des Schauſpiels Taſſo, Goethe'n, einführte, mit dem eben beendigten Werke, und aus dem eben geſchloſſenen Frieden, durch die Disharmonie der Welt, oder des Dichters mit ihr, eine neue noch furchtbarere Zwietracht zwiſchen Kunſt und Leben erzeugte, um einen noch reinern Frieden zu ſchließen. Und ſo würde, wie wir im Schauſpiel Taſſo den Lorbeerkranz von Taſſo's Haupt auf Goethe's übergehen ſehn, der ſchöne Preis, von dieſem auf die Stirne des Höheren verſetzt, ſteigen, und weiter ſteigen, und endlich das Gebet des Taſſo erhört und er zwiſchen Wolken verklärt werden. —

Prolegomena einer Kunſtphiloſophie. In; Adam
Müllers vermiſchte Schriften. Wien, 1817. 8.
Thl. II. S. 291.

— Sie alle ſind ſchon Zeugen des vielbelobten Streites über die Vorzüglichkeit Goethe's oder Schillers geweſen. Man pflegt ſich in ſolchem Streite meiſtentheils roh an die Vergleichung ihrer Werke zu halten, hingegen den Geiſt und die Natur der Abſichten beider weniger zu beachten. Goethe iſt der Virtuos in vollem Sinne des Wortes, und Schiller der Streber von einer Ungemeinheit und Erhabenheit des Sinnes, daß er ſich mit den Größten dieſer Gattung meſſen kann. — Wenn Sie betrachten möchten, wie er in allen ſeinen Werken, im Gefühle ſeiner Macht über die Ufer tritt, die er ihnen ſelbſt angewieſen hat, während Goethe freilich befriedigter nie das Flußbette verläßt, ſelbſtzufrieden mit den Kieſeln und den Blumen ſpielt, und ſich vielmehr in ſeiner Klarheit und in ſeinen Schranken gefällt. Es ſind dieſes zwei durchaus verſchiedene Naturen, die entweder gar nicht, oder nur von der Höhe aus, wo der Menſch und der Dichter als Eines erſcheinen, verglichen werden dürfen. Wenn man das erhabene Drängen bemerkt, die Zeit, ihre Bewegungen, ihr Unglück und ihren Troſt mit hineinzuziehen in den Kreis der Poeſie; wenn ſo unendlich viel Großes zugleich erreicht werden ſoll, wenn der Sänger alle Schranken ſeines Inſtruments vergißt, wenn er die ſelbſtverzeichneten Umriſſe des Werks verläßt, und lieber ſcheitert und das Werk unausgeſprochen läßt, ehe er das Vorhaben, wozu ihn die Natur und die urſprüngliche Gewalt ſeiner Seele nöthigt, ehe er das Vorhaben, die ganze Menſchheit zugleich, und alle ihre Bedürfniſſe, ihr ſtillſtes Begehren, wie ihre lauteſten Forderungen auszuſprechen aufgiebt — ſo kann er allerdings nicht in die Schranken mit Goethe treten, der die Ruhe und die künſtleriſche Beſonnenheit vor ihm voraus hat. Laſſen Sie uns demnach jeden in ſeiner Art erkennen ꝛc. —

Von der Idee der Schönheit. In Vorleſungen gehalten zu Dresden im Winter 1807. 1808. durch Adam Müller. Berlin, 1809. 8. S. 101.

Friedrich von Schlegel.

Vorleſungen über die deutſche Wiſſenſchaft und Litteratur. Von Adam H. Müller. Dresden, 1807. 8.

— Möge der Verfaſſer ferner an dieſem Punkte der Einheit (dem Chriſtenthum) feſt halten, durch ſtetes Forſchen ſich denſelben immer klarer und deutlicher machen, ſich wie bisher rein erhalten von dem leeren und loſen Weſen willkürlicher Konſtruktionen, aber auch von gewaltſamen und unzweckmäßigen Anwendungen. Als eine ſolche glauben wir die auf Goethe durchaus anſehen zu müſſen, an dem der Verfaſſer nur das Eine zu tadeln weiß, daß der Geiſt des Chriſtenthums ihm verborgen geblieben

Proſerpina,

ein

Monodrama.

Eine öde felſigte Gegend, Höhle im Grund, auf der einen Seite ein Granatbaum mit Früchten.

Proſerpina.

Halte! halt einmal Unſeelige! Vergebens irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her! Endlos liegen ſie vor dir die Trauergefilde, und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir. Nicht vorwärts, aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen! Die ſchwarze Höhle des Tartarus umwölkt die lieben Gegenden des Himmels, in die ich ſonſt nach meines Anherrn froher Wohnung mit Liebesblick hinaufſah. Ach! Enkelin des Jupiters, wie tief biſt du verloren! — Geſpielinnen! als iene blumenreiche Thäler für uns geſammt noch blühten, als an dem himmelklaren Strom des Alpheus wir plätſchernd noch im Abendſtrale ſcherzten, einander Kränze wanden, ſei. Wir geben zwar gern zu, daß bei jeder neuen oder alten Philoſophie unvermeidlich die Frage entſtehen muß: wie ihr Verhältniß zur Religion ſei, wenn ſie nicht etwa ſelbſt ſchon dieſes Verhältniß angiebt und beſtimmt. Mit den Künſtlern kann und darf man es aber wohl keineswegs ſo ſtrenge nehmen, und es ſcheint uns daher, als ſei Hr. Adam Müller durchaus nicht berechtigt geweſen, dem vortrefflichen Dichter ſein Glaubensbekenntniß auf eine ſo harte Art abzufordern, oder ihm das ſeinige aufzudringen.

Heidelbergiſche Jahrbücher der Litteratur. 1808.
Heft 2. S. 227.

Jens Baggeſen.

Palinodie.

Der zarten Unſchuld kühle Morgenröthe —
Das ſchüchterne Gefühl der erſten Liebe;
Die Chriſtusoffenbarung meiner Jugend;
Die zitternde Bekämpfung wilder Triebe;
Die gar zu herbe, noch nicht reife Tugend;
Was früh zur Kunſt des Dichters Seele wendet —
Entfernte lang mein krankes Herz von Goethe.

Der freien Weisheit warme Mittagsſonne —
Das Gleichgewicht errungen durch Erfahrung;
Des Mannes größre Gottesoffenbarung;
Der vollempfundnen Liebe ganze Wonne:
Was zu Natur der Dichtung Kunſt vollendet —
Zog den nicht länger unberufnen Richter
Zurück zum größten aller deutſchen Dichter.

Schiller und Goethe.

Wer iſt erhabner? Im ewigen Flug lichtvoller Gedanken
Schwebet der Schiller'ſche Geiſt, gleich der unendlichen Zeit;
Und in unendlicher Ruh', ausſtrömend die Gluth der Empfindung,
Dehnt ſich das Goethiſche Herz, gleichend dem ewigen Raum.

Der Meiſter.

Zwiſchen Racinens gefälligem Fleiß, und des muthigen Shakſpear's
Wilder Natur, in der Mitt'; aber erhöht — in der Kunſt
Göttlichen Einfalt — ſteht der Dichtung ſtrahlender Gottmenſch
Goethe, der Mittler, und ſpricht: Kinderchen! kommet zu mir!

Die Jünger.

Möchten ſie hören den Ruf, die lieben poetiſchen Kleinen —
Nicht ihn hören allein; auch ihn gebührlich verſtehn,
Kinder zu ſein ſich beſtrebend, nicht bloß in kindiſchem Scherzen;
Aber, was wichtiger ſcheint, auch in dem kindlichen Ernſt!

Haideblumen. Amſterdam, 1808. 8. S. 197 ꝛc.

Ungenannt.

v. Goethe (Joh. Wolfg.), originell claſſiſcher Belletriſt der Deutſchen. Geb. 1749.

Ihn hat die Phantaſie
Am Zügel, ſtatt Er ſie.
Er ſchwärmt ſo leicht und loſe
Wie Bienen um die Roſe,
Und übernimmt ſich nie.
Man liebt ihn raſch und munter,
Und weiß doch nicht mitunter
Warum? wofür? und wie?

Character-Epigrammen über ausgezeichnete hiſtoriſche Perſonen der alten und neuen Zeit. Ein Verſuch von D. S. Leipzig, in der Baumgärtnerſchen Buchhandlung. 1809. 16. S. 54.

Theodor Körner.

An Goethe, als ich den Fauſt geleſen hatte.

Fleuch auf, mein Lied, fleuch durch die Bahn der Sonne
Hinauf! Hinauf! durch aller Himmel Raum.

Die Erde ſinkt, das Dunkel iſt zerronnen,
Ich habe mich im Urquell aller Wonnen;
Der Wahn entflieht, zur Wahrheit wird der Traum.
Im Frühlingshauche fühl' ich mich begeiſtert,
Mir flammt die Welt im nie geſeh'nen Brand,
Der Sänger, der den Sonnenlenker meiſtert,
Er reißt dem Gott die Zügel aus der Hand.

Es flammt die neue Leuchte durch die Ferne,
Er zündet ſie mit ewig junger Gluth,
Und raſ't harmoniſch durch das Reich der Sterne,
Starr bleibt der Gott, daß er die Bahn erlerne,
Denn nimmer taucht der Wagen in die Fluth.
Der Sänger lenkt ihn durch des Aethers Freie,
Sein Ruf gebeut dem göttlichen Geſpann,
Er ſtrebt, geſalbt von ſeines Liedes Weihe,
Zum Urquell ew'ger Lebensgluth hinan.

Du haſt die Zeit, den Wolkendruck bezwungen,
Frei ſchwillt das hohe Herz in Sphären-Pracht
Durch aller Zonen Weite iſt's erklungen,
Es jauchzen dir harmoniſch alle Zungen,
Das Todte iſt zum Leben angefacht.
Was nie das junge Herz zu ahnden wagte,
Du ſprichſt es aus mit ungeheurer Kraft.
O, Heil der Sonne, die der Menſchheit tagte,
Die ſich die Welt zum Feuertempel ſchafft!

Des Lebens höchſtes Streben klingt im Liede,
Die Töne rauſchen fern im Adlers-Schwung.
Zur höchſten Pracht entfaltet ſich die Blüthe.
In Flammengluth verklärt, wie der Alcide,
Löſ't roſenroth der Tag die Dämmerung.
Und lieblich, mit des zarten Frühlings Schwellen,
Verjüngt ſich die verödete Natur.
Gebadet in des Aethers heitern Wellen,
Tritt Fauſt hervor auf der verlöſchten Spur.

Es neigen ſich die Himmel, Sterne zittern,
Die Welt erkennt des Meiſters hohe Hand.
Und wie im Sturm von tauſend Ungewittern
Die Eichen ſtürzen, greiſe Fichten ſplittern,
Und das Geſetz ſich löſ't im ew'gen Brand,
Die Sonne doch zuletzt mit ſtolzem Prangen
Die Wolken bricht im ew'gen Siegerlauf,

So raſ't das Lied, und will das All umfangen,
Und löſ't den Blick in Wonnethränen auf!

Es lebt in melodienvoller Stille
Hoch über Sonnen-Reichen der Geſang.
Heil, Dir! Gewaltiger, mit Jugendfülle
Zerreißt Du kühn des Lebens finſtre Hülle,
In goldner Luft wogt Deiner Stimme Klang,
O! ſeelig, die des Liedes Nectar trinken,
Es trägt ſie zu den Himmliſchen hinauf.
Wenn einſt die Welten, wenn die Sonnen ſinken,
Blüht Dein Gebild im ew'gen Frühling auf.

Knoſpen von Theodor Körner. Leipzig, bei G. J. Göſchen. 1810. S. 58 ff.

Ungenannt.

Goethe's Werke. Erſter Band. Stuttgart und Tübingen, 1806. 8.

— Mit eben dem Rechte ließe ſich aus der Vielgewandtheit unſers Dichters, wodurch er in den verſchiedenſten Gattungen der Poeſie das Höchſte erreicht hat, ſchließen, daß an ſeinen Werken die Kunſt einen nicht geringen Antheil habe, und daß alle jene ſchönen lyriſchen, romantiſchen, elegiſchen, epigrammatiſchen, dramatiſchen und epiſchen Gedichte zwar göttlich ſeien, ſofern ſie ohne Eingebung von oben und ohne himmliſche Begeiſterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menſchlich, und im höchſten Sinne des Wortes ſein eigen, ſofern in einer dem Schönen ſo ungünſtigen Zeit, wie die unſrige, von ſeiner Seite die höchſte Beſonnenheit, der treuſte Fleiß, und die regeſte Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu ſein, und ihrer in ſo reichem Maße gewürdigt zu werden. Dies bezeugt unſer Dichter ſelber in der oft gedachten Zueignung, wo er die Kämpfe ſchildert, die er von innen und außen zu beſtehen hatte, ehe er von der Muſe die Weihe empfing. Vielleicht iſt dieſe Verbindung künſtleriſcher Genialität mit philoſophiſcher Klarheit des Selbſtbewußtſeins, was unſeren Dichter am meiſten auszeichnet; und wer ſich bemühet, die Spuren davon in ſeinen Werken aufzuſuchen, wird immer größere Unterſchiede zwiſchen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, daß die edle Einfalt dieſer ſich zu der ſeinigen verhalte, wie die urſprüngliche, ſich ſelbſt nicht kennende Unſchuld im goldenen Weltalter zu der wiedererlangten in Elyſium. —

— Die herrliche Elegie, welche überſchrieben iſt: Herrmann und Dorothea, ſetzt den hohen Werth des ſittlichen Karakters unſeres Dichters in das helleſte Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Geſinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er ſeiner Muſe bei der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben ihn zu beſeelen. — Aus welcher Quelle ſie auch entſprungen ſein mögen, niemals wollen wir vergeſſen, daß einer der reichbegabteſten Dichter, der empfunden hat, was ein menſchliches Herz empfinden kann, und die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Lebens mit größter Klarheit durchſchauet, keine Urſach fand, daſſelbe zu haſſen, und nichts darin entdeckte, was hätte ſeinen Eifer für die Vervollkommnung und Verſchönerung deſſelben ſchwächen mögen. Eines ſo troſtreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo ſo Mancher an ſo Manchem irre wird. —

— Wie innig bei unſerem Dichter die Phantaſie, welche ſchafft und der Witz, deſſen Freude das Zerſtören iſt, verbunden ſind, zeigen am klärſten die Epigramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann. Sie beſtehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeiſterung, unter deren Einfluſſe alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein geſtimmt waren, um bei jeder noch ſo leiſen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entſteht, die ſich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbare ſchnelle Wechſel tiefſinniger Weisheitsſprüche mit ſo vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinſte, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunſt, Natur und Geſchichte in buntem Gewimmel vorüberführen drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zuſammen, denen ähnlich, in welchen er die erſte Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in dieſen Epigrammen bacchiſche Begeiſterung herrſcht, ſo in den Weiſſagungen des Bakis prophetiſche. Wolle niemand zudringlich dem Dichter die Auflöſung dieſer Räthſel abnöthigen, oder, die er ſelber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden ſie um ſo mehr nützen, je dunkler ſie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübſinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, ſich auf die Zeichen der Zeit zu verſtehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles deſſen, was wir bis jetzo für die Stützen unſerer Selbſtſtändigkeit und für die Bedingung eines geſelligen und ſittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächſtfolgenden Geſchlechter ein Zuſtand der Verwirrung aller Verhältniſſe entſtehn, woraus ſie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menſchen, wie Thucydides bemerkt, nicht ſobald ſich von lichten Hoffnungen verlaſſen zu ſehen, als ſie ſich hinwenden zu den dunkeln, zu Weiſſagungen und Orakeln, ſo daß auch dereinſt vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu dieſen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in ſibylliniſchen Büchern, das Schickſal zu befragen. Je räthſelhafter ſie nun wären, deſto mehr triebe das Verlangen, ſie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleiße zu durchforſchen, wobei er am ſicherſten gewönne, was dann ihm am meiſten Noth thäte:

Ruh' und Luſt und Harmonieen
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Jen. Allg. Litt. Z. 1809. Nro. 1. 2.

Die Wahlverwandtſchaften. Von Goethe. Stuttgart und Tübingen, 1809. Zwei Theile. 8.

— Abgeſehen von der künſtleriſchen Eigenthümlichkeit, welche das Werk durch dieſe Behandlung des Zufalls erhält, durch die vielen aufgezogenen und vielfach verſchlungenen Fäden, welche das Nächſte mit dem Fernſten, das Größte mit dem Kleinſten verknüpfen, wird es dadurch noch in anderer Rückſicht höchſt merkwürdig. Denn freilich fehlt es hier nicht an mancherlei günſtigen, ungünſtigen, warnenden, ſchreckenden Vorzeichen, nicht an ahndungsvollen Andeutungen, welche dieſer Reihe von Zufällen den Karakter unvermeidlicher Nothwendigkeit und gebieteriſcher Vorherbeſtimmung geben. — Doch weder dieſe Andeutungen werden gehörig erwogen, noch jene Zeichen beachtet. Nur Einer iſt auf manche aufmerkſam, Eduard.— Aber ſeltſam und ſchauerlich! Wie die nichtbeachteten Vorbedeutungen alle eintreffen: ſo wird die eine beachtete trügeriſch befunden. — Sehn wir nun die handelnden Perſonen noch von einer andern Seite an, auf einer wie hohen Stufe der Geiſtesbildung ſie ſtehen, wie zart ihre Empfindung iſt, wie ſicher ihr Urtheil, wie kunſtreich und wohlgeübt ihre Zunge, wie reich der Schatz ihrer Erfahrung, mit wie ſinnvollen aus dem Innerſten des Herzens und den unergründlichen Tiefen des Lebens geſchöpften Weisheitsſprüchen ihre Unterredungen und Selbſtgeſpräche angefüllt, faſt möchte man ſagen, überfüllt ſind: ſo wird hiedurch das furchtbare Gemählde vollendet, welches dieſes wunderſame Werk aufſtellt von der Zeit, worin wir leben. Ja, was hier in dem Bezirk weniger Tritte und in dem Raum einiger Jahre waltet, und mit heimlicher ſchadenfroher Tücke ſo unſägliches Unheil und Irrſal anrichtet, ja es iſt daſſelbe, was ſeit zwei Jahrzehnten zum Entſetzen des menſchlichen Geſchlechts von einem Pol zum andern betäubend, verblendend, zerſtörend den Erdkreis durchzieht, zum großen Zeugniſſe deſſen, was Charlotte ſagt: „Es ſind gewiſſe Dinge, die ſich das Schickſal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige ſich ihm in den Weg ſtellen: es ſoll etwas geſchehen, was ihm recht iſt, was uns nicht recht ſcheint, und ſo greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebehrden wie wir wollen.“ —

— Die Verwandtſchaft zwiſchen dem Roman und dem Epos wird allgemein anerkannt. Der unſrige verläugnet dieſelbe auch darin nicht, daß er, wie die Iliade und Odyſſee, faſt ganz dialogiſch iſt. Die Schwierigkeit, welche durchgängige Beobachtung des Karakteriſtiſchen im Dialog ſchon im Drama hat, wächſt, wenn ſich, wie in unſerem Roman ſo oft, die Perſonen nicht im Zuſtande der Leidenſchaften befinden, ſondern ruhiger Betrachtung: Wer von dieſer Schwierigkeit Erfahrung oder Vermuthung hat, wird in dem Studium der Wahlverwandtſchaften eine unerſchöpfliche Quelle der Belehrung und des Vergnügens entdecken.

Bei der Sorgfalt, die der Dichter auf den wörtlichen Ausdruck gewendet hat, und bei dem Glück, womit es ihm gelungen iſt, ihn zur Vollendung zu erheben, konnte es nicht fehlen, daß dieſes Werk, wie jedes ſeiner früheren, den Schatz, den unſere Sprache hat, an geiſtreich gebildeten Worten und Fügungen, mit neuen vermehrte. —

Woher rührt es, daß dieſes Werk, worin das gräßliche Spiel, welches das Schickſal mit dem Menſchen treibt, uns ſo ſehr demüthigt, doch zuletzt in eine Stimmung verſetzt, welche die früheren Bewegungen der Furcht, des Schreckens und des Mitleidens in eine erhabene Rührung, in das Gefühl einer hohen und würdigen Ruhe auflöſet? Dieſes rührt her von der Weiſe, wie Ottilie ihre Schuld büßt. Nachdem durch den unerwarteten Anblick Eduards ihr Gelübde gebrochen war, geziemte ihr nicht, länger zu leben. In dem Entſchluſſe, freiwillig zu ſterben, rächt ſie uns an dem Schickſal, ſo fern ſie eine Kraft offenbart, die uns über daſſelbe erhebt, und ſeinen Tücken unerreichbar macht. Denn was feſſelt den, der zu rechter Zeit zu ſterben weiß, was giebt es Heroiſches, das ein ſolcher nicht auszuführen vermöchte? Vollendet wird jener Triumph durch die Art des Todes, welchen Ottilie wählt. Denn unter allen Selbſtentleibungen iſt die Enthaltung von Speiſe und Trank die edelſte und ſchicklichſte, weil ſie die größte Standhaftigkeit vorausſetzt, und nicht als eine gewaltſame Empörung gegen die Geſetze der Natur betrachtet werden kann, ſondern nur als eine ruhige Abweiſung ihrer Forderungen, die nicht mehr gültig befunden werden. Von dem Augenblick an, wo Ottilie verſtummt, und anfängt, ſich die Nahrungsmittel zu entziehen, erſcheint ſie als ein überirdiſches Weſen, als eine verklärte

Heilige, die, ohne mit den Sterblichen ein Bedürfniß zu theilen, tröſtlich und freundlich unter ihnen einherwandelt. —

K. ſ. d.

Jen. Allgem. Litterat. Zeitung. 1810. Nro. 16 17.

Adam Oehlenſchläger.

Vergleichung.

(Voß, Tieck, Goethe, Jean Paul.)

Der Erſte ſteht als reine Form;
Der Zweite bleibt im Stoff enorm;
Der Dritte eint ſchön die Zwei;
Der Vierte fühlt wie alle Drei.

Der Erſte lebt in Griechenland;
Der Zweite lebt im deutſchen Land;
Der Dritte lebt, wie's ihm gefällt;
Den Vierten trifft man in der Welt.

Der Erſte meint: So iſt es recht;
Der Zweite ſagt: So iſt es ſchlecht!
Der Dritte ſchweigt, und macht es gut.
Der Vierte macht es ſchlecht und gut,

Ich ſchätze hoch des Erſten That;
Den Zweiten lieb' ich früh und ſpat;
Ich bete faſt den Dritten an;
Der Viert' iſt eben recht mein Mann.

Nachſchrift.

Ein Jeder macht's ſo gut er kann!

Gedichte von Adam Oehlenſchläger. Tübingen, 1810. 8.

Weiß ich doch noch, was der große Goethe oft ſagte, als ich meine erſten deutſchen Verſuche unter ſeinen Augen begann und ihm ſolche vorlas: „Hm! das iſt hübſch!" — Sagen Sie denn das ſo im Deutſchen? — „Nein, wir ſagen es nicht, könnten es aber ſagen." — Soll ich es denn ausſtreichen? — „Nein, thun Sie das ja nicht!" — Vielleicht hat mich die Erinnerung dieſer Worte dazu verleitet, je zuweilen zu dreiſt zu ſein.

Holberg's Luſtſpiele. Ueberſetzt von Oehlenſchläger.
Leipzig, 1823. (Vorrede zum 4. Theil.)

Friedrich Ludwig Jahn.

Alruna. Die deutſchen Volksmährchen und Sagen geordnet als deutſche „Tauſend und Eine Nacht." Wer ſie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Muſäus; muß einfältig vortragen wie Stilling, und hochgebildet ſein wie Goethe.

Fauſt und Eulenſpiegel. Weltlauf und Menſchenleben in allen Verhältniſſen. Der erſte ganz beſonders iſt ein deutſches volksthümliches Weſen, unſer Ikarus und Phaëthon; immer wiederauflebender Bauherr, bis auf unſre Tage. Damit ſoll keinem Vorwager Hohn geſprochen werden, aber eben ſo wenig gemeint ſein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachſchreiend einen Fauſt fertigen, und ſtatt den alten Urfauſt und ſeine Erbſünde zu erfaſſen, ſich unter einander bei der Naſe zu kriegen, wie jene Geſellen in Auerbachs Keller. Ich ſchäme mich des Bekenntniſſes nicht. Was ich vom Fauſt weiß, habe ich zuerſt von Goethe gelernt, dem deutſcheſten Dichter. —

Deutſches Volksthum, von Friedrich Ludwig Jahn.
Lübeck, 1810. 8. S. 391 ꝛc.

Ungenannt.

Goethe hat in ſeinem Egmont deſſen Charakter ſchön und ſo richtig gezeichnet, daß man ſeine Tragödie Geſchichte nennen kann, diejenigen Punkte ausgenommen, die Schiller in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften berührt hat.

Geſchichte des Grafen Egmont von Auguſt Bercht.
Leipzig, bei J. C. Hinrichs. 1810. S. 69.

und heimlich an den Jüngling dachten, deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete; da war uns keine Nacht zu lang, um freundliche Geſchichte zu wiederholen, und die Sonne riß leichter nicht aus ihrem Silberbette ſich auf, als wir, voll Luſt zu leben, wieder früh im Thau die Roſenfüße badeten. O Mädchen! Mädchen! die ihr einſam nun zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht, die Blumen aufleſet, die ich, ach! Entführte! aus meinem Schooſe fallen ließ, ihr ſteht und ſeht mir nach wohin ich verſchwand. — Weggeriſſen haben ſie mich die raſchen Pferde des Orkus, mit feſten Armen hielt mich der unerbittliche Gott. Amor, ach Amor! floh lachend zum Olymp auf. Haſt du nicht, Muthwilliger! gnug an Himmel und Erde, muſt du Flammen der Hölle durch deine Flammen vermehren! — — Heruntergeriſſen in dieſe endloſe Tiefen! Königin hier! Königin? vor der nur Schatten ſich neigen! Hofnungslos iſt ihr Schmerz, hofnungslos der Abgeſchiednen Glück, und ich wend' es nicht; den ernſten Gerichten hat das Schickſal ſie übergeben. Und unter ihnen wandl' ich umher! Göttin! Königin! Selbſt Sclavin des

Schick-

Leopold Schefer.

Werther in Sparta.

Zweifelſt du, ob es nicht heut noch ſpartiſche Jünglinge gebe?
Stets bleibt lüſtern das Weib, und nur die Männer ſind toll.
Oder gab es nicht heutige Jünglinge lang' auch vor Alters?
Hör' einmal, wie es dort Werthern in Sparta erging:
„Wir Ephoren von Sparta, wir laſſen dir, Alberten ſagen,
Daß du dem Werther alsbald leiheſt das willige Weib;
Daß der herrliche Jüngling dem Staat ſo herrliche Söhne
Zeuge. Bleiben, wie vor, Dir und der Lotte geneigt.“

Gedichte. Herausgegeben vom Grafen Pückler von Muskau. Erſter Band. Berlin, 1811. S. 314.

Kupferſtich-Sammlung
auf
Goethe's Perſon und Werke bezüglich.

Bildniſſe Goethe's:

Eine Silhouette (als Titelkupfer zu den „Letters from Wetzlar by Major James Bell. London 1821.“) Goethe, at the age of 23.

D. Chodewiecki, 1776. (Vor dem 29ten Bande der allgem. deutſchen Bibliothek.)

Geyſer, 1776, en médaillon.

Liebe in Duodez.

J. Blaſchke sc. Viennae. (Vor Benvenuto Cellini, Braunſchweig, 1798.)

Lips in 4., mit offenen Haaren nach Stein gez. und geſt. 1777. Zum 3ten Thl. von Lavater's phyſiognom. Fragmenten gehörig.

Lips in Octav nachgeſtochen.

Daſſelbe nachgeſtochen von Uhlemann. (Vor dem 46ſten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.)

G. von Kügelgen gemahlt; geſt. von C. Heß. (Bei Artaria in Mannheim.)

Daſſelbe auf Stein nachgezeichnet von J. Liepmann, Berlin 1826.

Jagemann gemahlt; geſtochen von Steinla. 1806. in 4.

Nannette B. nach Jagemann. Paris, 1818. in kl. Fol.

Jacob zu Paris in Steindruck, nach einer Zeichnung von Jagemann.

Fauconnier del.

From a picture by Geo. Dawe. Engraved by Thomas Wright. London, 1821.

Riepenhauſen geſtochen, nach Dawe in Stammbuchs-Blatt-Format.

Derſelbe, ein anderes Bildniß in gleichem Formate.
Schule.

Henſchel lithogr. (Vor den Scenen aus Goethes Leben.)

Schwerdgeburth, nach Rauch und Bovy. 1825. (Vor dem 2ten Hefte des 5ten Bandes des Goethe'ſchen Werkes: Ueber Kunſt und Alterthum.)

C. Vogel gezeichnet, lithographirt von S. Bendixen. Mit einem Facsimile. Hamburg, 1826.

Im Sommer 1823 in Carlsbad nach der Natur gezeichnet von Kiprinski, Maler der St. Petersburger Academie und von Grevedon zu Paris lithographirt. gr. Fol. 1826.

Goethe's Garten bei Weimar. J. Roux del. et sc. (Mit Verſen von Wilhelmi.) Nürnberg, Campe (1816) gr. Fol.

Goethe's Gartenhaus. Liber del., C. A. Schwerdgeburth sc.

Das Wohnhaus Goethe's in Weimar. (Dies Blatt iſt von Ermer zu Weimar gezeichnet und geſtochen, und eigentlich zu dem „Journal für Literatur, Kunſt, Luxus und Mode" gehörig.)

Goethe's Haus im Feſtſchmucke des 3ten Septembers 1825; ſammt acht dazu gehörigen allegoriſchen Bildern. A. Heideloff del., C. Ermer sc. (Zu dem Werke: „Weimars Jubelfeſt am 3. September 1825. 8. Weimar, 1825" gehörig.)

Scenen aus Goethe's Leben; bildlich dargeſtellt. Zum erſten Bande „Aus meinem Leben: Dichtung und Wahrheit." Ein Geſchenk für die deutſche Jugend. 8. Berlin und Breslau, bei den Verfertigern Gebr. Henſchel. (1821.)

Dieß überaus ſchön ausgeſtattete Büchlein enthält acht in einer eigenen Manier (illuminirt-lithographirt) verfertigte Blätter, mit den dazu gehörigen Stellen aus

Goethe's Leben und einem Vorworte von Franz Horn. (Ueber Kunſt u. Alterthum. Von Goethe. Stuttgart 1820. 2ten Bandes 2tes Heft. S. 73.)

Die Herren Gebrüder Henſchel haben auch ein Bildniß der Mutter Goethe's, nach einem in Berlin befindlichen Paſtellgemälde von unbekanntem Meiſter, angefertigt.

Der Hof in Goethe's väterlichem Hauſe. Gezeichnet von Röſel, geätzt von Rabe. 1823.

Geſtochener Umriß der Goethe'n im Jahr 1823 zugeſchriebenen Pflanze: Goethea.

Siehe „Ueber Kunſt und Alterthum. 4ten Bandes 2tes Heft. Stuttg. 1823."

Zwei Vignetten zu der „Zweyten ächten Auflage der Leiden des jungen Werthers. Leipzig. Weygand. 1775." Ohne Namen des Künſtlers.

Zwei andre Vignetten zu der im Jahr 1776 zu . . . erſchienenen franz. Ueberſetzung von Werther's Leiden. Die Scene, wo Lotte Brod abſchneidet und die, wo Werther auf dem Sterbebette liegt. D. Chodowiecki del. et sc.

In Leipzig ſind im Jahr 1776 zwei Blätter in Großoctav erſchienen: Das eine iſt ein Schattenbild in Profil, ohne Unterſchrift, und das andre ein ausgezeichnetes Profilbild eines Frauenzimmers, mit der Unterſchrift Lotte.

(Allgem. deutſche Bibliothek. 27r Bd. 2s St. Berlin, 1776.)

The last interview of Werter and Charlotte. James Northcote pinx. C. Knight sc. London. 1784.

Albert, Charlotte and Werter. Charlotte I said holding out my hand to her, and my eyes full of tears, we shall again see one another here and her easter. Augsbourg, by T. F. Haid.

Werter contemplating on Charlottes Wedding Ring. Designed by H. Kingsburg.

Letztere zwei Blätter gehören zuſammen und ſind in geſchabter ſchwarzer Manier. gr. 4.

A view of Walheim with the Schoolmaster's Daughter and her Childern. Drawn by Werter. Miller pinx. Wm. Sedgwick sc. (London, 1775. in gr. 4.)

Charlotte and Werters Visit to the Vicar of S. Miller pinx. Wm. Sedgwick sc. (London, 1786.)

Leztere zwei Blätter gehören wiederum zuſammen.

Göz von Berlichingen mit der eiſernen Hand; nach einer Zeichnung Tiſchbeins, von Suſemühl in Tuſchmanier bearbeitet und braun abgedruckt. 31 Zoll hoch und 9 Zoll breit. (Es iſt der Augenblick dargeſtellt, wo der Held mit dem gefangenen Weislingen auf ſeiner Burg heimgekehrt iſt, ſich der, mit dem Gefangenen verlebten, Jugendtage erinnert, und ihn aufmuntert, die Gegenwart zu vergeſſen, und die Vergangenheit zurückzurufen.)

Scenen aus Goethe's „Herrmann und Dorothea.“ Drei Blätter in kl. 8. von Chodowiecki, 1798.

Zehn Kupfer Catel del., Koſe, Boll sc. (Zu der Ausgabe des Gedichtes vom Jahr 1808.)

Compoſition, gezeichnet von Gauermann, geſtochen von Rahl. Nürnberg, 1811.

Ein Holzſchnitt dazu von Gubitz.

Zwei Scenen aus Cellini's Leben. L. Maillard del., J. Blaſchke sc.; in dem Braunſchweiger Nachdrucke.

Zwei andere Scenen aus Cellini's Leben nach F. Catel's Zeichnung geſtochen von F. W. Bollinger; im Taſchenbuch auf das Jahr 1804 von Wieland und Goethe.

Vier Scenen zur Pandora von Goethe. Grüner inv. et sc.

Drei Scenen zum Egmont. H. Näke del., Jury und Schwerdgeburth sc.

Drei Scenen zum Taſſo. H. Dähling del., Heß und Meyer sc.

Drei Scenen zum Fauſt. H. Näke del., C. A. Schwerdgeburth sc.

Die lezteren neun Kupfer gehören zum Taſchenbuch: „Urania auf das Jahr 1815.“

Scene aus Goethe's Fauſt. Illuminirt. Nürnberg.

Umriſſe zu Goethe's Fauſt, gezeichnet von Retzſch. Stuttgart 1820.

Darſtellungen zu Goethe's Fauſt, von Ludwig Nauwerck. 1tes Heft in 4 Blättern. Hamburger Steindruck. Fol. 1826.

Dreißig Kupfer zu verſchiedenen kleinen Goethe'ſchen Dichtungen; Acht zum Götz von Berlichingen; Acht zum Egmont; Acht zur Iphigenie; Eins zu den Geſchwiſtern und Eins zu den Vögeln.

Sämmtliche ſechs und fünfzig Blätter ſind von J. H. Ramberg gezeichnet und geſtochen von: Schwerdgeburth, A. W. Böhm, W. Jury, J. Ramney und J. Axmann. Sie gehören zu dem Taſchenbuche: Minerva 1821 bis 1827.

Fauſt und Margaretha, nach unbekanntem Meiſter, lithographirt von Tepe. Berlin, 1824.

Der Beſitzer des Original-Oel-Gemäldes, Hr. General von Rühl zu Berlin hat dieſen Namen dem Bilde gegeben, obgleich es gewißlich in durchaus keiner Beziehung zu Goethe's Fauſt ſteht. Denn Goethe iſt Urheber des Namens Margarethe in Bezug auf Fauſt, und das Gemälde unſtreitig eines italiäniſchen Malers Arbeit, welche irgend zwei ſich verlobende Perſonen darſtellt.

Kupfer zu den von Chriſt. Friedr. Himburg veranſtalteten Ausgaben der Goethe'ſchen Schriften. Kl. 8.

Lotte, wie ſie ihren Geſchwiſtern Brod abſchneidet. J. C. Krüger del. D. Berger sc.

Werther im Garten liegend, Stock und Hut neben ſich. J. C. Krüger del. D. Berger sc.

Werther ſterbend. Die Piſtole liegt auf dem Fußboden. D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Werther's Bruſtbild in Medaillon. Darunter die Scene, wie Werther knieend Lotten umarmt. D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Lotte's Bruſtbild; als Pendant zu dem vorigen. Unter dem Medaillon die Scene, wie Werther in das Zimmer tritt, als Lotte ihren Geſchwiſtern Brod abſchneidet. D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Daſſelbe Blatt mit der Scene, wie Lotte mit ihrer Schweſter, Werthern, dem Pfarrer, deſſen Frau und kleinem Sohne vor dem Pfarrhauſe auf einer Bank ſitzt. D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Werther (wie das vorige) mit der Scene unter dem Medaillon, wo Lotte und Albert auf einer Bank im Garten ſitzen und Werther ihr knieend die Hand küßt. D. Chodowiecki. del. D. Berger ſc.

Lotte (wie das vorige) mit der Scene u. d. M., wo Lotte auf Alberts Geheiß dem Knaben die Piſtolen einhändigt. D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Ein Kupfer zu den Worten: „Du biſt's doch nicht, Lottchen!“ Chodowiecki del. Geyſer ſc.

Ein Kupfer zu den Worten: „Ich dachte — und gab auf meine B… acht.“ Chodowiecki del. Geyſer ſc.

Vignette von J. W. Meil inv. et ſc.: Werther zeichnend.

Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin. J. C. Krüger del. D. Berger ſc.

Derſelbe: „Ich will euch lehren, wie man Wort hält.“ (4ter Akt.) Chodowiecki del. Geyſer ſc.

Clavigo: „Ich danke Dir, Bruder! Du vermählſt uns.“ (5ter Akt.) D. Chodowiecki del. D. Berger ſc.

Erwin und Elmire: „Er iſt nicht weit!“ D. Chodowiecki pinx. D. Berger ſc. (Dieſes Blatt ſtellt Demoiſ. Huber als Elmire in dem Goethe'ſchen Schauſpiele vor.)

„Stella! nimm die Hälfte des, der ganz Dein gehört.“

(Stella, 5ter Akt.) D. Chodowiecki del. D. Berger sc.

Claudine von Villa Bella. „Quäle Deine liebe Seele nicht!“ D. Chodowiecki del. D. Berger. sc.

Kupfer zu „Goethe's Schriften. Leipzig, bei Georg Joachim Göſchen, 1787 — 1790.“

Erſter Band: Lotte ſitzt am Klaviere, Werther daneben mit Malchen. Ramberg del. Geyſer sc.

Lotte mit ihrer Schweſter an dem Brunnen, Werther ſteht vor denſelben. D. Chodowiecki fec.

Allegoriſche Vignette zu Werther's Leiden von J. W. Meil del. et sc.

Zweyter Band: Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin. D. Berger sc.

Selbitz liegt verwundet an einem Baume, Götz ſteht vor ihm, Lerſe und Georg zu Pferde, hinter ihnen ein Trupp. D. Chodowiecki fec.

Vignette zu den Mitſchuldigen: „Ha! biſt Du ſtaubig! Komm! An Dir will ich mich laben.“ (3ter Aufzug.) Chodowiecki del. Geyſer sc.

Dritter Band: Oreſt und Pylades ſtehen gebunden vor Iphigenien. H. Lips fec. Romae.

Titelvignette zur Iphigenie. Oeſer del. F. Gregory sc.; ſo wie noch zwei Vignetten dazu am Anfange und Ende: H. Lips fec. Romae.

Vierter Band: Stella und Fernando im Garten. Mechau del. Geyſer sc.

Titelvignette: Fernando umarmt Stella und Cecilien. D. Chodowiecki del. F. Gregory sc.

Triumph der Empfindſamkeit. D. Chodowiecki del. et sc.

Fünfter Band: Egmont und Clärchen. Angel. Kaufmann del. Lips sc. Romae.

Vignette: Egmont ſchlafend; die Freiheit naht ſich mit dem Kranze ſeinem Haupte. Oeſer inv. Geyſer sc.

Sechſter Band: Erwin und Elmire. H. Lips fec. Romae.

Allegoriſche Vignette: H. Lips fec.

Siebenter Band: Fauſt in ſeinem Zimmer. H. Lips fec. (Dieſelbe Compoſition iſt auch nach einem viermal ſo großen Blatte vorhanden.)

Vignette zu Jery und Bätely. H. Lips fec.

Achter Band: Ein allegoriſches Kupfer. Goethe's Büſte ſteht auf einem Poſtament. A. Kaufmann del. H. Lips sc.

Eine allegoriſche Vignette.

Kupfer zu „Goethe's neue Schriften. Berlin, bei Joh. Fried. Unger, 1792 — 1800.“

Erſter Band: Eine geſtochene Tafel, zu dem Aufſatz über Caglioſtro gehörig.

Siebenter Band: Ein Kupfer zu der Ballade: „Die Braut von Corinth.“ Meno Haas sc.

Ein Kupfer zu den „Elegieen.“ H. Meier del. Fr. Bolt sc.

Vignetten zu Goethe's Werken.

Wien und Stuttgart, 1816—1822.

Sämmtlich von C. Schnorr und Rabe gezeichnet und durch C. Rahl und C. Schnorr geſtochen.

Zwei allegoriſche zu den Gedichten, zwei zu Wilhelm Meiſter's Lehrjahren, eine zum Tancred, zum Götz von Berlichingen, zur Iphigenie, zur Fiſcherin, zum Fauſt, zum Groß-Cophta, zu Herrmann und Dorothea, zu den Aufgeregten, zu den Wahlverwandtſchaften, zwei zum Cellini, ſechs zum Leben, eine zu Rameau's Neffen, eine allegoriſche zum weſtöſtlichen Divan, eine eben ſolche zum Winkelmann, und eine zu Wilhelm Meiſter's Wanderjahren.

Muſikaliſche Compoſitionen

zu

Goethe'ſchen Dichtungen.

Adami, H., auserleſene Geſänge von Goethe, Seckendorf und Müchler; mit Begleitung der Guitarre. Hamburg, Vollmer 1810.

Erwin und Elmire, ein Schauſpiel mit Geſang von Goethe, in Muſik geſetzt von J. André. Offenbach, André 1775. fol.

Das Blümchen Wunderſchön von Goethe, fürs Fortepiano von J. A. Anſchütz. Bonn, Simrock 1806.

Drei Geſänge von Goethe von demſelben Componiſten. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

J. W. von Goethe's ſechs Lieder aus Wilhelm Meiſters Lehrjahren, für das Klavier geſetzt von Th. K. Arnold. Mainz, 1803.

Auswahl der auserleſenſten Geſänge von Schiller, Goethe, Voß, Tiedge, Matthiſſon, Salis ꝛc., in Muſik geſetzt von Mozart, Haydn, Reichardt, Himmel, Hurka ꝛc., fürs Pianoforte, die Guitarre, Violine, Flöte arrangirt von Bornhardt. Hamburg, Vollmer 1808 — 10. Fünf Hefte.

Beethoven, L. v., ſechs Geſänge von Goethe. Op. 75. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Drei Geſänge von Goethe. Op. 83. Ebend.

— — Geſänge und Zwiſchenakte zu Egmont. Op. 84. Ebend.

— — Kennſt du das Land ꝛc., Lied von Goethe. Wien, Cappi.

— — Sehnſucht, von Goethe. Ebend.

Schickſals. — Ach das fliehende Waſſer möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen! mit lieblichen Früchten ihn ſättigen! Armer Alter! für gereiztes Verlangen geſtraft! — In Irions Rad möcht ich eingreifen und Einhalt thun ſeinem Schmerz. Aber was vermögen wir Götter über die ewige Qualen. — Troſtlos für mich und für ſie, wohn ich und ſchau auf der armen Danaiden Geſchäftigkeit. Leer und immer leer! nicht einen Tropfen Waſſers zum Munde! Nicht einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen! Leer und immer leer! ach! ſo iſts mit dir auch mein Herz! Woher willſt du ſchöpfen und wohin? — Euer ruhiges Wandeln, Seelige, ſtreicht nur vor mir vorüber, mein Weg iſt nicht mit euch. In euren leichten Tänzen, in euren tiefen Hainen, in eurer liſpelnden Wohnung rauſchts nicht von Leben wie droben, ſchwankt nicht von Schmerz zu Luſt der Seeligkeit Fülle. — Iſt s auf ſeinen düſtern Augenbraunen, im verſchloſſenen Blick? — Magſt du ihn Gemahl nennen! und darfſt du ihn anders nennen! — Liebe! Liebe! warum öfneteſt du ſein Herz auf einen Augenblick, und warum nach mir? da du wußteſt, es

Beethoven, L. v., Neue Liebe, neues Leben (Herz, mein Herz, was ſoll das geben?) Hamburg, Böhme.

— — Meeresſtille und glückliche Fahrt, von Goethe, vierſtimmig mit Orcheſter. In Stimmen. Wien, Steiner et Comp.

— — Daſſelbe. Op. 112. Klavierauszug und Singſtimmen. Ebend.

— — Bundeslied von Goethe. Für eine Soloſtimme und Chor. Op. 122. In Partitur und Stimmen. Mainz, Schott.

Berger, Louis, Gedichte von Goethe und Schiller. Op. 9. Offenbach, André.

— — Colma, Scene Ossianique. Ebend.

Blum, C., der Erlkönig von Goethe. Altona, Cranz.

— — Der Fiſcher von Goethe. Ebend.

— — Kleine Blumen, kleine Blätter, vierſtimmiger Geſang, für eine Singſtimme arrangirt von T. Gäde. Berlin, Liſchke.

Bierey, G. B., drei Lieder von Goethe. Berlin, Schleſinger.

— — Dämagogiſch, Gedicht von Goethe, für eine Singſt. und vier Fröſche, mit Pfte. Breslau, Förſter.

Bornhardt, J. H. C., die Braut von Corinth, Ballade von Goethe. Braunſchweig, Spehr.

Neue Lieder in Melodien geſetzt von Bernh. Theod. Breitkopf. Leipzig, bey Bernh. Chriſtoph Breitkopf. 1768. (Siehe Goethe's Leben. Theil 2. Seite 271.)

Cario, Clärchens Lied aus Goethe's Egmont von Reichardt, mit Veränderungen für die Singſt. Altona, Cranz.

Die Braut von Korinth, Ballade von Goethe, in Muſik geſetzt von Chriſtmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1799.

Crelle, A. L., das Blümchen Wunderſchön, Lied des gefangenen Grafen, von Goethe. Op. 6. Berlin, Trautwein.

Diabelli, A., Menſchenſchickſal von Goethe: „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß.“ Wien, Cappi.

Eberwein, C., Lieder aus Goethe's weſt-öſtlichem Divan. Hamburg, Böhme.

— — Lieder von Goethe. Leipzig, Hofmeiſter.

— — Trinklied von Goethe. (Mich ergreift, ich weiß nicht wie.) Hamburg, Böhme.

Eberwein, C., Morgengruß an Goethe zu deſſen Jubiläum am 7. Nov. 1825. Gedichtet von F. W. Riemer. Componirt für zwei Soprane, Tenor und Baß. Mit Begleitung des Pfte. (Partitur und Stimmen.) Berlin, Schleſinger.

— — An Weimar. Lied zu Goethe's Jubiläum. Gedichtet von Weichardt. Für eine Baßſtimme mit Begl. des Pfte. Geſungen beym Feſtmahle auf dem Stadthauſe zu Weimar von Strohmeier. Ebend.

Fiſcher, G. E., zwölf Lieder von Goethe ꝛc. Berlin, Schleſinger.

Giuliani, M., ſechs Lieder von Goethe, Schiller, Matthiſſon und Tiedge. Op. 95. Wien, Riedl.

Greiſinger, J. C., der Fiſcher von Goethe, für eine Singſtimme mit Pfte.-Begleitung. Brünn, Traßler.

Groenland, P., die erſte Walpurgisnacht von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Lieder, Balladen und Romanzen von Goethe. Ebend.

Grund, F. W., ſechs Gedichte von Goethe. Hamburg, Böhme.

Gyrowetz, A., allgemeines Volkslied zur Erinnerung des 18. u. 19. Octobers von Goethe. Wien, Welgl.

Harder, A., Nähe des Geliebten, von Goethe. Op. 8.

Häſer, A. F., zwölf Gedichte von Gerſtenberg, Goethe ꝛc. für eine Sopranſtimme. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Häſer, W., der Bräutigam, Gedicht von Goethe, Seitenſtück zu Weber's Serenade von Baggeſen, für eine Baßſtimme mit Pfte. Leipzig, Hofmeiſter.

Hauptmann, M., Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, aus Goethes Fauſt. Fürs Pfte. Leipzig, Peters. 1821.

Häusler, E., drei Gedichte von Schiller, Goethe und Pfeffel. Op. 43. Augsburg, Gombart.

— — Kennſt du das Land ꝛc. von Goethe. Ebend. 1800.

Himmel, F. H., ſechs Lieder von Goethe, mit Pianof. oder Guitarre. Op. 21. Ebend.

— — Troſt in Thränen, von Goethe; für Sopran und Tenor. Op. 88. Ebend.

Kanne, F. A., der Fiſcher, Gedicht von Goethe. Mit Klavier- und angehängter Guitarre-Begleitung. Leipzig 1802.

— — Der Junggeſell und der Mühlbach, Gedicht von Goethe, in Muſik geſetzt. Ebend. 1802.

Keller, C., Lob der Nacht (Singet nicht in Trauertönen.) Op. 19. No. 4. Hamburg, Böhme.

Keſaer, J. v., Kennſt du das Land ꝛc., Lied von Goethe. Wien, Cappi.

Klenlen, Lieder aus Goethe's Fauſt. Berlin, Schleſinger.

Klein, Bernh., acht Gedichte von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

— — Gretchen (Ach, neige, Du Schmerzensreiche,) aus Goethes Fauſt, für Sopran. Berlin, Chriſtiani.

Zwölf Lieder, für eine Baßſtimme, mit Begleitung des Pianoforte, in Muſik geſetzt vom Freiherrn Nicolas von Krafft. Leipzig. (Kophtiſches Lied. Der Rattenfänger. Jägers Abendlied.)

Kreutzer, C., Gretchens Klagelied aus Goethe's Fauſt. Wien, Pennauer.

— — raſtloſe Liebe, Gedicht von Goethe, für zwei Singſtimmen mit Pfte. Ebend.

Kuhlau, F., raſtloſe Liebe, von Goethe. Hamburg, Cranz.

Lecerf, J. A., neun Geſänge zu Goethe's Fauſt. Für eine Singſtimme mit Pfte. Berlin, Magazin für Kunſt, Geographie und Muſik.

Leonhardt, F. E., Lieder von Goethe, Schiller und Langereit. Wien, Paterno.

Lerche, T. W., Lied von Goethe: Mit einem gemalten Bande. Berlin, Laue.

Löwe, C., drei Balladen von Goethe, Herder und Uhland. Op. 1, Livre 1. Berlin, Schleſinger.

Mayer, A., Sechs Gedichte von Goethe, Salis, Hell, Körner und Berfeldt; für vier Männerſtimmen, ohne Begleitung. Op. 9. Leipzig, Hofmeiſter.

— — Mignons Lied: Kennſt du das Land ꝛc., dem Dichter am 70. Geburtstage gewidmet. Dresden, Meinhold.

Methfeſſel's Auswahl beliebter Geſänge für Guitarre. (No. 7. Der Harfner von Goethe.) Leipzig 1810.

Eine Serenate von Goethe in den „Serenaten beim Klavier zu ſingen", in Muſik geſetzt von C. G. Neefe. Leipzig, 1777.

Nicola, C., Lied von Goethe: Ach wer bringt ꝛc. Hannover, Bachmann.

Nußbaumer, Fr., Gretchen (Meine Ruh' iſt hin) aus Goethe's Fauſt, mit Pfte. oder Guitarre. München, Falter.

Plachy, W., ſechs Lieder von Goethe und Matthiſſon. Op. 15. Wien, J. Cappi.

Reichardt, Guſtav, ſechs Lieder von Goethe, Tieck, Matthiſſon und Körner. Op. 3. 1ſtes Heft. Hannover, Bachmann.

Reichardt, Joh. Friedr., Muſik zu Goethe's Werken. 1r Band: Erwin und Elmire. 2r Band: Lyriſche Gedichte. Berlin, 1794.

— — Goethe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen. Drei Abtheilungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1809.

— — Monolog aus Goethe's Iphigenia. Als Probe einer muſikaliſchen Behandlung dieſes Meiſterwerks. Leipzig, G. Fleiſcher 1804.

— — Clärchens Lied: Freudvoll und leidvoll ꝛc., mit Veränderungen für die Singſtimme. Berlin, Liſchke.

— — Lieder von Goethe, arrangirt für die Guitarre von Gläſer. Leipzig 1809.

Ries, F., ſechs Lieder von Goethe. Op. 32, 35. Hamburg, Böhme.

Romberg, A., Erlkönig von Goethe. Wien, Leidesdorf.

— — Oden und Lieder von Klopſtock, Herder und Goethe. Neue Aufl. Bonn, Simrock.

Rungenhagen, C. F. ſechs Lieder von Goethe, Schiller, de la Motte Fouqué und Schütze. Op. 7. Berlin, Schleſinger.

— — neun Lieder von Goethe, Novalis ꝛc. Ebend.

Scheibler, C., allgemeine Beichte von Goethe, für vier Singſtimmen. Augsburg, Gombart.

Schlözer, K. v., drei Lieder von Goethe, Salis und Stolberg, für Alt, Tenor und Baß, ohne Begleitung. Hamburg, Cranz.

— — Erlkönig, Ballade von Goethe. Ebend.

Zwölf Lieder von Tieck, Goethe, Novalis, A. W. Schlegel, Mereau und Mahlmann, mit Begleit. des Pianofortes, componirt von W. Schneider. Peniz, 1807.

Wechſellied zum Tanze, komponirt von W. Schneider (in der Zeitſchrift Apollon, 1803. Stück 4.)

Schnyder, X., Wonne der Wehmuth, von Goethe, ein ſentimentales Quartett für Sopran, Alt, Tenor und Baß, ohne Begleitung. Partitur nebſt Klavierauszug zum Einüben und Singſtimme. Bonn, Simrock.

— — acht Geſänge von Goethe. Bonn, Simrock.

Schreiber, der Harfner und die Harfnerin von Goethe. Leipzig 1792.

Schubert, Franz, Erlkönig, Ballade von Goethe. Op. 1. Hamburg, Cranz.

— — Geſänge des Harfners, aus Wilhelm Meiſters von Goethe. Op. 12. Wien, Cappi u. D.

— — Suleika, und Geheimes von Goethe. Op. 14. Ebend.

— — drei Gedichte von Goethe (An Schwager Kronos. An Mignon. Ganymed.) Op. 19. Wien, Diabelli et Comp.

— — Suleika's zweiter Geſang aus dem weſt-öſtlichen Divan von Goethe. Op. 31. Wien, Pennauer.

— — Willkommen und Abſchied. Op. 56. Ebend.

Schwertzell, Wilhelmine von, zwölf Lieder von Goethe, Fouqué ꝛc. für eine, zwei u. drei Singſtimmen. Leipzig, Probſt.

Seckendorf, Siegm. Freiherr v., Volks- und andere Lieder mit Begleitung des Fortepiano; drei Sammlungen. Weimar, Hoffmann 1779. (Samml. 1. 5. der Fiſcher. 14. Das Veilchen. Samml. 2. 12. aus Goethe's Monodrama Proſerpina. 14. Aus demſelben Monodrama: Laß dich genießen ꝛc. Samml. 3. 6. Der König in Thule.)

Seidel, Friedr. Ludw., Jery und Bätely von Goethe, in Muſik geſetzt.

Seibel, Friedr. Ludw., an die Erwählte von Goethe, in den „Liedern mit Begleitung des Fortepiano. Berlin 1808. Erſtes Heft.“

Stegmann, Erwin und Elmire, von Goethe. Königsberg 1776.

Sterkel, J. F. X., ſechs Gedichte von Goethe. Aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben von Lehritter. Bonn, Simrock.

Steup, H. C., die Einſamkeit von Goethe. Amſterdam, Steup.

— — Kennſt du das Land ꝛc. von Goethe. Ebend.

Stöpel, F., Gretchen vor dem Bilde der Mater dolorosa, aus dem Fauſt von Goethe. Erfurt, Suppus.

Tomaſchek, W. J., Gedichte von Goethe. Prag, Enders. 3 Hefte.

Weber, C. M. v., Jägers Abendlied von Goethe. Berlin 1804.

Weber, Gottfr., Geiſtesruf von Goethe. Mainz, Schott.

Wendt, A., Sechs Lieder von Schiller, Goethe, Herder und Tieck. Bonn, Simrock.

— — Lieder von Goethe. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Wieſſner, J., Nähe des Geliebten, von Goethe. Grätz, Ferſtl.

Zelter, Carl Friedr., Johanna Sebus von Goethe, für eine und mehrere Singſtimmen. Leipzig, Peters.

— — Die Rechenſchaft von Goethe, mit Chor. Ebend. 1810.

— — ſämmtliche Lieder, Balladen und Romanzen für das Pianoforte. Berlin, im Kunſt- und Induſtrie-Comtoir. Vier Hefte, welche 25 Goethe'ſche Dichtungen enthalten.

— — Neue Liederſammlung. Zürich und Berlin 1821. Enthält eilf Lieder von Goethe und eine Titel-Vignette, des Componiſten Bildniß in Medaillon von M. Eßlinger ad viv. del. et sc.

— — Sechs deutſche Lieder für die Altſtimme, mit Begleit. des Pianof. Berlin, T. Trautwein (1826.) Enthält fünf Lieder von Goethe.

Zelter, Carl Friedr., Sechs deutſche Lieder für die Baßſtimme, mit Begleitung des Pianoforte. Berlin, Trautwein (1826.) Enthält vier Lieder von Goethe.

Zulehner, C., Epiphanias oder die heiligen drei Könige, von Goethe, komiſches Terzett für einen Tenor und zwei Baßſtimmen, mit Pianof. Op. 14. Mainz, Schott.

Zumſteeg, J. R., Colma, ein Geſang Oſſians von Goethe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel 1805.

— — Ueber Thal und Fluß getragen ꝛc. von Goethe in den „Geſängen, beim Klavier zu ſingen.“

Goethe's Bildniß

auf

Medaillen, in Sculptur, in Eiſen, in Biscuit, auf Porzelan, in Stahl, in Gyps und in Glas.

Die auf Goethe geprägten Medaillen.

1) Vorderſeite: Bildniß, mit der Umſchrift: Joannes Wolfgang Goethe.
Rückſeite: Ein Adler, der nach der Sonne ſchwebt. Auf der Erde liegt eine Leier und eine von Lorbeer umwundene Larve.
Darunter; H. Boltschaus. F. (17. . .)

2) Vorderſeite: Bildniß, mit der Umſchrift: Goethe.
Rückſeite: Ein himmelanſchwebender Adler, der einen Lorbeerkranz in den Klauen hält.
Darunter: A. Bovy f. 1824.

3) Vorderſeite: Die Bildniſſe des Großherzogs und der Großherzogin von Weimar.
Rückſeite: Das mit einem Kranze geſchmückte Bildniß.
Darunter: Brandt fec.
Randſchrift: Carl August und Luise. Goethen zum 7. November 1825.

4) Vorderſeite: Bildniß.
Rückſeite: Ein Eichen-, ein Oel-, und ein Lorbeerzweig, die ſich zum Kranze ſchlingen für die Inſchrift: Dem 7. Nov. 1825.
Darunter: August elica Facius.

5) Vorderſeite: Das mit Lorbeer umkränzte Haupt, mit der Umſchrift: Joh. Wolfg. von Goethe.

Rückſeite: Die ganze Figur des Dichters, im antiken Koſtüme, zwiſchen der tragiſchen und lyriſchen Muſe ſtehend, die ihn mit dem Kranze der Unſterblichkeit krönen.

Darunter: G. Loos dir. F. Konig fec. 1826.

Bildniſſe Goethe's in Sculptur.

Von Alexander Trippel zu Rom 1787: eine Marmorbüſte mit bekleideter Bruſt. Das Gewand wird durch eine tragiſche Maske auf der rechten Seite zuſammen gehalten. Dieſe Büſte iſt auf einer orientaliſchen Granitſäule im fürſtlichen Schloſſe zu Arolſen, als Pendant zu der Büſte Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen, aufgeſtellt. Beide Büſten ſind von dem Prinzen Chriſtian von Waldeck beſtellt.

Von . . . Klauer zu Weimar: ein Modell in Naturgröße mit unbekleideter Bruſt; in gebranntem Thone und einigen Gypsabgüſſen.

Von Friedrich Tieck zu Berlin 1801: ein Modell mit bekleideter Bruſt, in Naturgröße und vielen Abgüſſen.

Von demſelben zu Rom 1806: eine coloſſalle Büſte in Hermen-Form, auf Beſtellung Sr. Majeſtät des Königs Ludwig von Baiern für Wallhalla in Marmor ausgeführt.

Von demſelben zu Jena 1820: ein Modell in Naturgröße ohne Bekleidung.

Von Schadow zu Weimar 1815: eine über die Natur geformte Maske, welche ſpäterhin auch in Metall gegoſſen worden iſt.

Von demſelben zu Berlin 1817: Darnach eine Büſte in Marmor aufgeführt, welche in dem Atelier des Künſtlers aufgeſtellt iſt.

Von demſelben: ein Bildniß in Profil nach dem Leben in Wachs pouſſirt zu einem Medaillon, welches in ſehr wenigen Exemplaren ſowohl in Bronce als in Eiſen gegoſſen worden iſt.

Die Vorderſeite zeigt das Bildniß mit der Unterſchrift: Joann. Wolfgang de Goethe aetatis suae LXVI anno. Die Rückſeite zeigt den Pegaſus mit der Umſchrift: 'Αγ' ω φιλον μοι πεγασον πτερον. Der Durchmeſſer dieſes Medaillons beträgt zwei und ein viertel Zoll.

Von Chr. Rauch zu Jena 1820: ein Modell in Naturgröße nach dem Leben geformt, mit unbekleideter Bruſt. Dieſe Büſte iſt für den Herrn von Quandt zu Dresden in Marmor ausgeführt worden.

Von . . . Flattres zu Paris 1824: ein coloſſales Modell, ohne Benutzung der Natur, in Hermen-Form.

Skizzen zu Statuen, Goethe'n darſtellend.

Von Emil Wolf zu Berlin (gegenwärtig in Rom) 1818: eine Skizze in ſitzender Stellung, in der rechten Hand einen Griffel und in der linken eine Schreibtafel haltend. Dieſe kleine Figur iſt in Gyps gearbeitet, und in dem Atelier des Hrn. Directors Schadow zu Berlin aufgeſtellt.

Von Chr. Rauch zu Berlin: eine Skizze in ſitzender Stellung, den linken Arm auf die Seſſellehne geſtützt. Dieſe Skizze iſt in Bronce ausgeführt worden.

Von demſelben: eine zweite, die rechte Hand in den Mantel gehüllt. Modell in Gyps.

Von demſelben: eine dritte, in ſtehender Stellung, die rechte Hand auf einen Dreifuß ſtützend und in der linken einen Lorbeerkranz haltend. Dieſe Skizze iſt für Ihre Königl. Hoheit, die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, Schwägerin Sr. Majeſtät des Königs, in Bronce gegoſſen. Darnach noch einmal, welcher Abguß in Rauch's Atelier befindlich iſt.

Von demſelben: eine vierte Skizze, in ſitzender Stellung, welche von dem vor Kurzem zu Frankfurt a. M. verſtorbenen kaiſerlich ruſſiſchen Staatsrath, Hrn. Moritz v. Bethmann, zur Ausführung im Großen beſtimmt worden iſt. Dieſe Skizze iſt ebenfalls werde ſich wieder auf ewig verſchließen. Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen und ſezte ſie neben ſich auf ſeinen kläglichen Thron? Warum mich, die Tochter der Ceres? — O Mutter! Mutter! wie dich deine Gottheit verläßt im Verluſt deiner Tochter! die du glücklich glaubteſt hinſpielend und hintändelnd ihre Jugend. — Ach du kamſt gewiß und fragteſt nach mir, was ich bedürfe, etwa ein neues Kleid, oder goldne Schuhe. und du fandeſt die Mädchen an ihre Weiden gefeſſelt, wo ſie mich verloren, nicht wiederfanden, in ihre Locken rauften, erbärmlich klagten, meine lieben Mädchen. — Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du, welchen Weg nahm der Verruchte! Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen? Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe? Fackeln her! in der Nacht nach will ich ihm ziehen! will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde, will keinen Gang ſcheuen hierhin und dorthin! — Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu, aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken. In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre. — Ach. nur hierher, hierher nicht! nicht in die Tiefe der Nacht,

unbein Erz gegoſſen und befindet ſich in der Sammlung des Königl. Gewerbe-Inſtitutes zu Berlin.

Von der Frau Bettina von Arnim, geborne Brentano im Jahr 1825: ein kleines Modell in Gyps, welches Goethe'n ſitzend, mit einer Pſyche gruppirt, in der rechten Hand einen Lorbeerkranz, und in der linken eine Leyer haltend, darſtellt.

In der Königl. Eiſengießerei bei Berlin iſt Goethe's Bild dargeſtellt

a) in Bronceguß:

Eine lebensgroße Büſte nach Rauch's Modell, im Jahr 1822 gegoſſen; gegenwärtig in der Muſterſammlung des Königl. Ober-Berg-Amts für die Brandenburg.-Preußiſchen Provinzen befindlich. Dieſe Büſte wiegt acht und vierzig Pfund und iſt durch den Ciſeleur Glanz ſehr ſauber ciſelirt. Einen zweiten Abguß derſelben, in demſelben Jahre veranſtaltet, hat der Herr Profeſſor Rauch im rohen Bronceguß empfangen und demnächſt ciſeliren laſſen.

b) In Eiſenguß:

Eine kleine Büſte auf einem Poſtamente, welches mit einer Lyra geſchmückt iſt; zwölf Zoll mit demſelben hoch, nach einem Modelle von Poſch. Von dieſer Büſte ſind viele Exemplare gegoſſen worden.

Ein Portrait in Relief, nach einem Modelle vou Poſch; drei und einen halben Zoll im Durchmeſſer. Von dieſem iſt gleichfalls eine bedeutende Anzahl gegoſſen.

In der Kunſt-Eiſengießerei des Herrn S. P. Devaranne zu Berlin iſt gegoſſen:

Ein Bruſtbild Goethe's in Relief, modellirt von Obigem in den letzten Tagen des Jahres 1826; drei und drei viertel Zoll im Durchmeſſer.

Die Medaille von A. Bovy zu Genf, aus dem Jahre 1824, in Eiſen.

Davon durch die Verkleinerungs-Maſchine Goethe's Bildniß zu Leibſchlöſſern, Buſennadeln und Ringen; in den drei Größen: anderthalb, ein, drei achtel Zoll.

In der Königl. Porzelanfabrik zu Berlin iſt verfertigt worden:

Eine Büſte Goethe's in Biscuit, nach Rauch's Modell; zwölf Zoll hoch. 1822.

Dieſelbe verkleinert, ebenfalls in Biscuit, modellirt von C. Fiſcher; fünf Zoll hoch.

Zweierlei Taſſen mit Goethe's Bildniß: Die eine Art nach dem von Schule geſtochenen, welches ſich auch vor der letzten Ausgabe der Leiden des jungen Werther befindet. Die andere Art nach dem Steindrucke von S. Bendixen. Die Unterſchaalen der letzteren ſind mit einem Fac simile Goethe's geziert.

Herr Carl Fiſcher zu Berlin

hat im Jahre 1825 Goethe's Bildniß in Profil, nach Rauch's Büſte, in der Größe von fünf achtel Zoll in Stahl geſchnitten, und

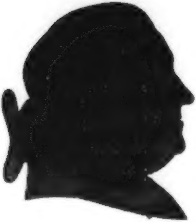
im Jahre 1827 ein Medaillon, ebenfalls mit dem Profilkopfe, neben welchem ein ſproſſender Lorbeer auf der einen und ein Dreifuß auf der andern Seite geſtellt iſt, zwei und ein viertel Zoll im Durchmeſſer, verfertigt, welches zum Metall- und Eiſenguſſe beſtimmt iſt.

Herr Reinhardt zu Berlin,

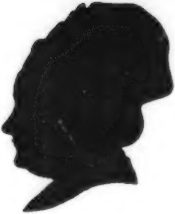
(academiſcher Künſtler,)

hat Goethe's Bildniß, nach dem Stahlſchnitte von C. Fiſcher, auf einer Glas-Paſte von derſelben Größe dargeſtellt, welche ſich zu Siegelringen, Buſennadeln und ſonſtigen Einfaſſungen ſehr wohl eignet. Derſelbe hat auch die Vorderſeite der Medaille von A. Bovy in Glas geſchnitten.

Siehe „Goethe's Schreiben über Reinhardts Glas-Paſten.“ Berliniſche Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage Voſſiſcher Erben. 297ſtes Stück. 1826.



Goethes Vater



Goethes Mutter

Anhang.

Ich theile hier, mit beſonderer Erlaubniß zur öffentlichen Bekanntmachung, — in getreuen Copien — zwei Briefe mit, welche meinem Werke als ein unſchätzbarer Anhang zum ſchönſten Schmucke und zur edelſten Zierde gereichen werden.

Der voranſtehende Brief von Wieland iſt in dem Nachlaſſe des als philoſophiſchen Schriftſtellers rühmlichſt bekannten, im Jahre 1819 zu München in Gott entſchlafenen Geheimen Raths Jacobi gefunden und theilweiſe in deſſen von Fr. Roth herausgegebenen Briefwechſel mitgetheilt worden. Das Original befindet ſich als eine Schenkung des Großherzogl. Weimar'ſchen Kanzlars, Herrn von Müller, in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

Der zweite Brief iſt von Goethe's Eltern — Johann Caspar und Catharina Eliſabeth Goethe — an ihren Freund Schönborn, da ſich derſelbe noch als Königl. Däniſcher Conſul in Algier aufhielt, gerichtet, und hat ein ſehr erzählungswerthes Schickſal gehabt.

Nachdem nämlich Schönborn von ſeiner Stelle in Algier an die Königl. Däniſche Geſandſchaft in London verſetzt worden, lebte er daſelbſt beinahe dreißig Jahre hindurch und begab ſich darnach im hohen Alter nach Deutſchland zurück. Hier hielt er ſich größtentheils in Emkendorf bei dem Herrn Grafen Reventlov, in deſſen Armen er auch verſchieden iſt, und bisweilen in Hamburg in dem Hauſe des Herrn Friedrich Perthes auf. Dieſer bewahrte ihm zehn Jahre lang eine Anzahl Kiſten mit Büchern und Papieren, welche er aus England mitgebracht hatte; ſtets wollte Schönborn ſie öffnen, aber es kam nicht dazu. Nach ſeinem

Tode geſchah dieß. Die Bücher kaufte die Univerſitäts-Bibliothek in Kiel an ſich und die Manuſcripte wurden ſeiner Freundin, der Gräfin Catharine zu Stolberg, einer Schweſter der gefeierten Grafen Chriſtian und Friedrich Leopold, übergeben. Außer den genannten Kiſten befanden ſich aber noch drei aus Africa mitgenommene, welche ſo wenig in England als in Deutſchland geöffnet worden, mithin während fünf und dreißig Jahren geſchloſſen geblieben waren. Hierin fand ſich eine Mappe mit Briefen aus der Jugendzeit und unter dieſen — der vorliegende Brief.

Auf Erſuchen vermachte der würdige Hr. Fr. Perthes (zu Gotha) den gefundenen Schatz dem Herausgeber dieſes, zur Zeit in Berlin, der ihn zur Feier von Goethe's Jubiläum, des 7. Novembers 1825, der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar öffentlich geweiht hat.

Schließlich ſei es mir vergönnt, den Wunſch meines Hrn. Verlegers zu äußern, der dahin geht: die beiden folgenden Briefe nicht anderweitig abdrucken, ſondern als ſein Eigenthum betrachten zu wollen. Der Herausgeber.

Chriſtoph Martin Wieland an Friedrich Heinrich Jacobi.

Dienſtag, den 7. huj. Morgens um 5 Uhr, liebſter Fritz, iſt Goethe in Weimar angelangt.

O mein beſtes Brüderchen, was ſoll ich Dir ſagen? Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem Herzen war? Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath von Kalb (wo er wohnt) am nehmlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſch ſaß u. ſ. w.

Alles, was ich Ihnen (nach mehr als einer Criſis, die dieſe Tage über in mir vorging) jetzt von der Sache ſagen kann, iſt dies: Seit dem heutigen Morgen iſt meine Seele ſo voll von Goethen, wie ein Thautropfe von der Morgenſonne.

Denkt euch das und alles übrige dazu — ich bin zu voll, um ſchreiben zu können.

Aber dies hab' ich freilich bei dieſer Gelegenheit erfahren; es iſt unmöglich, Goethe ſelbſt lange zu lieben, wenn man nicht gewiß iſt, nicht fühlt oder zu fühlen glaubt, daß er uns auch liebe. Der göttliche Menſch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs ſelbſt dachte; und wenn's möglich iſt, daß aus Weimar was geſcheidtes werde, ſo wird es Seine Gegenwart würken.

So unausſprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe worden iſt, ſo fühl' ich doch im Innerſten, daß auch Fritz Jacobi, anſtatt dabei zu verliehren, mir noch theurer worden iſt, als jemals. Mir iſt, ich liebe Sie nun auch in Ihm — und das iſt gewiß noch einmal ſo viel.

Wenn Sie Allwills Papiere in einem Feuer fortſchreiben könnten, ſagt Goethe, und Wieland mit ihm, ſo wird es ein gar herrliches Werk werden.

O! daß ich Ihnen nur auf vier Wochen meine Muße geben könnte.

Wenn nur auch Fritz noch bei uns wäre!

Doch es iſt beſſer ſo; ich könnt' euch beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zween Dämonen, wie Ihr ſeyd, würde mein Körperlein verzehren.

Aber im Jahr 76. müſſen wir uns wiederſehen, dafür hilft nichts.

Keine Umarmungen in Briefen mehr. Was ich empfinde, wenn ich ein Blatt an Euch anfange oder ſchließe — wenn ich (wie itzt) im Beſitz meiner ganzen Empfindungskraft bin, verſteht ſich — iſt zu weit über alle ſolche Ausdrücke.

Sie können Sich völlig darauf verlaſſen, daß es zwiſchen Goethe und mir ſchon ſo weit gekommen iſt, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können.

Ihrem erſten Brieflein auf dies ſeh' ich mit Sehnſucht entgegen.

Weimar, den 10. Novemb. 1775.

W.

unbetreten von den ewiglebenden, wo, bedeckt von beſchwerendem Grauß, deine Tochter ermattet. Wende aufwärts! aufwärts den geflügelten Schlangenpfad! aufwärts nach Jupiters Wohnung! der weiß es, der weiß es allein, der Erhabene, wohin deine Tochter ſey. – Vater der Götter und Menſchen, ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle, zu dem du mich klein, ſo oft mit Freundlichkeit aufhubſt, in deinen Händen mich ſcherzend gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt, daß ich kindiſch droben zu verſchweben lebte; biſt du's noch Vater? — nicht zu deinem Haupte in dem ewigen Blau des Feuerdurchwebten Himmels; — Hier! Hier! — Leite ſie her! daß ich auf mit ihr aus dieſem Kerker fahre! daß mir Phöbus wieder ſeine liebe Stralen bringe, Luna wieder aus den Silberlocken lächle. O du hörſt mich, freundlich lieber Vater! wirſt mich wieder, wieder aufwärts heben, daß befreyt von langer ſchwerer Plage, ich an deinem Himmel wieder mich ergöze. Leze dich verzagtes Herz! Ach! Hoffnung! Hoffnung gießt in Sturmnacht Morgenröthe! Dieſer Boden iſt nicht Fels nicht Moos mehr, dieſe

An Herrn Secret. Schönborn, in Algier.

Frankfurth am Mayn d. 24 July 1776.

Ihr freundſchaftlicher Brief d. d. Algier den 28. Octb. 1775. an Unſern Sohn, worinnen eine ſuccinte Beſchreibung des Spaniſchen coup manqué beſonders enthalten, iſt ohngefähr 6 Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und iſt ſeine Schuld nicht, daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals ſchon abweſend, und wir muſten ihm ſolchen nach Weimar ſchicken, wo er ſich noch aufhält. Hören Sie, wie dies aneinander hängt, weil Ihnen doch alles, ſchätzbarer Freund, was dieſen Singularen Menſchen betrifft, intereſſant ſeyn mögte. Ich fange vom Urſprung ſeiner izigen Verhältniſſe an. Der Herzog von Weimar lernte ihn ſchon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem er von Durlach, wo er ſich mit der darmſtadt. Prinzeſſin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Frankfurth kam, wurde er von dieſem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte ſich den vergangenen Winter daſelbſt als Gaſt auf, und unterhielt die dortige Herſchaften mit Vorleſung ſeiner noch ungedruckten Werkgens, führte das Schlittſchuhfahren, und andern guten Geſchmack ein, wodurch er ſich Dieſelben ſowohl, als auch in der Nachbarſchaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, deſto weniger konte Er ihn entbehren, und prüfte ſeine Gaben hinlänglich, die Er ſo beſchaffen fand, daß Er ihn endlich zu ſeinem geheim. Legations Rath mit Siz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Beſoldung ernannte. Da ſizt nun der Poet und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglichſt. Wir wollen ihn auch darin ſitzen laſſen, jedoch auch zugleich wegen deſſen izigen Amtsgeſchäften in dieſer Correspondenz ablöſen und Vertretten. Sie ſollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch ſeine kleine Schriften (alter Colomosius) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur ſchäzt, ſondern ſie auch nach Verdienſt belohnet, dürfte ſeine Reſidenz in kurzen der Sammelplatz vieler ſchönen Geiſter ſeyn, z. B. iſt daſelbſt der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird ſich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz iſt ingleichen ſeit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meiſten wundern wird, iſt, daß ſich der Dr. mit Wieland ausgeſöhnet, und nun auf dem freundſchaftlichſten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofr. Schloſſer in Emmeding betrift, kan er mit Druckſchriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatiſchen Theologen gar nicht anſtehen, wie dan eben dieſe Schwarzen Männer mit weiſen Krägen den 2ten Theil ſeines Landkatechismus nach ihrer dogmatiſchen Lehrart nicht geſtellet fanden, und daher den weltl. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erſt mit ſeinem Anti-Pope zum Vorſchein. In den Ephemeriden der Menſchheit, eine Schrift die in Baſel heraus kommt, trifft man auch verſchiedene Aufſäze von ihm an ꝛc. Hactenus Goethe Pater. Lieber Beſter Freund! Sie müſſen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft oft an Ihnen denke, immer gern wiſſen mögte Was unſer Freund Schönborn in Alſchier betribe u. d. m. Sie erinnern Sich doch, daß beynahe 8 Jahr Verfloßen ſind, da wir ſo Vergnügt beyſammen Waren und Weintrauben aſſen. Ich dächte Sie wären lang genug in der Barbarey geweſen, hätten lang genug Verſchleierte Menſchen geſehen, mein Rath den Ihnen mein Freundſchaftliches Herz gibt iſt alſo der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Woluſt große Menſchen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt ſind:) iſt's Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je beſſer, es ſoll Ihnen Wohl thun. Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich beſitze einen Schatz Von Anectoten, Geſchichten u. ſ. w. daß ich mich anheiſchig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — —

Von Seen und Meeren, Städten und Dörffern, Menſchen und Mißgeburten, Elevanten und Schlangen. Das ſoll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieſes wünſcht Ihre ganz eigne Freundin C. E. Goethe.

Antworten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren ob die 4 pieces glücklich in Ihre Hände gekommen ſind. —

Zuſätze und Berichtigungen.

Seite 7 füge unten die Anmerkung hinzu: die erſten zehn Bändchen dieſer Ausgabe (in Duodez-Format) ſind bereits erſchienen.
— 12 Zeile 7 von unten lies ſtatt Gerta — Gerbta.
— 24 — 13 v. u. ſchalte vor „Titkas" die Worte ein: Mit einem Holzſchnitte, Werthern auf ein Grab-Denkmal geſtützt und auf der Flöte ſpielend, darſtellend.
— « — 11 v. u. ſtreiche „bei demſ." und ſetze dafür: in der Zürngibl'ſchen Buchdruckerei. 18.. (S. 40.) Mit einem Holzſchnitte, Lotten darſtellend, wie ſie Werther's Grabmal bekränzt.
— 31 füge nach Zeile 17 die Anmerk. hinzu: der Herausgeber dieſes Werks iſt der in Berlin lebende Geh. Legations-Rath Herr von Varnhagen van Enſe.
— 32 Zeile 7 v. u. ſchreibe ſtatt Sechs — Sieben, und Zeile 5 v. u. füge die Worte: „B. VII. S. 498." hinzu.
— 37 muß die Ueberſchrift: „Urtheile über Goethe und darauf Bezügliches" lauten.
— 40 Zeile 9 fehlt der Zuſatz: Frankfurter gelehrte Anzeigen. 1773. S. 169 ff.
— 45 — 3 v. o. lies ſtatt gamacht — gemacht.
— 49 — 10 v. u. iſt vor W. „dem" einzuſchalten.
— 50 — 13 v. u. iſt „S. 166 ff." zu ſtreichen.
— 51 — 12 v. u. iſt der Zuſatz: „an J. G. Hamann" zu machen.
— 52 — 8 v. u. iſt Ihr in ihr umzuändern.
— 59 — 15 v. o. ſchreibe man: „Ich bin's!"
— 66 — 15 v. o. lies größtentheils.
— 103 ſetze als erſte Ueberſchrift: Karl Auguſt Küttner.
— 107 — 13 v. u. lies ſtatt J. C. F. Schulze — J. C. Friedr. Schulz.
— 315 ſtreiche die Ueberſchrift: „Ungenannt", weil der folgende Aufſatz von demſelben Verf. herrührt, wie der voranſtehende.
— 376 — 17 v. u. lies ſtatt Goethens — Goethe's.
— 411 — 7 v. u. tilge die Ueberſchrift: „Ungenannt" und ſetze dafür: Auguſt Wercht.

Seite 417 ſchreibe über die erſte Zeile: Bilder zu Goethe's Fauſt, von Peter Cornelius. Frankfurt am Main, 1816. Folio.

— = füge nach der dritten Zeile hinzu: Retzsch's outlines to Goethe's Faust, engraved by J. Kennerly; containing 26 plates with a portrait of the author. London, published by James Bulcock. 1827. Duodez-Format.

— 420 Zeile 6 v. o. lies ſtatt nach einem viermal ſo großen Blatte — in einem viermal ſo großen Maaßſtabe.

— 429 — 1 v. u. lies Ang(elico) Focius.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Goethe's

letzte literariſche Thätigkeit, Verhältniſs zum Ausland und Scheiden

nach den Mittheilungen ſeiner Freunde

dargeſtellt

von

Dr. Karl Wilhelm Müller.

Ich für meinen Theil — möchte Goethen gern den Geiſt der Natur ſelbſt nennen und daraus ſein ganzes Weſen erklären.

St. Schütze Reiſeſcenen u. Bemerkungen.

Jena,
Friedrich Frommann.
1832.

[illegible]

Den

Näheren Freunden Goethe's

widmet dieſen Verſuch

der Verfaſſer

Berge nicht voll ſchwarzen Grauſes! Ach! hier find ich wieder eine Blume! Dieſes welke Blatt, es lebt noch, harrt noch, daß ich ſeiner mich erfreue. Seltſam! Seltſam! Dieſe Frucht hier, die mir in den Gärten droben auch ſo lieb war. — Laß dich genießen freundliche Frucht! Laß mich vergeſſen alle den Harm! wieder mich wähnen, droben in Jugend, in der vertaumelten lieblichen Zeit, in den umduftenden himmliſchen Blüthen, in den Gerüchen ſeeliger Wonne, die der Entzückten der Schmachtenden ward — labend! labend! — Wie greift's auf einmal durch dieſe Freuden, durch dieſe offene Wonne mit entſezlichen Schmerzen, mit eiſernen Händen der Hölle durch. — Was hab ich verbrochen, daß ich genoß? Ach! warum ſchaft die erſte Freude hier mir Qual. Was iſt's! Was iſt's — Ihr Felſen ſcheint hier ſchröcklicher herabzuwinken! mich feſter zu umfaſſen! Ihr Wolken tiefer mich zu drücken! Im fernen Schooße des Abgrunds dumpfe Gewitter toſend ſich erzeugen! Und ihr weiten Reiche der Parzen mir zuzurufen: Du biſt unſer!

Vorrede.

Wenn wir ein endlos reiches, nach den verſchiedenen Seiten hin raſtlos thätiges Leben durchſchauen, ergründen und ſchildernd für Andere darſtellen wollen, ohne ſelbſt ein ähnliches Leben gelebt zu haben: ſo finden wir uns in der Lage des Mannes, welcher mit einem kleinen Maßſtabe die Größe der Welt ausmeſſen, oder nach unſeren Erdmaßen die Entfernungen in dem Weltall beſtimmen ſollte. Unſer Leben iſt es ja immer, nach dem wir die anderen, uns ſelbſt unbewußt, beurtheilen; das Gleichartige findet in uns Anklang; das Fremdartige ſtoßen wir zurück oder laſſen es achtlos liegen. Nur ein Mann von ähnlicher Größe wird daher den Großen richtig darzuſtellen und zu beurtheilen im Stande ſeyn. Wenn alſo die Arbeit, welche ich als einen Verſuch vorzulegen wage, an Schwächen leidet: ſo wird der billige Richter finden, daß die Schuld nicht in Willenloſigkeit, nicht in gänzlicher Unfähigkeit von meiner Seite zu ſuchen iſt, ſondern in der Größe des Gegenſtandes ſelbſt, welcher noch beſonders dadurch für mich ſchwierig wurde, daß ich, wenn auch zu den Verehrern, doch nicht zu den eigentlichen perſönlichen Bekannten Goethe's gehörte und jetzt gewiſſermaßen eine Kritik über die Mittheilungen derſelben ausüben mußte. Für die Freundlichkeit, mit welcher ſie nicht nur über jedes Verhältniß Aufſchluß zu geben, ſondern auch entſtandene Zweifel zu berichtigen geneigt waren, fühle ich mich verpflichtet, ihnen meinen innigſten Dank zu ſagen. Ohne ihr freundliches Zuvorkommen würde ich die Arbeit nicht haben vollenden können.

Der Leſer wird in dem Buche einiges antreffen, was er nicht darinn oder unter andern Aufſchriften ſuchte; er wird Charakterſchilderungen unter der Ueberſchrift „literariſche Thätigkeit“ finden; allein dieſes möchte wohl weniger oder gar nicht zu tadeln ſeyn. Selten wird ja mehr gegeben, als verſprochen; öfter erhalten wir, wie im Leben, ſo in der Wiſſenſchaft nicht einmal das, was wir glaubten erwarten zu können. Die Aufſchriften verſprechen oft mehr, als der Inhalt iſt, wie die Titel zuweilen mehr, als die Perſonen inneren Gehalt haben. Um jedoch dieſen Fehler des mehr Verſprechens, als Gewährens ganz zu vermeiden, muß ich noch einmal zu Goethe's Naturſtudien zurückkehren, denen er immer mit größtem Eifer oblag, ſelbſt unterſuchend, oder Andere zu Unterſuchungen der ihm zweifelhaften Gegenſtände auffordernd.

Bei chemiſchen Unterſuchungen wendete er ſich oft an Profeſſor Wackenroder in Jena, ſo z. B. als er Aufſchluß über das Aufſchwellen der Schoten der Colutea arborescens haben wollte. Er ſchreibt deshalb, nachdem er von einigen andern Problemen geſprochen:

„Es wäre mir ſehr intereſſant zu erfahren: ob die Blaſen der Colutea arborescens, welche, wie bekannt, nach der Befruchtung ſich aufblähen, mit irgend einem beſondern und entſchiedenen Gas angefüllt ſeyen? Bisherige Unterſuchende wollen nur atmoſphäriſche Luft darin gefunden haben; dieſes will aber mit meinen ſonſtigen Ueberzeugungen nicht zuſammentreffen. Sollten E. W. es auch nicht anders finden, ſo muß ich mich wohl zufrieden geben. — (Weimar, den 17. Jul. 1830.)"

Ueber denſelben Gegenſtand ſpricht er in einem anderen Briefe an denſelben Gelehrten gerichtet, welchen ich ganz mittheile, weil er wohl der letzte iſt, in dem ſeine Anſichten über Pflanzenmetamorphoſe ausgeſprochen ſind:

„E. W. bin ich für verſchiedene Sendungen und Mittheilungen einen aufrichtigen Dank ſchuldig geblieben, welchen ich nicht länger, und wäre es auch nur einigermaßen, auszudrücken zaudern darf."

„Laſſen Sie mich daher bei dem Letztern verweilen und bei der Pflanzen Chemie mich aufhalten. Es intereſſirt mich höchlich, inwieſern es möglich ſey, der organiſch-chemiſchen Operation des Lebens beizukommen, durch welche die Metamorphoſe der Pflanzen, nach einem und demſelben Geſetz, auf die mannigfaltigſte Weiſe bewirkt wird."

„Daß die Steigerung, die wir bei Bildung der Pflanzen von Knoten zu Knoten gewahr werden, durch eine Sonderung und Miſchung der von der Wurzel aufgeſogenen Feuchtigkeiten, verbunden mit den aus der Atmoſphäre einwirkenden Ingredienzen bewirkt wird, glauben wir mit Augen zu ſehen, indem eine immer vollkommnere Geſtaltung ſich zuletzt bis zu der neuen Fortpflanzung erhebt; dies iſt ein Factum, das wir anſtaunen, mit Augen ſehen und doch kaum glauben können; denn wer wird die fünf bis ſechs Fuß langen Stengelblätter des Heracleum speciosum, als identiſch mit den kleinen Blättchen der letzten Quirlblumen ſich denken können? Und wenn er ſogar das Zuſammenziehen jener und die Achſenſtellung dieſer nach und nach ſich bekannt gemacht und ihre Folgen eingeſehen hat, ſo müſſen wir doch immer Einbildungskraft, Erinnerung, Urtheil, Vergleichung, alle Geiſteskräfte beiſammen haben, um das Unbegreifliche gewiſſermaßen in die Enge zu bringen.“

„Ich habe in meiner Darſtellung der Metamorphoſe mich nur des Ausdrucks eines immer verfeinten Saftes bedient, als wenn hier nur von einem Mehr oder Weniger die Rede ſeyn konnte; allein mir ſcheint offenbar, daß die durch die Wurzel aufgeſogene Feuchtigkeit ſchon durch ſie verändert wird, und wie die Pflanze ſich gegen das Licht erhebt, ſich die Differenz immer mehr ausweiſen muß.“

„Da wir nun in Unterſcheidung der greif- und wägbaren Elemente, ſo wie der gasartigen, durch die Chemiker immer weiter vorrücken, ſo bin ich geneigt zu glauben, es müſſe ſich eine Succeſſion von Entwicklungen und Aneignungen noch beſtimmter anzeigen laſſen. Daher kam der Wunſch, dem Sie ſo freundlich entgegen arbeiten, die Luftart, wodurch die Schoten der Colutea arborescens ſich aufblähen, näher beſtimmt zu ſehen.“

„Daß Sie ſich immerfort mit dieſer Aufgabe beſchäftigen, iſt mir von großem Werth; denn ob wir gleich gern der Natur ihre geheime Encheiresis, wodurch ſie Leben ſchafft und fördert, zugeben, und, wenn auch keine Myſtiker, doch zuletzt ein Unerforſchliches eingeſtehen müſſen, ſo kann der Menſch, wenn es ihm Ernſt iſt, doch nicht von dem Verſuche abſtehen, das Unerforſchliche ſo in die Enge zu treiben, bis er ſich dabei begnügen und ſich willig überwunden geben mag."

„Fahren Sie fort mit allen dem was Sie intereſſirt, mich bekannt zu machen, es ſchließt ſich irgendwo an meine Betrachtungen an, und ich finde mich im hohen Alter ſehr glücklich, daß ich das Neueſte in den Wiſſenſchaften nicht zu beſtreiten nöthig habe, ſondern durchaus mich erfreuen kann, im Wiſſen eine Lücke ausgefüllt und zugleich die lebendigen Ramificationen der Wiſſenſchaft ſich anaſtomoſiren zu ſehen."

Weimar, den 21. Januar 1832.

Ergebenſt

„J. W. Goethe."

In der Geologie hielt er jede neue Forſchung und Entdeckung ſeiner Aufmerkſamkeit werth. Als daher in der Verſammlung der Naturforſcher in Heidelberg über die verglaſten Burgen geſprochen worden war, verglich er ſogleich ſeine Erfahrungen mit dem Wenigen, was er über den Gegenſtand hatte erfahren können und forderte den Profeſſor Wackenroder zu Unterſuchungen auf. Dem Briefe war folgender Bericht beigelegt, der, wie tauſend andere Sachen, Goethe's große Umſicht beurkundet:

„In dem amtlichen Bericht, welcher über die Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Aerzte in Heidelberg im Septbr. 1829 von den damaligen Geſchäftsführern, den Herren Profeſſoren Tiedemann und Gmelin mitgetheilt worden, finde ich Seite 66 unter der Rubrik: Geognoſie, Herr Geh.

Rath von Leonhard habe von den ſogenannten verglaſten Burgen in Schottland nähere Kenntniß gegeben.“

„So wünſchenswerth es mir auch geweſen wäre, hievon beſtimmter unterrichtet zu werden, ſo mußte ich doch deſſen bisher entbehren und ward um deſto mehr aufgeregt, analoge Fälle, die mir zu thätiger geognoſtiſcher Zeit vorgekommen, mir und Andern wieder in Erinnerung zu bringen. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß der nachmalige Bergrath und Vorſteher des Ilmenauer Bergwerks Voigt bei ſeinen geognoſtiſchen Unterſuchungen des hieſigen Landes, die er ſorgfältig unternahm, auf den Höhen des linken Saalufers an einigen Stellen große Quarzmaſſen fand, die ihm außer der Regel ſchienen, weil in dieſer Gegend ein anhaltendes Sandſteingebürge, aber keine Gebirgsart gefunden wurde, wozu dergleichen Quarztheile gerechnet werden konnten.“

„Ich weiß nicht wie lange dieſes Geſtein problematiſch blieb, allein man kam endlich darauf, daß es urſprünglicher Sandſtein ſey, durch äußere Einwirkung der Atmoſphäre und ſonſt, von außen mit einem Ueberzug verſehen, welchen man wohl dem Fettquarze oder einem Chalcedon ähnlichen Weſen hätte vergleichen können.“

„In dem Laufe meiner Studien und bei Vermehrung meiner Sammlung erhielt ich aus Polen Geſchiebe, unter der Rubrik Grès Chalcedonique, welches einzelne abgerundete außen mit einem chalcedonartigen Ueberzug verſehene Sandſteingeſchiebe waren; dieſe ſollten ſich im Sande und Gerölle mancher dortigen Gegenden finden, beſonders in dem Bezirk Dembink.“

„Ferner erinnere ich mich geleſen zu haben, daß man in Frankreich die Wände eines alten verlaſſenen Sandſteinbruchs auf dieſe Weiſe überzogen gefunden habe; es war in irgend einer Zeitſchrift, die ich nicht mehr anzugeben wüßte.“

„Es finden ſich auch in meinen geognoſtiſchen Sammlungen mehre dergleichen Sandſteinexemplare, die an einer Seite einen ſolchen Uebergang darſtellen.“

„In dieſen Betrachtungen iſt mir ein Gedanke beigegangen, welchen ich verfolgt wünſchte. Der alte Eckthurm in Jena über dem botaniſchen Garten, der ſogenannte Pulverthurm, ſteht nun ſchon ſo manche Jahre allen atmoſphäriſchen Einwirkungen ausgeſetzt und ich wünſchte wohl, daß ein umſichtiger Chemiker und Mineralog denſelben genau unterſuchte, inwiefern Sonnenſchein und Schatten, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit aller Art auf das Geſtein in der Höhe eingewirkt und vielleicht, auf irgend einer Seite, einen ſolchen chalcedonartigen Ueberzug hervorgebracht habe?“

„Wir ſprechen nicht mehr von einer Kieſelerde, ſondern von einer Kieſelſäure und ſollte ſich dieſe nicht hier in ihrer Thätigkeit manifeſtiren? und ſollte die Chemie nicht vielleicht ein Mittel finden, irgend einem Sandſtein unſrer Nachbarſchaft, ohne Feuergewalt, eine ſo modificirte Oberfläche zu geben?“

Weimar, den 14. Aug. 1830.

G.

Dieſes mag über die Naturforſchung genug ſeyn. Wir fügen noch eine Bemerkung über eine andere ſeiner kleinen Beſchäftigungen bei. Er erhielt Jouy's zur Compoſition für Spontini gedichtetes lyriſches Drama „die Athenienſerinnen". Dieſes ſah er noch im Februar durch, gab einige zweckmäßige Veränderungen an und rechtfertigte dieſelben in einem mehrere Bogen ſtarken Aufſatze, welcher zugleich einige allgemeine Bemerkungen über das Weſen der Operndichtung enthält.

Hiermit ſchließen wir und übergeben das Buch den billigen Leſern mit dem Wunſche, daß es des Mannes, welchen es in ſeiner letzten Lebenszeit ſchildert, nicht ganz unwürdig gefunden werden möge.

Weimar, den 28. April 1832.

Dr. Karl Wilhelm Müller.

Goethe's letzte litterariſche Thätigkeit und ſein Scheiden.

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: „Ich bethaue mit Tropfen des Himmels!“ Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden.“

Goethe nach Oſſian.

Wenn ein großes Leben zu Ende geht, ſo machen ſich Tauſende fertig, es zu beurtheilen, den Werth, die Wirkung deſſelben auf Einzelne oder die ganze Welt abzuwägen, und eignen ſich im Voraus die Stimme der Jahrhunderte, das Richteramt der Weltgeſchichte an. Fürſten und Könige, welche der Tod auf ihrer Siegerbahn ereilte, werden entweder von den Theilnehmern ihrer Erſtrebungen zum Himmel erhoben und denen beigezählt, welche mächtig die Entwickelung ihrer Zeitgenoſſen und dadurch die der kommenden Geſchlechter beförderten, oder ſie werden von ihren Gegnern mit gallegetränkter Feder bitter getadelt. Die Fürſten der Wiſſenſchaften unterliegen einem gleichen Schickſale, wenn ſie, um das Wahre, Gute, Schöne zu beför-

Die Parzen, unſichtbar.

Du biſt unſer! iſt der Rathſchluß deines Anherrn! Nüchtern ſollteſt du wiederkehren und der Biß des Apfels macht dich unſer. Königin wir ehren dich.

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen Vater! Warum? warum? Was that ich, daß du mich verſtößeſt? Warum rufſt du mich nicht zu deinem lichten Thron auf? Warum den Apfel! O verflucht die Früchte! Warum ſind Früchte ſchön, wenn ſie verdammen!

Die Parzen.

Biſt nun unſer! warum traurſt du? Sieh wir ehren dich! Dich o Königin!

Proſerpina.

O hätte der Tartarus eine Tiefe, daß ich euch drein verwünſchte! O wäre der Cozith nicht euer ewig Bad, daß ich für euch noch Flammen übrig hätte! Ich Königin und kann euch nicht vernichten. In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! So ſchöpfet Danaiden! ſpinnt Parzen! wüthet Furien!

dern und aufzubauen, gegen andere ankämpfen mußten. Nur wenige ſind von der Natur ſo beglückt, daß ſie durch Aufſtellung des Rechten ohne Widerſpruch, ohne Kampf allgemeine Anerkennung finden, und ihre Zeit durch den gewaltigen Zug ihres Geiſtes mit ſich fortreißen. Unter dieſen Begünſtigten der Jahrhunderte ſteht Goethe voran, welcher in ſeinen frühern, in vieler Rückſicht im Dunkel wandelnden Zeitgenoſſen, den wahren Sinn für das Schöne, für das Aechte und Rechte erweckte, nicht Regelwerke aufſtellend, den ſtrebenden Geiſt zu feſſeln, ſondern Muſter, ihn zu beleben und zu bilden. Sein Leben, ſein Wirken liegt vor uns, aber wer könnte ſich anmaßen, ihn in den einzelnen Leiſtungen erſchöpfend beurtheilen zu wollen? Wer könnte glauben, er durchſchaue ſeinen ganzen Einfluß auf Deutſchland, auf Europa, auf die ganze Welt der Geiſter? Sein Rieſengeiſt ſchreitet fortwirkend unter den Völkern umher, bald den üppigen Schößling beſchneidend, bald die verhüllten Blüthen entfaltend; bald dem jungen überraſchen Geiſt Maß ſetzend, bald das ſich nicht vertrauende Talent erkräftigend zum mächtigen Fluge zur Sonne. Goethen allſeitig zu beurtheilen müßte man ein Goethe ſeyn, wer es aber im Allgemeinen zu thun wagt, der ſpricht nur ſich das Urtheil. Denn der Beurtheiler wird in dieſer allumfaſſenden Welt nur Einzelnes uns zeigen, was ihn ſelbſt anzieht, er wird vielleicht Reiche des Goethiſchen Geiſtes umfaſſen, aber nicht das große, einzige Ganze zu durchdringen im Stande ſeyn, alſo

„Hat er die Theile in der Hand,
Fehlt leider nur das geiſtige Band."

Darum mögen noch Jahrhunderte im Strome der Zeit vorbeifließen, ehe der Mann geboren wird, welcher einen wirklich befähigten Richter von Goethe's Geiſt und Schöpfungen, von den Wirkungen dieſer großartigen Erſcheinungen abgeben kann.

Seine unmittelbare Wirkung auf die Welt der Geiſter hat aufgehört, von Schmerz iſt jede fühlende Bruſt ergriffen, klagend, daß auch das Herrlichſte untergehen mußte. Wir ſchauen durch Thränen dem Dahinſchwindenden nach, der wie eine Sonne noch einmal ſeine ganze Größe zeigte, ehe er unter den Horizont ſank und uns entzogen wurde, gleichſam um das Gefühl über das Verlorene deſto ſchmerzvoller in unſere Seelen einzugraben. Obgleich wir ſeinen Verluſt ſchon einigemal hatten befürchten müſſen, ſo wollten wir doch nicht glauben, daß uns dieſes Unglück ſo nahe drohe, ſo plötzlich über unſere Häupter hereinbrechen würde. Denn im Ganzen erfreute ſich Goethe im Jahr 1831 und zu Anfang von 1832 einer ſehr guten Geſundheit. Er ward von der Natur bis in das Greiſenalter wie ihr Liebling behandelt: Sein Körper war noch in ausgezeichneter Weiſe kräftig, ſeine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne alterbezeichnende Furchen, ſein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, ſeine Augen hatten noch faſt ganz den ſtrahlenden Glanz, der ſie vor vielen andern charakteriſirte*). Da er noch Munterkeit und Kraft des Geiſtes beſaß, ſo war er auch noch immer productiv und lebte ein ſtets erfriſchtes Leben theils in dem Genuſſe der durch Anerkennung und Huldigung des In- und Auslandes ihm, ſchon funfzig Jahre hindurch, bis zum Augenblick ſeines Todes zuſtrömenden litterariſchen und künſtleriſchen Schätze, deren er durch dieſe freundlichen Mittheilungen eine Sammlung beſitzt, wie vielleicht noch keine zuſammen war; theils lebte er ſeinen Freunden und Bekannten, namentlich auch der Bildung ſeiner liebenswürdigen Enkel. Das Ordnen ſeines ſchriftſtelleriſchen Nachlaſſes, die Leitung der unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt nahm ihn bedeutend in Anſpruch. Seine Zeit war ſtreng geordnet, ohne daß er ſich jedoch ſklaviſch an das Beſtimmte gehalten hätte. Er ſtand früh um fünf, ſechs Uhr, ſelten ſpäter auf, je nachdem er in der Nacht aufgewacht und munter geblieben war, oder ruhig geſchlafen hatte. Dann frühſtückte er mit Wolfgang, dem jüngeren ſeiner Enkel, zu denen er die zärtlichſte Liebe hegte *).

---

*) Siehe über Goethes, des Greiſes, jugendliches Anſehen auch das Zeugniß, welches ein Unbekannter in der eleganten Zeitung (1832. No. 64.) aufſtellt. Jener Unbekannte beſuchte Goethen wenige Tage vor ſeinem Erkranken.

---

*) Der Enkel wollte nicht nur nicht ohne den Großvater frühſtücken ſondern auch in der übrigen Tageszeit ſehr gern beſtändig um ihn ſeyn. In frühern Jahren wenn oft der Knabe nach dem Frühſtück zu munter wurde und ſtörte, bat ihn Goethe mild, ſich zu entfernen. Die fließenden Thränen des Knaben, Gelobungen ruhig zu ſeyn, bewirkten dann wohl, daß er noch einige Zeit bleiben durfte. Doch bald trat neue zu große Lebendigkeit bei dem Enkel und neue Störung des thätigen Greiſes ein, ſo daß dann Goethe gewöhnlich ſeinen Copiſten John bat, „den kleinen Menſchen" hinauszuführen. Die Thüre wurde hinter dem Entfernten zugeriegelt, allein Wolf blieb weinend oft längere Zeit vor der Thüre ſtehen. Da auf dieſe Weiſe der Zweck zur Entfernung nicht erreicht wurde, ſo mußte der Copiſt John den Knaben oft zu einer andern Thüre wieder hereinbringen, und nun erfolgte gewöhnlich die gewünſchte Ruhe. Bei dem Frühſtück kamen nicht ſelten die anmuthigſten Gruppen zwiſchen Großvater und Enkel vor. Der Knabe ſtieg auf den Schoos des Greiſes, der ihn dann ſchmeichelnd wohl ſein „kleines Käferchen" nannte, oder er kletterte auf die Schultern. Obgleich Goethes Arbeitsſtube durch Bücher und zu wiſſenſchaftlichen Zwecken nöthige Apparate ſehr beengt war, ſo ließ er doch im letzten Winter an einem Fenſter ein Arbeitstiſchchen für „ſein Wölfchen" anbringen, damit derſelbe unter ſeinen Augen arbeiten könnte.

Goethe überdachte bei dem Frühſtück die Beſchäftigungen, welche der Tag forderte. Gegen 8 Uhr kam ſein Expedient, dem er Berufsgeſchäfte betreffendes, oder Briefe an nahe und ferne Freunde dictirte. Dann beſchäftigte er ſich mit Studiren bis zwölf oder gar zwei Uhr. Gegen zwölf Uhr nahm er Beſuche an, welches ſelbſt in der letzten Zeit mit Fremden noch häufig geſchah; Freunden und bekannten Verehrern war er immer, doch nicht vor 11 Uhr, zugänglich. Seine Tiſchzeit war um zwei Uhr, und wie er ſich überhaupt nichts verſagte, was er zu der Bequemlichkeit und Behaglichkeit in ſeinem Leben für dienlich hielt, ſo that er es auch bei Tiſche. Sehr gern brachte er die Eſſenszeit in Geſellſchaft einiger geladenen Freunde zu, namentlich des Geheimenraths von Müller, des Oberbaudirectors Coudray, der Hofräthe Meyer, (ſeines älteſten Freundes), Riemer, Soret, (Erziehers des Erbgroßherzogs Karl); Dr. Eckermann war ſein täglicher Tiſchgenoſſe. Nach Tiſche ſah er gewöhnlich ſeine Kunſtſammlungen, Zeichnungen, Kupferſtiche, Münzen, Mineralien und dergleichen durch. Dabei hatte er ſeinen Enkel Wolf, oder einen Kunſtkenner um ſich. Den Abend brachte er in Geſellſchaft ſeiner mit innigſter Liebe an ihm hangenden Schwiegertochter und weniger Auserwählten zu, entweder mit Unterhaltung, oder indem er ſich vorleſen ließ, oder auch ſelbſt vorlas.

In den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die geſammten Lebensbeſchreibungen Plutarchs geleſen, nicht in der Ordnung, in welcher ſie Plutarch zuſammenſtellt, ſondern chronologiſch erſt die Griechen, dann die Römer. Ueberhaupt intereſſirten Goethen in der Geſchichte nicht ſowohl die Ereigniſſe, nicht das Fortſchreiten oder Zurücktreten von der erlangten Culturſtufe, als vielmehr die

Charactere, die ſich in der Zeit entwickeln. Er meinte, nur in dieſen wäre innere Wahrheit, nicht in den Ereigniſſen, und vorzüglich nicht in den für dieſelben aufgeſtellten Urſachen. Deshalb ſprach er einmal aus: „die ganze Geſchichte iſt ein großer Euphemismus." Bei dieſer Neigung, die innere Natur des Menſchen zu ergründen, war Pſychologie eine immerwährende Beſchäftigung von ihm. Das Buch, welches er in den letzten Zeiten zu dieſen Studien benutzte, war: Ernſt Stiedenroth's Pſychologie zur Erklärung der Seelenerſcheinungen. (1r u. 2r Theil. Berlin. 1824. 1825). Dieſes hatte er in vielen Materien ganz umgeſtellt, und durchgängig mit ſeinen Bemerkungen verſehen. Ueberhaupt wurde jedes Werk, welches Goethe las, durch ſeinen ſchöpferiſch-ordnenden Geiſt in vielen Puncten ein ganz anderes. Er nahm nur das Material des Buchs und ein neues, ſchöner Geformtes war der Erfolg des Studiums. In pſychologiſcher Hinſicht iſt noch ein Blatt bemerkenswerth, das ſich in ſeiner Studirſtube unter andern Papieren findet. Es ſtellt in einem Planiglob die verſchiedenſten Gemüthszuſtände ſo geordnet dar, wie er es etwa auch (wenn man dieſes aus Band 6 Seite 121 ſeiner Werke ſchließen darf) mit der Dichtkunſt, der Verwandtſchaft und dem Verhältniß der verſchiedenen Arten derſelben in einem Kreiſe gethan hatte. Daß ſich auf einer Kugel ſo manches beſſer in einem Syſtem bildlich darſtellen laſſe, als auf einer Ebene, oder Linie, iſt bekannt.

In naturhiſtoriſcher Hinſicht hat er ſich viel mit der dahingeſunkenen Urwelt, mit Betrachtung und Zuſammenſtellung von Petrefacten, deren er eine ſeltene Sammlung beſaß, und ſie faſt täglich vermehrte, beſchäftiget. Groß iſt vorzüglich ſeine Sammlung von urweltlichen Pflanzen, welche in Schiefer abgedruckt ſind. Sehr reiche Sendungen erhielt er früher vom Grafen Caspar von Sternberg in Böhmen und noch in der neueſten Zeit vom Rentamtmann Mahr in Ilmenau. Wie ſehr er noch an ſeinem Lieblingsſtudium, der vergleichenden Anatomie hing, bezeugt unter andern auch ſein Aufſatz in den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik vom März 1832 (No. 51—55.) über Geoffroy de Saint-Hilaire Principes de philosophie zoologique, welcher zugleich Andeutungen zur Geſchichte von Goethes Ausbildung in dieſen Studien, in ſeinen eignen Bekenntniſſen, enthält, und ſomit für den künftigen Lebensbeſchreiber von Wichtigkeit iſt. Ein Theil jenes Aufſatzes iſt aus einem Hefte hervorgegangen, das ſich noch unter ſeinem Nachlaſſe findet, mit der Aufſchrift: Mißverſtändniſſe und Irrungen der Naturforſcher in Paris. Auch die Farbenlehre wurde wieder vorgenommen, und beſonders über den Regenbogen, die Entſtehung deſſelben ꝛc. manches näher begründet oder ganz neu aufgeſtellt. In dem Studirzimmer lagen noch viele Halbkugeln von Pappe, die er ſich in dieſem Bezuge zur Verſinnlichung oder zu Verſuchen hatte machen laſſen. Die Lectüre neuer politiſch-hiſtoriſcher Werke, beſonders franzöſiſcher, welche die jetzige Zeit betrafen, war ſtehend. Die letzten Bücher aus dieſem Fach, welche er durchgeleſen hat, ſind:

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état, sur les causes secrètes, qui ont déterminé la politique des cabinets dans la guerre de la révolution, depuis 1792 jusqu'en 1815.

Dumont's Mémoires sur la révolution française.

Längere Zeit beſchäftigte er ſich vor der Lectüre dieſer Werke mit:

Le livre des Cent-et-un.

Er hat dieſes Buch nicht nur wiederholt durchgeleſen, ſondern auch über die darin aufgeſtellten Sittenſchilderungen eine förmliche tabellariſche Ueberſicht entworfen.

In der alten Litteratur zog ihn vorzüglich Euripides an, den er ſehr ſchätzte. Das Fragment vom Drama Phaethon intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er bei einem Beſuch des Profeſſor G . . . . am dritten März eine abermalige Reviſion der Herſtellung verhieß. Er ſagte unter andern: „Sie wiſſen, daß mir Hermann ſeine Ausgabe der Iphigenia dedicirt hat. Es hat mich gefreut, auch darum, weil ihr Philologen in euren Urtheilen conſtant bleibt: ich werde von ihm tenuem spiritum*) Grajae Camenae Germanis monstrator genannt, womit er mir faſt ſcheint haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht ſehr hoch ſtehe; aber ſo ſeid ihr! Weil Euripides ein Paar ſchlechte Stücke, wie Elektra und Helena, geſchrieben, und weil ihn Ariſtophanes gehudelt hat: ſo ſtellt ihr ihn tiefer, als andere. Nach ſeinen beſten Producten muß man einen Dichter beurtheilen, nicht nach ſeinen ſchlechteſten. Ueberhaupt ſeid ihr Philologen, obgleich ihr einen gewiſſen unverächtlichen Geſchmack habt und durch eure ſolide ſtämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Litteratur behaupten werdet, doch eine Art Wappenkönige. Wie dieſe nur das für ein gutes Geſchlecht halten, welches ſeit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und wie ſie z. B. meinen Stamm deshalb für einen ſchwachen halten würden, ſo thut ihr es in der Litteratur mit Euripides: weil der ſeit langer Zeit angefochten wird, fechtet ihr ihn auch an, und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht. Für ſein ſchönſtes halte ich die Bacchen. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menſchen geiſtreicher darſtellen, als es hier geſchehen iſt? Das Stück gäbe die fruchtbarſte Vergleichung einer modernen dramatiſchen Darſtellbarkeit der leidenden Gottheit in Chriſtus mit der antiken eines ähnlichen Leidens, um daraus deſto mächtiger hervorzugehen, in Dionyſus."

---

*) Er ging von dem beſcheidenen Sinn des tenuis spiritus bei Horaz aus und wollte es darum nicht in ähnlichem Sinn auf ſich beziehen.

Was er in Poeſie noch ſchuf oder als früher geſchaffen zuſammenordnete, das wird hoffentlich bald erſcheinen. Das höchſte Intereſſe möchte unter dieſem wohl die, wenige Monate vor ſeinem Ableben erfolgte Vollendung Fauſts, und dieſem zunächſt der beendete vierte Theil „aus ſeinem Leben", ingleichen eine Bearbeitung des Götz von Berlichingen für das weimariſche Theater erregen; auch der früheſte Entwurf zu dieſem Stücke, in welchem der Ritter Gottfried von Berlichingen genannt wird, hat ſich unter dem Nachlaſſe gefunden. Dieſer Entwurf iſt ganz von Goethens Hand geſchrieben, und es findet ſich auch nicht eine einzige Correctur oder Raſur vor. Eines der vielen kleinen Gedichte, in welchen Goethe in der letzten Zeit ſeines Lebens ſeine Naturempfindungen und ſeine ſtille Zufriedenheit ausſprach, iſt folgendes, noch nicht bekannte:

„Und wenn mich am Tage die Ferne
Blauer Berge ſehnlich ſieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht:
Alle Tage, alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt er ewig ſich ins Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß."

So pflegte er jederzeit an das Beſondere, an das zufällig ihm Begegnende oder Auffallende alſobald eine ſittlich allgemeine oder cosmopolitiſche Maxime anzuknüpfen. Auch folgendes Gedicht, das er einem jungen Freunde in das Stammbuch ſchrieb, mag hier ſeine Stelle finden:

Urſprünglich eignen Sinn
Laß Dir nicht rauben;
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.
Du aber mit Verſtand
Sey treu befliſſen:
Was der Geſcheide weiß,
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Einem jungen Muſiker, welcher mit Hummel nach Wien reiſte, ſchrieb er in das Stammbuch:

Ein Talent, das jedem frommt,
Haſt Du in Beſitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt,
Er iſt überall willkommen.
Welch' ein glänzendes Geleite
Ziehet an des Meiſters Seite;
Du erfreuſt Dich ſeiner Ehre,
Er erfreut ſich ſeiner Lehre.

In künſtleriſcher Rückſicht beſchäftigte ihn oft die Durchſicht ſeiner auf Reiſen und bei anderen Gelegenheiten leichthin entworfenen Skizzen, unter welchen vieles Ausgezeichnete iſt. Er gedachte noch in der Mitte des März, bei dem Durchgehen derſelben mit einem Freunde, dasjenige zu vernichten, was er der Aufbewahrung nicht werth hielt. Die Vorſtellung des Freundes jedoch, daß auch die ſcheinbar unbedeutendſte dieſer Skizzen verdiene aufbewahrt zu werden, da ſie alle den Genius erkennen lehrten, welcher ſie entworfen, und die Verſicherung, daß gewiß auch das

Geringſte dieſer Blätter ſeinen Verehrern einſt ſehr theuer ſeyn würde, rettete manches dieſer Bilder. Es ſind nicht blos mit Bleiſtift oder der Feder entworfene Skizzen, ſondern ein Theil derſelben iſt auch in Farben geſetzt; unter dieſen bemerkte der Freund von Goethe eine, welche einen Sonnenuntergang in einer felſigen Gegend darſtellte. Da dieſes Bild einen ſehr tiefen Eindruck machte, ſo verweilte der Freund länger bei der Betrachtung, und ſprach ſeine Bewunderung aus, worauf Goethe, die Zeichnung mitanſchauend, äußerte: „Ja, auch im Untergange groß!“

Vorzüglich gewährte ihm eine Sendung des Architekten Zahn aus Neapel viele Freude in ſeinen letzten Tagen. Dieſer achtungswerthe Künſtler hatte ſchon früher alles, was er in Italien ſammelte, Goethen mitgetheilt und ſich über das Herauszugebende mit ihm berathen; jetzt erſtattete er Bericht über die neueſten Ausgrabungen in Pompeji und der Umgegend, und hatte einen Grundriß und eine Beſchreibung des ausgezeichnetſten Privathauſes in Pompeji beigefügt, deſſen Ausgrabung gerade an Goethes Geburtstag, den 28. Aug. 1830, in Gegenwart ſeines verſtorbenen Sohnes begann, und welches zu Ehren unſers großen Dichters Casa di Goethe getauft wurde; beigelegt war noch eine Abzeichnung eines in jenem Hauſe gefundenen Moſaik-Gemäldes, einen Kampf Alexanders gegen die Perſer darſtellend. Er unterhielt ſich wiederholt mit den Kunſtfreunden darüber, namentlich noch am 12. März. Es ſtellt dieſes Gemälde, nach des Verewigten Anſicht, die letzte entſcheidende Schlacht, alſo die Schlacht bei Arbela vor, und zwar den Hauptmoment, das Zuſammentreffen Alexanders mit Darius, der ſich eben zur Flucht wendet. Der Brief Zahns, welcher ihn ſo ſehr erfreute und aufregte, iſt folgender:

in ewig gleich elendem Schickſal! ich beherrſch' euch und bin drum elender als ihr alle.

Die Parzen.

Biſt nun unſer! wir neigen dir! biſt unſer, unſer! Hohe Königin!

Proſerpina.

Fern! weg von mir ſey eure Treu und Gerechtigkeit! wie haß ich euch! und dich, wie zehnfach haß ich dich, Abſcheu und Gemahl o Pluto, Pluto! — Weh mir! ich fühle ſchon die verhaßten Umarmungen!

Die Parzen.

Unſer, unſere Königin!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir aus! recke ſie über den Avernus! rufe die Qualen aus ſtygiſchen Nächten empor! ſie ſteigen deinem Wink entgegen, nicht meine Liebe. Gieb mir das Schickſal deiner Verdammten. Nenn es nicht Liebe! Wirf mich mit dieſen Armen in die zerſtörende Qual.

„Ew. Excellenz empfangen beiliegend eine flüchtige Zeichnung des ſchönſten Moſaik-Gemäldes, welches am 24. Octbr. 1831 in dem Ihnen zu Ehren ausgegrabenen Hauſe zu Pompeji entdeckt wurde, nebſt dem Grundriß des ganzen Hauſes, welches nun beinah ganz ausgegraben und dem heiterſten Himmel wieder offen liegt; man iſt jetzt nur noch am hintern Periſtylium beſchäftigt, einen Theil vulkaniſcher Aſche auszuräumen. Ich freue mich ſehr, daß ich die ganze Zeit von Anfang bis zu Ende der Ausgrabung dieſes Hauſes, an welches ſich die angenehmſten Erinnerungen knüpfen, gegenwärtig geweſen. Es iſt in architectoniſcher Hinſicht das ſchönſte und größte aller Privathäuſer in Pompeji, die darin gefundenen Moſaik-Gemälde ſind die ſchönſten, welche wir bis jetzt aus dem Alterthume kennen, ſo auch viele andere Gegenſtände, die darin gefunden worden.“

„Wie oft haben wir hier anweſende Deutſche uns in dieſem Ihrem Hauſe zu Pompeji verſammelt und von Verehrung durchdrungen, für Ihr Wohl und langes Leben im Stillen gebetet, und fröhliche würdige Feſte Ihnen zu Ehren darin gefeiert. Ihr vorigjähriger Geburtstag konnte wohl nirgend ſchöner gefeiert werden, als in dieſem Hauſe zu Pompeji, wo ſich zu uns Deutſchen auch noch viele andere Perſonen anderer Nationen geſellten; ſo wie auch alle Angeſtellten von Pompeji, welche ſich ſtets mit Dankgefühlen noch Ihres Sohnes erinnern und voll Verehrung zugleich ſeines Vaters gedenken. Zu dieſem Feſte hatte ſich auch das Volk der nächſten Umgebungen verſammelt, Männer, Frauen und Mädchen aus Ottagano, Scafati und Gragnano, und die, welche noch über den verſchütteten Städten, Oplontis, Teglana und Taurania wohnen, von denen mehrere Frauen und Mädchen an die ſchönſten Griechinnen jener Zeit erinnerten. Es wurde bis ſpät in die Nacht auf das Wohl Ew. Excellenz bacchiſch getrunken, und der ſchöne Tarantellen-Tanz aufs Herrlichſte getanzt. Girandola beſchloß in der ſchönſten Nacht dieſes Feſt. Wir Deutſche hatten auch auf dieſen Tag eine Medaille ſchlagen laſſen, wo auf der einen Seite Ihr Bildniß und auf der andern Seite die Inſchrift, Goethen zum 28. Aug. Pompeji 1831, geprägt worden. Vor einigen Tagen war ich mit Sir Walter Scott, dem Preuß. Geſandten Grafen v. Lottum, dem Gouverneur der Joniſchen Inſeln Sir Fr. Adam, Sir William Gell und vielen andern Perſonen in Pompeji, wo wir in Ihrem Hauſe Ausgrabungen machen ließen und uns dann alle mit Ehrfurcht Ew. Excellenz erinnerten. Walter Scott, welchen ich beinahe täglich ſehe, hat mich beauftragt Ew. Excellenz zu ſchreiben, daß er Sie tauſendmal grüßen läßt und nicht eher nach England zurückkehren würde, bis er Sie nicht zuvor in Weimar beſucht hätte; er wird vorläufig noch einige Monate hier bleiben."

„Wegen der hieſigen Choleraſperre habe ich leider Ew. Excellenz gütige Theilnahme an meinem Werke in den Wiener Jahrbüchern bis jetzt noch nicht leſen können, wofür ich Ew. Excellenz unterthänigſt danke, ſowie für Dero liebevolles Schreiben vom 24. Febr. v. J. Dieſes Schreiben gab mir Muth zu allen meinen Unternehmungen, ich arbeitete mit neuen Kräften an der Fortſetzung meines Werkes über Pompeji und bin nun ſo ziemlich mit den Studien der neueſten Entdeckungen daſelbſt zu Ende, weshalb ich in einigen Wochen eine größere Reiſe anzutreten gedenke, nämlich eine Reiſe nach Egypten und Griechenland. Ich hoffe dieſe Reiſe ſo ſchnell als möglich zu machen, und gedenke nur 4 bis 5 Monate dazu zu verwenden. Von hier werde ich über Sicilien, Malta direct nach Alexandrien reiſen, einen Theil von Egypten ſehen und auch Jeruſalem. Alsdann werde ich direct nach Conſtantinopel reiſen, von wo ich durch Griechenland nach Neapel zurückkehren werde, hier in Neapel mehrere Monate verweilen, um noch die neueſten Entdeckungen von Pompeji und Herculanum zu zeichnen, und ſo durch Italien nach Deutſchland wieder zurück, wo ich die größte Freude haben werde, Ew. Excellenz die neu geſammelten Studien vorlegen zu können und darüber Ihre Anſicht und Ihren Rath zu vernehmen. Nach Sicilien werde ich wahrſcheinlich in Geſellſchaft der Fürſtin Galitzin mit ihren beiden Nichten und der Generalin v. Kaiſſaroff, einer der würdigſten und geiſtreichſten Frauen, reiſen. Dieſe Fürſtin Galitzin iſt die Schweſter des Grafen Oſtermann, welchen ich noch in Egypten antreffen werde. In Catania werde ich mich 14 Tage aufhalten, um die ſchönſten Bronzen des Fürſten Biscari, mit dem ich ſehr vertraut bekannt bin, für unſere preuß. Regierung abformen zu laſſen. Von Conſtantinopel aus iſt es möglich, daß ich mit Stratfort Canning durch Griechenland zurückkehre; ich würde ſchon Mitte December mit ihm, wo er hier durch kam und ſo freundlich war, mich mitnehmen zu wollen, nach Conſtantinopel gereiſt ſeyn, hätte ich können ſo geſchwind meine hieſigen Angelegenheiten vollenden."

„Das Moſaik-Gemälde, deſſen flüchtige Zeichnung beiliegt, bildet den Fußboden eines Zimmers an dem mittleren Periſtylium, es iſt 18 Fuß lang und 9 Fuß breit; es iſt unmöglich die Schönheit dieſes Gemäldes, ſowohl in der Zeichnung, in der Farbe, als im Ausdruck der Köpfe zu beſchreiben. Der fehlende Theil iſt ſchon bei den Alten mit Gyps reſtaurirt worden, und läßt mich vermuthen, wie auch zu ſehen iſt, daß dieſes Gemälde aus der beſten Kunſt-Epoche herſtammt, und daß man ſich in der Zeit nicht mehr getraut hat, dieſes Meiſterwerk wirklich zu reſtauriren. Ich glaube daß dieſes Moſaik-Gemälde eine Schlacht des Alexander gegen die Perſer vorſtellt; links iſt der Held Alexander, der welchen er mit der Lanze durchbohrt Oeſatres, (Oxathres) Bruder des Darius, und der welcher auf dem Wagen, iſt der Perſer König Darius. Es wird ſehr intereſſant ſeyn, Ew. Excellenz und des Herrn Hofrath Meyer Meinung über dieſes Gemälde zu vernehmen. Der Plan dieſes Hauſes iſt von ſchöner Eintheilung. Manche Räume treffen nicht ſymmetriſch auf die Mitte zuſammen, welches die Alten, beſonders die Griechen, abſichtlich ſo angeordnet haben, damit die Anſichten, die ſich alsdann bilden, immer maleriſch erſcheinen. Ich freue mich ſehr über dieſen letzten Punct, ſo wie über viele andere Puncte, mich mit Ew. Excellenz mündlich unterhalten zu können."

„Der Architect und Sopraſtant von Pompeji, Don Michele Rusca, welcher ſtets von Anfang bis jetzt bei den Ausgrabungen des gedachten Hauſes gegenwärtig war, iſt jetzt beſchäftigt aus reiner Verehrung für Ew. Excellenz, eine Reſtauration des ganzen Hauſes zu bearbeiten und wird ſich die Freiheit nehmen, dieſe Zeichnungen Ew. Excellenz zu überſchicken. Ich erwähne deſſen, im Fall dieſes vielleicht in der Zeit meiner Abweſenheit auf der vorhabenden Reiſe geſchieht, und erſuche Ew. Excellenz ganz gehorſamſt, dieſe Arbeiten freundlich annehmen zu wollen." . . .

„Seit einiger Zeit habe ich mehrere Ausgrabungen machen laſſen, am Fuße des Veſuvs unter Bosco tre Case, in dem Theile von Annunziatella. Da ich nun allenthalben antike Wohnungen gefunden, mit Malereien, Stücke von Geſimſen, Fragmente von Bronzen und Eiſen, auch eine antike Straße und Skelette: ſo läßt mich dieſes vermuthen, daß hier noch eine ganze Stadt begraben liegt, welche ebenfalls im Jahr 79 nach Chriſto vom Veſuv verſchüttet worden und zwar die Stadt Oplontis (Hoplontis) welche, wie wir wiſſen, zwiſchen Reſina (Retina) und Pompeji am Fuße des Veſuves lag. Auch habe ich die Zeit Ausgrabungen machen laſſen ohnweit Palma und Sarno, wo wahrſcheinlich die Stadt Taurania begraben liegt, die auch mit den andern Städten zugleich verſchüttet worden." . . .

„Ew. Excellenz erſuche ich ganz gehorſamſt mir einige Zeilen noch vor meiner Abreiſe geneigteſt zukommen laſſen zu wollen, welche ich als Ihren Segen zu meiner größeren betrachten werde. Ich bleibe demnach noch ſo lange hier, bis ich ſo glücklich bin auf dieſen Brief einige Worte von Ew. Excellenz zu erhalten, welche mir zugleich Nachricht von Dero Wohlbefinden geben werden."

„Die hieſigen Dichter und Gelehrte, ſo wie die meiſten Mitglieder der Herculanenſiſchen Academie, ſo wie auch diejenigen der hier anweſenden Fremden, welche das Glück haben Ew. Excellenz zu kennen, wollen Ew. Excellenz empfohlen ſeyn." . . .

„Mit Gefühlen innigſter Verehrung empfiehlt ſich
Ew. Excellenz

ganz gehorſamſter
W. Zahn."

Neapel, am 18. Februar 1832.

Wie viel Zeit Goethe nicht nur der Kunſt, ſondern auch den Künſtlern widmete, das beweiſen einmal deutlich die vielen Portraits von ihm, zu welchen zu ſitzen er größtentheils nur durch ganz beſondere Aufforderung veranlaßt wurde; dann wird es noch mehr klar, wenn man ſich erinnert, daß faſt jeder nach Weimar kommende Künſtler ihm ſeine Studien vorlegen und ein Urtheil darüber hören wollte. Da mehrere Künſtler an dieſe Vorlegung von Gemälden das Geſuch anknüpften, er möge ihnen doch ſitzen: ſo war er ſehr behutſam in Annahme von Beſuchen der Art geworden. Vor dem Sitzen zum Malen hatte er nämlich eine wahrhafte Scheu; ja er ſchlug es ſogar Männern ab, die eine bedeutende Reihe Jahre ihm vortheilhaft bekannt waren, wie z. B. dem Hofkupferſtecher Schwerdgeburth. Goethe forderte dieſen ausgezeichneten Künſtler ſelbſt auf, ſich für ihn zeichnen zu laſſen, weil er gern deſſen Bildniß in die Sammlung von Portraits der Männer haben wollte, mit welchen er zuſammen gelebt hatte. Schwerdgeburth erfüllte dieſen Wunſch und wurde durch die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung zum Ausſprechen des ſchon viele Jahre gehegten Wunſches ermuthigt, daß ihm Goethe nun auch eine oder einige Stunden ſitzen möchte. Goethe ſchlug es ihm aber mit folgenden Worten ab: „Ich habe ſo oft Künſtlern geſeſſen, man hat mich damit gemartert und geplagt, und von den vielen in der Welt curſirenden Abbildungen ſind die allerwenigſten mir zu Danke. Ich bin dadurch verdrüßlich geworden und habe mir zum Geſetz gemacht mich niemanden mehr dazu herzugeben. Vergangenen Sommer waren einige namhafte Künſtler, die Empfehlungen ihrer Gönner hatten, hierher gereiſt, aber ich ſchlug es ihnen aus denſelben Gründen ab und will meinen Vorſatz auch halten. Hätten wir früher davon geſprochen, ſo hätte ich Ihnen gern geſeſſen.“ Der Künſtler hatte während dieſer Rede unverwandt ſein Auge auf das Geſicht des Sprechenden gerichtet, der in der ſchönſten Beleuchtung vor ihm ſtand. Goethe entließ ihn freundlich, und Schwerdgeburth eilte nach Hauſe, das Bild, das ganz friſch vor ſeinem Geiſte ſtand, ſofort zu zeichnen. Da er ſchon bei früheren Beſuchen ein ganz beſonderes Studium, wie aus Goethe's ganzem Geſicht, ſo beſonders aus der eignen Bewegung ſeines Mundes gemacht hatte, die ſich zeigte, wenn er tiefe Töne ausſtoßend, ohne etwas zu ſprechen, ſich doch ſehr verſtändlich machte: ſo gelang die Zeichnung ſo gut, daß er ſelbſt darüber erſtaunt war. Der Künſtler eilte nun mit dieſer zu Frau von Goethe, zeigte ihr den Entwurf, erzählte ihr die fehlgeſchlagene Hoffnung und bat um die Vergünſtigung, wenigſtens ſeine Zeichnung vergleichen zu dürfen, die er zurückließ. Durch der Schwiegertochter Verwendung und den gelungenen Verſuch wurde Goethe bewogen, nach einigen Tagen den Künſtler rufen zu laſſen. Als dieſer ankam, trat ihm Goethe mit der Zeichnung in der Hand freundlich entgegen, klopfte ihm auf die Schulter und ſagte: „Das haben Sie recht gemacht, daß Sie ſich hinter die Frauenzimmer geſteckt haben. Mir iſt die Entſtehung dieſer Zeichnung eine freudige Erſcheinung, und deshalb will ich alles thun, was Sie zum Ziel Ihres Vorhabens führen kann. Ich will ſo oft ſitzen, als Sie es wünſchen. Jetzt haben Sie nichts zu ändern, als den zu ernſten Zug um den Mund, wozu ich ſogleich ſitzen will. Wenn Sie Ihre Zeichnung auf ein anderes Blatt übergetragen haben, laſſen Sie es mich wiſſen. Wir wollen alles mögliche thun, Ihr ſo gut angefangenes Werk zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen."

Der treffliche Künſtler ging nun thätig an die Arbeit. In der Mitte des Januar war er ſoweit fertig, daß er Goethen die Zeichnung vorlegen konnte *). Dieſer fand nicht nur die Stellung nach ſeinem Wunſche, ſondern erkannte auch das Ganze als höchſt gelungen an. Er ſaß nur noch kurze Zeit, und als er den Künſtler entließ, äußerte er noch: „Die Welt mit dieſem Kupferſtiche bekannt zu machen ſoll mein Werk ſeyn. Machen Sie ſich raſch an die Arbeit.“ Als der Künſtler ſchon zur Thür hinaus war, öffnete Goethe noch einmal und rief recht väterlich wohlwollend nach: „Seyn Sie ja recht fleißig.“ Goethe hatte große Sorge für die Ausführung dieſes Kupferſtichs. Bis zu ſeinem Krankwerden ließ er oft nach dem Fortgang der Arbeit fragen und zum Fleiß auffordern **). Die Zeichnung ſelbſt wurde für die Großherzogliche Sammlung von Handzeichnungen angekauft. So ſuchte Goethe das wahre Talent zu unterſtützen, wie er die Aufſtrebenden ermuthigte, aber die zudringliche Stümperhaftigkeit auch unerbittlich zurückwies.

Eine beſondere Hochachtung hegte Goethe gegen Napoleon. In dem Aufſatze ſeines Arbeitstiſches, welcher eine breite Niſche hat, iſt in der Mitte der Kopf des olympiſchen Jupiter in Basrelief von Gyps aufgehängt. Rechts davon hängt ein Napoleon mit dem Hute auf dem Kopfe. Er iſt aus Kupfer getrieben und hat die Umſchrift: den 14. Juni 1815. Links hängt ein Napoleon in bloßem Haupte. Er iſt aus Gyps und wurde von Goethen wegen eines beſondern Umſtandes ſehr geſchätzt. Nämlich am Tage der Leipziger Schlacht fiel dieſes kleine Basrelief, ohne daß man eine Urſache hätte nachweiſen können, von der Wand herab, und der Einfaſſungsrand wurde verletzt. Goethe ließ das Bild wieder aufhängen unt auf das noch übrige Stück des Randes ſchreiben:

---

*) Goethe ſteht auf dieſem Bilde in ganzer Figur an einer Eiche auf ein Poſtament geſtützt, auf welchem ſeine Mütze und Handſchuhe liegen. Er iſt geſchmackvoll in einen Mantel, der von der einen Schulter fällt, drapirt, hält in der linken Hand die Schreibtafel, in der rechten die Bleyfeder. Er hat ſeine eigenthümliche aufrechte Haltung, und der Blick iſt nachdenkend mehr nach oben gerichtet.

**) Die Kupferplatte wird nächſtens vollendet ſeyn.

„Scilicet immenso superest ex nomine multum.“

Mit Napoleon und andern großen Männern aller Jahrhunderte und Völker hatte er den Glauben an ein Vorhereintreten kleinerer Unglücksfälle vor einem größern gemein. Als er daher einmal mit Hofrath Meyer eine Badereiſe nach Baden-Baden antrat, nicht fern von der Stadt auf ganz ebener Straße der Wagen umſchlug, und der Begleiter verletzt wurde: ſo kehrte er ſogleich zurück und brachte den Sommer in dem kleinen Badeorte Tennſtädt zu. Ja er ging, durch dieſen Glauben geführt, zuweilen bis in das ſcheinbar Kleinliche. In ſeiner Stube hing ein gewöhnlicher Wandkalender, welcher durch ein Futteral von Pappendeckel gegen Verunreinigung geſchützt war. Er würde großen Anſtand genommen haben, an einem Tage, deſſen Stelle auf dieſem Kalender beſchmutzt war, etwas Bedeutendes anzufangen. Als einen Unglückstag für Weimar ſah er auch den 22. März an, an welchem nicht nur im Jahr 1819 der wirkliche Geheimerath von Voigt, ſein vieljähriger Freund, geſtorben, ſondern auch im Jahr 1825 das Theater abgebrannt war.

Als am Donnerstag den 15. März die Frau Großherzogin-Großfürſtinn Goethen gegen 12 Uhr beſuchte, wie ſie es an dieſem Wochentage ſtets zu thun pflegte, wurde ſeine heitre Stimmung, in welcher er die ganze Zeit über geweſen war, noch um vieles geſteigert. Der Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung konnte durchaus nicht angemerkt werden, daß er ein Greis von 82 Jahren war. Er ſprach viel über das vorerwähnte Gemälde in Pompeji, über neuere Ereigniſſe, namentlich über die franzöſiſche Revolution. Die Frau Großherzoginn empfahl ihm von mehrern Werken, die ſie über dieſen Gegenſtand neuerdings geleſen hatte, vor allen als geiſtreich Salvandy's Schrift: Seize mois, ou la révolution et les révolutionnaires. Die Zeit verging durch Goethes Heiterkeit ſo ſchnell, daß die fürſtliche Beſucherinn bis 1½ Uhr bei ihm verweilte. Gegen 2 Uhr kam Goethe zur Tafel und unterhielt ſich während derſelben ſehr munter mit Hofrath Meyer über Pompeji und Zahns Sendungen, ſprach auch Nachmittags noch mehrere Fremde. Noch ſpät Abends wurden Goethen von dem Erzieher ſeiner Enkel, dem Candidat Rothe, einige Petrefacten aus den weimariſchen Steinbrüchen überreicht, die er aufmerkſam betrachtete und ſeiner Sammlung beizufügen ſich vornahm.

An dieſem Tage, der für den hohen Greis ſo viel Erfreuliches hatte, ſcheint er ſich Nachmittags durch das öftere Hin- und Hergehen von ſeiner nicht ſelten zu ſtark geheizten Arbeitsſtube über die Treppe in die Geſellſchaftszimmer des Vorderhauſes erkältet zu haben*), denn am 16. März früh fühlte er nach einer unruhigen Nacht Bruſtſtechen, verbot jedoch dem Bedienten Friedrich, dieſes der Familie anzuzeigen, um ſie nicht zu beängſtigen. Erſt ſein Enkel Wolf, welcher zur gewöhnlichen Zeit zu dem Großvater kam, um mit ihm zu frühſtücken, und ihn noch im Bett

---

*) Die Behauptung, Goethe habe ſich an dieſem Tage, der windig war, bei dem Spazierenfahren erkältet, iſt unbegründet. Wie ſich aus dem Tagebuch des Verſtorbenen ergibt, war er nicht den Donnerſtag, ſondern die Mittwoch ausgefahren geweſen.

Prolog

zu den neuſten

Offenbarungen Gottes

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

fand, berichtete ſeiner Mutter das Uebelbefinden deſſelben. Der Arzt, Hofrath Vogel, welcher gegen 8 Uhr gerufen wurde, fand den Kranken im Bette ſchlummernd. Bald erwachte Goethe und klagte über mit Hitze abwechſelndes Fröſteln, Ekel, Eingenommenheit des Kopfes und Unruhe. Sein Puls war fieberhaft und alle Umſtände der Art, daß der Arzt beſorgt wurde und namentlich befürchtete, es möchte ſich ein nervöſes Fieber ausbilden, wie es im Anfange des März in Weimar häufig vorkam; doch glückte es ihm, bei ſeiner genauen Kenntniß von Goethes Natur, welchen er früher aus bedeutenden Krankheiten gerettet hatte, durch Unterſagung aller Aufregung, welche Beſuche verurſachen konnten und durch kräftige Arzneimittel Beſſerung herbeizuführen. Am Abend des 16. März ſah und ſprach der Kranke jedoch den Hofrath Riemer und bat denſelben, ihn von ſeinen Sprachſtudien zu unterhalten. Goethe ſchien nach wenigen Tagen wieder ziemlich wohl. Montags beſchäftigte er ſich außerhalb des Bettes mit der Anſicht von Kupferſtichen und ſprach ſchon wieder von den Arbeiten, die er am folgenden Tage vornehmen wollte, aber es leider nicht konnte. In der Nacht vom 19. bis 20. März nämlich ſchlief er zwar anfangs ruhig, wachte aber um Mitternacht auf und fühlte ſich kalt. Der Froſt wurde immer ſtärker und verbreitete ſich von den Händen aus, welche blos gelegen hatten, über den ganzen Körper. Zum Froſt geſellte ſich bald herumziehender reißender Schmerz, zuerſt in den Gliedmaßen, dann auch auf der Bruſt, Beklemmung des Athems, große Angſt und Unruhe nebſt andern krampf- und ſchmerzhaften Zufällen. Ob ſich gleich die Beſchwerden von Augenblick zu Augenblick ſteigerten, ſo erlaubte er dem Bedienten doch nicht, daß der Arzt gerufen würde, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden ſey.“ Der zum Frühſtück ſich einfindende Enkel Wolf benachrichtigte auch jetzt die

Frau von Goethe zuerſt, und als der Arzt gegen halb neun Uhr herbeigerufen wurde, fand er den Zuſtand des Greiſes ſehr bedenklich. Dieſer war von ſo heftigen Schmerzen, Krämpfen und Froſt befallen, daß der Arzt befürchtete, er werde kaum noch eine Stunde leben. Der Schmerz, welcher ſich mehr und mehr auf der Bruſt feſtzuſetzen anfing, preßte dem Kranken laute und heftige Klagen aus. Angſt und Unruhe trieb ihn bald ins Bett, bald auf den Lehnſtuhl, welcher neben demſelben ſtand. Er fürchtete eine Wiederkehr des Blutſturzes, von welchem er vor Jahr und Tag befallen worden war. Der Anblick war jammervoll! — Die edlen Züge waren entſtellt, das Antlitz graublau, der ganze Körper eiskalt und mit Schweiß bedeckt, der Unterleib aufgetrieben, der Puls kaum noch zu fühlen. Doch gelang es, dieſen Zuſtand zu beſeitigen, und um zehn Uhr Vormittags waren die Beſchwerden, bis auf einen firen Schmerz auf der linken Seite der Bruſt, welcher das Athmen immer noch erſchwerte, ſämmtlich erträglich, ja zum Theil ganz verſchwunden. Den Kranken plagte großer Durſt; der Appetit war und blieb bis an den Tod verloren. Eine ſpaniſche Fliege nahm den Bruſtſchmerz ganz weg.

Die nächſte Nacht brachte der Kranke, wie die ganze Zeit ſeiner Krankheit, in dem bequemen Lehnſtuhl zu. Er ſchlummerte dann und wann, und gegen Morgen gewann die Krankheit ein beſſeres Anſehn: warmer, mäßiger Schweiß war über den ganzen Körper vorhanden, der Athem freier, die Stimmung heiter, und Ausleerungen durch den Stuhl ſtellten ſich freiwillig ein, wodurch der Kranke ſich ſehr erleichtert fühlte. Die Beſſerung nahm bis eilf Uhr Vormittags deutlich zu; um zwei Uhr Nachmittags jedoch war alles verändert. Der Kranke war matt, der Schweiß häufig, der Puls klein und weich, die Fingerſpitzen kühl. Dieſe Symptome ſteigerten ſich, und es ſtellten ſich Momente von Unbeſinnlichkeit ein. Um neun Uhr Abends war der Kranke ganz kalt und der Schweiß durch die vielfache Kleidung gedrungen. Man hörte ein leiſes Raſſeln in der Bruſt, den Vorboten des Stickfluſſes, das Raſſeln ging in ein geringes Röcheln über, die Zeichen des Drucks auf das Gehirn (als Folge des gehinderten Blutumlaufes durch die Lungen) wurden deutlich, das Bewußtſeyn ſchwand von Zeit zu Zeit, der Kranke ſchien immer weniger zu leiden, phantaſirte mitunter, ſaß ganz ruhig in ſeinem Lehnſtuhle, antwortete freundlich auf Fragen, die jedoch der Arzt nur ſelten an ihn zu richten erlaubte; er achtete ſein Uebel für gehoben, ja in ſeinem Triebe zur Thätigkeit glaubte er im Stande zu ſeyn, etwas Leichteres zu leſen. Er fiel auf das ihm von der Frau Großherzoginn anempfohlene Werk Salvandy's, der Bediente mußte es ihm bringen, einen Tiſch und Lichter vor ihn ſtellen; allein nachdem er eine Zeitlang in dem Buche geblättert hatte, fühlte er ſich doch noch zu ſchwach zur Lectüre, legte das Buch zwar aus der Hand, aber befahl, es nicht zu entfernen. Er forderte ſeinen Enkel Walther auf, ihm die Raupachiſche Poſſe „der verſiegelte Bürgermeiſter" zu erzählen, und ſchien im Ganzen keine Schmerzen zu empfinden. Die Frau Gräfinn von Vaudreuil, Gemahlinn des Königl. Franzöſiſchen Geſchäftsträgers am Großherzogl. Hofe, ſendete jetzt ihr für ihn ſchon lange zum Geſchenk beſtimmtes, vom Profeſſor Heinrich Müller in Eiſenach gemaltes und von da ſo eben angelangtes Bildniß. Man trug Bedenken, es dem Kranken vorzulegen, aus Furcht, es möchte ihn zu ſehr aufregen und dadurch ein ſchnelleres Verzehren der Kräfte verurſachen. Der Arzt theilte dieſe Bedenklichkeit nicht, rieth ſogar zur Mittheilung deſſelben, weil es einen angenehmen Eindruck auf den Geiſt des Kranken machen würde. Nachdem Goethe das Bildniß mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, äußerte er: „Nun, den Künſtler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur ſo ſchön geſchaffen hat!“ Der Eindruck, den das Bild machte, ſcheint tief geweſen zu ſeyn, und beſchäftigte ihn noch am andern Morgen. Auch hat er, als während ſeines Unwohlſeyns ein Steindruck ſeines eigenen, von Stieler gemalten, wohlgelungenen Portraits aus München eintraf, geäußert, er ſey zur Gegengabe an Frau von Vaudreuil beſtimmt, und er habe ſchon 4 Zeilen gedichtet „ſo nach ſeiner Art“, die er darunter ſchreiben wolle, ſobald er wieder hergeſtellt ſeyn werde.

Gegen 11 Uh. Nachts bat er ſeine Schwiegertochter, ſich zu Bett zu begeben und auch die Kinder zur Ruhe zu bringen. Er fragte nach den Hausfreunden, von denen er ganz richtig vorausſetzte, daß ſie in der Nähe wären, und äußerte, es wäre durchaus nicht nöthig, daß jemand anders als der Bediente und der Copiſt John bei ihm wache. Zugleich verlangte er die aufgezeichneten Namen derjenigen zu ſehen, welche ſich an dieſem Tage nach ſeinem Geſundheitszuſtande erkundigt hatten, verweilte bei dem Durchleſen derſelben bei einzelnen länger, und erinnerte, man müſſe die bewieſene Theilnahme ja nicht vergeſſen, wenn er wieder geſund wäre. Er forderte dann die Familienglieder noch einmal auf, ſich zur Ruhe zu begeben, indem durch dieſes Nachtwachen unnütz die Kraft verſchwendet würde. Seinem Bedienten merkte er an, daß er von Nachtwachen ſehr erſchöpft ſey; aber er fühlte auch, daß ein Fall eintreten könnte, wo ihm deſſen ſchleunigſte Hülfe unentbehrlich wäre. Daher befahl er ihm, ſich durch Schlaf zu erquicken, und zwar nicht in dem Bette, das in der nur wenig entfernten Bedientenſtube ſtand, ſondern in ſeinem eignen Bette, welches leer war, da er die ganze Nacht im Lehnſtuhle zubrachte. Den Copiſt John dagegen forderte er zum Wachen auf, indem er ihm ſagte: „Sie bleiben bei mir und ſind aufmerkſam, damit ich nicht etwa vorwärts falle, wenn ich einſchlafe.“ Gegen 12 Uhr ſchlummerte er etwa drei Viertel Stunden ganz ruhig, dann mitunter noch Minuten lang, und fühlte ſich durch Drang zum Huſten und Schwierigkeit des Schleimauswurfs mitunter beklommen. Während der Nacht ſagte er einigemal zum Copiſt John: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein Paar Tage dauern.“ Ob er damit die Hoffnung einer baldigen Geneſung oder das Gefühl ſeines nahenden Todes ausſprach, wer kann es wiſſen? Es iſt jedoch letzteres das Wahrſcheinlichere, da er den Bedienten ſich nicht entfernen ließ, das Nahen des verhängnißvollen 22. März merkte und wohl auch die Größe der Krankheit deutlich empfand. Wenn die Aeußerungen, welche er in Gegenwart ſeiner Familie that, mit dieſer Vermuthung nicht übereinſtimmen: ſo läßt ſich dieſer Streit wohl erklären. Er wollte durch Andeutung ſeines Todes die Freunde nicht im Voraus betrüben, noch ſich die letzten Augenblicke verbittern.

Morgens gegen 6 Uhr ließ er ſich im Lehnſtuhl aufrichten und ging aus ſeinem Schlafcabinette einige Schritte in ſein Arbeitszimmer. Hier, wo ſie ſich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er ſeine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich ſcherzend ſagte: „Ei, ei! Frauenzimmerchen, biſt Du denn auch ſchon wieder heruntergekommen?“ Er ging jedoch, ſich ſehr matt fühlend, ſogleich wieder auf den Lehnſtuhl in ſeinem Schlafzimmer zurück.

Er hatte ſeinen gewöhnlichen Schlafrock von gilblich-weißem Tuche an, die mit Filzſchuhen bedeckten Füße mitſammt den Beinen waren in warme Decken gehüllt. Obgleich der Arzt beſtimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden ſey, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, ſo wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anweſenden Freunde dieſer ſchmerzlichen Mittheilung Glauben beimeſſen, zumal da das Barometer ſeit geſtern bedeutend geſtiegen war und ſie aus Erfahrung wußten, welchen ſtarken Einfluß der Zuſtand der Luft auf Goethes Geſundheit ausübe. Auch der Kranke ſelbſt ſprach am Morgen gegen ſeine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung ſeiner Geſundheit und Kräfte aus, indem er ſagte, der April brächte zwar Stürme, aber auch ſchöne Tage, an denen er ſich durch Bewegung in der freien Natur wieder ſtärken wolle; ja den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben, es gehe ja ſo gut. Gegen Sonnenaufgang verſchlimmerte, — wie der Arzt vorausgeſagt, — der Zuſtand ſich bedeutend, und die Kräfte ſanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelaſſen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er ſagte: „Gebt mir Licht, die Dunkelheit iſt unangenehm.“ Bald aber ſchienen ſeine Augen zu leiden, denn er hielt wiederholt die Hand, wie einen Schirm, über dieſelben, als wenn er ſie ſchützen, oder etwas in der Ferne ſehen wollte, ſo daß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er Abends bei dem Leſen zu tragen pflegte. Er forderte dann ſeine Schwiegertochter auf, ſich neben ihn zu ſetzen, ergriff ihre Hand und hielt ſie lange in der ſeinigen.

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe Waſſer mit Wein vermiſcht zu trinken, und als ihm dieſes gebracht wurde, richtete er ſich im Lehnſtuhle auf, ergriff das Glas mit feſter Hand und trank es aus, jedoch erſt nach der Frage: „Es wird doch nicht zuviel Wein darunter ſeyn?“ Dann rief er John herbei und unterſtützt von dieſem und ſeinem Bedienten ſtand er vom Stuhle ganz auf. Vor demſelben ſtehend fragte er, welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der zwei und zwanzigſte ſey, erwiederte er: „Alſo hat der Frühling begonnen und wir können uns um ſo eher erholen.“ Er ſetzte ſich dann wieder in den Armſtuhl und verfiel in einen ſanften Schlaf mit angenehmen Träumen, denn er ſprach unter andern: „Seht den ſchönen weiblichen Kopf — mit ſchwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde.“ Ueberhaupt ſchien ihn ganz und gar die Kunſt zu beſchäftigen, denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gib mir die dort ſtehende Mappe mit Zeichnungen.“ Da keine Mappe ſondern ein Buch an der bezeichneten Stelle ſtand, reichte ihm der Bediente dieſes, allein der Kranke verſetzte darauf: „Nicht das Buch, ſondern das Portefeuille.“ Der Diener verſicherte, es ſey kein Portefeuille, ſondern nur ein Buch da, und nun ermunterte ſich Goethe ganz aus dem Halbſchlaf und ſagte ſcherzend: „Nun ſo war es ja wohl ein Geſpenſt.“

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühſtück. Man brachte ihm dieſes, er nahm etwas davon in den Mund und wünſchte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Waſſer und Wein, von welchem er aber nur wenig trank, und die Frage an den Bedienten richtete: „Du haſt mir doch keinen Zucker in den Wein gethan, der mir ſchadet?“ Er beſtellte darauf, was er zu Mittag eſſen wollte, und überdieß für den Sonnabend, an welchem Tage der Hofrath Vogel bei ihm ſpeiſen ſollte, ein Lieblingsgericht deſſelben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für ſeine Freunde beſorgt. Gegen 10 Uhr kam Se. Königliche Hoheit der Großherzog, tief bewegt, doch voll des Wunſches, Goethen noch einmal zu ſehen. Da man dieß, des erſchütternden Eindrucks für beide Theile wegen, ſtandhaft ablehnte, ſo entfernte ſich Se. Königliche Hoheit im innigſten Schmerzgefühle und laut bekennend, daß er Goethen wie einen Vater geehrt und geliebt habe. Goethe ließ ſich abermals von ſeinem Copiſten John und Friedrich aufrichten, um in ſein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und ſetzte ſich bald wieder in den Lehnſtuhl.

Als er hier ein Weilchen ſaß, forderte er ein Manuſcript von Kotzebue. Es war keins zu finden, und man eröffnete ihm dieſes. Er erwiederte darauf, es müſſe dann entwendet worden ſeyn. Es fand ſich ſpäter, daß dieſes Verlangen nach dem Kotzebueſchen Manuſcripte nicht durch eine bloße Phantaſie erzeugt worden ſey. Er hatte ſich nämlich vor wenigen Tagen mit ſeiner Bearbeitung von Kotzebue's Schutzgeiſt, einem Stücke, das er ſehr liebte, beſchäftiget und es ſeinem Enkel Wolf geſchenkt. Man fand es ſpäter auf dem Schreibtiſche des letztern liegen.

Sein Geiſt beſchäftigte ſich darauf mit ſeinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen ſah, fragte er, warum man denn Schillers Briefwechſel hier liegen laſſe; man möge denſelben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fenſterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme.“ Dieß ſollen ſeine letzten Worte geweſen ſeyn.

Als nun das Sprechen ihm immer ſchwerer wurde, und er doch noch Darſtellungs- und Mittheilungsdrang fühlte, zeichnete er erſt mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in geſunden Tagen zu thun pflegte; dann ſchrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer ſank, ſo ſchrieb er etwas tiefer, und zuletzt, wie es ſchien, daſſelbe auf dem ſeine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen. Man bemerkte, daß er genau Interpunctionszeichen ſetzte, und den Anfangsbuchſtaben erkannte man deutlich für ein großes W. Die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

In dem Schlafzimmer, in welchem der Kranke ſaß, waren blos Frau von Goethe, der Copiſt John und der Bediente gegenwärtig, in dem daranſtoßenden Arbeitszimmer hielten ſich Goethes Enkel Walther und Wolf, der Oberbaudirector Coudray und Hofrath Riemer verborgen, und in einem etwas entferntern Zimmer, von wo ſie ab- und zugingen, befanden ſich Geheimerath von Müller, Hofrath Soret, der Bibliotheksſecretair Kräuter, Dr. Eckermann, der Arzt und der Hauslehrer Roth.

Da die Finger anfingen blau zu werden, ſo nahm man ihm den grünen Arbeitsſchirm von den Augen und fand, daß ſie ſchon gebrochen waren. Der Athem wurde von Augenblick zu Augenblick ſchwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden, der Sterbende drückte ſich, ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnſtuhls, und die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf und trug und hegte, hatte ausgeathmet! — —

Er hat den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Und drum gelebt für alle Zeiten.

Goethe's Verhältniſſe nach Auſsen.

Wie viel er ausgeſpendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl ſich verbündet,
Unſäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang.

Wenn auch die aufgehende Sonne ſchon ihre ganze Kraft, ihre ganze Schönheit hat, ſo ſtehen ihr doch gewöhnlich Nebel entgegen und hindern ſie, uns mit ihren ermunternden Strahlen zu erquicken. Sie ſteigt höher über den Horizont, ſiegreich kämpft ſie die Nebel nieder, die höchſten Gipfel der Berge erglühen, und in langgezogenen Tönen erſchallet das Alphorn, den Thälern das Nahen der Königinn verkündend; bald werden auch die tiefer liegenden Hügel, die Bäume des Thales, ja das niedre Gras von ihrem Scheine getroffen. Alles jubelt der allenthüllenden, allbelebenden entgegen. In dem reinen Tropfen des Thaues, der am Graſe hängt, ſpiegelt ſich ihr Bild, wie in dem Strome, der Schiffe trägt. Der Blick, welcher in der Nacht keine auch nur wenige Schritte entfernte Gegenſtände unterſcheiden konnte, ſieht jetzt in meilenweiter Entfernung die Dome der Städte glänzen, und über dieſen die Gebirge in unbeſtimmten Umriſſen ruhen; aber die Bewohner der Berge ſchauen nach Oſt und Weſt, nach Süd und Nord und bemerken, wie die Höhen entfernter Länder in nebelgrauer Ferne ſich erheben.

So wirkt auch das Genie auf die Welt. Sein Auftreten iſt gewöhnlich ein Kampf gegen Verkleinerer, Neider, Verblendete, aber hochgeſtellte Geiſtesverwandte erkennen ſogleich die hehre Erſcheinung und verkünden ſie mit Jubel. Die weniger Begabten ſchließen ſich ſpäter an und fühlen ſich dann von dem kräftigeren Geiſte belebt, gehoben, und zuweilen glückt dem Genie alle Ungünſtigen durch die Länge der Zeit zu gewinnen.

Wie auf dieſe Weiſe der aufgehende große Geiſt der Sonne vergleichbar iſt, ſo auch im Untergange. Trübe Wolken haben ſich am Horizonte geſammelt und ſuchen den untergehenden Glanz zu vertilgen: der bejahrte Sophokles, der Schöpfer ewiger Muſter der Schönheit, ward von dem eignen Sohne — des Wahnſinns angeklagt, der weiſe Homer, der Genoſſe der gottentſproſſenen Könige, ſtarb — als Bettler! —

Goethe fand bei ſeinem Auftreten bei den Begabteren ſeines Volkes Anerkennung, und dieſe erſtreckte ſich bald über ganz Deutſchland bis in die kleinſten Städte. Aber wie Napoleon, der Gränzen der Völker nicht achtend, nach allen Weltgegenden ſeine ſiegreichen Waffen trug: ſo überſchritt Goethe und mit ihm die deutſche Litteratur die engen Gränzen des Vaterlands, zeigte unſern ſtolzen Nachbarn in Weſten die Tiefe des deutſchen Gemüthes, und machte unſere verwandten aber nicht minder ſtolzen Nachbarn in Nordweſt nach Ueberſchreitung des Meeres mit dem Reichthume unſerer Litteratur, mit der Schönheit der Schöpfungen unſerer Dichter, Philoſophen, Hiſtoriker bekannt. Nicht minder wirkte er belebend auf die aufſtrebenden Geiſter in dem Reiche der Czaren ein, und die jungen Adler der alterſchwachen Italia jubelten ihm freudig entgegen. Seine Rieſenharfe tönte, wie ein Sphärengeſang, durch ganz Europa.

Die politiſchen Verhältniſſe trugen nicht wenig zu dieſem Erfolge bei. Denn wie einſt in der Völkerwanderung die Sagen aller Nationen Europa's, in Deutſchland zuſammenfließend, jene kräftigen Lieder vom barbariſchen Eroberer Etzel erzeugten und dann unwiderſtehlich, als ſchönere Gebilde, über unſeres Vaterlands Gränze zurückwogten: ſo hatten auch die blutigen Kämpfe unſerer Zeit, erzeugt durch das Streben eines gedrückten Volkes, fortgeleitet durch die Kraft eines genialen kampffrohen Eroberers, alle Völker Europas in eine bedeutungsvolle Berührung gebracht, das Wiſſen und die Gebräuche derſelben genähert, kennen gelehrt, und jedes Volk hatte in ſo engem Verhältniſſe mit dem andern gelebt, daß es achtungswerthe Eigenheiten deſſelben entdeckt hatte, die nicht ohne Wirkung auf das innere Leben der ganzen Geſchlechter bleiben konnten. Die Völker fühlten jenes Anziehen, das, wie die phyſiſche Anziehungskraft der Körper, eins zum andern hinriß, das Entfernte näherte, das Getrennte vereinigte. Man fing beſonders ſeit dieſer Zeit an von einer allgemeinen Weltliteratur zu ſprechen und ſie zu erſtreben. Wenn dieſes Beſtreben auch nicht ganz neu war, — denn die lateiniſche Sprache bewirkte ſchon früher etwas Aehnliches, fand aber an den noch zu ſtarren Schranken, die zwiſchen den Völkern aufgerichtet waren, ein Hinderniß, und die Sprache ſelbſt konnte nur einer gewiſſen Ideenfolge genügen, nur der Intelligenz, nicht dem Herzen, nicht der Poeſie —: ſo fand es doch jetzt zur Verwirklichung viele Hülfsmittel, welche früher mangelten, als das Reiſen, das Studium der lebenden Sprachen, die periodiſche Literatur ꝛc. und durch dieſe wurde das geiſtige Berühren der Völker ein viel innigeres, als jene allgemeine Sprache jemals erzeugen konnte*). Jedes Volk hatte nun beſondere Zeitſchriften, die der Literatur fremder Völker gewidmet waren, und ſie zur Kenntniß der Inländer brachten.

Das leuchtende Geſtirn unſeres deutſchen Himmels konnte nicht überſehen werden, nicht ohne Wirkung bleiben; und wie ſein Strahl fremde Länder traf, wirkte es geiſtbelebend auf ſie ein. In ſeinem hohen Alter erhielt Goethe die deutlichſten Beweiſe ſeiner Wirkung auf das Ausland und ſeiner daſelbſt gefundenen Anerkennung, nicht nur aus England, Frankreich, Italien, ſondern aus Amerika und Aſien ſogar. Aus Calcutta erhielt er Bücher zugeſendet und der Chineſe malte Scenen aus Goethes Werken, wie er ſelbſt ſagt:

Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet mit ängſtlicher Hand Werthern und Lotten aufs Glas?**)

Ein Freund Goethes, Carlyle, ſchreibt ihm zu Ende des Jahres 1829 aus Dumfries bei Edinburgh: „Es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, beſonders der deutſchen Literatur ſich mit wachſender Schnelle verbreitet, ſo weit die engliſche Zunge herrſcht; ſo daß bei den Antipoden, ſelbſt in Neuholland, die Weiſen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß ſogar in Oxford und Cambridge, unſern beiden engliſchen Univerſitäten, die bis jetzt als die Haltpuncte der inſulariſchen eigenthümlichen Beharrlichkeit ſind betrachtet worden, es ſich in ſolchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geſchickten Ueberſetzer gefunden und in Oxford haben zwei bis drei Deutſche ſchon hinlängliche Beſchäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewiſſe Augen zu ſtark ſeyn; jedoch kann Niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen ſich nur einander kennen, und der gegenſeitige Haß wird ſich in gegenſeitige Hülfleiſtung verwandeln, und anſtatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt ſind, werden wir alle natürliche Freunde werden.“ So konnte Goethe mit mehr Recht, als jener Karl V. von ſich rühmen, daß in dem Reiche, welches er mit ſeinem belebenden Scepter beherrſche, nicht nur die Sonne nie untergehe, ſondern auch der Sommer nie ende.

---

*) ſ. Le Globe Tom. V. No. 91. u. Goethe Kunſt und Alterthum Band 6. Heft 2. S. 267. 268.

**) Daß dieſes nicht poetiſche Hyperbel iſt, wofür mancher geneigt ſeyn möchte, es auszugeben, geht aus einer von Leonhardi (vormaligem kurheſſiſchen Geſandten) mitgetheilten Nachricht hervor: „Im Jahr 1799 befand ich mich in Holſtein. Es war eben ein Kauffahrer aus Oſtindien nahe bei Glückſtadt angekommen, und ich ging dieſes Schiff von vorzüglicher Größe zu beſehen. In des Kapitains Kajüte fand ich mehrere chineſiſche Gemälde, Werthers Leiden vorſtellend. Es verdiente dies wohl öffentlich mitgetheilt zu werden, da Herr von Goethe wohl der einzige Deutſche iſt, dem eine ſolche Ehre wiederfuhr." Aus der Vorrede des dritten Bandes von Karl Heinrich Jördens Lexicon deutſcher Dichter und Proſaiſten. Leipzig. 1808. — Sr. Hoheit der Herzog Bernhard von Weimar fand in Amerika ungemein viele für Goethe Begeiſterte.

Goethe erfuhr nicht nur die Huldigung aller ausgezeichneten Deutſchen, ſondern ſelbſt unter den niederen Ständen zählte er eine große Anzahl Verehrer, in welchen ein Funke ſeines Geiſtes gezündet und ſie aus ihrer Beſchränktheit emporgehoben hatte. Die originellen Briefe, welche von Männern dieſer Art an ihn geſendet worden ſind, möchten allgemein intereſſant ſeyn, können aber nicht öffentlich mitgetheilt werden. Nicht weniger möchten die Briefe allgemeine Aufmerkſamkeit verdienen, welche Bekenntniſſe von Perſonen enthalten, die in Goethe den größten Kenner des Herzens wahrgenommen hatten und ſich nun vertrauungsvoll gegen ihn ausſprachen.

Mit ausgezeichneter Liebe hing an ihm beſonders ſeine Vaterſtadt Frankfurt, welche ihrem berühmten Sohne fortwährend ehrende Geſchenke zukommen ließ. So erhielt Goethe noch zu ſeinem Geburtstage 1831 von 18 Frankfurtern ein Geſchenk aus 48 Bouteillen altem Main- und Rheinwein beſtehend. Er ſendete ihnen als Gegengeſchenk ein Gedicht, welches, wie andre ſeiner ſpätern Arbeiten, hinlänglich beweiſt, daß die ſchöpferiſche Dichtergabe in ſeinem 83. Jahre wenig abgenommen hatte. Es iſt folgendes:

Den verehrten achtzehn Frankfurter Feſtfreunden.

Am 28ſten Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luſtgewimmel,
Fraun und Männer thätig bunt,
Laut ein fröhliches Getümmel
Macht den Schatz der Rebe kund.

Dann der Kelter trübes Fließen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe, zu genießen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's bedenklich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum;
Und erſtickend ziehn verfänglich
Dünſte durch den düſtern Raum.

Edle Kraft in ſich bewahret
Wächſt im Stillſten unvermerkt,
Bis geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emſig ſtill ſich fördern mag;
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künſte ſo und Wiſſenſchaften
Wurden ruhig ernſt genährt,
Bis die ewig Muſterhaften
Endlich aller Welt gehört.

Doch da die Verhältniſſe Goethe's zum Inlande allgemein bekannt ſind, ſo wenden wir uns zu dem weniger Bekannten, wie er in den letzten Jahren gegen das Ausland ſtand; können aber durchaus nur Skizzen geben, da das eigentliche Verhältniß nur Goethen ſelbſt genau bekannt war.

England tritt uns hier zuerſt entgegen, an deſſen Rieſengeiſte Shakeſpeare Goethe ſeine eigne Kraft bildete, und dann wiederum bildend auf jenes Volk zurückwirkte. Wie man dort bemüht war, Goethe's vorzüglichſte Schöpfungen zu ſtudiren und, wo möglich, zu überſetzen: ſo achtete wiederum Goethe genau auf die vorzüglichſten literariſchen Erſcheinungen in jenem Volke und bemerkte, als etwas Ausgezeichnetes, das aufſtrebende Talent Byrons, dem er bald näher ſtand. Er ſpricht ſich darüber ſelbſt aus, und wir tragen kein Bedenken, ſeine Worte hier zu wiederholen: „Der deutſche Dichter, bis ins hohe Alter bemüht, die Verdienſte früherer und mitlebender Männer ſorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dies als das ſicherſte Mittel eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach deſſen erſtem Erſcheinen, aufmerkſam werden, wie er denn auch die Fortſchritte jener bedeutenden Leiſtungen und eines ununterbrochenen Wirkens unabläſſig begleitete. Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichteriſchen Verdienſtes mit Vermehrung und Steigerung raſch auf einander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die dieſſeitige frohe Theilnahme hieran höchſt vollkommen geweſen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenſchaftliche Lebensweiſe und inneres Mißbehagen ſich ſelbſt ein ſo geiſtreiches als gränzenloſes Hervorbringen und ſeinen Freunden den reizenden Genuß an ſeinem hohen Daſeyn einigermaßen verkümmert. Der deutſche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerkſamkeit einem ſo ſeltnen Leben und Dichten in aller ſeiner Excentricität, die freilich um ſo auffallender ſeyn mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen, und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen. Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweideutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ. Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittelung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapalus in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte. Der deutſche mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Fac ſimile, zu höchſt werthem Andenken*). Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf, dem deutſchen Geiſt- und Zeitgenoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirne führt**). Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſo ſelten begegnet, von einem ſo hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend,

---

*) Dieſe Dedication lautet alſo: To the illustrious Goethe. A stranger presumes to offer the homage of a literary vassel to his liege-lord, the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe. The unworthy production, which the author ventures to inscribe to him is intitled *Sardanapalus.* Oder auf deutſch: An den erhabenen Goethe. Ein Fremder unterfängt ſich, als literariſcher Vaſall ſeinem Lehnsherrn ſeine Huldigung darzubringen, ihm, dem erſten der jetzt lebenden Schriftſteller, welcher die Literatur ſeines eignen Landes geſchaffen und die von Europa verherrlichet hat. Das geringe Erzeugniß, welches der Verfaſſer ihm zu widmen wagt, iſt Sardanapalus betitelt.

**) Das Trauerſpiel Werner hat die Dedication: „To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated." d. i.: „Dem erhabenen Goethe wird von einem ſeiner tiefſten Bewunderer dieſe Tragödie gewidmet." Der Verfaſſer des Buches: „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. Erſte Sammlung. Berlin 1823. hat nur die Dedication zum Werner, kennte aber die des Sardanapalus noch nicht kennen.

ſich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszuſprechen, von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß und erſchien immer größer, je mehr man ihr näher trat; denn was ſoll man von einem Erdgeborenen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind? Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, ... im Frühjahr 1823 ſeinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenig eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde ſeinen großen Sinn, ſeine mannigfaltigen Kräfte, an erhabengefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern, und eilig nachſtehendes Gedicht geſchrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſey ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt ſich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.

Weimar, den 22. Juny 1823.

Er gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daſelbſt; ſchon war der treffliche Freund abgeſegelt und ſchien einem jeden ſchon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich geſendete gerade noch traf, um es im Augenblicke ſeiner Abfahrt, den 24. July 1823, mit einem reinen ſchön-gefühlten Blatte erwiedern zu können, als wertheſtes Zeugniß eines würdigen Verhältniſſes unter den koſtbarſten Documenten vom Beſitzer aufzubewahren. So ſehr uns nun ein ſolches Blatt erfreuen und rühren und zu der ſchönſten Lebenshoffnung aufregen mußte, ſo erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten ſchmerzlichſten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über ſeinen Verluſt für uns leider ganz insbeſondere ſchärft, die wir nach vollbrachtem großen Bemühen hoffen durften, den vorzüglichſten Geiſt, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menſchlichſten Sieger, perſönlich zu begrüßen *)." Das ehrendſte Denkmal aber, welches Goethe dem edlen Byron ſetzte, iſt in der Helena. Denn wer möchte nicht in Euphorion den idealiſirten zügellos fortſtrebenden Lord, den größten romantiſchen Dichter neuerer Zeit erkennen! — Die Klage des Chores ſpricht ebenſo trefflich die ausgezeichnete Liebe Goethe's zu dem in Ueberkraft Abgeſchiednen, als den Schmerz über das Schickſal Griechenlands aus.

Die Theilnahme an der deutſchen Literatur wuchs nun immer mehr; es bildeten ſich Geſellſchaften, welche die Engländer mit dem deutſchen Reichthum durch die Reviews **)

---

*) Aus the works of Lord Byron complete in one volume. Francfort. Broenner. p. XIV — XVI.

**) Vorzüglich ſind zu nennen Edinburgh Review, Foreign Review, Foreign Quarterly Review.

Die Frau Profeſſorn tritt auf im Puz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſizt am Pulten ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ohngefähr,
(ſein geſchrieben Blat anſehend.)
So redt' ich wenn ich Chriſtus wär.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp herauf?

Bahrdt.

auf eine ſehr geeignete, umſichtige Weiſe bekannt machten. Sie legen nämlich einen bedeutenden Schriftſteller zu Grunde und führen dann das ganze Gebiet, auf welchem derſelbe wirkt, vor dem Leſer vorüber. Bei der Beurtheilung von Klingemanns Ahasverus wird z. B. zugleich das ganze neuere deutſche Trauerſpiel, ſein Beſtreben und Unternehmen dargeſtellt. Bei Wilhelm Hofmanns Schriften wird die Zuläſſigkeit des Uebernatürlichen in erſonnenen Dichtungen beſprochen (On the supernatural in fictious compositions) ꝛc. *). Vorzüglich war zur Verbreitung der deutſchen Literatur in England der ſchon genannte Schotte Thomas Carlyle thätig. Er ſchrieb nicht nur, mit beſonderer Liebe alle Hinderniſſe überwindend, ein Leben Schillers**), ſondern gab auch deutſche Romanzen ins Engliſche überſetzt heraus***). Dieſer Schotte ſtand, wie noch einige andere ausgezeichnete Engländer in fortwährendem Briefwechſel mit Goethe, bald ihm Nachricht gebend über neuere Erſcheinungen in England, bald Belehrung über deutſches Weſen erbittend.

Im Jahr 1831 ſprach ſich die Huldigung der Engländer gegen Goethen auf ausgezeichnete Weiſe durch ein Geſchenk aus, das ſie ihm zu ſeinem Geburtstage überſendeten. Dieſes beſteht aus einem mit Geſchmack und Kunſtfer-

---

*) Siehe Goethe's Kunſt und Alterthum: Band 6 Heft 2. S. 196 ff.

**) The life of Friedrich Schiller, an examination of his works. London 1825. Dieſe Schrift iſt auch in das Deutſche überſetzt unter dem Titel: Thomas Carlyle Leben Schillers, aus dem Engliſchen eingeleitet durch Goethe. Frankfurt. 1830.

***) German Romance. Vol. IV. Edinburgh. 1827. Dieſes Buch enthält Erzählungen von Goethe, Tieck, Jean Paul, La Motte Fouqué, Muſäus, Hofmann, mit kurzen aber gehaltreichen Notizen über die Verfaſſer.

„ry calls round you, may we „English Friends“ in thought „and symbolically, since personally it is impossible, pre-„sent ourselves to offer you our affectionate congratulations. „We hope, you will do us the honour to accept this little „Birthday Gift, which as a true testimony of our feelings „may not be without value.“

„We said to ourselves: As it is always the highest „duty and pleasure to shew reverence to whom reverence „is due, and our chief, perhaps our only Benefactor is „he, who by act and word instructs us in Wisdom; so „we, feeling towards the Poet Goethe as the spiritually „taught towards their spiritually Teacher, are desirous „to express that sentiment openly and in common. For „which end we have determined to sollicit his acceptance „of a small English Gift, proceeding from us all equally, „on his approaching Birthday; that so, while the vene-„rable Man still dwells among us, some memorial of the „gratitude we owe him, and think that the whole world „owes him, may not be wanting.“

„And thus our little tribute, perhaps among the purest „that man could offer to man, now stands in sensible shape, „and begs to be received. May it be welcome, and speak „permanently of a most close relation, tho' wide seas flow „between the parties.“

„We pray that many years may be added to a life so „glorious; that all happiness may be yours and strength „given to complete your high task, even as it has hitherto „proceeded, like a star, „without haste, yet without rest.“
From fifteen English Friends.“

Für die Leſer, welche der engliſchen Sprache weniger kundig ſind, theile ich dieſen Brief nach der gelungenen Ueberſetzung eines Freundes, des Dr. H. Fiſcher, mit.

„An den Dichter Goethe

den 28. Auguſt 1831."

„Hochgeehrter Herr!"

„Unter den Freunden, welche dieſes Theilnahme erre-
„gende Feſt um Sie verſammelt, ſey es uns „Engliſchen
„Freunden" vergönnt, in der Vorſtellung und ſinnbildlich,
„weil es uns perſönlich unmöglich iſt, zu erſcheinen, um Ihnen
„unſere innigen Glückwünſche darzubringen. Wir hoffen,
„Sie werden uns die Ehre erzeigen, dieſes kleine Geburts-
„tagsgeſchenk anzunehmen, welches als das wahrhafte Zeug-
„niß unſerer Gefühle wohl nicht ohne Werth iſt."

„Wir ſagten zu uns: Da es ſtets die höchſte Pflicht
„und das höchſte Vergnügen iſt, *dem* Ehrfurcht zu erweiſen,
„welchem Ehrfurcht gebührt, und da unſer vorzüglichſter,
„vielleicht unſer einziger Wohlthäter *der* iſt, welcher durch
„Wort und That uns Weisheit lehrt: ſo haben wir, die
„wir gegen den Dichter Goethe die Empfindung geiſtiger
„Schüler gegen ihren geiſtigen Lehrer hegen, den Wunſch,
„dieſe Geſinnung offen und gemeinſchaftlich an den Tag zu
„legen. Zu dieſem Ende haben wir uns entſchloſſen, ihn
„um die Annahme eines geringen Engliſchen Geſchenkes, wel-
„ches von uns allen gleichmäßig herkommt, bei ſeinem her-
„annahenden Geburtstage zu erſuchen, damit es nicht, ſo
„lange der verehrungswürdige Mann noch unter uns wohnet,
„an einem Zeichen der Dankbarkeit, welche wir ihm ſchuldig

„ſind und welche, wie wir glauben, ihm die ganze Welt ſchuldig iſt, fehle.“

„Und ſo ſteht denn unſer kleiner Tribut, der vielleicht zu dem reinſten gehört, welchen der Menſch dem Menſchen darzubringen vermag, in ſichtbarer Geſtalt da und bittet darum, ihn anzunehmen. Mag er willkommen ſeyn und ein Verhältniß ausſprechen, das ein ſehr enges iſt, obgleich weite Meere zwiſchen beiden Theilen fluthen.“

„Unſer Gebet iſt, daß noch viele Jahre einem ſo ruhmreichen Leben hinzugefügt werden mögen, daß Ihnen alles Glück verliehen und die Kraft gegeben werde, Ihr hohes Werk ſo zu vollenden, wie es bis jetzt vorgeſchritten iſt, gleich einem Sterne „ohne Haſt, aber ohne Raſt.“

„Von funfzehn engliſchen Freunden.“

Bevor noch dieſes für Goethe ſehr erfreuende Geſchenk, das ſeinen Gedanken einer Weltliteratur der Wirklichkeit näher brachte, in des Dichters Händen war, erfuhr er ſchon durch anderweitige Mittheilung die Abſendung des Geſchenkes und die Namen der neunzehn (nicht 15) Engländer und Schotten, die daſſelbe ihm widmeten. An der Spitze der Sender ſtehen Thomas Carlyle und ſein Bruder Dr. Carlyle, welche wohl die ganze Unternehmung veranſtaltet haben. Dann folgen W. Fraſer, der Redacteur der Zeitſchrift Foreign Review, der geiſtreiche Schriftſteller Dr. Magine, Heraud, Redacteur der Zeitſchrift Frasers Magazine und Verfaſſer der gelungenen Artikel über Klopſtock und die Stolberge in dem Foreign Review, G. Moir, Ueberſetzer von Schillers Wallenſtein und Herausgeber anderer ſelbſtſtändiger Werke, Churchill, welcher eine ſehr gelungene Ueberſetzung von Wallenſteins Lager in Frasers Magazine geliefert hat, Jordan, Redacteur der Litterary Gazette, Profeſſor Wilſon, Redacteur von Blackwoods Magazine, Lord Francis Lewiſon Gower, der Ueberſetzer Fauſts, die Dichter Sonthey, Wordsworth und Procter (Barry Cromwell genannt) und endlich Walter Scott und ſein Tochtermann Lockhard, der Redacteur des Quarterly Review. Die übrigen vier ſind unbekannt.

Goethe ſchrieb folgende wenige Zeilen zurück:

An die neunzehn Freunde in England.

Worte die der Dichter ſpricht,
Treu in heimiſchen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht,
Ob ſie in der Ferne wirken.

Britten! habt ſie aufgefaßt:
„Thät'ger Sinn, das Thun gezügelt;
„Thätig Streben, ohne Haſt."
Und ſo wollt Ihr's denn beſiegelt.

Weimar 28. Auguſt 1831.

Goethe.

Die frühern freundlichen Verhältniſſe, in welchen Goethe mit einigen der Geber ſchon geſtanden hatte, wurden durch die bewieſene zarte Aufmerkſamkeit noch inniger, und mit mehrern der andern knüpfte ſich nun ein Briefwechſel an. Freundliche Grüſſe gelangten oft von England und noch zuletzt von Walter Scott aus Neapel zu ihm, und ſo war Goethe das Band, welches die Gemüther der beiden verwandten aber doch nach verſchiedenen Seiten ſich hinneigenden Völker freundlich umſchlang. Carlyle ſetzte Goethen noch ein Denkmal in der neueſten Zeit. Nämlich im Märzheft von Frasers Magazine iſt ein Bildniß Goethe's gegeben, nach Rauchs kleinem Standbilde. Goethe ſteht, gekleidet in bequemen Ueberrock und lange Beinkleider, da; den Körper wenig vorwärts gebeugt, die Hände auf dem Rücken kreuzend ſchaut er, mit etwas rückwärts gewendetem Geſicht, um ſich. Carlyle hat zu dieſem Bilde folgende Worte geſchrieben:

„Leſer! Hier ſiehſt du das Bild von Johann Wolfgang
„Goethe. So blickt und lebt jetzt in ſeinem 83ſten Jahre
„in ſeinem kleinen freundlichen Kreiſe zu Weimar der aufgeklärteſte,
„einflußreichſte Mann ſeiner Zeit. Leſer! In dieſem
„Kopfe hat ſich die ganze Welt abgeſpiegelt, und zwar
„in ſolcher geiſtigen Harmonie, wie nie wieder, ſeitdem
„unſer Shakeſpeare uns verlaſſen; ſelbſt die Lumpenwelt,
„worin du mühſam kämpfſt und wohl auch ſtrauchelſt, liegt
„verklärt darin und authentiſch offenbart."

„In dieſer unſrer verkehrten Zeit, wo die Menſchen ihre
„alten Leitſterne verloren haben, Leuchtwürmern und Irrlichtern
„nachlaufen und in der Welterſchütterung alles in ein
„trübes Chaos zuſammenſtürzt, Hohe niedrig und Niedrige
„hoch werden, und bald hier ein König, dort ein Herzog
„auftaucht, ſich einen Augenblick ſchwebend erhält und ſich
„einbildet, er ſey der Herr und Herrſcher von Allem, und
„doch nur die oberſte Schaumblaſe iſt, welche ſchnell wieder
„platzt und ſich mit den wüſten Fluthen vermiſchen muß —
„in dieſer jämmerlichen Zeit, ſage ich, wurden uns doch,
„dem gütigen Himmel ſey Dank, zwei große Männer

„zugeſandt. Der eine ſchläft jetzt in St. Helena einſam „unter des Weltmeers ewigem Wiegenliede, der andre freut „ſich noch des lieben Sonnenlichts an den Ufern der Ilm. „Groß war die Rolle, die jedem zugetheilt war, groß die „Gaben, die jeder empfangen; aber merke dir den Unterſchied: Bonaparte ſchritt durch die ſturmbewegte Welt hin „wie ein Alles verſchlingendes Erdbeben, blitzend und donnernd und ein Reich über das andre hinſtürzend; Goethe „war wie ein ſanftes, ſtilles Licht, bei deſſen Schimmer jener Wuſt wieder als eine Schöpfung erſcheint. So iſt denn „auch Napoleon mit ſeinem Auſterlitz, ſeinem Waterloo und „Borodino hin und verſchwunden, der Lärm ſeiner Thaten „iſt verklungen, wie der Lärm einer Balgerei in der Schenke. Der andre aber — *er* leuchtet noch immer mit unmittelbarem Lichte; ſeine gottbegeiſterten Worte werden „ewig in friſchen Herzen wohnen und lebende und künftige Denker begeiſtern. In funfzig Jahren wird, was er „gedacht, zur Sprache der Tageblätter hinabgedrungen ſeyn, „und nach ſeinem Wirken wird man Geſetze machen; ja dieſer Mann muß die Welt beherrſchen.“

„Leſer! dir ſelbſt, wer du auch ſeyſt, gibt er in dieſem Augenblicke einen Rath, gibt dir das Geheimniß ſeiner „poetiſchen Alchymie Preis, es heißt: *Gedenke zu leben!* Ja, dein Leben, und wärſt du einer der elendeſten „Jammerſöhne der Erde, iſt kein eitler Traum, ſondern eine „ernſte Wirklichkeit. Es iſt dein, es iſt alles, womit du „der Ewigkeit entgegen treten kannſt. Wirke denn, wie er „es gethan — *wie ein Stern ohne Haſt, doch ohne Raſt.* — Lebe wohl!“ Dies iſt das Urtheil des geiſtreichen Schotten über Goethe.

Frankreichs Literatur hat Goethen von Kindheit an bis an den Vorabend ſeines Scheidens angezogen und beſchäftiget, und mit Recht, da ſie ſoviel des Trefflichſten darbietet. Allein der ganze Weſten, durch befangendes Regelwerk und mißverſtandne Claſſicität gehindert, nahm die Strahlen von Goethe's Geiſte nicht eher auf, bis nach Beſchwichtigung des europäiſchen Sturmes, der von Frankreich ausging, hinlängliche Ruhe da war, das Ausländiſche zu würdigen. Der Grund lag nicht, wie einige glauben, darin, daß Goethe nicht entſchieden eine politiſche Meinung bekannte, ſondern nur in den Verhältniſſen Europas und in der größern Einſeitigkeit der Franzoſen. Oder wie, ſollte ein Dichter, welcher auf die gelungenſte Weiſe die Liebe zum Vaterlande darſtellen konnte, nicht auch das Vaterland geliebt haben? — Die Opfer, welche man ſeinem Volke zu bringen verpflichtet iſt, ſtellt er uns in Eugeniens, ſeiner Lieblingsheldinn, Charakter dar: als das Vaterland unerrettbar verloren iſt, will ſie es nicht verlaſſen, weil ſich gerade in ſolch gefährlichen Zeiten die Trefflichſten an daſſelbe mit ganzer Kraft anſchließen ſollen; er führt uns die Pflichten gegen das Vaterland im Egmont vor, welcher zwar mit ungetheilter Liebe an dem Leben hängt, aber einem blutigen Henker Alba gegenüber die Rechte des Volks mit größter Unerſchrockenheit vertheidiget, und nach menſchlich empfundener Todesfurcht muthig ſein Haupt dem Tode entgegenträgt, in der Hoffnung, daß ſeinem Sturze der Untergang der Tyrannen folgen werde*). Die bekannte ächtdeutſche Stelle in Hermann und Dorothea mag hier bloß angedeutet werden;

---

*) Egmont ſagt: „kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Freiheit bringen, ſo fließt es willig." — „Es war mein Blut und vieler Edlen Blut. Nein, es war nicht umſonſt vergoſſen! Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttinn führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyrannei zuſam-

in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, den Aufgeregten, den Epigrammen aus Venedig und an andern Orten ſeiner Schriften findet, wer zu ſuchen verſteht, einen Schatz der gediegenſten politiſchen Weisheit. — Alſo nur jene für politiſche Entwickelung ſo verhängnißvolle Zeit hinderte die Wirkungen Goethe's auf Frankreich, und die Befangenheit der Franzoſen in den, Goethe's Freiheit widerſtrebenden, veralteten Regeln. Doch fand er ſelbſt in jener allgemeinen Bewegung durch die geiſtreiche Frau von Staël*) und den Fürſten von Ligne**) lebhafte Anerkennung, und noch einige Jahre früher wurde ſein Götz von Berlichingen von Benjamin Conſtant†) richtig gewürdigt. Sein Werther war ſchon längſt mehrfach

---

men, und ſchwemmt erſäufend ſie von eurem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg!“

*) De l'Allemagne. Par Mad. de Stael. Paris. 1810. Part. II. chap. 7. 12. etc.

**) Vorzüglich die Wahlverwandtſchaften zogen ihn an: „Je plains les hommes bégueules et les femmes, qui souvent le sont moins, de n'avoir pas trouvé, au lieu d'immoralités, qui n'existent pas, tout le secret du coeur humain, les développemens de mille choses, qu'on n'a pas senties, parce qu'on ne réfléchit pas des tableaux du monde, de la nature, et deux portraits piquants et neufs: *Lucienne* dans un genre, et *Mittler* dans un autre. Quel chef-d'oeuvre, même en français, que les tablettes d'*Ottilie!* et que de profondeur, d'attachant et d'imprévu dans cet ouvrage, où il y a la plus grande supériorité sur ceux des autres nations!“ Nouveau recueil de lettres du Feld-maréchal Prince de Ligne. Weimar 1812. P. II. p. 4.

†) Réflexions sur le théâtre allemand, p. 17. bei ſeinem Werke: Wallstein, tragédie etc. par Benjamin Constant de Rebecque. A Genève. 1809. Man vergleiche dieſes Urtheil über Götz von Berlichingen mit der Anſicht Friedrichs des Großen: „Vous y verrez représenter les abominables pièces de Shakespear traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules

Bahrdt.

'ſ iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 'ſ iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doktorn thut einen Schrey. **Matthäus** mit dem **Engel**, **Markus** begleitet vom **Löwen**, **Lukas** vom **Ochſen**, **Johannes** über ihm der **Adler**.

Matthäus.

Wir hören du biſt ein Biedermann
Und nimmſt dich unſers Herren an.
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind iezt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm ihr Herrn! Doch thut mirs leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit
'Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

überſetzt; es iſt bekannt wie hoch **Napoleon** ihn ſchätzte, und daß er ihn in die kleine Bibliothek aufnahm, die ihn nach Aegypten begleitete. Endlich wurden im Jahr 1821 Goethe's dramatiſche Werke zuerſt und dann vielfach auch andre ſeiner Schriften, namentlich „Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben" überſetzt und trugen vieles dazu bei, daß die Schule der Romantiker, früher von den ſogenannten Claſſikern mit Verachtung behandelt, Boden gewann und ſich kräftig erhob.

In der letzten Zeit ſeines Lebens ſtand Goethe mit **Couſin** und Ampère d. j., mit **Delavigne** und **Victor Hugo**, mit **Emil Deschamps**, dem Ueberſetzer der **Braut von Korinth** und des **Königs von Thule**, und **Melanie Waldor**, welche mehrere Gedichte, namentlich den **Fiſcher** und den **König von Thule** in das Franzöſiſche übertragen hat und vielen andern geiſtreichen Franzoſen in freundlichſtem Verhältniß und von Zeit zu Zeit in Briefwechſel. In engerer Verbindung lebte er mit den franzöſiſchen Naturforſchern **Cuvier**, **Geoffroy St. Hilaire**, **Edwards** und erhielt von ihnen öfters Briefe und Sendungen, die Studien, welche ſeinen Geiſt beſchäftigten, betreffend.

Im Sommer 1831 ſandte Goethe ſeine neu und vermehrt herausgegebene „**Metamorphoſe der Pflan-**

---

et dignes des sauvages du Canada. Je les appelle telles, parce qu'elles pèchent contre toutes les règles du theatre etc. etc. On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un *Goetz de Berlichingen* qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes." — De la littérature allemande. Berlin. 1780. p. 46.

zen“ mit der franzöſiſchen Ueberſetzung des Hofraths Soret (des Erziehers unſres Erbgroßherzogs Carl) zur Seite an Geoffroy St. Hilaire nach Paris und durch dieſen an die Akademie daſelbſt, welche ihm durch ihren berühmten perpetuirlichen Secretair Cuvier aufs verbindlichſte dankte. In Goethe's Antwort ſprach ſich die liebenswürdigſte Beſcheidenheit*) aus:

„Im Laufe meines langen Lebens konnte kein Begebniß mich auf angenehmere Weiſe berühren, als zu erfahren, daß Studien und Anſtrengungen, die ich zunächſt nur zu meiner eignen Ausbildung unternommen hatte, auch nach Außen die günſtigſte Wirkung hervorbringen. So werde ich denn noch am Ziele meiner Laufbahn mit inniger Dankbarkeit gewahr, wie eine berühmte Societät, längſt im Beſitz die Fortſchritte der Wiſſenſchaften zu würdigen und nach ihrem wahren Werthe zu ſchätzen, meinen Forſchungen freundliche Aufmerkſamkeit gönnt und den Tribut meiner Hochachtung wohlwollend aufnimmt.“

„Wieviel ich Ihnen, mein Herr! perſönlich verdanke, wie oft Ihre unſchätzbaren Werke mir zum Leitſtern bei meinen Forſchungen dienten, vermag ich nicht genugſam auszuſprechen. Nie durchgehe ich meine Sammlung von Foſſilien, oder zeige ſie Freunden vor, ohne Blicke voll Dankbarkeit auf ſo viele ſchöne Exemplare zu richten, die mir aus Ihrer Hand ein Denkmal Ihrer ausgezeichneten Güte geworden. Noch ganz neuerlich war ich im Fall, in dem erſten Bande Ihres dieſe Gegenſtände betreffenden köſtlichen Werkes Rath und Belehrung zu ſuchen und zu finden, als ganz nahe bei Weimar in bedeutender Tiefe der Backzahn eines Elephanten entdeckt wurde, durchaus demjenigen ähnlich, den Sie uns auf der ſechſten Kupfertafel Ihres Werkes abbilden. Möge dieſe iſolirte Thatſache, ſchon an ſich nicht ohne Intereſſe, Ihnen insbeſondere von Neuem beweiſen, von wie großem Nutzen Ihre Schriften für mich ſind, und wie hohe Achtung ich ihrem Verfaſſer widme."

---

*) Mit welcher Beſcheidenheit Goethe über ſich ſelbſt urtheilte, geht auch aus folgenden ſeiner Worte hervor: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat ſich an dem andern erhoben. Den Vordern ſind wir auf die Schultern geſtiegen, ſahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als ſie, und ſo geſtaltete ſich manche neue Erſcheinung.“ S. Krug von Niddas Gedenkbüchlein. S. 162. und vergl. Leipziger Literaturzeit. 1829. no. 294.

In dem Berichte, den Geoffroy de St. Hilaire zu Ende Juli's 1831 über Goethe's Metamorphoſe der Pflanzen abſtattete, heißt es unter andern:

„Als Goethe mit ſeiner Schrift im Jahre 1790 zuerſt hervortrat, wurde ſie nur wenig beachtet, ja man war nahe daran, ſie für eine Verirrung zu halten. — Wohl lag ein Irrthum zu Grunde, aber ein ſolcher, wie nur das Genie ihn begehen kann. Goethe hatte nämlich nur darin Unrecht, ſeine Abhandlung faſt ein halbes Jahrhundert zu früh erſcheinen zu laſſen, ehe es noch Botaniker gab, die ſie zu ſtudiren und zu verſtehen fähig waren."

„Nachdem in der neueren Zeit Goethe's philoſophiſche Combinationen allenthalben Wurzel geſchlagen, und nachdem beſonders unſer berühmter College de Candolle*) die nämlichen Ideen zum Gegenſtande ſeines trefflichen Werkes:

---

*) Ein berühmter franzöſiſcher Naturforſcher, vorzüglich Botaniker, in Genf lebend, deſſen Werke größtentheils in das Deutſche überſetzt ſind.

„Principes de la symmetrie et de la métamorphose des plantes“ genommen hat, wird man aufmerkſam auf dieſe ſeltſame Coincidenz und fragt ſich mit Erſtaunen, wie ein ſo erhabener Dichter, dem man gewöhnlich nur Scharfblick in Auffaſſung geiſtiger Phänomene zutraut, mit gleichem Glücke, mit gleicher Präciſion die tiefſten Geſetze der Entwickelung der Pflanzenorgane habe entdecken und darſtellen können? Und aus wie hohem Geſichtspuncte hat er ſie aufgefaßt!“

„Fürwahr, trüge ſein Buch nicht dieſen beſchränkenden Titel an der Stirne, man würde glauben die Geſchichte der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes überhaupt zu leſen, die Geſchichte ſeiner ſtufenweiſen Ausbildung zur Betrachtung und zum Verſtändniß der Phänomene des Univerſums!“

Noch eine andere ſchon früher vorbereitete Anerkennung wurde Goethen in demſelben Jahre zu Theil. Nämlich im Jahr 1829 kam der berühmte franzöſiſche Bildhauer David nach Weimar, in der Abſicht Goethen zu modelliren, und dann in Paris ſeine Büſte auszuführen. Er hatte hierzu von keinem Fürſten, von keiner öffentlichen Societät Auftrag, ſondern wurde nur durch die Verehrung, welche er gegen Goethe hegte, zu dem Unternehmen bewogen. Dieſe Büſte, in Marmor gearbeitet, langte im Sommer 1831 in Weimar mit folgendem Briefe des Künſtlers an*):

---

*) Es wird vielen Leſern angenehm ſeyn dieſen Brief im Original zu leſen, welches ich daher mittheile:

Paris 18 Juin 1831.

„Monsieur!“

„Aussitôt que mes jeunes pensées ont pu se tracer vers la contemplation des sublimes ouvrages de la nature, mon admiration a

Paris den 18. Juni 1831.

„Mein Herr!“

„Sobald meine jugendlichen Gedanken ſich auf die Betrachtung der erhabenen Werke der Natur heften konnten, galt meine Bewunderung den großen Männern, die ihre ſchönſte Schöpfung ſind. Ich widmete mich der Bildhauerkunſt, als einem dauerhafteren Mittel, ihre Züge zu verewigen; ihnen weihete ich mein Leben und alle Gefühle meiner Seele. Mir war als ein unverdientes Glück aufbewahret, die Züge des Größten, des Erhabenſten nachzubilden. Ich bringe Ihnen dieſe ſchwache Darſtellung Ihrer Züge dar, nicht als ein Werk, das Ihrer würdig iſt, ſondern als den Ausdruck eines Herzens, welches richtiger fühlt, als das Gefühlte auszudrücken vermag.“

„Sie ſind der große Dichter unſerer Zeit; ſie iſt Ihnen eine Bildſäule ſchuldig, aber ich wagte es, ein Stück

---

été pour les grands hommes qui sont sa plus belle création. J'ai étudié la sculpture, comme un moyen plus durable de consacrer leurs traits, je leur ai voué ma vie et toutes les sensations de mon ame. Il m'étoit réservé, comme un indigne bonheur, de reproduire les traits du plus grand, du plus sublime. Je vous offre cette faible représentation de vos traits, non comme un ouvrage digne de vous, mais comme l'expression d'un coeur qui sent mieux qu'il ne peut exprimer.“

„Vous êtes la grande figure poétique de notre époque, elle vous doit une statue, mais j'ai osé en faire un fragment; un génie plus digne de vous la terminera.“

„Veuillez, Monsieur, recevoir
favorablement l'assurance du profond
respect de votre très-humble serviteur
David.“

davon zu bilden; ein Geiſt Ihrer würdiger, wird ſie vollenden.“

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Verſicherung der
tieſen Achtung Ihres ergebenſten Dieners
David.“

Die Coloſſalbüſte wurde nach Goethes Beſtimmung in dem Saale der Großherzoglichen Bibliothek aufgeſtellt, verhüllt, und am 28. Auguſt zu Goethes Geburtstage erſt von dem Schleier befreit. Zum Begehen dieſes Feſtes hatte ſich eine würdige zahlreiche Geſellſchaft auf der Bibliothek eingefunden. Zur Eröffnung der Feierlichkeit wurde folgendes Gedicht des Geheimen-Raths von Müller von den Sängern der Großherzoglichen Kapelle unter Begleitung paſſender Inſtrumentalmuſik geſungen:

Chor.

Frei aus heit'rer Höhe nieder
Schwebt der Dichtung Genius,
Weckt in tiefſter Bruſt die Lieder,
Weckt der Farben Zauberpracht,
Schreitet leuchtend durch die Nacht
Und ſein Hauch iſt Liebesgruß.

Recitativ.

Ihr goldnen Jahre heilig ernſten Strebens,
Den Sternen gleich an Licht und mildem Glanz,
Ihr Blüthen all' und Früchte reichſten Lebens,
Verſchlingt euch neu zu Seines Ruhmes Kranz:
Vorüberfliehend iſt des Menſchen Leben,
Doch ſeiner That iſt Ewigkeit gegeben.

Lied

Es will die Kunſt im Hochentzücken
Sich Ideale auserſeh'n,
Sie kühn der Zeiten Macht entrücken,
Nie ſoll das Große untergeh'n;
Die Liebe will mit magiſchen Gewalten
Es ewig feſt in treuem Bilde halten.

Chor.

So feiern wir die edlen Züge,
Stolz blickt das Aug' zu ihnen auf,
Und — was der Zeiten Lauf auch füge —
Hier geht ein ewig Leben auf;
Hier, wo der Fürſten heil'ge Ahnen
An jedes Herrliche uns mahnen,
Wo rings umher in Lebensfülle
Gewaltet ein erhab'ner Wille,
Hier, zu des Vaterlandes Ruhm,
Strahl' uns Ein Bild im Heiligthum.

Da die Sänger und Muſiker auf einer der oberen Gallerieen der Bibliothek, den Anweſenden unſichtbar, ſtanden und mit großer Kunſt das Gedicht vortrugen: ſo machte es einen höchſt ergreifenden Eindruck. Die Töne waren verklungen, und der Oberbibliothekar Riemer, der vieljährige Freund Goethe's, hielt, nicht ohne tiefe Rührung, folgende Rede:

„Hochverehrte Anweſende!“

„Es iſt fürwahr eine beſondere Gunſt des Geſchicks, daß dieſer den Muſen gewidmete, durch ihre fürſtlichen Beſchützer und Pfleger zum Tempel geſchmückte Raum mir abermals ehrenvollen Beruf und gewichtigen Anlaß geben ſoll, vor einer ſo bedeutenden Verſammlung höchſt gebildeter Kenner, Freunde und Verehrer der Kunſt und Wiſſenſchaft an einem Tage zu reden, deſſen Feier, in ihrem wachſenden Umfange, den Wirkungen der aufſteigenden Sonne gleicht, die in ihrem Weiterrücken an Glanz, Macht und Herrlichkeit zunimmt.“

„Unſere feſtliche Betrachtung gilt daher dem hohen Genius, deſſen Geſtirn an dieſem Tage der Welt aufgegangen, der ſeit mehr denn einem Halbjahrhundert unter uns wohnend und wandelnd, ſein kunſtreiches Schaffen, Wirken und Walten nicht allein über unſer gemeinſames Vaterland, ſondern auch in die fremdeſte Ferne erſtreckt, und überall für den deutſchen Namen, für die deutſche Art und Kunſt, erhöhtere Achtung, erneute Anerkennung, geſteigerte Bewunderung, zuvorkommende Huldigung ſelbſt den ſprödeſten und ſtolzeſten Nationen abzufodern von Natur und Vorſehung ermächtigt ward.“

„Waren wir ſchon vor mehr denn einem Luſtrum gerührte Zeugen und Theilnehmer an dem feierlichen Act ſeiner Verherrlichung durch belohnendes Anerkenntniß, das ein ewig glorienwerther Fürſt, unſer unſterblicher Carl Auguſt, dem naturkräftigen Talent, wie dem ſtaatsbürgerlichen funfzigjährigen Verdienſt ſeines Hochbetrauten, in gerechter Würdigung angedeihen ließ; wovon die Zeugniſſe und Urkunden dieſer Tempel verwahrend einſchließt; ſo ſehen wir heute eine ähnliche Feier ſeiner hohen fernwirkenden Genialität, dargeſtellt durch ein unſchätzbares Document, mit welchem ein benachbartes Ausland in freiwilliger Verehrung und Huldigung ihm entgegen kommt.“

„Jenes Land, früh ſchon allgemeiner Lehrer Europa's, für uns Deutſche am längſten unmittelbares Vorbild und Muſter in Leben und Kunſt, bis uns die Natur wiederum durch originalen Schöpferhauch anregend zu ſelbſtändiger Mündigkeit aufrief, Frankreich ſage ich, jetzt ſelbſt wiederum neu und anders geſtaltet, erblickt in uns nicht mehr die nachahmenden Schüler; es erkennt in uns auf einem Wege vorgeeilte Wetteiferer, begünſtigte Mitbewerber, ſiegreiche Preisgewinner; und wie es ſeine Werthſchätzung und Zuneigung der deutſchen Muſe ſchon öfter in Schrift und Rede an den Tag gelegt: ſo beurkundet es heute, durch die bildende Hand eines ſeiner erſten Künſtler, auf die zuvorkommenſte Weiſe, die Huldigung, welche es dem erſten Genius der Deutſchen, dem Ruhme dieſer Stadt, dem Preiſe unſerer fürſtlichen Pfleger darzubringen ſich gedrungen fühlt."

„Dieſes Phänomen, weit entfernt einer kleinbürgerlichen Eitelkeit zu ſchmeicheln oder gar als Gegenſtand mißgünſtiger Auslegung zu dienen, kann bei tieferer Betrachtung nur eine weltgeſchichtliche Bedeutung haben, in der es die ganze gebildete, wie nach Bildung ſtrebende Menſchheit angeht."

„Dieſe allein iſt es, welche von dieſem denkwürdigen Tage die Epoche einer neuen Entwickelung ihres äſthetiſchen Vermögens zu datiren beginnt: die Ausbreitung einer höhern Kunſtoffenbarung, oder die allgemeinere Rechtfertigung und Giltigung alles deſſen, was in der poetiſchen, eben wie in der ſittlichen Natur des Menſchen, nur als eine in Freiheit aufgegangene Blüthe des Gemüths erſcheint, nur als ſolche Werth, Würde und Antheil gewinnen kann, und in Leben wie in Kunſt einzig und allein dargeſtellt und geleiſtet zu werden verdient.“

„Und dieſes wohlthätige Licht, dieſe frohe Verkündigung, in eigenen Werken und Thaten gegeben, iſt es, wodurch der Genius die in Traditionen und Ceremonialgeſetz befangenen Geiſter eines jeden Volks befreit und zu ſelbſtändiger Würde und Wirkſamkeit vorleuchtend aufruft.“

„Nun verſchwinden die vorgefaßten Nationalmeinungen; die Einſeitigkeit des Geſchmacks, die Befangenheit des Urtheils weicht der Empfänglichkeit für andere mannigfaltige Anſichten, die Scheidewände des Glaubens und der Gebräuche ſind gefallen, und das Wahre, Gute und Schöne darzuſtellen in Wort, Bild und That gilt nicht mehr für einen Vorzug dieſes oder jenes Zeitalters, nicht für ein Vorrecht dieſer oder jener Nation: alle Völker zuſammen bilden nur die concertirenden Aufführer einer großen Symphonie, ihre Dicht- und Sangweiſen ſind nur die verſchiedenen Stimmen in dem ungeheuren fugirten Canon, in dem ewigen Halleluja, welches die Menſchheit in dem Wonnegefühl ihres Daſeyns zum Preiſe eines Unausſprechlichen durch Jahrtauſende anzuſtimmen nicht aufhören wird und kann.“

„Mit einer ſolchen Anſicht der Sache laſſen Sie uns, Verehrteſte, zur Betrachtung des Kunſtwerks ſelbſt übergehen, das an überraſchender Neuheit, eigenthümlicher Großartigkeit, ſeltener Gelungenheit, vollendeter Meiſterſchaft, nicht leicht etwas Aehnliches antreffen möchte. Nun erſcheint es zugleich dem Gefeierten zur Verherrlichung, dem Künſtler zu Ehre und Ruhm, dem gegenwärtigen Standort zur erhöhten Zierde, den beſuchenden Fremden zur würdigen Schau,

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn.
Wir wollen uns mit dir ergözen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſezen.
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit,
Und eure Beſtien muß ich ſagen,
Würde ieder andre zur Thür naus iagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann mir weiter nichts bedeuten.
Gnug ſo nehm ich euch nicht zu Leuten.

den Bewohnern von Stadt und Land aber als ein wahrhaftes Palladium, an deſſen fortdauernden Beſitz ſich die ſegensreichen Wirkungen unabſehbar anſchließen, welche der Genius, von dem es ein würdigſtes Gleichbild der Nachwelt überliefert, hier als Gaſtgeſchenk zurückgelaſſen.“

„Wie aber das Gleiche ſich dem Gleichen würdig geſellt, ſo war es **Goethe's** mächtiger Genius, der den ihm eigens verwandten **Schiller's** kräftig anzog — wie denn der Geiſt des einen von dem Geiſte des andern am beſten Zeugniß gibt — ſo daß gemeinſames Schaffen, Wirken und Leiſten ſie in brüderlicher Eintracht für Zeit und Ewigkeit verbinden ſollte.“

„Und ſo müſſen denn auch die coloſſalen Ebenbilder ſo innig befreundeter **Heroen** auf alle Zukunft neben einander dauern, in Mitte der preiswürdigen **Fürſten**, deren gaſtliche Halle das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt von je an ſchirmend pflegte, zur Seite der glorreichen **Amalia**, ihres mit unſterblichem Ruhm gekrönten Sohnes **Carl Auguſt** und ſeiner gleichen Preiſes würdigen Gemahlin **Luiſe**, deren gemeinſame Weisheit und Tugend frühzeitig dieſe Genien zu Begleitern und Verkündern ihres der Natur und Wahrheit gewidmeten Fürſtenlebens erkor: eines Lebens, deſſen ſegensreichen Erfolg der heutige wie alle kommenden Tage immer herrlicher offenbaren, zu Glück und Wonne des in gleichem Sinne fortwirkenden erhabenen Regentenpaares, deſſen huldvoller Theilnahme an allem was den Namen **Goethe** verherrlicht, wir die Feier dieſes Tages in freudiger Rührung verdanken.“

„Er ſelbſt aber, der Gegenſtand unſerer Verehrung, der gottgeſandte Genius fahre fort, länger und länger unter uns zu weilen, und wenn heute auch unſerm Blick entzogen, doch in unſichtbarer Nähe wirkſam, gleich jenen himmliſchen Weſen, deren Gegenwart ſich unverſehens am vernehmlichſten ankündet — durch ein feierliches Schweigen.“

Der Vorhang, welcher bis jetzt die Büſte den Augen der Anweſenden entzogen hatte, fiel, und es ſtellte ſich das großartig gedachte und großartig ausgeführte Gebilde dar! —

Nach dem Schluſſe wurde Ebelard's für dieſe Feſtlichkeit componirter Marſch geſpielt.

So zieren denn die Büſten der beiden Heroen der Dichtkunſt, Schiller von Dannecker, Goethe von David, die Hallen der Bibliothek, in jedem Beſchauer die Erinnerung an die große Zeit, wo jene höheren Geiſter unter uns walteten, lebendig erhaltend. Goethe's Büſte ſteht dem Eintretenden links vom lebensgroßen Bilde des unvergeßlichen Großherzogs Carl Auguſt und hat am Poſtamente folgende Worte Schiller's zur Aufſchrift:

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt.

Rechts ſteht Schiller's Coloſſalbüſte von Dannecker mit der Aufſchrift von Goethe:

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm, zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Der Eindruck, welchen Goethe's Büſte*) auf den ſie Betrachtenden macht, ſchildert der Dr. Eckermann in folgendem Gedichte:

Goethe's Bild.

Du blühend Haupt, umſpielt von dunklen Haaren,
Die kaum der Reif des Alters noch erreicht,
Noch regſt du dich, trotz deinen achtzig Jahren,
Auf ungebeugten Schultern frei und leicht!
Aus deinem Anblick weht erhabne Stärke
Begabten Knaben, edlen Jüngling an,
Und ihn ergreift, gedenkend deiner Werke,
Gefühl von dem was du gedacht, gethan.

---

*) In der Zeitſchrift Le temps (3 Juin 1831) wird folgende Charakteriſtik dieſer Büſte gegeben: „On sent dans la manière toute pleine de chaleur qui caractérise cet ouvrage, toute l'émotion que donne l'accomplissement d'un long désir. La tête de Goethe, comme celle de tous les grands génies, présente des grandes anomalies de construction; la hauteur du front surtout est démesurée pour le reste de la face; les sourcils et la paupière supérieure se projettent en avant avec toute la saillie d'une cymaise dorique; les joues pantelantes attestent les ravages du temps, mais la charpente osseuse ne s'en dessine qu'avec plus de force dans les rides; et les coins de la bouche, contractés avec ironie, trahissent l'auteur de *Faust* sous les apparences du patriarche. Les cheveux n'ont pas cette tournure de bonhomie que l'Allemagne a rêvée pour son poète séculaire: âpres et herissés, ils la couronnent comme une forêt touflue. C'est la rudesse d'Arminius unie à la finesse de Voltaire. M. David, auteur de tant de bustes admirables, n'en a produit aucun de plus original ni de plus savamment exécuté que le buste de Goethe."

Dieß Auge, das im Werther ſchwärmend glühte,
Im Taſſo ſanft zur Fürſtinn aufgeblickt,
Sodann in Fauſt ein kühn'res Feuer ſprühte,
Jüngſt an Suleika's Anmuth ſich erquickt,
Es hat noch ganz den Zauber früher Jahre,
Noch ganz die Kraft, die eine Welt durchdrang,
Und tauſendfält'ges Seyn, in Sonnenklare
Erobernd, treu in ſich zurücke ſchlang.

Dieß Ohr, das gern des And'ren Meinung hörte,
Das Wahres leicht vom Falſchen unterſchied,
Das eines Weiſen Anſicht freudig ehrte,
Doch ſchwätz'gen Dünkel wie die Sünde mied,
Das Gutem lauſchte, Neuem wie dem Alten,
Auch über deutſche Gränzen weit hinaus,
Und das ſich frei von jenem Wahn erhalten
Der Bildung Glocke töne nur zu Haus!

Erhabne Stirn, wo alle Geiſter thronen,
Auf der mit Weisheit Majeſtät ſich paart;
Wo im Verkehr mit göttlichen Dämonen
Gedanken weben niegedachter Art,
Allwo Geſetze, wie vor Gott ſie gelten,
Durch tief Naturbetrachten angeregt;
Wo reichſter Dichtkunſt ewig neue Welten
Oft Jahrelang gerundet und gehegt!

Ihr ſichern Züge nun an Mund und Wangen,
Die Zeugen tief und vielbewegter Bruſt,
Durch die gewalt'gen Lieb' und Haß gegangen,
Des Hemmens Unmuth, des Gelingens Luſt,
Erhabner Stolz, hartnäckiges Proteſtiren
Entgegen Trug und langverjährtem Wahn,
Drang, edles Daſeyn mächtig durchzuführen
Und immer größer reiner ſtets hinan!

Und du, o Mund! deß Worte viel bewundert,
Deß Lied uns mit Entzücken oft berauſcht,
Deß weiſen Lehren ſchon ein halb Jahrhundert
Deutſchland, Europa, ja die Welt gelauſcht!
Der im Verkehr mit Freunden und Geliebten,
Wie oft von Geiſt und Anmuth überfloß,
Und wie ſo oft Gebeugten und Betrübten
Ein volles Herz zu Rath und Troſt ergoß! —

Was könnt' ich nun zu dieſem Bild noch ſagen,
Vor dem man Stunden, Tage möchte ſtehn,
Was könnt' ich noch, als alle die beklagen,
Die das lebend'ge Urbild nie geſehn;
Nicht dieſer Blicke zaubriſche Gewalten,
Des Ausdrucks angeborne Majeſtät,
Des ganzen Körpers würdevolles Halten,
Wenn zum Empfang er euch entgegengeht.

Goethe, von Dank durchdrungen, ſprach wiederholt gegen ſeine Freunde aus, daß dieſes herrliche Geſchenk des franzöſiſchen Künſtlers zu groß ſey, um es auf würdige Weiſe erwiedern zu können, und ſendete folgenden Dankſagungsbrief an David ab:

„An Herrn David, namhaften Bildhauer in Paris.“

„So eben ſind es zwei Jahre, daß Sie uns durch Ihre Gegenwart überraſchten, ich dürfte faſt ſagen, in Verlegenheit ſetzten. Der ausgezeichnete Künſtler einer benachbarten Nation, deſſen Verpflichtung ſich eigentlich nur auf ſeine Landsleute zu beziehen ſchien, wenn er ſich entſchloß die Geſtalt von Individuen durch ſeine Kunſt zu erhalten, war uns eine ganz neue Erſcheinung.“

„Allein nicht lange genoſſen wir Ihres werthen Umganges, als wir einen Mann gewahr wurden, dem das algemein Menſchliche lebhaft im Sinne lag, und welcher daher überall hin ſeine Aufmerkſamkeit richtete, wo er ein Beſtreben bemerkte, darauf zu wirken, daß Menſchen an Menſchen ſich knüpfen, um durch wechſelſeitige Anerkennung das eigentliche Gleichgewicht im Ganzen herzuſtellen, welches im Einzelnen, wegen des immerfort dauernden Conflictes der beſonderen Intereſſen, ſchwer zu erreichen und zu erhalten iſt."

„In gleichem Sinne haben wir die überſendete Marmorbüſte mit lebhaft dankbarer Geſinnung an- und aufgenommen, als ein Zeugniß des Wohlwollens eines unmittelbaren Geiſtesverwandten, als einen Beweis der Auflöſung ſtrenger Nationalgränzen, und wir glauben dadurch uns der erhabenen Intention des Gebers angenähert zu haben."

„Von dem allgemein freudigen Empfang, von Aufſtellung und feſtlicher Widmung zu ſprechen, überlaß ich den Freunden, welche bezeugen werden, daß die beabſichtigte Wirkung in hohem Grade iſt erreicht worden, welche gewiß auf künftige Zeiten kräftigſt ſich erſtrecken und Ihr Andenken, nebſt dem Muſterbilde eines hohen Kunſttalentes lebhaft erhalten wird."

„Möge Ihnen dieſes, wie ein Deutſcher in ſeiner Sprache ſich ausdrücken konnte, auch in der Ihrigen treulichſt wiederzugeben ſeyn."

Wenden wir uns zu den ſüdlichen Völkern, ſo waren zwar in Spanien fortdauernde innere Zerrüttungen die Wolken, welche den Strahlen von Goethe's befruchtendem Geiſte hindernd entgegen traten; allein was in den Geiſtern der europäiſchen Spanier nicht bewirkt wurde, das trat in

Amerika hervor: ein Creole aus Havanna wurde von Goethe's Dichtungen ſo ergriffen, daß er den Fauſt ins Spaniſche überſetzte*). Die Verbindung in welcher Goethe mit von Eſchwege, dem Oberaufſeher der Braſilianiſchen Bergwerke lebte, kann hier nicht als etwas Beſonderes angeführt werden, da von Eſchwege ein Deutſcher und Goethen perſönlich bekannt iſt.

Italiens Bildung ging mehr, als die aller andern Völker, von jenen ewigen Muſtern der Schönheit aus, welche aus der griechiſchen und römiſchen Welt zu uns gelangt ſind; dieſe erzeugten die Wärme, welche allen Genien Italiens bei ihrer Entwickelung aus der beſchränkenden ſtarren Puppe, bei Entfaltung der Flügel half. Doch anſtatt nach erfolgter Entwickelung an das Leben ſich anzuſchließen, kehrten die meiſten zur Vergangenheit zurück, in derſelben Stoff für die Poeſie und darſtellende Kunſt ſuchend. Durch die Länge der Zeit entſtand auf dieſe Weiſe ein Widerſtreit zwiſchen der Kunſt und den äußern Verhältniſſen, der um ſo größer wurde, je mehr die Aufgeregtheit der neueren Zeit alle in dem raſchen Fortſchreiten mit ſich riß. Viele, welche nach Claſſicität (oder wie man in Italien auch ſagte, Criticismus) ſtrebten, wurden zwar von den Gelehrten geſchätzt, aber auf die ganze Nation wirkte die fremdartige Form und Haltung ihrer Erzeugniſſe nicht. Ihre Schöpfungen glichen nicht einer ſchönen Geſtalt, die friſches Leben athmet und mächtig die Kräfte aller Nahenden aufregt, ſondern einer durch künſtliche Mittel erhaltenen Mumie, die nur Todesgeruch verbreitet, kein Leben hat, keines erregt. Die romantiſchen Künſtler hingegen bewegten ſich in ihren Erzeugniſſen in dem Ideenkreiſe ihres Volks; was dieſes anzog, bewegte und belebte, war bei ihnen ausgeſprochen, und bei entſtehendem Streite war zu erwarten, daß ſogleich die Gebildeten des Volks, die nicht eigentliche Gelehrte waren, auf ihre Partei treten würden. Wie nun in Deutſchland das Hängen am Alten, das Feſthalten deſſen, was Jahrhunderte beſtand, aber für die Gegenwart nicht mehr genügend iſt, gerade am heftigſten das Streben nach Neuerungen erregte: ſo war es in Italien mit der Poeſie. In den Gegenden, welche Deutſchland am nächſten lagen, entſpann ſich, durch die Bekanntſchaft mit deutſcher Literatur, zuerſt dieſer Kampf, nämlich in Mailand, und wirkte dann mächtig auf Italien ein.

---

*) Morgenblatt. 1828. No. 149. 150.

Wenn Goethe ſchon früher durch ſeine Reiſen in Italien viele Verbindungen mit Gelehrten, Dichtern, Künſtlern angeknüpft hatte: ſo erwarb ihm ſein Eingreifen in den entſtandenen Streit die Liebe und Achtung von noch mehr Italienern. Er nahm zuerſt thätig Theil durch ſeine Vertheidigung von Manzoni's Graf von Carmagnola (1820) den er nicht nur gegen die Angriffe der Italiener, ſondern auch der Engländer in Schutz nahm *), und die auf dieſe Weiſe zwiſchen Goethe und Manzoni entſtandene Freundſchaft erhielt ſich bis zum Scheiden Goethe's, wovon viele Beweiſe öffentlich vorliegen **).

Wie hoch er von Manzoni geſchätzt wurde, geht hauptſächlich aus einer Unterhaltung hervor, die ein weimariſcher Reiſender mit dem italieniſchen Dichter auf deſſen Villa Brussi

---

*) Kunſt und Alterthum 3, 2, 60.

**) Kunſt und Alterthum 4, 1, 98.

5 Miglien von Mailand im Auguſt 1829 hatte. Wir theilen daher dieſe Unterhaltung aus dem handſchriftlichen Tagebuche des Reiſenden mit.

„Gleich nach den erſten Worten fiel das Geſpräch auf Goethe, und Manzoni ſchien ſich lange nach Jemand geſehnt zu haben, der ihm über Leben und Weben dieſes ſeines Schutzheiligen genaueren Bericht zu geben vermöchte. Cattaneo verließ uns, um die Frauen aufzuſuchen, während Manzoni und ich in dem gar freundlichen Garten umherſtreiften. „Goethe's fortdauerndes Wohlwollen gegen mich, ſagte Manzoni, beweiſt nur, daß ſeine Nachſicht gegen mich gleich groß, wie ſein Genie iſt; aber mich ihrer zu erfreuen iſt mir ſüß, und nicht die Scheu vor ſeinem Urtheil iſt es, die mich abhält, meine längſt begonnene Epiſtel an ihn über die Grundſätze des hiſtoriſchen Romanes zu beendigen, vielmehr blos meine Kränklichkeit, die mich ſo oft Wochen, ja Monate lang an ernſten Arbeiten hindert. Wie könnte ich auch gegen irgend Jemand in der Welt mich offener und rückſichtsloſer ausſprechen, als gegen ihn? Die Diſtanz zwiſchen ihm und mir wird nicht verringert, ob ich ihm ein um einige Grade minder oder mehr unvollkommenes Werk weihe; aber eben deswegen kann von keiner Schüchternheit mehr die Rede ſeyn, wie man ſich ja auch an höhere Weſen, eben ihrer entſchieden höhern Natur wegen, mit Vertrauen wendet. Ich weiß, er wird mich verſtehen, und wo ich irre, belehren, und das iſt genug."

„Ja, äußerte er ſpäterhin, es iſt gewiß, ich bin mir erſt ſelbſt dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es iſt lediglich ſein Werk, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man ſchlecht genug mit mir um, ſeit er aber ſich großmüthig meiner annahm, hat ſich das freilich geändert, und ich ſelbſt bin erſt durch ihn über mich ins Klare gekommen.“ Ich erwiederte ihm, wie auch in Deutſchland Verkennung und Verunglimpfung der edelſten Geiſter nicht eben etwas Seltenes ſey, und wie er ſich hierüber mit Goethen tröſten könne.“

„Bei Manzoni's Sehnſucht Goethen zu ſehen verwunderte ich mich, daß er ſich nicht zu einer Reiſe nach Weimar entſchließe. „Ja, wenn wir uns nicht alle ſo ſehr liebten, fiel Madame Beccaria (Manzoni's edle Schwiegermutter) ein, daß wir getrennt kaum exiſtiren können! Wir müßten alſo alle, Großmutter, Mutter und ſechs Enkel mit nach Weimar, und das wäre doch eine gar zu ſtarke Caravane!“

„Wenn ich das Glück hätte, Goethen perſönlich zu ſprechen, ſo würde ich ſchwerlich verlegen ſeyn, ſagte er, ich würde das Gefühl eines Kindes haben, das ſeinen Vater findet. Mein Herz würde ſich ihm aufſchließen ohne Rückhalt. Man hat wohl früher Goethen öfters für ſteif oder ſtolz gehalten, wie ich mir habe ſagen laſſen, mir aber hat dieſes nie glaublich geſchienen. Wie könnte der, dem alle Welt- und Naturverhältniſſe ſo klar vor Augen liegen, ſich nicht leicht in die Zuſtände Anderer, die ihm nahen, verſetzen? wie der, dem alles Höchſte verwandt und vertraut iſt, erſt noch kleinliche Abſtufungen berückſichtigen? Er, wahrlich, hat nicht erſt nöthig, Sprünge zu machen, um irgend einen Gipfel zu erreichen, da alle Höhen für ihn nur Ebenen ſind.“

Soweit die Mittheilungen des deutſchen Reiſenden. Außer Manzoni waren noch viele in Italien lebende Gelehrte

Markus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Bahrdt.

Daß ichs euch kürzlich ſagen thu.
Es iſt mit eurer Schriften Art
Mit euren Falten und eurem Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer.
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch iezt nicht mehr.
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein
Und thut ein tüchtigs Kupfer drein,
Da mags denn wieder fort kurſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Euch in Geſellſchaft produziren.
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Gepuzt, geſtuzt, glatt, — 's gilt ſonſt keiner.
Im ſeidnen Mantel und Kräglein flink
Das iſt doch gar ein ander Ding.

und Künſtler mit Goethen von Zeit zu Zeit im Briefwechſel, und fortwährend im freundlichſten Verhältniſſe, ſo z. B. der Ritter Cattaneo, Director des Münzcabinets in Mailand, Pyrker, Patriarch von Venedig, jetzt Erzbiſchoff zu Erlau, der Dichter der Epopeen Tuniſias, Rudolfias und anderer, der Legationsrath Käſtner in Rom, der berühmte Bildhauer Thorwaldſen, welcher ſich freiwillig erbot, ein von ihm ſkizzirtes Denkmal für Goethe's in Rom verſtorbenen Sohn auf eigne Koſten auszuführen.

Wir ſchließen an Italien Griechenland an. Von der noch jungen Literatur der Neugriechen zogen Goethen vorzüglich die kräftigen Naturlaute an, welche in den Volksliedern erklingen. Er überſetzte viele derſelben und ſuchte Künſtler für bildliche Darſtellung einzelner in denſelben geſchilderter Scenen zu gewinnen; ſo that er es mit dem Gedicht Charos, in welchem die Mythe vom Charon ſo überraſchend durch den Lauf der Jahrhunderte fortgebildet iſt. Ueberſetzungen der Schriften Goethe's in das Neugriechiſche wurden bei dem raſtloſen Streben jenes Volks verſucht, namentlich iſt die Iphigenia von Johannes Papadopulos überſetzt erſchienen.

Das Verhältniß Goethe's zu den ſerbiſchen Dichtern, oder vielmehr zu den Sammlern, Bearbeitern und Ueberſetzern der ſerbiſchen Volkslieder, war mehr ein Aufnehmen als ein Einwirken auf das Volk ſelbſt. Obgleich Goethe's Werke theilweis noch in europäiſche Sprachen, wie z. B. der Fauſt in das Schwediſche überſetzt worden ſind: ſo läßt ſich doch eine engere Verbindung mit Einzelnen, oder eine Wirkung auf das Ganze nicht gut nachweiſen. Wir wenden uns daher zu Rußland.

In dieſem mächtigen Reiche hatten keine mißverſtandenen Regeln die Geiſter in Wiſſenſchaft und Kunſt auf Irrwege geleitet; es fand deshalb ein raſches Vorwärtsſchreiten und Entwickeln der inwohnenden Kräfte in eigenthümlicher Weiſe ſtatt, und die ruſſiſche Literatur fand dadurch bei den andern vorausgeeilten Völkern bald Anerkennung. P. von Götze gab 1828 eine Sammlung der Stimmen des ruſſiſchen Volks in Liedern heraus, die Engländer unternahmen ähnliche Sammlungen und Bearbeitungen und Karamſins großes Geſchichtswerk erregte allgemeine Aufmerkſamkeit. Für deutſche Literatur, abgeſehen von der innigſten Verbindung des ruſſiſchen kaiſerlichen Hofes mit den glänzendſten fürſtlichen Familien Deutſchlands, war Rußland dadurch, wie für keine andere, empfänglich, daß die deutſche Sprache in den beiden Hauptſtädten ſehr bekannt iſt. Goethe wurde alſo, vor allen andern Schriftſtellern unſers Vaterlandes, dort bald geleſen und zog die Bildungsfähigen zu ſich heran. Außer mit vielen andern ſtand er in freundlichem Verhältniß vorzüglich mit Uwaroff, dem Präſidenten der Academie zu Petersburg und erhielt von dieſem oft Briefe und literariſche Sendungen, und noch in dem letzten Jahre ſeines Lebens, im Auftrage des Kaiſers, eine ſieben Unzen ſchwere Platinaſtufe überſchickt; köſtliche Sendungen von Basreliefs und Medaillen kamen ihm vom Grafen Tolſtoi, dem kunſtfertigen, gebildeten Arbeiter derſelben, zu*); mehrere junge Dichter in Moskau, welche über ſeine Helena geſchrieben hatten, blickten auf Goethe als auf den nie untergehenden Polarſtern hin; ſein Jugendfreund, der unlängſt auch verewigte geiſtvolle General Klinger in Petersburg erfreute Goethen fortwährend durch freundliche

---

*) Goethe's Werke Band 32. S. 148. 168.

Briefe und andere Mittheilungen. In näheres Verhältniß kam er mit der geiſtreichen ruſſiſchen Prinzeſſinn Zeneide Wolkonsky, als ſie auf ihrer Reiſe nach Italien ſich einige Tage in Weimar aufhielt.

Noch im Jahr 1831 erwarb ſich Goethe durch ein Gedicht den innigen Dank der ganzen Stadt Reval in Eſthland. Nämlich die wegen ihrer unübertroffenen Kunſt des Geſanges berühmte Mara beging am 23. Februar daſelbſt ihren 82ten Geburtstag, und Goethe und Hummel hatten ſich vereinigt, um die Gefeierte durch eine poetiſche Gabe zu überraſchen. Goethe dichtete zu dieſem Behuf einige Verſe, in welchen er den Eindruck ſchilderte, den die Sängerinn auf ihn machte, als ſie 1771 als Demoiſelle Schmeling in Leipzig das Haſſiſche Sta Elena al Calvario ſang. Hummel ſetzte die Worte des Dichters klar und kräftig im älteren Style in Muſik, und dieſe wurde vierſtimmig der berühmten Sängerinn vorgetragen; dann überreichte die jüngſte Tochter des Dramatikers Kotzebue den Text des Gedichtes ſelbſt, welcher folgender iſt:

Der Demoiſelle Schmeling

nach Aufführung der Haſſiſchen Sta Elena al Calvario
Leipzig 1771.

„Klarſter Stimme, froh an Sinn,
„Reinſter Jugendgabe,
„Zogſt Du mit der Kaiſerinn
„Nach dem heil'gen Grabe.
„Dort, wo Alles wohlgelang,
„Unter die Beglückten,
„Riß Dein herrſchender Geſang
„Mich, den Hochentzückten.“

War ſchon durch dieſes Gedicht die greiſe Sängerinn, welche dadurch auf das ſchmeichelhafteſte an die Zeit ihrer Jugend erinnert wurde, innigſt bewegt, ſo wurde ſie noch mehr durch den zweiten Theil des Gedichtes gerührt, welcher die Freude des Dichters bezeugte, ſie, die in gleichem Alter mit ihm ſtehende und auf ein durch Geſang reich geſchmücktes Leben zurückſchauende, noch mit einem Liede begrüßen zu können:

An Madame Mara

zum frohen Jahresfeſt. Weimar, Februar 1831.

„Sangreich war Dein Ehrenweg,
„Jede Bruſt erweiternd;
„Sang auch ich auf Pfad und Steg,
„Müh' und Schritt erheiternd.
„Nah dem Ziele, denk' ich heut
„Jener Zeit, der ſüßen;
„Fühle mit, wie mich's erfreut,
„Segnend Dich zu grüßen."

Auch dieſes Gedicht hatte Hummel, und zwar in modernem Style componirt. Der Rath Hagen überreichte beide Gedichte und Compoſitionen der Gefeierten in den eignen Handſchriften Goethe's und Hummels als das wertheſte Angebinde, und dieſe ſprach für die zarte, überraſchende Aufmerkſamkeit tiefgefühlten Dank gegen Goethe und Hummel in ihren Briefen aus.

Am höchſten wurde Goethe von dem Erzieher des Großfürſten-Thronfolger von Rußland geachtet und geehrt, von dem Staatsrathe Shukoffsky. Dieſer hatte ſchon lange den innigſten Wunſch gehabt, Goethen perſönlich kennen zu lernen, was ihm aber erſt 1827 zu Theil wurde, als er ſich einige Wochen in Weimar aufhielt. Er, ſelbſt einer der erſten ruſſiſchen Dichter, ſtaunte wie aus der Ferne, ſo noch mehr in der Nähe die Größe Goethe's an und ſprach ſeine Bewunderung wiederholt aus. So ſchrieb er unter einen Kupferſtich, Goethe nach Daw's Gemälde darſtellend, Verſe in ruſſiſcher Sprache, die ſich etwa ſo in deutſche Hexameter möchten überſetzen laſſen:

Alles umfaſſend — ſo ſchwebt Er und feſſellos über der Erde;
Alles durchdringet ſein Geiſt, nichts legt ihn jemals in Banden.

Unter eine farbig getuſchte Zeichnung von Carus in Dresden, welche in einer romantiſchen Gegend auf einem Balkon eine von Mondſchein beleuchtete Harfe und hinter dieſer einen leeren Seſſel, auf welchem ein faltenreicher Mantel liegt, darſtellte, ſchrieb Shukoffsky, indem er dieſes Beſitzthum Goethen am 5ten September 1827 verehrte:

„Offrande

à celui dont la *harpe* a créé un monde de prodiges, qui a soulevé le *voile* mystérieux de la création, qui donne la vie au passé et prophétise l'avonir.“

Die Trennung von Goethen war für den mit inniger Liebe an ihm hangenden Dichter ſehr ſchmerzlich; noch in dem Augenblicke, wo er von Weimar abreiſen wollte, ſchrieb er folgende ſeine Achtung und ſeine Klage bezeichnenden Worte nieder und ſendete ſie offen durch einen Freund an Goethe.

„Dem guten groſsen Manne.“

„Du Schöpfer großer Offenbarungen! treu werde ich in meiner Seele bewahren den Zauber dieſer Augenblicke, die ſo glücklich in Deiner Nähe dahinſchwanden.“

„Nicht vom Untergange ſpricht Deine herrlich flammende Abendſonne! Du biſt ein Jüngling auf der Gotteserde und Dein Geiſt ſchaffet noch, wie er ſchuf."

„Ich trage in meinem Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch lange wird Dein Genius ſein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen."

„In dem entfernten Norden verſchönerte Deine Muſe mir die Erde, und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben."

„O! warum vergönnte mir nicht mein Schickſal, Dir in meinem Frühling zu begegnen! Dann hätte meine Seele ihre Flamme auf der Deinigen entzündet!"

„Dann hätte eine ganz andere wunderherrliche Welt ſich um mich geſtaltet: und dann vielleicht auch von *mir* wäre eine Kunde zu der Nachwelt gelangt: *er war ein Dichter*!"

7. September 1827.

„*Shukoffsky*."

In der Bruſt dieſes und aller edlen und guten Menſchen lebt Goethe's Bild, Goethe's Wirkung fort; nicht erfolglos naheten ſie ſich dem großen Dichter. Er erweckte, wie ein Frühlingsregen, alle Keime, zu denen er drang, und entwickelte aus ihnen kräftige Bäume, Blüthen, Früchte, welche fortwährend die Welt entzücken werden.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt mit einem paſſenden Worte *Jean Pauls*, das er bald nach Schillers Tode niederſchrieb *):

---

*) Dieſes Urtheil Jean Pauls iſt aus ſeinem „*Gedankenbuche*" entnommen und wurde mir unlängſt von einem Freunde mitgetheilt. Es iſt mir unbekannt, ob es ſchon gedruckt iſt.

„Anrede an Goethe."

„Wenige wiſſen, wie viel er gab, ohne ſich zu nennen. Wie ein Gott ließ er das Weltall wirken, das er regte, und ſprach nicht darin. Tauſend Worte wurden geſagt — man wartete auf ſeine Stimme — und er ſelber hatte ſie dictirt und ſich verborgen. Er nur allein ſchuf nicht blos aus Lettern, ſondern aus Worten den Kern der Schule, die ihn zu oft nennt. Denn kein Dichter repräſentirt die Dichtkunſt, ſo wenig als ein Menſch den Gott — ſondern ihn ſelber ſtellt ſie dar und er dichtet fort. — Goethe! gäb' es einen Wunſch der Erde, o! ich würde ihn Dir wünſchen. Aber Du brauchſt nichts, als Dich — darum ſey Du Dir gewünſcht. Dein äußerliches Leben gleiche Deinem innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiele, womit Du den Schmerz wegſpielteſt. — Dein Herz bleibe ſein eigner Olymp; — Dein Grab würde es auch. — Du haſt ſo viel Lob gehört; Dir kann nie ein anderes Leben fehlen, als das kürzeſte: — Steigſt Du auf zu den Göttern, ſo wird jeder groß und wund, der es ſiehet. Das Leben iſt ihm vorbei, die Ewigkeit zu groß."

„Aber warum ſpreche ich denn vom Entfliehen Deines Geiſtes? — Weil Herder und Schiller dahin ſind?"

Goethe's Beſtattungsfeierlichkeit.

„Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit."

Mit der Nachricht von Goethe's Ableben verbreitete ſich eine allgemeine Betrübniß über Weimar und die zunächſt anliegenden Städte, denn

Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt!

Auf Befehl der hohen Herrſchaften wurden die Hoffeſtlichkeiten eingeſtellt und das Theater geſchloſſen bis nach der Beerdigung, die Montag den 26. März erfolgte. Sonnabend den 24. erſchien von einer geiſtreichen Enkelinn Herder's (Natalie von Herder) in dem Weimariſchen Wochenblatte folgendes Gedicht:

Nachruf an Goethe.

So biſt auch Du ins Heimathland gegangen!
Nicht ird'ſche Bande feſſeln mehr den Geiſt.
Die Lieder, die ſo lieblich uns erklangen,
Sind nun verhallt, — Dein Saitenſpiel verwaiſt.
Ward Dir der Hauch des Todes auch verderblich,
Der Geiſt lebt fort, — Dein Name bleibt unſterblich.

Die jetzt beglückt durch Deine Nähe waren,
Sie fühlen nicht allein der Trennung Schmerz;
Die Mit- und Nachwelt ſelbſt wird es erfahren,
Wie Dein Verluſt ergriffen jedes Herz;
Auf Dich blickt ſtolz manch kommendes Jahrhundert,
Uns glücklich preiſend, die wir Dich bewundert.

Dir gab der Muſenquell die ew'ge Weihe.
Oft wand der Lorbeer ſich Dir reich zum Kranz.
Was dem Verſtand, dem Wiſſen Licht verleihe,
Das ſtrahlt auch hell in Deine Seele Glanz.
Wer Deiner Größe Spuren je ermeſſen,
Weiß, daß Du fortlebſt, ewig unvergeſſen.

Da ſich allgemein der ſehnlichſte Wunſch ausſprach, noch einmal die irdiſchen Ueberreſte des gefeierten Dichters zu ſehen: ſo wurde eine Ausſtellung in Goethe's Hauſe angeordnet, obgleich der Verſtorbene ſelbſt nie ein Freund von dergleichen geweſen war. Sie wurde mit vielem Geſchmack vom Oberbaudirector Coudray in der zu dieſem Behufe ſchwarz ausgeſchlagenen Hausflur ausgeführt. Der Körper des Verſtorbenen war in einen weißen atlaſſenen Anzug, der in Florentiner Form nach einem vorhandenen Bilde Büry's gemacht war, gekleidet. Der Todte lag in halb aufrechter Stellung auf dem Paradebett. Eine Decke von ſchwarzem Sammet bedeckte den untern Theil des Körpers bis an die Bruſt, der linke Arm war ausgeſtreckt, der rechte lag wie der eines Schreibenden auf der Decke. Auf dem Geſichte, das durch den Tod keine Art der Entſtellung erfahren hatte, ruhte jene Hoheit und heitere Würde, die es im Leben auszeichneten. Sein Haupt war mit einem Lorbeerkranze umwunden. Hinter dem Paradebette ſtand dem Schauenden links ein Poſtament, auf welchem ſich der von der Stadt Frankfurt dem Verewigten vor einigen Jahren überſendete Lorbeerkranz, aus Gold und Smaragden gearbeitet, befand; rechts ein anderes, auf dem die Diplome Goethes lagen. Zwiſchen beiden erhob ſich, von ſchlanken Cypreſſen umgeben, ein hoher Altar, auf welchem ein antikes Behältniß für Schriftrollen (Goethe's Werke darſtellend) und eine goldene mit Blumen umwundene Lyra ſtanden. Darüber waren auf ſchwarzem Grunde drei goldene Sterne angebracht. Rechts und links des Sarges ſtanden auf Fußgeſtellen Armleuchter, die ein magiſches Licht verbreiteten. Vor dem Sarge befanden ſich drei Fußgeſtelle, die auf reichen Kiſſen die Orden des Verewigten trugen, nämlich die Großkreuze des Kaiſ. Ruſſ. St. Annenordens, des Königl. Baieriſchen Civil-Verdienſtordens und des Großh. Sächſiſchen Falkenordens, das Comthurkreuz des Oeſterreich. St. Leopoldsordens und der Orden der franzöſiſchen Ehrenlegion. Mitglieder des hieſigen Hoftheaters, Angehörige der Großherzoglichen Bibliothek und des Zeicheninſtituts, Künſtler und Abgeordnete der hieſigen Armbruſtſchützen umſtanden als Ehrenwächter den Sarg. Der hintere Theil der Hausflur, in welchem der Sarg ausgeſtellt war, wurde durch einen auseinandergeſchlagenen Vorhang von den Zuſchauern getrennt. Ueber dieſem Vorhange ſtanden folgende Worte aus Goethe's Hermann und Dorothea (IX, 46—50) mit goldenen Buchſtaben:

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen;
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesen stärkt es zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.

Auch die Vorhalle war, wie der Haupttheil, ſchwarz ausgeſchlagen und mit Cypreſſen geſchmückt, an deren einer

Lukas der Mahler.

'Möcht mich in dem Koſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
'Hab juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär mir ein Evangeliſten Staat.
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen
Und Bruder Markus mit entwichen.

Des Lukas Ochs kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.

Schafft ab zuerſt das garſtig Thier,
Nehm ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Goethe's in Farben gemaltes Wappen aufgehängt war *). Wenn auch immer die Nähe eines Todten über die Umſtehenden Ernſt verbreitet, ſo war dieſes doch wohl nie in höherem Grade geſchehen als hier. Die einfach ſchöne An-

---

*) Goethe's Wappen beſteht aus einem Schilde, in deſſen Mitte ein ſechsſtrahliger Stern glänzt. Der Ritterhelm iſt geſchloſſen und trägt eine Krone, über welcher ein kleinerer Stern, der dem erſten ähnlich iſt, ſchwebt. An dem von beiden Seiten des Helmes auslaufenden Laubwerke hänget der Orden der Ehrenlegion und der Großherzoglich-Sächſiſche Falkenorden; an dem unteren Rande des Schildes ſind die drei anderen Orden angebracht.

Dieſes Wappen, welches ganz von dem alten Goethe'ſchen Familienwappen abweicht, nahm er bei ſeiner Erhebung in den Adelſtand an. Das alte Familienwappen beſteht in einem Schilde, auf deſſen unterer Hälfte ein Querbalken mit der Abbildung von drei Leyren, auf der obern die Halbgeſtalt eines Ritters iſt, welcher ein Schwert in der Hand trägt. Auf dem geſchloſſenen ganzen Helme iſt ein Arm in aufrechter Stellung, welcher eine Streitaxt hält, zu ſehen. Eben dieſes Wappen ſteht über dem Eingange von Goethe's väterlichem Hauſe auf dem Hirſchgraben zu Frankfurt am Main, und in Bezug darauf dichtete der Regierungsrath Schmidt 1823 zu Goethe's Geburts- und Geneſungsfeſte folgendes Sonett:

Ich kenn' es wohl, dort in der Häuſermenge,
Stirn über Stirn vorſtrebend, mit den Reih'n
Lichtdurſt'ger Augen ſpiegelt ſich's im Main,
Dies Haus gebar den Meiſter der Geſänge.

Und ſieh'! der Lorbeerzweige Luſtgedränge
Umkränzt Portal und alten Wappenſtein,
Dreifache Lyra grub ein Seher d'rein,
In Vorbegeiſtrung künft'ger Götterklänge.

Beſaitet war ſie zu drei Siebenmalen,
Weil ſich der Strahl in ſieben Farben bricht,
Wie gold'ner Saite Schwung in ſieben Töne.

So heil'ger Quellenzahl entſpringt das Schöne,
Und dieſe Lyra prangt, wie Irislicht,
Und ihre Saiten flammen — ew'ge Strahlen.

ordnung der Ausſtellung verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck zu machen, und durch die Wirkung der Lichter ſchien der Verewigte, — von deſſen Größe jede Bruſt, die ſich ihm nahte, gewiß eine lebhafte Ahnung hatte, — feſtlich geſchmücket von einem ſanften Schlafe befallen worden zu ſeyn.

Aehnliche Gefühle ſprechen ſich in folgenden vom Dr. Fiſcher, Lehrer am Gymnaſium in Weimar, gedichteten Verſen aus, welche wir mittheilen, da ſie ebenſowohl den Geiſt des Verfaſſers, als eine Herrſchaft über die lateiniſche Sprache, wie ſie jetzt ſelten angetroffen wird, bezeugen.

Regemne hic video vinctum felice sopore,
  Mentem cui circum suavis imago volat?
Regem frons prodit superorum aequanda parenti:
  Vultum majestas condecorat similis;
Regem custodum praesens reverentia monstrat
  Pulcraque mirifico clara nitore domus.
Cana jacet sacra redimitus tempora lauro:
  Quos hostes fudit, quisve triumphus erit?
Goethius est, divi dederunt cui regna animorum,
  Cunctus cui favit Pieridumque chorus.
Grajugenum quos terra tulit, quos Itala vates
  Quosque recens aevum plectra movere catos,
Hos omnes unus retulit; quae singula laudes
  Ingentes addunt, consociata dedit.
Seu placuit grandi suras vincire cothurno,
  Seu blandae citharae condere suave melos,
Praeclarum duxit, populo plaudente, triumphum
  Hoc sibi, non caedem, laurea serta volunt.
Qui sit honos docuit mortali: huic magna vel Isis
  Sancta sacro velo noluit ora tegi.

Hunc reverens Fortuna levis ludibria misit,
    Fida sequens gressum prodiga sparsit opes.
At proh! perpetuo haec urguentur lumina somno,
    Os facundum atrox Parca silere jubet.
Nunc tibi in ingentes luctus animum dare fas est,
    Nunc tristis canitur naenia jure tibi,
Ipsum quum pulcrum ad Stygiam compellitur undam,
    Quum fortunae ipsi pignora di rapiunt,
Quum ver rite novos promittit fundere flores,
    Sed fallax florem demetit ambrosium.
Adspice postremum hos vultus, hanc imbibe formam,
    Nunquam labatur pectore fixa tuo.
Hic juvet, hic animo saevum satiasse dolorem,
    Hinc ne festino te pede proripias.
Nec Charis hanc potuit sibi suetam linquere sedem,
    Pernicies foedans sustinet ipsa gradum.
Ultimum hoc est munus, decorant quo di sibi carum,
    Nec soli Thetis hoc reddidit Actoridae.
At mox egregium tellus ingrata recondet,
    Formosa et tempus membra resolvet edax:
Ultima delebit magni vestigia vatis,
    Ipsum sacratum proruet et tumulum.
Eheu! quid loquor! et quo me dolor abripit ingens,
    Saucia quae mihi mens impia verba jacit!
Maeonides periitne, Coloneusve Sophocles?
    Dircaeum ignotum nox premit atra cycnum?
Goethius usque novo clarus fulgebit honore,
    Ornabitque virens usque juventa caput,
Dum Germanus agros, quos lambit Rhenus, arabit
    Teutonis et verbis adstrepet Ister aquis.
Atque Tuistonis genti si fata suprema
    Surgent et magno concidet excidio:

Goethi praeclarum decus immutabile stabit
Seclis et seris rex erit usque potens.

Wir fügen für die der lateiniſchen Sprache weniger kundigen Leſer eine deutſche Ueberſetzung bei, in der wir aber freilich die ganze feierliche Pracht des lateiniſchen Gedichtes nicht haben erreichen können.

Schau' einen König ich hier von ſeligem Schlummer umfangen,
Dem um den träumenden Geiſt gaukelt ein liebliches Bild?
Daß er ein König, bezeugt die Stirn, die Jupiters Stirn gleicht,
Hoheit thront, wie dem Gott, ihm auf dem hehren Geſicht.
Daß er ein König, bezeugt der Hüter gewärtige Ehrfurcht,
Zeuget das Haus, das mild magiſcher Schimmer durchglänzt.
Um das greiſe Gelock ſchlingt ſchmückend ſich heiliger Lorbeer, —
Siegt' er im Schlachtengewühl? Saget, was ſoll der Triumph?
Goethe iſt es! ihm gaben die Götter die Herrſchaft der Geiſter,
Der Pieriden Chor war ihm mit Liebe geneigt.
Alle die Griechenland einſt erzeugt und Italien die Sänger
Und die in neuerer Zeit kundig die Saiten gerührt,
Alle ſie leben in ihm von Neuem; was einzeln beſeſſen
Mächtigen Ruhm bringt, zeigt er uns verbunden in ſich.
Mocht' er umſchnüren den Fuß mit hohem trag'ſchen Kothurne,
Oder zu Lyragetön gatten ein liebliches Lied,
Immer beging mit Volksbeifall er glänzende Siege:
Dies, nicht blutigen Mord, deutet des Lorbeers Geflecht.
Sterblicher Hoheit that er kund: ſelbſt Iſis, die hohe,
Zeigte, nicht ſchleiergehüllt, ſich des Begünſtigten Blick.
Unbeſtändiges Glück legt ab, ihn ehrend, das Necken,
Schenket der Schätz' ihm viel, treu ihm begleitend den Schritt.
Doch! — von ewigem Schlaf iſt nun dies Auge geſchloſſen,
Und die Parce gebeut grauſam zu ſchweigen dem Mund.

Jetzo darf in unendlichen Schmerz der Geiſt ſich verſenken,
Jetzo entſtrömet mit Recht klagender Trauergeſang,
Wenn das Erhabene ſelbſt zur ſtygiſchen Welle hinabſinkt,
Wenn die Götter entziehn unſeres Glückes Gewähr,
Wenn der Frühling verſpricht uns neu die Blumen zu ſenden,
Aber uns trüglich entzieht Blumen, dem Himmel entſtammt! —
Schaue zuletzt nun an dies Antlitz, faſſe das Bild auf,
Feſt für ewige Zeit wohn' es in liebender Bruſt.
Hier muß ſättigen ſich dein Geiſt in heftigem Schmerze,
Eile nicht fort von hier, eile nicht haſtig dahin!
Auch die Charis vermag ſich nicht vom Geliebten zu trennen,
Und die Vernichtung ſelbſt hemmt den zerſtörenden Schritt.
Dies iſt das letzte Geſchenk, mit welchem die Götter den Liebling
Schmücken; nicht hat es allein Thetis Patroklus gewährt.
Doch bald ſchließet den Göttlichen ein undankbar die Erde,
Und den herrlichen Bau löſ't die vernichtende Zeit.
Auch die letzte Spur des trefflichen Sängers vertilgt ſie,
Nieder wird ſtürzen ſie einſt ſelbſt das geweihete Grab.
Aber — was red' ich? wohin riß mich der unendliche Schmerz fort?
Welch' ein freveles Wort ſprach mein verwundeter Sinn?
Starb denn Homerus, ſtarb denn der coloneiſche Dichter?
Lieget denn ſchweigende Nacht auf dem dircäiſchen Schwan?
Goethe wird ſtets erglänzen von neuerſtrahlendem Ruhme,
Und nie welkend umprangt blühende Jugend ſein Haupt,
So lang deutſchem Bemühn am Rheinſtrom Ernten noch reifen,
Deutſche Sprache noch frohrauſchend die Donau vernimmt.
Und wenn endlich das letzte Geſchick dem Volke Tuiskos
Aufſteigt, wenn es ſinkt hin in gewaltigem Sturz:
Wird noch Goethe's erhabener Ruhm unwandelbar ſtehen,
Und dem ſpätſten Geſchlecht wird er ein Herrſcher noch ſeyn.

Die Zahl derer, welche aus Weimar, Jena, Erfurt und der Umgegend den Verewigten zu ſehen wünſchten, war ſo groß, daß, obgleich die Ausſtellung Montag den 26. März von früh acht bis nach zwölf Uhr dauerte, doch nicht das ſehnliche Verlangen aller befriediget werden konnte.

Zur Beſtattung der Leiche wurde an demſelben Tage Nachmittags vier Uhr zum erſtenmal, um vier und ein halb Uhr zum zweitenmal, auf beiden Stadtthürmen mit der großen Glocke allein, und um fünf Uhr, wo ſich der Trauerzug, von dem Hauſe des Verewigten aus, in Bewegung ſetzte, mit allen Glocken ſo lange geläutet, bis der Trauerwagen vor der Großherzoglichen Todtenkapelle im neuen Gottesacker angelangt war.

Die Perſonen, welche den Trauerzug bildeten, fanden ſich ſchon vier und ein halb Uhr im Goethe'ſchen Hauſe ein. Der Zug ſelbſt ging in folgender Ordnung:

1) Ein Marſchall.
2) Die Diener und Subalternen der Bibliotheken und Muſeen zu Weimar und Jena.
3) Das Corps der Weimariſchen Armbruſtſchützen, deren Ehrenmitglied der Verewigte war *).
4) Vier Marſchälle (Bibliothekſecretair Kräuter, Oberaufſichtsſecretair Schuchardt, zwei Secretaire der Landescollegien).
5) Die drei Großherzogl. Geheime Referendarien Thon, von Waldungen und von Fritſch, die Orden des Verſtorbenen auf Kiſſen tragend.
6) Zwei Marſchälle (Secretaire der Landescollegien).

---

*) Dieſe Geſellſchaft ehrenwerther Bürger bezeugt ihre Trauer dadurch, daß ſie die Armbruſt, welche der Verewigte geſchenkt hat, mit Flor umwunden unter den übrigen Armbrüſten hat aufhängen laſſen.

7) Der Leichenwagen von vier ſchwarzbehängten Hofpferden gezogen, die von vier Großherzoglichen Stallbedienten geführt wurden.

An den vier Säulen, welche den Baldachin des Wagens ſtützten, waren Schilder mit dem Goethe'ſchen Wappen angebracht. Dicht neben dem Leichenwagen gingen die ſechszehn Ehrenträger, die den Sarg von der Thüre der Kapelle bis in die Mitte derſelben auf die Eſtrade trugen, nämlich:

fünf Lehrer des Zeichneninſtituts,
ſechs Künſtler,
fünf Deputirte des Hoftheaters.

Sodann neben ihnen ſechszehn dem Verewigten perſönlich zugethane Handwerksmeiſter, welche den Sarg auf den Wagen und herunter hoben.

8) Gleich hinter dem Leichenwagen ging der älteſte Enkel des Geſtorbenen, Walther von Goethe, mit andern Familiengliedern, den Großherzoglichen wirklichen Geheimeräthen und Staatsminiſtern: Freiherrn von Fritſch, Freiherrn von Gersdorff, Dr. Schweitzer und dem Leibarzte Hofrath Vogel.

9) Der Vormund der von Goethe'ſchen Enkel, Hofadvocat Büttner und die nächſten Hausfreunde des Verewigten: der Geheimerath von Müller, Oberbaudirector Coudray, Hofrath Soret, Hofrath Riemer, Dr. Eckermann, Landesdirectionsrath Gille, Hofmeiſter Rothe.

10) Die Deputation der Academie Jena, beſtehend aus den Dekanen der vier Facultäten.

11) Vier deputirte Staabs- und andere Officiere des Großherzogl. Militairs, mit drei Königl. Preußiſchen Officieren der Erfurtiſchen Garniſon.

12) Die Deputation des Stadtraths zu Weimar.

13) Die bei den Bibliotheken und Muſeen zu Jena und Weimar angeſtellten Profeſſoren.

14) Acht Deputirte der Studirenden zu Jena (unter ihnen ein Enkel von F. H. Jacobi und aus Goethes Vaterſtadt der Sohn des Conſiſtorialraths Kirchner).

15) Eine Deputation des Gymnaſiums zu Weimar (unter den Deputirten ein Enkel Herders und Wielands).

16) Die Mitglieder des Großherzoglichen Hoftheaters.

17) Chefs und Mitglieder der Landescollegien, die Vorſteher der hieſigen Büchſenſchützengeſellſchaft, andere eingeladene Perſonen, und eine große Anzahl derer, welche ſich, ohne eingeladen zu ſeyn, an den Zug anſchloſſen.

18) Die Equipage des Verewigten, mit den nächſten weiblichen Anverwandten deſſelben. Neben dem Wagen die ganze männliche und weibliche Dienerſchaft des Hauſes in Trauerkleidern.

19) Zwei Marſchälle (Secretaire der Landescollegien).

20) Der Wagen S. K. H. des Großherzogs mit dem Oberhofmarſchall Freiherrn v. Spiegel.

21) Der Wagen J. K. H. der Frau Großherzoginn und Großfürſtinn mit dem Oberſtallmeiſter von Bielke.

22) Die Wagen der Miniſter und des Generals von Egloffſtein.

23) Die Wagen des Kaiſerl. Ruſſiſchen und des Königl. Franzöſiſchen Geſchäftsträgers.

24) Die übrigen Wagen ohne beſtimmte Folge.

25) Eine große Anzahl Jenaiſcher Studirender.

Viele Tauſend Bewohner der Stadt und der Umgegend füllten Straßen und Fenſter; ja ſogar Dächer und die Bäume der Allee, durch welche der Zug hinging, waren beſetzt, um den Leichenzug zu ſchauen. An dem Thore des Gottesackers ſchloß ſich vorn an den Zug die Currente mit dem Famulus des Gymnaſiums, welcher das Kreuz trug, an und geleiteten denſelben bis zur Kapelle unter dem Geſang: „Jeſus meine Zuverſicht ꝛc.“

Der Generalſuperintendent und Oberhofprediger Röhr und andere Geiſtliche hatten ſich ſchon einige Minuten vorher in die Großherzogliche Gruftcapelle begeben, welche bis zur Ankunft des Leichenzuges verſchloſſen gehalten wurde.

Der Altar der Capelle war mit Cypreſſen umſtellt. Im Hintergrunde war in antikem Geſchmack auf einem hohen Poſtamente, das mit Blumen und Lorbeergewinden umſchlungen war, Goethe's Apotheoſe angebracht. Ein Adler ſchien auf ſeinen Schwingen Goethen (Büſte von Rauch) emporzutragen*). Der Sarg, aus eichenen Bohlen gearbeitet und mit Blei gefüttert, war nach der Zeichnung verfertigt, die Goethe ſelbſt für denjenigen entworfen hatte, welcher die irdiſchen Ueberreſte ſeines Freundes Schiller in der Fürſtengruft enthält. Er iſt in antiker Form, hat acht blauangelaufene Ringe an Roſetten von Eiſen und iſt mit der einfachen Inſchrift „Goethe“ verſehen. Dieſer Sarg wurde von den Ehren-Trägern in die Mitte der Kapelle gebracht und auf eine kleine Erhöhung geſetzt, welche mit einem

---

*) Ein Berliner Medailleur hat eine Denkmünze auf Goethe's Tod ausgeführt, die ebenfalls die Apotheoſe des Verewigten enthält. Auf der einen Seite iſt Goethe's Bruſtbild, auf der andern erblicken wir ihn in ganzer Geſtalt, die Lyra in dem Arme haltend, wie er auf den Fittigen eines Schwanes zu den Sternen aufgetragen wird. Die Umſchriften ſind:

Jo. W. de Goethe. Nat. d. XXVIII. Aug. MDCCXXXXIX.
Ad astra redit d. XXII. Mart. MDCCCXXXII.

Teppich überbreitet war, der bereits über ein Jahrhundert bei allen feſtlichen Ereigniſſen in der Goethe'ſchen Familie gedient hatte.

Nachdem die Begleiter der Leiche in der Kapelle angekommen waren, wurde folgender von Goethe ſelbſt gedichtete und von ſeinem vieljährigen Freunde Zelter in Muſik geſetzte Geſang aufgeführt:

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Geſinnung, die beſtändige,
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löſ't ſich jene große Frage
Nach unſerm zweiten Vaterland,
Denn das Beſtändige der ird'ſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Die allgemeine Rührung verbreitenden Töne waren verklungen, und der Generalſuperintendent Dr. Röhr ſprach nun die Leichenrede*), von welcher hier nur ein kurzer Auszug gegeben werden kann:

„So iſt denn mit dem Vollendeten, deſſen Hülle dieſer „Sarg umſchließt, das letzte ſichtbare Erinnerungszeichen an

---

*) Sie iſt beſonders abgedruckt in der Hoffmann'ſchen Buchhandlung erſchienen.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

(Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.)

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran.

„eine Zeit dahingeſchwunden, welche in den Jahrbüchern „unſerer Stadt und unſeres Landes eine weltgeſchichtliche „Bedeutung hat, — der letzte der großen Geiſter, welche „durch ihre mannigfaltige, Geiſter weckende und Geiſter leitende Thätigkeit der glorreichen Regierung einer längſt in „Staub geſunkenen aber immer noch unvergeßlichen Landesmutter und ihres echtfürſtlichen großen Sohnes einen weithinſtrahlenden Glanz verliehen!“ —

Dann ging der Redner zur Schilderung der Wirkung über, welche dieſer Tod auf uns hervorbringen müßte, und bemerkte, daß, wenn ſchon das gewiſſe Dahinſchwinden eines nie wiederkehrenden Zuſtandes uns ergriffe, dieſes noch viel mehr der Fall ſeyn müſſe bei der Vergegenwärtigung der Größe Goethe's, der als ein Band zwiſchen der ſchönen Vergangenheit und Gegenwart daſtand und doch untergehen mußte. Der Gedanke entſtehe daher nothwendig, daß, wenn auch das Hohe und Vollendete, wie das Niedrigſte zu ſeiner Zeit zerfalle; wenn ſelbſt die Form zerbrochen würde, „welche die Trägerinn der reichſten geiſtigen Gaben“ war, „aus denen an uns Menſchen das Bild der Gottheit hervorleuchtet,“ dann überhaupt nichts bleibend wäre.

Troſt finden wir noch darinn, daß das Geiſtige das Irdiſche überlebt und die Wirkung von Goethe's Thätigkeit fortdauert; deßhalb mäßigen wir unſere Klagen. Keiner der hohen Geiſter iſt untergegangen, die mit Goethe verbunden wirkten, ſie werden leben, ſo lange es noch Lebende gibt, und ſo iſt auch Goethe ſelbſt noch unter die Lebenden zu zählen. Wenn auch die ausgezeichnetſten Männer vergeſſen werden, Goethe's Ruhm bleibt ewig, „weil er auf der Höhe aller Jahrhunderte ſtand.“

Aber Goethe iſt ſelbſt jetzt glücklich zu preiſen, da ihm, wie im Leben, ſo auch im Scheiden ein beneidenswerthes Glück zu Theil wurde. Jetzt wird er auf der neuen Bahn, von den Banden des Körpers befreit, rüſtig nach der Weisheit fortſchreiten können. „Was irdiſch an Dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der ſinnlichen Hülle, in welcher Du unter uns wandelteſt, begraben wir zugleich die menſchlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Du auch an Deinem Theile der Natur ihre Schuld bezahlteſt.“ Der Redner fügte hier Worte Goethe's an, welche aus einer vor mehr als zehn Jahren gehaltenen Logenrede des Verewigten entnommen ſind: „Wenn der Menſch über ſein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er ſich gewöhnlich krank. Wir leiden alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenſchaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeſchiedenen. Nicht was ſie gefehlt und gelitten, ſondern was ſie geleiſtet und get[illegible] beſchäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt [illegible]en Menſchen; an den Vorzügen den Einzelnen. M[illegible]aben wir alle gemein; die Tugenden gehören jede[illegible]ers.“ Mit einer kurzen Anwendung dieſer Wo[illegible]Goethe beſchloß der Redner *).

---

*) Ich füge hier di[illegible] aber inhaltſchweren Worte bei, welche einer der ausgezeichnete[illegible]Deutſchlands, von Schelling, in der Münchener Academie der Wiſſenſchaften ſprach. Goethe war Mitglied dieſer Geſellſchaft und ſtand mit derſelben in ſteter Berührung. Da dieſe Worte der Ausdruck des augenblicklichen Gefühls waren, indem man in München erſt am vorhergehenden Abende die Todesnachricht erhalten hatte, und da ſie ſich an eine reinwiſſenſchaftliche Erörterung anſchloſſen und ſo dieſe Sitzung der Academie in eine Todtenfeier verwandelten: ſo wirkten ſie erſchütternd auf die Gemüther aller Anweſenden.

„Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, „unerſchütterlich geſunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen „Reinheit der Geſinnung, ſchon durch ihr bloßes Daſeyn erhaltend und be-

Den Beſchluß machte ein kurzer Geſang, gedichtet vom Hofrath Riemer, componirt vom Kapellmeiſter Hummel:

Ruhe ſanft in heil'gem Frieden,
Freund und Fürſten treu geſellt!
Solchem Daſeyn war's beſchieden
Fortzubilden Volk und Welt:
Ewig lebſt Du uns hienieden,
Nam' und Wirkung dauern fort.
Ruhe nun am ſtillen Ort,
Hier verehrt und ſelig dort.

Als dieſer Geſang endete*), vollzog der Geheimerath und Canzlar von Müller, im Namen der von Goethe'ſchen

---

„kräftigend wirken. In einer ſolchen Zeit erleidet — nicht die deutſche „Literatur blos, Deutſchland ſelbſt, den ſchmerzlichſten Verluſt, den es „erleiden konnte. Der Mann entzieht ſich ihm, der in allen innern und „äußern Verirrungen wie eine mächtige Säule ſtand, an der Viele ſich „aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geiſtes beleuchtete; der, „aller Anarchie und Geſetzloſigkeit durch ſeine Natur feind, die Herrſchaft, „welche er über die Geiſter ausübte, ſtets nur der Wahrheit und dem in „ſich ſelbſt gefundenen Maß verdanken wollte; in deſſen Geiſt und, wie ich „hinzuſetzen darf, in deſſen Herzen Deutſchland für alles, woran es in „Kunſt oder Wiſſenſchaft, in der Poeſie oder im Leben bewegt wurde, das „Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte verſöhnende Entſcheidung zu finden ſicher war. Deutſchland war nicht verwaiſ't, nicht verarmt, es war „in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig von „Geiſt, ſo lange — Goethe — lebte."

*) Die meiſten der Anweſenden, welche die Einrichtung der Gruftkapelle kannten, wendeten während des Geſangs unwillkührlich die Augen nach dem Sarge, glaubend, dieſer würde unvermerkt in die Tiefe verſinken. Denn unſer verewigter Großherzog Carl Auguſt hat die Einrichtung treffen laſſen, daß eine Verſenkung an der Stelle angebracht worden iſt, wo die Särge in der Kapelle während der feierlichen Handlung zu ſtehen kommen, um ſie ſo unter dem Schlußgeſang verſchwinden zu laſſen. Die Idee iſt vielleicht aus Schillers Braut von Meſſina genommen, in welchem Stück ſie in folgenden Verſen ausgeſprochen wird:

Familie und als Teſtamentsvollſtrecker, die Uebergabe des Sarges an den Großherzogl. Oberhofmarſchall mit folgenden Worten:

„Des Großherzogs Königliche Hoheit haben, im Sinne
„Höchſtihro verewigten, glorreichen Herrn Vaters beſchloſ-
„ſen, die irdiſche Hülle des Herrn Staatsminiſters von
„Goethe in die Gruft aufnehmen und neben Höchſtihro
„eigenen Ahnen beiſetzen zu laſſen, — auf daß für Mit-
„und Nachwelt auf die ausgezeichnetſte Weiſe beurkundet
„werde, wie hohe Achtung Weimars Durchlauchtigſtes

Mit ſchwarzem Flor behangen war das Schiff
Der Kirche, zwanzig Genien umſtanden
Mit Fackeln in den Händen den Altar,
Vor dem der Todtenſarg erhaben ruhte,
Mit weißbekreuztem Grabestuch bedeckt.
Und auf dem Grabtuch ſahe man den Stab
Der Herrſchaft liegen und die Fürſtenkrone,
Den ritterlichen Schmuck der goldnen Sporen,
Das Schwert mit diamantenem Gehänge —

Dann heißt es weiter:

Und als der Chor noch fortklang, ſank der Sarg
Mit ſammt dem Boden, der ihn trug, allmählig
Verſinkend in die Unterwelt hinab;
Das Grabtuch aber überſchleierte
Weit ausgebreitet die verborgne Mündung,
Und auf der Erde blieb der ird'ſche Schmuck
Zurück, dem Niederfahrenden nicht folgend.

Allein der Sarg verſank nicht, weil die Maſchinerie der Verſenkung, an welcher ein weſentlicher Theil verletzt war, juſt in ſo kurzer Zeit nicht wieder hergeſtellt werden konnte, obgleich keine Koſten geſcheut wurden, es zu bemöglichen und jenen wirklich geiſtreichen Gedanken auch diesmal ins Leben treten zu laſſen.

„Fürſtenhaus dem treuen verdienſtvollen Staatsdiener, dem
„erhabenen Weiſen und dem unſterblichen Dichter widmete,
„welcher der Schmuck ſeines Jahrhunderts war.“

„Dort ſoll er ruhen zur Seite des Geiſtverwandten Schillers
„— und ſo die heiligen Manen Carl Auguſts und
„Louiſens frommes Todtenopfer empfangen.“

„Indem ich im Namen der trauernden Familie Ihnen, hochverehrter
„Herr Oberhofmarſchall, dieſen Sarg, der die
„ehrwürdigen Ueberreſte umſchließt, hiermit feierlich übergebe
„und ihn Ihrer ſchirmenden Obhut anvertraue, ſey
„es vergönnt, die tiefgefühlte, dankbarſte Ehrfurcht auszuſprechen,
„mit welcher der erhabene Beſchluß Sr. Königl.
„Hoheit die Goethe'ſche Familie und alle die zahlloſen
„Freunde und Verehrer des großen Mannes erfüllen muß,
„deſſen Hintritt wir beweinen. Preis und Segen dem
„ruhmvollen Fürſtenhauſe, welchem Verdienſte und Tugenden
„für die höchſte Würde der Menſchheit gelten.“

„Wir (zu den Verſammelten gewendet) ſcheiden nun von
„dieſen heiligen Reliquien, aber unſere Liebe und unſere
„Sehnſucht bleiben ihnen für ewig zugewendet.“

Der Oberhofmarſchall nahm hierauf den Schlüſſel des Sarges an ſich und verſicherte, für die treueſte Obhut deſſelben zu bürgen.

Sämmtliche Anweſende verließen hierauf die Kapelle, in welcher nur der Oberhofmarſchall, der Oberbaudirector, die Ehrenträger und die Handwerksmeiſter ſammt dem Hofſecretair Zwierlein zurückblieben und den Sarg in der fürſtlichen Gruft, dicht neben dem Sarge Schillers, beiſetzten.

In Weimar nicht allein, ſondern auch in entfernten Städten hatte das Dahinſcheiden Goethe's in ſeinen Verehrern die ſchmerzlichſten Gefühle erweckt, die ſie in Gedichten ausſprachen. Aus Dresden langten zuerſt von Böttiger zwei in lateiniſchen Diſtichen an, nämlich:

Quando Goethius mortalis esse desiit,
d. XXII. Mart. MDCCCXXXII.

Goethius effertur! Plangit Germania, luget
Europa. Illi par, quive secundus erit?
Scilicet hunc fingens voluit Natura docere,
Quid queat ingenio perficere unus homo.
Formam, qua finxit, prudens Natura refregit.
Nanus erit parvo ex fragmine natus Atlas.
Immortalem obiisse senem, num credere fas est?
Dedidicit dudum Goethius ipse mori.

Die folgende Ueberſetzung dieſes Gedichts iſt vom Oberconſiſtorialdirector Peucer:

Goethe ſinkt in die Gruft! Germanien bebt, und Europa
Trauert. Wer ragt nun hinfort gleich ihm, wer kommt ihm nur nah?
Als die Natur ihn zu bilden gewagt, da wollte ſie zeigen,
Was ein einziger Mann, mächtigen Geiſtes, vermag.
Und nachdem das Gebild ſie vollbracht, zerbrach ſie die Urform;
Zwerge, nur Scherben davon, werden Giganten nun ſeyn.
Daß der Greis, der unſterbliche, todt ſey, iſt nimmer zu glauben,
Stand doch Goethe ſchon längſt höher als Sterben und Tod.

Die ferali,
qua Goethii exsequiae ad tumbam Granducalem ducebantur,
die XXVI. Mart. MDCCCXXXII.

Obticuit vates, cujus pendebat ab ore
Germanorum alacer per duo secla chorus.
Venit summa dies. Morientis sedit imago.
Dedidicit dudum Goethius ipse mori.

Am Tage von Goethe's Todtenfeier.

Schweigen verſiegelt den Mund, von dem den Germaniſchen Gauen
Zwei Zeitalter hindurch Dichtung und Wahrheit erklang.
Als nun die Stund' ihn rief, da ſaß nur des Sterbenden Bild da.
Früh ſchon hatt' Er ſelbſt, Goethe, das Sterben verlernt.

Wie würdig gleich nachher, am 29. März, Goethe's Todtenfeier auf dem Dresdener Hoftheater mit einem Epilog von Tieck begangen wurde, iſt bereits allbekannt. Ein vollſtändiger Abdruck aller in öffentlichen Blättern erſchienenen und von den verſchiedenſten Seiten her nach Weimar geſendeten Gedichte iſt hier überhaupt nicht zu erwarten. Folgende Gedichte ſcheinen jedoch billig hier eine Stelle finden zu müſſen.

Goethe's Scheiden.

Ein wundervoller Bau, in Pracht gegründet,
Stand auf vier hohen Pfeilern mächtig da;
Und Himmelsglanz war drinnen angezündet,
Daß man umſtrahlt des Baues Wunder ſah!
Und ringsum ward das Wunderwerk verkündet,
Es eilete herbei von fern und nah
Der Schauenden ein wogendes Gedränge,
Und von den Wundern ward entzückt die Menge.

Doch umgeſtürzt vom wilden Sturm der Zeiten
Ein Pfeiler nach dem andern endlich ward:
Das Irdiſche muß Ewiges bereiten,
Der Geiſt zerſtört den Staub, dem er gepaart. —

Ein Pfeiler ſtehet feſt im mächt'gen Streiten
Und hat ſich kraftvoll ſtets im Kampf bewährt,
Und wie den Pfeiler auch die Stürm' umraſ'ten,
Er trägt allein des ganzen Baues Laſten.

Und alles ſtaunet ob der mächt'gen Trümmer
Und alles ſtaunet ob des Pfeilers Kraft,
Der ruhig glänzt in hellem Strahlenſchimmer,
Der nicht in dem gewalt'gen Streit erſchlafft.
Doch ach! auch Er behütet ſich nicht immer,
Wird von der eignen Macht dahingerafft;
Denn all' ſein Glanz entzündet ſich zu Flammen,
In Feuer ſtürzt der mächt'ge Bau zuſammen.

Da ſchwingt ſich aus dem Flammengrabe prächtig
Ein Phönix hoch, der Zeit zum Trotz, empor;
Der ſchüttelt ſein Gefieder ſtolz und mächtig,
Und helle Strahlen ſchießen draus hervor,
Und Licht verbreitet er der Welt allmächtig,
Zum Jubelglanz der Tag ſich ihn erkohr.
So ſchwingt er ewig jubelnd ſein Gefieder,
Und ewig ſtrömt der Welt ſein Glanz hernieder.

August Bürck aus Weimar.

An Goethe's Grabe.

Tempel ſinken in Staub, die Marmorſäulen
Stolzer Kaiſerpaläſte künden trauernd,
Wie vergänglich ſie ſind die Prachtdenkmahle
Menſchlicher Hoheit!

Aber was ſich der Menſch im Menſchengeiſte
Groß erbauet, was ein Geſchlecht dem andern
Ueberliefert in ſtolzer Freude, obſiegt
Jeder Zerſtörung.
Alſo haſt Du, Erhabener, Dir ein Denkmahl
Selbſt erbauet, das nie der Zeit erlieget.
Hoch entzückt und bewundernd lauſcht die Nachwelt
Deines Geſanges
Unerreichbaren Tönen. Lichtgeſtalten,
Höhern Welten entlockt, umſchweben glänzend,
Lebenathmend in ewig friſcher Jugend,
Wen Du begeiſtert.
Und die Worte des hochbegabten Weiſen
Leuchten, Sternen vergleichbar, in dem Dunkel
Jrd'ſcher Nächte dem ſpäteſten Enkel mild zum
Tempel der Wahrheit.
Darum hemme den Schmerz, gebeugte Mitwelt,
Daß zu früh, wenn auch ſpät Er Dir entſchwunden!
Denn es wahrt, was er ſchuf, uns Goethe's
Ewiger Name.

Methuſalem Müller.
(Elegante Zeitung 1832 No. 63)

Auf Goethe's Tod.

Schön iſt's, wenn an den ſieggewalt'gen Sprecher
Der zweite ſich, der Herrlichere reiht,
Wenn bei des Feſtmahls Schluß den ſüßen Becher
Der ältre, ſüßre Wein noch überbeut,
Wenn dem gefallnen Helden noch ein Rächer
Mit unverbrüchlich ernſtem Schwur ſich weiht,
Wenn einen großen Dichter, der vollendet,
Der größere mit edlem Gruß entſendet.

So ſpracheſt Du an Deines Freundes Bahre
Des ernſten Abſchieds tiefempfundnes Wort;
Du drückteſt ihm den Lorbeer in die Haare,
Er grünet ewig unverwelklich fort;
Der größere vom größten deutſchen Paare
Verweilteſt Du, als er ſchon lange dort.
Nun ſcheideſt Du und läſſeſt nach Dir keinen,
Der Dich verträte, ſtatt Dich zu beweinen.

Manch Pfropfreis nährte ſich von Deinem Stamme,
Das eignes Leben allgemach gewann,
Und mancher ließ errathen leicht die Amme,
Wenn er der Kindheit Mährchen weiter ſpann:
Es zündeten an Deiner frohen Flamme
Viel edle Geiſter ihre Leuchten an;
Doch Deines Weſens tiefſten, heil'gen Funken,
Ihn hat kein Menſch — der Aether ihn getrunken.

Nicht mehr um kecke Hoffnungen betrogen
Hat uns das Schickſal, das Dich nun geraubt.
Wir hatten uns des Rechts auf Dich verzogen,
Und nur des Spruchs Vollzug noch fern geglaubt;
Und flog der Pfeil vom ſchwach geſpannten Bogen,
Doch zuckten ſchmerzlich wir, als ſank Dein Haupt:
Wir wähnten halb das Schickſal überwunden,
Und Dir gemildert das Geſetz der Stunden.

Wer wagt es, Deines Weſens Bild zu wecken?
Wie malte man mit Finſterniß das Licht?
Und wenn ſie Schatten auch an Dir entdecken,
Heißt Schweigen uns die wohlverſtand'ne Pflicht.
Der trübe Menſch nur ſucht nach Sonnenflecken —
Die Erde, dankbar heiter, ſpürt ſie nicht.
Ein friſches Herz bekennt ſich gern zum Danke,
Doch über Arzt und Wärter klagt der Kranke.

Götter Helden
und
Wieland.

Eine Farce.

Daß an der Götter Tiſchen Du geſeſſen,
Dein Mund hat es nie prahlend offenbart;
Vielmehr Dein Leben ſchien ein mild Vergeſſen,
Du lernteſt gern der Erdenkinder Art;
Du rangſt, den heil'gen Quell zurückzupreſſen,
Stets haſt Du den geheimſten Schatz geſpart;
Nur manchmal brach hervor im Ueberdrange
Der gold'ne Strom in Red' und im Geſange.

Mit unbefangner Weisheit mildem Schimmer
Haſt freundlich Du das Menſchliche durchhellt;
Mit prächt'gen, hohlgedehnten Worten nimmer
Der innern Dürftigkeit Geſpenſt entſtellt;
Haſt mit dem Mark urkräft'ger Wahrheit immer
Geſtalten, die Du ſchöpf'riſch riefſt, geſchwellt;
Du griffſt nicht ein mit Abgunſt noch mit Lieben,
Ihr eignes Leben hat ihr Rad getrieben.

Nun iſt entſaitet Deutſchland's größte Leier!
Bald wird es, wo Er ſtill geherrſchet, laut;
Hin drängen ſich viel ungeduld'ge Freier,
Zu werben um die ew'ge Himmelsbraut;
Doch keiner hebt den goldgeſtickten Schleier,
Enthüllt ihr Götterantlitz keiner ſchaut,
Sie weiſt zurück die reichſten Morgengaben,
Denn ſchön're bot ihr Der, der nun begraben! —

Doch, wenn geſchmückt auch mit der Trauer Zolle,
Von wüſtem Jammer bleibt die Leiche rein!
Es trat ja ſelbſt der Tod, der Schauervolle,
In griech'ſcher Schöne faſt zu ihm hinein.
„Der Erde ſchöner grüner Teppich ſolle,
Sprach er, kein Tummelplatz für Larven ſeyn!"
Daß wir gefaßt vom Leben ſeine Lehre,
Bezeuge würdig ſeines Todes Ehre.

Guſtav Pfizer.
(Morgenblatt 1832, Nr. 81.)

Goethe's Todtenfeier im Theater zu Weimar.

Dienſtag den 27. März wurde gleichſam der letzte Act der ganzen Feier des Verewigten begangen. In dem Theater, das früher unter Goethe's Oberaufſicht ſich zu einem Ruhme erhoben hatte, wie ihn kein anderes genoß, wurde Taſſo aufgeführt. Die Zahl der Anweſenden war ſehr groß; auch die Frau Großherzoginn, die dem Dahingeſchiedenen bis zu ſeinem letzten Augenblicke die ſprechendſten Zeichen ihrer hohen Achtung gegeben hatte, nahm an dieſer Feier Theil, jedoch, um ſich freier ihrem Schmerze hingeben zu können, nicht in der Großherzoglichen, ſondern in einer Seitenloge dicht an der Bühne. Den Seelen aller Anweſenden war Goethe's hohes Verdienſt gegenwärtig, daher jene Geſpanntheit, jenes Beziehen jedes geſprochnen Wortes auf die Idee, welche alle erfüllte. Viele Stellen, den Reiz, die Hoheit, die Zauberkraft der Poeſie berührend oder ſchildernd, ſchien der Verewigte nur auf ſich ſelbſt gedichtet zu haben, oder die Anweſenden faßten ſie doch in dieſem Sinne auf. Als daher Taſſo ſich für gefangen erklärt, Kranz und Schwert niederlegend ſich der Thränen nicht erwehren kann und die Worte ſpricht:

Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt,

da ſchien es allen, als ob unſerer Stadt der Lorbeerkranz der Poeſie dahingewelkt, entfallen ſey, und eine längere Unterbrechung der Spielenden fand ſtatt. Die hohe Theilnahme der Zuſchauer wurde durch das Begeiſterung offenbarende Spiel Taſſo's (Durand), durch die hehre Zartheit der Prinzeſſinn (Genaſt), welche uns die ganze Tiefe ihres ſchönen

Gemüths ahnen ließ, durch Leonorens (Seidel) ſinnigen Humor und des Fürſten (Dels) würdige Haltung und herrliche ſonore Sprache ſtets rege erhalten und geſteigert. Man konnte dieſe Aufführung Taſſo's in jeder Rückſicht eine gelungene nennen. Von Anfang der ländlichen heitern Scene bis zu der Stelle, wo Taſſo, zerſtört in ſeinem Innerſten, in ſeinen zarteſten Gefühlen durch eigne Leidenſchaftlichkeit verletzt, ſich dem kalten, berechnenden und dadurch ſtets ſiegreichen Staatsmann Antonio (Genaſt) in die Arme wirft, ihn als den Fels erkennend, an dem er, der Geſtrandete, noch Rettung hoffen könne, waren fortwährend mit ihrer ganzen Kraft und Kunſt die Schauſpieler bemüht, des Dichters geiſtreiche Schöpfung auf würdige Weiſe an uns vorüberzuführen. Taſſo, welcher ſich mit den Worten:

Ich faſſe Dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte —

an Antonio's Bruſt geworfen hatte, richtete ſich wieder auf und ſprach nun, aus der Darſtellung Taſſo's, in die der eignen Empfindung übergehend, den vom Geheimenrath und Canzlar von Müller gedichteten Epilog:

Zerbrochen — Ja, zerbrochen und entſchwunden —
Auch unſer Steuer iſt's, — wie ſprech' ich's aus? —
Kehrt wohl ein Wort, wie ſchmerzlich tief empfunden,
Aus voller Bruſt das Innerſte heraus? —
Ja, nah't Euch nur*) in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüſt're nächt'ger Flor und Graus, —
Ihn, den wir wähnten ewig zu umſchlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

---

*) Aus dem Hintergrunde traten bei dieſen Worten die Prinzeſſinn und Leonore mit übergeworfenen Trauerſchleiern, in ihrer Mitte Alphonſo, langſam hervor, während neben den Couliſſen das geſammte Theaterperſonal in alt-italieniſchem Trauer-Coſtüm ſich aufſtellte.

So war's kein Traum, was plötzlich uns erſchreckte,
Wie Donnerſchlag in friedlich ſtiller Nacht,
Aus ſtolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Es trifft der Blitz, des Hauſes Stütze kracht,
Zuſammenſtürzt das Dach, das ſchützend deckte,
Und des Geſchickes furchtbar ſtrenge Macht
Verkündet laut die tragiſchſte der Lehren:
„Das Leben muß im Tode ſich verklären.“

O goldne Zeit, wo biſt du hingeſchwunden,
Da unſre Hand Ihm heitre Kränze wand,
Da jeder ſich in Ihm erſt ſelbſt empfunden,
In Seinem Blicke Muth, Gelingen fand, — —
Ihr unvergeßlich einzig ſchönen Stunden,
Wo Er zu kühnſtem Streben uns verband,
Mit Seines Geiſtes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engſten Raum gegründet?

Er, der zuerſt zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler ſich zur Sonne, aufwärts ſchwang,
Mit ſtarkem Willen, kraftbeſchwingten Tönen
Die Kunſt befreit von falſcher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechſelſcenen
Aus reicher Bruſt mit Lebenshauch durchdrang,
Und freiſten Sinns, doch mit gemeſſ'nen Tritten,
Zu höchſten Zielen ſiegreich vorgeſchritten.

Da ward der heilig enge Bund geſchloſſen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genoſſen
Aufs neu der Welt und uns zunächſt gewann.
Welch friſches Leben war uns da erſchloſſen,
Nun Freund um Freund ſtets Edleres erſann,
Daß Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe,
Des Schaffens Luſt empfange höh're Weihe.

Dem früh Geſchied'nen folgte unſer Sehnen,
Der ält're Freund — Er bändigte den Schmerz,
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach Er ihn aus, enthüllte uns Sein Herz.
Dem Leben nun ſich wieder zu verſöhnen
Umpanzert Ihm die Bruſt ein dreifach Erz,
Und dem erſtarkten, thatenfriſchen Willen
Muß jetzt Natur den Durſt des Wiſſens ſtillen.

Die Jahre flieh'n — Ihm ſind ſie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer ſchön'rem Ziel,
Zu ew'ger Jugend fühlt Er ſich berufen
Und klarer ſtets wird Ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Beſtreben gilt Ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfriſche, ringen,
Sieht Er im Keim ein künftiges Gelingen.

So naht des goldnen Tages Jubelfeier
Und Fürſtenhuld umkränzt des Freundes Haupt;
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüthe nicht geraubt,
Es erbt ſich fort, es weiht des Sängers Leier
Der Fürſten Ruhm, an die Er liebend glaubt:
Von vier Geſchlechtern ſieht Er ſich ermuntert,
Umpflegt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie iſt mir nun? — kann ich es wohl umfaſſen,
Was ſolch' ein Leben, weltbedeutend, ſagt?
Gedrängt zu großen, überreichen Maſſen,
Rings Licht und Ruhm, wohin Sein Blick gewagt!
Nein, keine Trennung — wir ſind nicht verlaſſen,
Er lebt uns fort, ſo wahr die Sonne tagt,
So lang ſie leuchtet, wird es nie vergeſſen,
Was Er uns war, und daß wir Ihn beſeſſen!

Ja heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menſchen menſchlich-ſchön gewaltet,
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht was ſich aus ihm entfaltet,
Und immer lichtverklärter, ätherhelle,
Wird was die Macht des Genius geſtaltet:
Nur Sein Erſcheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit beſtehen!

Fauſt.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Zweyter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Fauſt.

Der Tragödie zweyter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Lindauersche Bibliothek.

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.

Geiſter-Kreis ſchwebend bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber Alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe,

Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß:
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus.
Erſt ſenkt ſein Haupt auf's kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweyen und vielen, abwechſelnd und geſammelt.)

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht iſt ſchon hereingeſunken,
Schließt ſich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;

Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten-Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

(Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;

Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unter's Laub;
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Fauſt.

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warſt auch dieſe Nacht beſtändig,
Und athmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginneſt ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſeyn immerfort zu ſtreben. —
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen,
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duft'gen Abgrund wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! — Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;

Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch' ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,

Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.
Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten.

Hofgeſinde (aller Art prächtig gekleidet tritt ein).

Der Kaiſer (gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Aſtrolog).

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite,
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweyter Junker.
Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft daß jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch der kühne Thor!

Mephiſtopheles
(am Throne knieend).
Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart geſcholten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.
Für dießmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles
(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne;
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Canzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgibt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.

Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jezt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,
Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zulezt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher;
Ich malte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Mercurius am Ufer des Cozytus mit zwey Schatten.

Mercurius.

Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutgen da beklagen ſich zum erbarmen, wie ihnen das Gras die Füſſe nezt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius.

Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden,
Wenn alle ſchädigen, alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und für's Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt,
Verſchwuren ſich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat ins Weſpenneſt geſtört;
Das Reich das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeiſter.

Wer wird auf Bundsgenoſſen pochen!
Subſidien die man uns verſprochen,

Wie Röhrenwaſſer bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen iſt der Beſitz gerathen?
Wohin man kommt da hält ein Neuer Haus.
Und unabhängig will er leben;
Zuſehen muß man wie er's treibt;
Wir haben ſo viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteyen, wie ſie heißen,
Iſt heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen ſchelten oder preiſen,
Gleichgültig wurden Lieb und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen ſich um auszuruhn;
Wer jetzt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldespforten ſind verrammelt,
Ein jeder kratzt und ſcharrt und ſammelt
Und unſre Caſſen bleiben leer.

Marſchalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächſ't mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhühner, Hühner, Gänſ' und Enten,
Die Deputate, ſichre Renten,

Sie geben noch ſo ziemlich ein.
Zuletzt am Ende fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg' und Jahresläufte,
So ſchlürft unendliches Geſäufte
Der edlen Herren den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen.
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brod.

Kaiſer

(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuſchauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut.
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — was darunter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Canzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwey Geſchlechter nur entſtanden.
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter;
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Dem Pöbelſinn verworr'ner Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand.
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen.
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt.
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, ſo ſchaff' es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe was ihr wollt und ſchaffe mehr;
Zwar iſt es leicht, doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da, doch um es zu erlangen
Das iſt die Kunſt, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menſchenfluthen Land und Volk erſäuften,

Wie der und der, ſo ſehr es ihn erſchreckte,
Sein Liebſtes da- und dorthin verſteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan bis geſtern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden ſtill begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht,
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht.

Canzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marſchalk.

Schafft' er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen.
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus.
So ſage denn: wie ſteht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwey Schelme ſind's — Verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor bläſ't ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog

(ſpricht, Mephiſtopheles bläſ't ein).

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft.
Mars trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein.
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja! wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heitre Welt;
Das Uebrige iſt alles zu erlangen:
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das — Gedroſchner Spaß —
Calenderey — Chymiſterey —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberey verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſichre Schritt verſagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das iſt Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eilig! du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe deine Lügenſchäume,
Und zeig uns gleich die edeln Räume.

Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden=goldne Rolle,
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, altverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,

Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen,
Am Tag' erkennen das ſind Poſſen,
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laß ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht;
Zieh' deinen Pflug, und ack're ſie an's Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß.
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit wie die Majeſtät.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren!
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.

Perücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten Wie ſtehts drüben?

Charon.

Nimm dich in acht. Sie haben dirs geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius.

Wie ſo?

Charon.

Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Hercules hat dich im Anfall ſeiner Hize einen dummen Buben geheiſſen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verſteh kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland iezt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius.

Ich kenne ſo keinen.

Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſöhnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſey erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit vertan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenſchanz.

Herold.

Denkt nicht ihr ſeyd in deutſchen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;

Ein heitres Feſt erwartet euch.
Der Herr, auf ſeinen Römerzügen,
Hat, ſich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überſtiegen,
Gewonnen ſich ein heitres Reich.
Der Kaiſer, er, an heiligen Solen
Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun ſind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe wie er kann.
Ich ſehe ſchon wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren;
Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen,
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Geſang begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen
Schmückten wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laß die reichen Körbe ſehen
Die ihr auf den Häupten traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen
Sich ein Garten offenbare.
Würdig ſind ſie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilſchet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde ſtatt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wiſſe jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur.
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen
Sey als eure Zierde ſchön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſieſtrauß.

Meinen Namen euch zu ſagen
Würde Theophraſt nicht wagen.

Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich in's Haar verflöchte,
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Ausfoderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunder ſeltſam ſeyn geſtaltet
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Roſenknoſpen

halten uns verſteckt,
Glücklich, wer uns friſch entdeckt.
Wenn der Sommer ſich verkündet
Roſenknoſpe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Verſprechen, das Gewähren,
Das beherrſcht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Geſang begleitet von Theorben.)

Blumen ſehet ruhig ſprießen,
Reizend euer Haupt umzieren,
Früchte wollen nicht verführen,
Koſtend mag man ſie genießen.

Bieten bräunliche Geſichter
Kirſchen, Pfirſchen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält ſich Auge ſchlecht als Richter.

Kommt! von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sey's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
In geſchmückter Lauben Bucht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelgeſang, begleitet von Guitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort ihre Waaren ſtufenweis in die Höhe zu ſchmücken und auszubieten.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamſt an's Licht
Schmückt ich dich im Häubchen,
Warſt ſo lieblich von Geſicht,
Und ſo zart am Leibchen.
Dachte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponſirer bunte Schaar
Schnell vorbei gezogen;
Tanzteſt mit dem Einen flink,
Gabſt dem Andern ſtillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Feſt man auch erſann,
Ward umſonſt begangen;
Pfänderſpiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute ſind die Narren los.
Liebchen öffne deinen Schoos,
Bleibt wohl einer hangen.

Geſpielinnen

(jung und ſchön geſellen ſich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut).

Fiſcher und Vogelſteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch ſonſtigem Geräthe, treten auf, miſchen ſich unter die ſchönen Kinder. Wechſelſeitige Verſuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten geben zu den angenehmſten Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer

(treten ein ungeſtüm und ungeſchlacht).

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume
Die krachend ſchlagen:
Und wenn wir tragen
Da gibt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß in's Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie witzten?
Deß ſeyd belehret;
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle

(täppiſch, faſt läppiſch).

Ihr ſeyd die Thoren
Gebückt geboren;

Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen:
Denn unſre Kappen.
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Hauſen
Einher zu lauſen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzukrähen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben.
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten
(ſchmeichelnd-lüſtern).

Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,

Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet.
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener (unbewußt).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo frank und frei;
Friſche Luft und heitre Lieder
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.

Charon.

Was ſchierts mich? Genug ſie ſind Fuchswild.

Mercurius.

Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader griechiſch Blut im Leibe haben und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre auſſer dem bisgen Ruhm und dem Reſpect, den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius.

Beym Jupiter, ich verſteh euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom deutſchen Mercur ſeyn?

Schrie mein Weibchen doch entrüſtet.
Rümpfte dieſem bunten Rock,
Und, wie ſehr ich mich gebrüſtet,
Schalt mich einen Maskenſtock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenſtöcke ſtoßet an!
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! Trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Tinke, tinke!
Jeder jedem! ſo fortan!
Dünkt mich's doch es ſey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geſchehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger ſtehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke:
Toaſtet friſch ein Tinke, Tinke!
Sizet feſt auf Bank und Span.
Unterm Tiſch Dem iſt's gethan.

Der Herold.

(Kündigt verſchiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, zärtliche ſo wie Enthuſiaſten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer ſchleicht mit wenigen Worten vorüber).

Satyriker.

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſcherſtandenen Vampyren begriffen ſeyen, woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht entwickeln könnte; der Herold muß es gelten laſſen und ruft indeſſen die griechiſche Mythologie hervor, die, ſelbſt in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth in's Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteſte zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Gibt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wollet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt! in dieſen lezten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laß ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergeſſen
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch ſo gelehrt in alten Schriften;
Sie anzuſehn, die ſo viel Uebel ſtiften,
Ihr würdet ſie willkommne Gäſte nennen.

Die **Furien** ſind es, niemand wird uns glauben,
Hübſch, wohlgeſtaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr ſollt erfahren
Wie ſchlangenhaft verletzen ſolche Tauben.

Zwar ſind ſie tückiſch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr ſich rühmet ſeiner Mängel,
Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir ſind hübſch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen,
Wir werden ihm ſo lang' die Ohren krauen,

Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß ſie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und, wenn ſie ſeine Braut iſt, gar nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu **Der** geſprochen!
Verſöhnt man ſich ſo bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergällen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.

Und niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thörig ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen.
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Tiſiphone.

Gift und Dolch, ſtatt böſer Zungen,
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt du andre, früher, ſpäter
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Giſcht und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felſen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwiedert: Rache!
Und wer wechſelt ſoll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt iſt nicht von eures Gleichen.
Ihr ſeht wie ſich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behängt;

Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüſſel.
Im Nacken ſitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;
Die andre drobenſtehend herrlich-hehr
Umgibt ein Glanz der blendet mich zu ſehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu ſchauen;
Die eine wünſcht, die andre fühlt ſich frei.
Verkünde jede wer ſie ſey.

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durch's verworrne Feſt,
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach! die Kette feſt.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinſen gibt Verdacht;
Alle meine Widerſacher
Drängen mich in dieſer Nacht.

Hier! ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt ſchleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schweſtern.
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen,
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in ſorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, ſtets erſtreben.
Ueberall willkommne Gäſte
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſeyn.

Klugheit.

Zwey der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr ſeyd gerettet.

Den lebendigen Coloſſen
Führ' ich, ſeht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen
Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgibt ſie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Therſites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ich ſchelt' euch allzuſammen ſchlecht!
Doch was ich mir zum Ziel erſah
Iſt oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt ſich wohl ſie ſey ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm' und winde dich ſogleich! —

Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum eklen Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ey,
Das bläht ſich auf und platzt entzwey;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht?
Sauſ't es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —
Ganz verdorben iſt der Spaß —
Und die Beſtien wollten das.

Herold.

Seit mir ſind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche;
Weder wanke, weder weiche.

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugts alſo?

Litterator.

O ja, das iſt iezo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldne Papiergen der Ariſtarchen und Aoiden herum trägt.

Euripides.

Da hört ihrs. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blättgens.

Litterator.

Das nicht ſowohl. Herr W. zeigt nur, daß er nach ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben. Und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und gröſſere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur und trägſt dich damit?

Mercurius.

Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte.

Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereyen
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären.
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne.
Schnaubt's heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!

Roſſe hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren

Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzertand!

Man könnte dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jezo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er ſcheint ein König, reich und milde,
Wohl dem der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen;
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das *Was* und *Wie*?

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchätze mich dem Plutus gleich.
Beleb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön,
Doch laß uns deine Künſte ſehn.

Knabe Lenker.

Hier ſeht mich nur ein Schnippchen ſchlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor.
(Immerfort umherſchnippend.)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köſtlichſtes Juwel;
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.

Kleinode ſchnippt er wie im Traum.
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn.
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſt ſich auf das Perlenband,
Jhm krabbeln Käfer in der Hand.
Er wirft ſie weg der arme Tropf
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.
(Zu Plutus gewendet.)

Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?

Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher geſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angeſprüht.
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber-Geklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekauzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,

Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir ekles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſeyn!
Doch als in allerneuſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu ſparen
Und, wie ein jeder böſer Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinſieht da ſind Schulden;
Sie wendet's, kann ſie was erſpulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſ't ſie beſſer, trinkt noch mehr
Mit der Sponſirer leidigem Heer;
Das ſteigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geſchlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Iſt's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie ſind ſchon unbequem genug.

Weiber in Maſſe.

Der Strohmann! Reich' ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir ſollen ſeine Fratze ſcheun!
Die Drachen ſind von Holz und Pappe,
Friſch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,
Das Doppel=Flügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

Plutus ſteigt vom Wagen.

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen.
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es wie's geſchah.

Plutus (zum Lenker).

Nun biſt du los der allzuläſtigen Schwere,
Biſt frei und frank, nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſcheckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.

Nur wo du klar in's holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt iſt Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ' und gleich bin ich zurück.
(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun iſt es Zeit die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut ſich auf! ſchaut her! in ehrnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und droht ihn ſchmelzend zu verſchlingen.

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt. —

Gefäße goldne ſchmelzen ſich,
Gemünzte Rollen wälzen ſich. —
Ducaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt —
Wie ſchau' ich alle mein Begehr!
Da kollern ſie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüſtig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Beſitz.

Herold.

Was ſoll's, ihr Thoren? ſoll mir das?
Es iſt ja nur ein Maskenſpaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in dieſem Spiel
Selbſt Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppiſchen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſeyn.
Was ſoll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieſes Volk mir aus dem Feld.

Plutus.

Dein Stab iſt wohl dazu bereit,
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn raſch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken ſeyd auf eurer Hut.

Alceſte (kommt.)

Du biſt in übler Geſellſchaft Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfuy;

Admet (kommt.)

Mercur, das hätt ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Redt deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte.

Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir giengen neulich mein Gemahl und ich in dem Hayn jenſeits des Cozytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergözt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwey abgeſchmackte, gezierte, hagere, blaſſe Püppgens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zulezt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Wie's blitzt und platzt, in Funken ſprüht!
Der Stab ſchon iſt er angeglüht.
Wer ſich zu nah herangedrängt
Iſt unbarmherzig gleich verſengt –
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geſchrei und Gedräng.

O weh! Es iſt um uns gethan. –
Entfliehe wer entfliehen kann! –
Zurück, zurück du Hintermann! –
Mir ſprüht es heiß in's Angeſicht. –
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht –
Verloren ſind wir all und all. –
Zurück, zurück zu Maſkenſchwall!
Zurück, zurück, unſinniger Hauf –
O! hätt' ich Flügel flög' ich auf. –

Plutus.

Schon iſt der Kreis zurückgedrängt
Und niemand glaub' ich iſt verſengt.
Die Menge weicht.
Sie iſt verſcheucht. –
Doch ſolcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich Werk vollbracht.
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen giebt.
Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute, weil es mich nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſponſiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug und hoff' es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Gebärde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an der magre Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig.
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt.
Er wendet ſich zu den Weibern dort,
Sie ſchreien alle, möchten fort,
Gebärden ſich gar widerwärtig;
Der Schalk erweiſ't ſich übelfertig.

Ich fürchte daß er ſich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben,
Gib meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben.
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldes Thal,
Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch was keiner weiß
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,

In hohem Sprung in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar.
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näſchen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn.
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuſehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen ſie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungeſtört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;

Im mooſigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt ſich's durcheinander ſchnell,
Wo jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;
Metalle ſtürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohl gemeint.
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man ſtehlen und kuppeln mag;
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drey Gebot veracht't
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles iſt nicht unſre Schuld,
Drum habt ſofort wie wir Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.

Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band;
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn
Und wo ſie ſtand da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus.

Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen.

(An den großen Pan.)

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt du zu vollenden,
Nimm es Herr in deine Hut:
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus zum Herold.

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen,

Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen:
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du ſchreib' es treulich in dein Protokoll.

Herold

(den Stab anfaſſend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran;
Sie ſiedet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud.
Der große Pan ſteht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dings,
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links.
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick.
Nun folgt ein großes Ungeſchick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;

Verſteckten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſelige Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orte ſchrein
„Der Kaiſer", leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet.
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du geräumig weite Luft
Fülle dich mit kühlem Duft.
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl;
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet,
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel. —
Drohen Geiſter uns zu ſchädigen
Soll ſich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der Kaiſer, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen, Fauſt, Mephiſtopheles (anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knien).

Fauſt.

Verzeihſt du Herr das Flammengaukelſpiel?

Admet.

Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die groſſe Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns ungebeten wie **Euripides** die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hats aber niemand ausgehalten als **Euripides**, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Wiſchen die du herum trägſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer iſt der **Wieland**?

Litterator.

Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymeds Hofmeiſter wäre, ſollt er mir her. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Cörper.

Lit-

Kaiſer

(zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glühender Sphäre,
Es ſchien mir faſt als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen.
Und flackerten in Ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein und andern,
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt du Herr! Weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam Feuer haſt du nun erprobt.
Wirf dich in's Meer wo es am wildſten tobt.
Und kaum betrittſt du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zu ſchönſter Wohnung ſchwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehſt gehn die Paläſte mit.

Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmlens, Hin- und Wiederſtrebens.
Meerwunder drängen ſich zum neuen milden Schein,
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen,
Der Haifiſch klafft, du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jezt der Hof um dich entzückt,
Haſt du doch nie ein ſolch Gedräng erblickt.
Doch bleibſt du nicht vom Lieblichſten geſchieden,
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Friſche,
Die jüngſten ſcheu und lüſtern wie die Fiſche,
Die ſpätern klug; ſchon wird es Thetis kund,
Dem zweyten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Siz alsdann auf des Olymps Reviere! —

Kaiſer.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir;
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr! die Erde haſt du ſchon.

Kaiſer.

Welch gut Geſchick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht.
Gleichſt du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Verſichr' ich dich der höchſten aller Gnaden.
Sey ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Marſchalk (tritt eilig auf).
Durchlauchtigſter, ich dacht' in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben
Als dieſe, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).
Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.
Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter
(der ſich einfindet).
Befrage dieſe die das Werk gethan.

Fauſt.
Dem Canzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Canzler
(der langſam herankommt).
Beglückt genug in meinen alten Tagen. —

So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er lieſt.)

„Zu wiſſen ſey es jedem der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreyßig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!

Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſem Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert muß ich's gelten laſſen.

Marſchalk.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechsler=Bänke ſtehen ſperrig auf.
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken:
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel,
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel:
Und hurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.

Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.

So bleibt von nun an allen Kaiſer=Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich,
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr ſeyd der Schätze würdigſte Cuſtoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun ihr Meiſter unſres Schatzes,
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zuſammenſtellt.

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.

(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh' er mir wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beſſ're Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).
Mein Schloß und Feld ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).
Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiſer.
Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr geweſen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).
Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiſer.
Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.
Die Zauber-Blätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.
Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.
Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.

Kaiſer.
Nimm ſie nur hin, ſie fielen dir ja zu.
(Ab.)

Narr.
Fünf tauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.
Zweybeiniger Schlauch biſt wieder auferſtanden?

Narr.
Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jetzt.
Mephiſtopheles.
Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.
Narr.
Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?
Mephiſtopheles.
Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.
Narr.
Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?
Mephiſtopheles.
Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.
Narr.
Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchbach?
Mephiſtopheles.
Traun!
Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!
Narr.
Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! —
(Ab.)
Mephiſtopheles (solus).
Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finſtere Gallerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht, du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, dein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun.
Der Marſchalk und der Kämm'rer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn.
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer, ſo der Frauen,
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind an's Werk! ich darf mein Wort nicht brechen

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht
Wohin uns deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amüſiren.

Litterator.

Mir wirds angenehm ſeyn, ſolch einen groſſen Mann bey dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland.

Laſſen ſie uns mein lieber Jacobi.

Alceſte.

Er ſpricht im Traum.

Euripides.

Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobis die Rede. Wie iſts mit dem Mercur? eurem Mercur? Dem deutſchen Mercur?

Wieland (kläglich.)

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt es füge ſich ſogleich;
Hier ſtehen wir vor ſteilern Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeſpenſt der Gulden. —
Mit Hexen-Fexen, mit Geſpenſt-Geſpinnſten,
Kielkröpfigen Zwergen ſteh' ich gleich zu Dienſten;
Doch Teufels-Liebchen, wenn auch nicht zu ſchelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Fauſt.

Da haben wir den alten Leyerton!
Bei dir geräth man ſtets in's Ungewiſſe.
Der Vater biſt du aller Hinderniſſe,
Für jedes Mittel willſt du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, iſt's gethan,
Wie man ſich umſchaut bringſt du ſie zur Stelle.

Mephiſtopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hauſ't in ſeiner eignen Hölle;
Doch gibt's ein Mittel.

Fauſt.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephiſtopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —

Göttinnen thronen hehr in Einſamkeit,
Um ſie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit.
Die Mütter ſind es!

Fauſt (aufgeſchreckt).
Mütter!

Mephiſtopheles.
Schaudert's dich?

Fauſt.
Die Mütter! Mütter! — 's klingt ſo wunderlich!

Mephiſtopheles.
Das iſt es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magſt in's Tiefſte ſchürfen;
Du ſelbſt biſt Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Fauſt.
Wohin der Weg?

Mephiſtopheles.
Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene
Nicht zu Erbittende. Biſt du bereit? —
Nicht Schlöſſer ſind, nicht Riegel wegzuſchieben.
Von Einſamkeiten wirſt umhergetrieben.
Haſt du Begriff von Oed' und Einſamkeit?

Fauſt.

Du ſparteſt dächt' ich ſolche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längſt vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeſchaut,
Erklang der Widerſpruch gedoppelt laut;
Mußt' ich ſogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einſamkeit, zur Wilderniß entweichen;
Und, um nicht ganz verſäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephiſtopheles.

Und hätteſt du den Ocean durchſchwommen,
Das Gränzenloſe dort geſchaut,
So ſähſt du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbſt wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du ſähſt doch etwas. Sähſt wohl in der Grüne
Geſtillter Meere ſtreichende Delphine;
Sähſt Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirſt du ſehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thuſt,
Nichts Feſtes finden wo du ruhſt.

Fauſt.

Du ſprichſt als erſter aller Myſtagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du ſendeſt mich in's Leere,
Damit ich dort ſo Kunſt als Kraft vermehre;

Behandelſt mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kaſtanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephiſtopheles.

Ich rühme dich eh' du dich von mir trennſt,
Und ſehe wohl, daß du den Teufel kennſt;
Hier dieſen Schlüſſel nimm.

Fauſt.

Das kleine Ding!

Mephiſtopheles.

Erſt faß ihn an und ſchätz' ihn nicht gering.

Fauſt.

Er wächſ't in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephiſtopheles.

Merkſt du nun bald was man an ihm beſitzt!
Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Fauſt (ſchaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was iſt das Wort das ich nicht hören mag?

Mephiſtopheles.

Biſt du beſchränkt, daß neues Wort dich ſtört?
Willſt du nur hören, was du ſchon gehört?
Dich ſtöre nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längſt gewohnt der wunderbarſten Dinge.

Fauſt.

Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephiſtopheles.

Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt einerlei. Entfliehe dem Entſtandnen.
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergötze dich am längſt nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge ſchlingt ſich das Getreibe,
Den Schlüſſel ſchwinge, halte ſie vom Leibe.

Fauſt (begeiſtert).

Wohl! feſt ihn faſſend fühl' ich neue Stärke,
Die Bruſt erweitert, hin zum großen Werke.

Mephiſtopheles.

Ein glühnder Dreyfuß thut dir endlich kund
Du ſeyſt im tiefſten, allertiefſten Grund.
Bei ſeinem Schein wirſt du die Mütter ſehn;
Die einen ſitzen, andre ſtehn und gehn.
Wie's eben kommt. Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umſchwebt von Bildern aller Creatur;
Sie ſehn dich nicht, denn Schemen ſehn ſie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr iſt groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreyfuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüſſel!

Fauſt

(macht eine entſchieden gebietende Attitude mit dem Schlüſſel).

Mephiſtopheles

(ihn betrachtend).

So iſt's recht!
Er ſchließt ſich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt du, dich erhebt das Glück,
Und eh' ſie's merken biſt mit ihm zurück.
Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan und du haſt es geleiſtet.
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Fauſt.

Und nun was jezt?

Mephiſtopheles.

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt du wieder.

Fauſt

(ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.

Wenn ihm der Schlüſſel nur zum beſten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt?

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und Fürſten, Hof in Bewegung.

Kämmerer
(zu Mephiſtopheles).

Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herr iſt ungeduldig.

Marſchall.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.

Iſt mein Cumpan doch deßhalb weggegangen,
Er weiß ſchon wie es anzufangen,
Und laborirt verſchloſſen ſtill;
Muß ganz beſonders ſich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchall.

Was ihr für Künſte braucht iſt einerlei,
Der Kaiſer will daß alles fertig ſey.

Blondine
(zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im Mai getupſt wie eure Pantherkätzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich diſtillirt;
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Braune (ſchreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben
Bei Tafel ſchwelgend füßle mit dem Lieben.

Dame
(herandringend).

Laßt mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen,
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drücken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich' ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür' noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Giſt?

Mephiſtopheles
(entrüſtet).

Reſpect wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephiſtopheles
(bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.

(Zu

(Zum Pagen.)

Mußt euer Glück nicht auf die jüngſte ſetzen.
Die Angejahrten wiſſen euch zu ſchätzen. —

(Andere drängen ſich herzu.)

Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! die Noth iſt groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fauſten los!

(Umherſchauend.)

Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Anſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Ritterſaals, er faßt ſie kaum.
Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung Eck und Niſchen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

Wieland.

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte.

Ich bin Alceſte.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland.

Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Mer-

Rittersaal.

Dämmernde Beleuchtung.
Kaiſer und Hof ſind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geſchäft, das Schauſpiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geiſter heimlich Walten;
Vergebens wagt man aus verſtändigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Seſſel ſind, die Stühle ſchon zur Hand;
Den Kaiſer ſetzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich ſich betrachten.
Hier ſitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen ſich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düſtern Geiſterſtunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und ſo, da alle ſchicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geiſter mögen kommen!

(Poſaunen.)

Aſtrolog.

Beginne gleich das Drama ſeinen Lauf.
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier iſt Magie zur Hand,
Die Teppiche ſchwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um,
Ein tief Theater ſcheint ſich aufzuſtellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich beſteige das Proſcenium.

Mephiſtopheles

(aus dem Souffleurloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereyen ſind des Teufels Redekunſt.

(Zum Aſtrologen.)

Du kennſt den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog.

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweis, der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zweye ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überläſtig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſterngegönnte Stunden;
Durch magiſch Wort ſey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſey.
Mit Augen ſchaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt.
(ſteigt auf der andern Seite des Proſceniums herauf).

Aſtrolog.
Im Prieſterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getroſt begann.
Ein Dreyfuß ſteigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüſtet ſich das hohe Werk zu ſegnen,
Es kann fortan nur glückliches begegnen.

Fauſt (großartig).
In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig. Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſeyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern ſucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen
Was jeder wünſcht, das Wunderwürdige ſchauen.

Aſtrolog.
Der glühnde Schlüſſel rührt die Schale kaum,
Ein dunſtiger Nebel deckt ſogleich den Raum.
Er ſchleicht ſich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart.

Und nun erkennt ein Geiſter-Meiſter-Stück!
So wie ſie wandeln machen ſie Muſik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem ſie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenſchaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze Tempel ſingt.
Das Dunſtige ſenkt ſich; aus dem leichten Flor
Ein ſchöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier ſchweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer ſollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz auf blühnder Jugendkraft!

Zweyte.

Wie eine Pfirſche friſch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, ſüß geſchwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht eben fein.

Sechſte.

Ein bißchen könnt' er doch gewandter ſeyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Eh nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön,
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er ſetzt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schooße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm ſo zierlich über's Haupt.

Kämmerer.

Die Flegeley! das find' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's, vollkommen.

Junge Dame entzückt.

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief in's Gemüthe.
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe.

Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena (hervortretend).

Mephiſtopheles.

Das wär' ſie denn! Vor dieſer hätt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun,
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —
Wem ſie erſcheint wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt die mich voreinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles
(aus dem Kaſten).
So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.
Groß, wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.
Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn!

Diplomat.
Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn,
Mich däucht ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.
Sie nähert ſich dem Schläfer liſtig mild.

Dame.
Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.
Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.
Endymion und Luna! wie gemahlt!

Derſelbe.
Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maß iſt voll.

Duenna.
Vor allen Leuten! Das iſt doch zu toll!

Fauſt.
Furchtbare Gunſt dem Knaben! —

Mephiſtopheles.
Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt doch machen was es will.

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm,
Er glaubt wohl auch daß er der erſte wäre.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Verguldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei,
Zu zweifeln iſt ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt in's Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem an's Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier,
Ich bin nicht jung und doch gefällt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.
Geſtärkten Arms hebt er ſie hoch empor,
Entführt er ſie wohl gar?

Fauſt.

Verwegner Thor!
Du wagſt! Du hörſt nicht! halt! das iſt zu viel.

Mephiſtopheles.

Machſt du's doch ſelbſt das Fratzengeiſterſpiel!

Aſtrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geſchah
Nenn ich das Stück: den Raub der Helena.

Fauſt.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieſer Stelle?
Iſt dieſer Schlüſſel nicht in meiner Hand?
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einſamkeiten, her zum feſten Strand.
Hier faß ich Fuß! Hier ſind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten,
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſeyn!
Ich rette ſie und ſie iſt doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer ſie erkennt der darf ſie nicht entbehren.

Aſtrolog.

Was thuſt du Fauſte! Fauſte! — Mit Gewalt
Faßt er ſie an, ſchon trübt ſich die Geſtalt.
Den Schlüſſel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Exploſion, Fauſt liegt am Boden. Die Geiſter gehen in Dunſt auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schulter nimmt).

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß, Tumult.)

Mercurius.

Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo viel begegnet.

Wieland.

Ich bin mir nichts bewuſt. Was euch betrift, ihr konntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Gröſſe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubeten, auſſer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir ie dabey in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabey. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Porte feuille.

Mercurius.

Es iſt doch immer mein Name.

Wieland.

Haben ſie iemals ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füſſen, den Schlangenſtab in der Hand,

Zweyter Act.

Hochgewölbtes, enges, gothiſches Zimmer, ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſchaut, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette).

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſtem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt
Der kommt, ſo leicht nicht zu Verſtande.

(Sich umſchauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt;
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.

Ja! tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauchwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz, Cicaden, Käfer und Farfarellen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron.
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt.
Zu Tauſenden kommen wir
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch ihr Liebchen zu verſtecken.
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im verbräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.
(Schlüpft in den Pelz.)
Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.
Doch hilft es nichts mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute die mich anerkennen!
(Er zieht die Glocke die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(den langen finſtern Gang herwankend).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern.
Springt das Eſtrich, und von oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben.

Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!
Seinen Blicken, ſeinem Winken,
Mögt' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn!
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus.

Mephiſtopheles.

Das laſſen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student.
Bemooſter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meiſter, das iſt ein Beſchlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den erſten jetzt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer

Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sanct Peter.
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
In's unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Fauſtus Tagen,
Noch unberührt ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn? —
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen.
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf,
Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerſtillſten Stillen.
Der zarteſte gelehrter Männer
Er ſieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;
So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange gibt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann das Glück ihm zu beſchleunen.

(Der Famulus geht ab, Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)

Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos erdreuſten.

Baccalaureus
(den Gang herſtürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel⸗helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand.
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethes trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen akademiſchen Ruthen.
Ich find' euch noch wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchätzt' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,

Sie aber hinter drein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct in's Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.
Geſteht! was man von je gewußt
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! Da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen=goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher in's Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreyßig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

ſizend auf Waarenballen und Tonnen im vorbeygehen auf einer Tobacksbüchſe figuriren ſehn?

Mercurius.

Das läßt ſich hören. Ich ſprech euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem lezten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland.

Das iſt die Meynung. So wenig mein Vignettenſchneider auf eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und ſo ſeyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo bankerut gemacht hat, um ſich mit allerley Leuten zu aſſociiren. (Mercurius ab.)

Wie-

Mephiſtopheles.
Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.
Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).
Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.
Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt ſie war nicht eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.
(Ab.)

Mephiſtopheles.
Original fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —

Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch n' Wein.
(Zu dem jüngern Parterre das nicht applaudirt.)
Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt,
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehülfliche Apparate, zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).
Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchſchauert die berußten Mauern,
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichſte Karfunkel,
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).
Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).
Willkommen! zu dem Stern der Stunde.
(Leiſe.)
Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).
Was gibt es denn?

Wagner (leiſer).
Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.
Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr in's Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.
Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punct aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergötzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.
(Zum Herd gewendet.)
Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen

Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —
Den Menſchenſtoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.

(Wieder zum Herd gewendet.)

Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Das laſſen wir kryſtalliſiren.

Mephiſtopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieſer Welt geſchehn;
Ich habe ſchon, in meinen Wanderjahren,
Kryſtalliſirtes Menſchenvolk geſehn.

Wagner
(bisher immer aufmerkſam auf die Phiole).

Es ſteigt, es blitzt, es häuft ſich an,
Im Augenblick iſt es gethan!
Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und ſo ein Hirn, das trefflich denken ſoll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt ſich; alſo muß es werden!
Ich ſeh' in zierlicher Geſtalt
Ein artig Männlein ſich gebärden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt dieſem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus
(in der Phiole zu Wagner).

Nun Väterchen! wie ſteht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe.
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum.
(Zu Mephiſtopheles.)
Du aber Schalk, Herr Vetter, biſt du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geſchick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſeyn.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen,
Du biſt gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich ſchämen,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch niemand konnt' es faſſen
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen,

So feſt ſich halten als um nie zu ſcheiden,
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie in's Reine.
Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was gibt's zu thun?

Mephiſtopheles
(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner
(immer in die Phiole ſchauend).

Fürwahr, du biſt ein allerliebſter Knabe!
(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt).

Bedeutend! —
(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)
Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine, Frau'n die ſich entkleiden;
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,

Aus höchſtem Heldens-, wohl aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein,
Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferey,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.

(Umherſchauend.)

Verbräunt Geſtein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, gibt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.

Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte was begegnen könnte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein ächt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —;

An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyranney und Sklaverey bei Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkt: er iſt doch nur geneckt
Vom Asmodeus der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen,
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur wie dieſer kann geneſen?
Haſt du ein Mittel ſo erprob' es hier,
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch Brockenſtückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel find' ich vorgeſchoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden;
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun was ſoll's?

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So denk' ich hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her.
Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen,
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).

Und ich?

Homunculus.

Eh nun,
Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins an's andre.
Das *Was* bedenke, mehr bedenke *Wie*?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.

Wieland.

So empfehl ich mich denn.

Euripides.

Nicht uns ſo. Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland.

Ihr ſeyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab ich öffentlich geſtanden.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt ſich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der Meinigen übels zu reden. Fünf Briefe zu ſchreiben, um euer Drama, das ſo mittelmäßig iſt, daß ich als compromittirter Nebenbuhler faſt darüber eingeſchlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzuſtreichen, das man euch verzeihen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt.

Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab,
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.

(Ad Spectatores.)

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtre;
Nicht ſo abſcheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern... Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel... Ueberbleicht erſcheint mir ſchon

Von grauer Zelten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg- und grauenvollſten Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt ſich's! Wird ſich immerfort
In's Ewige wiederholen... Keiner gönnt das Reich
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemäß...
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſ'nen Blutes Wiederſchein,
Und angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,
Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild...
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! Welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht

Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.

(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde,
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durch's alte Fenſter,
In des Nordens Wuſt und Graus
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich beſſres nicht zu unſerm Heil,
Als: jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)
Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach...
Wär's nicht die Scholle die ſie trug,
Die Welle nicht die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft die ihre Sprache ſprach.
Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.

Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.
(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpürend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So find' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greiſe,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig modiſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greiſen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greifen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif
(wie eben und immer ſo fort).
Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen
(von der koloſſalen Art).
Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.
Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen.
Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns dießmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles
(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).
Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne,
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.
Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.
Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Britten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,

Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnen-Spiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſeyn! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle,
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen wär' zum Schaden.
Gib Räthſel auf, gib allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſeyn.
Verſuch einmal dich innigſt aufzulöſen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem böſen,
Dem ein Plaſtron, aſcetiſch zu rapiren,
Kumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beydes nur, um Zeus zu amüſiren.“

Erſter Greif (ſchnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweyter Greif (ſtärker ſchnarrend).
Was will uns der?

Beide.

Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (brutal).

Du glaubſt vielleicht des Gaſtes Nägel krauen
Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal

Sphinx (milde).

Du magſt nur immer bleiben.
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße,
Denn unſre Tatzen ſind geſund;
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen (präludiren oben).

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Der Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgeſtimmten Tönen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe

(ſie verſpottend in derſelben Melodie).

Nöthigt ſie herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Haſſen weg! das Neiden,
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unterm Himmel ausgeſtreut!
Auf dem Waſſer, auf der Erde,
Sey's die heiterſte Gebärde
Die man dem Willkommnen beut.

Mephiſtopheles.

Das ſind die ſaubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trallern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel;
Ein lederner verſchrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).

Wie wunderbar! das Anſchaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänfnen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart;
(Auf die Greife deutend.)
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt du dergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Admet.

Ich wills euch geſtehn, **Euripides** iſt auch ein Poet und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er, und unſer Landsmann. Es hätte euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der gebohren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten, wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbeybeſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides.

Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publicum **Euripides**, iſt nicht das eurige.

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu jenen Tagen,
Die letzten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht,
Wenn er dir ſteht ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wollteſt du zu unſern Gauen
Dich an's grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich Edler nicht betrügen.
Statt daß Ulyß ſich binden ließ,
Laß unſern guten Rath dich binden;
Kannſt du den hohen Chiron finden,
Erfährſt du was ich dir verhieß.

Fauſt (entfernt ſich).

Mephiſtopheles (verdrießlich).

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag?
So ſchnell daß man's nicht ſehen mag,
Und immer eins dem andern nach.
Den Jäger würden ſie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,

Es ſind die raſchen Stymphaliden,
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geyerſchnabel und Gänſefuß.
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles
(wie verſchüchtert)

Noch andres Zeug ziſcht zwiſchen drinn.

Sphinx.

Vor dieſen ſey euch ja nicht bange,
Es ſind die Köpfe der Lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu ſeyn. —
Doch ſagt! was ſoll nur aus euch werden?
Was für unruhige Gebärden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht,
Geht hin! begrüßt manch reizendes Geſicht.
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Egypten her, ſind längſt gewohnt
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.

Und reſpectirt nur unſre Lage.
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios
umgeben von Gewäſſern und Nymphen.

Peneios.

Rege dich du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt leichte Weidenſträuche,
Liſpelt Pappelzitterzweige
Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Walleſtrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, ſo muß ich glauben:
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergötzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten
Die unvergleichlichen Geſtalten
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,
Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergötztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;
Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.

Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch-rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt . . . .
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort . . . .
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget Schweſtern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes Hufe.

Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.

Fauſt.

Iſt mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt.
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt,
Von blendend-weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was gibt's? Was iſt's?

Fauſt.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Fauſt (aufſitzend).

Wohin du willſt. Für ewig dank' ich's dir . . . .

Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laßen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis in's Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es Seinesgleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn:
Du haſt die Größten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich=ernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft die ihn beſeelte,
Konnt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt
Wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden ward's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig
Schlug er die Leyer Allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen...

Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweyten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was!.. Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken."

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich ſo wie ſich ſelbſt betrogen.

Euripides.

Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte.

Daß ichs euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibgen und Männgen amuſirt auch wohl gekäzelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin drüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter weg weicht. Des Euripides ſeine hab ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürſtin.

Alceſte.

Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſche ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die

Frage

Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Fauſt.

So ſey auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden
Selbſt außer aller Zeit. Welch ſeltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
In's Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig.
Du ſahſt ſie einſt, heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön.
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Menſch biſt du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeſculaps; im ſtillen Beten
Fleht ſie zum Vater: daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtſchlag ſie bekehre.

Die liebſte mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig!
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
Durch Kiesgewäſſer, mich an's Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich das ſich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier ſteht, bedeutend nah,
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdes-Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).
Willkommen! ich ſeh' du bleibſt nicht aus.

Chiron.
Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.
Streifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.
Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.
Ich harre, mich umkreiſ't die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.
Die verruf'ne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Asklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.
Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron
(iſt ſchon weit weg).

Manto.
Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.

Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt,
Benutz' es beſſer, friſch! beherzt!
(Sie ſteigen hinab.)

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätſchernd ziemt es da zu ſchwimmen,
Lied um Lieder anzuſtimmen,
Dem unſeligen Volk zu gut.
Ohne Waſſer iſt kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäiſchen Meere,
Würd' uns jede Luſt zu Theil.

Erdbeben.

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Waſſer ſtaucht,
Kies und Ufer berſtend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäſte
Zu dem ſeeiſch heitern Feſte,

Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernetzend, leiſe ſchwellen;
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängſtlich Erde-Beben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft iſt's um den Ort.

Seismos
(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Nun erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,

Einer Kreiſenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor ſie trieb.
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſtehn;
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? –
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu mahleriſch-entzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug
Und, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.

Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt . . . .
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt müßte man geſtehen
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen
Wie ſich's aus dem Boden würgte.
Bebuſchter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Greife.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen ſeh' ich zittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben;
Imſen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geſchwind nach oben!
Behendeſt aus und ein!
In ſolchen Ritzen
Iſt jedes Bröſelein
Werth zu beſitzen.
Das Allermindeſte
Müßt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemſig müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Greife.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf.
Sind Riegel von der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah.
Fraget nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!

Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen,
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke.
Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen alle,
Rührig im Schwalle,

Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Imſen und Daktyle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Eiſen,
Sie ſchmieden Ketten,
Uns los zu reißen
Iſt noch nicht zeitig,
Drum ſeyd geſchmeidig.

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich Flügelflatterſchlagen!

Frage iſt von eurer Alceſte, von, von Euripides Alceſte.

Wieland.

Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delikater behandelt habe?

Alceſte.

Was heiſt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig ihr die Grösse des Opfers das ich meinem Mann that, darzuſtellen wußtet.

Wieland.

Wie meynt ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung den guten treflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter

Welch ein Aechzen, welch Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höhn!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genoſſen unſres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache.
Keiner ſpare Kraft und Blut,
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!

(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles

(in der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern,
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch ſey, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſeyn,
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden bläht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal

Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt um's Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend vor
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt an's Naſchen
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien
(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen,
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen!
Von Adam her verführte Hanſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt du nicht ſchon vernarrt genug?

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich in's Gewebe
Der Zweifeley nicht thörig ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Em

Empuſe
(zu Mephiſtopheles).
Begrüßt von Mühmichen Empuſe,
Der Trauten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!
Mephiſtopheles.
Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte,
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!
Empuſe.
Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.
Mephiſtopheles.
Ich merk' es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich was auch will ereignen,
Den Eſelskopf möcht' ich verleugnen.
Lamien.
Laß dieſe Garſtige, ſie verſcheucht
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.
Mephiſtopheles.
Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig;

Und hinter ſolcher Wänglein Roſen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch! ſind unſrer Viele.
Greif zu! Und haſt du Glück im Spiele
Erhaſche dir das beſte Loos.
Was ſoll das lüſterne Geleyer?
Du biſt ein miſerabler Freier,
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Weſen bloß.

Mephiſtopheles.

Die Schönſte hab' ich mir erleſen . . .
(Sie umfaſſend.)
O weh mir! welch ein dürrer Beſen!
(Eine andere ergreifend.)
Und dieſe? . . . . Schmähliches Geſicht!

Lamien.

Verdienſt du's beſſer? dünk' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden . . . .
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen!
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faß' ich mir die Lange . . . .
Da pack' ich eine Thyrſusſtange!
Den Pinienapfel als den Kopf.
Wo will's hinaus? . . . . Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;

Zum leztenmal gewagt! Es ſey!
Recht quammig, quappig, das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen . . . .
Doch ach! der Boviſt platzt entzwey!

Lamien.

Fahrt auseinander, ſchwankt und ſchwebet
Blitzartig, ſchwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexenſohn!
Unſichre ſchauderhafte Kreiſe!
Schweigſamen Fittichs, Fledermäuſe;
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephiſtopheles
(ſich ſchüttelnd).

Viel klüger, ſcheint es, bin ich nicht geworden;
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeſchmackt.
Iſt eben hier eine Mummenſchanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Weſen daß mich's ſchauerte . . . .
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.
(Sich zwiſchen dem Geſtein verirrend.)
Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jezt ſteht mir Geröll entgegen.

Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein ſolch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Von hoher Eichenkraft umlaubt.
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwey zu ſchlagen;
Allein was ich bisher geſehn
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen:
Zwey Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand.
Denn, wo Geſpenſter Platz genommen,
Iſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freue,
Er ſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrſt, kommſt du nicht zu Verſtand.
Willſt du entſtehn, entſteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath iſt auch nicht zu verſchmähn.

Mephiſtopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn.

(Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen,
Bedarf es weit'res dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.

Homunculus

(zwiſchen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſtehn!

Anaxagoras.

Haſt du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen.
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt,
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Er iſt auch da, und das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen,
Pygmäen, Imſen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.

(Zum Homunculus.)

Nie haſt du Großem nachgeſtrebt,
Einſiedleriſch-beſchränkt gelebt;
Kannſt du zur Herrſchaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was ſagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die ſchwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde ſo dem König drohn.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß-Wetter leuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen,
Schafft grauſam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth,
Nach der Pygmäen frevlem Blut.

ter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu ſteigen zu den hofnungsloſen Todten.

Wieland.

Das hab' ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich allzuſammen aus der groſſen Familie, der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eyer, und ihr habt ſie zum unbedeutenden Brey zuſammen gerührt.

Da iſt eine Frau, die für ihren Mann ſterben will, ein Mann der für ſeine Frau ſterben will, ein Held der für ſie beyde ſterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die

Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtrahl den Zwergen?
Wie ſich Daktyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es flieht, es ſtürzt das Heer.

Anaxagoras
(nach einer Pauſe feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So wend' ich mich in dieſem Fall nach oben . . .
Du! droben ewig unveraltete,
Dreynamig-Dreygeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſt-erweiternde, im Tiefſten-ſinnige,
Du ruhig-ſcheinende, gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!

(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört!
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?

Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
In's Düſtre röthet ſich ſein Feuer. . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!

So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevlend magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen?
Verderblichſtes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.

(Wirft ſich auf's Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz ſo wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz.
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen,
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetſcht, erſchlagen.
Doch muß ich ſolche Künſte loben,
Die ſchöpferiſch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garſtige Brut!
Daß du nicht König warſt iſt gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeſte.
Dort hofft und ehrt man Wundergäſte.

(Entfernen ſich.)

Mephiſtopheles
(an der Gegenſeite kletternd).

Da muß ich mich durch ſteile Felſentreppen,
Durch alter Eichen ſtarre Wurzeln ſchleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunſt
Hat was vom Pech und das hat meine Gunſt;
Zunächſt der Schwefel.... Hier, bei dieſen Griechen
Iſt von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuſpüren
Womit ſie Höllenqual und Flamme ſchüren.

Dryas.

In deinem Lande ſey einheimiſch klug,
Im fremden biſt du nicht gewandt genug.
Du ſollteſt nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephiſtopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.
Doch ſagt: was in der Höhle dort,
Bei ſchwachem Licht, ſich dreyfach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort,
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert.

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn:
Dergleichen hab' ich nie geſehn,
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune. . . .
Wird man die urverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreygethüm erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren,
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahen
Und euren Segen dreyfach zu empfahen.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder ehegeſtern;

Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt.
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſt. —
Und ſagt! wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch Würdigſte geſehn;
Verſuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht
Hat unſer Drey noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held in's Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gib uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.

Euch Dreyen gnügt Ein Auge, gnügt Ein Zahn,
Da ging es wohl auch mythologiſch an
In zwey die Weſenheit der drey zu faſſen,
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen.
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch! ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen,
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den Einen Raffzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles
(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06889/233

Phorkyaden.
Im neuen Drey der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwey der Augen, zwey der Zähne.

Mephiſtopheles.
Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken.
(Ab.)

Felsbuchten des Aegäiſchen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen
(auf den Klippen umher gelagert, flötend und ſingend).
Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel
Das ſich aus den Wogen hebt.
Dir zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna ſey uns gnädig!

Nereiden und Tritonen
(als Meerwunder).
Tönet laut in ſchärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,

Volk der Tieſe ruft fortan! –
Vor des Sturmes grauſen Schlünden
Wichen wir zu ſtillſten Gründen,
Holder Sang zieht uns heran.

Seht! Wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten ſchmücken;
Auch zu Kron' und Edelſteinen,
Spang- und Gürtelſchmuck vereinen.
Alles das iſt eure Frucht.
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Wiſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hieher gekommen
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind.

(Entfernen ſich.)

Sirenen.

Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu.
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter! wunderſam eigen.
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen,
Und niemals wiſſen was ſie ſind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe.

Thales

(am Ufer zu Homunculus).

Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jederman Reſpect.
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

man gern wie den Widder aus dem Buſche bey den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr ſeht das anders an als ich.

Alceſte.

Das vermuth ich. Nur ſagt mir: was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte, als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Göttin genöſſe wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod geſtürzt werden. Philemon und Baucis erbaten ſich zuſammen den Tod, und euer Klopſtock der doch immer unter euch noch ein Menſch iſt, läßt ſeine Liebenden wetteiſſern — „Daphnis, ich ſterbe zulezt. „Alſo mußte Admet gerne leben, ſehr gerne leben, oder ich war — was? eine Comödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch ſo ekelhaft iſt, weil er nicht ſterben mag. Seyd ihr iemals geſtorben? Oder

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!
Gebilde, ſtrebſam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt ſich immer ſelbſt zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du biſt der Weiſe, treib' uns nicht von hier!
Schau' dieſe Flamme, menſchenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergibt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein kluges Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh' ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt.
Am griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da,
Ihm kündet ich was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen ſchien's ein Spiel,
Er folgte ſeiner Luſt und Ilion fiel —

Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?
Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann gibt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, doch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu entſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz andres ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Boden trägt
Ein ſchön Gebild das ſich ſo zierlich regt.
Sie werfen ſich, anmuthigſter Gebärde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element auf's zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſie noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus Muſchelwagen
Kommt Galatee, die ſchönſte nun, getragen.

Die, ſeit ſich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin ſelbſt verehrt.
Und ſo beſitzt die Holde, lange ſchon,
Als Erbin, Tempelſtadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenſtunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entſtehn und ſich verwandeln kann.
(Entfernt ſich gegen das Meer)

Thales.

Wir haben nichts durch dieſen Schritt gewonnen,
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen.
Und ſteht er euch, ſo ſagt er nur zuletzt
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths,
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads!
(Entfernen ſich.)

Sirenen
(oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von Weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen,
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.
Was wir auf Händen tragen
Soll allen euch behagen.
Chelonen's Rieſen-Schilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.
Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.
Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Feſt zu führen;
Denn wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.
Wir ſtehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft
Schützt ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.
Drey haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen
Er ſagte er ſey der Rechte,
Der für ſie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo ſind die drey geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen,
Dort weſ't auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ, erlangt
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgeſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen.
(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden=ſchlechte Töpfe.
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja was man begehrt:
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt du Proteus?

Proteus
(bauchredneriſch, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus
(als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales
(leiſe zu Homunculus).

Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſteckt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Proteus
(in Geſtalt einer Rieſen-Schildkröte).

Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales
(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Luſt haſt kannſt du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laſſ' dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſey's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will was wir verhüllen.

Proteus (edel geſtaltet).
Weltweiſe Kniffe ſind dir noch bewußt.

Thales.
Geſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.
(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).
Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.
Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.
Du biſt ein wahrer Jungfern-Sohn,
Eh' du ſeyn ſollteſt biſt du ſchon!

Thales (leiſe).
Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.
Da muß es deſto eher glücken,
So wie er anlangt wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!

Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen,
Man wächſt ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt ſo und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreyfach merkwürd'ger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus

auf Hippokampen und Meerdrachen, Neptunens Dreyzack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreyzack Neptunen geſchmiedet
Womit er die regeſten Wellen begütet.

Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die rollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten geſpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aengſten gerungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Tiefſten verſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Allieblichſte Göttin am Bogen da droben!
Du hörſt mit Entzücken den Bruder beloben.
Der ſeligen Rhodus verleihſt du ein Ohr.
Dort ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tagslauf und iſt es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
Gefallen dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Kein Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht er ſich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen und die Inſel iſt rein!
Da ſchaut ſich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Rieſen, den großen, den milden.
Wir erſten wir waren's, die Göttergewalt
Aufſtellten in würdiger Menſchengeſtalt.

Oder ſeyd ihr iemals ganz glücklich geweſen? Ihr redt wie großmüthige Hungerleider.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ia. Aber den Hausvatertod? fürchtet ieder, ſelbſt der Held. So iſts in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geſchont haben, meine Frau den Feinden zu entreiſſen, meine Beſitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht faſſe.

Admet.

Wir reden griechiſch. — Iſt euch das ſo unbegreiſlich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſeyn. Das glaubt er.

Proteus.

Laß du ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebeſtrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet, ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch ſey,
Iſt immer doch nur Plackerey;
Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt in's ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt ſich.)

Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gib nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Homunculus
(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.
Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.
Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).
So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen
(auf dem Felſen).
Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus

(zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelpfad,
Wunderflugs beſondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beſte
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pſellen und Marſen

(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Widdern).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen,
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.

Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen Zeil' an Zeile
Schlangenartig reihenweis,
Naht euch rüſtige Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galate'n der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih' uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben ſind's die wir gerettet,
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lobſt du Vater unſer Walten,
Gönnſt uns wohl erworbne Luſt;
Laſſ' uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mög't euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie an's Land.

Doriden.

Ihr holde Knaben ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee

(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergözt,
Daß er das ganze Jahr erſezt.

Thales.

Heil! Heil! auf's neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen. . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,

Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Echo
(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon.
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durch's Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel um Galate's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt?

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt. . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan:
Die Körper ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros der alles begonnen!

Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle!

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen.
Panthalis Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nach dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.

Gegrüßet ſeyd mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſchert,
Der Schönheit Ruhm, der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz,
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?

Admet.

Er thut nur ſo. Nein, ihr ſeyd noch Menſch genug, euch in Euripides Admeten zu verſezen.

Alceſte.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger ganz glücklicher wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne ſaß mit Gemächlichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genoſſen, und ſie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht ſatt wurde und alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten, und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hatte und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſch vergaß. Der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hatte auch eine Frau.

Alceſte.

Ihr habt eine und begreifſt das nicht. Ich wollte das dem ſchwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt du ein Wort hören?

Das Mädgen.

Was verlangt ihr?

Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweydeutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche
Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil ſänne ſaß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn

Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreyfuß, als du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.

Bedenklich iſt es; doch ich ſorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn ſie däucht;
Es möge gut von Menſchen, oder möge bös
Geachtet ſeyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

Chor.

Was geſchehen werde ſinnſt du nicht aus.
Königin, ſchreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das ſchönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.

Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen in's Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht.

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden,
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Rauhſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus,

Nach unſäglichen
Freuden und Qualen
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis
(als Chorführerin).

Verlaſſet nun des Geſanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euern Blick.
Was ſeh' ich, Schweſtern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena
(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig=leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schoß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
In's Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her an's Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd.

Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurück geſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchoß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schoße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſend angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos

Geſchmückt ſich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf,
Gebietriſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug und Geiſt verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt Geſtalten ſchöpferiſch aufzubaun.
Da ſeht ſie ſelbſt! ſie wagt ſogar ſich an's Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.
Die grauſen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt ſie.

Phorkyas
(auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend).

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe!
Schreckliches hab' ich vieles geſehen,
Kriegriſchen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durch's Feld,
Mauerwärts.

Ach! ſie ſtanden noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar ſchon,

Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.
Biſt du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche ſchaut Er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unſelige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja ſo höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünſchenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,

Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch find' ich nun, ihr frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut!
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende!
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir

Alceſte.

Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädgen.

Ach ia.

Alceſte.

Und liebteſt ihn von Herzen, ſo daß du in mancher guten Stunde Beruf fühlteſt für ihn zu ſterben?

Mädgen.

Ach und ich bin um ihn geſtorben. Ein feindſeliges Schickſal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte.

Da habt ihr eure Alceſte. **Wieland.** Nun ſage mir liebe Kleine, du hatteſt Eltern die ſich herzlich liebten.

Mädgen.

Gegen unſre Liebe wars kein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte.

Glaubſt du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſies mit Dank angenommen hätte?

Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie
er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück.
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht befittigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.
Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.
Phorkyas.
So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind.
Choretide 2.
An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.
Phorkyas.
Zum Orcus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf.
Choretide 3.
Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.
Phorkyas.
Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.
Choretide 4.
Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.
Phorkyas.
Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.
Choretide 5.
Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?
Phorkyas.
Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.
Choretide 6.
Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!
Phorkyas.
Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.
Chorführerin.
Das deine ſtopf' ich wenn ich ſage wer du ſeyſt.
Phorkyas.
So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

He

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, in's Vergeb'ne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſitteloſem Zorn,
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du die älteſte
Du ſtehſt gelaſſen, rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannichfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.
Du aber, hochbegünſtigt, ſonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe ſahſt nur Liebesbrünſtige,
Entzündet raſch zum kühnſten Wagſtück jeder Art.
Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich-ſchön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig ſchlankes Reh,
Und mich umſchloß Aphidnus Burg in Attika,

Phorkyas.
Durch Caſtor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben ſtandſt du ausgeſuchter Helden-Schaar.

Helena.
Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.
Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchſtreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.
Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.
Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.
Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.
Auch jene Fahrt mir freygebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverey.

Helena.
Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher,
Vertrauend vieles, Burg und kühn erworbnen Schatz.

Phorkyas.
Die du verließeſt, Ilios umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.
Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leid's
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.
Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.
Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.
Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.
Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.
(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.
Schweige, ſchweige!
Mißblickende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen! was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund.

Denn der Bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfesgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des drey-
köpfigen Hundes Rachen.

Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da.
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reich begabten
Letheſchenkenden holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes.
Und verdüſterſt allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten
Welche die Sonne jemals beſchien.
(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein:
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt, was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeyd bereit,
Eilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreyfuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du biſt gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und dieſe.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug ihr ſeyd verloren! Alſo friſch an's Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei du düſtres, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt euch hieher, zu ſchaden gibt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen gibt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Urälteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil,
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Bammeln, unergötzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Mädgen.

Ganz gewiß.

Alceſte.

Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides Alceſte.

Admet.

Die eurige wäre dann für Kinder, die andre für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwey Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio ſympathiſirt iſt nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr ſeyd widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Machs kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch ſoviel zu gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ia, aber ein ſehr geringes.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willſt erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie ſtehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt dir denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannſt?

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt.
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verſtändiger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios

Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg! die ſolltet ihr mit Augen ſehn!
Das iſt was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopiſch wie Cyklopen, rohen Stein ſogleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort
Iſt alles ſenk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie! himmelan ſie ſtrebt empor,
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen.
Altane, Galerie'n zu ſchauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlungne Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerey'n
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchaar
Von ſeinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.

Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, gibt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Bubenſchaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Witwe dich erſtritt

Und glücklich kebſ'te; Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es anzuſchaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne, der Chor fährt zuſammen.)

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen Herr und König, gerne geb' ich Rechenſchaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, ſeht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen iſt euch nicht.

(Pauſe.)

Helena.

Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerdämon biſt du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen um.

Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg:
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Buſen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte! geh' voran.

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veſte
Unzugängliche Mauer.
Schütze ſie eben ſo gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger Liſt erlag.

(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schweſtern ſchaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick,
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanfthingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!

Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton:
Tod verkündenden ſagen ſie;
Ach daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, lang-
Schön weißhalſigen, und ach!
Unſrer Schwanerzeugten.
Weh uns, weh, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke

Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße wie du magſt,
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.

Viel-

Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt! Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.
Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck,
Ueber überwallt er,

Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreyfach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er oben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich lieben; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frau'n.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam-ernſtem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Wieland.

Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet!

Euripides.

Du haſt ia genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn mans beym Licht beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit nach Sitten und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Warheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieſſe deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begieb dich zur Gelaſſenheit Euripides. Die Stellen an denen er deiner ſpottet, ſind ſo viel Flecken mit denen er ſein eigen Gewand beſchmizt. Wär er klug und er könnte ſie und die Noten zum Shakeſpear mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Fauſt

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder! dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis in's Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht,
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreyfach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und alles,

Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus
(mit einer Kiſte und Männer die ihm andere nachtragen).
Du ſiehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweyte ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur.
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nun der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfeney aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz,
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſteigeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gib mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück!

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schoß verbirgt, Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh' und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebloſem Leben richte zu.

Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

(Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an,

Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mann's mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich.
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's gleich,
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mit genießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts nicht zurück.
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer gibt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen.
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort,
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebes=Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes=Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Sieger=Schaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt du das Fraun=Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Euripides.

Nichts gefühlt bey meinem Prolog, der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von Arbeit ſo reden, thuſt du's ja. Du fühlſt nichts, da du in den Gaſthof Admetens trittſt?

Alceſte.

Er hat keinen Sinn für Gaſtfreyheit hörſt du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo die freundliche Gottheit des Hauſes, die ganz voll Liebe zum Admet ihm erſt den Tod entreißt, und nun o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein ſchwarzgehüllt das Schwerdt ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal, und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte, und Apoll verläßt das Haus und uns.

Und

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüme.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Dräun.

(Signale, Exploſionen von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

Fauſt.

Nein gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und herantreten.)

Mit angehaltnem ſtillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr,
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück;
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du: Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schuz,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich Gothe deinem Truz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Bliz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Siz.

All-Einzeln ſieht ſie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Fauſt ſteigt herab, die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn, Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher liſtig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber kühnlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſey er bedacht.

Unſern Fürſten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer klug ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtehn
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eignem Nutz,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?

Ihm gehört ſie, ihm ſey ſie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer,
Außen mit mächtigſtem Heer umgab.

Fauſt.

Die Gaben, dieſen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchützen um die Wette,
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinſel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergaſt angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überſtach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und

Und duldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt; vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum,
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ebnen reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet,
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet
Ergreifen alle Welten ſich.
(Neben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen,
Vergangenheit ſey hinter uns gethan;
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſeligem Grund zu wohnen
Du flüchteteſt in's heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!
(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe

von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſteile hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht.
Ob ſie ſich träumen ließen was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten.
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch als ob da drinnen ganze Welteräume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen; welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlenräumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schoß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel

Thöriger Liebe Neckereyen. Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luſtigen Höhe, und im zweyten dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande

Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die goldne Leyer, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich an's Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was erglänzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich gebärdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Ioniens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?

Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Eskulap noch lebte, der Sohn Apollo, der die Kräuter kannte und ieden Balſam, ſie würde gerettet werden. Denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Bliz, der nicht duldete daß er erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte.

Biſt du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Iſt dir nicht da Wunſch, Hofnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft, ſie iſt todt! todt! haſt ſie weggeführt, ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, haſt mit deinem verzehrenden Schwerdt abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir

Alles was je geſchieht
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonne-durchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,

Vortheil ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey.
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſ't,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei,
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena. Fauſt. Euphorion
(in dem eben beſchriebenen Coſtume).

Euphorion.

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwey;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drey.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen.
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

(Durch

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk'! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſ't, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.

den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich hie,
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan,
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn.

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukeley
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt;
Im Glanz, dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt.
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn.
Haſt du dein Ziel erreicht
Liebliches Kind;
All' unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe.
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe.
Ich bin der Jäger.
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen
Sey nicht behende,
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen
Du ſchönes Bild.

Euphorion.

Nur durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill, welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen.
Klingt es doch wie Hörnerblaſen
Ueber Thal und Wälder dröhnend,
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor
(einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbei gelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeſte herbei.

Euphorion
(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe.
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel.

Euphorion
(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.

Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da;
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär' ich gern.
(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.
Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn.
Mitten in Pelops Land,
Erde= wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort:
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwendriſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch in's Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Kraft zu über dich. An dem Grabe will ich dir auflauſchen, wo du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules tritt auf.

Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauſchſchläfgen geſtört?

Hercules.

Was ſoll der Lärm?

Alceſte.

Ey da iſt der Wieland.

Hercules.

Ey wo?

Admet.

Da ſteht er.

Chor.

Heilige Poeſie
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern.
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum in's Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.

Und der Tod
Iſt Gebot.
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönn't mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions
(Stimme aus der Tiefe).

Laß mich im düſtern Reich
Mutter mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor.
(Trauergeſang.)

Nicht allein! — wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen,
Ach! wenn du dem Tag enteileſt
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft.
Scharfer Blick die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch du rannteſt unaufhaltſam
Frei in's willenloſe Netz,
So entzweyteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.
(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).
Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.
(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).
Halte feſt was dir von allem übrig blieb.

Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor.
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt in's Proſcenium, hebt die Exuvien in die Höhe und ſpricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid.
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder).

Panthalis.

Nun eilig Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;
So des Geklimpers viel-verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin

Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermaus gleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.
(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht,
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizen tändelnd, locken leiſe, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luſtigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln, lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend.
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwidernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreyfach zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereyen halbem Rauſch er je bedurfte,

Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Geſäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus öhrig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte,

Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die
Tumulte,
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den
alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Mephiſtopheles, um, in ſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Hercules.

Der? Nun der iſt klein genug. Hab' ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seyd ihr der Mann, der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend.)

Ich hab nichts mit euch zu ſchaffen Coloß.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Gröſſe.

Hercules.

Mittlerer Gröſſe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihrs nicht gemeint.

Hercules.

Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fraze keinen Schildhalter unter den Bären, Greiffen und Schweinen finden

Vierter Act.

Hochgebirg,

ſtarke zackige Felſen-Gipfel. Eine Wolke zieht herbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte herab. Sie theilt ſich.

Fauſt (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.

Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich.
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſt ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein **Sieben=Meilenſtiefel** (tappt auf).

Ein **Anderer** folgt alsbald.

Mephiſtopheles (ſteigt ab).

Die **Stiefel** ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle,
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden,
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum. —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In ſehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszupuſten;
Die Hölle ſchwoll von Schwefel=Stank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterſte in's Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch=heißer Gruft
In's Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.
(Ephes. 6. 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel=ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —

Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgeründet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächſt's, und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleyen.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar.
Doch weiß es anders der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten, ſiedend,
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug;
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer gibt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu ſehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeſſ'nen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herlichkeiten."
(Matth. 4.)
Doch, ungenügſam wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleiſchbänke wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte gränzenlos verlängt.

Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt. —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammet-Matten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Caſcadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und piſcht's, in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen,
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.

Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl wornach du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen;
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen.
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles
(ad Spectatores).

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt
(leidenſchaftlich fortfahrend).

Sie ſchleicht heran, an aber tauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſ't und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt nichts geleiſtet,

Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte!
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt ſich ſelbſt zu überfliegen,
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt für Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt das! — hörſt du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden. Klug iſt das Bemühen
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu.
Gelegenheit iſt da, nun Fauſte greife zu.

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich.

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen,
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falſch zu ſchließen,
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſey recht wünſchenswerth und ſchön,
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.
So wird er ſtets der Allerhöchſte ſeyn,
Der Würdigſte —; Genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß und wie?
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder ſich vertrieben, tödteten,

den kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traum erſchienen.

Wieland.

Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules.

So geh in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub ich, zu groß.

Wieland.

Wahrhaftig ihr ſeyd ungeheuer. Ich hab euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules.

Was kann ich davor, daß er ſo eine engbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn ſein Hercules auf den er ſich ſo viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Deviſe? Haſt du die Tugend geſehen? Wieland! Ich bin doch auch der Welt herumkommen, und iſt mir nichts ſo begegnet.

Wie-

Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: ſich wehren — Nun, das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: Herr iſt der uns Ruhe ſchafft:
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſch geſchaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;

Sie waren mehr, als andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich, er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu, der Lebende ſoll hoffen.
Befrein wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen;
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige dich bei großen Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So knieſt du nieder und empfängſt
Die Lehn von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht,
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht.

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie! dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß du den Generalſtab ſorgen
Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenſchenkraft;
Wohl dem der ſie zuſammenrafft.

Fauſt.

Was ſeh' ich dort was Waffen trägt?
Haſt du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quinteſſenz.

Die drey Gewaltigen (treten auf).

Sam. II. 23. 8.

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchiednen Jahren,
Verſchiednem Kleid und Rüſtung ſind ſie da;
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.

(Ad Spectatores.)

Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch wie die Lumpen ſind,
Sie werden nur um deſto mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir in's Auge ſieht
Werd' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel das ſind Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;
Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach.

Haltefeſt

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie ſteigen allzuſammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegeriſche Muſik von unten.
Des Kaiſers Zelt wird aufgeſchlagen.

Kaiſer. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer ſcheint der Vorſatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe feſt uns glückt die Wahl.

Kaiſer.

Wie es nun geht, es muß ſich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürſt, auf unſre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünſcht ſich der Kriegsgedanke:
Nicht ſteil die Hügel, doch nicht allzu gänglich,
Den Unſern vortheilhaft, dem Feind verfänglich.
Wir, halb verſteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterey ſie wagt ſich nicht heran.

Kaiſer.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann ſich Arm und Bruſt erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwieſe flachen Räumlichkeiten,
Siehſt du den Phalanx, wohlgemuth zu ſtreiten.

Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſten Mal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unſrer Linken hab' ich nichts zu melden.
Den ſtarren Fels beſetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jezt von Waffen blizt,
Den wichtigen Paß der engen Klauſe ſchüzt.
Ich ahne ſchon hier ſcheitern Feindeskräfte
Unvorgeſehn im blutigen Geſchäfte.

Kaiſer.

Dort ziehn ſie her die falſchen Anverwandten,
Wie ſie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Scepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter ſich entzweyt, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig unſre Kunſt,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits=Entſchuldigung
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweyte kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweyter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schaafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin. 10408

Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel riethet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen, 10415
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zu Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme.
Die drey Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte,
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte,
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden.

Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, ſag' an: was ſoll das hier?

Fauſt.

Der Negromant von Norcia, der Sabiner,
Iſt dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schickſal droht ihm ungeheuer,
Daß Reiſig praſſelte, ſchon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verſchränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Menſch, noch Gott, noch Teufel konnte retten,
Die Majeſtät zerſprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge ſtets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er ſich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich.
Er trug uns auf, als eiligſtes Geſchäfte,
Bei dir zu ſtehn. Groß ſind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberey.

Kaiſer.

Am Freudentag wenn wir die Gäſte grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder wie er ſchiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;

Doch höchſt willkommen muß der Biedre ſeyn,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein,
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten.
Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron begehrt
Perſönlich ſey er ſolcher Ehren werth.
Sey das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt in's Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchüzt das Haupt das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verlezt, gleich alle ſind verwundet,
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nüzen,
Er hebt den Schild den Schädel zu beſchüzen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Sezt dem Erſchlagnen friſch ſich in's Genick.

Wieland.

Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt ſie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab das Wort erſt hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wuſten.

Wieland.

Ich bins eben ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte geleſen, und ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweydeutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding iſt ſie wie alle Phantaſie, die mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur, ſo lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinſtellt, welch übermenſchliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey

Mä-

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehr', wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal.“

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig,
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtelle,

Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt.

(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte.

(Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht.
Ein wenig rechts, dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt

(auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort.

Habebald

(tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze,
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute
(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweibt,
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt.

(Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird, Mann für Mann, dem wüthenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt
(winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken.
Es ſchadet nichts wenn Starke ſich verſtärken.

Haltefeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte,
Kein Strahlblitz ſpaltet was ich halte.

(Ab.)

Mephiſtopheles
(von oben herunterkommend).

Nun ſchauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde

Bewaffnete hervor ſich drängen.
Die ſchmalen Pfade zu verengen.
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuſchlagen.

(Leiſe zu den Wiſſenden.)

Woher das kommt müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſäumt,
Die Waffenſäle ringsum ausgeräumt;
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären ſie noch Herrn der Erde;
Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhäuſer,
Gar manch Geſpenſt hat ſich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt
Für dießmal macht es doch Effect.

(Laut.)

Hört wie ſie ſich voraus erboßen,
Blechklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten,
Bedenkt hier iſt ein altes Volk bereit
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.

(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben, im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt

Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Fels, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen,
Hans Raufbold, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erhoben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Fauſt.

Vernahmſt du nichts von Nebelſtreifen
Die auf Siciliens Küſten ſchweifen?
Dort, ſchwankend klar, im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Geſpiegelt in beſondern Düften,
Erſcheint ein ſeltſames Geſicht.
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere ſeh' ich blitzen;
Auf unſrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen.
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih', o Herr, das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Widerſchein der Dioſkuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren,
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenrafft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hohen,
Der dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen,
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich däucht Er will ein Zeichen ſenden,
Gib Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gib Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzauſt nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

Kaiſer.

Sey's, wie gedeutet, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.

Mephiſtopheles
(gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müſſen unſre Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten
Und verwirren ſo im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſers Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Welle,
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte.
Herrlichers iſt nichts erſonnen,
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer
(an der linken Seite zu Fauſt).

Schau! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,
Obre ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen,
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben,
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles
(zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beſchützt iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß,
Seht hin! gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand.
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten,
Befehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral
(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt,
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabentraulichkeit.

(Zu Mephiſtopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann,
Befiehl, und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.

(Ab in's Zelt mit dem Obergeneral.)

Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt wie ein andres Mißgeſchöpf, oder iſt nie auſſer eurem Kopf gezeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was ſeyn, ſie muß wo ſeyn.

Hercules.

Bey meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bey uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meinſt du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger ſich vor den Fauſtrechts-Zeiten kreuzigen? Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichſte iſt der bravſte. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den andern aus. Und verſteht ſich, ein ächter Mann giebt ſich nie mit geringern ab, nur mit ſeines gleichen, auch gröſſern wohl Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den

Wei-

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört das ſey das Seyn.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um Jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß.
Die kühnſten Klett'rer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht Ein Bach zu Bächen mächtig nieder.
Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder,

Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl,
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt, nach der und jener Seite,
Und ſtufenweiſe wirft er ſich in's Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt ſie wegzuſchwemmen.
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe nichts von dieſen Waſſerlügen,
Nur Menſchen-Augen laſſen ſich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.

(Die Raben ſind wieder gekommen.)

Ich werd' euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt ihr euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne,

Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büſchen,
Und Sterne die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen.

Raben

(ab. Es geſchieht wie vorgeſchrieben).

Mephiſtopheles.

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt in's Ungewiſſe!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden.
Das alles wäre wunderſchön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften,
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon;
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln,
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich,

Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Parteyhaß doch zum Beſten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider=widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

(Kriegstumult im Orcheſter, zuletzt übergehend in militäriſch heitre Weiſen.)

Des Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So ſind wir doch die erſten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.

Steht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald

(die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heers beſchiedner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht:
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde buck dich! Mußt dich bücken!
Ich huck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei.
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwey.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff' es auf.

Eilebeute
(kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schoß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge ſeyn.

Habebald.

Und ſo genug! und eile doch!
(Sie ſteht auf.)
O weh die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt
Verſchwenderiſch die Schätze ſä'ſt.

Trabanten
(unſres Kaiſers).

Was ſchafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.

Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindes=Zelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.

Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit die kennt man ſchon.
Sie heißet: Contribution.
Ihr alle ſeyd auf gleichem Fuß:
Gib her! das iſt der Handwerksgruß.

(Zu Eilebeute.)
Mach fort und ſchleppe was du haſt.
Hier ſind wir nicht willkommne Gäſt.
(Ab.

Erſter Trabant.
Sag', warum gabſt du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweyter.
Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.
Mir ward es vor den Augen ſchlecht,
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.
Wie ich es nicht zu ſagen weiß:
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So bänglich, ſo beklommen ſchwül,
Der eine ſtand, der andere fiel,
Man tappte hin und ſchlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich,
Vor Augen ſchwebt' es wie ein Flor,
Dann ſummt's und ſauſt's und ziſcht im Ohr,
Das ging ſo fort, nun ſind wir da
Und wiſſen ſelbſt nicht wie's geſchah.

Kaiſer mit **Vier Fürſten** (treten auf)
Die Trabanten (entfernen ſich).

Kaiſer.

Es ſey nun wie ihm ſey! uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerſtreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:
Beruhigt ſey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukeley geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut.
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſre Bruſt erhöhn, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu ſtets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preiſ't den gewognen Gott.
Und alles ſtimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eignen Bruſt zurück.
Ein junger muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt, verbind' ich mich ſogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum Erſten.)

Dein war, o Fürſt! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroiſch kühne Richtung;
Im

Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt.
Erbmarſchall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarſchall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt.
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann ſey es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.

Der Kaiſer (zum Zweyten).

Der ſich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du: ſey Erzkämmerer, der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren innerm Streit ich ſchlechte Diener finde;
Dein Beiſpiel ſey fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden,
Den Beſten hülfreich ſeyn, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden,
Dann klar ſeyn ohne Liſt, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchſchauſt, geſchieht mir ſchon genug.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn du zur Tafel gehſt reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfriſcht, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiſer.

Zwar fühl' ich mich zu ernſt auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſey's! Es fordert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſey fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie ſie der Monat bringt und ſorgſam zubereiten.

Erztruchſeß.

Streng Faſten ſey für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor dich hingeſtellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig iſt's wornach dein Sinn verlangt.

Kaiſer (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſey mir junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerey
Auf's reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſey.
Du ſelbſt ſey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzſchenk.

Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein Kaiſerlich Büffet ſchmück' ich auf's allerbeſte,

Weibern ſo viel Kinder als ſie begehrten, wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beyden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu Erb' und Haab vor tauſenden gegeben; eröfnete er ſeine Thüren und hieß tauſend willkommen, mit ihm zu genieſſen. Und da ſteht Admet, der wohl der bravſte in dieſem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Hercules.

Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben alles ſo halb bey euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwey Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wies eure Bauren und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland.

Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken lieſſet, man würde euch ſteinigen. Haben

Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichſten Pokal.
Ein blank venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch mehr.

Kaiſer.

Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erzbiſchof (tritt auf).

Kaiſer.

Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch in's Weitre zu verbreiten;

Dann ſey beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören ſoll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht,
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann ſey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erzcanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey.
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzcanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Canzeley beſchäft'gen,
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jederman ſich überlegen mag.

Die weltlichen Fürſten
(entfernen ſich).

Der Geiſtliche
(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Canzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.

Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten.
Mit heiligem Strahl dein Reich das ſündige zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gib vom frevlen Glück,
Ein mäßig Schärflein, gleich dem Heiligthum zurück.
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehn.
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn.
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal.
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Gauen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt.
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt: der entweihte Raum wo man ſich ſo verſündigt,
Sey alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.
Behende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor,
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor,

Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht ſich zu der Gläubigen Freude,
Sie ſtrömen brünſtig ſchon, durch's würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſcholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.

Kaiſer.

Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug! Ich fühle ſchon wie ſich mein Sinn erhöht.

Erzbiſchof.

Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiſer.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen,
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbiſchof

(hat ſich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmeſt du zugleich dem Werke, wie's entſteht,
Geſammte Landsgefälle: Zehnten, Zinſen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz,
Reichſt du uns einiges Gold aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.

Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt,
Die Kirche ſegnet den der ihr zu Dienſten fährt.
(Ab.)

Kaiſer.

Die Sünd' iſt groß und ſchwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbiſchof
(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,
Verleihſt du reuig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiſer (verdrießlich).

Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbiſchof.

Wer's Recht hat und Geduld für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in ſeinen Kräften bleiben!

Kaiſer (allein).

So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wandrer.

Ja: ſie ſind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute:
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt!
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis

(Mütterchen, ſehr alt).

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halbverſtorbnen Mund erquickt?

(Der **Gatte** tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon zu Baucis.

Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon
(neben dem Wanderer ſtehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie ſonſt bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſeyn.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheidet bald. —
Doch! im Fernſten ziehen Segel!
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.

So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tiſche zu Drey.)

Baucis

(zum Fremdling).

Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen,
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt.
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein [illegible]

ben ſie mich wegen meiner kleinen Angriſſe an Tugend und Religion ſo entſezlich verketzert.

Hercules.

Was iſt da viel anzugreiſſen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen hab' ichs aufgenommen, nur Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gotteslaſterer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodikus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſiehſt du, eine unter den Arm, eine unter den und alle beyde hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag,
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual.
Meerab floſſen Feuergluthen.
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu ſchaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt (im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die lezten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe
Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit,
In dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidiſche Laute
Mein Hochbeſitz er iſt nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn,
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein behender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugniſſen fremder Weltgegenden.)

Mephiſtopheles. Die drey gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie ſteigen aus, die Güter werden an's Land geſchafft.)

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwey Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das ſieht man unſrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt,
Wer weiß da was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drey
Dann hackelt man das vierte bei.

Da geht es denn dem fünften ſchlecht.
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreyeinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drey gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank.
Er macht ein wi-
derlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die Langeweil.
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft.)

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Nit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Bernimmſt du dein erhaben Glück.
die hohe Weisheit wird gekrönt,
das Ufer iſt dem Meer verſöhnt,
dem Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
das Meer die Schiffe willig an,
o ſprich daß hier, hier vom Palaſt
ein Arm die ganze Welt umfaßt.
on dieſer Stelle ging es aus,
ier ſtand das erſte Bretterhaus,
in Gräbchen ward hinabgeritzt
o jetzt das Ruder emſig ſpritzt.

Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's ſagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz,
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Beſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am härtſten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.

Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim : Baum : Bimmel
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich dem Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder,
Eh' man ſich umſieht ſtehn ſie wieder;

Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.
(Er pfeift gellend.)

Die Drey treten auf.

Mephiſtopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt.
Und morgen gibt ein Flottenfeſt.

Die Drey.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).

Auch hier geſchieht was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.
(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte ſingend):
Zum Sehen geboren.
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.

So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr geſehn,
Es ſey wie es wolle
Es war doch ſo ſchön!

(Pauſe.)

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier ſo hoch geſtellt;
Welch ein gräuliches Entſetzen
Droht mir aus der finſtern Welt!
Funkenblicke ſeh' ich ſprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer ſtärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemooſ't und feucht geſtanden,
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung iſt vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonſt ſo ſorglich um das Feuer,
Werden ſie dem Qualm zur Beute!
Welch ein ſchrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das ſchwarze Moosgeſtelle,
Retteten ſich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!

Züngelnd lichte Blitze ſteigen
Zwiſchen Blättern, zwiſchen Zweigen;
Aeſte dürr, die flackernd brennen,
Glühen ſchnell und ſtürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich ſo weitſichtig ſeyn!
Das Capellchen bricht zuſammen
Von der Aeſte Sturz und Laſt;
Schlängelnd ſind, mit ſpitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pauſe, Geſang.)

Was ſich ſonſt dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten iſt hin.

Fauſt

(auf dem Balkon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſey der Lindenwuchs vernichtet,
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um in's Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.

Wieland.

Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn iezt hängen dir immer noch die ſcheelen Idealen an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? Und wunder meinſt, wie du einen Kerl proſtituirt hatteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt. Weil eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

Hercules.

Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher voll-

Mephiſtopheles und die Dreye (unten).
Da kommen wir mit vollem Trab.
Verzeiht: es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht.
Wir aber haben nicht geſäumt
Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt.
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drey.

Fauſt.
War't ihr für meine Worte taub:
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich: theilt es unter euch.

Chorus.
Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt:

Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

(Ab.)

Fauſt (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweyte.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drey.

Die Thür iſt verſchloſſen wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.
(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drey.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drey nur gehn,
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth,
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen.

Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.

Das war ich ſonſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeſchick.
Von Aberglauben früh und ſpat umgarnt,
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt.
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.

(Erſchüttert.)

Iſt jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Fauſt.

Und du, wer biſt denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Fauſt.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Fauſt (erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).
Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort.

Sorge.
Würde mich kein Ohr vernehmen
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht.
Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Fauſt.
Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren.
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig;
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt.
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeines gleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt läßt ſich ergreifen.

Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einmal mir beſitze
Dem iſt alle Welt nichts nütze,
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen.
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle,
Sey es Wonne, ſey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt.

Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr' hin! die ſchlechte Litaney
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.

Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Athem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt.

Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig⸗ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun Fauſte werde du's am Ende! —
(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).

Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſts.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).

Herbei herbei! Herein herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren im Chor.

Wir treten dir ſogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land
Das ſollen wir bekommen.

Geſpitzte Pfähle die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen;
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet rings umher den Raſen;
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren (mit neckiſchen Gebärden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt (aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite.)
Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Fauſt.
Aufſeher!

Mephiſtopheles.
Hier!

Fauſt.
Wie es auch möglich ſey
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben
Wie ſich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).
Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.

ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bey drey vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeiſſen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto. (inwendig)

Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da drauſſen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bey ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend.)

Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmerts mich?

Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verſchließen.
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.

Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!“ Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir dumpfer Gaſt im hänfnen Gewand
Iſt's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.
Wer hat den Saal ſo ſchlecht verſorgt?
Wo blieben Tiſch und Stühle?

Lemuren. Chor.
Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger ſind ſo viele.

Mephiſtopheles.
Der Körper liegt und will der Geiſt entfliehn,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchriebnen Titel; —
Doch leider hat man jetzt ſo viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege ſtößt man an,
Auf neuem ſind wir nicht empfohlen;
Sonſt hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen ſchlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonſt mit dem letzten Athem fuhr ſie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die ſchnellſte Maus,
Schnapps! hielt' ich ſie in feſt verſchloſſnen Klauen.
Nun zaudert ſie und will den düſtern Ort,
Des ſchlechten Leichnams ekles Haus nicht laſſen;
Die Elemente die ſich haſſen,
Die treiben ſie am Ende ſchmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das iſt die leidige Frage;

Der alte Tod verlor die raſche Kraft.
Das Ob? ſogar iſt lange zweifelhaft;
Oft ſah ich lüſtern auf die ſtarren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte ſich wieder.

(Phantaſtiſch-Flügelmänniſche Beſchwörungs-Gebärden.)

Nur friſch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein;
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
Ins künftige nicht ſo bedenklich ſeyn.

(Der gräuliche Höllenrachen thut ſich links auf.)

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerſtrom in Wuth.
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne.
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch koloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne
Und ſie erneuen ängſtlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken.
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!
Ihr thut ſehr wohl die Sünder zu erſchrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, graden Horne.)

Nun wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln,
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbel-Sturm.

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das iſt eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht ſie wiſcht euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Firlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt;
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget Geſandte,
Himmelsverwandte,

Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephiſtopheles.

Mißtöne hör' ich, garſtiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es iſt das bübiſch-mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte was wir erfunden
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns manchen weggeſchnappt,
Bekriegen uns mit unſern eignen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
An's Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel
(Roſen ſtreuend).

Roſen, ihr blendenden,
Balſam verſendenden!
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,

Zweigleinbeflügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles
(zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit ſolchen Blümeleyen
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es bräunt ſich dort, es brennt!
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen,
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die ſeligen,
Flammen die fröhlichen,

Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch! o Schande ſolchen Tröpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen.
Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —

(Sich mit den ſchwebenden Roſen herumſchlagend.)

Irrlichter fort! du! leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt gehaſcht ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterſt du? Willſt du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht angehört
Müſſet ihr meiden,
Was euch das Innre ſtört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſeyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteufliſch Element!
Weit ſpitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag ſie gerne ſehn die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr ſchönen Kinder laßt mich wiſſen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geſchlecht?
Ihr ſeyd ſo hübſch, fürwahr ich möcht' euch küſſen,
Mir iſt's als kommt ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich euch ſchon tauſendmal geſehn;
So heimlich-kätzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick auf's neue ſchöner ſchön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon, warum weichſt du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannſt ſo bleib.
(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles
(der in's Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeyd die wahren Hexenmeiſter;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her, ſo ſenkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund ſo iſt's gethan.
Dich langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Hans Sachs.

Erklärung
eines alten Holzſchnittes,
vorſtellend
Hans Sachſens Poetiſche Sendung.

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut,
Und triumphirt zugleich wenn er ſich ganz durchſchaut.
Wenn er auf ſich und ſeinen Stamm vertraut:
Gerettet ſind die edlen Teufelstheile,
Der Liebeſpuk er wirft ſich auf die Haut;
Schon ausgebrannt ſind die verruchten Flammen,
Und, wie es ſich gehört, fluch ich euch allzuſammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen ſie umſchweben
Fühlt ſich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preiſ't,
Luft iſt gereinigt,
Athme der Geiſt!

(Sie erheben ſich, Fauſtens Unſterbliches entführend.)

Mephiſtopheles (ſich umſehend).
Doch wie? — wo ſind ſie hingezogen?
Unmündiges Volk du haſt mich überraſcht,
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben ſie an dieſer Gruft genaſcht!
Mir iſt ein großer einziger Schatz entwendet,
Die hohe Seele die ſich mir verpfändet
Die haben ſie mir pfiffig weggepaſcht.
Bei wem ſoll ich mich nun beklagen?
Wer ſchafft mir mein erworbenes Recht?
Du biſt getäuſcht in deinen alten Tagen,
Du haſt's verdient, es geht dir grimmig ſchlecht.
Ich habe ſchimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, ſchmählich! iſt verthan,
Gemein Gelüſt, abſurde Liebſchaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit dieſem kindiſch-tollen Ding
Der Klugerfahrne ſich beſchäftigt,
So iſt fürwahr die Thorheit nicht gering
Die ſeiner ſich am Schluß bemächtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten

(Gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran.
Felſen, ſie laſten dran.
Wurzeln ſie klammern an.
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge ſpritzt.
Höhle die tiefſte ſchützt;
Löwen ſie ſchleichen ſtumm=
Freundlich um uns herum.
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus

(auf= und abſchwebend).

Ewiger Wonnebrand.
Glühendes Liebeband.
Siedender Schmerz der Bruſt.
Schäumende Gottes Luſt.
Pfeile durchdringet mich.
Lanzen bezwinget mich.
Keulen zerſchmettert mich.
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige.
Alles verflüchtige.

Glänze der Dauerſtern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie ſtrack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug,
Sind Liebesboten, ſie verkünden
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſ'nem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir, allen allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn.
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, ſo naht euch nur;
Doch von ſchroffen Erdewegen
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt ſie als die euern brauchen,
Schaut euch dieſe Gegend an.
(Er nimmt ſie in ſich.)
Das ſind Bäume, – das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).
Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort.
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen,
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.
Steigt hinan zu höhrem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn das iſt der Geiſter Nahrung
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor seliger Knaben (um die höchſten Gipfel kreiſend).
Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und ſinget
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret
Dürft ihr vertraun,
Den ihr verehret
Werdet ihr ſchaun.

Engel (ſchwebend in der höhern Atmoſphäre,
Fauſtens Unſterbliches tragend).
Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Böſe wichen als wir ſtreuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Fühlten Liebesqual die Geiſter;
Selbſt der alte Satans-Meiſter
War von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es iſt gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbeſt
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte

Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden.
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felſenhöh'
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſter-Leben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Dieſen geſellt!

Die ſeligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.
Löſet die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon iſt er ſchön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

(in der höchſten, reinlichſten Zelle).

Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erhoben.
Dort ziehen Frau'n vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mitteninn
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich ſeh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchſte Herrſcherin der Welt!
Laſſe mich, im blauen,
Ausgeſpannten Himmelszelt
Dein Geheimniß ſchauen.
Billige was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart beweget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unſer Muth
Wenn du hehr gebieteſt,
Plötzlich mildert ſich die Gluth
Wie du uns befriedeſt.
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um ſie verſchlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie
Den Aether ſchlürfend,
Gnade bedürfend.
Dir, der Unberührbaren,
Iſt es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind ſie ſchwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüſte Ketten?
Wie entgleitet ſchnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa
(ſchwebt einher).

Chor der Büßerinnen.

Du ſchwebſt zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36).
Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balſam fließen,
Troz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße das ſo reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken die ſo weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.)
Bei dem Bronn, zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun dorther ſich ergießet,
Ueberflüſſig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet — -

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).
Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke ſtieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüſten blieb;
Bei dem ſeligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederſchrieb —

Zu drey.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerſt,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten ſteigerſt,
Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich einmal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Una Poenitentium
(ſonſt Gretchen genannt. Sich anſchmiegend).

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung ſich nähernd).

Er überwächſ't uns ſchon
An mächtigen Gliedern.
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieſer hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin ſonſt Gretchen genannt.

Vom edlen Geiſterchor umgeben,
Wird ſich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das friſche Leben
So gleicht er ſchon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle ſich entrafft,
Und aus ätheriſchem Gewande
Hervortritt erſte Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater glorioſa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus.
(Auf dem Angeſicht anbetend.)

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu ſeligem Geſchick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beſſ're Sinn
Dir zum Dienſt erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig!

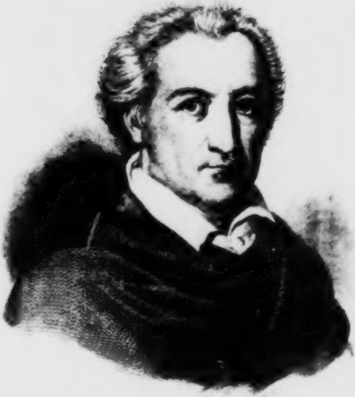
Chorus myſticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;

Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.



Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile

in

Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1834.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

GESCHENK
FRESENIUS

Fauſt.

Eine Tragödie.

In ſeiner Werkſtatt Sonntags früh
Steht unſer theurer Meiſter hie;
Sein ſchmuzig Schurzfell abgelegt,
Ein ſauber Feyerwamms er trägt,
Läßt Pechdrath, Hammer und Kneipe raſten,
Die Ahl ſteckt an den Arbeitskaſten;
Er ruht nun auch am ſiebenten Tag
Von manchen Zug und manchen Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne ſpürt,
Die Ruh ihm neue Arbeit gebiert;
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In ſeinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu würken und leben,
Daß er ſie gerne möcht von ſich geben.
Er hält ein Auge treu und klug,
Und wär auch liebevoll genug

Zueignung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten!
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wohl euch diesmal feſt zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erſte Wiederklang.

Mein Leid ertönt der unbekannten Menge.
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang.
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet.
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreut.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen ernſten Geiſterreich,
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich.
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz es fühlt ſich mild und weich:
Was ich beſitze ſeh' ich wie im weiten.
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

* * *

Vorspiel

auf dem Theater.

Director, Theaterdichter, luſtige Perſon.

Director.

Ihr beyden, die ihr mir ſo oft,
In Noth und Trübſal, beigeſtanden,
Sagt was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Breter aufgeſchlagen,
Und jederman erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt,

Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Caſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht.
Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchiedne Leute
Der Dichter nur: mein Freund, o! thu' es heute!

Dichter.

O ſprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur ſtillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundſchaft unſres Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Bruſt uns da entſprungen,
Was ſich die Lippe ſchüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verſchlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt iſt für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte;
Geſetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,

Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was.
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft,
Laßt Phantaſie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn.
Wird Vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherey
Iſt, merk ich, ſchon bey euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf läßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin für wen ihr ſchreibt!
Wenn dieſen Langeweile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum beſten
Und ſpielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu ſolchem Zweck, die holden Muſen?

Zu ſchauen manches klar und rein
Und wieder Alles zu machen fein;
Hätt' auch eine Zunge die ſich ergoß
Und leicht und fein in Worte floß.
Deß thaten die Muſen ſich erfreuen
Wollt'n ihn zum Meiſter-Sänger weyhen.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und runden Leib;
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Grad edel, vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlepp und Steiß zu ſchwänzen,
Noch mit'n Augen rum zu ſcharlenzen,
Sie trägt einen Maasſtaab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt auf dem Haupt ein Kornährkranz,
Ihr Aug war lichten Tages Glanz:
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit.
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.
Die tritt mit gutem Gruß herein.
Er drob nicht mag verwundert ſeyn;
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,

Ich ſag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr.
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,
Sie zu befriedigen iſt ſchwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh' hin und ſuch' dir einen andern Knecht!
Der Dichter ſollte wohl das höchſte Recht,
Das Menſchenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verſcherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt,
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe,
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe
Wo es in herrlichen Accorden ſchlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen!
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?

Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft im Dichter offenbart.

Luſtige Perſon.

So braucht ſie denn die ſchönen Kräfte
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſ't das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh' man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben!
Greift nur hinein in's volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
Vor eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk ſich melanchol'ſche Nahrung,
Dann wird bald dieß bald jenes aufgeregt,
Ein jeder ſieht was er im Herzen trägt.

Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein;
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Dichter.

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knoſpe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket,

Doch in's bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herrn, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß ihr Complimente drechſelt,
Kann etwas Nützliches geſchehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan,
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen.
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich bei'm Schopfe faſſen,
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.

Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Breterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog

im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſchaaren, nachher Mephiſtopheles.

Die drey Engel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette.
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tag's.

Zu Drey.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſich bey uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'ſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.

Meynt er, er hätt ſie ſchon lang geſen.
Die ſpricht: ich hab dich auserleſen
Vor vielen in dem Weltwirr-Weſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts Ungeſchicklichs magſt beginnen.
Wenn andre durch einander rennen
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen:
Wenn andre bärmlich ſich beklagen,
Sollſt Schwankweis deine Sach fürtragen;
Sollſt halten über Ehr und Recht,
In allem Ding ſeyn ſchlicht und ſchlecht;
Frommkeit und Tugend bieder preiſen,
Das Bös mit ſeinem Nahmen heißen,
Nichts verzierlicht, und nichts verkrizelt,
Nichts verlindert, und nichts verwitzelt!
Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn:
Ihr feſtes Leben und Mannlichkeit,
Ihr inner Maas und Ständigkeit!
Der Natur-Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen all das Leben,

Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſeyn.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jeden Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt du mir weiter nichts zu ſagen?
Kommſt du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.

Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient:
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße ſacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen friſchen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und ſteh' beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange

Der Herr.

Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern die verneinen
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch ihr, die ächten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.
(Der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich.)

Mephiſtopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

* * *

Der Tragödie

Erſter Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer **Fauſt** unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulte.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterey und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum –
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel –
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen.

Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt ;
Es möchte kein Hund ſo länger leben !
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,
Nicht manch Geheimniß würde kund ;
Daß ich nicht mehr, mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche was ich nicht weiß ;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum leztenmal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht :
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir !
Ach ! könnt' ich doch auf Berges-Höhn,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Thau geſund mich baden !

Weh ! ſteck' ich in dem Kerker noch ?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch !

Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemahlte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
(Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)
Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!“
(Er beſchaut das Zeichen.)
Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirres, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauff durch einander kollert!
Mag dir aber bey Allem geſchehn,
Als thät's in einem Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Ob's ihnen möcht zur Witzung werden!

Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauff,
Unter dem Himmel allerley Weſen,
Wie ihr's möcht in ſein'n Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut inniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten.
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula.
Sie iſt rumpfet, ſtrumpfet, bucklet und krumb,
Aber eben ehrwürdig darumb.

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

(Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.)

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!

Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der **Geiſt** erſcheint in der Flamme.)

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben;
Wo biſt du, Fauſt, den Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt den du begreifſt,
Nicht mir!

(Verſchwindet.)

Fauſt (zuſammenſtürzend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!

Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr laſ't gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich 'was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäuſchen 'raus!

Bewundrung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang!
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament iſt das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen!

Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen.
(Ab.)

Fauſt (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo rieſen-groß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen;
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß;
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke,
In's ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſ're Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,

So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.
Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt das mußt du ſtets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief iſt es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er ſich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen? —
Was grinſeſt du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einſt verwirret,
Den leichten Tag geſucht und in der Dämmrung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Inſtrumente freilich, ſpottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.

Ich ſtand am Thor, ihr ſolltet Schlüſſel ſeyn;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirſt angeraucht,
So lang an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belaſtet hier zu ſchwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern haſt
Erwirb es um es zu beſitzen.
Was man nicht nüzt iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft das kann er nüzen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,

Sie ſchleppt mit keuchend wankenden Schritten
Ein große Tafel in Holz geſchnitten;
Drauf ſeht ihr mit weiten Ermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten;
Adam, Eva, Paradeis und Schlang,
Sodom und Gomorrahs Untergang;
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in ein'n Ehrenſpiegel ſchauen.
Dann allerley Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schanden=Port:
Auch allerley Lehr und gute weis,
Könnt ſehn Sanct Peter mit der Geiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſtergeſchicht.

Unſer Meiſter dies all erſicht,
Und freuet ſich deſſen wunderſam

Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach.
In's hohe Meer werd' ich hinausgewieſen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdieneſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht.
Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und, wär' es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, kryſtallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänzteſt bei der Väter Freudenfeſte,
Erheiterteſt die ernſten Gäſte,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.

Der vielen Bilder künſtlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, ſie reimweis zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunſt nicht zeigen;
Hier iſt ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk ſey nun, mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

(Er ſetzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgeſang.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Fauſt.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde!
Verkündiget ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feierſtunde?
Ihr Chöre ſingt ihr ſchon den tröſtlichen Geſang,
Der einſt, um Grabes Nacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Specereyen
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir ſeine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Chriſt nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,
Heilſam' und übende
Prüfung beſtanden.

Fauſt.

Was ſucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind.
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonſt ſtürzte ſich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernſter Sabathſtille;
Da klang ſo ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O tönet fort ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Bruſt,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meiſter dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!

Thätig ihn preiſenden.
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden.
Predigend reiſenden.
Wonne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

* * *

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art
(ziehen hinaus).

Einige Handwerksburſche.
Warum denn dort hinaus?
Andre.
Wir gehn hinaus auf's Jägerhaus.
Die Erſten.
Wir aber wollen nach der Mühle wandern.
Ein Handwerksburſch.
Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.
Zweyter.
Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.
Die Zweyten.
Was thuſt denn du?
Ein Dritter.
Ich gehe mit den Andern.
Vierter.
Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte.

Fünfter.

Du überluſtiger Geſell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell!
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln ſtehen.

Erſte.

Das iſt für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut iſt er ſicher nicht allein,
Der Krauskopf, ſagt er, würde bei ihm ſeyn.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder komm! wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz das iſt nun mein Geſchmack.

Bürgermädchen.

Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach;
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben,
Und laufen dieſen Mägden nach!

Zweyter Schüler (zum erſten).
Nicht ſo geſchwind! dort hinten kommen zwey,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.
Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erſter.
Herr Bruder nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geſchwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samſtags ihren Beſen führt,
Wird Sonntags dich am beſten careſſiren.

Bürger.
Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (ſingt).
Ihr guten Herrn, ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leyern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag den alle Menſchen feyern,
Er ſey für mich ein Erntetag.

Andrer Bürger.

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei.
Wenn hinten, weit, in der Türkey,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laſſ ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebſten leiblich ſehen.

Die Andre.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungs-Glück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.

Denn es dient wohl in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr;
Erzählt das Alles fix und treu
Als wär er ſelbſt geſyn dabey.
Sein Geiſt was ganz dahin gebannt,
Er hett kein Aug davon verwandt,
Hätt er nicht hinter ſeinem Rukken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thut er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affen-Sprüngen hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheiden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten;
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, Großen und Kleinen,
Dück und hager, geſtreckt und krumb,
Allzuwizig und allzudumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein Affentanz;

Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuzte Menſchen dafür.
Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks= und Gewerbes=Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle an's Licht gebracht.
Sieh nur, ſieh! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer lezte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.

Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel,
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben,
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern (unter der Linde.)

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll.
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;

Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: nun das find ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht ſo vertraut!
Wie Mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!
Er ſchmeichelte ſie doch bei Seit'
Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das iſt ſchön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verſchmäht,
Und unter dieſes Volksgedräng',
Als ein ſo Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den ſchönſten Krug,

Den wir mit friſchem Trunk gefüllt.
Ich bring' ihn zu und wünſche laut,
Daß er nicht nur den Durſt euch ſtille;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Fauſt.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

Das Volk ſammelt ſich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr es iſt ſehr wohl gethan,
Daß ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An böſen Tagen gut gemeint!
Gar mancher ſteht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel geſetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt geſund heraus.
Beſtandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Geſundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Fauſt.

Vor jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt.

(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann!
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O! glücklich! wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh':
Und wenig fehlt, ſo beugten ſie die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Fauſt.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unſrer Wandrung raſten.
Hier ſaß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Faſten.
An Hoffnung reich, im Glauben feſt,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Peſt
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könnteſt du in meinem Innern leſen,
Wie wenig Vater und Sohn

Solch eines Ruhmes werth geweſen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreiſe,
In Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe,
Mit grillenhafter Mühe ſann.
Der, in Geſellſchaft von Adepten,
Sich in die ſchwarze Küche ſchloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zuſammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freyer,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach in's andere gequält.
Erſchien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzeney, die Patienten ſtarben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit hölliſchen Latwergen,
In dieſen Thälern, dieſen Bergen,
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt.
Ich habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,

So wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann dein Sohn zu höhrem Ziel gelangen.

Fauſt.

O glücklich! wer noch hoffen kann
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte wie in Abendſonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,

Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

Wagner.

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden,
Doch ſolchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollſt du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Fauſt.

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwey Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;

Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft,
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, ſie heran,
Und nähren ſich von deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufen,
So bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen;
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,

Und liſpeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch gehen wir! Ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —
Was ſtehſt du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel
ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſre Füße zieht.

Beſpottet eines ieden ſürm,
Treibt ſie ins Bad, ſchneidt ihnen die Würm
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihr doch nie wöll'n minder werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er möcht Worte zu allem finden,
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden,
Wie er möcht immer muthig bleiben
Das All zu ſingen und zu ſchreiben.
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchau'n
Wie'n Bild unſrer lieben Frau'n
Die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig würkender Wahrheit,
Sie ſpricht: ich komm um dich zu weyhn,
Nimm meinen Seegen und Gedeyhn!
Das heilig Feuer das in dir ruht

Schlag

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwey Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng, ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt! ein Hund, und kein Geſpenſt iſt da.
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde Brauch.

Fauſt.

Geſelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es iſt ein pudelnärriſch Thier.
Du ſteheſt ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock in's Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.

(Sie gehen in das Stadt-Thor.)

* * *

Studirzimmer

Fauſt mit dem Pudel hereintretend.

Verlaſſen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beſſ're Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sey ruhig, Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was ſchnoperſt du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein beſtes Kiſſen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner ſtiller Gaſt.

Ach wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfaſſen,
Will der thieriſche Laut nicht paſſen.
Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren;
Will es der Hund, wie ſie, beknurren?

Aber ach! ſchon fühl' ich, bei dem beſten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen,
Und wir wieder im Durſte liegen?
Davon hab' ich ſo viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läßt ſich erſetzen,
Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und ſchöner brennt,
Als in dem neuen Teſtament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen.

(Er ſchlägt ein Volum auf und ſchickt ſich an.)

Geſchrieben ſteht: „im Anfang war das Wort!"
Hier ſteck' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen.
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile.
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf.
Die Thür' iſt offen, haſt freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!

Er hebt ſich mit Gewalt.
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich in's Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus.
Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter (auf dem Gange).

Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner!
Wie im Eiſen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen
Salamander!
Rauſchend fließe zuſammen
Undene!
Leucht' in Meteoren-Schöne
Silphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß,

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinſ't mich an!
Ich hab' ihm doch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du Geſelle
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dieß Zeichen!
Dem ſie ſich beugen
Die ſchwarzen Schaaren.

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen?
Den nie entſproſſ'nen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoſſ'nen,
Freventlich durchſtochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreymal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

(tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſtikus, hinter dem Ofen hervor.)

Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für einen der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzudeutlich weiſt,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut wer biſt du denn?

Mephiſtopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeint?

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entſteht
Iſt werth daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht.
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Fauſt.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannſt im Großen nichts vernichten
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beyzukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!

Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nur gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer circulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer, wie der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Fauſt.

So ſetzeſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!
Was anders ſuche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich uns beſinnen,
Die nächſtenmale mehr davon!
Dürft' ich wohl dießmal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht warum du fragſt.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Beſuche nun mich wie du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ich's nur! Daß ich hinausſpaziere

Schlag aus in hohe lichte Glut!
Doch daß das Leben das dich treibt
Immer bey holden Kräften bleibt,
Hab' ich deinem innern Weſen,
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus,
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In den eng umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten.
Am Bächlein beym Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug
Sitzt's unter einem Apfelbaum,
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum;
Hat Roſen in ihr'n Schoos gepflückt
Und bindet ein Kränzlein gar geſchickt
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein.
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?

Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Fauſt.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ei ſage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamſt du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.

Beſchaut es recht! es iſt nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Iſt, wie du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärſt denn du?
Das iſt von ungefähr gelungen!

Mephiſtopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jezt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Fauſt.

Doch warum gehſt du nicht durch's Fenſter?

Mephiſtopheles.

's iſt ein Geſez der Teufel und Geſpenſter:
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus.
Das erſte ſteht uns frei, bei'm zweyten ſind wir Knechte.

Fauſt.

Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe ſich ein Pact,
Und ſicher wohl mit euch ihr Herren ſchließen?

Mephiſtopheles.
Was man verſpricht, das ſollſt du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchſt,
Für dieſesmal mich zu entlaſſen.

Fauſt.
So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mähr zu ſagen.

Mephiſtopheles.
Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.
Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Biſt du doch ſelbſt in's Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweytenmale fangen.

Mephiſtopheles.
Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit
Durch meine Künſte, würdig zu vertreiben.

Fauſt.
Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.
Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,

Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen.
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen.
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran.
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber:
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,

Decken die Laube,
Wo ſich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sproſſende Ranken!
Laſtende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine,
Edle Geſteine,
Laſſen die Höhen
Hinter ſich liegen,
Breiten zu Seen
Sich um's Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet ſich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gauklend bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,

Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, ihr luſt'gen zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann den Teufel feſt zu halten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören,
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und dieſe Schwelle zu benagen,
So wie er ſie mit Oel betupft —
Da kommſt du ſchon hervorgehupft!

Nur friſch an's Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn. —
Nun, Fauſte, träume fort, bis wir uns wiederſehn.

Fauſt (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang?

Studirzimmer.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephiſtopheles.

Ich bin's.

Fauſt.

Herein!

Mephiſtopheles.

Du mußt es dreymal ſagen.

Fauſt.

Herein denn!

Mephiſtopheles.

So gefällſt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von ſtarrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, ſpitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,

Dergleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahreſt was das Leben ſey.

Fauſt.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſeyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.
Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht Einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen,
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;

Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und ſo iſt mir das Daſeyn eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt.

Mephiſtopheles.

Und doch iſt nie der Tod ein ganz willkommner Gaſt.

Fauſt.

O ſelig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet,
Den er, nach raſch durchraſ'tem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geiſtes Kraft
Entzückt, entſeelt dahin geſunken!

Mephiſtopheles.

Und doch hat jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Fauſt.

Das Spioniren, ſcheint's, iſt deine Luſt.

Mephiſtopheles.

Allwiſſend bin ich nicht; doch viel iſt mir bewußt.

Fauſt.

Wenn aus dem ſchrecklichen Gewühle
Ein ſüß bekannter Ton mich zog,
Den Reſt von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umſpannt,
Und ſie in dieſe Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!

Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geiſt ſich ſelbſt umfängt!
Verflucht das Blenden der Erſcheinung,
Die ſich an unſre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Beſitz uns ſchmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht ſey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſey dem Balſamſaft der Trauben!
Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geiſter-Chor (unſichtbar).

Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger

So ſizt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfüll ihr Buſen ſteigt;
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.
Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüſſe Lieb,
Iſt volle Wonn und Seeligkeit
Die einem in dir iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Aug ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergebohren werden muß.
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Müh er findet Raſt;
Wie er ins runde Aermlein ſinkt
Neue Lebenstag und Kräfte trinkt;
Und dir kehrt ſüſſes Jugend-Glück,
Deine Schalkheit kehrt dir zurück.

Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.
Dieß ſind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Altklug ſie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geyer, dir am Leben frißt;
Die ſchlechteſte Geſellſchaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeint
Dich unter das Pack zu ſtoßen.
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen

Dein zu ſeyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes willen
Was einem andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr in's Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehn.

Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich; du ſollſt, in dieſen Tagen,
Mit Freuden meine Künſte ſehn,
Ich gebe dir was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch haſt du Speiſe die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die, wie ein Meteor, verſchwindet.
Zeig' mir die Frucht die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen:
So ſey es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag.
Kannſt du mich mit Genuß betrügen:
Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen.
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei.
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht.
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.
Ich werde heute gleich, bei'm Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein Paar Zeilen aus.
Fauſt.
Auch was Geſchriebnes forderſt du Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſ't nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns in's Herz gelegt,
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und beprägt,
Iſt ein Geſpenſt vor dem ſich Alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt du böſer Geiſt von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.
Mephiſtopheles.
Wie magſt du deine Rednerey
Nur gleich ſo hitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn dieß dir völlig Gnüge thut,
So mag es bei der Frage bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungenen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch überall zu naſchen,

Im Fliehen etwas zu erhaſchen,
Bekomm' euch wohl was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blöde!

Fauſt.

Du hörest ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!

Doch nur vor Einem iſt mir bang:
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſts auf mich herbeigerafft,

Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — — die ſind dein;
Doch alles was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſeyn,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,

Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maſke muß mir köſtlich ſtehn.

(Er kleidet ſich um.)

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

Fauſt (ab).

Mephiſtopheles
(in Fauſts langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben

Mit necken und manchen Schelmereyn
Soll ihn [illegible] erfreun;
So wird die Liebe nimmer alt
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Weil er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt
Ein Eichenkranz, ewig jung belaubt,
Den ſezt die Nachwelt ihm aufs Haupt;
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler (tritt auf).

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Gelde und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hieraußen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.
Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort:
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.
Mephiſtopheles.
Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.
Schüler.
An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?
Mephiſtopheles.
Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?
Schüler.
Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.
Mephiſtopheles.
Da ſeyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächtiger ſo fort an
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frei,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig ſey.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſeyn:

Das Erſt' wär' ſo, das Zweyte ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig claſſificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.

Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vom Rechte, das mit uns geboren iſt.
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der, den ihr belehrt!
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift.
Und von der Arzeney iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bey dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Iota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drey Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles (für ſich).

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.

(Laut)

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu curiren.

Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie?

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen;
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.

(Er ſchreibt und gibt's.)

Schüler (lieſt).
Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.
(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.
Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt (tritt auf).

Fauſt.
Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.
Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.
Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken,
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.
Mein guter Freund, das wird ſich alles geben;
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.
Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus.
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Vermiſchte Gedichte.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweyt!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit
Auf! Holla! He!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Froſch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Froſch.

Die Kehlen ſind geſtimmt.
(Singt)
Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander.

Ein garſtig Lied! Pfuy! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen
Daß ihr nicht braucht für's Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papſt erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausſchlag giebt, den Mann erhöht.

Froſch (ſingt).

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehentauſendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Froſch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirſt mir's nicht verwehren!

(Singt)

Riegel auf! in ſtiller Nacht.
Riegel auf! der Liebſte wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſchert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von ächtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander (auf den Tiſch ſchlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

(Er ſingt)

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkrazt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengſteſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch:
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Froſch.

Wahrhaftig du haſt Recht! mein Leipzig lob' ich mir!
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glaſe,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Froſch.

Gib Acht, ich ſchraube ſie!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie bei'm Kragen hätte.

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wiederklingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.

(Singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaubrer Gaſt.

Mephiſtopheles (ſingt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:

Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir auf's genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Froſch.

Bravo! Bravo! Das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich;
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Froſch.

Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer (leiſe).

Sie ſind vom Rheine, wie ich ſpüre.

Mephiſtopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was ſoll mit dem geſchehn?
Ihr habt doch nicht die Fäſſer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug ſtehn.

Mephiſtopheles (nimmt den Bohrer).
(Zu Froſch)

Nun ſagt, was wünſchet ihr zu ſchmecken?

Froſch.

Wie meint ihr das? Habt ihr ſo mancherlei?

Mephiſtopheles.

Ich ſtell' es einem jeden frei.

Altmayer (zu Froſch).

Aha, du fängſt ſchon an die Lippen abzulecken.

Froſch.

Gut! wenn ich wählen ſoll, ſo will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbeſten Gaben.

Mephiſtopheles
(indem er an dem Platz, wo Froſch ſitzt, ein Loch in den Tiſchrand bohrt).

Verſchafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach das ſind Taſchenſpielerſachen.

Mephiſtopheles (zu Brander).

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein.
Und recht muſſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles

(bohrt, einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verſtopft).

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein ächter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

(indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert).

Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom ächten ſüßen!

Mephiſtopheles (bohrt).

Euch ſoll ſogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir in's Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.

(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind,
Mephiſtopheles mit ſeltſamen Gebärden).

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;

Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!

Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle

(indem ſie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft).

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!

(Sie trinken wiederholt.)

Alle (ſingen).

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frei, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.

Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gib nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel

(trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme).

Helft Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles (die Flamme beſprechend)
Sey ruhig, freundlich Element!
(Zu dem Geſellen)
Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.
Was ſoll das ſeyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.
Laß er uns das zum zweytenmale bleiben!

Altmayer.
Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.
Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.
Still, altes Weinfaß!

Siebel.
Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.
Wart nur! Es ſollen Schläge regnen!

Altmayer
(zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen).
Ich brenne! ich brenne!

Siebel.
Zauberey!
Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!
(Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.)

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Gebärde).

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

(Sie ſtehen erſtaunt und ſehn einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelſeitig und heben die Meſſer.)

Mephiſtopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel ſpaße.

(Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren aus einander.)

Siebel.

Was gibt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!

Froſch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Tiſche wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

(Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. **Eine Meerkatze** ſitzt bei dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt daß er nicht überläuft. **Der Meerkater** mit den Jungen ſitzt daneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.)

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen.
In dieſem Wuſt von Raſerey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.
Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſeyn.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend)
Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!
(Zu den Thieren)
Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.
Bei'm Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.
Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.
So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.
So abgeſchmackt als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Diſcurs wie dieſer da,
Iſt grade der den ich am liebſten führe!

(Zu den Thieren)

So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt ihr ein groß Publicum.

Der Kater

(macht ſich herbei und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles).

O würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto ſetzen!

(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.)

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas:

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott ſegne dich, iunge Frau,
Und den ſäugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich, an der Felſenwand hier,
In des Ulmenbaums Schatten
Meine Bürde werfen!
Neben dir ausruhn!

Frau.

Welch Gewerbe treibt dich,
Durch des Tages Hize,
Den ſandigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land' herum?

Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt' dich davon!
Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es gibt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter)

Wärſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

(Er läuft zur Kätzin und läßt ſie durchſehen.)

Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles (ſich dem Feuer nähernd).

Und dieſer Topf?

Kater und **Kätzin.**

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier.
Und ſetz' dich in Seſſel!

(Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.)

Fauſt

(welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat).

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da muß es was Geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heim zu führen!

(Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Scepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

(welche biſher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei).

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehen ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwey Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.)

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt (gegen den Spiegel).

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt (wie oben).

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles (in obiger Stellung).

Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

(Der Keſſel, welchen die Kätzin bisher außer Acht gelaſſen, fängt an überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinaus ſchlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrei herunter gefahren.)

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! Verfluchte Sau!
Verſäumſt den Keſſel, verſengſt die Frau!
Verfluchtes Thier!

(Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.)

Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.)

Mephiſtopheles

(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.)

Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß.
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey.

(Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.)

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!

Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn eure beiden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmal kommſt du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe:

(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft,
Doch muß ich euch um's ält'ſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,

Die auch nicht mehr im mind'ſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

(Leiſe.)

Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das Beſte deiner Küche.
Zieh' deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gib ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

(mit ſeltſamen Gebärden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten.)

Fauſt (zu Mephiſtopheles).

Nein, ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Gebärden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.)

Die Hexe mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buch zu declamiren.

Du mußt verſteh'n!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?

Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gib deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trank nicht ſchaden;
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

(mit vielen Zeremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ihn Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme).

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe (löſt den Kreis).

Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles (zur Hexe).

Und kann ich dir was zu Gefallen thun;
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm nur geſchwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſehn.

(Leiſe)

Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Lächelſt, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Ich bringe keine Waaren
Aus der Stadt.
Schwül iſt, ſchwül der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkeſt,
Liebes, junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf!
Geh voran! durchs Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drinn ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Da ich trinke draus.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch —
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reich hinſtreuende Natur.

Straße.

Fauſt. Margarete vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.
(Sie macht ſich los und ab.)

Fauſt.

Bei'm Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles (tritt auf).

Fauſt.

Hör', du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbey.

Mephiſtopheles.

Da die! Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frey;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbey.
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm es wär' kein Ehr'
Und Gunſt die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter Lobeſan,
Laß er mich mit dem Geſetz in Frieden!

Und das ſag' ich Ihm kurz und gut,
Wenn nicht das ſüße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht;
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenkt was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn Ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind

Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn;
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie.

(Ab.)

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz;
Ich muß ein bißchen revidiren.

(Ab.)

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete
(ihre Zöpfe flechtend und aufbindend).

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen.
(Ab.)

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt (nach einigem Stillſchweigen).

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles (herumſpürend).

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.
(Ab.)

Fauſt (rings aufſchauend).

Willkommen ſüßer Dämmerſchein!
Der du dieß Heiligthum durchwebſt.
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.)
O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Throne
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!
(Er hebt einen Bettvorhang auf.)
Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen

Den eingebornen Engel aus!
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo grade zu genießen,
Und fühle mich im Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach! wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.
Geſchwind! ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.
Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.
Hier iſt ein Käſtchen leidlich ſchwer.
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;

Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß nicht ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüſternheit,
Die liebe ſchöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh' zu ſparen.
Ich hoff' nicht daß ihr geizig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —
(Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)
Nur fort! geſchwind! —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſolltet ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtünden grau leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort! —
(Ab.)

Margarete (mit einer Lampe)

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie
(Sie macht das Fenſter auf.)

Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!
(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab.
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Frau.

Weiter nauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav —
Ich kenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt!

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Der Venus — und ihr übrigen
Seyd verloſchen,
Weggewandert, ihr Geſpielen,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeugen ſolltet.

Frau.

Stauneſt, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.)

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach wir Armen!

* * *

Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm **Mephiſtopheles.**

Mephiſtopheles.

Bei aller verſchmähten Liebe! Bei'm hölliſchen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte was ärgers, daß ich fluchen könnte!

Fauſt.

Was haſt? was kneipt dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah' ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —

Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring,
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was ſie will noch ſoll,
Denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den der's ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geſchmeid'!
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn iſt Alles Kinderſpiel!

Fauſt.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn,
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephiſtopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

(Fauſt ab.)

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

(Ab.)

* * *

Der Nachbarin Haus.

Marthe (allein).
Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete (kommt).

Margarete.
Frau Marthe!

Marthe.
Gretelchen, was ſoll's?

Margarete.
Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß ſie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach ſeh' ſie nur! ach ſchau' ſie nur!

Marthe (putzt ſie auf).

O du glückſel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.
Ein Kettchen erſt, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe (durch's Vorhängel guckend).

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei grad' herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbitten.
(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)
Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles (leiſe zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.
Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe ſie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt ſie grüßen.

Marthe.
Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.
Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.
So hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.
Ich würde drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.
Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.
Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.
Er liegt in Padua begraben
Bei'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.
Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.
Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß ſie doch ja für ihn dreyhundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil ein Galan.
'S iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt ſich auch.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur linken durchs Gebüſch hinan!
Hier!

Wandrer.

Ihr Muſen und Grazien!

Frau.

Das iſt meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Da zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen, da ich trinke draus.

Wandrer.

Glühend webſt du über deinem Grabe
Genius! Ueber dir iſt
Zuſammengeſtürzt dein Meiſterſtück,
O du Unſterblicher!

Frau.

Wart, ich will ein
Schöpfgefäß dir holen.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette,
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halbgefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand daß er weit mehr noch auf der Zeche hatte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grabs zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder und dann Brod für ſie zu ſchaffen,
Und Brod im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerey bei Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünſtig;
Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeſſ'nes Theil davon.

Marthe.

Ei wie? Ei wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern;
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.

Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles (für ſich).

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt bei'm Wort.

(zu Gretchen)

Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles (für ſich).

Du gut's, unſchuldig's Kind!

(laut)

Lebt wohl, ihr Fraun!

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da? —
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſt,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſt.

Margarete.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

* * *

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich euch im Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut' Abend ſollt ihr ſie bei Nachbar' Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta Simplicitas! darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Iſt es das erſtemal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich drin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb ihr ſchwören?

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

Fauſt.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm', ich hab' des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

* * *

Garten.

Margarete an Fauſtens Arm,
Marthe mit Mephiſtopheles
auf und ab ſpazierend.

Margarete.

Ich fühl es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe.
Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.
Ach, daß Gewerb und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.
In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.
Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.
Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.
(Sind vorüber)

Margarete.
Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger als ich bin.

Fauſt.
O Beſte! glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarete.
Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen;
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet!
Wie du emporſtrebſt aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort!
Wie ihr,
Düſters Moos auf dem heiligen Haupt,
Maieſtätiſch traurend herab ſchaut
Auf die Zertrümmerten
Zu euren Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin!
Schäzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt
Du dein Heiligthum,
Sä'ſt Diſteln drein!

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht dran denken
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber)

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel dran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es käme nur auf eures Gleichen an,
Mich eines Beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt grad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprüchwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine ob ihr niemals Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

(Gehn vorüber)

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir Übels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was Freches, Unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne grade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht was ſich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht böſ' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Fauſt.

Was ſoll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie rupft und murmelt.)

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude)

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!

(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne

Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

(drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr).

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen,
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarete ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt (kommt).

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

(Er küßt ſie.)

Margarete

(ihn faſſend und den Kuß zurückgebend).

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles (klopft an).

Fauſt (ſtampfend).

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe (kommt).

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiederſehn!

(Fauſt und Mephiſtopheles ab.)

Margarete.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

(Ab.)

Wald und Höhle.

Fauſt allein.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt
Wie in den Buſen eines Freund's zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſ't und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend nieder ſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber; ſchweben mir

Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laß' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,

Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennuyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? willſt du hier
Unter'm Pappelbaum dich ſezen?
Hir iſt's kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich hinab geh, Waſſer zu ſchöpfen
Schlaf, Lieber, ſchlaf!

Wandrer.

Süß iſt deine Ruh.
Wie's in himmliſcher Geſundheit ſchwimmend,
Ruhig athmet!
Du gebohren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird, in Götterſelbſtgefühl,
Jedes Tags genießen.
Voller Keim, blüh' auf,
Lieblich dämmernden Frühlingtags Schmuck
Schimmernd vor deinen Geſellen!

Und

Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Gebärde)
Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfui über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht geſittet pfui zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;

Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen;
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles (für ſich).

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te?
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,

Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackters find' ich auf der Welt
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube

Gretchen
(am Spinnrade allein).

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt.
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß dran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen

Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen:
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?

Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch.
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein.

Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht, und reif der Sonn' entgegen!

Frau.

Geſegn' es Gott! — und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk,
Als ein Stück Brod,
Das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir!
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld, bleib, Mann,
Und iß mit uns
Das Abendbrod!

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief'!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief:

Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt.
(Ab.)

Mephiſtopheles (tritt auf).

Mephiſtopheles.

Der Grasaff'! iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;

Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſelig machend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freyer,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht — ?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude dran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen
(mit Krügen).

Lieschen.
Haſt nichts von Bärbelchen gehört?
Gretchen.
Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.
Lieschen.
Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!
Gretchen.
Wie ſo?
Lieschen.
Es ſtinkt!
Sie füttert zwey, wenn ſie nun ißt und trinkt.
Gretchen.
Ach!
Lieschen.
So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luſt genung.
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reiſſen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

(Ab.)

Gretchen

(nach Hauſe gehend).

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmählen,
Wenn thät ein armes Mägdelein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger.

(In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa,
Blumenkrüge davor.)

Gretchen
(ſteckt friſche Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin auch kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

* * *

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin (Soldat, Gretchens Bruder).

Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu.
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: alles nach ſeiner Art!
Aber iſt eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen ſchrieen: er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaßen alle die Lober ſtumm.

Und nun! — um's Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naſerümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen!
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen;
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwey.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn bei'm Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie von dem Fenſter dort der Sacriſtey
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert,
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei:
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Mephiſtopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauern ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüſt, ein bißchen Rammeley.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.

Frau.

Hier, zwiſchen das Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen!
Hier wohnen wir!
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen.
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Du, meines Lebens Hoffnung!
Wie es munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur, du ewig keimende,
Schaff'ſt jeden zum Genuß des Lebens.
Deine Kinder all'
Haſt mütterlich mit einem
Erbtheil ausgeſtattet,
Einer Hütte!
Hoch baut die Schwalb am Architrav,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt;

Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dorthinten flimmern ſeh'?

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Fauſt.

Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephiſtopheles.

Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.

Fauſt.

So iſt es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.

Es ſollt' euch eben nicht verdrießen
Umſonſt auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunſtſtück hören:
Ich ſing' ihr ein moraliſch Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.

(Singt zur Zither)

Was machſt du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tageblicke?
Laß, laß es ſeyn!
Er läßt dich ein,
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (tritt vor).

Wen lockſt du hier? bei'm Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwey! an der iſt nichts zu halten.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Herr Doctor nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwiſch:
Nur zugeſtoßen! Ich parire.

Valentin.
Parire den!

Mephiſtopheles.
Warum denn nicht?

Valentin.
Auch den!

Mephiſtopheles.
Gewiß!

Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Stoß zu!

Valentin (fällt).
O weh!

Mephiſtopheles.
Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizey,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter).
Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenſter).
Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).
Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.
Da liegt ſchon einer todt!

Marthe (heraustretend).
Die Mörder ſind ſie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).
Wer liegt hier?

Volk.
Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.
Ich ſterbe! das iſt bald geſagt
Und bälder noch gethan.
Was ſteht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn.)
Mein Gretchen ſieh! du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſey's auch eben recht.

Gretchen.
Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir das?

Valentin.

Laſſ' unſern Herr Gott aus dem Spaß.
Geſchehn iſt leider nun geſchehn,
Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſ't ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle braven Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen

Dich nicht bei'm Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſeyn vermaledeyt!

Marthe.
Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Läſtrung auf euch laden?

Valentin.
Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kuppleriſches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.
Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.
Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen (unter vielem Volke). **Böſer Geiſt** (hinter Gretchen).

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar tratſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief?
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

(Orgelton)

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſte.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schierke und Elend.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.
Auf dieſem Weg ſind wir noch weit vom Ziele.

Fauſt.

So lang' ich mich noch friſch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieſer Knotenſtock.
Was hilft's daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuſchleichen,
Dann dieſen Felſen zu erſteigen,
Von dem der Quell ſich ewig ſprudelnd ſtürzt,
Das iſt die Luſt, die ſolche Pfade würzt!
Der Frühling webt ſchon in den Birken
Und ſelbſt die Fichte fühlt ihn ſchon;
Sollt' er nicht auch auf unſre Glieder wirken?

Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt, zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer,
Für dein Bedürfniß
Eine Hütt', O Menſch!
Genießeſt über Gräbern!
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euren Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Weg
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Mephiſtopheles.

Fürwahr ich ſpüre nichts davon!
Mir iſt es winterlich im Leibe;
Ich wünſchte Schnee und Froſt auf meiner Bahn.
Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit ſpäter Gluth heran,
Und leuchtet ſchlecht, daß man bei jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur Zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh er nur grad', in's Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt. Mephiſtopheles. Irrlicht (im Wechſelgeſang)

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre;
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durch's Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,

Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe
Tauſendfärbig, ſchaarenweiſe
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles ſcheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich blähen.

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,

Hier leuchtet Glut aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durch's Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Pallaſt?
Ein Glück daß du's geſehen haſt;
Ich ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Fauſt.

Wie raſt die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft ſie meinen Nacken!

Mephiſtopheles.

Du mußt des Felſens alte Rippen packen;
Sonſt ſtürzt ſie dich hinab in dieſer Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör' es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Palläſte.
Girren und Brechen der Aeſte!

Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen ſie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Ziſchen und heulen die Lüfte.
Hörſt du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergeſang!

Hexen (im Chor).

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel iſt gelb, die Saat iſt grün.
Dort ſammelt ſich der große Hauf,
Herr Urian ſitzt oben auf.
geht es über Stein und Stock
— t die Hexe, es ſt — t der Bock.

Stimme.

alte Baubo kommt allein;
reitet auf einem Mutterſchwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommſt du her?

Stimme.

Ueber'n Ilſenſtein?
Da guckt' ich der Eule in's Neſt hinein.
Die macht ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'ſt du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden,
Da ſieh nur die Wunden!

Hexen. (Chor.)

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang.
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeiſter. (Halber Chor.)

Wir ſchleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn, geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.

Andre Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau,
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben)

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern.
Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreyhundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei Meinesgleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die Andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe gibt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt, das ruſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt (in der Ferne).

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Saz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für Meinesgleichen.

Dort neben leuchtet was mit ganz beſondrem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Club beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen.
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh iſt klein, der Spaß iſt groß.

Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſeyn.
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich auf's neue.
Was ſagſt du, Freund? das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was beſſers gibt?

Fauſt.

Willſt du dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zaubrer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles.

Zwar bin ich ſehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch läßt am Galatag man ſeinen Orden ſehn.
Ein Knieband zeichnet mich nicht aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen;
Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du biſt der Freyer.

(Zu einigen, die um verglimmende Kohlen ſitzen.)

Ihr alten Herrn was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübſch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein iſt jeder ja zu Haus.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang,
Natur, den Fremdlings Reiſe tritt,
Den, über Gräber
Heiliger Vergangenheit,
Ich wandele;
Leit' ihn zum Schuzort vor'm Nord geſchüzet,
Wo dem Mittagsſtral ein Pappelwäldchen wehrt!
Und kehr' ich dann am Abend heim
Zur Hütte, vergüldet
Vom lezten Sonnenſtral,
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Miniſter.

Jezt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht ſollten;
Doch jezo kehrt ſich alles um und um,
Und eben da wir's feſt erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jezt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles

(der auf einmal ſehr alt erſcheint).

Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum leztenmal den Hexenberg erſteige,
Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhexe.

Ihr Herren geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren;
Es ſteht dahier gar mancherlei.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten,
Gethan geſchehn! Geſchehn gethan!
Verleg' ſie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!
Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Adams erſte Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt.
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwey, die alte mit der jungen;
Die haben ſchon was rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz; nun komm! wir greifen zu.

Fauſt (mit der jungen tanzend).

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwey ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles (mit der Alten).

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah' ich einen geſpaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß;
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Proktophantasmiſt.

Verfluchtes Volk! was unterſteht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewieſen,
Ein Geiſt ſteht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menſchen gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn der auf unſerm Ball?

Fauſt (tanzend).

Ei! der iſt eben überall.
Was Andre tanzen muß er ſchätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwätzen,
So iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Proktophantasmiſt.

Ihr ſeyd noch immer da! Nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern in's Geſicht,
Den Geiſtesdeſpotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.
(Es wird fortgetanzt.)
Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art wie er ſich ſoulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt.
(Zu Fauſt, der aus dem Tanz getreten iſt.)
Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang.

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah' ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſ'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Mephiſtopheles.

Laß das nur ſtehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut;
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt.
Von der Meduſe haſt du ja gehört.

Fauſt.

Fürwahr es ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß.

Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten.
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

Mephiſtopheles.

Das iſt die Zauberey, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.

Fauſt.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken.
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ich ſeh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen. —
Nur immer dieſe Luſt zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran.
Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan.
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was gibt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben;
So viel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben.

Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

◆

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Geſänge aus Lilla,

einem Schauſpiel,

aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777.

Erſter Aufzug.

An Herzogin Louiſe.

Was wir vermögen
Bringen wir
An dem geliebten Tage Dir
Entgegen.
Du fühlſt, daß bey dem Unvermögen
Und unter der Zaubermummerey,
Doch guter Wille und Wahrheit ſey.

Zweyter Aufzug.

Chor der Feen.

Mit leiſem Geflüſter
Ihr lüftigen Geſchwiſter
Zum grünenden Saal.

Theatermeiſter.
Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold.
Daß die Hochzeit golden ſey
Soll'n funfzig Jahr ſeyn vorüber;
Aber iſt der Streit vorbei,
Das golden iſt mir lieber.

Oberon.
Seyd ihr Geiſter wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden;
König und die Königin,
Sie ſind auf's neu verbunden.

Puck.
Kommt der Puck und dreht ſich quer
Und ſchleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.
Ariel bewegt den Sang
In himmliſch reinen Tönen;
Viele Fratzen lockt ſein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten die ſich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn ſich zweye lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orcheſter Tutti.

Fortissimo.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Mit ihren Anverwandten,
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
Das ſind die Muſikanten!

Solo.

Seht da kommt der Dudelſack!
Es iſt die Seifenblaſe.
Hört den Schneckeſchnickeſchnack
Durch ſeine ſtumpfe Naſe.

Geiſt der ſich erſt bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen gibt es nicht,
Doch gibt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düſte;
Zwar du trippelſt mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüſte.

Neugieriger Reiſender.

Iſt das nicht Maſkeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den ſchönen Gott
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.

Was ich ergreife das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiän'ſchen Reiſe.

Puriſt.

Ach! mein Unglück führt mich her
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweye nur gepudert.

Junge Hexe.

Der Puder iſt ſo wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd, verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Umſchwärmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne

(nach der einen Seite).

Geſellſchaft wie man wünſchen kann,
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne

(nach der andern Seite).

Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Xenien.

Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.

Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Muſaget.

Ich mag in dieſem Hexenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich dieſe wüßt' ich eh'r,
Als Muſen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutſche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.

Sagt wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnopert was er ſchnopern kann.
„Er ſpürt nach Jeſuiten.“

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;
Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Iſt alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! es ſind im Rohr
Die uniſonen Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie jeder doch die Beine lupft!
Sich wie er kann herauszieht!
Der Krumme ſpringt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht wie es ausſieht.

Fideler.

Das haßt ſich ſchwer das Lumpenpack
Und gäb' ſich gern das Reſtchen;
Es eint ſie hier der Dudelſack
Wie Orpheus Leyer die Beſtien.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſchrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch etwas ſeyn;
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch.
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſtenmal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Gras,
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sansſouci ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch,
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur,
Gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel!

Orcheſter
(Pianissimo).

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben.

Trüber Tag.

Feld.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Miſſethäterin im Kerker zu entſetzlichen Qualen eingeſperrt das holde unſelige Geſchöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätheriſcher, nichtswürdiger Geiſt, und das haſt du mir verheimlicht! — Steh nur, ſteh! Wälze die teufliſchen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Böſen Geiſtern übergeben und der richtenden gefühlloſen Menſchheit! Und mich wiegſt du indeß in abgeſchmackten Zerſtreuungen, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer und läſſeſt ſie hülflos verderben!

Mephiſtopheles.

Sie iſt die erſte nicht.

Fauſt.

Hund! abſcheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geiſt! wandle den Wurm wieder in ſeine Hunds-

Der Mond bricht die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die Lichten,
L · Sternlein im Thal.

See Almaide.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen,
Trauriger Sterblicher,
Weide Dich hier.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen!
Lieben die Sterblichen.
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

Sey nicht beklommen,
Sey uns willkommen!

See Almaide.

Wer biſt Du, ſeltner Mann,
Dem wirthliches Beginnen

geſtalt, wie er ſich oft nächtlicher Weiſe gefiel vor mir herzutrotten, dem harmloſen Wandrer vor die Füße zu kollern und ſich dem niederſtürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erſte nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieſer Einzigen; du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vor'm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt?

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! Den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. – Rette ſie! – Wer war's, der ſie in's Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt (blickt wild umher).

Mephiſtopheles.

Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig Entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannen-Art ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frei ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutſchuld von deiner Hand. Ueber des Erſchlagenen Stätte ſchweben rächende Geiſter und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Fauſt.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, ſag' ich, und befrei' ſie!

Mephiſtopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürmers

Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüſſel und führe ſie heraus mit Menſchenhand. Ich wache! die Zauberpferde ſind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Fauſt.

Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Fauſt, Mephiſtopheles
(auf ſchwarzen Pferden daher brauſend).

Fauſt.

Was weben die dort um den Rabenſtein?

Mephiſtopheles.

Weiß nicht was ſie kochen und ſchaffen.

Fauſt.

Schweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich.

Mephiſtopheles.

Eine Hexenzunft.

Fauſt.

Sie ſtreuen und weihen.

Mephiſtopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Fauſt (mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe, vor einem eiſernen Thürchen).

Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt ſie wieder zu ſehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Fauſt (aufſchließend).
Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauſcht.
(Er tritt ein.)

Margarete (ſich auf dem Lager verbergend).
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Fauſt (leiſe).
Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (ſich vor ihn hinwälzend)
Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth.

Fauſt.
Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!
(Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.)

Margarete (auf den Knieen).
Wer hat dir Henker dieſe Macht
Ueber mich gegeben!
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genung?
(Sie ſteht auf.)
Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht:
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete (wirft ſich zu ihm).

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!

(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)

Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarete.

Du biſt's! O ſag' es noch einmal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſtenmale ſah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt (fortſtrebend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern wo du weileſt.
(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eilſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!

(Sie umfaßt ihn.)

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm! folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Fauſt.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht.
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht
Iſt Blut dran.
Ach Gott! was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Fauſt.

Laß das Vergangne vergangen ſeyn.
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben.

Nichts abgewinnen kann?
Du wanderſt alleine
Beſchränkt iſt Dein Glück,
Enthältſt Dich vom Weine,
Und fliehſt der Wirthin Blick.

Fee Almaide.

Entehrſt mein Gebot!
Und ſoll Dir vergeben?
Geh, ende Dein Leben
In ſtreitender Noth.

Und wenn in Ungewittern
Dein Herz vergebens fleht,
Denn fühle mit Zittern
Das Glück, das Du verſchmäht.

Dritter Akt.

Fee Sonna.

Feige Gedanken,
Bängliches Schwanken,
Aengſtliches Zagen,
Weibiſches Klagen

Wen-

Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,
Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Fauſt.

In's Freie.

Margarete.

Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.
Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.
Ich bleibe bei dir.

Margar
Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.
Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.
Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,

Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht bei'm Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.

Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich. Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren.

Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.

Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).

Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Her zu mir!

(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).

Heinrich! Heinrich!

Fauſt.

Zweiter Theil.

Fauſt.

Der Tragödie zweyter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Wendet kein Elend,
Macht nicht frey.

Allen Gewalten
Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey.

Chor der Feen.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.
Rufen die Armen
Unſer Erbarmen,
Gleich ſind wir da.

Fee Sonna.

Gerne, gerne,
Sie iſt nicht ferne,
Nur geduldig, es ſoll geſchehn.
Sollſt ihre liebe Hand fleißig ſehn,

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.

Geiſter-Kreis ſchwebend bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber Alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luſt'gen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe,

Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile.
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus.
Erſt ſenkt ſein Haupt auf's kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweyen und vielen, abwechſelnd und geſammelt

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht iſt ſchon hereingeſunken,
Schließt ſich heilig Stern an Stern,
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;

Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten=Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

(Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes=Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;

Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unter's Laub:
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Fauſt.

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warſt auch dieſe Nacht beſtändig,
Und athmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginneſt ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſeyn immerfort zu ſtreben. —
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duft'gen Abgrund wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! — Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde.

Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jezt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet.
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſt's Lieb'? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jezt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend.
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,

Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten.

Hofgeſinde (aller Art prächtig gekleidet tritt ein).

Der Kaiſer (gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Aſtrolog).

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite,
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Tod oder trunken? weiß man nicht.

Zweyter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er aufgepuzt,
Doch frazenhaft daß jeder ſtuzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch der kühne Thor!

Mephiſtopheles
(am Throne knieend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schuz genommen?
Was hart geſcholten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeirufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für dießmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm ſeinen Plaz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles
(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne;
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Canzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein
Umgibt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk' es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.

Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand' und Frevel pochen
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,
Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln —
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher;
Ich mahlte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden.
Wenn alle ſchädigen, alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und für's Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt,
Verſchwuren ſich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat in's Weſpenneſt geſtört;
Das Reich das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeiſter.

Wer wird auf Bundsgenoſſen pochen!
Subſidien die man uns verſprochen,

Wir, die wir, daß wir das Schickſal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Walde
Machſt du die Geliebte frey.
Sey nicht bang, nicht trübe,
Liebe
Löſt die Zauberey.

Chor.

Gerne, gerne, u. ſ. w.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange.

Chor.

Auf aus der Ruh! Auf aus der Ruh.
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.

Inwendig.

Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, ſingt uns dazu.

Wie Röhrenwaſſer bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen iſt der Beſiz gerathen?
Wohin man kommt da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zuſehen muß man wie er's treibt;
Wir haben ſo viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteyen, wie ſie heißen,
Iſt heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen ſchelten oder preiſen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen ſich um auszuruhn;
Wer jezt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldespforten ſind verrammelt,
Ein jeder krazt und ſcharrt und ſammelt
Und unſre Caſſen bleiben leer.

Marſchalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächſ't mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhühner, Hühner, Gänſ' und Enten,
Die Deputate, ſichre Renten,

Sie geben noch ſo ziemlich ein,
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg' und Jahresläufte,
So ſchlürft unendliches Geſäufte
Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brod.

Kaiſer

(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag', weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuſchauen,
Dich und die Deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut.
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Canzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwey Geſchlechter nur entſtanden.
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter;
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Dem Pöbelſinn verworr'ner Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt,
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, ſo ſchaff' es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe was ihr wollt und ſchaffe mehr;
Zwar iſt es leicht, doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da, doch um es zu erlangen
Das iſt die Kunſt, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menſchenfluthen Land und Volk erſäuften,

Wie der und der, ſo ſehr es ihn erſchreckte,
Sein Liebſtes da- und dortwohin verſteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan bis geſtern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden ſtill begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht,
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht.

Canzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marſchalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen.
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus,
So ſage denn: wie ſieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwey Schelme ſind's — Verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor bläſ't ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog

(ſpricht, Mephiſtopheles bläſt ein).

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft,
Mars trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein.
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja! wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heitre Welt;
Das Uebrige iſt alles zu erlangen:
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das — Gedroſchner Spaß —
Calenderey — Chymiſterey —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberey verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſichre Schritt verſagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das iſt Gicht —
Mir krabelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eilig! du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe deine Lügenſchäume,
Und zeig' uns gleich die edeln Räume.

Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle.
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden=goldne Rolle,
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, altverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,

Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen,
Am Tag' erkennen das ſind Poſſen,
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laß ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht;
Zieh' deinen Pflug, und ack're ſie an's Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit wie die Majeſtät.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren!
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.

Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſühnen
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſey erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reiſe Trauben;
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenſchanz.

Herold.

Denkt nicht ihr ſeyd in deutſchen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;

Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne.
Laßt uns die Ruh! Laßt uns die Ruh!
Liebliche Freundinnen, ſingt uns dazu.

Fee Sonna.

Auf aus der Ruh! auf aus der Ruh!
Höret, die Freundinnen rufen euch zu.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geſchwinder,
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Fee Sonna.

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Euch die bezauberten
Ledigen Stunden;
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wiedergefunden.

Ein heitres Feſt erwartet euch.
Der Herr, auf ſeinen Römerzügen,
Hat, ſich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überſtiegen,
Gewonnen ſich ein heitres Reich.
Der Kaiſer, er, an heiligen Sohlen
Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun ſind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe wie er kann.
Ich ſehe ſchon wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren;
Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen,
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Geſang begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen
Schmückten wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe ſehen
Die ihr auf den Häupten traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen
Sich ein Garten offenbare.
Würdig ſind ſie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilſchet nur am heitern Orte,
Doch kein Markten finde ſtatt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wiſſe jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur.
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen
Sey als eure Zierde ſchön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſieſtrauß.

Meinen Namen euch zu ſagen
Würde Theophraſt nicht wagen,

Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber manchem zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich in's Haar verflöchte,
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Ausfoderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunder ſeltſam ſeyn geſtaltet
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Roſenknoſpen

halten uns verſteckt.
Glücklich, wer uns friſch entdeckt.
Wenn der Sommer ſich verkündet
Roſenknoſpe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Verſprechen, das Gewähren,
Das beherrſcht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Geſang begleitet von Theorben.)

Blumen ſehet ruhig ſprießen,
Reizend euer Haupt umzieren,
Früchte wollen nicht verführen,
Koſtend mag man ſie genießen.

Bieten bräunliche Geſichter
Kirſchen, Pfirſchen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält ſich Auge ſchlecht als Richter.

Kommt! von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sey's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
In geſchmückter Lauben Bucht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelgeſang, begleitet von Guitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort ihre Waaren ſtufenweis in die Höhe zu ſchmücken und anzubieten.)

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamſt an's Licht
Schmückt ich dich im Häubchen.
Warſt ſo lieblich von Geſicht,
Und ſo zart am Leibchen.
Dachte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Nächſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponſierer bunte Schaar
Schnell vorbei gezogen;
Tanzteſt mit dem Einen flink,
Gabſt dem Andern ſtillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Feſt man auch erſann,
Ward umſonſt begangen;
Pfänderſpiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute ſind die Narren keck,
Liebeln ohne keinen Zweck,
Bleibt wohl einer hangen.

Geſpielinnen

([illegible] Geſpielen [illegible])

Fiſcher und Vogelſteller

(mit Netzen, Angeln und Leimruthen, auch ſonſtigem Geräthe, treten auf, miſchen ſich unter die ſchönen Kinder. Wechſelſeitige Verſuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten, geben zu den angenehmſten Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer

(treten ein ungeſtüm und ungeſchlacht).

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume
Die krachend ſchlagen;
Und wenn wir tragen
Da giebt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß in's Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie witzten?
Deß ſeyd belehret;
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle

(täppiſch, faſt läppiſch).

Ihr ſeyd die Thoren,
Gebückt geboren;

Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen:
Denn unſre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzukrähen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten

(ſchmeichelnd-lüſtern).

Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,

Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet.
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das reizt zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener (unbewußt).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo frank und frei;
Friſche Luft und heitre Lieder
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink' ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.

Schrie mein Liebchen hoch entrüſtet,
Rümpfte dieſem bunten Rock,
Und, wie ſehr ich mich gebrüſtet,
Schalt mich einen Maskenſtock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Angeklungen! Linke, linke!
Maskenſtäbe ſtehet an:
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt,
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! Trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Linke, linke!
Jeder jedem! ſo fortan!
Dünkt mich's doch es ſey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geſchehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger ſtehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toaſtet friſch ein Linke, Linke!
Sitzet feſt auf Bank und Span,
Unterm Tiſch Dem iſt's gethan.

Chor.

Spinnet dann! Spinnet dann!
Immer geſchwinder,
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder.

Chor zum Tanze.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz,
Die liebliche Jugend
Die ziemet der Tanz.
Am Rocken zu ſizen
Und ſpinnen ſo brav,
Das Tagwerk zu enden,
Das bringt euch den Schlaf.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Dem traurigen Helden
Gebt Hofnung und Muth.

Chor.

Nichts müſſ' dich ſchrecken,
Alles erwecken,

Der Herold

(kündigt verſchiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, zärtliche ſo wie Enthuſiaſten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer ſchleicht mit wenigen Worten vorüber).

Satyriker.

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſcherſtandenen Vampyren begriffen ſeyen, woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht entwickeln könnte; der Herold muß es gelten laſſen und ruft indeſſen die griechiſche Mythologie hervor, die, ſelbſt in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir in's Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth in's Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteſte zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Gibt's bei'm zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wolltet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt! in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weife, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laß ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergeſſen
Wär es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch ſo gelehrt in alten Schriften;
Sie anzuſehn, die ſo viel Uebel ſtiften,
Ihr würdet ſie willkommne Gäſte nennen.

Die Furien ſind es, niemand wird uns glauben,
Hübſch, wohlgeſtaltet, freundlich, jung von Jahren:
Laßt euch mit ihnen ein, ihr ſollt erfahren
Wie ſchlangenhaft verletzen ſolche Tauben.

Zwar ſind ſie tückiſch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr ſich rühmet ſeiner Mängel,
Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir ſind hübſch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen,
Wir werden ihm ſo lang' die Ohren krauen,

Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß ſie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und, wenn ſie ſeine Braut iſt, gar nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu Der geſprochen!
Verſöhnt man ſich ſo bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergällen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.

Und niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thörig ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Aſmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Tiſiphone.

Gift und Dolch, ſtatt böſer Zungen,
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt du andre, früher, ſpäter
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Giſcht und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felſen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwidert: Rache!
Und wer wechſelt ſoll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt iſt nicht von eures Gleichen.
Ihr ſeht wie ſich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behängt;

Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüſſel.
Im Nacken ſizt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;
Die andre drobenſtehend herrlich-hehr
Umgibt ein Glanz der blendet mich zu ſehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu ſchauen;
Die eine wünſcht, die andre fühlt ſich frei,
Verkünde jede wer ſie ſey.

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durch's verworrne Feſt,
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach! die Kette feſt.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinſen gibt Verdacht;
Alle meine Widerſacher
Drängen mich in dieſer Nacht.

Hier! ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt ſchleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schweſtern!
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen,
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in ſorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, ſtets erſtreben.
Ueberall willkommne Gäſte
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſeyn.

Klugheit.

Zwey der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr ſeyd gerettet.

Den lebendigen Koloſſen
Führ' ich, ſeht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen
Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgibt ſie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Therſites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ich ſchelt' euch allzuſammen ſchlecht!
Doch was ich mir zum Ziel erſah
Iſt oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt ſich wohl ſie ſey ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm' und winde dich ſogleich! —

Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum eklen Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ey,
Das bläht ſich auf und platzt entzwey;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht?
Sauſ't es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —
Ganz verdorben iſt der Spaß —
Und die Beſtien wollten das.

Herold.

Seit mir ſind bei Maſkeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche;
Weder wanke, weder weiche.

Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luſtige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereyen
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären,
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne
Schnaubt's heran mit Sturmgewalt.
Plan gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!

Roſſe, hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren

Zu mächtigen Thaten
Den ſinkenden Muth,
Dir wirds gerathen
Sieg wirſt du prangen,
Glücklich erlangen
Dir die Geliebte,
Das göttliche Gut.

Vierter Akt.

Chor.

Nimm ſie zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir dein Leben,
Dir all dein Glück.

Sey du auch uns gegeben
Zu neuem Leben
In unſern Arm zurück.

Eine Stimme.

Empfinde dich in ihren Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!

Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzertand!

Man könnte dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.
Knabe Lenker.
Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?
Herold.
Er ſcheint ein König, reich und milde,
Wohl dem der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.
Knabe Lenker.
Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.
Herold.
Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen;
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.
Knabe Lenker.
Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher.
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchätze mich dem Plutus gleich.
Beleb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön,
Doch laß uns deine Künſte ſehn.

Knabe Lenker.

Hier ſeht mich nur ein Schnippchen ſchlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor.
(Immerfort umherſchnippend.)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köſtliches Juwel;
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber in's Gedränge.

Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſ't ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft ſie weg der arme Tropf
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Maſken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.
(Zu Plutus gewendet)
Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?

Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher geſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angeſprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber-Geklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekauzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt.

Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir ekles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſeyn!
Doch als in allerneuſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu ſparen,
Und, wie ein jeder böſer Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden.
Wo er nur hinſieht da ſind Schulden;
Sie wendet's, kann ſie was erſpulen.
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſ't ſie beſſer, trinkt noch mehr
Mit der Sponſirer leidigem Heer;
Das ſteigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geſchlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Iſt's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie ſind ſchon unbequem genug.

Weiber in Maſſe.

Der Strohmann! Reich' ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir ſollen ſeine Fratze ſcheun!
Die Drachen ſind von Holz und Pappe,
Friſch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,
Das Doppel-Flügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

Plutus (ſteigt vom Wagen).

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen.
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es wie's geſchah.

Plutus (zum Lenker).

Nun biſt du los der allzuläſtigen Schwere,
Biſt frei und frank, nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.

Nur wo du klar in's holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt iſt Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ' und gleich bin ich zurück.
(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun iſt es Zeit die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut ſich auf! ſchaut her! in ehrnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und droht ihn ſchmelzend zu verſchlingen.

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt. —

Gefäße goldne ſchmelzen ſich,
Gemünzte Rollen wälzen ſich. —
Ducaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt —
Wie ſchau' ich alle mein Begehr!
Da kollern ſie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüſtig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Beſitz.

Herold.

Was ſoll's, ihr Thoren? ſoll mir das?
Es iſt ja nur ein Maskenſpaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in dieſem Spiel
Selbſt Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppiſchen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſeyn.
Was ſoll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieſes Volk mir aus dem Feld!

Plutus.

Dein Stab iſt wohl dazu bereit,
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn raſch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken ſeyd auf eurer Hut.

Wie's blitzt und platzt, in Funken ſprüht:
Der Stab ſchon iſt er angeglüht.
Wer ſich zu nah herangedrängt
Iſt unbarmherzig gleich verſengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geſchrei und Gedräng.

O weh! Es iſt um uns gethan. —
Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück du Hintermann! —
Mir ſprüht es heiß in's Angeſicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren ſind wir all und all. —
Zurück, zurück, du Maskenſchwall!
Zurück, zurück, unſinniger Hauf —
O! hätt' ich Flügel flög' ich auf. —

Plutus.

Schon iſt der Kreis zurückgedrängt
Und niemand glaub' ich iſt verſengt.
Die Menge weicht,
Sie iſt verſcheucht. —
Doch ſolcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Giebt Lieb' und Phantaſie zurück.

Andre Stimme.

Sie überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält;
Zu allen unſern Wonnefreuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Nimm ſie zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir dein Leben
Dir all dein Glück.

Sey du auch uns gegeben
Zu neuem Leben
In unſern Arm zurück.

Schluß-Chor.

Weg mit den zitternden
Alles verbitternden
Zweifeln von hier;
Nur die verbündete

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen gibt.
Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute, weil es mich nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſponſiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug und hoff' es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Gebärde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an der magere Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt.
Er wendet ſich zu den Weibern dort,
Sie ſchreien alle, möchten fort,
Gebärden ſich gar widerwärtig;
Der Schalk erweiſ't ſich übelfertig.

Ich fürchte daß er ſich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben,
Gib meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben.
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldes Thal.
Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch was keiner weiß
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euern großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,

In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar,
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn.
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuſehn.
In Freiheitsluſt erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen ſie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungeſtört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;

Im mooſigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt ſich's durcheinander ſchnell,
Wo jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;
Metalle ſtürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohl gemeint,
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man ſtehlen und kuppeln mag;
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drey Gebot veracht't
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles iſt nicht unſre Schuld,
Drum habt ſofort wie wir Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Im Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.

Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band;
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn
Und wo ſie ſtand da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus.

Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen.

(An den großen Pan.)

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt du zu vollenden,
Nimm es Herr in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen.

Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes eräugnen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen,
Du ſchreib' es treulich in dein Protokoll.

Herold
(den Stab anfaſſend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran;
Sie ſiedet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan ſteht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dings,
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links.
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeſchick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;

Verſteckten in das Element
Ein ganzer Maſkenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſelige Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orte ſchrein
„Der Kaiſer" leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken!

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband.
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet,
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du geräumig weite Luft
Fülle dich mit kühlem Duft.
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl;
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel. —
Drohen Geiſter uns zu ſchädigen
Soll ſich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der **Kaiſer**, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen. **Fauſt**, **Mephiſtopheles** (anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knien.)

Fauſt.

Verzeihſt du Herr das Flammengaukelſpiel?

Kaiſer

(zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glühender Sphäre,
Es ſchien mir faſt als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen.
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein und andern,
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt du Herr! Weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam Feuer haſt du nun erprobt.
Wirf dich in's Meer wo es am wildſten tobt,
Und kaum betrittſt du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zu ſchönſter Wohnung ſchwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehſt gehn die Paläſte mit.

Ewig begründete
Wonne ſey dir.

Lebet ihr Seeligen,
So die unzähligen
Tage der Luſt,
Voll, des entronnenen
Wieder gewonnenen
Glückes die Bruſt.

Neue Arien,
zur erſten Scene,
in
Erwin und Elmire.

1.

Olympia.

Ihr ſollt genießen,
Und darbt im Ueberfluß.
Die Jahre, ſie fließen;
Man darbet, man muß!

Zu

Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmlens, Hin- und Wiederſtrebens.
Meerwunder drängen ſich zum neuen milden Schein,
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen,
Der Haifiſch klafft, du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Haſt du doch nie ein ſolch Gedräng erblickt.
Doch bleibſt du nicht vom Lieblichſten geſchieden:
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Friſche,
Die jüngſten ſcheu und lüſtern wie die Fiſche,
Die ſpätern klug; ſchon wird es Thetis kund,
Dem zweyten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier! —

Kaiſer.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir;
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr! die Erde haſt du ſchon.

Kaiſer.

Welch gut Geſchick hat dich hierher gebracht
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht.
Gleichſt du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Verſichr' ich dich der höchſten aller Gnaden.
Sey ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Marſchalk (tritt eilig auf).

Durchlauchtigſter, ich dacht' in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben
Als dieſe, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth' und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter
(der ſich einfindet).

Befraget dieſe die das Werk gethan.

Fauſt.

Dem Canzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Canzler
(der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —

So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er lieſt.)

„Zu wiſſen ſey es jedem der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz.“

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen.“
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreyßig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!

Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſem Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Geld?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert muß ich's gelten laſſen.

Marſchalk.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechsler-Bänke ſtehen ſperrig auf,
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel,
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel;
Und hurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.

Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe wenn in's Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechſler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.

So bleibt von nun an allen Kaiſer-Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich,
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr ſeyd der Schätze würdigſte Cuſtoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun ihr Meiſter unſres Schatzes,
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zuſammenſtellt.

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.
(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh' er mir wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt beſſ're Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).
Mein Schloß und Feld ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).
Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiſer.
Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr geweſen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).
Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiſer.
Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.
Die Zauber-Blätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.
Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.
Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.

Kaiſer.
Nimm ſie nur hin, ſie fielen dir ja zu.
(Ab.)

Narr.
Fünf tauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.
Zweybeiniger Schlauch biſt wieder auferſtanden?

Narr.
Beſchiert mir oft, doch nicht ſo gut als jezt.
Mephiſtopheles.
Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſezt.
Narr.
Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?
Mephiſtopheles.
Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.
Narr.
Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?
Mephiſtopheles.
Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.
Narr.
Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchbach?
Mephiſtopheles.
Traun:
Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!
Narr.
Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! —
(Ab.)
Mephiſtopheles (solus).
Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finſtere Galerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht, du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, dein Hin- und Wiederziehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun.
Der Marſchalk und der Kämm'rer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn,
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer, ſo der Frauen,
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind an's Werk! ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht
Wohin uns deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amüſiren.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt es füge ſich ſogleich;
Hier ſtehen wir vor ſteilern Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeſpenſt der Gulden. —
Mit Hexen-Fexen, mit Geſpenſt-Geſpinnſten,
Kielkröpfigen Zwergen ſteh' ich gleich zu Dienſten;
Doch Teufels-Liebchen, wenn auch nicht zu ſchelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Fauſt.

Da haben wir den alten Leyerton!
Bei dir geräth man ſtets in's Ungewiſſe.
Der Vater biſt du aller Hinderniſſe,
Für jedes Mittel willſt du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, iſt's gethan,
Wie man ſich umſchaut bringſt du ſie zur Stelle.

Mephiſtopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hauſ't in ſeiner eignen Hölle;
Doch giebt's ein Mittel.

Fauſt.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephiſtopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —

Zu ſeeligem Umfangen
Drängt ſich die Bruſt empor;
Mit quillendem Verlangen
Horcht iedem Laut dein Ohr;
Im Morgenrothe ſreuet
Dein eignes Bildniß dich,
Und Himmel = ab beſtreuet
Der Weg mit Blumen ſich. V. V.

II.

Elmire.

Was ſind all die Seeligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten
Gegen dieſen Augenblick!
Da mein Herz ſein volles Glück
Aus der holden Schwermuth trinkt;
Da ich Himmelwärts mich ſehne
Und in bitterſüßer Thräne
Eine Welt im Auge blinkt. V. V.

Göttinnen thronen hehr in Einſamkeit,
Um ſie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit.
Die Mütter ſind es!

Fauſt (aufgeſchreckt).

Mütter!

Mephiſtopheles.

Schaudert's dich?

Fauſt.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt ſo wunderlich!

Mephiſtopheles.

Das iſt es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magſt in's Tiefſte ſchürfen;
Du ſelbſt biſt Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Fauſt.

Wohin der Weg?

Mephiſtopheles.

Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene
Nicht zu Erbittende. Biſt du bereit? —
Nicht Schlöſſer ſind, nicht Riegel wegzuſchieben,
Von Einſamkeiten wirſt umhergetrieben.
Haſt du Begriff von Oed' und Einſamkeit?

Fauſt.

Du ſparteſt dächt' ich ſolche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche
Nach einer längſt vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeſchaut,
Erklang der Widerſpruch gedoppelt laut;
Mußt' ich ſogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einſamkeit, zur Wilderniß entweichen;
Und, um nicht ganz verſäumt, allein zu leben,
Mich doch zulezt dem Teufel übergeben.

Mephiſtopheles.

Und hätteſt du den Ocean durchſchwommen,
Das Gränzenloſe dort geſchaut,
So ſäh'ſt du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbſt wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du ſäh'ſt doch etwas. Säh'ſt wohl in der Grüne
Geſtillter Meere ſtreichende Delphine;
Säh'ſt Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirſt du ſehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thuſt,
Nichts Feſtes finden wo du ruhſt.

Fauſt.

Du ſprichſt als erſter aller Myſtagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du ſendeſt mich in's Leere,
Damit ich dort ſo Kunſt als Kraft vermehre;

Behandelſt mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kaſtanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephiſtopheles.

Ich rühme dich eh' du dich von mir trennſt,
Und ſehe wohl, das du den Teufel kennſt;
Hier dieſen Schlüſſel nimm.

Fauſt.

Das kleine Ding!

Mephiſtopheles.

Erſt faß ihn an und ſchätz' ihn nicht gering.

Fauſt.

Er wächſ't in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephiſtopheles.

Merkſt du nun bald was man an ihm beſitzt!
Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Fauſt (ſchaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was iſt das Wort das ich nicht hören mag?

Mephiſtopheles.

Biſt du beſchränkt, daß neues Wort dich ſtört?
Willſt du nur hören, was du ſchon gehört?
Dich ſtöre nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längſt gewohnt der wunderbarſten Dinge.

Fauſt.

Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſtes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephiſtopheles.

Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt einerlei. Entfliehe dem Entſtandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergötze dich am längſt nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge ſchlingt ſich das Getreibe,
Den Schlüſſel ſchwinge, halte ſie vom Leibe.

Fauſt (begeiſtert).

Wohl! feſt ihn faſſend fühl' ich neue Stärke,
Die Bruſt erweitert, hin zum großen Werke.

Mephiſtopheles.

Ein glühnder Dreyfuß thut dir endlich kund
Du ſeyſt im tiefſten, allertiefſten Grund.
Bei ſeinem Schein wirſt du die Mütter ſehn;
Die einen ſitzen, andre ſtehn und gehn,
Wie's eben kommt. Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Creatur;
Sie ſehn dich nicht, denn Schemen ſehn ſie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr iſt groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreyfuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüſſel!

Fauſt
(macht eine entſchieden gebietende Attitude mit dem Schlüſſel).

Mephiſtopheles
(ihn betrachtend).

So iſt's recht!
Er ſchließt ſich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt du, dich erhebt das Glück,
Und eh' ſie's merken biſt mit ihm zurück.
Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan und du haſt es geleiſtet.
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Fauſt.

Und nun was jeẓt?

Mephiſtopheles.

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt du wieder.

Fauſt
(ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.

Wenn ihm der Schlüſſel nur zum beſten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt?

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und Fürſten. Hof in Bewegung.

Kämmerer
(zu Mephiſtopheles).

Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herr iſt ungeduldig.

Marſchalk.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.

Iſt mein Cumpan doch deßhalb weggegangen,
Er weiß ſchon wie es anzufangen,
Und laborirt verſchloſſen ſtill;
Muß ganz beſonders ſich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchalk.

Was ihr für Künſte braucht iſt einerlei.
Der Kaiſer will daß alles fertig ſey.

Blondine
(zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.
Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im May getupft wie eure Pantherkätzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich diſtillirt;
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.
Die Menge drängt heran euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.
Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.
Nun das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.
Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Braune (ſchreiend).
Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.
Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben
Bei Tafel ſchwelgend füßle mit dem Lieben.

Dame
(herandringend).

Laßt mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen.
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drücken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich' ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür' noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

Mephiſtopheles
(entrüſtet).

Reſpect wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephiſtopheles
(bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.

(Zum Pagen.)

Müßt euer Glück nicht auf die jüngſte ſetzen,
Die Angejahrten wiſſen euch zu ſchätzen. —
(Andere drängen ſich herzu.)
Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! die Noth iſt groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fauſten los!
(Umherſchauend.)
Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Anſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Ritterſaals, er faßt ſie kaum.
Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung Eck und Niſchen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

* * *

Ritterſaal.

Dämmernde Beleuchtung.
Kaiſer und Hof ſind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geſchäft, das Schauſpiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geiſter heimlich Walten;
Vergebens wagt man aus verſtändigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Seſſel ſind, die Stühle ſchon zur Hand;
Den Kaiſer ſetzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich ſich betrachten.
Hier ſitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen ſich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düſtern Geiſterſtunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und ſo, da alle ſchicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geiſter mögen kommen!

(Poſaunen.)

Aſtrolog.

Beginne gleich das Drama ſeinen Lauf.
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier iſt Magie zur Hand,
Die Teppiche ſchwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um,
Ein tief Theater ſcheint ſich aufzuſtellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich beſteige das Proſcenium.

An
Herrn Profeſſor Zachariä.
1767.

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort
Und ungekettet feſt an Deinen Wagen
Die Freuden mit Dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Hölen, (denn dahin
Flohn ſie bey Deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne, Nebel fliehn.)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch, und ſprühn
Von ihren Fittigen Gift unſerm Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer gütger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,

Mephiſtopheles
(aus dem Souffleurloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereyen ſind des Teufels Redekunſt.
(Zum Aſtrologen.)
Du kennſt den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog.

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweis, der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zweye ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überläſtig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal: Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſterngegönnte Stunden;
Durch magiſch Wort ſey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſey.
Mit Augen ſchaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt

ſteigt auf der andern Seite des Proſceniums herauf.

Aſtrolog.

Im Prieſterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getroſt begann.
Ein Dreyfuß ſteigt mit ihm aus hohler Gruft.
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüſtet ſich das hohe Werk zu ſegnen;
Es kann fortan nur glückliches begegnen.

Fauſt (großartig).

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront:
Im Gränzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig. Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſeyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern ſucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen
Was jeder wünſcht, das Wunderwürdige ſchauen.

Aſtrolog.

Der glühnde Schlüſſel rührt die Schale kaum,
Ein dunſtiger Nebel deckt ſogleich den Raum,
Er ſchleicht ſich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart.

Und nun erkennt ein Geiſter-Meiſter-Stück!
So wie ſie wandeln machen ſie Muſik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem ſie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenſchaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze Tempel ſingt.
Das Dunſtige ſenkt ſich; aus dem leichten Flor
Ein ſchöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier ſchweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen;
Wer ſollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufblühender Jugendkraft!

Zweyte.

Wie eine Pfirſche friſch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, ſüß geſchwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht eben fein.

Sechſte.

Ein bißchen könnt' er doch gewandter ſeyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Eh nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön,
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er ſezt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schoße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm ſo zierlich über's Haupt.

Kämmerer.

Die Flegeley! das find' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's, vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief in's Gemüthe,
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,

Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena (hervortreten).

Mephiſtopheles.

Das wär' ſie denn! Vor dieſer hätt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun.
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —
Wem ſie erſcheint wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt die mich voreinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles
(aus dem Kaſten).
Er läßt euch doch und fällt nicht aus der Rolle!
Aeltere Dame.
Recht wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein.
Jüngere.
Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn!
Diplomat.
Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn.
Mich däucht ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.
Hofmann.
Sie nähert ſich dem Schläfer liſtig mild.
Dame.
Wie häßlich neben jugendreinem Bild!
Poet.
Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.
Dame.
Endymion und Luna! wie gemahlt!
Derſelbe.
Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maß iſt voll.
Duenna.
Vor allen Leuten! Das iſt doch zu toll!
Fauſt.
Furchtbare Gunſt dem Knaben! —
Mephiſtopheles.
Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt doch machen was es will.

Hofmann.
Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.
Dame.
Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.
Hofmann.
Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's was ihm geſchieht.
Dame.
Ihr iſt kein Wunder was ſie vor ſich ſieht.
Hofmann.
Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.
Dame.
Ich merke ſchon ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm,
Er glaubt wohl auch daß er der erſte wäre.
Ritter.
Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —
Dame.
Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!
Page.
Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!
Hofmann.
Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?
Dame.
Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Verguldung ziemlich abgebraucht.
Andre.
Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte:
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei.
Zu zweifeln iſt ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt in's Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem an's Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier.
Ich bin nicht jung und doch gefällt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.
Geſtärkten Arms hebt er ſie hoch empor.
Entführt er ſie wohl gar?

Fauſt.

Verwegner Thor!
Du wagſt! Du hörſt nicht! halt! das iſt zu viel.

Mephiſtopheles.

Machſt du's doch ſelbſt das Fratzengeiſterſpiel!

Aſtrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geſchah
Nenn ich das Stück: den Raub der Helena.

Fauſt.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieſer Stelle!
Iſt dieſer Schlüſſel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einſamkeiten, her zum feſten Stand.
Hier faß ich Fuß! Hier ſind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten.
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſeyn!
Ich rette ſie und ſie iſt doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer ſie erkennt der darf ſie nicht entbehren.

Aſtrolog.

Was thuſt du Fauſte! Fauſte! — Mit Gewalt
Faßt er ſie an, ſchon trübt ſich die Geſtalt.
Den Schlüſſel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Exploſion, Fauſt liegt am Boden. Die Geiſter gehen in Dunſt auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schulter nimmt).

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß, Tumult.)

Zweyter Act.

Hochgewölbtes, enges, gothiſches Zimmer, ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſchaut, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette).

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſtem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.

(Sich umſchauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt;
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.

Apollens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er? iſt er entflohn?

O gäb er mir die Stärke, ſeine mächt'ge Leyer
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte ſie, dann flöhn die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höll hinab.

O leih mir, Sohn der Maia, Deiner Ferſen Schwingen,
Die Du ſonſt Sterblichen geliehn,
Die reiſſen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin.

Dann folg' ich ohnerwartet ihm am Fluße,
Allein, ſo wenig ſtaunet er,
Als gieng ihm, angeheftet ſeinem Fuße
Sein Schatten hinterher.

Von Ihm denn unzertrennlich, wärmt den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich, dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

Ja! tiefer in dem Rohre ſtockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken,
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz, Cicaden, Käfer und Farfarellen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen!
Du alter Patron,
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt,
Zu Tauſenden kommen wir
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch ihr Liebchen zu verſtecken.
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Principal.
Doch hilft es nichts mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute die mich anerkennen!

(Er zieht die Glocke die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(den langen finſtern Gang herwankend).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern.
Springt das Eſtrich, und von Oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben.

Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!
Seinen Blicken, ſeinem Winken
Möcht' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus.

Mephiſtopheles.

Das laſſen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooster Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meiſter, das iſt ein Beſchlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den erſten jetzt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer

Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
In's unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Fauſtus Tagen,
Noch unberührt ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn? —
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen,
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf,
Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerſtillſten Stillen.
Der zarteſte gelehrter Männer
Er ſieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;
So lechzt er jeden Augenblick,
Geklirr der Zange gibt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann das Glück ihm zu beſchleunen.
(Der Famulus geht ab. Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)
Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos erdreuſten.

Baccalaureus

(den Gang herſtürmend).

Thor und Thüre ſind' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren?
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,
Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel-helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand.
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen akademiſchen Ruthen.
Ich find' euch noch wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchätzt' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt.

Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct in's Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.
Geſteht! was man von je gewußt
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht' es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! Da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt!

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher in's Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreyßig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt ſie war nicht eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf,
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(Ab.)

Mephiſtopheles.

Original fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —

Im Herbſt 1775.

Fetter grüne, du Laub!
Das Rebengeländer,
Hier mein Fenſter herauf.
Gedrängter quillet
Zwillings-Beere! und reifet
Schneller, und glänzet voller.
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Früchtende Fülle.
Euch kühlet des Monds
Freundlicher Zauberhauch;
Und euch bethauen, Ach!
Aus dieſen Augen,
Der ewig belebenden Liebe
Voll ſchwellende Thränen.

Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch'n Wein.
(Zu dem jüngern Parterre das nicht applaudirt.)
Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt,
So werdet alt ihn zu verſtehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehülfliche Apparate, zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchſchauert die berußten Mauern.
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichſte Karfunkel,
Verſtrahlen Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).
Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).
Willkommen! zu dem Stern der Stunde.
(Leiſe.)
Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).
Was gibt es denn?

Wagner (leiſer).
Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.
Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr in's Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.
Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punkt aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergötzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.
(Zum Herde gewendet.)
Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen

Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —
Den Menſchenſtoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.

(Wieder zum Herd gewendet.)

Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Das laſſen wir kryſtalliſiren.

Mephiſtopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieſer Welt geſchehn;
Ich habe ſchon, in meinen Wanderjahren,
Kryſtalliſirtes Menſchenvolk geſehn.

Wagner

(bisher immer aufmerkſam auf die Phiole).

Es ſteigt, es blitzt, es häuft ſich an,
Im Augenblick iſt es gethan!
Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und ſo ein Hirn, das trefflich denken ſoll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt.
Es trübt, es klärt ſich; alſo muß es werden!
Ich ſeh' in zierlicher Geſtalt
Ein artig Männlein ſich gebärden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt dieſem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus

(in der Phiole zu Wagner).

Nun Väterchen! wie ſteht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe.
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum.
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum.
(zu Mephiſtopheles.)
Du aber Schalk, Herr Vetter, biſt du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geſchick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſeyn.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen,
Du biſt gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich ſchämen,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch niemand konnt' es faſſen
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen.

So feſt ſich halten als um nie zu ſcheiden.
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie in's Reine.
Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was gibt's zu thun?

Mephiſtopheles
(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner
(immer in die Phiole ſchauend).

Fürwahr, du biſt ein allerliebſter Knabe!

(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt).

Bedeutend! —

(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine, Frau'n die ſich entkleiden;
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,

Aus höchſtem Heldens-, wohl aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein,
Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferey,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.

(Umherſchauend.)

Verbräunt Geſtein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, gibt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.

Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte was begegnen könnte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein ächt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —

In großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyranney und Sklaverey bei Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkt: er iſt doch nur geneckt
Vom Aſmodäus der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen.
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur wie dieſer kann geneſen?
Haſt du ein Mittel, ſo erprob' es hier,
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch Brockenſtückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel find' ich vorgeſchoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden,
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun was ſoll's?

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So denk' ich hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen,
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich.)

Und ich?

Homunculus.

Eh nun,
Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins an's andre.
Das *Was* bedenke, mehr bedenke *Wie*?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.

Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab,
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.

(Ad Spectatores.)

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtre;
Nicht ſo abſcheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern... Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel... Ueberbleicht erſcheint mir ſchon

Brief an Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk ich Dein, o Lottchen; denken Dein die Beyden;
Denken an das Abendbrod
Das Du ihnen freundlich reichteſt,
Da Du mir auf reichgebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leichtverhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.
Wohl iſt mir's, daß ich Dich nicht verkannt,
Daß ich gleich Dich in der erſten Stunde,
Ganz den vollen Herzensausdruck in dem Munde
Dich ein gutes gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf einmal in die Welt;
Uns umſpülen hundert tauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherley gefällt,
Mancherley verdrießt uns, und von Stund zu Stunden

Von grauer Zelten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg= und grauenvollſten Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt ſich's! Wird ſich immerfort
In's Ewige wiederholen. . . Keiner gönnt das Reich
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemäß. . .
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſ'nen Blutes Wiederſchein,
Und angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,
Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild. . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht

Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.

(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durch's alte Fenſter
In des Nordens Wuſt und Graus,
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich beſſ'res nicht zu unſerm Heil,
Als: jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)
Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach . . .
Wär's nicht die Scholle die ſie trug,
Die Welle nicht die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft die ihre Sprache ſprach.
Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.

Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.
(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpürend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So find' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig modiſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greiſen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greifen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif
(wie eben und immer ſo fort).
Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold.
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen
(von der koloſſalen Art).
Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.
Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen.
Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns dießmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles
(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).
Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne,
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.
Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.
Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Britten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,

Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnen-Spiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſeyn! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle,
Ich wärme mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen wär' zum Schaden.
Gib Räthſel auf, gib allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſeyn.
Verſuch einmal dich innigſt aufzulöſen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem böſen,
Dem ein Plaſtron, aſcetiſch zu rapiren,
Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüſiren."

Erſter Greif (ſchnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweyter Greif (ſtärker ſchnarrend).
Was will uns der?

Beide.
Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (brutal).
Du glaubſt vielleicht des Gaſtes Nägel krauen
Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal

Sphinx (milde).
Du magſt nur immer bleiben,
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.
Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.
Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße,
Denn unſre Tatzen ſind geſund;
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen (präludiren oben).

Mephiſtopheles.
Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Der Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.
Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgeſtimmten Tönen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe

(ſie verſpottend in derſelben Melodie).

Nöthigt ſie herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Haſſen, weg! das Neiden;
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unterm Himmel ausgeſtreut!
Auf dem Waſſer, auf der Erde,
Sey's die heiterſte Gebärde
Die man dem Willkommen beut.

Mephiſtopheles.

Das ſind die ſaubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trallern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel;
Ein lederner verſchrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).

Wie wunderbar! das Anſchaun thut mir Gnüge.
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänfnen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart;
(Auf die Greiſe deutend).
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen.
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt du dergleichen weggeflucht.
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen.
Die letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht.
Wenn er dir ſteht ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorüber eilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wollteſt du zu unſern Gauen
Dich an's grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich Edler nicht betrügen.
Statt daß Ulyß ſich binden ließ,
Laß unſern guten Rath dich binden;
Kannſt du den hohen Chiron finden,
Erfährſt du was ich dir verhieß.

Fauſt (entfernt ſich).

Mephiſtopheles (verdrießlich).

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag?
So ſchnell daß man's nicht ſehen mag,
Und immer eins dem andern nach.
Den Jäger würden ſie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,

Schwankt das leicht', unruhige Gefühl:
Wir empfinden, und was Wir empfunden
Spült hinweg das bunte Welt=Gewühl.

Wohl ich weiß es, da durchſchleicht uns immer
Manche Hofnung, mancher Schmerz;
Lottchen, wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?
Ach! es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und, vertrauend, zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher, und findet alles zu.
So vertaumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und, zu deinem ew'gen Unbehagen,
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt Vertrauen tragen,
Die ſo oft Dich trog,
Und bey Deinem Weh' und Glücke
Blieb in eigenwill'ger ſtarrer Ruh?

Es ſind die raſchen Stymphaliden,
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geyerſchnabel und Gänſefuß.
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles
(wie verſchüchtert).

Noch andres Zeug ziſcht zwiſchen drinn.

Sphinx.

Vor dieſen ſey euch ja nicht bange,
Es ſind die Köpfe der Lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu ſeyn. —
Doch ſagt was ſoll nur aus euch werden?
Was für unruhige Gebärden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht.
Geht hin! begrüßt manch reizendes Geſicht.
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Aegypten her, ſind längſt gewohnt
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.

Und reſpectirt nur unſre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios

umgeben von Gewäſſern und Nymphen.

Peneios.
Rege dich du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt leichte Weidenſträuche,
Liſpelt Pappelzitterzweige
Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Walleſtrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).
Hör' ich recht, ſo muß ich glauben:
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlich Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergötzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten
Die unvergleichlichen Geſtalten
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,
Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergötztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;
Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.

Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt ....
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort ....
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget Schweſtern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes Hufe.

Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.
Fauſt.
Iſt mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt heran getrabt.
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt,
Von blendend=weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon.
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .
Chiron.
Was gibt's? Was iſt's?
Fauſt.
Bezähme deinen Schritt!
Chiron.
Ich raſte nicht.
Fauſt.
So bitte! Nimm mich mit!
Chiron.
Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.
Fauſt (aufſitzend).
Wohin du willſt. Für ewig dank' ich's dir . . . .

Der große Mann, der edle Pädagog.
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis in's Tiefſte kennt.
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es Seinesgleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn:
Du haſt die Größten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich=ernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft die ihn beſeelte,
Konnt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt
Wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden ward's zum ſchönen Theil.
Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig
Schlug er die Leyer allen übermächtig.
Scharfſinnig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen. . .

Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlich anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweyten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! .. Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt!

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . . .

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich ſo wie ſich ſelbſt betrogen.

Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Fauſt.

So ſey auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden
Selbſt außer aller Zeit. Welch ſeltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
In's Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig.
Du ſahſt ſie einſt, heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön.
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Menſch biſt du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeſculaps; im ſtillen Beten
Fleht ſie zum Vater: daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtſchlag ſie bekehre.

Sieh, da tritt der Geiſt in ſich zurücke
Und das Herze ſchließt ſich zu.

* * *

So fand ich Dich, und gieng Dir frey entgegen;
O Sie iſt werth zu ſeyn geliebt,
Rief ich, erflehte Dir des Himmels reinſten Seegen,
Den er Dir nun in Deiner Freundin giebt.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus iedem Zweig,
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch,

Die liebſte mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig;
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
Durch Kiesgewäſſer mich an's Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich das ſich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier ſteht, bedeutend nah,
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto
(inwendig träumend).

Von Pferdes-Hufe
Erklingt die heilige Stufe.
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J. W. FN. 06890/234

Manto (träumend).
Willkommen! ich ſeh', du bleibſt nicht aus.

Chiron.
Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.
Streifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.
Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.
Ich harre, mich umkreiſ't die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.
Die verruf'ne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen, mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Aſklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.
Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron
iſt ſchon weit weg.

Manto.
Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.

Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt,
Benutz' es beſſer, friſch! beherzt!
(Sie ſteigen hinab.)

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätſchernd ziemt es da zu ſchwimmen,
Lied um Lieder anzuſtimmen,
Dem unſeligen Volk zu gut.
Ohne Waſſer iſt kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäiſchen Meere,
Würd' uns jede Luſt zu Theil.

(Erdbeben.)

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett danieder;
Grund erbebt, das Waſſer ſtaucht,
Kies und Ufer berſtend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäſte
Zu dem ſeeiſch heitern Feſte,

Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernetzend, leiſe ſchwellen;
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängſtlich Erde-Beben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft iſt's um den Ort.

Seiſmos

(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Nun erhebet ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,

Einer Kreiſenden zu Lieb'
Aus der Weg' empor ſie trieb.
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.
Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſtehn;
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu mahleriſch-entzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug
Und, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.

Wir tollten dort in jugendlicher Hitze
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt . . . .
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt, müßte man geſtehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen
Wie ſich's aus dem Boden würgte.
Bebuſchter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Greife.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen ſeh' ich zittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben:
Imſen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geſchwind nach oben!
Behendeſt aus und ein!
In ſolchen Ritzen
Iſt jedes Bröſelein
Werth zu beſitzen.
Das Allermindeſte
Müßt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemſig müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Greife.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel von der veſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah,
Fraget nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!

Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen.
Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke.
Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen alle,
Rührig im Schwalle,

Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen.
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch auſgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Imſen und Daktyle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Eiſen.
Sie ſchmieden Ketten.
Uns los zu reißen
Iſt noch nicht zeitig.
Drum ſeyd geſchmeidig.

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich Flügelflatterſchlagen!

Und Freud und Wonne
Aus ieder Bruſt.
O Erd o Sonne
O Glück o Luſt

O Lieb' o Liebe,
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf ienen Höh'n;

Du ſeegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebſt du mich!

So liebt die Lerche
Geſang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmels-Duft,

Welch ein Aechzen, welch Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höhn!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genoſſen unſres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache.
Keiner ſpare Kraft und Blut,
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!

(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles

(In der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern,
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch ſey, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſeyn,
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden bläht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal

Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genung — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt um's Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend, vor,
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt an's Naſchen
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien

(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen!
Von Adam her verführte Hanſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt du nicht ſchon vernarrt genung!

Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts:
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich in's Gewebe
Der Zweifeley nicht thörig ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Empuſe
(zu Mephiſtopheles)
Begrüßt von Mühmichen Empuſe,
Der Trauten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!

Mephiſtopheles.
Hier dacht' ich lauter Unbekannnte,
Und finde leider Nahverwandte.
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuſe.
Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles.
Ich merk' es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich was auch will eräugnen,
Den Eſelskopf möcht' ich verläugnen.

Lamien.
Laß dieſe Garſtige, ſie verſcheucht
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Mephiſtopheles.
Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig;

Und hinter ſolcher Wänglein Roſen
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch! ſind unſrer Viele.
Greif' zu! Und haſt du Glück im Spiele
Erhaſche dir das beſte Loos.
Was ſoll das lüſterne Geleyer?
Du biſt ein miſerabler Freier,
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſre Schaaren;
Laßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Weſen bloß.

Mephiſtopheles.

Die ſchönſte hab' ich mir erleſen . . .
(Sie umfaſſend.)
O weh mir! welch ein dürrer Beſen!
(Eine andere ergreifend.)
Und dieſe? . . . . Schmähliches Geſicht!

Lamien.

Verdienſt du's beſſer? dünk' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden . . . .
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen!
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faſſ' ich mir die Lange . . . .
Da pack' ich eine Thyrſusſtange!
Den Pinienapfel als den Kopf.
Wo will's hinaus? . . . . Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;

Zum leztenmal gewagt! Es ſey!
Recht quammig, quappig, das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen ....
Doch ach! der Boviſt plazt entzwey!

Lamien.

Fahrt auseinander, ſchwankt und ſchwebet!
Blizartig, ſchwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexenſohn!
Unſichre ſchauderhafte Kreiſe!
Schweigſamen Fittigs, Fledermäuſe;
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephiſtopheles

(ſich ſchüttelnd).

Viel klüger, ſcheint es, bin ich nicht geworden;
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeſchmackt.
Iſt eben hier eine Mummenſchanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Weſen daß mich's ſchauerte ....
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwiſchen dem Geſtein verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jezt ſteht mir Geröll entgegen.

Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein ſolch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Von hoher Eichenkraft umlaubt.
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle!

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwey zu ſchlagen;
llein was ich bisher geſehn
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen:
Zwey Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand.
Denn, wo Geſpenſter Platz genommen,
ſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freue,
Erſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrſt, kommſt du nicht zu Verſtand.
Willſt du entſtehn, entſteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

in guter Rath iſt auch nicht zu verſchmähn.

Mephiſtopheles.

o fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn.

(Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

ein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen,
edarf es weitres dich zu überzeugen?

Thales.
Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.
Anaxagoras.
Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.
Thales.
Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.
Homunculus
(zwiſchen beiden).
Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſtehn!
Anaxagoras.
Haſt du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?
Thales.
Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen.
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt,
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.
Anaxagoras.
Hier aber war's! Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte,
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.
Thales.
Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Er iſt auch da, und das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen,
Pygmäen, Imſen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.
(Zu Homunculus.)
Nie haſt du Großem nachgeſtrebt,
Einſiedleriſch-beſchränkt gelebt;
Kannſt du zur Herrſchaft dich gewöhnen,
So laſſ' ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was ſagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die ſchwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde ſo dem König drohn.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß-Wetter leuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen
Schafft grauſam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth
Nach der Pygmäen frevlem Blut.

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebſt!
Sey ewig glücklich
Wie du mich liebſt!

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran;
Sah' nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan;
Und wie er ſizt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor,
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtrahl den Zwergen?
Wie ſich Daktyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es flieht, es ſtürzt das Heer.

Anaxagoras
(nach einer Pauſe feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So wend' ich mich in dieſem Fall nach oben . . .
Du! droben ewig unveraltete,
Dreynamig-Dreygeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſt-erweiternde, im Tiefſten-ſinnige,
Du ruhig-ſcheinende, gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!

(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört?
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?

Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
In's Düſtre röthet ſich ſein Feuer . . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!

So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevlend magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen?
Verderblichſtes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.
(Wirft ſich auf's Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz ſo wie vorhem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz,
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetſcht, erſchlagen.
Doch muß ich ſolche Künſte loben,
Die ſchöpferiſch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garſtige Brut!
Daß du nicht König warſt iſt gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeſte,
Dort hofft und ehrt man Wundergäſte.
(Entfernen ſich.)

Mephiſtopheles
(an der Gegenſeite kletternd).

Da muß ich mich durch ſteile Felſentreppen,
Durch alter Eichen ſtarre Wurzeln ſchleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunſt
Hat was vom Pech und das hat meine Gunſt;
Zunächſt der Schwefel. . . . Hier, bei dieſen Griechen
Iſt von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuſpüren
Womit ſie Höllenqual und Flamme ſchüren.

Dryas.

In deinem Lande ſey einheimiſch klug,
Im fremden biſt du nicht gewandt genug.
Du ſollteſt nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephiſtopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.
Doch ſagt: was in der Höhle dort,
Bei ſchwachem Licht, ſich dreyfach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort.
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert.

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn:
Dergleichen hab' ich nie geſehn.
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune. . . .
Wird man die urverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreygethüm erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land.
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren.
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahen
Und euren Segen dreyfach zu empfahen.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder ehegeſtern;

Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt,
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſ't. —
Und ſagt! wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch Würdigſte geſehn;
Verſuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht
Hat unſer Drey noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held in's Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gib uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.

Euch Dreyen gnügt Ein Auge, gnügt Ein Zahn,
Da ging es wohl auch mythologiſch an
In zwey die Weſenheit der drey zu faſſen.
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen.
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch? ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen,
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den Einen Raffzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles
(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drey der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwey der Augen, zwey der Zähne.

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken.
(Ab.)

Felsbuchten des Aegäiſchen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen
(auf den Klippen umher gelagert, flötend und ſingend).

Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel
Das ſich aus den Wogen hebt.
Dir zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna ſey uns gnädig!

Nereiden und Tritonen
(als Meerwunder).

Tönet laut in ſchärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen.

Weil der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grauſen Schlünden
Wichen wir zu ſtillſten Gründen,
Holder Sang zieht uns heran.

Seht! Wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten ſchmücken;
Auch zu Kron' und Edelſteinen,
Spang- und Gürtelſchmuck vereinen.
Alles das iſt eure Frucht.
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Wiſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hieher gekommen
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,
Zum vollgültigſten Beweiſe,
Daß wir mehr als Fiſche ſind.

(Entfernen ſich.)

Sirenen.
Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter! wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen
Und niemals wiſſen was ſie ſind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Und der Tag nicht vertreibe.

Thales
(am Ufer zu Homunculus).
Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf,
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jederman Reſpect,
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.
Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!
Gebilde, ſtrebſam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt ſich immer ſelbſt zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du biſt der Weiſe, treib' uns nicht von hier!
Schau' dieſe Flamme menſchenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergibt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein kluges Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh' ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt.
Am griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da,
Ihm kündet' ich was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen ſchien's ein Spiel,
Er folgte ſeiner Luſt und Ilion fiel —

Sie ſang zu ihm und ſprach zu ihm:
Was lockſt Du meine Brut,
Mit Menſchenwiz und Menſchenliſt
Hinauf in Todes Glut?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du kämſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt nicht dein eigen Angeſicht
Dich her in ewgen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Nezt ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnensvoll
Wie bey der Liebſten Gruß:
Sie ſprach zu ihm — ſie ſang zu ihm —

Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?
Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann gibt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu flehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu entſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz andres ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Boden trägt
Ein ſchön Gebild das ſich ſo zierlich regt.
Sie werfen ſich, anmuthigſter Gebärde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element auf's zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſich noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus Muſchelwagen
Kommt Galatee, die ſchönſte nun, getragen

Die, ſeit ſich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin ſelbſt verehrt.
Und ſo beſitzt die Holde, lange ſchon,
Als Erbin, Tempelſtadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenſtunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.
Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entſtehn und ſich verwandeln kann.
(Entfernt ſich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben nichts durch dieſen Schritt gewonnen,
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen,
Und ſteht er euch, ſo ſagt er nur zuletzt
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths,
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads!
(Entfernen ſich.)

Sirenen
(oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von Weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen,
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen
Soll allen euch behagen.
Chelonen's Rieſen-Schilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,
Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Feſt zu führen;
Denn wo ſie heilig walten,
Neptun wird freundlich ſchalten.

Sirenen.

Wir ſtehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderſtehbar an Kraft
Schützt ihr die Mannſchaft.

Nereiden und Tritonen.

Drey haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen,
Er ſagte er ſey der Rechte,
Der für ſie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo ſind die drey geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weſ't auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgeſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen
(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe,
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja was man begehrt:
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt du Proteus?

Proteus
(bauchredneriſch, bald nah, bald fern).
Hier! und hier!

Thales.
Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus
(als aus der Ferne).
Leb' wohl!

Thales
(leiſe zu Homunculus).
Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch!
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſtockt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.
Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Proteus
(in Geſtalt einer Rieſenſchildkröte).
Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales
(den Homunculus verhüllend).
Gut! Wenn du Luſt haſt kannſt du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laſſ' dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſey's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will was wir verhüllen.

Proteus (edel geſtaltet).
Weltweiſe Kniffe ſind dir noch bewußt.

Thales.
Geſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.
(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).
Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.
Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.
Du biſt ein wahrer Jungfern-Sohn,
Eh' du ſeyn ſollteſt biſt du ſchon!

Thales (leiſe).
Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.
Da muß es deſto eher glücken,
So wie er anlangt wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!

Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen,
Man wächſ't ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt ſo und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreyfach merkwürd'ger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus,

auf die Hippokampen und Meerdrachen, Neptunens Dreyzack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreyzack Neptunen geſchmiedet
Womit er die regeſten Wellen begütet.

Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten geſpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aengſten gerungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Tiefſten verſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Allerlieblichſte Göttin am Bogen da droben!
Du hörſt mit Entzücken den Bruder beloben.
Der ſeligen Rhodus verleihſt du ein Ohr,
Dort ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tagslauf und iſt es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
Gefallen dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Kein Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht er ſich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen und die Inſel iſt rein!
Da ſchaut ſich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Rieſen, den großen, den milden.
Wir erſten wir waren's, die Göttergewalt
Aufſtellten in würdiger Menſchengeſtalt.

Proteus.

Laß du ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebeſtrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet, ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch ſey,
Iſt immer doch nur Plackerey;
Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt in's ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.
(Er verwandelt ſich.)
Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gib nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Da war's um ihn geſchehn —
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin —
Und ward nicht mehr geſehn.

Jägers Nachtlied.

Im Felde ſchleich ich ſtill und wild,
Lauſch mit dem Feuerrohr,
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor!

Du wandelſt izt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein ſchnell verrauſchend Bild
Stellt ſich dirs nicht einmal?

Des Menſchen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Raſt;
Dem wie zu Hauſe ſo im Feld
Sein Herze ſchwillt zur Laſt?

Homunculus
(beſteigt den Proteus-Delphin)

Proteus.

Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen
(auf den Felſen).

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar;

Nereus

(zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelpfad,
Wunderflugs beſondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beſte
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pſyllen und Marſen

(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Widdern).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,
Vom Seiſmos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen,
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.

Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen Zeil' an Zeile
Schlangenartig reihenweis,
Naht euch rüſtige Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galate'n der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih' uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(zu Nereus)

Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn.
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lobſt du Vater unſer Walten.
Gönnſt uns wohl erworbne Luſt;
Laſſ' uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mögt euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand.
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie an's Land.

Doriden.

Ihr holden Knaben ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee

(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! auf's neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen. . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,

Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Echo

(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon.
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durch's Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.
Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſern Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt.

Thales.
Homunculus iſt es, von Proteus verführt. . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.
Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan:
Die Körper ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros der alles begonnen!

Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle!
Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und **Chor** gefangener Trojanerinnen, **Panthalis** Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.

Gegrüßet ſeyd mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſchert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz.
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?

Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweydeutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche
Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil ſänne ſaß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn

Mir iſt es, denk ich nur an dich
Als ſäh' den Mond ich an;
Ein ſüßer Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir gethan!

Bundeslied

einem jungen Paar geſungen von Vieren.

Den künftgen Tag und Stunden
Nicht heut dem Tag allein
Soll dieſes Lied, verbunden
Von uns, geſungen ſeyn.
Euch bracht ein Gott zuſammen
Der uns zuſammen bracht.
Von ſchnellen ewgen Flammen
Seyd glücklich durchgefacht!

Ihr ſeyd nun eins ihr Beyde,
Und wir mit euch ſind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude

Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreyfuß, als du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.

Bedenklich iſt es; doch ich ſorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn ſie däucht;
Es möge gut von Menſchen, oder möge bös
Geachtet ſeyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

Chor.

Was geſchehen werde ſinnſt du nicht aus.
Königin, ſchreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig.
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.

Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen in's Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht.

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden,
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Rauhſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus,

Nach unſäglichen
Freuden und Qualen
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis
(als Chorführerin).

Verlaſſet nun des Geſanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euern Blick.
Was ſeh' ich, Schweſtern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena
(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, daß dem Schoß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
In's Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her an's Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd.

Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurück geſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchoß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schoße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſend angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos

Geſchmückt ſich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf,
Gebietriſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug' und Geiſt verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt Geſtalten ſchöpfriſch aufzubaun.
Da ſeht ſie ſelbſt! ſie wagt ſogar ſich an's Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.
Die grauſen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen oder bändigt ſie.

Phorkyas

(auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend).

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe.
Schreckliches hab' ich vieles geſehen.
Kriegriſchen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimmen ſchallen durch's Feld,
Mauerwärts.

Ach! ſie ſtanden noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar ſchon,

Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.
Biſt du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche ſchaut Er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unſelige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja ſo höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünſchenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt.

Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch find' ich nun, ihr frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut!
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende!
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir

Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie
er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan
Nur ſchlecht befittigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an! und küſſet treu
Bey dieſem neuen Bunde
Die alten wieder neu.

Nicht lang in unſerm Kreiſe
Biſt nicht mehr neu darinn;
Kennſt ſchon die freye Weiſe
Und unſern treuen Sinn.
So bleib zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd unſer Bund geſtört!

Uns hat ein Gott geſegnet,
Ringsum mit freyem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So friſch ſey unſer Glück;
Durch Grillen nicht gedränget
Verknickt ſich keine Luſt:
Durch Zieren nicht geenget
Schlägt freyer unſre Bruſt.

Choretide 1.
Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.
Phorkyas.
So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind.
Choretide 2.
An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.
Phorkyas.
Zum Orcus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf.
Choretide 3.
Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.
Phorkyas.
Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.
Choretide 4.
Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.
Phorkyas.
Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.
Choretide 5.
Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?
Phorkyas.
Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.
Choretide 6.
Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt
Phorkyas.
Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.
Chorführerin.
Das deine ſtopf' ich wenn ich ſage wer du ſeyſt.
Phorkyas.
So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſt verirrten, in's Vergebne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſittelosem Zorn,
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du die älteſte
Du ſtehſt gelaſſen, rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannichfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.
Du aber, hochbegünſtigt, ſonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe ſahſt nur Liebesbrünſtige,
Entzündet raſch zum kühnſten Wagſtück jeder Art.
Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich ſchön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehnjährig ſchlankes Reh,
Und mich umſchloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.
Durch Caſtor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben ſtandſt du ausgeſuchter Helden-Schaar.

Helena.
Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.
Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchſtreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.
Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.
Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.
Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.
Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sklaverey.

Helena.
Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher,
Vertrauend vieles, Burg und kühn erworbnen Schatz.

Phorkyas.
Die du verließeſt, Ilios umthürmter Stadt,
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.
Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leids
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.
Phorkyas.
Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.
Helena.
Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.
Phorkyas.
Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.
Helena.
Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.
(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)
Chor.
Schweige, ſchweige!
Mißblickende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen! was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund.

Denn der Bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfesgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des dreyköpfigen Hundes Rachen.

Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reich begabten
Letheſchenkenden holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes,
Und verdüſterſt allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten
Welche die Sonne jemals beſchien.
(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein:
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt, was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeyd bereit,
Eilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreyfuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du biſt gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und dieſe.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl verbreiteter Gruppe.)

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug ihr ſeyd verloren! Alſo friſch an's Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei du düſtres, kugelrundes Ungethüm.
Wälzt euch hieher, zu ſchaden gibt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen gibt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupt's, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Uralteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil,
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Bammeln, unergötzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willſt erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie ſtehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt dir denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannſt?

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06872/216

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt' er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verſtändiger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios

Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg! die ſolltet ihr mit Augen ſehn!
Das iſt was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopiſch wie Cyklopen, rohen Stein ſogleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort
Iſt alles ſenk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie! himmelan ſie ſtrebt empor,
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu ſchauen aus und ein
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlungne Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerey'n
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig dreht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchaar
Von ſeinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.

Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, gibt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Bubenſchaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Wittwe dich erſtritt

Und glücklich kebſ'te; Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Gräuel war es anzuſchaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne, der Chor fährt zuſammen.)

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen Herr und König, gerne geb' ich Rechenſchaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, ſeht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen iſt euch nicht.

(Pauſe.)

Helena.

Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerdämon biſt du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen um.

Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
Im tiefen Buſen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte! geh' voran.

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veſte
Unzugängliche Mauer.
Schütze ſie eben ſo gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger Liſt erlag.

(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schweſtern ſchaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick.
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanfthingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!

Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton!
Tod verkündenden ſagen ſie;
Ach daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, lang-
Schön weißhalſigen, und ach!
Unſrer Schwanerzeugten.
Weh uns, weh, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke,

Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße wie du magſt.
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.

Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt? Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.
Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck.
Ueber überwallt er,

Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreyfach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er oben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich leihen; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frau'n.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam-ernſtem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Fauſt

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder! dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis in's Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Mit iedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter immer heiter
Steigt unſer Blick hinan;
Und bleiben lange lange
Fort ewig ſo geſellt.
Ach! daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr ſollt nichts verlieren
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einſt von Vieren
Das Schickſal von euch treibt:
Iſts doch als wenn er bliebe!
Euch ferne ſucht ſein Blick;
Erinnerung der Liebe
Iſt wie die Liebe, Glück.

Thurmwächter. Lynceus.
Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz.
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jezt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreyfach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und alles,

Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiſte und Männer die ihm andere nachtragen).

Du ſiehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweyte ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nun der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfeney aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz,
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein.
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gib mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück!

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schoß verbirgt, Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh' und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebloſem Leben richte zu.

Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

(Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an,

Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mann's mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich:
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's gleich,
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mit genießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer gibt ſie?

Helena.
Meine Hand.
Chor.
Wer verdächt' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.
Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!
Fauſt.
Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.
Helena.
Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.
Fauſt.
Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.
Phorkyas (heftig eintretend).
Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes-Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Sieger-Schaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt du das Fraun-Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein.
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüme.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Dräun.

(Signale, Exploſionen von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

Fauſt.

Nein gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und herantreten.)

Mit angehaltnem ſtillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

Eis-Lebens-Lied.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn! —
Stille, Liebchen, mein Herz!
Krachts gleich, brichts doch nicht!
Brichts gleich, bricht nicht mit dir!

An Kenner und Liebhaber.

Was frommt die glühende Natur
An deinem Buſen dir?
Was hilft dich das Gebildete
Der Kunſt rings um dich her?
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerſpitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr,
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jezt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schuz,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich Gothe deinem Truz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Bliz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Siz.

All-Einzeln ſieht ſie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Fauſt ſteigt herab, die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher liſtig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber kühnlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſey er bedacht.

Unſern Fürſten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer klug ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtehn
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eignem Nutz,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?

Ihm gehört ſie, ihm ſey ſie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer,
Außen mit mächtigſtem Heer umgab.

Fauſt.

Die Gaben, dieſen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchützen um die Wette,
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinſel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergaſt angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt,

Als, mit Eurotas Schilfgeflüſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überſtach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und dulder auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum;
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt=Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ebnen reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Plaz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet
Ergreifen alle Welten ſich.
(Neben ihr ſizend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen.
Vergangenheit ſey hinter uns gethan!
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſeligem Grund zu wohnen
Du flüchteteſt in's heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen.
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!
(Der Schauplaz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe

von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſtelle hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht,
Ob ſie ſich träumen ließen was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten,
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen; welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schoß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel

Thöriger Liebe Neckereyen, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweyten dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden,
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande

Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die goldne Leyer, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich an's Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was erglänzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich gebärdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?

Alles was je geſchieht
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonne-durchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich,
Ach! in iene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſeelig
In der öden Nacht!

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein,
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen —
Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden,
Ungemiſchter Luſt!
Ahnungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bey ſoviel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Vortheil ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey.
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſ't,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei;
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt.
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena. Fauſt. Euphorion
(in dem oben beſchriebenen Coſtume).

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwey;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drey.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk'! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke.
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſt, ich fürchte.
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige.
Eltern zu Liebe.
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.
(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)
Leichter umſchweb' ich hie.
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie.
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan,
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn.

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukeley
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt;
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht
Liebliches Kind!
All' unſre Herzen ſind
All dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen
Sey nicht behende,
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen
Du ſchönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich ſchier.

Helena und Fauſt.

Welch ein Muthwill', welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblaſen
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor
(einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbei gelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeſte herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe;
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel.

Euphorion

(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.

Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da;
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär ich gern.
(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.
Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Pelops Land,
Erde- wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen.
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwendriſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch in's Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern.
Fern und ſo weiter fern.
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch.
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an:
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort:
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum in's Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel biſt, iſt Lieb und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-ſchwer
Die Pflanzen umher!
Wie durchs Gebüſch
Die Winde ſo friſch!
Wie laut, im hellen Sonnenſtrahl
Die ſüßen Vöglein allzumahl!

Ach! aber da,
Wo Liebchen ich ſah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,

Und der Tod
Iſt Gebot.
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönn't mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions

(Stimme aus der Tiefe).

Laß mich im düſtern Reich
Mutter mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor.

(Trauergeſang.)

Nicht allein! — wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteileſt
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch du ranntest unaufhaltſam
Frei in's willenloſe Netz.
So entzweiteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht.
Wollteſt Herrliches gewinnen.
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.

(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.

(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).

Halte feſt was dir von allem übrig blieb.

Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor,
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehen uns wieder, weit gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt in's Proſcenium, hebt die Exuvien in die Höhe und ſpricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;
So des Geklimpers viel-verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin

Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Aſphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermaus gleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.
(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht;
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizen tändelnd, locken leiſe, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luſtigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln, lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend.
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwidernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreyfach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jezt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereyen halbem Rauſch er je bedurfte,

Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen.
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, glühend, Beeren-Füllhorn aufgehäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne.
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus öhrig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen treten alle Sitte nieder.
Alle Sinne wirbelnd taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte.

Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte.
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Mephiſtopheles, um, in ſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

* * *

Vierter Act.

Hochgebirg.

Starke zackige Felſen-Gipfel. Eine Wolke zieht herbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte herab. Sie theilt ſich.

Fauſt (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Wolke Tragwerk, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ't ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnbeglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Fraungebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.

So rings bedeckt
Der Sonne verſteckt.
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer.
Da lief ich an ein flieſſend Waſſer,
Das Waſſer lief vor mir vorbey.

Da ſtand ich nun verzweifelnd ſtumm,
Im Kopfe war mirs wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es gieng die Welt mit mir herum.

Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn.
Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſt ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Sieben-Meilenſtiefel (tappt auf).

Ein Anderer folgt alsbald.

Mephiſtopheles (ſteigt ab).

Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle,
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden.
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum, —
Uns aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte,
Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In ſehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszupuſten;
Die Hölle ſchwoll von Schwefel=Stank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterſte in's Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch=heißer Gruft
In's Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.
(Ephes. 6. 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel=ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —

Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgeründet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächſt's, und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleyen.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar,
Doch weiß es anders der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten, ſiedend,
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug;
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirges=Trümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer gibt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu=gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören;
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten
Zu ſehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unſinn! ſieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeſſ'nen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."
(Matth. 4.)

Doch ungenügſam wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleiſchbänke wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte gränzenlos verlängt.

Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt, —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammet-Matten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Caſcadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und piſcht's, in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen,
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.

Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl wornach du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen;
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen-
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles

(ad Spectatores).

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren

Fauſt

(leidenſchaftlich fortfahrend).

Sie ſchleicht heran, an aber tauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſ't und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt nichts geleiſtet

Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte!
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt ſich ſelbſt zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt das! — Hörſt du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden. Klug iſt das Bemühen
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da, nun Fauſte greife zu!

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich.

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen,
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falſch zu ſchließen:
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſey recht wünſchenswerth und ſchön
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.
So wird er ſtets der Allerhöchſte ſeyn,
Der Würdigſte —; Genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß und wie?
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder ſich vertrieben, tödteten.

Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: ſich wehren — Nun, das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: *Herr* iſt der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſch geſchaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;

Auf einmal hört' ich was, das rief.
Ich wandte iuſt dahin den Rücken,
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
Nimm Dich in Acht! der Fluß iſt tief.

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich ſeh, ſo iſts ein ſüßes Mädchen.
Ich frage ſie, wie heißt Du? „Käthchen.
O ſchönes Käthchen, Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf ewig dank ich Dir mein Leben.
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſey auch meines Lebens Glück.

Und dann klagt' ich ihr meine Noth;
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder,
Ich küßte ſie, und ſie mich wieder:
Und vor der Hand nichts mehr von Tod.

Sie waren mehr, als andere betheiligt,
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich, er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu, der Lebende ſoll hoffen.
Befrein wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen!
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige dich bei großen Sinnen.
Indem du deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So knieſt du nieder und empfängſt
Die Lehn von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht,
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht.

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie; dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß du den Generalſtab ſorgen
Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenſchenkraft;
Wohl dem der ſie zuſammenrafft.

Fauſt.

Was ſeh' ich dort was Waffen trägt?
Haſt du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quinteſſenz.

Die drey Gewaltigen (treten auf).
(Sam. II. 23. 8.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchiednen Jahren,
Verſchiednem Kleid und Rüſtung ſind ſie da;
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.

(Ad Spectatores.)

Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch wie die Lumpen ſind,
Sie werden nur um deſto mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir in's Auge ſieht
Werd' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren,
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel das ſind Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;
Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach.

Haltefeſt

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie ſteigen allzuſammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegeriſche Muſik von unten.

Des Kaiſers Zelt wird aufgeſchlagen.

Kaiſer. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer ſcheint der Vorſatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe feſt uns glückt die Wahl.

Kaiſer.

Wie es nun geht, es muß ſich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürſt, auf unſre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünſcht ſich der Kriegsgedanke:
Nicht ſteil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unſern vortheilhaft, dem Feind verfänglich.
Wir, halb verſteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterey ſie wagt ſich nicht heran.

Kaiſer.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann ſich Arm und Bruſt erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwieſe flachen Räumlichkeiten,
Siehſt du den Phalanx, wohlgemuth zu ſtreiten.

Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſten Mal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unſrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den ſtarren Fels beſetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klauſe ſchützt.
Ich ahne ſchon hier ſcheitern Feindeskräfte
Unvorgeſehn im blutigen Geſchäfte.

Kaiſer.

Dort ziehn ſie her die falſchen Anverwandten,
Wie ſie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Scepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter ſich entzweyt, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig unſre Kunſt,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entſchuldigung
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweyte kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweyter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.

Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel riethet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zu Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme.
Die drey Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten:
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte,
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte;
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden.

Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab' ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, ſag' an: was ſoll das hier?

Fauſt.

Der Negromant von Norcia, der Sabiner,
Iſt dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schickſal droht' ihm ungeheuer,
Das Reiſig praſſelte, ſchon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verſchränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Menſch, noch Gott, noch Teufel konnte retten,
Die Majeſtät zerſprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge ſtets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er ſich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich.
Er trug uns auf, als eiligſtes Geſchäfte,
Bei dir zu ſtehn. Groß ſind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberey.

Kaiſer.

Am Freudentag wenn wir die Gäſte grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder wie er ſchiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;

Doch höchſt willkommen muß der Biedre ſeyn,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein.
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten.
Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron' begehrt,
Perſönlich ſey er ſolcher Ehren werth.
Sey das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt in's Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle ſind verwundet;
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild den Schädel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlagnen friſch ſich in's Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal.“

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig;
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtellt.

Mit einem goldnen Halskettchen überſchickt.

Dir darf dies Blatt ein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um Deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr dem Närrchen die Begierde!
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſts eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt Du s wieder hin.

Denn wär' es eine andre Kette,
Die feſter hält, und ſchwerer drückt;
Da winkt ich Dir wohl ſelbſt — Liſette,
Ganz recht mein Kind! Nicht gleich genickt.

Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt.

(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte.

(Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unſerer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht.
Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt

(auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort.

Habebald

(tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze.
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute
(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweibt.
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig wenn ſie greift.
Iſt ohne Schonung wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt.

(Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird, Mann für Mann, dem wüthenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt
(winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken.
Es ſchadet nichts wenn Starke ſich verſtärken.

Haltefeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin iſt der Beſitz geborgen:
In ihm bewähret ſich der Alte.
Kein Strahlblitz ſpaltet was ich halte.

(Ab.)

Mephiſtopheles
(von oben herunterkommend).

Nun ſchauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde

Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuſchlagen.
(Leiſe zu den Wiſſenden.)
Woher das kommt müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſäumt,
Die Waffenſäle ringsum ausgeräumt;
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären ſie noch Herrn der Erde;
Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhäuſer;
Gar manch Geſpenſt hat ſich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt,
Für dießmal macht es doch Effect.
(Laut.)
Hört wie ſie ſich voraus erboſen,
Blechklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.
(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben, im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt

Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Fels, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen,
Hans Raufbold, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erhoben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Fauſt.

Vernahmſt du nichts von Nebelſtreifen
Die auf Siciliens Küſten ſchweifen?
Dort ſchwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Geſpiegelt in beſondern Düften,
Erſcheint ein ſeltſames Geſicht:
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere ſeh' ich blitzen;
Auf unſrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen;
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih', o Herr, das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Widerſchein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren;
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenrafft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hohen,
Der dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen,
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich däucht Er will ein Zeichen ſenden.
Gib Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gib Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzauſ't nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

Kaiſer.

Sey's, wie gedeutet, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwunderung an.

Mephiſtopheles

(gegen die Rechte)

Drängend wiederholten Streichen
Müſſen unſre Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten
Und verwirren ſo im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſers Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Welle
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers iſt nichts erſonnen,
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer

(an der linken Seite zu Fauſt)

Schau! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,
Obre ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen.
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben.
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles
(zu den Raben).

Sezt euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beſchützt iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß.
Seht hin! gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand.
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen.
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten.
Befehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral
(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt,
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
Begannen ſie's, ſie mögen's enden.
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabentraulichkeit.
(Zu Mephiſtopheles.)
Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann;
Befehl, und ſuch' uns zu befreien;
Geſchehe, was geſchehen kann.
(Ab in's Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört das ſey das Seyn.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um Jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß.
Die kühnſten Klett'rer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder;

Chriſtel.

Hab' oft ein'n dumpfen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bey meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh ſie dort, ich ſeh ſie hier,
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug da d'rein,
Die ſchwarze Braue d'rauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt.

Und wenn ich ſie dann faſſen darf
Im lüſtigen teutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,

Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl.
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt, nach der und jener Seite.
Und ſtufenweiſe wirft er ſich in's Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen!
Die mächtige Woge ſtrömt ſie wegzuſchwemmen.
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe nichts von dieſen Waſſerlügen,
Nur Menſchen-Augen laſſen ſich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen hellen Haufen.
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen.
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.

(Die Raben ſind wieder gekommen.

Ich werd' euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt ihr euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne,

Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büſchen,
Und Sterne die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen.

Raben

(ab. Es geſchieht wie vorgeſchrieben).

Mephiſtopheles.

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt in's Ungewiſſe!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden.
Das alles wäre wunderſchön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon,
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich.

Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zulezt, bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Parteyhaß doch zum Beſten,
Bis in den allerlezten Graus;
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf sataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.
(Kriegstumult im Orcheſter, zulezt übergehend in militäriſch heitre Weiſen.)

Des Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.
So ſind wir doch die erſten hier!

Habebald.
Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.
O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.
Steht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.
Der Teppich wär' mir eben recht.
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald
(die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heers beſchiedner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht!

Habebald.

Geſchwinde duck dich! Mußt dich bücken!
Ich huck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwey.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff' es auf.

Eilebeute
(kauert nieder).
Geſchwinde nur zum Schoß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge ſeyn.

Habebald.
Und ſo genug! und eile doch!
(Sie ſteht auf.)
O weh die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt
Verſchwenderiſch die Schätze ſä'ſt.

Trabanten
(unſres Kaiſers).
Was ſchafft ihr hier am heiligen Plan?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.
Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindes-Zelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.
Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß:
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.
Die Redlichkeit die kennt man ſchon,
Sie heißet: Contribution.
Ihr alle ſeyd auf gleichem Fuß:
Gib her! das iſt der Handwerksgruß.

(Zu Eilebeute.)

Mach fort und ſchleppe was du haſt,
Hier ſind wir nicht willkommne Gaſt.

(Ab.)

Erſter Trabant.

Sag', warum gabſt du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweyter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen ſchlecht,
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu ſagen weiß:
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So bänglich, ſo beklommen ſchwül,
Der eine ſtand, der andere fiel;
Man tappte hin und ſchlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen ſchwebt' es wie ein Flor,
Dann ſummt's und ſauſt's und ziſcht im Ohr;
Das ging ſo fort, nun ſind wir da
Und wiſſen ſelbſt nicht wie's geſchah.

Kaiſer mit Vier Fürſten (treten auf).

Die Trabanten (entfernen ſich).

Kaiſer.

Es ſey nun wie ihm ſey! uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerſtreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:
Beruhigt ſey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukeley geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut.
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſre Bruſt erhöhn, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu ſtets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preiſ't den gewognen Gott.
Und alles ſtimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eignen Bruſt zurück.
Ein junger muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt, verbind' ich mich ſogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum Erſten.)

Dein war, o Fürſt! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroiſch kühne Richtung;

Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarſchall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarſchall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann ſey es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.

Der Kaiſer (zum Zweiten).

Der ſich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! ſey Erzkämmerer, der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren innerm Streit ich ſchlechte Diener finde;
Dein Beiſpiel ſey fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Beſten hülfreich ſeyn, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden,
Dann klar ſeyn ohne Liſt, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchſchauſt, geſchieht mir ſchon genung.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn du zur Tafel gehſt reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfriſcht, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiſer.

Zwar fühl' ich mich zu ernſt auf Feſtlichkeit zu ſinnen.
Doch ſey's! Es fordert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum Dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſey fortan
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie ſie der Monat bringt und ſorgſam zubereiten.

Erztruchſeß.

Streng Faſten ſey für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor dich hingeſtellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig iſt's wornach dein Sinn verlangt.

Kaiſer (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerey
Auf's reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſey.
Du ſelbſt ſey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzſchenk.

Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein Kaiſerlich Büffet ſchmück' ich auf's allerbeſte,

Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichſten Pokal:
Ein blank venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch mehr.

Kaiſer.

Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erzbiſchof (tritt auf).

Kaiſer.

Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tauſch in's Weitre zu verbreiten;

Da fühl ich mich ſo ganz!
Und wenn's ihr tümmlig wird und warm,
Da wieg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
'S iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weidlich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die groſſe Zeh;
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr;
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bey ihr wär,
Davor wär mir nit bang.
Ich denk, ich halte ſie einmal,
Und büße meine Luſt,
Und endigt ſich nicht meine Qual:
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Dann ſey beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und
Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören ſoll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht.
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren
trennen,
Dann ſey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey;
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzcanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Canzeley beſchäft'gen,
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jederman ſich überlegen mag.

Die weltlichen Fürſten

(entfernen ſich).

Der Geiſtliche

(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Canzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.

Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich das ſündige zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gib vom frevlen Glück
Ein mäßig Schärflein, gleich dem Heiligthum zurück;
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal;
Das breite Thal dann ſelbſt mit Wieſen, Gauen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt,
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt: der entweihte Raum, wo man ſich ſo verſündigt,
Sey alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.
Behende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor,
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor;

Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht ſich zu der Gläubigen Freude;
Sie ſtrömen brünſtig ſchon, durch's würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſcholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel
ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.
Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.

Kaiſer.

Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug! Ich fühle ſchon wie ſich mein Sinn erhöht.

Erzbiſchof.

Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiſer.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen,
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen

Erzbiſchof

(hat ſich beurlaubt, kehrt aber beim Ausgang wieder um).

Dann widmeſt du zugleich dem Werke, wie's entſteht,
Geſammte Landsgefälle: Zehnten, Zinſen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz,
Reichſt du uns einiges Gold aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.

Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt,
Die Kirche ſegnet den der ihr zu Dienſten fährt.
(Ab.)

Kaiſer.

Die Sünd' iſt groß und ſchwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbiſchof
(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,
Verleihſt du reuig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiſer (verdrießlich).

Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbiſchof.

Wer's Recht hat und Geduld für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in ſeinen Kräften bleiben!

Kaiſer (allein).

So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wandrer.

Ja! ſie ſind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich ſoll ſie wieder finden,
Nach ſo langer Wanderſchaft!
Iſt es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die ſturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich ſegnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt ſchon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seyd gegrüßt!
Wenn, gaſtfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis.

(Mütterchen, ſehr alt.)

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorbnen Mund erquickt?

(Der **Gatte** tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon zu Baucis.

Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon

(neben dem Wanderer ſtehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Aelter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie ſonſt bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſeyn.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheinet bald. —
Doch! im Fernſten ziehen Segel!
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.

So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tiſche zu Drey.)

Baucis

(zum Fremdling).

Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen,
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual;
Meerab floſſen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu ſchaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Der Adler und die Taube.

Ein Adlerjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus!
Ihn traf des Jägers Pfeil, und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab!
Er ſtürzt' herab in einen Myrthenhain,
Fraß ſeinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt' an Qual
Drey lange lange Nächte lang;
Zulezt heilt' ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor,
Und reckt die Flügel, ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten!
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg,
Unwürdger Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd

Auf

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt (im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe
Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;
In dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß.
Erinnert mich durch neidiſche Laute
Mein Hochbeſitz er iſt nicht rein.
Der Lindenraum, die braune Baute.
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen.
Vor fremden Schatten ſchaudert mir.
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen.
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn,
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein behender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugniſſen fremder Weltgegenden.)

Mephiſtopheles. Die drey gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie ſteigen aus, die Güter werden ans Land geſchafft.)

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwey Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das ſieht man unſrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt,
Wer weiß da was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drey
Dann hackelt man das vierte bei;

Da geht es denn dem fünften ſchlecht.
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreyeinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drey gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank!
Er macht ein wi-
derlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die Langeweil.
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau.
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen.
Für die werd' ich zum beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft.)

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Vernimmſt du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt.
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an;
So ſprich daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.

Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's ſagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Beſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am härtſten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.

Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich den Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder,
Eh' man ſich umſieht ſtehn ſie wieder;

Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drey (treten auf).

Mephiſtopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen gibt ein Flottenfeſt.

Die Drey.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores).

Auch hier geſchieht was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.

(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte ſingend):

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.

So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr geſehn,
Es ſey wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!

(Pauſe.)

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier ſo hoch geſtellt;
Welch ein gräuliches Entſetzen
Droht mir aus der finſtern Welt!
Funkenblicke ſeh' ich ſprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer ſtärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemooſ't und feucht geſtanden:
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung iſt vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonſt ſo ſorglich um das Feuer,
Werden ſie dem Qualm zur Beute!
Welch ein ſchrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das ſchwarze Moosgeſtelle;
Retteten ſich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!

Züngelnd lichte Blitze ſteigen
Zwiſchen Blättern, zwiſchen Zweigen;
Aeſte dürr, die flackernd brennen,
Glühen ſchnell und ſtürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich ſo weitſichtig ſeyn!
Das Capellchen bricht zuſammen
Von der Aeſte Sturz und Laſt;
Schlängelnd ſind, mit ſpitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pauſe, Geſang.)

Was ſich ſonſt dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten iſt hin.

Fauſt

(auf dem Balcon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſey der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um in's Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.

Mephiſtopheles und die Dreye (unten).
Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht;
Wir aber haben nicht geſäumt
Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt;
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drey.

Fauſt.

War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!

Auf dem niedern Fels am Bach,
Und blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne fällt ſein hohes Auge.
Da kömmt muthwillig durch die Myrthenäſte,
Hergerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab, und wandelt nickend
Ueber goldnen Sand am Bach
Ihr röthlich Auge buhlt umher
Erblickt den Innigtraurenden.
Der Täuber ſchwingt neugiergeſellig ſich
Zum nahen Buſch, und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du traureſt, liebelt er;
Sey gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tagesglut dich ſchüzt?
Kannſt du der Abendſonne Schein,
Auf weichen Moos am Bache, nicht
Die Bruſt entgegen heben?

Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

(Ab.)

Fauſt (auf dem Balcon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweyte.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drey.

Die Thür iſt verſchloſſen wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drey.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drey nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth.
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,

Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.

Das war ich ſonſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeſchick.
Von Aberglauben früh und ſpat umgarnt —
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt —
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.

(Erſchüttert.)

Iſt jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Fauſt.

Und du, wer biſt denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Fauſt.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Fauſt (erſt ergrimmt, dann beſänftigt für ſich).
Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort.

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie geſucht,
So geſchmeichelt wie verflucht.
Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Fauſt.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig;
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt.
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeinesgleichen dichtet!
Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt läßt ſich ergreifen.

Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.
Sorge.
Wen ich einmal mir beſitze
Dem iſt alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, ſey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.
Fauſt.
Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr' hin! die ſchlechte Litaney
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.
Sorge.
Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.

Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Athem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt.

Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun Fauſte werde du's am Ende! —
(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).
Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſtes.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).
Herbei herbei! Herein herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren im Chor.
Wir treten dir ſogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land
Das ſollen wir bekommen.

Geſpizte Pfähle die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen;
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet rings umher den Raſen;
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren (mit neckiſchen Gebärden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt (aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergözt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſezt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite).
Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Fauſt.
Aufſeher!

Mephiſtopheles.
Hier!

Fauſt.
Wie es auch möglich ſey
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben
Wie ſich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).
Man ſpricht wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.
Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.

Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verſchließen.
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.

Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit hat überall genug!
O Weiſe, ſprach der Adler, und trüb' erſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! du redſt wie eine Taube.

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich vergrabner Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwerdt im Arſenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück,
Fließt Gottheit von dir aus!
Faß an zum Siege, Macht, das Schwerdt,
Und über Nachbarn Ruhm!

Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht:
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!“ Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir dumpfer Gaſt im hänfnen Gewand
Iſt's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.
Wer hat den Saal ſo ſchlecht verſorgt?
Wo blieben Tiſch und Stühle?

Lemuren. Chor.
Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger ſind ſo viele.

Mephiſtopheles.

Der Körper liegt und will der Geiſt entfliehn,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchriebnen Titel; —
Doch leider hat man jetzt ſo viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege ſtößt man an,
Auf neuem ſind wir nicht empfohlen;
Sonſt hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen ſchlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonſt mit dem letzten Athem fuhr ſie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die ſchnellſte Maus,
Schnapps! hielt' ich ſie in feſt verſchloſſ'nen Klauen.
Nun zaudert ſie und will den düſtern Ort,
Des ſchlechten Leichnams ekles Haus nicht laſſen;
Die Elemente, die ſich haſſen,
Die treiben ſie am Ende ſchmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das iſt die leidige Frage;

Der alte Tod verlor die raſche Kraft,
Das Ob? ſogar iſt lange zweifelhaft;
Oft ſah ich lüſtern auf die ſtarren Glieder:
Es war nur Schein, das rührte, das regte ſich wieder.

(Phantaſtiſch-flügelmänniſche Beſchwörungs-Gebärden.)

Nur friſch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein;
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
Ins künftige nicht ſo bedenklich ſeyn.

(Der gräuliche Höllenrachen thut ſich links auf.)

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerſtrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch koloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne
Und ſie erneuen ängſtlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!
Ihr thut ſehr wohl die Sünder zu erſchrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, graden Horne.)

Nun wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln,
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbel-Sturm.

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das iſt eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht ſie wiſcht euch dort heraus.

(Zu den **Dürrteufeln** vom langen, krummen Horne.)

Ihr Firlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt;
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget Geſandte,
Himmelsverwandte,

Gemächlichen Flugs:
Sündern vergeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephiſtopheles.

Mißtöne hör' ich, garſtiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es iſt das bübiſch-mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte was wir erfunden
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns manchen weggeſchnappt.
Bekriegen uns mit unſern eignen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
An's Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel
(Roſen ſtreuend).
Roſen, ihr blendenden,
Balſam verſendenden!
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,

Zweigleinbeflügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles
(zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit ſolchen Blümeleyen
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug, genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es bräunt ſich, dorr't, es brennt!
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die ſeligen,
Flammen die fröhlichen,

Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aether im Klaren
Ewiger Schaaren
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch! o Schande ſolchen Tröpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen,
Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —

(Sich mit den ſchwebenden Roſen herumſchlagend.)

Irrlichter fort! du! leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt gehaſcht ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterſt du? Willſt du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. (Chor.)

Was euch nicht angehört
Müſſet ihr meiden.
Was euch das Innre ſtört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſeyn:
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteufliſch Element!
Weit ſpitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag ſie gerne ſehn die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr ſchönen Kinder laßt mich wiſſen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geſchlecht?
Ihr ſeyd ſo hübſch, fürwahr ich möcht' euch küſſen,
Mir iſt's als kommt ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich euch ſchon tauſendmal geſehn;
So heimlich-kätzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick auf's neue ſchöner ſchön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon, warum weichſt du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannſt ſo bleib.

(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles

(der in's Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeyd die wahren Hexenmeiſter;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her, ſo ſenkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder:
Fürwahr der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meyne ſo, wie wenn Verliebte blicken.
Ein kleiner Zug am Mund ſo iſt's gethan.
Dich langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig=nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich!

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut,
Und triumphirt zugleich wenn er ſich ganz durchſchaut,
Wenn er auf ſich und ſeinen Stamm vertraut:
Gerettet ſind die edlen Teufelstheile,
Der Liebeſpuk er wirft ſich auf die Haut;
Schon ausgebrannt ſind die verruchten Flammen,
Und, wie es ſich gehört, fluch' ich euch allzuſammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen ſie umſchweben
Fühlt ſich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preiſ't;
Luft iſt gereinigt,
Athme der Geiſt!

(Sie erheben ſich, Fauſtens Unſterbliches entführend.)

Der Recenſent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gaſt
Er war mir eben nicht zur Laſt,
Ich hatt' ſo mein gewöhnlich Eſſen,
Hat ſich der Menſch pump ſatt gefreſſen,
Zum Nachtiſch, was ich geſpeichert hatt!
Und kaum iſt mir der Kerl ſo ſatt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen,
Ueber mein Eſſen zu raiſonniren.
Die Supp hätt können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, firner der Wein,
Der tauſend Sackerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es iſt ein Recenſent.

Mephiſtopheles (ſich umſehend).

Doch wie? — wo ſind ſie hingezogen?
Unmündiges Volk, du haſt mich überraſcht.
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben ſie an dieſer Gruft genaſcht!
Mir iſt ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die ſich mir verpfändet
Die haben ſie mir pfiffig weggepaſcht.
Bei wem ſoll ich mich nun beklagen?
Wer ſchafft mir mein erworbenes Recht?
Du biſt getäuſcht in deinen alten Tagen.
Du haſt's verdient, es geht dir grimmig ſchlecht.
Ich habe ſchimpflich mißgehandelt.
Ein großer Aufwand, ſchmählich! iſt verthan;
Gemein Gelüſt, abſurde Liebſchaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit dieſem kindiſch-tollen Ding
Der Klugerfahrne ſich beſchäftigt.
So iſt fürwahr die Thorheit nicht gering
Die ſeiner ſich am Schluß bemächtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten
(gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran,
Felſen, ſie laſten dran,
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan,
Woge nach Woge ſpritzt,
Höhle die tiefſte ſchützt;
Löwen ſie ſchleichen ſtumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus
(auf- und abſchwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottes-Luſt.
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerſchmettert mich
Blitze durchwettert mich,
Daß ja das Nichtige,
Alles verflüchtige,

Glänze der Dauerſtern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie ſtrack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen
Als wogte Wald und Felſengrund:
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug,
Sind Liebesboten, ſie verkünden
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſ'nem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).
Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.
Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir, allen allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.
Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn.
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, ſo naht euch nur;
Doch von ſchroffen Erdewegen
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt ſie als die euern brauchen,
Schaut euch dieſe Gegend an.
(Er nimmt ſie in ſich.)
Das ſind Bäume, das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).
Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort.
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.
Steigt hinan zu höhrem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn das iſt der Geiſter Nahrung
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben (um die höchſten Gipfel kreiſend).
Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und ſinget
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret,
Dürft ihr vertrauen,
Den ihr verehret
Werdet ihr ſchauen.

Engel (ſchwebend in der höhern Atmoſphäre,
Fauſtens Unſterbliches tragend).
Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Böſe wichen als wir ſtreuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Fühlten Liebesqual die Geiſter ;
Selbſt der alte Satans-Meiſter
War von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es iſt gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbeſt
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte

Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngeren Engel.

Nebelnd um Felſenhöh'
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſter-Leben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Dieſen geſellt!

Die ſeligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.
Löſet die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon iſt er ſchön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

(in der höchſten, reinlichſten Zelle).

Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erhoben.
Dort ziehen Frau'n vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mittenin
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich ſeh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchſte Herrſcherin der Welt!
Laſſe mich, im blauen,
Ausgeſpannten Himmelszelt,
Dein Geheimniß ſchauen.
Billige was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart beweget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unſer Muth
Wenn du hehr gebieteſt,
Plötzlich mildert ſich die Gluth
Wie du uns befriedeſt.
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um ſie verſchlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie
Den Aether ſchlürfend,
Gnade bedürfend.
Dir, der Unberührbaren,
Iſt es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind ſie ſchwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüſte Ketten?
Wie entgleitet ſchnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa
(ſchwebt einher).

Chor der Büßerinnen.

Du ſchwebſt zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36).

Bei der Liebe, die den Füßen
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balſam fließen,
Trotz des Phariſäer-Hohnes;
Beim Gefäße, das ſo reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die ſo weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.)

Bei dem Bronn, zu dem ſchon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun dorther ſich ergießet,
Ueberflüſſig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke ſtieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüſten blieb;
Bei dem ſeligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederſchrieb —

Ein Gleichniß.

Ueber die Wieſe, den Bach herab
Durch ſeinen Garten
Bricht er die jüngſten Blumen ab,
Ihm ſchlägt das Herz für Erwarten.
Sein Mädchen kommt — o Geheimniß! o Glück!
Jüngling tauſcheſt deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner ſieht herein
Ueber die Hecke. „So ein Thor möcht' ich ſeyn!
„Hab Freude meine Blumen zu nähren,
„Die Vögel von meinen Früchten zu wehren.
„Aber ſind ſie reif; Geld, guter Freund,
„Soll ich meine Mühe verlieren?„

Das ſind Autoren wie es ſcheint,
Der eine ſtreut ſeine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publikum.
Der andre läßt ſich pränumeriren.

Zu drey.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerſt,
Und ein büßendes Gewinnen
In die Ewigkeiten ſteigerſt,
Gönn' auch dieſer guten Seele,
Die ſich einmal nur vergeſſen,
Die nicht ahnte daß ſie fehle,
Dein Verzeihen angemeſſen!

Una Poenitentium

(ſonſt Gretchen genannt. Sich anſchmiegend).

Neige, neige,
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben

(in Kreisbewegung ſich nähernd).

Er überwächſt uns ſchon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lebechören;
Doch dieſer hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin ſonſt Gretchen genannt.
Vom edlen Geiſterchor umgeben,
Wird ſich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das friſche Leben
So gleicht er ſchon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle ſich entrafft,
Und aus ätheriſchem Gewande
Hervortritt erſte Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater glorioſa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus
(auf dem Angeſicht anbetend).

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu ſeligem Geſchick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beſſ're Sinn
Dir zum Dienſt erbötig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig!

Chorus myſticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;

Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der
J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ſind erſchienen und längſt rühmlich bekannt:

Gedichte Sr. Majeſtät des Königs Ludwig von Bayern. 2te Aufl. 2 Theile. 8.	1 fl. 48 kr.
Arndt, Ed., iſraelitiſche Gedichte. 8.	1 fl. 24 kr.
Blomberg, W., Frh. v., Gedichte. gr. 8.	1 fl. 36 kr.
Eckermann, Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. 8.	1 fl. 36. kr.
Flemming's Gedichte, ein Auszug von G. Schwab. gr. 8.	1 fl. 36 kr.
Fouqué, Fr. de la Motte, Gedichte. gr. 8. 4 Bände.	
Velinpapier	16 fl. —
Schreibpapier	13 fl. 21 kr.
Druckpapier	11 fl. 12 kr.
Gedichte, altdeutſche, auserleſene, herausgegeben von Joh. Graf v. Mailáth gr. 8.	2 fl. 24 kr.
— Magyariſche, überſetzt von Joh. Graf v. Mailáth. gr. 8.	2 fl. 15 kr.
Goethe, v., Gedichte. 2 Thle. neue Aufl. 8.	3 fl. —
— Hermann und Dorothea.	45 kr.
Grüneiſen, C., Lieder. 8.	45 kr.
Hebel, Dr. J. P. v., allem. Gedichte; für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Aus der allem. Mundart überſetzt von Adrian. 8.	1 fl. 36 kr.
Herder, J. G. v., Gedichte. gr. 8. 2 Thle.	6 fl. 56 kr.
— der Cid. Neue Aufl. 12.	2 fl. 15 kr.
Hölderlin, F., Gedichte. 8.	1 fl. 48 kr.
Immerman, K., Gedichte, neue Folge. 8.	2 fl. 21 kr.
Kerner, Dr. J., Gedichte. gr. 8.	1 fl. 48 kr.
Lamartine, poetiſche Gedanken, überſ. von G. Schwab, mit dem Originaltext. gr. 8.	2 fl. —
Langbein, C. F. G., neuere Gedichte. 2 Bände. gr. 8.	7 fl. 12 kr.
Lenau, Nic. Gedichte. 8.	2. fl. 15 kr.

Lorenz, J., Theorie der Dichtkunſt. Neue umgeänderte Aufl. 2 Thle. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Matthiſſon ſämmtl. Gedichte. 2 Thle. gr. 8.
Schreibpapier 5 fl. 21 kr.
Druckpapier 3 fl. 36 kr.

Mayer, K., Lieder. 8. Velinpapier. 2 fl. 42 kr.

Oehlenſchläger, Gedichte. gr. 8. 2 fl. 24 kr.

Pyrkers, J. L. v., ſämmtliche Werke. 2r Band. Rudolph von Habsburg. gr. 8. 5 fl. —

Platen=Hallermünde, Graf v., Gedichte. 8. 3 fl. —

Pfeffel, C. G., poetiſche Verſuche. 10 Bdchen. 8.
Velinpapier 18 fl. —
Schreibpapier 12 fl. 36 kr.
Druckpapier 9 fl. —

Robert, L., Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Rückert, Dr. Fr., Kranz der Zeit. 2r Band. gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Schenkendorf, M. v., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 20 kr.

Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. 2 fl. —

Schwab, G., Gedichte. 2 Bde. gr. 8. 6 fl. —

— Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Chriſtoph von Würtemberg. gr. 8. 1 fl. 21 kr.

Stöber, E., Gedichte. 3te Aufl. 8. 1 fl. 36 kr.

Schenk, Ed. v., Schauſpiele. 1r, 2r Band. 8.
Velinpapier 4 fl. 12 kr.
Druckpapier 3 fl. —

Uhland, Gedichte. 7te Aufl. 3 fl. 36 kr.

Wolff, O. L. P., Sammlung histor. Volkslieder. 8. 4 fl. 18 kr.

Zedlitz, Frhr. v., Canzonen und Gedichte. 8. 3 fl. —

Goethe's nachgelaſſene Werke in 15 Bänden.

Subſcriptions-Preiſe.

1) In Taſchenformat:
auf Velinpapier 12 fl. 9 kr. od. 6 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.
auf Druckpapier 8 fl. 6 kr. od. 4 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
2) In der Octavausgabe:
auf Velinpapier 31 fl. 12 kr. oder 19 Rthlr.
auf Schweizerpapier 27 fl. — — oder 15 Rthlr.
auf Druckpapier 21 fl. 36 kr. oder 12 Rthlr.

Goethe's ſämmtliche Werke in 55 Bänden.

Vollſtändige Ausgabe.

Bei Subſcription auf das ganze Werk:
Taſchenausgabe.
auf Velinp. 41 fl. 36 kr. oder 21 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
auf Druckp. 29 fl. 12 kr. oder 16 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
Octavausgabe.
auf Velinp. 125 fl. 21 kr. od. 69 Rthlr. 16 Gr. ſächſ.
auf Schweizerp. 99 fl. — — od. 55 Rthlr. — — ſächſ.
auf Druckp. 79 fl. 12 kr. od. 44 Rthlr. — — ſächſ.
Die ſpäter eintretenden Ladenpreiſe ſind:
1) Von Goethe's Nachlaß in 15 Bänden.
a) Taſchenausgabe.
Velinp. 16 fl. 12 kr. od. 9 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
Weiß Druckp. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.
b) Ausgabe in gr. 8.
Velinp. 45 fl. 56 kr. od. 25 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
Schreibp. 36 fl. — — od. 20 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
Weiß Druckp. 28 fl. 48 kr. od. 16 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.
2) Von Goethe's ſämmtlichen Werken in 55 Bänden.

Vollſtändige Ausgabe.

a) Taſchenausgabe.
Velinp. 59 fl. 21 kr. od. 31 Rthlr. 6 Gr. ſächſ.
Weiß Druckp. 39 fl. 36 kr. od. 22 Rthlr. 20 Gr. ſächſ.

b) Ausgabe in gr. 8.
Velinp. 159 fl. 36 kr. od. 99 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
Schweizerp. 126 fl. — — od. 73 Rthlr. — — ſächſ.
Weiß Druckp. 100 fl. 18 kr. od. 57 Rthlr. 1 Gr. ſächſ.

Herder, J. G. v., ſämmtliche Werke, Taſchenausgabe in 60 Bändchen.
Velinp. 32 fl. —
Druckp. 21 fl. —

Müller, J. v., ſämmtliche Werke, Taſchenausgabe in 40 Bdchen. 1ſte bis 4te Lieferung, od. 1ſtes bis 16tes Bdchen. Jede Lieferung auf
Velinp. 4 fl. 30 kr.
Druckp. 3 fl. —

Retzſchen's ſämmtliche Umriſſe.

Retzſch, W., Umriſſe zu Goethe's Fauſt 1ſter und 2ter Theil.

NB. Sind gegenwärtig in Arbeit und werden in Bälde vollendet.

— Umriſſe zu Schillers Fridolin in 8 Blättern. 4. 4. 1833. 1 fl. 30 kr.

— Umriſſe zu Schillers Lied von der Glocke, 43 Blätter Quer-Folio. 6 fl. —

— Umriſſe zu Schillers Pegaſus im Joche, 12 Blätter Quer-Folio. 1833. 3 fl. —

— Umriſſe zu Schillers Kampf mit dem Drachen, 16 Blätter, Quer-Folio. 1834. 4 fl. —

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe

in

amtlichen Verhältniſſen.

Von

Dr. C. Vogel.

Den Männern zu zeigen.

1 Samuel, 16. Cap. 11. V.
Und Samuel ſprach zu Iſai: Sind das die Knaben alle?

Ach! ich war auch in dieſem Falle:
Als ich die Weiſen hört' und las,
Da ieder dieſe Welten alle
Mit ſeiner Menſchenſpanne maß;
Da fragt' ich: aber — ſind ſie das,
Sind das die Knaben alle?

Ende des vierten Bandes.

Goethe

in

amtlichen Verhältniſſen.

Aus den Acten,
beſonders durch Correſpondenzen zwiſchen ihm und dem
Großherzoge Carl Auguſt, Geh. Rath v. Voigt u. A.

dargeſtellt von

ſeinem letzten Amts-Gehülfen

Dr. C. Vogel,
Großh. Sachſen-Weimar-Eiſenachiſchem Hofrath, Leibarzt ꝛc.

Jena,
Friedrich Frommann.
1834.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
Bibliothek

Vorwort.

Mit Schüchternheit übergebe ich dem Publicum dieſe biographiſchen Fragmente. Die Aufgabe lag zu weit außerhalb der Richtung, in welcher Beruf und Neigung meine Kräfte übten, die Muße, welche ich ihr widmen konnte, war zu beſchränkt und unterbrochen, als daß ich mir ſchmeicheln möchte, ſie ihres Gegenſtandes würdig gelöſt zu haben.

Drei Gründe beſiegten indeſſen meine Scheu: der wiederholt gegen Andere und gegen mich ausgeſprochene, ausdrückliche Wunſch Goethe's, vielfältige Aufforderungen von Verehrern deſſelben und der Umſtand, daß unter den lebenden Zeitgenoſſen mir, als dem letzten Amtsgehülfen des Verewigten, allein genugſame Gelegenheit vergönnt geweſen war, die Weiſe zu erkunden, in welcher er in amtlichen Verhältniſſen ſich bewegte.

So viel, wie möglich, ſuchte ich die Eigenthümlichkeit Goethe's durch Actenſtücke darzuſtellen. Dergleichen wird man denn auch eine große Anzahl mitgetheilt finden, die, wenige ausgenommen, bisher ganz unbekannt waren. Der größte Theil rührt von Goethe ſelbſt unzweifelhaft her.

Wahre menſchliche Größe wird durch offene Darlegung ihrer Unvollkommenheiten nicht geringer, nur glaubhafter. Deshalb habe ich Goethe's Fehler nicht verheimlicht. Ich hoffe dabei der Pietät, welche ich ſeinem Andenken von ganzem Herzen weihe, nirgends zu nahe getreten zu ſeyn. **Goethe** ſelbſt kannte mich genau genug, um einen ſchaalen Panegyricus von mir nicht zu erwarten.

Weimar den 13. Juni 1834.

Dr. Vogel.

Inhalts-Verzeichniſs.

Seite

Vorrede . . . . v — viii

Goethe's Dienſtlaufbahn . . . . . . 1 — 5

Goethe's Geſchäfts-Bereich . . . . . . 6 — 32

Goethe in Beziehung zu amtlichen Geſchäften überhaupt . 33 — 66

Goethe's Verwaltung der ihm untergebenen Anſtalten hinſichtlich ihrer Ordnung, Erhaltung, Vermehrung und Benutzung . . . . 67 — 163

Goethe in amtlicher Beziehung zum Großherzog Carl Auguſt 164 — 254

Goethe im Verhältniſſe zu Amts-Genoſſen . . . 255 — 320

Goethe im Verhältniſſe zu dem Landtage, zum Staats-Miniſterium, zu andern Behörden und zu ſeinen Untergebenen . . . . 321 — 357

Anhang, enthaltend eine Sammlung intereſſanter Geſchäfts-Aufſäze Goethe's. . . . . 358 — 423

Goethe's Dienſt-Laufbahn.

Goethe langte auf die Einladung des ehemaligen Herzogs, nachherigen Großherzogs, Carl Auguſt von Sachſen-Weimar-Eiſenach, am 7ten November 1775 in Weimar an. Am 11ten Juni 1776, wurde er als geheimer Legationsrath, mit Sitz und Stimme in dem geheimen Conſilium angeſtellt, wobei der Fürſt für nöthig fand, die dagegen hier und da laut gewordene Mißgunſt durch folgende merkwürdige eigenhändige Erklärung zu den Acten zum Verſtummen zu bringen:

„Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu
„beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann
„von Genie an anderem Orte gebrauchen, als wo er ſelbſt
„ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn
„mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch
„den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt er-
„achten würden, ſo kenne ich erſtens niemand in meiner Die-
„nerſchaft, der, meines Wiſſens, auf daſſelbe hoffte, und

„zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer „Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner „geſammten Unterthanen ſteht, nach Anciennetät, ich werde „ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der „Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe „in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amt-„mann, Profeſſor, Cammerrath oder Regierungsrath war, „ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen, „ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, der ſeine „Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des „Beifalles der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und „meinem eignen Gewiſſen rechtfertigen zu können.“

Goethe's Anſtellungs-Decret lautet wörtlich:

„Von Gottes Gnaden, Wir Carl Auguſt, „Herzog zu Sachſen ꝛc. ꝛc. ꝛc.

„Urkunden hiermit: Nachdem Wir den Doctorem „juris Johann Wolfgang Goethe wegen ſeiner „Uns genug bekannten Eigenſchaften, ſeines „wahren Attachements zu Uns und Unſers da-„her fließenden Zutrauens und Gewißheit*), „daß Uns und Unſerm Fürſtlichen Hauſe er, bei dem von „Uns ihm anvertrauten Poſten treue und nützliche Dienſte

---

*) Die hier geſperrt gedruckten Worte ſind eigenhändige Correctur des Herzogs, urſprünglich hieß es im Concept: in Betracht deſſen zu Unſrer eignen Kenntniß gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabniſſe und Wiſſenſchaften, wie auch aus beſonderer, gegen denſelben hegender Gnade und Affection und in der dabei habenden zuverſichtlichen Hoffnung.

„zu leiſten, eifrigſt befliſſen ſeyn werde, zu Unſerm Geheim-
„den Legations-Rath, mit Sitz und Stimme in Unſerm
„geheimden Conſilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen,
„mit Johannis a. c. ſeinen Anfang nehmenden Gehalt an
„1200 Thalern auszuſetzen, die Entſchließung gefaßt haben:
„Als iſt demſelben hierüber gegenwärtiges Decret, welches
„Wir eigenhändig vollzogen und mit Unſrem Fürſtlichen In-
„ſiegel bedrucken laſſen, ausgefertigt und zugeſtellet worden.

„So geſchehen und geben Weimar den 11ten Juni 1776.

(L. S.) Carl Auguſt.

Den 5ten September 1779 wurde Goethe, beſage des Decrets „in Anſehung deſſen uns bekannter Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit" zum geheimen Rath befördert. Am 3ten September 1781 erhielt er eine Beſoldungs-Zulage von 200 Thalern, ſpäter bezog er ein Gehalt von 1800 Thalern bis 1816, da die Miniſter-Gehalte auf 3000 Thaler vermehrt wurden, wozu noch ein Zuſchuß zur Haltung eigner Equipage kam.

Unrichtig nimmt man gewöhnlich an (und ſelbſt die Weimariſche Zeitung am 7ten April 1832 verfällt in dieſen Irrthum), Goethe habe die Stelle eines Cammer-Präſidenten bekleidet. Manche böswillige Ausſprengungen über ſeine Enthebung von dieſem Poſten haben ſich an dieſen Wahn geknüpft. Die Acten enthalten Nichts von einer ſolchen Ernennung, vielmehr finden ſich nur folgende hierher bezügliche Stücke in denſelben vor.

Zunächſt ein Reſcript an die Cammer zu Weimar. Es lautet:

0,385,7

„Wir laſſen Euch andurch ohnverhalten, welchergeſtalt Wir, da bekanntlich durch den Abgang des vormaligen Präſidenten von Kalb das Directorium in Eurem Collegium erledigt worden, bis Wir Uns in Anſehung deſſelben völlig entſchließen, folgende interimiſtiſche Anordnung zu treffen für gut gefunden haben.

„Die Geſchäfte Eures Departements gehen vorerſt in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorſitzenden geheimen Cammerraths fort. Ihr zuſammen expedirt die currenten und ordinären, durch Etat und andre Vorſchriften beſtimmten Angelegenheiten, ſo wie zeither geſchehen.

„So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausſchreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und ſonſt feſtgeſetzt iſt, mit ſich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unſre Intention dahin, daß, da Wir Unſrem geheimen Rath Goethe Gelegenheit, ſich mit denen Cammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in dieſem Fach in der Folge nützliche Dienſte zu leiſten, verſchaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demſelben Rückſprache halten, ihm, wenn er, ſo oft es ſeine übrigen Dienſt-Verrichtungen geſtatten, denen Seſſionen Eures Collegii beiwohnen will, ſo wie außer denſelbigen, mit allen ihm nöthig ſcheinenden Informatio-

„nen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten ihm „verabfolgen und alle Auskunft geben laſſen ſollet.

„Wir begehren ſolchemnach, Ihr wollet Euch hiernach „gehorſamſt achten.

„Geben Weimar den 11ten Januar 1782.

Carl Auguſt.

Dann ein Erlaß ähnlichen Inhalts an den geheimen Rath Goethe.

Endlich ein Reſcript an die Cammer vom 11ten April 1788, vermittelſt deſſen dieſer Behörde eröffnet wurde, daß „der zum geheimen Rath beförderte bisherige geheime Aſſiſtenzrath Schmid zum Cammer-Präſidenten ernannt „worden" ſey, daß aber der, inzwiſchen vom Kaiſer Joſeph II. in den Adelſtand erhobene, geheime Rath von Goethe „um in beſtändiger Connexion mit den Cammer-„Angelegenheiten zu bleiben" berechtigt ſey, „den Seſſionen „des Collegii von Zeit zu Zeit, ſo wie es ſeine Geſchäfte er-„lauben, beizuwohnen und dabei ſeinen Sitz auf dem für „Uns (den Fürſten *)) ſelbſt beſtimmten Stuhle zu nehmen."

Am 1ſten Mai 1791 übernahm Goethe die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Mißverſtändniſſe bewegen ihn 1817, dieſelbe niederzulegen. Außerdem war er in frühern Jahren Dirigent mehrerer Commiſſionen, namentlich der Kriegs-, der Waſſerbau- und der Bergbau-Commiſſion.

---

*) In dem Seſſionszimmer eines jeden Landes-Collegii befindet ſich nämlich ein dem Landesherrn beſonders reſervirter Lehnſtuhl, für die Fälle, da derſelbe einer Sitzung beiwohnt.

Goethe's Geſchäfts-Bereich.

Nachdem Goethe die erſten Jahre ſeines Aufenthaltes in Weimar an den Arbeiten des damaligen geheimen Conſilii, der Cammer und der oben genannten Commiſſionen, thätigen Antheil genommen, beſchränkte er, als er auch die Verwaltung des Theaters aufgegeben, allmählich ſeine amtliche Thätigkeit immer ausſchließlicher auf die obere Leitung der Großherzoglichen unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie bildeten in den letzten Decennien ſeines Lebens den eigentlichen Geſchäfts-Bereich Goethe's, bei deſſen Verwaltung ihn, beſonders in Betreff der Bibliothek und des Münz-Cabinets zu Weimar, bis 1819 der ehemalige Miniſter von Voigt unterſtützte. Von da an führte Goethe die Oberaufſicht über gedachte Anſtalten als einziger Chef und nur unter — hauptſächlich für die Jenaiſchen Anſtalten in Anſpruch genommener — ſtellvertretender und ſonſtiger Aſſiſtenz, zuerſt ſeines Sohnes, des Großherzogl. geheimen Cammerraths und Cammerherrn Auguſt von Goethe und nach deſſen im Jahre 1830 zu Rom erfolgtem Tode, des Verfaſſers gegenwärtiger Schrift.

„Die Oberaufſicht über die ſogenannten unmittelbaren „Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt, bezieht ſich, wie die „Benennung des vorgezeichneten Kreiſes ſchon ausweiſt, auf „Anſtalten, welche für Wiſſenſchaften und Künſte ſeit einem halben Jahrhundert unmittelbar von den regierenden „Fürſten in Thätigkeit geſetzt worden,“ und umfaßt die Bibliothek, das Münz-Cabinet, das Kunſt-Cabinet, die freie Kunſt-Schule*), die Gemälde- und Kupferſtich-Sammlung, ferner das lithographiſche Inſtitut zu Eiſenach**); dann die zoologiſchen, botaniſchen, mineralogiſchen, anatomiſchen, phyſikaliſch-chemiſchen Cabinete, den botaniſchen Garten, die Sternwarte und die Thierarzenei-Schule zu Jena. Auch iſt der Oberaufſicht, kraft beſondern Auftrags der höchſten Erhalter der Univerſität Jena, die dortige academiſche Bibliothek untergeordnet. Die mehrgenannte Oberbehörde über dieſe, zum Theil erſt ſpäter gegründeten Anſtalten wurde im Jahr 1809 beſtellt. Bis dahin hatten die einzelnen Inſtitute unter beſondern Behörden geſtanden, die meiſten ſchon früher unter Goethe's Leitung. „Die einzelnen Etats wurden verſchmolzen und „es hing von dem Ermeſſen der Oberaufſicht ab, wo jedesmal, nach Vorkommenheit der Umſtände, Verwendungen „gemacht, und dieſem oder jenem Zweige nachgeholfen werden „ſollte; welches bei lebendiger Ueberſicht und vorurtheils-

---

*) mit einem Zweige zu Eiſenach.

**) 1833 aufgehoben.

„freien Geſinnungen um deſto möglicher war, da der Fürſt „nicht ſowohl Vorſchläge zu dem, was geſchehen ſollte, verlangte, als vielmehr gern von dem, was geſchehen war, „berichtliche und perſönliche Kenntniß nahm.“

Goethen war auch das Glück beſchieden, daß er in einer ungewöhnlich langen Dienſtlaufbahn Zeit gewann, zu vollenden, was vornehmlich er begründet hatte.

Die Bibliothek zu Weimar beſteht aus zwei Theilen. Die Hauptbibliothek, „eine reiche und durch treffliche Bib- „liothekare (die Schurzfleiſche, Matthias Geßner, „Bartholomäi) wohlgeordnete Bücher-Sammlung, zu „welcher Herzog Wilhelm Ernſt den Grund gelegt hat,“ enthielt bei Goethe's Ableben, hauptſächlich durch die Fürſorge des Großherzogs Carl Auguſt und der jetzt regierenden gnädigſten Herrſchaften ungefähr 140000 Bände, die Manuſcripte, Kupferſtiche ꝛc. nicht mitgerechnet. Die Militair-Bibliothek umfaßt über 4000 Bände nebſt etwa 6—7000 Landkarten und Plänen. Bei erſterer ſind ein Bibliothekar, ein Secretair, ein Canzliſt und ein Diener, bei letzterer ein Aufſeher und ein Acceſſiſt angeſtellt. Für beide arbeitet ein beſonderer, beſoldeter Buchbinder. Das anſehnliche, vornehmlich für die Sächſiſche Geſchichte wichtige Münz-Cabinet ſteht gewöhnlich unter der Cuſtodie eines Bibliotheks-Verwandten, zur Zeit unter der des Bibliothek-Secretairs. Merkwürdig bei derſelben iſt auch die von Goethe 1826 angelegte „Sammlung von Münzen „ſolcher Münzſtätten, welche in der großen Weltumbildung „ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch andrer, die ſich

„für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger ſolcher, „welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewußt „haben." In ihr finden ſich z. B. Münzen von ſchon wieder untergegangenen Süd-Amerikaniſchen Staaten vor. Sehenswerth iſt ebenfalls die durch **Goethe's** Vermittelung 1831 von dem jetzt regierenden Großherzog für die Summe von 3000 Rthlr. angekaufte Sammlung Griechiſcher und Römiſcher Münzen aus dem Nachlaſſe des geheimen Raths **von Voigt**.

Weniger wichtig, doch immer auch manches Sehenswerthe enthaltend, iſt die gleichfalls mit der Bibliothek in Verbindung ſtehende Kunſtkammer, zum größten Theil eine Sammlung von Curioſitäten.

Das freie Kunſt-Inſtitut wurde 1781 für allgemeine Geſchmacks-Bildung und Förderung der Induſtrie geſtiftet, neu geordnet und verbeſſert 1816. Die damit verbundene Zeichnen-Schule in drei Claſſen, hat einen Zweig in Eiſenach. Der Unterricht iſt unentgeltlich. Am dritten September jeden Jahres, dem Geburtstage des Großherzogs **Carl Auguſt**, findet eine Ausſtellung von Kunſt-Gegenſtänden, auch von den Leiſtungen ſämmtlicher Schüler ſtatt. Die Zahl der Schüler und Schülerinnen beläuft ſich auf ungefähr 600.

Bei dem Inſtitute zu Weimar ſind ein Director, vier Lehrer und ein Diener, bei der Abtheilung zu Eiſenach drei Lehrer angeſtellt.

Die Gemälde- und die Kupferſtich-Sammlung, erſtere von geringerer, letztere von größerer Bedeutung, haben jede ihren beſondern Aufſeher.

Was die Jenaiſchen unmittelbaren Anſtalten anbelangt, laſſen wir Goethe zunächſt in einem an den Großherzog im Jahre 1817 erſtatteten, mit diplomatiſcher Genauigkeit hier wiedergegebenen Bericht ſelbſt ſprechen.

„Muſeen zu Jena."
„Ueberſicht des Bisherigen und Gegenwärtigen.
Michael 1817."

„Vorwort."

„Nachſtehende Aufſätze ſind bei meinem viermonatlichen Aufenthalt in Jena entworfen, neuerlich aber durchgeſehn und redigirt worden. Man wird einerſeits verzeihen, daß Wiederholungen vorkommen, welche nicht zu vermeiden waren, wenn nicht Alles völlig umgearbeitet werden ſollte. Dagegen iſt vielleicht Anderes zu flüchtig angedeutet worden, weshalb man ſich jedoch beruhigen kann, da Sereniſſimus genaue anſchauliche Kenntniß von dem Ganzen mehrmals gnädigſt genommen haben."

„Um die gegenwärtige Lage irgend eines Geſchäftes vollkommen einzuſehen, auch deſſen fernere Behandlung richtig einzuleiten, wird erfordert, daß man ſeinen Urſprung und bisherigen Gang wohl erkenne, eine Forderung, welche beſonders bei denen in Jena geſtifteten unmittelbaren Anſtalten ſich hervorthut. Denn ſie ſind nicht allein ihrer Natur nach äußerſt verſchieden und mannichfaltig, ſondern ſie haben ſich auch von kleinen Anfängen durch viele Jahre

„hindurch bedeutend erweitert, ſo daß ſie nunmehr ſich ſelbſt „nicht mehr ähnlich ſehen. Ferner ſind ſie noch immer auf „dem Wege des Fortſchreitens, ſo daß die verſchiedenen „Theile mit jedem Augenblick eine neue Geſtalt gewinnen „und einer abgeänderten Behandlung bedürfen."

„Gleich nach dem Glück weiſſagenden Antritt J. K. H. „des Großherzogs kamen die mannichfaltigſten Landes-Anſtalten zur Sprache, welche aber dadurch erleichtert wurde, „daß eine die andere hervorrief, eine der andern Platz machte „und alle nebeneinander Raum und Leben gewinnen konnten."

„Die Einrichtung der hieſigen freien Zeichnen-Schule „verlangte ein geräumiges Local, welches die Kunſt- und „Naturalien-Kammer im rothen Schloſſe darbot, worauf „denn beſchloſſen wurde, dieſe nach Jena zu verſetzen, um „daſelbſt den Grund eines allgemeinen und, wie die neuere „Zeit ſich ausdrückt, Central-Muſeums zu legen."

„Hofrath Walch, welcher Mineralogie, beſonders die „Lehre der Foſſilien in Jena eingeführt hatte, ſtarb zu dieſer Zeit; deſſen Sammlung ward angeſchafft und, mit den „Weimariſchen Natur- und Kunſt-Seltenheiten vereinigt, „im Jenaiſchen Schloſſe aufgeſtellt."

„Weil nun Alles, was von dieſer Art ſich herbeifand, „nach und nach dorthin geſchafft wurde, ſo vermehrte ſich „zwar der Vorrath, allein das Ganze behielt immer die Geſtalt eines Conſervatoriums; die erſten Anfänge waren ſo „klein, daß man die Cuſtodie dem Schloßvoigt als ein Ne-

„benamt auftragen konnte, indem neben mäßiger Benutzung eine ſorgfältige Aufbewahrung immer die Hauptſache blieb.“

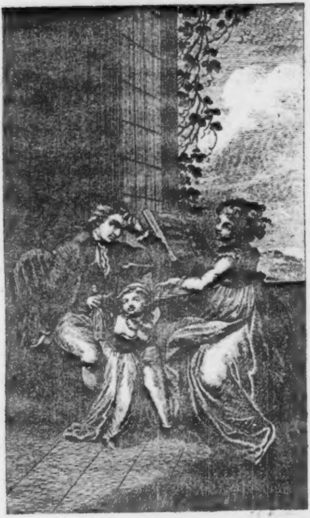
„Eine andere Nöthigung jedoch fand ſich bald, da ſich bemerken ließ, daß bei dem frühern beſchränktern Zuſtande der Naturwiſſenſchaften ſolche blos in Bezug auf die ausübende Arzeneikunſt betrachtet wurden. Botanik und Chemie waren blos als Dienerinnen des Apothekers anzuſehen und daher beide Profeſſuren in dieſem Sinne vereinigt; ja man hatte es früher einem Profeſſor der Botanik zum Vorwurf gemacht, daß er manche, der Heilkunſt nicht unmittelbar nützende Pflanzen im eignen oder academiſchen Garten auferzogen.“

„Weil man nun aber in jener Zeit nur Männer, die ſich dieſen Wiſſenſchaften gewidmet, zu ſolchen Lehrſtühlen beförderte, ſo war es der Sache ganz gemäß, daß jeder ſich von ſeiner Profeſſur benannte; da aber in der Folge ſolche Stellen auch Rang und Vortheile mit ſich führten, ſo wurden ſie gelegentlich der Anciennität nach beſetzt und es entſtanden daraus die ſogenannten Nominal-Profeſſuren, welche dem Beſitzer keinesweges die Pflicht auflegten, dasjenige zu verſtehen, oder zu lehren, was er im Titel führt.“

„Da nun an dieſen Verhältniſſen nichts zu ändern war und man doch eine neue Lebens-Epoche der Academie hervorzurufen, keinesweges aufgeben wollte, ſo blieb nichts übrig, als nach jungen hoffnungsvollen thätigen Männern umher zu ſchauen, die ſich zu künftiger Beſetzung ſolcher Stellen qualificiren möchten.“

„Durch **Lenz** war für Naturgeſchichte, beſonders auch „für Mineralogie geſorgt, indem derſelbe der aufblühenden „**Werneriſchen** Lehre lebhaft beitrat. Zugleich ſuchte „**Batſch** in der Botanik, wie in den Naturwiſſenſchaften „überhaupt neue Wege; er rechtfertigte das Zutrauen, das „man zu ihm hegte und das Inſtitut im Fürſtengarten kam „nach und nach, unter ſeiner Leitung, zu Stande. **Göttling** unternahm auf fürſtliche Koſten eine Reiſe, um ſich „als Bekenner der antiphlogiſtiſchen Chemie, zum wirkenden chemiſchen Lehrer auszubilden. — Manches Andre „ward im Stillen vorbereitet."

„Noch immer war die Schloßbibliothek, das mineralogiſche Muſeum, ſo wie das zoologiſche, obgleich ſich letztere immer vermehrten, nur Gegenſtände der Erhaltung zu „nennen, mehr als lebhaft wirkſame. Der Gedanke, eine „mineralogiſche Societät zu errichten, gab dem Ganzen einen eignen Schwung; man kam mit auswärtigen bedeutenden Männern in Verbindung und erhielt von allen Seiten her Beiträge. Dieſe Anſtalt jedoch konnte auf ſich „ſelbſt nicht beſtehen. Serenissimus entſchloſſen ſich, die „Schulden der Geſellſchaft zu bezahlen, Ihre eigne Sammlung der Societäts-Sammlung einzuverleiben, eine große „Maſſe angekaufter, beſonders Ruſſiſcher Mineralien hinzuzufügen, die Koſten des Porto, die Fracht und was ſonſt „bei ſchwunghaftem Umtrieb ſich nöthig machte, aus eignen „Mitteln zu beſtreiten und auf dieſe Weiſe Alles zu einem „großen Ganzen zu vereinigen."



„In der neueſten Zeit, als dem oryctognoſtiſchen Cabinet nur Weniges zur Ergänzung fehlte, bemühte man ſich um geognoſtiſche Folgen. Auch dieſe fanden ſich reichlich ein. Beſonders bedeutend aber ſind die beiden Seiten des Thüringer Waldes, die Voigtiſche und Heimiſche, beide zuſammen in einer großen Gallerie räumlichſt geordnet. An dieſe ſchließt ſich die Sammlung von Petrefacten, welche, nächſtens vollſtändig in derſelben Gallerie aufgeſtellt und nach den neueſten Bemerkungen geognoſtiſch gereihet, das Muſeum auf einen hohen Grad von Bedeutung und unmittelbarer Brauchbarkeit erheben ſoll.“

„Diejenigen, welchen die Erhaltung, Belebung, Steigerung dieſer und anderer ſich nach und nach anfügenden Anſtalten aufgetragen war, machten ſichs bei den gegebenen Mitteln, welche gegen den Zweck immer beſchränkt erſcheinen mußten, zur Maxime, jedesmal, je nachdem Gelegenheit, oder Perſönlichkeit Vortheile darbot, einen oder den andern Wiſſenszweig vorzüglich zu begünſtigen, damit aus dem unendlichen Naturganzen doch wenigſtens ein oder der andere Theil der Vollſtändigkeit näher gebracht würde. Alles übrige Vorhandene aber wurde geſondert und wenn es auch unbedeutend ſcheinen wollte, geordnet wohl verwahrt. So gab der Tod Büttners Veranlaſſung, daß man die mancherlei von demſelben hinterlaſſenen, vorzüglich optiſchen Inſtrumente mit denen von der Kunſtkammer entnommenen vereinigte und dadurch den Grund zu einem phyſikaliſchen Cabinet bildete.“

„Als nach **Batſchens** Tode die von ihm geſtiftete „naturforſchende Geſellſchaft ſchwankte und durch die Abſonderung der Gegenſtände, welche dem Stifter und der „Societät angehörten, das Cabinet derſelben zerriſſen wurde, gönnte man denen noch immer ſchätzbaren Trümmern „derſelben einen Platz im Schloſſe, bezahlte die Schulden „der Societät und übergab dem bisherigen Secretair derſelben die Verwahrung und Aufſicht darüber.“

„Eben dieſelbe Gelegenheit ergriff man auch, um ein „beſonderes oſteologiſch-zoologiſches Muſeum einzurichten. „Aus der alten Kunſtkammer nämlich waren höchſt ſchätzbare coloſſale Knochen nach Jena geſchafft worden. Die „Neigung zur comparirten Anatomie hatte gar Manches von „Skeletten in- und ausländiſcher Thiere herbeigebracht; „unter dem **Batſchiſchen** Nachlaſſe fanden ſich auch mehrere dergleichen. Man verſammelte ſie und brachte ſie endlich in den großen Saal des Reithaus-Gebäudes, wo „ſie immerfort vermehrt und in guter Ordnung gehalten „worden.“

„Als **Loder** von Jena ſchied und ſein großes durch „viele Jahre hindurch geſammeltes Cabinet mit ſich nahm, „fühlte man die Lücke nur allzuſehr. Ein Profeſſor der Anatomie kann ohne Präparate nicht dociren; man ſorgte nun „ſoviel, als möglich, auch dafür; und ſeit geraumer Zeit „iſt durch die Sorgfalt **Ackermanns**, ſodann **Fuchſens**, „ein brauchbares und immer wachſendes, zu didactiſchen „Zwecken hinreichendes Cabinet menſchlicher Anatomie entſtanden.“

„Nach Göttlings Tode acquirirten Serenissimus ſeinen Nachlaß an Apparaten und Büchern, ſolche wurden in Döbereiners Hände gegeben, auch mit franzöſiſchen Glaswaaren und andern, von der neuern Chemie geforderten Werkzeugen anſehnlich vermehrt. Ein Laboratorium ward errichtet, ein Haus und Garten zu geräumiger Wohnung und freierer Behandlung gefährlicher Gegenſtände angekauft."

„In den neuſten Tagen ward man ferner veranlaßt, auch ein botaniſches Muſeum einzurichten. Schon in der Sammlung der naturforſchenden Geſellſchaft fanden ſich manche Merkwürdigkeiten dieſer Art, beſonders an Hölzern, Monſtroſitäten, Saamen und dergl. und man war bemüht, diejenigen Gegenſtände, welche Serenissimus von Zeit zu Zeit in dieſem Fache ſtifteten, daſelbſt ſorgfältig aufzubewahren. Als aber Höchſtdieſelben die großen Oeſterreichiſchen Floren und Anderes von Bedeutung anſchafften, hielt man dafür, dieſe gar leicht zu beſchädigenden Schätze beſonders zuſammen zu ſtellen. Deshalb gab man ihnen, im zweiten Stocke des Schloſſes, nach dem Graben zu, ein eignes kleines Zimmer, und die Aufſicht über daſſelbe Voigt dem Jüngern, welcher die hierher bezüglichen Gegenſtände, die ſich früher in dem Cabinet der naturforſchenden Geſellſchaft gefunden hatten, herüber gegeben. Demſelben iſt auch ſeit mehreren Jahren die Leitung der Geſchäfte des fürſtlichen botaniſchen Gartens anvertraut."

„Ein wohlgelegener Garten und Wohnhaus ward an„gekauft, ein Obſervatorium errichtet, dem Profeſſor von „Münchow beſtimmt und gleichfalls der Oberaufſicht un„tergeben. Dieſes wird von gedachtem vorzüglichen Manne „ſorgfältig benutzt, auch Local ſowohl als Inſtrumente wer„den zweckmäßiger und vollſtändiger nach und nach einge„richtet."

„Die Thierarzenei-Schule dagegen iſt eine ganz neue „Anſtalt, welche noch nicht völlig Ein Jahr zur Gründung „und Einrichtung zugewieſen worden."

„Dieſe flüchtige Darſtellung hat eigentlich den Zweck, „anzudeuten, aus wie vielen und gewiſſermaßen disparaten „Geſchäften das Geſchäft der Oberaufſicht beſtehe und wie „ein jedes Einzelne, theils nach dem Gegenſtande theils „nach der Perſönlichkeit der Vorgeſetzten und gewiſſen Her„kömmlichkeiten verſchieden zu behandeln ſey."

„Zuvörderſt geht denn auch aus dieſer Darſtellung her„vor, daß das ganze Geſchäft eine ſeiner erſten Gründung „entgegengeſetzte Geſtalt angenommen habe; denn aus dem „Zuſtande von Conſervatorien ſind durchaus Thätigkeiten „hervorgegangen, freilich wünſchenswerth genug, aber „man darf ſich nicht verbergen, daß bei erweiterter Pflicht „der Oberaufſeher auch die erforderlichen Koſten um ein Be„trächtliches vermehrt worden und von Jahr zu Jahr be„deutendere Ausgaben nöthig ſeyn werden."

„Blicken wir ohngefähr zehn Jahre zurück, ſo war die „erſt beſtimmte, nachher durch Ueberweiſung von heimge„fallenen Penſionen anſehnlich erhöhte Summe zu den da-

„maligen Ausgaben vollkommen hinreichend, weßhalb ein „namhafter Kaſſe-Vorrath geſammelt werden konnte. Dieſer vermehrte ſich während der unſeligen Kriegsjahre, indem alles Wiſſenſchaftliche ins Stocken gerieth und man „in dieſem Departement etwas zu thun weder Muth noch „Gelegenheit hatte. Sobald jedoch die Friedens-Ausſichten wieder erſchienen, belebte ſich das ganze Geſchäft, indem durch den Vorrath ſich manches beſtreiten ließ, theils „weil Sereniſſimus, ſo wie auch die Frau Erbgroßherzogin, „zu gewiſſen Anſchaffungen und Einrichtungen beſondere „Summen verwilligten, oder auch Gegenſtände ſtifteten „und ſchenkten.“

— „Es iſt vorauszuſehen, daß bei immer wachſenden „Wiſſenſchaften, Thätigkeiten, Connexionen, Beſitzungen ꝛc. „auch neue Obliegenheiten hervortreten müſſen, denen man „ſich nicht entziehen kann.“

Das mineralogiſche Cabinet iſt dermalen eins der bedeutendſten in Europa. Es iſt gegenwärtig in einem Saale und in eilf Zimmern des Großherzogl. Schloſſes zu Jena aufgeſtellt. Zu demſelben gehört eine Bibliothek, die im Jahr 1825 bereits 1700 Bände zählte. Die jetzt regierende Frau Großherzoginn-Großfürſtinn hat eine Ihr eigenthümlich zugehörende Sammlung koſtbarer Ruſſiſcher Mineralien einſtweilen dem Cabinet zur Benutzung übergeben. 1802 ſchenkte der Fürſt Dimitri Gallizin ſein anſehnliches Cabinet, im Werthe von 20000 Thalern. Der Geſammtwerth des Muſeums, wenn eine Schätzung deſſelben nach Geld überhaupt zuläſſig iſt, dürfte 200000 Thlr. überſteigen. Intereſſant iſt eine dort aufbewahrte ſehr große Sammlung von Briefen im Original und von darauf ergangenen Antworten im Concept.

„Sie bewährt den guten Ruf der mineralogiſchen Ge„ſellſchaft, ſie beweiſt die Thätigkeit des Directors. Man „findet nicht allein hier die Handſchriften bedeutender Ge„lehrten, ſondern es läßt ſich auch die Art und Weiſe, wie „ſie die Wiſſenſchaft behandeln, einigermaßen bemerken. So „entwürfe man auch wohl mit ſolcher Beihülfe die neuſte „Geſchichte des ganzen Faches, indem dasjenige, was von „Zeit zu Zeit den Freunden und Liebhabern deſſelben intereſ„ſant geweſen, hier epochenweiſe zur Sprache kommt.“

„Der Stifter und erſte Director, Bergrath Lenz, „ſetzte eine beſondre Ehre darin, daß wenig oder gar keine „Mineralien angekauft würden. Seine große Thätigkeit „ließ ihn nicht einen Augenblick ruhen, er ſendete Diplome „mit Anforderungen um Mineralien nach allen Seiten aus „und ließ es an Mahnbriefen nicht fehlen.“

Das zoologiſche Cabinet enthielt ſchon im Jahre 1816 eine ziemlich vollſtändige Sammlung inländiſcher Vögel, dann viele Conchylien und Corallen, ſo wie auch Würmer und Amphibien in Branntwein. Nicht ſo reich iſt es an Säugethieren Fiſchen, und Inſecten. Später erhielt es durch höchſte Munificenz, beſonders auch der jetzt regierenden Frau Großherzoginn einen bedeutenden Zuwachs an ſeltenen Seefiſchen und Eingeweide-Würmern, Braſilianiſchen, Jsländiſchen und andern nördlichen Vögeln. Die ganze Sammlung nimmt zwei große und drei kleinere Zimmer des Großherzoglichen Schloſſes zu Jena ein. Es ſind bei beiden vorgenannten Anſtalten zuſammen ein Director, ein Secretair und ein Cuſtos angeſtellt.

Das oſteologiſch-zoologiſche Cabinet wurde 1808 gegründet. Goethe ſelbſt ſchenkte Manches aus ſeinem Eigenthume dazu. Die größte Merkwürdigkeit deſſelben iſt ein im Torfmoore bei Haßleben gefundenes, faſt ganz complettes Skelet eines Urſtiers.

Das Cabinet für menſchliche Anatomie enthält, als Geſchenk des höchſtſeligen Großherzogs Carl Auguſt, außer den gewöhnlichen, für den Unterricht erforderlichen Präparaten, ein Käſtchen mit 73, möglichſt fein injicirten Theilen des menſchlichen Körpers, ein ähnliches mit oſteologiſchen Präparaten des Gehörorgans und intereſſante Wachspräparate. Es nimmt vier Zimmer und einen Saal ein. Ein Director und ein Proſector beſorgen die Angelegenheiten dieſer Sammlung.

„1804 wurde, ſagt Goethe, der Entſchluß reif, ein „anatomiſches Muſeum einzurichten, welches bei Abgang „eines Profeſſors der Anatomie der wiſſenſchaftlichen Anſtalt „verbleiben müſſe. Profeſſor Ackermann, von Heidelberg „berufen, machte ſichs zur Pflicht, ſogleich in dieſem Sinne „zu arbeiten und zu ſammeln und unter ſeiner Anleitung „gedieh gar bald das Unternehmen, zuerſt im didactiſchen „Sinne, welcher durchaus ein anderer iſt, als der wiſſenſchaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curio-

„ſes Aufmerkſamkeit und Bemühung richtet und nur im Gefolg
„der erſten ebenfalls Plaz finden kann und muß. Das
„Cabinet enthält eine bedeutende Sammlung krankhafter
„Theile. Dieſe traurigen Gegenſtände ſind für den Arzt
„und Chirurg von der größten Bedeutung. Er lernt hier
„die wichtigſten Lebenswirkungen der Natur kennen, die ſich
„ſelbſt zerſtört, um ſich ſelbſt zu heilen und kann ſich das,
„was bei ſeinen unglücklichſten Kranken unter Entſtellung,
„Beulen und Geſchwüren verborgen liegt, bei der großen
„Conſequenz der Natur, als vor Augend liegend vorſtellen
„und wo nicht auf Heilung, doch auf Linderung des Zuſtandes
„ſein geſchärftes Augenmerk richten.“

„Als nach der zu Ende 1811 bewirkten Zuſammenſtellung
„älterer und neuerer Inſtrumente, ſo wie des früher
„**Büttneriſchen** und **Göttlingiſchen** Apparats eine
„ganz anſehnliche und großen Theils brauchbare Sammlung
„vor Augen ſtand, und Profeſſor **Döbereiner** in dem
„neuangelegten Laboratorium zu wirken anfing, konnte nicht
„verborgen bleiben, daß mancher ſonſt der Phyſik ausſchließlich
„zugetheilte Apparat nunmehr auch dem Chemiker nöthig
„ſey und daß dieſer, bei der großen Strenge neuerer
„Forſchungen, bei der Genauigkeit weit getriebener Experimente,
„gar manches bedürfe, woran man in vorigen
„Zeiten nicht denken können. Als daher Dr. **Seebeck**,
„welcher ſchon bei ſeinem Aufhalte in Jena in dieſen Angelegenheiten
„beiräthig und thätig geweſen, im Januar
„dieſes Jahres auf ſeiner Durchreiſe bei mir einſprach, ſo
„begab ich mich mit demſelben hierher, um unter ſeiner ein-

„ſichtigen Leitung mit Einſtimmung des Prof. Döbereiner, mit Zuziehung der Hofmechaniker Körner und Otteny, ingleichen des Hofkupferſchmiedes Pflug, dasjenige, was zunächſt für unſre Zwecke noth ſey, zu bemerken und vorzubereiten."

„Als nun im Gefolg dieſes Ihro Kaiſerliche Hoheit Sich gnädigſt geneigt erklärten, zu Anſchaffung dieſer Bedürfniſſe 1000 Thaler Sächſ. auszuſetzen, ſo ſchritt man ernſtlich zu Werke, beſtimmte genau die Eigenſchaften der zu verfertigenden Gegenſtände, gründete die verſchiedenen Accorde darauf und verfuhr eben ſo bei einigen Beſtellungen, welche man auswärts, beſonders in Paris, zu machen hatte."

Döbereiner ſteht der Anſtalt noch gegenwärtig vor und ihm iſt ein Gehülfe beigegeben.

Der botaniſche Garten erhielt ſeine jetzige Einrichtung 1794 zunächſt durch Batſch, unter der Oberleitung Goethe's. Er iſt mit den nöthigen Treibe-Beeten und Glashäuſern verſehen.

Gegen dieſes Inſtitut regten ſich 1803 Widerſacher. Goethe ſchrieb deshalb an einen der damaligen Redacteure der Jenaiſchen Allgemeinen Literatur-Zeitung:

„Ew. Wohlgeb. eine vertrauliche Eröffnung zu thun, werde durch verſchiedene Umſtände bewogen."

„Schon lange ſind mir die Mißhelligkeiten, welche zwiſchen unſern Jenaiſchen Lehrern ſich in heftigen Ausbrüchen gezeigt, ſo wie andern Freunden der Wiſſenſchaft, höchſt bedauerlich geweſen, weil offenbar dadurch ein ſo ſchönes

„Inſtitut manchen Schaden erleiden mußte. Leider haben
„hierzu manche nicht genugſam überdachte Ausdrücke in pe-
„riodiſchen Blättern und Schriften die nächſte Veranlaſſung
„gegeben. Die Uebel, welche daraus entſtanden, habe ich,
„als Privatmann im Stillen bedauert."

„Nun tritt aber ein Umſtand ein, der mich im Ge-
„ſchäftsgange aufmerkſam macht. Die zur Oberaufſicht über
„das neue botaniſche Inſtitut im Fürſtengarten zu Jena be-
„ſtellte Commiſſion hat bei der Correſpondenz, welche ſie
„wegen Wiederbeſetzung der durch den Tod des Profeſſors
„Batſch erledigten Stelle geführt, zu bemerken gehabt,
„daß man gedachtes Inſtitut auswärts verrufen und dadurch
„Perſonen von der Annahme des Rufs abſchrecken wollen."

„Ohne unterſuchen zu wollen, woher ſolche Inſinuatio-
„nen gekommen ſeyn mögen, ſieht ſich fürſtliche Commiſſion
„veranlaßt, beſonders die Herren Redacteurs der allgemei-
„nen Literatur-Zeitung auf alles dasjenige aufmerkſam zu
„machen, was ihnen wegen des Inſtituts geſendet werden
„könnte. Man muß ausdrücklich wünſchen, daß nichts Un-
„angenehmes, noch Verkleinerndes vorkommen möge, damit
„eine im Wachſen begriffene Anſtalt nicht gehindert, noch
„verletzt werde."

„Ew. Wohlgeb. erſuche ich um dieſe Gefälligkeit im
„Namen fürſtlicher Commiſſion, nicht ohne höheres Mit-
„wiſſen und bin zu allen Gegendienſten gern bereit."

„Weimar, den 13. Mai 1803."

Zunächſt verwalten den Garten ein Director, ein Gärtner, ein Gartengehülfe und unter ihnen arbeiten die erfor-

Goethe's
Schriften.

* * *

ERSTER BAND.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

„Es hätte ſich die Frage aufwerfen laſſen, ob es denn
„räthlich, ja ausführbar ſey, eine Sternwarte bei Jena zu
„errichten? denn man hat Urſache, nach den bisherigen Be-
„handlungen ſolcher Anſtalten, die Unkoſten derſelben für
„ungeheuer, und die Bedürfniſſe für unabſehlich zu halten.
„Hier tritt aber dasjenige ein, was von allen Wiſſenſchaf-
„ten gilt, die, je mehr ſie ſich theoretiſch vervollkommnen,
„deſto mehr das Practiſche erleichtern und mit viel gering-
„ren Mitteln, als ſonſt, größere Wirkungen hervorbringen.
„Auch in dieſem Fache ſind die Inſtrumente vereinfacht wor-
„den und man hat Alles auf das Nothwendigſte zu reduci-
„ren gewußt; ſo daß ein vorzüglich unterrichteter und thä-
„tiger Mann, wie wir ihn glücklicher Weiſe beſitzen, ſich
„bei einer ſolchen, obgleich ins Enge gezogenen Anſtalt Ehre
„machen und ſeinem Kreiſe Nutzen bringen kann. Denn
„ſollte man auch die Sternwarte nicht zu unmittelbaren aca-
„demiſchen Zwecken geeignet finden; ſo ſind doch bei uns,
„wie in Deutſchland überhaupt, die wiſſenſchaftlichen Zwecke
„von den didactiſchen und practiſchen keineswegs entſchieden
„getrennt und eine Anſtalt, wie dieſe, bewährt ſchon als
„Muſter einer ſcharfen und genauen Behandlung ſicher einen
„glücklichen Einfluß."

„Wenn man die Mathematik verehren, ja lieben will,
„ſo muß man ſie da betrachten, wo ſie ſich als Prieſterinn
„der Aſtronomie darſtellt. Hier hat ſie Gelegenheit alle ihre
„Tugenden zu entwickeln, ſie iſt ganz eigentlich an ihrem
„Platze, im innerſten und äußerſten Heiligthum der Na-
„tur."

„Das unmittelbare, ununterbrochene Zuſammenwirken „aller Aſtronomen iſt bekannt und in dem Netz das ſie über „die Erde gezogen haben, wird Jena nun auch als ein be„deutender Kantenpunct erſcheinen. Der Aſtronom iſt der „geſelligſte Einſiedler und der Unſrige wird ſehr bald in dem „großen Vereine mitwirken und uns, ſeine nächſten Nach„barn, durch manche Mittheilung aus der weiteſten Welt „erfreuen können."

Mit der Sternwarte wurden die von dem Großherzoge Carl Auguſt 1821 im Großherzogthum begründeten und mit einem durchſchnittlichen beſondern Aufwande an 250 Rthlr. jährlich eifrigſt beförderten meteorologiſchen Anſtalten in Verbindung geſetzt, deren Beobachtungen von dem Vorſteher der Sternwarte geleitet, geſammelt, bearbeitet und öfters öffentlich bekannt gemacht.

Sie wurden 1832 eingezogen. „Wenn Man ſich," äußerte Goethe in der deßfallſigen Verordnung an den Vorſteher der Sternwarte, „bei genauer Unterſuchung der ſeit „ſo vielen Jahren ſorgfältig durchgeführten meteorologiſchen „Beobachtungen, nicht ohne Zufriedenheit verſichern kann, „daß für die Wiſſenſchaft dadurch manche Reſultate gewon„nen ſind, deren Anerkennung in der Folge ſich von bedeu„tendem Einfluſſe erweiſen wird, ſo hat man ſich doch auch „bei genaueſter Einſicht überzeugen können, daß fernerhin „auf dieſem Wege vorerſt nichts weiter zu erreichen ſey, in„dem ja ſelbſt die erſten Naturforſcher unumwunden ausge„ſprochen haben: man müſſe dergleichen fernere Beobach„tungen den wiſſenſchaftlich Bemühten in den tropiſchen Län-

„dem überlaſſen, als wo eine regelmäßigere Barometer-Bewegung die Beobachtungen ſicherer und fruchtbarer machen werde.“

Wie umſtändlich ſich übrigens Goethe um die meteorologiſchen Beobachtungen bekümmerte, geht aus folgendem, unter dem 31. Januar 1823 an den damaligen Vorſteher der Sternwarte, Profeſſor Poſſelt, erlaſſenen Schreiben, hervor:

„Ew. Wohlgeboren

„erhalten hierbei die beiden Inſtructionen, auf deren zweckmäßige Befolgung dieſelben nach Ihrer gewohnten Genauigkeit durchaus halten werden.“

„Der regelmäßig gleiche Gang der Barometer-Veränderungen an weit von einander entfernten Orten wird nach „meiner Ueberzeugung, bald als das Fundament der ganzen Meteorologie angeſehen werden; es iſt daher keine Bemühung zu ſcheuen, um ſich darüber, wie über Ungleichheiten und Abweichungen derſelben aufzuklären.“

„Die aufgefundenen Beobachtungen für London und „Boſton würde rathen, vorerſt in eine beſondere Tabelle „verzeichnen zu laſſen, da man ſie denn immer neben unſre „graphiſchen Darſtellungen, die ohnehin etwas überladen „ſind, legen und alſo vergleichen könnte. Wahrſcheinlich „ſind genannte Beobachtungen nach Engliſchen Fußen angeſtellt, welches vorerſt auszumitteln wäre.“

„Zugleich überſende was Herr von Eſchwege aus „Braſilien mitgetheilt. Dieſe Beobachtungen ſcheinen auch „nach Engliſchen Fuß gemacht zu ſeyn. Die der Tabellen

„ſind 1822 Fuß über der Meeresfläche angeſtellt, wo ſich das Barometer doch kaum über 28 franzöſiſche Zoll heben kann."

„Ew. Wohlgeboren werden dabei gewiß auch merkwürdig finden, daß hier kein eigentliches Steigen und Fallen, ſondern nur eine Art Oscillation zu bemerken iſt, wovon Juli, Auguſt, September der Biſchoffſchen graphiſchen Darſtellung ein Analogon giebt."

„Ferner wünſchte, daß Sie einige Tafeln graphiſcher Collectaneen einrichteten, wo aus entfernten Gegenden und wenn es nur Wochen oder Monate ſind, Einzelnheiten eingetragen würden. Dadurch käme man viel ſchneller zum Ziele und die Aufmerkſamkeit würde mehr erhalten und angeregt, als bei einer Reihe von Erfahrungen, bei welchen man zuletzt ermüdet."

„Uebrigens werde ich dieſe Angelegenheit nicht aus den Augen laſſen, in Hoffnung, daß bei milderer und mehr angenehmer Jahreszeit Ew. Wohlgeboren mich einmal mit Ihrem Beſuche erfreuen."

Bei der Sternwarte ſind ein Inſpector, ein Gehülfe und ein Diener angeſtellt.

Die Thierarzenei-Schule wurde im Jahre 1816 errichtet und nach und nach mit den nöthigen Gebäuden und Gärten verſehen. „Wie bekannt," ſchrieb der Großherzog eigenhändig an Goethe, „iſt der Profeſſor Renner nach Jena für die Thierarznei-Wiſſenſchaft berufen worden und wird ausſchließlich von hier beſoldet, ohne Concurrenz der Miterhalter der Univerſität. Deswegen gedenke ich ihn

„und ſein Inſtitut der Behörde der unmittelbaren Anſtalten zu untergeben, welches ich hierdurch bewerkſtellige. Die erſte Frage, welche bei dieſer neuen Anſtalt vorkommen wird, iſt die eines Locals.“

21. Oct. 1816.

Carl Auguſt.

Mit der Veterinär-Anſtalt iſt eine Lehrſchmiede und eine Sammlung von Präparaten verbunden.

Dieſe Thier-Heil-Schule hatte Anfangs mit dem Vorurtheile der gemeinen Claſſe zu kämpfen. **Goethe** ſah ſich veranlaßt deshalb einzuſchreiten. Er ſchrieb an von Voigt:

„Ew. Excellenz

gefällige Theilnahme erbitte mir in dem Falle, welchen vorzutragen ich veranlaßt bin.“

„Es war vorauszuſehen, daß die Veterinair-Anſtalt, eine der wichtigſten, allgemein eingreifenden, wegen ihrer Verwandtſchaft mit dem verworfenſten Geſchäft einige Prüfungen werde erleiden müſſen und ſo hat ſichs auch gefunden.“

„Bald nach meiner Ankunft konnte man das Für- und Wider-Reden im Publicum bemerken, das ſich aus der niederen Claſſe in die mittlere zog; ich erwartete früher oder ſpäter ein Ereigniß, wovon man Anlaß nehmen könnte in der Sache zu wirken. Nun fängt das gemeine, beſonders Weibs-Volk ſchon an, auf die untern Angeſtellten zu hetzen, die Tochter der Aufwärterinn, den Sohn des

„Schmieds mit pöbelhaften Ausfällen zu verfolgen; ja der Proſector ſelbſt (der freilich im Lande umher reitet, um die ſonſt verabſcheuten Cadaver zuſammen zu bringen) findet ſich ſchon indirecten Beleidigungen ausgeſetzt. Ich habe der Sache im Stillen zugeſehen, weil dieſes Vorurtheil von Alters her und nicht mit Unrecht auf ſolchen Geſchäften ruht, ja in frühern Zeiten zum Vortheil der bürgerlichen Geſellſchaft begünſtigt wurde. Jetzt aber, da wir das Nützliche über Alles zu ſchätzen, Urſache haben, weil das Schädliche, Gefährliche von allen Seiten auf uns eindringt, müſſen wir ſolche Anſtalten, eben wegen ihrer anrüchigen Verwandtſchaft, deſto kräftiger ſchützen.“

„Selbſt unſre Caſſe wird durch ſolchen böſen Leumund verletzt und ſchon bisher müſſen wir die Aufwärterinn theurer lohnen als billig, nur um ſie zu erhalten und weil ſich ſchwerlich eine andere zu ſolchem widerwärtigen und zugleich dem Schimpf ausgeſetzten Dienſte finden möchte.“

„Die bei mir eingegangenen Beſchwerden ſind zwar auffallend genug, aber weil die Händel zwiſchen Weibern und Kindern vorgefallen, nicht von der Art, daß man darauf Unterſuchung gründen und ernſte Beſtrafung veranlaſſen könnte. Mein Vorſchlag geht daher dahin, daß die hieſige Polizei-Commiſſion veranlaßt würde im Wochenblatt eine Verwarnung zu publiciren, wozu, beliebter Kürze wegen, einen Entwurf beilege, Ew. E. um gefällige Theilnahme und geneigte Beſchleunigung gehorſamſt erſuchend.

„Jena d. 29. April 1817.“

„Bekanntmachung.

„J. K. H. der Großherzog, haben, unter andern vielen Wohlthaten, welche Sie Ihren Landen, beſonders der „Stadt Jena zugewendet, eine Heilſchule für Pferde und „andere Hausthiere errichtet. Wenn nun jeder verſtändige „Staatsbürger die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer „ſolchen Anſtalt mit Dank zu ſchätzen weiß; ſo giebt es doch „noch kurzſichtige Menſchen genug, welche wegen eines äußern Scheins den wichtigen und heilſamen Zweck verkennen. Tritt nun Rohheit eines ungebildeten Betragens und „leidenſchaftliche Gemüthsart hinzu, ſo iſt vorauszuſehen, „ja durch Erfahrung erwieſen, daß allerlei widerwärtiges „Beginnen ſich ereignen werde. Man ſieht ſich alſo veranlaßt, einen jeden Hausvater aufzufordern, daß er Kinder „und Geſinde über die Wichtigkeit jener Anſtalt ernſtlich aufkläre, ſodann auch kräftig verwarne, Alles, was derſelben „entgegen wirken könnte, ſorgfältig zu vermeiden. Wie „man denn hiermit erklärt, daß jede unziemliche Nachrede, „Schimpf oder wohl gar Bedrohung, welche der geringſten „bei dieſer Schule angeſtellten Perſon, oder irgend jemand, „der damit in Verbindung ſteht, wiederführe, auf geſchehene Anzeige ſogleich unterſucht und gebührend beſtraft „werden ſolle.“ *)

Unter dem Director der Thierarzenei-Schule arbeitet an derſelben ein Profector, ein Lehrſchmied und ein Knecht.

---

*) So abgedruckt in den Jenaiſchen privilegirten Anzeigen vom 14. Juni 1817.

Was die lithographiſche Anſtalt betrifft, ſo hat ſich dieſelbe, ungeachtet des ſpeciellſten Intereſſes das der Großherzog ihr widmete, niemals zu einiger Bedeutung erheben wollen.

Die Central-Behörde der Oberaufſicht beſtand und beſteht noch, außer dem Chef und ſeinem Gehülfen, aus einem Secretair, einem Copiſten und zwei Caſſirern.

Goethe in Beziehung zu amtlichen Geſchäften überhaupt.

Der Menſch bleibt immer derſelbe, ſein Weſen ſpiegelt ſich nur, je nach den Umſtänden, in verſchiedener Richtung ab. Durchaus eigenthümliche Verhältniſſe, wie dergleichen unſtreitig auch das amtliche Leben bietet, müſſen nothwendig manche Eigenſchaft des Characters, die ſonſt vielleicht weniger entſchieden hervorgetreten wäre, zu größerer Deutlichkeit entwickeln. Goethe's Individualität im Allgemeinen iſt ſchon, ſowohl von ihm ſelbſt, direct und indirect, als auch durch Friedrich von Müller, und zwar ſo trefflich dargeſtellt worden, daß wir, bei unſern Leſern die Bekanntſchaft mit dieſen Schilderungen billig vorausſetzend, hier unſere Andeutungen obiger Anſicht gemäß beſchränken dürfen.

Wir haben weiter oben geſehen, welch' eine faſt wunderliche Verſammlung die ſogenannten unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt ausmachen und es leuchtet

ein, wie, beſonders da meiſtens nicht eigentliche Geſchäftsmänner an die Spitze der einzelnen Inſtitute geſtellt ſind, die Geſchäftsform bei Verwaltung derſelben nicht immer auf das Strengſte zu handhaben iſt. „So bedeutend auch „hier die adminiſtrative Form ſeyn mag,“ ſagt Goethe, gewiſſermaßen ſich ſelbſt entſchuldigend, „ſo erfordert ſie „doch einen tüchtigen und weitumfaſſenden, materiellen „Stoff und Gehalt, indem der Vorgeſetzte durch dieſe Stellung mit Naturforſchern aller Art, mit Künſtlern im ausgedehnteſten Sinne, Malern und Bildhauern, Poeten, „Rednern und Literatoren im Bezug ſteht.“ Nach dieſer Anſicht ſein Departement verwaltend, ſetzte er die eingeführten Formen zuweilen vielleicht etwas zu ſehr hinten an. Das Mechaniſche der Geſchäfts-Behandlung war ihm weniger geläufig, da er die niedern Dienſtes-Stufen überſprungen hatte, auf welchen man ſich ſtrenger an die beſtehenden Reglements gebunden ſieht. So war denn auch er, der ſo ſehr liebte, über alle Vorkommniſſe, ſelbſt ſeines Privatlebens, Acten zu führen, doch nichts weniger als das, was man einen rechten Actenmann zu nennen pflegt. Ungeachtet Goethe's übrigens ausgezeichneten Ordnungsliebe, befanden ſich in der That ſeine, wenn auch höchſt ſauber gehaltenen Acten niemals im Zuſtande bequemer Brauchbarkeit. Auf ſein früher ſehr treues Gedächtniß bauend und ſtets conſequent nach einmal angenommenen Grundſätzen handelnd, hatte er ſich nicht gewöhnt, die Voracten zu Rathe zu ziehen, deren Beſchaffenheit ihm denn alſo meiſtens unbekannt blieb. In der Mehrzahl der

Fälle ließ dieß auch, bei der Eigenthümlichkeit ſeines Wirkungskreiſes, ohne erheblichen Nachtheil ab; nur in den letzten Jahren kamen einander nicht ganz entſprechende Verfügungen hin und wieder vor. Gegen dergleichen Vergeßlichkeiten bedurfte er um ſo mehr geeigneter Hülfsmittel, als auch ſeine Abhängigkeit von ſeiner zufälligen Stimmung mit den Jahren immer zunahm und ihn, je ſpäter je mehr, unfähig machte, ſich den fortwährend auf ihn einſtrömenden, verſchiedenartigſten Angelegenheiten in jedem Augenblicke nach Erforderniß zu widmen.

Die beabſichtigte Erleichterung fand er zum Theil in ſorgfältigen Niederſchreibungen ſelbſt unwichtigern Inhalts. Beiſpiele ſolcher Notizen finden ſich im Verlaufe dieſes Werkes mehrere mitgetheilt. Auch der folgende, den Acten entnommene und ſeinen Zweck ſelbſt ausſprechende Vermerk von ſeiner Hand gehört hierher:

„Den jungen Menſchen, der nachſtehendes Schreiben „mit Bitte um Anſtellung in Jena einreichte, habe ſchon „länger beobachtet; er hat in Weimar eine Stelle, bei der „mechaniſche Arbeiten ihn drücken und man könnte ihn doch „an keiner andern anſtellen. Unter dem Schein der Leidenſchaft zur Philologie verbirgt er Luſt und Wunſch, nach „Deutſcher Jugend Weiſe deutſch zu poetiſiren."

„Ich habe ihm niemals eine Anſtellung verſprochen „und ſetze dies nachrichtlich hierher, weil er eine unermüdliche Zudringlichkeit beſitzt und wahrſcheinlich ſich von Zeit „zu Zeit wieder melden wird."

Außerdem hatte er zu dieſem Behufe das nachſtehend beſchriebene, nicht gerade einfache Verfahren für alle ſeine Geſchäfte angenommen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei Privatgeſchäften die Regiſtrande wegfiel.

Sobald irgend etwas bei ihm einging, wodurch ein Handeln von ſeiner Seite auch nur vielleicht veranlaßt werden konnte, bemerkte er es, oft bloß mit einem Worte, auf einem Bogen Papier, Agenda überſchrieben, der ſich ſtets auf einem der Pulte in ſeinem Arbeitszimmer befand. Das Nämliche geſchah mit allem Andern, was er nicht aus dem Andenken zu verlieren wünſchte, z. B. mit einzelnen Gedanken. War eine Sache erledigt, ſo wurde ſie, — nicht ſelten mit rother Dinte, der er ſich überhaupt viel, auch zum Corrigiren der Concepte, ja ſelbſt, wenn er die rothe Feder einmal in der Hand hatte, zu Unterſchriften bediente, — auf dieſem Blatte gelöſcht und als ein vollbrachtes Tagewerk, in das Tagebuch eingezeichnet. Wir laſſen hier ein ſolches Blatt folgen.

„Agenda
den 1ten März 1824.

von Kirchhoff.
{die Seepoſt *)
{dieſes Epos
Verwegen
Herriſch
Launenhaft

Varnhagen
Rochlitz
Grimm
Helbig
Schubarth

---

*) Wahrſcheinlich Goethe'n bemerkenswerth als Hör- und lesbare Schreibbücher Vgl. Werke Bd. 45. S. 158.

Briefe.
Münter
From.
Heuſinger
Moller
Dombrowsky
Meteorologie
Mineralogie
Odeleben
Lenz
Naumann.

Jena
Schrön, Waſſerhöhe
Garten, Sternwarte
Autographa,
Schloſſer.
le *Oui* des jeunes filles par
Moratin espagnol.
Zelter
Thaer
Graf Brühl
Boiſſeree
Fräulein N.
popular frauenzimmerlich.

Es iſt nichts wunderſamer, als ein Franzoſe, der den Werth der Naturdichtung anerkennt, er muß bevorworten, was wir vorausſetzen.“

Die amtlichen Eingaben wurden außerdem, wie ſchon erwähnt, auch meiſtens ziemlich regelmäßig, in eine Regiſtrande eingetragen und in letzterer zugleich die Reſolutionen bemerkt. Sein Tagebuch gab indeſſen über Amts-Geſchäfte oft noch Auskunft, wo die Regiſtrande ſchwieg.

Das Halten von Tagebüchern empfahl er angelegentlich ſeinen höhern Untergebenen und befahl es den Subalternen. Zu wenig mißtrauiſch, betrachtete er ſolche Tagebücher „als Documente, wie ein Geſchäft eingeleitet und „geführt worden.“ Sie wurden ihm jährlich zur Durchſicht eingereicht und in der Regel mit lobender Anerkennung des als geleiſtet Angegebenen, und mit eindringlicher Ermahnung zu weiterer Fortſetzung von ihm zurückgeſendet.

„Ich wünſche," ſchreibt er an den Bibliothekar zu Jena, „daß der neue Bibliotheks-Diener auch ein Tagebuch führe; „es dient einem ſolchen jungen Menſchen zu gar mannigfaltiger Uebung und es iſt dem Bibliotheksgeſchäft nützlich, „wenn der Diener auch literariſch ſich auszubilden die Fähigkeit hat."

In ſpäteren Jahren pflegte Goethe faſt Alles, was er ſelbſt reſolvirte, auch ſelbſt zu concipiren. Mit ſehr ſeltenen Ausnahmen dictirte er die Concepte; in früheren Zeiten entwarf er ſolche und ſelbſt ganz unbedenkliche Aufſätze z. B. ein kurzes öffentliches „Avertiſſement:" wegen Verpachtung eines Gartens, nicht ſelten eigenhändig.

Wie er den Secretair machte, ſo ſcheute er ſich auch nicht, nach Umſtänden den Botenmeiſter, den Bauaufſeher und jede andere Rolle zu ſpielen, auf welcher die Ausführung einer für ihn bedeutenden Angelegenheit im Augenblick vorzüglich beruhte. Es ſchmeichelte ihm, wenn auch dieſe ſeine ſubalterne Vielſeitigkeit bemerkt wurde und er wußte ſie gelegentlich, beſonders gegen nachläſſige Untergebene geltend zu machen.

Der Anſicht, daß „wer ſeine Leidenſchaften, Neigungen, Wünſche, Vorſätze, Plane nicht zu verbergen weiß, „in der Welt zu nichts komme," und vielfältig belehrt, daß man die Herumträgerei als eine kleine Zerſtreuung betrachte, die man nur Andern übel zu nehmen brauche, vermied er, beſonders auch in amtlichen Verhältniſſen, ſorgfältig, daß jemand, den es nicht unmittelbar anging, von einem Geſchäft nähere Kenntniß erlangte. Am geheimnißvollſten betrieb er die Kaſſen-Angelegenheiten und Perſonalien. Hinſichtlich der Letztern ſuchte ſeine Discretion ihres Gleichen. Man wird ſich hiernach ſelbſt ſagen können, wie ſehr Goethe allem unangenehmen Aufſehen auch in amtlichen Beziehungen Feind ſeyn mußte.

Bekanntlich huldigte Er dem, wie er behauptete, auf Erfahrung geſtützten, Aberglauben, daß man ein Unternehmen nicht ausſprechen dürfe, wenn es gelingen ſolle. Außerdem war er ſich indeſſen auch reellerer Vortheile des Geheimniſſes bewußt, als deren einen vorzüglichſten in amtlichen Verhältniſſen er die Möglichkeit anſah, ſich ſelbſt reformiren zu können, ohne ſich compromittiren zu müſſen. Das ſtrenge Geheimhalten ſeines amtlichen Wirkens brachte für ihn aber auch den Nachtheil mit ſich, oft auf einen bloßen Verdacht hin verurtheilt zu werden, wie auf einen zuverläſſigen Beweis. Langjährige Erfahrung hatte in ihm die Ueberzeugung hervorgebracht, es bleibe nichts geheim, was ſeinen Gang durch die Kanzleien nehme. Um den „Kanzleiklaſch,“ wie er ihn nannte, zu vermeiden, verhandelte er bedenkliche Angelegenheiten am liebſten mündlich. Dem entſprechend äußert er in einem Berichte wegen Wiederbeſetzung einer erledigten höhern Stelle:

„Ueberhaupt aber werde ich, vor endlichem Abſchluſſe „dieſer wichtigen Angelegenheit, mir einen mündlichen un„terthänigſten Vortrag, wie und auf welche Weiſe Ew. K. H. „gefallen möchte, angelegentlichſt erbitten. Die mannig

„faltigen Complicationen einer ſeit funfzig Jahren ſich verſchiedentlich
„ausbildenden und verſchränkenden Anſtalt iſt
„durch eine ſchriftliche Behandlung nicht darzuſtellen, ſo wie
„auch Manches, welches für die Räthlichkeit der vorgeſchlagenen
„Einrichtung ſtreitet, zwar bei gegenwärtiger Ueberlegung
„zur Sprache kommen muß, aber weder nöthig noch
„räthlich iſt, daß ſolche vorübergegangenen oder vorübergehenden
„Zuſtände zur Kenntniß der Folgezeit gelangen."

Das ganze Geſchäfts-Verhältniß Goethe's blieb denn auch wirklich mit einem dichten Schleier umhüllt, ſo geneigt er ſich doch allenthalben erwies, dem vorgeſetzten Staats-Miniſterium, auf Erfordern, die vollſtändigſte Rechenſchaft zu geben. Alſo findet auch auf ihn Anwendung, was Daru von der Republik Venedig bemerkt: Il falloit, que sa mort arrivât, pour que ce gouvernement impénétrable n'eût plus de mystères.

Von Goethe's Geſchäfts-Stil enthält das gegenwärtige Werk ſo mannichfaltige Proben, daß es überflüſſig ſeyn dürfte, wenn ich mich auch noch hier weitläufig im Allgemeinen darüber verbreiten wollte. Er band ſich darin gleichfalls wenig an die vorgeſchriebenen Formen und geſtattete ſich wohl einmal einen dienſtlichen Erlaß mit folgendem Poſtſcript zu ſchließen:

„Wollten Sie gelegentlich, wenn ſich geſunde, eßbare
„Schwämme in Ihren Gebirgen finden, ſo auch, wenn die
„Schaafkäſe ihre Reife erlangen, an mich denken; ſo würde
„ich die Auslagen gern erſtatten und dieſe guten Biſſen nicht
„ohne Dank genießen."

Wie der Herzog von St. Simon in ſeinen bekannten Memoiren erzählt, ſchrieb der Kanzler Dagueſſeau in Geſchäften ſo präcis, daß es niemals möglich war, einen Auszug aus ſeinen amtlichen Aufſätzen zu machen. Nicht ſo Goethe, der, als ein zweiter Chryſoſtomus, ſeiner Rede einen reichlicheren Fluß freigebig verſtattete und ſich, zumal in höheren Jahren, und zwar je älter er wurde, deſto weniger beſtimmt und entſchieden ausdrückte. Sein Stil wurde immer gezwungener, räthſelhafter und euphemiſtiſcher. Selbſt in einer Verordnung ſetzt er einmal für „Tod" „ſchließliche Ruhe."

Man weiß, daß Goethe alle ſchriftlichen Aufſätze von größerem Umfange vorerſt, wie er ſich ausdrückte, „ſchematiſirte." Es wird nicht unintereſſant ſeyn, ein ſolches Schema mit der Ausführung vergleichen zu können.

„Schema
„zum Bericht wegen der Güldenapfelſchen Caution."

„Abſchrift des Güldenapfelſchen Berichtes vor-
„gelegt."

„Allgemeine Betrachtung, daß man, aus einem Zu-
„ſtand in den andern übergehend, frühere nicht mehr paſ-
„ſende Bedingungen mit hinüber nimmt, woraus ſich Miß-
„ſtände ergeben, die, wenn man ſie nicht zeitig erkennt und
„ſie vom Grunde aus hebt, unauflösliche Verwirrungen ver-
„anlaſſen."

„So mußte früh oder ſpät die völlige Umänderung der
„Jenaiſchen academiſchen Bibliothek zur Sprache kommen

„und daß dabei nichts von den alten Verhältniſſen und Bezügen mehr Statt finden könne.“

„Sonſt war dieſe Anſtalt ganz ſtationär, ſowohl der älteſte Beſitz, als was nach und nach hinzukam, blieb Jahrhunderte an ſeinem Platz. Die Buderſche Bibliothek blieb abgeſondert und verſchloſſen, die Manuſcripten-Sammlung in einem Gewölbe. Der Hauptſaal überſehbar, außerden nur ein geringer Raum beſetzt, der Zuwachs mäßig, Gebrauch und Beſuch desgleichen. Hier und da waren Gatterthüren und die Eröffnung auf wenige Stunden eingeſchränkt.“

„Auf einen ſolchen beſchränkten Zuſtand hat der Bibliothekar cavirt und konnte es auch ohne ſonderliche Gefahr.“

„Gegenwärtig immer wachſende Vermehrung.“

„durch Schenkung“

„durch Verwendung eines Theils der außerordentlichen verwilligten Gelder zu bedeutender Anſchaffung.“

„Die beabſichtigte und höchſten Orts ausgeſprochene Liberalität wird geübt.“

„Die Verabfolgung der Bücher auf ſämmtliche Profeſſoren erſtreckt, auch Studirenden immer mehr erleichtert.“

„Beſuche.“

„Gelehrte Reiſende“

„Inwohnende Gelehrte“

„Neugierige.“

„angezogen durch die neue Einrichtung.“

„im Sommer,“

„zu Jahrmarktszeiten.“

„Vermehrung der Verantwortlichkeit aus allem dieſem."

„Ferner zu betrachten"

„ſonſt zwei Perſonen."

„Der Bibliothekar hatte nur für ſich und den Diener „zu haften, jetzt hat er einen, im Sommer ſechs bis ſie„ben Mitarbeiter, die an verſchiedenen Ecken und Enden „der Säle ihre Arbeitstiſche aufgeſchlagen, für ihn ganz „unüberſehbar. Warum ſollte alſo nicht das Vertrauen, „das er Andern ſchenkt und ſchenken muß, ihm nicht auch „von oben herein gegönnt werden?"

„Ferner iſt auch die Disproportion der alten Cautions„ſumme in jeder Rückſicht in die Augen fallend."

„So fällt auch das Unnütze der Caution bei näherer „Betrachtung gleich in die Augen, ſie iſt ſchon aufgehoben."

„G. hat für die alte Bibliothek cavirt, wie ſie ſtand „und wie ſie ihm übergeben worden."

„dieſe exiſtirt nicht mehr."

„ſie iſt völlig umgeſtellt und eingeſchaltet;"

„ſie könnte ihm alſo nicht mehr abgenommen, keinem „Andern übergeben werden."

„Auch läßt ſie ſich auf die alte Weiſe nicht mehr revi„diren."

„Hiezu gehören ganz neue Einrichtungen, wozu bei „weiterem Vorſchritt des Geſchäfts die Vorſchläge ſchuldigſt „geſchehen ſollen."

„Wie wenig der gegenwärtige Zuſtand nach dem alten „zu beurtheilen ſey, iſt bei einiger geiſtreichen Betrachtung „gar bald in die Augen fallend."

Goethe's Schriften.

Erſter Band.

„Man werfe die Frage auf: geſetzt es zeigte ſich, daß „eins der geſchenkten Bücher wirklich fehle?“

„hat die Academie das Recht an der alten Caution zu „fordern?“

„wer würde dieß bejahen?“

„Serenissimus Vinariensis haben, ohne Caution zu „verlangen, große Schenkungen gemacht; von den außer„ordentlich verwilligten Geldern beider Herren Nutritoren „ſind anſehnliche Bücherkäufe gemacht worden, die aus dem „beſchränkten academiſchen Fonds nicht hätten geleiſtet wer„den können. Profeſſoren und andere Privati haben an„ſehnliche Geſchenke gemacht: für alles Dieſes iſt nicht ca„virt und welche Caution wäre hinreichend?

„War alſo früher die academiſche Bibliothek einer ver„ſchloſſenen und unzugänglichen Caſſe wohl vergleichbar, „ſo iſt ſie jetzt gerade das Gegentheil; ſie iſt vielmehr, wie „alle Großhrzl. unmittelbaren Anſtalten, zu einer offenen „und zugänglichen Quelle geworden und was auch künftig „wegen Leitung der Bibliothek verfügt werden mag, ſo kann „der Bibliothekar niemals wieder in das alte Verhältniß zur „Academie zurücktreten.“

„Betrachten wir alſo die übrigen unmittelbaren An„ſtalten.“

„Der Weimariſche Bibliothekar hat keine Caution und „wie wollte er ſie ſtellen?“

„die übrigen Anſtalten und Muſeen zu Weimar und „Jena haben dergleichen auch nicht.

„Und wie wollte man in Veränderungsfällen tüchtige

„Männer zu Hauſe und im Ausland finden, um ſolche Stellen damit zu beſetzen?"

„Sie ſind bis jetzt, und billig auch künftig, aus dem Kreiſe der Profeſſoren zu nehmen, oder dahinein zu ſchließen."

„und daher als gelehrte Angeſtellte für redlich zu halten."

„Ueberhaupt kommt bei dieſem Geſchäft, wie bei ſo vielen andern, alles auf Redlichkeit an, gegen Unredliche giebts keine Verwahrung."

„Profeſſor G. iſt durchaus als ein wohldenkender Mann bekannt und hat ſich als ein ſolcher ſeit drei Jahren, ſeitdem ich dem Geſchäft vorſtehe, ohne Tadel erwieſen."

„er iſt Hausvater, ein mäßiges Leben gewohnt und Grundbeſitzer."

„Für ſeine Bemühungen hat er verdient, außer Sorgen wegen des Oeconomiſchen geſetzt zu werden."

„So verdient er auch wohl für die große, ſeit drei Jahren fortgeſetzte und noch manche Jahre forzuſetzende außerordentliche Bemühung die ſittliche Belohnung:"

„das Vertrauen der höchſten Herrn Erhalter."

„die Erlaſſung ſeiner Caution,"

„daß er aller Sorge für Frau und Kinder bei ſeinem Ableben entbunden werde."

„damit er ſeinem Geſchäft ſo treulich als fröhlich vorſtehen könne."

„Worauf denn von Unterzeichnetem unterthänig, in Hoffnung gnädiger Gewährung hiermit angetragen wird."

„Weimar, den 9. April 1821."

Ausführung.

„Serenissimo Vinariensi et Gothano.“

„Großherzogl. S. Oberaufſicht über alle unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt berichtet wegen Profeſſors und Bibliothekars Dr. Güldenapfels Caution.“

„Weimar, den 27. April 1821.

P. P.

„Ew. K. H. (Ew. H. D.) beigehenden Bericht des Profeſſors und Bibliothekars Dr. G. unterthänig vorlegend und gnädigſte Aufmerkſamkeit für denſelben erbittend, enthalte mich zum Beginn einer allgemeinen Bemerkung nicht: daß man nämlich, aus einem Zuſtand in den andern übergehend, frühere, nicht mehr paſſende Bedingungen öfters mit hinüber nimmt, woraus Mißſtände ſich ergeben, die, wenn man ſie nicht zeitig erkennt und von Grund aus hebt, unauflösliche Verwirrungen veranlaſſen.“

„So mußte denn früh oder ſpät zur Sprache kommen: daß, bei völliger Umänderung der Jenaiſchen academiſchen Bibliothek, nichts von den alten Bezügen und Verhältniſſen mehr Statt finden könne.“

„Sonſt war dieſe Anſtalt ganz ſtationair; ſowohl der älteſte Beſitz, als was nach und nach hinzukam, blieb Jahrhunderte am Platz. Die Buderiſche Bibliothek ſtand abgeſondert und kaum zugänglich; die Manuſcripten-Sammlung in einem Gewölbe; der Hauptſaal überſehbar,

„außerdem nur ein geringer Raum mit Büchern beſetzt, der „Zuwachs mäßig, Gebrauch und Beſuch desgleichen. Hie „und da angebrachte Gatterthüren verhinderten die Beſuchenden ohne Zuthun des Bibliothekars gewiſſe Abtheilungen zu betreten; die Eröffnung geſchah nur für einige „Stunden. Auf einen ſolchen umſchriebenen Zuſtand cavirte der Bibliothekar und konnte es mit Sicherheit.“

„Man betrachte nunmehr die gegenwärtige Lage. Durch „die große Schenkung der Schloßbibliothek und die deshalb „nöthige Erweiterung des Raums iſt Alles von Grund aus „verändert worden; noch geſchahen anſehnliche Schenkungen von höchſten und hohen Gönnern; man hatte einen „Theil der, von den höchſten Herrn Erhaltern verwilligten „Gelder zu bedeutender Anſchaffung von Büchern verwendet; die beabſichtigte und höchſten Orts ausgeſprochene Liberalität wird geübt, das Ausleihen der Bücher mit geſetzlicher Freiheit behandelt und iſt ſowohl der Zeit, als „der Behandlungsart nach gar ſehr verändert worden.“

„Beſuche ſind zahlreich, gelehrte Reiſende und inwohnende Gelehrte finden hier einen Verſammlungsort; an „Neugierigen fehlt es nicht; angezogen durch die neue Einrichtung, kommen ſie im Sommer und zur Jahrmarktszeit „oft in mehreren Partieen. Alle Spur der alten Beſchränkung ward ausgelöſcht.“

„Ferner iſt zu betrachten, daß ſonſt nur zwei Perſonen dieſem Geſchäft vorſtanden; der Bibliothekar hatte nur „für ſich und für den Diener zu ſtehen, jetzt hat er regelmäßig viere, im Sommer ſechs bis ſieben Mitarbeiter, die,

„an verſchiedenen Ecken und Enden der Säle ihre Arbeitstiſche aufgeſchlagen und für ihn ganz unüberſehbar. Warum ſollte alſo das Vertrauen, das er Andern ſchenkt und zu ſchenken genöthigt iſt, ihm nicht auch von oben herein gegönnt werden?“

„Wenn ſodann die Disproportion der bisher beſtandenen Cautionsſumme gegen den jetzigen Büchervorrath in die Augen fällt, ſo wird, bei weniger Betrachtung, ſogleich erkannt, daß dieſe Caution wirklich aufgehoben ſey und völlig unnütz geſtellt würde. Denn Profeſſor G. hat für die alte Bibliothek cavirt wie ſie ſtand, wie ſie ihm übergeben worden; dieſe exiſtirt nicht mehr, ſie iſt völlig umgeſtellt und eingeſchaltet, ſie könnte ihm alſo auf die frühere Weiſe nicht mehr abgenommen, keinem Andern übergeben werden, ſo wenig, als ſie ſich nach alter Art revidiren läßt. Hierzu gehören ganz neue Einrichtungen, weshalb bei weiterem Vorſchritt des Geſchäftes die ſchuldigen Vorſchläge unzielſetzlich geſchehen ſollen.“

„Setzt man die Betrachtungen, den gegenwärtigen Zuſtand mit dem alten vergleichend, fort, ſo trifft man überall auf Widerſpruch und unauflösbare Räthſel. Man werfe die Frage auf: geſetzt es zeigte ſich, daß eins der freiwillig geſchenkten Bücher wirklich fehle, hat die Academie das Recht, Erſatz an der alten Caution zu fordern? Wer würde dieſes bejahen? Ihro K. H. der Großherzog, haben ohne Caution zu verlangen, die große Schenkung bewerkſtelligt, von den außerordentlich verwilligten Geldern beider höchſten Herrn Nutritoren ſind anſehnliche Bücher-

„käufe gemacht worden, welche aus den beſchränkten academiſchen Fonds nicht hätten geleiſtet werden können. Profeſſoren haben das herkömmliche Buch nicht allein geſtiftet, „ſondern außerdem noch manches verehrt; Privati, ja Studenten, haben ſchätzenswerth beigetragen, Alles in Rückſicht der neuen Einrichtung. Hierauf ließe ſich die Caution nicht erſtrecken, und welche wäre hinreichend?“

„War alſo früher die academiſche Bibliothek einer verſchloſſenen und unzugänglichen Kaſſe gar wohl vergleichbar, ſo iſt ſie jetzt gerade das Gegentheil, ſie iſt vielmehr, „wie alle Großherzoglichen unmittelbaren Anſtalten, zu einer offenen Quelle geworden und, was auch künftig wegen Leitung der Bibliothek verfügt werden mag, ſo kann „der Bibliothekar niemals wieder in das alte Verhältniß „zurücktreten.“

„Betrachten wir alſo die übrigen unmittelbaren Anſtalten: der Weimariſche Bibliothekar gab keine Caution und „wie wollte er ſie ſtellen? die Jenaiſchen Muſeen und ſonſtigen Einrichtungen haben dergleichen auch nicht und wie „wollte man in Veränderungsfällen tüchtige Männer zu „Hauſe und im Ausland finden, wenn zum Antritt einer „ſolchen Stelle ein anſehnliches Capital, ein bedeutender „Credit erfordert würde?“

„Gegenwärtig ſind dieſe Plätze nur von Profeſſoren „beſetzt, man wird ſolche Vorſteher, wie billig, auch in Zukunft aus dem academiſchen Kreiſe nehmen, oder Fremde „demſelben anſchließen; daher ſind ſie durchaus, als gebildete, gelehrte, ehrenvolle Männer für redlich zu achten.“

„Ueberhaupt kommt es bei dem Geſchäft eines Bibliothekars, wie bei andern, auf Treue und Redlichkeit an; gegen Unredlichkeit giebt es keine Verwahrung. Profeſſor G. iſt durchaus als rechtſchaffener, wohldenkender Mann bekannt und hat ſich als ein ſolcher ſeit drei Jahren, als ſo lange Unterzeichneter dieſem Geſchäft vorſteht, ohne Tadel erwieſen, ja in einzelnen, etwas bedenklichen Fällen vorſichtig und ſcrupulos. Er iſt Hausvater, ein mäßiges Leben gewohnt und Grundbeſitzer.“

„Hat er nun ſchon für ſeine Bemühungen verdient, durch gnädigſte Zulagen, wegen ſeines Oeconomiſchen außer Sorgen geſetzt zu werden, ſo verdient er gewiß auch für die große, ins vierte Jahr fortgeſetzte und noch manches Jahr fortzuſetzende, außerordentliche Arbeit, die ſittliche Belohnung, durch das Vertrauen der höchſten Herren Erhalter ſeiner Caution entbunden zu werden, damit er von aller Sorge für Frau und Kinder bei ſeinem Ableben befreit, ſeinem Geſchäft ſo fröhlich als treulich vorſtehen könne.“

„Wenn nun alles bisher Geſagte ſich auf ſolche Argumente bezieht, welche vom Billigen, Guten und Schicklichen hergenommen ſind und der Gnade unſrer höchſten Herren Erhalter dieſe Angelegenheit mit Zutrauen anheim gegeben iſt; ſo wird nicht verborgen, daß auch rechtliche Gründe vorhanden ſind, womit Profeſſor G. ſeinen Wunſch kräftig unterſtützen könnte. Nur als Inſtanz führe ich an: daß derſelbe, wenn er vorſichtiger, oder entſchloſſener geweſen wäre, gegen den Transport der Schloßbibliothek

„und die Dislocation ſämmtlicher Glieder der alten Bibliothek hätte proteſtiren und erſt die Entbindung von ſeiner Caution verlangen können. Was damals verſäumt worden, wird durch die Gnade der höchſten Herrn Erhalter gewiß nachzubringen und das Mißverſtändniß zu heben ſeyn. Wie denn in Hoffnung gnädigſter Gewährung der Bitten, wie ſie Profeſſor G. am Schluſſe ſeines Vortrags geſtellt, verehrend und vertrauend ſich unterzeichnet" ꝛc.

Güldenapfel wurde ſeiner Caution entbunden.

Goethe zeigte in amtlichen Verhältniſſen eine große Feſtigkeit und Beharrlichkeit. Er „hielt ein für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen und Verſtändigen er ſein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hat und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen." In dem, was er für Recht hielt, ließ er ſich nicht irren. „Man muß niemals verzweifeln," ſagt er in einer Geſchäfts-Inſtruction für ſeinen Sohn, „wenn man das Rechte kennt, ſondern immer deſſen Einführung und Erhaltung möglich glauben." Seinen einmal gefaßten Entſchluß machte kein Bitten, kein Vorſtellen, kein Anſchuldigen bei höherer Behörde wankend, obſchon er gegen Vorſchritte letztgedachter Art ſehr empfindlich war, und ſich in den ſeltenen Fällen, wo dergleichen wirklich vorgekommen, energiſch genug verantwortete. z. B.

(Aus einem Berichte an das Staats-Miniſterium.)

„Wenn nun ſchon der Vortrag der ꝛc. ꝛc. auch eine Anſchuldigung der von Ew. K. H. vertrauensvoll beſtellten

„Oberaufſicht enthält, indem dieſe unverantwortlich handeln würde, wenn ſie ihren Untergebenen nachſähe, ein ſo wichtiges Geſchäft in ſolchem Grad zu vernachläſſigen; ſo fügen wir doch zu jener Darſtellung des ꝛc. N. die wir übrigens der Wahrheit ganz gemäß finden" — (und die die Beſchuldigung kräftig widerlegte) — „nichts hinzu, indem wir uns ſeit mehr denn 40 Jahren gewöhnen mußten, die ſämmtlichen von J. K. H. anbefohlenen und eingeleiteten, mit groſſen Koſten und unter wiſſenſchaftlichen Bemühungen der jederzeit Beauftragten ununterbrochen fortgeführten Anſtalten mit Gleichgültigkeit behandelt, vielleicht angefeindet zu ſehen."

„Hierbei aber brauchten wir zu unſerer Beruhigung nicht einmal des allgemeinen ſittlichen Winks zu gedenken, daß man das Gute um des Guten ſelbſt willen thun müſſe, denn Alles unterliegt ja von jeher Ew. K. H. über- und durch-ſchauendem Kennerblick. Wie manchmal haben wir von Höchſtdenenſelben entdeckte Mängel eilig zu verbeſſern getrachtet, wie oft hat Höchſtderoſelben Anregung uns zu neuer Thätigkeit belebt, auch durften wir uns wohl, wie noch neuerlich, eines erwünſchteſten Beifalls erfreuen."

„Läugnen aber dürfen wir nicht, daß bei dieſem Allem uns einige Sorge befiel, Höchſtdieſelben möchten die zur Sprache gelangten, das allgemeine Gute hindernden Umſtände ungnädig empfinden und vielleicht der ins allgemeine Beſte ſo tüchtig eingreifenden Aufopferungen ſich gereuen laſſen. Hierüber tröſtet uns aber Höchſtdero bekannte Groſſheit und Vorauskenntniß der Zukunft, der es gewiß

„nicht entgangen iſt, daß ungeachtet der verſchränkten Umſtände, die vor ſo viel Jahren intendirte Höchſte Abſicht „doch dereinſt müſſe erfüllt werden.“

„Wir von unſrer Seite dürfen wohl nicht betheuern, „daß ſo lange es uns vergönnt bleibt, wir nicht verfehlen „werden, die uns anvertrauten Anſtalten möglichſt zu ſteigern, ſie im Gange der Naturwiſſenſchaften fortzuführen, „um ſolche, wenn wir abgerufen werden, einem Nachfolger dergeſtalt zu hinterlaſſen, daß er ſie unmittelbar benutzen und nirgends ein Hinderniß finden möge, ſondern „ohne Aufenthalt, in freudigem Fleiße, gleichfalls mit einem „Jahrhundert fortſchreiten könne, welches den Theilnehmern „weder Raſt noch Ruhe vergönnt.“ — — —

Die Schwäche, welche nichts abzuſchlagen vermag und Verlegenheit auf der einen, Verdruß und Mißtrauen auf der andern Seite in ihrem Gefolge hat, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus,“ meinte er, „die Leute anzuhören, als ſie, mich zu drängen; merken ſie nur erſt, „daß ſie Einem auf ſolche Weiſe etwas abzwingen können, „ſo iſt man ewig belagert.“ Er bewilligte ſtets auf der Stelle, was ihm billig ſchien und verſagte in gleicher Weiſe, beides immer in den der Sachlage nach möglichſt angenehmen Formen. Doch hinderte ihn die Rückſicht auf Höflichkeit niemals, beſonders auch perſönlich ſehr entſchieden ſeine einmal ausgeſprochene Anſicht geltend zu machen und er vermochte im letztern Falle eine Haltung anzunehmen, welche, freundlich imponirend, einen Gedanken an Widerrede und Entgegnung nicht leicht aufkeimen ließ.

Im Allgemeinen wußte er meiſtens ſeine Abſicht zu erreichen, zuweilen durch unermüdetes Wiederholen ſeiner Wünſche, zuweilen und wohl wiſſend, „daß mit diplomatiſch-klugen Schritten Alles zu beſeitigen ſey," durch die feinſte Schlauheit. Zu nicht geringer Hülfe diente ihm dabei ſein großes Anſehen und die Pietät, welche nur Wenige ihm verſagen mochten.

Man hat Goethe, als Staatsbeamten, einzelne Handlungen zur Sünde anrechnen wollen, die man vielleicht eben ſo leicht als Tugenden geltend machen könnte. Ueber den moraliſchen Werth einer That ohne genauſte Kenntniß aller dabei vorgeweſenen Umſtände abzuurtheilen, bleibt immer mindeſtens gewagt und bei Goethe's Zurückhaltung möchten ſich wenige Perſonen einer ſolchen genügenden Wiſſenſchaft mit Grund rühmen können. Wohl aber darf hier verſichert werden, daß er im amtlichen, wie im Privatleben, höchſt rechtlich dachte und verfuhr. Niemanden, der die Welt und Goethe's individuelle Stellung in derſelben einigermaßen zu würdigen verſteht, wird es Wunder nehmen, daß deſſen ungeachtet in ſeinem Wirkungskreiſe nicht überall einzig und allein die merita causae den endlichen Sieg davon trugen.

Was man auch dagegen vorbringen mag, Goethe war durchaus fern von verwerflichem Eigennutz. Den bedeutenden Aufwand ſeines öftern, zuweilen langwierigen, dienſtlichen Aufenthalts in Jena trug er ſtets aus eignen Mitteln. Viele Jahre ließ er alle bei ſeinem Departement vorkommenden Schreibereien auf eigne Koſten durch ſeinen Privatſchreiber verſeden und faſt ſämmtliche ihm untergeben geweſene Anſtalten haben erhebliche Denkmäler ſeiner Freigebigkeit aufzuweiſen.

Gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, war er, beſonders „in der mildern Sonne ſeiner letzten Jahre“ ungemein höflich, freundlich, anerkennend, dankbar. Natürlich fehlte ihm dabei auch die ſchöne Tugend der Pietät nicht. Hiervon enthalten die Acten die vielfältigſten Beweiſe. So ordnete er, „damit doch einem jeden das Andenken bleibe,“ an, daß in ein jedes Buch der verſchiedenen, Theils erkauften, Theils ohne Bedingung vermachten und bis dahin ſogar verzettelt umherſtehenden einzelnen Bücherſammlungen, aus denen die Jenaiſche academiſche Bibliothek beſteht, bei der neuen Durcheinander-Ordnung derſelben, ein Blättchen eingeklebt werde, welches die ältern Beſitzer bezeichne und für deſſen würdige Abfaſſung er ſich ſelbſt, die Bibliothekare und „weil er im lateiniſchen Lapidar-Stile „gar nichts gethan, Sr. Excellenz aber da recht zu Hauſe“ auch den Miniſter von Voigt zur Mitwirkung intereſſirte. Die Entwürfe der Bibliothekare fand er zu weitläufig. „Dieſe Inſchriften“ bemerkt er deshalb in einem Billet an von Voigt „würden Octavblätter erfordern, welches alſo „umſtändlich und beſchwerlich wäre; dabei würde doch aber „auch eine umſtändliche Notiz und Lebenszeugniß dieſer meiſt „verſchollenen, verdienten Menſchen freundlich und erwünſcht „ſeyn. Zwiſchen dieſer Scylla und Charybdis weiß ich mir „nicht zu helfen.“

In gleichem Sinne iſt nachſtehender Vermerk zu den Acten gebracht: „Des Bibliothekars Dr. Göttling Tha-

„tigkeit iſt zu rühmen, die er bewieſen, um das Andenken „abgeſchiedener Profeſſoren zu erhalten und die bisher zurückgeſetzten Bilder wieder zur Evidenz zu bringen. Man „wird, was zu deren allenfallſigen Reſtauration nöthig ſeyn „ſollte, in Ueberlegung ziehen. Denn nichts iſt wünſchenswerther, als die Erhaltung der Geſtalt eines verdienten „Mannes, wovon alle Academien ſeit vielen Jahren durch „öffentliche folgerechte Anſtalten ſich überzeugt erwieſen."

Goethe war ſeiner Natur nach bedächtig. Ausbrüche eines thätig frohen Uebermuths in amtlichen Verhältniſſen kamen auch in frühern Jahren nur ſelten vor.

Man durfte ihn umſtändlich nennen, wofür wir Beiſpielsweiſe folgenden Erlaß herſetzen.

„Hierbei überſende, mein Beſter, eine Zeichnung zur „Gatterthüre der Manuſcripte, die wohl allgemein gefallen „möchte. Geben Sie ſolche an den Tiſchlermeiſter und laſſen erſtlich meſſen, wie ſie an den Platz paßt, ſodann „überlegen, ob man ſie von hartem, oder weichem Holz „mache, und was ſie in beiden Fällen koſten möchte? die „Röschen werden vom Drechsler gedreht, das Mittelſtück „liefere ich von hier; Anſtrich und allenfallſige Bronzirung „und Vergoldung werden beſonders zu berechnen ſeyn."

„Laſſen Sie das Alles fördern und behalten es bei „Sich. Herr Oberdirector Coudray, der die ſchöne Zeichnung verfertigt, wird bei ſeiner nächſten Ankunft in Jena „auf der Bibliothek anfragen, mit dem ſodann das Weitere zu beſprechen iſt, doch wird nicht abgeſchloſſen bis ich „von Allem unterrichtet bin."

Sein Entſchluß, ſein Thun wurde bedingt durch die ihm eingeborne Nöthigung, jedes Vorkommniß, das ihn intereſſirte, einem allgemeinen Begriffe unterzuordnen, daſſelbe „zurecht zu legen" wie er ſich in ſeinen Selbſtbekenntniſſen ausdrückt. Um zu verhüten, daß nicht zu viele Anregungen auf ihn eindrängen und ihn verwirrten, mußte er ſich iſoliren. „Je älter man wird, deſto mehr muß man „ſich beſchränken, wenn man thätig zu ſeyn begehrt. „Nimmt man ſich nicht in Acht, ſo geht man bei ſo vielen „fremden Aufforderungen von lauter Theilnahme und Urtheilſprechen, mit geiſt- und leiblichen Kräften in nichtigen Rauch auf." Traf aber eine Veranlaſſung mit günſtiger Stimmung bei ihm zuſammen, ſo beleuchteten die Blitze ſeines Geiſtes auch das ihm an ſich Fremdartigſte mit genialer Klarheit.

Da dieſe Stimmung ſeiner Willkühr nicht unterthan war, vermißte man natürlich öfters an ihm Gewandtheit und Entſchloſſenheit. Sollte er ſich im ungelegenen Momente beſtimmen, ſo machte ihn das verdrießlich, grämlich; häuften ſich die Anmuthungen, ſo verſetzten ſie ihn in einen ihm höchſt widerwärtigen Gemüthszuſtand. In dieſer Beſchränkung ſeines freien Willens lag wohl auch der Grund, daß Goethe ſich nicht auf die Dauer und zu eigner Zufriedenheit ſolchen Geſchäftskreiſen gewachſen fühlte, welche eine unvorherzuſehende Mannigfaltigkeit ſchleunig abzumachender Sachen in ſich ſchließen. Denn ſo wenig er jederzeit im Stande war, ſelbſt nur einige Verſe in ein Stammbuch zu dichten, ſo wenig war ihm gegeben, ſelbſt unbedeutende Geſchäfte in jedem Moment zu erledigen. Der Entſchluß, „der das Mögliche beherzt ſogleich beim „Schopfe faßt,“ fehlte ihm und er war keineswegs geeignet, ſich unvorbereitet und kühn in die Arme einer nicht vorherberechneten Zukunft zu werfen. Nur ſeltene Ausnahmen kommen vor, wo Goethe Kühnheit und raſchen Entſchluß an den Tag legte. Die Erinnerung an dieſe Fälle war ihm ſtets angenehm und er ſelbſt erwähnte ihrer gern und ſelbſtgefällig. Bei der Oberaufſicht ereigneten ſich dergleichen Ueberrumpelungen nicht leicht, meiſtens konnten die eingegangenen Sachen auf die ihnen günſtige Stimmung warten und deßhalb war hier ſeine Geſchäftsführung von ausgezeichnetem Erfolge.

Indeſſen glaube man nicht, daß wenn Goethe zuweilen unthätig blieb, wo man vielleicht ſogar kräftige Handlungen von ihm erwartete, er ſolche ſtets nur aus Unentſchloſſenheit unterlaſſen habe. Oft hielt ihn in ſolchen Fällen die Ueberzeugung zurück, daß jedes Einſchreiten von ſeiner Seite die in Rede ſtehende Angelegenheit nicht verbeſſern, ſondern wohl eher verſchlimmern werde, oft erkannte er deren Unausführbarkeit überhaupt und vor jedem von ihm als vergeblich erkannten Streben hütete er ſich ſorgfältigſt.

Für jedes Geſchäft entwarf er einen Plan und ſetzte dieſen, wenn er irgend von Umfang, ſchriftlich auf. Er ging hierbei mit ſorgfältigſter und weiſeſter Ueberlegung zu Werke und nicht ſelten durfte ein ſolcher Plan für eine im voraus geſchriebene Geſchichte des fraglichen Geſchäfts gelten. Dabei beruhigte er ſich jedoch nicht, vielmehr hielt er dafür: „Weil jedes Geſchäft ſeinen eignen Rath „mit ſich bringt, ſo iſt es Pflicht, auch im Gange deſſelben es noch einmal von vorn durchzudenken und zu überlegen, ob nicht Umſtände eingetreten, welche räthlich machen, daß man den erſten Plan einigermaßen abändere, „um zu ſeinem Zweck, auf eine neue erprobtere Weiſe zu „gelangen.“

Ueberall, wo es irgend nöthig, nahm Goethe perſönlichen Antheil an der Ausführung beſchloſſener Einrichtungen und Veränderungen, „um unauflösliche Zweifel der „Untergebenen durch Entſchluß und That auf der Stelle zu „beſeitigen.“

Für ſo vortheilhaft er proviſoriſche Anſtellungen, vornehmlich ſubalterner Beamten anſah, ſo ſehr mißbilligte er im Allgemeinen proviſoriſch gegebene Geſetze und Anordnungen. „Man publicire nicht dergleichen proviſoriſch,“ äußert er ſich. „Denn das heißt von vorn anfangen und „jedem Einzelnen Zeit und Gelegenheit geben, was ihm „unangenehm wäre, anzufechten. Steht doch dem Fürſten „auch ohne ausdrücklichen Vorbehalt das Recht zu, ſolche „Einrichtungen zu modificiren.“

Wenn, nach eignem Geſtändniſſe, in frühern Jahren ein unbedingtes Streben, alle Begränzungen zu durchbrechen, in ihm bemerkbar war, ſo lernte er, je ſpäter deſto mehr, geſetzliche Schranken achten, ſich von jeder Einmiſchung in fremde Wirkungskreiſe fern halten; er duldete aber eben ſo wenig das Eindrängen in ſeinen eignen. Und mit den Worten: „Vorgemeldete, theils ſchon vorhandene, „theils noch einzuleitende Anſtalten möge man ja, bei Berathung über dieſelbigen, als von einander getrennt, feſthalten, was ſchon da iſt, und was noch erſt geſchaffen „werden ſoll. Man hüte ſich, das ſchon Vorhandene mit „dem Neuen zu vermiſchen, ſtelle Jedes abgeſondert rein „zu ſeinem Zwecke dar; ſo wird ſich am Ende gar deutlich „und vortheilhaft ergeben, wie eine Anſtalt auf die andre, „nach Beſchaffenheit der Umſtände und nach Eigenthümlichkeit „der Perſonen, wird einwirken können. Kenntniß von dem, „was Andre vor uns gethan haben, ſchließen wir nicht aus, „laſſen uns aber in unſern Verhältniſſen nicht irre machen. „Wenn es irgend nöthig iſt, original zu ſeyn, ſo iſt es „in dieſem Falle. Denn original ſeyn, heißt in ſeinen individuellen Zuſtänden das Rechte finden.“ ſucht er ſich vor einer Vermengung der gefürchteten Art zu verwahren. Seine Conſequenz ſchien ihm dadurch gefährdet und er verabſcheuete Mißhelligkeiten und Zwiſtigkeiten, wie ſie aus ſolchen Verhältniſſen ſo leicht hervorgehen, mehr als Alles.

„In keinem Geſchäft iſt man vor allen Mißverſtändniſſen und Mißgriffen ſicher, man kann ſich nicht ſchnell „genug darüber hinausheben.“

Noli turbare circulos meos! blieb eine beſtändige Hauptmaxime Goethe's.

Ein angeſehener Staatsbeamter hatte, ohne Anfrage, zu einer größern Feierlichkeit auf ganz kurze Zeit über Localitäten disponirt, welche zu den der Oberaufſicht angewieſenen gehörten. Goethe erfuhr dieß nicht ſobald, als er auch an den Cuſtos, der ſolches zugegeben, folgende Verordnung erließ:

„Dem ꝛc. N. iſt genugſam bekannt, daß die Räume des Großherzoglichen Schloſſes zu Jena, ſo wie die Räume über der Reitbahn und was damit zuſammenhängt, von Serenissimo zu Aufbewahrung der Großherzoglichen Naturalien- und ſonſtigen Sammlungen gnädigſt überlaſſen worden, daher die Dispoſition über dieſelben lediglich der Oberaufſicht zuſteht.“

„Deshalb hat der ꝛc. N. nur wenn Serenissimus perſönlich unmittelbar befehlen, ſchuldige Folge zu leiſten und anher, was und wie es geſchehen, gehörig anzuzeigen. Bei allen andern Anläſſen aber, wo von irgend einer Veränderung in gedachten Zimmern die Rede wäre, durch einen Eilboten Großherzogliche Oberaufſicht ſchleunigſt in Kenntniß zu ſetzen und ſich weiterer Verhaltungsbefehle zu verſehen.“

„Wie ihm denn Gegenwärtiges zu ſeiner allenfallſigen Legitimation zugefertigt wird.“

Dem academiſchen Fechtmeiſter zu Jena fehlte es an einem paſſenden Local zu ſeinem Unterrichte. Sein Geſuch, ihm auf ein halbes Jahr ein faſt unbenutztes, der Oberaufſicht Goethe's untergebenes Local zu geſtatten, wurde von der höchſten Behörde letzterem zugefertigt, mit der Bemerkung, daß man das erbetene Local auf die angegebene Zeit gern überlaſſen würde, ſofern der Oberaufſicht ein erhebliches Bedenken dagegen nicht beigehe. Goethe erſtattete folgenden Bericht:

„Durchlauchtigſter ꝛc.“

„Schon ſeit längerer Zeit reichten die Räume in den
„beiden obern Etagen und der Saal rechter Hand des Eingangs
„des Großherzoglichen Schloſſes zu Jena nicht mehr
„hin, um die Vermehrungen der Großherzoglichen naturhiſtoriſchen
„Muſeen aufzunehmen; man ſah ſich daher genöthigt,
„auch in den Saal linker Hand Schränke, beſonders zu Aufnahme
„mineralogiſcher Suitenſammlungen, anfertigen zu
„laſſen, welche bereits ſchon angefüllt ſind; auch ſteht es
„in der nächſten Zeit bevor, noch mit andern naturhiſtoriſchen
„Gegenſtänden dahin zu rücken.“

„Da nun bei Fechtübungen, zu welchen dieſer Raum
„von der Hand in Anſpruch genommen wird, theils für
„jene Gegenſtände höchſt ſchädlicher Staub hervorgebracht
„wird, theils auch die Beſchädigungen etwa freiſtehender
„Gegenſtände nicht vermieden werden können, ſo erſcheint
„es uns ſehr bedenklich, das angebrachte Geſuch des Fechtmeiſters
„B. zu gewähren.“

„In Gefolg deſſen bringen wir beſcheidentlich zur Erinnerung,
„daß wir die ſeit ſo langen Jahren ausſchließlich
„genoſſene Gunſt, in dem fürſtlichen Schloſſe die naturhiſtoriſchen
„Sammlungen aufzuſtellen und Hörſäle daſelbſt
„einzurichten, dergeſtalt zu würdigen und zu verehren gewußt,
„daß niemals der geringſte Anſtoß vorgekommen,
„ſondern alles ordentlich und anſtändig verhandelt worden,
„ſo wie es ſich in einem Local ziemt, wo ein Quartier für
„höchſte Herrſchaften zum Abſteigen und kurzen Verweilen

„vorhanden iſt. Deswegen wir auch nicht verſäumt, die,
„in die leergewordenen Polizeizimmer intendirte Verſetzung
„der Stadtſchule vorſorglich abzulehnen.“

„Wenn man ſich nun vergegenwärtigt, daß ein Fechtboden
„von jeher durchaus in allen academiſchen Lehrplätzen
„entfernt, an einen eignen, abgeſonderten, gewiſſermaßen
„geheimen Ort gewieſen worden, weil eine ſolche, ſonſt auch
„noch ſo löbliche Uebung nicht ohne Klirren der Rappiere,
„Stampfen der Füße, Zurufen und weiteres unvermeidliches
„Getöſe, wenn auch ſonſt nichts Ungebührliches vorginge,
„keineswegs gedacht werden kann; ſo wird man in der Sorge
„mit uns übereinſtimmen, dergleichen Getümmel werde den
„naturhiſtoriſchen Vorträgen, von den wir uns beſonders
„dieſen Winter viel Gutes verſprechen, nicht förderlich ſeyn,
„nicht weniger zu höchſt ſchädlichen Zerſtreuungen Anlaß
„geben.“

„Iſt nun hiebei das Zuſammentreffen mehrerer Jünglinge
„unvermeidlich, deren ein Theil von und zu wiſſenſchaftlichen
„Studien, der andere von und zu ritterlichen
„Uebungen hin- und wiedergeht, ſo kann man Colliſionen
„und Reibungen als unausbleiblich vorausſehen, welche zu
„hindern keine Aufſicht und zu ſchlichten keine Inſtanz vorhanden
„wäre. Schon die Bedrohung eines Widerrufs bei
„allenfallſigen Unſtatten würde die Beſorgniß möglich vorkommender
„Unannehmlichkeiten nur allzudeutlich ausdrücken.“

„Nicht aus den Augen zu laſſen ſind ferner die Fremden
„oft hohen und vornehmen Standes, welche die Cabinete

Zueignung.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bey einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und alles war erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht hervor.
Er wich und wechſelte mich zu umfließen
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des ſchönen Blicks ſollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah' ich mich von Wolken wie umgoſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämmrung eingeſchloſſen.

„bei ihrer Durchreiſe beſuchen. Was ſollten dieſe von „unſern wiſſenſchaftlichen Anſtalten denken, wenn ſie bei „ihrem Eintritt mit Waffengeklirr und Getümmel empfangen würden?“

„Ferner giebt, daß dieſe Vergünſtigung nur auf ein „halbes Jahr dauern ſolle, keine Beruhigung, denn während dieſer Zeit wird wohl, ſo wenig wie jetzt, ein andres „Local weder geſucht, noch ausgemittelt werden. Lehrt „doch die Erfahrung nur allzuſehr, wie dergleichen temporäre Geſuche nur Einleitungen ſind diejenigen, was man „für künftige Zeiten geltend zu machen gedenkt; in welchem „Falle denn ein ſo höchſt bedeutender Raum für die naturwiſſenſchaftlichen damit verknüpften Anſtalten verloren ginge, welcher bei einer bevorſtehenden Reviſion der mineralogiſchen Geſellſchafts-Angelegenheiten und deren Beſitzungen als höchſt nothwendig erſcheinen wird.“

„Durch alle dieſe Betrachtungen hoffen wir Ew. K. H. „zu überzeugen, daß die unterthänigſte Bitte gegründet ſey, „welche dahin geht: Höchſtdenenſelben möge es gefallen, „den Fechtmeiſter B. mit ſeinem Geſuche abzuweiſen, indem ſich kein Hinderniß hervorzuthun ſcheint, daß der Roſenſaal*), welcher von der Academie abhängig, zu dieſem „Zweck benutzt werden könne, indem dorten keine Art Colliſion denkbar und eine Einleitung gar wohl zu leiſten „wäre.“ ꝛc. ꝛc.

Die Sache unterblieb.

---

*) Ein Saal, in welchem die Academie ihre Bälle und andere Feſtlichkeiten anſtellt.

Bei einem, der Oberaufſicht nur proviſoriſch untergebenen Inſtitute wird ein neuer Beamter angeſtellt und von der zuſtändigen Behörde zur Verpflichtung geladen. Um ſicher zu gehen, bittet er bei Goethe um Verhaltungs-Befehle und dieſer läßt ihm durch ſeinen Sohn, damals ſeinen Aſſiſtenten, ſchreiben:

„Ew. ꝛc.

„........ſoll, im Auftrage meines Vaters, hierdurch vorläufig beauftragen, daß wenn eine abermalige Einladung zur „Verpflichtung von dem ꝛc. erfolgen ſollte, Sie äußern möchten, daß Sie wegen dieſer Angelegenheit an Großherzogliche Oberaufſicht berichtet hätten und der Reſolution deshalb entgegen ſähen, bis wohin dieſe Handlung aufgeſchoben werden möchte.“

Der Beamte wurde von der Oberaufſicht verpflichtet.

Deſſen ungeachtet ging Goethe nichts weniger, als eigenſinnig nur darauf aus, alle und jede Einwirkung anderer Behörden auf den ihm einmal angewieſenen Geſchäftskreis zurückzuweiſen. Wo die Sache dabei gewinnen konnte, unterwarf er ſich ſtets bereitwillig auf geziemende Weiſe eingeleiteten Beſchränkungen ſeiner Amtsbefugniſſe. So erklärte er ſich z. B. ſogleich einverſtanden mit dem nicht von ihm herrührenden Vorſchlage, die bisher allein von der Oberaufſicht reſſortirende Eiſenacher Abtheilung des freien Kunſtinſtituts mit dem dortigen Gymnaſium zu verbinden und unter die Aufſicht des Oberconſiſtoriums daſelbſt zu ſtellen. „Daß dieſe Anſtalt,“ ſagt er deshalb in einem gutachtlichen Vortrage vom 15. November 1808, „mit dem

„Gymnaſio vereinigt, zunächſt unter dem Director und wie „dieſer unter dem Ephorus des Oberconſiſtorii ſtehen ſoll, „iſt ſehr zweckmäßig, indem eine unmittelbare anhaltende „Aufſicht nöthig iſt, und man ſchon früher die Erfahrung „gemacht, daß eine vortheilhafte Einwirkung von hier aus „nicht wohl thunlich iſt. Man wird von hier aus, auf ge„ſchehenes Anſuchen der nunmehr Vorgeſetzten, immer gern „mit Muſterzeichnungen und was ſonſt etwa nöthig wäre, „zu Hülfe kommen. Wie es denn auch wohlgethan ſeyn „möchte, daß von dorther zu der hieſigen Ausſtellung all„jährlich Probezeichnungen eingeſchickt würden, damit von „den dortigen Fortſchritten wenigſtens einiges Zeugniß hier„her gelangte.“

Goethe's Verwaltung der ihm untergebenen Anſtalten hinſichtlich ihrer Ordnung, Erhaltung, Vermehrung und Benutzung.

Goethe beſaß die entſchiedenſten Eigenſchaften eines vortrefflichen Ordners wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Sammlungen: Sachkenntniß, Klarheit, Ueberblick, Beharrlichkeit, Conſequenz, unabläſſig perſönlich anregenden Eifer, Anſehen und Geſchmack. Davon geben ſämmtliche Anſtalten Zeugniß, beſonders bethätigte er dieſelben, zu dauerndem Nutzen der Academie Jena, an der dortigen Bibliothek, welche ihm ihre jetzige umfaſſende Brauchbarkeit verdankt. Die neue Geſtaltung dieſes bedeutenden Bücherſchatzes „dieſes großen Capitals, das geräuſchlos unberechenbare Zinſen trägt" iſt das letzte Geſchäft von größerem Umfange, das Goethe vollbracht hat. Noch am Ende ſeiner wirkungsreichen, langen Laufbahn freute er ſich jederzeit aufrichtig über das Gelungenſeyn deſſelben.

Wir glauben, unſern Leſern einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir die Einleitung dieſer Angelegenheit ausführlicher mittheilen, zugleich um von Goethe's Art, Geſchäfte zu behandeln, eine deutlichere Vorſtellung zu geben. Die Ausdehnung des Geſchäfts ſelbſt wird einigermaßen erhellen, wenn man erwägt, wie der Hauptbericht des Bibliothekars über daſſelbe, ohne Beilagen, 32½ ſo enge beſchriebene Bogen einnimmt, daß auf die Seite 34 Zeilen und auf die Zeile etwa 16 Sylben kommen.

Schon ſeit geraumer Zeit war der üble Zuſtand dieſes wichtigen Inſtitutes dem academiſchen Perſonal empfindlich, den die Univerſität beaufſichtigenden Behörden ein dringender Gegenſtand der Verhandlung geweſen.

Der Großherzog von Weimar, in ſeiner regen Theilnahme an dem Wohle der Academie, hatte mit Goethe nicht ſelten über dieſen Uebelſtand vertraulich geſprochen, ſich aber zugleich vergeblich bemüht, ihn auf dieſe Weiſe zur Uebernahme des allerdings mißlichen Geſchäfts der Wiederbelebung der Bibliothek zu ſtimmen.

Da brachte unter dem 20. September 1817 das Gothaiſche Gouvernement die traurige Lage der genannten Anſtalt zur Sprache und zeigte mit triftigen Gründen, daß nur durch ein energiſches Verfahren, wie man es wohl von einem einzelnen einſichtigen Manne erwarten dürfe, nicht aber von einer aus ſo zahlreichen Mitgliedern zuſammengeſetzten Behörde, wie der academiſche Senat, unter deſſen Oberleitung die Bibliothek damals ſtand, die nöthige Ordnung hergeſtellt werden könne. Von Weimariſcher Seite, ſo wie von Seiten des, nebſt mehreren der vorzüglichſten Mitglieder der Univerſität, gutachtlich darüber vernommenen Oberbibliothekars, erklärte man ſich mit dieſer Anſicht vollkommen einverſtanden. Noch wurde von Gotha aus bemerkt, „daß man es gern ſehen werde, wenn ſich die „Großherzogliche Oberaufſicht geneigt finden ließe, ſich der „obern Leitung dieſer Angelegenheit zu unterziehen."

Hierauf erfolgte und zwar, wie er oft mündlich und ſchriftlich ausgeſprochen, zu unangenehmſter Ueberraſchung Goethe's, unter dem 7ten October 1817 ein höchſtes Reſcript, deſſen nachſtehenden Theil wir hier um ſo mehr wiedergeben, als er eine ſpeciellere Darſtellung der Beſchaffenheit des zu ordnenden Bücherſchatzes enthält.

„Die Jenaiſche Univerſitäts-Bibliothek beſteht, wie „bekannt, aus verſchiedenen Sammlungen, welche als Legate nach und nach in den Beſitz der Academie gekommen „ſind. Dieſe Bücherſammlungen ſind alle von einander getrennt aufgeſtellt, wie dieſes der Wille der Teſtatoren, bei „der Buderiſchen Bibliothek, vorſchreibt, bei einigen „andern vorzuſchreiben ſcheint. Ueber keine derſelben iſt ein „wohlgeordneter, vollſtändiger Catalog vorhanden; ein „Hauptcatalog über die ſämmtlichen in den verſchiedenen „Bücher-Sammlungen vorhandenen Bücher fehlt noch ganz. „Die Bücher ſelbſt ſind theils noch gar nicht eingeordnet, „theils unregelmäßig aufgeſtellt, theils ſind ſie dem Verderben durch Feuchtigkeit und Moder ausgeſetzt."

„Unter ſolchen Umſtänden kann die academiſche Bibliothek nicht halb den Nutzen gewähren, den ſie bei einer zweckmäßigeren Aufſtellung und mit den gehörigen Catalogen verſehen, gewähren würde. Ueberdieß ſind Wir geſonnen, nicht nur die Uns zugehörige, in Jena befindliche, Büttneriſche Bibliothek, ſondern auch hier in Weimar weniger gebrauchte Bücher Unſrer hieſigen großen Bibliothek mit der Univerſitäts-Bibliothek nach und nach vereinigen zu laſſen."

„Da die zur Ordnung der Bibliothek erforderlichen Arbeiten zu weit umfaſſend ſind, als daß ſie durch die von Seiten der Academie bei der Bibliothek angeſtellten Perſonen, welche die Bibliotheks-Functionen nur als ein Nebengeſchäft betrachten, jemals ſollten zu Stande gebracht werden können: ſo haben Wir, im Einverſtändniß mit des Herzogs zu S. Gotha Durchlaucht, als Miterhalter der Academie, die Entſchließung gefaßt, die oberſte Leitung dieſer neuen Einrichtung Euch zu übertragen."

„Wir begehren daher, zugleich auch im Namen Unſres Herrn Vetters, des Herzogs zu Gotha Durchlaucht, hiermit gnädigſt, Ihr wollet Euch dieſer Leitung und Oberaufſicht, nach Eurer Einſicht und Kenntniß der Sache mit dem gewohnten Eifer unterziehen und das erforderliche Perſonal anſtellen, zuvörderſt aber einen Plan, wie unſre Abſicht am leichteſten und eheſten zu erreichen ſey, entwerfen und baldmöglichſt zu Unſrer Genehmigung vorlegen."

Den 17 October richtete Goethe an ſeinen Mitcommiſſarius, den geheimen Rath von Voigt, Nachſtehendes:

„Auf die Jenaiſche Bibliotheks-Angelegenheit bezüglich.“

„1) Iſt das gnädigſte Reſcript vom 7. October der Jenaiſchen Academie mitgetheilt?

„2) Welche Schritte haben wir zu thun, um es in Kraft zu ſetzen? Unſre Oberaufſichtliche Befugniß einzuleiten, dergeſtalt, daß keine Zweideutigkeit dabei obwaltet? Dann

„3) iſt zwar der Einfluß der Academie und des Oberbibliothekars ſuspendirt, allein Letzterer hat Caſſe und Rechnung in Händen. Soll man ſich dieſe ausliefern laſſen und für deren Führung ſorgen oder nicht?

„4) Im letzten Falle, wie ſoll die Einrichtung ſeyn, wenn Ausgaben vorkommen, die aus der Bibliotheks-Caſſe zu beſtreiten ſind?

„5) Güldenapfel wird nach dem gnädigſten Reſcripte ganz eigentlich unmittelbar unſer Untergebener, ſo wie der Bibliotheksſchreiber Baum. Daß wir an Erſteren Verordnungen erlaſſen, liegt in der Sache.

„6) Da derſelbe allein die Schlüſſel hat, auch eigentlich das ganze Geſchäft führt, ſo macht ſich von dieſer Seite her die Sache leicht; vor allen Dingen müßte man

„7) ſich in Kenntniß ſetzen von der gegenwärtigen Lage der Bibliothek, welches am beſten mündlich geſchehen kann.

„8) Ich würde die Hauptpuncte aufſetzen, mich nach

„Jena verfügen und die möglichſt klare Einleitung
„treffen.

„9) Das gnädigſte Reſcript enthält, daß zuvörderſt ein
„Plan entworfen und eingereicht werden ſoll. Dieſes
„iſt dem Geſchäft ſehr gemäß und muß befolgt wer-
„den. Allein

„10) läßt ſich kein Plan machen, ohne daß man in das
„Geſchäft eingreift und dieß kann nicht geſchehen, als
„wenn man ſchon jetzt unſer Verhältniß feſtſetzt.

„11) Da aber eigentlich der Hauptpunct die Erweite-
„rung, ja Veränderung des Locals bleibt, ſo greifen
„wir bei Beſichtigung, Vermeſſung und ſonſt über
„die Gränzen der Bibliothek hinaus und in die Befug-
„niß der Academie ein; unter welcher Form begrüßt
„man ſie deshalb?

„12) Da aber auch dieſe Bearbeitung eines Vorplans
„die Beihülfe mehrerer Perſonen verlangt, welche zu
„dieſem Geſchäft keine Verpflichtung haben und des-
„halb mancherlei Koſten aufzuwenden ſind, ſo wäre
„vor allen Dingen eine kleine Summe, etwa von
„300 Thalern zu erbitten, welche zur Oberaufſichts-
„Caſſe gezahlt und worüber beſondere Rechnung ge-
„führt würde. Denn man hat nur gar zu ſehr in
„ähnlichen Fällen die Unbequemlichkeit geſpürt, wenn
„man Zeit und Kräfte der Menſchen ohne augen-
„blickliche Remuneration in Anſpruch nimmt, indem
„ſie dadurch verleitet werden, in der Folge mehr zu
„erwarten, als man ihnen zu gewähren geneigt iſt.“

„Soviel zum Beginn, jetzt Unüberſehliches wird folgen.“

Nachdem auf dieſe Puncte Antwort und zugleich Nachricht erfolgt war, der Großherzog habe 1400 Thaler vacante Erbſchaftsgelder für dieſes Geſchäft überwieſen, würde nun im gewöhnlichen Geſchäftsgange ein förmlicher Bericht an die höchſte Behörde zu erſtatten geweſen ſeyn. Dieſe ihm läſtige Form zu umgehen, ſchickte Goethe ſeinem Collegen die Acten, nebſt nachſtehendem Votum vom 30 October 1817 und ſprach in einem Billet die Bitte aus „in heutiger Seſſion (des Miniſteriums) auszuwirken, daß der gegebene „Auftrag der Academie und dem Oberbibliothekar bekannt „gemacht, auch Anweiſung zur Auszahlung der im Depoſitum der Academie liegenden Summe von 1400 Thalern „ertheilt werde.“

„Pro Voto.“

„Ihro K. H. haben in einem gnädigſten Reſcripte vom „7. Octbr. d. J. Höchſtihro Abſichten zu erkennen gegeben, „den Zuſtand der Jenaiſchen academiſchen Bibliothek zu verbeſſern und durch eigene Aufopferungen für die Zukunft „neu zu gründen. Daß dieſes ein ſehr ſchweres und unüberſehbares Geſchäft ſey, wird ſogleich in die Augen fallen, wenn man die Forderungen, die hier entſpringen, näher betrachtet und Alles, was einzeln zu leiſten ſey, auch „nur im Allgemeinſten überſieht. Wir finden uns daher „ganz außer Stande, ſogleich ausreichende Vorſchläge zu „thun und einen ſtreng zu befolgenden Plan vorzulegen, „weil bei einem ſolchen Geſchäft von Zeit zu Zeit neue

Auf einmahl ſchien die Sonne durchzubringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier theilt' er ſteigend ſich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luſt'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich die Augen aufzuſchlagen
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah' ich in meinem Leben,
Sie ſah' mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich? die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?

„Schwierigkeiten, obgleich auch unerwartete Vortheile ſich „hervorthun."

„Und ſo können wir gleich jetzt, durch ein glückliches „Ereigniß begünſtigt, das Geſchäft ungeſäumt und doch „ohne Uebereilung anfangen, indem ſowohl bei der Jenaiſchen Schloß-, als bei der academiſchen Bibliothek, ſchon „längſt Alles vorbereitet iſt, einen Real-Catalog, nach dem „Beiſpiel des hieſigen, zu fertigen. Bisher iſt es aber nur „ein frommer Wunſch geblieben; auch weil ſich das Geld „nicht finden wollte, wovon man den angeſtellten Perſonen „den Aufwand von Zeit und Mühe vergütete; zugleich waltete mancher Umſtand, der ſich ohne kräftigen Entſchluß „nicht beſeitigen ließ. Dieſen Entſchluß haben Ihro K. H. „aus eignem Trieb und Willen nunmehr gefaßt, wir ſchätzen uns glücklich, durch ungeſäumte Thätigkeit hiernach „ans Werk zu gehen."

„Niemand wird läugnen, daß ein Real-Catalog das „Fundament einer jeden Bibliotheks-Anſtalt ſey, er giebt „die Ueberſicht des Reichthums und der Lücken und ſetzt ſowohl den Oberbibliothekar, als andre Theilnehmende in „den Stand, zweckmäßig zu vermehren."

„Tritt nun der günſtige Umſtand ein, daß eine Umſetzung der Bibliothek ſich nöthig macht, wo zugleich hinreichende Räume gegeben ſind, ſo würde es unverantwortlich „ſeyn, die Bücher ohne Rückſicht auf ihre wiſſenſchaftlichen „Haupt- und Nebenabtheilungen und ohne Erwägung künftigen Vermehrens aufzuſtellen, und dieſes gilt von der gegenwärtigen neuen Jenaiſchen Einrichtung vollkommen."

„Man betrachte nur den Jammer, wie zufällig die verſchiedenen Bibliothekstheile, Zuwächſe und Anſchließungen ſeit drei Jahrhunderten zuſammen gewürfelt und über einander geſchoben ſind; ſo wird man den Ober- und Untervorſtehern jener Bibliothek keinen Vorwurf machen, daß ſie etwas verſäumt; denn da iſt im Einzelnen nichts zu verſäumen, wo das Ganze umzuſchaffen iſt."

„Dieſer neuen Umſchaffung aber nach Sereniſſimi höchſter Intention darf nichts im Wege ſtehen, was nach vermoderten Vorurtheilen ſchmeckt, welche eigentlich die Haupturſache an der Vermoderung der Bibliothek ſelbſt ſind. Von dem bis zur Verzweiflung krankhaften Zuſtande der academiſchen Bibliothek kann man ſich, mit einiger Mühe und zu großem Verdruß, überzeugen, wenn man die gewiſſenhaft geführten Commiſſions-Acten des immer zu früh abgeſchiedenen Geheimerath v. Ziegeſar durchſtudirt. Ja die unglückliche Lage des ganzen Geſchäfts ergiebt ſich ſchon daraus, daß ſeit 1813, ohngeachtet der redlichen Bemühungen des vortrefflichen Mannes, ohngeachtet ſeines auslangenden Berichtes, nichts geſchehen, noch, wenn man billig ſeyn will, irgend etwas geſchehen können. Denn wie ſollte eine Necroſe geheilt werden, wenn man nicht Muth hat, den todten Knochen auszumeißeln und dem Lebendigen die Heilung zu überlaſſen durch Kräfte, die er bisher leider nur anwendete, das völlige Verderben nur zu verſpäten."

„Genehmigen alſo Ihro K. H. die Fertigung der Real-Catalogen, wie denn von der Schloß-Bibliothek einen ſol-

„chen noch vor Oſtern zu liefern, wirkſame Einrichtung ge-
„troffen iſt und von der academiſchen gute Nachfolge zu
„hoffen ſteht, ſo wären die Hauptſchritte ſchon gethan, der
„Grund zum Geſchäfte ſchon gelegt, ohne daß man noch
„irgend ſich eingelaſſen hätte, etwas zu thun, was man be-
„reuen müßte.“

„Da nun jedoch auch dieſe Vorarbeit ohne Geldausla-
„gen nicht geſchehen kann, ſo wäre zu wünſchen, daß die
„zu Verbeſſerung der Bibliothek gewidmeten 1400 Rthlr.
„Großherzogl. Oberaufſicht zu ihrer Dispoſition anheim ge-
„ſtellt würden, dergeſtalt, daß ſie das Bewilligte, gegen
„Quittung, davon in Empfang nähme, worüber beſondere
„Rechnung zu führen wäre.“

„Dieſen Winter über könnten die Riſſe der academi-
„ſchen Gebäude, inſofern ſie noch nicht in den *Ziegeſar*-
„ſchen Acten enthalten ſind, gefertigt, die Bücherzahl und
„die Wandflächen, die ſie einnehmen werden, überſchlagen,
„die baulichen Räume damit verglichen und bei zunehmen-
„dem Real-Catalog auch das Verhältniß der verſchiedenen
„Wiſſenſchaften unter einander überſehen werden. Der
„Transport der Manuſcripte und alterthümlichen Merkwür-
„digkeiten in einen trocknen, hellen, ſowohl Studien als
„Genuß begünſtigenden Ort würde ſodann das Erſte ſeyn,
„nicht weniger die Einrichtung eines Expeditions-Zimmers,
„wo mehrere Perſonen bequem arbeiten können und wo die
„unentbehrlichſten literariſchen Hülfsmittel bei der Hand
„ſind.“

„Alles dieß könnte vorbereitet werden, daß man mit „dem Frühjahr die Tiſchler-Arbeiten anzuordnen im Stande „wäre. Haben wir doch den großen Vortheil, daß kein Gebäude aufzuführen nöthig iſt, ſondern ſchon genugſam leere „Räume vorhanden, deren Benutzung mit Ruhe kunſtmäßig zu überlegen ſeyn wird.“

„Mein größter Wunſch zum Schluſſe bleibt, daß gegenwärtiges Acten-Faſcicul nicht, wie das Ziegeſarſche „und ſo manche andre, bloß von gutem Willen zeugen, ſondern durch That und Folge eine ehrenvolle Bekräftigung „gewinnen möge.

„Weimar d. 30. Octbr. 1817.

Goethe.“

Die Acten gelangten den 2. Novbr. an Goethe zurück mit dem Vermerk: „Iſt, auf Vortrag, die Verfügung an „die Academie und den Oberbibliothekar reſolvirt worden. „Ich werde das Concept noch mittheilen. Auch wegen Auszahlung von 300 Rthlr. iſt Befehl gegeben worden. S. „K. H. der Großherzog, nahmen die Ihnen referirten Voranſtalten ſehr gnädig auf.“

Voigt.

Hierauf fußend, brachte Goethe mehrere Puncte zu Papier unter der Ueberſchrift:

„Einleitung des Geſchäftes ꝛc.

„Da aus Vorgehendem offenbar, daß die Fertigung „eines Real-Catalogs die Hauptſache gegenwärtiger Unternehmung ſey, auch die Erfahrung leider genugſam belehrt,

„wie viele kleinliche techniſche Hinderniſſe ſich der Ausübung „ſo würdiger Vorſätze entgegenſtellen; ſo ſchritt man alſobald zu Werke und traf folgende Vorkehrungen, die, es „mag ſich übrigens ereignen was will, nützlich und fördernd „ſeyn werden."

„So hat man

„1) Ein mittelfolio Papier, empfehlbar, zu gegenwärtigem Zweck wegen ſeiner Breite von Großherzoglicher „Cammer gegen baare Bezahlung angeſchafft;

„2) Man läßt ſolches beſchneiden;

„3) Ein Muſterblatt, wie die Linien gezogen werden ſollen, iſt eingereicht;

„4) Man hatte erſt die Abſicht, dieſe Linien drucken zu laſſen, weil aber das Papier noch einmal genetzt werden „muß und dadurch von ſeinem Leim verliert, ſo zieht „man vor, ſolches mit rother Tinte liniiren zu laſſen;

„5) Dieſes Geſchäft übernimmt Bibliotheks-Sekretär „Kräuter gegen billige Remuneration;

„6) Es iſt wünſchenswerth, daß gedachtem Secretär und „dem Bibliotheks-Copiſt Franke das Schreiben des „Catalogs vorerſt, bis man ſieht, in wie weit ihre Zeit „zu dem Geſchäft hinreicht, überlaſſen werde, damit „man wiſſe, an wen man ſich zu halten hat. Wenn „das Geſchäft ſchon ſeinen Gang geht, ſo iſt es unverfänglich, noch Andre hinzutreten zu laſſen;

„7) Mit beiden wird wegen der Remuneration contrahirt „und ſie können ihre Zahlung nach Ablieferung einer „zu beſtimmenden Zahl Hefte erhalten;

„8) Dem Bibliothekar liegt ob, die vorhandenen Zeddel zu ſortiren, zu ordnen und obgedachte beide dergeſtalt zu beſchäftigen, daß keine Pauſe entſteht, welche die Arbeit aufſchiebe;

„9) Man ſorgt, daß die Rechnung des Oberbibliothekars mit Ende Octobers geſchloſſen werde;

„10) Rentamtmann Lange wird zum Rechnungsführer ernannt;

„11) Der Caſſenvorrath wird an ihn übergeben und die künftig einzunehmenden Gelder ihm überwieſen;

„12) Es ergeht ein Verbot, daß vorerſt keine neue Bücher angeſchafft werden;

„13) Da kein Vermehrungsbuch geführt worden, ſo wird N. erſucht, ein Verzeichniß der angeſchafften Bücher aus den Rechnungen ausziehen zu laſſen, damit in der Folge der bisherige Aufwand einigermaßen controlirt werden könne.

„14) Derſelbe wird gleichfalls erſucht, Nachricht zu geben, wie bei der Copie des hieſigen Catalogs für Jena verfahren worden und wie man die Arbeit honorirt?

„15) In den Ziegeſarſchen Acten ſind die Räume, welche bisher die Bibliothek eingenommen, ingleichen die daran ſtoßenden Säle in Grundriß gebracht, nun aber macht ſich nöthig, auch den Saal des Convictoriums und was ſonſt noch von Räumlichkeiten zu benutzen wäre, aufnehmen zu laſſen und den Winter über zu bedenken, was nächſtes Frühjahr an Baulichkeiten vorzunehmen ſey.

„Weimar, den 3. November 1817.“

So vorbereitet begab ſich Goethe am 6. November nun ſelbſt nach Jena. Wir laſſen ihn ſich über die Art, wie er dort das Geſchäft weiter gefördert, in nachſtehenden Niederſchreibungen wieder ſelbſt äußern.

„Actum Jena, den 7. November 1817.“

„Nach meiner geſtern erfolgten Ankunft, verfügte mich „ſogleich mit Profeſſor Güldenapfel in die academiſchen „Gebäude, um ſowohl die Localität, als das darin Enthaltene näher zu betrachten. Reinlichkeit und äußere gute „Ordnung waren zu loben, die Aufſtellung ſelbſt, wie ſie „ſeit langer Zeit bekannt, unberührt. Es ſteht alſo nichts „im Wege, wenn man nach beſtimmten Grundſätzen verfahren und eine wiſſenſchaftliche Anordnung einführen will. „Das Nähere wird nun durchaus zu bedenken ſeyn.“

„Was die vorhandenen Räume betrifft, ſo ſind ſie, beſonders wenn das Convictorium wirklich eingezogen werden „ſollte, dem erſten Anblicke nach hinreichend, ja überflüſſig. „Nur würde es gute Ueberlegung erfordern, welche Säle „man der Bibliothek zueignen und wie man ſie benutzen will? „Dieſes iſt der Hauptgegenſtand, bei einem längern Aufenthalt zu unterſuchen.“

„Der zweite Bibliothekarius Güldenapfel gab zu „erkennen, man habe zwar bisher immer über die Feuchtigkeit des Saals geklagt, aber nicht daran gedacht, daß dieſem Uebel ſogleich größtentheils abzuhelfen ſey; der Bibliotheksſaal ſtehe in einer Art von Zwinger und habe gegen „die Sommerſeite zu eine Mauer vor ſich. Bräche man „nun dieſe ab, ſo würde der Bibliothek eine große Wohl-

„that geſchehen. Sie ſtehe keineswegs unter der Erde, ſondern könne gar wohl von jener Mauer und der dahinter aufgehäuften Erde befreit werden, da denn alle Feuchtigkeit in den viel tiefer liegenden Graben abziehen müßte. Eben ſo verhalte es ſich mit der Beſchränkung gegen den botaniſchen Garten zu. Auch dieſer könne geholfen werden und müßte aus dieſer vorläufigen Operation ein Vortheil entſpringen, deſſen Bedeutung ſich in der unmittelbarſten Folge hervorthun würde.“

„Innerhalb des Bibliotheks-Gebäudes war ſein erſter Wunſch, daß die Manuſcripte, welche in einem feuchten, dumpfigen Gewölbe aufbewahrt werden, noch vor Winters, wenigſtens einſtweilen an einen trocknen Ort reponirt würden, bis ſie zunächſt einer würdigen Aufſtellung genöſſen.“

„Dieſes und manches Andre in der Folge näher zu beſprechende wurde bemerkt und im Gedächtniß behalten.

Goethe.“

„Actum Jena, den 7. November 1817.“

„Der Vortheil, welcher dem Bibliotheksgebäude durch Abtragen der Mauer zuwächſt, war zu augenfällig, als daß man die nähern Umſtände zu erforſchen hätte verſäumen ſollen; Unterzeichneter begab ſich daher, unter Begleitung des geheimen Cammerraths Stichling und Rentamtmann Lange an Ort und Stelle, wo Profeſſor Güldenapfel und Maurermeiſter Timmler ſich gleichfalls eingefunden. Wie leicht ein ſo großes Uebel der Feuchtigkeit in der innern Bibliothek, über welches man

„von jeher geklagt, abzuſchaffen, ergab der Augenſchein und
„man beſchloß noch vor Winters die Operation vorzunehmen
„und ſogleich den Anfang zu machen."

„Jena, den 8. November 1817."

„Kamen Abſchriften der Schemata des Weimariſchen
„Catalogs, Botanik und Glottik betreffend, welche ſehr unzulänglich
„befunden wurden. Erſtere gab ich daher an
„Hofrath Voigt, den zweiten der orientaliſchen Sprachen
„an Profeſſor Koſegarten, mit dem Erſuchen, der Sache
„nachzudenken."

„Ingleichen fand ſich geheime Hofrath Eichſtädt ein,
„mit welchem die ganze Angelegenheit beſprochen, derſelbe
„auch um Mittheilung der neuſten allgemeinen Repertorien
„erſucht wurde. Einiges Andre ward überlegt, welches,
„wie es beſſer zur Reife kommt, bemerkt werden ſoll."

„Jena, den 9. November 1817."

„In Erwartung Sereniſſimi den Morgen zugebracht.
„Mit Profeſſor Renner über die Literatur der vergleichenden
„Anatomie und Thierheilkunde. Bei Hof mit Prorector
„Stark über die Bibliotheks-Angelegenheit, die
„nächſten Vorſätze, Abſichten und Wünſche. Sereniſſimo
„eine flüchtige Zeichnung von Zwinger und Mauer hinter
„der Bibliothek vorgelegt und zu deren Abbrechung Erlaubniß
„erhalten. Bürgermeiſter Schäfer hiervon perſönlich
„benachrichtigt, welcher ſeine vorläufige Einwilligung ertheilte,
„für das gemeine Weſen ein paar Ruthen der zu

„gewinnenden Steine ſich erbat, auch wegen Schonung der
„untenliegenden Gärten das Billige vorſtellte."

Goethe.

„Jena, den 10. November 1817."

„Das Abbrechen der Mauer rückte ſehr lebhaft vor und
„man wunderte ſich beim Anblick der bewirkten Freiheit,
„daß dem Bibliotheks-Gebäude nicht ſchon ſeit langen Jahren
„Licht und Luft gegönnt worden. Da ſich nun im Gefolge
„dieſer Operation nöthig macht, die Treppe, welche
„nach dem anatomiſchen Theater führt, zu verlegen, ſo gab
„man dem Zimmermann N. den Auftrag, eine hölzerne Interims-Treppe
„zu verfertigen, bis man bei fortſchreitendem
„Verfahren die ſteinerne wieder herſtellen könne. Auch
„gab man demſelbigen Meiſter auf, eine Gartenſtellage, die
„dem Expeditions-Zimmer Licht und Luft nimmt, in den
„Garten abzurücken.

„Mit Hofgärtner D. war vorher ſchon deshalb Abrede
„genommen. Dieſer Mann, der nicht ohne Geſchick, ſeinen
„eignen ſchönen Garten, mehr noch den botaniſchen verwildern
„läßt, war Alles zufrieden, oder vielmehr gleichgültig
„gegen Alles, was man ihm vorſchlug. Er war bereit,
„die verdüſternden, feuchtenährenden Taxushecken niederzuſchlagen
„und erbat ſich nur eine kleine Entſchädigung für
„den Zwinger, den er bisher benutzt. So ſchwirren dem,
„der einen alten Thurm abbricht, jederzeit die Fledermäuſe
„um den Kopf, mit Klage, daß man ſie in einem wohlerworbenen
„Beſitz widerrechtlich zu ſtören komme."

Du kennſt mich wohl, an die zu ew'gem Bunde
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja, rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben.

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein.
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein,
Ach da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

„Ein Umſtand, der mir nicht ganz unerwartet kommt, macht das Geſchäft um vieles ſchwieriger. Unſer Weimariſcher Real-Catalog hat große Verdienſte und leiſtet verhältnißmäßig ſo viel, daß man das bisher für ihn gehegte Vorurtheil wohl entſchuldigen darf. Ich ſelbſt war verleitet zu glauben, man könne nach demſelben auch den neuen academiſchen Catalog anlegen. Jedoch eine aufmerkſame Betrachtung der erſten Schematen, die man mir abſchriftlich herüberſchickte, belehrten mich eines Andern. Ich hatte im Lauf des Lebens und der Studien mich nur ſolcher Fächer des gedachten Catalogs bedient, wo der Entwerfer deſſelben, Bartholomäi, völlig zu Hauſe war. Nun bemerkt man aber, daß nicht in allen Fächern ſeine Anordnung glücklich ſey."

„Hier kommt denn aber billig in Betracht, daß die Wiſſenſchaft nicht allein an Ausdehnung gewachſen, ſondern auch die Methode, ſie zu behandeln, durchaus conſequenter geworden. Hierauf iſt nun zu denken, dahin zu arbeiten. Freilich ſollte man ſchon Jahre lang darauf vorbereitet ſeyn; vielleicht aber entſchlöſſe man ſich alsdann um deſto weniger. Glücklicherweiſe beginnen wir unſer Unternehmen auf einer friſch belebten Academie, wo ſo viele kenntnißreiche junge Männer ſich befinden; ſollten die nicht eingreifen und jeder in ſeinem Fach mitwirken? Einige ſcheinen dafür gewonnen zu ſeyn; von ihrer Theilnahme werde jederzeit in den Acten Erwähnung thun."

„Auf alle Fälle haben wir die neuſten Repertorien der Literatur, die nach den geprüfteſten Grundſätzen gefaßt

„ſind. An Specialliteraturen fehlt es auch nicht und da unſer „Werk ſchleunig gethan ſeyn muß, ſo werden uns die zweifelhaften Fälle nicht ſo viel Noth machen, als wenn es „blos theoretiſche Probleme wären, über die man ſich Jahre „lang ſtreiten kann; z. B. ob das Naturrecht in den juriſtiſchen oder philoſophiſchen Saal geſtellt werden ſolle?"

„Jena, den 11. November 1817.

„beſchäftigte man ſich hauptſächlich mit den Jenaiſch-„Halliſchen allgemeinen Repertorien der Literatur, von 1815 „an, und brachte vorläufig die Ueberſchriften der Hauptſächer hierneben zu den Acten."

„Mittwoch, den 12. Novbr. 1817."

„Mit Herrn Prorector Stark erſt im Freien die fernere Abtragung der Mauer und was gegen den botaniſchen „Garten zu vorzunehmen ſey, beſprochen, ſo daß Alles einſtimmig fortgeſetzt werden kann. Das Gleiche geſchah innerhalb des Gebäudes, wo der Verſchlag, in der Expeditions-Stube, die Treppe nach dem juriſtiſchen Auditorium „beſprochen wurde. Da Herr Prorector aufmerkſam gemacht „hatte, wie es denn in dem weitläufigen Manſard des Gebäudes ausſähe? verfügte man ſich hinauf und fand eine „lange doppelte Reihe von Kammern, welche gegenwärtig „zum Aufbewahren des Malzes gebraucht werden, die aber „in der Folge, bei verminderter Oeconomie, der Bibliothek „auf mancherlei Weiſe zu Gute kommen können. Man „beſprach daher Alles, was in der ganzen Sache wünſchens-

„werth wäre und verabredete von Zeit zu Zeit über dieſe „Gegenſtände das Nähere zu verhandeln.“ G.

„Nachrichtlich

„Donnerſtag d. 13. Novbr. 1817

„waren folgende Arbeiten im Gange:

„Meiſtr. **Nürnberger**:

„1) Verfertigt die Böcke und richtet die Bohlen zu, um „die Manuſcripte trocken zu legen.

„2) Beſorgt eine Interims-Treppe zum anatomiſchen „Auditorium.

„3) Rückt die Stellage weiter in den Garten.

„Mſtr. **Timmler**:

„1) Fährt fort, die Mauer abzubrechen.

„2) Bricht die ſteinernen Stufen ab.

„3) Läßt die Steine auf der Stelle in Ruthen ſetzen.

„Mſtr. **Werner**:

„1) Arbeitet den Umſchlag in das Expeditions-Zimmer.

„Hofgärtner D.

„1) Beſorgt die Wegſchaffung der Taxushecken und aſſiſtirt dem Zimmermann bei Verſetzung der Stellage.

„Uebrigens werden obgedachte Maurer und Zimmermann veranlaßt, ihre Gedanken über eine Treppe in das „juriſtiſche Auditorium zu eröffnen und ebenfalls einen Riß „darüber zu fertigen.“

„Herr Profeſſor **Güldenapfel** wird aufgefordert, „den Fortſchritt benannter Arbeiten täglich zu beobachten „und was geſchieht in eine Tabelle einzutragen, damit

„Großherzogl. Oberaufſicht ſowohl in der Entfernung, als „bei einem hieſigen kurzen Aufenthalt, alles Geſchehene „vollſtändig und leicht überſehen könne.“

„Ueberreichte Herr Profeſſor Koſegarten ein Schema „der orientaliſchen Sprachwiſſenſchaft, welches von ſeiner „vollkommenen Ueberſicht dieſes Faches zeugt. Man erkannte dankbar dieſe Bemühungen und erſuchte denſelben, „fernerhin bei dem vorliegenden Geſchäft thätig zu ſeyn.“

„Es mußte,“ bemerkt Goethe in einer weitern Niederſchreibung, „gleich zur Sprache kommen, daß Profeſſor „Güldenapfel, in Betracht der ihm bedingungsweiſe „(ſchon früher) verwilligten neuen Zulage, längere Zeit, wie „bisher, täglich mit Ausnahme von 135 Tagen jährlich, eine „Stunde, auf die Bibliotheksgeſchäfte zu verwenden, ſich „unweigerlich verpflichtet habe.“

„Da man nun aber ins Einzelne ging und zu erforſchen trachtete, was er denn eigentlich für Zeit übrig und „offen habe, ſo fand ſich, daß ſeine meiſten Stunden beſetzt „und die freien ſo vereinzelt, ſo zerſplittert und nicht einmal ganz ſein eigen ſeyen, ſo daß man eine entſchiedene „Einrichtung auf ſolche Verhältniſſe weder fußen, noch eine „wahrhaft auslangende Wirkung davon hoffen könnte.“

„Weil man nun hierüber vor allen Dingen, ehe das „Geſchäft zu beginnen iſt, im Klaren ſeyn muß, ſo ward „demſelben aufgegeben, die Eintheilung ſeiner Zeit genau „aufzuzeichnen, um überlegen und feſtſtellen zu können, „welche Stunden des Tags und der Woche über dem Geſchäft unausgeſetzt zu widmen ſeyen.“

„Ein Gleiches verlangte man von dem Bibliotheksdiener zu wiſſen, vernahm aber vorläufig ebenfalls, daß deſſelben Zeit beinahe ganz genommen und in mancherlei „Geſchäfte zerſtückelt ſey, aus welchen er ſich ſeinen Unterhalt einzeln erwerbe."

„Daß alſo beiden Perſonen das Bibliotheks-Geſchäft „nur eine Nebenſache geweſen, geht hieraus hervor, ſo wie „auch begreiflich wird, warum ſie, da das Geſchäft von „Oben herein nicht betrieben worden, ſich bisher die Stockung gar wohl gefallen ließen.

„Jena d. 20. Novbr. 1817. „Goethe."

Beim Anfang des neuen Jahres erſtattete Goethe folgenden Bericht an die höchſten Behörden:

P. P.

„Der von den höchſten Herrn Erhaltern der Jenaiſchen „Bibliothek an uns gerichtete gnädigſte Geſammt-Befehl, „die academiſche Bibliothek aus ihrem bisherigen Todtenſchlaf zu erwecken, hätte gar wohl Bedenklichkeit und „Sorge bei uns erregen können, als wir, mit den vielfachen Verſchränkungen dieſer wiſſenſchaftlichen Anſtalt bekannt, uns die Hinderniſſe nicht verläugnen durften, die „ſich einer obſchon ausgedehnten Vollmacht in den Weg „ſtellten."

„Bedenken wir jedoch, was die höchſten Höfe in dieſer letztern Zeit für die Academie gethan und wie Alles und „Jedes durchaus aufs Beſte beſorgt und ausgeſtattet wor-

„den; ſo mußten wir uns aufgeregt fühlen, die zuletzt noch „dunkel gebliebene Bibliotheks-Region kühnlich aufzuhellen „und gewiſſe zufällige Hinderniſſe, die ſich dem allgemeinen „Beſten mehrere Jahre entgegenſetzten, mit Ernſt zu beſeitigen. Inwiefern der erſte Angriff gelungen, werden die „höchſten Auftragenden gnädigſt und nachſichtig beurtheilen."

„Wenn nun aber in dem Laufe von wenigen Monaten „eine bedeutende und nachhaltige Einrichtung geſchehen; ſo „müſſen wir unſern Vorgängern die Ehre dieſes Erfolgs „überlaſſen. Die Vorarbeit des Staatsminiſters von Ziegeſar, in den Jahren 1812 und 1813, welche die ſtracklichſte Ausführung verdient hätte, die durchgeführte Sorgfalt des geheimen Cammerraths Stichling für das „Rechnungsweſen, wodurch uns vorerſt ein Caſſenbeſtand gewährt wird, als die neuſte commiſſariſche Beachtung derer „zu dieſem Geſchäft beſonders abgeordneten beiden Männer*), alles dieſes gereichte uns zum Vortheil. Wir hatten nicht nöthig, uns mit Unterſuchungen abzumüden, ſondern es lag am Tage, was recht, ſchicklich, nothwendig, „von Allen gewünſcht und doch überall gehindert war."

„Geehrt durch ein höchſtes Vertrauen, griffen wir muthig zur Sache, jedoch mit gutem Bedacht. Kein Schritt „ſollte geſchehen, der das Alte aufhöbe, ohne ein beſonderes Neue an ſeine Stelle zu ſetzen. In dieſem Sinne legen wir mehrere, in einander greifende, nur auf Locali-

---

*) Die damaligen Herren wirklicher geheimer Legationsrath von Conta und geheimer Aſſiſtenzrath von Hoff, Erſterer zu Weimar, Letzterer zu Gotha.

„tät ſich beziehende Vorſchläge dar, deren größter Theil mit gnädigſter Genehmigung gar bald vollendet ſeyn kann, wodurch der Zuſtand ſchon um ein Großes verbeſſert, der Thätigkeit Raum gegeben, ſo wie ein weiteres Fortſchreiten möglich gemacht wäre."

„Wie Alles aus eigener Anſchauung hervorgegangen, wie man gewiſſe Anordnungen beeilt, um die Wintermonate zu benutzen, damit auf höchſte Genehmigung noch vor Oſtern, ſowohl außer- als innerhalb der Bibliothek das alte ſtockende Local zu einem neuen belebten mit wenigen Koſten umgeſchaffen werden könne, möge beikommender Aufſatz umſtändlicher darlegen und eine gnädigſt willfährige Entſchließung uns nächſtens zu Theil werden.

„Jena 15. Januar 1818."

Am Schluß des zweiten Jahres nach Uebernahme des Geſchäfts konnte Goethe nachſtehenden ausführlichen Bericht erſtatten.

„Durchlauchtigſter ꝛc."

„Zwei Jahre ſind nun verfloſſen, daß es den höchſten Herrn Erhaltern der Univerſität Jena gnädigſt gefallen, unterzeichneter Behörde die Angelegenheit der Univerſitäts-Bibliothek zu übertragen; wobei ihr zugleich befohlen ward, die Auffriſchung und Erweiterung des Locals zu beſorgen, die Schloßbibliothek zu vereinigen und überall zu künftiger Erhaltung, Verwahrung und Gebrauch die dienſamſten Vorkehrungen zu treffen."

„Wie dieſes nach und nach, planmäßig, geleiſtet worden, hat man von Zeit zu Zeit ſchuldigen Bericht erſtattet „und ſich darauf beifälliger Reſolutionen und fördernder „Beihülfe zu erfreuen gehabt. In dieſen Rückſichten ſey „es erlaubt, die Ueberſicht des Geſchehenen theils kürzer, „theils umſtändlicher darzulegen, wie Solches zur ſchnelleren Beurtheilung des Vergangenen, Gegenwärtigen und „Zukünftigen ſich nöthig machen dürfte."

„In Gefolg dieſer ſämmtlichen Operationen ſind nunmehr alle Räume, von der Thurmtreppe, an der Kirchſeite, bis zu der Treppe an der Gartenſeite, in vollkommene Verbindung gebracht. Ferner ward, um von dem „untern großen Saale, ſo wie von den Arbeitszimmern alle „Feuchtigkeit möglichſt zu entfernen, der innere Hof vertieft, das Erdreich von der Gartenſeite erniedrigt, die „Mauer nach dem Garten zu weggebrochen, die Fenſter „zum Theil erneut, theils neu gefertigt und was ſonſt erforderlich, neu aufgeführt oder reparirt und zuletzt auch „die durchaus fehlenden Stühle und Tiſche angeſchafft."

„Schließlich iſt noch zu bemerken, daß außer der Buderiſchen Bibliothek und dem großen Saal, welche in ihrem vorigen Zuſtand geblieben, alle die übrigen Räume „theils gereinigt, theils in Farbe geſetzt, auch die vorhandenen Bildniſſe chronologiſch und ſchicklich angebracht worden."

„Das ältere Expeditionszimmer ward durch ein Gitter „getheilt, um das Geſchäft des Ausgebens und Einnehmens zu beruhigen und zu ſichern, der große anſtoßende

„Vorſaal durch Einziehung einer Wand in ein zweites Expeditionszimmer und einen Gang getheilt; eine Treppe ins juriſtiſche Auditorium geführt und daſſelbe gleichſam in einen Bibliotheksſaal verwandelt; die alte zugemauerte Communication mit der Buderiſchen Bibliothek ward geöffnet und in dem heitern trocknen Saal die Manuſcripte aus dem feuchten Gewölbe heraufgebracht; ſodann der daran ſtoßende kleine Vorſaal durch Wegbrechen einer Wand erhellt und nutzbar gemacht; ohne Weiteres eine Thüre in das mediciniſche Auditorium gebrochen [*]) und dieſes zum geräumigen Bibliotheksſaal hergeſtellt, auch durch ein angebrachtes neues Fenſter mit dem beſten Lichte verſehen.

„Gehen wir nun zu den eigentlichen Bibliotheks-Arbeiten über, ſo ward ein Vermehrungsbuch eingeführt, worin alle neuangeſchafften und ſonſt eingehenden Bücher eingeſchrieben werden, wodurch eine Controlle ſowohl der Rechnung als der Catalogen gegründet iſt. Ferner wurde ein Ausleihebuch eingerichtet, worin die jedesmal ausgegebenen Bücher eingezeichnet werden, wodurch die Sicherheit der verliehenen Schriften beſtätigt, beſonders auch die Ueberſicht der Reſtanten erleichtert wird. Wobei zu

---

[*]) und zwar trotz des Widerſpruchs der Academie und der med. Facultät, während letztere vergeblich um den Schlüſſel zu ihrem Auditorium begrüßt wurde. So legte Goethe das non obstantibus quibuscunque aus. Später wurde der raſche Schritt höchſten Orts vollkommen genehmigt. Auf dieſe raſche That blickte Goethe noch in ſeinen letzten Tagen mit Freude zurück.

„beachten iſt, daß eben dieſe Bücher bei künftigen Reviſionen zum Grunde gelegt, der Einſicht und Beurtheilung des Geſchäfts höchſt förderlich ſeyn werden, indem daraus vorzüglich die Zunahme und Erhaltung der ganzen Anſtalt am ſicherſten hervorgeht.“

„Ziehen wir nun das Bibliotheksgeſchäft ferner in Betrachtung, ſo zeigt ſich bei demſelben der Transport der Schloßbibliothek als die Hauptſache. Voriges Jahr waren die Bücher zur Hälfte herübergebracht und zwar der naturhiſtoriſche, mediciniſche und dieſen Wiſſenſchaften verwandte Theil. Man ſtellte die in dieſe Fächer gehörigen Werke in dem dazu beſtimmten und eingerichteten juriſtiſchen Auditorium auf, wohin die Bücher der Univerſitäts-Bibliothek ſchon gebracht werden waren.“

„Naturgeſchichte, Botanik, Medicin, Chemie, Phyſik, Mathematik, Technik und Oeconomie wurden methodiſch aufgeſtellt, die Reviſion der hiezu vorhandenen Zettel[*]) vorgenommen und wo ſolche fehlten, neue geſchrieben.

„Da voraus zu ſehen war, daß dieſe Arbeiten durch den Winter würden unterbrochen werden; ſo hatte man das zweite Expeditionszimmer ebenfalls mit Repoſitorien verſehen und die glottiſchen Werke, welche, wie billig, den Bibliothekaren immer zur Hand ſeyn ſollten, ſowohl aus der academiſchen als Schloßbibliothek zuſammengebracht, da denn den Winter über die methodiſche Aufſtellung derſelben, die gleichlautende Signirung der Zettel und Bü-

---

*) d. h. behufs bequemerer Ordnung auf einzelne Blätter geſchriebene Büchertitel.

Sie lächelte, ſie ſprach: Du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen;
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden.

Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächſt in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah' mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran:

„cher vollbracht, und zugleich der Nominal-Catalog begonnen ward."

„Bei dieſem Geſchäft fiel deutlich in die Augen, welch ein großer Vortheil der academiſchen Bibliothek durch Vereinigung mit der Schloßbibliothek zuwachſe, indem erſtere für die Hebräiſche und verwandten Sprachen und Alles, was ſich auf theologiſche Zwecke bezieht, genugſame Hülfsmittel darreichte, die Schloßbibliothek dagegen ſowohl die neuern als die Sprachen fremder Völker und was zur allgemeinen Weltgeſchichte nöthig iſt, erfreulich lieferte."

„Indeſſen hatte man den großen mediciniſchen Hörſaal gleichfalls der Bibliothek zugeeignet, die Repoſitorien der Schloßbibliothek nach und nach hingeſchafft und in derſelbigen Maaße auch die zweite Hälfte der Bücher, beſtehend aus politiſcher und Literär-Geſchichte und was denſelben anhängig, transportirt und in der alten Ordnung aufgeſtellt."

„Indem ſich nun ein Theil des Perſonals hiemit beſchäftigte, ſetzte Profeſſor Güldenapfel ſeine Arbeiten in der Glottik fort und wandte ſich, da dieſes Geſchäft beendigt war und die Jahreszeit es erlaubte, wieder hinauf zur Naturgeſchichte und wird ſich von dieſer Arbeit nicht eher abwenden, als bis ſolche vollendet iſt."

„Indeſſen wollte man die Buderiſche Bibliothek nicht ganz unbeachtet laſſen, beſonders da man ſich überzeugt hatte, daß gar Manches nöthig ſey, um ſie in ſich ſelbſt aufzuklären. Dieſes ganz abgeſonderte Geſchäft konnte man alſo dem Rath Vulpius gar ſchicklich über-

„tragen, welcher denn die Buderiſchen und Sagittariſchen Manuſcripte vor allen Dingen catalogirte, ſodann „auch ältere Pakete novelliſtiſcher Hefte vom Ende des 16ten „und Anfang des 17ten Jahrhunderts, wo noch keine Zeitungen veranſtaltet waren, und wichtige Begebenheiten „an das Publicum einzeln gebracht wurden, ſonderte, ordnete und binden ließ."

„Sodann fand ſich in dem vergangenen Frühjahr, daß „die Zettel der academiſchen Bibliothek zwar vorhanden, „aber nicht geordnet waren. Weil nun bei dem neuen Unternehmen die Hauptſache iſt, daß, wenn ein oder das „andere Fach vorzunehmen beliebt wird, auch die Zettel „deſſelben ſogleich vorliegen, ſo übergab man Rath Vulpius auch dieſes Geſchäft der Sortirung; da er denn, „mit Beiſtand ſeines Sohnes, über 30000 Zettel nach den „verſchiedenen Wiſſenſchaften ordnete, ſo daß nunmehr, ſowohl was zur Schloßbibliothek gehört, als was in der „academiſchen vorhanden iſt, in einzelnen Paketen zum „künftigen Gebrauch vorräthig liegt."

„Uebrigens konnte man bei dieſer Gelegenheit feſtſetzen, „daß die Buderiſche Bibliothek nach der Abſicht des Stifters in ihrer Integrität gar wohl zu erhalten ſeyn möchte, „indem ſie ſchon einigermaßen methodiſch geſtellt iſt und „ſich gar wohl Repoſitorien einſchieben laſſen, wo dem Buderiſchen Vorrath gegenüber, jedem Fache antwortende „Werke aufgeſtellt werden können, wie man denn, um die „Sache beſſer zu beurtheilen, ein ſolches Repoſitorium zum „Verſuche angeordnet hat."

„Dem Rath Vulpius wird indeſſen aufgetragen, die Faſcikel der Deductionen im Einzelnen zu verzeichnen um dadurch zur innern Aufklärung und Verbreitung der Kenntniß bis aufs Letzte das Seinige beizutragen. Es iſt ein Geſchäft, das er in Weimar verrichten kann, indem die Pakete nach und nach hinüber zu ſenden ſind.“

„Es war freilich ſchon eine bedeutende Arbeit, beide Bibliotheken dem Körper nach zu vereinigen; ſie jedoch dem Geiſt und Sinne nach zu verſchmelzen, ſie für alle Zeiten brauchbar und zugängig zu machen, jeder Vermehrung dabei freien Raum zu laſſen; fand gar manche Hinderniſſe, wovon der größte Theil glücklicherweiſe beſeitigt iſt. Fortdauernd aber iſt die Verſpätung des Geſchäfts durch das unausgeſetzte Ausleihen der Bücher. Man hat aber lieber zu viel, als zu wenig thun wollen, um auch den geringſten Schein einer Ungefälligkeit zu vermeiden. Doch wird es zuletzt immer noch die Frage ſeyn, ob man nicht endlich ein halbes Jahr die Bibliothek ſchließen ſolle, um zu einem ſchnellen und reinen Abſchluß zu gelangen; vielleicht wäre hiezu der Sommer des vierten Jahres zu wählen, worüber wir jedoch nur beim Abſchluß des dritten Arbeitsjahres unterthänigſte Vorſchläge zu thun wagen dürfen.“

„Möchten die gnädigſten Herrn Erhalter mit demjenigen einigermaßen zufrieden ſeyn, was, unter gegebenen Umſtänden, von dem angeſtellten Perſonal hat geſchehen können. Da man ſich wenigſtens geſtehen darf, daß durchaus planmäßig, genau und gewiſſenhaft, beſonders in Abſicht der Baulichkeiten, nach hieſigen Handwerks-Verhältniſſen, ungemein ſchnell und wirkſam verfahren worden; ja man betrügt ſich nicht, wenn man behauptet, daß dieſe wichtige Anſtalt ſchon jetzt für die Zukunft gegründet ſey, und daß nur ein ruhiges, methodiſches Fortwirken zu wünſchen übrig ſey."

„Wenn nun aus der Beilage erhellt, daß die ſämmtlichen Baulichkeiten mit etwa 2000 Rthlr. ausgeführt worden, zugleich aber die innere Einrichtung, nämlich Transport der Schloßbibliothek, Anſchaffung des Papieres und anderer Schreibmaterialien, nicht weniger Schreibgebühren von einem Theil des Catalogs, Remuneration des Perſonals und was ſonſt eine zu neuem Umſchwunge bewegte Anſtalt nöthig machte, durch zwei Jahre mit etwa 700 Thlr. beſtritten worden, ſo glaubt man eines gnädigſten Beifalls deshalb ſich ſchmeicheln zu dürfen. Auch werden ſich gedachte Summen beim Abſchluß der Rechnung nur um Weniges erhöhen, wenn noch einige indeſſen bezahlte Poſten in Ausgabe kommen.

„Weimar den 1. Decbr. 1819.

„Goethe."

Der verdiente Beifall blieb nicht aus. Unter dem 17. Decbr. 1819 ging der Oberaufſicht ein höchſtes Reſcript zu, das, ſoweit es hierher bezüglich, alſo lautet:

„Wir mögen Uns nicht verſagen, Euch bei dieſer Gelegenheit die Bezeigung Unſrer Freude und Unſres Beifalls über die Einſicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr, in thä-

„ligster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts, einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten „und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt „nahe gebracht habt.“

„Die Anordnung der weiter nöthigen Arbeiten, wie „solche von Euch in Vorschlag gebracht worden, oder wie „sie Euch im Verlauf des Geschäfts sonst zweckmäßig und „förderlich dünken mögen, können Wir mit Zuversicht Eurer Umsicht und Wahl anheim geben.“

„Carl August.“

Endlich nach sieben Jahren am 19. November 1824 berichtete **Goethe**:

„Eine Folge von sieben Jahren ist in diesen Tagen verflossen, seit die höchsten H. H. Erhalter der Academie Jena, „das dortige Bibliotheks-Geschäft unterzeichneter Behörde „gnädigst zu übertragen geruhten. Die Aufgabe war bedenklich, ja in den ersten Augenblicken nicht zu übersehen.“

„In einem beengten und durch Umstände höchst ungünstigen Locale befand sich ein seit Jahrhunderten aufgehäufter, aus vielen einzelnen Theilen und Sammlungen „über einander gedrängter, keineswegs geordneter Bücherschatz; diese Masse sollte geregelt und zugleich die herandringende Schloßbibliothek eingeschaltet werden.“

„Unmöglich schien es, bei erster näherer Ansicht, einen „allgemeinen Plan des gehörigen Verfahrens alsobald zu „entwerfen; daher man, wie Aerzte bei räthselhaften Krankheiten, sich nur schrittweise bewegte, um vor allen Dingen

„die auffallenden Uebel, die größten Hinderniſſe zu beſeitigen.“

„Zugleich müßte man gegenwärtig aufgeben, eine Schilderung des damaligen Zuſtandes zu entwerfen, wenn nicht „die höchſten Herrn Erhalter Selbſt ſowohl, als Ihre erſten „Staatsdiener, durch eigene Einſicht und getreue Berichte, „von ausgezeichnet tüchtigen und redlichen Männern entworfen, ſich davon vorläufig genugſam hätten überzeugt „geſehen. Dabei bleibt gern und dankbar einzugeſtehen, „daß man aus einer einſichtig bemühten Vorarbeit des Staatsminiſter Frhrn. v. Ziegeſar die erſtere genaue Kenntniß „gezogen und hieraus mit treuer Beachtung der bemerkten „Mängel und aufgeſtellten Beſſerungs-Vorſchläge die eigne „Arbeit begonnen.“

„Anzuerkennen ſind hier gleichfalls manche vorbereitende Bemühungen ſpäterer Bevollmächtigten, welche zu Aufklärung damaliger Verworrenheiten bedeutende Dienſte leiſten und zugleich die Fragen: was und wie das Nächſte „zu thun ſey? wohlbedächtig anregten.“

„Folgerecht aber nunmehr darzuſtellen, wie bei Veränderung und Erweiterung des Locals, dem Translociren „der Bücherſammlung aus dem Schloſſe, der Umſtellung, „Einſchaltung, Verſchmelzung alles Einzelnen verfahren „worden, ſchiene gleichfalls eine unmögliche Aufgabe, „wenn der Profeſſor und Bibliothekar Dr. Güldenapfel „in einem Bericht, welcher den größten Theil des beigefügten Actenfaſcikels ausmacht, ſolche nicht ſchon befriedigend gelöſt hätte.“

„Man darf ſich überzeugen, daß die höchſten Herren
„Erhalter mit gewogenem Beifalle die Ausführlichkeit anſehen
„werden, womit ein wohldenkender, ſeit ſieben Jahren
„in den kleinlichſten Arbeiten zu einem großen Zwecke
„beſchäftigte Mann gern eines jeden einzelnen Augenblicks
„gedenkt, deren unzählige, treu benutzt, endlich das Ganze
„zu bewirken, mit Hingebung aufgewendet werden mußten.“

„Daher möge denn auch geneigteſt nachgeſehen werden,
„wenn er neben ſeiner raſtloſen Thätigkeit, auch der
„Erduldung mancher Unſtatten gedenkt, wo denn zuerſt Moder
„und Staub, ſodann durch mannigfaltige Handwerksarbeit
„überhand nehmende Unruhe, Unart und Wuſt, nicht
„weniger durch fortwährendes Bemühen und Beſuchen eingetretene
„Zerſtreuung und Zerſplitterung mancher guten
„Stunde, recht fühlbar zur Anſchauung kommt.“

„Aber eben bei ſolcher Verſinnlichung aller dieſer Unbilden
„drängt die Frage ſich auf: ob man die Sache nicht
„kürzer faſſen, die Arbeit beſchleunigen und die Beendigung
„nicht früher habe herbeiführen können. Hierauf nun darf
„die vorgeſetzte Behörde wohl antworten: daß ſie, ſelbſt
„jetzt, nach belehrend vorübergegangener Erfahrung, den
„ganzen Weg überſchauend, es nicht anders anzugreifen
„wüßte. Denn ſelbſt, wenn man die Bibliothek hätte verſchließen,
„jeden Zutritt ſowohl dem Beſchauer, als Benutzer,
„einige Jahre verſagen, größere Summen auf Baulichkeiten,
„auf eine Mehrzahl angeſtellter Perſonen hätte verwenden
„wollen; ſo würde doch nichts Näheres zu erzielen
„geweſen ſeyn. Denn der in ſeiner Art einzig verſchlungene

„Mißbefund ſolcher Anſtalt hätte denn doch durch keine allgemeinen, ins Ganze gehenden Mittel gezwungen werden können, und es würden immer unvermeidliche Stockungen und Retardationen eingetreten ſeyn, welche ſich nur durch umſichtige Klugheit und gewandte Thätigkeit langſam hätten beſeitigen laſſen. Nur durch einſichtige ſucceſſive Verſchränkung nach und nach geforderter Arbeiten war jene kaum denkbare Verworrenheit zu löſen."

„Aus gedachtem äußerſt umſtändlichen Bericht, den man zu geneigter, langmüthiger Aufmerkſamkeit mit Zutrauen empfiehlt, geht hervor der unausgeſetzte Fleiß ſämmtlicher bei dieſer Anſtalt, mehr und weniger Jahre, beſchäftigten untergeordneten Perſonen. Dr. Weller hat ſich als Aſſiſtent, Compter als Schreiber, Beyer als Diener fleißig am Geſchäft gehalten und wir dürfen ſie zuſammen der höchſten Herren Erhalter gnädigſtem Bemerken gar wohl pflichtmäßig empfehlen und den beſcheidenen Wunſch äußern, ſolche in ihren gegenwärtigen Stellen und Emolumenten gnädigſt beſtätigt zu ſehen; da denn Alles, wie es bisher geordnet und gehalten worden, auch noch ſo lange unverrückt im Gange bleiben wird, bis wir uns im Stande ſehen, eine für die Zukunft ausreichende Einrichtung höchſter Prüfung unterthänigſt vorzulegen."

„Und hier iſt wohl Gelegenheit der ausführlichen Tagebücher zu gedenken, welche ſämmtliche Angeſtellte, jeder einzeln, nach den ihm übergebenen Geſchäften, regelmäßig aufgezeichnet. Es ergiebt ſich hierdurch ein Mittel, das Vergangene zu beurtheilen, dem laufenden Geſchäft im-

„merkbar zu folgen und für die Zukunft das Wirkſamſte dar„aus zu beſtimmen.

„Die Einrichtung, daß an Sonn- Feſt- und Feierta„gen gegen billige Remunerationen die Arbeit fortgeſetzt „werde, würde noch im Laufe des nächſten Jahres beibe„halten und überhaupt alles Mögliche zur Vollendung des „bis hierher geleiteten Werkes beizutragen ſeyn. Denn nichts „könnte uns ſo ſehr am Herzen liegen, als das Bisherige nach „Ew. ꝛc. ꝛc. Wunſch und Willen eingerichtet zu haben, und „der einmal eingeführten Ordnung auch Beſtand und Dauer, „der Behandlung Genauigkeit, dem Local und Material zier„liche Reinlichkeit, bei lebhaft unterhaltener Benutzung, bis „in die ſpäteſten Zeiten nachhaltig zu verſichern."

„Und nun zum Schluſſe Höchſtdenenſelben für bisheri„ges unſchätzbares Vertrauen ſchuldigſten Dank abtragend, „fügen wir die Verſicherung hinzu, daß es unſre angenehm„ſte Pflicht bleiben werde, ſolches auch zunächſt und für alle „Folge ehrerbietigſt zu verdienen."

Der ganze Aufwand betrug bis dahin

1)	die Schreiberei	1236
2)	Remunerationen	782
3)	aufs Bauweſen	2891
		Sa. 4909 Rthlr.

Goethe erlebte noch die Freude, daß die Direction der Oſtindiſchen Compagnie zu London, aus eigener Bewegung, der academiſchen Bibliothek eines von den wenigen Exemplaren jenes berühmten perſiſchen Wörterbuchs in ſieben Foliobänden, die ſieben Seen genannt, übereignete, welche der genannten Direction der Verfaſſer, der König von Oude, zur Vertheilung an die vornehmſten wiſſenſchaftlichen Inſtitute in Europa zugeſtellt hatte.

His Majesty, the King of Oude, lautet das Begleitſchreiben, having placed at the disposal of the East-India-Company some sets of a Persian dictionary compiled by himself, entitled „The seven seas“ the Chairman and Deputy Chairman on the part of the court of Directors have the honour to sollicit that Monsieur Brederman*) will be pleased to become the means of presenting the accompanying copy to the university of Jena in the name of that Company.

East India House the 5th January 1825.

Die Maxime, nach welcher Goethe in früherer Zeit verfuhr, als die Anſtalten eigentlich nur für Conſervatorien zu achten waren, daß er nämlich bald dieſes, bald jenes Fach durch neue Anſchaffungen begünſtigte, die übrigen aber indeſſen ruhen ließ, konnte er zuletzt nicht mehr beobachten, „indem einmal eingeleitete Thätigkeiten nicht aufzuhalten „ſind. Denn es geht freilich hier,“ drückt er ſich aus, „wie „bei Kindern, welche wachſen, daß man ihnen neue und „weitere Kleider machen muß.“ Die von Andern ſo häufig geübte Kunſt, mittelſt Aufopferung des Nothwendigen

---

*) K. Sächſiſcher Geſchäftsträger in London.

Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur ſah' ich ſie den reinſten Schleyer halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen,
Empfange hier was ich dir lang' beſtimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwühle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!

für ein Bißchen Luxus zu ſorgen, mit dem wirklichen Bedürfniß ſich abzufinden, um von Zeit zu Zeit ſich an der Befriedigung einer Grille letzen zu können, blieb ihm zu allen Zeiten fremd. Er gab, wie es die Umſtände mit ſich brachten, der Nothwendigkeit nach und ſuchte dabei mit Sorgfalt einiges Gleichgewicht zu erhalten.

Wie ſchon von Müller treffend bemerkt hat, war es keine geringe Aufgabe, mit doch immerhin — wenn man auf den gränzenloſen Umfang der Gegenſtände ſieht — ſehr beſchränkten Mitteln*), den Anforderungen fortſchreitender Ausbildung auch nur einigermaßen Genüge zu thun. Es galt ein ſorgſames Abwägen des Nothwendigen, wahrhaft Gedeihlichen, ein ſtandhaftes Ablehnen des nur ſcheinbar Nützlichen, bloß der augenblicklichen Neigung Zuſagenden**).

Goethe ſchenkte, vornehmlich in früherer Zeit, Vieles aus ſeinem Eigenthum an die Anſtalten, beſonders Bücher. Ein ihm zugehöriges koſtbares Kupferwerk hatte er zuerſt im Jahre 1803 und ſpäter zum zweitenmale an einen Profeſſor zu Jena, nach deſſen eigener Ausſage geliehen. Zu Ende des Jahres 1826 erinnerte er ſich daran und erkundigte ſich; das Buch fand ſich wieder vor. Der Bibliothekar erklärte, es gehöre nicht zur academiſchen Bibliothek. Deſſen ungeachtet erließ **Goethe** nachſtehende Verordnung an denſelben:

---

*) Außer den freilich verhältnißmäßig ſehr bedeutenden ordentlichen und außerordentlichen Zuſchüſſen der höchſten Herrſchaften, ungefähr 12000 Thaler jährlich aus Landesmitteln.

**) S. Goethe in ſeiner practiſchen Wirkſamkeit. Eine Vorleſung in der Academie gemeinnütziger Wiſſenſchaften zu Erfurt am 12. Septbr. 1832 von Friedrich von Müller. Weimar bei W. Hoffmann. S. 30.

„Da aus der Relation des ꝛc. N. hervorgeht, daß Herr
„Profeſſor F. das **Sömmeringſche** Werk über die Augen
„zweimal, ſowohl vor, als nach ſeinem Abgange nach Würzburg
„von dem geheimen Rathe von **Goethe** gegen Schein
„erhalten hat, ſo möchten daraus wohl die Anſprüche des
„Letztern an gedachtes Buch herzuleiten ſeyn.“

„Wenn nun gleich derſelbe, als Unterzeichnender des Gegenwärtigen,
„den damals ausgeſtellten Schein nach ſo langer
„Zeit wohl nicht vorfinden möchte, ſo glaube er ſich
„doch zu erinnern, daß er bei ſeinen damaligen, ſo nahen
„Verhältniſſen zu dem vortrefflichen Herrn Verfaſſer, von
„ihm gedachtes Werk als Geſchenk erhalten und daher ſolches
„nunmehr bei neuer Anregung als das ſeinige anſprechen
„zu dürfen.“

„Da aber nach ſo langer Entbehrung darauf gar wohl
„zu renunciren iſt, ſo glaubt er Solches der academiſchen
„Bibliothek anbieten zu können, und Herr Bibliothekar N.
„erhält hiernächſt den Auftrag, ſich deshalb mit dem Herrn
„Profeſſor N. zu benehmen, das Werk in das Vermehrungsbuch
„und in die Catalogen einzutragen und, inſofern es
„verlangt würde, dem Herrn Profeſſor N. den Gebrauch
„deſſelben gegen Schein fernerhin zu geſtatten.

„Weimar den 23. Januar 1827.

„Oberaufſicht.“

Der frühere Schein hat ſich ſpäter in den Acten wieder vorgefunden und beweiſt für Goethe's Eigenthum.

Den geſammten, ſehr reichen Apparat zur Erläuterung ſeiner Farbenlehre gab er an das phyſikaliſche Cabinet in Jena zur Benutzung ab.

Uebrigens war er der Vermehrung der Sammlungen durch das Gewicht ſeines Namens ſehr förderlich und er wußte manche bedeutende Acquiſition ohne weitere Koſten zu verſchaffen.

Was die Vermehrung des zoologiſchen Cabinets anlangt; ſo äußert er ſich darüber in einem intereſſanten Berichte folgendergeſtalt:

„Mit gutem Bedachte hat man auf dieſe Sammlung „ſtets am wenigſten verwendet und meiſtens dem Zufall „überlaſſen, ob ein oder der andere Zuwachs ſich ergeben „wollen.“

„Wenn man auch ausgeſtopfte Thiere mit gehöriger, „zeitgemäßer Sorgfalt wohlfeil erhalten kann, ſo koſten da„gegen die in Spiritus aufgehobenen Geſchöpfe Geld und „Mühe. Auch ſind zoologiſche Sammlungen in der neuern „Zeit zu didactiſchen Zwecken weit weniger nöthig gewor„den, da in prächtig colorirten Kupferwerken Natur-Ge„genſtände, nach dem Leben abgebildet, dem Lehrer ſowohl, „als dem Schüler vor Augen gebracht werden können, und „man darf wohl hinzuſetzen, daß mehr Gegenſtände des „Thierreichs überall einheimiſch ſind, als zum gehörigen „Verſtehenlernen guter Abbildungen erfordert werden. Wohl „zu bemerken, daß es ja denen, die ſich in der Zoologie ganz

„vervollkommnen wollen, unbenommen bleibt, die hier und „da vorhandenen großen Sammlungen zu beſuchen und zu „benutzen und daß das oben Angeführte nur von den be„ſchränkten Verhältniſſen von Jena zu verſtehen iſt.“

Wo es ihm nöthig ſchien, wußte er die erforderlichen Mittel zum Ankauf wichtiger Gegenſtände auch auf außerordentlichem Wege beizutreiben und in ſolchen Fällen ließ er ſich ſelbſt durch ein anfängliches Mißlingen ſeiner einmal begonnenen Operationen nicht leicht abwendig machen.

Schon mehrmals hatte er ſeit 1811 höchſten Orts vergeblich darauf angetragen, daß die von dem geheimen Hofrath und Profeſſor Dr. Stark zu Jena hinterlaſſene anatomiſche Sammlung angekauft werden möchte. Unter dem 31. Januar 1816, zu einer Zeit, wo in Folge des errungenen Friedens die Quellen alle ergiebiger floſſen, verſuchte er die Sache von Neuem.

„Ew. K. H.,“ ſchrieb er an den Großherzog, „lege aber„mals eine Angelegenheit vor, welche, gleich ſo manchen „andern, lange Zeit geruht und nunmehr, bei wieder eintre„tender Glücks-Witterung wieder aufthaut.“

„Der Hofmedicus Stark hat nämlich den Catalog „der Präparate ſeines Vaters wieder eingereicht, mit einer „kurzen Ueberſicht des Inhalts deſſelben.“

„Gleich nach dem Tode des geheimen Hofraths Stark „kam die Sache zur Sprache und Ew. K. H. erlaubten „600 Rthlr. darauf zu bieten, weil freilich dadurch auf ein„mal unſer anatomiſches Cabinet ſich bedeutend bereichert „hätte. Man war beinahe einig, als die dazwiſchen treten-

„den Kriegs-Unfälle in allen Negotiationen dieſer Art eine große Pauſe machten. Auch jetzo, glaube ich, würde man dieſe Sammlung für 600 Rthlr. erhalten. Die Acquiſition wäre immer wünſchenswerth, denn ob wir gleich manches Aehnliche beſitzen, ſo kann man doch von ſolchen Dingen kaum ſagen, daß es Doubletten ſeyen."

„Freilich ſtehen zu völliger Einrichtung der Jenaiſchen Muſeen noch wichtige Ausgaben bevor."

„Man kann indeſſen obgedachtes Geſchäft ſacht angehen laſſen, da ohnehin vor Oſtern an keine Translocation zu denken iſt."

Der Großherzog ſchrieb an den Rand dieſes Berichts:

„Vor der Hand, dächte ich, ließen wir dieſe Todten ihrem jetzigen Beſitzer und verwendeten unſre Fonds auf die angenehmern Acquiſitionen."

Am 17. October 1820 ſtellte Goethe abermals vor:

„Ew. K. H. lege ein von dem Hofrath Stark ſo eben erhaltenes Blatt ſubmiſſeſt vor, in einer Angelegenheit, welche lange geruht hat, ſich aber gegenwärtig der Entſcheidung nähert. Die Starkiſche Wittwe nämlich findet Gelegenheit, das hinterlaſſene anatomiſche Cabinet ihres verdienten Gatten auswärts zu verkaufen und hielt es für Pflicht, ſolches Unterzeichnetem bekannt zu machen, wie ich denn auch für Schuldigkeit erachte, Höchſtdieſelben davon zu benachrichtigen."

„Der bedeutende Gehalt dieſer Sammlung an pathologiſchen Präparaten iſt längſt anerkannt, man hat ſie diſſeits früher unterſucht und iſt mit der Beſitzerin in Un-

„terhandlung getreten; man ward jedoch nicht einig und ob ich gleich gewünſcht habe, auch dieſe Merkwürdigkeiten Großherzoglichem Cabinete einzuverleiben, ſo fand ſich denn doch immerfort ſo Manches zu beſtreiten, daß man hieran bisher nicht weiter denken konnte."

„Ew. K. H. haben vor Kurzem Selbſt mit Blumenbach auch das Muſeum menſchlicher Anatomie beſehen und ſich gewiß überzeugt, daß es gleichfalls verdiene, begünſtigt zu werden."

„Schon jetzt iſt bemerkenswerth, wie die durch Loders Abgang völlig ausgeleerten Räume ſich nach und nach wieder gefüllt haben und wie wohl Alles darin enthalten iſt. Auch dieſer Anſtalt wird es zu Ruhm und Ehre gereichen, wenn das Starkiſche Cabinet damit verbunden würde. Was das Local betrifft, ſo ließe ſich ſolches ſogleich erweitern, wenn man die anſtoßenden Räume dazu beſtimmte."

„Die Bibliothek und der botaniſche Garten verdanken Ew. K. H. eine neue Belebung, dem anatomiſchen Muſeum wäre das Aehnliche zu wünſchen, beſonders jetzt, wo der Proſector Dr. Schröter, ordnungsliebend, thätig und folgſam, von ſeiner Seite aufs Kräftigſte mitwirken würde."

„Nach dem gegenwärtigen Zuſtande des Starkiſchen Cabinets habe mich vorläufig erkundigt. Daß die pathologiſchen Knochen wohl gehalten ſeyen, liegt in ihrer Natur; die in Weingeiſt aufbewahrten Präparate ſind bisher

„ſorgfältig behandelt worden, an den getrockneten, geſirniſten, möchte eher etwas zu erinnern ſeyn.“

„Der gegenwärtige Augenblick, wo die Zahl der Studirenden ſich wahrſcheinlich abermals vermindert, fordert „vielleicht am lebhafteſten auf, für die Anſtalten etwas Auffallendes zu thun, um zu zeigen, daß man den Muth „nicht verliere und, im Glauben an eine Folgezeit, immer „verharre, dasjenige zu fördern, worüber man gebieten „kann.“

„Auch darf ich wohl zum Beweggrund einer günſtigen „Entſcheidung hinlegen, daß der Sammler dieſes Cabinets, „ſo wie mehrere Familienglieder, ſich um das fürſtliche Haus „wohl verdient gemacht, wofür allen der ſchöne Lohn würde, daß man das Andenken des Stifters lebendig und zugleich die bisherige Benutzung durch ſeine Nachkommen „ununterbrochen fortgeſetzt erhielte. Dieſes gilt namentlich „von Hofrath Stark, der ſeine pathologiſchen Vorleſungen beſtändig auf dieſe Sammlung gegründet und nur mit „Wehmuth ſich künftig ſolcher belehrenden Beiſpiele beraubt „ſehen würde.“

„Endlich würde ein Cabinet, wie dieſes, ſich wohl „niemals wieder hier zuſammenfinden. Geheime Hofrath „Stark war zu ſeiner Zeit in einem weiten Umkreiſe „einziger Accoucheur, ſo wie er als Arzt einziges Vertrauen „genoß. Auf die Vermehrung ſeines Cabinets war er höchſt „aufmerkſam.“

Dieß hieß denn freilich alle Segel ausgeſpannt. Auch fehlte es nicht; die Sammlung wurde angekauft.

Das Nachſtehende, gleichfalls auf Vermehrung der Sammlungen und zwar des mineralogiſchen Cabinets insbeſondere, Bezug habende Votum von Goethe iſt zu characteriſtiſch, als daß es unterdrückt werden dürfte.

„Beiliegendes raiſonnirendes Verzeichniß der geognoſtiſchen Sammlung des Herrn Bergraths Voigt zu Ilmenau muß jeden intereſſiren, der dieſe Gegenſtände liebt „und ſie theils wiſſenſchaftlich, theils hiſtoriſch zu ſtudiren „denkt."

„Mir iſt es wohlbekannt, daß das ganze Leben dieſes „braven Mannes gleichſam in dieſer Sammlung enthalten „iſt. Seine Reiſen in Geſchäften, ſeine Excurſionen um „der Wiſſenſchaft willen, gaben ihm Gelegenheit, ſo viele „wichtige Stücke zuſammen zu bringen. Seine Beharrlichkeit, der Wiſſenſchaft auf ſeine Weiſe nützlich zu ſeyn, veranlaßte die Methode, nach welcher die Gegenſtände aufgeführt ſind; ſo daß man von der einen Seite dieſe „Sammlung als ein treues Bild der Natur und von der „andern als ein Document der Meinungen und Anſichten in „gewiſſen Epochen betrachten kann."

„Der Beſitzer hat bei dem famoſen Streite zwiſchen „Vulkaniſten und Neptuniſten bei jener Seite unverrückt „Stand gehalten und wird in der Geſchichte der Geognoſie, „ſowohl wegen des Characters, den er bewieſen, eine bedeutende Rolle ſpielen, als auch von ihr deſto mehr begünſtigt werden, je mehr es ihn ſelbſt freuen mußte, noch zu „erleben, daß den übermächtigen Neptuniſten nach und nach

„manche ihrer Besitzungen wenigstens einzeln wieder entriſ„ſen werden.“

„Er wünſcht, dieſe Sammlung an irgend ein öffentli„ches Inſtitut abzulaſſen und das mit ſo größerm Fug und „Recht, als ſie in der Folge bei Particuliers, denen doch „meiſtens der Raum fehlt, nicht gut aufzuheben ſeyn möchte „und weil ſie wirklich verdient, öffentlich und unverrückt aus „den oben ſchon angeführten Urſachen aufbewahrt zu werden.“

„Daß bei der allgemein herrſchenden Meinung die Ru„brik: vulkaniſche Gebirgsarten, unter welcher Manches „enthalten iſt, was die herrſchende Lehre keineswegs darun„ter begreifen möchte, daß dieſe Rubrik und Abtheilung, „ſag' ich, bei manchen ſonſt braven Männern der Samm„lung eher ſchaden, als nutzen wird, ſieht der Beſitzer ſelbſt „ein und ich habe nach der Kenntniß der wiſſenſchaftlichen „Welt, die jedesmal nach den neuſten Entdeckungen und „Meinungen Alles ſogleich umrangiren möchte, ſelbſt keinen „Zweifel daran.“

„Dabei aber geſteh' ich gern, daß mir dadurch die „Sammlung um deſto lieber wird, weil man dadurch Ge„legenheit bekommt, eine von dem Augenblick nicht begün„ſtigte Meinung vor Augen zu ſehen. Haben doch die Fran„zoſen, bei einer ihrer mannichfaltigen Anſtalten, den guten „Gedanken gehabt, die Mineralien einmal nach der Wer„nerſchen, das anderemal nach der Hauyſchen Methode „geordnet, nebeneinander aufzuſtellen.

„Gedachte Sammlung kann noch aus einem andern „Geſichtspuncte angeſehen werden. Sie enthält nicht allein,

„wie oben bemerkt worden, die Geſchichte der eignen Lebensthätigkeit des Beſitzers, ſondern auch zugleich einen höchſt ſchätzbaren Beitrag zur Geſchichte deſſen, was unter Durchlaucht des Herzogs Regierung in dieſem Fache gewirkt, unternommen, ausgeführt, angeregt und vorbereitet worden und wie dieſe hier begonnene Thätigkeit theils nach innen, theils nach außen und ſehr weit in die Ferne gewirkt.“

„Mein Wunſch wäre daher, daß man mit dem Beſitzer in Unterhandlung träte. Die Summe, die er dafür verlangt, iſt billig und würde, wenn er ſie in Terminen bezahlt nähme, von dem Ueberſchuß unſrer Muſeums-Caſſe in einigen Jahren gar wohl abzutragen ſeyn.“

„Freilich ſind keine Prachtſtufen, noch Stücke von innerem, metalliſchen Werthe dabei; aber eine ſolche Sammlung kommt uns durchaus höher zu ſtehen, als eine andre, wie ich nur zu gut aus eigner Erfahrung weiß. Wollte man die Reiſen und Auslagen, Trinkgelder, Botenlöhne, Kiſten und Transport-Koſten rechnen, die man nach und nach aufgewendet hat; ſo würde eine ungeheure Summe zum Vorſchein kommen. Und eigentlich wird denn doch am Ende nur, in gegenwärtigem Falle, die deutliche Kenntniß, das Unterrichtende, die Methode bezahlt.“

„Sind E. E. über das Ob? mit mir einverſtanden, ſo will ich die Sache weiter vorbereiten und über die nähern Bedingungen, den Transport nach Jena und die Aufſtellung daſelbſt meine Gedanken nächſtens umſtändlicher eröffnen.“

Sogleich umſäuſelt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wann auf Euern Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein friſcherneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten ſchmückt,
Wir gehn vereint dem nächſten Tag' entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

„M. würde ich ſie nicht anvertrauen, deſſen Strudelei und wilde Behandlungsart alles deſſen, was nicht mit ſeiner heutigen Meinung zuſammen trifft, mir leider nur allzuwohl bekannt iſt, und unſerer Anſtalt manchen verſchmerzten und vergeſſenen Schaden gethan hat."

„Unſer Abgeordneter müßte recht ſcharf im Auge haben, daß die Aufſtellung genau nach dem Voigtſchen Catalog geſchehe und von der Sammlung nichts, etwa unter dem Vorwande der Geringfügigkeit, ausgeſchloſſen und entfernt, oder wohl gar die Terminologie des Catalogs verändert werde. Unſer guter M. kennt in ſeinem Waſſereifer weder Maaß noch Ziel, wenn er gegen ſeine Ketzer zu Felde zieht.

„Weimar den 10. Januar 1810.

„Goethe."

Noch finde ein ausführliches Votum hier ſeinen Platz, welches deutlich beweiſt, wie ſorgſam Goethe ſelbſt anſcheinende Kleinigkeiten überlegte und behandelte.

„In beiliegendem Schreiben wiederholt M. die fixe Idee, mit der er mich ſchon bisher geplagt, daß nämlich die Heimiſche Gebirgsfolge des Thüringer Waldes in Glasſchränken aufgeſtellt werden möge."

„Da ich aber auf dem Vorſatz, daß ſolche in Schubladen-Schränken, die wir ſchon ſeit ſo vielen Jahren zweckmäßig finden, niedergelegt werden ſolle, feſt beſtehen zu müſſen glaube, ſo kann ſolches nicht thun, ohne E. E. meine Gründe deshalb vorzulegen und um Beiſtimmung zu bitten."

„Es mag hingehen, daß die oryctognoſtiſche Samm„lung in Glasſchränken aufgeſtellt ſey, beſonders fallen die „obern großen, überglaſten Räume, wo die Prachtſtücken „aufgeſtellt ſind, gut in die Augen und ſo auch die Paar „obern Fächer. Je weiter es nun aber herunter kommt, um „deſto mehr werden die hinterſten Exemplare verdeckt und „das unterſte Fach iſt faſt gar nicht zu ſehen.“

„So liegen nun oft im Dunkeln, weil ſie nach dem „Syſtem gereiht ſind, die prächtigſten Stücke, wie z. B. „der Fall mit den Labradoren iſt, oder wenigſtens war. „Rechnet man nun noch hinzu, daß mehrere Schränke ge„gen das Licht ſtehen, ſo würden, wenn es Ausrechnung „gälte, zwei Drittel der Sammlung den Augen entrückt „erſcheinen.“

„Freilich iſt das übrige Drittel noch prächtig und im„poſant genug und alſo für die gaffende Menge, der man „was vorgaukeln will, immer hinreichender Stoff. Auch „einſeitige durchreiſende Kenner begnügen ſich mit dem, was „ſie ſehen und finden Anlaß zu Belehrung und Bewunde„rung. Will man aber das Cabinet wirklich benutzen, dann „geht erſt die Noth an, wie ich ſie noch erſt bei meinem „neulichen Aufenthalte erfahren habe.“

„Man muß eine Tafel aufſtellen, die einzelnen Käſt„chen herausklauben, die Nummern zu reihen ſuchen, eine „Operation, die immer ſchwerer wird, je tiefer unten grade „die Mineralien liegen, nach denen man fragt. Der Ge„hülfe muß ſich auf die Erde legen, um die hinterſten her„vorzuziehen, und wie ſchwer iſt es, ja unmöglich beim Aus-

„und Einräumen die Ordnung der Nummern beizubehalten! „Ein Paar Verſuche, das Cabinet in ſyſtematiſcher Reihe „zu betrachten, haben mich abgeſchreckt, dergleichen je wieder vorzunehmen und bin überzeugt, daß ſeit dieſer Einrichtung das Cabinet in dieſem Sinne weder benutzt werde, „noch benutzt werden kann."

„Daß nun auch dieſe, außer jenen Mängeln noch „höchſt platzvergeudende Einrichtung auch in den neuen „Zimmern rechter Hand beibehalten wurde, geſchah nicht „nach meiner Ueberzeugung, doch mochte es der Conformität und des beliebten Scheins wegen hingehen, obgleich „die daſelbſt aufgeſtellte Suitenſammlung keineswegs augenfällig iſt und bei Benutzung derſelben nicht einzelne „Stücke, ſondern ganze Reihen herausgehoben und betrachtet werden müſſen. Wovon ich die abſchreckende Unbequemlichkeit gleichfalls bei meinem letzten Aufenthalt erfahren habe."

„In Vorgeſagtem liegt nun der Grund, warum ich „dieſen Platz und Nutzung vergeudenden Unfug nicht wieder erneuert ſehen wollte und die untere, neu einzurichtende „Gallerie mit Schränken zu beſetzen, den Vorſatz faßte, „noch ehe von der Heimiſchen Sammlung die Rede war. „Meine Abſicht ging dahin, die unſcheinbaren Gebirgsfolgen aus dem obern Stocke herunter in die Schubladen zu „nehmen und augenfälligere, deren es auch wohl giebt, dafür in die Glasſchränke einzurangiren.

„Nun kommt die Heimiſche Sammlung dazu und „wollte man ſolche in Glasſchränke bringen, ſo würde der

„untere Raum aufgezehrt, vielleicht nicht einmal hinlänglich ſeyn, anſtatt daß ich nach der gegenwärtigen Einrichtung die Bergrath Voigtiſche Suite des Thüringer Waldes und die Fichtelbergiſche hier unterzubringen hoffe."

„Es iſt ein bloßer Wahn, daß man ſich einbildet, eine ſolche Reihe mit dem leiblichen Auge überſehen und ihr folgen zu können und noch ſogar, wie N. will, in einem Augenblick, welches gerade das Flüchtige und Unzulängliche ſolchen Aufſtellens ausſpricht. Und bedenkt man das, was ich eben von der Verborgenheit des größten Theils der oryctognoſtiſchen Sammlung geſagt habe; ſo wird man ſich überzeugen, daß auf dieſe Weiſe die Heimiſche Sammlung für ewig vergraben ſeyn müßte."

„Geheime Rath Heim that einen Vorſchlag in einem Briefe an N. welcher viel vernünftiger iſt, aber noch mehr Raum erfordert. Die Mineralien ſollten auf lange Tafeln gelegt werden, dahinter Schränkchen, deren Thüren ſich aufwärts aufklappen ließen, da man denn freilich, daran hingehend, die ganze Folge überſehen könnte. Wer aber einigermaßen die Cuſtoden und ihre Behandlungsweiſe kennt, wird ſich überzeugen, daß in einigen Jahren Staub und Spinnen die Oberhand nehmen würden."

„Was auch die Beſuchenden, die flüchtig überſchauenden Fremden Herrn N. mögen geſagt haben, ſo bleib' ich doch des Glaubens, daß eine jede Folge dieſer Art nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes beſchaut werden müſſe. Dazu iſt eigentlich der Catalog; ich hab' ihn durchgeleſen und weiß genau, welche Rubriken ich vor-

„erſt vernehmen werde. Man zieht alsdann die Schubla„den heraus, die ohnehin numerirt ſind und ſich auf den „Catalog beziehen müſſen. Sind es mehrere, die man zu „überſehen wünſcht, ſo ſind Geſtelle und Tafeln bereit, „welche man ins beſte Licht ſetzt und ſo kann man, wenn „man will, die ganze Folge aufs bequemſte betrachten.“

„Ich war über dieſen Gegenſtand ſo weitläufig, weil „ich wünſchte, E. E. die Lage der Sache ganz genau dar„zuſtellen und auch für die Folge die Urſache des Verfah„rens bei den Acten aufzubewahren. Denn des guten R. „Refrain wird ewig ſeyn: Glasſchränke, Glasſchränke! wo„bei er die Unart mit vielen Menſchen theilt, daß nichts, „als was er beſitzt, oder gethan hat, etwas gelten ſoll, „wodurch er trotz ſeiner guten Eigenſchaften oft unerträg„lich wird.“

„Beiliegende Verordnung habe ich in obigem Sinne „aufgeſetzt; wir wollen ſehen, ob wir ihn dadurch im Zaum „halten, denn er iſt in den Eigenwillen dieſe letzten zehn „wilden Jahre her ſo recht hineingewachſen.“

„Weimar den 13. Jul. 1816.

„Goethe.“

Goethe, in der Jugend mehrfach in höchſt unangenehme Verlegenheiten verwickelt, wie ſie ſich aus Unregelmäßigkeiten im eignen Geldverkehr ſo leicht entſpinnen, war ſpäter ein ſehr guter Haushalter, beſonders auch mit öffentlichen Fonds. Er berechnete vor jeder Unternehmung die Kräfte ſeiner Caſſe auf das Genauſte und hielt immer auf eine ſtarke Reſerve für unvorherzuſehende Fälle. Um das

Rechnungsweſen bekümmerte er ſich ſehr ſorgfältig. Ein Rechnungsführer hatte, „durch eine mitunter allzu gutmüthige und unentſchiedene Behandlung der Geſchäfte gar „manches Einzelne retardirt und zurückgeſchoben.“ Um ſchnell mit ihm in's Reine zu kommen, gab ſich Goethe die unendliche Mühe, alle Belege einer ganzen Jahres-Rechnung nach den Capiteln und Unterabtheilungen des beſtätigten Etats in beſondre Tecturen zu ordnen und ſo dem Rechnungs-Beamten Behufs ſchleunigerer Fertigung der Rechnung vorzuarbeiten.

In Caſſen-Angelegenheiten war er ziemlich empfindlich und mochte nicht leiden, daß ſich, zumal falſche Gerüchte darüber herumtrieben.

„Ew. E. haben aus den Acten erſehen,“ lautet ein Votum, „wieviel für die Thierarzenei-Schule geſchehen, ohne „daß jedoch eine Spur anzutreffen wäre, woher der hiezu erforderliche Aufwand genommen werden ſollte. Die „Staats-Canzlei-Acten enthalten eben ſo wenig dergleichen, auch wiſſen wir am beſten, daß über 1600 Rthlr. „aus der Muſeen-Caſſe, welche dadurch gänzlich erſchöpft „iſt, geleiſtet worden.

„Nun erwähnt N. geſtern discurſive: er habe von S. „gehört, es ſey zu ſolchem Behuf eine anſehnliche Summe, „über 2000 Rthlr. ausgeſetzt worden. Da nun dieſe nicht „völlig aufgebraucht, ſondern noch ein Theil davon in „der Caſſe vorhanden, ſo erſuche er noch um einige nothwendige Einrichtungen.“

„Ob nun gleich ſein Verlangen allenfalls zu erfüllen

„wäre, ſo mußte mir doch jene imaginäre Caſſe ſonderbar vorkommen und es möchte wohl nöthig ſeyn, dieſen Wahn aufzuklären. Denn ſämmtliche Acten ſagen nichts von einer ſolchen Verwilligung und unſre Caſſen-Extracte das Gegentheil."

„Iſt E. E. davon was näher bekannt, ſo bitte mich zu erleuchten, ſonſt wollte ich bei meinem nächſten Aufenthalt in Jena den G. S. darüber befragen. Es wäre doch gar zu wunderlich, wenn man uns für Debitoren hielt, da wir doch Creditoren ſind, und daß man das von uns forderte, was man allenfalls nach beſſer Ueberzeugung aus gutem Willen gewähren möchte." „Goethe."

Gelegenheiten, der Caſſe einen Vortheil zu verſchaffen, ließ er nicht leicht ungenutzt vorüber. War es augenblicklich unmöglich, nothwendige Extra-Bewilligungen zu erhalten, ſo machte er auch wohl einmal Schulden, ſelbſt bedeutende, ſicher, daß ihm bei günſtigerer Zeit die Mittel zur Tilgung, mit dankbarer Anerkennung des Geleiſteten, nicht vorenthalten werden würden. Er wußte in der Regel den günſtigen Moment zu treffen, um mit verhältnißmäßig geringem Aufwand bedeutende Acquiſitionen für die Sammlungen zu machen. Wie er ſtets aufmerkſam darauf ſann, durch Privatbemühungen zuſammengebrachte Sammlungen bei ungünſtigen Umſtänden vor Zerſplitterung zu bewahren, oder überhaupt erſprießliche Privatunternehmungen aus den ihm anvertrauten Fonds zu unterſtützen, ſie für die öffentlichen Anſtalten zu benutzen und mit ihnen zu verbinden, davon geben nachſtehende Actenſtücke einige Kunde.

„Schon lange hat man für räthlich gefunden, ſich der „mineralogiſchen Societät und des damit verbundenen Cabinets für die Academie Jena zu verſichern, welches denn auch „zum Theil durch die Sanctionirung ihrer geſetzlichen Einrichtungen und durch Erhebung derſelben zu einer Herzoglichen Societät geſchehen. Nun bleibt noch zurück, daß „man den Director, Bergrath Lenz, der die Vereinigung „geſtiftet, ſie durch unermüdete Thätigkeit und weit verbreitete Correſpondenz zu ihrem jetzigen allgemeinen Anſehen erhoben und die eingegangenen Geſchenke nicht allein „in die ſchönſte, den neuen Entdeckungen angemeſſene Ordnung gebracht hat, ſondern auch durch lebhaften Vortrag „und fortgeſetzten Fleiß der academiſchen Jugend nützlich „macht, in eine Lage verſetze, worin er den wiederholten „Lockungen auswärtiger Academien theils für ſeine Perſon „mit heiterem Muthe widerſtehe, theils den Gedanken ſtandhaft abweiſe, das Inſtitut ſelbſt an einen andern Ort auf „irgend eine Weiſe zu translociren.“

„Außer den obenangeführten Verdienſten um gedachtes „Inſtitut hat Bergrath Lenz auch noch durch mannichfaltige, für ſeinen Zuſtand bedeutende Auslagen ſich ein beſonderes Recht an die Beſitzungen der Societät erworben, „welches früh oder ſpät zur Sprache kommen könnte.

„Denn ob er gleich von den ordentlichen Mitgliedern „einige Receptions-Gelder erhoben; ſo betragen dieſe doch „nur einen geringen Theil der in der Beilage ſpecificirten „Summe, welche vorzüglich durch Fracht und Briefporto „auf 726 Rthlr. ſeit dem Februar 1798 angewachſen. Da

„es aber gegenwärtig nicht auf eine völlige Reſtitution und „Retribution angeſehen ſeyn kann; ſo geſchieht der unterthänigſte Vorſchlag, nach mannichfaltiger Ueberlegung dahin, daß mehrgedachtem Bergrath Lenz gegenwärtig eine „Summe von 400 Rthlr. als ſoviel er wohl zu jenem Behuf erborgt haben mag, ein für allemal, ferner eine Erhöhung ſeines Gehalts mit 50 Rthlr. jährlich gnädigſt zugeſtanden würde. Wobei um die Erſtreckung dieſer Zulage „als Penſion auf ſeine dereinſtige Wittwe unterthänigſt gebeten wird.“

„Dagegen würde er ſeine Anſprüche an die Societät „gnädigſter Landesherrſchaft abtreten und ſo das diesſeits „ſchon einigermaßen gegründete Recht verdoppeln, nicht weniger durch Eifer und Fleiß, worauf Alles ankommt, das „Inſtitut ferner beleben und nutzbar machen.“

„Dieſe ſchon lange gewünſchte und bedachte Einrichtung wird gegenwärtig um ſo nöthiger, als bei dem durch „Sereniſſimi Gnade eingetroffenen anſehnlichen Zuwachs „die bisher beſtandene Abſonderung der verſchiedenen Muſeen nur mit Unſtatten beibehalten werden könnte, indem, „wenn man eine neue, koſtſpielige Einrichtung vermeiden „will, alle Räume in den vorhandenen Zimmern mit Mineralien zu belegen und die neuen Exemplare, wo ſich Platz „findet, unterzubringen ſind.“

„Finden dieſe unterthänigſte Vorſchläge gnädigſte Genehmigung, ſo ſoll alsdann das Nöthige nach Lage der „Umſtände möglichſt beſorgt werden, damit die nunmehr in „Jena ſich befindenden köſtlichen Mineralien zum Nutzen der

U[illegible]l. München

„Studirenden und zum Vergnügen der Schauluſtigen in ein ſyſtematiſches Ganzes vereinigt aufgeſtellt erſcheinen."

„Was endlich die in Zukunft eintretenden Auslagen für Porto und Fracht betrifft; ſo könnten ſolche aus der Caſſe des Muſeums um ſo mehr beſtritten werden, als die Ausgaben für Mineralien gänzlich ceſſiren. Wobei jedoch eine genaue und ſichre Einrichtung zu treffen."

„Gnädigſte Reſolution erwartend.

„Jena d. 3. Jul. 1803. „Goethe."

Als im Jahre 1827 die früher ſehr bedeutenden Schatull-Beiträge zur Bibliothek Verminderung erlitten, ſchrieb Goethe an den Großherzog:

„Um jene, durch die obwaltenden Umſtände gebotenen Einſchränkungen nicht allzuläſtig, vielleicht gar unerträglich werden zu laſſen, ſey mir ein allgemeines, aber höchſt bedeutendes Wort erlaubt."

„Man hat bisher in Abſicht auf angenehme und wiſſenſchaftliche Literatur von oben herein ſowohl die einzelnen Glieder des Publicums, als einige hier und in Jena beſtehende Anſtalten in einem hohen Grade begünſtigt, welches freilich alles Ruhmes und Dankes werth iſt. Nun aber tritt die Ueberzeugung ein, daß man ſich dadurch in große Nachtheile ſetzt und daß es nicht möglich ſey, dergleichen allgemeine Förderniß in gleicher Maße fortzuſetzen."

„Dieſes aber führt auf den Gedanken, ob man nicht durch eine kluge Wendung eine Einrichtung treffen könnte,

Leiden
des
jungen Werthers.

Erſtes Buch.

„wodurch einer entſchieden eintretenden Stockung vorgebeugt „würde. Nun geht mein Vorſchlag dahin, daß man die „ſchon beſtehenden Privat-Geſellſchaften planmäßig und „gründlich begünſtige, ſich mit ihnen aſſociire und dadurch „beiden Theilen die wichtigſten Vortheile zuſichere."

„Die ſchon gemeldete Verabredung mit Frau von R. „deutet dahin; ein Verſuch zu praktiſcher Prüfung war dadurch beabſichtigt. Dieſe thätige Dame ſteht ſchon einer bedeutenden franzöſiſchen Leſe-Geſellſchaft vor, ich bin von „Seiten Großherzoglicher Oberaufſicht hinzugetreten und habe den doppelten Beitrag eines Mitgliedes bezahlt, unter „der Bedingung, daß man alle neuen Bücher zuerſt erhalte, „wobei man ſich das Recht bedingt, außer den ohnehin der „Geſellſchaft angenehmen leichtern Büchern, auch hiſtoriſche „und politiſche Werke fordern und beſtellen zu dürfen. Wogegen man ſich anheiſchig macht, dieſe Bücher, wenn ſie „genugſam circulirt haben, für den halben Preis zu behalten."

„Giebt man dieſem Geſchäft eine reine Folge, ſo iſt der „Vortheil ſehr groß. Wichtige neue Bücher, äſthetiſchen, „hiſtoriſchen, politiſchen Inhalts kommen den Theilnehmern „ſchleunig vor die Augen; ſie circuliren, es leſen ſie viele „Perſonen, denen wir ſie alsdann nicht wieder von der Bibliothek weiter zu borgen brauchen und man kann am Ende „den halben Preis gar gern dafür zahlen; wobei zu bemerken iſt, daß die ernſteren Glieder der Geſellſchaft den großen Vortheil haben, auch ſolche Bücher mitgetheilt zu erhalten, welche in den gewöhnlichen Leſezirkel nicht aufgenommen würden."

„Dem Hauptgedanken gemäß, den ich an der Spitze „dieſes Aufſatzes ausgeſprochen, ſollte ein Fürſt, der ſo viel „gethan hat und thut, gar wohl die Frage auch einmal umkehren und fragen: was kann ich denn, unter den gegen„wärtigen Umſtänden, für Vortheil ziehen, von dem, was „die Meinigen zu ihrem eigenen Genuß, Unterhaltung und „Belebung unternehmen und in Gang bringen, beſonders „wenn ich zur Förderung des fraglichen Geſchäfts bedeutende „Mitwirkung nicht fehlen laſſe?“

„Weimar den 5. Juli 1827.“

Man hat Goethe häufig vorgeworfen, er erſchwere ohne Noth die öffentliche Benutzung der ſeiner Oberleitung anvertrauten Anſtalten. Die Leidenſchaft hat meiſtens bei dieſen Vorwürfen mehr gewirkt, als das Gewiſſen und die Mehrzahl der hierher gehörigen Klagen rühren von Perſonen her, die ſich zu ihrem ewigen Aerger von Goethe’s Anſehen in gemeſſenen Schranken gehalten und von ſeinem Wiſſen und Ruhme niedergedrückt fühlten. Derartige Beſchwerden wären nicht aufgelebt, hätte Goethe nicht verſchmäht, durch Nachgiebigkeit gegen die Verkehrtheiten Vieler, mit denen er in Berührung kam, ihren Anfeindungen zuvor zu kommen; denn Eigenſchaften, welche Andern zuſagen, finden in der Regel rühmlichere Anerkennung, als wahrhaft ſchätzbare, und nicht mit Unrecht behauptet die geiſtreiche Ninon de l’Enclos: On ne se met à son aise qu’ avec ceux, qui donnent prise sur eux. On plaît plus par d’ agréables défauts, que par les qualités essentielles.

Die Leidenſchaftlichkeit iſt in der Regel deſto größer, je weniger gerecht die Prätenſionen ſind, durch deren Ablehnung ſie hervorgerufen wurde. Der Egoismus ſchmäht Alles, was ihm nicht zuſagt. Man verzeiht nicht leicht dem, der unſern Vortheil nicht geradezu dem allgemeinen Beſten unterordnet. Goethe war kein Anhänger jener furchtſamen Politik, welche nur zu oft Unentſchloſſenheit für Klugheit und Unbeſtändigkeit für Gewandtheit ausgeben möchte und übrigens Philoſoph genug, um ſich durch unbillige Urtheile in ſeinem Thun nicht ſtören zu laſſen. Allerdings begünſtigte er wirklich gern und oft, ſelbſt zuvorkommend, ohne erſt eine directe Aufforderung abzuwarten, jeden Einzelnen, ſo wie jede Geſellſchaft, wenn er die Ueberzeugung hegen durfte, daß die Geſtattung einer freieren Benutzung der vorhandenen Mittel zur vollſtändigern, ſichrern, oder bequemern Erreichung eines löblichen Zweckes weſentlich beitragen könne. Und wenn man erwägt, daß er die Meinung hegte, das Abſurde erfülle eigentlich die Welt*); ſo wird man den Vorſchub, den Goethe dem Publicum in Benutzung der ihm untergebenen Anſtalten leiſtete, um ſo höher anſchlagen müſſen.

Hier Einiges zum Beweiſe.

Einen beliebten Lehrer der Spaniſchen Sprache ſuchte er durch eine Anſtellung bei der Bibliothek in Weimar zu feſſeln:

„Da, wie ich zu vernehmen habe,“ drückt er ſich in einem desfallſigen amtlichen Aufſatze aus, „die Luſt und Liebe

---

*) S. Goethe's Werke. Taſchenausgabe Bd. XXVI. S. 343.

„zu den Sprachen, beſonders zu der Spaniſchen, ſehr zunimmt, ſo iſt es eine Wohlthat, die man dem Publicum „erzeigt, einen beliebten Lehrer dieſer Sprache hier zu halten: denn es iſt zu wünſchen, daß Jeder, indem von Außen ſo manches Unerfreuliche erſcheint*), bei ſich ſelbſt „eine Art von Intereſſe finde und cultivire."

Aus völlig eigner Bewegung ſendete er dem zu Weimar beſtehenden Leſe-Verein, Muſeum genannt, das bekannte große Zedlerſche Univerſal-Lexicon mit folgender Zuſchrift:

„Den verehrten Herrn Vorſtehern des hieſigen Muſeums."

„Unter denen von der ehemaligen Batſchiſchen naturforſchenden Geſellſchaft überbliebenen Effecten, welche bei „den Muſeen zu Jena abgeſondert verwahrt werden, befindet ſich auch das große Zedleriſche Lexicon, obſchon „nicht ganz vollſtändig**).

„Wenn nun dieſes bedeutende Werk daſelbſt ungenutzt „lange Jahre geſtanden, ſo iſt mir der Gedanke beigegangen: ob es nicht der hieſigen Muſeums-Geſellſchaft angenehm ſeyn dürfte, ſolches Werk bei ſich aufzuſtellen? da „ja in einem ſo hochgebildeten Vereine nicht nur von gleichzeitigen, ſondern auch von vergangenen geſchichtlichen Ereigniſſen die Rede ſeyn wird."

„Um nun dieſes geziemende Anerbieten auszuſprechen, „erwähle den Geburtstag unſres theuren Herrn Erbgroßher-

---

*) Es war in den Kriegsjahren.

**) Der 51. u. 52. Bd. fehlen.

„zogs, um bei dieſer Gelegenheit meine Freude über ſo „manche würdige Anſtalt zu bezeugen, denen der hoffnungsvolle Prinz ſo glücklich entgegen wächſt."

„Da es deshalb wünſchenswerth ſeyn möchte, daß die„ſes bändereiche Werk, welches bei mir bereit ſteht, an ge„dachtem erfreulichen Feſttage dort aufgenommen würde, ſo „habe dieſe beabſichtigte Widmung um einige Tage zu „beeilen für räthlich erachtet."

„Wie ich denn den verehrten Herrn Vorſtehern und den „ſämmtlichen Theilnehmern an der höchſt bedeutenden An„ſtalt des neuen Muſeums mich zum allerbeſten empfehlen „möchte."

„Weimar den 19. Juni 1831.

„Goethe."

Für eine andre hieſige gebildete Privatgeſellſchaft ließ er, auf deren Wunſch, von dem Inſpector der Sternwarte zu Jena Notizen über einen bevorſtehenden Cometen aufſetzen.

Kleinigkeiten, welche ſich ſonſt achtungswerthe Perſonen bei Benutzung der Anſtalten zu Schulden kommen ließen, ſah er gern nach und ſo viel, wie nur irgend thunlich, ſuchte er ſolchen Perſonen, ſelbſt wenn ſie erhebliche Verluſte für die Sammlungen herbeigeführt hatten, Unannehmlichkeiten zu erſparen und die Beſchwerde führenden Directoren oder Cuſtoden zu beſchwichtigen. Z. B.

„Einige Klagen über den Schaden, der durch den Ge„brauch, welchen ꝛc. N. von dem naturhiſtoriſchen Cabinet „macht, entſtanden ſeyn ſoll, hat ꝛc. X. nach ſeiner Art ſehr

„lebhaft angebracht; ich habe ihn aber mit der Vorſtellung
„zu beruhigen geſucht, daß man von einem Naturphiloſo-
„phen nicht die Aufmerkſamkeit und Schonung für die ein-
„zelnen Körper, wie von einem Cuſtoden und Aufſeher ver-
„langen könne.“

Einem geſchätzten Gelehrten, dem Goethe eine kleine Sammlung ſeltener Pflanzen, für welche der Großherzog ſich ſelbſt intereſſirte*), auf kurze Zeit zur Anſicht mitgetheilt hatte, war ein Exemplar davon abhanden gekommen. Ueber dieſen Unfall natürlich ſehr betroffen, eröffnete er ſich vertrauensvoll Goethen. Dieſer erwiederte:

„Ew. Wohlgeboren möchte vor allen Dingen wegen
„der vermißten Pflanze beruhigen. Ein ſolcher Fall iſt auch
„mir nicht fremd geblieben. Gerade der Vorzug, den man
„einem einzelnen Stücke aus der Sammlung giebt, bringt
„die Gefahr, das bei Seite Gelegte zu vermiſſen. Wir wol-
„len abwarten, uns beruhigen und allenfalls tröſten. Se-
„renissimo ſagen wir nichts davon. Höchſtdieſelben könn-
„ten doch nur, nach gewohnter gnädiger Weiſe, darüber hin-
„geben. Anbei folgen auch die übrigen nördlichen Pflanzen.“

---

*) Anmerk.: Er hatte ſie an Goethe mit folgendem Handbillet überſchickt:

„Dieſe getrockneten Pflanzen hat mir Sir J. Sinclair in London
„unterm Datum des 4ten Jenners 1821 geſendet und dazu geſchrieben,
„ſie wären von der Melvilles Inſel, von woher Capitain Parry ſie
„von der Nordpol-Expedition mitgebracht habe. Sir Sinclair be-
„kam ſie von Sir Benjamin Hobhouſe, Vater des bekannten Red-
„ners im Unterhauſe, von dem Capitain Parry ein Neffe iſt.

„28. Jenner 21. C. A.“

Später fand ſich die Pflanze wieder und Goethe erwiederte die Anzeige davon folgendergeſtalt:

„Zu dem wiedergefundenen Pflänzchen wünſche Glück, ſowohl wegen deſſen eigentlichen Werthes, beſonders aber zu Stärkung der Geduld und des Zutrauens in ähnlichen Fällen."

Von der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar war einem nun verſtorbenen, namhaften Schriftſteller ein ſehr ſeltenes, im Buchhandel nicht mehr vorkommendes Werk geliehen und von dieſem nach langer Zeit ſehr beſchädigt zurückgegeben worden.

„Ew. Wohlgeboren" ſchrieb Goethe an ihn, „wünſche in dieſen Tagen zu ſehen, um mich mit Ihnen auf die hergebrachte intereſſante Weiſe zu unterhalten. Vorher aber möchte ich eine Verlegenheit beſeitigt wiſſen, in der ich mich um Ihretwillen befinde.

„Sie haben nämlich das von Herzoglicher Bibliothek Ihnen anvertraute Exemplar des — durch Anſtreichen, Beſchreiben, Ausſtreichen auf eine mir unbegreifliche Weiſe beſchädigt. Die Sache iſt bei Herzoglicher Commiſſion zur Sprache gekommen und hat eine ſehr unangenehme Empfindung erregt. Auch iſt der Vorfall von der Art, daß ich kaum weiß, wie ich eine unerfreuliche Verfügung zurückhalten will. Gar ſehr wünſchte ich daher, daß Sie mir einige Erläuterung gäben und einen Anlaß verſchafften, der Sache eine Wendung zu geben, wodurch die Bibliothek ſatisfacirt und das Auffallende des Ereigniſſes

„vermindert würde. Neigung und gute Meinung bewegen „mich zu dieſem außergeſchäftlichen Schritte."

Die Sache wurde ausgeglichen und zwar mit einem leichten Opfer von Seiten des Beſchädigers.

Wie bereitwillig Goethe die Wünſche angeſehener Literaten, ſelbſt bei deren Weggange aus den Weimariſchen Dienſten, alſo unter Umſtänden befriedigte, wo ſo mancher Andre ein entgegengeſetztes Verfahren einſchlagen dürfte, davon geben nachſtehende Actenſtücke Zeugniß.

„An den Bibliothekar Herrn Profeſſor Dr. Göttling „zu Jena."

„Nachdem der Herr Profeſſor Koſegarten bei Großherzoglicher Oberaufſicht ꝛc. nachgeſucht, das arabiſche Wörterbuch Kamus nach Greifswald, wohin er zu gehen gedenkt, auf einige Monate mitzunehmen, wogegen er verſprochen, ſolches durch die Poſt ſicher wieder nach Jena „zurückzuſenden; ſo hat Man, in Betracht ſeiner großen „Verdienſte um die morgenländiſche Literatur überhaupt und „um die Jenaiſche Academie insbeſondere, dieſen Wunſch „zu gewähren ſich bewogen gefunden. Er wird alſo gegenwärtiges Blatt bei der academiſchen Bibliotheks-Expedition „als Empfangſchein einlegen und ſolches nach ſicher erſtattetem Werke, wozu ihm Friſt bis Weihnachten dieſes Jahres „vergönnt worden, alſobald wieder zurückerhalten; wovon ſodann Großherzogliche Oberaufſicht in Kenntniß zu ſetzen iſt."

„Weimar den 4ten Septbr. 1824.

„Großherzogliche Oberaufſicht ꝛc.

„Goethe."

Dieſe Verordnung begleitete Goethe mit folgenden Zeilen an Koſegarten:

„Ew. Wohlgeboren kann nicht anders, als verſichern, „daß Ihre Entfernung von Jena mir ſehr leid thut, ſo„wohl um der Academie, als um meiner ſelbſt willen; „denn wenn ich auch ſeit einiger Zeit Gedanken und Bemü„hungen dem Orient zuzuwenden unterlaſſen mußte, ſo „werd' ich doch durch Herrn Profeſſor Bopps Bearbei„tung mehrerer Stellen aus dem Mahebharata wieder „dahin gerufen, wobei ich mir denn manche belehrende Un„terhaltung mit Ew. W. zu verſprechen hatte.

„Möge indeß, was wir bei dieſer Veränderung verlie„ren, dem Allgemeinen zum Nutzen gereichen, beſonders „auch Ihnen ſelbſt in der Nähe von Freunden, Familien„und Landes-Verwandten zum Allerbeſten gedeihen."

„In dieſem Falle jedoch iſt mir's beſonders angenehm, „daß ich etwas zu Ihrer Zufriedenheit und Förderung Ih„rer Studien und Arbeiten beitragen kann. Wollen Sie „beikommendes Blatt unterſchreiben und den etwanigen frü„hern Empfangſchein zurücknehmen, auch ſeiner Zeit die „Rückſendung des Werks mir unmittelbar gefällig melden, „ſo wird dieſes kleine Geſchäft vollkommen abgethan ſeyn.

„Sollt' ich in der Folge etwas Angenehmes erzeigen „können, ſo wird es mich ſehr erfreuen, auch dadurch die „Fortdauer meiner Dankbarkeit zu beweiſen, die ich em„pfinden muß, wenn ich an die Gefälligkeiten gedenke, „welche Sie mir erzeigten zur Zeit, da ich als Fremdling „mit großer Neigung im Oſten wandelte, dabei aber eines

„treuen Wegegefährten und Dolmetſchers zu bedürfen freimüthig bekennen mußte. Das Beſte wünſchend.“

„Weimar den 4. September 1824.

„Goethe.“

Wie wenig überhaupt **Goethe** gegen verdiente Männer einen Groll faßte, wenn ſie einen auswärtigen Ruf angenommen hatten, beweiſt auch folgendes Schreiben an ſeinen Mit-Commiſſarius, den geheimen Rath von **Voigt**.

„Herr Geheime-Hofrath N. hat die für das Herzogliche „Muſeum erhaltenen 200 Rthlr. in beiliegenden Papieren be„rechnet, zugleich aber Auslagen für die — Anſtalt ſpecificirt.“

„Ich habe den Aufwand auf das Muſeum von dem „Aufwande auf die — Anſtalt ſepariren laſſen und es findet „ſich, daß der Letztere 45 Rthlr. 21 Gr. beträgt.“

„Da nun das gnädigſte Reſcript vom 3. Julius 1804 „ausdrücklich beſagt, daß von Seiten fürſtlicher Commiſſion „keine Einwirkung noch Mitwirkung bei der — ſtatt finde; „ſo hätte freilich Herr Geheime Hofrath N. dieſe 45 Rthlr. „21 Gr. der Muſeums-Caſſe zu gewähren.“

„Ich gebe aber E. E. zu überlegen, ob man nicht ſolle „die Sache auf ſich beruhen laſſen und da an dem Manne „ohnehin ſoviel verloren wird, auch noch dieſes mit drein „zu geben. Seine Art, Geſchäfte zu behandeln, iſt ohnehin „ſehr loſe und wenn man mit ihm conteſtirt, ſo kommt die „Sache vielleicht auf eine unangenehme Weiſe an Serenis„simum. Doch überlaſſe Alles zu gefälliger Entſcheidung.“

„Weimar den 19. Jun. 180 .

„Goethe.“

Antwort.

„Ich bin ganz der Meinung und muß Gelegenheit ſuchen, das Muſeum zu entſchädigen.“ Voigt.

Wir laſſen noch einige Belege folgen:

„Da eine liberalere Mittheilung bibliothekariſcher Schätze, dem Geiſte und Sinne der Zeit gemäß, mehrere Jahre obwaltet, und wir ſelbſt davon durch auswärtige Gunſt Manches zu genießen gehabt, auch dagegen Andre genießen laſſen; ſo findet Man alle Urſache, dem Vorſchlag des Herrn Bibliothekars zu Folge, eine kritiſche Bearbeitung des Chronicon Tabari, die im Beſitz der Jenaiſchen academiſchen Bibliothek iſt, nach dem Wunſche des Herrn Profeſſors N. in N. an denſelben überſenden zu laſſen und ihm den Gebrauch dieſer Schrift auf vier Monate zu geſtatten, zugleich die hohe Achtung zu beweiſen, welche Man für die Talente und die Bemühungen eines ſo ausgezeichneten Gelehrten empfindet. Eine ſorgfältige Behandlung übrigens dieſer Angelegenheit dem Herrn Bibliothekar vollkommen überlaſſend.“

„Weimar den 7. Juli 1830.

„Oberaufſicht ꝛc.“

„Der Profeſſor und Bibliothekar Herr Dr. Güldenapfel erhält hierdurch auf ſeine Anfrage: ob dem Professori Juris Herrn N. ein Manuſcript der Inſtitutionen, in der academiſchen Bibliothek befindlich, zum Gebrauch auf einige Zeit mitgetheilt werden könne, die Reſolution, daß Man dabei nichts zu erinnern finde, indem gar wohl ein Manuſcript an einen zeitigen Profeſſor abgegeben wer-

„den kann, jedoch wäre der Termin auf drei Monate feſtzuſetzen."

Ein Profeſſor bat, daß ihm zu ſeinen Vorleſungen die Benutzung einer in dem Großherzoglichen phyſikaliſchen Cabinet befindlichen, ſehr koſtbaren Luftpumpe nebſt Zubehör geſtattet werden möchte. Darauf wurde dem Cuſtos des genannten Cabinets folgende Verordnung ertheilt:

„Der ꝛc. N. erhält hierdurch den Auftrag, Herrn Profeſſor N., welcher unter Mitwirkung des Hofmechanikus N. den Gebrauch der Luftpumpe und Zubehörs wünſcht, in Allem förderlich zu ſeyn, auch allenfalls, wenn es verlangt würde, das Zimmer zu heizen und das Holz von dem für Großherzogliche Oberaufſicht vorräthigen zu nehmen."

„Sollte es wegen der Menge der Zuhörer nöthig ſeyn, das Inſtrument in den großen Saal zu ſetzen, ſo wäre auch nichts dabei zu erinnern."

Seine Gefälligkeit beſchränkte ſich, wie es ſcheinen konnte, keineswegs allein auf ihm näher bekannte, oder ſonſt ausgezeichnete Perſonen.

Ein Goethe durchaus fremder Herr Bernhard von Soltau, der ſich in Jena aufhielt, um ſich in der Arabiſchen, Perſiſchen, Chineſiſchen und Malaiiſchen Sprache zu vervollkommnen, ſuchte nach, „daß ihm für die Dauer ſeines Aufenthaltes in Jena die freie, vollſtändige und unbedingte Benutzung beider, der Weimariſchen, wie der Jenaiſchen Bibliotheken geſtattet, ferner auch erlaubt werden

„möchte, daß ihm die morgenländiſchen Handſchriften der „letztern, ohne alle Ausnahme, alsbald vorgelegt, und diejenigen davon, die er näher anzuſehen wünſchte, mit in „ſeine Wohnung verabfolgt werden dürften."

Auf dieſe gewiß unbeſcheidene Bitte erging dennoch Verordnung an beide Bibliotheken des Inhalts:

„Es hat Herr B. v. S. zu Jena bei Großherzoglicher „Oberaufſicht um unbedingte Benutzung der rc. Bibliothek „nachgeſucht. Ob nun gleich eine ſolche unbedingte Benutzung durchaus nicht ſtatt finden kann, ſo iſt Man doch nicht „abgeneigt, dem H. v. S., inſofern als die Bibliotheks-Geſetze erlauben, bei ſeinen Studien den möglichſten Vorſchub „zu leiſten."

Während alle Zeit und alle Kräfte für das Rieſenwerk der neuen An- und Umordnung der academiſchen Bibliothek zu Jena in vollſten Anſpruch genommen waren, bedurfte es nur eines gegen Goethe ausgeſprochenen Wunſches, um ihn zu nachſtehender Verordnung zu veranlaſſen:

„Dem Profeſſor und Bibliothekar Herrn Dr. Güldenapfel."

„Wenn ſchon in der unterm 27. Januar 1811" (alſo lange bevor Goethe die Oberleitung der Bibliothek übernahm) „ausgefertigten Bibliotheks-Ordnung feſtgeſetzt worden, daß die Verleihung der Bücher nur die zwei Tage, „Mittwoch und Sonnabend und zwar im Sommer Nachmittags von 1 — 3 und im Winter von 1 — 2 Uhr Statt „finden ſoll; ſo hat Man doch, bei Erweiterung und Anordnung der Bibliothek, den Wunſch befriedigen wollen,

„jene Vergünſtigung auch auf andre Tage erſtreckt zu ſehen.
„Weshalb denn hierdurch für die Zukunft, jedoch mit vor-
„behaltenem Widerruf, die Einleitung getroffen wird, daß
„auch die vier übrigen Wochentage von 11 — 12 Uhr an das
„Perſonal der academiſchen Lehrer Bücher abgegeben wer-
„den können; wonach man ſich alſo bei der Bibliothek ein-
„zurichten hat.“

„Ein ſolches wird der Bibliothekar und Profeſſor Herr
„Dr. Güldenapfel gehörig bekannt machen, zugleich aber
„bemerken, daß ihm, in Hinweiſung auf ſeine Pflicht, un-
„terſagt werden, zu irgend andrer Stunde Bücher auszuge-
„ben, damit bei der neuen Einrichtung die ſo koſtbare Zeit
„möglichſt geſchont werde.“

„Jena den 1. November

„Oberaufſicht ꝛc.
„J. W. v. Goethe.

„als am Jahrestage des vor vier Jahren muthig
„begonnenen und bis jetzt treulich und glücklich
„durchgeführten wichtigen Bibliotheks-Geſchäfts.“

So ertheilte Goethe auch ohne die mindeſte Schwierigkeit einigen academiſchen Docenten, die nach den Bibliotheks-Geſetzen dazu nicht berechtigt waren, auf ihre Vorſtellung die Befugniß, Empfangſcheine auf Bücher durch ihr Cavet für Studirende zu autoriſiren, und ſelbſt ausländiſchen Gelehrten, die früher einmal ihnen geliehene wichtige Werke, z. B. ſeltene Handſchriften, über die Gebühr lange behalten und nur auf wiederholtes Erinnern endlich zurückgeliefert hatten, ließ er, auf abermaliges Anſuchen dergleichen wieder mit höflicher Bereitwilligkeit verabfolgen.

Als man bereits damit umging, die meteorologiſchen Anſtalten einzuziehen, meldete ſich ein Gärtner in einer kleinen Landſtadt zum Beobachter. Darauf erließ Goethe an den Vorſteher der Sternwarte zu Jena eine Verordnung, welche hier auszugsweiſe ihren Platz finden mag.

„Auch theilt Man demſelben ein Schreiben des ꝛc. N. in N. mit, um zu überdenken, inwiefern einem ſo wohldenkenden Manne irgend nachgeholfen werden könnte. Unſere Beobachtungspuncte dürfen wir nicht erweitern und am wenigſten würde man dieſen Autodidacten, der ſchon weit gekommen zu ſeyn glaubt, heranzuziehen rathen. Können Sie ihm indeſſen mit einigen abgängigen Inſtrumenten nachhelfen und ungefähr ſehen, wo es mit ihm hinaus will, ſo wird es wohl auch ganz gut ſeyn, irgend einem Menſchen, der ſich bemüht und nachdenkt, billig zu Hülfe zu kommen."

Ungebührliche Anſprüche, mochte ſich nun die Ungebühr in der Nichtigkeit, oder Unzuläſſigkeit der Abſicht, oder in der Unziemlichkeit der Faſſung des Antrags zu erkennen geben, lehnte er je nach den Umſtänden ab, wies ſie gelegentlich wohl auch ſtrenge zurück. Waltete dabei hauptſächlich nur Unkunde oder einfache Unüberlegtheit ob, ſo ließ er ſich nicht irren und bewilligte gern, was er bewilligen durfte.

„Die etwas lebhaften und übertriebenen Forderungen," ſchreibt er in einem Votum, vom 7. April 1809 „der Her-

„ren N. N. an unſre Bibliothek werden, wenn man ſie auch
„noch ſo ſehr mäßigen ſollte, immer ſehr unbequem bleiben."

„Es iſt billig, daß man einem ſtrebenden jungen Manne
„an die Hand gehe; aber er muß früh oder ſpät erfahren,
„daß nicht Alles in der Welt gerade nur um ſeinetwillen
„da iſt."

„Was mir am auffallendſten bei der Sache iſt, wie ich
„geſtehen muß, iſt, daß die Herren gar nicht bedenken,
„welch' ein Haus und Zimmer-Raum dazu gehört, um eine
„Maſſe ſolcher Werke, worunter die größten Foliobände
„oder Blätter ſind, auszupacken, aufzubewahren, in der
„Ordnung zu halten und ohne Schaden zu gebrauchen; was
„für Tiſche, für Geſtelle, für Anſtalten gehören dazu, wenn
„nur einigermaßen ordentlich verfahren werden ſoll!"

„Da wir aber, wie vorauszuſehen iſt, die Sache nicht
„ganz ablehnen können und immer theilweiſe mehr zugeben
„müſſen, als uns lieb iſt, ſo will ich folgenden Vorſchlag thun.
„Man ſchaffe die Kupferwerke für dieſen Sommer nach Jena;
„man verwahre ſie in einem dazu einzurichtenden Local,
„man mache durch aufgeſtellte Tiſche und ſonſt Gelegenheit,
„die Gegenſtände bequem und ohne ihren Schaden zu beſehen,
„man übergebe das Ganze einem Aufſeher, mit dem
„ſich die Herren bereden, in deſſen Gegenwart ſie die Dinge
„betrachten und ſtudiren können und der auch die jedesmal
„erforderlichen Blätter in das Collegium ſchaffen mag. Der
„Bibliothekar **Vulpius** kann bei ſeiner Anweſenheit in Jena
„jedesmal nachſehen, wie mit den koſtbaren Dingen verfahren
„wird, welches ganz ceſſirte, wenn man ſie maſſenweis

„in die Häuſer gäbe. Was wollte man machen, wenn ſie „zu Michael defect, beſchmutzt, geknüllt, zerriſſen wieder „abgeliefert würden.“

„Mit zwanzig Thalern Miethe ſalvirte man unſchätz„bare, ja unerſetzliche Werke und gäbe zugleich Gelegenheit, „ſie für den academiſchen Unterricht zu nutzen.“

Vorſichts-Maaßregeln waren in dieſem Falle um ſo nöthiger, da der Eine der Supplicanten unverhohlen geäußert hatte: es komme gar nichts darauf an, ob die Bibliothek nach fünf Jahren zu Grunde gegangen ſey, wenn ſie bis dahin nur ordentlich benutzt werde.

Jeder Vorſteher ähnlicher Anſtalten weiß aus eigner Erfahrung, welch' ungereimte, unziemliche, ja unverſchämte Anforderungen und zwar gewöhnlich von Leuten gemacht werden, die zu einer beſondern Berückſichtigung ſich ganz und gar nicht empfehlen. Wollte man Solchen auch nur einigermaßen nachgeben, ſo würde es bald mit aller Ordnung und Aufbewahrung ein Ende haben. Und doch iſt Conſervation der ihm anvertrauten Schätze unerläßliche, ja vorzüglichſte Obliegenheit eines Jeden, dem die Leitung öffentlicher Sammlungen anvertraut iſt. Goethe mag vielleicht hier und da, doch gewiß nur ſelten und mehr in frühern Zeiten, da die unter ſeiner Leitung ſtehenden Inſtitute mehr noch den Character fürſtlicher Privat-Anſtalten an ſich trugen, in der Rückſichtnahme auf Erhaltung der Sammlungen etwas zu weit gegangen ſeyn. Indeſſen iſt einmal nicht Alles, was in dieſer Hinſicht als gegen ihn ſprechende Thatſache angeführt wird, erwieſen, und dann auch nicht immer ganz allein auf ſeine Rechnung zu ſetzen. Es iſt actenmäßig, daß ſich untergeordnete Angeſtellte ſeines Namens eigenmächtig bedient haben, um zudringlichen Zumuthungen bequemer ausweichen zu können.

Goethe's Forderung, von allem einigermaßen Erheblichen, was in ſeinem Wirkungskreiſe vorfiel, unterrichtet zu ſeyn und die beſchränkten Vollmachten, welche er manchen ſeiner Untergebenen, zum Theil auf unmittelbaren Befehl des Großherzogs, ertheilt hatte, die dieſen alſo nicht ſelten die ſofortige Bewilligung, ſelbſt billiger Geſuche, unmöglich machte, verknüpfte die Benutzung der Anſtalten dann und wann mit Unbequemlichkeiten. Wendete man ſich in ſolchen Fällen auf geeignete Weiſe unmittelbar an **Goethe**, ſo räumte er jederzeit die Schwierigkeiten, ſo viel er vermochte, aus dem Wege. Er handelte hierbei, wie überall, nach ganz feſten Grundſätzen und ließ ſich dabei nicht leicht eine Inconſequenz zu Schulden kommen, nur mußte das Geſuch beſcheidentlich angebracht werden. Zudringliche Anmaaßung wurde ſicher abgeführt. Vor allem wurde ſein Widerſtreben leicht aufgeregt durch ein Benehmen, welches die Prätention einer Art von Gleichſtellung mit ihm durchſcheinen ließ, ein Benehmen, das er vornehmlich bei, mit Beifall gekrönten jungen Dichtern wahrgenommen haben wollte. Ihnen galt es recht eigentlich, wenn er irgendwo äußert:

„Es iſt nur ſeit man den Katzen weiß gemacht hat, die „Löwen gehörten in ihr Geſchlecht, daß ſich jeder ehrliche „Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln

„die Tatze reichen und ſich brüderlich mit ihnen herumſpielen, „die doch ein für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere „gebildet ſind.“

Dem müſſigen Gaffen that **Goethe** freilich nirgends Vorſchub; doch traf er bei der Bibliothek zu Weimar von freien Stücken die Einrichtung, daß die vorzüglichſten Bilderwerke von allgemeinem Intereſſe in einem eignen Zimmer zu jedermanns bequemer Beſchauung mit ſteter Abwechſelung ausgelegt wurden.

Die Anſchuldigungen **Goethe's** wegen Ungefälligkeit in Geſtattung der Benutzung der Sammlungen ſind beſonders mit dadurch entſtanden, daß er das Verleihen von Kupferwerken, wohlverſtanden zu Zwecken, die ihm frivol ſchienen, ſehr beſchränkte. Welcher Bibliothekar, überhaupt welcher Einſichtige wird ihm hierin Unrecht geben? Man beobachte nur, wie bei vielen Gelegenheiten mit den koſtbarſten Sachen gebahrt wird, wie man ohne irgend einen reellen Nutzen davon zu ziehen, die Bilder befleckt, zerknüllt, einreißt. Allein die Unverſtändigen ſind ſtets am leichteſten zu erboßen, zumal wenn man ſich nicht ſonderlich befleißigt, ihren Launen freien Spielraum zu verſchaffen.

Weiter gefiel Dieſem und Jenem nicht, daß **Goethe** von den einmal beſtehenden Geſetzen und Maximen nicht leicht abwich und ſich keine Ausnahmen erlaubte. Sehr viele Menſchen laſſen ſich Willkühr lieber gefallen, als ſtrenges und conſequentes Handhaben von Geſetzen und Grundſätzen, weil ſie im erſtern Falle die Hoffnung hegen dürfen, daß auch einmal zu ihren Gunſten Willkühr geübt werden könne, dagegen ſie von der Geſetzlichkeit wenig Erſprießliches für ihre Abſichten vorausſehen.

Ferner verübelte man es Goethe vielfach, daß er unberufene Eindringlinge in ſeine Verwaltung jederzeit abwies. Dergleichen Einmiſchung wurde vorzugsweiſe hinſichtlich der Bibliotheken verſucht, wo man bald gerade, bald krumme Wege einzuſchlagen wußte, um ſeine Privat-Intereſſen auf öffentliche Koſten fördern zu laſſen. Hatte man einen ſolchen Nebenweg betreten, ſo bemühte ſich Goethe deſto beharrlicher, ihn für immer abzugraben, je ſicherer er zum Ziele führte.

Im Allgemeinen wird man die Anſicht, welche ihn hierbei leitete, als richtig anerkennen. Die Fonds der beiden Bibliotheken, ganz beſonders der academiſchen zu Jena, ſind nämlich im Verhältniß gegen die ungeheure Regſamkeit der Schriftſteller ſo ſchwach, daß aus ihnen nur mit Noth das Bedürfniß der Bibliothekars beſtritten werden kann. Nun iſt aber dieſes Bedürfniß offenbar das zuerſt zu befriedigende, denn auf einer öffentlichen Bibliothek ſoll man wenigſtens ſichre Nachweiſung finden können, ob und was für Werke in einem in Frage ſtehenden Zweige der Literatur exiſtiren. Goethe hatte, nach vielſeitiger Ueberlegung mit Sachverſtändigen, hinſichtlich der zu bewirkenden Bücher-Anſchaffungen einen feſten Plan angenommen und es konnte ihn natürlich nicht angenehm berühren, denſelben immer wieder bedroht ſehen und die vorhandenen geringen Mittel auf unangemeſſene Weiſe zerſplittern zu ſollen.

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſte und ſeinem Character eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Endlich verzieh man von einer gewiſſen Seite her nicht, daß Goethe die unmittelbar bei jedem einzelnen Inſtitute Angeſtellten hinſichtlich der Benutzung dieſer beſondern Anſtalt bevorzugte, obgleich dieß in der Natur der Sache lag und füglich und billiger Weiſe nicht einmal anders ſeyn konnte. Wie wenig ihm aber verborgen blieb, daß Mancher ſeiner Untergebenen ſeine günſtige dienſtliche Stellung zu tadelnswerther Ausſchließung Andrer mißbrauchte und wie ſehr er dergleichen Ungebühr zu begegnen fortwährend bemüht war, beweiſen viele Actenſtücke. Zu dieſem Zwecke beantragte er höchſten Orts die dermalen ſchon bei dem mineralogiſch-zoologiſchen Cabinet ins Leben gerufene Einrichtung, nach welcher die Directoren der Sammlungen zu Jena, ſo weit es angeht, nicht mehr aus der Anzahl derjenigen academiſchen Docenten gewählt werden ſollen, welche der Sammlungen zu ihren Vorleſungen hauptſächlich bedürfen.

Wie Goethe alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus zu entfernen ſuchte *), ſo war er auch Jedem Mißbrauche der Anſtalten, ſelbſt nur einem muthmaßlich möglichen, Feind und ſuchte ihm zuvorzukommen. Dieß bewahrheitet unter andern folgende Verordnung an den Vorſteher des lithographiſchen Inſtituts:

---

*) „Sonſt hat man nur den traurigen Vortheil, zu ſehen, wie ungehinderte Verwegenheit täglich wächſt und ihre gränzenloſe Natur offenbart. Es giebt keine Gränze des Wahnſinns, der Unbeſcheidenheit, der Verwegenheit! Sie ſind Geſchwiſter und ihre Verwandte ſind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.“ Aus einem Berichte Goethe's.

„In dem Wochenblatte No. 3. dieſes Jahres iſt eine „Subſcriptions-Anzeige enthalten:

„Gallerie merkwürdiger und intereſſanter, origineller und
„komiſcher Menſchen der Großherzoglichen Reſidenz-
„ſtadt Weimar, nach dem Leben dargeſtellt ꝛc.

„Da Man nicht wiſſen kann, wohin ein Solches Unternehmen in der Folge führen könnte, ſo hat unterzeichnete Behörde beſchloſſen, in ihrem Bereiche dergleichen keineswegs „zu dulden. Der Unternehmer der Großherzoglichen lithographiſchen Anſtalt, Herr ꝛc. N. wird deshalb hierdurch „aufmerkſam gemacht und ihm ausdrücklich verboten, keine „dergleichen auf irgend eine Perſönlichkeit hindeutenden Bilder, noch irgend eine Art von Spott- oder Zerrbild zu lithographiren, noch in ſeiner Officin abdrucken zu laſſen; „auch wenn ihm dergleichen angeboten würden; ſolche von „der Hand zu weiſen und ſich durch gegenwärtige Verordnung deshalb zu legitimiren.

„Weimar den 8. Febr. 1826.

„Oberaufſicht. ꝛc.“

Wohl mag auch hier an das Schreiben (Sämmtliche Werke Taſchenausgabe Bd. 31. S. 147.) erinnert werden, mit welchem er die Aufführung des kleinen Luſtſpiels: der Schädelkenner, auf der Weimariſchen Bühne ablehnte.

Unter den ſogenannten Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt ſchickten ſich, ihrer Natur gemäß, nach Goethe's Anſicht nur die Bibliotheken, das freie Zeichnen-Inſtitut und die Thierarzenei-Schule, letztere jedoch ſchon weniger, zu eigentlicher und ausgedehnterer Benutzung durch das Publicum. Hinſichtlich dieſer Inſtitute that er unaufgefordert das Mögliche, um ihren Gebrauch recht gemeinnützig zu machen.

In dieſem Sinne ſchreibt er an den Director des freien Kunſt-Inſtituts, den nun verſtorbenen Hofrath Meyer:

„Zum ſchönſten dank' ich, mein Wertheſter, für die Verbeſſerungspuncte der Zeichnenſchule. Laſſen Sie uns alle Thätigkeit anwenden, daß mit dem neuen Vierteljahr dieſe guten Anſtalten gleich eintreten können. Was den Punct wegen der Vorſchriften betrifft, ſo ſchaffen Sie ja alles Brauchbare zuſammen, damit ſolches in den Ferien könne eingerahmt werden; ich will gern auch etwas hergeben, was Sie in meinen Sammlungen Nützliches finden. Ein mäßiger Aufwand ſoll auch kein Hinderniß bringen."

„Eben ſo will ich auch gern etwas aufwenden zu Zeichnen-Materialien, deren ſchickliche Austheilung und Verwendung man überlegen müßte."

So hatte Goethe in der letzten Zeit ſeines Lebens kaum die ganz ohne ſein Vorwiſſen von der zuſtändigen Behörde erlaſſene Bekanntmachung im Wochenblatt geleſen, daß der Unterricht im Hufbeſchlag für Schmiede, der bis dahin in Weimar Statt gefunden, künftig von dem Director der Thierarzeneiſchule zu Jena ertheilt werden ſolle, als er ſogleich an den genannten Director die Aufforderung richtete, „ungeſäumt anzuzeigen, wenn etwa dieſes oder jenes für den in Rede ſtehenden Unterricht wünſchenswerthe Requiſit fehlen ſollte, damit deſſen ſchleunige Herbeiſchaffung

„bewirkt und Alles zu Förderung eines ſo nützlichen Zweckes „beigetragen werden könne.“

Die Bibliotheks-Geſetze liegen ſeit lange gedruckt zur Beurtheilung vor und ſind ſo liberal abgefaßt, daß man ſich neuerlich zu Erhaltung der nöthigen Ordnung zu einigen Beſchränkungen gezwungen geſehen hat.

Vernehmen wir noch ſeine Anſichten über die Benutzung der Jenaiſchen Inſtitute, wie er ſie in einem Berichte an den Großherzog ſelbſt ausgeſprochen hat.

„Die Jenaiſchen Anſtalten dienen zuvörderſt den „Profeſſoren, indem dieſe ſich wiſſenſchaftlich unterrichten „und vorbereiten, indem ſolche dadurch zur Beſchauung „vieler Dinge gelangen, von denen man ſich ſonſt nicht „leicht einen Begriff machen könnte. Nun ſind aber dieſe „Anſtalten von verſchiedener Art und verſchiedenen Urſprungs. Danach richtet ſich die Aufbewahrung, Cuſtodie und Lehrgebrauch, die Vermehrung und Verantwortlichkeit.“

„Männer, welche die Wiſſenſchaft wegen academiſcher „Zwecke treiben, haben ſehr viel zu thun, um ſich von dem „Aelteſten, Mittlern und Neueſten zu unterrichten, ſich ſolches anzueignen, ſich eine Methode zu bilden und nach ihr „die Wiſſenſchaft durchzuarbeiten. Die Technik, ja die „Politik ihres Metiers nimmt ihnen auch Zeit weg und ſo „iſt nicht immer zu verlangen, daß ſie bei Aufbewahrung, „Ordnung, Vermehrung der Muſeen, Einer wie Alle, die „größte Ordnung, Aufmerkſamkeit und Thätigkeit beweiſen ſollen. Hieraus entſpringt mein Wunſch und hierauf

„gründe ich die Anſicht, nach und nach Amanuenſen, Gehülfen, „Cuſtoden, Conſervatoren zu bilden, von denen das „Materielle der Sammlung ſtreng gefordert werden kann. „Die Lehrer mögen alsdann für den geiſtreichen Gebrauch „ſorgen und ſind für weiter nichts verantwortlich.“

„Ich weiß recht gut, daß eine ſolche Einrichtung belebt „und mit Einſicht durchgeführt werden müßte, denn „auch ſie brächte Schaden, ſobald ſie erſtarrt und nur die „trockne Form übrig bleibt.“

„Der Docent, welcher ſich des zoologiſchen, mineralogiſchen „und vergleichend oſteologiſchen Cabinets zu ſeinen „Vorleſungen bedienen will, muß deshalb für jedes Semeſter „bei uns nachſuchen. Er erhält dann die Erlaubniß, „in dem eigends dazu eingerichteten Auditorium ganz und „gar zu leſen, oder in demſelben wöchentlich einigemal die „Gegenſtände ſeinen Zuhörern vorzuzeigen. Wie liberal dabei „verfahren wird, erhellt aus Folgendem. Wenn z. B. „ein die Naturgeſchichte vortragender Lehrer Muſcheln oder „andere transportable Körper ähnlicher Art demonſtriren „will, ſo giebt er dem Cuſtos das Verzeichniß derſelben und „dieſer legt die verlangten Gegenſtände in obgedachtem Hörſaale „auf große Tiſche. Da ſteht es denn dem Lehrer frei, „ſie nach ſeinem Syſtem zu ordnen, die Benennungen, deren „er ſich bedient, beizuſchreiben, kurz den Vortrag ganz „nach ſeiner Willkühr einzurichten. Nach beendigter Vorleſung „werden ſämmtliche Körper durch den Cuſtos wieder „in das Cabinet geſchafft und nach den Nummern des Catalogs „einrangirt, ſo daß neue Benutzung und alte Ord-

„nung und wünſchenswerthe Erhaltung recht gut neben einander beſtehen können. Auch wird dem Lehrer gern geſtattet, ſeine Schüler, in Beiſeyn des Cuſtos, zuweilen in die Cabinette ſelbſt zu führen.

„Die fratzenhafte Anmaßung, daß jeder, den man oft doch nur als Anfänger in einer Wiſſenſchaft anſehen kann, Alles umſtellen will, ſo daß der Studirende, der von mehrern Docenten profitiren will, zwei-, dreimal umlernen müßte, kann freilich auf keiner Academie ſo weit getrieben werden, als auf dieſer, die, von mehrern Souverains abhängend, eigentlich keinen anerkennt. Die daher entſpringende Anarchie im Lehren mußte in der neueſten Zeit, wo man gar keine Gränzen mehr kennt, um ſo mehr überhand nehmen, als früher eine freie, fortſchreitende Denkweiſe, ja eine Concurrenz verſchieden geſinnter Lehrer für vortheilhaft gehalten werden konnte und mit liberalem Sinne gehegt, ja ſelbſt gepflegt ward. Dergleichen Thorheiten zerſtören ſich freilich ſehr bald von ſelbſt und man könnte ruhig zuſehen, wenn ſie nur nicht indeſſen die Köpfe verwirrten, die ſich vielleicht in ihrem Leben nicht wieder davon erholen."

„Für die mineralogiſchen Vorleſungen iſt ein eignes kleines Cabinet eingerichtet. Die in der phyſikaliſchen Sammlung enthaltenen Apparate werden nur unter Mitwirkung eines dazu beſoldeten Mechanikus zu Verſuchen und Demonſtrationen geſtattet."

„Das chemiſche Laboratorium mit ſeinen Inſtrumenten und Geräthſchaften kann, ſeiner Natur nach, nur von Ei-

„nem benutzt werden. So verhält es ſich gleichfalls mit
„dem Cabinet der menſchlichen Anatomie. Doch erhält je-
„der Profeſſor, auf Anſuchen, die Erlaubniß, die in dieſem
„Cabinet befindlichen Unterabtheilungen, z. B. die pathologi-
„ſchen Knochen, zu ſeinen Vorleſungen zu benutzen.“

„Den botaniſchen Garten benutzt der Director deſſel-
„ben bei ſeinen Vorleſungen und außerdem wird jedem Stu-
„direnden, der ſich zu perſönlicher Benutzung des Gartens
„meldet, ein Erlaubnißſchein nicht verſagt, welcher ehemals
„mit acht Groſchen gelöſt werden mußte. Neuerdings aber
„hat man beſchloſſen, den Gärtner, welchem dieſe Einnahme
„als utile zukam, deshalb zu entſchädigen, um den eignen
„Fleiß der Studirenden, ſie mögen Botanik hören, bei wem
„ſie wollen, auf alle Weiſe zu begünſtigen. Einen andern
„Lehrer jedoch mit ſeinen Zuhörern in den botaniſchen Gar-
„ten einzulaſſen, verweigerte man von jeher ſtandhaft, da
„dieſer Zweig der Naturlehre von Andern gar wohl auch
„auf andere Weiſe betrieben werden kann. Die Flora Je-
„nensis und die vielen Privat-Kunſtgärten bieten ſo reich-
„lich Gegenſtände dar, daß Jeder mit einiger Anſtelligkeit
„einen botaniſchen Cursum zu beleben, durchaus Gelegen-
„heit findet; um ſo mehr als Jedem unbenommen bleibt,
„ſich mit dem Director wegen Benutzung des Gartens
„freundlich zu verſtändigen.“

„Die Rivalität der verſchiedenen Lehrer will man nicht
„hindern, aber perſönlichen Berührungen, woraus die un-
„angenehmſten Reibungen entſtehen müſſen, vorzubeugen,
„iſt unſre Pflicht. Man würde jedoch hierüber ſehr ungern

„und nur nothgedrungen ſich ausſprechen. Wenn die verſchiedenen
„vorzüglichen Männer immer ein reines, gutes
„Vernehmen unter einander erhalten; ſo wird auch die Liberalität,
„welche man von oben herein beweiſt, unter ihnen
„ſelbſt jederzeit Statt finden. Wie man denn auch jetzt
„ſchon mit Vergnügen ſolche Verhältniſſe bemerkt und inſofern
„die Herren einander behülflich ſind, von Seiten der
„Oberaufſicht niemals etwas in den Weg legt."

Conſequenter Weiſe votirte daher Goethe auf das Geſuch eines Docenten um Geſtattung freier Benutzung des botaniſchen Gartens:

„Das Nſche Geſuch iſt wohl nicht zu gewähren. Es
„ſteht geſchrieben: Niemand kann zweien Herren dienen,
„eben ſo wenig kann eine ſolche Anſtalt zwei Directoren
„oder Disponenten haben."

„Uebrigens kann N. ſeinen Zweck ſehr bequem erreichen,
„wenn er ſich die ſogenannten Lectionen, d. h. den
„Manipulus der jedesmal blühenden Pflanzen, wöchentlich
„gegen ein Gratial abliefern läßt. Die Fälle ſind ſehr ſelten,
„beſonders bei uns, daß Blumen blühen, die auf dieſem
„Wege nicht mittheilbar ſind."

Die für den Cuſtos der Jenaiſchen Muſeen entworfene Inſtruction, als deren Verfaſſer man Goethe mit leichter Mühe erkennen wird, lautet alſo:

„Aus beiliegender Copie iſt zu erſehen, welche Einrichtung
„ſchon vor mehr als zwanzig Jahren Serenissimus für
„gut gefunden, damit Profeſſoren, welchen die Aufſicht über

„die Cabinete nicht anvertraut iſt, ſich doch derſelben zu ihren Vorleſungen bedienen können.

„Commissio hat jene höchſten Anordnungen immer „im Auge gehabt, und ſolche nach Zeit und Umſtänden aufrecht zu erhalten geſucht, wobei jedoch mancherlei Mängel „und Unordnungen eingeriſſen. Sie hat aber gegenwärtig „eine ſo wichtige Sache dergeſtalt zu gründen gewußt, daß „nunmehr eine ſolche Anordnung feſtgeſetzt werden kann, „welche für die gegenwärtige und künftige Zeit vollkommen „paſſend ſey und bleibe."

„1) Denn man konnte wohl nicht in Abrede ſeyn, daß „der Mangel eines beſondern Zimmers, in welchem der das „Cabinet benutzende Vortrag gehalten werden könnte, Urſache an allen bisherigen Verwirrungen, Unordnungen und „Mißſtänden geweſen. Ein ſolches Auditorium iſt nun aber „vollkommen eingerichtet und kann von denen mit der Erlaubniß begünſtigten Profeſſoren unter folgenden Bedingungen benutzt werden:

„Der Profeſſor meldet zu Anfang jeden halben Jahres „bei Herzoglicher Commiſſion, was für Collegia er in dieſem „Auditorio zu leſen gedenke, nicht weniger, welche Stunden dazu erwählt ſeyen. Es iſt dieſes um ſo nöthiger, daß „Herzogliche Commiſſion davon unterrichtet ſey, weil es bei „ihr ſteht, die Benutzung dieſes Locals für größere und kleinere gelehrte Zuſammenkünfte anderweit zu beſtimmen."

„Von gedachter Anzeige erhält derjenige ſofort Kenntniß, welcher den Muſeen im Allgemeinen vorgeſetzt iſt, „gegenwärtig alſo Bergrath und Director Lenz, welcher

„ſeinen Untergeordneten nach Maaßgabe dieſer Anordnung „aufs genauſte inſtruirt und alsdann erſt kann eine Eröffnung des Auditorii und die Benutzung des Cabinets Statt „finden.“

„2) Nunmehr verfaßt der Lehrer, nach Maaßgabe des „Laufs ſeines Vortrags, jedesmal Verzeichniſſe, welcher Gegenſtände er bedürfe und übergiebt ſolche dem Cuſtode. „Dieſer ſorgt dafür, daß transportable und nicht leicht zerbrechliche Gegenſtände in Schubladen, Käſtchen, oder wie „es auch ſeyn möge, in gedachtes Zimmer gebracht und auf „der langen Tafel aufgeſtellt werden. Da aber vorausgeſetzt wird, daß Solcher in dieſen Stunden zugleich das „Famulat verwalte, ſo hat derſelbe um ſo mehr Acht zu „haben und aufzumerken, daß Alles wohl erhalten bleibe, „als man ihn wegen Alles deſſen, was abhanden kommen, „oder zerbrochen werden ſollte, allein verantwortlich machen „wird, deshalb er auch ſolche Gegenſtände nach dem Gebrauch ſogleich wieder an Ort und Stelle zu bringen hat. „Sollte man darin auf irgend eine Weiſe entgegen ſtreben, „ſo hat er ſolches ſogleich an Director Lenz und dieſer ungeſäumt an H. Commiſſion zu berichten.“

„3) Sollen die Stücke, welche nicht transportabel, „oder leicht zerbrechlich ſind, im Cabinet ſelbſt vorgezeigt „werden können, doch mit der Bedingung, daß die Zahl „der auf einmal mitzunehmenden Zuhörer nicht über zehn „bis zwölf Perſonen betrage, wobei vorausgeſetzt wird, daß „ſolches in Gegenwart des beim Cabinet angeſtellten Cuſtoden geſchehe, welcher die Schränke zu öffnen, die etwa

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannſt!

„vorzuzeigenden Stücke aus denſelben herauszunehmen, „nicht aus der Hand zu geben, auch nicht zu geſtatten hat, „daß irgend jemand einen Schrank öffne, oder einen Schiebkaſten herausziehe, oder ein Stück ſelbſt herbeihole und „angreiſe.“

„4) Da, wie obgemeldet, vorausgeſetzt werden muß, „daß der Muſeums-Diener zugleich das Famulat habe, ſo „findet ſich hier ſchon der Eingang zur Vergütung ſeiner desfallſigen Bemühungen, wie man denn billig den Lehrenden überläßt, ſich mit demſelben verhältnißmäßig abzufinden.“

„5) Da die Einrichtung des neuen Auditoriums und „alle die dadurch entſtehenden Bequemlichkeiten hauptſächlich „darauf zielen, daß das Cabinet, bei zweckmäßiger Benutzung, zugleich in ſeiner alten Reinlichkeit und Ordnung „hergeſtellt und aller bisheriger Mißbrauch ein für alle Mal „abgethan werde; ſo iſt künftighin nichts zuläſſig, was dem „Anſtand einer öffentlichen Anſtalt nicht gemäß wäre und „ſollte der Cuſtos bei Störungen ſich auf irgend eine Weiſe „nachgiebig erweiſen, ſo wird man denſelben mit namhafter Strafe zu treffen wiſſen. Ihm iſt vielmehr Reinlichkeit und pünctliche Ordnung wiederholt be- und empfohlen, „und man wird nicht ermangeln, ihn von Zeit zu Zeit überraſchend zu revidiren.“

„Vorſtehendes dienet vorerſt zur Grundlage einer von „nun an unabänderlich zu haltenden Ordnung, wobei Com-

„missio ſich vorbehält, das Weitere, eintretenden Umſtänden gemäß, zu verfügen und anzuordnen.

„Weimar d. 10. April 1815.

„Commissio.“

Schon oben iſt angedeutet, daß **Goethe**, beſonders in früherer Zeit, hier und da vielleicht die Rückſicht auf Erhaltung der Anſtalten der Rückſicht auf ihre öffentliche Benutzung zu ſehr vorangeſtellt haben möge. Es ſey erlaubt, hier einen merkwürdigen Beleg dafür nachzubringen, daß ſeine Anſicht in dieſem Puncte wenigſtens nicht immer mit der Anſicht Anderer und mit der endlich geltend gemachten übereinſtimmte.

Durch ein höchſtes Reſcript vom 29. Decbr. 1810 wurde der damaligen Herzoglichen Commiſſion für die Bibliotheken und Muſeen, den geheimen Räthen von **Goethe** und von **Voigt**, unter andern befohlen, die bis dahin auf der Bibliothek zu Weimar und ſonſt beſonders aufbewahrten Schildereien und Handzeichnungen dem Hofrath **Meyer** zum Zeichnen-Inſtitut zu überweiſen.

Goethe votirte darauf unter dem 10. Januar 1811:

„Durch die Anſtellung des Profeſſors **Jagemann** „bei dem freien Zeichnen-Inſtitut, durch die Einrichtung „eines Ateliers für denſelben und durch die bei dieſer Gelegenheit getroffenen Einrichtungen gewinnt jene Anſtalt ſehr „viel und es ſind die beſten Erfolge nunmehr zu erwarten. „Nur indem unſer ſogenanntes Muſeum, die Sammlung „von Zeichnungen nämlich, welche auf dem linken Flügel „bisher beiſammen und verſchloſſen waren, getrennt und Ei-

„nem Beſchluſſe entzogen werden, finde ich mich einigerma„ßen für die Folge beunruhigt und eröffne daher meine Ge„danken; wie ich denn Vorſchläge zu künftiger Ordnung „und Verwahrung hinzufüge.“

„Es iſt ein allgemein angenommener und durch die Er„fahrung bewährter Satz, daß Verwahren und Benutzen „zweierlei Dinge ſind. Ein thätiger Gelehrter iſt kein gu„ter Bibliothekar und ein fleißiger Maler kein guter Galle„rie-Inſpector. Auch iſt die Conſervation der Kunſtſchätze „und die Direction der Kunſtſchulen ſelten in Eine Hand „gegeben.“

„Was in unſrer beſondern Lage mir in gegenwärtigem „Falle räthlich ſcheint, eröffne ich in Folgendem:

„Als nach dem Ableben der Herzoginn Frau Mutter „die ſchönen Zeichnungen und Gemälde aufgeſtellt und ver„wahrt werden ſollten, wieſen Durchlaucht der Herzog ſol„che an die Bibliothek. Dort waren ſie gut aufgehoben, „da Bibliothekare und Subalternen aufs Erhalten angewie„ſen und verpflichtet ſind. Als jedoch der Platz im Bib„liothek-Gebäude zu eng war und einige Zimmer im linken „Flügel des Fürſtenhauſes zu gedachtem Gebrauch einge„räumt wurden, glaubte man bei der bisherigen Einrich„tung bleiben zu können und übergab den Bibliothekaren „und Bibliotheks-Subalternen, als welche gewöhnt ſind, „Fremde herum zu führen um ihnen das Merkwürdige vor„zuzeigen, die Schlüſſel des neuen Locals, um ſo mehr, „als Hofrath Meyer die Aufſicht ausdrücklich abgelehnt „hatte.“

„Gegenwärtig, da eine bedeutende Veränderung vorgeht und Durchlaucht der Herzog die Kunſtſchätze durch die Acquiſition der Goreſchen Bilder vermehrt haben, finde ich Anlaß genug, die Sache nochmals durchzudenken und das Reſultat ſcheint mir Folgendes:

„Alle Gemälde und alle Zeichnungen, inſofern ſie unter Glas und Rahmen ſind, oder auf ſonſt eine Weiſe an den Wänden aufgehangen werden, ſollen als zum fürſtlichen Mobiliar gehörig angeſehn und dem Hofmarſchall-Amt übergeben werden. Ein vollſtändiges Inventarium aller ſolcher Kunſtwerke, ſie mögen im fürſtlichen Schloſſe, im Fürſtenhauſe, auf Luſtſchlöſſern und Landhäuſern befindlich ſeyn, würde eben ſo viel Intereſſe als Sicherheit gewähren. Man ſähe alles Vorhandene deutlich vor ſich; veränderte ein Bild ſeinen Platz, ſo würde es bemerkt; denn die Erfahrung zeigt leider nur zu ſehr, daß die Ortsveränderungen, Umſtellungen, Special-Verwahrungen der Bilder manches Verderbniß, ja manchen Verluſt nach ſich ziehen."

„Hofrath Meyer, welcher auch bei dieſer Gelegenheit wieder die Uebernahme der Kunſtwerke verbeten hat, behielte das Inventarium der Zeichnen-Schule, welches bloß aus Dingen beſteht, die zu eigentlicher Belehrung genutzt werden. Alles, was darüber iſt, wird nur den Lehrern eine Laſt und den Schülern eine Zerſtreuung. Auf dieſe Weiſe bliebe das Zeichnen-Inſtitut in ſeinen alten Gränzen und der Director deſſelben hätte keine andere Verant-

„wortlichkeit als die, welche aus der Natur ſeines Geſchäfts
„herfließt.“

Dieſes Votum legte der geheime Rath von Voigt dem Herzoge vor und begleitete es mit folgenden Zeilen:

„Die in der Beilage enthaltenen Vorſchläge des geheimen
„Raths von Goethe bezwecken gute Ordnung und
„Sicherung des herzoglichen Eigenthums, damit man weiß,
„was da iſt und wer dafür zu ſtehen hat.“

„Findet Alles gnädigſten Beifall, ſo würden die nöthigen
„Verfügungen leicht zu erlaſſen ſeyn.“

Der Herzog ſchrieb durchaus eigenhändig zurück:

„Die Sicherung des Beſitzes der Kunſtwerke durch ſorgfältiges
„Verwahren derſelben iſt ein Gegenſtand, welchen
„diejenigen Männer, denen ſie zur Obhut anvertraut ſind,
„immer löblich berückſichtigt haben. Ich lobe ſie darum und
„würde an ihrer Stelle ebenfalls den gemeinnützigen Gebrauch
„dieſes Beſitzthums weniger empfehlen und lieber
„ſehen, wenn dieſe Sachen nur ſelten vorgewieſen und fremden
„Händen gar nicht anvertraut würden. Als Beſitzer
„derſelben aber kann ich mir erlauben, mehrere Endzwecke
„mit dem Beſitze zu verbinden. Meine Abſicht iſt“ — (folgen
„ausführliche Beſtimmungen über die zu treffenden Einrichtungen)
„— „daß zu dieſen Zimmern und Commoden
„Hofrath Meyer allein die Schlüſſel haben und für das
„Inventarium derſelben ſtehen ſoll. Sie werden an Fremde
„und Einheimiſche nur durch ihn vorgezeigt, er ſelbſt
„kann ſie benutzen, oder durch ſeine Schüler benutzen laſſen,
„jedoch dergeſtalt, daß wenn jemand danach copiren

„wollte, dieſer in einem der Zimmer arbeiten müßte. Hof-
„rath Meyer könnte auch andern, als ſeinen Schülern
„dieſe Vergünſtigung angedeihen laſſen."

„Alle Gemälde der fürſtlichen Wohngebäude ſollen auf
„Anmelden des Hofraths Meyer, vom Hofmarſchall-Amte
„auch zum Copiren auf einige Zeit verabfolgt werden."

Dagegen war nun weiter nichts zu thun. Auch bemerkte Goethe deshalb nur:

„Indem ich an die Kupfer und Zeichnungen erinnert
„werde, fällt mir ein, was geſchrieben ſteht: Bittet, daß
„Eure Flucht nicht geſchehe im Winter! Ew. Excellenz würden
„ſich fürwahr ein großes Verdienſt erwerben, wenn
„Sie für die Translocation jener Kunſtwerke eine Friſt auf
„beſſere Tage verſchaffen könnten."

Die Sorgfalt für zweckmäßige Benutzung, Erhaltung und Vermehrung der Anſtalten ging bei Goethe faſt immer mit dem unabläſſigen Beſtreben nach Gewinnung einer tieferen Einſicht in die Wiſſenſchaften, denen ſie gewidmet ſind, und nach wechſelſeitiger Förderung beider Hand in Hand.

„So will ich denn gleich jetzt nicht verfehlen," ſchreibt er in einem amtlichen, doch vertraulichen Briefe vom 31ten März 1819 an den damals noch Herzoglich Gothaiſchen Miniſter, Herrn von Lindenau, „daß ich mich ſchon längſt
„mit dem Gedanken trage, mathematiſche und chemiſche
„Phyſik zu trennen, wie es die großen Fortſchritte dieſer
„Wiſſenſchaft zu verlangen ſcheinen. Man ſehe, wie wunderlich
„ſich die Phyſik unter des klugen und thätigen Lich-

„tenbergs Händen auf Erxlebens ſchmalem Grunde „aufhäufte; man ſehe Gren's Handbuch und man wird „die Maſſe von Wiſſen bemerken, die niemand lehren und „niemand lernen kann. Dieſen Reichthum zu ſondern, „wäre Zeit und könnte Herr Profeſſor Poſſelt vielleicht „grade der Mann ſeyn, welcher den mathematiſchen Theil „der Phyſik glücklich behandelte und zufrieden wäre, wenn „das Andre nicht von ihm gefordert würde. Und ſo könn„ten die höchſten Höfe bei dem dereinſtigen Abgange des „Mannes, der dieſe Wiſſenſchaft jetzt verbunden vorträgt, „derſelben Nutzen und dem Zuſtand der Lehrer verbeſſern.

„Sind Ew. Excellenz dieſem Gedanken nicht ganz ab„geneigt, ſo kann ich ein längſt entworfenes Schema mit„theilen, wo ich tabellariſch einen Theilungs-Tractat auf„geführt habe, um zu bezeichnen, was dem Mathematiker, „was dem Chemiker zufiele; Einer verwieſe ſodann auf den „Andern, einige Capitel behandelten ſie gemeinſchaftlich; „Alles, was über die Erfahrung hinausgeht, überließen ſie „den Philoſophen."

Dieſe Angelegenheit behandelte er neben andern ſpäter (1812) auch in einem ausführlichen Berichte:

„An dieſer Stelle kann ich mich nicht erwehren, an „den Gedanken zu erinnern, der ſchon mehrmals vorüber„gehend geäußert, von mir aber immerfort fleißig gehegt „worden. Die Phyſik nämlich iſt nach und nach durch viel„fache Bearbeitung zu einem ungeheuren und unförmlichen „Körper angeſchwollen. Wie dieß zugegangen, darüber „können wir uns belehren, wenn wir das Erxlebenſche

„Compendium und die verſchiedenen Ausgaben deſſelben „von Lichtenberg miteinander und untereinander vergleichen. Um uns nun die Monſtroſität dieſer Wiſſenſchaft recht zu vergegenwärtigen, dürfen wir nur das „Gren'ſche Handbuch vor uns nehmen; welches jede Luſt, „dieſelbe anzufaſſen, in einem wohlorganiſirten Kopfe ertödten muß. Die Sache, von frühern Zeiten her betrachtet, kann man ſich folgendermaßen vorſtellen."

„Als im 16ten und folgenden Jahrhundert die Luſt zu „phyſikaliſchen Betrachtungen ſtärker erwachte, war die „Mathematik, die eigentlich niemals untergegangen war, „ſchon wieder ausgebildet genug und die beſten Köpfe bedienten ſich derſelben, um die Natur zu bemeiſtern und „das, was in ihr nutzbar iſt, zu ergründen. Die übrigen „Mittel, der Natur etwas abzugewinnen, waren noch nicht „entwickelt, die Chemie erlag unter dem Drucke des Geheimniſſes, das Studium der übrigen Natur-Erfahrungen litt gleichfalls von einer ſich auf Geheimnißkrämerei „gründenden Charlatanerie. Treffliche Köpfe, wie Gilbert, der ſich mit dem Magnet beſchäftigte, ſtanden zu „einzeln und Canzler Bacon wies die Naturfreunde in den „Wuſt der Welt und ſpielte Alles ins Weite."

„Indeſſen ſich nun dieſe andern Zweige nur nach und „nach einigermaßen vernünftig ausbildeten, ſtand die Mathematik immer auf ihren Füßen, hielt ſich in ihrem Centrum und konnte, weil ſie ſich aus ſich ſelbſt entfaltet, ſich „immer ſelbſt controllirt, ſtets weiter um ſich wirken."

„Daher kam es denn, daß man ſich im Allgemeinen
„der dunkeln Ueberzeugung hingab, daß man nur mit ma-
„thematiſchem Organ die Welt erfaſſen könne.“

„Als aber, andrer Bewegungen und Regungen zu ge-
„ſchweigen, ſeit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts die
„Chemie unabläſſig betrieben wurde und die phyſikaliſchen
„Gegenſtände einen nach dem andern aufnahm, ſo ſah ſich
„der Profeſſor der Phyſik genöthigt, ſucceſſive Chemiker zu
„werden und weil Alles zuſammenhängt, die Haupttheile
„der Chemie in der Phyſik zu behandeln. Nun traten noch
„die Philoſophen auf und nahmen von metaphyſiſcher
„Seite die Natur mehr als ſonſt geſchehen in Anſpruch.
„Der Phyſiker konnte und wollte auch hier nicht zurückblei-
„ben, ſeine allgemeinen Einleitungen wurden aber dadurch
„abſtrus und dunkel.“

„Mißbräuche, die ſich nach und nach einſchleichen, ge-
„nießen die Vortheile aller Gewohnheiten; man meint, es
„müſſe ſo ſeyn. Die ältern Lehrer ſind nach und nach in
„die Sache hineingekommen und die jüngern halten ſich, wie
„ſie können. Indeſſen wird der Mißſtand immer fühlbarer
„und er wird es in einigen Jahren noch mehr werden, da
„die gegenwärtig Studirenden durchaus nur nach dem
„Nothwendigen fragen können und wünſchen müſſen, daß
„der Unterricht kurz gefaßt werde, und daß man nicht ei-
„nen Gegenſtand wiederholt von mehrern Seiten vortragen
„höre. So wird ein Studirender, wenn die Sache ſo fort-
„geht, manches Einzelne drei, viermal, in der Phyſik, der
„Chemie, der angewandten Mathematik, in der Technolo-

„gie und wer weiß, wo noch öfter, hören müſſen, ohne „dadurch im Mindeſten beſſer dran zu ſeyn.“

„Ich kann daher den auf unſere Anſtalt gegründeten „Gedanken nicht fahren laſſen, daß künftighin die Profeſſur „der Phyſik ceſſiren möge, und daß ſich in dieſe Wiſſenſchaft der Philoſoph, der Mathematiker und Chemiker „theilen möchten.“

„Wäre es denkbar, daß auf einer Academie ſich drei „Männer befänden, wovon der Philoſoph im Einverſtändniß mit den Andern die metaphyſiſchen Anfangsgründe „der Naturwiſſenſchaft läſe, der Mathematiker die Anſicht „der meß- und wägbaren Welt vortrüge, der Chemiker hingegen ſich alles Dasjenige zueignete, wobei Meſſen und „Wiegen eine Nebenſache iſt, ſo könnten ſie einander auf „das Schönſte in die Hand arbeiten, ſich ſelbſt und den „Schülern genug thun und das, was jetzt wie ein Chaos „durcheinander arbeitet, in einer klaren Schöpfung darſtellen. Das was wir hier im Muſeum nothwendig verbinden, könnte im Vortrag geſchieden und wieder verbunden „werden.“

„Ich habe vorläufig einen Theilungsplan entworfen, „den ich, um hier nicht zu weit zu gehen, beſonders vorzulegen mir die Erlaubniß erbitte. Ich halte die Sache für „ſehr wichtig und bin überzeugt, daß wenn man nicht mit „Vorſatz und Willen eine ſolche Verfügung trifft, ſich in „zehn Jahren die Sache ſelbſt, obwohl vielleicht unvollkommen und mit Unſtatten einrichten wird.“

Am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, um froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reiße ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig. Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergeßt? hab'

Goethe in amtlicher Beziehung zum Großherzog Carl Auguſt.

> „Wie belohnend war es, für einen ſolchen Fürſten zu „wirken, welcher immer neue Ausſichten dem Handeln und „Thun eröffnete, ſodann die Ausführung mit Vertrauen „ſeinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder „einmal hereinſehend und ganz richtig beurtheilte, in wie„fern man den Abſichten gemäß gehandelt hatte; da man „ihn denn wohl das eine und das andere Mal durch die „Reſultate ſchnellerer Fortſchritte zu überraſchen wußte."
>
> Goethe's Werke, Taſchenausgabe, Bd. 31. S. 180.

Um den Inhalt dieſes Abſchnittes aus dem gehörigen Geſichtspuncte zu betrachten, vergegenwärtige man ſich, was über die Entſtehung der Goethe untergebenen unmittelbaren Anſtalten weiter oben beigebracht worden. Außerdem bemerke man, daß der an Allem, was Wiſſenſchaft und Kunſt betraf, den lebhafteſten Antheil jederzeit bethätigende Fürſt die Angelegenheiten des Goetheſchen Departements in der Regel, entweder, aus eigner Bewegung, durch Handſchreiben, oder auf unmittelbar an ihn gerichtete Berichte **Goethe's**, durch Randantworten entſchied. Nur in den Fällen, wo es die beſtehende Verfaſſung dringend forderte, nahmen die Geſchäfte ihren Weg durch das Staatsminiſterium, in welchem der Großherzog, war er in Weimar anweſend und nicht ſonſt durch ſehr wichtige Hinderniſſe abgehalten, ſtets perſönlich den Vorſitz führte. Die nachſtehend mitgetheilten Actenſtücke ſind nun eine Anzahl von dergleichen Schriften des Großherzogs*) und **Goethe's**. Sie erweiſen ſich als herrliche Denkmale tiefer und vielſeitiger Sachkenntniß, ſeltener Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit des Urtheils und des Willens, ſo wie großartiger Geſinnung und freundlicher Milde auf Seiten des Fürſten, als ehrenhafte Zeugniſſe beſcheidener Freimüthigkeit auf Seiten des mit Vertrauen, Huld und Gunſt beglückten Dieners, als höchſt anziehende Documente liebenswürdig heitrer Gemüthlichkeit und inniger, geiſtreichſter Theilnahme.

„— So wende nach Innen, ſo wende nach Außen die Kräfte
„Jeder; da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn!"

---

*) Sämmtliche hier abgedruckte Schreiben des Großherzogs ſind von durchaus eigenhändigen in den Acten befindlichen Originalen copirt.

1. An Goethe.

Weimar den 17ten Febrwar 1790.

Ich habe erfahren müſſen, daß weder die Baumſchule, noch die botaniſchen Anlagen im Fürſtengarten zu Jena, ſich in dem Stand befinden, in welchem ſie vermöge derjenigen Koſten ſeyn könnten, welche darauf verwendet worden.

Da ich nun genau

1) von demjenigen unterrichtet ſeyn will, was für das Geld, welches Theils auf die botaniſchen Anlagen, Theils auf die Baumſchule hergegeben worden, geſchehen iſt, vom Anfange dieſer beiden Anlagen nämlich an gerechnet,
2) nothwendig den Zuſtand zu wiſſen brauche, in welchem ſich die botaniſchen Anlagen und die Baumſchulen befinden,

ſo gebe ich hierdurch dem geheimen Rath von Goethe den Auftrag, ſich genau nach der Lage der Sache zu erkundigen, durch den Hofgärtner Reichardt die Baumſchule und botaniſchen Anlagen revidiren zu laſſen, dann ſelbſten über den gefundenen Stand der Sachen zu berichten, Vorſchläge zu thun, wie dem Unweſen abzuhelfen ſey und wo möglich ſich mit dieſem Geſchäfte ſo einzurichten, daß ich noch vor Anfang des Monats April dieſes Jahrs die nöthigen Anſtalten treffen laſſen könne.

Carl Auguſt.

2. An den Großherzog.

Aus den beigefügten Papieren iſt der Wunſch des geheimen Hofraths **Ackermann** zu Jena erſichtlich: daß das ehemalige **Loderiſche** Auditorium auf dem Schloſſe auf herrſchaftliche Koſten zu einem Oſtenſions-Theater eingerichtet werden möge. Auf alle Fälle iſt eine ſolche Anſtalt höchſt wünſchenswerth, damit der Profeſſor der Anatomie, dem eine ſolche Einrichtung in der Nähe abginge, nicht etwa veranlaßt werden möge, die Präparate zur Demonſtration auf das anatomiſche Theater holen zu laſſen, wodurch dann manche Beſchädigung ſich ereignen könnte.

Da nun dem geheimen Hofrath **Ackermann** bei der gegenwärtigen Lage der Academie wohl nicht zuzumuthen ſeyn möchte, einen ſolchen Aufwand ſelbſt zu machen, auch derſelbe bei ſeiner Thätigkeit alle Aufmunterung und Nachhülfe verdient; ſo wäre wohl unterthänigſt hiermit anzufragen, ob Höchſtdieſelben erlauben wollen, daß man die gebetene Einrichtung träfe? Wobei jedoch zu bemerken iſt, daß ſich bei dem Anſchlage allenfalls etwas erſparen läßt, von der andern Seite aber das Weißen des Zimmers und das Anſtreichen des Holzwerks ſich wieder nöthig macht. Wollten Höchſtdieſelben die runde Summe von 100 Thalern dazu ausſetzen, ſo würde man wohl Alles auf eine zwar beſcheidene, doch ſchickliche Weiſe einrichten können.

Weimar den 28ſten Octbr. 1804.

Goethe.

Genehmigt

Carl Auguſt.

3. An den Großherzog.

Der beiliegende Döbereinerſche Brief meldet eine glückliche Entdeckung, die uns den Urſprung der Berkaiſchen*) Schwefelquellen anſchaulicher macht.

Sie iſt mir um ſo angenehmer, als ſie die Vorſtellung begünſtigt, die ich mir früher von der Sache gemacht hatte. Hierauf wären alſo ſämmtliche Waſſer unter der Berkaiſchen Wieſen- und Sumpffläche ſehr ſtark gypshaltig und verwandelten ſich in Schwefelwaſſer, inſofern das Licht darauf einwirkt und ſo ſtänden jene Eiſenquellen mit den ſchwefelhaltigen Quellen des Teiches recht gut in Verbindung und es erklärte ſich, warum die tiefer erbohrten Waſſer keinen Schwefelgeruch zeigen, indem das Schweflige in ihnen noch nicht entbunden iſt. Man wird bei weiter fortgeſetzten Unterſuchungen und Betrachtungen der Sache gewiß näher kommen.

Weimar den 18. Decbr. 1812.

Goethe.

4. Ew. Königl. Hoheit geſtrige gnädige Sendung habe ſogleich in ein Acten-Faſcicul gefaßt, welches hier beiliegend, mich zu nachſtehenden unmaaßgeblichen Vorſchlägen aufruft:

1) Der Wallroß-Schädel iſt ſeit langen Jahren unſer Wunſch; ich will deßhalb an Staatsrath Treitlinger**) nach Paris ſchreiben.

---

*) Stadt und Badeort zwei Stunden von Weimar.

**) Sachſen-Weimariſcher Geſandter.

2) Das von Schreibers*) Angebotene iſt gleichfalls erwünſcht:

a) die Fiſche, in Weingeiſt aufbewahrt, hieher zu ſenden, halte mit ihm für räthlicher;

b) die Skelete von Gemſe ꝛc. ſind auch dankbar anzunehmen;

c) eine Tiſchplatte ſoll, ſorgfältig eingepackt, und nebſt Zeichnungen von dem Vorkommen dieſes Geſteins auf dem Harze, an Schreibers geſendet werden. Wie ich denn überhaupt mit ihm im Verhältniß zu bleiben gedenke.

3) Der Verſuch, nach Sömmering's Vorſchlag, geiſtige Getränke zu concentriren, ſoll zum Nächſten in Jena angeſtellt werden.

Weimar den 23. December 1815.

Unterthänigſt
Goethe.

Randantwort.

Nach Antrag erſuche und autoriſire ich Herrn von Goethe, an Herrn von Schreibers, in Wien, zu antworten und die Aufträge zu ertheilen.

Carl Auguſt.

5. An Goethe.

Hier erſcheinen ſchöne Sachen aus Nachbar Pelzens ſeinem Steinbruch! Das ſind ja wohl Bärenzähne? Schicke doch jemanden hinaus, der in loco zuſehe, wie ſich dieſe Kalk-Cryſtalle in den neueren Kalkſtein melirt haben.

---

*) K. K. Regierungsrath und Director der K. K. Naturalien-Sammlungen zu Wien.

Carl Auguſt.

6. An den Großherzog.

Die überſendeten ſchönen Foſſilien beſtehen in:

1) zwei Rhinoceros-Zähnen in der Kinnlade;
2) einem Fragment eines Pferde-Zahns;
3) Backenzähnen aus der untern Kinnlade eines Hirſches;
4) einem Knochen-Fragment im Kalkſtein.

Von den andern beiden Mineralkörpern iſt der eine ſchörlartiger Beryll aus dem Zwitterſtock bei Altenberge,

das andere Kalkſpath-Cryſtalle auf ſchwarzem Marmor.

Pelzen wird deshalb die geognoſtiſche Tortur zuerkannt. Nicht unmöglich wäre es jedoch, daß ein Schalk ihm dieſe Dinge in ſeine Räume geſchoben, wenigſtens haben wir in unſrer Jugend uns dergleichen Poſſen erlaubt, um nachfahrende Geognoſten irre zu machen.

Alles zuſammen wird, ſorgfältig eingepackt, nach Jena transportirt werden. Wie denn überhaupt ein kurzer Aufſatz über das merkwürdige Vorkommen dieſer Foſſilien nächſtens ausgefertigt werden kann. Goethe.

7. An Goethe.

Wegen Nachbar Pelz irren ſich Ew. Liebden gewaltig. Ich bin heute in loco geweſen und habe das corpus delicti unterſucht. Dieſe Sachen, deren ich hier mehrere ſchicke, die ich noch bei Pelzen fand, ſind nichts wie Kalk-Cryſtalle. So auch die, welche ich Dir dieſen Morgen ſchickte. Sie ſtaken als Reſt in einer Lebe, die geſprengt; das Reſt blieb hängen, aus dieſem ſind alle die Stücke. Wenn ich doch nur 1000 Schritte von der Sache ſelbſt wohnte, ſo ließe ich mich doch hinbringen, um die Sache mit eignen Augen zu ſehen, ehe es zur Relation artet.

Carl Auguſt.

8. An den Großherzog.	Randantwort.
Ew. Königl. Hoheit geruhen auf Nachſtehendes gnädigſt zu reflectiren:	
1) **Die Harzer Tuffplatte** wird durch G. ſorgfältig gepackt. Eine Zeichnung des **Vorkommens** dieſes merkwürdigen Geſteins iſt in der Arbeit, auch ein Aufſatz deshalb.	**Von Ihnen** an das Kaiſerl. Cabinet **in Wien an den** Kaiſ. Hofrath und Director von Schreibers geſendet und mit denen nöthigen Bemerkungen begleitet, wird es beſondern Werth dorten bekommen.
2) **Ein Sömmering**ſches Heft liegt bei. Wahrſcheinlich iſt das Jenaiſche im Jahr 1790 zu Riegelsdorf gefundene problematiſche Stück auch ein ähnlicher Crocodilsreſt. Ich will Sömmering davon Notiz geben,	Dieſes opus habe ich ſchon in Wien geſehen und was noch mehr iſt, ein Crocodil im Abdruck, auch aus der Michelsdorfer Gegend, was im K. Kabinete iſt.

auch Herrn von Schreibers auf dieſe Abhandlung aufmerkſam machen.	
3) Des Canova Freude an jenen köſtlichen Werken *) macht ihm Ehre, um ſo mehr, als ſeine Kunſt von jener durch eine große Kluft der Zeit und der Geſinnungen getrennt iſt. Der Brief iſt an Bertuch zurück.	Ich hoffe es ſollte mir Ehre machen, daſſelbe geſagt zu haben, was Canova ausdrückt.
4) Haben Höchſtdieſelben wegen dem Nilpferdſchädel etwas an Treitlingern gelangen laſſen? Oder ſoll ich es thun?	Nein, ſchreibe Du an Treitlinger deswegen.
5) Das perpetuum mobile ſende an Färber **) welcher es im Zimmer der naturforſchenden Geſellſchaft aufhebt. Den Hofrath Voigt erſuche unter Aſſiſtenz des Otteny ***) um Aufſtellung.	Das iſt ſehr gut; ſehr neugierig bin ich auf den Effect. Die Maſchine heißt die zamboniſche Säule, ſie verlangt aber ein im höchſten Grade horizontales Poſtament.

---

*) Elgin marbles.

**) Cuſtos der naturhiſtoriſchen Sammlungen in Jena.

***) Hofmechanicus in Jena.

6) Die Wolkenerſcheinungen werden ſtark ſtudirt und Muſterbilder der verſchiedenen Fälle aufgeſucht. Nächſtens hoffe den Cirrhus in der größten Vollkommenheit vorzuſtellen.	Auch auf die Wolkenkenntniß freue ich mich ſehr.
7) Verzeihen Ew. Hoheit, daß ich noch immer, wie der fabelhafte Vogel Simurg im Felſenneſte verharre. Vielleicht befehlen Sie nächſte Woche, daß ich einen Abend aufwarte und von den friſch ausgebrüteten aſiatiſchen Paradiesvögeln *), einige vorzeige.	Fliege aus die künftige Woche.
8) Die [illegible]hrung des Epimeni[illegible]m 30. Januar wird [illegible]ch, gelingen, und [illegible]ngenehm ſeyn. [illegible]ſter Weber kom[illegible] Tage früher.	Glück zu!
9) Mit dem Director Schadow wegen der Blücherſchen Statue für Ro-	Schadow ſoll willkommen ſeyn, nicht aber die Trauerpoſt, die ich ſtündlich

---

*) Divan.

ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß du haſt recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bey weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt nichts davon ſchreiben; ſage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bey dieſem kleinen Geſchäfte geſtock. Möchten doch günſtige Nachrichten aus obigen Gegenden unſre Beſorgniſſe wegen der theuren Erbgroßherzoginn von Meklenburg einigermaßen lindern.

Mich zu Gnaden und Hulden empfehlend

Weimar den 17. Jan. 1816.

unterthänigſt
Goethe.

und leider hoffnungslos erwarte.

Carl Auguſt.

9.

Ew. Königl. Hoheit überreiche ungern das Schreiben unſers guten Hofrath Voigt*), welches die verunglückte Ankunft und alſo auch die mißlungenen Verſuche mit dem perpetuum mobile ankündigt. Nach der Relation haben ſich die Auspackenden bei dem Geſchäfte gut und ſorgfältig benommen. Der Voigtſche Bericht iſt in manchem Sinne belehrend, auch führt ſehr oft ein mißglückter Verſuch auf neue Entdeckungen. Mit Höchſtderoſelben gnädigſter Genehmigung will ich vorläufig Alles billigen, was derſelbe mit Zuziehung Otteny's zur Wiederherſtellung und Erhaltung der Maſchine vornehmen wird.

Geſtern, als den 27. verfügte mich in den Pelziſchen Steinbruch und belehrte mich genau über die mir ganz wieder aus dem Sinne gekommene Folge der Lager und Schichten.

---

*) Profeſſor der Phyſik in Jena.

Befragt über den Ort, wo die problematiſchen Steine vorgekommen, bezeichnete der Mann an der Stirn eines freiſtehenden Felſen eine Stelle, wo ein ziemlich tiefes, nicht gar weites Loch meiſt horizontal hereingegangen, welches man mit dem Schaufelſtiel habe unterſuchen können. Dieſe Vertiefung ſey bei einem in der Nähe angelegten Schuſſe mit herunter gekommen und er habe dieſe Stufen darin entdeckt und ſie ſelbſt noch vom Felſen losgemacht.

Daß die Stufen wirklich in dieſer Höhlung gefunden werden, will ich nicht in Zweifel ziehen, er mag ſie auch etwas von Sand und Unreinigkeit geſäubert haben; mit dem Geſteine aber waren ſie nicht verbunden, denn es ſind völlig fremde Mineralien, die ein Arbeiter vielleicht irgend wo hier aufgegriffen und in dieſe Höhlung verſteckt hat.

Von den beiden erſten Stücken denke ich noch wie vorher: No. 1. iſt ganz entſchieden aus dem Zwitterſtock bei Altenberga. Dieſes Mineral iſt deswegen merkwürdig, weil es in der uns bekannten übrigen Welt nicht wieder vorkommt. Ich lege ein friſches, von mir bei meinem letzten Beſuche dort erhaltenes Stück bei, welches bei Vergleichung als identiſch wird gefunden werden. Die ſpäter eingereichten Stücke ſind gezackte Kalkſpathe in ſehr feinen Tafeln. Der auf denſelben aufſitzende Bleiglanz deutet nach dem Harz, ob ich es gleich nicht behaupten will. Ich habe die Stücke numerirt und ſogleich an Lenz geſendet, ohne ihm den geringſten Fingerzeig zu geben, worauf es eigentlich ankommt. Sein Reſponſum lege ſogleich vor. Ew. Königl. Hoheit verzeihen, daß ich unſre geognoſtiſche Ehre gegen dieſen wunderbaren Zufall ſo hartnäckig vertheidige. Die eigentlichen wahren Merkwürdigkeiten jener Lagen ſollen nächſtens ſo genau als möglich auseinandergeſetzt werden.

Weimar den 29. Januar 1816. Goethe.

Randantwort.

„Du wirſt wohl einige Thaler daran wenden müſſen, um die Maſchine wieder in Stand zu ſetzen.

Mir iſt es ſehr lieb, daß Du die Pelzgeſchichte ſelbſt unterſucht haſt. Da das Neſt höchſtens 6 Schuh tief unter der Erde ſaß, ſo iſt es möglich, daß der gefundene Schatz geraubt war und von dem Räuber in eine lange Kluft, deren es ſo viele dorten herum giebt, verſteckt worden iſt. Der Zufall, ja ſelbſt der, daß der Schuß nichts zerſtört hat, iſt ſehr ſeltſam. Der Steinbruch ſelbſt iſt ſehr merkwürdig. Das wunderbare Sandlager unter den Felſenlagen!

Carl Auguſt.

10. An Goethe.

Weimar 11. Februar 1816.

Hier iſt das Bayeriſche perpetuum mobile. Wir wollen es si placet nach Jena ſchicken; an wen? das wird von Deiner Weisheit abhängen.

Carl Auguſt.

11. An Goethe.

Komm dieſen Abend gegen 7 Uhr und bringe was mit, auch beiliegende Zeichnungen, Graf Edling wird auch da ſeyn.

1816. Carl Auguſt.

12. An Goethe.

Erzeige mir den Gefallen, Döbereiner aufzugeben, daß er mir ſchreibe, wie Steinkohlentheer gemacht werde?

4. März 1816. Carl Auguſt.

13.

Ew. Königl. Hoheit lege ſo eben aus Wien erhaltene Papiere vor. Des Directors von Schreibers vorläufiger Bericht enthält mehrere Puncte:

1) den Ankauf und Transport von Schafen und Schweinen betreffend;
2) Verzeichniß der zur Abſendung beſtimmten naturhiſtoriſchen Gegenſtände;
3) Ankündigung einer Sammlung von Chromerzen;
4) Anfrage wegen der Fortſetzung von Jahns Herbarium;
5) Ankündigung und Verzeichniß der Seefiſche, welche abgehen ſollen.

Da mir von Darmſtadt auch ein monſtroſer Schädel geſendet worden und ich mir noch einen ausgebeten habe; ſo könnte dieſer zweite gar wohl gut eingepackt über Nürnberg nach Wien ſpedirt werden, um dieſem gefälligen Manne auch mit etwas Seltenem zu dienen.

31. März 1816. Goethe.

14.

Ew. Königl. Hoheit lege ein Promemoria des Bergraths Voigt vor, welcher von ſeiner Aufmerkſamkeit auf den ihm anvertrauten botaniſchen Garten zeugt. Die notirten Pflanzen betragen eine Summe von 37 Pflanzen. Er wünſcht, daß ſie unentgeltlich aus dem Garten zu Belvedere abgegeben werden möchten, welches ihm wohl zu verzeihen iſt, da er nicht weiß, wie wohl uns Ew. Königl. Hoheit geſetzt haben. Es hängt daher ganz von höchſter Entſcheidung ab.

den 31ſten März 1816. Goethe.

15. An Goethe.

3. April 1816.

Voigten habe ich auf Dich für ein Nachtquartier aſſignirt, Er iſt ſehr matt und morgen ſoll er ſich ſelbſt die Pflanzen in Belvedere ausſuchen.

Steinerten*) ſchicke ich mit Voigt zu Dir, um Abrede zu nehmen wegen eines kleinen Kellerhauſes mit eiſernen Fenſtern für den botaniſchen Garten, deſſen er höchlich bedarf. Es betrifft 6 Fenſter nach Belvederiſchem Maaß, welche pp. 250 Rthlr. koſten werden. Vielleicht weniger. Laß ſie machen, weil ſie unumgänglich nöthig ſind. Steinert kann die Sache ſehr gut dirigiren und anlegen.

Für D. Schreibers will ich einen Credit von 2000 Fl. W. W. bei Frieſen in Wien machen, welche von April zu April dauern, damit kann Schreibers die Auslagen für Botanik und dergleichen Aufträge beſtreiten; einen ſolchen Creditbrief werde ich Dir eheſtens für S. ſchicken.

Carl Auguſt.

---

*) Architect.

16. Ew. Königl. Hoheit erſehen gnädigſt aus der Beilage die glückliche Wiederherſtellung des galvaniſchen Pendel; die durch den Bruch der Säule gewonnene Einſicht in das Innere derſelben erſetzt reichlich die wenigen Koſten; ſie ſollen aus der Muſeumskaſſe bezahlt werden. Wegen einer größern ſolchen Säule, die geheime Hofrath Voigt wünſcht, läßt ſich wohl einmal mit den Profeſſoren und dem Mechanikus Abrede nehmen.

4ten April 1816. Goethe.

Randantwort.

Die Entdeckung iſt der etlichen Thaler werth, ein größerer Apparat, recht einfach und wohlfeil conſtruirt, würde vielleicht zu mehreren Kenntniſſen führen.

Carl Auguſt.

Bemerkung.

Iſt ſogleich wegen ein paar größern Säulen und deren Koſtenbetrag mit geheimen Hofrath Voigt communicirt worden. Goethe.

17. Ew. Königl. Hoheit gnädigſter Aeußerung zu Folge begebe mich heute nach Jena, um dort in Ruhe die bekannten Gegenſtände aufmerkſam zu betrachten und zu Höchſt Ihro Empfang Einiges vorzubereiten.

	Randantwort.
Das Silberpapier zur Zamboniſchen Säule hat in Jena noch nicht aufgetrieben werden können.	Da muß man eben Geduld haben und das Silberpapier einſtweilen beſtellen.
Die Catalogen habe auf die Bibliothek gegeben, ein Werk iſt angeſtrichen worden.	Hier ſind die Catalogen; um mit Both in Connexion zu kommen, habe ich Einiges bei ihm beſtellt und ihm auch Commiſſionen für Ackermann aufgegeben; die Correſpondenz geht durch Frege. Carl Auguſt.
In Hoffnung, mich Ihre Gegenwart bald zu erfreuen. Weimar d. 11. Mai 1816. unterthänigſt Goethe.	N. S. Morgen Abend komme ich nach Jena, wo ich Ew. Excellenz zu finden hoffe. Carl Auguſt.

18. Ew. Königl. Hoheit vermelde ſchuldigſt Nachſtehendes, was von einiger Bedeutung im meinem Kreiſe vorgefallen.

1) Die Zeichenſchule im Jägerhauſe iſt eröffnet worden und ſogleich hat ſich der Vortheil der Einrichtung hervorgethan, daß man die Schüler in Claſſen ordnete. Dadurch iſt die Ruhe auf einmal entſchieden und die Aufmerkſamkeit hergeſtellt. Der Eifer unter den Kindern iſt groß, wir wollen ſuchen dieſen Sommer über ſoviel Feuer in die

Sache zu bringen, daß der Winterfroſt allenfalls überwunden werden kann.

2) Das Heimiſche Cabinet iſt in ſieben Kiſten in Jena angelangt, die Einrichtung des Zimmers, wo es aufgeſtellt werden ſoll, durch Umſtände verzögert. Der Catalog zeigt von unglaublicher Aufmerkſamkeit des Mannes auf dieſe Gegenſtände.

3) Döbereiner richtet ſich ein. Seine große zielgemäße Thätigkeit macht Freude. Er ſpricht nicht ein Wort, das nicht belehrend wäre. Ew. Hoheit haben ihn gut gebettet und er wird uns bleiben.

4) Das Stück Garten, der Sternwarte gegenüber, laſſen wir nicht aus den Augen; die Forderung von 800 Thaler für 79 Quadratruthen Fläche iſt freilich unverſchämt.

5) Die Medaillen von Paris ſind auch zu uns gelangt. Ew. Hoheit haben ſie geſehen, man kann damit gar wohl zufrieden ſeyn. Das Gewand nimmt ſich recht gut aus, doch konnten wir uns mit dem vorgeſchlagenen Lorbeerkranze nicht befreunden und haben darauf geſtimmt, daß es bei der erſten Beſtellung ſein Bewenden haben möge.

Futterale ſind auch beſtellt, für die goldenen ſämmtlich, für die ſilbernen zwölf.

Weimar 19. Juli 1816. Unterthänigſt
Goethe.

19. Ew. Königl. Hoheit Gedanken, unſrer freien Zeichenſchule eine Vorſchule auf dem Gymnaſio, ſowie auf andern Schulanſtalten zu geben, habe ſogleich mit Meyer

und Peucer beſprochen. Erſterer wird darüber etwas aufſetzen, Letzterer wird zur Ausführung ſowohl, als ſeine Collegen gern die Hand bieten, um ſomehr, als das Oberconſiſtorium ſchon aus eigner Bewegung den Verſuch gemacht hat in Buttſtedt eine Zeichenſchule zu gründen, der recht gut gelungen iſt. Vorſchläge zur Einrichtung des Ganzen werden, ſobald ſie einigermaßen reif ſind, unterthänigſt vorgelegt werden.

Den 1ſten Band Wielandiſcher Briefe leſe ſchon mit großem Intereſſe. Sehr angenehm iſt es, die Natur, die man im Alter gekannt, in der Jugenderſcheinung zu ſehen. Sehr merkwürdig iſt die klare Selbſtkenntniß in ſo jungen Jahren. Die heitere Nachgiebigkeit und zähe Hartnäckigkeit, zwiſchen denen ſein Weſen ſich bis in die ſpäteſten Jahre bewegte, iſt auch hier ſchon ausgeſprochen.

Auf den nach Wien geſendeten Aufſatz die Achtermannshöhe betreffend, werfen Ew. Königl. Hoheit wohl einen Blick. Goethe.

20. An Goethe.

1) Döbereiner hatte mir dieſen Morgen das gedruckte Blatt*) geſchickt; ich ließ gleich Körnern kommen, dieſer ging auf die Rattenjagd und hat mir ſo eben ſchon eine Blaſe gebracht, der Hygrometer ſoll nun verſucht werden.

2) Der Reichenbachſche Theodolit iſt angekom-

---

*) Bekanntmachung eines Hygrometers aus Rattenblaſen.

men; ich habe ihn gleich an Körnern übergeben, weil er ein ſehr delicates Inſtrument iſt. Du wirſt ſchon beſtimmen, wennehr er an die Sternwarte abgegeben werden ſoll.

3) Laß doch Otteny einen Eiſen-Schmelzverſuch in dem Schmelzofen machen, der in der Küche des Jenaiſchen Schloſſes ſchon vor zwei Jahren gebaut und noch nie angezündet wurde.

4) Ich höre, daß Pflug*) in Jena ſich mit der Gasbeleuchtung wieder beſchäftigt. Ich habe Luſt, einen Verſuch im Großen, einer Straßenbeleuchtung zu machen und wollte dazu den Jenaiſchen Schloßhof hergeben, weil dorten Alles mehr beiſammen iſt, wie hier. Da aber bei dergleichen Verſuchen Alles auf die Direction ankömmt, ſo ſollte ich glauben, es wäre am beſten, dieſe Herrn von Münchow zu übertragen. Wenn Du dieſer Meinung wäreſt, ſo könnteſt Du ihn hierauf inſtruiren und ich wollte es auch ſelbſten thun, wenn er von Gotha wiederkehrend, hier durchkommt, welches, wie Körner ſagt, dieſe Woche erfolgen wird.

3. Octbr. 1816. Carl Auguſt.

Was die Chymiſten für wunderbares Zeug finden! ich laſſe jetzt eine Windfahne mit einem Electrometer bei Schöndorf aufrichten, die ſoll ein ächter Zeichendeuter werden.

Zwei Centner Steinkohlen können hier beim Caſtellan und Bauconducteur Kirchner verabfolgt und geholt werden. Zugleich bemerke ich, daß ich ſowohl mit Steinkohlen, als auch mit Holze die Gas-Beleuchtungs-Verſuche gemacht zu haben wünſchte.

---

*) Kupferſchmied in Jena

funden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Boßheit. Wenigſtens ſind die beyden letztern gewiß ſeltner.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maykäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M*** ſeinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannigfaltigkeit ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinettchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan,

21. An Goethe.

Beſtens danke ich für das Andenken an meine unglückliche Tochter *), die gerne länger gelebt hätte und deren Erhaltung zu wünſchen war. Morgen und Sonntag bin ich nicht zu Haus.

Wenn man nur den Codex der heiligen Hildegard geliehen bekommen könnte, um ihn ſelbſt zu bearbeiten. Ueber die Jagd nach der Nibelungen hat man die Hildegard vergeſſen. Es exiſtirt der Original-Codex und eine Copie deſſelben in Wiesbaden, ſchreibe doch an Miniſter von Marſchall, er möchte uns die Copie leihen, er hatte mir dieſes ſchon im vorigen Herbſt verſprochen.

November 1816. Carl Auguſt.

22. An Goethe.

Hundeshagens Antrag p^{to} der Fulda-Heſſiſchen Charte kommt mir ſehr wünſchenswerth. Erkundige Dich, wenn ich bitten darf, nach dem Preis und danke ihm für den ſchönen Riß von Straßburg.

Schreibers werde ich künftighin einen Credit in baarem Gelde machen.

Berka ſoll neu geboren werden, ein Jahr iſt freilich dabei verloren. Carl Auguſt.

23. An Goethe.

Hier ſchicke ich ein paar intereſſante Scripta von Dö-

---

*) Caroline, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin. S. Nr. 8. S. 173.

bereiner, die ich geſtern bekam. Erzeige mir den Gefallen, ihm beſtens für mich dafür zu danken. Auf die Heizung mit Dämpfen lege ich keinen Werth, denn wenn man auch eine momentane Wärme hervorbringen kann, ſo hört doch die Wärme auf, ſowie die Verdampfungs-Operation ſtille ſteht. Ich beſitze auch ſchöne Zeichnungen von einer Dampf-Vorrichtung, die bei Berlin in einem Treibhauſe angelegt wurde.

Aber was zu verfolgen der Mühe werth ſeyn könnte, iſt Döbereiners Vorſchlag, Licht durch Verbindung der Kohle mit Waſſer hervorzubringen. Ueber dieſen Gegenſtand laß Dich in Correſpondenz mit ihm ein, um zu hören, wie viel er glaubt, daß auf dieſe Verſuche müſſe verwendet werden, um bedeutende Reſultate hervorzubringen. Dazu wollte ich wohl etwas bewilligen.

Carl Auguſt.

24. Ew. Königl. Hoheit verlangten das Stück grünes Holz, welches von Coburg gekommen war, um es mit dem hieſigen zu vergleichen. Lenz hat mich deshalb nicht verſtanden, oder verſtehen wollen, weil er wahrſcheinlich befürchtet, es möchte nach Wien geſchickt werden.

Dem Hyoscyamus und Conſorten hingegeben, der Bettwärme empfohlen, werden doch manche kleine Geſchäfte abgethan.

Weimar den 5. December 1816. unterthänigſt

Goethe.

25. Ew. Königl. Hoheit genehmigen hierbei

1) Ein Verzeichniß des Mitgebrachten zu gnädiger Berichtigung und Nachträgen.

2) Die Abſchrift des Aufſatzes über Einwirkung der Electricität auf die Pflanzen. Es wäre wohl intereſſant nachzuverſuchen.

3) Einige Notiz über die Indianiſchen Vogelneſter.

4) Die Bibliotheque Britannique und universelle betreffend.

Sonſt noch Manches iſt geordnet und vorbereitet, weshalb gnädigſte Aufforderung und Stundbeſtimmung erbitte.

Der ſilberne Hirſch ſetzt jedermann in Erſtaunen, auf welche Weiſe er gefertigt worden? ſind ſo viel Meinungen als Beſchauer.

Weimar den 23. September 1817. unterthänigſt
Goethe.

Randantwort.

Beilagen danknehmigſt remittirend, wünſche ich den Sonntag Vormittag ambulando Ew. Liebden zu ſehen.

Carl Auguſt.

26. An den Großherzog.	Randantwort.
1) Aus beiliegendem Engliſchen Briefe erſehen Ew. Königl. Hoheit, daß dieſer Erzkenner den Ringſtein für ein Artefact erklärt. Wunderbar iſt es, daß ein durchrei-	Dieſes Räthſel kann noch nicht ganz gelöſet werden. Um indeſſen es etwas näher dem hellen Tageslicht zu bringen, ſo ſetze ich folgende Anfangsbuchſtaben hierher,

ſender Kunſtkenner, welchem ich ihn vorlegte, gleicher Meinung war. Ich kann mich aber dennoch nicht conformiren; denn wäre es ein chemiſches Product, ſo müßte man es als Glas anſprechen, das doch dieſe Härte nicht hat, indem ich der Rückſeite mit dem beſten engliſchen Stahl nichts anhaben konnte. Meo voto iſt es daher ein ſtreifiges Quarz-Geſtein, deren es manche, obgleich von andern Farben unter den Mecklenburgiſchen gibt. Eine kleine Abweichung könnte gar wohl vorkommen.

2) Das beigelegte Schreiben des ꝛc. R., braſilianiſche Vogelbälge, als Geſchenk J. Kaiſerl. Hoheit der Frau Großfürſtinn, ankündigend, veranlaßt mich, ferner Ew. Königl. Hoheit Befehle zu erbitten. Die Vogelbälge

nehmlich das Juwel iſt ausgeſucht,

D E S q. d. C. O z B. *)

Im Glauben, daß die Bälge noch hier wären, hatte ich geradezu bei dem Conditor beſtellt, ſie zu ſtopfen. Da ſie aber von Jena erſt wiederkommen, ſo ändert ſich die Sache etwas und es wird daher recht gut ſeyn, ſich mit

---

*) Ueber die Bedeutung dieſer Buchſtaben iſt nicht nachzukommen geweſen.

werden in dieſen Tagen wieder hier ſeyn. Soll ich

a) Stengern*) kommen laſſen?

b) die Sache mit ihm beſprechen?

c) von ihm vernehmen, in wiefern er die Vögel, ihre Art und Weiſe kennt?

d) ihm auf der Bibliothek Abbildungen derſelben vorlegen laſſen?

e) mit ihm einen Accord machen?

f) wäre zu beſtimmen, wie man ſie aufſtellte? Einzelne Glas-Käſten ſind koſtſpielig und nehmen gar zu viel Raum weg. Ich erinnere mich dunkel, ſie irgendwo in Glasſchränken, auf beweglichen Stäben geſehen zu haben, doch iſt mir der Mechanismus nicht mehr deutlich; vielleicht iſt Höchſtdenſelben aus Paris eine ſolche Veranſtaltung gegenwärtig.

Stengern auf einen ſichern Fuß p^{to} der Bezahlung zu ſetzen. Die nöthigen Bücher, wie Buffon, Baillant ꝛc. müſſen von der Bibliothek dazu gegeben werden.

Die Thiere ſelbſt werden auf Draht ſtehend auf ein Brettchen, oder hölzernes Poſtamentchen geſtellt und dann in großen Glasſchränken verwahrt, in welche viele dieſer Exemplare gehen. Eigentlich müſſen alle Klunſen im Schranke verklebt werden. In dieſer Manier werden in Paris und Wien die Vögel und dergleichen aufgehoben.

Carl Auguſt.

---

*) einen im Ausſtopfen geſchickten ehemaligen Hofconditer zu Weimar.

Hofrath Voigt müßte auf alle Fälle Auskunft geben können.

Weimar d. 1. März 1819.

Goethe.

27. An Goethe.

19. October 1820.

Ich habe mir ſeit geſtern Abend den Kopf zerbrochen, um mich zu beſinnen, wenn und warum ich Coburger-Holzſteine verlangt hätte: endlich iſt's mir eingefallen. Im Kaiſerl. Cabinete zu Wien haben ſie nur wenig bedeutende Stücke von grünem Coburger-Holz-Stein und ich verſprach Schreibers, ihm ein gutes Stück zu ſchaffen. Das habe ich Lenzen bei meiner Rückkunft geſagt. Wir wollen doch warten, ehe etwas nach Wien geſchickt wird, ob R. ein recht grünes Stück, wie er verſpricht, im Frühjahre verſchafft; die Exemplare, die bei mir liegen, ſcheinen nicht recht dieſe Farbe zu beſitzen. Wenn ich nur jemanden hier wüßte, der ſie anſchleifen könnte. Danke doch R. recht ſehr und bitte ihn, Wort zu halten.

Hoffentlich ſehe ich Dich balde; was Dich im Arme plagt, zwickt mich in der linken Hüfte: lauter fructus belli.

Carl Auguſt.

Ich möchte nur gern das ſchöne Stück aus dem Jenaiſchen Muſeum mit denen vergleichen, die ich neulich bekam. Lenz kann gewiß ſeyn, daß er ſein Exemplar nicht verlieren ſoll.

Carl Auguſt.

28. Ew. Königl. Hoheit lege hierbei eine freundliche Sendung vor, welche Blumenbach, im dankbaren Andenken gnädigſter Aufnahme und manches angenehmen Gaſt-Geſchenkes, überſendet hat, indem er zugleich meldet wie folgt:

„Ich ſchicke hiermit

a) den Neuholländiſchen Topas, den S. Königl. Hoheit der Großherzog für das reiche Jenaiſche Muſeum erwartet.

b) ein Döschen aus dem durch achtzehnhundertjähriges Alter und Einwirkung des Moors ſehr veränderten Eichenholz, von den neulich wiedergefundenen und viel beſprochenen pontibus longis, die Domitius anliegen ließ und ſich etliche Stunden lang von Drenthe bis Meppen erſtrecken. Ich lege ein rohes Stück bei, das die Textur beſſer zeigt, wonach es von Förſtern und Tiſchlern, die es bei mir geſehen, meiſt erſt für Eichen angeſprochen, dann aber doch für Fohren anerkannt worden; und

c) ein Ungeziefer, das mir große Freude gemacht hat; die den Muſen geheiligte, von den alten Dichtern gefeierte, von Phidias in Erz gearbeitete, bei den Hellenen in Gold als Haarſchmuck getragene ächte Cicada graeca, die mir einer meiner Zuhörer aus ſeiner Heimath, Chios, kommen laſſen und die von den bekannten Gattungen dieſes Geſchlechts (ornis, plebeja), die man ſonſt dafür genommen, ſpecifiſch verſchieden iſt. So wie ſie wohl ſchon (z. B. von Addiſſon in ſeinem Anakreon S. 43.) mit Heuſchrecken verwechſelt worden.“

Weimar den 19. Decbr. 1820. unterthänigſt

Goethe.

Randantwort.

„Das ſind recht erfreuliche Sachen! ich dächte No. 1. käme nach Jena ins Cabinet No. 2. 3. aber hier auf die Bibliothek in die Raritäts-Kammer. Der Helleniſche Muckvogel verdient wohl ein ausgezeichnetes Gehäuſe.

Gelegentlich denke ich Blumenbach die goldene Medaille zu ſenden, bei einem ſo berühmten Manne wirkt ſo ein Andenken beſtens.

Eheſtens ſchicke ich Dir die neueſten Dittmarſchen Impreſſen, wo doch viele ſchöne Anſichten zu finden ſind. Neulich haſt Du einen Brief von Brandes in Breslau und von noch jemanden, an mich gerichtet, von mir zugeſendet bekommen; was iſt's damit? ich habe ihn nicht recht aufmerkſam geleſen.

Carl Auguſt.

29. An Goethe.

Es iſt eine eigne Sache mit dem Buche über das Himalaya-Gebirge, welches mir Artaria geſchickt hat. In der Hüttnerſchen Correſpondenz vom Juni iſt dieſes koſtbare Werk angezeigt und ich habe es vorgeſtrichen, deswegen ſteht zu vermuthen, daß es beſtellt iſt, N. kann aber nichts darüber finden und deswegen glauben wir, daß Du es in unſrer Abweſenheit beſtellt haſt. Indeſſen wäre dieß geſchehen, ſo müßte es ſchon alleweile hier ſeyn. Dazu kommt, daß nach Hüttners Angabe das Prachtwerk 21 Pf. Sterl. koſtet, das Artariaſche iſt um 50 Thaler theurer. Nun bin ich zweifelhaft, ob ich es nicht lieber bei

Hüttnern beſtellen und das gegenwärtige Exemplar an Artaria zurückſchicken ſollte.

Die Tabellen ſind ſehr hübſch.

24. Decbr. 1820. Carl Auguſt.

30. Ew. Königl. Hoheit wird ſich als höchſt wahrſcheinlich, ja bis zur Gewißheit beſtätigen, daß das fragliche Werk nicht verſchrieben worden. Aus denen von mir über dieſes Geſchäft geführten Acten ergibt ſich, daß N. mir vor ſeiner Abreiſe zwei Bücher namentlich angezeigt, welche ich auf Höchſt Ihren Befehl von London verſchreiben ſollen. Dieſe beiden Bücher ſind auch in dem Hüttnerſchen Litteratur-Bericht von Ew. Königl. Hoheit mit ſchwarzer Tinte vorgeſtrichen und von mir nachher mit einem Strich rother Tinte bezeichnet worden, auch findet ſich das Concept eines Schreibens an Hüttner, worin ich die beiden Bücher wirklich beſtelle, welche denn auch zu gerechter Zeit angekommen ſind.

Das fragliche Prachtwerk dagegen iſt weit früher in den litterariſchen Berichten angezeigt und von Ew. Königl. Hoheit mit Bleiſtift vorgeſtrichen; hätte ich es beſtellt, ſo würde ich es auch mit rother Tinte vorgeſtrichen haben und in dem Schreiben an Hüttner würde davon Meldung ſeyn, ſowie in ſeinen Antworten. Woraus denn folgen möchte, daß dieſes Werk, zwiſchen die Nſche und meine Beſorgung innenfallend, nicht beſtellt worden iſt. N. hat die Acten und Papiere in Händen und kann ſie, auf Befehl, vorlegen. Auf alle Fälle jedoch würde die Zurückſendung des Werks an Artaria und eine Beſtellung in England bei Hüttner, beſonders auch wegen des wohlfeilen Preiſes, vielleicht am räthlichſten ſeyn.

Weimar den 25. December 1820. Goethe.

31. Königl. Hoheit! In meinen Tagebüchern finde notirt, daß der fragliche Brief am 17ten November vorigen Jahrs Höchſtdenenſelben zurückgeſendet; vielleicht führt dieſes auf die Spur, wie ich denn auch das Verzeichniß der Antwerpener Ausſtellung aufzufinden hoffe. Ich erhielt es in Jena und die darin oft vorkommende ſchöne Anthia intereſſirte mich ſo ſehr, daß ich ihre Liebesabentheuer mit dem gleich ſchönen Abrokomas fleißig ſtudirte, um den Bezug auf die ausgeſtellten Bilder deſto beſſer einzuſehen.

Das gegenwärtig angekommene Gemälde iſt nur kurz angezeigt, ungefähr wie folgt:

> „Juſtus Lipſius arbeitet, als literariſcher Gehülfe und Corrector in der Blandinſchen Druckerei, ihm wird von der Hausfrau der junge Rubens in eben dem Zimmer vorgeſtellt, welches noch bis auf den heutigen Tag in ſeinem alten Zuſtande gelaſſen worden, wie es denn auch der Künſtler zum Schauplatz ſeines Bildes mit allem Detail nachgebildet hat."

Hofrath Meyer weiß nicht Gutes genug von dem Bilde zu ſagen und erbittet ſich die Erlaubniß, ſolches im nächſten Hefte*) nach Würden anzuzeigen. Indeſſen wird es wohlgethan ſeyn, eine Beſchreibung des Bildes zu Gunſten nur ſeit den Paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

---

*) von Kunſt und Alterthum.

Am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jeßt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückder Beſchauer aufzuſetzen. Wir legen ſie in dieſen Tagen Höchſtdenenſelben zur Prüfung vor und man könnte ſie dem Caſtellan zu eigner und fremder Belehrung alsdann einhändigen.

Weimar 22. Januar 1821. Unterthänigſt
Goethe.

Randantwort.

Hierbei iſt folgendes zu bemerken, welches auf N's. Ausſage beruht:

1) die Familie ſchreibt ſich mit einen P. Plantin.

2) Plantin, der Sohn, will Juſtus Lipſius malen laſſen und läßt deswegen den jungen Rubens, vor ſeiner Reiſe nach Italien an Juſtus Lipſius in letzteres Arbeitszimmer vorſtellen und zwar

3) durch ſeine Tochter.

4) Ueber der Thür, die in die Druckerei führt, iſt das Portrait des Stifters derſelben, des Vaters Plantin, befindlich, welches, ni fallor, von Rubens gemacht iſt.

Ich kann den Brief von van Brée ſchlechterdings nicht finden.

5) Vor Juſtus Lipſius, über ſeinem Schreibtiſche, ſteht die Copie der Bildſäule der wunderthätigen Mutter-Gottes in Hal, la Dame de Hal. Juſtus Lipſius hat ihr eine Schreibfeder gewidmet, die unter der Statue hängt.

N. und ich können uns nicht beſinnen, wie die Druckerei jetzt heißt, das wird ſich wohl finden.

Weimar den 22. Januar 1821. Carl Auguſt.

32. An Goethe.

2. Februar 1821.

Beiliegende Rapports des Obſervators zu Schöndorf habe ich bloß in Anſehung des Barometer-Standes der letzten Woche genau durchgeſehen und ihn auf eine unglaubliche Weiſe verſchieden von denjenigen barometriſchen Ständen gefunden, die ich an dem meinigen täglich mehrmalen beobachtet habe. Bei mir war das Barometer bis auf 28′ 3″ geſtiegen, in Schöndorf zeigt aber nur das Barometer höchſtens 27′ 8″. Auf ſoviel kann die höhere Lage Schöndorfs nicht einfließen. Auf der hieſigen Bibliothek wird angeblich täglich zu verſchiedenen Tageszeiten obſervirt und eingeſchrieben, aber nie iſt noch ein Reſultat davon geliefert worden. Jetzt wäre es doch Zeit, dieſes Eingeſchriebene einmal zum Leben zu bringen, zu erfahren, was auf hieſiger Bibliothek im verfloſſenen Monat Januar obſervirt iſt worden; beſorge dieſes. Carl Auguſt.

33. An Goethe.

21. Februar 1821.

Schreibers könnte mir einen Gefallen thun, wenn er mir ein Inſtrument ſchaffte, das in Wien gemacht wird. Es iſt ein ſogenannter Wollmeſſer, nämlich eine Maſchine, in der unter einem Microſcop Fäden von Wolle geſpannt werden, um deren Feine und Eigenſchaften nach einem gewiſſen Maaßſtabe zu meſſen und zu beurtheilen. Ich hatte einen ſolchen von Wien mitgebracht. N. hat ihn mir aber geſchnipſt. Carl Auguſt.

34. Ew. Königl. Hoheit wird beikommende Sendung nicht unintereſſant ſeyn.

Und ſo verfehle auch nicht, bei dieſer Gelegenheit um Verzeihung zu bitten, wenn ich einer Einladung zum Anblick einer ſeltſamen Natur-Verirrung nicht Folge leiſtete. Abneigung gegen alles Pathologiſche ſcheint ſich mit den Jahren immer mehr zu verſtärken, deshalb ich wohl Nachſicht hoffen darf.

Weimar den 25. Februar 1821. Goethe.

	Randantwort.
35. Ew. Königl. Hoheit werden beikommende botaniſche Zeitung gewiß mit Vergnügen durchblättern, ſie hat einen eignen oberdeutſchen Character, eine gewiſſe naive Liberalität, anſtatt daß unſre lieben Norddeutſchen ſich in einem geſpannten Zuſtande befinden. Man ſehe die neuſten Verhältniſſe zwiſchen S. T. W. und andere, woran man ſich wenig erfreuen kann und die Wiſſenſchaft auch nichts gewinnt.	Ich kenne dieſe Verhältniſſe nicht. Es ſcheint, daß wir in unſrer Gegend uns auch etwas norddeutſch iſolirt halten und für gemeinnützige Erſchaffungen, in Jena wenigſtens, nicht das Punctum saliens treffen können.
2) Aus den meteorologiſchen Blättern geht hervor, daß unſre Jenenſer die Sa-	Die zu dieſem §. gehörigen Beilagen ſind ſehr hübſch und werden zu der

che immer mehr mit Sorgfalt und Liebe behandeln.

3) Bemerke gelegentlich, daß Dr. Bran in Jena die ihm nun ſeit 14 Monaten geliehenen Bücher nach, wie es mir ſcheint, zweckmäßigem Gebrauche mit größtem Dank, nach und nach, ſämmtlich wohlbehalten, zurückgeliefert hat, die denn auch an Großherzogliche Bibliothek von mir abgeliefert worden ſind. Nun bittet er in ſeinem letzten Schreiben um Belzoni, wenn auch ohne die Kupfer; da ich mich nun aber nicht ermächtige, ohne Höchſtderſelben Erlaubniß ein ſolches Werk einem Privatmann anzuvertrauen, ſo will deshalb hierdurch geziemend angefragt haben.

Zu Gunſt und Gnaden mich empfehlend.

Weimar d. 14. März 1821.

Goethe.

projectirten meteorologiſchen Zeitſchrift von Brandes ſchöne Beiträge liefern.

Belzoni und ſelbſt auch Frazer, mit und ohne Kupfer, ſtehen Branen ſehr zu Dienſten.

eod. **Carl Auguſt.**

Und doch iſt es nicht zu verantworten, daß du den Hermaphroditen nicht geſehn haſt.

36. Ew. Königl. Hoheit die Magnetnadel dankbar zurückſendend lege ich

1) die Mittheilung Seebecks bei, deren erſte Blätter ſich auf die Farbenlehre, vom Zeichen an jedoch auf den neu entdeckten Magnetismus beziehen; Aufſatz und Tafeln geben wenigſtens einen allgemeinen Begriff. Ich will nun ſehen, ob unſere Jenenſer dieſe Erſcheinungen gleichfalls hervorbringen werden; woran ich nicht zweifle, wenn man ihnen zum Apparat Gelegenheit giebt.

2) Ferner vermelde, daß Müller, Vater und Sohn, eifrig bemüht ſind, das lithographiſche Heft auf Jubilate zu liefern; ich ſchreibe ſo eben die dazu nöthige Einleitung und Erklärung. Das Ganze herzuſtellen ſind noch 300 Thaler erforderlich. Da jedoch dieſe Summe durch den Verkauf von 200 Exemplaren ſchon gedeckt iſt, ſo bringt das dritte Hundert reinen Gewinn und man glaubt vorauszuſehen, daß das folgende Heft ohne weitere Auslage veranſtaltet werden kann. Wobei zugleich die Ausſicht bliebe, daß der erſte Aufwand auch wieder erſtattet würde.

Wollten ſodann Ew. Hoheit dieſe kleine Summe als Fonds der Anſtalt widmen, ſo ließe ſich nach und nach gar Manches in Zeiten vorſehen. Es müßte ein anſehnlicher Vorrath Papier beigeſchafft werden, daß jede Platte, gleich wie ſie fertig iſt, abgedruckt würde, weil die Steine nicht, wie Kupferplatten, bequem aufgehoben werden können, ſondern gar leicht der Verderbniß unterliegen.

Wobei noch ſchließlich bemerke, daß wir einen guten

Abſatz hoffen dürfen, weil bisher ſchon viele Nachfrage geſchehen.

3) Mir iſt gemeldet worden, daß Höchſtdieſelben, bei Ihro Aufenthalt in Jena mehr Aufmerkſamkeit auf die außerordentlichen und zufälligen Meteore den Himmelskundigen empfohlen. Ich habe ſogleich eine Anordnung getroffen, wodurch der Zweck größtentheils erreicht und zu jedem Monatsbericht auch hierüber Bemerkungen erfolgen können. Nächſtens überreiche eine Abſchrift, welche Höchſtdieſelben auch wohl Ihren andern Meteorologen mitzutheilen geruhen.

Weimar den 19. April 1821. Goethe.

37. An Goethe.

30. Mai 1821.

Durch eine zufällige Frage des Kirchenraths Danz zu Jena nach einer der Bibraſchen Karten, welche ſonſt in der Büttnerſchen Bibliothek war und jetzt in der Militairbibliothek befindlich iſt, wurde eine dritte in einer Rumpelkammer entdeckt, welche noch älter wie die zwei Karten von Bibra iſt, ſie datirt vom Jahre 1495. Ich habe ſie zu mir genommen, ſie wird geputzt und reſtaurirt und der Dr. Haſſel ſtudirt jetzt daran, um den Autor herauszubringen. Es iſt eine Weltküſten-Karte, auf Pergament gezeichnet und mit einem Firniß überzogen und Spaniſch beſchrieben. Auf dem Zettel, den ich unterſchrieben habe, wird ſie eine Karte von Bibra genannt, aber fälſchlich. Dieſer Fehler möchte wohl zu ändern ſeyn. Vor der Hand iſt ſie noch anonym und könnte unter dem Titel einer Spaniſchen Weltküſten=Karte vom Jahre 1495 paſſiren.

Um Mylius in Mailand Briefe bitte ich, da ich ſie beantworten muß. Vor Anfang künftiger Woche reiſe ich nicht ab. Lebe wohl. Carl Auguſt.

38. An Goethe.

Ich weiß nicht recht, ob ich Dich von der bevorſtehenden Ankunft des Kopfes, der Haut und der Knochen des ſelig verblichenen Mufflons in Wilhelmsthal avertirt habe. Sie ſollen von Eiſenach an Dich geſendet werden; ſchicke ſie nur an Renner. Der Mufflon iſt eigentlich ein corſiſcher Schaafbock, der aber dem Rehe ſehr ähnelt und kurze Haare hat. Er hatte ſich mit Fettſchwanz=Schaafen und auch mit inländiſchen begattet. Die Lämmer ſind ſehr fett und tragen kurze Seide unter langer Wolle.

In der Rumpelkammer in Jena, wo ich die Karte fand, iſt auch das Portrait von Justus Lipsius erſchnobert worden; auf dieſem aber iſt er ſehr blond.

Hier iſt eine Raupe von ſonderbarem Geſpinnſte, auf dem Kirchhofe gefunden. Die Raupe ſoll grau geweſen ſeyn, mit einem weißen Striche auf dem Rücken. Man glaubt, es ſey die des Todtenkopf=Schmetterlings.

Carl Auguſt.

39. An Goethe.

22. Mai 1821.

Ein vor vier Jahren gegebener Auftrag iſt ſeit vorgeſtern durch die Beilagen erfüllt worden. Erzeige mir den Gefallen, an N. in N. zu antworten und ihn zu fragen, was ich Fuchſen in Cölln bezahlen ſoll. Die Fenſter ſind mit einziger Genauigkeit und Geſchmack nachgezeichnet worden.

Körners Beginnen iſt ſehr löblich, indeſſen bin ich der Meinung, daß Ilmenau ein viel bedeutenderer Punct für meteorologiſche Beobachtungen iſt, wie Allſtedt, welches wohl zu den neutralen gerechnet werden möchte. Ein wahres Unglück in Jena iſt, daß die Leute die Hülfsmittel nie finden können, um etwas zuſammen zu bringen, an meteorologiſchen gedruckten Obſervationen fehlt es gar nicht, da jede Zeitung und die meiſten Journale dergleichen enthalten. N. ſcheint ein Bißchen gar ſchläfrig zu ſeyn. Von Brandes in Breslau Projecten habe ich gar nichts in Jena erfahren können.

Carl Auguſt.

40. Ew. Königl. Hoheit werfen einen gnädigen Blick 1) auf beikommende Tagebücher; ſie ſind, wie Höchſtdenenſelben ſchon früher vorgetragen, um mehrerer Zwecke willen beliebt und angeordnet worden. Der Gang des Geſchäfts läßt ſich, auch in der Ferne, dadurch beobachten und beurtheilen; eine klare Ueberſicht bleibt den Nachkommen und man wird in den Stand geſetzt, eine detaillirte Geſchichte der wichtigen Vermehrung, Herſtellung und Anord-

nung zu ſchreiben, worauf Profeſſor Güldenapfel ſich ſchon im Voraus freut.

Nicht unangenehm wird in dem Compterſchen Tagebuche zu bemerken ſeyn, daß auch er die atmoſphäriſchen Erſcheinungen mit Intereſſe betrachtet und umſtändlich aufzeichnet; vielleicht wäre gefällig, ein Barometer, Thermometer ꝛc. hinüber zu ſtiften, der Conformität mit den übrigen Anſtalten zu Liebe. Eine Abſchrift könnte jedesmal zu Ende des Monats an die Sternwarte gegeben werden.

2) An N. in N. iſt die Anfrage ergangen.

3) Nöthigt mich eine abermalige Erinnerung des Bergraths Lenz beſcheiden anzufragen:

> ob Höchſtdieſelben nicht zwei Verdienſt-Medaillen nachgenannten Ungarn verleihen möchten?

Zum Zeugniß, wie wohl ſie es bisher mit unſerer Sammlung gemeint, legt er ein grünes Buch bei, in welchem, zwiſchen zwei gelben Zeichen, die bedeutenden Gaben dieſer Männer aufgeführt ſind.

Irre ich nicht, ſo hat Lenz dieſen wackern Leuten Hoffnung auf eine ſolche Auszeichnung gemacht und erwartet fernere Beiträge, die nun auszubleiben ſcheinen.

4) Unterlaſſen kann ich nicht, meinen verpflichtetſten Dank für die Entbindung Güldenapfels von der Caution abzuſtatten; es befreit ihn von jeder Sorge für die Zukunft, indem es ihm für die Gegenwart eine freiere Stellung gibt und ihn ſelbſtſtändiger macht. Die gute Wirkung dieſer Gnade wird ſich gewiß in der Folge manifeſtiren.

Vor Höchſt Ihro Abreiſe gnädigſte Erlaubniß, aufzuwarten, hoffend

Weimar den 29. Mai 1821. unterthänigſt
Goethe.

Randantwort.

ad 1) Der Fleiß und die Ordnungsliebe ſind ausgezeichnet in den Beilagen zu bemerken und der geheime Referendar **Helbig** ſoll beſorgen, daß ein Thermometer und ein Barometer an die Jenaiſche Bibliothek abgeliefert werde.

ad 3) hier liegen zwei ſilberne Medaillen bei für die genannten Ungarn. Carl Auguſt.

41. Ew. Königl. Hoheit genehmigen hierbei

1) die merkwürdig eingeſponnene Raupe mag wohl ein Nachtvogel ſeyn; man wird ſie bei ihrer Entfaltung ſorgfältig beobachten. Der Mufflon iſt noch nicht angekommen, er ſoll baldigſt an Renner ſpedirt werden.

2) der neue Knochenfund iſt ſehr bedeutend:

a) ein unterer Pferdekiefer wohl erhalten,

b) das Hufbein (ſelten),

c) Backzähne, auf ſehr große Hirſche deutend,

d) Ein Bären-Eckzahn, äußerſt ſelten in dieſer Gegend,

e) Mehrere Zähne des Paläotherium, Alles in Tuffſand, locker eingehüllt. Sie ſollen ſogleich in das Jenaiſche oſteologiſche Muſeum geſtiftet werden und Renner wird ſie näher unterſuchen.

Die Arbeiter werden wohl ferner aufmerkſam ſeyn.

chen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft, und denke: ach, könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel

3) Wird die Jenaiſche Rumpelkammer, bei näherer Durchſicht, dieſen Sommer über, vielleicht noch manches Brauchbare liefern.

Weimar den 1. Juni 1821. unterthänigſt
Goethe.

42. An Goethe.

Das heutige abgelieferte Ochſen-Skelet *) iſt aus dem Torfmoore bei Haßleben. Carl Auguſt.

43. Ew. Königl. Hoheit den eingegangenen Nſchen Brief dankbarlichſt zurückſendend, finde mich höchſt verpflichtet, daß Sie die Stücke von Kunſt und Alterthum nach Mailand mittheilen wollen.

Ich habe Manzoni gegen Italiener und Engländer treulich vertheidigt, wegen ſeines Grafen Carmagnola und er iſt gerade ein Naturell und Talent, welches dergleichen bedarf; er geht ruhig ſeinen Weg und ich wüßte ihn kaum polemiſch zu denken; das neue Gedicht iſt völlig in ſeiner individuellen Art, er bleibt ſich durchaus ganz gleich und vortrefflich.

Ein auf wenige Data berichtigtes Verhältniß von Jena zu Tepl lege bei; nächſtens wird ſich's reiner ausarbeiten laſſen, da die geiſtlichen Herrn ihre ſehr ſorgfältig geführten Tabellen auf die Monate Juli, Auguſt, September eingeſchickt.

Mit der ſchleſiſch-vaterländiſchen Geſellſchaft, wo

---

*) Skelet eines Urſtiers.

Brandes, als Mitglied der phyſikaliſchen Section, von Zeit zu Zeit ſeine Beobachtungen vorträgt, ſetzen wir uns durch Friedrich von Stein in gleiches Verhältniß.

Brief und Sendung von Schreibers zu Wien geben eine angenehme Ausſicht; ich bin voll Verlangen auf den nächſten Transport, auf den Schädel und braſilianiſchen Producte.

Nächſtens zu ferneren Vorträgen gnädigſte Erlaubniß erbittend.

Weimar den 13. Januar 1823. Goethe.

Randantwort.

14. Januar 1822.

Dir beiliegendes dankbarlichſt remittirend, bemerke ich, daß Herr Schreibers wohl einige Broſamen, die von dem Kaiſerl. Königl. Tiſche fallen, uns zukommen laſſen könnte. Vielleicht kommt v. Eſchwege, der Braſilianiſche Bergdirector, von Caſſel, wo er jetzt iſt, her und bringt uns etwas Merkwürdiges.

Aus der Verbindung mit der Schleſiſch-vaterländiſchen Geſellſchaft verſpreche ich mir viel Erſprießliches für die ſo wünſchenswerthen und bis jetzt noch ſo mangelhaften Reſultate unſrer häufigen Obſervationen.

Sollten nicht mit der Jenaiſchen Literaturzeitung, oder mit denen nun endlich zu Stande kommenden academiſchen Annalen die monatlichen meteorologiſchen Tabellen oder die 1jährigen ausgegeben werden können? S. m.

Carl Auguſt.

44. An Goethe.

Fabian Sebaſtian 1822.

Nöthig iſt es wirklich, daß du Hrn. N. ernſtlich in's Gewiſſen redeſt und meine ihm von mir gegebene Lection fortſetzeſt. Er iſt gar zu leichtſinnig und copirt ſtockſchlechte Vorbilder ſo viel, wie gute, ohne alle Rückſicht. So brachte er mir neulich das Bild vom ꝛc. S., das dergeſtalt ſchlecht gezeichnet war, daß wirklich der Menſchenverſtand drinnen fehlte; zum Beiſpiel ſteht das Kinn ganz außer der Mittellinie des Kopfs, ganz nach der linken Seite hin und zwiſchen Backen und Naſe iſt ein breiter ſchwarzer Schmitz, der wie ein Scalp ausſieht, als wenn aus dieſem ausgeſchnittenen Stück Haut eine neue Naſe wäre gemacht worden. Ich warf ihm dieſe groben Fehler vor, er geſtand ſie ein, entſchuldigte ſich aber damit, daß er die Zeichnung treu copirt habe. Ich erwiederte, daß das in der Chineſiſchen Kleidermacher-Manier ſey, die neue Kleider geflickt darſtellten, wenn die Originale, nach denen ſie arbeiteten, geſtückt und geflickt wären und daß er ſich ſchämen ſollte, nach ſolchen ſchlechten Verzeichnungen zu arbeiten; er dürfe nichts Schlechtes darſtellen, wenn er geehrt ſeyn wolle. Wenn ihm nicht dieſes Ehrgefühl ordentlich eingeprägt wird, ſo iſt Hopfen und Malz an ihm verloren.

Carl Auguſt.

Südwind ſeit vorigen Sonnabend und allerhand Witterung dabei! der Barometer ſtand pp. auf dem Mittlern.

Geſtern 1645 Haſen geſchoſſen.

45. An Goethe.

Hier iſt endlich, nach mehreren Hin- und Herſchreiben die Liſte der Mineralien gekommen, die aus dem Finſterberg ich dieſen Sommer nach Jena aufs Muſeum gab. Hier ſind noch einige Engliſche Münzen für unſer Münz-Cabinet.

Weimar den 7. Februar 1822.

Carl Auguſt.

46. An Goethe.

Weimar den 21. Februar 1822.

Für die Saamen bin ich Schreibers ſehr verbunden. Es ſcheinen lauter neue Sorten zu ſeyn. Ich bitte ihm zu danken und ihn zu fragen, ob keine Saamen von der Araucaria excelsa und von Artocarpus nach Wien gekommen ſeyen? Hr. von Eſchwege behauptet, er hätte von der erſten Pflanze öfters Saamen nach Deutſchland geſchickt, an mehrere Perſonen, auch an ſeinen Bruder, er wäre aber nie aufgegangen. Wenn Gelegenheit nach Braſilien hinüber ginge, ſo möchte Schreibers doch von beiden Pflanzen einen hübſchen Vorrath beſtellen. Der von der Araucaria excelsa aber müßte wohl, nach meinem Bedünken, in den Zapfen transportirt werden.

Auf das Hornvieh *) bin ich neugierig. Sonntag gegen Mittag warte ich auf und freue mich ſchon im Voraus auf die ſchöne Ordnung, von welcher H. mir nicht genug Rühmens machen kann.

---

*) Das im [illegible] [illegible] [illegible].

Ich habe heute von der Wittwe B. die 24 Bände Encyclopädie, um die Du ſchon einmal gehandelt haſt, für 100 Rthlr. gekauft, verleibe dieſes ſchön gebundene Exemplar der hieſigen Bibliothek und dafür unſer altes an die Jenaiſche Bibliothek. Die Sendung dahin bitte beſorgen zu laſſen.
Carl Auguſt.

47. An Goethe.

Weimar den 22. März 1822.

Erzeige mir den Gefallen, dem Profeſſor Sprengel zu antworten und ihm zu ſchreiben, daß ich Dir übertragen hätte, ihm zu verſichern, daß es mir ſehr angenehm geweſen wäre, ſeine perſönliche Bekanntſchaft gemacht zu haben, daß ich ihm für ſein Buch, botaniſche Entdeckungen, und für die nähern Beſtimmungen der Caſuarinen in Belvedere beſtens dankte. Was ſeine Wünſche wegen der Benutzung der hieſigen Bibliothek beträfe, ſo hätte ich ihn an Dich gewieſen; Du würdeſt ſchon Sorge tragen, daß ihm alle Gefälligkeiten erzeigt würden.

In Belvedere blüht jetzt eine Protea speciosa nigra, deſſen oberer Theil vollkommen ſchwarz iſt, ein wirkliches Dintenſchwarz, welches keine Nüance von Roth iſt. Lebe wohl.
Carl Auguſt.

48. Ew. Königl. Hoheit entſchuldigen gnädigſt, in Betracht eines vierwöchentlichen höchſt läſtigen Catarrhal-Zuſtandes, einige verzögerte Geſchäfte, die aber doch deshalb nicht ſtocken geblieben.

1) Das mir anvertraute Edelſtein-Cabinet werde noch vor den Feiertagen an Rath Helbig übergeben, wünſche meiner geringen Bemühung höchſte Zufriedenheit und glückliche Vermehrung der ſchönen Grundlage.

2) Die Protea speciosa in Belvedere nicht ſelbſt beſuchen zu können, thut mir ſehr leid; vielleicht befehlen Ew. Königl. Hoheit, daß nach dem Verblühen einige von den ſchwarzen Blumenblättern an mich gelangen und wenn auch ſchon trockene, ich wäre neugierig, ſie den chemiſchen Reagentien zu unterwerfen, um zu ſehen, was für Reſultate hervortreten.

3) Der Brief an Profeſſor Sprengel geht mit der morgenden Poſt ab.

Weimar den 24. März 1822. Goethe.

49. An Goethe.

letzten März.

Seit — ich weiß nicht welcher Epoche — ſind Sachen, wie die, welche beigehend folgen, dieſſeits der Alpen nicht geſehen worden. Lauter Geſchenke vom Oberſt von Eſchwege, welche er mir heute überbrachte. Alles dieſes iſt wohl für Jena gehörend und paſſend. Vielleicht wenn in meinem Schränkchen keine Chryſo-Berylle ſich finden ſollten, könnten etliche von beikommenden hineinſpazieren. Erzeige mir den Gefallen, an Lenzen bald ein Verzeichniß von dieſen Sachen zu ſchicken, ihn aber hungern zu laſſen, bis daß ich ſie ſelbſt nach Jena bringen kann. Etwas wünſchte ich noch von Eſchwege zu haben, nämlich eine Sammlung aller farbigen Diamanten. Er hatte eine in einem Gläſchen das vorige Mal bei ſich. Siehe zu, ob Du ihn bekommen kannſt. Aber was gebe ich für alle dieſe Schätze an Obriſt von Eſchwege? Gehe deswegen mit Deinen Geiſtern zu Rathe und ſchreibe mir gelegentlich Deine Meinung. Carl Auguſt.

50. An Goethe.

Hier iſt das Bild dargeſtellt, von welchem ich mehrere Male geſprochen habe, weil es beſonders dadurch merkwürdig iſt, daß eine Giraffe als Hausthier, wie ein Cameel, ſich darauf zeigt, im 15ten Jahrhundert. Das Bild iſt in der Brera und ſehr wohl erhalten. Carl Auguſt.

51. Ew. Königl. Hoheit gnädigſtem Befehl gemäß ward ſogleich dem Profeſſor Sprengel zu Halle ein Verzeichniß überſchickt, was von botaniſchen Werken vergangenes Jahr durch höchſte Vorſorge zur Bibliothek gekommen. Er hat ſich daraus einige ausgewählt und ſich ſelbſt einen Termin zur Rückgabe feſtgeſetzt. Die Abſendung wird nun ſogleich erfolgen. Doch wollte gebeten haben, es möge Ew. Königl. Hoheit gefallen, beiliegenden Schein ſelbſt zu autoriſiren, weil eine ſolche Mittheilung über die Befugniſſe hinausgeht, welche bisher der Leitfaden meiner Verwilligung geweſen und mir der Sache gemäß ſcheint, Ew. Königl. Hoheit in Kenntniß geſetzt zu ſehen, wo ſolche koſtbare Werke ſich der Zeit befinden.

Ich ergreife die Gelegenheit, Höchſtdenenſelben für die

Anſicht der wunderſamen Bromelia verpflichtet zu danken; es iſt mir nicht leicht eine merkwürdigere Bildung vorgekommen. Die kräftige Gedrängtheit eines ſtielloſen Zuſtandes, die größte Mannichfaltigkeit der Geſtalt zuſammengezogener und ausgedehnter Organe muß man mit Augen ſehen, um ſich davon einen Begriff zu bilden.

Einiges Andre, nicht unbedeutende für das Nächſte verſparend,

Weimar den 20. April 1822. unterthänigſt
Goethe.

52. Ew. Königl. Hoheit erlauben einen abermaligen unterthänigſten Vortrag. Der Obriſt von Eſchwege zeigte bei ſeinem erſten Hierſeyn, unter andern Schätzen, vier längliche Gläſer, worin eine Anzahl cryſtalliſirter Diamanten befindlich, wovon einige beſonders in die Augen fielen, ſo daß der Ankauf derſelben wünſchenswerth geweſen wäre; allein der Beſitzer erklärte, daß dieſes eine vorzügliche Sammlung ſey, die er für ſich ſelbſt erleſen und davon alſo nichts einzeln ablaſſen könne.

Er hatte ſolche auf ſeiner Reiſe nach Wien und Berlin mitgenommen und es ward kund, daß an beiden Orten man deshalb im Handel geſtanden; doch war man nicht übereingekommen und er brachte ſie vollſtändig wieder zurücke.

Nun aber mußte eine nähere Kenntniß dieſer Steine immer wünſchenswerth ſeyn, weil nicht leicht eine ſolche Gelegenheit wieder zu hoffen wäre, ſich an einem ſo wichtigen Naturproducte in dem Grade zu unterrichten und eine Einſich in den Werth derſelben doch immer einer allenfallſigen Negotiation vorausgehen müßte.

Unterzeichneter hat daher Herrn Dr. Soret zu Rathe gezogen, welcher in dem Hauyſchen, beſonders die Cryſtallographie beachtenden Syſteme von Jugend auf unterrichtet und darin ſehr bewandert iſt. Man ging zuſammen die ſämmtlichen Edelſteine, an Zahl zwei und vierzig, durch und es fand ſich, daß wirklich ein Kenner dieſe Sammlung müſſe zuſammengebracht haben, da, wie aus beigehender genauer Beſchreibung der einzelnen Cryſtalle ſich zeigt, unter den ſämmtlichen Stücken kaum eine Wiederholung vorkommt, ſondern alle und jede in größter Verſchiedenheit, theils ſchon bekannte und beſchriebene Cryſtalliſationen darbieten, theils aber auch den Cryſtallographen noch unbekannte merkwürdige Bildungen vorzeigen.

Hierüber iſt nun das beiliegende ausführliche Protocoll geführt, woraus hervorgeht, daß 27 Stücke wegen der Geſtalt, die übrigen wegen der Farbe bedeutend ſind, und daß alſo das Zuſammenbleiben dieſer Gebilde höchſt wünſchenswerth und der Ankauf des Schatzes zu ſo vielen andern nicht unräthlich ſey.

Es kommt nun hauptſächlich darauf an, welchen Werth Ew. Königl. Hoheit ſelbſt auf dieſe Acquiſition zu legen geruhen, indem bei wiederholter Rückſprache der Beſitzer von dem Preiſe von hundert und dreißig Louisd'or abzugehen nicht vermocht werden konnte.

Würden aber die in Höchſt Ihro Beſitz ſchon befindlichen cryſtalliſirten und farbigen Diamanten hinzugefügt, ſo wäre freilich ein nicht leicht geſehener Schatz zuſammen gebracht.

Unterzeichneter, der mit ſich ſelbſt im Zweifel iſt, ob nicht Liebhaberei zu dieſem Fache ihn die vorliegenden Gegenſtände zu überſchätzen veranlaſſe, übergibt das Ganze höchſter Beurtheilung und gnädigſter Entſcheidung.

Weimar den 29. Novbr. 1822. Unterthänigſt

Goethe.

Antwort eodem.

Schon bei der erſten Anweſenheit des ꝛc. von Eſchwege wünſchte ich die Sammlung, von der hier die Rede iſt, von ihm zu erkaufen; indeſſen wollte er ſie dazumal nicht veräußern und hinterdrein erfuhr ich, daß er ſie nicht unter 180 Fr.d'or abzulaſſen gedenke. Um ſo lieber iſt es mir zu erfahren, daß v. Eſchwege dieſe Sammlung jetzt für 130 Fr.d'or abzulaſſen im Willen iſt. Ich behalte ſie ſehr gerne und gebe hiermit den Auftrag, 130 Fr.d'or, jedoch den Fr.d'or zu 5 Rthlr. 12 Gr. zu bewilligen, dabei aber zu bedingen, daß die Zahlung in Silber-Conventions-Geld geleiſtet werde, alſo das allerhöchſte 715 Rthlr. Convent. oder Sächſiſch.

Carl Auguſt.

Die Sammlung wurde um letztern Preis acquirirt.

53. An Goethe.

Weimar den 18. Januar 1823.

Beiliegendes habe ich heute von N. bekommen; den N. kenne ich recht gut, er war ſonſten bei ꝛc. S. und als die ꝛc. Expehinunter, und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles ſo was anzügliches, was ſchauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt, und hohlen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemahls die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle, die Altväter am Brunnen Bekanntſchaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. May.

Du fragſt, ob du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber, ich bitte dich um Gottes Willen, laß mir ſie vom Halſe! Ich will nicht [illegible] nach — gingen, hatte ich Luſt, jemanden mit zu ſchicken und hiezu wurde mir N. vorgeſchlagen, den ich oft geſehen habe und dem nichts, wie das Naſenbein fehlt, das er einmal irgendwo verbraucht hat. Er iſt ein ſehr braver ausgezeichneter Menſch und von unglaublicher Reiſeluſt. Ich möchte ihm gerne etwas Angenehmes bezeigen und gewiß, was er anbietet, wird nichts Schlechtes ſeyn. Die Mineralien bedürfen wir nicht, die haben wir vermuthlich beſſer, aber die Thier- und Vögelfelle nähme ich wohl, auch die Eier und die getrockneten Cryptogamen, Fucus und dergl. Laß ihm etwas Angenehmes durch N. von mir ſagen und ihm für das, was ich behalten — Thaler bieten. Gute Nacht.

Carl Auguſt.

54. Ew. Königl. Hoheit lege im Namen des Profeſſors Büſching in Breslau die nochmalige Darſtellung des Schloſſes Marienburg zu Füßen. Die deutſche Buchbinderkunſt ſcheint der engliſchen nacheifern zu wollen.

Zugleich liegen einige Hefte bei, deren Inhalt, wie ich weiß, früherhin Höchſtdieſelben intereſſirte.

Mich zu Hulden und Gnaden empfehlend,

Weimar den 1. April 1823. unterthänigſt

Goethe.

Randantwort.

den 3. April 1823.

Der Rath H. wird Dir meine Antwort nebſt einer Medaille für Herrn Büſching ſchicken, welches alles ich an den rechten Mann zu bringen bitte. Carl Auguſt.

Goethe ſchrieb hierauf an Büſching.

Ew. Wohlgeboren verfehle nicht anzuzeigen, daß das im Innern ſo bedeutende und auch im Aeußern ſo wohl ausgeſtattete Werk glücklich angekommen und von Sereniſſimo freundlichſt aufgenommen worden. Es freut mich, daß ich bei dieſer Gelegenheit, nebſt dem allerbeſten Dank, Sereniſſimi Bildniß zugleich überſenden kann und ſage nicht mehr, als daß dieſes eins der erſten Geſchäfte iſt, die mir ſeit meiner Wiedergeneſung aufgetragen worden und daher doppelt angenehm.

Mögen Sie zu meiner Beruhigung und Legitimation nur mit wenig Worten die Ankunft des Gegenwärtigen vermelden, ſo werde ich es dankbarlichſt erkennen. Wie ich denn unter Verſicherung aufrichtiger Theilnahme mich hochachtungsvoll unterzeichne.

Weimar den 6. April 1823. Goethe.

55. Von dem bekannten Grafen Cattaneo zu Mailand war ein Exemplar einer, bei Gelegenheit des Erfurter Monarchen-Congreſſes, zu Weimar geſchlagenen Medaille erbeten worden. Der Großherzog ſchrieb deswegen an Goethe:

„Cattaneo thut uns zu viel Ehre an! meines Wiſſens iſt hier dergleichen nicht erſchienen.“

Goethe antwortete:

Ew. Königl. Hoheit verfehle nicht unterthänigſt anzuzeigen, daß die von dem Mailänder Freunde verlangte Medaille bei Gelegenheit des Erfurter Congreſſes wirklich von Facius geſtochen und von den hieſigen Technikern geſchlagen worden ſey.

Erſter Stempel: die Bruſtbilder Kaiſer Alexanders und Napoleons darſtellend. Dieſer iſt abgeſchliffen und zu einem andern Gebrauch verwendet worden.

Zweiter Stempel: die Stadt Erfurt.

Dritter Stempel: ein Greis der auf einen großen Stein zwiſchen Weimar und Erfurt eine Inſchrift einſchreibt.

Von beiden letztern liegen Abdrücke bei, doch ſind ſie ſo vom Roſt angegriffen, daß keine reinen Exemplare davon zu prägen ſeyn möchten.

Ferner iſt zu bemerken, daß dieſe Münzen ſehr ſelten geworden und im Handel nicht leicht vorkommen. Auf Großherzoglichem Münzcabinet iſt nur ein Exemplar in Silber und eins in Kupfer vorhanden. Ich wüßte alſo nicht, wie man dem ultramontanen Liebhaber Genüge leiſten ſollte. Vielleicht verſchaffen die Goldſchmiede, bei denen ſolche Medaillen manchmal angeboten werden, in der Folge dergleichen, wenn man ihnen darauf gebührende Aufmerkſamkeit empfiehlt.

2) Lege die letzten Lebenstage Werners und deſſen Teſtament bei. Im Fall es noch nicht zugekommen ſeyn ſollte, wird es gewiß intereſſiren.

3) Zugleich entrichte meinen verpflichteten Dank für die ſchöne ſonnenäugige Tulpe.

Möge Alles zu Ew. Königl. Hoheit Beifall und Vergnügen immerfort grünen und blühen.

Weimar den 20. April 1823. Unterthänigſt

Goethe.

Randantwort.

Sollte **Facius** nicht anzugeben wiſſen: Wer etwa Exemplare von dieſen Kunſtwerken, die mir wirklich unbekannt waren, oder die ich vergeſſen hatte, bei ihm gekauft habe?

Werners Palinodie beſitze ich. Er iſt doch in einem wirklichen Zuſtande von Auflöſung von hinnen gefahren.

Weimar den 20. April 1823. Carl Auguſt.

56. Ew. Königl. Hoheit verzeihen gnädigſt, wenn ich dieſe Tage*) ſprachlos geblieben! Möge eine glückliche Geneſung uns Leben, Geiſt und Rede wieder verleihen!

Zuvörderſt liegt der wunderſame, gnädigſt mitgetheilte Druckbogen wieder bei; es iſt immer überraſchend, wenn wir das, was im Allgemeinen ſchon bekannt iſt, auf einmal im ganz Beſondern enthüllt erblicken; man wird allerdings auf die Folgen neugierig.

---

*) einer höchſt lebensgefährlichen Krankheit der Gemahlinn des Großherzogs.

2) Sodann finde das offenbar facettirte Stückchen Bernſtein aus dem Schanzenkies merkwürdig genug; indeſſen iſt ſchon einiges Gebildete dort hervorgegangen, welches auf eine ältere Verſchüttung hindeutet. Sollten ſich dieſe Dinge nicht von dem Schlößchen herſchreiben, von dem man erzählt, es habe dort geſtanden?

3) Nahm mir geſtern die Freiheit, die beiden von Mailand verlangten Medaillen einzuſenden; ſie fanden ſich von jener Zeit in der kleinen Münzſammlung meines Sohns, welcher ſie zu dieſem Zwecke unterthänigſt willig zu Füßen legt.

4) Gegenwärtig füge bunte Edelſteine bei und bemerke zugleich, daß die mit rothen Puncten bezeichneten von Paris gekommen, die übrigen von Soret aus einer Gen-

Dieſes Stück Bernſtein iſt wirklich ganz im Tiefſten des Kieslagers ausgebrochen worden und kann unmöglich drinnen verloren worden ſeyn. Was dieſem Stück ein façonirtes Anſehn gibt, iſt das eine Ende deſſelben, welches der Tagelöhner, der es fand, an ſeiner Pfeife anzündete. Das Kieslager durchzieht die ganze Gegend und iſt durch die ſogenannte Höhle, oder den Stollen, der an der Ilm ausmündet, durchſchnitten worden.

Für die Medaillen danke ich beſtens. Ich ſchicke ſie an Artaria in Mannheim, der ſie ſicher nach Mailand beſorgen wird.

Danke ſchönſtens.

Hier ein geſchenktes Exemplar der Münchner Acten, welches ich hiermit der Jenaiſchen Bibliothek einverleibe.

Carl Auguſt.

ſer Fabrik dazu geſtiftet worden.

Verehrend, hoffend
Weimar den 30. April 1823.
unterthänigſt
Goethe.

57. **Ew.** Königl. Hoheit verfehle nicht, ſchuldigſt anzuzeigen, daß der Italiener Thioli, der Reſtaurateur der Paula Gonzaga Trivulgio, ſich auf ſeiner Durchreiſe gegenwärtig hier befindet. Wir haben ihm ſchon einige Bilder vorgewieſen und ſeinen Rath deshalb verlangt.

Wollten Höchſtdieſelben die Landſchaft von Hackert mir gnädigſt zuſenden, ſo würde auch dieſe ihm vorſtellen und ſeine Gedanken darüber vernehmen. Er wird morgen früh ſich bei mir einfinden.

Mich zu Gnaden und Hulden empfehlend.
Weimar den 9. Mai 1823. Goethe.

58. **Ew.** Königl. Hoheit haben die gnädigſte Aufmerkſamkeit gehabt, zu befehlen, daß man den bedenklichen Geſundheits-Umſtänden des Hofmechanikus Körner nachfragen ſolle; hierüber iſt dem ꝛc. F. Auftrag geſchehen.

Geſtern, als ich das Glück ſuchte, meine Aufwartung zu machen, waren Höchſtdieſelben mit wichtigeren Gegenſtänden beſchäftigt. Vor Ew. Königl. Hoheit Abreiſe nach Marienbad ſey mir erlaubt, um die Vergünſtigung zu bitten, dorthin folgen zu dürfen. Möge mäßige Witterung jene Reiſetage begleiten.

Vor Thiolis Ankunft hatte nach Berlin wegen des Hackerts geſchrieben und den Krankheitszuſtand auf das Deutlichſte geſchildert. Hierauf getraute man ſich auch dort die Kur zu übernehmen, beſſer war es aber, daß die Sache hier kürzlich abgethan worden.

An Grafen Sternberg ſchreibe ich dieſe Tage und berichte ihm Höchſt-Ihro Abſicht, nach Marienbad zu gehen, vielleicht entſchließt er ſich zu einem Beſuche, wenn er nicht gar zu entſchieden abgehalten wird.

Weimar d. 4. Juni 1823. Goethe.

59. Ew. Königliche Hoheit hoffe nach Höchſtdero glücklicher Rückkehr, ſo wie nach wohl vollbrachter weiterer Fahrt, auf geiſtlichem Grund und Boden ehrerbietigſt zu begrüßen. Möge das Wetter günſtig ſeyn und Alles Ihro getreuen Diener eifrigen Wünſchen vollkommen entſprechen.

Weimar den 5. Juni 1823. Goethe.

60. Dem Großherzog war eine Stelle in der Vorrede zu Bürgers Werken, herausgegeben von K. von Reinhardt, nicht deutlich, welche, zumal in Verbindung mit dem Inhalt eines Schreibens des Herausgebers, bezeugte, wie dankbar Bürger die Großmuth erkannt habe, mit welcher ihm von Weimar aus eine anſehnliche Unterſtützung

bei ſeiner Verdeutſchung des Homer, wenn ſie zu Stande gebracht wäre, angeboten worden ſey.

Der Großherzog wendete ſich deshalb an Goethe:

Weimar 7. Novbr. 1823.

So recht deutlich beſinne ich mich des Geſchehenen, oder Verſprochenen nicht. Ich bitte um einige Aufklärung; vielleicht beſinnſt Du Dich der Sache noch.

Carl Auguſt.

Hierauf antwortete Goethe:

Ew. Königl. Hoheit verzeihen gnädigſt, wenn ich über die Bürgeriſche Angelegenheit noch nicht ausführlich berichtet, zur Entſchuldigung diene vielleicht, daß die Sache völlig abgethan iſt.

Mit der im dritten Bande der ſämmtlichen Bürgeriſchen Werke und zwar in der Vorerinnerung Seite IX. und in den Anmerkungen Seite 223—225 angeführten Weimariſchen Subſcription hat es ſeine völlige Richtigkeit. Der damals ſchon lebhafte und nachher ſo viele Jahre ſich immer treu gebliebene Trieb, von Weimar aus alles Löbliche und Gute zu fördern, mußte bei dem Anerbieten Bürgers rege werden, als er Luſt bezeigte, den Homer zu überſetzen. Wie ein ſolches an- und eingeborne Talent ſich auch in dieſem Falle benehmen, was es leiſten würde, unterlag keiner genauen Unterſuchung, weil man gewiß war, daß am Ende Sprache und Literatur dadurch um Manches würden gefördert ſeyn.

Man begnügte ſich auch nicht mit dieſer ſchriftlichen Zuſage, ſondern man legte die Summe von 65 Louisd'or in meine Hände. Allein weder die Theilnahme des Publicums, noch **Bürgers** Beharrlichkeit ſtimmten in den wohlmeinenden Vorſatz; die Sache gerieth ins Schwanken und Stocken, da denn zuletzt wenig Hoffnung übrig blieb.

Da aber einmal das Geld zu **Bürgers** Gunſten beſtimmt worden, der ſich aus kümmerlichen Umſtänden nie zu erholen wußte, ſo beſchloß die anſehnliche Geſellſchaft, ihm dieſe bedeutende Unterſtützung angedeihen zu laſſen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich ſendete ihm das Geld, erhielt ſeinen Dank und richtete ihn auf.

So viel weiß ich mich genau zu erinnern; ja ich wollte noch Ort und Stelle angeben, wo das Verſchiedene beſchloſſen, realiſirt und ausgeführt wurde. Schriftliche Zeugniſſe haben die Jahres- und Begebenheitswechſel mit aufgezehrt.

Hier unterſtehe ich mich nun, bei Ew. Königl. Hoheit unterthänigſt anzufragen, ob nicht, da der Herausgeber **Bürgeriſcher** Schriften dieſe Sache zur öffentlichen und ganz eigentlich literariſchen gemacht hat, der völlige Abſchluß derſelben ihm aber unbekannt iſt, und andern problematiſch dünken möchte, deshalb in dem nächſten Hefte von Kunſt und Alterthum vorgemeldete Aufklärung geben und die Angelegenheit dadurch beendigen, auch alle Hoffnungen, die gewiſſermaßen die Geſtalt von Forderungen annehmen, völlig beſeitigen ſolle.

Weimar den 21. Decbr. 1823. unterthänigſt

Goethe.

ceal.

Dieſem Vorſchlage ſtimme ich völlig bei. Indeſſen würde es ſehr wünſchenswerth ſeyn, wenn Herr Miniſter von Goethe den Aufſatz, welcher in Kunſt und Alterthum nächſtem Hefte erſcheinen ſoll, früher ſchriftlich dem Herrn v. Reinhard als Antwort auf ſeine Anregung zukommen ließe und an ihn richtete. Carl Auguſt.

Goethe ſchrieb demnach an Herrn von Reinhard:

Ew. Hochwohlgeboren haben J. Königl. Hoheit dem Großherzog in Weimar, meinem gnädigſten Herrn, zwei Bände nachgelaſſener Bürgeriſcher Werke vor einiger Zeit mitgetheilt, wo in einem Vorberichte das Andenken einer zu Gunſten Bürgers unternommenen Subſcription erneuert wird. Ich konnte hierüber, bei treuem Gedächtniß, genugſame Auskunft geben, welche Denenſelben mitzutheilen, höchſten Orts befehligt bin.

Indem ich nun durch Mittheilung des Vorſtehenden mich des erhaltenen gnädigſten Auftrags entledige, ſo kann ich nur noch den Wunſch hinzu fügen, daß die von Ew. Hochwohlgeboren übernommene Bemühung auch von dem deutſchen Publicum möge anerkannt werden, welches freilich mit täglichen Neuigkeiten ſo überhäuft iſt, daß es kaum einen Blick rückwärts zu thun geneigt ſeyn möchte; indeſſen kann doch keine Bücherſammlung eines ächten Literaturfreundes, auch nur in hiſtoriſcher Hinſicht, einer ſo intereſſanten Mittheilung entbehren.

Mit Hochachtung und Theilnahme

Weimar den 2. Januar 1824. Goethe.

mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn; brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt; ich brauche Wiegengeſang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtät haſt du nichts geſehen, als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu ſagen, der du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen? Ach halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. May.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter

61. Ew. Königl. Hoheit, vergönnen gnädigſt, daß über Einiges, was bisher bei mir geruht, und was ſich neuerlich bei mir einfindet, ſchuldige Meldung thue:

Und ſo möge denn vorerſt der treue Glückwunſch zu dem wohlbegangenen Secularfeſte vorangehen, in freudiger Hoffnung, daß die nächſten zu erwartenden in gleicher Vollſtändigkeit des Kreiſes, der Höchſtdieſelben umgiebt, ebenfalls mögen gefeiert werden.

1) Das mitgetheilte Werk: Alonzo iſt ſehr von Bedeutung; der Verfaſſer erklärt in der Vorrede, daß er einen hiſtoriſchen Roman nach Art von Walter Scott zu liefern gedenke und ſo iſt es auch. Wen das verworrene Spaniſche Weſen intereſſiren kann, der findet eine wunderſame Anſchauung im größten Detail, ſeit dem Tode Carls III. bis auf unſre Zeiten. Alles Unheil ſo vieler Jahre iſt auf eine Anzahl von Köpfen gehäuft, die den Roman ſpielen, oder von der Geſchichte geſpielt werden.

Der Verfaſſer, er ſey, wer er wolle, kennt Alles, was zu dieſem Umfange gehört, entweder durch ſich ſelbſt, oder durch Andre, aber ganz genau und unmittelbar. Die Hauptfiguren ſind rechtlich, ſittlich, wohlwollend, wenn auch im Irrthum und Abgeſchmacktheit, national-characteriſtiſche Weſen, oft lächerlich und liebenswürdig zugleich. Der Verfaſſer hat in dieſen Geſchichten ſelbſt gelitten, ſonſt könnte er nicht die Zuſtände ſo leidenſchaftlich durchdringen. Ich habe erſt den zweiten Theil durchgeleſen, geſtehe aber, daß es ein achtungswerthes Werk iſt; es bringt uns jene vorübergegangene Zeiten ſehr vollſtändig zur unmittelbaren Anſchauung.

3) **Blumenbach** ſendet mir mit den aufrichtigſten Empfehlungen das gewünſchte Verzeichniß, freilich wichtige hiſtoriſche Annalen, die den Forſcher, indem ſie ihn unterrichten, gewiß in Erſtaunen ſetzen werden.

4) Das Bild der **Maria Stuart** iſt mir beſonders merkwürdig; da es auf dem Grabmal zweier ihr höchſt anhänglichen Frauen aufgeſtellt worden, ſo kann man die Authenticität vorausſetzen; auch die ſehr ſaubere Copie giebt den Begriff von einer problematiſchen Individualität, die uns weder Geſchichte noch Poeſie völlig enträthſeln kann. Der Grabſtein ſelbſt und die Inſchriften ſind im Verhältniß zum Bilde ſehr ſchätzenswerth.

5) Die Mailändiſchen Kupfer **Napoleoniſcher** Siege und Gewinne habe ich bei mir liegen und beabſichtige einen raiſonnirten Catalog davon aufzuſetzen, um jene Schlachten und Erfolge dem Beſchauer einigermaßen hiſtoriſch rationell zu machen; denn wer weiß jetzt mehr, was die Schlacht von Arcole und Montenotte für Wichtigkeit hatte.

Goethe.

62. An Goethe.

den 23. Decbr. 1823.

Die Gemälde und Zeichnungen unter Aufſicht des Profeſſors **Müller** ſind nun dergeſtalt im Jägerhauſe geordnet und aufgeſtellt, daß man mit Zuverſicht und ohne einigen Verluſt befürchten zu dürfen, noch mehr hinzufügen darf. Auf hieſiger Bibliothek befinden ſich Sammlungen von **Albrecht Dürer**, **Rembrandt** und andern Meiſtern, Theils in radirten Blättern und Theils in Kupferſtichen, welche zu einer Büchersammlung nicht, ſondern wohl eher zu einer Kunſtſammlung gehören, die mit der öffentlichen Zeichenſchule verbunden iſt. Ich thue deswegen den Vorſchlag, dieſe Gegenſtände von der Bibliothek wegzunehmen und ſie der Kunſtſammlung im Jägerhauſe einzuverleiben. S. m. Carl Auguſt.

An den Großherzog.

Um die Frage: ob von der auf Großherzoglicher Bibliothek befindlichen Kupferſtich-Maſſe ein Theil in die neue Gemälde-Gallerie vor dem Frauenthor geſchafft werden ſolle? näher zu betrachten, glaube nichts nöthiger, als erſt beide Anſtalten für ſich zu betrachten.

Wie es mit den Kupfer-Werken auf Großherzoglicher Bibliothek beſchaffen, läßt beiliegender Aufſatz, obgleich noch manches berichtigenden Nachtrags bedürftig, in kurzem überſehen. Es findet ſich, daß, wenn man den Kupferſtich-Vorrath im Allgemeinen überſieht, derſelbe einen weit größern Umfang haben möchte, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Es ſchließt ſich überhaupt an Alles an, was ſich auf bildende Kunſt überhaupt bezieht. Kann man nun annehmen, daß ſich in der Bibliothek ſelbſt das Wichtigſte befindet, was auf Kunſt-Geſchichte und Literatur ſich richtet, ſo ſchließen ſich unmittelbar größere und kleinere Werke, Sammlungen, Muſeen, Gallerieen, ſodann auch Einzelnheiten hier an; Alles iſt nach Schulen und ſonſtigen hiſtoriſchen Bezügen dargeſtellt, verſchlungen und verkettet, daß man ungewiß bliebe, welches Glied davon nur irgend herauszunehmen wäre. Vielmehr wird immerfort darauf gearbeitet, jede Anſchaffung, durch Serenissimi Gnade beſonders die größeren, bedeutendern, in die noch allenfalls vorhandenen Lücken einzufügen.

Wegen des Gebrauchs aber iſt Folgendes zu bedenken:

Kupferſtichſammlungen werden von Künſtlern wenig, oder gar nicht gebraucht, deſto mehr von Liebhabern, beſonders von ſolchen, welche ſich eine Kenntniß der Kunſt-Geſchichte erwerben, oder die ſchon erfaßte Kenntniß erneuern wollen. Hierzu gehört nun vorzüglich Vergleichung; dieſe ſetzt voraus, daß Alles beiſammen, leicht zu finden und bequem vorzulegen ſey. Nun iſt, was in dieſes Fach gehört, ſo wie der übrige Bibliothek-Beſitz wohlverwahrt und gleich zu Handen; ſchickliche Räume, die anſehnlichſte Geſellſchaft aufzunehmen, im Sommer kühl, im Winter durchwärmt und leicht zu erwärmen, jede Stunde bereit, mehrere einander untergeordnete und händereichende Perſonen; geräumige Tiſche und was ſonſt von Bequemlichkeit zu verlangen iſt, wie ſich denn dieſes bei Anweſenheit höchſter Perſonen gar oft bethätigt hat und ſich noch jede Woche erweiſt, indem die jungen Herrſchaften, um mit der Kunſtgeſchichte bekannt zu werden, ſich unter Anleitung des in dieſem Fache höchſtbewanderten Hofrath Meyers der vorhandenen Schätze bedienen, da denn der große Vortheil, Alles auf einander Bezügliche augenblicklich zuſammen zu tragen und vorzulegen, ſich jedesmal hervorthut.

Ich wende mich nunmehr zu dem ſogenannten Muſeum, oder Bilder-Gallerie vor dem Frauenthor, einer neuen, erfreulichen Anſtalt; ſie wird durch ihre Einfachheit überſehbar, die Bilder ſind an Wänden gereiht, das Inventarium iſt bald gemacht und übergeben. Führt man den Vorſatz aus, einen numerirten Catalog drucken zu laſſen, ſo kann der Fremde ſich ſelbſt unterrichten und Profeſſor Müller, wenn er durch ſeine Hauptgeſchäfte oder ſonſt abgehalten wird, kann den Schlüſſel einer zu beſtimmenden untergeordneten Perſon ohne die geringſte Gefahr übergeben. Bleibt dieſes Geſchäft in ſeiner Einfalt, ſo erreicht es ſeinen Zweck, der Fremde wendet beliebige kurze Zeit an die Beſchauung und die Verantwortung der obern Behörde iſt gering und eine Reviſion des Ganzen leicht, das Inventarium ohne Umſtände zu ſuppleiren.

Betrachtet man beide Anſtalten gegen einander, ſo entſcheidet ſich der Wunſch, ſie völlig auseinander zu halten. Geſetzt, man wolle einen Theil Kupferſtiche von der Bibliothek hinaus verpflanzen, ſo entſteht in jener großen, würdigen Maſſe eine Lücke und der eigentlichen Benutzung derſelben ſtellt ſich ſogleich ein Hinderniß entgegen, daß man die verwandten Kunſtwerke nicht zuſammen bringen, neben einander legen, vergleichen und die Kunſtgeſchichte, worauf doch eigentlich Alles ankommt, daran demonſtriren könne. Denkt man nun aber an die Ausführung, einzelne Theile zur Gemälde-Sammlung zu übertragen, ſo wird man ſich geſtehen, daß wenn es ſchwer iſt, zu ſagen, wo man anfangen ſollte, noch ſchwerer zu ſagen ſeyn möchte, wo aufzuhören, indem, wie aus dem Verzeichniſſe zu erſehen, Eins das Andere erfordert und nach ſich zieht.

Das Local ferner bedenkend, ſo würden Schränke zur Aufbewahrung, Flächen zum Vorzeigen verlangt, welche den freien Raum, der zur Beſchauung der Bilder nöthig iſt, ohne Weiteres beſchränken würden und dann iſt, Kupferſtiche vorzuzeigen, ein ganz eignes Geſchäft, von dem einer Gemäldeſammlung an der Wand himmelweit verſchieden. Es nimmt viel Zeit weg, verlangt mehrere Perſonen, die einander beiſtehen, Aufmerkſamkeit, ja Autorität in der Behandlung.

Die Indiscretion der Beſchauer bringt den wahren Liebhaber zur Verzweiflung. Von größern Blättern wird kaum jemals eins vorgezeigt, was man nicht an irgend einer Seite zerknüllt und durch das Anfaſſen beſchädigt ſähe, welchem bloß durch mehrere Perſonen, die dergleichen Blätter in die Höhe halten, oder ſorgfältig bei Seite legen, vorzubeugen iſt. Kleinere Kupfer, ſelbſt eingebundene, ſind dergleichen Beſchädigungen weniger ausgeſetzt, doch geht es, wenn mehrere Perſonen zuſammen beſchauen und die Bände hin und her ſchieben, auch nicht leer ab.

Eine Expedition aus mehreren Perſonen beſtehend, kann ſich ſelbſt in die Zeit theilen, ingleichen die Rechte ihrer Zeit und Stunden geltend machen. Hatten wir doch den Fall, daß Perſonen von Bedeutung, als man ihnen ankündigte, es ſey die Stunde, wo die Bibliothek geſchloſſen werde, verlangten, eingeſchloſſen zu werden und bei Verweigerung es übel zu empfinden ſchienen, als ob man gegen ſie ein Mißtrauen hege. Wie will ein einzelner Mann bei ſolchen Anforderungen bedeutender und einflußreicher Perſonen in ſolchen Fällen gleich widerſtehen?

Dem Profeſſor Müller, gegenwärtigem Cuſtos der Bilderſammlung iſt ein leichtes Geſchäft ohne ſonderliche Verantwortlichkeit übergeben; indeſſen wird es ihm, wenn die vielen durchreiſenden Fremden auch dieſe Merkwürdigkeit zu ſehen verlangen, manche Zeit koſten und er doch am Ende wegen dieſem Verluſt um einige Vergütung nachſuchen.

Sollten Kupfer hinzugefügt werden, ſo ſind die dadurch entſpringenden Veränderungen gar nicht zu berechnen; ſeine Verantwortlichkeit wächſt ganz unproportionirlich. Wie ſollen ſie inventariſirt und ihm übergeben werden? Wer ſoll dieſe Vorräthe revidiren? Wer beurtheilen, ob die Kupfer noch im vorigen Zuſtande ſind? und wenn etwas fehlen ſollte, wer verantworten?

Die obere Behörde kann hier gar keine Verantwortlichkeit übernehmen; ſolche Poſten ſind von der äußerſten Conſidenz. Was man von dem Bibliotheks-Perſonal, das ſich ohnehin ſelbſt controllirt, nach vieljähriger Kenntniß zu erwarten hat, iſt wohl zu überſehen; einem Einzelnen, von dem man gar nicht weiß, ob er gerade hierzu geeigenſchaftet ſey, ſo wichtige, mitunter unerſetzliche Schätze anzuvertrauen, dürfte die Behörde wohl nicht übernehmen.

Vielleicht war es überflüſſig, nach reiner Gegenüberſtellung beider Anſtalten ſo manche Bedenklichkeit ſo umſtändlich auszuführen; die Sache aber erſcheint von ſolcher Wichtigkeit und unüberſehbaren Folgen, daß man in Verſuchung kommt, noch weitläufiger zu ſeyn und Manches ungern verſchweigt, deſſen Kenntniß man von einem tüchtigen Umſichtigen allerdings fordern kann.

Januar 1824. Goethe.

63. An Goethe.

Am 12. Februar 1824.

Bei einer heute vorgenommenen Beſichtigung auf der Bibliothek fand ich 20 Foliobände mit Kupferſtichen mancherlei Art, und vor jedem Bande ein ſehr mühſam gefertigtes Verzeichniß über deſſen Inhalt, nach den Namen der Kupferſtecher geordnet. Da man nun nicht in 20 Bänden bequem ſuchen kann, ſo habe ich beſtellt, daß ein General-Catalog darüber gefertigt werde und zwar bloß nach den Meiſtern und nach den Nummern der Blätter; auf dieſe Weiſe wird man leicht finden können, was man zu ſuchen im Willen iſt.

Ferner ſind daſelbſt zwei große Portefeuilles mit Handzeichnungen und Calquen, wenig Gutes darunter. Dieſe ſind, wegen Mangel der Hülfsmittel, gar nicht zu catalogiren. Dann noch etliche Portefeuilles, worin vieles durch einander liegt und deren Inhalt zum Character der Bibliothek Theils, und Anderes zur Kunſtſammlung im Jägerhauſe ſich qualificirt.

Die 20 Bände gehören, meiner Meinung nach, ganz zur Kunſtſammlung, dann wieder die Handzeichnungen, endlich aus den Portefeuilles Manches. Von beiverzeichneten

Werken möchte ſich auch Manches, aber nicht Alles für die Kunſtſammlung eignen.

Sobald der Thurm an der Bibliothek innerlich ganz fertig ſeyn wird, ſo werde ich mich mit Hofrath Meyer noch einmal in dieſes Local auf etliche Stunden verfügen und dahin die Sachen bringen laſſen, um zu ſichten; bis dahin wird auch wohl der Catalog der 20 Bände fertig werden und alsdann wird die Arbeit ſehr leicht zu machen und deren Reſultat ſehr erfreulich ſeyn, weil dann eine Menge ſchöner Sachen ſich an dem Ort befinden werden, wo ſie eigentlich hingehören, indem man auf einer Bibliothek doch eine Kupferſtich- und Handzeichnung-Sammlung gewiß nicht ſucht, wohl aber in einer Kunſtſammlung, die mit einer öffentlichen Zeichenſchule verbunden iſt.

Von beiliegendem Verzeichniſſe sub A und B erbitte ich mir eine Abſchrift. Carl Auguſt.

64. An Goethe.

26. Febr. 1824.

Der Hofrath Meyer wird vermuthlich ſeinen Rapport über unſer Beginnen in der Bibliothek erſtattet haben, wo wir die Kupferſtiche und dergleichen Werke ſichteten, welche, meiner Meinung nach, zu der Kupferſtich- und Zeichen-Sammlung im Jägerhauſe gehören. Er ſchien die Sache mit mir aus demſelben Geſichtspuncte zu betrachten und brachte keine Schwierigkeit vor, welche die Sache zu hintertreiben nöthigte.

Es wird alſo nunmehr nöthig ſeyn, die Veränderungen in den Catalogen zu beſorgen, hauptſächlich aber Anſchläge über die einfachen hölzernen Commoden machen zu laſſen, von welchen in jedem Zimmer, wo ſich die Gemälde, Zeichnungen und Kupferſtiche befinden, eine, mehr oder weniger lang, aber eine ſo breit, wie die andere, in der Mitte der Zimmer aufgeſtellt werden ſoll, zum Verſchlieſsen eingerichtet und oben mit einer Tiſchplatte verſehen, um die Portefeuilles darauf legen und aufſchlagen zu können. Es müſſen horizontale Locate in ſelbe kommen, die aber durchgehen, um nicht genirt zu ſeyn. Es wird ſich ſchon beſtimmen laſſen, aus welcher Caſſe die Ausgabe beſtritten werden kann.

Carl Auguſt.

65. Ew. Königl. Hoheit vergönnen, daſs ich einige Papiere in der Kürze vorlege.

Der Anſchlag vom 1ſten März, nebſt beigelegtem Riſs, zeigt die Gröſse und Form der zu fertigenden Schränke, nicht weniger die darauf zu verwendenden Koſten.

Sollten dieſe Vorſchläge gnädigſte Billigung finden, ſo würde die Ausführung alsdann ſogleich zu unternehmen ſeyn.

Weimar den 2. März 1824. unterthänigſt
Goethe.

66. Ew. Königl. Hoheit geruhen aus der Beilage zu erſehen, was der Bibliothekar und Rath Vulpius wegen Abgabe von Taſchenbüchern und Almanachen berichtet. Da

Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann gibts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſo genannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte, und ſich umſah, ob keine Kamerädinn kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter, und ſah' ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie — Ohne Umſtände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

nun hierzu Höchſtderoſelben Genehmigung erforderlich; ſo wird hierdurch ſchuldigſt und geziemend darum gebeten.

Weimar den 6. März 1824. unterthänigſt

Goethe.

67. An Goethe.

Da man es mir mißrieth, die Calender complet in eine Sammlung zu bringen, welches einmal mein Gedanke war, ſo halte ich den hierbei verzeichneten Haufen einzelner, keine Suite bildender Calender für unwürdig, auf der Bibliothek aufbehalten zu werden. **H. Vulpius** hat ſchon lange gewünſcht, dieſen Wuſt unnützen Zeuges, welches noch obendrein Platz raubt, los zu ſeyn, ich bewillige daher die Abgabe dieſer Exemplare an ꝛc. N. ſehr gerne und genehmige, daß dieſe Calender im Verzeichniß der Bibliothek ausgeſtrichen werden.

Weimar den 7. März 1824.

68. An Goethe.

3. März 1824.

Bei dem jetzt ſehr verdrießlich herrſchenden Frühjahre macht es ſich nöthig, daß der neue Bibliotheksthurm geheizt werde, weil der ꝛc. N. die Militair-Bibliothek und die Chartenſammlung einrangirt. Um deswegen keinen neuen Etat zu machen, laß die Heizung vor der Hand aus dem Bibliotheks-Holzvorrathe beſtreiten; der Erſatz deſſelben ſoll alsdann auf Deine Quittung irgend woher gleich erſetzt werden.

Carl Auguſt.

69. Ew. Königl. Hoheit überſende alsbald die angekommenen Nürnbergiſchen Stammbücher. Das beiliegende Blättchen ſpricht ſchon ihren mehrern oder mindern Werth deutlich aus. Was Höchſtdieſelben hierüber verfügen, bin ſogleich ſchuldig zu befolgen bereit.

Das mitgetheilte Heft verdient, als vorläufige Skizze, wohl allen Dank; die bezeichnete Stelle, obſchon unklar, ward ſogleich, als höchſtbedeutend, abgeſchrieben; früher iſt ſchon durch Alexander von Humboldt und Andre die Bemerkung gemacht worden, daß in den tropiſchen Ländern eine durch Tag und Nacht regulirte Oscillation*) ſtatt habe. Dieſes Phänomen, unſern Gegenden in ſeiner Entſchiedenheit fremd, möchte dereinſt in einer ſo verwickelten Sache vielen Aufſchluß gewähren. Indeſſen wird man die in dem Vorwort angekündigte umſtändliche Beſchreibung dieſer Reiſe zu erwarten haben.

Weimar 3. April 1824. Goethe.

70. An Goethe.

2. Juli 1824.

Danke beſtens für das Zugeſendete; der Cryptogam oder Schwamm iſt wirklich fürchterlich.

Blumenbach mag die Bücher noch länger behalten, wenn ſie ihm Vergnügen machen. Ich will es doch verſuchen, ob ich die Engliſchen Parlaments-Schriften kann geſchenkt bekommen, denn verkauft werden ſie nicht.

Wünſche wohl zu leben. Carl Auguſt.

---

*) der Barometerſtände

71. An Goethe.

Die Kupferſtiche auf der Bibliothek habe ich zum Theil beſehen; ſie bedürfen einer großen Sichtung. Catalogirt ſind ſie gar nicht, ich will mich einen dieſer Tage ſelbſt daran machen. So wie es jetzt iſt, kann's nicht bleiben, zum Theil ſind ſchon einige Blätter im Jägerhauſe, auf der Bibliothek ſind ſie ganz am unrechten Orte.

72. An Goethe.

3. Januar 1825.

Jetzt iſt der junge Hoffe aus Eiſenach in Berlin und lithographirt dorten mit immer mehr heranwachſender Auszeichnung. Ich glaube deswegen, daß wir wohlthun werden, noch ein Weilchen N's Wunſch unerfüllt zu laſſen, um zu ſehen, wie ſich das Ding in Berlin machen möchte. In München iſt's gar betrübt, wenn man junge Leute hinſchickt; ſie werden zwar recht gütig aufgenommen, niemand bekümmert ſich aber weiter um ihre Studien.

Den Jenaiſchen Catalog der Incunabeln hebe doch derweilen auf, bis er vermehrt ſeyn wird.

Schicke mir ein hübſch Exemplar für D. und ſchreibe ihm etwas dazu; es wird den alten Kerl ſehr freuen. Anno 14 in Paris war er im Jardin des plantes und fiel in den Verſchluß, wo der Elephant hauſte, der faßte ihn aufs Korn und drückte ihn dergeſtalt an die mit eiſernen Spitzen verſehenen Planken, daß er lange krank davon war. Er hat viel über dieſen Unfall leiden müſſen, weil man behauptete, der Elephant ſey neidiſch geweſen, ſo eine Maſſe neben ſich zu ſehen. Du kannſt dieſer Geſchichte mit erwähnen.

Carl Auguſt.

73. An Goethe.

10. Febr. 1825.

Da im Thurme an der Bibliothek in der Woche, excl. Sonntags, täglich geheizt wird und immer jemand von den angeſtellten Officianten gegenwärtig iſt, ſo habe ich heute der Demoiſelle Facius die Erlaubniß ertheilt, dorten nach den Muſtern, welche ſich in der Dactyliothek von Lippert und in der Sammlung von Schwefel-Abgüſſen befinden und die im Thurme aufgeſtellt ſind, zu arbeiten; in der Hoffnung, daß das ſchöne Licht des dortigen Locals ihr förderlich ſeyn wird, um das Talent zu excoliren, was ihr von der Vorſehung iſt gewährt worden. Da ſie unter der ſpeciellen Aufſicht und Anführung der Demoiſelle Seidler zeichnet und ſtudirt, ſo iſt auch dieſer zu jeder Zeit der Zutritt bei dieſer Gelegenheit zu verſtatten. Carl Auguſt.

74. An Goethe.

9. Octbr. 1825.

Nicht jeden Profeſſors Abweſenheit wird der Academie ſo viel Nutzen bringen, als wie die von Profeſſor Hand! Dieſer hat gut und uneigennützig gehandelt.

Du wirſt wohl mit ihm Abrede nehmen, wie weiter zu verfahren ſey, um den guten Willen der St. Petersburger Academie zu benutzen, was für Dankbarkeitsbezeigungen, wie, an wen? Alles dieſes überlaſſe ich Dir mit gewohntem Zutrauen zu ordnen.

Hier ſchicke ich Dir die ganze Sammlung, die für das Mineralien-Cabinet in Jena unſchätzbar iſt. Der Auszug aus der Hamburger Zeitung iſt wohl der Sammlung mit einzuverleiben?

Die Kupfer gehören zu der hieſigen Bibliothek; Hand iſt wohl ſo gefällig, eine kleine Notiz dazu zu ſchreiben, bis daß der Text ſelbſt komme.

Graf Sternbergs Brief iſt ſehr liebenswürdig. Empfiehl mich ihm beſtens. Lebe wohl. Carl Auguſt.

75. An Goethe.

16. Octbr. 1825.

Ich habe dieſe vergangene Woche Profeſſor Renner in Jena beſucht; er iſt ſehr fleißig im Seciren und Aufſtellen. Das Haus iſt gewiß in Kurzem zu klein für die Sammlung und alsdann wird ſie doch wohl ins Schloß ziehen müſſen? aber vorher wäre das Catalogiren ſehr wünſchenswerth.

Sieglitzens Bericht über den Befund der Inſtrumente auf der Sternwarte wünſche ich zu ſehen. Leider fand ich weder ihn, noch Döbereiner heimiſch!

Carl Auguſt.

76. Ew. Königl. Hoheit vermißten neulich den Präparaten-Catalog der Veterinair-Schule. In Erinnerung, daß ein ſolcher vorhanden ſey, ließ ich ſogleich nachforſchen und Höchſtdieſelben belieben aus beiliegendem Vortrag den Erfolg gnädigſt zu erſehen.

Die Nummern werden gegenwärtig aufgeſtellt, größere und zum didactiſchen Zweck zunächſt nicht geforderte, Platz verſperrende Präparate ſind ſchon ins Schloß geſchafft und ſo wird man fortfahren, damit nichts Nothwendiges entfernt werde und nichts Ueberflüſſiges den Raum beenge.

Mit angelegener Bitte, Höchſtdieſelben mögen, wenn etwas bei dieſen Anſtalten ſich zu erinnern findet, ſolches gnädigſt bemerken, auch der Beſeitigung der Mängel und der Ausführung des Wünſchenswerthen jedesmal überzeugt bleiben.

Weimar 16. Octbr. 1825. Goethe.

77. An Goethe.

Sehr werthgeſchätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminiſter!

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienſt, da Sie von jenem Zeitpuncte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichſten Beweiſe der treuſten Anhänglichkeit und Freundſchaft durch Widmung Ihrer ſeltenen Talente zu geben. Die funfzigſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich ſonach mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſtjubelfeſt Meines erſten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit Mich bisher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat, deſſen umſichtigen Rath, deſſen lebendiger Theilnahme und ſtets wohlgefälligen Dienſtleiſtung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigſten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchſten Zierden Meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfeſtes frohe Veranlaſſung gern benutzend, um Ihnen dieſe Geſinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derſelben ſich überzeugt zu halten.

Weimar den 7. November 1825.

Carl Auguſt.

Nachſchrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen ſoll, ſehr werthgeſchätzter Herr Geheime Rath und Staats-Miniſter, das ſeltene und mir beſonders erfreuliche Jubelfeſt der Mit- und Nachwelt verkündigen; in ſolcher Abſicht iſt, mit Einverſtändniß meiner Gemahlinn, die vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unſrer Geſinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigſten Wünſche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Carl Auguſt.

78. An den Großherzog.

Ew. Königl. Hoheit danke zuvörderſt verpflichtet für die mir gegönnten Geiſt enthaltenden Fläſchen; ich bin überzeugt, daß der Genuß deſſelben gewiſſe Syſteme anregen und bewirken wird, daß ihre Thätigkeit den übrigen zu Gute komme, weßhalb ſogleich der Verſuch mit vollem Vertrauen angeſtellt werden ſoll.

Sodann werde zu folgender Frage veranlaßt: Erlauben Höchſtdieſelben, daß das gegenwärtig in meinen

Händen befindliche und vom Mechanicus Bohne revidirte Amiciſche Microſcop dem geheimen Rath Sömmering in Frankfurt zugeſendet werde? Derſelbe hat ſolches ſchon längſt gewünſcht und Hofrath Voigt, der gegenwärtig, wie er mir meldet, ein neues aus London empfangenes Inſtrument pancratic Eye-tube genannt, von dorther für Höchſtdieſelben verlangen ſoll, wünſcht gedachtes Amiciſche Microſcop dahin zu ſenden. Genehmigen es Höchſtdieſelben, ſo werde ich ſolches vom Mechanicus Bohne einpacken und bei der Rückkunft wieder auspacken laſſen, wodurch man wegen der Erhaltung einigermaßen vergewiſſert wird.

Sodann lege einige neu angelangte Serbiſche Gedichte bei, wovon das größere ſich wohl neben die früheren Heldenlieder ſtellen darf, die kleinern aber eine geiſtreiche, heitere Stimmung der Nation und etwas Ironiſch-überſichtliches auch in ganz gemeinen Lebens-Ereigniſſen bemerken laſſen.

Verehrend

Weimar den 21. Januar 1827. unterthänigſt
Goethe.

79. An Goethe.

Weimar den 26. Januar 1827.

Auf das Eye-tube bin ich ſehr neugierig. Voigt hat mir davon geſagt. Körner's Sonnen-Sector, oder wie das Ding heißt, iſt ein artiges Inſtrument. Schicke an Sömmering nebſt meinem ſchönſten Gruß das Amiciſche Microſcop. Er möge aber dafür ſeinen Eye-tube uns anvertrauen. Geſegnete Mahlzeit.

Carl Auguſt.

80. Ew. Königl. Hoheit haben einen aus der Eiſenberger Gefangenſchaft erlöſten Sextanten mir gnädigſt zugeſendet, welchen auf die Jenaiſche Sternwarte ſchaffen laſſe, um vorerſt zu vernehmen, in welchem Zuſtande er ſich befinde und das Weitere ſodann anzuordnen.

Der Sextant wird der Sternwarte wieder einverleibt.

Muß ich, da von einem Theodoliten die Rede iſt, bemerken, daß ein ſolcher, der früher bei dem N. verwahrt wurde, in Jena bei dem Profeſſor N. befindlich iſt, der ſich ihn zu ſeinen Vorleſungen ausgebeten, um ſeinen Zuhörern einen Begriff von dieſem Inſtrumente zu geben. Da nun dieſer Zweck erreicht iſt, ſo frage an, ob derſelbe nicht auch auf der Sternwarte zu verwahren wäre?

Es ſind nunmehr 3 Theodoliten vorräthig a) dieſer, von dem die Rede iſt; er kann nun auch die Sternwarte in Jena beziehen. b) einer auf dem Landes-Vermeſſungs-Bureau, c) einer auf der Sternwarte. Sie ſind alle drei, ſo viel mir wiſſend, nicht ſonderlich gut, indeſſen brauchen wir jetzt keinen mehr zu ſuchen, denn mehrere dergleichen ſind gewiß nie vorräthig geweſen.

Die Nachricht von einigen Kupferſtichen nach van der Helſt erhielt auf Anfrage von Leipzig: da der eigent-

Iſt dieſe kleine Notiz doch ſehr wünſchenswerth, wohl möchte ich wünſchen, daß z. B. in Leipzig und Frankliche Zweck dadurch nicht erreicht werden; ſo bitte ſolches wenigſtens als ſchuldige Bemühung anzuſehen.

Verehrend

Weimar den 11. März 1827.

unterthänigſt

Goethe.

furt a. M. einem Commiſſionair aufgetragen würde, die vorgeſtrichenen Blätter zu ſchaffen; in Auctionen kommen dergleichen manchmal vor.

Weimar 11. März 1827.

Carl Auguſt.

81. An Goethe.

20. April 1827.

Es möchte nun wohl an der Zeit ſeyn, einen Maler nach Merſeburg zu ſenden, um dorten in dem Dom das Bild von Lucas Cranach zu copiren, welches er in ſeiner Jugend Dr. Luthern zum Schimpf gemalt hat.

Carl Auguſt.

82. An den Großherzog.

Zur Abſendung nach Merſeburg wüßte nur N. vorzuſchlagen; wie dieſer ſich jedoch in die Art des ſechzehnten Jahrhunderts finden wird, wäre nicht gerade vorher zu ſehen.

Uebrigens aber werden Höchſtdieſelben die Gnade haben, den Aufwand auf irgend eine Caſſe anzuweiſen, indem die meinige, ſolchen zu leiſten, außer Stand geſetzt iſt.

Verehrend

Weimar den 20. April 1827.

unterthänigſt

v. Goethe.

Am 17. May.

Ich habe allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mir's weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmahl vergeſſe, manchmahl mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſche mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz ſo ein. — Und

63. An Goethe.

30. April 1827.

Es liegt mir nicht ſowohl daran, das Bild von Lucas Cranach ſo kunſtgerecht zu beſitzen, als wie das Original ſelbſt ſeyn möchte, ſondern nur eine leidliche Copie davon, dienlich zur Geſchichte jener Zeit und der Lebensgeſchichte von Lucas Cranach. Deswegen kann N. dieſes Bild auch bloß auf Papier oder Pappe mit Waſſerfarben illuminirt copiren und ſich nur hauptſächlich an die natürliche Größe des Originals und der Figuren und an ihren Ausdruck halten, wie auch treu die Farben nachahmen. In dieſer Weiſe wird N's Auftrag nicht eben ſo große Zeit, Mühe und Koſten erfordern, als wenn er es in Oel ausführen ſollte. Bei den jetzigen ſchönen und langen Tagen kann er bald fertig werden. Die Koſten weiſe ich auf meine Schatulle an.

Carl August.

64. An Goethe.

24. Septbr. 1827.

Hier einige Autographa für die Sammlung.

Es wird ſo verſchiedentlich über die Aufbewahrung der Schillerſchen Relicten, ſeines Kopfes und Skelets, auf hieſiger Bibliothek hin und her geurtheilt und meiſtens wohl mißbilligend, daß ich es für rathſam halten möchte, ſelbige in dem Kaſten, in welchem ſie liegen, incl. des Hauptes, von welchem vorher noch ein Abguß zu nehmen wäre, in die Familiengruft ſetzen und aufheben zu laſſen, welche ich für mein Geſchlecht auf dem hieſigen neuen Friedhofe habe bauen laſſen. So Du hiermit einſtimmſt, ſo werde ich dem Hofmarſchall-Amte die Anweiſung geben, Schillers Ueberbleibſel unter ſeinen Verſchluß, bei meinen Ahnen, zu nehmen.

Carl Auguſt.

85. An Goethe.

A) Beiliegende gedruckte Sachen empfehle ich ganz beſonders.

B) Wie iſt's mit der Beiſetzung von Schillers Ueberbleibſeln?

den 27. October 1827. Carl Auguſt.

86. Nachdem Ihro Königl. Hoheit, der Großherzog, unter dem 24ten September gnädigſt geäußert, daß Höchſtdieſelben, in mannichfaltigen Betrachtungen, den Entſchluß gefaßt, zu denen auf Großherzoglicher Bibliothek befindlichen Reſten unſres edlen Schillers auch den bisher davon getrennten und abgeſondert verwahrten Schädel hinzufügen zu laſſen; nicht weniger geneigt ſeyen, dieſen glücklicherweiſe wieder zuſammengebrachten Gebeinen einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten Großherzoglichen Familiengruft gnädigſt zu gönnen, ſo hat man vor allen Dingen nöthig erachtet, für ein dauerhaftes, manchen Zufälligkeiten widerſtehendes Gefäß Sorge zu tragen, ſobald aber ſolches bereitet worden, nachverzeichnete Behandlung angeordnet.

Weimar den 16ten November 1827. Goethe.

Geſchehen Weimar am 17ten November 1827. Gegenwärtig

Herr Oberbaudirector Ritter **Coudray**
Herr Bibliothekar und Profeſſor **Riemer**
Herr Proſector **Schröter** von Jena
und
der Unterzeichnete.

In Auftrag Sr. Excellenz des Herrn geheimen Raths und Staatsminiſters **von Goethe** und in Gegenwart der neben Verzeichneten wurden heute die zeither auf Großherzoglicher Bibliothek allhier proviſoriſch aufbewahrten irdiſchen Ueberreſte des Hofraths **Friedrich von Schiller** in den dazu gefertigten neuen Sarcophag niedergelegt und der Schädel ebenfalls beigefügt, ſodann der Sarcophag verſchloſſen und der Schlüſſel zu demſelben durch Endesunterzeichneten Sr. Excellenz dem Herrn geheimen Rath und Staatsminiſter **von Goethe** ſofort übergeben.

Nachrichtl.

Unterzeichnet:

Julius Auguſt Walther von Goethe.

Coudray

Riemer

Schröter,

Mich von Vorſtehendem perſönlich, an Ort und Stelle in Kenntniß geſetzt.

Weimar den 17ten November 1827.

J. W. v. Goethe.

Folgende Anecdote finde hier noch ihren Platz.

Loder, der bekanntlich, und nach eignem Geſtändniſſe, dem Großherzog „Alles verdankte“, hatte, gegen den Wunſch deſſelben, einen Ruf nach Halle angenommen und zwar zu einer Zeit, als Jena ohnehin manchen Verluſt an wichtigen Lehrern beklagte. Der Miniſter von Voigt, Gönner des Abgehenden, vermittelte ſeine Wiederaufnahme zu Gnaden, und trug Loders Empfehlung des Dr. Fiſcher, aus Lüneburg, zur Profeſſur an Himly's Stelle dem Großherzog vor, welcher ſich in nachſtehendem, bei den Acten befindlichen Billet darüber ausſprach:

> „Leichtſinn und gutes Herz! war ſchon der Titel einer Comödie: die Empfehlung des Dr. Fiſcher iſt uns ſehr angenehm.“ Carl Auguſt.

Und nun wüßte ich dieſen Abſchnitt nicht würdiger zu beſchließen, als mit einem der trefflichſten Aufſätze, die jemals aus Goethe's Feder gefloſſen. Des jetzt regierenden Großherzogs Königliche Hoheit hatten nämlich in St. Petersburg, wo Sie mit der Frau Großherzoginn-Großfürſtinn Kaiſerlichen Hoheit zu einem Beſuche bei der verwandten Herrſcher-Familie gerade verweilten, die Kunde von dem Hinſcheiden Höchſt-Ihres Herrn Vaters kaum empfangen, als ſie auch den Generaladjutant und Kammerherrn, Herrn Oberſt von Beulwitz beauftragten, ſich nach dem Befinden Goethe's zu erkundigen und die huldreichſten Verheißungen zu überſchreiben. Goethe erwiederte auf die desfallſige Zuſchrift des Herrn von Beulwitz:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens!
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus!
1608.
Freudig trete herein und froh entferne Dich wieder!
Ziehſt Du, als Wandrer, vorbei, ſegne die Pfade Dir Gott!

Da gewiß höchſten Orts, ſo wie von Ew. Hochwohlgeboren, gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zuſtand, in dem ich mich befinde, rein und treu auszuſprechen wage, dasjenige, was ſich von ſelbſt verſteht, beſcheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile; ſo eröffne mit obigen zwei lateiniſchen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand ſie als Ueberſchrift der Hauptpforte des Dornburger neu acquirirten Schlößchens, wo mir, durch höchſte Nachſicht, in den traurigſten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden*).

Die Einfaſſung gedachter Thüre ſelbſt iſt, nach Weiſe jener Zeit, architectoniſch-plaſtiſch überreich verziert und gibt, zuſammen mit der Inſchrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menſchen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hauſe geweſen, wogegen auch dieſe Wohnung durch ſo viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht beſtehend erhalten worden.

---

*) Goethe hatte ſich, mit höchſter Erlaubniß, vor den ſchon in der Idee ihn tief erſchütternden Trauerfeierlichkeiten für ſeinen abgeſchiedenen erhabenen Freund nach Dornburg, einem Großherzoglichen Luſtſchloſſe, bei dem Städtchen gleiches Namens, geflüchtet, und hielt ſich daſelbſt zehn Wochen lang auf.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung rief ein ſolcher Augenblick die Erinnerung in mir hervor: gerade ein ſo einladend ſegnendes Motto ſey durch eine Reihe von mehr als funfzig Jahren der Wahlſpruch meines verewigten Herrn geweſen, welcher, auf ein ſo groß bedeutendes Daſeyn gegründet, nach ſeiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorüberwandelnden beſorgt war, als für ſich ſelbſt, der, wie der Anordner jener Inſchrift, weniger ſeiner Wohnung, ſeines Daches gedachte, als derjenigen, welche da zu herbergen, mit Gunſt zu verabſchieden, oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier ſchien es alſo, daß ich abermals bei ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieſes uralten Hauſes, als dem Nachfolger und Repräſentanten aller vorigen gaſtfreien und alſo auch ſelbſt behaglichen Beſitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieſer Stunden ließ mich den Werth ſolcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denſelben gleichfalls nachzugeben, als ich, nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten, mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Luſtortes ſtill in mich aufzunehmen begann.

Da ſah ich vor mir, auf ſchroffer Felskante, eine Reihe einzelner Schlöſſer hingeſtellt, in den verſchiedenſten Zeiten erbaut, zu den verſchiedenſten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig weitläuſiges Schloß, große Säle zu kaiſerlichen Pfalztagen umſchließend, nicht weniger genugſame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf ſtarken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen ſpäter hinzugeſellte Gebäude, haushälteriſcher Benutzung des umher liegenden Feldbeſitzes gewidmet.

Die Augen an ſich ziehend aber ſteht weiter ſüdlich, auf dem ſolideſten Unterbau, ein heiteres Luſtſchloß neuerer Zeit, zu anſtändigſter Hofhaltung und Genuß in günſtiger Jahreszeit. Zurückkehrend hierauf an das ſüdlichſte Ende des ſteilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, daſſelbe, welches mich ſo gaſtfreundlich einlud.

Auf dieſem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwiſchenräume, einer ſteil abgeſtuften Lage gemäß, durch Terraſſengänge zu einer Art von auf- und abſteigendem Labyrinth architectoniſch auf das Schicklichſte verſchränkt worden, indeſſen ich zugleich die ſämmtlichen, über einander zurückweichenden Localitäten auf das Vollkommenſte grünen und blühen ſah. Weithin geſtreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwärts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel, aufwärts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zuſagenden Traubenbüſcheln; hoch an Spalieren ſodann eine ſorgſam gepflegte, ausländiſche Pflanzenart, das Auge nächſtens mit hochfarbigen, an leichtem Gezweige herabſpielenden Glocken zu ergötzen verſprechend; ferner vollkommen geſchloſſen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhafteſten Flor durchaus blühender Roſen höchlich reizend geſchmückt; Blumenbeete zwiſchen Geſträuch aller Art.

Konnte mir aber wohl ein erwünſchteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend und genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtändig bequemes Wohlbefinden ämſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtätigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern?

Dieſes mußte mir alſo zu einer eignen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervor ging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das Alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag: die vernünftige Welt ſey von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Thun entſchieden angewieſen. Wo nun der menſchliche Geiſt dieſen hohen ewigen Grundſatz in der Anwendung gewahr wird, ſo fühlt er ſich auf ſeine Beſtimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich geſtehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieſer Folge, ſelbſt an- und abtretend, ſo Freude, als Schmerz, — wie in dem Wechſel der Jahreszeiten, ſo in dem Menſchenleben, — an Anderen, wie an ſich ſelbſt, — zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgeſetzte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwärtigen Zuſtandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufügen wäre.

Von dieſen würdigen landesherrlichen Höhen ſeh' ich ferner, in einem anmuthigen Thale, ſo Vieles, was, dem Bedürfniß der Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte ländliche Wohnſitze, durch Gartenbeete und Baumgruppen geſondert; einen Fluß, der ſich vielfach durch Wieſen krümmt, wo eben eine reichliche Heuärndte die Aemſigen beſchäftigt; Wehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Büſche hie und da zerſtreut, dort zu ſchattigen Räumen zuſammengezogen. Reihenweis, auch den heiterſten Anblick gewährend, ſeh' ich große Anlagen von Fruchtbäumen; ſodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünſchenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufſteigende, alljährlich neu angelegte Weinberge.

Das Alles zeigt ſich mir, wie vor funfzig Jahren und zwar in geſteigertem Wohlſeyn, wenn ſchon dieſe Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgeſucht worden. Keine Spur von Verderben iſt zu ſehen, ſchritt auch die Weltgeſchichte, hart auftretend, gewaltſam über die Thäler. Dagegen deutet Alles auf eine ämſig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines ſanft und gelaſſen regierten, ſich durchaus mäßig verhaltenden Volkes.

Ein ſo geregeltes, ſinniges Regiment waltet von Fürſten zu Fürſten. Feſtſtehend ſind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbeſſerungen. So war es vor, ſo wird es nach uns ſeyn, damit das hohe Wort eines Weiſen erfüllt werde, welcher ſagt: die vernünftige Welt iſt als ein großes, unſterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.

Nun aber ſey vergönnt, mich von jenen äußern und allgemeinern Dingen zu meinem Eigenſten und Innerſten zu wenden, wo ich denn aufrichtigſt bekennen kann, daß eine gleichmäßige Folge der Geſinnungen daſelbſt lebendig ſey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeſchiedenen nicht beſſer zu bethätigen wüßte, als wenn ich, ſelbiger Weiſe dem verehrten Eintretenden gewidmet, Alles, was noch an mir iſt, dieſem, wie ſeinem hohen Hauſe und ſeinen Landen von Friſchen anzueignen, mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigſten Wohlwollens, fortgeſetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachſicht mich beruhigend getröſten darf, indem ja das von Pawlowsk, am 28ſten Juni dieſes Jahres, erlaſſene huldverkündende Schreiben mir ein ſo entſchieden erfreuliches, faſt beſchämendes Zeugniß geworden.

Wie ſehr daſſelbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen mußte, ſolches von der Hand eines ſo werthen, längſt geſchätzten, geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

doch! mißverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach, daß die Freundinn meiner Jugend dahin iſt! ach, daß ich ſie gekannt habe! — Ich würde ſagen, du biſt ein Thor, du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt; aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die groſe Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien, mehr zu ſeyn, als ich war, weil ich alles war, was ich ſeyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V. . an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Academien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch, er wiſſe mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley ſpüre; kurz, er hat hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß

Gegenwärtig füge ich nur die Bitte hinzu, Ew. Hochwohlgeboren mögen ſich eifrigſt verwenden, daß Vorſtehendes, wenn auch ſeltſam ſcheinend, jedoch aus den eigenſten Zuſtänden und treueſten Geſinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unſern höchſten Herrſchaften nachſichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiederſehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichſter Hochachtung

Dornburg, den . Juli 1828.

J. W. von Goethe.

Goethe im Verhältniſſe zu Amtsgenoſſen.

Die dem Verfaſſer zur Benutzung freigeſtellten Acten geben ausführlichere Kunde nur von der innigen, treuen Verbindung, in welcher Goethe mit ſeinem längſtjährigen Collegen, dem um Weimar hochverdienten Miniſter von Voigt in dem, beiden anvertrauten Geſchäftskreiſe der Großherzoglichen Oberaufſicht über die Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt gemeinſchaftlich wirkte.

Zu deutlicherem Verſtändniß der weiter unten mitgetheilten Actenſtücke, ſo wie mancher andern Stelle des gegenwärtigen Werks folgen hier zunächſt einige biographiſche Notizen.

Chriſtian Gottlob von Voigt wurde geboren im Jahre 1743 zu Allſtedt, einer Weimariſchen Stadt, wo ſein Vater das Juſtizamt mit Auszeichnung verwaltete. Im älterlichen Hauſe, ſpäter in der Kloſterſchule zu Roßleben, ſtrenge erzogen, in den Schulwiſſenſchaften, vorzüglich in den alten Sprachen und in der Geſchichte gründlich unterrichtet, bezog er 1761 die Academie Jena und widmete ſich daſelbſt vier Jahre lang den juriſtiſchen und philoſophiſchen Studien mit regem und erfolgreichem Eifer. Da zufällige Ereigniſſe ſeinem Wunſche, als academiſcher Lehrer zu wirken, hemmend entgegen traten, nahm er 1766 die Stelle eines Amtsadvocaten zu Weimar an. Bald darauf erhielt er den Acceß zu der daſigen fürſtlichen Bibliothek und zu der mit dieſer in Verbindung ſtehenden Münzſammlung. Von 1770 — 1777 verwaltete er das Juſtizamt zu Allſtedt, folgte dann dem Rufe zum Mitgliede der Regierung nach Weimar und befreundete ſich hier mit Franz von Seckendorf, von Einſiedel, Bode, Bertuch und ſpäter mit Herder und Wieland ſehr innig. Auch Goethe lernte ihn kennen, ſchätzen und lieben. Die Blicke des Fürſten heften ſich auf ſeinen vielſeitigen Werth, er wird mit unmittelbaren Aufträgen beſondern Vertrauens beehrt, in Direction des Ilmenauer Bergbaues (1783) des dortigen, ſehr verwickelten Steuerweſens (1785) Goethen zugeſellt, zum geheimen Archivar (1783) und kurz darauf zum wirklichen Hofrath (1784) ernannt.

Mit großem Eifer orientirt er ſich in den Hülfswiſſenſchaften der ihm neuen Berufskreiſe, vornehmlich zieht ihn das Studium der Mineralogie an. Er gewinnt ſchnell einen reichen Schatz freierer Welt- und Natur-Anſicht, weiß die wenigen Stunden der Muße durch geiſtvolle Benutzung zu verdoppeln, jeder bedeutenden Erſcheinung in der Literatur ſich zu befreunden und mit zahlreichen Aufſätzen hiſtoriſchen und weltbürgerlichen Inhalts bald den deutſchen Merkur, bald das deutſche Muſeum zu zieren. Ein für die innere Landesverfaſſung höchſt bedeutender Proceß bei dem Reichs-Hofrath zu Wien wird durch ſeine ſcharfſinnige und eifrige Behandlung glücklich gewonnen und nachdem er unter Beibehaltung ſeiner vorherigen Stellen, zu kräftigerer Leitung der vielen Rechtsſtreite, in welche ſich die Landesherrliche Cammer verwickelt fand, als Mitglied in dieſelbe eingetreten (1788), gelingt es ihm, nicht nur den größeren Theil gütlich zu beſeitigen, ſondern auch dem geſammten Rechnungsweſen eine zweckmäßigere Einrichtung zu verſchaffen.

Zum geheimen Regierungsrath befördert (1789) begleitet er, kurz nach Kaiſer Joſephs Tode, ſeinen Fürſten nach Berlin (1790), wo in jener für Deutſchlands Ruhe ſo bedeutenden politiſchen Kriſis auch für das Sächſiſche Haus-Intereſſe wichtige Unterhandlungen angeknüpft werden mußten.

Schon früher nimmt er Theil an der geheimen Correſpondenz des deutſchen Fürſtenbundes. Mehr und mehr wendet ſich das Vertrauen des Fürſten zu dem Manne, deſſen ruhiger Scharfblick die verſchlungenſten Verhältniſſe nach außen, wie die verſchiedenartigſten Zweige der innern Landesverwaltung mit gleicher Sicherheit und Treue umfaßt.

Er wird zum geheimen Aſſiſtenzrath und Mitgliede des geheimen Conſeils (1791), drei Jahre ſpäter zum geheimen Rathe ernannt und während acht und zwanzig Jahre ununterbrochenen Einfluſſes in wildbewegtem Zeitlaufe wirkt er für Weimar unendliches Gutes. Mitten unter finſtern Actenſtößen nahte ihm oft die trauliche Muſe. Durch einen ausgebreiteten Briefwechſel in ſteter Berührung mit den intereſſanteſten Erſcheinungen der literariſchen und politiſchen Welt, wußte er jedwede Mittheilung durch ſinnreiche Gegengabe zu vergelten und den Ereigniſſen des Tages bald durch höhere hiſtoriſche, bald durch humoriſtiſche Beziehungen ſtets eine überraſchende Seite abzugewinnen.

Schon ein Greis, als er ſich berufen ſah, an den Unterhandlungen Theil zu nehmen, welche die erhabene Tochter des nordiſchen Kaiſerhauſes durch die zarteſten Bande an ſeine angeſtammte Fürſtenfamilie feſſeln und ſo dem Vaterlande ein neues ſtrahlendes Glück für die ſpäteſten Zeiten begründen ſollten, ſtudirte er eifrigſt Sprache, Geſchichte, Sitten und Gebräuche des wunderhaften Rieſenreichs, deſſen köſtlichſte Perle Weimar zur höchſten Zierde gereicht.

Kurz nach dem Einzuge des neuvermählten Fürſtenpaares ward ihm das Ehrenprädicat Excellenz, 1805 das Großkreuz des kaiſerlich Ruſſiſchen Sanct Annen-Ordens zu Theil.

Als im unheilvollen Jahre 1806 ſo Fürſt als Vaterland verloren ſchienen, ermuthigte ſich Voigt alsbald an der Seelengröße ſeiner Landesfürſtinn, Ordnung und Ruhe im Innern wurden zurückgeführt, zerriſſene Fäden wieder angeknüpft, Muth, Vertrauen, patriotiſche Wirkſamkeit allenthalben angeregt und zweckmäßigſt verwendet.

Mitten in jenen Vernichtungstagen wird der gewohnte

Gang geſetzlicher Ordnung fortgeſetzt und wo alle Hülfsquellen der Finanz verſiegt ſchienen, doch nicht ein einziges koſtbares Inſtitut für Wiſſenſchaft und Kunſt, oder würdiger Lebens-Annehmlichkeit aufgegeben. Selbſt bei Aufbringung einer faſt unerſchwinglichen Contribution ſind durch ſeine unermüdliche Fürſorge Beſoldungen und Penſionen unverkürzt ausgezahlt und die Verzinſung der öffentlichen Schuld auch nicht einen Augenblick verzögert worden. Je ſchrankenloſer Macht und Willkühr im Deutſchen Vaterlande ſchalteten, um ſo treuer hielt Voigt an Geſetz und Verfaſſung, unverführt vom Schimmer augenblicklichen Vortheils.

Solch edlen Sinn anerkennend erhebt der Landesfürſt ſeinen würdigen Diener in den Adelſtand (1807). In den vier erſten Jahren nach dieſer Epoche lag die ganze Laſt der Miniſterialgeſchäfte faſt einzig auf Voigt's Schultern.

Er erlebt es, das geliebte Fürſtenhaus in Großherzoglicher Würde, die Gränzen des Vaterlandes erweitert zu ſehen, hilft die landſtändiſche Verfaſſung deſſelben begründen (1816), feiert in dem nämlichen Jahre ſein goldenes Jubelfeſt und wird an dem nämlichen Monatstage, wie Goethe 13 Jahre ſpäter, am 22ſten März 1819 ſeinem irdiſchen Wirkungskreiſe ſanft entführt. Er ſchreibt ein letztes Blatt der Freundſchaft an ſeinen Amtsfreund und der letzte Lebenshauch iſt ein Segenswunſch für ſeinen Fürſten.

Von ſeinen zahlloſen Verdienſten muß beſonders die unermüdliche Fürſorge hervorgehoben werden, die er als Curator der Academie Jena mehr als fünf und zwanzig Jahre hindurch, oft unter den ungünſtigſten Verhältniſſen, dieſem wichtigen Inſtitute mit beharrlichſter Neigung widmete. Ihm vorzüglich iſt es zu danken, daß Schiller für Jena gewonnen und ſpäterhin in freier und ſorgenloſer Muße in Weimar erhalten wurde.

Die allgemeine Literatur-Zeitung, durch Bertuch, Schütz und Hufeland rühmlich begründet, hatte eine Reihe von Jahren hindurch den literariſchen Ruf von Jena auf das Entſchiedenſte gefördert. Ein Conflict ungünſtiger Verhältniſſe entzog im Jahre 1803 die Haupt-Unternehmer und mit ihnen glaubte man auch das Inſtitut ſelbſt nach Halle entführt zu haben. Kaum hatte Voigt den drohenden Verluſt erkundet, als er auch ſogleich alle erſinnlichen Mittel zur Entgegenwirkung aufbot.

Hierbei, wie überall, wo es galt, hatte ſich Voigt des kräftigſten und großartigſten Beiſtandes von Goethe zu erfreuen, den er hinwiederum in der Oberaufſicht der ſogenannten unmittelbaren Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt aufs Neigungsvollſte unterſtützte, in einer Wechſelwirkung von Vertrauen, Ideentauſch, eigenthümlichſter Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die ſich bis zum letzten Lebenshauche treulichſt bewährt hat *).

---

*) Die oben ſtehende Schilderung Voigt's iſt, mit freundlicher Genehmigung des Herrn Verfaſſers, hauptſächlich entnommen der nur als Manuſcript für Freunde gedruckten trefflichen „Denkrede auf Chriſtian Gottlob von Voigt, Großherzogl. S. W. E. wirklichen geheimen Rath und Präſidenten des Staatsminiſterii, Ober-Kammer-Präſidenten und Ordens-Canzler, Großkreuz des Großherzogl. S. wei-

Goethe ſelbſt, der an der Ernennung des „geſchäftsgewandtern" Voigt zum Mitgliede des Miniſteriums den regſten Antheil gehabt, erbat ſich denſelben auch zum Collegen bei ſeinem speciellen Departement. Oftmals verſicherte Goethe, nie einen geübteren Actenleſer, als Voigt, kennen gelernt zu haben, ſo wie Herder der geübteſte Bücherleſer geweſen ſey, der ihm jemals vorgekommen. Schon 1794, als Goethe die Oberaufſicht über den neu herzurichtenden botaniſchen Garten in Jena erhielt, ſtellte er in einem vertraulichen Promemoria vor:

„Da Ew. Durchlaucht dieſe Anſtalt der allgemeinen „academiſchen Direction zu untergeben, billig Anſtand tragen „und es der Sache gemäß iſt, daß ſie, wie andere ähnliche „Inſtitute, welche aus Ew. Durchlaucht beſonderer Wohlthätigkeit gegen die Academie entſprungen, auch der beſondern Diſpoſition überlaſſen bleiben; ſo werden Hochdieſelben auch eine beſondere und beſtändige Commiſſion zur erſten Einrichtung und Aufſicht niederzuſetzen geruhen. Ich „verehre das mir durch den geſchehenen Auftrag geſchenkte „Vertrauen, wollte aber, um des mehrern Nachdrucks, der „mindern Verantwortlichkeit und anderer nicht weitläuftig „auszuführender Urſachen halber um ein förmliches Commiſſorium und einen Concommiſſarium in der Perſon des „geheimen Raths Voigt unvorſchreiblich gebeten haben."

ſchen Falken-, des Kaiſerl. Ruſſiſchen St. Annen- und des Königl. Sächſiſchen Civil-Verdienſt-Ordens, geboren den 23. December 1743, geſtorben den 22. März 1819, gehalten zu Weimar am 16. April 1819" (vom geh. Rath Fr. v. Müller.)

Goethe behielt Voigt bis an ſein eigenes Lebensende im liebevollſten Andenken. Jeder, der irgend ſeines nähern Umgangs genoß, wird dieß bezeugen. Auch ſeine gedruckten Werke enthalten davon mannichfache Beweiſe. Er ließ ſelbſt ſpäter nicht leicht eine Gelegenheit ungenutzt vorüber, ſich über Voigts hohe Verdienſte und freundliches Verhältniß zu ihm dankbar auszuſprechen.

Wie unter dem 24ſten März 1819, zwei Tage nach Voigts Ableben, Goethe an einen jüngeren Freund geſchrieben hatte:

„Der Abſchied des älteſten mitwirkenden Freundes muß
„den Wunſch um Theilnahme des jüngern auf das Lebhafteſte
„erregen, um die Augenblicke des Scheidens durch entſchloſſene
„neue Lebensthätigkeit erträglich zu machen.“

ſo ſchloß er eine unter dem 16. November 1831 an die noch lebende Frau Wittwe Voigt's, von welcher der jetzt regierende Großherzog, durch Goethe's Vermittelung, eine von ihrem Gatten hinterlaſſene, bedeutende Sammlung Griechiſcher und Römiſcher Münzen erkauft hatte, gerichtete Zuſchrift mit den Worten:

„Auch bring' ich Gegenwärtiges nur nach, um beiden
„Theilen zu einer ſo wünſchenswerthen Uebereinkunft Glück
„zu wünſchen; auch mir beſonders, da ich Gelegenheit finde,
„meine liebevolle Verehrung, welche ich ſo lange Jahre
„meinem abgeſchiedenen Freunde gewidmet, für jetzt und
„künftig, auch über mein eigenes Bleiben hinaus, zu bethätigen.“

Viele Beiſpiele des amtlichen Verkehrs zwiſchen beiden

Freunden ſind in andern Theilen des gegenwärtigen Werkes zerſtreut, hier möge noch eine nicht unanſehnliche Auswahl aus ihrer wechſelſeitigen amtlichen Correſpondenz Raum finden.

1. An Goethe.

Das erſte Wort, das ich 1796 ſchreibe, iſt Ihnen gewidmet; immerfort und immermehr ein Wort der Erkenntlichkeit und Liebe, je mehr der Jahre werden, die ich in Ihrer Begleitung verlebe. —

Die Schloßbau-Sorge präſentirt ſich Ihnen hierbei; **Steinert** hat gute Sachen vor; ich wünſche, daß Serenissimus, zumal in den Friedens-Ausſichten, Muth darauf faſſen mögen. Dem Herrn Cammer-Präſidenten kann ich ein Wort ſagen, das ihn vielleicht ergiebiger machen wird. Ich will deſſen mündlich gedenken. Dieſen Abend habe ich die Ehre, bei Ihnen zu erſcheinen; es kann ſeyn, daß ich den Herrn **von Bühler** aus Eiſenach mitbringe. Es iſt in Beziehung auf Wien wirklich ein intereſſanter Menſch und er intereſſirt ſich fur verſtändige Dinge mehr, als man ſonſt von ſolchen jungen Leuten gewohnt iſt. Voigt.

2. An Voigt.

Mit vielem Dank fur die Mittheilungen bemerke ich Folgendes:

1) Etwas wegen **Ackermann**. Er tritt erſt das Fruhjahr an und kann auch wohl nicht eher auf die Emolumente Anſpruch machen.

ich viel zeichnete, und Griechiſch könnte (zwey Meteore hier zu Lande), wandte er ſich an mich, und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den Fürſtlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebethen, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem Fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Wegen der Beſoldung fragte ſich, ob man nicht etwas davon zum Cabinet-Fonds erhalten könnte? Freilich wird auch Reiſegeld zu zahlen ſeyn, das man vielleicht davon zu beſtreiten denkt.

2) Meine Abreiſe nach Jena wird etwa auf künftigen Donnerſtag den 24ſten fallen.

3) Zugleich lege ich einen Entwurf eines kurzen Promemoria*) vor, wie Sie es dem Miniſter Graf Schulenburg vorzulegen gedacht. Wenn es im Allgemeinen Beifall erhält, ſo kann in stylo hier und da nachgeholfen und daſſelbe, da es in stylo relativo concipirt, vielleicht gar ohne Unterſchrift verſendet werden. Wenn es völlig ajuſtirt wäre, communicirte man es E., welcher die nöthigen Beilagen verſchaffen müßte.

Soviel für dießmal mit einem herzlichen guten Morgen.

Weimar d. 18. November 1803. G.

3. An Goethe.

In Anſehung der vacanten Beſoldung würde man den Reiſegelderpunct abwarten. Uebrig bleiben wird doch in alle Fälle.

Zu dem Promemoria habe ich noch einige beſtimmtere Zuſätze zu beliebigem Gebrauche gemacht. Wenn die Beilagen hinzu gekommen, will ich unſern gnädigſten Herrn um Inſtruction bitten, ob ich an den Hrn. General-Poſt-Director Grafen von der Schulenburg, oder wo ſonſt etwa hin, dieſe Aufklärung erlaſſe und über die Sache Erkundigung einziehe.

---

*) Die Literaturzeitung betreffend.

Weimar den 20. November 1803. V.

4. An Goethe.

Ich habe ſehr bedauert, als ich von E. E. Mißbefinden etwas vernahm, aber mit Nachfragen nicht beſchweren wollen, da ich ſelbſt immer vor Ihnen erſcheinen wollte, und immer verhindert wurde. Jetzt iſt es beſſer mit Ihnen geworden, worüber ich mich herzlichſt erfreue und etwas Vorläufiges überſende, ehe ich — hoffentlich morgen — ſelbſt komme. Denn morgen will ich den bewußten Vortrag thun, und davon, was ich ausgewirkt, Nachricht bringen.

Was uns aus Paris durch Sereniſſimi Güte beſcheert worden iſt, enthält beiliegendes Verzeichniß. Ihre Durchlaucht meinten, wenn wir in des Pougens Catalogue ſonſt noch etwas uns Angenehmes wüßten, ſo ſollten wir es bemerklich machen. Daher lege ich den Catalogen hinzu.

Ich bin ſo viel unterbrochen und angelaufen, daß ich wegen dieſes eiligen Blattes um Verzeihung bitten muß.

19. Decbr. 1804. V.

5. An Goethe.

Ich denke, wir laſſen uns nicht irren, per tot discrimina rerum, uns zu guter Zeit des Lebens zu freuen. Von Ihrer lieben Hand hat es heute eine groſſe Ermunterung dazu gegeben, welche die Hauptperſon Ihnen ſelbſt danken wird. Es war ein mineralogiſcher Lebenstag, da unſer luſtiger Lenz das Diplom zur mineralogiſchen Geſellſchaft überſchickte, in welche er, vermuthlich jucunditatis causa, auch Dilettantinnen aufnimmt.

Ich will meine Muthmaßungen über das Material der artigen Doſe noch nicht ausſprechen und laſſe auch die Mitgliedinn der mineralogiſchen Geſellſchaft ferner errathen.

Ich bin heute ſo zerſtreut und ſo häuslich fröhlich (denn es iſt auch die 35ſte Feier meines hochzeitlichen Tages), daß ich mit Petersburger, Berliner, Jenaiſchen ꝛc. Dingen (Spilkeriana mit eingeſchloſſen) nicht beſchwerlich fallen kann und mir dazu eine Stunde reſervire. Ich werde allerlei Unerwartetes und Curioſes zu erzählen haben.

Jetzt nochmals meinen ſchönſten und verbindlichſten männlichen Dank, bis der weibliche auch extrinsecus erfolgen wird; denn von innen iſt er ſehr empfunden.

den 22. Mai 1805. Voigt.

6. An Voigt.

Die von dem Profeſſor Batſch ehemals eingerichtete naturhiſtoriſche Geſellſchaft iſt aus mehreren Urſachen ihrer Auflöſung nahe, indem es ihr an einem Local, an Einigkeit ihrer Vorſteher und an einem Fonds zu Tilgung ihrer Schulden gebricht. Es wäre jedoch ſehr Schade, wenn man dieſes Inſtitut auseinander gehen ließe.

Es hat ſehr ſchöne Beſitzungen, ſowohl an Naturproducten, als an Inſtrumenten und Büchern, einen ausgebreiteten guten Namen und viele nicht unthätige Correſpondenten.

Es könnte derſelben ein Paar von den Zimmern über der Reitbahn eingeräumt werden; Sereniſſimus hätten die Gnade, ſie zu ſanctioniren; man gäbe die ehemals Büttnerſchen Inſtrumente mit hinzu; ſo entſtünde ein artiger Anfang zu einem phyſikaliſchen Apparat und ein gewiſſes Ganze, worauf man ſchon lange hingezielt, käme zu Stande.

Uebrigens erhielte man ſie von der mineralogiſchen Geſellſchaft ganz getrennt. Die Rivalität beider Societäten hat ſchon in früheren Zeiten manches Gute hervorgebracht.

Man ſuchte einen kleinen Amortiſations-Fonds zu ſucceſſiver Tilgung ihrer Schulden und befeſtigte dadurch abermals ein Inſtitut in Hoffnung beſſerer Zeiten.

Jena den 18. Juni 1805. G.

7. An Voigt.

Was die Bibliothek betrifft, bemerke ich folgendes: vor allen Dingen bin ich ſehr erfreut, daß Sie das bisher Geſchehene billigen. Wir ſind, denk' ich, auf dem Wege, die ſchönen vorräthigen Dinge in eine anſchauliche und nützliche Ordnung zu bringen.

Der Secretair V. könnte in der Mitte Auguſts nach Jena gehen. In dem Zimmer über der Reitbahn ſind die Repoſitorien aufgeſchlagen. Er kann die Weimariſchen Doubletten mit hinübernehmen und ſie nebſt den Jenaiſchen aufſtellen, alsdann catalogiren und zugleich drucken laſſen, damit die Catalogen zur Michaelismeſſe verſandt werden könnten. Zu Oſtern hielte man alsdann die Auction.

Wenn E. E. den alten H. durch eine Inſtruction anregen wollen, ſo wird es von ſehr guter Wirkung ſeyn. Er ſcheint das weitere Einrangiren deshalb zu verzögern, weil er gern die untern Zimmer neben der Archivs-Expedition zum Münzcabinette haben möchte; allein dieſe ſind zu andern Zwecken allzudienlich, und es gäbe auch wieder ein neues Aufräumen und Bauen, wozu jetzt wenigſtens keine Zeit iſt. Oben ſteht die Sammlung vorerſt recht ſchön und höchſtnothwendig iſt, daß er Alles wieder einrangire. Haben Sie die Gefälligkeit, ihn dazu anzuhalten.

Auch mit einem Geſuche wegen eines Schlüſſels zum Hauſe, den Zimmern und Sälen wird er hervorgetreten ſeyn, womit man ihn, dächt' ich, auch noch hinhalten kann. S. verlangte auch ſchon einen Schlüſſel; aber ich glaube das Geſchäft gewinnt dabei, wenn man die Herren hübſch nöthigt, zu gleicher Zeit oben zu arbeiten und nicht erlaubt, daß ſich jeder aus ſeinem Geſchäft einen Privatſpaß mache. Ich würde daher bitten, daß Sie, wenn der Secretair V. nach Jena geht, den Hauptſchlüſſel dem Bibliotheksdiener dergeſtalt übergäben, daß er ihn früh morgens, wo er ſich ohnehin meldet, bei Ihnen abholte, um 9 Uhr die Bibliothek aufſchlöſſe, ſie um 1 Uhr zuſchlöſſe und den Schlüſſel bei Ihnen wieder abgäbe. Man hat doch alsdann einen Caſtellan, an den man ſich halten kann. Die mehreren Schlüſſel in vorigen Zeiten haben nur Unordnung hervorgebracht und die Abneigung unter den Menſchen vermehrt, von denen jeder nun glaubte, für ſich zu beſtehen.

Lauchſtädt den 5. Auguſt 1805. Goethe.

8. An Goethe.

Weimar den 19. Juni 1806.

Ew. Excellenz haben mich durch das mitgetheilte Resumé des Zuſtandes und Erfolgs der uns anvertrauten gelehrten Anſtalten ſehr erfreuet. Man kann jetzt ſchon Zufriedenheit empfinden, wenn man nur nicht Untergang ſiehet. Ich habe geglaubt, ſoviel den Voigtſchen (phyſikaliſchen) Apparat betrifft, unſern gnädigſten Herrn über die Idee ſeiner Erhaltung oder Erwerbung zu ſondiren; anliegende verbale Erklärung zeigt die Billigung im Allgemeinen; und das Object kennen zu lernen, oder deſſen numerairen Werth, iſt bei jedem Kaufe das Exordium der heiligen Rede. Ew. Excellenz werden gewiß die Güte haben, dieſen Präliminar-Punct aufzuhellen. Ueber die Mittel der Ausführung will ich alsdann meines wenigen Theils auch nachdenken und gewiß keine Difficultäten herbeiführen.

Mein Sohn will ſich morgen Nachmittag, oder gegen Abend nach Jena einſchiffen und dort die Nacht zubringen. Ich danke herzlich, daß Ew. Excellenz ihn zu meinem Gedächtniß machen wollen, das zuweilen durch die Varietäten ſehr gelähmt wird, in denen ich mein curriculum vitae beſchreibe. Auf morgen iſt ſchon wieder Seſſion im Conſeil angeſagt, denn es ſind viele Sachen eingegangen, da muß denn der Sonnabend zur Nacharbeit dienen, um Alles gewöhnlichermaßen zur Unterſchrift zu bringen. Die Stunden der Beſinnung auf eignen perſönlichen Zuſtand werden immer kürzer. Einen Cardinal-Coadjutor möchte ich nach und nach wohl nöthig haben.

Durch die Acquiſition des quäſt. Apparats käme man auch von des Beſitzers Anſprüchen auf die Cameral-Beſoldung ab, was ſonſt nie durchzuſetzen ſeyn würde. E. E. werden vielleicht jetzt noch in Jena den Grund legen können, um einen Erwerb darauf zu bauen, wenn auch die völlige Vollziehung zu der Rückkehr ausgeſetzt bliebe, weil ohne Ihren Rath und Theilnahme ſchwerlich etwas Definitives zu machen ſeyn wird.

Ich nehme noch nicht Abſchied, ſondern erſcheine wohl auf den Sonnabend noch einmal. Voigt.

9. An Voigt.

E. E. ſage gehorſamſten Dank für die Mittheilung Grund habender Neuigkeiten. Die Unruhe des Publicums und ein beſonderes, Mährchen producirendes Talent der Jenenſer bringen täglich, ja faſt ſtündlich, die allerſeltſamſten hervor. Es gibt einem gar nicht Wunder, daß der Menſch ſich in das Unerhörte findet, da er ſelbſt immer ins Ungeheure hofft und fürchtet.

Die Muſeumsrechnung von 1804 bis 1805 iſt angekommen. Ich wünſchte nun aber auch die von 1805 bis 1806, wenn ſie auch nicht alle Grade des revidirenden Fegefeuers durchgegangen wäre. Ich möchte mit meinem Aufborgen, Abzahlen, etatsmäßigen Leiſten und Amortiſiren Ew. Exc. nicht ungeſchickt erſcheinen. Es ſind zwar nur Kleinigkeiten; es iſt aber nicht übel, wenn man ſelbſt in ältern Jahren Kleinigkeiten noch ſo behandelt, wie man das Große behandeln möchte und ſollte.

Profeſſor L. iſt heute eine Stunde bei mir geweſen. Er gefällt mir ſehr wohl. Es ſind aber ſchon äußere Dinge, die auf ihn eindringen, ſeine gute Natur verwirren und verlegen machen, die mir beim erſten Anblick nicht gefallen und die ich Ew. E. vertraulich mittheile, wenn ich ſie nicht bei näherer Betrachtung anders finde.

Die Duplicate des Catalogen, welche aus Lenzens lobenswürdigem Fleiß in dieſer Zeit entſprungen ſind, ſende ich nächſtens zu gefälliger Einſicht und gefälliger Uebergabe an die Weimariſche Bibliothek.

Das lange Gewünſchte und langſam Erreichte wird doch endlich dadurch erhalten und ein unbewegliches Inventarium feſtgeſtellt. Auf eine Remuneration für dieſen Ehrenmann wäre auch zu denken. Ich werde ſie mit unter den Ausgabepoſten aufführen.

Mein Befinden iſt ſehr leidlich, wenigſtens bin ich nicht gehindert an dem, was zunächſt zu thun iſt. Was ich ſonſt zu bemerken finde, notire ich zu den Acten und erſpare die Relation bis zu meinem ſchließlichen Vortrage.

Mich angelegentlich empfehlend.

Jena d. 19. Auguſt 1806. Goethe.

10. An Voigt.

Jena den 23. Aug. 1806.

E. E. gefälliges Schreiben erhalte ich im Augenblicke, als beigehendes Paket ſchon gepackt iſt, um es Dr. Seebeck mitzugeben, der nach Weimar fährt. Sie werden daraus erſehen, daß endlich unſer alter Wunſch erfüllt wird, über die Muſeen vollſtändige Catalogen zu beſitzen. Glücklicherweiſe iſt Lenz eine Natur, die bei allen ihren Wunderlichkeiten durch Vernunft und Standhaftigkeit auf den rechten Weg einzulenken iſt. An ſeiner Thätigkeit läßt ſich nichts ausſetzen; nur iſt er freilich zu beweglich, da er von dem Freiberger Orakel abhängt, das von einer andern Seite auch wieder gut ſeyn mag, wenigſtens läßt er's nicht am Neuen und Neueſten ermangeln. Auch muß man mit zur Entſchuldigung ſeines Zauderns anführen, daß ſeit vier Jahren kein ruhiger Augenblick auf dem Muſeum geweſen iſt und daß uns die zuſtrömenden Steine gewiſſermaßen wie ein Hagelwetter zudecken. Ich habe, um für das nächſte halbe Jahr eine ſchickliche Ordnung der auch ſchon wieder zudringenden Suiten möglich zu machen, eine Dislocation angeordnet und vollbracht, die Ihren Beifall haben wird; und ſo wäre denn ſeit langer Zeit zum erſten Mal in unſrer todten Natur Ordnung und Ruhe. Wir legen zurecht und ſchachteln ein, wie für die Ewigkeit, indeß die lebendige Natur in der Zeit ſich ſehr wild und ungeſtüm anläßt. E. E. danke aufs verbindlichſte, daß Sie mir einen Wink über die äußern Zuſtände geben wollen, da man bei der großen Schwankung der Gemüther ſich ſelbſt im Gleichgewicht zu halten Mühe hat. Serenissimo bitte mich bei ſeiner Ankunft zu empfehlen. Goethe.

11. An Voigt.

Jena den 26. Auguſt 1806.

Indem E. E. die wichtigſten Sorgen für Gegenwart und Zukunft übernehmen, ſo wälze ich auch mein Faß wenigſtens immer fort und bin dießmal ſo frei, einige Concepte zu gefälliger Durchſicht zu überſenden. Finden Sie E. E. gut, ſo laſſen Sie wohl ſolche drüben mundiren und ſenden ſie mir unterzeichnet zurück. Würde in dem Laufe des Jahres unſere Supellex etwas gar zu knapp, ſo wäre es immer noch Zeit, allenfalls ein paar Hundert Thaler aufzunehmen. Soviel von dieſen kleinen wiſſenſchaftlichen Finanzen. Möge im Großen Alles gelingen, daß wir, wo nicht zu den Gewinnenden, doch wenigſtens nicht zu den Verlierenden gerechnet werden. Serenissimo bitte mich zu Gnaden zu empfehlen. Bis auf den Sonntag iſt mein Ziel geſteckt. Montag früh hoffe ich einzutreffen und alsdann Manches zu erzählen. Einige Zettel, deren Verzeichniß hier folgt, bitte bei Fürſtlicher Cammer paſſiren zu laſſen, wenn ſie vorkommen. Es ſind meiſtens Dinge, die ſich auf die neue Einrichtung beziehen, die denn freilich aus unſern Mitteln nicht wohl zu beſtreiten ſind. Alles Gute wünſchend und mich zu geneigtem Andenken empfehlend.

G.

Leb' wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 22. May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchen ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Puncte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt — Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

12. An Voigt.

Ew. Excell. überſende 1) ein Schreiben von Paris, das an die Bibliotheks-Commiſſion abgegeben worden. Sollte man es nicht zu Sereniſſimi Kenntniß bringen? denn unſrer Caſſe möchten die fastes de la nation française doch etwas zu ſchwer fallen.

2) Das Schreiben eines Magiſters, der ſich Student unterſchreibt und der wohl zeitlebens Student bleiben wird.

Jena den 25. Februar 1807. G.

13. An Goethe.

ad 1) Serenissimus ſelbſt **haben reſolvirt**, dieſes Schreiben an die Commiſſion abzugeben. Es iſt alſo wohl ſonſt nichts zu thun, als es ad acta zu nehmen, da uns die fastes de la grande nation ein zu theures Spielwerk ſeyn dürften.

ad 2) Das nachgeſuchte moratorium wird ihm gewährt, aber dient nicht als Empfehlung zu einer Rechnungs-Beamten-Stelle. V.

14. An Voigt.

Ew. Excellenz durch den gewöhnlichen Boten mit einigen kleinen Geſchäften zu unterhalten, wird mir zur angenehmen Pflicht.

1) habe ich eine kleine Geldſumme, nicht zu verlangen, ſondern anzubieten, welches Letztere ein ſeltener Fall iſt, und zwar folgendermaßen:

Wir ſind bei der Muſeumscaſſe den Nſchen Erben 750

Rthlr. ſchuldig. Ich weiß nicht, ob die Aufkündigung vierteljährig oder halbjährig iſt. Dieſe Summe könnte gleich jetzt zurückgezahlt werden. Vielleicht nehmen ſie die Creditoren an, da ſie das Geld zu fünf Procent anbringen können und wenn man ihnen auch noch vierteljährige Intereſſen nachzahlen ſollte, ſo wäre es mir doch lieb, das Geld aus der Caſſe los zu werden und in Circulation zu bringen, da es überall fehlt. Sie ſehen ja ohnehin dieſe Leute und hätten wohl die Güte, ihnen darüber ein Wort zu ſagen. Schriftlich und durch die dritte Hand kommt man nicht zum Zweck.

2) Was wegen des Waſſerbaues an mich gelangt iſt, wird wohl bis zum nächſten Frühjahr Anſtand nehmen müſſen, beſonders da Goetze von hier weggerufen iſt. Er hat vielleicht ſelbſt bei E. E. ſeinen Jammer vorgeſtellt, daß er aus ſeiner hieſigen Exiſtenz herausgeriſſen, nunmehr bei Buttſtedt abermals die Wege beſſern ſoll. Da bei außerordentlichen Fällen man freilich die Tüchtigen von allen Seiten zuſammenberufen muß, ſo iſt er, weiß ich wohl, nicht zu diſpenſiren. Inſofern es aber möglich iſt, ihn auch außer der Ordnung durch eine Remuneration zu erquicken, bitte gar ſehr darum.

Uebrigens iſt es hier ſo ſtille, daß es mir ſelbſt zu ſtill ſcheint, der ich um der Stille willen herübergekommen bin. Indeſſen gibt es noch immer hier unbezwinglich thätige und hoffende Naturen, unter welchen mir Lenz das meiſte Vergnügen gewährt.

Die ſämmtlichen Gebirge Deutſchlands kommen nach und nach mit ihren Suiten und Umgebungen dergeſtalt häufig an, daß man nicht weiß, wo man ſie einquartiren ſoll.

Mich beſtens empfehlend.

Jena d. 1. Decbr. 1807. G.

15. An Voigt.

Da die Bibliothek mit der Zeichnenſchule jetzt in nähere Verbindung tritt, erwähne ich eines Gedankens, der mir ſchon öfters beigegangen. Es wäre nämlich zu wünſchen, daß die ſämmtlichen Anſtalten, welche Sereniſſimus hier und in Jena, Theils gegründet, Theils begünſtigt, völlig in Eins gefaßt und das, was bisher nach und nach geſchehen, conſolidirt und in einem Stiftungsbriefe den Nachkommen überliefert und empfohlen würde.

Ich erbiete mich hierüber zu einem umſtändlichen Aufſatze und wollte nur vorläufig bitten, daß E. E. zu dem Uebrigen, welches wir ſchon gemeinſchaftlich behandeln, auch an der Oberaufſicht der Zeichnenſchule Theil nehmen möchten, wodurch denn gleich der Eingang gemacht wäre, daß Alles ſich auf einen Punct bequem verſammeln ließe.

Wollten E. E. mir hierüber ihre Geſinnungen gefällig eröffnen, und Sereniſſimi Beiſtimmung zu der Sache gewinnen, ſo würde Alles leicht vorzubereiten und in guten Stunden hoffentlicher Friedensruhe bequem auszuführen ſeyn, indem eigentlich keine Veränderung vorgeht, ſondern nur die Fäden, die ſich ohnehin bisher zuſammen neigten, völlig in Eins geknüpft werden.

Was die Zeichnenſchule betrifft, ſo hegt Hofrath

Meyer mit mir denſelbigen Wunſch und wird ſich bei Ueberreichung des Gegenwärtigen noch beſonders und umſtändlicher empfehlen.

Der ich, in der Abreiſe begriffen, meine beſten Wünſche zurücklaſſe.

Weimar den 22. Juli 1809. Goethe.

16. An Voigt.

Am 14. Januar 1810.

Ich überſende das raiſonnirende Verzeichniß der geognoſtiſchen Sammlung des Herrn Bergraths **Voigt** zu Ilmenau, mit deſſen Briefe und einem von mir aufgeſetzten Votum. Wenn E. E. das Verzeichniß durchblättern, ſo werden Sie ſich der guten alten Zeiten erinnern und ſich freuen, daß hier noch alle Spuren jener Bemühungen und Arbeiten, jener Reiſen und Spaziergänge, ſo mancher nothwendigen und willkührlichen Expeditionen übrig geblieben und die Reſultate ſo mancher Betrachtungen bei dieſen ſehr wohlgeordneten Reſten aufbewahrt ſind.

Ew. E. werden es natürlich finden, daß ich die Acquiſition der Sammlung wünſche, um mich beim Auspacken und Einlegen derſelben in die Schubladen und Repoſitorien noch einmal in der Vergangenheit zu beſpiegeln und indem ich ſelbſt über dieſe Dinge noch Manches ſchriftlich mitzutheilen habe, auch von meiner Seite beizutragen, daß von ſo manchem Geſchehenen und Geleiſteten einiges Andenken übrig bleibe.

Möchten E. E., indem ich über dieſen alten Reſten, Erinnerungen und Einrichtungen wie ein abgeſchiedener Geiſt ſchwebe, der, nach Hofrath Jungs Theorie, bei ſeinen im Leben ſo ſehr geliebten Schätzen wie ein blauer Dunſt verweilt, möchten Sie für das Viele, was Sie uns ſind, doch eine recht freudige und liebevolle Belohnung genießen!

G.

17. An Voigt.

E. E. erſehen aus beiliegenden Schreiben, daß der Staatsraths-Auditor und Bibliothekar Herr Grimm in Caſſel für ſich und ſeinen Bruder um Mittheilungen zweier auf der hieſigen Bibliothek befindlichen Manuſcripte altdeutſcher Lieder gebeten hat, welche ich mir habe geben laſſen und hier zu näherer Einſicht beilege. Was mich betrifft, ſo würde ich dieſen beiden Perſonen die Communication wohl gönnen, da ich den jüngern Bruder bei ſeiner Durchreiſe hier kennen gelernt und ihn als einen ganz hübſchen, in dieſem Fache ganz fleißigen Mann gefunden. Nicht weniger muß ich bemerken, daß mir von Göttingen aus alle und jede Bücher auf mein Verlangen, bis auf die neuſten Zeiten, mitgetheilt werden, wogegen ich dorthin auch etwas Freundliches zu erzeigen wünſchte.

Ew. E. habe jedoch die Sache vorher mittheilen und zu gefälliger Ueberlegung und Entſchließung anheim geben wollen.

W. 18. Januar 1810. Goethe.

18. An Goethe.

Eine Gegengefälligkeit wäre wohl nicht zu verſagen.
Die Göttinger Bibliothek kann uns viel größere erzeigen.

V.

19. An Voigt.

Einer Einladung nach Hohlſtedt*) von E. E. verſah ich mich in dieſen Tagen bei dem ſchönen Wetter und während der Abweſenheit unſers gnädigſten Herrn. Allein wie ſchwer können Sie ſich frei und losmachen! und ich habe mich indeſſen darein ergeben, aber nicht ganz. Wäre es vielleicht dieſe Woche noch möglich, da Serenissimus, wie ich höre, den 6. wiederkommen? Ich wünſche es um ſo mehr, als ich mich kaum entſchließen kann, nochmals nach Weimar zurückzukehren. Ich habe zwar bisher ohne Schmerzen gelebt und mich deshalb, nach Epikurs Lehre, über weiter nichts zu beklagen; allein die Gebrechen zucken doch immer hier und dort und ich habe ſchon öfters üble Folgen erlebt, wenn ich mich kurz nach einer großen Veränderung fatiguirt und agitirt habe. Meine Theaterſachen mache ich mit dem Regiſſeur noch mündlich hier, mit meinen Herren Mitcommiſſarien ſchriftlich von hier aus ab. Was die Bibliothek betrifft, ſo wird Vulpius Rechenſchaft gegeben haben. Sein letztes Promemoria liegt hier bei, mit meinen Bemerkungen und Zuſtimmungen, E. E. Entſcheidung und gefälliger Ausübung ganz anheimgegeben. Was den kleinen

---

*) Dorf auf der Mitte des Wegs von Weimar nach Jena.

Buchbinder betrifft, ſo glaube ich, werden wir eine gute Acquiſition an ihm machen. Vulpius kennt die bisherigen Gebrechen zu gut, als daß er nicht die Bedingungen, die man ſo einem Manne vorſchreibt, der Abſicht gemäß verfaſſen ſollte. Was einem ſolchen Mann auf der andern Seite zu gönnen iſt, findet er gewiß bei uns. Ich will ihn zum Beſten empfohlen haben.

Ferner nehm' ich mir die Freiheit, beizulegen einen Brief von Herrn von Maſſenbach und einer Dame, welche beide, aus verſchiedenen Gründen, den Druck des vierten Theils ſeiner Memoiren ſuſpendirt, oder das Gedruckte ſecretirt wünſchen. Herr ꝛc. v. M. hat mich ſchon von der Sache unterrichtet; ich will alſo E. E. nicht weiter beſchwerlich fallen, als mit der Bitte, mir nur mit wenigen Worten anzuzeigen, was ich dieſen Perſonen, die ich doch nicht ganz ohne Antwort laſſen wollte, etwa Freundliches, wenn auch nicht Erſprießliches, vermelden könnte: denn ich ſehe wohl, daß die Sache in einer wunderlichen Klemme ſteckt.

Meine Chromatika ſind nun ſämmtlich der Druckerei übergeben, haben aber zuletzt noch mancherlei Noth gemacht: denn bis Inhalts-Anzeigen, Regiſter, Erklärung der Inhalte, öffentliche Anzeige des Buchs zuſammen kamen und zuſammen trafen, wobei Druckfehler-Bemerkungen oder Cartone auch nicht vergeſſen werden durften; ſo verging ein Tag nach dem andern, ohne daß man ſich gefördert fühlte. Und wenn ich kurz nach Jubilate gehe, wie mein Vorſatz iſt; ſo fürchte ich das Ganze nicht einmal vollendet zu ſehen.

Unſer Lenz iſt immer gutes Muths. Das Papiergeld ſeiner Diplome iſt eher im Steigen, als im Fallen und ehe man ſich's verſieht, wird wieder einmal eins gewünſcht und mit baaren Steinen bezahlt. Er hat jetzt ſein Netz nach einem Edelſteinhändler ausgeworfen und ich vermuthe immer, daß er etwas fangen wird. Hauy hat ihn in einem Briefe mon très cher confrère genannt, welches auch keine Kleinigkeit iſt. Aus New York ſind zwar wenig, aber ſehr intereſſante Mineralien angekommen. Dort ſchreibt man auch ein mineralogiſches Journal und hat um Beiträge gebeten, die wir denn gleich in Maſſe durch einen rückkehrenden Reiſenden fortgeſchickt haben. Indem ich oben von Hauy ſprach, vergaß ich zu ſagen, daß dieſer, auf Lenzens Bitte um gewiſſe neue Mineralien, wo er keine Doubletten hatte, von ſeinen einzigen Exemplaren Splitter abgebrochen, um der Autopſie durch dieſe minutissima nachzuhelfen.

In Sct. Petersburg ſind wir gleichfalls berühmt und Reiſende verſprechen, wo nicht goldne, doch wenigſtens wunderliche Berge und Bergarten.

Fuchs geht in ſeinem anatomiſchen Cabinete ſachte, aber ſäuberlich zu Werke. H. iſt vor, wie nach weder zu bändigen, noch zu nutzen, dagegen der neue Anatomie-Diener jung, brav und thätig iſt, ein wahres Mittelding zwiſchen einem Caviller und einem Profector. Er verſpricht das Skelet des ſchönen Mecklenburgiſchen Pferdes bald aufzurichten. Er iſt wie natürlich, ein armer, aber dabei ſehr ordentlicher Menſch, E. E. erlauben, daß ich ihm manchmal etwas zu Gute thue.

Die Jahresrechnung unſrer Muſeen iſt ſchon eingereicht. Ich überſende ſie vor meiner Abreiſe, indem ich ſie nochmals mit Bedacht durchgehen möchte.

Die Auslagen für Profeſſor N. habe ich Herzogl. Ober-Cammer-Caſſe reſtituirt und will mich nun hier aus der Muſeums-Caſſe, wie es gehen will, bezahlt machen. Kühn iſt ein gar ordentlicher, braver Rechnungsführer, mit dem man gern zu thun hat, weil er Alles genau in den Schranken ſeiner vorgeſchriebenen Form hält.

Verzeihen E. E. wenn mein heutiger Brief, nicht ſehr methodiſch, mitunter deſultoriſch iſt.

Noch will ich eines Mannes erwähnen, der ſich hier auf eine ſehr lobenswürdige Weiſe thätig erzeigt. Es iſt nämlich Otteny, der nunmehr durch Frau und Kinder und ſeine übrige Lebensweiſe an Jena gebunden iſt, ſo daß ihm äußere Offerten nichts mehr anhaben können. Für den Augenblick wünſcht er nur eine Ausſicht, dasjenige künftig zu erhalten, was gegenwärtig der Hofmechanicus Schmidt empfängt. Survivances werden mit Recht nicht gern ertheilt, aber es käme darauf an, ob man ſie ihm nicht bedingt zugeſtehen könnte, daß er ſich nämlich, im eintretenden Falle des Abgangs jenes ältern Mannes, wie bisher als einen fleißigen und ordentlichen Arbeiter und Bürger müſſe darſtellen können; zweitens daß er die Aufſicht und Cuſtodie eines allenfalls von gnädigſter Herrſchaft zu errichtenden phyſikaliſchen Apparats unentgeltlich übernehmen wolle, dagegen man ihm die dabei vorfallenden Arbeiten um gerechten Preis bezahlen würde. Geſchähe es mit E. E. Zuſtimmung, ſo würde ich ein kurzes, Sereniſſimo vorzulegendes Promemoria in dieſem Sinne nächſtens verfaſſen.

Könnten wir alsdann im Laufe dieſes Jahrs die Fledermaus-Reſte des Conſiſtoriums aus den hintern ſchönen Zimmern des Reithauſes los werden, wird das Zimmer gegenüber von den Auctionsbüchern frei, ſo könnten wir übers Jahr um dieſe Zeit zu mancher ſchönen Einrichtung Anſtalt machen. Jetzt bezahlen wir noch im ehemaligen Batſchiſchen Hauſe dreißig Thaler Miethzins für die freilich nicht zu verachtenden Beſitzungen der naturforſchenden Geſellſchaft. Dieſe könnte man alsdann herübernehmen, die Inſtrumente abſtäuben und aufſtellen und das, was da iſt, obgleich nicht von großem Belang, wenigſtens conſerviren.

Alle dieſe Desideranda und noch andere ließen ſich freilich geſchwinder beſeitigen, wenn man nicht mit Recht den Ausbau der obern Etage des Schloſſes verſpätete: denn am Ende würde man doch nur die Einquartierung dahin ziehen, welche gegenwärtig an die zerſtörten Zimmer keinen Anſpruch macht.

Wäre dieß nicht die letzte Seite, ſo würde ich noch manches Andre hinzufügen. Es iſt ſo lange, daß ich mich mit E. E. nicht unterhalten habe, daß mir meine dießmalige Ausführlichkeit und Geſchwätzigkeit wohl zu verzeihen iſt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelehrte Schul- und Hofmeiſter einig; daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und, wie jene, nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regieret werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade umherſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein geſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie

Mit den beſten Wünſchen und Verſicherungen der treuſten Anhänglichkeit mich unterzeichnend.

Jena den 1. Mai 1810. Goethe.

20. An Voigt.

Ew. E. erhalten vor meiner Abreiſe noch eine kleine Sendung

1) ein Votum wegen des kleinen Buchbinders, der in großer Verlegenheit ſchwebt.

2) einen Brief von Hauy an Lenz, woraus zu erſehen iſt, wie freundlich und dienſtfertig ſich jene Männer gegen unſer Muſeum betragen. Die verdienſtlichen Anregungen des auf der letzten Seite genannten Doctor Geigers haben wir nicht beſſer zu belohnen gewußt, als durch ein Doctor-Diplom, welches die mediciniſche Facultät ſo gefällig war frustra auszuſtellen, das ſonſt ihre Art nicht iſt. Wäre es möglich, beikommende Rolle, die es enthält, wo nicht durch einen Courier, doch vielleicht durch einen Kaufmann beſtellen zu laſſen, ſo würde es von guter Wirkung ſeyn.

3) Serenissimus haben mir vor ihrer Abreiſe unter andern Dingen auch wegen des Zuſtandes der Academie, beſonders in Abſicht auf die fehlenden Doctrinen geſchrieben und von einem Plane, der zu machen wäre, um die Lucken wieder auszufüllen. Ich habe zugeſagt, darüber an E. E. etwas gelangen zu laſſen, ob ich gleich, nach meiner geringen Kenntniß der Umſtände, ſehr zweifle, daß man ſich über einen Plan vereinigen werde, oder auch den ein-

ſachſten und thunlichſten ausführen könne. Indeſſen will ich gern, was ich denke, mittheilen.

4) Eine Anzeige meines Farbenwerks liegt bei, als Vorläuferinn des Ganzen. E. E. leſen ſo wunderliche Acten und Exhibita, daß ich für dieſes auch wohl einige Aufmerkſamkeit erbitten kann.

5) Bei dieſer Gelegenheit bitte E. E. nochmals inſtändig, uns die Conſiſtorial-Zimmer zu verſchaffen.

6) Die an mich gelangten, oder bei mir verwahrten Briefe, die chemiſche Stelle betreffend, werden E. E. auch erhalten haben. Ich habe das Perſonal nochmals durchgedacht und mit Dr. Seebeck beſprochen. Wir können leider zu keiner entſchiedenen Empfehlung gelangen.

Haben E. E. die Gnade, unter den verehrten Ihrigen, beſonders im Garten luſtwandelnd, meiner zu gedenken und empfehlen Sie Ihrem Herrn Sohne meine junge Clientinn, welche ſehr ängſtlich auf eine Entſcheidung harrt.

Wenn mein Sohn aufwartet, ſo haben Sie die Güte, ihn freundlich aufzunehmen und ihn mit einſichtigem Rath und Anweiſung zu unterſtützen. Mehr wüßte ich für den Augenblick nicht hinzuzufügen, als daß ich mich und das Meinige noch zum Schluſſe beſtens empfohlen haben will.

Jena den 15. Mai 1810.

Goethe.

21. Goethe erlaubte ſich auch wohl eine ſcherzhafte Myſtification ſeines Amtsgenoſſen. So hatte er für ſich mancherlei Vorarbeiten zur Errichtung eines phyſikaliſchen Cabinets in Jena zu Stande gebracht und ſendete unter

dem 16. Februar 1812 die dabei entſtandenen Acten an Voigt mit einem Votum, in welchem es unter andern heißt:

„Wie E. E. aus dem Verhandelten ſehen werden, iſt nicht allein bei dieſer Expedition die Unterſuchung vorgenommen worden, was zu leiſten ſey und was das zu Leiſtende allenfalls für Koſten machen könnte, ſondern man iſt auch mit Anſtalten und Beſtellungen vorgeſchritten, damit ſo bald als möglich etwas geleiſtet werde.

Dieſes letzte würde zu unternehmen nicht gewagt haben, wenn mir nicht gelungen wäre, durch eine zwar nicht künſtliche, aber doch glückliche Operation das zu dieſem Zwecke nöthige Capital anzuſchaffen und zugleich für die Intereſſen und den Amortiſations-Fonds Mittel zu finden.

In dieſem Betracht werden mir E. E. meine Voreiligkeit verzeihen und mir erlauben, daß ich mein kleines Finanz-Geheimniß bei mir noch einige Zeit im Stillen bewahre.“

Voigt antwortete:

„Ich bin, der Wiſſenſchaft wegen, ſehr verbunden durch die ſo ſchonend für die Cammer-Caſſe eingeleiteten Acquiſitionen.“

Goethe bewahrte ſein Geheimniß wirklich eine längere Zeit. Denn erſt am 2ten October 1812 bemerkte er zu den Acten:

„Heute kamen die gnädigſten Herrſchaften in Jena an, um Theils obgedachte ſämmtliche Gegenſtände (die phyſikaliſchen Apparate) in Augenſchein zu nehmen, Theils einer experimentirenden Vorleſung beizuwohnen. Bei dieſer Gelegenheit durfte es kein Geheimniß bleiben, daß J. Kaiſerliche H. die Frau Erbprinzeß von Weimar die zu dieſem Behuf nöthigen Gelder gnädigſt verwilligt.“

22. An Voigt.

Mit nochmaligem Dank für den geſtrigen gefälligen Beſuch ſende ich hierbei das mundum zurück. Das Exhibitum und das Concept des Communicats habe zu den Acten genommen.

Die franzöſiſchen Tableaux, welche freilich nicht die erfreulichſten Blätter ſind, erbitte mir noch auf einige Tage zu näherer Betrachtung.

Ich erbitte mir die Erlaubniß, von Jena aus über unſre Muſeums-Angelegenheiten Manches zu melden und einige Vorſchläge für dieſen Sommer zu thun.

Indeſſen mich gehorſamſt und angelegentlichſt empfehlend.

Weimar 16. April 1812.

G.

23. An Voigt.

Vor mehrern Jahren, bald nach der Anlage des neuen botaniſchen Inſtituts, kam die Bemühung zur Sprache, welche nöthig war, um das Waſſer von dem untern entfernten Theil des Gartens in den großen Raum umher und auf die Terraſſen zu bringen. Es ward deshalb beſchloſſen, einen kleinen Zubringer anzuſchaffen, ein Pumphäuschen zu errichten, die Röhren zu legen und ſo das nöthige Waſſer mit weniger Mühe überall hinzuvertheilen. Der Zubringer ward angeſchafft und koſtete 75 Thaler.

Wie es aber zu gehen pflegt, da jede Sache zwei Seiten hat und gegen jede neue Einrichtung etwas einzuwenden iſt, weil man die alte entweder ganz, oder zum Theil aufopfern muß, ſo fand auch dieſes löbliche Unternehmen beſonders Widerſtand bei den Untergebenen, die, wie gewöhnlich, auf ihren alten Wegen fortzuſchlendern Luſt hatten. Der damalige Director zeigte keinen Eifer und die Sache unterblieb.

Der Zubringer ſtand lange in dem Erdgeſchoſſe des Schloſſes, bis Durchlaucht der Herzog, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, nach einer ſolchen Maſchine fragte und ſie, da ich ſie anbot, zu vergüten zuſagten.

Sie wurde nach Weimar gebracht und gelangte an die Feuer-Inſpection, von welcher ich ſie mehrmals reclamirt habe, ohne zu meinem Zweck zu gelangen.

Vielleicht gäbe ein entſchiedener Auftrag von E. E. der Sache eine gute Wendung. Es wird eine ſolche Maſchine im botaniſchen Garten immer nützlich ſeyn und auch wohl für einen mäßigen Preis verkauft werden können.

Gehorſamſt um Verzeihung bittend

Jena 21. April 1812. G.

24. An Voigt.

Gefällig zu gedenken.

1) Beiliegendes gehorſamſtes Promemoria bitte mit günſtigen Augen zu betrachten. Man kann es niemals ganz

aufgeben, Freunden helfen zu wollen, beſonders in Fällen von ſo geringer Bedeutung. Wegen des Stipendiums iſt noch keine legale Notiz herübergekommen, ſonſt würde der ſchuldige Dank auch ſchon erfolgt ſeyn.

2) Können E. E. die Differenz zwiſchen K. und H. baldigſt beſeitigen, ſo würde es eine Wohlthat für den erſtern ſeyn. Es iſt wunderlich, aber freilich nicht anders in der Welt, daß brauchbare Menſchen die Gewalt mißbrauchen, die ihnen ihr Verdienſt giebt.

3) Wegen eines dem botaniſchen Garten zugehörigen Zubringers lege ich ein beſonderes Promemoria bei, zur Bequemlichkeit, wenn E. E. deshalb Erkundigung einziehen wollen. Verzeihen Sie! aber es iſt billig und hergebracht, daß man für ſein beſonderes Geſchäft ſorge, beſonders da man von den übrigen Special-Geſchäftsträgern auch keine Hülfe zu erwarten hat.

Jena den 21. April 1812. G.

25. An Voigt.

E. E. erſehen gefällig

1) auf den letzten Blättern beikommender Commiſſions-Acten, wie die Uebergabe des Gartens und was dem anhängt an Herrn von Münchow, noch kürzlich von mir beſorgt worden. Ich möchte Sie aber inſtändig bitten, Sich von einem ſchönen Frühlingstage nächſtens reizen zu laſſen und hier denen verſchiedenartigen Anlagen und Anſtalten einen Blick zu gönnen.

2) Den ſchon bekannten Separat-Faſcikel wird mein

Sohn, den ich Ihrer Güte und Vorſorge nochmals beſtens empfehle, in einiger Zeit überreichen. Auf den letzten Blättern deſſelben findet ſich ein Reſumé deſſen, was geſchehen und was noch zu leiſten iſt, ingleichen die Aufträge, die ich meinem Sohn gegeben und in welchen Fällen ich mir Ew. E. Mitwirkung erbitte.

3) Damit jene Angelegenheit, wegen des Manuſcripts, ganz und allein E. E. Ermeſſen anheim gegeben bleibe, habe ich jenem Freunde nichts von dem Vorſchlage geſagt. Kühn wird die rückſtändigen Auctionsgelder an die Weimariſche Bibliothekscaſſe zahlen und es kommt alsdann ganz auf E. E. Beurtheilung und Ueberzeugung an, ob etwas geſchehen, oder die Sache auf ſich beruhen ſoll. Im erſten Falle würde mein Sohn gern das Geſchäft übernehmen, den Freund von der günſtigen Anſicht zu benachrichtigen, deſſen Geſinnung zu hören und ihm das deshalb nothwendige kleine Document zur Unterſchrift vorzulegen. Im zweiten Falle bedarf es weiter gar nichts, indem, wie geſagt, der Freund nichts hofft, noch erwartet.

4) Für den wieder eroberten Zubringer danke ich gehorſamſt.

5) Unſer junger Arzt hat mich beſucht und gefällt mir ſehr wohl, ob ich ihn gleich nur kurz geſprochen. Auch dieſer iſt wieder ein Zeugniß, daß es an manchen Orten und Enden recht gute und geſchickte Leute giebt; es könnte ihrer noch mehr geben, wenn ſie ſich nicht von gewiſſen Phantaſtereien hinreißen ließen, womit ſie ſich die ſchönſten Jahre verderben und oft ihr ganzes Leben daran leiden.

Hier will ich ſchließen und mich und das Meinige Ihrer freundſchaftlichen Theilnahme wiederholt empfehlen, die beſten Wünſche für E. E. und der Ihrigen vollkommenes Wohl hinzufügend.

Jena d. 29. April 1812. G.

26. An Voigt.

Nachſtehendes Verzeichniß, reſp. Rechnung, bitte einſtweilen zu den Acten zu nehmen, man ſieht daraus, wie Profeſſor Sturm die ihm anvertrauten 50 Thaler verwendet hat. Es iſt eine kleine niedliche Modellſammlung, die Ackergeräthe darſtellend, deren mitunter wunderliche Namen jeder neue Oeconom im Munde führt. Ich habe ihm noch 25 Thaler zugeſtanden, womit er auszulangen hofft. Wenn Alles beiſammen iſt, ſo würde ich einen kleinen Glasſchrank beſorgen, den Profeſſor Sturm bei ſich im Hauſe behalten kann. Die Inſtrumente würden numerirt, catalogirt, beſchrieben, und bei irgend einer Veränderung den Muſeen vindicirt.

Jena 30. April 1812. G.

27. An Voigt.

Das zoologiſche Cabinet ruht noch auf ſeiner alten, durch einen etwas wilden Gebrauch hie und da geſtörten Ordnung. Auch die ehemalige Reinlichkeit iſt wiedergekehrt, ſeitdem man den hier ganz unſchicklichen Catheder, ſo wie die gemeinen Schulbänke und Tiſche herausgeſchafft und die ausgebälgten Thiere wieder in ihre Rechte eingeſetzt hat.

Hofrath Fuchs ſteht allzu allein da; des Proſectors H. Verdienſte und Fehler werden ſo lange anerkannt und gerügt, daß ich ſie hier nicht wiederholen möchte. Auch für das Cabinet hat er nie zweckmäßig, ſondern nach Luſt gehandelt, dieſe verläßt ihn nun auch, er wird älter, ſtumpf und die Augen legen ihm ab.

Das von Serenissimo gnädigſt mitgetheilte Menſchen-Schaafsgeſicht iſt wegen ſeiner merkwürdigen äußern Bildung in Spiritus aufbewahrt. Da man aber glücklich genug geweſen, noch einen ähnlichen Kopf zu erhalten, ſo iſt dieſer ſkeletirt worden und es ergiebt ſich daraus, daß jene äußere Monſtroſität ſich auf eine Knochen-Verbildung gründet, wie auch in andern Fällen, z. B. der Haſenſcharte, der äußere Mangel ſich auf einen innern Mangel der Kinnlade und deren Zwiſchenknochen bezieht.

Ferner iſt abermals ein monſtroſes Kalb eingeſendet worden. Hier kann das Skelet aufgeopfert und die injicirten und getrockneten Eingeweide in der Lage dargeſtellt werden. Merkwürdig iſt bei dieſem zweiten Doppelkalbe, daß ſich die Doppeltheit der Eingeweide früher zur Einheit entſchließt, als bei dem vorigen. Eine Reihe ſolcher ſtufenweiſen Mißbildungen würde höchſt intereſſant werden, wie ich denn Hofrath Fuchs veranlaßt habe, nach dem Sömmeringſchen Werke über monſtroſe Abweichungen die Sammlung nach und nach zu complettiren.

Novbr. 1812. G.

28. An Voigt.

Bei der letzten Reviſion der Muſeums-Angelegenheiten in Jena ließ ſich bemerken, daß, bei aller angewendeten Zeit und Bemühung, dennoch das am Ende zu ziehende Reſumé nicht vollſtändig werden konnte, weil die Thätigkeit mehrerer mit einander verbundenen wiſſenſchaftlichen Anſtalten ſo groß iſt, daß ſie während eines Jahreslaufes ſich mit mehr Gegenſtänden beſchäftigt, als man am Ende leicht zuſammenfaſſen und überſehen könnte.

Es ward daher mit den Vorſtehern der verſchiedenen Fächer verabredet, daß dieſelben ſich Diarien halten, oder ſonſt notiren ſollten, was bei ihnen das Jahr über vorkäme. Profeſſor Döbereiner erbot ſich ſogleich zu einem Nachberichte, welchen er denn auch ſo vollſtändig und gründlich, als geiſtreich eingeſendet hat. Derſelbe iſt erſt Serenissimo vorzulegen und alsdann zu den Acten zu nehmen.

Den 14. December 1812. G.

29. An Voigt.

E. E. haben ja wohl die Güte, mir einen Braunſchweiger Conventions-Thaler zukommen zu laſſen, damit man ſich bei einem Zeichnungs-Vorſchlage darnach richten könne. Man thut in ſolchen Fällen freilich beſſer, wenn man etwas Bekanntes und ſchon Gebilligtes zum Muſter nimmt, anſtatt daß man mit Originalität das Publicum effarouchirt. Die Menſchen wollen immer etwas Neues und wenn es ihnen geboten wird, wiſſen ſie ſich nicht darein zu finden. Mit der Medaille könnte man's vielleicht eben ſo machen. Die unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — Ja, der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

Römiſchen Medaillen haben gar ſchöne Rückſeiten, die E. E. bekannter ſind, als mir. Sollte ſich nicht darunter etwas Anwendbares finden? E. E. erwähnten neulich einer Spes, der eben ſo liebenswürdigen, als trügeriſchen Göttinn. Ihre Attribute nehmen ſich dargeſtellt recht hübſch aus.

Weimar d. 24. Januar 1813. G.

30. An Goethe.

Ew. E. wird der ꝛc. N. bekannt gemacht haben, daß er einen Antrag zum — in R. mit 1000 Thalern Emolumenten erhalten habe. Er rechnet darauf, daß ihm, wie dem ꝛc. H. bei einer ähnlichen Anzeige, die er dem R. gemacht, eine Beſoldungszulage ausgewirkt werden müſſe. Vor der Hand ſpricht N. von jährlichen 300 Thalern. Ob nun gleich bei uns etwas geſchehen könnte, da die Xſche Penſion mit 600 Thalern erledigt iſt, ſo iſt doch zu verſuchen, ob Herr N. von anderswoher nicht zu befriedigen iſt.

Die Methode der Berufung nach Außen, um eine Verbeſſerung nach Innen auszuwirken, iſt bei den gelehrten academiſchen und Schullehrern ſo üblich, daß man auch auf den Fall davon Gebrauch macht, wo man gar nicht Willens iſt, ſeine Lage zu verändern. Es iſt alſo dieſes auch Herrn ꝛc. N. nicht zu verdenken; wie ich das nur vorläufig und bis zu weiterer Deliberation gehorſamſt bemerke.

Ich lege den Bibliotheks-Bericht wieder bei. In dem Münzſchrank-Zimmer haben ſich die Cataloge und andere mit ungeheurem Fleiß und großer Kenntniß vorgenommene

Arbeiten über das Münz-Cabinet vorgefunden. Ich gehe ſolche jetzt durch.

2. Febr. 1813.

gehorſamſt
V.

31. An Voigt.

Meiner geſtrigen Zuſage gemäß, überſende hierbei die mitgetheilten Münzen. Ich würde es früher gethan haben, wenn ich in dieſer Angelegenheit etwas Poſitives zu ſagen wüßte. Das Braunſchweigiſche Schild und deſſen Decoration iſt nicht übel erfunden, es ſetzt aber ein höchſt reiches und mannichfaltiges Wappen voraus. Das Gothaiſche iſt recht hübſch, nur will mir die Verbindung der Kränze mit dem Hut nicht gefallen. Vielleicht ahmte man die Churſächſiſchen vom Anfang des Jahrhunderts nach, wo über dem Schilde ein Feſton liegt und der Fürſtenhut auf dieſem, die Zweige aber in einiger Entfernung das Schild accompagniren.

In der Behandlung der Münzen, ſo wie der Wappen, herrſcht auch eine Mode, die der jedesmalige Stempelſchneider und Petſchirſtecher am beſten im Sinne und in der Hand hat. Ein Mann, wie Döll, würde ſich gar leicht aus der Sache ziehen.

Wegen der Medaille bin ich eben ſo unſchlüſſig. Die Worte Virtus, Honor, auf der Familienmünze beziehen ſich auf die daſelbſt abgebildeten Profile des Apoll und der Pallas. So ein Paar Köpfe hinter einander machen ſich freilich ſehr gut, da aber das Profil Serenissimi auf die

Hauptſeite kommen ſoll, ſo würden dieſe beiden Halbgeſichter auf der Rückſeite nicht wohl räthlich ſeyn.

Ich befinde mich daher in der traurigen Lage, in der man ſich ſieht, wenn man einen Rath geben ſoll und zweifeln muß.

Verzeihen E. E. und ſetzen ihre vorſorgliche Güte, an der ich niemals zweifeln durfte, gegen mich und die Meinigen fort.

Weimar den 2. Februar 1813. Goethe.

32. An Voigt.

Serenissimus brachten die Medaille neulich zur Sprache. Ich gedachte des von E. E. vorgeſchlagenen Honor et Virtus und erwähnte der beiden Profile des Apollo und der Pallas, welches freilich zwei ſehr ſchöne Gegenſtände ſind.

Mein Bedenken, das ich nicht verſchwieg, ob es nämlich ſchicklich ſey, auf der Kehrſeite ein Paar Köpfe zu ſetzen, wenn auf der Hauptſeite ſchon ein Kopf, oder ein Bruſtbild ſteht, glaubten Serenissimus dadurch zu heben: es müſſe nämlich, meinten Sie, in der Münzgeſchichte nicht unerhört ſeyn, daß auf beiden Seiten der Medaillen Köpfe geweſen, wie der Fall bei fürſtlichen Brüdern vorgekommen, deren Bildniſſe ſich hüben und drüben befänden. E. E. bitte ich die Sache nochmals durchzudenken. An Beiſpielen dieſer Art fehlt es freilich nicht und warum ſollte man nicht auch einmal etwas Neues thun, wenn es an ſich keinen Widerſpruch mit ſich führt?

Ich bemerke hier beiläufig, daß Ihro Kaiſerl. Hoheit abermals geneigt ſind, dieſes Jahr eine Summe herzugeben, welche auf die Sternwarte verwendet werden ſoll, die dadurch in guten Stand kommt. Ich werde auch hierbei vorerſt das Nöthige vorbereiten, wie es im vergangenen Jahr geſchehen und ſodann die Sache zu gütiger Approbation und Theilnahme vorlegen.

Mich gehorſamſt empfehlend

den 17. Febr. 1813. G.

33. An Goethe.

Es iſt wahr, daß ſelbſt in antiken Münzen ſich mehrere Beiſpiele finden, wo jede Seite einen oder mehrere Köpfe zeigt. Aber es ſind immer nur homogene Köpfe, nämlich lebender, wahrer Perſonen.

Vitellius, Veſpaſianus haben vielleicht deswegen, als ſie Honor et Virtus zum Revers brauchten, nicht die capita jugata von Gottheiten, ſondern die Typen von Honor et Virtus angenommen, welche Antonius Auguſtinus beſchreibt.

Honor reichte wohl allein zur Inſchrift einer Preis-Medaille hin. Der Typus iſt gefällig und nicht ſo ſchwierig, wie der zu Honor et Virtus.

21. Febr. 1813. Voigt.

34. An Voigt.

Dieſe zwar noch immer prägnanten, aber doch für uns wunderſam beruhigten Augenblicke könnte ich nicht beſſer anwenden, als indem ich E. E. für die neuliche Mittheilung aufrichtigen Dank ſage. Es iſt freilich ein Unterſchied, ob man in unbeſonnenen und friedlichen Tagen ſeinen Kräften mehr als billig iſt, vertrauend, mit unzulänglichen Mitteln Großes unternimmt und ſich und Andre mit eitlen Hoffnungen hinhält, oder ob man in ſpäteren Jahren, in bedrängter Zeit, nach aufgedrungener Einſicht, ſeinem eignen Wollen und Halbvollbringen zu Grabe läutet. Was ich im vorliegenden Falle E. E. ſchuldig geworden, bleibt mir unvergeßlich, höchſt angenehm die Erinnerung des Zuſammenlebens und Wirkens, wechſelſeitiger Aufmunterung und Ausbildung. Wenn das Aeußere dabei nicht gefruchtet hat, ſo hat das Innere deſto mehr gewonnen. Auch erkenne ich mit vollkommenem Danke, daß Sie alle das Unangenehme, was die Beendigung des Geſchäfts mit ſich führt, übernehmen wollen*). Möchte ich nur irgend etwas Freundliches und Nützliches dagegen erweiſen können. Des guten Bergraths Aufſatz erbitte mir noch auf kurze Zeit.

Der ich mich auf das Angelegentlichſte empfehle.

W. d. 11. April 1813. G.

35. An Voigt.

E. E. erhalten hierbei, mit nochmaligem herzlichſten Abſchied, einige kleine Actenhefte, bei denen ich nur Folgendes äußere:

1) Bibliotheks-Sachen. Mein Gedanke war die Sache jetzt ruhen zu laſſen, weil in dieſer prägnanten Zeit eine

---

*) Bezieht ſich auf die Bergwerks-Angelegenheiten zu Ilmenau.

neue, mit Geldabgabe verbundene Einrichtung auffallend ſeyn möchte. Zu Johanni oder Michael würde ſie vielleicht einzuführen ſeyn.

2) Die Muſeums-Acten geben von dem Nothwendigſten Bericht. Ihro Hoheit haben zugeſagt, die 800 Thaler für die beiden Inſtrumente uns zu gewähren.

3) Folgen des guten Bergraths Hoffnungen, der ſehr zu loben iſt, daß er auch da noch ſperirt, wo nicht mehr zu ſpiriren iſt.

4) Der Catalog mit ſchuldigſtem Dank. Möchte uns doch bald die Freude werden, dieſe Schätze wieder gemeinſam zu betrachten.

Wünſchend und hoffend empfehle ich mich aber- und abermals zu freundſchaftlichem Andenken.

W. d. 16. April 1813. G.

36. An Voigt.

Nach vielfältiger Betrachtung meiner körperlichen und geiſtigen Zuſtände habe ich mich entſchloſſen, morgen die Reiſe nach Töplitz anzutreten, zuletzt mehr auf Anregung der Meinigen, als auf perſönlichen Antrieb. Ew. Excell. verzeihen, wenn ich nicht perſönlich aufwarte, aber ein Abſchied in dieſer Zeit iſt ſchon peinigend im Begriff, geſchweige in der Gegenwart.

Mein Sohn wird meine wiederholten Abſchiedsgrüße bringen. Mit welchen Wünſchen und Hoffnungen ich ſcheide, bedarf keiner Worte!

Weimar d. 16. April 1813. G.

37. An Voigt.

E. E. belieben beikommendem Aufſatz einige Blicke zu ſchenken.

Da unſere wiſſenſchaftlichen Unternehmungen in Jena bisher Theils glücklich erhalten worden, Theils ſich leidlich hingehalten haben; ſo iſt es bei jetziger guter Jahreszeit Pflicht, die ſchon früher bekannten, aber in ſo ſtürmiſchen Jahren kaum gerügten und noch weniger abgethanen Mängel nach und nach zu beſeitigen und Alles, ſo viel als möglich, nach dem erſten und ächten Zweck hinzuleiten.

Was bei dem botaniſchen Garten zu erinnern war, hat Bergrath Voigt auf meine Veranlaſſung verzeichnet. Dieſe kleinen Unregelmäßigkeiten kommen daher, daß N. der zwar ein guter, aber beſchränkter und eigenſinniger Menſch iſt, ſchon früher gleichſam im Beſitz des Gartens ſtand, ehe Bergrath Voigt dieſer Anſtalt vorgeſetzt wurde, und jener ſich gerade nicht gebunden glaubte, den Anordnungen des Letztern überall Folge zu leiſten. Er ging ſeinen eignen Weg fort, der ihn denn von dem Botaniſchen ins Blumiſtiſche führte, daraus denn die Mängel entſtanden ſind, welche gegenwärtig gerügt werden.

Da jedoch N. im Ganzen ſeine Sache gut macht, ſo ſind dieſe Dinge an ſich von keiner großen Bedeutung; es muß jedoch dieſem Beginnen ein Einhalt gethan werden, weil ſonſt der botaniſche Garten in einen Blumen- und Gemüs-Garten ausläuft.

Nach meinem Dafürhalten liegt es in der Pflicht des vorgeſetzten Profeſſors, den Gärtner zurecht zu weiſen, ohne daß Commissio dabei concurrire; aber es iſt doch gut, davon Kenntniß zu nehmen und die Sache einzuleiten, damit man bei einem widerſetzlichen Betragen N's dieſen um ſo eher zurecht weiſen könne. Welches denn zu Entſchuldigung dieſer kleinen Sendſchrift, wie ich wünſche, dienen möge.

W. d. 24. März 1814. G.

Sehr gut und gründlich. V.

38. An Voigt.

Bei unſern Jenaiſchen wiſſenſchaftlichen Anſtalten wäre nun zunächſt Folgendes zu beobachten:

1) daß die Aufſtellung der Thüringiſchen, vom Bergrath Voigt in Ilmenau abgetretenen Suite genau nach dem Voigtiſchen Catalog geſchehe und von der Sammlung nichts, etwa unter dem Vorwande der Geringfügigkeit ausgeſchloſſen, oder entfernt, oder wohl gar die Terminologie des Catalogs verändert werde. Dieſe Anordnung iſt um ſo nöthiger, als Bergrath Voigt noch dem vulcaniſchen Syſteme ergeben iſt und unſer guter Lenz in ſeinem Waſſereifer weder Maaß noch Ziel kennt, wenn er gegen jene Ketzer zu Felde zieht.

2) Die Catalogirung der phyſikaliſchen Inſtrumente iſt vorzunehmen. Man kann Otteny das kleine Honorar dafür ſchon gönnen, weil Ordnung vielfache Früchte trägt und ſo bedeutende Dinge ohne Inventar und Controle nicht ferner auf Treu und Glauben dem Verwahrenden überlaſſen werden können, deſſen eigner Vortheil es iſt, daß man ihn revidiren kann.

Wegen des anatomiſchen Muſeums behalte ich mir die Bemerkungen vor.

W. d. 8. Mai 1814. G.

39. An Voigt.

Herr R. zu Jena hat mir ſchon ſeit einiger Zeit und wenn ich ihn recht verſtanden, E. E. vor einigen Wochen, ſeine Abſicht, ſich zu verheirathen, erſt im Allgemeinen, zuletzt aber beſtimmter vertraut, zugleich aber den Wunſch geäußert, in dieſer Angelegenheit abermals nach F. reiſen zu können. In Betracht der Gunſt, welche ſolche Eheſchaften immerfort genießen, habe ich nicht geglaubt, ihn an ſeinem ſo ſchnell gefaßten Vorſatze hindern zu ſollen. Vielmehr habe ich demſelben meinen Segen mit auf den Weg gegeben, unter der Bedingung, daß er ſeinen Schritt Herzoglicher Commiſſion anzeige, welches er denn auch, wie das Datum ſeines Briefes ausweiſet, ſogleich gethan. Das Blatt iſt über die Beſorgung der F.ſchen Einführung bei mir liegen geblieben, deshalb ich dieſes ſpätere Nachbringen zu entſchuldigen habe.

Sodann will ich noch Einiges durch einen kurzen Vortrag beſeitigen. Es betrifft die Präparanten-Stelle bei Döbereiner. Der vom vorigen Jahre, Namens F. ein ſehr armer, aber, wie es ſcheint, ſehr guter und brauchbarer Menſch, hat ſich nach Döbereiners und des Cammer-Aſſeſſors*) Zeugniß, recht gut gehalten, und ob er gleich, durch die Zeitumſtände gehindert, eigentlich nur ein halbes Jahr thätig geweſen, ſo dächte ich doch man gönnte ihm die einmal beſtimmten 25 Thaler, welches unſrer Caſſe keine Aufopferung, dem jungen Mann aber Aufhülfe und Aufmunterung wäre; denn daß er brauchbar iſt, ergiebt ſich aus Folgendem. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, hat er die Famulatur bei Hofrath Stark angenommen, wo er außer einigen Emolumenten, auch noch freie Wohnung hat. Döbereiner aber möchte ihn nicht gerne entbehren und ſo haben ſie ausgemacht, daß er ſich, weil die Starkiſche Famulatur ihm nicht den ganzen Tag wegnimmt, theilen und zugleich die chemiſchen Arbeiten verrichten ſoll. Man findet ſich glücklicher Weiſe ein Andrer, der auch ſeine halbe Zeit der Chemie widmen will, dieſe gedenken ſich in das Honorar zu theilen, welches uns ganz recht ſeyn kann.

---

*) Goethe's Sohn.

Wir werden in Jena dieſe Fälle noch öfters erleben, daß der Dürftige, um ſich zu erhalten, zweien Herren dienen muß. Könnten E. E. mehrgedachtem F. eine Convictorien-Stelle angedeihen laſſen; ſo geſchähe eine Wohlthat an keinem Unwürdigen. Die Reſultate dieſer Zwillings-Famulatur würden ſich vor Michael wohl beurtheilen laſſen. Freilich wäre zu wünſchen, daß das ſo glücklich angefangene Präparaten-Cabinet immer fleißig fortgeſetzt würde, weil dadurch allein eine bleibende ſinnliche Anſchauung an die Stelle einer oft abſtruſen Terminologie geſetzt werden kann.

Weimar den 10. Mai 1814. Goethe.

40. An Goethe.

Es wird nicht ſchwer fallen, eine Convictorien-Stelle auszuwirken. Voigt.

wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf einmahl das ganze Thal. Eine gute Wirthinn, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und leſe meinen Homer. Das erſtemahl, als ich durch einen Zufall, an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füſſen ſitzendes Kind mit beyden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegenüber ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer

41. An Goethe.

E. E. danke ich gern für die Communication der Hannoverſchen Landtags-Sachen. Man wird ſehen, was dort mit den Befreiten gemacht werden wird. Vorläufig iſt zu merken, daß man einen Mittelweg nehmen wird, wie es hier mit den Cammer- und Rittergütern gemacht worden iſt.

Der Wiener Congreß wird hoffentlich auf das Militair-Weſen Einfluß haben. Noch immer wird debattirt, doch dermalen mündlich. Das ſcheint ein Ende hoffen zu laſſen und ich fürchte neuerlich wieder, daß Sachſen doch noch drauf geht.

Für Goetze will ich bei der Cammer ſorgen, bei der ich alſo, wie ſich für ſolche Zeit gebührt, immerfort am Kreuze ſtehe.

Manches behalte ich bevor
Gehorſamſt
Voigt.

42. An Voigt.

den 9. Januar 1815.

Unſern guten Heermann wollen wir die Ruhe gönnen, da er das Licht des Tags lange genug und zuletzt mit Bequemlichkeit geſchaut. Daß bei E. E. fortdauerndem Antheil, bei ſeinen redlichen Geſinnungen, nach ſeinem Tode ſich Alles in beſter Ordnung finden würde, daran war nicht zu zweifeln. Haben Sie die Güte, bei friſcher Uebernahme, neuer Ordnung und Aufſtellung des Münz-Cabinets gefällig mitzuwirken. Freilich möchte hierzu eine gelindere Jahrszeit abzuwarten ſeyn. Allenfalls könnte man gegen das Frühjahr einen Ofen ſetzen und wärmere Tage anticipiren.

Wie mit der hinterlaſſenen Beſoldung unſre länger und kürzer Harrenden erquickt werden können, darüber werde mir eheſtens eine geneigte Beurtheilung erbitten.

Der gute Lorsbach iſt mir ſehr gebrechlich beſchrieben worden; da man aber nicht peripatetiſch, ſondern allenfalls ſitzend docirt, ſo wird er ſich ja wohl ſchon nutzbar zu machen wiſſen.

24. Januar 1815. G.

43. An Goethe.

Ew. E. ſtiften dem guten Lenz, der mich leibhaftig angelächelt hat *), eine ſehr verdiente Ehre. Ich freue mich um ſo mehr darüber, als nicht leicht jemand Anderem dieſe Auszeichnung ſo viel Vergnügen machen kann, als er darüber empfinden wird.

Schon im vorigen Sommer dachte ich daran, daß man etwas für den armen Mann thun möge, dem es ſo ſchlecht gegangen iſt, wie die Beilage zeigt, und der immerfort ſo ſpärlich ſich behelfen muß. Ich gedachte bei Serenissimo, für den er immer erwirbt und ſammelt, eine Beſoldungszulage für ihn auswirken. Bekanntlich war Serenissimi Aufenthalt zu kurz und zu gedrängt, um an ſolche innern Angelegenheiten viel zu kommen, — wiewohl ich dazu Hoffnung gemacht hatte.

---

*) Vgl. S. 310.

Noch immer iſt auf Seine baldige Rückkehr aus Wien zu hoffen. Am 20. Januar ſtanden die Congreß-Verhandlungen zweideutiger als jemals. Niemand will Krieg haben und doch vereinigt man ſich nicht.

Auf Preuſſens neuſte Anforderungen, vom 10. Januar, hatte Oeſterreich noch nicht geantwortet. Preuſſen fordert unabänderlich ganz Sachſen, Berg, Herzogthum Weſtphalen, Corvei, ½ Fuld und auf dem linken Rheinufer noch 800 M. Seelen (die Leiber gehen mit drein.)

Vielleicht bald etwas Endliches, um nur aus dem Zauber-Kreiſe herauszukommen.

den 26. Jan. 1815. Gehorſamſt
Voigt.

44. An Goethe.

Die Schachtel mit Lenzens Koſtbarkeiten iſt geſtern nach Wien abgegangen.

Die Correſpondenz wegen des Fürſtenbundes will ich aufſuchen und mir bringen laſſen, um etwa wahrzunehmen, was für des Herrn von Dohms Zwecke dienen möchte. Ich werde darüber, ſo wie über die Münz-Cabinets-Sache, alsdann die Ehre haben, mich umſtändlich mitzutheilen.

den 31. Januar 1815. Gehorſamſt
Voigt.

45. An Voigt.

E. E. verzeihen, wenn ich Einiges ſpäter nachbringe, als meine Abſicht war; die mir von einem wunderlichen

Geſchick zugedachten Prüfungen werden mein Säumen entſchuldigen.

1) Ein gnädigſtes Handbillet Durchlauchtigſter Herzoginn.

2) Das Schreiben des Herrn v. H., welchem meinen Dank für das Ueberſendete abzuſtatten bitte. Freilich ſieht die Ehrenmünze einem Mennoniten-Saale ähnlich, wo nur wenige Worte zwiſchen weißen Wänden erſchallen. Unſere Zeit iſt nicht bilderſtürmeriſch, aber bildlos.

3) Kirchenrath Lorsbachs Dankſagungsſchreiben für den überſendeten Wein. Für unſre orientaliſchen compendioſen Schätze habe ich ein Schränkchen machen laſſen. Die Chineſiſchen hatte einmal Klaproth catalogirt.

Die Korane, proſaiſche und poetiſche Werke, in arabiſcher, perſiſcher und türkiſcher Sprache, werde nach und nach unſerm Jenaiſchen Weiſſager zuſenden und einen Catalog zu ordnen ſuchen.

4) Mehr Belehrung und Freude verſprech' ich mir jedoch aus den Anordnungen, welche E. E. bei dem Münz-Cabinet treffen werden. Es wird ſich finden, daß wir in Weimar auch in dieſem Fache ſchöne Beſitzungen haben.

E. E. Sammlung antiker Münzen, die meinigen vom funfzehnten Jahrhundert her, beſonders auf Kunſtgeſchichte berechnet; ſodann die Herzogliche, die Geſchichte des Hauſes erläuternd, welches in dieſem Augenblicke zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwankt. Möge uns ſo mancher ſchöne Beſitz zunächſt Freude und Unterhaltung geben.

5) Die Abſchrift des famoſen Aufſatzes; ich habe ihn

mit dem Abſchreiber collationirt, welches um ſo nöthiger war, als die Abſchrift ſtellenweis ſehr unleſerlich war. Das gedachte eigenhändige Exemplar des Verfaſſers bring' ich auf eine wunderſame Weiſe nach Göttingen, worüber E. E. gewiß lächeln werden.

6) Ein paar Worte über den zwiſchen uns und Norden ſchwankenden Freund.

7) In einigen Tagen erhalten E. E. die Muſeums-Acten von 1813 u. 1814 mit einer Vorarbeit zu künftigem ausführlichen Bericht.

Eine kleine Bemühung, der ich günſtige Aufnahme erbitte

Weimar 17. Febr. 1815. treulichſt ergeben

Goethe.

46. An Goethe.

E. E. ſollen Sich noch mit einer Fortſetzung unſerer Wiener Verhandlungen ergötzen. Es erhellt daraus, daß unter 4—6 Wochen die Geſchichte noch nicht endigen wird. Doch ich zweiſle ſelbſt daran, daß ſich dort etwas endigen werde, ſo ſcheinbar auch die Vertröſtungen ſeyn mögen.

ohne Datum. V.

46. An Voigt.

Ew. E. überſende eine Vorarbeit zu einem unterthänigſten Bericht über die Jahre 1813 und 1814 der Jenaiſchen wiſſenſchaftlichen Anſtalten.

Seit jenem, im November 1812 erſtatteten, von Serenissimo gnädig aufgenommenen Berichte ſind zwei ſehr ſtürmiſche Jahre vorüber gegangen, nach deren Verlauf wir ein Geſchick dankbar zu verehren haben, das uns in dieſen Schreckenszeiten weder Verluſt an unſern wiſſenſchaftlichen Beſitzungen, noch völlige Unterbrechung unſerer Thätigkeit, erleiden ließ, ſo daß wir nunmehr auf jene Zeit getroſt zurückſehen können.

Nachdem ich in beinahe dreißig Monaten jenen Geſchäften keine perſönliche Aufmerkſamkeit widmen konnte, begab ich mich, ſobald nur Durchmarſch und Einquartirung aufhörte, nach Jena, und hatte die Freude zu ſehen, daß durch Treue und Aufmerkſamkeit der Männer, denen die verſchiedenen Anſtalten übergeben ſind, nicht weniger durch Theilnahme wohldenkender Mitbürger, ſich Alles in vollkommener Ordnung ſinde, wohl erhalten und in einzelnen Theilen verbeſſert, ja ſogar anſehnlich vermehrt ſey. Ich beeiferte mich nun auch von meiner Seite, Alles, was zu weiterer Begründung, Erhaltung und Erweiterung gedachter Inſtitute dienlich ſeyn möchte, kennen zu lernen und in ein Geſchäft wieder einzugreifen, das von den frühſten Zeiten her meine liebſte Angelegenheit geweſen.

Ob man nun gleich erſt nach einem nochmaligen Aufenthalte in Jena, wozu im Frühjahr ſich Zeit und Gelegenheit finden wird, einen Alles umfaſſenden Hauptbericht, ſowohl zu Ueberſchauung des Vergangenen, als zu Leitung des Zukünftigen, wird aufſtellen können; ſo habe ich doch nicht verfehlen wollen, das Nöthigſte vorzubereiten.

Vielleicht bedürfen keine Acten ſo ſehr wie die verliegenden, daß man von Zeit zu Zeit ein Repertorium über ſie fertige, denn das Geſchäft hat ſo viele Abtheilungen, deren jeder man einen beſondern Faſcicul widmen könnte, wenn nicht mehrere Partieen dergeſtalt in einander griffen, daß die Sonderung ſchwer würde. Nicht zu gedenken, daß einzelne Hefte ſich leicht verlieren.

Der treue Bibliotheks = Schreiber David Färber ging mit Tode ab, nachdem er lange gekränkelt hatte.

Nach Lenzens Wunſch: die Büſten gnädigſter Herrſchaften und ſeiner Vorgeſetzten aufzuſtellen, ſind ſolche bei Weiſern beſtellt worden. Die Büſte durchlauchtigſter Herzoginn iſt zur Feier des 30. Januars 1815 ſchon hinüber.

Stiftung, Vermehrung und Erhaltung eines ſo ſchönen Inſtituts verdiente dem Bergrath Lenz wohl die Aufmerkſamkeit, daß man bei dieſer neuen Einrichtung ſein Bildniß, wie es dem Büttneriſchen unten in der Bibliothek geſchehen, aufſtellte. Solches war von Demoiſelle Seidler recht glücklich gemalt.

Als Durchlaucht der Erbprinz neulich einen Grabhügel bei Groß = Romſtedt eröffnen ließen und die daſelbſt gefundenen wenigen Alterthümer auf Herzogliche Bibliothek gebracht wurden, ſo wurden an den Rentamtmann Urlau zu Capellendorf 20 Thaler ausgezahlt, um diejenigen Arbeiter proportionirlich zu belohnen, welche bei ſorgfältigem Ausgraben der Körper ſich beſonders hervorthaten. Hierdurch ſind eine Anzahl wohlerhaltener Schädel, ſogar mit Unterkiefern, ja ein ganzes Skelet in unſre Hände gekommen, welche mit Sorgfalt nach Jena geſchafft und daſelbſt aufgeſtellt worden ſind. Denn es iſt freilich eine ſchwierige Aufgabe, morſche und durch einander geworfene Reſte dergeſtalt zu erhalten, daß ſie den Freunden der Wiſſenſchaft zum Vergnügen und Nutzen gereichen. Das Nähere wird zu den Acten gebracht werden.

Im Cabinet der naturforſchenden Geſellſchaft, ſo wie im anatomiſchen, iſt Klage über wäßrigen Brantewein, welcher ſchneller verdunſtet. Es wäre die Frage, ob man nicht einen Verſuch machen ſollte, nach Sömmerings Vorſchlägen, den Brantewein, ehe man ihn auf die Präparate gießt, zu dephlegmiren. Da wir Platz und Gläſer genug haben, wird ſich nächſten Sommer gar leicht ein Verſuch machen laſſen.

Serenissimus haben an das phyſikaliſche Cabinet ein Paar Luftballone geſendet; auch iſt ein Ofen zu Füllung derſelben und andern Feuer Verſuchen im Schloſſe auf höchſten Befehl angelegt worden.

Einige Inſtrumente, welche Ihro Hoheit von Wien mitgebracht, ſind abgegeben worden.

Meine ſämmtlichen optiſchen und chromatiſchen Inſtrumente, Vorrichtungen und Zubehör habe ich nach Jena ſchaffen und einſtweilen in der Bibliothek aufſtellen laſſen.

Die Einrichtung des botaniſchen Gartens beſteht, wie immer. An derſelben iſt nur zu bemerken, daß die Anſtalt nicht ſowohl durch Nachläſſigkeit, als durch Eigenſinn des Gärtners (in welcher Eigenſchaft er mit allen Jenenſern wetteifert) theilweiſe ins Stocken gerathen.

Ohne Datum. G.

48. An Voigt.

Den Bericht des Cammer-Aſſeſſors*) über die Jenaiſche neuſte Expedition werden E. E. fol. 22. beigehender Acten eingeheftet finden, ſo wie die Copie einer Regiſtratur deſſen, was dabei vorgekommen.

Wie die Thätigkeit des Bergraths Lenz ſich nach allen Seiten gleich bleibt und wie gut er wiſſe, fremde und entfernte Perſonen für unſre Zwecke zu intereſſiren, davon zeugen die beigelegten Briefe und verſchiedenen Verzeichniſſe von bedeutenden und unterrichtenden Gebirgsarten.

Profeſſor Fuchs würde auch in Vermehrung des Cabinets vorſchreiten, wenn ihm nicht die Cadaver von allen Seiten verkümmert würden.

Das chemiſche Laboratorium zog billig eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf ſich, da dieſes, ſeiner Natur nach, einer beſtändigen Thätigkeit gewidmet ſeyn muß. Bergrath Döbereiner unterläßt nicht, durch Verfolgung neuer Verſuche ſeiner Geſchicklichkeit Ehre zu machen, wie er denn auch in dem Schweiggeriſchen Journale Notiz davon zu geben Gelegenheit nimmt, weil denn doch von einem academiſchen Lehrer vorzüglich verlangt wird, daß er ſeine Talente durch den Druck bekannt mache.

Wenn er anzeigt, daß ſeine Verdienſte koſtſpielig ſind, ſo iſt ihm wohl zu glauben, denn da er mit Kohlen, Salzen und Geiſtern zu thun hat, die ſich mehr oder weniger verändern, oder verflüchtigen, ſo iſt der Chemiker derjenige Naturforſcher, der am meiſten auf einen billigen Zuſchuß Anſpruch machen kann.

---

*) Goethe's Sohn.

Herzogliche Commiſſion wäre in dem Falle, ihn gegenwärtig, ohne ihre Unbequemlichkeit zu unterſtützen, wenn ſie ihm aus der Separatcaſſe 50 Thaler zugeſtehen wollte, da die von Ihro Kaiſerl. Hoheit gnädigſt verwilligte Summe nicht nur zur Anſchaffung von Inſtrumenten, ſondern auch zu andern Requiſiten anzuſtellender Verſuche beſtimmt ward.

Mit E. E. gefälliger Beiſtimmung würde die Abgabe einer ſolchen Summe beſorgen, mit dem Vorbehalt, daß Bergrath Döbereiner bei ſeinem nächſten Berichte, zu welchen Verſuchen ſie angewendet worden, anzeigen möchte.

In einem orangefarbenen Papierchen liegt das Metall bei, welches aus der Kohle dargeſtellt werden kann, aber freilich noch weit von der Eigenſchaft des Goldes entfernt zu ſeyn ſcheint.

Herr von Münchow kommt in dieſen Tagen von Halle zurück, oder iſt ſchon angekommen. Der neue Krieg ſetzt unſerm parallactiſchen Inſtrument abermals Hinderniſſe entgegen, die Arbeiter ergreifen die Waffen und die Einquartirung verengt die Werkſtätten.

Von den Heſſiſchen und Sächſiſchen Walzwerken iſt die Nachricht eingegangen, daß ſie das Meſſing-Blech in der Größe, wie wir es verlangen, nicht liefern können. Man wird das Rohr von Kupfer machen müſſen, welches denn auf Eins hinaus kommt. Und ſo muß man denn ſuchen, wie man die täglichen Hinderniſſe beſiegt; es bleibt hier, wie überall, nichts Andres übrig.

W. 19. April 1815. G.

Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bey ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, Ich muß, ſelbſt mit beſonderm Danke, allem Vorſtehenden beypflichten. V.

49. An Voigt.

Der Hofmechanikus Körner klagt ſehr über den leidigen Krieg, der ihm die aus der Fremde verſchriebenen Arbeiter geraubt habe; auch klagt er über die Einquartierung, nicht allein als läſtig und zerſtreuend, ſondern auch ihm darin ſchädlich, weil ſeine Inſtrumente für wandernde Krieger beſonders angreifliche Waare ſey, und ihm, ſo wie bei vorigen Durchzügen, alſo auch bei dem gegenwärtigen, Manches zu fehlen anfange. Wogegen denn freilich nur leidiger Troſt erwiedert werden konnte.

Weimar 12. Mai 1815. G.

50. An Voigt.

E. E. erhalten anbei

1) einen mit Sereniſſimo beſprochenen Aufſatz an Denon. Sie ließen ihn ja wohl gefälligſt durch einen Canzlei-Verwandten ins Franzöſiſche überſetzen, da ich ihn alsdann noch einmal zu ſehen wünſchte. Ferner ſind Sereniſſimus geneigt, ein Briefchen zu unterſchreiben, welches an gedachten Kunſt-Vermittler mit einigem Dank gerichtet wäre.

2) Concept und Mundum eines Erlaſſes an ꝛc. N. Ich habe die Sache an Ort und Stelle überlegt, es iſt ſo vollkommen räthlich und thunlich, aber wir müſſen es ausſprechen, denn das J.ſche Geſinde greift ſchon dergeſtalt um

ſich, daß ſie den für den ꝛc. nothwendig zu reſervirenden Raum ſchon mit altem Gerümpel willkührlich und eigenmächtig angefüllt haben.

Manches Andre verſpare bis zur nächſten Sendung.

Weimar den 1. März 1816. Goethe.

51. An Voigt.

E. E. haben die Güte, beykommenden Aufſatz mit geneigter Aufmerkſamkeit durchzuleſen; ich habe mich ſo lange damit beſchäftigt, daß ich ihn nicht mehr beurtheilen kann. Sollte noch irgend eine Auskunft nöthig ſeyn, ſo bitte, es anzuzeigen. So wie ich denn auch die Concepte der gnädigſten Reſolutionen zu ſehen wünſche, damit dieſes unſer Fundamental-Geſetz für künftige Zeiten einſtimmig gegründet werde.

Die wichtige Sache überdenke Tag, auch wohl Nachts, wenn der Schlaf ſich zu früh entfernt. Unſere Angelegenheiten überhaupt verdienen und fodern es, Serenissimi Antheil iſt groß, die Sache wichtig, ſie hat guten Grund, wird aber doch für den Augenblick aus dem Stegreife behandelt. Ich werde nicht verfehlen, derſelben meine größte Aufmerkſamkeit zu widmen. Das Currente, Unbedenkliche werde gleich abthun, in bedeutenden Dingen E. E. gütigen Rath und Beyſtimmung erbitten und von Zeit zu Zeit Regiſtrande und Acten, die freylich ein etwas buntes Anſehen haben, zu geneigter Durchſicht und Billigung vorlegen.

5. April 1816. G.

52. An Voigt.

Meine Neigung zu orientaliſchen Zierrathen überwindet die Schaam, E. E. des Prachtexemplars zu berauben und eine eherne ſtatt goldner Rüſtung auszuwechſeln. Geſtern Abends habe ich das Werk nochmals recht ſorgfältig durchgeſehen, es iſt, ſo weit ich zu beurtheilen vermag, mit Gründlichkeit und gutem Geſchmack, ohne prunkende Gelehrſamkeit verfaßt. Haben wir denn ein ſolches Specimen von Herrn G. und ſollte man denn jenen Herren aufs Wort glauben, da gerade ja der Mann fehlt, der hier ein gültiges Urtheil fällen könnte?

Hier folgt auch ein Rhein- und Mainheft zu geneigter Aufnahme. Ich bin neugierig, was von den darin enthaltenen frommen Wünſchen ſich nach und nach realiſirt.

Weimar 2. Juni 1816.

53. An Voigt.

E. E. ſende einige Zettel, die Kunſtſchule betreffend, zu gefälliger Autoriſation. Hofrath Meyer wird ſeinen fehlenden Atteſt nachbringen. Es iſt erinnerlich, daß wir aus bewegenden Urſachen den Gehalt des Dieners in unſrer Caſſe behalten haben, auch dieß mag als Probejahr hingehen.

Färber iſt denn auch von Meiningen glücklich zurück, der Thüringer Wald wird in Muſterſtücken nun bald in Jena anlangen, etwa Sonnabends gedenke ich hinüber zu gehen und warte vorher noch auf.

Manches Andre in unſerm Geſchäftskreiſe bereite vor und führe ſachte fort in Hoffnung günſtiger Genehmigung.

Weimar den 24. Juni 1816. G.

54. An Goethe.

Ich bin eben ſo neugierig auf dieſe Acquiſition, als dankbar, daß E. E. ſich deren bald Anfangs, ehe derſelben eine Verwirrung oder Schmälerung durch die bekannte Officioſität zugefügt wird, mit Autorität annehmen wollen.

V.

55. An Voigt.

E. E. vergönnen, daß ich mir, wie ſchon ſeit vielen Jahren geſchehen, in der Entfernung eine frohe Stunde mache und mich in Ihre Nähe verſetze, von dem, was uns gemeinſam an- und obliegt, Rechenſchaft gebe, Ihre Beiſtimmung erbitte, Manches mittheile und Mittheilung hoffe.

Wahrſcheinlich iſt ſchon durch unſern Geſandten dasjenige nach Weimar gelangt, was in Frankfurt wegen des Beitritts der freien Städte zu unſerm Oberappellations-Gericht vorgekommen, ich ſende es jedoch mit Beilegung einiger Francofurtensia.

Nicht weniger lege ich den Gerningſchen Brief bei, woraus man die Mißwirkung der Heidelberger Recenſion erſieht. Wir können indeß dem Erfolg zuſehen.

Mit den hieſigen Anſtalten, welche unſrer Oberaufſicht untergeben ſind, ſteht es gar erfreulich. Einiges, was bei eintretendem Frühjahr eingeleitet und angeregt worden muß, läßt ſich gar wohl thun. Lenz hat durch ſeine Thätigkeit wieder Vieles hereingebracht.

Ich lege ein Heft eines Engliſchen Journals bei; der Herausgeber deſſelben James Sowerby hat ſehr inſtructive Exemplare der meiſten auf Platte 43. 44. 45. vorgeſtellten Mineralien eingeſendet und erhält dagegen ein Diplom, ſchönen Dank und neue Anforderungen.

Das Heft überhaupt wird E. E. gefallen. Wir erhalten bald das ganze Werk, das deswegen ſehr ſchätzbar iſt, weil die Kupfer erfreuliche Surrogate der Originale ſind, die man im Leben niemals ſehen würde.

Von den übrigen ältern Anſtalten gebe ich nach und nach Rechenſchaft.

Die neu angelegte Veterinairſchule iſt in einem alten, ſeltſamen, labyrinthähnlichen Gebäude gar zweckmäßig eingeniſtet und wird vom Lehrer, Amanuenſen und Schülern gar ſchwunghaft betrieben. Ich werde alle Sorge tragen, daß es hier an nichts ermangele, welches gar wohl geſchehen kann, weil die Theilnehmenden bei mäßigen Forderungen die Anſtalt durch Thätigkeit befördern.

Herr v. B. ein junger Mann und Gutsbeſitzer, im letzten Krieg Freiwilliger zu Roß, dem die genaue Kenntniß der nutzbaren zahmen Thiere ſehr angelegen zu ſeyn ſcheint und der mit ſeinem Aufenthalt hier ſehr zufrieden iſt, wünſcht die Erlaubniß, außerhalb der Stadt wohnen zu dürfen, welche ihm als academiſchen Bürger verſagt wird. Reicht er mir ſein Geſuch ſchriftlich ein, ſo überſende es zu gefälliger Begünſtigung.

Eigentlich ſollte man allen Theilnehmern der Veterinairſchule in der freieſten Luft zu leben anbefehlen; denn was das für ein doppelt und dreifach widriges Studium ſeyn müſſe dem, der ſich nicht eigens berufen fühlt, läßt ſich bei einem curſoriſchen Blicke ſchnell genug überſehen.

Soviel für dießmal! Laſſen Sie mich in Ihrem verehrten Familien-Kreiſe leben, mich von Zeit zu Zeit ein erfreuliches Wort vernehmen und verbleiden meiner unverbrüchlichen Anhänglichkeit gewiß.

Weimar 25. März 1817. Goethe.

56. An Voigt.

Sowohl was die Muſeen, als was die academiſche Bibliothek betrifft, erfolgen Berichte, vielleicht noch dieſe Woche.

Die Abreiſe Sereniſſimi und die Ankunft eines kleinen Gaſtes in meinem Hauſe laſſen mich denn doch hier nicht länger verweilen.

Wie ſehr wünſche ich alsdann perſönlich und mündlich verſichert zu werden, wie es Ihnen und den theuren Ihrigen in der Nähe und Ferne wohlergeht.

Der ich mich ꝛc.

Jena 6. April 1818. Goethe.

57. An Voigt.

Herr B. iſt nicht gut berathen, daß er in dieſem Tone auftritt. Er hätte das, was er dieſes Vierteljahr geleiſtet, ſeine Vorträge, die Art derſelben, die Zahl ſeiner Zuhörer und dergleichen erſt anführen, ſich auf das Zeugniß einiger wackerer Männer in Jena berufen, ſeine Hoffnungen nochmals vorlegen und um ſeiner Beruhigung und nothwendigen Einrichtung Willen ſich eine baldige Entſchließung erbitten ſollen. Da er aber ſo peremptoriſch erſcheinet, ſo möchte man wohl darauf reſolviren: wie gebeten, abgeſchlagen!

Goethe.

Goethe im Verhältniſſe zu dem Landtage, zum Staatsminiſterium,

zu andern Behörden und zu ſeinen Untergebenen.

Es iſt hier der ſchicklichſte Ort, die Stellung zu erwähnen, welche Goethe gegen den Landtag des Großherzogthums angenommen. Dieſes Verhältniß darf um ſo weniger mit Stillſchweigen übergangen werden, als man in öffentlichen Blättern und in Privatkreiſen auf das Hämiſchſte darüber abgeurtheilt hat.

Allerdings wendete Goethe Alles an, um von der Befolgung des ihm nach 53jähriger, rühmlichſter Dienſtzeit und im 81ſten Lebensjahre zum erſten Male ernſtlicher geſtellten Anſinnens, dem Landtage verfaſſungsgemäß die Oberaufſichts-Rechnungen vorzulegen, dispenſirt zu werden. Er konnte den bei der öffentlichen Stimmung des Jahres 1831 leicht begreiflichen Gedanken, ſich am Ende ſeiner Laufbahn vielleicht bloßgeſtellt zu ſehen, nicht ertragen. Dabei iſt indeſſen zu bemerken, daß alle desfallſigen Verhandlungen nicht förmlich geführt worden und daß es daher keineswegs über allen Zweifel feſtſteht, daß Goethe nicht auch in dieſem Falle, wie früher immer, einem ausdrücklichen Befehle ſeines Fürſten Folge geleiſtet haben würde. Sein Tod machte einen ſolchen überflüſſig und das Anerkenntniß, welches der Landtag, nach Einſicht der Rechnungen, der Dienſtführung des Verewigten officiell und öffentlich angedeihen laſſen, beweiſt, wie wenig Urſache Goethe hatte, ſeine Verwaltung, die er jederzeit dem Miniſterium bereitwilligſt dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Mit dem Großherzoglichen Staats-Miniſterium, ſo wie mit andern Staatsbehörden kam Goethe in ſeltene Berührung, die beſonders nur durch die ſtets höchſt rückſichtsvolle und ausgezeichnete Behandlung Goethe's von Seiten der erſtern hohen Behörde merkwürdig iſt. Reſcripte und Miniſterial-Schreiben an ihn ſind ſelten, in denen nicht eine ſchmeichelhafte Wendung vorkäme.

Seine Untergebenen, beſonders Subalternen, ſtellte Goethe am liebſten erſt proviſoriſch an. „Denn," meinte er, „ſchlägt ſo Einer um, ſo muß man ihn mit fortſchleppen, ihn nicht allein bezahlen, ſondern auch noch das Geſchäft gehindert ſehen." Von ihnen erwartete er Sachkenntniß, Eifer, Thätigkeit, Läßlichkeit, Ordnungsliebe, Pünctlichkeit, Verſchwiegenheit, Vertrauen und Verträglichkeit. „Unverträglichkeit erzeugt Erregungen, bei denen

„niemals die Frage, wer etwas leiten, ſondern wer einwirken und befehlen ſoll; ſind die Mißverhältniſſe auch wieder „ausgeglichen, ſo bleibt Alles beim Alten und iſt nicht beſſer, wo nicht ſchlimmer.“

Er liebte an ihnen Frohſinn und forderte Gehorſam und Reſpect. Sein Benehmen gegen dieſelben war wohlwollend, gütig, väterlich. Nur nothgedrungen verhandelte er mit ihnen in den ſtrengern Geſchäftsformen und dieß um ſo ſeltener, je älter er wurde.

Wer unter ihnen ſich einmal ſeiner Achtung und ſeines Vertrauens erfreute, deſſen Thätigkeit regte er nicht leicht durch Befehle an; auch auf jüngere Beamte ſuchte er hauptſächlich durch Belebung ihres Sinnes für die Geſchäfte, ſo wie dadurch zu wirken, daß er ihnen Liebe zu ſeiner Perſon einflößte. Auch war ihre große Mehrzahl an ihn nicht bloß mit Paradebanden gefeſſelt, wie die gewöhnlichſte Politik gegen einflußreiche Vorgeſetzte erzeugt.

Innerhalb gewiſſer Grenzen ließ er ſeinen Untergebenen in der Regel freien Spielraum und ſobald er ihnen einmal ſein Vertrauen geſchenkt hatte, ſogar dann, wenn ihr Verfahren mit ſeinen eignen Anſichten nicht ganz übereinſtimmte, „weil jeder Menſch dieſelben Sachen unter verſchiedenen Combinationen anſehen und darum, ihre Relativität „ausdrückend, ſie auch anders angreifen müſſe.“ „Man weiß „nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen,“ ſagt er an einem andern Orte, „ſelten aber zu gebieten, zu befördern, „zu belohnen.

In folgendem Vorworte zu einem umfaſſenden Berichte und die Erhohlungsſtunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Nahmenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebt's einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Zückungen, Gleichniſſe und Declamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den über die Jenaiſchen Anſtalten vom Jahr 1817, hat er näher ausgeſprochen, wie er ſein Verhältniß zu ſeinen Untergebenen im Allgemeinen und zu einigen insbeſondere anſah:

„Jedes Geſchäft wird eigentlich durch ethiſche Hebel bewegt, da ſie alle von Menſchen geführt werden. Alles kommt dabei auf die Perſönlichkeit an und wenn in beſtimmten Geſchäften der Vorgeſetzte ſeine Untergeordneten, „wie z.B. in Collegien, in Seſſionen, bei Commiſſionen immer im Auge hat und ſeiner Leitung gewiß ſeyn kann, ſo „iſt dagegen das uns übergebene Ober-Aufſichts-Geſchäft „in dieſem Sinne eins der unbeſtimmteſten. Alle die Männer ſind Jenaiſche Profeſſoren und ſehen ſich, als mehreren „Fürſten unterworfen, ſo gut als freie Menſchen an und es „gehört eine durch vieljährige Erfahrung geprüfte Behandlungsweiſe dazu, um mit ihnen zwar läßlich, aber doch „Ordnung fordernd zu verfahren. Mit einem jeden derſelben hat man einzeln zu thun, keiner iſt dem andern ſubordinirt, ja nicht einmal coordinirt; dadurch entſtehen denn „ſo viele kleine Welten, als vorgeſetzte Individuen.“

„Iſt man in Jena gegenwärtig, ſo wird die Sache „leichter, wie man ſich aber entfernt, ſo tritt Willkühr und „Eigenmächtigkeit ein, welchen man mit Vorſicht zu begegnen hat, um ſo mehr, als in der neuern Zeit Mancher darauf ausgeht, ſich unabhängig zu machen und kaum für „nöthig hält, wenigſtens dem Schein nach ein ſchickliches „Betragen gegen die Obern zu beobachten. Man möge „mir alſo verzeihen, wenn im Nachſtehenden auf Geſinnungen und Character mehr Rückſicht genommen iſt, als viel-

„leicht in andern Verhältniſſen geſchehen würde, wo man
„befehlen und ſtrafen könnte."

„Denn Vorhalt, Vorwurf, Verweis ſind Mittel, de-
„ren ſich mit Vortheil nur ein Präſident, der Vorgeſetzte
„einer ſubalternen Maſſe bedienen kann."

„Wenn er menſchlich iſt und ſein Handwerk verſteht, ſo
„wird er es an einzelner Anmahnung, an väterlicher und
„pädagogiſcher Bildung nicht fehlen laſſen. Will das nicht
„fruchten, ſo fordere er den Ungeſchickten vor's Collegium,
„bedeute ihn ſeiner Pflicht und bedrohe ihn mit Entlaſſung;
„das iſt recht, gut und nothwendig."

Von allen irgend erheblichen Vorfällen verlangte er baldigen und ausführlichen Bericht und ſchritt zuweilen in Angelegenheiten ein, wo, und auf eine Art, wie man es am wenigſten vermuthet hätte. Für die Directoren der Anſtalten concipirte er z. B. Antwortſchreiben ſelbſt, die ſie auf an ſie ergangene Anfragen, oft anſcheinend unbedeutenden, ja wohl gar die Oberaufſicht kaum berührenden Inhalts, in ihrem eignen Namen abgehen laſſen mußten, und die ſo verfaßt waren, daß die Einwirkung Goethe's, wenn ſie nicht etwa aus dem Styl hervorleuchtete, ganz verborgen blieb. Kam ſeine Anſicht mit der eines Untergebenen in Colliſion, ſo wußte er, was und wie es geſchehen ſollte, ſehr beſtimmt zu befehlen. Jedoch geſchah dieß bloß in Angelegenheiten, in denen er ſich gegründeter Sachkenntniß bewußt war. Dagegen ließ er ſich von Kundigen ſolcher Fächer, die ihm mehr oder weniger fremd geblieben, ſelbſt von Handwerkern, leicht umſtimmen, vorausgeſetzt, daß er ihnen überhaupt Tüchtigkeit und Redlichkeit zutraute.

In einem obern Gelaß der academiſchen Bibliothek zu Jena ſollte eine Flügelthür angebracht werden. Die Mauer wurde an den Seiten der bisher einfachen Thür durchbrochen. Bald zeigte ſich ein eiſerner Widerhaken, 2½ Zoll ſtark, unter dem Eſtrich queer durch den ganzen Saal hinlaufend. Die Arbeiter ſtutzten. Der Anker lag dicht neben der Thür und ſtand der Erweiterung im Wege. Goethe ſelbſt wurde bedenklich. Ein erfahrner Maurermeiſter rieth, den Anker auf die Seite zu biegen und ſo für die Thür Raum zu gewinnen. Der Rath ſchien die Feſtigkeit des ganzen Gebäudes zu gefährden. Der wackere Handwerksmeiſter unterſtützte ſeine Meinung durch Anführung ähnlicher Fälle aus ſeiner Erfahrung und vornehmlich durch die Behauptung, man werde in geringer Entfernung noch mehrere dergleichen Anker im Boden entdecken können, welche das Gebäude, das auch ohne Anker feſt genug ſtehe, vor aller Gefahr ſicherten. Bei genauer Unterſuchung fanden ſich wirklich noch 6 bis 8 ähnliche Anker; der Handwerker ſprach zuverſichtlich. „Nun, wenn ihr verwogen ſeyd,“ rief Goethe, „ſo will „ich nicht furchtſam ſcheinen!“ Und ſo ward denn zur Ausführung des gewagten Unternehmens geſchritten.

Am folgenden Morgen um fünf Uhr kam der Schmied mit Kohlen und Werkzeug. Unter den Anker ward eine groſſe Eiſenplatte geſchoben, ein Viereck von Backſteinen rings herum gelegt und mit Kohlen gefüllt, dieſe zündete man an und erhielt ſie mittelſt eines Blaſebalgs eine Stunde lang glühend. Waſſer ſtand in vielen Eimern bereit. Man wachte ſorgfältig, daß nicht etwa ein Funken das Holzwerk oder die benachbarten Bücher angriff. Nach Verlauf einer Stunde zwang man den glühenden Anker mit dem Hammer und durch Ziehen mit Ketten auf die Seite und erreichte die Abſicht vollkommen.

Im Grunde hatte Goethe bei ſeinem Departement die Hand gern ſtets überall im Spiele, wie man zu ſagen pflegt. Dieſer Neigung gemäß äußerte er in einem Votum über die Frage, ob für jede Anſtalt in Jena ein beſonderer Cuſtos angeſtellt werden, oder ob die Cuſtodie ſämmtlicher Inſtitute, wie bisher, in einer Perſon auch fernerhin vereinigt bleiben ſollte:

„Wenn, wie bisher, die Cuſtodie aller dieſer Anſtalten
„in Einer Hand bleibt; ſo erſtreckt ſich unſer Einfluß, mit
„einiger Aufmerkſamkeit, überall hin und die Directoren
„ſelbſt ſind mehr gebunden, da ſie ſich hingegen die einzelnen
„Aſſiſtenten eher unterwürfig machen und ſie zu eignen
„Zwecken brauchen und benutzen."

Auch lag in dieſer Neigung wohl mit der Grund, weshalb Goethe im Ganzen ſo ſelten allgemeine Vorſchriften, Inſtructionen und Reglements ertheilte. Auf der andern Seite wußte er aber ebenfalls, daß nicht gerade die Menge der Geſetze ihre Beobachtung ſichert und baute gern auf den Eifer, die Einſicht, das Gewiſſen ſeiner Untergebenen und darauf, daß ſie ihren wahren Vortheil ſchon ſelbſt verſtehen würden.

Die rein wiſſenſchaftliche Ausbeutung der Anſtalten überließ er ihren Vorſtänden ohne amtliche Einmiſchung, indeſſen wußte das perſönliche Intereſſe, das er bald an dieſem, bald an jenem Zweige der Wiſſenſchaften nahm, ſich doch auch bei den unter ihm ſtehenden Inſtituten auf eine freundlich eindringliche Weiſe geltend zu machen. „Er ließ „auch hier nicht ab, Gemüthsfreunde heranzuziehen,“ ſo daß die Vorſteher manche Arbeit wohl nur ihm zu Gefallen unternahmen. Was aber die eigentliche Adminiſtration betraf, da regte ſich in ihm beſtändig die Erinnerung an das ehemalige Römiſche Reich und er beſorgte, daß, wie dort die Fürſten, hier die verſchiedenen Angeſtellten keine Gelegenheit, dem Oberhaupt einen Theil ſeiner Macht abzugewinnen, unbenutzt vorübergehen laſſen dürften.

Perſonen, die er für Ruheſtörer irgend einer Art hielt, mochte er nicht in ſeinem Wirkungskreiſe dulden. Ein Bibliotheksdiener hatte eine Frau mißhandelt und wurde deshalb zum Arreſt verurtheilt. Goethe berichtete ſofort an den Großherzog:

„Durchlauchtigſter!

„Ew. Königl. Hoheit geruhen nachſtehenden unterthänigſten Vortrag mit Höchſtihrer gewohnten milden Gerechtigkeitsliebe aufzunehmen.“

„Großherzogl. Landesregierung hat unterzeichnete Behörde benachrichtigt, daß der bei dem Bibliotheksgeſchäft „angeſtellte Diener S. wegen am 5. Decbr. v. J. verübter „grober Mißhandlungen zu ſechswöchentlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.“

„Wenn nun Großherzogl. Regierung, wie ſchon vor„aus zu ſetzen, zum Ueberfluſſe verſichert, hierbei alle Mil„derungsgründe berückſichtigt zu haben, ſo kann Unterzeich„neter nur bedauern, daß ein bei dem friedlichſten, ſittlich„ſten Bildungsgeſchäft angeſtellter bejahrter Mann ſich ei„nes ſolchen Vergehens ſchuldig gemacht, daher man denn „auch nicht ſowohl um Milderung der Strafe bittet, als „um gnädigſte Beſtimmung derſelben auf eine Weiſe, daß „ein ſo bedeutendes und keine Unterbrechung leidendes Inſti„tut durch Entziehung eines nothwendigen Dieners nicht zu„gleich mit geſtraft werde."

„Unterthänig vertrauend Höchſtdieſelben werden die„ſen Uebelſtand huldreichſt in Betracht ziehen, findet man „ſich gedrungen noch eine Bemerkung hinzuzufügen."

„Aus der ſtrafbaren That ſowohl, als aus denen „von S. vorgebrachten Entſchuldigungsgründen geht her„vor, daß dieſer Mann in einem leidenſchaftlich-irrigen „Seelenzuſtande befangen ſey, wie er denn auch ſchon im „Laufe ſeiner Dienſtjahre, obgleich an ſeiner Stelle thä„tig und brauchbar, ſowohl ſeinen Vorgeſetzten, als Ge„ſchäfts-Genoſſen manchen Verdruß aus düſterm Eigenſinn, „halsſtarrigem Dünkel und Rechthaben verurſacht."

„Sollte dieſer ſein Gemüthszuſtand, welcher freilich „durch langwieriges, kaum zu ertragendes Haus- und Fa„milienkreuz immer mehr geſchärft und erbittert worden, durch „gegenwärtige Ahndung des heftigen Ausbruchs nicht ver„beſſert, vielleicht gar verſchlimmert werden und durch be„denkliche Symptome ſich bemerklich machen; ſo wird der

„Vorbehalt wohl erlaubt ſeyn, hiervon ſchuldige Anzeige zu „thun und auf Entfernung des Mannes von ſeiner Stelle „geziemend anzutragen, womit er denn vorläufig bedroht, „vor geringern und größern Irrthaten gewarnt und vielleicht „noch gerettet werden könnte.“

Einige Unfertigkeiten, welche in dem Zeichen-Inſtitute ſich ereigneten, veranlaßten Goethe zu folgender „Bekanntmachung.“

„Es hat der, zum Auſſeher über Sitten und Betragen „der Schüler dritter Claſſe des Großherzögl. freien Zeicheninſtituts beſtellte N. zeither den Fleiß und die gute Aufführung der ſämmlichen darin arbeitenden jungen Leute gerühmt, weshalb Großherzogl. Ober-Aufſicht großes Vergnügen geſchöpft und ſolches hierdurch den ſämmtlichen ſich „achtbar haltenden Schülern ausſpricht.“

„Leider hat gedachter Auſſeher in der letzten Zeit anzeigen müſſen, daß einer der ältern Schüler Namens J. „und ein anderer erſt kürzlich aufgenommener K. der Anſtalt höchſt beſchwerlich fallen, indem ſie durch Plaudern „und allerlei Unfertigkeiten nicht allein während des Unterrichts, ſondern auch nach dem Abſchluß, auf der Treppe „und ſonſt ſich ſehr nachtheilig auszeichnen.

„Wiederholte ernſte Ermahnungen haben nichts gefruchtet, ſie fahren fort ihre nächſtſitzenden Mitſchüler zu „verführen und die Aufmerkſamkeit beim Unterricht zu hindern. Man ſieht daher in Uebereinſtimmung mit den Lehrern, ſich genöthigt, beide genannte Schüler zu entlaſſen,

„damit die ſo nothwendige Ruhe wieder hergeſtellt werde. „Beiden iſt deshalb künftig der Eintritt zu verweigern und „ihre Plätze durch ſolche, welche ſich bisher gemeldet, wie„der zu beſetzen und bei dieſer Gelegenheit die übrigen Schü„ler wegen ihres Wohlverhaltens zu loben und gleichen „Fleiß und Eifer wie bisher zu empfehlen."

„Gegenwärtiges wird nach Beendigung der heutigen „Stunde öffentlich vorgeleſen, mit dem Wunſche, daß der„gleichen Veranlaſſungen nicht wieder vorkommen mögen.

„Weimar den 16. Januar 1821.

„Großherzogl. Oberaufſicht ꝛc. ꝛc.
Goethe."

Eigenmächtigkeit an Untergeordneten, zumal in Caſſen-Angelegenheiten war ihm ſehr zuwider. „Es zeigt ſich „nur allzudeutlich," ſchreibt er Behufs der Rectification eines jungen Beamten, der ſich durch unbefugte Ausgaben in Verlegenheit gebracht hatte, „was Eigenmächtigkeit und „Inſubordination für Verwirrung, Unluſt, Verdruß, Auf„enthalt und Stockung ohne Noth verurſachen, da man „denn doch immer zuletzt wieder an die Vorgeſetzten recurri„ren muß, welche auf zeitige und gehörige Anzeige einer „nothwendigen Anſchaffung ihre ordnungsgemäße Einwil„ligung nicht würden verſagt haben."

In einem ähnlichen Falle:

„Unterm 26. Januar 18.. hat der — angezeigt, daß „ſeit einiger Zeit mehrere Extraausgaben im ꝛc. Inſtitut „vorgekommen wären, deren Betrag von dem etatsmäßigen

„Quanto nicht hätten beſtritten werden können und hat zu „gleicher Zeit gebeten, daß dieſelben als ein Extraordinarium beſtritten werden möchten."

„Nicht ohne gerechtes Mißfallen hat Großherzogl. Oberaufſicht dieſes eigenmächtige Handeln des ꝛc. — wahrgenommen, indem auch ſeine Entſchuldigung, daß er gehofft „habe, dieſe Ausgaben von dem Etatsquantum beſtreiten zu „können, bei ſo einer bedeutenden Summe (145 Rthlr.) „und bei den fortwährenden Klagen des —, daß das Etatsquantum nicht zureichen wolle, nicht wohl Platz greifen „kann."

„Und da es nun auch bei den Gewerken keinen guten „Eindruck machen kann, wenn die Zahlung für gefertigte „Arbeiten derſelben beinahe ein Jahr hinausgeſchoben wird, „wodurch nothwendig entſtehen muß, daß ſie ihre Arbeiten „höher, als ſonſt, anſetzen, ſo wird Herr ꝛc. — hierdurch aufgefordert, dem ꝛc. — dieſes eigenmächtige Verfahren ernſtlich zu verweiſen, und denſelben zu bedeuten dergleichen in „Zukunft nicht wieder vorkommen zu laſſen, indem Man „ſich ſonſt, wie ungern es auch geſchehe, eine abermalige „Controlle über die Ausgaben des ꝛc. — eintreten zu laſſen „genöthigt ſähe."

„Was die Bezahlung der von dem ꝛc. N. eingereichten „Rechnungen betrifft; ſo hat man ſolche vorerſt einer artiſtiſchen Prüfung unterworfen und ſoll hierauf die weitere „Reſolution erfolgen."

Noch ſchlimmer kam ein andrer junger Angeſtellter weg: „Es iſt," heißt es in der deßfallſigen Verordnung an den zunächſt Vorgeſetzten, „bei Großherzogl. Oberaufſicht „die unerwartete Anzeige geſchehen, daß ſich der neu ange„ſtellte ꝛc. — unterfangen habe, der Aufwärterinn — an„zudeuten: ſie habe das ihr von Großherzogl. Oberaufſicht „angewieſene Quartier Oſtern zu räumen, indem er ſelbſt „Beſitz davon zu nehmen gedenke."

„Dieſes ganz ordnungswidrige und große Unbeſonnen„heit verrathende Benehmen verdient eine ſcharfe Rüge und „wird Herr ꝛc. — hiermit aufgefordert, den ꝛc. — in ſeine „Schranken zurückzuweiſen und demſelben bekannt zu ma„chen, daß Man bei dergleichen wieder vorkommendem ei„genmächtigen Verfahren denſelben, als dieſes Dienſtes *) „unwürdig ſogleich entlaſſen werde."

Dieſe Verfügung war auf eine einſeitige Beſchwerdeführung erfolgt. Der Angeſchuldigte ſuchte ſich in einer Vorſtellung zu rechtfertigen und in der That ſtellte ſich die Sache anders dar, und zwar mehr als einen Antrag des ꝛc. N. an die Wärterinn, ihm das Quartier abzutreten. Das half aber Nichts, eine einmal erlaſſene Verfügung nahm Goethe nicht leicht zurück. Es erging eine zweite Verordnung an den nächſten Obern des in Rede ſtehenden Angeſtellten, folgenden Inhalts:

„Es hat der zeitige bei Großherzoglicher — angeſtellte „ꝛc. — die an ihn ergangene Warnung in einem anher ge„richteten Schreiben einigermaßen abzulehnen geſucht; da „aber ſolches auf die unziemlichſte Weiſe" (es war nicht gar ſo arg und Goethe hatte in andern Fällen wohl eine unge-

---

*) Der Dienſt war kündbar.

Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in mahleriſche Empfindung vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um Weiß-Brot zu hohlen, und Zucker, und ein irden Breypfännchen. — Ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende; der loſe Vogel, der Große, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philippſen um die Scharre des Brey's zankte. — Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit ein Paar Gänſen herumjage, als er geſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, bührlichere Schreibart mit Stillſchweigen übergangen) „geſchehen; ſo erhält Herr ꝛc. — hierdurch den abermaligen „Auftrag, denſelben wiederholt zur Beſcheidenheit anzumahnen, auch ihn zu bedeuten, daß wenn er ja wieder in den „Fall kommen ſollte, ſich Großherzoglicher Oberaufſicht „ſchriftlich zu nähern, er ſich vorher von verſtändigen Männern möge belehren laſſen, welch' eines Styls man ſich gegen ſeine Vorgeſetzten zu befleißigen habe."

Ein andermal wurde von dem Vorſtande eines Inſtituts angezeigt, es habe ein bei demſelben, wenn auch nur widerruflich, doch ſeit fünf Jahren Angeſtellter, gegen den bis dahin erhebliche Beſchwerden nicht vorgekommen waren, ſich mit ſeinem Sohne Veruntreuungen, auch grobe Beleidigungen eines Mitangeſtellten im Locale des Inſtituts zu Schulden kommen laſſen. Ohne Weiteres verfügte Goethe:

„Der Herr ꝛc. N. erhält auf ſeine bei Großherzoglicher „Oberaufſicht eingereichte Anzeige wegen des vorgefallenen „Unfugs die Reſolution, daß der ꝛc. N. und deſſen Sohn „aus gedachter Anſtalt auszuweiſen und alles Geſchäft, ſo „wie jede Einmiſchung denenſelben zu unterſagen ſey."

„Nicht weniger iſt die noch auszuzahlende Rechnung „für — inzwiſchen vorzuenthalten, ingleichen auch der zu Johannis gefällige Beſoldungs-Antheil."

„Damit jedoch unterzeichnete Behörde von dem ganzen Vorfalle aufs Genaueſte unterrichtet werde; ſo hat „Hr. ꝛc. N. den Amtsadvocaten N. anzugehen und denſelben zu erſuchen, ſich von dem ganzen Vorfalle genau zu

„unterrichten und eine detaillirte Geſchichts-Erzählung an„her einzuſenden, nicht weniger ein rechtliches Gutachten „hinzuzufügen, was nach Lage der Sache fernerhin zu thun „ſeyn möchte.“

Wenn der Treue der Schilderung zu Liebe ſolche Züge nicht mit Stillſchweigen übergangen werden durften, ſo muß doch auch zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß ähnliche Strenge ſelten vorkam und daß die Acten, obſchon einen Zeitraum von 38 Jahren umfaſſend, weitere Beiſpiele von Uebereilung nicht enthalten.

Handelten junge Leute, übrigens von guter Art, eigenmächtig, ſo hielt er es ſpäter für das beſte Mittel, „ſie „anrennen zu laſſen und wenn ſie ſich und Andere in Ver„legenheit geſetzt hatten, ſie auf die Folgen der Inſubor„dination hinzuweiſen und ihnen väterlich herauszuhelfen.“

Im Allgemeinen war Goethe bei dem Verkehr mit ihm Untergebenen ſtets ſeiner Verſe eingedenk

Wenn wird der Herr ſeine Freude ſehn?
Wenn er befiehlt mit Sinnen
Ehrlichen Leuten, die's recht verſtehn,
Und läßt ſie was gewinnen.

Seine Fürſorge für die in ſeinem Departement Angeſtellten ging ins Unendliche. Seine Geneigtheit zu helfen, wo er konnte, wurde von Unverſchämten nicht ſelten gemißbraucht. Nachſtehende Actenſtücke beweiſen, wie er ſtets darauf bedacht war, dem Bedrängten beizuſtehen, den Eifrigen zu belohnen, den Tüchtigen zu ermuntern, den Angegriffenen zu ſchützen*), den Gedrückten aufzurichten, den Verdienten zu ehren.

„Mit E. E. gütiger Beiſtimmung,“ ſchreibt er an ſeinen Collegen v. Voigt, „könnten wir zu Neujahr unſern „thätigen Jenaiſchen Untergebenen einige Freude machen.

„1) daß ꝛc. N. die an 200 Rthlr. ſeines Vorgängers ihm „noch fehlenden 50 Rthlr. zugelegt werden, ſind E. E. ſchon „zufrieden. Man könnte es von Michael angehen laſſen, „damit er gegenwärtig die erſte Zahlung des vierten Theils „erhielte.

„2) ꝛc. M. hat bei Veränderung des Locals wirklich „ſehr große und man kann wohl ſagen unüberſehbare Mühe gehabt. Zur Disposition liegen noch zwei Quartale „von dem Jenaiſchen Frucht-Deputat, vier Scheffel Korn „und vier Scheffel Gerſte, ingleichen 1½ Klafter weiches „Floßholz unangerührt. Mit dieſem möchte ich, mit E. E. „Genehmigung, ihm aus eigner Bewegung zu Hülfe kommen, wenn er auch nicht am Ende ſeines Briefs in die allgemeine Jenaiſche Jammer-Litanei mit einſtimmte.“

„Auf geneigte Beiſtimmung ſetze eine kurze Verordnung „an den Rentamtmann auf und erbitte mir Signatur und „Unterſchrift.

„Weimar den 29. Decbr. 1808. Goethe.“

---

*) Befindet ſich Einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar peinigen.
So lange der Tüchtige lebt und thut,
Möchten ſie ihn gerne ſteinigen.

Von Voigt erwiederte:

„Ich bin vollkommen einverſtanden und wünſchte, es „könnte für M. noch mehr geſchehen. In der Folge läßt „ſich vielleicht noch etwas für ihn thun. Voigt."

„Unſerm guten und thätigen ꝛc. N. iſt, wie E. E. ſchon „bekannt, das Unglück begegnet, daß er den Fuß zerbrochen ‚und außer großen Schmerzen manchen Zeit- und Geld-„Verluſt empfunden."

„Ich nahm geſtern Gelegenheit, bei Serenissimo wegen einer kleinen Gabe ein Vorwort einzulegen. Höchſtdieſelben meinten jedoch, daß wir ihm etwas aus der Muſeums-Caſſe verabreichen könnten; ich ſollte mich deshalb „mit E. E. vernehmen."

„Nun liegt ſchon lange bei mir beigebogenes Verzeichniß mehrerer aus der Muſeums-Caſſe interimiſtiſch bezahlter Baubelege, die noch in der Gewährſchaft ſtecken und „von denen wir gern befreit ſeyn möchten."

„Könnten E. E. auf irgend eine Weiſe dieſe Summe, „welche ſich auf 128 Rthlr. beläuft, der Muſeums-Caſſe „vergüten laſſen; ſo würde ich dahin ſtimmen, N. etwa 50 „Rthlr. zu verehren und das Uebrige würde unſerm Geſchäft „zu Gute kommen, welches freilich immer lebhafter wird.

„Weimar 17. Febr. 1813. G."

Von Voigt bemerkte an dem Rand: „Serenissimus „haben dato an die Cammer reſcribirt, dieſe 128 Rthlr. zu „bezahlen; es wurde bei dem Vortrage die vorgeſchlagene

„Gratification oder Indemniſation für Hr. N. gnädigſt ap„probirt.“

„Wie betrübt es unſerm guten N. in den letzten Jah„ren gegangen, iſt uns beiden nur zu wohl bekannt. Au„ßerdem daß er das traurige Kriegsſchickſal mit den übrigen „Jenenſern getheilt, hat ein Beinbruch ihn noch ſehr zurück„geſetzt. Ihm in dieſen Zeiten eine Zulage zu verſchaffen, „wird, bei verlängerter Abweſenheit Serenissimi und bei „ſo viel Competenten am Teich Bethesda ſchwer ſeyn, we„nigſtens verſpätet werden.“

„Mögen E. E. ihm ein Geſchenk von 50 Rthlr. reichen „laſſen, ſo wird es ihn ſehr glücklich machen. Die Caſſe ver„trägt's und N. bringt durch ſeine Thätigkeit die herrlichſten „Sachen in die Sammlung, wovon wir allenfalls nur das „Porto tragen.

„Weimar 17. Febr. 1815. G.“

„Die Bibliotheks-Subalternen haben mich ſchriftlich „und mündlich um die Wiederholung der Gabe, die ihnen „vor dem Jahr zu Theil geworden, aber- und abermals ge„beten. Es mag den guten Leuten freilich knapp gehen. „Wollen E. E. die Bitte gewähren und ihnen abermals die „Vertheilung, wie vor einem Jahr zugeſtehen, jedoch ohne „weiteres Verſprechen für die Zukunft, ſo werde ich gern „beiſtimmen. Der Diener bedarf wohl auch bei ſeiner Quar„tier-Veränderung einiger Beihülfe. S. m.

„Jena 9. Novbr. 1812. G.“

„E. E. geſtern überſendetes Blatt, das ich mündlich „zu erläutern wünſchte, hat die Bedeutung: N. eröffnete „mir vor einigen Tagen, daß er vernommen, wie abermals „ein neues Subject angeſtellt werden ſollte, er ſey dadurch „in einem ſehr bekümmerten Zuſtand verſetzt und bitte ſeiner „langen, beinahe bloß auf Hoffnung geleiſteten Dienſte zu „gedenken. Ich konnte ihm nur im Allgemeinen etwas er„wiedern, verlangte aber, daß er aufſetze, was ihm ſeine „doppelte Stelle gegenwärtig eintrage. Jenes Blatt ent„hielt die Notiz.“

„E. E. vollkommnen Umſicht und Wohlwollen empfehle „dieſe Angelegenheit dringend. Mir ſind die Mittel und „Wege nicht bekannt, wie hier etwas Gutes für die Men„ſchen und die Sache zu erreichen. Nur wer immer wirkt, „vermag zu wirken.

„Zutrauend
„Weimar 19. Novbr. 1814. G.“

„Was bisher auf unſrer Bibliothek geſchehen, iſt Bei„falls würdig und die Epoche ja wohl nicht ſo weit entfernt, „daß man hoffen kann, gegen ſolche Bemühung einige Er„götzlichkeiten abzureichen.

„25. Januar 1815. G.“

„Da man für ſeine Untergebenen immer, beſonders „aber in dieſer ſchlimmen Jahreszeit zu ſorgen hat; ſo habe „bei E. E. anfragen wollen: ob es nicht gefällig wäre, un„ſerm Bibliotheksdiener die Erlaubniß zu ertheilen, das Neu-

„jahrs-Trinkgeld bei Perſonen, die ſich der Bibliothek bedienen, ſich erbitten zu dürfen. Zur allgemeinen Bettelei dürfte wohl auch dieſe billig hinzukommen. Wäre es nöthig, ſo gelangte etwas deshalb an die Fürſtliche General-Polizei-Commiſſion und käme mit in das Wochenblatt.

„Weimar den 21. Decbr. 1805. G.“

„Ich bin ebenfalls dieſer billigen Meinung.

B.“

Im Jahre 1815 wurde die Oberaufſicht aufgefordert, Vorſchläge zur Gehalts-Verbeſſerung mehrerer ihrer Untergebenen bei der höchſten Behörde einzureichen. **Goethe** hatte dergleichen entworfen und ſendete ſie an ſeinen Mit-Commiſſarius mit nachſtehenden Zeilen:

„E. E. überſende mehr einen Brouillon, als ein Concept, der mir doch Nachdenken genug verurſacht hat, weil ich weder gewohnt bin, Belohnungen, noch Gnaden auszutheilen. Haben E. E. die Güte, die Vorſchläge nach Außen, d. h. gegen die übrige Dienerſchaft und nach Innen gefälligſt zu betrachten. Meine krankhaften Zuſtände ſind mir dieſmal ſehr im Wege, denn ſonſt würde ich perſönlich erſcheinen, weil ſich im Geſpräch alles leichter und ſchneller abthut. Erlauben Sie meinem Sohne aufzuwarten, um Ihre Geſinnung zu hören und über Einiges Auskunft zu geben.“

„Nur bemerke ich, daß bei meiner Arbeit drei naevos angetroffen, welche mir eigentlich zu ſchaffen gemacht.“

„Der erſte, daß bei dem langen Leben N's unſere Bibliotheksperſonen auf eine Verbeſſerung allzu lange geharrt und es, ungeachtet jener neuen Interims-Zulage, doch immer ausſieht, als wenn man ſie gegenwärtig zu ſehr begünſtigte.“

„Ein Gleiches iſt bei den Jenaiſchen Muſeen der Fall, wobei ich mir Vorwürfe mache, nicht auch in den ſchlimmſten Zeiten mehr zur Sublevation jener Männer in Vorſchlag gebracht zu haben.“

„Drittens hat dagegen eine große Disproportion in unſer Innerſtes gebracht, daß J. K. H. proprio motu dem ꝛc. N. 600 Rthlr. zugewährt, den ꝛc. N. durch Zulage von 100 Rthlr. auf 300 Rthlr. geſezt und durch eine Beſoldung des ꝛc. N. von 400 Rthlr. außerhalb unſres Kreiſes denjenigen Perſonen, die innerhalb wirken, einen allzuhohen Maaßſtab geſezt hat.“

„Ueber alle dieſe Dinge habe ich mehrere Jahre her directe und indirecte Klagen und Vorwürfe erdulden müſſen, die jedoch, als der Zeit und den Umſtänden angehörig, gern ertrug, gegenwärtig aber zur Sprache bringe, weil die Erwartung aller Menſchen geſpannt iſt und ſich jedermann überzeugt hält, daß wenn er nicht bei dem neubewegten Teiche Betheſda geſundet, er wohl zeitlebens kränkeln möchte.

„Nachſicht und Theilnahme erbittend

„Weimar den 21. Decbr. 1815. G.“

Die beantragten, zum Theil bedeutenden Zulagen wurden bewilligt.

Um eine Gratification ließ er ſich nicht leicht umſonſt bitten. Nothwendig abſchlägige Reſolutionen wurden auf das Mildeſte eingekleidet, am paſſenden Orte gar durch ein Geſchenk verſüßt, Aeußerungen dankbarer Anerkennung empfangener Wohlthaten auf das Freundlichſte aufgenommen und erwiedert. z. B.

„An den ꝛc. N. zu N.“

„Obgleich ſich Großherzogliche Oberaufſicht ſowohl bei „dem Großherzoglichen Landſchafts-Collegio, als auch bei „dem Großherzoglichen Ober-Conſiſtorio dahier verwendet „hat, daß dem ꝛc. N. die früher von dem verſtorbenen Profeſſor M. aus landſchaftlichen Mitteln bezogene Beſoldung „gegönnt werden möchte, ſo ſind doch von beiden Behörden „ablehnende Antworten eingegangen.“

„Dagegen hat Man dieſſeits beſchloſſen, dem ꝛc. N. zu „ſeiner Aufmunterung und für die manchen von ihm ſo willig geleiſteten außerordentlichen Anſtrengungen für dieſes „Jahr eine Remuneration von — Thalern Sächſ. zu verwilligen ꝛc.“

Goethe hatte ausgewirkt, daß dem Univerſitäts-Bibliothekar Antheil an der academiſchen Verſorgungs-Anſtalt für Wittwen und Waiſen zugeſtanden wurde. Auf das deßfallſige Dankſchreiben des Bibliothekars erwiederte er:

„Ew. Wohlgeboren machen mir viele Freude, daß Sie „bei der letzten gnädigſten Entſchließung unſrer hohen Herren Erhalter auch des Frühern gedenken, was zu Ihren „Gunſten ſeit vier Jahren bewirkt werden können, denn eigentlich iſt es doch nur das Folgerechte, was das menſch-

„liche Leben zum Leben macht. Deshalb denn auch die Tagebücher, „welche hier wieder zurückſende, gewiß eins der „ſchönſten Documente ſind, wie ein bedeutendes und bedenkliches „Geſchäft eingeleitet und geführt worden. Sereniſſimus „haben ſie mir mit beſonderen gnädigen Beifalls-„Ausdrücken zurückgeſendet. Fahren Sie ſämmtlich in dieſer „Genauigkeit fort, damit wir künftiges Jahr ein gleiches „Zeugniß unſerer Thätigkeit ablegen und den fernern „Antheil unſres gnädigſten Herrn verdienen können."

„Für unſere Caſſe darf ich zunächſt noch wohl einige „angenehme Beiträge hoffen."

„Mit den beſten Wünſchen und Grüßen."

„Weimar d. 3. Febr. 1822." „G."

Ein andermal ſchreibt er:

„Ew. neuliches Beſuch würde mir noch angenehmer „geweſen ſeyn, wenn ich Dieſelben auch bei mir hatte bewirthen „können; doch geben hierzu Geſchäfte und wachſende „Frühlingstage bald Gelegenheit. Bleiben Sie übrigens „verſichert, daß ich das Geſchäft ſowohl, als Sie und Alle, „die ſo treulich mitwirken, immer mit der größten Aufmerkſamkeit „im Auge behalte."

Er ſah überhaupt ſeine Untergebenen gern bei ſich zu Tiſche.

Galt es die Förderung ausgezeichneter, ihm untergebener Männer, ſo that er mit Freuden, was nur irgend in ſeiner Macht ſtand. Der Hofrath Döbereiner hatte in einem Briefe an Goethe geäußert:

und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu hohlen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet; da iſt er ſelbſt hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt; ich höre nichts von ihm. — Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn ſie in die Stadt ginge, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all den Tumult der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs, das in glücklicher Gelaſſenheit den engen Kreis ſeines Daſeyns hingeht, von einem Tage zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt, ſie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Bethſtunde da bin, ſo hat die Wirthinn Ordre, ihn auszuzahlen.

„Schade, daß die Zeit zu ſo vielen Arbeiten, wozu die Wiſſenſchaft auffordert, zu kurz iſt; daß jedem academiſchen Chemiker nicht ein Paar unterſuchende Chemiker zu Befehl ſtehen, um alles Neue, was ſich demſelben bei ſeinem vielen Experimentiren darbietet, gleich ergreifen und unterſuchend bis ans letzte Ziel verfolgen zu können. Mir wird Letzteres doppelt erſchwert durch den Umſtand, daß ich in meiner gemietheten Wohnung ſelbſt keine Unterſuchungsarbeiten anſtellen kann, ſondern dieſes allezeit im Herzoglichen Laboratorium thun muß, wo im Winter der wärmſte Chemiker in wenig Stunden vor Kälte erſtarrt.“

Goethe legte dieſen Brief ſofort dem Großherzog vor und begleitete ihn mit folgenden Zeilen:

„Die Wünſche, die Döbereiner äußert, habe ich auch ſchon im Stillen gehegt. Kann er ſich zu Hauſe einrichten, daß er Alles, was eigentlich wiſſenſchaftlich iſt, mehr Raum, längere Zeit und ruhiges Abwarten erfordert, in ſeiner Nähe zu hegen und zu pflegen im Stande iſt; ſo entſpringt daraus der große Vortheil, daß er das jetzige Laboratorium bloß zu ſeinen Lehrzwecken benutzt; alsdann iſt er dort nicht geſtört und hier nicht gehindert.“

„Ein Amanuenſis wird im Laufe dieſes Jahrs ohne große Koſten wohl anzuſtellen ſeyn. Ein ſolcher iſt freilich höchſt nöthig, das chemiſche Wiſſen geht alle Tage vorwärts und wie will Einer dem Unbekannten, oder erſt bekannt Gewordenen folgen, wenn er zugleich das längſt Bekannte und Unbezweifelte Andern deutlich machen und überliefern ſoll? Daß Döbereiners individuelle Thä-

„tigkeit mit der allgemeinen gleichen Schritt halten möchte,
„das bringt freilich ſolche Wünſche bald zur Sprache, die bei
„einer andern Perſon und unter andern Umſtänden erſt ſpäter
„hervortreten würden."

„Weimar den 18. Decbr. 1812."

Das Reſultat war die Anſtellung eines Gehülfen und der Ankauf eines geräumigen Hauſes zur Dienſtwohnung für Döbereiner.

Den Bergrath Lenz, der ſich um das Mineralien-Cabinet die größten Verdienſte erworben, zu ehren und zwar — (worauf Goethe ſtets gern und wie man leicht glauben wird, glücklich Rückſicht nahm —), recht nach deſſen eignem Sinne, hatte er ihn portraitiren laſſen und überſendete ihm das Gemälde mit folgendem Billet:

„Da nichts billiger iſt, als daß derjenige, der eine gemeinnützige
„Anſtalt gegründet und gefördert, auch für ewige
„Zeiten derſelben in perſönlicher Gegenwart vorſtehe, ſo
„hat Herzogliche Commiſſion ſich's zur vergnüglichen Pflicht
„gemacht, beigehendes Bildniß den Sälen des Muſeums zu
„widmen. Glücklicher Weiſe hat die Malerinn die anſprechende
„und zuvorkommende Freundlichkeit des gegen Fremde
„und Einheimiſche immer bereitwilligen Naturforſchers
„ſo gut ausgedrückt, daß nichts mehr zu wünſchen übrig
„bleibt, als daß er ſich ſelbſt im Bilde lange Jahre froh
„und heiter begrüßen möge."

„Weimar den 27. Jänner 1815." „Goethe."

Literariſche Arbeiten eines unter **Goethe** dienenden Beamten waren in öffentlichen Blättern getadelt worden. Der Beamte nahm davon Veranlaſſung, ſeinem Chef nicht nur Solches anzuzeigen, ſondern auch ſeine Arbeit ausführlich in einem Bericht zu rechtfertigen.

„Unterzeichnete Behörde," antwortete **Goethe**, „hat „alle Urſache, mit dem Benehmen des Hrn. ꝛc. N. wovon „ſein Bericht, Jena 8. Novbr. d. J. Kenntniß gibt, zufrieden zu ſeyn. In einem ſolchen Falle, wie der, wovon die „Rede iſt und welcher mehr oder weniger problematiſch bleiben muß, iſt die Hauptſache, daß man ſein Verfahren zu „legitimiren, zu zeigen wiſſe, daß man unter den gegebenen „Umſtänden und Bedingungen das Seinige gethan. Denn „an Widerſprüchen, Berichtigungen, Beſſerwiſſen der Perſonen vom Fach wird es niemals fehlen."

Auf die Beſchwerde eines Gelehrten über Ungefälligkeit des Bibliotheks-Perſonals erwiederte er:

„Ew. Wohlgeboren darf nicht verhehlen, daß nach meiner Anſicht die Bibliotheksverwandten ganz wohlgethan, „das erbetene Buch unter den vorliegenden Umſtänden zu „verweigern, indem ihnen nicht zuzumuthen iſt, daß ſie eine „Verantwortung über ſich nehmen ſollen, von der ſie durch „ein Wort ihres Vorgeſetzten entbunden werden, der die „Verhältniſſe allein beurtheilen kann. Auch iſt heute die Anordnung ergangen, daß Ihnen das Werk geſchickt werde. „Dabei kann jedoch den Wunſch nicht unterdrücken, daß in „ähnlichen Fällen, welche ſich gar wohl wiederholen können, „eine einfache Anzeige der Sache künftig beliebt werde, weil

„es nicht wohl gethan iſt, leidenſchaftliche Aeußerungen in „irgend ein Geſchäft zu miſchen, am wenigſten in ein ſolches, wo man gegen perſönliche Bemühungen nicht bittere „Vorwürfe erwarten darf."

Ueberhaupt forderte Goethe, wo es ihm nöthig ſchien, ſehr angeſtrengte Thätigkeit von ſeinen Untergeordneten.

Wenig kirchlich, hatte er die Bibliotheksverwandten zu Jena, Behufs ſchnellerer Beendigung des mühevollen Geſchäfts der neuen Aufſtellung der dortigen academiſchen Bibliothek, verpflichtet, gegen eine beſtimmte Remuneration, auch an den Sonn- und Feſttagen zu arbeiten. Erſt im Jahre 1827, faſt zehn Jahre nach Einführung dieſer Einrichtung, milderte er ſie auf deßfallſige Vorſtellung der gedachten Beamten:

„Auf den von dem ꝛc. N. unter dem 13. dieſes Monats „anher erſtatteten Bericht, in welchem derſelbe darauf angetragen hat, daß dem academiſchen Bibliotheks-Perſonal „die bisherigen Arbeiten an Sonn- und Feſttagen erlaſſen „werden möchten, eröffnet Man demſelben: daß bei vorgerücktem Geſchäft und eingetretenen andern Verhältniſſen, „gedachtes Perſonal ſowohl an Sonntagen, als auch an „den beiden hohen Feſttagen zu Weihnachten, Oſtern und „Pfingſten, ſo wie die beiden Bußtage nicht weiter zu arbeiten verpflichtet ſeyn ſollen; wogegen aber alle ſonſtigen „Univerſitätsferien, die ſtädtiſchen Jahrmärkte und früher „ſonſt abusive eingeſchlichene Tage nie als Ferien betrachtet „werden dürfen."

„Hierbei ſetzt man jedoch das Vertrauen in gedachtes „Perſonal, daß daſſelbe an den gewöhnlichen Arbeitstagen „einen angeſtrengten Fleiß in zweckmäßigen Bemühungen „um ſo mehr bethätigen werde.“

Er war aber dafür auch freigebig mit Remunerationen. Thätigen Untergebenen ertheilte er dergleichen, beſonders für außerordentliche Bemühungen, ohne immer erſt eine Bitte deshalb von ihnen abzuwarten, Theils weil auf ſolche Art zugebilligte Belohnungen dem Empfänger angenehmer ſind, Theils aber auch, „weil ſonſt leicht Erwartungen „auf mehr entſtehen, als man zu gewähren geneigt iſt.“ Auch bewilligte er, ſelbſt entgegenkommend, Vorſchüſſe auf noch zu leiſtende Arbeiten. Hatte man ihn aber einmal getäuſcht und nach empfangenem Vorſchuſſe nicht pünctlich abgewährt, wie verſprochen, ſo war er fernerhin nicht mehr leicht zu weiteren Vorſchüſſen zu bewegen und wußte ſich zu ſichern. z. B.

„Schon unter dem — wurde dem Herrn ꝛc. N. eröff„net, daß derſelbe ſich beſtreben ſolle, die ihm aufgetragene „Arbeit bis zum — zu vollenden und hat man leider bis jetzt „dieſe damals ausgeſprochene Aufforderung nicht realiſirt „geſehen, indem zwar, jedoch höchſt ſpärlich, Einſendungen „erfolgt ſind. Ob Man nun gleich die frühern Leiſtungen „des ꝛc. N. in den ihm übertragenen Leiſtungen nicht ver„kennt, ſo ſteht doch die ſeit — geleiſtete Arbeit in keinem „Verhältniſſe mit der ihm zugebilligten Remuneration und „ſieht Man ſich veranlaßt, denſelben ernſtlich aufzufordern, „die ihm übertragene Arbeit ſchleunigſt zu vollenden, indem

„Man ſich ſonſt genöthigt ſehen wird, ſich anderer Perſonen in dieſer Hinſicht zu bedienen, welche mit Freuden und Thätigkeit ſich ſchon erboten haben."

„Es folgen zwar hier die Quittungen auf die Monate November, December und Januar im Betrag an 30 Rthlr. autoriſirt zurück, jedoch bemerkt Man dabei, daß erſt dann eine weiter zu ermeſſende Auszahlung irgend einer Remuneration erfolgen kann, wenn die dem Hrn. ꝛc. N. aufgetragene Arbeit gänzlich vollendet iſt."

„Weimar den 27. Mai 18— „Oberaufſicht."

In ähnlichem Sinn erließ er an einen Untergebenen, den er im Verdacht hatte, er ſuche der Diäten halber, kurz abzumachende auswärtige Geſchäfte gern in die Länge zu ziehen, folgende Verordnung:

„Da nunmehr das ꝛc. Geſchäft ſo weit vorgerückt iſt, daß Ihre Gegenwart dabei von beſonderem Nutzen ſeyn kann; ſo wünſche, daß Sie die Weihnachtsferien hier zubringen und ſich ſo einrichten, Ihre ganze Zeit dieſem bedeutenden Geſchäfte widmen zu können, theils um ſich mit demſelben vollkommen bekannt zu machen, Theils, wenn es nöthig befunden würde, ſogleich mit einzugreifen. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit und muß wohl überdacht und vielfach beſprochen werden."

„Ein Schema, in welcher Ordnung wir die Arbeit vornehmen wollen, erhalten Sie bei Ihrer Ankunft, ſo wie ein genaues Diarium über die Beſchäftigung der ganzen Zeit zu führen iſt. Wir müſſen uns vorbereiten, von un-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06891/235

„ſeren Schritten ſowohl, als von jedem Aufwande genaue „Rechenſchaft zu geben.“

Wohl bekannt mit den Unannehmlichkeiten einer Veränderung des Wohnorts und der Dienſtverhältniſſe, wobei der neue Ankömmling nicht nur mit dem Mangel der gewohnten Bequemlichkeiten in Wohnung u. ſ. w. kämpfen muß, ſondern ihm die erſten Tage, ja Wochen durch Zahlungen, die er zu leiſten, durch Formalitäten, die er zu erfüllen hat, verbittert werden, war Goethe immer vorſorglich bedacht — die Acten geben davon Zeugniß — den Eintritt für den Neuberufenen möglichſt erfreulich zu machen. Seine Aufmerkſamkeiten darin gingen weit. Er ließ ihnen Quartiere beſorgen, ſie anſtändig einſtweilen möbliren und wies ihnen einen oder den andern ſeiner gefälligen Untergebenen zu, um ihnen mit Rath und That allenthalben zur Seite zu ſtehen. Hier ein Beiſpiel von ſeiner Freundlichkeit:

„Ew. Königl. Hoheit erhalten hierbei eine Copie des „bis auf ein Wort dechiffrirten Briefs*). Kann ich nunmehr ſogleich an den Mann ſchreiben und ihm den förmlichen „Ruf zugehen laſſen? oder iſt eine förmliche Beiſtimmung „von Gotha noch zurück? Ich könnte alsdann gleich das „freie Quartier zuſichern; die freie Benutzung des Gartens, „wofür N. jährlich 10 Rthlr. gezahlt hat, höbe man ihm „auf als Artigkeit bei ſeiner Ankunft. Die Nähe des Ge„hülfen, ſo wie die Beihülfe eines Dieners und ſonſt, würde

---

*) von einem ohne Goethe's Vermittelung nach Jena zum Vorſtand einer unter Goethe ſtehenden Anſtalt berufenen Profeſſor.

„ich ihm gleichfalls melden, damit er von ſeinem Zuſtande „völlig unterrichtet würde. Bewegungsgründe braucht es „nicht, da er gern und willig kommt.

„Auf alle Fälle lege E. K. H. mein Concept vor zu „gnädigſter Approbation.“

„Weimar d. 19. März 1819.“ „Unterthänigſt“

„Goethe.“

Junge Künſtler, die unter ſeiner Leitung auf öffentliche Koſten ſtudirten, leitete er väterlich und wenn Zurechtweiſungen ſich nöthig machten, ſo fielen ſie doch immer wenn auch ernſtlich, doch milde aus.

Ein im Auslande ſtudirender junger Maler hatte bei Einſendung eines von ihm verfertigten Gemäldes ſich außer manchen andern erheblichen Unſchicklichkeiten auch ein ſorgloſes Verpacken deſſelben zu Schulden gebracht. **Goethe** beſchränkte ſich darauf, deshalb an den mit der ſpeciellen Direction des jungen Mannes Beauftragten zu ſchreiben:

„Geneigteſt zu gedenken“

„Das Vergnügen, welches Herr N. ſeinen hohen Gönnern „und den Weimariſchen Kunſtfreunden zugedacht, iſt durch „ein übereiltes Einpacken ſehr geſtört worden. Der allzuſtarke und ſchwere Rahmen war an den Kaſten nicht angeſchraubt, das Bild nicht einmal in demſelben befeſtigt. „Ueberdieß blieb noch ein Spielraum, wodurch Rahmen „und Bild zu ſchaukeln Gelegenheit fanden; wie man denn „ſchon bei Ankunft des Kaſtens ein unerfreuliches Klappern „bemerken konnte.“

„Das Bild iſt daher rings herum, wie es den Falz berührte, beſchädigt. Hierzu kommt noch, daß der gute „Künſtler einen einfachen Blendrahmen genommen, deſſen „innere ſcharfe Kanten nicht einmal abgerundet worden und „an welchem die jetzt durchaus gebräuchlichen Keile zum Anſpannen nicht befindlich ſind. Jenes hat ſchädlich gewirkt, „daß rechts oben, im klaren Himmel, ein ſcharfer Eindruck „entſtanden und Letzteres, daß die vielen Falten, die das „Bild nunmehr wirft, nöthig machen, ſolches auf einen „neuen Blendrahmen aufzuziehen.“

„Da ſich der Künſtler im Bilde ſelbſt ſo viel redliche „Mühe gegeben und alles Lob verdient; ſo mache Man ihn „aufmerkſam, wie er zuletzt das Einpacken ja nicht Andern „überlaſſen, ſondern ſelbſt ſorgfältig vornehmen möge.“

„Auch wünſchte Man ihn zu überzeugen, daß ein disproportionirter goldner Rahmen einem ſolchen Bilde keinesweges Vortheil bringt, ſondern vielmehr Forderungen „veranlaßt, welche die gelungenſten Arbeiten der größten „Meiſter nur befriedigen.“

„Das Bild iſt an einen geſchickten Reſtaurator, Herrn „Lieber, abgegeben, in Hoffnung, daß Hr. N. bei ſeiner „Hierherkunft, ſolches in gutem, gefälligen Zuſtand antreffen werde.“

„Uebrigens wünſcht Man dem wohlbegabten und ſtrebſamen Künſtler alles Gute.“

Seiner amtlich ausgeſprochenen Ueberzeugung nach „ſollte man nur ſolche junge Künſtler begünſtigen, welche

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergeße ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mir's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu nehmen: Sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. May.

Was ich dir neulich von der Mahlerey ſagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunſt; es iſt nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszuſprechen wage, und das iſt freylich mit wenigem viel geſagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeſchrieben, die ſchönſte Idylle von der Welt gäbe; doch was ſoll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer geboſſelt ſeyn, wenn wir Theil an einer Naturerſcheinung nehmen ſollen?

Wenn du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwarteſt, ſo biſt du wieder übel betrogen; es iſt nichts, als ein Bauerburſch,

„gründlichen Unterricht ernſtlich benuzt und nicht, wie in der neuen Zeit ſo oft geſchieht, ſich auf eine ſelbſtgefällige Weiſe herumgetrieben und es in mehrern Jahren noch nicht ſo weit gebracht haben, daß ſie Liebhaber anzutreffen und ſich ihren Unterhalt zu verdienen wüßten."

In ſeinen Etat hatte er ein eignes Capitel: „Beihülfe" aufgenommen. „Dieſem Capitel," erläutert er in dem Berichte, mittelſt deſſen er den Etat höchſten Orts zur Genehmigung vorlegte, „wäre eigentlich eine größere Summe zu gönnen; denn obgleich Stipendien an Studirende gereicht werden: ſo gibt es doch keine für die, welche ſo eben ausſtudirt haben, ſich nach einer Verſorgung umſehen und gerade in der übelſten Lage ſind. Von unſrer Seite haben wir dadurch, daß wir mehrern der öffentlichen Anſtalten Gehülfen zugegeben, manchen guten jungen Mann unterſtützt, ja herangezogen."

„Solchen jungen, innerhalb unſres Kreiſes thätigen Männern alſo hat man kleine Beihülfen gegeben, wenn ſie ſich eines vortheilhaften Zeugniſſes ihres Vorgeſetzten würdig gemacht."

Goethe ſuchte Lücken in den Finanzen junger Untergebenen nicht ſelten aus eignen Mitteln und manchmal nicht ohne bedeutende Opfer auszufüllen. Ehe er überhaupt den Entſchluß faßte, ſich eines jungen Mannes anzunehmen, zog er die ſorgfältigſten Erkundigungen über ſeine Verhältniſſe ein. Auch hiervon enthalten die Acten manche Belege. z. B.

„An Herrn ꝛc. N.“

„Uebernehmen Sie, wertheſter Herr N. gefällig nach„gemeldetes kleine Geſchäft.“

„A. X. ein Knabe von 14 Jahren, wohnhaft zu Y. „bei ſeiner armen Mutter, meldete ſich ſchon verſchiedentlich „bei dieſer und jener Behörde, Zeichnungen vorweiſend, „welche, bei aller ihrer Unvollkommenheit, doch immer auf „ein angebornes Talent hindeuten. Endlich gelangt ſein „Geſuch auch an mich und ob ich gleich niemanden beſtim„men möchte, ſich der bildenden Kunſt zu widmen, weil ſie „ſchwer zu erlernen und noch ſchwerer iſt, durch das Erlern„te ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben, ſo bin ich doch ge„neigt, mich verſuchsweiſe nach dieſen Knaben umzuthun.“

„Wollten Sie alſo ſich zunächſt erkundigen:

„1) um ſeine jetzige Lage,

„2) welchen Schulunterricht er genoſſen und welche Zeug„niſſe er von ſeinen Lehrern erhält?

„3) wann er etwa confirmirt wird?

„4) was für ihn zunächſt zu thun wäre?“

„Freilich ſind die Zeichen-Anſtalten in Y. nicht ſehr „förderlich. A. iſt alt und B. möchte wohl ſchwerlich einen „Schüler weiter bringen.“

„Da aber der Knabe ſonſtige Fähigkeiten zu haben „ſcheint, auch ſchon eine hübſche Hand ſchreibt; ſo wünſchte „ich ihn am liebſten hierauf gerichtet zu ſehen, nicht weni„ger auf Geometrie, welche denn doch zuletzt alles Nachbil„den regeln muß, da er denn nebenher Köpfe, Figuren und „wozu er ſonſt Luſt hat, nachzeichnen mag. Viel kann ich

„nicht thun und das Wenige möchte ich wohl angewendet
„wiſſen. Mündliche oder ſchriftliche Nachricht hierüber erwartend,
„wünſche wohl zu leben und meiner freundlich zu
„gedenken.“

Der Knabe gab offen zu erkennen, daß er mehr Luſt zur Schreiberei habe, als zur Malerei.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Goethe nicht bloß für die ihm eigentlich Untergebenen ſorgte, ſondern auch für andere Perſonen, die, wenn auch nur in entferntere Berührung mit ihm kamen. Solche empfahl er nicht ſelten zu Auszeichnungen, auch aus eigner Bewegung, wenn ſie ihm deſſen würdig zu ſeyn ſchienen und war überhaupt bemüht, ihnen ein gebührendes Anerkenntniß ihrer Verdienſte zu verſchaffen. Auch davon einige Beiſpiele:

„Durchlauchtigſter ꝛc.

„Ew. Königl. Hoheit geruhen ſich unterthänigſt vortragen
„zu laſſen, wie wir, beſorgt, der Großherzoglichen
„Bibliothek einigen nützlichen Zugang zu verſchaffen, den
„Buchhändler und Verleger Wagner in Neuſtadt veranlaßt,
„auch die Verpflichtung der übrigen Druckherren im
„Großherzogthume zu übernehmen und ein Exemplar von
„ſeinem jedesmaligen Verlag anher zu überſenden.“

„Es hat derſelbe nicht allein für die Zukunft ſich willig
„erklärt, ſondern auch Exemplare ſeines bisherigen ganzen
„Verlags ungeſäumt überſendet und ſeine Obliegenheit reſpectsvoll
„anerkannt.“

„Nun iſt Höchſtdenenſelben nicht unbekannt, daß die Unternehmungen dieſes Mannes nicht bloß mercantiliſch nützlich, ſondern auch allgemeiner Bildung förderlich ſind, indem die von ihm ausgegangenen Schriften durchaus dem ſittlichen und religiöſen Unterricht gewidmet ſind, auch derſelbe ſonſt als ein wohlgeordneter Haushalter und ſchätzbarer Bürger bekannt iſt: ſo glauben wir keine Fehlbitte zu thun, wenn wir den Wunſch äußern, Höchſtdenenſelben möge es gefallen, durch irgend eine Auszeichnung, vielleicht den Titel eines Commiſſionsraths, auch Höchſtihren Beifall zu erkennen zu geben, wodurch nicht nur er ſich höchlich geehrt fühlen, ſondern auch ſeine Mitbürger, welche bisher gut von ihm zu denken, alle Urſache gehabt, höchlich erfreut ſeyn würden.“

„Weimar den 10. Auguſt 1827.“

Dem Wunſche Goethe's wurde höchſten Orts gefügt und dem Buchhändler Wagner das Prädicat eines Commiſſionsraths tax- und ſtempelfrei ertheilt und „da es für Wagnern noch einen beſondern Werth haben dürfte, das Zeichen Fürſtlicher Anerkennung aus den Händen Goethe's zu empfangen,“ Letzterem das Originaldecret zu weiterer Beſorgung eingehändigt. Er ſendete daſſelbe an Wagner mit folgenden Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren hier beikommendes Zeichen höchſter landesherrlicher Anerkennung Ihrer mannichfaltigen Verdienſte wird Ihnen gewiß zu beſonderem Vergnügen und zu freudiger Aufmunterung in ſo vielfacher Thätigkeit ge-

„reichen. Mir aber gibt es die erwünſchte Gelegenheit, „auch meinerſeits auszuſprechen: wie gern ich an Allem Theil „nehme, was in ſittlich-religiös-literariſcher Hinſicht in „den Großherzoglichen Landen auch durch Ew. Wohlgeboren „geſchehen und geſchieht. Wie ich denn hiernach alles Heil „und Glück für die Zukunft wünſche und mich zu geneigtem „Andenken beſtens empfehle."

„W. 18. Auguſt 1827."

An einen Gelehrten ſchreibt **Goethe**:

„Der Auftrag Sereniſſimi, dieſes zu überſchreiben, veranlaßt mich jedoch zugleich, eine vertrauliche Anfrage und „Erklärung zu thun. Ich habe in ähnlichen Fällen ſchon „oft bemerkt, daß wackere Männer, die in Auftrag und Einſtimmung eines Fürſten Geſchäfte übernehmen, deshalb „nicht billigermaßen belohnt werden, weil man zweifelhaft „iſt, wie man ſolche Arbeiten etwa verhältnißmäßig honoriren ſolle. Darüber bleibt die Sache liegen und kommt zuletzt in Vergeſſenheit, ohne daß die Schuld an der Undankbarkeit oder Nichtanerkennung läge. Haben Sie alſo die „Gefälligkeit, mir einen Maaßſtab anzugeben, wonach ich, „wenn die Arbeit anlangt, ſogleich Vorſchläge thun könne, „wo der Werth noch ganz friſch anerkannt und der Nutzen „derſelben empfunden wird."

Anhang,

enthaltend eine Sammlung intereſſanter Geſchäfts-Aufſätze Goethe's.

1. An Herrn Profeſſor Batſch in Jena.

Ew. Wohlgeboren erhalten hiermit verſchiedene Copien, aus welchen ſie mit Vergnügen ſehen werden, in welchem Umfange unſere Wünſche durch die beſondere Gnade Serenissimi erfüllt worden ſind. Wir wollen dieſe Anſtalt als einen Vorboten des Friedens anſehen und uns derſelben zum Beſten freuen.

Ich habe ſogleich einen Aufſatz gemacht, von dem, was nun zuerſt zu expediren ſeyn möchte. Sobald ich denſelben Herrn Geheimrath Voigt, welcher ſich auf einige Tage auswärts befindet, mitgetheilt haben werde, erhalten Sie davon eine Abſchrift, um darüber Ihre Gedanken und Vorſchläge zu äußern.

Ich zweifle nicht, daß gedachter mein Herr Concommiſſarius mit mir einverſtanden ſeyn wird, Ihnen die Wohnung von Oſtern an für ein leidliches Locarium zu überlaſſen. Sie können alſo immer darnach Ihre Arrangements treffen, und ich wünſche, daß dieſe Veränderung zu Ihrer Geſundheit und Aufheiterung gereichen möge.

Die wenigen Capitel, welche ich in dieſen Tagen in Ihren botaniſchen Unterhaltungen mit Aufmerkſamkeit leſen können, haben mir ganz beſondere Freude gemacht. Die Beſchreibungen ſind ſo beſtimmt und klar, und dabei ſo zierlich und gefällig, als man nur wünſchen kann. Auch gibt die große Mannichfaltigkeit der Behandlung dem Werke einen vorzüglichen Reiz. Dabei erlauben Sie mir eine Bemerkung.

Schon bei dem erſten Theile und auch bei dem jetzigen hätte ich gewünſcht, an einigen Pflanzen den ganzen Gang der Metamorphoſe entwickelt und mit der Ihnen eignen Deutlichkeit und Gefälligkeit vorgetragen zu ſehen. Aus dem Gebrauch, den Sie hie und da von dieſer Vorſtellungsart machen, kann ich ſehen, daß Sie ſolche in der Natur gegründet halten und ich ſollte denken, daß beſonders Liebhaber darauf aufmerkſam zu machen ſeyn möchten. Haben wir den Begriff einmal gefaßt, ſo finden wir uns im Stande, dem Habitus etwas Rationelles abzumerken und wir erleichtern dem Gedächtniß die Mühe, ſo viele ſonderbare Formen zu behalten, indem wir das Urtheil herbeirufen und eine Geſtalt aus der andern ſelbſt zu entwickeln wiſſen.

Daß Sie, wiewohl mit geziemender Gelindigkeit, der Sprengeliſchen Vorſtellungsart Ihren Beifall verſagt, war mir ſehr angenehm. Nach meiner Meinung erklärt ſie eigentlich nichts; ſie legt nur der Natur einen menſchlichen Verſtand unter und läßt dieſe erhabene Mutter lebendige

Weſen auf eben die Art hervorbringen, wie wir Flinten fabriciren, Kugeln gießen und Pulver bereiten, um endlich einen Schuß zu erzwecken. Dieſe Vorſtellungsart, wie alle die ihr ähnlich ſind, führen uns, meines Bedünkens, von dem wahren Wege der Phyſiologie ab: denn wie können wir die Theile eines organiſirten Weſens und ihre Wirkungen entwickeln und begreifen, wenn wir es nicht als ein durch ſich und um ſein ſelbſt willen beſtehendes Ganze beobachten?

Wie ſehr ſoll es mich freuen, Ihnen künftig öfters auf Ihren Wegen zu begegnen und Ihnen auch von meinen Bemühungen von Zeit zu Zeit Rechenſchaft zu geben, welche freilich nur als Incurſionen in ein fremdes Gebiet angeſehen werden dürfen.

Leben Sie recht wohl. Wenn es mir einigermaßen möglich iſt, ſo komme ich noch zu Ende der Woche, um unſere Angelegenheit völlig ins Reine zu bringen, damit, bei eintretender günſtiger Witterung, Sie von den Vorarbeiten nicht abgehalten werden.

Weimar den 26. Februar 1794. Goethe.

2. An denſelben.

Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei die Rechnung über Einnahme und Ausgabe bei dem neuen botaniſchen Inſtitut in dem Fürſtengarten zu Jena, auf die Zeit von Oſtern bis Johanni 1794 wieder zurück. Sie iſt ajuſtirt und nach der Form eingerichtet worden, die bei hieſigen Rechnungsgeſchäften gebräuchlich iſt und wie ſie künftig Sereniſſimo vorgelegt werden kann.

Wollten Ew. Wohlgeboren nunmehr die aufgeſtellten Monita theils beſeitigen, theils beantworten und mir ſodann die unterſchriebene Rechnung zurückſchicken, wie auch nach dieſem Formular die nächſte Rechnung auf das Quartal Michael, nicht weniger die künftigen, einrichten, ſo würde denn auch von dieſer Seite das Geſchäft einen ununterbrochenen regelmäßigen Fortgang haben. Wir freuen uns, nächſtens zu hören, wie weit Sie bisher gekommen, und ich hoffe, mich zu der Zeit der Weinleſe perſönlich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.

Ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie auch nunmehr Ihren Namen an den botaniſchen Sternhimmel angezeichnet ſehen; ein beſcheidenes Verdienſt, wie das Ihrige, wird gewiß und gern anerkannt, und ich zweifle nicht, daß Sie ſich noch auf mehr als eine Weiſe des Genuſſes Ihres ausgebreiteten und anhaltenden Fleißes erfreuen werden.

Ich wünſche indeſſen recht wohl zu leben.

Weimar den 24. Septbr. 1794. Goethe.

3. An den Sekretär der naturforſchenden Geſellſchaft, Herrn Profeſſor Succow zu Jena.

Mit dem lebhafteſten Danke habe ich zu erkennen, wenn die naturforſchende Geſellſchaft mir die Ehre erzeigt, mich zu ihrem Präſidenten zu erwählen. Da mir aber hiebei neue Obliegenheiten zuwachſen, ſo wünſchte ich, ehe ich mich im Stande befinde, dieſe ehrenvolle Pflicht zu übernehmen, von der Verfaſſung, wie von der gegenwärtigen Lage der Societät und ihren fernern Abſichten und Vorſätzen unterrichtet zu ſeyn. Möchten Ew. Wohlgeboren bei meiner nächſten Anweſenheit in Jena mir hierüber die nöthigen Aufſchlüſſe geben, ſo würde ich alsdann mit Zeit und Kräften zu Rathe gehen und nach den Zwecken der Geſellſchaft einen Entſchluß zu faſſen im Stande ſeyn. Iſt es mir möglich, an dem Feſte vom 30ten Januar Theil zu nehmen, ſo würde ich es mit Vergnügen thun und mit Rührung das Andenken eines Mannes*) feiern, der von den Wiſſenſchaften und ſeinen Freunden zu früh geſchieden iſt.

Weimar den 26. Septbr. 1804. Goethe.

4. An Denſelben.

Wohlgeborner, Inſonders hochgeehrteſter Herr!

In dieſen Tagen hoffte ich nach Jena zu kommen, mit Ew. Wohlgeboren noch Manches zu converſiren und die von der naturforſchenden Geſellſchaft übertragene Präſidenten-Stelle ausdrücklicher und förmlicher, als es bisher geſchehen, mit Dank zu übernehmen.

Ich wünſche, das in mich geſetzte Vertrauen dergeſtalt erwiedern zu können, daß die allgemeinen wiſſenſchaftlichen Zwecke ſowohl, als die beſondern einer anſehnlichen Societät dadurch möglichſt gefördert werden. Zu meiner eignen Belehrung wird dieſe neue Verbindung nicht wenig beitragen, wie ich mir denn zu dem Anlaß, Ew. Wohlgeboren und die würdigen Herren Directoren, denen ich mich beſtens der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk ich, übertrieben finden; es iſt wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

---

*) Batſch.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand; ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mirs gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bey einer Witwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Manne übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reitzend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres empfehle, öfters zu ſehen, Glück wünſche. Der ich mich mit beſonderer Hochachtung unterzeichne.

Weimar den 5. November 1804. Goethe.

5. An Herrn Bergrath Döbereiner in Jena.

Ew. Wohlgeboren habe dieſe Zeit her immer zu beſuchen gehofft und daher Manches mitzutheilen verſchoben. Nun erinnert mich Ihr bisheriger Präparant F., daß er vor einem Jahre angeſtellt und ihm ein jährliches Honorar von 25 Thalern zugeſichert worden, welches ihm bis jetzt noch nicht ausgezahlt ſey. Ich habe die Nothwendigkeit einer ſolchen Anſtellung damals gar wohl anerkannt, nur iſt die Ausfertigung deshalb über den Drang der Zeiten vergeſſen worden. Die Perſönlichkeit dieſes jungen Mannes hat mir ganz wohl gefallen und ich zweifle nicht, daß er ſeine Schuldigkeit wird gethan haben, doch wünſchte ich darüber auch ein Zeugniß von Ihnen, nicht weniger zu vernehmen, wen Sie allenfalls für das nächſte Jahr vorſchlügen, weil dieſer junge Mann, wie er mir ſagt, das Famulat bei ꝛc. N. antreten wird.

Wollen Ew. Wohlgeboren mir den Bericht wegen des vorigen Jahres bei dieſer Gelegenheit einreichen, ſo würde Herzogl. Commiſſion aufs Neue ſich Ihrer Thätigkeit erfreuen können und ich würde mich vorbereiten, bei meinem nächſten Beſuch in Jena mich ſchneller und gründlicher von Allem perſönlich überzeugen zu können.

Ich lege ein Blättchen bei, welches mir Herr Medicinalrath Kieſer von Brüſſel zugeſendet hat. Iſt Ihnen Etwas von dieſen Verſuchen bekannt geworden?

Mit den beſten Wünſchen mich unterzeichnend,

Weimar den 28. März 1814. Goethe.

6. An Herrn Hofrath Fuchs Wohlgeboren.

Ew. Wohlgeboren hoffte ich lange in Jena zu beſuchen, leider habe ich bis jetzt nicht dazu gelangen können. Da ich aber unſer Muſeums-Geſchäft vorläufig zu überſehen wünſche; ſo erſuche Dieſelben, mir kürzlich anzuzeigen, wie es bei dem anatomiſchen Cabinet bisher ergangen, beſonders wie ſich der Amanuenſis N. dabei benommen. Hat Letzterer, wie es von ihm zugeſagt worden, ein ordentliches Diarium geführt; ſo würde durch die Ueberſendung deſſelben die Berichtserſtattung ſehr abgekürzt werden.

Ich hoffe, dieſes Jahr für unſere Muſeen mehr Ruhe, ſo wie für mich ſelbſt. Herzogliche Commiſſion wünſcht nichts mehr, als die Erhaltung und Vermehrung unſrer ſchönen Anſtalten.

Der ich unter den aufrichtigſten Wünſchen mich beſtens empfehle.

Weimar den 28. März 1814. Goethe.

7. An Herrn Bergrath Voigt nach Jena.

Ew. Wohlgeboren erhalten hiebei das Original Ihres Aufſatzes und meine Redaction deſſelben. Ich wünſche, daß Sie dieſe abſchriftlich W. mit Ihrer Unterſchrift übergeben, eine Abſchrift bei Ihren Acten behalten und mir das Concept zu den meinigen zurückſenden. Sollte W. ſich widerſetzen oder beſchweren, ſo würde er leicht zurecht zu weiſen ſeyn; denn Herr geheime Rath von Voigt Excellenz iſt auch ſchon von der Sache unterrichtet und einverſtanden.

Ich hoffe doch nun bald, auch Sie wieder in Ihrem aufgrünenden Garten zu beſuchen. Bis dahin will ich mich unter den aufrichtigſten Wünſchen beſtens empfohlen haben.

Weimar den 28. März 1814. Goethe.

8. An Herrn Bergrath Döbereiner in Jena.

Ew. Wohlgeboren haben mir durch die Nachricht von Ihrer bisherigen Thätigkeit ſehr viel Vergnügen gemacht, ich wünſchte nur ein Augenzeuge dabei ſeyn zu können und mich von ſo viel neuen und ſchönen Entdeckungen zu belehren. Des Herrn geheimen Raths von Voigt Excellenz theilen meine Geſinnungen und tragen mit mir kein Bedenken, Ew. Wohlgeboren 50 Thaler zu jenen löblichen Zwecken auszahlen zu laſſen.

Der Rentamtmann K. hat deswegen Verordnung erhalten, welcher ſie, gegen Quittung Ew. Wohlgeboren einhändigen wird. Haben Sie die gefällige Sorgfalt, aufzuzeichnen, zu welchen Verſuchen beſonders dieſe Summe verwendet wird, damit Herzogliche Commiſſion höchſten Orts deshalb Rechenſchaft ablegen könne.

Möchten Sie mir von Zeit zu Zeit einige Nachricht von Ihrem Befinden und fortgeſetzten Thätigkeit geben.

Aufrichtig theilnehmend

Weimar den 22. April 1815. Goethe.

9. An des Herrn Profeſſors von Münchow Hochwohlgeboren nach Jena.

Ew. Hochwohlgeboren meinen Beſuch in dieſer ſchönen Jahreszeit abzuſtatten, bei heiterem Himmel Ihrer belehrenden Unterhaltung zu genießen, iſt bisher ein vergeblicher Wunſch geweſen, der mir nun ſobald nicht erfüllt werden wird, weil ich mich früher, als ich geglaubt, nach Wiesbaden begeben muß, um zeitiger wieder zurück zu ſeyn. Da ich dann nichts Angelegentlicheres habe, als vor meiner Abreiſe Ew. Hochwohlgeboren das Ihnen an ſich ſchon empfohlene Inſtrument auch von meiner Seite und mich ſelbſt zu geneigtem Andenken zu empfehlen.

Hofmechanicus Körner verſichert mir, daß er die Objectiven zu Ihrer Zufriedenheit vollendet und nur die Oculare unter Händen habe, die er mir denn auch vorgezeigt und mich mit dieſen aſtronomiſchen Köpfen in Bekanntſchaft geſetzt hat. Sie geben, ſo viel ich einſehe, von dem Fleiß und der Accurateſſe des Künſtlers ein gutes Zeugniß.

Bis Johanni glaubt er zwar nicht das Inſtrument abliefern zu können, verſpricht aber bis dahin weit vorzurücken. Ew. Hochwohlgeboren beurtheilen am Beſten, was man von ihm fordern und verlangen darf, ſowohl in Abſicht auf die Güte der Arbeit und deren Genauigkeit, als auf die Zeit, worin ſie vollendet werden kann und ich entferne mich daher in voller Beruhigung, dieſe bedeutende Angelegenheit in den beſten Händen zu wiſſen.

Mein Sohn, der Cammer-Aſſeſſor, hat vielleicht das Glück, Ihnen in dieſer Zeit aufzuwarten, dem ich einen freundlichen Empfang in Ihren heiligen Hallen erbitte.

Mich zu geneigtem Andenken angelegentlich empfehlend.
Weimar den 13. Mai 1815. Goethe.

10. An Herrn Bergrath Lenz, Wohlgeboren zu Jena.

Ew. Wohlgeboren vermelde hiermit, daß Serenissimus einen von den beiden Tiſchen des Harzer Uebergangs-Geſteins herüber nach Weimar befehlen. Exiſtirt der Kaſten noch, worin ſie angekommen, ſo erſuche, die Platte ſorgfältig darein zu packen, auf jeden Fall aber mir ſolche, wohlverwahrt, durch einen Boten auf der Trage herüber zu ſenden. Accordiren Sie mit demſelben und geben es ihm ſchriftlich, damit ich für die Bezahlung ſorgen kann.

Die Nachricht von den ſchönen Acquiſitionen dieſes Jahrs verſäume nicht, höchſten Orts vorzulegen und wünſche nichts mehr, als daß Ihnen in dieſer neuen Epoche etwas Angenehmes begegnen möge.

Gedenken Sie meiner in dem neuen Jahre, wie bisher.
Weimar den 25. Decbr. 1815. Goethe.

11. An Herrn Director von Schreibers nach Wien.

J. Königl. Hoheit, mein gnädigſter Herr, ertheilen mir den Auftrag, Ew. Hochwohlgeboren für die gefällig angebotenen Naturgegenſtände verbindlichſten Dank abzuſtatten. Möchten Dieſelben die für unſere naturhiſtoriſchen Muſeen beſtimmten Seefiſch-Exemplare, in dem Zuſtande, wie ſie ſind, in Weingeiſt aufbewahrt, über Dresden und Leipzig hierher ſenden, ſo würden ſie hoffentlich bei uns glücklich anlangen. Ein Gleiches gilt von denen angeſchafften Skeleten vierfüßiger Thiere und eines Adlers. Das Haus Fries et Comp. beſorgt die Spedition und wird auch den ſonſtigen Betrag berichtigen.

Indem ich nun des höchſten Auftrags mich entledige, vermelde zugleich, daß nächſtens eine ovale Tiſchplatte an Dieſelben abgehen wird. Sie iſt von dem merkwürdigen Geſtein, welches den Uebergang des Granits in eine Art Hornſtein oder Jaspis auf dem Harze bildet und von meinem Freunde von Trebra und mir vor vielen Jahren beachtet und bis an den Ort ſeines Vorkommens verfolgt worden. Gedachte Platte ſchreibt ſich noch aus jenen Zeiten her und machte ein Paar mit einer andern, welche in dem mineralogiſchen Cabinet zu Jena verbleibt. Eine dieſen merkwürdigen geologiſchen Umſtand erläuternde Zeichnung, mit Bemerkungen von Laſius und von Trebra, auch ſonſtige Notizen, die dieſes Uebergangsgeſtein erläutern, ermangle nicht nachzuſenden.

Erlauben Ew. Hochwohlgeboren, daß ich zum Schluß aufrichtig ausdrücke, wie ſehr es mich freut, mit Denenſelben, wie ich es ſchon lange gewünſcht, in näheres Verhältniß zu kommen. Sollten Sie in dieſen Gegenden irgend etwas zu beſorgen haben, werde ich Solches mit Vergnügen ausrichten, wie ich mir denn die Erlaubniß erbitte, von Zeit zu Zeit mein Andenken zu erneuern.

Weimar den 26. Decbr. 1815. **Goethe.**

12. Herrn geheimen Cabinetsrath Schleiermacher zu Darmſtadt.

Die vor einiger Zeit gefällig angekündigte Sendung des doppelten Exemplars jenes höchſt merkwürdigen, ja einzigen monſtroſen Schädels iſt glücklich angelangt. Der Großherzog, mein gnädigſter Herr, ſieht dadurch einen ſeiner angelegentlichſten wiſſenſchaftlichen Wünſche befriedigt, und zwar glücklicherweiſe zu einer Zeit, wo er für die Jenaiſchen Anſtalten auf eine höchſt fürſtliche Weiſe ſorgt. Ich hoffe nächſtens hinüber zu gehen und dieſe neue Acquiſition perſönlich einzurangiren.

Erlauben Sie mir bei dieſer Gelegenheit zu ſagen, daß jedesmal, wenn ich die mir untergebenen wiſſenſchaftlichen Sammlungen durchſchaue, die Ihrige als ein unerreichbares Muſter mir vor Augen ſteht. Auch habe ich mich nicht enthalten können, ſie öffentlich als eine ſolche anzurühmen.

Zugleich erbitte ich mir die Erlaubniß, von Manchem, was bei uns in duplo vorhanden iſt, Einiges nach und nach zu überſenden, das vielleicht angenehm ſeyn könnte. Das eintretende Frühjahr fordert wieder zur Reviſion der Cabinete auf. Vorläufig ſende nächſtens ein Paar der vorzüglichſten Cameen des Wiener Cabinets in Gypsabguß, welche, zuſammengehalten mit den Nachbildungen bei Eckhel höchſt belehrend ſind.

In Erwiederung des monſtroſen Schädels werde ſodann einen von denjenigen ſenden, welche wir zwiſchen hier und Jena aus einem hochgelegenen Grabhügel ausgegraben. Hofrath Blumenbach erklärt dieſe Nation für eine der ſchönſt geformten. Die Familien-Aehnlichkeit der ſämmtlichen Aufgefundenen iſt höchſt merkwürdig. Sie ſcheint in den früheſten Zeiten unſrer Aera ſich von der Oſtſee nach Thüringen gezogen und auf der Höhe zwiſchen der Saale und der Ilm ihr Weſen getrieben zu haben.

Nun aber füge ich noch eine Bitte hinzu, deren Vergebung ich wohl hoffen darf, daß Ew. Hochwohlgeboren die Gefälligkeit haben mögen, mir den monſtroſen Schädel nochmals in einem weißen Exemplare, wie er aus der Form kommt, ohne weitere Nachhülfe, geneigteſt gewähren mögen. Es werden dadurch die Wünſche unſrer Anatomen erfüllt, welche die Vergleichung mit geſunden Schädeln ſo weit, als möglich, verfolgen möchten.

Mit Bitte, mich den gnädigſten Herrſchaften dankbarlichſt verpflichtet zu Füßen zu legen.

Weimar den 5. April 1816. Goethe.

13. Herrn Director von Schreibers nach Wien.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, bei meiner Rückkunft von einer Badereiſe, ſchleunigſt zu vermelden, daß die in Ihrem geneigten Schreiben vom 28ſten Juli angezeigte Sendung, in dem beſten Zuſtande, zur rechten Zeit, hier angekommen. J. Königl. Hoheit erkennen Deroſelben abermalige Bemühungen mit dem vollkommenſten Dank. Auch ich, für meine Perſon, habe Urſache, für die neue Bereicherung unſrer Sammlungen mich dankbarlichſt auszudrücken.

Habe ich eine Stelle Ihres Briefs recht verſtanden, ſo kann es mit einer neuen Anweiſung auf die zu entrichtende Summe noch einigen Anſtand haben; ſollte es aber nöthig werden und Zahlungen zu leiſten ſeyn; ſo bitte, mich gefälligſt davon zu benachrichtigen, da ich dann die baldige Beſorgung nicht verfehlen werde.

Mehr ſage ich nicht, damit dieſe verſpätete Briefſchuld ſogleich abgetragen ſey, ob ich gleich über die einzelnen Theile und Sendungen mein Vergnügen und Anerkennung auszuſprechen hätte.

Der ich ꝛc. ꝛc.

Weimar den 7. Octbr. 1816. Goethe.

14. Herrn Berg-Commiſſair König.

Ew. Wohlgeboren Verdienſte um die Großherzogliche mineralogiſche Societät ſind mir ſeit langer Zeit bekannt. Sie haben unſer Muſeum ſchon vorlängſt nicht allein durch bedeutende Mittheilungen bereichert, ſondern auch die Ihnen von uns empfohlenen, wißbegierigen jungen Leute geneigt, ja gaſtfrei aufgenommen und ſind, wie mir Herr Director Lenz verſichert, nicht abgeneigt, von Ihren bergmänniſchen Schätzen uns manches Erfreuliche fernerhin zukommen zu laſſen.

Alles dieſes zuſammen berechtigt mich, von denen mir anvertrauten, Serenissimi Bildniß darſtellenden Medaillen Ew. Wohlgeboren eine zu überſenden, in der Gewißheit, daß dieſelben mit hohem Vergnügen das wohlgetroffene Bild eines Fürſten beſitzen werden, der alles Gute und Nützliche beachtet, vorzüglich auch diejenigen Perſonen zu ſchätzen weiß, welche die einheimiſchen Zwecke und Anſtalten von nah und ferne her befördern mögen.

Erhalten Sie uns ein geneigtes Andenken und fahren fort, an unſern wiſſenſchaftlichen Zwecken ehrenvollen Antheil zu nehmen.

Jena den 15. April 1818. Goethe.

15. Herrn Staatsrath Schultz in Berlin.

Wie ſehr uns die Sendung des Herrn Rabe*) und die demſelben ertheilten chromatiſchen Aufträge erfreut haben, werden Sie aus dem beiliegenden Aufſatz erſehen, den wir ihm mit den beſten Segenswünſchen als Lebewohl zuſtellen.

---

*) Die Königlich Preußiſche Regierung ſchickte den Maler, Herrn Rabe, nach Italien, um dort über artiſtiſche Gegenſtände Nachforſchungen anzuſtellen, beſonders auch über die Farben.

erſten Mannes auszulöſchen; daß ich Wort für Wort wiederhohlen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das heimliche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen konnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reitzend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reitze gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederhohlen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiße, ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir ſage, daß bey der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt. und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Sie werden das von uns Geſagte völlig einſtimmig finden mit dem, was Sie ſelbſt für räthlich und nützlich hielten, auf das nächſte Bedürfniß hindeutend und zu einiger Bequemlichkeit anleitend.

Freilich wäre ein längerer Aufenthalt bei uns nöthig geweſen, um kurz, jedoch theoretiſch zuſammenhängend auszuſprechen, was eigentlich geſucht und gewünſcht wird, indeſſen wird er gewiß, talentvoll, durch eignen Inſtinct geleitet, manches Erfreuliche zurückbringen. Den hierdurch gemachten Anfang halte ich indeſſen für unſchätzbar, denn Niemand kann wiſſen, was hierdurch angeregt wird. Sobald einmal von oben herein irgend ein Wunſch und Wille erſcheint, ſo ſind Geiſter und Hände bereit aus Gehorſam, Glauben, Zutrauen und endlich aus Ueberlegung zu handeln. Mich ſelbſt haben Ihre einſichtigen Worte aus dem Schlafe des Unglaubens geweckt. Ich werde dieſe Tage nach Mailand ſchreiben, wo ſich gerade zu unſern Zwecken koſtbare Bilder befinden, die uns durch die Pinacoteca del Palazzo Reale delle Scienze e delle Arti di Milano bekannt geworden. Ich will ſuchen, daß man Aquarell-Copien in mäßiger Größe (die Figur etwa einen Römiſchen Palm hoch) auf weiß Papier erſt getuſcht dann angefärbt erhalte; iſt der Preis billig und der erſte Verſuch gerathen, ſo gebe ich Nachricht und Sie verſchaffen ſich auch vielleicht dergleichen durch meine Vermittelung. Möchten Sie auf ähnliche Weiſe auch unſre Farbenlehre ins Leben einführen und zur Anſchauung bringen. Mein einziger Wunſch war, die Erſcheinungen zu ſondern, zu ordnen und nur erſt erfreulicher Bekanntſchaft näher zu führen. Daß jeder etwas Anderes damit machen und anfangen werde, läßt ſich erwarten und hoffen. Wenn Seebeck nach Jena kommt, werde ich ihm zur Pflicht machen, ſobald er in Berlin wirklich ſcientiviſchen Ruf gefaßt hat, einen Apparat bei der Academie anzulegen, durch welchen ſämmtliche Verſuche wenigſtens dargeſtellt werden können. Nehmen Sie ſich der phyſiologiſchen an, Seebeck der phyſiſchen, ſo wird ſich ja wohl auch ein Chemiker finden, der vorurtheilsfrei hier eingriffe. Döbereiner in der neuſten Ausgabe ſeines chemiſchen Lehrbuchs deutet ſchon dahin. Die Sache iſt freilich ſchwer, die Elemente einfach, die Anwendung unendlich. Das Verzeichniß eines nöthigen Apparats gebe Dr. Seebeck mit, in der ſichern Hoffnung, daß Sie ihn beiderſeits beleben werden. Denn freilich iſt ein Apparat auch nur wie Pinſel und Palette: wer malt aber gleich!

Und ſo hat mich dieſer Tage doch ein engliſcher Maler, indem er mich abſchilderte, ſehr angenehm unterhalten. Er war begründeter und unterrichteter, als Künſtler zu ſeyn pflegen, practiſch gewandt und auf alles practiſch Brauchbare wie die Katze auf die Maus. Die Hauptlehre vom Trüben ergriff er mit Freude, er hatte das längſt geübt und brachte ſchnell auf ſeiner Palette eine Miſchung hervor, die er über ſchwarz und weiß zog, dort erſchien ein Bläuliches und hier ein Gelbliches. Er verſichert von nun an dieſen Kunſtgriff zu beſonderm Vortheil öfters anzuwenden. Ich verehrte ihm eine kleine Glasphiole mit einer Infuſion, die ich Döbereinern ſchuldig bin, die im Effect, das herrliche Urphänomen hervorzubringen, Alles übertrifft, was man vom lignum nephriticum erwartet.

Kommt dieſer Mann, Herr Dawe genannt, nach Berlin, ſo gehen Sie ihm freundlich entgegen; Sie werden ihn als Künſtler, als Engländer, der freilich um des Gewinnſtes willen reiſt, als gebildeten, unterrichteten, eine gewiſſe eigenthümliche Naivität nicht verleugnenden Mann ſogleich beurtheilen.

Den 15. Juni 1819. Goethe.

16. An Herrn Hüttner Wohlgeboren nach London.

Ew. Wohlgeboren erſuche dießmal mit Wenigem, nachſtehende Werke anzuſchaffen und ſolche unter der gewöhnlichen Adreſſe nach Weimar zuſenden.

Ew. Wohlgeboren Schreiben vom 1ſten und 4ten Auguſt habe erhalten, auch den Brief an Dero Schweſter auf die Poſt gegeben.

Was die Unterſchrift unter mein Bild *) betrifft, ſo ſollte glauben, daß der Name, ganz einfach, dem gegenwärtigen Zwecke entſpräche. Denn da hier eigentlich nur der bekannte Schriftſteller erſcheint, ſo iſt von ſeinen übrigen äußern Verhältniſſen nicht die Rede.

Empfehlen Sie mich Miß Dawe, wollte ſie mir einen Probedruck ſchicken, ſo wird es mir ſehr angenehm ſeyn, wenn es auch nur die in einem Briefe wohl zu transportirende, von dem Rand abgeſonderte Figur wäre.

---

*) Nach Dawe's Gemälde in Kupfer geſtochen.

Ich gedenke aller Freunde in London gar oft in den jetzigen unruhigen Zeiten. Dabei fällt mir ein: haben Sie doch die Gefälligkeit, manchmal eine bedeutende Carricatur zu ſchicken; die gegenwärtigen Zuſtände geben, wie ich aus den Zeitungen ſehe, hierzu manche Gelegenheit.

Von Serenissimo hören wir aus Töplitz das Beſte.

Der ich beſtens empfohlen zu ſeyn wünſche

Jena 18. Auguſt 1820. Goethe.

17. An Denſelben.

Vorſtehende, in Ew. Wohlgeboren letztem literariſchen Berichte*) ſo gründlich angezeigten und ausgezogenen Bücher wünſchen Serenissimus zu beſitzen und haben mir, deshalb zu ſchreiben, Auftrag ertheilt. Höchſtdieſelben ſind glücklich von einer vortheilhaft gebrauchten Badecur zurückgekehrt und nehmen ſchon wieder an allem Guten weit ausgebreiteten Antheil, wobei denn Ew. Wohlgeboren Sendungen freilich eine Hauptrolle ſpielen.

Hierbei verfehle nicht, zu melden, daß alles von Anfang an Erwartete und Angezeigte ſämmtlich angekommen und nach gnädigſtem Befehl an die verſchiedenen Stellen und Behörden von mir vertheilt worden.

Wie ich nun, für die, auch mir perſönlich gegönnten

---

*) Herr Hüttner, der bekannte Gelehrte, welcher Lord Macartney auf deſſen Geſandtſchafts-Reiſe nach China begleitete, ſendete an den Großherzog Carl Auguſt von Zeit zu Zeit Berichte über die wichtigſten Erſcheinungen in der Engliſchen Literatur.

Gefälligkeiten den verbindlichſten Dank abſtatte, ſo bitte auch fernerhin mir gleiche Geneigtheit zu bewahren.

Das Bildniß des Herzogs von Meiningen*) erwarte mit vielem Vergnügen und werde es alsbald weiter ſpediren, ſo wie ich Miß Dawe und Ew. Wohlgeboren für den Probedruck des meinigen allen Dank ſchuldig werde.

Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, mir zu ſagen, wie ich Miß Dawe eine Artigkeit erzeigen könnte; vielleicht wären ihr die Original-Radirungen von Retzſch zu meinem Fauſt angenehm, da doch die Copien jetzt in England ſo viel Aufſehen machen. Dieſe Originale werden dadurch merkwürdiger, weil man gewiſſe Veränderungen bei der Copie beliebte, welche zu denken geben.

Nicht weniger wünſchte für ſo manche Bemühungen Ew. Wohlgeboren auch gelegentlich irgend etwas Angenehmes erweiſen zu können.

Jena den 22. Septbr. 1820. Goethe.

18. An Denſelben.

Ew. Wohlgeboren verfehle nicht, ſogleich anzuzeigen, daß die Rolle mit dem Bildniß des Herzogs von Meiningen Durchlaucht, glücklich angekommen und die von demſelben beſtellten Exemplare auch ſchon wieder abgegangen ſind. Ich hoffe, ſie werden dort, wie hier, zu allgemeiner Zufriedenheit gereichen.

Danken Sie Miß Dawe für den Probedruck meines

---

*) Gleichfalls nach einem Gemälde von Dawe zu London in Kupfer geſtochen.

Bildniſſes, man hält es für das Beſte, das von mir exiſtirt, nur wollen Freunde behaupten, daß ich nicht immer ſo gutmüthig ausſähe.

Als ich eben im Begriff bin, zu ſiegeln, habe ich das Glück, einen würdigen alten Freund, Herrn geheimen Rath Wolf aus Berlin bei mir zu begrüßen. Derſelbe erinnerte ſich gern früherer angenehmer Verhältniſſe mit Ew. Wohlgeboren und entſchloß ſich eilig Beikommendes zu ſchreiben, wovon er mir den Inhalt vertraute. Es wäre gewiß höchſt erfreulich, wenn dieſer außerordentliche Mann durch Ihre Vermittelung in den Fall geſetzt würde, mehr als bisher geſchehen, von ſeinen Arbeiten öffentlich mitzutheilen. Sie kennen gewiß diejenigen Perſonen, welche hiezu am kräftigſten mit wirken könnten und Sie würden ſich nach ſo manchen Verdienſten um die Literatur noch ein neues um dieſen Haupt- und Grundſtamm der Gelehrſamkeit abermals erwerben.

Jena 21. October 1820. Goethe.

19. An Denſelben.

Ew. Wohlgeboren vermelde die glückliche Ankunft der Rolle mit dem Portrait des Herzogs von Meiningen Durchlaucht ſpäter, als recht; ſie iſt ſchon längſt angekommen, den ſie begleitenden Brief aber erhalte erſt in dieſen Tagen. Sogleich vermelde daher, daß jenes Bildniß mit Beifall aufgenommen worden, ſo auch das Probeblatt zu dem meinigen. Empfehlen Sie mich Miß Dawe zu Beſten und überreichen ihr dankbar die Original-Radirungen zum Fauſt.

Was die Unterſchrift unter meinem Bildniß betrifft, wüßte nichts zu erinnern. Nehmen Sie meinen aufrichtigſten Dank für ſo mannichfaltige Bemühungen.

Mich zu geneigtem Andenken beſtens empfehlend.

Weimar 18. November 1820. Goethe.

20. An Denſelben.

Ew. Wohlgeboren erwiedere nur mit Wenigem die geneigte Zuſchrift vom 15ten December v. J., da Herr ꝛc. N. mich benachrichtigt, der Brief könne heute früh noch abgehen.

Ich bedauere gar ſehr, daß Sie und Miß Dawe einen Augenblick wegen der Kupfer, die mir ſo viel Freude gemacht haben, in Sorgen ſeyn konnten. Wahrſcheinlich iſt nun meine Sendung vom 20. November in Ihren Händen und erhält mein Andenken bei der wohlwollenden Freundinn. Herr geheime Rath Wolf, dem ich ſo eben zu ſchreiben Gelegenheit habe, wird ſich ja wohl begütigen*) laſſen. Er ſchien ſich in der Erinnerung früherer Verhältniſſe mit Ihnen ſehr zu gefallen.

Erhalten Sie auch im nächſten Jahre mir ein geneigtes Andenken und gönnen mir eine fernere freundliche Fürſorge.

Weimar den 5. Januar 1821. Goethe.

21. An Denſelben.

Ew. Wohlgeboren vollkommen richtiger Bemerkung zu Folge hab' ich ſogleich einen Verſuch gemacht, wie das Vermüßte allenfalls nachgebracht werden könnte *). Möge Beikommendes Ihnen und Ihren werthen Freunden möglich genügen und mein Andenken bei Ihnen immerfort erhalten ſeyn.

---

*) wegen verſpäteter Antwort.

Die Abdrücke der Bildniſſe ſind angekommen, hör' ich, aber noch nicht in meinen Händen.

Mehr ſag' ich nicht, damit dieſer Brief heute abgehe, nur meinen vielfachen Dank lebhaft wiederholend.

Weimar 4. April 1821. Goethe.

22. Herrn Hofrath Döbereiner Wohlgeboren Jena.

Ew. Wohlgeboren haben von Serenissimo ein Paar Flaſchen Waſſer einer Jenaiſchen Quelle erhalten, die man ins neue Krankenhaus zu leiten denkt. Höchſtdieſelben tragen mir auf, anzufragen: ob Dieſelben ſich damit beſchäftigt? Mögen Sie mir davon einige Kenntniß geben und allenfalls die Reſultate der Verſuche überſenden.

Von Herrn Dr. Seebeck habe ich ſehr ſchöne Mittheilungen über das neu entdeckte Verhältniß des Magnetismus zum Galvanismus. Wären Sie wohl geneigt, ſolche zu wiederholen, ſo wollte ich die Koſten des allenfallſigen Apparats, die nicht groß ſeyn können, aus der Muſeums-Caſſe

---

*) Hüttner hatte nämlich geſchrieben, es beſitze in London Niemand Spurkraft genug, um in dem Gedichte auf Howard (S. Goethe's Werke, Taſchenausgabe Bd. 3. S. 104.) die Beziehung auf denſelben ausfindig zu machen.

tragen; nur müßte bitten, nichts davon öffentlich bekannt zu machen, damit man Herrn Seebeck nicht vorgreife.

Weimar den 18. April 1821. Goethe.

23. Herrn Profeſſor Poſſelt Wohlgeboren Jena.

Da bei Serenissimi letztem Aufenthalt in Jena zur Sprache gekommen, daß künftighin auch auf außerordentliche und zufällige atmoſphäriſche Meteore beſondere Aufmerkſamkeit zu richten ſeyn möchte, ſo iſt eine ſolche Erinnerung allerdings zu bethätigen. Solche Beobachtungen aber möchten auf eine eigne Weiſe anzuſtellen ſeyn, weil ſie ſich nicht in einer Folge ereignen und iſt deshalb mehr eine Verabredung, als eine Einrichtung zu treffen.

So würden Sich alſo zuerſt Herr Profeſſor Poſſelt, Dr. Körner und Schrön vereinigen und wechſelſeitig übernehmen, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wo Geſchäfte, Umſtände, Muße und ſonſtige Anregung es vergönnen und auffordern, die Atmoſphäre zu betrachten und zur Tageszeit die Höfe um die Sonne, kleinere und größere, nicht weniger Nebenſonnen, ja auch mehr oder weniger vollkommene Regenbogen zu beachten. Die Vollkommenheit des Regenbogens aber beſteht darin, daß ein dunkelgrauer Streif, welcher ſich gegen die Helle unter- und oberhalb des Bogens auszeichnet, von zwei farbigen Bogen geſäumt ſey. Dieſes Phänomen wird ſelten in ſeiner Vollkommenheit geſehen.

Ferner ſind bei Nachtzeit und ſehr klarem Sternhimmel die häufiger fallenden, ſogenannten Sternſchnuppen zu bemerken.

Feuerkugeln zu ſehen gehört unter die ſeltenen Fälle.

Alsdann wären größere und kleinere Höfe um den Mond zu beachten, vorzüglich wünſchte zu erfahren, ob die größern immer einerlei Diameter haben.

Ob nicht ein Comet ſich zeige, wäre dann auch aufzumerken. Da nun alle dieſe Erſcheinungen mehr oder weniger zufällig und meiſt ganz unerwartet vorkommen, ſo iſt nöthig Mehrere hinzu zu geſellen, welche dasjenige, was ihnen zu Auge kommt, mündlich oder ſchriftlich baldmöglichſt mittheilen. Man könnte Schüler, Commilitonen, Kunſtgeſellen, und wer es auch ſey, mit ins Intereſſe ziehen, vorzüglich aber wären ſolche Perſonen zu intereſſiren, welche ihrer Pflicht gemäß, beſonders die Nacht über aufmerkſam ſeyn müſſen. Ich würde ſehr gerne aus der Muſeums-Caſſe einige Remuneration ausſetzen für Thürmer, Nachtwächter, Krankenwärter, welche ſich zu Beiträgen verpflichten und thätig beweiſen.

Uebrigens wünſcht man vor allen Dingen zu erfahren, ob nicht Herrn Profeſſor Poſſelt und den Verwandten der Sternwarte zu Jena noch irgend ein Gedanke, dieſe gute Abſicht zu beſchleunigen und zu vervollſtändigen, etwa beigegangen ſey.

Weimar den 19. April 1821.

Großherzogl. S. Oberaufſicht ꝛc.

Goethe.

Ich will nun ſuchen, auch ſie eheſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie voll-

24. Herrn Hofrath Döbereiner Wohlgeboren Jena.

Da die neue Reihe des Schweiggeriſchen Journals Bd. I. Heft I. in Ihren Händen iſt und die dort aufgeführten Erſcheinungen des Electro-Magnetismus Ew. Wohlgeboren gewiß höchlich intereſſiren, ſo ſende einen ſchriftlichen Schweiggeriſchen Nachtrag, nebſt Schleife und Rolle, nicht weniger den Seebeckiſchen Aufſatz, den Wunſch hinzufügend, daß Sie den nöthigen Apparat dazu möchten verfertigen laſſen, welchen ich, da der Aufwand nicht groß ſeyn kann, gern aus der Muſeums-Caſſe bezahlen werde. Die Abſicht iſt, daß dieſe Phänomene Sereniſſimo bei Höchſt-Ihre Anweſenheit in Jena könnten vorgelegt werden; wie es mir Freude machen wird, auch an dem Vortrage Theil zu nehmen.

Mich zu geneigtem Andenken beſtens empfehlend
Weimar den 26. April 1821. Goethe.

25. An Herrn Hüttner in London.

Ew. Wohlgeboren begrüße nach geraumer Zeit wieder einmal, mit dem Erſuchen, mir noch ſechs Exemplare meines Portraits von Dawe und Wright für meine Rechnung anher zu ſenden, wobei ich wohl vorausſetzen darf, daß man von dem erſten Gedanken, mein Bild paarweis mit dem des Herzogs von Meiningen zu verkaufen, abgegangen ſey; wäre aber dieß, ſo müßte die Sendung unterbleiben.

Ferner wollte anfragen, ob die Ueberſetzung von meinem Ehrengedächtniß von Howard ſchon in Ihren Händen ſey. Es wäre mir ſehr angenehm, ſie gegenwärtig zu erhalten, da ich eben davon freundlichen Gebrauch machen kann.

Auch erſuche Dieſelben, mit verbindlichem Dank für die bisherigen Bemühungen, die Sendung kleiner politiſcher Tagesſchriften einzuſtellen, indem das Geſchäft, wozu ſie benutzt worden, eine andere Wendung genommen hat.

Weimar d. 7. Juni 1821. Goethe.

26. Herrn Dr. Neuburg Wohlgeboren Frankfurt a. M.

Ew. Wohlgeboren dießmal zu begrüßen und mich nach Ihrem und der werthen Ihrigen Wohlbefinden zu erkundigen, veranlaßt mich eine ſonderbare Naturerſcheinung, von der uns die Zeitungen Nachricht ertheilen. Es ſoll nämlich im Odenwalde eine Frau befindlich ſeyn, an deren Stirne ſich wiederholt hornartige Auswüchſe zeigen; dieſes haben ſogar bei uns eingetroffene Perſonen, die ſolche in Frankfurt wollen geſehen haben, verſichert, nach deren Zeugniß denn dergleichen Auswuchs dem Gehörn eines Rehbocks ähneln ſoll. Auch ſagen ſie, ein ſolches Horn falle in gewiſſer Zeit ab und ein neues entſtehe wieder.

Dieſe ſonderbare Nachricht hat unſere Naturforſcher und an deren Spitze unſern gnädigſten Herrn, den Großherzog, aufmerkſam gemacht, welcher mir deshalb aufgetragen, nähere Erkundigung einzuziehen.

Nun wüßte ich mich nicht beſſer, als an Ew. Wohlgeboren und die werthe naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt zu wenden, mit der Bitte, uns eine nähere, der Wiſſenſchaft gemäßere Notiz von dieſem Phänomen ertheilen; auch zugleich mir Nachricht geben zu wollen: ob man, wenn ein ſolches Gewächs von der Haut ſich ablöſte, daſſelbe gegen einen geziemenden Preis durch ihre Vermittelung vielleicht erhalten könnte? Die Bedeutſamkeit des Falles, der eigne wißbegierige Antrieb und die höhere Veranlaſſung, vor Allem aber Ew. Wohlgeboren erprobte Geneigtheit, werden dieſen Wunſch und die Bemühungen, die er verurſacht, gefällig entſchuldigen.

Der ich bei dieſer Gelegenheit mich zu angenehmen Gegendienſten beſtens empfehlend mit den aufrichtigſten Wünſchen, die theuren Ihrigen, die ich auch wohl die Meinigen nennen darf, zu begrüßen, das Vergnügen habe.

Jena den 15. October 1821. Goethe.

27. An Denſelben.

Ew. Wohlgeboren danke auf das Verbindlichſte für die baldige Nachricht über das Wundergewächs. Ich werde ſie meinem gnädigſten Herrn bei Höchſtihro Rückkunft ſogleich vorlegen, wobei mir die Hoffnung ſehr angenehm iſt, daß wenn wir auch auf den letzten Auswuchs Verzicht thun müßten, uns doch wenigſtens einer der früheren zu Theil werden könnte. Wollten Sie daher die Gefälligkeit geneigteſt fortſetzen und Sich bei einem der Beſitzer erkundigen, um welchen Preis ein ſolches anomales Naturproduct allenfalls abgelaſſen würde, ſo wäre der Entſchluß deshalb wohl bald zu faſſen. Eine gefällige Beſchreibung des zu hoffenden Exemplars würde mir vorläufig erbitten.

Ohne Datum. Goethe.

27. Herrn Profeſſor Schübler in Tübingen.

Wohlgeborner,
Inſonders hochgeehrteſter Herr Profeſſor!

Ihro Königl. Hoheit, mein gnädigſter Herr, tragen mir auf, Ew. Wohlgeboren die glückliche Ankunft der Würtembergiſchen Mineralien zu vermelden und zugleich den verbindlichſten Dank abzuſtatten, welches ich denn hiermit ſchuldigſt auszudrücken mir zur Pflicht mache.

Da die Kiſte uneröffnet nach Jena geſendet worden, ſo hatte nicht das Vergnügen, mich davon zu belehren; allein ſchon der Catalog machte mir viel Freude, indem ich denſelben ſo methodiſch und wiſſenſchaftlich verfaßt ſah; deswegen ich denn meinen Dank hier anzuſchließen nicht ermangele. Wobei ich auch mit Vergnügen bemerke, wie angenehm es mir geweſen, daß Sie an Herrn Keferſteins Bemühungen Theil nehmen. Durch ſein unternommenes Werk ſehen wir das geologiſche Studium höchlich gefördert und die Einzelnheiten, über welche man bisher doch nur im Dunkeln ſchwebte, zur klaren, ſchönen Ueberſicht gebracht. Schon die erſten Hefte haben mir auf meiner letzten Reiſe ſehr genutzt, beſonders aber auch, daß ſie mir Erfahrungen meiner frühern Züge in Verbindung zu bringen, Gelegenheit gaben.

Ein Gleiches hoffe von der Charte von Würtemberg, eines ſo bedeutenden Landes, welches ich leider einigemal nur durchſchnitten.

Die auf Botaniſches ſich beziehenden Papiere haben Sereniſſimus an ſich behalten und werden deshalb gewiß das Weitere verfügen und befehlen.

Der ich mit ausgezeichneter Hochachtung die Ehre habe, mich zu unterſchreiben.

Weimar d. 18. Februar 1822. Goethe.

29. Des Herrn Bergrath Lenz Wohlgeboren Jena.

Ew. Wohlgeboren ſende hiebei das Verzeichniß der Gebirgscharten Würtembergs, welche Ihnen ſchon vor einiger Zeit zugekommen ſind; ich wünſchte ſie zu ſehen, da ich ſie ſo wohl geordnet finde und ſie uns nächſtens intereſſanter werden müſſen, wenn in Keferſteins geognoſtiſchem Deutſchland auch die illuminirte und commentirte Charte des Königreichs Würtemberg erſcheint. Ueberhaupt wird dieſes Werk, in ſeinen Fortſchritten, auch auf unſre Suitenſammlung ein günſtiges Licht werfen. Ich wünſche daher, daß Sie es in unſre Bibliothek anſchaffen, weil es zunächſt kaum entbehrlich iſt.

Der ich mich des guten Fortgangs unſres Geſchäfts unter Ihrer treuen und aufmerkſamen Leitung jederzeit erfreue und alles Gute wünſchend mich hochachtungsvoll unterzeichne.

Weimar den 18. Februar 1822. Goethe.

30. An Denſelben.

Indem die bedeutende Correſpondenz vom vorigen Jahre dankbar zurückſende, wünſche Glück zugleich, daß dieſes neue ſo günſtig angefangen hat. Sollten wir Herrn Kramer zu Dillenburg nicht auch irgend etwas Freundliches erzeigen? Nach dem, was er mir geſendet, zu ſchließen, muß die an das Cabinet eingeſchickte Suite von Bedeutung ſeyn.

Ferner liegt ein Verzeichniß bei von Braſilianiſchen Stufen, mit deren Anblick Serenissimus ſelbſt Sie nächſtens zu erfreuen gedenken.

Wenn ich zu Erfüllung ihrer geäußerten Wünſche etwas beitragen kann, ſo thue es gerne; in einiger Zeit gibt es Gelegenheit, Serenissimo deshalb unterthänigſten Vertrag zu thun.

Weimar den 4. April 1822. Goethe.

31. Des Herrn Hofraths Voigt Wohlgeboren Jena.

Ew. Wohlgeboren danke auf das Verbindlichſte, daß Sie den durch Ihre Bemühungen angeſchafften Balänen-Schädel dem oſteologiſchen Cabinet abtreten wollen; die Berechnung der Auslagen findet ſich autoriſirt hierbei.

Möchten Sie die gleichfalls beikommenden Bände freundlich empfangen! Sie haben am Werden derſelben treulichen Antheil genommen und Manches ſpricht ſich wohl jetzt im Zuſammenhange deutlicher aus. Ihr neuſtes Werk wird die wiſſenſchaftlichen Bezüge, an denen wir uns freuen, gewiß abermals an den Tag legen, wozu ich Glück wünſche.

Von den Inſecten in Brandſchiefer folgen einige Exemplare bei; die kleinern zuerſt gefundenen Stücke ſind die deutlichſten, in den größern, dieſes Jahr erworbenen, liegt das Organiſche nur fragmentariſch und kaum zu entziffern.

Das Beſte wünſchend und mich zu wohlwollendem Andenken empfehlend.

Weimar den 6. November 1822. Goethe.

32. Herrn Sulpiz Boiſſerée Wohlgeboren Stuttgart.

Seit dem Empfange Ihres Schreibens, mein werther Freund, habe gar oftmals Gelegenheit, an Sie zu denken, gefunden; bei Vorzeigung des Domwerks und des lithographiſchen, muß Einſicht, Fleiß und Beharrlichkeit immer gleich geprieſen werden.

Ich hoffe, daß die Sommerreiſe auf Ihr Wohlbefinden glücklichen Einfluß gehabt hat. Ich bin nicht vom Platze, kaum aus dem Hauſe gekommen und habe doch dießmal den Winter glücklich angetreten. So hilft man ſich von Monat zu Monat und wenn man zuletzt einiges Behagen empfinden ſoll, ſo muß eine fortgeſetzte treue Thätigkeit uns ein ſolches Gut verleihen.

In der Beilage empfehl' ich einen jungen Mann, wollten Sie ſich ſeiner annehmen, ſo würde Ihnen unſer kleiner Kreis beſondern Dank ſchuldig ſeyn. J. Königl. Hoheit dem Großherzog iſt die Sache ſelbſt angelegen und auf deſſen Anregung ſowohl, als aus eigenem Antrieb ergeht Frage und Vorſchlag, mit der Bitte um baldige Antwort. Der junge Mann iſt ſittlich von der beſten Art, ſein Künſtlertalent iſt für unſere Zwecke hinreichend, ſeine Technik aber auch zu ſubordinirten Forderungen unzulänglich.

Herzlich zugeeignet und in allen Regionen, durch die ich wie auf einem Indiſch-mythologiſchen Wagen durchfahre, Ihrer, der Ihrigen und Ihres thätigen Lebens eingedenk.

Es kommt nun alſo darauf an, ob die bedeutenden innern Verhältniſſe Ihrer großen und wichtigen Angelegenheit erlauben, einen jungen Mann, der mit ſo viel Ernſt, Liebe und Fleiß ſich in ſeinem Geſchäft abängſtigt, bei ſich Eintritt zu erlauben, um ihm dadurch über das Nächſte und Nöthigſte hinaus zu helfen. Sie würden ſein Glück begründen, den Weimariſchen Fürſten und den durch ihn belebten Kunſtkreis ſich, wie Sie ſelbſt ermeſſen, höchlich verpflichten. Mehr ſag' ich nicht, Alles Ihrem freundſchaftlichen Wohlwollen anheim gebend.

Mich beſtens empfehlend und gute Nachrichten wünſchend.

Weimar 20. November 1824. Goethe.

33. An Herrn Hofrath Döbereiner nach Jena.

Ew. Wohlgeboren habe mit Vergnügen zu vermelden, daß ich mich im Stande befinde, zu Weihnachten Einhundert Thaler auszahlen zu laſſen, welche nach angezeigter Weiſe zu verwenden Denenſelben anheim gegeben iſt.

Die angeſchafften Erforderniſſe würden ſeiner Zeit in das Inventarium der Anſtalt eingetragen, ſo wie die anderweiten Einhundert Thaler ſpäter nach Bedürfniß zu verwenden und eine fernere gnädigſte Theilnahme*) und Unterſtützung ſo lobenswürdiger Zwecke allerdings zu hoffen ſeyn möchte.

Der ich mich freue, ein neues Leben in einer ſo entſchieden nützlichen Thätigkeit aufgeregt zu ſehen.

Weimar den 18. Octbr. 1828. Goethe.

34. **Der Baron von Wolbeck** zwiſchen 1808 und 1812 Secretair der Kaiſerlich franzöſiſchen Geſandtſchaft allhier, benutzte die Großherzogliche Bibliothek als ein fleißiger Leſer. Im Jahr 1813 ward er als Kriegsgefangener hierher gebracht, wo er, mit andern Leidensgenoſſen von den höchſten Herrſchaften mit ausgezeichneter Milde und Gnade behandelt wurde. Vorzüglich rühmte er ſich der beglückenden Theilnahme des Herrn Großherzogs Carl Friedrich, Königl. Hoheit.

Ergriffen von dem damaligen höchſt gefährlichen Nervenfieber, fand er an der verwittibten Forſträthinn Rudolph die ſorgſamſte, mütterliche Pflegerinn. Geneſen und in ſein Vaterland zurückgekehrt, glaubte er dieſer wackern Frau ſeine Erkenntlichkeit nicht genugſam beweiſen zu können und nachdem er von der Gnade Ludwigs XVIII. ihr eine jährliche Penſion von 600 Franken ausgemittelt hatte, unterhielt er fortwährend eine zutraulich anerkennende Correſpondenz.

---

*) von Seiten J. Kaiſerl. Hoheit der Frau Großherzoginn-Großfürſtinn.

Zu Anfang Septembers d. J. ward Unterzeichnetem durch Bibliothekſecretär Kräuter eröffnet: daß Herr von Wolbock ſeiner Correſpondentinn gemeldet, wie er, ſeine Dankbarkeit für die beſondere Liberalität Großherzogl. Bibliothek dahier ausdrückend, derſelben das Musée des Antiques par Bouillon 3. Vol. gr. fol. zu verehren und dabei J. Königl. Hoheit dem jetzt regierenden Großherzog empfohlen zu ſeyn wünſche. Ich erwiederte hierauf, daß ich, als zeitiger Vorſteher dieſer Anſtalt, das angebotene Geſchenk annehmen und nicht unterlaſſen würde, nach Ankunft deſſelben, höchſten Orts die gehörige Meldung zu thun.

Am 26ten November kam hierauf die Sendung bei mir an und zwar völlig poſtfrei. Das Werk gr. fol. in 3 Bänden, grün eingebunden, mit dem Königl. franzöſiſchen Wappen auf den Deckeln; das Papier iſt vorzüglich. Und wie der König von Frankreich bedeutende Werke durch Subſcription auf mehrere Exemplare zu begünſtigen pflegt und alsdann damit Geſchenke macht; ſo ſcheint vorliegendes eines dergleichen zu ſeyn. Der dieſer Sendung hinzugefügte Brief, ſo wie das Concept einer darauf erlaſſenen Antwort finden ſich hiernach eingeheftet.

Nachrichtlich.

Weimar den 27. November 1828. Goethe.

Monsieur

La plume parait bien lourde, lorsqu'on a l'honneur d'écrire au premier écrivain, comme au premier poëte de son siècle, mais le génie est toujours indulkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey ſo viel Verſtand, ſo viele Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtractionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermahl — Nein, nicht ein andermahl, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchäh es niemahls. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreymahl im Begriffe, die Feder nieder zu legen, mein Pferd ſatteln zu laſſen, und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten; und gehe doch alle Augenblick' an's Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht eſſen, und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

gent, j'ai donc lieu d'espérer, que Vous lirez ces lignes avec bienveillance.

Heureux de trouver dans l'avénement de Monseigneur le Grand Duc une occasion de Lui rappeller ma reconnaissance pour toutes ses bontés, permettez-moi, Monsieur, de Vous prier de Lui remettre l'adresse ci-jointe et de déposer aux pieds de Son Altesse Royale le Musée des Antiques de Bouillon.

Permettez-moi aussi, Monsieur, de Vous prier, de joindre à la précieuse collection de médailles, que Vous avez eu l'extrême bienveillance de me faire voir, la médaille du Sacre de S. M. Charles X. Ce sera un véritable bonheur pour moi d'apprendre, qu'elle Vous est agréable.

C'est avec empressement que je saisis cette occasion pour Vous renouveller, Monsieur, le tribut d'un hommage, que toute l'Europe aujourd'hui s'empresse de rendre au plus illustre talent, et en particulier celui de la haute considération, avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur

Paris le 15 9bre 1828.

Votre tres humble et très obéissant serviteur
Le Baron de Wollbock
Inspecteur général de la maison au Roi de France.

P. S.

Oserai-je vous demander, Monsieur, de me rappeler à l'amitié de Mons. Votre fils?

Ew. Hochwohlgeboren angenehme Sendung iſt am 26ſten November glücklich und zwar, durch beſondere Aufmerkſamkeit, völlig portofrei bei mir angekommen. Indem ich nun dieſes Zeichen einer lange gehegten Dankbarkeit für die frühere Benutzung der Großherzoglichen Bibliothek unter die Merkwürdigkeiten derſelben, als eine der ſchätzbarſten niedergelegt habe; ſo wird man nicht ermangeln, wenn wir das Glück haben, S. Königl. Hoheit den regierenden Großherzog daſelbſt zu verehren, die Gabe ſchuldigſt vorzulegen, welche Höchſtdenenſelben, wie zu hoffen ſteht, gleichfalls angenehm und willkommen ſeyn dürfte.

Was mich ſelbſt betrifft, ſo füge dankbar das Exemplar der mir gegönnten prächtigen Krönungs-Medaille zu meiner Sammlung, im Andenken jener Zeiten, wo wir des Vergnügens genoſſen, Sie bei uns zu ſehen. Wie denn mein Sohn, der ſich zum allerbeſten empfiehlt, der anmuthigen Stunden, die er in Ihrem ſchätzbaren Umgange zugebracht, ſtets eingedenk iſt.

Weimar den 5ten Decbr. 1828. **Goethe.**

Als ich nun am 8ten d. M. J. Königl. Hoheit bei mir zu verehren das Glück hatte, legte ich Höchſtdenenſelben das Werk vor, mit der Bemerkung, daß auf den erſten Blättern des erſten Bandes eine Widmung an Höchſtdieſelben eingeſchrieben ſey, nicht weniger daß ein an Höchſtdieſelben gerichtetes Schreiben beigelegt geweſen. J. Königliche Hoheit ſchienen die Gabe freundlich aufzunehmen und behielten ſich die Ueberlegung vor, inwiefern Ihro

Seits dem Einſender etwas Angenehmes erwieſen werden könnte.

Nun aber habe ſchließlich hinzu zu fügen, daß dieſem Geſchäft annoch eine erwünſchte Folge gegeben worden. Es iſt nämlich mehrgedachtes Werk auf Großherzogl. Bibliothek ſchon vorhanden und ſoll davon folgendermaaßen ein nützlicher Gebrauch gemacht werden.

Da es höchſt wünſchenswerth, daß J. Königl. Hoheit, nach angetretener Fürſtlicher Regierung und Uebernahme des Rectorats der Academie Jena, dieſem würdigen Inſtitute und zwar auf dem Wege der Bibliothek, etwas Angenehmes erzeigen und Höchſtihro Theilnahme dadurch ausſprechen, ſo beabſichtigen Höchſtdieſelben die Schenkung gedachten Werks mit aufgedrücktem Namensſtempel und kurzer Andeutung, zu Weihnachten, wodurch gewiß die beſte Wirkung hervorgebracht wird.

Weimar den 8. Decbr. 1828.

Nachrichtlich Goethe.

35. An Herrn Hofrath und Ritter Döbereiner Hochwohlgeboren.

Ew. Hochwohlgeboren habe hiermit zu vermelden, daß der Caſſirer Hoffmann unter dem heutigen Datum die Anweiſung erhalten hat, Denenſelben auf die eingereichte Rechnung die noch ſchuldigen 101 Thaler 8 Gr. Current auszuzahlen. Wie er dieß zunächſt bewirken wird, ſo iſt es mir angenehm, das vorliegende Geſchäft inſoweit beendigt zu ſehen.

Die weitern wünſchenswerthen Vorſchläge *) möchten freilich ſo leicht nicht in Erfüllung kommen; doch würde ich rathen, auf alle Fälle darauf los zu arbeiten. Wie ich denn im nächſten Frühling Veranlaſſung geben würde, dieſe bedeutende Angelegenheit an Ort und Stelle zu überlegen, nicht weniger Riß und Anſchlag zu fertigen und einen deshalb zu thuenden Vorſchlag einſtweilen einzuleiten.

Haben Sie die Güte, dieſe Sache indeſſen näher zu überlegen und darauf zu denken, wie die unerläßlichen Bedürfniſſe zwar ſachgemäß, aber doch in verjüngtem Maaßſtab könnten hergeſtellt werden, indem wir freilich mit allzuhohen Summen unſre hohe Gönnerinn nicht angehen dürfen.

Den aufrichtigſten Antheil an Ihren höchſt ſchätzbaren Bemühungen, welche die Wirkung einer ſo edlen Wiſſenſchaft ins Leben und ins Ganze bezwecken, weiß ich gewiß zu ſchätzen und werde, was an mir liegt, zur Förderung der hiezu nöthigen Mittel Alles mit Vergnügen beitragen.

In Hoffnung auf angenehme Frühlingstage, um vielleicht ſelbſt gedachten Berathungen beiwohnen zu können, empfehle mich zu geneigtem Andenken und unterzeichne mich mit vorzüglicher Hochachtung, die uneigennützige Anhänglichkeit an Ihre gegenwärtige Lage durchaus anerkennend.

Weimar den 4. März 1829. Goethe.

---

*) Es handelte ſich um den Bau eines neuen Laboratoriums.

36. An Herrn Hofrath Döbereiner in Jena.

Ew. Hochwohlgeboren haben durch die überſendeten Pröbchen von Strontian-Glas bei mir den Wunſch erregt, etwas zu weiterer Förderniß dieſer ſchönen Entdeckung beizutragen.

Das Wichtigſte, nach meiner Einſicht, hiebei wäre, das Verhältniß des Brechungs- und Zerſtreuungs-Vermögens auch bei dieſem Glaſe zu ermitteln. Sollten Sie nicht abgeneigt ſeyn, den Hofmechanicus Körner bei Verſuchen dieſer Art durch gefällige Anleitung zu unterſtützen, ſo würde ich gern hiezu den erforderlichen mäßigen Aufwand zu tragen geneigt ſeyn und mich des Reſultats auch in meinen eignen Anſichten erfreuen. Hierüber mir einige Auskunft erbittend, bemerke zugleich, daß die quittirten Rechnungen über die von der regierenden Frau Großherzoginn verwilligten Gelder bei mir angelangt ſind. Welches bemerkend, mit Vorbehalt eines Weitern mich hochachtungsvoll unterzeichne.

Weimar den 28. März 1829. Goethe.

37. An Herrn General von Leſtocq Hochwohlgeboren, in Berlin.

Durch Ew. Hochwohlgeboren abermalige gefällige Vermittelung iſt meinem nächſten Geſchäftskreiſe ein beſonderer Vortheil zugewachſen, weshalb ich meinen verpflichteten Dank dafür abzuſtatten nicht verfehle. Eine Hochanſehnliche Section für Gewerbe, Handel und Bauweſen im Miniſterium des Innern hat die Geneigtheit gehabt, mir diejenigen Hefte und Vorlegeblätter einzuſenden, welche, für den techniſchen Unterricht ſo bedeutend, meinem guten Willen, Kunſt und Handwerk nach Maaß und Möglichkeit zu fördern, gar wirkſam zu Statten kommen. Ein ſchuldiges Dankſagungsſchreiben nehme mir die Freiheit hier beizulegen, mit Bitte, auch von Ihrer Seite meine dankbaren Geſinnungen deshalb zu betheuern.

Nun aber enthalte ich mich nicht, auszuſprechen, daß Ew. Hochwohlgeboren geneigt freundliche Erinnerung an heitere harmloſe Tage mich zu ernſt-ſchmerzlichen Betrachtungen veranlaßt. Damals genoß ich das Vergnügen einer wünſchenswerthen Geſellſchaft in Beiſeyn meines fürſtlichen Freundes, dem ich mein Leben gewidmet zu haben, für mein größtes Glück halten mußte. Er iſt nun, obgleich jünger, vor mir abgeſchieden und es bleibt mir für den Reſt meiner Tage nur noch die Verpflichtung übrig, unter dem Schutz und mit Genehmigung eines wohlgeſinnten Nachfolgers, in ſeinem Sinne fortzuhandeln, wozu nun Ew. Hochwohlgeboren mir ein geeignetes Hülfsmittel in bedeutenden Fächern zu verſchaffen, die Geneigtheit hatten, wodurch ich mich aufgefordert fühle, ſo wie ich begonnen, mit dem lebhafteſten Danke hochachtungsvoll zu ſchließen.

Weimar den 5. April 1829. Goethe.

38. An die Section für Handel, Gewerbe und Bauweſen im Miniſterium des Innern nach Berlin.

Mit verpflichtetem Danke habe ich die beſondere Gefälligkeit zu erkennen, womit eine Hochanſehnliche Section für Gewerbe, Handel und Bauweſen im Miniſterium des Innern den von hier aus ergangenen Wunſch *) geneigt erfüllen wollen.

Die große bewundernswürdige Thätigkeit, die in den Königlich Preuſſiſchen Staaten zu Bildung jeder Art von Talenten ſich wirkſam erweiſt, beſonders auch ſolcher, welche zu der in alle menſchliche Bedürfniſſe eingreifenden Technik geeignet ſind, erſtreckt ſich dadurch, wie ſchon früher, auf das Günſtigſte zugleich in die Nachbarſchaft und kommt jedem ähnlichen Beſtreben zu Gute, das, auch bei gleichmäßigem Eifer, dennoch der zu ſo hohen Zwecken auslangenden Mittel bis auf einen gewiſſen Grad entbehren muß.

Daher kann und wird die vorliegende günſtige Gabe bei uns ein lebendig wirkſames Andenken unterhalten und wohl manches Talent vorbereiten helfen, um ſich der weitern höhern und practiſchen Belehrung in jenem ausbildenden Kreiſe, die ſchon Mancher der Unſrigen bisher genoſſen, möglichſt würdig zu machen.

In Ausſicht auf fernere geneigte Theilnahme zu nutzbarer Anwendung der lehrreichen Gabe ſich verpflichtend und die dankbarſten Geſinnungen hochachtungsvoll ausſprechend.

Weimar den 5. April 1829. Goethe.

---

*) betrifft die Ergänzung der Vorbilder für Fabricanten und Handwerker und Mittheilung der Vorlegeblätter für Zimmerleute und Maurer für die Gewerkſchule zu Weimar.

39. An Herrn Hofrath und Bibliothekar Göttling nach Jena.

Ew. Wohlgeboren von uns entfernt und in jenen Kloſtermauern, wenn gleich als Abt*) Sie zu denken fiel mir ganz unmöglich und da gleiche Geſinnung der höchſten Behörde mir bekannt war, ſo konnte ſich mir nichts angenehmer ereignen, als indem ich mich in dem Falle befand, zu Ihrer Erhaltung, Beruhigung und bequemern Stellung beizutragen.

An Ihrer ſchönen Thätigkeit freu' ich mich um ſo mehr und genieße mit Ihnen eines günſtigen Augenblicks, da ich auf eine Folgezeit von Jahren für ein Geſchäft**) geſorgt ſehe, das mir ſo ſehr am Herzen liegt.

Möge die Witterung Sie auf der zu unternehmenden Fahrt begünſtigen und ich bei Ihrer Rückkehr Sie als erfriſcht und neugeſtärkt begrüßen.

Kaum darf ich hinzufügen, wie ſehr mich die freundlich glänzende Feier meines Tages auch in Abweſenheit gerührt hat.

Das Beſte in froher Thätigkeit auf die bevorſtehenden Wintermonate wünſchend und mich zu geneigtem Andenken ſchönſtens empfehlend.

Weimar den 5. September 1831. Goethe.

---

*) Herr Hofrath Göttling hatte einen Antrag zur Annahme des Rectorats von Schulpforte erhalten.

**) die akademiſche Bibliothek zu Jena.

40. An den Herrn geheimen Hofrath Helbig hier.

Ew. Hochwohlgeboren erſehen aus der Beilage, was zu Gunſten der jungen Facius in dieſen Tagen eingeleitet worden. Wenn nun Dieſelben die Geneigtheit hätten, die noch gewünſchte Summe von 100 Thalern bei unſerm gnädigſten Herrn zur Sprache und zum günſtigen Entſchluſſe zu bringen, ſo würde das gute Kind auf Ein Jahr wieder gedeckt ſeyn, welches ihr zum großen Vortheil gereichen würde, da Herr Profeſſor Rauch anweſend ſeyn wird und ſich ihrer beſonders anzunehmen verſpricht.

In Bezug auf die Medaille, welche die junge Künſtlerinn fertigen ſoll, möcht' ich die Frage aufwerfen, wo ſich die Bildniſſe der höchſten Herrſchaften befinden, welche der treffliche Poſch bei ſeinem Hierſeyn boſſirt hat. Da mein Vorſchlag dahin gehen würde, unſres regierenden Fürſten Bildniß zum Avers zu nehmen, wovon das Weitere nächſtens.

Zugleich wünſche durch beikommende Porzellantafel mein und der guten Künſtlerinn Andenken bei Ew. Hochwohlgeboren anzufriſchen und zu erhalten.

Weimar den 23. Januar 1832. Goethe.

Geneigteſt zu gedenken.

Da Ihro Königl. Hoheit, unſer gnädigſter Herr, der jungen Künſtlerinn Angelica Facius die Erlaubniß gegeben, ſein Profil zu boſſiren, welches wohl gerathen zu ſeyn ſcheint, ſo wäre nunmehr an die Medaille zu denken, welche durch Herrn Rauch zur Sprache gebracht worden.

Man könnte vorerſt eine kleinere veranſtalten, wie die iſt, welche von dem ſeligen Herrn ausgeprägt worden und als Civil-Verdienſt-Medaille verliehen wird. Es würde dieſelbe zu gar manchen Zwecken dienlich ſeyn. Bei der Zeichenſchule z. B. ſind alle zu dem Zwecke für Prämien aufgebraucht und würde daher eine neue höchſt willkommen ſeyn.

So findet ſich auch mancher Fall, wo Serenissimus eine Artigkeit erzeigen wollen, ohne gerade den Orden zu ertheilen. Ließe man ſie in Gold ausprägen, ſo gäb' es, wie vordem, eine ſchickliche Zierde von Doſen, indem man, durch das Bild, einer Doſe einen höhern Werth verliehe, mancher andern Betrachtungen nicht zu gedenken.

Hier würde ich nun auch bloß zu dem Kopfe rathen, weil er doch immer von bedeutender Größe wird. Eine Achſelzierde, nach bekannter antiker Weiſe, würde auch gut kleiden.

Auf die Rückſeite würde ich das Großherzogliche Wappen wünſchen, mit der Königskrone und dem Fürſtenmantel. Die Inſchrift Carolus Fridericus, Magnus Dux Saxoniae, auf beide Seiten vertheilt, vielleicht mit der Jahrzahl, würde wohl ſchicklich gefunden. Allegoriſche Bezüge ſind immer ſchwer zu erdenken, eben ſo wie Sinnſprüche nicht leicht auf alle Fälle paſſen.

Hierüber erbiete ich mich mit Herrn Rauch zu conferiren, um eine Berechnung der Koſten, ſowohl der erforderlichen Materialien, als beſonders auch der Ausprägung zu erfahren und die Beſtellung ohne Bedenken machen zu können.

Geriethe dieſe, wie kein Zweifel, ſo könnte man zu ei-

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebethen habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich both einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S...mitnehmen ſollte. — Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſetzte die Baſe, daß Sie ſich nicht verlieben! — Wie ſo? ſagte ich. — Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein ner größern ſchreiten, welche freilich ſchon bedeutendere Koſten erfordert.

Vorläufig aber will ich noch Eins zur Sprache bringen.

Wenn auch nicht einträglich, ſo iſt es doch ſchicklich, ja nothwendig, daß der regierende Herr eine Anzahl Conventionsthaler ſchlagen laſſe und da würde ich dringend wünſchen, daß ſie mit Bildniß und Wappen geprägt würden und nicht ſo laconiſch-calviniſch, wie es in der Zwiſchenzeit geſchah. Neuerlich haben die Großherzoge von Baden und Darmſtadt, auch der Herzog von Coburg ihre Bildniſſe auf die Münzen prägen laſſen, ja der König von Preuſſen verſchmäht nicht, ſein Bildniß ſelbſt auf geringern Münzen zu ſehen; es iſt das höchſte Recht der Souveränetät, deſſen man ſich auf eine wunderliche Weiſe einzeln begeben hat.

Zugleich aber müßte man ſorgen, daß dieſe Münze auch als Kunſtwerk ſich dürfte ſehen laſſen, welches um ſo möglicher iſt, als die Phyſiognomie unſres Fürſten ſich höchſt vortheilhaft im Profil ausnimmt, wovon man ſich an dem kleinen Modell der jungen Facius überzeugen kann.

S. m.

Goethe.

41. An Herrn Profeſſor Rauch nach Berlin.

Heute iſt unſere gute Doris Zelter mit der kleinen Facius abgereiſt; ſie werden manches Freundliche von Weimar zu erzählen haben.

Nun ſey auch für Ew. Wohlgeboren liebwerthen Brief der treulichſte Dank geſagt und mit Freudigkeit verſichert, daß es mir, in mehr als einem Sinne, zu Beruhigung und

Troſt gereichte, Sie wieder in Berlin zu wiſſen. Ich lebe dort mehr, als ich ſagen kann und vergegenwärtige mir möglichſt das mannichfaltige Große, was für die Königsſtadt, für Preußen und für den ganzen Umfang der Kunſt und Technik, der Wiſſenſchaft und der Geſchäfts-Ordnung geleiſtet und gegründet wird.

Ihre Abweſenheit, während welcher ich Sie den beſtrebſamen Baiern und ihrem wohl- und edelgeſinnten König gern gönnen mochte, hat mir gar manche Angelegenheit verdüſtert, die mir wirklich am Herzen liegt.

Laſſen Sie nunmehr das geſchickte, wunderſame Mädchen Ihrer fernern anleitenden Gunſt genießen. Ich habe ihr auf das Ausführlichſte empfohlen, ſich an Ew. Wohlgeboren ausſchließlich zu halten und jeder Anordnung Folge zu leiſten. Wie ich denn Alles, was Sie in Ihrem Schreiben beſtimmen, für gut und nützlich halte, welches denn auch jetzt, wie künftighin zur Richtſchnur dienen mag.

Wegen der Medaillen war ich vollkommen Ihrer Meinung, weshalb ich denn auch einleitete, daß die Künſtlerinn unſern gnädigſten Herrn in Wachs boſſirte. Das iſt denn auch, wie Sie ſehen werden, ganz leidlich gerathen.

Indeſſen kam unſer guter Fürſt auf den Gedanken, ſie, wohlwollend, auf ſeine Weiſe zu beſchäftigen und das Bild durch ſie in Stein ſchneiden zu laſſen. Auch gab er zu dieſem Zweck einen, zwar ſehr dunkeln, aber doch ſehr ſchönen Carneol, der ſich noch von Gotha herſchreibt.

Hierdurch veranlaßt, hat das gute Kind den metallenen Apparat ihrer Maſchine ſchon eingepackt, der Vater wird ihn nachſenden, das hölzerne Geſtell wird in Berlin zu fertigen ſeyn.

Nun aber iſt meine Sorge, dieſes Zwiſchengeſchäft möchte jenen Plan ſtören, indem, ſtatt der projectirten Medaille, dieſes Intaglio eintreten würde.

Da aber auf alle Fälle einige Zeit verfließen wird, bis die Maſchine ankommt, bis Geſtell und ſonſtiges Zugehörige fertig iſt und das Techniſche vorgenommen werden kann; ſo würde ich rathen, ſie verführen gleich nach jenem Vorſchlag und ließen eine Medaille in Arbeit nehmen.

Indeſſen wäre das Andere zu überlegen und Sie würden mir Ihre Gedanken darüber gefällig anzeigen.

Findet ſich denn ein Steinſchneider daſelbſt, den man um einige Theilnahme anſprechen könnte? und wie wäre es wegen der Localität zu halten, wo eine dergleichen zarte Arbeit ungeſtört unternommen werden könnte? Alles dieſes werden Sie mit einem Blick überſehen und, wie geſagt, die Einleitung treffen, daß die Zeit nützlich angewendet würde.

Was die Medaille betrifft, würde ich vorerſt für eine kleinere ſtimmen, etwa von der beigezeichneten Größe und nur Kopf und Hals, mit Andeutung einer antiken Schulter-Verzierung. Die Rückſeite würde ſich beſprechen laſſen.

So viel für dießmal! Ihre geneigte Einwirkung fürs Nächſte und Fernere dankbarlichſt anerkennend.

Den trefflichen Männern, die mit ihnen zu verwandten Zwecken hinarbeiten, bitte mich beſtens zu empfehlen. Herrn

Beuth habe ich neulich ein Anliegen*) eröffnet, das ſich ſo nah an Ihre Kunſt anſchließt, daß Ihre Mitwirkung unentbehrlich iſt. Intereſſirte ſich mit Ihnen Herr **Tieck** dafür und fände auch Herr **Beuth** die Sache von Bedeutung und möchte ſie, wie ich, als eine Weltangelegenheit anſehen, ſo wäre Alles gewonnen. So viel darf man ſich ſagen: es geſchehe viel oder wenig darin, ſo iſt immer etwas Heilſames und Folgereiches gethan. Ich habe die Wichtigkeit des Unternehmens nach Gefühl und Ueberzeugung dargeſtellt und ſo darf ich wohl hoffen, daß ſich irgendwo ein gleiches Intereſſe hervorthun werde; ich mag mich aber umſehen, wo ich will, außer Berlin ſcheint mir das Gelingen unmöglich, denn da iſt Alles beiſammen, was nöthig wäre und es käme nur darauf an, daß es lebendig zuſammen wirkte.

Verſchweigen kann ich jedoch nicht, daß ich mir manchmal ſelbſt hiebei wunderlich vorkomme, denn ich finde mich, faſt zum erſten Male, auf propagandiſtiſchem Wege. Sonſt ſtellte ich meine Ueberzeugung hin und ließ ſie gewähren, dießmal möcht' ich ſie lebendig durchgeführt ſehen. Es ſcheint, das Alter wird ungeduldig, wo die Jugend langmüthig war.

Unſer wackerer **Coudray** empfiehlt ſich mit mir allen dort werthen Thätigen und ſo auch Herrn **Schinkel**. Da wir die architectoniſchen Werke in ihrer impoſanten Größe nicht beſchauen können, ſo halten wir uns an bildliche Darſtellungen und an das, was durch das Wort zu überliefern iſt. Auch bewundern wir jetzt die Anordnung wegen des

---

*) S. Goethe's Werke, Taſchen-Ausgabe Bd. 44. S. 60 ff.

Baufachs und darin die Ueberſicht der Forderungen, ſo wie die Strenge der Bedingungen, denen ſich die Anzuſtellenden zu unterwerfen haben. Bei einer ſo weit greifenden Anſtalt iſt es freilich höchſt nöthig, alle Anmaßung und Pfuſcherei möglichſt zu entfernen.

Hier aber muß ich ſchließen, mich zu freundlichem, wohlwollendem Andenken beſtens empfehlend, weil ich ſchon befürchten muß, unſere Frauenzimmer möchten dieſem Spätling vorgeeilt ſeyn.

Weimar den 20. Februar 1832. Goethe.

42. Gutachtliche Niederſchreibung, das Schillerſche Gartenhaus zu Jena betreffend.

Schiller baute in die linke Ecke ſeines Gartens ein kleines Häuschen, wo zu einem einzigen Zimmer im erſten Stock eine freiſtehende Treppe führte. Dieſe iſt, ſo wie die allzutief liegenden untern Schwellen verfault. Dieſe wäre höher neu einzuziehen, die Treppe in das Gebäude zu verlegen und das Ganze ſo herzuſtellen, daß man zu dem obern Zimmer gelangen und Fremde dahin führen könnte.

Dieſe wallfahrten häufig hierher und meine Anſicht iſt, den hergeſtellten Raum nicht leer zu laſſen, ſondern des trefflichen Freundes Büſte daſelbſt aufzuſtellen, an den Wänden in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt ſeiner eignen Handſchrift, nicht weniger eine calligraphiſche Tafel, meinen Epilog zur Glocke enthaltend.

Hierzu wünſchte ich nun einen Stuhl, einen kleinen

Tiſch, deſſen er ſich bediente, vielleicht Tintenfaß, Feder, oder irgend eine andere Reliquie.

Alles ſollte, ſo viel es der Raum geſtattet, anſtändig und zierlich aufgeſtellt werden, den Wunſch Einheimiſcher und Fremder zu erfüllen und dieſe Freundespflicht gegen ihn zu beobachten.

Nachrichtlich

Jena den 24. März 1817. Goethe.

Die Ausführung fand Hinderniſſe, die Goethe nicht zu beſeitigen vermochte.

43. Die Abtragung des Löberthors zu Jena betreffend.

Es iſt ein alter Wunſch, daß ſowohl der äußere, als innere Thurm des Löberthors abgetragen und der Graben ausgefüllt werden möge, wodurch außerhalb ein ſchöner Platz, nach innen aber eine freiere Communication mit der Stadt gewonnen würde. Dadurch wären gar manche Vortheile erreicht, ja man kann ſich von der Nothwendigkeit dieſer Einrichtung an jedem Markttage überzeugen; dort halten die Wagen der Holzverkäufer, ſowohl des Brennholzes, als der Bretter und Pfähle, welche ſich einander Platz und Weg verſperren. Kommt aber nun noch, wie im letzten Jahre, ein lebhafter Fruchtmarkt hinzu, ſo iſt keine Policei im Stande, Verwirrungen und daraus entſtehendes Unheil zu verhindern.

Betrachtet man nun die enge Paſſage, welche durch das Nutzholz eines dort wohnenden Wagners noch mehr verengt wird, ſo ſieht man, wie bald bei irgend einem Unglücksfall selbige versperrt und der Weg aus der Stadt und in der Vorſtadt nach den Teichen gehindert werden könne.

Allem dieſen wird abgeholfen, wenn das äußere Thor abgetragen, ein kürzerer Canal geführt und der Graben ausgefüllt wird. Will man alsdann auch an den innern Thurm gehen, ſo iſt Herr Hofrath S. deſſen Haus ein Eckhaus würde, gar wohl zufrieden, den dadurch nöthig werdenden Bau zu übernehmen.

~~Maurermeiſter J. verſichert~~, das Ganze müſſe ohne Koſten geleiſtet werden können, indem die gewonnenen Materialien den Arbeitslohn übertrügen. Dieſer Gegenſtand iſt alſo wohl von der Art, daß er vorerſt eine genauere Erörterung verdiente, deren ſich die Behörden mit weniger Bemühung allenfalls unterziehen könnten.

Eine neue Anregung hierzu gibt die gnädigſt befohlene Berappung des Bibliotheks- und Carcer-Gebäudes. Würde nun das Löberthor abgetragen und dort Alles in reinlichen Stand geſetzt, ſo hätte man die ganze Reihe von dem Thurm der Anatomie bis an das Sſche Haus in einem Zuſtande, wie es einer Reſidenz- und Univerſitäts-Stadt allenfalls geziemt und es gäbe vielleicht Anlaß, daß die übrigen Außenſeiten nach und nach dieſem aufgeſtellten Muſter wünſchenswerth ähnlich würden.

Weimar den 13. Juli 1818. Goethe.

44. Durchlauchtigſter ꝛc.

Ew. Königl. Hoheit haben durch ein gnädigſtes Reſcript vom 28ſten October vor. J. unterzeichneter Behörde anzubefehlen geruht, ſich über die Angelegenheit des der Baukunſt und Mechanik befliſſenen Carl Georg Kirchner gutachtlich vernehmen zu laſſen.

Ob wir nun ſchon uns nicht zutrauen dürfen, die eigentlichen Fächer, worin dieſer junge Mann ſich beſchäftigt, aus dem Grunde zu beurtheilen, ſo finden wir uns doch in dem Falle, Theils über die Intention, in welcher dieſes Geſchäft begonnen worden, Theils über den bisherigen Gang deſſelben, nach dem Zeugniß der anbei ſchuldigſt zurückkehrenden Acten, einige dienſame Betrachtungen anzuſtellen, welche, in beigelegtem unterthänigſten Promemoria zuſammen gefaßt, wir Höchſtdero einſichtiger Beurtheilung und gnädigſtem Entſchluſſe anheim zu geben, für Schuldigkeit erachten.

Gnädigſt und geneigteſt zu gedenken.

Unſer Höchſtſeliger, in Gott ruhender Herr, hatte während ſeiner langen Regierungsjahre, dann aber bei einem ſpätern Aufenthalt in England und Frankreich, ſich genugſam zu überzeugen gehabt: wie die Technik in Ihro Landen, ungeachtet manches im Einzelnen ſich hervorthuenden Talents, noch gar ſehr zurück ſey; genannte Nationen hingegen uns durch wohl angewendete Zeit und Thätigkeit höchſt überlegen geworden.

Nun war es Höchſtdeſſelben großartige Geſinnung, daß Er niemals einen Mangel ſpüren konnte, ohne den Wunſch zu fühlen, demſelben möglichſt abzuhelfen, wobei Er zu der Ueberzeugung gelangte, daß man an Ort und Stelle ſich begeben müſſe, wo das Geſuchte zu finden und das Gewünſchte vorhanden ſey, daß man ſich in Gegenwart danach umthun und ſich durch unmittelbares Anſchauen und Theilnehmen, Kenntniß von einer vollkommenen Ausführung verſchaffen und ſich dadurch ſelbſt zu höherer Fertigkeit erheben ſolle.

In manchen Fächern war dieß ſchon früher gelungen, wovon ich nur das chemiſche in älterer Zeit und das botaniſche in der neuern anführen möchte. Die große Einwirkung des Techniſchen ward nunmehr auch ſein Augenmerk, weshalb er denn auch den, von früh an, noch vom Vater her, Talent und Neigung für Mathematik und deren Anwendung beweiſenden Carl Georg Kirchner auserſah, denſelben in München und Berlin ſtudiren und nach ſeiner Rückkunft von den Jenaiſchen Profeſſoren Wahl und Döbereiner in Mathematik, Phyſik und Chemie prüfen ließ.

Wie er hier ſowohl, als bei der fernerhin angeſtellten Prüfung beſtanden, darüber gibt der von der Oberbaubehörde im gnädigſten Reſcript mitgetheilte Bericht und die beigefügten Acten das beſte Zeugniß; ja man dürfte beinahe ſagen, daß die Anforderungen an den zu Prüfenden dabei auf das Höchſte geſteigert werden.

Daß dieſer junge Mann ſich nun bisher vorzüglichſt erwieſen, darüber kann wohl kein Zweifel ſeyn; wie er denn in dem Staatsdienſte unmittelbar angeſtellt zu werden, nach Allem, was bisher für ihn geſchehen, gar wohl beſcheidentlich erwarten konnen dürfte. Nur entſteht die Frage: ob man ſeine Ausbildung noch fernerhin begünſtigen und ihm das Ausland zu beſuchen behülflich ſeyn wolle?

Daß dieſes die Intention unſres Höchſtſeligen Herrn geweſen, liegt wohl außer Zweifel und es möchte wünſchenswerth ſeyn, Deſſen hohen An- und Abſichten auch hierinnen nachzugehen und Deſſen Vorſätze weiter fortzuführen; denn zuvörderſt bleibt es höchſt räthlich, einen Mann im Lande zu beſitzen, welcher von den großen Unternehmungen und Fortſchritten des Auslandes unterrichtet ſey; auch nur in der Hinſicht, daß er manches Project, manchen Antrag, woran es, wie bisher, ſo auch in der Folgezeit, nicht fehlen, und dergleichen gar oft durch fremde, ſchwer zu beurtheilende Männer in Anregung gebracht werden wird, überſehen und beurtheilen könne, indem der Wunſch auch fremdes Neues dem Vaterlande zuzueignen, zwar höchſt löblich, aber auch voller Gefahr iſt. Wollte man dieſes aber auch nicht ſo hoch anſchlagen, ſo werden uns folgende näher liegende Betrachtungen nicht entgehen können.

Der Gedanke und Vorſchlag, ſo vielen, auf allgemeine Ausbildung ſich beziehenden Inſtituten auch noch eine Gewerkſchule anzufügen, kommt von Zeit zu Zeit als Angelegenheit höherer Behörden und einzelner beſtrebſamer Männer, wie noch ganz neuerlich wieder, in Erinnerung; auch wird bei näherer Ueberlegung dieſer wichtigen Sache immer deutlicher, daß dieſer vorliegende Zweck um ſo vollkommener würde erreicht werden, wenn ein anzuſtellender Lehrer an gedachter Schule zugleich Technolog und Maſchinen-Baumeiſter wäre. Für eine ſolche Stelle dürfte man den genannten Kirchner als geeignet halten, wenn derſelbe

Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war ſehr ſchwühl, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfieng, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bath uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reitzendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weiſes Kleid, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt, anhatte. — Sie hielt ein ſchwarzes Brot, und ſchnitt ihren Kleinen rings herum, jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, die vorhabende Reiſe nach Frankreich zu ſeiner Ausbildung benutzt, beſonders auch zu ſeinen bisherigen Studien, das der bürgerlichen Baukunſt hinzufügt, damit derſelbe, durch vielſeitige Wirkſamkeit und Nützlichkeit, künftig hier ein anſtändiges Auskommen erlangen und mit der Lehrerſtelle an der Gewerkſchule, wenn auch nicht der Dienſt eines ausführenden Großherzogl. Baumeiſters, doch mit einwirkender Beſchäftigung, bei Großherzogl. Oberbaubehörde verbunden werden könnte.

Wollte man nun im gegenwärtigen Zeitpuncte, wo die Einrichtung einer Gewerkſchule abermals lebhaft angeregt wird, ſich auch mit derſelben ernſthaft beſchäftigen, ſo iſt doch vorauszuſehen, daß unter einem Jahr eine gründliche Einrichtung derſelben nicht zu Stande kommen würde, wie es denn überhaupt vortheilhafter ſeyn möchte, mit dem Frühjahr ein ſolches Inſtitut zu eröffnen. Auf ſolche Weiſe könnte Kirchner gerade dieſe Zeit zu einer Reiſe nach Frankreich und durch die Niederlande anwenden und alsdann, wo man ſeiner eigentlich bedürfte, in höherem Grade ausgebildet, wieder zurückkehren.

Auch iſt bedacht worden, welche Städte Kirchner zu beſuchen habe, und was er dort hauptſächlich beachten ſoll. Die Perſonen ſind verzeichnet, an welche ihm Empfehlungsſchreiben mitgegeben werden könnten. Wie ich denn alles Vorſtehende mit Oberbaudirector Coudray beſprochen, der ſowohl überhaupt von dieſer Angelegenheit unterrichtet, als auch auf einer vor wenigen Jahren vorgenommenen Kunſtreiſe mit den vorwaltenden Umſtänden durchaus bekannt iſt;

welches Alles, ſobald die Reiſe vor ſich ginge, im Einzelnen umſtändlich vorgelegt werden kann.

Die Frage entſteht alſo, ob J. Königl. Hoheit gnädigſt beſchließen, daß **Kirchner** zu Oſtern dieſe Reiſe antreten und ſich auf ein Jahr gnädigſter Unterſtützung getröſten dürfe; es würden dazu etwa Sechshundert Thaler erforderlich ſeyn, wozu J. Kaiſerl. Hoheit, die regierende Frau Großherzoginn, alles Nützliche zu fördern geneigt, ſchon 150 Thaler beſtimmt und zur oberaufſichtlichen Caſſe haben zahlen laſſen. Da ſich nun bei dieſem, mit Kunſt und Wiſſenſchaft ſo nahe verwandten Geſchäft auch gar wohl ziemen will, aus genannter Caſſe einigen Beitrag zu leiſten, ſo würde man gleichfalls 150 Thaler für dieſes Jahr beitragen und auf die Reſerve-Caſſe gar wohl übernehmen können. Sollte es alsdann gefällig ſeyn, das Uebrige zuzuſchießen, ſo wird eine ſchon gegenwärtig bedeutende, bisher ernſtlich durchgeführte Angelegenheit gefördert und deren Wirkſamkeit auf die Zukunft eingeleitet werden.

Weimar im Februar 1829. **Goethe.**

45. An das Großherzogliche Oberconſiſtorium zu Weimar.

Die von dem Großherzoglichen Oberconſiſtorium an uns erlaſſene Anfrage wegen eines in den Stadt- und Landſchulen einzuführenden Zeichnungs-Unterrichts haben wir vor allen Dingen, nebſt den beigefügten Acten, dem Director hieſiger freien Zeichenſchule, Herrn Hofrath **Meyer**, mitgetheilt und hat ſich derſelbe, wie die Beilage beſagt, hierüber vernehmen laſſen.

Nun ſinden wir, nach dieſem erſtatteten Gutachten und da auch ſchon in den gemeldeten Acten die Angelegenheit hinreichend durchgearbeitet worden, kein Bedenken, dem Entſchluſſe beizutreten, man ſolle in den Unterclaſſen einiger Stadtſchulen nach dem Nſchen Antrage eine dergleichen Einführung vorerſt verſuchen.

Wir haben jedoch dabei zu wünſchen, daß aufs Genaueſte beachtet werde, ob nicht eine ſolche Einleitung mehr zur Unruhe und Zerſtreuung, als zur Sammlung und wahren Bildung gereichen werde? Wir beziehen uns deshalb auf dasjenige, was fol. 17. Hr. ꝛc. N. über die Gefahr der Polypragmoſyne höchſt einſichtig bemerkt, welche gerade in dieſem Falle zu befürchten iſt, da ein wichtiges Lehrgeſchäft, wozu die ganze Aufmerkſamkeit derjenigen, die ſolches betreiben, und gewiſſermaßen eine Abſonderung von allem Uebrigen gehört, hier als Nebenſache, gleichſam nur als Behelf und ohne einen eigentlichen Meiſter betrieben werden ſoll.

Alles dieſes wird durch die Erfahrung ſich am beſten bethätigen, deshalb denn, beſonders bei dem Eifer des Herrn ꝛc. G. für die Sache, ein anzuſtellender Verſuch nicht abzurathen ſcheint.

Mit Rückſendung der bezüglichen Acten von unſrer Seite alle Mitwirkung zuſichernd.

Weimar den 3. December 1828.

Großherzogl. Sächſ. Oberaufſicht ꝛc.
Goethe.

46. Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Großherzoginn-Großfürſtinn.

Ew. Kaiſerl. Hoheit vergönnen, nach ſchuldigſter Rückſendung der gnädigſt mitgetheilten Acten, folgende Bemerkung.

Es geht nämlich aus denſelben deutlich hervor, daß man ſich über das zu unternehmende Geſchäft noch nicht genugſam aufgeklärt und über die Art, wie und zu welchem Zweck die fragliche Anſtalt einzurichten ſey, ſich noch nicht vereinigt habe.

Dieſe Angelegenheit nun einigermaßen einzuleiten, habe ich umſtehend eine tabellariſche Anſicht verſucht, woraus die Differenz leichter zu erſehen iſt, indem die verſchiedenen Forderungen, Einrichtungen und Beſchränkungen abgeſondert neben einander geſtellt ſind.

Weimar 10. April 1829. Unterthänigſt
Goethe.

Bürgerſchule.

Dieſe iſt in dem neuen Schulgebäude vollkommen zu Stande; ihre Einrichtung iſt bekannt und bedarf daher gegenwärtig keiner weitern Ausführung. Sie hat an Herrn M. Schweitzer einen tüchtigen Director, iſt dem Stadtrath untergeordnet; die Oberaufſicht führt das Oberconſiſtorium. Sie ſteht und beſteht ganz für ſich und wird hier als das Fundament der folgenden Anſtalten aufgeführt und betrachtet.

Techniſche Schule.

Hier wird Alles vorausgeſetzt, was man von der vorhergehenden Vorbereitungsſchule erwarten kann; Leſen, Schreiben, Rechnen. Ohne dieſe Kenntniſſe und Eigenſchaften könnte Niemand eintreten, denn man müßte unaufhaltſam auf Beförderung einer vollkommnern Technik losgehen.

Höheres gewandteres Rechnen, Geometrie in ihren Elementen und Darſtellungen hierdurch ſich nöthig machender Zeichnungen, erſt im Allgemeinen, ſodann was ſich auf jedes Handwerk im Beſondern bezieht.

Bei näherer Betrachtung erſieht man nun, daß die am Bauen theilnehmenden Gewerke hier vorzüglichen Theil haben, deren jedoch ſehr viele ſind, Maurer, Zimmerleute, Tiſchler, Mechaniker überhaupt, Tüncher, Schlöſſer, Tapezierer, wozu man noch ſo manche vorbereitende und nachhelfende Handwerker heranziehen kann. Hieraus ergibt ſich, daß der Oberbaubehörde dieſe Claſſe untergeben werden müßte. Denn in erſter und letzter Inſtanz ſind bei ihr die Prüfungen vorzunehmen, ihre Mitglieder können mit Lehre und Anweiſung darinnen wirken, ſie ſteht mit den übrigen Behörden in genauer Verbindung und kann daher gar leicht in jedem Falle durch Mittheilungen, Berathungen und Auskunft das Vorkommende vermitteln.

Sonntags-Nachhülfs-Vorbereitungs-Schule.

Wird eingerichtet zu Gunſten der jüngern Handwerker, welche die in dieſer Schule mitgetheilten Lehrgegenſtände zu nutzen durch Arbeitsverpflichtungen in der Woche gehindert werden. In dieſem Sinne würde ſie eine Sonntagsſchule zu nennen ſeyn.

Hier nun wäre zu überlegen, was man in dieſer Schule auch noch als Vorbereitung zu einer künftigen höhern Technik lehren und überliefern wolle, in welchem Sinne ſie eine Nachhülfs- und Vorbereitungsſchule genannt zu werden verdiente.

Sie würde, da man das Local der Bürgerſchule hiezu ſchon vorläufig angedeutet hat, auch der würdige Director derſelben, unter Anleitung eines löblichen Stadtraths, ſich einer ſolchen Anſtalt ſchon geneigt erwies, allerdings unter den Anordnungen des Letztern ſtehen, auch immer als angeſchloſſen an die Bürgerſchule zu betrachten ſeyn.

Aus dieſer Schule würden, nach vorausgegangenem Examen, Lehrlinge in die folgende aufgenommen.

Freie Zeichenſchule.

In derſelben wird ſeit langen Jahren gelehrt: freie Zeichnung nach menſchlicher und thieriſcher Geſtalt, nicht weniger Landſchaften und Blumen, auch kunſtreiche Zierrathen und Gefäße. Ferner Anfangsgründe der Baukunſt, wozu man noch Anleitung zum Modelliren gar wohl hinzufügen könnte.

Dieſe Schule beſteht ſchon längſt verbunden mit den übrigen unmittelbaren Anſtalten unter Oberaufſicht des Unterzeichneten. Sie würde vorerſt den ſämmtlichen Schülern vorgemeldeter Schulbezirke unter herkömmlichen Bedingungen und nach Maaßgabe des Raumes, wie allen andern offen ſtehen. Hätten ſich jedoch die vorſtehenden Anſtalten ſämmtlich erſt gegründet und eingerichtet, ſo würde man denen dabei noch übrig bleibenden Bedürfniſſen gern entgegen kommen und auf eine, ſchon zum Voraus überlegte Weiſe, das allgemein anerkannte Gute zu fördern trachten.

17. An ein hohes Staatsminiſterium.

Hochwohlgeborne,
Hochgeehrte Herren,

Ew. Excellenzien geneigtes Circular, welches mich auffordert, zugleich mit denen mir Untergebenen bei dem erwünſchten und höchſt würdigen Feſte*) ſchuldigſt zu erſcheinen, verſetzt mich, ob ich gleich ſchon ſeit langer Zeit an manche Entbehrungen gewöhnt bin, in eine wahre Trauer; denn wie hätte es mir wünſchenswerth erſcheinen müſſen, in ſo ſpäter Zeit mich öffentlich als einen treuen und anhänglich Gewidmeten der proteſtantiſchen Kirche zu beweiſen und darzuſtellen.

Nun aber, da neuerlichſt meine Geſundheits-Zuſtände bedroht werden und ich auf jenes Glück Verzicht zu leiſten habe, gedenke ich meiner Untergebenen, welche, mir zunächſt, einen ehrenvollen Schritt allerdings hätten zu hoffen gehabt.

Bei mannichfaltiger Ueberlegung dieſer Umſtände will mir ſchicklich däuchten, Ew. Excellenzien um die Gunſt zu erſuchen: es möge gefällig ſeyn, gedachte mir anvertraute, werthe Perſonen ſich an die Hochdenenſelben untergebenen Glieder der Staatscanzlei anzuſchließen. Weshalb ich das Beſondre zu beſtimmen nicht vermag, vielmehr es einſichtiger Entſcheidung vertrauensvoll überlaſſe.

---

*) Gedächtnißfeier der Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion.

Die ſämmtlichen, hiernächſt verzeichneten Perſonen ſind befehligt, auf Großherzoglicher Bibliothek ſich vor der beſtimmten Stunde zu verſammeln und werden daſelbſt die fernere Anordnung ſchuldigſt erwarten. Wie denn von dem Entſchluſſe deshalb einige Nachricht zu erhalten, mich in jedem Sinne beruhigen würde.

Weimar den 26. Juni 1830. **Goethe.**

48. Unterthänigſter Vortrag.

Ew. Königl. Hoheit ſind ſchon von jungen Kunſt-Aſpiranten angegangen worden, in Hoffnung, von Höchſtdenenſelben unterſtützt zu werden; es wird ſich dieſes noch öfters wiederholen und ich halte daher für Schuldigkeit, etwas im Allgemeinen hierüber zu ſagen.

Meiner Ueberzeugung nach ſollte man nur Solche begünſtigen, welche den hier unter dem Director, Hofrath Meyer, zu gewinnenden gründlichen Unterricht ernſtlich benutzt und nicht, wie in der neuern Zeit ſo oft geſchieht, ſich auf eine ſelbſtgefällige Weiſe herumgetrieben und es in mehrern Jahren doch nicht ſo weit gebracht, daß ſie Liebhaber anzulocken und ſich ihren Unterhalt zu verſchaffen wüßten. Will man aber, wie billig und löblich iſt, auf eine mäßige und gehörige Weiſe Künſtler unterſtützen, ſo ſeyen es diejenigen von den unſrigen, für welche ſchon ſo viel geſchehen, daß es gleichſam nur eine Nachhülfe braucht, um ſie in ein wünſchenswerthes Künſtlerleben einzuleiten. —

(Folgt die Empfehlung eines jungen Künſtlers zu fortgeſezter Unterſtüzung und zugleich das Anerbieten eines Beitrags aus der Caſſe der Oberaufſicht und ſchließt:)

Wobei ich übrigens an aufmerkſamer Leitung es nicht würde fehlen laſſen, denn da das vorhin Zugeſtandene aufhört, ~~ſo erhält~~ man ein neues Recht, nach ſeinem Studiengange ſich umzuthun.

Der Verein mit den Dresdner Kunſtfreunden hat unſern Künſtlern für die Folge ein hübſches Feld eröffnet und es käme jetzt nur darauf an, in wiefern man ſie noch ſo weit zu fördern wüßte, daß ſie ſolcher Vortheile zu ihrer Subſiſtenz wirklich genießen könnten.

Ohne Datum. Goethe.

49. Schema zum unterthänigſten Berichte die Alterthümer betreffend.

Geneigtheit Serenissimi zu dieſem Geſchäft.
Sogleich zum Verſuch geſchritten.
Unterſuchung.
Abholung.
Aufſtellung, interimiſtiſche.
Werth derſelben.
Gelegenheit zur Reſtauration.
Schnitzkünſtler.

Keine Locale zum Unterbringen.

Gartenhaus.

Archiv.

Wandbogen.

Schickliche Aufſtellung.

Täglich in Augenſchein zu nehmen.

Die Sache ruht.

Indeſſen hat man ſich mit allen Erforderniſſen näher bekannt gemacht, was verlangt wird, wenn dieß Geſchäft ins Weitere und Allgemeine gehen ſollte.

1) Abſendung unterrichteter Perſonen.
2) Bericht derſelben.
3) Entſchluß darüber.
4) Wegnahme der würdig befundenen Bilder, es ſey Schnitzwerk oder Gemälde.
5) Sorgfältiger Transport derſelben.
6) Interims-Aufſtellung, wo ſie ſogleich reſtaurirt werden könnten.
7) Reſtauratoren ſowohl für Schnitzwerk als Malerei.
8) Direction des Ganzen.
9) Ueberſicht der Schwierigkeiten, die bei den Hauptpuncten eintreten.
10) Nicht herauszuſetzen, als aufgefordert.
11) Ueberſchlag, daß ohne Geld- und Zeitaufwand nichts erreicht werden könne.
12) Werth und Würde dieſer Arbeiten.
13) Weder für Kunſt, noch für Geſchichte viel zu gewinnen.

und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrote vergnügt, entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Character gelaſſen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. — Ich bitte um Vergebung, ſagte ſie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerley Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperbrot zu geben, und ſie wollen von niemanden Brot geſchnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erhohlen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuhe und Fächer zu hohlen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thür heraus kam und ſagte; Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Roßnäſchens, herzlich zu küſſen. — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte,

14) Kurz vor der Reformation, zu Ende des 15ten und Anfang des 16ten Jahrhunderts mag eine Gilde von Bildſchnitzern und Malern ſich auch über Thüringen verbreitet haben.

15) Welche nach alter Ueberlieferung und vorliegenden Muſtern die Bilder der Gottheit und Heiligen entweder einzeln für ſich beſtehend, oder in Handlung und Begebenheiten legendenmäßig übereinſtimmend darſtellen.

16) Wohl auch Portraite mit beibrachten, welche zuſammen eine gewiſſe Naivität auf den Beſchauer ausüben.

17) Was jedoch gar bald bemerklich wird, iſt eine gewiſſe Monotonie, welche gar bald ermüdet und welche erſt recht hervortreten würde, wenn alle die Dinge in *einem* Raum beiſammen wären.

18) Hiervon hat man ſich durch den Augenſchein überzeugt und glaubt nicht, daß dieſem Geſchäfte weiterer Fortgang zu wünſchen ſey.

19) Man legt daher die Schwierigkeiten vor, welche bei obigen Puncten eintreten möchten.

Ohne Datum.

Druck und Papier von Friedrich Frommann in Jena.

Mittheilungen
über
Göthe und Schiller
in Briefen

von

Heinrich Voſs.

Herausgegeben
von
Abraham Voſs.

Heidelberg,
bei C. F. Winter, Univerſitätsbuchhändler.
1834.

An Heinrich Chriſtian Boie.

Jena, 25. Februar 1807.

Sie mögen wohl recht erwartungsvoll ſeyn, liebſter Onkel, auf den Fortgang unſerer jetzigen Verhandlungen, nach dem letzten Briefe meiner Mutter. Sie ſollen auch mit aller Umſtändlichkeit befriedigt werden.

Ich bin 9 Tage in Weimar geweſen, habe mich allenthalben, wo es nöthig war, producirt, und habe Beifall gefunden. Noch während meiner Anweſenheit in W. iſt ein Brief an meinen Vater *) abgegangen, wodurch ich zum Profeſſor des Weimariſchen Gymnaſiums bei angemeſſenem Gehalte ernannt bin. Alles iſt angenommen, und wir ſehen nur einem umſtändlichen Berichte vom dortigen Schulweſen entgegen; worauf ich dann, wahrſcheinlich

---

*) Welcher damals in Jena lebte.

4 Wochen nach Oſtern, meine neue Stelle antrete. Da ich gehöriges Selbſtvertrauen in meine Kräfte beſitze, da ich in ganz Weimar kaum Eine Stimme gegen mich habe, und Alle mir mit freundlicher Liebe entgegenkommen — ſo ſehe ich ohne Scheu in die Zukunft, und denke nur an alle Vortheile zu meiner eigenen weitern Ausbildung, die ſich mir darbieten. Was die Nähe meiner Eltern mir ſein wird, und der Umgang mit Männern wie Göthe und Schiller, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Ich fühle zu ſehr, daß ich noch Aufmunterung bedarf, um immer weiter zu ſchreiten; und welche Lage könnte für mich günſtiger ſein, meine Ausbildung, zum Menſchen und Gelehrten, zu fördern?

Nun von meiner Reiſe. Daß ich ein wenig ſchwül in Weimar einfuhr, kann ich nicht läugnen; wol wenige ſtellen ſich mit ganz kecker Stirn der Prüfung ſo ſcharfſinniger Männer, wie Göthe, entgegen. Ich war aber gleich ganz guter Dinge, als ich, nach einem ſehr herzlichen Empfange, mich einige Minuten auf Göthe's warmem und behaglichem Zimmer von der kalten und ſtürmiſchen Reiſe erholt hatte. Wir kamen unvermerkt in das erſte Geſpräch über Schulunterricht hinein, das denn über eine Stunde dauerte, bis wir zu Tiſche gerufen wurden. Des

Nachmittags iſt Göthe ſelten zu ſprechen, er bleibt bis zum Abendeſſen in ſeinem Zimmer und arbeitet. Aber jeden der folgenden Tage wurde ich um 10 oder 11 zu ihm gerufen, und blieb dann bei ihm, je nachdem er Zeit hatte, ein oder zwei Stunden; manchmal fuhr ich auch mit ihm vor dem Mittagseſſen ſpazieren. So kann ich wol ſagen, daß ich einen Theil des Tages ernſthaft, den andern luſtig zugebracht habe. Des Nachmittags machte ich Beſuche, oder ging ins Schauſpiel; des Morgens arbeitete ich oder las, wenn mir Göthe etwas intereſſantes mittheilte, oder überdachte ſeine geiſtvollen und lehrreichen Geſpräche.

Wie habe ich Göthe jetzt lieb gewonnen, gegen den ich lange ſchon die unbedingteſte Achtung hegte! Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht ſchwer, ſo viel Zutrauen zu ihm zu faſſen, und den Muth in ſeiner Gegenwart zu behaupten; was er ſo gerne an jungen Leuten wahrzunehmen ſcheint. Wir haben viel über mythologiſche und geographiſche Gegenſtände geſprochen. Göthe intereſſirt ſich ſo ſehr dafür, daß er mich ſchon am zweiten Tage bat, die mythologiſchen Briefe meines Vaters kommen zu laſſen, die er denn auch noch während meiner Anweſenheit ganz durchgeleſen hat. Ein Geſpräch von ihm, an einem der erſten Abende, auf Veranlaſſung einer von mir überſetzten horaziſchen Epiſtel (I, 6), die ich vorleſen mußte, vergeſſe ich nicht, ſo lange ich lebe. Er ſprach über den platoniſchen Ausſpruch, daß die Verwunderung die Mutter alles Schönen und Guten ſei. „Der iſt ein Tölpel“, ſagte er, „den die ewigen Naturgeſetze in großen oder kleinen Maſſen nicht in Staunen ſetzen, und ſo ſeiner Seele einen Aufſchwung geben, ihnen nachzuforſchen und auf den innerſten Grund zu dringen. Aber — der wahre Weiſe und der wahre Menſch höret auf mit dem Nicht-Bewundern.“ Und ſo kam er auf den „edlen Horaz“ zurück. Dies war der Inhalt eines langen Geſprächs, das er mit der größten Klarheit, Begeiſterung und Ruhe durchführte. Ich weiß nicht, ob er uns (mich und Riemer, den Hofmeiſter ſeines Sohnes) hat in Verwunderung ſetzen wollen, und glaube es nicht; aber daß er's that, iſt ſicher. Wir ſaßen als Stumme gegen einander gekehrt, als Göthe uns verlaſſen hatte. Ich konnte noch lange nicht zu Bette gehen, weil mein Blut in große Wallung gerathen war; aber es war mir auch ſehr wohlthätig, jenes Geſpräch noch im Stillen für mich zu überdenken.

glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? — O, ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte drunter ſeyn ſollten. — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen; wir haben doch dich lieber — Die zwey älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprechen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſetzt, die Frauenzimmer ſich bewillkommet, wechſelsweiſe über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen ließ, die noch einmahl ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlich-

Äußerſt merkwürdig und angenehm iſt es, Göthe in ſeinen Sonntagsgeſellſchaften als Präceptor im Vorleſen und Deklamiren zu ſehen. Da ſitzt die ganze Geſellſchaft um einen langen Tiſch (Göthe in der Mitte) und lieſt abwechſelnd. Es traf ſich, daß beide Mal, als ich zugegen war, aus der Luiſe geleſen wurde. An Göthe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefſten Gefühle las. Aber ſeine Stimme ward kleinlaut, er weinte, und gab das Buch ſeinem Nachbarn. „Eine heilige Stelle“, rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erſchütterte.

Nachher traf ihn die Stelle: „den Geſang, den unſer Voß in Eutin uns dichtete“. Aus dem Pathos, mit welchem er dieſe Worte vortrug, hätte ich ſchon ſeine Liebe zu meinem Vater abnehmen können, wenn mir jenes Gefühl bei Göthe unbekannt geweſen wäre. So ſah ich Göthe ſchon am erſten Tage meiner Ankunft, und von dem Augenblicke an hatte er auch mein ganzes Zutrauen.

Madame Stael-Holſtein geht Montag aus Weimar. Drollig iſt's, Göthe über ſie reden zu hören. „Ich treibe ſie in die Enge“, ſagt er, „wenn ſie räſonnirt. Erſt vermaure ich ſie auf dieſer Seite, dann auf jener (und dies zeigte er mit dem Finger auf der Serviette). Dann will ſie entfliehen, und kann nicht vor- noch rückwärts. Sie giebt ſich einen effort, ſchwingt ſich in die Höhe, und macht's wie der Flußgott Achelous: Sie entflieht in einer fremden Geſtalt.“ Sie hat die Luiſe geleſen, und eben ſo ſtark dabei geweint, als bei Kotzebue's Bayard und den Huſſiten. Die Tabakspfeife war ihr anſtößig. Der Herzog erinnerte ſie an die Schweine im Homer. Auch die, ſagt ſie, dürfen nicht in honette Geſellſchaft kommen. Göthe will ihr nun den Bandwurm aus Delille's homme de Champ zu Gemüthe führen, der ſich durch zwei Alexandriner hindurchſchlängelt. Dann wird ſie verduzt, und — entflieht in einer fremden Geſtalt.

Die Huſſiten (lacrimosa poëmata Pupi) habe ich zweimal geſehen. Das iſt ein verzweifeltes Stück. Es wirkt wie die abführenden Bücher in Klimms Unterwelt. Das ganze Auditorium, ich meine das weimariſche Publikum, ſchluchzte. Fragen Sie nicht, ob ich geweint habe; ich werde beſchämt daſtehen. Kotzebue jagt einem die Rührung ein, wie mancher Dichter oder Erzähler die Furcht, durch unvorbereitete Erſcheinung. So pflegt man über einen Harlequin zu lachen, wenn er ganz unvermuthet einen derben Schwank zum Vorſchein bringt Bald ſoll der Herodes von Bethlehem gegeben werden, aber erſt, wann die Huſſiten die ſtarken Unkoſten der Huſſitenpanzer und Sterbekleider abverdient haben.

Jena, 9. April 1804.

Ich bin abermals in Weimar geweſen bei dem Herrlichen, und diesmal als Stubengenoß und Vicehofmeiſter ſeines Auguſt. Wenn ich Ihnen den Inbegriff dieſer 10 Tage andeuten will, ſo muß ich ſagen: ich bin ſehr heiter und froh geweſen. Meine Hauptangelegenheit iſt zu einem ſchönen Ende gefördert, und ich habe Göthe diesmal noch mehr genoſſen, als das vorigemal. Seine Aufnahme war ſo herzlich; und was er mir in dieſer Zeit Liebes erzeigt hat, kann ich nicht beſchreiben. Er hat wie ein zärtlicher Vater für mich geſorgt; er ſinnt recht darauf, mir einen angenehmen Aufenthalt zu verſchaffen. Ich bin auch jetzt ſchon ganz eingewohnt daſelbſt; ich habe mir ſchätzenswerthe Bekanntſchaften erworben, und habe die Verſicherung von Göthe und Schiller, daß mir ihr Haus jeder Zeit mit herzlicher Liebe offen ſtehen ſoll. Lieber Onkel, ich bin recht glücklich!

Denken Sie, ich bin Doctor philosophiae geworden, und Gott weiß was ſonſt noch. Das Ding kommt mir recht luſtig vor; ich kann mich noch nicht in meinen neuen Rang finden, und mag wol recht wie der holbergiſche Bauerjunge ausſehen, als ihn der philoſophiſche Herr Leerkopf in einen Pfalzgrafen umkleidete. Wir ſaßen zu Mittage, und hatten eben das Letzte verzehrt, als Göthe einen Kuchen beorderte, „weil der Voß noch ſo hungrig ausſähe“. Ich entſchuldigte mich, aber es half nichts; der kleine Auguſt mußte hinausgehen, und kam gleich darauf mit einer großen Schüſſel wieder, die er mir auf den Kopf ſetzte mit dem abgedrungenen Verſprechen, daß ich davon eſſen müßte. Ich verſprach es, und die Schüſſel ſtand vor mir mit dem Doktordiplom. Mir ward von Vater und Sohn recht herzlich Glück gewünſcht; darauf ſtellte ſich bei Göthe die gute Laune ein, und er fing an zu ſcherzen. „Bis morgen Abend ſei Er Herr Doktor“, ſagte er, „dann wollen wir ſeine Geſundheit trinken, und ihm den Titel wieder abnehmen, damit er wieder der gute Voß ſei.“ Nun beſtellte er zu meiner Doktorfeier eine Flaſche von ſeinem beſten Champagner, die ich mit ihm bis zum letzten Tropfen (faſt zum Schwindlichtwerden) ausleerte. Nachher gingen wir einige Stunden im Park ſpazieren, und da war Göthe ganz allerliebſt munter. Es iſt kein Gegenſtand, der ſeiner

Aufmerkſamkeit entgeht; in Alles bringt er Geiſt und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, ſo nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechſelnden Gegenſtände zu Hülfe, um ſeine Gedanken in ſie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen iſt, die er grade vor ſich ſieht, und man wundert ſich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas ſo Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, ſo wird ſein Schritt haſtiger, oder wenn er gewiſſe Gegenſtände fixirt, um ſie tief zu ergründen, dann ſteht er auch wol gar ſtille, und ſtemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tiſche grade entgegen zu ſitzen, und in ſein feuriges tiefes Auge zu blicken, iſt eine wahre Wonne (Göthe ſagt ſelbſt einmal was ähnliches in ſeinem Götz). Es drückt ſich in ſeinen Zügen bei aller Majeſtät ſo viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber iſt er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in ſeinem Zimmer, wenn er ausgezogen iſt, und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen ſteht, oder auf dem Sopha ſitzt. Ja da wird es unmöglich, ſich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft ſchweren Arbeiten, oder was es iſt. Dann iſt er am heiterſten und geſprächigſten, am offenſten und herzlichſten. Ja, Göthe kann die Herzlichkeit ſelbſt ſein. Dann hat ſein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren.

Sobald ich in Weimar etwas eingerichtet bin, will er eine Geſellſchaft junger Leute um ſich verſammeln, von ſolchen, die Luſt haben vorwärts zu ſchreiten. Da ſollen Schriften aus mehreren Fächern und Sprachen gemeinſchaftlich geleſen und beſprochen werden. Ich weiß ſchon aus Erfahrung, wie mit Liebe er ſo was unternimmt und betreibt. Die Früchte dieſer Converſationen ſollen denn auch zugleich auf die Literaturzeitung verbreitet werden, und wahrlich das iſt ein glücklicher Gedanke. Denn Göthe, der zum eigentlichen Recenſenten nicht geſchaffen iſt, giebt doch oft im Geſpräche die herrlichſten und treffendſten Urtheile, die durchaus nicht verloren gehen dürfen. Und welche Übung wird es für uns ſein, Winke und umhergeſtreute Ideen der Art aus Göthe's Geiſte auffaſſen zu lernen, und in Aufſätze oder Recenſionen ſie zu fixiren! Weiß man doch das erſt am deutlichſten und klarſten, was man ſelbſt andern mitzutheilen genöthigt wird! —

Was ſagen Sie zu ſeiner Recenſion von meines

Vaters Gedichten? Welch ein ſchöner Gedanke, des Dichters poetiſches Leben aus ſeinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte in dieſer Entwickelung! Ein wahres lebendiges Votivgemälde. Faſt jedes Wort könnte als Citat ein Lied bekommen. Ungemein ſchön iſt der Übergang von den Herbſtliedern zu den religiöſen —. Ich habe dieſe Recenſion recht von Grund aus entſtehen ſehn. Gewöhnlich des Abends von 8 — 10 las ich Göthen die Gedichte vor. Als ich das Herbſtlied anfangen wollte: „Die Bäume ſtehn der Frucht entladen“, nahm er mir das Buch aus der Hand und ſagte: das will ich ſelber leſen. Er las es, und gleich darauf: „Troſt am Grabe“. Die Worte in der Recenſion, mit denen er dieſe Lieder bezeichnet, mögen Ihnen die gerührte Stimmung ausſprechen, womit er ſie las. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Sprache, Rhythmik und Mythologie. Verſteht ſich, daß Göthe nachher revidirte, um den Stil mit dem ſeinigen gleichförmig zu machen, wo es mir nicht gelungen war.

Sonnabend hatten wir den Macbeth; er ward meiſterhaft gegeben, obgleich in ſeiner ganzen blutigen Gräßlichkeit. Die Hexen waren junge Mädchen, ſchön von Wuchs, und recht artig gekleidet, die eine ſogar zierlich. Es war ein kühner Gedanke von Göthe, das Schreckliche dieſer Weſen mehr in die Wirkung, als in die Geſtalt zu ſetzen; und ſie thaten ſo auch bei weitem größere Wirkung, ſo wie der Teufel in ſchöner Geſtalt gräßlicher iſt (für mich wenigſtens), als in der teufliſchen. Die Todtenſtille unter den Zuſchauern war mir manchmal eben ſo ſchrecklich, als das Stück ſelbſt. Dann war es, als ſtünde das ganze Geiſterreich geöffnet. Göthe war den Abend außerordentlich fröhlich (wir ſaßen noch um halb 12 auf), daß die Vorſtellung ſo geglückt ſei; auch Schiller, mit dem ich nach der Vorſtellung noch einen Augenblick nach Hauſe ging.

Es ſcheint mir, als ob ich in Weimar recht gerne gelitten bin. Wenn ich doch jetzt nur alle Forderungen erfüllte, die man an mich größtentheils ſtillſchweigend gethan hat! Nur ſo kann ich ein glücklicher Menſch ſein, aber dann auch ein ſehr glücklicher! Göthe's Zutrauen und ſeine Liebe zu verlieren, wäre das Schrecklichſte, was mir in Weimar begegnen könnte; aber ſo lange ich bleibe, was ich bin, und fortfahre zu werden, was ich werden kann, ſo lange werde ich ſein „lieber Sohn“ bleiben, wie er mich mehrere Male genannt hat. Nicht wahr, liebſter Onkel, auch Sie trauen mir zu, daß ich meines Vaters nicht unwürdig erſcheinen werde?

Weimar, 11. Mai 1801.

Ihr Brief, mein liebſter Onkel, war der erſte, der mich in meiner neuen Heimath begrüßte. Ihnen ſoll auch der erſte von hier aus geſchrieben werden. Ich ſitze grade ſo recht behaglich an meinem Schreibepulte. Um mich her meine Bücher nach alter Gewohnheit geordnet; mein Zimmer nach Bequemlichkeit eingerichtet, ſo eben von der aufſteigenden Morgenſonne beſchienen; um mich Ruhe und Heitre, und im Herzen fröhliche Zufriedenheit. So mag ich gerne an meinen lieben Onkel denken, und ſo auch am liebſten vor ihm erſcheinen.

Was mich denn ſo fröhlich macht? Alles, alles, die Ausſicht auf meine bevorſtehende Lage, die Liebe der redlichſten Männer, das Zutrauen einer ganzen Stadt zu einem noch unbekannten Fremdlinge, der Wunſch meiner Schüler, von denen ich ſchon viele kenne, mich lange als ihren Lehrer zu behalten. Dies alles ſteht, wenn ich meinen Abendſpaziergang mache, klar und deutlich vor meiner Seele, und zwingt mich beinahe zu denken und meinen Freunden zu ſagen: „es iſt doch herrlich auf der lieben Gotteswelt“.

Wohl hatte mein Vater recht, als er mich mit den ſegnenden Worten entließ: „ich ſtoße dich nicht aus dem Paradieſe, ich ſtoße dich ins Paradies hinein“.

Von meiner Schule verſpreche ich mir ſehr viel. Ich habe nicht gefunden, was man mir ſagte: die Schüler ſeien indolent, ungezogen u. ſ. w. Begegnet man ihnen nur, wie man ſoll, ſo fügen ſie ſich. Ich fand bei zweien, die mich geſtern Abend beſuchten, Eifer und Herzenswärme. Ich ſprach mit ihnen über den Philoktet, den ſie eben geleſen hatten, und belebte ihnen ein wenig den eingeſogenen todten Buchſtaben; ich ſah die Wirkung davon an ihrem aufgeheiterten Geſichte. Dann nahm ich den Sophokles, und las und erklärte ihnen einen Chor. Ungezogen? Wer kann das ſein, wenn er den Sophokles lieb hat?

Göthe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich iſt, hier noch zu ſteigen. Er iſt durchaus redlich und treu, wem er ſich hingegeben; ein unbedingter Freund. Er hat mir viel Freiheit geſtattet, deren ich mich mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht bediene; ich bin oft um ihn, und gehe nie unbelehrt von ihm. Was ich noch mehr ſchätze, iſt das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgeſprochen werden kann. Göthe lichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte? Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. — Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Character in allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reitze, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags ſo in ein Eckchen ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unſtern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reitze für mich hat. Doch da

---

*) Man ſieht ſich genöthiget, die Stelle des Brieſes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unſtäten Menſchen gelegen ſeyn kann.

hat die Kunſt inne, Andere, ohne daß ſie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es iſt auch gar nicht Abſicht, wenn er es thut; es iſt vielmehr ſein ganzes Weſen, das es, ihm ſelbſt unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. Es war ein erquickender Mairegen; wir ſaßen im Gartenſaale vor der offenen Thür. Da war er ſo recht behaglich geſtimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was ſeinen Reden zu Grunde lag; alles, worüber er ſprach, trug das Gepräge davon. Er ſprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenſtand ſo eindringend und ſchön reden. Mir wurde recht wohl und weh ums Herz; ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht feſt an ihn ſchmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher beſann, habe ich ſeine Hand ergriffen, und ſie recht herzlich gedrückt. Göthe hat es lange gemerkt, wie lieb ich ihn habe, und daß er auch nicht leere Worte zu mir ſpricht; deswegen erlaubt er es mir, recht oft um ihn zu ſein; ich habe ihn gar nicht erſt darum zu bitten gebraucht. Ich darf ihn um alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverholen mittheilen; kurz ich habe eine feſte Stütze an ihm, die mich nie ſtraucheln laſſen wird. Ich kann Ihnen verſichern, daß ich morgens beim Aufſtehen, wenn ich zur Taſſe Kaffee eine Pfeife rauche, faſt immer an Göthe oder an meine Eltern denke, und dann erſt recht geſtärkt an die Arbeit gehe.

Was Göthe's Geſpräche ſo lehrreich und intereſſant macht, welchen Gegenſtand er auch berührt, iſt das allgemeine, was allem auch dem ſpeciellſten ſeiner Rede zu Grunde liegt. Von ihm gilt die Bemerkung, die ich ehemals bei Wolf machte, in deſſen nicht exegetiſchen Stunden ich in einer Woche mehr für Exegeſe profitirte, als bei Röſſelt in zwei Jahren. Göthe eröffnet mir den wahren Sinn für klaſſiſche Literatur immer mehr, obgleich er ſelbſt nur ein ſehr dürftiger Philolog iſt, und kaum den Sophokles im Original leſen kann. Es geht mir in ſeiner Gegenwart ſo, wie er im Fauſt gleichnißweiſe vom Webſtuhle ſagt:

> Die Schifflein hin und wieder ſchießen,
> Die Fäden in einander fließen,
> Wo einer tauſend in Regung bringt u. ſ. w. —

Wenn ich aber ſagte, daß G.'s Geſprächen ſo viel allgemeines zu Grunde läge, ſo iſt das nicht ſo zu verſtehen, als ob er abſtraktes Zeug (wie im Athenäum) in Sentenzen ſpräche — ich meine nur das

Ideenreiche dieſes ſo geiſtreichen Mannes, das aus jeder Hülle und Einkleidung ſo klar hervorleuchtet. Ich möchte Göthen den popularſten Philoſophen nennen, der uns auch bei den geringfügigſten Gegenſtänden wahre Weisheit in die Seele redet.

Seine Weiſe, die Menſchen zu betrachten, iſt ganz die eines contemplativen Naturforſchers, im edleren Sinne des Worts. Kein Menſch ärgert ihn, wenn er einen beſtimmten Charakter hat, ſelbſt ein Kotzebue, ſogar ein — — nicht. Er denkt, ſo hat ihn einmal der liebe Gott, der von allen Arten etwas giebt, geſchaffen, und iſt er nicht poſitiv, ſo iſt er doch negativ zum allgemeinen Heile nothwendig. Freilich, wenn er zum Wohle des Allgemeinen wirken ſoll, ſo hat dieſe Toleranz auch bei ihm ihre Grenzen; wenn ein Klotz im Wege ſteht, da wird er bei Seite geſchafft, damit die Bahn frei werde, und je hartnäckiger der Widerſtand, je heftiger die Gewalt, ihn fortzuſchaffen. Ich habe ihn zornig geſehen über Eſeleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein ſchneidender, kraftvoller Unwille, nicht zügelloſe Leidenſchaft und Ereiferung. — Nie ſind Göthe's Forderungen an die einzelnen Menſchen unbillig, ſie richten ſich nach der Fähigkeit jedes Subjektes, aber was einer leiſten kann, das fordert er ganz und ungetheilt. So ehrt und ſchätzt er jedes Talent, jede noch ſo kleine mechaniſche Fertigkeit. Aber kein Charakterloſer fand Gnade vor ſeinen Augen. Die Loſung, „es iſt doch ein guter Menſch“, iſt ihm unausſtehlich. Und wehe dem, der ſeine Erwartungen und ſein Zutrauen durch träges, hartnäckiges Stillſtehen, durch Schlaffheit oder gar Scheinſucht ſtatt des reellen Werthes zu täuſchen anfangt. Anfangs iſt er noch milde, und ſucht ſchonend zum Guten zurückzulenken. Hilft es nichts, ſo wird er zornig, und wendet ſein Antlitz auf ewig.

Weimar, 22. Auguſt 1804.

Zuerſt will ich Ihnen etwas von Würzburg erzählen. Sie wiſſen wohl, daß Schelling und Paulus ſich viele Mühe gegeben haben, meinen Vater nach Würzburg zu ziehen. Ein Ruf, der zugleich mich mit anging, ward ſchon vor langer Zeit ausgeſchlagen. Vor drei Wochen iſt wieder ein neuer gekommen, und Paulus war wieder der Wortführer. Ich hätte nie geglaubt, daß dieſer Brief Wirkung auf meinen Vater machen wurde, da er an ſeinem Orte ſo behaglich ſitzt, und da ich für den Anfang in Weimar ein ſo köſtliches Loos gefunden habe. Aber der Brief brachte ihn ganz in Feuer.

Sie wiſſen ja, wie durchaus er jeden Gedanken durchdenkt, wie mit ganzer Seele er dabei iſt, wenn er ſich für etwas intereſſirt. Die Liebe der Würzburger für ihn mußte ſein Herz rühren, die äußeren Vortheile, die dabei waren, verdienten auch Aufmerkſamkeit. Auch auf mich machte er Plane — eigentlich zu meinem Schrecken; denn ich kann mich von Weimar jetzt nicht losreißen. Die vortheilhaften Seiten waren allerdings bei dieſem Plane lockend, aber nachher wurden auch die Nachtheile von Würzburg erwogen, und da wurde denn das erſte Feuer ein wenig gedämpft. Kurz es iſt nichts zurückgeblieben, als Dankbarkeit gegen die Würzburger, die es gut gemeint haben. — Ich bin nun ſehr begierig, wie der Ort meinen Eltern gefallen, und ob man meinem Vater wieder von neuem zuſetzen wird. Ich fürchte eigentlich die Scylla, die diesmal den Odyſſeus ſelbſt verſchlingen will, und wünſche, daß ſie paſſirt ſein möge.

Ich führe nun ein unausſprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Göthe und Schiller, oft bei erſterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich ſehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als ſeinen Sohn, und in dieſem Verhältniſſe iſt er einer meiner erſten

Freunde, auf den ich wie auf eine feſte Burg baue. Wie war Göthe fröhlich, als ich meine Sachen auf dem Examen ſo gut beendet hatte, und wie war ich fröhlich, daß er einen ſolchen Antheil an mir nahm! Dem Mann verdanke ich ja faſt eben ſo viel, als meinen Eltern; er hat mir ja Muth und Selbſtvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch ſein Beiſpiel immer die Beſcheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich leſe jetzt Griechiſch mit ihm. Neulich laſen wir zuſammen 3 Stunden nach der Reihe, und Göthe iſt jetzt außerordentlich warm für dieſe Sprache, beſonders für den Sophokles. Sobald die erſten Schneeflocken fallen, errichten wir einen literariſchen Club, wo Göthe der Meiſter iſt. Göthe ſagte mir neulich: „Nur zu hitzig wollen wir nicht beginnen; es iſt eine Schande, bei ſo etwas nicht tempo halten zu können. Lieber nachher im Eifer geſtiegen, als erkaltet.“ — Wenn wir jungen Leute um Göthe ſind, ſo gefällt mir das ſo beſonders an ihm, daß er nie wie ein Meiſter zu den Jüngern, ſondern wie ein Freund zum Freunde ſpricht, — eine Humanität, die ſeine Jünger nur um ſo feſter an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger ſein ſollen.

Schiller war eine Zeit lang unwohl; aber jetzt vorgeſtern erholt er ſich ſichtbar. Geſtern beſuchte ich ihn, und blieb auf ſeine Bitte zum Abendeſſen; da war er kindlich froh und heiter. Es iſt eine Freude, den Mann von ſeinem Leben erzählen zu hören, beſonders, wenn er in ſeine komiſche Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in ſeiner Miene, ich möchte es ein ernſthaftes Lachen nennen, welches ſeine majeſtätiſche Phyſiognomie von dem zu großen Ernſte etwas herabſtimmt und mildert. Von ſeiner Herzensgüte könnte ich Ihnen tauſend Beweiſe geben. Der Mann iſt ganz Wohlwollen, ſeine ruhige heitere Seele iſt für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er ſagt ja in einem Gedichte: Alle Menſchen ſollen leben — und das iſt die fortdauernde Stimmung ſeines Gefühls; Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Weſen. Ich halte den Dichter Schiller ſehr hoch, aber den Menſchen viel höher, und die meiſten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, ſondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menſchen.

Weimar, 10 Oktober 1801.

Ihren Brief muß ich gleich beantworten, ob ich gleich ſehr von Arbeiten umdrängt bin. Sie müſſen aus meinem Munde hören, wie ich die Sache wegen Würzburg anſehe, und ich fühle ſehr das Bedürfniß, mich Ihnen mitzutheilen. Sie ſchreiben: die Vernunft geböte zu folgen, und ich würde gewiß einwilligen. Wohl! dann thäte ich's; ich würde mich mit ſchwerem Herzen aus meiner Umgebung herausreißen, und aus den Trümmern meines jetzigen Glückes ein neues hervorblühen ſehen. Ich weiß wohl, daß Neigung für einen Ort und für gewiſſe Menſchen, wie ich beides hier habe, nicht zum Hierbleiben zwingen dürfen; aber ich habe andere Gründe, die mir hier zu bleiben zur Pflicht machen.

Lieber Onkel, es gilt hier nicht, eine Schullehrerſtelle mit einer andern zu tauſchen, ſondern ein Schulamt mit einem akademiſchen. Zu einem akademiſchen Amte, deſſen Forderungen ich aus dem Grunde kenne, habe ich niemals Neigung gefühlt, und ſie wird nach meiner mir von der Natur gegebenen Denk- und Empfindungsweiſe vielleicht nie in mir erwachen. Zweitens, ich bin nicht ſtark genug, einem ſolchen Poſten vorzuſtehen. Ich würde von mir fordern, was ich von jedem akademiſchen Lehrer fordere, wenn er ſeinem Poſten würdig vorſtehen ſoll. Ich habe den innern Beruf nicht, der äußere Ruf darf in mir kein Gelüſte erregen, wenn ich's redlich mit mir meine.

Daß ich einer der beſten Schulmänner werden kann, das weiß ich, und trage keine Scheu, es Ihnen mit ein wenig Stolz im Herzen zu ſagen. Ob ich ein tüchtiger akademiſcher Lehrer werden kann, weiß ich nicht. Ich halte es für möglich; wenigſtens will ich es nicht läugnen. Aber ehe ich poſitive Gewißheit dazu habe, ehe es mein Herz mir verkündet hat, ehe begebe ich mich nicht in die höhere Sphäre. Was man von mir verlangt, könnte ich allenfalls unter dem Schutze meines Vaters leiſten. Aber daß ich akademiſcher Philolog vom erſten Range, wenigſtens einer wäre, der weit über dem mittelmäßigen ſteht, die Überzeugung habe ich nicht. Nachher umzukehren, und zum Schulweſen mich wieder hinzuwenden, das wäre Schande, und würde mich zu tief durch das Gefühl des Unvermögens drücken.

Wenn ich nicht zum akademiſchen Leben geboren bin, ſo bekümmert mich das nicht; es giebt niedrigere Stufen, und eine von denſelben ganz auszufüllen, iſt auch ſchon löblich. Wenn ich aber wirklich zum Schullehrer geboren bin, und ich bin es, ſo wahr ich mich kenne, ſo wäre es unverzeihlich, wenn ich mich dieſem Stande entreißen, und mich zu einem andern erheben wollte.

Göthe und Schiller pflichten meinem Urtheile vollkommen bei. Ich habe ſehr ernſthaft mit beiden die Sache erwogen. Beide ſahen, während ſie mir Rath gaben, väterlich auf mein Beſtes. Göthe ſagte am Ende: „Ich wollte Sie gerne, auch gegen meine Neigung, ziehen laſſen, wenn es wahrhaft ein Glück für Sie wäre. Jetzt rathe ich Ihnen als Vater und Freund, Ihrer Neigung, die ich anerkenne und heilig achte, zu folgen, und hier zu bleiben.“ So ſprach dieſer Mann; und Schiller, zu dem ich einmal ſagte, ich fühlte mich ſtark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete: „Nein! Sie ſind es Ihren Eltern ſchuldig, hier zu bleiben. Denn ſobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Looſe wäre. Dieſe Verantwortung, die doch möglich iſt, müſſen Sie ihm erſparen.“ So ſprach der herzige Schiller; und mein Onkel ſollte anders geſinnt ſein? Nein! Sie halten es gewiß nicht für Wahn, für falſche Beſcheidenheit, wenn ich in dem Tone über meine Fähigkeiten, über meine Neigung rede.

Sie ſagen, eine höhere Hand ſei im Spiele. Gewiß, ich erkenne ſie, und ſegne ſie. Sie winkt meinen Eltern, weil ihnen die Herzensſtimme ſagt, daß ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie auch recht nach meinem Geſchmacke ſeyn. Und der Autor iſt mir der liebſte, in dem ich meine Welt wieder finde, bey dem es zugeht, wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glückſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das ging freylich nicht weit: denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeygehen vom Landprieſter von Wakefield, von *) — reden hörte, kam ich ganz außer mir, ſagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die anderen wendete, daß dieſe die Zeit über mit offenen Augen, als ſäßen ſie nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baſe ſah mich mehr als einmahl mit einem ſpöttiſchen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſtehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen. Und wenn ich was

---

*) Man hat auch hier die Nahmen einiger vaterländiſchen Autoren weggelaſſen. Wer Theil an Lottens Beyfalle hat, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte, und ſonſt braucht es ja niemand zu wiſſen.

ſie folgen ſollen. Mir ſchweigt dieſe Stimme. Nur wenn das Herz einwilligt, erkenne ich ein Schickſal. Auch mir winkt das Schickſal — in Weimar zu bleiben. Und da antwortet mir die ernſtlich gefragte Herzensſtimme, daß ich bleiben ſoll. Ich bin ſehr freudig bei meinem Entſchluſſe, und werde ihn nie bereuen. „So dich dein Herz nicht verdammt, ſo biſt du gewiß auf dem Rechten.“

Und wie ſollte ich auch je Reue empfinden können? Bin ich denn hier am unrechten Orte? Ich gedeihe ja hier. Auf jedem Tage, den ich hier genieſſe, ruht der Segen Gottes. Ich wachſe an innerem und äußerem Leben, ich nehme an Kenntniſſen zu, ich wirke Gutes in meinem kleinen Kreiſe, dem ich gewachſen bin, und bilde mir ein, eben ſo viel hier werth zu ſein, als ein Mann von mehreren Kräften in einem größeren Kreiſe.

Lieber Onkel, Sie haben ja auch in Hinſicht auf mich nur Einen Hauptwunſch: daß ich brav und gut werde, und thue, wozu mich Gott erſchaffen hat. Nun das verſpreche ich Ihnen zu werden. Wenn ich's nun geworden bin, und täglich immer mehr werde, iſt es Ihnen denn nicht auch gleich, an welchem Orte, auf welchem Wege ich's geworden bin?

Weimar iſt in vieler Hinſicht eine heilige Stätte für mich. Aber nicht allein, weil Göthe und Schiller hier iſt, und manches andere Schöne, ſondern weil ich hier mit Ruhe und Sorgloſigkeit im Herzen gedeihe. Nur dieſe Verfaſſung des Gemüths ſetzt mich in Stand, das Gute hier zu genießen. Dieſe Verfaſſung des Herzens, die zum Entfalten unſerer Kräfte nothwendig iſt, die will ich bewahren. Über die Mittel dazu muß ich nach meiner beſten Einſicht entſcheiden.

Thöricht wäre es, zu ſagen: Ich will immer hier bleiben; denn wer lenkt die unſichere Zukunft? Wenn ich vielleicht mit dem Laufe der Jahre innern Beruf für einen höheren Poſten bekomme, dann werde ich mich nicht hartnäckig ſträuben, und in das Schickſal willigen, wohin es mich auch rufen mag.

Weimar, 1. December 1801

Wie habe ich mich gefreut, daß Sie, deſſen Urtheil mir ſo viel gilt, meine Entſcheidung, nicht nach Würzburg zu gehen, gut geheißen haben! Sie ſind wol noch in Ungewißheit, wie die ganze Sache ablaufen wird. So hören Sie denn. Auch mein Vater geht nicht hin — zu meiner ganz außerordentlichen Freude. Wir bleiben nun in Thüringen als eine ſchöne Familie zuſammen. Ob von Würzburg aus was neues geſchehen iſt, meinen Vater zu fangen, weiß ich nicht, aber es komme, was da will, mein Vater „will dem ſchlüpfrigen Eiſe nicht wieder trauen“; wie er ſich neulich gegen den Herzog von Oldenburg ſchriftlich ausdrückte. Was mich anbelangt, ſo könnte ich jetzt meine Sache herrlich durch die Folgen vertheidigen. Welche Lage hätte ich in Weimar, wenn ich jetzt hier bleiben mußte. Dann würde mir jeder Weimaraner im Herzen vorwerfen, ich ergriffe jetzt Weimar nur als einen Nothpfahl, weil ich kein ander Auskommen hätte. Aber es ſteht, Gott ſei Dank, anders mit mir; ich habe bleiben wollen, und mag nun die Lockung nach Würzburg fortdauern oder nicht, mein Hierbleiben wird mir doch von jedermann, ſelbſt von der herzoglichen Familie, als Patriotismus ausgelegt; und es ſei Ihnen im Vertrauen geſagt, ich habe mir dadurch aller Weimaraner herzlichſte Liebe gewonnen. — Aber Folgen dürfen keine Handlungsweiſe zur guten oder zur ſchlechten machen. Durfte ich vom Anfange an, moraliſch betrachtet, ein Amt annehmen, wo mein Herz mir nicht das Zeugniß geben wollte, ich ſei ihm gewachſen? Sah ich's nicht von Anfang an, daß ich in dieſer Sache durchaus nicht auf eigenen Füßen ſtand? War ich etwas anderes, als der Appendix meines Vaters, der nur mit ihm ſteigen konnte, und nothwendig mit ihm fallen mußte, wenn ſich etwa die Sache anders wandte, als mein Vater anfangs dachte? Es iſt gefährlich, und hat manchen Menſchen ins Unglück gebracht, der ſich in zu hohe Sphären einließ. Deren Beiſpiel ſoll mich auch in Zukunft wizigen. Ich will nur da ſtehen und fußen, wo ich einzig auf mir beruhe, und ſelbſt Schöpfer meines Glückes werden kann.

Sie thun mir Unrecht, wenn Sie mir zu große Beſcheidenheit vorwerfen. Ich bin wahrlich nicht fähig für einen akademiſchen Poſten, weil ich nicht leiſten kann, was Ich von einem ſolchen Lehrer fordere. Möchten auch immerhin mir andere, ſelbſt mein Vater, das Zeugniß der Reiſe geben, ich würde nie darin einſtimmen können, und eben deswegen werde ich ſobald noch nicht den Beruf zu einem akademiſchen Lehrer in mir fühlen. Aber das macht mich nicht unglücklich. Auch die Mittelſphäre iſt unverächtlich, und da will ich wahrlich nicht als der lezte nachhinken. Da ich mir hier täglich und ſtündlich das Zeugniß der Reiſe geben kann, ſo habe ich eben dadurch jene behagliche Ruhe des Gemüthes, die zu jedem Geſchäfte Segen und Gedeihn giebt. Gott ſegne mein geliebtes Weimar.

Ich bin nun ſehr fleißig; denn ich will einmal ein capitaler Grieche werden. Sophokles hab' ich den Sommer dreimal geleſen; jetzt leſe ich den Herodot, und Neujahr fange ich den Thucydides an. Beſtändig habe ich die Feder in der Hand und excerpire. Mein Freund Riemer, ein würdiger Schüler Wolfs, iſt mein Gefährte auf der helleniſchen Reiſe. Wir ergänzen uns einander. Ich bin ihm an Alterthumskenntniß überlegen, er mir an grammatiſchen Kenntniſſen. Wir ſagen uns oft, daß wir ein glückliches Loos haben, ex officio thun zu müſſen, was zu unterlaſſen das unmögliche ſein würde.

Die Ankunft der Großfürſtin hat mich zum Poeten gemacht; ich habe fünf Carmina dichten müſſen. Eins, welches ich ihr im Namen des Gymnaſiums überreichte, will ich Ihnen beilegen. Das ſchönſte Produkt, welches dieſe Gelegenheit hervorgerufen, iſt der dialogiſche Prolog von Schiller. Bei den Worten:

> Schnell knüpfen ſich der Liebe zarte Bande;
> Wo Du beglückſt, biſt Du im Vaterlande.

bemächtigte ſich die edelſte Nahrung der Herzen aller

Anweſenden, und nie iſt wol einem Dichter ſchöner geopfert worden, als durch den Ausbruch der Empfindungen, der jetzt hörbar wurde. Die liebenswürdige Erbprinzeſſin hat geweint vor Wehmuth und Freude. Ein ſo edles Geſchöpf hat die Erde nicht außer ihr.

Zur Vermählung der Erbprinzeſſin von Weimar.

Seliger Tag, du erſchienſt! Der andachtvollen Geſinnung
Heißerflehten Wunſch, Seliger, haſt du gewährt!
Fern aus Ruthenia führſt du mit Heil den erhabenen Jüngling,
Wo er des edelſten Stamms blühende Braut ſich erkor.
Feſtlicher Jubel erſchallt von Millionen des Nordens,
Welche zu Karl Auguſt fröhlich entſenden die Braut.
Dreimal feſtlicher Jubel erſchallt antwortend aus Weimar,
Segnend die Flur, die hinfort Sie mit dem Gatten bewohnt.
Segnend das mächtige Kaiſergebiet, wo in ſtolzen Paläſten
Sie anmuthig erwuchs, und Alexander gebeut;
Welcher gelobt am Altar Katharina's, Sproſſen der Heimath,
Sproſſen von Deutſchlands Geiſt, nahe dem Pol zu erziehn.
Dir, Weimariſche Flur, die die Neuvermählten bewillkommt,
Dir auch reifte vorlängſt Gutes zu Schönem geſellt.

Dich auch kor, da ſie Luther, vereint dem Hellenen Melanchthon,
Rettete, Freiheit zum Sitz heiliges Menſchengefühls.
Jugendlich ſtrahlte ſie einſt in die Barbarnebel der Wildheit
Dämmerndes Licht; und ſanft ſchauerte Hellas umher.
Sieh'! und es webete Geiſt durch Waldeinöden und Inſeln;
Vaterland und Geſetz tönte der Hirtengeſang.
Bald nun weihten die Muſen den Helikon. Jegliche Weisheit
Weckte mit Red' und Lied reineren Sinn zum Entſchluß;
Daß um Hütt' und Palaſt aufblühete großes Gemeinwohl,
Daß für Staat und Geſetz heiter Leonidas ſank.
Aus der verödeten Hellas entſchwang ſich der edleren Menſchheit
Genius, hier und dort gaſtlichen Heerd zu erſpähn.
Nicht in der Hülle verkannten den Genius unſere Väter;
Ihm, an der heiligen Ilm, bauten ſie Hain und Altar.
Bernhard ward er von Menſchen genannt; da ſproßt' und erblühte,
Hell an der Freiheit Strahl, göttliche Religion.
Und ſchnell ſtrebten empor wohlthätige Künſte des Friedens,
Wilhelm, unter dem Schutz Deines verjüngten Geſchlechts.
Selbſt Urania kam in Geſtalt der Amalia freundlich;
Deutſchlands neuem Athen horchet Europa mit Luſt.
Aber der Genius, froh der raſtlos ſtrebenden Menſchheit,
Wählet für andere That andere hohe Geſtalt:

So wie ſtets ſich verjünget Arabia's goldener Phönix,
Und das verſtaubte Gebein ruht in der Sonne Palaſt.
Schütze die Wiſſenſchaft, o Genius! ſchütze die Freiheit,
Ob du dich Karl Auguſt, ob du dich Friederich nennſt!
Sehnſuchtsvolle Gelübd' und liebende Treu' und Gehorſam,
Welcherlei reines Gefühl beſſere Seelen belebt,
Bringen wir feierlich dir, Goldfrucht aus den Gärten Apollons,
Opfer dem Vaterland', Opfer dem Fürſten geweiht!

An Chriſtian Niemeyer.

Weimar, im April 1805

Daß ich bis jetzt gegen Dich geſchwiegen, iſt eine Nachläſſigkeit, in der ich mich ſelbſt übertroffen habe. Wie oft habe ich an unſer ehemaliges, frohes Zuſammenleben gedacht *), und das Herz iſt mir warm geworden. In ſolchen Augenblicken hätte ich nun mich ſogleich hinſetzen und ſchreiben ſollen; aber da habe ich gewöhnlich ſo in meiner Unſchuld phantaſirt, bin ſelbſt glücklich dabei geweſen und habe es darüber verſäumt, dem Freunde für die Erweckung ſchöner Erinnerungen Dank zu ſagen. Manchmal, und dies ſehr oft, iſt es mir, ich möchte ſagen, phyſiſch unmöglich geweſen, aus der Gegenwart herauszutreten; und Du biſt ja mit mir darin einverſtanden, daß in ſolchen Augenblicken nur ſo viel von der Kraft

---

*) Beide Freunde hatten ſich im Jahre 1800 zu Halle kennen gelernt.

für uns exiſtirt, als wir gerade in unſerm Gemüthe auffaſſen. Endlich habe ich auch mitunter matte Augenblicke gehabt, wo ich es für eine Verſündigung an meinen Freunden gehalten hätte, mit einer Darſtellung eines trüben Innern aufzuwarten. Was den eben bezeichneten zweiten Punkt betrifft, ſo will ich Dir in aller Kürze meinen Lebenslauf berichten, und Dir eine Schilderung meines jetzigen Zuſtandes geben. Zwar ſchweigſam iſt der alte Voß wol zuweilen; aber ein herzlicher und redlicher Freund bleibt er immer.

Als wir uns zuletzt (1802) in Jena ſahen, da nagte ſchon eine geheime Krankheit an meinem Innern. Ich war nicht mehr wie ehemals. Ich war todt und leblos, ja untheilnehmend wider meine Natur und Gewohnheit. Ich will Dir gern bekennen, daß ich mich nicht zu Deiner Ankunft freute; aber es hat mir auch bittere Thränen gekoſtet, wie ich dieſe Bemerkung an mir machte. In dieſem Zuſtande lebte ich noch ein volles Jahr, faſt beſtändig kränkelnd. Mitunter regte ſich was in mir, irgend eine Freude, und belebte mich auf kurze Zeit; aber ſtets ſank ich in meine Erſchlaffung wieder zurück. Im Sommer 1803 machte ich eine Reiſe nach Holſtein. Auf dieſer Reiſe habe ich zuerſt wieder empfunden, im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrückte! — davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtille hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran, und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Nahmen! — die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tändaß ich noch in meinem Weſen der Alte ſei. Als ich meinem Vaterlande nahe kam, da fühlte ich die alten Bande, die mich immer an daſſelbe gefeſſelt hatten, von neuem wieder. Ich hatte eine doppelte Freude: den Genuß der gegenwärtigen Freuden, und das frohe Bewußtſein meiner unverlorenen Heiterkeit und Jugendlichkeit. Aber gegen das Ende meiner Reiſe ward ich krank, und kehrte als ein Halbtodter in das Haus meiner beſorgten Eltern nach Jena zurück. Dieſe letzte Krankheit war hart und unerbittlich, aber ſegensvoll. Kaum war ich geneſen, ſo fühlte ich auch, daß ich ganz geneſen ſei, denn das harte Übel hatte, wie der ausgetriebene Teufel oder Zauberer im Don Quixote, die ganze Bücherkammer von Schlechtigkeit mit- und ſo aus mir herausgenommen, daß auch nicht einmal die Thür derſelben zu finden war. Nun war mein Körper geſund; aber das gütige Schickſal hatte mehr für mich aufgeſpart, und wollte, daß mir die zwei geheimſten Wünſche meines Herzens erfüllt werden ſollten. Dieſe waren: nicht Prediger ſondern Schulmann zu werden; und: in naher Verbindung mit Göthe und Schiller zu ſtehen, die ich, wie Stolbergen, liebe und verehre.

Ich bin ein glücklicher Schulmann, der von ſeinen

Schülern mit einer Art von Heftigkeit geliebt wird; und daneben habe ich den täglichen, vertrauten Umgang mit den beiden großen Lieblingen meines Herzens. Dieſe Beiden verſüßen mir das Leben als Schulmann, und der Umſtand, daß ich meiner Schule (ich rede ja zu einem Herzensfreunde) ehrenhaft vorzuſtehen ſuche, giebt mir gewiſſermaßen ein Recht auf die Freundſchaft jener Männer. So bin ich nicht allein durch die Schule als Schulmann glücklich, ſondern auch durch Göthe's und Schillers mir geſchenkte Liebe; und in der Liebe zu jenen Männern beglückt mich wiederum das Gefühl, daß ich zugleich ein glücklicher Schulmann bin.

Nun wirſt Du leicht vermuthen, daß ich anfangs viele Geſchäfte hatte, beſonders weil ich die beiden letzten Jahre wenig hatte arbeiten können. Aber was thut das einem heitern Gemüthe? Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, und mich bald in mein Amt hineingepaßt. Und dann ſtand ich ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir ſo oft ſagten, beſonders der biedere Göthe: „Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ja, einem Göthe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen;

wie vielmehr ſolche, denen ich mich gewachſen fühle. Was mir der Mann geworden iſt, und wie gut er neben ſeiner geiſtigen Größe iſt, das wünſchte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn ſeine Eltern nicht inniger lieben, als ich dieſen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter ſeinen Augen, ich enthülle ihm die geheimſten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, ſondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, ſo ſchütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröſtet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich exiſtirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann iſt ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchſte dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der ſüße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich eſſe bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Eſſen ſitzen und leſen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leiſe Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle ſeines Herzens und Geiſtes ausſchüttet. Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr Abends auf ſeinem Studirzimmer. Da ſitzt der Göthe im tiefſten Negligé, im wollenen

Jäckchen, auf ſeinem Sopha und unterhält ſich oder läßt ſich vorleſen; aber ſeine Geſpräche dabei ſind das Lehrreichſte und Schönſte. Wenn er dann recht lebendig iſt, ſo kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann ſpringt er auf und geht haſtig im Zimmer auf und nieder, und jede Geſticulation, ihm ſelbſt unbewußt, wird zur lebendigſten Sprache. Ja, dieſer Mann ſpricht nicht blos mit dem Organ der Zunge, ſondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menſchen ſtumm ſind; und aus ſeinen Augen ſtralt das ſeelenvollſte Feuer. — Bei ruhigen Geſprächen iſt ſein Körper auch ruhig. So geſchah es einmal bei Vorleſung eines Herbſtliedes von meinem Vater, „über Gott und Unſterblichkeit“, und kein Glied rührte ſich an ſeinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Überirdiſche ſuchte. In meinem Leben bin ich nicht ſo innerlich bewegt und ſo tief erſchüttert geweſen als damals, wo er meinen Blick durch nie geſehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Ausſicht in die Ewigkeit ſchärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man ſolle Gott in ſeinen Werken lieben, und nun,

Thou cunning'st pattern of excelling nature,
Du ſchönſtes Bild der Meiſterin Natur,

du herrlicher Göthe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagſt du erſt zu erheben!

Schiller ſehe ich nicht ſo oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3 — 4 Nachmittags. Ich habe dieſen Mann vollkommen ſo lieb wie Göthe, ſtehe aber in ganz andern Verhältniſſen zu ihm. Zu Göthe iſt meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenloſe Liebe, aber nicht ſo jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unſer einer. Göthe iſt mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man ſich ſchon etwas herauswagen darf. Schiller nun iſt ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco" verſteht und als ein „dulce est" anſieht. Und da ſollteſt Du ihn einmal in einer heitern Geſellſchaft ſehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Fläſchen Champagner und waren überaus ſelig. Da war der Schiller ganz in der Verfaſſung, in der er das Lied an die Freude muß geſungen haben. Beſonders jene Zeile

Dieſen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält ſeinen Hauptcharakter, ſeine Liebe und ſein Wohlwollen gegen alle Weſen, die er an ſein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zuſammen, brachten darauf unſern Schiller feierlich zu Hauſe, der vor der Hausthür den zärtlichſten Abſchied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauſpielhauſe auf ſeiner Loge. Da ſprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und verſprach, dieſelbe Geſellſchaft nächſtens auf ſeinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr ſei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir ſein“, fügte er leiſer hinzu, „damit wir nicht geſtört werden“; wobei er mit ſchalkhafter Miene auf ſeine Frau und die Frau von Wolzogen wies.

Und dieſe liebenswürdigen Männer wären mir beide dieſen Winter faſt durch den Tod entriſſen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demſelben Übel, an heftigen Obſtruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 mal gewacht und bei Göthe 2 mal. Göthe iſt ein etwas ungeſtümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde ſelber. Wie litt der Mann, als ich zum erſtenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von ſeiner liebenswürdigen Selbſtvergeſſenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat ſie, hinunterzugehen, um ſich Ruhe zu geſtatten. Als ſie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungeſtüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da ſank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Bruſt und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für ſeine Frau hatte er ſich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun deſto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröſtet, wenn eines von ſeinen Kindern kam, beſonders wenn ihm ſein jüngſtes, ſechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die ſich nicht beſchreiben läßt, anblickte. Und ſo hat er mir während ſeiner Krankheit geſagt, was er ſo gern geſteht, daß er nur ſeiner Kinder wegen, die nicht vaterlos ſein dürften, zu leben wünſche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während ſeiner Krankheit erzählte, ſagte er mir: „Und das iſt noch nichts gegen Schiller den Krankenpfleger.“ Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als ſie (im Griesbachſchen Hauſe) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebſter Freund, warum ſitzen wir nicht beiſammen? Ganze Tage hindurch wollte ich Dir von dieſen einzigen Männern erzählen.

Daß ich während der Zeit, wo wir uns nicht geſehn haben, ein biſſiger Recenſent geworden bin, weißt Du wol noch nicht; aber zum Troſt dagegen will ich Dir ſagen, daß ich auch eine Art von Theaterdichter geworden bin. Ich habe auf Schillers Andringen den Othello in den Versmaßen des Originals überſetzt, und der ſoll nächſtens aufgeführt werden *). Meine Arbeit hat bei Göthe und Schiller Beifall gefunden, und Göthe trug mir endlich auch noch eine Bearbeitung des Lear auf. Mein Othello ſoll wetteifern mit dem Schlegelſchen, wenn es dem erſt beliebt, den Othello zu geben. Auch im Lear fürchte ich ihn nicht. — —

Den 2. Juli 1806. Mit zitternder Hand ergreife ich die Feder, um einen 15monatlichen Brief

---

*) Dieſes geſchah bald nach Schillers Tode im Sommer 1805.

fortzuſetzen, nicht aus Scham vor meinem Freunde, ſondern weil mich der Gedanke an alle Vorfallenheiten dieſer Zeit drückt. — Als ich die vorigen Zeilen ſchrieb, hatte ich meinen Schiller noch, an den ich nun täglich mit wehmüthiger Erinnerung denke. Jetzt ſind auch meine Eltern von hier gegangen, und der edle Göthe ſteht auch um ein Jahr der düſtern Stunde näher. Ein lindernder Troſt mitten unter ſolchen Wechſeln iſt der Gedanke, daß die Herzen wahrhafter Freunde unwandelbar dieſelben bleiben. — Ich könnte Dir viel ſchreiben, aber wahrlich ich bin zum Schreiben nicht aufgelegt. Seit 7 Monaten habe ich einen Schaden an der Unterlippe, der mir bedenklich vorkommt. Ehe die Geneſung da iſt, bin ich zu keiner tüchtigen Arbeit aufgelegt *). Mein Lear und Othello ſind beide gedruckt. Ich habe aber eben kein Freiexemplar für Dich zur Hand. Es iſt auch an dem Bettel nichts gelegen. Ich lege nur einen Werth darauf, weil die Arbeit Göthe'n Freude gemacht hat. —

---

*) Die Geneſung von dieſem hartnäckigen Uebel ſollte erſt nach mehreren Jahren in Heidelberg erfolgen.

Weimar, 12. Auguſt 1806.

Wir haben Ferien. Meine Freunde ſind alle verreiſt. Ich lebe einſam und darf meiner Lippe wegen nicht viel ausgehen. Wie könnte ich mir da den heutigen Abend beſſer erheitern, als daß ich auf den Flügeln der Einbildungskraft zu Dir hinübereile und Dir Kunde bringe von allem was Du zu wiſſen begehrſt? Aber ich möchte mit jenem Alten fragen: „Wo ſoll ich anfangen, wo aufhören"? wie Ordnung bringen in das Chaos von Erinnerungen und Anſchauungen, das ſich geſtaltlos in meiner Seele erhebt? —

Du bitteſt mich, ich ſoll Dir von Schiller ſchreiben, und, theurer Freund, dieſe Bitte hat meinem Herzen ſehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und ſtündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor deſſen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Geſpräch aus ſeinem Herzen, jedes Wort aus ſeinem Munde, jede Scene, die ich in ſeiner Familie mit angeſehn habe, lebt friſch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang ſein ſteter Gefährte geweſen, habe ihn täglich geſehen, und durch den Abend ſeines Lebens in die finſtere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, ſterzer fiengen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bath ſie um den zweyten Contretänz; ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, bey'm Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen für's Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerinn unterhalten ſollte.

bendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir iſt das traurige, aber ſüße Geſchäft geworden, Tröſter ſeiner troſtloſen Familie zu ſein. — Erwarte, wenn ich diesmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialiſchen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den ſterbenden ſchildern. Den genialen Schiller kennſt Du aus ſeinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreiſe der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menſchliche Seite war in dieſem Göttlichen die göttlichſte.

Kurz vor ſeiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir ſchon geſchrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieſer Zeit bin ich ihm, meine Schulſtunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war ſehr krank, erſchöpft durch Faſten und Obſtruktion, aber demungeachtet heiter und ſogar fröhlich beim geringſten Anlaſſe. Wenn er einmal aufſtand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da ſah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich ſo matt“? fragte er. Ich ſagte ihm, ich ſtütze ihn nicht ſowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, ſtellte er ſich vor den Tiſch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit ſteifem Arm putzen können.“ Um 12 Uhr ward er ſehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich ſchon früher geſchildert habe. Als er wieder zu ſich gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher“? Ich beruhigte mit Liebkoſungen. „Hab' ich auch verwirrt geſprochen“? fragte er mit unbeſchreiblicher Ängſtlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichſte „Nein“! verſicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt“? fragte er darauf. Auch von dieſer Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er ſich nur erſt ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch ſogleich an zu ſpaßen, und verglich ſich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Waſſer ſteckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weiſe, meinte er, ſeien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung ſo unruhig und bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Verſuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht“, erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe“, und folgte meinem Rath. Als er nun ſo auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, ſaß, verglich er ſich mit Cato, der auch einmal in dieſer Poſitur geſeſſen und ſo Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei luſtige ähnliche Geſchichten, die ihn ſehr ergötzten, und ſo verfloſſen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun“, ſagte er ganz gleichmüthig, „bin ich geſund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu ſammeln.“ Und ſo legte er ſich zu Bette, und ſchlief in wenigen Minuten den ſüßeſten Schlaf. — „Ach“! ſagte er mir am folgenden Tage, „die verwünſchten Verſtopfungen, ſie rauben mir alle Jahre 2 Trauerſpiele, die ich ohne ſie ſchreiben würde.“ — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an ſeine geſtrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es ſei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht dieſe Freude rauben. Dieſe Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein beſter Hofrath“, ſagte ich, „Sie wiſſen nicht, welch ein Vergnügen es für mich iſt, bei Ihnen zu wachen.“ Als er nun meinen Vorſatz ſah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu ſcherzen. „Sie hätten“, ſagte er, „nur auf die Maskerade gehen ſollen“, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeſchlichen“; worauf er nach einer kleinen Pauſe lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erſchrecken und glauben, ich ſei geſtorben, und es wäre mein Geiſt, der Sie heimſuchte?“ Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich ſo ſtellen, daß er wenigſtens den Dampf davon koſtete und ſo den Vorſchmack zu ſeiner Geſundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Biſſen, die er aß, und freute ſich, daß er wieder ſo kräftig ſpeiſen konnte! Wie ſpielte der liebenswürdige Hausvater mit ſeinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, ſie dürfe in der Kaffeeſtunde bei ihm „ſchmarotzen“. Die kleine ſechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte ſie und ſah ſie mit einem Blick von verſchlingender Innigkeit an, recht als wenn er ſein unendliches Glück im Beſitz dieſes holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erſten Male wieder mit ihm ſpazieren fuhr! — Jn den unbelaubten Bäumen ſah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiſeplane, an die Reiſen — Geſundheit, und an ſeine Geſundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du haſt nicht erlebt, was Du in den ſeligen Minuten Dir verträumteſt! Deine Geneſung war das letzte Auflodern der Geſundheit, der letzte Sonnenſchein im Herbſte. Bald ſollte der finſtere Winterſchlaf folgen. — Unter die ſchönen Plane Schillers gehörte noch eine Reiſe nach dem Meere, das er nie geſehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnſucht gehabt hat. „Eine Reiſe nach dem adriatiſchen Meere“, ſagte er, „wird mir zu koſtbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden.“ Wir machten einen Reiſeplan nach Kurhaſen, und ich führte ihn ſchon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gaſtfreien Dithmarſern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes ſinnlicher Unendlichkeit; er iſt in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort iſt ſein Sehnen geſtillt, ſein Durſt gelöſcht, ſeine Wißbegierde befriedigt, wonach er in ſeinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhafen; ich faſſe ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald ſind wir oben. Ich ſehe Schillern ſtarr ins Geſicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung ſeiner himmliſchen Geſichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, iſt mein Traum verſchwunden. Ich liege einſam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor ſeinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn ſchmücken und freute mich ſeines geſunden Ausſehens und ſeiner ſtattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauſpiel. Als ich am Schluſſe des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in ſeine Loge hinaufging, um ihn zu Hauſe zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hauſe kam, ward ein Punſch gemacht, durch den er ſich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzuſtande von Schlafen und Wachen.

„Da liege ich wieder“! ſagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zuſtand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und ſchien ſchon 4 Tage vor ſeinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff haſtig nach einer, als wenn er ſie verſchlingen wollte, legte ſie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantaſie und verharrete in dieſem Zuſtande 24 Stunden. Als ſein Bewußtſein zuruckkehrte, ließ er ſich ſein jungſtes Kind bringen. Er wandte ſich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und ſah ihm mit unausſprechlicher Wehmuth ins Geſicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und ſteckte den Kopf ins Kiſſen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er ſich von dem Engel trennen ſollte, — und in 24 Stunden war ſein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht ſaß er aufrecht im Bett und ſprach mit großer Geiſteskraft, beſonders uber die bevorſtehende Reiſe ſeiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen ſchlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags.

Dann phantaſirte er, kam wieder zu ſich und nahm nun ſichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphtha; aber die letzte Silbe erſtarb in ſeinem Munde. Er verſuchte zu ſchreiben, brachte aber nur 3 Buchſtaben hervor, in denen noch der Charakter ſeiner Schriftzüge erſichtlich war. Nun ſchwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entſchlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht ſagen, was ich gern noch ſagen wollte. In dem einliegenden Papier wirſt Du theure Reliquien finden. Nimm dieſe Locke vom Haupte des Edlen, und hebe ſie auf zu ſeinem Angedenken.

Die Angſt und den Schmerz der Gattin und der älteſten Kinder beſchreibe ich Dir nicht. Karl, der älteſte, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichſten Schmerz zerriſſen. Der kleine Ernſt ſaß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem ſie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie ſagte ganz ruhig: „Der gute Papa iſt todt.“ Als ſie aber die Mutter weinen ſah, da fing ſie auch an zu weinen, und verbarg ihr Geſicht im

Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu ſagen. Als ich zum Bewußtſein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte leider nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich ſchweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, haſt Du auch den Papa mit weggetragen? Haſt Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?“ — Ein andermal ſagte ſie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa ſagen, ſonſt weint ſie; aber der Papa wird wol bald zurückkommen.“ — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern ſpazieren. Ich amuſirte ſie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantaſie geſchäftig ausmalte. Sie ſahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da ſehe ich ein großes Schloß“! rief Ernſt. Karoline ſah es lange an. „Ja“! rief ſie endlich, „es iſt das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin.“ — Du kannſt Dir leicht denken, daß eine Mutter von ſolchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es ſind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder ſeines Geiſtes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geſchrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigſten aller Menſchen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden iſt, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen ſchmerzlichen Verluſt empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum iſt mir auch ſein Verluſt heilig. Wer Schiller nicht perſönlich gekannt hat, dem iſt das Bittere ſeines perſönlichen Verluſtes erſpart worden; aber er trägt auch den unverſieglichen Schatz nicht im Buſen, den Schillers vertraute Freundſchaft mir gewährt hat. Ich tauſche nicht mit ihm. Schiller iſt nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und ſo iſt er für mich nicht geſtorben; und ſeine Geſtalt, ſeine Milde, ſein gemüthliches Weſen, — Alles lebt noch friſch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entſchlüſſen. —

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachſchen Hauſe wohnte, mit ſeinem Knaben geſpielt habe. Eins ſeiner Lieblingsſpiele mit ihm ſei Löwe und Hund geweſen, und bald habe Schiller, bald ſein Karl den Löwen agirt, und alle beide ſeien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannigfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reitze, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen ſie austoben; und als die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerinn wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Orangen, die ich beyſeite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem ſeiner Kinder ſpielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der ſo von einem ſpaniſchen Ambaſſadeur überraſcht wurde. Am heiterſten war Schiller bei Tiſche, wenn er ſein Häuſchen beiſammen hatte. Dann ſaß er beſtändig zwiſchen 2 ſeiner Kinder und liebkoſte und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeſchreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, ſo kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küſſen, und manchmal koſtete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war ſehr lang, und that im geringſten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu ſeinem Munde empor zu klettern.

Ich will Dir doch bei dieſer Gelegenheit eins der Gedichte mittheilen, die ich auf Bitten der beiden Knaben in ihrem Namen an Schiller zu ſeinem letzten Geburtstage verfertigte:

Ernſt an ſeinen Papa.

Weggeflohn iſt das Jahr, das des Guten ſo viel uns gewährte,
Und vom Herberen nur traurig ein Weniges gab.
Freudig gewährt' es den Wunſch, und ein Schweſterchen ward uns geboren.

Aber mit trozigem Sinn that es dem Vater erzürnt *).
Herzlich ſei für das Gute gedankt; und die bittere Stunde —
Siehe! das Schweſterchen fleht, Vater, vergieb ſie dem Jahr.
Auch ja dem alten Homer gab Böſes zum Guten die Muſe,
Und doch weißt Du es ſelbſt, wie ihn die Muſe geliebt.
So gab trubere Tag' auch Dir die gewogene Muſe;
Aber ſie ſendet dafür manches erquickende Jahr.
Oft noch ſollen Dich Blüten und Frucht zu Geſängen begeiſtern;
Ich auch ſchenke Dir Luſt; ſchenke mir Freuden auch Du!

Dieſe paar Zeilen ſind mir darum noch werth, weil ſie Schillern einen frohen Augenblick gemacht haben. Er ſagte mir, ich hätte ihm aus dem Herzen geredet. — Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine liſtige Combination meinen Geburtstag ausgeforſcht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauſpiel aus ſeiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Ge-

---

*) Schiller war in den Tagen nach der Geburt des jüngſten Kindes gefährlich krank.

burtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wußte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat ſo ſeine eigenen Mittel und Wege, das auszukundſchaften“, ſagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können“, fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächſte, um auf Sie Anſpruch zu machen.“ — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging ſeelenvergnügt zu Hauſe. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Mit einer ſtillen Wonne ging ich zu Bett, und erwartete mit ſehnſuchtsvoller Ruhe den Montag. Zu Mittag ſchickte er mir durch Karl ſeinen Tell, und als ich ihn aufſchlug, fand ich freundliche Worte darauf geſchrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieſer Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und ſagte: „Voß, ich gratulire Dir auch.“ Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tiſch gedeckt, und im Hintergrunde ſtand eine Flaſche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennſt Du nicht; doch haſt Du die Luiſe inne, und einen ſolchen Abend feierten wir, wie da geſchildert wird, mit eben ſo inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

Schiller hat über Anmuth und Würde geſchrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keineswegs; denn „Anmuth und Würde geſellt“ war ſein Charakter. Und ſoll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem ſich ſein Charakter ausprägt? Selbſt im Gange, in ſeinen ſeelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; dieſe gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben dieſe Liebe für ihn fühlte man ſtets hervorſtechender als die Verehrung; und ſo, möchte ich auch ſagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der ſich nie verleugnete. Es iſt keine Dichterfiktion, wenn Schiller ſingt: „Dieſen Kuß der ganzen Welt!“ ſondern ein Hauptzug ſeines Charakters. denn alle Menſchen ſah er wie ſeine Brüder an, und möchte ſie mit den Armen ſeiner Liebe umſangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dageſtanden, er hätte Seelen in die Felſenſteine geträumt. Auch die lebloſe Natur iſt von der Glut ſeiner Liebe durchdrungen. Deutſchland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn geſehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende geweſen ſein, wenn ihn ſeine Verehrer perſönlich gekannt hätten und, ſtatt durch ſeine Gedichte mittelbar, durch ſein Herz unmittelbar wären begeiſtert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem Z... den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerſt Liebe für Schiller einflößte, denn Z... war ſein Zuhörer geweſen. „An dem Manne iſt alles liebenswürdig; ſelbſt ſein Schnupftabaksfleckchen unter der Naſe kleidet ihn hold“, pflegte Z... zu ſagen. Und es iſt wahr. Schiller hatte vom beſtändigen Schnupftabaksgebrauch ein ſolches perpetuirliches Fleckchen. Es iſt Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch ſo manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirſt wol ebenſo wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, ſchreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlieſt, findet er, daß er darin unwillkührlich geſchrieben hatte: „der letzte Neujahrstag“, ſtatt „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöſe Zeile kommt, kann er ſich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu ſchreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denſelben Tag beſucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in dieſem Jahre ſcheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten ſich weder ſehen noch ſchreiben. Schiller war der erſte, der ſich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, ſo beſuchte er ſeinen lieben Göthe, nachdem er ſich durch mich hatte anmelden laſſen. Ich war bei dieſem Wiederſehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen herzlichen Kuſſe, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder ſeiner, noch des Andern Krankheit, ſondern Beide genoſſen der ungemiſchten Freude, wieder mit heiterm Geiſte vereint zu ſein.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeſchlagen. Ich habe ihn einmal in ſeinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geiſt weinte, nicht ſeine Augen; und in ſeinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdiſches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Faſſung anhörte. „Das Schickſal iſt unerbittlich, und der Menſch wenig!“ Das war alles, was er ſagte; und wenige Augenblicke nachher ſprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller geſtorben war, war eine große Beſorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, ſondern ging weg, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieſes läßt ihn wenig tröſtliches erwarten. „Ich merke es“, ſagt er endlich, „Schiller muß ſehr krank ſein“, und iſt die übrige Zeit des Abends in ſich gekehrt. Er ahnte, was geſchehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen ſagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank.“ Der Nachdruck, den er auf das „ſehr“ legt, wirkt ſo heftig auf jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt ſie laut an zu ſchluchzen. „Er iſt todt“? fragt Göthe mit Feſtigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen“! antwortet ſie. „Er iſt todt“, wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt ſich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr ſehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünſchte ihm einen guten Morgen, und fing wol zehn bibliothekariſche Fragen an, bei denen ich ſo wenig etwas dachte, als Göthe bei ſeinen Antworten, die er mit ſichtbarer Geiſtesabweſenheit, aber mit der größten ſcheinbaren Geſchäftigkeit mir gab. Er hatte nachher geſagt, es wäre ihm ſehr lieb geweſen, daß ich ihm nichts von Schiller geſagt hätte; er wäre ſchwerlich gefaßt geweſen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt ſpricht Göthe ſehr ſelten von Schiller, und wenn er es thut, ſo ſucht er die heitern Seiten ihres ſchönen Zuſammenlebens auf. Er ſcheint nun in der Geſundheit feſt zu werden, und ich hoffe, Dein Wunſch iſt ſchon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt ſei.

Den Morgen nach Schillers Tode ſchien der Jammer recht bei den Einwohnern Weimars eingekehrt. So wie das Unglück alle Menſchen, die von ihm getroffen ſind, verbrüdert, ſo theilten ſich unbekannte Menſchen, die ſich begegneten, ihren Schmerz durch Gruß und Mienen mit. Es war, als ob wir Alle einen gemeinſchaftlichen Vater verloren hätten. Keiner hatte in ſeinem Hauſe Ruhe. Wir irrten Alle auf den Straßen und im Parke umher. — So lange als Baldur, der Gott der Güte, unter den nordiſchen Göttern weilte, war Friede und ein einiges Band unter ihnen; kaum aber war der vom Genius der Geſchicke hinweggerafft, ſo zerfiel der Götterkreis, die Einigkeit ſchwand, und es herrſchte Angſt, Trauer und Verzweiflung.

Wohl denen, die in der Erinnerung einen lindernden Balſam für ihre Wunden finden können! In der Erinnerung wird jede Kleinigkeit, die einen geliebten Gegenſtand betrifft, bedeutend. Alles reiht ſich an einen durchgehenden Faden an, und um das vollſtändig geſammelte Bild ſchöner Anſchauungen zieht ſich ein Heiligenſchein. Täglich ſprechen wir vom Verewigten im Schillerſchen Hauſe. Jede Kleinigkeit wird wiederholt und von Neuem erzählt. Mir iſt, als beträte ich einen Tempel, ſo oft ich in das Schillerſche Haus gehe; und wird nicht ein Tempel erſt durch heilige Geſinnungen, die man mitbringt? —

Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergeſſen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von ſeinem Übel gehabt und ging zum erſten mal im Park ſpazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsſchwäche, Schillers Tod und der Verluſt meines Vaters, — alles lag ſchwer auf ſeinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entſetzen erſtarrte. „Schillers Verluſt“, ſagte er unter andern, und dies mit einer Donnerſtimme, „mußte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht; aber die Verſetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht.“ Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in dieſem Augenblick. Wir gingen wol 5 Minuten ſtumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenſchaftlichen Heftigkeit, und drückte und ſchüttelte

Nachbarinn Ehren halber zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bey'm dritten Engliſchen Tanze waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten, reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die groſe Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeykreuzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade both, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo ſie, wie er es nie gethan. Ich ſah ihm ins Geſicht, ich fand ſo viel Güte in ſeinen Augen, ſo viel Wohlwollen auf ſeiner Stirn, ſo viel menſchlich erquickendes! Er glich einem ſanften Regen nach einem Gewitterſchauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieſer Erſchütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch ſpät erfuhr ich, Göthe ſei ſehr bewegt nach Hauſe gekommen, und habe lange Zeit mit dem Geſicht ans Fenſter gelehnt geſtanden. Endlich ſei Auguſt ins Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe ſeine heitere Stimmung zurückgeführt.

An Frau Griesbach in Jena.

(Fragmentariſch.)

Weimar, 7. Juli 1804.

Liebe Mutter Griesbach,

Heute bin ich außerordentlich fröhlich geſtimmt, daß ich mich recht zu dem Vorſatze freue, Ihnen einmal wieder zu ſchreiben. Aber erſt ſollen Sie wiſſen, warum ich ſo fröhlich bin. Einen Theil verdanke ich Ihnen; Sie haben mir durch Ihre Kirſchen einen ſo ſchönen Beweis Ihres mütterlichen Andenkens gegeben. Dann iſt heute der Tag der Zurückkunft des lieben Göthe, den ich ſo lange mir zurückgeſehnt habe. Schon iſt das Thor in ſeinem Hauſe geöffnet, welches ſo manchen Tag verſchloſſen war; ſchon kann ich wieder auf das Wagengeraſſel horchen, und darf hoffen, daß er es iſt. Und endlich muß ich Ihnen ſagen, daß ich heute Nachmittag ein paar unbeſchreiblich frohe Stunden bei Schillers, dieſer herrlichen

Familie zugebracht habe. Als ich heute Morgen Ihr Geſchenk empfangen, und mich recht ſatt gefreut hatte, da war mein erſter Gedanke an Schillers Kinder. Und da bin ich denn heute Nachmittag, mit meiner Schachtel unter dem Arm, hingewandert, und habe Freude über Freude hervorgebracht. Die kleine Karoline erſtaunte, als ich die Schachtel aufmachte, ſo ſehr, daß ſie vor Schreck nicht eſſen konnte. Dann ließ ſie es ſich wohl ſchmecken, ſpendete mit vollen Händen ihren Brüdern, dann dem Vater und der Mutter, und auch mir. Nicht wahr, liebe Mutter, ich habe Ihre Abſicht errathen? Nicht für mich allein war dieſer Reichthum beſtimmt. Sie wollten mir zugleich ein Mittel an die Hand geben, mich bei dieſen Kindern recht beliebt zu machen. Das iſt denn auch recht ſehr geglückt.

Wie kann ich Ihnen die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, ſo oft ich zu ihnen komme. Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich ſo oft komme, und kann es doch nicht laſſen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeſchäftigt iſt. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts.

Nun will ich in den Park ſpazieren gehn und mich der Abendkühle unter Gottes freiem Himmel freun; komm ich dann fröhlich heim, ſo iſt der herrliche Göthe wieder da. —

Guten Abend! liebe Mutter. Göthe iſt richtig wieder da. Kaum eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft ſah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können.

An Griesbach.

Weimar, 13. Mai 1805.

Ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,

und uns war er mehr. Ich bin wie ein Verwaiſter, lieber Herr Kirchenrath, und ich komme zu Ihnen, dem älteſten und liebſten Freunde des Verewigten, um durch Mittheilung meinem bangen Herzen etwas Ruhe zu verſchaffen. Ich will Sie nicht tröſten, ich will nicht von Ihnen getröſtet werden; nur mittheilen will ich mich Ihnen, nur mit Ihnen von dem geliebten Gegenſtande reden, der meine ganze Seele erfüllt. Ich ſuche ihn überall, und finde ihn nirgends; ich werde durch alle möglichen Dinge, die nur entfernt Bezug auf ihn hatten, an ihn, den Einzigen, erinnert. Wo ich gehe, wo ich mich hinwende, erblicke ich ſein Bild, und wenn ich ſchlafe, erſcheint er mir in Träumen. Ich denke ſeiner, was er war in frohen oder traurigen Tagen der Vergangenheit, was er jetzt iſt, und was er den Seinigen, ſeinen Freunden und der ganzen Welt noch geworden wäre, wenn ihm Gott einen größeren irdiſchen Zeitraum zugemeſſen hätte, um alle die Keime zu entwickeln, die in dieſem edlen Herzen ſchlummerten. So denke ich an ihn und weine mit gebeugtem Herzen.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider ſeine weiſe Vorſicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schickſal, bis ein heißer Thränenſtrom beſſeren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Geſinnung, daß uns der liebe Mann ſo lange gelaſſen wurde; aber getröſtet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an ſeiner Hülle in Anſpruch genommen, die ihm die lebende Natur nicht länger verſagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter ſein zu wollen; aber getröſtet bin ich nicht, und werde es ſo bald nicht, und will es auch nicht werden.

Vorgeſtern wurde die ſterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieſer Mann, der in ſeiner Braut von Meſſina am Grabe des Manuel den Cäſar zur Mutter ſagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein ſelig Leben!"

dieſer Mann durfte nur von ſolchen beerdigt werden, die auch ſeinen Verluſt ſchmerzlich zu fühlen wußten. Das iſt geſchehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben.

Geſtern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwieſen, und unter Tönen aus dem Mozartiſchen Requiem haben wir den irdiſchen Abſchied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche: die kleine Emilie lachte während der Trauerrede, und bewegte die Herzen aller Anweſenden mehr, als die Worte des Redners, die — Worte waren. Ich mag keinen mit Worten tröſten, auch den kleinen Karl nicht, der oft bei mir iſt und ſo gerne von ſeinem Vater redet. Ich ſpreche viel mit ihm von ſeinem Vater und werde es auch in Zukunft thun. Kann ich dazu beitragen, daß das Bild ſeines Vaters ungeſchwächt in ihm erhalten werde, ſo will ich's thun, und mir dieſes zu einer heiligen Pflicht machen.

Mein jetziger Troſt iſt, daß ich mit meinem

Schmerze unendlich glücklicher bin, als die, welche den liebenswürdigſten Mann nicht gekannt, nicht verloren haben, und nicht betrauern. Die haben den Schmerz nicht, aber auch nicht den Reichthum, der mit dieſem Schmerze verbunden iſt. Ich trage ein vollſtändiges Bild von ſeiner Perſon, von ſeinem Geiſte, von der Güte und Liebenswürdigkeit, die aus allen ſeinen Zügen herausſprach und in allen ſeinen Handlungen wirkſam war, in meinem Herzen. Dies Bild iſt mir als ewige Stütze auf dem Wege meines künftigen Lebens. Es nicht mehr in der Wirklichkeit zu erblicken, iſt mein unnennbarer Schmerz; es im Herzen und in der Seele zu tragen, wird mein Troſt ſein in den Tagen, über welche der Schmerz keine Rechte mehr haben wird.

Weimar, 24 April 1808.

Sie verſtehn es recht, Freude und Segen zu verbreiten, gebeugte Herzen aufzuheitern, und frohen Stimmungen Dauer und Stetigkeit zu geben. Welch eine unendliche Freude hat mir Ihr geſtriger Brief gemacht! Ich will es nicht Worte nennen, was aus Ihren Briefen mich ſo innig ergreift; es iſt mehr als das; es iſt mir, als ob Sie Miene, Händedruck, Augenſprache, und alle Mittel, deren wir uns bedienen, um die Empfindungen des Herzens kund zu geben, in Ihre Briefe mit einzuſchließen wüßten, um eine allgewaltige Wirkung hervorzubringen. Sie halten mich für würdig, mir Ihr Herz aufzuſchließen; das möge Ihnen Gott ſegnen! Denn ſolcher Aufmunterung bedarf ich, um auf dem Wege des Guten und Schönen nicht läſſig zu werden. Wohl dem, den ſein Schickſal an einen günſtigen Plan hinſtellte, wie mich; mitten unter Vorbildern wird es mir leicht gemacht gut zu ſein, und immer vollkommener zu werden. Wenn ich es einmal geworden bin, dann wird mein Leben der wärmſte Dank ſein für alle, die durch Beiſpiel und Aufmunterung mich zu dem gemacht haben, was ich allein nicht hätte werden können. So will ich auch Ihnen einmal danken, liebſte Mutter, daß Sie rechte Freude an mir haben.

Schwärmerei nennen es die Leute, was ſich in Ihrem Gemüthe ſo lauter und heilig regt, dieſe Begeiſterung und Innigkeit für das Hohe und Schöne! Wohl, dem Kaltherzigen muß das eine Thorheit dünken, was er nicht zu begreifen im Stande iſt. Freundſchaft und Liebe für das Schöne, wo und in welcher Geſtalt man es antrifft, iſt ja das einzige, was uns, wie Sie ſich ſo ſchön ausdrücken, „in ewiger Jugend erhält“. Wir ſind nicht befugt, unſer Alter nach den verlebten Jahren zu meſſen, ſondern nach der Kraft, mit der wir das Gute und Schöne fühlen. Wer das im 70ſten Jahre mit der Stärke der Jugend kann, der iſt trotz ſeinen Jahren ein Jüngling, und wer im 20ſten Jahre todt iſt, den nennt immerhin einen abgelebten Greis; denn er hat nichts vor ihm voraus als etwas, das für den richtigen Beurtheiler keinen Werth hat.

Auch ich bin einigemal ein Schwärmer genannt worden. Stolberg, Schiller, meine liebe Mutter Griesbach haben mich nicht ſo genannt. Wenn die es gethan hätten, da hätte ich's geglaubt; jetzt aber will ich nicht anders werden als ich bin.

Bei Göthe hab' ich ſeit meiner Zurückkunft ſchon inige vergnügte Abende zugebracht. Am liebenswürdigſten iſt er in ſeiner wollenen Nachtjacke, und s kommt mir vor, als wenn er mit ſeinem Oberock an jedem Abend zugleich alle ſeine Sorgen ausieht. So ſagt man, ſoll er mit ſeinem grünen Miniſterrocke auch noch allerlei anziehn; aber in dieem habe ich ihn noch nicht geſehn, wiewohl ich wei Jahre hindurch faſt ſein täglicher Hausgenoß in. Ich habe ihm geſtern viel von meinem Onkel Boie erzählt, und mich erquickte recht ſeine Theilnahme. Ich wollte, daß ich dies alles noch meinem Onkel hätte ſchreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen *).

In dieſen Tagen habe ich Krummachers Parabeln geleſen. Er hat in ihnen ſeine ganze Perſönlichkeit niedergelegt, und verräth eine große Innigkeit des Herzens, eine große lebendige Anſchauungsgabe, und einen ziemlichen Grad produktiver Einbildungskraft. Eine gewiſſe Tinktur von Myſticismus ſcheint ſeinem Gemüthe nur angebildet. Bei allen dieſen herrlichen Eigenſchaften kann ich keine Spur von einem organiſchen Dichtertalente entdecken. Es ſind lauter poetiſche Einzelheiten, die, ſo ſchön ſie daſtehn, doch auf die Länge ermüden. Die Nutzanwendungen ſind oft ſehr platt, und zerſtören den Eindruck der Dichtung. Wenn ich die Moosroſe leſe, und hinterdrein die Moral, ſo iſt mir als ob ich aus einem ſeligen Paradieſe in eine Sandwüſte gerathe. Von andern Stücken paßt die Anwendung ſo durchaus nicht, daß ich ſie jedem Kochrecepte mit gleicher Befugniß anheſten will.

---

*) Er war wenige Wochen vorher geſtorben.

werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte, Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas ſchreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt; theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt; theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmahl der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der erſten Schooß. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre

Weimar, im Juli 18 6.

Ihr letzter Brief, liebe Mutter, hat mich ſehr erfreut, aber wenig getröſtet. Ihr herzlicher Wunſch für mich ſieht alles Gute, und ich armer Geplagter muß dann die traurige Betrachtung anſtellen, daß auch die Wünſche der edelſten Menſchen nicht in Erfüllung gehn wollen. Mit meiner Lippe bin ich noch nicht um ein Haar weiter gerückt, als wie wir uns zuletzt ſahn, und da mein Übel ſo lange ſchon gedauert hat, ſo muß ich wol am Ende glauben, daß ein Stillſtand ſchon eine Art von Rückgang iſt. Ich haſſe nichts mehr als ein hartnäckiges Stilleſtehn, in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt: es iſt das Zeichen der Vernichtung, des Todes, der ſtarren Fühlloſigkeit. So wie mit meiner Lippe, ſo geht es meinem Geiſte auch; ich werde mir ſelber noch abſterben, und zur Laſt werden. Wo ſoll ein neues friſches Leben entſpringen, da der Boden ſo gar unfruchtbar dazu iſt?

Weimar, 12. Auguſt 1806.

Ihren Segen zu meiner Reiſe nach Heidelberg habe ich von Ihnen empfangen; ſie wird mir gewiß Heil und Geſundheit bringen; ich möchte ſo gern einmal wieder ein ganzer Menſch ſein; die Hälfte genügt nicht; und es iſt eine ſchreckliche Lüge, wenn der alte Querkopf Heſiodus ſagt: das Halbe ſei beſſer denn ein Ganzes.

Weimar, 14. September 1806.

Ich habe aus Heidelberg, wo nicht meine volle Geneſung, doch ein frohes Herz zurückgebracht. Die drei Tage ſeit meiner Rückkunft habe ich nur an Heidelberg denken können; ich kann wohl ſagen, meine ganze Sehnſucht iſt nach dem Ort gerichtet, wo meine Eltern ihre irdiſche Heimat gefunden haben. Es iſt nicht mit Worten zu beſchreiben, wie glücklich und zufrieden ſie dort leben; ſie ſind beide ſo jugendlich heiter, wie ſie es nur in ihrem dreißigſten Jahre waren, und das alles verdanken ſie dem Heidelberger Klima und den herrlichen Bewohnern dieſes ſeligen Landes.

Ich habe Weimar herzlich lieb, ſeiner ſelbſt und um der Nähe von Jena willen; und doch iſt mir jetzt ganz ſo zu Muthe, als wenn ich hier auf eine kurze Zeit nur zum Beſuch wäre. Wer weiß, was das Schickſal mit mir im Sinne hat; ich werde ihm gehorchen, wenn ich ſeine Stimme wahrhaft vernommen habe. Soll ich mein Lebenlang hier bleiben, ſo werde ich auch hier glücklich ſein; wo nicht, ſo werde ich — vielleicht am Neckar meine Friedenshütte bauen *).

Weimar, Ende Oktober 1806.
(nach der Schlacht von Jena)

Ihr Briefchen, liebe Mutter, hat mich gerührt; Sie haben viel gelitten, an Güterverluſt, mehr noch durch Anſtrengung und Theilnahme für Andere! Wie habe ich in den Tagen der Angſt und Furcht an Sie gedacht! wie mich manchmal in Ihre Nähe gewünſcht, um Ihnen allen beiſtehn zu können! Das war ein harter Schlag, und er mußte Sie treffen mitten in den Tagen des Friedens, wo wir uns alle ſo über des theuren Vaters Griesbach Geſundheit freuten! Gott ſei gelobt, daß er Sie durch die Tage des Schreckens durchgeführt hat; er gebe Ihnen Kraft und Muth und ſchütze ſie vor Nachſchmerzen, die noch ſchrecklicher ſind als die gegenwärtigen!

Liebſte Mutter, ich kann heute nur fragmentariſch ſchreiben; ich bin ſelber nur ein Fragment. Durch die zwei oder drei ſchlimmſten Tage bin ich gut durchgekommen, wiewohl nur vermöge einer übernatür-

---

*) Bald darauf erhielt er einen Ruf an die Univerſität in Heidelberg.

lichen Anſpannung. Ich war Hausvater, Dolmetſch, Koch, Küchenmagd, kurz alles in allem; ich mußte meine Hauswirthin tröſten, und die einſtürmenden Franzoſen beſänftigen. Manche Situation, die ich erlebt, könnte mir unter andern Umſtänden ſehr lächerlich dünken, z. B. wie ich einmal mit der Hauswirthin eine Kartoffelſuppe in einem großen Keſſel kochte, und ihr dabei eine Vorleſung über Hoffnung, Vorſehung, Geduld hielt; und doch verſichere ich Ihnen, daß ich wol nie mehr von Herzen geſprochen habe, als in dem Augenblick. — Geplündert ſind wir nur wenig. Wir haben den Maraudeurs Komplimente gemacht wegen ihrer Solidität; wir haben ihnen Kaffee und Rack angeboten, vertraulich ihnen auf die Schultern geklopft, ſie durch Späße zum Lachen gezwungen. Gott verzeihe uns dieſe Schmeicheleien und Lügen; aber ſie haben uns das Haus gerettet.

Zum erſtenmal habe ich mich vor acht Tagen gefreut, daß Schiller nicht mehr lebte. Gott! wenn ihn dieſer Unfall in der Todesſtunde betroffen hätte! Und meine Eltern in ihrem Segenslande! Geſtern erhielt ich einen Brief, der mir wie eine Stimme vom Himmel ins Herz drang. Die Glücklichen! ſie wußten damals noch nicht, was ihre Freunde betroffen.

Glauben Sie nicht, liebſte Mutter, daß ich trübſinnig bin: das bin ich nie geweſen, ſelbſt die beiden Nächte nicht, wo ich neben einem franzöſiſchen Chaſſeur, der mein Bett einnahm, auf der Erde ſchlief. Ich will nun arbeiten, um mir auch die künftigen Grillen zu vertreiben.

Heidelberg, 8. December 1806.

Seit ich, um Abſchied zu nehmen, bei Ihnen war, liebſte Mutter, habe ich viel an Sie gedacht, aber nicht immer mit der alten Freudigkeit, die meine Gedanken nach Jena zu begleiten pflegte; ich habe ſo vieles bei Ihnen anders gefunden, und nicht zum Vortheile verändert. Jede Veränderung ſchon bewegt unſer Herz, und erinnert an die Wandelbarkeit der Dinge; im höchſten Grade ſchmerzlich iſt es, wenn man eine Wohnung, die ſonſt der Stille und dem Frieden geheiliget war, jetzt einem ſo unfriedlichen Geſchäfte dienen ſehen muß. Als ich nach Weimar zurückreiſte, habe ich ſtill bei mir die Schickſale Jena's und Weimars überdacht; ich konnte mich nicht freuen, daß es mir vergönnt war, den jetzigen Zeiten zu entrinnen, da ſo viele mir theure Menſchen zurückbleiben mußten.

Der Abſchied aus dem Schillerſchen Hauſe und von Göthe iſt mir ſchwer geworden; ich habe in beiden Häuſern ſo viel Freude und ſo viel Leid getheilt. Überall, wo ich hinkam, fand ich Trauer über meinen Weggang, und das ging mir jedesmal ſehr zu Herzen. Erſt auf dem Poſtwagen konnte ich dazu kommen, ruhig über mich nachzudenken. Da fühlte ich zum erſtenmal ganz ungeſtört den Schmerz von Weimar und Jena getrennt zu ſein, und die Freude, wieder mit meinen Eltern in Heidelberg vereint zu leben.

Heidelberg, 11. Februar 1807.

Es iſt heute grade ein Jahr, als Sie mich den Kranken ſo freundlich in Ihrer Wohnung und Familie aufnahmen, Sie und der theure Vater Griesbach. Ich habe den ganzen Tag hieran denken müſſen, und hatte mich ein paarmal ſo in Betrachtungen vertieft, daß mir die Thränen in die Augen traten. Ich könnte Ihnen noch von jedem Tage Bericht erſtatten, ja alles was wir geſprochen haben, wollte ich wieder erzählen, ſo genau hat es ſich mir eingeprägt. Wie ganz anders erſcheint mir dies alles jetzt, als da ich noch in Weimar lebte! Dort machten mich ſolche Erinnerungen froh, weil ich ſie ſtündlich auffriſchen konnte. Hier in Heidelberg machen ſie mich wehmüthig, weil ich, von jener Gegend geſchieden, ſchon den Ausländern beigezählt werde. Ich will nicht klagen über Heidelberg, ich fühle mich hier in mancher Hinſicht noch glücklicher als in Weimar. Aber was ich hier Gutes habe, es iſt ein Gut für ſich, und kein Erſatz für das Verlorene. Kein durch den Tod geſchiedener Freund kann durch einen anderen erſetzt werden, keine glückliche Lage durch eine andere: denn jede neue hat immer ihren eigenthümlichen Charakter. Nur Einen Erſatz giebt es für entſchwundene Freuden, und der beſteht in der treuen Erinnerung.

Der Kupferſtich von Schiller hat mich zugleich fröhlich und traurig gemacht. Mir fiel Schillers Geſtalt ein, als ich ihn zum letztenmal ſah. Ach! da ſah er noch leidender aus, wie auf dieſem Bilde. Mir traten die Thränen in die Augen, wie ich es ſo anſchaute, und mich in dem Andenken verfloſſener Zeiten verlor. Der ſanfte liebreiche Blick, dieſer Zug von großer und erhabener Ergebung und Duldung, dieſe beſonnene und göttliche Ruhe! Selbſt Schillers Phyſiognomie in recht heiteren Momenten, ſein fröhliches Geſicht, kann ich mir bei dieſem Bilde denken. Es iſt mir, wenn ich es lange anſehe, als ob es reden wollte, und dann glaube ich die lieblichen

Züge zu erblicken, die ſich auf ſeinem Geſichte, beſonders auf der Stirn und um die Augen darſtellten, wenn er zu ſprechen anfing. Liebe Mutter, wie glücklich ſind wir doch, daß wir Schiller ſo oft zu ſehen Gelegenheit hatten, ihn reden hören, uns an dem Feuer ſeines Herzens und ſeiner Phantaſie erwärmen konnten!

Heidelberg, 7. Juli 1807.

Sie werden mir wol verzeihen, liebe Mutter, wenn ich die Lage eines Neulings im Amte als eine Entſchuldigung meines langen Schweigens geltend zu machen ſuche. Ich habe vielleicht in meinem Leben nicht ſo anhaltend und mit ſo vieler Anſtrengung gearbeitet, als ſeit zwei Monaten. Bis Abends ſieben Uhr komme ich nicht vom Schreibtiſch; dann lockt mich die Abendkühle zu einem Spaziergang, und o wie oft hab' ich da Ihrer gedacht, habe Sie hergewünſcht, um einen ſchönen Sonnenuntergang mit zu genießen! und dann Theil zu nehmen an unſern häuslichen Abenden, eingedenk der Abende, wo Sie uns manchmal um dieſe Zeit in Jena zu überraſchen pflegten! O des böſen Raumes, der uns trennt, da wir ſo gerne wie ehemals neben und in einander lebten!

Meine Lippe muß doch innerlich viel geſtärkter ſein, da ich ohne Beſchwerde zwei, drei Stunden des Tags Collegien leſen kann. Gott möge alles zum beſten wenden!

Meine Zuhörer ſind, ich darf es Ihnen wol ſagen, mit mir zufrieden; das merke ich ſchon aus der Liebe, mit der ſie mir begegnen. Als ich das erſtemal auftrat, war ich etwas ſchüchtern, aber weniger aus Blödigkeit und Mißtrauen in meine Kräfte, als weil ich die Gewalt jenes feierlichen Augenblickes fühlte, wo ich in einen neuen Lebenszuſtand eintrat.

Heidelberg, 9. Juli 1807.

Wie kommt es doch, daß man einigen Menſchen auf den erſten Anblick ſo von ganzer Seele gut wird? Sie wirken kräftiger auf uns, fordern unſre ganze Theilnahme, unſer ganzes Herz; man möchte ſich ihnen ganz aufſchließen, wie die Blumen, wenn ſie ihren Kelch der Sonne öffnen.

Es iſt doch ein köſtliches Geſchenk, welches uns Gott durch die Erinnerung verliehen hat. Wenn wir einſam auf unſerm Kämmerchen ſitzen, ſo beſuchen uns die Geiſter unſrer entfernten Freunde, und ſelbſt die Todten aus dem Grabe, in Träumen, in lebendigen und nächtlichen, erſcheinen ſie uns, erquicken uns durch ihre Gegenwart, weil ſie gefühlt wird, und erregen eine heftige Sehnſucht nach wirklicher Wiedervereinigung. O wie oft denke ich der ſchönen Jenaiſchen Zeiten und der Tage in Weimar; und wenn ſo die Bilder verfloſſener Tage an der Seele vorüberſchweben, wie warm wird es mir da ums Herz! Ja, ich will wieder zu Ihnen, zu Ihnen allen, den theuren Menſchen. Ich will ſparen, ich will ſchreiben, ich will dociren und recenſiren, um die Reiſekoſten beſtreiten zu können. Und gehen wird es, denn es ſoll gehen; und wer vermag einen eiſernen Willen zu brechen?

Gott gebe uns Geſundheit, damit wir Freude am Wiederſehen haben! Aber wir wollen nichts wünſchen, wir wollen mit Dank annehmen was geſandt wird. Schon in meinem kurzen Leben habe ich beſtätigt gefunden: Was geſchieht, iſt gut. Selbſt daß meine Lippe noch nicht geneſen iſt, iſt gut, denn ſonſt wäre es nicht ſo.

Heidelberg, im Auguſt 1807.

Das ſind herrliche Augenblicke im menſchlichen Leben, wenn es im Gemüthe wieder hell zu werden anfängt, wenn der Glaube an Gott und Vorſehung wieder wach wird, und die Freude ſich wieder einſtellt.

Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten, was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebethe, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen; und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der erſte

Neulich hatte ich einen ſolchen Augenblick. Ich hatte lange in keinen Spiegel geblickt. Als ich nun einen in die Hand nahm, ſo kam mir der wehmüthige Gedanke: „Jetzt ſiehſt du noch ſo aus, daß du an Geneſung glauben kannſt; wer weiß, wie du nach ſechs Monaten ausſehen wirſt.“ Und dieſer Gedanke erſchütterte mich ſo, daß ich wie in dumpfer Betäubung ſitzen blieb. Aber Gott ſei Dank, ich blieb nicht lange ſo geſtimmt; bald traten die ſanfteren Empfindungen hervor, die Hoffnung lebte wieder auf, und ich verlebte einen Abend, an dem ich mich wie neugeboren fühlte, den ich zu meinen glücklichſten in Heidelberg zähle.

Heidelberg, im Oktober 1807.

Vor etwa vier Wochen las ich mein Lieblingsbuch von neuem, Schillers Geiſterſeher. Wie ich's zu Ende geleſen, quälte mich die fürchterlichſte Neugierde. Ich ſuchte mir die Fortſetzung von Follenius zu verſchaffen. Sie war nicht da. Endlich kam ſie. Ich fiel mit einem wahren Heißhunger darüber her. Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſe Arbeit durchaus genügt, denn Schiller hätte ſie viel beſſer gemacht; aber in ihrer Art iſt ſie vortrefflich. Ihr Verfaſſer iſt ein Kopf von nicht gemeiner Erfindungskraft; er weiß zu erſchüttern und zu rühren, er iſt Kenner des menſchlichen Herzens, er hat Beſonnenheit und Innigkeit; er iſt in Schillers Idee eingedrungen; Schillers Genius hat ihn begeiſtert, ich möchte ſagen, befruchtet. Ein herrlicher Zug, daß er die Griechin unſchuldig ſein läßt an dem Betruge, der dem Prinzen geſpielt wird, obgleich ſie der Armenier in ſeine Plane mit hineingezogen hat. Überhaupt iſt das Ende ungemein rührend und ſchön erfunden; ein wenig mehr gefeilt, und es dürfte Schillers Namen tragen.

Heidelberg, 11. Januar 1808.

Ich weiß nicht, wie es kömmt, Heidelberg iſt ein ſo paradieſiſcher Ort, ich lebe hier bei meinen Eltern, die mir über alles theuer ſind, ich kann nun mit meiner Geſundheit zufrieden ſein. Gleichwohl fehlt mir etwas, und ich muß mir oft ſagen: „es war eine Zeit, wo du glücklicher warſt“ — Gott weiß, ob dieſe Zeit jemals wiederkehrt. Es fehlt in Heidelberg an Harmonie, an wiſſenſchaftlichem Enthuſiasmus, an Freundſchaft. Wer Kraft hat, will herrſchen, und die jüngeren ſollen ſich durchaus zu einer Parthei ſchlagen, oder werden einer Parthei zugezählt. Das liebe ich nicht. Wo ich zum Handeln keinen inneren Beruf fühle, liebe ich meinen ſtillen Gang ſortzugehen, ohne eine von beiden Partheien mit dem Zipfel meines Kleides zu berühren. Ich kann nur in einem äußeren Frieden mein Glück finden.

Heidelberg, 26. März 1808.

Ja wohl, liebe Mutter, bin ich geſund, es iſt dies keine Fabel. Sie ſollten mich nun einmal ſehen, wie glatt und ſchier mein Mund ausſieht. Ich halte Sie beim Worte, in Jena, in Rudolſtadt, in Weimar, in Gotha, in Eiſenach wird an „Einem Tage mein Geneſungsfeſt gefeiert“. Ach, liebſte Mutter, welche Freude haben Sie mir durch dieſe Äußerung gemacht! Bloß um Ihnen dieſes zu ſagen, ſchreibe ich dieſe wenigen Zeilen

Heidelberg, 30 September 1808.

Auf einer Reiſe nach Stuttgart habe ich neulich Dannecker kennen lernen. Dannecker ähnelt Fernow etwas, iſt aber kleiner und graziöſer — ein überaus geiſtvolles, mildes, anſpruchloſes Geſicht. Nie habe ich ein ſchärferes Auge geſehn. Aber wer kann dem milden Tone ſeiner Rede widerſtehen, und ſeiner faſt engelhaften Freundlichkeit! Einen enthuſiaſtiſcheren Freund Schillers giebt es nicht; als ein Freund des theuren Entſchlafenen war ich ihm willkommen. Er führte mich vor Schillers koloſſale Büſte — und, theure Mutter, da ſtand ich ganz in Anſchaun verſunken. Wie ſchien mir Schiller ſo ganz wieder in dieſem ſeelenvollen Marmor aufgelebt. Mir war, als müßte der Mund ſich zu einem freundlichen Geſpräch öffnen — o ich hätte die feurigſten Küſſe auf dieſe Lippen drücken mögen. Mir war wohl und bange und traurig, und ich konnte doch nicht von dem Bilde mich wegwenden. Welch ein herrlicher Mann iſt Dannecker, daß er den Schiller ſo hat darzuſtellen gewußt! Aber wahrlich, nicht bloß das Talent, ſondern die Liebe des Künſtlers hat dies Werk geſchaffen. D. kann ſich auch gar nicht trennen von dieſem Bilde. Man verlangt es von ihm zu einem Denkmale Schillers. Er will es hergeben, wenn man das Denkmal in ſeinem Vaterlande errichten will. Wer mag es ihm verargen? Wohl gehört Schiller uns Deutſchen an, aber die Schwaben haben ein näheres Recht an ihn, da er in dieſem Lande zuerſt geathmet und empfunden hat.

Heidelberg, im September 1816.

Meine liebe Mutter! können Sie es vergeben, daß ich ſo gar lange gegen Sie ſtumm war? O, ich hoffe es, nach Ihrem letzten Schreiben, oder beſſer, ich weiß es, da ich Ihr Herz kenne: Freundlichkeit und Liebe iſt ja das Eigenthum Ihres Herzens. Ich mag in dem Augenblick, wo ich mich mit voller Seele an Sie wende, nicht mit Entſchuldigungen anfangen: Entſchuldigungen ſind ſo kalt, ſo herzlos; ich habe gefehlt, grob gefehlt, Sie verzeihen, und unſer Verhältniß iſt ganz das alte: ja, das ſollen Sie gewahr werden, wenn wir uns Oſtern wiederſehn. O wie vergnügt wollen wir dann der alten, nie wiederzubringenden Zeiten gedenken! Glauben Sie mir's, in meinem Herzen iſt jede, auch die geringſte Kleinigkeit aufbewahrt, die wir mit einander erfahren haben. Meinen Sie, daß ich's vergeſſen habe, wie freundlich Sie mir im Jahr 1802 einen Abendthee bereiteten, wenn ich krank, wie ich damals war, zu Ihnen kam? wie liebreich Sie gegen mich waren, wenn ich Ihnen eine Predigt von mir verlas, die Sie ſo ſchonend beurtheilten? wie fröhlich ich in Ihrer Weihnachtsabendgeſellſchaft war? wie herrliche Herbſtabende ich in Ihrem Gartenhauſe verlebt? Meinen Sie, ich habe vergeſſen, als ich mit Ihnen nach Weimar fuhr? Draußen ſtöberte es, aber im Wagen ſprach ſich's traulich: und was haben Sie mir unterwegs alles von Schiller erzählt! Fordern Sie mich Oſtern auf, und ich erzähle Ihnen das ganze Geſpräch wieder; und wenn Ihr Gedächtniß treu iſt wie meins, ſo ſagen Sie am Ende, auch kein Iota fehlt daran. Und dann, liebſte Mutter Griesbach, nie ohne Rührung, ohne Dank gegen den Vater Griesbach im Grabe, und gegen Sie, die Sie Gottlob! noch unter uns ſind, denke ich der 6 Wochen, die mich unter Ihrem traulichen Dache meine kranke Lippe vergeſſen machten. O wie freundlich waren Sie gegen mich die Zeit über! Noch weiß ich alles und jedes, wie es damals in Ihren Zimmern ſtand, die Bilder an der Wand, die Farbe der Tapete, die Form der Vogelbauer und die Vögel darin, Farbe, Größe. — O, ich könnte Ihnen hundert und aber hundert Dinge der Art vorſchwatzen, wenn es ſchicklich wäre, das Papier damit zu verderben.

Oſtern komme ich zu Ihnen, und dann reiſen wir zu meinem Bruder nach Rudolſtadt: das muß feſt ſtehen. Für heute leben Sie wohl, und bleiben Sie gut, wie Sie auch nicht anders können, Ihrem treuen

Heinrich Voß.

Anhang.

An * *

Heidelberg, 18. Juli 1819.

Dein Brief war diesmal ganz theologiſch. Sollen wir *den* Briefwechſel fortſetzen, da wir auf ganz verſchiedenem Stande ſtehn? Ich denke *ja*, da er von beiden Seiten mit Liebe im Herzen geführt wird, und mir iſt er noch beſonders erquicklich, weil er mir Anſichten und Gedanken klarer macht. — Einen Punkt, wo ich Deine Antwort nicht zu deuten weiß, *muß* ich berühren. Daß etwas ſo Hohes und Edles (ſagte ich), wie Jeſus geläuterte Weisheit und Tugend, den ſtumpfen Thoren eine Thorheit dünken muß, iſt Naturgeſetz, dem Jeſus nicht entgehen konnte. Und Heil uns, daß er uns ſolche Thorheit hinterließ! — Darauf erwiederſt Du: „O ſtolze, ſtolze Vernunft! Gotte gefiel thörichte Predigt, Dir mißfällt ſie." — Wie? nicht eine *dem Thoren thörichte*, ſondern *eine an ſich und in ſich thörichte* Predigt hätte Gott gefallen, mir nicht? Wo der Beweis, daß Gott je dergleichen gefallen? Das kannſt Du nicht meinen; hier iſt wol was anderes geſagt, als geſagt ſein ſollte. Auch läge

Hochmuth des Glaubens in den Worten: „Gott denkt wie ich, du anders!“ und dieſes Hochmuthes, der gefährlicher iſt als der Hochmuth der Vernunft, weil er den Ausſpruch Gottes (was der Glaube nämlich dafür hält) als Waffe des Eiſers mißbraucht, iſt wol ein Stolberg fähig, aber kein **. Theurer **, die falſche Vernunft ſei unſrer Betrachtung nicht werth: verehren wir die ächte, freie Vernunft, die eins iſt mit der Wahrheit, die Vernunft, welche Jeſus von ſeinem himmliſchen Vater empfing, er der Befreier vom Joche des Moſaiſchen Buchſtabens, die Vernunft, die ſein Nachfolger Leſſing vor Verfinſterern ſchützte, die Vernunft, der Männer wie Griesbach und Noſſelt ihr Leben weiheten. Dieſe Vernunft hat nichts mit Stolz und Hochmuth gemein, ja, ſie iſt das Gegenſpiel davon, wie der durch Vernunft geläuterte Glaube. Ja wohl, Jeſus Weisheit und Tugend iſt von Gott, — (ohne Gottes Beiſtand iſt nichts, hat nichts der Menſch, wie Klopſtock, Pindar, Themiſtokles und andere Erleuchtete lehren); drum iſt auch unvergänglich, was Chriſtus lehrte, verſteht ſich ſeine Worte aus Chriſtus Geiſte gedeutet, nicht aus dem Geiſte der nicht immer erleuchteten Kirchenväter, denen wir zum Theil die Dogmatik verdanken. Kann z. B. etwas erhabener an, der Nachbar zwey, drey der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſchellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beyſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: Ueber die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr ſie fort, eine der furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige, und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über ſein als die Chriſtuslehre vom Gebet? Chriſtus betete: „Gehe der Kelch vorüber.“ Der Kelch ging nicht vorüber, und doch war das Gebet erhört; denn Chriſtus war ſtark geworden durch das Gebet, und hatte ſo das Bittere des Kelches überwunden. — O denke der andern Stellen vom Gebet, und dann wie in neueren Zeiten das Gebet gemißbraucht wird von denen, die ſo recht mit Haut und Haar Chriſten ſein wollen; ich denke an F—é. — Ungern trüb' ich mir durch das Gewebe der Dogmatik den Gedanken an den edelſten Menſchen, den liebevollen Arzt und Heiland, den ſtandhaften Dulder, der in der Todesſtunde noch den Feinden verzieh. Mit Schmerz fühle ich's, wenn man — was doch auch Gottlob nicht überall mehr geſchieht — ſtatt des vergotteten Menſchen (wie die alten Myſtiker ſagen) den vermenſchten Gott predigt; nur jenem fühl' ich mich nahe, nicht dieſem, den Menſchenhand mir durch eine myſtiſche Umſchleierung entrückt hat. — Dergleichen geſchah auch bei andern Nationen, und davon ſprech' ich lieber. Nach einer alten, aber ſchriftlich erhaltenen Tradition war der göttliche Platon Sohn einer unberührten Jungfrau, und als zartem Kinde füllten ihm Bienen den Mund mit Honigſeim. Wohl darf ich annehmen, daß Platons begeiſterte Schüler die Gottheit prieſen, daß ſie, um den Liebling zu verherrlichen, die ewigen Geſetze der Natur unterbrochen. Dann aber kam ein griechiſcher Reimarus und lehrte: „Nicht dem Buchſtaben folgt bei ſolchen Wunderſagen, ſondern dem Geiſte, der den Buchſtaben beſeelt; gehet heraus aus euch und ſenkt euch hinein in fremde Sprache und Denkweiſen, Sitten, Gebräuche, Verfaſſungen, und nehmt zur Wegweiſerin nicht eure ſchwanke Phantaſie, ſondern die beſcheidene Fackel der Hiſtorie. Dann ergiebt ſich vielleicht, wer jenes Wort über Platon zuerſt ausſprach, habe bloß die keuſche Reinheit ſeines Weſens und die Honigſüße ſeiner Rede andeuten wollen.“ Auf keinen Fall aber hätte ein ſolcher Reimarus „Fabelei“ genannt ſolche Dichtung, die einen tiefen Grund in der Seele hat. Von Cäſar (des mythiſchen Romulus gedenk' ich abſichtlich nicht) erzählt die Geſchichte: ſein Tod ſei durch ahnungsvolle Träume der Calpurnia vorhergeſagt, und von der ganzen Natur in Erdbeben, Verfinſterungen, Öffnungen der Gräber und mehr dergl. mitgefeiert: dann ſchwang er ſich zu den Göttern empor; nachher erſchien er dem Brutus kurz vor der Schlacht bei Philippi (grade wie Chriſtus nicht viel Jahre ſpäter dem Paulus; doch von Chriſtus ſei hier die Rede nicht). Gewiß fabelte Brutus die Erſcheinung nicht; er war zu ſchlicht dazu. Wollen wir nun nicht annehmen, Gott habe die Ordnung in der Natur unterbrochen, und ein eigentliches Wunder geſchehn laſſen (beiläufig geſagt, ein ganz anderes Wunder, als „wenn ein Schmetterling aus der Raupe entſteht"), ſo konnte ihm Cäſar entweder perſönlich erſcheinen, und in dem Falle wäre ſein Tod nur ein Scheintod geweſen, oder, was ich glaube, dieſe Erſcheinung war ein Phantaſiebild in der Seele des Brutus. Mit gleicher Unbefangenheit darf ein türkiſcher Reimarus die Wunder im Leben des Mahomed hiſtoriſch beleuchten, und Mahomeds Lehre wird darunter nichts leiden. Was ewig iſt und von Gott kommt, iſt unverwüſtlich; nur was türkiſche Apoſtel und Schriftſteller, nicht aus Täuſchungsſucht, ſondern aus kindlicher Beſchränktheit, hinzugefügt, kann zerſtört werden, und wird ſelbſt dann noch, wenn es ſinnbildlich auf etwas wahres hindeutete, wie z. B. die Sage von Platons oder Mahomeds Geburt, ehrwürdig bleiben. —

Von der Auferſtehung Chriſti, bei der Du mich gerne feſthalten willſt, nur ſo viel: Weißt Du eine Widerlegung der Einwürfe gegen ſie, die Widerſprüche der Evangeliſten betreffend, o wie will ich

Dir für die Mittheilung danken! Aber, mein herrlicher **, ſie muß bündiger, gründlicher, hiſtoriſcher ſein als die von Gilbert Weſt, die ich ſehr genau kenne, und wahrhafter als die Stolbergiſche, die mich ſo ſehr als Lüge anſpricht, daß ich noch viel lieber die Widerſprüche überſehn will, als dieſer Vertheidigung folgen.

Du ſcheinſt durch Anziehung vieler Bibelſtellen anzudeuten, daß mir Unbekanntſchaft mit ihnen hie und da die Anſicht verdunkele. Glaube mir auf mein Wort, mir war keine der Stellen unbekannt, ja ich könnte Dir noch viele hinzufügen, die Du gegen mich gebrauchen könnteſt, wie ich eben ſo viele gegen Dich. Aber das wünſch' ich eben: Du betrachteteſt all dieſe Stellen einmal von dem Standpunkte, wo der hiſtoriſche Forſcher ſteht, mit Zuziehung aller hiſtoriſchen, antiquariſchen, Sprachunterſuchungen u. ſ. w. Alles z. B. was der Buchſtabe vom Teufel, von Engeln, von dämoniſchen Weſen redet, würde Dir dann ganz anders erſcheinen; und Du hätteſt ja nachher immer die Freiheit zu Deiner erſten Anſicht zurückzukehren. Ohnehin unterſchreibſt Du, wie nicht Stolberg, den Spruch: Falsitas tolerari non debet sub velamine pietatis; vielleicht nicht den eines alten Kirchenvaters: Melius est, ut scandalum oriatur, quam veritas relinquatur, **woran Semler hing.** — Laß mich, um in ernſter Sache nicht gar zu ernſt zu ſchließen, noch einen Ausſpruch meiner guten Großmutter hinzufügen, als ich ihr in meinem 13ten Jahre das perſönliche Daſein (nicht die Idee) des Teufels wegdiſputirte. — „Ja, mein Jung“ (ſagte ſie nach langem Nachdenken) „he is doch da; „he wiſet ſik aber nich mehr, wil de Lüd' em ſünd to „klok worden; wenn ſe mal wedder dumm ſünd, da „is he uk wedder da.“ — Wahrlich ein ſchönes Wort, in der Unſchuld hingeſprochen. Ich aber ſage mit Percy Hotſpur: „Thu Recht und höhne den Teufel.“

Dein treuer

Heinrich Voß.

An Walter Scott.

Heidelberg, im März 1822.

Sie zürnen gewiß nicht, theurer Mann, wenn aus weiter Ferne ein perſönlich Unbekannter Ihre Muße mit der Stimme des Danks unterbricht. Er thut was er nicht laſſen kann, und was ihm den rechten Muth dazu giebt, er thut es im Namen einer Familie, deren Haupt als Sänger der Luiſe, als Überſetzer des Homer, des Ariſtophanes, Virgil und ſeit einigen Jahren auch des Shakſpeare, Ihnen nicht unbekannt geblieben iſt. Der Name Scott iſt in unſerm Hauſe ein gar theurer Name, das ſollten Sie fühlen, wenn Sie meine herrliche Mutter könnten reden hören, die, in ihrem 20ſten Jahre Luiſe, jetzt in ihrem 66ſten als alte verſtändige Hausfrau noch die volle Herzensinnigkeit der Jugend in ſich bewahrt. Ihr leſe ich jeden Abend, wenn ich meine akademiſchen Vorleſungen geſchloſſen habe, aus Ihren Werken vor, und jede Vorleſung enden wir -- nicht mit: „welch eine köſtliche Dichtung!“ — ſondern mit: „welch ein köſtlicher Menſch!“ — Bewunderung zolle ich Ihrem großen Landsmann Byron; bei Ihnen iſt Bewunderung Nebenſache; Ihnen gebührt ein beſſerer Zoll, der Zoll der Liebe. Meines Vaters Wahlſpruch iſt: nur der gute Menſch kann wahrer Dichter ſein; daß es auch der Ihrige ſei, lehrt jedes Ihrer Werke.

Was denken Sie wol von uns Deutſchen, wenn Sie die vielfachen, theils guten, theils ſchlechten Überſetzungen Ihrer Werke mit den Urtheilen unſrer Recenſenten zuſammenhalten? Aus jenen ſehen Sie, daß Sie ſtark geleſen, aus dieſen, daß Sie ſeltſam beurtheilt werden. Man fängt gar an, Sie unſerm Erzphantaſten Hoffmann an die Seite zu ſtellen, da doch der Unterſchied zwiſchen beiden kein geringerer iſt, als daß man nach Leſung eines Hoffmannſchen Stückes ſehnlich wünſcht, die Fratzen wieder aus dem Kopf zu bekommen, eine Scottiſche Dichtung dagegen wie ein ſchönes Gemälde ſtets vor Augen haben will. Leider ſitzen in unſern Literatur-Zeitungen meiſt Knaben zu Gericht, die keine Kraft haben zu verſtehn, wol aber die Wuth über das Unverſtandene frech abzuſprechen. Der einzige Willibald Alexis (in den Wiener Jahrbüchern) hat erträglich über Sie geurtheilt, und wenigſtens auf die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit Ihrer ſcharf gezeichneten Charaktere aufmerkſam gemacht. Noch mehr hätte er hindeuten ſollen auf das geiſtige Leben dieſer Perſonen, auf die örtliche Wahrheit in Schilderung ſchottiſcher Natur und ſchottiſcher Vorzeit, und wie kunſtreich Sie das alles zu einem harmoniſchen Ganzen verketten. Das regt ſich und bewegt ſich wie das Leben ſelbſt, und nicht bloß mit einer Eliſabeth, einer Marie und andern wirklichen Weſen glaubt man perſönlich verkehrt zu haben, ſondern auch mit den Geſchöpfen Ihrer Phantaſie, die vielleicht einmal gegen Sie vor Gott auftreten, weil ſie ihnen kein phyſiſches Leben haben verleihen können. Und nirgend erſcheint des Dichters Perſönlichkeit, außer verſchleiert im Hintergrunde, ſtreng wachend, daß der Wille der Gottheit erfüllt, und die ewigen Geſetze der Religion, der Wahrheit, der Gerechtigkeit nicht verletzt werden.

Ich will Ihnen dergleichen nicht vorerzählen; was Sie ſind und was Sie thun, weiß keiner beſſer als Sie ſelbſt; aber für eins will ich Ihnen noch recht herzlich danken im Namen Unzähliger, die nicht Recenſenten, aber die ächten Leſer Ihrer Schriften ſind. Deutſchland krankt an der katholiſchen Proſelytenmacherei; Junker und Papiſt im Bunde wollen die Barbarei des Mittelalters zurückführen, um frei und ungeſtört herrſchen zu können; Thaumaturgen wirken auf die bethörte Volksmenge; die Kunſt des Dummmachens wird geübt. Aber Gottlob! die Stimme der Vernunft iſt noch nicht verhallt, und wer ankämpft gegen dieſe Finſterlinge, mittelbar oder unmittelbar, Inländer oder Ausländer, dem weihen die Beſſeren unter uns ihre innigſte Verehrung. Solch ein Kämpfer ſind Sie, Theurer, Sie dringen überall auf Geiſtes- und Glaubensfreiheit. Sie ſcheiden den edlen Katholiken, der unſer Bruder iſt, vom zwanggläubigen Papiſten, der unſern Geiſt umſpinnen und ausſaugen will; Sie ſchildern die Papiſten als eine vom Urchriſtenthum feindſelig ausgeſchiedene Nebenſeele, und das Mittelalter ſchildern Sie wahr und treu, hie und da durch altväterliche Biederkeit anziehend, aber im Ganzen durch Rohheit abſchreckend. — Sie kämpfen mit den Waffen der Liebe. Mit den Waffen des Zorns hat es mein Vater gethan, und der ächte Zorn iſt auch Liebe.

Ein Gerücht ſagt, Sie werden nach der Schweiz und nach Italien reiſen. Iſt das wahr, dann, theurer Mann, reiſen Sie über Heidelberg. Sie werden eine Liebe finden, eine Verehrung ohne Gleichen, und nicht bloß in unſerm Hauſe. Sprechen Sie nicht deutſch, wie wir nicht engliſch, ſo verſteht doch jeder des anderen Sprache, und das wird genügen. Auf unſre Schloßruine, an unſern ſchönen Neckar will ich Sie führen, und Himmel! wie dann mit Fragen über Shakſpeare beſtürmen.

Wann werden uns die Engländer eine ächt kritiſche Ausgabe des Shakſpeare liefern, und einen recht geſunden und dabei heitern Kommentar? Was Malone's, Reed's und anderer Männer höchſt ſchätzbare Ausgaben als Beigabe darbieten, iſt ſo voll Hader und Gezänk, daß man dabei nicht froh werden kann. Die Ehrfurcht aller Nachfolger für Johnſon, deſſen Worte wie Gold bewahrt werden, iſt mir noch empfindlicher als die Eiferſucht zwiſchen

Steevens und Malone, die Shakſpeare ſo oft entgelten muß. Denn keiner hat mehr gegen Shakſpeare gefrevelt als dieſer Schreier, der über alles herfällt, was ſeinem kleinlichen Geſchmack nicht zuſagen will, und der aus Frommheit oder vielmehr Überfrommheit dem großen Dichter allen Sinn für Tugend und Religion abſpricht. Text und Kommentar wurden am beſten bei Ihnen gedeihn, der Sie den „Genius der Britteninſel“ ſo prächtig in Ihrem Kenilworth aufführen. Auch iſt wol keiner in der Welt (Nathan Drake nicht ausgenommen), der wie Sie bewandert iſt in den Sitten und der Sprache zur Zeit der Eliſabeth. Mit jedem Ihrer Romane ſchwanden mir Dunkelheiten im Shakſpeare, und da liegt der Wunſch nahe: Könnt' ich, der ich für meine Landsleute Anmerkungen ſchreiben muß, an Ihrer Seite aus dem unerſchöpflichen Born Ihres Wiſſens ſchöpfen! —

Ihr älteſter Sohn, heißt es, iſt in Deutſchland, um deutſch zu lernen. Kommt er nach Heidelberg, ſo komme er zu uns, und — o gebe das der Himmel! — als Vorläufer ſeines uns ſo theuren Vaters. Und hiemit lebe wohl, Du edler Mann,

my noble Scot,
By heav'n, I cannot flatter, I defy
The tongues of soothers; but a braver place
In my heart's love hath no man than yourself.
(aus Shakſpeare's Heinrich IV)

mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören!

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſeyn wollte? ihretwegen ſollt' ich unbekümmert

Göthe an Heinrich Voß.

Weimar, 17. März 1807.

Noch habe ich Ihnen, mein beſter Voß, für Ihren letzten gehaltreichen Brief nicht gedankt, als Sie mich ſchon wieder mit einer neuen Sendung erfreuen. Fahren Sie doch ja fort mit Ihren Schilderungen Ihres Heidelbergiſchen Kreiſes, damit ich immermehr angereizt werde, wo nicht in Perſon, doch in meinen Progenituren einen Beſuch abzuſtatten. Auguſt neigt ſich ſchon ſehr dorthin, um wieder wie vormals der Nachbar ſeines geliebten Lehrers zu ſein.

Was die Anzeige Ihrer Vorleſungen betrifft, ſo erregt die Fülle wirklich Verwunderung. Gott gebe den Sämännern Glück und der Saat Gedeihen. Schade daß man eine ſolche Darſtellung nicht im Kreiſe kann abdrucken laſſen: denn jetzt, wenn man ſich vorſtellt, daß das zu lehrende von vorn bis hinten, von oben bis unten, aufgeſtellt ſein ſollte, ſo macht der Anblick uns gewiſſermaßen verwirrt. Indeſſen kommt es ja auf einen Jeden an, wo er ſeine Mitte hinſetzen will, und Sie werden uns wohl verzeihen, daß wir dieſe Anzeige lieber von hinten hervorgeleſen haben. Sehen Sie ſelbſt einmal auf der andern Seite, wie hübſch ſich das hinterſt zuvörderſt ausnimmt. — Empfehlen Sie mich Ihren lieben Eltern und allen Wohlwollenden.

Göthe.

1) Körperliche Übungen.
2) Naturkunde.
3) Mathematiſche Wiſſenſchaften.
4) Geſchichte mit ihren Hülfswiſſenſchaften.
5) Philoſophiſche Wiſſenſchaften.
6) Bildende Künſte.
7) Schöne Literatur und deutſcher Stil.
8) Philologiſcher und humaniſtiſcher Unterricht.
9) Staatswirthſchaft.
10) Arzneigelahrtheit.
11) Rechtsgelahrtheit.
12) Gottesgelahrtheit.
13) Allgemeine Encyclopädie und Literaturgeſchichte.

Wenn Sie das Schema auf dieſe Weiſe betrachten, ſo ſtellt es ſich ſehr merkwürdig dar; vorzüglich auch, daß der deutſche Stil immer in der Mitte bleibt, und die Philologie ſich als Achſe, worum ſich das Ganze dreht, noch immer darſtellen muß. Jeder Freund eines myſtiſchen Schematismus wird noch viel mehr zu finden aufgeregt werden. Leben Sie wohl und gedenken Sie unſer.

G.

Göthe
in Frankfurt am Main

oder

zerſtreute Blätter aus der Zeit ſeines
dortigen Aufenthalts

in den Jahren 1757 bis 1775.

Geſammelt

von

Dr. Heinrich Döring.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1839.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Göthe's Jugend, daß er mit dem Nothwendigen des Lernens oft ein freies Spiel zu treiben, und Penſa, die er ſelbſt erfunden, den gewöhnlichen Schulaufgaben zu ſubſtituiren pflegte. In dieſe Cathegorie gehört das hier mitgetheilte Geſpräch, in welchem, neben der individuellen und gleichgehaltenen Zeichnung der beiden Charaktere, beſonders auch die liebenswürdige Naivität bemerkenswerth iſt, womit Göthe, durch ſeinen Vornamen Wolfgang bezeichnet, ſich als den Soliden, Wohlerzogenen repräſentirt; und wenn man einmal das Bedeutſame, Prototypiſche bis in den einzelnen Ausdruck verfolgen will, ſo wird man Reden, wie: „Woran mir nichts gelegen, da unterlaſſe ich alles Nachgrübeln," oder: „Was ſoll mir das? ſie mögen ſchmauſen! ich aber freue mich, dich wohl zu ſehen!" nicht anders als höchſt charakteriſtiſch finden können.

Die beiden zunächſt folgenden Aufſätze, theologiſchen Inhalts, ließ Göthe, nach ſeinem eignen Geſtändniß in ſeiner Selbſtbiographie, auf ſeine

Koſten drucken. Auf dem Titel dieſer wenigen Octavbogen, die längſt aus den Augen des Publikums verſchwunden, findet ſich blos die Jahrzahl 1773, doch keine Angabe des Druckorts und Verlegers. Nach Göthe's eigner Angabe waren jene beiden Broſchüren ein Verlagsartikel des Buchhändlers Eichenberg in Frankfurt am Main. Die Veranlaſſung zu dem, angeblich aus dem Franzöſiſchen überſetzten Briefe des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu *** ſchildert Göthe ſelbſt in ſeinen Werken (Bd. 26. S. 104) mit den Worten: „In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geſchärft hatte: das Sündhafte im Menſchen als vorwaltend anzuſehn, verſuchte ich mich zu ſchicken, obgleich nicht mit ſonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieſer Lehre ſo ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derſelben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeiſtlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlaſſen beliebte. Das Hauptthema deſſelben Schreibens war jedoch die Loſung der damaligen Zeit; ſie hieß Toleranz, und galt unter den beſſern Köpfen und Geiſtern.“

Aus dem in ſeiner Jugend leidenſchaftlich getriebenen Studium der heiligen Schrift ging der angeblich aus der Feder eines Landgeiſtlichen in Schwaben gefloſſene Verſuch Göthes hervor, einige bisher unerörterte bibliſche Fragen gründlich zu beantworten. Der Dichter geſteht in ſeiner Selbſtbiographie, mit unſäglicher Mühe und mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften ſich durch die fünf Bücher Moſis hindurchgearbeitet zu haben. „Dabei gerieth ich,“ ſagt er, (a. a. O. S. 104) auf die wunderlichſten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unſere zehn Gebote auf den Tafeln geſtanden, daß die Iſraeliten keine vierzig Jahre, ſondern nur kurze Zeit durch die Wüſte gewandert u. ſ. w. Auch das neue Teſtament war vor meinen Unterſuchungen nicht ſicher. Ich verſchonte es nicht mit meiſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen, und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen; ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen; und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne, geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart; und mit mir mag werden, das will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich ſelbſt, und alles Glück, das dem Menſchen gegeben iſt.

ner Sonderungsluſt, und glaubte auch in dieſer Region allerlei Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingſtfeſte in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich auf eine etwas abſtruſe Weiſe, nicht geeignet, ſich viele Theilnehmer zu verſchaffen.“

Die poetiſche Epiſtel an Gotter gehört in jene bedeutungsvolle Entwicklungsperiode ſeines Geiſtes, wo Göthe in dem (im dreizehnten Bande ſeiner Werke aufbewahrten) Puppen- und Faſtnachtsſpiel und in ſeinem Hans Sachs den Styl und Ton des alten Meiſtergeſangs nachzuahmen ſuchte. Einige Derbheiten in jener poetiſchen Epiſtel, mit welcher Göthe die Sendung ſeines Götz von Berlichingen begleitete, waren unmöglich wegzulaſſen. In Gotter's Antwort mag übrigens manches von Göthe herrühren.

Die Gedichte an Friederike bilden einen kleinen Nachtrag zu den wenigen, die ſich Göthe's Werken (Bd. 1. S. 75 u. f. und S. 82) unter den Überſchriften: Willkommen und Abſchied, und: Mit einem gemalten Band, erhalten haben. Der Dichter ſelbſt ſagt in ſeinen Werken (Bd. 26. S. 31): „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon ſind übrig geblieben; man wird ſie leicht aus meinen Werken herausfinden.“ Das Verhältniß zu jener Jugendgeliebten, der Tochter eines Pfarrers in dem Dorfe Seſenheim bei Strasburg, löſte ſich auf, als Göthe nach ſeiner Doctorpromotion, im Auguſt 1771, wieder nach Frankfurt am Main zurückkehren mußte. Friederikens äußere Erſcheinung ſchildert er ſehr anziehend in ſeinen Werken (Band 25. S. 343) mit den Worten: „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Grenze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hieng ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehn und zu erkennen." — Bemerkt zu werden verdient, daß wir dieſen Andeutungen ein ſehr artiges Bild jener Jugendgeliebten des Dichters verdanken, gezeichnet von dem bekannten Künſtler Moritz Retzſch, und geſtochen von Fr. Wagner. Es ſtellt Friederiken in ganzer Figur dar, wie ſie in einer Waldgegend wandelt, und befindet ſich vor dem 26ſten Bande von Göthe's Werken. Nach des Dichters eignem Geſtändniß vereinigte Friederike mit jenem vortheilhaften Äußern auch manche geiſtige Vorzüge. Sie hatte ihren Geiſt durch das Leſen der beſten Schriften gebildet, war muſikaliſch, und beſaß vorzüglich das Talent, die Lücken in der geſelligen Unterhaltung auf eine geiſtreiche und anmuthige Weiſe auszufüllen. So mochte dem Dichter die Trennung von der Geliebten wohl ſo ſchwer geworden ſeyn, als ihr ſelbſt, wofür das in Göthe's Werken (Bd. 26. S. 83) aufbewahrte Zeugniß ſpricht, daß, „als er ihr noch vom Pferde die Hand gereicht, ihr die Thränen in den Augen geſtanden, und ihm ſelbſt ſehr übel zu Muthe geweſen ſei.“

Das Gedicht mit der Überſchrift: Dem Paſſavant- und Schüblerſchen Brautpaar, war für die, am 25. Juli 1774 gefeierte Verbindung deſſelben in der Gegend von Frankfurt am Main beſtimmt geweſen und von Göthe, auf Bitten eines Freundes, verfaßt worden. Dies Gedicht kam jedoch zu ſpät an, und ward daher von den Geſchwiſtern des Bräutigams nicht mehr benutzt und auch nicht gedruckt. Ein Bruder des Bräutigams, der noch lebende Pfarrer Paſſavant, bewahrte es jedoch ſorgfältig auf, und überreichte es funfzig Jahre ſpäter dem Ehepaar bei der Feier ſeiner goldnen Hochzeit. Unter dem Concept befanden ſich, mit dem Buchſtaben G. unterzeichnet, des Dichters eigenhändige Worte: „Spät, doch nicht zu ſpät, hoff' ich. Grüßen Sie Paſſavant. Und meinem Vater doch auch einige Exemplare dieſes Carmens.“

Das Bundeslied, einem jungen Paar geſungen von Vieren, nach einer ältern Handſchrift mitgetheilt, befindet ſich mit weſentlichen Veränderungen in Göthe's Werken. Bd. 1. S. 130 u. f. Es führt dort den einfachen Titel: Bundeslied, und hat ſtatt ſechs, nur fünf Strophen.

Die Motto's zu Werther's Leiden befinden ſich auf den Titelblättern der zweiten Ausgabe jenes Romans (Leipzig 1774), und zwar als Unterſchriften zu den Medaillons, die ein paar Scenen aus Werthers Leiden darſtellen. Weder in der dritten Ausgabe jenes Romans, noch in dem Abdruck deſſelben in Göthe's Werken haben jene Verſe wieder eine Stelle gefunden.

Die Auszüge aus Göthes Briefen in den Jahren 1768 — 1775, und der Anhang, eine Berichtigung der Geſchichte Werthers, und das Urtheil eines berühmten Zeitgenoſſen über Göthe's erſtes Auftreten als Schriftſteller enthaltend, bedürfen keiner Erläuterung.

Möge das vorliegende Büchlein den zahlreichen Verehrern des großen Dichters eine willkommene Gabe ſeyn.

Jena, im Januar 1839.

Dr. Heinrich Döring.

Inhalt.

Seite

Wolfgang und Maximilian. Ein Geſpräch. 1757. 1

Brief des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***. Aus dem Franzöſiſchen. 1773. 5

Zwei wichtige, bisher unerörterte bibliſche Fragen, zum erſtenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben. 1773. 24

Epiſtel an Gotter, nebſt deſſen Antwort. 1774. . . . 40

An Friederike. 1770. 45

Dem Paſſavant- und Schüblerſchen Brautpaar. 1774. . 52

Bundes-Lied. Einem jungen Paar geſungen von Vieren. 1774. 55

Motto's zu Werthers Leiden. 1774. . . . . . . , , . 58

Selbſtcharakteriſtik Göthe's in ſeinem ſechszehnten Jahre. 1775. 59

Auszüge aus Göthe's Briefen in den Jahren 1768—1775. 61

Anhang.

Seite

Berichtigung der Geſchichte des jungen Werthers. 91

Wielands Urtheil über Göthe's früheſte literariſche Producte.

I. über Götz von Berlichingen. Hamburg 1773. 98

II. über die zweite Ausgabe des Götz von Berlichingen. Frankfurt a. M. 1774. 102

III. über Werthers Leiden. Leipzig 1774. 107

IV. über Götter, Helden und Wieland. Eine Farçe. Leipzig 1774. 110

Göthe

in Frankfurt am Main.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß geſehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menſchen, ſich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung ver-

Wolfgang und Maximilian.

Ein Geſpräch.

1757.

M. Wo bleibſt du ſo lange?

W. Haſt du auf mich gewartet?

M. So iſt's, und zwar ſchon eine Stunde.

W. Es iſt mir leid, ich habe nicht gekonnt, ſonſt wäre ich eher gekommen.

M. Was hatteſt du denn noch zu thun?

W. Ich mußte den Tiſch decken, und alles zum Empfang guter Freunde bereiten helfen.

M. Eine herrliche Sache! Warum bliebſt du nicht zu Hauſe?

W. Meine Eltern wollten mich nicht beim Schmäuschen haben; darnach hatte ich dir verſprochen, noch hieher zu kommen, ehe der Lehrmeiſter ſich einſtellte.

M. Was will das ſagen, daß man dir befohlen hat, aus dem Hauſe zu gehen, da man Gäſte erwartet?

W. Woran mir nichts gelegen, da unterlaſſe ich alles Nachgrübeln.

M. Du haſt zwar recht, aber du kommſt dabei zu kurz. (**Modo ne de multis rebus dulciculis frustrareres.**)

W. Was ſoll mir das: ſie mögen ſchmauſen. Ich aber freue mich, Dich wohl zu ſehen. (**Quid tum: opulentur; gaudeo te valere.**)

M. Sage demnach, wie vertreiben wir uns die Zeit?

W. Wir wollen mittlerweile des **Speccius** ſeine Übung der **Declinationum** und **Congugationum** vor die Hand nehmen.

M. Weg mit dieſem Zeitvertreib.

W. Willſt du etwa des **Comenii** ſeine ſichtbare Welt aufſchlagen und ein paar Capitel mit mir wiederholen?

M. Auch dieſe nicht, wenn's auch die erneuerte Vierſprächige wäre.

W. So will ich noch etwas vorſchlagen, und das ſoll der angehende Lateiner ſeyn.

M. Nichts minder, laß mir dermalen die Bücher vom Leibe.

W. Sage du nun ſelbſt etwas zu thun.

M. Ich haſſe das Ernſthafte, denn das überlaſſ' ich den Sauertöpfen.

W. Du biſt ſehr lang. Sag's einmal heraus, in was es beſtehen ſoll.

M. Wiſſe, wir wollen uns einmal mit den Köpfen ſtutzen. (**Concurramus frontibus adversus**).

W. Das ſei ferne; meiner ſchickt ſich wenigſtens dazu nicht.

M. Was ſchadet es? Laß ſehen, wer den härteſten habe.

W. Höre, wir wollen dieſes Spiel den Böcken überlaſſen, welchen es natürlich iſt.

M. Verzagter! wir bekommen durch die Übung harte Köpfe.

W. Das wäre eben keine Ehre. Ich will meinen lieber weich behalten.

M. Wie verſtehſt du das?

W. Ich mag nicht hartnäckig werden.

M. Hierin haſt du recht; allein ich nehme es von der Feſtigkeit der Glieder.

W. Wenn du weiter nichts willſt, ſo ſtoße den Kopf nur brav wider die Wand; es wird die erwünſchte Wirkung haben. (**Et res ex voto succedet.**)

M. Du biſt ein Rathgeber: ich aber wäre ein Narr, wenn ich folgte.

W. Erwähle nur ein ander Spiel, das menſchlicher iſt.

M. Wohlan, ſo nimm dieſen Stock, mittlerweile der Lehrmeiſter abweſend.

W. Was willſt du denn, daß ich damit thun ſoll?

M. Warte, du wirſt's gleich erfahren. Ich will hier das Lineal nehmen, und ſo wollen wir mit einander tapfer fechten.

W. Dieſes iſt ja eben ſo mißlich. Wie aber, wenn der Lehrmeiſter uns in dieſer Stellung anträfe.

M. Fürchte dich nicht, ſeine Stunde iſt noch nicht kommen. Fechte brav zu, hauend und ſtoßend, wie du willſt.

W. Höre, höre, es klopft. Hab' ichs nicht geſagt? Herein!

M. Wehe mir! wo ſind meine Bücher? Riegle nur ein wenig die Thür zu.

W. Das laß ich bleiben. Es ziemt ſich nicht, den Lehrer auszuſchließen. Herein!

M. Er kann nun immer kommen. Ich bin in guter Ordnung und fürchte nichts.

W. Das muß ein guter Geiſt geweſen ſeyn, der uns die Ankunft des Lehrmeiſters angedeutet; denn ſiehe, da kommt er erſt her. (**Istic enim primum adproperat.**)

M. Ja wohl war es blinder, doch uns heilſamer Lärm. Laß uns ganz ſtill ſchweigen.

Brief

des Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***.

Aus dem Franzöſiſchen.

1773.

Lieber Herr Amtsbruder! Da die Veränderung in meiner Nachbarſchaft vorging, daß der alte Paſtor ſtarb, an deſſen Stelle Ihr kommt, freuete ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidſamer Mann bin, und meinem Nächſten nichts mehr gönne, als ſein bischen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige iſt, was ſie haben: ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir eben ſo eine freudige Wallung in's Blut brachte, als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt.

Er konnte Niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr ſollt mir ſo viel Freude machen, als er mir

Verdruß gemacht hat; denn ich höre ſo viel Gutes von Euch, als man von einem Geiſtlichen ſagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt ſtill, und mit nicht mehr Eifer als nöthig iſt, und ſeid ein Feind von Controverſen. Ich weiß nicht, ob's Eurem Verſtand oder Eurem Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr ſo jung und ſo friedfertig ſeid, ohne deswegen ſchwach zu ſeyn; denn freilich iſt's auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf iſt.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahr für Noth gemacht hat. Unſere Sprengel liegen ſo nahe beiſammen, und da ſteckten ſeine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich ſollte mehr Menſchen verdammen, als ich thäte; es wäre keine Freude, meinten ſie, ein Chriſt zu ſeyn, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich verſichre, lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos; denn es giebt gewiſſe Materien, von denen anzufangen ich ſo entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich Niemand darum gefragt hat, und wenn's geſchehen iſt, ihn bitte, daß er's in's Künftige abwenden möge; und ſo wird's jedem rechtſchaffenen Geiſtlichen ſeyn, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefährlich es iſt, ſie halbbefriedigt wegzuſchicken, oder ſie gar abzuweiſen.

Ich muß Euch geſtehen, daß die Lehre von der Verdammung der Heiden eine von denen iſt, über die ich wie über glühendes Eiſen eile. Ich bin alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, ſo viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben ſo alt ſeyn werdet als ich, ſollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen ſind, wenigſtens wünſche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das iſt bei allen Eiferern für ihre Sekte ein mächtiger Behuf der Redekunſt, daß ſie mit Worten um ſich werfen, die ſie nicht verſtehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent ſeyn kann, ſo tolerant ſie auch iſt, ſo wenig kann ein Herz, das ſich ſeiner Seligkeit verſichern will, von der Gleichgültigkeit Profeſſion machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte Zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unſere Seele iſt einfach und zur Ruhe geboren; ſo lange ſie zwiſchen Gegenſtänden getheilt iſt, ſo fühlt ſie was, das jeder am beſten weiß, wer zweifelt.

Alſo, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf ſterb' ich, daß ich kein Glück beſitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die ſich in das Elend der Welt miſchte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und ſo lieb' ich Jeſum Chriſtum, und ſo glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube; denn wahrhaftig es iſt meine Schuld nicht, daß ich glaube.

Es war eine Zeit, da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war ſehr erwiſcht, da ich nicht mehr leugnen konnte. Man fühlt einen Augenblick, und der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten, ihn zu beſtimmen. So wenig bin ich indifferent; darf ich deswegen nicht tolerant ſeyn? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet ſich der Aſtronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen beſtimmen wollte, würde ſich noch mehr verrechnen. Weiß ich, wie mancherlei ſeine Wege ſind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird.

Unſere Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke ſelig machen; und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das ungefähr auch. Das zeigt nun von der großen Liebe Gottes, denn für die Erbſünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das iſt ſo natürlich, als daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, ſondern den einfältigſten Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti mitgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unſrem

Tode, Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt.

Wenn nun der Glaube das Einzige iſt, wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zueignen, ſo ſagt mir, wie iſt's denn mit den Kindern? Die ſprecht ihr ſelig, nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben! Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammt, weil man ſündigt. Und das eingeborne Verderben haben ſie ja doch an ſich, und werden alſo nicht aus Verdienſt ſelig. Nun ſo ſagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beiſpiel einen Beweis, daß wir nicht wiſſen, was Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben, an Jemandes Seligkeit zu verzweifeln.

Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die ſo barmherzig waren wie ich, auf die Wiederbringung gefallen ſind; und ich verſichre Euch, es iſt die Lehre, womit ich mich insgeheim tröſte. Aber das weiß ich wohl, es iſt keine Sache, davon zu predigen. Über's Grab geht unſer Amt nicht, und wenn ich ja einmal ſagen muß; daß es eine Hölle giebt, ſo red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und ſage immerhin: Ewig! Wenn man von Dingen ſpricht, die Niemand begreift, ſo iſt's einerlei, was für Worte man braucht. Übrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtſchaffener Geiſtlicher in dieſer Zeitlichkeit ſo viel zu thun hat, daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun ſeyn möchte.

So, mein lieber Herr Confrater, ſind meine Geſinnungen über dieſen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor ſo viel hundert Jahren, unter dem Namen Jeſus Chriſtus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Menſch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; und das ſage ich meiner Gemeine, ſo oft Gelegenheit dazu iſt. Ich ſubtiliſire die Materie nicht; denn da Gott Menſch geworden iſt, damit wir arme ſinnliche Creaturen ihn möchten faſſen und begreifen können, ſo muß man ſich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viele von den Leuten um Euch gehabt, die ſich Philoſophen nennen, und eine ſehr lächerliche Perſon in der Welt ſpielen. Es iſt nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile ſie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung iſt, beweiſt, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt, ſie eines Beſſern zu überweiſen. Man hält einen Aal am Schwanze feſter, als einen Becher mit ſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — Und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattinn, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinaus gehe, nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abfädne, und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarcha-

Gründen. Es geſchah dem portugieſiſchen Juden recht, der den Spötter von Ferney *) Vernunft hören machen wollte; ſeine Gründe mußten einer Sottiſe weichen, und anſtatt ſeinen Gegner überführt zu ſehen, fertigte ihn dieſer ſehr tolerant ab, und ſagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal ſeid.

Bleibt denn Philoſoph, weil ihr's einmal ſeid, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu ſagen, wenn ich mit ſo einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweiſen kann, der ſie nicht fühlt, wenigſtens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig ſeid, und er antwortet Euch einer wie der Savoyſche Vikar: es iſt meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle, ſo ſeid Ihr geſchlagen, und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläuftigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlaſſen wollt, wovon Ihr doch, alles zuſammengenommen, zu wenig wißt, um davon disputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was Herrliches Niemanden aufdringen. Und giebt uns unſer Herr nicht das excellenteſte Beiſpiel ſelbſt? Ging er nicht gleich von Gergeſa, ohne böſe zu werden, ſobald

---

*) Voltaire. A. d. H.

man ihn darum bat? Und vielleicht war's ihm ſelbſt um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen verſagen, was man will, ſo bleiben ſie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können, iſt die Heilsbegierigen zurecht zu weiſen, und den Andern läßt man, weil ſie's nicht beſſer haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr alſo die eine Urſache, warum und wie tolerant ich bin. Ich überlaſſe, wie Ihr ſeht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbefleckliche Funken, unſre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinen Kleide zu umgeben. Und dieſe Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauſchte ich nicht mit dem höchſten Anſehn der Infallibilität. Welche Wonne iſt es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, ſich einſt freuen werden, meine Brüder zu ſeyn.

So viel davon, mein lieber Bruder! und gleichſam im Vorbeigehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart ſich doch am meiſten in den Uneinigkeiten der Chriſten ſelbſt, und das iſt was Trauriges. Nicht daß ich meine, man ſollte eine Vereinigung ſuchen; das iſt eine Sache wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir ſind alle Chriſten, und Augsburg und Dortrecht machen ſo wenig einen weſentlichen Unterſchied der Religion, als Frankreich und Deutſchland in dem Weſen des Menſchen. Ein Franzoſe iſt vom Kopf bis auf die Füße eben ein Menſch wie ein Deutſcher; das andere ſind politiſche Conſiderationen, die fürtrefflich ſind, und die Niemand ungeſtraft einreißen ſoll.

Wer die Geſchichte des Wortes Gottes unter den Menſchen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorff wird euch eine reine Geſchichte erzählen. Warum ſollt' ich leugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei, und daß es Luthers Intention zu Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was ſollte mich antreiben, die Augsburgiſche Confeſſion für was anders, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig iſt, etwas feſt zu ſetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber Ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher, als das Andere, ſo ſind die Bekenner deſto beſſer daran; aber das bekümmert Niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geiſtlichen Knechtſchaft zu befreien; möchten doch alle ſeine Nachfolger ſo viel Abſcheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.

Er arbeitete ſich durch verjährte Vorurtheile durch, und ſchied das Göttliche vom Menſchlichen, ſo viel ein Menſch ſcheiden kann; und was noch mehr war: er gab dem Herzen ſeine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fähiger. Aber man laſſe ſich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf; man bilde ſich nicht ein, die alte Kirche ſei deswegen ein Gegenſtand des Abſcheus und der Verachtung. Hat ſie doch wenige menſchliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären. Laßt ſie, leidet ſie und ſegnet ſie. Warum läſtert ihr ihre Meſſe? Sie thun zu viel, das weiß ich; aber laßt ſie thun, was ſie wollen. Verflucht ſei der, der einen Dienſt Abgötterei nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt.

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römiſchen Kirche; ob's aber Gottes Werk iſt, wird die Zeit ausweiſen. Vielleicht proteſtirt ſie bald mehr, als gut iſt. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verſtande. Dieſe Trennung war unvermeidlich, und daß ſie politiſch geworden iſt, lag in den Umſtänden. Ich bin ſo fern, eine Vereinigung zu wünſchen, daß ich ſie vielmehr äußerſt gefährlich halte. Jeder Theil, der ſich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Doch, es iſt gut, daß politiſche Betrachtungen der Sache im Wege ſtehen, ſonſt würde man vielleicht den Gewiſſen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf eins hinaus, ob ein Sakrament ein Zeichen oder mehr iſt, und wie könnte ich böſe ſeyn, daß ein Anderer nicht empfinden kann, wie ich?

Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten als ein Zeichen, und doch habe ich unter meiner Gemeine eine große Anzahl Menſchen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen. Es ſind Leute, bei denen der Kopf das Herz überwiegt. Mit dieſen leb' ich in ſo zärtlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er jedem Freude und Seligkeit gebe nach ſeinem Maß; denn der Geiſt Gottes weiß am beſten, was einer faſſen kann. Eben ſo iſt's mit der Gnadenwahl; davon verſtehen wir ja alle nichts, und ſo iſt's mit tauſend Dingen. Denn wenn man's bei Lichte beſieht, ſo hat jeder ſeine eigne Religion, und Gott muß mit unſerem armſeligen Dienſte zufrieden ſeyn, aus übergroßer Güte; denn das müßte mir ein rechter Mann ſeyn, der Gott diente, wie ſich's gehört.

Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reinigt, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe? Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das ſei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Parteien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf ſo vielerlei Weiſe Frucht bringen zu ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gott Lob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ich's nicht ſuchte.

Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten; er wußte, daß es damit nicht ausgerichtet wäre; er wollte anklopfen an der Thüre und ſie nicht einſchmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten, und Gott dankten, daß wir in dieſen ſeltſamen Zeiten noch ungeſtört lehren dürfen. Und einmal für allemal, eine Hierarchie iſt ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur ſelbſt die Zeiten der Apoſtel gleich nach Chriſti Tode, und Ihr werdet bekennen müſſen, es war nie eine ſichtbare Kirche auf Erden.

Es ſind wunderliche Leute, die Theologen. Da prätendiren ſie, was nicht möglich iſt. Die chriſtliche Religion in Ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte ſchon, in Bruder Pauli Briefen wäre vieles ſchwer zu verſtehen; und Petrus war doch ein anderer Mann als unſere Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geſchrieben, die die ganze chriſtliche Kirche **in corpore** bis auf den heutigen Tag nicht verſteht. Da ſieht's denn ſchon gewaltig ſcheu um unſre Lehre aus, wenn wir Alles, was in der Bibel ſteht, in Ein Syſtem zerren wollen, und mit dem Wandel läßt ſich eben ſo wenig Gewiſſes beſtimmen. Petrus that ſchon Sachen, die Paulus nicht gefielen, und ich möchte wiſſen, mit was für Titeln der große Apoſtel unſere Geiſtlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Prädilection für ihre Sekte haben, als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einſetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genoſſen, wie die reformirte Kirche, iſt unläugbar; denn ihr Meiſter, den ſie viel kannten, der ſaß bei ihnen; ſie verſprachen's gleichſam zu ſeinem Gedächtniß zu wiederholen, weil ſie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an ſeinem Buſen lag, brauchte nicht erſt das Brod, um ſich von der Exiſtenz ſeines Herrn lebendig zu überzeugen; genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie ſelbigen ganzen Abend, denn ſie verſtanden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr ſagte.

Kaum war er von der Erde weg, als zärtliche, liebesgeſinnte Leute ſich nach einer innigen Vereinigung mit ihm ſehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt ſind, wenn unſre Seele genoſſen hat, ſo verlangten ſie auch was für den Körper, und hatten nicht unrecht; denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menſchen, und dazu gaben ihnen die Sakramente die erwünſchteſte Gelegenheit. Durch die ſinnliche Handlung der Taufe, oder des Händeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denſelben Ton, der nöthig iſt, um mit dem Wehen des heiligen Geiſtes zu ſympathiſiren, das uns unaufhörlich umgiebt. Ich ſage, vielleicht, und ich darf gewiß ſagen. Eben das fühlen ſie beim Abendmahl, und glaubten, durch die Worte Chriſti geleitet, es für das halten zu können, was ſie ſo ſehr wünſchten. Beſonders da die Unarten ihres Körpers ſich durch dieſe Heiligung am beſten heilen ließen, ſo blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Weſen ſeiner göttlichen Menſchheit durch dieſe ſinnlichen Zeichen mittheile. Aber das waren unausſprechliche Empfindungen, die ſie wohl im Anfang zur gemeinſchaftlichen Erbauung einander communicirten, die aber leider nachher zum Geſetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner ſolchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geiſtlichen Vereinigung ſich genügten, daß die ſich trennten, und ſich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein ſei, könne kein allgemein verbindendes Geſetz werden.

Ich denke, daß das der ehrliche Status causae iſt, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, ſo verfährt man mit ſeiner Gemeine ſo billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzuzwingen, iſt ſchon grauſam; aber von einem verlangen, er müſſe empfinden, was er nicht empfinden kann, das iſt tyranniſcher Unſinn.

Noch was, lieber Bruder! Unſre Kirche hat ſich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, ſondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfanden. Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicherweiſe ihrer Erleuchtung überheben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber wehe uns, daß unſere Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Commentaren die Schrift verſtehen lernen will.

Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geiſtes ſchmälern? Beſtimmt mir die Zeit, wenn er aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und euren ſchalen Discurſen das Amt überlaſſen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverſtändlich nennt ihr unnütz? Was ſah der Apoſtel im dritten Himmel? Nicht wahr, unausſprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geiſt giebt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheim zu rathen aufgegeben hätten.

Genug, die Wahrheit ſei uns lieb, wo wir ſie finden. Laßt uns unſer Gewiſſen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein ſeyn mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Chriſto nirgends gedrückter war, als in der chriſtlichen Kirche. Und wem darum zu thun iſt, die Wahrheit dieſes Satzes noch bei ſeinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Chriſti öffentlich zu ſeyn, der wage, ſich's merken zu laſſen, daß ihm um ſeine Seligkeit zu thun iſt! Er wird einen Unnamen am Halſe haben, ehe er ſich's verſieht, und eine chriſtliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns alſo darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unſere, ſondern daß Chriſti Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert um andere Reiche ſeyn; nur für unſer Reich laßt uns ſorgen, und beſonders hütet Euch vor den falſchen Propheten. Dieſe nichtswürdigen Schmeichler nennen ſich Chriſten, und unter ihrem Schafspelz ſind ſie reißende Wölfe; ſie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel, und ſchmälern das Verdienſt Chriſti, wo ſie können. Wahrhaftig, alle Religionsſpötter ſind wenigſtens ehrliche Leute, die über das lachen, was ſie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten. Aber dieſe heimlichen ſucht aus Eurem Gewiſſen zu ſcheiden, nicht daß Ihr ſie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, ſondern nur, daß Ihr ſie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was ſie ſind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterſchied; das ſei der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jeſum ſo laut gepredigt, daß ſich die Widerchriſten geſchieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jeſum einen Herrn heißt, der ſei uns willkomlichen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genieſt.

Am 29. Junius.

Vorgeſtern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte, und ein groſes Geſchrey mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Drahtpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kräuſel ohne Ende herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen; das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich ließ mich aber in men; können die Andern auf ihre eigene Hand leben und ſterben, wohl bekomm' es ihnen. Wenn der Geiſtliche ein Mann iſt, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, ſo wird unter der Gemeine auch kein Zwiſt entſtehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntniß.

Wir ſind elend! Wie wir's ſind, und warum wir's ſind, das kann uns ſehr einerlei ſeyn; wir ſehnen uns nur nach einem Wege, auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Menſch geworden iſt, um uns das zu verſchaffen, wonach wir uns ſehnen; und alles, was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, iſt uns liebenswürdig, was zu dieſem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnt Euch denken, Herr Confrater, in was für einem Credit die Controverſen bei uns ſtehen.

Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder! Ich weiß nicht, wie ein Paſtor ſich unterſtehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erſchallen ſollte; und um keinem Zwiſt Gelegenheit zu geben, laßt uns alle Kleinigkeiten fliehen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hypotheſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Paſtor ſeine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo was vor.

Noch eins, Herr Bruder! Laßt eure Gemeine in der

Bibel leſen, ſo viel ſie will; wenn ſie ſie gleich nicht verſteht, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Reſpect vor der Bibel haben, ſo habt Ihr viel gewonnen. Doch bitt' ich Euch, nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an ſeinem Herzen beweiſen könnt, und wenn's hundertmal geſchrieben ſtünde. Ich habe ſonſt auch geſorgt, die Leute möchten Anſtoß an Dingen nehmen, die hie und da in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geiſt Gottes ſie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel kein zärtliches Herz, das an Salomo's Discurſen, die freilich herzlich trocken ſind, einigen Geſchmack hätte finden können.

Überhaupt iſt es ein eignes Ding um die Erbauung. Es iſt oft nicht die Sache, die einen erbaut; ſondern die Lage des Herzens, worin ſie uns überraſcht, iſt das, was einer Kleinigkeit den Werth giebt.

Darum kann ich die Liederverbeſſerungen nicht leiden. Das möchte für Leute ſeyn, die dem Verſtande viel und dem Herzen wenig geben. Was iſt daran gelegen, was man ſingt, wenn ſich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geiſt des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei den gedrechſelten Liedern ſehr einerlei bleiben, die mit aller kritiſch richtigen Kälte hinter dem Schreibepult mühſam polirt worden ſind.

Adieu, lieber Herr Confrater! Gott geb' Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, ſo werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Chriſti iſt, und ſeid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch ſo ſchelten will. So oft ich an Eurem Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, ſo oft will ich für Euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maß eingerichtet iſt, und Ihr die Seelen, die ſich Euch beſonders vertrauen, insbeſondere belehrt, ſo daß Ihr ſie doch alle auf den großen Mittelpunkt unſres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiſet; wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen ſo viel gebt, als er braucht; wenn Ihr die Gewiſſensſkrupel vermindert, und allen die Süßigkeit des Friedens wünſchenswerth macht, ſo werdet Ihr dereinſt mit der Überzeugung, Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterſtuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat.

Zwei wichtige, biſher unerörterte
Bibliſche Fragen,
zum erſtenmal gründlich beantwortet.

Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

1773.

M. den 6. Februar 1773.

Es iſt betrübt, die langen Winterabende ſo allein zu ſeyn. Mein Sohn, der Magiſter, iſt in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken; er findet bei mir ſo wenig Unterhaltung für ſeine Gelehrſamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Collegen um mich her ſind und bleiben meine letzte Geſellſchaft. Wer nach einem kurzen Benedicite von Gewiſſensfragen und andern Paſtoralkleinigkeiten ſich nicht zur ausgelaſſenen Spiel- und Trinkcollation hinſetzen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten inteniren mag, der muß wegbleiben, wiſſen Sie, lieber Herr Bruder.

Unſere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in ſo guter Geſellſchaft bei Ihnen zu ſeyn, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entſchluſſe gebracht, Ihnen Beiliegendes zu ſenden.

Ich hatte damals noch viel zu ſagen, aber das Geſpräch ward auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigſten von exegetiſchen, war, bleib' ich meiſtentheils zurück, wenn meine Geſellen einen Austritt in das ſo verwachſene Dickigt wagen.

Was kann einem Geiſtlichen zwar angelegener ſeyn, als die Auslegung der Sammlung Schriften, woran ſein zwiefaches Leben hängt. Bei alle dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die ſich hinſetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unſrer Bibel, an einem Faden weg zu exegeſiren, da ich Gott danke, wenn mir hie und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das iſt wahrhaftig alles, was man nöthig hat.

Der Magiſter, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Academien zurückkam, verſtand er gewiſſe Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, über die er hatte Collegien leſen hören, aus dem Fundament; und zu den übrigen ſagte er, habe er einen Univerſalſchlüſſel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen könnte.

Meine Wißbegierde wurde rege, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gern, denn er ſticht gewaltig auf einen Profeſſor, conſultirte hie und da ſeine Hefte, und das Dociren ſtand ihm gar gravitätiſch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunſt auf eine kalte Reduction hinauslief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen: im Lebens- und Amtsgange allein lerne man Kernbücher verſtehen; gelehrte Prediger ſeien juſt nicht die beſten, weil ſie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer? ſondern: was könnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch unbeſchadet der geheimen Sparbüchſe (die nun freilich Einer wie der Andere bei Seite verwahrt) noch alles mittheilen? Ferner ſagt' ich ihm: die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm ſeyn; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott beſtimmen, als Gott ſelbſt?

Darüber ward er mürriſch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das beſte dachte. Mag er! bis er ſelbſt geſcheidter wird. Die Erkenntniß wächſt in jedem Menſchen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben ſoll, noch kann; und den hielt' ich für den geſchickteſten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verſtünde.

Doch alles das wollt' ich nicht ſagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit, da ich ſtudirte, erklärte man die Bibel zu univerſal; die ganze Welt ſollte an jedem Spruche Theil haben. Dieſer Meinung war ich immer feind, weil ſie ſo viele Inconvenienzen und Anſtöße in den Weg legte. Nun, wie mein Magiſter zurückkam, wunderte ich mich, ihn von den ſchweren Vorurtheilen ſo frei zu ſehen; mein Herz ging mir recht auf, wie ich grade mit ihm reden konnte, wie er meine Ahnungen durch gelehrte Briefe beſtätigte. Doch die Freude dauerte nicht lange. Ich ſah ihn mit der entgegengeſetzten Thorheit behaftet, alle dunkle, alle ſeinem Syſtem widrige Stellen zu Localkleinigkeiten zu drechſeln. Darüber kamen wir abermals aus einander.

Ich glaube die Mittelſtraße getroffen zu haben. Hier iſt der Deutpfahl dahin.

Das jüdiſche Volk ſeh' ich für einen wilden, unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreiſe von wilden, unfruchtbaren Bäumen ſtand; auf den pflanzte der ewige Gärtner das edle Reis Jeſum Chriſtum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Pfropfreiſer zur Befruchtung aller übrigen Bäume geholt würden.

Die Geſchichte und Lehre dieſes Volks, von ſeinem erſten Keim bis zur Pfropfung, iſt allerdings particular, und das wenige Univerſelle, das etwa in Rückſicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vergegangen ſeyn, iſt ſchwer und vielleicht unnöthig aufzuſuchen.

Von der Pfropfung an wendet ſich die ganze Sache.

Lehre und Geſchichte werden univerſell. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum ſeine Specialgeſchichte, und nach Beſchaffenheit der Umſtände ſeine Speciallehre hat, ſo iſt doch meine Meinung: hier ſei ſo wenig Particulares als dort Univerſelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklärungen, die mir ſchon vor langer Zeit vom guten Geiſte zugewinkt wurden, und die ich, je länger ich ſie anſchaue, deſto wahrer finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erſte Frage.

Was ſtand auf den Tafeln des Bundes?

Antwort.

Nicht die zehn Gebote, das erſte Stück unſres Catechismus! Laßt es euch Moſe'n ſelbſt ſagen. Hier liefre ich einen Auszug ſeines zweiten Buchs.

Die Geſetzgebung beginnt majeſtätiſch fürchterlich, und der Herr ſpricht von Sinai den Eingang von meiſtens allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen, wie bei andern Völkern, gleichſam vorausſetzt *); das Volk erſchrickt, und überträgt Moſe, den weitern Willen des Herrn zu vernehmen, dem dann Gott fortfährt, ſeine Geſetze vorzule-

---

*) 2. B. Moſ. 20, 1—17.

gen *). Moſes kehrt zum Volke zurück **), ohne daß der Tafeln Erwähnung geſchehen, ſchreibt *alle* die Worte des Herrn in ein Buch, daß das Buch des Bundes genannt wird, und lieſet es ihnen vor. Dann erſt ſpricht der Herr zu Moſe ***): Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe ſteinerne Tafeln und (mit) Geſetz und Gebot, die ich geſchrieben habe. Er begiebt ſich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt ****); ganz zuletzt †) aber erſt gemeldet, und da der Herr ausgeredet hatte — *gab er ihm die Tafeln.* Was drauf geſtanden, erfährt Niemand. Das Unweſen mit dem Kalb entſteht, und Moſes zerſchlägt ſie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können ††).

Nach Reinigung des reuigen Volks ſpricht der verſöhnte Herr zum Propheten: Haue dir zwo ſteinerne Tafeln, wie die erſten waren, daß ich die Worte darauf ſchreibe, die in den erſten waren †††).

---

*) 1. B. Moſe vom 22ſten Verſe des 20ſten Capitels bis zu Ende des 23ſten.

**) 24, 3 u. f.

***) 24, 12.

****) 25 – 31.

†) 31, 18.

††) 32, 19.

†††) 34, 1.

Moſes, gehorchend, tritt vor den Herrn, preiſet deſſen Barmherzigkeit und ruft ſie an. Der Herr ſpricht: Siehe, ich will einen **Bund** machen vor alle deinem Volk *). Halt, was ich dir heut gebiete!

1.

Du ſollſt keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machſt; noch deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmeſt, ſie würden dich zu falſchen Göttern kehren. Eben ſo wenig ſollſt du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Feſt der ungeſäuerten Brode ſollſt du halten.

Sieben Tage ſollſt du ungeſäuert Brod eſſen, um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um dieſe Zeit aus Egypten geführt habe.

3.

Alles was ſeine Mutter am erſten bricht, iſt mein, was männlich ſeyn wird in deinem Vieh, es ſei Ochſe oder Schaf.

**) 34, 10 u. f.

nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhohle ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſeres gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt.

Aber ſtatt dem Erſtling des Eſels ſollſt du ein Schaf erlegen u. ſ. w. Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du löſen, und daß Niemand vor mir leer erſcheine.

4.

Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, beides mit Pflügen und Erndten.

5.

Das Feſt der Woche ſollſt du halten mit den Erſtlingen der Weizenerndte, und das Feſt der Einſammlung, wenn das Jahr um iſt.

6.

Dreimal im Jahr ſollen alle Mannsnamen erſcheinen vor dem Herrn.

Und es ſoll Niemand deines Landes begehren, ſo lang du dieſem Gebote gehorchſt.

7.

Du ſollſt das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem geſäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Oſterfeſts ſoll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erſtling der Früchte deines Ackers ſollſt du in das Haus des Herrn bringen.

10.

Du ſollſt das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an ſeiner Mutter Milch iſt.

Und der Herr ſprach zu Moſe: ſchreibe dieſe Worte, denn nach dieſen Worten hab' ich mit dir und mit Iſrael einen Bund gemacht. Und er war allda bei dem Herrn vierzig Tag und vierzig Nächte, und aß kein Brod und trank kein Waſſer. Und er ſchrieb auf die Tafeln ſolchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichſten Worten ſteht es hier verzeichnet, und der Menſchenverſtand freut ſich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem ſich Gott ganz beſonders Iſrael verpflichtete. Wie gehörig, leſen wir alſo die Geſetze darauf, die ſie von allen Völkern auszeichnen, die Epochen, wonach ſie die Epochen ihrer Geſchichte theils feiern, theils die Grundgeſetze ihrer Verfaſſung als heilig ehren ſollten. Wie gern wirft man den beſchwerlichen alten Irrthum weg; es habe der particularſte Bund auf Univerſalverbindlichkeiten (denn das ſind doch die meiſten der zehn Gebote) gegründet werden können.

Kurz, das Proömium der Geſetzgebung enthält, wie ich ſchon oben, obgleich unbeſtimmter geſagt, Lehren, die Gott bei ſeinem Volke als Menſchen und als Iſraeliten vorausſetzte. Als Menſchen, dahin gehören die allgemeinen moraliſchen; als Iſraeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathfeier.

Wenn es aber ſo evident iſt, warum hat die Kirche ſo viele Jahrhunderte in der entgegengeſetzten Meinung geſtanden?

Das wird Niemand wundern, wer ihre Geſchichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfaſſer des fünften Buchs Moſis verfiel zuerſt in den Irrthum. Es iſt wahrſcheinlich, und ich glaube es irgendwo geleſen zu haben, daß dieſes Buch in der babyloniſchen Gefangenſchaft aus der Tradition zuſammengeſtoppelt worden ſei. Die Unordnung deſſelben macht es faſt gewiß. Und unter ſolchen Umſtänden iſt ein Mißgriff, wie gegenwärtiger, ſehr natürlich. Die Tafeln waren ſammt der Lade verloren, die ächten Abſchriften der heiligen Bücher in wenigen Händen, die zehn Geſetze ſchlieſen und wurden vergeſſen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigſtens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieſer ungeſchickten Combination Gelegenheit gegeben.

Es ließe ſich noch viel ſagen, das will ich aber Gelehrten überlaſſen, und nur das anfügen. Nicht weiß ich, ob Jemand dieſe Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt. So viel kann ich ſagen, daß die Kirche den Irrthum über dieſe Stelle heilig bewahrt, und viele fatale Conſequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden *)?

Vom Geiſt erfüllt, in der Sprache des Geiſtes, des Geiſtes Geheimniſſe verkündigen.

> *Το γαρ ενθιαζειν, κατα γλοσσαν υπαρχειν, σιβυλλαινειν.*
>
> **Diodorus quidam** **).

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Fragt ihr, wer iſt der Geiſt? So ſag' ich euch: der Wind bläſet, du fühleſt ſein Sauſen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißt du nicht. Was willſt du uns von der Sprache des Geiſtes ſagen, wenn du den Geiſt nicht kennſt, iſt dir gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antworte ich: Ihr habt Moſen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieſer Sprache geſchrieben ſteht.

---

*) γλοσσαις λαλειν.

) Ich weiß nicht, wer eigentlich der Diodorus war. Im erſten Theil von **Fabricii Bibliotheca graeca findet ihr die Stelle, mit ein paar gelehrten ſchlechten Erklärungen derſelben.

Der verheißene Geiſt erfüllt die verſammelten Jünger mit der Kraft ſeiner Weisheit *). Die göttlichſte Empfindung ſtrömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt ſie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache **), und das war die Sprache des Geiſtes ***).

Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einſchränkung unſrer Menſchlichkeit iſt nicht mehr als eine Ahnung davon zu finden.

Hier tönt ſie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entſetzen ſich; jeder glaubt ſeine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner verſteht; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht, wie ihm geſchieht.

---

*) Apoſtelgeſchichte 2, 1.

**) ἑτεραισ γλοσσαισ.

***) καθωσ το πνευμα εδιδου αυτοισ αποφθεγγεσθαι.

Es waren aber nicht allen die Ohren geöffnet zu hören. Nur fühlbare Seelen *) nahmen an dieſer Glückſeligkeit Theil. Schlechte Menſchen, kalte Herzen ſtanden ſpottend dabei, und ſprachen: ſie ſind voll ſüßen Weines!

Kam in der Folge der Geiſt über eine Seele, ſo war das Aushauchen ſeiner Fülle das erſte nothwendige Athmen eines ſo gewürdigten Herzens **). Es floß vom Geiſte ſelbſt über, der ſo einfach wie das Licht, auch ſo allgemein iſt, und nur wenn die Wogen verbrauſt hatten, floß aus dieſem Meere der ſanfte Lehrſtrom ***) zur Erweckung und Änderung der Menſchen.

Wie aber jede Quelle, wenn ſie von ihrem reichen Urſprung weg durch allerlei Gänge zieht, und vermiſcht mit irdiſchen Theilen zwar ihre ſelbſtſtändige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber ſcheint, und ſich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert: ſo ging's hier auch.

Schon zu Paulus Zeiten ward dieſe Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligſten, tiefſten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menſchen zum überirdiſchen Weſen;

---

*) ανδρεσ ευλαβεισ.

**) Apoſtelgeſchichte 19, 6.

***) Das προφητευειν.

er redete die Sprache der Geiſter, und aus den Tiefen der Gottheit flammte ſeine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält ſich kein Sterblicher. Und doch mußte den Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlte nicht in ſeinem Buſen, daß er ſich unaufhörlich wieder dahin ſehnen würde? Auch thaten ſie das. Sie verſchloſſen ſich in ſich ſelbſt, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre *), um das Waſſer zu ihrer erſten Höhe zu dämmen, brüteten dann mit ihrem eignen Geiſte über der Finſterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte dieſe geſchraubte Kraft nichts als dunkle Ahnungen hervordrängen; ſie lallten aus, Niemand verſtand ſie, und ſo verdarben ſie die beſte Zeit der Verſammlung.

Gegen dieſes arbeitet Paulus mit allem Ernſt in dem vierzehnten Capitel der erſten Epiſtel an die Corinthiſche Gemeine.

Abtreten könnt' ich nun, jeden ſich ſelbſt dieſes Capitel auslegen, jeden empfinden laſſen, daß es nimmer eine andere Erklärung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

---

*) το προφητευειν.

Mehr als Pantomime, doch unartikulirt, muß die Sprache geweſen ſeyn. Paulus ſetzt die zur Empfindung des Geiſtes bewegte Seele *) dem ruhigen Sinn **) entgegen, neben einander vielmehr, nach einander! Wie ihr wollt! Es iſt Vater und Sohn, Keim und Pflanze. *Πνευμα*! *πνευμα*! was wäre *νους* gegen dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphraſtiſche Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie ihr mit der Geiſterſprache redet, redet nicht den Menſchen, ſondern Gott; denn ihn vernimmt Niemand; er redet im Geiſt Geheimniſſe. So ich mit der tiefen Sprache bete, betet mein Geiſt, mein Sinn bringt Niemand Frucht. Dieſes Reden iſt nur ein auffallendes, Aufmerkſamkeit erregendes Zeichen ***) für Ungläubige, keine Unterweiſung für ſie, keine Unterhaltung in der Geſellſchaft der Gläubigen.“

Sucht ihr nach dieſem Bache; ihr werdet ihn nicht finden. Er iſt in Sümpfe verlaufen, die von wohlgekleideten Perſonen vermieden werden. Hie und da wäſſert er eine Wieſe insgeheim, dafür dankt einer Gott in der Stille. Denn unſere theologiſchen Cameraliſten haben das Princi-

---

*) *πνευμα*.

**) *νους*.

***) *σημειον*.

pium, man müßte dergleichen Flecke all' einteichen, Landſtraßen durchführen und Spaziergänge darauf anlegen. Mögen ſie denn! Ihnen iſt Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Troſt: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr drängt nur die Kraft des Waſſers zuſammen, daß es von euch weg auf uns deſto lebendiger fließe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, laſſen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das ſchwache Menſchengeſchlecht, dem einzigen Glück der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelaſſen fortwandeln, und den Sinn des Apoſtels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntniß erlanget, euch und eure Brüder zu erbauen. Das iſt euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage ſeinen Lohn. Wirft aber der ewige Geiſt einen Blick ſeiner Weisheit, einen Funken ſeiner Liebe, einem Erwählten zu: der trete auf, und lalle ſein Gefühl.

Er trete auf, und wir wollen ihn ehren! Geſegnet ſeiſt du, woher du auch kommſt! Der du die Heiden erleuchteſt! Der du die Völker erwärmeſt!

Epiſtel an Gotter,

nebſt deſſen Antwort.

1774.

Schicke Dir hier den alten Götzen,
Magſt ihn nun zu Deinen Heiligen ſetzen,
Oder magſt ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten ſtellen zumal.
Hab's geſchrieben in guter Zeit,
Tag's, Abend's und Nachtsherrlichkeit;
Und find' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt iſt ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern iſt,
Bei denen doch immer die ſchönſte Friſt
Bleibt, wenn man in der ſchönen Nacht
Sie hat der lieben Frau — —.
Mögt Euch nun auch ergeben dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.

Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen lezten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen; ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwey hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſezte,

brach-

Läſſ'ſt, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die ſähn das Trauerſtück wohl gern.
So ſuch' Dir denn in Deinem Haus
Einen rechten tüchtigen Bengel aus,
Dem gieb die Roll' von meinem Götz
In Panzer, Blechhaub' und Geſchwätz.
Dann nimm den Weisling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, ſtolzem Kinn,
Mit Spada wohl, nach Spanier Art,
Mit Weitnaslöchern, Stützleinbart,
Und ſei ein Falſcher an den Frauen,
Laß ſich zuletzt vergiftet ſchauen.
Und bring, da haſt du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Geſtank.
Mußt all' die garſtigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk, aus A— mach Hintern *);
Und gleich das alles ſo fortan,
Wie Du ſchon ehmals wohl gethan.

---

*) Dieſe Ausdrücke finden ſich nur in der erſten Ausgabe des Götz von Berlichingen, Hamburg 1773; in den ſpätern Editionen ſind ſie weggelaſſen oder gemildert worden.

A. d. H.

Gotter's Antwort.

Ich ſchon bis an den neunten Tag
An Röthlein krank darnieder lag,
Wobei von Weiblein jung und zart,
Wie Weislingen gewartet ward, —
Als mir Dein Götz zu Händen kam;
Den alſobald ein Mägdlein nahm,
Und mir's, weil ſelbſt nicht leſen ſollt',
Mit ſüßer Stimm' vorleſen wollt'.
Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—kerl rann;
Und wurde flugs wie Scharlach roth,
Drob ich mich lachen thät halb todt.
Sie ließ ſich drum nicht ſchrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Götzens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauhen Panzermann
Stets unbedingt Gehorſam weiſt,
Was man an Luthers Käth' nicht preiſt.
Die Adelheid nicht konnt' ausſtehn;
Doch Georg'en gern hätt' leben ſehn;
Auch Weislingen ein beſſer End'
Aus Chriſtenliebe hätt' gegönnt.

Den Götzen nicht genug verſtand,
Ihn etwas Donquixotiſch fand;
Dafür ſoll ſie verurtheilt ſeyn
Des Herrn Jacobi's Liedelein
Und Köbler's frommes Judenkind
Stracks herzubeten für die Sünd'.

Ob aber nun gleich geſonnen wär'
Den Götz zu ſpielen zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub', der rüſtig iſt,
Von Schweizerblut, für Götzen wüßt',
So thut mir's doch im Kopf rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wieſen und Moräſt',
Die Warten und die Schlöſſer feſt,
Und Bambergs Biſchofs Zimmer fein,
Und des Thurmwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und ſo ſtaffiren,
Daß Hokus Pokus all' changiren.
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter ſeine Noth verricht',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus
Streck' ſeinen — zum Fenſter 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz ſtörriſch iſt,
Weil's Tag und Nacht franzöſiſch lieſt;

Das Mannsvolk, in Paris geweſt,
Nur das Theatrum hält für's beſt',
Wo Alles züchtiglich geſchicht
Und Alles in Sentenzen ſpricht.
Drum laß Dir nur die Luſt vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu ſtehn.
Nimm denn mit meinem Dank vorlieb.
Was Dich den Götz zu ſchreiben trieb,
Das zwickt auch mich ſo lange, bis
Ich mich vom Böſen blenden ließ.
Da haſt Du die Epiſtel mein;
Sollt's was für Deine Mädel ſeyn,
So freute doppelt mich der Spaß.
Ich liebe Dich ohn' Unterlaß.
Du nächſtens im Merkurius
Wirſt finden was von meiner Muſ',
Und freut mich recht von Herzensgrund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunnt.
Schick mir dafür den Doctor Fauſt,
Sobald Dein Kopf ihn ausgebrauſt.

An Friederike.

1770.

1.

Erwache, Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel ſanft Geflüſter
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geſchwiſter
Erwachen ſoll.

Iſt dir dein Wort nicht heilig
Und meine Ruh?
Erwache! Unverzeihlich!
Noch ſchlummerſt du?
Horch, Philomelens Kummer
Schweigt heute ſtill,
Weil dich der böſe Schlummer
Nicht meiden will.

Es zittert Morgenſchimmer
Mit blödem Licht,
Erröthend durch dein Zimmer
Und weckt dich nicht.
Am Buſen deiner Schweſter,
Der für dich ſchlagt,
Entſchläfſt du immer feſter,
Je mehr es tagt.

Ich ſah' dich ſchlummern, Schöne!
Vom Auge rinnt
Mir eine ſüße Thräne,
Und macht mich blind.
Wer kann es fühllos ſehen,
Wer wird nicht heiß —
Und wär' er von den Zehen
Zum Kopf von Eis!

Vielleicht erſcheint dir träumend,
O Glück! mein Bild,
Das halb voll Schlaf und träumend
Die Muſen ſchilt.
Erröthen und erblaſſen
Sieh ſein Geſicht,
Der Schlaf hat ihn verlaſſen,
Doch wacht er nicht.

Die Nachtigal im Schlafe
Haſt du verſäumt,
Drum höre nun zur Strafe
Was ich gemeint.
Schwer lag auf meinem Buſen
Des Reimes Joch,
Die ſchönſte meiner Muſen,
Du — ſchlieſſt ja noch.

2.

Ein grauer trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im Nebel tief verborgen
Liegt um mich her die Welt.
O liebliche Friedrike,
Dürft' ich nach dir zurück,
In einem deiner Blicke
Liegt Sonnenſchein und Glück.

Der Baum, in deſſen Rinde
Mein Nam' bei deinem ſteht,
Wird bleich vom rauhen Winde,
Der jede Luſt verweht.

Der Wieſen grüner Schimmer
Wird trüb, wie mein Geſicht,
Sie ſehn die Sonne nimmer,
Und ich Friedriken nicht.

Bald geh' ich in die Reben
Und herbſte Trauben ein,
Umher iſt Alles Leben,
Es ſprudelt neuer Wein.
Doch in der öden Laube,
Ach, denk' ich, wär' ſie hier!
Ich brächt' ihr dieſe Traube,
Und ſie — was gäb' ſie mir?

3.

Ach, biſt du fort? aus welchen güldnen Träumen
Erwach' ich jetzt zu meiner Qual?
Kein Bitten hielt dich auf, du wollteſt doch nicht ſäumen,
Du fliegſt davon zum zweitenmal.

Zum zweitenmal ſah ich dich Abſchied nehmen,
Dein göttlich Aug' in Thränen ſtehn
Für deine Freundinnen — des Jünglings ſtummes Grämen
Blieb unbemerkt, ward nicht geſehn.

O warum wandteſt du die holden Blicke
Beim Abſchied immer von ihm ab?
O warum ließeſt du ihm nichts, ihm nichts zurücke,
Als die Verzweiflung und das Grab?

Wie iſt die Munterkeit von ihm gewichen!
Die Sonne ſcheint ihm ſchwarz, der Boden leer,
Die Bäume blühn ihm ſchwarz, die Blätter ſind verblichen,
Und Alles welket um ihn her.

Er läuft in Gegenden, wo er mit dir gegangen,
Im krummen Bogengang, im Wald, am Bach —
Und findet dich nicht mehr — und weinet voll Verlangen
Und voll Verzweiflung dort dir nach.

Dann in die Stadt zurück, doch die erweckt ihm Grauen,
Er findet dich nicht mehr, Vollkommenheit!
Ein Andrer mag nach jenen Puppen ſchauen,
Ihm ſind die Närrinnen verleid't.

O laß dich doch, o laß dich doch erflehen,
Und ſchreib' ihm einmal nur — ob du ihn liebſt!
Ach, oder laß ihn nie dich wiederſehen,
Wenn du ihm dieſen Troſt nicht giebſt!

Wie? nie dich wiederſehn? Entſetzlicher Gedanke!
Ström' alle deine Qual auf mich!
Ich fühl', ich fühl' ihn ganz — es iſt zu viel — ich
wanke —
Ich ſterbe, Grauſame — für dich.

4.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
Nun laß auch morgen ſeyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig ſeyn. —

Nun ſitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, liebe Kinder,
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort,
Und ſeine Seele nicht geſchwinder.
Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch,
Und endige mein Abentheuer
Mit einem Paar geſott'ner Eier
Und einem Stück gebratnen Fiſch.

brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmutzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey, als das letztemahl, da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerinn meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten, iſt ſo alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmahle hier in den Hof

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falbe ſtolperte wie blind,
Und doch fand ich den Weg ſo gut, als ihn der Küſter
Des Sonntags früh zur Kirche find't.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer ſetzen,
Und tauſendfältig uns ergötzen,
Und lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen wie die Kinder ſeyn.

Dem

Paſſavant- und Schüblerſchen Brautpaar.

Den 25. Juli 1774.

Er fliegt hinweg, Dich zu umfangen,
Und unſre Seele jauchzt ihm laut;
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schweſter, willſt du länger weilen?
Auf, bring' ihn doppelt uns zurück.
Wir wollen alles mit Dir theilen,
Und unſer Herz und unſer Glück.

Die beſten Eltern zu verlaſſen,
Die Freunde, denen Du verſchwind'ſt,
Iſt traurig. Doch, um Dich zu faſſen,
Bedenke, was Du wieder find'ſt.

Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unſres wird durch Dich vermehrt:
Sieh, Dich erwarten muntre Kinder,
Die werthen Eltern Gott beſcheert.

Komm zu dem täglich neuen Feſte,
Wo warme Liebe ſich ergießt,
Ringsum der brüderlichen Gäſte,
Da Eins des Andern Glück genießt.
Im lang gehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tauſendfält'gen Segen;
Reich' Du dem Bruder Deine Hand.

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für Ihn und Dich und uns zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuen Lebensfreuden reich.
Ja, es ſind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Augen weint!
Sie ſehen Dich mit warmen Herzen
Mit Deiner Schweſter neu vereint.

Wie Freud' und Tanz Ihn Dir ergeben,
Und Jugendwonne Euch verknüpft,
So ſieht einſt Euer ganzes Leben
Am ſchönen Abend hingeſchlüpft.

Und war das Band, das Euch verbunden,
Gefühlvoll, warm und heilig rein,
So laßt die letzte Eurer Stunden,
Wie Eure erſte, heiter ſeyn.

Bundes - Lied.

Einem jungen Paar geſungen von Vieren.

1774.

Den künft'gen Tag und Stunden,
Nicht heut dem Tag allein,
Soll dieſes Lied, verbunden
Von uns, geſungen ſeyn.
Euch bracht' ein Gott zuſammen,
Der uns zuſammen bracht.
Von ſchnellen ew'gen Flammen
Seid glücklich durchgefacht.

Ihr ſeid nun eins, Ihr Beide,
Und wir mit Euch ſind eins.
Auf, trinkt der Dauer Freude
Ein Glas des ächten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an! und küſſet treu
Bei dieſem neuen Bunde
Die alten wieder neu.

Nicht lang in unſrem Kreiſe
Biſt nicht mehr neu darin;
Kennſt ſchon die freie Weiſe,
Und unſern treuen Sinn.
So bleib' zu allen Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Durch keine Kleinigkeiten
Werd' unſer Bund geſtört!

Uns hat ein Gott geſegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und, wie umher die Gegend,
So friſch ſei unſer Glück;
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt:
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan;
Und bleiben lange, lange,
Fort ewig ſo geſellt.
Ach! daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch Ihr ſollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn einen einſt von Vieren
Das Schickſal von Euch treibt.
Iſt's doch, als wenn er bliebe!
Euch ferne ſucht ſein Blick:
Erinnerung der Liebe
Iſt, wie die Liebe, Glück.

Motto's zu Werthers Leiden.

1774.

Zum erſten Theil.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſeyn;
Ach! der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Zum zweiten Theil.

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach.
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.

Selbſtcharakteriſtik Göthe's
in ſeinem ſechszehnten Jahre *).
1775.

Wenn Sie ſich einen Göthe vorſtellen können, der im galonirten Rock, ſonſt von Kopf zu Fuß auch in leidlich conſiſtenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar ſchönen Augen am Spieltiſche gehalten wird, der in abwechſelnder Zerſtreuung aus der Geſellſchaft in's Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Intereſſe des Leichtſinns einer niedlichen Blondine den Hof macht — ſo haben Sie den gegenwärtigen Faſtnachts-Göthe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorſtolperte, der nicht an Sie ſchreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er ſich in Ihrer Gegenwart ganz unausſtehlich fühlt.

---

*) Nach einem Briefe vom 13. Februar 1775.

Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunſeidnen Halstuch und Stiefeln, der in der ſtreichenden Februarluft ſchon den Frühling ahnet, dem nun bald ſeine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in ſich lebend, ſtrebend und arbeitend, bald die unſchuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramen, die Geſtalten ſeiner Freunde und ſeiner Gegenden und ſeines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach ſeinem Maße auszudrücken ſucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher ſteigt, weil er nach keinem Ideal ſpringen, ſondern ſeine Gefühle ſich zu Fähigkeiten, kämpfend und ſpielend, entwickeln laſſen will. Das iſt der, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu ſchreiben, deſſen größte Glückſeligkeit iſt, mit den beſten Menſchen ſeiner Zeit zu leben.

kam. — Lotte fragte nach ſeiner Tochter: es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerinn mit dem ſo genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel; eine raſche, wohlgewachſene Brünette, die einen, die kurze Zeit über, auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike bey'm Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne dieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bey'm Ermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts

Auszüge aus Göthe's Briefen

in den Jahren 1768—1775.

Den 9. November 1768.

Wie gewiß, wie einleuchtend wahr iſt mir der ſeltſame, faſt unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkſtatt eines großen Künſtlers mehr den keimenden Philoſophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörſaal des Weiſen und des Critikers. Lehre thut viel, aber Aufmunterung thut alles. Aufmunterung nach dem Tadel iſt Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen.

Den 13. Februar 1769.

Meine gegenwärtige Lebensart iſt der Philoſophie gewidmet. Eingeſperrt, allein, Cirkel, Papier, Feder und Dinte und zwei Bücher iſt mein ganzes Rüſtzeug. Und auf dieſem einfachen Wege komm' ich in Erkenntniß der Wahrheit oft ſo weit, und weiter, als Andere mit ihrer Bibliothek-Wiſſenſchaft. Ein großer Gelehrter iſt ſelten ein großer Philoſoph, und wer mit Mühe viel Bücher durchblättert hat, verachtet das leichte, einfältige Buch der Natur, und es iſt nichts wahr, als was einfältig iſt. Freilich eine Recommandation für die wahre Weisheit! Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn — und ſchweige ſtill. Demuth und Bedächtlichkeit ſind die nothwendigſten Eigenſchaften unſrer Schritte darauf, deren jeder endlich belohnt wird. — Die Zeit wird meinen Fleiß ſegnen, daß er ausführen kann, was angefangen iſt. Wenn man anders als große Geiſter denkt, ſo iſt es gewöhnlich das Zeichen eines kleinen Geiſtes. Ich mag nicht gern eins und das andre ſeyn. Ein großer Geiſt irrt ſo gut, wie ein kleiner; jener, weil er keine Schranken kennt, dieſer, weil er ſeinen Horizont für die Welt nimmt. — Das Licht iſt die Wahrheit, doch die Sonne iſt nicht die Wahrheit, von der doch das Licht quillt. Die Nacht iſt Unwahrheit. Und was iſt Schönheit? Sie iſt nicht Licht und nicht Nacht, Dämmerung, eine Geburt von Wahrheit und Unwahrheit, ein Mittelding. In ihrem Reiche liegt ein Scheideweg, ſo zweideutig, ſo ſchielend — ein Herkules unter den Philoſophen könnte ſich vergreifen.

Den 20. Februar 1770.

Öſer's Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu ſegnen, daß ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzutheilen, und eine Übung von wenigen Jahren thut in den bildenden Künſten nur was Mittelmäßiges. Auch war ſein Augenmerk nicht nur unſre Hand; er drang in unſre Seelen, und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folge haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück, wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.

Den 20. Februar 1770.

Nach Shakſpear iſt Wieland der einzige, den ich für meinen Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieſe zeigten mir, daß ich's beſſer machen ſollte. Meine Gedanken über den Diogenes von Sinope werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und ſchweigen iſt alles, was man bei dieſer Gelegenheit thun kann; denn ſo gar loben ſoll man einen groſſen Mann nicht, wenn man nicht ſo groß iſt, wie er. Aber geärgert hab' ich mich ſchon auf Wielands Rechnung, und ich glaube, mit Recht. Wieland hat das Unglück, oft nicht verſtanden zu werden. Vielleicht iſt manchmal die Schuld ſein, doch manchmal iſt ſie es nicht, und da muß man ſich ärgern, wenn Leute ihre Mißverſtändniſſe dem Publiko für Erklärungen verkaufen. Jüngſt ſagte ein Rezenſent: Die Rede vom Manne im Monde ſei eine feine Satyre auf die Philoſophie der damaligen Zeiten und ihre Thorheit. Wem könnte ſo was einfallen? Doch ja! er hat einen Geſellſchafter an dem Überſetzer des Agathon. **Tableau des moeurs de l'ancienne Grece.** So ungefähr wird der Titel ſeyn. Ich glaube, der Menſch hält das Buch für eine Archäologie. — Ich weiß nicht, ob ſich Wieland auch darüber ärgert, wenigſtens hätte er's Urſach. Wenn Sie dieſem großen Autor ſchreiben oder ihn ſprechen, ſo haben Sie die Güte, ihm einen Menſchen bekannt zu machen, der zwar nicht Mann's genug iſt, ſeine Verdienſte zu ſchätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, ſie zu verehren.

Den 16. April 1770.

Es regnet, und die garſtigen Winde vom Abend raſcheln in den Rebblättern vorm Fenſter, und meine **animula vagula** iſt wie's Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchthurm. Dreh dich, dreh dich! das geht den ganzen Tag. Abſchon das: Bück dich, ſtreck dich! eine Zeit her aus der Mode kommen iſt. Punctum. — Es iſt ſchwer, gute Perioden und Punkte zu ſeiner Zeit zu machen; die Mädchen machen weder Komma noch Punctum, und es iſt kein Wunder, wenn ich Mädchen-Natur annehme. Doch lern' ich Griechiſch; denn daß Sie's wiſſen, ich habe in dieſer Zeit meine griechiſche Weisheit ſo vermehrt, daß ich faſt den Homer ohne Überſetzung leſe. Und dann bin ich eine Woche älter; Sie wiſſen, daß das viel bei mir geſagt iſt, nicht weil ich *viel*, ſondern *vieles* thue.

Den 14. Juni 1770.

Getanzt hab' ich von zwei Uhr nach Tiſch bis zwölf Uhr in der Nacht, in einem fort, außer einigen Intermezzos von Eſſen und Trinken. Wir hatten brave Schnurranten erwiſcht, da ging's, wie ein Wetter. Sie hätten's ſehen ſollen. Das ganze *mich* in das Tanzen verſunken. — Und doch, wenn ich ſagen könnte, ich wäre glücklich, ſo wäre das beſſer, als das alles. Wer darf ſagen, ich bin der unglückſeligſte? ſagt Edgar. Das iſt auch ein Troſt. Der Kopf ſteht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht, und die Windſtöße veränderlich ſind.

Den 20. Juli 1770.

Die Welt iſt ſchön, ſo ſchön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsſtunden über das Heute, über dieſe Lehre, die unſrer Glückſeligkeit ſo unentbehrlich iſt, und die mancher Profeſſor der Ethik nicht faßt, und keiner gut vorträgt.

Den 4. October 1770.

Die Augen fallen mir zu; es iſt erſt neun. Die liebe Ordnung. Geſtern Nachts geſchwärmt, heute früh von Projecten aus dem Bette gepeitſcht. O es ſieht in meinem Kopfe aus, wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden, als dieſes blaue. Doch alles Papier iſt gut, zu ſagen, daß ich Sie liebe. — In meiner Seele iſt's nicht ganz heiter. Ich bin zu ſehr wachend, als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife.

Den 28. November 1771.

Sie kennen mich ſo gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich nicht ſchreibe. Es iſt eine Leidenſchaft, eine ganz unerwartete Leidenſchaft; Sie wiſſen, wie mich dergleichen in ein Cirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergeſſe. Ich kann nicht ohne das ſeyn, Sie wiſſen's lang, und koſte es was es wolle, ich ſtürze mich drein. Diesmal ſind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakſpear und alles vergeſſen werden. Ich dramatiſire die Geſchichte eines der edelſten Deutſchen *), rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's koſtet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich ſo nöthig habe. Denn es iſt traurig, an einem Orte zu leben, wo unſre ganze Wirkſamkeit in ſich ſelbſt ſummen muß. Ich ziehe mit mir ſelbſt im Feld und auf dem Papier herum. — Es wäre eine traurige Geſellſchaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir fühle, auf ein Object würfe, und das zu packen und zu tragen ſuchte, ſo viel wie möglich, und was nicht geht, das ſchlepp' ich. Wenn's fertig iſt, ſollen Sie's haben, und ich hoffe, Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen

---

*) Götz von Berlichingen.

edlen Vorfahren (den wir leider nur von ihrem Grabſteine kennen) im Leben darſtelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn ein Bischen, weil ich ihn bringe. — Sehr einfach, wie Sie ſehen, iſt meine Beſchäftigung, da meine Praxis noch wohl in Nebenſtunden beſtritten werden kann. Wie oft wünſch' ich Sie, um Ihnen ein Stückchen Arbeit zu leſen, und Urtheil und Beifall von Ihnen zu hören. Sonſt iſt alles um mich herum todt. Wie viel Veränderungen dennoch mit mir dieſe Monate vorgegangen, können Sie ahnen, da Sie wiſſen, wie viel Papier zum Diarium meines Kopfs zu einer Woche gehört. Frankfurt bleibt das Neſt. **Nidus**, wenn Sie wollen. Wohl um Vögel auszubrüteln, ſonſt auch figürlich **spelunca**, ein leidig Loch. Gott helf aus dieſem Elend, Amen.

Den 3. Februar 1772.

Berlichingen und das Beigeſchloſſene habe ich erhalten. Es freut mich Ihr Beifall und ich danke für die Mühe. — Das Diarium meiner Umſtände iſt, wie Sie wiſſen, für den geſchwindeſten Schreiber unmöglich zu führen. Inzwiſchen haben Sie aus dem Drama geſehen, daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe, ſie ſoll ſich nach und nach beſtimmen. Ausſichten erweiten ſich täglich, und Hinderniſſe räumen ſich weg, daß ich's mit Sicherheit auf dieſe Füße ſchieben kann, wenn ich nicht fortkomme. Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen. Denn einmal für allemal, die Minorennität läßt ſich doch nicht überſpringen.

Den 1. Juni 1773.

In der Nacht vom 28ſten auf den 29ſten Mai kam Feuer aus in unſerer Judengaſſe, das ſchnell und gräßlich überhand nahm. Ich ſchleppte auch meine Tropfen Waſſers zu, und die wunderbarſten, innigſten, mannigfaltigſten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.

Den 1. Juni 1773.

Ich habe an Klopſtock geſchrieben, und ihm zugleich etwas geſchickt. Brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren? Allerlei Neues hab' ich gemacht. Eine Geſchichte des Titels: Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menſchen darſtelle, der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, ſich in ſchwärmende Träume verliert, ſich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenſchaften, beſonders eine endloſe Liebe, zerrüttet, ſich eine Kugel vor den Kopf ſchießt. Dann hab' ich ein Trauerſpiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anecdote dramatiſirt, mit möglichſter Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbeſtimmter, halb groß halb kleiner Menſch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen ſelbſt in der ganzen Rundheit einer Hauptperſon; auch finden ſich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptintereſſe nicht zu ſchwächen, nur andeuten konnte. Auf Wieland hab' ich ein ſchändlich Ding drucken laſſen, unter'm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farçe. Ich turlupinire ihn auf eine garſtige Weiſe über ſeine Mattherzigkeit in Darſtellung jener Rieſengeſtalten der markigen Fabelwelt. Ich will ſuchen nach und nach das Zeug auch nach Marſeille zu ſpediren; über's Meer kann das Porto nicht viel betragen. Noch einige Plane zu großen Dramen hab' ich erfunden, d. h. das intereſſante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. — Mit Critik geb' ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten ſchick' ich an Claudius und Boie. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen; doch hab' ich ein ſo verworrenes Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals ermangelt habe.

mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die Paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurück kehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genieſſen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerinn; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Con-

Den 8. Juni 1773.

Herder hat ein Werk drucken laſſen: *Älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts*. Es iſt ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganze, eine in der Fülle verſchlungener Größe lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßſtabe einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachäffen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodiſch-ſympathetiſchen Klang in der Seele anſchlagen kann. Er iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen, hat darin alle die hohe heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt, und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neuen Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten u. ſ. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthſturm ausgetilgt. Sonderlich wird Michaelis von Scorpionen getödtet. Aber ich höre das Magiſtervolk ſchon rufen: er iſt voll ſüßen Weins, und der Landpfleger wiegt ſich auf ſeinem Stuhl, und ſpricht: Du raſeſt! — Sonſt hab' ich nichts von der Meſſe gekriegt, das der Worte werth wäre. Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, ſeine philoſophiſch-moraliſch-poetiſchen Bijouteries, Etoffes, Dentelles u. ſ. w. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen ſeine Mitarbeiter ſchulmeiſterlich-impertinenter, putzt ſie wie Buben in Noten und Nachreden u. ſ. w. — Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen ſelbſtſtändigen Gefühls einflößen kann, ſoll mich's hoch freuen. Die beſte Seele wird von dem Menſchenſchickſal ſo innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein ſchweifender Geiſt ihm die collective Kraft entzogen, und ſo der beſten Freude, des Wohnens in ſich ſelbſt, beraubt hat. Es iſt unglaublich, wie ſchwach er iſt, und wie man ihm, der doch den ſchönſten, ſchlichteſten Menſchenverſtand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthſel und Myſterien ſpricht, wenn man aus dem in ſich und durch ſich lebenden und wirkenden Herzen redet.

Den 10. Juni 1773.

Klopſtocks herrliches Werk *) hat mir neues Leben in die Seele gegoſſen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls, wie es ſich nach und nach feſtigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet; und die biederſten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtiſch iſt am Dichter. Das alles aus dem

---

*) Die deutſche Gelehrtenrepublik.

tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung, mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben. — Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Rezenſentenſchaar geführt hat, und der nun, wenn er das Werk las, nicht ſeine Feder wegwirft, alle Critik und Critelei verſchwört, ſich nicht geradezu wie ein Quietiſt zur Contemplation ſeiner ſelbſt niederſetzt — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Thron der Natur.

Den 4. Juli 1773.

Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden ſoll, den man nicht perſönlich geſehen hat. Wie ganz anders wird doch alles! Er ſagt ſo oft, daß er ſchwach ſei, und ich habe Niemand gekannt, der ſchönere Stärken gehabt hätte, als er. In ſeinem Element iſt er unermüdet, thätig, fertig, entſchloſſen, und eine Seele voll der herzlichſten Liebe und Unſchuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorſtellte. Aber weil ſeine Empfindungen ihm die wahrſten, ſo ſehr verkannten Verhältniſſe der Natur in ſeine Seele prägen, er nun alſo jede Terminologie wegwirft, aus vollem Herzen ſpricht und handelt, und ſeine Zuhörer in eine fremde Welt zu verſetzen ſcheint, indem er ſie in die ihnen unbekannten Wirbel ihres eigenen Herzens führt: ſo kann er dem Vorwurf eines Phantaſten nicht entgehen. — Mit Klopſtocks Gelehrtenrepublik iſt die ganze Welt unzufrieden, es verſteht ſie kein Menſch. Ich ſah wohl im Voraus, was für eine erbärmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde. — Lavater's Phyſiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit vielen Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunſt enthalten, und dem Hiſtorien = und Portraitmaler unentbehrlich ſeyn. — Heinſe hat ein Buch herausgegeben, des Titels: Laidion, oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe. Es iſt mit der blühendſten Schwärmerei der geilen Grazien geſchrieben, und läßt Wieland und Jacobi weit hinter ſich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags durch die Ideenwelt, in der ſich's herumdreht, mit der ihrigen coincidirt. Hinten an ſind Octave gedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt werden.

Den 26. April 1774.

Ich will dafür ſorgen, daß ein Manuſcript Dir zugeſchickt werde; denn bis zum Drucke währt's eine Weile. Du wirſt großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darſtelle *). Wir gingen neben einander, an die ſechs Jahre, ohne uns zu nähern; und nun hab' ich ſeiner Geſchichte meine Empfindungen geliehen, und ſo macht's ein wunderbares Ganze. — Ich bin nicht laß; ſo lange ich auf der Erde bin, erobere ich wenigſtens gewiß meinen Schritt Landes täglich.

Den 14. Juli 1774.

Was neckſt du mich wegen meiner Amüſements? Ich wollt', ich hätt' eine höhere Beſtimmung, ſo wollt' ich weder meine Handlungen Amüſements nennen, noch mich, ſtatt zu handeln, amüſiren.

---

*) Werther.

Den 18. October 1774.

Meine Arbeit hat bisher in Porträts im Großen und in kleinen Liebesliedern beſtanden. — Ich habe ſeit drei Tagen an einer Zeichnung mit dem mir möglichſten Fleiße gearbeitet, und bin noch nicht fertig. Es iſt gut, daß man einmal Alles thue, was man thun kann, um die Ehre zu haben, ſich näher kennen zu lernen.

Den 24. November 1774.

Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verſtehen werden. Du redeſt mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewieſen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all' dem iſt gerade das Gegentheil in meinem Herzen. — Bin ich nicht reſignirter im Begreifen und Beweiſen, als ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren, als ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Pſychologie meines Innerſten euch darlege, daß ich ein Menſch bin, und daher nichts andres ſentiren kann, als andere Menſchen, daß das alles, was unter uns Widerſpruch ſcheint, nur Wortſtreit iſt, der daraus entſteht, weil ich die Sachen unter andern Combinationen ſentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, ſie anders benennen muß — welches aller Controverſien Quelle ewig war und ewig bleiben wird. — Und daß du mich ewig mit Zeugniſſen packen willſt! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nur ſo ſchätze, liebe, bete ich die Zeugniſſe an, die mir darlegen, wie tauſende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, was mich kräftigt und ſtärkt. — Und ſo iſt das Wort der Menſchen, mir Wort Gottes, mögen's Pfaffen oder Huren geſammelt und zum Kanon gerollt, oder als Fragmente hingeſtreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals — Moſes! Prophet! Evangeliſt! Apoſtel! Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu jedem ſagen: Lieber Freund, geht dir's doch, wie mir. Im Einzelnen ſentirſt du kräftig und herrlich; das Ganze aber ging in deinen Kopf ſo wenig als in meinen.

Den 26. Januar 1775.

Ich fühle, Sie können ihn tragen, dieſen zerſtückten ſtammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was iſt das, als Liebe! — Mußte er Menſchen machen nach ſeinem Bilde, ein Geſchlecht, das ihm ähnlich ſei: was müſſen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unſer Gleichniß, uns ſelbſt verdoppelt. — Sie fragen, ob ich glücklich bin? Ja, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, ſo wohnt wenigſtens all' das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir. Nichts außer mir ſtört, ſchiert, hindert mich.

Den 13. Februar 1775.

Was mich glücklich macht, ſind die vielen edlen Menſchen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, freilich unter viel unbedeutenden unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiß erſt, daß man iſt, wenn man ſich in Andern wiederfindet.

Den 6. März 1775.

Es iſt Nacht. Ich wollte noch in den Garten, mußte aber unter der Thür ſtehen bleiben, es regnet ſehr. Viel hab' ich an Sie gedacht — gedacht, daß ich für Ihre Silhouette noch nicht gedankt habe. Wie oft hab' ich ſchon dafür gedankt, wie iſt mein und meines Bruders Lavater phyſiognomiſcher Glaube wieder beſtätigt! Dieſe rein ſinnende Stirn, dieſe ſüße Feſtigkeit der Naſe, dieſe liebe Lippe, dieſes gewiſſe Kinn, der Adel des Ganzen! Denke, meine Liebe, denke! Heute war der Tag verdorben, habe gezeichnet, eine Scene geſchrieben. O wenn ich jetzt nicht Drama's ſchriebe, ich ginge zu Grunde. Bald ſchick' ich Ihnen eins geſchrieben. Ich mag's nicht drucken laſſen, denn ich will, wenn Gott will, künftig meine Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publiko auf die Naſe zu hängen. Ich bin des Ausgrabens und Secirens meines armen Werthers ſo ſatt. Wo ich in eine Stube komme, find' ich das Berliner Hundezeug; der Eine ſchilt darauf, der Andre lobt's, der Dritte ſagt, es geht doch an; und ſo hetzt mich Einer wie der Andre. — Nimmt mir's doch nichts von meinem innern Ganzen, rührt's und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens ſind.

Den 25. März 1775.

Mir iſt wieder eine Zeit her wohl und weh, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da iſt mir's doch, als wär' ich im Himmel. — Wenn du leideſt, ſchreibe mir. Ich will alles theilen. O dann laß mich auch nicht ſtecken, edle Seele, zur Zeit des Trübſals, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben. Verfolge mich — ich bitte dich — mit deinen Briefen dann, und rette mich vor mir ſelbſt.

Den 26. April 1775.

Das liebe Ding, das ſie Gott heißen, ſorgt doch ſehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir ſo wohl thun, ſie zu haben. — Thun Sie doch einen Blick in den zweiten Band der Iris; es iſt allerlei von mir darin. Ich halte mich oft in Gedanken an Sie; wenn ich wieder wohl werde, ſollen Sie auch Ihren Theil daran haben. Laſſen Sie meine Briefe ſich nicht fatal werden, wie ich mir ſelbſt bin, da ich ſchreibe. Ich meine, alle Falten des Geſichts drücken ſich darin ab.

---

tretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmahl die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebiethen könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jedermann gern los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bey allen Aerzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneyen wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Discurſe Theil zu nehmen, ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich; ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er,

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

Den 6. Juni 1775.

Ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen geblieben, um einen Catharr auszubrüten, mehr aber, um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottloſe Geſchwärme die Tage her ganz zerflittert hatte. Vater und Mutter ſind vor's Bett gekommen, es wird vertraulich discurirt. Ich hab' meinen Thee getrunken, und ſo iſt's beſſer. Ich habe wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. — Mir wird je länger je mehr das Treiben der Welt und der Herzen unerklärlich. Einzelne Züge, die ſich überall gleichen, und doch nie daran zu denken, daß der große menſchliche Kopf ein Ganzes der Menſchen-Wirthſchaft überſehen werde. — Wie ſchwer iſt's, das todte Kupfer zu beleben, wo der Charakter durch mißverſtandene Striche nur durchſchimmert, und man immer ſchwankt, warum das was bedeutet und doch nichts bedeutet. — Es giebt Zerſtreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar iſt hier. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ganz im Schauen der großen Welt.

Den 10. Auguſt 1776.

Was Sie von Lili ſagen, iſt ganz wahr. Unglücklicherweiſe macht der Abſtand von mir das Band nur feſter, das mich an ſie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht alles ſagen. Es geht mir zu nah, ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeſchlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Augen würden mir Ubalds Schild, und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen. Wir wollen das laſſen. Über des Menſchen Herz läßt ſich nichts ſagen, als mit dem Feuerblick des Moments.

Den 17. Auguſt 1777.

Ich treib' mich auf dem Lande herum, um das Leid und Freud, was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. — Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder ſo an mich laufen ließen; denn kein Spiegel iſt das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältniſſen gedrängten Seele iſt, wenn ſie darin gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo, mit Freuden pausirt, und dem freundlichen Mittheiler neue Wonne ablauſcht. — Mir iſt alles lieb und werth, was treu und ſtark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens ausſehen wie ein Igel oder wie ein Amor. Geſchrieben hab' ich allerlei, gewiſſermaßen wenig, und im Grunde nichts. Wir ſchöpfen den Schaum von dem großen Strom der Menſchheit mit unſern Kielen, und bilden uns ein, wenigſtens ſchwimmende Inſeln gefunden zu haben. — Von meiner Reiſe in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitſcht mich bald die unſichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrſcheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich Loth und ſeine Hausgenoſſen in eurem Sodom wohl einmal grüßen möchte.

Den 10. Auguſt 1775.

Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tauſend neue Gegenſtände in alle Sinne ſog. Ich ſitze wieder hier ſo vereinfacht wie ein Kind, ſo beſchränkt wie ein Papagei auf der Stange. — Und doch manchmal, wenn die Noth in meinem Herzen die größte iſt, ruf' ich aus: Getroſt! Getroſt! Ausgeduldet! Dieſe Leidenſchaft iſt's, die uns aufblaſen wird zum Brand, in dieſer Noth werden wir um uns greifen, und brav ſeyn und handeln und gut ſeyn. — Ihre Briefe! Und doch brennen ſie mich in der

Taſche — doch faſſen ſie mich wie die Gegenwart, wenn ich ſie in glücklichen Augenblicken aufſchlage. Aber manchmal — oft ſind mir ſelbſt die Züge der liebſten Freundſchaft todte Buchſtaben, wenn mein Herz blind iſt und taub. — Es iſt ein ſchrecklicher Zuſtand, die Sinnloſigkeit. In der Nacht tappen iſt Himmel gegen Blindheit. — Wie wohl iſt mir's bei dem Gedanken: ſie wird dies Blatt in der Hand halten! Sie, dies Blatt, das ich berühre, das jetzt hier auf dieſer Stätte noch weiß iſt. Goldnes Kind! Ich kann doch nie ganz unglücklich ſeyn. — Unſeliges Schickſal, das mir keinen Mittelzuſtand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, faſſend, feſtklammernd, oder ſchweifen gegen alle vier Winde. Selig ſeid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anſtändiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen ſchlagen und ihres Tagewerks göttergleich ſich freuen.

Den 26. Auguſt 1776.

Ich bin wieder garſtig geſtrandet, und möchte mir tauſend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich paſſe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken, nur möcht' ich wiſſen, ob du mich im Fall mit einigem Gelde unterſtützen könnteſt, nur zum erſten Stoß. Allenfalls magſt du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweiſen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien ſchicken müſſe; das heißt, zu Ende dieſes Jahres muß ich fort. Ertrag' es kaum bis dahin, auf dieſem Baſſin herum zu gondoliren, und auf die Fröſch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.

Den 16. September 1776.

Heute Nacht neckten mich halb fatale Träume; heut früh beim Erwachen klangen ſie nach. Doch wie ich die Sonne ſah, ſprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz ſo freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und die eine Zuſicherung ward mir, daß ich gerettet werden, daß noch was aus mir werden ſollte.

Den 18. September 1775.

Ein herrlicher Morgen! Der Nebel iſt gefallen, alles friſch und herrlich umher. Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden, die Seligkeit, die Menſchen gegönnt ward, empfinden, und nicht immer auf den Wegen der Einbildungskraft und überſpannter Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden! — Was iſt das Leben des Menſchen! Und doch wieder die vielen Guten, die ſich zu mir ſammeln, das viele Liebe, das mich umgiebt!

Den 19. September 1775.

Wenn ich fühle, daß mitten in all' dem Nichts ſich doch wieder ſo viel Häute von meinem Herzen löſen, ſo die convulſiven Spannungen meiner kleinen närriſchen Compoſition nachlaſſen, mein Blick heitrer über Welt, mein Umgang mit den Menſchen ſichrer, feſter, weiter wird, und doch mein Innerſtes ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geiſt der Reinheit, der ſie ſelbſt iſt, ausſtößt, und ſo endlich lauter werden wird, wie geſponnen Gold — da laſſ' ich's denn hingehen, betrüge mich vielleicht ſelbſt — und danke Gott.

Den 20. September 1775.

Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu wahren, recht lieben und edlen weiblichen Seelen ſagen könnte, wenn ich dir lebhaſt — Nein! wenn ich's könnte, ich dürſt' es nicht, du hielteſt's nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf alles auf einmal ſtürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergeſſenheit ſchlucken ließe.

Den 21. September 1775.

Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir habe in Lyon ſticken laſſen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld, als die Bekanntſchaft eines Mannes von Geiſt, der ſich auf eben die Stunde bei mir melden ließ. Schon iſt was mißglückt. Mein Perückenmacher hat eine Stunde an mir friſirt, und wie er fort war, riß ich's ein, und ſchickte nach einem andern, auf den ich auch paſſe.

Den 8. October 1775.

Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Carlsruhe mit ſeiner herrlichen neuen Gemahlin Louiſe von Darmſtadt kommt. Ich gehe mit ihm nach Weimar. Mein Herz iſt übel dran; es iſt auch Herbſtwetter drin, nicht warm, nicht kalt.

Anhang.

die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Discurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Nahmen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmahl ſelbſt gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabey, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. — Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein

Berichtigung der Geſchichte des jungen Werthers.

Aus dem Büchlein, das unter dieſem Titel bald nach der Erſcheinung von Göthe's berühmtem Roman zu Frankfurt und Leipzig 1775, anonym gedruckt ward und faſt gänzlich aus den Augen des Publikums verſchwunden iſt, theilen wir hier einen Auszug mit.

Die in dem Göthiſchen Roman enthaltenen Vorfälle haben ſich ohne Ausnahme in Wezlar und nahe bei Wezlar zugetragen. Sie ſind, bis auf einige veränderte Umſtände, ſo erfolgt, als man ſie lieſet. Der Brunnen, der gleich im Anfange beſchrieben wird, liegt hart am Wilbacher Thor, welches den Namen von ihm führt. Wahlheim iſt das Dorf Garbenheim, das kaum eine halbe Stunde von Wezlar entfernt iſt. In einer gleichen Entfernung, auf dem ſogenannten Jägerhauſe, iſt der in dem Roman erwähnte Ball gehalten werden. Der Amtmann S..., oder vielmehr der Amtmann B... *), wohnt nicht außerhalb der Stadt, ſondern im deutſchen Hauſe zu Wezlar. Die kleinen Reiſen Werthers im zweiten Theil ſind, wie der ganze erſte Theil, des Verfaſſers eigene Geſchichte. Werther hat das erwähnte Haus des Amtmanns vielleicht gar nicht, oder doch ſelten beſucht.

Die Familie des Amtmanns iſt noch zahlreicher, als der Verfaſſer ſie angiebt. Charlotte, die zweite, nicht die älteſte Tochter dieſes rechtſchaffnen Mannes, iſt ſchlank, blond, mit blauen Augen, naiv, und ſonſt liebenswürdig. Schon im funfzehnten Jahre war ſie mit dem Bremiſchen Geſandtſchaftsſecretär K...r **), verſprochen, der ſie, als er Archivſecretär zu Hannover geworden, nach dem Tode Werthers geheirathet hat. Dieſer Mann hat einen ſehr guten bürgerlichen Charakter, gründliche Wiſſenſchaften, und bekümmert ſich wenig um den jetzigen Weltlauf. Er und Werther haben wohl keine andere Verbindung, als den gemeinſchaftlichen Beruf, gehabt. Der Zufall, wahrſcheinlich blos dadurch verurſacht, daß K...r dem ſchon beſchränkten Gedächtniß des zerſtreuten Werther zuerſt ſich darſtellte, hat ihm einen entfernten Antheil an der letzten Geſchichte unſres Helden gegeben. Dieſer ließ von ihm, unter dem Vorwande einer Reiſe, ein paar Piſtolen holen, und mit einer derſelben gab er ſich den Tod.

---

*) Buff. A. d. H.

**) Keſtner. A. d. H.

Der Secretär K...r iſt demnach derjenige, der unter dem Namen Albert vorkommt, welchen er doch zuletzt mit dem Geheimen Secretär He..t, von dem ich bald reden werde, theilt. Man würde aber dem guten K...r Unrecht thun, wenn man ihn blos nach dieſer Schilderung beurtheilte. Albert mußte allemal verlieren, wenn ſein Nebenbuhler intereſſant werden ſollte.

Ob der Verfaſſer das alles für Charlotten, und ſie wieder für ihn ſo viel gefühlt, als das Werk zu verrathen ſcheint, iſt mir unbekannt. Es ſcheint auch unwahrſcheinlich, und ich hoffe nicht, daß K...r hierüber unruhig iſt.

Dies vorausgeſetzt, ſchreite ich zur wahren Geſchichte Werthers, zum Inhalt des zweiten Theils. Er war der einzige Sohn eines verdienſtvollen Vaters *), und kam als Geſandtſchaftsſecretär nach Wezlar. Dieſen Poſten bekleidete er ungefähr ein Jahr hindurch bis zu ſeinem Tode **).

---

*) Des den 2. September 1789 geſtorbenen Braunſchweigiſchen Conſiſtorialraths und Abts Johann Friedrich Wilhelm Jeruſalem. A. d. H.

**) Im Jahr 1774.

Der Charakter des jungen Menſchen iſt wenig bekannt geworden. Nur mit zwei Perſonen, dem Geh. Kanzleiſecretär Ri..r zu Hannover, und nach deſſen Abreiſe von Wezlar, mit dem Freiherrn von Ki..g, der damals ſeinen Proceß bei dem Kammergericht ſolicitirte, hat er vertrauten Umgang gehabt. Der Herr von Ki..g verachtet als Philoſoph die Thorheiten und den Pomp der Welt, und findet ſein Vergnügen in den Wiſſenſchaften. Ein gemeinſchaftlicher Hang zur Natur und Einſamkeit verband ihn mit Werther. Ihre übrigen Neigungen und Wünſche waren, dem Anſchein nach, ſehr verſchieden.

So viel ich vermuthe, war nicht Zärtlichkeit, ſondern Ehrbegierde Werthers Leidenſchaft. Tiefſinn und Zurückhaltung entfernten ihn von weitläufigen Bekanntſchaften. Lange beſchäftigte ihn der Gedanke des Selbſtmords, deſſen Rechtmäßigkeit er bei jeder Gelegenheit vertheidigte.

Er beſuchte das Haus des Geh. Secretär He..t, von der pfälziſchen Geſandtſchaft, der die liebenswürdigſte Frau hat. An einem Orte, wo jeder Liebe fühlt, oder doch des Tons wegen zu fühlen vorgiebt, konnte Werther dem Verdacht nicht entgehen, daß die Zärtlichkeit den ſonſt Einſamen zu dieſen Beſuchen angefeuert. Ich weiß nicht, ob er wirklich für jene Schönheit empfänglich geweſen. Das aber kann ich behaupten, daß die Frau H... durch eine unbeſcholtene Tugend eben ſo ſchätzbar iſt, als durch ihre Reize. Man hat gleichwohl behauptet, die Eiferſucht ihres Gatten, durch fremde Leute aufgeregt, habe ihn vermocht, ſich Werthers weitere Beſuche zu verbitten. Ich glaube dies nicht; aber wenn der Vorfall ſich auch dem Gerücht gemäß verhielte, zu dem Tode unſres Helden hat er offenbar nicht beigetragen.

Die nähere Urſache deſſelben mögen eher die Verdrießlichkeiten geweſen ſeyn, in die ihn ſein Beruf verwickelte. Da der ſtörriſche Charakter des Geſandten, mit dem er zu thun hatte, bekannt genug iſt, ſo überlaſſe ich's jedem, zu urtheilen, in wiefern der Abriß dem Original gleiche.

Ich habe nie gehört, daß Werther den vertraulichen Umgang des Grafen C... geſucht oder erhalten habe. Der Vorfall, der Seite 130 erzählt wird, hat ſich bei dem Präſidenten, Grafen von B..., gleich nach Werthers Ankunft zu Wezlar, unter Umſtänden ereignet, von denen die Beſchreibung abweicht. Die hämiſche Freude der Neider und das Bedauern der Freunde hat Werther wohl nicht ſo ſtark gefühlt, als die Briefe vorgeben, da er wenig in öffentliche Geſellſchaften gekommen.

Sein Tod erfolgte nicht um Weihnachten, ſondern bald nach Michaelis. Die Beſchreibung deſſelben iſt, die Briefe ausgenommen, die bei Veränderung der Umſtände von ſelbſt wegfallen, richtig. Selbſt die Kleidung, in der man den Verwundeten fand, iſt in dem Buche, der Wohrheit gemäß, beſchrieben. Der Amtmann B... konnte, wenn er wirklich Werthers vertrauter Freund geweſen, ſeine Beerdigung nicht beſorgen. Dieſe Sorge kam dem Geſandten zu. Jedoch fühlten der Amtmann und ſeine Familie, wie jeder Rechtſchaffene, bei dem traurigen Vorfall die ganze Härte des Looſes der Menſchheit. Sie beklagten den Sterbenden aufrichtig, obgleich ſie auch nicht den entfernteſten Einfluß auf ſein Schickſal gehabt hatten. Dem wackern Secretär K...r hat beſonders der Umſtand Leiden verurſacht, daß wider ſein Vermuthen, ſein Eigenthum, eine Piſtole, der Vollbringung eines ſo furchtbaren Entſchluſſes zum unglücklichen Werkzeuge diente. Den Geh. Secretär He..t überſtrömte das ganze Gefühl einer Freundſchaft, der in einer ſo erſchütternden Lage, wo man ſich ſelbſt für den Freund aufzuopfern gewünſcht hätte, jedes Mittel fehlt, ſein Leiden zu lindern. Nach dem Bedienten und Friſeur Werthers, war der Baron Schl...b der erſte, der ihn in ſeinem Todeskampfe ſah. Der Fühlende ſann auf Rettungsmittel, das Auge voll edler Zähren über das tragiſche Ende eines Jünglings, der mit ihm aufgewachſen. Bald kamen Andere, unter ihnen ſolche, welche die außerordentliche Scene gleichgültiger zu betrachten vermochten, bis die Reihe auch diejenigen herbeiführte, die unzeitige Lehren gaben und ſehr zufrieden waren mit der Feigheit, die ſie vor dem Selbſtmorde ſicherte.

Man könnte noch eine Anekdote anführen, die dem Verfaſſer entweder unbekannt geblieben oder entfallen ſeyn muß. Da ſie aber der Perſon desjenigen, der die Beerdigung beſorgte, nachtheilig ſeyn möchte, ſo will man ſie aus Menſchenliebe und Beſcheidenheit unterdrücken.

Wielands Urtheil
über Göthe's früheſte literariſche Producte.

I. Ueber Götz von Berlichingen.

Hamburg 1773.

Wir zeigen unſern Leſern ein Drama an, bei dem unſere kritiſchen Linné's ſtaunen, und ungewiß ſeyn werden, in welche Claſſe ſie es ſetzen ſollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grauſamſte gemißhandelt werden, das weder Luſtſpiel noch Trauerſpiel iſt, und doch das ſchönſte intereſſanteſte Monſtrum, gegen welches wir hundert von unſern komiſch-weinerlichen Schauſpielen austauſchen möchten. —

Wir wiſſen nicht, ob der Verfaſſer das Glück oder Unglück haben wird, mehr ſolche ſchwache Leſer anzutreffen, als wir, aufrichtig geſtanden, geweſen ſind. Wir hatten dies Schauſpiel, wie der Verfaſſer es nennt, ſchon mehrmals geleſen, und glaubten, daß wir durch dieſe ſo kurz hinter einander wiederholte Lectüre unſere Empfindungen bis auf einen Grad von Mäßigkeit herabgeſtimmt hätten, der nöthig iſt, um allen den angenehmen ſowohl, als unangenehmen Eindrücken einer Lectüre nachzuſpüren, und ruhig über unſer Vergnügen räſonniren zu können. Aber dieſe erſten Verſuche waren noch immer vergeblich. Ehe wir es uns verſagen konnten, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung; und alle Regeln, ſelbſt der Vorſatz zu kritiſiren, verſchwanden, wie Schattenbilder, vor dieſer kräftigen Sprache des Herzens.

Wahrlich, denjenigen würden wir ſehr bedauern, der Muße genug gehabt hätte, während der erſten Durchleſung dieſes intereſſanten Stücks zu bemerken, daß der Verfaſſer faſt auf allen Seiten gegen die Vorſchriften der Critik geſündigt. Uns war dies das ſicherſte Criterium des Genies, daß der unbekannte Verfaſſer uns in einer ſo fortdauernden Täuſchung und in einem ſo ununterbrochenen Genuſſe erhalten hatte, die uns nicht erlaubten, an Urtheil und Vergleichung zu denken. — Wir würden Feinde unſres eigenen Vergnügens ſeyn, wenn wir ein kühnes Genie, das die Schranken der Dichtkunſt ſo ſehr erweitern und ſo viele unbebaute Gefilde urbar zu machen, die Abſicht hat, gleich im Anfange abſchrecken wollten. —

Aber alle dieſe kleinen Mängel werden durch den unvergleichlichen, nirgends ermattenden Dialog, durch das große

Talent, rührende Situationen zu erfinden, und, wie Shakſpeare, durch die kleinſten Umſtände den Leſer in gewaltſame, hinreißende Empfindungen zu verſetzen, endlich durch die meiſterhafte, den Perſonen und Situationen ſtets angemeſſene Sprache, und den allenthalben herrſchenden, niemals prahlenden philoſophiſchen Geiſt unmerklich gemacht. — Selten unterwirft ſich der Verfaſſer dem Zwange der klügelnden Critik, bleibt aber den Eingebungen des Genies und des Herzens deſto getreuer. Allenthalben ein ſo warmer, innigſt beſchäftigender Dialog, der, faſt möchten wir es ſagen, Erzählung ſelbſt in Action verwandelt! — Gewiß ſo ſehr, als Shakſpeare, hat der Verfaſſer die Sprache ſeines Dialogs nach den herrſchenden Empfindungen einer jeden handelnden Perſon zu ſtimmen, und noch mehr als der Engländer ſich in Acht zu nehmen gewußt, wahre Empfindungen nicht durch eine Fluth von prächtigen Declamationen und Moralen zu ertränken. Das ganze Drama iſt ein Beweis dieſes ſo ſeltenen Talents; nirgends aber hat der Verfaſſer es in einem größern Lichte gezeigt, als in der Scene, wo Maria den ſterbenden Weislingen beſucht.

Von Shakſpeare's hohem Genius geleitet, findet der Verfaſſer in den gleichgültigſten Handlungen reichen dramatiſchen Stoff, und ſchafft ſie mit bildender Hand in die hinreißendſten Auftritte um. Man leſe die Scene S. 134, Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die und beſonders die darauf folgende, wo Götz bei einem Heldenmahle mit dem fröhlichſten und lebhafteſten Muthe, weder durch das ausgeſtandene Ungemach, noch durch die traurigen Ausſichten geſchwächter Empfindungen der Freiheit, ſeinen letzten Wein eintröpfelt. Nie iſt eine ſo rührende Geſundheit ausgebracht worden; und der müßte in der That verſtockte Drüſen haben, der nicht erſt ſeine Augen zu trocknen nöthig hätte, bevor er weiter leſen könnte.

Neue, aus dem Innerſten der Seele hervorgeholte, und nachläſſig hingeworfene Beobachtungen wird man ſehr häufig finden. Selbſt die dem Verfaſſer eigenthümliche Laune iſt mit tief eindringender Philoſophie genährt, und erregt mehr Nachdenken, als bacchanaliſches Lachen *).

---

*) S. den deutſchen Merkur 1773. Bd. 3. S. 267 — 287.

II. Ueber die zweite Ausgabe des Götz von Berlichingen.

Frankfurt a. M. 1774.

Ferne ſei es von mir, daß ich den Verfaſſer des Götz von Berlichingen — der eine eigene Freude daran haben ſoll, Perſonal-Satyren auf den erſten beſten, der ihm in den Wurf kommt, zu machen — durch dieſe kleine Apologie beſtechen wollte, meiner zu ſchonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen ſollte, in einem Anſtoß von Laune ſich luſtig über mich zu machen *). Ich gönne einem jeden ſeine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart iſt, ſo wünſche ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Fall wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge mu-

---

*) Dieſe Äußerungen beziehen ſich auf die von Göthe zu Leipzig 1774 herausgegebene Farçe: Götter, Helden und Wieland. A. d. H.

thige Genien ſind wie junge muthige Füllen; das ſtroßt von Leben und Kraft, tummelt ſich wie unſinnig herum, ſchnaubt und wiehert, wälzt ſich und bäumt ſich, ſchnappt und beißt, ſpringt an den Leuten hinauf, ſchlägt vorn und hinten aus, und will ſich weder fangen noch reiten laſſen. Deſto beſſer! denn wenn es, **ut iniquae mentis asellus,** die Ohren ſinken ließe und die Lenden ſchleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? **Praecipitandus est liber spiritus** — Da iſt kein ander Mittel! Man muß die Herren ein wenig toben laſſen; und wer etwa von ungefähr — denn ſie meinen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, der betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der gelehrten Republik, und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nämlichen wilden Jünglingen, ſofern ſie glücklich genug ſeyn ſollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können; wiewohl dies freilich dem einen und dem andern ſchon mißlungen iſt, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.

Genie, Wiſſenſchaft, gutes Herz! dies iſt juſt, als ob Jemand Feuer im Buſen trüge; das kann nicht lange verborgen bleiben. Und ſo wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch ſehr gute Freunde werden müſſen. Aber zu unſrem Götz von Berlichingen!

Immerhin ſei dies Schauſpiel — das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eignes Theater und eigene Schauſpieler dazu herzaubert — immerhin ſei es ein ſchönes Ungeheuer! Möchten wir viele ſolche Ungeheuer haben! Der Fortſchritt zu wahren Meiſterſtücken würde dann ſehr leicht ſeyn. Wer hat es geleſen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht ſagen konnte, wie und warum), daß ihm nicht leicht eine andere Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit ſolcher Gewalt ergriffen, ſo ſtark intereſſirt, ſo mächtig erſchüttert, ſo durchaus vom erſten Zug bis zum letzten in die Begeiſterung des Dichters hineingezogen, und aus ununterbrochenem Anſchaun der lebendigen Gemälde, die er, **ut Magus**, vor unſern Augen vorbeiführt, angeheftet habe? — Welche Wunder ſollte der Genius, der dies gethan hat, nicht auf unſrer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauſpiele zu ſchreiben, die man aufführen könnte?

Aber was der Dichter antworten wollte, wenn man ihn fragte: warum er ſein Drama gerade in fünf Acte getheilt habe? — Wenigſtens nicht dem Ariſtoteles zu gefallen. Er hätte, nach ſeiner Weiſe, vier, ſechs, ſieben, und, wenn es ihm beliebt hätte, ſiebenmal ſieben Acte machen können. Die chineſiſchen Schauſpieler führen Tragikomödien auf, die oft acht Tage währen, ſagt man uns. Warum ſollten wir an einem Drama, das nicht zum Aufführen beſtimmt iſt, nicht acht Tage leſen können? Wollte Gott, der Verfaſſer des Götz gäbe uns ein halbes Jahrhundert in einer tragiſch-komiſchen Farçe, die im Geiſte ſeines Götz geſchrieben wäre: möchte ſie doch dreihundert und fünf und ſechzig Acte haben.

Man hat gemeint, die Charaktere der Frauenzimmer wären dem Dichter weniger geglückt, als die männlichen. Aber hierin hat man, glaub' ich, Unrecht. Nichts vom Worte geglückt zu ſagen, welches nirgends weniger, als auf ein Stück paßt, wo Laune und Genie alles, und das Glück gewiß nichts gethan haben — ſo deucht mich, der größte Meiſter in weiblichen Charaktergemälden, Shakſpeare ſelbſt, ſei nirgends größer in dieſer Art von Malerei, als unſer Dichter in ſeinen Gemälden von Maria, Eliſabeth und Adelheid. — Mir hat in dem ganzen Stück nur eine Stelle das Herz umgekehrt und Thränen der tiefſten Empfindung aus den Augen gepreßt — und dieſe iſt in der Scene zu Jaxthauſen, wo Götz, da es nun mit ihm auf's äußerſte gekommen iſt, ſeine Schweſter und ſeinen Freund Sickingen nöthigt ſich zu entfernen. Die ganze Scene iſt ein Meiſterſtück von erhabner Einfalt, wahre, ungekünſtelte, im höchſten Grade rührende Natur! Marie und Sickingen haben ſich nun endlich aus Götzen's und Eliſabeths Armen geriſſen. „Ich trieb ſie, ſagt Götz, und da ſie geht, möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bei mir. — Bis in den Tod,“ antwortet Eliſabeth. — Dies einzige Wort, in der Situation, in dem Augenblicke, wo es geſagt wird, iſt unendlich mehr, als alle die ſchönen Tiraden, wie ſie der beſte franzöſiſche Poet hätte herdeclamiren laſſen. Es ſtellt ein Weib vor meine Seele, die des großen Helden würdig iſt; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod,“ ſo ſchön und groß als alle Alceſten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geſchichte in meinen Augen wird *).

---

*) S. den deutſchen Merkur 1774. Bd. 6. S. 321 u. f.

III. Ueber Werthers Leiden.

Leipzig 1774.

Nicht Leiden in dem Sinne, wie ſonſt die Romanhelden zu Waſſer und zu Lande tauſend Fährlichkeiten auszuſtehen hatten, ſondern ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie ihn der nur entwerfen kann, der den Schöpfer des Hamlet und des Othello ſtudirt hat. Greſſet iſt, ſo viel ich weiß, der einzige dramatiſche Schriftſteller, der den Selbſtmord nicht zur Pointe, ſondern zum Thema eines Stücks gemacht hat. Hier iſt es aber nicht um kalte moraliſche Discuſſionen, ſondern darum zu thun, die Wahrſcheinlichkeit zu zeigen, wie ein vernünftiger und ſonſt ſchätzbarer Mann bis zu einem ſolchen Schritte gebracht werden kann. Im Drama muß es noch immer eine raſche That ſcheinen, ſo wie man bei aller Mühe des Dichters die Ermordung der Emilia Galotti durch ihren Vater doch unwahrſcheinlich genannt hat. Hier aber, in einer langen Reihe von Briefen können wir den Charakter deſſelben nach allen ſeinen kleinen Beſtimmungen ſo durchſchauen, daß wir ihn ſelbſt an den Rand des Abgrunds begleiten. Und der Dichter hat ihn, wie Pygmalions Bildſäule, ſo beſeelt, daß wir ihn vor Augen zu ſehen glauben, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibt. Einen einzelnen Selbſtmörder rechtfertigen und auch nicht rechtfertigen, ſondern nur zum Gegenſtande des Mitleids zu machen, an ſeinem Beiſpiel zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantaſie oft ſehr verderbliche Gaben ſind, heißt keine Apologie des Selbſtmords ſchreiben. Dennoch iſt dieſer gewöhnliche Fehlſchluß auch bei dieſem Buche gemacht worden, ungeachtet der Verfaſſer ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troſte empfiehlt, die aus Geſchick oder eigener Schuld keinen beſſeren finden können. Unzufriedenheit mit dem Schickſal iſt eine der allgemeinen Leidenſchaften, und daher ſympathiſirt hier jeder, zumal da Werthers liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz jeden anſtecken müſſen. Außer der Kunſt des Verfaſſers, die Nüancen aller Leidenſchaften zu treffen, verdient die populäre Philoſophie Lob, womit er ſein ganzes Werk gewürzt hat. „Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn,“

und hundert ſolche Maximen, die aus Werthers nicht myſanthropiſchem, ſondern bewegtem Herzen fließen, finden mehr Eingang, als die ſtrotzenden Predigten unſrer täglichen Romane *).

---

*) S. den deutſchen Merkur 1774. Bd. 8. S. 241 u. f.

IV. Ueber Götter, Helden und Wieland.

Eine Farçe.

Leipzig 1774.

Der Herr Dr. Göthe, Verfaſſer dieſes Werkleins, nachdem er uns in ſeinem Götz von Berlichingen gezeigt, daß er Shakſpeare ſeyn könnte, wenn er wollte: hat uns in dieſer heroiſch-farcicaliſchen Pasquinade gezeigt, daß er, wenn er wollte, auch Ariſtophanes ſeyn könne. Denn ſo wie es ihm in dieſem kritiſchen Wrexekekek Koax Koax beliebt hat, mit Wieland und Wielands Alceſte ſein Spiel zu treiben, ſo trieb es Ariſtophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Göthe hier, mit der ihm eigenen Laune dem Verfaſſer des Singſpiels Alceſte auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen dieſe kleine Schrift allen Liebhabern der pasquiniſchen Manier als ein

Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobey ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpazieren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach

Meiſterſtück von Perſiflage und ſophiſtiſchem Witze, der ſich unter allen möglichen Standpunkten ſorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenſtand ſchief vorkommen muß, und ſich dann recht herzlich luſtig darüber macht, daß das Ding ſo ſchief iſt *).

---

*) S. den deutſchen Merkur 1774. Bd. 6. S. 351.

Göthe's

juriſtiſche Abhandlung

über

die Flöhe

(de pulicibus).

Berlin, 1839.
Verlag von Alexander Duncker

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Es iſt nicht unbekannt, daß Göthe in den verſchiedenen Zeiten ſeines Aufenthaltes zu Leipzig, Straßburg und Wetzlar mehrere juriſtiſche Abhandlungen 1)) ſchrieb, von denen jedoch keine unter ſeinem Namen erſchienen iſt. Dahin gehört auch nachfolgendes, die rechtlichen Verhältniſſe der Flöhe betreffendes Werkchen, deſſen Entſtehung wahrſcheinlich in die Zeit, wo ſich Göthe zu Straßburg aufhielt, fällt.

Das Intereſſe, welches es den Verehrern des Dichters gewähren muß, ihn von einer ganz neuen Seite, der der juriſtiſchen Gelehrſamkeit kennen zu

---

1)) Dahin gehört die im Jahre 1770 zu Straßburg verfaßte Abhandlung: Ueber das Recht der Geſetzgebung, einen gewiſſen Religionscultus im Staate feſtzuſetzen; eine Abhandlung, die nach Göthe's eigener Erklärung von der Facultät nicht das Imprimatur erhielt, jedoch von ſeinem Vater mit ſolcher Zufriedenheit aufgenommen wurde, daß dieſer ſelbſt ſie für die Preſſe zu bearbeiten ſuchte.

lernen, wird noch erhöht werden, wenn man weiß, daß dieſe Abhandlung (welcher wir, um dieſelbe auch für ein größeres Publikum genießbar zu machen, eine deutſche Ueberſetzung hinzugefügt haben) eine große literariſche Seltenheit iſt, ſich nur noch auf der großen Königlichen Bibliothek zu Paris befindet, und von Göthe ſelbſt in den letzten Stadien ſeines Lebens nicht mehr beſeſſen worden ſein ſoll. —

Wir enthalten uns, um dem Leſer die Ueberraſchung nicht zu rauben, jeder nähern Andeutung über den Inhalt und die Behandlungsweiſe des Gegenſtandes, nur das Verſprechen glauben wir geben zu dürfen, daß die Lektüre dieſes Büchleins einen neuen Beweis geben wird, wie es unſerm großen Dichter auch nicht an ächtem Humor und treffendem Witz gefehlt habe, — Eigenſchaften, welche er ſpäter noch an demſelben Stoffe, den unſere Diſſertation behandelt, in dem unvergleichlichen Flohliede Mephiſto's auf das glänzendſte bekundet hat.

Berlin im März 1839.

Dissertatio iuridica.

de eo

quod iustum est

circa spiritus familiares feminarum

hoc est

pulices

quaestionibus theoretico - practicis varioribus

adornata

variis variorum dicasteriorum praeiudiciis aucta rationibus tam
dubitandi quam decidendi amplificata facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata et ex principiis tam iuridicis,
quam moralibus de prompta.

Omnibus

doctoribus iudicibus causarum patronis studiosis aliisque in
foro scholis ac gynaeceo versantibus perutilis ac necessaria.

Francofurti 1768.

Juriſtiſche Abhandlung

über

die rechtlichen Verhältniſſe

der gemeinſamen Freunde der Frauen,

das iſt

der Flöhe;

in ſeltene theoretiſch-practiſche Fragen gebracht,

mit

mannichfaltigen Rechtsſprüchen verſchiedener Gerichtshöfe, unter Beifügung der Zweifels- und Entſcheidungsgründe, vervollſtändigt, durch die ſchlagendſten Ausſprüche der berühmteſten Fakultäten bewieſen und nach rechtlichen und moraliſchen Grundſätzen an das Licht geſtellt.

Für

alle Rechtslehrer, Richter, Sachwalter und ſonſtige Rechtsbefliſſene auf Hochſchulen und in der Weiberſtube von großem Nutzen und unentbehrlich

Frankfurt 1768.

De materia quotidiana, scilicet Pulicibus, animalculis ita notis,

> Notior ut iam sit canibus non Delia nostris,

acturus, ut cuncta ex norma iuris romani 1) fiant ordine atque decenter: vocis vim primum explicabo, et ab hoc rivulo ad mare materiae amplissimum vela vertam, quum Iurisconsultis summus et prior semper circa verba labor fuerit teste Quinctiliano 2), adeo ut Gellio 3) auctore Antistius Labeo, celeberrimus ille Iurisconsultus 4), qui latinarum vocum origines et rationes exacte percalluit, ea praecipue scientia ad enodandos plerosque iuris laqueos sit usus.

---

1) l. 25 D. de Lib. leg. Rogo plenius, quae ad haec spectant, adtingas, quotidiana enim sunt.

2) Quinctilianus Institut. orat. Lib. V. cap. ult.

3) Gellius Noct. Attic. Lib. XIII. cap. 10

4) l. 2 D. de Orig. iur.

einem Wege von anderthalb Stunden, kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmahl werther iſt. Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmahl nicht angeſehen. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah' Lotten an, und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollte es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, nein Lottchen, du ſollſt zuerſt trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als: ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreyen und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bey der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da waſche dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's nichts. — Wie ich ſo da ſtand, und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die

Indem ich über etwas ganz Alltägliches, nämlich über die Flöhe, jene bekannten Thierchen,

> Unſeren Rüden ſelbſt iſt nicht bekannter die Deliſche Göttin,

zu ſchreiben unternehme, will ich, auf daß dies nach Anleitung des römiſchen Rechtes[1] in einer gewiſſen Ordnung und auf eine geziemende Weiſe geſchehe, zuvörderſt die Bedeutung des Wortes erklären und dann von dieſem Bächlein zu dem weiten Meere meines Stoffes ſegeln. Denn die erſte und hauptſächlichſte Sorge der Rechtsgelehrten betraf von jeher die Wortbedeutung; und ſo hat denn auch, nach dem Zeugniſſe des Quinctilian und Gellius, jener hochberühmte Rechtsgelehrte, Antiſtius Labeo, der es ſo wohl verſtand, jedes lateiniſche Wort auf ſeine urſprüngliche Beſchaffenheit zurückzuführen, vorzugsweiſe dieſe Kenntniß zur Entwirrung der meiſten Rechtsverwickelungen angewandt.

---

[1] Ich verlange hierbei eine um ſo größere Vollſtändigkeit, weil der Gegenſtand etwas Alltägliches betrifft.

§. 1.

Unde pulex dicatur?

Maxima sane de vera vocis origine est lis inter melioris notae grammaticos. Ex plurimorum sententia pulex dictus est a voce pullus, quae ratio originis induxit Caelium Calcagninum[1]), ut contra omnium criticorum vota non pulex, sed pullex scribendum esse contenderet. Alii a pulvere pulicem nominatum putant, quum pulvis sit alimentum pulicis, vel rectius, quia ex pulvere nascitur pulex; delicatiores enim sunt pulices, quam ut pulvere sint contenti, quum quotidie deliciis et *sanguine virgineo aut muliebri saltem uti fruique soleant.* De mea quidem sententia pulex dictus est a voce mulier, ita scilicet, ut mu mutetur in pu, abiiciatur li, et loco er addatur lex, unde praecise fiet pulex.

---

[1]) Caelius Calcagninus Encomiasticum in pulices Aug. Vindelic. 1717 ed. novita.

§. 2.

Cuius generis sit pulex?

Et quamvis grammatici ad unum omnes pulicem generi masculino adscribant, ita ut hic, minime vero haec pulex dicendum velint: nulli tamen dubitamus ab iis divortium

§. 1.

Woher der Name pulex (Floh) komme?

Zuverläſſig herrſcht über den wahren Urſprung des Wortes unter den beſſeren Sprachforſchern der größte Streit. Die meiſten leiten pulex (Floh) ab von dem Worte pullus (ſchwärzlich), welche Entſtehungsweiſe zuerſt Cälius Calcagninus annahm, ſo daß er auch gegen die Meinung aller Kritiker behauptete, man muſſe nicht pulex ſondern pullex ſchreiben. Andere ſind der Anſicht, daß pulex aus dem Worte pulvis (Staub) entſtanden ſei, weil Staub die Nahrung des Flohes ſei, oder, was wohl richtiger iſt, weil aus Staub der Floh ſein Daſein nimmt; denn der Floh iſt doch ein größerer Feinſchmecker, als daß er mit Staub zufrieden ſein ſollte, zumal da er ſeine täglichen Leckereien im jungfräulichen, oder doch mindeſtens in dem Blute eines Frauenzimmers zu finden gewohnt iſt. Meiner Meinung nach iſt pulex aus dem Worte mulier (Frauenzimmer) entſtanden, und zwar auf die Art, daß mu verwandelt wird in pu, die Sylbe li weggeworfen und ſtatt er geſetzt wird lex, ſo daß gerade pulex herauskommt.

§. 2.

Weſſen Geſchlechtes pulex (Floh) ſei?

Wenngleich auch alle Sprachlehrer das Wort pulex (Floh) als zum männlichen Geſchlechte gehörig erklären, ſo daß man hic (der) und nicht haec pulex (die Floh) ſagen müſſe; ſo trage ich doch ganz und gar kein Bedenken, mich jener Meinung

facere, quum lippis atque tonsoribus notum sit, pulices esse feminarum. Certe hoc erit a grammaticis concedendum, pulicem esse generis communis, quum per communicationem sint etiam generis masculini. Quidquid vero sit, dicamus cum vulgo indistincte hic pulex, ne examen grammaticorum infestas aquilas, iunctis umbonibus, nobis inferat, quod illi accidere videmus, qui se ad aurem auramque eorum non componit, et in patrios Prisciani cineres mingere ausus fuerit.

§. 3.

Unde descendat vox germanica Floh?

A summa pulicum pernicitate vocem illam originem trahere arbitror. Quemadmodum enim Germani pulicem nec ire nec currere, sed potius mira quadam velocitate silire, seu corpus pernici tollere saltu animadverterunt, ita dignus omnino illis visus fuit pulex, qui pulcherrimo nomine Floh insigniretur. Atque hoc ipsum est, quod venustissimus carminis de pulicibus auctor [1]) intendit, dum sic modulatur:

— Quid possunt huppere longe,
Non aliter, quam si fleuglos natura dedisset;

---

[1]) Caelius Calcagninus l. l.

entgegen zu erklären, da ja männiglich bekannt iſt, daß die Flöhe den Frauen angehören. Dies müſſen wenigſtens die Sprachlehrer zugeſtehen, daß die Flöhe gemeinſchaftlichen Geſchlechts ſind, da ſie durch Mittheilung auch zu den Mannsperſonen kommen. Dem ſei, wie ihm wolle; ich will geradezu mit dem gemeinen Haufen der Floh ſagen, damit nicht der Schwarm der Sprachlehrer mit feindlichem Schild und Lanze gegen mich zu Felde ziehe, ſo wie es dem zu gehen pflegt, der ſich bei ihrem Urtheil und ihrem Anſehn nicht beruhigt, ja wohl gar das Grab ihres Vaters Priscian zu verunreinigen wagt.

§. 3.

Woher das deutſche Wort Floh komme?

Meiner Meinung nach iſt dies Wort von der ſo ſehr großen Behendigkeit der Flöhe entſtanden. Denn als die Deutſchen fanden, daß ein Floh nicht gehe, nicht laufe, ſondern vielmehr mit einer bewunderswerthen Schnelligkeit ſpringe, oder im raſchen Sprunge ſeinen Körper fortbewege; da ſchien er ihnen allerdings würdig, ihn mit dem ſo herrlichen Namen Floh zu bezeichnen. Und gerade iſt es dies, worauf der liebliche Dichter des Liedes „von den Flöhen“ anſpielt, wenn er alſo ſingt:

— Und weithin können ſie hüpfen,
Grad' als wenn von Natur ihnen dazu Flügel verliehen;

ubi observandum, quod verbo huppere recte usus sit auctor pro hüpfen, i. e. exsilire ac prosilire, voce fleuglos autem pro Flügel, i. e. alas, sensu optimae latinitatis scriptoribus usitatissimo. Novissimus celeberrimi carminis editor, reiecta lectione vulgata, pro quam rescripsit ac; sed, quae mea est in defendendis receptis lectionibus pertinacia, plane nihil mutandum, sed proba esse verba: quam si fleuglos natura dedisset, censeo, ne tantillum quidem a Prisciano sic mihi metuens. Caeterum, quod obiter admonuerim, validissimis feminae utuntur remediis contra pernicitatem illam, ut omne earum ingenium in digitos abiisse videatur. Unde communis doctorum conclusio est, quod is, qui pulicem quam promtissime capere nequit, ex praesumtione hominis et iuris putetur sexus non feminini sed masculini esse.

§. 4.

Pulices iure civili teneri ostenditur.

Haec de vocibus delibasse sufficiat:

Nunc teritur nostris area maior equis.

wobei zu bemerken iſt, daß der Dichter ganz richtig und in dem gewöhnlichſten Sinne der beſten lateiniſchen Schriftſteller, das Wort huppere für hüpfen, d. h. auf und weiter ſpringen, das Wort fleuglos aber für Flügel, das iſt: Schwingen, gebraucht hat. Der neueſte Herausgeber jenes hochberühmten Gedichtes, hat die gewöhnliche Lesart verworfen und für quam, ac geſchrieben; allein, ſo eifrig ich auch ſonſt für die Vertheidigung neu aufgenommener Lesarten ſtimme, ſo ſcheint mir doch hier — und bei dieſer Behauptung fürchte ich mich auch nicht im Geringſten vor Priscian — eine Veränderung gar nicht nöthig; vielmehr ſind die Worte: quam si fleuglos natura dedisset ganz paſſend. Hierbei will ich indeß beiläufig bemerken, daß die Frauenzimmer, um jene Behendigkeit zu beſiegen, ſehr kräftige Mittel anwenden, wobei denn ihr ganzer Scharfſinn in ihren Fingern zu liegen ſcheint. Und hieraus haben nun die Gelehrten den Schluß gezogen, daß derjenige, welcher nicht in der größten Geſchwindigkeit einen Floh fangen kann, nach menſchlichen und rechtlichen Begriffen kein Frauenzimmer, ſondern eine Mannsperſon ſei.

§. 4.

Die Flöhe, in civilrechtlicher Hinſicht.

Dieſe kurzen Bemerke über die Wortbedeutung mögen genugen;

Jetzt mit unſeren Roſſen befahren ein größeres Feld wir,

quum ad rem ipsam sit progrediendum. In ipso limine statim sese offert ardua et sabbathina quaestio: pulex utrum iuri civili romano subiectus sit, nec ne? Neganda videtur primo intuitu, quum nullum exstet senatusconsultum, quo pulicum respublica illud ius receperit[1]. Verum enimvero in illis locis, ubi ius romanum a maiestate receptum est, omnino iuxta illud pulices ibi iudicandi sunt. Nam primum omne animal subiectum esse debet potestati principis. Deinde pulex, quoad forum ac ius in eo obtinens, hominem sequatur necesse est, quia accessorium sequitur suum principale[2]. Pulex autem reapse pro hominis accessorio habendus est. Denique magnum sententiae nostrae accedit pondus a legum dispositione, quod, si arietes vel boves inter se commisissent, et alter alterum occidisset, si quidem is periisset, qui aggressor erat, cesset actio, quia alter concitatus et quasi defensionis iure damnum dedit; sin vero is, qui non provocavit occisus laesusve esset, competat actio[3]. Unde sat luculenter adparet, animalia in

---

[1] Ius romanum hodie valet non ex promulgatione, sed ex receptione. Cf. Struvius Synt. iur. civil. Exercit. II. thes. 35.

[2] Arg. L. 1. §. 12 et 14. D. Si quadrup. pauper. fec. dicat.

[3] L. 1. § 11. D. Si quadrup. pauper. fec. dicat. Cf. Grotius de iure bell. et pac. P. I. cap. II. art. 3.

indem wir nun auf die Sache ſelbſt kommen. Und da ſtoßen wir gleich anfangs auf die ſchwierige und in philoſophiſchen Streitſchulen nicht ungewöhnliche Frage: ob ein Floh den römiſchen Civilgeſetzen unterworfen ſei, oder nicht? Beim erſten Anblick ſcheint dies verneint werden zu müſſen, da durch keinen Senatsbeſchluß der Freiſtaat der Flöhe ſich jenem Rechte unterworfen hat [1]. Und doch ſind an den Orten, deren Oberhaupt das römiſche Recht angenommen hat, allerdings die Flöhe nach dieſem zu beurtheilen. Denn zuvörderſt muß doch jedes Thier von dem Willen ſeines Herrn abhängig ſein. Was dann aber zunächſt den Gerichtsſtand und das Recht des Flohes anbetrifft, ſo muß er hinſichtlich beider ſich nach dem Menſchen richten, weil immer die Nebenſache der Hauptſache folgt und der Floh an ſich doch nur ein Nebentheil des Menſchen iſt. Hierzu kommt noch endlich, als gewichtiger Grund für unſere Behauptung, die geſetzliche Beſtimmung: daß, wenn in einem Kampfe zwiſchen einem Widder und einem Stier ein Theil umgekommen iſt, dieſem, wenn er der angreifende war, keine Klage zuſtehen ſoll, da der andere gereizt, nur gleichſam im Stande der Nothwehr Schaden angerichtet hat, dahingegen aber ſoll der Theil, welcher den Kampf nicht herbeigeführt hat, wenn er darin umgekommen, oder verwundet iſt, zur Klage berechtigt ſein. Hieraus ergiebt ſich zur Genuge, daß die Thiere im Allgemeinen, und die

---

[1] Das Römiſche Recht gilt heut zu Tage nicht, wo es bloß öffentlich bekannt gemacht, ſondern, wo es förmlich angenommen iſt.

genere ac pulices in specie iure communi hominum teneri. Quo ipso de pulice vasallitico sive corpus vasallae inhabitante constat, eum dispositioni feudali subiectum esse, sicut pulex monachialis iuri canonico subest.

§. 5.

Continuatio. Pediculi aulici mentio iniicitur.

Neque tamen monachialem pulicem in causis criminalibus indistincte coram iudice ecclesiastico conveniri posse, intelligent, qui clericos **pro diversa poenarum ratione** nonnumquam foro seculari subesse meminerint[1]). Virginis viduaeque pulex foro miserabilium personarum haud dubie fruitur[2]), quum forum illud sit privilegiatum, ac tali foro et domesticus privilegiati gaudeat, ut BONACOSSUS[3]), et LIMNAEUS[4]) de domesticis legatorum atque studiosorum tradunt. Quid iuris sit circa forum pulicis Augustae seu Imperatricis, colligere licet ex celeberrimo iuris romani loco[5]), quem STRUVIUS[6]) egre-

---

[1]) Vid. Cap. 4. X. de Iudic. tot. tit. X. de For. compet. Carpzovius Prax. crim. P. III. quaest. 110. Num. 82 seq.

[2]) L. un. C. Quand. imperat.

[3]) Bonacossus de famul. quaest. 12 et 35, 43 et 52.

Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpühlt, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifriger fortwuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig — Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect nie einer Taufhandlung beygewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat; aber wie kam ich an! Er ſagte, das ſey ſehr übel von Lotten geweſen; man ſolle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzählichen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbeygehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Flöhe insbeſondere nach den gemeinrechtlichen Beſtimmungen der Menſchen beurtheilt werden. Und hierdurch wird nun von ſelbſt klar, daß ein vaſallitiſcher Floh, das iſt: ein ſolcher, der den Körper eines Vaſallen zu ſeinem Aufenthalt gewählt hat, den Feudalgeſetzen unterworfen, gleichwie ein Mönchsfloh dem canoniſchen Rechte unterlegen iſt.

§. 5.

Fortſetzung; wobei der Hoflaus Erwähnung geſchieht.

Nun wird man auch begreifen, daß die Mönchsflöhe in peinlichen Sachen nicht geradezu vor ein geiſtliches Gericht gezogen werden können, wenn man daran denkt, daß die Geiſtlichen nach Verſchiedenheit der verwirkten Strafen oft nur einem weltlichem Gerichte unter worfen ſind. Der Floh einer Jungfrau oder einer Wittwe erfreut ſich zweifelsohne des Gerichtsſtandes der nothſtändigen Perſonen, da dieſer ein privilegirter iſt und an demſelben auch die Hausleute eines Privilegirten Theil haben, wie dies Bonacoſſus und Limnäus hinſichtlich der Hausleute der Geſandten und Studenten darthun. Was für eine Bewandniß es mit dem Gerichtsſtande des Flohes einer Kaiſerin oder Königin habe, findet man in jener berühmten Stelle des römiſchen Rechtes, welche Struv ſo ſchön

---

4) Limnaeus de iur. publ. Lib. VIII. cap. 10. num. 18

5) L. 31. de Legib.

6) Struvius Synt. iur. civil. Exerc. II. thes. 11.

gie interpretatus est. Dum autem de pulice Augustae seu Imperatricis scribo, incidit epigramma Oveni de pediculo aulico, ita sonans:

Blandis adulator per totam cursitat aulam,
Principis in primis nobiliumque fores.
A pedibus sic nomen habens mala bestia totum
Infestat corpus praecipueque caput.

§. 6.

De pulice nobili ac plebeio.

Feminae nobilioris pulicem eximiae conditionis esse, extra omnem dubitationis aleam positum est. Quemadmodum enim feminae nobiles dignitate multo antecellunt feminas plebeias, ita quoque illarum pulicibus insignior habendus est honor, qui plebeiarum feminarum pulicibus merito denegatur. Accessorium sequitur suum principale; nobilioris feminae pulex itaque revera nobilis est, atque adeo privilegiis, praerogativis et immunitatibus nobilitatis utitur. Aeque certum est, pulicem puellae plebeiae ignobilem esse; unde prono alveo fluit, quod recte plebeius vocetur nec iura nobilitatis singula illi concedenda sint. Iam quaeritur: an pulex plebeius matrimonio aut contubernio sibi iungere possit pulicem senatorium? Iure veteri

erklärt hat. Indem ich aber des kaiſerlichen und königlichen Flohes erwähne, fällt mir Owens Epigramm auf die Hoflaus ein, alſo lautend:

Zärtlicher Schmeichler, ſo läuft am ganzen Hofe umher er,
Sucht vor allen des Fürſten und ſeiner Edlen Gemach.
Garſtiges Thier, deß Name entſtanden von Laufen, du quälſt nun
Unſeren Körper gar ſehr, dabei vorzüglich den Kopf.

§. 6.

Ueber adelige und bürgerliche Flöhe.

Daß der Floh einer adeligen Dame auch dem vornehmen Stande angehöre, darüber kann gar kein Zweifel obwalten. Denn gleichwie adelige Damen den Bürgerfrauen im Range weit voranſtehen, alſo gebührt auch ihren Flöhen eine größere Achtung, welche billig den Flöhen der bürgerlichen Frauen verweigert wird. Die Nebenſache folgt der Hauptſache; es iſt deßhalb der Floh einer adeligen Dame auch wirklich ſelbſt adelig, und genießt um deßwillen der Privilegien, Vorrechte und Freiheiten des Adels. Eben ſo ausgemacht iſt es aber, daß der Floh eines Bürgermädchens auch zu der gemeinen Klaſſe gehöre, woraus es ſich denn leicht erklärt, daß er mit Recht ein Plebejer heißt und ihm deßhalb auch die beſonderen Rechte des Adels nicht zugeſprochen werden dürfen. Es fragt ſich nun, ob ein bürgerlicher Floh ſich durch Heirath oder gemeinſames Zuſammenleben mit einem Senatorsfloh verbinden könne? Nach älterem

negandum fuit, ast iure novissimo evanuit illud ius vetus una cum lance et licio[1]). Quo ipso constat, non amplius quaestionem agitari debere, utrum et is pulex dicendus sit senatorius, qui ante adeptam dignitatem senatoriam adfuit; qua de re olim in utramque partem disputavere[2]).

§. 7.

De pulice excommunicatae.

Maioris omnino momenti est quaestio: **num pulex feminae excommunicatae habendus sit pro excommunicato?** Recte negari posse videtur argumento constitutionis, iuxta quam servi et ancillae aliique domestici, participantes cum domino excommunicato, periculum excommunicationis non incurrunt [3]).

§. 8.

Num dominus adquirat pulices servae? De iure usufructuarii.

Servam seu ancillam omnia adquirere do-

---

[1]) L. 23. C. de Rit. nupt. Nov. 51 et 78. cap. 4. Nov. 89. cap. ult. **Carpzovius** Iurisprud. consistor. Lib. II. def. 10 et 11.

[2]) L. 5. D. de Senat. L. 9. §. 14. D. de Poen. L. 2. §. 2. D. de Decur. L. ult. Cod. eod. L. 11. C. de Dignit. Cf. Pa-

Rechte muß dies verneint werden; aber das neuere Recht hebt das alte mit Schaale und Trumm auf. Und hieraus folgt denn: daß wir uns nicht ferner von der Frage abängſtigen laſſen dürfen, ob auch der Floh ein ſenatoriſcher genannt werden dürfe, der ſchon vor Erlangung der Senatorwürde da war; zumal da man dies auch ſchon in altvorderer Zeit mit Für und Gegen beſprochen hat.

§. 7.

Ueber die Flöhe einer Kirchverſtoßenen.

Gewiß weit wichtiger iſt die Frage: Ob der Floh eines kirchlich verſtoßenen Frauenzimmers gleichfalls für der kirchlichen Gemeinſchaft verwieſen anzuſehen ſei? Nach dem Inhalte der Conſtitution, wonach Diener, Mägde und andere Hausleute, welche irgend ſonſtige Gemeinſchaft mit dem kirchlich verſtoßenen Herrn haben, der Gefahr des Kirchenbannes nicht ausgeſetzt ſind, kann dies mit Fug und Recht verneint werden.

§. 8.

Ob der Herr auch die Flöhe ſeiner Magd zu eigen bekömmt? Ueber das Nießbrauchrecht.

Daß eine Sclavinn, oder, was daſſelbe iſt, eine Magd, alles, was ſie erwirbt, ihrem Herrn erwerbe,

---

cius Enant. Cent. I. quaest. 30. **Wissenbach** ad Pand. tit. de Senator. thes. 1.

8) Cap. 103. caus. 11. quaest. 3. **Bonacossus** de famul. quaest. 257.

mino, ex iure tam notum est, ut soli lumen foenerarer, si allegationes iuris adderem. Quaeritur ergo: an et pulices adquirat? Quod adfirmamus, sive sit pulex adventitius[1], sive ex ipsa ancilla natus, quem pulicem vernam adpellare possumus; et hic, velut partus ancillae, domini erit[2]. Facit huc, quod animalia a servo adquisita domini statim fiant, et quoad dominium et quoad possessionem[3]. Praeterea omne, quod in meo solo nascitur, meum est[4].

Quod si quis usumfructum ancillae habeat, eius non erunt pulices; nec adventitii, quum ancilla eos non ex re usufructuarii operisve suis adquisiverit, sed velut donatos habeat[5], nec vernae; partum enim ancillae in fructu non esse, adiecta ratione solida docet Iustinianus[6].

---

[1] §. 3. I. Per quas pers. nob. adquir.
[2] §. 4. I. de iur. pers. [3] §. 3. I. eod.
[4] §. 32. I. de Rer. divis. [5] §. 4. I. eod.
[6] §. 37. I. eod. L. 27 D. de Hered. petit.

§. 9.

Communio bonorum inter coniuges. Observatio.

Similis planeque gemella quaestio est haec: an, quum hodie communio bonorum sit inter coniuges, idem ad pulices uxoris

iſt rechtlich ganz bekannt und es hieße nur der Sonne Strahlen leihen, wollte ich hierfür rechtliche Beiſpiele anführen. Es fragt ſich daher: Ob der Herr auch die Flöhe zu eigen bekomme? Wir bejahen dies, der Floh mag nun ein zugelaufener ſein, oder bei der Magd ſelbſt ſeinen Urſprung erhalten haben, für welchen Fall wir ihn ein Hauskind nennen möchten; letzterer namentlich gehört dem Herrn gleichſam als Leibesfrucht der Magd. Der Grund hiervon iſt, weil alle Thiere, welche ein Sclav erwirbt, auch ſogleich im Augenblicke der Erwerbung mit Rückſicht auf Eigenthum und Beſitz dem Herrn gehören. Ueberdieß iſt auch alles, was auf meinem Grund und Boden entſteht, mein eigen.

Wenn nun aber Jemand Nießbraucher einer Magd iſt: dann gehören ihm auch die Flöhe nicht; und zwar die zugelaufenen deßhalb nicht, weil dieſelben von der Magd nicht auf Veranlaſſung des Nießbrauchers oder der für ihn zu leiſtenden Dienſte erworben ſind, ſondern ſie dieſelben gleichſam nur geſchenksweiſe erhalten hat; auch nicht die Hauskinder, da Juſtinian ganz klar verordnet hat, daß die Leibesfrucht einer Magd nicht zum Nießbrauch gehöre.

§. 9.

Wenn Ehegatten in Gütergemeinſchaft leben.

Bemerkung.

Eine ähnliche und faſt ganz gleiche Frage iſt: Ob bei der heutiges Tages beſtehenden Gütergemeinſchaft unter Eheleuten, dieſe ſich auch

sit extendendum, ita ut et illi sint inter adquaestum numerandi? Quod quidem statuendum crediderim, modo pulices constante matrimonio sint adquisiti ab uxore; illi enim, quos intulit, ut res paraphernales restituendi sunt per iura notissima. Atque non est, quod aliquis mihi ex Seneca[1]) dicat: »Quid te torques et maceras in iis quaestionibus, quas subtilius est comtemsisse, quam solvisse.« Habent enim hae quaestiones, §^{o} 8^a et 9^a propositae, magnam utilitatem in Utopia, ubi tam rara avis est pulex, ut velut ex Africa monstrum dato pretio spectetur. Potest et in Germania eorum usus esse, praesertim Norimbergae, ubi pulices catenulis vincti venduntur, indeque adquaestus fit inter coniuges.

---

[1]) Seneca Ep. 49.

§. 10.

Cautio de non offendendo.

Si ab eo, qui nos offensurus erat, cautionem de non offendendo accepimus, id quoque de pulicibus accipiendum, adeo ut commissa sit stipulatio, simul ac nobis invitis pulicem nostrum occiderit. Nam talis cautio etiam de familiaribus

auf die Flöhe der Ehefrau erſtrecke, ſo daß auch ſie zu dem Erwerbe zuzurechnen ſeien? Meines Erachtens muß dies zugeſtanden werden hinſichtlich der Flöhe, zu deren Beſitz die Frau während der Ehe gelangt iſt; hinſichtlich derjenigen aber, welche ſie mit eingebracht hat, ſo ſind dieſe, nach ganz bekannten Geſetzen, als Spillgüter anzuſehen. Wollte hierbei Jemand zu mir mit Seneca ſprechen: Was quälſt und peinigſt du dich mit Fragen, bei denen es weit klüger iſt, ſie mit Stillſchweigen übergangen, als ihre Löſung glücklich gefunden zu haben; ſo entgegne ich: dieſe dem 8. und 9. Paragraphen überſtellten Fragen ſind von weſentlichem Nutzen für Utopien, wo ein Floh ein ſo ſeltener Vogel iſt, daß er gleichſam wie ein afrikaniſches Wunderthier nur für Geld gezeigt wird. Auch für Deutſchland können ſie nöthig ſein, vorzugsweiſe für Nürnberg, wo man an Kettchen gelegte Flöhe zu Kauf hält; und hieraus entſteht doch allerdings ein Erwerb unter Eheleuten.

§. 10.

Ueber Sicherſtellung vor Beſchädigung.

Gleichwie wir von demjenigen, der uns nachtheilig zu werden droht, uns wegen des zu befürchtenden Schadens ſicher ſtellen laſſen; in gleicher Weiſe ſind hierunter auch die Flöhe begriffen, ſo daß die Verredung gebrochen iſt, ſobald Jemand unſern Floh wider unſern Willen getödtet hat. Denn unter einer ſolchen Sicherſtellung ſind auch die Familienglieder und Hausleute des

et domesticis domini intelligitur[1]), quum pars corporis dominici sint[2]). Atque sic contra cautionem actum esse respondit inclytus Iurisconsultorum Ordo in Academia, quae Cataniae constituta est.

§. 11.

Actio iniuriarum.

An is, qui puellam einen Flohsack, ein Flohmagazin, einen Flohpelz etc. vocavit, iniuriarum teneatur, ex facto quaesitum memini. Et videbatur, quod sic quum is, qui natale vitium alicui obiicit, velut si dicat: tu claude, tu calve, iniuriarum recte conveniatur[3]) Sed distinctionis securi res est decidenda. Videndum scilicet, utrum iocandi animo tantum verba ea quis protulerit, quo casu iniuria non praesumitur, nec iniuriarum actio locum habet[4]); an verum animo iniuriandi, qui ex certis circumstantiis praesumendus est, v. g. si iratus fuerit is, qui nimiam pulicum multitudinem puellae exprobravit[5]). Quantumvis autem iniuriandi animus probetur, mitius ta-

---

[1]) Bonacossus de famul. quaest. 206.

[2]) L. 5. C. Ad leg. Iul. maiest.

[3]) Wissenbachii ad Pand. tit. de Iniur. thes. 13.

[4]) L. 3. §. 3. et L. 15. §. 23. D. de Iniur.

[5]) Struvius de vind. priv. cap. 10. aph. 6. num. 3.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W. . . Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freylich leicht und lüftig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Herrn mitverſtanden, da ſie einen Theil ſeines Körpers ausmachen. Auf dieſe Weiſe hat die berühmte Juriſtenfakultät auf der Univerſität zu Catania einen Fall wegen verletzter Sicherſtellung entſchieden.

§. 11.

Klage wegen zugefügter Beleidigung.

Ich erinnere mich, daß wirklich einmal die Frage aufgeworfen wurde, ob derjenige, welcher ein Mädchen einen Flohſack, ein Flohmagazin, einen Flohpelz und ſo weiter heißt, eine Beleidigung begangen habe. Und da hatte man denn angenommen, daß ein ſolcher der zugefügten Beleidigung eben ſo gut überführt ſei, als derjenige, welcher einem Andern ein Leibesgebrechen vorwirft und zum Beiſpiel zu ihm ſagt: Hinkebein, Glatzkopf! Da man indeß bei der Entſcheidung nur ſicher geht, wenn man unterſcheidet, ſo muß man auch unterſuchen, ob jene Worte nicht etwa in Scherz geſprochen ſind, und in dieſem Falle kann von einer Beleidigung nicht die Rede ſein, noch findet wegen derſelben eine Klage ſtatt; oder aber, ob die Abſicht zu beleidigen da war, und dies kann aus den Umſtänden hervorgehen, wie z. B. wenn derjenige, welcher einem Mädchen ihre Unzahl von Flöhen vorwarf, ſich im Zuſtande des Zornes befand. Ungeachtet nun aber auch die Abſicht zu beleidigen nachgewieſen werden ſollte, ſo dürfte doch immer der Beleidiger, wenn

men iniurians videtur puniendus ob iniuriae veritatem [1]).

§. 12.

Ancilla pulices captans.

Conduxerat Titius puellam, forma conspicuam facieque spectabilem, quae pro annua mercede operas ita locaverat, ut coqua domestica esset. Quam quum Titius quotidie ingentes pulices, quibus maxime abundabat, in ipsa culina captare, captosque inter ipsas operas, dum fercula et dapes parabat, conversis unguiculis necare animadvertisset, nausea pertaesus dimittere invitam cupiebat ante tempus locationis conductionis finitum. Quaesitum igitur fuit: famula sive ancilla nonne dimitti queat propterea, quod singulis momentis pulices captat? Omnes aequi aestimatores concedent puellae moderamen inculpatae tutelae adversus pulices malignos, qui teneros morsu depascuntur artus. Tum quoque, pulices capere, est opus feminarum naturale, cui aeque ac aliis earum rebus naturalibus paulo fastidiosis ignoscendum [2]). Cui accedit, quod ob morbum ancilla domo expelli nequeat [3]), ac pulices captare quasi morbus natu-

---

[1]) Carpzovius Prax. crim P. II. quaest. 98. num. 40. seqq.

[2]) Arg. L. 22. C. Qui testam. fac. poss.

[3]) L. 4. §. 5. D. de Statulib. L. 27. D. Loc.

er die Wahrheit in der Beleidigung nachweiſ't, gelinder zu beſtrafen ſein.

§. 12.

Eine flohfangende Magd.

Titius hatte ein, von Geſtalt und Geſicht gleich ſchönes Mädchen gegen einen jährlichen Lohn in ſeine Dienſte als Köchin genommen. Nun ſah Titius, wie dieſelbe täglich Flöhe von ungewöhnlicher Größe, die ſich bei ihr in ungemeſſener Zahl aufhielten, geradezu in der Küche fing und dieſelben während ihrer Dienſtverrichtungen, wo ſie Geſchirr und Speiſen anrichtete, mit den Nägeln todt knickte; und wollte, da ihm dies doch zu ecklig war, ſie deßhalb, ihres Widerſpruchs ungeachtet, noch vor Beendigung ihrer Miethszeit entlaſſen. Es wurde deßhalb die Frage aufgeworfen: Ob man nicht eine Dienerin, oder Magd deßwegen, weil ſie bisweilen Flöhe fange, ihres Dienſtes entlaſſen könne? Alle billigen Beurtheiler werden dem Mädchen das Recht der Selbſtvertheidigung gegen die böſen Flöhe, die mit ihrem Stachel auf den zarten Gliedern umherjagen, nicht abſprechen. Ueberdies aber iſt auch das Geſchäft des Flohfangens den Weibern angeboren und ſomit, gleich andern, wohl weniger unangenehmen Dingen, die ſie auch mit auf die Welt gebracht haben, dies ihnen weiter nicht nachzutragen. Hierzu kommt noch, daß eine Magd, wenn ſie krank wird, nicht aus dem Hauſe gejagt werden kann, und das Flohfangen eine gleichſam von der Natur ſelbſt vorgeſchriebene Krankheit iſt. Durch ſolche

ralis sit. Quibus quidem ingeniosissimis iisque gravissimis rationibus, summae aequitati ipsisque legibus omnimode consentaneis, mota Suprema Curia Provincialis, ad quam causa devoluta erat, rite pronuntiavit: Titium coquam suam, pulices singulis momentis captantem, nec dimittere, nec illi annuam mercedem minuere posse. Sententiae admodum memorabilis tenor fuit: Auf übergebene Appellation, deren Rechtfertigung u. s. w. erkennen Wir u. s. w. unter Zurücklegung der coram iudice a quo passirten und in dreien Fasciculis sub Lit. A. B. et C. uns zugefertigten Voracten, perpensis perpendendis, consideratisque considerandis, hiemittelst für Recht: Dass die erhobene Appellation quoad formalia zu Recht beständig und zur gebührenden Rechtfertigung anhero erwachsen, anlangend dargegen materialia wohl gesprochen und übel appelliret, derowegen sententia a qua, wie deſsmittelst geschieht, dahin zu bestätigen, dass appellantischer Titius, Einwendens ungehindert, die Anna Barbara, Klägerinn, modo Appellatinn, vor erweislich gänz-

ſehr ſcharfſinnigen und gewichtigen Gründe, die in jeder Hinſicht der Billigkeit und den Geſetzen entſprechen, geleitet, entſchied in aller Form Rechtens der höchſte Gerichtshof der Provinz, vor welchem der Rechtsfall verhandelt war: Daß Titius ſeine Köchin, wenn ſie bisweilen Flöhe fange, weder aus dem Dienſte entlaſſen, noch ihr den jährlichen Lohn verkürzen könne. Die höchſt merkwürdige Sentenz lautete: Auf übergebene Appellation, deren Rechtfertigung u. ſ. w. erkennen Wir u. ſ. w. unter Zurücklegung der, vor dem erſten Richter paſſirten und in drei Bänden unter den Buchſtaben A. B. und C. uns zugefertigten Vorakten, nach gehöriger Erwägung und Berathung hiemittelſt für Recht, daß die erhobene Appellation, was die Förmlichkeiten anbetrifft, zu Recht beſtändig und zur gebührenden Rechtfertigung anhero erwachſen; anlangend dargegen die Sache ſelbſt, wohl geſprochen und übel appelliret, derowegen das erſte Erkenntniß, wie deßmittelſt geſchiehet, dahin zu beſtätigen, daß appellantiſcher Titius, Einwendens ungehindert, die Anna Barbara, Klägerinn, jetzt Appellatinn, vor erlich beendigter Dienstzeit aus seinem Hause zu entfernen nicht befugt, vielmehr solche annoch elf Monate auch drei Tage a dato im Dienste zu behalten, weniger nicht derselben ein jährliches Dienstlohn, wie solches in dem am 15. April 1733 coram Notario et testibus errichteten Dienstbotenkontrakte verbriefet worden, baar und unverkürzt auszukehren schuldig und gehalten ist. Compensatis expensis. V. R. W. De regundis scriptionis nostrae finibus solliciti omittimus rationes dubitandi et decidendi doctissimas, quibus iura et obligationes pulicum egregie illustrantur. Id monebimus tantum, litis expensas compensatas fuisse addita ratione: Dieweil die Sache rechtlicher Erörterung bedurft. Eadem illa compensationis ratio saepiuscule sententiis inest, neque negandum, eam omnibus caeteris palmam praeripere, quoniam et commoditati et ignorantiae inservit. Unde quod nasutuli sciolique nonnulli, qui multis sententiarum fabricatoribus acutiores videri volunt, garrire solent, ridiculam scilicet esse rationem istam, quum omnis omnino causa civilis, si quidem iudex actionem a limine iudicii non reieweislich gänzlich beendigter Dienſtzeit aus ſeinem Hauſe zu entfernen, nicht befugt, vielmehr ſolche annoch elf Monate auch drei Tage vom heutigen Tage ab im Dienſte zu behalten, weniger nicht derſelben ein jährliches Dienſtlohn, wie ſolches in dem am 15. April 1733 vor Notar und Zeugen errichteten Dienſtbotencontracte verbriefet worden, baar und unverkürzt auszukehren ſchuldig und gehalten iſt; die Koſten jedoch compenſirt werden. Von Rechtswegen. Wir übergehen, um nicht die uns geſteckten Grenzen unſers Werkchens zu überſchreiten, die ſehr gelehrten Zweifels- und Entſcheidungsgründe, welche über die Rechte und Pflichten der Flöhe ſo herrliche Erläuterungen geben, und wollen nur noch erwähnen, daß als Grund zur Koſtencompenſation angeführt iſt: Dieweil die Sache rechtlicher Erörterung bedurft. Gerade dieſen Kompenſationsgrund findet man nur zu oft in den Erkenntniſſen und es iſt auch nicht in Abrede zu ſtellen, daß er, ein treuer Diener der Bequemlichkeit und Unwiſſenheit, allen übrigen die Palme entreißt. Und dadurch ſind nun etliche naſeweiſe Spötter, die ſich weit ſcharfſinniger dünken, als die vielen Sentenzenmacher, auf das alberne Geſchwätz gekommen, daß jener ein lächerlicher Grund ſei. Indeß dieß zu widerlegen, iſt wahrlich nicht der Mühe werth, da ja doch jeder Rechtsſtreit, wenn er nicht von vorne herein

cerit, ventilatione iudiciali egeat, dignum non est, quod refellatur.

§. 13.

Ancilla pulicem negligens.

Si ad pulicem, collo forte insidentem vel tergo, capiendum famulam advocet hera, illa vero eum non capiat, colapho puniri potest, quoniam dominae competit ius, ancillam moderate castigandi ob negligentiam in servitio commissam. Latam culpam autem, quae dolo aequiparatur, commisit venatrix, dum id non fecit, quod omnes istius conditionis homines facere possunt[1]); quinimo inperitia, praesertim tanta, culpae est adscribenda[2]).

§. 14.

Pulex praegnans.

Cepit Sempronia pulicem manifeste praegnantem; num animalculum poena corporis adflictiva adficere potest? Nego et pernego, quia calamitas matris non debet nocere ei, qui in ventre est[3]). Hinc praegnantem pulicem ne licet quidem relegare, extra fenestram proiiciendo, praesertim si sit hyems[4]).

---

[1]) L. 223. D. de Verbor. signif.

[2]) §. 7. I. de Leg. Aquil.

von dem Richter zurückgewieſen wird, von Gerichtswegen unterſucht werden muß.

§. 13.

Eine auf Flöhe unachtſame Magd.

Wenn eine Hausfrau ihre Magd herbeiruft, um einen auf ihrem Nacken oder ihrem Rücken ſitzenden Floh zu fangen, und dieſe denſelben entwiſchen läßt, ſo iſt eine Ohrfeige die gerechte Strafe, weil einer Hausfrau gegen ihre Magd wegen Nachläſſigkeit im Dienſte ein gelindes Züchtigungsrecht zuſteht. Ein grobes, faſt der Abſicht gleich zu ſetzendes Verſehen läßt ſich aber die Magd in ihrem Flohjägergeſchäfte zu Schulden kommen, wenn ſie dabei nicht allen den Fleiß anwendet, den die zu dieſem Geſchäfte beſtimmten Leute anwenden können; ja ſogar Unbeholfenheit, zumal eine ſo große, muß auf Rechnung der Nachläſſigkeit kommen.

§. 14.

Ein ſchwangerer Floh.

Sempronia fing einen augenſcheinlich ſchwangeren Floh. Kann das Thierchen mit einer Leibesſtrafe belegt werden? Ich ſage nein! und noch einmal nein! weil die Strafabbüßung der Mutter nicht der Leibesfrucht nachtheilig fallen darf. Ja man darf einen ſolchen Floh nicht einmal aus dem Fenſter werfen, am allerwenigſten aber zur Winterszeit.

---

[3] L. 18. D. de Stat. hom. L. 3. D. de Poen.

[4] Hahnius ad Wesenbec. tit. de Stat. hom. num. 3.

§. 15.

Quid, si pulex murum civitatis transilit?

An pulex, civitatis murum transiliens, poena capitali sit adficiendus, in dubium vocarunt nonnulli. De nostra quidem sententia capitalis poena locum habet; quia lege non distinguente, nec nos distinguere debemus[1]). At generaliter lex poenam capitalem crimini tali dictitat[2]), adeo, ut fratrem Remum Romulus propterea occiderit, quemadmodum Livivs et Florvs diserte testantur. Difficillimum interim erit, tale delictum probare, quum ex communi Doctorum opinione decem senes cum perspicillis, et tres optici cum microscopio ad testimonium in hac causa criminali, ubi omnia luce meridiana clariora esse debent[3]), requirantur.

§. 16.

De capitatione ac pedagio nonnulla.

Saepiuscule fit, ut non solum hominibus, verum etiam pecudibus capitatio inponatur[4]). Unde dubium oriri posset, capitatione (idem de pedagio sentias) omnibus animalibus imposita, an id etiam

---

[1]) L. 8. D. de Public. art.

[2]) L. ult. D. de Rer. divis.

[3]) L. ult. C. de Probat.

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! das Wort haſſe ich auf den Tod! Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bethe für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bey meiner Freundinn, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geitziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode

§. 15.

Wie dann, wenn ein Floh die Stadtmauern überſpringt.

Es iſt bei Einigen ein Zweifel darüber entſtanden, ob nicht ein Floh, wenn er die Stadtmauern überſpringt, am Leben geſtraft werden müſſe. Ich ſtimme damit ganz überein, weil, wo das Geſetz nicht unterſcheidet, auch wir keinen Unterſchied machen dürfen. Und die Geſetze beſtimmen überhaupt für dieſes Verbrechen die Todesſtrafe; ja Romulus erſchlug auch aus dieſer Urſach, nach den klaren Zeugniſſen des Livius und Florus, ſeinen Bruder Remus. Indeß dürfte es ſehr ſchwierig ſein, den Beweis für das Vorhandenſein eines ſolchen Verbrechens zu führen, da nach der gewöhnlichen Anſicht der Rechtslehrer zu einem beweiſenden Zeugniſſe in dieſem peinlichen Rechtsfalle, zehn Greiſe mit Lupen und drei Optiker mit Mikroſkopen nöthig ſind, und es überdieß heller Mittag ſein muß.

§. 16.

Etwas über Kopfſteuer und Geleitsgeld.

Es iſt etwas nicht Ungewöhnliches, daß auf Menſchen ſowohl, als auch auf Vieh eine Kopfſteuer gelegt wird. Es könnte nun zweifelhaft ſein, ob, wenn die Kopfſteuer (und dies gilt auch von dem Geleitsgelde) von allem Vieh gefordert wird, nicht auch darunter

---

[4] Videatur Brunnemannus Com. ad Cod. ad L. 8. de S. S. eccles. Seckendorf deutsch. Fürstenst. P. III. Reg. 8. p. m. 453.

de pulicibus sit intelligendum. Et hic Davo emunctior Oedipus, in enodanda quaestione sacra sua commovens, pro negativa sententia tamquam pro aris et focis pugnaret, ac nemo, credo, nisi ingenium pistillo retusius habens et ieiunissimus iudicii, in adversa acie staret. Manifeste enim est contra mentem maiestatis capitationem vel pedagium imponentis. Porro, si mulieres non essent solvendo, dotem dare cogerentur, quam tamen salvam esse reipublicae interest [1]). Et quomodo gabellarius pulices numerare poterit? Difficilius certe esset, quam stellas coeli numerare ac, ut cum Cicerone loquamur, facilius esset, e pulvere eruere Archimedeum problema, vel ediscere Pacuvii Teucrum. Pulicum multitudo nemini cognita est, nisi Deo, quem omnia, etiam minima, scire atque curare Sacra Scriptura testatur: dat escam pullis corvorum [2]); sine eius voluntate ne passerculus quidem de tecto cadit [3]), ac capitis nostri pilos in numerato habet [4]). Quidni pulicum in universo terrarum orbe existentium numerum sciat?

Pulices itaque eo minus capitationi possunt

---

[1]) L. 1. D. Sol. matrim. dos quemadm. pet.

[2]) Psalm. CXLVII, vers. 9.

[3]) Matth. X. vers. 29.

[4]) Matth. X. vers. 30, de pediculis vid. Exod. VIII.

die Flöhe mit begriffen ſeien. Und hierbei zeigt ſich Ödipus wieder als ein hellerer Kopf, als Davus, wenn er bei Löſung der Frage ſeine Bilder umherträgt und dabei für die entgegengeſetzte Anſicht, wie für Haus und Hof, ficht; und ſo glaube auch ich, daß Niemand, er ſei denn ſtumpferen Geiſtes, denn eine Mörſerkeule, oder er habe das allernüchternſte Urtheil, noch auf feindlicher Seite ſtehen wird. Denn einmal liegt jenes augenſcheinlich nicht in der Abſicht des die Kopfſteuer oder das Geleitsgeld anordnenden Staatsoberhauptes. Dann auch ferner müßten wohl gar die Frauenzimmer, wenn ſie zahlungsunfähig befunden würden, ihre Mitgift hergeben, da es im Gegentheil doch nur im Intereſſe des Staates liegt, daß dieſelbe nicht verkürzt wird. Und wie möchte endlich ein Steuerpächter im Stande ſein, alle Flöhe zu zählen? Sicher wäre dies ein weit ſchwierigeres Unternehmen, als ſelbſt die Zahl der Sterne am Himmel zu finden; ja, um mit Cicero zu reden, es würde noch um vieles leichter ſein, des Archimedes Aufgabe der Sandrechnung aus Staubkörnchen zu löſen, oder den Teucer, die Tragödie des Pakuvius, auswendig zu lernen. Denn die große Zahl der Flöhe iſt nur Gott bekannt, der, wie die heilige Schrift ſagt, ſelbſt das Kleinſte kennt und für daſſelbe ſorgt, der die jungen Raben ſpeiſet, ohne deſſen Willen nicht der kleinſte Sperling vom Dache fällt und der die Haare auf unſerem Haupte gezählt hat. Wie ſollte er nicht die Zahl der Flöhe kennen, die auf unſerm Erdboden leben!

Nach dieſem Allen können daher die Flöhe der

esse subiecti, quo certius hic per aversionem agere non licet, ob varias, quae inde oriri possent, fraudes ministrorum capitationem accipientium.

§. 17.

Leviuscula circa lotricem dubitatio.

Lavandam dederat Sempronia lotrici indusium, in quo relato vestigia stercoris pulicei adparebant; recte Sempronia mercedem detrectavit, quum lotrix, quippe quae ut artifex levissimam culpam praestare tenetur [1]), locationis legi non satisfecisset. Quemadmodum vero lotrix ad impossibile obligari nequit, ita illi, re praesertim non rigidi iuris lance, sed trutina aequitatis ponderata, merces exsolvi debuisset, si quidem, Semproniam complexionis scorbuticae fuisse, sumere velimus [2]). Nam experientia teste pulices earum mulierum, quae tristi morbo isto discrutiantur, proiiciunt excrementa arctissime cohaerentia, quae a lotrice vix, ac ne vix quidem, adtrito sapone et aquis elui abstergique possunt.

---

[1]) L. 25. §. 7. D. Loc. L. 21. C. Mand. §. 1. in fin. I. de Obligat. ex quasi contr. L. 8. §. 1. D. de leg. Aquil. L. 9. §. pen. et L. 13. §. 5. D. Mand.

[2]) L. 186. D. de Reg. iur.

Kopfſteuer nicht mit unterworfen ſein, und dies um ſo weniger, weil wegen der möglichen, verſchiedenen Betrügereien der Kopfſteuer-Einnehmer, hier in Bauſch und Bogen nicht verfahren werden kann.

§. 17.

Ein ganz unbedeutender Zweifel hinſichtlich einer Wäſcherin.

Sempronia hatte ihren Unterrock einer Waſchfrau zum Waſchen gegeben und fand, als ſie ihn zurückerhielt, noch Spuren von Flohdreck in demſelben vor. Mit Recht verweigerte Sempronia deßhalb die Bezahlung, da die Wäſcherin, welche gleich jedem Künſtler für das geringſte Verſehen haften müſſe, dem Verdingungsvertrage nicht entſprochen habe. Allein, geſetzt Sempronia wäre mit Scorbut behaftet geweſen; dann hätte ſie auch, zumal wenn wir die Sache mehr mit der Waage der Billigkeit, als des ſtrengen Rechtes abwägen, der Wäſcherin, die zur Leiſtung des Unmöglichen nicht verpflichtet werden konnte, Zahlung leiſten müſſen. Denn es iſt bekannt, daß die Flöhe der mit jener beklagenswerthen Krankheit behafteten Frauen, ihren Leibesabgang ſo dicht an einander häufen, daß eine Waſchfrau ihn nur mit genauer Noth, und das nicht immer, mit Seife und Waſſer abwaſchen und abſpülen kann.

§. 18.

Vestes pulicosae depositae vel commodatae.

Pulcherrima quaedam femina, viri ignara vacuoque adsueta cubili, in museum Caii, SS. theologiae studiosi, nescio quam ob causam, vestes deposuerat suas, quae, quum in iis tot pulices essent, quot syllabae in Calepino, mox totum museum compleverant. Inde quaestio exorta: an depositi teneatur virgo? Iudex erat magnificus universitatis Rector, et res vario Marte acta, donec iudiciali sententia tandem victoria a parte Caii stetit, quoniam, ubi ex re deposita damnum depositario datum est, tenetur deponens, sive sciverit, rem noxiam esse, sive nesciverit [1].

Quid vero de vestibus pulicosis commodatis dicendum sit, colligere licet ex L. 63. §. 6. de furt. et L. 18. §. 3. etc. Commod., ubi inter se digladiantur Doctores, utrum dolo aequiparatur lata culpa, sententiam adfirmativam defendente STRUVIO [2] contra praeceptorem suum HAHNIVM [3]. Ego usumfructum cuique suae opinionis

---

[1] L. 61. §. 1 et 5. D. de Furt. L. 31. in fin. D. de Pignerat. act.

[2] Struvius Synt. iur. civ. Ex. XIX. thes. 10. §. 2. Qui sibi tamen contradicit thesi 39 eiusdem Exercitationis.

[3] Hahnius ad Wesenbec. tit. Commod. num. 12.

§. 18.

Wenn Kleider, in welchen ſich Flöhe aufhalten, zur Verwahrung übergeben, oder geliehen werden.

Ein ſehr ſchönes Mädchen, das noch nicht verheirathet war, und deßhalb ihr Bett noch mit Niemand theilte, hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde, ihre Kleider in dem Studirzimmer des Cajus, eines der heiligen Gottesgelahrtheit befliſſenen Muſenſohnes, *verwahrlich niedergelegt*, und da in jenen ſo viel Flöhe waren, als Sylben in Calepin, ſo war davon auch bald das ganze Zimmer voll. Deßhalb entſtand die Frage: *Ob die Jungfrau aus dem Verwahrungsvertrage verpflichtet ſei?* Der entſcheidende Richter in der Sache war Se. Magnifizenz, der Rector der Univerſität, und als nun hin und wider geſtritten war, fiel endlich, nach richterlichem Ausſpruch, der Sieg auf die Seite des Cajus, weil der Verwahrungsgeber, wenn er wiſſentlich oder auch ſelbſt unwiſſentlich eine ſchädliche Sache niedergelegt hat, dem Verwahrungsnehmer auch für den aus der Verwahrung der Sache entſtandenen Schaden aufkommen muß.

Wie es ſich aber damit verhält, wenn man Kleider, in welchen ſich Flöhe aufhalten, *geliehen hat*, darüber ſpricht *§. 6. des 63. Geſetzes über den Diebſtahl* und *§. 3. des 18. Geſetzes der Pandecten über den Leihvertrag*, wobei jedoch die Rechtslehrer darüber uneins ſind, ob hier ein grobes Verſehen der Abſicht gleich geſetzt wird, welche Anſicht *Struv*[1]) gegen ſeinen Lehrer *Hahn* vertheidigt hat.

---

[1]) Er widerſpricht ſich jedoch im 30. Satze derſ. Abhandlung.

libenter relinquo et, ut quondam Imp. CLAUDIVS[1]), secundum eum sentio, qui vera proposuit.

§. 19.

Domus pulicibus inquinata.

Nonnunquam quaesitum fuit, an inquilinus domum conductam ob pulicum multitudinem deserere possit. Adfirmative patrocinamur, et quidem favente Themide[2]), modo tanta adsit pulicum multitudo, ut ei resisti nequeat[3]). Idem de cimicibus, quibus aedium usus in totum vel pro parte impeditur, valere notissimi iuris est. Quid? quod leges[4]) diserte constituunt, ob hostium incursum, vel praedonum aut latronum malitiam licite deseri fundum. At quaeso, quinam hostes sint ferociores, atrociores ac sanguinolentiores, quam pulices! Videsis Epinicium in pulices, quo sororcula mea, omnis politioris doctrinae peritissima, Iunonem imitata sic modulari exorsa:

— — Una cum gente tot annos
Bella gero — —

---

[1]) Vid. Suetonius Vit. Claud. cap. 15.

[2]) L. 27. §. 1. D. Loc.

[3]) L. 15. § 2. D. eod. Servius omnem vim, cui resisti non potest, dominum colono praestare debere ait.

[4]) L. 33 in fin. et L. 34. D. eod.

Ich für mein Theil überlaſſe gern einem Jeden die Früchte ſeiner Meinung und folge, wie dies einſt der Kaiſer Claudius that, nur demjenigen, der die Wahrheit lehrt.

§. 19.

Wenn ein Haus durch Flöhe verunreinigt iſt.

Man hat bisweilen die Frage aufgeworfen, ob es dem Miether frei ſtehe, ſeine Miethswohnung wegen zu vieler Flöhe zu verlaſſen? Wir nehmen die bejahende Anſicht in Schutz und berufen uns dabei auf die Geſetze, aber auch nur dann, wenn ſo viel Flöhe da ſind, daß der Miether ſich vor ihnen weder helfen noch rathen kann[1]. Es iſt rechtlich ganz bekannt, daß dies auch bei Häuſern gilt, die wegen Wanzen faſt ganz oder zum Theil unbewohnbar ſind. Wie das? fragſt du: weil die Geſetze mit klaren Worten verordnen, daß man ein Grundſtück wegen feindlicher Einfälle, oder wegen böslicher Nachſtellungen von Freibeutern und Räubern verlaſſen dürfe. Und nun nenne mir den Feind, der wohl wilder, grauſamer und blutdürſtiger wäre als ein Floh! Höre doch einmal den Siegesgeſang auf die Flöhe, mit welchem mein aller ſchönen Wiſſenſchaften kundiges Schweſterchen, der Juno gleich, ſingend hervorgetreten iſt:

> — — Lange mit dieſem Geſchlechte
> Kriege ſchon führ' ich.

---

[1] Servius ſagt: Der Hauseigner müſſe dem Miethsmann in allem kräftig beiſtehen, wo dieſer ſich ſelbſt nicht helfen noch rathen könne.

Neque tamen procedunt, quae diximus, quoties foeda et obscoena ipsius inquilini impuritia in tantum numerum creverint bestiolae; tunc enim non solum absque soluta pensione emigrare nequit inquilinus [1]), sed et ante finitum locationis tempus expelli potest [2]). Ita quoque, si pulicum grex artibus magiae diabolicis, ob inimicitiam adversus inhabitatorem, in domum intrusus fuerit, pensio haud remittitur [3]), modo inimicitiae caussam dederit inquilinus [4]); quamvis alii, hoc non esse necessarium, statuant [5]). Aliud obtinet, si venefica tale quid fecerit, odio et inimicitia contra aedium dominum mota; hoc casu inquilinus non solum migrare, sed et, si iusta odii et inimicitiae causa adsit, ad id quod interest agere potest. Ponamus vero, conductorem omnes casus fortuitos in se suscepisse, ac veneficas, sine culpa alterutrius contrahentium, immensos pulicum greges compulisse in aedes, talem casum, ut insolitum et incogitatum, ferre cogitur conductor [6]).

---

[1]) Arg. L. 25. § 3 et 4. D. eod.

[2]) Arg. L. 3. in fin. Cod. eod.

[3]) L. 25. §. 4. D. eod. L. 56. pr. D. solut. matrim. dos quemadmod. pet.

[4]) L. 19. D. Commod.

[5]) Suffulti L. 41. D. Loc. Ita hunc iuris articulum deductum exhibet Wissenbachius Disputt. P. I. Num. 21. thes. 10.

Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz, du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung gehohlt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweymahl ſo viel ſieht.

Jedoch können unſere Bemerkungen da nicht Platz greifen, wo ſich durch garſtige und ſchmuzige Unreinlichkeit des Miethers ſelbſt die Zahl der Thierchen ſo ungeheuer vermehrt hat; vielmehr muß dann der Miether nicht nur vor ſeinem Abzuge den Miethszins bezahlen, ſondern er kann auch gezwungen werden, noch vor beendigter Miethszeit die Wohnung zu räumen. Auch dann findet kein Erlaß des Miethszinſes ſtatt, wenn in feindſeliger Abſicht gegen den Mitbewohner durch magiſche Zauberkünſte eine Maſſe Flöhe in das Haus gebannt iſt; jedoch nur dann, wenn der Miether die Veranlaſſung zur Feindſchaft war; wiewohl Einige dieſe Nebenbedingung nicht für weſentlich halten. Anders aber verhält es ſich, wenn eine Zauberin dergleichen aus gehäſſigen und feindſeligen Geſinnungen gegen den Hauseigenthümer ausgeführt hat; in dieſem Falle darf der Miether nicht bloß die Wohnung räumen, ſondern er hat auch noch, wenn ſich die gehäſſigen und feindſeligen Geſinnungen rechtfertigen laſſen, eine Klage auf Schadenerſatz. Geſetzt aber, der Miether habe ſelbſt den Zufall zu tragen übernommen, und es ſei ohne ſchuldbare Veranlaſſung, weder des einen, noch des andern der beiden Vertragenden, durch Zauberkünſte eine ungeheure Maſſe Flöhe in das Haus gebracht: dann muß auch der Miether einen ſolchen Zufall, als ungewöhnlichen und nicht bedachten allein, tragen.

---

*) Struvius Synt. iur. civ. Ex. XIX. thes. 17. quaest. 2. Post alios novissime dissentit Tabor Relatt. Argent. num. 98.

Spero, fore ut haec disputationis nostrae portiuncula veniam impetratura sit ab his, qui artes istas diabolicas pro plane fictitiis et commentitiis habuerint. Egregie enim hallucinantur. Adeant Philosophorum aeque ac Iurisconsultorum coryphaeum CARPZOVIUM[1], qui, compluribus Sacrae scripturae locis innitens, ad oculum demonstravit:

1. Veneficas, magas, sagas seu incantatrices re vera exsistere;
2. Posse eas, permissu Dei, pulices facere.

§. 20.

Casus memorabilis.

Vere novo, quum moestam hyemem sol aureus egerat sub terras, quum iam tinnire volucres incipiebant, nidosque reversa lutabat hirundo, exspatiati erant iuvenes virginesque in hortum flumini vicinum. Dum circa ripam cum Titio reptat Helena, videt iacentem arundinem cum hamo, ad pisces capiendos: quam dum proiicit in aquam, conveniunt, ut omne, quod caperet puella, pro honorario cederet Titio[2]. Inter piscandum illa

---

[1] Carpzovius Praxis crimin. P. I. quaest. 19. Num. 66.

[2] Qualis conventio est quoque in L. 11. §. 18. D. de Act. emt.

Ich darf hoffen, daß dies Capitelchen in meiner Abhandlung auch von denen nicht übel aufgenommen werden wird, welche jene Teufelskünſte für gänzlich erdichtet und aus der Luft gegriffen erklären. Denn die ſo ſprechen, reden wahrlich nur geradezu in den Tag hinein. Sie mögen Carpzov, den vornehmſten aller Philoſophen und Rechtsgelehrten fragen, der hat aus mehreren Stellen der heiligen Schrift bewieſen:

1. Daß es wirklich Zauberinnen, Hexen, kluge Frauen und Wahrſagerinnen gäbe;
2. Daß es auch, mit Gottes Zulaſſung, in ihrer Macht ſtehe, Flöhe zu ſchaffen.

§. 20.

Ein merkwürdiger Rechtsfall.

Der Frühling war gekommen und die goldene Sonne hatte den trüben Winter unter die Erde zurückgetrieben; ſchon begannen die Vögel ihr Lied zu trillern und die heimkehrenden Schwalben ihre Neſter zu bauen; als eine Schaar von Jünglingen und Jungfrauen einen Garten durchzog, an welchem ein Fluß vorbeifloß. Am Ufer deſſelben ſchlenderte Helena mit Titius und fand eine Angelruthe. Da kam das Mädchen, während ſie die Angel in das Waſſer warf, mit Titius dahin überein, daß ſie ihm Alles, was ſie finge, zum Geſchenk machen würde. In dieſer Zeit, wo ſie Fiſche fangen wollte, fing ſie einen Floh, von dem ſie eben gepei-

capit pulicem sibi forte molestum, ac exorta est quaestio: an et hic ex conventione Titio cederet? Videbatur, quod sic. Nam omne, quod caperetur, sibi stipulatus erat Amasius languens; iam vero, qui omne dicit, nihil excludit. Interim, quum urna iudicialis vertebatur, praeda puellae per maiora adiudicata est; quoniam ex mente contrahentium id demum in stipulationem venerat, quod ex piscibus in aqua caperetur. Quid ergo, si tripodem aureum eduxisset piscatrix, prout factum erat a Milesiis piscatoribus, a quibus iactum retis emerant Ionici adolescentes, DIOGENE LAERTIO [1]) teste: ego certe a Delphico oraculo dissentirem, nec eum *Thaleti* aut Deo, sed puellae ex ea, quam dixi, ratione, scilicet ex mente contrahentium, addicerem, et pro sportulis nil nisi subsidium caritativum, i. e. osculum peterem; praesertim quum virgines iuxta celeberrimorum Iurisconsultorum opinionem [2]) sint personae miserabiles, a quibus pinguiores sportulas accipere inhumanum est. Quae quidem in ardua re est mea sententia; nam oscula libenter do, libo, delibo roseis puellarum labellis; quid dulcius lascivo osculo!

---

[1]) Diogenes Laertius Vit. Thaletis Lib. I.

[2]) Vid. Gailius Observatt. Lib I. obs. I. num. 41.

nigt wurde, und nun entſtand die Frage: ob auch dieſer, nach der getroffenen Uebereinkunft dem Titius zukomme? Der Schein war dafür; denn der nicht zu feurige Liebhaber hatte ſich von dem Mädchen Alles verſprechen laſſen, was ſie fangen würde, und wer das Wort Alles gebraucht, der ſchließt auch nichts davon aus. Indeß wurde doch, nachdem der richterliche Schickſalstopf geſchüttelt war, durch Mehrheit der Stimmen der Fang dem Mädchen zugeſprochen; und zwar, weil nach der Abſicht der Vertragenden nur das zum Vertrage gehörte, was an Fiſchen im Waſſer gefangen würde. Wie aber dann, wenn die Fiſcherin einen goldenen Dreifuß herausgezogen hätte, wie es, nach dem Zeugniß des Diogenes Laertius, Mileſiſchen Fiſchern erging, welche ihren Fiſchfang Joniſchen Jünglingen verkauft hatten. Gewiß würde ich mich dabei mit dem delphiſchen Orakel nicht einverſtanden erklären, indem ich denſelben weder dem Thales, noch den Göttern zuſpräche, ſondern allein nur dem Mädchen und zwar aus dem angeführten Grunde, nämlich der Abſicht der beiden vertragenden Perſonen gemäß; und würde mir ſtatt der Gebühren nur einen Liebesdienſt, ich meine: ein Küßchen erbitten; zumal da nach der Anſicht der berühmteſten Rechtslehrer die Jungfrauen zu den nothſtändigen Perſonen gehören, von denen zu hohe Gebühren zu fordern unchriſtlich iſt. So denke ich bei jedem kritiſchen Falle; denn ich gebe gern Küſſe und hauche und drücke ſie gern auf die roſigen Lippen einer Jungfrau. Was ginge auch wohl über einen wollüſtigen Kuß!

§. 21.

Quaestio elegantissima.

Offert sese alia quaestio, elegantissima quidem, sed plus difficultatis habens, quam prima fronte credideris, nimirum: pulex utrum inter res mobiles, an immobiles sit referendus? Nam licet responsio non sit difficilis, pulicem referendum esse nimium quantum inter se moventia, hoc tamen non indistincte legibus consonum esse videtur. Si enim v. g. pulices sint in lecto diversorii, quia ille, ex quorumdam haud infimi subsellii doctorum sententia, a qua tamen abit Carpzovius [1]), pro re immobili habetur, pulices quoque, ut accessorium, pro tali haberem. Accessorium sequitur suum principale [2]), et idem in parte, quod in toto, iuris est [3]). Cui accedit, quod fructus pendentes pars fundi sint [4]).

§. 22.

De pulice transfuga.

Ponamus, virum et mulierem in uno lecto cubare, ac pulicem ab uxore ad maritum salire:

---

[1]) Carpzovius P. III. const. 24. def. 10. Cui addatur Struvius Synt. iur. civ. Ex. III. thes. 82.

[2]) §. 26. Inst. de Rer. divis.

[3]) L. 112. D. de Reg. iur.

§. 21.

Eine ſehr ſpitzfindige Frage.

Wir kommen nun auf eine andere und zwar ſehr ſpitzfindige Frage, welche weit ſchwieriger iſt, als man beim erſten Anblick glauben möchte; nämlich: ob ein Floh zu den beweglichen, oder unbeweglichen Sachen gehöre? Denn wenn gleich die Antwort ganz nahe liegt, daß ein Floh doch wohl zu den ſich ſelbſt fortbewegenden Sachen gehöre, ſo iſt dies doch, ſo gerade hin geſagt, mit den Geſetzen nicht ganz übereinſtimmend. Denn nehmen wir den Fall, daß ſich Flöhe in dem Bette eines Gaſthauſes aufhalten, ſo ſind nach meiner Anſicht, da das Bett nach der Meinung einiger, zwar in Widerſpruch mit Carpzov ſtehender, jedoch ganz und gar nicht auf der letzten Bank ſitzender Rechtslehrer, zu den unbeweglichen Sachen gehört, auch die Flöhe, als Nebenſache des Bettes, den unbeweglichen Sachen beizuzählen. Die Nebenſache aber folgt der Hauptſache und was bei dem Ganzen Rechtens iſt, iſt es auch für jeden einzelnen Theil deſſelben. Hierher gehört auch noch die Regel, daß die hangenden Früchte einen Theil des Grundſtückes ausmachen.

§. 22.

Wenn ein Floh zu einem Andern überſpringt.

Denken wir uns den Fall, daß ein Mann an der Seite ſeiner Frau ſchlafe und ein Floh von der Frau zu dem Manne hinüberſpringe: Hört er nun mit

---

*) L. 44. D. de Rei vind.

an statim uxoris esse desinet? Respondeo, huius litis decisionem petendam esse ex accurata diiudicatione quaestionis: utrum ad animalia prorsus fera, ut ursos et lupos, an ad prorsus mansueta, ut gallinas et anseres, an ad mansuefacta, ut columbas, pulices sint referendi? Et quia, me iudice, pulices ex mente legum[1]) ad animalia mansueta referuntur, sciendum est eos, licet conspectum uxoris effugerint, quocumque loco sint, eius manere, ac maritum, si lucri faciendi animo eos detinet, rei vindicatione conveniri posse. Quod si tamen pulex transfuga diutius circa mariti corpus haeserit, indeque multum sanguinis hauserit; vix est, quin eum mariti esse dicamus; sicut in iure romano[2]) constitutum est, ut fundi mei pars, vi fluminis ad tuum fundum rapta, tua sit, si longiori tempore fundo tuo inhaeserit, ac si arbores, quas secum traxit, in fundum tuum radices egerint, indeque alimenta capiant[3]).

---

[1]) §. 16. I. de Rer. divis.
[2]) §. 21. I. eod.
[3]) §. 31. I. eod.

dieſem Augenblicke auf, Eigenthum der Frau zu ſein? Darauf antworte ich, daß die Entſcheidung dieſes Falles nur von einer genauen Unterſcheidung der Fragen abhängt: ob die Flöhe geradehin zu den wilden Thieren, als da ſind Bären und Wölfe, oder zu den zahmen, wie z. B. Hühner und Gänſe, oder zu den zahmgemachten, wie die Tauben, zu zählen ſind? Wenn ich darüber entſcheiden ſoll, ſo gehören die Flöhe im Sinne der Geſetze zu den zahmen Thieren und verbleiben, wo ſie ſich auch aufhalten mögen, Eigenthum der Frau, ſelbſt wenn ſie von ihr nicht mehr geſehen werden ſollten, der Ehemann aber kann, wenn er ſie in gewinnſüchtiger Abſicht an ſich behält, durch eine directe Klage zur Wiederherausgabe gezwungen werden. Sollte jedoch der entſprungene Floh längere Zeit hindurch bei dem Manne zurückbleiben, und bei ihm viel blutige Nahrung ſuchen, ſo wird es keinem Bedenken unterliegen, wenn wir ihn auch dem Manne als Eigenthum zuſprechen. Und hiermit ſtimmt auch das römiſche Recht überein; denn nach dieſem wächſt der Theil meines Grundſtückes dem Deinigen zu, der durch den Strom losgeriſſen, an daſſelbe angetrieben und mit ihm geraume Zeit hindurch verbunden geweſen iſt; unbedenklich aber dann, wenn die Bäume auf dem abgeriſſenen Stücke in deinem Grund und Boden Wurzel geſchlagen und aus demſelben ihre Nahrung gezogen haben.

§. 23.

Quaestio paulo fastidiosa, sed magni momenti.

Pertinet ad nostram aream quaestio, inter commensales summi cuiusdam Iurisconsulti (quem honoris causa non nomino) agitata: an Studiosi, qui ad annum conduxere mensam, resilire a contractu possint, ob pulicem in offa vel iusculo repertum? Et, quum suilla eiusmodi inpuritia hospitis sit intolerabilis, ambabus largior manibus, studiosos non solum posse mensam deserere, sed et hospitem convenire ad id, quod interest. Nam contractui non satisfecit, prout aequitas exigit 1)), atque culpam ancillae vel uxoris in officio, cui praeposita est, delinquentis praestare tenetur dominus 2)).

1) L. 1. D. de Constit. pec.

2) L. 1. §. 2 et 5. D. de Public. Conf. Hahnius ad Wesenbec. tit. de Noxal. act. num. 7. Carpzovius P. IV. const. 17. def. 13. et const. 43. def. 7.

§. 24.

Alia quaestiuncula paulo honestior.

Omnes vestes meas tibi legavi: num et pulices in iis legasse videor? Adfirmandum est, quum legato etiam accessiones cedant 3)).

---

3) L. 39. D. de Usufr. L. 44. §. 4. D. de Legat. I.

Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oehlkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbethe, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

§. 23.

Eine zwar etwas Ekel erregende, jedoch wichtige Frage.

Auch die, einſt unter den Tiſchgenoſſen eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, (aus Achtung verſchweige ich ſeinen Namen) angeregte Frage ſchlägt in unſer Feld: Ob Studenten, die ſich ihren Mittagstiſch auf ein Jahr lang vertragsmäßig ausbedungen haben, von dem Vertrage wieder abgehen können, wenn ſie in einem Fleiſchkloße oder in der Suppe einen Floh finden? Eine ſchmuzige Wirthſchaft der Art in einem Gaſthauſe wird wohl Niemand dulden und deßhalb will ich herzlich gern zugeben, daß die Studenten nicht nur ſofort den Tiſch verlaſſen, ſondern auch noch den Gaſtwirth wegen Schadenerſatz belangen können. Denn er hat dem Vertrage, den Anforderungen der Billigkeit gemäß, keinesweges Genüge geleiſtet, und er hat als Hausherr die Verpflichtung für das Verſehen, welches ſeine Mägde oder ſeine Frau in den ihnen übertragenen Dienſtverrichtungen begehen, einzuſtehen.

§. 24.

Eine andere, das Gefühl weniger verletzende Frage.

Wenn ich dir alle meine Kleidungsſtücke als Legat vermacht habe, ſind darunter auch die in denſelben befindlichen Flöhe mit begriffen? Zuverläſſig muß dies bejahet werden, da der Zuwachs

Et quidem legatis vestibus non solum pulices viventes debentur legatario, sed quoque pelles pulicum occisorum; quum vestis adpellatione et pelles animalium veniant[1]). Nec haec quaestio est de lana caprina, sed de pelle pulicum.

§. 25.

Quid iuris sit circa pulices tabernarios.

Saepe fit, ut in caupona hospites, pulicum sturnatim insilentium impetu, ita vexentur, ut itinere fessi dormire nequeant. Inde — praesertim ab advocato rixoso — moveri posset quaestio: an cauponi aliquid aeris pro hospitio sit solvendum? Quod recte negatur, quum culpam caupo praestare cogatur[2]), at pulices non, quoad eius rei fieri potest, abigens omnino in culpa est. Adde, quod caupo hospitum res a damno immunes servare cogatur[3]), ergo multo magis eorum corpora. Ac hospites recipiendo videtur adfirmare et promittere; aedes suas esse commodas iter facientibus[4]). Si tamen hospes cum muliere vel, quod idem est, cum cane puli-

---

[1]). L. 23. §. ult. L. 24. L. 25. pr. et §. 8. D. de Aur. et arg. leg.

[2]) L. 3. §. 1. in fin. D. Naut. caup. stab.

[3]) L. 5. §. 1. D. eod.

[4]) Arg. L. 1. §. 1. D. eod.

auch der legirten Sache zufällt. Ja noch überdies kommen dem Legatnehmer, wenn ihm Kleidungsſtücke vermacht ſind, nicht nur die lebenden Flöhe, ſondern auch die Felle der todten zu, da unter der Bezeichnung Kleid auch die Felle der Thiere verſtanden werden. Es handelt ſich auch hier nicht um Ziegenwolle, ſondern um Flohfelle.

§. 25.

Was wegen der Wirthshausflöhe Rechtens ſei?

Es kommt nicht ſelten der Fall vor, daß die in ein Wirthshaus Einkehrenden von Flöhen, Staarhaufen gleich, überfallen und ſo gepeinigt werden, daß ſie, ſelbſt wenn ſie von der Reiſe noch ſo ſehr ermüdet ſind, nicht einſchlafen können. Da könnte nun — zumal von einem ſtreitſüchtigen Sachwalter — die Frage angeregt werden: Ob man in dieſem Falle den Wirth zu bezahlen brauche? Mit Recht wird dies verneint, indem ein Wirth für jedes Verſehen aufkommen muß und er ſich allerdings ein ſolches zu Schulden kommen läßt, wenn er nicht nach Möglichkeit die Flöhe zu vertilgen ſucht. Dazu kommt noch, daß ein Gaſtwirth für den an den Sachen der Einkehrenden entſtehenden Schaden einſtehen muß; wie viel mehr iſt er nun nicht dazu hinſichtlich ihrer Perſönlichkeit verpflichtet. Denn man muß doch annehmen, daß er zugleich durch die Aufnahme der Fremden ihnen auch die Zuſicherung und Verheißung geben wolle, ſein Haus biete den Reiſenden jede Bequemlichkeit. Wenn aber der Fremde eine Frau, oder was wohl daſſelbe iſt,

coso venerit, cauponi nil imputari potest. Nam damnum, quod quis sua culpa sentit, sentire non videtur [1]), nec alteri per alterum iniqua conditio inferenda est [2]).

§. 26.

Casus plane mirabilis.

Titius opus aureum nostrum, cui titulus: **Werthers Leiden**, puellae cuidam viripotenti commodato dederat, ut inde Courtesiam disceret. Quem librum quum Titius, aliis procis partes potiores habentibus, irritatus repeteret, pulicum stercore eum multis locis adeo corruptum invenit, ut inutilis esset. Itaque commodati agebat, ac quaerebatur: an actio sit fundata? Quum, ut melioris notae Iurisconsulti fatentur, in commodato etiam levissima culpa praestari debeat, omnino ad damnum resarciendum condemnandam censeo puellam; adeo ut, si non habeat in aere, luat in corpore, et executio committatur Titio.

---

[1]) L. 203. D. de Reg. iur.

[2]) L. 74. D. eod.

einen Hund voll Flöhe bei ſich führt: dann kann auch dem Wirth nichts zur Laſt gelegt werden. Denn der Schade, den Jemand durch ſeine eigene Schuld erleidet, wird als nicht erlitten angeſehen; auch ſoll Niemand von dem Andern etwas Unbilliges verlangen.

§. 26.

Ein, an das Wunderbare grenzender Fall.

Titius hatte einem mannkräftigen Mädchen, um die feine Sitte zu lernen, unſer goldenes Buch: Werthers Leiden*), geliehen. Da er indeß ſah, daß andere Freier ihm den Vorrang abliefen, ſo forderte Titius, darüber aufgebracht, das Buch zurück und fand daſſelbe an vielen Stellen von Flohdreck ſo beſchmutzt, daß er es nicht mehr gebrauchen konnte. Er klagte deßhalb aus dem Leihvertrage und nun wurde die Frage aufgeworfen: ob die Klage begründet ſei? Nach meinem Dafürhalten muß, da die beſſeren Rechtslehrer darüber einig ſind, daß man beim Leihvertrage auch für das kleinſte Verſehen haften müſſe, das Mädchen allerdings zum Schadenerſatz verurtheilt werden; ja, Titius darf ſein Recht ſo weit verfolgen, daß, wenn das Mädchen nicht bezahlen kann, er zu der Forderung berechtigt iſt, daß ſie es mit ihrem Körper büße und ihm die desfalſige Exekution übertragen werde.

---

*) Es ſcheint, daß Göthe bei ſpäterer Durchſicht der Abhandlung dieſen §., oder doch wenigſtens den Titel des goldenen Buches eingeſchaltet habe.

§. 27.

Casus similis, nec tamen mirabilis.

In domo sartoris, cui, ad subuculam albam conficiendam, dederam materiam sat magni pretii, haec pulicum spurcitia erat corrupta, ideoque quaerebatur: an sartor ad damnum istud resarciendum obligatus sit? Et nemo, nisi **Iudaeus Apella, calculum nobis denegabit**, sartorem actione locati vel, si ab initio de mercede non convenerit, actione praescriptis verbis posse pulsari, quia non melius rem custodivit [1]).

§. 28.

Consectarium.

E quo et decidi potest obligatio creditoris pigneratitii, si vestimenta illi in securitatem crediti dederim, ac simile quid per pulices acciderit. Tenetur scilicet [2]). Pertinent huc, quae ex Baldo notat Gothofredus [3]), creditorem teneri ad vestimentorum sibi oppigneratorum purgationem, defensionem a tineis, et sic porro.

---

[1]) L. 22. D. de Praescr. verb. et in fact. act. L. 10. §. 2. et L. 25. §. 8. D. loc. L. 13. §. 6. D. eod. (ubi fullo tenetur, si mures roserint vestimenta sibi ad poliendum data) L. 14. et L. 17. C. eod. L. 34. D. de Damn. inf.

[2]) Arg. L. 5. §. 2. D. Commod. L. 13. §. ult. L. 14. et L. 34. D. de Pignerat. act. L. 9. C. eod. L. 3. C. de Per. tut.

[3]) Gothofredus Not. ad. L. 13. §. 6. D. Loc.

§. 27.

Ein ähnlicher, wiewohl nicht an das Wunderbare grenzender Fall.

Ich hatte einem Schneider ziemlich theures, weißes Zeug gegeben, um mir daraus ein Unterkleid zu fertigen, und dies war in jenes Wohnung von den Flöhen gänzlich verunreinigt; daraus entſtand die Frage: Ob der Schneider dieſen Schaden erſetzen müſſe? Gewiß wird Niemand — es möchte dies etwa der Jude Apella ſein — unſerer Anſicht entgegentreten, nach welcher der Schneider, da er die Sache nicht beſſer in Acht genommen hat, mit der Klage aus dem Verdingungsvertrage, oder, wenn kein Lohn vorher ausbedungen iſt, mit der Klage nach der vom Prätor vorgeſchriebenen Klagformel belangt werden kann[1].

§. 28.

Folgerung.

Aus dem Vorhergehenden folgt nun auch die Verpflichtung des Fauſtpfandgläubigers, ſo daß derſelbe, wenn ihm zu ſeiner Sicherſtellung Kleidungsſtücke übergeben ſind und dieſe von den Flöhen eben ſo zugerichtet werden, dafür auch verhaftet iſt. Hierher gehört dann auch noch die Bemerkung des Gothofredus zum Baldus, daß der Pfandleiher für die Reinerhaltung der ihm verpfändeten Kleidungsſtücke ſtehen, und dieſelben vor Motten bewahren müſſe.

---

[1] Ein Walker muß dafür aufkommen, wenn die ihm zu walken gegebenen Kleider von den Mäuſen zerfreſſen ſind.

§. 29.

De rebus venditis axiomata.

His consanguinea est quaestio: an is, qui pulicum stercore corruptum vendit librum, aedilitio edicto teneatur? Quod omnino adserendum per ea, quae tradidimus [1]).

Idem valet de tunica pulicibus plena, quae ignoranti vendita est [2]).

Canem venatori a venatore venditum pulices ita exhauserant, ut, sicut taurus Virgilianus, vix ossibus haereret, et periculum esset, ne ad corvorum pabulum mox esset proiiciendus; ob tale vitium non leve, sed usum canis inpediens, emtorem non teneri, advocatus defendit [3]), et lauream obtinuit per sententiam.

[1]) Cf. Glossa ad L. 1. pr. D. de Aedilit. ed. Roevenstrunkuis Meditat. aedil. Lib. I. cap. 1. num. 10.

[2]) L. 1. §. 1. D. de Act. emt. L. 13. pr. D. eod. L. 45. D. de Contr. emt. L. 1. C. de Aedil. ed.

[3]) Arg. L. 1. §.8. L. 36. 4. pr. et §. ult. D. de Aedil. ed.

§. 30.

Testamentum stercore puliceo corruptum.

Prodeat iam in scenam casus quondam in Auditorio Illustri Veronensi ventilatus. Rustica quaedam ultimum suum elogium diu in lecto secum repositum habuerat, idque pulices ita spur-

§. 29.

Grundſätze beim Verkauf von Sachen.

Den früheren ſinnverwandt iſt die Frage: Ob derjenige, welcher ein von Flöhen durchweg verunreinigtes Buch verkauft, nach dem Ädilitiſchen Edicte verhaftet ſei? Dies erledigt ſich vollſtändig durch das früher Geſagte.

Eben daſſelbe gilt bei einer Weſte, die ganz mit Flöhen überſäet, von Jemand, ohne daß er es weiß, verkauft iſt.

Es hatte ein Jäger einem anderen einen von Flöhen ganz ausgemergelten Hund verkauft; derſelbe hing, wie der Virgilianiſche Stier, kaum noch an den Knochen, und man hatte nicht ungegründete Sorge, daß er bald ein Futter für die Raben ſein werde. Dennoch, trotz dieſes augenſcheinlichen Fehlers, der den Hund zum Gebrauch unfähig machte, war nach Ausführung des Sachwalters, der Käufer nicht an den Vertrag gebunden und er errang mit dieſer Anſicht im Erkenntniſſe den Sieg.

§. 30.

Wenn ein Teſtament durch Flöhe gänzlich verunreinigt iſt.

Jetzt kommt ein Fall an die Reihe, der einmal in einem berühmten Hörſaal zu Verona zur Sprache gebracht worden iſt. Es hatte nämlich eine Bäuerin ihre letztwillige Verfügung lange bei ſich im Bette liegen gehabt, und da dieſelbe von den Flöhen ſo verun-

caverant, ut nomen heredis legi non posset; quaesitum fuit: quid iuris sit? Ex legibus patet, illud testamentum non valuisse[1]).

[1]) L. 1. §. ult. D. de Bonor. poss. sec. tab. Cf. Berlichius Concluss. practicabb. P. I. concl. 80. n. 91.

§. 31.

De marito venatore.

Quum, teste Sacra Scriptura[2]), maritus sit dominus uxoris, dubitari posset, an, si in corpore, v. c. in pectore uxoris pulices quaerere velit, uxor ei novum opus nunciare possit. Et videtur prima facie, uxorem id prohibere posse; eum enim, qui venandi causa fundum meum ingreditur, prohibere possum. Attamen contrarium est verius, quum fundus ille, ubi maritus pulices venatur, non tam sit uxoris, quam mariti; quemadmodum Sacra Scriptura innumeris locis docet. Fructus autem fundi, inter alia, etiam consistunt in venatione et aucupio[3]).

§. 32.

Cucurbitationis exemplum insigne.

Penna et bipenni agitatus est casus, quem

---

[2]) Coloss. III. vers. 18. I. Pet. III. vers. 1. seqq.

[3]) L. 9. §. 5. et L. 62. D. de Usufr. Cf. Hahnius ad Wesenb. tit. de Adquir. rer. domin. num. 7. Caeterum vena-

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! — Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemahls unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen! — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben? —

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klaviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich reinigt worden war, daß man den Namen des Erben nicht mehr erkennen konnte, ſo entſtand die Frage: Was denn nun Rechtens ſey? Mit klaren Worten beſtimmen ja die Geſetze, daß ein ſolches Teſtament ungültig iſt.

§. 31.

Der Ehemann in Flohfängergeſchäften.

Nach dem Zeugniſſe der heiligen Schrift iſt der Mann Herr ſeines Weibes; dennoch könnte ein Zweifel entſtehen, ob die Frau, wenn der Mann auf ihrem Körper oder ihrem Buſen nach Flöhen ſuchen will, dies zu leiden brauche. Zwar ſcheint es beim erſten Anblick, daß der Frau ein Recht zum Widerſpruche zuſtehe, denn ich darf allerdings denjenigen, der Jagens halber mein Grundſtuck betritt, deſſen verweiſen. Aber im vorliegenden Falle gilt es umgekehrt; denn jener Grund und Boden, auf welchem der Ehemann die Jagd auf Flöhe ausübt, iſt nicht Eigenthum der Frau, ſondern, wie dies abermals die heilige Schrift an unzähligen Stellen lehrt, Eigenthum des Mannes. Zu den Früchten eines Grundſtücks aber gehören unter anderen die Jagd und der Vogelfang. /

§. 32.

Ein merkwürdiges Beiſpiel einer Umarmung.

Es iſt der Fall, den ich jetzt meinen Leſern vor-

---

tionem in ſundo alieno prohibitam esse evincit §. 12. I. de Rer. divis.

iam lectorum oculis subiicere lubet. Vasallus Titius, in aula Seji domini directi, officii causa versabatur. Dum post prandium cum uxore domini confabulatur, absente domino, circa Parnassum bicipitem, non Musis, sed Veneri sacratum, h. e. circa mamillas sororiantes Cupidinemque undique spirantes, pulicem capit et necat. Dominus per famulos id resciscens, quasi ob cucurbitationem, Titium ex Zelotypia feudo privare volebat, ideoque quaesitum est: cui ius suppetias ferret? Anceps erat quaestio, in qua decidenda tot erant crabrones, quot Iurisconsultorum cerebra. Urgebat Titium, quod lusus cum coniuge domini impudicus lascivaque contrectatio aequalem cum ipsa cucurbitatione seu concubitu mereatur poenam[1]), etiamsi consensus uxoris accesserit[2]). Alii tamen consulti, ob pingue honorarium, in contraria omnia ibant atque, prout Iurisconsultorum genus est rixosum, et in iure et in facto domini adsertum negabant fundatum. Dicebant:

1. Pulicem non circa turgidas mamillas, sed circa maxillam aut collum captum esse;

---

[1]) Rosenthalus de feud. cap. X. concl. 28. num. 3. seqq.

[2]) Schraderus de feud. P. IX. cap. II. num. 19.

legen will, ſchon durch mehr, als eine Feder beſprochen. Titius lebte als dienſtthuender Lehnsmann am Hofe ſeines Lehnsherrn Sejus. Während er ſich nun einſt nach der Tafel in Abweſenheit des Herrn mit deſſen Gattin unterhielt, fing er in der Gegend des zweihügligen, nicht den Muſen, ſondern der Venus geheiligten Parnaß, ich meine den wogenden und ganz Liebe athmenden Buſen, einen Floh und tödtete ihn. Der Lehnsherr, dem dies durch ſeine Dienerſchaft hinterbracht wurde, wollte den Titius deßhalb und zwar wegen Cucurbitation aus ſeinem Lehngute jagen, und deßhalb kam man auf die Frage: Welches Recht ihn hierbei unterſtützen ſollte? Die Frage war allerdings doppelſeitig, und da gab es denn bei der Entſcheidung ſo viel Köpfe von Rechtsgelehrten, als wilde Bienen. Dem Titius ſtand entgegen, daß er ein unzüchtiges Spiel mit der Ehegattin ſeines Herrn getrieben und dieſelbe wollüſtig berührt hatte, und daß deßhalb, da dies doch in gleichem Verhältniſſe mit einer Umarmung oder dem Beiſchlafe ſtehe, eine Strafe ganz gerechtfertigt erſcheine, ſelbſt wenn die Frau ganz damit einverſtanden geweſen wäre. Jedoch wurden auch Andere zu Rathe gezogen und dieſe, die gut geſpickt waren, nahmen gerade das Gegentheil an, indem ſie, wie nun einmal die ganze Sippſchaft der Rechtsgelehrten ſtreitſüchtig iſt, das Vorgeben des Lehnsherrn geradezu für rechtlich und factiſch unbegründet erklärten. Sie führten namentlich an:

1. Daß der Floh keineswegs an dem vollen Buſen, ſondern am Kinne oder Halſe gefangen ſei;

2. Famulos domini non esse testes omni exceptione maiores;
3. Maleficia distinguere animum;
4. Titium ex impudicitia uxorem non adtrectasse, nec id in dubio praesumi: nihilominus eum ad normam iuris feudalis cum duodecim sacramentalibus desuper iuraturum;
5. Tum etiam aetatis praesumtionem pro eo militare; esse quippe testibus capillis albis octogenario maiorem;
6. Potius eum remunerandum, quam puniendum: defendisse enim uxorem domini contra hostem, ut intestinum, sic eo formidabiliorem, et sic satisfecisse officio probae monetae vasalli, qui dominum suosque contra omnes hostes, exceptis Imperatore ac Papa, defendere cogatur.

Non nostrum inter vos tantas componere lites!

Tutius tamen faciet vasallus, si manus abstinentes servet. Manum de tabula! semper cogitato.

§. 33.

De damno a pulice uxoris dato.

Ob damnum alicui, v. c. marito, a pulice

2. Daß die Diener des Herrn nicht als vollkommen einwandsfreie Zeugen anzuſehen ſeien;
3. Daß die Strafbarkeit auf der Abſicht beruhe;
4. Daß Titius die Frau nicht in wollüſtiger Begierde berührt habe, und dies auch bei obwaltendem Zweifel um deßhalb nicht anzunehmen ſei, weil er dies noch überdieß, wie es das Lehnrecht vorſchreibt, mit einem zwölffachen Eide beſchwören wolle;
5. Daß auch mit Rückſicht auf ſein Alter die Vermuthung für ihn ſtreite; ſein weißes Haupt liefere ja den Beweis, daß er über 80 Jahr alt ſei;
6. Daß er eher Belohnung, als Beſtrafung verdiene: denn er habe die Gattin ſeines Lehnsherrn von einem Feinde befreit, der, je weniger er von Aller Augen geſehen werden könne, um ſo furchtbarer ſei; er habe auf dieſe Weiſe den Pflichten eines treuen Lehnsmannes, der ſeinen Herrn gegen alle Feinde, ſie ſeien nicht etwa der Kaiſer oder der Pabſt, ſchützen müſſe, vollkommen genügt.

Aber wir ſind nicht berufen, ſo ſtreitige Sache zu ſchlichten!

Jedenfalls hätte jedoch der Lehnsmann der Vorſicht gemäßer gehandelt, wenn er reine Hand gehalten hätte. Darum ſoll man immer bedenken: Nichts angefaßt!

§. 33.

Wenn einer Frau Floh Schaden anrichtet.

Die Frau iſt allerdings dafür verantwortlich, wenn

uxoris datum, uxor omnino tenetur. Si enim culpa uxoris maritus famelicae nationis morsibus laceratur, actio legis Aquiliae utilis parata est[1]; sin dolo fiat, agitur ad exhibendum[2], scilicet sanguinem; quem quia uxor reddere nequit, iuratur contra eam in litem[3]. Deficiente vero et dolo et culpa, datur actio de pastu, ut aestimationem vel pulicem ipsum det uxor[4].

§. 34.

An morte puniri queat pulex?

Reformidantibus nunc humeris Marpesiae cautis molem colossicam intueor! Aqua mihi haeret in re ex fonte Ammonis petenda! Quaestio scilicet de simplici et plano non tractanda tot insidiosis laqueis involuta est, ut brevis sim,

---

[1] L. ult. C. Ad. leg. Aquil.

[2] L. 9. §. 1. D. Ad exhib. Cf. Struvius Synt. iur. civ. Ex. XIV. thes. 3.

[3] §. 3. I. de Offic. iud. L. 3. §. 2. et L. 5. §. 2. D. de in lit. iur. L. 5. C. Ad exhib.

[4] L. 14. §. ult. D. de Praescr. verb. et in fact. act.

einer ihrer Flöhe bei Jemandem, z. B. ihrem Ehemanne, widerrechtlich Schaden anrichtet. Denn wenn der Ehemann aus einem Verſehen der Frau von dieſem Hungerleidergeſchlechte geſtochen wird, ſo hat er die in dieſem Falle zuſtehende Klage (actio utilis) des Aquiliſchen Geſetzes [1]); handelte aber die Frau dabei in böslicher Abſicht, dann klagt der Mann auf Vorzeigung, nämlich des Blutes; weil nun aber die Frau dies unmöglich wird bewerkſtelligen können, ſo wird der Mann zum Nachtheil der Frau zum Würderungseide verſtattet. Liegt aber weder ein Verſehen, noch eine bösliche Abſicht vor, ſo hat der Mann eine Klage wegen widerrechtlichen Viehweidens [2]), und dieſe geht darauf, daß die Frau den abgeſchätzten Werth erlegen, oder den Floh ſelbſt herausgeben muß.

§. 34.

Ob ein Floh mit dem Tode beſtraft werden könne?

Furcht und Zittern ergreift mich beim Anblick dieſer gewaltigen Rieſen-Arbeit! Es ſtockt das Waſſer mir, daß ich für dieſen Fall aus Ammons Quelle ſchöpfen muß! Denn wahrlich! nicht ſo leicht und ohne jede Schwierigkeit wird die Erörterung einer Frage erfolgen können, bei der ſo viele Fallſtricke ränkevoll

---

[1]) Dieſe Klage ſteht jedem Andern, als dem Eigenthümer wegen widerrechtlicher Schadenszufügung zu, wenn der Schaden ohne unmittelbare körperliche Einwirkung mittelbar aus einer Handlung folgt.

[2]) Dieſe Klage geht auf Schadenerſatz und ſteht Jemandem zu gegen denjenigen, welcher abſichtlich das Vieh auf fremden Grund und Boden zum Abweiden und Wegfreſſen hintreibt.

sanctione legislatoria egens, nunc sese exhibet: an pulex poena capitali ob morsum possit adfici? Ac primum quidem sciendum est, ipsam laesam mulierem esse non posse iudicem delicti. Nemo enim in sua causa ius dicere potest[1]), nisi ubi cessat iudicium ad tempus aliquod aut continuo[2]); praesertim vero iratus omni poena abstinere debet[3]). Putem, laesae puellae licere pulicem levius castigare, ita ut v. c. eum poena carceris adficere, digitis eum vexare, tundere ac terere possit, quatenus id absque corporis ac vitae periculo fiat. Quod quidem inde mihi videor recte concludere, quoniam domino licet, servum sine saevitia castigare, adprehendere, in vincula vel pistinum dare[4]); item ad tempus relegare[5]). Sic et mulier seu uxor pulicem fugientem propria auctoritate potest capere[6]). Ast statuimus, plane iniustum esse, ut pulex necetur; non quo cum Stoicis credamus, paria esse delicta,

---

[1]) tot. tit. C. Ne quis in sua causa ius dic. L. 10. D. de Iurisdict. cf. Gailius Observatt. Lib. I. obs. 30.

[2]) Grotius de iure bell. et pac. Lib. I. cap. 3. num. 2.

[3]) Seneca de ira Lib. III. cap. 12. Nihil tibi liceat, dum irasceris. Quare? — quia vis omnia licere.

[4]) Struvius Synt. iur. civ. Ex. III. thes. 31. Grotius l. c. Lib. III. cap. 14.

[5]) L. 35. § 3. D. de Hered. institut.

[6]) Bonacossus de famul. quaest. 234.

im Hintergrunde liegen, und die, um es geradezu heraus zu ſagen, auf kein Geſetz geſtützt, ſich dahin herausſtellt: Ob ein Floh, wenn er Jemand geſtochen hat, mit der Todesſtrafe belegt werden könne? Dabei muß man denn nun zuvörderſt bedenken, daß ein geſtochenes Frauenzimmer ſelbſt über das Verbrechen nicht richten könne. Denn Niemand kann, außer wenn ein zeitiger oder fortwährender Gerichtsſtillſtand (institium) eingetreten iſt, Richter in ſeiner eigenen Sache ſein; vor Allem aber ſoll man ſich im gereizten Zuſtande jeglicher Beſtrafung enthalten[1]. Aber ein gelindes Züchtigungsrecht, ſollt' ich doch denken, dürfte einem geſtochenen Mädchen gegen den Floh zuſtehen, ſo daß es ihn unter andern, ſo weit dies ohne Leibes- und Lebensgefahr möglich iſt, einſperren, ihn zwiſchen den Fingern peinigen, drücken und reiben könne. Und dieſer Schluß ſcheint mir um ſo richtiger, als es dem Herrn frei ſteht, ſeinen Sclaven, ohne dabei jedoch Grauſamkeit anzuwenden, zu züchtigen, ihn zu faſſen und in das Gefängniß, oder in die Stampfmühle zu ſchicken, imgleichen auch ihn eine Zeitlang zu verbannen. Eben ſo kann auch ein Frauenzimmer, oder eine Ehefrau einen flüchtig gewordenen Floh auf ihre eigene Gefahr hin wieder einfangen. Aber einen Floh zu tödten iſt, unſerer Meinung nach, gegen alles Recht; nicht als ob wir mit den Stoikern glauben, keinen

---

[1] Seneca: Im gereizten Zuſtande ſoll Dir nichts frei ſtehen; Warum? — Weil Du verlangſt, daß Dir Alles frei ſtehe.

si quis patrem suum et si quis gallum gallinaceum occidat, sed

1. Quia pulex, utpote ex fame peccans, mitiori quadam poena corporis adflictiva adficiendus est[1]; et
2. Nulla est proportio inter poenam et delictum, inter sanguinis guttulam et mortem.

> Tu morsu me laedis, egoque tibi infero mortem,
> Est tua culpa levis, non nego, poena gravis.

3. Nusquam in iure, nec divino nec humano, pulici poena capitalis dictata est. Quod vero ius non cantat, nec nos cantare debemus. Accedit
4. Quod in dubio benignior sententia sit sequenda, quemadmodum eleganter traditur in iure romano[2]. Etiamsi igitur capitalis poena legeretur statuta, id tamen de ultimo supplicio intelligi non deberet: poena enim capitalis, simpliciter posita, non de ultimo supplicio, sed de mitiori poena, velut de deportatione, est accipienda[3]. Denique
5. Pulex est caro et sanguis mulieris, est

---

[1] C. C. C. art. 166. Cf. Taborus Racem. crim. III. ad tit. C. de furt. num. 36. Carpzovius Prax. crim. P. II. quaest. 83. num. 43. seqq.

[2] L. 11. D. de poen.

ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freyer.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekom-

Unterſchied unter den Verbrechen machen zu dürfen, ob Jemand ſeinen Vater oder einen Hahn tödtet; ſondern

1. Weil ein Floh ja doch nur aus Hunger ein Verbrechen begeht, und deßhalb nur mit einer gelinden Leibesſtrafe belegt werden kann; und
2. Kein Verhältniß ſtatt findet zwiſchen Strafe und Verbrechen, zwiſchen einem Tröpfchen Blut und dem Tode.

> Stechend verwundeſt du mich, doch gebe dafür ich den Tod dir,
> Für ſo geringes Vergehen, nicht leugn' ich's, wirſt hart du beſtrafet.

3. In keinem Rechte, weder in dem göttlichen, noch in dem menſchlichen, iſt feſtgeſetzt, daß ein Floh am Leben geſtraft werden ſoll. Worüber aber das Geſetz ſchweigt, darüber ſollen auch wir ſchweigen. Dazu kommt noch,

Daß man, wie dies ganz ſcharfſinnig im römiſchen Rechte aus einander geſetzt wird, in zweifelhaften Fällen der mildernden Anſicht folgen ſolle. Man dürfe daher auch, wenn man Lebensſtrafe feſtgeſetzt fände, darunter keineswegs die Todesſtrafe verſtehen; denn wenn ganz einfach Lebensſtrafe daſteht, ſo iſt dabei nicht gleich an Todesſtrafe, ſondern an eine weit weniger harte Strafe, wie z. B. an Verbannung, zu denken. Und endlich

5. Iſt der Floh Fleiſch und Blut eines Frauenzimmers, und daher gewiſſermaßen ein Theil deſſelben.

---

*) Beustius ad L. 31. D. De jurejur. p. 736. post Iasonem et Imolam.

quasi membrum eiusdem; at nemo est dominus membrorum suorum.

Quamvis autem haec opinio in puncto iuris sit verissima, praxis tamen aliter servat, et generali fere totius mundi consuetudine miseri pulices, in flagranti crimine deprehensi, sine strepitu processus, inauditi ac indefensi, brevi manu ab ipsis laesis **Phalaridea tyrannide trucidantur**, adeo, ut mense Augusto quaedam puella sex millia pulicum uno die occiderit. Et certavit in hoc pulicidio cum crudelitate nequitia; per iocum enim puella agonizantibus accinuit:

Parcarum dies, et vis inimica propinquat.

Multum quidem, fateor, licet viventibus iis; amoenissima tenent vireta, ipsumque Veneris montem adscendere Cupidinisque antrum nemorosum ingredi iis licet: sed fati crudelitas prohibet, quo minus felices dicantur. **Mutato** nomine non male de iis narretur, quod ait Seneca[1]): **Neminem eo fortuna provexit, ut non tantum illi minaretur, quantum permiserat: noli huic tranquillitati confidere,**

---

[1]) Seneca Epp. num. 4.

Niemand aber hat das Recht eigenmächtig über ſeine Gliedmaßen zu verfügen.

Wie wohl nun nach rechtlichen Begriffen dieſe Anſicht nicht beſtritten werden kann, ſo hat ſich doch im gemeinen Leben ein anderer Brauch erhalten; denn, wie faſt auf der ganzen Erde es allgemein geſchieht, ſo werden die unglucklichen Flöhe, wenn ſie über der That ertappt werden, ohne daß von einem gerichtlichen Verfahren die Rede iſt, ungehört und unvertheidigt, kurzweg von den Geſtochenen ſelbſt mit der Grauſamkeit eines Phalaris hingemordet, ſo daß ſogar einmal ein Mädchen im Monate Auguſt an einem Tage ſechstauſend Flöhe todt machte. Und noch obendrein traten bei dieſem Flohmorde Grauſamkeit und Schadenfreude mit einander in Wettkampf, denn ſpottend ſang das Mädchen den Widerkämpfenden zu:

Nahe ſchon iſt dir die feindliche Macht und die Stunde der Parzen.

Zwar, ich leugne es nicht, haben jene (Flöhe) bei ihren Lebzeiten große Freiheit; zu ihrem Aufenthalte dient das angenehmſte Buſchwerk, und ſelbſt den Venusberg durfen ſie beſteigen und in Cupido's waldumkränzte Höhle ſchlupfen: aber das grauſame Geſchick verbietet, ſie glucklich zu preiſen. Man kann auf ſie nicht unpaſſend, wenn man den Namen verändert, Seneca's Worte anwenden: Das Schickſal zeichnet Niemand ſo ſehr aus, daß es ſich ihm in eben dem Maaße, wie Vortheil bringend, nicht auch Unheil drohend zeigen ſollte: aber hüte dich ſolcher ſcheinbaren Ruhe ſorglos zu ver-

momento mare evertitur, eodem die, ubi luserunt navigia, sorbentur. Pertinet huc epitaphium, quod pulici, a virgine quadam necato, cudimus:

Felicem me terra tegit, mihi namque licebat,
Aeneae Vates quod licuisse canunt.
Elysius patuit campus: felicior alter
Exiit ille; mihi res fuit exitii.

Quemadmodum vero, ut omne ulcus medicum, ita omnis causa patronum invenit: sic non desunt argumenta et colores, quibus speciem sibi ementiri cupit pulicidium. Huc pertinet:

1. Quod in toto mundo viridis sit observantiae. Consuetudo autem est species iuris[1]), et vel in illicitis excusat[2]).
2. Quod is, qui cum telo ambulat, necari soleat ex lege Cornelia[3]), at pulices semper telis armatos ambulare.
3. Quod latro publicus et nocturnus populator, ut pulex, etiam nil damni dans, impune a quovis possit occidi[4]).
4. Quod quilibet rerum suarum sit moderator et arbiter, etiam ad abusum[5]).

---

[1]) §. 9. I. de Iur. nat. gent. et civ.

[2]) Arg. Cap. 32 quaest. 4.

[3]) §. 5. I. de Publ. iud.

[4]) L. 4. C. Ad leg. Corn. de sicar. L. 1. et L. 2. C. Quando lic. unic. sine iud. Struvius de vindicta privat. cap. III. aph. 5. et 6.

trauen; denn jeden Augenblick wandelt ſich das Meer, und an demſelben Tage, wo die Schiffe luſtig ſchaukeln, verſinken ſie. Hierher bezüglich iſt auch die Grabſchrift, welche wir auf den von einer Jungfrau getödteten Floh gemacht haben:

Unter dem Raſen nun lieg' ich, der Glückliche einſt durch die Freiheit,
Wie ſie Äneas genoß, ſo ſingen von ihm uns die Dichter:
Beiden geöffnet Elyſiums Thore. Doch glücklich nur jener,
Kehrt er zurück; mich erwartete dort Tod bringendes Unheil.

Wie nun aber ein jedes Geſchwür ſeinen Arzt und jede Streitſache ihren Vertheidiger findet, eben ſo mangelt es auch nicht an Beweiſen und Entſchuldigungen, wodurch der Flohmord ſich einen Schein des Rechts zu geben ſucht. Hierher iſt zu rechnen:

1. Weil er in der ganzen Welt auf einem noch nicht veralteten Brauch beruhe. Herkommen ſei aber auch ein Theil des Rechtes und entſchuldige ſelbſt bei unerlaubten Handlungen.
2. Weil derjenige, welcher einen Dolch bei ſich führt, den Beſtimmungen des Corneliſchen Geſetzes zufolge, den Tod erleiden ſoll; die Flöhe aber beſtändig mit Dolchen bewaffnet umherliefen.
3. Weil ein ſo gemeiner Räuber und nächtlicher Plünderer, wie dies ein Floh ſei, ſelbſt wenn er keinen Schaden angerichtet hätte, ungeſtraft von Jedem getödtet werden könne.
4. Weil Jeder mit ſeinem Eigenthume, ſelbſt mißbrauchsweiſe, ſchalten und walten könne.

---

*) L. 21. C. Mand.

5. Quod, crescentibus delictis pulicum et poena crescere debeat[1].

Verum enimvero hae rationes tanti momenti non sunt, ut nos a priori opinione abstrahere valeant. Nam quoad primam, non videndum quid Romae fiat, sed quid fieri debeat[2]. Non exemplis, **sed legibus est iudicandum**. Nec ecclesiae credimus, quia cana, sed quia sana. Tritissima, ait Seneca[3], quaeque via et celeberrima maxime decipit. Nihil ergo magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes, **non qua eundum est, sed qua itur. Consuetudo debet esse rationabilis**[4]. Oppositus ex iure canonico textus loquitur de iis, quae mero iure positivo illicita sunt, et de delictis levioribus[5]: delicta atrociora, licet ab omnibus gentibus committantur, veniam non merentur[6].

Secundum et tertium adversariorum argumentum una fidelia dealbabimus, respondentes, pulicem vitae hominum plane non insi-

---

[1] L. 16. in fin. et L. 28. D. de Poen. L. 1. D. de Abig.

[2] L. 12. D. de Offic. praes.

[3] Seneca de vita beata. § 1.

[4] §. 30. D. de Reg. iur. L. 2. C. Quae sit longa consuet.

[5] Schotanus Exam. P. I. p. m. 127.

[6] Quod ait Augustinus iuxta C. 32. quaest. 7.

5. Weil bei den zunehmenden Verbrechen der Flöhe auch die Strafen geſteigert werden müßten.

Allein dieſe Gründe ſind keineswegs ſo gewichtig, daß ſie vermöchten uns von der oben aufgeſtellten Anſicht abzubringen. Denn was den erſten Punkt anbetrifft, ſo handelt es ſich nicht darum, wie es in Rom zugeht, ſondern wie es überhaupt zugehen darf. Und um dies zu beurtheilen, muß man nicht auf Thatſachen, ſondern auf die Geſetze ſehen. Wir glauben ja auch nicht deßhalb an die Kirche, weil ſie alt iſt, ſondern weil ſie Vernunftgründe hat. In dieſer Hinſicht ſagt Seneca: Oft täuſcht der gebahnteſte und beſuchteſte Weg am meiſten. Daher muß man vorzüglich darauf ſehen, daß man nicht nach Art des Viehes der Vorläufer Heerde folge und, ſtatt zu gehen, wo gegangen werden ſoll, da gehe, wo die Andern gehen. Das Herkommen muß vernunftgemäß ſein. Auch redet die für die entgegengeſetzte Anſicht aus dem canoniſchen Rechte angezogene Stelle nur von dem, was allein nach poſitivem Rechte unerlaubt iſt, ſo wie von geringern Vergehen; ſchwerere Verbrechen, ſelbſt wenn ſie bei allen Völkern vorkämen, dürften wohl keine Nachſicht verdienen.

Anlangend den zweiten und dritten der gegentheiligen Beweisgründe, ſo wollen wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe ſchlagen, indem wir darauf entgegnen, daß der Floh es keineswegs auf das Leben

diari, sed potius puellas ita amare, ut eas avida cupidine ductus absorbere velit. Tum etiam leve est damnum, quod pulex dat; minima autem non curat Praetor.

Quartum telum septemplici velut Turni clypeo avertetur, si dicamus, textum iuris romani excitatum[1]) non loqui de abusu[2]), ac intelligendum esse de rebus inanimatis, minime de animatis, de quibus in Sacra Scriptura[3]) dicitur: Iustus miseretur pecoris sui; sed cor impiorum est crudele. Denique sciendum etiam, leges moderari illud arbitrium[4]).

Ultimum argumentum quadrat tantummodo ad animalia rationalia, nec praecise evincit, pulices esse necandos. Ac profecto in dubium vocari posset magnopere, an pulex, quaerens alimenta, aliquid tanta exasperatione dignum committat. Certe de vento nemo vivit[5]).

§. 35.

Pulex delictum reiterans.

Quid, si pulex semel dimissus ite-

---

[1]) L. 21. C. Mand.

[2]) Vid. tamen Menochius de praesumtt. Lib. IV. cap. 83. num. 6 et 9.

[3]) Proverb. Salomon. XII. vers. 10.

[4]) §. ult. I. D. de his, qui vel. al iur. sunt.

des Menſchen abgeſehen, ſondern vielmehr die Mädchen ſo lieb habe, daß er aus lauter Liebesdrang ſie ganz verſchlingen möchte. Und dann iſt doch auch der Schaden, den ein Floh anrichtet, nur ganz gering; um ſolche Kleinigkeiten aber kümmert ſich der Prätor nicht.

Den vierten Pfeil wollen wir uns gleichſam mit dem ſiebenfachen Schilde des Turnus abwehren, indem wir erklären, daß die beregte Stelle des römiſchen Rechtes nichts über den Mißbrauch enthält, auch nicht von lebenden, ſondern von lebloſen Sachen verſtanden werden muß; hinſichtlich der erſtern aber ſagt die heilige Schrift: Der Gerechte erbarmt ſich ſeines Viehes, aber das Herz des Gottloſen iſt voll Grauſamkeit. Ueberdies iſt auch noch zu bedenken, daß das erwähnte willkührliche Schalten und Walten durch die Geſetze Einſchränkungen erleidet.

Der letzte Beweisgrund paßt nur auf vernünftige Weſen und giebt überdies gar nicht den genügenden Beweis, daß die Flöhe getödtet werden dürfen. Und gewiß bleibt es ſehr dem Zweifel unterworfen, ob ein Floh, wenn er ſeiner Nahrung nachgeht, zu einer ſolchen Erbitterung Veranlaſſung giebt. Denn wahrlich, vom Winde lebt doch Niemand!

§. 35.

Wenn ein Floh das Verbrechen wiederholt.

Wie verhält es ſich dann, wenn der einmal ſeiner Haft entlaſſene Floh abermals einge-

---

*) L. ult. C. de Aliment. pup. praest.

rum capiatur? Quum repetitio delictum adgravet[1]), omnino gravius est puniendus nebulo, adeo ut utraque manus ei sit amputanda. Sic et poena exasperanda, si animalculum in conspectum honestorum virorum prorepat, ansamque vexandi adfligendique puellam det[2]). Quae omnia discretus iudex pro sua dexteritate aestimabit.

[1]) L. 28. §. 3. D. de Poen. C. C. C. Art. 157. seqq.

[2]) Arg. §. 5. I. de Iniur. Vel in foro, vel in conspectu praetoris.

§. 36.

Pulici defensio non deneganda.

Dubitare quis posset: **an pulici advocatus permitti debeat?** Illi, qui ex pulice camelum faciunt, h. e. pulicem atrocis delicti reum credunt, haud dubie id negabunt, parastata **Paride de Puteo**[3]), qui contendit, iudicem insignibus furibus et latronibus publicis non debere concedere advocatum. Nos vero, quum delictum pulicis aequa lance ponderemus, et tantum, quantum fingitur, non credamus, omnino ei advocatum dandum censemus; nam reo, praesertim criminis

---

[3]) Paris de Puteo Tr. de Syndic. rubr. de Advocat. exc. num. 13.

men wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah! Ich hätte ihn gern bey'm Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bey Nacht leuchtet: So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lacheſt. Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! rufe ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

fangen wird? Da die Wiederholung eines Verbrechens auch erſchwerende Umſtände für daſſelbe herbeiführt, ſo muß allerdings die Strafe für den Taugenichts geſchärft werden, ſo daß ihm ſelbſt beide Hände abgehauen werden können. Auf gleiche Weiſe tritt dann auch eine Verſchärfung der Strafe ein, wenn eins jener Thierchen in Gegenwart ehrbarer Männer hervorgeſprungen kommt und ſo Veranlaſſung wird, das Mädchen zu necken und zu betrüben [1]). Dieß alles wird der beſonnene Richter einſichtsvoll erwägen.

§. 36.

Dem Flohe darf das Recht der Vertheidigung nicht verſagt werden.

Es könnte auch Jemand darüber ein Bedenken tragen: Ob dem Floh ein Rechtsbeiſtand zugeordnet werden dürfe? Diejenigen, welche einen **Floh für ein Kameel, das heißt, die den Floh für einen ſchweren Verbrecher halten**, werden ihm gewiß das Recht hierzu abſprechen, ſich ſtützend auf Paris von Puteum, nach deſſen Meinung der Richter berüchtigten Dieben und Straßenräubern keinen Rechtsbeiſtand zuordnen dürfe. Jedoch ſind wir, die wir das Vergehen eines Flohes mit der Wage der Billigkeit wägen und nicht allen Erzählungen unbedingt Glauben ſchenken, der Anſicht, daß man ihm allerdings einen Rechtsbeiſtand geben müſſe. Denn jedem,

---

[1]) Sei es nun auf öffentlichem Markte, oder im Angeſicht des Prätors.

capitalis reo, vel maxime advocatus datur, etiamsi nolit. Quid, quod CARPZOVIUS [1]) ait, defensionem ne bestiis quidem denegandam esse. Respexit sine dubio vir doctissimus ad pulices, quum bestiae sint, vel saltem bestiolae.

[1]) Carpzovius Praxis crim. P. III. quaest. 115. iuncta quaest. 105. num. 23.

§. 37.

Poenae capitalis determinatio.

Stante communi praxi, quod pulex, deprehensus in ipso facto, statim possit occidi, quaeritur: an ille alio modo, quam ungue impresso, possit puniri? v. c. vivicomburio, mersione in matulam, vel transfixione per acum. Et magis est, quod non, quum in poenis capitalibus a solita poena ne unguem quidem latum sit abeundum, iuxta elegantem iuris romani textum [2]).

---

[2]) L. 8. §. 1. D. de Poen. ad quam cf. Brunnemannus num. 1. Religiosissimi ea in re fuere Massilienses, de quibus Valerius Maximus Factt. dictorumq. memorabb. Lib. II. cap. 6. scribit: A condita urbe gladius est ibi, quo noxii iugulantur, rubigine quidem exesus, et vix sufficiens ministerio sed index, in minimis quoque rebus omnia antiquae consuetudinis monumenta servanda.

zumal dem, der eines mit der Todesſtrafe bedroheten Verbrechens angeklagt iſt, ſoll, ſelbſt ſeines Widerſpruchs ungeachtet, ein rechtlicher Sachwalter beigeordnet werden. Ja nach Carpzovs Lehre iſt das Recht, ſich vertheidigen zu laſſen, nicht einmal den Thieren abzuſprechen. Ohne Zweifel nahm jener grundgelehrte Mann hierbei Rückſicht auf die Flöhe, da ſie ja doch auch zu den Thieren, oder doch mindeſtens zu den Thierchen gehören.

§. 37.

Art und Weiſe der Todesſtrafe.

Die gewöhnliche Annahme im gemeinen Leben, wornach ein Floh, wenn er über der That ergriffen wird, ſogleich auch getödtet werden könne, hat zu der Frage Veranlaſſung gegeben: Ob derſelbe auch auf andere Weiſe, als mit den Nägeln beſtraft werden könne? ſo daß man ihn z. B. lebendig verbrennen, im Nachtgeſchirre erſäufen, oder mit der Nadel aufſpießen dürfe. Der richtigen Auslegung des römiſchen Rechtes zufolge iſt mehr Grund für das Gegentheil, da nach demſelben bei Todesſtrafen nicht einen Finger breit von der gewöhnlichen Art und Weiſe der Vollſtreckung abgewichen werden ſoll [1]).

---

[1]) Am gewiſſenhafteſten handelten in ſolchem Falle die Maſſilienſer, von denen Valerius Maximus im 6. Capitel des 2. Buches ſeiner „berühmten Thaten und Reden“ erzählt: Von Erbauung der Stadt her befindet ſich in dieſer noch ein Schwert, womit die Miſſethäter hingerichtet werden, das, wenn gleich vom Roſte zerfreſſen und kaum mehr brauchbar, doch ein ſicheres

§. 38.

Quaestio iuris canonici.

Vetula quaedam mulier rugosa, capillis et dentibus carens, ast pulicibus maxime abundans, rogabat me aliquando: an in templo pulicem occidere licitum sit? Quam iuris canonici quaestionem procul dubio adfirmabit Agesilaus, qui inter sacrificandum tale animal repertum neci dabat, dicens: Insidiator vel in ipsa ara occidendus. Sed verior est negativa opinio

1. Ex iure divino, quia pulicem necando distrahuntur cogitationes a sacris;
2. Ex iure gentium, quia templum est locus sacer, sanguine non contaminandus;
3. Ex iure civili, quocum ius divinum et gentium amice conspirat, quia pulex in templo saltem asyli iure fruetur.

Facit huc quoque, quod rixantes in templo graviter puniantur, praesertim si a verbis ad verbera deventum[1]).

---

[1]) Carpzovius Iurisprud. consistor. Lib. III. def. 96 et 97.

§. 38.

Eine Frage aus dem Kirchenrechte.

Eine runzelige Alte, die weder Haare noch Zähne mehr, aber eine gewaltige Menge Flöhe hatte, fragte mich einſt: Ob man wohl in der Kirche einen Floh tödten dürfe? Dieſe kirchenrechtliche Frage wird ſicherlich von dem Ageſilaus bejaht werden, der einmal ein ſolches Thier, welches er während des Opferns fing, mit den Worten zu tödten befahl: Der hinterliſtige Feind darf ſelbſt am Altare ermordet werden. Indeß muß doch richtiger die Frage verneint werden

1. Nach dem göttlichem Rechte, weil durch den Mord des Flohes die Gedanken von dem Gottesdienſte abgezogen werden;
2. Nach dem Völkerrecht, weil die Kirche eine geweihte Stätte iſt und nicht durch Blut verunreinigt werden darf;
3. Nach dem bürgerlichem Rechte, und mit dieſem ſtimmt das göttliche und Völkerrecht ganz überein, weil ein Floh ſich wenigſtens in der Kirche einer Freiſtatt erfreuen dürfe.

Hierzu kommt noch, daß jeder in der Kirche vorgefallene Streit hart beſtraft wird, zumal dann, wenn es von Worten zum Morden gekommen iſt.

Zeichen iſt, wie man ſelbſt in den geringfügigſten Dingen alle Ueberbleibſel des alten Herkommens ehren müſſe.

§. 39.

De pluribus pulicibus uno actu captis.

Quod si plures pulices uno actu ceperit femina: an omnes ad generum Cereris sunt mittendi? Crudele hoc certe est, et recte Cicero pro Cluentio ait: statuerant maiores nostri, ut, si a multis flagitium rei militaris admissum, sortitione in quosdam animadverteretur, ut videlicet metus ad omnes, poena ad paucos perveniret. Sic quoque Seneca [1]) refert: severitas Imperatoris distringitur, ac necessaria venia est, ubi totus deseruit exercitus. Dicto ergo casu aut sortitioni erit locus, aut casus erit pro amico, cui velis gratificari. Pinguior tamen, ob praesumtionem consuetudinis, erit mactandus [2]).

[1]) Seneca de ira Lib. II. cap. 11.

[2]) Arg. L. 3. §. 12. L. 5. pr. et §. 6. D. de Milit.

§. 40.

Actiones puliceae.

Iuvenis ex lascivia pulicem captum puellae manibus excusserat: quanam actione erat conveniendus? Constat ex latifundiis iuridi-

§. 39.

Wenn mit einem Male mehrere Flöhe gefangen werden.

Wenn nun eine Frau mit einem Male mehrere Flöhe gefangen hat: Dürfen dieſe alle dem Schwiegerſohne der Ceres zugeſandt werden? Das wäre doch wahrlich grauſam! Ganz richtig ſagt Cicero in der Rede für den Cluentius: Nach den Verordnungen unſerer Altvordern ſollte, wenn beim Kriegsweſen von Vielen ein Verbrechen begangen worden war, nur gegen Einige, wie ſie das Loos beſtimmen würde, ſtrafend verfahren werden, ſo daß zwar Alle in Furcht leben ſollten, jedoch nur Wenige beſtraft würden. Eben ſo bemerkt auch Seneca: Wo das ganze Heer zu Ausreißern geworden iſt, da mildert ſich die Strenge des Feldherrn und Verzeihung wird nothwendig. In dem vorliegenden Falle wird alſo das Loos entſcheiden, oder man wird aus Freundſchaft handeln müſſen für den, welchem man zu Gunſten leben will. Doch dürfte der Feiſteſte, da er die Vermuthung der täglichen Gewohnheit gegen ſich hat, jedenfalls todt zu machen ſein.

§. 40.

Auf Flöhe bezügliche Klagen.

Ein junger Mann hatte aus Muthwillen einem Mädchen einen von ihr gefangenen Floh aus der Hand geſchlagen: Mit welcher Klage mußte er belangt werden? In dem weiten Gebiete der

cis, eum actione in factum teneri; prout ille tenetur, qui misericordia ductus alienum servum solvit, ut fugeret 1). Si tamen pulicem ad iudicem deducendum quis exemerit, eum ex edicto praetoris, ne quis eum, qui in ius vocabitur, vi eximat, interdum et ex lege Iulia maiestatis conveniendum quis putare posset. Latius hac de re Thomingius 2) disputavit, quocum Hahnium 3) et Wissenbachium 4) comparare operae pretium erit.

§. 41.

Vulnus a pulice illatum dubium.

Quid, si iudex de vulnere, per pulicem accusatum puellae dato, dubitet? Quum de occultis nec Paulus Apostolus nec Paulus Iurisconsultus iudicare possit aut debeat, puellae vero, in propria causa, in necem tertii credere, res pessimi sit exempli, omnino ex titulo

---

1) §. ult. in fin. I. de Leg. Aquil.

2) **Thomingius** Decis. num. 15.

3) **Hahnius** ad Wesenbec. tit. Ne quis eum, qui in ius voc. num. 5.

4) **Wissenbachius** P. II. disp. 34. thes. 1.

Rechtswiſſenſchaft findet ſich, daß er mit der Klage wegen entzogener Sache [1]) zu ſeiner Verbindlichkeit angehalten wird; gleichwie der verhaftet iſt, der aus Mitleid einen fremden Sclaven von ſeinen Feſſeln befreit und ihm auf dieſe Weiſe zur Flucht behülflich iſt. Wenn jedoch Jemand einen Floh, der vor den Richter geſtellt werden ſoll, heimlich über die Seite ſchafft, ſo könnte man wohl nicht ohne Grund behaupten, daß ein ſolcher nach dem prätoriſchen Edicte: „Daß Niemand den, welcher vor Gericht gefordert wird, mit Gewalt vorenthalte,“ zuweilen auch nach dem Juliſchen Majeſtätsgeſetze belangt werden müſſe. Weitläuftiger hat dieſen Gegenſtand Thomingius beſprochen, mit welchem Hahn und Wiſſenbach zu vergleichen, ſich wohl der Mühe lohnen wird.

§. 41.

Zweifel über die von einem Flohe beigebrachte Wunde.

Wie dann: Wenn bei dem Richter ein Bedenken hinſichtlich der Wunde entſteht, welche der angeſchuldigte Floh dem Mädchen beigebracht hat? Da über das, was im Verborgenen liegt, weder der Apoſtel Paulus, noch der Rechtslehrer Paulus urtheilen können und dürfen, dem Mädchen aber in ihrer eigenen Sache, zum Tod bringenden Nachtheil eines Dritten, unbedingten Glauben zu ſchenken,

---

[1]) Dieſe Klage findet ſtatt, wo eine Sache, ohne beſchädigt oder zerſtört zu werden, entzogen wird, und ſteht jedem Andern, nur nicht dem Eigenthümer zu.

Pandectarum de Ventre inspiciendo erit agendum. Atque ad eam rem Notarius cum testiculis (volebam dicere testibus) erit ablegandus. Quodsi ille forte amore puellae fallat iudicem in quantitate ac qualitate vulneris, actione utili ex edicto Si mensor falsum modum dixerit tenebitur[1]).

§. 42.

De mediis fugandi pulices.

Pulices iuxta Nasonem sunt amara lues inimica puellis. In foro conscientiae igitur quaeri possit: an ad eos fugandos liceat adhibere amuleta? Si superstitiosa non sint, omnino iis uti licet; quemadmodum enim medicamenta, v. c. pulegium, adhiberi possunt, ita dubium non est, quin eiusmodi amuleta recte adhibeantur. Neque tamen forte quisquam a nobis catalogum eiusmodi amuletorum exspectaverit; libenter fatemur ignorantiam nostram in re, in qua docta est ignorantia; qui talia scire cupit, adeat

---

[1]) L. 3. §. 4. L. 5. §. ult. L. 6. et L. ult. D. Si mens. fals. mod. dix. Hahnius l. l. num. 4.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach *** gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerley, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Menſch, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir ſagen, daß ſeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, nichtswürdig handeln hieße; ſo iſt hierbei allerdings nur nach dem Titel der Pandecten: Ueber Leibesbeſichtigung, zu verfahren; zu welchem Acte alsdann ein Notar mit zeugungsfähigen (ich wollte ſagen zeugnißfähigen Männern) zugezogen werden muß. Hintergeht dieſer aber, vielleicht dem Mädchen zu Liebe, den Richter hinſichtlich der Größe und Beſchaffenheit der Wunde, ſo kann gegen ihn die jedem Dritten zuſtehende Klage nach dem Edicte: Wenn der ſachverſtändige Ausmeſſer das Maaß falſch angegeben hat, anhängig gemacht werden.

§. 42.

Ueber die Mittel zur Vertreibung der Flöhe.

Die Flöhe ſind nach Naſo's Ausſpruch: für die Mädchen eine widrige und bösartige Krankheit. Es könnte daher vor dem Forum der beſſern Einſicht die Frage zur Sprache kommen: Ob man zur Vertreibung der Flöhe ſich der Amulete bedienen dürfe? Es muß dieß allerdings zugeſtanden werden, wenn dabei nicht Aberglaube zu Grunde liegt; denn gleichwie auch Heilmittel, z. B. Flohkraut, angewendet werden können, eben ſo unterliegt es keinem Bedenken, daß man ſich dergleichen Amulete mit Recht bedienen dürfe. Doch erwarte Niemand von uns eine Aufzählung ſolcher Amulete; denn in einer ſolchen Sache, wo unwiſſend ſein nur gelehrt ſein heißt, wollen wir gern unſere Unwiſſenheit bekennen; wer aber darüber nähern Aufſchluß zu haben wünſcht, der befrage die Mädchen, welche davon die beſte

puellas, quum his notissima sint. Id tantum monebimus, quod celeberrimus **Scaligerus**[1]) tradit: quaelibet fumo abigi animalia, si comburantur quaedam sui generis. Excantamentis pulices abigere non licere, ex iuris romani fragmentis sat luculenter adparet[2]). An vero amuletis licitis et illa sint adnumeranda, ubi bestiolae pungentes in vicini aedes fugantur, quaestionis est non satis expeditae. Videtur, argumentis legum romanorum[3]) litem esse dividendam. Considerandum est, quemque sibi proximum esse; atque sibi imputet vicinus, si non similia adhibeat ad pulices depellendos.

§. 43.

De remedio pontificio exorcismi in specie.

Quid ergo sentiendum de remedio pontificio

---

[1]) Scaligerus Lib. XV. Ex. 303. num. 4.

[2]) L. 1. §. 3. D. de Extraord. cognit. Ubi ita Ulpianus: Non tamen (scilicet medicus est dicendus) si incantavit, si imprecatus est, si, ut vulgari verbo in posterum utar, exorcizavit: non sunt ista medicinae genera; tametsi sint, qui hoc sibi profuisse cum praedicatione adfirment. Addatur Leonis Nov. 65., qua graviter de incantamentis disserit Imperator. De poena vid. Cuiacius Observatt. et emendd. Lib. XXVII. cap. 17. et Carpzovius Prax. crim. P. I. quaest. 50 et 54. item Iurisp. For. P. IV. const. 2. def. 7.

Kenntniß haben. Nur das wollen wir noch erwähnen, daß der hochberühmte Scaliger die Lehre aufgeſtellt hat: daß alle Thiere durch den Rauch verjagt würden, der aus der Verbrennung einiger Thiere deſſelben Geſchlechts hervorgebracht werde. Daß man ſich zur Vertreibung der Flöhe nicht Zaubermittel bedienen dürfe, geht ganz deutlich aus den Beſtimmungen des Römiſchen Rechts hervor[1]. Ob nun aber zu den erlaubten Amuleten auch die hinzuzurechnen ſind, wodurch jene ſtechenden Thierchen auf das nachbarliche Grundſtück gejagt werden, iſt eine Frage, die noch nicht völlig ausgemacht iſt. Wie ich glaube, muß dieſe Streitfrage nach den Römiſchen Geſetzen entſchieden werden. Dabei iſt denn nicht außer Acht zu laſſen, daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt und daß es die Schuld des Nachbars ſelbſt iſt, wenn er nicht ähnliche Mittel zur Vertreibung der Flöhe anwendet.

§. 43.

Ueber das geiſtliche Mittel der Beſchwörung.

Wie ſteht es nun um das geiſtliche Mittel der

---

[3] L. 24. §. ult. et L. 26. D. de Damn. inf. L. 21. D. de Aqu. pluv.

[1] Ulpian ſagt: Jedoch gehört das nicht zur Heilmittellehre, wenn er (der Arzt nämlich) Zauberformeln gebraucht, wenn er Anwünſchungen macht, wenn er, um mich fernerhin des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, Geiſter beſchwört; wenn gleich Etliche marktſchreieriſch verſichern, daß ihnen dies geholfen habe.

exorcismi, per quod fugantur pulices; quale tradit Chassanaeus[1]) hac formula: Adiuro vos mures, limaces, vermes, pulices, et omnia animalia immunda, alimenta hominum dissipantia et corrodentia, hoc in territorio (scilicet Aeduensi in Gallia) et parochianatu exsistentia, ut a dicto territorio et parochia discedatis, et ad loca accedatis, in quibus nulli nocere possitis, in nomine Patris, Filii et Spiritus Sancti. Amen. Simile excommunicationis remedium idem Iurisconsultus loco laudato contra passeres, templum foedantes et divinum officium impedientes, tradit. Nos talia media fugandi non adprobamus. Quamvis enim prima ecclesia donum miraculorum habuerit, uti ex Sacra Scriptura patet[2]), id tamen hodie desiit. Recte Augustinus ait: quisquis hodie adhuc quaerit miraculum, quaerit prodigium[3]).

---

[1]) Chassanaeus Consill. I. num. 124.

[2]) Marcus XVI, 20.

[3]) Cf. Wendelius Theolog. Lib.I. cap.24. thes.4. §.2.

Beſchwörung, wodurch man die Flöhe vertreiben kann? Chaſſanäus theilt uns davon folgende Formel mit: Ihr Mäuſe, Schnecken, Würmer, Flöhe, und all' ihr unſaubern Thiere, die ihr der Menſchen Nahrungsmittel verſchleppt und zernagt, und euch in dieſem Gebiete (in dem von Autun) und deſſen Parochien aufhaltet: ich beſchwöre euch, weichet von dieſem Gebiete und der Parochie und ſuchet euch Oerter, wo ihr Niemandem mehr ſchaden könnet, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen. Ein ähnliches Verbannungsmittel theilt derſelbe Rechtsgelehrte am genannten Orte gegen die Sperlinge, wenn ſie die Kirche verunreinigen und den Gottesdienſt ſtören, mit. Wir können uns indeß mit ſolchen Austreibungsmitteln nicht einverſtanden erklären. Denn obgleich die erſte Kirche, wie aus der heiligen Schrift bekannt iſt, wunderthätige Kraft beſaß, ſo iſt dieß doch heut zu Tage nicht mehr der Fall. Ganz richtig bemerkt daher Auguſtinus: wer heutiges Tages noch nach Wundern forſcht, der ſucht ein Ungeheuer.

* * *

Gedruckt bei den Gebr. Unger.

Mittheilungen

über

Goethe.

auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt und ſchwankt ſo vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, ſo wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenns länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden!

Lottens Portrait habe ich dreymahl angefangen, und habe mich dreymahl proſtituiret; das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mit ſchreiben. Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Mittheilungen

über

Goethe.

Aus

mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und
ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherzoglich-Sächſiſchem Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Erſter Band.

◆

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1841.

Motto:

— „Es wird ja geſagt, daß: wer ein Zeugniß für einen Verſtorbenen verſchweige, der gezügelt werde mit Zügeln von Feuer am Tage der Auferſtehung.“

Kalila und Dimna oder die Fabeln Bidpai's aus dem Arabiſchen von Philipp Wolff. I. Bändchen S. 120.

„Falsum ne dicas, neque [illegible], dicere
et verum tacere ejusdem plane est crimen."
[illegible]

Inhalt.

Seite

I. Einleitung. 1
II. Johannes Falk. 19
III. Bettine Brentano. 31
IV. Perſönlichkeit. 41
V. Geſundheit. 55
VI. Character. 62
VII. Geſinnung. 77
a. Toleranz. 78
b. Ruhe. 86
c. Uneigennützigkeit. 91
d. Dankbarkeit. 99
e. Wohlthätigkeit. 102
f. Aberglaube. 109
g. Religioſität. 112
h. Ariſtocratismus. 150
i. Deutſchheit. 170
VIII. Thätigkeit. 184
a. Gegenſtändlichkeit des Denkens. 194
b. Benutzung zufälliger Ereigniſſe. 202
c. Benutzung Anderer. 210
d. Nachahmer. 216
IX. Totalität. 223

Seite
X. Eigenheiten. 232
a. Incognito 239
b. Discretion. 252
c. Laune. 263
d. Witz. 271
e. Humor. 274
f. Ironie. 276
g. Unmuth. 281
XI. Fehler. 288
a. Eitelkeit. 297
b. Selbſturtheil. 301
c. Parteilichkeit für. 312
d. Parteilichkeit wider. 323
e. Neidſucht. 339
f. Bequemlichkeit. 342
XII. Häuslicher Zuſtand. 354
a. Beſitz. 375
b. Oeconomiſches. 380
c. Erwerb. 383
XIII. Reiſen. 389
a. Geſellſchaft. 399
XIV. Fremde. 409
a. Martin Friedrich Arendt. 412
b. Adam Oehlenſchläger. 415
c. Franzoſen und Engländer. 419
XV. Juden. 427
XVI. Freunde. 443
Goethe und Schiller. 454
XVII. Umgebung. 464
Verehrer. 467
XVIII. Ruhm. 477
XIX. Publikum. 481

Vorwort.

Die mehrſeitigen Beziehungen in welchen ich dreißig Jahre hindurch mit Goethe zu ſtehen das Glück, ja die Auszeichnung genoſſen habe, erlauben mir wohl nicht allein, ſondern fordern ſogar, da alle Welt, befugt und unbefugt, über ihn ſchreibt und ſpricht, daß auch ich, als ein doch wohl einigermaßen Unterrichteter, ein wahrhaftes Zeugniß über ihn ablege, ſchon um der Pietät und Dankbarkeit, welche mir gegen ihn, zuerſt als Pathen, dann als amtlichen Chef, durchaus aber als wohlwollenden und wohlthätigen Gönner obliegt, nach beſtem Vermögen Genüge zu leiſten.

Dieſer Verpflichtung von meiner Seite, welche bereits Manchen zu der Erwartung berechtigte mich unter denen zu ſehen, welche dem Andenken dieſes Unſterblichen dankbare Weiheſpenden widmeten, würde ich früher nachgekommen ſeyn, hätte ich nicht geglaubt den Vortritt denen einräumen zu müſſen, welche dem Verewigten ebenbürtiger an Geiſt und betrauter in jedem Sinne mehr geeigenſchaftet waren, etwas Seiner und ihrer Würdiges darzubringen, als ich, dem weder die erforderliche Auffaſſungs- noch auch Darſtellungsgabe verliehen iſt, um einen Mann zu ſchildern deſſen geiſtige Größe, obſchon von den Beſſeren der Gegenwart mit Bewunderung erkannt, ſich doch erſt im Fortſchritt der Zeit zu einer völlig klaren ungetrübten Erſcheinung herausſtellen und dadurch zu einer allgemeineren Segenswirkung gelangen dürfte. So muß Sonne und Mond, ja jedes Geſtirn, ſich erſt vom niedern Horizont entfernen, um aus klarer dunſt- und wolkenloſer Höhe, in reiner und wahrer Größe ſeine wohlthuende Macht auszuüben.

Nun iſt freilich in der langen Zwiſchenzeit ſoviel über Goethe geſchrieben worden, daß bereits mehrere Stimmen ſich öffentlich darüber beſchweren zu müſſen glaubten, indem ihres Dafürhaltens die Akten über ihn als geſchloſſen anzuſehen wären.

Was aber auch dieſe banale Philiſter-Redensart, die denn doch nur verräth, daß man eine Sache gern los ſeyn will, wie man eben Geſchichte ſchreibt, um ſich das Vergangene vom Halſe zu ſchaffen, in ihrem Sinne bedeuten ſoll und kann — denn außer dieſem hat ſie keinen Verſtand, da Alles unendlich iſt und immer wieder eine friſche Betrachtung zuläßt — ſo iſt doch die erſte Frage ob Alle die welche über Goethe geſchrieben haben, in dem Fall waren, ihn näher, nicht bloß aus ſogenanntem perſönlichen Umgang — der auch wohl nur in einem Spaziergange um die Stadt oder ums Feld beſtehen kann — ſondern auch aus geiſtigem und gemüthlichen Verkehr, wie ein gegenſeitiges Intereſſe an einander ihn haben läßt, zu kennen, und wenn dieß, in welche Zeit dieſer Umgang, dieſe Verhandlungen fielen. Denn in einem 80jährigen Leben giebt es unterſchiedliche Epochen, welche jede ihren beſondern Character haben, ſodaß keine für die andere gänzlich einſtehen kann: und ſo iſt weder

Goethe der Jüngling, noch G. der Mann, noch G. der Greis allein der ganze Goethe; erſt alle drei Stationen vollenden den Menſchen, indem darin ſeine mannigfaltigen Phaſes nach und nach zur Anſchauung kommen. Um einen Menſchen zu ſchätzen was er iſt, muß man in Anſchlag bringen was er war und wie er's geworden iſt. G. iſt nicht nur ein Product der Natur, er iſt auch ein Product ſein ſelbſt.

Bis jetzt ſind meiſt nur Relationen aus der letztern Epoche des Greiſes zum Vorſchein gekommen, unter denen nur Dr. Eckermann's Geſpräche, wenn auch mit einiger Kunſt geordnet — dergleichen jede Redaction mit ſich bringt — doch in Sinn und Ausdruck vollkommen wahr und zuverläſſig, für authentiſch gelten dürfen. Der Mann und Jüngling hingegen ſind noch keineswegs völlig wahr, würdig und genügend dargeſtellt. Meinungen ſind genug über ihn vorhanden, Anekdoten, Traditionen, Sagen, Mährchen; es ſind aber einſeitige, dem Augenblick entnommene Anſichten, nicht einmal immer aus Autopſie, ſondern aus der Erzählung Anderer aufgegriffen und entſtellt durch eigene Zuſätze oder Auslaſſungen. Ja, wenn G. ſelbſt in ſeinen Lebensnachrichten, mit der ihm eigenen und von Andern anerkannten naiven Offenherzigkeit und Ehrlichkeit, Geſtändniſſe ſeines innerſten Weſens, ſeines geheimſten Wollens und Wirkens giebt; ſo iſt dieſes doch lange nicht Alles was in ſeiner Natur beſchloſſen lag: denn des Unſichtbaren iſt überhaupt mehr als des Sichtbaren; auch lange nicht Alles was in ſeiner Seele vorgehen mußte, um ihn vom ſehnſüchtigen Jüngling zum reſoluten Manne zu reifen.

Man ſpricht nicht von der Tugend die man beſitzt, wie man auch nicht weiß was an einem intereſſant iſt; und ſo konnte er wenigſtens das nicht ſelber und zuerſt von ſich ſagen, was Andere zuvor an ihm entdecken und finden mußten. „Denn was der Menſch an ſich bemerkt und fühlt, ſcheint ihm der geringſte Theil ſeines Daſeyns. Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt als was er beſitzt, er bemerkt mehr was ihn ängſtigt als was ihn ergötzt und ſeine Seele erweitert; und ſo wird meiſtentheils der über ſich ſelbſt und ſeinen vergangenen Zuſtand ſchreibt das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Perſon, wenn man ſo ſagen darf, zuſammenſchrumpft. Hierzu muß erſt wieder das was wir von ſeinen Handlungen geſehen, was wir von ſeinen Schriften geleſen haben, chemiſch hinzugethan werden, und alsdann entſteht erſt wieder ein Bild des Menſchen, wie er etwa mag ſeyn oder geweſen ſeyn.“

Seine Fehler verſchweigt er demnach nicht, und man hat ſie noch zu vermehren, ja zu erhöhen gewußt: denn dieſes Capitel befriedigt die Menſchen am meiſten und tröſtet ſie wegen eigener Defecte; von ſeinen Tugenden iſt aber deſto weniger die Rede, zumal nach ſeinem Tode, wo jede Zunge ſich von dem Reſpect entbunden glaubte, den ſie aus Rückſichten auf Schaden oder Nutzen zu beobachten ſich gedrungen fühlte. Erklärte Feinde und Gegner nicht allein, auch vermeinte Freunde und Verehrer, durch ſeinen Tod befreit von den Rückſichten die ſie auf den Lebenden zu nehmen hatten, und froh des Zwanges ledig zu ſeyn, den ſie ſich in ſeiner perſönlichen Gegenwart anthun mußten, ließen nun ihrem Haß und Neid, ihrer Galle und ihrem Spleen, ihrem Witz und ihrer Spottſucht freien Lauf,(*) und wenn auch Beide,

(*) Nam cupide conculcatur nimis ante metutum.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmahl vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte: Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: morgen willſt du einmahl wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? oder ſie giebt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmahl alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Bretern.

um nicht zu offenbar ungerecht und parteiiſch zu erſcheinen, ihren Ausſtellungen den gewöhnlichen Vortrab hergebrachter Lobesphraſen voranſchickten, ſo kam doch der hinkende Bote des Tadels und der Nachrede bald genug hinterdrein.

Da die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes ſie drückte, ſo ſuchten ſie zu ihrer Wiedererhebung und Aufrichtung Mängel und Schwächen an ihm auszufinden, und ſtellten dieſe, als moraliſche Gebrechen ſie zurechnend, umſomehr heraus, je größer und unleugbarer die Tugenden und Verdienſte waren denen ſie anhafteten; anſtatt daß umgekehrt, vor dem Lichte dieſer, der Schatten jener hätte verſchwinden oder zurücktreten ſollen. Sie ſelbſt gewannen dadurch nicht an eigenem Werth, und ſein Minus konnte niemals zu einem Plus für ſie werden.

Bedenke ich nun, daß ich einem großen Theil dieſer poſthumen Nachreden hätte können zuvorkommen, indem ich früher, länger und genauer in Verhältniß mit G. geſtanden, als die Verfaſſer jener, die ihn nicht einmal alle von Perſon kannten, oder nur Beſuchsweiſe und gelegentlich etwas von ihm erfahren hatten; daß mir, was ſeine Perſon, ſeinen Character, ſeine Art zu ſeyn und zu leben, ja ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit betrifft, wenn auch nicht Alles, doch das Meiſte wohl ebenſogut, wo nicht beſſer bekannt ſeyn konnte, bekannt ſeyn mußte; daß ich Einiges ſogar als mir beſonders vertraut und bewußt vor ihnen voraushatte: Dann könnte ich, mit verzeihlicher Eigenliebe, faſt bedauern, daß ich mich durch Rückſichten die Andere nicht kennen, und Be-

---

„Denn nur begieriger tritt man auf das was zu ſehr man gefürchtet."
Lucretius, nach Knebel.

denklichkeiten die ſie nicht theilen, bisher habe laſſen abhalten, von meiner günſtigen Stellung Gebrauch zu machen. Ich könnte mir das Wort des alten Dichters zu Gemüthe führen: „Schande ſey es über Ihn zu ſchweigen und die Barbaren reden laſſen!“(*) Denn anſtatt daß ich damals ein freies Feld vor mir gehabt hätte, ſeh' ich nunmehr ein vielfach eingenommenes und beſetztes, auf dem ich kaum ein Plätzchen werde gewinnen können; und wär' ich ja ſo glücklich, dürfte ich dennoch einen ſchweren Stand haben gegen der Andern bereits etablirte Vorurtheile und Irrthümer. Konnte ich früher ohne Anfrage und Bevorwortung auftreten, und durfte für Neues, Unbekanntes das ich brachte, einigen Dank erwarten; ſo muß ich jetzt, wie es ſcheint, erſt um Erlaubniß bitten, auch bereits theilweis Bekanntes und Beſprochenes vorzutragen, und ſehe am Ende nur Vorwürfen und Tadel entgegen. Hätte ich früher Alles was ich wußte zuerſt ſagen können; ſo habe ich mich jetzt umzuſehen, ob es nicht vor mir ein Anderer geſagt und ich demnach nur als Ausſchreiber oder Plagiarius erſcheine, möge ich es immer aus der Quelle geſchöpft haben und bei ſeinem Entſtehen gegenwärtig geweſen ſeyn.

Damals herrſchte noch allenthalben Schweigen und tiefe Trauer. Die Kunde von ſeinem Hingang hatte eine allgemeine Beſtürzung über die Edlen der Nation, über alle Optimaten des Geiſtes verbreitet; ſie ehrten den Moment durch Schweigen und Andacht.

Wie tief ſein Verluſt nach allen Seiten und in allen

(*) αἰσχρὸν σιωπᾶν, βαρβάρους δ' ἐᾶν λέγειν.

Euripides Fragm.

Beziehungen der Literatur und Kunſt, ja des ſittlichen und politiſchen Lebens, von ihnen empfunden wurde, wie man Ihn überall vermiſſe,(*) hat Niemand wahrer, ſchöner und edler ausgeſprochen als Schelling in ſeiner academiſchen Rede; und freilich kann der Geiſt nur vom Geiſte begriffen, ein großer Mann nur von ſeinesgleichen völlig anerkannt und gewürdigt werden.

Nachdem ſich die Kräftigſten von dem Schlage wieder erholt und ſeinem Beiſpiele folgend zu friſcher Thätigkeit gewendet hatten; ſo erſchienen, nach einem kurzen flüchtigen Abriß ſeiner letzten Stunden, mehr zur Befriedigung der erſten Nachfrage denn als genügende Darſtellung dienend, alſobald zwei würdige Characteriſtiken ſeiner, ſo „in practiſcher Wirkſamkeit und ethiſcher Eigenthümlichkeit“ wie „in amtlichen Verhältniſſen,“ verfaßt von zwei mit ſeiner pſychiſchen und phyſiſchen Natur innig vertrauten Freunden und Amtsgenoſſen — dem Geh. Rath und Canzler Fr. v. Müller, und dem Geh. Hofrath und Leibarzt **Dr. Vogel**: — jede hinreichend um auf ſeine Genialität in allen Beziehungen allgemeiner aufmerkſam zu machen, und ſein Andenken eine Zeit lang vor dem Unterſinken im Strome deutſcher Vergeſſenheit zu bewahren.

Nunmehr aber — nach 8 Jahren — iſt das Gehör des Publikums nicht mehr rein und uneingenommen; es

---

(*) Nach des Dichters eigener Vorausſagung:

„Wenn ich Euch auch nicht fehle,
Werdet Ihr mich immer vermiſſen.“

G's. W. Bd. III. S. 220.

Denn „das Gute das ohne Wiederkehr vorübergeht, hinterläßt einen Eindruck der ſich der Leere vergleicht, ſich wie ein Mangel empfindet.“

ſummt und brauſ't ihm von allerlei wirrem Getoſe, von des Lobes feierlichem Poſaunenſchall auf der einen, wie von des Tadels höhnendem Pfeifengeſchrill auf der andern Seite. Die Augen haben nicht mehr den friſchen Blick, ſondern ſind paralyſirt durch allerlei Blendungsbilder des Witzes und der Satyre. Das Intereſſe der Neugier, der Schadenfreude, der Rancüne, bereits befriedigt, hat ſich zu andern Gegenſtänden hingewandt, die lebendig, current und hoffnungsreich neue Ausſichten in ein Paradies der Freiheit und des Genuſſes verſprechen.

Es hat ſich eine Meinung gebildet, ein Urtheil feſtgeſetzt, das für alle Zeiten gelten ſoll und keine Berichtigung, noch weniger Zurücknahme ſtattfinden läßt. Auf Billigkeit, Schonung, Nachſicht hat allenfalls der noch Lebende zu rechnen; die Todten hatten ihren etwaigen Antheil im Leben dahin. Mit ihrem Abſcheiden daraus, ſchieden ſie auch von jeder Gegenwart und Zukunft, und einzig bleibt ihnen die **allem Geweſenen gleiche Vergangenheit.**

Und doch iſt nur liebreiches, ehrenvolles Andenken Alles was wir den Todten zu geben vermögen, und zwar mehr um unſertwillen: denn wer keine Erinnerung hat, hat auch keine Hoffnung. Wie kann er glauben, dereinſt auch im Andenken der Menſchen fortzuleben, wenn er ſelbſt nicht in dem ſeinigen die früheren fortleben läßt?

Wunderlich, ich kann ſagen weh wird es mir manchmal zu Muthe, wenn ich hören und leſen muß, was alles G. ſoll geweſen und nicht geweſen ſeyn, was er gekonnt und nicht gekonnt, gethan und nicht gethan, geſagt und nicht geſagt haben ſoll, da ich ihn doch auch geſehen, gehört und ge kannt habe. In dreißig Jahren kann man doch endlich Jemanden kennen lernen, zumal Einen der ſich giebt wie er iſt; der einen Character hat der ſich gleich bleibt, der Nichts affichirt und affectirt was er nicht hat und nicht iſt; und der nicht Urſache hat gegen Untergeordnete ſich zu verſtellen oder geheim zu thun, wenn er ihrer Discretion verſichert iſt. Von ſeiner literariſchen Thätigkeit bin ich durchgängig Zeuge, Mitgehülfe, gelegentlich auch Begutachter, zum wenigſten Monent, Corrector und Reviſor der Manuſcripte geweſen.

Alles was er in Proſa und Verſen veröffentlicht hat, iſt mehr als einmal, entweder geſchrieben oder gedruckt, durch meine Hände gegangen, hat meine genauere Durchſicht, mindeſtens meinen Ueberblick erfahren; unzählige Briefe an ſeine Freunde und Vertraute habe ich geſchrieben oder nachher geleſen, und ſo dürfte ich endlich wiſſen, wie er dachte und nicht dachte, was ſein oder nicht ſein iſt; wäre dieß auch nur Sache des Gedächtniſſes und kein kritiſcher Sinn oder auch nur Tact und Inſtinct der es ahndet und trifft.

Aber auch ſein häusliches gemüthliches Leben iſt mir nicht fremd geblieben. Ich habe auch den Menſchen geſehen, voll allgemeinen und beſondern Wohlwollens gegen ſeine Mitbrüder; den liebreichen Vater, den zärtlichen Gatten, den theilnehmenden Freund, den heitern Geſellſchafter, den patriarchaliſchen Greis im Kreiſe ſeiner Enkel; den freundlichen und gütigen Herrn gegen Diener und Untergebene; den leutſeligen anſprächigen Mann gegen Niedere und Unglückliche. In allen dieſen Beziehungen zeigte er ſich in ſo natürlicher ungezwungener Faſſung und Haltung, daß ſein Betragen ein angeborenes, kein angenommenes erſchien.

Als einen Menſchen lernte ich ihn ferner kennen in ſeinen Neigungen und Abneigungen, phyſiſchen wie moraliſchen; ſeinen Idioſyncraſien und Idiopathien: er verhehlte ſie nicht vor Bekannten, und Fremde konnten ſie ſeiner Stille und ſeiner Miene abmerken. Kurz, ich habe, ohne mich deshalb damit brüſten zu wollen, in meiner Stellung ſo oft und ſo vielfach Gelegenheit gehabt, unabſichtlich und alſo unbefangener, ich will nicht ſagen ihn zu beobachten — welches ſchon Vorſatz ſehen zu wollen ausdrückt — ſondern unwillkührlich ihn gewahrzuwerden, ſodaß, wenn man Andere über ihn ſagen und ſchreiben läßt was ihnen nur in den Mund und in die Feder kommt, mir wenigſtens ſoviel vergönnt ſeyn wird, nur was ich ſelbſt erfahren auszuſprechen, ohne mir, wie Andere, nach gewiſſen angenommenen Maximen und Regeln heraus zu vernünfteln und zu calculiren, wie und was er demzufolge ſeyn oder nicht ſeyn mußte; ohne durch einen Paralogismus ihrer Art zu behaupten, daß er es auch wirklich war oder nicht war.

Wer kann den ganzen Compler ſeiner intellectuellen und moraliſchen Eigenſchaften, ſeiner Tugenden und Fehler, ſeines Anziehenden und Abſtoßenden in Ein Wort zuſammenfaſſen, wie ein Nomen proprium ſeiner Individualität, das dieſe ebenſo kenntlich und unterſcheidend bezeichnete wie der Name Goethe ſeine Perſönlichkeit? Sagt er nicht ſelbſt:

„Ihr ſucht die Menſchen zu benennen
Und glaubt am Namen ſie zu kennen;

Wer tiefer ſieht geſteht ſich frei:
Es iſt was Anonymes dabei.“

Und ſo wird man Ihn nicht erſchöpfend ausſprechen, wenn man ihn mit einem Parteinamen belegt, der nur die Einſeitigkeit der Täufer bezeichnet. „Individuum est ineffabile.“ (*)

Dieſe Nähe vor Andern wird mir hoffentlich dabei nicht geſchadet haben; ja ſie müßte, nach dem beliebten ſchönen Grundſatz, „daß es für den Kammerdiener keinen Helden gebe,“ da ſie zur Kenntniß und Wahrnehmung eines Details führte, das in der Ferne undeutlich erſcheint oder völlig verſchwindet, eher für Unparteilichkeit ſprechen, an der doch gewiſſen Leuten (**) ſo ängſtlich gelegen iſt, daß auf ihrer Goldwage fremden Verdienſtes ja kein Gran oder Carat ſeines Werthes und Gewichtes zu viel angegeben werde. Allein aus Furcht vor Parteilichkeit für eine Sache ſcheuen ſie die Nähe derſelben, halten aber dagegen den blauen Dunſt der Ferne für das Wahre, ohne zu merken, daß darin eine Parteilichkeit gegen die Sache liege.

Wenn alles Leben überhaupt, das große wie das kleine, in Detail beſteht, und ſich nur dadurch eins von dem andern unterſcheidet, daß ein jedes andere Einzelnheiten, oder dieſel-

---

(*) Goethe's Briefe an Lavater Nr. 27, S. 104. von Hirzel. „Der Born des Einzelweſens iſt unergründlich“ dolmetſcht es Hegner: Beiträge zur nähern Kenntniß ꝛc. Lavater's ꝛc. S. 259.

(**) z. B. dem Characteriſtiker G's, in der Zeitung für die elegante Welt, 1837, Nr. 1—3.

ben in einer andern Folge, darbietet; ſo ſehe ich nicht, wie die Ferne, die nur eine einſeitige ſubjective Anſicht und Wahrnahme des Beſchauers zuläßt, zur genauern und richtigen Kenntniß des Gegenſtandes führen könne? Wie der fernſtehende Beobachter oder Betrachter aus einem fixen Standpunkt, aus dem Augpunkt der Perſpective, mehr und beſſer von dem Gegenſtande unterrichtet ſeyn ſolle, als der nähere und nächſte, wenn deſſen Beſchauung den Gegenſtand von allen Seiten umlaufen und umgreifen kann? Dieſer erfährt alle die einzelnen Poſten und Anſätze, die zuſammen erſt jenes summa summarum geben, welches die Ferne wie in Bauſch und Bogen involvirt: ein Reſultat das ſelten dem Intereſſe und der Bedeutung gleichkommt, welche wir oft ſchon an einer einzelnen Nummer in der Rechnung zu nehmen und zu finden pflegen. (*) Wäre an einem Menſchenleben nicht mehr als was davon gerade den Andern erſcheint, ihretwegen wäre es dann nicht der Mühe werth es zu leben und gelebt zu haben. Was weiß denn Einer vom Andern als eben nur ſoviel wie ihm gerade zu Augen und Ohren kommt? (**) Denn auch von dem öffentlichſten und offenkundigſten iſt es nur der äußere Schein der wahrgenommen wird, das innere Weſen das zum Grunde liegt, iſt ein Räthſel oder Geheimniß, ſogar ſich ſelbſt. Ueberhaupt

---

(*) Wie Vielen däucht nicht G's. Jugendepoche und Jugendleiſtung intereſſanter und wichtiger als alle Bildung und Weisheit des Greiſes, ja als das Reſultat ſeines ganzen Lebens!

(**) „Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz; nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der Alles entſtellt.“ [G's. W. Bd. XLIX, 63.]

iſt es ſchwer wahres Verdienſt zu kennen oder zu beurtheilen, wenn man es nicht ſelbſt beſitzt; und wer vollends nur auf das Gerede von Andern horcht, wie will der ein Urtheil haben, das er ſein nennen kann? „Iſt doch keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Misreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt Etwas hangen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſieht es mit der Liebe ſchon mislich aus. Liebe und Verehrung wollen durchaus unbedingt ſeyn.“

Dieſe Betrachtung übt eine eigene moraliſche Wirkung auf mich aus, die ſich in die Ueberzeugung concentrirt: wie ſo gar Wenig oder Nichts von einer öffentlichen Meinung über uns zu halten und darauf zu geben ſeyn könne, da wir als Objecte derſelben in ihr faſt aufgezehrt und vernichtet werden, ſodaß, wie des Menſchen Leib in der Erde zerfallend vergeht, auch deſſen Geiſt und Seele in dem Dunſtkreis der öffentlichen Meinung ein ähnliches Schickſal erfährt: gleich Wolken in der obern Atmoſphäre, aufgelöſt zu verſchwinden.

Daß demnach einem vernünftigen und weiſen Manne Wenig oder Nichts gelegen ſein könne an dem ſogenannten Ruhm — anfänglich ein lärmender rumor, zuletzt in einen ſchweigenden Ruhm apocopirt — der wie ein dichteres Medium das Lichtbild zwar vergrößert, dafür aber unwahr, undeutlich und ohne das Detail erſcheinen läßt, wodurch es allein anziehend und bedeutend wird.

Daß mithin dem Menſchen eigentlich nur Ein reſpectables, zu conſervirendes Verhältniß bleibe, zu ſich ſelbſt(*) und zu dem Urheber ſeiner Exiſtenz.(**) Wie er nur dieſes Beides rein, wahr und beſtändig erhalten müſſe, und dann unbekümmert ſeyn könne, was die Leute, die ſogenannte Welt von ihm meinen, denken und urtheilen möge.

Denn auch das Provociren auf die Nachwelt gewährt **keinen Troſt. Die Nachwelt urtheilt nicht** beſſer als die Mitwelt.(***) Die jetzt Lebenden ſind ja auch die Nachwelt einer Vorwelt und nun frage ſich ein Jeder wie er ſich gegen dieſe verhalte? Wie Viel, oder vielmehr wie Wenig er von ihr weiß, wie richtig oder wie falſch er von ihr urtheilt? Und ſo wird es ihm bei der Nachwelt auch ergehen. Lebe nur jeder ſo fort wie er kann, um das Gerede der Mit- und Nachwelt gleich unbekümmert: er wird es keiner zu Recht und zu Dank machen. Seine Mitwelt war's die G'n. nicht erkannte; ſeine Nachwelt verdient ihn nicht: denn ſie **hofft ſchon auf einen andern, Gott weiß wann? kommenden poetiſchen Meſſias.**

Die lebendige Einſicht in dieſes Verhältniß, die ſtille Ergebung darein, wird ihn nicht nur für ſich ſelbſt ſchützen und bewahren, ſondern ihn auch mit ſeinem ebenſo ſituirten

---

(*) Conscientiae satisfaciamus, nihil in famam laboremus, sequatur vel mala, dum bene merearis. — Mala opinio, bene parta, delectat.

Seneca.

(**) „Wir haben einen Richter, nämlich Gott, und einen Zeugen, unſer Gewiſſen: beide können ſich nicht irren; alles übrige muß man für nichts rechnen.“

Königin Chriſtina.

(***) „Redet man zweideutig von mir, ſo wird man auch fernerhin ſo

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmahl geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung; denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwey Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Characters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du

Mitmenſchen, d. h. Leidensgefährten, daß ich ſo ſage, in guter *Cameradſchaft* erhalten, da er in Einem Corps der Menſchheit mit ihm dient, und bei dieſer Coordination auch einer gleichen Subordination unterworfen iſt. Wie er ſich ſelbſt liebt wird er auch ſeinen Nächſten lieben, ihm helfen, ihm beiſtehen, und *wo* und *wie* er kann ihn vertheidigen und bei Ehre und gutem Namen erhalten. (*)

In dieſem Sinne einer natürlichen Selbſtliebe, die ſich auch in dem moraliſchen *Unwillen* über Unbill und Unrecht das einem Andern widerfährt, offenbart — einer *Nemeſis* die jeder ausübt, wenn er einen wider Verſchulden getadelt oder geſtraft, wider Verdienſt gelobt und belohnt

---

reden. Iſt's Wunder? Alles was über andere Dinge erhaben iſt, muß übel von ſich reden laſſen. So redete nicht nur, ſondern ſchrieb man auch übel von dem Pythagoras, Orpheus, Plato und Socrates. Geht es ja ſelbſt den Göttern ſo." ꝛc. *Apollonius von Tyana* Briefe Nr. 48.

(*) „*Der gute Name* iſt bei Mann und Weib das ſchätzbarſte Kleinod ihrer Seelen. Wer mir mein Geld ſtiehlt, ſtiehlt einen Bettel: es iſt Etwas — es iſt Nichts. Es war mein; es iſt ſein, und war ſchon Sclave von tauſend Andern. Aber *wer mich um meinen guten Namen bringt*, der raubt mir etwas, das ihn nicht bereichert und mich wahrhaftig arm macht."

Shakſpeare, im Othello.

Desgleichen:

Chi ruba un corno un cavallo un anello
E simil cose, ha qualche discrezione,
E potrebbe chiamarsi ladroncello;
Ma quel che ruba la riputazione
E dell' altrui fatiche si fa bello,
Si puo chiamare assassino e ladrone.

Berni, im *Orlando inamorato*.

ſieht(*) — in dieſem Sinne habe ich eine Apologie des vielfach verkannten und vielfach verunglimpften Mannes, dem ich meine bürgerliche Exiſtenz, dem ich intellectuelle Bildung, dem zunächſt ich mich ſelbſt verdanke, wenn auch ziemlich der letzte, aber doch nicht zu ſpät unternommen. Ich habe mich bemüht aus ſeinen eigenen Worten und Werken, die mir doch etwas früher als dem Publikum bekannt geworden, zuförderſt ſeinen Character entnehmen zu laſſen und durch ihn ſelbſt ſeine Rechtfertigung zu führen; die intereſſanteſten Aufſchlüſſe über ſein Leben, zumal aus der frühern Weimariſchen, wenig bekannten Epoche deſſelben, mitzutheilen; und zuletzt von der Entſtehung ſeiner Schriften, ſeinem Urtheil über dieſelben, ihren Schickſalen und Veränderungen, nach Zeit und Abſicht, ſoweit ich als Mitherausgeber von dem Allen unterrichtet ſeyn konnte, ausführlicher als Andre vermöchten, Auskunft und Rechenſchaft zu geben; ſchließlich auch noch manche nicht bekannte Bemerkungen und Urtheile über alte und neuere Schriftſteller, Perſonen und Begebenheiten ſeiner Zeit, nebſt trefflichen Maximen und ſinnreichen Apophthegmen, als Beiſpiele von ſeinen Tiſchreden, hinzuzufügen, um auch in dieſen beiläufigen Aeußerungen ſeinen Character und ſeine Geſinnungen gleich vortheilhaft offenbart zu ſehen.

Daß ich nun aber bei einer ſolchen Rechtfertigung nicht

(*) „Mein Herz wird gefoltert wenn ich jemanden ohne hinlängliche Urſache tadeln höre.“ Heinſe an Gleim Br. Nr. XLIX.

ohne Polemik verfahren konnte, liegt in der Natur der Aufgabe. Wer etwas zu vertheidigen hat, greift ſeinerſeits auch an; und die Art der Abwehr richtet ſich nach der Art des Angriffs. Man hat G'n. von allen Seiten angegriffen und auf eine Weiſe, die weder durch ein Recht in der Sache, noch durch ein Herkommen des Verfahrens zu entſchuldigen iſt. Ungebühr mußte nach Gebühr abgewieſen werden.

Die Beurtheilung ſeines Talents als Dichter dürfte nur Wenigen zukommen, die ſeines Gleichen ſind und ohne Künſtlerneid. Die Beſtimmung aber ſeines moraliſchen Werthes als Menſch liegt, nach Philoſophie und Chriſtenthum, außer dem Bereich und außer der Befugniß eines Mitmenſchen gegen den andern, zumal eines ſolchen, der weder die Perſon noch das Leben des andern hinlänglich kennt, um darüber abzuſprechen.

Mit welchem Fug und Recht alſo hat man G'n. angetaſtet?

Sich ſelbſt hat man blos geſtellt in Urtheil und Sitte.

Die gemeine und allgemeine Unart der Menſchen: **Dünkel** und **Neid**, hat ſich gegen ihn ausgeſprochen, nur in deutſchem Ton, in deutſcher Farbe. Jener hochmüthige Dünkel, der Alles ſchon und beſſer weiß, beſſer verſteht, beſſer kann; mit dem niederträchtigen Neide, der jeden Vorzug, jede Auszeichnung von Natur oder Glück verliehen, misgönnt, deſſen Wahlſpruch nemo de nobis excellat unus(*) unter jedem Volke herrſcht,(**) und das Feldgeſchrei der allgemeinen Gleichheit iſt;

Der **faule** Egoismus, der vom Andern verlangt, er ſolle ſtatt ſeiner und für ihn thun was ihm ſelbſt zu thun obliegt;

Die **fanatiſche** Intoleranz, welche für ſich Toleranz begehrt, und wenn ſie ſchießt, nicht haben will, daß man wieder ſchieße.

Aber wie jeder ſein Leben, wird es angegriffen, vertheidigen darf, ſo auch was des Lebens Leben iſt, ſeine Meinung, ſeine Ueberzeugung.

„In jetziger Zeit — ſagt G. — ſoll Niemand ſchweigen noch nachgeben. Man muß reden und ſich rühren, nicht um zu überwinden, ſondern ſich auf ſeinem Poſten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität iſt ganz gleichgültig." [XLIX. 53.] Und ſo werden Laube(***) und ſeine Glaubensgenoſſen Nichts dagegen einwenden können, wenn wir uns „einiger **Unhöflichkeit** und Grauſamkeit, die alles erſchlagen haben will was nicht ſterben mag," möglichſt widerſetzend, uns ſo lange wehren als

---

(*) Worte der Epheſier bei Vertreibung ihres ausgezeichnetſten und braveſten Mitbürgers: Cicero Tuscul. V, 36.

Vergl.

„Willſt Du beſſer ſein als wir,
Lieber Freund ſo wandre." [G's. W. Bd. II. 276.]

(**) An hoc non ita fit in omni populo? Cicero l. l.

(***) Geſchichte der deutſchen Literatur, Theil II, Seite 156.

wir können, um den Gegnern den Sieg nicht allzuleicht zu machen. (*) Einen tapfern Feind überwunden zu haben, erwirbt ihnen ja größere Ehre. Auch kommt ihnen der Zeitgeiſt zum Succurs und wird bald reines Feld gemacht haben, freilich mit der Ausſicht dereinſt auch wieder aus dem Felde geſchlagen zu werden. (**)

Sollte nun dieſe unvermeidliche Polemik manchmal ſich weiter erſtrecken als gegen die eigentlich angreifende Partei im Ganzen oder in ihren einzelnen Mitgliedern; ſo kann man freilich nicht für jeden Schuß ſtehen, daß er gerade ſein Ziel treffe, und nicht daneben oder darüber hinaus, ins Grüne oder ins Blaue ſtreifend, ganz unſchuldige und friedliche Umwohner des Kampfplatzes wo nicht verletze, doch erſchrecke. Denn ſo viel iſt gewiß, daß von 30 Millionen Deutſchen der allermindeſte Theil überhaupt nur „von einem Goethe“ etwas weiß, und dieſes Etwas vielleicht nicht einmal aus Selbſterfahrung, ſondern nur vom Hörenſagen und Nennenhören; es kann alſo, wo von Deutſchen und ihrem Benehmen und Verhalten gegen G. die Rede iſt, nicht auf die ſämmtlichen Landsleute gezielt ſeyn, nicht auf das Volk, nicht auf die Laien; ſondern nur auf die Schriftgelehrten, die Literaturkundigen und von dieſen auch nur wieder auf die äſthetiſch-critiſch-journaliſtiſche, das übrige Publikum repräſentirende und bevormundende Caſte. Denn auch die ſtreng-wiſſenſchaftliche, deren Stichwort iſt: „mais que c'est que ça prouve?“ — „was geht uns das

---

(*) Vergl. Homer's Ilias XXII, V. 304, 305.

(**) Ebendaſelbſt V. 359, 360.

an?“ — nimmt von einem Poeten gar keine Notiz; inſofern er aber auch an der Wiſſenſchaft ſich verſucht, gilt er ihr nur als Dilettant und wird mit Verwunderung oder Zweifel, d. h. fein oder grob, auf das ne sutor oder ſein Metier verwieſen. (*)

Freilich aber muß wohl in dem moraliſchen Grundcharacter der ganzen Volksmaſſe dasjenige liegen was auf jene Weiſe nur in dem einzelnen Individuum zum eclatanten Ausbruch kommen kann. Nationalfehler wie Nationaltugenden prägen ſich in den gebildeteren Claſſen zwar in feineren aber deſto pikanteren Zügen aus. Wie die Cryſtalle, große und kleine, einer Quarz- oder andern Druſe, aus der Maſſe des Grundgeſteins in deſſen Klüfte, Riſſe, Spalten heraustreten, wo ſie Freiheit und Raum finden zu ſolchen Spitzen und Kanten anzuſchießen: ſo ſcheinen auch gewiſſe ethiſche Beſtandtheile, gewiſſe moraliſche Elemente, aus der Maſſe, aus dem Ganzen des Nationalcharacters, da wo ſie Freiheit und Gelegenheit finden, in ſolche Blüthen und Stacheln auszubrechen und ſich anzuſetzen. Dieſe Beſtandtheile ſind oben angedeutet; den freien Raum zum Heraustreten geſtattet ihnen die Preſſe; und die ſtille ungeſtörte Gelegenheit wird ihnen von der Anonymität gewährt, vorzüglich durch die literariſchen **Blockhäuſer**, in

---

(*) Mos est hominum ut nolint eundem pluribus rebus excellere; Cicero Brutus c. 21.

Vergl. G. zur Naturw. und Morphol. Bd. I. Heft 1. S. 65, 66; it. XXXII, 22. deſgl. Schill. Nr. 122, S. 253; it. 136, S. 285, 286.

denen der Schütze ſich hinter einer Nummer verbirgt,(*) ſodaß man nicht einmal ſagen kann, von wem man befehdet und getroffen wird.

Ein offener, dem Geſicht ſich ſtellender Gegner iſt ein ehrlicher, ein gemäßigter, einer mit dem man ſich verſtändigen, vertragen, ausſöhnen kann; ein verſteckter hingegen iſt ein niederträchtiger feiger Schuft, der nicht ſoviel Herz hat ſich zu dem zu bekennen was er urtheilt, dem alſo nicht einmal etwas an ſeiner Meinung liegt, ſondern nur an der heimlichen Freude unerkannt und ungeſtraft ſein Müthchen zu kühlen.

Wenn das was von einer jeden Nation gilt: ſie ſey nämlich als ein groſes Individuum zu betrachten, das irgend ein Metier, eine Profeſſion, eine Art zu ſeyn und zu leben, ſich zu nähren und fortzupflanzen repräſentirend, ſeine eigenen Tugenden und Vorzüge, aber auch entſchiedene und unläugbare Untugenden und Unarten an ſich habe, natürlich auch von der Deutſchen gelten muß; ſo dürfte bei einem bedeutenden redewerthen Anlaß und einer ſchicklichen höchſtgeeigneten Gelegenheit, wie beide ſich gegenwärtig zeigen, auch einmal von dieſer Schatten- und Nachtſeite zu reden und ſie herauszukehren für keine Blasphemie anzuſehen ſeyn.

Die gebildetſten geiſtreichſten Völker der alten Welt, Griechen und Römer, haben ſich ihre üblen und ſchlechten

---

(*) Nos numeri sumus, fruges consumere nati; Horat. könnte daher füglich als Deviſe einer ſolchen Firma auf dem Titelblatte der Zeitſchrift ſtehen. Auch verconſumiren ſie die Früchte des Geiſtes nicht anders als die andern Früchte des Feldes.

Gewohnheiten von Dichtern, Rednern und Geſchichtſchreibern vorhalten laſſen, ohne ſich dadurch beleidigt zu fühlen.

Auch den Deutſchen widerfährt es hier nicht zum erſten Mal, daß nicht lauter Liebes und Gutes ihnen nachgeſagt wird, ſondern auch gewiſſe Grund- und Erbfehler zur Sprache kommen, die eine unangenehme Zugabe und Beilage zu ihren ſonſtigen guten liebens- und lobenswerthen Eigenſchaften ausmachen.

Seit dem Beginn ihrer Literatur, vom alten Otfried an, bis in die neuſten Zeiten, lieſt man bei ihren vorzüglichſten Schriftſtellern Klagen und Vorwürfe über gewiſſe Unarten und Fehler, welche der Nation wohl ſehr weſentlich anhaften müſſen, weil ſie, wiederholter Abmahnungen und Rügen ungeachtet, immer von Neuem zum Vorſchein kommen. (*)

Warum ſollte nun, in einem ſehr prägnanten Falle, wo an einem ihrer erſten preiswürdigſten Männer, die härteſten und ſchnödeſten Ungerechtigkeiten von Leuten aus ihrer Mitte verübt worden und noch werden, es nicht erlaubt ſeyn, ſie auf dergleichen ihrer eigenen Ehre nachtheilige Handlungsweiſen nicht nur aufmerkſam zu machen, ſondern dieſe ihr auch ſo zu Gemüthe zu führen, daß ihr endlich die Einſicht zugehe, wie ſie ſelbſt auf dem ſchönſten und beſten Wege iſt, ſich nicht nur überhaupt um alle Freude und Genuß an der Welt und an ihr ſelbſt zu bringen, ſondern auch namentlich hier um den Beſitz eines ihr von Natur und Schickſal gegönnten geiſtigen Schatzes — denn was man nicht genießt

---

(*) „Naturam expellas furca, tamen usque redibit!“

beſitzt man nicht — wenn ſie fortfahre, mit Gleichgültigkeit ja Verachtung ihn liegen zu laſſen, anſtatt mit Theilnahme und Erkenntlichkeit ſich alles des Vergnügens und Nutzens zu bemächtigen, den er im reichſtem Maße ihr gewähren kann. Denn in der That, G. iſt ein ſo ſchönes reiches Vermächtniß wie es nur irgend eine Zeit der andern überliefern mag. Es iſt nicht nur in ſich und von Hauſe aus hohen koſtbaren Werthes, es integriren darin auch die ſchönſten und beſten Erbtheile ſo mancher vor- und mitzeitlicher Lebens- und Bildungsgenoſſen.

Kein deutſcher Autor hat ſoviel von Natur, Leben, Kunſt und Wiſſen in ſich aufgenommen, es mit ſeinem ganzen Weſen ſo innig verarbeitet und verſchmolzen, es durch und in ihm ſelbſt der Welt mitgetheilt, wenn ſie es anders ſehen, erkennen und nutzen will, als eben Er.

Es circuliren in ihm des Geiſtes großartigſte und fruchtbarſte Ideen, des Herzens edelſte und zarteſte Gefühle, der Sinne feinſte und mannigfaltigſte Empfindungen, des Lebens weiſeſte Vorſchriften und Maximen, um zu Tugend und Glückſeligkeit zu gelangen.

Nur erſt eine ruhige, leidenſchaftsfreie, allein auf Wahrheit ausgehende Folgezeit wird in der Faſſung ſeyn, dieß alles mit Freuden gewahr zu werden, mit Liebe feſtzuhalten, und durch Wort und That in eine allgemeinere Bildung zu verwenden.

Möchte es daher dieſer Schrift gelingen, nur einiges nicht ganz Unbedeutende zu genauerer und beſſerer Kenntniß, zu verdienter allgemeinerer Anerkennung, zu ſteigender Werthſchätzung und Benutzung des verkannten mannigfaltigen Guten und Schönen, welches der Nation in Goethe's Daſeyn und Wirken zu Theil geworden, beizutragen; dann dürfte wohl auch die Art wie es nach Maßgabe der Umſtände nur geſchehen konnte, um der guten Abſicht willen, Entſchuldigung finden, und der Verfaſſer in dem Bewußtſeyn einer heiligen ihm beſonders obliegenden Pflicht, die Manen ſeines großen Wohlthäters gegen ungerechten Tadel, unziemlichen Muthwillen und freche Beleidigung zu ſchützen und zu vertheidigen, nachgekommen zu ſeyn, ſich hinreichend belohnt fühlen.

weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn: und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmahl mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude, bey Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Nahmen! erzählt die Sache an ſich! — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreyfach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmahl nicht anders ſeyn könnte — Schafft mir

I. Einleitung.

Goethe iſt ein literariſches Monument ſeines Jahrhunderts, andern plaſtiſchen oder architectoniſchen Monumenten darinn gleichend, daß es wie dieſe von geweihten und ungeweihten Händen beſchrieben und bekritelt worden. Wie die Memnonsſäule mit Inſchriften aller Art tätowirt, erſcheint es zugleich als lydiſcher Probierſtein, woran ſich der verſchiedene Gehalt edler und geringer, reiner und legirter Metalle angeſtrichen, ſo daß vom Dukaten- und Kronengolde bis zum Conterfech keine Nüance fehlen dürfte, und die Nation ſich in dem verſchiedenen Gehalt und Werth ihrer Individuen einem moraliſch-äſthetiſchen Wardein zur Beurtheilung ſelbſt hingiebt. Daß aber nicht eben lauter metalliſche Inſcriptionen daran haften, ſondern auch ganz andere, hat es ebenfalls mit den öffentlichen Monumenten des lieben Vaterlandes gemein, vor denen es weder Schlangen noch Kreuze ſchützen können, zumal in Zeiten, wo der allgemeine Ruf *Ἐλευθέρα Κέρκυρα* .... ertönt, und alle beſonderen Freiheiten (Privilegien) in der einen Ungebundenheit aufgehen, die keine Gène, welcher Art ſie ſey, zuläßt und das **puo servirsi, la per tutto, dove vuol** ländlich ſittlich wird. [XXVII, 42.]

Alle Fehler des Herzens und alle Mängel des Verſtandes ſind in den Urtheilen über G. laut geworden. Haß von

Juden und Chriſten, Eiferſucht und Neid der Zunftgenoſſen, Mediſance des großen und kleinen Pöbels, Bigotterie und Prüderie, Fanatismus und Verketzerungsſucht, Gelehrtenſtolz und Philiſterei, Dünkel und Rechthaberei, Muthwillen und Impertinenz bis zur Inſulte.

Ich nenne die In- und Anhaber dieſer gehäßigen Leidenſchaften nicht, ſie geben ſich ſelbſt kund in den gegen G. erſchienenen Pamphleten, in den förmlichen Kritiken, in den beiläufigen Urtheilen der Journale und Zeitblätter; ſie können aber, auf Verlangen, nach Stand und Würden nahmhaft gemacht, und als Epimetron dem Schluſſe dieſer Relationen zugegeben werden.

Freilich auch löbliche Tugenden ſprachen dazwiſchen und ließen Wohlwollen, Gerechtigkeit, Billigkeit, Dankbarkeit und Pietät vernehmen, jedoch nicht in der Maſſe, daß ſie an Zahl, Stimmen und Erfolg jene überwögen, und G's. Bemerkung: daß, „weil der Menſch zur Hälfte gelobt und zur Hälfte getadelt würde, alles wieder ins Gleichgewicht komme," hierdurch in genaue Erfüllung gegangen wäre.

Denn in der Mitte zwiſchen beiden ſtehen die amphibiſchen Naturen, die ihn loben, um indirect tadeln zu können, die ins Angeſicht ſchmeicheln und hinterrücks höhnen, die in geheimen Klatſchbriefen ſich ganz anders als öffentlich äußern, die nach ſeinem Tode, wo ſie reden könnten und ſollten, auf einmal und für immer ſchweigen.

Es iſt keiner von ihnen, der Ihm nicht etwas abzubitten, keiner, dem Er nicht etwas zu verzeihen hätte!

Man glaubt ſich in eine Clique verſetzt, wie die iſt, welche Rameau's Neffe ſchildert [XXXVI, 53], wenn man Urtheile wie folgende vernimmt, die darauf hinaus laufen, G. ſey ex omnibus aliquid et in toto nil geweſen.

Ein ganzer Menſch geweſen zu ſeyn, wird ihm von mehreren, Männern wie Frauen, abgeſprochen. Er war kein wirklich Liebender, klagen dieſe, kein beſtändiger Freund, bedauern jene.

Kein Chriſt, ſeufzen die Frömmler; aber auch kein rechter Heide, wie die Philologen einwerfen; auch kein wahrer Muſelmann, wie die Orientaliſten nachträglich bemerken.

Ein Genie nun gar nicht, ein Talent allenfalls; als Poet nur ein halber, in der Jugend, nicht mehr im Alter. Denn hier „ſpielt er den abſoluten König" und nicht „den conſtitutionellen Dichter." So ſagen Dichter und eines Dichters Gattin.

Kein Naturforſcher, höchſtens ein Dilettant; denn er war kein Mathematiker, urgiren die Facultiſten. Kein Philoſoph, am wenigſten ein Dialectiker, dies negiren die Hegelianer.

Kein Hofmann ſogar, und obwohl Miniſter, doch wieder kein rechter; kein Geſchäftsmann, wenigſtens kein Actenmenſch, kein Canzleiverwandter, nach Ausſage der Subalternen.

Endlich kein Deutſcher, kein Patriot, kein Demokrat. So lautet beſonders die Rüge und das Jodute-Geſchrei des Jungen-Deutſchlands.

Schließlich aber vereinigen ſich alle, Juden und Chriſten, in dem unisono: „Er war ein Egoiſt."

Gott ſey Dank! ſo war er endlich doch Etwas, und da Gott und Natur ihn ſo wollten und ausſtatteten [III. 146. 282; V, 105. 112], noch dazu was Rechts: [V. 73] ein Ich, eine große ſelbſtſtändige **Monas**, (*) die zuerſt ſich ſelbſt ausbildete [Z. 843, 851], um auch für andere Etwas zu werden und zu ſeyn; die als Mittelpunkt viele Kleinere und Kleinſte anzog, ihnen zu Beſtand und Exiſtenz verhalf, und auch, nachdem ſie verſchwunden iſt, noch vielen andern in der von ihr verlaſſenen Atmosphäre [L. 72] Subſiſtenz gewähren wird. Denn das Schreiben und Commentiren über G. wird nicht aufhören, ſondern erſt recht angehen, ſo daß, die Bibel und Homer ausgenommen, kein Autor ſo viel Ausleger ſpeiſen und tränken dürfte, als eben dieſer ausgiebige Egoiſt, der ſich mit Leib und Seele ſo Vielen zum Beſten giebt. [II. 298.]

Doch dieß alles wird ſich, im Verlauf dieſer Relationen, welche ſämmtliche Vorwürfe berühren und hoffentlich beſeitigen werden, genügender herausſtellen.

Zwar könnte man ruhig ſeyn und gelaſſen zuſehen, wie alle dieſe Mißwoller und Mißreder „ſich nur ſelbſt vernichten" [A. in Q. 136] — ſich in alle Ewigkeit proſtituiren, indem ſie Kopf und Herz compromittiren — wenn ſie ſo ganz falſche, völlig liebloſe Begriffe von ihrem Mitmenſchen verbreiten, und das aus heiler Haut — denn Niemand treibt ſie dazu, als ihr eigener egoiſtiſcher Neid [II. 256, III. 295] — man könnte ſogar ſchadenfroh darüber ſeyn, wenn man, eine calviniſtiſche Gnadenwahl ſtatuirend, ſie als zwar berufen, aber nicht auserwählt, zu den ohnehin Verlorenen und ſich ſelbſt Verdammenden zählen dürfte. Einer humanen und chriſtlichen Anſicht muß es dagegen weh thun, eine entweder muthwillig-boshafte oder grob-einfältige Verken-

---

(*) Zur Naturw. I. 4. 314.

nung wahrzunehmen, die den ſittlichen Werth der Inhaber ſehr vermindert.

„Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern iſt es und Euch ein Gift.“ [III. 274.]

„Wer einen Künſtler nicht will gelten laſſen,
Ihn meuchlings untergräbt und ſchmählich richtet,
Der macht nicht Ihn blind, nein, die tauſend Menſchen,
Die Freude an ihm hatten, an ihm hätten.“

Leopold Schefer.

Und alle dieſe und noch gehäſſigere über G's. Charakter, Leben und Schriften circulirende Beſchuldigungen, Schmachreden und Kritiken, — doch nur Documente und Teſtimonien der Unkunde des Unverſtandes und der Liebloſigkeit (*) ihrer Urheber — vernimmt die edle deutſche Nation ſeit ſechszig Jahren mündlich wie ſchriftlich, zur angenehmen Unterhaltung und Zeitvertreib, ohne daß es ihr im geringſten beiginge: Wer ſolchen offenbaren Verläumdungen leichtes Gehör gebe, laſſe an ſeinem Charakter oder an ſeinem Verſtande zweifeln; (**) ja noch mehr, wer ſie mit Wohlgefallen anhöre, mache ſich zum Mitſchuldigen des Verläumders. (***)

(*) „Ungenügende Kunde führt zu Unrecht und Verläumdung. Warum frägt nicht jeder ſein Bewußtſeyn, ob er denn auch über das Vorliegende urtheilen könne?“

Niebuhr.

(**) „Wer böſem Leumund allzuwillig Glauben ſchenkt,
Entweder ſelber iſt er von Charakter ſchlecht,
Wo nicht, doch an Verſtande völlig wie ein Kind.“

Menander.

(***) *Qui dicunt sermones cum audientibus communicant; qui vero libenter audit contumelias, cum minore periculo pari voluptate fruatur atque is qui dicit, in eâdem causâ est.*

Celui qui tient des mauvais discours rend ses complices ceux qui l'écoutent. Applaudir aux injures, goûter le plaisir de la médisance sans en faire soi-même les frais, c'est en devenir coupable.

Iuliani Misopogon

Gewiß iſt doch: hätten alle die, welche Wahrheit und Gerechtigkeit lieben, — mögen ſie nun ſpecielle Freunde und Verehrer G's. oder nur entfernte unbetheiligte Zuhörer und Zuſchauer ſeyn, — zu rechter Zeit ein ernſtes Wort geſprochen und der deutſchen Afterkritik den Spiegel Ubaldo's vorgehalten, um ſie in ihrer ſcheuslichen Baſilisken-Geſtalt ſich ſelbſt erblicken zu laſſen; der Unfug würde nicht zu einem ſolchen Extrem gediehen ſeyn, daß alle rechtlichen Leute mit Grauen und Abſcheu vor dieſen kritiſchen Revolutions-Tribunalen erfüllt ſeyn müſſen.

So nimmt ſich alſo in Deutſchland auch nicht der Freund des Freundes an, der Verehrer nicht ſeines Patrons, ſondern man läßt die Sache eben gehen, ſo lange wie es will, — wenn nicht einmal auch hier eine „Naturempirie," wie wir ſie im Kleinen und an einem *corpore vili* erlebt haben, dem Dinge ein unerwartetes unerfreuliches Ende macht — oder nimmt wohl gar die Miene an, zu thun, als hätte das alles nichts zu ſagen gehabt, oder wäre gar nicht geweſen; als hätte man den ſo arg Gemißhandelten nie anders, als einen von aller Welt geſchätzten, berühmten Mann gekannt; als wäre es nur eine Stimme, nicht Deutſchlands allein, ſondern des ganzen Europa's, die ihn als ein Wunder der Zeit ausrufe.

So wenig weiß man, oder will es wiſſen, daß die Stimme des böſen Leumunds bereits ins Ausland drang und dort, zumal bei den Stubborn's und Blockheads, eben ſolche Vorurtheile erweckt hat, als leider im eigenen Vaterlande graſſiren.

Das Empörendſte von dem ganzen Verfahren aber iſt noch dieß: nachdem man ſich auf das Schändlichſte und für die Nation — die freilich ſtillſchweigend zuſah und das alles ruhig geſchehen ließ — (*) Ehrenwürdigſte aufgeführt, ſich zu ſagen erfrecht: „es ſey gar nicht nöthig, G. zu vertheidigen, die Stimme der deutſchen Nation, der Beifall von ganz Europa habe die Angelegenheit erledigt.“ —

„Wozu der Kampf um G's. Leiche? Die Sache könne man ohne Gefahr als längſt abgethan betrachten. Dem wahrhaft verſtehenden Theil des Publikums ſey der Angriff auf G. von Haus aus lächerlich, zum Theil ſelbſt in ſchlechter niedriger Abſicht erſchienen.“ [**Phönix 1837 Nr. 204.**]

„Das ſey nun einmal ſo: (**) in der ganzen Literatur ſey kein Beiſpiel, daß Kritiker und Kläffer je vermögend geweſen, einen großen Dichter ſeines Ruhms und ſeine Werke ihrer ewigen Dauer zu berauben. — Aber ihm doch den Tag zu verderben! [III. 243.] Alle literariſchen Angegriffenen und Verunglimpften ſollten es machen wie Klop

---

(*) „Uns Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Menſch den Blick zur Seite kehrt.“ — [II. 269.]
„Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch ſchmähn und ſchimpfen noch vielmehr.“ [IV. 329.]

(**) „Wie natürlich es doch ſolche Sittenrichter finden, daß ein Autor Zeit ſeines Lebens ſeine beſten Bemühungen verkennen, ſich retardiren, necken, hanſeln und hudeln laſſe, weil das nun einmal ſo eingeführt iſt! Und dabei ſoll er geduldig, ſeiner hohen Würde eingedenk, mit übereinandergeſchlagenen Händen, wie ein ecce Homo daſtehen. . . . .“

[G. in Schillers Brfw. Nr. 378, d. 24. Nov. 1797.]

„Das Chriſtenthum ſetzt jeden in den Naturzuſtand (der urſprünglichen Gleichheit) zurück, ohne ihm die Moyens dazu zu geben. Daher iſt jeder gefährdet, der eigentlich der mächtigere iſt: denn er darf ſeine Macht nicht gebrauchen. Daher befinden ſich alle Lumpe ſo vortrefflich dabei: denn man kann ihnen nichts anhaben.“

G. mündlich, d. 15. Febr. 1813

ſteck; der große Dichter, ſeines Werthes ſich bewußt, ſchwieg und ging ſeinen Weg.“ (Converſationsblatt 1825 September Nr. 220.)

Nun frage man, oder beantworte vielmehr ſich ſelbſt: „ob man einem Menſchen, ich will gar nicht einmal ſagen einem verdienten Autor, ungerechter, ſchmählicher, ſchändlicher, ſtrafwürdiger mitſpielen kann, als durch eine ſolche Zumuthung? Beſtehen denn nicht die gedruckten Lügen, Verläumdungen, Anfeindungen und Gehäſſigkeiten immerfort in und mit der Literatur? und ergreift ſie nicht jede neue Generation als authentiſche Ueberlieferung, als Evangelien, welche kein Synoptiker in Harmonie bringen kann, ſondern eines jeden Verſtand und Gewiſſen anheim geben muß, was und wieviel er davon glauben kann und mag? (*)

Alſo nicht einmal vertheidigen ſollen den Autor Ehre und Recht liebende Männer, wenn er es ſelbſt nicht kann oder nicht will? Das audiatur et altera pars, das auch die Heiden erkannten, ſoll alſo bei der chriſtlich-frommen, mit

---

(*) Da iſt man auch über die großen Menſchen des Alterthums nicht im Reinen. Von der Perſon, [illegible] iſt immer Etwas auf die Nachwelt übergegangen, da eine Zeit ja der andern überliefert [illegible] wie ſchon Thukydides bemerkt:

„Die Menſchen nehmen eben gar zu leicht die Erzählungen von den Begebenheiten alter Zeiten, ſelbſt aus ihrem Lande, wenn ſie geſchehen, ohne Unterſchied und weitere Prüfung einer von dem Andern anzunehmen.“ — „So wenig Mühe geben ſich die meiſten Menſchen bei Erforſchung der Wahrheit, ſo ergreifen lieber das erſte das beſte daraus.“ (Thukydides Buch I. c. 20.)

Und Tacitus beſtätiget:

„So iſt alles Große zweifelhaft, indem Einige jedes Gehörte bewieſen achten, Andere das Wahre zum Gegentheile verdrehen; und Beides wächſt bei der Nachkommenſchaft.“ (Tacitus Annal. III. c. 19.)

Gerechtigkeit ſich brüſtenden, deutſchen Nation nicht mehr gelten? ſondern nur:

„Kommt laßt uns alles drucken
— — — — — — —
Nur ſollte keiner mucken,
Der nicht ſo denkt wie wir.“ [III. 267.]

Ausgemachten Verbrechern ſogar giebt man Anwälte zu, und für einen ſchuldloſen, edlen moraliſch-äſthetiſch-wiſſenſchaftlich gebildeten, um die Nation mannigfach verdienten Mann ſoll ſich keine Stimme erheben, welche die Beſchuldigungen des Irrwahns und der Bosheit abwehrend ihn im beſſern und wahren Lichte zeige? Nicht Er nur ſoll ein für allemal abgethan ſeyn, auch ſeine Schriften, die Documente, aus denen ſeine Rechtfertigung geführt werden kann, ſollen der fernern Einſicht dadurch entzogen werden, daß man ſie verſchreit, „als vergangen, veraltet, das Intereſſe unſerer Zeit nicht befriedigend und ausfüllend, ja durch manche Elemente derſelben gefährlich wirkend.“(*) Der Autor alſo und ſeine Freunde ſollen alles gut ſeyn laſſen und ſchweigen, bis es den Widerſachern von ſelbſt einfallen werde, anders zu denken, und den unverſtändig und willkührlich Unterdrückten eben ſo willkührlich und einſichtslos zu erheben, und mit dem, was ihnen eben erſt ein Schandfleck däuchte, als mit einer Zierde der Nation und der Zeit zu prunken und groß zu thun?

In gerechtem Unmuth über ein ſolches bei keiner Nation erhörtes Verfahren könnte man faſt wünſchen, die ſämmtlichen Schriften G's. würden, da die gewöhnliche deutſche

---

(*) Gerade ſo verſchrie Nicolai den Werther. [XXVI. 283.]

Inquiſitions-Cenſur durch Verſchweigen (XXXII, 194 f.) zu ſpät käme, durch einen Index prohibitorum der Leſewelt entzogen, die dafür ihre endloſen Novellen und Novelletten heißhungrig, wie der Lazzarone ſeine Maccaroni, verſchlingen möchte. Denn einmal ſo discreditirt und verrufen verlangt nach ihnen weder das Alter, noch die Jugend, da die Sprache veraltet, und die Dichtungen ohne Zeitintereſſe, ja in ihren Tendenzen gefährlich ſeyn ſollen.

Möchte Er alſo bey ſeinen gleichfalls ungeleſenen Alten ruhen, der alte Heide, bis die Zeit kömmt, daß jene, in abermaliger Palingeneſie, die verdumpfte, in weltlichen und geiſtlichen Irren und Wirren befangene Chriſtwelt aus ihrer Lethargie von neuem wecken und in ein humaneres, wahrhaft freies Geiſtesleben verſetzen. Ein Buch wird doch immer erſt gefunden, wenn es verſtanden wird. (Schill. Nr. 305.) Dann dürften auch die bereits für das Schweinefleiſch gewonnenen Epiſcopalen und Recutiten einer völligen Emancipation für alles Fleiſch vollkommen froh zu werden hoffen.

Wahrlich, man möchte mit Wieland (*) es für ein Unglück halten, ein Deutſcher geboren zu ſeyn, wenn es grundſätzlich geſchieht, wenigſtens ohne Einſpruch und Abwehr der Nation. —

„Die uns — ſcheint es — erſt recht erhaben [illegible],
Wenn all ihr Würdiges iſt verſpielt.“ (IV, 371.)

daß ihre edelſten Mitglieder unbillig und widerrechtlich geſchmäht und gelaſtert werden, als würde nicht ſie ſelbſt in ihnen mitgekränkt, deren Ruhm ſich doch aneignet, wer ſich's

---

(*) Siehe [illegible]

dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bey ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt du Recht! Nur Eins, mein Beſter! in der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder, Oder, gethan, die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannigfaltig, als zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzuſtammen. [XLIX. 127.] Denn auch die wirklichen Mängel und Unzulänglichkeiten eines Autors entſpringen nicht alle aus ſeinem Individuum, ſondern auch aus denen ſeiner Nation ſelbſt und der jedesmaligen Zeit. [XXXVI. 169.]

Daß einer nicht ſoviel Genie, ſoviel Originalität zeigt, als man wünſcht, oder erwartet, wenn gerade das Zeitalter ſelbſt nicht bei Caſſe iſt (*) — da man beide nur erſt kürzlich hat kennen lernen [XLVIII. 148] —, wie kann man das rügen, da nun einmal die Deutſchen überhaupt keinen Ueberfluß daran haben, und es übrigens ſchwer halten möchte, in „einer längſt gemachten Welt [V. 118], wo eben alles ſchon gethan, geſchrieben und gedruckt ſteht" [IV. 391] und man „die Ueberlieferung gar nicht los wird" [IV. 392], als **Autodidakt** etwas anders zu ſeyn, „als ein Narr auf eigene Hand" [II. 292; XLVII. 144; Z. Nr. 851], der im Stande iſt, zu ſagen: pereant qui ante nos nostra dixerunt. [XLIX. 126. 127.] Ein Wunder iſt es vielmehr, und man kann ſchon zufrieden ſeyn, wenn einmal etwas auftaucht, was ſo ausſieht, wie Genie und Original, aber freilich auch meiſt darnach iſt. [XLVII. 244.]

Wie kann man Nachahmung ſchelten, wenn die ganze Nation zum Nachahmen geſchaffen und erzogen und geſchult iſt, ſo daß ſie nicht nur das Fremde, ſondern Einer den Andern ſelbſt nachahmt? wie kann man es dem Einzelnen zum Verbrechen machen, nicht patriotiſcher geſinnt zu ſeyn, als

---

(*) „Jemehr das Jahrhundert ſelbſt Genie hat, deſto mehr iſt das Einzelne gefördert." (Br. zw. Schill. Nr. 703, S. 758; ſ. Bd. XXXIX, S. 75.)

die Uebrigen, als die ganze Nation,(*) die in dem Beruf und Verdienſte „der Träger der chriſtlichen Religion — wenn's nicht richtiger zu ſagen iſt, der Trägel (**) der päpſtlichen Hierarchie — zu ſeyn“ und zu gelten,(***) ſich kirchliche wie politiſche Despotie lange genug gefallen ließ, ehe ſie nur halbe Anſtalten zu ihrer Befreiung traf? ja von der die Democraten, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, behaupten: ſie ſey dazu beſtimmt, nicht patriotiſch, ſondern cosmopolitiſch zu ſeyn.

Jede Nation iſt auch nur als ein großes Individuum zu betrachten, das, gleichwie das kleinere und kleinſte ſeine Stimmung, Geſchäfte, Tendenzen, durch Tagesſtunden, Jahreszeiten und Lebensperioden, ſo die ſeinigen durch Luſtra, Decennien und Secula durchführt, deſſen Kräfte bald patent, bald latent, bald frei, bald gebunden erſcheinen, und ſomit zu einer Zeit nicht leiſten, was zu einer andern gelingt. Wenn man Mehr und Anderes von Einem verlangt, ſo müßte er auch Mehr und ein Anderer ſeyn, als er eben iſt, und ſo hebt ſich die Forderung von ſelbſt auf.

Lächerlich und unnütz iſt doch eine Kritik, die entweder rügt oder bedauert, daß eine Tulpe keine Roſe iſt und umgekehrt; und doch in dieſer Art verfährt die deutſche bereits ſeit Leſſing bis auf das neueſte Tageblatt. [IV, 324.] Man

---

(*) Virtutes iisdem temporibus optime aestimantur quibus facillime gignuntur. Tacit. Agricolae vita c. 1 ein Satz, der auch umgekehrt gilt, zumal hier.

(**) S. Friſch (Joh. Leonh.) Teutſch-Lateiniſches Wörterbuch unter Trägel.

(***) Cur nomen Teutonum Apostolicae Sedis [illegible] [illegible]? [illegible] Pico Mirandolanus, und ein Jesuit fragt es wieder hört immer nur das ſubjective: „es gefällt mir," oder „es gefällt mir nicht," — „das muthet mich nicht an" [II. 245]; — „ich würde es anders gemacht haben," wie es Herders Art war [Br. an Merck Nr. 46, S. 102], oder, „warum hat man es nicht ſo gemacht!" [III. 275.] Und auf dieſen einſeitigen, ſubjectiven, individuellen Standpunkt thun die Deutſchen ſo groß und dick, als wenn ſie allein die kritiſchſte Nation wären? Kritiſch allerdings iſt ein ſolcher Zuſtand und ſo, daß er endlich zu einer Entſcheidung, zu einem Ende kommen muß: denn es wird nichts dadurch weder geſchaffen noch geſchafft, ſondern nur gehemmt und vernichtet, und die Nation könnte noch einſt das Schickſal haben, wie die, mit der ſie übrigens ſchon viel Aehnlichkeit hat, in alle Welt zerſtreut zu werden, wo dann die Einzelnen in fremden Landen ſich beſſer vertragen und zuſammenhalten, alſo mehr Patriotismus haben dürften, als in ihrem Vaterlande. Vergl. Bd. XXXIII. 108.

Veraltet und alſo antiquirt und zu antiquiren wäre G's. Sprache und Schreibart?

Wie ſpricht man doch von veraltet, als wenn Etwas Nichts wäre, weil es geweſen iſt? Gerade dadurch iſt es, daß es war.(*) War es denn nicht einmal wirklich, gegenwärtig, lebendig, ſey's im Thun, im Wiſſen, im Glauben? War Das nicht Etwas, was und wie man lebte, liebte, dichtete, philoſophirte, Gott und Menſchen diente?

(*) „Nichts vom Vergänglichen,
Wie's auch geſchah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da." [III. S. 247.]

Wäre das der Fall, daß alles Vergangene in Kunſt, Wiſſen, Leben ſo gut wie Nichts ſeyn ſollte, weil es jetzt nicht mehr gilt — nach dem eigenſüchtigen Grundſatz: „Nur der Lebende hat Recht" — ; ſo iſt auch für unſer jetziges Wiſſen Können und Thun nicht ein Deut zu geben: denn es iſt auch Nichts, und wird Nichts geweſen ſeyn für die Nachkommenden, wenn ſie eben ſo albern denken und reden.

Warum ſtudirt man Geſchichte? warum erlernt man die alten todten Sprachen, die mehr als veraltet, die gar nicht mehr ſind, als zur Beglaubigung unſerer Gedanken und Gefühle, die uns dann erſt vollkommen wahr und zuverläſſig däuchten, wenn ſie uns als ſchon dageweſene, mithin wirkliche, nicht blos mögliche entgegenkommen. Und iſt denn in der alleinbeliebten Neuzeit auch wirklich alles nagelneu? Sind unſere Städte, unſere Häuſer alle von Heut und Geſtern, und nichts daran oder darin veraltetes? nichts vom Ahnherrn, vom Großvater, vom Vater her? kein Rococo an Hausrath und Kleidung? iſt alles nach dem neuſten engliſch-franzöſiſchen Mode-Geſchmack? Und in unſerer Sprache, giebt es da nicht über tauſend Jahr alte Worte, Formen, Analogien, Idiotismen, deren wir uns fortwährend bedienen, wie ſehr auch der Geiſt allgemeiner Gleichförmigkeit hier aufzuräumen arbeitet und Jeder, weil er reden kann und redet, auch in die Sprache drein reden zu können vermeint? [XLIX, 57.] Was red' ich nur von Worten und Formen? — In unſerm ganzen Denken und Vorſtellen herrſchen neben der modernſten Philoſophie altjüdiſche und urchriſtliche Begriffe, die ſich weder mit den Naturanſchauungen, noch mit den Lebenserfahrungen, noch mit der Vernunft vertragen wollen, und je mehr man ſie zu ſublimiren ſucht, nur deſto mehr in Rauch und Dampf aufzugehen drohen.

Iſt denn aber der alte G., trotz dem, daß er die Juli-Revolution noch erlebte, in ſeiner Sprache bereits ſo veraltet; dann laſſe man ihn lieber ganz ungeleſen, wie alle frühern Poeten und Proſaiſten, oder klaube höchſtens hie und da ein brauchbares rein altdeutſches Wort, irgend eine bequeme Satz-Wendung, einen glücklichen, wohlklingenden Reim heraus — wie es z. B. aus Opitz und den ſchleſiſchen Dichtern geſchieht — und verwebe und verwirke ſie, gleich Gold- und Silberlahn, verzwirnt mit den ſubtilen Hirngeſpinnſten unſerer Muſen, etwa zu neuen conſtitutionell-lyriſchen Banderolen, zu oſtweſtlich-epiſchen Shawl-Teppichen, nur ums Himmelswillen in keine dramatiſchen Haute-liſſen: denn „nirgends merkt man das Veraltete in Sprache und Sitten früher als auf der Bühne." [Z. Nr. 160, S. 429.]

Aber wenn man in Sprache und Styl ſo heickel iſt, daß nur die allerneueſte Mode genügt, warum geht man denn ſo weit in das Leben und die Sitten des obſoleten längſt antiquirten Mittelalters zurück? warum führt man uns vor zerfallene Ritterburgen und verräucherte Dome? warum kramt man die altdeutſchen Trachten um ſich aus? warum zeichnet, ſticht, malt man mit ſo ſteifer und unbeholfener Hand und Manier, wie nur fromme Kloſterbrüder und tutti frati es immer vermochten? Iſt ja doch dieſer naive Behelf einer erſt wiedergebornen Kunſt, auch eine anjetzt veraltete Sprache und Ausdruckweiſe, veralteter als je eine gebildete Schrift-Sprache nach hundert und mehr Jahren ſeyn kann: ſonſt läſen und hörten die neumodiſchſten aller

Völker, die Franzoſen, nicht noch immer ihren Corneille, Racine, Molière mit patriotiſchem Vergnügen. Gott! und was ſoll erſt aus dem alten Homer, aus Sophocles und allen den großen Autoren der heidniſchen Vorwelt werden, deren Sprache für immer und ewig veraltet iſt, wenn das Veraltete ſogleich Nichts, ja noch weniger wie Nichts iſt!

Ein übertriebener, bis zum Unverſtändlichen gehender Purismus, eine mit ſchnöder Gewalt ohne alle ſchonende Umſicht durchgeſetzte Gleichförmigkeit in den Biegungs- und Bildungsformen, ein gänzliches Ausmerzen aller Anomalien und Idiotismen und dergleichen macht Sprache und Styl noch nicht muſter- und meiſterhaft, obſchon mancher dieſer neuen Styliſten jene vermeinten Vorzüge in ſeiner eigenen diplomatiſchen Schreibart behaglich ausſchmeckend (ſavourirend) ſich nicht wenig darauf zu Gute thut. Sonſt ſtünde es — von den Anomalien und Idiotismen der alten Sprachen nicht zu reden, die man nicht recht zu kennen ſcheint — um die jetzige Weltſprache, die engliſche, ſehr ſchlecht; und Shakſpeare und Byron hätten aus dieſem Geſchiebe und Gerölle zerbröckelter und verſchwemmter Wortformationen, nach einer ſo monotonen Syntax, nicht Werke bilden können, die das Kreuz unſerer Ueberſetzer und das Ideal und Idol unſerer Dramaturgen ſind.

Wahrlich G. hatte recht zu ſagen:

„Das junge Volk bildet ſich ein
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſeyn.“
[II, 247, coll. LIII, 3.]

Und wenn er hinzuſetzt:

„Möchten ſie doch zugleich bedenken,
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.“

ſo ſchwante dieſem weiſſagenden Bakis etwas von dem, was er anderswo von einem Teſtamente ſagt, er denke keineswegs daran:

„Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.“ [III, 294.]

Ja wohl halten ſie es anders: die Welt hat ſich verkehrt:

„Sonſt wie die Alten ſungen,
So zwitſcherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen ſingen,
Soll's bei den Alten klingen.“ [XLVII, 234.]

Eine Sprache und Schreibart, die zu allen Zeiten gleich üblich, gleich verſtändlich, gleich angenehm und gefällig wäre, müßte wie die Paſilalie freilich erſt noch erfunden werden, oder vielmehr Sprache und Styl müßten ſich durch die rollenden Jahre und die immer neu und originell ſeyn wollenden Generationen mit mehr als chineſiſcher Conſtanz und Conſequenz durchzuführen und zu erhalten wiſſen; es müßte Einer ſchreiben wie der Andere, da doch Keiner denkt wie der Andere. Da dieſes nun zu den unmöglichen Dingen gehört, ſo möge G's. Sprache und Schreibart nur immerhin veralten, wie weiland die vorweltlichen Schriftſprachen, um dereinſt als eine ſolche von neuem ſtudiert zu werden, und eben die Wirkung und den Einfluß zu haben, den jene auf die Bildung deutſcher Sprache und Schreibart ſeither behaupteten, bis auf die Invaſion eines abgeſchmackten Jargons, aus lauter wiſſenſchaftlichen, techniſchen und ſocietätiſchen Anſpielungen, Gleichniſſen und Bildern Jean-Pauliſch, wie aus Zettelkäſten, zuſammengedrillt, den man uns für den wahren Styl der Proſa anzupreiſen unmündig genug iſt.

Was aber die Nichtbefriedigung des gegenwärtigen Zeitintereſſe's durch G's. Schriften betrifft, ſo würde dieſes auch durch keine Literatur der Welt befriedigt werden können, da es blos materiell iſt; das Gefährliche ihrer Tendenz aber dürfte nur in einer Gegenwirkung gegen den ſchlechten Geſchmack der Gegenwart und ihrer Repräſentanten zu finden ſeyn.

Sind nun in dem bisher Vorgetragenen nur die Anklagen mißwollender Gegner, die G'n. nur aus der Ferne und auf leere und falſche Gerüchte hin zu beurtheilen ſich herausnahmen, zu hören geweſen; ſo ſollten dagegen auch die wohlwollenden Geſinnungen, die günſtigen Urtheile anderer, die ihm näher ſtanden, und aus perſönlichem Umgang ihn zu ſchildern ſich bemühten, in Betrachtung gezogen werden. Aber auch unter dieſen finden ſich beſonders zwei, deren Schriften, bei der löblichen Tendenz Goethen in ein vortheilhaftes Licht zu ſtellen, ja ihm alle Liebe und Ehre zu erweiſen, dennoch durch die Verbreitung ſo vieles Einſeitigen, halb oder ganz Falſchen, ja Erlogenen mehr geſchadet als genutzt haben. Von dieſen muß noch, ehe wir auf ihn ſelbſt kommen, geredet werden; es müſſen die Leitern, die um ſein Standbild, theilweis in der Nähe zu betrachten, angelegt worden, beſeitigt werden, um einen ganz freien Anblick deſſelben zu gewinnen: es ſind die Schriften von Johannes Falk und Bettine Brentano.

II. Johannes Falk.

Ueber ſein Buch: „Goethe aus näherem perſönlichen Umgang dargeſtellt,“ herrſchen zu günſtige Meinungen. Man ſpricht von ſeinem ſchönen Talent der Charakter-Auffaſſung; (*) das mag allenfalls im Komiſchen und von ſolchen Figuren gelten, die Falk überſehen konnte; einen Charakter aber wie G's. zu ſchildern, ohne ihm etwas von ſeiner falkiſchen Art und Weiſe zu leihen, möchte wohl nicht ſeine Sache geweſen ſeyn.

Daher leidet ſchon die Glaubwürdigkeit ſeiner Relationen vielfache Zweifel, ſowohl auf den Stoff als auf die Ausdrucksweiſe geſehen; nicht zu rechnen, daß er ſowohl anfangs in einer zu entfernten Stellung von G. ſich befand, als zuletzt auch, durch die Sinnesänderung, die mit ihm ſelbſt vorgegangen war, zu wenig in nähere Berührung mit G. gelangen konnte. — Umgang iſt ein Wort von ſchwebender Bedeutung, da man eben ſo miteinander als blos einander Umgang haben kann und mag.

Falk's brillianteſte Zeit fiel in die Jahre von 1806 bis 1814, wo er ein öffentliches für Stadt und Land erſprieß-

---

(*) Preußiſche Staatszeitung von 1836, Nr. 155.

liches Leben führte, ſich auch perſönlich zu einer anſehnlichen, früher ihm ganz und gar abgehenden Erſcheinung herausgebildet hatte, und für eine der literariſchen Notabilitäten Weimars gelten konnte. In dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons, einem franzöſiſchen Commiſſair nicht unähnlich, mit ſchwarz beſiedertem Dreimaſter und goldner Agraffe, ein oſtindiſches Taſchentuch vor dem Mund haltend, und mit ſchlau-ſatyriſchen Falkenaugen umherblickend, ſah man den neuen Legationsrath ſtolz durch die Straßen wandeln, dreiſt und frei in die Zimmer ſeiner Gönner, Freunde und Bekannten treten.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wollte ſeitdem nicht mehr viel beſagen; er widmete ſich der Erziehung der durch die Kriegsläufte verwaiſten und verwahrloſten Kinder aus den unterſten Claſſen und ſtiftete hier ungemein viel Gutes, ſo daß ſein Name unter den Wohlthätern Weimars eine rühmliche Stelle einnimmt. Dies darf jedoch nicht hindern, ihn von ſeiner genialen, geſelligen und ſchriftſtelleriſchen Seite mit andern Augen anzuſehen, und zumal in Bezug auf G. an ſeiner Competenz, eine ganz reine, unverfälſchte Schilderung von dieſem zu entwerfen, aus thatſächlichen Gründen zu zweifeln.

Er war viel zu ſehr von ſich, ſeinem Witz, ſeinen vermeinten großen politiſch-moraliſch-äſthetiſchen Aperçüs eingenommen, da er doch — nach G's. gegen mich geäußertem Urtheil — nur die mittleren „erwiſcht“ habe; auch mit poſitiven Kenntniſſen in Kunſt und Wiſſenſchaft zu oberflächlich ausgerüſtet, als daß er von dieſer Seite G'n. gehörig aufzufaſſen und zu beurtheilen vermocht hätte. Gewohnt überall den Mund etwas voll zu nehmen, und ſich breit und

Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder, Oder, durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen: im andern Fall ermanne dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß. — Beſter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreyen?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſetzte? —

wiederholt in ſeinen Wahrnehmungen zu ergehn, war er unerſchöpflich in dem, was ihn jedesmal intereſſirte, ohne dabei Takt und Geſchmack zu beweiſen. Da er nur ſich zu hören liebte und ſelten Jemand andern zu Worte kommen ließ, ſo ermangelten ſeine Bemerkungen der ſchicklichen Angemeſſenheit, der gehörigen Begränzung, und der nothwendigen Berichtigung. Es lag ihm nur daran, ſeine Tiraden anzubringen, wie ihm denn mehr darum zu thun war, die lächerliche als die ernſthafte Seite einer Sache herauszuſtellen, und auch in dem letztern Falle ſie bis zur Carricatur zu treiben.

Falk war ein unerträglicher Schwätzer und ſelbſt Frau von **Staël** gab ihm den Namen bavard, nur daß ſie — gleich jener Burgcaſtellanin zu Nürnberg, welche, wenn man auf die Schmeichler ſchalt, ſie in Schutz nehmend zu ſagen pflegte: „ach, was hab' ich die Schmeichler ſo lieb“ — ihrerſeits verſicherte: „die Schwätzer gefielen ihr.“ Nicht ſo gefiel er in Weimar. Jedermann, der ihn näher kannte, floh ihn deswegen in Geſellſchaft wie auf der Straße: denn er hielt wie ein Polizeidiener die Leute feſt, ſprach in ſie hinein und nöthigte ſie, nachrückend, ihm Stand zu halten, oft noch zwiſchen Thür und Angel; ja von der Stubenthür bis zur Hausthür wurde man von ihm escortirt und mußte geduldig anhören. Zwiſchen den Fluß ſeiner Rede war es nicht möglich eine Stecknadel einzuſchieben; und nur etwa der Moment, wo er ſich eines gewiſſen allzureichlichen Zufluſſes zu entledigen hatte, — wozu er es aber ſelten kommen ließ, da er inzwiſchen ſchon immer durch Nebenwege ihn beſeitigte, — mußte abgepaßt werden, um nur ein Wort zu erwiedern, oder lieber durch ein „ich empfehle mich,“

das aber überhört wurde, ſich um einige Schritte weiter zu fördern.

Falk hatte keine geringe Meinung von ſich. Das Gefühl, der Inhaber ſoviel ſatyriſcher Geiſter zu ſeyn, welche Wielands ihn zum Dichter weihende Taufformel, ſtatt daß man ſonſt die verneinenden Geiſter austreibt, ihm vielmehr eingebannt hatte, gab ihm, wonicht den Ausdruck eines Enthuſiaſten, doch eines ſich mehr als Andere bedünkenden Genie's, oder Halbgenie's (nach der Analogie von Gott und Halbgott). Er blickte mit einem gewiſſen Stolz und vornehmer Miene auf alle die herab und heran, die ihn zu übertrumpfen nicht wußten oder nicht geneigt waren. Die Meiſten fürchteten weniger ſeinen Witz als ſein Geſchwätz.

Seine Relationen betreffend, ſo ſind auch nicht alle aus perſönlichem Umgang mit G. geſchöpft. Einmal war G. in der erſten Zeit keineswegs ſo vertraut und hingebend, daß Falk alles, was er berichtet, unmittelbar aus G's. Munde kann vernommen, Vieles mag er ihm auch nur abgelauſcht oder abvermuthet haben. Merkwürdig iſt es doch, daß ſeiner nirgends in den Briefen an Schiller und Zelter, ja nicht einmal in allen 55 Bänden der Goethiſchen Werke nur mit einem Wort gedacht wird, was ſicher der Fall war, wenn er mit beiden Dichtern ſo bras dessus, bras dessous geweſen wäre, wie er ſich das Anſehn giebt.

Falk hatte zunächſt mit Wieland, auch Umgang mit Herder und Böttiger, und was zumal aus dieſen letztern Quellen floß und fließt, iſt ſchon gefärbt, wenn nicht gar getrübt. Dieß zeigt ſchon die eine mit Böttigern auf einer gemeinſchaftlichen Reiſe ausgeſonnene Behauptung: G. und

G. würden nicht lange als Freunde zuſammen bleiben: zwei große Männer vertrügen ſich nicht mit einander.

Vom Ende 1803 an fällt mein tägliches Zuſammenſeyn mit G., und ich kann mich Falkens Gegenwart bei Tiſche ſowohl als außerdem noch recht gut erinnern, auch des allgemeinen Inhalts ihrer Geſpräche; wobei auch recht feine Bemerkungen Falks zum Vorſchein kamen; aber keiner ſo beſtimmten Offenbarungen von Seiten Goethens als ihm geworden ſeyn ſollen. Auch waren wir zu Viertel- und Halbenjahren von Weimar abweſend, wo alſo an keinen Umgang mit Falk zu denken iſt. Daher bleibt es mir ein Räthſel, wie unter allen Relationen nur die Bemerkungen über den König von Holland ſo authentiſch, ſo identiſch mit G's. eignen Worten, wie er ſie mir gleichzeitig in Teplitz [vom 23. Auguſt bis 16. Sept. 1810] faſt nach jeder Unterhaltung mit dem König zu vertrauen liebte, ausfallen konnten. Da G. mit mir zu lange noch unterwegs, in Dresden und Freiberg, verweilte, um ſie, genau in derſelben Friſche, mündlich nachher in Weimar, wo wir den 2. October ankamen, zu wiederholen; (*) ſo müßte er bereits zu jener Zeit ſeine Mittheilungen ſchriftlich an eine der erſten Perſonen Weimars, vielleicht an den Geheimerath von Voigt, gemacht haben — was mir jedoch nicht bekannt iſt, — und dieſes ſchriftliche Document auf irgend eine Weiſe Falken zu Augen und Händen gekommen ſeyn. Genug, in dieſer Schilderung iſt beinahe kein Wort, keine Wendung anders als in der mündlich mir

---

(*) Falk will ſie ſogar erſt den 10. Nov. vernommen haben; aber an dieſem Tage war ich mit G. ganz allein, und am 3., wo Falk mit zu Tiſche war, finde ich nichts darüber angemerkt, auch weder früher noch ſpäter.

gewordenen, und wenn ich ſonſt ein gegründetes Mistrauen in Falks wörtliche Ueberlieferung ſetze, ſo muß ich mich hier zur vollkommenſten Uebereinſtimmung mit ihm bekennen, zugleich aber bedauern, daß G. durch ſeine bekannte Discretion ſich abhalten ließ, ſowohl dieſe als andere Confeſſionen über den König niederzuſchreiben und ſelber zu veröffentlichen, da ſie nur beiden zu Ruhm und Ehre gereichen konnten. [XXXIX, 246; XLVI, 179.]

Was ihm ferner, nächſt dem Bericht von G's. Unterredung und Charakteriſtik des Königs von Holland, vortrefflich gerathen iſt, möchte wohl die Entwickelung der Kotzebueſchen Intrigue ſeyn, wodurch dieſer das Goethiſche Kränzchen zu ſprengen, Schillern für ſich zu gewinnen und von Goethen abzuziehen gedachte. Dem Mißlingen derſelben ſind wohl hauptſächlich alle nachherigen Feindſeligkeiten Kotzebue's und ſeiner Anhänger zuzuſchreiben.

Dieſe Relation iſt eine ſchöne Vervollſtändigung deſſen, was G. ſelbſt(*) mit unſchätzbarer Gradheit darüber berichtet, indem ſie ein noch größeres Detail hineinfügt, als G. zu der Zeit, wo er dies ſchrieb, geben konnte und mochte. Falk ſcheint hierzu gute Quellen bei andern Bewohnern Weimars, z. B. bei Herders, die den Kotzebue tödtlich haßten, in täglich friſchem Gange gefunden und genützt, auch wohl ſelbſt — wie er damals noch die Rolle eines geheimöffentlichen Beobachters ſpielte — Manches durch Autopſie und Otakuſtie gewonnen haben. Auch war er hier ganz in ſeiner Sphäre, da es galt, die komiſche Seite an der Sache aufzufinden und in ein lebhaftes Licht zu ſtellen.

(*) S. Bd. XXXI, S. 122 — 129, u. A. in Q. II, ii, 652.

Dagegen iſt die Erzählung ſeines Geſprächs über die Monaden gar zu ſehr in dem Falkiſchen Idiom abgefaßt, als daß man nicht die einfacheren von G. ſelbſt gebrauchten Worte, wie ſie zuerſt in ſeiner Morphologie [Bd. I. Hft. IV, S. 314], dann bei Zelter [Nr. 530] und zuletzt bei Eckermann vorkommen, deutlicher als alle Meta- und Paraphraſen jenes Commentators finden ſollte. Ein völliger Falkianismus aber iſt die Apoſtrophe, die er Goethen bei dieſer Gelegenheit an einen auf der Straße bellenden Hund von ſeinem Zimmer aus halten läßt. Goethe ſoll dieſem zugerufen haben: „Larve, mich kriegſt du nicht unter!" —

Wer Goethen nur einmal geſehen und reden gehört hat, muß ihn eines ſo albernen Benehmens wie Ausdrucks ganz unfähig halten. Beſtie allenfalls hätte er ſagen können, wie er es anderswo [II, 249; IV, 347] braucht; aber nicht Larve, das er nie von einem Thiere ſagte; wenn ihm auch die Thiere überhaupt wie vermummte Weſen vorkamen, die ihren Empfindungen keinen angemeſſenen verſtändlichen Ausdruck zu geben vermögen und die er darum vielmehr bemitleidete, da freilich ihm, dem Dichter, ein Gott gegeben hatte, wo ſelbſt der Menſch in ſeiner Qual verſtumme, noch ſagen zu können wie er leide. Doch wozu dieſe ihm eigene Naturphiloſophie hier auskramen?

Nun aber unterkriegen! Was ſoll das heißen? Wie kann Goethe fürchten, daß eine Beſtie, ein Hund, ihn jemals unterkriege? weder im phyſiſchen, noch weniger, wie hier, in einem moraliſchen Sinne. Das konnte er allenfalls ſeinen menſchenähnlichen Anbellern und Kläffern, den Recenſenten und Kritikern, etwa in einem Xenion zu verſtehen geben,(*) gegen ein wirkliches Thier war es verſchwendete Charakterſtärke. G. konnte freilich die Hunde, doch eigentlich nur ihr Gebell, nicht leiden, — und wie wenige können das! — aber jene Anſtalten zur Abwehr ſind doch lächerlich. Man denke ſich nur die ganze Situation: Goethe im Zimmer, im ernſten Geſpräch über Tod und Unſterblichkeit, in einer metaphyſiſchen Discuſſion über die Monaden mit Falk begriffen, der bellende Hund auf der Straße, doch wohl nahe vor dem Hauſe; zu dieſem ſoll er, das Geſpräch verlaſſend, durchs Fenſter — daran klopfend oder es öffnend? — hinunter gerufen haben, was ihn Falk ſagen läßt! Das Fenſter aufreißen, einen Stein, allenfalls einen von den im Fenſterbret liegenden Mineralien, nach dem Hunde werfen, das hätte noch eine menſchliche Art, einen Goethiſchen Sinn gehabt, wenn man ſich des nächtlichen von G. ſo drollig erzählten Hundeabenteuers in Göttingen erinnert, wobei eine förmliche Kanonade, mit den ſchönſten Ammonshörnern gegen eine Rotte ſolcher Beller fruchtlos geliefert, das ärgerlich-luſtige Reſultat gab: man habe ſich in der Stelle geirrt, indem das fortdauernde Gebell des Einen nicht von der Straße, wie man glaubte, ſondern aus einem Oberfenſter des Wohnhauſes herkam, wo die eingeſperrte Hundebeſtie, wahrſcheinlich den Mond anbellend, die verſcheuchten Cameraden zu erneutem Accompagnement herbeirief.

Wer Falken perſönlich kannte, der ſieht und hört ihm hier die Operation an, die ſein Geiſt ſo eben vornimmt, um das Fremde mit dem Eigenen, die Monaden mit dem

---

(*) Z. W. II. 214 oder 219 da er der Kritik zum Trutz handeln lehrt. [XLIX. 62.]

Hunde, zu amalgamiren; er ſieht und hört ihn mit zurückgeworfenem Haupte, feurigen Blicks und ſchnaubenden Mundes alle dieſe Orakelſprüche von ſich geben, die gleich denen der Pythia, nur zufällig und theilweis der Wahrheit ſich nähern.

Ganz in derſelben Falkiſchen Manier iſt auch der Discours, den G. im Garten ſitzend, mit einer Schlange, die er in einem Glaſe vor ſich gehabt, ſolle geführt haben.

Erſtlich hat G. nie eine wirkliche lebendige Schlange, was man Schlange nennt — die ihm zuwider war [I, 366, Nr. 66] — in ſeinem Hauſe gehabt; es kann nur eine kleine oder junge Blindſchleiche geweſen ſeyn, und dieſe erinnere ich mich in einem Glasgefäße in einer Fenſterecke ſeines Schreibzimmers ſtehend, kurze Zeit geſehen zu haben.

Dann aber kommt der ganze Discours mehr Falkiſch als Goethiſch heraus. Es iſt darin eine gewiſſe Unmündigkeit (Infantia), daß man das Ganze für ein apokryphiſches Mährchen aus dem Evangelium infantiae nicht Goethe's, ſondern Falks, ausgeben möchte.

Eben ſo hat die Goethen in den Mund gelegte Diatribe gegen die neueſten Dichter, das heißt damals neueſten, gar zu viel von dem Falkiſchen Spiritus. In G's. Mund lautete ſie nur gutmüthig ironiſch, gerade wie die ähnliche Stelle bei Z. (Nr. 824), daß ihn Novalis auch wollte „delirt" haben. Man kann dergleichen Ton freilich nicht auf Noten ſetzen, aber wenn man die Perſon kennt, ſo hört man ihn ſchon im Geiſt. Gleich die ewige Wiederholung des „Imperator" — ein Wort, das G. gar nicht brauchen konnte, eher Dictator — erinnert nur an das Abdreſchen eines Witzes, bon mots, und ſonſt eines eigenen oder fremden Einfalls, das man an Falk gewohnt war.

Hat er uns doch mit ſeinen drei Ideen, welche ſeiner Wahrnahme nach Napoleon damals aufſtecken wolle, faſt todt gemacht. Auf allen Wegen und Stegen begegnete man dieſem Drehkreuz (tourniquet) und man mußte nolens volens ſie von ihm herumhaspeln hören.

Nach dieſen im Allgemeinen wie im Beſondern geäußerten Zweifeln und Bedenken muß ich wiederholt bemerken, daß ſeine Relationen nur aus dem Zeitraume von etwa 1806 bis 1813 genommen ſind, da er, obſchon ſeit 1798 in Weimar, dennoch bis zum 14. October 1806 in der Obſcurität eines Privatgelehrten lebte, und alſo, was er aus einer frühern Epoche über G. mittheilt, nur aus den Traditionen Anderer aufgegriffen haben kann.

Späterhin, alſo nach 1813, ſah man ihn wenig bei Goethe und mit ganz anderen Intereſſen beſchäftigt.

Auch kann ich nicht unberührt laſſen, daß, obſchon ein ſorgfältig geführtes Tagebuch ſeinen Berichten zum Grunde liegen ſoll, dennoch große Irrungen im Datum obwalten; daß, wenn er auch die Hauptſumme der Unterhaltung mit G. ſogleich zu Papier gebracht, er dennoch die daraus concinnirten Aufſätze ſpäter erſt verfaßt, mit nachher ſich ergebenden Gedanken elargirt, und mit Ausdrücken und Wendungen ſeiner Art und Weiſe ausgeſchmückt habe. Denn ſehr vieles darin iſt ſtyliſtiſcher, correcter, in ſtudierteren Phraſen ausgedrückt, als es bei ſolchen Expectorationen des Augenblicks, zumals in G's. Converſation, zu ſeyn pflegte. Doch was mehr als alles gegen die Unmittelbarkeit ſpricht: das Ganze iſt ſchon durchdrungen von jenem frommen gottſeligen Sinne, der in dem Verfaſſer, nach 1813, durch häusliche Schickſale und Leiden geweckt wurde.

Er hielt nunmehr Bet- und Singſtunden, erklärte ſeinen Knaben die Bibel, verachtete den gelehrten Schulunterricht und äußerte ganz laut, allen Profeſſoren und Gymnaſiallehrern zum Angehör: „die gelehrten Schulen zögen und bildeten nur griechiſche und lateiniſche Spitzbuben.“ (*) Sein Wort in Ehren! ſo waren ſie doch immer noch als Pflanz- und Vorſchulen für ſein Inſtitut anzuſehen, das unter andern ſolche Subjecte verlangte und aufnahm, um ſeine Beſſerungskünſte daran ſpielen zu laſſen.

Im Uebrigen ahmte er dabei nur den barmherzigen Schuſter in Rom nach, wie ihn Goethe beſchreibt, und wahrſcheinlich nach deſſen mündlicher Tradition: denn G. erzählte öfters die Geſchichte dieſes eben ſo weltklugen als frommen Waiſenvaters lange zuvor ehe er ſie weiter ausgeführt ſeiner italieniſchen Reiſe einverleibte. [XXIX, 305.]

Alle Jahre am 30. Januar zog Falk mit ſeinen Eleven in Proceſſion auf den Schloßhof, ſtellte ſich und ſie, unter Abſingung geiſtlicher Lieder, den fürſtlichen Perſonen und deren Umgebung dar, und erreichte, gerade wie jener römiſche Altreiß, durch den Anblick der ungleich ausgeſtatteten Schaar, daß für die minder gut bekleideten reichliche Collecten zuſammenfloſſen. Auf dieſe Weiſe, durch practiſch-chriſtliche Geſinnung ſich das Menſchen- und Bürgerverdienſt eines Wohlthäters der Waiſen und Verlaſſenen erwerbend, konnte und

---

(*) Gleicher Anſicht war der bekannte Fanatiker Edmund Gichtel, welcher zum Superintendenten Urſinus ſagte: a parentibus habemus quod sumus, a scholis quod Diaboli sumus!

mochte er auf ſchriftſtelleriſchen Ruhm leichter verzichten; und ſo finden wir ihn wenigſtens nicht mehr im Fache der Aeſthetik beſchäftigt, und darum auch in geringer Connexion mit G.

Aus dem anfangs ſchalkhaften Satyriker, der ſogar über ſeine Hausthür eine große komiſche Maske hatte anbringen laſſen, damit man ſehen ſollte, „was für Seife hier geſotten werde," war zuletzt, currente rota, ein frommer Chriſt geworden; welches hiermit nur zu ſeinen Ehren, ohne weiteres Präjudiz, geſagt ſeyn ſoll.

Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmahl ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles, Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat.

Am 10. Auguſt.

Ich könnte das beſte, glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht, eines Menſchen Seele zu ergetzen, als die ſind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß

III. Bettine Brentano.

Hatte das Buch von Falk durch ſein gleich dem Verfaſſer zudringliches Erſcheinen, indem es Goethens Hingang auf den Ferſen folgte, bereits eine gewiſſe Präoccupation ausgeübt, eines Jeden eigenes unbefangenes Urtheil über ihn in Beſchlag genommen, und dafür nur ſeine einſeitige Anſicht des großen Mannes, aus einem früheren und kurzen Zeitraume herrührend, zu einer abſchließlichen Bilanz und Totalſumme dem Publikum vorgelegt, und ſomit daſſelbe gegen nachfolgende zuverläſſigere Relationen wo nicht ganz verblendet, doch gleichgültiger gemacht: ſo hat wiederum ein anderes Werk demjenigen, den es verherrlichen ſollte, in den Augen der Unkundigen mehr geſchadet, indem es ihm nicht allein ungegründete Vorwürfe der Kälte und Liebloſigkeit des Herzens zuzog, ſondern auch das Verdienſt des Genies, die Originalität ſeiner ſchönſten Dichtungen aus der ſpätern Zeit, der Sonette und des Divan, zu ſchmälern, ja zu rauben drohte. Es iſt der Briefwechſel G's. mit einem Kinde.

Wenn G. ſeiner Biographie den Titel „Dichtung und Wahrheit“ gab, ſo wollte er damit ſagen: „es ſey der Dichtung Schleier nur aus der Hand der Wahrheit.“ Die Wahrheit ſey der Körper, die Dichtung nur das Kleid, der Rahmen, der ein wirkliches Bild abgränzend umſchloß; hier aber iſt die Fiction die Hauptſache, der hin und wieder ein Wahres umgehängt iſt.

Das Ganze iſt mit einem Wort ein Roman, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umſtände entlehnt, deſſen Heldin aber Bettine, in eingebildeter, mehr myſtiſch phantaſtiſcher als in wirklicher Liebe zu G., wenn ſie ihn bald vergöttert und anbetet, bald ſchilt und perſiflirt, bald Liebesſpuk mit ihm treibt, und ſich nächtliche Beſuche, Promenaden und Mantelſcenen mit ihm ausdenkt. G. erſcheint daher auch nicht als ein Liebender, ſondern als ein *Angeliebter*,(*) der ſich dieſe Anliebe mit guter Art gefallen läßt, völlig wie jene Marmorbüſte, welche die Liebende ſo lange küßt, bis es ihr gelinge das lebendige Original eiferſüchtig darauf zu machen. Das gelingt ihr nun aber nicht. Er läßt ſie, wie ein Kind, gewähren, ſo lange, bis ſie ihm läſtig wird und ihn compromittirt; „da es in ſeiner Art lag, aus herkömmlicher Dankbarkeit auch *unbequeme* Menſchen fortzudulden, wenn ſie es ihm nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen.“ [XXXI. 47.]

Die Dame beklagte ſich ſchon 1807, im zweiten Stadium ihres zwiſchen Mignon und Philine einſchillernden, übrigens noch durch ein eigen *Brentano'ſches* Ingrediens nüancirten Attachements, an einem ſchönen Morgen, gegen mich, der damals in G's. Hauſe lebend, von Manchem Augen- und Ohrenzeuge war, daß G. ſo *wunderlich* und *ſonderbar* ſich gegen ſie zeige, das heißt in ſeiner Sprache: nur

---

(*) *adamatus*, wie Veſpaſian bei Sueton. c. 22, ſich nennen läßt.

eben paſſiv verhielt. Wie iſt nun zu glauben, daß nachher, in der Entfernung, eine größere poetiſirende Zuneigung auf ſeiner Seite ſich eingefunden habe, wenn ſie ſich gleichwohl noch über ſeine kalten ſteifen Briefe ſo bitter beſchweren kann? Wie ſtimmen jene leidenſchaftlichen Sonette, jene feurigen Lieder, die er an ſie gerichtet haben ſoll, zu den gleichzeitigen ſteifen und kalten Briefen? Kann man den einen Fuß im Cothurn, den andern im Soccus, oder deutſcher zu reden, mit einem Fuß im Steigbügel, den andern auf der platten Erde, den Liebesritter ſpielen?

Die Sonette und Lieder, die an ſie gerichtet ſeyn ſollen, ſind aber nur ſo ad vocem oder à propos, wie ſie ſolche eben brauchen konnte, von ihr provocirt und eingefugt, und darum iſt das Ganze — eine einſeitige phantaſtiſch-ſpeculative Liebesflamme, die mit keiner wirklichen erwiedert, ſondern mit einem Spiegelbilde abgeſpeiſet wird, und es auch von einem ſechzigjährigen Manne nicht anders werden konnte noch durfte.

Bereits ſeit 1811 Gattin eines Andern, und nach dem entſchiedenen Bruch mit G. (den 13. Septbr. 1811), deſſen ſpäter gedacht werden ſoll, wie hätten ferner noch, erſt von 1813 — 1819 gedichtete leidenſchaftliche Lieder, dergleichen die an Suleika ſind, von deren überſchwenglichen Schönheit der Dichter ganz überſchwengliche Ausdrücke braucht, und nach ſeinen eigenen Worten „eine Welt von Putz und Pracht“ zuſammenhäuſt, um das Bild ſeiner Geliebten zu verherrlichen [VI, 100, 101], auf Bettinen ſich beziehen können? Ihre Beſcheidenheit würde ſie entweder gar nicht auf ſich gedeutet, oder im Gegentheil nicht über Kaltſinn und Mangel an Gegenliebe geklagt haben, als womit ſie in geradem Widerſpruch ſtehen. Freilich! wenn die Briefe G's. an ſie wirkliche Erlaſſe ſind, hingegen die Gedichte nur eingebildeter Weiſe auf ſich bezogene oder accommodirte, ſo iſt der Contraſt erklärlich, aber die Anmaßung unbegreiflich, und eine bisher unerhörte Art, ſich Einem, der auf dem Wege zur Unſterblichkeit iſt, als Begleiter an den Arm zu hängen.

Was nun zuförderſt die Sonette betrifft, die Bettine ſich bona fide als an ſie gedichtet und gerichtet aneignet, ſo hat G. ſolche weder an ſie noch auf ſie gedichtet; an ſie geſendet eins oder das andere, das iſt möglich, ſogar gewiß, da er einmal gern das Neueſte ſeinen Freunden und Freundinnen mittheilte, entweder vorleſend, oder bei intimerem Verhältniß auch wohl abſchriftlich. Weil Etwas ins Allgemeine erhoben war, konnte eine Jede es zu ihr geſagt ſich ſchmeicheln oder glauben. Schreibt er doch an B., ſie ſollte ſich beifolgendes Gedicht aneignen, und als an ſie geſagt, aufnehmen, weil er ihr nichts Beſſeres zu ſagen wiſſe. Aber den Stoff hat er nicht von ihr empfangen, oder entlehnt, und etwa nur in poetiſche Formen geſtaltet, ihr wieder zugeſtellt. So arm konnte Goethe's Phantaſie und Herz auch im ſechzigſten Jahre nicht ſeyn, daß er Empfindungen von Bettinen erſt entlehnen mußte, um ſie nur, wie ein griechiſcher Hypophetes die begeiſterten Naturlaute der somnambülen Pythia, in Verſe zu bringen. Der Stoff iſt ganz wo anders her, und eine Menge in den Sonetten vorkommender Umſtände kann ſchon dem Ort und der Zeit nach, auch gewiſſer Verhältniſſe wegen, gar nicht auf Bettinen bezogen werden.

Die nähere Auseinanderſetzung dieſer Unmöglichkeit kann hier nicht gegeben werden; nur ſo viel iſt zu ſagen, daß ein

Dutzend dieſer Sonette ſchon 1807, vom 29. November Adventus domini an bis 16. December, in Jena verfertigt und durch meine Hand gegangen, Zeltern unter dem letztern Datum verheißen wurden, und ihm auch den 22. Juni 1808 von Carlsbad aus wirklich zukamen. (*) Bettine war diesmal mit Schweſtern und Bruder vom 1. — 10. November in Weimar geweſen, und am 10., wo ſie jene Klage gegen mich führte, wieder abgereiſt. Den folgenden Tag fuhr G. mit mir nach Jena, wo wir bis zum 18. December incl. blieben, und erklärte ſich im Geſpräch mit mir über B. nicht eben als leidenſchaftlicher Liebhaber, ſondern nur als Bewunderer ihres geiſtreichen aber auch barocken Weſens. Während dieſes Aufenthalts wurden in den abendlichen Leſezirkeln bei Frommann, Knebel u. A. beſonders Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries, und zuletzt von Z. Werner, der perſönlich in dieſe Kreiſe eingetreten war, vorgeleſen, und im Stillen auch von G. verſucht — wie es ſeine Art war, ſich von berühmten Muſtern und Vorbildern anregen zu laſſen — und zwar gleich in einer gewiſſen Anzahl. In dieſer kurzen Zeit alſo, mit wahrer „Sonettenwuth“ gedichtet, [Bd. II, S. 13; Z. Nr. 115, S. 289], können ſie, auch wenn der Inhalt und ſonſt ein Umſtand der Zeit oder des Orts nicht widerſpräche, gar nicht auf Bettine gemeint oder gemünzt ſeyn. Bettine eignet auch wohlweislich nicht alle ſich zu, und lehnt einige ſogar entſchieden ab, die freilich auf eine Andere zu ſichtlich deuten, als daß die Unwahrheit oder die Dichtung nicht ſogleich in die Augen fallen ſollte. [S. Brfw. I, S. 221, 352.]

(*) S. Zelters Brfw. Nr. 115, S. 289; it. Nr. 124, S. 327.

Von einigen ihrer Briefe kann man dreiſt ſagen, ſie ſeyen nur das in Proſa aufgedröſelte, meta- und paraphraſirte Poëm G's: — denn man hört noch das Sylbenmaß hindurch mit der Wort- und Satzfolge, — [S. Brfw. I, S. 174, 187, 190], und alſo nur wie zerzupfte Seidenläppchen mit ihren Phantaſien, Viſionen und Träumen zuſammengeſponnen, und zu dieſem „fatalen Strumpf“ gewirkt, da das ziemlich bejahrte Kind bekanntlich noch nach Goethe's Tode, und nachdem längſt aller perſönliche und briefliche Verkehr mit ihr aufgehört hatte, an dieſer Correſpondenz fortgeſtrickt hat.

Das alles würde, wenn einmal wahrheitliebende Chorizonten quibus amica **Bettina**, sed magis amica veritas, — alſo keine Alexis, Daumer, Görres ꝛc. — über dieſen Briefwechſel geriethen, vor allen Dingen die ſchwankende, ja von Jahr in Jahr herumtaumelnde Chronologie fixirten, wo möglich die eigene Goethiſche Handſchrift, und vorzüglich die der Verfaſſerin collationirten, das Wahre, Wirkliche, Mögliche von dem Falſchen, Widerſprechenden, Unmöglichen, Abſurden, ja Verrückten und Wahnſinnigen gehörig ſonderten und ſortirten, auch einige noch lebende Zeugen über die Stellung G's. zu Bettinen und die Urſachen des bis jetzt noch unenthüllten Bruches abhörten, — Differenz nennt G., mit ſehr diplomatiſchem Euphemismus, [XXXII, 72] was eine vorgefallene Zwiſtigkeit mit ſeiner Frau, wegen einer ihn mitbetreffenden Beleidigung ſeines Freundes H. Meyer war — ſich nicht blos zur moraliſchen Wahrſcheinlichkeit, ſondern zur hiſtoriſchen Gewißheit herausſtellen. Damit aber wäre nun freilich die Poeſie des Werks wie eine Phantasmagorie durch hellen Tagesblick aufgehoben, und wenn nicht ganz zerſtört, doch verkümmert; allein um des frommen Zwecks willen, dem geliebten Gegenſtande damit ein Denkmal zu erſammeln, mag das Apokryphiſche daran immerhin bei Ehren verbleiben, ja für umſoviel erbaulicher gelten, als das Kanoniſche ſeyn würde und ſeyn könnte.

Das Ganze iſt ein großes muſiviſches Gedicht, eingelegte Arbeit (Lavor di comesso) in poetiſcher Proſa, eine Art Heroide, worin die Heldin die Rollen einer Sulamith, Sappho, Suleika, Heloiſe und Mignon in abwechſelndem Durcheinander zu ſpielen für gut befunden hat; zwar ein höchſt originelles Kunſtwerk, das ſeines Gleichen vergeblich ſucht, aber kein authentiſches Evangelium, obſchon es ein gläubiger Verehrer, wie ein zweiter Otfried, in eine Rhapſodie aus allen möglichen Sylbenmaßen transponirt hat, gleich dem Tragelaphen des griechiſchen Dichters Chäremon, der auch eine *ῥαψῳδίαν ἐξ ἁπάντων τῶν μέτρων* lieferte.

Wenn alle diejenigen Frauen und Fräulein, denen G. ſeine Gedichte vorlas, ſie als unmittelbar an ſie gerichtet hätten glauben ſollen; ſo würde es eine hübſche Menge nachzuweiſen geben. Ja ſelbſt im engern Kreiſe ließ ſich doch keine beikommen, er habe bei einem ſolchen Gedicht gerade nur an ſie gedacht. Sonſt könnte die, welche die Stanzen dictando ſchrieb:

„Hände meiner Augenweide,
O, wie drück' und küſſ' ich ſie.“ [XIII, 290.]

oder:

„Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreiſe des Geſichts.“ [V, 167.]

mit ebendem Rechte glauben, er habe die ihrigen dabei im Auge und im Sinne gehabt, zumal wenn er Actu dieſe Hände wirklich drückt und küßt, dieſe Locken ſo apoſtrophirt.

Nein, wir wollen uns an des Dichters Ausſpruch halten, wenn er auf ſolche Anfragen antwortend ſagt: [III, S. 156.]

> Jn deinem Liede walten
> Gar manche ſchöne Namen! —
> „Sind mancherlei Geſtalten
> Doch nur Ein Rahmen."
>
> Nun aber die Schöne,
> Die dich am Herzen hegte? —
> „Jede kennt die Töne,
> Die ſie erregte." [Vergl. V, 61, 163.]

Alſo mag Bettine immer die Töne erkennen, die ſie erregte, aber nicht glauben oder vielmehr nicht uns überreden wollen, alle Töne wären von ihr erregt; denn, ſcheint er ſein Herz bald dieſer Schönen bald jener zuzuwerfen, kehrt es doch gleich im Fluge zurück. [I, S. 372, Nr. 20.]

Die zahlreichen Bewunderer, Verehrer, Anbeter dieſes unſterblichen Kindes werden freilich an meinen Confeſſionen nur Blasphemien zu ſehen glauben; allein, eingedenk jenes Titel-Motto's, konnte ich nur ſchreiben, was und **wie** ich es weiß. Mögen Andere davon halten was ſie wollen, ich ſage nur: **dixi et salvavi animam!**

Uebrigens würde G. von der Veröffentlichung dieſes Briefwechſels, wenn er etwas davon erfahren könnte, ſo wenig erbaut ſeyn, als von der aushorchenden Correſpondenz jener Frauenzimmer mit Rouſſeau, die auf Myſtification deſſelben hinauslief. [XXXI, 171.] Da Frau von Stael G'n. ein Gleiches mit ihr befürchten ließ, ſo verſchloß er ſich und ging nicht aus ſich heraus. „Er wollte ſich ſelbſt und das fratzenhafte Weiberbeſtreben nicht im diamantenen — adamantinen Spiegel(*) ſehen.“ [Schill. Nr. 907.]

Noch einmal auf das Obige zurückzukommen, und G. zu rechtfertigen: ſo war G. durchaus dankbar! Aus Dankbarkeit für Bettinens Anhänglichkeit an ſeine Mutter, für ihre von derſelben erhaltenen Mittheilungen über ſeine Kindheit und erſte Jugendgeſchichte, ohne welche er ſeine Lebensbeſchreibung nicht hätte beginnen können, für ſo manche Gefälligkeit, Aufmerkſamkeit und Beſorgungen, gewiß aber auch in Erinnerung an Bettinens ſchöne Mutter, mit der er im Hauſe der Fr. v. la Roche die glücklichſten Stunden verlebt hatte, — aus allen dieſen Motiven ließ er ſie in bald natürlicher, bald ſtudirter Laune ſich ergehen, erfreute ſich an ihrem genialbarocken, bald geiſtreichen bald phantaſtiſchen Weſen, ertrug ihre Liebkoſungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, und da von einer nur väterlichen nicht aber leidenſchaftlichen Gegenliebe die Rede ſeyn konnte, was blieb ihm übrig, als ihr für ſo viel Artigkeit und Spaß wie einem Kinde, mit irgend einer poetiſchen Confitüre, wie er ſie eben zur Hand hatte, einer friſchen Blume, einem ſaftigen Stück Obſt aus ſeinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen ſeiner Kunſt, als wären ſie für ſie gewachſen und gemacht, eine ſchmeichelnde Gegenfreude zu gewähren. Dabei aber ſollte und mußte es ſein Bewenden haben. Wenn ſie mehr verlangte, oder ſich gar herausnehmen wollte, ſo daß ſie ihm läſtig

---

(*) Ein Wortſpiel! ſelten bei G. und dieſes höchſt anmuthig, indem es auf den bekannten diamantenen Schild Ubaldo's und ſeine Wirkung auf Rinaldo, wie durch die etymologiſche Bedeutung des griechiſchen adamantinos (ſtählern) auf Madame de Staël ſinnreich anſpielt.

wurde, mußte er nach ſeinem obigen Geſtändniß ein ſolches Verhältniß abbrechen, und daß ſie ihm durch ihre Leidenſchaftlichkeit läſtig wurde, iſt ſie ſelbſt an ihn eingeſtändig.

Es gereichte aber zu ihrem Glück, ja zu ihrem Dichter-Ruhm, daß eine ſolche Kataſtrophe eintrat: denn ohne dieſe fände kein Decurs ihrer Liebe in das Tragiſche ſtatt, als wodurch dieſer zweite Theil ihres Romans ein romantiſch-ſentimentales Intereſſe gewinnt, das einen Jeden, der Alles ohne Unterſchied für Wahrheit und nicht auch für Einbildung und Dichtung aufnimmt, der nicht mit den geſchichtlichen Verhältniſſen und mit der Perſönlichkeit der Heldin bekannt iſt, nur allein für ſie beſticht, auf G. hingegen ein falſches, ihm nachtheiliges Licht wirft.

Inſofern der große Mann ſowohl als Dichter wie als Menſch dadurch compromittirt erſcheint, iſt es nicht mehr als billig, dem Mißurtheil einer leichtgläubigen Mit- und Nachwelt möglichſt entgegen zu arbeiten.

unſer Herz allein ſein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigſten Familie zu ſeyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glück ſtört; der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebſte auf der Welt bin! — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es iſt in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden, als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt: wie ſie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt habe; wie ſie, in der Sorge für ihre Wirthſchaft, und in dem Ernſte, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn ſie nie dabey verlaſſen habe. — Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüberfließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht,

IV. Perſönlichkeit.

„O, mich dünkt immer: die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.“ Stella. [Bd. X, S. 151.] Dieſe koſtbare Bemerkung läßt ſich auf G. ſelbſt anwenden. Seine Perſönlichkeit, lebendig angeſchaut, war ein unerſchöpflicher Text an ſich und zugleich ein Commentar ſeiner Werke. Diejenigen entbehren unſäglich, die ihn nicht perſönlich kannten, um ſeine Werke, proſaiſche wie poetiſche, ganz zu verſtehen, und ihn darin wiederzufinden. Menſch und Autor waren bei ihm nicht getrennt, wie bei andern, denen die Schriftſtellerei nur als eine Art von Amtskleidung überhangt. Bei G. dachte man nicht, daß man das auch geſchrieben und gedruckt würde haben können, was man von ihm hörte und ſah, und war erfreut, es dann als Buch wieder zu finden und durch Autopſie die Erklärung und das Verſtändniß vorausgewonnen zu haben: denn „der ganze Menſch enthielt auch den ganzen Schriftſteller.“

Wirklich erklärt G's. Perſönlichkeit Alles was man in ſeinen Schriften und in ſeinem Leben Eigenthümliches und Beſonderes wahrnimmt. Man muß ihn geſehen und gehört haben, um ſowohl den Adel ſeiner Seele, die Tiefe und Innigkeit ſeines Gemüths, die Liebe, Güte, Milde, Sanftmuth, Schonung und Duldſamkeit ſeiner Natur zu empfinden, als den guten Humor, den heitern Scherz, die feine Ironie und das gutmüthige Sichſelbſt zum Beſten haben darin wieder zu erkennen; und ſogar Tadel und Rüge, wenn auch zuweilen heftig, nur gerecht, nicht grämlich zu finden.

Man mußte ihn ſehen, um gleich die mächtige aber zuſammengefaßte ſich ſelbſt beherrſchende Natur zu ahnden, die einen unendlichen Schatz, einen unerſchöpflichen Reichthum von Gedanken und Gefühlen, Wahrnehmungen und Lebenserfahrungen beſcheiden und anſpruchslos verwahrte, einen Schatz, der in hundertfacher Geſtalt und Weiſe durch die Zeit offenbart werden ſollte, und den 80 Jahre des Lebens nicht erſchöpften, weil er immer neuen Zuwachs aus ſich ſelbſt erhielt.

Waren es auch nicht jederzeit duftende Blumen und glänzende Früchte, die das Füllhorn ſeines Geiſtes ausſchüttete, ſo waren es doch gereifte Samenkörner, edle Pfropfreiſer, tüchtige Senker, die es bis zum letzten Moment ſpendete.

Man mußte die Augen ſehen, aus deren ſanftem, mit dem Ernſt die Liebe, die Gunſt, das Wohlwollen hervorleuchtete, mit der er Natur und Menſchen aufzufaſſen und darzuſtellen vermochte; man mußte die treuherzige Gutmüthigkeit wahrnehmen, womit er ein ſolches Vertrauen einflößte, daß man ihm Schwächen und Eigenheiten des Herzens ſowohl als Bedrängniſſe des Lebens gern bekennen mochte [XXX, 218]; man mußte die theilnehmende Beruhigung erfahren, die aus dem lieblichſten Munde hervorging, der ſich nur öffnete, um mit weiſem Zuſpruch Jeden auf die eigenen Heilkräfte aufmerkſam zu machen und dadurch Troſt, Erquickung

Heiterkeit und Freude einem Jeden an ſich ſelbſt zu verſchaffen, nie aber in harten Vorwurf, bittren Spott und herben Tadel ſich ausließ; aus einem Munde, ſage ich, den nichts entſtellte, kein Lachen, kein Weinen, kein Verdruß und Aerger, und den ſogar Schelten und Zorn (*) nicht verunſtaltete: einem ſo wunderſam geformten Organ, daß es einen bildenden Künſtler zur Verzweiflung bringen konnte, wenn er es darſtellen ſollte, und das an ſich ſchon den Beruf die Sprache der Muſen und Grazien zu reden beurkundete.

Man mußte ferner ihn ſehen, wie er ſtrack und feſt auf ſeinen Füßen ſtand, wie er einherging ernſten und ſichern Schrittes und doch gewandten Körpers. Eine frühe Gymnaſtik: Tanzen, Fechten, Schlittſchuhlaufen, Reiten, ſogar Courier- und Parforceritte, hatten ihm dieſe Beweglichkeit und Gewandheit mitgetheilt; die ihm auf den ſchlimmſten Pfaden keinen Fehltritt thun ließ, nicht in Gefahr des Ausgleitens, des Fallens brachte, daß er über Glatteis, ſchmale Stege, ſchroffe Fels- und Fußſteige leicht und ſicher hinauskam. Wie er als Jüngling in Felsklüften und Steingeröllen mit ſeinem fürſtlichen Freunde herumklettert, Thurmhöhen und Alpenklippen mit Gemſenfreche erklimmt [III, 88, XXVII, 17], ſo iſt ihm, bereits ein Mann, bei ſeinen geologiſchen Forſchungen funfzig Jahre hindurch „kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig, und keine Höhle labyrinthiſch genug.“ [LI, 80.]

Mit eben ſo unverdroſſener, unermüdlicher Beweglichkeit ſehen wir ihn bei den häufigen Feuersbrünſten jener Zeit

---

(*) Ja, auch zürnen konnte er, wo es galt: denn non irasci quos oportet insipientiae est. Aristot. Ethic.

in Stadt und Land, und eben ſo bei Ueberſchwemmungen, zu jeder Tageszeit und Stunde, zu Roß und zu Fuß dahin eilen, wo die Gefahr am größten iſt und durch kluge Anordnungen und ſelbſtthätige Mithülfe möglichſt retten und abwehren, mit ſo wenig Schonung ſeiner ſelbſt, daß er ſich einmal die Augenwimpern verſengt, und in den Stiefeln das Waſſer bis zum Sieden erhitzt fühlt. — Dieſe und andere ſpätere Strapazen im Felde ſind wohl die beſten Beweiſe einer körperlichen Askeſe, die nicht ohne ſichtbaren Ausdruck bleiben konnte.

Wenn er in den letztern Jahren ſeines langen Lebens nicht mehr die Raſchheit eines jugendlichen Ganges zeigte, ſo trägt das vorgerückte Alter nicht allein die Schuld; ſie fällt auch zum Theil auf den mindern Gebrauch von mannichfacher Bewegung, zum Theil aber auf die Mittel, welche zur Abwendung eines Lebensgefahr drohenden Uebels angewendet, ſeine Füße feſſelten [IV, 103], und ihm unwillkührlich einen mehr ſchiebenden als gehobenen Schritt abnöthigten.

Gleichwohl hielt er ſich immer ſtrack und gerade, mit zurückgezogenen Schultern, eine Haltung, die ihm von früh an habituell geworden, und die er auch jungen Leuten, zumal Schauſpielern, anempfahl, und welche ſich bei keinem mit beſſerem ſichtlichern Erfolg bewährte, als bei ſeinem eignen Sohn, der durch fortgeſetzte Uebung und Aufmerkſamkeit auf ſich zu einer ſolchen Repräſentation gelangte, daß ſeine Bruſt, ohne die Surrogate der Kunſt, eine Breite und Ausbildung gewann, welche ſie den antiken Muſterbildern eines Antinous oder Meleager nicht ungleich erſcheinen ließ, und der ſonoren Stimme des jungen Mannes eine ſolche Reſonanz gab, daß ſie den größten gefüllten Raum noch allvernehmbar durchdringen konnte.

Daß dazu die Haltung der Hände auf den Rücken ſehr vieles beitrage, iſt eine zu bekannte Erfahrung, als daß ich ſie erwähnen würde, wenn ich nicht hinzuzuſetzen hätte, daß G. dieſe Stellung in Momenten ruhiger Unterhaltung, wenn ſie ſtehend geführt wurde, ſehr gern annahm; welche jedoch, nach ſeiner beſcheidenen Erklärung, eigentlich nur den Fürſten am Beſten kleide, weil ſie ein vollkommenes Sicherheitsgefühl ausſpreche, und eben ſo Vertrauen bezeige als hervorrufe, indem ſie den ſich Nähernden ebenfalls ruhigen, unbefangenen Zutritt geſtatte.

In dieſer charakteriſchen Angewohnheit, die wie geſagt zum Habitus geworden, hat ihn Rauch vortrefflich dargeſtellt, in einem kleinen Standbilde, welches, wenn auch nicht die vollkommenſte ſchärfſte Aehnlichkeit in den Geſichtszügen, doch die vollendetſte Naturwahrheit in der ganzen Haltung und Stellung vergegenwärtigt, obſchon ein Mißwollender die ganze Auffaſſung, mehr in Bezug auf den Dichter als auf den Künſtler, mit ſpöttlichem Tadel noch erſt kürzlich belegen mochte.

Eben ſo hätte einer meiner Vorgänger, indem er die Statur G's. beſchreibt, ſich anſchaulicher ausdrücken können, wenn er, eingedenk der homeriſchen Andeutung von des Odyſſeus und Menelaos Leibesgeſtalten und ihrem Verhalten zu einander im Stehen und Sitzen [Ilias III, 210 f.], geſagt hätte, daß G. ſich im Sitzen impoſanter ausgenommen, wodurch ſein Oberleib als länger bezeichnet wird.

Dafür läßt er ihn zu Pferde nicht gut ſchließen, wodurch er als Reiter in einem Nachtheil erſcheint, der nach den eben erwähnten Courier- und Parforceritten nicht wohl gedenkbar iſt, auch nicht durch Zeugniſſe zu conſtatiren, da ihn die letzten 20 Jahre Niemand zu Pferde geſehen hat, und der Bemerker am wenigſten.

Eine Perſönlichkeit wie G's. iſt mir zum wenigſten unter deutſchen Gelehrten und Dichtern noch nicht vorgekommen. Ihre Anziehungskraft lag nicht allein in der Ahndung von ſeinem geiſtigen Vermögen, ſeinem Wiſſen und Können, nicht nur in der Anmuth und Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten, ſondern darin, daß man hier einen vollkommenen Menſchen, einen nach allen Seiten hin ſelbſt bewußten und gebildeten, mit einem Worte emancipirten Menſchen vor ſich ſah, dem man vertrauensvoll ſich hingeben mochte, weil ihm kein menſchliches Gefühl und Geſchick fremd ſeyn konnte, und deſſen geiſtiges Uebergewicht Niemanden beſchämte noch kränkte, weil es mit Milde und Menſchenfreundlichkeit gepaart ſich zum Gleichgewicht neigte. [I. 402, Nr. 67.]

Wie Viele haben ihm nicht die geheimſten Confeſſionen gemacht! [XXX. 218.] Er pflegte ſich auch wohl im Scherz den Großpönitentiarius zu nennen. Und er war es auch in mehr als einem Sinne: denn man konnte ihm nichts offenbaren, was er nicht ſchon a priori gekannt und gewußt hätte; auch war er verſchwiegener als der Beichtſtuhl, zum großen Aerger aller Ubiquiſten, die gern etwas aus ihm herausgelockt hätten.

Die ihn für ſtolz und ſteif ausgeben, haben ihn ſelbſt ſchlecht gekannt, und nur obenhin nach zufälligen Aeußerlichkeiten beurtheilt.

Daß G. auch in ſpäteren Jahren nach etwas ausgeſehen haben müſſe — denn über die frühern iſt kein Zweifel, da von ſeiner Schönheit, Lebendigkeit und Genialität aller Orten zu leſen iſt — zeigt ſchon dies, daß Napoleon bei ſeinem Anblick ausrief: c'est un homme!

Ein an ſich ſchon ebenmäßig und ſchön gebildeter Menſch, der bis in ſein männliches Alter alle edlen Leibesübungen getrieben hat, ein vortrefflicher Schlittſchuhläufer, ein leidenſchaftlicher Tänzer, ein verwegener Reiter, ein kühner Kletterer, kann niemals ſteif und eckig geweſen ſeyn, und ſelbſt in hohen Jahren mußte man ihm dieſe mannichfache Dreſſur und Schule noch anſehen, wie einer, der früher Militär war, noch die Auszeichnung bewahrt, die ihm ſein ehemaliger Stand als einen Character indelebilis aufprägt.

Selbſtſteife Philiſter, unbeholfene linkiſche Gelehrte, wie ſie ſonſt in Deutſchland häufiger zu ſehen und gleich zu erkennen waren, kriechende Bücklingmacher und Scharrfüßer, wie „der Meiſter einer ländlichen Schule,“ vor denen G. nicht ſo wie ſie den Rücken krümmte, — weil er Nichts zu erſchleichen, Nichts zu ſollicitiren hatte, und auch außerdem ſich nur ſeinem Stande und ſeiner Würde gemäß betrug, ſich ſtets aufrecht und gerade hielt, ſich nirgends anlehnte, keine mehr als nachläſſige Stellung und Sitzung ſich erlaubte, ſo daß man überall nicht etwa nur den Hofmann, ſondern den Mann von guter Erziehung und Lebensart ſogleich in ihm erkannte — nur ſolche **Mannequins** konnten ihm dergleichen aus Rache nachſagen, wenn etwa der Miniſter den Poeten in Schutz nehmen mußte, gegen die zudringliche Confraternität gleich umhalſender und handdrückender biderber Söhne Thuiskons.

Doch war es keineswegs der Miniſter allein; es war auch der weltkluge Menſchenkenner, der gegen ſolchen Enthuſiasmus einige Apprehenſion hegte, weil er aus Erfahrung wußte, an was für leichtzerreißenden Fäden ein ſo improviſirter Enthuſiasmus zu hangen pflegt.

Eckig, ja zackig waren Leute unter ſeinen frühern und ſpätern Umgebungen, denen der Balken ihres eigenen Auges ſich, bei der nähern Betrachtung des Splitters in dem ſeinigen, ſo hervorſchob, daß ſie, was in ihnen war, außer ſich zu ſehen glaubten.

Denn wenn ſchon ſeine Portraitiſten immer etwas von ihnen ſelber, Augen und Mund, Behagen und Mißbehagen in ihre Abbildung hineinſchattirten; wäre es zu verwundern, wenn einer von ſeinen proſaiſchen Geſtalt-Beſchreibern nicht etwas de suo eingeſchwärzt haben ſollte?

Mit dieſer Steifheit und Eckigkeit wäre es alſo Nichts, oder ſie wäre wenigſtens nicht weither, nur erſt aus den letzten zehn Jahren, indem ein 70jähriger Mann unmöglich die Gewandheit eines Jünglings haben, noch Anſtands halber überall zeigen kann. Alle Würde hat etwas Gehaltenes, Langſames. Heftigkeit und fahriges Weſen ſind unverträglich mit der Gravität. Alles Feierliche, Ernſte, Traurige iſt langſam; will man das Steifheit nennen, ſo herrſcht ſie freilich auch in der Kirche wie auf dem Gottesacker, bei Hofe wie auf dem Paradeplatz, und iſt dann ein unvermeidliches Uebel, mit dem man ſich durch die Betrachtung abfinden muß, daß die Welt aus Gegenſätzen beſteht, die zwar einander negiren, aber nicht aufheben können.

Eben ſo problematiſch ſieht es mit dem vorgeworfenen Stolze aus, den man ihm ab- oder angeſehen haben will, mögen nun damit die äußern ſichtbaren Zeichen, worin er ſich kund zu geben pflegt, als Gang, Stand, Haltung, Gebärde und Manier gemeint ſeyn, oder andre mehr aus Worten, geäußerten Meinungen und Betragen in Geſellſchaft zu entnehmende Merkmale; in beiden Fällen iſt man weit von der Wahrheit entfernt. Daß das Bewußtſeyn einer innern geiſtigen und ſittlichen Würde, daß inſonders die Feſtigkeit eines Characters ſich auch äußerlich auspräge, iſt wohl keine Frage, und dürfte keine Rüge verdienen.

Jeder Menſch hat als ſolcher ſchon Würde, und wenn er ſelbſt auch nicht darauf hielte, ſind wir Andern, um unſerer eigenen Würde willen, doch genöthigt, ſie ihm in thesi zuzugeſtehen, obſchon die Beachtung derſelben ſich modificiren und graduiren wird.

Der Geringſte kann daher mehr perſönliche Würde zeigen und behaupten, als der Vornehmſte, der ſich vergißt, wenn er ſich nur ſelbſt zu achten weiß, und ſollte er ſich auch für etwas mehr halten, weil er ſonſt nicht leiſten kann was man von ihm fordert. [XLIX, 51.] „Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.“ [XLIX, 58.]

Warum ſoll nun ein ſo Geiſt- und Talentbegabter, an Verſtand und Vernunft, in Wiſſenſchaft und Kunſt ſo vielſeitig gebildeter, höchſt ſittlicher Character, ſeinen Menſchenvorzug nicht auch äußerlich kund geben dürfen, um ſo mehr als er ihn gar nicht verläugnen kann, da er von ſelbſt durchſcheint und durchbricht.

Das geiſtig Impoſante ſeines Weſens war es, was eine aufgeregte Volksmaſſe in Malſeſine beſchwichtigte [XXVII, 44 ff.], was auf der ſtürmiſchen See den von Angſt und Furcht ergriffenen Mitreiſenden Muth und Faſſung einſprach

[XXVII, 233 ff.], was Ordnung und Ruhe unter den Parteien vor Mainz herſtellte [XXX, 318] und im Theater ſtudentiſchen Unfug durch ein kräftiges Wort zum Schweigen brachte.

Was will es alſo heißen, wenn man G'n. den Ausdruck ſeiner menſchlichen Würde, ſie mit der amtlichen verwechſelnd oder vermiſchend, zum Vorwurf macht, ewig von Miniſterweſen, Miniſterſtolz, Miniſterwinkeln(*) und was dergleichen demokratiſcher Ausſtellungen mehr ſind, die hauptſächlich aus gewiſſen Pfaffenwinkeln ſich herſchreiben, einem neidiſchen, ſchadenfrohen Publikum vorſchwatzt, das weit lieber dem Falſchen Glauben ſchenkt als dem Wahren, zumal wenn es dadurch eines läſtigen Reſpects entbunden zu ſeyn ſich getröſten kann.

Schon als Knabe war er unter ſeines Gleichen wegen einer gewiſſen Würde berufen [XXIV, 100], die damals doch nichts anders ſeyn konnte, als der Ausdruck des Vorgefühls deſſen, was in ihm lag, wozu er berufen war, und womit er ein langes Pyramidenleben auszufüllen hatte. [IV, 46.]

Sie kündete ſich aber mehr in einem natürlichen angebornen Ernſte, man könnte eher ſagen, durch einen Zug von Melancholie an, durch Spuren überſtandenen Leidens, und durchgeführter allſeitiger Thätigkeit, einem Air de grands chagrins, wie ein Diplomat bemerkte [XXXIX, 76], als durch eine vorſätzlich angenommene Gravität. Sie borgte ihren Ausdruck nicht von der amtlichen und Standeswürde, die gar leicht zu gewinnen iſt nach dem Sprichwort: **Consules** quidem creantur, at poeta nascitur; im Gegentheil gab ſie dieſer erſt den ächten Gehalt und die volle Bedeutung. Und auch dieſe Gravität ging doch nicht über das Maaß des gu-

---

(*) K. v. Knebels liter. Nachlaß Bd. II, S. 271, Nr. 22.

ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borge mir die Piſtolen, ſagte ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bey mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein Paar ten Anſtandes und des ſocialen Tons hinaus. Von ſtolzen Gebärden kann demnach ſo wenig die Rede ſeyn wie von ſteifen.

Weit eher hätte man Schillern ſein Zurückwerfen des Haupts, ſein breites Hinwandeln für Stolz auslegen können, würde aber dadurch doch weiter Nichts als eine gewiſſe Gewohnheit, einen eigenthümlichen Habitus ausſprechen, deſſen Quelle auch wohl in ganz etwas Anderm als in einer zu hohen Meinung von ſich liegen könnte. Was nun aber die weitern geheimen Merkmale des Stolzes betrifft, den man G. ſchuld giebt; ſo wäre es doch wunderlich, einem reichen Manne zu verargen, wenn er zu wiſſen ſcheine, daß er reich ſey, und zuweilen ſich etwas darauf zu Gute thue. Gönnte er doch Andern das Gleiche, wenn er ſagt:

„Jeder iſt doch auch ein Menſch!
Wenn er ſich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht geſparet,
Daß er manche Luſt und Pein
Trägt als Er und eigen.
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth ſich zeigen?" [II, 302.]

Ja er wußte, daß er einen Schatz beſaß, den ihm Gott und Natur gegeben hatten; aber er war nicht ſtolz darauf, wie auf ein ſelbſtgemachtes oder erworbenes, er dankte ſeinen Gebern dafür und wurde nicht müde, auch in den ſpäteſten Jahren dieſen Dank in Vers und Proſa zu wiederholen.

Da er ſich nur als den Verwalter dieſes gottgegebenen Pfundes anſah, ſo war er im Herzen „demüthig — wie alle großen Männer, die er kannte" [Br. an Lavater] und

„möcht's gern bleiben, wenn man ihn nur dabei laſſen wollte.“ [IV, 325.]

Gegen die literariſchen Gaſſenbuben, die ihn öffentlich mit Steinen und Koth bewarfen, konnte er ſich freilich nur wie ein vornehmer Mann benehmen, und mit Ruhe und Anſtand ſeines Weges gehen; was ſie dann für Stolz ausgeben.

Diejenigen beurtheilten ihn nach ſich, welche meinten, der Weihrauchduft ſeiner Verehrer habe ihm das Haupt eingenommen und ſeine Sinne umnebelt.

Erſtlich waren es nur ſpärliche und magre Körnchen Weihrauchs, von einigen frommen Verehrern angezündet, jedoch, als nicht durch feurige Kohlen animirt [IV, 329], unfähig an ſich ihn mehr als äußerlich und auf kurze Zeit zu afficiren. Auch wurde der ſüße Duft gar bald von dem mephitiſchen Qualm, den Kotzebue, Merckel und Compagnie [IV, 348], ſo wie eine nachfolgende Firma dagegen anrichteten(*), dergeſtalt eingewickelt und niedergehalten, daß an ein Gelangen in Haupt und Hirn nicht zu denken war.

Uebrigens characteriſirt der Vergleich mit der homeriſchen κνίσσα, welche die Götter mit Behagen einſchlürfen, ſogleich den antiquariſchen Paraſiten, der dabei des culinariſchen Dufts an den Tafeln ſeiner hohen Patrone eingedenk ſich ähnlicher ihm zugeſtoßener Benebelungen erinnern mochte.

Die Huldigungen der Deutſchen ſind auch wohl von der Art, daß Einer Urſache hätte, ſich etwas darauf beſonders einzubilden. Der Ruhm, den ſie gewähren, gleicht keines-

---

(*) „Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinkt; das mag ſeyn; was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publikum keine Naſe,“ [XLIX, 45.] das überhaupt nicht emunctae naris zu ſeyn pflegt.

wegs dem Zirkel im Waſſer, der, wie Shakſpeare ſagt, niemals aufhöre ſich ſelbſt zu erweitern, bis die Verbreitung ihn in Nichts zerſtöre; ſondern nur der Wirkung eines in einen Sumpfbrei geſchleuderten Steins, der zwar einen augenblicklichen Patſch oder Klatſch, aber keine ſich fortſetzende Ringel giebt. [III, 255; II, 255.] Wer da weiß, wie es allen genialen Vorläufern G's. ergangen iſt, wie es ſeinen nächſten Nachfolgern jetzt ergeht, der kann ſich vorſtellen, wie G. in Bezug auf ſich darüber denken mußte. Ihm, „deſſen Herzen der Beifall einer unbekannten Menge nur bange machte" [XII, 5] — weil er die mehr ſtoffartige als rein äſthetiſche Wirkung ſeiner Poeſien auf die deutſchen Gemüther kannte [XXVI, 206, 230] — da ihm ſeine Freunde ſogar „ſo Verbindliches in den Bart ſagten" wie [II, 199] zu leſen iſt — ihm ſollte an der gaffenden Bewunderung einer unverſtändigen Menge etwas gelegen haben? an dem digito monstrarier (*) und dem *οὗτος ἐκεῖνος*, (**) das wohl einem Demoſthenes gut däuchten mochte, aber freilich unter einer ganz andern, des Enthuſiasmus fähigern Nation; Goethen aber als bloß quäſtionirende Neugier nur incommodirte, daher er ſich durch ein Incognito auf Reiſen dagegen zu retten ſuchte [XXVI, 235], ja das frühe Bekanntwerden als Autor eher für ein Unglück als für ein Glück zu achten geneigt war. [XXVI, 237.]

Nein! ſein Wahlſpruch war vielmehr:

„Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,

(*) Persii Sat. I, 28.
(**) Plinii Epist. IX, 23.

Einen Freund am Buſen hält,
Und mit dem genießt.“ ꝛc. [I. 112.]

Er dichtete, weil er mußte, zu ſeinem Talent, der Baſis ſeiner Selbſtſtändigkeit [XXVI. 313], verdammt [Zelt. Nr. 587], und wann er mußte, d. h. die Muſe ihn antrieb; für ſich, „da das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn iſt“ [XXVI. 338] und für theilnehmende Freunde [XXVII. 275]; nicht um dem Publikum zu dienen [II. 252], das weder Dank [II. 252] noch Stimmung giebt [Schill. Nr. 344]; nicht für Alt und Jung [Zelt. Nr. 699], nach dem er ſein Leben lang nicht fragte [IV. 334; XXVI. 204 ff.]; noch für den Ruhm, dem er auch nicht am Ende des Lebens nachjagen mochte. [III. 247.]

Doch dieſe ſelbſtſtändige Geſinnung, dieſes eigne Herz [XXXIII. 121], werden wir noch öfter und deutlicher ausgeſprochen finden.

V. Conſtitution.

Obgleich von ſtarkem und kräftigem Knochenbau wie auch fleiſchiger Muskulatur war G's. Organiſation doch übrigens ſehr zart und reizbar. Er blieb daher phyſiſchen Einflüſſen der Witterung und Temperatur ſowohl, als auch moraliſchen Influenzen leicht ausgeſetzt und ſchnell unterworfen. Auch hatten früher leidenſchaftliches Stürmen in ſeine phyſiſche Natur, ſowie ſpäterhin Strapazen im Felde, den Grund zu den körperlichen Uebeln gelegt, wodurch er einige der beſten Jahre ſeines Lebens verlor. [XXV, 111.] Klima und Jahreszeit übten einen gewiſſen regelmäßigen Einfluß auf ſein körperliches und geiſtiges Befinden, und er nannte ſich ſelbſt ein beſtimmtes Barometer. Der meiſt rauhen, mit Wind und Regen abwechſelnd unfreundlichen Thüringiſchen Atmoſphäre mußte er in den erſten Jahren ſeiner Anweſenheit in Weimar den gewöhnlichen Tribut der Fremden zollen. Zahnreißen und andere rheumatiſche Uebel befielen ihn; und das Ende des Jahres oder die Abnahme der Tage war, wenn nicht immer mit körperlichen Unpäßlichkeiten, doch meiſt von einer Niedergedrücktheit des Geiſtes begleitet.

Aber nicht blos leicht vorübergehende körperliche Leiden hatte er zu beſtehen, auch ſchwere und gefährliche Krankhei ten, unter welchen die angreifendſten, das Leben bedrohendſten in die Jahre 1801, 1805, 1823 und 1831 fielen, und meiſtens unmittelbare Folgen zurückgedrängten und verhaltenen Seelenſchmerzes waren.

Zu dieſen pſychiſchen Leiden, die ein langes Leben hindurch ihn treffen und prüfen ſollten, gehören alle die Trauerfälle, die ihn näher oder entfernter berührend nie ohne Theilnahme, Mitgefühl, moraliſcher oder phyſiſcher Einwirkung blieben, und wenn nicht gerade in eine förmliche Krankheit, doch in körperliche Indispoſition ausliefen, die nur durch eine ſchnell, ja haſtig ergriffene Thätigkeit zu überwinden und zu beſeitigen war.

Gleich im Anfange der Weimariſchen Laufbahn ergriff ſein ganzes Gemüth die Trauerbotſchaft von dem Tode ſeiner einzigen, zugleich als innigſt vertraute Freundin geliebten Schweſter Cornelia. Er brachte mehrere Tage in Leiden und Träumen zu, und „da die Natur dem heftigſten Schmerz nur kurze, der Trauer hingegen längere Zeit zu dauern beſtimmt,“ ſo iſt zu denken, daß er dieſe fortwährend im Stillen werde gehegt haben.

Nicht geringer war die Wirkung des zwar viel ſpäter aber gerade in der Mitte ſeines Lebens und auf dem Höhepunkt künſtleriſcher Ausbildung ihn treffenden, tief in ſeine geiſtige Exiſtenz einſchneidenden Verluſtes von ſeinem wahrhaft geliebten, aufrichtig verehrten Freund und Mitkünſtler Schiller. Er fühlte die Hälfte ſeines Daſeyns ſich entriſſen [Z. Nr. 63] und konnte lange keine Beſchwichtigung ſeines Schmerzes durch irgend eine Beſchäftigung ſeiner Thätigkeit finden.

Doch er hatte kaum die nutzloſe Trauer in eine würdige Gedächtnißfeier ſeines Freundes verwandelt: als das feindliche über Deutſchland hereinbrechende Sturmwetter ſeine zerſtörenden Folgen auch ihn empfinden ließ, indem es die fernere freie Entfaltung ſeiner Geiſtesblüthen eben ſo hinderte, wie es das Vaterland um ſeine Unabhängigkeit und eigne Selbſtbeſtimmung brachte: Beides Ereigniſſe, welche er tiefer und nachwirkender fühlte, als es für die Meiſten den Anſchein hatte, weil er nur männlicher, ohne Klagen, weiſer, der Zeit gehorchend, frömmer, auf die Zukunft hoffend, das gegenwärtig Beſchwerliche zu ertragen, und durch eine noch mögliche und vergönnte Thätigkeit zu überwältigen wußte.

Während dieſer allgemeinen Calamität empfand er, mehr als Andere, noch die beſondere des Weimariſchen Landes: das betrübende Hinſcheiden jenes großen Lichts, das nicht allein ſeinem Leben, wie eine wohlthätige Sonne, vorgeleuchtet, ſondern ein ganzes Zeitalter durch ſeinen belebenden Einfluß zu Wachsthum, Blüthe und Früchten herangefördert, ihm allgemeine Aufmerkſamkeit, Achtung in der Nähe, in der Ferne Ruhm verliehen und es mit ſeinem ewigen Namen geſtempelt hatte. Wer erkennt nicht in dieſer obgleich ſchwachen Andeutung Weimars Landesmutter, Anna Amalia, die Mutter des großen Carl Auguſt, ja in einem gewiſſen geiſtigen Sinne auch Goethe's Mutter, als Urheberin ſeiner dem Lande gewonnenen Wirkſamkeit! Auch das eigens vertrauliche, ja herzliche Freundes-Verhältniß, in welchem ſie ſich zu G's. leiblicher Mutter in ihren gegenſeitigen Briefen zu betrachten giebt, erlaubte wohl dieſe Benennung: denn

Beide begegnen ſich für ihn in allen mütterlichen Empfindungen.

Und ſo waren es noch eigene beſondere Gefühle dankbarſter Pietät außer der allgemeinen Schmerzempfindung, welche ihm dieſen Verluſt vor andern empfindlicher und zu einem der herbeſten Lebensabſchnitte werden ließ. Bald aber ſollte er auch die beweinen, der er mit dem Daſeyn zugleich die ſchönſten und beſten Anlagen des Geiſtes wie des Herzens zu verdanken hatte, ſeine leibliche innigſt geliebte, verehrte, in ſeinen Werken mehrfach geſchilderte, und noch kurz vor ſeinem Ende in ausführlicher Darſtellung verherrlichte Mutter.

Und nun, nach wenigen Jahren ruhiger Friſt, im anſcheinenden Beginn eines neuen allgemeinen Zeitfrühlings (1815), der auch ihm hätte zu Gute kommen ſollen, abermals ein allernächſter Trauerfall (1816): der Verluſt ſeiner um ihn, um ſeine häuslich-gemüthliche Exiſtenz durch rege Theilnahme, ſtete Vorſorge und treue Pflege mehrfach verdienten Gattin: ein Verluſt, der ihm auf keine Weiſe wiederersetzt wurde. [IV. 160.]

Denn Zelters ſanguiniſche Prophezeihung [Nr. 282] verblieb blos eine ſchöne dichteriſche, Voſſiſch-idylliſche Viſion, die ſich bald in ein früher nicht ſo gekanntes, oder minder ſchwer getragenes Hauskreuz durch allerlei Krankenlager, Unfälle und Umfälle verwandelte [Z. Nr. 418, S. 403; Nr. 493; Nr. 495; Nr. 564] und ſtatt Sorgen der Wirthſchaft von ihm zu entfernen, vielmehr dergleichen noch in den ſpäteſten Jahren zuführte. [Z. Nr. 540, 541.] Noch aber war es mit dieſen Schickſalsſchlägen nicht abgethan. Die ſchärfſten Prüfungen verſpart es bis zuletzt. [Z. Nr. 751.]

Auch noch den Schauplatz langer und liebevoller Thätigkeit, von welchem er in Gemeinſchaft mit ſeinem Freunde bisher ungekannte Wirkungen hatte ausgehen laſſen, ſollte er von Grund aus zerſtört und ſo auch die örtliche Erinnerung an denſelben ausgelöſcht ſehen. Ein Brand vernichtete das Theater bis auf den Boden, und in merkwürdiger Vorbedeutung gerade an dem Tage (22. März 1825), an welchem 7 Jahre darauf ſein eigenes Daſeyn von der Erde verſchwinden ſollte. Zwar ſchien das Schickſal ihn wieder aufrichten zu wollen, durch ein Vorbild dereinſt zu hoffender Verherrlichung, das jedoch dahin zu deuten ſeiner Beſcheidenheit nicht beigehen konnte, wenn wir Andern es auch gern dahin auslegen mögen — indem es ihm die Feier ſowohl ſeines Jubiläums als ſeines verehrten Fürſten erleben und ihn mit ganz beſondern Ehren und Belohnungen überhäuft werden ließ. Doch der Menſch hat gleichmäßig von Glück wie von Noth ſich zu erholen, und ſo griffen ihn dieſe unerwarteten Dank- und Freudensbezeigungen geiſtig faſt noch mehr als körperlich an, da er ſich ihnen nicht gleichzuſtellen wußte. [Z. Nr. 478; ii. 560.]

Auch ſollte dieſem letzten Glück bald genug ein letzter Tag mit dreimaligen Trauerpulſen eingeläutet folgen. Es war zuerſt das Hinſcheiden des noch eben erſt auf dem Lebensgipfel gefeierten Großherzogs, ſeines fürſtlichen Freundes, und deſſen von ihm unbedingt verehrten bald darauf nachfolgenden Gemahlin, der Großherzogin Louiſe: zwei von ihm nicht zu denkende Trauerfälle, die noch zu erleben ſein höheres Alter ihm nur verbittern konnten, wenn alt werden ſo viel iſt als Andere überleben, oder wie ein Weiſer ſagt: Leben heiße nur Andre ſterben ſehen.

Und damit es an einem letzten Schickſalsſchluß am Rande der vollgeſchriebenen Qualentafel nicht fehlen möge,(*) mußte ihn auch noch das Ausbleiben ſeines in Italien reiſenden Sohnes — wie er den Tod deſſelben mit ſo wahrem als natürlichem Euphemiſmus nennt — ängſtigen, und an die Pyramide des Ceſtius erinnern, wo er einſt ein unbewachtes Wort ausgeſprochen,(**) das nun, wie ein altes Orakel, in entgegengeſetztem Sinne in Erfüllung ging.

Nicht Ihn, aber ſein anderes Selbſt, ſeinen einzigen Sohn, ſetzten ſie dort bei, und er mußte ein getrenntes verwaiſtes Daſeyn in der Oberwelt fortführen, bis auch ſeine Stunde gekommen war.

„Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.“ (***)

Solchen wiederholten Schlägen des Schickſals, die ihn geiſtig und körperlich meiſtens zugleich trafen, konnte nur eine ſo von Grund aus tüchtige Natur und Conſtitution ſo lange widerſtehen; aber auch dieſe wäre früher unterlegen, hätte nicht ſein Geiſt und der Talisman ſeines Talentes ihn unterſtützt.

So wußte er das Uhrwerk ſeiner Lebenstriebe, auch bei etwas retardirtem Zeiger, in Ordnung zu erhalten, um in ſolchen Leidensfällen nur noch zu exiſtiren. [Z. Nr. 760.] Der Gedanke der Pflicht hielt ihn aufrecht: der Geiſt wollte,

---

(*) Bd. IX. S. 219.
(**) Bd. XXIX. S. 282.
(***) Br. an Gräfin Auguſte Nr. XVI. S. 118

Terzerolen ungeladen, und ſchlief ruhig. Einmahl an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig ſitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen und zu laden: und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch darin ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! wann er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben: ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bey dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Geberde, druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. — Pfuy! ſagte und ſo mußte der Körper nach. Zuletzt aber war es doch kein Wunder, daß der irdiſche Theil durch den erneuten Aufwand widerſtrebender und wiederherſtellender Kräfte ſich endlich ſo erſchöpfte, daß er dem letzten phyſiſchen Anſtoß (einer Erkältung) unterlag, und nur der Geiſt ſich erhob, um ſeine urſprüngliche ewige Energie in einem andern Element, in einer andern Hülle fortzuſetzen.

VI. Character.

„Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt.“

Oder wie G. anderswo ſagt: der Character bethätige ſich dadurch, daß er ſich in der Tagesbewegung, im Hin- und Wiederwirken bilde. [Z. Nr. 799.] Daher iſt das Leben eines Menſchen ſein Character. [XXIX, 107.] Der Character ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. [VI. 183.]

Goethe war nicht nur ein Talent, er war auch, ohne welches ein Talent ſelbſt Nichts iſt, ein Character.

Ein Character iſt ohne Selbſtliebe, ohne ein Beſtehen auf ſich, und Durchführen ſein Selbſt nicht gedenkbar.

„Jedes Weſen, ſagt G. [LIV. 100 u. f.], das ſich als eine Einheit fühlt, will ſich in ſeinem eignen Zuſtande ungetrennt und unverrückt erhalten.“

„Dieß iſt eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und ſo kann man ſagen: jedes Einzelne habe Character, bis zum Wurm hinunter, der ſich krümmt, wenn er getreten wird.“

„In dieſem Sinne dürften wir dem Schwachen, ja dem Feigen ſelbſt Character zuſchreiben: denn er giebt auf, was andre Menſchen über Alles ſchätzen, was aber nicht zu ſeiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er ſeine Perſönlichkeit erhalte.“

„Doch bedient man ſich des Wortes Character gewöhnlich in einem höhern Sinne, wenn nämlich eine Perſönlichkeit von bedeutenden Eigenſchaften auf ihre Weiſe verharrt und ſich durch Nichts davon abwendig machen läßt.“

„Einen ſtarken Character nennt man, wenn er ſich allen äußerlichen Hinderniſſen mächtig entgegenſetzt, und ſeine Eigenthümlichkeit, ſelbſt mit Gefahr ſeine Perſönlichkeit zu verlieren, durchzuſetzen ſucht.“ — Daher iſt ein gewiſſer Eigenſinn, eine gewiſſe Beſchränktheit nicht von ihm zu trennen: denn er iſt ja ſelbſt eine Begränzung, ein Umriß.

Was kann beſchränkter ſeyn, als die Spitze, und doch iſt ſie das in ein Individuum zuſammengedrängte und gefaßte Allgemeine.

Das kryſtalliſirte Weſen iſt das beſchränkteſte. Der Diamant, ja nur der Bergkryſtall iſt beſchränkt; unbeſchränkt oder characterlos iſt nur der Brey oder Schlamm, der nach allen Seiten hin fließen kann.

Im Conflict mit Andern wird ein ſtarker Character freilich, um nicht unnöthigerweiſe das Opfer ſeiner ſelbſt zu werden, zum Nachgeben und Weichen genöthigt ſeyn, (*) wie die Feder durch ein Uebergewicht zuſammengedrückt zwar ſich in ſich ſelbſt retirirt, aber dadurch nur größere Schnellkraft gewinnt, wenn der Druck einigermaßen nachläßt. (**) So ſehen wir auch G. in ſeiner fortſchreitenden Entwicklung un-

---

(*) „Zu dringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt u. ſ. w.“ [XIII, 284.]

(**) „Laß dich biegen, aber nur nicht knacken,“ hatte er ſchon zu Klinger geſagt in den 70ger Jahren.

ter den mannigfaltigſten Bedingungen und Einſchränkungen ſich immer wieder in ſich ſelbſt finden, und aus ſich ſelbſt die Kraft zum Widerſtande und allmähliger Ausdehnung und Erweiterung ſeiner Sphäre gewinnen.

Die gleich der Luft und Atmosphäre allgemeine Einwirkung des Publikums unmittelbar, oder durch ſeine Repräſentanten, Recenſenten und Kritiker *en gros*, hielten ihn nicht ab, ſich derſelben auszuſetzen, wie einer Witterung. Denn „gegen die Kritik kann man ſich weder ſchützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen.“ [XLIX. 62.]

Und wie er ſchon von früher Jugend an ſeinen Körper geübt hatte, den Leben bedrohenden Elementen Trotz zu bieten: ſo ſtärkte er auch ſeine moraliſche Conſtitution gegen einſeitigen und ungerechten Tadel, gegen boshafte und verläumderiſche Nachrede, wie nicht minder gegen Lob und Beifall, indem er leicht die Quelle erkannte, aus der ſie herkamen, und wahre Theilnahme von geheuchelter ſehr wohl zu unterſcheiden wußte.

Dagegen war er nicht gleichgültig oder unempfindlich gegen Beifall und Zuſtimmung ſeiner Freunde oder derer, die er für Freunde halten zu müſſen glaubte [I, 7; XXVI, 227]; und wie hätte er das gekonnt, wenn er ein Menſch war, ſo begabt und ſo einwirkend, daß er ſich fühlen mußte und gern die Beſtätigung oder Berichtigung ſeines Gefühls in Andern wiederfinden mochte. (*) Sollte der Geiſt nicht

---

(*) „Man weiß erſt, daß man iſt, wenn man ſich in Andern wiederfindet.“ G's. Briefe an Auguſte Gräfin zu Stolberg, Nr. 11, — d. 13. Febr. 1775.

eben ſo gut erfahren wollen, was an ihm iſt, als der Leib ſeine Geſtalt und was ihr Gutes oder Schlimmes anhafte, zu betrachten ſucht? — „Woher überhaupt ein des Bewußtſeyns fähiges Weſen Andern offenbar und bekannt wird, dadurch wird es ſich ſelbſt offenbar. Der Künſtler wird durch ſein Werk Andern als Künſtler bekannt, aber er ſelbſt kommt auch nur erſt an ſeinem Werke zum Bewußtſeyn, daß er Künſtler ſey.“ (*)

Man läßt Gott die Welt ſchaffen, um Sich ſelbſt an und in ihr anzuſchauen, und ſeinem Ebenbilde ſollte es nicht vergönnt ſeyn, ſich ſelbſt in ſeinen Werken und Wirkungen gewahr werden zu wollen?

Daher konnte G. ſagen: er habe an ſeinen Werken gelernt, inſofern er durch die Urtheile Anderer darüber ſowohl mit ſich ſelbſt als mit ihnen näher bekannt wurde, d. h. mit dem, was er habe und was ſie wollten.

So ward er auch an den Dingen neue Eigenſchaften und an ſich neue Fähigkeiten gewahr. [XLIX, 54.]

Auch Tadel vertrug er: denn „man könne ihm viel Wahres ſagen“ geſteht Schiller; (**) ein Zeugniß, das um ſo mehr gilt, als man es nicht von Letzterem ſagen konnte.

So äußerte er nur ſich ſelbſt und ließ aus ſich heraustreten, was in ſeinem Gemüth, in ſeinem Geiſt ſich regte und ans Licht drängte.

Confeſſionen nennt er ſeine Productionen, im guten und ſchlimmen Sinne, um zuerſt ſich und dann auch Andere in gleichem Falle zu befreien. [I, 7; u. XXVI, 227.]

(*) L. Feuerbach über Philoſophie und Chriſtenthum ꝛc. Mannheim 1839 S. 35.

(**) Briefe an Humboldt, Nr. XIV.

Und dieſer emancipirte Menſch iſt es auch, was an Goethen uns Allen imponirt, ſowohl die ihn haſſen, als die ihn lieben. Jene gönnen ihm nicht, was ſie ſelbſt zu ſeyn nicht vermögen, dieſe aber freuen ſich, Vorbild, Auctorität und Beſtätigung für ein gleiches Beſtreben an ihm zu finden.

Er dichtete und ſchrieb, was und wie es ihm ums Herz war, und trieb, was ihm eben beliebte und ihn anmuthete, ohne ſich darum zu bekümmern, was man gerade von ihm verlangen oder erwarten möchte; genug daß er ſeinem Innern folgte, es ausſprach und ſeiner nächſten Umgebung, ſeinen Freunden — denn immer nur von dieſen iſt ſein Lebenlang die Rede — Freude zu machen ſuchte und hoffte. An ein ſogenanntes Publikum, zumal an das große unſichtbare, das damals noch nicht ſo wie jetzt zu ſpüren war, zu denken, — ſiel ihm in der erſten Zeit nicht ein, und er wurde nur wider ſein Wollen und Wünſchen in die Oeffentlichkeit hineingeriſſen. [XXVI, 236 f.]

Aber auch, nachdem er bereits ein citirter Autor war, gab er dem Verlangen der Menge niemals nach, und ihre getäuſchten Erwartungen (*) änderten Nichts in ſeinen Vorſätzen, noch beſtimmten ſie ihn etwa zu Schadloshaltungen, die gegen ſeine Natur oder ſeine Maximen geweſen wären. „Die größte Achtung, die ein Autor für ſein Publikum haben kann, iſt, daß er niemals etwas bringt, was man erwartet, ſondern was er ſelbſt auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.“ [XLIX, 42.]

(*) Vergl. XXVII. 258; XXVIII, 19, 20; XXX, 31, 199.

„Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt;"

ſagt er bei Gelegenheit des von allen Seiten mißverſtandenen und getadelten Groß-Cophta, ohne darüber verwundert noch ungehalten zu ſeyn. Denn „wie ihn Nichts mehr freute, als wenn je ſein Werk den Freunden gefiel," ſo „ließ er's manchmal auch geſchehn, daß es einem beſſern nach mußt' ſtehn." Eine ähnliche Antwort gab Schiller den Tadlern ſeiner Jungfrau. „Zu der Zeit, da ich ſie ſchrieb, war mir dieſe Idee Etwas." — G. nannte es gegen mich die lächerlichſte Prätenſion, Allen gefallen zu wollen; wie er denn auch recht gut und von ſelbſt wußte, was er könne und nicht könne.

„Gar nichts Neues ſagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es beſſer als ihr." [IV, 340.]

Sein Character iſt durchaus wahr, rein und ſich ſelbſt gleich, ſo in Schrift und That, in Dichtung wie im Leben immer derſelbe. [III, 273; V, 161; IV, 394.] Er iſt wahrhaft in allen ſeinen Empfindungen und Gefühlen; ſie ſind rein, natürlich und darum menſchlich.

Und ſo ſchätzt er auch das Menſchliche, wo er es findet, wie er es denn auch immer zuerſt findet [XLIX, 30] und erkennt, es begegne ihm nun im Leben oder in der Kunſt. So iſt ihm Lord Byron „ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent." [XLIX, 34.]

„Alle deine Ideale ſollen mich nicht hindern wahr zu ſeyn und gut und böſe wie die Natur," ſchreibt er an Lavater [S. 74], denn der Menſch gehört der Natur und ſie dem Menſchen. [L. 193.] Daher iſt er aufrichtig: denn die Wahrheit macht frei; und ohne falſche Scham, wie die Natur, daher die Derbheit ſeiner Ausdrücke und Sprache.

Und wenn in reifern Jahren Erfahrung und Welt ihm die geraden offnen Aeußerungen ſeiner Geſinnung nicht erlauben oder ſie bedingen wollen, „da ihm ein Gott die arme Kunſt verſagte, ſich künſtlich zu betragen“ [II. 149]: ſo ſchweigt er lieber — „was er nicht loben kann, davon ſpricht er nicht“ [IV. 318] — als daß er durch Anbequemen ſich und der Wahrheit etwas vergeben ſollte. Nichts hält grimmiger zurück, als falſch geweſen zu ſeyn [V. 77]; auch folgt ihm ewige Pein [V. 34]; und Lügen ſind uns und Andern ein Gift. [III. 274.]

Unbedingte Wahrheitsliebe gegen ſich und Andre zu behaupten, trachtete er ſein ganzes Leben [3. Nr. 535]; für Alles mag er zu alt ſeyn, nur nicht für's Wahre. [XXVII, 253.] Und wie die Wahrheit es iſt, aus deren Hand er den Schleier der Dichtung in ſeiner Jugend empfing [I, 7], ſo iſt ſie es noch, die im Alter ihn grüßt [III. 181], und aus deren Hauſe er nicht wieder herausginge [III. 273]; denn nur in der Wahrheit iſt ihm die Weisheit [XLIX, 42] und, wie wir bald ſehen werden, in der Weisheit Tugend und Seligkeit.

So ſein ganzes Leben ſich ſelbſt treu, iſt er auch treu den Andern [IV. 336] und Fürſt und Land, denen er ſich gewidmet, empfinden die Vortheile dieſer Beſtändigkeit und Ausdauer unter allen Umſtänden. [V. 84, 86; XXX, 165.]

Wie im Leben und Handeln, ſo auch in ſeinen Dichtungen. Durchaus wahr, nur immer die Wirklichkeit, nicht im gemeinen Sinne, ſondern den Geiſt der Gegenſtände [XLIX, 33] ins Auge faſſend, iſt ſeine Darſtellung ein treues Spiegelbild des Realen, dieſes aber verſchönernd — durch den Gehalt, den er ihm aus ſeinem Innern giebt — denn Natur und Gemüth antworten einander — wie der Spiegel wirklich das vorgehaltene Gemälde, doch mit einem eigenen Reiz und Zauber, zurückſtrahlt. So verwandelt er die Wirklichkeit in Poeſie, während Andre die Poeſie in Wirklichkeit verwandeln, oder wie ſie es nennen, poetiſch leben wollen. [XXVI, 227.]

Dieſe Wahrheit erſtreckt ſich bis auf das kleinſte Detail, und der Ausdruck, die Worte, die Reime ſogar ſind immer die natürlichſten, nächſten, treffendſten. Er hat niemals eine bloße Phraſe, beygebrachte Formeln und Wendungen, ſie müßten denn zur Sache gehören; und ſollte er auch hier und da nicht genug ſagende, allzu mildernde Ausdrücke brauchen und glimpflicher von einer Sache reden, als es Andern recht dünken mag: ſo liegt dieſe *Litotes* theils in der liebevollen wohlwollenden Geſinnung überhaupt, die Niemandem abſichtlich wehe thun mag noch kann, theils in der anſtändigen Haltung, die er als öffentlicher Character zu beobachten hat. Dieſe ſetzt er in ſeiner Proſa niemals aus den Augen, während er in Verſen, und zumal in den humoriſtiſch-ſatyriſchen Gedichten, wo die Poeſie oder der Poet die Menſchen auf das gleiche Natur-Niveau ſtellt, ſich erlaubt, von der Parrheſie und Euthyrrhemoſyne — dem Geradeherausſagen und Benennen der Dinge mit ihrem gemeinen aber wahren Namen — den Gebrauch zu machen, der einmal den Dichtern alter und neuer Zeit eingeräumt wird. Ohne den eigentlichen *objectiven* Ausdruck würde Niwis geſagt ſeyn und das nur ſcheinbar Geſagte ohne Wirkung bleiben.

Auch ſind dergleichen Worte nicht für jedes Auge geſchrieben, noch zu jedem Ohr geſprochen, und wer ſie nicht ſehen und hören kann und darf, der hat es damit eben ſo zu halten, wie mit den Objecten derſelben, denen er im Leben aus dem Wege gehen muß, ohne ſie zu bemerken oder gar zu betrachten. [IV, 340.]

Die Prüderie will Männern nicht geziemen: denn ſelbſt Frauen, gebildet aber dabei natürlich, ſtellen ſich ſolchen Dingen gegenüber nicht ſo gefährlich an,(*) wie die ſittlichen Fanatiker ſich dabei gebärden.

Das Laſcive, als unſittlich und ſich deſſen mit heimlichem Behagen bewußt, iſt ſittengefährlich; das Obſcoene, als ungeſittet, iſt nur gegen den Anſtand, aber nicht gegen die Natur.

„Den kindlichen Character, ſagt Schiller,(**) den das Genie in ſeinen Werken abdruckt, zeigt es auch in ſeinem Privatleben und ſeinen Sitten. Es iſt ſchamhaft, weil die Natur dieſes immer iſt; aber es iſt nicht decent, weil nur die Verderbniß decent iſt."

So iſt denn es wohl nicht decent, was G. vom Pater Brey [XIII, 66] oder von Poſſelt in den Briefen an Schiller(***) ſchreibt; Was aber Thümmel von der Harlemer Wirthin und Wie ſingt und ſagt, möchte zwar ſehr decent de-

---

(*) Vergl. von Binzer's Note zu Goethe's Briefen an Gräfin Auguſte zu Stollberg, S. 191.

(**) Band XVIII, S. 234 — 250

(***) Nr. 456, S. 181.

Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das? — Sie iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös? Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen geſchehen, aus welchem Beweggrunde ſie wollen.

Ich zuckte die Achſeln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter: aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, vercorirt und brodirt, doch nur eine unſittliche Verdorbenheit vorſtellen.

Goethe hat niemals am Lasciven weder in der Kunſt noch im Leben Geſchmack gefunden, und daher hörte man ihn dieſe Saite nie anſchlagen.

Zu ſittlich, um das Aphrodiſiſche, welches die Natur in uns gelegt hat, von ſeinem Zwecke zu trennen und es als ein Phantaſieſpiel zu behandeln; und zu natürlich, um es als Complement der Liebe unerlaubt und verpönt zu finden, war er eben ſo entfernt von fauniſcher Lüſternheit, die von Begierde in Begierden ſich ergeht, als von ſentimentaler, die ſich in Velleitäten ohne Genuß tantaliſch abſehnt.

Die naive Sinnlichkeit der Alten iſt ohne Tadel, denn ſie iſt nicht im Widerſtreit mit Natur und einem Geſetz. Was ſie will, das glaubt ſie wollen zu dürfen, und hat daran kein Arges. Die ſentimentale möchte gern mit der Moralität tranſigiren, und ſich nur als Gedankenſpiel ausbitten, was ihr als Wirklichkeit verweigert wird. Dabei gewinnt keins von beiden. Der Wille bleibt unrein und die Moralität, die ſo etwas zugiebt, verdächtig.

In dieſer Geſinnung konnte ſich Goethe weder mit Heinſe's noch auch mit Wieland's Muſe, wenn ſie dieſen Ton anſtimmte, befreunden; und vollends Caſti's und Verocchio's galante Novellen widerſtanden ſeinem äſthetiſch-ſittlichen Gefühl, wenn er auch die Kunſt der Einkleidung und den geiſtreichen Vortrag bewunderte. [XXXII, 74.]

Faßt man alles bisher bemerkte zuſammen, ſo ſieht man: Goethe's Character war durchaus ſittlicher Art.

Auf das Wahre, Rechte, Gute, d. h. auf das Schöne geſtellt: denn nur das Wahre kann ſchön ſeyn, nie das Falſche; nur das Gute kann ſchön ſeyn, nie das Böſe; und das Rechte iſt eben das Wahre und Gute.

Indem alſo das Schöne auf allen dreien ruht, iſt es ein Sittliches und wirklich ſittlich.

Goethe's poetiſche Tendenz geht überall auf das Schöne und alſo auf das Sittliche.

Sein eigenes Geſtändniß, daß er berufen ſey:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten“ [IV, 46],

zeigt, daß er, die pathologiſchen Zuſtände der Menſchheit zu ſeiner Aufgabe machend, aus der Krankheit zur Geſundheit, aus dem Irrthum zur Wahrheit, aus dem Unſittlichen zum Sittlichen und ſo vom Häßlichen zum Schönen zu führen trachtete; dieſes Ziel, dieſes einfache Reſultat aber als Dichter nichts anders erreichen konnte, denn daß er eben die Mannigfaltigkeit leidenſchaftlicher Zuſtände, d. h. des Irrthums, in thatſächlicher Entwicklung vor Augen legte, aus denen der Menſch ſich zu entwirren habe, um zur Uebereinſtimmung mit ſich, mit der Natur und Gott, und ſo zu Ruhe und Glück zu gelangen. [XLV. 332.]

Indem der Dichter auf das Sittliche ausgeht, das jedoch in der Welt nie in Abstracto, ſondern wie das Licht immer in Concreto erſcheint, und wie dieſes an einem dunklen undurchſichtigen Körper, ſo jenes im Conflict mit einem Gegentheil ſich offenbart; ſo kann er es nur in und an pathologiſchen Zuſtänden zeigen: was die Geſundheit iſt, nur neben der Krankheit, was die Tugend, nur neben der Untugend.

Wer eine Fabel erzählt, ſtellt der nicht Thorheit und Klugheit, Wahrheit und Irrthum, Tugend und Fehler nebeneinander; und läßt die Schlußfolge daraus ziehn oder zieht ſie ſelber, aber unkünſtleriſch, in der ſogenannten Moral? Kann auch der bildende Künſtler anders verfahren?

Wer Chriſtum und die Ehebrecherin vorſtellt, wer „den Gott und die Bajadere,“ ſtellt der nicht die reinſte Tugend mit der Unſittlichkeit zuſammen?

Könnte ſich denn aber die Reinheit der Geſinnung, die Göttlichkeit der Güte, die Wahrheit der Gerechtigkeit anders offenbaren, als neben dem Gegenſtand, deſſen Gegentheil ſie iſt?

Aber nicht allein in ſeinen Schriften, auch im perſönlichen, häuslichen und öffentlichen Leben erſcheint G. — wie wär' es anders möglich — als ein vollkommen ſittlicher Menſch, da Niemand ein guter Dichter, ein guter Autor ſeyn kann, ohne zugleich ein guter Menſch zu ſeyn.

Er liebt die Reinlichkeit an ſeiner Perſon, an ſeiner Umgebung, das iſt ſittlich. Die äußere Reinheit iſt der Spiegel der innern.

Er liebt die Ordnung, das iſt auch Reinlichkeit, iſt Nettigkeit, Accurateſſe, Folgerichtigkeit in Geſchäft, Verkehr und Vorhaben.

Er liebt Zucht und Anſtand, das iſt abermals Reinlichkeit des innern und äußern Daſeyns, des Verhaltens gegen ſich und Andere, iſt Ordnung, iſt Fügung unter Geſetz und Sitte, iſt Mäßigung, Faſſung, Ruhe, Geduld und Friedfertigkeit.

Und ſo haßt er im Gegentheil alles Unreine, phyſiſches wie moraliſches, alle Unordnung im Hauſe wie im Staate, und was nur unter dem Namen Anarchie ſich begreifen läßt, letztere in dem Grade, daß er in einem eminenten Falle ſogar erklärte: „er wolle lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ [XXX. 321.]

Schon hieraus kann man abnehmen, wie er über die revolutionären Bewegungen unſerer Zeit denken würde, die er zum Theil mit erlebte: „Das Pariſer Erdbeben,“ wie er es nannte, „mit ſeinen durch Europa verzweigten Erſchütterungen, und die einzelnen Paroxysmen in mehreren Städten Deutſchlands.“ [Z. 740, S. 31 f.] Zu ſeinem Glück haben die Götter ihn ſie nur ahnden [III, 296], nicht erleben laſſen;

„Verwirrtes Wogen unverſtändiger Menge,
Von allen Träumen iſt's der ſchwerſte Traum.“ [IV, 25.]

und ſo wie ſie ſeinen Freund Schiller vor dem Beginn der ſchrecklichen Epoche, worin dieſer nicht mehr hätte wirken können noch dürfen, von der Erde entrückten, ſo mochten ſie auch Goethen vor dem Eintritt in eine Zeit gleich ſeinem Epimenides bewahren, die er zwar lange vorausgeſehen, in die er aber mit einſeitiger Thätigkeit einzugreifen weder durch Character, noch Grundſätze,(*) noch endlich durch ſein hohes Alter befähigt geweſen wäre.(**) „Er brauchte ſein Talent zur Rechten und Linken, wenn's nicht mehr fromme, werde Gott ſchon winken.“ [III. 282.] Er fühlte alſo ſelbſt, ohne daß man es ihm vorzurücken oder jetzt ewig nachzure-

---

(*) „Die Geſtalt dieſer Welt vergeht — ſagte er ſchon 56 Jahre früher — und ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen, was bleibende Verhältniſſe ſind und ſo nach der Lehre des *** meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen.“ [XXIX. 65.]

(**) „In der Jugend traut man ſich zu, daß man den Menſchen Paläſte bauen könne, und wenn es um und ankömmt, hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Miſt bei Seite bringen zu können.“ [G. an Lavater, S. 126.]

den brauchte, daß er für dieſe Zeit der Irren und der Wirren nicht gemacht war.

„Sie möchten gerne frei ſeyn,
Lange kann das einerlei ſeyn;
Wo es aber drunter und drüber geht,
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien,
So macht man ſich behend einen neuen: (*)
Im Schiffbruch jammert Jedermann,
Daß Keiner mehr als der Andre kann!“ [IV, 320.]

Nicht nur jammert, er verlangt ſogar, daß der Andre mehr können ſolle als er: denn das iſt es doch, wenn man prätendirt, G. ſollte für die Befreiung Deutſchlands etwas thun oder gethan haben, wenn die Mächtigen und Mächtigſten, deren Sache es war, es nicht thun konnten. **Nihil contra Deum nisi Deus ipse.** Gott ſelbſt mußte ſo gegen Sich balanciren, und wie er niedergeſchlagen hatte, auch wieder aufrichten. —

Solche nur ganz gemeinfromme Betrachtungen ſollten ſchon hinreichen, um ſo wüſten Radotagen über G's. Mangel an Patriotismus, an Nationalſinn und dergleichen niederzuſchlagen. Es gab keinen Deutſchern der Geſinnung nach als ihn: denn wäre er als Poet nicht ein Deutſcher geweſen, was hättet ihr denn Euch ſeiner Poeſien zu rühmen, wie Ihr doch thut? Aber ein Mann der Betrachtung, der Contemplation, iſt nicht zugleich ein Mann der That,

---

(*) „Jo fo un Santo e vengo!“
ruft vielleicht ſchon einer der politiſchen Maler, und canoniſirt dazu Börne: „Börne ſtand für eine Welt.“
S. Telegraph für Deutſchland, 1838 Auguſt.

und dieſer nicht auch der des beſondern Talents. Alſo beſcheidet Euch und nehmt einen Jeden für was er ſich giebt.

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen ꝛc." [V. 46.]

„Hat' er euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen ſolltet?
Schalt er euch nach euren Thaten,
Wenn ihr Frieden ſchließen wolltet?" [V, 105.]

Auch hat es an einem Manne der That nicht gefehlt. Aber er ward ein Stein des Anſtoßes und die Bauleute haben ihn verworfen.

Aber auch in dem gewöhnlichen Sinne des Worts beſaß G. Character, d. h. Feſtigkeit und Beharrlichkeit des Willens in dem, wofür er ſich einmal erklärt hatte, mochte es Grundſätze gelten oder Betragen.

Wie er von den höchſten Maximen der Kunſt und des Lebens in ſich ſelbſt nicht abwich, auch nicht ein Haar [J. Nr. 269, S. 337]; ſo auch nicht in ſeiner Geſinnung, in Treue und Dankbarkeit gegen Freunde und Lebensgenoſſen, und nicht nur ſolche, die ſich um ihn verdient gemacht hatten, auch die, an welche er ſelbſt etwas gewendet, die er in Affection genommen. Er ließ Niemanden, wie man ſagt, fallen; und ſelbſt wenn ſie ſeiner Theilnahme, ſeiner Protection ſich nicht immer ganz werth und würdig erzeigten, ſo behielten ſie doch noch immer ſo viel bei ihm zu gut, daß er gegen ihr Talent oder ihre Geſchicklichkeit, und ſonſt eine Eigenſchaft, die ſie auszeichnete, gerecht blieb und ſie anerkannte.

VII. Geſinnung.

Ein allgemeines Wohlwollen [XLVIII, 140], eine unbefangene Menſchenliebe machte die Grundlage ſeiner Geſinnungen, aus welcher ſie wie aus einem fruchtbaren Boden hervorſproßten, und bei angemeſſener günſtiger Witterung auch zu ſchönen Blüthen und reifer Frucht gediehen.

Jung, ſchön, wohlhabend, mit allen Gaben des Körpers und des Geiſtes ausgeſtattet, hatte er ſchon in ſich den meiſten und beſten Vorſchub einer edlen Natur, um die Menſchen mit Wohlwollen anzuſehen — wie man, innerlich reich begabt, und nun noch äußerlich dazu, die Welt fröhlicher erblickt und freundlicher anſieht, da ſie einem mehr zu gehören ſcheint — auch wenn ſie ihm nicht mit Liebe und Enthuſiasmus entgegengekommen wären. Nun zog er ſie aber durch Schönheit, Geiſt, Witz und Lebensluſt vielſeitig an, und dieſe günſtige Wirkung von ihm nach außen mußte rückwärts in ihm das Gefühl, geliebt zu ſeyn, zu einer Liebenswürdigkeit — wie Beifall den Künſtler zu immer höherer Leiſtung (*) — ſteigern; wovon uns die gleichzeitigen brieflichen Nachrichten der Freunde, ſogar der Gegner, das voll

---

(*) Excitat auditor studium, laudataque virtus
Crescit et immensum gloria calcar habet.
Ovid.

gültigſte Zeugniß geben. Auch wußte er ſie durch unausgeſetztes Streben „dem Menſchen etwas zu Liebe zu thun," — „ihnen die Welt zu gute zu machen," — „ſie leben zu lehren," ſo durch Kunſtgebilde wie durch Weisheitsſprüche, bis in ſein ſpäteſtes Alter zu erhalten und zu vermehren: denn obgleich „die Jahre ihm ſo vieles nahmen," ſo blieb ihm doch Beſonderes genug: Idee und Liebe." [V, 81.] Und nicht etwa blos die Liebe zur Natur, welche ſich auch nicht einmal denken läßt, ohne daß ſie den Menſchen mit einbegriffe, auch ganz eigentlich die Liebe zu den Menſchen. Denn trotz hypochondriſcher Verſtimmung durch körperliche Leiden, oder durch Unbilden von eben den „ihn ſo ſchmählich verkennenden Menſchen" verurſacht, ward er, obſchon manchmal Einſiedler [II, 290], doch kein Menſchenfeind, ſondern: „kaum ſieht er ein Menſchengeſicht, ſo hat er's wieder lieb." [II, 289.]

a. Senſibilität.

Von Goethe's Zartgefühl, ſeiner leichten Erregbarkeit — nicht unähnlich der durch die geringſte Berührung zu erweckenden Electricität — hat der keinen Begriff, der ihn nach ſeiner ruhigen Außenſeite beurtheilen wollte.

Ein ſo fühlſames, empfindſeliges Herz hatte wohl Urſache ſich zu panzern, und dreifach Erz um ſeine Bruſt zu legen, wenn es nicht zu oft der Raub eigner wie fremder Leiden und Schmerzen werden ſollte. (*)

(*) „Je vollkommener ein Weſen, um ſo mehr empfind' es Freud' und Schmerzen," ſagt Dante:

quanto la cosa è più perfetta Più senta 'l bene, e così la doglienza.
dell' Inferno Canto VI, 106.

Wie er an dem Feuer ſeiner Jugend nur die wilde Lebhaftigkeit mäßigte, und ihren auflodernden Enthuſiasmus dämpfte, oder vielmehr ihn nur in ſich zurückdrängte und an ſich hielt, gewitzigt durch die Erfahrung, wohin er führe: ſo ließ er auch der Empfindſamkeit, die ihm ſonſt den Ausdruck des Sehnſüchtigen gab, nur die Miene ſtillen Ernſtes und ruhiger Gelaſſenheit, die dem Unkundigen als Kälte, Untheilnahme und Stolz erſchien. Im Innern aber war und blieb er das weiche, gefühlvolle Herz, ohne welches er nicht der Dichter hätte ſeyn können, der er war.

Wie oft habe ich ihm Thränen in's Auge kommen ſehn, bei großen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geſchichte, aus der Kunſt, aus dem Leben der Menſchen, mochte er nun ſie ſelbſt erzählen, oder von Andern vortragen hören.

„Das Schöne, das Wahre (und folglich auch das Gute) ſey es, was ihn oft bis zu Thränen rühre,“ ſagt Schiller von ihm [Nr. 178, S. 79], und ſo führe ich nur ein Beiſpiel an: Als wir in den letzten Jahren auf häusliche Dinge zu reden kamen, namentlich auf elterliche Gefühle, bemerkte er mit Thränen der Rührung: „ein Franzoſe habe geſagt: das Zarteſte, was die Natur erſchaffen habe, ſey ein — Vaterherz.“ Wie ſehr er dieſes aus ſeinem eigenen mitempfunden, zeigt nicht nur die ganze Characteriſtik ſeines Herzogs in der Eugenie, ſondern ſchon der eine Vers in ſeiner Pandora, wo er die um Hülfe rufende Epimeleia ſagen läßt:

„O Vater du! Iſt doch ein Vater ſtets ein Gott!“

Wer denkt nicht dabei an den Vater des verlornen Sohnes, und wieder von dem hinauf an ſein Vorbild?

Und ſo hat er väterlich es an Mitgefühl, Troſt, Rath, Hülfe niemals fehlen laſſen bei dem, der deſſen bedürftig und werth war. (S. Nr. 117, S. 206 f.) Ich ſelbſt bin dankbarer Zeuge, wie er aus Verwickelungen, in welche uns Leidenſchaft, Leichtſinn und Weltunkunde hineinriſſen, ohne Vorwürfe, Takt und Umſicht auf das leiſeſte herauszuhelfen, und für die Folge zu warnen wußte.

Heinrich Voß, der Sohn, obgleich er manches Unrichtige und Einſeitige von G. ſchreibt, iſt doch darin der Wahrheit treu, wenn er ausſagt: „G. wiſſe ſich in alle Lagen eines Menſchen zu verſetzen, an allen Gemüthszuſtänden Theil zu nehmen, einen Jeden über ſich aufzuklären und in einen guten und ſchönen Zuſtand zu verſetzen. Wenn er Schillern als einen Menſchen liebe, ſo müſſe er Goethen als einen Vater verehren.“

Dieſes Zartgefühl offenbarte ſich unter anderm in der Theilnahme an den Mißgeſchicken, Leiden und Trauerfällen ſeiner Freunde. Mitleid, Zuſpruch, Troſt und Hülfe waren jederzeit rege für ſie, von der erſten Jugend an, bis in ſein ſpäteſtes Alter. Er bewies dieſes nicht nur gegen Klinger, Jung-Stilling, Lenz und Andere, wie die Briefe an und von Merck bezeugen; auch gegen ſeine ſpätern Freunde, wie gleichfalls die Briefe an ſie davon Zeugniß ablegen.

So ſchreibt er unter andern an Merck [Nr. 134]: „Es iſt gewiß eine Erleichterung, wenn man nur ſagen kann und mag, wie Weh einem iſt. Schreibe mir manchmal, vertraue dient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütige Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das iſt ganz was anders, verſetzte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreiſſen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! ſcheltet den Trinker, verabſcheut den Unſinnigen, geht vorbey, wie der Prieſter, und dankt Gott, wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmahl trunken geweſen, meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beydes reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menſchen, die etwas großes, etwas unmöglichſcheinendes mir deine Zuſtände und glaube, daß du mir mit deinen Klagen nicht läſtig biſt.“

„Wenn der ſchwer Gedrückte klagt,
Hülfe, Hoffnung ſey verſagt,
Bleibet heilſam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.“ (V, 118.)

Eben ſo theilnehmend beſorgt zeigt er ſich gegen Schiller bei deſſen eigenen Krankheitsanfällen, wie bei denen ſeiner Familie.

Ganz beſonders gefühlvoll aber benimmt er ſich gegen Zelter: zuerſt bei dem Verluſt deſſen Gattin; ſodann auf die Nachricht von der Entleibung deſſen Stiefſohns. Dießmal aus eigener Erfahrung eines taedium vitae (XXVI, 211). an dem Vorfall gründlich theilnehmend, ſteht er ſeinem Freunde ſogleich bei, nicht mit leeren Worten, ſondern mit einem thätigen Erſatz dargebotener und auf der Stelle ausgeübter Bruderliebe; und indem er das Verlorne aufzugeben lehrt, deutet er auf das, was noch zu erhalten und zu leiſten übrig bleibe.

Gleiches Mitgefühl, gleiche Rührung, aber auch gleiches Hinweiſen auf jenes erprobte Heilmittel, „daß wir bei dem größten Verluſt uns ſogleich umherſchauen müſſen, was zu erhalten und zu leiſten übrig bleibe — und wie er ſelbſt in ſolchen Fällen mit neuer Haſt ſeine Thätigkeit erprobt, ſich dadurch zerſtreut und allem Tröſtlichen Eingang gewonnen habe;“ noch verſtärkt durch die Betrachtung, „daß wir Freunden und Fremden die größte Wohlthat erzeigen, wenn wir ihnen im Beiſpiel darthun, was der Menſch alles ertragen kann:“ — alles dieſes zeigt ſich in bereits veröffentlichten Briefen und wird ſich in künftig bekanntwerdenden offenbaren, um eine ſo böswillige, rein aus der Luft gegriffene Behauptung, wie die: „daß Goethen die Menſchen nie etwas gegolten,“ ausgeſprochen von einem vermeinten Freund-Nachbar, und von einem ebenſo perfiden Freunde beider in die Welt hinausgerufen, in ihr wahres Licht zu ſetzen.

„Es kann wohl ſeyn — ſagt G. [XLIX, 82] — daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtsloſe Schickſal, wenn es die reifen Garben trifft, zerknittert nur das Stroh, die Körner aber ſpüren Nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert, ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern. [XLIX, 82.]

Eine Maxime, die er auch den Höheren anräth:

„Und ſo haltet's auch, ihr Hohen,
Gegen Welt, wie der Geringe:
Thut und leidet wie ſich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.“ [V, 86.]

So durchdrang auch mit jedem Athemzuge ein ätheriſcher Lebensſtrom ſein ganzes Weſen, daß er ſich der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnerte. Dieſe hohe Gottesgabe habe er von jeher zu ſchätzen und zu ſteigern gewußt. [Z. Nr. 711.] Wie er überhaupt Gutes und Schlimmes als natürlichen Wechſel mit heidniſcher Gelaſſenheit hinnahm, oder über ſich ergehen ließ, gleich dem Tag und der Nacht; wie er an hundert Stellen die Lehre giebt, keins von beiden zu hoch zu nehmen, und ſich das Leben nicht zur Pein zu machen, ſondern mit dem Tode zufrieden zu ſeyn [II, 250; XLVII, 146]: ſo fand er in raſtloſer Thätigkeit [Z. Nr. 530, 760], in ſchneller Anwendung ſeines vielkräftigen Talents

[Z. Nr. 238; 760; 783] Etwas, das ihm durch alle Zuſtände über Schmerz und Verluſt [Z. Nr. 760] hindurch half, und wofür er Gott nicht genug danken konnte.

Er ſelbſt war und erſchien daher als der beſte Troſt, wenn man ihn nur anſah und bedachte, aus was für Betrübniſſen er ſich gerettet, worüber alles er ſich zufrieden gegeben und fortwährend zu geben hatte und gab: denn auf Entſagung war er früh ſchon gefaßt und lernte ſie täglich mehr ein. [XLVIII, 9, 10.] Daher ſein parador ſcheinendes: „Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben“ [II, 250], d. h. verzichten, entbehren muß einer können und zufrieden ſeyn, wenn er leben will: denn darin liegt „der Spaß des Lebens, daß man luſtig ſey, wo nicht — vergnügt!“ [III, 256.]

Und iſt es nicht beſſer, reſolut ein für allemal im Ganzen zu reſigniren, als dieſen Act alle Tage partienweiſe wiederholen zu müſſen? [XLVIII. 10.] Ueberhaupt, ſoll man denn für die Schmerzen und Leiden der Seele etwa weniger Heilmittel ſuchen, als für die des Körpers? und ſtatt ſie von der Zeit zu erhoffen, wie man doch thut, ſie nicht lieber durch die Vernunft vorausnehmen, um das übrige Leben in gelaſſener Thätigkeit zu verbringen?

Dieſe Faſſung und Gefaßtheit, dieſe Ruhe bei Verluſt und Schmerzen hat man G. ſehr übel genommen, und ich habe ihn aus vornehmem wie gemeinem Munde darüber tadeln gehört. Als wüßte man, was in ſeiner Seele vergangen [Z. Nr. 684], als empfände nicht der äußerlich geduldig Leidende nur um ſo größern Schmerz nach innen

[3. Nr. 731](*) als hätte nicht „die Natur den höchſten Schmerz nur kurze Zeit, die Trauer aber immer zu dauern beſtimmt!“ Und hat ſie nicht zuletzt, gegen den unterdrückten Schmerz, durch andre Kriſen ihr Recht behauptet, indem ſie jene Exploſion in ſeiner Bruſt herbeiführte, die ſein Leben rettungslos bedrohte, und ſo die Bemerkung, die er bereits vor 25 Jahren an Schiller [Nr. 121] ſchrieb, vollkommen bewahrheitet? So hätte er denn wohl auch hier wieder draufgehen ſollen, wie er — Gott ſey Dank! — beim Werther, „dem verruckten“ [IV. 311], es nicht gethan, ſondern die von Leſſing und Andern ſo ſehr vermißte Moral: daß man ſich nicht um's Leben bringen ſolle, nachträglich durch ſein Ueberleben gegeben hat. Hin und wieder ließ man ſogar ſpöttiſche Bemerkungen über „ſeine beliebte Manier, wie man's nennt, des Abthuns eines Schmerzes.“(**)

Als wäre es nicht nur philoſophiſcher ſondern auch chriſtlicher: ein irdiſches Leid über ſich ergehen zu laſſen, es durch Thätigkeit, erhöhte wo möglich, aus dem Sinne zu ſchlagen, als es zu einer Fundgrube ewiger Repetitionen zu machen und ſo ſich ſelbſt auszuhöhlen?

Ueber alles das hinaus zu kommen ſind wir hier, nicht um darin ſtecken zu bleiben oder darin unterzugehen. „Nimm

---

(*) „Curae leves loquuntur, ingentes stupent.“ Seneca.

(**) Charlotte Stieglitz widerſpricht dieſer ihrer Bemerkung, womit ſie auf G.'s W. Bd. XXVI, 227 anſpielt — dadurch, daß ſie anderswo ſagt: „Nur aus dem Grabe des Abgethanhabens gewinnt [illegible] ſich und die Welt als harmoniſches Ganze wieder.“

Iſt denn dies etwas Anderes als Goethe's:

„Stirb und werde!
Denn ſo lang du das nicht haſt,
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunkeln Erde.“ [V, 26.]

dich was du kannſt zuſammen, ſchreibt er an Merck, ſeparire durch den Verſtand die phyſiſchen, moraliſchen, öconomiſchen Uebel ſo gut es gehen will, und ſuche Heilung, Mittel und Hülfe in dir ſelbſt und deinen Freunden." [Briefe an Merck Nr. 131.]

Denken doch ſo nicht allein die groſen Heiden, (*) auch gute Chriſten ſagen:

„Der Menſch hat nie ſich ſelber umgeſtürzt, ganz unermüdlich baut er fort an ſich! Nichts Vergangenes iſt zu bedauern, nichts Altes iſt mehr wichtig noch auszubeſſern." u. ſ. w. (**)

Hat nicht ein Jeder im Leben Momente gehabt, über die er nicht hätte hinauskommen ſollen, und iſt es doch [XXVI, 227]! zum deutlichſten Beweiſe, daß Etwas im Menſchen ſeyn müſſe, das alle irdiſchen Begegniſſe überſchwebt, und alſo überſchweben kann, wenn er ſich nicht ſelbſt aufgiebt. (***)

Und dieſes Etwas — das auch die groſen Heiden lange vor Chriſtus erkannten — und gleichzeitige mit ihm und ſeinen Apoſteln lehrten — ſpricht G. ſo ſchön aus in dem Briefe

---

(*) Nos id videamus quod in nobis ipsis esse debet, ut quicquid acciderit, fortiter et sapienter feramus. Cicero ad Atticum XIV, 13.

Ad unicum doloris levamentum studia confugi, quae praestant ut adversa magis intelligam, sed patientius feram. Plinii Ep. VIII, 19.

Spes est hominibus portus infortunii. Cicero.

Und liegt es nicht ſchon in dem bekannten Ausſpruch des Ulyſſes:

τέτλαθι δὴ, κραδίη, καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης. Hom. Od. XX, 18.

(**) Leopold Schefer in der Urania 1839 S. 236.

(***) Vergl. Wieland Br. an Merck Nr. 197 S. 467.

an Zelter [Nr. 751, S. 71] mit dem Namen Pflicht. Gegen wen es Pflicht iſt ſo zu handeln, ſagt er nicht, aber der natürlich Fromme ſagt und verſteht es mit ſeinem Socrates, Plato, Seneca und Epictet ſo gut wie der poſitiveſte Chriſt.

Darum vermochte Goethe, der ſo Viele überlebt hatte, ſeinen Freund Schiller, ſeine Fürſten, zuletzt noch ſeinen einzigen Sohn, das energiſche Wort der Zeit gefaßt und muthig auszurufen:

„Und ſo über Gräber, vorwärts!“ [Z. Nr. 780, S. 160.]

Zu dieſer Faſſung hatte G. ſich freilich durch ſein langes leidenreiches Leben erſt hingearbeitet, denn

b. Ruhe.

„der Ruhe heiliges unerſchöpftes Gut“ lag urſprünglich nicht in ſeinem ungeduldig-lebhaften für alles empfänglichen, leidenſchaftlichen Weſen; aber das dunkelgefühlte Bedürfniß nach ihr ſtand wie ein letztes Ziel all dieſer Bewegungen in ſeiner Seele. Er mußte ſie erſt ſich anerwerben oder durch Erfahrung, Vernunft und Studium dahin gelangen. Einiges geſchah ſchon dafür durch die Erziehung, die ihm der Vater gab, der die bei Kindern gewöhnliche Ungeduld zu bändigen, das heißt nur ihren Ausbruch zu hemmen wußte.

Nachdem er ſich lange vergebens um ein Bildungsmittel ſeines wunderlichen, leidenſchaftlichen Weſens umgeſehen, fand er es in dem Studium der Ethik des Spinoza [XXVI. 290 f.]

Die alles ausgleichende Ruhe dieſes Mannes contraſtirte mit ſeinem alles aufregenden Streben. Deſſen mathematiſche Methode war das Widerſpiel ſeiner poetiſchen Sinnes- und Darſtellungsweiſe; und eben jene geregelte Behandlungsart, die man ſittlichen Gegenſtänden nicht angemeſſen finden wollte, machte ihn zu einem leidenſchaftlichen Schüler, zu deſſen entſchiedenſten Verehrer.

Noch war aber alles zu ſehr in der erſten Wirkung und Gegenwirkung, als daß ſich ſogleich die Folgen dieſer Selbſtbearbeitung in Leben und Schriften hätten gleichförmig und folgerichtig zeigen konnen. Lebenserfahrungen herber und caſtigirender Art mußten hinzukommen, ehe die erkannten und eingeſehenen Maximen thatkräftig werden und nachhaltig ſich erweiſen konnten.

Die italiäniſche, incognito unternommene Alleinreiſe, die ſeine geſpannteſte Aufmerkſamkeit ſowohl auf die Gegenſtände als auf ſich ſelbſt verlangte, nöthigte ihm Geduld, Ruhe und Gelaſſenheit auf, und regulirte ſein ganzes geſelliges Betragen und Benehmen. Die Betrachtung der Kunſtgegenſtände, beſonders der Antiken, die göttlich-menſchliche Ruhe in den Werken der heidniſchen Plaſtik, die fromme heilige in denen der chriſtlichen Malerei, in den Bildern eines Raphael, Guido, Guercino u. A. [XXVII, 160 — 169, coll. XLIV, 7], ſtimmte ſeine empfängliche Seele in den gleichen Ton. Hier ſah er geleiſtet vor Augen, wonach er ſich früh ſchon geſehnt hatte; er ſuchte die göttliche Ruhe in ſich herzuſtellen, und ſo ging ſie aus ſeinem Herzen in die Schöpfungen ſeines Geiſtes über.

Wie ſehr ſie gleichwohl nur in der dichteriſchen Stimmung den reinen unbewegten Spiegel bildete, in welchen die Welt mit ihren Objecten ſich einſtrahlte, in dem Treiben und Toben des Lebens aber zu ſchwanken und ihr Gleichgewicht zu verlieren drohte, und daher der Sicherſtellung bedurfte, zeigte die ihm faſt zur Gewohnheit gewordene Ermahnung: „ruhig, ruhig! nur Ruhe!“ die er Andern zurief, oft wenn ſie noch oder ſchon ruhig waren, ſo daß ſie zugleich die lautgewordene innerliche Selbſtaufforderung zu gelaſſenem und beſonnenem Verfahren zu ſeyn ſchien.

Aus dem Werth, den er auf die Ruhe des Geiſtes und Gemüths legte, aus der Anpreiſung derſelben, als dem Höchſten wonach der Menſch ſtreben könne und müſſe, erhellet, daß ihr Beſitz kein ihm angeborner, ſondern ſchwer erworbener und darum zu ſchonender war.

Es mußte auch ruhig um ihn her ſeyn, ſollte er beobachten, bedenken, entſcheiden, einen Entſchluß faſſen, eine Auskunft treffen. Er ſuchte darum allein zu ſeyn, entließ entweder die Umſtehenden oder entfernte ſich ſelbſt auf kurze Zeit.

So, hier, in der Einſamkeit, ſtellte ſein Gemüth, ſein Geiſt ſich augenblicklich oder nach geringer Friſt wieder her, wenn er durch etwas Unerwartetes betroffen nicht ſogleich im Stande war, das Gehörige zu entgegnen.

Man hat ihm dergleichen Retiraden übel genommen, und ſie für Furchtſamkeit, wenn nicht gar für Feigheit ausgelegt. Als wenn es ein Vergnügen ſeyn könnte, ſich dem lauernden Auge böswilliger Schadenfroher blos zu ſtellen, die ihn mehr als Andere umgaben und denen Nichts erwünſchter iſt als einen großen Mann, den ſie doch ſonſt nicht umhin können hochzuachten, auf einer Verlegenheit, einem Mangel, einer Schwäche zu betreffen, die ſie für jenen unfreiwilligen Reſpect entſchädigen ſoll.

„Es hat aber Niemand Geiſtesgegenwart als in dem, was er verſteht,“ von Grund aus verſteht; und wer kann ſagen, daß er Alles ſo verſtehe, um nie und nirgends in Verlegenheit zu gerathen?

Ihn konnte es allerdings, wonicht aus der Faſſung, doch aus dem Humor bringen, wenn die Umgebung ihn nicht anmuthete. Denn wie ihn ſchon in ſeiner Jugend, beim gemüthlichen Vortrag ſeiner Gedichte, die Gegenwart gewiſſer Perſonen hinderte und er mitten im Recitiren irre ward und ſich nicht wieder zurecht finden konnte: ſo erging es ihm noch in ſpätern Jahren, daß er in der Mitte heiterer Geſellſchaft, eben im Begriff ſich gemüthlich zu ergehen, durch die Anweſenheit gewiſſer impaſſibeler oder impaſſibel ſcheinender Perſonen, die den Verdacht heimlichen Aufpaſſens durch ihr ſchweigſames Benehmen rechtfertigten,(*) aus dem Concept wie man zu ſagen pflegt gebracht wurde, und das, was humoriſtiſch und geiſtreich herausgekommen wäre, nur ernſt, trocken und einſylbig ablief. Wenn ein ſolches, manchmal vielleicht unabſichtliches, Beobachten ihn ſchon verſtimmte, ſo mußte ein abſichtliches, wenn man ſich deſſen hinterher berühmte, ihn heimlich erbittern.

„Es iſt Höflichkeit und Vornehmen eigen, Jemanden mettre à son aise, und ich weiß es, daß mich Jemand auf meinen Chapitre bringt; aber Todfeindſchaft kann daraus entſtehen, wenn man es thut und ſich gegen mich berühmt, daß man mich auf meine Schnurre gebracht habe, ſobald

---

(*) Eine ſolche Figur war z. B. Franz Paſſow. In den heitern, geiſtreichen, durch Künſtler und Fremde mannigfach belebten Theecirkeln der um Weimar ſo verdienten Hofräthin Schopenhauer konnte dieſer ganze Abende auf ſeinen Sitz gebannt zubringen, ohne ein Wort zur Unterhaltung beizutragen. G., der ſeine Kenntniſſe ſchätzte und ſeinen Abgang von Weimar bedauerte, hoffte nur, daß er mit der Zeit communicabler geworden ſeyn würde.

ich mit Gutmüthigkeit mich geäußert und gehen gelaſſen; weil es eine falſche Superiorität des Andern und eine Gemüthloſigkeit deſſelben verräth.“

Aus dieſer gegen mich geäußerten Bemerkung wird ſich manches in ſeinem Benehmen gegen Beſucher, einheimiſche wie fremde, erklären laſſen, wenn man es kalt, ſchroff, zugeknöpft und wie ſonſt noch ſchelten und verſchreien mag.

Er war der communicabelſte aller Menſchen, und wie Schiller ihm ins Geſicht ſagt: „recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und geplündert zu werden, wie Ihm ſchon mehrmal wiederfahren ſey, und noch mehr wiederfahren würde, wenn die Leute nur ihren Vortheil beſſer verſtänden.“ [Schill. Nr. 846.]

Mit bereitem Wohlmeinen, mit immer freundlicher Theilnahme kam er gleich im Leben, beim erſten Bekanntwerden, im Geſpräch, in der Geſellſchaft einem Jeden entgegen und erleichterte Rede und Anbringen, wenn zumal deren Empfehlung ſchon in Miene und Gebärde lag.

Lauernder Blick, unverhehltes Aufpaſſen, karglautes oder apodiktiſches Erwiedern konnten ſich freilich keiner großen Offenheit von ſeiner Seite getröſten; und wie es kerngeſunde Naturen giebt, die gleichſam mit ärztlichem Blick den pathologiſchen Zuſtand, die örtlichen Uebel und Leiden eines Andern aus der normalen Beſchaffenheit ihres eigenen Weſens herausahnden: ſo hatte er, mit ſeinem phyſiognomiſchen Auge, ſogleich den moraliſchen Schaden weg, woran der Unterredner leiden mußte, ſo daß er ſich nicht weiter mit ihm befreunden konnte. An dergleichen anrüchigen Figuren, die bei dem Ueberlaufen, dem er eine gewiſſe Zeit hindurch von Fremden aller Art ausgeſetzt war, nicht fehlen konnten, wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreyen mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit groſſen Handlungen vergleichſt: da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das erlebte er freilich keine Freude. Denn mit Aushorchen, mit Ausforſchen, mit auf den Zahn fühlen war es nicht gethan. [Z. Nr. 826.] Man mußte auch etwas bringen, wenn man etwas mitnehmen wollte. Daher die Klage über den Anlauf von Fremden, die Nichts bringen und Nichts holen. [Z. Nr. 675.]

„Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut Niemand was zu lieb:
Hand wird nur von Hand gewaſchen,
Wenn du nehmen willſt, ſo gieb.“ [II, 308.]

Und dennoch mußte er noch im hohen Alter dergleichen Beſucher empfangen, und er that es nicht ganz unzufrieden, inſofern ſie ihm das Reiſen erſetzten, und ihm die entfernte Welt, die er nicht mehr in Augenſchein nehmen konnte, wenigſtens Stückweis in die Nähe und vor Augen brachten. Oefters an einem Tage, in einer Woche wenigſtens gewiß, ſah er zu manchen Zeiten Perſonen aus allen Weltgegenden, und mehr die Belehrung, die er ſelber ihnen zu entnehmen wußte [Z. Nr. 675, S. 281], als die ſie ihm geben konnten, ließ ihn auch in dieſem Falle das Schlimme über dem Guten, den Nachtheil durch Zeitverluſt, über dem Vortheil neuer Belehrung und Anregung, vergeſſen.

e. Uneigennützigkeit.

„Uneigennützig zu ſeyn in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung.“ [XXVI, 291.]

Wäre G. ein ſolcher Egoiſt geweſen, wie er von Leuten verſchrieen wird, die ſelbſt die gröbſten Egoiſten ſind: ſo hätte er alles was nun folgt nicht gethan.

Er hätte nicht, gegen die Warnung ſeines Vaters, ſich in die Abhängigkeit eines Hofes begeben [XXVI, 322 ff.]; er hätte nicht den *Vatinianiſchen* bis zur ſtillen Wuth gehenden Haß ſo vieler Weimaraner in den erſten Jahren ausgehalten [Wielands Br. an Merck Nr. 30]; ſondern er hätte ſeine Reiſe nach Italien unternommen, zehn Jahre früher, zu größerer Ausbeute für ſeine poetiſche und künſtleriſche Ausbildung und Thätigkeit [Schill. Nr. 4 S. 15].

Er hätte es nicht ſo lange anſtehen laſſen, für die Herſtellung ſeiner durch mannigfaltige körperliche wie geiſtige Anſtrengungen, wie durch den ungünſtigen Einfluß des rauhen thüringiſchen Klima's angegriffenen Geſundheit, leiblichen wie geiſtigen, einen wärmeren Himmelsſtrich, ein lebens- und genußvolleres Land aufzuſuchen, und nicht indeſſen den Kriegscommiſſarius und Kammerpräſidenten bongré malgré gemacht und dabei noch, außer Feſt- und Luſtſpielen für den Hof, auch eine *Iphigenie* geſchrieben, der es wohl Niemand anſieht, daß ſie in Amthäuſern, im Angeſicht von Recruten und Militärpflichtigen zuerſt das Licht der Welt erblickt. Und dieß alles ohne im geringſten zu klagen oder nur zu murren, im Gegentheil mit Anerkennung des Guten, das ſeine Lage dennoch gewährte. „Der Druck der Geſchäfte iſt ſehr ſchön der Seele. Wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. *Elender* iſt Nichts als der *behagliche Menſch ohne Arbeit*, das Schönſte der Gaben wird ihm ekel.“ [G's. Tagebuch v. 1779 d. 13. Januar.]

Er wäre nicht, nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande der Kunſt, wieder in die alte Abhängigkeit getreten, die ihn in noch ſchlimmere Zerſtreuungen als die früheren, ſelbſt in Lebensgefahren hinriß; ja er hätte die in Italien gewonnene Kunſt- und Menſchenkenntniß zu Productionen aller Art angewendet. Er hätte nicht bei der Direction des Theaters den läſtigen und undankbaren Theil derſelben allein übernommen [Schill. Nr. 388, coll. 788], und Schillern den productiven Antheil, den rühmlichern und lucrativern, überlaſſen, ihn nicht bei ſeinen Productionen mit Ermunterung, mit Rath, mit Stoff, mit Entgegenkommen aller Art ſo neidlos — man muß es immer wiederholen — ſo neidlos gefördert.

Er hätte in ſpätern Jahren nicht das ſubalterne Geſchäft der Bibliotheks-Einrichtungen und der übrigen Muſeen und Anſtalten in Jena übernommen, ſondern die verdiente Muße zu Ausführung neuer und Vollendung früherer Arbeiten und Vorſätze benutzt, während er nur die Zwiſchenſtunden dazu anwenden konnte, geradeſo wie früher beim Schloß- und Theaterbau, ohne darüber Klage zu führen, blos mit der Bemerkung: „es iſt ſehr ſonderbar, daß meine Lage, die im Allgemeinen genommen, nicht günſtiger ſeyn könnte, mit meiner Natur ſehr im Widerſtreite ſteht.“ [Schill. Nr. 568.] „Verhältniſſe nach außen machen unſere Exiſtenz und rauben ſie zugleich, und doch muß man ſehen, wie man durchkömmt: denn ſich, wie Wieland gethan hat, gänzlich zu iſoliren, iſt auch nicht rathſam.“ [Schill. Nr. 593.]

Er hätte den ehrenvollen Poſten in ſeiner Vaterſtadt, den man ihm antrug [XXX. 163], ja ſchon den bloßen Aufenthalt in einer größern Stadt, ſowohl des reichern Lebens, des größern Comforts wegen, als der vielfachen Movens halber, die ſie ſeinem Dichtungsvermögen wie ſeinem wiſſenſchaftlichen Beſtreben darbieten konnte, vorgezogen, und nicht wie ein Eremit oder Mönch in ſeiner Kloſterzelle gelebt, wo er außer wenigen Einheimiſchen nur ſelten intereſſante und lehrreiche Fremde zu ſehen bekam; er hätte Kunſt- und Lebensbedürfniß, woran man in einer kleinen Stadt beſtändig laborirt [J. Nr. 58; ib. Nr. 555], mit Leichtigkeit befriedigt.

Kurz, was hätte der Egoiſt nicht alles gekonnt, ja geſollt, um hierin andern Vorbildern nach und gleich zu kommen oder ſie gar zu übertreffen, wenn er nicht ein Herz voll Liebe,(*) Freundſchaft, treuer Anhänglichkeit und Dankbarkeit(**) gegen Fürſt, Land und Lebensgenoſſen gehabt hätte [XXX. 165]; wenn er ſich nicht ſelbſt zu überwinden, zu beherrſchen, zu reſigniren und — ohne Maulchriſt zu ſeyn, mit human-religiöſer Geſinnung in Gott und Natur zu acquiesciren verſtanden hätte [V, 75, coll. 84 u. 86].

„Du ſehnſt dich weit hinaus zu wandern,
Bereiteſt dich zu raſchem Flug;
Dir ſelbſt ſey treu und treu den Andern,
Dann iſt die Enge weit genug.“ [IV. 336.]

(*) „Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?“ [XXII. 261.]

(**) „Meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, ſowie die Anhänglichkeit an die beiden Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachſende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleiſtet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchſt gebildeter Freunde gedenken, auch ſo manches andern häuslich Lieben und Guten, was ſich aus meinen treubeharrlichen Zuſtänden entwickelt hatte.“ [XXX. 165.]

Ebenſo ſchreibt er an ſeine Mutter:

„Des Herzogs Durchl. haben mich ſeit ſo vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ſchon ſoviel ſchuldig geworden, daß es der größte Undank ſeyn würde, einen Poſten in einem Augenblick zu verlaſſen, da der Staat treue Diener am meiſten bedarf.“ [d. 24. Decbr. 1792.]

Um mannigfache Erkenntniß und vielſeitige Bildung war es ihm zu thun: „alle Faſern ſeiner Exiſtenz ſollten durchgebeitzt werden.“

— — „Ich ſagte immer in meiner Jugend zu mir, da ſoviel tauſend Empfindungen das ſchwankende Ding beſtürmten: was das Schickſal mit mir will, daß es mich durch alle die Schulen gehen läßt, es hat gewiß vor, mich dahin zu ſtellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit gar nicht mehr anfechten möchten. Und jetzt noch, ich ſeh' alles als Vorbereitung an.“ [Brief an Auguſte Nr. 14, S. 129 den 18ten Mai 1776.]

Und ſo hatte er freilich immer zunächſt an ſich zu denken, wie der Chriſt ſeine Seligkeit mit Furcht und Zittern ſchaffend jederzeit ſich ſelbſt der Nächſte bleibt. Er tadelte daher auch diejenigen Lehrer auf Akademieen und Schulen, die gleich Schauſpielern,(*) welche immer ein höheres Engagement ſuchen, auswärtigem Rufe folgen oder ihn zu erwirken wiſſen, anſtatt für die Aufnahme und Erbauung ihres Wohnortes etwas zu thun. [XXIII. 123.](**) Denn „es war ein Artikel ſeines Glaubens, daß wir durch Standhaftig-

---

(*) — „Ich habe große Luſt, ein Geſpräch im Reich der Todten zwiſchen dem Canzler einer Academie und einem Schauſpieldirector zu verfaſſen, wo ſie denn zuletzt bei der Seelenwanderung die Stellen tauſchen.“ [ſchreibt er an den Großherzog 1814 nach Wien.]

(**) „Es iſt mir nicht angenehm, daß wir Paſſow verlieren; vielleicht wäre er mit der Zeit communicabler geworden. Das müſſen wir uns jezt wohl gefallen laſſen, daß junge Leute nicht mehr an einem Orte ausdauern und etwas zur Auferbauung dieſes Ortes liefern. Jeder ſieht ſich um, wo er von ſeinem Talent Vortheile ziehen kann, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ein dauerhafter und gründlicher Nachwuchs zu unſerer Zeit erſcheinen ſollte.“ [G. an Knebel d. 10. Juli 1810.]

keit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande, ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſey nun hier zeitlich oder dort ewig.“ [an Knebel d. 3. Decbr. 1781.]

Dieſe unverwüſtliche Treue gegen ſich und Andere, [IV, 336,] dieſes **Semper Idem** [III, 273], dieſe ſtete Rückkehr auf ſein „Gottgegebenes Talent“ [III, 146, 282], dieſen wahrhaften Talisman und zugleich Panacee gegen alle feindlichen Angriffe des Geſchicks und der Menſchen — will Unverſtand und böſer Wille ihm für Egoismus anrechnen! Nun, dann iſt jeder, der ſich beim Leben und im Leben erhält, der ſeine Exiſtenz gegen die Unbilden der Natur, wie die der Menſchen, herſtellt und fortſetzt; dann iſt alles, was daiſt, lebt und leben will, von dem unvermeidlichſten Egoismus erfüllt.

„Sie ſchelten einander Egoiſten!
Will jeder doch nur ſein Leben friſten.
Wenn der und der ein Egoiſt,
So denke daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehn,
Mußt ſelber auf deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß beſitzen
Euch ſämmtlich untereinander zu nützen,
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der Andern ſchadet, um etwas zu ſeyn [III, 295]. (*)

Was ſoll denn nun aber einer thun, um dieſem Vorwurf zu entgehen? Aufopfern heißt es, aufopfern ſoll er ſich. Für wen? und wozu? Unerhörte Lumpe müßten die ſeyn, welche

---

(*) Alſo keinen Börne, keinen Menzel, keinen Gutzkow u. ſ. w., die ihm Verdienſt und Ehre abſchneidend bei Mit- und Nachwelt ſchaden.

vom Andern, vom Beſſern als ſie, verlangen, er ſollte für ſie ſich aufopfern? Sollte G. etwa, wie ein Piaculum, alle Sünden, Fehler, Mängel der Zeit und der Zeitgenoſſen auf ſich ladend, ſein Leben, Talent, Wirkung von freien Stücken dahingegeben haben, nicht um einen Gott zu verſöhnen — nein, um den ſchmählichſten, ſchändlichſten Dämon zu befriedigen, den Neid, den wahren Egoiſten [II, 256], den Neidhard, der jeden für ſeines Gleichen hält? [III, 308.]

Oder ſollte G. ſein Vermögen, alle ſein Hab und Gut verkaufen und den Erlös den Armen geben, um für einen Wohlthäter ſeiner Nation zu gelten? Der heilige Rochus mochte, aus Mißverſtand eines bibliſchen Ausdrucks, ſein Haus und Hof und ſämmtliches Vermögen bis auf den letzten Pfennig und zum Schluſſe auch noch den leeren Beutel hingeben, den Bettlern, um dann ſelbſt als Bettler das zu ſammeln, was er vergeudet hatte, — und dieſes doch auch nicht ohne Intereſſe und Intereſſen, indem er „ſeine Seele zu ſeinem Erben einſetzend“ das Himmelreich zu gewinnen trachtete; — in unſerer Zeit wäre ſo etwas nicht einmal sancta, ſondern ſimple Simplicitas. Heut zu Tage weiß man die Kräfte der Armen zu ihrem eigenen Vortheil und Genuß anzuregen, und unterſtützt ſie, nicht aber, daß man ſich arm giebt und jene doch nicht reich macht.

Daß aber aus der wohlwollenden Geſinnung G's. auch praktiſches Wohlthun hervorging, wird ſich bald im Verlauf zeigen: denn da man die geiſtigen Wohlthaten, die er zunächſt ſeinem Vaterlande zukommen ließ, nicht hoch genug anſchlägt, um ihn für einen Wohlthäter ſeiner Nation, ſeiner Zeit gelten zu laſſen; ſo wird darzulegen ſeyn, daß er auch die gemeine Wohlthätigkeit, die in Baarem oder wie baar geltendem beſteht und freilich den Meiſten angenehmer ſeyn möchte, die ſich wohl auch die äſthetiſchen Genüſſe „lieber in Gelde ausbäten“ — daß er auch dieſe auszuüben wußte. Die allgemeine Menſchenliebe, das eindringende Mitgefühl mit allen Zuſtänden und Lagen des Menſchen, ja der Menſchheit überhaupt, das den Dichter characteriſirt, war auch im praktiſchen Leben das Motiv, das ihn zu Rath, Troſt, Hülfe und Verwendung, nach Einſicht und Möglichkeit antrieb, und ihn diejenigen Werke ausüben ließ, die er nicht minder gut als naiver Heide, wie als ſentimentaler Chriſt ausgeübt hätte.

Wohlthätigkeit offenbart ſich ja nicht blos und nicht immer in bereiten Gaben, Geſchenken und Unterſtützungen, ſie hat vielmehr und öfter Gelegenheit ſich in Theilnahme und Mitgefühl bei Freud' und Leid, in Ermunterung, Ermuthigung, Bekräftigung anderer Verzagter, Kleingläubiger, Erſchlaffender zu bethätigen, und bei allen ſolchen Anläſſen hat G. es nie an Troſt, Zuſpruch, Anweis und Handreichung fehlen laſſen. [Z. Nr. 107, S. 266.] Das alles ließe ſich ſchon denken, — jeder Gutmüthige würde es von ſich abnehmend vorausſetzen — wenn man es auch nicht actenmäßig nachzuweiſen wüßte: denn wie wäre einer ein großer Dichter, ohne zugleich ein guter und edler Menſch zu ſeyn?

Glücklicherweiſe hat die Zeit — das Weiſeſte und Gerechteſte — auch hier dafür geſorgt, daß nicht alle Belege untergehen möchten, und in den bekannt gemachten und künftig noch bekannt zu machenden Briefen ſeiner Freunde unwiderlegliche Documente aufbehalten von ſolchen Tugenden, die ſein Glaubensſyſtem: „edel ſey der Menſch, hülfreich und gut“ auf das ſchönſte verwirklicht in's Licht ſetzen. Doch zuvor noch ein Wort über Dankbarkeit.

d. Dankbarkeit.

Goethe war nicht undankbar, wie man ihm vorwarf; er war dankbar im ganzen Sinne des ausdrucksvollen deutſchen Wortes: er war eingedenk:(*)

„Du haſt gar vielen nicht gedankt
Die dir ſo manches Gute gegeben. —
Darüber bin ich nicht erkrankt:
Ihre Gaben mir im Herzen leben.“ [II, 254.]

Und nicht blos im Herzen lebten ſie, er ſpricht es öffentlich aus, was er dieſem und jenem ſchuldig geworden [XXV, 186], er nennt ſie alle mit Namen; und da ein Mann ſeiner Art mit Niemand umgehen kann, ohne etwas an und von ihm zu lernen, zu erfahren; ſo zeigt ſchon die bloße Nomenclatur, daß auch ſolche ohne weiteres nur Genannte ihm von Intereſſe und Bedeutung geweſen.

Hätte er, ſtatt der Tag- und Jahres-Hefte [XXXI u. XXXII], eine ausführliche Fortſetzung ſeiner Biographie geben können, wie er wollte; ſo würde kein Name ohne nähere Beſtimmung deſſen, was er dem Inhaber zu verdanken hatte, geblieben ſeyn.

„Wenige freilich erwarten
Dankesblumen aus ſtillem Garten.“ [II, 254.]

(*) Eine Beſtimmung, die auch der Römer mit dem Begriffe der Dankbarkeit verbindet, wenn er ſagt: Nihil magis praestandum est, quam ut memoria nobis meritorum haereat: quae subinde refricanda est, quia nec referre potest gratiam nisi qui meminit, et qui meminerit jam refert. [Seneca de Benef. II, 24.]

Daher verſäumte er auch nicht — wenn es die Gelegenheit gab — ſich zuzurufen:

„Thut dir Jemand was zu lieb,
Nur geſchwinde, gieb nur gieb! —
Doppelt giebt, wer gleich giebt
Hundertfach, der gleich giebt
Was man wünſcht und liebt.‘ [II, 254.]

Und ſo wurden ſolche, die nicht warten konnten, wo möglich bald abgefunden. Einer völligen Nichtberückſichtigung aber wird Goethen Niemand zeihen können. Abſichtlicher Undank war es nie; Vergeſſenheit allerdings; aber dieſe bei einem Manne in ſeiner Lage, in ſeinem Alter, leichter zu entſchuldigen als der auch vorkommende Fall, daß man ein Feſt giebt und den nicht einladet, dem es gilt. [II, 25.]

Er hält den „Undank für eine Art Schwäche und hat nie geſehen, daß tüchtige Menſchen wären undankbar geweſen.“ [XLIX, 63.] Wie er denn auch einen bedeutenden Unterſchied macht zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. „Die erſte ſey dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen: denn ſie entſpringe aus einer glücklichen leichtſinnigen Vergeſſenheit des Erfreulichen wie des Widerwärtigen; wodurch allein die Fortſetzung des Lebens möglich werde.“ Daher, kann man hinzuſetzen, werden Kinder nicht leicht von ſelbſt danken; man muß es ihnen erſt einlernen, und dann wohl noch obendrein erinnern.

„Laſſe nun der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nehme freilich eine kalte Gleichgültigkeit überhand, und man ſehe den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man auch wohl etwas unternehmen dürfe, wenn es uns nützlich wäre. Dieß alſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann. Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit ſechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſeyn? — Albert ſah mich an, und ſagte: Nimm mir's nicht übel, die Beyſpiele, die du da gibſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag ſeyn, ſagte ich; man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmahl an's Radotage gränze. Laßt uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt, die ſonſt angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in ſo fern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſo bald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt? ſondern ob er das Maß ſeines lein könne eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende nothwendig verlieren müſſe.“ [XXV, 310.]

Beiſpiele und Belege hierzu würde unſere neueſte Zeit liefern können, die durchaus früheren Generationen Nichts zu verdanken haben will, deren Tauftag zugleich der Schöpfungstag ſeyn ſoll [II, 247; ii. LIII, 3]; daher ſie auch mit der Vernichtung und Antiquirung alles früheren anfängt. [IV. 372.] Aber

„Wen die Dankbarkeit genirt,
Der iſt übel dran:
Denke, wer dich erſt geführt,
Wer für dich gethan!“ [A. in D. I, I. S. 133.]

„Widerwillen gegen das Danken, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen ſey ſehr ſelten und komme nur bei vorzüglichen Menſchen vor, ſolchen die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben in niederem Stande oder in hülfloſer Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch, und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann. Von dieſem aus dem Unmuth in ſeiner Jugend entſtandenen Widerwillen gegen den Dank iſt Herder leider nicht freizuſprechen, wie auch nicht von dem Mangel an Geiſteskraft ihn mäßigen zu können.“ [XXV, 311.]

Goethe hingegen, „obgleich von Natur ſo wenig dankbar als irgend ein Menſch“ und „beim Vergeſſen eines em pfangenen Guten durch heftiges Gefühl eines gegenwärtigen Mißverhältniſſes zum Undank verleitbar,“ wußte doch durch ein einfaches Mittel, zuvörderſt durch die Gewöhnung, ſich bei allem, was er beſaß, der Art und Weiſe zu erinnern, wie und von wem er es erhalten, die Dankbarkeit in ſich zu erregen, lebendig zu erhalten, ja zum Bedürfniß zu machen. Durch dieſe Erinnerung wurde nicht allein Werth und Genuß ſeiner Beſitzthümer erhöht, indem auch die Urheber der Gaben wiederholt vor ſeine Einbildungskraft traten, ſondern auch der Gedanke an gelegentliches ſchickliches Erwiedern geweckt und unterhalten.“ [XXV, 311 f.]

e. Wohlthätigkeit.

Da es alſo nicht genug bekannt und noch weniger hervorgehoben iſt, wie G. auf eine nicht gemeine Weiſe mannigfaltige Wohlthaten ausübte; da ferner der böſe Wille ſogar in den offenkundigen Belegen nur einen Act des Eigennutzes oder eines feinern Egoismus hat ſehen wollen: ſo müſſen jetzt Thatſachen ans Licht gezogen werden, die G's. Beſcheidenheit zwar verborgen hat, unſre Pietat und Dankbarkeit aber nicht verſchweigen darf.

Schon in ſeinen Jünglingsjahren konnten ſich mehrere junge Geſellen ſeiner Unterſtützung erfreuen; und wie gaſtfrei es in ſeinem väterlichen Hauſe durch ihn zuging, hat er unwillkührlich ſelbſt uns verrathen.

Nun aber treten entſchiedenere Beiſpiele auf, die actenmäßig belegt werden konnten.

Er unterſtützt **Klingern** auf eine ſehr edle Weiſe bei ſeinem Studiren, ohne daß die Mitwelt jemals etwas davon erfährt.

Er zieht Herdern nach Weimar und ſichert ſpäterhin ſeinem Geſuch beim Fürſten, um eine bedeutende Zulage, den kräftigen Erfolg auf eine für Herder's Zartgefühl ſo ſchonende Weiſe, daß dieſem G's. Mitwirkung nicht bekannt wird.

Er unterſtützt den Maler Müller in Rom durch eigene und fremde Beiträge.

Er bringt eine Subſcription für Bürger's Homer zu Stande, mit anſehnlicher Selbſtunterzeichnung.

Er bietet dem Muſikus Kayſer Reiſe- und Unterhaltungsgelder an, wenn er nach Wien gehen wolle, um bei Ritter Gluck noch in ſeiner Kunſt zu profitiren.

Er verbeſſert Tiſchbein's und Kniep's Umſtände; Moriz wird von ihm in Rom perſönlich gepflegt und ein Aufenthalt in Weimar ihm annehmlich gemacht, der zu ſeiner weitern Beförderung nicht wenig beiträgt.

Meyern verſchafft er eine anſehnliche Penſion, um in Rom ferner zu ſtudiren. Er bringt ihn nach Weimar, nimmt ihn für mehrere Jahre in ſein Haus und an ſeinen Tiſch und bleibt ihm mit zärtlicher Vorſorge, Liebe, Hochſchätzung, ja Verehrung bis an ſein Ende zugethan.

Seinen erſten und älteſten Weimariſchen Freund Knebel fördert er durch ermittelte Zulage, erleichtert ihm in der Entfernung das Beziehen ſeines Gehalts, und zeigt ſich überhaupt in allen Lebensfällen als thätig theilnehmenden Freund, auch bei der eigenen Noth und Gefahr in den Octobertagen von 1806.

Wie er Schillern nach Weimar überzuſiedeln veranlaßt, ſo verbeſſert er auch ſeine Lage durch eine erwirkte Penſion von ſeinem Fürſten.

Eine ſolche Vermittelung iſt oft ſo viel werth als die Gabe ſelbſt; denn es bedarf zu der wohlwollenden Geſinnung auch einer geſchickten Hand, um den Sonnenſchein fürſtlicher Munificenz auf verdiente und würdige Subjecte zu leiten, und ſo gebührt Goethen hier wie anderwärts das Verdienſt einer thätigen Verwendung.

Schiller's Ueberſiedelung nach Weimar erleichtert er durch Herleihung ſeiner eignen Pferde und Wagen und durch andere Bequemlichkeiten. Auch ſorgt er dafür, daß bei dem übrigen knappen Syſtem des Honorirens von Theaterſtücken, die Schiller'ſchen Arbeiten bald und beſſer bedacht werden, auch außerdem noch etwas Angenehmes von den fürſtlichen Perſonen dem Dichter widerfahre. Die vielerlei kleinen aber um ſo wohlthuendern Gefälligkeiten, die er ſeinem Freunde binnen den zehn Jahren erzeigt, durch Anbieten und Einräumen ſeines Logis, Benutzung ſeiner Equipage, durch Zuſendung manches Angenehmen und Nützlichen, ſprechen nicht nur für G's. allgemein wohlwollende Geſinnung, ſondern auch für eine liebevolle Aufmerkſamkeit und zärtliche Sorgfalt, womit er dem Bedürfniß, dem Wunſche ſeines Freundes entgegen-, ja zuvorzukommen weiß.

Doch nicht Schillern allein, auch andern ihm nicht ſo nahe ſtehenden Freunden und Gelehrten wendet er Gunſt und Förderung zu durch Empfehlungen, Gehalte, Stellen oder auf andere Weiſe.

Er zieht Voß nach Jena und verſchafft ihm allerlei Emolumente und ſeinem Sohne die Stelle eines Profeſſors am Weimariſchen Gymnaſium.

Hegel bekommt unter den allerdrückendſten Umſtänden, nach der Invaſion der Franzoſen, wo alle Staatscaſſen erſchöpft waren, eine kleine aber in jener Zeit nicht zu verachtende Summe, um ihn für Jena zu erhalten. Ein anderer junger Docent wird zu einer Reiſe nach England und Frankreich anſehnlich unterſtützt durch ſein Verwenden beim Herzog. Auf ſeine Empfehlung werden noch in ſpätern Jahren zwei bedeutende Männer als Profeſſoren im Auslande angeſtellt; wie denn auch ſchon der Ruf in ſeinem Hauſe geweſen zu ſeyn und ſeines nähern Umgangs genoſſen zu haben, als ein gutes Vorurtheil wirkt und unter andern die Anſtellung eines jungen Mannes erleichtert, die außerdem Schwierigkeiten gefunden hätte.

Ich ſage Nichts von den vielen jungen Künſtlern und Künſtlerinnen, die er förderte durch Beſchäftigung, Unterſtützung, Empfehlung, ausgewirkte Penſionen und Gelegenheit im Auslande zu ſtudiren. Es leben noch manche derſelben; ich nenne ſie nicht, um ihrer Dankbarkeit nicht vorzugreifen.

Doch das heißt Gutes thun, wird man ſagen, aber eigentliches Wohlthun, wie es zu allen Zeiten und auch jetzt am meiſten gilt, (obſchon ein alter Minneſänger bemerkt, **Wohl**thun ſey leichter als **Gut**thun) wird man fragen, wie ſieht es damit aus? Wie mit dem Verhalten gegen das Armuth? das wirklich jetzt zum Vortheil der Reichen als ein Piaculum gehegt und gepflegt wird, damit ſie ſich durch Bälle, Concerte, Schauſpiele zum Beſten der Armen darauf abonniren können, und ſo, indem ſie Wohlthun üben, zugleich etwas Gutes genießen mögen.

Da in neuern Zeiten der Staat die Sorge für die Armen übernimmt und ſo die Tugend der Wohlthätigkeit en gros betreibt, indem er einen Jeden des perſönlichen Mit leids mit einzelnen Individuen überhebt, aber auch des höchſten Vergnügens, die Wirkung ſeiner Wohlthat im Angeſicht des Empfängers zu leſen [V. 124] beraubt: ſo hätte G. dieſer Sympathie überhoben ſeyn können durch die allgemeine Almoſenſteuer, wenn er wie jeder Andere „ſeine Kuchen ins Meer warf, ohne zu fragen, wer ſie genießt.“ [V. 124.]

Aber jene Anſtalt hielt ihn nicht ab, auch ſeinem menſchlichen Gefühl zu folgen, und im „Selbſtgeben den Nächſten zu lieben, wie ſich ſelbſt.“ [V. 69.]

Wie er am liebſten wandernden Handwerksburſchen darzureichen pflegte, erzählt er ſelbſt [XLV, 250], und ich kann es als oftmaliger Reiſebegleiter nur beſtätigen, ſowie daß er gern thätige Armuth unterſtützte, indem er zugleich ihre Kräfte mitanregte. Wie Leſſing ſpornte er den Fleiß an und „ließ verdienen, was er gab.“ Auch ſogenannte Hausarme erhielten Wohlthaten, ohne daß es Andern als den Theilnehmern bekannt war; denn der alte Heide, der Gutes that „rein aus des Guten Liebe“ [V. 199. 122], ließ chriſtlich die Linke nicht wiſſen, was die Rechte that.

Freilich „Goldvermächtniß“ häufte er nicht, ſondern eilte freudig vorzuziehen „Gegenwart vor dem Gedächtniß.“ [V. 69.] Daher iſt von keinem Legat für ein Stift oder dergleichen, wodurch man giebt, was man ohnehin nicht mehr hat noch behalten kann, oder auch „ſeine Seele zum Erben einſetzt,“ die Rede. Dafür gedachten's ihm aber auch ſeine geiſtlichen Freunde, und ließen in Dorf und Stadt ein Gerücht ausgeben, das ihn bei dem großen Haufen nicht in den Geruch der Heiligkeit ſetzen konnte. Es hat zwar ein Vertheidiger G's. in gerechtem Unwillen, „einer ſo verruchten Hand,“ die dergleichen ſchreiben konnte, „die Verdorrung angewünſcht," — wobei denn aber auch der verbreitenden zum wenigſten ein beſtändiges Chiragra zu wünſchen geweſen wäre; wir andern aber möchten ſie beide noch geſund erhalten ſehen, damit der Schreiber wie der Verbreiter, jeder die ſeinige an die Bruſt legend, dereinſt ausrufen könne: „Gott ſey uns Sündern gnädig!"

Da G. jedoch in ſeinen Werken ein anſehnlich Vermächtniß für die zahlreichen Geiſtesarmen ſeiner Nation hinterlaſſen hat; ſo möge ihm dieſes für ein baares Almoſen, zwar nur in Papier beſtehend, aber in ſolchem, das auf jeden Fall länger vorhalten dürfte, als das gewöhnliche Papiergeld, angerechnet werden.

Denn nachdem dieſe Eiche des Jahrhunderts gefallen, wie viele Klaftern und Wellenſchocke können nicht aus ihr geſchlagen werden, und es bleiben noch Reiſig und Spähne genug zur Leſe für die nicht einmal holzproducirende literariſche Armuth übrig.

Auch ließe ſich noch auf eine andere Weiſe ſein Name und Bild für das allgemeine Beſte zu Gute machen, wenn man Georg Forſter's Vorſchlag „die großen deutſchen Männer dadurch mehr zu populariſiren und im Andenken der Nation zu erhalten, daß man ihre Namen und Portraits an Gaſthöfen anbrächte," auch in Bezug auf Goethe bei Etablirung neuer Hotels oder Reſtaurationen befolgen wollte. Da ſein Bild bereits auf Pfeifenköpfen, Kaffeetaſſen, Buſennadeln und dergleichen (S. Werke XLVII, 93. 194), nur etwas zu manierirt zu haben iſt: ſo bekäme die Sache gleich mehr Styl, wenn ſie auf die Weiſe in's Große getrieben würde. Es iſt offenbar, daß er dadurch Jedermann nicht nur zu- ſondern auch eingänglicher werden und an Celebri tät gewinnen müßte. Ja man könnte, um ihn recht eigentlich in succum et sanguinem zu verwandeln, auch Speiſen und Getränke nach ihm benamſen, wie letzteres bei Hufeland ſchon mit gutem Erfolg prakticirt worden. Dieſes würde denn keine ſo trockene und ſteife Celebrität abgeben, als die war, wenn man an Ledertaſchen den Namen des großen deutſchen Befreiungshelden gleich bei der Hand haben mußte, um ihn beſſer zu behalten. Wie man ſonſt den Kindern das ABC leichter und ſchmackhafter beizubringen, ihnen die Buchſtaben als Bisquit oder Pfefferkuchen gebacken zu genießen gab; warum nicht vergeßlichen Leuten ſchwer zu behaltende Namen in wohlſchmeckenden Speiſen und Getränken? Kurz der patriotiſche Einfall ließe ſich mehrfach nutzen. Gleich z. B. das Andenken an den erſten unbeſtrittenen Befreier Deutſchlands,(*) den Cheruskerfürſten Arminius oder Hermann,(**) würde ſich füglicher als durch ein Monument, und ohne alle Koſten, durch eine bloße Umtaufung oder Firmelung der Braunſchweiger Mumme, in Arminiusbier, oder Hermannsbier, oder Irmenbier, nach Irmenſäule, oder auch Cheruskerbier, als poetiſches Synonym herſtellen laſſen, und zugleich in der Aufnahme dieſes altdeutſchen Getränks auch die Mehraufnahme altdeutſcher Geſinnungen, für die weitre Befreiung Deutſchlands, zur Folge haben. Wie dem auch ſey, ein ſo commercial-patriotiſcher Vorſchlag dürfte ſich zu einer volksthümlich-gelehrten Diſcuſſion in einer deutſchen Nationalzeitung ganz beſonders qualificiren.

(*) Liberator haud dubie Germaniae. Tacitus Annal. II extr.

(**) — Wenn man nur erſt gewiß wüßte, wie er eigentlich deutſch hieß. —

f. Aberglaube.

Kein großer Mann, heißt es, ſey ohne Aberglauben,*) faſt wie man ſagt: es gebe kein Genie ohne einen gewiſſen Wahnſinn.(**)

Natürlich! der Aberglaube iſt nur ein Uebermaß des Glaubens, ein nicht in Verſtand und Vernunft aufgehender Ueberſchuß der Glaubens-Fähigkeit und -Fertigkeit. Daher laſſen ſich, praktiſch genommen, Glaube und Aberglaube nicht unterſcheiden. [XLV, 254; XLIX, 90.]

Wenn der bloß ſogenannte Glaube ſich noch den Geſetzen der Vernunft und der Natur fügen mag, indem man allenfalls zu verſtehen und zu begreifen meint, was man glaubt, ſo giebt es außerdem unzählige Dinge, „wovon zwar die Philoſophie ſich Nichts träumen läßt,“ die aber ein anderes Vermögen oder Unvermögen in uns beſchäftigen, indem wir, die Unendlichkeit des Weltraums zu denken genöthigt, ihn doch nicht leer ſondern mit etwas Geiſtigem ausgefüllt wünſchen und hoffen.

> „O giebt es Geiſter in der Luft,
> Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchen webend ꝛc.“
> [Fauſt Bd. XII, S. 12.]

Die Kluft, die nach der gemeinen Vorſtellung, den perſönlichen Gott im Himmel von dem Menſchen auf der Erde trennt, iſt zu ungeheuer, zu troſtlos, wenn er ſie nicht durch in ihr waltende Zwiſchenkräfte ausgefüllt denken

---

(*) Superstitieux comme la plupart des grands hommes, heißt es von Goethe im Echo de Vaucluse 1836, 19 Juni.

(**) Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit, Cicero de nat. Deorr. II, 66. Ferner: poetam bonum neminem existere posse — sine quodam afflatu quasi furoris. Cicero Orat. II, c. 46.

ſoll(*), die er nur nicht näher angeben kann, jedoch der Continuität des lebendigen Univerſums wegen als latent aber doch wirkſam vorausſetzen muß. (**)

Glaube an Dämonen und Geiſter, an Engel und Heilige, als unſichtbare Urſachen ſichtbarer Erſcheinungen in der Natur und in der Menſchenwelt, an einen geheimen innern Nexus des ſonſt Unzuſammenhangenden — iſt dem Menſchenherzen, das ſich ſelbſt nicht genügend ſo gern theilgenommen ſähe, wie es ſelbſt theilnimmt, und ſich außerdem ſehr vereinſamt fühlt, ſo natürlich, wie Bedürfniß; daher keine Zeit, kein Volk, kein Einzelner, ſelbſt der Aufgeklärte und wiſſenſchaftlich Gebildete deſſelben gänzlich entbehrt.

„Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens," ſagt G. [XLIX, 61; XLV, 299.] Wie alſo ſollte der Poet ohne Aberglauben ſeyn? wie ſollte er ihn nicht wenigſtens für ſeine Poeſien nutzen und zu Gute machen, „da er ihm, wie jeder anderen Phantaſie, blos mentale Giltigkeit verleiht?" [XLV, 299.] „Ihm iſt er deswegen nicht ſchädlich"; und auch Andern nicht, ſobald ſie ſich mit ihm zur geiſtigen Freiheit des Gedankens zu erheben wiſſen, um ihn als ein äſthetiſches Spiel zu tractiren.

G. hat daher nicht nur den religiöſen und mythiſchen Aberglauben verſchiedener Völker zu den ſchönſten bedeutſamſten Poeſien ſelbſt verarbeitet, ſondern auch den von andern Dichtern, z. B. Calderon und Shakſpeare, benutzten durch Anerkennung und Giltigung [XLV, 119] zu Ehren

---

(*) Vergl. 3. Nr. 787, S. 180.

(**) Newton nennt das Spatium, den Weltraum, das sensorium Dei, in der lateiniſchen Ueberſetzung ſeiner Optik von Sam. Clarke, London 1706 in 4. pag. 346.

Leidens ausdauren kann? es mag nun moraliſch oder körperlich ſeyn: und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſetzte ich. Du gibſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo außer Wirkung geſetzt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Siehe den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bey ihm feſtſetzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! eben ſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken

ſteht,

und Würde gebracht; desgleichen den phyſikaliſchen, wie er in Naturlehre und Chemie als Magie ſonſt galt; den pſychologiſchen, wie er noch im häuslichen und geſelligen Leben, als Sympathie, Ahnung, Vorbedeutung, Omen, Prophezeihung und dergl. bereits ſeit Jahrtauſenden vorkommt und ſich immer wieder erzeugt; er hat ihn als ſymboliſche Andeutung für ſonſt unausſprechbare metaphyſiſche oder moraliſche Beziehungen anzuwenden gewußt.

Er drückt ſich daher an mehreren Stellen ſeiner Werke nicht nur überhaupt günſtig aus über das, was man Aberglauben nennt [Farbenl. II. 159 ff.], als zum Weſen des Menſchen gehörig [XLIX, 31] und darum nicht zu ſchelten [Farbenl. II. 162]; ſondern er geſteht auch für ſeine Perſon ein, daß er ihm in einzelnen Fallen angehangen [XXVI. 13. 23.] und ihn erprobt gefunden habe [XXX. 151. 152.] Hierher gehört beſonders ſeine Vorſtellung von „etwas Dämoniſchem,“ [XLVIII. 175 — 178.] wie er es nennt, „das durch die phyſiſche wie durch die ſittliche Welt geht, ſich in Widerſprüchen manifeſtirt, und ebenſowenig mit Zufall als mit Vorſehung auszuſprechen iſt.“

„Es ſtehe vorzüglich mit dem Menſchen im wunderbarſten Zuſammenhang und bilde eine der moraliſchen Weltordnung, wo nicht entgegengeſetzte, doch ſie durchkreuzende Macht, ſo daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einſchlag könne gelten laſſen.“ [XLVIII. 178].

Die Weltgeſchichte iſt voll davon und das Leben des Einzelnen ermangelt gleichfalls nicht der Beyſpiele. Mir erſcheint es als eine unſichtbare Intervention, als das Dazwiſchentreten einer gleichſam geſpenſtiſch wirkenden Macht, die den freien natürlichen Decurs des menſchlichen Wollens hemmt, es von ſeinem beabſichtigten Ziele ablenkt und dennoch wie ein Correctiv zu einem andern nützlichen oder nöthigen hinführt.

So wirkte das Dämoniſche wenigſtens in G's. Leben, als es ihn von dem Gipfel des Gotthards — nach Weimar führte.

g. Religioſität.

Für eine ſo mannigfaltig und hochgebildete Zeit, wie die unſere zu ſeyn ſich rühmen läßt und ſelbſt rühmt, iſt es eine befremdende Erſcheinung, wenn man ſich gleichwohl veranlaßt ſieht, irgend einen berühmten Mann vonwegen ſeiner religiöſen Meinung und Ueberzeugung zu vertreten und ihn in Schutz zu nehmen gegen Zumuthungen, die vor 20 30 Jahren an ihn und ſeinesgleichen zu machen Niemand eingefallen wäre.

Wie hätte man Leſſing, Wieland, Jacobi, Heinſe, Thümmel, ja Schiller noch über ihren religiöſen Glauben zu conſtituiren, und ihnen die Abweichungen von dem allgemeinen Credo als Irreligioſität und Ketzerei anzurechnen, ja noch mehr, ſie zu verdammen und der ewigen Seligkeit für verluſtig zu erklären die Intoleranz und Liebloſigkeit gehabt.

Gleichwohl iſt dieſes G. begegnet, und begegnet ihm noch: er muß ſich als Atheiſten, ja als unſittlichen Menſchen, als einen Heliogabal verſchreien laſſen; wonach es ausſieht als ſeyen die angeblichen Fortſchritte in wiſſenſchaftlicher Cultur und ſocialer Bildung, nur Rückſchritte in dem, was man ſonſt Aufklärung, Humanität und Toleranz nannte, als ſey die geiſtige Freiheit des Menſchen jetzt mehr denn jemals gefährdet, wenn Niemand in den wichtigſten Angelegenheiten des Herzens ſeiner eigenen, durch Vernunftgebrauch gewonnenen Ueberzeugung zu folgen und ſie unbefangen und ohne Aufdringlichkeit zu äußern, das natürliche und zeither von Staatswegen eingeräumte Recht haben ſoll.

Ueber politiſche Thema's, über Verfaſſung und Stände, über Fürſten und Regierung, über Adel und Corporationen darf ein jeder ſein Gutachten oder Mißachten mit größter Freimüthigkeit zu Markte bringen: über Gott und göttliche Dinge ſoll nur in der allgemeinen diplomatiſch-kirchlichen Denk- und Sprachweiſe verhandelt werden, um nirgends Anſtoß zu geben.

Möge denn die gegenwärtige Zeit thun, was ſie für recht und gut hält; G. gehört ihr nicht an, und es wäre nur ſeine Zeit mit ſeines Gleichen, die über ihn zu richten hätte, wie ein Peer nur von Peers gerichtet werden kann: eines der größten Menſchenrechte, deſſen leider das Alter entbehrt [XLIX. 84](*): denn nicht Ebenbürtige an Geiſt und Jahren, ſondern Jugend und Unerfahrenheit, Dünkel und Uebermuth ſitzen zu Gericht und ſo hat und behält nur der Lebende Recht: „ein niederträchtiges Recht“ — wie es einmal G. gegen mich nannte — „ſchlechter zu ſeyn, als die vor uns lebten“: — freilich auch nur proviſoriſch: denn er hat die Ausſicht wiederum von ſeinem nächſten Nachfolger auch abgethan zu werden. [IV. 350.]

(*) Χαλεπὸν εἶναι, βεβιωκότα μεθ' ἑτέρων ἐν ἄλλοις ἀπολογεῖσθαι klagt ſchon Cato bei Plutarch an seni gerenda sit Respublica.

Demnach könnte es überflüſſig ſcheinen, jetzt noch und hier gegenwärtig ein Wort über eine Angelegenheit zu verlieren, die bereits für erledigt angeſehen wird, umſomehr jedem unbefangenen Leſer und Beobachter, der ganze religiöſe Bildungsgang G's. mit all ſeinen Reſultaten, in deſſen Lebensbekenntniſſen [XXV, 117 — 126; 213 — 217; u. XLVIII, 175] und ſonſt in Verſen und Proſa vor Augen liegt.

Allein G's. Schriften ſind lange nicht ſo allgemein verbreitet, noch weniger ſo geleſen als ſie ſeyn müßten, um aus ihm ſelbſt über ihn zu urtheilen. Für die Menge der Nicht- oder Halbkenner, für alle die von dem Machtſpruch der öffentlichen, ſelbſt nicht gehörig unterrichteten oder mißwollenden Stimmführer und Schreier abhängigen Gemüther iſt ein freierer Standort auszumitteln, von dem aus ſie eine unbefangnere wenigſtens ſelbſteigene Anſicht der Sache gewinnen können. Dies iſt nur möglich, wenn man auch einmal das **audiatur et altera pars** eintreten läßt und die Selbſtgeſtändniſſe des Angeklagten abhöret.(*)

Man nimmt ſich jetzt mit wahrem Eifergeiſt längſt verſchollener Namen und Perſonen an, denen G. zu viel gethan haben ſoll; dürfte ſich denn für Ihn, dem man von allen Seiten wiſſentlich und abſichtlich zu viel thut, keine Stimme erheben und um Angehör für ihn bitten? Oder bleibt es einfürallemal bei dem:

„Kommt laßt uns alles drucken
Und walten für und für;

(*) [illegible] lautete es im Eide der athenischen Jury der Heliaſten. S. **Demosthenes** c. Timocratem.

Nur ſollte keiner mucken,
Der nicht ſo denkt wie wir!“ [III. 267.]

Weß Glaubens alſo G. eigentlich geweſen ſey? dieſe Frage ſetzt ſchon voraus, daß es nicht der gewöhnliche, überlieferte, auf Auctorität hin, ohne Prüfung und Durcharbeitung angenommene kirchliche Chriſtenglaube geweſen ſeyn könne, bei einem ſo ſelbſtthätigen Geiſte und einem 82jährigen in ſteter Ausbildung nach allen Seiten geführten Leben; ſie läßt ſich daher nicht ſogleich und kürzlich beantworten.

Er ſelbſt ſagt es auch nicht, und würde auf eine ſolche Frage, wer ſie auch an ihn thäte, nicht geradezu antworten, da einmal ſein erſtes Geſetz iſt „die Fragen zu vermeiden“ [III. 118], ſodann nach der Maxime:

„Soll man dich nicht auf's ſchmählichſte berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.“
[V, 122],

deren Nothwendigkeit, hinſichtlich unſerer Ueberzeugungen, Er gründlich auseinanderſetzt [XXII. 181.]

Ihm iſt der Glaube „ein heiliges Gefäß, in welches ein Jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe;“ [XXVI. 272]; „ein häuslich heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hilfscaſſen gebe, woraus man in Tagen der Noth Einzelnen ihr Bedürfniß reicht. Hier nehme der Gläubige ſich ſeine Zinſen im Stillen ſelbſt.“ [XLIX. 54.]

Ob er nun gerade dem jüdiſch-chriſtlichen und ſomit kirchlichen Glauben und zwar in allen Stücken zugethan geweſen, darauf würde es vor der Hand nicht ankommen [Schiller Correſp. Nr. 616], wenn er nur überhaupt das beſaß, was nach ſeiner eigenen Erklärung [XXII. 12 ff.] die Grundlage

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J. W. FN. 06892/236

einer jeden Religion ausmacht: „Ehrfurcht“, oder mit einem umfaſſenderen auch die Liebe und Dankbarkeit einſchließenden Ausdruck: „Pietät“ [XLVI, 96].

„Die allgemeine, die natürliche Religion, ſagt er, bedürfe eigentlich keines (hiſtoriſchen) Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich uns faßlich zu machen — denn das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verſtande [XLIX, 77] — dringe ſich einem Jeden auf; ja, wenn er auch den Faden deſſelben, der ihn durch's Leben führt, manchmal fahren ließe, ſo würd' er ihn doch gleich und überall wiederaufnehmen können [XXIV, 218, 219]:

„Wer Gott ahnet iſt hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.“ [II, 258.]

Ganz anders verhalte ſich's mit der beſondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Weſen ſich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landſchaft entſchieden und vorzüglich annehme: dieſe Religion ſey auf den Glauben gegründet, der unerſchütterlich ſeyn müſſe, wenn er nicht ſogleich von Grund aus zerſtört werden ſolle.

„Jeder Zweifel gegen eine ſolche Religion ſey ihr tödtlich; zur Ueberzeugung könne man zurückkehren, aber nicht zum Glauben.“ [XXIV, 218 f.]

Nun hatte jener Glaube an ein Weſen wie das A. T. Gott ſchildert, durch ein ſchreckliches Weltereigniß, das Erdbeben von Liſſabon, und durch andere gleichzeitige Calamitäten, in dem ſittlichen Gemüth des Knaben eine ſolche Erſchütterung erlitten, gegen die es ſich vergebens herzuſtellen ſtrebte und daher auf verſchiedenen Wegen ſich dem Ueberſinnlichen zu nähern ſuchte.

Hat man die Geſchichte der Menſchheit ein Suchen Gottes genannt,(*) ſo darf man überhaupt ſagen: die Lebenstendenz eines Jeden, mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, ſey ein Suchen Gottes, es geſchehe nun durch Trieb nach Erkenntniß der Außenwelt und ihres Zuſammenhangs,(**) alſo realiſtiſch; oder durch ſtilles Eingehen in das Gemüth, alſo myſtiſch; am zureichendſten doch wohl nur durch Verbindung von beidem: denn auf die eine oder die andere Weiſe allein(***) möchte es nicht ganz gelingen. [XLIX. 21, coll. 78; it. 84; it. Schill. Nr. 185, S. 131 f.]

„Glaubſt dich zu erkennen, wirſt Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte Göttlich nennen.“ [II. 258.]

G's. Beſtreben war demnach einmal: ſich dem Höchſten zu nähern ſowohl durch Naturbetrachtung und Naturerforſchung, als durch Ausbildung und Anwendung ſeines Dichtertalents; und ſo konnte er ſagen: „Die Liebe des Göttlichen ſtrebe immer darnach, ſich das Höchſte zu vergegenwärtigen;“ ein Bekenntniß, das er früh ſchon (1781) ablegt in dem Briefe an Möſer's Tochter [A. i. D. II, 4, 650]; dann (1823) in dem an Gräfin Auguſte v. Stolberg [Nr. XXI]; zuletzt in K. u. A. [VI. 1, 51 oder Bd. XLIX. 18.]

(*) Nach Buch der Weisheit c. XIII. v. 6.

(**) Tu fecisti nos ad Te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te, D. Augustinus. [Vergl. G's. W. Bd. XLVII, 89, coll. XXXIII, 260.]

(***) Denn [illegible], ſagte ſchon Parmenides.

Bei ſeiner reinen, tiefen, angebornen und geübten Anſchauungsweiſe, die ihn gelehrt hatte Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen [I., 59], ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund ſeiner ganzen Exiſtenz machte, [XXXII. 72] glaubte er in der Conſequenz des unendlich Mannigfaltigen Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten zu ſehen [XLV, 293 f.] und konnte daher mit dem Samaritaniſchen Pſalmiſten einſtimmend ausrufen: [z. Morphologie Bd. II, Hft. I.]

Tu sine voce nuncias
Adspertui Te esse rerum causam
Instar Chirographi, quod absolutum est
Et audibile unicuique videnti. Gesenius de samarit. theolog. comment. etc. 16.

Wie er nun aber Gott in der Natur [III. 122] im Univerſum fand [II, 228], ſo fand er auch ein Univerſum im Innern des Menſchen, in Sich [II, 228], und als Centrum, als Sonne dieſes Innern, das ſelbſtſtändige [I., 68] Gewiſſen [XLVII. 73],(*) um welches alle geiſtigen Kräfte harmoniſch mit dem All ſich bewegen ſollen [XXI, 181], und das, — beſſer als Compaß und Polarſtern den Schiffer, — ſeine Fahrt in den Hafen lenkt, wovon er ausgeſchifft [IV, 390.]

So war er denn kein Atheiſt — wie Lavater ihm das harte Dilemma ſtellte: entweder Chriſt oder Atheiſt — ſondern er glaubte und verehrte — wie wäre es auch anders möglich! — einen Gott; es war aber ſein Gott, wie ein Jeder ſeinen eigenen hat [III. 228; XLII. 73] und wie der

---

(*) Θεὸς γάρ τις ἐν ἡμῖν ἡ συνείδησις.
Desgl. ὁ νοῦς γὰρ ἡμῶν ἐστιν ἐν ἑκάστῳ θεός. **Euripides.**

Mann ſo ſein Gott, (daher Moſes' Jehova auch ganz wie Moſes) [VI, 182], nach ſeiner Geſinnung und nach ſeinen Kenntniſſen [IV, 313.] Nur war ihm ſein Gott nicht außer der Natur [II, 228], ſondern der Kern der Natur, und dieſer Kern der Natur Menſchen im Herzen [III, 113, 122]; und auch keine Perſon [XLVII, 248; Zelter Nr. 829] wie er ihm auch keine Geſtalt verleihen konnte [XXIV, 63]: denn

„Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe! (*)
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und iſt
Nie ſeine Kraft, nie ſeinen Geiſt vermißt." [II, 227 f.]

So war er denn auch nicht nur religiös im Glauben, d. h. „ſich zu einer beſondern inneren Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend" [I., 77], „wandelnd auf weiter bunter Flur urſprünglicher Natur, badend im holden Born der Ueberlieferung, der Gnade" [II, 227]; ſondern auch fromm, in Geſinnung und Wandel, indem er „als Grundlage einer jeden Religion die Pietät" erklärt, und dieſe Tugend ſo ſchön und nachdrücklich ſchildert, daß man ſieht, das innerſte Gefühl ihres Beſitzes habe ihm dieſe Worte eingegeben:

„In unſres Buſens Reine wogt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthſelnd ſich dem ewig Ungenannten:
Wir heißen's Frommſeyn." — [III, 27; u. XLIX, 98.]

(*) Qui figuli modo extrinsecus torqueat molem, Tertulliani Apologet. c. XLVII.

ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederhohlte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, heran gewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putze mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmahl zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarinn zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden; ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht

Er ſtellt ſich nicht fromm, er iſt fromm und beträgt ſich ſo am rechten Orte. [XXX, 247.]

„Die Frömmigkeit iſt ihm nicht Zweck, ſondern Mittel, um durch die reinſte Gemüthsruhe zur höchſten Cultur zu gelangen.“ [XLIX. 35.] Die höchſte Cultur aber iſt ihm Weisheit, „die Weisheit iſt nur in der Wahrheit,“ [XLIX. 42], die Wahrheit iſt — Gott.

„Diejenigen, welche Frömmigkeit — die zugleich Bequemlichkeit iſt, [A. in O. 144] — als Zweck und Ziel aufſtecken, werden meiſtens Heuchler“ [XLIX. 35]. „Wer die frommen Wahrheitswege geht, ſagt er, betrügt weder ſich noch Andere. Die Frömmelei läßt Falſches auch beſtehn, deßwegen haßt er ſie.“ [LV. 336.]

Er war dennoch aber auch Chriſt, wenn auch kein kirchlicher. Sein Verhältniß zum Chriſtenthum lag bei ihm nur „in Sinn und Gemüth.“ [XXVI, 270.]

Er verehrte Chriſtum „den Stern von Oſten her“ [II. 160], „den Helden und Heiligen auf Golgatha“ [II. 140]; aber ſeinen Chriſtum [XXVI. 271; XXII. 22; XLIX. 114], jedoch ohne, wie Lavater, ihm ſich ſelbſt zu ſubſtituiren, d. h. ſich mit ihm zu identificiren [XLVIII. 144; XXXI, 40].

Wie er ſonſt noch über Chriſtum dachte und welche würdige Vorſtellungen er von ihm hatte, lehren außer den Wanderjahren [XXII, 22 ff. Z. Nr. 747] ein Gedicht aus ſeiner früheſten Jugend: die Höllenfahrt Chriſti, das ihm ſelbſt noch einige Jahre gefiel [XXIV, 226]; Ahasverus oder der ewige Jude; Bekenntniſſe einer ſchönen Seele; nächſtdem die Geheimniſſe und deren Erklärung.

welche, außerdem daß ſie einen ſchönen Beweis ſeiner wahren Religioſität liefern, ſchon ſo früh auf den Schluß des zweiten Theils von Fauſt hindeuten, wo der Dichter uns jenen ideellen Montſerrat ſchildert, „auf dem, in der ihm eigenen (d. h. rationellen aus Vernunft und Weltanſchauung entwickelten) Gottesverehrung, der Menſch allein Glück und Ruhe finden könne.“ [XLV, 327 f.]

Vor allem aber würde höchſt bedeutſam ſeyn, jene an Chriſtus gerichtete Apoſtrophe, in ſeiner ſchweren Krankheit zu Anfang des Jahres 1801, wo er, nach ſeiner Gattin Zeugniſſe, das ſie wiederholt ablegte, wenn das Geſpräch auf dieſe Epoche ſeines Lebens kam, von Schmerz übermannt in Fieberphantaſien, mit wahrhafter Begeiſterung, in die beweglichſten herzergreifendſten Reden an den Erlöſer ausgebrochen ſey. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, dieſe aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in ſeiner Seele für chriſtlich-religiöſe Geſinnungen gelegen, und wie ſie nur bei ſolchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt ſich zu äußern veranlaßt werden.

Die Evangelien waren auch ihm Evangelien, die er nicht anders als mit Gefühl und Enthuſiasmus leſen konnte [XXV, 190]. „Ihre Verſchiedenheit hat Nichts zu bedeuten, ſie reichen für die Chriſten hin bis ans Ende der Tage.“ [V, 239.]

Er liebte die erſte chriſtliche Kirche oder die erſten chriſtlichen Gemeinden zu der Zeit der Apoſtel [XXV, 190]; wie er denn jede Religion in ihrem Werden reizend findet [XXVI, 305]. Daher hatte er auch Neigung zu den Brüdergemeinden, die jenen urſprünglichen Zuſtand wiederherzuſtellen und fortzuſetzen ſcheinen. [XXVI. 305, coll. VI. 45.]

Nun war er auch Lutheraner; er wußte Luther's Character und Verdienſte als Reformator und Bibelüberſetzer zu erkennen, zu ſchätzen [Z. 274] und von deſſen Errungenſchaft — Emancipation des Geiſtes — den gehörigen Nutzen zu ziehen.

Er iſt alſo Proteſtant und ſpricht es aus, daß er proteſtire gegen „Pabſtthum und Pfaffthum,“ [III. 146]; und es immer thun werde, d. h. nach ſeiner Erklärung vorwärtsſchreiten [Z. Nr. 394, coll. 433]. Denn alles Retardirende in der Fortbildung der Menſchheit war und hieß ihm Pfaffthum, es ſey in Kirche und Staat, in Wiſſenſchaft und Kunſt [Z. Nr. 550]. Der Proteſtant ſtehe niemand beſſer als dem Deutſchen, ja der Deutſche wäre Nichts ohne den Proteſtantismus. Doch iſt er deswegen gegen andere Confeſſionen nicht intolerant. Er hält jede Religion und ihren Cultus in Ehren [XXIII. 123], und geſteht einer jeden einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht zu. [XLV, 330.] Obgleich es ihm nur zwei wahre Religionen giebt, „die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet; und alles, was dazwiſchen liegt, Götzendienſt iſt“ [XLIX. 113].

Wie glücklich iſt er daher am Ende ſeiner Tage, von einer Secte der Hypſiſtarier zu erfahren, daß dieſe das Beſte, Vollkommenſte was zu ihrer Kenntniß gelangte, zu ſchatzen, zu bewundern, zu verehren und, inſofern es mit der Gottheit in nahem Verhältniß ſtehen muſſe, anzubeten ſich erklärten. Er fühlte, daß er zeitlebens getrachtet habe, ſich zum Hypſiſtarier zu qualiſiciren.

Er weiß auch dem Catholicismus ſowohl als Cultus, wie als Glaubenslehre, günſtige ja anmuthige Seiten abzugewinnen [XXV. 117; XXXVIII, 211; XLVIII, 115]. Er erkennt die Würde, Bedeutſamkeit und Feierlichkeit ſeiner Ritus in gewiſſen Fällen [XXVII. 253; XXIX, 301]; er wiederholt deſſen ſittlich erbauliche Legenden [XIII, 117 f.; XVI, 278; XXXVIII, 261; XLIII, 273; Z. Nr. 623]; ohne deshalb zu verſchweigen was er an dem Ganzen auszuſtellen hat [XXVII. 205, *coll.* 253; XXVIII. 250]. Er findet „alle Spur vom urſprünglichen Chriſtenthum in ihm erloſchen. Auf den gemüthlichen Anfängen laſte ein unförmliches, ja barockes Heidenthum“ [XXVII. 195]; und ſo nennt er es auch wohl „ein heidniſches Judenthum“ [Z. Nr. 274].

„Von dem jüdiſchen Volke“ — das zwar niemals viel getaugt“ [XXII, 20] — will er weder Gutes noch Böſes ſprechen [XXIII, 122, 149]; aber die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher weiß er zu rühmen [XXII, 20]. Ihm iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch [XLIX, 77], nicht nur ein Volksbuch, ſondern das Buch der Völker [LIII. 81 — 87; 115], im Ganzen ehrwürdig, im Einzelnen anwendbar; ihre Verbreitung ſchade nur dogmatiſch und phantaſtiſch gebraucht, ſie nutze, didactiſch und gefühlvoll aufgenommen [XLIX, 85; LI, 252]: wie er denn ſelbſt ihr herrlich Bild ſo an ſich genommen, wie Veronica des Herrn Bildniß [V. 32]. Sie wird ihm immer ſchöner, je mehr man ſie Zeit- und Ort-gemäß verſteht und ihren eigenen, beſondern, unmittelbar individuellen Bezug einſieht.“ [XLIX. 114.]

Und ſo hat er die Bibel nicht nur fleißig geleſen; er hat ſie wirklich ſtudirt, und ſich mit der etwas problematiſchen Urgeſchichte der ungerathenen Zöglinge Jehovah's, vielleicht mehr, als mancher für den Dichter nöthig und billig finden wird, abgegeben. [XXIV. 204 ff.; VI. 156 ff.; Schill. Corresp. Nr. 291.]

Die gleich uranfängliche, durch alle Zeitalter nur fortgeſetzte Unduldſamkeit jenes Volks iſt ihm verhaßt, und er läßt ſie daher in ſeiner erdichteten ſymboliſch-pädagogiſchen Provinz nicht an den Vortheilen der höchſten Cultur Antheil nehmen, weil ſie durch Verläugnung von deren Quelle (Chriſtus) ſich ihrer unwürdig machen. [XXIII. 149.]

Das „geſtaltenloſe Paläſtina,“ das ſeinen declamatoriſchen Eifer gegen die bildende Kunſt der Heiden bis zu lächerlichen Vorausſetzungen trieb, die wenigſtens kein Catholik zugeben würde, konnte ſeinem Kunſtſinn keine Beſchäftigung geben, und das Chriſtenthum in ſeiner Urform iſt weder der Kunſt [XXX. 242], noch der Natur beſonders günſtig. Wie eine jede große Idee bei ihrem erſten Auftreten tyranniſch und einſeitig wirkt, ſo auch dieſes [XLIX. 40]: obſchon der herrlichſte Kunſtſtoff in ſeinem Urſprunge lag. [XLIII. 398 f.]

„Es ſchränkt die Sinnlichkeit ein, ohne die es nun einmal keine Kunſt giebt“ [XXX. 242], und es ſieht die Natur ſcheel und apprehenſiv an. Ja durch das ganze Mittelalter hindurch erſcheint die Natur mit ihren höchſten Wundergeburten als Teufels-Buhle und Hexen-Mutter; wie denn der Teufel ſelbſt als Gottes Affe (Dei Simius) bei kirchlichen und weltlichen Schriftſtellern figurirt und als ein Ueberall und Nirgends eine Hauptrolle ſpielt, die ſich neben einem Vice-Deus gar wunderſam ausnimmt, faſt wie eines Doppelgängers.

So mußte G. wohl zu den Heiden, d. h. Griechen und Römern gehen, die beides, Kunſt und Natur, wie ſich's gebührt verehrend, jene zu ihrem höchſten Gipfel erhoben, die andere als große Mutter aller Dinge, „mit Geiſt und Gemüth, mit Forſcherblick und Methode, durchaus aber mit wahrer Pietät zu behandeln wußten.“ [XLIX, 112.]

Sah doch auch der Catholicismus ſich genöthigt, der ſchönen Kunſt des Heidenthums nach und nach den Eintritt in ſeine Kirchen und Paläſte zu geſtatten. Ja ſie durfte ſogar in ſeinen heiligen Dramen auftreten und den Grazioſo ſpielen, um den finſtern bildloſen Ernſt durch bunte Farben und Geſtalten nur etwas auszuſchmücken, und den ewigen moeror sacer durch profanen Humor einigermaßen aufzuheitern, wobei ſie ſich dem Naturell und Geſchmack einer jeden Nation anzubequemen wußte.

Das Chriſtenthum amalgamirte ſich, ſobald es Staatsreligion wurde, mit dem Heidenthum. Wie es ſchon bisher der gebildeten heidniſchen Sprache ſich hatte bedienen müſſen, um bei Griechen und Römern Gehör zu finden und Ueberzeugung durchzuſetzen; ſo accommodirte es ſich nach und nach auch dem heidniſchen Leben, ſeinen Gebräuchen und Ceremonien, denen es eine veränderte Bedeutung unterſchob. Man könnte daher ſagen, daß in gegenſeitiger Reaction die Seele oder der Geiſt des Chriſtenthums in den heidniſchen Kunſtleib gefahren ſey, dieſer aber die vorgeübten Sinnglieder, die er ſich einmal fühlte, jenen zu nutzreicher Anwendung aufgenöthigt habe. Der heidniſche Mund lehrte den Chriſten predigen, die heidniſche Hand ihn bilden, und ſo ahmte er in göttlichen und menſchlichen Dingen die angeſtammten Vorbilder in Reden und Gebärden nach. Wie die heidniſchen Tempel und Baſiliken ſich zu chriſtlichen Bethäuſern und Domen umgeſtalteten, ſo wurden auch antike Götter- und Heldengeſtalten ganz eigentlich enthauptet und dafür mit chriſtlichen Apoſtel- und Heiligenköpfen (*) faſt auf ägyptiſche Art coiffirt (in der Kunſtſprache: metarhythmiſirt); freilich mit verminderter Idealität und abnehmender Technik. Und ſo arbeitete die heidniſche Kunſt in chriſtlichem Solde für neue Zwecke in accommodirter Bedeutung, und dies ſo lange, bis der den Menſchen als Menſchen verbleibende Naturtrieb des Bildens und Geſtaltens, durch eine

---

(*) Εἰς τὸν Μαρίνης οἶκον.

Χριστιανοὶ γεγαῶτες Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες
Ἐνθάδε ναιετάουσιν ἀπήμονες, οὐδὲ γὰρ αὐτοὺς
Χωνῇ φόλλιν ἄγουσα φερέσβιον ἐν πυρὶ θήσει.

Auf das Haus der Marina.

„In Chriſtianern geworden, olympiſcher Höhen Bewohner
Stehen dahier unbeſchädiget: nimmer ja wird ſie
Im Schmelzofen des Blasbalgs Hauch in Feuer verſetzen.“

Desgleichen:

Εἰς ναὸν τοῦ Ἡρακλέους γενόμενον τοῦ ἁγίου Λουκίου.

Ὁ τοῦ Διὸς παῖς, καλλίνικος Ἡρακλῆς,
Οὐκ εἰμὶ Λούκιος, ἀλλ' ἀναγκάζουσί με.

Auf den Tempel des Hercules, dem heiligen Lucius gewidmet.

„Der Sohn des Zeus, Herakles, ſiegespreisgekrönt,
Nicht Lucius bin ich, nein, ſie zwingen mich dazu.“

Anthol. graec. ed. Jacobs, Vol. XIII. p. 661 u. 690.

wiedererwachende friſche Natur- und Weltbeſchauung angefacht, ſich in freieren unabhängigern Bildungen, zuerſt bei Niederländern und Italiänern, und dann allgemeiner in der modernen Kunſt hervorthun konnte. [XLIII. 398.] Aus dieſer gemiſchten Ehe ſind denn doch unſere modernen ſowohl geiſtlichen als weltlichen Muſen, ſentimentalen und naiven Characters, bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter nachartend, hervorgegangen.

Daß aber G. auch im Uebrigen ein Heide geweſen, weil er ſich wohl ſelbſt zuweilen einen alten Heiden genannt hat, heißt nicht, daß er ein Atheiſt war: denn wie und wo wären die Heiden Atheiſten geweſen? In ihrem Polytheismus galt der Cultus des großen Haufens nur, ſo zu ſagen, den Parcellen eines großen zerſchlagenen göttlichen Majorats, d. h. eines einigen Gottes.(*)

Die Weiſen des Alterthums, im Innern ſämmtlich Monotheiſten, erkannten nur Einen Gott, ein ἓν καὶ πᾶν, das alle hundert Namen Allahs „des ewig Ungenannten" nicht zu analyſiren vermögen. Ueberhaupt:

„Als wenn das auf Namen ruhte
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das Schöne, Gute,
Wie es ſich aus Gott geſtaltet." [V, 102.]

Und ſo ſagt Apollonius von Tyana: „die indiſche Philoſophie nimmt Gott als den Schöpfer aller Weſen an, und zwar aus dieſem Grunde, weil er gut iſt."

(*) Fragilis et laboriosa mortalitas in partes ista (scil. virtutes vitiaque etc.) digessit, infirmitatis suae memor, ut portionibus quisque coleret quo maxime indigeret. Plinius h. n. lib. II, c. 7.

Auch weicht die Glaubens- und Sittenlehre der heidniſchen Philoſophen ſo wenig von der chriſtlichen ab, daß Auguſtinus (*) ſelbſt geſteht: man dürfe nur wenige Ausdrücke darin verändern, um ſie der chriſtlichen Vorſtellung conform zu finden.

War nun G. kein Chriſt im gewöhnlich kirchlichen Verſtande, ſondern dem Sinne und Gemüth nach, in ſeiner humanen Denkart und Handlungsweiſe; ſo war er auch kein Heide nach dem gemeinen Sprachgebrauch, etwa in diſſoluten Sitten und ſchwelgeriſchem Lebensgenuß: — alſo kein „Heliogabal," oder auch nur ein „Epicuräer" in der einmal irrthümlich recipirten Bedeutung — ſondern in ſeiner künſtleriſch-äſthetiſchen Sinnlichkeit und dem antiken prometheiſchen Selbſtgefühl, dem Vertrauen auf die innere Wahrheit und Güte der Natur, aus der zuletzt die Schönheit hervorgeht [V. 102]; mithin im Sittlich-Geiſtigen ein Chriſt, im Aeſthetiſch-Sinnlichen ein Heide, demnach ein vollkommener, oder, techniſch zu reden, ganz gekommener Menſch, wie er ſeyn ſoll, um ſchon hier (durch Tugend und Weisheit) ſelig zu ſeyn. Dieſes wollen die Pfaffen, (**) „die alles breit ins Schlechte führen [IV. 366], ihm freilich nicht zugeſtehen," weil er nicht nach ihrer Art fromm, das heißt kein Chriſt ihres Stempels war. [V. 39.] Daher ſie ihm denn auch Hylozoismus [XXX, 200], Pantheismus [Z. Nr. 826.] und allen möglichen ismus vorzurücken nicht unterlaſſen; worauf er ihnen noch aus dem Grabe zuruft:

(*) De vera religione c. 3.

(**) S. Knapp's Chriſtoterpe, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1833. So trägt man alſo Chriſtum in der Taſche, ſtatt im Herzen!

„Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt und mir."
[A. l. L. I, 1, 144.]

Inſofern nämlich das echte wahre Chriſtenthum vernünftig, ja die Vernunft ſelbſt iſt, der *λόγος*, der im Anfang war, [Schill. Corr. Nr. 126], iſt es zu allen Zeiten, auch ante Chriſtum geweſen, und daher in einem Socrates, Plato [XLVI, 22 f.], Sophocles, Euripides und andern großen Männern des Alterthums, zur Verwunderung unſerer Chriſtenthums-Dilettanten anzutreffen; freilich ohne „das jüdiſch-meſſianiſche Vehikel," wodurch es hernach der ganzen Welt beigebracht worden. Aber Juden und Chriſten haben es von jeher verſtanden, die Weisheit der Heiden vornehm zu ignoriren, oder ſie für unzulänglich und verdächtig zu erklären, und wir würden eine höchſt einſeitige Vorſtellung von ihnen haben, wenn ihre Schriften und Kunſtwerke uns nicht eines Beſſern belehrten.

G'n. konnte alſo der gemeine Kirchenglaube nicht genügen [IV, 384], er mußte darüber hinausgehen und ſich zu Vorſtellungen erheben, welche mit Geſchichte, Natur und Vernunft übereinſtimmender ſind als die kirchlichen Dogmen, die zum Theil auf ſtrittiger Ueberlieferung, zum Theil auf dialectiſcher Ausſpinnung der zum Grunde liegenden Vorausſetzungen beruhen.

Keine Religion, weder die jüdiſche, noch die muhamedaniſche, noch die buddaiſtiſche iſt dieſelbe geblieben, alle haben ſich fortſchreitend in Secten geſpalten. Auch der chriſtlichen Religion iſt es nicht anders ergangen [Matth. 18, 7; 1 Cor.

ihr Verlangen gerade nach dem Zweck, ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederhohltes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie. — Erſtarrt, ohne Sinne, ſteht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung! denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Sieh Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen! und ſag', iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

10, 11. 19], und ſogar die, welche ſich durch ihr Verharren im Alten — „im Sitzenbleiben auf ihrem Felſen wie ein Felſen“ — die alleinſeligmachende zu ſeyn rühmt, hat doch mehrfacher Veränderungen, ſowohl in den Dogmen, als in dem Ritus, ſich nicht erwehren können.

Wenn nun alſo die Religion ſelbſt wie die Zeit, wie Leben und Wiſſen, in ſtetem Fortſchritt und Fortbildung begriffen iſt, warum ſoll ein Mann, wiſſenſchaftlich und dichteriſch wie G., an blos überlieferten, ungeprüften Vorſtellungen und Glaubensartikeln des großen Haufens hangen bleiben, wenn die höhere gebildete Kaſte, zu der er gehört, bereits andere, gereinigtere, vernünftige Vorſtellungen hat? Warum ſoll er mehr kirchlicher Chriſt ſeyn, als alle Uebrigen ſeiner Profeſſion?

Daß er vielleicht nicht die neueſte Idee vom Chriſtenthum hatte, wie ſie jetzt von Philoſophen und Theologen ſublimirt aufſteigt — allerdings eine erhabene, aber bisher noch nirgends gefaßte — wird man ihm doch nicht als Schuld anrechnen? Wie konnte er vor vierzig Jahren das haben, was man erſt jetzt nur zu ahnden anfängt? „Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen“ [XLIX, 127]; und wer weiß denn auch, „was für Gedanken ihm auf den Gipfeln des Lebens — ſeinem Monteſerrat — aufgegangen ſind?“ [Z. Nr. 727, 743. W. Bd. IV, 389; XLIX, 87.]

Daß er kein Feind der chriſtlichen Religion ſeyn konnte, zeigt ſchon ein Grunderforderniß, die Liebe zu Gott und dem Nächſten, ausgeſprochen bei ihm in der Liebe zur Natur und zu den Menſchen, dieſen beiden Offenbarungen Gottes. Und dieſe Liebe zeichnete ihn als Menſchen und Dichter ganz beſonders aus. Wer die Menſchen nicht liebt, kann und mag ſie nicht darſtellen; oder er wird nur einſeitig ihre Mängel und Schwächen rügen, und ſo als Sittenprediger oder Satyriker auftreten, wohl gar als Hogarthiſcher Carricaturiſt, und damit nur die „Häßlichzerrer beſſerer Naturen“ befriedigen. [A. in Q. I, 1, S. 135.] Er wird ſie nicht von ihrer guten, ſchönen, liebenswürdigen Seite auffaſſen, um ein gefälliges und doch wahres Bild von ihnen zu entwerfen, ſondern wie ein Hohlſpiegel ihr Zerrbild erblicken laſſen. So zeigt er ſich denn allenthalben, in ſeinem Leben wie in ſeinen Dichtungen chriſtlicher, d. h. humaner, menſchenliebender, milder, ſchonender als andere Maulchriſten und Humanitätskrämer. [IV, 347. Schill. Nr. 421.] Das Sonderbarſte bei dem allen iſt der Widerſpruch, worin die Antagoniſten G's. in Bezug auf ſeine Religioſität ſich befinden, indem ſie ihm bald alle Religion abſprechen, und dann ihn wieder für einen Cryptocatholiken ausgeben! [Jacobi's auserleſener Briefwechſel, Bd. I. Nr. 155, S. 430. Vrgl. G's. W. Bd. XXX, 247 — 250.]

Doch dieſe Proſelyten-Mährchen wiederholen ſich bei großen und außerordentlichen Männern aller Zeiten: ſo bei Leibnitz, bei Friedrich dem Großen [XXVII, 183]; ja auch in andern Religionsparteien. So ſoll der griechiſche Kaiſer Heraclius ein heimlicher Muhamedaner; der Kaiſer Marcus Aurelius ein heimlicher ſogar beſchnittener (?) Jude geweſen ſeyn! und das zu einer Zeit, wo die Beſchnittenen ſelber gern wieder recutiti und ἐπισπαστοι ſeyn mochten und ſich zu ſolchen raccommodirten! [1 Maccab. 1, 15(*)];

(*) Et facientes sibi ipsis praeputia abscesserunt a foedere sancto.

welches ihnen der Apoſtel Paulus ernſtlich verbot. [1 Cor. C. 7 V. 18.]

Zu verwundern iſt nur, daß man G'n. nicht auch zum Muhamedaner wegen des Divan gemacht; noch mehr wegen des auf Mahomet gedichteten Hymnus [XXVI, 296 — 299]; zum Geber und Feueranbeter wegen ſeines Teſtaments des Parſen; zum **Braminen wegen** ſeines Mahadöh und Gebet des Paria: wonach er ziemlich als Inhaber aller Religionen der allerreligiöſeſte Menſch geweſen ſeyn müßte. Der war er freilich, aber im beſten Sinne des Worts, ein Anbeter Gottes im Geiſt und in der Wahrheit: denn Gott iſt ihm die Wahrheit und dieſe findet er in Natur, Kunſt und Menſchenherzen. [III, 122, coll. 113.]

Ueber das Fetiſchartige in den verſchiedenen Culten durfte er als Dichter ſich wohl ironiſch ergehen [Venet. Epigr. I, S. 345, Nr. 11. 19; III, 262 — 269; A. i. D. I, I. S. 357], ohne deswegen für beſchränkt und intolerant, nach dem abſprechenden Urtheil fanatiſcher Indomanen, zu gelten. Haben doch ſchon die griechiſchen Dichter über die Götter des Volksglaubens (Ariſtophanes und Lucian); die jüdiſchen Propheten über die Götzen der Heiden ſich mit Spott und Sarcasmen ergangen. [Buch der Könige I, C. 18, V. 27 ff.] Und wie unerſchöpflich war die Reformation in Satyren, Pasquillen und Spottbildern auf die Idololatrie ihrer Gegnerin!

Eine ſolche heitere Erhebung über den Irrwahn des menſchlichen Geiſtes in ſeiner Kindheit und Jugend beweiſt die allmähligen Fortſchritte deſſelben, in der Läuterung ſeiner Anſichten von Gott und göttlichen Dingen, beweiſt für die Perfectibilität auch der chriſtlichen Religion durch unbeſtimmbare Stadien.

„Des religiöſen Gefühls, ſagt G., wird ſich kein Menſch erwehren,“ und ein ſittliches pflichtmäßiges Betragen ſtellt ſich von ſelbſt ein, wo die Vernunft obwaltet und den Menſchen in der Natur, als dem Tempel der Gottheit, umherleitend den Unſichtbaren in ſeiner ſichtbaren Umgebung nicht nur erahnden, ſondern auch immer würdiger erkennen lehrt. Naturforſcher und Künſtler — Poeten wie Bildner — ſind die rechten wahren Prieſter des Göttlichen, und die Sprache der Kunſt das angemeſſenſte Medium, wodurch es den Menſchen näher gebracht wird. [III, 121 f.; XLIX, 66; Z. Nr. 648, S. 207.]

Sein äußerer und innerer Gottesdienſt beſtand daher darin, daß er, wie jener Goldſchmied zu Epheſus [II, 202], in ſeiner Werkſtatt ſitzend, treu und fleißig an der Nachbildung des wundervollen Gürtels arbeitete, der die Natur, das heilige Gewand der Gottheit, (*) umſchließt, und ſo ſein kunſtreiches Streben in frommer Wirkung durch das Leben leitete; ohne ſich durch das Geſchrei draußen, von einem ſpeculativen Gott „hinter des Menſchen alberner Stirn,“ im Geringſten ſtören zu laſſen.

Denn er ſollte auch erfahren, was in jener Parabel angedeutet iſt, daß — um nur Bekannte und Genannte zu erwähnen — von Lavater und Jacobi an, (**) durch Stoll-

---

(*) Vrgl. Fauſt XII, 35, eine Stelle, die beſpöttelt wird von Ammon (nicht dem Libyſchen Jupiter, ſondern dem — in Dresden). S. Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. 2. Aufl. Leipzig 1836, 1. Bd. S. 57.

(**) Welcher meinte, „die Natur verberge ihm Gott.“ [XLV, 293.]

berg und deſſen Schweſter Auguſta bis auf die letzte Zeit wiederholte Verſuche gemacht wurden, ihn zu ihrem Gott, zu ihrem Glauben zu bekehren, ihn auf ihre Wege hinüber zu ziehen, ihn der ſo gern einen jeden ſeine Straße gehen, (*) einen jeden nach ſeiner Art „gewähren" ließ, und unter allen Menſchen am wenigſten geneigt war, Proſelyten zu machen, obſchon er das Verlangen ganz natürlich fand. [XXX, 250.]

Aber das Kreuz, wird man einwenden, war doch G'n. zuwider: er ſagt es ja ſelbſt in den Venetianiſchen Epigrammen [I, 366, Nr. 66] und noch ſtärker in dem Briefe an Zelter. [Nr. 792.]

Allerdings ſagt er das; aber es darf nicht ſo gedeutet werden, als ſey ihm die ganze chriſtliche Religion zuwider, als ſey nichts Chriſtliches in ihm ſelbſt geweſen. Ihm, dem Geſtalten liebenden, Alles geſtaltenden Künſtler, war das Kreuz, als mathematiſches Ergebniß von zwei Linien die ſich ſchneiden, ein zu leeres, Nichts ſagendes, Nichts erweckendes Symbol, und konnte ihm in keiner Ausſchmückung und Verzierung — etwa ein Ehrenkreuzlein ausgenommen — [Z. Nr. 792] etwas abgewinnen, das ihn erbaut hätte. Dieſen vier Winkeln um einen Mittelpunkt iſt nirgends zu entgehen, man ſieht ſie, wenn man nur die Augen aufthut, im Zimmer am Fenſterkreuz, im Freien an den vier Weltgegenden, auf allen Querſtraßen, kurz in hunderterlei Vorkommenheiten. Die Geſtalt des Menſchen ſelbſt reducirt ſich zuletzt

---

(*) „Wollte Jemand anders denken, iſt der Weg ja breit genug" [XLVII. 251; II. 203], vergl. wie: [illegible] Plutarchi Numa. c. 18

auf dieſes Schema, ſo daß ein Jeder nicht nur ſein eignes Kreuz **hat**, ſondern auch **iſt**. Was wäre daran Erbauliches, Religiöſes? Der Kreuzfuchs (*) wäre alsdann wohl auch ein anſpielendes Vorbild, etwa der Jeſuiten? Kirchliche Schriftſteller freilich haben auf alle Weiſe, mit Zeichnungen und Worten, in Verſen und in Proſa, andächtig mit dieſer Figur geſpielt. Läßt ſich ja doch das ganze Kirchengebäude ſelbſt als ein hohles **Rieſenkreuz** betrachten, in welches, vom **armausbreitenden** Prieſter an, die ganze chriſtliche Gemeinde als unzählige kleinere Kreuze eingeſchachtelt erſcheinen könnte; zumal in den erſten chriſtlichen Zeiten, wo man in dieſer Stellung zu beten pflegte, bis man dieſe etwas raumwegnehmende Gebärde auf ein Händefalten reducirte und ſie dadurch compendiöſer und intenſiver einrichtete.

Daß nun aber eine ſogeformte Contignation auch ein **Martergerüſt** für den unſchuldigſten edelſten aller Leidenden geworden, und inſofern zur Erinnerung an denſelben für diejenigen dient, die nur auf eine ſo handgreifliche Weiſe daran gemahnt werden mögen, iſt doch wohl kein Grund zu einer **bigotten fetiſchartigen** Verehrung des Kreuzes, von der auch die erſten Chriſten Nichts wußten, bei denen es nur als ein Wahr- und Feldzeichen galt, und überdies noch **ohne Leichnam** war, [Tertullian. ad Gentes I, c. 12; it. Apologet. c. 16.] — oder man müßte ſich einer ſolchen geheiligten Formation zu allem andern Gebrauch enthalten. Mit eben ſo vielem Recht könnte man das gleichſeitige Dreieck zu

---

(*) **Crucigerae vulpes**, lineam nigri coloris habentes, quae secundum longitudinem a rostro per verticem et tergum ad caudam usque extenditur, insuper guttae **cruce alba** insigniuntur etc. **Henelii** Silesiographia.

einer ähnlichen Verehrung canoniſiren, indem es den erſten Glaubensartikel, die Trinität ſymboliſirt, und ſollte es keineswegs als Vierzeichen mißbrauchen. [XXVI, 281 f.]

Nun aber vollends ein ſterbender oder geſtorbener Leichnam daran, — nicht nur für einen Gottmenſchen, nein für Gott ſelbſt, für Jehova (?!) ausgegeben — meiſt in ſo ſchlechter Abbildung, daß die Italiäner dergleichen verächtlich Criſtaccio nennen, zum Beweiſe, daß eine religiöſe Nation zugleich eine äſthetiſche ſeyn kann, die das Häßliche nicht leidet, wenn es auch ein Heiliges wäre: — Wie meint man wohl, daß dies einen Künſtler des Schönen, der nur einen Apoll, einen Zeus, ſich zu bilden und gebildet anzuſchauen liebte, anmuthen konnte? da ſchon „Jedem vor ſchlechtem Gebilde graut, das ein Augenſchmerz ihm iſt.“ [III, 125.]

Ein ſolches *μιαρόν*, dem Gedanken wie dem Anblick nach (wie es ein alter Grieche nennen würde), konnte ſeine Vernunft nur empören, ſeine Phantaſie nur verwunden. „Das Häßliche, ſagt er, läßt eine Wunde in der Seele zurück;“ was mußte ihm dieſes zum Häßlichen noch Gräßliche zurücklaſſen? Ein Prometheus, am Caucaſus gefeſſelt und von einem Geyer oder Adler in der Seite benagt, iſt ſchon eine andere Aufgabe für die bildende Kunſt, und kann ſich neben den Laokoon ſtellen. Uns wenigſtens könnte es als anſpielendes Symbol auf das Loos eines Heroen der nächſtvergangenen Zeit gelten, bei dem auch der Geyer noch ſeine Deutung finden würde.

Die Proteſtanten haben leider in ihren Kirchen faſt immer nur ihren gekreuzigten Chriſtus; ſelten den auferſtehenden [XLIV, 27], noch auch den gen Himmel fahrenden, welcher doch das Pivot der ganzen Religion und die zubeglaubigende Hoffnung der Welt iſt. [Paulus, 1 Corinth. C. 15, V. 12 — 20.] Noch weniger erſcheint der liebevolle Menſchenfreund, der die Kindlein zu ſich kommen läßt, ihnen das Himmelreich zuſpricht, ſie alſo nicht durch die Erbſünde in Grund und Boden hinein verdorben glaubt, ſondern die urſprüngliche Wahrheit und Güte ihrer Natur anerkennt; nicht der Heiland, der die Kranken geſund macht, und die Todten wieder ins Leben ruft; der den reuigen Sündern verzeiht, mit ſanfter Mahnung: „gehe hin und thue nicht mehr dergleichen;“ nicht der Tolerante, der mit Phariſäern und Sadducäern zu Tiſche ſitzt, und mit heidniſchen Zöllnern und anders glaubenden Samariterinnen ſich unterredet: Vorbilder, welche doch für das practiſche Leben und gegenſeitige Duldung erſprießlicher wären.

An die allernöthigſten täglich auszuübenden Tugenden wird nie durch ſein Bild und Beiſpiel erinnert, und ein nachahmungswürdiges Muſter vor Augen geſtellt. Immer nur der gequälte, gemarterte, gräßlichleidende [XXXIII, 172; XLIV, 27], der die Unthat eines verworfenen Haufens zur ärgerlichen, ja empörenden Schau bringt, und in keinem Falle günſtig für jenes Volk ſtimmt, das ſich eine ſolche Frevelthat vorſätzlich zu Schulden kommen laſſen; der alſo ewig an eine Sünde mahnt, die der Märtyrer ſelbſt ſeinen Uebelthätern längſt verziehen hat, durch ſein „Vater vergieb ihnen, ſie wiſſen nicht was ſie thun!“

Dieſe Sentenz wäre wenigſtens eine ſchicklichere und nöthigere Ueberſchrift, als das den Laien unverſtändliche Monogramm (INRI), das nur eine falſche verläumderiſche Anklage ſtigmatiſirt, nicht des Leidenden Unſchuld und Rechtfertigung, nicht den ganzen Inhalt ſeiner liebevollen

Lehre, ſeines frommen unſträflichen Wandels in wenig Worten zuſammenfaßt.

Aeußerte ſich eine frühere Zeit ganz unbewunden, ja derb bis zum Spott und Hohn, und zwar mit Zuſtimmung nicht nur ihrer Generation, ſondern aller folgenden in proteſtantiſchen Ländern, über das was ſie Meßgräuel nannte; ſo wird G's. idioſyncratiſcher Widerwille gegen das Kreuz, „das leidige Marterholz, das Widerwärtigſte unter der Sonne, das kein vernünftiger Menſch auszugraben und aufzupflanzen bemüht ſeyn ſollte“ [Zelt. Nr. 792] und den damit getriebenen Unfug, — wie er G'n. unter andern auch in Italiäniſchen Stätten ganz eigens auffallen mußte, wo an Kirchen und Klöſter angemalte Kreuze eine polizeiliche Warnung andeuten, welche die heidniſchen Vorfahren ſchicklicher durch zwei Schlangen auszudrücken wußten (*) — jener Widerwille, ſag' ich, wird noch leichter zu vergeben ſeyn, je mehr G. ſich im Uebrigen als guter Chriſt in Anerkennung und Befolgung der weſentlichen Lehren des Chriſtenthums erwies, und dem Stifter deſſelben in beſſerer Art und Weiſe ſeine Verehrung bezeigte.

Er betrachtete vielmehr dieſen Artikel der chriſtlichen Religion, wie er ſich in ſeinen Wanderjahren [XXII, 27] vernehmen läßt, als ein Myſterium, in welchem „die göttliche Tiefe des Leidens“ verborgen liege, das man nicht durch Anmalung und Aufſtellung an allen Orten und Enden profaniren müſſe, deſſen Gemeinmachung eben die Gleichgültigkeit und Abſtumpfung gegen die weſentlichen und practi-

---

(*) Pinge duos angues. pueri, sacer est locus, extra Mejite. Persii Satyra I, v. 113.

ſchen Momente der Religion herbeiführe, und den innern Cultus in einen bloßen äußern Ritus ableite, der zwar eine Gleichförmigkeit der Gebräuche, aber nicht der Geſinnung conſtatire. Und gewiß, wären chriſtliche Geſinnungen und Handlungen ſo weit verbreitet anzutreffen, als es jenes Symbol iſt, ſo müßte es anders in der Welt ausſehen; aber leider dient dieſes Zeichen ſelbſt oft nur zum Merkmal der allerunchriſtlichſten Thaten, des Mordes und Todtſchlags, der in ſeiner Nähe verübt worden.

Daß es alſo nicht die chriſtliche Religion war, die im Kreuz ihm widerſtand, ſondern der Mißbrauch dieſes Symbols, ſieht man ſchon daraus, daß er ſelbſt in den Geheimniſſen [XIII, 175] eine Kreuzerhöhung feiert, die an Lieblichkeit und Anmuth wohl Alles übertrifft, was von einem proteſtantiſchen Dichter jemals der Art geſungen worden, und deren Sinn er ſo ſchön andeutet in der über dieſes Gedicht gegebenen Erklärung. [XLV, 331.]

Aber auch die Dichtungen Anderer ließ er ſich gefallen. Zacharias Werner durfte ihm „das Kreuz an der Oſtſee“ mehrere Abende hintereinander vortragen, und wurde veranlaßt beide Theile in Ein Stück zuſammenzuarbeiten, damit es auf dem Weimariſchen Theater aufgeführt werden könne, wozu auch die nöthige Einleitung getroffen wurde. G. ſelbſt hatte früher ſchon eine altdeutſche Tragödie ſchematiſirt, theilweiſe auch ſchon zu arbeiten angefangen, welche daſſelbe Motiv: den Conflict des Heidenthums mit dem Chriſtianismus und den Sieg des letztern behandeln ſollte.

Auch ächtcatholiſche Stücke, wie Calderon's Drama: die Andacht zum Kreuz, lobte und bewunderte er über

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thörinn! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweifelung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer ſie zu tröſten vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor, ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erhohlt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich gelegt hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen geſprochen; wie aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſehe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könnte er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bißchen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Gränzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermahl davon, ſagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

die Maßen, und war auf dem Wege, es, gleich dem Standhaften Prinzen, dem Leben ein Traum, auf die Bühne zu bringen, wenn nicht andere Hinderniſſe eintraten. So entzückte ihn die geniale Behandlung des ihm übrigens „deteſtabeln“ Gegenſtandes [XLX, 119] der Aurora von Copacavannah, von demſelben Dichter; und mit Recht, da nur dem Poeten, von alter Zeit her, das Vorrecht verliehen iſt und von den beſonnenſten Schriftſtellern des Alterthums willig eingeräumt wird: durch die Kunſt dem Menſchen das Unglaublichſte glaubhaft zu machen. [Schill. Nr. 121, S. 251.]

Aber auch in bildlicher Darſtellung, graphiſcher oder plaſtiſcher, war ihm der Gegenſtand nicht zuwider, ſobald er Urſache hatte, durch die Macht der Kunſt und des Genies das Abſtoßende deſſelben überwunden zu ſehen. Ein Crucifix oder eine Kreuzabnehmung von einem Michel Angelo oder ähnlich großen Künſtler war ihm kein widerwärtiger Anblick; nur gegen die modiſch-andächtig-tändelnde Spielerei, dergleichen Abraxas am Halſe zu tragen, ſpricht er ſehr ſchicklich als Muſelmann ſeinen durch den Coran (*) gründlich motivirten Abſcheu ernſt-ſarkaſtiſch und doch mit heiterer Schlußwendung an Suleika aus. [A. in Q. I, 357.]

Résumé.

Daß G. kein Atheiſt war, wird man nun wohl ohne weiteres zugeben, wenn man ihn für einen vernünftigen Mann hält, d. h. für einen, der ſich die Gottesidee ſowohl aus ihrer ſubjectiven Offenbarung im Bewußtſeyn der Ver-

---

(*) S. Sure 5, 78. 86. 124.

nunft, wie aus der objectiven Offenbarung im Weltall, und ihrer nothwendig harmoniſchen Beziehung zu einander zu entwickeln weiß.

Daß er ſeine eigene Vorſtellung von Gott hatte, wie ein Jeder die ſeinige, wird man ihm nicht verargen dürfen, da Niemand ſagen kann, was und wie Gott iſt [II, 258],(*) ſondern nur daß er iſt, und keine Exiſtenz ſo gewiß, wie die ſeinige. War ſein Gott auch ſchon lange nicht mehr der doch gar zu concrete moſaiſch-jüdiſche Jehovah [VI, 182], ſo war er — ohne darum weniger der chriſtliche Gottvater zu ſeyn — ihm doch nicht außerhalb der Natur, noch die Natur außer ihm, das heißt kein perſönlicher Gott [XLVII, 248], wenn er auch als Poet und Künſtler ihn anthropomorphoſiren mußte; aber ein Allgegenwärtiger, der ſich der Welt einverleibt [A. i. Q. I, 144], der die Welt im Innern bewegt [II, 227] (wie der Geiſt, wenn er auch ſchon nicht der Leib iſt, doch nicht ohne, noch außer demſelben wirkt), in dem alles Drängen, alles Ringen ewige Ruhe iſt [IV, 388], vor dem alles ewig ſteht." [V, 89.]

Daß er nun aber auch ein Chriſt war, wird man gleichfalls zugeben müſſen, wenn man nicht prätendirt, er ſolle gerade einer von der Hengſtenbergiſchen oder einer ähnlichen Sorte ſeyn. Denn da das ſogenannte Chriſtenthum ſchon von den Apoſteln an ſich nicht nur in Secten geſpalten [XXV, 12], und alſo maſſenweis [L, 138] ſich von Jahrhundert zu Jahrhundert anders geſtaltet hat, ſondern auch in jedem denkenden Individuum ſich wieder modificirt, ja ſpeci-

---

(*) Nemo novit Deum: multi de illo male existimant et impune. Seneca epist. 31.

ficirt; ſo wird man auch ihm als einem ſelbſtdenkenden Natur- und Geſchichtforſchenden Menſchengeiſte erlauben oder vorgeben, ſich daſſelbe ſo natur- als vernunftgemäß, d. h. vom Gefühl an bis zur Vernünftigkeit, auszubilden. [XXVI, 308 f.; L, 44; A. i. Q. I, 144.] Ein Anbeter Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, wie Chriſtus verlangt, wird er auf jeden Fall zu heißen verdienen.

Bei der natürlichen Geſundheit ſeiner Seele, bei der Freiheit und Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes, bei der angebornen Liebe zur Natur und Kunſt, bei der kindlichen Luſt und Freude an der ſinnlichen Welt, lag ſein Verhältniß zur chriſtlichen Religion blos in Sinn und Gemüth [XLVIII, 149], und „ſo blieb ihm als einem Naturfrommen und Proteſtanten wie Shakſpearen [XLV, 50. 119], die Freiheit, ſein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine beſtimmte Religion, religiös zu entwickeln.“ [Vergl. Schill. Briefw. Nr. 185, S. 131.]

Keine (d. h. keine beſondere) Religion zu haben, eben aus Religion: dieſe Maxime wird, wie Schillern und Novalis, auch wohl G. geſtattet ſeyn dürfen.

„Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt
Hat auch Religion; (*)
Wer jene beiden nicht beſitzt,
Der habe Religion.“ [A. i. Q. I, 144.]

(*) „Wie zum Meer ſelbſt ein Bach hinführt, ſo den Mann ſeine Wiſſenſchaft
Zu des erhabenen Herrn Umgang, der ihm ferner zum Heil gereicht.“
Denkſpruch aus dem Sanskrit, in Schlegels indiſcher Bibliothek Bd. III. Heft 1.

Denn eben darum, „daß er in einem langen Leben keine Confeſſion fand, zu der er ſich völlig hätte bekennen mögen," vermochte er ohne Vorliebe und Vorurtheil das Geiſtige, die Seele eines jeden Cultus mit reinem äſthetiſch-ſittlichen Geſchmack zu faiſiren und zu erkoſten: erſt den naiven ſinn- und geſtaltreichen Polytheismus des claſſiſchen Heidenthums, gebildet durch Perſonificirung abſtracter Natur- und Moral-Begriffe, ſamt Vergötterung würdiger Heroen und verdienſtvoller Menſchen; dann ihn wiederholt und umgewandelt in den ſentimentalen gefühl- und gemüthreichen romantiſchen Catholicismus, gleichfalls formirt durch Perſonification von geiſtigen Ideen, und Canoniſation ausgezeichneter Glaubens- und Tugendhelden. Nun aber auch den Monotheismus, völlig bildlos, doch erhaben-ſymboliſch im Sonnencultus der Parſen, wie rein begrifflich im Rationalismus des Proteſtanten, verbunden mit der vollkommenſten Gottergebenheit des Islam.

Alle dieſe Vorſtellungen konnte er nicht nur etwa gelten laſſen, — wie er anderswo ſagt: „Was ich tadle, muß ich gelten laſſen" [III. 261] — ſondern auch in einem äſthetiſch-moraliſchen Sinne ſich aneignen und als Dichter einer jeden Partei den Beſitz ihrer Vorſtellung zu Gute machen. Und warum nicht? Sind es nicht Vorſtellungen, die ein Jeder von uns in verſchiedenen Epochen des Lebens ſelbſt hat? alſo menſchliche, natürliche und darum dem Dichter nicht fremd, vielmehr eigens in ſeinem Gemüth, in ſeiner Phantaſie ruhend, und nach Stimmung und Bedürfniß des Herzens in ihm erwachend, und trotz ihrer Gegenſätze ſich, wie in der geſammten Menſchheit zu einem Lobgeſang Gottes, [LIII, 75, u. XLVI, 295] ſo in ſeinem Geiſte zu einem harmonirenden Ganzen verbindend.

So findet nun jede Partei ein Wort zu Gunſten ihres Glaubens geſprochen: denn ſelbſt „der Aberglaube, als Poeſie des Lebens," ſchadet dem Dichter nicht [XLV, 61], der ihm nur eine mentale Geltung verleiht, und ihn zum Beſten zu wenden verſteht. [XLV, 299.]

Denn da die ſämmtlichen Religionen nur ſtufenweiſe Annäherungen an das Unausſprechliche ſind; ſo hat eine jede Stufe, wie jede Zeit, ihr eigenes Recht, das ſoweit es natürlich und menſchlich iſt, Gelte und Anerkennung verdient; nur müßte ſie ihrerſeits weder die vorhergehende, noch die nachfolgende negiren, wie leider nur zu häufig geſchieht, oder gar zum ewigen Feuer verdammen wollen. Demnach hat G. aus Mythologemen und Legenden einer jeden Religion das Reinmenſchliche und Geſtaltbare nicht nur dem Auge der Phantaſie vorgeführt, ſondern auch dem innern Sinn zu anmuthiger Belehrung und gemüthlicher Erbauung übergeben.

Alles iſt durch und in ſeiner Behandlung zu einer Poeſie geworden, dergleichen vor ihm noch kein Dichter in ſo ſchön allgemeinmenſchlicher Auffaſſungsweiſe beſitzen oder kund geben mochte: „denn die Kunſt verſteht eine ſo gewaltig lebendige Form zu erſchaffen, daß ſie jeden Stoff veredelt und verwandelt." [Z. Nr. 191.] Die wahre Kunſt kennt auch keinen Patriotismus, ſo wenig wie die Wiſſenſchaft [XLIX, 117]; ſie iſt kosmopolitiſch und alles Wahre, Schöne und Treffliche eignet ſich, als echter Hypſiſtarier, der Poet an, in welcher Zeit und Zone es auch erwachſen ſeyn möge.

Doch nicht genug, daß G. ſelbſt als Poet mehr oder minder religiöſe Motive der heiligen oder apocryphiſchen Bücher aller Völker behandelt; auch den bildenden Künſtlern empfahl er nicht nur Aufgaben aus der heidniſchen Mythologie und Geſchichte, ſondern ebenſo aus dem alten und neuen Teſtament, aus den chriſtlichen Apocryphen und Legenden, und deutete, mit ſinnigen Winken, ſelbſt auf die Art und Weiſe wie ſie am glücklichſten zu löſen ſeyn dürften. [XLIV, 23 ff.]

Wenn er nun practiſch und didactiſch ſich mit Gegenſtänden eines frommen Glaubens und inniger Andacht beſchäftigte, wie kann man nur einen Augenblick zweifeln, daß ſeiner Seele nicht auch ehrwürdig und heilig geweſen, was Millionen Seelen zuſammenbindet [I, 403, Nr. 69], was heut und ewig die Geiſter, tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht [I, 403, Nr. 70, vergl. XXV, 189], wenn er deſſen Darſtellung ſich zur Aufgabe ſeines Nachdenkens machte, und der Beſtrebung Anderer empfahl? Kann denn wohl der Dichter ſchildern, was er nicht geliebt hat und liebt? [XLIV, 9] und beſitzt nicht der Geiſt, was er ſchafft? — „Jede Religion in Ehren zu halten,“ iſt ein Grundſatz ſeiner ſymboliſch zu verſtehenden pädagogiſchen Provinz; daher ſagt er in ſeinem Fauſt:

„Wo es thront, hinzubeten — es lohnt;“

eine Toleranz, die ihm unduldſame „dickhirnſchalige Pfaffen“ (*) und Pfaffenkinder erſt kürzlich als vermeinten Indifferentismus ſehr aufmutzten. Als würde nicht in jeder Religion dahin gebetet, wo es nach ihrer Meinung thront, als würden nicht die Menſchen eben durch ihren Glauben

---

(*) Br. an Lavater Nr. 25, S. 96.

und Vertrauen auf eine höhere Macht zum Thun begeiſtert und im Leiden getröſtet, alſo belohnt! (*)

Verhaßt war ihm darum die aus dem Judenthum und deſſen hyperariſtocratiſchen Egoismus und odium generis humani herrührende Unduldſamkeit, die in dem Catholicismus, als „einer Art heidniſchen Judenthums,“ nur fortdauert, indem dieſer, ungeachtet er das Muſter allumfaſſender Liebe überall in Bild und Symbol der Welt zur Anbetung vor Augen ſtellt, dennoch dieſem zum Trotz und ins Angeſicht, jedem Andersdenkenden nicht nur brüderliche Duldung verſagt, ſondern ihn eben ſo zu kreuzigen und zu martern, ja zum Feuer ſowohl hier als dort zu verdammen, wie und wo er nur kann, bereit iſt.

Wie unendlich dagegen war die Toleranz von ſeiner Seite, wenn man ſeine Anſichten von Gott, Welt und Menſchen betrachtet, gegen die dürftigen, ja problematiſchen Vorſtellungen beider alleinſeligmachenden Kirchen! Die Anhänger derſelben glauben ihn zu überſehen, und je nachdem ihr Character iſt, entweder bemitleiden [XXX, 250] oder verdammen (**) zu müſſen. Wie nun, wenn ſich das alles umgekehrt verhielte, und er ihrer ſpotten, ſie verdammen könnte? Doch nein! Nichts von Spott, Nichts von Verdammung, nur die wohlgemeinte Mahnung:

(*) „Ein Gott iſt nichts anderes denn Das, darauf ſich das menſchliche Herz verläßt, vertraut, glaubt, hoffet und liebet. Iſt nun die Zuverſicht recht, ſo iſt der Gott auch recht; iſt die Zuverſicht falſch, ſo iſt der Gott auch nichts.“

M. Luther's Auslegung des 11. und 12. Capitels des Propheten Daniel, Vers 38.

(**) S. Knapp's Chriſtoterpe, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1833.

„Macht's euch einander nur nicht ſauer;
Hier (im Wiſſen von Gott) ſind ſich gleich Baron und Bauer"
[II, 258; Z. Nr. 571];

und die mentale Reflexion:

„Närriſch, daß jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preißt:
Wenn Islam Gottergeben heißt,
Im Islam leben und ſterben wir Alle." [V, 126.]

Womit er zugleich einen kurzen Begriff von Religion giebt: nicht das ſclaviſche Gefühl der Abhängigkeit von einem Abſoluten, ſondern vielmehr das kindliche der Ehrfurcht und Dankbarkeit (Pietät) gegen einen Gott, Schöpfer und Vater, das in Gottergebenheit ſich bethätigt.

Wenn das wahre Chriſtenthum ſich practiſch erweiſt und in Werkthätigkeit beſteht zu eigenem und Anderer Nutz und Frommen — nicht in einem Credo quia absurdum, nicht in Ceremonienbeachtung und dergl. — ſo hat es nicht leicht einen uneigennützig thätigern Chriſten gegeben als ihn. [XXVI, 291.] Nicht auf das Jenſeit und um des Jenſeit willen, weder in Hoffnung, noch in Sehnſucht, die er durch Beſchäftigung heut und hier im Tüchtigen beſchwichtigte [XLVII, 58], war es bei ihm angelegt, da er, obſchon an Vorſehung [XXX, 191; XLV, 256], Unſterblichkeit und Fortdauer als unentbehrlich glaubend [III, 106, 290; V, 8, 269. Z. 530] — alſo das Problem in ein Poſtulat verwandelnd [Z. Nr. 612] — darüber ganz unbekümmert blieb [II, 300; III, 102, 106, 116]; ſondern auf pflichtmäßige Ausbildung und Anwendung der ihm von Gott verliehenen [III, 146, 282] und als ſolche Gottesgabe ſtets dankbar und mit Selbſtachtung [XLVIII, 15] erkannten Kräfte, die nicht nur ihm, ſondern auch ſeinen Mitmenſchen [XXIII, S. 120, 121], ſo lange es Gott gefalle [III, 106], zu Gute kommen ſollten. [V, 112.]

Daher hielt er es nicht mit dem memento mori, ſondern, wie Spinoza, (*) mit dem vivere memento [Schill. 179; it. XLVII, 156.]

An Menſchenliebe im Allgemeinen, an Nächſtenliebe im Beſondern, an Geduld und Langmuth gegen ſeine Feinde und Gegner übertraf er die meiſten Chriſten, zumal unter ſeinen Zunftgenoſſen.

Welcher Schriftſteller iſt ärger als Er ein ganzes langes Leben hindurch getadelt, verläumdet, geſchmäht, dem Spott und Hohn Preis gegeben worden [II. 261], von ſeinem erſten Auftreten bis an ſein Abſcheiden [IV, 348], ja über dieſes hinaus, bis auf den heutigen Tag — ganz gegen den Spruch pascitur in vivis livor post fata quiescit — und wer hat ſich weniger dagegen gerührt und zu Wiedervergeltung hinreißen laſſen?

Sage man doch Nichts von aller der Ehre, die ihm doch auch widerfahren ſey: von der frühen Vergötterung, der nachher allgemeinern Anerkennung, der jetzt endlich aufgehenden Glorie, die Alles wieder gut mache. Die vermeinte Vergötterung oder Ueberſchätzung hat ihm ſelbſt niemals gefallen wollen. (**) Er erkannte nur zu wohl, daß ſie nicht ohne

---

(*) Homo liber (i. e. qui ex solo Rationis dictamine vivit) de nulla re minus quam de morte cogitat et ejus sapientia non mortis sed vitae meditatio est. Spinoza Ethic. LXVII.

(**) Und doch: quis non potius indignam laudem sui quam indignum vituperium ferat! Cicero. — „Auch müſſen wir oft Belohnung finden, daß es uns ſchlecht ergangen.“ [II, 256.]

Intereſſe und nur ein manus manum war [Schill. Brfw. 626], und daher nicht von Dauer ſeyn, ja ins Gegentheil umſchlagen würde. [III, 249.] Auch dachte er gar beſcheiden von ſeinen Werken, die er „Sächelchen“ oder „ſieben Sachen“ nennt [XXIX, 68; II, 295], und war, demüthig [IV, 325] wie das Gewiſſen [I., 129], ſich nur des Menſchen bewußt, obſchon dadurch, daß er fühlte ein Menſch zu ſeyn, den Göttern deſto ähnlicher. [IV, 336.] Die mehrverbreitete Anerkennung erfolgte theils ſehr ſpät, theils noch immer ſehr bedingt, und auf wenige ſeiner Productionen eingeſchränkt; die nachträgliche Glorie aber, die jetzt als eine Art Almoſen für ſeine Seele von gutmüthigen Laien geſammelt zu werden anfängt, kommt doch ſeiner ehemaligen Lebensnoth, d. h. ſeinem Dichter- und Forſcherbedürfniß [IV, 368; V, 72; it. 97, 107; XIII, 165; XXX, 193] nicht zu Gute, und müßte ihn noch im Himmel ſelbſt betrüben. [XIII, 166.] Der literariſche Clerus, ich meine die hohe und niedere Geiſtlichkeit auf Cathedern und an Schreib- und Leſepulten, pflegt ſeine etwaigen Lobes-Scherflein meiſt in ſchlechtem Gelde und verſchlagenen Münzſorten abzureichen. Pracheriſche Großmuth und knickriger Neid wiſſen ſchon Maaß und Werth ihrer Beiſteuer zu menagiren. Und ſo will die ganze Encomiaſtik des Zeitalters [Z. 655], womit es „ſeinen Todten räuchernd ſich nur ſelbſt Monumente baut“ [II, 243], ſtolz darauf das Vaterland groſer Männer zu heiſſen, (*) indeß dieſe nicht Urſache haben, auf ihr Vaterland ſtolz zu

---

(*) C'est une terrible chose qu' un grand homme dont les sots se glorifient. „Es iſt was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den ſich die Dummen was zu Gute thun.“ Bd. XVII. S. 262.

Am 15. Auguſt.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß ſie mich ungerne verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Klavier zu ſtimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte ſagte ſelbſt, ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrot, das ſie nun ſo gern von mir, als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptſtückchen von der Prinzeſſinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das verſichre ich dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrücke macht. Weil ich manchmahl einen Incidentpunct erfinden muß, den ich beym zweytenmahl vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemahl wär' es anders geweſen, ſo daß ich mich jetzt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweyte veränderte Ausgabe ſeiner Geſchichte, und wenn ſie poetiſch noch ſo beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruck findet uns willig, und der Menſch iſt gemacht, daß man ihn das abentheuerlichſte überreden kann; das haftet aber auch ſeyn (*) — ſie will Nichts bedeuten für einen Mann ſeines Geiſtes und ſeines Characters, „der den abgeſchmackten Dank der Welt vergeudet" [V, 108] und den wohlgemeinten Rath giebt: „geſcheidter wär's, den guten Mann auf immer zu vergeſſen." [V, 97.] Und mit Recht! denn „iſt er nur erſt hundert Jahr berühmt: **ſo weiß kein Menſch mehr was von ihm zu ſagen.**" [**III, 247.**]

Fängt er doch ſchon an in ſeinem **Wohnort** zur Fabel, zum Mährchen zu werden; (**) in kurzem **iſt** er ein Mythus, perſonificirte Idee ſeiner Zeit, und abgethan mit dieſer!

h. Ariſtocratismus.

Je gebildeter Einer iſt, jemehr Vernunftcultur er beſitzt, um ſo mehreres wird er an G. loben, das heißt anzuerkennen wiſſen. Bisher hat ſich meiſt die Rohheit, die Ungebildetheit, die Leidenſchaftlichkeit gegen ihn vernehmen laſſen, und ſomit weniger ein Urtheil über ihn als über ſich ſelbſt abgegeben. Da, wo G. Ideen erkennt, Ideen reſpectirt, ſieht ſie nur das Concrete, und zwar im ſchlechteſten Exemplar;

(*) πατρίδες ἄρα
ἀνδράσιν, οὐ πάτραις ἄνδρες ἀγαλλόμεθα,
— „ein Vaterland rühmet
Seiner Helden ſich wohl, nicht ſo des Vaterlands ſie."
Anthol. graec. Archiae epigr.

Desgleichen:
οὐχ οἱ τόποι τοὺς ἄνδρας ἐντίμους, ἀλλ' οἱ ἄνδρες τοὺς τόπους ἐπιδεικνύουσιν.
„Nicht der Ort macht dem Manne, ſondern der Mann dem Ort Ehre."
Plutarchi Lacon. apophth.

(**) Siehe Zeitung für die eleg. Welt 1837 Nr. 22.

daher verübelt ſie ihm die Anerkennung des Beſten. Obrigkeit, Fürſt, Vorgeſetzter, Meiſter u. ſ. w. iſt ihm eine Idee, und er muß jeder ſolchen Autorität das Wort reden, wenn auch die beſondere Einzelne ſeinen Tadel erwerben ſollte.

Eben ſo der Ariſteia, dem Adel, er finde ſich wo er wolle: denn er iſt eben ſo gut in der phyſiſchen wie in der moraliſchen und politiſchen Welt vorhanden.

Er ehrt daher das Alterthum, inſofern es mannigfaltige Ariſteien bekundet. Er ehrt Alles, dem eine Idee zu Grunde liegt, und da nichts Dauerndes in der Welt ohne dieſe Grundlage iſt und ſeyn kann: ſo wird er Alles und Jedes, doch nach ſeinem Maaße, zu ſchätzen und zurecht zu legen wiſſen. Warum ſollte er alſo der Ariſtocratie nicht das Wort reden?

Iſt ſie nicht eine Idee? beſteht ſie nicht ſeit Anbeginn der Welt? laſſen nicht alle Völker eine Ariſtocratie gelten? Wenn der consensus gentium etwas beweiſt, ſogar in der Religion für das Daſeyn Gottes: warum ſollte hier nicht vox populi vox dei gelten?

Iſt etwa der Adel nur unter den Menſchen, und findet er nicht in der Natur ſtatt? Sind alle Thiere, alle Pflanzen, alle Metalle von einerlei Werth, Würde und Anſehen? Giebt es nicht auch eine Ariſtocratie des Geiſtes? ſind Philoſophen, Dichter, Künſtler nicht die Ariſtoi des Geiſtes?

Von wem iſt denn die Cultur der Sitten ausgegangen, als vom Adel? ſchiene ſie auch hin und wieder bei ihm ausgegangen oder eingegangen. Haben etwa die Bauern die Höflichkeit (gentilezza, gentillesse) erfunden und eingeführt?

Von wem ſind zuerſt die größten Helden- und Kriegsthaten nach der allgemeinen geſchichtlichen Ueberlieferung verrichtet worden, als von dieſem Stande? ja der Geringſte erhob ſich durch ſolche Thaten in deſſen Rang.

Der Adel war's, der zuerſt Künſte und Wiſſenſchaften trieb, hegte und pflegte. Die größten griechiſchen Epiker und Lyriker lebten an den Höfen der Fürſten; die vortrefflichſten griechiſchen Tragöden blühten unter dem Adel, als die Republik noch ariſtocratiſch war. Die Comödie, das Herabziehen und Gleichmachen, erreichte ihren Gipfel unter der Democratie. Die römiſchen Nobiles waren's, die zuerſt mit Philoſophie und Geſchichte ſich abgaben, und die Cultur des Geiſtes betrieben.

Dieſer Stand, war und blieb er nicht zu allen Zeiten der beſte, iſt und bleibt doch immer der erſte.

Man ſpreche nicht beſtändig von Adelſtolz. Hat denn der Bauer, der Bürger, der Kaufmann, der Capitaliſt nicht auch ſeinen Stolz; ja der Gelehrte, der Prieſter ſogar? Ich weiß nicht, welcher unerträglicher iſt: jener iſt doch mit Anſtand und Höflichkeit gepaart und dadurch gemildert. Das beſondere „Air,“ welches ſich die Letztern oftmals zu geben wiſſen, ohne es durch etwas zu vergüten, iſt weit widerlicher und abgeſchmackter, als die Grandezza eines Adligen, der doch ein allgemeines Vorurtheil zu Statten kommt.

G's. Ariſtocratismus hängt mit ſeiner poetiſchen Natur zuſammen. Als Poet mußte er ariſtocratiſch geſinnt ſeyn, da der Poet das Edelſte und Beſte zu feiern die natürliche Anmuthung hat. Er nahm den Adel und die Vornehmern wie ſie der Idee nach ſeyn ſollen. Als Schriftſteller, der vor einer gebildeten Geſellſchaft redet, wird er ſich immer des Adels annehmen, und was ſich zu deſſen Gunſten ſagen läßt herausſtellen.

Etwas anders iſt, wenn er privatim die Mängel und Gebrechen deſſelben zu geſtehen veranlaßt wird. Hier äußert er ſich gegen Vertraute freimüthig genug, ſowohl im Ganzen als im Einzelnen.

Daſſelbe gilt von den Fürſten. „Die Wahrheit — lehrt er — müſſe dieſen immer ins Geheim geſagt werden, dem Volke hingegen immer öffentlich.“ Beides hat er redlich beobachtet. Mögen andere Völker Anlaß und Gründe gehabt haben, von einigen ihrer Regenten gering zu denken, und dieſe Geſinnungen präjudicirlich auch auf die anderer Nationen, ja auf die Claſſe der Herrſcher überhaupt auszudehnen und dieſe Verſtimmung allgemein zu machen; die Deutſchen, als Geſammtheit nie von Einem Fürſten beherrſcht, ſondern mehrern Dynaſtien untergeben, waren nicht in dem Falle, durch drei Succeſſionen oder Thronfolgen über die ſchlechte Verwaltung in ihrem ganzen Territorium zu klagen und auf Remeduren zu denken.

Denn während in der einen Provinz vielleicht ein Verſchwender, ein Despot, ein Bigotter ſchaltete, erfreuten ſich andere eines haushälteriſchen, milden, aufgeklärten Regierers, eines wahren Vaters und Wohlthäters. Wo ſollte in religiöſen und vernünftigen Menſchen ein dauerndes Mißvergnügen über Fürſten und ihre Umgebung ſich feſtſetzen, wenn durch die Erfahrung von dem gleichzeitigen Beſtehen eines Beſſeren belehrt, die Hoffnung genährt ward, auch jene Calamität ſey nur vorübergehend, und Vorbereitung zu etwas Beſſerem?

Daß G. nicht Urſache hatte perſönlich gegen die Fürſten und ihren Stand, die Ariſtocratie, eingenommen zu ſeyn, vielmehr mit geziemender Ehrerbietung ihnen zugethan zu bleiben, iſt begreiflich, da ſie ihn ſchätzten und vorzogen [IV. 368; V. 86], und durch Anerkennung ſeiner, auch den Stand der Dichter in Deutſchland erhoben und aus der Zunft der *armen Poeten*, wo nicht gar der Bänkelſänger, entrückten. Wie ſehr ſich andere Dichter über eine ſolche erſte Anerkennung die *Klopſtocken* geworden, freuen mochten, ſieht man aus *Ramler's* und *Boie's* Briefen an Knebel; daher denn auch ſogleich andere Talente G'n. als glücklichem Bahnbrecher nachzogen und Weimar als das Eldorado hoffnungsvoll begrüßten.

Unnatürlich war es und daher unmöglich, wenn er jemals ſeine Stimme gegen den von allen Dichtern ſeit Homer geprieſenen Stand der Könige und Herren erhoben und ſeine Harfe in die widerlichen kreiſchenden Töne der Fürſten- und Adelsverachtung geſtimmt, wenn er dem Adel wegen Sünden der Väter gegrollt, und ihre Miſſethat den Söhnen und Enkeln nachgetragen hätte: ein Verfahren, das ja die gegenwärtige Humanität ſogar an den Juden auszuüben verbietet.

Andere Dichter freilich, aus Mangel an wirklichem Erfahrungsſtoff, oder aus Uebermuth der Jugend und Langeweile, oder in der deutſchliterariſchen Anſicht, die Lücke eines deutſchen *Archilochos* auszufüllen, *jambiſirten* ſo etwas über Knechtſchaft, Tyrannen, Despoten, Höflinge, u. dgl. während ihnen kein Finger weh that und kein Haar gekrümmt ward, aus eben ſolcher Oiſivetät, wie ſie *anacreontiſirten* von Liebe und Wein, ohne eine *Griſette* oder auch nur eine *Joliette* im Arm zu halten.

Daß unſere neueſte Zeit an der Ariſtocratie keinen Gefallen findet oder zu finden affectirt, mag ſeyn. Wer kann der Mode wehren? Aber die künſtleriſche Vorliebe für das feudaliſtiſche Mittelalter, ſeine Ritter und Ritterfrauen, iſt doch auch ein Verſuch noch zu ſchmecken, was man nicht mehr koſten kann, wie man im Traume Speiſen zu genießen glaubt, die gar nicht da ſind.

Daß G. der Ariſtocratie als Dichter huldigt, hat er aus jener Zeit, die ihn gebar und wiegte. Damals war für alle Menſchen noch ein Nimbus um die höchſten Herrſcher, wie um ihre nächſten Mitherrſcher verbreitet, den ſie zum Theil ſelbſt, zum Theil die Zeit freilich zerſtreut haben. Einen König oder gar einen Kaiſer geſehen zu haben, wäre damals eine wunderbar glückliche Epoche für jeden geweſen. [G's. Werke Bd. XXIV, S. 29.] Vollends aber vor ihnen geſtanden, ein Wort aus ihrem Munde vernommen zu haben, oder gar von ihnen gegrüßt worden zu ſeyn, war ein Glück, eine Ehre, eine Auszeichnung, die durch Tradition von Großmutter auf Enkel vererbt wurde. [G's. Werke Bd. XXIV, S. 60.]

Sollte nun ein Dichter wie G., der alle menſchlichen Gefühle ſaiſirt, von denen des Kindes an, das zum erſtenmal am Spielwerk, an der Puppe, am Marionettentheater ſich freut, bis zu der myſtiſchen Ecſtaſe eines Anachoreten, nicht auch dieſer mittleren Stimmung des realen Menſchen, dem die Welt wie ſie iſt gefällt [Bd. XXIV, S. 288], mit all' ihren natürlichen Abſtufungen und Graden, worin er ſelbſt ſich wie in einem Amphitheater erblickt, gelegentlich das Wort reden, ſie ihm lob- und preiswürdig vorſtellen dürfen, ohne daß er eine Superſtition dafür hegte? Denn, indem er ſie darſtellend ausſpricht, ſteht er ſchon durch die Reflexion über ihr, auf einer Stufe, welche die frühern gelten laſſen muß, weil ohne ſie auch die ſeinige nicht wäre! Und ſelbſt die Spitze der Pyramide kann die unterſte Staffel nicht entbehren, wenn ſie nicht aufhören will Spitze zu ſeyn.

Mit dem Namen Ariſtocrat iſt alſo noch nicht geſagt, daß einer, dem man denſelben beizulegen beliebt, ein Stockariſtocrat ſey, daß er alle die Mängel, Gebrechen und Schäden, von denen auch dieſer Stand ſowenig wie ein anderer frei iſt, gutheiße, billige, ſie arborirt und fortgepflanzt ſehen wolle.

Wer öffentlich allem Regiment der Welt in die Augen zu ſagen ſich getraut: die Menſchenwelt ſey ſo eingerichtet, daß keine Regierungsform eine zu lange Dauer haben könne und dürfe [IV, 322], der kann unmöglich für eine oder die andere beſonders eingenommen ſeyn, ſondern ſieht ſie alle nur als proviſoriſch und ad hunc actum gehörig an. [XLIX. 80.] Er iſt über jeden empiriſchen Regierungszuſtand hinaus,(*) nur nicht über den der Selbſtbeherrſchung [IV, 320], die ihn unter allen temporären auszudauern und zu wirken befähigt [XLIX. 82]. Der iſt der weiſe Heide, der tempori servire nicht für ſchimpflich hält [XXVI. 140]; der fromme Chriſt, der ſich in die Zeit zu ſchicken weiß.

Wie ſollte ferner G. in einer zur Zeit geltenden Ariſtocratie geboren und erzogen, ſeine erſte Jugend darin verlebend, von einer Ariſtocratie zu Ehren und Anſehn erhoben, in ihr ſelbſt bedeutend einwirkend, ſchaffend und organiſi

---

(*) „Was in der Welt für eine Regierungsform iſt, daran liegt mir nichts, denn meine Regenten ſind die Götter. Aber die Heerde der Menſchen möchte ich nicht gern aus Mangel eines guten und weiſen Hirten umkommen ſehen u. ſ. w.“ Apollonius von Tyana.

rend, nicht für ſie geſtimmt ſeyn? da er noch dazu von der Natur innerlich ariſtocratiſirt, das heißt mit dem Privilegium des Genies, des Talents, der Glücksumſtände bevorzugt, mit ihren höchſten und vornehmſten Gaben ausgerüſtet, nur als ſolcher Geiſtesariſtocrat etwas wirken und Bedeutung gewinnen konnte? Und hat er denn nicht in dieſer Lage, Stellung, in's Allgemeine gelinder und dadurch nachhaltiger gewirkt, als es durch democratiſche Oppoſition und Befehdung hätte geſchehen können?

Nicht einzureißen, ſondern etwas aufzurichten, das durch ſein allmähliges Wachsthum, wie die Pflanze die Mauern und Felſen leiſe trennt und ſie ohne Exploſion ſprengt, die mannigfachen Vorurtheile beſeitigt, und das Beſſere gleich in zunehmender Breite aufſtellt, darin ſuchte er ſeine Verdienſte. So erweiterte er die äſthetiſchen Anſichten durch neue originale Dichtwerke; bemühte ſich den Kreis der bildenden Kunſt zu beſtimmen und zu reinigen, ihm höhere und würdigere Gegenſtände zu gewinnen als Kloſterbrudereien, Martyrien und Legenden; ſo emancipirte er den deutſchen Sprachgenius von der grammatiſchen Knechtſchaft einiger Pedanten; ließ die Empfindungen, den Gedanken ſich frei ausreden, ohne ihnen in's Wort zu fallen, und es im Munde ihnen herum zu kehren, nur damit es churſächſiſch meißniſch laute; ſo vindicirte er auch der Natur ihre göttliche Abkunft (*) und erlöſ'te ſie aus den Todesbanden einer athei-

---

(*) „Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild,
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.

ſtiſchen Mathematik; er ließ in ihr, wie im Regenbogen das millionenfache Abbild der Sonne, ſo das Abbild der Gottheit erblicken und von, an und in ihr das Leben haben was da lebt und webt.

Freilich dieß alles nicht durch Theoreme, Axiome und Dogmen, ſondern in leiſer, zarter, beſcheidener Lüftung des Iſisſchleiers, und das Unausſprechliche mehr mit den Augen des Geiſtes erkennend, als mit handgreiflichen, harten, groben, einſeitigen Worttönen feſtpflockend und bepaalend, um, ſtatt die Phänomene des herrlichen Weltgebäudes lebendig vor Augen zu bringen, ſie nur hinter ein todtes Holzgerüſt von wiſſenſchaftlichen Ausdrücken zu verſtecken.

Was ſollte denn G. noch für Deutſchland thun? Denn immer muß man auf dieſe Prätenſion zurückkommen. Hat er nicht auf die deutſche Literatur gewirkt, indem er ſelbſt mit neuen nie zuvor geſehenen Werken ſie bereicherte und dadurch Nacheiferer und Rivale erweckte?

Daß er, nächſt Klopſtock, den Namen eines deutſchen Poeten wieder zu Ehren brachte und als verträglich mit dem eines Staats- und Geſchäftsmannes anſehen lehrte? (*)

Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Sinn;
So iſt uns allen offenbar:
„Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.“ [Z. Nr. 508, S. 290 f.,
u. Werke Bd. XLV, S. 293 f.]

(*) Götz und U[illegible] durften nicht laut werden laſſen, daß ſie auch dichteten; und durch einen Muſenalmanach diſcreditirte man ſich bei den Göttingiſchen Profeſſoren. — Muß man doch in einem andern deutſchen Lande noch jetzt einen andern Namen umthun, wenn man ſchriftſtellert, damit der Amtsname nicht befleckt werde.

Daß er vorzüglich der deutſchen Literatur im Auslande Reſpect verſchaffte, und ſowohl die leichtſinnigen Franzoſen, die unlängſt noch an dem Witz eines Deutſchen gezweifelt hatten, wie die hochmüthigen Engländer, die von keiner andern Begeiſterung des Deutſchen als der durch den Trunk zu wiſſen ſchienen, zur Anerkennung deutſchen Verdienſtes auch in den ſchönen Wiſſenſchaften, wie ſie's nennen, nachhaltig nöthigte?

Nachdem Er den Damm der National-Vorurtheile durchſtochen hatte, drangen durch die einmalige Oeffnung auch Schiller, Herder und die zweite und dritte Generation mit hindurch; und wenn die kleinen Propheten jetzt in jenen Gewäſſern luſtig ſpielen und mehr Rumor machen, als die großen — wie es denn meiſt der Fall iſt, daß bei dem Bekanntwerden einer Literatur mit der andern nicht gerade die Meiſterwerke es ſind, welche zu der Ehre allgemeiner Kunde und Anerkennung gelangen — ſo hätten die Deutſchen es G'n. zu verdanken, werden ſich aber wohl hüten dieſes einzugeſtehen, ſondern ein Jeder dieſes Glück zunächſt ſeinen Verdienſten zuſchreibend, im Chorus ausrufen: nos poma natamus! Denn „das Beſte in der Welt iſt ohne Dank" [III, 292]; und „ſollen die Deutſchen etwas mit Dank erkennen, ſo müſſen ſie Zeit haben." [III, 279.]

Aber direct — hört man ſagen — hat G. doch Nichts für Deutſchland gethan: Nichts für deſſen Befreiung, Nichts für conſtitutionelle Verfaſſung, Nichts für Gewerb und Induſtrie, Nichts um den mannigfaltigen Bedürfniſſen dieſes in politiſcher Hinſicht andern Staaten nachſtehenden gemeinſamen Vaterlandes abzuhelfen!

gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will.

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die

Höre man doch einen Augenblick nur, was er ſelbſt darauf zu erwiedern hat.

Er wußte beſſer als jene Zumuther, „was Natur ihm eigen machte.“ [V, 105.] „Daß er berufen war:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten“ [IV, 46];

nicht aber zu rathen:

„Wie man Kriege führen,
Wie man Frieden ſchließen ſollte.“ [V, 105.]

Hätte er zu dem Muſenprieſter auch den Ritter und Heermeiſter machen ſollen, als ein moderner Tyrtäus(*) den deutſchen Heeren voranziehen, geharniſchte Lieder und Sonette abſingend, zugleich wie Fichte ſich ſelber bewaffnend oder wenigſtens wie Oken über Bewaffnung räſonnirend!? Hätte er als deutſcher Demoſthenes mit dem Verfechter des Ichs in die Wette Reden an die deutſche Nation halten ſollen, oder in den Fürſten-Verſammlungen für Conſtitution und Preßfreiheit à la Genz declamiren?

Es iſt ſchon lächerlich, von Einem Alles zu verlangen: wie ſich auch Eines nicht für Alle ſchickt; obwohl die Deutſchen von einem großen Manne fordern, daß er à deux mains zu gebrauchen ſey. Aber zugleich eine ſolche Characterloſigkeit, wie jene Prätenſion vorausſetzt, indem G. ſowohl ſein Talent als ſeine Maximen hätte umwerfen und ein vollkommener Apoſtat und Renegat werden müſſen, — ihm zuzumuthen iſt der Gipfel des Abſurden.

(*) Wie Jean Paul von ihm verlangte, römiſche Liebeselegieen ihm verargend, und jetzt nach 15 Jahren ein anderer Narr, daß er den Befreiungskrieg hätte mitmachen ſollen mit Säbel, Flinte und Patrontaſche!

Wer kann es einem Manne von Grundſätzen, von Treue, Pietät und Dankbarkeit gegen ſeinen Fürſten, verdenken, wenn er nach funfzig Jahren ſich Fürſtenknecht lieber wollte ſchmähen laſſen, als conſtitutioneller Dichter zu heißen, wenn er auch nicht G. wäre? [XLVII, 239.]

Darüber muß er ſich freilich noch nach dem Tode conſtituiren laſſen, ſogar von einer modern-ſentimentalen Alceſtis, die ihm vorwirft: „Er ſtehe in ſeiner letzten Periode immer dem Publikum gegenüber wie ein abſoluter König“: — „Ich der König.“(*) — „Er geruhe dieſes und jenes dem Volke zu übergeben. Keine Kammern, die ihn conſtitutionsmäßig mit dem Volke verbänden. Jean Paul und Schiller ſeyen durch die Herzkammern (!) mit dem Volke vereint.“

Höchſt merkwürdig für die ganze Zeitgeſinnung, wenn ſie ſchon das Weib ergreift, von dem es ſonſt hieß mulier taceat in ecclesia. Alſo auch conſtitutionelle Dichter will man haben?

Ein Dichter gehört dann nicht mehr ſich an, und ſingt nicht „wie der Vogel der in den Zweigen wohnt“; er muß ſingen wie der neue Souverain, der Demos, befiehlt und am liebſten hört. Nun denn! wenn dieſer ihm nur auch Futter giebt: „deß Brod ich eſſe, deß Lied ich ſinge“ heißt es ja; aber ich fürchte, man wird ihm, wenn er Beifall erhält, nur Ehrenbecher reichen und keinen Trunk darin.

Die Deutſchen ſind ohnehin gewohnt ihre Dichter wie die Vögel im Walde, wie die Lilien auf dem Felde zu be-

---

(*) Anſpielung auf das Yo el Rey, als Unterſchrift der Spaniſchen Könige.

trachten: die ihr himmliſcher Vater ernährt und kleidet. (*) Und nun werden ſie, die Nichts haben, doch noch beſteuert und ſollen von ihrem Genie abgeben, das ihnen keine Früchte einträgt! Wahrlich die allgemeine Gleichheit iſt da, wie die allgemeine Sterblichkeit, aber nicht die Freiheit, noch weniger die Befreiung, die einem jeden doch lieber iſt als die Freiheit, da er ihrer auch in der abſoluten Monarchie, ja in der Despotie genießen kann.

Wie hätte G. ein Renegat werden und ſeiner angebornen, anerzognen, angelebten Ueberzeugung entſagen und zu dem neuen demokratiſchen Glauben übertreten können, deſſen Annahme ihm nicht einmal zeitliche Vortheile darzubieten vermochte, (**) vielmehr nur den Verluſt aller zeitherigen Annehmlichkeiten (***) wie den Mangel öffentlicher Auszeichnung u. ſ. w. zur Folge gehabt hätte.

Bei alledem iſt G. keinesweges blind gegen die Mängel der Ariſtocratie im Ganzen, wie im Einzelnen.

Er iſt — wie geſagt — nicht unbedingt für eine oder die andere Regierungsform und findet jede zu ihrer Zeit und unter gewiſſen Umſtänden zuläſſig und angemeſſen. [IV. 322.] Die beſte iſt ihm die, welche lehrt uns ſelbſt zu regieren [XLIX, 82] und inſofern der Despotismus die Autocratie eines Jeden befördert [XLIX, 75], lobt er ſich ſogar den Despoten oder den unbeſchränkten Herrſcher, aber im Krieg; liebt jedoch gleich hinter dem Sieg den verſtändi-

---

(*) „Man iſt ſo gewohnt die Geſchenke der Muſen als Himmelsgaben anzuſehen, daß man glaubt, der Dichter müſſe ſich gegen das Publikum verhalten wie die Götter gegen ihn.“ [Schillers Brfw. Nr. 605.]

(**) Vergl. Bd. XLVII, S. 235, u. 252.

(***) Vergl. G's. W. Bd. IV, 368; V, 84, 86; VI, 100 f.

gen Monarchen, und wünſcht nur, daß der Adel ſich nicht gleich mit und unter ihm anbaute, Lehne, Pfründen, Penſionen u. ſ. w. wegſchnappte, welches er ſo plaſtiſch-dramatiſch im Fauſt zu verſinnlichen weiß. [II. Theil. S. 288 — 296.]

Da man aber ſich die Fürſten nicht machen könne wie man ſie wünſcht und braucht; ſo iſt er zufrieden, wenn nur kluge Miniſter regieren. [Zelt. Briefw. Nr. 845.]

Er findet es ironiſcher Weiſe ſehr natürlich, daß, wenn in conſtitutioneller Verfaſſung Ritter- und Bauerſtand ſich verbinden, es über den Bürger hergehen werde. [XLVII, 236.]

Er ſchreibt dem Bürgerſtande die ſchöne ruhige Bildung zu [XLVII, 236], die in Krieg und Frieden ihn ausdauern läßt. [III, 271.]

Junker und Fräulein bekommen ihr Theil, jene ſchon im Götz wegen ihres unerhörten Fleißes; dieſe zugleich mit jenen, in der Aufforderung zu dem in Leipzigs Ebene zu errichtenden Siegsdenkmal ihre reſpectiven Narrheiten als Steine zu contribuiren, wodurch eine himmelhohe Pyramide ſich erheben würde. [XLVII, 227.]

In Fauſt's zweitem Theil ſehen ſich einige Hofdamen und Hofherren nach dem Leben geſchildert; und in mancher Parabel, in mehr als einer Xenie iſt ihnen eine anonyme Erinnerung gewidmet, die der herausfindet, dem Welt und Leben nicht fremd ſind.

Dieſes Alles geſchieht ohne Animoſität, ohne Fingerzeig auf dieſen und jenen, mit der dem Satyriker zugeſtandenen Freiheit, die „Fehler des Geſchlechts zu rügen", namentlich demjenigen Poeten, deſſen Naturberuf es war:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten.“ ꝛc. [IV, 46.]

Man kann im Einzelnen ſchelten, was man im Ganzen doch zugeben muß. So betrachtete er auch die Fürſten in Concreto, wie er einen jeden Menſchen betrachtete, naturhiſtoriſch — wie er ſich gegen Schiller ausdrückt [Nr. 595, S. 88] — man könnte auch ſagen ſtöchiometriſch, indem er die moraliſch-chemiſchen Elemente und ihre Verhältniſſe aufſuchte.

Wie G. ohne Vorurtheile war und Talent und Character zu ſondern wußte, — wie ſie denn auch nicht immer zuſammen angetroffen werden, — ſo konnte er Eins um das Andere gelten laſſen [III, 127], ohne der Perſon dadurch etwas zu entziehen.

Bei aller wahren und gerechten Verehrung gegen den großen König, Friedrich II, die er ihm von Jugend auf zugewendet hatte [XXV, 129], und die er im Ganzen auch in ſeinen letzten Tagen ihm noch bewahrte [Z. Nr. 694; u. 688], iſt er doch aufrichtig genug zu geſtehen, daß ſie unbedingt zu ſeyn zuerſt in Leipzig aufgehört habe, durch die Klagen der Sachſen über ihn; daß er die ungemeſſene Vorſtellung des Publikums, das von einem großen Manne, wenn es ihn einmal dafür anerkennt, nun auch Alles erwartet,(*) einzuſchränken wiſſe [Br. an Merck Nr. 119]; daß er die Competenz des Königs über deutſche Literatur und deutſchen Geſchmack zu urtheilen in beſcheidenen Zweifel

---

(*) „Dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewiſſes vermag.“ [XLVIII, 65.]

ziehe, ja ſie nicht einmal nöthig, noch ſeinen Verhältniſſen angemeſſen finde [A. in Q. IV. Abth., S. 650].

Dieſe ziemlich unbewundene Aeußerung erinnert beiläufig an die freilich um etwas freimüthigere Antwort, die ein griechiſcher Virtuoſe auf der Flöte dem Königlichen Tadler ſeines Spieles entgegnete: „Mögen die Götter dich davor bewahren, daß du jemals das beſſer verſteheſt als ich!" Denn freilich, um es beſſer zu verſtehen, hätte er ſein ganzes Leben ſich mit der Kunſt abgeben müſſen, was aber wäre dann aus dem König geworden?

Nicht weniger weiß G. an dem großen, gleichfalls von ihm bewunderten und verehrten Kaiſer Napoleon die naive Unbewußtheit herauszuſtellen, die ſich in deſſen bekannter Ideologiſcher Scheu hervorthut, da er, was man Idee nennt, läugnet, während er ſelbſt eine Idee iſt und durchzuſetzen ſtrebt. [XLIX, 89.]

Von ſeinem eigenen Fürſten ſprach G. nie anders als mit dem Reſpect, der ihm als Herrn gebührt, und mit der Pietät, welche das ganz eigene, ja einzige, ſo nicht wieder vorkommende Verhältniß erheiſchte.

So wenig nun G. den öffentlich noch den geheim Unzufriedenen ſpielte, ſo wenig machte er auch den vorlauten unveranlaßten Lobredner.

Direct ſpricht er als Dichter nur einigemal zum Preiſe ſeines Fürſten als ſeines Wohlthäters und eines Muſters von einem Regenten, in den Venetianiſchen Epigrammen und einigen kleinern Gedichten, ſonſt abkr, als Geſchichtſchreiber und Erzähler, in einer Menge Stellen, überall mit dem ungeſuchten Ausdruck einer wahren aufrichtigen Verehrung und wirklich empfundenen Dankbarkeit.

Das Bedeutendſte aber, was er jemals über ſeinen Herrn und Freund, mit eben ſoviel Gemüth und Seele, als mit Geiſt und feiner Wendung ausgeſprochen, iſt das Gedicht zu deſſen Geburtstag, überſchrieben: Ilmenau den 3. September 1783, das wohl von Wenigen dafür erkannt und noch weniger in allen ſeinen Beziehungen verſtanden worden.

In einer poetiſchen Viſion, worin ſich Gegenwart und Vergangenheit in traumähnlicher Vermiſchung abſpiegeln,(*) erſcheint das frühere Leben des jungen Fürſten, anfangs wie ein gärender Moſt ungeſtüm brauſend, allgemach zur Beruhigung gekommen, und zum edlen genießbaren und ſtärkenden Trank ſich abklärend, bereits von dem ſegensreichſten Einfluſſe auf ſein Land, und läßt für die Zukunft ſeinen höchſten Ruhm ſowohl als das Glück der Seinigen erhoffen: eine Weiſſagung, die auf das beſtimmteſte und ſchönſte in Erfüllung gegangen.

Zugleich zeigt ſich, in welchem Verhältniß der Dichter damals zu dem jungen Prinzen ſtand, das man nicht unfüglich mit dem eines weiſen Mentors bezeichnen dürfte, und das ihn gegen damalige, wie vielleicht noch jetzt nachhallende Beſchuldigungen, als verführe oder wenigſtens veranlaſſe er den fürſtlichen Jüngling zu Ungewöhnlichkeiten, die in jener philiſterhaft-bedenklichen Zeit ernſter angeſehen

---

(*) „Ein Gefühl das bei mir gewaltig überhand nahm und ſich nicht wunderſam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anſchauung die etwas Geſpenſtermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie iſt in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt u. ſ. w." [G's. W. Bd. XXVI S. 286 f.]

werden mochten (*), als heutzutage, auf das gründlichſte zu rechtfertigen geeignet ſeyn möchte.

Goethe war demnach niemals weder Frondeur noch Serviler, weder öffentlich noch heimlich: ein Beweis ſchon von ſeiner Weltklugheit wenigſtens, wenn nicht mehr noch von ſeinem ſittlichen Zartgefühl.

Unzählige Briefe an ſeine vertrauteſten Freunde, die ich entweder geſchrieben oder durchgeſehen, zeigen keine Spur von Unzufriedenheit, Mißvergnügen mit und über ſeine amtlichen Verhältniſſe, noch weniger Tadel und Critik der Regierung. Ohne Alles gut zu heißen, weiß er doch das Incongruente ohne Bitterkeit aufzudecken, und es mehr einer falſchen Anſicht als einer unlöslichen Geſinnung zuzuſchreiben.

Daß er in Beziehung auf ſeinen Fürſten vielleicht anfangs nicht immer mit der Maßnahme deſſelben übereinſtimmen mochte, wäre wohl natürlich, bei der Verſchiedenheit beider Naturen und ihrer Standpunkte; wie es ja auch mit Schiller und ihm der Fall war. Etwaige Bemerkungen darüber in ſeinen geheimen Tagebüchern ſind jedoch ſo fein und ſchonend, daß ſie der Fürſt ſelbſt hätte leſen können, ohne ſich beleidigt zu fühlen. Auch iſt des anfangs Deſiderirten wenig, und dagegen der Freude und Zufriedenheit über die fortſchreitende Entwicklung ſeiner Regententugenden deſto mehr.

Daher konnte G. ſeinem Fürſten auch nicht übelnehmen (II, 296; V, 84), wenn dieſer in der Abſolutheit ſeines Be-

---

(*) Vergl. Klopſtock's Brief an Goethe

ſens [II, 261, 296] einmal ſeine Herrſcher-Laune gegen die Ueberzeugung G's. geltend machte.

Auch wenn er ſich gegen Schiller über ſeine amtliche Lage äußert, die ihm ſelten Muße, wenigſtens nicht in einem Striche fortgewährte, wenn er der Aufträge gedenkt [Nr. 607], die ihn mitten in ſeinem poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Treiben ſtörten, geſchieht es ſo diplomatiſch, daß man keinen Anſtoß daran nehmen kann [Nr. 604, 609]; obſchon Schiller ihn auf die Opfer aufmerkſam macht, die er bringe. [Nr. 608.]

Selbſt in ganz ſpäterer Zeit, wo Zelter ihm von einem Geſpräch mit Langermann erzählt, worin ſie der Jugend-Epoche gedenken, „daß er ſeine Kräfte doch einem gar zu lockern Boden gewidmet“ [Z. Nr. 808], läßt er ſich auf keine Entgegnung weder pro noch contra ein, ſondern antwortet mit Stillſchweigen.

Lieſ't man dagegen die ſteten Piken und Ausfälle Herder's auf Weimar und daß er, aus Italien zurückkommend, einen Ruf nach Göttingen anzunehmen bereit war; lieſ't man, daß Knebel, unruhig und hypochondriſch, immer von Weimar fortwollte, auch wirklich auf einige Jahre ſich entfernte, und nach ſeiner Rückkehr, trotz mancher Facilität und Gunſt, doch immer auf Hof und Stadt zu ſchelten und zu ſchmollen pflegte; daß Wieland ewig zwiſchen enthuſiaſtiſchem Lobe des Hofes und Weimars und kricklichem Tadel wie ein Rohr im Winde ſchwankt [Br. an Merck Nr. 80, S. 179; Nr. 82, S. 182]; daß endlich Schiller, dem es doch durch den Herzog und Goethe ganz gut ging, und der in Weimar erſt zu dieſem Anſehn und Ruhme gelangt war, ſich dennoch von Weimar wegſehnte und beinahe in Berlin hängen geblieben wäre [Schill. Nr. 795; coll. Z. Nr. 725]: dann muß man G. umſomehr wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an Fürſt und Stadt bewundern und loben, weil er anderswo, in einer großen Stadt, wie Frankfurt [Schill. Nr. 347, S. 194] oder Berlin, ſowohl in ſeinem eigentlichen Talent [Schill. Nr. 356, S. 240], als in Lebensgenuß mehr wäre gefördert worden. [Z. Nr. 228, 246.] Aber er wollte auf alle Weiſe dem Orte nützen, der ihn gaſtlich aufgenommen, und ſeine Dankbarkeit dadurch bezeigen. [IV, 339; V, 25.]

Nicht gering war, was er für die Wohlfahrt des Landes überhaupt, was er zur Verſchönerung der Stadt und ihrer Umgebung, für die äſthetiſche Bildung des Publikums, und zur Verbreitung der Ehre, ja des Ruhms von Weimar durch Rath und That beigetragen.

Schon der bloße Beſitz eines Mannes, wie Er, müßte eine Stadt namhaft gemacht haben, wäre auch kein öffentliches Verdienſt um ſie hinzugekommen.

Nun heißt der ein Egoiſt, der zuerſt ſich ſelbſt zu etwas machte, um Andern etwas zu ſeyn, der ſich zuerſt ſelbſt mannigfach ausbildete, um als Gebildeter auf und für Andere zu wirken. [IV, 339.]

Hätte die Welt nicht die neidiſche Unart, um ein gegenwärtiges Verdienſt nur nicht anzuerkennen, lieber ein anderes aus längſt vergangener Zeit, deren Wiederkunft doch nicht gefallen würde, hervorzuſuchen und es dem lebenden gegenüberſtellend zu erheben, und ſomit erſt lange nachher zu preiſen, was früher auf der Stelle hätte geſchehen ſollen, nunmehr aber Keinem zu Gute kommt —

Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah', ſie wirken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannigfaltigen Geſchöpfe. Alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles ſo geringe achteſt, weil du ſo klein biſt. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des nicht dem Inhaber, denn er ſpürt nichts davon; nicht der Mitwelt, denn ſie genießt es nicht; der Nachwelt nicht, denn es liegt außer ihrem Intereſſe — dann würde man G's. mannigfache Verdienſte ſchon bei ſeinem Leben zu erkennen und zu ehren gewußt haben, und es nicht auch erſt einer Nachwelt überlaſſen, einen überflüſſigen, unverſtandenen und ungefühlten Dank in hohlen Redensarten zu entrichten. „Darum iſt es beſſer, wie er ſagt, auf der Stelle gleich die Freunde preiſen, die Geliebte küſſen.“ [Bd. XLVII, 176.]

I. Deutſchheit.

Goethe war ein Deutſcher wie nur einer, d. h. er beſaß die meiſten Tugenden dieſes Volkes und die wenigſten ſeiner Fehler. Gemüth, das Characteriſtiſche des wahren echten Deutſchen, iſt wohl dem nicht abzuſprechen, der die Welt — Natur und Menſchen — mit Liebe und Wohlwollen umfaßt, und Freude und Theilnahme an ihrem Weſen und Thun hat.

Das Gemüth, der Vernunft am nächſten verwandt, oder vielmehr eins mit ihr, als praktiſche Seite, übt daher ſowohl Billigkeit als Gerechtigkeit; und dieſe Tugenden, die beſonders andern Völkern faſt mehr als uns ſelbſt an uns zu Gute kommen, waren Ihm zumal in einem ſo hohen Grade eigen, daß er ſtrengen Verſtandes-Menſchen darin zu weit zu gehen ſchien, die ihm vorwarfen: er habe auch das Mittelmäßige, wo nicht gar das Schlechte protegirt, eine Beſchuldigung, die man mit Grund der Wahrheit von ihm abwehren muß, nach den Briefen an Schiller [Nr. 165] und Zelter [Nr. 269, S. 337], ſowie nach der aufklä renden Bemerkung, die wie für den jetzigen Moment geſchrieben ſcheint: „Es werden jetzt Produktionen möglich, die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſeyn: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter dem Verfaſſer vorſchwebt.“ [XLIX, 48.]

Aus dem Gefallenfinden an der Welt, aus dem Gutheiſſen und Loben deſſen, was Andere Eigenes beſitzen und leiſten, entſpringt die Nachahmung, die den Deutſchen vor andern Völkern eigen iſt; und auch G. übte ſie, aber nicht als pedantiſcher Nachäffer, ſondern als rivaliſirender Nachbildner des Vorzüglichen.

Daher ſein Nachbilden der Alten, der Modernen, ja der eignen Nationalſchriftſteller, die durch irgend ein Schönes, Neues, Preiswürdiges Aufſehen und Epoche machten, wenn ſie ſeinem Naturell und Talent zuſagten. Wofür er ſich nicht geeignet fühlte, das ließ er dagegen unverſucht wie unbeneidet. [II, 256, 260.]

Scheint er nun einer zwar gemeinen aber falſchen Vorſtellungsart von Originalität inſofern weniger originell, als er ſich nicht durch ganz Unerhörtes, noch nie Dageweſenes auszeichnet, ſondern mehr in dem glücklichen congenialen Ergreifen des Wahren, Guten und Schönen, wo es nur anzutreffen, und in deſſen lebendiger Reproduktion durch den eigenen Geiſt, den nationalen Character, die perſönliche Anmuth ſeines Individuums: ſo iſt dieſes, ſtatt ein Mangel zu ſeyn, vielmehr ein Vorzug, den er gemein hat mit allen Meiſtern, die auf dem Gipfel der Kunſt angelangt, den Geſchmack conſtituiren, indem ſie eine harmoniſche Auswahl aus dem Mannigfaltigen treffend dieſen durch ihr beſonderes Weſen zu individualiſiren wiſſen.

Nun iſt es das Schöne, aus dem Geſichtspunkt der Nation, der ſie angehören, betrachtet und feſtgehalten; es iſt die Idee deſſelben, wie ſie, in unterſchiedenen Erſcheinungen ſich geſtaltend, ein Allgemeines in die Spitze eines Beſonderen zuſammendrängt, gleichwie die Idee Menſch ſich ja auch in jedem Individuo ausſpricht, wenn auch nur erſt die ganze Menſchheit der Menſch iſt.

Man hat ſchon öfters Goethen mit Hans Sachs verglichen und den deutſcheſten Dichter ſeit jener Zeit in ihm zu finden geglaubt.

Ein ſolcher iſt er gewiß, dem Character wie der Geſinnung nach, woraus erſt die Gedanken hervorgehen, und inſofern deutſcher ſogar als der für patriotiſch ausgerühmte Schiller, der auch aus jedem andern cultivirten Lande ſeyn könnte, um noch gerade ſo philoſophiſch und ſo rhetoriſch zu ſeyn wie er iſt, wenn die Mundart ihn nicht zum Deutſchen machte. Denn von eigentlich deutſch-gemüthlicher Anſchauungsweiſe, von deutſchem Humor und deutſcher Ironie iſt bei Schiller wenig oder Nichts anzutreffen. Da er vom Allgemeinen zum Individuellen geht, d. h. zum Allgemeinen das Beſondere ſucht, oder das Ideale zu realiſiren ſtrebt [Schill. Nr. 321; 400; vergl. G's. W. XLIX, 96]; ſo iſt er eher ein philoſophiſcher Dichter, ein Dichter des Univerſellen mehr als des Concreten und Individuellen [Br. an v. Humboldt Nr. L., S. 429 ff.], worauf er ſich zwar nicht wenig zu Gute thut, was er denn immerhin mag, „da Jedem nur ſein eigener Zuſtand zu gefallen braucht", Andre aber nicht damit zufrieden ſtellt, die im Beſondern auch wohl das Allgemeine zu finden wiſſen. [XLIX, S. 96]

„Das iſt die wahre Symbolik, wo das Beſondere das Allgemeine repräſentirt.“ [XLIX, 74.]

Daß aber G. auch deutſcher als die meiſten andern ſeiner Reimcollegen iſt, leidet keinen Zweifel: denn die meiſten drücken wenig National-Eigenes aus, wenn es nicht eben dieſes Nachahmen des Fremden ſelbſt ſeyn ſoll, Wenige den Gehalt des eigenen Buſens, keine Form des eigenen Geiſtes, indem ſie nicht einmal ihre eigene Sprache reden, nicht eigene Tropen, Bilder, Gleichniſſe, Symbole u. ſ. w. gebrauchen, ſondern fremde, von ihren Vorgängern überlieferte oder aus andern Litteraturen entlehnte.

Goethe ſelbſt findet in ſeinem Gedicht: Hans Sachſens poetiſche Sendung, ſeine eigenen Perſonalien und Parentation ausgeſprochen [XXIX, 282], ſodaß obige Bemerkung nach vielen und langen Jahren ihm auch nichts Neues ſagen konnte, Nichts, deſſen er ſich nicht bereits 1786 bewußt geweſen wäre. Die dortige ganze Schilderung Hans Sachſens iſt aus G's. eigenem Dichter-Gemüth genommen, das ſich ebenſo mannigfach von der Welt angeregt fühlte und ebenſo treulich-ernſt und characteriſtiſch ſich auszuſprechen ſtrebte, wie das des alten Meiſters.

Die äußere Form aber, inſofern ſie nicht ſchon durch die Beziehung des Gedichts auf des Altmeiſters Ton und Weiſe gegeben war, iſt nur ihrer kräftigen Naivetät und ausdrucksvollen Kürze wegen nachgebraucht, aus Urſachen, die in dem Geiſte der damaligen Epoche in welche G's. Jugend fällt, und in der Facilität der Behandlung liegen. Denn freilich muß das Element oder das Medium, das der Dichter zu ſeinen Offenbarungen brauchen ſoll, leicht zu tractiren ſeyn, und nicht erſt in der Arbeit ſelbſt noch lange durchgeknetet zu werden nöthig haben.(*)

Leichtigkeit iſt eine der erſten Erforderniſſe poetiſcher Productionen, ſowohl ihrem Ausſehen nach, als in ihrer Wirkung. [VI, S. 136.](**) Und merkwürdigerweiſe liegen in jener altdeutſchen Rhythmik alle Töne deren ein Dichter bedarf, um Naives wie Komiſches, Satyriſches wie Didactiſches in leiſen oder ſchnellen Uebergängen auszudrücken, und inſofern iſt ſie recht für den Humor geeignet.

Und ſo iſt es die Gleichheit der Naturanlagen, nächſt der Aehnlichkeit der bürgerlichen Verhältniſſe einer altdeutſchen Reichsſtadt, die G. zu einer Gleichheit der Productionen hintreibt, und was vorſätzliche Nachahmung ſcheinen möchte nur als freie Selbſtbeſtimmung auf ein Vorbild und Beiſpiel hin zu erkennen giebt.

Eine andere Aehnlichkeit mit Hans Sachs, ebenfalls aus dem deutſchen Weſen hervorgehend, iſt die Derbheit. Dieſe zeigt ſich zunächſt in der Ausdrucksart. Deutſch mit einem reden, auf Deutſch ſagen, heißt bekanntlich, aufrichtig, ohne Umſchweiſe, gerade heraus; und ſo muß ein Character, der von Hauſe aus auf's Natur-Wahre, auf's Wirk-

---

(*) Beiläufig zu ſagen, iſt eben dieſes wohlpräparirte Element des Dichters, Sprache und Rhythmus, der Grund, warum in unſerer Zeit ein jeder Jüngling ſeine poetiſche Mitgift von lyriſchen und elegiſchen Gefühlen ſo leicht in Sprache umſetzen und in Cours bringen kann. Auf dieſer durchgeſpielten Leyer klimpert nun ein Jeder ſein Leibſtückchen, ſo daß Deutſchland nicht nur figürlich ein Dichterwald iſt, ſondern in That und Wahrheit ein dichter Wald von Dichtern. Denn auf jedem Schritt ſtößt man auf einen ſolchen lauten oder auch ſtillen Sänger, gleich jenem bekannten Aspendiſchen Citherſpieler. [Cicero in Verr. I, c. 20.]

(**) Darin beſtehend: ut sibi quivis speret idem etc. — Horat. Art Poet. 240.

liche gerichtet iſt, da kein Blatt vor den Mund nehmen, wo es eben darauf ankommt, die Dinge mit ihrem wahren Namen zu nennen.

Das eigentliche, objective Wort für eine gemeine Sache, die weiter keine Veredlung oder Verſchönerung zuläßt, zu gebrauchen, wo aber eine falſche — man könnte ſagen unſittliche — Decenz vermeint: ſie müſſe verſchleiernd oder noch ſchlimmer verwitzelnd zu Werke gehen, iſt naiv, iſt naturgemäß, und daher bei allem Volke das ſich frei fühlt und wo und wann es ſich frei fühlt, anzutreffen.

Daher findet man dieſes Geradherausſagen, dieſe Euthyrrhemoſyne wie ſie's nennen, zuerſt bei den natürlichen Griechen, und nicht etwa nur bei ihren komiſchen und ſatyriſchen Dichtern, ſondern auch bei den ernſteſten und ſittlichſten ihrer Philoſophen, den Stoikern. Ein ganzer Brief des Cicero(*) handelt davon und giebt die gehörigen Beiſpiele.

Die natürlichen Dinge, d. h. von denen der Ausſpruch gilt naturalia non sunt turpia, waren wohl ohne Zweifel das Erſte woran der lächerliche oder komiſche Witz erwachte, wegen des auffallenden Contraſtes worin ſie den moraliſchen, alſo freien Menſchen, durch den Conflict mit einer phyſiſchen Nothwendigkeit, alſo abhängig, dem reflectirenden Verſtande erſcheinen laſſen.

Von dieſer Art des Lächerlich-Obſcönen finden ſich ſchon im Homer Beiſpiele. Ajax fällt bei einem Wettlauf in den Koth der geſchlachteten Rinder, beſudelt ſich Mund

---

(*) Epistolarum ad diversos XXII.

und Naſe dadurch und ſprudelt das Eingeſchluckte, während er ſpricht, in einemfort von ſich, zu großem Gelächter des ganzen vor Troja verſammelten Griechenheeres.(*) Noch mehr! Der Gott Hermes noch Kind, wird von Apollo, dem er eine Rinderheerde weggeführt, und nicht geſtehen will wohin, aus der Wiege genommen, und auf den Armen fortgetragen. Aus dieſer Klemme weiß er ſich nicht anders zu befreien, als durch ein Stückchen, das Eulenſpiegel oder Kyau in gleichem Falle auch könnte geſpielt haben; weiß es aber zugleich durch ein gewaltſames Nieſen zu bemänteln und ſo in ein zweifaches Omen zu verwandeln.(**) Und wo wird das Geſchichtchen erzählt? In einem Homeriſchen Hymnus auf den Gott ſelber,(***) worin alle ſeine liſtigen und luſtigen Streiche aufgeführt werden, unter denen das ſoeben nur ſchwach angedeutete Stückchen wohl nicht am wenigſten dürfte gefallen haben; wenn nicht etwa ein Symboliker es für eine mythiſche Einkleidung eines meteoriſchen Phänomens, Feuerkugel oder Aerolith, halten möchte.

Wir würden aus den Satyr-Dramen eines ernſten Aeſchylus, eines jungfräulichen Sophocles, wohl ähnliche Schwänke in extenso zu leſen haben, wenn ſie uns weiter als bis auf einige Fragmente, aus denen ſich dergleichen, in Verbindung mit des Euripides Cyclops [v. 327] ſchließen läßt, erhalten wären.

(*) Ilias Geſang XXIII, 774 — 781.

(**) Da ſowohl das Nieſen (πταρμός) als der crepitus (πορδή) für omina galten. Jenes Manövre iſt übrigens ſprichwörtlich [illegible] πορδῆς.

(***) Hymnus in Merc. v. 293 — 298.

Bei den Comikern, z. B. dem Ariſtophanes, gehört dergleichen zur Würze und erregt jedesmal das Lachen der Zuſchauer. (*)

Aber ſelbſt in der gebildetſten Zeit des Alterthums, am Hofe des damaligen Weltherrſchers Auguſtus, konnte und durfte ein Dichter wie Horaz (**) eine Spukgeſchichte erzählen, die mit einem ganz andern Klange als *etwa* dem in G's. Erzählung von dem klingenden Geſpenſt (***) oder dem zerſpringenden Schreibtiſch (†) gar ſpaßhaft endigt.

Von andern modernen Nationen nicht zu reden, bei denen dieſe Arten des Volkswitzes curſiren, (††) darf man uns Deutſche nur an den Eulenſpiegel und das Lalenbuch erinnern, die jetzt durch neue elegante Auflagen ſogar gebildeten Leſern vor Augen gebracht werden, um einzuſehen, daß dieſe Natürlichkeiten dem äſthetiſchen Sinne des Menſchen nicht widerſtreben, indem er ſie nach Umſtänden als comiſch oder ſatyriſch wirkend wie das Häßliche, alſo künſtleriſch anzuſehen und zu nützen weiß. [XLIV, 797.]

Es iſt daher nicht zu verwundern, daß G. in ſeiner Jugend, als er die deutſchen Volksbücher las, auf den Einfall gerieth, die Hochzeit des Hanswurſt dramatiſch zu behandeln und das ſämmtliche Perſonal ſeines Schauſpiels aus lauter deutſchherkömmlichen Schimpf- und Ekelnamen

---

(*) S. deſſen Fröſche, wo dem Gott Bachus eine gewiſſe Menſchlichkeit zuſtößt.

(**) Satiren I, 8, 46.

(***) G's. W. XV, S. 122 — 128.

(†) Ebendaſ. S. 133.

(††) Man gedenke nur der Bedeutung von pet und Sir Reverence u. ſ. w.

beſtehen zu laſſen [XLVIII, 86]: Namen, die allerdings lauter öffentlich-anerkannte Charactere bezeichnen, daher noch im Volke gäng' und gebe, einige ſogar auch in höhern Cirkeln in confidentiellem oder familiärem Tone ganz oder halbvernehmbar ausgeſprochen, beſonders die zu der weitverzweigten Familie der Matze gehörenden, welche wohl männiglich bekannt ſeyn werden.

Was aus dieſer muthwillig-genialen Conception geworden ſeyn würde, wenn G. ſie auszuführen Luſt und Laune behalten hätte, läßt ſich nur einigermaßen aus dem Plane und dem Scenario das G. angiebt abnehmen: eine mehr als ariſtophaniſch-ſatyriſche, aber wahrhaft deutſch-nationale Farce.

Die Characteriſtik von einem Theile des männlichen Perſonals hat G. mit wenigen aber treffenden Zügen angegeben; von den weiblichen ſchweigt er aus guten Gründen; da ihre Namen zum Theil noch apprehenſiver lauten. Doch müßte es intereſſant ſeyn zu erfahren, mit was für unterſchiedlichen Geſinnungen, Benehmen, Coſtümen und Gebärden er eine jede dieſer Plebejen Schönheiten ausgeſtattet, um wie er ſagt heitere, neckiſche, unverfängliche Beziehungen und geiſtreiche Scherze in das Ganze zu bringen.

Auch dieſes Stück war in der Hans-Sachſiſchen Manier abgefaßt, und ſo wird es an Derb- und Deutſchheiten des Ausdrucks nicht gefehlt haben. Zugleich aber ſcheint es der Gipfel geweſen zu ſeyn, wohin ſich der muthwillige Humor des Dichters verſtieg: denn man findet nicht wieder ein ähnliches Gedicht aus dieſer erſten Periode. Alles was aus jener Zeit herrührt und gedruckt iſt, hält ſich mäßig; und außer gewiſſen einmal hergebrachten Redensarten, die ſich auf die erſten Wege beziehen, und auch bei andern Dichtern ſeiner Zeit, ſowie in vertraulichen Briefen ſeiner Freunde vorkommen, findet ſich ſonſt nichts Anſtößiges.

Die Natur alſo, die Goethen zum Dichter ſchuf, ſcheint mit ihm gewollt zu haben, daß er alle pathologiſchen Zuſtände der menſchlichen Seele — „wie Kinderkrankheiten“ nach ſeinem Ausdrucke — d. h. als Entwicklungs-Perioden, aber mit Bewußtwerden durchgehen, und glücklich aus jeder herauskommend ſowohl ſeine eigene Bildung dadurch gefördert ſehen möchte, als auch im Stande ſeyn ſie zur Kenntniß und Belehrung für Andere wiederum einmal wahr und aus eigener Erfahrung ſchildern zu können.

Kurz, indem er ſagt ſeine Gedichte wären Beichten, Confeſſionen, Exuvien, Häutungen ſeiner ſittlichen und intellectuellen Natur, iſt er ja ein Paſſions-Muſter und Exempel, und er hat gefühlt und gelitten ad instar:

„Denn er iſt ein Menſch geweſen,
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.“ [A. in D. I, I, 370.]

Schildert er nun vollends in ſeinen Lebensberichten und in den Briefen an ſeinen Freund ſein Verfahren als Dichter mit einer Aufrichtigkeit der Selbſtbeobachtung, die Manche zu naiv finden dürften, indem er aus der Schule ſchwätzt und vom Handwerk mehr verräth als den Nichtpoeten zu wiſſen nöthig und dienlich iſt, ja das ſie wohl gegen ihn ſelbſt kehren, nach ſeinem Vorausſehen:

„Sein Gutgedachtes in fremden Adern
Werde ſogleich mit ihm ſelber hadern;“ (*)

ſo giebt er ja Theorie und Praxis in Einer Perſon und iſt

(*) Z. B. die ganze Entſtehung des Werther Bd. XXVI, 13tes Buch.

unbekannten Oceans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damahls, wie oft habe ich mich mit Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mich dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffenen Grabes. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die zugleich Lehrbuch und Beiſpielſammlung in gegenſeitiger Aufklärung und Ergänzung.

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben.
Immer hab' ich nur geſchrieben
Wie ich fühle wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.“ [IV, 394.]

Hat er nicht auf dieſem Wege, dem einzigen auf den er von der Natur gewieſen und geführt war, ſeinen Zeitgenoſſen, ſeiner Nation auf's Mannigfachſte und Angemeſſenſte gedient, ſie belehrt, durch ſein **Verfehltes** ſogut wie durch ſein Gelungenes, und im Aeſthetiſchen wie im Sittlichen ihr Gefühl und Urtheil zu einer Höhe geſteigert, an welche vor ihm nicht zu denken war? Erkennen nicht die größten Denker der Nation, Philoſophen und Naturforſcher, daß ſie von ihm gelernt, daß er vorausgeahnet, was ſie ſpäter entdeckt, nachgewieſen und erhärtet haben? —

Iſt dieſes nicht genug, ihm Verdienſte um Deutſchland zuzuerkennen? und ſollte der Mann auch noch hintreten auf den Markt des Volks und, ein demagogiſcher Freiheits-Apoſtel, Ideen predigen, die einer ruhigen allſeitig vorſchreitenden Bildung ſchnurſtracks entgegen, alle die natürlichen und nothwendigen Stufen des Standes, der Lebensweiſe aufhöben und zu dem traurigen Einerlei einer weiten Landes- oder Meeresöde zurücknivellirten? Ideen, die gar nicht einmal deutſchen Urſprungs ſind, ſondern der letzte Nachhall einer entfernten Explosion, aus ganz andern Urſachen.

Wahrlich, das Volk, oder vielmehr die unter ſeiner

Firma ſchreien und ſchreiben, denken noch über dieſen ihren Souverain hinaus, zu glauben: wenn Einer das Eine könne, müſſe er auch gleich das Andere können.(*) „Dem Genie traut man Alles zu, da es doch nur ein Gewiſſes vermag.“ [XLVIII, 65.]

In der Folge freilich, wenn des Mannes neid- und widerwillenerregende Perſönlichkeit verſchwunden iſt, das Eingreifende ſeiner guten Wirkungen aber noch fortdauert [VI, 135]: dann iſt auch das Volk oder die Menge dankbar genug ihm das andere Fehlende anzudichten; und ſo wird zuerſt aus dem guten Manne, der nur ein Menſch war, bald auch ein Wundermann, zuletzt aber ein Gott, was er doch gar nicht war noch ſeyn wollte.

Auf ähnliche Weiſe verlangte ein altes bekanntes Volk von ſeinem Propheten nicht allein Lehren: er ſollte ſich auch an ihre Spitze ſtellen und das Reich erobern das er verkündigte.

Was hätte denn G. aber eigentlich noch mehr thun ſollen?

Aufopfern hätte er ſich ſollen! — Aufopfern? — Wofür? Wie? und Wann?

„Für die deutſche Freiheit!“

Wie aber käme G. allein dazu, für etwas das anfangs den Meiſten gar nicht gefährdet ſchien [Z. Nr. 107, S. 267], ja wofür bloße Befürchtung ihm ſchon verübelt, wenn nicht gar gedacht worden wäre, ſich an den Laden zu legen?

(*) „Man ſoll Alles können (Alles wiſſen) was ſie (jetzt) wünſchen. Nach dem was man kann fragt kein Menſch.“ [Z. Nr. 231.]

Und in welcher Weiſe konnte es allenfalls geſchehen?

Doch nur ſchreibend: denn von Mithauen und Mitſchießen konnte damals noch nicht die Rede ſeyn, da man noch lange es für gefährlich hielt Bürger und Landmann zu bewaffnen und, was das natürlichſte, nach Vernunft und Geſchichte, geweſen wäre, ein allgemeines Aufgebot ergehen zu laſſen. Darauf aber hatte er ſchon in ſeinem Herrmann hingewieſen. [XL, 337.]

Und wie hätte er ſchreiben müſſen, ohne diejenigen wonicht anzuklagen, doch anzudeuten, welche die Sache bis zu dieſem Aeußerſten hatten kommen laſſen? Denn was jetzt in hundert Schriften mit dürren Worten geſagt zu leſen iſt, konnte und durfte damals weder laut geſprochen noch leiſe gehört werden, am wenigſten von Perſonen ſeines Standes und ſeiner Stellung.

Oder hätte er dieſe aufgeben ſollen, um etwa als Journaliſt aus irgend einem verſteckten Winkel Deutſchlands Lärm zu blaſen und dann in feiger Anonymität einen Unſchuldigen vor den Riß treten zu laſſen?

Und wann, zu welcher Zeit hätte denn alles dieſes moraliſch Unmögliche geſchehen ſollen?

Doch nicht vor dem 14ten October? wo der Handel noch ſchwebte, noch nicht Alles verloren und noch Vieles zu gewinnen war?

Mit und nach 1806 aber, unmittelbar unter den Augen des Feindes, den man nicht noch reizen durfte, und wer es that ſich eines Verraths am Intereſſe des Ganzen ſchuldig machte, „indem er einen Raub beging am allgemeinen Gut der Rache;“ mitten im Rheinbund eingeſchloſſen — wäre das nicht ein verbrecheriſcher Wahnſinn geweſen, durch den er ſich, ſeinen Fürſten, deſſen Land, ja ganz Deutſchland dem Verderben geopfert hätte?

Doch wozu in eine Widerlegung ſolcher Zumuthungen, die nur von einer ſchülerhaften Unkunde des Welt- und Menſchenmöglichen zeugen, ſich weiter einlaſſen:

„Weiſe ſelbſt fallen in Unwiſſenheit,
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.“ [V, 123.]

VIII. Thätigkeit.

Was ein alter Aegyptier dem Solon vorgeworfen haben ſoll, ſeine Nation, die Griechen, blieben ewig Kinder, daſſelbe haben G's. Freunde, namentlich Herder(*) und Schloſſer, ihm gleichfalls nachgeſagt, ja zum Angehör gegeben: er ſey ewig ein großes Kind.

Kann man nun die Griechen glücklich preiſen, daß die Götter ihnen dieſe Kindheit beſtändig haben erhalten wollen, „ſo daß ſie den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt;" [XLIX, 72.] ſo muß man auch G. für glücklich erachten, daß die Natur ihm dieſen Vorzug verliehen, und die Muſe ihm dieſe ewige Jugend erhalten wollen.

Wohl war er ein Kind in der Freude und Luſt an der ſinnlichen Erſcheinung im Natur- und Menſchenleben. Und wie das Kind von Allem angezogen, Alles umfaſſen, einſammeln und gebrauchen möchte; ſo ward er jeden Augen-

---

(*) „Herder hat wohl Recht zu ſagen, daß ich ein großes Kind bin und bleibe, und jetzt iſt es mir ſo wohl, daß ich ungeſtraft meinem kindiſchen Weſen (nämlich unerkannt herumzugehen) folgen kann." [Mſcpt. des Reiſetagebuchs. München d. 6. Sept. 1786.]

Ebenſo meinte Schloſſer, G. ſey in ſeinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß er ſich einbilde, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür Er Intereſſe zeige u. ſ. w. [XXX, S. 333.]

blick angezogen von den verſchiedenſten Gegenſtänden, und hatte ſich nur zu wahren gegen dieſen Andrang des Mannigfaltigen, um nur Eins nach dem Andern wiedergeſtaltet und mit ſeinem Geiſtesgepräge geſtempelt der Welt zurück zu geben.

So geſteht er ſelbſt: „ſeine Exiſtenz wachſe wie ein Schneeball, und es ſey ihm manchmal als könne ſein Kopf es nicht faſſen noch ertragen. Und doch entwickle ſich's von Innen heraus und er könne ohne dieſes nicht leben.“ [Mſcpt. des Reiſetagebuchs.]

Wer erinnert ſich hierbei nicht ſeiner Schilderung von Hans Sachs [XIII, 123], welche zehn Jahre früher (1776) durch eine ihm gewöhnliche geniale Prolepſe (*) genau denſelben Seelenzuſtand mahlt, in welchem er zu jener Zeit in Italien ſich befand (1787), ſo daß er in ſeiner Selbſtkenntniß ſagen durfte: „dieſes Gedicht, wie ein anderes auf Mieding's Tod, könnten ſtatt ſeiner Perſonalien und Parentation gelten, wenn man ihn indeſſen bei der Pyramide des Ceſtius zur Ruhe brächte.“ [XXIX, 282.]

Außer dem indirecten Beweis den ſeine Schriften davon ablegen, ſprechen auch ſeine Lebensbekenntniſſe es direct aus, geht es auch noch aus den vertrauten Briefen an ſeine Freunde, namentlich aus dem Manuſcript des Tagebuchs ſeiner Reiſe in Italien hervor, und zwar mit einer ſolchen Unmittelbarkeit, welche uns einen reizenden Einblick in die innere

---

(*) Dieſelbe Prolepſe zeigt ſich auch in dem Gedicht: „der Wanderer“ [II, 176], das Felix Mendelsſohn mit unzähligen Anderen, in Italien geſchrieben zu ſeyn glaubte, ja ſogar das Local aufgefunden zu haben meinte, und das G. doch bereits 1771, alſo viele Jahre vor ſeiner italiäniſchen Reiſe geſchrieben hatte. [Z. 791, S. 207; coll. 799, S. 224.]

Werkſtätte ſeines Geiſtes erlaubt. Dieſen Reichthum von Beobachtungen, Reflexionen, Aperçü's, Stoffen, Notizen und dergleichen allen zu verarbeiten und außer ſich dar- und hinzuſtellen, hätte das Maaß der menſchlichen Kräfte und ihre Dauer nicht zugereicht. Er fühlte dieſes und deponirte daher Manches bei ſeinem Freunde Schiller [Brfw. Nr. 5, S. 21] und brachte dadurch dem Stoffarmen [Nr. 391, S. 366] die Welt ſo zu ſagen in's Haus. Vermochte er darum öfters nur die Primitien, den oberſten Hub der reichen Garben- und Fruchthaufen zu geben, und mußte das Meiſte und keineswegs Geringere des Uebrigen zurücklaſſen — z. B. ſeine mannigfaltigen Kunſtbetrachtungen, wovon nur der kleinſte Theil in ſeine von dem Zeitgeiſt nicht begünſtigten Propyläen überging —; ſo konnte ſelbſt jenes, bei ſeiner Art nur in der rechten Stimmung und aus dem Ganzen zu arbeiten und ſeinen Stoff in immer neue und neue Geſtalten umzubilden, bis die rechte erſchienen war, zu keinem ſolchen Abſchluß gelangen daß er ſagen mochte: er habe ſich erſchöpft und wiſſe nichts weiter daran zu thun. Er ſiegelte deshalb auch das Manuſcript ſeines Fauſt ein, um nicht zu weiterer Ausführung des nur angedeuteten veranlaßt zu werden, woran ihn doch die ultima linea rerum gehindert hätte. [Z. Nr. 813, S. 282.]

Und doch iſt ſo manches von jenen Paralipomenen unbemerkt übergegangen und ausgeſchlagen in Blüthe und Frucht. — Soviele köſtliche Maximen, Sentenzen, Parabeln, Gleichniſſe, Tropen, oft ſchon ein einziges ſchlagendes Wort, eine naive zierliche oder geiſtreiche Wendung laſſen auf lange und wiederholte Beobachtungen aller Art ſchließen, bevor die Wirkung jener allſeitigen Thätigkeit ſich auf eine

Weiſe zeigen konnte, in der nur ein anthropologiſch-pſychologiſcher Sprach- und Stylkundiger die Ideenaſſociation nachzuweiſen verſtünde. Man kann ſagen: es ſey keine ſchickliche Phraſe, kein bedeutendes Wort, in ſeinen Gedichten zumal, das nicht aus einer wirklichen Situation ſeines Lebens hervorgegangen, ſich darauf bezöge, daran erinnerte.

Zu Dutzenden könnte ich Beiſpiele anführen, theils als Augen- und Ohrenzeuge des empfangenen Eindrucks, theils als ſtiller Beobachter ſeines Denkverfahrens überhaupt, wenn hier der Ort dazu wäre.

Aber nicht blos in der ſinnlichen Reizbarkeit und Empfänglichkeit glich er dem Kinde, auch in dem Hingeben an den jedesmaligen Gegenſtand der ſeine Aufmerkſamkeit anzog, ſo daß es einem Andern wohl ſcheinen konnte, als ſey ihm die Sache dem Werthe und der Bedeutung nach gleichviel, wenn ſie ihn nur angenehm beſchäftigte und die Thätigkeit ſeiner Geiſteskräfte unterhielt.

„Gebt mir zu thun!
Das ſind reiche Gaben,
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu ſchaffen haben.“ [II, 261.]

So ſehr war Thätigkeit das Erſte und Letzte ſeiner Natur, daß man alle, die daran zweifeln aus Dummheit des Herzens oder des Verſtandes, und ihn gegen Schiller herunterſetzen, wie Gervinus und ſeine Nachſchwätzer, nur bedauern kann wenn ſie ihrem vorgefaßten Wahn mehr Glauben beimeſſen, als ſeinen jederzeit aufrichtigen Confeſſionen, und ſich alſo ſelbſt um die Kenntniß des Wahren bringen, worin allein der Geiſt Befriedigung finden kann.

„Das Höchſte, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ſagt er, iſt das Leben: dieſe rotirende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt; (*) der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, iſt einem Jeden unverwüſtlich eingeboren. Die Eigenthümlichkeit bleibt uns Andern ein Geheimniß.“ [3. Morphol. I, 4, 314.] „Die entelechiſche Monade muß ſich nur in raſtloſer Thätigkeit erhalten; wird ihr dieſe zur andern Natur, ſo kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beſchäftigung fehlen.“ [3. Nr. 530.]

„Es iſt doch in uns Beiden eine ruhig-ſtetige, ernſt-leidenſchaftliche Thätigkeit, immer in gleicher Richtung. Nach außen wird wenig gefragt; jeder geht ſeinen Gang und läßt das Uebrige werden.“ [3. Nr. 764.]

Und dieſe Thätigkeit zeigte ſich durchaus im Knaben, im Jüngling, im Mann, im Greiſe. „Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel ebenſo betriebſam ſeyn müſſen, um nur zu leben.“

Was er hier, im Jahr 1781, an Knebel ſchreibt, wiederholt er 1786 aus dem Lande, wo das dolce far niente zu Hauſe iſt, an einen andern Freund: „er möchte nicht dort ſeyn, wenn er nicht thätig ſeyn könnte.“

Und in der Zwiſchenzeit an Merck: „außer dem gewöhnlichen Tagewerk, das ich nach und nach mit der größten Ge-

---

(*) „Wie das Geſtirn
Ohne Haſt
Aber ohne Raſt
Drehe ſich Jeder
Um die eigne Laſt.“ [III, 239.]

ſchwindigkeit, Ordnung, Genauigkeit von Moment zu Moment abzuthun mich gewöhne, habe ich immerfort eine Menge Einfälle, Erfindungen und Kunſtwerke vor." — Und in dieſer mannigfaltigen Thätigkeit ſah ich ihn von 1803 bis an ſein Ende beſchäftigt.

Denn ſo ging er vom morgendlichen Dichten und Sinnen zu den laufenden Geſchäften des Tages, von dieſen zu wiſſenſchaftlichen oder Kunſtbetrachtungen, zu Lectüre oder Geſpräch mit Einheimiſchen und Fremden über; kurz die Gränzen des Tages umſchloſſen die mannigfaltigſten, abwechſelndſten Beſchäftigungen, obſchon er nicht immer ſich an dieſelbe Ordnung band, ſondern auch wohl von ſeiner körperlichen oder geiſtigen Stimmung, oder von unmittelbaren Veranlaſſungen, ſeine Richtung hernahm. Er nennt dieſen Kreis ſeiner Beſchäftigungen, ſeinen **Zodiac** [Schill. Nr. 437], in ſpätern Jahren das **Quodlibet** ſeines Lebens. [Z. Nr. 828; 834; 507.]

So hatte er ſich ſchon in ganz früher Zeit einen **erfindenden**, einen **ordnenden**, einen **aufräumenden** Tag und dergleichen abgemerkt und ſuchte nur den Cyclus derſelben herauszubekommen. Da er nun nie zu lange bei einer Sache aushielt, noch über Gebühr ſich anſtrengte, ſo ermüdete ſein Geiſt niemals, und jedes Neue fand ihn wiederum friſch und rein.

„Ich weiß recht gut, daß die **ſammelnde** Aufmerkſamkeit bei mir auf äußere Gegenſtände nur eine gewiſſe Zeit lang dauert, und daß die **verbindende** und wenn man will poetiſche Tendenz alsdann deſto lebhafter und unaufhaltſamer [illegible] er an Schiller: „die theoretiſchen Betrachtungen können mich

Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn mußt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt. Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. Auguſt.

Umſonſt ſtrecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmre; vergebens ſuche ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß' ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand, und deckte ſie mit tauſend Küſſen. Ach, wenn nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen“ u. ſ. w. [Nr. 397 b.], und ſpäterhin, nach einer zu langen Pauſe, treibt ihn Schiller dazu an. [Nr. 561, S. 18 f.]

Gewiß aber brachten dieſe Spaziergänge durch alles Sicht- und Denkbare ihm die herrlichſten Ideenaſſociationen und Combinationen: da durch Wiſſenſchaften wie Künſte nicht nur ein gemeinſames Band hindurchgeht und ſie umſchlingt, ſondern alle ſich auch zuletzt auf Ein und daſſelbe beziehen, welches ſich in ſo tauſend und abertauſend Phänomenen auszubreiten beliebt, und das beſſer im Herzen als „ein unausſprechliches Seufzen“ (*) gefühlt denn durch Worte beſchrieben wird, die es doch nicht genügend ausſprechen und kaum bezeichnen. [V, 102.]

Seine Thätigkeit wäre ſonach eine wahrhaft religiöſe zu nennen, ein beſtändiger Gottesdienſt, wenn auch nicht die verſchiedenen Functionen ſeines Tages, ſo wenig wie die, welche in Tempeln oder Kirchen verrichtet werden, alle von gleicher Wichtigkeit, Bedeutung und Folge ſind. [IV, 389.]

Und ſo hatte er Recht zu ſagen: „wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, hat auch Religion.“ [A. in D. I, 144.] Wer ſeine Erbauung von der Structur eines Strohhalms herzunehmen verſteht, wie Vanini, iſt ſo wenig Atheiſt wie dieſer; iſt gewiß nicht nur geiſt-, ſondern auch gemüthvoller, als der erſt zu Poſtille, Gebetbuch oder Roſenkranz greifen muß, und nur durch die Laſt ſeiner Sünden, wie der verlorne Sohn, zu Gott getrieben wird.

(*) Sebaſtian Frank von Wörd, in Zinkgräf's Apophthegmen S. 219.

Und wer ſeine Abhängigkeit von einem Abſoluten überall nicht nur durchs *Gefühl*, ſondern auch durch *Vernunft* [L, 44.] zu erkennen vermag, und ſich in dieſer Unterordnung gern und willig zu erhalten, und darnach Leben und Denken einzurichten weiß, iſt gewiß ſittlicher und frömmer, als wer ſich erſt durch Predigt und Beichte über ſein Verhältniß zu Gott und Welt muß belehren laſſen.

Sowie ein Kind, das ſeine Luſt und Freude an ſich, ſeinen Kräften und Vermögen, wie an Natur und Welt unbefangen und arglos zu erkennen giebt, in ſeiner Unſchuld nur das thut, was Gott und die Natur von ihm haben wollen, und ihm daher auch das Himmelreich gehört: ſo darf man G. auch darin ein großes Kind nennen, daß er in dieſer liebevollen, heiter-zufriedenen Weltanſicht [III, 137] und an der Freude etwas hervorzubringen und mitzutheilen bis an ſein letztes Lebensende zu verharren wußte, und ſie auch in Andern zu erwecken und zu beleben ſuchte. [Schill. Nr. 133; Zelt. Nr. 764.]

Ihn betrübte nur, wenn Andere das nicht liebten, was er liebte [III, 275], weil ſie ihm weniger glücklich erſchienen [XXX, 333]; „denn *Liebe* bleibt der höchſte Gewinnſt" [II. 253; XLVII, 167] und dieſer blieb ihm, „nachdem die Jahre ſo vieles genommen," — zugleich mit der Idee." [V, 81.]

Hätte er nun deswegen, weil die Productivität im Alter abnehme, was er ſehr wohl wußte und eher ausſprach, als die geboren wurden die es ihm ewig vorwerfen [Schill. Nr. 899], gar nichts mehr thun ſollen, nichts mehr dichten noch denken, ſondern nachdem er ſein Schäfchen ins Trockne gebracht, wie die Philiſter reden, auf ſeinen Lorbeern ausruhen ſollen [XLVII, 228], wo ſie dann aber wieder ſchreien würden: er habe ſeinen Ruhm überlebt? — Nein! ſeine Thätigkeit war das Talent wozu er verdammt war, das ihm durch alle Zuſtände hindurchhalf, ſein Kork- und Schwimmwamms, ſein Talisman, ſeine Panacee; er mußte ſchreiben, wenn er leben wollte, oder er hätte, wie Laube(*) verlangt, „erſchlagen werden müſſen, wie alles, was nicht ſterben will.“ — Und „er wollte lieber in ſeiner ſtillen, unangefochtenen Wohnung ſoviel dictiren [IV, 376] und copiren und drucken und liegen laſſen, damit es hinausgehe oder hinnenbleibe [Z. Nr. 791, S. 195] — damit Jeder verſchweigen könne, woher er's hat“ — was ſie denn auch thun und thun können, da kein Argus und keine Concordanz nachweiſt, wo es bei ihm zu finden iſt — „und denn doch das ganze Menſchenweſen ein Bischen aufgeſtutzt werde“ [Z. Nr. 269, S. 335], das freilich kaum aus der Philiſterei ein wenig erhoben, ſchon wieder in eine ſchlimmere Philoſophaſterei zu fallen droht, und wenn es vormals in der Thorheit nur naturaliſirte, jetzt methodiſch und certa ratione modoque darin zu Werke geht.

Brauchte man doch nicht zu leſen, ja gar keine Notiz von dem zu nehmen was er ſchrieb, und konnte ihn in ſeiner Kloſterzelle nach ſeiner Art gewähren laſſen, wie Er ſoviele, ja Alles gewähren ließ, — ſchon aus Dankbarkeit für ſo Manches was man ihm ſchuldig geworden, wenn die Deutſchen dankbar ſeyn könnten — aber thätig zu ſeyn mußten ſie ihm gönnen, nach der erneuten Promulgation der Menſchenrechte und der eingeführten Gewerbfreiheit, „ſein Talent zu brauchen zur Rechten und Linken: denn wenn es

---

(*) Geſchichte der deutſchen Literatur, Bd. II, S. 156.

nicht mehr fromme, werde Gott ſchon winken." [III, 282.] Und es hatte gefrommt und frommte noch: denn er ſtrebte vorwärts, und ermahnte Andere dazu:

„Tretet nicht immer denſelben Fleck,
So geht doch weiter." [IV, 355.]
„Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg." [IV, 372];

ja er wies ihnen ein Feld an, wo noch was zu thun ſey, und wo man ihn und ſeine Zeit in der unſchuldigen Oppoſition mit den Philiſtern überbieten könne, indem man ſich die Gegner auf einer höhern Stufe ſuche. [Z. Nr. 745.]

Was thun denn aber die Neuern und Neuſten? Statt in die Gegenwart tüchtig einzugreifen, darin zu leben und ſie zu benutzen, ſtreben ſie rückwärts, wecken den alten verſchollenen Minneſingſang wieder auf, zerren die alten Ritterſtreitroſſe wieder hervor, wie ſie unlängſt das ganze mittelaltrige Pfaffenſpiel am hellen lichten Tage aufführten, und wühlen das Kehricht des alten Aberglaubens, der Volksſagen, Mährchen und Geſpenſtergeſchichten wieder auf, um durch den erregten Staub und Dunſt eine künſtliche Dämmerung zu verbreiten, da im Dunkeln gut Munkeln iſt.

Wohl hatte er Recht zu ſagen:

„Amerika, du haſt es beſſer
Als unſer Continent, das alte,
Haſt keine verfallenen Schlöſſer
Und keine Baſalte.
Dich ſtört nicht im Innern
Zu lebendiger Zeit
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!

Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre ſie ein gut Geſchick
Vor Ritter-, Räuber- und Geſpenſtergeſchichten!"
[Z. Nr. 550, S. 341.]

Uebrigens gilt von G's. Beitrag zur Literatur, was nach ſeinem Urtheil von jeder Literatur zu ſagen iſt [XLIX, 34]: „ſie iſt das Fragment der Fragmente. Das Wenigſte deſſen, was geſchah und geſprochen worden, ward geſchrieben; vom Geſchriebnen iſt das wenigſte übrig geblieben."

Sagt er nicht, ſeine Schriften wären nur Bruchſtücke ſeiner (Geiſtes-) Garderobe, Häutungen u. ſ. w.? — Bildliche Ausdrücke, nach ſeiner Art, die man ſich in die abſtracten philoſophiſchen überſetzen mag. — Sie ſind alſo nicht der ganze Goethe!

Demungeachtet iſt in allen mehr enthalten als man darüber ſagen kann, wie denn jedes Object ein Unendliches iſt; da ſein Gehalt ſich mit dem des Betrachtenden multiplicirt.

a. Gegenſtändlichkeit des Denkens.

Mit dieſem Ausdruck hatte **Dr. Heinroth** Goethen auf einmal über ſich ſelbſt aufgeklärt, und, wie er ſagt, ihm das Tüpfelchen auf das i geſetzt. [L. 93 — 99.] Früher zwar hatte ſchon Schiller daſſelbe ausgeſprochen, nur nicht mit dieſem Worte [Nr. 398]; ſpäterhin auch Zelter. [Nr. 504, S. 188.]

Wie G. ſich ſelbſt immer als Nachtwandler [XXVI, 226] vorkam, der nur halbbewußt deſſen was er thut, ſeine gefährlichen Wege geht, die er im wachen Zuſtande nicht unternehmen würde; ſo war er über das, was ſein Verfahren beim Produciren betrifft, im Dunkeln, das Licht aber in ihm, und ſo arbeitete er ſich mit dieſem erſt ins Helle und in das Tageslicht hinaus. [Schill. Nr. 398.]

Er ſelbſt bemerkte bereits von ſich: „Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können.“ [Tagebuch den 26. Febr. 1780.] Und Schiller ſagt ähnlich: „Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen.“ [Schill. Nr. 4, S. 14.]

Es waren die Gegenſtände ſelbſt, an denen er ſich zum Bewußtſeyn kommen mußte, nicht das Wort, die Erzählung, die Beſchreibung. [XXX, 218, 219.] Wie iſt er glücklich, wie dankt er Gott, wenn er etwas ſelbſt geſehen hat, wenn der Gegenſtand nicht mehr ein bloßes Wort, ein leerer Schall nur iſt, wenn auch ein Name kein bloßer Name für ihn bleibt [Schill. Nr. 424; XXIX, 42]; wenn ein Object ſichtlich und handgreiflich vor ihm ſteht und er alle Sinne daran üben, es von allen Seiten umfaſſen und im eigentlichen Wortverſtande begreifen kann!

„Was nur durch die Sinne gefaßt werden kann, deſſen Erzählung erregt im Gemüth eine lebhafte und beinahe ängſtliche Sehnſucht, und je genauer wir von ſolchen Gegenſtänden ſprechen hören, deſto gewaltſamer ſtrebt der Geiſt nach ihnen.“ [G. an Meyer den 30. Oct. 1796.] Daher konnte er früher nicht mehr von Italien ſprechen hören, weil es ihm Pein verurſachte, bis er es geſehen hatte. [XXVII, 153.]

Was er auf die Weiſe gewinnt, das ſtellt er nun auch ebenſo ſinnfällig dar, und jedes Wort iſt dann voll Bedeutſamkeit und Wirkung.

So iſt ſein Wiſſen ein eindringendes Sehen, ein Licht das ſieht und geſehen wird [Schill. Nr. 398], und die Wiſſenſchaft iſt ihm kein von den Gegenſtänden abgeſondertes theoretiſches Gerüſt oder Zimmerung, womit der Bau der Natur verkleidet und für ſie ſelbſt ausgegeben wird, ſondern das jedesmalige Eindringen des Geiſtes in die Gegenſtände, der dieſelben durchglüht und ihre Structur verſichtbart.

Er hatte alſo auch einen esprit primesautier, wie Montaigne [Liv. II. c. 10] von ſich rühmt, der gleich bei der erſten Charge die Sache, das worauf es ankam, weg hatte, wie es ihm z. B. mit den prismatiſchen Farben als Randerſcheinung erging [LIV, 301], mit der Entdeckung der Schädelknochen als metamorphoſirten Wirbelbeinen [L, 97]. mit der Urpflanze [XXVIII, 77. 243; XXIX, 44—49] u. ſ. w., wenn er auch — leider! muß man ſagen — nicht immer Muße fand oder ſich nahm, die Sache zu Papiere und vor das Publikum zu bringen. Unterdeſſen transpirirte wohl ein ſolches Aperçû und Andre kamen ihm zuvor, wie auch Herder in ſeinen Ideen vieles nur ausſpricht, was G. gefunden und ihm mitgetheilt hatte, obſchon er ſich die Miene giebt, als arbeite G. nur wie ein guter Schüler unter Anleitung ſeines Lehrers zu deſſen Zufriedenheit. [S. v. Knebels lit. Nachl. II, S. 268.]

Wie er nun gegenſtändlich iſt in ſeinem wiſſenſchaftlichen Denken, ſo auch in ſeinem poetiſchen Dichten. Weil alles von innen heraus geſchaffen iſt, ſo haben ſeine Perſonen nicht blos das Anſehen von Lebenden, einen Scheinkörper, ſondern wirkliche Epiderm, Muskeln, Sehnen, baſirt auf eine Oſſatur, die den Character beſtimmt, und welcher alles Uebrige angemeſſen iſt. Es ſind keine ſogenannten Ideale, blos phantasmagoriſirte Schemen wie von einer Laterna magica an die Wand geworfen und zu Coloſſen auseinandergereckt; auch keine aus luftgefüllten Blaſen in menſchlicher Gliederform zuſammengeleimte Figuren — wie man dergleichen, Menſchen oder Thiere vorſtellend, aus Goldſchläger- oder

Schafhäutchen fabricirt und als Mongolfieren mit verdünnter Luft angefüllt in den Aether ſteigen und aller Augen in unerreichbare Höhen ſich nachſehnen läßt — nein! ſolide, leibhafte, greif- und faßbare Geſtalten ſind es, die einen Menſchenleib angenommen haben und unter uns herumwandeln, wie vom Himmel herabgeſtiegene Götterweſen.

So die Männer, ſo nicht weniger die Frauen! Seine weiblichen Weſen, ſelbſt die zarteſten, ſind nicht jene der engliſchen Stahlſtiche, mehr als Miniaturgemälde von pergamentenem und elfenbeinernem Teint, jene Luft- und Duftweſen, denen ein auffallendes Roſenblatt den Fuß lähmen, eine Battiſtfalte tiefe Narben drücken würde. Aus der Fülle und Feſtigkeit ſeines eigenen Gemüthes hat er ſie mit ſoviel Stärke und Energie ausgeſtattet, daß die leichte Anmuth und Zierlichkeit ihrer Bewegungen nicht eines kräftigen Halts und Gleichgewichts entbehrt, welches von ſittlicher Beſchaffenheit auch ſittliche Anziehungskraft ausübt. Es ſind keine Amazonen und Heroinen, wie Mrs. Jameſon deſiderirt, und wie ſie unſre Zeit ſchwerlich liefern kann, aber menſchliche, liebenswürdige, wünſchenswerthe.

Wenn er nun die Menſchen ihrer innern Natur gemäß darſtellt, wie ſie ſind, aber ſchön und liebenswürdig, ſelbſt in ihrem Irrthum, ſo daß ſie unter allen Umſtänden noch Menſchen bleiben und ſelbſt der Schelm, der Wicht noch eine Seite zeigt, wodurch er mit den Beſſeren zuſammenhängt, oder wie im Dominoſpiel eine Zahl anbietet, der man eine gleiche anrücken kann; ſo bekundet er dadurch noch eine andre Eigenſchaft ſeines Gemüthes: die Billigkeit, das Geltenlaſſen alles deſſen, was auf Natur und Wahrheit ruht, was ein pſychologiſches Fundament hat, ohne ihm deswegen eine ſittliche Zuläſſigkeit und Geltung einzuräumen: denn auch das Unzulängliche hat ein Recht zu exiſtiren.

Er malt daher keine Tyrannen von der alten Tapete, keine Teufel ſo ſchwarz wie möglich; ſein Alba iſt noch gedenkbar, und ſein Mephiſtopheles könnte ſich für die humane, vermenſchlichende Abconterfeiung immer noch bei ihm bedanken, wie ehemals bei Hans Carvel; welches er bei jenem neuen Maler des guten und böſen Princips nicht eben Urſache genug fände, da dieſer ihm zu der Phyſiognomie Napoleons die ſehr unpaſſenden Fledermausflügel anheftet.

Freilich hat ſich G. bei den Orthodoxen keinen Dank damit verdient, die nur den alten Höllen-Drachen zu ſehen gewohnt, nicht nur einen Unmenſchen, ſondern ein Unthier verlangen.

Aber, wie wollten ſie mit ihrer Vorſtellung des Böſen über ihre eigene und die menſchliche Natur, die nun einmal Begriffe perſonificiren muß, hinauskommen, da ſie in der Darſtellung und Fingirung des Guten nicht über den menſchlichen Typus hinauskönnen, und ihr Gott — wenn es nicht der zornglühende Jehova ſeyn ſoll — nur eben ausſieht wie ein ſanfter Menſch, ſey's Greis, ſey's Jüngling.

„Die Ochſen — ſagt Cicero — würden, wenn ſie ſich Götter einbilden und vorſtellen könnten, dieſen ihre Geſtalt und Ausſehen verleihen.“ Die Menſchen dürfen mit mehrerem Recht ſie alſo in der Geſtalt, über welche hinaus ſie keine ſchönere kennen, d. h. in menſchlicher ſich vorſtellen und kein Vernünftiger kann etwas gegen dieſe Natureinrichtung haben, in die des Menſchen Vorſtellungsweiſe gelegt iſt, und nach der er auch, ohne in Farb und Thon zu bilden, ſich die

Gottheit als Perſon mit gehäuften und erhöhten Attributen ſeiner eigenen Natur zu denken genöthigt, von ihr als einem coloſſalen Menſchen redet, dichtet und philoſophirt. (*)

Wie Goethen das Wort Nichts war als ein hohler, leerer Schall, und er immer gleich der Anſchauung begehrte; wenn er Städte und Länder nicht aus Reiſebeſchreibungen glaubte kennen zu lernen, ſondern durch Selbſtanſicht: ſo erwarb er ſich ſeine wiſſenſchaftlichen und Kunſtkenntniſſe nicht aus Compendien und Theorien, vielmehr durch handanlegende Praxis mit den bezüglichen Gegenſtänden. Botanik, Mineralogie und Geologie wurden in der Natur ſelbſt vorgenommen und erſchaut; Anatomie und Oſteologie auf dem Theater, ſogar auf dem Anger; zeichnende und bildende Kunſt an der Natur, an Modellen, an Antiken; Baukunſt überhaupt durch nachbildendes Studium der Säulenordnung und unmittelbare Betrachtung vorzüglicher Bauwerke, alter wie neuer.

Das Hiſtoriſche einer jeden Wiſſenſchaft und Kunſt, das Gelehrte, das Techniſche mußte freilich aus Büchern genommen werden; mündliche Belehrung von Sachverſtändigen aber war ihm jederzeit willkommner, weil es ihn im Augenblick förderte, und er immer nur annahm, was er ſoeben brauchte und wiſſen wollte.

Selbſt in ſeinem nächſten und eigenen Element, in Sprache und Rhythmik, halfen ihm nicht abſtracte ſchwerfällige Bücher [Schill. Nr. 747], ſondern, mündliche Aus-

---

(*) Selbſt die Juden, die ſich kein äußerlich Bild von Gott machen durften, konnten doch nicht umhin, in ihrer Phantaſie ſich ihn in menſchlicher Geſtalt vorzuſtellen, wie Ezechiel I. V. 26; Daniel VII, V. 9.

ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

Am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müßig ſeyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre dir, manchmahl wünſchte ich, ein Tagelöhner zu ſeyn, um nur des Morgens beym Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemahl iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte dir ſchreiben und dem Miniſter, um die Stelle bey der Geſandtſchaft anzuhalten, die, wie du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich legung, Beiſpielgabe und unmittelbar verſuchte Praxis. [XXX, 273.]

Und ſo ward er in wenigen Tagen, ja Stunden durch Humboldt, Voß, Vater und Sohn, auch wohl von dem Verfaſſer, mehr gefördert, als durch einſames Studium von abſtracten Regeln, trocknen Schematismen, ohne treffende Belege.

Auch in der Sprache, die er nicht nach bewußten Regeln, ſondern mehr aus Nachgebrauch, Inſtinct, Takt und Geſchmack handhabte, half ihm gelegentliche Unterhaltung mit dem Verfaſſer über Anſtöße, Dunkelheiten und Zweifel mehr hinaus, als wenn er, wie Wieland, ſeinen Adlung auf dem Tiſch zur Hand habend, nur darauf gedacht hätte, es dieſem recht zu machen, um alle übrigen Erforderniſſe ſeiner Diction unbekümmert. Dieſe Bemerkung dürfte ihn vielleicht bei unſern ſprachgelehrten Dichtern wie Proſaiſten einigermaßen discreditiren; woran aber nichts gelegen iſt, da ſie mit aller ihrer Grammatik und Lexicoſophie nicht ſeine naive Genialität erreichen. Haben doch Homer, Pindar, Aeſchylus, Sophocles auch ante inventam grammaticam gedichtet und geſchrieben; und dieß möchte wohl auch bei Dante, Shakspeare und andern großen Schriftſtellern der Fall ſeyn. Ja es bildet ſich eine jede Sprache, ohne Rückſicht auf ihre frühere Grammatik, nach Bedürfniß, Laune, Mode, Nachahmung anderer Sprachen, ſowohl in ihrem etymologiſchen als ſyntactiſchen Theile, von Jahrzehend zu Jahrzehend weiter, ohne daß eine Zeit die andere tadeln oder zur Rechenſchaft ziehen dürfte.

So gegenſtändlich alſo in ſeinem Denken verfährt G. auch als Dichter. Er denkt nicht in und mit Worten, ſondern *mit* den Gegenſtänden, *mit* den ſinnlichen Objecten ſelber drückt er geiſtige Verſtandes- und Reflexionsverhältniſſe aus. Wie der Maler gleich mit Formen und Farben, der Muſiker mit Tönen und Rhythmen ſein Gedachtes und Empfundenes für Aug und Ohr und dadurch für den innern Sinn hinſtellt, dem Verſtand es überlaſſend, ſich's in ſeine Wort- und Begriffsſprache zu überſetzen, um mit ſich und Andern darüber reden und verhandeln zu können — wobei aber freilich alles *Individuelle* und *Beſondere*, was doch eigentlich das ſeyn ſoll was ſie auszudrücken und darzuſtellen ſich bemühen, verloren geht —: ſo iſt auch in G's. Dichtungen Trope, Gleichniß, Parabel, Symbol, Allegorie, Mythus das nahrhaft-genießbare Fleiſch das die Oſſatur des Begriffs, das ſaftig-reife Parenchym das den trockenen Fruchtkern des Gedankens bekleidet, ihm den ſinnlichen Reiz und den geiſtigen Wohlſchmack verleiht; es iſt das Medium, wodurch nicht des Dichters Perſon, ſondern die Welt ſelbſt mit uns redet, was ſag' ich redet? — das ja ſucceſſiv und analytiſch geſchähe — nein, ſimultan und ſynthetiſch mit der ganzen Sphäre ihrer Wirkſamkeit auf uns eindringt, Sinne und Geiſt zugleich umfängt und erſättigt.

Und dieſe den eigentlichen Dichter conſtituirende Eigenſchaft verſtehen unſere Philoſophen ſo wenig zu erkennen, zu ſchätzen und zu genießen, daß ſie nur froſtige Allegorien in G's. durchdachteſtem Werke ſehen, während ſie ſelbſt nicht allein froſtig, ſondern auch trocken und austrocknend, nur mit klapperdürren Begriffen umzuſpringen und ſich damit — gleich den Lemuren in G's. Todtentanz — eine vertracte *Motion* zu machen wiſſen.

Dieſe Art von Philoſophie hat uns weder Staat noch Haus gegründet und erhalten; weder Leben noch Sitte geſchaffen und veredelt; weder Kunſt noch Wiſſenſchaft zugeführt und gefördert: ſondern hinter allem bereits Fertigen dreinhinkend, giebt ſie mit altkluger Miene ihr weiſes **Parere**, als verſtände ſie nicht nur Alles beſſer, ſondern könnte es auch beſſer machen.

b. Benutzung zufälliger Ereigniſſe.

Daß G. zufällige Ereigniſſe des Tags, Stimmungen und was ſich uns Angenehmes und Unangenehmes aufdringen mag, benutzte und ſie in ſeinen Dichtungen anbrachte, wie er ſelbſt geſteht [Schill. Nr. 170; u. XLVIII, 49 ff.], ſcheint man zu mißbilligen oder doch nicht zu loben, wenigſtens nicht was die Anſpielung auf Byron als Euphorion betrifft.

Vermuthlich weil der Fall zu neu, zu friſch, zu ſehr an der nächſten Wirklichkeit liege. Als könnte ein gegenwärtig Wirkliches nicht eben ſo gut ſymboliſch benutzt werden, wie die einmal hergebrachten Traditionen.

Iſt ja doch alle Symbolik nur Verbrauch des Wirklichen in einem höhern Sinne, in einer allgemeinen Bedeutung.

„Alle poetiſchen Perſonen ſind ſymboliſche Weſen und haben als poetiſche Geſtalten immer das Allgemeine der Menſchheit darzuſtellen und auszuſprechen.“ [Schill. Nr. 488, S. 274.] Sonſt könnte in den Abenteuern des Ulyſſes Niemand ein Symbol ſeiner eignen Fährlichkeiten und Fahrniſſe erblicken.

Napoleon auf dem Felſen von Helena iſt bereits oder wird nächſtens ein Symbol der Weltbegebenheiten, das den

Prometheus auf ſeinem Caucaſus wo nicht ausſticht, doch erſetzen kann.

Ohne zu erwähnen, daß die Dichter des Alterthums ähnliche Beziehung aus und auf die Gegenwart genommen haben und wohl nehmen mußten, vermöge des Verfahrens aller poetiſchen und künſtleriſchen Phantaſie, die eigentlich nichts Neues, Unerhörtes ſchafft, ſondern aus den Atomen des bereits Exiſtirenden neue Bildungen componirt; und daß im Aeſchylus, im Sophocles, im Euripides und andern dergleichen vorkommen; daß auch neuere Dichter, Dante z. B. in ſeiner divina Comedia, Vorfälle — [Z. Nr. 512, S. 219] wie Perſonen ſeiner Zeit einwebt: ſo iſt hauptſächlich zu bedenken, daß ſolche Zeitanſpielungen mit der Zeit ganz in die Idealität des Gedichtes verwachſen, dergeſtalt, daß kaum für den Geſchichtskenner, geſchweige für den Laien, eine Disparate erkennbar wird, und Alles wie aus einem Guſſe und Fluſſe erſcheint.

Wer vermöchte in G's. Dichtungen, ja in ſeinen Werken überhaupt, alle die Gedanken Anderer nachzuweiſen die er ſich angeeignet, die Anläſſe zu neuen Ideenverbindungen die er aus Schriften und Lebensvorfällen Anderer entnommen, und die gleichwohl in ſeine Werke integriren; oder wie er ſich in ſeiner paraboliſchen Weiſe ſcherzend ausdrückt: „alle Faſanen, Capaunen u. ſ. w., womit er ſein Bäuchelchen gemäſtet?" [XLVII, 77.]

Und was ſollte er auch für einen Unterſchied in der Harmonie der Dichtung oder des Gedichtes machen, ob der Poet Andern unbekannte und nur ihm bewußte Beziehungen auf ein Wirkliches in ſeine Darſtellung aufnimmt — welches bei keinem wahrhaften Dichter ausbleiben kann, und bei

G. mehrmals vorkommt: man denke an Lerſe im Götz, an Jeruſalem im Werther, an Merk im Fauſt, an den Architecten in den Wahlverwandtſchaften u. ſ. w. — oder ſolche, die auch Andere als bekannt entdecken? Sind es nicht allgemein menſchliche Erlebniſſe, wohnt nicht ihnen nicht nur die Möglichkeit, ſondern auch die Wirklichkeit ein? Iſt das Menſchliche von heut und geſtern nicht äquat dem vor hundert ja vor tauſend Jahren? und können vorzeitliche Dinge anders als mit dem Colorit, mit dem Genie der Gegenwart geſchildert werden? Shakspeare malt keine Römer, ſondern Engländer, Goethe keine Griechen und Italiäner, ſondern Deutſche; beide Dichter am Ende nur ſich.

Wie wir dem Maler, dem Bildhauer nachgeben, daß er Portraitähnlichkeit in ſeinen Bildern anbringt, warum nicht auch dem Dichter? Sind doch ſchon deſſen Bilder, Gleichniſſe, Schilderungen von Localitäten, Naturſcenen, Characteren und Geſtalten alle aus der Erfahrung, eigener oder fremder, entnommen — daher die realen Engländer auch darauf reiſen, ſie zu entdecken — und gewiſſermaßen Reminiſcenzen, wenn auch nicht jedes Mal ein vorſchwebendes Urbild nachzuweiſen, noch dem Dichter ſelbſt mehr bewußt iſt. Wenn wir dem Dichter zugeben, daß er ſein Leben, ſein Erlebtes in Bauſch und Bogen in ſeine Productionen aufnehmen mag, was formaliſiren wir uns beim Detail?

Dergleichen Anklänge liefert die Einbildungskraft von ſelbſt und man kann ſich ihrer nicht erwehren. Warum haben z. B. alle Madonnen des Leonardo da Vinci denſelben eigenen ſozuſagen Familienzug um den Mund, dieſe Wangengrübchen, als — weil zuerſt in der concreteſten Wirklichkeit dieſer Zug den Maler feſſelte, oder beſſer ſo paralyſirte — wie das Sonnenbild die Retina im Auge zu wiederholter Nachbildung ſeiner in abklingenden Farben determinirt, — daß er ihm immer vorſchwebte und von ſelbſt in Blick und Hand überging.

Ich könnte in G's. Poeſien und ſeinen Romanen an mehreren Characteren dieſe Züge aus der Wirklichkeit, die auch mir bewußt waren, nachweiſen; aber wozu? und was wäre damit gewonnen? Daß unter den Geſichtern, die ein Maler malt, eins auch eine Naſe, wie der und der, ein Auge wie die und die u. ſ. w. hat, das verſieht ſich, wie daß die Natur ſich ſelber nachahmt, und da und dort wiederholt.

Nein, was ich ſagen wollte iſt dieß:

Wie jeder Maler darauf rechnet, die Zeit werde in ſeinem Bilde mitmalen, das Eine dämpfen, ein Anderes hervorheben, kurz ihm diejenige Harmonie, den übereinſtimmenden Ton geben, die jedesmal das ältere Urbild vor der friſchen Copie voraus hat; ſo rechnete auch G. darauf, wenn er es auch nirgends ſagt, indem er etwas fürs Künftige erbaute, daß die Zeit dem Ganzen jenes Atramentum des Zeuxis,(*) dieſen übereinſtimmenden magiſchen Ton geben werde, den er ihm ſelbſt noch nicht geben konnte, und der ein Vorrecht der Zeit bleibt, das ſie an allen Kunſtwerken auch an den poetiſchen, von Homer an bis auf Shakspeare, ausgeübt hat. [Schill. Nr. 425.]

Wie der Dichter für ſeine Darſtellung einen grauen phantasmagoriſchen Grund verlangt, nicht aber einen vom hellen Tageslicht beleuchteten, um die Bilder ſeiner Laterna

---

(*) S. G's. Farbenlehre, erſte Ausgabe Bd. II, S. 87. 88.

magica darauf verſichtbaren zu können, ſo muß er auch wünſchen, daß der Effect ein gleichartiger harmoniſcher ſey und Wirklichkeit und Dichtung ſich nicht ſondern und auseinandergeben, vielmehr völlig in einander verfließen.

Außerdem entſtünde etwas dem ähnliches, wie wenn man aus gemalten Portraitbildern die Köpfe ausſchneidet, und ſie durch eingeſchobene wirkliche vertreten läßt.

Dieſe lächerliche Operation begehen im vollen Ernſte und mit dem Anſchein gründlichen Verfahrens alle diejenigen, welche den Quellen des Dichters nachſpürend, die hiſtoriſchen Data herausſuchen und ſie nun mit der Dichtung zuſammenhaltend, das Gemalte und das Lebendige von einander ſcheiden, und durch dieſe kindiſch=neugierig=täppiſche Analyſe dem Dichter ſeine kunſtvolle Syntheſe zerbrechen, ſich und andern den ganzen Spaß verderben und „was er kunſtreich ins Enge gebracht, wieder ins Allgemeine zerklauben.“ [XLVII, 254.]

Eine Maskerade verliert auf einmal allen poetiſchen Reiz und Bedeutung, und gleicht einer Narrenverſammlung im Tollhauſe, wenn die Masken abgenommen (*) und jeder nun mit ſeinem proſaiſchen Geſicht eine Rolle zu ſpielen gedenkt, die er im wirklichen Leben ſchwerlich übernehmen oder durchführen möchte und könnte. Statt eines lebendigen orbis pictus, worin durch die Kunſt das Concrete ins Allgemeine geſpielt wird, das Reale ins Ideale, wird es nur ein Trachtenſaal, wo die verſchiedenen Moden an lebendigen Puppen und Gliedermännern zur Schau geſtellt, eher

---

(*) „Als wenn ich auf den Maskenball käme,
Und gleich die Larve vom Angeſicht nähme.“ (Bd. II. 264.)

dem Maler die nöthigen Mannequins darbieten, denn ideale Vorbilder.

Wer in Schiller's Taucher nichts anderes erblickt als die Geſchichte von Nicola Peſce, wie Herder, [Schill. Nr. 345, 348] ſtatt einer ins ideale Reich einer ſchönen Möglichkeit erhobenen Scene, mit all den Motiven, welche ein deutſches Gemüth zu rühren fähig ſind, einem ritterlichen Königshofe, einer reizenden Prinzeſſin, einem feinen Edelknaben und ihrer heimlichen Liebe zu einander — wie denn des Deutſchen Liebe gern eine aufſteigende iſt,(*) ſein Herz alſo ariſtocratiſcher geſinnt als ſein Kopf, indem er ſich in höher geſtellte Perſonen, in adelige Fräulein, wenn's möglich in Prinzeſſinnen verliebt und dieß, beiläufig zu ſagen, ein Hauptreiz des Taſſo für die Jugend iſt und bleibt, — wer alſo nicht im Stande iſt die aus bekannten oder unbekannten Elementen Neues und Anderes ſchaffende Kraft des Dichters zu erkennen, zu benutzen und zu lieben, der möge immerhin jenem literariſchen Vergnügen, dem Fundus eines Mährchens nachzugraben, für ſich im Stillen nachhangen, Andern aber nicht die Früchte des Baumes dadurch denken zu verkümmern, daß er deſſen unſcheinbare Wurzel aufweiſt. Es iſt begreiflich, daß G. es nicht liebte, wenn man nachforſchte, wo er den Stoff ſeiner Gedichte hergenommen habe; einmal ſchon weil es einen desobligeanten Mangel an Intereſſe für den Dichter und ſein Werk verräth, und eine kindiſch-alberne Neugier nach etwas ganz Unweſentlichem beurkundet: denn was liegt überhaupt am Stoff? [XLIX,

---

(*) „Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!“ [Eugenie IX, 251.]

70.] auf die Zuthaten [Gehalt] aus dem eigenen Buſen [I, 133] und die Behandlung [Form] kommt alles an [XXV, 104], „die aber den Meiſten ein Geheimniß iſt, indem ſie nicht über das Sylbenmaaß hinauskommen.“ Sonne, Mond und Sterne ſind allen Menſchen offen daſtehende Stoffe, und doch weiß nur der Dichter etwas Neues, Ungeahndetes daraus zu erſinnen. [XLIX, 70.] Wie würde **Böttiger**, der nicht begreifen konnte, daß aus der Fabel von den Kranichen des Ibycus ſich ſo etwas machen ließe, wie Schiller daraus gemacht habe [Schill. Nr. 361], allererſt verwundert geweſen ſeyn, wenn er an einer Gönnertafel z. B. von dem Leckergericht jenes berühmten Kochs genießend hinterher erfahren hätte, das ungemein Wohlſchmeckende ſey nichts mehr und nichts weniger als ein Paar wunderſam appretirte Leder-Handſchuh geweſen.

Goethe hat dieſe verkehrte Neigung (gout pervers) des Deutſchen, ſich nicht mit dem zu begnügen was der Dichter bereits angerichtet ihm vorſetzt, ſondern ſich auch noch in Küche und Speiſekammer umzuſehen, wo und woher die Gerichte bereitet und genommen worden, in einer höchſt anmuthigen Parabel [XLVII, S. 76] zu Nutz und Frommen dem der ſich darnach richten kann zu Gemüthe geführt, die Neureuther in ſeiner Geiſt- und Gemüthvollen Arabeskenweiſe durch eine colorirte Zeichnung vor Augen ſtellt. [Z. Nr. 791, S. 194 f.]

Allerdings benutzte G. gelegentlich Ereigniſſe, wenn und wie ſie ihm zu Paſſe kamen; ja er wartete öfters, wie ein römiſcher Augur auf Vogelflug und Omen, daß ſich etwas ereignen, ihm aufgehen, in's Haus kommen werde, welches zum Abſchluß ſeiner Arbeit dienen könne, und hatte ſeine Tage wo er auf's Erfinden ausging. Meiſtens glückte es ihm, und wenn einigen ſeiner Arbeiten der gehörige Schluß zu fehlen ſcheint, ſo iſt es deßwegen weil ihm im Augenblick, wo er endigen mußte und ſollte, das noch abging, was ihm das völlig Rechte geweſen wäre.

So wartete er lange Zeit auf das Ende des **Paria** [Z. Nr. 281], ſo auf den Schluß der Ballade vom **Grafen**, der jedoch noch früher ankam [ebend.]; und in dem **Vorſpiel** „was wir bringen" gedachte er noch ein letztes Motiv auszuarbeiten [Schill. Nr. 840], konnte aber auch nicht damit fertig werden aus Mangel an Muße und Sammlung, und ſo ſchloß er es ab ſo gut es gehen wollte, das Beſſere ſich vorbehaltend auf beſſere Zeit, die aber auch nicht kommen konnte, bei ſeinem zerſtreuten Leben und in Verhältniſſen, „die ſeine Exiſtenz machten und zugleich raubten". Noch ſchlimmer erging es der **Fortſetzung** jenes Vorſpiels, die ihr eigentliches Thema verläßt, ja gänzlich aufgiebt, obſchon ein bedeutender Theil nach ſeiner Angabe von mir ausgearbeitet war, aus Furcht in eine Parodie ſeines **Epimenides**, an dem er gleichzeitig arbeitete, zu gerathen oder doch den Gedanken daran zu erwecken.

Er nannte eine ſolche Nöthigung von außen ein Compelle [Schill. Nr. 165, S. 46; coll. 167, S. 49; Nr. 536, S. 379; W. Bd. XXVII, 84, 85] und wünſchte ſich manchmal auf eine Beſtung z. B. die **Wartburg** [Schill. Nr. 480; Z. Nr. 666], um die angefangenen Sachen zu vollenden.

Dieß alles iſt begreiflich, da die Poeſie in ihm als **Inſtinkt** wirkte, nicht als **Calcül**, und folglich Stimmung, äußre Muße und gelegener Fund zuſammenkommen mußten, glaube es ſelbſt.' Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend einem Geſchäfte widmen; und eine Stunde iſt mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das ſeiner Freyheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich ſoll — Und, mein Lieber! iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. Auguſt.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beym Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemahl gebethen hatte. Es waren zwey Büchelchen in Duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, eine Ausgabe, nach der um dem Naturproduct ſeines Geiſtes zu Entſtehung, Fortwuchs und Reife zu verhelfen.

Mögen andre die Poeſie commandirende Dichter ihn darum gering anſehen, daß er ſein Ei ſelbſt ausbrüten mußte und nicht auf ägyptiſche Weiſe durch Ofenwärme zeitigen konnte; es hat mit ſeinen Gedichten dieſelbe Bewandniß wie mit den natürlichen und künſtlichen Mineralwaſſern. Die Beſtandtheile mögen in beiden dieſelben ſeyn, nur fehlt letztern die lebendige Encheireſis. Die Natur nimmt ſich zu ihren Productionen Zeit und Stille, und wie ſie Weltkörper nach und nach bildet, und ihre Berge nicht eben wie aus der Piſtole geſchoſſen auf einmal hinſtellt; ſo hat es auch bei G. mitunter viel Zeit gebraucht, ehe ein Werk zu der Geſtalt gelangte, in der es zuletzt erſcheint und einſtweilen als fertig angeſprochen wird.

Um ſich zu tröſten muß man denken, daß er des Schönen noch vielmehr in Petto hatte, das jedoch auch, wenn es zum Vorſchein gekommen wäre, kein ander Schickſal gehabt haben würde als ſein gegenwärtig Beſtes. Die Menſchen ſind nie zufrieden mit dem Vorhandenen, ſie wollen immer was anderes, das doch im Grunde wieder daſſelbe ſeyn ſoll: „dieſelbe Couleur in einer andern Farbe!“

Hier gilt ſein Wort, das er einſt zu mir ſagte: „wenn das Publicum ein gutes Stück zwanzigmal ſehen wollte; ſo brauchte der Autor nicht zwanzig neue zu ſchreiben, um ſich in den zwanzigen zu wiederholen.“

e. Benutzung Anderer.

Wenn G. Andre benutzt hat, — wie man ihm vorwirft — hat er daran mehr gethan oder etwas anderes als die, welche ihr Wiſſen aus Büchern oder mündlichen Vorträgen ſchöpfen, alſo Anderer Kenntniſſe ſich aneignen? Ob dies durch perſönlichen Umgang geſchah oder durch Lectüre, iſt für den Zweck und die Folge ganz einerlei. Ihm diente das Fremde meiſt nur zur Anregung, denn er mußte es erſt mit dem Eigenen verarbeiten, um es für ſich und Andere nützlich zu machen; oder wie er ſich ausdrückt: „Fremdes konnte ich wohl in meinen Nutzen verwenden aber nicht aufnehmen" [XXX, 199]: denn „Alles was ihn blos belehrte, ohne ſeine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben, war ihm verhaßt" [Schill. Nr. 540]; ſo wie er auch „nicht geſchulmeiſtert ſeyn wollte, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen und durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt." [XXVI, 286.]

Was findet man dagegen bei ſo vielen andern Gelehrten? Fremdes Wiſſen, Wiſſen von fremdem Wiſſen, Notizen, aus denen nie wieder was anders wird, als wenn man ſie in eigne Productionen zu verwenden und in Leben und Kunſt einzuführen weiß. [Z. Nr. 619, S. 128.]

Was giebt ein Hiſtoriker? Fremde Facta, in ſeinem critiſchen Spiritus theils aufgelöſt, wie in Scheidewaſſer, theils conſervirt und eingemacht, und mit individuellem Beigeſchmack, d. h. einer ſogenannten Idee, inficirt.

In ihren hiſtoriſchen Gemälden iſt der Horizont meiſt zu hoch oder zu tief angenommen, und das Ganze mit dem was ſie Idee nennen, wie mit einem Tone laſirt, welcher nicht der wahre Naturton iſt. Auch iſt es nur eine Perſpective aus individuellem Geſichtspunkt. Man geht nicht unter den Gegenſtänden herum, wie bei einem Thucydides: denn ohne eine machiavelliſtiſche Anſicht möchte ſich kaum mit der Weltgeſchichte abzugeben ſeyn. [Z. Nr. 577.](*)

Und wen hat G. benutzt, ohne daß es gegenſeitig war? Er hat Schillern eben ſoviel, ja wohl mehr genutzt, als dieſer ihm.

Er hat Meyern und ſeine vielſeitige Kunſtdetailkenntniß benutzt, aber er hat ihm zuerſt die Möglichkeit verſchafft, ſich nutzbar zu machen; er hat deſſen kunſtbetrachtenden Aufſätzen Geſchick und Form gegeben, ohne welche ſie der Welt wenig gefallen würden.

Er hat mich bei ſeinen literariſchen Arbeiten zur Hand gehabt, aber auf eine ehrenvolle Art: er hat meine Bildung befördert, er hat mir Ideen gegeben, meine geiſtige Exiſtenz erhöht, und mir in der Erinnerung an ihn einen Schatz von Empfindungen, Gefühlen und Gedanken zurückgelaſſen, der bis an das Ende meines Lebens auszureichen und es zu erweitern verſpricht. **Quanto minus est cum reliquis versari quam Tui meminisse**, kann auch ich ſagen: denn ihn ſo gekannt zu haben, wie ich es mir geſtehen darf, iſt allein ſchon ein Glück, und umſomehr ein reines, weil ich es als An- und Eingebinde des Geſchicks — als „eine dämoniſche Intervention“, nicht ganz unähnlich der, welche G'n. vom Gipfel des Gotthart nach Weimar verſetzte — keineswegs als Verdienſt und Würdigkeit anzuſehen und alſo mit Dank anzuerkennen habe.

(*) Ueberhaupt gilt von der Geſchichte was Moſes von Gott ſagt: Man könne ihn nur im Rücken, wenn er vorüber iſt, ſehen, aber ſein Angeſicht (d. h. wo er hinaus will) könne man nicht ſehen; alſo auch nicht ihr Herankommen, ſie läßt uns nur das Nachſehen; II. Moſis c. 33.

G'n. haben ſeine Kenntniſſe etwas gekoſtet, nicht blos an Geld, ſondern an Leben; und von ſeinen Dichtungen kann man doppelt ſagen: ſie ſeyen koſtbar; denn ſie ſind der Extract, die Quinteſſenz eines ganzen Lebens, das Niemand umſonſt hat.

Hätte G. nicht das Bedürfniß gehabt ſich durch Anſchauung zu unterrichten, ſondern nach zeitheriger deutſcher Weiſe ſich durch Büchertradition mit unfruchtbarer todter Gelehrſamkeit vollzupfropfen und ſo den Antiquarius und Nomenclator der Wiſſenſchaften als gelehrter Ubique zu ſpielen: er würde viel Geld, viel Zeit, viel Mühe, viel Strapatzen ſich haben erſparen können. Mit dem Gelde das ihm die italiäniſche Reiſe koſtete, konnte er die Reiſebeſchreibungen und antiquariſchen Kupferwerke jenes Landes ſich anſchaffen; für die mitgebrachten Kunſtſachen in natura ſich mit Abbildungen begnügen. Seine Münz- und Medaillenluſt konnte er aus Kupfern befriedigen, um ohne Anſchauen der Sachen wie der Blinde über die Farben zu urtheilen; ohne die phyſikaliſchen und chromatiſchen Apparate hätte er unverketzert in das Credo der Newtonianer miteinſtimmen können oder es mit Andern dahingeſtellt ſeyn laſſen, er hätte — doch was hätte er nicht alles können und ſollen, wenn es darum zu thun war den Gelehrten zu ſpielen und Mitglied einer Zunft zu heiſſen, was er ſein Lebtag deprecirte [III, 255; IV, 378; Z. Nr. 845]; worin häufig mehr in Menſchenhaut eingebundene Buchweisheit, als lebendiges, geiſtvolles, nutzbares Wiſſen in anziehender Perſönlichkeit angetroffen wird; wo algebraiſche Bann- und Zauberformeln die Natur in's Enge zu treiben lehren, aber den Geiſt der Natur zu citiren nicht im Stande ſind

Wenn nun aber — da unſer Wiſſen Stückwerk iſt — ein Autodidact bei demjenigen was er glaubt entdeckt zu haben oder wirklich hat, zu erfahren wünſcht, wie Leute vom Metier darüber denken, inwiefern es ſich an Bekanntes, Angenommenes, Vermuthetes anſchließt, eingreift, es beſtätigt oder nicht, und dieſerwegen mit ihnen converſirt, durch verſtändige Fragen auch verſtändige Antworten herauslockt, zu weiterm Nachdenken durch geſchickte Einwendungen veranlaßt und fremde Reſultate mit den ſeinigen combinirt — nennt man das Citronenausquetſchen oder den Leuten die Weisheit aus der Naſe ziehen?

Verdient derjenige, der aus freundſchaftlicher Gefälligkeit, die nicht unerwiedert bleibt, Goethen gewiſſe Notizen und ſonſtige Subſidien zuweiſt oder verſchafft, dieſerwegen ein Procyon, ein Spürhund zu heißen? Dann hat der Ubique eine ganze und größere Meute von Apportirern an ſeinen Rapportirern und Correſpondenten gehabt, als der wilde Jäger und ſein wüthendes Heer.

Müſſen es denn nur Bücher, nur geſchriebene oder gedruckte Lehrer ſeyn, die man ungetadelt, ja allererſt mit rechter Belobung ſolcher Salmaſiſchen Beleſenheit benutzen darf; ſoll die Belehrung durch Geſpräch und Unterredung unerlaubt, ja als ein geheimes Plagium verdächtigt und verpönt werden?

Iſt der Austauſch von Ideen nicht wechſelſeitig, und hat jener Bemerker nicht ſelbſt die ſchönſten Aperçûs und Reſultate aus G's. Geſprächen und Unterhaltungen angemerkt, mithin ihn auch als ſaftige Citrone behandelt, um ſeine trocknen gelehrten Ragouts damit zu aſſaiſſoniren und ſchmackhaft zu machen?

Wer ſeine Weisheit aus Büchern ſchöpft, benutzt der nicht auch Andere, und noch dazu ohne Dank und Erwähnung? Goethe nennt alle Perſonen mit Namen durch die er in Leben und Wiſſen gefördert worden, und verläugnet nicht eine literariſche Beihülfe, deren er nicht mehr und nicht weniger als andere eigentliche Gelehrte bedürftig war.

Die Moralität hat in Deutſchland keinen Richterſtuhl, an den man ſich wenden könnte, wenn in Schriften den Urheber ſelbſt ſchändende Verläumdungen, ehrenrührige falſche Urtheile über ausgezeichnete, verdienſtvolle Männer ausgeſprochen erſcheinen, wenn ihren reinſten Bemühungen eigennützige ſelbſtiſche Abſichten nicht etwa nur muthmaßlich zugetraut, ſondern als eine ausgemachte Sache mit einer Dreiſtigkeit Schuld gegeben werden, die im geſellſchaftlichen Leben nicht ohne Forderung auf Genugthuung bleiben würde.

Dergleichen aber lieſt und hört nicht nur das große Publikum, auch wohl ein Beſſerer, mit offener Gleichgültigkeit, wenn nicht gar mit geheimer Schadenfreude, ohne ſich ehrenhalber wenigſtens darüber zu regen, ohne einen beſcheidenen Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Sache laut werden zu laſſen, vielweniger einen moraliſchen Unwillen zu zeigen, der — ſelbſt im Falle des Wahrſeyns — eine ſolche Blöße gern mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe bedeckt ſehen möchte. Und doch iſt Religion und Moral das *ἄνω καὶ κάτω* unſerer Zeit.

Oder denkt ſie vielleicht darin dem lieben Gott nachzuahmen und wie dieſer ſeine Sonne über Gerechte und Ungerechte aufgehen läßt, auch die Sonne ihrer Gunſt dem Unverdienſt wie dem Verdienſt, dem Nichtigen wie dem Tüchtigen unparteiiſch zu gewähren? Faſt ſcheint es ſo: denn in

Deutſchland ſteht gut und ſchlecht einander diagonal gegenüber, und ſteht eben da, wie G. einem Beſucher(*) augenſcheinlich zu machen wußte.

d. Nachahmer.

Ungeachtet man Goethen nicht eben für ſehr Original halten will, ſo hat er doch merkwürdiger Weiſe in allem was er producirte eine Menge Nachahmer gefunden, ſodaß er wenigſtens in Beziehung auf dieſe für Original wird gelten dürfen.

Kaum iſt ſein Werther erſchienen, ſo kommt ſchon ein Siegwart zum Vorſchein, der gleichfalls eine Suite ähnlicher Geſchichten nach ſich zieht, indeſſen die eigentlichen Wertheriaden bei andern Nationen erſt ſpäter, und zwar unlängſt noch, von Frauen wie von Männern nachgeſpielt werden.

Kaum iſt der Götz aufgetreten, ſo reitet eine Rotte von Ritterſchauſpielen in die Theaterſchranken, die nun eine förmliche Stechbahn bilden, auf der ein Ritterſtück das andere aus dem Sattel hebt. Die zu Fuß nachmarſchirenden Ritterromane bilden ein ganzes Armeecorps der deutſchen Literatur, das zwar von der Zeit und mit der Zeit völlig aufgerieben, jedoch durch eine moderne Nobelgarde von Novellen gleich den Perſiſchen Unſterblichen erſetzt worden.

Der **Wilhelm Meiſter** bringt ſogleich eine Reihe von Künſtlerromanen aller Art an die Tagesordnung.

(*) S. Goethe und Einer ſeiner Bewunderer von L. M. Fouqué. S. 13.

Die Wahlverwandſchaften, ſo apprehenſiv man ſie anſieht, erzeugen dennoch eine Menge Entſagungsromane. Der Taſſo findet Fortſetzer und Reproducenten; noch mehr aber der Fauſt, der von allerlei Fäuſten trätirt, man darf wohl ſagen malträtirt, wenigſtens als Thema zum Teufel gegangen iſt.

Die Xenien, ſo die berüchtigten wie die zahmen, werden als ein neugewonnenes leichtes Dichtergewürz faſt von einem Jeden, zumal für den Hausbedarf, in eigenen Glasbeeten wie Radieschen gezogen und als Appetit reizend und Verdauung befördernd vor oder nach dem Hauptgericht ſervirt.

So geht die Nachahmung bis auf das kleinſte Gedicht. Zu einem Jeden wird wo nicht ein Gegenſtückchen erfunden, doch Etwas nachgeformt, das an jenes erinnern aber zugleich es übertreffen ſoll.

Nun aber der Styl wird im Ganzen copirt, beſonders jedoch gewiſſe Uebergänge und Wendungen nachbeliebt; auch einzelne Worte und Ausdrücke werden, nachdem man ſie eine Zeit lang verſpottet, zuletzt ganz dreiſt und als wäre es nicht geweſen, in allgemeinen Cours geſetzt. (*) Da hört und lieſt man denn überall ein „Vorwort, Nachwort, Zwiſchenwort, Schlußwort;“ da giebt es, ſtatt Beiträge und Materialien, nur lauter „Zur“ und „Zum;“

(*) „Haſt du einmal das Rechte gethan
Und ſieht ein Feind nur Scheles daran,
So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.“ [II. 248.]
Kommt auch in der Politik vor. Vergl. G's. W. Bd. XLVII. S. 226.

keine Biographie ſondern auch ein: „aus meinem Leben" und „Wahrheit ohne Dichtung" wohl auch Dichtung ohne Wahrheit u. ſ. w.; da wird Einer „eingeleitet," man denkt es müſſe eingeläutet heißen, weil man ſoviel Weſens von ihm macht — und was der offenbaren Nachäffung einer beſondern Individualität mehr iſt, die nicht Jedem ſo zu Geſichte ſteht wie dem Eigner. Und indem man es abläugnet Goethe's Schreibart zum Muſter und Vorlegeblatt genommen zu haben, thut man ſich doch auf den Schein der Gleichförmigkeit, die ſogar zu Verwechslungen Anlaß gebe, innerlich nicht Wenig zu Gute, obſchon mit der Miene, als hätte man Urſache dergleichen ernſtlich zu depreciren. Ja, die Anhänger und Bewunderer einer ſolchen Virtuoſität im Copiren gehen noch weiter, indem ſie eine gewiſſe Geiſtesaffinität mit Goethe aus einem ähnlichen Lebens- und Bildungsgang herauszuräſonniren verſuchen, um wo nicht eine völlige und förmliche Identität, doch eine genugthuende Stellvertreterſchaft zu conſtatiren; wie man für Schiller auch bald einen poetiſchen Erſatzmann in einem Schreiber zu finden wußte. Indeſſen kann ſich, wer G. beſſer kennt, zum Troſte ſagen:

„Wenn ſie aus ſeinem Korbe naſchen,
Behält Er noch etwas in den Taſchen." [IV, 343.]

Dieſes Peculium G's., wenn ſie's auch nicht loben noch lieben,(*) müſſen ſie ihm ſchon laſſen; und nicht umſonſt hatte er ſich in ſein Memorandum den alten Stammbuchs-Vers notirt:

(*) „Jeder hat etwas in ſeiner Natur, das wenn er es öffentlich ausſpräche, Misfallen erregen müßte." [XLIX, 44.]

„Alle Vögel die mich haſſen
Müſſen mich doch ſitzen laſſen.“

entweder als Fundus oder als Parallel=Gedanke einer eigenen derartigen Maxime.

Aus der Literaturgeſchichte werden ſie ihn doch ſobald nicht los [A. in Q. II, II, 657]; den Dichter können ſie ihm nicht nehmen;(*) es dürfte ſobald keiner, wie nun die Sachen ſtehen, an Genie ihm überlegen ſeyn, wenn ſie auch den Menſchen immer kleiner und kleiner, d. h. ein Jeder ihn ſich ähnlicher — *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν* — vorzuſtellen ſich bemühen.

Ergeht es ihm doch, wie dem Napoleon, „dem auch, wie Zelter ſagt [Nr. 695] ein Jeder was am Zeuge flickt, um ſich bei dieſer Welt als unparteiiſche Partei zu geriren.“

Doch:

„Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen
Wird Jeder der ſelbſt als Kühner ſtritt;
Des Menſchen Werth kann Niemand erkennen,
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.“ [V, 122.]

Obgleich Eines ſich nicht für Alle ſchickt, ſo geſchieht es doch in Deutſchland, daß ſogleich, was der Eine thut, auch Alle thun.

Wenn G. ſeinen lehrreichen Briefwechſel mit Schiller erſcheinen läßt, ſo thut er es in der Abſicht, die Welt über das Verhältniß beider Dichter zu einander, ihr Leben, ihre Studien, ihr Verfahren, ihr Gelingen und Mißlingen auf=

(*) Vivitur ingenio, caetera mortis erunt. Anthol. vett. Lat. Tom. I, p. 261.

ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh, ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmahl werther ſind, als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmahl, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenige, glückliche, unwiederbringliche Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da.; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hohle die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunter laſſe.

zuklären; das Entſtehen einer Literatur-Epoche, welcher Deutſchland ſeinen neuſten Ruhm verdankt, vor Augen zu führen und gewiſſermaßen ſeine Lebensbeſchreibung durch eine actenmäßige Darlegung des in jener Epoche Geſchehenen zu ergänzen, und ſo den Leſer ſelbſt das entnehmen zu laſſen, was Er nicht füglich in fortlaufender Erzählung berichten konnte.

Nun aber treten ſogleich Briefſammlungen über Briefſammlungen auch von ganz unbedeutenden Perſonagen an's Tageslicht, Nichts enthaltend, nicht einmal — was die Deutſchen doch immer zuerſt verlangen — Literarnotizen, Nichts als die Armſeligkeiten ihrer Naturen: kleinliche Intereſſen, Eitelkeit, Selbſtgefälligkeit, Geringſchätzung Anderer, Mißwollen, üble Nachrede, Klatſch und was ſonſt noch die Untugenden der cultivirten Societät ſeyn mögen, ſodaß uns nur der widerwärtige Anblick einer innerlichen moraliſchen Unterſchworenheit, ja theilweiſer Fäulniß und Verweſung, einer für gebildet geltenden Menſchenclaſſe geboten wird.

Das Schlimmſte aber iſt, daß weder den Urhebern noch den Enthüllern ſolcher Scheuſeligkeiten der geringſte Vorwurf darüber gemacht, ſondern die Schuld davon allein ſeinen Vorgängern beigemeſſen wird, die das Beiſpiel einer Veröffentlichung brieflicher Mittheilungen — aber doch ganz anderer Art! — gegeben hätten. So dürfte alſo das Rechte und Gute nicht geſchehen, weil Andere davon Gelegenheit nehmen, auch ſeinem Gegentheil zur Exiſtenz zu verhelfen!

So ſind die Deutſchen nicht nur Nachahmer des Fremden und Ausländiſchen, ſondern auch des Eigenen und Einheimiſchen. An ſich wäre daraus kein Vorwurf zu machen, da auf dem Nachahmungstriebe ein eigenthümlicher Vorzug des Menſchen und die Möglichkeit ſeiner moraliſchen und techniſchen Ausbildung beruht. Weder Sprache noch Sitte, weder Kunſt noch Handwerk könnte vorhanden ſeyn, wenn nicht ein jedes derſelben ſeine bezüglichen Vorbilder bewußt und unbewußt wiederholte. Es gäbe keine große noch kleine Geſellſchaft, keinen Staat und keine Kirche, wenn die Individuen nicht gewiſſermaßen vervielfältigte Exemplare einer und derſelben entweder ſittlichen oder bürgerlichen Vorſchrift darſtellten.

Aber in Wiſſenſchaft und Kunſt, „daß gerade wie es Einer thut auch der Andre es treibt“ findet G. für das Beſſerbleiben der Menſchen nicht zuträglich. [V, 100.]

„Die Natur habe an keinem Menſchen geſpart, ein Jeder fühlt, daß er manche Luſt und Pein trage als Er und eigen; weswegen er auch wohlgemuth ſich zeigen dürfe.“ [II, 302.]

„Und dieſe reine Selbſtheit, als bedeutende Naturanlage, kunſtgemäß auszubilden bleibe eines unſrer ſchönſten Gefühle.“ [Z. Nr. 843, coll. 841.]

Demnach iſt es gerade die ehemalige, jetzt beklagte, ja geſcholtene und für alle Uebel der Zeit verantwortlich gemachte Verfaſſung, beſonders des nördlichen Deutſchlands, welche dem Einzelnen zuließ ſich ſo weit auszubilden als möglich, und Jedem erlaubte, nach ſeiner Art beliebig das Rechte zu thun.“ [Z. Nr. 107, S. 267.]

Davon iſt jetzt nicht mehr die Rede, ſondern Jeder ſoll ſeyn wie Alle und Alle wie Jeder.

Ob bei dieſer republicaniſchen Gleichheit oder Gleichförmigkeit Leben, Kunſt und Wiſſen auch ſo wie bisher gefördert werden, und nicht vielmehr in einer conſtitutionell ſtereotypen Einerleiheit ſtagniren dürften, iſt eine Frage, deren Beantwortung den Enkeln obliegt. [XLVII. 234.]

IX. Totalität.

Menſch und Autor Eins.

„Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit Euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.“

[IV, 394; coll. Z. Nr. 684, S. 301.]

Er ſchrieb dieß für dieſen, und jenes für jenen, wohlwiſſend, daß nicht alle Alles goutiren würden und könnten, dennoch aber jeder ſein beſcheidenes Theil hinnehme, indem er ſich etwas dabei, dazu, heraus und hineindächte. [Schill. Nr. 301 it., Z. 242.] (*) Denn iſt ſchon die Perſönlichkeit, oder der ganze Menſch, der innere wie der äußere, geiſtig und leiblich, wie ihn die Natur hinſtellt, den Andern nicht völlig recht; ſo können es ſeine Producte noch weniger ſeyn, weil ſie nicht einmal der ganze Menſch, ſondern nur Theile,

---

(*) „Genieße, was dir genießbar iſt daran,“ ſchreibt er an Knebel bei Ueberſendung des vierten Buchs vom W. Meiſter. Und ebenſo von anderem an Andere.

Bruchſtücke von ihm ſind, zwar in ihm **unſichtbar organiſch-zuſammenhangend**, und **motivirt**, aber von den Andern nicht in dieſem Zuſammenhang erfaßt, und nachconſtruirt, obſchon ſie ſogut wie er ſelbſt ein Naturproduct ſind, nur aus der zweiten Hand, oder in zweiter Potenz: denn was die Natur durch den Menſchen ſchafft, iſt ja ſogut Natur als die erſte, die ihn ſchafft. Daher aller **Tadel** nur die Unwiſſenheit und Unfähigkeit den Zuſammenhang zu entdecken und einzuſehen beurkundet, wie **Jean Paul** gegen ſeine Recenſenten ganz richtig bemerkt.

Wenn nun, wie geſagt, ſchon der lebendige leibhafte Menſch dem Beurtheiler außer ihm unzuſammenhängend, inconſequent und willkührlich erſcheint, indem Jeder am Andern, inſofern er ihn lebt, nur ſich ſelbſt gelten läßt; inſofern er ihn tadelt, nur ſich ſelbſt an ihm vermißt: wie vielmehr muß es der Fall ſeyn bei künſtleriſchen Productionen, deren jede in der Art des Windes iſt, deſſen Sauſen man wohl vernimmt, aber nicht weiß woher er kommt, und wohin er fährt, von denen der Künſtler ſelbſt ſich nicht völlig Rechenſchaft geben kann. [Z. Nr. 801, S. 233; it. XLIX, 65; III. 291; coll. 260.]

Oder ſollte wirklich einer der Pro- oder Antifauſtianer welche den Rumor, den G's. Fauſt macht, wohl vernehmen, auch **wiſſen**, von wannen das Gedicht ſeinen Urſprung genommen hat und wohin es deutet?

Ehe ſie das nicht wiſſen, möchten ſie wohl ſehr ſubjectiv und relativ über ihn abſprechen, und ihm quaestionem status machen. Aber auch das Unzulängliche hat ein Recht zu exiſtiren, wenn es einmal daiſt, oder wir dürften ſammt und ſonders nicht da ſeyn: denn wer möchte ſich für zulänglich in allen Stücken halten?

Man poche nicht darauf, daß ein Kunſtwerk nach den Regeln und Forderungen der Kunſt beurtheilt werden müſſe, ohne weitere Rückſicht auf die Perſon und die Umſtände des Autors. Das möchte ſeyn, wenn nur erſt das Genus, wozu es gehören kann, beſtimmt wäre!

Es iſt ohnehin vorauszuſetzen, daß kein Menſchenwerk vollkommen ſey, mithin iſt die Forderung eines Vollkommenen bei einem Werke sui generis, das ohne Vorbild und Beiſpiel als eine primäres und primitives auftritt und von dem der Dichter ſagen kann, exemplo mihi sum primus qui talia gessi, ſchon unſchicklich und ungerecht. Es müſſen Idee, Wille, Wollen und Vermögen des Dichters, ſeine Zeit, ihre Geſinnung, Umſtände und andere Bedingungen ſeiner Entſtehung erfaßt und berückſichtigt werden, wenn das Urtheil angemeſſen, d. h. billig ausfallen ſoll. Anſichten des Geiſtes ſind ſo verſchieden, wie die des Auges. Nachdem dieſes ſcharf oder ſtumpfſichtig, hangen Dinge mit einander zuſammen, die für Andere getrennt ſind.

Daher hangt ein Kunſtwerk im Kopfe und Herzen des wahren Dichters wohlzuſammen, aber nicht immer für die Beurtheiler.

Der Poet weiß was er will, der Kunſtrichter muß es ihm erſt ablernen [V. 105; coll. XLIX, 77] und dem Künſtler kann Niemand leicht rathen noch Beiſtand leiſten. [L. 13.] Ja, das Verſchwiegene gehört mit zum Ganzen, wie die Pauſe zur Muſik, und mitbeſtimmt öfters den Werth des Buches, wie G. gegen Lavater vortrefflich bemerkt.

Es iſt wunderbar, daß diejenigen, die vorher noch nicht wußten, was aus der Fabel des Fauſt zu machen wäre, ihn jetzt, da er gemacht iſt, als verfehlt anſehen, als nicht nur ihren Erwartungen nicht entſprechend, ſondern ſogar gegen Genie und Talent des Dichters ausſagend. Vor allen Dingen wäre doch zu fragen, was hat der Autor gewollt, und das kann Er allein am beſten ſagen.

Höre man alſo zuvörderſt ſeine Selbſtbekenntniſſe in den Briefen an ſeine Freunde und in ſeiner Lebensbeſchreibung.

Sollte man alsdann mit ſeiner Idee, ſeinen Anſichten und ſeiner Behandlung nicht zufrieden ſeyn, ſo hat das weiter Nichts auf ſich: wie ein Jeder zunächſt um ſein ſelbſt willen daiſt, und ſein eigenes τέλος, ſo iſt auch das Kunſtwerk zunächſt nur um des Künſtlers willen da, denn es iſt nur ſein herausgekehrtes Selbſt. (*) Ob es Andern gefalle, ob ſie es gelten laſſen, iſt eine andere, iſt ihre Sache; beweiſt aber gar Nichts gegen den Dichter: denn er könnte ihren Anſichten vorauf ſeyn, und dann hätten ſie von ihm zu lernen [V. 105]; bliebe er aber hinter ihren Anſichten, ſo haben ſie ihn hiſtoriſch zu betrachten, wie jedes Kunſtwerk aus früheren Zeiten, wo ſie Stoff und Behandlung zugeben müſſen, wenn der Gehalt ſie auch nicht anmuthet. Wer glaubt noch an die griechiſchen Götter und ihre Einwirkungen auf menſchliche Thaten und Handlungen? und doch iſt Homer ein

---

(*) „Man muß ſchreiben wie man lebt, erſt um ſein ſelbſt willen, und dann exiſtirt man auch für verwandte Weſen.“ [XXIX, 3.] „Man muß ſich als Individuum hinſtellen, wie man's denkt, wie man's meint, und die Folgenden mögen ſich herausſuchen was ihnen gemäß iſt.“ [3. Nr. 684.]

vortrefflicher Dichter, den man nicht damit beſeitigt, daß man ſagt: „er ſpricht mich nicht an.“ [II, 243.] Wer mag ſich mit Dante's Anſichten befreunden, ſie zu ſeinem Glaubensbekenntniſſe machen; und doch iſt Dante ein außerordentlicher Dichter. Die hundert und aber hundert Feen- und Zaubermährchen, die aller Wirklichkeit, Möglichkeit und Vernunft widerſprechen, hören nicht auf das Intereſſe der Jugend wie des Alters zu ſeyn, und die Dichter derſelben werden weder ihres künſtleriſchen Talents noch ihres moraliſchen Werthes baar und ledig erklärt: denn eben das Unglaubliche den Leuten weiß zu machen, d. h. für einen Augenblick glaubhaft [Schill. Nr. 121; u. G's. W. Bd. VI, 65], iſt eben der Vorzug und das eigenthümliche Geſchäft des Dichters, wie die Alten längſt einſahen, ausſprachen, (*) und nichts deſto weniger mit Aufmerkſamkeit an dem Munde des Dichters hingen, der ſie wiſſentlich und gefliſſentlich täuſchte. (**)

Sind wir Modernen, wie Deutſchen zumal, ſo durchaus auf Wiſſenſchaft verſeſſen, daß Nichts uns anmuthet, als die Axiome und Theoreme in ihrer logiſchen Form, die Objecte aber, aus denen ſie abſtrahirt und gezogen ſind, nur ein caput mortuum, mit dem Nichts weiter anzufangen iſt? Lieben wir von der Kunſt nur die Theorie? vom Fiſche nur die Gräten?

(*) *Οὐκ ἴσμεν δὲ ἄμυθον οὐδὲ ἀψευδῆ ποίησιν*; Plutarchus de aud. poet. Vergl. *ποιῆσαι· ἐμμέτρως ψεύδεις*, Suidas.

(**) „Will man die Menſchen ergötzen, ſo muß man ihnen das zu verleiben ſuchen, was ſie ſelten oder nie zu erlangen im Falle ſind.“ [XXI, 106.]

Deutſche ziehen alles gleich in ihre Gelehrſamkeit, d. h. in ihren hiſtoriſchen Notizenkram (Quellenforſchung)(*) und in ihre Metaphyſik, d. h. Speculation hinein.

Für die Kunſt, „deren höchſte und einzige Operation Geſtaltung und Specification iſt" [Z. Nr. 128, S. 341], fehlt ihnen die Sinnlichkeit und der wahrhafte Dichtergeiſt; (**) daher ſehen ſie nicht ſogleich, ſondern fragen erſt, was ein Bild, ein Poem bedeuten ſoll, als wenn es nicht ſchon quà Bild, quà Gedicht etwas wäre und wirkte!

Ihnen alſo iſt die Kunſt weiter Nichts, als eine andere und zwar peniblere Art Sprache, die man erſt wieder in die Wort- und Begriffſprache dechiffriren müſſe: als wäre nur immer dem Verſtand etwas zu denken, nicht aber auch dem Gemüthe etwas zu empfinden, der Phantaſie ſich vorzuſtellen und weiter zu bilden, den Sinnen etwas zu genießen zu geben!

Bei keiner Nation iſt ein Dichter ſo übel daran, wie ein Deutſcher bei der ſeinigen. Nicht genug, daß jeder zwar ein Auch- und Selbſtpoet iſt,(***) wenn gleich meiſt nur für's Haus, er kommt immer mit der Zumuthung an den andern, daß dieſer hätte machen ſollen, was er doch ſelbſt nicht konnte. Was der Dichter bringt, davon iſt nicht die Rede, ſondern was er hätte bringen ſollen, obſchon man dies nicht recht deutlich machen kann, nach Art großer Herren, deren Guſto

---

(*) „Was der Dichter ins Enge gebracht, wird von ihnen ins Weite geklaubt." [XLVII, 234.]

(**) Gefühl haben ſie Alle, aber keinen Geiſt. [XLVII, 249.]

(***) „Keinen Reimer wird man finden, der ſich nicht den beſten hielte." [V, 95; coll. IV, 359.] Wie bereits Cicero bemerkt: adhuc neminem cognovi poetam qui sibi non optimus videretur; Tuscul. V, 22.

man errathen und treffen ſoll, ohne daß ſie ſelbſt dazu die gehörige Andeutung zu geben wiſſen.

Daher iſt alle Welt beim *Fauſt* desapointirt, und trotz der unzufriedenen Vielmeinerei darüber weiß Niemand zu ſagen, wie er eigentlich hätte werden müſſen, um zu gleicher Zeit dem hausbacknen Verſtande der Menge zu genügen wie dem Haut-gout der äſthetiſchen Gourmands, „die nur das ganz Vortreffliche befriedigt“ [Schill. Nr. 784], das heißt für die das Beſte nur eben *gut* genug iſt. Läßt ſich denn ein ſolches Gedicht *beſtellen*, wie beim Handwerker ein Hausrath, ein Kleidſtück, eine Eßwaare und dergleichen, und muß man es nicht wie bei Naturproducten darauf ankommen laſſen, ob und wie es gerathen und ausfallen werde? [III, 291, 261, 258.] „Vom eigentlich Productiven iſt Niemand Herr und ſie müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.“ [XLIX, 65.]

Möchten doch dieſe *überſcharfen* Critiker wenigſtens das magnis excidit ausis zum Schluß-Compliment ihrer Cenſuren machen, damit, nach vielbelobter deutſcher Gerechtigkeit, doch auch der *gute Wille*, trotz verfehlten Erfolgs, einigermaßen Anerkennung fände.

Mehr und *beſſer* wäre freilich, wenn ſie ſelbſt das zu Stande brächten, was der Natur und der Zeit durch G's. Medium hervorzubringen nicht gelingen wollte, das vollkommene Poem: (*)

(*) *Merlin* verdrängt zwar den alten *Klinsor*; aber er ſcheint auch nur erſt der Johannes, der auf „*den Poeten der Poeſie*“ deutet!

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebeth mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmahl die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durch-

„Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und beſſer,
Beſſer ſollt' es heißen und vollkommner, —
So ſey denn jeder ein Willkommner!“ [III, 259.]

Denn:

„Du haſt nicht Recht“ zu ſagen, iſt klein;
Habe mehr Recht, das wird was ſeyn.“ [III, 275.]

Daß ein großer Mann ſeiner Zeit vorauf iſt und ſeyn muß, wie auf den Berggipfeln der Tag eher erſcheint, als unten im Thal, auch noch länger dort verweilt, wenn es unten ſchon wieder Nacht iſt, fällt ihnen nicht ein, obſchon ſie die Erfahrung in weltlichen und geiſtlichen Dingen zur Seite haben. Nur eins zu berühren: Friedrich der Große und Napoleon, der nicht kleinere, waren ihrer Zeit in einem gewiſſen Sinne zuvorgeeilt; nach ihrem Tode hatte jenen der jüngſte Fähndrich eingeholt, wird dieſen bald der letzte Sergeant eingeholt haben.

„Wenn Wahn und Bahn
Der Beſte brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.“

Unſere Enkel werden hoffentlich, vor Allem in Religion [illegible] Philoſophie, ſo weit ſeyn, den Fauſt nicht vom Teufel geholt ſehen zu wollen; aus dem Uebrigen aber behaglich zu entnehmen, wie es in Literatur und Leben vor ihrer Zeit ausgeſehen hat, und ſie dagegen es ſo unendlich weiter gebracht haben. [III, 259.] Sie werden die Fabel nicht als ein hiſtoriſches Factum, ſondern — mit dem Patriarchen zu reden — als ein Problema anſehen, das der Dichter auf ſeine Weiſe und nach ſeinem Sinne, nicht nach dem millionenfachen der Millionen Köpfe zu löſen verſucht hat, da ein Poet von Gott und göttlichen Dingen nicht ſo apodictiſch-dogmatiſch, ſondern nur durch Gleichniß und Symbol andeutungsweiſe zu reden im Stande iſt; es müßte denn ein Hegelianer ſeyn, dem von Gott etwas mehr bewußt ſeyn muß, da ſich Gott erſt in ihm bewußt wird; freilich etwas ſpät, nach Art der Schwaben.

Soviel iſt vor der Hand gewiß: die Totalität Goethe's, als Menſch und Autor, ſpricht ſich in keinem ſeiner Werke ſo entſchieden und vollſtändig aus, wie im Fauſt: ſein Innen und ſein Außen; ſein Jünglings-Streben, ſein Mannes-Vermögen, ſeine Greiſes-Weisheit; ſein Empfundenes und Erlittenes, ſein Erfahrenes und Gedachtes; es iſt ſein Selbſtſtoff und ſeine Selbſtform, oder:

„Der Gehalt in ſeinem Buſen,
Und die Form in ſeinem Geiſt.“

X. Eigenheiten.

Jeder Menſch hat Eigenheiten, ohne die er kein eigener Menſch, kein ſich von Andern unterſcheidendes Individuum ſeyn würde. [XLV. 301.]

„Sie ſind irrthümlich nach außen, **wahrhaft** nach Innen, und recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wichtig. Das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt, und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.“

Von dieſer Art war diejenige, welche G. ſeinen realiſtiſchen Tik nannte, und wovon unter Incognito bald die Rede ſeyn ſoll. Der Menſch wird ſie nicht los und wenn er ſie wegwürfe [XLIX. 107, coll. 52] und doch geht mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten, zu Grunde. [XLIX. 52, coll. 107.]

Freilich verſteht man insgemein ſolche Eigenheiten, die Andern widerwärtig oder wenigſtens ſonderbar vorkommen; aber auch dieſe ſind durch die phyſiſche und ſittliche Natur des Menſchen motivirt [XLV, 301], und es fragt ſich, ob der Gegner ſich nicht durch die Rüge derſelben eine Blöße (Démenti) des Verſtandes oder der Sitte zu Schulden kommen laſſe.

G. hatte keine Eigenheiten, welche unartig oder närriſch geweſen wären, wie dergleichen wohl unter ſeinen Freunden vorkamen; im Gegentheil war das Meiſte, was man in der Art an ihm gemerkt zu haben glaubte, nur in ſeiner ſchönen, reinlichen, ſittlichen Natur, oder in dem was man Lebensart nennt, begründet.

Mit der Brille auf der Naſe vom erſten beſten Fremden, der ſich ihm näherte, betrachtet zu werden, konnte ihm nicht angenehm ſeyn, weil es unſchicklich iſt [XVII, 261], ſo wenig es auch jetzt dafür gehalten wird. Denn wenn ihm ſchon das genaue Betrachten aller Geſichtstheile mit unbewaffnetem Blick, wie es Lavater trieb, als eine Tücke, als ein Spioniren vorkam [XLVIII, 140], wie vielmehr mußte ihm ein durch Augengläſer geſchärftes Betrachten apprehenſiv ſeyn. [III, 161 f.; XXI, 183.] Dieſe Eigenheit, wenn es eine iſt, theilt er mit vielen Menſchen.

Er bediente ſich zwar einer Lorgnette, aber nur im Theater in ſeiner etwas entfernten Loge; ebenſo in einer Bildergallerie, und außerdem in ſeinem Zimmer, um von weitem etwas auf der Straße zu erkennen.

Daß ein Beſucher beim Eintritt in das Zimmer nicht ſogleich Hut und Stock unaufgefordert ablege, auf den erſten beſten Tiſch oder Stuhl, iſt eine Regel der guten Lebensart, und der Verſtoß dagegen wurde nur an ganz untergeordneten Perſonen von ihm gegen ſeine nächſte Umgebung laut gerügt. Daß aber ein großer Philoſoph ſich dieſes bei dem erſten Beſuch herausnahm, oder auch nur bewußtlos that, haben vielleicht ſehr wenige von G. ſelbſt erzählen gehört, und wenn, gewiß nur mit gutmüthiger Laune und Ironie. [XVII, 261.]

Er gab ja überhaupt eine gewiſſe Rohheit, das heißt Unbewußtheit, an jedem Menſchen zu und meinte: „der Menſch könne nicht lange im bewußten Zuſtande verharren, er müſſe ſich zuweilen wieder in das Unbewußte flüchten: denn darin lebe ſeine Wurzel.“ Desgleichen: „es ſey eine Forderung der Natur, daß der Menſch mitunter betäubt werde, ohne zu ſchlafen; daher der Genuß im Tabacksrauchen.“ [XLIX, 45.] Die Beiſpiele, die er mir an gewiſſen Perſonen gab, oder an die er ſeine Bemerkungen knüpfte, rechtfertigten vollkommen jenes Bild.

G. hatte durchaus keine Eigenheiten an ſich, die man Unarten oder Unſchicklichkeiten hätte nennen können, wie ſie wohl unter ſeinen Freunden und Bekannten vorkamen. Will man es als eine beſondere Eigenheit anſehen, daß er zuweilen im Geſpräch mit uns, d. h. ſeinen Familiaren, ein Papierſtreifchen drehte oder einen Bindfaden knüpfte, wenn er dergleichen zufällig in der Hand hatte; ſo iſt das eine viel unſchuldigere Beſchäftigung der Hände, als fortwährend mit den Fingern in der Tabacksdoſe zu rühren, wie F. A. Wolf, oder andere Manipulationen vorzunehmen, z. B. mit allen fünf Fingern ſo zu ſchnicken, daß die Gelenke knacken, wie Adam Oehlenſchläger, oder gar im Sitzen mit dem einen Fuße beſtändig zu zittern, wie Heinrich Voß. Ich ſchweige von noch übleren Angewohnheiten Anderer.

In 30 Jahren, zu allen Tageszeiten, im Zimmer wie im Freien, im Negligée wie in der Parüre, hätte man doch Gelegenheit gehabt dergleichen an G. zu bemerken, wenn er irgend eine gehabt hätte.

Ja er hatte ſogar keine Gewohnheit, wie er ſagt: „viele Gewohnheiten dürfe man haben, aber keine Gewohnheit" [II. 260], d. h. man dürfe ſich an Nichts ſo gewöhnen, daß es zur andern Natur würde. Daher wechſelte er zuweilen z. B. in ſeiner Diät mit Speiſen und Getränken, um ſie nicht zu einem unerläßlichen Bedürfniß und ſich nicht davon abhängig zu machen.

Außer phyſiſchen Averſionen und Antipathieen gegen gewiſſe Speiſen, die ihn ſogar krankhaft afficirten, wie Knoblauch [I. 366; ii. XXX, 48]; oder auch bloßen Appreſenſionen gegen einige Doldentragende Pflanzen, wie Peterſilie, Kümmel und dergl., und manchmal organiſcher Dispoſition zu gewaltigem, fortwährenden Nieſen, (*) wüßte ich mich keiner beſondern Eigenheit ſeiner Natur zu erinnern.

Doch nicht, daß G. Idioſynkraſien oder Idiopathien hatte, muß man herausheben, ſondern daß er ſie möglichſt überwand. Seine Empfindlichkeit gegen Tabacksrauch iſt eine naturgemäße Beſchaffenheit des Körpers, und zeigt nur eine feine reizbare Organiſation.

Er erwähnt dieſer Indispoſition zuerſt in „aus meinem **Leben**," wo er von den Reiſen mit **Baſedow** ſpricht [XXVI, 277 — 279]; ſodann in dem bekannten Venetianiſchen Diſtichon [I, 366, Nr. 66]; dann bemerkt es auch **Knebel**, aber mit ſeltſamer **Verwunderung** über die leichte Reizbarkeit ſeiner Nerven. [Bd. III, S. 375 f. lit. Nachlaſſes.] (**)

(*) Auch mit dieſer Idiopathie giebt er ſich in einer Anſpielung zum Beſten. [IV, 323.]

(**) „Bei Gelegenheit einer Pfeife Taback, die ich aufs Neue anſtecken wollte, bat er mich, ſolches zu unterlaſſen, weil er von dem Tabacksrauche Erhitzung ſpüre. Ich unterließ es, **wunderte** mich aber über die leichte Reizbarkeit ſeiner Nerven von einer ſo geringen Urſache. Das Uebel nahm bei ihm zu, und er mußte ſich wirklich mit Froſt und einem beſonders krampfhaften Zuſtande, der ihm ſtarke Schmerzen verurſachte, zu

Neuerlichſt **Böttiger**, (*) aber albern und lächerlich ausgedrückt und übertrieben, wie Alles, was dieſer Mann ſich über G'n. ad notam genommen hat. „Goethe hat nicht *den Muth*, gewiſſen äußern Eindrücken zu widerſtehen. Viele Menſchen *flieht* er z. B. ſchon darum, weil ſie Taback rauchen.“ — Gehört denn dazu Muth und was für *Muth*, um dem Tabacksrauch zu widerſtehen? Iſt es doch als wenn B. einem Frauenzimmer zuredete, ſich nicht davon incommodiren zu laſſen. Lächerlich aber und erfabelt iſt: daß er viele Menſchen ſchon darum *geflohen*, weil ſie Taback rauchten. Wo flieht er *Baſedow*, der ihm außer ſeinem ſchlechten Tabacksqualm noch mit ſeinem Stinkſchwamm beſchwerlich fiel? [XXVI, 277.] Wo *Knebeln*, *Jacobi'n*, *Herdern*, *Schillern*, *Zeltern* u. a. m., die ſämmtlich Taback rauchten und ſchnupften; wo zumal *Schillern*? der ihn ſogar bewundert, „daß er nach einer ſchlechtſchlafenden Nacht und unter Wolken von Tabacksrauch ſich noch ſo ganz gut und bei *Humor* erhalten.“ [Nr. 551.] Er reiſt mit dem Abt *Henke* [XXXI, 235] in einer Kutſche und läßt ſich von dem geiſtlichen Herrn einſchmauchen. Der Fürſt genirt ſich natürlich nicht und raucht ſeine Cigarren, *wenn*,

---

Bette legen. Dieſen Morgen hat ſich das Uebel noch nicht gegeben, und wir werden wohl heute hier bleiben müſſen.

Ich bemerkte, wie G's. Natur leicht bis auf den letzten Augenblick ſich unverändert erhält, dann von dem leichteſten Umſtande Gelegenheit nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft; dies trifft in vielen Stücken bei ihm ein.“

Sehr richtig bemerkt. Auch in äſthetiſch-ſittlichen Fällen übermannte ihn zuletzt Ungeduld, und zwar je mehr er ſich Gewalt angethan. [XXVI, 286.] *Ein* Tropfen mehr bringt zuletzt ein volles Glas zum Ueberlaufen.

(*) **Böttiger** lit. Zuſtände und Zeitgenoſſen 1. Bd. S. 57.

wie und wo es ihm beliebt, ohne auf die Nervenreizbarkeit ſeines Miniſters zu attendiren. Und meint man denn, daß er auf dem Feldzuge nach Frankreich, unter lauter Soldaten, frei von den Anfechtungen des Tabacksrauchs geblieben? Oder in den Schifferkneipen am Rhein? [XXX, 188.] Im Gegentheil, was er nicht hindern kann, das fördert er. Er kennt dieſes Labſal des Kriegers, das ihm öfter Speiſe und Trank erſetzt; und kauft gerade zur Zeit der Noth, was nur in ſeine Taſchen gehen will, davon ein, um es unter des Herzogs Leute und Reuter auszutheilen. [XXX, 89.] Er hätte müſſen aus der Welt fliehen, wenn er allen Rauchern hätte entgehen wollen:

„Und wär' ich auch zum fernſten Ort,
Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findeſt dort
Taback und böſe Zungen.“ [II, 240.]

Einem andern Befremden iſt auch noch zu begegnen: wie G. die Hunde nicht habe leiden können.

Da der Hund eine ſolche allgemeine Protection des Menſchen genießt, daß gegen die Vermehrung und das Halten derſelben von Zeit zu Zeit ſogar polizeiliche Verordnungen erlaſſen werden müſſen; ſo will es Vielen nicht eingehen, daß ein Naturforſcher wie G., der über comparirte Anatomie gedacht und geſchrieben, eine ſolche Averſion vor den Hunden könne gehabt haben, wie Andere kaum vor Spinnen und Kröten, wogegen die Natur ſelbſt dem Menſchen einen Abſcheu eingeflößt zu haben ſcheine; daß er alſo einen gleichſam ariſtocratiſchen Haß auf ſie, als auf die mit Recht ſogenannte Canaille, geworfen, und darüber faſt mit einem Mächtigern zerfallen.

Zuvörderſt iſt der ſupçonnirte und zur Tradition, beſonders durch Falk's fabelhafte Anecdote, gewordene Hundeabſcheu nicht von der Ausdehnung, die man annimmt, noch von irgend einer andern Bedeutung, als daß G. eben kein beſonderes Vergnügen an dieſer Thiergattung finden konnte.

Zwar ſpricht er ſeine Abneigung im Allgemeinen gegen ſie in ſeinen Gedichten aus [I, S. 368, Nr. 73]; doch iſt es beſonders nur ihr Gebell, das kläffend ſein Ohr zerreißt. [I, S. 285, Nr. XVII.] Aber was ein Dichter unter gewiſſen Umſtänden ſagt, iſt er nicht eben als Menſch im geſelligen Leben zu halten verpflichtet.

Und ſo war es auch! Er mußte Hunde genug um ſich ſehen und ihr Gebell und Gekläffe hören, als er in früherer Zeit ſeinen Fürſten auf die Jagd begleitete, und in ſpäterer noch immer deren genug im Cabinet und Vorzimmer antraf. War doch der ſchwarze Pudel des herzoglichen Kämmerers ein „vieljähriger Lebensgeſell" und ſogar ſein Reiſegefährte im Schlafwagen. [XXX, 13, 52, 125.] Da ihr Herr ihm gewogen war, ſo läßt ſich denken, daß dieſe, gleich Kindern, die Zuneigung des Hausherrn gegen Fremde merkenden Geſchöpfe auch G. nicht unfreundlich entgegengekommen ſeyn werden. Aber er ließ den Hund ſich noch näher gefallen. In ſpätern Jahren hatte ſein eigner Sohn einen ſo ſchönen, man könnte ſagen „der Ehre des Standbildes," wie nur immer der des Lord Dudley, (*) gleich würdigen Hund oder engliſche Dogge, von der Univerſität mitgebracht, den G. nicht nur ſehr gut leiden mochte, ſondern auch, als das Thier aus andern Urſachen beſeitigt wer-

---

(*) S. Haude und Spenerſche Zeitung von 1831 den 11. März.

den mußte, ſogar bedauerte, daß er es nicht zuvor habe modelliren oder abformen laſſen, weil es einen ſo anſtändigen und würdigen Thürhüter, dergleichen König Admet in ſeinem Palaſt an ſeinen moloſſiſchen Hunden gehabt, hätte abgeben können.

Dann aber — und das iſt die Hauptſache — G. war ein Menſch im vollſten Sinne des Wortes, und als ſolcher konnte ihm nur der Menſch behagen, ſein Studium und ſeine Neigung ſeyn. Die Thiere waren ihm nur intereſſant als mehr oder mindere Approximationen in der Organiſation und vorläufige Ankündigungen des endlich erſcheinenden Herrn der Schöpfung. Er verachtete ſie nicht, er ſtudirte ſie ſogar, aber er bemitleidete ſie eher als Weſen, die in ſolcher Vermummung und Maske ihren Gefühlen nicht den verſtändlichſten und geeignetſten Ausdruck zu geben vermochten. Und dahin gehörte ihm auch der Hund, über den er in graziöſer Beweglichkeit des Körpers und Selbſtſtändigkeit des Characters ſogar die Katze zu ſetzen pflegte, und ſie wohl einmal im Scherz eine heruntergekommene Prinzeſſin aus dem Löwengeſchlechte zu betiteln liebte. Sie ſpazierte daher auch frank und frei in ſeinem Garten und brauchte keineswegs ſeine Annäherung zu ſcheuen.

Was es aber mit dem ſchauſpielenden oder vielmehr ſpectaculirenden Hunde für ein Bewandniß hatte, und was daraus für das Weimariſche Theater reſultirte, iſt genugſam bekannt und beſprochen.

a. Incognito.

Was man an G. Liebe zum Geheimniß genannt hat, Er ſelbſt ſeinen realiſtiſchen Tik nennt [Sch. Nr. 184], zuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmahl unterwegs liegen bleibe, manchmahl in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort!

---

möchte ich lieber Luſt am Incognito bezeichnen; denn es iſt im Grunde doch ein Edleres, es iſt eine Schamhaftigkeit und Keuſchheit der Seele, die Bedenken trägt, ſich vor aller Welt in Situationen ſehen zu laſſen, die zwar an ſich vorwurfs- und tadelsfrei, doch von der Böswilligkeit der Menſchen leicht gemißdeutet, zum Schaden des Andern benutzt werden möchten. Auch fühlt der Menſch, daß er nicht allem gewachſen iſt, daß er mit dem Fonds, den er in ſich hat, doch nicht überall ausreichen werde, daß er Urſache habe, ſowohl ſeine Stärke als ſeine Schwäche zu verbergen — ein Inſtinct, den die Natur ſogar in die Thiere gelegt hat, die nicht immer mit offener Gewalt, ſondern auch mit Liſt zu Werke gehen, wie vielmehr der ſich bewußte Menſch, der klug ſeyn ſoll wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben.

Sich in die Karte ſehen zu laſſen, wie ein gemeines aber treffendes Sprichwort ſagt, thut ſchon Niemand, der klug genug iſt, ſich ſeinem Gegenpart nicht ſelbſt in die Hände zu liefern. Wieviel weniger wird es gerathen ſeyn, bei dem feindſeligen Aufpaſſen der Menſchen gegen einander, ſich mit ſeinen Neigungen, Abſichten, Vorſätzen, löblichen nicht minder als unlöblichen, mit ſeinem Bewußtſeyn von, mit ſeinem Vertrauen in ſich, vor aller Welt ſehen zu laſſen? Ja, wer nur eine unſchuldige Ueberraſchung vorhat, wird ſie doch nicht vorher ausplaudern, und ſo die Wirkung im Voraus aufheben wollen. [II, 246.] Und ſolche beabſichtigte Ueberraſchung mit ſeiner perſönlichen Gegenwart, oder mit einer neuen Frucht ſeines Geiſtes, war es gewöhnlich, welche ihm jenes myſteriöſe Stillſchweigen und Verheimlichung auflegte, ſelbſt gegen ſeine Freunde und gerade gegen dieſe, weil ſie gewöhnlich ihm aus- oder einzureden ſuchten, wie bei ſeinem Jagdgedicht und ſeinem Tell [Schill. Nr. 326. 327; u. Nr. 372.] Nimmt man dazu die allgemeine Neigung der Menſchen den andern zu benutzen; das beſonders deutſche Vergnügen der Präoccupation, Schriftſtellern ihre Vorſätze abzulauſchen, ſie zu präoccupiren und zu poſtoccupiren, das Lied, das der Autor angefangen hat, nun beliebig fortzuſetzen: ſo wird man es G. nicht verargen, daß er aus ſeinen literariſchen Vorſätzen ſowohl als aus der eben ſtattfindenden Beſchäftigung ein Geheimniß machte. Dazu kommt noch ein Hauptumſtand, daß G. Nichts fertig machen konnte, ſobald er den Plan zu einer Arbeit irgend Jemand vertraut und offenbart hatte. [Schill. Nr. 299; u. XXXI, 92.]

Von anderen Geiſtes- und Gemüthszuſtänden verſteht es ſich von ſelbſt, und wer hätte denn ein Recht darnach zu fragen, jemand auf ſeinen Glauben, ſeine Vorſtellungsart von dieſer und jener wiſſenſchaftlichen Sache zu inquiriren, und ihm auf den Zahn zu fühlen?

In allen dieſen Vorwürfen über ſeine Geheimthuerei offenbart ſich nur die neugierige Ubiquität [Schill. Nr. 508. 512], die Polypragmoſyne, der literariſchen Klätſcher.

Bei ſeinen poetiſchen Conceptionen war eine ſolche Heimlichkeit für ein Gemüth wie das ſeinige, das die poetiſche Gabe als ein Geſchenk Gottes und der Natur anſah, ſo folgerichtig als ſchicklich. Es liegt eine Art von Verwegenheit, ja Frechheit darin, zu ſagen: das und das will ich hervorbringen, und ſo und ſo will ich dabei zu Werke gehen! wobei wenigſtens, um den Neid der Dämonen abzuwehren, ein altes frommes ἀγαθῇ τύχῃ, oder ein σὺν θεῷ als Stoßgebet an der Stelle ſein würde. Ob es gelingt, was man vorhat, iſt immer eine Frage, da man nicht Herr der Umſtände, Stimmung u. ſ. w. iſt. Ohne Superſtition pflegte G. bei ſolchen poetiſchen Problemen immer zu ſagen: „wenn es glückt, geräth, wenn es gelingt, wenn es einer trifft;"(*) und er ſelbſt ſah ſeine herrlichſten Sachen nur als etwas ihm Gelungenes an [III, 258. 260. 291]; alſo wie einen Glückswurf, nicht wie andere ſtolzere Dichter als einen eingetroffenen Calcül, dem eine arithmetiſche Nothwendigkeit zu Grunde läge. Da ſeine Gedichte ihn machten, nicht er ſie, wie er geſteht; ſo war das Reſultat kein logiſches oder mathematiſches Quod erat demonstrandum.

„Die größten Menſchen ſind immer demüthig geweſen," ſagt er an Lavater,(**) und Niemand war im Betreff ſeiner poetiſchen Leiſtungen anmaßungsloſer, beſcheidener und gotthaft-demüthiger als eben Er.

Sich freuend und eine aufrichtige Belobung mit mäßigem Behagen hinnehmend, wenn ihm etwas gelungen war, ließ er doch der Möglichkeit des Gegentheils Raum, ſchon zufrieden wenn nur das meiſte und wichtigſte gekommen war. Das Mangelhafte erkannte Niemand früher als er, aber er ſcheute ſich bedeutende Aenderungen und Verbeſſerungen vorzunehmen, ſolange es noch warm vor ihm dalag. Es mußte erſt verkühlt ſeyn, und ihn gewiſſermaßen als ein Entwohntes, Fremdes anſprechen, ehe er zu Verän-

---

(*) „Wir wollen abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt," ſagt er zu Schiller über das projectirte Jagdgedicht, das zuletzt nur in eine Novelle, ja in eine Ballade auslief. [Schill. Nr. 326; vrgl. W. Bd. XV. 297 ff.]

(**) S. G's. Br. an Lavater, herausg. von Hirzel, Nr. 25, S. 97; u. Hegner, S. 131.

derungen oder Umarbeitung ſchritt; ja in manchen Fällen fand er es gerathener, lieber ein neues Werk zu beginnen, das als verfehlt wahrgenommene zu vermeiden, und obgleich neuen Fehlern ausgeſetzt, es wenigſtens von dieſen erkannten zu befreien. So war er in einer ſteten Fortbildung begriffen, und wer könnte ſagen, oder nur ahnden, was aus ſeinen Conceptionen geworden wäre, wenn ſie eine ſtete Metamorphoſe hätten durchwandeln können; wie es, außer dem bereits erwähnten zur Novelle gewordenen Jagdgedicht, auch mit einem Drama der Fall war, das in eine Ballade ſich umgeſtaltete. [III, 3 ff.]

Doch rief er ſich in Zeiten das manum de tabula zu, und ſo können wir froh ſeyn, daß er, unter Freunden zu ſeyn glaubend, ſeine eigenen Worte im Taſſo ſtillſchweigend auf ſich anwendete:

„Hie bin ich!
Daß Freunde meiner ſchonend ſich erfreun."

Wenn alſo G. das Geheimniß liebte, ſo geſchah es nur se defendendo, nicht offendendo, wie er ſich auszudrücken pflegte; und er hatte das vollſte Recht, einer zudringlichen vorwitzigen Neugier, die ihn nur aushorchen wollte, aus dem Wege zu gehen und ſich wie ein Proteus hinter alle die wechſelnden Verſchanzungen zurückzuziehen, welche Knebel(*) ihm vorwirft, „weil er noch etwas Eitelkeit habe, ſeine Schwächen nicht zu zeigen" — als wenn man auch dieſe aller Welt zeigen müßte! Uebrigens hatte dieſer am wenigſten Fug und Recht den Inquiſitor zu machen: denn G. war

---

(*) S. Hegner's Beiträge zur nähern Kenntniß Lavaters. S. 137.

aufrichtig genug gegen ihn; Knebel aber nicht immer discret.

Wo es darauf ankam ſich ganz zu geben wie er war, hat G. niemals hinter dem Berge gehalten, und ſo iſt jenes ganze Manöver nur gewöhnliche Weltklugheit, die an ihm nicht beſonders zu releviren noch weniger zu tadeln war.

Wie nun G. in Betreff ſeiner Geſinnungen, Vorſätze, Arbeiten ein Incognito liebt, ſo auch früher in Bezug auf ſeine Perſon. Er gefiel ſich, zumal in früherer Zeit, verkleidet [XXVI, 169], oder unter einem andern Namen aufzutreten. Dieſe Luſt ſich zu verkleiden, geſteht er, ſey ihm von ſeinem Vater gekommen [XXV, 340]; ſie lag aber bereits in ſeinem Dichtertalent und erhielt nur durch das Beiſpiel Ermunterung und Autorität.

Schon als Dichter mußte er ſich in allerlei Perſonen, deren Geſinnungen und Ausdrucksart verſehen; wie natürlich war es, auch ihr Aeußeres durch eine Maske oder Verkleidung nachzuahmen, und die vorzuſtellen die er ſprechen und handeln ließ.

Noch ein Knabe verſetzt er ſich in die Lage eines jungen Prinzen in dem allerliebſten Mährchen, „der neue Paris,“ [XXIV, 78 ff.] und ſpielt wenigſtens in ſeiner Phantaſie deſſen Rolle.

Er ſpielt nicht blos in Marionettentheatern und redet für ſeine Perſonagen; es werden ſogar aus Taſſo's befreitem Jeruſalem einzelne Scenen, ſpäter auch andere ganze Stücke von ihm aufgeführt. [XXVIII, 33 ff.]

In Weimar ſpielt er nicht nur in ſeinen eigenen Stücken, z. B. den Eridon, den Aleeſt, den Oreſt u. a. m.; ſondern auch in fremden, wie den Belcour im Weſtindier.

An Verkleidung gewöhnt, führt er ſich wohl auch im gemeinen Leben unter einer fremden Geſtalt und Namen ein. So beim Pfarrer in Seſenheim, bei Höpfner. [XXVI, 158.]

Er überraſcht ſeinen eignen Fürſten in der Tracht eines Bauern und begrüßt ihn mit einem anmuthigen Gedicht im Namen der Landleute. [A. in D. I. 174.]

Er führt ſich als einen Andern bei Pleſſing ein, [XXX, 212 — 224; XLV, 316 — 320] und wirkt durch dieſen frommen Betrug mehr als er durch die Wahrheit gewonnen hätte.

Auf der Reiſe nach Italien giebt er ſich in München, trotz dem, daß er von Jemanden der in Weimar geweſen, erkannt wird, für einen andern aus, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortſetzung ſeiner Reiſe.

In Italien ſelbſt tritt er nicht als Goethe, ſondern unter dem Namen Möller auf, und gilt eine Zeit lang und an einigen Orten für einen reiſenden Kaufmann, gleich vortheilhaft für mannigfaltige Beobachtungen der unteren Stände, des Volks, ſeiner Sitten und Lebensweiſe, wie für ſeine Reiſecaſſe.

Ja er liebt nicht nur das Incognito, er rechtfertigt es ſogar als eine Maxime, in einem Briefe an Meyer. (*) Er beobachtet daher auch ein literariſches Incognito, indem er

---

(*) „Ich war von jeher überzeugt, daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, ſo daß ich auf kleinen oder größern Reiſen, inſofern es nur möglich war, meinen Namen verbarg; und künftig will ich ihn gewiß nur zu beſſerer Ausführung unſeres Zweckes aushängen."

Non vixit male qui natus moriensque fefellit, Horatius theils ſich gar nicht, theils mit andern Namen nennt, und es darauf ankommen läßt, ob man ihn erkennen werde.

So ſchon in den Muſenalmanachen von Voß und Schmidt, worin Gedichte von ihm unter ganz anderer Signatur vorkommen, desgleichen in Schiller's Almanach, wo er eins der herrlichſten Poeme [II, 23] mit dem Namen Amman unterſchreibt.

Seine Xenien ſondert er nicht von den Schiller'ſchen, wie er denn auch einen großen Spaß daran findet, für den Verfaſſer der Agnes von Lilien zu gelten, und den Wunſch äußert, die Leute noch eine Weile bei dem Wahne zu laſſen, gerade ſowie er eine Dame, die ihn für den Verfaſſer des Ardinghello hielt, auf das ſchalkhafteſte in dieſem Irrthum beſtärkt. So hat er auch eine gewaltige Freude, daß man ihn und Schiller verwechſelt, und dem einen zuſchreibt was dem andern angehört.

Wie er früher ſeine Perſon verſteckt unter einen andern Namen; ſo läßt er auch ſeine Gedichte zuweilen räthſelhaft, nach ſeiner Maxime: „ein Gedicht müſſe etwas Räthſelhaftes haben;“ und vermeidet Freunden ſogar die Aufklärung zu geben, ohne welche das Gedicht ſelbſt nur halbverſtändlich und daher nur halbgenoſſen bleibt. [Z. Nr. 719, S. 424.] Damit wollte er den Scharfſinn und die Erfindungskraft der Andern aufregen, und ihnen die Freude bereiten durch ſelbſtgefundenes Verſtändniß des Ganzen ſich ſelbſt productiv zu erſcheinen; obſchon er übrigens zugab, daß nicht blos die Alten Erklärung und Noten bedürften, auch die Neuern. [Schill. Nr. 68, S. 151; Werke Bd. II, 245.] Dahin gehören:

Bakis Weiſſagungen; das Mährchen in den Erzählungen der deutſchen Ausgewanderten; ſo manches im Fauſt, wie das Hexen-Einmaleins, worüber er jedoch ſich nicht den Kopf zu zerbrechen anräth. [Z. Nr. 577, S. 451.]

Alle dieſe Erſcheinungen laſſen ſich nicht als bloße Willkühracte auffaſſen, es liegt in den meiſten Fällen Pſychologiſches zum Grunde.

Er wußte, daß einmal ſeiner Perſönlichkeit und ſeinem Namen Huldigungen gebracht wurden, die nicht immer abſichtslos aus den lauterſten Quellen entſprangen.

Er wollte erfahren was er als Unbekannter für einen Eindruck mache; was ſein Gedicht, wenn es als ein fremdes, nicht als das ſeinige betrachtet würde, für Urtheile hervorlockte; was ein im Allgemeinen ohne näheren Bezug ausgeſprochenes Gedicht in dem Hörer oder Leſer für ein Verſtändniß finden, was dieſer ſich dabei denken und davon würde aneignen können. [Z. Nr. 242.]

Daher wurden die bei dem concreteſten Anlaß entſtandenen Gedichte und Gedichtchen, als wahre und eigentliche Gelegenheitsgedichte, durch Verbergung jener Veranlaſſung oder der Perſonen, auf die ſie ſich beziehen, ſo in's Allgemeine geſpielt, daß ſie ein Jeder für ſeine Erfahrung nutzen und darauf anwenden könne. [Z. Nr. 719.] So das herzliche Gedicht „Einſchränkung“ überſchrieben [I, 113]; welches in ſeiner urſprünglichen Geſtalt das traute Verhältniß zu ſeinem fürſtlichen Jugendfreunde ausſprach.[*]

Außer den bereits erwähnten Beweggründen lag auch oft Furcht vor der Indiscretion der andern Menſchen zu Grunde. Er hatte dieſe in ſeinem Leben genug erfahren, zu ſeinem Schaden; man erinnere ſich der Plagiate von Wagner, Lenz u. a. m. War doch Schiller nicht ganz rein von dem Vorwurf der Präoccupation, Er, der ewig um Stoffe verlegen und darnach ſuchend [Nr. 391], gar leicht etwas occupirte, was G. zu bearbeiten Luſt hatte. [Nr. 372.]

Uneigennützig trat dieſer jenem ab, ohne ein Gegenerbieten dafür zu empfangen. Was wäre es erſt geweſen, wenn er ſelbſt durch ein ausgeſprochenes Wort, den ιερος λογος geweckt und gereizt hätte. Wie es ihm mit dem Jagdgedicht erging, das ſeine Freunde Schiller und W. v. Humboldt ihm ausredeten [Nr. 296—299; it. 322; 326; 327], weil ihrer Meinung nach aus dem Stoffe ſich Nichts machen ließe; als wenn man vorherwüßte, was das Genie machen könne oder nicht! (*) Er fand es daher auch ſchon unangemeſſen, wenn Machthaber durch Darlegung und Auseinanderſetzung ihrer Gründe ſich mit den Gehorchenſollenden in eine Disceptation einlaſſen und auf eine Linie ſtellen. „Die Macht befiehlt, aber ſie disputirt nicht,“ ſagt er; (**) und wer das Publikum nicht für eine Macht anerkennt, der verlangt weder deſſen Rath, noch nimmt er ihn an, wenn er aufgedrungen wird. Geſchulmeiſtert wollte ſein Gemüth nicht ſeyn, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen, durch wahre Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn. [XXVI, 286.] Und leider können die Deutſchen nichts als ſchulmeiſtern.

(*) „Weiß doch der Dichter allein, was in einem Gegenſtande liegt, der ihm ſeines Antheils werth erſcheint.“ G. an Schultz, geh. Ober-Reg.-Rath.

(**) Qui rex est, regem non habeat. Martial.

Auch in ſpäteren Jahren, wo er noch verſchloſſener war, und nicht leicht über ſeine Lippen kommen ließ, was ihn compromittiren konnte, half ihm dieſe Schweigſamkeit nicht das was er hoffte; denn nun ſchob man ihm dieſe oder jene falſche Abſicht unter, an die er nie gedacht hatte, die er nach ſeiner Art und Weiſe gar nicht haben konnte.

Ich erwähne nur ſeine unerwartete Verheirathung, der man die lächerlichſten und gehäßigſten Abſichten unterlegte, wovon zu ſeiner Zeit das Wahre berichtet werden ſoll.

So das Geſpräch mit Napoleon, über welches abweichende und mitunter abgeſchmackte Gerüchte umliefen.

Er kannte die Menſchen zu gut, „um ſein Herz in der Hand zu tragen". Er verſchwieg was ſie nicht zu wiſſen brauchten, was von ihnen gewußt, doch nur falſch und verkehrt beurtheilt worden wäre.

So blieben die Motive ſeiner Handlungen, der Sinn ſeiner Dichtungen, doch immer räthſelhaft und ließen, da kein Poſitives ausgeſprochen war, auch die Möglichkeit einer andern Erklärung und Deutung zu. Die rechten und wahren konnte indeß finden wer ihn näher kannte, und mit Neigung und Liebe ihn aufzufaſſen verſtand. Auch war und iſt nicht alles ſo verſteckt, daß ein unbefangener leidenſchaftloſer Verſtand, ein ruhiges Nachdenken, beſonders Welterfahrung und Selbſtbeobachtung, nicht zu entdecken vermöchte was und wie er etwas gemeint habe.

Freilich kann er nicht von jedem verſtanden werden; aber dieß wäre auch eine ſeltſam anmaßliche Forderung. Was und wo iſt denn auch das was von allen gleich verſtanden wird? „Das Kunſtwerk iſt für den Kenner, nach

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach, ſie ſchläft ruhig, und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmahle über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotallen Seiten; für den Laien iſt immer nur einiges zum Genießen."

Wer tadelte wohl einen bildenden Künſtler darum, daß ſeine Werke nicht alle und jeden anſprechen? wer einen Muſiker, daß ſein Tonwerk nicht von allen Hörern gleich empfunden und ſaiſirt wird? Sollte denn der Poet von allen gleich gefaßt werden, da es der proſaiſche Prediger nicht wird, der doch ganz eigentlich zur bunteſten Menge faßlich zu ſprechen hat?

„Zu allem Verſtehen iſt Vorbereitung, Vorkenntniß, Vorbildung nöthig."

Freilich bleibt zu bedauern, daß dieſe übergroße Verſchwiegenheit und Diſcretion Urſache geworden iſt, daß wir um ſoviel gute Gedanken und Einfälle von ihm gekommen ſind.

Wie er in ſeinen Briefen die Gegenſtände die er überſchickt, oder die Perſonen, von denen er ſpricht, gewöhnlich nicht nennt oder näher angiebt; ſo verſchweigt er auch einen Einfall, den er bei der Gelegenheit hatte, und ſagt: er wolle ihn mündlich mittheilen. Sey es nun daß er für das Schickſal des Briefes fürchtet, den ein Zufall in unrechte Hände führen könnte, welches in der Zeit worin der Schillerſche Briefwechſel fällt, auch gar nicht unwahrſcheinlich war, wegen der Ubiquität literariſcher Wegelagerer und Aufpaſſer; oder daß er, wenn auch nicht Mißtrauen in die Verſchwiegenheit des andern ſehend, doch eine Präoccupation beſorgt: genug er ſagt ihn nicht, vergißt ihn auch wohl, und da kein Gegenbrief ihn errathen läßt, ſo ſind wir auf immer darum.

Beiſpiele geben die Briefe an Schiller [Nr. 414], worin er ſagt: er habe einen Einfall die bisherigen Xenien noch zu übertrumpfen; ferner an H. Meyer, worin er gleichfalls bemerkt: er habe einige verwünſchte Einfälle gegen die **Nazarener.** Sie ſind aber wie jener im Petto geblieben.

So will er in den Briefen an **Schiller** [Nr. 195, S. 152] auch **Stolbergen** es theuer zu ſtehen kommen laſſen, daß dieſer den **Wilhelm Meiſter** verbrannte bis auf das ſechſte Buch, die **Bekenntniſſe der ſchönen Seele** enthaltend. [Schill. Nr. 194, S. 149.]

Das Xenion im Muſenalmanach [1797, S. 227] gegen ihn iſt zwar eine herrliche Perſiflage, aber zu fein für den deutſchen **Michel;**(*) und daher die Frage, ob nicht eine derbere Parabel ihm zugedacht war.

Die ſeit dem Jahr 1814 zunehmende Milde ließ ihn jedoch ſolche früher erfahrene Unbilden vergeſſen, wie er ſich darüber ſo wahr und ſchön in den Briefen an Zelter ausſpricht. [Z. Nr. 711, coll. XLIX, 82.]

Es iſt zu bedauern, daß ihm alle dieſe Discretion, Schonung, Rückſicht u. ſ. w. Nichts geholfen, und „gleich nach ſeinem Tode der Advocatus Diaboli neben dem Leichnam ſaß und der Engel, der ihm Widerpart halten ſollte, eine klägliche Gebärde machte.“ [Schill. Nr. 247, S. 284.]

So vollkommen iſt dieſe Bemerkung an ihm ſelbſt in Erfüllung gegangen, und es zeigt von einer originell-deutſchen **Unparteilichkeit,** wenn ſogar der **eigene Verleger** ſeiner Werke einen ſolchen Advocatus ſchon bei Leibes Leben des Autors dazu hielt oder duldete, um ſolchen recht von

---

(*) So nennt auch **Jacobi** den eingefleiſchten Deutſchen, der übrigens an John Bull und Bruder Jonathan weltbekannte Vettern hat. [Briefwechſel Bd. II, Nr. 255, S. 220.]

allen Seiten anzuklagen und zu verſchwärzen, wenn es nicht etwa ein Kunſtgriff ſeyn ſollte, nach dem Verrufenen deſto lüſterner zu machen, wie es bei verbotenen Büchern der Fall iſt. (*)

Wie dem ſey: G. rührte ſich auch nicht mit einem Worte weder gegen den Widerſacher, noch gegen deſſen Brodherrn, und jener mußte erſt von andern ſeines Gleichen, wo nicht völlig abgethan, doch kleinlauter gemacht werden.

b. Diſcretion.

Der Menſch hat von ſeinen Tugenden nicht immer Nutzen, von ſeinen Fehlern nicht immer Schaden; es ereignet ſich auch wohl, daß jene ihm Nachtheil, dieſe ihm Vortheil bringen.

So erging es Goethen im erſten Falle, beſonders in Beziehung auf eine ſeiner ausgebildetſten Tugenden, die Diſcretion.

Dieſe Tugend gleicht der Geduld und hat auch ihr Schickſal. Von beiden kann man nicht wiſſen, wie weit ſie in einem Menſchen gehen, weil ihre Energieen Schweigen und Verſtummen ſind.

Wie weit G's. Diſcretion und Geduld gegangen iſt, kann Niemand ſagen; aber ahnden kann ſie derjenige, der ſeinen Character kennt und die Verhältniſſe, in denen er lebte.

Wenn man bedenkt, um wieviel Dinge G. ſchon ſeiner hohen amtlichen Stellung, ſeines beobachtenden penetranten

---

(*) Punitis ingeniis gliscit auctoritas. Tacit.
D. i. Les ouvrages opprimés n'en ont que plus de crédit

zuviele der dabei Betheiligten am Leben ſind, oder der Bloßſtellung durch Rang und Namen entrückt bleiben.

Dahin gehört namentlich die actenmäßige Geſchichte der Verpflanzung der Jenaiſchen Literaturzeitung nach Halle, von G. ſelbſt nur in der Kürze berührt [XXXI, 155 ff.]; welche keineswegs zum dieſſeitigen Nachtheil ausfallen dürfte, wie man der Goethiſchen Verſicherung ſowohl an jener Stelle, wie in den Briefen an Zelter [Nr. 32] zum Trotz, uns vorſpiegeln will. G's. gleichzeitige mündliche Relation iſt mir nach 30 Jahren nicht mehr in allen Stücken erinnerlich; ſoviel aber habe ich davon behalten, daß das Pivot ein Mysterium Iniquitatis war, worin die gehäſſigſten Leidenſchaften von Perſonen, die man bereits kennt, nur zu ſehr integrirten.

G. konnte ſich um ſo glaubwürdiger darüber erklären, als ſeine künſtleriſchen und ſocialen Lebensbekenntniſſe eine ſolche Wahrheitsliebe und Rückſichtsloſigkeit bekunden, daß man auch in Colliſionsfällen mit den Zumuthungen, Anſprüchen, Intereſſen der andern Partei kein Mistrauen in ſeine Aufrichtigkeit geſetzt und das gute Recht auf ſeiner Seite würde gefunden haben.

Hieher gehören auch die Theaterhändel; des Wolfiſchen Ehepaars Abgang nach Berlin; die Entſtehung von G's. Bearbeitung von Romeo und Julia, ſämmtlich von dem Ubiquiſten nicht richtig erhorcht, obſchon in zwei Sprachen durch die Welt poſaunt; (*) der Hund des Aubry;

(*) S. Gallerie zu Shakſpeare's dramatiſchen Werken, in Umriſſen, erfunden und geſtochen von Moritz Retzſch. Dritte Lieferung Romeo und Julia, mit Andeutungen von Carl Borromäus von Miltitz, deutſch die Wartburgsgeſchichte; ſein Votum über Preßfreiheit und andres mehr, das einer unbetheiligtern Folgezeit überlaſſen bleibe.

Zu ſeiner Entſchuldigung aber muß man wiederholt ſagen: Er hätte Perſonen, Verhältniſſe und Heimlichkeiten aufdecken müſſen, die nicht nur ſeine Stellung überhaupt zu ſchonen heiſchte; auch in ſeiner gutmüthigen, von den Gegnern ſogar anerkannten Natur lag es, dergleichen Unbilden von Menſchen ihm angethan ebenſo zu übertragen — oder zu übernuppen wie er zu ſagen liebte — wie die Unbilden der Witterung, wie andere Calamitäten, welche Natur und Schickſal über uns verhängen — eine nicht blos chriſtliche, ſondern ächt heidniſche Anſicht, die ſchon Cicero bei Gelegenheit politiſcher Amneſtien geltend machte; — doch nicht blos Herzensgüte war es, die ihn dergleichen Dinge nicht weiter zu releviren erlaubte; es war auch Characterſtärke. Wußte er über ſchwerere Fälle mit Faſſung und Ruhe hinauszukommen, ſo konnte er noch weniger bekümmert ſeyn über den Klatſch der Welt, aus dem er ſich mit einem Worte „Nichts machte“ [Z. Nr. 242, S. 215 f.; Nr. 711, S. 395], ſowenig wie aus dem „Schimpflied das ein böſer Feind erdacht.“ [II, 261; IV, 340.]

Wenn Andere ſich erlaubten die Rolle der Frondeurs ganz laut in der Geſellſchaft oder in Briefen, die doch dereinſtiger Veröffentlichung entgegenwarteten, zu übernehmen; ſo wird man von G. keinen Fall anführen können, wo

---

und in engliſcher Ueberſetzung, Seite IX u. X. — Böttiger war auch der Mann, eine Critik der Goethe'ſchen Bearbeitung zu unternehmen! Gleichwohl ward die alte Crudität erſt neulich wieder ruminirt. So verbiſſen ſind die Deutſchen auf das was ſie gerade für recht halten.

er auf eine namentliche und directe Weiſe ſeine Unzufriedenheit kund gegeben. Und doch iſt es ſo gewiß als es natürlich iſt, daß er ſeinem Weſen, ſeiner Anſicht und Einſicht nach nicht alles billigen konnte, was er mußte geſchehen laſſen, ja ſogar dazu behülflich ſeyn. Er ſcherzte vielmehr darüber, indem er ſagte: „es ginge ihm wie dem lieben Gott, der auch vieles müſſe geſchehen laſſen was er nicht wolle.“

Selbſt im vertrauten Geſpräch und in Briefen an die intimſten Freunde weiß er ſein Andersdenken ſo zu mäßigen und durch den Ausdruck ſo zu verallgemeinen, daß der directe Bezug von keinem andern zu machen iſt als von dem, der mit der Sache ſelbſt vertraut iſt und darum weiß.

G. hat daher keine Veröffentlichung ſeiner Briefe und Manuſcripte zu ſcheuen. Denn was er von den Leuten ſagt ſind keine moraliſchen, ſondern äſthetiſche Urtheile; wahre, nicht witzige; kein Aufhalten, keine Moquerie, kein Klatſch, kein Neid, keine Mißgunſt, kein Verdenken, Beſſerwiſſen und dergl.

Nie erlaubt er ſich, den Handlungen ſeiner Freunde leidenſchaftliche oder eigennützige Motive unterzulegen; er deducirt ſie aus ihrem Weſen, ihrer Natur, aus ihren Umſtänden und Verhältniſſen; mit einem Wort, er weiß zurecht zu legen und nachzuhelfen, was die Deutſchen ſo ſelten verſtehen [XLIX, 56; II. 251]: denn „ſie gönnen Niemandem das Recht zu irren“ [III, 252]; „ſie ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an“ [XLIX, 59]; und wer nicht ihrer Meinung iſt, hat ſo gut als keine: „denn Jeden intereſſirt Nichts als ſeine.“ [L, 146.]

Dieſe Tugend der Discretion alſo hat ihm zwar Nichts eingetragen, ſie hat ihn nicht vor Verunglimpfungen geſchützt, im Gegentheil ſie ihm zugezogen; ſie hat ihm ſo wenig geholfen, als jenen, von denen er mit Bedauern ſpricht daß ſie Nichts von all' ihrer Geduld, Nachgiebigkeit u. ſ. w. gehabt [Schill. Nr. 247, S. 284.]: allein er war nicht der Mann der um äußern Gewinnes willen ſich ſelbſt verkaufte. Wäre es nicht ſeine Natur oder ſeine *αἵρεσις* (Wahl) geweſen ſo zu ſeyn wie er war, kein Vortheil, kein Reichthum noch Ehre hätten ihn dahin gebracht, ſich künſtlich zu betragen. [II, 149.]

„Ein eigen Herz zu haben hält er unter allen Beſitzungen auf Erden für die koſtbarſte," [XXXIII, 121] und ließ ſich „urſprünglich eigenen Sinn nicht rauben." [IV, 384.]

Seine Discretion hangt demnach zuſammen mit dem was er ſeinen Tik, ich hingegen Luſt zum Incognito nenne.

Sowie er im Bezug auf ſich geheim war, und ſein Vorhaben, Arbeiten, Reiſen und dergl. aus gründlicher Kenntniß der Menſchen und ihrer Klatſchhaftigkeit verheimlichte und verſchwieg, ebenſo war er es auch im Bezug auf Andre, auf ihre Geheimniſſe, die er natürlich ſo wenig propalirte, als er ſie zu erforſchen ſuchte.

Daher ſeine Bedenklichkeit und Anſtandnehmen irgend etwas verlauten zu laſſen, was ihn oder ſie compromittiren könnte. Er verſchweigt daher in ſeinen Briefen oftmals Namen, Büchertitel, überſendete oder beſprochene Sachen, wovon der Correſpondent oder Empfänger zwar unterrichtet iſt, die aber einem fremden Leſer verborgen bleiben müſſen. Oft geſchicht es aus Mißtrauen und Verdacht gegen Spionerie [Schill. Nr. 164, S. 43; Nr. 462, S. 197; Nr. 864, S. 181], oder aus Beſorgniß öffentlicher Bekanntmachung, bei etwaigem Verlorengehen eines Brieſes.

Er bittet daher auch ein Ueberſchicktes, Buch, Gedichte, Aufſatz, eigenen oder fremden, nicht aus der Hand zu geben, nicht abzuſchreiben, und Niemand ſehen oder wiſſen zu laſſen. [Z. Nr. 115; it. Reliquien von Juſtus Möſer ꝛc. S. 13.]

Dieſes Bevorworten kann auffallen, wenn man es in Brieſen an ſeine nächſten Freunde und Freundinnen lieſt, weil es ein Mistrauen in ihre Discretion vorausſetzt; aber dieſe Vorausſetzung war leider oft nur allzugegründet. Frühere Erfahrungen hatten ihn gewitzigt, und bei Männern, die beſonders von den Mittheilungen ihrer Correſpondenten Staat machen wie Lavater,(*) worüber nicht nur Goethe, ſondern auch Merck Klage(**) führt, und deshalb die Taſchen immer voll Brieſe haben, war ſie nicht überflüſſig, vielmehr ſehr nöthig. Sein älteſter Freund in Weimar war in dieſem Stücke ſo leichtſinnig und ſorglos, daß er nicht ſelten alles wieder an Andre mittheilte, und nur ihm überſendete Bücher weiter verlieh, ſie nicht zu rechter Zeit wieder zurückſchickte, auch wohl ihr Abhandenkommen verſchuldete.

Nun begreift man, daß einem ſolchen gefälligen Manne Leute wie Böttiger, die allerlei Neues zubringen konnten, ſehr lieb und angenehm ſeyn mußten, und ſeine dankbare Erwiederung aufforderten. Dafür widerfuhr ihm denn dieſelbe Indiscretion von Freund B., der auch einen Aufſatz

---

(*) S. Hegner's Beiträge S. 91.

(**) S. Br. an und von Merck Nr. 14, S. 99.

von Knebel unberufen der Fr. v. Stael mitgetheilt und in ihren Händen gelaſſen hatte. (*)

Eine andere Bedenklichkeit ſittlicher Art hält ihn ab Klagen oder Unmuth zu äußern; „Mürriſches ſoll man nicht in die Ferne ſenden: denn gerade zu der Zeit, wo man dem Freund eine unangenehme Stunde macht, hat man ſich ſchon völlig wiederhergeſtellt, und iſt durch eine glücklich *entſchloſſene Thätigkeit* ſchon längſt aus dem düſtern Zuſtande herausgetreten, wo uns der Aerger über gehindertes Wirken einen Augenblick überraſchen konnte.“ [Z. Nr. 550, S. 335.] Ja er nimmt es auf der Stelle zurück, wenn ihm dergleichen ſchon in die Feder gekommen war. [Z. Nr. 792.]

Mag er doch ſchon *mündlich* ſelten ein wahres grundgemeintes Wort ausſprechen, weil die Menſchen gewöhnlich etwas anderes hören, als was er ſage [Z. Nr. 796]; wie ſollte es ihm einfallen, dergleichen *ſchriftlich* über Land zu ſchicken? [Z. Nr. 792.] Doch fühlt er im Stillen das Verlangen „wichtige Betrachtungen ins Allgemeine und Beſondere zu dictiren, ſie aber doch zu ſecretiren: denn „was jetzt ganz unnütz zu ſagen wäre, könnte denn doch wohl dereinſt einem genialen Nachfolger, wie ein altes Glas Wein, zu glücklicher Aufregung dienen.“ [Tagebuch 13. März 1831; vergl. Z. Nr. 550, S. 342.]

Auch an Zelter ſchreibt er ſchon früher einmal: „daß er über manches aufrichtiger ſeyn wolle, wie man es wohl in der Maſſe vermiſchter Aufſätze — gleichſam außer der Zeit

---

(*) S. von *Knebel's* Briefe an Böttiger, in jenes liter. Nachlaß Bd. III. S. 24 – 74, beſonders S. 65.

ten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft, die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach, ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Bosket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmahle an einem hohen Mittage hinein trat; ich ahndete ganz leiſe, was für ein Schauplatz das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden, ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe herauf ſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher.

— eher wagen darf, als wenn man einzeln, am laufenden Tage, etwas ins Publikum bringt, was den Leuten vor die Köpfe fährt und womit ſie nicht zu gebaren wiſſen.“ [Z. Nr. 515; vergl. IV, 323.]

Wie nun G. für ſeine Perſon äußerſt vorſichtig und zurückhaltend war, ſo rieth er auch Andern, auf die er Einfluß hatte, zu gleicher Vorſicht und Zurückhaltung. [XLIX, 26. 27.] Witzige Epigramme, ſatyriſche Einfälle, deren Bezug zu deutlich ſich ausſprach, bat er zu ſecretiren; nicht aus Aengſtlichkeit, ſondern aus Schonung. Er wußte wohl, daß er ſelbſt durch dergleichen unmittelbare Angriffe manchen verletzt und ſich zum Feinde gemacht hatte; nun wollte er Andere vor ähnlichen Folgen bewahren.

Seine eigenen Invectiven gegen Perſonen oder Sachen hielt er ebenfalls zurück „um des lieben Friedens willen“ [Z. Nr. 530, S. 341], oder wenn er ſie doch, aber erſt nach Jahren, bekannt machte, „brach er ihnen noch die Spitze ab,“ um ſie weniger empfindlich oder ſchmerzhaft zu machen.

So geſchah es mit den folgenden Gedichten:

„Die Weiſen und die Leut“

oder das Gaſtmal der Weiſen [III, 114] das er ſecretirte, „weil es gewiſſe Individuen ſehr tief verletzen würde, und die Welt denn doch nicht werth ſey, daß man ſich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe.“ [Z. Nr. 225, S. 181.]

„Die Paulo post futuri“ [XLVII, 97],

worin ein ärztliches Gutachten über eine zehnmonatliche Schwangerſchaft nach des Mannes Tode auf die feinſte Weiſe perſiflirt wird.

„Der neue Alcinous“ [XLVII, 261].

eine allegoriſche Parodie auf Kotzebue und ſein Kegeln in ſeinem Garten zu Jena. [Schill. Nr. 608.] So auch mit vielen andern, die erſt lange nach ihrer Veranlaſſung, ja erſt nach ſeinem Tode, bekannt gemacht worden.

Unter ſeinen Xenien ſind manche nur wie unter vier Augen geſprochen anzuſehen. Die andere Perſon iſt verſchwiegen und ſomit der Anlaß und der Bezug nicht immer offenbar und verſtändlich.

Sind nun aber auch die Perſonen nicht immer bekannt, an welche dergleichen Apoſtrophen gerichtet waren, ſo ſind es doch die Tendenzen in Literatur und Kunſt, denen ſie gelten, wodenn die ganze Partei, die einer derſelben anhängt oder ſie verfolgt, ſich in dem ungenannten mentalen Stellvertreter angegriffen fühlen mag.

So die Naturforſcher überhaupt, die Phyſiker, die Geologen, die Chromatiker; ſo die Künſtler, namentlich die Neualtdeutſchen und die Nazarener; die jungen Dichter und die Literatur unſerer Zeit. Hier kommt es wirklich nicht auf den beſondern Namen an; genug, es iſt eine Partei, ein ganzes Corpus, das angegriffen wird, nach einer Verfahrungsweiſe, die ſeither noch in der ganzen Welt gegolten hat und gilt: den Sack zu ſchlagen und den Träger zu meinen.

Denn wie der Einzelne vom Ganzen befehdet wird, und ſich ſeiner Haut zu wehren hat gegen die Natur, die ihn doch hervorrief; wie er ſich gegen Wind und Wetter ſtemmen muß, die ihn zu vernichten drohen; wie er den Neid, den Haß, die Feindſchaft der Menſchen überwinden oder ſich dagegen herſtellen muß: ſo kommt er natürlich auch in den Fall ſich gegen Meinungen, die ſeine wie Anderer geiſtige

Exiſtenz bedrohen, in Poſitur und Oppoſition zu ſetzen; und ſo „proteſtirt er und will in Kunſt und Wiſſenſchaft immer proteſtiren.“ [III. 146.]

Was alle Welt thut und thun muß, indem alles Leben in einem Conflict beſteht, wie könnte man das tadeln an Goethe, der um ſo vielſeitiger er war, um ſo vielmehr Angriffen ausgeſetzt blieb, um ſo viel Seiten mehr zu vertheidigen hatte.

Und was er bekämpfte hat er immer mit großer Mäßigung, ohne Feindſeligkeit gethan.

Die Kloſterbruderei(*) war einmal ſeiner geſunden ſinnlichen wie geiſtigen Natur in den Tod zuwider. „Ihm wollte das kranke Zeug nicht munden, Autoren ſollten erſt geſunden.“ [III. 250.] Und dann hemmte, ja noch mehr, ſie vernichtete die Wirkung, die ſeine Studien- und Betrachtungen in bildender, wie dichtender Kunſt, ausgeſprochen in den Propyläen und Preisaufgaben, auf das wahre practiſche Fortſchreiten in beiden hätten haben können. Was für Folgen die Inoculation dieſer krankhaften Stimmung nicht nur auf Poeſie und bildende Kunſt, was für deprimirenden Einfluß ſie auch auf Leben und Handeln gehabt, iſt, gleich den Wirkungen eines Wetterſchadens oder Raupenfraßes, auf eine weite Zeit- und Raumſtrecke hin zu bemerken. Das Nazarenerweſen, obgleich in Caſarelli begraben [XLVII, 249], ſpukt immer noch fort, wie das trauernde Königspaar und die Jeremiade beweiſt.

(*) S. Goethe: über Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Zweites Heft, Nr. 1. „Neudeutſche religiös-patriotiſche Kunſt.“

Wie aber die letzten Wirkungen einer Epidemie in ſchlimmere auslaufen als ſie anfangs ſich zeigten, ſo haben dieſe „neupoetiſchen“ aber altdeutſchkünſtligen nachgemachten „Catholiken“ [II, 222], die echten, wirklichen auf die Meinung gebracht: jetzt ſey die Zeit das Zugnetz Petri auszuwerfen, um einen reichen Fiſchfang zu gewärtigen.

Aber außer einigen großen Hechten, wie Fr. Schlegel, Ad. Müller, Leop. Stolberg, Zach. Werner, Fr. Genz und Andere, ſind doch keine bedeutenden Fiſche, ſondern nur Backfiſche, ja nur Gründlinge ins Netz gegangen; und auch an jenen war nicht viel zu erfiſchen: faul und anrüchig, im phyſiſchen wie moraliſchen Sinne, gingen ſie bald auseinander, obſchon man ſie zu balſamiren, ja zu conſecriren trachtete.

Es wäre noch viel von G's. Discretion zu ſagen, wenn man nicht durch Angabe der Fälle, worin er ſie bewieſen, ſelbſt indiscret zu werden fürchten müßte, wie man von ſeiner eigenen Beſcheidenheit nicht reden darf, ohne dadurch unbeſcheiden zu erſcheinen. So bleibt denn bei ihr, wie bei der Geduld, das Verſchweigen und Stillſeyn, worin gerade ihr Verdienſtliches liegt, das ewig Unerkannte; und der Menſch kann ſich nur damit tröſten, daß des unſichtbaren Vortrefflichen mehr als des ſichtbaren auch an ihm von Lebenskundigen werde vorausgeſetzt werden.

„Wir müſſen oft Belohnung finden,
Daß es uns ſchlecht ergangen.“ [II, 256.]

e. Laune.

Goethe beſaß eine eigene Laune, nicht in dem Sinne des üblen Humors, noch des überluſtigen, ſondern die an

Schelmerei grenzende, womit er kleine unſchuldige Neckereien an denen ausübte, die ihm durch ihre Unarten beſchwerlich wurden, wenn er ſie auf keine andre Weiſe mit nachhaltigem Erfolg davon abbringen konnte.

Schon in ſeiner Jugend ſpielte er Baſedow'n einen ſolchen neckiſchen Streich [XXVI, 281], und wieviele mag er in den erſten Jahren ſeines Lebens in Weimar haben ausgehen laſſen, von denen noch dunkle Traditionen curſiren, die ich aber, weil ich ſie nicht genau nach ihren Veranlaſſungen und Umſtänden erzählen kann, hier nicht berühren mag. In dem franzöſiſchen Feldzuge verübte er eine harmloſe Neckerei an einem Zeltnachbar, der durch unbändiges Schnarchen ihn am Einſchlafen verhinderte. [XXX, 99.] Aus der Zeit, worin ich ihn kennen lernte, hat er ſelbſt einen Spaß erzählt, womit er den ſogenannten tollen Hagen doch endlich mürbe zu machen und für gewiſſe Unſchicklichkeiten eine kleine Rache zu nehmen wußte. [XXXI, 235 — 240.]

Hauptſächlich waren es Haſt und Ungeduld, die ihm Veranlaſſung gaben, dieſes pädagogiſche Gegenmittel anzuwenden. Wie er ſelbſt von Jugend auf bemüht geweſen war, dieſe Fehler ſich abzugewöhnen, ſo durfte er, nachdem er ſeinen Zweck erreicht, im höheren Alter ſich wohl erlauben, ſeine nächſten Freunde und jüngere Perſonen, denen es Noth that dieſe Lehre anzunehmen, auf die ſchonendſte Weiſe, ohne den Schein von Schulmeiſterei zu haben, von ſo üblen Angewohnheiten abzubringen, indem er gerade das Gegentheil von dem that, was jene wünſchten, ohne ſich merken zu laſſen, daß er es mit Abſicht thue.

So liebte er wohl ein Geſpräch ungebührlich lang auszudehnen, eine Bemerkung immer zu wiederholen oder wie der darauf zurückzukommen, wenn er merkte, daß einer ſich dabei langweilte, der übrigens nicht Urſache hatte, den bereits Unterrichteten zu ſpielen oder das Air eines Schnellfaſſenden anzunehmen.

Auch bediente er ſich dieſes oder eines ähnlichen Manövers, wenn er nicht Luſt hatte auf Etwas einzugehen, um den Zudringlichen ablaufen zu laſſen.

Bettine mußte dieſes erfahren, als ſie im Herbſt des Jahres 1811 bei ihren abendlichen Beſuchen ihm gern von ihrer Liebe oder was ſonſt — che so io! — vorgeſchwatzt hätte. Er kam ihr beſtändig dadurch in die Quere daß er ſie auf den Cometen, der damals wunderſchön am Abendhimmel ſtehend in ſeiner völligen Größe und Pracht zu ſehen war, aufmerkſam machte und dazu ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte, und ſich des Breitern über dieſes Meteor erging. Da war nicht anzukommen! Das Meteor mit ſeinem langen Schweife wehrte dieſe wiederkehrende Fliege, die ſich ihm gern auf den Schooß geſetzt hätte, dieſes alte, damals ſchon verheirathete Kind wie mit einer Ruthe ab.

Da er dieß alles mit Bewußtſeyn und zu einem Zwecke that, ſo kann Niemand ſagen, daß er — wie man von manchem Docenten zu ſagen pflegt — zuweilen gekohlt habe, oder gar geſalbadert.

F. A. Wolf, deſſen Gelehrſamkeit und kritiſchen Scharfſinn er überaus ſchätzte und bewunderte [Bd. XXXI, S. 196 ff.], wie an ſeinen geiſtreichen Einfällen und eigenthümlichen Witzen großes Vergnügen fand, hatte doch beſonders zwei Untugenden an ſich, die Goethen ſehr zuwider ſeyn mußten, obgleich er ſie ſo lange als möglich ohne Weiteres ertrug: Widerſpruchsgeiſt [z. Nr. 259, S. 304; Nr. 269,

S. 336], der manchmal ſoweit ging, daß er ſich ſelbſt widerſprach; und Ungeduld [Bd. XXXI, S. 229. 239], die aus Mangel an irgend einem Sachintereſſe herrührte: denn von Natur und bildender Kunſt verſtand er rein Nichts [Bd. XXXI, S. 200] und ſchien jene nur inſofern ſie eß-, trink- und ſonſt genießbar iſt, zu ſchätzen; letztere aber nur als Haus und Zimmer verzierend und meublirend anzuerkennen.

Daß nun im erſten Falle auch ihm widerſprochen, ſeine Argumente perſiflirt oder durch Paradoxien übertrumpft wurden, ſodaß am Ende die Sache durch Uebertreibung von beiden Seiten lächerlich wurde und der Streit noch ziemlich gut in Spaß und Scherz ſich auflöſte, — davon war ich ſelbſt Zeuge, und G. erzählt mit großer Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe die Gegenſtände ihrer Debatten in ſeinen Tag- und Jahresheften [XXXI, 196 — 200] und in den Briefen an Zelter [Nr. 269].

Eine ebenſo heitere Geduldsprobe hatte G. ſeinem Freunde bei einem Beſuche in Berka bereitet. G. arbeitete eben an ſeinem Epimenides und ließ zum Behuf ſeines gegenſtändlichen und anſchaulichen Dichtens, das zur Anfertigung eines opernartigen Drama's des muſicaliſchen Elements bedurfte, von dem dortigen ausgezeichneten Pianiſten und Organiſten, dem Badeinſpector Schütz, ſich mehrere Muſikſtücke, meiſt Bachiſche Sonaten vortragen [XXXII, 90], die er mit ganz beſonderem Ausdruck und ungemeiner Fertigkeit wiederzugeben verſtand. Unter denſelben war auch eine, die wir nur mit dem Namen das Trompeterſtückchen bezeichneten [Z. Nr. 244, S. 254] und deren eigentliche Benennung ich nicht näher anzugeben weiß. Genug, es war eine wunderbare, die Imagination anſprechende einfache Melodie, eine Fanfare, die aber durch Variationen ſo ins Weite ja Endloſe getrieben wurde, daß man den Trompeter nicht nur bald nah bald fern zu hören, ſondern ihn auch ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden ſich wendend, und dann wieder umkehrend zu ſehen glaubte, und ſich wirklich Sinn und Gemüth nicht erſättigen konnte.

Nun war den Mittag über Tiſche ſchon viel von antiker und moderner Muſik die Rede geweſen, wobei Wolf, wie vorauszuſehen, die Partie der Alten nahm, viel von den antiken Sylbenmaßen ſprach, nach Tiſche auch die Theorie der Trochäen vortrug, und ſie durch Beiſpiele aus dem Aeſchylus erläuterte. Nun ſetzte er ſich auch ans Clavier und ſpielte und ſang „antike Muſik“, wie er ſagte; mußte aber, da ein neuer Streit entſtand, darin nachgeben, „daß er im Takt noch moderniſire.“

Nach dem Abendeſſen mußte der Organiſt ſpielen und nach mehreren Sonaten kam auch das Trompeterſtückchen dran. Der Tag war heiß geweſen, man hatte lange im Freien geſeſſen, viel und vielerlei geſprochen, das Zimmer war klein und noch dazu im Manſard, und wir Hausgenoſſen ſämmtlich zugegen. Das Stück war einmal durchgeſpielt, G. machte ſeine Bemerkungen darüber; Wolf ſchien nicht eben ſonderlich erbaut und ſich vielmehr nach Ruhe umzuſehen. Da forderte G. den Muſiker zu einem da Capo auf, und nachdem dieſes geleiſtet war, zu nochmaligem, als gölte es einen muſikaliſchen Schlaftrunk, und wieder zu nochmaligem; ja er würde nach dieſem fortgefahren haben, nun aber riß Wolfen die Geduld, er brach in Verwünſchungen des Stücks aus, und Schläfrigkeit vorſchützend entfernte er ſich eiligſt. Da er jedoch in demſelben Hauſe, ſogar unter demſelben Zimmer logirte, und alſo, weil das Trompeten über ihm noch fortdauerte, ſich gewiſſermaßen noch auf dem Schlachtfelde, oder in der Atmoſphäre befand, die ihm ſo heiß zugeſetzt hatten: ſo iſt zu glauben, daß er wenigſtens dieſe Nacht einmal werde **geträumt** haben, wiewohl er ſtets verſicherte, daß er nie träume, ja daß in ſeinem Hauſe gar nicht geträumt werden dürfe.(*) Selbſt im figürlichen Sinne genommen, möchte doch daran zu zweifeln ſeyn, und dieſe Behauptung, wie ſo manche andere von ihm, zu den Paradoxien gehören, die ihn liebenswürdig machen konnten, wenn es wahr iſt, was G. ſagt: „die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig“ [XLIX, 69]; aber freilich nur in der Jugend; ins Alter darf man ſie nicht mitnehmen. [Z. Nr. 269, S. 336. 337.]

Nicht mindere Schalkheit ließ er gegen ſeinen Freund **Knebel** ausgehen, wenn er manche Abende bei ihm mit Erzählen oder Zeichnen zubrachte. Dieſer hatte die unüberwindliche Neigung beſtändig die Lichter zu putzen, ohne Noth, und zwar immer zu kurz, daß ſie noch ſchlechter brannten als zuvor, auch wohl ganz auslöſchten. Nun hielt er ihn einen ganzen Abend dadurch ab, daß er ihm die Lichtſcheere wegnahm, ſie auf den Leuchter vor ſich hinlegte, und ihm unter keiner Bedingung erlaubte ſelbſt zu putzen, dabei aber die Schnuppen ſo lang werden ließ, daß jener vor Ungedul

---

(*) Er war daher, in der bekannten Stelle des **Cicero** de divinatione II, c. 59, für Muret's Verbeſſerung, da er nicht zugeben mochte, daß wir totas noctes somniamus, obſchon es ganz gewöhnlich iſt zu ſagen: ich habe die ganze Nacht (von etwas) geträumt.

hätte vergehen mögen. Alles Bitten, Schmollen und Grollen half Nichts; immer wußte er ihm mit andern Gründen und Vorwänden auszureden, bis es ihm ſelbſt gefiel, das Verſäumte nunmehr als zeit- und zweckmäßig nachzuholen.

Dieſes Küſtergeſchäft ließ er überhaupt ungern von einem Andern verwalten. Auch mir erlaubte er es nur mit Beſorgniß, nicht ohne Bevorwortung. Nur in ſpätern, ja ſpäteſten Jahren, wenn ich bei ihm ſchrieb oder verlas, hatte ich die Freiheit, ſie ungehindert nach Befinden zu größerer Klarheit aufzureizen. Doch liebte er auch wohl noch ein drittes Licht, meiſt ein Wachslicht, anzuzünden und es vor mich hinzuſtellen. Auf dieſe Weiſe befriedigte er mein Bedürfniß und reſervirte ſich noch ſeinen Antheil an den beiden andern. Uebrigens glaubte er gefunden zu haben, daß vier Lichter keinen Unterſchied in der Hellung gegen drei machten.

So war denn Ungeduld oder Heftigkeit in ſeiner Gegenwart zu zeigen nicht das Mittel ſich bei ihm zu empfehlen. Sein gewöhnlicher Zuruf, wenn nichts andres, war dann: Nur ruhig, Kinder, ruhig!

Mehrere ſolcher ihm beſonders unleidlicher, aber doch mit Faſſung gerügter Unarten im geſellſchaftlichen Leben hat er nicht vergeſſen in ſeinen Romanen anzubringen, namentlich in den Wahlverwandtſchaften [XVII. 260, 261], und ſie von Perſonen ausüben zu laſſen, deren Jugend, Mangel an Selbſtbeobachtung und Leidenſchaftlichkeit ſie poetiſch-wahrſcheinlich machte.

Sein geſetztes Weſen mochte nicht wenig leiden, wenn ein Oehlenſchläger einmal über das andre mit allen fünf Fingern ſchnickte, daß es knackte; wenn H. Voß auf dem

Lotte trat hinein, und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder: es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill, und ſie fing nach einer Weile an: Niemahls gehe ich im Mondenlichte ſpazieren, niemahls, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn! fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort; aber, Werther, ſollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnden Sie? was ſagen Sie?

Lotte, ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehen! hier und dort wieder ſehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen, da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wenn's uns

Stuhl ſitzend beſtändig mit dem einen Beine ſchütterte, oder ein andermal den Zipfel der mittlern Tiſchſerviette zuſammen und wieder aufrollte; wenn Andre andre Unarten entwickelten, die eine gute Erziehung früh beſeitigt oder gar nicht erſt aufkommen läßt. — Hut und Stock eher ablegen als man dazu aufgefordert wird, daliegende Bücher aufnehmen, aufſchlagen, nach ihren Titeln ſehen, oder gar von beſchriebenen Papieren etwas abgucken, und was dergleichen Ungezogenheiten mehr ſind, die aber manchmal von großen ſogenannten gebildeten Leuten verübt wurden, machten uns Anderen, die wir mit G's. Denkart bekannt waren, innerlich Angſt und wir fürchteten ſchon eine, wennauch ſanfte und mäßige Reprimande. Er ließ es aber, nachdem die Perſon war, meiſt unbemerkt oder wenig gehindert vorübergehen, konnte ſich aber nicht enthalten, nachher ein Wort darüber gegen uns zu verlauten und jenachdem er geſtimmt war darüber zu ironiſiren.

Nichts aber regte ihn innerlich ſtärker auf als die Selbſtgefälligkeit, womit eingebildete, obſchon übrigens talentvolle Perſonen, bei Betrachtung eines Kunſtwerks oder ſonſt einer vortrefflichen Arbeit, dieſe dadurch zu loben meinten, daß ſie ausriefen: das ſehe ganz ſo aus, als wenn ſie es gemacht hätten; oder das könnten ſie wohl auch gemacht haben. Da wurde denn hinterher, im Kreiſe der Vertrauten, eine ſolche Perſon mit einem Frankfurter Provinzialismus ein Schnudelputz genannt; und ich erinnere mich, daß ich einmal die einzelnen Züge ſolcher Charactere zu einem Theophraſtiſchen Portrait verarbeiten wollte; es unterblieb jedoch, weil die im Geiſt dazu ſitzenden Perſonen gar zu leicht das Bild, dießmal zwar nicht für ihre eigene Arbeit, aber doch für ihre eigenen Züge hätten anſprechen müſſen. Auch wäre es im Grunde doch nur eine Carricatur geworden: denn die Verſammlung ſolcher Einzelnheiten auf eine Figur giebt ihnen doch keinen organiſchen Zuſammenhang, kein wahrhaftes Leben; es entſteht eine Mißgeburt, die nicht exiſtiren kann, obſchon ſich unſre Zeit an ſolchen ſchriftlichen wie bildlichen Carricaturen höchlich erfreut.

Nach dieſen Beiſpielen kann man ſich ſchon vorſtellen, daß er auch an Schauſpielern manches werde zu rügen gefunden haben. Angewöhnungen, aus den Proben mit in die Vorſtellungen gebracht, wo ihre Unſchicklichkeit doppelt auffallen mußte, wurden ernſt und ſtreng mitgenommen und wenn Spott nicht half, auch wohl beſtraft. Einer hatte ſich angewöhnt in der ſogenannten Murmelprobe, gegen welche jedoch G. immer etwas einzuwenden hatte, ſeine Hand in den Buſen zu ſtecken und in dieſer Attitüde ſeine Rolle herzuſagen. Bei der Vorſtellung nun, in ritterlichem Coſtüm bis an den Hals geharniſcht, ſuchte er dann vergebens nach einem Unterkommen für ſeine Rechte und verrieth eben dadurch die ſchlechte Angewöhnung, die ihm ſchon zur andern Natur geworden war. Das Agiren mit dem Schnupftuch, mit der Doſe und ähnlichen Behelfen waren ihm gleichfalls unausſtehliche Unarten, die er mit allen Waffen bekämpfte, obſchon ſie völlig auszurotten, zumal bei älteren Subjecten, nicht vermögend.

d. Witz.

Man ſagt G. habe keinen Witz gehabt. Wenn er nur Mutterwitz hatte, ſo wäre das genug geweſen, und mehr als Schulwitz, der meiſt nur ein Wortwitz iſt. Aber G. hatte einen furchtbaren Sachwitz, der ſich auch wohl mit dem Wortwitz vermählen mochte. Ich könnte einige ſehr ſchlagende Beiſpiele anführen, worin Wort und Sache, in eclatanter Exploſion, ſo zuſammenbrennen wie ein Namenszug in Brillantfeuer, wenn die Perſonen nicht noch am Leben wären.

Unzählige ſolcher Witzfunken, in welchen Stahl und Stein zu kleinen Schrotkügelchen zuſammenſchmolz, hätte man ſammeln können, wenn man Papier zur Hand gehabt hätte, ſie im Fallen aufzufangen, um ſie etwa als ein neues Mineral oder Foſſil für moraliſch=äſthetiſchen Blitzſinter Liebhabern anzubieten.

Doch wer durfte daran denken, um ohne Erlaubniß mit fremdem Gute zu wuchern? Wer mochte daran denken, da man des Guten täglich die Fülle hatte und in der Einbildung ſtand, das Leben würde immer ſo fortgehen und nirgend kein Vergang und Ende ſeyn? Zudem läßt man dergleichen auch bei ſeinem Entſtehen und augenblicklicher Erſcheinung und Freude darüber bewenden, indem Zeit, Ort, Anlaß, Ton und Geſt doch nicht mitfixirt werden können, ohne welche ſolche Dinge kein rechtes Leben und keine, wenn auch nur relative, Wahrheit mehr, alſo auch keine Bedeutung haben.

Solche getrocknete Scommata kommen mir vor, wie die gemalten Thiere jenem Türken, der den Maler ſchalt, daß er ihnen keine Seele gegeben habe, weswegen er auch am jüngſten Tage werde Rechenſchaft geben müſſen.

Sie aber gelegentlich auf Dieß und Jenes accommodiren, ihnen ſein eignes Gift einblaſend ſie beleben wollen, hieße alieno libro ingeniosum esse, welches ſich Martial mit vollem Rechte verbat.

Dergleichen alſo, hätte ich ſie auch zufällig angemerkt, werde ich nicht mittheilen, ſie müßten denn eine ſonſt in extenso ausgeſprochene Meinung concentrirt enthalten, und alſo wie Lemmata am Rande des Textes betrachtet werden können; oder auch das von einer luſtigen, alſo heitern unverfänglichen Seite faſſen, was anderswo ſtrenger und herber ausgedrückt wird. Denn bei G. kommen dieſelben Gedanken und Einfälle, nur in andrer Form und Geſtalt, wieder vor, ſodaß man die Wahl hat, ſie aus ſeiner jugendlichen, mittlern oder ſpätern Epoche zu nehmen.

Ueberhaupt denkt man ſich G. auch da, wo man ihn ſatyriſch findet und nennt, weil immer von ſeinem Ernſte, ſeiner Würde, ſeinem Stolze u. ſ. w. die Rede iſt, viel zu ſtreng und herb in der Art ſeiner Aeußerungen.

Er ſagt das meiſte mit trocknem, treuherzigem Munde, wie wenn es Nichts wäre und ſich von ſelbſt verſtände. Dann iſt er höchſtens ein gutmüthiger Polterer; aber niemals ein giftiger Satyriker wie Juvenal und Perſius. Er hat es nicht mit Laſtern, nur mit Untugenden, d. h. mit Unarten, Ungezogenheiten, Albernheiten, Irrthümern u. ſ. w. der Menſchen zu thun und findet ſie nur lächerlich, nicht ſtrafwürdig. Die Böſewichter, die Schurken überläßt er dem Büttel, und die Narren dem Geſchlecht [III, 172.]

So ſehr er auf das junge Volk, „die Hans Narren des Tags" [3. Nr. 818] nur zu ſchelten und zu ſchimpfen ſcheint; ſo nimmt er ſich doch wieder auf der andern Seite ihrer an, und vertheidigt ſie durch ſeinen eignen Vorgang, indem er auch einmal Freund von Narren geweſen zu ſeyn eingeflecht [III, 201. 248], und verlangt man ſolle ſie gehen laſſen, ſich an ihren Gaben ergötzen, weil Großmama Natur manchmal einen närriſchen Einfall haben wolle. [II, 248.]

Selbſt der Widerſpruch, von dem man ſagt, daß er ihn nicht habe ertragen können — Wer erträgt ihn denn? (*) — irritirt ihn, als gewohnt, zuletzt nicht mehr; nur widerſpricht er ihm nicht weiter [II, 295; V, 123], weil Nichts dabei herauskommt, als daß einer anders denkt als der andre, und jedem ſeine Meinung das Liebſte iſt. Man muß freilich noch ſehr jung und raufluſtig ſeyn, um ſeine Kräfte mit Andern meſſen und überall Recht und allein Recht haben zu wollen.

Das nennen ſie nun grämlich, altersſchwach u. ſ. w., daher ſie denn wohlthun würden, ſich bei Zeiten hängen zu laſſen, um nicht alt zu werden und in den vom Baccalaureus im Fauſt [S. 101] angedrohten Fall zu kommen, todtgeſchlagen werden zu müſſen, wie nach Laube's (**) bereits ausgeſprochener Maxime, Alles erſchlagen werden muß was nicht ſterben mag. Immer das alte: ôte-toi que je m'y pose!

e. Humor.

Wie man Goethen den Witz abſpricht, ſo ſoll er auch keinen Humor gehabt haben. Es kommt freilich auf die

---

(*) Selbſt Leſſing, welcher gar weislich lehrte: man müſſe ſich in Zeiten darauf gefaßt machen ihn zu ertragen, konnte es gerade am wenigſten, obſchon er ſelbſt aller Welt, Todten wie Lebenden, widerſprach, Verſtorbene, an denen nichts gelegen war, ſpitzfindig vertheidigte und Lebende durch Sarkasmen ſich zu Feinden machte.

(**) S. Laube's Geſchichte der deutſchen Literatur Bd. II, S. 156.

Sorte von dieſer Nieswurz an, die man gerade verlangt und die er eben nicht führt.

Sonſt iſt doch der Humor eines der Elemente des Genie's, aber er darf nicht vorwalten, dann wird er nur ein Surrogat deſſelben. [K. und A. I, 3, 69.] Er iſt nur eine Art von Poeſie ohne ſelbſt poetiſch zu ſeyn [Schill. Nr. 415] und G., inſofern er ein Genie war, oder ihm nur etwas Genie von den Gegnern gelaſſen wird, mußte auch etwas von Humor an und in ſich haben.

Er wenigſtens erklärt ſich für den eines Goldſmith nnd Sterne [Z. Nr. 697]; aber der formloſe, alles Haltes und Geſetzes im Innern entbehrende Anderer konnte ihm nicht gefallen. Es ſey keine Kunſt ſein Talent nach individueller Bequemlichkeit walten zu laſſen: etwas müſſe immer daraus entſtehen, wenn es auch nur ein Erichthoniſches Erzeugniß ſeyn ſollte. [Z. Nr. 128.]

Wenige haben Sinn für den Goethiſchen Humor und ſo fehlt ihnen auch der Geſchmack daran; daher finden ſie ſich auch nicht in ihn, wenn er zur Ironie ſich erhebt, die man ihm zwar im Ganzen nicht abſpricht, aber erſt zu bemerken glaubt, wenn ſie handgreiflicher wird und als indirecter Spott erſcheint, nicht in dem Sinn und Verſtande, in welchem er ſelbſt ſie nimmt und bei Goldſmith und Sterne erkennt, als „die Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt“ [XXV, 338]; alſo nur dieſe hohe wohlwollende Ironie, dieſe Billigkeit bei aller Ueberſicht, dieſe Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, dieſe Gleichheit bei allem Wechſel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen ꝛc. in denen er ſich durch jene Schriftſteller erzogen eingeſteht und ſie als dasjenige findet was uns von allen Irrſchritten des Lebens endlich wieder zurückführe. [Z. Nr. 697; coll. 740.]

Und wahrlich alles dieſes hat G. durch ein langes Leben hindurch in ſteigendem Verhältniß bewieſen, wie denn das was der Menſch lebt mehr und beſſer iſt, als was er ſchreibt, d. h. in Schriften an den Tag legen kann, ſodaß Merck's Ausſpruch über G. zwar als richtig, aber nur als Lob, nicht als Tadel gilt.

So hätte denn G. zuletzt den Poeten gelebt, ihn gleich in That verwandelt [Z. Nr. 619, S. 128], wenn es Andre bei den Worten bewenden laſſen, und wäre Poet und Menſch in, cum et sub geweſen.

Wer z. B. dieſe durch ſein „Wahrheit und Dichtung" hindurchwehende Ironie nicht empfindet, wer es nicht merkt, daß G. in ſeinem Lebenslauf zugleich den Lauf der Welt und der Dinge ſchildert, und ſich über beides gleich erhebt, dem iſt freilich nicht zu helfen, und er hat genug an dem leeren Kaff und Stroh excerpirter und epitomiſirter Biographieen, um ſeine Literaturlücken damit auszufüllen. Dem Geiſte iſt nur durch Geiſt beizukommen.

f. Ironie.

Goethe's Ironie iſt alſo nicht allen verſtändlich, manche ahnden ſie gar nicht, und andern iſt es verdrießlich wenn ſie ſeine wahre Meinung nicht errathen können, beſonders bei Dingen, die für ſie vom höchſten Intereſſe ſind. — Es haben mir Mehrere Confeſſion darüber gemacht, und dabei die Meinung geäußert, daß G. nur dann mit ſeiner wahren

Geſinnung herausginge, wenn man ihn bös machte. Aber er wurde nur bös, — oder wie er dann ſelbſt zu ſagen pflegte — „er müſſe grob werden" — wenn man aus Geiſtloſigkeit ihn nicht verſtehen konnte, oder zudringlich ihn queſtionirte zu ſagen was und wie er eigentlich gemeint habe.(*) Sollte er auch noch ſein eigener Ausleger ſeyn, und das was er kunſtreich ſymboliſirt, oder in Räthſeln verſteckt hatte, ſelbſt noch ausdeuten und ſo dem Andern das Vergnügen eigener Entdeckung und Löſung vorwegnehmen?

Ihm war es um deſto lieber jemehr ſich einer bei ſeinen Sachen etwas dachte, wenn es nur nichts falſches und ganz davon entfremdetes war. [Z. Nr. 242.] Denn allerdings iſt Wort und Bild ſo ausgiebig, daß ſie beim Zuhörer oder Beſchauer noch vielmehr Nebenvorſtellungen erregen, und auf Manches nebenher deuten, ohne daß es zur Hauptabſicht des Künſtlers gehörte, oder er eigens darauf ausgegangen wäre. Die anagogiſche Auslegung ohnehin hat im Gemüth des Empfangenden ihren Grund und ihre Rechtfertigung, und der Dichter kann ſie ſich gefallen laſſen, wenn ſie ſeiner Abſicht nur Nichts nimmt oder ſie gänzlich verkehrt.

Dieſe Bemerkung findet auch ihre Anwendung beim homiletiſchen Gebrauch bibliſcher Stellen, und deren Auslegung für das Gemüth der Zuhörer, denen mit dem hiſtoriſchen Sinne wenig gedient ſeyn würde; und wäre dieſer Gebrauch nicht ſchon von den erſten Zeiten des Chriſtenthums her recipirt, was ſollte denn öfter aus den bibliſchen Texten für eine gemiſchte Verſammlung, oder gar für einen Haufen

---

(*) Vergl. Z. Nr. 273, S. 347 f.; u. Nr. 826, S. 327; u. Nr. 178, S. 105; u. Nr. 577, S. 152 f.

ungebildeter Laien Erbauliches und Nutzanwendliches gewonnen werden?

Die ſeltſamſten Misverſtändniſſe haben ſich freilich auch bei den ſonſt ſo weiſen deutſchen Critikern gezeigt, wenn ſie, aus Mangel eines wahren Kunſtbegriffs, ſowohl an Meiſters Lehr- als Wanderjahren für Fehler und Paradorie gerügt haben, was blos ein nothwendiger Kunſtgriff und Kunſtbehelf war. Der Meiſter durfte keine andere als eine ſolche lehr- und bildungsfähige Natur ſeyn, die wie ein wißbegieriger Schüler durch dieſen Orbis pictus geführt wurde.

Die Lehr- und Bildungsanſtalten in den Wanderjahren ſind keine Vorſchläge zu Einrichtungen ähnlicher Inſtitute; ſie zeigen nur, wie Cebes Tafel, in einem landſchaftlichen Bilde, die verſchiedenen Erziehungsmethoden zu verſchiedenen Zwecken und ſprechen die Lehre, die Erfahrung aus: daß practiſch und in Maſſe getrieben und gelernt werden müſſe, was zu einer Vollendung und Vollſtändigkeit ſeiner Art gedeihen ſoll.

So haben ſich alle Völker erzogen: die Spartaner, die Römer ſind zu Kriegern nur durch ſolche Inſtitute, wie die ihrigen geworden: (*) die Athener zu Dichtern, Rednern, Künſtlern, nur durch ihre Verfaſſung.

So erziehen wir uns ſelbſt noch: künſtleriſch, wiſſenſchaftlich, induſtriös. Wir ſenden die Geſchichts- und Landſchaftsmaler nach Italien, weil nur dort deren Bildung gewonnen und vollendet werden kann: wir ſenden unſre Hof-

---

(*) Vergl. was G. über die Erziehung der Hydrioten ſagt: XLIX, 80.

leute und Diplomaten nach Paris und London, um die Sprache und Sitten der vornehmen Welt, der feinen Geſellſchaft practiſch zu ergreifen und ſich anzueignen. Wir beſuchen Fabrik- und Manufacturorte, um dort mit Aug' und Ohr zu lernen, was man bisher aus Büchern zu lernen ſich einbildete. Kurz, daß man in allen Stücken vor die rechte Schmiede gehen müſſe, und da kaufen wo des Marktes die Fülle iſt.

So klar das alles von ſelbſt iſt, ſo hat der durchaus lehrſüchtige Deutſche(*) gewähnt, es ſey jene Darſtellung ein real und ernſtlich gemeinter Vorſchlag und Plan zu einer Art Fellenbergiſcher Inſtitute, die in jedem Lande eingeführt werden ſollten, etwa wie jede Provinz z. B. nur ihre eigene Runkelzuckerfabrik haben muß, damit kein Commerz mit dem Auslande ſtattfinde und jede einen geſchloſſenen Handelsſtaat formire, der von den übrigen keine Notiz zu nehmen brauche, und ſo der von Gott und Natur beabſichtigte Länder- und Weltverkehr unterbleibe, wie bei der Choleraſperre.

Daß G. gleichwohl auch hier einiger Ironie nachgehangen habe, möchte dem nicht unbegreiflich oder unwahrſcheinlich vorkommen, der ſowohl die Kunſt überhaupt als ihn näher kennend, der Ueberzeugung iſt, daß die Kunſt, inſofern ſie durch Darſtellung nachahmt, über den Gegenſtand ſelbſt diejenige Klarheit haben müſſe, welche den Reflexionen des Verſtandes und der Vernunft einwohnt. Es giebt für ſie eine Durchſichtigkeit aller Sach-Verhältniſſe, ein Ein- und

---

(*) Praeceptor Europae, wie Melanchthon praeceptor Germaniae hieß.

wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich am ſtillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammelt ſind, wie ſie um ſie verſammelt waren. Wenn ich dann mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche, daß ſie herein ſchauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das alles, gepflegt und geliebt. Könnteſt du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batheſt. —

Sie ſagte das! o Wilhelm, wer kann wiederhohlen, was ſie ſagte! wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weiß, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden

Durchdringen der Beziehung zu dem Künſtler, die ihn während der Arbeit fähig macht ſich mit heiterem Humor über ſeine eigene Darſtellung zu ergeben. Zu bemerken iſt nur noch, daß alle dieſe Schilderungen der pädagogiſchen Provinz zugleich Gemälde ſind, wie Gemälde wirken, ſich in Zeichnungen, wie Neureutherſche oder Retzſchiſche Skizzen bringen laſſen, und G. jedenfalls als bildenden Künſtler legitimiren.

Wenn nun G. ſich in ſeinen künſtleriſchen Abſichten und Leiſtungen von ſeiner eigenen Nation verkannt und mißverſtanden ſah; ſo kann man ihm die jeweilige Geringſchätzung des deutſchen Publikums und ſeiner Organe nicht ſo ſehr verargen. Es gehört übrigens der dem Talent inwohnende Trieb ſich zu äußern — der gleich dem Feuer ſich ſeine eigene Zugluft erzeugt — dazu, um noch ferner nur eine Hand zu rühren, und etwas hervorzubringen, das dem einen ein Aergerniß und dem andern eine Thorheit däucht. Zwar hatte er Freunde und Verehrer, und für dieſe ſchrieb er eigentlich nur, dieſen liebte er ſich auf dieſe Weiſe mitzutheilen, ſie diente ihm ſtatt aller förmlichen zeitverderbenden Correſpondenz. Anſtatt Briefe zu wechſeln, ſchrieb er ganze Hefte und Bücher, woraus ſein bisheriges Thun und Denken beſſer und vollſtändiger zu entnehmen war, als aus täglichen Bülletins ſeines Beſindens. Aber auch hier widerfuhr ihm öfter, daß er ſtatt vollwichtiger goldner Worte und Gedanken nur ſchwerfällige Complimente — bleierne Waffen gegen goldene eintauſchte. Daß dieſes nicht unwahr ſey, würde aus den erhaltenen Briefen, wenn ſie gedruckt würden, erhellen; erhellt auch daraus, daß die am Leben ihm mit ſchmeichleriſcher Devotion huldigten, nach ſeinem Tode keine Feder anſetzten, um ſeinen Leichnam gegen die Angriffe von Juden und Chriſten zu ſchützen; im Gegentheil unter den Anklägern und Tadlern ſich blicken ließen, um die zu frühe Canoniſation des Heiligen zu verhindern, und von dem geſpendeten Lorbeerkranze, der eine dieß, der andere jenes Blättchen abzukneipen.

Ἀνδρὸς θανόντος πᾶσα χάρις ἀπόλλυται ſagt der griechiſche Dichter, und ſoſehr das Wort von jedem Geſtorbenen gilt, ſo fällt es bei einem außerordentlichen Manne umſomehr auf, als man fühlt, daß er doch auf längere Dauer der Gunſt und des Danks zu rechnen den Vorzug haben ſollte, da ſelbſt der Tod nicht Alles gleich macht.

Wie die Deutſchen ſich vor und nach ſeinem Ableben gegen ihn benommen, ſollte zur Ehre der Nation billig verſchwiegen bleiben und in Vergeſſenheit gerathen; doch werden wir nicht umhin können, bei Gelegenheit immer wieder darauf zurückzukommen, wie ja ſelbſt in jeder Zeitung, in jedem Journal directe und indirecte Ausfälle gegen ihn wiederholt werden. Die Nation iſt einmal durchaus ſüchtiger Natur, bei der ſogleich jeder frappante Eindruck unterſchwürt. Auch ſind ſie bereits ein Theil ihrer Literatur geworden, in Bibliotheken eingeſpeichert und können ſolange nicht ignorirt werden, bis die Zeit auch mit ihnen ihr ſolennes Auto da Fé wird angeſtellt haben.

g. Unmuth.

Einen Dichter beim Worte nehmen und ihn gleichſam ſolidariſch für das was er ſeine Perſonen ſagen läßt verantwortlich machen, würde ebenſo wenig Menſchenkenntniß als

Verſtändniß der Kunſt verrathen. Er weiß was Menſchen ihrem Character gemäß in der und der Lage und Stimmung ſagen müſſen, durch Eingebung des Genius, ohne daß er jedesmal dieſe Empfindung theilen müßte.

Ebenſo ſagt auch Er in dieſer und jener Stimmung manches, was er in einer andern zurücknimmt, oder nicht ſagen könnte, ohne daß man ihn deswegen der Inconſequenz oder des Wankelmuths zeihen dürfte.

Der Menſch iſt überhaupt zu Veränderungen gemacht, und das Leben beſteht in dieſem Durchgange durch Verſchiedenes.

Das Ich iſt und bleibt daſſelbe, aber das Leben in ſeinen Scenen- und Theaterveränderungen rufet eine Verſchiedenheit in ſeinen Stimmungen und Aeußerungen hervor, die den verſchiedenen Tageszeiten, ihren Lichtern und Tönen ſich vergleichen laſſen.

Eine jeweilige Aeußerung des Dichters und ſeiner Gemüthsſtimmung iſt daher nicht für ein feſtſtehendes, immerfortdauerndes Habituelles anzunehmen, und ſelbſt Laune und Mißmuth ſind nur wie die Schattenflüge vorübereilender Wolkenzüge anzuſehen.

Wenn daher G. hin und wieder Unmuth, ja Spott und Satyre laut werden läßt und ſich darin zu ergehen ſcheint, ſo darf man dieſes nicht als ſtereotypen Characterzug anſehen. Es iſt nur eine natürliche augenblickliche Reaction und Oppoſition gegen ein feindlich Andringendes: denn ſich gegen das Widerſtrebende zu wehren iſt ebenſo naturgemäß und nothwendig, als ſich dem Entgegenkommenden aufnehmend und freundlich zu erzeigen.

Seine Landsleute, ſein eigenes Volk iſt ihm zu keiner Zeit — in Maſſe wenigſtens nicht — entgegengekommen; immer nur Einzelne, und auch dieſe nicht ohne reservationes mentales, heimlichen Rückhalt.

Man empfindet den Mangel ebenſo gut als die Fülle; und es iſt G. nicht übel zu nehmen, daß er dieſen Mangel an Theilnahme — oder das Ausbleiben der Gewährung nothwendiger Forderungen [VI, 141] — ebenſo unangenehm inne ward, wie er ſich des vollen Entgegen- oder gar Zuvorkommens und des Beifalls freute und dadurch ermuthigt ward; ohne daß Jemand ein Recht hätte ihm in dieſem Falle den platten Vorwurf der Eitelkeit wie in jenem den der Empfindlichkeit oder der Grämlichkeit des Alters zu machen.

Den Deutſchen fehlt es nicht an Empfindlichkeit eines Jeden für ſich, für ſeine werthe Perſon, wohl aber für die Empfindlichkeit eines Andern. Dieſem wird ſie als Egoismus aufgemutzt, während man dieſen Egoismus reichlich für ſich ſelbſt hegt.

Wenn ein deutſcher Critiker ſich auf ſeinen Recenſirſchemel ſetzt, ſo zieht er zuvor den Menſchen aus, das Bewußtſeyn eigener Unvollkommenheit, und mißt nach ungehörigem äußern ſelbſtgeſchnitzten Maaßſtabe Werk und Autor, wie ein von Gottes Gnaden verordneter und wohlbeſtallter Richter, ſtatt beide aus ihnen ſelbſt zu conſtruiren. Wenn dieſem nun durch eine ſo unpaſſende Behandlung Unrecht und Weh geſchieht, ſo ſoll er darüber nicht klagen oder auch nur eine Miene verziehen [Schill. Nr. 378, S. 331]: er heißt ſogleich empfindlich, eitel, eigenliebig; als wenn es nicht weitmehr Eigenliebe, ja Eigendünkel verriethe, ſich zum Richter des andern aufzuwerfen!

Freilich iſt kein Menſch dem andern recht, und wenn es anginge ließe keiner den andern exiſtiren,(*) da ein Jeder von Natur zur Offenſive noch beſſer als zur Defenſive eingerichtet iſt. Nun thut man einander wenigſtens durch Tadel ab, und hat das Vergnügen, weil doch keiner ſogleich davon ſtirbt, dieſen Act immer wiederholen zu können. [V. 120.] Selten iſt es ein Nachweis einer zu vermeiden geweſenen Uebertretung eines Sitten- oder Kunſtgeſetzes. Es iſt nur immer das: „du gefällſt mir nicht,“ oder: „ich möchte nicht ſo ſeyn wie du.“

Dergleichen anmuthige directe oder indirecte Dank-Adreſſen hatte G. nun ſchon bei ſeinem erſten literariſchen Erſcheinen in Empfang zu nehmen. Leſſing, ein wahrer Mercutio, als literariſcher Renommiſt und kritiſcher Klopffechter ſeiner Zeit — und ſtehendes Vorbild unſerer ſarkaſtiſchen Recenſenten durch ſeinen Canon über den anzuſtimmenden Ton in der Critik — wollte ſogleich mit ihm anbinden, wie er mit Winckelmann anband, beſann ſich aber doch billiger oder glücklicher Weiſe: denn das junge Genie hätte es wohl mit dem alten Ben Johnſon aufgenommen; an ſeine Stelle rückten aber andere Kläffer, Möppel und Spitze, und haben G'n. bis nach ſeinem Hinſcheiden nicht losgelaſſen, ja es erging ihm wie dem todten Löwen, der noch allerlei Beſuch in ſeiner Höhle empfangen und manches Xenion hinnehmen mußte, das nicht einmal, wie das bei Homer,(**) ein Ochſenfuß, ſondern ein Eſelstritt war.(***)

(*) S. Band IV. S. 362; u. S. 334. XLVIII. 148.

(**) Odyss. XX. 299. βοὸς πόδα.

(***) S. Leipz. Muſenalmanach 1832. S. 323. 327. 332. desgl. Telegraph 1838. Nr. 2.

Einen ſolchen Empfang, ſolche Eskorte hat noch kein Autor erfahren, und obgleich G. ſich nicht dadurch anfechten ließ und ſeine Straße ruhig ging [V. 106], ſo iſt es doch nicht einerlei, ob man im Sonnenſchein oder im Schloßenwetter und Schneegeſtöber ſeinen Weg macht. Alles verlangt ſeine Witterung, ſeine Aura, wenn es ſich mit Luſt und günſtig entfalten ſoll. [XXXIX. 75.] Niemand mehr als der Dichter, der, wenn er ſeine Bruſt, ſeinen Mund zum Geſag öffnet, nicht mit kaltem Waſſer begoſſen, oder mit faulen Aepfeln und Pomeranzen beworfen ſeyn will.

Daß er direct Nichts darauf erwiedert, zeigt den vornehmen Mann, der auch den Straßenjungen weder mit verbis noch mit verberibus antwortet, ſondern in ſeiner ſelbſtbewußten Würde ſeines Weges geht, wie Pericles, von democratiſchen Schimpfreden nach Hauſe begleitet.(*) Zu Hauſe angekommen, auf ſeinem Zimmer, mag er vielleicht ſeinem Aerger über die Frechheit der Buben, über den Mangel an Polizei Luſt machen [VI. 141]; iſt er aber ein Künſtler, ſo thut er es mit Humor durch ein Sinnbild, graphiſch,

(*) Ἥδιον οὐδὲν οὐδὲ μουσικώτερον
ἔστ' ἢ δύνασθαι λοιδορούμενον φέρειν·
ὁ λοιδορῶν γάρ, ἂν ὁ λοιδορούμενος
μὴ προσποιῆται, λοιδορεῖται λοιδορῶν.

Philemon.

„Nichts angenehmeres noch dem Ohr wohlklingenderes
Giebt's, als im Stand ſeyn einen Schmäh'nden auszuſtehn:
Der Schmäh'nde nämlich, wenn ſich der Geſchmähte nur
Nicht deſſen annimmt, ſchmäht nur, ſchmähend, ſelber ſich!“

Vergl. G's. Ultimatum X. in Q. Bd. 1. S. 136.

plaſtiſch oder poetiſch, in einer Carricatur oder einer Parabel, und wäre es auch nur ein Xenie.

Dergleichen Schnippchen in der Taſche, wie G. es nennt, ſchlug er wirklich. [IV, 364.] Gleichwohl ließ er ſie nicht laut werden, oder wenn doch, brach er ihnen die Spitze ab, um ihnen die Animoſität zu benehmen.

Die beſten Sachen der Art, in promptu gefunden und erfunden, ſind freilich weder bei ſeinen Lebzeiten noch nach ſeinem Tode bekannt geworden, außer etwa durch eine Hinterpforte.

Wäre durch Druckerei und Buchhandel nicht die Möglichkeit gegeben, daß eben einem jeden, der nur leſen kann, auch zu Geſicht und Händen kommen mag, was am wenigſten für ihn geſchrieben iſt; ſo würden dieſe antik gedachten, oder mit antiker Derbheit und Parrheſie ausgeſprochenen Dicterien, G's. ganz beſonderes, nach ihm immer ſeltener erſcheinendes Talent des ſymboliſchen Witzes, auch für das ſonſt Unſagbare, beurkunden.

Inſofern nun der Unmuth auch ein Lebens-Element iſt [IV, 338], das verarbeitet werden muß,(*) ſogut wie melancholiſche oder andre Stimmung des Herzens vom Dichter genutzt wird; ſo hat er denn auch jenen dichteriſch verarbeitet zu einem eigenen Buche in ſeinem Divan [V, 93 ff.]; worüber er hinreichend ſich rechtfertigt in den Anmerkungen. [VI, 141.]

In Proſa aber hüthet er ſich wohl ſeinen Verdruß zu fixiren, dadurch daß er ihn in Briefen niederlegte und über Feld ſchickte. [Z. Nr. 550.]

(*) „Gift und Galle iſt auch Gabe Gottes“ ſchreibt ſogar der chriſtliche Stolberg an Lavater. S. Hegner S. 76.

In der poetiſchen Behandlung wird der individuelle Anlaß nicht ausgedrückt. Aus dem Concreten ins Allgemeine gehoben, erſcheint das Gerügte als ein Fehler des Geſchlechts, und eignet ſich als ein Pathologiſches für die Betrachtung des Dichters, nach ſeinem Selbſtbekenntniß:

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen u. ſ. w. [IV, 46.]

XI. Fehler.

An Mängeln leidet der Menſch, und Fehler begeht er; jene ſind ſein Paſſives, dieſe ſein Actives. Jene ſind unverſchuldet, denn ſie rühren nicht her von ihm, ſondern von der Natur, von der Zeit, von den Umſtänden; dieſe können ihm angerechnet werden, ſofern ſie nicht eine Folge von jenen ſind, nicht unbewußt begangen worden und durch Vorſicht und Nachdenken zu vermeiden waren. Aber auch bei dieſen freiwilligen und willkührlichen wird der Bemerker in ſich ſelbſt gehen müſſen und bedenken, daß auch er nicht frei von ſolchen Verſehen ſey, und wenn er wolle vergeben haben, auch wieder vergeben müſſe.

Es wäre lächerlich, zu behaupten, G. habe weder Mängel noch Fehler an ſich gehabt. Wenn er ein Menſch war, ſo verſtehen ſich beide von ſelbſt. Sie rühren von der Unvollkommenheit des ganzen Geſchlechts her; wenn er aber Tugenden beſaß, ſo gehören ſie ihm als Individuum an, und unterſcheiden ihn von andern. G. bekannte ſich zu beiden, zu Mängeln und Fehlern, nicht allein im Allgemeinen ſie zugebend [XXVI, 213 f.], ſondern auch namhaft machend im Einzelnen, ſodaß ein ganzer Elenchos derſelben aus ſeinen Schriften ſich alphabetiſch zuſammenſtellen ließe. Zwei

Capitalfehler, die ihn ſein ganzes früheres Leben verfolgt und gepeinigt hatten, ließ die Italiäniſche Reiſe ihn einſehen und erörtern. Er legte ſie ab, ſoweit es möglich war, wiewohl Recidive noch in der Folge in der Periode mit Schiller vorkommen.

Unvollkommen war er ohne Zweifel, und wußte das beſſer als die, welche von ſeinen Fehlern viel zu erzählen hatten. [IV, 340; V. 72.] Schon wenn er ſagt: „es ſey noch ſoviel Unausgebildetes in ihm“ [Z. Nr. 111, S. 281] oder: er habe mit ſich ſelbſt genug zu thun [Z. Nr. 824], ſo heißt das: nicht nur die Welt, auch ſeine eigene Natur ſtelle ihm Hinderniſſe und Schwierigkeiten entgegen, die er zu überwinden habe.

Litt er doch auch an den Fehlern ſeiner Zeit, und ſündigte und irrte mit derſelben [IV, 375, III, 265]; wie jeder große Mann mit ſeinem Zeitalter durch irgend eine Schwäche zuſammenhängt. [XVII, S. 262.]

Die zur Kunſt ſo glücklich beſchaffene Organiſation war doch nicht geeignet ihn in allem Wiſſenſchaftlichen und Geſchäftsartigen ſchnell und leicht zu fördern; er brauchte viel unmittelbares Anſchaun, da er aus Büchern zum Anfang Nichts zu lernen vermochte, ſodaß er mit Wahrheit ausrufen konnte:

„Was ich nicht erlernt habe
Das hab' ich erwandert.“

Nicht nur ſeine Naturkenntniſſe, Botanik, Mineralogie, Geologie, hatte er durch Reiſen gewonnen; auch der Begriff der Kunſt, der dichtenden wie der bildenden, ging ihm erſt in Italien auf, durch Anſchauung und nachdenkendes Produciren: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch

Tiſchchen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles? die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monathe alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob, und über ſie bethete, und ſie küßeine Pubertät. [XLIX, 94.] Die Architectur war das Portal, durch das er in alle Kunſt eingeführt zu ſeyn rühmte.

Hatte ihn ſo die Natur eigentlich nur zum Dichter, zum Künſtler ausgerüſtet, nicht aber zum Mathematiker oder Dialectiker beſonders organiſirt, und ihn von dieſer Seite mangelhaft gelaſſen; ſo waren Zeit und Umſtände ihm auch nicht günſtig geweſen, um ihn etwa mit Philologiſchem Wiſſen, das ihm erſprießlich hätte werden können, frühzeitig und gehörig auszuſtatten. Wer da weiß, wie es mit den Claſſiſchen Studien und ihrem Betrieb in G's. Jugendzeit ausſah, und wie die ganze Alterthumswiſſenſchaft, die Kunſtarchäologie abgerechnet, erſt durch F. A. Wolf und ſeine Schüler einen friſchen Aufſchwung genommen; wie durch ihn und H. Voß das Studium des Homer, und gleichzeitig durch Schiller's dramatiſche Leiſtungen Sinn und Geiſt für die Erkenntniß der griechiſchen Tragiker allererſt gewonnen werden mußte, — denn keine Nation gewinnt ein Urtheil über andere, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann XLIX, 35] — der wird ſich weder verwundern, noch G verkleinern, daß er in dieſer Hinſicht nur zu den dilettantiſchen, obwohl genialen Kennern des Alterthums gehören konnte. Zehn Jahre ſpäter geboren, und er wäre, ſagt er ſelbſt, ein anderer Dichter geworden. Dafür aber ward ihm das Glück, ſelbſt eine neue Zeit mit und durch ſich heraufzuführen, und alle die geiſtigen Samenkörner auszuſtreuen, die unter ſeiner und Andrer Wartung und Pflege allgemach zu einem herrlichen deutſchen Muſenhain aufſprießen und gedeihen ſollten.

In das Geſchäfts- und Staatsleben war G. gleichfalls nicht durch Vorbereitung und ſtufenweiſes Aufſchreiten, ſondern durch ein jugendliches Selbſtvertrauen, man könnte ſagen, übermüthigen Wageſprung gekommen, und durch Character, Ehrgefühl, Trieb nach mehrſeitiger Ausbildung und Luſt ins Große und Ganze zu wirken, darin verblieben; woran zugleich ein antiker Freundſchaftsſinn und wahrhafte Dankbarkeit ihren gemüthlichen Antheil hatten.

Sollte man ſo unbillig ſeyn, das urſprünglich Unzulängliche in allen dieſen Beziehungen, nach ſo glücklich gelungenen Erfolgen noch herverſuchen und herausſtellen zu wollen, ſo werde dieß verhindert durch die Betrachtung: daß das Unzulängliche unſer aller Erbtheil iſt; daß alles Leben nur ein Verſuch zu leben bleibt; daß aus dem Stegreif gelebt werden muß; daß wir alle, wie ſchon ein Alter ſagt: vitam praeter propter vivimus.

„Freilich ließe ſich alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.“ [II, 239.]

Gingen ihm doch im hohen Alter Gedanken auf, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wäre. [Z. Nr. 727.]

Was demnach G's. Leben betrifft, ſo gilt davon ſein eigenes Wort:

„Wohl kam er durch; ſo ging es allenfalls. —
Mach's einer nach und breche nicht den Hals.“
[XLVII. 252.]

Seine eingeſtändlichen, mithin ihm zum Bewußtſeyn gekommenen Fehler, die ſich im Begehen und Unterlaſſen kund geben, ſind zum Theil unwillkührliche, aus ſeiner innern Geiſtes- und Seelen-Organiſation hervorgehend, theils von der ihn umgebenden Welt erſt erzeugt und hervorgerufen. — Ungeduld und Laune ſind künſtleriſche Affectionen, Begleiter einer lebhaften, reizbaren und daher dem Wechſel und der Veränderung unterworfenen Sinnlichkeit. In ihrem Gefolge finden ſich Uebereilung und Vergreifen, und als ihr Gegengewicht Zurückhaltung und Stockigkeit oder Verſäumniß: „die beiden größeſten Fehler, eine Krankheit deren Heilung vergebens iſt.“ [Z. Nr. 537, S. 303; coll. II. 250.]

Alle dieſe pathologiſchen Seelenzuſtände nahmen in den verſchiedenen Lebensepochen einen andern Character an und äußerten ſich in verſchiedenen Symptomen bald ſtärker bald ſchwächer.*

Die Ungeduld ſtimmte ſich auch wohl herab zur leidenden Entſagung, Reſignation [Schill. Nr. 560; 587], oder Verzweiflung wie Er es nennt [II, 250; Z. Nr. 181]; die üble Laune in verſchloſſenen Unmuth, der ſich nur durch ein Xenion Luft machte [VI. 141]; die Uebereilung, nicht mehr ſo leidenſchaftlich, erſchien als Vorliebe und ging in Parteilichkeit [XLIX. 67], Zurückhaltung und Stockigkeit in Zaudern und Verſäumniß über. Zügelte und hemmte er nun auch auf ſeinem langen Lebenswege dieſe unfreiwillige, ihm ſelbſt oft läſtige Reiſebegleitung durch ſtete Aufmerkſamkeit auf ſich und die Welt, ſo wurde ſie doch oft genug durch die Begegnenden und deren gegenüberſtehende Unarten in Allarm gebracht.

Das neugierige Quäſtioniren über den Werther erregte ſeine Ungeduld, die ihn, wie er ſagte, zu unartigem Betragen hinriß; dem Forſchen nach dem was er thu' und treibe, ſtemmte ſich Verſchloſſenheit und Künſtlercaprice entgegen; die Untheilnahme an dem was ihn intereſſirte [III. 275; XXX. 333], die Gleichgültigkeit gegen das was er zu leiſten glaubte [VI, 141], der ſchulmeiſterliche Tadel [XXVI, 286] ſtatt freundlicher Belehrung eines beſſern [V, 72], erregte ſeinen Unmuth, und jene Desperation [Z. Nr. 181; Schill. Nr. 587], die ihn in ſich ſelbſt zurücktrieb, ihn bedenklich machte [Z. Nr. 791, S. 195], und mit dem was er hätte geben mögen, zaudern und den Moment verſäumen ließ. [Z. Nr. 515, S. 227; Nr. 550, S. 342; Nr. 796, S. 212.]

Sind nun alle dieſe Ausſtellungen, die man an G's. Natur, Art und Weſen zu machen findet, eigentlich von keinem Belang, und meiſt nur in die erſte Lebenshälfte zu verweiſen; ja wenn ſie ſchädlich waren, doch nur für ſeinen Ruf nachtheilig wirkend, inſofern die Menſchen, gewohnt nur Viel von einander zu verlangen, aber Wenig oder Nichts dagegen zu gewähren, ſich in ihrer Erwartung von ihm täuſchten und ihre vorgefaßten Meinungen zu einem ziemlich allgemeinen Endurtheil über ſeinen moraliſchen und künſtleriſchen Character conſolidirten. Von ſeiner zunehmenden innern Ausbildung, von ſeinem unausgeſetzten Beſtreben, aus einem dunklen Product der Natur ein klares Product ſeiner Selbſt d. h. der Vernunft zu werden,(*) und ſo des Daſeyns Beruf und Pflicht zu erfüllen, iſt nirgends Rede noch Ahndung.

Als Menſch gänzlich verkannt zu werden und als Talent nur bedingungsweiſe zu gelten, iſt freilich ein hartes Erdenloos, aber doch das Schickſal aller großen Männer, zu

---

(*) Aehnlich ſagt ein neuerer franzöſiſcher Dichter:

La nature nous forme et nous donne des traits,
Mais c'est l'âme qui fait la physionomie

deren Verſtändniß und Beurtheilung die Menge nun einmal nicht geeigenſchaftet iſt.

Wer hingegen G's. ganzen Lebenslauf verfolgt, wie er ſich in ſeinen früheſten Productionen, in ſeinen Briefen und ſpäter in ſeinen eigenen Confeſſionen darlegt; wer einen großen Theil ſeines Lebens und zwar den letzten von ſeiner geiſtigen und productiven Höhe bis in ſein Greiſenalter begleitend anſchauen und beobachten konnte: der wird finden, daß mit dem ſich immer mehr erweiternden Bewußtſeyn auch ſein ſittliches Beſtreben ſich erweitert, daß es ihm im Moraliſchen ebenſo ergeht, wie im Poetiſchen; daß er aus einem nachtwandleriſchen Zuſtand, worin er unbewußt und halbbewußt oft das Gefährlichſte unternommen und beſtanden, allmählig erwacht, und gewiſſe Forderungen in ihm rege und wirkſam werden, welche ihn dort zum Begriff der Kunſt, hier zum Begriff einer vollſtändigen Humanität gelangen laſſen.

Wie ſehr die Reiſe durch Italien, ſeinem eigenen Geſtändniß nach, ihn in ſeinen Anſichten vermenſchlicht habe, wie durch ſie nicht allein in allem was die Kunſt angeht, ihm ein neues Licht aufgeſteckt, ſondern auch im geſelligen Verkehr und Lebensgenuß größere Freiheit und Leichtigkeit geworden, das würde man ſchon aus ſeinen nach dieſer Zeit erſchienenen Werken abnehmen, und nun beſtätigen es die zahlloſen Briefe aus dieſer Epoche durch gleichlautende Belege. Aber noch ein neuer Fortſchritt zu vollendeter Bildung des Herzens wie des Geiſtes ſtand ihm bevor.

Seit ſeiner Reiſe an den Rhein, in den Jahren 1814 und 1815, bekennt er ſelbſt, eine größere Milde und Schonung gegen die Menſchen gewonnen zu haben. Er predigte, wie er ſagt, das Evangelium Johannis „Kindlein liebt euch ꝛc. [J. Nr. 269] und ermahnte zu gegenſeitiger Verträglichkeit und Schonung, die er denn auch ſelbſt ausübte, indem er ſowohl die Menſchen, auch ohne Bezug auf ſich, wie ihr übriges Thun und Laſſen, mit ſanftern Blicken betrachtete und milder beurtheilte [XLIX, 57], ſich aller ſtrengen und verletzenden Critik enthielt, indem er nicht mehr geneigt war, um der Welt Spaß zu machen, ſich mit der Welt zu überwerfen, ſondern lieber zurechtlegte und was er nicht loben konnte, gelten, d. h. dahingeſtellt ſeyn ließ.

Wenn man ſolche Geſinnungen als Schwäche und Parteilichkeit verdächtigt, ſo muß man auch die chriſtliche Religion, welche dergleichen Sanftmuth erweckt, fördert und verbreitet, einer allgemeinen Inoculation der Schwäche bezichtigen, und ſogar die edelſten Heiden, einen Socrates und Plato, einen Seneca und Mark-Aurel, einen Epictet und Arrian für angeſteckt von dieſer wohlthuenden Krankheit ausgeben.

Mag immerhin das zunehmende Alter [XLIX, 57; III, 244], die abnehmende Productivität [Schill. Nr. 899; J. Nr. 259] auch ihren Antheil an dieſer Stimmung haben; nicht jede Tugend gedeiht in jeder Lebensepoche, und wie Trauben, im Sommer noch hart und herb, nur erſt durch die concentrirtern Strahlen der Herbſtſonne zu mildem Wohlgeſchmack reifen, ſo liefert auch der Herbſt des Lebens Früchte des Geiſtes und Herzens, die eben einer langen Vorbereitung bedurften, um genießbar zu werden. Ihm blieb nach allem, was die Jahre nahmen, noch genug: „Idee und Liebe.“ [V. 81.]

Vieles jedoch was man nur für Fehler an ihm erkennt, war die Quelle ſeiner Tugenden, ſeiner Verdienſte: denn unſre Tugenden ruhen auf unſern Fehlern, wie auf ihrer Wurzel. [XXVI. 213.]

Dieſe Zurückhaltung, Verſchloſſenheit, Ruhe, die man Kälte nennt, unterſtützten und förderten ſein Dichtertalent. Beobachtung, Auffaſſung, Darſtellung — wie wollen ſie gelingen ohne Ruhe, ohne Abſonderung von allem Störenden, ohne Einkehr und Wohnen in ſich? Das Dichten iſt, wie das Beten, ja mehr noch, eine Sache der Einſamkeit. Man betet wohl auch öffentlich und mit Andern; wer aber hat jemals auf offnem Markt gedichtet? gleich einem Maler die Leute zuſehen laſſen wie er es anfängt? Von jeher haben die Dichter die Einſamkeit geſucht; das Geräuſch der Welt giebt weder Stimmung noch Begeiſterung. Das Gemüth in dem die Welt ſich ſpiegeln ſoll, muß ruhig und bewegungslos ſeyn, nur aus dem wellenloſen See ſtrahlt Himmel und Erde wieder.

Dichten iſt überhaupt ein Prozeß, den man für ſich ſelbſt vornimmt, und der eigentlich die Andern gar nichts angeht, eine unſichtbare Energie des Geiſtes, die in ihm ablaufen und beſchloſſen bleiben könnte, ja würde, wenn nicht andre Triebe ſie zu äußern nöthigten oder lockten.

„Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen" ꝛc.

Wer kann, wer mag in ſein inneres Sinnen und Spinnen ſich von Andern einreden, rathen oder helfen laſſen? wer nicht durchaus verſchweigen was ihn eben beſchäftigt, wenigſtens bis er es fertig und geſtaltet aufzeigen kann? [I., 13.]

Es iſt daher eine große, obſchon gewöhnliche Indiscretion, wenn man uns fragt, womit wir uns beſchäftigen. Soll man es ſagen? — um ſich's ausgeredet, bezweifelt, getadelt zu ſehen, noch ehe es da iſt?

Goethe hatte Urſache bis auf die letzte Stunde nicht gegen Jedermann herauszugehen mit ſeinem gegenwärtigen Vorhaben, ſeinen künftigen Vorſätzen. Er hatte von jeher an Prä- und Poſtoccupationen Anderer gelitten.

Dieſe Zurückhaltung, dieſe Verſchwiegenheit ſeiner Natur kam aber auch Andern zu Gute in ihrem Intereſſe; wie er ſich nicht verrieth, ſo auch nicht ſie. Wer aber ſeine eignen Geheimniſſe nicht verſchweigen kann, wie ſollte der fremde können?

Doch von dieſer Tugend iſt ſchon geredet, aber ſie muß in andern Beziehungen immer wieder zur Sprache kommen.

a. Eitelkeit.

Einer der gewöhnlichſten, aber um ſo weniger erwogenen Vorwürfe der Menſchen gegen einander iſt der der Eitelkeit. Man begreift zwar nicht was es heißen ſoll, wenn ein Wort ſo verſchiedene und entgegengeſetzte Bedeutung hat, daß Fehler und Tugend auf dieſelbe Weiſe bezeichnet werden: Einmal die von der Natur ſelbſt gegebene, vom Schöpfer geſtattete, und durch ſein Beiſpiel ſanctionirte Freude an uns ſelbſt, an unſern Gaben und den dadurch geleiſteten Werken, und dann wieder auch das Streben dasjenige als Vorzüge geltend zu machen, die keine ſind, oder gar nur der Wunſch und die Einbildung das zu beſitzen, was uns in den

Augen der Andern auszeichnen ſoll, darunter zu verſtehen, gehört doch zu den Verkehrtheiten eines gedankenloſen Sprachgebrauchs.

Daß man auch G'n. ſogut wie einem Klopſtock, Leſſing, Wieland, Herder dieſen Vorwurf in Bauſch und Bogen gemacht, iſt notoriſch, und verſtünde ſich außerdem von der allgemeinen Unart der Menſchen von ſelbſt. [S. Knebel's lit. Nachlaß Bd. II, S. 72.]

Es iſt aber billig auf den Unterſchied der Bedeutung aufmerkſam zu machen, um daraus zu entnehmen, ob ſie ihm überhaupt und in welchem Sinne nachgeſagt werden könne; wiewohl was allgemein menſchliche Eigenheiten ſind, nicht beſonders an ihm zu releviren ſeyn würden, da ſie ſich von ſelbſt verſtehen und an einem nicht rügewerther ſind als am andern.

Wie er ſelbſt über dieſen Vorwurf dachte, und was für Folgen im geſelligen Leben daraus entſtehen müſſen, entwickelt er ſehr ſchön Bd. XXVI, S. 338 und XXII, S. 55 f.

Freude und Wohlgefallen an ſich, wie überhaupt an den Gaben der Natur und des Glücks wird jeder geſunde Menſch haben,(*) und ſo hatte auch G. ſeine Freude an ſich und ſeinem Talent, das ihm Vergnügen und Troſt gewährte. [XLVII, 252.]

Unbedenklich kehrte er dasjenige hervor was ihm an ihm ſelbſt Freude machte [XXVI, 337 f.] und verhehlte in ſeinen heiterſten Stunden ſie weder mündlich noch ſchriftlich; dankte Gott und der Natur aufrichtig und redlich dafür. Daß er aber auf ſeine poetiſchen Leiſtungen mehr Werth gelegt, als die

---

(*) Stultis sua non placent. Seneca.

Günſtigen ſeiner Zeit zugeſtanden, oder ihn auch länger zu behaupten geſucht, als er ſie noch nachſchmeckte, iſt durchaus nicht der Fall. Das pingere quam pinxisse war ihm lieber, und in der Beſchäftigung mit einer Sache fand er Freude und Genuß. [III. 255.]

Im Gegentheil legte er ſpäterhin auf viele ſeiner Sachen zu wenig Werth, ſonſt hätte er ſie nicht Schillern preisgegeben, wie Egmont und Iphigenie. „In ſpätern Jahren — ſagt er — betrachten wir unſere frühen Arbeiten niemals mit reiner Billigkeit; wir ſchämen uns der Symptome mancher Entwicklungskrankheit, die uns doch ins Leben weiter förderte, deren Kenntniß für Andere noch gar wohl belehrend ſeyn dürfte.“ [K. u. A. V Bd. 3. Heft. S. 160.]

Daß zwei Kaiſer ihn zuerſt mit Orden ausgezeichnet, daß mit der Erhebung des Herzogs zum Großherzog auch ihm Stand und Würde erhöht worden, ſchreibt er ohne falſche Scham, mit unbefangener Freude an Zelter [Nr. 128.] Später mehrten ſich die Sterne an ſeiner Bruſt; er prunkte aber niemals damit, wie andere, auch wohl ſonſt verſtändige Männer thun, die ſogar ihre Haus- und Schlafröcke damit decoriren. Von den vielen Ringen, denen antike Kunſtgebilde oder koſtbare Steine Werth verliehen, ſteckte er niemals einen an ſeine Finger; noch kokettirte er mit ſonſt einem Beſitz oder Vorzug, körperlich oder geiſtig, wie etwa Fr. Jacobi ſein ſchöngeformtes Bein zu präſentiren wußte:(*) ſonſt hätte er wohl auch Mittel gefunden, ſeinen wohlgebildeten fleiſchigen Arm, ſeine breite reinweiße Bruſt, et-

---

(*) Bettinen's Briefw. II. p. 76.

te nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt, was das ſey. Habe es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater die Treue und Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu ſich, und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſeyn, zuſammen glücklich ſeyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſind es! wir werden es ſeyn! der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fing ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott! wenn ich manchmahl denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten, die ſchwarzen Männer hätten die Mama weggetragen.

wa bei entblößtem Dichterhalſe, wie z. B. Knebel ihn trug, erblicken oder errathen zu laſſen.

Ueberhaupt war das Wohlgefallen an ſich, ſeiner Perſon und ſeinem Beſitz, wenn es ja für Eitelkeit gelten ſollte, von ſo männlicher Art, daß es ſich ganz von der gewöhnlichen Anderer entfernte. Da er überaus reinlich war, und immer ſauber, wenn auch gerade nicht ſehr nach der Mode gekleidet ging, fiel eine ſolche unſchuldige Verzierung, wie ein rothes Bändchen oder ein einfacher Stern, keineswegs auf; ja man hätte ſie eher vermißt oder gewünſcht, wenn ſie ihm nicht zu Theil geworden.

In ganz früher Zeit mochte er wohl auf ein geſticktes oder galonirtes Staatskleid etwas halten; nach Einführung einer beſtimmten Hofuniform findet ſich dergleichen nicht mehr in ſeiner Garderobe, und nur die gewöhnlichen Fracks und Ueberröcke. Eine ähnliche Vereinfachung erfuhr ſeine Haartracht, die vom urſprünglichen Cadogan (*) und Haarbeutel, durch die Epochen des langen und kurzen Zopfs, bei ſteifen oder ſchwebenden Seitenlocken, ſich bis zum Schwedenkopf reducirte. Sein Stirnhaar hatte übrigens von Natur einen ähnlichen Anſatz wie bei den Jupitersköpfen, ſodaß es in der Mitte der hohen Stirn aufſteigend und ſich ſcheitelnd zu beiden Seiten wellenförmig herabfiel; welches ihm, wenn er es bis zu der altdeutſchen Nazarenertracht hätte bringen wollen, ein gar bedeutſames, die Künſtler vielleicht mit ihm verſöhnendes Anſehn würde gegeben haben.

(*) Cadogan ou Catogan, noeud qui retrousse et attache les cheveux près de la tête. Dictionnaire universel par Boiste. Paris, 1823.

b. Selbſturtheil.

Sowenig G. für ſeine Perſon und Perſönlichkeit eingenommen war, ſowenig war er es auch für das was er that und gethan hatte. In ſeiner Jugend hatte er wohl Freude daran, aber kein Urtheil darüber. Späterhin wußte er das Mangelhafte daran wohl zu erkennen und auszuſprechen. [XXX, 266 f.]

Er hielt keine ſeiner Arbeiten für fehlerlos. Er geſteht, daß wenn er einen Mangel, einen Fehler gewahr worden, er im nächſten Werk jenem abzuhelfen, dieſen zu verbeſſern geſucht habe; und wie er humoriſtiſch hinzuſetzt, dadurch, daß er einen neuen Fehler begangen. [IV, 358.] Soſehr war er überzeugt daß der Menſch nur ein relativ-, kein abſolut-Vollkommenes leiſten und hervorbringen könne.

An ein Umändern des einmal Vorhandenen, ſobald es gedruckt war und von ihm abgelöſt, ging er jedoch ſchwer und ſelten; ſowie er auch in bereits lange bekannten Gedichten ſelten einen Ausdruck, ein Wort verbeſſerte, oder umänderte, und wenn es geſchah, nicht immer mit Glück. Er machte lieber dafür etwas Neues, oder goß es in eine andere Form, als daß er das Alte durch einzelne Verbeſſerungen mehr entſtellt, als ihm aufgeholfen hätte. Jene Orthopädie, wie ich es nennen möchte, weil es wirklich ein gewaltſames Zurechtrücken deſſen iſt was von Natur und Hauſe aus, in ſeiner Entſtehung, verfehlt oder nicht getroffen iſt, nimmt ſich in Gedichten wie in Gemälden ſchlecht aus, weil man das Pentiment durchſieht. Das Geänderte iſt dann nicht mehr die erſte Zeitanſicht, nicht die erſte

Sprachgewohnheit. Dies wird beſonders bei längern Gedichten bemerklich, wo nach neunjähriger Feile auffallende Antichronismen vorkommen müſſen, Diſparaten der Sinnes- und Ausdrucksweiſe, der Geſinnungen und Anſichten.

Die Feile gebraucht hat G. allerdings, aber weniger möchte ſie nachweisbar ſeyn, wenn nicht doppelte Recenſionen vorliegen, wie bei der Iphigenia und dem früheren Erwin und Elmira.

Uebrigens iſt der Ausdruck ſonderbar, noch ſonderbarer der Werth den manche darauf legen. Wenn ein Werk gleich im erſten Guſſe rein und ſcharf ausfällt, wozu noch Feile und Grabſtichel, um es zu beraspeln und zu ciſeliren?

Wenigſtens darf es nicht an den Hauptpartien geſchehen; in Falten, Vertiefungen und Höhlungen mag es wohl nützlich ſeyn, doch nicht unerläßlich. Man genießt einen Gypsabguß, auch wenn noch die Näthe der Formfugen nicht weggeputzt ſind; ja geiſtvollen Kennern iſt ein ſolcher Abguß lieber als der mit Fiſchhaut und Eiſchen überglättete.

Verſuch' es doch Einer und verbeſſere einmal an einer antiken Statue das ſchiefſtehende Auge, den zu langen Arm, den zu großen Fuß, den ungleich gearbeiteten Schuh u. dgl., und ſehe ob er damit der Sache genug thut? ob er nicht vielmehr alles, das Ganze umändern müßte, wenn alles in beſſere Uebereinſtimmung kommen und zugleich noch der Effect bleiben ſolle, den es beabſichtigte.

Eine ſolche grata negligentia iſt den Alten, die mehr aufs Ganze ſehen und ſeinen Eindruck, als auf ängſtliche Genauigkeit im Einzelnen, nicht zuwider; der Deutſche aber kann oder will ſich nicht mit ihr befreunden, und nur das Regelhaltende, Correcte iſt ſein Element, ob er gleich dann wieder über Kälte und Steifheit klagt, dieſer ſchwer zu befriedigende Calumniator sui et aliorum, der wahre κακοτεχνος!

Verskünſtler, welche weniger das Was als das Wie ſie es ſagen, bedenken, können gewöhnlich mit Feilen nicht fertig werden als bis ſie alles durchgefeilt haben.

Die neun- oder gar zehnjährige Aus- und Abglättung, welche Iſocrates auf ſeinen Panegyricus verwandte, verdient vollkommen den Spott den ſchon Alte darüber ausſchütteten, und das nonum prematur in annum des Horatius — verzeihen mir's die gelehrten Herren! — iſt ein wahres Philiſterium. (*)

Durch ein ſo langes Liegen im Pulte werden die Sachen nicht beſſer — wie etwa die Mispeln die auf dem Stroh liegen — ſondern nur altbacken und verlegen. „Friſches Ei, gutes Ei," und „Begeiſterung iſt keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre." [II, 301.] Desgleichen:

„Haſt deine Caſtanien zu lange gebraten;
Sie ſind dir alle zu Kohlen gerathen." [II, 241.]

G. war, wie geſagt, ſo entfernt von aller Oſtentation, daß er im Gegentheil zu wenig auf ſeine Sachen gab [II. 295; XXIX, 68], und ſie ihn nach einiger Zeit ſchon nicht mehr intereſſirten [Schill. Nr. 689; 694], ja ihm ſogar aus dem Gedächtniß kamen und er, zufällig ſie wiederleſend, verwundert war, daß er im Stande geweſen, ſo etwas ſchreiben zu können. [Z. Nr. 238; Nr. 533, S. 288.] Denn es waren nach ſeinem Vergleich ebenſoviele Häutungen ſeines

---

(*) Man iſt auch jetzt davon zurückgekommen, und ſchreibt und druckt jetzt novum in annum!

Weſens, abgelegte Schlangenhäute [IV. 373], „Stücke ſeiner ehemaligen Garderobe,“ [nach mündlicher Aeußerung] und inſofern ihm mehr von hiſtoriſchem Intereſſe als von lebendig gegenwärtigem. Denn ihm ward, was nur Wenigen zu Theil wird: ſich ſelbſt ſchon hiſtoriſch anzuſehen [XLIX, 109], ſodaß die neuſten Literaturgeſchichten ihm nichts Neues ſagen würden.

Um ſo auffallender muß es mir und allen die ihn näher kannten ſeyn, zu vernehmen, daß eine ſeiner zufälligen Aeußerungen ſoganz mißverſtanden werden konnte oder mochte, daß ſie, anſtatt für ſeine Beſcheidenheit zu ſprechen, für ein eitles Selbſtlob gehalten ward.

Nun hätte er zwar ſelber wohl am beſten wiſſen können, was er zu machen im Stande war, das heißt ſich zutrauen durfte — beſſer doch als andere, die erſt nachher erfahren und inne werden konnten was er geleiſtet hat — Er hätte alſo wohl die Erlaubniß gehabt zu ſagen: „das oder jenes kann ich machen, und das könnte ich gemacht haben.“ Warum? Weil es in ſeiner Art iſt, dieſe Motive, dieſe Behandlung, dieſe Anſicht, dieſe Sprache und Wendungen: denn er wußte wohl, daß er nicht alles machen konnte [II, 256], da das Genie nur ein Gewiſſes vermag. So geſteht er denn auch: „er ſey nicht für das Tragiſche, weil er eine conciliante Natur ſey“ [Schill. Nr. 388. 389; Z. Nr. 826], die ihm jedoch bei der Stella ſchlecht bekam, indem man ihm auf gut deutſch Schuld gab, er wolle die Bigamie vertheidigen, wonicht gar einführen.

„Er hat aber nie mit einer Arbeit geprahlt, und was er gemalt hat, hat er gemalt.“ [II, 201.] Allein es iſt auch nicht einmal in jenem läßlichen Sinne gemeint, ſondern eine ironiſch anſpielende Redensart, womit er auf eine Perſon unſerer Bekanntſchaft deutete, die bei Erblickung eines Kunſtgebildes auszurufen liebte: „das könnte ich gemacht haben." Auch folgt gar nicht daraus, daß jenes ganz was Vortreffliches geweſen ſeyn müſſe, und darum ſein Zutraun zu ſich anmaßlich erſcheine; es konnte auch wohl etwas gleichgültiges ſeyn, deſſen er ſich eben nicht zu ſchämen brauchte — „denn wer liefert doch lauter Meiſterſtücke?" [XXVI, 351] — etwas was er wohl gemacht haben könnte, da er oft ſelbſt nicht wußte was er gemacht hatte, z. B. den Aufſatz „die Natur." [L., 1 ff.; coll. 251.]

Iſt es doch den großen Critikern, den beiden Schlegeln paſſirt, daß ſie den Roman „Agnes von Lilien" für ſeine Arbeit hielten [Schill. Nr. 246; coll. 308] und nicht längſt einem Recenſenten ſeiner Werke, daß er ein Gelegenheitsgedicht vermißte, welches keineswegs von Goethen herrührt, ſondern von einem unendlich geringern Geiſte; und doch mußte jener Roman wie dieſes Gedicht etwas in ſich haben, weswegen ſie es ihm zuſchrieben.

Um dergleichen Aeußerungen richtig zu verſtehen, muß man freilich ihn perſönlich und ſeine Art zu ſeyn und ſich auszudrücken kennen, auch den eigenen Ton ſich vergegenwärtigen, womit er ſo etwas zu ſagen pflegte. Wer aber dieß nicht vermag, der beliebe einfürallemal zu bedenken: daß G. nicht fürs große Publikum ſchrieb, daß er deſſen Gelüſte, Wünſche und Forderungen nicht ins Auge faßte, noch auf Beſtellung der Verleger, die ſich etwa die Ausfüllung gewiſſer Literaturlücken erbaten, Artikel lieferte, ſondern daß er **Sich**, das heißt was ihm am Herzen und in der Seele lag und ihn drängte, oder „ was er ſelbſt auf der jedesmaligen Stufe eigner oder fremder Bildung für recht und nützlich hielt" [XLIX, 42], niederſchrieb.

Solche von der Natur ſelbſt gezeitigte Früchte würden freilich eine andere Literatur geben, als die deutſche ihrem größten Theil nach ſich ausweiſt: denn „es ſingt doch keiner als was er zu ſagen hat." [XLVII, 253.] Wer etwas zu offenbaren hat, ſollte reden, und nur von dem was er verſteht und wozu ihn Gott und Natur begabt hat; „wo er denn auch grob ſeyn dürfte." [V, 121.] Aber es geht in unſerer Literatur zu, wie in den erſten chriſtlichen Gemeinden, welche Paulus [1 Corinth. 12, 1 — 30] ſo ſchön apoſtrophirt, daß ſeine Predigt, mutatis mutandis, noch vollkommen auf unſer zumal äſthetiſches Schriftweſen paßt: denn „wie's Einer thut ſollt' es nicht auch der Andere treiben" [V, 100]; und „daß ſo Viele ſingen und reden, treibt die Dichtkunſt aus der Welt." [V, 132.]

Obgleich alſo G. von ſeinen Werken überhaupt ſehr beſcheiden, ja zu beſcheiden dachte, und ſich auch ſchriftlich darüber ſo ausdrückt [II. 295]; ſo ſcheint doch das, worauf er das meiſte Gewicht legte — nächſt dem Fauſt [XLVII, 257] — nur der Werther geweſen zu ſeyn.

„Wer mit 22 Jahren den Werther ſchrieb" — hörte ich ihn öfters ſagen, wenn er zu verſtehen geben wollte, daß er „eben doch keine Katze ſey," daß es was heißen wolle, in ſolchen Jahren ein ſolches Buch zu ſchreiben und dabei doch 80 Jahre und darüber alt zu werden. [III, 283; 3. Nr. 238.]

Freilich war dieß ſein erſtes Werk, und die Erſcheinung deſſelben ſo neu und impoſant, daß man gleich ex ungue leonem errathen konnte. Daher erweckte es denn auch ſogleich Nachahmer und Gegner, erwarb ihm ſelbſt bei den Ausländern Aufmerkſamkeit, Achtung und Intereſſe, dergeſtalt, daß ein Weltkaiſer es an den ägyptiſchen Pyramiden las, zehn Jahre ſpäter mit dem Autor ſich darüber beſprach, und einer von den königlichen Brüdern es nachahmete.

Zwar kränkte es ihn, obſchon er keine Empfindlichkeit und Gereiztheit dabei bezeigte, daß man Iphigenie und Taſſo ſo kalt aufnahm „in die er das meiſte und beſte Herzblut von ſich transfundirt hatte,“ — Iphigenie, die er ſein „Schmerzenskind“ nannte u. ſ. w. Gleichwohl äußerte er ſchon in den erſten Jahren gegen mich: „Wenn er mehr Griechiſch verſtanden hätte, das Alterthum mehr gekannt, er würde ſie nicht geſchrieben haben.“

Beide machten indeß in der Folge noch das meiſte Glück, wenigſtens unter den Gebildeten, wiewohl Iphigenie von einem bedeutenden Philologen gegen die griechiſche des Euripides ſehr herabgeſetzt wurde, ohne daß G. darüber empfindlich geworden wäre; und der Taſſo durch ſeine Fortſetzer und Nachahmer antiquirt zu werden Gefahr läuft, ja in dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, durch eine ſchmähliche Critik ſo gut wie vernichtet iſt; ſein Fauſt aber ganz und gar nicht exiſtirt, weil die Deutſchen, ſämmtlich ſelber Fauſte, wie dieſer durch Nichts befriedigt werden können.

Am ſchlimmſten aber war es doch gleich der Eugenie ergangen, die man nur marmorglatt und marmorkalt fand, und die auch Schillern keine beſondere Gunſt abgewonnen zu haben ſcheint [Nr. 881]; wie denn auch Herder, nach vorausgeſchickter Belobung, mit einem Trumpf ſchloß, deſſen Wirkung G. ſelbſt zwar nur andeutet [A. in D. II. Bd. 2 Abth. S. 565], die aber, wie ich ihn kenne, das ganze Lebensverhältniß mit **Herder** in eine grimmige Täuſchung verwandeln mußte. Aus Schonung ſpricht er das beleidigende Wort nicht aus: denn er wollte dem Manne nicht noch mehr üble Nachrede verurſachen, als dieſer ſogar von ſeinen Freunden, **Knebel** und **Richter**,(*) erfahren ſollte.

Soviel iſt gewiß — da G. es mir ſelbſt geſtand — daß ihm die Fortſetzung derſelben „durch die niederträchtige Critik eines Dyck verleidet worden.“

In ſpäterer Zeit, nach **Schiller's** Tode, und der Invaſion der Franzoſen, konnte er weder Muße noch Stimmung dazu gewinnen, ſo oft auch ich mit Andern ihn dazu anmahnten. [Z. 813.] Die Zeiten hatten ſich geändert und wir mit ihnen.

G. legte es nicht darauf an Allen zu gefallen und keinem zu mißfallen; wenn er nur Einigen gefiel, Andern auch mißfiel, ſo war ihm jenes ſchon genug und dieſes kümmerte ihn nicht.

Das ſtolze, ja hochmüthige Gegentheil „Allen zu mißfallen und nur Einem (das heißt ſich) zu gefallen,“ wie ein deutſcher Dichter in ein Stammbuch ſchrieb, war ihm unmöglich. Denn er war ein Menſch und mußte ſeines Gleichen aufſuchen und ihnen werth ſeyn, wie Er ſie achtete, ſo auch geachtet ſeyn wollen. „Er wünſchte nur daß ſeine Productionen nicht mißfallen möchten.“ [Schill. Nr. 105; Morphol. I, 2, 117.] Beifall und Lob war ihm daher natürlich angenehm und fördernd.

(*) S. v. Knebel's lit. Nachl. Bd. III. S. 39; u. Jacobi's Briefw. Bd. II, Nr. 304, S. 365.

Wer ihm „dieſe Empfänglichkeit für Lob und Beifall“ [XXVI, 338] als Eitelkeit anrechnen wollte, müßte kein Menſch ſeyn, oder zu dem Geſchlechte gehören, das dieſe Empfindung als eine Prärogative für ſich anſieht und nur allenfalls ſeine begünſtigten Liebhaber damit belehnen mag.

Aber Tadel, wenn er weiter nichts hinter ſich hatte, als gewöhnlich im gemeinen Leben ſtattfindet, das ſubjective, relative, individuelle Mißfallen eines Andern am Andern, ließ ihn gleichgültig: denn wie wollte und könnte Einer Allen Face machen? Ja er profitirte von ihrem Tadel, indem er ſich dadurch ſelbſt kennen lernte; aber er konnte ihn nicht ſich ſelbſt entfremden. [XXX, 271; ü. IV, 367.]

Wer ihn nur im Rücken zu ſehen bekommt, kann von ſeinem bedeutenden und ſprechenden Geſicht nicht urtheilen und muß unzufrieden ſeyn. Aber wem er von Angeſicht gefällt, läßt das Andere dahingeſtellt ſeyn, weil es ſich von ſelbſt verſteht. [II, 279.]

Iſt doch unſer aller Urtheil nur einſeitig und flach, da wir die Dinge, wie den Mond, nur von der uns zugekehrten Hälfte betrachten.

Daher pflegte er zu ſagen: „Tugenden müſſe man aufſuchen, Fehler verſtünden ſich von ſelbſt.“ Ja er liebte ſogar das Gute, das Lobenswürdige Anderer an Schriften wie an Handlungen ſehr hervorzuheben, weil, wie er ſagte: „ohne eine liebevolle Theilnahme, ohne einen gewiſſen parteiiſchen Enthuſiasmus davon zu ſprechen, ſowenig daran bliebe, daß es gar nicht der Rede werth ſey.“ [Schill. Nr. 165.] „Daher müßten auch Reiſende von den Schönheiten eines Landes mit einer Art Entzücken und Uebertreibung reden, weil man doch nicht im Stande ſey der Sache

Sie ſtand auf, und ich ward erweckt und erſchüttert, blieb ſitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir ſehn uns wieder — Morgen, denke ich, verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern, ich ſtreckte meine Arme aus, und es verſchwand.

völlig genug zu thun." Iſt doch jede Idealiſirung ſchon Uebertreibung, und dennoch verlangt man ſie. (*)

Aus gleichem Grunde wollte er auch in der Empirie, in der Bewegung des Tages lieber etwas Mittleres gelten laſſen, als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln; nur von den höchſten Maximen des Lebens und der Kunſt müſſe man in ſich ſelbſt nicht abweichen, auch nicht ein Haar. [Z. Nr. 269, S. 337.]

So urtheilte er auch nicht über ſeine Freunde und die Perſonen die er liebte. „Ich denke nicht über ſie," ſagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte. Und ſo wird man es begreiflich finden, wenn er auch von Andern Nichts auf ſie kommen ließ. Es war daher ein falſches Bemühen ſeine Nächſten, Verwandte oder Untergebene bei ihm zu verdächtigen oder gar zu verklagen; er ließ ſie nicht fallen, wenn er auch im Innern anders ſchon überzeugt ſeyn oder erſt werden mochte, und rectificirte ſie im Stillen. So ſchützte er ſie vor öffentlicher Beſchämung, erhielt ſie bei nöthigem Anſehen und gewann ihre Dankbarkeit und Folgſamkeit. Der Beſchwerdeführende wurde, nach Umſtänden, auf andere Weiſe zufrieden geſtellt,

---

(*) Sogar ſein Widerſacher iſt derſelben Meinung, wenn er zwei Reiſebeſchreiber, Archenholz und Küttner, gegen den Verdacht der Uebertreibung in dem Lobe Englands vertheidigend, hinzuſetzt: „Kein Menſch hat je mit der Feder auf ſeine Leſer wirken können, der den Gegenſtand, wovon er handelt, nicht mit einer gewiſſen Parteilichkeit betrachtet." — Die Gründe dafür klingen freilich ſehr Verlegeriſch, nämlich: „ſonſt ermüdet man ſelbſt davor, macht dem Leſer ſchreckliche Langeweile und beſtiehlt den Herrn Verleger um die ſchweren Verlagskoſten." S. London und Paris Bd. VIII. St. 5; S. 6.

und lernte wenigſtens ſeine Desideranda auf eine andere Weiſe in Vortrag bringen.

Wie die Klugen Vieles miteinander gemein haben, nach Aeſchylus [XLIX, 56]: ſo hatte Goethe auch die Billigkeit und Läßlichkeit im Urtheilen mit Leibnitz gemein. Höchſt liebenswürdig geſteht dieſer(*): „Einen ſchlechtern Critiker, als ich bin, giebt es wohl nicht. Ich billige das Meiſte was ich leſe. Denn da ich aus Erfahrung weiß, wie leicht ein Autor mißverſtanden werden kann, ſo fallen mir, während dem Leſen, auch bei dem was ich nicht billige, mancherlei Ausflüchte bei, welche den Verfaſſer entſchuldigen oder vertheidigen können. Und ſo gefällt mir faſt alles, nur das eine mehr, das andre weniger. — Ich habe aus Erfahrung gelernt, daß man weit ſicherer geht die Meinungen Anderer auf eine günſtige Weiſe zu deuten, als ſie zu widerlegen, und man weit mehr darauf denken müſſe die Gränzen der Wiſſenſchaft (— auch der Kunſt darf man hinzuſetzen —) auszudehnen, als die ſchon daſind zu zerſtören.“

Hält man damit Aeußerungen G's., wie die ebengedachte an Zelter [Nr. 269], desgleichen die noch näher treffenden [Nr. 542; Bd. XXXII, 175] zuſammen; ſo freut man ſich daß alles Geſcheidte ſchon gedacht worden, und weil es immer wieder Verſtändige giebt, auch abermals wieder gedacht werden, und ſo die vernünftige Welt, als ein großes unſterbliches Individuum, unaufhaltſam das Nothwendige bewirken und ſich dadurch über das Zufällige zum Herrn machen werde. [Bd. XLIX, 21.]

(*) Opera Tom. V, 16. 569.

r. Parteilichkeit für.

So hatte G. wohl am Selbſtproduciren ſeine Freude, aber er nahm auch Theil an dem was Andre hervorbrachten, und bezeugte ein aufrichtiges neidloſes Wohlgefallen an dem mehr oder weniger Gelungenen.

Lenz, Wagner, Klinger u. A. ſind Beiſpiele und Belege aus ſeiner erſten ſchriftſtelleriſchen Epoche. Gleich nach ſeiner Anſtellung in Weimar ſind es Wieland und Herder, deren Leiſtungen er ſeine Bewunderung, ſeinen Beifall nicht vorenthält. Wieland, der ihm ſeinen Oberon zuerſt im Manuſcript vorlieſt, erhält eine Belobung, die in gleichlautender Weiſe ſchriftlich in den Briefen an Lavater und Merck wie in G's. eigenem Tagebuche niedergelegt iſt.

Ebenſo verhält er ſich gegen Herder, deſſen Volkslieder, Ueberſetzung der griechiſchen Epigramme des verdienten Lobes nicht entbehren.

Vor allem aber erfreuen ihn deſſen zerſtreute Blätter [XXVII, 247; u. XXIX, 109], deſſen Ideen [XXIX, 114, 118, 120, 216] und die kleine Schrift „Gott“ [XXIX, 76, 79, 97, 115, 116], die er ſämmtlich in Italien mit dem größten Intereſſe ſtudirt, indem er auch Moritzen dafür begeiſtert.

Die wärmſte, innigſte, dauerndſte Theilnahme jedoch widmete er den Leiſtungen ſeines Freundes Schiller, durch belebenden Beifall, freundliche Anregung und treuſte Förderung.

Als um den Anfang des neuen Jahrhunderts eine friſche Generation, namentlich die Gebrüder Schlegel und L. Tieck ſich hervorthaten, ſchenkte er ihrem rüſtigen Streben Theilnahme und Beifall; doch keineswegs aus eigennützigen Abſichten, weil etwa ſie ihn präconiſirten: denn er wußte recht gut, daß dieſe Huldigung nicht ohne Abſicht war, und daß er gelegentlich nicht ungerupft davon kommen würde. Er nahm ihre Partie nur gegen die retardirenden Philiſter,(*) und vertheidigte und entſchuldigte ſie auch gegen Schiller, der die Schlegel wenigſtens nicht leiden konnte, ſie ſogar haßte, und mit Recht auf ſie erboßt war, aber weil er ihnen bereits im Wege ſtand, ihnen nicht in den Weg treten konnte.“ [Z. Nr. 824, S. 320.]

Goethe, der eher Tadel und Entgegenſetzung vertragen mochte, wollte ihnen doch lieber verzeihen, wenn ſie ihm etwas verſetzen ſollten, als die infame Manier(**) der Meiſter in der Journaliſtik, „das heißt der Böttiger und ihres Gleichen.“ [Schill. Nr. 626.] Als ſie nun, wie G. vorausſah, auch von ihm ſich losſagten „und ihn nur nothdürftig ſtehen ließen,“ zum Verdruſſe Hardenberg's (Novalis) — ihres ſchwindſüchtigen Heiligen — der auch Goethen gern delirt(***) (ausgelöſcht) haben wollte, und ihre eigenen Wege gingen, da überließ er ſie ſich ſelbſt; aber nicht dieſerhalb, ſondern weil er ihre Wege einzuſchlagen weder Luſt noch Befähigung hatte.

(*) S. A. in C. Bd. 1, Abth. 1, S. 134 f. „Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln u. ſ. w.

(**) Ἡ ὕβρις κακοῦργος· οἶον, δυνατωτέρα ἐστὶ τῆς διαβολῆς; **Plutarch.**

(***) Anſpielender Ausdruck auf das Borussia deletis, in der Umſchrift einer Medaille, die in Mailand auf die Schlacht von Jena geprägt worden, den G. wegen ſeiner maleriſch draſtiſchen Energie bei andern Gelegenheiten, übrigens unverfänglich, nachbrauchte. [Z. Nr. 824, S. 320.]

„Wollen wir an Einen Ort,
Nun wir gehn zuſammen.“ [V, 100.]

Aber:

„Was nicht zuſammen geht, das ſoll ſich meiden!
Ich hind're Euch nicht, wo's Euch beliebt zu weiden:
Denn Ihr ſeyd neu= und ich bin alt=geboren,
Macht was Ihr wollt, nur laßt mich ungeſchoren!“
[II, 292.]

„Er hatte mit ſich ſelbſt zu thun, was kümmerten ihn Andre!“ [Z. Nr. 824, S. 320.]

Ihre wirklichen Verdienſte wußte er immer zu ſchätzen und öffentlich anzuerkennen, trotz dem, daß er um ihretwillen, durch die Aufführung des Jon und des Alarcos auf dem Weimariſchen Theater, Kotzebuen und ſeine Meute ſich auf den Hals gezogen hatte. So war er auch der erſte, der Calderon und Shakſpeare nach A. W. Schlegel's Ueberſetzung auf die Bühne brachte, und zwar zu einer Zeit, wo, Schiller's Vorgang ungeachtet, Verſe auf dem Theater zu ſprechen als unnatürlich und gegen den Converſationston galt: ein Wahnglaube, der nach mehr als 30 Jahren noch immer ſeine Anhänger unter Schauſpielern und Dramaturgen zählt.

Und endlich als beide Dioskuren ſchon nicht mehr allein in der Literatur ſchalteten, als bereits eine Menge Schüler, Bekenner und Anhänger mit ihnen rivaliſirten, ſie überboten, ihre kritiſchen Ausſprüche ſchon nicht mehr als Orakel galten, ſondern bezweifelt und beſtritten wurden, als die dramatiſche Productivität ſich in Werner, Müllner nun andre neue Ausbrüche verſchafft hatte, hielt G. noch immer etwas auf ſie und äußerte ſeine abweichende Meinung, ohne directen Tadel ihrer Anſichten. Ihre Paradoxien und falſchen Lehren in der bildenden Kunſt beſtritt er nur in den Reflexen derſelben (*) wie dieſe ſich noch bis auf den heutigen Tag in den Werken der deutſchen Maler bedauerlich zeigen, ſodaß man mit ihm es „gräßlich finden muß, eine ganze nicht zu verachtende Generation unwiederbringlich im Verderben zu ſehen.“ [Z. Nr. 414, S. 331.]

Ihre geringe und noch dazu forcirte Productivität war nur zu bald erſchöpft, zumal bei Fr. Schlegel, nach dem unnatürlichen Effort an der Lucinde(**) und dem poetiſchen Selbſtmord im Alarcos — einem romantiſchen Tragelaphen, gleich dem Centaur des griechiſchen Dichters Chäremon aus allen möglichen Sylbenmaßen zuſammengeſchweißt, man könnte faſt ſagen zuſammengeſchwitzt, da er stilo multi sudoris gedichtet iſt. Ominoſer Weiſe ſpricht er ſein eigenes Schickſal aus in den Worten:

„So ſtirbt der Held zu eigenen Handen!“
d, i. ipse suo se gladio jugulavit.

Sein abgeſchiedener Geiſt ſah ſich daher nach einem andern Felde um, und fand in der indiſchen Philologie einen Neubruch, in welchem er ſich mit Erfolg und Ehren hervorthun konnte. Das poetiſche Produciren aufgebend, ſpielte er für dieſe Reſignation des Dilettanten den deſto ſtrengern

---

(*) S. Z. Nr. 821. S. 318; u. 414, S. 330 f. desgl.:
K. u. A. 11. Hft. „Neu-deutſche religiös-patriotiſche Kunſt.“

(**) Denn er hatte — „ein zweiter Prometheus — entführt dem himmliſchen Gefilde die heil'ge Glut der leuchtenden Lucinde.“ (*) Nach A. W. Schlegel's Gedichten S. 201.

(*) Eigentlich eine metaphyſiſche Pornodidaskalie.

Critiker [II. 258], vertiefte ſich zugleich in die Weisheit der Indier, ſodaß er aus dem orientaliſchen Catholicismus in den occidentaliſchen verfiel, und nach politiſchen und diplomatiſchen Chancen zuletzt „moraliſch am Wiederkauen ſittlicher und religiöſer Abſurditäten," — phyſiſch an dem Nichtverdauen einer Gänſeleberpaſtete — zu Grunde ging, und wie par ricochet,(*) auch Ad. Müller nach ſich zog." [Z. Nr. 824, S. 319.]

Sein Bruder A. W. Schlegel, als Dichter mehr künſtlich denn genial, erwarb ſich als Ueberſetzer des Shakspeare und Calderon einen eignen primären Ruhm, der daher wohl am längſten vorhalten dürfte, während die ſecundären und tertiären Formationen bereits in dem Zuſtand der Verwitterung ſich zu befinden ſcheinen.

Wie man nun in früherer Zeit G'n. Parteilichkeit für die Schlegel's vorwarf, ſo in ſpäterer für Andre, z. B. für den Verfaſſer von Olfried und Liſena [XXXII, 176];

(*) Wie vom Schreck der Schneider in G's. Epigramm. [II, 277.] Auf ähnliche Weiſe kam Fr. von Gentz durch den Schreck über die Möglichkeit, daß Goethe habe ſterben können, ſelber zu der Wirklichkeit auch zu ſterben, und ſo Schlegel's berüchtigtes, übrigens antikes, Dictum im Alarcos:

„Aus Furcht zu ſterben iſt er gar geſtorben!"
αὐτῷ τῷ δεῖσαι ἀποθανεῖν ἀπέθανεν; Plutarch.

wahr zu machen. Zugleich erinnert des Mannes Inſouciance an die Worte des ägyptiſchen Prieſters:

„Jegliche Menſchenſeele, dafern ſie des Lebens Gemeinloos
Nicht bedenket im Geiſt, und mit ſinnabſtumpfendem Unmaß
Kämpft, iſt **zuvor ſchon todt**, auch wenn ſie die Sonne noch ſchauet:
Ungebildeter Geiſt der Sterblichen gleichet den Todten."
Manetho Apotelesm. IV, 541 ff.

gänzlich uneingedenk deſſen was er ſchon an Schiller ſchrieb: [Nr. 165.]

„Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewiſſen parteiiſchen Enthuſiasmus ſpricht; ſo bleibt ſowenig daran, daß es der Rede gar nicht werth iſt. Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt, alles Andere iſt eitel und vereitelt nur.“ [Schill. Nr. 165.] Man vergißt, „daß er lieber ein Mittleres wolle gelten laſſen als das Gute verkennen, oder auch nur daran mäkeln“ [Z. Nr. 269.]; „daß wie das Lobens-, ſo das Tadelnswerthe als exiſtirend, als Folge des Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen, und, weil es manchem Augenblicke genugthut, noch immer hübſch genug erſcheine“ [Z. Nr. 542]; ja was noch mehr iſt: „daß er jenen Verfaſſer auf das verweiſt, worüber unſre landsmänniſchen Critiker gar umſtändlich ihn belehren würden“ [XLV, 230], und daß er allerdings das Bedenken ausſprach: „der junge Mann möchte ſich in ſolchem Umfang zufrüh ausgegeben haben.“ [XXXII, 176.]

Alſo was G. ertheilt, iſt kein unbedingtes Lob; er ſetzt Fehler voraus, aber er relevirt ſie nicht, „weil Fehler ſich von ſelbſt verſtehen“: denn „was er nicht loben kann, davon ſpricht er nicht“ [IV, 318], „ſelbſt was er tadelt muß er gelten laſſen [III. 261];“ ja er findet ſich „zu alt um zu tadeln.“ [IV, 347.]

Ebenſo verübelt man ihm die günſtige Schilderung Italiens gleich beim Eintritt in dieſes damals (1786) noch wenig von Deutſchen beſuchte und durch den Augenſchein gekannte Land, und nennt, was er von Verona ſagt [XXVII. 60 — 70] unerhörte Uebertreibung. (*)

Ein Reiſebeſchreiber muß ſchon enthuſiaſtiſcher von den Gegenſtänden ſprechen, weil es unmöglich iſt, den Eindruck, den er ſelbſt empfunden, in den Zuhörern hervorzubringen, ohne eine ſolche Uebertreibung — eigentlich nur Concentration des geſammten Gefühls. —

„Wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet — (und das thut ja jeder Erzählende, der ſeinem Zuhörer fremde nie geſehene und empfundene Dinge einigermaßen vorſtellig machen will) — ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Daher kommt alles Uebertriebene u. ſ. w.“ [XXVIII. 243.]

Wie ganz anders würde Einer urtheilen wenn er urplötzlich über Nacht oder ſchlafend, wie Ulyſſes nach Ithaka, in ein ſolches Land gebracht würde! Auf der ſucceſſiven, langſam approximirenden Hinreiſe geht freilich die Ueberraſchung verloren, die nur einer plötzlichen ſimultanen Wirkung angehört.

Wer aus einem Clima, wie das Thüringiſche, das Goethen niemals zuſagte, und das auch Merck verwünſchte, ſich nur an die Schwelle Italiens verſetzt fühlt, muß ſchon wie im Himmel zu ſeyn glauben, und ſein Entzücken iſt wenigſtens ſubjectiv und relativ gerechtfertigt. Ob ein Norddeutſcher damit übereinſtimmen kann oder nicht, darauf

---

(*) Darſtellung aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien, im Jahre 1835, v. Fr. Carl v. Strombeck. Braunſchweig. Vieweg 1836 1 Theil S. 220.

kommt es nicht an: G. ſchrieb keine Statiſtik, und ſo durfte er ſagen wie es ihm ums Herz war.

Aber vernehme man doch auch was G. ſelbſt geſteht, und frage ſich: ob es der Mühe werth war dieſe querelle Allemande nach 50 Jahren anzubringen?

„Es iſt ein ſonderbares Ding um den erſten Eindruck, er iſt immer ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge.“ — „Schon jetzt finde ich manches in den geſchriebenen Blättern, das ich näher beſtimmen, das ich erweitern und verbeſſern könnte. Es mag ſtehen als Denkmal des erſten Eindrucks, der wenn auch nicht immer wahr, uns doch köſtlich und werth iſt.“ [Mſcrpt. d. ital. Reiſe-Tagebücher.]

„Auch das bedenkt man nicht, daß Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Jahren gleichſam als Chroniken ſolcher Gegenſtände anzuſehen ſind. Die eigentlichen augenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtgehalten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches verändert und ſich nach wenigen Jahren ganz neue Erſcheinungen dem Beobachter darbieten.“ [XXXII, 321.] Dieſe Veränderungen und neuen Erſcheinungen giebt der Tadler ja zu, worüber ſtreitet er denn?

Endlich aber: wenn ſich auch G. in einem und dem andern Stücke geirrt und zuſehr generaliſirt hätte, iſt es nicht lächerlich, oder was hier auf Eins hinausläuft: echt Deutſch, ihm das Recht zu irren, das ein Jeder hat, nicht auch zu gönnen [III, 252]; zumal da er des Irrens ſelbſt geſtändig iſt [III, 265.] Aber die Gelehrten ſehen einen Irrenden gleich als ihren Todfeind an. [XLIX, 59.]

Leiden
des
# jungen Werthers.

Zweytes Buch.

Wie human, wie artig behandelt dagegen G. ſeine Vorgänger, einen Riedeſel, Borch, Bartels, Münter, Stolberg u. a. m., die er günſtig characteriſirt [XXXVII, 321]; wie dankbar iſt er beſonders gegen den erſteren, den er als ſeinen Mentor verehrt, und deſſen Büchlein wie ein Brevier oder Talisman am Buſen trägt [XXVII, 167]; wie beſcheiden iſt die Schlußbemerkung: „ein jeder Menſch ſey nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten, und dieſes gelte vorzüglich von Reiſenden und Reiſeberichten. Er ſieht mithin ſich ſelbſt nur als Supplement an, und will ſeinem Vorgänger freundlich begegnen [XXVIII, 284], wie er ſelbſt auch nur ein Vorfahr iſt von Künftigen und Andern, im Leben wie auf der Reiſe.“ [XXVIII, 125.]

Aber ſo iſt es! Kaum daß man anfängt einen Mann für groß, für außerordentlich zu ahnden, gleich ſoll er auch ein Gott ſeyn und gar nichts Menſchliches an ſich haben; und wird man hinterher mit Bedauern den Schaden Joſeph's gewahr, den Augenblick iſt es aus mit dem Reſpect und er gilt jetzt dieſer fehlgeſchlagenen Erwartung wegen noch weniger als vorher.

Verehrung und Liebe wollen durchaus abſolut ſeyn.

In dieſer Preisbeſtimmung und Würderung des Menſchen iſt keine Nation ſo heikel als die deutſche, und die empfindlichſte Goldwage des jüdiſcheſten Wardeins muß gegen ihre Talent- und Seelenwage zurückſtehen. Letztere zumal ſcheinen ſie ganz in der Art zu handhaben, wie die Mönche des Mittelalters die Sündenwage der Laien, die an die Stelle der ägyptiſchen Pſychoſtaſie trat und — durch ein eignes Manöver — ſehr lucrativ für die Handhaber ausfiel.

Auch nach dem Tode hat ein ſolcher Geiſt nicht Ruhe, man nimmt ihn noch wegen Anſichten die er vor 50 Jahren geäußert, in Anſpruch, als wäre es ein Verbrechen, anderer Meinung zu ſeyn, als ein Herr von Strombeck, als ein Niebuhr und Andere nicht einmal genannte, die Goethen blos darum gelegentlich anführen um ihm noch etwas anhängen zu können. Nicht wie die religiöſen Heiden zu einem Grabhügel für den Todten, ſondern nach dem Geiſt, nach der Seele des Verſtorbenen werfen die Deutſchen — Steine!

Ein Mann wie Niebuhr, und Critiker „ganz eigner Art, der den ganz beſondern Sinn hat das Falſche zu entdecken, wenn ihm das Wahre ſelbſt noch nicht bekannt iſt“ [Z. Nr. 769], hätte zu keiner Zeit, er mochte Goethen perſönlich kennen oder nicht, nur eingedenk ſeiner eigenen, oben bereits in der Einleitung angeführten Sentenz, ihm alle Kunſtkenntniß und Kunſtbeurtheilung abſprechen, nicht ſeinen Character verdächtigen, ihn nicht der Kälte zeihen, noch dieſe dem Einfluſſe des daran ganz unſchuldigen Weimariſchen Hoflebens zuſchreiben ſollen, nach einem wahrhaft democratiſchen Räſonnement bei übrigens höchſt ariſtocratiſcher Geſinnung.(*) Und warum überhaupt? aus welchen Gründen? Weil Goethe nicht dieſelben Natur- und Kunſtgegenſtände ſah und lobte wie Niebuhr, der von Nazareniſchem Einfluß ſeines Umgangs nicht frei ſeyn mochte; dagegen Anderes rühmte was dieſer nicht will gelten laſſen, nach deutſcher Art und Sitte:

(*) „Ariſtocratiſch geſinnt iſt mancher Gelehrte: denn gleich iſt's
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht“
Xenien.

„Was der Eine will bereiten
Einem Andern will's nicht gelten.“ [III, 277.]

So verübelt er ihm auch die Verehrung des Palladio, dem doch G. den „Weg in alle Kunſt und Leben“ verdankte.

Wenn nun dergleichen am grünen Holz geſchieht, was ſoll man erſt vom dürren erwarten? Und ſo iſt die Inſchutznahme jenes Hofes, bei dem Anzeiger dieſer Schrift im Morgenblatt, nur ein freundliches Aushänge-Schild um deſto perſider dem Character Goethe's die vermeinte Kälte aufzubürden. Was für froſtige Leute die nur ſeyn müſſen, die nur immer über G's. Kälte klagen, als hätte er mit aller Welt Brüderſchaft trinkend ſie ans Herz drücken und ausrufen ſollen: „Seyd umſchlungen Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt.“ Aber ſolcher über „deutſche Reflexion abgezogener Enthuſiasmus“ iſt recht für die jungen Deutſchen, zumal wenn franzöſiſcher Champagner draufgeſetzt wird. Das iſt aber ganz in der Art dieſes Zoilo-Therſites, für den ſich leider kein Ulyſſes finden will, noch ein Publikum das eine gleich verdiente Abfertigung des ſchmähſüchtigen Schwätzers für ebenſo recht und wohlangebracht erklärte als jene ein griechiſches.

Wie ſchlecht nimmt ſich jenes präfracte Endurtheil Niebuhr's gegen das beſonnene, aufrichtiger Verehrung und Liebe reichlichvolle Encomium aus, das Goethe ihm in den Briefen an Zelter [Nr. 769, S. 115 — 118; it. 770, S. 120] für alle Zeiten ausſtellt, das neben der reinſten Würdigung ſeiner Verdienſte auch das ſchönſte Zeugniß von G's. Character und Herzen ablegt!

So hätte denn G. doch recht, wenn es ihm vorkam, als wenn ſelbſt gute und vorzügliche Menſchen, an gewiſſen Tagen, unter gewiſſen Umſtänden, Nichts zu taugen verdammt wären! [Z. Nr. 571.]

Wie viele von G's. ſogenannten und dafür geltenden Freunden haben ſich auf ewig unabbittbar durch ſolche Urtheile an ihm verſündigt. Was ſoll man von denen ſagen, die, ohne ihn weder perſönlich noch aus dem Studium ſeiner Schriften zu kennen, ihm gleich mit dem blindeſten Haß im Leben begegnen, wie ein **Börne**, mit der niederträchtigſten Verläumdung (*) nach dem Tode verfolgen, wie ein **Menzel**, ein **Gutzkow** und Compagnie!

Nichts als:

„Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn dieſe nur auch zugleich Lumpe wären.“

d. Parteilichkeit wider.

Der Menſch kann nicht leicht unparteiiſch ſeyn; denn indem die Natur jedem, außer den allgemeinen Gaben, auch noch beſondere verſchiedene Triebe und Neigungen zugetheilt hat, ſo wird er, wenn er ſich dieſen gemäß für etwas beſtimmt, ſich dafür intereſſirt, gegen ein anderes antheillos,

---

(*) Oder iſt es etwa nicht niederträchtige Verläumdung, wenn Menzel ihn als einen Heliogabal ſchildert, und Gutzkow ihm nachſagt: G. habe **gegen** das Licht geſchrieben und niemals die Sonne ſich aufs Herz ſcheinen laſſen? — Das hört und lieſ't die edle deutſche Nation ohne die geringſte Entrüſtung über eine ſolche Frechheit, offenbare Lügen ihr aufheften zu wollen. Sollte ſie denn es nicht wiſſen, daß es nur Lügen ſeyn können? Es iſt ſeltſam, ſich auf der einen Seite ſoviel mit ihm, und auf der andern ſowenig von ihm zu wiſſen!

ja entgegengeſetzt, alſo für oder wider parteiiſch erweiſen.

Es iſt ſonderbar, daß die Menſchen einander das vorwerfen, was ein jeder doch nicht umhin kann reſpective ſelbſt zu ſeyn, und ſo einander quaestionem status machen, ja die Exiſtenz aufheben.

Unter allen Menſchen iſt jedoch der Dichter am wenigſten parteiiſch [VI, 102]: denn indem er die Verſchiedenheit der Charactere als gegeben anerkennt, und jeden in ſeiner eignen Art und Weiſe redend und handelnd einführt, läßt er ſchon eo ipso andere Arten zu ſeyn, zu empfinden, zu denken gelten, ohne ſich für oder gegen eine derſelben zu erklären, im Gegentheil ſie wo möglich zu vermitteln ſuchend. [XXX, 275 f.] Dieſe beinahe platt erſcheinende Bemerkung iſt jedoch nicht überflüſſig, da noch viele Critiker fortfahren, den Dichter wegen der von ihm dargeſtellten Charactere verantwortlich zu machen, und deren Handlungsweiſe, da er ſie doch nur theoretiſch kennt, als ſeine eigene Praktik zu verdächtigen.

Und ſo ließ G. nicht nur als Dichter und Schriftſteller, auch als Menſch im Leben überhaupt vieles gelten, wogegen ſich Andere mit entſchiedener Abneigung, ja mit bitterem Tadel erwieſen.

Man hat ihm dies oft als Schwäche, als Abſichtlichkeit, als Intereſſe und Selbſtſucht anrechnen wollen; es folgt aber einmal aus ſeiner poetiſchen Natur, ſodann aus ſeinem menſchenfreundlichen Character, aus der allgemeinen Menſchenliebe, wovon die poetiſche nur die praktiſch-productive iſt.

Indeß mußte es ihm im Conflikt des wirklichen Lebens nothwendig begegnen, daß leidenſchaftliche Uebereilung ihn einſeitig für oder gegen etwas beſtimmte, das er in ruhigen Augenblicken unbetheiligter anzuſehen vermochte. (*) Nähere Kenntniß der Sache, oder der Perſon, auch die Länge der Zeit brachten ihn auf andere Gedanken, und ein präfractes, einfürallemal abgemachtes Urtheil war niemals ſein Fehler. Selbſt bei erklärtem und ausgeſprochenem Haß gegen Perſonen und Handlungen wußte er immer noch das Gute, Läßliche, Nothwendige daran zu erkennen und unbefangen hervorzukehren.

So behandelte er ſeine literariſchen Gegner und Widerſacher im Leben immer noch mit der Achtung die ihnen als Menſchen von Talent und Kenntniſſen gebührten, und befehdete nur ihren ſchlechten und thörigten Gebrauch den ſie davon machten, und zwar meiſtens mit ſo ironiſcher Perſifflage, daß ſie mehr lächerlich als haſſenswerth erſchienen.

Die allerneckiſchſten Gleichniſſe kamen dabei zum Vorſchein, aber überaus treffend und ſo, daß ſie, ſkizzirt, die luſtigſten Spottbilder hätten abgeben können, ohne deswegen Carricaturen zu ſeyn.

Den gründlichſten und daher auch ausgeſprochenſten Haß hatte G. nur gegen zwei: **Kotzebue** und **Böttiger.** (**) Die Urſachen gegen den erſteren liegen der Welt documentirt vor Augen.

Wer ſich öffentlich ſo feindſelig gegen G. betrug, wie **Kotzebue** und ſein Spießgeſell **Merckel**, ſowohl im Betreff

---

(*) „Leichtſinnige leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.“ [XLIX, 67.]

(**) „Die gründlichſten Schufte die Gott erſchuf.“ A. in L. I, 1, S. 135.

der Leiſtungen G's. als ſeines Characters, kann auf keine Freundſchaft und Zuneigung des Beſchadeten rechnen. Indeß wußte G., dem das Unverſöhnliche abſurd vorkam [Z. Nr. 826; II, 255; IV, 346; V, 119], immer noch das Talent von dem Betragen zu unterſcheiden, und indem er jenes ſchätzte und öffentlich anerkannte, das andere in heitern Parabeln und Allegorien für ſich und ſeine Freunde zu kurzweiliger Unterhaltung hinzuſtellen. [A. in D. I, I, S. 136. II, II, S. 652.]

Anfangs ſtand Kotzebue in gutem Vernehmen mit G. Zu der Zeit wo dieſer ſeine Schweſter liebte, war er noch Knabe, der in G's. Garten ſpielte, Sprenkel ſtellte und noch mancher anderen Knabenluſt ſich erfreute, welche ein Mann wie G., der an den unſchuldigen Vergnügungen der Jugend väterlichen Antheil nahm und ihnen Vorſchub gewährte, ebenſo mannigfaltig wie ſinnig darbieten konnte. Pflegte er doch bereits im höheren Alter ſeinen Enkeln und ihren Spielgeſellen im Frühjahr den Spaß des Haſeneierſuchens in ſeinem Garten zu gewähren, wie er ihn ſchon in den erſten Jahren ſeines Hierſeyns andern Kindern gewährt hatte.

Den erſten Anlaß zur Störung dieſes freundlichen Verhältniſſes kann nur Kotzebue gegeben haben, durch ſeine eitle, neidiſche und ſchadenfrohe Natur, in der es lag alles Höhere anzufeinden und durch Witz und Satyre dem großen Haufen zum Gelächter zu geben. Wie er es mit Kant, Gall und anderen gemacht hatte, wiſſenſchaftliche Probleme dem bloßen Menſchenverſtande eines großen Publikums preiszugeben, ſo war er auch den neueſten Beſtrebungen in Poeſie und Kunſt, welche durch die Schlegel, Tieck und Andere eingeleitet wurden, feindlich entgegengetreten, und hatte ſich namentlich an den beiden Brüdern mehr als ſatyriſch ergangen. Dieſe ſchenkten ihm Nichts, und ſo war, da es auf beiden Seiten nicht an Parteigängern fehlte, ein Literaturkampf eingeleitet, der, da er ſich auf das Theater zu ziehen drohte, auch G. nicht unberührt laſſen konnte, und einen nothwendigen und entſchiedenen Bruch mit Kotzebue zur Folge hatte.

Wie alles dieß zugegangen, und wie G. als Theatervorſtand ſich dabei benommen, erzählt er ſelbſt mit ſoviel Aufrichtigkeit als Anmuth in den Tags- und Jahresheften unter dem Jahr 1802 [Bd. XXXI, S. 122 — 129; u. A. in Q. II, II. 652.]

In G's. Verhältniß zu Kotzebue verſchlingt ſich auch das gegen Böttiger, als jenes Anhänger und Parteinehmer; doch hat es noch eigene und frühere Anläſſe, die in dem zweideutigen zwiſchenträgeriſchen Character dieſes Mannes liegen.

Auch gegen ihn war G., ſeiner menſchenliebenden Natur nach, anfangs freundlich, ſogar wohlgeſinnt und zuvorkommend, wie Böttiger's eigner Sohn(*) geſteht. Er machte ihm ein Münzwerk, das jener nur zu ſehen wünſchte, gleich zum Geſchenk. Böttiger beſorgte manches Buchhändleriſche Geſchäft für ihn, wogegen ihm G. ſeinen Hermann und Dorothea zuerſt vorlas. Auf G's. Aufforderung ſchrieb Böttiger die Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels 1796, obſchon mit ſchlechtverhehltem böſen Willen gegen Schiller, wie er denn auch als Mitarbeiter an den Horen

---

(*) S. Carl Auguſt Böttiger, eine biographiſche Skizze, von deſſen Sohn: S. 29 f.

Aufſätze liefern ſollte, und überhaupt von G. und Schillern in vielen Fällen zu Rathe gezogen wurde. [Schill. Nr. 236, 237, 361; it. 414, 417.]

Ganz falſch aber iſt die Anſicht, als hätte G. deswegen Abneigung und Haß auf **Böttiger** geworfen, weil dieſer kein **unbedingter Lobredner** und **Anbeter** G's. zu werden vermocht hätte; weil er ſich an **Herder** angeſchloſſen; weil er nicht **einer Partei allein** huldigen wollen; weil er ſogar mit **Kotzebue** in perſönlichem Verkehr und Briefwechſel geſtanden. Hier ſind ganz verſchiedene Dinge in Eins geworfen und ſollen per saturam durchgefochten werden. G. verlangte gar keine Lobredner, noch weniger Anbeter; er verlangte nur aufrichtige, nicht heuchleriſche, vielmehr belehrende Theilnahme [V, 72.] Er konnte viel Wahrheit ertragen [Schill. an **Humboldt** Nr. XIV, 163] und lernte von ſeinen Feinden. [II. 262.] Er war nicht **gegen Herder**, ſondern Herder **gegen ihn**, der mit Goethe Nichts zu thun haben wollte [**Knebel's** liter. Nachl. II, S. 328]; wehrte aber deswegen nicht ſeinem Hausfreunde **Meyer** mit **Herder** umzugehen; wie er auch **Zeltern** es nicht verargte, daß er **Link** gewogen war, obſchon dieſer ſich gegen G. in der Art deutſcher Gelehrten benommen hatte. [Z. Nr. 571, S. 428 f.]

Nicht einer Partei allein huldigen wollen, heißt neutral ſeyn; aber **Böttiger** war nicht neutral, ſondern trug beiden Parteien zu und ab. Der Verkehr und Briefwechſel mit **Kotzebue** hätte ihm nicht geſchadet: denn ſogut wie G. **Meyern** nicht entgegen war, daß er bis an das Ende ſeines Lebens mit **Böttiger** in literariſchem Briefwechſel ſtand, ſo hätte er Nichts gegen **Böttiger's** Correſpondenz mit

Kotzebue gehabt, wenn ſie ſich nicht weiter als auf das extendirt hätte, was eben nur zur Sache gehörte. Wie redlich nimmt ſich in gleichem Falle Forſter, der Freund Jacobi's, zu der Zeit wie dieſer mit G. geſpannt war. Böttiger hingegen will es mit keinem von Beiden verderben, und verdirbt es gerade dadurch auf das entſchiedenſte mit Beiden.

Niemand kann zweien Herren dienen. Wer es wahrhaft gut und redlich mit G. meinte, konnte nicht derſelbe aufrichtige Freund des ganz entgegengeſetzten Kotzebue ſeyn, und umgekehrt. Böttiger, als großer Alterthumskenner, konnte wiſſen, daß man auch einem bisherigen Freunde die Freundſchaft aufſage, wenn er ſich feindſelig gegen uns benimmt, und unſerm Intereſſe entſchieden zuwiderhandelt.

Aber Böttiger's Characterloſigkeit geht ſo weit, daß er auch keine Ahndung von der Unredlichkeit ſeiner Handlungsweiſe hat, die man bald näher kennen lernen wird, ſondern alles Unheil, was daraus reſultirt, nicht ſich, ſondern ſeinen vermeinten Gegnern beimiſt.

Wißbegierde und Wiſſen, wenn ſie ſich mit Eitelkeit und Gefallſucht paaren, haben ſchon Viele verdorben. Sie können dann nicht abſichtlos, nicht wahrhaft gründlich, nicht innerlich bildend ſeyn, weil ſie ſich um äußere Zwecke bewegen. Dieß war bei Böttiger der Fall. Allerdings forderte die Zeit, die auf Univerſalität der Bildung ausging, auch ein univerſelles Wiſſen: — um Etwas zu wiſſen, müßte man eigentlich Alles wiſſen; — aber es iſt ein Anderes ob es als Grundlage theoretiſcher wie praktiſcher Vorſchritte, oder blos zur Oſtentation dienen ſoll, in welchem Falle der Schein ſtatt des Weſens genügend, dem Inhaber nur mit

dem Wahne ſchmeichelt, er habe auch ein ſachverſtändiges Urtheil, weil er ein hiſtoriſches habe.

Böttiger's allgemein bekannte und anerkannte Polyhiſtorie wurde jedoch erſtens weniger aus einer ſtetigen Lecture und ernſtem Studium von ganzen Büchern und Werken, als zunächſt aus der Beſichtigung reichhaltiger Indices und Regiſter geſchöpft, ſodaß F. A. Wolf von ihm zu ſagen pflegte: „er ſchlage alle Bücher nur auf den Schwanz, und lerne einen Autor blos von hinten kennen.“ Sein eigner Sohn beſtätigt dieſe Bemerkung durch das Geſtändniß: „Böttiger habe nach einigen glücklichen Griffen in ein Buch bald das Wichtigſte herausgefunden;“ alſo wie ein literariſcher Viſitator mit ſeinem Fachſtabe den Inhalt des neuen Meßgutes ermeſſen! Sodann erwuchs ſie aus einer weitläuftigen literariſchen und amicalen Correſpondenz, die ihm außer wiſſenſchaftlichen und politiſchen Neuigkeiten, auch geſellſchaftlichen Klatſch genug zuführte, den er gehörig ſo ſchriftlich als mündlich zu verſchleißen und umzutauſchen wußte. Dieſes ſetzte ihn in den Stand einer nicht nur literariſchen Allwiſſenheit, ſondern auch einer geſelligen Allgegenwart in allen gelehrten und ungelehrten Zeitſchriften, Cotterien, Kaffee- und Theezirkeln, und in beiden Beziehungen verdient er den Namen Ubique,(*) den ihm auch ſeine philologiſchen Glaubensgenoſſen früher ertheilt hatten, indem ſie ihn den Cuculus Vinariensis nannten,(**) da er ſich wie der Kukuk überall mit ſeinem Namen vernehmen ließ.

(*) S. Schill. Brfw. Nr. 482, S. 255; u. Nr. 559, S. 15; u. Nr. 561, S. 20.

(**) G. Schneider, Vorrede zum Theophraſt.

Um immer etwas Neues zu wiſſen und ſeinen Leſern in zwei, ja drei Journalen: Merkur, Modejournal und London und Paris, außerdem in Privatbriefen aufzutiſchen, mochte er in der Wahl der Mittel nicht allzudelicat und gewiſſenhaft verfahren; wie er denn ſeine Zudringlichkeit wohl erkennend, ſie nicht anders als mit ſeiner „Philomathie und Wißbegierde" zu entſchuldigen vermag: einer Leidenſchaft, die ihn auch wohl zu manchem kühneren Schritt eines Bibliomanen hätte verleiten können, ja wirklich verleitete.

Soviel iſt ausgemacht, daß er Geheimniß nicht ſchonte. Er verrieth G's. Aufſatz über den Laokoon an Hirt [Schill. Nr. 407, 411], wie er früher bereits — was aber jetzt erſt an den Tag kommt — G's. Vertrauen, der ihm die letzte Reviſion ſeines Hermann und Dorothea im Druck übertragen hatte, heimlich mißbrauchte, indem er die Aushängebogen, wie ſie ihm zukamen, an Johannes von Müller „zu etwaigem (!) Vergnügen" mittheilte;(*) ungeachtet ihm ſein eigenes Gefühl hätte ſagen können, wie verdrießlich ſchon die zufällige Vereitelung einer Ueberraſchung überhaupt, dieſe muthwillig-unredliche aber G'n. bei ſeiner Liebe zum Geheimniß vollends verhaßt ſeyn müſſe.

Er ſuchte ferner auch nicht auf offenem geraden Wege zu Anſicht und Gebrauch von Kunſtwerken oder handſchriftlichen Neuigkeiten zu gelangen. Denn als G. die Mittheilung einer (ihm von der Fürſtin Gallitzin im ehrenvollſten Vertrauen zur Aufbewahrung übergebenen) koſtbaren Gem-

---

(*) Siehe in den Briefen an Johann von Müller 1. Band, Böttiger's Briefe Nr. 10, S. 266; ib. Nr. 13, S. 269; ib. Nr. 7, S. 251.

menſammlung, ſo aus natürlicher wie pflichtmäßiger Discretion ablehnte, gedachte B. durch verſuchte Beſtechung des Dieners ſeinen Zweck zu erreichen. Sie ſcheiterte jedoch an der Gewiſſenhaftigkeit und Treue des redlichen Mannes. G. überging zwar den Vorfall, der ihm nicht verborgen bleiben konnte, mit Stillſchweigen; die Zeit aber, dieſe wahrhafte Nemeſis, ſollte nach mehr als dreißig Jahren die Sache ans Licht bringen, in dem Augenblick wo die verläumderiſchen Nachreden Böttiger's der Welt zur ſchadenfrohen Ergötzung dienten.

Ein Aufſatz(*) „von einem Freunde der Wahrheit“ verräth, nach Beſeitigung anderer ehrenrühriger Lügen, die obenerwähnte Machination B's. auf eine Weiſe, die mit dem was ich darüber aus Goethe's Munde vernommen habe, völlig übereinſtimmt.

Deſto beſſer gelang ihm ein ähnliches Manöver mit Wallenſtein's Lager. Noch vor dem Druck dieſes Stücks, kaum nach dreimaliger Vorſtellung deſſelben auf dem Weimariſchen Theater, war es bereits in Copenhagen in einem Privathauſe zur Feier eines Familienfeſtes aufgeführt worden.(**) Schiller, durch die Nachricht nicht wenig überraſcht, vermuthete doch gleich, daß Böttiger ſeine Hände dabei im Spiele gehabt haben könne, und G's. Unterſuchung mochte die Sache für Beide zur ſtillen Ueberzeugung bringen. (Schill. Nr. 559, 561, 562.)

(*) S. Weißenſeer allgemeines Unterhaltungsblatt von 1838 Nr. 27. Der Verf. iſt eben jener treue Diener.

(**) Vrgl. Morgenblatt von 1822 Nr. 220, S. 89.

Nun aber, nach vierzig Jahren, kommt jener literariſchen Mitſchuldigen lächerliche Erklärung: man habe aus einzelnen Stellen, welche durch verſchiedene Correſpondenten nach Copenhagen gelangt, das Ganze wieder zuſammengeſetzt, mit der elenden Ausflucht, es auch nicht öffentlich, ſondern in einem Privathauſe aufgeführt zu haben, vollſtändig an's Tageslicht, durch Bekanntwerdung eines integrirenden Briefes von Goethe an den Hofkammerrath Kirms(*), aus welchem hervorgeht, daß außer B. auch wohl eine berühmte reiſende Dichterin bei dem Handel betheiligt geweſen.

So iſt denn auch hierdurch der Schalksknecht entlarvt, und G's. unverſöhnlicher Haß gegen ihn hinlänglich, vor ehrlichen Leuten wenigſtens, gerechtfertigt. „Man kann alles verſöhnen, ſagt Jeſus-Sirach ausgenommen die Schmach, Verachtung, Offenbarung der Heimlichkeit und böſe Tücke, ſolche Stücke verjagen den Freund.“

Wie er es alſo mit G. und Schiller verdarb, ſo zuletzt doch auch mit Herder und Wieland, deren Galopin und mithin Schützling er ſo lange geweſen war.

Doch nicht allein dieſe Untreue und Klatſchhaftigkeit machten ihn G'n. verhaßt, auch die mehr als katzenartige Eigenheit, im Schmeicheln mit der Sammtpfote, zugleich die Krallen fühlen zu laſſen.

Er konnte weder Perſonen noch Sachen loben, ohne beiden zugleich etwas zu verſetzen und anzuhängen, indem er nach deutſcher Art und Sitte neben dem Guten auch

---

(*) S. G's. Briefe in den Jahren 1768 bis 1832, herausg. von H. Döring. Leipzig 1839, Nr. 391, S. 163 a.

etwas ſeiner Meinung nach Schlimmes zu erwähnen, oder, wie G. es ausdrückt, zu ſagen:

„Der Nachbar ſey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken.“
[A. in Q. I, I. S. 135.]

für gerecht und unparteiiſch hielt. Daher G. mit derbem aber paſſendem Witz bemerkte: „W. könne dem Publikum Nichts auftiſchen, ohne es, gleich den Harpyen, mit dem eigenen Unrath zu beſchmutzen.“

Dieſes eigene bénéfice de ventre rührte theils von einer Unſicherheit ſeines Urtheils her, theils von dem Mangel an Character. Er hatte in vielen, zumal äſthetiſchen, Dingen, ſowenig eigenes Urtheil als Gefühl; und um deſſen nicht zu ermangeln, lauſchte, ja fragte er es Andern geradezu ab: um ſich aber nicht zu compromittiren, wenn jenes nicht allgemeine Sanction erhielt, ließ er ſich eine Hinterthür offen, und konnte, zur Rede geſtellt, ſagen: er habe ja auch das Gegentheil nicht verſchwiegen.

Aus Unſelbſtſtändigkeit und Gefallſucht ſchmeichelte er einem Jeden ins Geſicht, um hinter dem Rücken ihm eine Fratze zu ſchneiden.

G. begünſtigte die Schlegel als junge, friſch aufſtrebende, Fortſchreitendes verheißende Talente, wie er dieß früher und ſpäter auch bei Andern that, und nahm ſie ſelbſt gegen Schiller's Klagen in einigen Schutz. [Schill. Nr. 482, 484.] Er wußte, daß ſie ihn auch nicht ſchonen würden; wie denn auch 30 Jahre nachher noch A. W. Schlegel's Dankbarkeit dem kranken Löwen eins zu verſetzen ſuchte.

Nach ſeiner Characterſtärke aber und dem Fonds, den er in ſich fühlen mußte, machte er ſich Nichts daraus und wollte ihnen lieber verzeihen, als die infame Manier der Meiſter in der Journaliſtik. [Schill. Nr. 626.] Zu gleicher Zeit hatten dieſe ſich an Kotzebue mit „der Ehrenpforte“ und der mit ihnen verbündete Tieck auch an Böttigern mit „dem geſtiefelten Kater“ und ſonſt noch im Athenäum muthwillig ergangen. [S. Schill. Nr. 625, Nr. 626.]

Dieſer Umſtand machte Böttigern freilich, der kein G. und auch kein Wieland war, der „Helden, Götter und Wieland“ übertragen und verzeihen konnte, böſes Blut und er ſuchte nun auf ſeine Weiſe ihnen und der neuen Schule zu ſchaden und ſich an ihnen zu rächen. [Schill. Nr. 482, S. 255.]

Eine Gelegenheit konnte er nicht ungenutzt vorbeigehen laſſen. G. und Schiller, welche dem deutſchen Theater einen neuen und höheren Schwung zu geben beabſichtigten, und deshalb die theatraliſchen Erzeugniſſe aller gebildeten Nationen zur Anſchauung zu bringen ſuchten, um ſowohl dem Geſchmack als dem Urtheil des Publikums mannigfaltige Berührungspunkte darzubieten, hatten alles Mögliche gethan den Jon in Scene zu ſetzen, und zu einer würdigen Erſcheinung zu bringen. [G's. W. Bd. XLV. 8 — 10.]

Böttiger ergriff dieſe Gelegenheit, nach der Aufführung deſſelben einen Aufſatz in das Modejournal einzurücken, der, wenn er ſich in den Gränzen einer ſimpeln Anzeige des Inhalts und der eingeſtändlich gelungenen Darſtellung gehalten hätte, keine Beſchlagnahme durch G. würde erfahren haben. So aber enthielt er nicht nur eine Sottiſe gegen den

Autor, dem man ſtatt mit freundlichem Dank mit höhnender Critik entgegenkam — obwohl dieſes der ziemlich allgemein deutſche Recenſententon iſt, an welchem jetziger Zeit niemand etwas Arges finden wird — ſondern auch gegen die Theaterdirection, die alle erdenkbare Mühe, Sorgfalt und Studium, nach dem Urtheile des Verneiners ſelber, angewendet hatte, um das Stück würdig erſcheinen zu laſſen, alſo einen indirecten Vorwurf ihres Mangels an Kunſtgeſchmack und Rückſicht auf das Publikum, aus bloßer parteiiſcher Gunſt und Liebedienerei gegen den Autor; endlich auch einen Tadel gegen die gebildeten Zuſchauer, die daran Vergnügen gefunden, ja gegen den Hof ſelbſt, der nicht nur Erlaubniß zur Aufführung gegeben, ſondern auch die nicht unbedeutenden Koſten der Ausſtattung getragen, und ſich beifällig(*) über das Stück geäußert hatte.

Wie läßt ſich denken, daß G. eine ſolche Avanie hätte können vorgehen laſſen, auch wenn er nicht Schauſpieldirector, nicht Hofmann, nicht Freund des Autors und Selbſtdichter geweſen wäre, ſondern nur Goethe, der Menſch, der feinfühlende, wohlwollende, der Niemand abſichtlich zu kränken im Stande war.

Wenn er alſo einen ſtarken Trumpf, der Sage nach, einſetzte, um den Abdruck des Bogens zu hintertreiben, ſo erweiſt dieß weit weniger die Theaterdespotie G's., worüber eine geiſtliche Megäre (**) auf dem Weimariſchen Topfmarkt Zeter ſchrie, als vielmehr die empfindungsloſe Wider-

---

(*) z. B. die Herzogin Louiſe gegen Knebel's Gattin. S. deſſen liter. Nachlaß Bd. II. S. 359.

(**) S. Knebel's liter. Nachlaß Bd. II. S. 328.

ſpenſtigkeit der Herren Confratres, Autor und Verleger, die einer ſolchen Maßregel nicht von ſelbſt zuvorkamen oder ſie überhaupt ungedenkbar machten.

Ein ſo zweideutiger achſeltragender tückiſcher Character konnte ſich neben Männern, wie die vier genannten, nicht lange halten; ſie durchſchauten ihn bald, ſie mußten bald hinter ſeine Schliche kommen, und nun war er beſeitigt. Verrätherei liebt man wohl allenfalls, wenn ſie nützen kann, aber nicht den Verräther.

Und ſo war es ein Glück für Böttigern, daß, nachdem er, in ſeinem Abſehn auf Dresden und gleichzeitigem Schielen nach Berlin, „auf dem Glatteiſe des Lebens hatte balanciren müſſen, welches Schiller den Doppelſinn des Lebens nenne,“ — wie er dieß ins Geheim ſeinem Freund und Gönner Johannes von Müller(*) beichtet, und dabei noch ſo unverſchämt-naiv iſt, ſich auf deſſen Vorgang und Beiſpiel zu berufen und darin ſeine Rechtfertigung zu finden — es war ein Glück für ihn, daß er Weimar 1804 „in Frieden, ja mit Ehren“ verließ. Er konnte nun ſeinen zur anderen Natur gewordenen Tik gegen G. und Schiller gelegentlich auslaſſen, ohne daß man genöthigt geweſen wäre, perſönlich mit ihm zuſammenzutreffen, und unmittelbar von ihm zu leiden.

Seit der Zeit erſcheint er in G's. und Schiller's Geſpräch nur wie ein Theophraſtiſcher oder Bruyère'ſcher Character, als eine deutſche literäriſche Maske; wie er denn auch mit paraſitiſchen Pausbacken und kleinen Schmunzel-

---

(*) S. Brief Nr. 16, S. 383 unter den Briefen an Johann von Müller (Supplement zu deſſen ſämmtl. Werken) Erſter Band.

Augen einem Quaquero des römiſchen Carnevals ähnelte: und wenn das Volk ſich auf einen Eulenſpiegel, einen Reineke Fuchs, als ein Exempelbuch von Argliſt und Tücke berufen mag, ſo fehlt es nun auch der gelehrten Welt nicht an einer allegoriſch-ſymboliſchen Figur, mit deren Namen ſie alle verdächtige journaliſtiſch-literariſche Manipulation bezeichnen kann und hoffentlich noch lange können wird, da ſolche Naturen immer wieder geboren und erzogen werden.

G. wenigſtens ließ ſich nur in heiteren Vergleichungen und Parabeln über ihn aus [XIII, 113 u. f.]; und verſparte die Bekanntmachung derberer Abfertigungen bis nach ſeinem Ableben. [A. in Q. I, 135.]

Das Alles hat nun freilich Nichts zu ſagen noch zu bedeuten. Wie es Böttigern an ſeiner amtlichen und bürgerlichen Renomée keinen Eintrag that, und ſogar die Impietät(*) ſeines literariſchen Nachlaſſes weder Rüge noch Ahndung, vielmehr Anerkennung und Belohnung fand; ſo wird es auch in der Folge ſeyn:

„Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben" ꝛc.
Reineke Fuchs.

Nec magis id nunc est neque erit mox quam fuit ante;
Lucret.

Sey in Deutſchland Einer nur gelehrt; von Character und Betragen mag er übrigens ſeyn wie er wolle, er findet

---

(*) „Ueber den Ort, wo man gewöhnlich ſich aufhält, wird Niemand wagen etwas zu ſchreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenſtände die Rede ſeyn; ebenſo geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah iſt, man fühlt erſt, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch ſein gerechteſtes mäßigſtes Urtheil über die Dinge öffentlich ausſprechen wollte." G. an Schiller Nr. 316, S. 188 f.

ſeine Anhänger und Belober, denen „vor Allem ſeine **treffliche Perſönlichkeit** und dann die Lebhaftigkeit und Elaſticität des Geiſtes, wodurch er zur richtigen Auffaſſung und anſprechendſten Behandlung der verſchiedenartigſten Gegenſtände geſchickt geweſen, unbeſtritten bleibt.“(*)

Was wollen wir weiter Zeugniß?

So iſt der Mann denn auch ein Probierſtein in ſeiner Art, und wer ihn zu ſeinem Socius macht, den erkennt man daraus wieder.

e. Neidſucht.

Auch den gewöhnlichen, von Heſiodus Zeiten an zum Sprüchwort gewordenen, Künſtlerneid hat man G'n. vorgeworfen, und hört ihn wohl noch nachſagen; aber:

„Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich Niemand betroffen:“
[II, 256.]

konnte G. mit vollem Rechte von ſich rühmen: denn ſein Leben wie ſeine Schriften beweiſen es gegen alle Zweifel und Einwendungen.

Wie er in früher Jugend ſeine Lebensgenoſſen, Lenz, Klinger und Andere nicht beneidete, ſondern ihr Talent anerkennend es förderte; wie er Schiller's wachſenden, ihn überſtrahlenden Ruhm nicht mit mißgünſtigen Augen anſah, ſondern ihm freiwillig Stoffe abtrat oder verſchaffte; wie er

---

(*) S. Briefe an Johann von Müller (Supplement zu deſſen ſämmtlichen Werken) Erſter Band. Schaffhauſen 1839. Vorwort des Herausgebers S. XXII.

Am 20. October 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

den Schlegel's und Tiecken Verdienſte zuerkannte, letztern noch ſpät als Freund und Secundanten begrüßte [A. in O. I. 138b], Wernern, Oehlenſchlägern, Kleiſt, Arnim, Brentano ihre Talente nicht ableugnete, wenn ſie auch auf falſchen Wegen ſuchten, was auf dieſen nicht zu erreichen iſt [Z. Nr. 128]; wie er den neueren und neueſten Dichtern nicht nur Gerechtigkeit widerfahren ließ ſondern Lob und Preis die Fülle, wovon ſein Urtheil über Platen, über Rückert das ſchönſte Zeugniß giebt: ſo verblieb er in dieſer Anerkennung fremden Verdienſtes, großen wie kleinen, bis an das Ende ſeines Lebens, obſchon man ihm dieſe Theilnahme verargte und als Schwäche und Protection des Mittelmäßigen auslegte.

Welchen ſchönen Gegenſatz bildete er ſchon durch dieſen Characterzug mit Herdern, der durch dieſe Neid-Schwäche [Schill. Nr. 165, S. 46; it. Nr. 347, S. 195] und an dieſer vielleicht mit zu Grunde ging. [Z. Nr. 269, S. 237.]

Ich habe G. in ſo vielen Fällen beobachten können, worin Andere ſich dieſer Untugend nicht würden enthalten haben, wo Er hingegen mit zuvorkommender unbefangener Anerkennung das fremde Verdienſt aufnahm und ihm alle die Achtung bezeigte, die ihm gebührte.

Aus ſeinen Schriften, Wahrheit und Dichtung, aus ſeinen Lebensbekenntniſſen, Briefen, überall entnimmt man dieſe Geſinnung. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden — wie Italien ihm darbot — Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden iſt das ſeligſte aller Gefühle.“ [XXVII. 70.] Sie ſpricht ſich aus in den Briefen an Schiller: „Wie ſehr freut man ſich, wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie ſehr wird man auf ſeinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten ſieht, die nach ebenden Grundſätzen gebildet ſind, nach denen wir nach unſerm Maße und in unſerm Kreiſe ſelbſt verfahren." [Schill. Nr. 132.]

Desgleichen wenn er ſagt:

„Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienſt erkennen."
[II, 262; it. Morphol. I. Bd. 4 Hft. S. 360.]

Nicht ganz ſo neidlos möchte ihn Schiller angeſehen haben, wie ſchon aus deſſen einziger Bemerkung erhellt, „daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe." [Schill. Nr. 178, S. 78.]

Eine ſolche Reflexion macht man nicht, ohne von jener Empfindung etwas geſpürt zu haben, mit dem gleichzeitigen oder nachherigen Verſuch ſich durch einen Salto mortale ins gerade Gegentheil zu retten.

Uebrigens, da der Gedanke ſchon in Don Carlo's [Bd. V, S. 13] Worten ausgedrückt erſcheint, wenn dieſer „von dem Schmerz ſich durch Poſa's Geiſt erdrückt zu ſehen, ſich endlich kühn entſchließt ihn gränzenlos zu lieben;" ſo gehört er umſomehr einer Herzenserfahrung des Dichters an, und beſtätigt nur was vorhin angedeutet worden.

Doch ſcheint er von dieſer Freiheit oder dieſer Liebe nicht allen Gebrauch gemacht zu haben, indem er ſich noch etwas als ſein vorbehält — ſo „ein deutſches Peculium oder für ſich" [Z. Nr. 624; coll. XLIX, 61] — „daß Goethe nie erreichen könne." [Schill. an W. v. Humboldt Nr. 50, S. 629 ff.]

Wie anders klingt es dagegen bei Goethe:

„Seh' ich an Andern große Eigenſchaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich ſie in Liebe pflegen;
Geht's nicht, ſo thu' ich was anders dagegen.“
[II, 256.]

Das heißt „Ich neide Nichts, ich laß es gehn und kann mich immer Manchem gleich erhalten“ [IV, 316]: denn das Größte will man nicht erreichen. [II, 308.]

So läßt er gelten was er nicht erreichen kann, freut ſich deſſen was er zu thun nicht im Stande wäre: wie denn doch am Ende jeder tüchtige Menſch verfahren müſſe, um ſelbſt etwas zu ſeyn, um nach ſeiner Weiſe zu wirken, was auch Dilettanterei und damit nothwendig verknüpftes Nivelliren im Laufe des Tages verderben oder hindern möge. Am Ende ſtelle ſich alles her, wenn derjenige, welcher weiß was er will und kann, in ſeinem Thun und Wirken unabläſſig beharre. [Z. Nr. 485, S. 133.]

Daher mag er auch kein Anderer ſeyn, wenn er auch das nicht wäre, was er iſt [XLVII, 254]: denn Jeder ſey doch auch ein Menſch, der wenn er ſich gewahre, finden müſſe, daß die Natur Nichts an ihm geſpart habe, daß er manche Luſt und Pein als Er und Eigen trage [II, 302]; und Er habe bedacht was Natur, für ihn befliſſen, zu ſeinem Eigen machte. [V, 105.]

f. Bequemlichkeit.

Unter andern über G. im Schwange gehenden Traditionen iſt auch eine, die von der Stadt worin er, nach der

Verſicherung eines ſeiner angeblichen Freunde und Verehrer, bereits mythiſch zu werden anfangen ſoll, ausgehen mag — wie denn immer Klatſch und Verläumdung aus eines Propheten Vaterlande oder Aufenthalte zunächſt entſpringt [Z. Nr. 682, S. 296] — daß er „**ungeheuer** bequem“ geweſen. Dieſer Behauptung, etwas ſtudentenhaft ausgedrückt, kann aber nichts weiter zu Grunde liegen, als der Ausdruck bequem ſelber, deſſen ſich G., nicht immer in einerlei Sinne, häufiger bedient als andere ihm zuzugeben geneigt ſind.

Hat irgend ein Menſch ſich Leben und Studien ſauer und unbequem gemacht, ſo iſt es G. Oder wäre das etwa bequem, überall ſelbſt ſich hinzubegeben und mit eigenen Augen und Händen ſich von den Gegenſtänden ſeiner Wiß- und Lernbegierde zu unterrichten, anſtatt ſich davon referiren zu laſſen, oder aus Beſchreibungen, mündlichen und gedruckten, aus zugeſchickten oder zugebrachten Natur- und Kunſtexemplaren ſich ſeine Weisheit zuſammenzuleſen, nicht aber ſie ſich zuſammenzuforſchen, zuſammenzudenken? Was koſteten Goethen nur ſeine mineralogiſchen Studien für Schweiß und Mühe, wenn er ſelbſt die Steine zuſammenſchleppte; ſeine oſteologiſchen, wenn er ſelbſt hinaus auf den Anger geht und die Schädel und Knochen ſich ausſucht, die ihm belehrend ſcheinen! Was koſteten ihm die Reiſe und der Aufenthalt in Italien, ohne Bedienten, für Zeit, Anſtrengung und Entbehrung! und doch einzig allein aus Liebe zur Kunſt und dem dringend gefühlten Bedürfniß einer weitern Ausbildung durch Welt und Menſchen. Was für Anſtrengung, reger Umblick gehörte dazu, um alle die Beobachtungen an Natur, Kunſt und Volk zu machen, die er wirklich gemacht und niedergeſchrieben, wennauch nicht alle veröffentlicht hat! Sind die Reiſen ins Feld, zur Armee, zur Belagerung etwa Vergnügungsreiſen, angenehme Landpartien in luſtiger joyeuſer Geſellſchaft?

Ferner, im eigenen Hauſe: eine mäßige Wohnung, mit ungleichen Zimmern und ordinären Meubeln, einfacher Schreibtiſch, mit ebenſolchen Repoſitorien, ſchlichte Kleidung und gewöhnliche Hausmannskoſt, ſind das alles Zeichen einer ungeheuern Bequemlichkeit und engliſchen Comforts?

Da leben unſere groſen Soſier, als literariſche Banquiers, auf einen andern Fuß als ihre Autoren. Sie ſpeiſen die leckerſten Biſſen, nicht der Autor. Wie die italiäniſchen Köche ihre köſtlichen Fritten aus dem Gehirn von allerlei Thieren zu bereiten wiſſen und als Entremets auftiſchen: ſo verſtehen jene das koſtbarſte aller Gehirne, das Autorgehirn, in verſchiedenen Ausgaben zugerichtet, dem Publikum zu ſerviren und mit dem anſehnlichen Conto ihre Beutel zu ſpicken [Z. Nr. 509], während der ausgenommene Schädel des todesverblichenen Autors in Gypsabgüſſen oder Marmormaſken über dem eleganteſten Bücherſchrank, der ſeine Inteſtina verſchlieſt, nur mit hohlen oder ſtarren Augen herabſchaut, nicht einmal wie Niobe zu weinen vermögend über das Schickſal, das ihn im Leben darben [Z. Nr. 65; it. W. Bd. V, 97; XIII, 165] und nach dem Tode zu einem bloſen Monument verſteinert werden ließ. [II, 243.]

Und endlich, wie ſtimmt mit jener ungeheuren Bequemlichkeit die öffentliche neueſte wiederholte Klage und Rüge eines gänzlichen Mangels an einem Sopha? Ein Faulbett, ein Lotterbett, muß doch jeder deutſche Schriftſteller in ſeinen vier Pfählen haben; ohne ein ſolches, wie kämen auch nur die Lotterbuben,(*) die jetzt in der Literatur das große Wort führen, zu der Bequemlichkeit ſich, wie man mit modiſcher Phraſe ſpricht, „rein auf's Papier zu ſchreiben,' das heißt ſich leer und das Papier voll?

Zu ihrer Beruhigung — obſchon G. ihnen zu Liebe Nichts in ſeinem Hauſe geändert hätte [IV. 333; V, 127] — und zur Steuer der Wahrheit ſey es indeß geſagt, daß, außer den Sopha's und Kanapee's in andern Zimmern, G. auch ein ziemlich bequemes in ſeinem Arbeitszimmer hatte, worauf er aber nur ſitzend ausruhte, wenn er ſich von dem Auf- und Abgehen beim Dictiren ermüdet fühlte; und daß es erſt in ſpätern Jahren den für ſeine mannigfache Thätigkeit nöthigern Pulten und Schubfächern weichen mußte, da für alles zuſammen das Zimmer zu klein war. Ein eigens geformter hölzerner Armſtuhl, mit rautenförmigem Sitzpolſter von ſeiner Erfindung, vertrat nun die Stelle eines Ruhſeſſels, deſſen Lehne in den allerletzten Jahren ganz einfach und ohne Umſtände durch ein angefügtes Brettchen erhöht wurde, um einem zwiſchen Haupt und Lehne einzuſchiebendem Schlummerkiſſen zum Rückhalt zu dienen.

Von Frauen ihm verehrte geſtickte Arm- oder Flachkiſſen, auf die er, am Tiſch ſitzend, beim Leſen oder Zuhören die Arme legte, — wobei der ſchöne Greis wie weiland Hans Sachs in der anmuthigen Dichtung von Adam

---

(*) So überſetzt Luther (Apoſtelgeſchichte Cap. 17, Vers 18) das ausdrucksvolle σπερμολόγος, das ganz unſere Tageblättler, Tabletten-krämer und literariſchen Klaubauſe characteriſirt.

Puſchmann ſich ausnahm — waren das einzige, was nach einiger Bequemlichkeit ausſah; doch erzeigte er durch den Gebrauch derſelben mehr den Geberinnen eine Ehre und Freude, als daß er dergleichen als eines beſondern Comforts bedurft hätte.

Uebrigens würde G., hätte er auch in einem Pallaſt wohnen können, und einen Marmorſaal oder ein Purpurzimmer zur Dispoſition gehabt, ſich in irgend ein Eckchen zurückgezogen haben, nicht anders als wie ſein Fürſt, der von dem ganzen großen Gebäude, das er von Grund aus hergeſtellt und mit Eleganz und Pracht ausgeſchmückt hatte, nur ein kleines ſchlichtes Cabinet ſich auswählte, und in dieſem wieder nur eine Fenſtertiefe mit zwiſchengefugter einfacher Tiſchplatte zu ſeinem Schreibpult abſonderte.

Jene armſeligen Vorwürfe, die nur den Erfinder und Verbreiter characteriſiren, ſollte und würde man kaum rügen, wenn ſie ſich nicht von Mund zu Munde, von Schrift zu Schrift fortpflanzten, und endlich zum unausrottbaren Credo würden, da es der Menſchen Art iſt, eher das Schlimmſte als das Beſte zu glauben; wenn es nicht ihre Schadenfreude kitzelte, vorzügliche Menſchen mit Sonderbarkeiten behaftet zu denken, die ſie ihnen näher rückten, ja immer mehr zu ihres Gleichen herunterſetzten.

Konnte die Autorität der vier Evangeliſten nicht verhindern, daß nicht noch allerlei apocryphiſche Traditionen neben und hinter ihren authentiſchen Nachrichten herlaufen, und ſich im Stillen mehr Glauben und Zuſtimmung zu verſchaffen wiſſen, ſo iſt vollends bei einem rein menſchlichen Leben zu fürchten, daß neben den Zeugniſſen, welche die nächſten Umgeber gewiſſenhaft ablegen, ſolche plebeje Traditionen fortwuchern und wie Schling- und Klebekraut den einfachen Stamm der Goethiſchen Linde umrankend und umſtrickend, die wahre, reine und ſchöne Geſtalt derſelben für alle Zeiten verhüllen und entſtellen.

Sollte man vielleicht die Bequemlichkeit als unerweisbar aufgebend, eine Bequemheit wenigſtens darin finden, daß G. ſich des Selbſtſchreibens gern überhob, und ſich eines Gehülfen, manchmal des erſten beſten, bediente, dem er in die Feder dictiren konnte?

Was das vermeinte wenige Selbſtſchreiben betrifft, ſo hat es damit eine ganz andere als die ausgeſchrieene Bewandtniß, und ſo auch mit dem Dictiren.

Wieviel ſchrieb er nicht in ſeiner Jugend eigenhändig, ſowohl ſeine Gedichte, als ſeine Briefe, ſeine Tagebücher, ſeine Reiſen; in ſpätern Jahren doch immer die Briefe, welche Anſtand, Höflichkeit, Discretion und Privatgeheimniß durchgängig von ſeiner Hand ausgefertigt erheiſchten.

Er entſchuldigt ſich in jener erſten Zeit ſogar gegen nahe Freunde wie Knebel, daß er einen Brief dictirt habe: „Ich verlerne das Schreiben.“ [v. 24. April 1784.] Nämlich unter den damaligen Beſchäftigungen anderer Art.

Wieviele kleine Gedichte ſchrieb er nicht alle zuvor ſelbſt — ſämmtliche zahme Xenien zumal, meiſt auf die leere Seite von Viſiten-Karten — und ließ ſie nur ins Reine abſchreiben. Freilich wiſſenſchaftliche Aufſätze, Erzählungen, Romane, amtliche Berichte, wenn ſie keine Staatsgeheimniſſe enthielten, und dergleichen pflegte er zu dictiren; doch war ein Concept oder Schema dazu meiſt von ſeiner Hand aufgeſetzt, deſſen Abtheilungen er nach geſchehenem Dictat mit Bleiſtift durchſtrich und hernach caſſirte.

Dieſe Bequemlichkeit, ſeine Gedanken ſo ſchnell als möglich in reinlicher leſerlicher Schrift fixirt zu ſehen, um ſie hernach als etwas Fremdes mit weniger Vorliebe zu betrachten, welches aber ſeine eigenen Nachtheile ebenſogut wie ſeine Vortheile hat, wird man ihm allein doch nicht verargen wollen, wenn bereits mehr als ein Gelehrter ſie angenommen hat. Schiller erkannte wohl die Vortheile, als ihm ſein Wallenſtein in einer fremden Handſchrift entgegenkam. [Nr. 400.]

In ſeinem Tagebuche von 1780 giebt G. den Grund an: „Im Gehen viel gedacht. Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja ſogar im Ausdruck, kommt mir meiſt im Gehen, ſitzend bin ich zu Nichts aufgelegt; darum, das Dictiren weiter zu treiben.“ (*) Ueber die Vortheile und Nachtheile dieſer Gewohnheit jedoch habe ich nirgends eine Bemerkung, die mir genügte, angetroffen, und es dürfte daher nicht überflüſſig ſeyn, ſoviel darüber zu ſagen, als ich in meiner langen Erfahrung beobachten konnte.

Denn Oehlenſchläger's Einwand gegen das Dictiren, iſt von Einzel-Fällen hergenommen, in die auch G. nicht kam, weil er, was poetiſcher Erguß der Empfindung, der Leidenſchaft und dergleichen war, ſchon im Stillen für ſich allein concipirt und mit halben Worten zu Papier gebracht hatte, von woaus er es in nochmaligem Ueberdenken einem Vertrauten — keinem „Aufpaſſer und Mäkler“

(*) Ich erinnere mich, daß ich über dieſe ſeine Bemerkung mit ihm ſprechend aus meiner eigenen Erfahrung hinzuſetzte: gute Gedanken und Einfälle kamen mir gerade beim An- und Auskleiden, d. h. alſo doch bei einiger körperlicher Bewegung

— in die Feder ſagte, um es dann mit Einem Mal reinlich und in Einem Guſſe vor ſich zu ſehen. (*)

Daß man einen Gegenſtand gehörig durchgedacht und bis aufs Wort an den Fingern haben müſſe, wenn man in einem gewiſſen Fluſſe und alſo mit Vortheil dictiren wolle, ſodaß es wie eine Art von Improviſation oder Stegreifsrede ſich ausnehme, fällt in die Augen. Auch dieß, daß der Styl deutlicher werden müſſe, weil er fürs Gehör eingerichtet iſt und die Rückblicke auf den Zuſammenhang oder die Conſtruction durchs Auge wegfallen. Inſofern muß ein ſolcher dictando entſtandener Aufſatz etwas von dem Style und Character der Alten haben, etwas das nur dem mündlichen Vortrag zugeſtändlich wie aus demſelben erklärbar iſt: alſo auch Anacoluthien, Inverſionen und dergl. Deswegen iſt der Perioden- und Satzbau der Alten ſo eingerichtet, daß er, auch ohne Interpunction, ſich von ſelbſt gliedert, während bei deutſchen Schriftſtellern oft die Interpunction erſt die Art der Sätze und ihrer Verbindung kenntlich machen muß.

Dieß wäre ein Vortheil. Ein Nachtheil iſt indeß auch nicht zu verkennen, ſobald das Dictirte nicht wie nur erſte Grundlage angeſehen wird, die weiter berichtigt, ausgebaut und ausgeſchmückt werden ſoll. Unterbleibt eine ſolche Reviſion, oder findet der Autor beim Ueberleſen ſich für das einmal Daſtehende gewiſſermaßen eingenommen — wie es Componiſten manchmal bei ihren erſten hingeworfenen Gedanken ergehen ſoll — findet er die einſtweilige Einkleidung

---

(*) So z. B. im Fauſt die erſte Scene nach dem Walpurgisnachttraum „Trüber Tag. Feld." die ich eines Morgens, faſt unmittelbar nach der Conception, auf ſein Dictat niederſchrieb.

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmahl ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und des Gedankens hinreichend, und zu Aenderung und Auslaſſung ſich ungeneigt: ſo wird ein nachheriger Leſer Anſtoß an manchem nehmen, manches vermiſſen oder anders wünſchen, was er als Hörer ohne weiteres hinzunehmen geneigt geweſen wäre, weil er es nicht controliren konnte. An einer ſolchen, wennauch öfters nur flüchtigen, Reviſion ließ es G. zwar niemals ermangeln, und auffallende Hörfehler und Irrungen wurden augenblicklich verbeſſert und abgeändert, entweder durch ihn ſelbſt, oder durch den der ihn darauf aufmerkſam gemacht hatte. Indeß konnte es doch auch nicht ausbleiben, daß, um nur einen Gedanken geſchwind aufs Papier zu fixiren, während andere bereits herandrängten, manches nicht genügend, ja, um einſtweilen darüber hinauszukommen, mit halben Worten ausgedrückt wird; daß z. B. einer Prämiſſe die gehörige Folge, einem Vorderſatze der entſprechende Nachſatz, überhaupt die rechte Pointe fehlt. Wird nun ein ſolches Manuſcript nicht wieder in derſelben Stimmung durchgegangen und das Verfehlte oder Nichtgekommene nachgeſchafft, weil entweder die Sache Eile hat, oder das Intereſſe daran vorüber iſt; ſo bleiben Ungleichheiten zurück, welche der Wirkung des Ganzen ſchaden, und die Critik zu dem Urtheil veranlaſſen: der Autor habe nicht das oder nicht völlig geſagt was er gewollt oder geſollt hätte.

An Rügen dieſer Art hat es nicht gefehlt und dürfte auch in der Folge, bei genauerem Durchgehen und Durchdenken der Goethiſchen Schriften, nicht daran fehlen. Man wird nach deutſcher Art viel zu berichtigen finden, möchte man doch auch zurecht zu legen wiſſen, was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft wie er es hätte ſagen ſollen. [XLIX, 56.] Warum wollte man G's. Styl und Schreibgewohnheit nicht halb ſoviel Aufmerkſamkeit widmen, wie man an die eines Thucydides, Demoſthenes, Salluſt, Tacitus, ja an die des Apoſtel Paulus gewendet hat und noch wendet, um das von gemeiner Correctheit Abweichende durch alle Wort- und Satzfiguren der Grammatik und Rhetorik nicht nur als ein Natürliches, ſondern auch Poetiſches zu rechtfertigen, da man es mit einem Poeten zu thun hat, der auch in der Proſa noch Poet iſt.

Dabei aber kommt noch ein Moment in Betrachtung, das bereits ein ſcharfſinniger Kunſtrichter angegeben hat, und zwar ein ethiſches.

Man hat G. als Geheimnißluſt vorgeworfen, daß er, wenn nicht furchtſam doch behutſam durch Erfahrung gemacht, einem Gedanken, ſobald er ihm mehr zu ſagen oder zu verrathen ſchien, als ihm jetzt eben gut zu ſeyn dünkte, eine mildere wenigerſagende Wendung zu geben ſuchte, oder ihn ſtumpf ablaufen ließ. Nicht nur in Verſen war dieß der Fall,(*) auch in Proſa; oft gerade da, wo auf den Schlußſatz oder das Schlußwort alles ankam, wollte ihm das letzte eigentliche Wort nicht aus der Feder.

Dies erklärt ſich nur aus der mit dem Alter zunehmenden Milde und Humanität ſeines Characters: er wollte Niemandem abſichtlich und eigentlich weh thun, noch „um der Welt Spaß zu machen ſich mit ihr überwerfen.“ [Z. Nr. **225, S. 181**.]

(*) Z. B. in dem Gedicht „die Weiſen und die Leute“ [III, 116], wo in der Rede des Periander jetzt ein qui pro quo ſteht, das die urſprüngliche Schalkheit nicht einmal ahnden läßt. Es hat den Stachel verloren. [Z. Nr. 358, S. 164.]

Obige Bemerkung über unzulängliche Durchſicht gilt jedoch mehr von ſeinen ſpäteren proſaiſchen Schriften als von ſeinen früheren, und am wenigſten von ſeinen poetiſchen. Daß dieſe mehrmaliges Umſchreiben und mannigfaltige Ueberarbeitung, ja ſtrenge aber glückliche Feile erfahren haben, würde ſich auch für den der ſie nicht ſo ahnden kann, wie Fr. Jacobs es bei der Iphigenie konnte, deutlich herausſtellen, wenn man die erſten Concepte und deren Reinſchriften mit dem letzten Druck vergleichen könnte. Bei den römiſchen Elegien wäre der Fall noch ſo möglich wie bei der Iphigenie; bei anderen aber müſſen die variantenluſtigen Critiker ſich wohl die Hoffnung vergehen laſſen, indem G. in mehrmaligen Autodafé's — ſeiner eigenen Ausſage nach und meinem Erlebniß zufolge — die Manuſcripte verbrannt, und zwar zu ſeinem eigenen Nutzen — „um nicht irre zu werden“(*) — aber auch zum Vortheil des Publikums, um nicht den Genuß der Speiſe durch Vorführung der Procedur bei ihrer Bereitung zu verleiden.

Man hat ihm alſo mit der Bekanntmachung der erſten Iphigenie keinen Gefallen gethan, und es iſt eine ſchlechte Ausrede, wenn man ſagt: es ſey zum Beſten der Jugend geſchehen, damit ſie daran lerne wie man etwas nach und nach beſſer mache. Unſere Jugend? die ſchon von Hauſe aus alles beſſer weiß, und der man noch obendrein das für vollendet gehaltene ſo herunterſetzt, daß jene erſte Recenſion für gar nichts gelten kann! Welch' eine Verkehrtheit!

(*) „Daß es uns nicht irre macht, wollen wir's verbrennen.“ [II. 318.]

Aber die Deutſchen — ich könnte auch Menſchen ſagen, es lieſe auf eins hinaus; doch, da jene dieſes κατ᾽ ἐξοχὴν in Tugenden und Fehlern ſind, ſo ſage ich par excellence: die Deutſchen können ſich nicht mit dem Fertigen begnügen, ſie möchten immer noch machen was ſchon gemacht iſt.(*) Daher würde ihnen ein letztes eigenhändig von Homer geſchriebenes und von einem Notarius publicus als ſeine Handſchrift beglaubigtes mundum ſeiner Werke kein Vergnügen und keine Zufriedenheit gewähren. Sie hätten dann nicht die Wahl aus unzähligen Varianten ſich einen Homer, jeder in ſeiner Art und nach ſeinem Sinne, zuſammenzuleſen; ſondern müßten mit dem einmaligen poſitiven und abſoluten vorlieb nehmen, der dann bald nach einmaliger Lectüre zurückgelegt ſeyn würde. Und ſo iſt ihnen ein lebender Autor, an dem ſie Nichts mehr ändern können noch dürfen, vollends ein leidiges läſtiges Ding, das man wohlthut veralten zu laſſen, um vielleicht nach hundert und mehr Jahren Verbeſſerungen ex ingenio daran vorzunehmen, die man einer ſtrengeren Logik, einer ſeinern Aeſthetik wegen wenigſtens plauſibel finden muß, da der Verſtand Nichts über ſich noch unter ſich, ſondern nur geradeaus vor ſich hin erkennt und gelten läßt. Aber „allzuklug iſt — dumm!“

(*) „Sie kennen die Art der Menſchennatur, daß, wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die Andern herbeirennen und dabei auch etwas von dem ihrigen wollen gethan haben.“ Hegel an Goethe den 20. Febr. 1821. S. zur Naturw. u. Morphol. Bd. I, Heft 3, S. 293.

XII. Häuslicher Zuſtand.

Es iſt eine eigene ſchwierige Sache, wenn man ein Zeitalter, ſeine Anſichten, ſeine Gefühle und Geſinnungen rechtfertigen oder auch nur entſchuldigen ſoll gegen die eines früheren oder nachfolgenden.

Jede Zeit hat ihr eigenes Recht und ſollte daher von den urtheilsfähigen Ihrigen gerichtet werden, die ſie verſtehn, nicht aber von der folgenden, die Nichts von ihr weiß, ihr fremd iſt und ſich nicht in ihren Standpunkt verſetzen kann noch mag. Weiß doch keine von beiden ſelbſt niemals, wie ſie gerade zu dieſer Geſinnung und ſolchen Gefühlen gekommen iſt; ſie hat ſie nicht ſelbſt hervorgerufen, ſondern ſie ſind ihr geworden aus einer der vorhandenen frühern, ohne daß ſie ſagen kann wie es zugegangen: denn Aeußeres und Inneres zuſammen haben gewirkt und dieſes Reſultat zu Wege gebracht, woran ſich der gegenwärtige Augenblick gefällt, der nächſtkünftige aber es ſchon ſchmäht und verdammt, während er ſelbſt einem gleichen Schickſale entgegen zu ſehen hat.

So iſt es in Religion, Sitte, Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem und öffentlichem Leben.

Keine Zeit begreift die frühere, noch will ſie als eine andere verſchiedene ſie gelten laſſen; (*) und doch beſteht in dieſer verſchiedenen Möglichkeit oder Möglichkeit des Verſchiedenen alles Leben und Daſeyn, die Welt ſelbſt.

Dieſe allgemeine Betrachtung möge zur Einleitung dienen, wenn ein Verhältniß berührt werden muß, das ſchon zu G's. Lebzeiten ungleich beurtheilt, nach ſeinem Tode noch einſeitigerer Critik unterworfen worden.

Es iſt ſein häusliches Leben, welches eine Zeitlang nicht in der herkömmlich bürgerlichen Weiſe geführt, auch nach ſeiner endlichen Conformation mit Sitte und Convenienz einer **levis notae macula** nicht hat entgehen können, ſelbſt jetzt wo der St. Simoniſmus, eine Emancipation in der Liebe durchzuſetzen bemüht, gelinder über etwas urtheilen ſollte, das keineswegs aus ſo gefährlichen revolutionären Grundſätzen und Raiſonnements hervorgegangen war; ſondern nur dem damaligen Zeitſinne folgte, der zwiſchen klöſterlichem, unnatürlichem, zwangvollem Cölibat und einer bürgermäßig herkömmlichen Ehe einen mittleren Zuſtand anerkennt, der, auf der freien Liebe und Hingebung beruhend, bei ſittlichen Weſen von ſelbſt in diejenige feſte Treue und dauernde Freundſchaft übergeht, welche die geſetzlich vollzogene Verbindung zwar präſumirt, aber nicht zu garantiren vermag.

G. hatte die Liebe als Jüngling von ihrer erſten aufbrechenden Knospe bis zur bräutlichen Entfaltung kennen gelernt; — begünſtigt von Natur und Schickſal, wie es

---

(*) Bono seculi sui quisque citra obtrectationem alterius utatur. Tacit. dialog. c. 41.

ſcheint um ſie — auch als Entwickelungskrankheit — in allen ihren Phaſen dem Menſchengeſchlechte ſchildern zu können, wie es noch keinem Dichter vor ihm gelungen war. Seine zu mannigfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewieſene Laufbahn und die ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſe, in die er eintrat, erlaubten oder begünſtigten wenigſtens nicht eine Verbindung, wie gewöhnliche Menſchen ſie gleich beim Antritt eines Amts in Ausſicht ſtellen. Jedoch fehlte es nicht an Verſuchen und ernſten Bewerbungen, die aus unbekannten Urſachen erfolglos blieben. Das Leben aber läßt ſich nicht aufhalten, und G. hätte mehr als ſein halbes Daſeyn ohne das Glück eines häuslich-geſelligen Zuſtandes hingebracht, deſſen Innigkeit er ſchon früh empfand [Br. an Lavater Nr. 3], wenn er ſich nicht nach einem theilnehmenden, der Anhänglichkeit fähigen Weſen umſah, und es in einer Perſon fand, die ganz geeignet war ſowohl für ſeinen Haushalt zu ſorgen, als durch anſpruchsloſe und naive Munterkeit ſeine durch Unbilden des Lebens wie der Menſchen getrübte Laune zu erheitern, den Mismuth zu verſcheuchen, und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Widmung an Kunſt, Wiſſenſchaft und Amt zu erleichtern.

Nur ein ſolches weibliches Weſen bedurfte er zu freier und möglichſt ungehinderter Entwicklung ſeiner ſelbſt, und keine, auf Rang und Titel Anſpruch machende, in gelehrten Zirkeln, wohl gar ſelbſt als Schriftſtellerin, glänzenwollende Dame hätte ſie fördern, oder nur ſein häusliches Behagen und eheliches Glück machen können, wie ihn ganz nahe berührende Erfahrungen früher und ſpäter belehren ſollten.

G's. Bekanntwerden und nachheriges Zuſammenleben mit dieſem Frauenzimmer ſchildert einer der neueſten Berichterſtatter, wahrſcheinlich aus weiblicher Nachrede, gehäſſig und falſch. Nicht ſogleich als G. aus Italien gekommen war, lernte er das Mädchen kennen, noch weniger war es der Fall, daß ſeine Freunde ſie ihm zugeführt hätten; ſondern auf einem Spaziergang im Park, bei Ueberreichung einer Bittſchrift für ihren Vater. Auch nahm er ſie nicht ſogleich zu ſich ins Haus, ſondern viel ſpäter; ſie beſuchte ihn nur und leiſtete ihm bei ſeinen botaniſchen und chromatiſchen Beſchäftigungen anmuthige Geſellſchaft. Das Gedicht: „die Metamorphoſe der Pflanzen“ ſchildert das ſchöne Verhältniß beider zu einander: ihn als belehrenden Freund, ſie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer ſich angehören. (*)

Sie hatte auch mit der Wirthſchaft anfangs Nichts zu thun, deren ſie ſich erſt in der Folge aus eigenem Antrieb und Liebe zu ihm muſterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus beſaß, wurden auch ihre Tante und Stiefſchweſter darein aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis ans Ende ihres Lebens.

Doch er ſelbſt kleidet dieß ganze Verhältniß, ſeine Entſtehung, Begründung und Folge, in eine der ſchönſten Parabeln [I. 27; u. III. 54], die er noch ſpät, 1813, verfertigte und die nun auf einmal, durch Obiges, ihre Deutung und volles Verſtändniß erhält.

Damals, in erſter Jugendblüthe, muß ſie ſehr hübſch, ſogar reizend geweſen ſeyn. Ihre ſpätere Erſcheinung, ich

---

(*) S. zur Naturw. u. Morph. Bd. I. Heft 1. S. 19, u. W. Bd. XXX. 193 u. XXXI 14.

meine ihr körperliches Ausſehen, darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen daſſelbe gemacht werden.

Wer ſie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Weſen, mit vollem runden Geſicht, langen Locken, kleinem Näschen, ſchwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzluſtigen Füßchen gekannt hätte, würde G's. Geſchmack und Wahl nicht gemißbilligt haben. Auch gefiel ſie ſeiner Mutter, die zwar erſt ſpäter ſie von Perſon kennen lernte, aber früher ſchon in dem herzlichſten Briefwechſel mit ihr ſtand, indem dieſe wahrhaft geniale und dabei doch proteſtantiſch-fromme Frau das Verhältniß nicht mißbilligte, und wegen ſeiner glücklichen Beſchaffenheit jeder conventionellen Verbindung, welche jene Garantie nicht gegeben hätte, ſogar vorziehen mochte.

Nach der erſten perſönlichen Vorſtellung im Jahr 1797 an ſeine Mutter erfolgte deren vollkommenſte Zufriedenheit und Belobung ſeiner Wahl, wie die Briefe der alten Räthin unwiderleglich gegen den Böttigeriſchen hinter der Kirche ausgebrüteten Klatſch beweiſen. Denn wie Herder damals gegen G. und S. geſinnt war, ergiebt ſich aus ſeinem Brief an Knebel Nr. 21, S. 270, womit man vergleiche, was Beide gleichzeitig über ihn bemerken. [Schill. Nr. 345, S. 184; Nr. 347, S. 195.]

In jener jugendlichen allgemein anſprechenden Geſtalt bewahrt ſie noch ein Familien-Bild, ein Aquarell-Gemälde von G's. Hausfreunde, Heinrich Meyer, ausgeführt in einer der Madonna della sedia verſtändig nachgebildeten Situation, als Mutter mit ihrem Erſtgebornen im Arm. Eine weit ſpätere Büſte enthält zwar die Grundzüge der erſten jugendlichen Bildung, wirkt aber durch das Uebergewicht der Fleiſchpartien, bei nicht gehöriger Beleuchtung, ungunſtiger als es im Leben der Fall war.

Möge man nun von dieſem Verhältniß denken was man will, möge es nach einer ſtrengen theoretiſchen Moral, oder nach einer practiſch modifizirten, d. h. mit theologiſchen oder cavalieren Augen betrachten, ohne jedoch mit der Zeitung für die elegante Welt eine **grobe** bürgerliche Schwäche, oder mit einem neuſten Cato eine Undeutſchheit darin finden zu wollen; ſoviel bleibt ausgemacht gewiß, daß — alle übrigen Vortheile nicht in Betrachtung gezogen — in dieſem häuslichen und wirthſchaftlichen Zuſammenleben nicht die gewöhnlichen Eheſtandsſcenen und Gardinenpredigten vorfielen, die ſelbſt in dem legitimſten Eheſtande ſeiner nächſten Freunde nicht ſelten waren, noch weniger eine ſo unwürdige Zumuthung wie die, mit der Köchin Abrechnung zu halten oder das Herausgeben des täglichen Bedarfs zu beſorgen, wovon wir auch Beiſpiele zu geben wüßten.

Von einer weitergehenden Herrſchaft der geliebten Freundin, als über das Geſinde; von Einmiſchung in Amts- und Autorgeſchäfte, von Eiferſucht und Schmollen konnte nie unter Perſonen die Rede ſeyn, wovon wenigſtens der eine Part eine mehr als nöthige Fülle von Vernunft, Verſtand und Menſchenkenntniß, Anſtand und Sitte beſaß; der andere aber, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergeſſen mochte, daß ſie dieſe ihr und ihren Verwandten convenirende Exiſtenz und Wirkſamkeit in einer ihr angemeſſenen Sphäre, nur ihm zu verdanken hatte.

G. ſchätzte und liebte wirklich ſeine Frau — denn nicht die Atriden allein lieben ihre Frauen, ſondern

— das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 10. November.

Ich fange an, mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

„Ein Jeder, dem gut und bieder das Herz iſt,
Liebet ſein Weib, und pflegt ſie mit Zärtlichkeit.“ (*)

Und ſo bewies er denn auch die zärtlichſte, ja ängſtlichſte Theilnahme bei ihrer letzten tödtlichen Krankheit.

Daß er nicht mehr Rühmens von ihr macht, und in ſeinen Schriften ihrer nicht öfter namentlich gedenkt, oder ſogar Sonette und ſonſtige Trauergedichte auf ſie verfertigte, liegt in der Zartheit ſeines Gefühls und ſeiner Geſinnung. Der Schmerz den er um ihren Verluſt empfand, war ein viel zu gründlicher, in ſeine Exiſtenz weſentlich eingreifender und bis an ſein Ende dauernder, da er ſie, nach dem Ableben ſeines einzigen Sohnes, der ihm bisher ſo treu und ſorgſam beigeſtanden, in allen häuslichen und wirthſchaftlichen Angelegenheiten von neuem vermiſſen ſollte, als daß er ihn mit Worten ausſprechen und entweihen mochte. So hielt er es immer mit allem was tief in ſein Inneres ſchnitt; er ſprach nicht davon, (**) aus Scheu den Schmerz mit Worten zu berühren und wie von einer Frucht den zarten Duft zu verwiſchen. (***) — Und wiſſen wir denn, ob er nicht dennoch ſeine Stimmung verſteckterweiſe ausgeſprochen? Vier Zeilen, von wenig Worten, deuten den Verluſt und ſeine Trauer auf eine Weiſe an, die alle langen Epicedien übertrifft:

„Du verſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!

(*) Homer's Ilias IX. Geſang, v. 340.

(**) Quae ipse pateretur incredibili dissimulatione transmittens; Sueton. Caligula c. 10.

(***) Est enim quaedam etiam dolendi voluptas. Plinius Ep. VIII. 16.

Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt, Ihren Verluſt zu beweinen!"

Er ſchrieb ſie an ihrem Todestage den 6ten Juni 1816. [IV, S. 160, Nr. 78.]

Und wenn nun gar Geſtändniſſe wie folgende:

„Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine;
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß." [IV, 328.]

ſich auf ſie beziehen ſollten, wer könnte daran zweifeln, daß ſie in vielen ſeiner Lieder unſichtbar erhalten ſey?

Ueber die ſpäter vollzogene geſetzliche Trauung mit dieſer bisherigen Haus- und Lebensgenoſſin, oder „kleinen Freundin" wie ſie G. zu nennen liebte, zumal in Briefen an Bekannte, nicht aber Wirthſchafterin wie die Geringſchätzung das ganze Verhältniß entſtellend und herunterſetzend ſich ausdrückt, ſodaß ein Franzoſe geradezu servante dafür braucht, — ſind im Publikum entweder ganz falſche oder nur theilweis und in einzelnen Umſtänden wahre Gerüchte im Umlauf, die ich zur Ehre der Wahrheit und G's. zu berichtigen als nächſter Aug- und Ohrenzeuge ſo berufen als verpflichtet bin.

Das unglückliche Buch von Falk hat auch hier zu jenem Credo durch ſeine banale Phraſeologie von „unter dem Donner der Kanonen" eine ganze falſche Intonation angegeben, in welche, wie gewöhnlich, liebloſe Schmähſucht oder leichtgläubige Unkritik einſtimmend, zu ſeiner Verbreitung und Wiederholung beigetragen haben.

Es iſt nöthig, daß ich von den öffentlichen Vorfällen jener Tage, welche im Allgemeinen bekannt ſind, einiges Detail, das ſich auf G's. Haus bezieht, ausführlicher darlege.

Dienſtag den 14ten October 1806 des Morgens um 7 Uhr hörte man in Weimar ganz deutlich die Canonade der Schlacht bei Jena. In G's. Hausgarten vernahmen wir dieſen Donner pelotonweiſe, weil die Morgenluft den Schall in gerader Richtung dahinbrachte, der, wie der Tag zunahm, ſich verminderte und endlich ganz aufzuhören ſchien. Wir ſetzten uns daher ohne weitere Beunruhigung zu Tiſche, wie gewöhnlich um 3 Uhr etwa, aber wir hatten kaum angefangen von den Speiſen zu genießen, als wir Canonenſchüſſe erſt einzeln, darnach mehrere hintereinander ganz in der Nähe vernahmen. Wir ſtanden ſogleich auf, der Tiſch wurde ſchleunigſt abgeräumt; G. entfernte ſich durch die vordern Zimmer, ich eilte von der andern Seite durch den Hof in den Hausgarten und fand ihn bereits darin auf- und abgehend. Während deſſen pfiffen Canonenkugeln über das Haus hin. Es war von der Altenburg her und eine der Kugeln hatte in das alte Theater eingeſchlagen.

Ich eilte durch den Hof ins Haus zurück, mich in den untern Räumen aufzuhalten. Während deſſen ging die preußiſche Retirade hinter dem Garten dicht an der Ackerwand weg, in der gräßlichſten Verwirrung.

Ich ſah ſie nicht, ſondern hörte nur das Geſchrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und ſonſtigen Waffen über der Gartenmauer hinſchwankend.

Unter Angſt und Erwartung der Dinge die da kommen ſollten, unter Hin- und Wiederrennen der Hausleute und Wegſchaffen von zurückgelaſſenen Effecten der bisherigen Preußiſchen Einquartierung, war vielleicht eine Stunde vergangen, als eine furchtbare Stille die Straßen und den Platz vor G's. Hauſe erfüllte.

Da kamen einzelne franzöſiſche Huſaren ans nahe Frauenthor geſprengt, ſpähend ob Feinde in der Stadt wären. Einer wagte ſich etwas weiter herein; wir eilten, G's. Sohn und ich, mit Bouteillen Weins und Biers auf ſie zu und reichten ihnen dieſe Erfriſchungen, die ſie aber nicht eher annahmen, als bis wir ihnen verſicherten, daß keine Preußen mehr in der Stadt wären. Hierauf ritt jener erſte und einige mit ihm weiter in die Stadt herein, bis etwa an die Wohnung des Kaufmann-Martini, von wo aus man die ganze Straße, die nach dem Markt führt, abſehen kann, und als er alles leer ſah, gallopirte er und mehrere ihm nach in die Stadt hinein.

Zu gleicher Zeit oder bald darauf bemerkte ich, daß G. zu Fuße an der Seite eines Huſarenoffiziers nach dem Markte zu, alſo vermuthlich auf das Schloß ging. Erſt lange nachher erfuhr ich, dieſer Offizier, der mir als ein Bekannter G's. bezeichnet wurde, habe ſich ſehr geheimnißvoll nach ihm erkundigt; es war ein Baron von Türkheim, Sohn der unter dem Namen Lili als G's. frühere Geliebte berühmt gewordenen Fr. v. Türkheim geb. Schönmann.

G. ließ uns vom Schloß ins Haus ſagen, wir würden zur Einquartierung den Marſchall Ney bekommen und außerdem noch einige Cavalleriſten, ſollten aber ſonſt Niemand hereinlaſſen.

Es lagerten ſich auch bald ſechszehn derſelben, meiſt Elſaſſer, in das Bedientenzimmer, waren aber ſo ermüdet von dem ſechszehnſtündigen Ritt aus Franken bis nach Jena zur Schlacht, wie ſie ſagten, daß ſie nach Nichts als Streu verlangten und das angebotene Eſſen und Trinken beinahe ablehnten, und ſich raſch nur an einigen Bouteillen Weins und Biers erquickten.

Mittlerweile war Feuer in der Stadt ausgekommen; es brannten mehrere Häuſer in der Nähe des Schloſſes, höchſt wahrſcheinlich, ja gewiß durch die Franzoſen ſelbſt angezündet, welche dadurch Signale ihres Einzugs in Weimar gaben, und daher auch zur Löſchung ſelbſt wieder beitrugen.

Während deſſen herrſchte die größte Verwirrung in der Stadt durch das Hereinſtrömen immer neuer zahlreicher Truppen, die auf den Plätzen der Stadt bivouakirten, Läden und Keller erbrachen, in die Häuſer drangen um zu plündern und Mißhandlungen zu verüben.

G. war indeß zurückgekommen, allein der Marſchall erſchien immer noch nicht, ohngeachtet die Tafel für ihn und ſeine Begleiter ſchon lange bereit war. Die Elſaſſer ſchliefen indeſſen feſt. Das Haus war verriegelt. Ich hielt mich auf der Hausflur hin und wiedergehend auf, um gleich zur Hand zu ſeyn wenn der Marſchall komme, indeſſen aber andres Volk das ſich eindrängen wolle abzuhalten, und im Nothfall die Hülfe der ſchlafenden Reiter anzurufen.

Während ich ſo allein auf der Diele des Hauſes auf- und abgehend verweilte, ohne Licht und nur von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuſer die nöthige Hellung empfangend, waren in einem der Zimmer des Hinterhauſes eine Menge Perſonen aus der

Stadt zuſammengedrängt, die geflüchtet vor der Wuth und den Mißhandlungen der Plünderer hier Schutz und Verborgenheit zu finden hofften. Einige derſelben waren der Wirthin in Bereitung der Speiſen und der Heraufſchaffung des nöthigen Kellervorrathes für den erwarteten Marſchall und ſein Gefolge behülflich; Andere jammerten über das wie ein Blitz hereingebrochene noch nie erfahrene Unglück und Elend, und vermehrten ſo die Beſtürzung und Unruhe der Hausgenoſſen, die den Kopf zuſammenzunehmen hatten, um das Nöthigſte und Geeignetſte in dieſer Bedrängniß nicht zu verfehlen.

Es war ſchon tief in der Nacht, der Lärm auf den Straßen dauerte immer fort; ich hatte bisher meinen Poſten unangefochten behauptet, als plötzlich fürchterliche Kolbenſtöße an die Hausthür donnerten und auf mein endliches Wer da!-rufen, Einlaß verlangt wurde. Ich ſchlug ihn ab, mit der Bedeutung das Quartier ſey ſchon für den Marſchall in Beſchlag genommen, deſſen Ankunft man jeden Augenblick entgegenſehe, und außerdem mit 16 Reitern belegt. Mein Einwenden wollte Nichts verfangen; ich weckte daher einen der Reiter, einen Elſaſſer, ebenden, der gleich bei ſeinem Eintritt ins Haus ſoviel Gutmüthigkeit hatte blicken laſſen, daß ich mit Vertrauen, er werde über dieſe Störung im Schlafe nicht unwillig werden, ihn bat, ſeine Kriegskameraden zu bedeuten, daß hier für ſie keine Aufnahme zu verlangen noch zu hoffen ſey. Er ſtand auch auf, ohne ungehalten zu ſeyn, öffnete das Fenſter, ſchalt ſie aus und verwies ſie wieder an ihr Bivouak zurück, wo ſie eben herkommen mochten, um ſich eine beſſere Lagerſtatt auszumitteln. Es half auch für den Augenblick. Schimpfend und brummend gingen ſie fort, und ich glaubte mich und das Haus ſchon geborgen. Es dauerte aber nicht lange, ſo pochte es wieder an die Thür, dießmal höflicher, und verlangte mit ſanfter Bitte Einlaß. Es waren die Vorigen. Sie wollten ſich nur unter Dach befinden und etwas ausruhen, und was ſie ſonſt noch mitleiderweckendes vorbringen mochten. Ich wies ſie dennoch ab, zwar mit Bedauern, aber doch mit der geſchärften Bemerkung, der Marſchall ſey bereits da, und es fände ſich nirgends Platz für ſie mehr. Nun wurden ſie heftiger, drohten die Thür einzuſchlagen; und da ſie vollends die niedrigen Fenſter nebenan gewahrten und durch dieſe bemerken konnten, daß ich mich in einem beinahe zimmerähnlichen Raum befände, ſo machten ſie Anſtalten, das Fenſter einzuſchlagen und ſich mit Gewalt in das verweigerte Aſyl zu ſetzen. Nun hielt ich es nicht für gerathen den Widerſtand weiter zu treiben; ich ſchob daher den Riegel zurück und ließ ſie ein. Es waren zwei kleine Kerls, von der damals ſpottweis ſogenannten Löffelgarde, eigentlich Tirailleurs in voller Bewaffnung. Als ſie eintraten, wiederholte ich nochmals meine Vorſtellung, und öffnete zum Beweis die Thüre des Zimmers wo die Reiter ſchliefen. Sie überzeugten ſich durch Einblick und ſchienen gelaſſener, indem ſie Nichts weiter verlangten, als hier im Schauer zu verweilen und einiges zu genießen. Ich holte Licht aus der nahen Küche und einiges Getränk und Speiſe, und ſetzte es auf einem bereitſtehenden Tiſch ihnen vor. Schemmel waren auch zur Hand, und ſo nahmen ſie bald Beſitz von dem allen und ſprachen der Flaſche weidlich zu. Der Wein ſchien ihnen zu munden, ſie wurden heiter und geſprächig, fragten nach dieſem und jenem, auch nach dem Hausherrn. Ich entſchuldigte ſeine Abweſenheit, und mochte ihnen ſcheinen die Wahrheit zu verhehlen. Sie wurden immer dringender ihn zu ſehen; ich mußte befürchten, ſie möchten ſich ſelber den Weg zu ſeinem Zimmer ſuchen, und es ihm dann empfindlicher entgelten laſſen. Ich eilte alſo zu G. hinauf, erzählte mit kurzen Worten den Hergang, und wie ich mir nicht weiter zu helfen wüßte und ihn bäte herunterzukommen, ſich den Leuten zu zeigen und ſie mit mehr Gewicht abzuweiſen als ich haben könne.

Er that es auch, ohne betroffen zu ſeyn oder zu ſcheinen. In Erinnerung ähnlicher Auftritte der deutſchen Krieger in der Champagne mochte er wohl denken, daß jetzt die Reihe an die Deutſchen komme, und wie er ſich in Alles zu finden und zu fügen wußte, ſo auch in dieſes. (*) Obgleich ſchon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock — der ſonſt ſcherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde — ſchritt er die Treppe herab auf ſie zu, fragte was ſie von ihm wollten, und ob ſie nicht alles erhalten was ſie billiger Weiſe verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marſchall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Geſtalt, ſeine geiſtvolle Miene ſchien auch ihnen Reſpect einzuflößen, ſie waren auf einmal wieder die höflichen Franzoſen, ſchenkten ein Glas ein und erſuchten ihn mit ihnen anzuſtoßen. Es geſchah auf eine Weiſe, die jeder Unbefangene den Umſtänden gemäß

(*) „Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt ſo gut man kann, man fühlt ſich wohl phyſiſch und ökonomiſch verletzt, aber nicht moraliſch; der Zwang beſchämt Niemanden, und es iſt kein ſchimpflicher Dienſt, der Zeit zu dienen; man gewöhnt ſich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünſche und keine Geſinnungen.“ [Bd. XXVI, 150.]

und ſeiner nicht unwürdig erkannt haben würde. Nach einigen gewechſelten Reden entfernte er ſich wieder; ſie ſchienen zufrieden und beruhigt, und ſprachen den Flaſchen von Neuem zu; bald aber ſchienen ſie ſchläfrig ſich nach einer Ruheſtatt umzuſehen, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen mochten, verfolgten ſie die nahe Treppe auf der ſie den Hausherrn hatten kommen und gehen ſehen. Ich eilte ihnen nach, ſie nahten dem Zimmer, worin die Betten für die Begleitung des Marſchalls ſtanden, und drangen hinein. Widerrede half Nichts, Widerſtand war ſo unmöglich wie thöricht, ich mußte es geſchehen laſſen, in der einzigen Hoffnung, daß einer der auf jeden Fall angekündigten Adjutanten wenigſtens und mit erfolgreichern Mitteln ſie vertreiben werde.

Er kam auch, aber als bereits der Tag angebrochen war; mein erſtes Wort bei ſeinem Eintritt ins Haus war die Meldung, daß ſein Zimmer und Bett bereits von zwei Maraudeurs eingenommen worden ſey, die ſich auf keine Weiſe davon hätten abhalten laſſen. Wüthend ſtürzte er die Treppe hinauf, und in das Zimmer dringend fuchtelte er mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlaſſen konnten. Ich ſehe ſie noch vorübereilen, und war damals nicht ohne Beſorgniß, ſie möchten noch etwas von Silbergeſchirr und dergleichen haben mitgehen heißen.

Es war nun völlig Tag geworden, der Marſchall, der die Nacht anderswo geblieben, kam an; augenblicklich trat Sauvegarde vor das Haus, größere Ruhe und Ordnung ſtellten ſich ein, und ich erfuhr in der erſten Unterredung mit den übrigen Hausgenoſſen: daß, während ich die beiden

Maraudeurs in den Betten glaubte, ſie dem Hausherren auf das Zimmer gerückt wären und ſein Leben bedroht hätten. Da habe ſeine Frau einen der mit ins Haus Geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieſer habe G. von den Wüthenden befreit, ſie hinausgejagt, die Thüren ſeines Zimmers und Vorgemachs verſchloſſen und verriegelt.

G. ſelbſt ließ ſich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig beſtürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wiſſen und Gedenken geſchwebt hatte.

Indeß bewahrte G. von dieſem Tage an eine treue Dankbarkeit ſowohl gegen ſeinen Retter, als gegen die Frau, die überhaupt in dieſen Schreckenstagen ſich mit großer Standhaftigkeit und Gewandheit, ohnerachtet ſie nicht franzöſiſch ſprach, zu nehmen wußte, und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den ſowohl die Soldaten als der Marſchall und ſeine verſchwenderiſchen Köche verurſachten, ihr Hausweſen doch ſo beiſammenhielt, daß ſie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Dieſes Dankgefühl, dieſes Anerkennen, daß er ihr in dieſem Augenblick das Leben ſchuldig geworden, war das Hauptmotiv, eine Handlung zu beſchleunigen, die er bereits länger im Sinne habend, nur an den zur Ausführung ſchicklichen Moment knüpfte, wo ſie als natürlich, ſich von ſelbſt verſtehend, weniger befremdend, und ohne Aufſehen zu erregen ſich vornehmen ließ.

In mehreren Fällen ſeines Lebens hat er den prägnanten ſchicklichen Moment zu erfaſſen gewußt, und Andern unerwartet, trat auf einmal als plötzlicher Einfall heraus, was in langer ſtiller Vorbereitung nur des zündenden Strahls

Am 24. December.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umſtändlich wie eine Baſe, ein Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurück zu geben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen darf außenbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmahl entfahren, iſt er ein Todfeind; wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, ſo verſteht er gar nichts darin. Das iſt ein Leiden mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freylich wäre der Berg nicht harrte, den allein ein bedeutendes Ereigniß zu gewähren vermochte. Dieſe Bemerkung gilt nicht nur für ſeine moraliſchen Handlungen, ſondern auch für ſeine dichteriſchen.(*) Und es iſt natürlich, daß Menſch und Dichter auch hierin ſich in Uebereinſtimmung erwieſen, da ſie auf einerlei Baſis ruhn.

Weimars fernere Exiſtenz ſtand auf dem Spiele; G's. Schickſal wäre, wenn der Kaiſer ſeine Drohung, die unter den kriegeriſchen Scenen des Brandes und der Plünderung eine ſehr ernſte Geſtalt annahm, — die man hinterher freilich leicht als bloße Maske gut zu verrufen hatte — wirklich ausgeführt hätte, woran ihn damals keine weltliche Macht hindern konnte, — Goethe's Schickſal wäre, wenn auch kein Lebensverluſt ſtattfand, ungleich ſchlimmer geweſen als das ſeines abweſenden Herrn.

Andere Fürſten hätten ſich deſſen angenommen und zu ſeinem Rechte früher oder ſpäter verholfen: aber G. um Altes, Beſitz, Vermögen und literariſche Schätze — den mühſamen Erwerb vieljähriger Studien — gekommen, wohin hätte er ſich wenden ſollen, um Schutz, Erhaltung und angemeſſene Thätigkeit zu finden?

Wohl hatte G. Recht, in prophetiſcher Vorausſicht zu ſagen „von dieſem Tage, dem 14ten October an, beginne eine neue Epoche der Weltgeſchichte.“ Eine Weiſſagung die nu

---

(*) Er nennt dergleichen in Bezug auf letztere ein Compelle [Schill. Nr. 165, S. 46; coll. 167, S. 49]; eine Reizung, wie eine große Stadt ſie geben kann [Schill. Nr. 540, S. 388], oder auch ein lebendiges theilnehmendes Publicum wie das italiäniſche, das Bravo ruft, klatſcht und lacht. [XXVII, 81 f.]

Vergl. auch XXIX. 71.

allzuwahr in Erfüllung gegangen iſt. In gutem Humor nannten wir bald nachher alles vor dieſer Epoche liegende antediluvianiſch: ein Ausdruck der jetzt mit einer gewiſſen Prätenſion von denen nachgebraucht wird, die erſt auf dem noch nicht völlig abgetrockneten Erdreich zur Welt gekommen ſind.

Diejenigen welche ihr Daſeyn erſt nach dieſer Zeit datiren, haben keinen Begriff von dem Zuſtande, in welchem ſich das nördliche Deutſchland zumal bis dahin befunden hatte, und welchen Eindruck, welche Veränderung dieſer hereinbrechende jüngſte Tag auf daſſelbe haben mußte und hatte.

Sie ſelbſt, erſt in Folge veränderter Lagen und Anſichten der Dinge entſtanden, und ihr Leben in der Sclaverei empfangend und beginnend, wiſſen nicht, daß ihre Väter und Großväter, ſeit der letzten Criſis Deutſchlands, dem ſiebenjährigen Kriege, in einem Wiſſenſchaft und Kunſt erweckenden und befördernden Frieden gelebt hatten, der durch den Feldzug nach der Champagne wenig weſentliche Veränderung erfuhr. Die Süddeutſchen nur waren durch die Siege der Republikaner mit den Leiden und Freuden der neuen Ordnung der Dinge bekannt geworden; aber die Norddeutſchen lebten als ferne Zuſchauer der ſich abſpielenden Begebenheiten, in Mitleid und Furcht, ohne durch dieſe Catharſis darinn gereinigt zu werden, und auf die furchtbare Cataſtrophe aufmerkſam. Aus Büchern und Erzählungen iſt jener Zuſtand nur hiſtoriſch, nicht lebendig aufzufaſſen; man muß ſelbſt aus dieſer Zeit herſtammen, ſeine Characterbildung und Lebensrichtung darinn gewonnen, das Pro und Contra damaliger Verhandlungen mit durchgeſprochen haben, um ſich der totalen Veränderung, welche durch jene Epoche von 1806 nicht langſam eingeleitet wurde, ſondern mit Blitzesmacht hereinbrach, zu erkennen und ſich ihrer nach allen Seiten hin treffenden Wirkungen vollſtändig bewußt zu werden.

Alle die Nachgebornen wiſſen und fühlen nicht was damals zu Grunde ging, ohne daß ſich, wie den Aſſecurirten in einer Lebens- oder Feuerverſicherung, ſogleich eine ausreichende oder nur vorläufige Hülfe zeigte.

Der Schutt mußte erſt weggeräumt, nothdürftig ein Unterkommen geſucht werden, ehe an einen zweck- und regelrechten Aufbau des Eingeriſſenen oder Wankenden zu denken war.

Unerwartet furchtbar ſtürzte dieſe lange drohende Wetterwolke herein — eine ganze Monarchie brach wie ein morſches Gebäude zuſammen, und alles Benachbarte wurde von ſeinem Falle mehr oder weniger getroffen und verletzt. So war auf einmal aller Schutz und Schirm, den man gehofft und dem man vertraut hatte, hinweggeriſſen, und jeder hatte zu ſehen wo und wie er ſelbſt ſich retten und helfen möchte. Der Augenblick galt nunmehr, denn auf die Zukunft war kein Verlaß, da ein altes herkömmliches Vertrauen ſo bitter getäuſcht worden. Die Benutzung des Tags zur Friſtung und möglichem Genuß des Lebens, veränderte Geſinnungen, ganz neue Beſtrebungen und Anſtrengungen wurden nöthig. Andere Zeiten, andere Sorgen! Sinnesänderung und neues Vornehmen waren das tägliche Laien-Brevier, das man in- und auswendig zu lernen hatte.

Die philiſterhafte Gemächlichkeit, in der man bisher die Weltbegebenheiten „als die Völker noch draußen im Banat aufeinanderſchlugen“ beſprochen und bekannegießert hatte, hörte auf. Nun hatte man das Feuer und den Rauch im eigenen Hauſe, mußte löſchen und dämpfen. Die Schreibſeligkeit, dieſe irdiſche Seligkeit der Deutſchen, hörte auf; dagegen las man zur Andacht und Stärkung im Glauben die frommen Bücher des Mittelalters; kräftigere Seelen erbauten ſich an den Werken der Alten und ihresgleichen.

In dieſer traurigen Ausſicht ein ferneres Leben, wenn es noch geſtattet ſeyn ſollte, als Bettler in der Fremde kümmerlich zu friſten, war ein innigeres Anſchließen an eine erprobte treue Seele ſo natürlich, daß es keines andern Beweggrundes bedurfte, und im Fall einer günſtigen Wendung des Geſchicks, nicht mehr als eine gerechte Entſchädigung für bisher empfundene Nachtheile und Entbehrungen, die aus der öffentlichen Meinung erwachſen mögen. Nun war ſeine Vaterliebe nicht allein ihr ſondern auch ihrem Sohne, bei deſſen Heranwachſen und bevorſtehender Lebensbeſtimmung, eine öffentliche Anerkennung ſchuldig.

Dieſe doppelten Beweggründe waren es, die Goethen gleich in den erſten Tagen der ſich verlaufenden Kriegsfluth und des erſcheinenden Friedensbogens vermochten, das ſtille Gelübde ſeines Herzens durch eine förmliche, öffentliche Trauung zu ſanctioniren.

Alle Freunde und Verehrer G's. billigten und belobten dieſen längſt erwarteten Schritt, und ſo war es denn der 19te October, der erſte Sonntag nach der Schlacht vom 14ten, wo G. mit ſeiner Gattin, ſeinem Sohne und mir, als Zeugen, des Morgens nach der Schloßkirche fuhr und in der Sakriſtei den Act der Trauung vollziehen ließ. Der Ober-Conſiſtorialrath Günther verrichtete die Ceremonie in angemeſſener Weiſe.

So demnach, und nicht „unter dem Donner der Canonen der Schlacht bei Jena“, wie der erklärte Schwätzer (bavard) ausposaunt, nicht auf Anrathen franzöſiſcher Einquartierung, gleichviel ob Marſchall oder Commiſſair, nicht auf die von Andern gemuthmaßten Motive und Veranlaſſungen, übt G. den Act der Gerechtigkeit und der Verſöhnung mit den recipirten Sitten und Gebräuchen ſeiner Zeit aus, und beruhigt dadurch auch die minder ſelbſtändigen Seelen, die Frömmler und Scheinheiligen, denen das frühere Verhältniß immer etwas apprehenſiv, mehr aus deutſcher Verlegenheit (en peine) wegen des zu gebenden Titels, als an ſich ſelbſt ſeyn mochte, obſchon ſie in der Gegenwart weniger ſcrupulös ſich auch darüber zu faſſen wußten. Denn ich habe nicht geſehen, daß diejenigen, welche in Briefen(*) und Conventikeln darüber gloſſiren mochten, ſich's im Benehmen gegen die Dame hätten merken laſſen; noch daß Speiſen und Getränke, die ſie ihnen vorſetzte, darum weniger ſchmackhaft und annehmenswerth geſchienen hätten, als wenn ſie von der legitimſten adeligſten Hausfrau wären bereitet geweſen. Ueberhaupt nimmt es die Welt in dieſem Puncte nicht ſo genau, ſobald Dejeuné's, Diné's, Soupé's und muſikaliſche Soirée's der Sache eine Wendung geben, die ſich hören läßt.

Uebrigens iſt es merkwürdig, wie gerade in der Chriſtwelt Nichts die Frommen ſoſehr unterhält und mit heimlicher Schadenfreude kitzelt, als ein nicht auf die gewöhnliche Weiſe eingeleitetes Liebes- und Eheverhältniß. Iſt es doch als ſpräche ſich auch darin nur der Neid aus, daß Einer ſich

---

(*) J. G. Herder an Knebel 1 Bd. Nr. 71.

herausnehme zu thun, was die Andern nur gar zu gern auch thun möchten,(*) wenn nur das qu'en dira-t-on nicht wäre: denn mit Geſetz und Strafe ließe ſich ſchon allenfalls ein Abkommen treffen.

G., der nicht in dieſem „Wachspuppen-Zuſtand“ lebte, ſondern ein „eigenes Herz“ hatte, gab Nichts auf dergleichen Gerede [XXVI, 349 f.; u. XXXIII, 120 f.], und that was er vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten zu können glaubte.

Von alle dem würde jetzt nicht mehr die Rede ſeyn, wenn nicht die Deutſchen, nach G's. Bemerkung, zu den Wiederkäuern gehörten: denn alles was ſie ihm jemals vorwarfen zuſammengenommen, iſt noch viel weniger als das, was Er dem Teufel am jüngſten Tage auf ſein Sündenregiſter Napoleon's zum Beſcheid werden läßt. [XLVII, S. 226.] Und ſo dürften ſie mit ihren Ausſtellungen erſt gar nicht zu Worte kommen, ſondern mit dem Spruche aus dem Evangelium Johannis Cap. 8, V. 7 zum Schweigen verwieſen werden.

a. Beſitz.

Die Luſt zum Beſitz war G'n. angeboren, wie jedem Menſchenkinde, und ſowie er alle Kenntniſſe, alle Erfahrungen ſich anzueignen wußte und ſtrebte, ſo ſuchte er auch Kunſtgenüſſe ſich zu verſchaffen, nicht allein um ſinnliche Freude daran zu haben; ja er konnte ohne dergleichen Kunſt-

---

(*) „Gate wollte wohl Jeder freien,
Selbander möcht' er gerne ſchlafen.“ [IV, 332.]

anſchauung nicht leben und dichten; ſondern auch daran zu lernen und ſeine Einſichten zu erweitern.

Aus Wort und Schrift, wie wir erfahren haben, konnte er wenig entnehmen, er mußte Alles ſelbſt mit ſeinen Augen ſehen, mit ſeinen Ohren hören, um einen Begriff von der Sache zu haben; die Gegenſtände mußten, wie die Lichtkügelchen der Newtonianer, mit demjenigen Pole ihrer Achſe an ihn anlanden, wobei er ſie packen mochte; und ſo iſt es begreiflich, daß Schilderungen von Kunſtwerken ihn, wenn nicht nach ihrem Beſitz, doch nach ihrem Anblick begierig machen konnten. Er ſuchte ſie alſo ſich durch Koſten zu verſchaffen, und da ſein Vermögen und ſein Gehalt viel beträchtlicher hätte ſeyn müſſen, um dieſer Liebhaberei zu genügen; ſo hatte er freilich beim Feilſchen darum etwas öconomiſch zu Werke zu gehen, und zu ſehen ob er die Waare vielleicht zu anderer Zeit um ein Billigeres bekommen könnte. Soviel iſt gewiß, in ſeinen Kunſt- und Naturalienſammlungen ſteckt keine kleine Summe, die er ſich doch abgeſpart, wennauch in ſpäterer Zeit ihm Manches verehrt wurde; und er verſicherte öfters, daß er für dieſes oder jenes Stück einen Preis bezahlt habe, den er ſich faſt zu bekennen ſchäme. [Schill. Nr. 163.]

Er kaufte daher auch in der letzten Zeit Kupferſtiche und Handzeichnungen von Meiſtern, die aus der Mode gekommen waren, um vieles billiger; indem es ihm nur um den Gedanken des Künſtlers, um den Geiſt der Erfindung zu thun war. [Z. Nr. 743, S. 41; ib. 778, S. 145.] Sehr voreilig geurtheilt würde es ſeyn, ihn deshalb eines gewiſſen Geizes, einer Knauſerei zu beſchuldigen. Dieſe Oeconomie, an ſich ſchon vernünftig und von Tauſenden mit Ehre und

Belobung ausgeübt, von ihm in jüngern Jahren bereits als nothwendig mehr doch eingeſehn denn gleichförmig befolgt, ward wie geſagt, gefordert: einmal durch ſeine immer noch ſehr mäßigen Einnahmen, da ſein Gehalt verhältnißmäßig gering, ſein ſchriftſtelleriſcher Verdienſt ſeinem Werth, auch für jene Zeit, nicht angemeſſen war; ſodann durch den Aufwand den er ſonſt zu machen, nach ſeiner Stellung wie nach ſeinen liberalen und gaſtfreien Geſinnungen, ſich genöthigt ſah. Er ſparte alſo nur an einer Seite, um auf der andern deſto ſplendider erſcheinen zu können.

Er, der gaſtfreiſte Mann Weimars, ohne der reichſte des Orts zu ſeyn, ſah wöchentlich nicht nur ſondern faſt täglich Gäſte bei ſich, einheimiſche oder fremde. Dieſe Rolle zu ſpielen wäre ihm als einzelnem Manne unmöglich geweſen, hätte nicht die Wirthſchaftlichkeit jener „kleinen Freundin“, mit der gelebt zu haben ihm faſt zum Verbrechen gemacht mehr wird als ward, ihm zur Seite geſtanden und das Mäßige zu Rathe gehalten, in ſich vermehrt und geſteigert, um allen jenen Anforderungen zu genügen. Doch nicht nur ſeinen öconomiſchen Zuſtänden war ſie förderlich; ſeinem geiſtigen Geſchäft, ſeinem Amts- und Dienſtberuf konnte er nun deſto ſorgloſer nachgehen, als er „in ihren ſicher bewahrenden Händen“ die leiblichen Bedürfniſſe geborgen wußte.

Wenn Einer nicht alle den Aufwand macht, den man ihm zumuthet oder als möglich zutraut; ſo iſt er deswegen noch nicht geizig oder ein Knicker. Er muß ſelbſt am beſten wiſſen, was ſeine Caſſe verträgt, wie jeder ſelbſt am beſten weiß, wo ihn der Schuh drückt. Wenn G. alle die Anſprüche und Speculationen die man auf ſeinen Beutel machte, von dem ſtudentiſchen Anliegen eines Viaticums bis zu dem glücksritterlichen Anſuchen einer Subſcription von mehreren Tauſend Gulden, hätte honoriren wollen — ein vielvermögenderer Mann hätte er ſeyn müſſen, als er jemals war, da er erſt allmählich, nach Verwindung mancher Verluſte und Einbußen, zu einiger aber doch immer nicht bedeutenden, und im Verhältniß zu ſeiner Berühmtheit und ſeiner Thätigkeit gegen Autoren anderer Nationen ſehr zurückſtehenden Vermögenſchaft gelangte.

Nicht genug, daß ihm ſeine Autorſchaft Anfangs ſogar noch Koſten verurſachte, anſtatt ihm etwas einzutragen; ſo waren auch ſeine mittleren gefeiertſten Schriften keine Goldgrube für ihn, und das erſte bedeutende; für jene Zeit wenigſtens ihm zu Theil gewordene — überdieß noch mit mißgünſtigen Augen von ſeinen Gegnern und falſchen Freunden angeſehene und in Briefen beſprochene Honorar — war das für **Herrmann und Dorothea**. Auch haben ihm ſeine um ſoviel zahlreichern Schriften als die Schillerſchen nicht um ſoviel mehr eingetragen. (*) —

Und die Nation, die ihm verübelte daß er merken ließ: die Subſcription auf die Ausgabe letzter Hand würde den Seinigen zu Gute kommen, hat doch Nichts gethan, weder bei ſeinen Lebzeiten noch nach ſeinem Tode, was einen ſolchen Wunſch oder Hoffnung überflüſſig machte. Denn mit einem manchmaligen ſchwachen und flachen Applaus auf der einen Seite, der durch viel ſtärkeres Pochen und Trampeln

---

(*) Erſt mit und durch **Schiller** ſteigerten ſich die Honorare für dramatiſche Werke. Das Weimariſche Theater honorirte ihn **gut** [Schill. Nr. 606. 631], das Magdeburger **lumpig** [Nr. 630. 634. 656], das Frankfurter — **gar nicht**. [3. Nr. 65, S. 173.]

von der andern Seite bald übertäubt wurde, wird ein gerechturtheilendes Publikum, wie das deutſche doch ſeyn will, weder den Dichter belohnt, noch ſich beſonders dankbar abgefunden zu haben glauben.

Oder ſollte wirklich G's. Wort: „Das Beſte in der Welt ſey ohne Dank“ und „ein deutſcher Autor müſſe alles um Gotteswillen thun“ ſich wie ſoviele andere bewahrheiten?

Der vermeinte Egoiſt dachte bei jener Admonition nicht an ſich, — da er ſich mit der Freude an ſeinem Talente begnügte — ſondern an ſeine Nachkommen, denen ſein „realer (in Schrift und Buch gebundener) Witz, als irdiſcher Beſitz ſich erneuern ſollte, und den er obendrein zu verſteuern hatte.“ [XLVII, 252.]

Bedenkt man überdieß, daß in der erſten Zeit ſeines Lebens in Weimar gar viele hungrige Schriftſteller in Verſen und Proſa an ihm nagten; daß er viele arme Künſtler unterſtützte, und zu Unterſtützungen verhalf; daß er ungemeine Gaſtfreiheit ausübte; daß er ſeine reichen Sammlungen von Kunſt- und Naturgegenſtänden nicht ganz umſonſt und geſchenkt hatte, ſondern nach Zeit und Gelegenheit bedeutende Summen darauf verwendete; daß Anfangs ſeine Einnahme als Staatsdiener zwar den örtlichen Verhältniſſen angemeſſen, doch für ſeine Bedürfniſſe und ſeine Depenſen keineswegs hinreichend, nur erſt ſeit dem Frieden ſich auf eine bedeutendere Weiſe vermehrte [Z. 246] — überſchlägt man dieſes alles: ſo wird man begreifen, daß er auf die öffentlichen und heimlichen Zumuthungen ſeiner Tadler und Mißgönner erwiedern konnte:

da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Bellettriſten. Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Characters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne Spaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

„Ihr nennt mich einen kargen Mann! —
Gebt mir was ich verpraſſen kann!"

Es ſcheint einmal das Loos der Poeten zu ſeyn, daß ſie mit ihren Geiſtesgaben nur Andere leiblich nähren und ernähren ſollen. Der Bettler Homer hat ſoviel Grammatiker und Commentatoren geſpeiſt, wie ein ägyptiſcher König dem Tadler deſſelben, als er ihn um eine Penſion anſprach, zu Gemüthe führte, und fährt noch immer fort, Philologen und Bibliopolen zu unterhalten. Auch moderne Dichter ſind in gleichem Falle. Smollet, Goldſmith,(*) Walter Scott u. a. blieben oder wurden arm, während ihre Verleger, Ueberſetzer und Nachahmer ſich eines reichlichen Ein- und Auskommens erfreuen. So muß denn auch hier wieder der Geiſt den Knecht des Leibes machen.

b. Oeconomiſches.

Es lag alſo in G's. Character, da er ein vollſtändiger Menſch nach allen Seiten war, auch etwas von dem oeconomiſchen Etat der Natur, wie ſie ihn zuerſt und als Vorbild zeigt, indem ſie, was auf der einen Seite von ihr verwendet wird, an der andern fehlen läßt oder ſpart.

Gleich einer klugen Hausfrau, welche nicht immer zu Anfang eines Markts ihre Einkäufe macht, ſondern öfters am Ende und daher manchen Rathkauf thut; ſo wußte auch

---

(*) S. Topham Briefe von Edinburg in den Jahren 1774 u. 1775, S. 198.

Er die Zeit abzupaſſen oder abzuwarten, und gelangte daher zu manchem Kunſtbeſitz, wozu er außerdem, ohne bedeutend größeres Vermögen, nicht hätte gelangen können.

Er mußte ſich alſo auch nach der Decke ſtrecken und verſtand es, indem er Neigung und Begierde entweder beſiegte, oder etwas anderes dafür entbehrte, wenn jenes auf keine andere Weiſe zu erhoffen war.

In dieſem Sinne verfuhr er nicht allein bei ſeinen eigenen Angelegenheiten, ſondern auch zum Vortheil ſeines Herrn, da Niemand ſo reich iſt, daß er um jeden Preis Alles haben könnte.

Wie es daher eine ſeiner erſten Amtsthätigkeiten war, die Finanzen zu reguliren und einen feſten Etat aufzuſtellen, der nicht überſchritten würde, und gerade durch Ordnung und Sparſamkeit die Mittel zu gewinnen, erlaubte ſchickliche und nothwendige Extra-Ausgaben zu beſtreiten; ſo verfuhr er auch in andern Fällen wo es herrſchaftliche oder Landesintereſſen erheiſchten. Ja er vermied ſogar Veranlaſſung zu neuen Liebhabereien zu geben, um nicht den Vorwurf zu hören, daß er nur ſein Intereſſe dabei im Auge habe. [G. an Merck Nr. 154, S. 337.]

Er öconomiſirte ſolange als möglich, hielt an ſich die Etats nicht zu erhöhen, indem die Erhöhung des einen Poſten gleich die der andern nach ſich gezogen haben würde; gewann aber dadurch Ueberſchüſſe von denen er billige Remunerationen, etwanigen Vorſchuß, Darlehen und welches die Erheiſchungen ſeyn mochten, beſtreiten konnte.

Käufe wurden ſo billig als möglich geſchloſſen, Acquiſitionen jeder Art auf das räthlichſte zu treffen geſucht. So im Dienſt und Auftrag ſeines Herrn, ſo in ſeiner eigenen Wirthſchaft.

Wie ſehr ein ſolches Verfahren in ſeiner Natur lag und keineswegs erſt durch Geſchäftsführung und Amtspraxis in ihn gebracht wurde, ergiebt ſich aufs Deutlichſte aus einer ſeiner Dichtungen, wiewohl Einzelnes in mehreren ſeiner Werke darauf hinweiſt.

In den Wahlverwandtſchaften iſt das Motiviren der Parkanlagen durch Benutzung dieſer und jener Hülfsmittel an Geld und Kräften, kleinen Fonds und Movens bis zu einer Umſtändlichkeit getrieben, welche ſelbſt bei G's. bekannter Ausführlichkeit des Motivirens fehlerhaft oder befremdend erſcheinen könnte, wenn ſie nicht mit zum Stoff des Ganzen, zum Gehalt deſſelben gehören, und ihre Darlegung einen Theil des Sittengemäldes ſelbſt ausmachen ſollte. Inſofern ſie nun ein Ingrediens des Romans iſt, liegt zugleich darinn eine feine Ironie nicht nur des ärmlichen Klipperweſens, das in dem armen Deutſchland auch von Familien getrieben werden muß, die vermöge ihres Standes und Ranges begüterter ſeyn ſollten, um ſolche Anlagen großartiger zu unternehmen; ſondern auch die moraliſche Lehre der unendlichen und doch verlornen Mühe, die ſich Menſchen oftmals geben, um zuletzt nur einen Schauplatz der unglücklichſten Ereigniſſe bereitet zu haben. Es iſt als hätten jene Perſonen das Holz ſelbſt herbeitragen müſſen zu dem Scheitergerüſt, das ſie alle verzehren ſollte. Inſofern aber dieſes Motiviren mit ſoviel Detail ausgeführt iſt, rührt die Kenntniß alles Einzelnen aus des Dichters Selbſterfahrung und Selbſtpraktik her; und darum kann man ſagen, daß er auch hier ſein Leben ſymboliſch abgeſpiegelt oder ſeine Confeſſionen hineingelegt oder — wie er in ſpätern Jahren ſcherzhaft mit dem ihm eigenen Sprachtone und Miene zu ſagen pflegte — hineingeheimniſſet habe [Z. Nr. 608]: ein Ausdruck, der doch nur Moritzen's Scherz: „Dichten komme her von dichten“ (dichtmachen) parodirend nichts weiter heißen ſoll, als er habe ſie darein verſteckt; den aber „die wiederkäuenden Deutſchen“ ihm aufmutzen, weil er nicht in ſo handgreiflichen Allegorien ſchreibt, wie ihr Wiſſen von heute vorausſetzt. Und doch ſind geiſtreiche Männer in das Angedeutete, Verſchwiegene, Geheimnißvolle ſeiner Gedichte dergeſtalt eingedrungen, daß es ihn in Verwunderung ſetzte, wie er dankbar anerkennt. [XLV, 316.]

Dieß iſt wenigſtens ein Bezug, den dieſes Motiv zuläßt, ohne deswegen andere auszuſchließen, da in einem Kunſtwerk, außer den nothwendigen innern Beziehungen, ſich noch andere äußere naturgemäß ergeben müſſen, die, wenn auch nicht beabſichtigt, doch willkommen ſich anſchließen. Denn wie dergleichen Motive in der wirklichen Tageswelt ſolche Betrachtungen aufregen bei nachdenklichen Menſchen, ſo thun ſie es auch in dem vom Dichter aufgefaßten und umrahmten Stück Welt, das die inneren Beziehungen des Ganzen aufeinander durchblicken läßt. Und ſo iſt auch hier, wie oben von ſeiner Biographie bemerkt worden, jene höhere Ironie zu ſpüren, die durch alle ſeine Schriften hindurchzieht.

e. Erwerb.

Obſchon von Hauſe aus nicht ohne Vermögen, war G. doch nicht reich, wenigſtens nicht reich genug, um nicht „auch des leidigen Vortheils willen" manchmal arbeiten zu müſſen. [Schill. Nr. 462, S. 196.]

Schiller führt ihm zwar ſehr chriſtlich den Spruch zu Gemüthe: „Trachtet nach dem was droben iſt, ſo wird euch das Uebrige Alles zufallen." [S. 198.] Aber es fiel ihm nicht ſo zu. Schiller hatte gut reden; Goethe mußte ſich's ſauer genug werden laſſen. [Nr. 466, S. 209.] „Es iſt Ihnen kein Geheimniß, ſchreibt er — unter dem 3ten Mai 1799 — an einen Freund, daß ich nicht reich bin, ſondern nur durch Ordnung und Thätigkeit meine freilich etwas breite Exiſtenz ſouteniren kann." Erſt mit dem Jahre 1815 wurde ſein Gehalt bedeutender, und doch fiel der meiſte Aufwand den er zu machen hatte, gerade in die lange Zwiſchenzeit von 1786 bis dahin. Auch nach der Zeit hatte er es gerade nicht überflüſſig.

Man darf daher mit Grund der Wahrheit ſagen, daß G. von ſeinen vielen Schriften niemals den Vortheil und Gewinn gezogen habe, den man erwarten möchte.

Dieſes lag Anfangs in den Buchhändler-Verhältniſſen der frühern Zeit [XXVI, 112 ff.]; dann aber auch an dem Autor ſelber, der mit ſeinen Erzeugniſſen nicht ſo zu wuchern verſtand (*) wie andre Autoren; auch keinen ſolchen Unterhändler hatte wie Herder an ſeiner Frau.

In der erſten Zeit nahm G. für ſeine Poeſien kein Honorar, faſt für Simonie haltend mit einer Gottesgabe, wie das Talent zur Poeſie, Handel zu treiben. [XXVI, 112;

(*) „Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand." [I, 357, Nr. 34b.]

it. XLVIII, 15.] (*) Er ließ ſeine kleinen Aufſätze auf ſeine Koſten drucken, verſchenkte die Exemplare an ſeine Freunde und Gönner, und überließ meiſt dem Commiſſionär den Verſchleiß und etwaigen Gewinn der übrigen.

Er verſchenkte auch wohl ſein Manuſcript zu beliebigem Gebrauch an einen armen Freund und Jugendgenoſſen, der es dann anzubringen und in ein gutes Honorar zu verwandeln wußte. (**)

Götz von Berlichingen ließ Er und **Merck** auf gemeinſchaftliche Koſten drucken; beide aber hatten noch lange an dem Papier dazu zu bezahlen, als das Stück bereits ein Quadro citato und der Autor ein berühmter Schriftſteller war. (***)

Mit ſeinem **Werther** ſcheint er zuerſt ein leidliches Honorar von **Weidmann** gewonnen zu haben; aber **Himburg** druckte ſeine ſämmtlichen Schriften nach, ohne dem Verfaſſer etwas anderes als ein Caffee- oder Theeſervice von Berliner Porcellan dafür zu erwiedern [XLVIII, 15, 16]; und ein anderer Berliner Buchhändler, **Mylius**, bot ihm für die **Stella**, als das Höchſte wozu er ſich entſchließen könne, zwanzig Thaler im Ganzen an. (†)

(*) **Gellert** bekam für ſeine Fabeln ein und dreißig Gulden zum — Trinkgeld. S. **Gleim's** Briefe an Heinſe vom 29. Juni 1774. **Leſſing** für ſeine Minna — Nichts! S. **Ramler's** Br. an Knebel Nr. 2.

(**) Briefe an und von **Merck** Nr. 3, S. 244. mit Wagner's Note.

(***) Es ging alſo G'n. wie weiland dem **Martial** [XI, 3] wenn er klagt:

— dicitur et nostros cantare Britannia versus.
Quid prodest? nescit Sacculus ista meus.

(†) Briefe an und von **Merck** Nr. 21, S. 14.

Die erſte Ausgabe ſeiner Schriften bei Goeſchen in 8 Bänden ſcheint ihm noch am beſten honorirt worden zu ſeyn, wenigſtens bezeigt er ſich damit zufrieden;(*) welches jedoch, wenn man ſeine Genügſamkeit und Billigkeit kennt, nicht gerade für die äußerſte Generoſität beweiſen würde. Die folgende Ausgabe wurde in aller Stille, ohne Vorwiſſen(**) des Autors, veranſtaltet.

Das erſte bedeutende und als ſolches auch gehörig beneidete und auspoſaunte Honorar ward ihm für die Taſchenausgabe ſeines Herrmann und Dorothea, aber auch nur für dieſe; alle folgenden, große und kleine, prächtige und ordinäre gingen ſtillſchweigend mit in den Kauf, wenigſtens hat G. nie einen Pfennig dafür erhalten. Alſo auch hier wieder das nescit Surculus ista meus! Schlimmer noch erging es ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten.

Die Metamorphoſe der Pflanzen konnte er ſelbſt bei dem bisherigen Verleger ſeiner Schriften nicht anbringen; ſo gering auch das Opfer von etwa ſechs Bogen möglicher Maculatur geweſen ſeyn würde. [S. Zur Naturw. und Morphol. Bd. I, Heft I, S. 66.]

Bei der Farbenlehre aber ſcheint der Verleger ſogar ſich gegen den Autor verſchworen zu haben, indem er gleich einen ſo hohen Preis ſtellte, daß ſchon dieſerwegen das Werk kein Publikum finden konnte und demnach das eigentlichſte Intereſſe des Autors: „ſeine jahrelangen wichtigſten Bemühungen im Publikum verbreitet, anerkannt und beurtheilt zu ſehen,“ unbefriedigt blieb, ja daß man Widerlegungen ankün-

---

(*) Zur Morphologie, Bd. I. Heft I. S. 65.

(**) Vergl. Schiller's Briefw. Nr. 965.

digte, ehe das Buch ſelbſt nur bekannt war, das die deutſchen Phyſiker noch immer ignoriren, während die Engländer es überſetzen.

Die Subſcribenten auf die Octav-Ausgabe von 1806 — 1819 wollten durch ſoviele Jahre hindurch immer nicht vollzählig werden; daher ward eine Ausgabe letzter Hand nöthig befunden, um die unbegreifliche Stockung zu heben, und eine durch die andere flott zu machen.

Was ſchwatzt man alſo von einem berühmten, ja vergötterten Autor, wenn deſſen Werke die Wenigſten nur dem Namen nach kennen, geſchweige denn ſie geleſen haben!

Leicht hätte G. andere Verleger finden können; allein er blieb, theils aus einer Art Pietät und Dankbarkeit, theils aus Unglauben und Zweifel an einem intereſſeloſern uneigennützigern, [Z. Nr. 509, S. 201; coll. Nr. 507, S. 195], bei dem einmal gewählten und gewohnten ſtehen; der denn auch, trotz der herkömmlichen Verlegerklagen, noch ſo ganz leidlich mit ihm gefahren zu ſeyn ſcheint, indem die verſchiedenen Ausgaben doch endlich zu entſchiedenen Einnahmen führen mußten.

Goethe hatte, bei der allgemeinen Gleichheit, ſein Genie zu verſteuern [XLVII. 252], wie alle Schriftſteller ihre Geiſtesthätigkeit, ſofern ſie durch Schrift und Druck in Oeffentlichkeit übergeht. Sie wird alſo wie ein Grundſtück angeſehen, und es ſcheint demnach ganz einerlei ob man Cartoffeln und Runkelrüben anbaut, oder Vernunft und Verſtand; nur mit dem Unterſchiede, daß man den Erzeugern jener Abſatz für ihre Producte verſchafft, dem Schriftſteller aber kein Unterbringen ſeiner Geiſteswaare, ja daß dieſe für vogelfrei gilt, [XLVIII. 17. 18], und dem Nachdruck, dem

Plagiat wie der Nachahmung und Verfälſchung ausgeſetzt bleibt.

Denn wenn ſchon die Dichter in monarchiſchen Staaten im Etat keine beſondere Rubrik haben, und eine allenfallſige Beſoldung oder Penſion unter einem ganz andern Titel beziehen; ſo dürfte dieſes in rein-conſtitutionellen noch weniger der Fall ſeyn, daß ein Poet, wenn er nicht „ein verfaſſungsmäßiger" iſt, je anders honorirt werde, als höchſtens durch eine gelegentliche Remuneration, die von einem Almoſen nicht wohl zu unterſcheiden ſeyn möchte.

So haben es denn auf jeden Fall die Sänger mit ihrer, einer Generals- oder Miniſterbeſoldung gleichkommenden Gage beſſer als die **Dichter**; ja ſchon in ſprachlicher Hinſicht gilt jenes Wort für vornehmer und edler als dieſes, und die bloßen Töne — denn mehr als die bloßen Vocale hört oder verſteht man doch ſelten — wollen mehr beſagen, als die gefühlvollſten geiſtreichſten Worte! Kann man es dem Dichter verübeln, wenn er Nichts von einem Publikum wiſſen will, ſondern wie der Citharoedus Aspendius lieber Alles intus canit, oder nur quasi parlando in zahmen Xenien hinmurmelt? Er giebt deßwegen nicht gleich ſein Innerſtes auf — wie ein Philologe ihn gröblich mißverſteht, nur um auch ihm Eins verſetzen zu können — ſondern behält es für ſich und ſeine Freunde. [Vgl. XLVI, 11. 12. u. XX, 248; XXVII, 79; Schill. Nr 349. S. 208.]

XIII. Reiſen.

Mit Goethe zu reiſen war ein hoher, ja höchſter Genuß. Von ihm gilt, was er über Sterne bemerkt, „daß deſſen Heiterkeit, Genügſamkeit, Duldſamkeit auf der Reiſe, wo dieſe Eigenſchaften am meiſten geprüft werden, nicht leicht ihres Gleichen finden.“ [XLIX, 125.]

Nicht allein daß er dann vom beſten Humor, der liebenswürdigſten Offenheit, der genügſamſten Zufriedenheit, der zwangloſeſten Aiſance war; auch die allſeitige Empfänglichkeit für Naturſcenen und Naturerſcheinungen, wie für die menſchlichen Zuſtände, breitete ſich an ihm aus, mit liebevoller Anerkennung, mit mildſchonender Gerechtigkeit.

Durch ihn lernte man ſehen, hören und fühlen, wäre man ſonſt auch weniger dazu geeigenſchaftet geweſen; ſein Allverſtehen, ſeine Alltheilnahme machte, daß man das ſelbſtſtändig Beobachtete und Bedachte unbefangen äußern und gewiß ſeyn konnte, Zuſtimmung zu finden, ja das eigne Product von Gemüth und Phantaſie durch ihn bereichert und verſchönert zurückzuerhalten. Ein köſtlicher Humor, ein muthwilliger und doch harmloſer Witz, der die verſteckte und unerkannte Seite an einer Sache, einer Perſon herauszukehren und hinzuſtellen wußte.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwätzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrinn, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt —

Kein beſonderes Accident in der Natur blieb unbeachtet und ohne Erklärungsverſuch, keine Seltſamkeit in der Menſchenwelt unbemerkt und unerörtert. Alles wurde mit Gunſt und Liebe, ohne Sentimentalität, ſaiſirt, mit Billigkeit gerichtet, mit Schonung abgefertigt; das Verkehrte, Abſurde, Abgeſchmackte nur mit Lachen und dem feinſten Spott beſeitigt, ohne ſtrenge Rüge, ohne herben Tadel.

Jena und Carlsbad waren für ſeine poetiſchen Productionen ſehr günſtige und förderliche Orte. Nicht nur die Sonette, die Wahlverwandtſchaften, Pandora, ſondern auch die kleinen Gemälde, St. Joſeph, die neue Meluſine u. a. m. wurden dort, wenn nicht alle concipirt, doch größtentheils ausgebildet und zur erſten Erſcheinung gebracht.

Mir gewährte es ein unbeſchreibliches Vergnügen, bei dem Entſtehen, dem erſten Anlegen der Zeichnung, dem Untermalen gegenwärtig zu ſeyn und, wenn ich ſo ſagen darf, zuzuſehen.

Denn wie ich in meinem Knabenalter in der Werkſtatt eines Bildhauers, nach wenig Stunden aus einem rohen Lindenklotz zuvörderſt eine menſchliche Geſtalt, ſodann ſchon näher die Figur eines Mannes, zuletzt die unverkennbare Attitüde eines den guten Hirten vorſtellenden Lammtragenden Heilands hatte werden ſehen — ſo war ich hier nicht nur Augenzeuge, ſondern auch Gehülfe bei Entſtehung und Bildung der lieblichſten Novellen, Mährchen und Allegorien, indem ich mit raſcher Feder die Dictate des Dichters aufſaßte und ſie zur äußern Erſcheinung, zur nähern Ueberſicht, zur ferneren Ueberarbeitung und Ausbildung in Wort und Styl, in reinlicher Hinſchrift vor Augen legen konnte.

Das Beſprechen des Plans, die Prüfung und Anwendung der einzelnen Motive, füllte die Mußeſtunden der Spaziergänge, der Tiſchzeit; wozu ſich Bemerkungen und Reflexionen aus dem Leben überhaupt geſellten.

Man lebte und verkehrte ſelbſt unter dieſen eingebildeten Perſonen der Phantaſie, als wären es wirkliche: wie ſie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen, Anlaß und Parallele boten.

Für Charlotten's Perſönlichkeit fand ich bald unter den Badegäſtinnen eine G'n. nicht unwillkommene Repräſentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord; und für Mittlern wie für den Architect ließ ſich ſogar eine portraitähnliche Verwandtſchaft nachweiſen.

Eine zweite Beſchäftigung, ſowohl in Carlsbad als in Jena, war das Zeichnen. Daß G. von Jugend auf ſich in der bildenden Kunſt verſuchte und namentlich den Sinn für Landſchaft durch eigene Proben bethätigte, ſagt er ſelbſt an mehrern Orten ſeiner Lebensbeſchreibung; aber auch, daß ſeine eigentliche Anlage nicht auf die bildende Kunſt gegangen, ſondern daß er in der Beſchäftigung damit nur eine Art Befriedigung ſeiner Sehnſucht gefunden habe; wie denn kein Menſch einer ſolchen überhoben ſeyn könne.

Bei ihm war ſie um ſo begreiflicher als er die Gedanken, den Geiſt der Natur in ihren Schöpfungen erfaſſend, auch ihr Körperliches abzuſpiegeln wünſchen mußte.

Auch in dieſen Leiſtungen zeigte ſich der Poet und das Eigenthümliche ſeiner Darſtellungsweiſe. Bei unvollkommner nicht routinirter Technik war doch alles was er machte, der flüchtigſte Croquis ſogar, ausgezeichnet durch etwas, was man Styl nennen könnte, durch großartige Auffaſſung des Weſentlichen, in einer gewiſſen Tüchtigkeit; man konnte es mit ſeinen eignen Worten „den Geiſt des Wirklichen" nennen. Daher ward auch was ſonſt unbedeutend erſchien, impoſant dadurch, daß es ſeinen Character behielt und von Zufälligkeiten befreit, eine ideale Wirkung hervorbrachte, ohne eigentlich idealiſirt zu ſeyn.

Eine ſaubere oder gar geleckte Manier in der Zeichnungsweiſe muß man daher nicht von ihm erwarten, noch dieſes Mangels an techniſcher Fertigkeit und Vollendung wegen, ſeinen Verſuchen überhaupt verdienſtliche Bedeutſamkeit abſprechen.

Daß es aber ein Bild giebt, daß es gut componirt iſt, daß es der Phantaſie noch Raum läßt ſich das Detail hineinzudichten, — wie die Ferne einer Landſchaft unſere Einbildungskraft auffordert nach dem Gemüth ſie ſich zu detailiren — dieſe nur der Kunſt eigene Wirkung hat auch das Kleinſte ſeiner graphiſchen Verſuche.

Er wußte dem geringſten Gegenſtande etwas abzugewinnen und ihm eine Geſtalt und Haltung zu geben, die ihn wonicht immer idealiſch, doch alterthümlich reſpectabel oder naiv erſcheinen ließ.

So z. B. einen gemeinen Brunnen bei Carlsbad erhob er zu einem Ausſehen, daß er zur Staffage für einen Chriſtus im Geſpräch mit der Samariterin hätte dienen können.

Manchmal war ich verwundert, einen Gegenſtand der mir aufgefallen war und worüber ich mich nach meiner Weiſe in Worten und Vergleichen ergangen hatte, in der Stille von ihm aufgefaßt, zu Papier gebracht und in ein Genre-Bildchen verwandelt zu ſehen.

Ich erzähle das Prägnanteſte der Art:

Als wir eines Mittags in Zwote dem Diné entgegenharrten und ich unterdeſſen am Fenſter ſtehend mich in der Gegend umſah, gewahrte ich unter demſelben gegenüber ein großes Crucifix, wie dergleichen in Böhmen und Schleſien an den Landſtraßen und Feldern genug zu ſehen ſind, unter welchem eben einige Gänſe weideten, andere ausruhten. Immer den Kopf voll von lateiniſchen und griechiſchen Vocabeln, rief ich auf einmal aus Anseres Christicolae! G. kam, ſah, lächelte und wiederholte mit ſeinem gewöhnlichen aſſerirenden und gutheißenden Tone, wie ein Responsorium: Anseres Christicolae. Ein Geſchäft am Wagen etwas zu unterſuchen, nöthigte mich hinauszugehen; bei meiner Rückkunft fand ich ein hübſch componirtes Bildchen mit der Feder gezeichnet, eben jene andächtigen Gänschen, das mich nicht wenig überraſchte und erfreute. Es wurde hierauf mit etwas Bieſter und Tuſche angewaſchen, und iſt noch unter ſeinen Zeichnungen mit obiger Unterſchrift Anseres Christicolae anzutreffen.

Mehrmals ſah ich ſo mich überraſcht und erfreut durch ſeine künſtleriſch-poetiſche Auffaſſung ſolcher Natur-Accidents, die mir unterwegs lebhaften Ausruf der Freude und der Bewunderung entlockten.

So z. B. ein jetzt nicht mehr vorhandener Hügel vor der Stadt Hof, damals ein Marmorbruch; bereits zu einer überhängenden Bergwand ausgehölt, mit einem darauf nur ſchwebenden Häuschen, das nächſtens ſeinen Herabſturz fürchten ließ. G. zeichnete es von der pikanteſten Seite, ſodaß jenes nicht mehr in rerum natura exiſtirende Accident, gleichfalls durch ſeine Feder fixirt, noch lange den Beſuchern ſeines Muſeums vorgezeigt werden kann.

Doch blieb G. nicht bloß bei Portraitirung oder portraitartiger Auffaſſung wirklicher Vorlagen ſtehen: er erfand, oder wie die Künſtler reden, componirte Landſchaften, die immer etwas Ausgezeichnetes haben, eine Idee, eine Stimmung ausdrücken.

Als einen der bedeutendſten Fälle dieſer Art führe ich nur folgenden an:

Als eines Abends bei Knebel aus Bruces Reiſe in Abyſſinien vorgeleſen wurde, und Goethe, wie er gewohnt war, zur Beſchäftigung der Hände indeſſen zeichnete, wurden wir am Schluß der Vorleſung überraſcht durch eine landſchaftliche Darſtellung von Gebirgen, Thälern, Waſſerfällen, welche den Inhalt des Vorgeleſenen uns zur Anſchauung brachte und zur Bewunderung hinriß.

Wer ſich auf Conceptionen verſteht, Compoſition und kunſtgemäße Verzierungen eines gegebenen Raums, wird in allen Skizzen Goethe's dieſes erſte Requiſit des bildenden Künſtlers nicht vermiſſen; Ausführung und Correctheit der Zeichnung aber nicht verlangen, noch Böttigeriſch den Mangel derſelben herausſtellen. Daß G. es nicht zu einem erheblichen Techniſchen gebracht habe noch bringen können, geſteht er ſelber nur allzuaufrichtig ein [XLVII, 105; Z. Nr. 820, S. 305] — wie er aus dem was er vermochte oder nicht vermochte, kein Geheimniß machte — und ſchildert ſein Unvermögen, auf eine rührende herzgewinnende Weiſe, in den ſchönen Strophen zu ſeinen von zwei Künſtlern nachgeſtochenen Handzeichnungen. [Bd. III, 137 ff.]

Genug, ihm war die Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt, Ausdruck oder Beſchwichtigung einer Sehnſucht, dergleichen nach ſeiner Behauptung ein jeder Menſch haben müſſe, und half ihm ſich deſtomehr um Erkenntniß zu bemühen, von der er ſich gerade ſoviel erwarb als er fürs Haus brauchte, d. h. „daß ſein Enthuſiasmus für irgend ein Werk verſtändig ſeyn und dauernd werden konnte.“

Uebrigens gebrach es ſeinen Vordergründen nur an Kraft, die er ihnen zu geben ſich nicht getraute, und auch nicht konnte, weil es ihm ſowohl an den techniſchen Mitteln, als vorzüglich an deutlichem, beſtimmtem Detail fehlte, deſſen er in den Mittelgründen und Fernen überhoben war.

Seine Zeichnungen gelten alſo nur als ſkizzirte Ideen, als bildlicher ſymboliſcher Ausdruck deſſen was ſeine Phantaſie, ſein Gemüth beſchäftigte, als Topo- und Chorographie der Regionen in denen ſein Geiſt zu ſchweben liebte. Daß weite Fernen, Bergrücken, Thäler, Felſenklippen, Waſſerſtürze, Tempel, großartiges Mauerwerk der Inhalt derſelben war, möge nur für die bemerkt werden, welche des Anblicks jener Zeichnungen entbehren müſſen, zugleich aber auch für aufmerkſame Leſer ſeiner Schriften, welche dergleichen landſchaftliche Partien auch in ſeinen ſchönſten Gedichten und Dichtungen antreffen werden.

Auf ſolchen Reiſen, zumal nach Carlsbad und Teplitz, wurden niemals viele Bücher mitgenommen, theils des Ballaſtes unnöthiger Ueberfracht erledigt zu ſeyn, theils und wohl vorzüglich, weil aus langer Erfahrung abzunehmen war, daß man ſolche mitgebrachte Bücher am wenigſten lieſt, indem ſich meiſt andre, die man an Ort und Stelle vorfindet oder angeboten erhält, der Aufmerkſamkeit und des

Intereſſe's bemächtigen, und jene zurückdrängen und in Vergeſſenheit bringen.

Es fehlte uns auch niemals an intereſſanten Büchern und Brochüren, theils von Fremden dargeliehen, theils aus den Leſebibliotheken und Buchläden an dem Orte ſelbſt entnommen.

So laſen wir, während einer Saiſon, Plutarch's ſämmtliche moraliſche Schriften in der Kaltwaſſerſchen Ueberſetzung, die ein Badegaſt mitgebracht und dort bei ſeiner weitern Excurſion als überläſtig zurückgelaſſen, damit wir ſie ihm nachbrächten.

Dieſe wie gefundene Lectüre gab uns gegenſeitigen Stoff zur Unterhaltung über Tiſche, oder auf Spaziergängen; und bei einer ſolchen Gelegenheit mögen auch die räthſelhaften „Mütter" im Fauſt zuerſt in G's. Gedächtniß hangen geblieben ſeyn. Denn als er wohl zwanzig Jahre nachher mich darüber befragte — vielleicht um die Zeit als er am Fauſt arbeitend davon Gebrauch machen wollte — wußte ich nicht gleich zu ſagen wo ſie vorkämen; er aber erinnerte ſich im Plutarch davon geleſen zu haben. Anfangs konnte ich die Stellen nicht finden, und unterließ oder vergaß das weitere Suchen; nach ſeinem Tode aber, als ich das Manuſcript des Fauſt durchging, wachte Erinnerung und Forſchluſt wieder auf; ich fand beide Stellen, unterließ aber ſie zu allegiren, weil ſie für den Gebrauch den G. von jenen myſtiſchen Dämonen gemacht hat, von keiner Aufklärung ſind, da ſeine Gedankenweſen viel was anderes bedeuten.

Ebenſo laſen wir Zinkgräfen's Apophthegmata, und ich erinnere mich, daß unter hunderten von Sprüchen und

Sentenzen keiner einen ſolchen Eindruck auf mich machte, als der Spruch:

nihil contra Deum nisi Deus ipse.

Mit Einem Male ahndete ich eine gränzenloſe Anwendung und der Spruch blieb mir ſo tief eingeprägt, daß ich ihn nicht nur öfters bei Gelegenheit anführte, ſondern ihn auch, als G. wegen eines Motto's für den dritten Theil ſeiner Biographie in Ungewißheit war, in Vorſchlag brachte. Er kam ihm ſo anwendbar vor, daß er ihn ſowohl als Denkſpruch dem Buche voranſetzte, als auch im Laufe der Erzählung namentlich zu deuten und auszulegen ſuchte.

Auf ähnliche Weiſe hatte er, nach meinem Vorſchlag, für dieſe Biographie den Titel „aus meinem Leben" und „Wahrheit und Dichtung" beifällig aufgenommen, mit der kleinen Umſtellung von „Dichtung und Wahrheit," aus euphoniſchen Gründen, weil in jener Verbindung zwei gleiche Buchſtaben ſich ſtoßen und zuſammenkleben. Dieſe Stellung aber hat Manche veranlaßt zu glauben: die Hauptſache ſey Dichtung und die Wahrheit nur adſpergirt, wie die Philologen reden, da doch gerade umgekehrt Wahrheit der Stoff und die Form nur Dichtung iſt. Er ſelbſt erklärt ſich darüber an mehreren Orten. [Z. Nr. 711.]

Dergleichen gelegentlich überbrachte Mittheilungen beachtete er ſehr und wußte ſie augenblicklich oder ſpäter in ſeinen Nutzen zu verwenden; wie er mich denn einmal höchlich überraſchte durch den zu einer Parabel „Pfaffenſpiel" [II, 222.] verarbeiteten Stoff, den ich aus meinen Kinderjahren ihm mitgetheilt hatte, ohne die Accomodation die er davon machen würde im geringſten zu ahnden. Mehrere dergleichen Fälle könnte ich anführen, laſſe es aber bei dieſem als einem der prägnanteſten bewenden.

Mit dieſen poetiſchen und künſtleriſchen Beſtrebungen und Verſuchen, wechſelten nächſt Lectüre und Umgang mit intereſſanten Fremden, auch mineralogiſche Studien, wozu insbeſondere die Umgegend von Carlsbad Material und Gelegenheit darbot. Auch in dieſer Beſchäftigung ging ich G. zur Hand.

Mich intereſſirten vorzüglich die ſogenannten Kreuzcryſtalle und Piniten. Ich ſtudirte ihre Formen, zeichnete ſie zuförderſt trigonometriſch, dann perſpectiviſch; machte ein mathematiſches Netz von Carton, um ſie daraus zuſammenzuklappen; ſchnitt ſie in venetianiſcher Seife und formte ſie in Thon nach, um mir das Characteriſtiſche derſelben deutlich und geläufig zu machen.

Noch eine angenehme Unterhaltung bei Regentagen, woran Carlsbad ſo reich iſt, gewährte uns das Erfinden von allerlei wiſſenſchaftlichen Schematismen.

Wie G. bereits einer Temperamentenroſe gedenkt, die er mit Schiller zuſammen ausgedacht und aufgezeichnet [XXXI, 82]; ſo wurde dieſe Idee von neuem ergriffen, erweitert, vermannigfaltigt, auf andere Thema's übergetragen, und ſo kam unter andern auch eine Windroſe des deutſchen Geſchmacks zu Stande, die ſich beſonders durch Bezeichnungen wie neualtdeutſch, altneudeutſch gar luſtig ausnahm und nicht ohne Belege aus unſerer Literatur blieb.

Von ernſterer Art und zu mannigfaltiger Betrachtung und Combination aufregend waren jedoch die aus der Dreieinigkeit eines Triangels ausſtrömenden wiſſenſchaftlichen Tendenzen, deren Strahlenbüſchel, einander berührend, ja durchkreuzend, das Geſammtgebiet der Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes wie auf einer Charte projectirten. In derſelben Art wurden auch Poeſie und Kunſt behandelt, und dieſes halb philoſophiſche halb empiriſche Grillenſpiel gewährte ſowohl dem Einzelnen als Beiden zuſammen ein geiſtiges Vergnügen, indem es zugleich mit einer Recapitulation des in jedem Fache Gewußten oder Zuwiſſenden verbunden war.

Noch wäre manches zu erzählen von Beſchäftigungen, Abenteuern, Bekanntſchaften, wie ſie in Bädern ſich auf kurze Zeit anknüpfen, zumal da die Geſellſchaft ſich von Monat zu Monat anders geſtaltet; auch keine Saiſon der andern darin gleich iſt: allein das Intereſſanteſte und Bedeutendſte hat G. ſelbſt erzählt, und eine Nachleſe würde wenigſtens der anmuthigen Darſtellung entbehren, die G. auch der geringfügigſten Sache zu geben wußte.

a. Geſellſchaft.

War Goethe nun äußerſt liebenswürdig auf Reiſen und an fremden Orten, ſo war er es nicht minder zu Hauſe als Wirth bei ſich, als Selbſtgaſt in den Geſellſchaften Anderer.

Bei Empfang und Begrüßung der ihn Beſuchenden, mochten ſie nun einzeln vor ihm erſcheinen oder in Mehrzahl und bereits verſammelt ihn erwarten, trat er ſogleich mit natürlich heiterer Miene ohne erkünſtelte Freundlichkeit ihnen entgegen, knüpfte durch Frage und Antwort mit Leichtigkeit das Geſpräch an, und wenn er auch anfangs mit Um- und Vorſicht ſeine Worte ſtellte — da er doch auch fremde erſt ach ich! laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch können gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bath ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde, hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reikennen zu lernende Perſonen vor ſich ſah, auch wohl Andere wieder mit Andern bekannt zu machen hatte — ſo war er doch, nach den erſten unvermeidlichen Förmlichkeiten, ſobald er wußte wie er mit Jemand dran war, in ſeinem gewohnten Humor und beſonders während der Mahlzeit durchaus Er ſelbſt, d. h. geſetzt-behaglich und Behaglichkeit verbreitend. Darin blieb er ſich immer gleich, er mochte nun Gelehrte oder Künſtler, mochte Civil- oder Militärperſonen, mochte Frauen oder Mädchen in ſeinem Beſuchzimmer oder an ſeiner Tafel ſehen.

Manchmal aber waren die Fremden ſelber im Anfang verlegen oder doch befangen, weil ſie ihre mitgebrachten Vorausſetzungen und Vorurtheile an die Gegenwart aufzugeben hatten, oder ihr eigenes natürliches Weſen vor falſchem Reſpect nicht aufkommen konnte, ungeachtet ſie hätten denken müſſen, daß hinter dem großen Manne, wie ſie ihn ſich dachten, auch wohl der Menſch und zwar der ebenſo große zum Vorſchein kommen werde, der auch nicht lange auf ſich warten ließ.

Der ganz natürliche Ton, die ungeſuchten Worte der Anrede, die obſchon ernſte und würdige doch nicht ſtolze noch weniger geſpreizte Haltung hätten ſie doch gleich überzeugen ſollen, daß ſie nicht in die Behauſung eines Cyclopen oder Oger gekommen, wo ſie für ihr Leben zu fürchten hätten, ſollten ſie auch das freundlich ſchon an der Schwelle ſie empfangende **Salve** überſehen haben.

Meine unbedeutende Wenigkeit trat doch auch ein erſtes Mal in ſein Haus, ward doch auch ein erſtes Mal ihm vorgeſtellt; aber ich wüßte nicht, daß mich bei ſeinem impoſanten Anblick eine ſolche Furcht oder nur Befangenheit angewandelt hätte. Im Gegentheil ward mir auf einmal erſt recht wohl zu Muthe; ich fühlte mich innigſt erfreut und befriedigt, einen Mann, den ich mir auf Anlaß ſeiner Schriften, Werther, Stella, Iphigenie, Taſſo ganz ſentimental gedacht hatte, vielmehr ſo natürlich und realiſtiſch wie einen anderen Lebemann, ſo gutmüthig und Vertrauen erweckend wie man ſich nur einen Pfarrer oder geiſtlichen Herrn denken mag, und doch dabei eine ſolche Weltklugheit und Menſchenkenntniß ahnden laſſend, wie mir in meiner Erfahrung bisher noch kein Mann vorgekommen war, als eine und dieſelbe Perſönlichkeit mir gegenüber zu ſehen, und ſo Begriff und Anſchauen eines wahren und völligen Menſchen zu gewinnen.

In einem einfachen blauen Ueberrock, das kräftig ausdrucksvolle Geſicht von Luft und Sonne zeugend, umwallt von ſchwarzen Seitenlocken, das Hinterhaar in einen Zopf gebunden, ſchien er auf den erſten Anblick — einem wohlhabenden, behaglichen Pachter, oder einem vielverſuchten Stabsoffizier in Civilkleidung eher zu gleichen, als einem ſentimentalen und umbratilen Dichter, mit offenem Hemdkragen und loſe um den Hals geſchlungenem Seidentuch, wie etwa Schiller in den Portraiten jener Zeit zu ſehen war. —

Aenderte ſich nun auch in der Folge, durch den Wechſel der Mode und im Laufe der Jahre, ſowohl Haartracht als Kleiderſchnitt, zumal nach der franzöſiſchen Invaſion, — das Geiſt- und Gemüthvolle in ſeiner äußern Erſcheinung blieb dennoch unverändert, ja gewann ſogar bei größerer Annäherung und Gleichſtellung mit der übrigen geſellſchaftlichen Modewelt.

Woher alſo die gorgonenartige Abſchilderung von G's. Kälte, Steifheit und abſtoßendem Weſen ihren Urſprung genommen habe, weiß ich nicht, wenn es nicht eben jene unnöthige Furcht und ungebührliche, von ihm weder verlangte noch gebilligte Devotion ſolcher desapointirter Fremden war, die ihnen ein dergleichen Schreckphantom vorſpiegelte, welches ſie dann der leichtgläubigen Menge als ein gefährliches Abenteuer abzuſchildern bemüht waren.

Ein ſolches Gerücht läßt denn auch acht Jahre nach ſeinem Tode, einen Herrn v. St. der ihn im Leben niemals geſehen, immer noch von G's. Kälte und Steifheit ſprechen, obſchon überhaupt es eine lächerliche Prätenſion iſt, gerade von einem Manne wie Goethe eine ſolche Alles gleich umarmende Herzlichkeit, die noch dazu nicht einmal grunddeutſch iſt, zu verlangen, während man ſie hundert Andern, Dichtern und Staatsmännern, nicht zumuthet. Noch anmaßender aber iſt es, von einer lächerlichen Anmaßung Goethe's in den Naturwiſſenſchaften, worin er doch nur ein Dilettant ſey, ſo cavaliermäßig zu ſalbadern und ſich dabei auf ungenannte Autoritäten zu berufen, die ſoviel als keine ſind. Muß man nicht glauben: der Mann habe Böttiger's Hefte vor Augen gehabt; ſeine Manier wenigſtens hat er ihm abgelernt mit einerlei Zunge zweierlei Reden zu führen, denſelben Mann als erſten Dichter über alles zu ſtellen, und zugleich lächerlicher Anmaßung in Kunſt und Wiſſenſchaft zu bezichtigen, ganz wie G. das Verfahren Böttiger's ausdrückt:

„Der Nachbar ſey brav in vielen Stücken,
„Doch könne man ihm auch etwas am Zeuge flicken."

Freilich ein **Johann-Falkiſcher** verhängnißvoller (*) Händedruck, oder ein Jean-Pauliſches Anbiedern mit Kuß und Umarmung wäre ihm apprehenſiv geweſen, da es ihm nicht gegeben war gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu ſeyn. (**)

Auch von dieſer Art Enthuſiaſten kann das Geſchrei über G's. Kälte und Starrheit ausgegangen ſeyn. „Man kann nicht für Jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte;“ [XLIX, 66]; und ſo kann es immerhin ſeyn, daß G. ſich nicht mit Allen und nicht Alle mit ihm ſich behagen mochten. Wieviele hätten denn auch ein Recht gehabt, auf Du und Du mit ihm zu ſeyn?

Werner, **Oehlenſchläger**, **von Arnim**, **Boiſſerée**, **Grimm**, **Förſter** und Andre könnten bezeugen, wie zwanglos, natürlich, aufrichtig, wohlwollend und theilnehmend, er ſich gegen ſie erwieſen, wie er ihr Thun und Treiben belobt, und ihre Zwecke, inſoweit er ſie billigen konnte, gefördert habe.

Indeß haben doch einer und der andre in der Folge G'n. es wenig Dank gewußt, und ſich mündlich und ſchrift-

---

(*) Johann Falk hatte dem alten Voß durch einen biderben Händedruck ein langwieriges Oberbein zugezogen, das dieſer ihm ſein Lebenlang nicht verzeihen konnte, und ihm gewiß noch im Hades ſo nachträgt, wie Ajax dem Ulyſſes den Betrug mit den Waffen. [Odyſſ. XI, 544 ff.]

(**) „Frau **von der Recke** war hier nicht in ihrem Elemente“ — ſchreibt er an Knebel. „Sie mag gern Alle und Jede genießen (*) und ſich überall ſo gut aufgenommen ſehen, wie ſie jeden aufnimmt. Man war ihr höflich mehr als herzlich. Mir iſt's wenigſtens nicht gegeben gegen die Menge und mit der Menge herzlich zu ſeyn.“

(*) Dieſes lautet doch etwas glimpflicher als wenn **Herder** ſie geradezu eine geiſtige Lupa nennt. — [Brief an **Knebel** Nr. 36. S. 294.]

lich über ihn mit Spott und Satyre ausgelaſſen; aber er iſt ſo vielfach verunglimpft worden, daß man endlich auch hier ſagen mag: transeat cum ceteris etc.

Ueber Tiſche führte G. keineswegs allein das Wort; vielmehr ſetzte er einen Jeden à son aise, daß er gern und leicht was ihn intereſſirte an den Tag legte; und da G's. Vielſeitigkeit für Alles Sinn bezeigen konnte, an Allem verſtändigen und wohlwollenden Antheil zu nehmen wußte: ſo rückte ein Jeder mit dem Eigenſten hervor, überzeugt, daß er Theilnahme, Zuſtimmung, ja wohl Beiträge als Erwiederung zu erwarten habe.

Nun aber zeigte G. auch unaufgefordert ſich beiſteuernd zur allgemeinen Unterhaltung. Ein heiterer Scherz, ein augenblickliches ungeſuchtes Witzwort, ein paſſendes Brocardicon, eine feine Perſiflage menſchlicher Schwächen und Thorheiten, eine ermunternde Paradoxie, eine ironiſche Beſchönigung von gewiſſen Maximen, die er im Ernſt weder ſelbſt ausübte noch an Andern gebilligt hätte, ja ein ſich ſelbſt zum Beſten geben, zufolge ſeiner eigenen Erklärung:

„Ich liebe mir den heitern Mann
Am meiſten unter meinen Gäſten,
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann,
Der iſt gewiß nicht von den Beſten.“ [II, 298.]

Dieſes und noch vieles Andre machte die reiche abwechſelnde Unterhaltung bis zu Ende der Tafel.

So ſcherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen ſylbenverſchluckenden Ausſprache die Rede war: ſie ſchienen ſo hungrig und ſchwer zu ſättigen, daß ſie zu den Speiſen auch noch Sylben verſchlingen müßten, wie die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen.

Als in den letzten Jahren mehrere Dichter, unter ihnen auch Tieck und Matthiſſen, nach Weimar gekommen waren und ihn beſucht hatten, nannte er dieß ſcherzhaft eine Zuſammenkunft der Renommeen. In der neuſten Sprachweiſe würde man Notabilitäten ſagen; wie er denn mit dieſer Sprachform für die Abſtracta ſpielend auch wohl von einer Geborenheit ſprach, welches in Beziehung auf den ehemaligen Sprachgebrauch von Geborenen, (d. h. Adeligen) und Ungeborenen (d. h. Unadeligen) nicht ohne ſarkaſtiſchen Seitenblick war.

Von Reichard, dem ſowohl democratiſchen als ariſtocratiſchen Paraſiten, der ſich in ſeinen Briefen oder wo ſonſt ſeines guten Magens gerühmt hatte, ſagte er: „Darum habe er auch alle Welt beſchmauſen können.“ Denn er hatte ſchon früher ſeine Freude über das Aperçu, die Aehnlichkeit zwiſchen Reichard und Napoleon entdeckt zu haben, denſelben Rictus und Ton, dieſelbe Unbarmherzigkeit u. ſ. w., darum auch ſein odium ex paritate. Dieß brachte ihn auf den Einfall, daß „ein ſchmarutzender Tyrann“ oder „tyranniſcher Schmarutzer“ ein gutes Stück geben würde. Vielleicht iſt die neuſte Zeit ſo glücklich, einen ſolchen Character aufzuſtellen, da es ihr nicht an brauchbaren Motiven fehlt.

Zeigte G. ſo als Wirth ein anmuthig würdiges Weſen, ſo war er als Gaſt Anderer faſt noch einnehmender, indem er, obſchon der Vornehmſte in der Geſellſchaft, mit den Uebrigen ſich auf gleiches Niveau ſtellend, einem Jeden Anſprache ebenſo gefällig bot, als freundlich erwiederte.

Am aufgeweckteſten erwies er ſich freilich in kleinern Zirkeln, in Jena bei ſeinem Freunde Knebel, desgleichen bei Frommann, in Weimar aber in den gewählteren kleineren Soiréen der jovialen und geiſtreichen Hofräthin Schopenhauer; hier war er ſtets vom beſten Humor, ſo geſprächig und mittheilend wie nur je, ſcherzte, erzählte, las vor, Eignes oder Fremdes, z. B. Calderon's ſtandhaften Prinzen in mehreren Abenden; hörte aber ebenſo gern Andre etwas vortragen, wobei er, um nicht ganz unthätig dazuſitzen, am liebſten an einem beſondern Tiſchchen, das für ihn immer bereit ſtand, zu zeichnen pflegte. Im Selbſtvorleſen liebte er öfter abzuſetzen und kleine Pauſen eintreten zu laſſen, theils der geſpannten Aufmerkſamkeit der Zuhörer einige Ruhepunkte zu gönnen, theils Bemerkungen einzuſtreuen die zu beſſerem Verſtändniß des Vorgeleſenen dienen konnten.

Man ließ ihn gerne nach ſeiner Art gewähren, da er ſo gemüthlich ſein Inneres offenbarte, und deſſen was ihn erfreute oder ärgerte kein Hehl hatte. Auch bei dem Vortrag Anderer bat er ſich einen Augenblick Innehaltens aus, zu ähnlichem Behuf: welche Unterbrechung denn wohl einem haſtigen Vorleſer manchmal unangenehm ſeyn konnte; doch geſchah es nur ſelten, und bei Perſonen die ihm eine ſolche Störung nicht übelnehmen konnten. Seine Bemerkungen, meiſt äſthetiſcher Art, waren, wenn auch kurz, doch geiſtreich, in das Weſen der Kunſt oder das Talent des Autors eindringend. Was er aber ſelbſt that, geſtattete er nun auch Andern, und jeder mochte ſeine Meinung aufrichtig und unbefangen äußern, wodurch allererſt eine gemeinſchaftliche Theilnahme ſich ermittelte.

Um mehr Abwechſelung in die Unterhaltung zu bringen und das Zuhörer-Perſonal ebenfalls zu beſchäftigen, behandelte er einſtmals dieſes als Chor und ließ es mit dem Refrain einer Romanze, in der Mitte und am Schluß der Strophe, ſprechend einfallen, welches eine wunderbare mit dem Inhalt des Gedichts, das von einem für eine Glocke verkauften Mädchen handelte, harmonirende Wirkung that, da es melodiſche Frauenſtimmen waren, die dieſes Glockengeläut nachbildeten. Nur die Geiſtloſigkeit Einiger fand die Sache lächerlich, während ſie in einer andern Geſellſchaft mit Beifall aufgenommen wurde.

In dieſen Zirkeln trug auch Zacharias Werner an mehreren Abenden ſowohl ſeine Sonette und Romanzen, als ſeine Trauerſpiele Wanda, und das Kreuz an der Oſtſee actweis vor.

Frommann, immer zuerſt mit der neuſten äſthetiſchen Literatur bekannt, und dazu ein überaus guter natürlicher Vorleſer, ohne Declamation, brachte außer Shakſpeariſchen Stücken auch die Kleiſtiſchen Erzählungen und Dramen, den Dominicaner, Hans Kohlhaas, den zerbrochenen Krug ꝛc. zur abendlichen Unterhaltung. Goethe gab eins und das andre ſeiner neuſten Gedichte oder auch kleine Erzählungen, die er nachher in die Wanderjahre aufgenommen, zum Beſten; aber auch Fremdes. Unter anderm las er A. W. Schlegel's Sonette an ſeine Stieftochter Auguſta Böhmer, höchſt gefühlvoll, mit ſichtbarer Rührung, und nicht endender Belobung. Ebenſo „den Bund der Kirche mit den Künſten,“ das er für eins von Schlegel's beſten Gedichten erklärte.

Hätte man eine jede dieſer Abendunterhaltungen, ſowohl in Jena als in Weimar, protocolliren können, und auch nur das Weſentlichſte daraus fixiren, um es der Oeffentlichkeit zu übergeben, Goethe würde von einer Liebenswürdigkeit im geſelligen Leben erſcheinen, von der die Welt keinen Begriff hat, und ſelbſt die, welche ſie perſönlich mitempfanden und genoſſen, würden überraſcht ſeyn, ſie im Ganzen in ſolcher Mannigfaltigkeit und Fülle noch einmal zu überſehen.

Dieſe Verſicherungen dürften freilich wenig oder nichts verfangen bei allen den Fröſtlingen, welchen die prätendirte Kälte G's. ſo in die Glieder gefahren iſt, daß ſie ſich nicht wieder für ihn erwärmen und einem Vorurtheil entſagen können, das nicht einmal auf ihre eigene Selbſterfahrung gegründet iſt

XIV. Fremde.

Bei G's. unendlicher Gaſtfreundlichkeit, die er zumal in früheren geſunden Jahren ausübte, konnte es nicht fehlen, daß man nicht täglich, wenigſtens wöchentlich, Einheimiſche oder Fremde, einzeln oder in Partien an ſeinem Tiſche geſehen hätte.

Da G. auch in dem ſocialen Sinne die Honneurs von Weimar machte, ſo wurden die Fremden die ihn zu beſuchen kamen, Gelehrte, Künſtler, berühmte Reiſende, weß Glaubens ſie ſeyn mochten, auch Juden und Judengenoſſen, gewöhnlich zur Tafel gezogen. Ich bin in den erſten 9 Jahren beſtändig, und nachher, wenn meine Amtsgeſchäfte oder Geſundheitsumſtände es verſtatteten, Theilnehmer an dieſen geſelligen Freuden geweſen.

G. zeigte ſich hier beſonders liebenswürdig; er gab den Gäſten, den Fremden, Gelegenheit ſich mannigfach zu äußern und das, was ihnen eigentlich am Herzen lag, an den Mann zu bringen, indem er ihnen durch guten entgegenkommenden Humor, durch ſein und geſchickt adreſſirte Fragen zu einer leichten Entbindung verhalf.

Nach einer reichen Unterhaltung bei Tiſche ließ es G. nicht daran fehlen, von ſeinen Kunſtſchätzen dasjenige verhe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reiferen Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrene Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Am 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche zulegen oder vorzuzeigen, was dem Geſchmack und der Neigung der Beſchauer gemäß ſeyn konnte. Portefeuilles wurden herbeigeholt, Schränke geöffnet, um Zeichnungen, Kupferſtiche, Majoliken, Münzen, Medaillen, Mineralien und dergleichen den Gäſten vorzuweiſen, und auch in gemiſchter Geſellſchaft von Herren und Damen das jedem angemeſſene zur beliebigen Betrachtung mitgetheilt.

Wunderliche Urtheile der Beſichtiger wurden mit gutem Humor ertragen, beſchwichtigt oder mit einem Spaß auspariert. Niemals ein Beſſerwiſſen, ein Streiten, noch unzeitiges Belehren von ſeiner Seite.

G. lernte ſeine Menſchen kennen, traf auf ſchon bekannte Phänomene, oder entdeckte neue Modiſicationen. Zuweilen wohl, wenn ihn gerade der Schalk drückte und ein guter Einfall ſich Luft machen wollte, nahm er einen Vertrauten beim Arm, ihn bei Seite ziehend in ein anderes Zimmer oder an ein entferntes Fenſter, und brachte ſeine Bemerkung mit ernſthafter Miene und der leiſer geſprochenen Eingangsformel: lieber N. N. „wiſſen Sie wohl wie mir das vorkommt?“ „haben Sie wohl bemerkt u. ſ. w. wie eine Carabinade an, und zog ſich eben ſo raſch und unbefangen wieder zurück.

Nach Weggang der Fremden hatte er keineswegs die unlöbliche Art anderer Bewirther, ſich über ſeine Gäſte und ihre Eigenheiten aufzuhalten. Vielmehr war das erſte, was er gegen mich oder einen andern Vertrauten über den Fremden äußerte, eine freudige Anerkennung deſſen was der Mann nach ſeiner äußern und innern Erſcheinung gelten konnte.

Das Eigenthümliche ſeines Werthes hatte er gleich taxirt, und gewiſſe Eigenheiten oder auch Seltſamkeiten intuirten nicht auf ſein Urtheil, wenn ſie auch ſeiner Aufmerkſamkeit nicht entgangen waren.

Man könnte die unterhaltendſten Tiſchgeſpräche liefern, hätte man damals daran gedacht, oder denken können, nur das Merkwürdigſte und Bedeutendſte davon aufzuzeichnen.

Nur Eines oder das Andere, wie es mir nach Jahren noch im Gedächtniß iſt, weil es ſich durch Einzigkeit gleich tief und unverlöſchlich einprägte oder in mein Tagebuch augenblicklich notirt wurde, will ich im Verlauf beibringen, um die oft ſeltſamen Perſonen, die G. beſuchten und von ihm aufs Beſte bewirthet wurden, zu characteriſiren, und G's. Liebenswürdigkeit als Wirth im heiterſten Lichte zu zeigen.

a. Martin Friedrich Arendt.

Unter den vielen ſich ſelbſt empfehlenden oder von Andern empfohlnen Fremden, die gleich in der erſten Zeit meines Aufenthalts in G's. Hauſe ſich zeigten, war auch der von G. ſelbſt beſprochene und treffend characteriſirte Runen-Antiquarius Arendt. (XXXII, 45.)

In einem Aufzuge der ſchon an den homeriſchen Irus erinnerte, obgleich Literator und mit Manuſcripten aller Art reichlich verſehen, trat er doch ohne weiteres als in einem alten langen von oben bis unten zugeknöpften Ueberrock, deſſen allſeitige tiefe Taſchen oder vielmehr Schubſäcke die unſchätzbaren Documente verwahrten, als ein omnia sua secum portans auf, machte zuerſt G. dann mich mit der isländiſchen Literatur und den Naturmerkwürdigkeiten jener Gegend bekannter; doch konnte ich keine eigentlichen ſprachlichen Aufklärungen, um die es mir zunächſt zu thun war, von ihm erhalten.

In einem benachbarten Gaſthofe einlogirt ſpeiſte er faſt jeden Mittag an G's. Tiſche, unterhielt uns mit ſeinen Reiſeabenteuern, antiquariſchen Recherchen u. ſ. w. ohne in das doppelte Spiel ſeiner Luft- und Speiſeröhre eine Pauſe zu bringen oder der andern den geringſten Abbruch zu thun. Es ſchmeckte dieſem Ausgehungerten jederzeit ſo vortrefflich, daß er eines Mals, nachdem er mit Hammelbraten und Gu kenſalat zuerſt den Teller dann den Magen reichlich gefüllt hatte, nun auch die köſtliche Brühe von Gurkenſaft und Oel und Eſſig nicht wollte umkommen laſſen. Den Teller ſchon mit beiden Händen zu den Lippen erhoben um ihn auszuſchlürfen, fiel es ihm doch noch ein für dieſe ſtudentikoſe Manier um Erlaubniß zu bitten. G. mit unnachahmlicher Bonhommie, Ruhe und Treuherzigkeit hieß ihn „ſich nur ja nicht zu geniren,“ indem er, während daß jener ſchlürfte, das Leckere einer ſolchen Miſchung von Bratenbrühe und Gurkenſaft rühmend auseinanderſetzte, und ſo den Genießer ermuthigte, ſich ganz zwanglos dem Behagen des erquicklichen Trankes hinzugeben.

Dieſe ungeſchlachte Rohheit die uns Andern, worunter auch einige junge Schauſpielerinnen waren, theils ärgerlich, theils lächerlich däuchte, discreditirte ihn jedoch bei G. ſo wenig, daß dieſer die Sache nur luſtig nahm und wie eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit aus der Diätetik der Vierfüßer anſah; ja es hielt ihn nicht ab ein andermal, als G. eben den hohen Herrſchaften einer der gewöhnlichen Vorträge über Natur- und Kunſtgegenſtände zu geben hatte, dieſen ſtrangeren Antiquar der Herzogin vorzuſtellen, und ihm zu einem Vortrage über isländiſche Natur und Alterthümer Anlaß und Erlaubniß zu verſchaffen.

Der antiquariſche Irus hatte nun ſchon zwei Wochen lang faſt täglich, oder einen Tag um den andern, die Geheimraths-Küche kennen und ſchmecken gelernt, als er zu bemerken glaubte: der Turnus der Speiſen kehre zu bald wieder und zeige wenig Abwechſelung in Gemüſen und Beieſſen. Ohne viele Umſtände begab er ſich beim Weggehen in die Küche, um die Inhaberin darüber zu conſtituiren, daß ſie ſo wenig für Veränderung ſorge. Er ſey in Schweden und Norwegen, bekanntlich kälteren Ländern als Deutſchland, gereiſt und habe innerhalb vier Wochen wohl an vierzig verſchiedene Gemüſe zu genießen bekommen. Sie möge daher auf größere Abwechſelung und Mannigfaltigkeit bedacht ſeyn.

Die amazonenhafte reſolute und mit gutem und ſchnellem Mundwerk ausgerüſtete Köchin erwiederte ihm hierauf mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit: „Nehmen Sie mir nicht übel, Herr Doctor, oder wie man Sie etwa titulirt, Sie mögen ein gelehrter und weitgereiſter Mann ſeyn, aber vierzig Gemüſe giebt es überhaupt nicht, das muß ich Ihnen nur ſagen, hier zu Lande, am wenigſten in unſerm Weimar. Nennen Sie mir doch einige, fuhr ſie etwas gelaſſener fort, die Sie wünſchen und die zu haben ſind, ſo will ich ſehen ob ich Ihnen dienen kann. Außerdem werden Sie ſich ſchon mit dem begnügen müſſen, was der Herr Geheimerath und wir alle nicht beſſer haben können.“

Da ſeine Rodomontade doch zuletzt als Ignoranz wie zuerſt als Impertinenz erſchien, mußte mein räthlicher Doctor unverrichteter Sache abziehen und hatte ſich nur in übeln Credit und Nachrede bei dieſer culinariſchen Fama geſetzt. Sie klagte es mir noch am ſelbigen Abend und erkundigte ſich angelegentlich, ob es denn wirklich vierzig Gemüſe in Schweden gäbe, woran ſie durchaus zweifele, wie ſie es denn überhaupt auch für Deutſchland in Abrede ſtelle. Da ich weder Gärtner noch Koch war, ſo konnte ich ihr keine apodictiſche Gewißheit darüber geben und tröſtete ſie nur wegen der gelehrten Inſolenz. Dieſe Geſchichte gewährte G. viel Vergnügen und bereicherte ſein anthropologiſches Cabinet mit einem ſeltenen Exemplar merkwürdiger Unverſchämtheit

b. Adam Oehlenſchläger.

Wie G. ſich die Inſolenz des wandernden Antiquarius hatte gefallen laſſen, ſo ertrug er auch andere Unarten des freilich ſchönen und liebenswürdigen Oehlenſchläger, der ſich überdieß damals als angehender aber vielverſprechender Dichter empfahl. Beinah ein halbes Jahr hielt er ſich in Weimar und Jena abwechſelnd auf, und war häufiger Tiſchgenoſſe G's. und in allen Weimariſchen und Jenaiſchen Zirkeln gern geſehen. Jetzt nur von ſeiner ſonderbaren Angewöhnung zu reden, ſo hatte er — wohl kann man ſagen — die Wuth, unverſehens ein halbdutzendmal hinter einander mit allen fünf Fingern ſchlenkernd ſo zu knacken, daß man darüber erſchrack, irgend eine Verletzung fürchtend, ja ſie beinah an ſich zu empfinden glaubend. G. ſagte eine Zeitlang Nichts dazu; als ſich aber die Sache zu oft repetirte, bat er ihn, mit freundlicher Verwunderung über die ſeltſame Gymnaſtik, in ſeinem treuherzigen und familiären Tone: „Thut mir das nicht zu Leide," oder: „laßt mir das unterwegs, Ihr wißt, daß es mir fatal iſt" und dergleichen. Die Vermahnung hielt freilich nicht lange vor, und zwiſchendurch entwiſchte doch wieder ein halber Knick oder Knack, der dann gutmüthig überhört wurde.

G. wußte nun zwar uns Andern dieſes gefährlich klingende Manöver phyſiologiſch und oſteologiſch zu erklären; es hörte aber doch nicht auf, uns, wonicht zu erſchrecken, doch zu irritiren, bis wir es gewohnt waren. Entwickelte doch im Grunde beinah ein jeder dieſer länger oder kürzer verweilenden Gäſte eine eigenthümliche Unart, von der ſich nicht immer noch ſo gut reden läßt wie von dieſer, und ſo konnten wir am Ende damit zufrieden ſeyn.

Wie gut G. alſo gegen ihn geſinnt war, hat man ſoeben geſehen und wie er von ſeinem anerkannten Talent das Angenehmſte erwarte, ſchreibt er an Zelter. [Nr. 89, S. 229.] Wie er ſeinen Aladdin wohl aufnahm, wennauch nicht alles, beſonders im Verlauf der Fabel, gut hieß; und ſeinen Hakon Jarl ſelbſt auf die Bühne bringen wollte; das Manuſcript nach Carlsbad mitnahm, es mit mir durchging, auch Zeichnungen zu den Decorationen und Coſtümen erfand und ausſuchte, an der Aufführung aber durch die politiſche Cataſtrophe von 1806 verhindert ward, [XXXI, 262; 248.] wiederhole ich hiermit aus Selbſterfahrung.

Nach Oehlenſchläger's Zurückkunft aus Italien zeigte es ſich nicht, wie G. gehofft hatte, daß er in der Kunſt zugenommen; er kam zurück, wie die meiſten Nordländer, zumal Deutſche, das heißt: „gelehrter wenn nur nicht verkehrter.“ [III. 147.] — „Er iſt einer von den Halben die ſich für ganz halten und für etwas drüber. Dieſe Nordſöhne gehen nach Italien und bringen's doch nicht weiter als ihren Bären auf die Hinterfüße zu ſtellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, dann meinen ſie es wäre das Rechte.“ [Z. Nr. 619, S. 127.]

Sein Correggio konnte G. nicht gefallen, ſchon wegen der Kotzebueſchen Tendenz des Stücks, noch mehr wegen des Kunſträſonnements das er einen Michel Angelo, Jul. Romano u. ſ. w. auskramen läßt, nicht gehauen und nicht geſtochen. Den erſtern von Farbenſchmelz in der Art reden zu hören, muß jeden wundern, der deſſen Gemälde, ſelbſt Oelbilder, geſehen hat, und ſonſt weiß wie Michel Angelo, dieſer umgekehrte Deucalion, der lebende Menſchen in Stein verwandelte, über die Malerei ſelbſt eines Raphael's urtheilte.

Nun war aber auch eine gewiſſe Unpolitik in der Art, wie Oehlenſchläger das Stück zur Aufführung in Weimar gebracht haben wollte, zum Vorſchein gekommen.

Er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das Stück war von ihm in einer Cotterie vorgeleſen worden, die Rollen waren an gewiſſe Schauſpieler vorläufig von der Geſellſchaft ausgetheilt, und nun erſt verlangte er von G. das Stück dieſer Austheilung gemäß auf die Bühne zu bringen. Oehlenſchläger wollte es ihm vorleſen; G. lehnte dieß ab, und wünſchte es allein für ſich durchzugehn. Er hatte ſeine guten Gründe dazu: denn bei einmaligem Anhören aus des Dichters Munde, wodurch man immer für ſein Werk beſtochen werden kann, auch die gehörige Erwägung des Einzelnen nicht zu leiſten iſt, riskirt man einen zu voreiligen Beifall, oder eben ſo voreilige Verwerfung und hat ſich in beiden Fällen compromittirt. Oehlenſchlägern ſchien dieſer Ausweg nicht zu gefallen, indeß ließ er das Manuſcript durch mich an G. gelangen. Er erhielt es bald genug zurück, inſoweit mit ablehnender Bemerkung, daß es G. in dieſer Handſchrift nicht wohl leſen könne, aber mit dem Wunſche es bald gedruckt zu ſehen.

Der höchſt reizbare, leidenſchaftliche Dichter fühlte ſich dadurch nicht wenig verletzt und ließ vor mir ſeiner Galle freien Lauf. Da wurde Goethen nicht nur ſein Genie und Dichtertalent rein abgeſprochen, ſondern auch ſein Character, ſein Herz mit den dunkelſten Farben geſchildert; da kam einmal über das andere der Miniſter, der Geheimrath und ſeine Kälte zum Vorſchein, und was ſonſt verletzte Eigenliebe uns an dem vermeinten Feinde auf einmal entdecken läßt, wovon wir zuvor Nichts wußten. Mein Zureden oder Ausreden wollte Nichts verfangen, und nach mehrſtündigen Expectorationen endigte der Auftritt damit, daß Oehlenſchläger an meinem Schreibtiſch auf einen Umſchlagbogen ſeinen Grimm in einigen Strophen fixirte, worin Ismene und Hyane aufeinander reimten, auch den Namen Goethe, mit und ohne Geheimrath, — wie man wohl ſonſt den Namen einer Geliebten wiederholt ſich hinſchreibt — mehrmals anbrachte, und hierauf etwas beruhigter, doch mit ſkoptiſchen Redensarten, davonging.

Doch kam er noch ſpät Abends, da er Licht in meinem Manſard-Zimmer gewahrte, wieder zu mir, ziemlich gefaßt und dem Anſcheine nach ſogar umgelenkt, um, wie er ſagte, von G. Abſchied zu nehmen. „Ob er wohl noch aufſey?“ ich möchte hinuntergehen und ihm ſeinen Wunſch vortragen. G. zwar ſchon entkleidet, nur in ſeinem Schlafrock, mochte gleichwohl den ſo ſpäten Beſuch nicht ablehnen. Ich leuchtete alſo Oehlenſchlägern bis ins Vorzimmer und entfernte mich, ſie beide allein zu laſſen. Aber ich hatte noch nicht meine Thüre wieder erreicht, als Oehlenſchläger ſchon zurückkam und mir, über die ſchnelle Expedition Verwunderten, die überaus lakoniſchen und doch anzüglichen Abſchiedsworte zu vernehmen gab: „Herr Geheimrath, erlauben Sie, daß ich dem Dichter Goethe auf ewig Lebewohl ſage.“

Am andern Morgen fragte mich G., was dem Oehlenſchläger eingefallen wäre einen ſo ganz verrückten Abſchied zu nehmen? Mit ſo mildernden Ausdrücken als möglich erzählte ich ihm von Oehlenſchläger's Aeußerungen was für den Augenblick nöthig und räthlich ſchien; worauf denn G. ſowohl über ihn als andere junge Dichter ſich ohngefähr ſo vernehmen ließ, wie er hernach durch mich an Zelter ſchrieb.(*)

Den ganzen Vorgang erwähne ich nur deswegen, weil Oehlenſchläger in ſeiner Lebensbeſchreibung die Sache nicht völlig der Wahrheit getreu berichtet, und es billig iſt, daß auch der andere Theil gehört werde.

Dergleichen Scenen, ſchon früher mit Lenz, Klinger, Bürger und Anderen vorgekommen, mögen in ähnlicher oder noch ärgerer Entſtellung ins Publikum verlautbart, zu ſo nachtheiligen Vorſtellungen von G's. miniſteriellem Weſen, von ſeiner Steifheit und Schroffheit das ihrige beigetragen haben. Die Betheiligten wiſſen ſich immer weiß zu brennen, und Schuld und Gerichtskoſten muß der übernehmen, der am meiſten in bonis hat.

e. Franzoſen und Engländer.

Wenngleich Goethe in den früheren Jahren ſich gegen die Franzoſen und beſonders gegen die franzöſiſche Literatur zu erklären Grund und Veranlaſſung fand [XXVI, 51 ff.]; ſo konnte ſein immer freier werdender Blick über Welt und Menſchen ſich einem Vorurtheil gegen ſie nicht lange hingeben, das mit dem Fortſchritt der Zeit vonſelbſt verſchwinden mußte.

(*) „Dieſer gute Oehlenſchläger hat mir perſönlich viel Noth gemacht; er wollte mir ein und allemal, aus Italien zurückkehrend, dieſen Correggio vorleſen; welches ich hartnäckig verweigerte, dagegen mich erbot das Stück für mich im Stillen vorzunehmen, worüber er ſo außer ſich gerieth, daß er ſich am Schluß noch ganz verrückt betrug. Wie ich denn überhaupt von dieſem Gezücht viel auszuſtehen hatte.“ [Z. Nr. 619, S. 127.]

gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt dann der erſte? der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloſ-

Daß er ihren verſtändigen Character zu ſchätzen, ja überall zu rühmen weiß; daß er ihrer ältern und neuſten Literatur eigene und große Verdienſte zugeſteht, nicht nur einem Corneille, Molière, Racine, Voltaire, Diderot u. a. m., ſondern auch einem Victor Hugo, Bérenger, Clara Gazul und andern; daß er ſie perſönlich ſelbſt zur Zeit der Invaſion, nicht nur zu leiden, ſondern auch ſie aufzufaſſen zu begreifen zu erklären verſtand, geht aus hundert Stellen ſeiner Schriften hervor und beweiſt ſeine Gabe zu ſondern und wieder zu vereinigen. Man vergleiche nur Bd. XXVI. 57 f.; XXXVI, 153; XLVI. 67; XLIX. 131.

Wie er nun ſie ſchätzte und ihnen artig begegnen mochte, ſelbſt wo er ſie zu tadeln hatte, ſo ſchätzten auch ſie hinwieder ihn und benahmen ſich in Beurtheilung und Würdigung ſeiner dichteriſchen und moraliſchen Eigenſchaften vielmals gerechter und billiger(*) als ſeine ehrenfeſten Landsleute, und vollends umſichtiger und weniger einſeitig als ihre Nachbarn, die iſolirten Inſulaner.

Schon eine ſociale Tugend mußte ihm die Nation ſehr empfehlen, ich meine die Höflichkeit, die, wennauch oftmals nur im äußern Schein der Humanität und Sittlichkeit beſtehend, allererſt ein geſelliges Leben leicht und erfreulich macht. Sie beruht doch auf einer ideellen Vorausſetzung der Gleichheit der Menſchen, ihrer gerechten Anſprüche auf Achtung ſchon als ſolcher, und indem ſie ſtets zuvorkommend

---

(*) Man ſehe nur die franzöſiſche Recenſion von G's. Werken im Globe 1826 Nr. 55. 64. im Auszuge mitgetheilt in G's. W. Bd. XLVI, 102 — 121.

iſt, nöthigt ſie zur Erwiederung, wodurch eine Gegenſeitigkeit des Betragens entſteht, die allein das geſellſchaftliche Zuſammenleben ermöglicht. Denn, würde man es auf das natürliche Weſen der Menſchen ankommen laſſen, wie ſie ſich gegen einander benehmen wollten; ſo möchte mehr Apprehenſion und Widerwille, als Zuneigung und Gefälligkeit zum Vorſchein kommen.

Die Höflichkeit des Herzens iſt ſo ſelten wie die Polizei des Gewiſſens, ſodaß man froh ſeyn muß, für jene eine Stellvertreterin an der Convenienz, für die andere an der ſtaatlichen Gewährleiſtung zu haben, damit nur ein halbweg menſchliches, geſittetes und geruhiges Leben in aller Zucht und Ehrbarkeit zu Stande komme.

Goethe beſaß als ein zartfühlender Menſch von Hauſe aus jenes Beides, die Höflichkeit des Herzens und die Polizei des Gewiſſens; daher wären ihm die beſonderen Formen der conventionellen Höflichkeit zu erlaſſen geweſen, „wie ihm auch die Polizei keine Vorſchriften zu geben brauchte.“ Allein auch dieſe currente Höflichkeit beobachtete er allenthalben, und indem er nicht allein die Regeln einer guten Lebensart und was man dahin rechnet ſelbſt befolgte, machte er auch jüngere aufmerkſam auf die Verſtöße dagegen, ſo im geſelligen Umgang mit Gleichen, wie im Verhalten gegen Höhere. Die Beobachtung eines Schicklichen erſtreckte ſich bei ihm bis auf das Kleinſte.

Auf unbeſchnittenes Papier, auch nur ein Concept zu ſchreiben, erlaubte er ſich kaum im äußerſten Nothfall der Eile, geſchweige denn daß er einen Brief, ein Billet, ſelbſt einem nächſten Freunde, in ſolcher Geſtalt zugeſendet hätte und ebenſowenig mit Streuſand befrachtet, — den er überhaupt nicht anwendete noch anwenden ließ — oder ſchlecht couvertirt und plump geſiegelt; daher verrichtete er letzteres am liebſten ſelbſt. Alles mußte, wenn auch nicht zierlich, doch immer nett und reinlich ſeyn, was aus ſeinen Händen hervorging.

Und ſo fehlte es ihm nie an gerändeltem oder ſonſt mit einer Filete verſehenem Papier, um durch ein Zettelchen oder Billet von wenigen Zeilen, ſauber und gefällig eingefaßt, auch dem niedern Empfänger Achtung zu erweiſen. Farbige Umſchlagsbogen mit dergleichen Bindfaden und Bändchen, nebſt feinem Siegellack und nettem Pettſchaft, characteriſirten gleichfalls den Ueberſender und ließen ihn alsbald errathen.

Namensunterſchrift, mit irgend einer kurzen oder längern Courtoisie, vollzog er jedesmal ſelber, auch bei dictirten Briefen, wie er ſie denn auch nöthigen Falls entſchuldigte.

Kurz, die Beobachtung dieſer und anderer kleinerer wie größerer Egards, über die mancher deutſche Gelehrte ſich hinweggeſetzt haben würde, auch wirklich hinwegſetzte, — wie Figura zeigen könnte, wenn man ſie nennen dürfte, — war ihm ſo zur andern Natur geworden, daß ſie ihm weder Beſinnung noch Mühe koſtete. Aber weit wichtigere, doch nicht minder, zumal heutzutage, vernachläſſigte, vielleicht ungekannte Rückſichten und Schonungen im geſelligen Leben, in der Converſation mit Einem oder Mehreren, als: Ausreden laſſen, nicht ins Wort fallen, nicht ſchon thun als wiſſe man was der Andre ſagen oder erzählen wolle, auch wenn man es weiß, daher dieſelbe Anecdote, ohne Zeichen der Ungeduld, wohl zehnmal erzählen, denſelben Witz öfter wiederholen hören u. dergl. — mit einem Worte: alles wovon uns die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und die Regel „was du nicht willſt ꝛc." abhalten würde zu thun, alle dieſe Complaiſancen fanden bei ihm Beobachtung, Anerkennung und Erwiederung.

Wenn man dergleichen Artigkeiten nur als hofmänniſche Sitten nicht als Höflichkeit des Herzens ihm auslegen, ja beinahe als Lüge zur Laſt legen will; (*) dann möchte man wünſchen die aufrichtigen Deutſchen fingen einmal an ſo zu lügen, um doch auch höflich zu ſeyn.

Wie er die Franzoſen in jenem geſelligen Betracht, in allem dem was Lebensart betrifft, ſchätzte und auf ſie als Muſter hinwies: ſo anderſeits die Engländer wegen ihres practiſchen Verſtandes, Naturerfahrungen, auch bei unzulänglicher Theorie, doch ſogleich practiſch zu nutzen und ſie dem Leben, den Künſten, den Handwerken zu Gute kommen zu laſſen, wodurch ſich jene Inſulaner vor ihren deutſchen Verwandten auszeichnen, die nur, wie ein geiſtreicher Franzoſe (**) ſagt:

„la science de tout et l'art de rien"

„von Allem die Wiſſenſchaft aber von Nichts die Kunſt beſitzen." — Jene nationale Tendenz der Engländer wußte er gehörig anzuerkennen und ſie überall zu preiſen.

(*) „Im Deutſchen lügt man wenn man höflich iſt."
Fauſt 2ter Theil, S. 101

(**) Chamiſſo.

Ihre ungefälligen abſtoßenden Seiten kannte er demungeachtet auch recht gut, und wenn er ſich gelegentlich und nur im Vorbeigehn mit einer witzigen Bemerkung darüber ausläßt, z. B. daß ſie auch auf den Aetna ihren Theekeſſel mitſchleppen müßten; oder daß etwas ein Object für ſie ſeyn müſſe, wenn ſie ſich dafür intereſſiren ſollten [Z. Nr. 582, S. 19]: ſo that ihnen dieß doch keinen Eintrag im Umgang mit ihnen, oder im freundlichen Empfang bei ſich zu Hauſe.

Den plumpen völlig ungerechten Ausfall Cooper's, ebenſoviel Unwiſſenheit als Bosheit beurkundend, und den kein Deutſcher auszupariren und zurückzuſchleudern nur das National-point-d'honneur gehabt hat, mit der Bevorwortung etwa: „Er dürfe wohl von ſeinen großen Landsleuten ſagen was ihm beliebe, aber kein Ausländer!“ — erlebte G. glücklicherweiſe nicht mehr, würde aber doch keine andre Antwort darauf gegeben haben, als:

„Nicht über Zeit- noch Landgenoſſen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andre Poſſen
Und auch Künftige über dich ſagen.“ [II. 256.]

Dergleichen Ausfälle ſind denn auch immer wieder in den verſchiedenen engliſchen Zeitſchriften anzutreffen, da unter allen Völkern am wenigſten die Engländer ſich in Character und Sitten der andern zu finden wiſſen, ja nicht einmal davon Notiz zu nehmen Luſt haben. So kommen ſie auch nach Deutſchland, dem Vorgeben nach, um Deutſch zu lernen, ſprechen aber kein deutſches Wort, ſondern ihr engliſches oder franzöſiſches Patois, und fliegen über den Rhein zurück wie ſie gekommen ſind.

Dagegen errichtete G. dem Lord Byron ein Monument, das, ſo lange ſein Fauſt nicht von der Zeit geholt wird, beſtehen dürfte, während die Landsleute des Dichters ihm ein öffentliches, ja man darf ſagen nur ein ehrliches Begräbniß verweigerten. Denn nur ſtill auf ſeinem Landgute beerdigt zu werden, während er Anſprüche hatte in der Weſtmünſterabtei neben Shakspeare Beiſetzung und Epitaphium zu erhalten, wird doch für einen Lord und Peer keine ſonderliche Ehre, noch dankbare Anerkennung für den Dichter ſeyn ſollen. (*)

Doch um gerecht zu ſeyn, nach G's. eigenem ſchönen Vorgang und Muſter, darf nicht verſchwiegen werden, daß G. auch Freunde und Verehrer „jenſeits des Canals" fand.

Ein Verein von funfzehn Engländern und Schotten, theils Dichter, theils Literaten, aber ſämmtlich Kenner und Verehrer der deutſchen Literatur und des deutſchen Meiſters, an ihrer Spitze Thomas Carlyle, Goethe's ſpecieller und correſpondirender Freund, überſandten ihm zu ſeinem Geburtstag, leider dem letzterlebten (1831) als andenkliches Geſchenk ein überaus koſtbares Pettſchaft, die Kunſtleiſtung der berühmteſten Goldſchmiede und Schmelzarbeiter Englands. Das eigentliche Siegel, ein grüner Jaspis, zeigt um einen Stern, innerhalb des bekannten Schlangenkreiſes, den Goethe'ſchen Spruch: „Ohne Raſt, doch ohne

---

(*) S. Diary illustrative of the Times of George the fourth &. &. Edited by John Galt, Esq. London. Vol. IV, pag. 231. „His clay was brought home: the foolish Keepers of Westminster Abbey refused to let it be deposited there, and it was sent off to the country, where it was „quietly inurned."

Haſt“ [III. 259.] mit altdeutſchen Verſalien eingegraben; der Griff, bequem in der Hand zu faſſen, iſt eben jene koſtbare und künſtliche Verbindung oder Vermiſchung von Gold und Email, welche das Ganze den Beſchreibungen Celliniſcher Arbeiten und dem Geſchmack des 16ten Jahrhunderts annähert. [Z. Nr. 806, S. 255; Nr. 807, S. 258.]

XV. Juden.

Da es ſcheint, daß der Name Jude bald nicht mehr gehört werden ſoll, wenigſtens nicht mehr als Nomen gentis, nur etwa als vocabulum artis, alſo techniſch gebraucht, (*) wird gelten dürfen, indem die bisherigen Inhaber alleſammt emancipirt und wonicht Chriſten doch dieſen ebenbürtige indigenatrechtsfähige Staatsbürger heißen möchten; ſo gilt es Eile, wie vor Thorſchluß, um kürzlich noch von denen zu reden, die unter der alten Firma in freundſchaftlichem geſelligem und ſchriftlichem Verkehr mit G. ſtanden, und von ihm Beweiſe der Achtung, des Zutrauens und der Gefälligkeit erfuhren.

Nach dem bibliſchen Ausſpruch: „daß in allerlei Volk Wer den Herrn fürchtet und recht thut Ihm angenehm ſey," konnte G'ns toleranter Geſinnung kein Glaubensvorurtheil gegen ſolche Qualificirte im Wege ſtehn, ja es hatten Einige ſogar ſich einer beſonderen Werthſchätzung zu erfreuen; ohne daß er deswegen „mit Iſrael auf ein und andre Art verwandt" geweſen wäre [Bd. XIII, S. 24], oder

---

(*) Wie etwa der Volksname Chaldäer in die Bedeutung eines Aſtrologen überging oder Bohémien in die von Zigeuner.

ſeine anderweitige Meinung über daſſelbe verſchwiegen hätte. (*)

Er hatte die Geſchichte der Nation, von ihrem erſten Auftreten an, zu einem beſondern und genauern Studium gemacht, das Characteriſtiſche derſelben richtig aufgefaßt, auch die merkwürdigen Eigenſchaften welche ihnen Natur, Verfaſſung und Schickſale verliehen, in das gebührende Licht geſtellt. Schon dieß beweiſt, daß er kein, ſeiner als Natur- und Geſchichtsforſcher, unwürdiges Vorurtheil gegen ſie haben konnte [XXIV, 236. 237]; wie ſie denn durch den reinen Deismus, deſſen die Aufgeklärten unter ihnen ſich rühmen dürfen, ſeinen eigenen Glaubensſätzen bereits nahe genug ſtanden, und er der Ethik eines Spinoza ſoviel zu verdanken hatte. Auch waren die Gebildeten meiſt zuvorkommender und nachhaltiger in der Verehrung ſowohl ſeiner Perſon wie ſeiner Schriften, als viele ſeiner Glaubensgenoſſen. Sie zeigen überhaupt in der Regel mehr gefällige Aufmerkſamkeit und ſchmeichelnde Theilnahme als ein National-Deutſcher, und ihre ſchnelle Faſſungsgabe, ihr penetranter Verſtand, ihr eigenthümlicher Witz machen ſie zu einem ſenſibelern Publikum als leider unter den zuweilen etwas langſam und ſchwer begreifenden Echt- und Ur-Deutſchen angetroffen wird. Frauen beſitzen jene Gaben öfter in noch liebenswürdigerer Geſtalt und ſo kam es, daß G. ſeine neueſten dichteriſchen Erzeugniſſe ihnen, einzeln oder in Geſellſchaft, z. B. in Carlsbad (1807, 1808, 1810) gern vortrug, da er immer einigen Anklang zu finden gewiß ſeyn konnte, wie ich dieſes

---

(*) Vergl. Bd. XXIII, 122 f. 149; XXIV, 236 f.; lit. Z. Nr. 179. S. 20, 21; desgl. von Knebels lit. Nachl. Bd. II. S. 360

aus eigener Miterfahrung an einer Frau von **Eibenberg**, von **Grotthaus**, von **Eskeles** und **Fließ** u. a. m. beſtätigen kann.

Mit mehreren Männern ſtand er gleichfalls in gutem Vernehmen und Verkehr, ſowohl durch die Poeſie als durch die bildende Kunſt. Der Dichter des Paria, **Michel Beer**, erfreute ſich ſeines ungeheuchelten Beifalls,(*) und ſein Drama ward in Weimar vortrefflich aufgeführt.

Den Maler **Oppenheim** förderte er durch belehrenden Rath und kunſtgeeignete Aufgaben; vor allem aber wandte er eine väterliche Liebe und Vorſorge dem jungen **Felix Mendelsſohn** zu, worüber die Briefe an Zelter(**) die rührendſten Belege geben.

Um ſo **auffallender** iſt es, daß nach ſo vielen Beweiſen mehr als wohlwollender Geſinnungen, des jungen Mannes **Vater** einen Tadel, den G. (1823) über die damalige **nazareniſche** Kunſt-Tendenz von deſſen nachherigem Schwiegerſohne (1829) ergehen läßt,(***) ſo übel empfand, daß er von dem Herausgeber des Briefwechſels (1834) die Unterdrückung dieſer Stelle **deswegen** verlangte: „weil der Künſtler ſeit jener Zeit ſich geändert und von dieſer Verirrung zurückgekommen ſey;“ übrigens aber dem Editor noch allerlei Vorwürfe über gegebenen Anſtoß, Aergerniß u. dergl. machte und für die Zukunſt mehr Umſicht anempfahl.

Die Stelle hätte, wenn auch der zur gebührenden

(*) S. Kunſt und Alterthum Bd. V, St. 1. S. 101.

(**) Vergl. Nr. 686, 732, 744, 764, 783, 828.

(***) S. Z. Nr. 414, S. 330; u. Nr. 418, S. 405; u. Nr. 674, S. 278.

ſen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! wie ausgetrocknet meine Sinnen werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige Stunde! nichts! nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten; und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmahl meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung ſetzte, fehlt; der Reitz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, iſt hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, iſt weg.

Strafe unfrankirte, zwar anonyme doch kenntliche Brief nicht post festum gekommen wäre, ſchon deshalb nicht weggelaſſen werden können, weil ſie im genauſten Zuſammenhang mit dem Folgenden ſteht, und überdieß nur das ſchon früher (1817) gedruckte Glaubensbekenntniß G's. über die „neualtdeutſche Kunſt" (*) in der Kürze wiederholt, auch durch ſpätere Aeußerungen als perennirende Ueberzeugung anzuſehen iſt.

Möge indeſſen der gute Schwiegerpapa ſich durch das was Börne und Heine über G. vor den Augen des ganzen Deutſchlands ausgoſſen, zu ſeiner Satisfaction hinreichend mitgerächt oder, wie man auch ſagt, mitgerochen haben!

Hätte man dergleichen Reclamationen, Einſprüche, Einwendungen, An- und Zumuthungen von den Betheiligten und ihren Freunden und Gevattern ſich als nur möglich vorſtellen können, und um ſie zu berückſichtigen vorerſt bei aller Welt Umfrage, ob ſie Nichts dagegen einzuwenden habe, halten ſollen: in hundert Jahren wäre man nicht mit der Herausgabe zu Stande gekommen, oder von dem ganzen Briefwechſel würde wenig mehr übrig geblieben ſeyn, als ſo unzuſammenhängende Brocken und Broſamen, wie ſie andere Briefſammlungen darbieten, am abſurdeſten jedoch die von Hegner. (**)

Demungeachtet ſollte ich bei der Redaction des von mir nur abzuſchließenden Zelter-Goethe'ſchen Briefwech-

---

(*) S. Kunſt und Alterthum Bd. I, St. 2.

(**) „Beiträge zur nähern Kenntniß Joh. Caſp. Lavater's, aus Briefen ſeiner Freunde an ihn und nach perſönlichem Umgange." Leipzig 1836, worin nicht einmal das Datum gehörig beobachtet iſt, und vieles aus verſchiedenen Briefen unter eins zuſammengebracht.

ſels noch allerlei Zumuthungen von ſich einmiſchenden Freunden und Freundinnen erfahren, wegen Auslaſſung dieſer und jener Bemerkung, ſie betreffe Perſonen oder Sachen.

Eine Dame z. B. wollte gar nicht genannt ſeyn; ihr ſchien Lob und Ehre, die ihr in dieſen Briefen widerfahren, entweder nicht genug oder überflüſſig, indem ſie vielleicht ſchon auf ihre eigene Hand ſich berühmt machen zu wollen gedachte, was ihr denn auch in der Art gelungen iſt und gegönnt ſeyn mag. Unterdeß war, wenn nicht ganze Briefe wegbleiben ſollten, ihren Wünſchen nicht zu entſprechen, und ſie muß es nun ſchon ſich gefallen laſſen, wider ihren Willen belobt zu erſcheinen.

Der Spaniol, obſchon echt und von beſter Sorte, verſchnupfte ſehr Viele, und die märkiſchen Rüben, gleichfalls echt und koſtbar, fanden keinen Abgang, ohngeachtet ſie das geiſt- und gewürzreichſte Erdproduct der ſandigen Mark ſind, und in ihrer „wohlſchmeckenden Verbindung mit Caſtanien“ [XLIV, 249] ſogar für ein Sinnbild des freundſchaftlichen Verhältniſſes von einem Märker mit einem Frankfurter gelten konnten. An dieſe patriotiſch-anagogiſche Auslegung aber dachte man nicht, und auch der engliſche Mixtpickel trug Nichts zur leichteren Verdauung bei. Vielmehr ſchabte man uns ein Rübchen nach dem andern, und erging ſich in allerlei Witzboldereien; — wie man denn ſchon aus dem Schillerſchen, von Goethe doch ſelbſt redigirten und gemeinſchaftlich mit mir durchgegangenen Briefwechſel eine ſtatiſtiſche Tabelle der darin conſumirten Lebensmittel gezogen hatte — bis es endlich einem Landsmann, der ſelbſt eine ähnliche, ſehr umſtändliche, noch mehr als Kraut und Rüben beſprechende Correſpondenz herausgegeben, einfiel, das Patrocinium für die Beibehaltung eines vollkommenſten Details in ſolchen Lebensfragen, mithin auch für jene Landeskinder, zu übernehmen und durch ſein Anſehn die Gegner zum Schweigen zu bringen.

Bei der literariſchen Geſchmacks-Anarchie die in Deutſchland herrſcht, wo der Eine dieß, der Andere jenes will, da bekanntlich de gustibus nicht zu disputiren iſt, kann man ſich auch nach keinem richten, und man thut daher nur was alle Andern thun, wenn man ſeinem eigenen Sinn und Gefühl folgt, und ich hatte vor allem noch G. genugzuthun.

Hier kam es darauf an: einmal die Geſinnungen, Meinungen und Urtheile der beiden Männer unverfälſcht, weder durch Auslaſſen geſchwächt, noch geſchärft durch Parallelſtellen, wie ich gekonnt hätte, zu veröffentlichen, ganz wie ſie es gewollt hatten; ſodann von ihren characteriſtiſchen und individuellen Eigenheiten, die man an den Lebenden gewohnt war und ſich hatte gefallen laſſen, weil ſie zu ihrer Erſcheinung ja zu ihrer Totalität [II, 279] gehörten, auch nach dem Tode Nichts abzudingen, oder durch Milderung zu entſtellen: denn es waren Menſchen, wirkliche, keines Scheinkörpers ſondern energiſcher Leibhaftigkeit, die alſo auch eines ſchmackhaften Biſſens und guten Trunkes ſich gelegentlich erfreuen mochten, wie andere Erdenkinder, und, was noch mehr iſt, eines kräftigen Spaßes dazu. Warum ſollte, ſtatt ihres Selbſtportraits in tüchtigem Marmor-Relief, eine ſchwache blaſſe Skizze mit Silberſtift auf Pergament gegeben werden? G. hatte bei ſeinem erſten Erſcheinen ſchon ſich von der Meinung des Publikums emancipirt, (*) ſein

---

(*) Vergl. Götz v. Berlichingen Bd. VIII. S. 107; XLII. S. 138. Vergl. XXVI, 141; III, 267 ganzes Leben hindurch in dieſer Unabhängigkeit erhalten, ſollte er noch zuletzt vor einem qu'en dira-t-on ein ſcheues Bedenken tragen?(*) [XLVII, 226.]

Ich wußte und weiß beſſer, was G. wollte und von mir erwartete, als alle jene die über den ſchlecht redigirten Briefwechſel weniger aus eigener Einſicht als nur einer dem andern lämmerartig nachklagen, (**) und laſſe mir kein graues Haar **mehr** darüber wachſen.

Wie wenig eigenes Urtheil die Menſchen haben, ſieht man daraus, daß ſie die Urtheile anderer wiederholen. Was ein Recenſent, ein Journaliſt ſagt, wird von tauſend Leſern oder Hörern nachgeſprochen. Das heißt dann öffentliche Meinung, Stimme des Volks, vox populi, gilt wohl gar als vox Dei, während es oft nur das hunderttauſendfache Echo eines Narren- oder Schelmenwortes iſt.

Seit 60 Jahren und darüber ſchreiben Juden und Chriſten den unvernünftigſten, ehrenrührigſten Klatſch, Lügen und Verläumdung über G., den man trotz alles Geredes „von und über ihn" nicht kennt, und Er ſollte nicht einmal ſoviel Recht haben, ſeine wahre, vernünftige, durch den Erfolg nur zuſehr beſtätigte Meinung über Verirrungen in Kunſt und Wiſſenſchaft auszuſprechen? eine Meinung die man nun ſchon allgemeiner von Andern ausgeſprochen vernimmt, die das Nazarenerweſen in der Kunſt mißbilligen.

Was wäre denn die gerühmte mit Gut und Blut er-

(*) „Gegen die Critik kann man ſich weder ſchützen noch wehren, man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt ſie ſich nach und nach gefallen." [Bd. XLIX, S. 61.]

(**) z. B. im Phönix von 1837, Nr. 10. S. 39 f.

rungene Preßfreiheit, wenn ſie nur wieder zu einem Privilegium und Monopol für Journaliſten und ihre Helfershelfer umſchlagen ſollte, und kein anderer Menſch ſeine eigenen Gedanken rein und wahr ſelbſt äußern dürfte, ſondern erwarten müßte, ob ſie ihm von andern abgehorcht, abvermuthet, entſtellt und verbrämt, als Anecdoten, hiſtoriſche Mährchen in der Welt circulirten, und in Feuilletons und Tabletten von Haus zu Haus colportirt die Maſſe des über ihn Erlogenen und Unwahren nur zu vermehren dienten?

Iſt es erhört, iſt es erlaubt, daß ein Jude, ein Frankfurter Schutzjude, einem Frankfurter Edlen, dem erſten Dichter der Nation, auf den ſie ſtolz zu ſeyn Urſache hat, dem ſie Monumente errichten will, ins Angeſicht, und vor aller ſeiner Mitbürger Augen und Ohren ſagen und es gedruckt der Nachwelt hinterlaſſen darf:

„Seit ich fühle, habe ich Goethen gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich warum?"

Doch! Ein Jude kann Alles;(*) ein Narr darf Alles. Es ſcheint daher unnöthig nach ſeinem Warum zu fragen; aber es iſt in anderer Art nützlich es zu wiſſen. Ex ungue leonem! Alſo:

„Weil er anders denkt als ein Börne; weil er kein deutſcher Patriot iſt, da er in 50 Bändchen nicht eine Zeile für die deutſche Freiheit geſchrieben; weil er der größte Egoiſt des Jahrhunderts iſt." —

Wie? was? noch ein größerer als Börne? — Doch wohl! — in wiefern? — „da er ſonſt nicht das größte künſtleriſche Genie hätte ſeyn können." —

(*) Denn „er ſchämet ſich nicht und grämet ſich nicht." [3. Nr. 51, S. 387.]

Ja freilich iſt Börne weder künſtleriſches Genie, noch Genie überhaupt, wenn man ihn auch „unendlich witzig" findet, aber darum nichts deſtoweniger der bornirteſte Egoiſt.

Die Nation, der dieſer Börne mit Leib und Seele angehört, hat von jeher die anders Denkenden gehaßt. Die Intoleranz iſt von ihr geboren worden und in alle Welt ausgegangen. Ihr angeerbtes und anerzogenes odium adversus omnes alios hostile gilt (*) ſchon über dreitauſend Jahre. Ihr theocratiſcher Egoismus hat es verſtanden die übrige Welt nur einzig für ſie ſelbſt und ihre Geſchichte einzunehmen; die Thaten und Leiden anderer Völker aber, deren Verdienſte um Wiſſenſchaft und Kunſt in den Hintergrund, ja ganz in Schatten zu ſtellen; die Religion und Moralität derſelben zu verdächtigen und zu verſchreien; die bildende Kunſt vollends bei ihr ſelbſt und im Keime ſchon zu erſticken, und deren Geburt bei Andern durch Einſchränkung zu verkümmern und zu verbutten; die Vorſchritte in allen Naturwiſſenſchaften, zuvörderſt der Aſtronomie und Coſmogonie, aufzuhalten, zu verſpäten und den Einfluß ihrer verſtändigen Forſchungen und vernünftigen Reſultate in das geiſtige und ſittliche Leben der chriſtlichen Völker, durch die Autorität eines inappellablen Orakels zu hintertreiben; den Aufſchwung der nationalen Induſtrie durch Accapariren des nervus rerum zu hindern, zu lähmen, und ſowohl Regenten als Regierte lange Zeit in einer Abhängigkeit von ihr zu erhalten, (**) wodurch ſie ſelbſt zwar verhaßt aber

---

(*) Tacitus Histor. V, c. 5. Juvenal. Sat. XIV.

(**) Vergl. Mouvement des Idées dans les quatre derniers Siècles &c.

unentbehrlich, zwar verachtet aber geſchont blieb, ſodaß noch jetzt manche Provinz, manches Reich ſogar, an der freien Bewegung ſeiner Glieder, der leichten Circulation ſeiner Lebenskräfte gehindert, wie unter ſchwerem Alpdruck, ein träumeriſches Daſeyn hindämmert.

Und bei dieſer ſchmarotzerpflanzenähnlichen Exiſtenz, womit ſie viele Jahrhunderte hindurch den übrigen Nationen geiſtig und leiblich aufgeſeſſen hat und noch aufſitzt, verlangt ſie, ohne eigenes Vaterland, Patriotismus von ihren Brodherren? für ihre Intoleranz, die Nichts gelten läßt, eine Toleranz, die ſich Alles gefallen laſſe?

Der erſtere wäre freilich ſchon längſt, aber gegen ſie, auszuüben geweſen; die andere genießen ſie immerfort und bereits im Uebermaß, wie Figura zeigt.

Was will Patriotismus heißen bei Menſchen, die kein Vaterland haben? Warum haben ſie es verlaſſen? warum nicht wiedererobert? „Haben's halter ſo beſſer:“ denn dort im alten Canaan fräßen ſie einander auf, hier aber nur Andre.

Der Jude iſt jetzt ſelber ein Proſelyte des Thors, ein Inquiline, und was hat es den zu kümmern, wie ſein Hausherr ſich in ſeinen vier Wänden arrangirt hat oder ferner arrangiren will? Woher nimmt er das Recht ſeinem Wirthe den Text und auch den Leviten zu leſen?

Iſt dies nicht geradeſo, als wenn die Miſtel den

---

par le Baron Massias. Strasbourg, 1837 Nr. 129, pag. 42, wo von einer famille de rois, rois du commerce et de l'industrie, ayant leurs Sceptres dans leurs caisses &c. die Rede iſt, wobei man an eine europäiſche Pentarchie, als Pentalpha oder magiſches Pentagramm, zu denken unwillkührlich veranlaßt wird.

Eichbaum der ſie trägt und mit ſeinen feinſten Säften nährt, haranguiren wollte, daß er ſich keinen freiern Platz im Walde zu ſeiner Exiſtenz ausgeſucht, wo er nicht von ſeinen Nachbarn incommodirt werde; oder daß er ſeine Aeſte und Zweige beſſer ausſtrecken und ſich gegen die Eingriffe der Nächſten mehr ſträuben und ſperren ſolle?

Das allerluſtigſte aber iſt der Widerſpruch, daß er erſt den Patriotismus deſiderirt und hernach behauptet: der Deutſche könne, dürfe und müſſe keinen haben. Wahrlich die Deutſchen laſſen ſich viel gefallen, aber nie von ihres Gleichen, immer müſſen es Ausheimiſche ſeyn: Römer, Juden, Engländer u. ſ. w.

Klingt dieſer Widerſpruch doch faſt wie von der Straße, wenn ein Betteljunge, den andern ſchimpfend, die gebrauchte Titulatur, als noch zu gut für jenen, wieder revocirt!

Woher und wozu alſo dieſes ſich an den Laden legen, wo man Nichts zu ſagen hat und Nichts bedeutet?

Es iſt dieß auch nur eine der vielen Anmaßungen und Zudringlichkeiten die jenes Geſchlecht von jeher ſich erlaubt, wenn man ihm nur den kleinen Finger gewährt. Es iſt das gleißneriſche Heranſchleichen an die Geſinnungen, Intereſſen und Wünſche der Chriſten, um zuletzt ſich darin feſtzuſetzen und jene daraus zu vertreiben.

Wie ſie bereits im alten Heidenthum ſich zu anſcheinend vollſtändigen Heiden zu raccommodiren wußten,(*) um von deren Fleiſchtöpfen zu profitiren; ſo ſuchten ſie in neuerer Zeit ſich den Chriſten gleichzuſtellen, durch Annahme

---

(*) S. Martial. VII, ep. XXIX, Persius V, 184, und daſelbſt die Ausleger.

ihrer Sitten und Lebensweiſe, und um ſich ganz aufgeklärt und vorurtheilsfrei zu erweiſen, hatten ſie Herz genug auch in Schinken und Wurſt einzubeißen, und ſo den etwaigen Unterſchied völlig auszulöſchen. Und nun äußerlich ſo den Chriſten aſſimilirt, ja manchmal zum Verwechſeln gleich, wie Doppelgänger, — ſodaß es gefährlich bleibt gegen einen der wie ein Bruder in Chriſto ausſieht, ſich über einen Judaiten auszulaſſen, da jener ſelbſt einer ſeyn kann — prätendiren ſie auch die völligen Rechte derſelben, welche den Chriſten ſelber nicht einmal alle zukommen.

Durch die bisher vergönnte Theilnahme an der intellectuellen und äſthetiſchen Bildung, welche die Chriſten mit Mühe ſich hatten erwerben müſſen, und nur durch Mithülfe der griechiſchen und römiſchen Heiden im Stande geweſen waren den alten jüdiſchen Sauerteig in etwas los zu werden, fühlen auch ſie ſich wohlfeilern Kaufs in den Stand geſetzt mit den geiſtigen Mitteln ihrer Wirthe ebenſo zu operiren, wie ſchon längſt mit den irdiſchen Moyens, um am Ende auch darin zu Gläubigern derer zu werden, deren Schuldner ſie hätten bleiben ſollen. Nun wenden ſie die geiſtigen Waffen gegen die Chriſten, gegen die Erſtgeburten des deutſchen Genies; und nicht nur den Poeten, auch den Wiſſenſchaftern kann eine ägyptiſche Cataſtrophe in figürlichem Sinne drohen: denn die goldenen und ſilbernen Gefäße der Intelligenz haben ſie bereits auch abgeborgt, und wiſſen ſie vortrefflich zu ihrem Vortheil und Genuß zu gebrauchen.(*)

(*) Vergl. G's. Werke Bd. XXIII, S. 122, f. u. 149. desgl. Knebel's lit. Nachlaß Bd. II, S. 360. J. Nr. 844, S. 387.

In der That, es iſt keine üble, keine ſchlechte Spekulation, von Paris aus den Deutſchen den Patriotismus ganz auszureden, ſie einzig auf Humanität und Cosmopolitismus zu inſtradiren: die Deutſchen verlören dabei Nichts an ihrer geiſtigen Tendenz und das Volk Iſrael gewönne an leiblicher Subſiſtenz. Es iſt wahrlich ein Vorſchlag zur Güte, ein Vorſchlag, der ſich nicht nur ſo hören **läßt**, der gehört werden **muß** um ihn ganz zu würdigen, weil er zuletzt dahin führen könnte wohin bereits vor 35 Jahren der Plan eines Rabbi, Hof- und Kammeragenten geführt haben würde, wenn Gott nicht durch ein kleineres Uebel, die Schlacht von Jena, ein größeres verhindert hätte, die Begründung einer franzöſiſchen Univerſalmonarchie.

Dieſer Plan des Herrn Iſrael Jacobſohn in Braunſchweig, wurde, in einer Bittſchrift, franzöſiſch und deutſch gedruckt, und in vielen tauſend Exemplaren gratis vertheilt, dem Kaiſer Napoleon zu Genehmigung und Ausführung vorgelegt und war folgenden jüdiſch-patriotiſchen Inhalts:

„Um die deutſchen Juden glücklich zu machen, müſſe ein ſouverainer Jüdiſcher Rath, mit einem Patriarchen an der Spitze, in Frankreich niedergeſetzt werden; müſſe die ganze jüdiſche Gemeine Communauté (hier ſoviel als Nation) in Diſtricte getheilt werden, von denen Jeder ſeinen eigenen Synod beſäße, der unter Aufſicht der franzöſiſchen Regierung und des ſouverainen Jüdiſchen Raths in allen gottesdienſtlichen Angelegenheiten — eine ſehr elaſtiſche Rubrik! — entſchiede, und die Rabbiner ernennte; müſſe der ſouveraine Rath (in Frankreich) die Gewalt haben, jedem Juden die nöthige Autoriſation (le-

Ein einzig weibliches Geſchöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; ſie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie ſagen, der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt es nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüßte niemand ſo fein zu loben, als ich (und zu lügen, ſetzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verſtehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B . . . reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freywillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie. —

O ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleine Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollte ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammeln.

dispenses) zu ertheilen, um in allen Ländern die Bürgerpflichten zu erfüllen (folglich die Bürgerrechte zu genießen)." (*)

Alſo auf einen Staat im Staate, auf einen jüdiſchen in jedem chriſtlichen, noch mehr, außer dem hierarchiſchen noch auf einen theocratiſchen war es abgeſehen, und bei dieſer exigeanten Einquartierung hätte der Hausherr nur einen Augenblick Ruhe gehabt und wäre nicht bei dem erſten beſten Anlaß von einem oder dem andern, wenn nicht gar von beiden zugleich, zur Thüre hinausgeworfen worden? (**)

Sollte ein ſolcher Gedanke nicht unſterblich ſeyn? Sollte was einmal gedacht worden, nicht auch wieder gedacht werden können? Vorſicht iſt die Mutter der Weisheit.

Das Prinzip aus dem die ganze Nation hervorgegangen, aus dem ſie gehandelt hat und fortwährend handelt, iſt indelebel; alſo denke man nicht Mohren weiß zu waſchen, auch durch die chriſtliche Taufe nicht, wie man etwa im Mittelalter den foetor judaicus dadurch zu tilgen glaubte;

(*) S. Freimüthigen von 1805, Nr. 164; u. Darſtellungen und Characteriſtiken aus meinem Leben, von Dr. G. Merkel, 1r Bd. S. 275.

(**) „Es iſt gut, daß die Juden nicht ebenſoviel Heldengeiſt als Handelsgeiſt haben, ich wäre am Ende nicht ſicher, daß ſie mich in meinem Taxiſchen Haus blockirten." — Worte des Fürſten Primas zu Bettinen.

„Dem Braunſchweigiſchen Judenheiland ziemt es wohl, kein Volk anzuſehen wie es ſeyn und werden ſollte; dem Fürſten Primas iſt aber auch nicht zu verdenken, daß er dies Geſchlecht behandelt, wie es iſt, und wie es noch eine Weile bleiben wird." — Goethe an Bettinen. S. Gö. Briefw. mit einem Kinde, 1. Theil, S. 205 u. 206.

aber man ſtalle ſich mit ihnen ſo gut man kann,(*) und ſtelle ihrem Egoismus, um ihn zu contrebalanciren, wenigſtens ebenſoviel entgegen, wennnicht mehr noch: denn „auf Einen Schelmen" gehören eigentlich „anderthalbe." [Bd. II. 235].

Wenn die verſchiedenen Völker der Welt als eine große Familie in der großen Gottesſtadt anzuſehen ſind, ſo haben die gebildeteren Mitglieder das Recht und das Intereſſe an der Bildung der roheren wie an der Beſſerung der verwahrloſten zu arbeiten, nicht aber ſich von ihnen harceliren noch tyranniſiren zu laſſen, alſo weder von Barbaren noch von Juden. An den erſtern wird verſchiedentlich gearbeitet, an den letztern iſt ihr Dünkel und was daraus folgt, zu dämpfen. Das geſchieht nicht durch plötzliche und allgemeine Emancipation, ſondern durch ein allmähliges Avancement nach Verdienſt und Würdigkeit.

Und dieſer wahnwitzige Fanatiker — an Leſſing's Huſſiten-Prediger gemahnend, dem man für den Kelch nur die Freiheitsmütze zu ſubſtituiren braucht — iſt der bereits canoniſirte Heilige und Schutzpatron des Jungen-Deutſchlands! deſſen Mitglieder, der Sage nach, aus lauter Bekennern der moſaiſchen Lehre beſtehen.(**)

Die gemäßigtern zwar ſuchen ſeine beiden Naturen zu trennen und, während ſie den Wahn verfliegen laſſen, halten ſie ſich an den zurückbleibenden Witz.

Aber der Witz einer an Dünkel und Neid laborirenden Seele kann kein geſunder Mutterwitz ſeyn, ſondern nur

---

(*) Vergleiche G's. Werke Bd. XXIII, S. 177 f. u. 159. coll. Zelter's Briefw. Nr. 844, S. 387.

(**) S. Hannoverſche Zeitung von 1836, Nr. 5, S. 36.

ein Afterwitz, obſchon ihn eine Dame ſeines Geſchlecht- und Glaubens ſo unendlich fand, daß es ſcheint, ihre vorgegebene Liebe und Verehrung gegen Goethe ſey in dieſem Abyſſus, „in dieſer unendlichen Tiefe der Leere,“ zu Grunde gegangen.

Uebrigens iſt es ſehr merkwürdig und ein Zeichen der Zeit, daß die Deutſchen, denen vor etwas mehr als hundert Jahren aller Witz gänzlich abgeſprochen wurde, gegenwärtig deſſen ſo viel und ſo allgemein haben, daß über dem Witz der Verſtand verloren zu gehen ſcheint.

XVI. Freunde.

Man wirft Goethen vor, er ſey ſeinen ältern Freunden Lavater, Stolberg, Jacobi nicht treu geblieben und das Verhältniß habe ſich ſchnell abgekühlt. Schnell nun wohl nicht, aber allmählig allerdings.

Einmal wäre dieß eine ſehr natürliche und daher gewöhnliche Erſcheinung, da Entfernung durch Raum und Zeit uns ſchon aus dem nächſten Rapport mit unſern Freunden ſetzen, und der Mangel unmittelbarer Anſprache und augenblicklichen Verkehrs uns um die Kenntniß deſſen bringt, was eben jetzt dem Freunde am intereſſanteſten wäre zu wiſſen. [G. an Lavater Nr. 38. S. 141.] G. ermahnt daher Lavatern, der an alle Welt ſchrieb, ihm doch manchmal zuſchreiben, was er mache, damit man ſich lebendig bleibe, mit einander fortlebe; und wünſcht, daß ſie nicht ſoweit auseinander wären, und er alle Jahre ihn nur auf acht Tage haben könnte. „Denn es bleibt die Entfernung, da wo wir uns ernſtlich und herzlich auszudrücken wünſchten, ein Hinderniß, die Mittelglieder, die Hilfsglieder unſerer Gedanken, die ſich in der Gegenwart ſo flüchtig wie Blitze wechſelſeitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen zu können.“

Noch mehr aber bringen veränderte Lebens- und Studienrichtung, daraus entſpringende andre Anſichten und Maximen, eine Disparate der Meinung hervor, die ſich in der Jugend des Verhältniſſes, wo jeder noch im Werden war, nicht ſo hervorthun konnte. Die Männer veruneinigen ſich bekanntlich um der Meinung, die Frauen um der Erſcheinung willen.

Fühlte doch auch Schiller,(*) daß durch die Entfernung ſeines Freundes W. von **Humboldt**, der auf zwei Jahre nach Paris ging, ſein Verhältniß ſchon ſich ändern könne und werde, und gab es wohl intimere Freunde als dieſe?

Goethe erklärt ſich über dieſe nach und nach entſtehende, obgleich früh ſchon vorbereitete Lauigkeit, nicht Kälte, aufrichtig und zugleich mit edler Schonung des Entfremdeten.(**)

Wer hätte auch mit Lavater länger harmoniren können, wenn er den geiſtlichen chriſtlichen Cophta ſpielend ſich am liebſten für Chriſtus ſelbſt halten mochte? [XXVI. 296.] Sind nicht auch alle ſeine früheren Verehrer und Schüler von ihm abgefallen? [S. Hegner's Beiträge ꝛc. S. 243 — 252. u. 320 — 324.]

Wer mit Jacobi? dem die Natur Gott verbarg [XLV. 292. 293.]; der alſo weder Gott in der Natur, noch die Natur in Gott zu ſchauen und zu erkennen vermochte, ſodaß ſein theures Ich nicht in dieſem Du ſich ſpiegeln konnte.(***)

(*) Schill. an G. Nr. 298, S. 87, coll. Nr. 307, S. 111.

(**) S. Bd. XLV m. 141 ff. XXVI, 296; XXIX, 109 f. — 115 f.

(***) Jacobi's auserl. Briefw. Bd. I. Nr. 118. 158. Dennoch spricht

Wer mit **Stolberg**? der überhaupt zu den Männern gehörte, „die durch das beſtändige Schleppen mit Weibern abgeſponnen werden wie ein Wocken“ [XLIX, 82]; aus deſſen weicher leicht umzubildender Natur G. ſchon früh die nachherige Metamorphoſe in den Catholiken ahndete; (*) der nicht gern mit Naturaliſten umging, und deswegen auch zu **Morizen**, Goethens Freund und Anhänger, kein Verhältniß haben wollte; (**) der den Wilhelm Meiſter verbrennt, bis auf das ſechſte Buch; (***) der gegen den Enthuſiasmus für die Alten eiſert, und mit gemeinem Chriſtenſtolz auf die Tugendhaftigkeit der Heiden herabſieht und das Sprichwort auf ſie anwendet, daß ſie aus **Noth** Tugend gemacht hätten, worüber ihn ſelbſt ſein Buſenfreund **Jacobi** zurechtweiſt; (†) der endlich dem Plato eine **beſondere** chriſtliche Offenbarung nur deswegen zuſchreibt, weil er vernünftige Gedanken hat. Als wäre nicht was **vernünftig** iſt auch chriſtlich, obſchon nicht alles Chriſtliche **vernünftig**! [XLVI, 22 f. Schill. Nr. 126.]

Sollte G. etwa in der ſchwärmeriſchen Liebe zur Gräfin Auguſte von Stolberg verharren und aus einer anfänglichen **Confidente** ſie gar zu ſeiner Seelenbraut erkieſen? Sie, eine geborne Reichsgräfin, und Er nur **Dr. Juris**, zwar Poet und Chriſt, aber nicht Graf?

G. über beide, **Jacobi** und **Lavater**, ein leztes aufklärendes, ausgleichendes und verſöhnendes Wort in der neuen Quartausgabe Bd. II, Abth. II, S. 651.

(*) [S. Bd. XXX, 121. XXXII, 178, XXXIII, 159.]

(**) **Jacobi's** auserl. Briefw. Nr. 171. S. 502.

(***) Schill. Nr. 194.

(†) **Jacobi's** auserl. Briefw. Nr. 226, Nr. 227

„Lieb' und Leidenſchaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig ſiegen.“ [IV, 290.]

Und dieſes hat geſiegt wie der letzte Brief an Auguſte ausweiſt.

Nachdem ihn in Weimar der Ernſt des Lebens nicht nur ergriffen, ſondern gepackt, und aus dem poetiſchen verliebten Müſſiggang in die ſtrenge Laufbahn des Geſchäftlebens und Hoftreibens gebannt hatte, als es hieß: hic Rhodus, hic salta! als er mit dem Genie nicht überall ausreichte, allein nicht mehr auskam, ſondern bei dem Philiſter in die Schule gehen mußte, und auf alle Fälle zu lernen hatte, und zwar nach ſeiner Weiſe d. h. practiſch durch eine an den Gegenſtänden in der Natur ſelbſt gewonnene Belehrung; wo er im Lande ſogut wie in der Kanzlei Beſcheid wiſſen mußte, und es daher an Reiſen, Beſichtigungen, Unterſuchungen nicht fehlen ließ, um ſich von allem anſchauliche Kenntniſſe zu erwerben; wo ganz andere Intereſſen, Sorgen, Leiden, Mühen ihn umſtellten, und gleich einem edlen Hirſch umgarnten, da blieb nicht viel Zeit und Luſt übrig ſich mit entfernten Freunden auszuſchwätzen und weitläuftige Correſpondenzen zu führen, wohl gar vorübergehenden Unmuth über Feld zu ſenden. [3. Nr. 550.]

Er hatte ſich in zwei Rollen zu theilen, die ſich nicht in Einer Perſon zugleich abſpielen ließen, den Miniſter und den Dichter.

Jener gehörte dem Staat und dem Fürſten, dieſer ihm ſelbſt an und ſeinen Freunden. Pflicht und Neigung im Conflict, ſuchte er vor allem jener zu genügen und drängte die Neigung ins Herz zurück, auf ſeine Mußeſtunden ſie vertröſtend.

Dieſes Verhältniß, das ihm mehr Schweigen als Reden auferlegte, dauerte ſo lange bis er ſein dem Fürſten gegebenes Wort einlöſen konnte und das gerechte Verlangen, ſein angebornes Talent gründlich auszubilden, billiger Weiſe nicht mehr abzuweiſen war.

Sich ſelbſt zu retten, das edle Pfund und Pfand der Natur das Gott ihm gegeben, nicht nur zu erhalten, ſondern auszubilden, zu ſteigern, zum Beſten ſeiner Zeitgenoſſen zu verwenden, war nunmehr ſeine einzige, ſeine brennende Sehnſucht, ohne deren Befriedigung er zu Grunde gegangen wäre.

Er hatte ſich ſeinen Freunden ſchon lange mehr oder weniger entzogen; weil er ſich in ſich ſelbſt fertig zu machen und die Mittel zu ſeinem Zweck zu gelangen vorzubereiten hatte; nun erſt, nach zehn Dienſtjahren, entfernt er ſich heimlich, ohne Vor- und Mitwiſſen ſeiner Freunde, [XXVII, 5; ii. 240.] in das gelobte ihm längſt verheißene Kunſtland Italien, in das er wie Moſes in das ſeinige bisher nur von fern geſchaut hatte, um endlich ſein tiefſtes Menſchen- wie Künſtlerbedürfniß zu befriedigen und ſowohl vollendeter als Künſtler, wie als Menſch gebildeter und ſeinen Freunden in neuer verklärter Geſtalt willkommner zurückzukehren. [Br. an und von Merck, Nr. 130.]

Aus den nach ſeiner Wiederkunft aus Italien bekannt gewordenen Aeußerungen über ſeine Freunde und zwar ſeine nächſten, erhellt ſchon, daß er, auch im ſchlimmſten Falle, glimpflicher über ſie und ihre Sachen urtheilte, als ſie über ihn und die ſeinigen. Wie er im Leben zu ſagen pflegte: „er denke nicht über Perſonen die er liebe,“ ſo geht auch aus dem wenigen Urtheil über ſie hervor, daß er ſie geliebt haben müſſe und das hat er auch durch That bewieſen.

Von ihrer Seite ſcheint dieſes nicht ganz der Fall: denn ſie urtheilen, mit und ohne Kennermiene und Recenſentenpoſitur, weder über ſeine Perſon noch über ſeine Werke in der gerechten billigen und glimpflichen Art, wie ſie es in jedem Betracht verdienen.

Selbſt **Schiller**, der den Namen G's. Freund zu heißen verdienen will [Briefw. Nr. 178, S. 78.] weiß doch manchmal in ſeiner Critik ſich ein gewiſſes Aſcendant über ihn zu geben [Nr. 842, coll. 488, u. 546; desgl. an v. **Humboldt**, Nr. 1., S. 429 ff.] das demjenigen weh thun muß, der da ſieht und ſonſt weiß, wie es auch mit dieſem Geiſte beſchaffen geweſen. Gleichwohl hat man noch in der neueſten Zeit das Verhältniß von G. zu **Schiller** ſo verſtellen wollen, als wäre dieſer der ſtarke, auf ſich ruhende, jener der ſchwache, kleinmüthige und der Erweckung, Ermunterung und Erkräftigung bedürftige geweſen. Der Briefwechſel weiſt gerade das Gegentheil aus. Man vergleiche nur wenige Nummern, um zu ſehen wer von Beiden der Schwache [Nr. 263.] Kleinmüthige, Niedergeſchlagene, [Nr. 239.] Zuermunternde [Nr. 230, 382.] zu heißen verdient.

Von **Herder** iſt kaum ohne Aerger und Rüge zu ſprechen, ſelbſt wenn man ſeine Kränklichkeit und den daraus entſpringenden üblen Humor in Anſchlag bringt: denn eine 60jährige üble Laune iſt gleich einer **andern Natur**; und wenn man ſo dem Inhaber die Fähigkeit abſprechen müßte ſie zu beherrſchen, ſo verfiele er in eine üble Nothwendigkeit, die ihn ſeiner Verdienſte und aller Zurechnung berauben würde.

G. zog nicht dieſe Conſequenz, ſondern behandelte ihn völlig als einen Kranken, dem er vieles, ja alles nachſah, indem er auch den Einfluß in Anſchlag brachte, den deſſen nächſte leidenſchaftsvolle Umgebung auf ihn ausübte; daß er aber dadurch nicht angemuthet wurde, gerade den Krankenwärter zu machen, ſondern ſich von dem malade imaginaire zurückzog, wird man ihm nicht übelnehmen dürfen. G. war noch die letzte Minute freundlich offen, ja vertraulich gegen ihn, ward aber mit froſtiger Hand zurückgeſtoßen.

Auch Knebel iſt, anfangs wenigſtens, nicht frei von unbilligen, ja ungerechten Urtheilen über G's. Naturell, Character, Schriften;(*) welches bei ſeinem von Hauſe aus unruhigen, durch kein eigentlich entſchiedenes Talent, noch durch eine beſtimmte Thätigkeit fixirten Weſen, auch bei der ſtärkern Wahlverwandſchaft ſeiner lyriſchen Natur zu Herder und Paul Richter, weniger zu verwundern iſt, deren Einfluß er ſich nicht ganz zu entziehen wußte. Doch löſchte er dieſe Uebereilungen durch ſpäterhin erneute und verſtärkte Anhänglichkeit und Treue wieder aus, und man iſt verſöhnt, indem dieſe Lucreziſche Natur die Anfälle einer partiellen Tollheit durch längere lucida intervalla in Vergeſſenheit bringt und die urſprünglich geſunde Conſtitution des Geiſtes und Herzens durchblicken läßt.

Nun wird man aber ſagen: zwar die öffentlich gewordenen Aeußerungen G's. ſind freilich von der Art, daß ſie ſeinen Character in ein vortheilhafteres Licht ſtellen, als den ſeiner Freunde; die heimlichen aber, die an verſchwiegene

---

(*) S. deſſen Brief an Lavater bei Hegner S. 133 f. u. liter. Nachlaß Bd. II. S. 318; Bd. III, S. 60—66; 375 ff. 478.

Die Sonne geht herrlich unter, über der ſchneeglänzenden Gegend; der Sturm iſt hinüber gezogen, und ich — muß mich wiede meinen Käfich ſperren — Adieu! Iſt Albert bey Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Am 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und ſtöbert, und fröſtelt, und thaut; ha! denk ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden, als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag; erwehr ich mir niemahls auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, worum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, worum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Nahme, Freudigkeit, Erhohlung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung.

Vertraute abgegebenen, werden wohl anders lauten und er wird ihnen Nichts geſchenkt haben.

Hier kann ich aber verſichern, daß ich binnen beinah 30 Jahren nicht ein einziges Urtheil über ſie vernommen, das, wennauch nicht immer lobend und beifällig, ihnen perſönlich nicht hätte bekannt werden dürfen.

Ueber Herder verlautete gar nichts was über das bereits Veröffentlichte in G's. Biographie [XXV, 297 ff.] und den Briefen an Zelter [Nr. 269, S. 337.] hinausginge und mehr als ein Bedauern und Mitleid mit dieſer krankhaften Natur ausſpräche, oder nicht einen großen Theil jener Mißſtimmung auf ſeine körperlichen Uebel oder auf ſeine Umgebung ſchöbe.

Selbſt gekränkt aufs tiefſte, wie in der letzten Unterredung mit ihm, die G. ſelbſt erzählt, [A. in Q. II, II, S. 364 f.] keine Luſt es irgend zu erwiedern, nur die ſchöne Schilderung ſeiner in dem Maskenzuge. [IV, S. 38—44].

Ueber Schiller kein Tadel, keine Rüge, nur Wahrnahme und ſchonende Bemerkung der Verſchiedenheit beider Naturen [Schill. Nr. 205], gewiſſer Eigenthümlichkeiten ſo als Menſch wie Dichter; heitere Erwähnung kleiner Streitigkeiten über dramatiſche und theatraliſche Fälle und Erforderniſſe. [Bd. XLIX, 96.] Nicht einmal Empfindlichkeit über Schiller's oft unbarmherziges Zuſchneiden Goethiſcher Stücke für den Bühnengebrauch, vielmehr ein völliges Gewährenlaſſen. [Z. Nr. 446, S. 22 f.]

Daß G. die Räuber, Cabale und Liebe, Don Carlos und anderes nicht durchaus und unbedingt loben und billigen konnte, wird jeder zugeben, der Welt und Menſchen einigermaßen kennt, und darüber mit Welt- und Hofleben einverſtanden iſt, daß auch der Dichter gewiſſe Convenancen nicht aus den Augen ſetzen darf, die einmal hergebracht und wohlbegründet ſind und deren Beobachtung mit zum Coſtüm jener Sphären gehört, die der Dichter zu ſchildern vornimmt. Seine Gedanken darüber hat G. öffentlich in ſeinen Schriften geäußert, [XLIX, 176; XLV, 18 f; ii. z. Naturw. I, I, 91.] und was er ſonſt noch im Geſpräch gelegentlich und à propos darüber zu vernehmen gab, war nicht von ſtärkerer Art, im Gegentheil, durch die perſönliche, mündliche, ihm eigene Anmuth womit er es mehr hinwarf oder zu verlieren ſchien, denn als Machtſprüche der Critik accentuirte, ſehr gemildert.

Mögen Andere anders darüber denken, ſo wird ein eigenes ſelbſtſtändiges Urtheil doch auch G. freiſtehen, um ſo mehr als etwas das ſeiner ſittlichen und äſthetiſchen Natur zuwider ſeyn mußte, ihn doch keineswegs zu einem minder liebevollen Betragen umſtimmen konnte. Der Schmerz, den er über Schiller's Verluſt empfand, iſt ſo aufrichtig und tief, die Lücke die dadurch in ſeinem Beſtreben und Wirken entſtand, und die er nicht wieder auszufüllen vermochte, zu offenkundig, als daß nicht G's. Liebe und Verehrung zu Schiller auf das unzweideutigſte daraus hervorleuchten ſollte. Bis auf ſeinen eignen letzten Lebensmoment war das Andenken an ſeinen Freund liebevoll und lebendig.

G. hat das Glück gehabt, indem er ſeine Freunde überlebte, **Herder**, **Schiller**, **Wieland**, ein Ultimatum über ſie abzugeben das alle frühere Differenzen auslöſcht.

Wie herrlich ſpricht er ſich nicht über alle drei aus in dem Maskenzuge bei Anweſenheit der ruſſiſchen Kaiſerin Mutter! [Bd. IV, 33 ff; 38 ff; 56 ff.] Ueber **Wieland** noch insbeſondere durch eine in der Freimaurerloge auf ihn gehaltene Rede die ihn in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit porträtirt. [Bd. XXXII. 233 ff.]

Ueber Schiller ſowohl in dem ebengenannten Maskenzuge, als in den ſchönen Stanzen zur Aufführung der Glocke; in ſeinen Lebensconfeſſionen und Briefwechſel mit Zelter; zuletzt noch in Eckermann's Xenophonteiſchen Memorabilien.

Dagegen bleibt auf ewig unverändert, was jene über G. geurtheilt haben: Wieland's ſchwankender Enthuſiasmus und launenhaftes Schmollen in den Briefen an Merck und den nachgeſchriebenen Heften des Ubique; Herder's und ſeiner Gattin neidiſcher Ingrimm, wie er ſich in den Briefen an Knebel(*) ausſpricht.

Schiller's Quengelei an G's. genialen Naturwerken, weil ſie nicht in ſeine Kantiſchen Categorien paßten, in jener beiſpielloſen Correſpondenz zwiſchen ihm und Goethe, wo das Uebergewicht des naiven Dichters über den ſentimentalen nur von blindem Parteigeiſt verkannt und umgekehrt werden konnte. G's. kaum zu merkende Empfindlichkeit über Schiller's endloſes Meiſtern am Meiſter iſt bald verwunden, durch ſpäteres Einlenken [Nr. 206.] wieder begütigt, ja ganz in Vergeſſenheit gebracht. Nach Schiller's Tode kommt kein Wort über ſeine Lippen das eine Unzufriedenheit verriethe, noch weniger in die Feder. Der Tod verſöhnt nicht nur, er verklärt auch, und der anders Denkende erſcheint nun als leitender Genius des Lebens, dem er nur zu verdanken, nicht nachzutragen hat. [XLVII, 168.]

(*) S. v. Knebel's liter. Nachlaß Bd. II. S. 270—273. u. S. 348—350.

Schiller's Verhalten zu G. ſteht in alle Ewigkeit ſo für die Nachwelt da, wie es ſich ſowohl in dem Briefwechſel mit G. als mit W. von Humbold darlegt; und ſeine Stanzen an G. über Mahomet enthalten, ſtatt gebührenden Lobes, ungerechten Tadel, der um ſo unbilliger iſt, als Schiller doch mit G. über Zweck und Abſicht einer ſolchen Bearbeitung des franzöſiſchen Trauerſpiels einverſtanden war und zur Aufführung die Hand bot.

Goethe und Schiller.

Es iſt ſehr viel über Beide, ihr Verhältniß zu einander, ſowohl in freundſchaftlicher Beziehung als in Abſicht auf ihre dichteriſche Bedeutung, geſagt worden, daß es überflüſſig ſcheint es noch vermehren zu wollen, ſofern man nicht etwas ganz Neues zu ſagen weiß. Man iſt im allgemeinen bald gegen den einen bald gegen den anderen ungerecht und parteiiſch oder „vor dem einen gegen den andern blind;“ (*) doch weit mehr gegen G. Schiller hat in neuerer Zeit mehr Gönner gefunden als früher im Leben und gleich nach ſeinem Tode, wo die Partei ſeiner Gegner noch triumphirte. Jetzt iſt es umgekehrt. Schiller iſt länger todt, und dadurch ſchon canoniſirt. G. muß erſt durch das Fegefeuer der deutſchen Journaliſten und kritiſchen Anſtalten hindurch, um zu derjenigen beneidenswerthen Unſterblichkeit zu gelangen, wo man ihn nennen wird, ohne weiter etwas von ihm zu wiſſen. Es iſt natürlich, daß dabei ſubjective Intereſſen einwirken.

Ich habe gefunden, daß kräftige geſunde Menſchen ſich immer eher an G. als an Schiller behagten, und daß kränk-

---

(*) Wie Guſtav Schwab in Schiller's Album bemerkt.

liche, verſtimmte, ſentimentale ſich allemal zu dieſem letzteren hinneigten: Schillern glaubten ſie durch Mitleid und Theilnahme noch etwas ſchenken und gewähren zu können; der reiche G. ſchien ihnen deſſen nicht zu bedürfen.

Ergeht es Beiden doch faſt wie Achill und Hector, wo ſich zehn für den armen Hector erklären werden, gegen Einen, der dem Liebling der Götter die größern ἀριστεία zugeſteht. Die Menſchen wollen und müſſen Mitleid und Protection ausüben, weil ein Jeder derſelben bedürftig iſt.

Aber man ſollte nur ehrlich und offenherzig ſeyn und ſich zu Vor- und Abliebe bekennen und nicht mit Unparteilichkeit prahlen, die dem Menſchen nun einmal nicht gegeben iſt.

Ich geſtehe daher gleich aufrichtig, daß ich auf allen Seiten ein Uebergewicht G's. zu finden glaube.

Vom Dichter will ich jetzt noch nicht reden, nur von der Perſönlichkeit, dem Character, ihrer öffentlichen und geſelligen Erſcheinung und wie ſie dabei ſich ausnehmen.

G's. Geſundheit des Leibes und der Seele zeigte ſich in einer kräftigen, impoſanten Geſtalt, in einem herrlichen Sprachorgan. Seine muntere, geniale Laune, ſein treffender aber nie beleidigender Witz, und ſeine herrlichen Vergleichungen zogen unwiderſtehlich an und vermittelten das Geſpräch.

Schiller, weder an Geſtalt, noch an Haltung ſo vortheilhaft erſcheinend, obſchon groß, auch freundlichen, milden, man könnte ſagen, warmen Blicks, doch nicht angenehmen Sprachorgans, mehr docirend als converſirend, oft ſarcaſtiſch und mehr ſatyriſch- als eigentlich humoriſtiſch-witzig, wie ſchon aus den Xenien Beider erhellt, die an dieſem Merkmal faſt allein ſchon zu unterſcheiden ſind.

Wenn man in dem Schiller-Goethiſchen Briefwechſel von vorn herein ſich erbaut fühlt durch Schiller's richtige Auffaſſung G's. nach ſeiner poetiſchen Natur, und durch die Verehrung die er ihm bezeigt; ſo wird man in einem der ſpätern Briefe [Nr. 370] überraſcht, durch die mit einmal wieder auftauchenden Quengeleien und Nörgeleien über den Meiſter, — den er nach Zelter's treffendem Ausdruck in Cabinetsſtücke zerpellte [Nr. 656.] — die zuletzt doch auch G. ungeduldig machten, wie er [Nr. 265, S. 180.] ahnden läßt, und mir hernach ausdrücklich eingeſtand. Denn obgleich G. ſonſt bemerkt: „daß ein ächtes Kunſtwerk productiv mache;“ ſo war es doch ſeltſam, daß Schiller dieſe in ihm erregte Productivität an dem fremden Kunſtwerk ſelbſt zu Veränderungen deſſelben theoretiſch anwendete, ſtatt ſie in eigner Schöpfung zu bethätigen. Man wird überraſcht durch andere Deſiderata und Deſideranda in dem ſonſt belobten Hermann. Endlich aber ſieht man ihn ſich völlig emancipiren und an der Iphigenia ſich ganz wie G's. Jugendfreund Derones, [XXIV. S. 169.] d. h. wie der Fuchs-Recenſent gegen den Knaben mit der Taube in G's. Parabel [II. 215.] oder wie der Criticus Schuhu in den Vögeln [XIV. 87.] gebärden. Da rupft er was heraus, da will er Schwungfedern einſetzen, da vermiſſet er dieß, da jenes, da wird das ganze Ding kahl; es iſt am Ende kein Drama, auch kein Epos. [Nr. 396, S. 391.] Wozu denn überhaupt es aufführen? G. hatte es nicht gerade verlangt, vielmehr an der Möglichkeit der Aufführung gezweifelt [Nr. 689. 694. 806.] Wunder, daß Schiller nicht auch noch Muſik, entfernt oder nah, angebracht wünſchte,(*) weil er einmal an dieſer Idiopathie Behagen zu finden ſchien, ſodaß er wenig Stücke geſchrieben hat, worin nicht Muſik vorkäme. Don Carlos, Wallenſtein, Johanna, Tell liefern Beweiſe für jene Behauptung.

Uebrigens iſt es merkwürdig wie von jeher ſoviele an dieſem Stücke zum Ritter werden wollten, und noch wollen. Schon damals war es J. H. Voß, der die ganze Iphigenie in metriſcher Hinſicht umcorrigirte, um den deutſchen fünfſüßigen Jambus dem griechiſchen conform zu machen, und ſie ſo metarhythmiſirt mit wahrhaft Voſſiſcher Naivetät dem Autor ins Haus brachte!

Schiller's Verfahren muß einen umſomehr unwillig machen, wenn man bedenkt was G. für ihn und an ihm gethan hat: wie er doch ſelbſt von G. gelernt zu haben geſteht [Nr. 372, S. 347.] wie er ohne G. nicht der theatraliſche Dichter geworden wäre [Nr. 400, S. 8. 9.]; wie ſchonend G. Schiller's Sachen beurtheilt [XLV, 114.], und wie ſehr ihm dieſer für die verlangte nähere Kenntniß des Theaters und deſſen Forderungen(**) zu danken hatte; wie G. ihm, dem nicht ſo gelehrten, weniger beleſenen, von Natur- und Kunſt faſt nur durch Hörenſagen unterrichteten [Nr.

(*) Etwa bei dem verlangten Erſcheinen des ſcythiſchen Heeres, da denn transoraniſche oder Janitſcharen-Muſik ſich gut ausgenommen haben müßte! S. Nr. 809, S. 82 f.

(**) Nr. 842, S. 148, coll. 488, S. 273; wogegen S. für ſich excipirt was er an G. tadelt, Nr. 809, 821. 488, S. 273; wie er denn mitunter ſehr obſtinat war und von ſeiner Meinung nicht abzubringen. Man vergleiche nur die Briefe die von Iffland's Vorſtellung des Pygmalion handeln, Nr. 451 — 457. und G's. Bemerkung in der Quartausgabe Bd. II. II. 651.

331. 751. 763.], poetiſche Stoffe, um die er immer verlegen iſt [Nr. 391, S. 366.], finden hilft und ſelbſtgefundene freiwillig und großmüthig abtritt oder überläßt [Bd. XXXI, 187.]; wie er ihn zum endlichen Abſchluß des Wallenſtein treibt [Nr. 384.], durch deſſen Aufführung ſein Ruhm wächſt, aber auch ſein Selbſtgefühl ſteigt, daß er als Mitredakteur oder Redigent der Theaterſtücke ſeine Scheere an G's. Stücken walten läßt, obſchon er ſelbſt in ſeinem letzten, dem Tell, nicht zu Rande kommen, und kein Ende finden kann, ja noch ſeinen Demetrius in zu großer Breite anlegte. [XXXI, 193.]

Das Schönſte aber iſt doch, daß Schiller zuletzt in einem ungedruckt und alſo wohl unterdrückt gebliebenen Briefe an Hrn. v. H. unter dem 17. Februar 1803, auf den ſich der folgende Nr. LIII. als revocirend bezieht, ſich über die Unthätigkeit G's. aufhält, während dieſer im Stillen an ſeiner Eugenie arbeitet und nur – – endlich einmal durch Erfahrung gewitzigt! — auch Schillern ein Geheimniß daraus macht. [XXXI, 92.] Hätte er es doch öfter gethan; wir würden mehr von ihm aufzuweiſen haben! Aber G. „war ja eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden,“ wie ihm S. ins Angeſicht ſagt. [Nr. 846.] Er mußte das freilich wiſſen.

Und für alles dieß, für alle dieſe Tugenden der Humanität, der Menſchen- und Nächſtenliebe, der Freundſchaft und Theilnahme, der Geduld und Entſagung ꝛc., was wird ihm? Angefeindet von allen Seiten, nicht nur im Leben, nochmehr nach dem Tode, und zwar in allen Beziehungen gilt er Nichts, er iſt kein Menſch, kein Chriſt, kein Genie, kaum ein Talent, kein Deutſcher, kein Patriot. Ein Unſittlicher iſt er, ein Schwacher, Fauler, der beſtändigen Aufreizung bedürftig, dem Künſtlerneid unterworfen.

Schiller dagegen iſt Alles, er iſt der Abgott der Jugend, der Liebling der Frauen, das Orakel der Alten, die Begeiſterung des Kriegers in Schlachten und Erſtürmungen, die Deviſe und der Wahlſpruch der debattirenden Republikaner, der Reſpect der Franzoſen, Engländer und Italiäner. Er iſt der wahre Deutſche — Philoſoph und Dichter in einer Perſon und Incarnation — und es wäre zu verwundern, wenn er nicht in der Folge noch größere ins Allgemeine gehende Wirkungen haben ſollte, die ihn wie einen zweiten Hermann zum Befreier Deutſchlands ſtempelten.

Er iſt die kräftigere Natur, die Goethe's erſchlaffter aufhilft, der ihn ermahnt und antreibt, während aus dem Briefwechſel ſich das Gegentheil ergiebt, [Nr. 612, S. 119.] und ſelbſt im ſtrengſten Sinne die Einwirkung und der Beiſtand gegenſeitig und zu gleichen Theilen ſtattfindet. [Nr. 338.] Die Erfolge aber fallen entgegengeſetzt aus: denn Schiller philoſophirt oder theoretiſirt zuerſt, und endigt mit Produciren; Goethe, der zuerſt producirte, ſchließt mit Theoretiſiren. So kehrt ſich alſo das Verhältniß um, und es entſteht die Frage wer dabei gewonnen!

Iſt ja ein Unterſchied, ſo liegt er in den äußern Umſtänden, die Schillern mehr begünſtigten. G. konnte ſeinen unermeßlichen Reichthum des Selbſtgedachten, Erfahrnen, Beobachteten, womit ſein früheres Leben, noch mehr die Reiſe nach Italien, der Feldzug u. ſ. w. ſeine vielfachen Studien ihn ausgerüſtet hatten, nicht an den Mann bringen, verhindert theils durch die allgemeine Ungunſt der Zeit, die bereits angeſäuert von dem revolutionären Levain, mit

Manchmahl möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigne Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemahls recht iſt. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den ho-

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publicums entſchuldigen zu können.

ganz andern politiſchen Intereſſen beſchäftigt ſich um Kunſt und Natur wenig bekümmerte; vielmehr an Unkunſt und Unnatur den größten Gefallen fand, ſodaß G. mit ſeinem reinen Streben ſich zwiſchen einen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt ſah; [S. zur Naturw. Bd. I, Heft I, S. 90—92.] theils durch die Lebhaftigkeit ſeines Antheils an allem was ſich ſeiner Betrachtung darbot; mehr aber noch durch die vielen Zerſtreuungen und Abhaltungen, die ſeine Lage und Amtspflicht ihm bereiteten. Er war ein Ball, den eine Stunde der andern zuwarf [Schill. Nr. 271.] und in ſeinem eigenen Zodiac herumgenöthigt. [Nr. 437.]

Nur abgeriſſenes Geſpräch konnte er mit der Muſe pflegen, während Schiller zu Hauſe, in aller Gemächlichkeit, ohne Störung oder Ausübung anderer Pflichten, ſeine äſthetiſchen Criſen abwarten, bald ſeinem Hange zur Reflexion bald zur Poeſie folgen mochte, und bei dem kurzen und ſchmalern poetiſchen Hausrath, [Nr. 7, S. 25 f.] mehr Werke zu Stande bringen als er ſelbſt hoffen durfte, hätte nicht G. ihm beim Wallenſtein wahre Hebammendienſte geleiſtet, und durch glücklich geförderte Erſtgeburt alle nachfolgenden erleichtert.

Ganz falſch iſt daher, was von G's. Künſtlerneid geklatſcht wird(*) und ſeiner Aeußerung, daß Schiller nie etwas Erträgliches in dieſem Fache liefern werde. Vielmehr ſchreibt er an Meyer: „Von Wallenſtein habe ich nun drei Acte gehört, er iſt fürtrefflich und in einigen Stellen erſtaunend. Ihn aus ſeiner jetzigen freien Form auf die Beſchränktheit des deutſchen Theaters zu reduciren, iſt eine

---

(*) Im Literaturblatt von 1838, Nr. 226

Operation von der ich noch keinen deutlichen Begriff habe,(*) und die ſich nur mit einer grauſamen Scheere wird machen laſſen." (**) Ferner: „Schillern hoffe ich noch das Vorſpiel zu entreißen. Sein Zaudern und Schwanken geht über alle Begriffe; dafür hat er aber auch noch ein paar Motive gefunden, die ganz allerliebſt ſind." Endlich: „Schiller iſt auch fleißig aber auf ſeine Art, wobei ich noch nicht ſehe wie Wallenſtein fertig werden ſoll." — Er wird es endlich, durch G's. unablaſſendes Ermuntern und Treiben, [Nr. **612.**]; und nun ſchreibt G. an Meyer: „Schiller iſt kaum von Wallenſtein entbunden, ſo hat er ſich ſchon wieder nach einem neuen tragiſchen Gegenſtande umgeſehen, u. ſ. w."

Schiller glaubte wegen ſeiner philoſophiſchen Bildung Goethen zu überſehen und ein Aſcendant über ihn zu haben; welches doch keineswegs der Fall war.

Schiller fühlt ja ſelbſt den Schaden, den das Studium der Philoſophie und ſein ewiges Theoretiſiren ihm in der Production brachte [Nr. 7, S. 27; Nr. **40**, S. 99.], und wie alle ſeine Figuren nur Gedankenweſen ſind, die erſt durch glückliche Individualität der Schauſpieler Leben Wahrheit und Wirkung bekommen, (***) während für G's. Dichtun-

---

(*) Schiller ſelbſt nicht, vergl. Nr. 236, S. 252; Nr. 292, S. 68; Nr. 383.

(**) Wie es Schillern mit ſeinem Don Carlos erging. Vergl. Nr. 821, S. 112 mit G's. Brief an Körner, in Döring's Briefſammlung Nr. 653, S. 266.

(***) Hatte doch ſchon W. v. Humboldt ihm zu verſtehen gegeben, daß er an den weiblichen Characteren im Don Carlos zwar nichts gefunden, was er nicht wahr nennen möchte, aber doch bliebe ihnen ein ſchwer zu beſtimmendes Etwas, ein gewiſſer **Glanz**, der ſie von eigentlichen Naturweſen unterſcheide." — Alſo eine Art Appretur, wie bei Seidenſtoffen!

gen ſich wenig Schauſpieler finden laſſen, welche uns die ſtille natürlich=ſittliche Schönheit ſeiner Hauptperſonen zur Anſchauung bringen.

Wäre Schiller ein ganzes Genie geweſen, ſo hätte er der Philoſophie, das heißt eines Syſtems, nicht bedurft. Hatten Homer, Sophokles, Shakspeare ein philoſophiſches Syſtem? ſpricht nicht die wahre Weltweisheit, Kenntniß des Weltlaufes und des menſchlichen Herzens, aus ihnen, wie ſie in keinem Compendium ſteht?

Auch G. hatte keine Philoſophie,(*) das heißt keine andere als ſelbſt gefundene, und was er von Kant, Fichte und Schelling angenommen zu haben ſcheint, ſind Grundſätze auf die er von ſelbſt und unabhängig d. h. durch philoſophiſchen Inſtinkt, gekommen, und nur durch jene von ihrer anderweitigen Begründetheit verſichert worden.

Sagt oder geſteht doch Schiller ſelber: der Dichter ſey der wahre Menſch und der beſte Philoſoph nur eine Caricatur dagegen. [Nr. 40.] Nun, wenn dem ſo iſt, ſo wäre Schiller als Poet ſchon mehr als der beſte Philoſoph geweſen. Vielleicht aber hat ihm gerade dieſe Verbindung des Poeten mit dem Philoſophen ex professo die Hälfte von jenem entzogen und das Compoſitum um ſoviel leichter gemacht, wie manche Stoffe durch ihre chemiſche Verbindung an ſpecifiſchem Gewicht verlieren.

Dem ſey nun wie ihm wolle, mag Schiller als Dichter größer geweſen ſeyn, weil er die Poeſie auch commandiren konnte, d. h. „durch die Gewalt des Nachdenkens (der Re-

---

(*) Wozu ihm das Organ fehlte, wie er ſelbſt geſteht, [zur Naturw. und Morph. I, II, S. 103 ff.] und deren er auch bei ſeiner intuitiven Natur nicht bedurfte [Schill. Nr. 4, S. 17; Nr. 185, S. 133; Nr. 817, S. 97.]

flexion) manches zwang was beim Dichter unbewußt und freiwillig entſpringen ſoll," [A. in O. II, II, 654.] G. erſcheint als Menſch um ſoviel liebenswürdiger, weil er ganz neidlos den Freund auf alle Weiſe fördert, leiblich und geiſtig, ſich mit ihm freut und mit ihm trauert, ihn zugleich wieder tröſtet und ermuthigt, ja nach ſeinem Tode noch des Dankes und der Verehrung kein Ende weiß.

Jemehr der Briefe von G. noch an das Tageslicht kommen, die um oder nach Schiller's Zeit geſchrieben worden, oder ſonſt Nachrichten auftauchen — ich bin gut dafür — ſie werden, indem ſie Schiller's Ruhm und Ehre gewidmet ſind, nicht weniger zu G's. eigenem Ruhm und Ehre gereichen und endlich jenem Gerede ein Ende machen.

Das Rathſamſte wäre nun wohl: beide Dichter zuſammen für Einen gelten zu laſſen. Wie man den **Menſchen** auch nicht anders haben kann als in zwei Hälften, Mann und Weib; ſo werden wir wohl auch den **Dichter** nicht anders haben als in zwei Geſtalten, G. und S., die einander ergänzen. [A. in O. II, 2, 650.] Wer nicht damit zufrieden iſt, und noch erſt den Poeten der Poeſie erwartet, der ein geſchlechtloſer Engel ſeyn muß, — der möge einſtweilen einen um den andern vergeſſen:

„Das iſt die Kunſt, das iſt die Welt
Daß eins ums andere gefällt." [III, 127.]

XVII. Umgebung.

Man hat in der letzten Zeit mitunter die Klagen vernehmen müſſen, G. ſey ſchlecht umgeben geweſen; welches wohl ſoviel heißen ſoll: die Perſonen welche Zutritt zu ihm hatten und ſeines Umgangs gewürdigt wurden, ſeyen von keinem Werth und Belang und tief unter ihm geweſen. Nun möchte von einem täglichen und perſönlichen Umgang mit völlig ebenbürtigen Geiſtern, ſeit Schiller's Hintritt, wohl freilich nicht die Rede ſeyn können; aber an Perſonen von Geiſt, Geſchmack, Gelehrſamkeit und Kenntniſſen aller Art, von ungewöhnlicher Bildung und feinem Betragen, fehlte es ihm nicht, die abwechſelnd, Tag um Tag ihn beſuchten — wie ein Canzler von Müller, die Hofräthe Soret, H. Meyer, Vogel u. A. m. — ausgezeichnete Fremde aller Nationen nicht gerechnet, die von Zeit zu Zeit nach Weimar kommend ihm ihre Aufwartung machten, und von denen er denn ſowohl zu erfahren, zu lernen, als ihnen Belehrung und Mittheilungen aller Art zu machen wußte. In dieſem Wechſel von Geben und Nehmen, in dieſem fortdauernden Austauſch von Ideen und Thatſachen beachte er ſeine geſchäftfreien Stunden auf das heiterſte und offenſte zu, und nie erſchien er liebenswürdiger als in dieſer Converſation mit ſeinen Hausfreunden; keineswegs allein das Wort führend, noch in einerlei Geſpräch verharrend, ſondern mit ſchicklicher Abwechſelung der Materien, indem bald von Kunſt und Wiſſenſchaft überhaupt, bald von den neueſten Erzeugniſſen in derſelben, ſeiner gegenwärtigen Lectüre und Studien, bald von Leben und Weltweſen und Neuigkeiten des Tags die Rede war, wobei denn auch manche luſtige Anecdote aus eigner oder fremder Erfahrung zur Sprache kam.

Will man eine ſolche Umgebung ſchlecht nennen — er ſelbſt urtheilte doch anders, wenn er den ihn zunächſt berührenden Perſonenkreis wie ein Convolut ſibylliniſcher Blätter anſieht [Z. Nr. 530.] — ſo bleibt faſt Nichts übrig als zu glauben: die Herren Kläger hätten die Anmuthung gehabt, ſich ſelbſt als eine beſſere Geſellſchaft in Vorſchlag zu bringen. Die Repräſentanten des Jungen-Deutſchlands und ihre Suppleanten wären ohne Zweifel eine geiſtreichere feinere Companie für ihn geweſen; ſie hätten gewiß den alten Ariſtokraten zum Proſelyten, wenn auch nur des Thors, gemacht, im Fall es ihnen auch nicht gelungen wäre, ihn an ihre Spitze zu ſtellen und zu thätigem Einſchritt für die Freiheit Deutſchlands zu bearbeiten.

Aber der alte Heide war nicht ſo ſehr Heide, um nicht voll chriſtlicher Geſinnung der Obrigkeit unterthan zu bleiben, die Gottes Ordnung iſt. Er ließ immerhin ſich einen **Fürſtenknecht** [XLVII. 239.] ſchelten, ſtatt der Knecht derer zu ſeyn, die ihn nur zum Rädelsführer ihrer Partei erkieſt hätten, um einſtweilen unter ſeiner Firma erfolgreicher zu wirken.

Das verdroß ſie, und darum und daher die wiederholten Vorwürfe, von Egoismus, Ariſtokratismus, von Unpatriotismus, von Nichtsthun für deutſche Freiheit und Unabhängigkeit: — Vorwürfe in die ſogar ſein Stuhlfolger in der deutſchen äſthetiſchen Hierarchie miteinſtimmte; obwohl derſelbe ſein Leben lang auch Nichts für dieſes neue Idol gethan hatte, als Geſpenſter der mittelaltrigen Kunſt heraufzubeſchwören, durch deren Präſtigien endlich der ſchwere Sieg über die andern Dämonen mitbewirkt werden mochte. Da er aber in der Folge nur als Doctrinair ſich in Novellen und keineswegs im Reellen erging, ſo haben Andere um Andere die Tribüne eingenommen, doch ohne nahmhaften Erfolg und „was erſt eine Flotte ſchien iſt nach und nach zerſtoben.“

Verehrer.

[illegible] weiß daher nicht wie man immer von der allgemeinen Anerkennung, Verehrung ja Vergötterung, die G. genoſſen haben ſoll, ſprechen oder vielmehr nur ſchwatzen kann; zeige man uns doch das Wie und Wo.

Leſſing ſchon hatte ſich gegen Werther wie gegen den Goetz erklärt [Z. Nr. 596. 598. 629.] und hielt den Namen Genie, gegen ihn ſelber gebraucht, für eine mit Ohrfeigen zu regalirende Beleidigung. [Z. Nr. 802.]

Nicolai hatte den Werther lächerlich gemacht; und ein Ungenannter(*) die Stella als einen Criminalfall behandelt, und durch einen hinzugefügten ſechſten Act den Fernando als Schurken ins Zuchthaus an die Karre gebracht. [A. in D. I, S. 138.]

Goethe's beſte Sachen, Iphigenia und Taſſo waren lange heraus, ohne daß ein Menſch Notiz davon nahm, höchſtens etwa ein Literatus, oder Schulrector, um ein Programm darüber zu ſchreiben.

Dagegen überragte Schiller's Ruf und Ruhm bei

(*) Derſelbe, der Leſſing's Nathan „den Mönch von Libanon“ entgegenſtellte, Joh. Georg Pfranger, Hofprediger zu Meiningen. † 1790.

weitem die Renommé von G. Wer die Jugend und die Frauen für ſich hat, der hat immer den größten Vortheil, und das war Schiller, der die Würde der Frauen ſang und die keuſcheſte Muſe beſaß. [Vergl. Correſp. Nr. 221.]

Der Verfaſſer der Räuber, des Don Carlos, des Fiesko, hatte die ſämmtliche Univerſitäts- und Gymnaſialjugend für ſich; letztere ließ ſich ſogar einfallen, ſelber die Räuber im Freien zu ſpielen oder zu naturaliſiren.

Und vollends, nachdem Wallenſtein aufgetreten war und endlich Tell erſchien, und die politiſchen Beziehungen zu denen beide Anlaß gaben, allgemein empfunden wurden, war und blieb Schiller der Held des Tages.

Hatte doch Schiller ſelbſt ſeinem Freunde geſchadet, indem er den Egmont durch eine ungehörige Critik discreditirte, und ſodann durch eine, mit der Scheere nur, vorgenommene Bearbeitung für die Bühne verſtümmelte um nicht zu ſagen verhunzte.

Das anfängliche Präconiſiren G's. von den Schlegeln und Tieck ausgehend, wollte demnach nicht viel beſagen; da es einmal nicht ganz aufrichtig wenigſtens nicht abſichtslos gemeint war, und durch die gleichzeitige Oppoſition der Kotzebue'ſchen Partei niedergehalten, wennnicht paralyſirt wurde. Zuletzt ging es ſogar ins Widerſpiel über, indem Novalis ein chriſtliches Anathem über den Heiden ausſprach; Er dagegen als Heiliger canoniſirt, Friedrich Schlegel als erſter lebender Dichter ausgerufen wurde.

Wilhelm Meiſter befriedigte Schillern ebenfalls nicht und fand nur in gewiſſen Kreiſen Beifall und doch nur theilweis.

Das einzige Gedicht, welches noch am meiſten ein ſogenanntes Glück machte, weil es mit dem Zeitintereſſe zuſammentraf, war Herrmann und Dorothea; dennoch gilt es nicht einmal für eine Zeile zur Befreiung Deutſchlands geſchrieben!

Alles was nach Schiller's Abgang von G. herauskam, fand nur hier und da Freunde und Beifall; auf das Gros oder Grob der Nation war es ohne Einfluß.

Die Wahlverwandtſchaften thaten nirgends wohl, und überall weh, weil ſie ein faules Fleck der Zeit berührten, doch mit äſthetiſcher Schonung, das Unheil nur wie in einer magiſchen Cryſtallkugel erblicken laſſend, da man über ein halbes Seculum zuvor ganz unbewunden, mit dürren Textworten von Halle'ſchen Canzeln dagegen geprediget hatte.(*)

Ein falſcher Jünger G's., ſeinen „Meiſter“ verläugnend, nannte ſie ſogar Qualverwandtſchaften; doch inſofern nicht unrecht als ſie ein böſes Gewiſſen quälen konnten, aber die künſtleriſche Catharſis waltete doch darin als diſtributive Nemeſis.

„Aus meinem Leben“ ward der Eitelkeit und Verſchönerung verdächtigt, das erklärende „Dichtung und Wahrheit“ von aller Welt parodirt und beſpöttelt, die geheime Ironie aber, die durch das Ganze zieht, mit Nichten verſpürt.

Der Divan galt für durchaus zeitwidrig und unpatriotiſch; fand aber nichtsdeſtoweniger rivaliſirende Nach-

---

(*) Siehe Joachim Langens, oder: der Theologiſchen Facultät zu Halle, Anmerkungen über Chr. Wolffens Metaphysicam rc. nebſt deſſen gründlicher Antwort. Caſſel 1724. pag. 72. Antwort ad §. 1.

hen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannte Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt; Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

Am 20. Februar.

Gott ſegne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ahmer: wie die Deutſchen überhaupt immer auf Surrogate oder Selbſtfabrikate raffiniren, um doch ſagen zu können: anch' io son pittore, oder das kann ich auch!

Epimenides ging, wie ein Traum vom Traume, unverſtanden „über die Breter ſo die Welt bedeuten," und mit einem hämiſchen Xenion für den Dichter, daß er, vornehm und bequem ſchon längſt, ſich nun bequemt auf vornehme Manier auch patriotiſch zu ſeyn(*) auf den Weg entlaſſen, und zwar von einem berühmten Reimcollegen, deſſen Geiſte jedoch — nach Art der Fliegen — eine völlige Verdünſtung und Verſtäubung in — Reime bevorſteht, die er auch zu ahnen ſcheint, wenn er ſingt:

„Geiſt genug und Gefühl in hundert einzelnen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind oder wie Perlen im Gras;
Hätt' ich in Einem Gebild es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zerſplitterter nur."(**)

Die Wanderjahre wurden durch frommen Betrug in eine pfäffiſch-moraliſche Parodie verfälſcht; die wiſſenſchaftlichen Werke aber, wie: Metamorphoſe der Pflanzen, und Zur Farbenlehre, von den Zunftgenoſſen vornehm ignorirt, ja letzteres völlig in den Skat gelegt.

Wo war denn nun die allgemeine Anerkennung, die öffentliche Verehrung? ja nur Kunde und Verſtändniß deſſen was G. gethan und gewollt hatte?

Sprach man nicht öffentlich und allgemein nur von Goethokoraren, von Lobhudelei und dergleichen, wenn hie und da eine Stimme ſeiner ſehr vereinzelten Verehrer laut

---

(*) Immer wieder die alten Vorwürfe wie von Sansculotten, [illegible] und Maulhelden!

(**) Gleich Oken's zerfallenem Gott.

wurde und etwas zu ſeinem Lobe ja nur zu ſeinen Gunſten vernehmen ließ?

In Briefen freilich kokettirte man insgeheim mit dem alten Herrn, — ſelbſt der leucopeträiſche Erfinder und Auspräger dieſes Spitznamens — ſobald man von ihm etwas haben, gewinnen, durchgeſetzt wiſſen wollte; aber alle dieſe Nicodemiſchen Huldiger verſtummten und ſchwiegen als ſich Börne, Heine, Menzel, u. ſ. w. zu Volkstribunen aufwerfend, der literariſchen wie politiſchen Ariſtocratie auf Tod und Leben zu Leibe gingen.

Erſt in der allerneueſten Zeit, als der Unfug alle Gränzen überſtieg, und nicht ſowohl die Ehre und Bedeutung des von allen Seiten befehdeten Mannes, der doch, weil alle Menſchen ihn haßten, etwas ſeyn mußte [XLVII, 238.], als vielmehr die Nationaleitelkeit angetaſtet erſchien, da wurde man aufmerkſam, daß man für ſeine eigenen Eingeweide zu fürchten habe, wenn man dieſem Spectakel der mit dem Judenſpieß laufenden Bacchanten länger zuſehen wolle.

Es erhuben ſich einzelne kräftige Stimmen dem Unweſen zu ſteuern. Die Wuth ließ in etwas nach, G. wurde nicht mehr im Ganzen und ex professo angegriffen; deſto mehr im Einzelnen, und im Vorbeigehen gezupft und gezwickt, wo er denn auch über Dinge zur Rede geſtellt wird, die er nur vor ſeines Gleichen zu verantworten hätte.

Die ſogenannte Vergötterung G's., wenn ſie jemals ſtatt gefunden, war alſo von keiner Dauer; nicht einmal auf Lebenszeit, — wie die des Dieu viager in Tieck's Novelle, (*) — ſodaß G. allenfalls nur als Dieu passager

---

(*) So genannt von einem Recenſenten der Urania von 1835, vorübergehend paſſirte, und immer andere wieder an die Reihe kamen und kommen, ſogar — **Grammatiker!** Dafür wurde er aber auch nach ſeinem Tode **diaboliſirt**, d. h. da er den **Fauſt** nicht hatte vom Teufel holen laſſen, ſollte Er dafür dem Teufel zur Satisfaction anheimfallen.

Wenn man alſo von **Goethokoraren** zu reden beliebt, ſo vergißt man, daß eben jene hochgefeierten **Schlegel** die erſten waren, die G'n. auf jene neiderregende Weiſe lobpreiſten; daß aber gleichzeitig auch **Goethomaſtixe** aufſtiegen, ein dämoniſches Geſchlecht, wie von Abrahams unſterblichem Samen, das polypenartig ſich vermehrend noch immer fortwüthet.

Denn der critiſche Plumpſack geht in Deutſchland aus einer Hand in die andere, und wer ihn eben führt verſetzt oft ſeinem beſten Freund und Nachbar einen Treſſer. Das gehört einmal zu dem deutſchen Gelehrten-Comment einer academiſch zugeſtutzten und geſchulten Literatur, und dient zur Unterhaltung des an ſolchen critiſchen Klopffechtereien und Paukereien, ſtatt Gladiatorenkampfes und Stierhetze, ſich erfreuenden Publikums. Doch, Ländlich, ſittlich!

Haben nun G's. nächſte Hausfreunde und Stadtgenoſſen ſeinen Geburtstag — erſt etwa ſeit 1821 — mit „**ſelbſtmachner Hauspoeſie**“ gefeiert, und zwar nur in ihren vier Mauern, was haben ſie anderes damit gethan, als was man zu allen Zeiten ausgezeichneten Männern an ihren Ehrentagen erwieſen hat, und was die Philiſter noch täglich den Ihrigen thun? Hat der Göttingſche Hainbund nicht auch ſeines **Klopſtock's** Geburtstag gefeiert?

In der Revue des deux mondes. Tome I, quatrième Série. Paris 1835 pag. 94 95.

Was war Unrechtes daran G'n. zu loben und zu preiſen, **wie** und **worin** man ihn lobens- und preiswürdig fand?(*) Steht es doch den Gegnern frei, ihre Patrone gleichfalls auf alle nur erſinnliche Weiſe zu rühmen und zu feiern: einen **Tieck**, einen **Uhland**, **Rückert**, **von Platen** und wer ſonſt noch zur neuen Dichter-Dynaſtie gehören mag und gerade den Präſidentenſtuhl einnimmt. Denn da, nach gefallener **Goethe-Linde**, wie Lindenſchwämmchen Poetlein zu Poetlein aufſproſſen, ſo kann eins nach dem andern ſeinen Tag haben und die Reihe noch an ſeine Verehrung kommen.

Die **Voſſe**, **Voye**, **Stolberge** brachten zu einer Zeit wo es in Deutſchland noch keine andre als **imaginirte** oder aus alter Zeit her **immarinirte** Tyrannen gab, denſelben ein poetiſches **Pereat**; wir brachten dem reellen und friſchen Befreier von Philiſterei [A. in D. S. 133a] und andern deutſchen Armſeligkeiten ein **Vivat**! Das iſt gleichfalls ſo hergebracht in dem deutſchen, vom Studententhum ausgehenden Schriftweſen; was iſt daran zu ſchelten, wenn es Nationalſitte iſt, und ein beliebter Anlaß zu dem **Ergo bibamus**, wozu ſich die ernſteſten, ja heiligſten Begebenheiten der Welt ſo gut hergeben müſſen, wie die luſtigſten?

Für etwas anderes hat G. dergleichen Feiern auch niemals angeſehen, und iſt, für ſeine Perſon, ihnen aus dem

---

(*) Lobt doch Jeder am Andern nur **ſich**, d. h. ſoviel er von ſich an ihm findet: denn **Wen** Einer lobt, **Dem** ſtellt er ſich gleich. Nun wollen, ſcheint es, die Deutſchen aus Beſcheidenheit Niemanden loben, um ſich ihm nicht gleich zu ſtellen. Aber durch Tadel ſtellen ſie ſich über ihn, das iſt noch unbeſcheidener. So wird man denn wohl ſchweigen und ignoriren müſſen, und das thun ſie **auch**.

Wege gegangen wie er wußte und konnte [Z. Nr. 807, S. 259; it. Nr. 813, S. 280.]. Sie incommodirten ihn; des Guten ward ihm zuviel, und er fühlte ſich dem Allen nicht gewachſen. [Z. Nr. 441; Nr. 559; it. Nr. 560.] Doch gönnt er ſie Andern, er gönnt ſie Zeltern und beliebt es daß man die Heroen aller Art feiert, welche über die Atmoſphäre des Neides und des Widerſtrebens erhoben ſind. [Z. Nr. 441. it. Nr. 340.]

Hätte er ſie auch noch öffentlich depreciren ſollen, (*) mit einem: „Allzuviel Ehre," oder: „bitte ſich nicht zu incommodiren, ſich nicht in Unkoſten zu ſetzen" oder mit andern beliebten Floskeln de- und wehmüthiger Beſcheidenheit, wie das deutſche Publikum von ſeinen Schauſpielern und Sängern, die es applaudirt und herausruft, zu verlangen und zu vernehmen gewohnt iſt? .

Ja das feierliche Bedanken dafür, wozu ſeine Gutmüthigkeit ihn einmal — bei ſeinem Jubiläum 1825 — verleitete, bekam ihm ſogar ſehr übel. Er wurde aufs bitterſte verhöhnt und ſeine Sprachweiſe vor ganz Deutſchland lächerlich gemacht, von dem öffentlichen Grazioſo, der in allen germaniſchen Hauptſtädten ſeine Pritſchenſtreiche austheilt, womit er jedoch nur ein mittelaltriges Vorrecht ſeiner Nation, die Beluſtigung der jeweiligen Souveraine, Hof oder Volk, berufsmäßig zu machen, wieder in Beſitz nimmt.

Einige poetiſche Floskeln wie Dichterfürſt — gar

(*) Vielleicht gar polizeilich verhindern laſſen, wie Einer ihm zuzumuthen ſcheint der behauptet: „Schiller würde dergleichen nicht geduldet haben;" und es höchſt bedauernswerth findet, „daß in G. doch auch gewaltig viel Menſchliches ſey." Schade, daß er ihm nicht mit ſeinem Unmenſchlichen aus- und abhelfen konnte! Doch was geht das die Juden und Judengenoſſen an; war er doch keiner von ihre Leut'!

nicht erſt neu erfunden, ſondern bereits von Klopſtock's Zeiten her bekannt! — wurden aufgemutzt, obſchon ſie jetzt herkömmlich nachgebraucht und, ohne Arges an dem Widerſpruch mit der democratiſchen Anſicht der Zeit zu finden, auch als Ehrentitel für ſeinen Stuhlfolger auf dem Parnaß angewendet werden; der übrigens um zehn Jahre früher zu der Ehre kam ein „belorbeerter und gekrönter Poet" zu heißen.

So muß man die Zahl der Amts- und Dienſt-Jubilarjahre vermindern, damit recht viele Alterberechtigte das Glück eines Jubiläums erleben können. Hat man doch die kirchlichen Jubeljahre von hundert auf fünfundzwanzig reducirt,um deſto mehrere Seelen an dem Ablaßſegen theilnehmen zu laſſen.

Jener nichtsſagende Titel, der nicht einmal den Verſtand von primus inter pares zu haben ſcheinen ſoll, — wie denn ſein Synonym Dichterkönig, nur an Schützenkönig oder Bohnenkönig, wenn nicht gar an Bettelkönig (Roi d' Eglise) erinnert — iſt bei alledem doch unverfänglicher, als der Ausdruck den ein Franzos brauchte, wenn er behauptete: „die Deutſchen hätten in Wiſſenſchaft und Kunſt immer einen Corporal nöthig, von dem ſie ſich commandiren ließen." Der Vergleich iſt ſo unrecht nicht: ein ſolcher Corporal nur war lange Zeit, ſelbſt für einen Dichter wie Wieland, das tägliche Befehlbuch, das er nicht allein anhören, ſondern auch ſtreng befolgen zu müſſen glaubte, nämlich — Adelung; die Bemerkung ſelbſt aber theilt auch G. indem er ſagt:

„Wenn ein deutſcher Literator ſeine Nation vormals beherrſchen wollte, ſo mußte er ihr nur glauben machen, es ſey einer da der ſie beherrſchen wolle. Da waren ſie gleich ſo verſchüchtert, daß ſie ſich von wem es auch wäre gern beherrſchen ließen“ [XLIX. 75.]; nur daß dieſe Manier nicht nur vormals galt, ſondern noch jetzt, indem man G’n. „als abſoluten König“ hinſtellt [Siehe oben Seite 161.]; welches denn freilich alle liberalen Autoren ins Bockshorn jagen und ſich dem erſten beſten Journaliſten unterwerfen heißt.

XVIII. Ruhm.

Man hat Goethen mit mehr als orientaliſcher Hyperbel inen Ruhmverſchlinger genannt. Das iſt er in keinem Sinne, weder dem Beſtreben noch dem Erfolge nach: Denn „des Ruhmes ſatt“ und „des Weihrauchs überdrüßig,“ was er demnach geweſen ſeyn müßte, wie man ihm auch Schuld giebt, iſt nur von ſeinen Gegnern zu verſtehen, die dergleichen ſatt und genug haben. Eher wäre Schiller mit jenem Epithet zu belegen; der, nach Cooper, „der Genius des deutſchen Jahrhunderts“ ſeyn ſoll, während „G. nur einen künſtlichen Nimbus um ſich verbreitet habe ꝛc.“

Wer aber mit vollem Recht ſo zu heißen verdiente, iſt ein ganz anderer als Wolfgang Goethe, es iſt „Wolfgang der Franzoſenfreſſer.“ Dieſer hat Goethens ganzen Ruhm verſchlungen, wie die Neuſeeländer das Auge ihres erlegten Feindes, in der Meinung deſſen Seele darin zu verſchlucken und ihr ſo den Ruhm und die Unſterblichkeit zu rauben und ſie ſich einzuverleiben.

Was hilft es auch daß Einzelne Goethen vergöttern, wenn Andre ihn unter den Menſchen herabſetzen, und wenn gerade dieſen Taratoren die ganze Nation das Wort gönnt und ein gläubiges Ohr leiht; wenn die Wirthe folcher kritiſchen Coupe-Gorge's mit den Ehrenmännern den Profit theilen, und keine literariſche Polizei oder Gensdarmerie darüber wacht, daß Niemand wider alles Recht und Billigkeit in ſeinem literariſchen Thun und Wirken geſtört und beeinträchtigt, noch weniger ſeiner moraliſchen Exiſtenz beraubt werde.

Verleger zuerſt haben ſowohl ſich einander als die Autoren für vogelfrei erklärt; und Regierungen hatten es genehmigt [XLVIII, 17. 18.], wer will mit ihnen rechten oder ihnen was anhaben? Ohne Hehler keine Stehler! Bevor alſo nicht Alle wieder die alte Rechtlichkeit behaupten, keine Nachdrucker dulden, keinen ſchmäh- und verläumdungsſüchtigen Recenſenten bei ſich Quartier geben, keine Bolzen ihm verſchießen helfen, eher wird es um den Namen wie um das Verdienſt eines deutſchen Autors nicht beſſer ſtehen. „Die belobte edle Preßfreiheit hat den Deutſchen Nichts eingetragen, als daß ein Jeder vom Andern ſoviel Schlimmes und Schlechtes ſchreiben darf, als möglich," wenn er es nur, nach Leſſing's Grundſatz, mit ſoviel Witz und Malice thut als ihm beliebt, oder nöthig iſt, um das Publikum zu gewinnen: „denn an der Schadenfreude faßt man die Menſchen am ſicherſten" [Schill. Nr. 648]; und „wenn die Menſchen recht ſchlecht werden, haben ſie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude." [G's. W. Bd. XLIX, 65.] Was aber dadurch bei edlen Naturen gewirkt wird, iſt ganz dem gleich was in unvernünftiger Erziehung durch ewiges Tadeln, Schelten und Nörgeln erzielt wird: hier Gleichgültigkeit ja Verhärtung, dort „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung." [III, 267.]

G. würde daher, bei ſeinem langen Leben, von ſeiner mannigfaltigen Thätigkeit wenig Genuß und Freude gehabt haben, hätte er auf Ruhm ſpeculirt:

„Wie es Dir nicht im Leben ziemt,
Mußt Du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen."
[III, 247.]

Hätte er das Leben nicht im Leben [II, 250.], den Genuß nicht im Thun ſelber [III, 255], das nun einmal der beſte Zuſtand den Gott den Menſchen hat gönnen wollen, [Schill. Nr. 133], in der Anwendung ſeines Talents zu finden gewußt, [XLVII, 252.] und den oft ſehr bedingten Beifall ſelbſt ſeiner Freunde, vielmehr nur als ein angenehmes Accidens und glücklichen Zufall „mit der Critik einmal in Einklang zu ſeyn," denn als verdienten Ehrenlohn mit Zufriedenheit anzunehmen ſich begnügt [Schill. Nr. 125, 467, 560.] — Was hätte er alles ſeyn und werden müſſen, um nur exiſtiren zu dürfen [IV, 362]; um das Publikum zu befriedigen [III, 292.] — und wäre doch Alles Nichts geworden [IV, 345.] Nichts als eine Bettelſuppe, wie ſie die Deutſchen lieben. [Schill. Nr. 342.;] — Was hätte er thun müſſen, um ſeinen Gegnern es recht zu machen, [IV, 345]; um von Nicolai an bis auf Menzel und Comp. nicht maltrâtirt und verneint zu werden! [IV, 348, 362, 372.]

So begnügte er ſich zu ſeyn, „wie ihn Gott und Natur gewollt" [III, 282]; das von ihnen gegebene Talent [III, 146] und was Natur ihm zu eigen machte [V, 105], zu nutzen; und zufrieden mit dem „Biſchen Ruf und einem Wenig Ehre, das Andern ſo viel Pein machte, wollte er doch kein anderer ſeyn, wenn er auch nicht Goethe wäre" [XLVII, 254]: denn hätten ſie ihn beurtheilen können, ſo wäre er nicht was er iſt. [IV, 368, coll. XLIX, 77.]

ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweyten Platz darinn, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Am 15. Merz.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! er iſt nicht zu erſetzen, und ihr ſeyd doch allein Schuld daran, die ihr mich ſporntet und triebt und quältet mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles, ſo haſt du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Seinen Freunden „etwas zu Liebe zu thun, ihnen Freude zu machen, ſie leben zu lehren, das Menſchenweſen ein Bischen aufzuſtutzen“ [Z. 269.] dieß und dergleichen iſt ſein ſteter Refrain bald in Proſa bald in Verſen.

Bei der Iphigenie gedenkt er nur an die Freude, die er ſeinen Lieben bereiten werde [XXVII, 275.]; ſeinen Taſſo läßt er ſagen: „Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht, verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.“ In den Briefen an ſeine Freunde wird immer hervorgekehrt: daß er etwas für ſie bereite, zur Unterhaltung, als Erſatz für unterlaſſene Correſpondenz [Z. Nr. 134.] Sie geben ihm den Humor ſolche Dinge zu ſchreiben, wie ſeine Biographie. [Z. Nr. 188.] „Den Freunden ſolle man ſchenken was nimmer fault“ [IV, 344.] „nicht erſt nach ihrem Tode ihr Leben feiern.“ [XLVII, 175. 176.]

An das monstrum horrendum, cui lumen ademptum, bei deſſen Anblick ihm der Geiſt entflieht, denkt er nicht. Dieſes macht ſogar ſeinem Herzen bang, und ſo kommt er mir immer vor, wie Orpheus auf einer antiken Paſte, die er beſaß: ſcheu ſich abwendend, vor dem Andrange aller der Stein-, Holz- und Fleiſchkörper, die ſich um ihn verſammeln.

XIX. Publikum.

Wie G. über das was man unter dem Namen Publikum verſteht, und über deſſen Organe, Journaliſten und Recenſenten, dachte, die er ſämmtlich ſchon früh bei ſeinen kleinen Flugſchriften hatte kennen lernen, iſt aus unzähligen Stellen ſeiner Schriften zu entnehmen.

Es iſt im Ganzen daſſelbe, was nicht allein andre deutſche Schriftſteller davon halten, ſondern was die großen tüchtigen Menſchen aller Zeiten von dem was ſie bald die Welt, bald den großen Haufen, bald die Leute nennen, zu urtheilen pflegen.

Dieſe Geringſchätzung rühret nicht her von zu großer Einbildung und Selbſterhebung, ſondern aus der unbefangenen Wahrnahme, daß dem Urtheil der Menge ſelten hinlängliche Einſicht in die Sache und gehörige Selbſtkenntniß, alſo auch nicht Unparteilichkeit und Billigkeit zum Grunde liegen, ſondern Anmaßung, Leidenſchaft, Vorurtheil und Intereſſe.

Bei Goethen lag der Keim dieſer Nichtachtung ja Verachtung, von der er ſelbſt geſteht, daß ſie ihm eine ganze Zeit ſeines Lebens anhing und nur ſpät durch Einſicht und Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden konnte, in der

Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, womit das Publikum über den von ihm und ſeines Gleichen ſo hochverehrten Friedrich II. urtheilte.

Da man ihm von früher Jugend an immer — wie uns Andern auch — vorgeredet hatte: zu bedenken: „was die Leute ſagen würden;“ ſo dachte er anfangs: die Leute müßten auch rechte Leute ſeyn, ſie würden alles und jedes zu ſchätzen wiſſen; und nun erfuhr er von allem das Gegentheil.

„Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre:
Welt ſey ein allerliebſter Spaß
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.“ [IV, 317.]

Man begreift nun wohl, daß ein Character wie der ſeinige, der in ſich wahr und aufrichtig, überall auf das Natur-Wahre und Wirkliche in Welt und Menſchen ausging, und ſich am Schein und Worte nicht begnügte, Nichts auf das qu'en dira-t-on geben konnte, wenn es im Widerſpruch mit dem war, was er für wahr recht und gut erkannte.

Liegt doch dieſe Unbekümmertheit um das Urtheil der Welt ſchon in dem gemeinen Wahlſpruch: „Thue recht und ſcheue Niemand!“ Wenn nun ſchon im Sittlichen, in Bezug auf Handlung, wo ein Jeder den Maßſtab zur Hand zu haben und anlegen zu können meint, nicht immer auf das Urtheil der Menge zu bauen iſt, wie ſollte es der Fall ſeyn im Intellectuellen, im Aeſthetiſchen? in Wiſſenſchaft und Kunſt? wo keineswegs ein Canon des Wahren und Schönen einem Jeden wie ein Courszettel oder Münztarif beigegeben iſt. Hier hat weder das Urtheil des Einzelnen, noch das einer Mehrheit von Einzelnen, noch auch die Geſammtheit der Einzelnen ein entſcheidendes Gewicht; um ſo weniger als es zu keiner allgemeinen **Oeffentlichkeit** gelangt, da das ſogenannte Publikum im Widerſpruch iſt mit ſeiner Benennung: denn es kommt nicht einmal zur öffentlichen Erſcheinung, oder wenn ja, zu keiner impoſanten. In Beziehung wenigſtens auf den Schriftſteller iſt es niemals geſammt da, ſondern vereinzelt in lauter Individuen, „deren jedes mit dem Beſten was der Schriftſteller ſchwarz auf weiß giebt, ſich in eine Ecke kauzt, und daran knopert wie es kann.“ [XXVI, 85.]

Aber auch verſammlet, als Zuhörer und Zuſchauer, um Redner, Tonkünſtler, Mimen und Bildner, giebt es eher den Eindruck von bedürftigen Armen, die alle etwas haben und genießen, oder losſeyn wollen, als den von reichen Selbſtbeſitzern, die ſich ihres geiſtigen Vermögens an der mannigfachen Darlegung jener Talente, als menſchlicher Fähigkeiten, bewußt und froh werden mögen.

Und dann, wie wenig bringt es die erforderlichen Auffaſſungs-Organe, äußre wie innere, oder nur in rohem, wohl gar in verdorbenem Zuſtande mit: Kein gebildetes Aug' und Ohr; nicht Phantaſie, Gemüth, Vernunft und Verſtand; nicht Theilnahme, Wohlwollen und Billigkeit, und nach geſchehener Abſpeiſung findet ſich's doch nicht angeſprochen und zeigt in der Unzufriedenheit nur offenbaren Undank. Im glücklichen Falle verſteht es ſich zu einiger Erwiederung, aber einer ſehr unhomogenen, durch einen Applaus worin man eher das Flügelgeklatſch und Geſchrei einer Vögelverſammlung, (*) als die gefühlvollen Accente einer

---

(*) Wie in Ilias II, 459 — 463.

menſchlichen Vernunft zu vernehmen glauben ſollte. Wer möchte ſich freiwillig, ohne beſondere Nöthigung, einer ſolchen bunten disharmoniſchen Maſſe gegenüberſtellen, und auf ſie wirken wollen, als um entweder das Intereſſe der Eitelkeit und des Ehrgeizes, oder das der Intrigue und der Schalkheit zu befriedigen, jenes um ſich ſelbſt zum beſten zu geben, dieſes um Andre zum beſten zu haben.

Es gehört mehr als menſchliche Gutmüthigkeit dazu, um hier nicht verſucht zu werden, den Mephiſtopheles zu ſpielen.

Und ſo ſehen wir auch ſeit den älteſten Zeiten Rednerſtuhl und Kanzel, Theater und Odeum mehr oder minder von jenen Tendenzen, einer allein oder beiden zuſammen, eingenommen. Der antike, griechiſche und römiſche Jüngling ſtrebt nach dem *βῆμα* und den rostris, der moderne Deutſche nach der Bühne, oder Tribüne, wenigſtens nach einem kritiſchen Tribunal, ſämmtlich um Etwas durchzuſetzen, ihre Perſönlichkeit oder ihre geheimen Abſichten. Von dem allen iſt und kann bei Goethe nicht die Rede ſeyn. Obſchon, nach Gall, zum Volksredner geboren, hätte er doch bei ſeiner Nation Nichts zu reden gefunden. [XXV, 366].

Auch lag Oeffentlichkeit nicht in ſeinem Intereſſe.(*) Wie er das Incognito liebte, und es ſo viel als möglich durchführte, ſo hielt er ſein erſtes unfreiwilliges Bekanntwerden als Autor ſogar für nachtheilig, für eine Einbuße ſeiner glücklichen Unabhängigkeit. [XLVIII, 22].

(*) „Ich war von jeher überzeugt, daß man entweder unbekannt oder unerkannt durch die Welt gehe, ſodaß ich auf kleinern oder größern Reiſen, inſofern es nur möglich war, meinen Namen verbarg u. ſ. w." [G an Meyer den 30. Decb. 1795].

„Er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünſtigen können [XXVI, 314], in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man ſich in Andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unſerer inneren Cultur zuſammentreffen, und uns daher, da ſie nicht fördern können, nothwendig ſchaden.“ [XXV, 237].

G. ſchrieb eigentlich für ſich. „Man muß ſchreiben, ſagt er, wie man lebt, (d. h.) erſt um ſeinſelbſtwillen, und dann exiſtirt man auch für verwandte Weſen.“ [XXIX, 111]. „Der lebhafte Menſch fühlt ſich um ſeinſelbſtwillen da und nicht fürs Publikum.“ [Z. Naturw. Bd. I, Heft I, S. 67.] Es war ſein eingebornes Talent, das ihn zum Dichten trieb, und das er nach Zeit und Stimmung befriedigen mußte. Er ſchrieb daher nur wenn und ſo lange er etwas zu ſagen wußte und hatte, „da doch keiner ſingt, als was er zu ſagen hat“ [XLVII, 253] d. h. „den Gehalt des eignen Lebens“ [XLV, 430]; und immer wie es ihm ums Herz war [IV, 394]. Daß Andere daran Gefallen fanden, und es zu nützen ſuchten, war ihm recht und angenehm, aber er ging nicht darauf aus es dem großen Haufen recht zu machen. Zwar iſt

„Nichts leichter als dem Dürftigen ſchmeicheln;
„Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.“ [II, 263].

Denn:

„Wer dem Publikum dient iſt ein armes Thier;
„Er quält ſich ab, Niemand bedankt ſich dafür. [II, 252].

„Wer bei ſeinen Arbeiten nicht ſchon ganz ſeinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erſcheint, der iſt übel dran.“ [G. an Knebel d. 15. März 1799]. „Ein Jeder leidet, der nicht für ſich ſelbſt handelt. Man handelt für Andre um mit ihnen zu genießen.“ [XLIX, 77].

„Das Publikum ſteht in dem Wahne man werde, indem man etwas leiſtet, ſein Schuldner und bleibe jederzeit noch weit hinter dem was es eigentlich wollte und wünſchte.“ [XXVI, 236].

„Die größte Achtung, die ein Autor für ſein Publikum haben kann, iſt, daß er niemals bringt was man erwartet, ſondern was er ſelbſt auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.“ [XLIX, 42].

Da er nun in ſeiner Bildung den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen voraus war, ſo konnte das was er brachte, den Zurückgebliebenen nicht gemäß ſeyn, und ſo war freilich eine ungeheure Kluft zwiſchen ihm und ſeinen Leſern aufgethan. [XXVI, 236].

„Sie konnten ihm keinen Beifall gönnen,
„Er war niemals nach ihrem Sinn;
„Hätten ſie ihn beurtheilen können,
„Er wäre nicht was er iſt.“ [IV, 368].

„Denn eigentlich lernen wir nur von Büchern die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.“ [XLIX, 77.]

Dieſe Raumferne konnte nur durch eine Zeitlänge ausgeglichen werden; daher ſagt er: „Niemand dürfe herein rennen, auch mit den beſten Gaben; ſollen die Deutſchen etwas mit Dank erkennen, ſo müſſen ſie Zeit haben.“ [III, 279].

Zeit haben ſie endlich genug gehabt, und es wäre nun an dem daß ſie ihm dankten. Es geſchieht auch; aber wie? Mit Unzufriedenheit. Nichts iſt ihnen gut genug, und das

Beſte was G. gemacht hat: Iphigenie, Taſſo, Fauſt iſt gerade das was die grauſamſte Kritik auszuſtehen hat. „Aber ein Kunſtproduct faßt der Kopf nur in Geſellſchaft mit dem Herzen.“ [Schill. Nr. 240], und „der Neidiſche erbarmt ſich keiner Blöße, [V, 66].“ Wie die Fliegen nicht nur zugleich beſchmutzen was ſie doch benaſchen, ſondern auch ſich gern auf Blößen und Schäden ſetzen; ſo beſchmitzen jene mit ihrem kritiſchen Geifer gerade dasjenige was ihrem Scharfſinn doch am meiſten Nahrung giebt, indem der Fehler ſie weit über den Dichter hinaus erhebt, ſodaß ſie, die ohne ihn zuvor gar nichts von der Sache wußten, nun auf einmal mehr davon wiſſen als Er. Die ſchadhafte Stelle kommt durch ihr Nagen und Bohren erſt recht zum Vorſchein und das alte gutmüthige Wort ubi plurima nitent — ruft ſich jetzt kein Kritiker mehr zu.

Ueberhaupt dient jetzt ein Kunſtwerk, je beſſer es iſt, deſtomehr der Critik nur zum Plastron. Es gleicht dem Pfahl, (palus) woran die römiſchen Soldaten die Fechterſtreiche lernten. Es wird zerlegt, nicht um es deſto bequemer und vollſtändiger zu genießen, ſondern blos um das Tranchiren daran zu verſuchen, und die nur zerfetzten nicht natur- und kunſtgerecht zerlegten Glieder werden dann den Vögeln und Hunden zum Raube gegeben.

„Wer aber recht bequem iſt und faul,
„Flög' dem eine gebratne Taube ins Maul,
„Er würde höchlich ſich's verbitten,
„Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.“ [II, 241].

Größern Luxus und Verſchwendung mit Geiſteswaare hat nie eine Nation getrieben und noch dazu eine ſo arme, wie die Deutſche. Sie ſollte ihr Bischen äſthetiſches Hab und Gut zu Rathe halten: denn ſchwerlich dürften beſſere Zeiten kommen, wo ſie mit einer Art von ſtolzem Mitleid auf dieſe ihre frühern Umſtände zurückblicken könnte.

Anders verfuhr freilich Goethe, „der die Lücken im Brote des Autors mit der Butter des guten Willens auszuſtreichen liebte," wie er an einen ſeiner Freunde ſchreibt, d. h. in gemein verſtändlichem Deutſch, der nachzuhelfen verſtand und zurecht zu legen wußte. [II, 251, XLIX, 56]. „Ein Kunſtwerk ſollte nur genoſſen, nicht critiſirt d. h. zerlegt werden. Die Kunſt ſey deshalb da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart." [XXIX, 41].

„Sprichſt du von Natur und Kunſt,
„Habe beide ſtets vor Augen:
„Denn was will die Rede taugen
„Ohne Gegenwart und Gunſt!" [III, 153].

Er ſtellte nur die Tugenden heraus, da ſich die Fehler von ſelbſt verſtehen; und glich in dieſem Stücke dem großen Leibniz, der auch von ſich ſagte: „Ich bin immer mehr geneigt zu loben und herauszuheben was ich in den Schriften Anderer Gutes finde als das Fehlerhafte zu critiſiren."

Doch wie wollte man von einer Maſſe „neugeborner" „Autochthonen" eine ſo hochgeiſtige und ſittliche Bildung verlangen, zu der ſich kaum der Einzelne in einem langen Leben und durch mehrere Schulen nur ſelten emporarbeitet?

Aber in einer ſolchen Bewegungszeit wie die unſere, wo ſelbſt die Begriffe ſich bewegen, ſodaß, mit Ariſtophanes zu reden, der Schwindel (Δῖνος) in den Köpfen und in der Welt regiert, wie ſollte da Ruhe, Beſonnenheit und Sodez ſtattfinden, wenn Alles wie im Danteſchen(*) Wirbelkreiſe herumgetrieben wird?

(*) S. l'Inferno Canto V, 31 ff.

Im völligen Gegentheil von G. erwies Schiller ſich anfangs gegen das Publikum. Recht im Sinne der neuſten Demagogen oder vielmehr Demokolaken, die dem Volke nach dem Munde redend auf einmal alles von ihm, von der Maſſe, ausgehen laſſen: Wiſſenſchaft und Kunſt, Erfindung und Entdeckung, Mode und Comfort, — da vielmehr alles zuerſt vom tüchtigen Einzelnen, ſeinem Genie oder Raffinement ausgeht, es ſey in welchem Stande, in welcher Nation es wolle, und die Maſſe nur heerdenmäßig nachfolgt, ſodaß ganze Generationen und Zeitalter für einen Mann, für ein Individuum angeſehen werden können, deſſen Anſichten ſie eben theilen [Schill. Nr. 460; 779. S. 24; it. XLIX, 47 u. 74.]; da man vor nicht gar langen Jahren Nichts von einem Volke (populus, δῆμος) im ſtaatsrechtlichen Sinne wußte, und es nur als gens, natio und plebs kannte — in jenem neumodiſchen Sinne erklärte auch Schiller das Publikum für ſeinen Souverain, wollte vor kein anderes als deſſen Tribunal ſich ſtellen, ſah aber zugleich — ſehr naiv! — einen Vertrauten in ihm und hatte die Abſicht ein Band der Freundſchaft mit ihm zu knüpfen, uneingedenk, daß mit großen Herren nicht gut Kirſchen eſſen ſey [Schiller's Werke Bd. 1, S. 16].

Von dieſer ſehr juvenilen, das junge Deutſchland anticipirenden Anſicht (1784) kam Schiller nun wohl mit der Zeit (1799) zurück, und ſtatt der Freundſchaft „war Krieg gegen das Publikum das einzige Verhältniß das einen nicht reuen könne [Schiller's Corr. Nr. 596], da er einen ſo niederträchtigen Begriff von ihm bekommen habe.“ [Nr. 601, it. 654].

Goethe, „der die Menſchen beſſer kannte, und als un-

Der Graf von C... liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt, das habe ich dir ſchon hundertmahl geſagt. Nun war ich geſtern bey ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herrn und Frauen bey ihm zuſammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe bey dem Grafen, und nach Tiſche gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſten B.., der dazu kommt, und ſo rückt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.., mit Ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleibe, machen en paſſant ihre hergebrachten hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frey wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit, als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angeſtochen, und wollte gehen; und doch blieb willkührliche Beſchränktheit auslegte, was Schiller nur als moraliſche Unart ſich erklären konnte,“ [Nr. 421, S. 87] nahm die Sache, obſchon ſelbſt am meiſten dabei betheiligt, lange nicht ſo hoch auf; wie er denn überhaupt, auch beleidigt, ſich nicht in der Art rächte, wie Schiller an Wieland [Nr. 122, S. 257], ſondern mit einem gelaſſenen Humor das nur „beſcherzte, was ihn verdroß.“ [III, 294].

Ein „Schnippchen in der Taſche“ [IV, 365] wäre in promptu zur Hand geweſen, wie etwa folgendes:

„Uebers Niederträchtige
„Niemand ſich beklage:
„Denn es iſt das Mächtige,
„Was man dir auch ſage.“ [IV, 106.]

oder auch:

„Nicht über Zeit und Landgenoſſen
„Mußt du dich beklagen:
„Nachbarn(*) werden ganz andre Poſſen
„Und auch Künftige(**) über dich ſagen.“ [II, 256].

Er hatte überhaupt vom Publikum den Begriff, den er in ſeinen Vögeln ſo plaſtiſch darſtellt, und mochte dieſerhalb ſeinen Spaß mit ihm haben. [Schill. Nr. 121].(***) So ſpielte er mit ihm Verſteck [Nr. 44], ließ es über ſeine Productionen in Zweifel [Nr. 247] „weil er ſehr früh gewahr wurde,

---

(*) Franzoſen und Engländer.

(**) Das junge Deutſchland und ſein Nachtrab.

(***) „Man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erheben, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, ihnen Mährchen erzählt, von einem Tag zum andern ihnen forthelfend ſie verſchlechtert:(*) da iſt man ihr Mann, und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſoviel Abgeſchmacktem.“ [XXVII, 79.]

(*) Vgl. Bd. III, S. 148. „das Parterre ſpricht.“

daß das Publikum nicht immer wiſſe wie es mit den Gedichten, ſehr ſelten aber wie es mit dem Dichter dran ſey," [Brief an Reinhard den 28. Aug. 1807], und gab zuletzt mit genialem Muthwillen in den Xenien ein Vomitiv ihm ein, „damit es alles was es gegen ihn in Petto habe von ſich zu geben genöthigt wäre;" ja er wollte den Act nach einiger Zeit wiederholen und es „recht aus dem Fundamente ärgern" [Nr. 247, S. 284. 285].

Wollte Gott er hätte den Humor behalten es zu thun; es ſtünde vielleicht um ihn und die Literatur beſſer. Denn die Deutſchen gleichen, wie die Athener, einem zwar edlen aber etwas ſchwerfälligen Roſſe, das mit den Sporen angetrieben ſeyn will. (*)

Die Schonung hat ihm Nichts geholfen: denn neben ſeinem Leichnam ſitzt, nicht etwa Ein Advocatus Diaboli, ſondern eine ganze Rotte von Dick- und Dürrteufeln [XLI, 324.], die man nicht anders los wird, als daß ſie ſich einander aufzehren, wie die Dick- und Dünnpfaffen des Wiener **Poeten.** (**)

Schillern war der Einfall Anfangs auch ganz recht: „Der Gedanke mit den Xenien, ſchreibt er, iſt prächtig und muß ausgeführt werden!" [Schill. Nr. 136]. Er half auch treulich und rüſtig mit bei der Fabrikation dieſer Pillen; als aber deren eclatante Wirkung erſchien, zumal in Leipzig, wo die Cruditäten ſeit Jahren, beſonders im „Dyckiſchen Pferch" ſich angehäuft hatten: da verließ ihn der Muth, mit welchem er doch den Monarchen die angenehmſten Wahrheiten durch

---

(*) *ἵππῳ μεγάλῳ μὲν καὶ γενναίῳ, ὑπὸ μεγέθους δὲ νωθεστέρῳ καὶ δεομένῳ ἐγείρεσθαι ὑπὸ μύωπός τινος.* Plato Apolog. Socratis c. 18.

(**) Spaziergänge eines Wiener Poeten. Seite 19.

den Marquis Poſa ins Angeſicht hatte ſagen laſſen; er fürchtete, das Publikum ſich nie wieder zum Freunde machen zu können, und bedauerte recht aufrichtig und wahr: „daß ihm nur die miſerable Rolle des Verführten zu Theil werde, während G. doch den Troſt des Verführers habe.“ [Nr. 239].

Goethe beruhigte und ſtärkte den ſchwächeren Schiller, und ſeine Troſtverheißung iſt in Bezug auf dieſen in die glänzendſte Erfüllung gegangen. Es beſteht die intimſte, ſolideſte, man könnte ſagen maſſiveſte Freundſchaft zwiſchen Schiller und ſeinen Landsleuten, auch nach dem Tode; während es mit G. noch ſehr zweifelhaft ausſieht, dem erſt ein Publikum nachgeboren werden müßte, wozu aber wenig Hoffnung vorhanden iſt. Denn ſtatt ihn ganz zu laſſen und ſo der Nachwelt zu überliefern, ſeciren ſie ihn und präpariren ihn ſtückweis, daß Mephiſtopheles, der ſchon, „für keinen Leichnam zu Haus iſt,“ [XII, 24.] ihn ſo noch weniger haben möchte, und vollends gar nicht der Baccalaureus,(*) der ihn längſt gern todtgeſchlagen ſähe [XLI, 101], nach der von Laube ausgeſprochenen Maxime: „daß jeder Fortſchritt mit einiger Unhöflichkeit und Grauſamkeit beginne, daß **„erſchlagen“** werden muß was nicht ſterben mag.“ — Eine merkwürdige Litotes, die Grauſamkeit nur für eine Art Unhöflichkeit anzuſehen! Das klingt doch ganz wie an der Katzbach. Es fehlt nur noch, daß man uns zurufe: „Hunde wollt ihr denn ewig leben!“ So hätten wir denn ein literariſches Revolutions-Tribunal mitten in Deutſchland.

Bei ſo geſtalten Sachen iſt, wie geſagt, wenig für eine totale Anerkennung und Wirkung des Goethe'ſchen Geiſtes zu

---

(*) D. i. Theodor Viſcher, nach den Literar.-Critiſchen Blättern der Börſenhalle, 1839 Nr. 1707, S. 761 ff.

hoffen: denn wenn er im Einzelnen Nichts gilt, was ſollte er im Ganzen Viel vermögen? Zwar iſt es nicht unmöglich, daß dereinſt, wenn einmal die Periode des literariſch-critiſchen Terrorismus in Deutſchland vorüber iſt, ſeine Werke das Schickſal haben, gleich Homer's Rhapſodien wieder hervorgeſucht, edirt, commentirt und ſtudirt zu werden; was will das aber heißen und bedeuten gegen eine gleichzeitige, lebendige, unmittelbare Wirkung in die Gegenwart, deren G. ſich während ſeines Daſeyns nur ſelten, nur theilweis, und auf Wenige zu erfreuen hatte.

Man könnte die Natur anklagen, daß ſie ihn in eine Zeit verſetzte, mit der er nicht im Einklang war, die ihm nicht entgegenkam, weil ſie ihn nicht verſtand, daß ſie ihn einer Folgezeit überlieferte, die undankbar ihn nicht zu ſchätzen weiß; daß ſie alſo, die Nichts umſonſt thut, mit ihm doch einen unnützen Aufwand machte, der Niemandem zu Gute kommt — müßte man nicht vielmehr denken: ſie ſchaffe ebenſogut auch für ſich, um ihretwillen, zu ihrer eigenen Luſt und Autorfreude, und gönne auch ihrem Product, dem Genie, den Selbſtgenuß, den das Produciren mit ſich führt. Das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur zuerſt um ſein ſelbſt, und dann auch um unſertwillen da, weil es nun einmal außer ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal da und hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen und genießen können. Und ſo hätte denn G. an ſeiner wahren innern Glückſeligkeit Nichts eingebüßt, da er um ſeinſelbſtwillen dawar; die Andern aber hätten es zu beklagen, daß ſie das Schöne nicht, wie es genoſſen werden muß, im Fluge, nicht in dem Moment wo es ſich lebendig zeigte, genoſſen, und alſo ſelbſt ſich um das brachten, was auch ihnen beſtimmt war.

Jedoch die Vorſehung, die einen Geiſt wie Goethe in die Welt ſendet, weiß dennoch auch für die Erhaltung ſeines Andenkens zu ſorgen; denn ſie ſchafft Großes und Schönes nicht umſonſt; und will daß es Folge und Wirkung habe. Das edle erhabene Fürſtenhaus, deſſen Schwelle zuerſt dieſer Genius betrat, das ihm bei ſeinen Laren einen Ehrenſitz einräumte, ihn lebenslang als einen gefundenen Schatz hegte, mit ſeinem Bilde die Feier einer glorreichen Regierung ſchmückte, ſeine irdiſche Hülle im eigenen Mauſoleum aufbewahrt, hat auch in der fortdauernden Dankbarkeit ſeiner gegenwärtigen Beherrſcher ihm eine unvergängliche Glorie bereitet.

Ein Sacrarium iſt ihm gewidmet, das ſeine dichteriſchen Schöpfungen in einem großen Panorama graphiſcher und plaſtiſcher Nachbildungen, der Welt vor Augen ſtellen und den geheiligten Raum zu einem Andachtsort für alle ſinnigen Verehrer der Natur und Kunſt einweihen wird. Denn wie Anna Amalia es war, welche zuerſt ihn und jene Heroen deutſcher Art und Kunſt in ihre gaſtlichen Hallen berief, und einem Jeden zu Entwicklung ſeines Talents mannigfache Gunſt und Gelegenheit gewährte; ſo iſt es nun ihre würdigſte Nachfolgerin und Ruhmes-Erbin, Maria Pawlowna, die auch das Andenken an die Geiſtesthaten eines Jeden auf die geeignetſte Weiſe durch bildliche Darſtellungen der Kunſt zu ehren, zu ſichern und der Nachwelt zu überliefern die großartigſte Munificenz verwendet.

Eine wunderbare Vorbedeutung könnte ein ſtiller Beobachter menſchlicher Geſchicke in einem frühern Ereigniß zu ſehen glauben, wenn es erlaubt iſt, den Zuſammenhang der irdiſchen Dinge gemüthvoller ſich zu denken, und darin geheime Bezüge die einander im Stillen antworten, wahrzunehmen.

Merkwürdig iſt es doch, wie in jenem für Weimar eine neue Epoche beginnenden Jahre 1804, wo in vollem Glanze aller fürſtlichen und weiblichen Tugenden der erhabene ſegenſpendende Schutzgeiſt des Landes in das beglückte Weimar einzog, um die nur gebührende Huldigung der ihm längſt angehörigen Künſte zu empfangen und zugleich von der reinſten Verehrung, treuſten Ergebenheit und gefühlteſten Anhänglichkeit ihrer Prieſter und Pfleger verſichert zu werden — wie gerade in jener Zeit G. beſchäftigt ſeyn mußte, die Beſchreibung und bildliche Herſtellung der Polygnotiſchen Wandgemälde, in der Halle zu Delphi, die bedeutendſten Scenen aus den Homeriſchen Gedichten enthaltend, ſich und Andern zur Aufgabe zu machen, um ſie der Gegenwart näher und vor Augen zu bringen. Konnte er damals — ich ſage nicht denken — nur ahnden, nur träumen, daß dereinſt ihm und ſeinen Kunſt- und Lebensgenoſſen: Wieland, Herder, Schiller, ein gleiches Glück, eine gleiche Auszeichnung zu Theil werden ſollte, mit den ſchönſten Gebilden ihres Geiſtes die fürſtlichen Hallen zu ſchmücken und nicht allein in dem Andenken der erhabenen Bewohner ſondern auch vor ihren Augen zu leben, und der reinſten Wirkungen fortdauernd auf ſie gewiß zu ſeyn.

„Wenn vor deines Kaiſers Throne
Je dein Name wird geſprochen
Sey es dir zum höchſten Lohne!“

Hier geſchieht mehr, nicht ihr Name nur, ihr geiſtiges Weſen wird zugleich mit ausgeſprochen; und ſo genießen ſie, wenn dort Erinnerung und Andenken an dieſe Welt gegeben iſt, hinfort in unerwarteter Fülle, was ſie vormals in beſcheidenem Maße nur wünſchen konnten.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Mittheilungen

über

Goethe.

Zweiter Band.

ich, weil ich ſie gerne entſchuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willſt. Unterdeſſen füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F. . . mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des erſten her, der Hofrath R. . . hier aber in qualitate Herr von R. . . genannt, mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. . . nicht zu vergeſſen, der die Lücken ſeiner altfränkiſchen Garderobe mit neumodiſchen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. . . Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales ſich in die Ohren fliſterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S. . . mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B. . . nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen, ſagte er, unſere wunderbaren Verhältniſſe; die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merke ich, Sie hier zu ſehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmahl um Verzeihung; ich hätte eher daran denken ſollen, und ich weiß, Sie vergeben mir dieſe Inconſequenz; ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurück gehalten, ſetzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hän-

Mittheilungen

über

Goethe.

Aus
mündlichen und ſchriftlichen, gedruckten und
ungedruckten Quellen.

Von

Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,

Großherz. Sächſiſchem Geheimen Hofrathe und Ober-Bibliothekar.

Zweiter Band.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1841.

BIBLIOTECA

Inhalt.

Seite
Vorerinnerung 1
I. Weimariſche Zuſtände 5
II. Goethe's Leben und Wirken 16
1775 17
1776 21
1777 38
1778 55
1779 79
1780 101
1781 126
1782 140
1783 168
1784 177
1785 190
1786 198
III. Goethe's Reiſe nach Italien 208
a. Goethe in Venedig 212
b. Goethe in Rom 220
1787 235
c. Goethe in Neapel 246
d. Goethe in Sicilien 257
e. Goethe wiederum in Neapel 266
f. Goethe abermals in Rom 268
1788 297
IV. Goethe nach ſeiner Rückkunft 1788 und 1789 . 309
1790 324
1791 326
1792 330
1793 335

Seite
V. Goethe's Verhältniß zu Schiller 339
1794 347
VI. Goethe's und Schiller's Briefwechſel 357
a. Goethe durch Schiller gefördert 358
b. Schiller durch Goethe gefördert 387
1795 389
1796 392
1797 400
1798 422
1799 451
1800 467
1801 471
1802 475
1803 487
1804 496
1805 505
Nachwort 511
VII. Goethe's Schriften 517
a. Gallerie Goethe'ſcher Dichtungen 518
b. Atelier Goethe'ſcher Dichtungen 619
VIII. Goethe's Urtheile über I. Dichter 640
1. Claſſiſche 640
a. Griechen 640
b. Römer 643
2. Moderne Dichter 646
a. Ausländiſche 646
b. Deutſche 658
II. Künſtler 669
III. Kunſtkenner 677
IV. Naturforſcher 679
V. Philoſophen 686
VI. Regenten und Staatsmänner 691
IX. Goethe's Tiſchreden 694
Schlußwort 725

Vorerinnerung.

In Goethe's Leben laſſen ſich mehrere Epochen unterſcheiden, deren jede zwar ihren beſonderen Charakter hat, der aber doch nur als geſteigerte Nüance einer und derſelben Hauptfarbe anzuſprechen iſt.

Die drei erſten: Kindheit, Knabenjahre und Jünglingsalter umfaſſend, vom Jahre 1749 bis 1775, hat G. ſelbſt ſehr ausführlich geſchildert, und ſie liegen uns ſo klar als ein Continuum vor Augen, daß in dem Uebergehen des Einen zum Andern keine Lücke oder Mangel an Zuſammenhang wahrzunehmen ſeyn möchte.

Die folgende des jungen Mannes hingegen, von ſeinem Eintritt in die große bewegte Welt, in das Weimariſche Hof- und Staatsleben, bis zu ſeiner Reiſe nach Italien, von 1775 bis 1786, gerade die intereſſanteſte für ſeine politiſche wie ſociale Bildung und ſo zu ſagen die Zeit ſeiner Lehrjahre, iſt uns nur ſtellenweis und problematiſch bekannt, indem Tradition und Mährchen ſie, anſtatt mit objectiver Wahrheit, meiſt nur mit ſubjectiver Dichtung ausfüllen.

Er ſelbſt konnte und wollte ſie nicht ſchildern, da er früher, als noch darin befangen, kein Urtheil darüber hatte, bei ſpäterer Betrachtung aber Verhältniſſe hätte berühren müſſen, die zu entwickeln weder ſeine Pietät, noch ſeine Discretion ihm erlaubte.

Die darauf eintretende Epoche ſeiner Kunſtſtudien, gleichſam die academiſchen Jahre derſelben, liegt aber wiederum ſo klar und deutlich vor uns aufgeſchlagen in den Tagebüchern ſeiner Reiſe und ſeines Aufenthalts in Italien, daß wir ihn Schritt vor Schritt begleiten können, und aus dieſem vollſtändigſten und aufrichtigſten Manual über tägliche Einnahme und Ausgabe ſeines Geiſtes den Vermögenszuſtand deſſelben und den davon gemachten Gebrauch zu beurtheilen im Stande ſind, wie bei keinem andern Dichter.

Die nächſte Epoche, die mit ſeiner Rückkehr, 1788, aus Italien beginnt, und deren Gipfel in der ſchönen beiſpielloſen Wechſelwirkung mit Schiller erſcheint, die in der Correſpondenz mit dieſem ſich dramatiſch, Scene für Scene, abſpielt, dauert bis zum Hinſcheiden ſeines Freundes, 1805, und wird, außer den factiſchen Documenten, noch durch die ſummariſche Relation in den Tag- und Jahresheften [Bd. XXXI—XXXII.] ſo protokollirt und controlirt, daß uns beinahe kein Wunſch nach näherer Kenntniß übrig gelaſſen iſt.

Die zunächſt an dieſe ſich anſchließende, von der Invaſion der Franzoſen, 1806, bis zur Befreiung Deutſchlands, 1814, legt ſich mit ziemlicher Ausführlichkeit ſowohl in jenen Heften, als in dem Briefwechſel mit Zelter uns vor Augen. Es iſt eine winterliche Zeit, aber trotz der ungünſtigen Witterung doch nicht leer an mannigfaltiger Thätigkeit, an Freuden und Genuß, wie ſie auch dieſe Zeit der Einkehr in ſich ſelbſt vielleicht um ſo inniger und gemüthlicher zu bieten vermag.

Vom Jahre der Befreiung aber beginnt gewiſſermaßen ein neuer Lenz des Geiſtes, und wie in Jahren von ausgezeichnet gelinder Witterung auch im Spätherbſt wiederum Frühblumen aufgehen, die Bäume zum zweiten Mal ausſchlagen, blühen und ſogar genießbare Früchte reifen: ſo eröffnet ſich ein äſthetiſcher Zier- und Luſtgarten, neben einem ſcientifiſchen Frucht- und Nutzgarten in dem weſt-öſtlichen Divan und in den Heften für Kunſt und Alterthum, wie in denen zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft; ja der unerwartete proventus ſchließt mit einem Erzeugniß, das nur in der Dauer eines achtzigjährigen Zeitraums, nicht ungleich der Aloe, zu völliger Blumenkrone gedeihen mochte, mit der Hauptſumme ſeines ganzen Lebens, dem Fauſt.

Von dieſer letzten Epoche reden und zeugen die vorliegenden Thatſachen ſelbſt, und die Berichte Anderer belegen ſie mit hinreichender Ausführlichkeit.

Es bleibt demnach nur jene erſte Weimariſche Epoche übrig, von der uns genauere, und wenn auch nicht ganz umſtändliche, doch zuverläſſige Nachrichten erwünſcht ſeyn müſſen. Denn wie die Zeit, worin ein edler Wein als Moſt geſchäumt und gegoren hat, für ſeinen Decurs zur Trinkbarkeit die bedeutendſte und intereſſanteſte iſt, indem eine Spur von dem, was indeſſen um ihn vorging und wirkte, ihm anhaftet und einwohnt: ſo ſind auch die Schulen, die einer durchgegangen, die Prüfungen, die er ausgeſtanden, nicht ohne Einfluß auf die Geſtaltung ſeines innern Weſens, ſeiner äußern Erſcheinung, und geben ſich jedenfalls in eigenthümlichen Wirkungen zu erkennen.

Und ſo dürfte es wohl kein überflüſſiges, kein tadelnswerthes Unternehmen ſeyn, wenn ich es wage, im Rücken des Meiſters, der es allein gekonnt hätte, zu verſuchen, ob nicht aus ſeinen eigenen authentiſchen Daten, aus den zerſtreuten, aber nicht unzuverläſſigen Nachrichten ſeiner Freunde, ja ſelbſt aus nur hingeworfenen Winken und leiſen Andeutungen, eine ungefähre Skizze jener Jahre zu entwerfen ſeyn konnte, die, ohne ſich eine vollkommene Congruität mit der Wirklichkeit anzumaßen, doch nicht aller Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit ermangeln und für etwas mehr als blos ſubjective Auffaſſung und Darſtellung gelten möchte.

Jedenfalls iſt es doch gut, einmal Urkunden an's Licht zu ziehen, die im Stande ſind, wenn nicht Alles, doch Vieles, ja das Meiſte aufzuklären, was in dem Leben eines ſo außerordentlichen Mannes bisher räthſelhaft, problematiſch, und der wunderlichſten Auslegung und Mißdeutung unterworfen blieb.

Wenigſtens dürften gewiſſe Vorurtheile, vor aller genauern Kenntniß und Unterſuchung der Sache gefaßt, zunächſt zum Schweigen gebracht und in ihrem fernern Umſichgreifen gehindert werden; auch die wortführende, ſtets voreilige Kritik ſich von nun an ein heidniſches ἐπέχω oder **non liquet** ſelbſt zurufen, wenn ihr das chriſtliche „Richtet nicht“ zu gemein däuchtet.

I. Weimarische Zustände.

Anna Amalia, Carl Auguſt, Louiſe, Goethe.

Wie die Mütter von der größten Bedeutung für die geiſtigen Anlagen der Söhne ſind, und ſich dieſes durch die Geſchichte der großen Männer aller Zeiten bewährt (*); ſo wurden auch zwei deutſche Mütter durch ihre Söhne für das kleine Weimar von weltgeſchichtlicher Bedeutung: die Mutter Carl Auguſt's und Goethe's Mutter.

Anna Amalia, eine Urenkelblüthe des Hauſes Eſte und Nichte des großen Friedrich II., war vom Schickſal auserſehen, nicht nur den Ruhm ihres Stammhauſes zu vermehren, ſondern auch den eines kleinen Landes, einer unſcheinbaren Stadt neu zu gründen und durch dieſe die literariſche Renommée der Deutſchen zum Ruhme zu ſteigern und ihn weit über die Grenzen ihrer Herrſchaft hinaus zu erheben und zu verbreiten.

(*) „Humor und Talente, ſagt Herder, hat man von der Mutter, die feſten Theile der Organiſation vom Vater."

Raumer's hiſt. Taſchb. X. S. 376.

be mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich ſtrich mich ſachte aus der vornehmen Geſellſchaft, ging, ſetzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M... dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tiſche, es waren noch wenige in der Gaſtſtube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tiſchtuch zurück geſchlagen. Da kommt der ehrliche A... hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir, und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagte ich. Der Graf hat dich aus der Geſellſchaft gewieſen. — Hohle ſie der Teufel! ſagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam. — Gut, ſagte er, daß du es auf die leichte Achſel nimmſt! Nur verdrießt mich's, es iſt ſchon überall herum — Da fing mir das Ding erſt an zu wurmen. Alle, die zu Tiſche kamen, und mich anſahen, dachte ich, die ſehen dich darum an! Das gab böſes Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und ſagen: da ſähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinaus-

Sie brachte in den uralten ſächſiſchen Fürſtenſtamm ein friſches, heiteres Geblüt und ſchenkte dem Lande in ihrem Erſtgebornen einen Prinzen, mit dem eine neue Aera für die Geſchichte ſeines Landes ſowohl, als der deutſchen Literatur überhaupt beginnen ſollte.

Durch ihre vormundſchaftliche Regierung kam über Hof, Stadt und Land einer der Hauptvortheile und Gewinne, die man allgemein einer weiblichen Regierung zugeſteht und nachrühmt. Nicht nur, daß unnöthige Strenge und Härte aufhörte; es verbreitete ſich nun auch, durch eine bisher ungewohnte Milde und Humanität, mehr Heiterkeit und Lebensluſt über das Land, ausgehend von einer jungen, ſchönen, liebenswürdigen, geiſtreichen und jovialen Fürſtin, der Jedermann zu dienen und zu gefallen ſich beſtrebte. Die tüchtigſten, geſchickteſten, vortrefflichſten Männer jeder Art wußte ſie ſelbſt um ihren Thron zu verſammeln, von dem nur die Grazie den Roſenſcepter ſenkte, und Alle wetteiferten, ſich ihr nützlich und angenehm zu machen.

Von ihren vielen und großen Verdienſten um die materielle Wohlfahrt des anfangs durch die Kriegsläufte und Calamitäten ſehr bedrängten Landes, wie um die Erziehung ihrer Söhne und der dadurch gegebenen Veranlaſſung, Weimar zu einem Sitz der Muſen und aller Muſenkünſte zu erheben, hat vor Andern Goethe ſelbſt ſo bündig als gründlich geſchrieben, daß ſein Aufſatz [XXXII, 223 u. ff.] allen nachfolgenden detaillirtern Lebensbeſchreibungen nur zum Text dienen konnte und mußte; weswegen hier füglich auf ihn zu verweiſen ſeyn dürfte.

Dieſer genialen und jovialen Fürſtin Amalia demnach, in Verbindung mit ihrem Erſtgebornen ebenſo herrlich von der Natur ausgeſtatteten Sohne, verdankt Weimar die Entwickelung alles deſſen, was im deutſchen Weſen von Originalität, Genialität und lebensfrohem Humor zu finden war und nach Aeußerung und Entfaltung ſtrebte.

In der edlen Freiheit und Natürlichkeit ihres Hofes blühete es auf und verbreitete ſeine wohlthätigen Wirkungen auch durch das übrige Deutſchland.

Zum erſten Mal war es wieder ein deutſcher Hof, an dem deutſche Sprache, Geſinnung und Sitte frei und ſelbſtſtändig ſich zeigen durften, und ein verdientes Uebergewicht über die ausländiſchen Formen gewannen. Eine ſtrengere Etikette, ein ſteiferes Ceremoniel! und die deutſche Muſe wäre noch länger in der Dienſtbarkeit des Auslandes geblieben, hätte ſich ſchwerlich von gelehrter Pedanterie, oder philiſterhafter Geſchmackloſigkeit gereinigt, wäre nur ſpät oder nie zu einer Unabhängigkeit, zu einem nationalen Charakter gelangt, wodurch allein ſie ſich Werth, Würde und Anſehen begründen und erhalten konnte.

Nachdem ihr in der erſten Jugend alle mögliche Freiheit zu allſeitiger Entwickelung ihrer nationalen Eigenthümlichkeit gelaſſen worden, wie ſolche ſich nicht nur in G's., ſondern auch in v. Einſiedel's, v. Seckendorf's, Merck's und anderer Weimariſchen Schöngeiſter Productionen der erſten Epoche ausſpricht, konnte eine ſonſt zu frühe Regelung und Bemeſſenheit nicht mehr ſchaden; vielmehr wirkte die Vereinigung ariſtokratiſcher und demokratiſcher Elemente, wie ſie durch den Charakter und die Individualität der fürſtlichen Perſonen gegeben war, eine angenehme, wohlthuende Miſchung von Popularität und Würde, von Heiterkeit und Ernſt;

wozu denn auch die äußern Zeitverhältniſſe das übrige mitwirkten.

Dieſem glücklichen Temperament verdanken wir die zuerſt eine neue Epoche beginnenden Dichtungen Iphigenien und Taſſo, obſchon ihre Vollendung erſt nach dem für G's. Muſe ſo entſcheidenden Jahr 1786 zu ſetzen iſt. Denn nicht nur für ihn ſelbſt und ſeine ſittliche und künſtleriſche Ausbildung war die Reiſe und der Aufenthalt in Italien von der größten Wichtigkeit; der eigene Gewinn war zugleich ein Gewinn für die geſammte deutſche Literatur, die nach ſeinem Vorbilde eine Richtung nach der claſſiſchen Seite nahm und überhaupt eine größere Vielſeitigkeit gewann, indem alle Gattungen der Poeſie und Proſa zur Ausſprache und Behandlung gelangten.

Man hat den Weimariſchen Hof ſchon oft mit dem von Ferrara zu Zeiten Arioſt's und Taſſo's verglichen, und dieſer Vergleich iſt faſt zur ſtehenden Phraſe geworden, womit man Weimar zu heben gedenkt. Allerdings läßt ſich Goethe's Ausſpruch: „Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß", auf Weimar anwenden, das erſt durch ſeine Fürſten zu Anſehen, Namen und Ruhm gelangt iſt; ſonſt aber wird durch die Paralleliſirung dem deutſchen Hofe gerade das entzogen, wodurch er ſich vor jenem auszeichnet.

Das Weimariſche Hofverhältniß iſt ein viel naiveres, unſchuldigeres, von einem ſittlich-äſthetiſcheren Charakter, von ungleich bedeutenderen literariſchen und politiſchen Folgen und Wirkungen als das des italiäniſchen Hofes; die Stellung der deutſchen Dichter zu ihrem Fürſten freier, ehrenhafter, humaner

Eine ſo wunderſame Conſtellation deutſcher Geſtirne, einer Fürſtin wie Anna Amalia, eines fürſtlichen Sohnes und Regenten wie Carl Auguſt, einer fürſtlichen Gemahlin wie Louiſe, in dem Widerſchein eines geiſtigen Polarlichts, wie es der poetiſche Genius Goethe's ausſtrömte, das jene ebenſo verherrlichte, wie es durch ſie verherrlicht ward, offenbart ſich eine viel beſondrere Gunſt der Weltgeſchicke, die ſowohl an das Gemüth redet, als dem Verſtande Stoff und Anlaß zu mannigfaltigen Betrachtungen gewährt.

In der Geſchichte wird ſich kein völlig congruirender Gleichfall nachweiſen laſſen, und jener behält immer ein rein individuelles Anſehen, das in dem Charakter der Perſonen und der Zeitumſtände liegt.

Denn obſchon die Aufnahme und Anſtellung eines jungen Gelehrten wie G. am Weimariſchen Hofe nicht ohne Beiſpiel und Vorgang bei andern Höfen war, indem bereits Friedrich der Große — mit deſſen Regierungsantritt eigentlich die deutſche Literatur, ohne daß er ſie kannte und geradezu förderte, einen neuen Aufſchwung nahm und bedeutendere Richtungen verfolgte — geiſtreiche und gelehrte Männer des Auslandes um ſeine Perſon verſammelte; obgleich andere Fürſten ihm nachahmend und nachfolgend ebenfalls nicht blos gelehrte und eigentliche geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte nahmen, um durch ihre Gegenwart Anmuth und Nutzen der höhern Geſellſchaft mitzutheilen: ſo fehlte es dieſem mehr äußerlich zuſammengehaltenen, als innerlich verbundenen intelligenten Comitat, an einem eigenen, innern productiven Lebenspunkt, aus dem neue und wahre Schöpfungen ſich organiſch hätten entwickeln können.

Nur in der Congenialität zweier in ſich zwar verſchieden organiſirter, aber darum zur Ergänzung einander bedürfender Naturen von einerlei Triebe des Schaffens und Bildens beſeelt, und in der gegenſeitig wechſelnden Co- und Subordination lag die Möglichkeit eines Geſammtwirkens aus Einem Princip nach verſchiedenen Seiten.

Ein junger Fürſt von den edelſten Anlagen, entſproſſen aus dem vereinten Geblüt zwei der älteſten Dynaſtien Deutſchlands, Erbe des Ruhms von glorreichen Ahnen, der aber:

„Was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt,
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt." [II. 150.]

— und ein ebenfalls junges, feuriges Dichter-Genie von ſelten vereinigten Naturgaben, ausgeſtattet mit Charakter und Perſönlichkeit, mit Phantaſie und Temperament, einziger Sohn einer ebenfalls genialen und jovialen Mutter, Bürger einer uralten, weltberühmten Republikſtadt von ariſtokratiſch-demokratiſcher Miſchung, ſollten — ein Wunder für jene Zeiten — durch geiſtige Wahlverwandtſchaft ſich einander anziehen, in Liebe und Freundſchaft ſich verbinden, um durch gemeinſame Kräfte ein friſches und neues Lebensprincip in die Sphäre eines kleinen Staates zu bringen, der von harten Mißgeſchicken des Krieges und der Jahresläufte, von Calamitäten der Natur und des Verhängniſſes, niedergedrückt, nicht allein wieder zu bürgerlicher Wohlfahrt, mehr noch zu geiſtiger, äſthetiſch-ſittlicher und intellectueller Bildung erhoben werden mußte.

Schon hieraus dürfte hervorgehen, was ſo Wenige bedenken, daß bereits in jener erſten, gemeinhin mit dem

Namen Genieperiode mehr geächteten als ihrem wahren Weſen nach erkannten Zeit, G. für das Weimariſche Land — nach der, zwar richtigen aber doch ſeltſame Vorurtheile im Publikum vorausſetzenden, Bemerkung eines Recenſenten ſeiner Werke — „weſentlich mehr war als ein bloßer ſchöngeiſtiger Maître de plaisir, und einen unendlich reellern Patriotismus beurkundete, als einer jener Enragés, die G'n. als gleichgültigen Kosmopoliten verſchrieen haben."

Am vollſtändigſten würde dies aber hervorgehen, wenn es gleichzeitigen Geſchäftsmännern gefallen hätte, auch nur chroniken- und annaliſtenartig, ſowohl die ſelbſtſtändige als mitwirkende Thätigkeit G's. in den realen Angelegenheiten des Landes, den legislativen wie adminiſtrativen, den ſtaats- wie den hauswirthſchaftlichen, zu verzeichnen und der Mit- und Nachw[illegible] vor Augen zu legen. Doch eine Chronik ſchreibt n[illegible] jenige, dem die Gegenwart wichtig iſt. [XLIX, 7[illegible]

Von[illegible]ſt eine ſolche Schilderung verlangen, hieße ſeiner W[illegible]heit und Discretion zu nahe treten: denn er hätte m[illegible]ch ſprechen müſſen als erlaubt wird, mehr von de[illegible]en Perſonen als ihr Bewußtſeyn genehmigen möchte.

Nachdem er den Zuſtand Weimars, wie er ihn bei ſeinem anfänglichen Beſuch gefunden, im Allgemeinen geſchildert [XLVIII, 174], begnügt er ſich anderswo [XXX, 216] mit der Bemerkung: „was in jenen erſten Zeiten Carl Auguſt gewollt und gethan, wäre ſchön zu erzählen, wenn es nicht löblich ſchiene, die Anfänge bedeutender Zuſtände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben." [XXX, 216.]

„Vielleicht, fährt er fort, ſahen die Cotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus: der Erndte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den ſpäteſten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln."

Auch erklärte er gegen Freunde und Theilnehmer, daß die Erzählung jener Zuſtände und deſſen, was darin geſchehen und geleiſtet worden, mährchenhaft und unglaublich vorkommen und erſcheinen würde.

Und in der That, wenn man auch nur die zahlreichen aus jener Zeit vorhandenen und zum Theil publicirten Briefe von ihm und andern in chronologiſcher Folge durchgeht, und das darin enthaltene Detail ſchicklich an einander reiht: ſo gewinnt man ſchon einen ſchwindelnden Ueberblick durch die Mannigfaltigkeit des, ſelbſt in Momenten des Stockens und Stillſtehens, ſich regenden und in ſich ſelbſt arbeitenden Lebens und Treibens in Ernſt und Scherz, in Luſt und Trauer, in Geſchäft und Spiel, in Studien und Verſuchen, wovon unſere in öffentlichen, unäſthetiſchen, blos materiellen Intereſſen befangene und verwickelte Zeit ſich keinen Begriff machen kann.

Gleichwohl könnte man auf dieſe erſten Jahre der Anweſenheit und Wirkſamkeit Goethe's in Weimar, von 1775 bis etwa 1783, wie ſie nach der Tradition, die davon im Munde der Einzelnen lebt, und auch wohl in damaligen gedruckten Nachrichten erſcheint, die Bemerkung Goethe's anwenden, womit er die Beſchreibung ſeiner letzten Epoche in Frankfurt ſchließt: „Sollte einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen; ſo möge er bedenken, daß zwiſchen dasjenige, was hier, des Vortrags halben, wie im Zuſammenhange geſchildert iſt, ſich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Beſtimmungen und Thätigkeiten, ſogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einſtellten.“

Die Weimariſchen Feſte, Luſtbarkeiten und Scherze, von denen man ſich erzählt, hingen auch nicht ſo zuſammen, daß ſie eine ununterbrochene Kette oder gar ein Spalier von Immergrün und Jelängerjelieber gebildet hätten. Es miſchten ſich gar viele ernſthafte, verdrießliche Geſchäfte und Händel, auch traurige Vorfälle und Begebenheiten dazwiſchen. Jene heiteren Momente ſind nur wie Lichtpunkte, wie Sterne in dem dunkeln Mantel der Nacht, anzuſehen, die ſich keineswegs in eine alleinige tagſchaffende Sonne zuſammendrängen laſſen.

Allgemeine und beſondere Uebel, Landes-Calamitäten durch Waſſerfluthen und Feuersbrünſte, Kriegstroublen und politiſche Klemmen wechſelten mit häuslichen Leiden, Krankheiten und Sterbefällen, die jedoch ſämmtlich durch Gegenwart des Geiſtes, feſten Charakter, guten Humor, unermüdete Thätigkeit und Ausdauer überwunden oder weniger fühlbar gemacht wurden.

Was insbeſondere G'n. betrifft, ſo litt er anfangs nicht nur körperlich an Zahnreißen und Rheumatismen (Br. an Merck Nr. 58, S. 120), herrührend von dem rauhen thüringiſchen Klima, deſſen meiſt zugige oder feuchte Kälte ihn auch in ſpäteren Jahren, zumal in den Wintermonaten November und December, geiſtig deprimirte; dann eine Zeitlang an dem Mangel einer ihm zuſagenden Diät, da ſowohl Speiſen als Getränke ihm Beſchwerde verurſachten; noch mehr aber ſittlich, durch einen allgemeinen, unglaublichen, faſt bis zur ſtillen Wuth gebenden Haß(*), der hauptſächlich, ſeitdem er Geheimerath hieß (1779), von dem Neide der Ariſtokratie ausging, die ihn auch im Auslande zu verſchreien wußte.

Aber auch ſchon gegen ſeine Anſtellung als Geheimer Legationsrath war Neid und Mißgunſt der damaligen Philiſter, adeliger wie bürgerlicher, dergeſtalt rege geworden, daß der Fürſt ſelbſt für nöthig fand, durch folgende zu den Acten gegebene Erklärung die Unzufriedenen zum Verſtummen zu bringen.

„Einſichtsvolle wünſchen mir Glück, dieſen Mann zu beſitzen. Sein Kopf, ſein Genie iſt bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er ſelbſt ſeine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute ſich für zurückgeſetzt erachten würden; ſo kenne ich erſtens Niemand in meiner Dienerſchaft, der, meines Wiſſens, auf daſſelbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in ſo genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner geſammten Unterthanen ſteht, nach **Anciennität**, ich werde ihn immer nur nach **Vertrauen** geben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht

---

(*) Odium Vatinianum nennt ihn Wieland — [Br. an Merck Nr. 80.] Er hätte auch theologicum — bekanntlich das ſchlimmſte und gefährlichſte — ſagen können: denn ſogar die geiſtlichen Herren ließen es nicht daran fehlen [IV, 366; II, V, 99]. In neueſter Zeit trat auch noch das odium Germanicum oder Judaicum hinzu, das freilich ſchon ſeit undenklichen Zeiten als ein adversus omnes alios hostile odium überhaupt [Tacit. Hist. V, 5.] ihn nicht ausnehmen konnte. Doch kann man ſich mit ihm darüber tröſten:

„Ein Kerl, den alle Menſchen haſſen,
Der muß was ſeyn!“ [XLVII, 238.]

mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigſtes Collegium ſetze, ohne daß er zuvor Amtmann, Profeſſor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber ſorge und arbeite, wie jeder Andere, der ſeine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, ſondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewiſſen rechtfertigen zu können.“ *)

---

*) S. Dr. Vogel: Goethe in amtlichen Verhältniſſen, S. 1 u. 2.

ginge, die ſich ihres Bißchen Kopfs überhüben, und glaubten ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſetzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwätzes mehr iſt — da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren; denn man rede von Selbſtſtändigkeit, was man will, den will ich ſehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geſchwätze leer iſt, ach da kann man ſie leicht laſſen.

Am 16. Merz.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich die Fräulein B... in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſo bald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte ſie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich ſah alles voraus, hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher

II. Goethe's Leben und Wirken.

Daß Goethe in den erſten Jahren ſeines Hierſeyns, außer dem vielen Guten und Schönen, was er, um das Leben anmuthiger und genußreicher zu machen, aus der Fülle ſeines Geiſtes beiſteuerte, aus eben dieſem genialen Triebe auch luſtige, übermüthige, ja tolle Streiche ausgehen laſſen, Andern dazu Reiz und Anlaß gegeben, braucht nicht geläugnet zu werden, wie es denn auch nicht kann. Er ſelbſt geſteht es [II, 149.], und ſein für ihn enthuſiasmirter Wieland bezeugt es.

Wer aber möchte nicht der Jugend überhaupt, noch mehr einer geiſtvollen, das Brauſen und Schäumen zugeben, da die Natur ſelbſt es in ſie gelegt hat? Der Moſt, der zum trinkbaren Wein ſich läutern ſoll, muß erſt ausgähren. Mitten unter jenen Thorheiten hat ſich die Weisheit entwickelt, und bei G. früher als bei der übrigen Geſellſchaft. Er war längſt wieder ruhig und geſetzt, als es in den andern noch forttobte; aber leider ſollte er in der Welt für ſie büßen und ihre Schuld auf ſich nehmen. [II, 149.]

Um jedoch die damals verbreiteten Gerüchte, die zum Theil in gleichzeitigen Schriften, wie Briefe und Journal-Aufſätze, übergegangen, zum Theil in mündlichen Traditionen fortgepflanzt, noch gegenwärtig in der Klatſch- und Leſewelt fortwirken, zu widerlegen, zu berichtigen, zu ermäßigen und auf das allenfalls Wahre oder Wahrſcheinliche zu reduciren, wird es gerathener ſeyn, ſtatt einer künſtlich poetiſchen Schilderung jener Zeit, — die einfürallemal nicht möglich ſeyn möchte, und wenn möglich, doch nur den Durchſchnitt und zwar den Quer-, nicht den Längendurchſchnitt des Lebens geben könnte, — lieber die eigenen, ſelbſtbewußten Confeſſionen G's. und ſeiner nächſten Freunde, die um, an und mit ihm litten und genoſſen, actenmäßig aus gedruckten und ungedruckten Quellen, ſoweit ſie mir zugänglich waren, im Weſentlichen, wenn auch ſonſt fragmentariſch, in chronologiſcher Folge mitzutheilen, und ſo die Zeit ſelbſt reden zu laſſen.

Auf dieſe Weiſe dürfte die Erzählung jedenfalls objectiver ausfallen, einem Jeden die Freiheit der eigenen Auffaſſung und des Selbſturtheils geſtatten, auch andere Mehrkundige zu Nachträgen und Ergänzungen veranlaſſen, und ſo allererſt durch Herbeiſchaffung des Materials einem künftigen Biographen willkommene und brauchbare Vorarbeit liefern.

Erinnert man ſich der beſonderen Umſtände, unter denen Goethe ſich entſchloß, der Einladung des fürſtlichen Paares nach Weimar zu folgen; gedenkt man der leidenſchaftlichen Liebe, die ihn noch immer an Lili feſſelte, von der ihn nur allein Vernunftgründe, mit denen aber ſein Herz nicht übereinſtimmte, gewaltſam fortreißen konnten: dann wird man begreifen, daß es in ſeinem Innerſten noch fortſtürmte, daß Hitze und Froſt in ihm abwechſelten, und dieſe Schwankung noch lange fortdauerte, bis er es, durch

Zerſtreuung und Thätigkeit anderer Art, zu völliger Reſignation und Ruhe gebracht hatte.

In dieſem pſychiſchen Wechſelfieber kam G. nach Wei-
7. Nov. mar den 7. November 1775. Noch an demſelbigen Tage
erfolgte die glückliche Ausſöhnung mit **Wieland**, der, von
G's. Perſönlichkeit entzückt, ja in ſie verliebt, nach ſeiner
10. Nov. enthuſiaſtiſchen Art an Fr. **Jacobi** unter dem **10.** November
ſchreibt: „O mein beſtes Brüderchen, was ſoll ich Dir ſagen!
Wie ganz der Menſch beim erſten Anblick nach meinem
Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim
Geh. Rath K., wo er wohnt, am nehmlichen Tage an der
Seite des herrlichen Jünglings zu Tiſche ſaß.“

Und ſo gerieth er gleich in den erſten Tagen in das **Treiben und Weben** des Weimariſchen Hofes, ſo daß er ſeiner vertrauten Seelenfreundin, der Gräſin **Auguſta** zu Stolberg(*), nur eben mit ein paar Worten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen, blos andeutend melden kann.

27. Nov. „Ich erwarte Deine Brüder, o Guſtchen! was iſt die
Zeit alles mit mir vorgegangen. Schon faſt 14 Tage hier
im Treiben und Weben des Hofes. Adieu, bald mehr!“

Die Brüder ſind noch vor Abſendung der wenigen Zeilen
27. Nov. angekommen (**), und melden auf der Rückſeite des Blattes:

„Hier wird's uns recht wohl! wir leben mit lauter guten Leuten, mit unſerm **Wolf** und den hieſigen Fürſtlichkeiten, die ſehr gut ſind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren

---

(*) S. **Goethe**'s Briefe an die Gräſin **Auguſte** zu Stolberg. Herausgegeben von **A. von Binzer**. Leipzig b. Brockhaus 1839.

(**) Den 27. November, nach ihren und **Wieland**'s Briefen an **Lavater**, bei Hegner S. 62. 63.

aus, und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland ſind wir bras dessus bras dessous" (*).

21. Dec. Auch G. iſt es: denn er arbeitet bereits auf deſſen Zimmer und ſchreibt an Lavater:

„Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meiſt in freier Luſt, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht habe, ziemlich müd' und ausgelüftet von der Eisfahrt, ſitze ich bei Wieland und will ſehen was ich an Dich zuſammenſtopple, über die mir geſchickten Capitel der Phyſiognomik, kurz genug und, wills Gott, bündig und treffend, das iſt alles: denn Ausſpinnens iſt jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthſchaft und Zerſtreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir ſeine Gefühle gegeben und ſo wird alles gut werden. — Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werther und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menſchen zu ſehen. Mir geht alles nach Herzenswunſch."

Von Jena aus ſchreibt er ſogleich an den Herzog, der während der Zeit nach Gotha gegangen, aus deſſen Antwort ſich der Inhalt ſeines Briefes errathen, noch mehr aber ein freundſchaftliches, faſt brüderliches Verhältniß zu einander erkennen läßt.

„Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie ſehr wünſchte ich mit freierer Bruſt und Herzen die liebe Sonne in den Jenaiſchen

---

(*) Siehe die in der vorigen Note angeführten Briefe.

Felſen auf- und untergehen zu ſehen(*), und das zwar mit Dir(**). Ich ſehe ſie hier alle Tage, aber das Schloß iſt ſo hoch und in einer ſo unangenehmen Ebene, von ſo vielen dienſtbaren Geiſtern erfüllt, welche ihr leichtes, luſtiges Weſen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz ſchwindlich und übel ward. — Ich komme erſt den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommſt. Die Leute ſind gar zu neugierig auf Dich" ꝛc.

G. folgte der Einladung, und wir ſehen ihn am letzten 31. Dec. Tage des Jahres von Erfurt aus an Lavater ſchreiben: „Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit und bin tief in See." —

Ungeachtet nun kein tägliches Detail von alledem angegeben werden kann, was G. in dieſer kurzen Zeit zur Unterhaltung des Hofes und der denſelben beſuchenden hohen und vornehmen Perſonen der Nachbarſchaft vorgenommen, noch außer dem „Vorleſen ſeiner bis dahin noch ungedruckten Werkchen, Einführung des Schlittſchuhfahrens und andern

---

(*) Welch tiefes Gefühl der Herzog für dieſe Naturſcenen hatte und bis an ſein Ende behielt, zeigt ſein Brief an Knebel [Nr. 5.]: „Es iſt einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne ſo untergehen, die Sterne aufgehen ſieht" ꝛc., und ſo ſah er auch bei ſeinem eigenen Hinſcheiden der ſcheidenden Sonne nach. Nun lieſt man wohl auch mit größerem Antheil G's. Gedichte von Dornburg aus in Bd. XLVII, S. 66 u. 68.

(**) „Im Meer die Sonne untergehend, zwei Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe ſtehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überſchauen die reiche Gegend und erquicken ſich mit einander", — war der Gegenſtand einer colorirten Zeichnung Tiſchbein's, an die man unwillkührlich bei dieſer Stelle erinnert wird, indem ſie auf die Situation und das Verhältniß der beiden Genien ſo wahr als ſchön ſich anwenden läßt. [S. G's. Werke Bd. XXXIX, S. 189.]

guten Geſchmacks“, ſo muß er doch auch manche genialmuthwillige und luſtige Poſſe haben ausgehen laſſen, weil er ſelbſt zu Anfang des folgenden Jahres an Merck ſchreibt: 5. Jan.

„Ich treib's hier freilich toll genug, und denk oft an Dich, — bitte Dich, Vater und Mutter ein Biſſel zu laden. — Wirſt hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomiſchen Farcen leidlich betrage.“

Und bald darauf: „Ich bin nun in alle Hof- und 22. Jan.
politiſche Händel verwickelt und werde faſt nicht wieder wegkönnen. Meine Lage iſt vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eiſenach immer ein Schauplatz, um zu verſuchen, wie einem die Weltrolle zu Geſichte ſtünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Haupt-Conditionen der neuen Einrichtung ſeyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sch...... dieſer zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen“ (*).

Daher ſchreibt Wieland, als Vertrauter, bereits am 26. Januar an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von 26. Jan.
hier los, C. A. kann nicht mehr ohne ihn ſchwimmen noch waten. — 'S iſt aber doch noch nichts Entſchiedenes. Der Hof, oder vielmehr ſeine Liaiſon mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die es herzlich Schad' iſt. Und doch bei dieſem herrlichen Gottesmenſchen geht Nichts verloren.“

Inzwiſchen überwältigte ihn doch in andern Augenblicken eine ernſthaftere, man könnte ſagen melancholiſche

---

(*) Briefe an Merck Nr. 50, wo aber das Datum falſch iſt, indem G. nicht im Januar 1778 etwas an ſeine Schweſter ſchicken kann, wenn ſie bereits im Juni 1777 geſtorben iſt.

Stimmung, wie die geweſen zu ſeyn ſcheint, in der er an
11. Febr. die Gräſin Auguſte ſchreibt: **Könnteſt Du mein Schweigen verſtehen!** liebſtes Guſtchen! — Ich kann, ich kann nichts ſagen!“ —

Aber Muth und Entſchloſſenheit kehren zurück, und ſo
6. März. ſchreibt er, mit einem **alea jacta est**, an **Lavater**:

„Ich bin nun ganz eingeſchifft auf der Woge der Welt — vollentſchloſſen: zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen“(*). Und in demſelben Sinne, aber in humoriſtiſcherem Tone,
8. März. an **Merck**:

„Schick mir die Matinées(**) wieder, ſo kriegſt Du mehr. **Wir machen des Teufels Zeug**, doch ich weniger

---

(*) Vergl. das Gedicht Bd. II, S. 76, das mit dem Datum den 11. September 1776 ſich in Anlage ſowohl zu einem Briefe an **Merck** [Nr. 39, S. 98.] vom 16. Sept. als zu einem unter demſelben Datum an **Lavater** [Nr. 8, S. 22.] befand, mit verſchiedenen Lesarten.

(**) So hießen die launig-ſatyriſchen Gedichte, worin die ſchönen Geiſter Weimars einander ihre Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten in ehemals derbem Scherze vorzurücken liebten. Eine ſolche Matinée eines Recenſenten von **Merck** an **Wieland** hat ſich noch erhalten, in den Briefen an und von **Merck** Nr. 25; desgleichen ein Bruchſtück einer von **Einſiedel** an **Knebel** in deſſen literariſchem Nachlaß Bd. I, S. 231. Eine größere von ebendemſelben, unter der Aufſchrift: „Schreiben eines Politikers an die Geſellſchaft, am 6. Januar 1776“, welche die ſämmtlichen Mitglieder charakteriſirt, eignet ſich leider nicht zur vollſtändigen Veröffentlichung, außer der auf G. bezüglichen Stelle:

„Dem Ausbund Aller, dort von weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur ſein ungeſchliffenes Reiten;
Denn ſein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geſchoß und Blitz.

als der Burſche, der nun ein herrlich Drama auf unſern Leib ſchreibt. Es geht mit uns Allen gut, denn was ſchlimm iſt, laß ich mich nicht anfechten. Den Hof habe ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren und ſo immerfort. Ich bin geſund, bis auf den Einfluß des fatalen Wetters, ſtreife was ehrliches in Thüringen herum und kenne ſchon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land ſo auswendig zu lernen.“

Daher meldet Wieland an Merck: 25. März.

„Goethe bleibt nun wohl hier, ſo lange C. A. lebt, und möchte das bis zu Neſtors Alter währen! Er hat ſich ein Haus gemiethet, das wie eine kleine Burg ausſieht (*), und das macht ihm großen Spaß, daß er mit ſeinem Philipp

---

's iſt ein Genie, von Geiſt und Kraft.
(Wie eb'n unſer Herr Gott Kurzweil ſchafft)
Meint, er könn' uns alle überſehn,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehn.
Wenn der Fratz ſo mit einem ſpricht,
Schaut er einem ſtier in's Angeſicht,
Glaubt, er könn's ſein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit ſeinen Schriften unſinnsvoll
Macht er die halbe Welt ist toll,
Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut ſich ſchießt vorn Kopf:
Meint Wunder was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt ſich drauf als Doctor Fauſt,
Daß 'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.
Mir könnt' er all gut ſeyn im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verſchanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all ſein Zeugs verbannt“ — — N.

(*) Das ehemalige ſogenannte kleine Jägerhaus an der Belvederiſchen Allee, jetzt in ein Stadtgericht umgebaut.

(Seidel) ganz allein ſich im Nothfall etliche Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, inſofern ſie ihm das Neſt nicht überm Kopfe ganz anzündeten. Er iſt auch im Begriff, einen Garten zu kaufen(*). — Geſtern Abend iſt er auf einmal nach Leipzig abgeſurrt, wird aber hoffentlich bald wiederkommen."

4. Apr. W. irrte ſich nicht; G. kam den 4. April wieder zurück, und hatte in der Zeit ſeinen alten Freund Oeſer beſucht, über Kunſt und Kunſtgegenſtände mit ihm verhandelt, und inzwiſchen noch den Monolog von Stella geſchrieben, und zwar an demſelben Tage, an welchem Wieland obiges meldet.

Dieſer Monolog, den er ſogleich an Auguſta geſendet haben muß, beweiſt, in welcher ſentimentalen Stimmung er ſich befand, die noch lange anhielt oder im Wechſel ihn befiel, indem er am 10. April an Auguſta noch ganz in demſelben Tone ſchreibt: „Krank, Guſtchen! dem Tode nah! Gerettet, liebſter Engel, und das mir alles auf einmal — zu einer Zeit, wo ich immer dachte: warum ſchreibt Guſtchen nicht? Iſt die nicht mehr wie ſonſt, hat ihr Stella nicht gezeugt, daß ich ihr Alter bin, obſchon ich nicht ſchreibe, denn wie ich jetzt lebe — ach, Engel, es iſt Läſterung, wenn ich mit Dir rede, ich will lieber gar nicht beten als mit fremden Gedanken gemiſcht. — Auch dieß ſchreib ich in des Herzogs Zimmer, den ich faſt nicht verlaſſe. Mein 10. Apr.

(*) Es geſchah auch und er nahm den Garten in Beſitz den 16. April. „Hab ein liebes Gärtchen vor'm Thore, an der Ilm, ſchöne Wieſen in einem Thal. Iſt ein altes Häuschen drin, das ich mir repariren laſſe. Alles blüht, alle Vögel ſingen" ꝛc., ſchreibt er an Gräfin Auguſta unter dem 17. Mai, Nr. XIV.

Herz, mein Kopf — ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll, ſo tauſendfach ſind meine Verhältniſſe, und neu und wechſelnd, aber gut" ꝛc. — Dennoch hatte er in dieſer bewegten Zeit ſeinen Hans Sachs fertig gemacht, den 27. April.

Und einen Monat ſpäter: „Ach, Du nimmſt an dem unſteten Menſchen noch Theil, der, ſeit er Dir nichts von ſich ſchrieb, ſeltſame Schickſale gehabt hat. Ich fühle, daß ich Dir nicht Alles ſagen kann, drum mag ich Nichts ſagen." — Doch bald darauf: „Guſtchen, könnt' ich Dir von meiner Lage ſagen! Die erwünſchteſte für mich, die glücklichſte, und dann wieder —. Ich ſagte immer in meiner Jugend zu mir, da ſoviel tauſend Empfindungen das ſchwankende Ding beſtürmten: Was das Schickſal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen gehen läßt? es hat gewiß vor, mich dahin zu ſtellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menſchheit gar nicht mehr anfechten müſſen. Und jetzt noch ſeh' ich Alles als Vorbereitung an" ꝛc. 17. Mai.

Und einige Tage darauf: „Was wird's werden? ich hab eben noch viel auszuſtehen, das iſt's, was ich in allen Drangſalen meiner Jugend fühlte; aber geſtählt bin ich auch und will ausdauern bis ans Ende." 21. Mai.

Nun mußte aber doch die Zuſtimmung ſeiner Eltern zu dieſer Anſtellung eingeholt werden, da es anfangs nur auf einen Beſuch, gar nicht auf eine Anſtellung abgeſehen war. Dieß geſchah durch folgenden Brief des jungen Freundes, der ihn von Frankfurt abgeholt hatte. 16. März.

„Die wechſelſeitige Neigung des Herzogs gegen Ihren vortrefflichen Sohn, das unumſchränkte Vertrauen, ſo er in ihn ſetzt, macht es Beiden unmöglich, ſich von einander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen ſeyn, meinem aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? ſagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblicke. — Was hat es mich ſchon gekoſtet! ſagte das ſüße Geſchöpf, indem ihr die Thränen in den Augen ſtanden. — Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie ſich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehen! Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen; und nun fügte ſie noch dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was eine Art Menſchen darüber tri-

Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von ſeinem Freunde anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, daß alle andern unter ſeinem Werthe ſind, wenn nicht die hergebrachten Formen ſolches nöthig machten. Mit Beibehaltung ſeiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienſte ganz zu verlaſſen wenn er will, wird unſer junger, edler Fürſt, in der Vorausſetzung, daß Sie unfähig ſind, Ihre Einwilligung dazu zu verſagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsraths mit einem Gehalt von 1200 Thaler in ſein Miniſterium ziehen. — Gern unternähm ich, Ihnen die Verhältniſſe Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögend fühlte. Denken Sie ſich ihn als den vertrauteſten Freund unſers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag exiſtiren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden ſich noch immer zu wenig denken — —"

Das Decret, das G. zum geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Conſeil ernennt und einem zu Johanni anfangenden Gehalt von 1200 Thalern, iſt vom 11. Juni 1776; G. erhielt es den 19. Juni.

Daß G's. Eltern mit ſeiner Anſtellung zufrieden waren,
24. Juli. erhellt aus einem ihrer Briefe an den Conſul Schönborn
in Algier, worin ſie ihm, nicht ohne elterliche Behaglichkeit, das neue Domicilium ihres Sohnes melden:

„Da ſitzt nun der Poet und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglichſt. Wir wollen ihn auch darin ſitzen laſſen, jedoch auch zugleich wegen deſſen jetzigen Amtsgeſchäften in dieſer Correſpondenz ablöſen und vertreten."

In derſelben Weiſe ſchreibt Goethe's Mutter an Klinger nach Gießen: 26. Mai.

„Der Doctor iſt vergnügt und wohl in ſeinem Weimar, hat gleich vor der Stadt einen herrlichen Garten, welcher dem Herzog gehört, bezogen. Lenz hat denſelbigen poetiſch beſchrieben und mir zum Durchleſen zugeſchickt. Der Poet ſitzt auch dort, als wenn er angenagelt wäre. Weimar muß vors Wiedergehen ein gefährlicher Ort ſeyn, Alles bleibt dort. Nun, wenn's dem Völklein wohl iſt, ſo geſegne 's ihnen Gott“ ꝛc.

Nun ſchreibt Wieland an Merck: 27. Mai.

„Goethe lebt und regiert und wüthet und giebt Regenwetter und Sonnenſchein, tour à tour, comme Vous savez und macht uns glücklich, er mache was er will.“

Dieſes muß damals eine ſtehende Redensart geweſen ſeyn: denn mit denſelben Worten erkundigt ſich bereits eilf Jahre ſpäter ein Maltheſerritter in Palermo nach Goethe, bei dieſem ſelber, den er nicht wiedererkannte. [XXVIII, 110 f.] So ſehr hatte ſich inzwiſchen ſein Ausſehen verändert.

Was jedoch das Regieren betrifft, ſo kann dieſes, wenn man es nicht von der Direction eines kleinen Geſellſchaftstheaters am Hofe verſtehen will, in öffentlichen Angelegenheiten bis jetzt wohl nur auf das ſtete Zuſammenſeyn G's mit dem jungen Regenten, auf ſein Anrathen, auf Anſtalten und perſönliche Mithülfe bei Feuersbrünſten ſich beziehen, deren allein in der kurzen Zeit vom 16. April bis 22. Mai drei bedeutende vorkommen. Die letzte in Neckeroda beſchreibt G. in einem der Briefe an Auguſte Nr. XIV.

Nun aber ſchreibt W. ferner: „Lenz liefert alle göttliche Tage regulièrement ſeinen dummen Streich; fragt, wo er hinkömmt, es ſey auf dem Felde oder in der Stadt, ſobald er eine halbe Stunde dageweſen, im Vertrauen: habt ihr Feder, Dinte und Papier? und ſchmiert und ſchmiert, wie ſich's gebührt — und ſo leben wir, wie Ihr ſehet, in die Welt hinein, und befinden uns leidlich als ächte poco-Curanti, in großer Unſchuld und Sicherheit, uns ſehr verwundernd, daß die Welt ſoviel Böſes von uns ſagen ſoll. Wiewohl das uns (glaube ich) hier am unrechten Ort ſteht; denn ich bin abgelöſ't, und von mir iſt hoffentlich die Rede nicht mehr."

Iſt es doch, als wäre W. eiferſüchtig auf dieſe Nachrede, wie auf einen Nachruhm. Doch er wird bald wieder einlenken.

In dieſer Zeit alſo müſſen ſich nachtheilige Gerüchte über G's. Aufführung in Weimar verbreitet haben: denn man führt auch noch folgende Worte von Merck an:

„Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andre zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen. Giebt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?"

Allein bei dieſer blos aus Falk's Schrift [S. 145.] entnommenen, ſehr nach deſſen Idiom lautenden, obſchon von dem Herausgeber der beiden Merck'ſchen Briefſammlungen [S. XVII.] wieder abgedruckten Aeußerung Merck's kommt es noch ſehr darauf an zu wiſſen, wann, wie und wo ſie ſtattgefunden. Im Jahr 1776 kann es nicht geweſen ſeyn, denn in dieſem war Merck nicht in Weimar; ſpäter im Jahre 1777, wo er nur bis Wilhelmsthal und Eiſenach kam, hätte ſie auf keinen Fall mehr gepaßt. Mündlich konnte er ſie demnach auch nicht gegen Wieland ausſprechen; alſo nur ſchriftlich, und blos auf das vom Grafen Görz und Andern ausgeſprengte Gerücht hin; ja vielleicht aus Wieland's ſoeben hingeworfener Bemerkung erſt gefolgert. Dann fiele ſie zwiſchen den 27. Mai und 5. Juli 1776, und Wieland's Brief von letzterem Dato wäre die beruhigende Antwort darauf (*).

„Wegen Goethen bitte ich Sie ewig ruhig zu ſeyn. 5. Juli.
Das Schickſal hat ihn in Affection genommen; es iſt Cäſar und ſein Glück, und Ihr werdet ſehen, daß er ſogar in dieſen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle ſpielen wird. Laß die ſchäbichten Kerls ſchwatzen. Graf Görz rüſtet ſich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethen und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geſchmeiß. Kommt nur einmal und ſehet ſelbſt, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht. Nächſtens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das erſte, was er jetzt zu thun hat, iſt ſehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unſerer Sachen wenig mehr fehlen — denn er iſt dahinter wie ein Feind — und dann laßt die Kerlchens kommen! Er hat bei all ſeiner anſcheinenden und wirklichen Naturwildheit (**), im kleinen

---

(*) Im Jahre 1779, wo Merck endlich, lang' und ſehnlichſt erwartet, nach Weimar kam und ſich längere Zeit dort aufhielt, auch G's. Iphigenie ſpielen ſah, wäre jene Aeußerung ganz außer Zeit und Anlaß geweſen.

(**) — zu der ſich G. ſelbſt bekennt, wenn er ſich mit einem Huronen vergleicht [XXX, 197]; auch Jacobi, wenn er ihn einen Wehrwolf

Finger mehr **Conduite** und **Savoir faire** als alle Hofſchranzen, Bonifaz-Schleichers und politiſche Kreuzſpinnen zuſammengenommen, in Leib und Seele. So lang C. A. lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus; und fehlte uns der, ſo ſind wir noch da und die Welt iſt weit."

Wieland fährt fort Mercken zu beruhigen, indem er, was etwa an dem Gerücht Wahres ſeyn könnte, zugebend es in den Anfang des Goethe'ſchen Aufenthalts verweiſt, wo bereits G. ſelbſt es eingeſtanden hatte durch ſein: „Ich treib's hier freilich toll genug."

24. Juli. „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals) oft durch ſeine damalige Art zu ſeyn ſcandaliſirt und dem **Diabolus prise** über ſich gegeben (*). Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadelicher σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürſt ſicherlich glauben, und **adversus quoscunque** behaupten, daß die Cabale gegen Goethen und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat. Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethen ſehr liirt war, — Dalberg, von dem ich ſo viel ſchriftliche Zeugniſſe der größten, wärmſten Hoch-

---

nennt, aber ihn bald wieder in aller ſeiner Liebenswürdigkeit erblickt. [Auserleſene Briefe Bd. 1, Nr. 73, S. 210.]

(*) „Es darf ſich einer wenig bücken,
So hockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf den Rücken." [V, 353.]

achtung und Liebe in Händen habe — ſchlecht von uns, und von mir beſonders reden ſollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?" —

Auch Klinger, der inzwiſchen Lenzen nach Weimar gefolgt war, beſtätiget Wieland's Ausſage.

24. Juni.

„Was ſoll ich Dir ſagen — ſchreibt er an Chriſtoph Kayſer in Zürich — von Goethe, von Wieland? Am Montag (d. 24. Juni) kam ich hier an — lag an Goethe's Hals und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närriſcher Junge"! und kriegte Küſſe von ihm: „toller Junge"! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, ſo kannſt Du denken, wie ich ihn überraſchte. O was von Goethe iſt zu ſagen! ich wollte eher Sonne und Meer verſchlingen! Geſtern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er iſt der größte Menſch, den ich nach Goethe geſehen habe, den Du nie imaginiren kannſt als von Angeſicht zu Angeſicht. Größe, Liebe, Güte, Beſcheidenheit — Steinige den Kerl, der ihn verkennt, wenn er ihn geſehen, an ſeiner Bruſt gelegen hat, ſeinen Geiſt umfaßte und ihn begriff. Hier ſind die Götter! Hier iſt der Sitz des Großen! — Lenz wohnt unter mir und iſt in ewiger Dämmerung. Der Herzog iſt vortrefflich und werd' ihn bald ſehen. Glaub von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es iſt kein wahres Wort daran. Es geht alles den großen ſimplen Gang und Goethe iſt ſo groß in ſeinem politiſchen Leben, daß wir's nicht begreifen — und Wieland! glaub nicht, daß ich überſpannt bin — ich häng' an dem Menſchen ſo ſtark, daß ich's nie möglich hielt, an einem Menſchen ſo zu hängen. — Laß

Dich von nichts drücken und quälen — ſie werden mich hier ruhig machen (*). Wo ich hinſeh', iſt Heilbalſam für meinen Geiſt und Herz." ꝛc. —

Von ſeiner erſten Geſchäftsthätigkeit giebt G. ſelbſt 24. Juli. Nachricht an Merck:

„Wir ſind hier (in Ilmenau) und wollen ſehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung ſetzen. Du kannſt denken, wie ich mich auf dem Thüringer Wald herumzeichne. Der Herzog geht auf Hirſche, ich auf Landſchaften aus, und ſelbſt zur Jagd führe ich mein Portefeuille mit. Geht aber auch bald wie ſich's gehört. Laß den Wein nur liegen bis zur rechten Zeit und ſchicke den Reſt auch mit. — Wenn wir auf dem Land ſind, führen wir die Wirthſchaft ſelbſt und befinden uns beſſer dabei."

Hier zeigt ſich ſchon der ökonomiſch-adminiſtrative Sinn, der bald in andern Zweigen der Verwaltung zum Vortheil des Fürſten und des Landes ſich noch mehr bethätigen, aber ihm auch Feinde und Gegner erwecken ſollte.

„Hab mich immer lieb, — fährt er fort, — glaub, daß ich mir immer gleich bin. Freilich hab ich was auszuſtehen gehabt, dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog iſt ebenſo, daran denn die Welt freilich

---

(*) Klinger paßte jedoch nicht in jenen Kreis, und G. ſchreibt unverhohlen an Merck [Nr. 37.]: „Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich. Ich hab's ihm geſagt, darüber er außer ſich war und es nicht verſtand, und ich's nicht erklären konnte noch mochte." Und anderswo: „K. iſt uns ein Splitter im Fleiſch; ſeine harte Heterogeneität ſchwüret mit uns, er wird ſich herausſchwüren." Was denn auch geſchah. Er verließ Weimar ſchon im October und engagirte ſich als Theaterdichter bei Seylern in Leipzig. [Br. an und von Merck Nr. 33. S. 78.] In der Folge jedoch ſtellte ſich das frühere Verhältniß wieder her und verblieb ſo bis an G's. Ende. Vergl. Bd. XLVII, 195.

keine Freude erlebt. Wir halten zuſammen und gehen unſern eigenen Weg, ſtoßen ſo freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten (*) für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen: denn die Götter ſind ſichtbar mit uns."

Wieland, der vergeſſen haben muß, was er vor wenigen Wochen an Merck ſchrieb, fällt wieder ein entgegengeſetztes Urtheil.

„Goethe iſt mit dem Herzog noch immer in Ilmenau 12. Aug. und zeichnet Tag und Nacht die ganze Hennebergiſche Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergeſſen hat, ſo viel von ihm und gegen ihn ſpricht(**). Bei alledem würde Fielding's Pardridge manchmal den Kopf über ihn ſchütteln und ſein orandum est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln." — Und nach vierzehn Tagen ſchon wieder anders:

„Goethe iſt lieb und brav und feſt und männlich. 24. Aug. Alles geht ſo gut es kann, und die Welt, die ſoviel dummes Zeug von uns ſagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen!"

Von des Herzogs und Goethe's innigem Zuſammenleben, von ihren edlen Vorſätzen und Beſtreben, Gutes zu wirken, ohne Haſt, ohne Geräuſch, ſich durch Erfahrung leiten zu laſſen und auch von der Zukunft etwas zu erwarten, ſpricht ein gerade in dieſer Zeit, und zwar den 3. Auguſt 1776, in Ilmenau Morgens unter dem Zeichnen verfertigtes

---

(*) Auch Wielanden und Aehnliche, die alle Augenblick an ihm irre werden, wie wir ſogleich ſehen.

(**) Vergl. oben Br. v. 27. Mai.

Gedicht, das in dieſer Geſtalt, in dieſem ſpeciellen Bezug, dem Publikum nicht bekannt geworden, weil G. die Gewohnheit hatte, die gelegentlichen Anläſſe zu ſeinen Gedichten zu verwiſchen, um ſie ins Allgemeinere zu ſpielen und ſo einem Jeden auf ſeine Fälle anwendbar zu machen. [S. Bd. I, 113.] Dabei aber iſt der Bezug auch noch aus Discretion verſchwiegen, da G. niemals von ſeinem vertrautern Verhältniß zum Herzog dem Publikum etwas merken ließ.

Dem Schickſal.

„Was weiß ich was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet,
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit(*) uns gehüllt,

(*) „Dumpfheit haben blos geſcheite Menſchen, ſonſt iſt's Dummheit. Es iſt die Qualität aller Künſtler und aller Liebenden; es iſt der ſchöne zauberiſche Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht ſtellt.“ [Tiefurter Journal S. 292.] Daher ſagt G.: „Auch mache ich manches in der Dumpfheit, das wohl oft das beſte iſt.“ [Br. an Merck Nr. 58; 2. Samml.] Vergl. damit Bd. III, 260.

„Ja das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.“

Desgleichen: „er habe nie über das Denken gedacht.“ XLVII, 253.

Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.“

Wieland ſah ſich genöthigt, ſein Wort zurückzunehmen; 7. Oct. denn er ſchreibt:

„Goethe iſt bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben ſeyn!“ —

Ferner:

„Goethe iſt immer der nehmliche — immer wirkſam, 17. Oct. uns Alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten — und ſelbſt nur durch Theilnehmung glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, eben darum verkannt, weil ſo wenige fähig ſind, ſich einen Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.

Hier etwas von ihm, das Ihnen wohlthun wird(*). Es kann als eine Erklärung auf alles, was Dame Fama aus ihren beiden Trompeten von ihm in die Welt hineinträtſcht, angeſehen werden.“

Hören wir Goethe wieder einmal ſelbſt:

„Dein Schickſal(**) drückt mich, ſchreibt er an Merck, 22. Nov. da ich ſo glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahrszeit herum(***), und die Ab-

---

(*) Wahrſcheinlich das vorſtehende Gedicht.

(**) Ein Hauskreuz, auf das auch Wieland's Brief an Merck [Nr. 36, 2. Samml.] deutet, nämlich der Verluſt ſeines fünfvierteljährigen Töchterchens im October 1776. S. Wagner's Note zu Brief Nr. 41, 1ſte Sammlung.

(***) Den 1. November pflanzte er Linden; den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug umphiren würde. Wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringſchätzung anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmahl ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edeln Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinct eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

Am 24. Merz.

Ich habe meine Entlaſſung vom Hofe verlangt, und werde ſie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Erlaubniß dazu bey euch geholt habe. Ich muß wechſelungen der Witterung und der Welthändel um mich friſchen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geſchäftsmann noch Hofmann und komme in beiden fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zuſammen, ihm wird's wohler und iſt eben eine Creatur, wie's keine wieder giebt. Uebrigens iſt eine tolle Compagnie von Volk hier beiſammen, auf ſo einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, findet ſich's nicht wieder ſo.“

Einer jedoch aus dieſer tollen Compagnie, die G'n. ſoviel Spaß zu machen ſcheint, ſollte ihm, wenige Tage nach dieſer Bemerkung, einen ſtarken, durch mehrere Tage ſich hinziehenden, Verdruß verurſachen. Es war der von Goethen und Wieland gehätſchelte Lenz, durch einen Streich, den
26. Nov. G. in ſeinem Tagebuch nicht weiter als mit einer Eſelei bezeichnet, wahrſcheinlich einen von den „ihm eigenen dummen und Affenſtreichen, die ihn oft als ſchlimmeren Kerl erſcheinen ließen, als er war und zu ſeyn Vermögen hatte.“ [W. an Merck Nr. 41.] Der Streich muß aber arg geweſen ſeyn, weil er Lenzen's Entfernung von Weimar veranlaßte. Auf ſeine ſchriftliche Bitte am 30. ward ihm nur ein Tag Friſt ſtillſchweigend accordirt. Er verſchwand auch auf dieſen Vorfall ſo unerwartet wie er aufgetreten war, um anderswo ſpäter zu förmlicher Verrücktheit, ja zu völligem Wahnſinn und Raſerei überzugehen. [S. Geſammelte Schriften von Lenz, herausg. von L. Tieck, Bd. I, S. CXV u. ff.]

2. Dec. Es war daher ein Glück, daß G. den 2. December nach Leipzig und von hier nach Deſſau zu reiſen Veranlaſſung

---

gegen die Jahreszeit; hatte am 15. Probe von den Mitſchuldigen, und ſpielte am 21. in ſeinen Geſchwiſtern, die er am 26. October erfunden und bis zum 31. abſchriftlich fertig gemacht hatte.

fand, oder, wie Wieland es nennt, auf Abenteuer zu ziehen.
Unterwegs, hinter Holzweiſſig, vom Herzog, dem Erbprinzen
von Darmſtadt, und Kaufmann(*) eingeholt, blieben ſie
Alle bis zum 20. December in Wörlitz; dann wurde von
Leipzig den 21. der Rückweg nach Weimar von G. und 21. Dec.
dem Herzog durch einen Courierritt in kurzer Zeit von früh
halb 7 bis Nachmittag 3 Uhr zurückgelegt. So ſchloß das
Jahr noch mit einem andern Abenteuer, wie es Wieland
ahnden mochte.

(*) Ein Abenteurer von Groß-Cophtaiſcher Art, — Arzt, Intrigant und Herrnhuter — deſſen Deviſe war: „Man kann was man will, man will was man kann“, womit er anfänglich Allen zu imponiren wußte.

Wie G. zuletzt über ihn dachte, erhellt aus einem Briefe an Lavater vom 6. Juni 1780, bei Hegner S. 127. 128. Weiter unten ſoll mehr von ihm berichtet werden.

1777.

Auch das folgende Jahr 1777 nimmt einen heitern, luſtigen Anfang.

„Wir wollen der Herzogin Louiſe auf ihren Geburtstag auf unſern Bretern ein neu Stück geben und bedürfen dazu eines hinterſten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf dieſem Proſpect gern eine herrliche Gegend vorſtellen, mit Hainen, Teichen, wenigen Architecturſtücken ꝛc., denn es ſoll
7. Jan. einen Park bedeuten“, ſchreibt er an Oeſer, der auch, nach Weimar kommend, ihr theatraliſches Bedürfniß befriedigt. Das Stück war Proſerpina, das G. hernach, freventlich wie er ſelbſt geſteht, in den „Triumph der Empfindſamkeit“ eingeſchaltet und dadurch ihre Wirkung vernichtet hat (*).

Nun heißt es weiter:

„Ich lebe immer in der tollen Welt und bin ſehr in mich zurückgezogen. Es iſt ein wunderbar Ding ums Regiment dieſer Welt. So einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbwegs zu ſaubern und in Ordnung zu erhalten!“ —
5. Jan. ſchreibt er an Merck und etwas ausführlicher an Lavater:

(*) S. Band XXXI. S. 6.

„In meiner jetzigen Lage weichen alle entfernten Freunde 8. Jan. im Nebel; es mag ſo lange währen als es will, ſo habe ich doch ein Muſterſtückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoſſen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirthſchaft. Und bei allem, l. Bruder, Gott ſey Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünſche als die ich wirklich mit ſchönem Wanderſchritt mir entgegenkommen ſehe.“

Und bald darauf wieder:

„Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und 19. Febr. Treiben des Lebens, und bin ſtiller in mir als je, ſchreibe Niemandem, höre von Niemandem, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts. — Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübchen, da mir draußen über Schnee und hellen Mondſchein Waldhörner übers Thal herüberblaſen.“

Ueber dieſe für G. ſo nothwendige als natürliche Zurückgezogenheit ſtimmt aber Wieland ein Klagelied an, das ſich noch oft wiederholen wird, und für alle ähnliche von andern Freunden erhobene hier einſtehen mag.

„Goethe und Herder ſind für mich wenig beſſer, als im Febr. ob ſie gar nicht dawären. Mit jenem was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich im erſten Jahre! Nun iſt's, als ob in den fatalen Verhältniſſen, worin er ſteckt, ihn ſein Genius ganz verlaſſen hätte, ſeine Einbildungskraft ſcheint erloſchen; ſtatt der allbelebenden Wärme, die ſonſt von ihm ausging, iſt politiſcher Froſt(*) um ihn her. Er iſt immer gut und harmlos, aber — er theilt ſich nicht mehr mit — und es iſt Nichts mit ihm anzufangen. Auch ſehen wir uns nur ſelten; wiewohl ich feſt glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt iſt, daß ich ihn herzlich liebe."

Hier muß Wielanden ſein Gedächtniß ganz verlaſſen haben. Er denkt nicht an die Aufführung der Proſerpina zum Geburtstag der Herzogin, den 30. Januar; nicht an die Ballette, die Redouten-Aufzüge, die Proben und Aufführungen von Stücken wie die Mitſchuldigen, Erwin und Elmire, Lila; er vergißt, daß ihn G. den 1., den 9., den 16. Februar beſucht und viel mit ihm geſchwätzt; ſogar daß er am 1. März bei ihm geſpeiſt hat.

Wie nun G. dort nicht vom Genius verlaſſen, ſeine Einbildungskraft nicht erloſchen, kein politiſcher Froſt um ihn her ſeyn konnte: ſo fehlte es ihm hier auch nicht an Mittheilung, wenn er noch ſchwätzen und mit ihm tafeln mochte. Das Räthſel löſt ſich, Wielands eignem Geſtändniß nach (**), da dieſem fünf Wochen über peregre erat animus sine corpore velox. Acht Tage abgerechnet, wo er mit Leib und Seele zu Gotha hauſte, war er die ganze übrige Zeit in die Welt in ihm verſchlungen, und vergaß darüber ganz, daß es ſehr intereſſante Menſchen und Sachen außer ihm und ganz nahe um ihn herum gebe.

(*) Daher alſo datirt ſich „die bekannte eben nicht berühmte Kälte", von der bald wieder die Rede ſeyn wird, und von der man ſich noch immer erzählt, wie vom kalten Winter anno 40.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 43. 44, 1. Samml.; it. Nr. 40, 2. Sammlung.

„Sie merken — ſchließt er nun — daß ich — um es rund heraus zu ſagen — in poetiſchen Geburtswehen gelegen bin" — —

Und was war denn das Product? — Die Oper **Roſemunde**, die als opus musicum ganz gewaltig werden ſollte, zuletzt aber, als invitâ Minervâ unternommen, nur als ein vom Autor ſelbſt verwünſchtes „dummes Ding" herauskam (*).

Nun nimmt er auch wieder von Andern Notiz und ſchreibt: 4. Apr.

„Goethe grüßt Sie und läßt Ihnen wiſſen, daß er fleißig in ſeinem Garten arbeite und hoffe, daß Sie einſt zu ihm kommen und mit Augen ſehen und Freude daran haben werden. **Zeichnen** iſt außer'm **Pflanzen** jetzt ſein Lieblingsgeſchäft. Sie werden auch hier über die Wunder ſeines Genies erſtaunen. Er zeichnet völlig wie er dichtet und ſchreibt. Nur ſollen Sie ſeinen Pflanzungen Zeit laſſen recht einzuwachſen, ehe Sie kommen."

Die Arbeit in ſeinem Garten beſtand nächſt der Beſtellung des Bodens in dem Anbau eines Altans, zu dem den 17. März der Grundſtein gelegt ward, und auf welchem er bereits den 19. Mai ſchlief, und ſonſt Naturphänomene, Gewitter u. ſ. w. abwartete. Die ganz eigene Anmuth deſſelben wird ſpäterhin ein Brief **Wieland's** beſchreiben. Der Altan verfiel mit der Zeit dadurch, daß G. ſeit 1782 ſich bei vermehrten Geſchäften genöthigt ſah, in der Stadt zu wohnen, durch mehrjährige Abweſenheit auf ſeinen Reiſen

---

(*) S. Briefe an **Merck** Nr. 32, S. 76; Nr. 40, S. 89, 1. Samml.; u. Nr. 43, S. 102, 1. Samml.

nach Italien, Schleſien, in die Campagne, zur Belagerung von Mainz, ſodaß er endlich abgetragen werden mußte, wie es auch mit Waſchküche und Holzſtall geſchah. [Br. an Schiller Nr. 267. (*)] Man ſah aber noch längere Zeit die Spuren dieſes Anbaues, bis neuere Ausbeſſerungen ſie ganz verwiſchten.

Die Pflanzungen, von denen hier die Rede iſt, ſind einmal die noch beſtehenden Hecken, die G. um ſeinen Garten herum anlegen ließ; Eichen und andere Bäume, wie er bereits im vorigen November die Linden geſetzt hatte, die in herrlichem Wuchs emporſtrebend noch jetzt das hochgewölbte, ſchattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einſam ſinnend und dichtend zu wandeln liebte, ſondern auch gaſtlich Fremde wie Einheimiſche gern empfing und geiſtig und leiblich zu bewirthen pflegte (**).

Die Zeichnungen aus jener Zeit betreffen, außer landſchaftlichen Gegenſtänden, beſonders Portraite, ſein eignes und die ſeiner Freunde, Wieland's, der Frau von Stein, der Fräulein von Waldner, der Corona Schröter und Anderer.

In dieſem glücklich zufriedenen Zuſtand überraſchte ihn eine Trauerbotſchaft von dem Tode ſeiner geliebten einzigen,

---

(*) Ein anonymer Klätſcher im Morgenblatt 1838, Nr. 226, zweifelt daran, nur um G'n., dem er Künſtlerneid Schuld giebt, auch einer Ungefälligkeit gegen Schiller zu bezichtigen, wenn er ſeinem Freunde das gewünſchte Gartenhaus nicht zur Wohnung überließ. Aber es eignete ſich nur zu einem Arbeitszimmer im Sommer und für wenige Stunden, nicht für eine ganze Familie von Frau und Kind und Dienerſchaft. [S. Brief an Schiller Nr. 267. Zu jenem Behuf räumte er es ja ſpäter gern und willig ein. [Nr. 840.]

(**) Vergl. das treffliche, alles hier Angedeutete bündig zuſammenfaſſende Gedicht in G's. Werken Bd. XLVII. 159.

an den Amtmann Schloſſer verheiratheten Schweſter Cornelia. —

„Brief des Todes von meiner Schweſter. Dunkler, zerriſſener Tag.“ — Mit dieſen wenigen, aber tiefgefühlten Worten iſt der 16. Juni bezeichnet, und die folgenden Tage mit: „Leiden und Träumen.“

An ſeine Mutter ſchreibt er ſpäter und nur kürzlich: 28. Juni.

„Ich kann Ihnen nichts ſagen, als daß mir der Tod der Schweſter nur deſto ſchmerzlicher iſt, da er mich in ſo glücklichen Zeiten überraſcht, da das Glück ſich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menſchlich fühlen und laſſe mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich, ſorgen Sie für des Vaters Geſundheit; wir ſind nur einmal ſo beiſammen.“ —

Nach vier unruhigen, in allen möglichen Zerſtreuungen durch Geſchäfte, Hof- und Weltleben hingebrachten Wochen ſchreibt er an Auguſta: 17. Juli.

„Dank Guſtchen, daß Du aus Deiner Ruhe mir in die Unruhe des Lebens einen Laut herübergegeben haſt:

„Alles gaben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.“

„So ſang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Fluſſe ſtieg, der vor meinem Garten durch die Wieſen fließt, und das bewahrheitet ſich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebſte erkennen, dafür ſchiert ſie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib. — Den

Tod meiner Schweſter wirſt Du wiſſen. — Mir geht in Allem Alles erwünſcht, und leide allein um Andere.“ —

30. Juli. Um dieſe Zeit nähert **Wieland** ſich G'n., dem unveränderten, abermals mit einem ſtillen mentalen pater peccavi:

„Goethe und ich ſind ſeit meinem letztern (Briefe vom 4. April) wieder mehr und näher zuſammengerückt — und ich habe ihn wieder gefunden, wie ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelaſſen hatte [ſ. Brief vom 5. Juli 1776.], habe auch mir ſelber geſchworen, daß mich nimmer und nimmermehr Nichts an ihm irre machen, noch von ſeiner Liebe ſcheiden ſoll!“

Allein **Wieland**'s Betheurungen und Schwüre gleichen denen der Verliebten, deren Falſchheit und Bruch Jupiter nicht ahndet, ſonſt hätte der gute W. nicht ſo alt werden können: denn wie oft wird man ihn noch irre an G. und abtrünnig werden ſehen! Schon wenige Wochen darauf, obwohl er weiß, daß G. mit dem Herzog nach Ilmenau und Eiſenach gegangen, und dort in Amtsgeſchäften und Jagdzerſtreuungen nicht bloß „den **Mönch** und die **Nonne** zeichnet, noch auch unter all den Geiſtern aus der alten Ritterzeit, die auf dieſer edlen Burg ihr Weſen haben, ſich's recht wohl ſeyn läßt“; ſondern auch, wie W. nicht weniger weiß, „dort an Zahn- und Backengeſchwulſt comme un damné leidet“: ſo beklagt er ſich doch gegen G's. Mutter, daß er ihm kein Lebenszeichen gebe, und ſetzt hinzu: „Vielleicht macht er's Ihnen auch nicht beſſer — aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er iſt und bleibt halt doch mit allen ſeinen Eigenheiten einer der beſten, edelſten und herrlichſten Menſchen auf Gottes Erdboden.“ — Allerdings! ungefähr wie W. ſelber mit allen ſeinen Eigenheiten ebenfalls ein ſo liebenswürdiger Menſch Zeit ſeines Lebens verblieb, als ihn G. in ſeinem „brüderlichen Andenken“ ſchildert. [XXXII, 235 ff.]

Wenn nun ein ſolches Irrwerden an G. einem ſeiner nächſten Freunde und Stadt- und Hofgenoſſen begegnet, was hat man erſt zu erwarten von Fremden, von allen denen, die G. nicht kannten, nicht ſahen, ſondern nur früheren völlig erlogenen oder übertriebenen Gerüchten folgten, die, einmal ins Publikum erſchollen, ſich nur echoartig zu wiederholen und Jahre lang nachzuhallen pflegen; wie man denn, nach mehr als einem halben Seculum, noch genöthigt iſt, ſolche wahnſchaffene und vom Wahn geſchaffene Trugbilder zu verſcheuchen. Nun ſage man noch, daß die etablirte und geglaubte Geſchichte etwas anderes ſey, als eine fable convenue! „Ueberhaupt hat das Publikum nur den dunkelſten Begriff vom Schriftſteller. Man hört nur uralte Reminiscenzen; von ſeinem Gange und Fortſchritte nehmen die Wenigſten Notiz.“ [Schill. Briefw. Nr. 84. Vergl. Wieland an Merck Nr. 61, 2. Samml.]

Solchen ſchon über ein Jahr umlaufenden Gerüchten, wie ſie der oben bereits angeführte Brief Wieland's erkennen läßt, begegnet nun ein höchſt wichtiger, Alles revocirender Brief von Merck ſelber an eine ungenannte Freundin, die G'n. ſchätzend durch Alles, was ſie über ihn hören mußte, ſehr beunruhigt ſeyn mochte.

21. Sept. „Goethe — heißt es darin — ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eigenen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen was man will, ein trefflicher Menſch und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch

nun einmahl fort, und was ihr zu ſagen hättet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmahl Halt zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebethen, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punct verſtehen, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

mehr werden. Alles was man ausſprengt ſind Lügen der Hofſchranzen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß es Lügen ſind: denn Flachsland, der bei mir im Hauſe wohnt, iſt neuerlich von Weimar zurückgekommen, und hatte ſich neun Monate bei ſeiner Schweſter aufgehalten. Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen Herrn und Diener weit (*); allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel."

„Goethe gilt und dirigirt Alles (**) und Jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemandem ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehen? — G. ſchreibt mir ſelten und wenig, wie an Jedermann; Wieland aber deſto öfterer. Vielleicht gebe ich Ihnen nächſtens nähere Nachricht von G., denn ich hoffe ihn zu ſehen. Morgen gehe ich nach Frankfurt und hoffe ſeinen Alten zu ſprechen."

Dieſer Brief iſt wenige Tage vor Merck's Ankunft in Eiſenach geſchrieben, welche den 21. September erfolgte. 28. Sept. Sein Aufenthalt dauerte bis zum 28., und in dieſer Zeit konnte ſich Merck durch Augenſchein und vertrauliche Geſpräche, deren mehrere, bei Tag und Nacht, in und außer

---

(*) Denn außer dem vertraulichen Du, deſſen ſich der Herzog immer gegen G., dieſer gegen ihn nur in der erſten Zeit, wenn er mit ihm allein war, bediente, ſpeiſten ſie oft tête à tête zuſammen; ja G. ſchlief ſogar öfters des Nachts in des Herzogs Zimmer, wenigſtens in den erſten Jahren, z. B. den 25. December 1775, den 11. März 1776 und ſonſt noch.

(**) Worte aus Wieland's obigem Briefe vom 27. Mai 1776: „Goethe lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenſchein" ꝛc. entnommen.

der Gegenwart des Fürſten geführt wurden, von dem wahren Verhalt der Sache unterrichten.

Daß dieſer Unterricht nach ſeiner Erwartung ausgefallen, erhellt aus der freudigen Antwort Wieland's: 27. Oct. „über alles Gute, was Merck ihm vom Fürſten, alles Wahre, was er ihm von Goethen, und alles Herzerquickende, was er von deſſen gutem Willen gegen ihn (Wieland) gemeldet habe." —

Wie läßt ſich nun mit allem dieſem die obige, Falken blos nachgeſprochene, angebliche Aeußerung Merck's zuſammenreimen? wann, wie und wo wäre denn Zeit, Ort und Art dazu geweſen? Und hatte ſie jemals ſtattgefunden, wie grundlos war ſie, und wie wenig verdiente ſie aufgefaßt, und in alle Ewigkeit fortgeſchleppt zu werden!

Nicht viel beſſer ſteht es mit dem Inhalt eines andern Briefes von Merck an Lavater(*):

„Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er iſt ein ſo bonhomiſcher guter Junge, daß er mir höchſt heilig iſt. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Burſche gemacht, und das iſt wieder nichts nütze."

Dieſes Urtheil fußt auf eine halb ſchriftliche, halb mündliche, nicht ſowohl Goethen als vielmehr Herdern imputirende Klage, welche Wieland zuerſt in einem Briefe an Merck [Nr. 43, S. 103, 1. Samml.] vorbringt, dann bei ſeiner gehofften Zuſammenkunft mit dieſem umſtändlicher auszuführen gedenkt. Dieſe erfolgte noch in demſelben

---

(*) In Hegner's Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's, S. 114.

Jahre in der Casa santa, d. h. Goethe's Vaterhauſe, wo W. und M. vier herrliche Tage verlebten [Nr. 49, S. 122, 1. Samml.]; Merck aber, der auch hier Wieland's überſchwenglicher Schilderung zuviel trauen mochte, macht zu kurzen Prozeß und tritt ſeinem Freund Goethe zunahe, wenn er ihm gleiche Schuld mit Herdern beimißt. Goethe hat Wielanden niemals gedrückt, wie er keinen Menſchen drückte, d. h. ihm die Uebergewalt ſeines Geiſtes zu fühlen gab, wenn einer ſie nicht von ſelbſt fühlte; wohl aber that es Herder(*), der ſogar über G. ein Aſcendant, bald der Correction, bald der Protection, ſich anmaßte und bis zum letzten Augenblick zu behaupten ſuchte. Der Kleinmuth fällt übrigens Wieland nur als momentane Schwäche und Verzagtheit zur Laſt, da er anderswo recht gut weiß, was an ihm iſt. [**Br. an Merck Nr. 69, S. 161, 1. Samml.**]

Wozu nun aber ſolche problematiſche Aeußerungen noch promulgiren und repetiren? Konnte übrigens Hegner nichts Beſſeres aus Lavater's Briefſammlungen excerpiren als ſolche Schnitzel und Brocken außer allem Zuſammenhang und ohne richtige Zeitbeſtimmung, da oft drei, vier Fragmente aus verſchiedenen Briefen unter einerlei Datum laufen? Auch iſt er Goethen nicht günſtig, und ſo ſucht er eben nicht das, was ihn in ein beſſeres Licht ſtellt, heraus; im Gegentheil ſchikanirt er ihn [S. 334.] über den in allen Sprachen vorkommenden Gebrauch des communicativen **Wir**, und noch dazu an der unrechten Stelle [G's. Werke Bd. XXVI, 262.]: denn dort ſind, unter wir, Goethe und

---

(*) S. Wieland's Br. an Merck Nr. 43, S. 103, 1. Samml.; u. Nr. 63, S. 152, 2. Samml.

ſeine Altersgenoſſen, Lenz, Klinger u. A. zu verſtehen. Niemals braucht G. wir für Ich allein; immer verſteht er Andere, um ihn Seyende oder ihm Gleichdenkende, mit darunter. Sogar meine Wenigkeit iſt manchmal mitgemeint, wenn er in Briefen an Knebel und Zelter von ſeinen Beſchäftigungen in Carlsbad und Teplitz ſchreibt.

Bewahre Gott einen Jeden vor ſolchen Epitomatoren, die ihren Autor kurz und klein und zu einem literariſchen Hachis machen! — Doch zurück zur Geſchichte!

G. fühlte den Abſchied, als er am 28. früh um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinaustrat, nennt es einen dunklen Tag, und hatte noch am 4. October das tiefe Gefühl des Alleinſeyns und der gänzlichen Abgeſchnittenheit. Blos mit Knebel'n ſprach er „über die Armuth des Hoftreibens“, überhaupt der Societät. Er war ſtumpf gegen die Menſchen. Nur die Ankunft des Stadthalters ſchloß ihn für einige Augenblicke auf, aber Grimm's Eintritt wieder zu. Er fühlte es ſo inniglich, daß — alles Andere bei Seite — er dem Manne nichts zu ſagen hatte, der von Petersburg nach Paris geht.“

Freilich hatte an dieſer Stimmung auch das Zahnübel einige Mitwirkung, indem es ihn hinderte, an den geſelligen Vergnügungen des Tanzes, „der ein Vehikel für die Kluft, die ihn von den Menſchen trennte, geweſen wäre“, Theil zu nehmen. Er mußte fort, da er der Geſellſchaft ſichtlich zur Laſt zu ſeyn glaubte. Er ſah den Mond über dem Schloſſe und eilte hinauf. Hier, zum letzten Mal auf der reinen, ruhigen Höhe im Rauſchen des Herbſtwindes, fühlte er das Heimweh nach Weimar, nach ſeinem Garten, das ihn unten befallen hatte, ſich wieder verlieren.

„Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Neſt, nun bald in Sturm gewickelt, im Schnee verweht und, will's Gott, in Ruhe vor den Menſchen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier (in Eiſenach) habe ich weit weniger gelitten als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung beſtimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zuſammen. — — Regieren!!"

10. Oct. So war er denn am 10. October wieder in Weimar angelangt und in ſeinem Garten; aber nur wenige Tage genoß er die gehoffte Häuslichkeit. Eine Unpäßlichkeit des Herzogs, herrührend von einem vernachläſſigten Hundebiß, hielt ihn meiſt in deſſen Nähe; doch ſpeiſte dieſer bereits am 30. October mit ihm in ſeinem Garten. Am 7. Nov. beſuchte ihn Wieland, wieder einmal ganz zufrieden geſtellt, doch wer weiß auf wie lange.

8. Nov. „Ich war geſtern Nachmittag bei G. auf ſeinem Altan, Kein lieberes, ſich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben ſagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müſſen Sie nie geſehen haben. Es iſt recht als ob Goethe's Genius das alles von Jahrhunderten her ſo angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einſt in Weimar völlig und fertig fände und ſich nur hineinzulegen brauchte. Wenn doch nur Merck bei uns wäre, und das auch ſehen und nießen könnte, ſagte ich — das hier! — und das dort! — das wäre ſo was für ihn! — „Sey ruhig, er wird ſchon kommen", ſagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's ſagte, macht, daß ich Sie ſchon halb gegenwärtig fühlte und etwas von der Wonne vorausgenoß, die mir Ihre Gegenwart und das Coeriſiren mit Ihnen und Goethe an

irgend einem freien Morgen oder Abend auf dieſem Altan ſchaffen wird.“

Ueber G's. damaligen Gemüthszuſtand — denn dieſer iſt von dem unruhigen Treiben und confuſen Weſen des gewöhnlichen Lebens allein dasjenige, was nach ſoviel Jahren uns noch intereſſiren kann — giebt ein Brief an ſeine Mutter merkwürdigen Aufſchluß.

„Sagen kann ich über die ſeltſame Nachricht Ihres Briefes (daß nämlich ſein Schwager Schloſſer ſich wieder zu verheirathen gedenke) gar nichts. Mein Herz und Sinn iſt zeither ſo gewohnt, daß das Schickſal Ball mit ihm ſpielt, daß es für's Neue, es ſey Glück oder Unglück, faſt gar kein Gefühl mehr hat. Mir iſt's als wenn in der Herbſtzeit ein Baum gepflanzt würde(*). Gott gebe ſeinen Segen dazu, daß wir dereinſt darunter ſitzen, Schatten und Früchte haben mögen! Mit meiner Schweſter(**) iſt mir ſo eine ſtarke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeſte von oben, die davon Nahrung hatten, auch abſterben müſſen. Will ſich in der lieben F. wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befeſtigung erzeugen, ſo will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken. Ich bin zu gewohnt von dem um mich jetzo zu ſagen: „das iſt meine Mutter und meine Geſchwiſter“ ꝛc.(***) Was Euch betrifft, ſo ſegnet Gott, denn Ihr werdet aufs Neue erbaut in der Nähe und der Riß ausgebeſſert. —

(*) Merkwürdig! G. pflanzte gerade um dieſe Zeit Bäume in ſeinem Garten. Daher das Gleichniß, wie bei ihm immer aus der Nähe, aus der Umgebung, aus der jedesmaligen Beſchäftigung hergenommen.

(**) Vergl. G's. Schilderung von ihr in Bd. XLVIII, 99 — 105.

(***) Anſpielung auf Evangelium Matthäi Cap. 12, V. 49.

Mein Haushalt fängt an ſich zu ordnen, es iſt einem in dem Gartenhüttchen bald wie in einem Schiff auf dem Meere.“

Und doch fühlt er ſich in dieſem Gartenhüttchen ſo glück-
14. Nov. lich, daß er eines Morgens beim Erwachen in ein Gebet ausbricht:

„Heiliges Schickſal! Du haſt mir mein Haus gebaut und ausſtaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache, ich bat dich, mir's zu laſſen; aber du haſt mir Dach und Beſchränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch friſch und zuſammengenommen der Reinheit genieſſen! Amen, ja Amen winkt der erſte Sonnenblick!“

Nicht lange verblieb er in dieſem häuslich-glücklichen Zuſtande. „Bruder Wolf — meldet **Wieland** an **Merck** — iſt mit dem Herzog wieder auf Abenteuer. In 14 Tagen ſollen ſie wieder hier ſeyn. Das gebe Gott! befinden ſich übrigens an Seele und Leib friſch und geſund.“

Daß es Abenteuer ſeyn würden, konnte W. damals noch nicht wiſſen, ſondern nur vermuthen, nach dem Charakter und der Handlungsweiſe beider congenialen Geiſter, die ebenſowenig Gefahr, Mühe und Beſchwerden ſcheuten, als ſie der Luſt, dem Scherz, dem Spaß aus dem Wege gingen. Goethe zog auch gar nicht ſogleich mit dem Fürſten, ſondern erbat ſich den Urlaub, erſt nach einem kleinen Umweg ſich anſchließen zu dürfen, aus dem er nach ſeiner Art und Luſt incognito zu reiſen ein Geheimniß machte. So
29. Nov. unternahm er denn am 29. November, zwei Tage nach des Herzogs Jagdfahrt, jene berühmte von ihm in Verſen beſungene [II, S. 64 ff.], in Proſa beſchriebene [XXX, S. 218 ff.]

und commentirte Harzreiſe [XLV, 314—323.], und zwar zu Pferde, die in der vorgerückten winterlichen Jahreszeit, bei den kurzen Tagen und ſchlechtem Wetter und Wegen nicht ohne Gefahr und Abenteuer ablaufen konnte, und langte den 15. December glücklich in Eiſenach an, wo er den Herzog und ſeine Jagdgeſellſchaft antreffend ſie mit ſeinen Erlebniſſen unterhielt.

Wie umſtändlich er auch die Reiſe beſchreibt [XXX, S. 218.], ſo enthält das Tagebuch doch noch einige intereſſante Züge und Bemerkungen mehr, die wohl der Mittheilung werth ſeyn dürften.

Beim 7. December, wo G. nach Clausthal kommt, 7. Decbr. findet ſich angemerkt: „Seltſame Empfindungen, aus der Reichsſtadt (Frankfurt), die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo von unterirdiſchem Segen die Bergſtädte fröhlich nachwachſen!“ — eine Bemerkung, die erſt kürzlich eine öffentliche Begründung erhalten hat, durch die Klage „über die Maſſe von armen Permiſſioniſten, über das ewige Fortbeſtehen der Werkſtätten, das Vererben derſelben durch Anheirathen und dergleichen mehr“ (*). Dergleichen politiſche bereits früh vorkommende Betrachtungen geben G'n. den Charakter eines Propheten; wie denn der wahre Poet auch ein Prophet (Vates) ſeyn wird, da beide nur das Wirkliche, das wahrhaft Seyende, das ſich daher immer einmal wiederholen und zum Vorſchein kommen muß, als Geſchehenes und Zugeſchehendes ausſprechen. Auf gleiche Weiſe ahndete er den Ausbruch der kirchlichen Wirren unſerer Zeit, die Vulkane,

---

(*) S. Frankfurter Journal von 1839 Nr. 347.

auf denen wir ſämmtlich ſchlafen [III, 296.], deutete aber zugleich auf Mittel, dieſe Kämpfe zu mäßigen, welche denn nur Reformen, nicht Revolutionen ſeyn können. [XLIX, S. 80; it. Z. Nr. 750, S. 32.]

Ferner ein Accident, das ſein Leben bedrohte, den 8. Dec. 8. December. „Beim Einfahren in die Carolinen-, Dorotheen- und Benedicten-Grube ſchlug ein Stück (Schiefer) Fels den Geſchwornen vor ihm nieder, ohne Schaden, weil ſich's auf ihm erſt in Stücke brach.“ — Wer ſähe nicht in dieſem Accident das Vorbild und Modell im Kleinen zu dem perſonificirten Seismos (σεισμός) im Fauſt. [II, S. 137.]

10. Dec. Sodann unter dem 10. December: „früh nach dem Torfhauſe in tiefem Schnee, ein Viertel nach 10 Uhr aufgebrochen, von da auf den Brocken. Schnee eine Elle tief, der aber trug. Ein Viertel nach Eins droben. Heitrer, herrlicher Anblick! Die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter. „Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkſt ꝛc.“

Solche fromme Stoßſeufzer und Anklänge an ſeine frühere fleißige Bibellectüre finden ſich, als Brocardica, häufig im Leben wie in Schriften von ihm angebracht, und verdienen mit ihren Anläſſen noch beſonders aufgeführt zu werden, da ſie ſowohl ſeine Frömmigkeit als ſeine Weltklugheit conſtatiren.

Den 16. ſehen wir ihn wieder in Weimar und den 16. bis 30. Dec. 30. December ſpielt er zu Ettersburg in ſeinen Mitſchuldigen glücklich den Alceſt. Den letzten Tag des Jahres räumt er, wie gewöhnlich, auf und zieht ein Résumé oder Bilance des ganzen Jahres.

1778.

Daher beginnt er das Jahr 1778 rein und ruhig, da er das alte zuſammengepackt hatte; ſchreibt am W. Meiſter, deſſen erſtes Buch er beendigt, und hat mit dem Herzog viele und gute Unterredung über innere und äußere Gegenſtände, Theater, Kunſt u. ſ. w. Der Herzog, deſſen Gefühl an Kunſtſachen ſich geſchwind aufſchließt, ergötzt ſich mit ihm an einer Sendung Kupferſtiche, welche von Merck zu rechter Zeit eingeſchickt den Grund legte zu einer lange Jahre hindurch dauernden Liebhaberei und daraus entſtehenden Sammlung von Werken dieſer Art.

Nun aber, während der nächſten vierzehn Tage, wiederum das bunteſte Treiben von der Welt! Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhaftes Ständchen und Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Comödie in Ettersburg und allerlei Tollheiten, Tanz, Concert, Redoute und endlich am 13. Januar Aufführung 13. Jan. des Weſtindiers, worin außer G. auch der Herzog, ſein Bruder Prinz Conſtantin, v. Knebel, v. Einſiedel, Muſäus, und von den Damen Fräulein von Göchhauſen, v. Wöllwart, Frau Capellmeiſter Wolf und der kürzlich angekommene berühmte Eckhof mitſpielten. Goethe machte

Am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt; ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Ducaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. May.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern.

den Belcour(*), Eckhof den Vater, der Herzog den Major O'Flaherti u. ſ. w.

16. Jan. Der 16. bringt abermalige Schweinhatze, für G. gefährlich, da ihm ein Eiſen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Zwar Er blieb verſchont, aber ein Jäger ward geſchlagen. Dafür ſollte G. am folgenden Tage, als er mit dem Herzog auf dem Eiſe war, eine ſchmerzlichere Seelenwunde empfangen. Ein Fräulein von Laßberg ward in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr von ſeinen Leuten gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, ob zufällig oder ſelbſtwillig, blieb unentſchieden — zwar der Sage nach mit „Werthers Leiden" in der Taſche, um doch G'n. einige indirecte Schuld beimeſſen zu können(**). Nachmittags mit der Todten, die man zu Frau von Stein gebracht hatte, beſchäftigt, Abends bei den Eltern, des andern Morgens dem Herzog aufwartend und in die Zerſtreuung des Tages gezerrt, konnte er erſt die folgende Nacht mit Knebeln „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Weſen, ihre letzten Pfade u. ſ. w., durchſprechen"; worauf er in ſtiller Trauer einige Tage um

---

(*) Um einen Begriff von dem damaligen Coſtume zu geben, ſo erſchien Belcour in einem weißen Frack mit ſilbernen Treſſen, und blauſeidener Weſte und gleichen Beinkleidern.

(**) Immer wieder der alte unverſtändige Vorwurf des Schadens, den der Werther angerichtet haben ſoll, wogegen G. ſich gründlich rechtfertigt. [Bd. XXVI. S. 227; XXX. S. 213.] Von Schiller's Räubern und ihren Nachſpielen von Schülern, Studenten und noch kürzlich von Schuber's(*) Bande, ſchweigt man. Und freilich iſt es viel natürlicher, einen Andern ums Leben zu bringen als ſich ſelbſt, wie z. B. ſüdlichere Nationen bezeugen können und werden.

(*) S. Frankfurter [illegible] von 1836 Nr. 300.

die Scene des Todes verweilte, nachher aber ſich wieder „gezwungen ſah zu theatraliſchem Leichtſinn" durch verſchiedene Proben, welche der Aufführung des neuen Geburtstagsſtücks (*) zum 30. Januar vorangehen mußten.

25. Jan. Am 25. war er bei Wieland, der eben von ſeiner Manheimer Reiſe zurückgekommen, und ſie befanden ſich „gar wohl zuſammen": ein Umſtand, der wohl zu merken iſt, da ihn Wieland ſehr zur Unzeit vergißt.

Auf Leid folgt, wonicht immer Freude, doch Beruhigung und Ruhe. Und ſo befand ſich G. in den nächſten Wochen des Februars, wo er viel auf dem Eiſe war, in immer gleicher, faſt zu reiner Stimmung; gewann ſchöne Aufklärung über ſich ſelbſt und den Herzog; Stille und Vorahndung der Weisheit, immerfortwährende Freude an Wirthſchaft, Erſparniß, Auskommen. Schöne Ruhe in ſeinem Hausweſen gegen vor'm Jahre, beſtimmteres Gefühl von Einſchränkung und dadurch der wahren Ausbreitung. Fortdauernde reine Entfremdung von den Menſchen (**), Stille und Beſtimmtheit im Leben und Handeln; hatte zugleich viel fröhliche bunte Imagination, ſodaß er Lila neu veränderte, und am 15. Abends den erſten Act davon dictirte, 15. Febr. nachdem er — was ſonderbar ſcheinen könnte, wäre man nicht das Disparateſte in ſeinen Beſchäftigungen ſchon ge-

---

(*) Der Triumph der Empfindſamkeit, das Stück, von dem er an Merck ſchreibt, er werde daraus ſehen, daß ihn der Teufel der Parodie noch reite. Doch gilt dieß mehr von ſeiner erſten Geſtalt, als von dem nachher gedruckten.

(**) Wahrſcheinlich veranlaßt durch das Publikum, das er am 10. bei abermaliger Aufführung „des Triumphs der Empfindſamkeit", oder wie Er das Stück nennt, „der Empfindſamen", wieder in ſeinem ſchönen Lichte geſehen hatte, „durch dumme Auslegungen."

wohnt — an demſelben Tage früh im Ariſtophanes ſtudirt hatte.(*) Auch dachte er ſonſt über ſeinen veränderten vermenſchlichten Geſichtspunkt, über Geſchäfte, beſonders das ökonomiſche Fach.

Nun wechſelten Proben von den glücklichen Bettlern, von Erwin und Elmira, dem médecin malgré lui, mit dem Aufenthalt im Garten, mit Beſuch ſeiner Freunde, mit Ballſpielen hier und auf ſeiner Wieſe mit den Kindern. Er fühlte ſich in ſchönem beſtätigten Weſen, das ihn auch antrieb, wieder einmal an Auguſten zu ſchreiben(**) und zugleich Mercken, den er auf ſeine neueſte Tollheit(***) verweiſt, woraus er ſehen werde, daß der Teufel der Parodie ihn noch reite: und daß er neuerdings über allerlei Kunſt ſchöne Aufſchlüſſe gefunden habe, die er in allerlei Werklein möchte ſehen laſſen. Auch daß er manches in der Dumpfheit(****) mache, das wohl oft das beſte ſey, z. B. ſein Luſtſpiel: die Geſchwiſter. Und ſo hatte er, trotz dem, „daß der eindringende Erbfolgekrieg ihm ein ander Weſen machte, da der weimariſche Kahn auch zwiſchen den Orlogſchiffen werde gequetſcht werden, Gott ſey Dank! ſchönen 18. März. Muth und freies Leben.“ [Briefe an und von Merck Nr. 58, 2. Samml.]

Das unerwartet ſchön anhaltende Wetter des April, das in wenigen Tagen viel Grün hervorlockte, ließ ihn einmal

---

(*) Vermuthlich zum Behuf ſeiner „Vögel.“

(**) „Er könne nicht ſchreiben, wenn er nicht froh ſey“, geſteht G. Forſter an Lichtenberg (Br. CCCI.), und G. hütete ſich ſtets etwas Mürriſches über Feld zu ſchicken. [A. Nr. 550.]

(***) Triumph der Empfindſamkeit.

(****) S. oben die Anmerkung S. 35.

wieder blos vegetiren und dabei die Felſen- und Uferarbeiten im Park ſehr vorrücken. Doch war er in tauſend Gedanken an Weimars Verhältniſſe und Schickſal, da unterdeſſen das in dem jungen Fürſten erwachte Kriegsgefühl ihn unruhig machte. Ein Brief des Fürſten von Deſſau kam daher ſehr a tempo; der Herzog ging vorerſt auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau, Goethe folgte ihm, und der 13. und 14. April waren luſtige, in originellen Thorheiten verbrachte Tage, von denen noch das Gerücht in jener Gegend geht. 13. u. 14. April.

In Schneegeſtöber von Ilmenau den 15. weggeritten, 15. Apr. das bald nachließ, bald ärger ward, um 3 Uhr ſchon wieder in Weimar angekommen, gab er am grünen Donnerſtage (den 16.) ſein gewohntes Kinderfeſt, das ſogenannte Haſeneierſuchen, 16. Apr. diesmal des Wetters wegen im Comödienhauſe, ſonſt in ſeinem oder im welſchen Garten; hörte am Charfreitage (den 17.) das Oratorium von Haſſe: i tre fanciulli 17. Apr. bei der Herzogin Mutter, ging (den 21.) nach Erfurt, kam 21. Apr. mit dem Stadthalter und deſſen Bruder zurück, hörte mit dieſen die Wiederholung des Muſikſtücks und verlebte noch einige Tage ſtill und rein mit den Seinigen, d. h. nicht nur mit ſeinen Freunden, auch wohl mit ſeinem, aus dem elterlichen Hauſe mitgebrachten, vertrauten Schreiber und Diener Philipp Seidel, deſſen er, wie zur Familie gehörig, ſogar in den Briefen an Auguſta, Gräfin zu Stolberg, gedenkt, von dem ſie ihre Brüder ſich ſolle erzählen laſſen.

Aber ſchon in den erſten Tagen des Mai's regt ſich's wieder zu neuem unruhigen Leben. Er reiſt den 10. nach 10. Mai. Leipzig, beſucht ſeinen Freund Oeſer, beſieht die Stadt, und da indeſſen der Fürſt nachgekommen iſt und ihm den

Vorſchlag thut, ihn nach Deſſau und Berlin zu begleiten, 13. Mai. entſchließt er ſich kurz, ſagt zu, und ſie reiſen am 13. nach Wörlitz. Die Tour im Park wird im Regen gemacht, und ſo iſt es ihm „wie das **Vorüberſchweben eines leiſen** 14. Mai. **Traumbildes.**“ Den 14. reiſen ſie ab, begleitet von **Behriſch**(*), „mit geſcheiten Bemerkungen dumm ausgedrückt und vice versa“; ſind Abends in Treuenbriezen, den 15. in Potsdam, und noch denſelben Tag Abends in 15. bis 23. Mai. Berlin. „Wir waren nur wenige Tage da (vom 15. bis 23. Mai), und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritätenkaſten. Aber Du weißt — ſchreibt er an Merck [Nr. 57, S. 139.] — wie ich im Anſchauen lebe; es ſind mir tauſend Lichter aufgegangen. Und dem alten **Fritz** bin ich recht nahe worden; da hab ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageyen, zerriſſene Vorhänge, und hab über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde räſonniren hören!“ ꝛc. — Er ſah aber doch in Potsdam den „Exercierſtall“, das Waiſenhaus, den Stall, Sansſouci; fand an „dem Caſtellan einen Flegel“; ſah in Berlin die Porcellanfabrik, das Opernhaus, die katholiſche Kirche; hörte **Spalding** predigen, beſuchte **Chodowiecky** und die **Karſchin**; ſah den Thiergarten, das Arſenal und wohnte einem Manöver bei.

Von Berlin über Schönhauſen auf Tegel, ſpeiſte er hier und ſah, bei ſeiner Zurückkunſt über Charlottenburg nach Potsdam, abermals Sansſouci, die Bildergallerie, den

---

(*) Seinem ehemaligen Leipziger Univerſitätsfreund, deſſen barocke Laune G. ſo anmuthig ſchildert in ſeinem Leben Bd. XXV, 130—135; 141—144.

Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, eine Parade, die Garniſonkirche und Gewehrfabrik.

Den 23. wieder abgereiſt nach Wörlitz, zeichnete er hier 23. bis 27. Mai. des Morgens, beſuchte dann in Deſſau noch **Baſedow**, und wohnte den 27. dem Manöver in **Aken** bei. „Ein großer Theil von Prinz **Heinrich's** Armee, — fährt er fort — den wir paſſirt ſind, Manövers und die Geſtalten der Generale, die ich hab halbdutzendweis bei Tiſch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger (*). Mit Menſchen hab ich ſonſt gar nichts zu verkehren gehabt und hab in Preußiſchen Staaten kein lautes Wort vorgebracht, das ſie nicht könnten drucken laſſen; dafür ich gelegentlich **als ſtolz** xc. **ausgeſchrieen** bin(**).—

Mit dem 1. Juni um Ein Uhr ſind die Reiſenden wieder 1. Juni. in Weimar, und der allezeitfertige Berichterſtatter **Wieland** meldet ſogleich an **Merck**:

„So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen ſind. Alle Lande, wo ſie geweſen, ſind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernſt: zu Leipzig, zu Deſſau, zu Berlin iſt alle Welt von unſerm Herzog eingenommen. **Das hat Bruder W. wohl hübſch gemacht!**“

Und wenige Tage darauf, nachdem er den Herzog und G'n. bei den neuen von letzterm gemachten Anlagen im Park begegnet, und mit den Seinigen ſo liebreich, daß es

---

(*) Die Generale, die G. in ſeinem Tagebuch namhaft macht, waren: v. **Knobelsdorf**, v. **Marwitz**, v. **Petersdorf**, v. **Kleiſt**, v. **Loſſow**, v. **Woltersdorf**, **Prinz von Naſſau**, **Herzog von Holſtein**, **Prinz Hans Georg**, **Prinz Heinrich**.

(**) Wie weiterhin für **kalt**, da ihn die Hitze nicht, wie Wielanden, fliegend überfiel.

ihnen im Herzen wohlthat, von dem Fürſten empfangen worden, fährt er fort: „Sein Anſchauen war mir eine rechte Herzſtärkung, ſo geſund und kräftig ſah er aus, und ſo edel, gut, bieder und fürſtlich zugleich fand ich ihn im Ganzen ſeines Weſens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird.“

So muß der Prophet wieder einmal ſegnen, da er bald wieder zu verwünſchen oder zu verzweifeln geneigt ſeyn wird. Denn ſchon nicht ganz ſo enthuſiaſtiſch läßt er ſich über G. vernehmen; es blickt vielmehr eine gewiſſe Empfindlichkeit, wie ſie gekränkten oder ſich gekränkt glaubenden Liebhabern gewöhnlich iſt, durch ſeine Selbſtbeſchwichtigung. „Wir trafen Goethe in Geſellſchaft der ſchönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attiſchen Eleganz ihrer ganzen Geſtalt, und in ihrem ganz ſimpeln und doch unendlich raffinirten und inſidioſen Anzug wie die Nymphe dieſer anmuthigen Felſengegend ausſah.“ „Wir hießen einander alſo auch willkommen, und Goethe war zwar ſimpel und gut, aber äußerſt trocken und verſchloſſen, wie er's ſchon lange, ſonderlich ſeit meiner Zurückkunft von der Reiſe in Eure Gegend iſt (*). Ich glaube indeſſen gern und am liebſten, daß der wahre Grund davon doch blos in der Entfernung liegt (**), worin wir durch die Umſtände von ein-

---

(*) W. vergißt, daß G. den 25. Januar — alſo nach W's. Zurückkunft von Manheim, Frankfurt und Darmſtadt — mit ihm ſpeiſte und ſie ſich gar wohl zuſammen befanden. S. oben S. 57. [Br. an Merck Nr. 55, 2. Sammlung.]

(**) Natürlich! wenn G. zu Monaten, ja zu Vierteljahren mit dem Herzog abweſend iſt. Doch „nicht die Entfernung hebt die Freundander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch mit einander; dieß iſt jetzt nicht mehr und kann nicht mehr ſeyn, da er Geſchäfte, Liaiſons (*), Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht Theil nehmen laſſen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht Theil nehmen könnte, noch möchte. Zudem werden ſie nun auch dieſen Sommer und Herbſt über ſelten acht Tage hinter einander hier ſeyn, und ſo wird er mir eben immer inacceſſibler, und da ſeine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, ſo iſt's natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen.

ſchaft an ſich auf, ſondern nur ihre Energie; wenn aber die Abweſenheit lange dauert, ſo ſcheint ſie auch das Vergeſſen derſelben herbeizuführen; daher das Sprüchwort:

πολλὰς δὴ φιλίας ἀπροσηγορία διέλυσεν,
multas amicitias silentium diremit; Aristoteles."
it. „Schweigen bricht Freundſchaft"; deutſche Sprüchwörter.

„Man mag ſagen was man will: Freundſchaft und Liebe müſſen genährt werden, und können ohne das ſowenig fortbrennen als eine Lampe ohne Oel." [Wieland an Merck Nr. 192.] Desgleichen: „Ohne Berührung, ſagſt Du, iſt keine Religion; ohne Berührung, ſag ich, iſt keine Freundſchaft!" [Goethe an Lavater Nr. 41.] Was wollen demnach ſo unpſychologiſche Klagen auch Anderer über G's. noch dazu nur vermeinten Kaltſinn heißen: wenn Entfernung, Abweſenheit, Mangel an Nahrung und Berührung jene blos naturgemäße Erſcheinung wirken! Nichts weiter, als daß man einem außerordentlichen Manne, dem man ſonſt nichts anhaben kann, gern etwas am Zeuge flicken möchte. Gemeine Menſchenart!

Diesmal aber hatte G's. Verſchloſſenheit wohl einen andern geheimen und tieferen Grund. Es waren eben wunderbare, wahrſcheinlich Kriegsnachrichten eingelaufen, die ihm im Kopfe herumgehen mochten, da er leicht in ſeinem Grübeln verharrend nicht ſogleich von einem Gegenſtand zum andern hüpfen konnte, wie z. B. Frau von Stael es ihm zumuthete. Vergl. Bd. XXXI, S. 174.

(*) Er zielt auf G's. freundſchaftliches Verhältniß zu Frau von Stein, und auf das mehr leidenſchaftliche zu Corona Schröter.

Indeſſen iſt und bleibt er mir immer der herrlichſte und liebſte Menſch auf Gottes Erdboden und damit Punctum.“

Dieß Alles ſchreibt er ſeinem Freunde Merck mit jenem gleich fliegender Hitze ihn überfallenden Enthuſiasmus, nachdem er zuvor von den neuen Anlagen geſprochen, welche der Herzog nach G's. Invention und Zeichnung habe anlegen laſſen und die er deſſen Poemata nennt: „eine wunderbar künſtliche, anmuthig milde, einſiedleriſche und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen- und Grottenwerk vorſtellend, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft ſelbſtdrei zu Mittag eſſen, oder in Geſellſchaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend paſſiren.“

Wollte Gott, es wäre bei der obigen Erklärung und damit Punktum geblieben; aber diese Thomaſeleien — wie es G. nennen würde — oder Zweifelſüchteleien kehren immer wieder, und mögen, da W. ſie rückſichtslos gegen alle Welt äußert, ihrerſeits nicht wenig dazu beigetragen haben, Goethen in den unverſtändigen, bei einem Mann ſeiner Lage und Verhältniſſe, gar nichts heißen wollenden Ruf der Verſchloſſenheit und Kälte zu bringen, der noch immer nachſummt, indem man noch kürzlich von einer „bekannten, eben nicht berühmten Kälte Goethe's“ zu leſen hatte, noch dazu im Gegenſatz von eines Falk's Genialität!!(*)

Man kann als moraliſch-gewiß annehmen, daß ohne jene heimlichen Briefklätſchereien vermeinter Freunde, nächſt

---

(*) S. Briefe an Johann von Müller, herausgegeben von Maurer-Conſtant, Schaffhauſen 1839, Bd. III, Vorwort S. XII bis XIII. Dieſe ſecondäre, ja tertiäre Genialität gilt alſo mehr als die primäre G's., auf der ſie jedenfalls lagert!

dem Spioniren von durchreiſenden Fremden, G'n. kein ſo ſchlimmer Leumund geworden wäre: denn das größere Publikum wußte wenig oder gar nichts von ihm und ſeinen Schriften, aus denen vielmehr das Gegentheil von Kälte und Verſchloſſenheit zu entnehmen geweſen ſeyn würde.

Merck muß auch Wielanden etwas darüber geſchrieben und gewiſſermaßen den Text geleſen haben, ſowie über ſeine gelegentliche Fronderie gegen die Herzogin Amalie(*); denn W. lenkt ſowohl bei dieſer als bei G. ein und geſteht(**): „daß ihm und Allem, was hier auch nur an einem Faden mit ihm zuſammenhänge, Goethe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlfahrt geworden; erkenne es täglich mehr und mehr, und ehre und liebe ihn dafür von Grund des Herzens.“

Der für W. ſo „inacceſſible“ G. ſollte es jedoch nicht lange bleiben und W. für die Entbehrung wider und über alles Erwarten entſchädigt werden.

Zwar arbeitete G. indeſſen an den fernern Partien des Parks noch immer fort; aber am 9. Juli, am Namenstage 9. Juli.
der regierenden Herzogin Louiſe, wurde ſie und der ſämmtliche Hof auf das Angenehmſte überraſcht durch den nicht zu ahnenden Anblick einer ganz neuen wunderſamen Anlage, welche G. binnen drei Tagen und ſoviel Nächten vollendet hatte, auf der, wie aus dem Stegreif, ein kleines von Siegmund v. Seckendorf verfertigtes Dramolet auf-

---

(*) Briefe an und von Merck Nr. 67, S. 160 und den Schluß, in den Briefen an Merck Nr. 59, S. 141.

(**) S. Briefe an Merck Nr. 64, S. 150. 151.

Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm! du ſollſt von meinem Zuge hören.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S.. zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damahls ſehnte ich mich in glücklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz ſo viele Nahrung, ſo vielen Genuß hoffte, meinen ſtrebenden, ſehnenden Buſen auszufüllen und zu befriedigen. Itzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit geführt wurde, das Phantaſie und Wirklichkeit auf das Anmuthigſte verband (*).

Ueberhaupt entwickelte G. dieſes Jahr hindurch eine ungemein mannigfaltige Thätigkeit ſowohl in Amts- und Berufsgeſchäften, als in äſthetiſchen Leiſtungen. Außer den angeführten Reiſen nach Deſſau und Berlin, und den politiſchen Steuermannskünſten, welche der einbrechende Krieg ihm abforderte, — „ſeinen Kahn zwiſchen den Orlogſchiffen nicht gequetſcht zu ſehen“ —, beſchäftigten ihn nächſt den Parkanlagen auch andere Baulichkeiten am Fürſtenhauſe; und ſo iſt es begreiflich, daß er dem Umgang ſich entzog und nur etwa ſeinen entfernten Freunden dann und wann ein Lebenszeichen gab (**).

5. Aug. „Es hält jetzt ſehr ſchwer — ſchreibt er an Merck [Nr. 57, 1. Samml.], — daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend ſollſt Du doch ein paar Worte haben. — In meinem Thal wird's immer ſchöner, das heißt, es wird mir näher und Andern und mir genießbarer, da ich die vernachläſſigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe poliſire und putze, und jederzeit mit größter Sorgfalt die Fugen der Kunſt der lieben immer bindenden Natur zu befeſtigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk iſt ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zuſtandes wegſchwimme. Im Innerſten aber geht Alles nach Wunſch. Das Element, in dem ich ſchwebe, hat alle Aehnlichkeit mit

---

(*) Die Beſchreibung der Anlage, der Feſtivität und das Dramolet iſt aus G's. Nachlaß in die neueſte Quartausgabe aufgenommen worden, Bd. II, S. 647.

(**) „Wenn man viel Arbeit hat, wird man Egoiſt und bekümmert ſich nicht um den Nachbar.“ Forſter's Briefw. Bd. II, S. 383.

dem Waſſer; es zieht Jeden an und doch verſagt dem, der auch nur an die Bruſt hineinſpringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, ſo verſchwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus, und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt und daß man doch nicht unterſinkt, wenn man gleich nur mit der Naſe hervorguckt, nun ſo findet ſich im Menſchen auch Glied und Geſchick zum Froſchweſen, und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. — Bäume pflanz' ich jetzt, wie die Kinder Israel Steine legten zum Zeugniß" ꝛc.

Merkwürdig iſt auch hier der Einblick in ſeinen Seelen- und Gemüthszuſtand, der uns mit jenem Gleichniß gegeben wird. Gerade um dieſelbe Zeit war es, wo G. die erſten Verſuche mit Schwimmen anſtellte, zuerſt im Floßgraben vor ſeinem Garten, dann in der Ilm ſelber. Er hatte es früher ſchon mit einem **Korkwams** verſucht, das daher als Gleichniß mehrmals in ſeinen Schriften vorkommt; nun geſchah es ohne dieſes Hülfsmittel, und G. ſcheint es ſehr weit in dieſer Kunſt gebracht zu haben. Er badete in jener Zeit überhaupt häufig, ſogar des Nachts in der Ilm, meiſt bei Mondſchein, ſelbſt in November- und Decembertagen; und trieb auch wohl allerlei Neckereien mit den bei nächtlicher Weile vorübergehenden. So — erzählte er mir — habe er einmal einen Bauer aus Oberweimar, der ſpät in der Nacht nach Hauſe zurückkehrend über das Gatter der Floßbrücke ſteigen wollen, dadurch in Furcht und Schrecken verſetzt, daß er in ſeiner weißen Geſtalt mit ſchwarzem langem Haupthaar, aus dem Waſſer auf- und niedertauchend und dabei wunderbare Töne von ſich gebend, in jenem Manne die energiſche Vorſtellung einer Ilmnixe erregte, deren Exiſtenz dieſer ſich nun wahrſcheinlich nicht wieder habe ausreden laſſen. Vielleicht ſchreibt ſich noch von jenem Augenzeugen der in ſeinem Ort verbreitete Glaube an das mehrmalige Erſcheinen dieſes Flußgeſpenſtes her.

22. Aug. Wenige Wochen nach jener Feſtlichkeit ſehen wir G'n., wie er die verwittwete Herzogin, die unterdeſſen eine Reiſe am Rhein in Begleitung des Kunſtkenneriſchen Merck gemacht, mehrere Bildergallerien geſehen, auch in Frankfurt Goethe's Eltern beſucht hatte, alſo bei jener Namensfeier nicht zugegen geweſen war, die neuen von ihm gemachten Anlagen auf eine gleichfalls überraſchende Weiſe in Augenſchein nehmen läßt.

Möge Wieland dieſes erzählen, um ſich mit ſeiner wiedererwachenden Liebe und ſeinem aufflackerndem Enthuſiasmus bethätigen zu können.

— — „Verwichnen Sonnabend (d. 22.) fuhren wir zu Goethen, der die Herzogin auf den Abend in ſeinen Garten eingeladen hatte, um ſie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abweſenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir ſpeiſten in einer gar holden kleinen Einſiedelei, und da fand ſich, daß casu quodam der ſiebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir ſaßen, leer war. Dieß brachte in Allen einmüthig den Wunſch hervor, daß es der Deinige ſeyn möchte; und da wir denn doch nicht Enthuſiaſten genug ſind, uns einzubilden, daß Du wirklich daſitzeſt, ſo thaten wir uns, Jeder nach ſeiner Weiſe, deſtomehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir gelebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Aja kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdeſt, eine Güte. Goethen beſonders wurde gar wohl ums Herz, die Herzogin ſo von Dir reden zu hören, wie Eine die den Werth der ganzen Total-Summe Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Aja's und Freund Bölling's(*), des Kornhändlers, Geſundheit eine Flaſche Johannisberger 60er aus, und wie wir nun aufgeſtanden waren und die Thür öffneten, ſiehe, da ſtellte ſich uns, durch geheime Anſtalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer realiſirten dichteriſchen Viſion als einer Naturſcene ähnlich ſah: Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrand's Geſchmack beleuchtet — ein wunderbares Zaubergemiſch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir Alle. Als wir die kleine Treppe der Einſiedelei herabſtiegen und zwiſchen den Felſenſtücken und Buſchwerken langſt der Ilm gegen die Brücke, die dieſen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Viſion nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandiſcher Nachtſtücke, die man ewig hätte vor ſich ſehen mögen, und die nun durch die dazwiſchen herumwandelnden Perſonen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetiſche Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe **freſſen** mögen!" ꝛc.

Bemerkenswerth iſt auch hier, außer der Neuheit des ganzen Schauſpiels, das recht à propos deſſelben. Denn Tags zuvor hatte die Geſellſchaft eine Dispüte über Rembrand gehabt, worin die Herzogin mit Sinn und Eifer

---

(*) Ein gemeinſchaftlicher Freund Goethe's, Wieland's und Merck's, von dem auch in den Briefen an und von Merck öfters die Rede iſt.

jenen Liebling Merck's gegen die Sophiſtereien Wieland's und Einſiedel's vertheidigte. Nun konnte wohl auf keine feinere und zugleich überzeugendere Weiſe die Partie der Herzogin genommen werden, als daß in Natur und Wirklichkeit ein Effect nachgewieſen wurde, den man vielleicht für Manier und Idioſynkraſie des Künſtlers ausgeben wollen.

Wie vergnügt die Herzogin mit dieſem Beweis von G's. Aufmerkſamkeit geweſen, bezeugen ihre eigenhändigen Worte an deſſen Mutter:

29. Aug. — — „Die letztverfloſſene Woche(*) hat der Herr Doctor Wolf mir ein Souper im Stern gegeben, wo die neuen Anlagen gemacht ſind, welche gar lieblich und herrlich ſind. Nach dem Abendeſſen war eine kleine Illumination ganz in dem Rembrand'ſchen Geſchmack veranſtaltet, wo Nichts als Licht und Schatten wirkte. Wieland, Einſiedel, die Stein und Thusnelda genoſſen es mit. Es war ein vergnügter guter Abend für uns. Für mein Theil hätte wohl gewünſcht, daß Frau Aja mit dageweſen wäre, es wäre gewiß nach ihrem Geſchmack geweſen ꝛc."

Auch ſchickte die Herzogin Amalie an Merck eigenhändige Zeichnungen von der neuen Anlage im Stern, „die unſer Freund Goethe daſelbſt gemacht hat."

Nun iſt auch der 28. Auguſt herbeigekommen, für G. immer ein Tag der Sammlung, des Ueberblicks über ſein bisheriges Leben, und ſo hat er diesmal „ein wunderſames

---

(*) Laut Wieland's Brief an Merck Nr. 67. vom 27. Auguſt 1778. Nach der 2. Sammlung war es Sonnabends den 22. Auguſt 1778.

Gefühl am Eintritt ſeines dreißigſten Jahres an der Veränderung mancher Geſichtspunkte."

Die Beſchäftigung mit dem Bauweſen hatte ihn, bei Unterſuchung des abgebrannten Schloſſes, auf eine Entdeckung geführt, die er für die bildende Kunſt auszubeuten ſuchte. Es fanden ſich nämlich an demſelben Quadraturen an Portalen von einer beſondern Steinart, deren Bruch ſeit 100 Jahren wohl Niemand benutzt hatte. Dieſer wurde wieder aufgerührt. Der Stein läßt ſich mit der höchſten Delicateſſe arbeiten zu Allem, was man will. Er iſt ſehr hart, läßt ſich aber leicht ſchaben und raspeln, hat keine Klüfte, nimmt kein Waſſer an und ſeine Farbe iſt das ſchöne Grau, nicht blau und nicht gelblich, dem man ſo ängſtlich nachläuft und ſo ſelten findet. Es iſt ein Waldſtein, die Mittelſorte zwiſchen dem gemeinen und dem Marmor. G. erwähnt deſſelben auch gegen Lavater [Nr. 19., S. 63. bei Hirzel] und Wieland gegen Merck [Nr. 113. S. 252., 1. Sammlung.]

Aus dieſer Steinart ließ er mehrere Büſten von dem geſchickten Hofbildhauer Klauer verfertigen. Nachdem mit der Goethe'ſchen ein glücklicher Anfang gemacht worden, kamen auch andere daran: Herder, Wieland, ſpäterhin Oeſer, zuletzt auch Villoiſon(*). Die Arbeit gefiel ſo ſehr, daß jene erſten drei Büſten, Goethe, Herder und Wieland auch für Petersburg beſtellt wurden vom Grafen Golowkin.

So war denn nach verſchiedenen Bauten im Park, am

(*) Mit Ausnahme der Wieland'ſchen befinden ſich jene Büſten noch jetzt auf der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

Landſchaftshauſe, am alten Schloſſe und ſonſt, der October und in ihm die Zeit des Geburtstags der Herzogin Mutter herangekommen. Der 24. ſollte mit einer reichen dramatiſchen Vorſtellung gefeiert werden, G's. neu eröffnetes Puppenſpiel mit dem Jahrmarkt zu Plundersweilen war dazu auserſehen und der Schauplatz in Ettersburg. Der Conzertmeiſter Kranz, und Kraus als Decorateur, hatten drei Wochen lang alle Hände voll zu thun und waren faſt beſtändig in Ettersburg; Goethe kam dann und wann darnach zu ſehen und das Werk in Gang zu bringen; die Herzogin aber lebte und webte in den Anſtalten und war, wie Wieland ſich ausdrückt, darin „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften." Er durfte Nichts davon ſehen, bis Alles fertig wäre: das ſey bei dergleichen Anläſſen immer ihr eigener Spaß, den ſie ſich mache und wozu er ſich de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt ſpielte mit. So kam der 20. heran und es wurde zuerſt der Médecin malgré lui und darauf der Jahrmarkt von Plundersweilen als Nachſpiel gegeben.

Die Herzogin verfehlte nicht, ſogleich an Goethe's Mutter vorläufige Nachricht davon zu geben, mit Berufung auf eine ausführlichere Beſchreibung durch die Hand des Fräulein von Göchhauſen.

„Thusnelde wird Ihnen die ganze Beſchreibung von der fête, die ich hier gegeben habe, machen. Unſer Freund Wolf hat die Freundſchaft für mich gehabt, Alles ſelber zu ordnen. Der Jahrmarkt von Plundersweilen iſt herrlich gegangen. Ihr Sohn ſchickt Ihnen die Abſchrift, wie es hier geſpielt worden iſt. Das Gemälde vom Bänkelſänger hat Wolf, Kraus und ich gemalt. Die Muſik von den Liedern laß ich auf das Clavier ſetzen, und ſobald ſie fertig ſind, ſollen Sie ſie auch haben."

20. Oct. Die Beſchreibung, welche das Fräulein an Goethe's Mutter machte, iſt ſo originell und für den damals herrſchenden Ton zu characteriſtiſch, als daß ſie nicht verdiente, in extenso mitgetheilt und der Welt bekannt zu werden, die von dem Leben jener Zeit ſich ſchwerlich einen Begriff machen kann.

„Alſo am 20. October dieſes mit Gott hinſchleichenden Jahres trug ſich zu, daß auf dem hieſigen neuerbauten Ettersburgiſchen Theater der **Médecin malgré lui**, von Einſiedel überſetzt, und das Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilen zu großem gaudium aller vornehmen und geringen Zuſchauer hier aufgeführt wurde."

„Drei Wochen vorher war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unſere Fürſtin, Dr. Wolf, Kraus u. ſ. w. purzelten immer über einander her, ob der großen Arbeit und Fleißes. Die ſpielenden Perſonen im Médecin waren: Einſiedel als Sganarell; Aennchen Müller ſeine Frau; der Kammerherr von Seckendorf Geronte; Herr Seidler Leander; Mlle. Schröder Lucinde; Mlle. Probſt die Amme; Hr. Wolf Goethe Lucas; der Herzog Valère; Profeſſor Muſäus als Robert. Das Stück ging ſehr gut und Baron Einſiedel beſonders ſpielte ſehr fein, wie auch Dr. Wolf ſeinen Lucas in Bauerntracht herrlich gut."

„Zum Nachſpiel erſchien nun das geprieſene Jahrmarktsfeſt. Der Doctor ſagte, er hätt's Ihnen ſchon geſchickt. Das Bänkelſänger-Gemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunſtkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt ſind, wird Ihnen in einer Copie, ins Kleine gebracht, nebſt der Romanze auch zugeſchickt. Dr. Wolf ſpielte alle ſeine Rollen über alle Maßen trefflich und gut; hatte auch Sorge getragen, ſich mächtiglich, beſonders als Marktſchreier, herauszuputzen. O hätten Sie unſere Wünſche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können!“

„Unter den Zuſchauern befand ſich die Erbprinzeſſin von Braunſchweig, die einige Tage zuvor angekommen war und große Freude an unſerem Gaukelſpiel bezeugte.“

„Nach der Comédie wurde ein großes Banket gegeben, nach welchem ſich die hohen Herrſchaften ſämmtlich (außer unſre Herzogin) empfahlen, uns Comédianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war luſtig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu ſagen, ſo kann ich nicht umhin, mit aller Beſcheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenſpiel überaus zierlich vorgetragen habe ꝛc.“

Goethe hatte übrigens noch Manches in ſeinen Rollen hinzugeſetzt, oder vielmehr im nachherigen Druck weggelaſſen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug. Und ſowie er in den Rollen die Er in ſeinen Stücken ſelbſt ſpielte, wie es ihm der augenblickliche Humor eingab, extemporirte: ſo hielt er ſich auch ſpäterhin bei Aufführung ſeiner Stücke nicht genau an das einmal Daſtehende, ſondern veränderte, warf heraus, ſchob ein, und brachte noch dieſe oder jene Umgeſtaltung bei der erſten oder zweiten Vorſtellung an, wie es z. B. bei der Aufführung ſeines 1804 umgearbeiteten Götz geſchah, und auch bei andern Stücken geſchehen ſeyn würde, wenn er theils Zeit, theils Luſt und Humor genug gehabt oder behalten hätte, dieſe Verbeſſerungen vorzunehmen. Er beabſichtigte ſie ſelbſt bei der Iphigenie, der natürlichen Tochter, dem Bürgergeneral, dem „Was wir bringen“ und anderen, um ſie theils gedrängter, theils reicher und in beiden Fällen theatraliſcher zu machen. Er ſah keins ſeiner Stücke für ſo in ſich abgeſchloſſen und vollendet an, daß er Nichts dazu- oder davonzuthun gewußt hätte(*). Indeſſen hielt ihn doch meiſt das alte manum de tabula davon ab, und die Furcht, etwas daran zu verderben; worin er auch nicht Unrecht hatte.

Das Jahr, ſcheint es, ſollte nicht ganz ſo vergnüglich enden, wie es angefangen und ſich im Laufe erwieſen hatte, ſey es nun, daß G. wieder den ſchlimmen Einfluß der beiden letzten Monate des Jahres fühlte, der ihn faſt immer deprimirte, ſey es, daß die Geſellſchaft oder Amtsverhältniſſe, oder auch der Antheil, den er an gewiſſen Perſonen mehr als an andern zu nehmen genöthigt war, ihn hypochondriſch ſtimmten: genug, wir finden ihn gegen Ende des Monats mit Beſorgniſſen für einen Amtsgehülfen erfüllt, auch von Knebel's Hypochondrie, wie es ſcheint, afficirt. Nichts deſto

---

(*) „Die Sicherheit und Feſtigkeit der Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Beſſere mag immer die Anzeige eines großen Künſtlers ſeyn, anſtatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von ſeinem erſten Entwurf beibehält.“ [G. an Knebel d. 21. April 1783.] Nach dieſer Maxime prüfe man G's. eigene Werke, und man wird ihre Beweglichkeit ins Beſſere ſowohl bei Iphigenia und Taſſo, als in den Singſpielen Erwin und Elmire und Claudine ꝛc. wahrnehmen.

wie viel fehlgeſchlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah' das Gebirge vor mir liegen, das ſo tauſendmahl der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war. Stundenlang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich-dämmernd darſtellten; und wenn ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen; ſo reitzend, als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stätten religiöſer Erinweniger ſchreibt er im Anfang des Decembers einige Scenen am Egmont, z. B. die zwiſchen Alba und ſeinem Sohn, und den Monolog Alba's, iſt aber doch „zugefroren gegen alle Menſchen", und in der Geſellſchaft „ärgert ihn Alles an den Menſchen;" auch hat er zu Nichts Luſt." Indeß wirft er ſich in das Studium der Baukunſt, zu der er viel Liebe fühlt und zeichnet nach Blondel, an den Moulures: dann nach und nach die verſchiedenen Säulenordnungen, nur daß er wünſcht, die Aufmerkſamkeit möchte dauern; und hat im Geſchäftgange „das leidige Gefühl der Adiaphorie ſovieler wichtig ſeyn ſollender Sachen."

15.—30. Dec. „Dieſe letzte Zeit (vom 15.—30. December) meiſtentheils ſehr ſtill in mir. Architectur gezeichnet, um noch abgezogener zu werden. Leidlich reine Vorſtellung von vielen Verhältniſſen."

Der Schluß des Monats giebt noch einige aufklärende Bemerkungen in Bezug auf den Herzog, auf Knebel, auf die Geſellſchaft überhaupt.

„Der Herzog — heißt es im Tagebuche — immer ſich entwickelnd, und wenn ſich's bei ihm wirklich aufſchließt, kracht's (*), und das nehmen die Leute immer übel auf. Im Ganzen wird ſpät, vielleicht nie die Schwingung zu mindern ſeyn, die der Ennui unter den Menſchen hier erhält (**). Es wachſen täglich neue Beſchwerden und niemals mehr, als wenn man Eine glaubt gehoben zu haben."

(*) Vergleiche das Gedicht Bd. I. S. 74.

(**) Von dieſem Ennui redet auch der Herzog in den Briefen an Knebel Nr. 5. 18. 22.; vgl. Fräul. v. Göchhauſen Br. an Merck Nr. 87. S. 199. Nicht minder Herder und Wieland.

„Geſpräch mit ihm über Ordnung, Polizei und Geſetze. Verſchiedene Vorſtellungen. Meine darf ich nicht mit Worten ausdrücken, ſie wäre leicht mißverſtanden und dann gefährlich. Indem man unverbeſſerliche Uebel an Menſchen und Umſtänden verbeſſern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr(*); anſtatt daß man dieſe Mängel annehmen ſollte, gleichſam als Grundſtoff, und nachher ſuchen dieſe zu contrebalanciren. Das ſchönſte Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann!“ —

„Knebel iſt gut, aber ſchwankend und zu geſpannt, bei Faulenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen.“ — Ein wahrhaftes Wort, das durch die Briefe des Herzogs und Herder's an denſelben vollkommen beſtätigt wird.

„Mit Knebel'n über die Schiefheiten der Societät. Er kam darauf, mir zu erzählen, wie meine Situation ſich von außen ausnähme. Es war ſehr wohl geſagt von außen. Wenn man mit Einem lebt, ſoll man mit Allen leben(**), Einen hört, ſoll man Alle hören(***). Für ſich

---

(*) Nach der alten bewährten Maxime: Nunquam tentabis ut non perficias. Auch ſchon Tiberius rieth: Omittere potius praevalida et adulta vitia quam hoc adsequi ut palam fieret quibus flagitiis impares essemus; Tacitus Annal. III. 53.

Desgl. Bacchae bacchanti si velis adversarier
Ex insana insaniorem facies. Plautus Amphitr.
und irritaturque retenta Et crescit rabies
moderaminaque ipsa nocebant. Ovid. Metam.

(**) „Man kann nicht für Jedermann leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte“; [XLIX, S. 66.] oder wie er anderswo es ausdrückt: „Man mag nicht mit Jedem leben, und ſo kann man auch nicht für Jeden leben.“ [Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd. 4. Heft, S. 360.]

(***) Vergl. Bd. IV, 335; it. XLIX, 61.

allein iſt man wohl rein, ein Anderer verrückt uns die Vorſtellung durch ſeine; hört man den Dritten, ſo kommt man durch die Parallaxe wieder aufs erſte wahre zurück."

„Gutheit von S..., und Warnung ſolcher Menſchen gut, aber nur ſelten. Oefters ziehen ſie einen in ihre enge arme Vorſtellung. Jedes Menſchen Gedanken und Sinnesart haben etwas Magiſches."

„Ich bin nicht zu dieſer Welt gemacht. Wie man aus ſeinem Hauſe tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatſche und ſolche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm. — Viel Arbeit in mir ſelbſt, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Weſen zwiſchen den Augenknochen ſich zuſammenzudrängen ſcheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorſtehende neue Ekelverhältniſſe durch die Kriegscommiſſion. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch Alles durch."

1779.

Die am Schluß des Jahres als bevorſtehend angekündigten eben nicht angenehmen Verhältniſſe der Kriegscommiſſion treten nun mit dem 5. Januar des neuen Jahres ein. Indem er ſich über das Geſchäft in der Stille bearbeitet und ſeine Tauglichkeit dazu erforſcht, geſteht er: „immer bilde er ſich ein, es ſey beſſer, wenn einer menſchlichere Leidenſchaften hätte. Er ſey zu abgezogen, um die rechten Verhältniſſe, die meiſt Lumperei und Armuth des Geiſtes und Beutels ſind, zu finden und zu benutzen. Doch müſſe es gehen, da er viel klärer ſey und ſehr vorſichtig, oft zu mißtrauiſch, das aber nicht ſchade.“ — Die Commiſſion wird übernommen und die erſte Seſſion am 13. Januar findet ihn feſt und ruhig in ſeinem Sinne und ſcharf. Er hatte allein dieſes Geſchäft die Tage her vorgenommen, ſich — nach ſeinem Ausdruck — darin gebadet und war voll guter Hoffnung in Gewißheit des Ausharrens. „Der Druck der Geſchäfte — ſetzt er hinzu — iſt ſehr ſchön der Seele; wenn ſie entladen iſt, ſpielt ſie freier und genießt des Lebens. Elender iſt Nichts als der behagliche Menſch ohne Arbeit, das Schönſte der Gaben wird ihm ekel.“ (*)

(*) Generosos animos labor nutrit. Seneca.

„Die Schwierigkeit ſey nur, irdiſche Maſchinen in Gang zu ſetzen und darin zu erhalten. Lehrbuch und Geſchichte ſeyen lächerlich dem Handelnden; aber auch kein ſtolzer Gebet als um Weisheit: denn dieſe haben die Götter einfürallemal den Menſchen verſagt. Klugheit theilen ſie aus, dem Stier nach ſeinen Hörnern, der Katze nach ihren Klauen, ſie haben alle Geſchöpfe bewaffnet.“ —

Wie es nun bei Antritt und Uebernahme eines neuen Geſchäfts, Amts oder dergl. niemals an Intereſſenten fehlt, die es für Pflicht oder gute Gelegenheit halten, mit ihrem Rath Wiſſen und Meinen dem Neuling beizuſtehen: ſo muß es auch Goethen, bei dem Verſuch ſich vorläufig von Allem zu unterrichten, und ſowohl mit dem Officier-Corps als mit ſeinen Subalternen zu benehmen, nicht an ſolchen Rathgebern und Einſprechern gefehlt haben, wie zu erſehen iſt aus folgender aphoriſtiſchen Bemerkung:

„So ſchwer iſt der Punkt, wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel entdeckt und die Mittel anzeigt, wodurch dieſer gehoben werden könne, weil ſo oft der Eigennutz der Menſchen ins Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit ſich und den Ihrigen eine Zulage zu verſchaffen; neue Einrichtungen, um ſich's bequemer zu machen, Leute in Verſorgung zu ſchieben ꝛc. Durch dieſe wiederholten Erfahrungen wird man ſo mißtrauiſch, daß man ſich zuletzt ſcheut, den Staub abwiſchen zu laſſen. In keine Läſſigkeit und Unthätigkeit zu fallen, iſt deswegen ſchwer.“

In dieſen Betrachtungen geräth er zuerſt auf die militäriſchen Macaroni's, wie er es treffend benennt, und bemerkt: daß man noch immer an der Form ſtill ſtehe, eine falſche Anwendung auf ſeinen Zuſtand von dem mache, was man bei Andern gut und groß finde, und Verblendung habe am äußerlichen Uebertünchen. Er habe ebenden Fehler beim Bauweſen gemacht; die Kriegscommiſſion werde er gut verſehen, weil er bei dieſem Geſchäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was daiſt, recht kennen und ordentlich haben wolle. So ſey es auch mit dem Wegbau.“ Mit beiden Commiſſionen war er gleichzeitig beauftragt worden, ein Umſtand den man wiſſen muß, ſchon um einen der beißend gehäſſigen Witze Herder's, wie er ſie bereits im Anfang ſeiner Bekanntſchaft mit G. ſich erlaubt hatte [Bd. XXV, 304. f.] zu verſtehen, wenn er Goethen einen „Pontifex maximus, zu deutſch: oberſten Wegaufſeher und Straßenkehrer“ nennt (*).

So ſind denn außer der Aktenkrämerei, Durchſtörung der unordentlichen Repoſitur, worin es durch ihn erſt anfängt, heller zu werden, fatalen Nachbarverhältniſſen durch Beunruhigung des Amts Großen-Rudſtädt von den Preußen, auch noch Ausleſung der Militärpflichtigen und Wegbeſichtigung die nächſten Geſchäfte, worüber die drei erſten Monate des Jahres hingehen. Dennoch weiß er ſich nicht nur im Geſchäft aufrecht zu erhalten und bei allen Verhältniſſen feſt und ruhig zu ſeyn; noch mehr, er bewährt ſeine eben mitgetheilte Bemerkung über den Druck der Geſchäfte auf die Seele, daß ſie, davon entladen, freier ſpiele und des Lebens genieße, durch ſein eigenes Beiſpiel.

(*) Brief an Knebel Nr. 57.

Denn während und inmitten dieſer Störungen, beſonders vom 14. Febr. bis 28. März, wo er am Tage die Straßen des Herzogthums beſichtigt, in Begleitung des Artillerie-Hauptmanns Jean Antoine de Caſtrop, in den Amtshäuſern die junge Mannſchaft zum Kriegsdienſt auslieſt, des Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortſchaften raſtet, arbeitet er an ſeiner Iphigenia, die zwar früher ſchon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erſt jetzt in der kurzen Zeit concipirt (*), dictirt, vollendet, abgeſchrieben, vorgeleſen, und am 6. April zum erſten Mal aufgeführt wird. 14. Febr.–28. März.

Wie guten Humors er die ganze Zeit über geweſen, beweiſt zuförderſt ein Brief an Knebel, dem er die Rolle des Königs Thoas zugedacht hatte:

„Ehrlicher alter Herr König! ich muß Dir geſtehen, daß ich als ambulirender poeta ſehr geſchunden bin, und hätte ich die paar ſchönen Tage [den 3. 4. 5. März] in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen (**) nicht gehabt, ſo wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier (Apolda) ſehe ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Allſtädt. Doch ſind die guten Geiſter oft zu Hauſe, wo man ſie nicht vermuthet. Hier (Apolda) machen mich den ganzen Abend ein paar Hunde toll, die ich mit Befehl und

---

(*) Gewöhnlich mußte er erſt etwas im Sinne beiſammen haben, ehe er zur Ausführung ſchritt. [XXVI, 299.] So konnte er lange ein Gedicht, ein Drama, mit ſich herumtragen, und wie der Dichter Maternus ſagen: Nam tragoediam disposui jam et intra me ipse formavi, oder wie Menander: „das Stück ſei fertig, er müſſe nur noch die Verſe dazu machen.“

(**) Die Anmuth deſſelben, nach funfzig Jahren erneut und geſteigert, ſchildert G. bei ſeinem letzten Aufenthalt daſelbſt, in dem ſchönen Briefe an Zelter Nr. 601, den 10. Juli 1828.

Trinkgeldern nicht ſtillen kann(*). Laß etwas von Dir hören. Montags (den 8.) bin ich in Buttſtädt. Sag es der Stein, vielleicht giebt ſie was mit; dahin ſchicke mir einen Boten, mit irgend einer Narrenspoſſe, daß meine Seele ergötzt werde. Dafür bring ich Euch auch was mit, daß der König und die Königin ſagen ſollen, mein liebes Löwchen, brülle noch einmal!"(**).

Die Hoffnung auf Alſtädt täuſchte G'n. nicht; er war ſo glücklich, dort die drei erſten Acte zuſammenzuarbeiten. Der vierte ward erſt, nachdem G. ſchon wieder in Weimar geweſen, und die drei erſten bereits vorgeleſen, den 19. März 19. März. auf dem Schwalbenſtein bei Ilmenau geſchrieben und das Ganze den 28. geendigt(***).

Bei und nach ſo glücklich vollbrachten Arbeiten kann man denken, daß die Stimmung ſeines Gemüthes heiter und froh geweſen ſeyn werde.

„War dieſe Zeit her wie das Waſſer klar, rein, fröhlich" — merkt er ſelbſt in ſein Tagebuch an. Dieſe Stimmung kam auch den Kindern zu gut. Er gab ihnen das um Oſtern gewohnte Eierfeſt diesmal im welſchen Garten.

Am 6. April wurde Iphigenie zum erſtenmal geſpielt, 6. Apr. und er hatte die Autorfreude, „eine gar gute Wirkung

---

(*) Vergl. oben im erſten Bande, S. 26.

(**) Damals ſehr beliebte Anſpielung auf die Stelle in Shakſpeare's Sommernachtstraum.

(***) Eine dort angebrachte Inſchrift, die G. mir eines Tages mittheilte, beſagt dieſes ebenfalls: „Schwalbenſtein bei Ilmenau. Sereno die, quietá mente, ſchrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Act meiner Iphigenia an einem Tage."

derſelben beſonders auf **reine** Menſchen“ wahrzunehmen. Der Nachklang des Stücks dauerte noch einige Tage und gab ihm Anlaß zu der Bemerkung: „man thue Unrecht an dem Empfindens- und Erkennens-Vermögen der Menſchen zu zweifeln; da könne man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen müſſe man nicht hoffen.“

12. Apr. Den 12. April wurde Iphigenia wiederholt und nun flattert die Kunde davon in alle Welt. Zuerſt ſchreibt Fräulein von Göchhauſen an ſeine Mutter:

„Daß der Herr Doctor ſeiner Schuldigkeit gemäß ſeine treffliche Iphigenie wird überſchickt haben, oder noch zuſchickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geſchwätzes darüber enthalten, und nur ſoviel ſagen, daß er ſeinen Oreſt meiſterhaft geſpielt habe. Sein Kleid, ſowie des Pylades ſeines, war griechiſch, und ich hab' ihn in meinem Leben nicht ſo ſchön geſehen. Ueberhaupt wurde das ganze Stück ſo gut geſpielt, daß König und Königin hätte ſagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal. Heute wird's wieder aufgeführt.“

Hierauf ſchreibt die Herzogin Amalie an ſeine Mutter: „Der dritte Feiertag (6. April) iſt glücklich vorbeigegangen, wovon Thusnelde Ihnen Beſchreibung gemacht hat. Kurz darauf (den 12.) iſt es wiederholt worden und mit dem nämlichen Beifall. Ich denke, daß er Ihnen das ganze Stück ſchicken wird und da werden Sie ſelbſt erſehen, wie ſchön und vortrefflich es iſt, und wie ſehr ſeiner würdig ꝛc.“

Nun kommt auch Wieland nach und ſchreibt an Merck:

„Goethe wird Dir wohlmachen; er hat wieder was gar Köſtliches producirt und iſt überhaupt gar lieb und gut ſeit einiger Zeit. Der Friede macht ihm eben auch wieder Luft ums Herz — denn wir waren hier in einer garſtigen Lage (*).“

Vom ſchönen Wetter begünſtigt fehlte es auch nicht an Vergnügungen im Freien, da auch die Herzogin Louiſe, nach ihrer glücklichen Entbindung und Kirchfahrt, wiederum Theil daran nehmen kann, nicht an Luſtfahrten nach Kahla, Dornburg, Jena, wo der Herzog die ſämmtlichen Profeſſoren zur Tafel lädt. Alles iſt guten Humors, ſelbſt Herder. Die Herzogin Amalie bezieht auch wieder ihr geliebtes Ettersburg, und ſo wird hier am 20. Mai zum erſtenmal Goethe's Schäferſpiel: „die Launen des Verliebten“, aufgeführt.

„Wir ſind nun wieder ſeit 8 Tagen mit Sack und Pack in unſerem lieben Ettersburg — ſchreibt Fräulein v. Göchhauſen an G's. Mutter — Es iſt doch, das weiß Gott! ein ſchönes Leben ſo in Wald, Berg und Thal! Unſere beſte Herzogin iſt hier auch wohl und vergnügt. Gott erhalte ſie dabei, ſie verdient's ſo ſehr! Geſtern (d. 20. Mai) 20. Mai. hat uns der Herr Geh. Leg.-Rath ein Schäferſpiel, die Launen des Verliebten, hier aufgeführt, das er ſagt in ſeinem 18. Jahr gemacht zu haben, und nur wenig Verän-

---

(*) Er zielt auf die [illegible], in die der „Weimariſche Kahn zwiſchen den großen Orlogſchiffen“ gerieth: die Beunruhigung des Amts Großen-Rudſtädt durch die Preußiſchen Huſaren — Exceſſe, derentwegen der General von Möllendorf ſich zu entſchuldigen noch im Jahr 1785 für nöthig fand, in einem Brief an den Herzog. S. deſſen Brief an Knebel Nr. 20.

nerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmahl ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um darauf zu genießen, weniger, um darunter zu ruhen.

Nun bin ich hier auf dem Fürſtlichen Jagdſchloß. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wun-

der-

derung dazu gethan. Es beſtand nur aus vier Perſonen, welche der Doctor, Einſiedel, das Fräulein von Wöllwarth und Mlle. Schröder vorſtellten. Es iſt von Einem Act mit einigen Arien, welche der Kammerherr v. Seckendorf componirt hat. Es wurde recht ſehr gut geſpielt, und wir waren den ganzen Tag fröhlich und guter Dinge."

„Jetzt leben wir in beſtändiger Erwartung unſeres Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir ſeiner; und wenn es regnet oder der Wind ein bischen ſtärker bläſt, ſollten Sie das Lamento hören! „Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf ſeinem Fuchs das Reiten ſauer machen!" und ſcheint die Sonne, ſo freut ſie jetzt doppelt ſeinetwegen. So geht's den ganzen Tag. Käm' er doch nur recht bald! Der Doctor reitet ihm bis Erfurt entgegen."

29. Mai. Es war der 29. Mai, als G. ihm nach Erfurt entgegen ritt. Am 30. kam Merck an, ſie waren zuſammen beim Stadthalter, und es wurde, wie ſich denken läßt, „viel geſchwätzt."

Am 31. früh auf der Hottelſtädter Ecke empfangen von der Herzogin, dem Herzog, Wieland, Einſiedel ꝛc. blieben ſie den Tag in Ettersburg und kehrten Abends nach Weimar zurück.

Am 3. Juni ward der Jahrmarkt von Plundersweilen in Ettersburg gegeben; am 17. der Méderin malgré lui und Proſerpina; und den 12. Juli — den Tag vor Merck's Abreiſe — Iphigenia. „Dem Herzog hatte es Vergnügen gemacht, die Rolle des Pylades zu lernen." 12. Juli.

Wenn es jemals zwiſchen Merck und Goethen zu Erklärungen über des Letztern Treiben und Weſen in Weimar gekommen ſeyn ſollte, ſo könnte es nur jetzt geſchehen ſeyn, wo Merck ihn zuerſt an Ort und Stelle beobachten, und als ein Mann ſeiner Art nur nach Thatſachen beurtheilen mochte. Am wenigſten aber können ſeine Admonitionen von der rauhen, ja rohen Art geweſen ſeyn, wie ſie der Falkiſche Spiritus nach ſeiner Art hinſchnaubt.

G's. Geſtändniſſe, der vor Allem gegen ſich ſelbſt aufrichtig und wahr zu ſeyn liebte, lauten ganz anders. „Merck's Wirkung auf mich: daß er das Alles friſch ſah, was ich längſt in Rechnungsausgabe verſchrieben habe.“ Und nach deſſen Abreiſe: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. Sie hat mir Nichts verſchoben, nur wenige dürre Schalen abgeſtreift und im alten Guten mich befeſtigt, durch Erinnerung des Vergangenen und ſeine Vorſtellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Menſch iſt, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders ſieht, wie ich, von anderem Standort; ſo giebt das ſchöne Gewißheit. — Auch dünkt mich, ſey mein Stand mit Cronen (Corona Schröder) feſter und beſſer. Aber auch, außer dem Herzog, iſt Niemand im Werden, die Andern ſind fertig wie Dreſſlerpuppen, wo höchſtens noch der Anſtrich fehlt.“

Während dieſes anhaltenden Beſuchs war G. keinesweges in ſeinen Amtsgeſchäften müſſig geblieben. Er hatte viel Aktenkrämerei, dabei Gedanken über wichtige Veränderungen, zumal in Steuerſachen, und ſetzte ſeine Hoffnung auf den von Merck(*) recommandirten Land-Commiſſarius

---

(*) S. Briefe an Merck Nr. 120, S. 264.; Nr. 121, S. 270.

Bätty, der ihm von dem Zuſtande der Kammergüter Nachrichten gab, die mit ſeinen Vorſtellungen ziemlich zuſammentrafen, um viele Ideen bei ihm aufzuklären.

Ein dunkler Plan der Reducirung des Militärs ſchwebte ihm auch vor. Er freute ſich über des Herzogs Wachſen in der Vorſtellung der Dinge, ſeinem Intereſſe an den Sachen und wahrer Erkenntniß. „Er ſey bald über die große Criſis hinweg, und gebe ihm ſchöne Hoffnung, daß er auch auf dieſen Fels heraufkommen und eine Weile in der Ebene wandeln werde.“

Die Einwirkung dieſes landwirthſchaft-kundigen Mannes auf G. muß groß geweſen ſeyn, denn die Unterredung mit ihm veranlaßt ihn nicht nur zu dem Wunſche: „Will's Gott, daß mir Acker und Wieſe noch werden, und ich für dieſen ſimpelſten Erwerb der Menſchen Sinn kriege;“ ſondern auch zu ganz eigenen „Gedanken über den Inſtinkt zu irgend einer Sache.“ —

„Jedes Werk, was der Menſch treibt, hat, möcht' ich ſagen, einen Geruch. Wie im groben Sinne der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden: ſo iſt's auch im Feineren. Die Materie, woraus einer formt, die Werkzeuge, die einer braucht, die Glieder, die er dazu anſtrengt, das Alles zuſammen giebt eine gewiſſe Häuslichkeit und Ehſtand dem Künſtler mit ſeinem Element. Dieſe Nähe zu allen Saiten der Harfe, die Gewißheit und Sicherheit, womit er ſie rührt, mag den Meiſter anzeigen in jeder Art. Er geht, wenn er bemerken ſoll, gerad auf das los, wie **Bätty** auf einem Landgut; er träumt nicht, wie unſer einer ehemals um bildende Kunſt. Wenn er handeln ſoll, greift er gerade das an was jetzt nöthig iſt. Gar ſchön iſt der Feldbau, weil Alles ſo rein antwortet, wenn ich was dumm oder was gut mache, und Glück und Unglück die primas vias der Menſchheit trifft. Aber ich ſpüre zum Voraus, es iſt **auch** nicht für mich. Ich darf nicht von dem mir vorgeſchriebenen Weg abgehen, mein Daſeyn iſt einmal nicht einfach; nur wünſche ich, daß nach und nach alles **Anmaßliche**(*) verſiegen möge, mir aber ſchöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe aufzupumpen. Man beneidet jeden Menſchen, den man auf ſeine Töpferſcheibe gebannt ſieht, wenn vor Einem unter ſeinen Händen bald ein Krug, bald eine Schaale, nach ſeinem Willen hervorkommt. Den **Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen** zu finden, bleibt immer ein Geheimniß, weil die Individualität eines Jeden darin beſonders zu Rathe gehen muß und Niemanden anhören darf."

Dies iſt der **geheime Knoten**, in den G. ſpäter ſein Talent und ſein Geſchäft zuſammenzuknüpfen wußte, wie er an **Knebeln** ſchreibt.

Indem G. ſo, theils mit den Relationen **Bätty's**, theils mit den Kriegscommiſſions-Repoſituren beſchäftigt, theils in mancherlei Gedanken, Planen, Eintheilung der Zeit für die nächſten Wochen ſie mit wenigem geſelligen Genuß verlebte, ereignete ſich wieder einmal eines von den früher ſo oft vorgekommenen Brandunglücken.

„In der Nacht zum 25. Juli 1779 entſtand ein gewaltſames Feuer zu Apolda. Erſt früh erfuhr ich's, eilte hin 25. Juli.

(*) G. geſteht ſich hier das **Anmaßliche** ſeiner, wie aller Jugend, und wiederholt das Geſtändniß im Alter. W. 11. 218.

und ward den ganzen Tag gebraten und geſotten. Der Herzog war auswärts in Bendeleben und Erfurt. Nun verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit zum Theil mit. So geht das Leben durch bis ans Ende, ſo werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Waſſer den Kopf oben habe; doch erwart' ich ſittſam noch ſtarke Prüfungen, vielleicht binnen vier Wochen. Meine Ideen über Feuerordnung wieder beſtätigt, über hieſige beſonders, wo man doch nur das Spiel, wie in Allem, mit den Karten ſpielt, die man in dieſem Moment aufhebt. Der Herzog wird endlich glauben (*). Die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußſohlen ſchmerzen mich."

„Das Elend wird mir nach und nach ſo proſaiſch, wie ein Caminfeuer (**); aber ich laſſe doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel und ſollt' ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Menſch, was ich thue und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuſchauende Götter! Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beiſtehen."

Um dieſe Zeit befand ſich auch der Maler Rath May in Weimar und hatte bereits „eine Menge Angeſichter" dar-

---

(*) „Ich mache Feuer-Anſtalten, gute und ſchlechte, durcheinander," ſchreibt der Herzog an Knebel Nr. 6., den 27. Juli 1780.

(**) Aehnlich ſagt der Herzog: „Man wird mit dem Elende ſo bekannt, daß man es ſich alle Tage erwartet, wie bei Hofe 10 Schüſſeln." Brief an Merck Nr. 103., S. 231. 2. Sammlung.

geſtellt. Auch G. hatte verſprochen, ſich für die Herzogin von Würtemberg, die ſowohl ſein, als Wieland's Porträt, wünſchte, malen zu laſſen; es geſchah am 26. Juli und 26. Juli. Göethe bat Wielanden, ihm dabei ſeinen Oberon vorzuleſen. Dieſer that's zur Hälfte, d. h. ſo weit er damals fertig war(*). Beide Dichter waren von einander contentirt, das bezeugen ſowohl Wieland's Nachrichten an Merck, als G's. Privaturtheil.

„Mit Goethen habe ich vergangene Woche ein paar gute Tage gehabt. Er und ich haben uns entſchließen müſſen, dem Rath May zu ſitzen, der uns ex voto der Herzogin von Würtemberg für Ihro Durchlaucht malen ſoll. Goethe ſaß Vormittags und Nachmittags, und bat mich, weil Serenissimus absens war (in Erfurt), ihm bei dieſer leidigen Seſſion Geſellſchaft zu leiſten und zur Unterhaltung der Geiſter den Oberon vorzuleſen. Zum Glück mußte ſichs treffen, daß der faſt immer wüthige Menſch dieſen Tag gerade in ſeiner beſten, receptivſten Laune und ſo amüſable war, wie ein Mädchen von ſechszehn. Tag meines Lebens hab' ich Niemand über das Werk eines Andern ſo vergnügt geſehen, als er es mit dem Oberon durchaus, ſonderlich mit dem 5. Geſang war, worin Hyon ſich von dem kaiſerlichen Auftrag verbotenus acquittirt. Es war eine wahre jouissance für mich, wie Du leicht denken kannſt. Ein paar Tage darauf geſtund er ſelbſt, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in dieſem Grad von Receptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde(**).

(*) W. an Merck Nr. 74, S. 169.

(**) G. mußte überhaupt ſich erſt wieder an einen Kunſt-Genußgewöh-

Und nun G's. ſtille Gedanken darüber:

„Es iſt ein ſchätzbares Werk für Kinder und Kenner, ſo was macht ihm Niemand nach. Es iſt große Kunſt in dem Ganzen, ſo weit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es ſetzt eine unſägliche Uebung voraus, und iſt mit großem Dichterverſtand, Wahrheit der Charactere, der Empfindungen, der Beſchreibungen, der Folge der Dinge, und Lügen der Formen, Begebenheiten, Mährchen, Fratzen und Plattheiten zuſammengewoben, daß es an ihm nicht liegt, wenn es nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's Einer außer Laune und Lage, oder Einer, der für dies Weſen taub iſt, hört, ſo Einer, der fragt: à quoi bon!“

Die letzten Tage dieſes Monats wurden G'n. noch viele Wünſche und Ahndungen in Beziehung auf den Fortgang in ſeinen Amtsgeſchäften erfüllt. Der 1., 2. und 6. Auguſt aber waren beſonders merkwürdig; in ihnen ward ein bis dahin Unerhörtes und Ungeahndetes ausgedacht, wozu die Veranlaſſung in zeitherigen ſowohl geheimen, als öffentlichen Verhältniſſen lag.

Erinnert man ſich mancher früheren Bemerkung G's. über Weimar und „der tollen Compagnie,“ die ſich hier zuſammenfinde, wie nicht leicht wieder anderswo; auch ſeiner, wie **Knebel's** Klagen über die „Schiefheiten der Societät;“ ferner „der beſtändigen Schwingungen, welche der Fanni unter den Leuten hier erhalte“, und beſonders, daß „bei Verhältniſſen, die nicht zu ändern ſind, gewiſſe Schärfigkeiten ſich

---

nen, wenn er lange davon entfernt geblieben war. [Br. an Schiller Nr. 587, S. 67.]

ſammeln und zuletzt irgendwo ausbrechen müſſen, das von Zeit zu Zeit ſich wiederhole“; oder humoriſtiſcher ausgedrückt: „daß an ſo einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich aneinander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch habe, nur daß es ihm manchmal ergehe, wie Einem, der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſolle ꝛc. (*)“: ſo wird man, ohne ſich in weiteres Grübeln und Forſchen einzulaſſen, begreiflich finden, daß einer ſolchen Atmosphäre auf eine Zeitlang zu entgehen, lebhafte Wünſche ſowohl bei dem Fürſten, als bei G'n., rege werden, und demnach Mittel und Anſtalten ausgedacht und getroffen werden mußten, die zu dem Zwecke gleichſam neu und wiedergeboren zu erſcheinen, am ſicherſten führten. Dieſe Beweggründe, wennauch nicht die erſten und einzigen, ſind wenigſtens die augenfälligſten und, ſchon wegen des glücklichen, auf beiden Seiten anerkannten Erfolgs der getroffenen Maßregel, als mitobwaltend vorauszuſetzen. Eine Excurſion nämlich, und zwar im ſtrengſten Incognito, ſchien dazu das geeignetſte Mittel.

In jenen erſten Tagen des Auguſts alſo ward in ganz geheimer Verhandlung zwiſchen allein dem Herzog und Goethen, „worin unausſprechliche Dinge in groſer intereſſanter Unterredung durchgeſprochen wurden,“ eine Reiſe vorerſt nach Frankfurt projectirt, wozu G. die nöthigen Vorbereitungen (am 7. Auguſt) traf, und ein Abſteigequartier bei 7. Aug.
ſeinen Eltern (den 9. Auguſt) richtig machte. 9. Aug.

Zu den Vorbereitungen gehörte, was G. vor jeder län-

(*) S. Brief an Lavater Nr. 25. in Hirzel's Sammlung.

geren oder weitern Reiſe zu thun liebte, außer dem Aufräumen ſeiner Papiere, wo denn manches Autodafé gehalten wurde, auch das Anſtellen von Betrachtungen über das bisher Gethane und Geleiſtete, mit Vorſätzen für die Zukunft. In beiden Beziehungen iſt eine geheime Notiz ſeines Tagesbuchs höchſt wichtig und als eine der aufrichtigſten Confeſſionen, die er jemals über ſich abgelegt, der Bekanntmachung würdig, da ſie nur zum Beweiſe ſeiner genaueſten Selbſtkenntniß und zur Widerlegung mancher ungerechten Anſchuldigung dienen kann.

„Zu Hauſe aufgeräumt, meine Papiere durchgeſehen, und alle alte Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit (*), Betriebſamkeit, Wißbegierde der Jugend; wie ſie überall herumſchweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich beſonders in Geheimniſſen, dunklen imaginativen Verhältniſſen eine Wohlluſt gefunden habe; wie ich alles Wiſſenſchaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren laſſen (**); wie eine Art von demüthiger Selbſtgefälligkeit durch Alles geht, was ich damals ſchrieb; wie kurzſinnig in menſchlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens ſo wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenſchaft gar viel Tage ver-

---

(*) „Je verworrener ein Menſch iſt, deſto mehr kann aus ihm werden. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen ꝛc." Novalis. Vergl. G's. W. Bd. IV. S. 318.: „Ohne jene Verrücktheit wär' ich nicht ſo weit gekommen."

(**) Deſſelben Fehlers, als eines ſeiner capitalen, zeiht er ſich auch noch in der italiäniſchen Reiſebeſchreibung, Bd. XXIX. S. 36.

than(*); wie wenig mir davon zu Nutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber iſt, wie nun kein Weg zurückgelegt, ſondern vielmehr ich nur daſtehe, wie einer, der ſich aus dem Waſſer rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, daß ich im Treiben der Welt bin, ſeit 1775 October, getrau ich noch nicht zu überſehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht ſelbſt ſoviel im Wege ſtehen, laſſe uns vom Morgen zu Abend das Gehörige thun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht ſey wie Menſchen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu ſich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die ſich auf den Biſſen erſtreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!“ —

Im Abklingen jener weichen gerührten Seelenſtimmung, und ſchon zu Troſt und Hoffnung ſich erhoben fühlend, ſchreibt er an die theilnehmendſte Mitwiſſerin ſeiner Leiden und Freuden, an ſeine Mutter, indem er ihr ſeine baldige Ankunft mit dem Herzog meldet:

„— Ich habe Alles, was ein Menſch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachſe, und komme diesmal geſund, ohne Leidenſchaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, ſondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte ſeines Lebens hingebracht hat, und aus vergangenen Leiden manches Gute für die Zukunft hofft(**), und auch für künftiges Leiden die Bruſt

---

(*) Vergl. Bd. XXVI. S. 296.

(**) Wie Aeſchylus ſo ſchön ſagt: „Ζῆνα — τὸν φρονεῖν βροτοὺς ὁδώσαντα, τὸν πάθη μάθος θέντα. Zeus, der uns zur Weisheit lenkt, daß derliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelmen, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmahl kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andere vorſtellen mochte.

Auch ſchätzt er meinen Verſtand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts daraus wird, iſt es eben ſo gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in *** Dienſten iſt. Auf einem Spabewährt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Luſt zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tages, die mich erwartet ꝛc.“

Betrachtungen dieſer Art pflegte er ſonſt, wie am Ende des Jahres, ſo auch an ſeinem Geburtstag vorzunehmen. Diesmal hatte er ſie anticipirt, und ſo fand ihn dieſer Tag, wie nach einer abgelegten Beichte, frei und froh. Am Nachmittag ſagte ihm der Herzog ſeinen neuen Titel als Geheimerath, und er fühlte ſich durch den Wirbel der irdiſchen Dinge, auch durch allerlei anſtoßende perſönliche Gefühle angegriffen; aber „es ziemte ſich nicht, dieſe innere Bewegung aufzuſchreiben.“

Dieſem keuſchen Zartgefühl entſpricht vollkommen die holde Scheu, ſeinen Schmerz beim Scheiden aus Italien auch nur in Verſen auszuſprechen, „um den zarten Duft des Gefühls nicht zu verwiſchen(*).“

Doch fand er ſich „ſeit dieſem Tage wie durch ein Wunder in eine friſche Gegenwart der Dinge verſetzt und hatte nur den Wunſch, daß es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf ſeinen Humor.“

Den guten Humor zu bethätigen bot ihm Ettersburg Gelegenheit. Die Herzogin Amalie, als geniale und joviale Beſchützerin aller Muſenkünſte, deren ſie mehrere ſelbſt ausübte, fand beſonders an theatraliſchen Darſtellungen, namentlich Luſtſpielen und humoriſtiſchen Farcen ein

---

aus Leiden Lehre zieht.“ Aeſchyl. Agam. nach W. v. Humboldt's Ueberſetzung v. 169. 170.

(*) Vergl. A. in D. Bd. II, B. S. 417.

unverläugnetes harmloſes Vergnügen. Sie ſchreibt darüber mit wahrhaft fürſtlicher Ingenuität an ihren Freund **Merck**:

„Sie wiſſen, daß die Schloß-Ettersburgiſche Nation nicht in dem beſten Gerücht iſt, und um ſich kein Dementi zu geben, ſo fahren wir in unſrem Lebensplan fort, nämlich daß Alles, was hier auf den Berg kommt, eine Probe ausſtehen muß. Die Gräfin **Bernsdorf** hat die Probe des Theaters ausgeſtanden; **Bode** der dramatiſchen Dichtkunſt, wovon ich Ihnen etwas ſchicke, nämlich den Prologue, Arien und die Affichen; ich ſelbſt habe mich producirt, doch ſind wir ziemlich mit Ehren davon gekommen. **Bode** ſtaffirte nämlich aus einem ganz alten Stücke „**die Gouvernante**," ein neues, ganz artiges und ſehr komiſches kleines Theaterſtück zuſammen. Er ſelbſt ſpielte die Gouvernante ſehr gut; **Wedel** einen ſehr komiſchen Liebhaber, der Reg. Rath **Schardt** ſeinen Bedienten, die Gräfin **Bernsdorf**, **Thusnelde**, ich und die kleine **Schardtin** machten die Untergebenen der Gouvernante, die ſich zu Ende des Stücks verliebt und ihren Zöglingen dadurch alle Freiheit läßt, ihre Unarten auszutoben. Dieſes Alles ſpielten wir nun ſehr geheim, und an einem ſchönen Nachmittag (*) ließ ich meine Kinder, die Herzogin, den Kammerherrn von **Seckendorf** und **Goethen** herauskommen und wir ſpielten zu großem gaudium aller Anweſenden, wie das Alles auf dem, den Tag vorher ſchon gedruckten, Zettel zu leſen."

Eine ähnliche Poſſe von **Einſiedeln** den 3. September aufgeführt, war **Orpheus und Eurydice**; eine Farce 3. Sept.

(*) Den 31. Juli 1779.

worin die Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott,“ aus Wieland's Alceſte auf das allerkomiſcheſte, ſowohl dem Text, als der Muſik nach parodirt (*), allgemeines Gelächter und Frohſinn verbreitete. Wieland, ſoſehr er ſonſt Hofmann war, pretirte ſich diesmal nicht wie ſonſt de la meilleure grace du monde bei dieſem Spaße, den er
21. Sept. faſt übelnahm. Er entfernte ſich und ließ ſeinen Klagen darüber gegen Merck (Br. Nr. 80.) freien Lauf.

Noch findet ſich in G's. Tagebuch angemerkt: „Trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viel Thorheiten.“

Dies war aber auch die letzte Luſt dieſer Art: denn nach zwei Tagen ſind die drei Reiſenden, der Herzog, Goethe und von Wedel ſchon unterwegs (**).

Doch wußte das Publikum in Weimar immer noch nicht wohin? Ob blos an den Rhein oder weiter, vielleicht gar nach Italien, war ſelbſt Wielanden ein Räthſel. Das Incognito glückte ihnen noch in Caſſel, indem ſogar bei dem Zuſammentreffen und Soupiren mit Georg Forſter der Herzog für den Oberforſtmeiſter von Wedel, dieſer aber drollig genug für einen Kammerherrn von Wedel paſſiren mußte. Forſter kam erſt ſpäter hinter die Täuſchung, wie er auch G'n. nicht

---

(*) Sie wurde nämlich mit dem Poſthorn accompagnirt und der Sänger hatte auf den Reim Schnuppe einen langen Triller zu machen. Der Spaß ſcheint am 9. September wiederholt werden zu ſeyn: denn W. ſpricht von zweien Malen.

(**) Nicht Goethe ganz allein begleitete den Herzog, wie es in der Note zu des Herzogs Brief an Knebel in deſſen literar. Nachlaß Bd. 1., Nr. 1., S. 109, heißt, ſondern auch der Oberforſtmeiſter von Wedel, deſſen auch in der Reiſebeſchreibung unter dem Namen der Freund gedacht wird, Bd. XVI. 239. 258. 259. u. ſ. w.

ſogleich erkannt hatte (*). Die Sache blieb jedoch nicht lange ein Geheimniß. Das Unternehmen, ſo vernünftig, natürlich und menſchenmöglich es war, machte in damaliger Zeit, wo das Reiſen der Fürſten noch zu den Seltenheiten gehörte, doch großes Aufſehen. „Das Wundern der Leute von Adel — ſchreibt Frau von La Roche — von Kaufleuten und Wirthen war ſehr groß: denn wir ſind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachſte uns mehr ſtaunen macht, als die verworrenſte Caprice.“

So gelangten ſie über Caſſel nach Frankfurt, verweilten hier in Goethe's elterlichem Hauſe nur wenige Tage und ſetzten ihre Reiſe fort über Speyer, Emmedingen, Freiburg und Baſel in die Schweiz bis Genf, durchſtrichen von hier das Thal Chamouny, fielen von da ins Wallis, durchzogen es aufwärts und kamen endlich über die Furka auf den Gotthardt den 13. November mit 13. Nov.
dem preiswürdigſten Glück durch die erhabenſten Gegenden. „Hier beſchloſſen ſie ſtill zu ſtehen und ſich wieder nach dem Vaterlande zu wenden.“

Man kann denken, wie wunderbar ſich G. hier vorkommen mußte, hier, wo er ſich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit einige Tage aufgehalten hatte und, ſein künftiges Schickſal unvorahndend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrend, ſeiner jetzigen Beſtimmung unwiſſend entgegen gegangen war (**).

(*) S. J. G. Forſter's Briefwechſel Theil I., N. XIX. S. 225.; v. Nr. XX., S. 230.

(**) S. Bd. XVI., 296. Und ſo hatte G. Recht, das Leben mit dem Gänſeſpiel zu vergleichen. S. Z. Nr. 760.

So verließen ſie denn die Schweiz, die ſie mit dem Anfang des Octobers betreten hatten, wiederum mit dem Schluß des Novembers und brachten den Reſt des Jahres auf Excurſionen in die Umgegend (*) und mit Verweilen an verſchiedenen rheiniſchen Höfen, namentlich dem Darmſtädtiſchen, zu, und trafen am 13. Januar 1780 wiederum glücklich in Weimar ein, „angekündigt aufs Vortheilhafteſte und herzlichſt erwartet.“

(*) Auf dieſer Reiſe nur kann es geweſen ſeyn, daß G. einen Abſtecher nach Seſenheim machte, um ſeine Friederike noch einmal zu ſehen, worüber Bd. XXVI., S. 84, u. f. nachzuleſen iſt.

1780.

Dies iſt nun die in ihrer politiſchen, moraliſchen und ſocialen Wirkung und Folge ſo bedeutſam gewordene, im Leben des Fürſten, wie ſeines Mentors, Epoche machende Reiſe, die als Unternehmung für ein gefährliches Wagniß, nach ihrem glücklichen Ablauf als ein meiſterhaftes Drama, in ihrer ſchriftlichen Darſtellung als ein **Poem**, als eine Epopöe gelten ſollte.

Wie menſchlich, lieb, gut und fromm, man möchte ſagen, auf den reinen Grundton ſeiner gefühlvollen Seele, **Goethe** wiederum geſtimmt war durch das Glück dieſer von Wetter und Wegen begünſtigten Reiſe, durch das Wiederſehen ſeiner geliebten und mit ihm vollkommen zufriedenen Eltern, durch die Herzensergießungen mit **Lavater** — das ſagt uns ein noch in den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Zürich geſchriebener Brief an **Knebel**: 30. Nov. 1779.

„So ſchön und glücklich, daß man ſich nicht unterſtehen darf zu preiſen, iſt unſere Reiſe bisher geweſen. Helfe die willige Glücksluſt weiter und führe uns geſund wieder zu Euch! So wohl mir's geht, ſo mannigfaltig das Leben iſt, ſehn' ich mich wieder nach Hauſe, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen laſſen, was wir an einander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig ins hölliſche Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entſchlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment ans Herz legen! Hebe dieſen Brief auf, ich bitte Dich, und „wenn ich unhold werde, zeig ihn mir vor, daß ich in mich kehre ꝛc.“

„Hier bin ich bei **Lavater**, im reinſten Zuſammengenuß des Lebens. In dem Kreiſe ſeiner Freunde iſt eine Engelsſtille und Ruh bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich geſehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß *jeder ſein Haus, Frau, Kinder und eine rein menſchliche Exiſtenz in der nächſten Nothdurft hat*: das ſchließt an einander und ſpeit was feindlich iſt ſogleich aus!“ — —

„**Lavater** iſt und bleibt ein einziger Menſch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebſamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ꝛc. iſt weder in Israel noch unter den Heiden. — Leb wohl und vergnügt und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind, Euch freundlicher als jemals entgegen zu geben“ ꝛc.

Goethe ſelbſt erkannte zunächſt nicht nur das Glück, ſondern auch die Wichtigkeit des Gelingens dieſer Reiſe, und wünſchte das Andenken daran durch ein Denkmal, das zugleich als ſinnvolle Zierde dienen könnte, erhalten zu ſehen.

„Du weißt — ſchreibt er an Lavater [Br. Nr. 19.] — im Nov. 1779. wie wichtig in vielem Betracht dieſe Reiſe dem Herzog geweſen iſt, und wie gewiß eine neue Epoche ſeines und unſers Lebens ſich davon anfängt. Wenn wir nach Hauſe kommen, ſo lebt er wieder in ſeinen Gärten und Gebüſchen fort; dorthin, an einen ſchönen Platz, möcht' ich ihm ein Monument dieſer glücklich vollbrachten Reiſe ſetzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es ſind auch Nebenabſichten dabei. Ueberall ſpielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälſe und Bäuche ihm immer fatal geweſen ſind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, ſteht noch gar nichts dergleichen; dieſes wäre das erſte und wahrhaftig wahre: denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto iſt keine bloße Phraſe. — Zu dieſem Monumente habe ich in meinem Kopf allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künſtler, die um mich ſind, könnte zuſammenpoſſeln laſſen, herbeigeſucht; doch ſeh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, ſeitdem mich der Gedanke beſchäftigt, habe ich gewünſcht: Du möchteſt **Fueßli** bereden können, daß er aus ſeinem ungeheuern Reichthum etwas zu dieſem guten Werke herübergäbe. Das iſt der einzige Weg, wenn alsdann unſer Bildhauer nicht ganz von Gott verlaſſen iſt, daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können."

G. giebt hierauf ſeine Gedanken ausführlicher an, die Ideen, die er in ſymboliſcher Bezeichnung zu einer Inſchrift zuſammenbindet und hernach auslegt, mit der Bemerkung ſchließend: „Das Alles zuſammen gebe ihm eine Empfindung, die er nicht ſchöner zu ehren wiſſe, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben.“

So läßt er denn auch hierdurch die religiöſe Grundlage ſeines Gemüths erkennen, die ſo gewiß dieſelbe verbleiben mußte, wie Er bis an ſein Ende derſelbe verblieb.

Anfangs wollte G. ſeine Gedanken einigen Künſtlern mittheilen, ſie hinüber und herüber mit ihnen durchtreiben, und ſehen, ob ihnen einer einen beſſern Körper gebe. Seitdem er aber Fueßli's letzte Sachen bei Lavater geſehen hatte, drang er in dieſen, den Künſtler zu einer Zeichnung zu bewegen. Da es demſelben aber fatal ſeyn müſſe, wenn ihm Jemand was vorerfinden oder angeben wolle (*), ſo gebe er gern ſeine Form des Ganzen, die einzelnen Figuren und die Inſchrift dazu auf, wenn Jener ſich der Sache annehmen wolle. Er werde gewiß die Idee ſtärker, größer, treffender und neuer ausdrücken. Auch alles Uebrige, Geſtalt, Größe, Steinart, Standort gebe er ihm anheim. Zuletzt bittet er wiederholt und dringend: „Sieh ob Du etwas über ihn vermagſt, ob Du der fröhlichen Zeiten, die wir wiedergelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unſre Wohnung drücken kannſt. — Ich wünſche es dieſen Winter fertig zu bringen und auf das Frühjahr zum erſten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzuſtellen. Verſuche alſo, ich bitte Dich, Deine Wunderkräfte, um mir zu verſchaffen, was nicht ein eitler Wunſch iſt.

(*) G. ſubſtituirt hier, aus großer Selbſt- und Menſchenkenntniß, dem Künſtler ſein eigenes Gefühl, mit dem Tact, den z. B. Schiller nicht hatte, der G'n. immer vorzuerfinden wußte, ſo beim Fauſt, beim W. Meiſter, beim projectirten Tell u. a. m.

Schaffe, daß er es macht und ſchnell macht, und kröne mir auch dieß Jahr und ſein Glück mit dieſem letzten Zeichen" (*).

Die moraliſchen Wirkungen in der weimariſchen Societät waren gleichfalls ſo günſtig und erwünſcht wie möglich. Wieland, dieſes äußerſt ſenſible Organ der Geſellſchaft, läßt ſich darüber mit naiver Menſchen- und Selbſtkenntniß communicativ alſo vernehmen: 17. Jan.

„Die Schweizerreiſe, nach dem Wenigen, aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle ſelbſt davon vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Goethens meiſterhafteſte Dramata. Man muß aber auch geſtehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schickſals-, Glücks- und Zufallsgötter iſt: denn am Ende hätte er doch mit aller ſeiner dramatiſchen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblaſen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr reſponſabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt reſponſabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das nicht geſchehen, ſondern alle Elemente und Wetter machende Götter und alle übrigen, die das große Kartenſpiel des Zufalls miſchen, ſo freundlich und gutlaunig geweſen und von Anfang bis zu Ende lauter gute Karten gegeben haben, deß ſind wir nun alle herzlich froh; ſollen und wollen aber anbei das Verdienſt deſſen, der das Spiel ſpielte, nicht

---

(*) G's. Idee iſt ausführlich angegeben in dem Briefe an Lavater [Nr. 19.]. Das Monument kam jedoch in der Art nicht zu Stande, dagegen ein anderes, das noch jetzt im Park befindlich, einen antiken Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inſchrift Genio hujus loci darſtellt.

ziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bey mir mehr Leidenſchaft, als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? die Zeit wird mir lange. Der Fürſt hält mich, ſo gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande; ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchriebenes Buch leſe. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmahl knirſche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt hermißkennen: denn ein ſchlechter Spieler verliert auch mit guten Karten." —

„Wie wir homunciones nun von jeher geweſen ſind und immer bleiben werden, ſo könnt Ihr Euch leicht vorſtellen, daß der glückliche Ausgang dieſer Reiſe, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle ſeine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae, bei männiglich einen großen Effect gemacht und Goethen in ein ſehr günſtiges Licht geſtellt hat, und dies umſomehr, da er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Tone zu muſiciren (*) angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden, und jeder ſo gut als ſein Inſtrument und ſeine Lungenflügel verſtatten, harmoniſch einzuſtimmen nicht ermangeln werden. Wenigſtens gedenke ich meines Orts Nichts daran zu verderben."

Der Herzog ſeinerſeits iſt gleichfalls mit dem Eindruck, den ſeine Wiedererſcheinung gemacht hat, ſehr zufrieden. „Es hat mich bei meiner Rückkunft [d. 13. Januar] gefreut
31. Jan. — ſchreibt er an Merck [Nr. 97.] — daß der erſte Eindruck, auf welchen ich erſtaunlich ſehr halte, die Leute mit denen ich leben muß betreffend, nicht nur nicht unangenehm, ſondern gut geweſen iſt. Es hat mich eine gewiſſe Honnêteté angerochen — freilich fällt durch den langen Genuß der Vorzug der Neuheit ſehr weg und das Gewöhnliche macht es ein klein Wenig unleidlich; aber genug, die Erinnerung eines guten Eindrucks auf uns verbeſſert doch Vieles auf lange Zeit."

(*) Alſo nicht mit dem Poſthorn wie beim Abſchied im vorigen Jahre!

Freilich iſt es eine gewöhnliche, aber doch ſonderbare Erſcheinung, daß die Menſchen Glück und Freude ſelten rein genießen können, ſondern ſie immer ſelbſt trüben durch Betrachtungen der kurzen Dauer und Vergänglichkeit aller Dinge(*). Dieſer traurige Unkenruf des respice finem, der als ächt- und urdeutſch ſchon das ganze Nibelungenlied als Refrain durchklingt, tönt nun auch hier ſelbſt durch jene heiteren Zugeſtändniſſe eines glücklichen Gewinns hindurch. Auch in der Herzogin Wunſch: „Gott gebe nur, daß die Weimariſche Atmoſphäre nichts wieder verdirbt!" [Br. an Merck Nr. 93.] Noch lauter und ſtärker bei Wieland: 10. Jan.
17. Jan.
[Nr. 96.]

„Ob und wie lange es übrigens in dieſem dulci jubilo fortdauern werde und könne, ſey nebſt allen futuris contingentibus den Göttern überlaſſen. Wehe den Unglück krächzenden malis avibus! Das Böſe kommt immer zu früh, wenn's kommt, ohne daß man nöthig hat, es zu anticipiren, und ſich dadurch noch die Illuſion des angenehmen Gegenwärtigen zu verderben."

So merkt der gute Wieland nicht, daß er ſich ſelbſt ein Weh zuruft, wenn er mit Bewußtſeyn ſolche Worte in den Mund nimmt und gleichwohl das Ueberflüſſige und Unnütze dieſer Bemerkung einſieht!

Wie anders dagegen zeigt ſich G. nicht nur in dieſem, ſondern in allen ähnlichen Fällen! Wohl hatte er Recht zu bemerken: „Wieland bedenke oft nicht was er ſage"(**) Man ſieht übrigens, daß die vormals obwaltenden und nun gehobenen Mißhelligkeiten nicht von einer Seite allein her-

---

(*) Vergl. G's. Bemerkung darüber Bd. XLIX, 52.

(**) Br. an Lavater Nr. 24, S. 88.

rühren konnten, und daß ſo wunderliche, hypochondriſche, unzufriedene Naturen wie Knebel und Herder, und ſo launiſche, veränderliche, reizbare wie Wieland und ſeines Gleichen, die übrigen anonymen Geſtalten von Männern und Frauen in der Weimariſchen Societät — „jene Dreſſlerpuppen, denen nur der Anſtrich fehle“ — nicht einmal mitgerechnet, noch weniger das mit ſeinem „Batinianiſchen Haſſe“ uniſono einſtimmende Publikum, ihren großen, ja wohl größten Mitantheil daran haben mochten.

War nun auch durch die einen großen Theil zu Fuß gemachte Wanderung Körper und Geiſt der Reiſenden geſtärkt und ihre Geſundheit befeſtigt worden; ſo hatte gleichwohl die rauhe Witterung am Schluß und Anfang des Jahres, und der Aufenthalt an den rheiniſchen Höfen wiederum einigen Einfluß auf ſie bekommen. Eine Influenza, in der Art, die jetzt Grippe heißt, und ſich damals über halb Europa erſtreckte, in Paris unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la coquette ihren Umlauf machte, hatte nach ihrer Zurückkunft zuerſt den Herzog [Br. an Merck Nr. 97.], dann auch Goethen und zuletzt Wieland [Br. an Merck Nr. 99. und Nr. 101.] überfallen. Alle drei erholten ſich einer nach dem andern. Der Herzog zuerſt, nach ſeiner Curmethode, durch Bewegung in freier Luft; G., zwar anfangs gleich ſo in ſeinem frühern Geſchäftsgange, als wäre er gar nicht entfernt geweſen, wurde nachher deſto ſtärker gepackt, daß er mehrere Wochen hindurch wonicht ganz unthätig, doch zu keiner anſtrengenden Arbeit aufgelegt war. Schon in Frankfurt, als ſie in der Kälte an den Höfen herumzogen, war es ihm „nicht juſt“; die Bewegung der Reiſe und der erſten Tage ließ es aber nicht zum Ausbruch kommen. Doch hatte er eine böſe Zuſammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnahme, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war. Inzwiſchen benutzte er die guten Stunden zur Redaction ſeiner Schweizerreiſe, deren wichtigſter Theil aus einzelnen im Moment geſchriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung componirt ward. [G. an Merck Nr. 102.] Sie fand nicht nur, als er ſie der Geſellſchaft vorlas, allgemein Intereſſe und Beifall, ſondern erwarb ſich auch Wieland's kunſtverſtändige, in den Werth der Sache und das Verdienſt des Autors eingehende Belobung, zu G's. Freude und Zufriedenheit, obſchon er in der weiſen Demuth ſeines Herzens für ſich bemerkt:

„Jedermann iſt mit dem Herzog ſehr zufrieden, preiſt uns an, und die Reiſe iſt ein Meiſterſtück! eine Epopee! Das Glück giebt die Titel, die Dinge ſind immer dieſelben."

„G's. Beſchreibung ihres Zuges durch Wallis über die Furka und St. Gotthardt, womit er uns vor Kurzem bei der Herzogin Mutter regalirt hat, iſt mir in ihrer Art 7. Apr. ſo lieb, als Xenophon's *Ἀνάβασις*. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die ſich ihnen entgegenſtellten. Das Ding iſt eines von ſeinen meiſterhaften Productionen, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geſchrieben. Die Zuhörerinnen enthuſiasmirten ſich über die Natur in dieſem Stück, mir war die ſchlaue Kunſt in der Compoſition noch lieber, wovon jene Nichts ſahen. Es iſt ein wahres Poem, ſo verſteckt auch die Kunſt iſt. Das Beſondere aber, was ihn auch hier, wie faſt in allen ſeinen Werken, von Homer und Shakſpeare unterſcheidet, iſt, daß der Ich, der Ille ego, überall durchſchimmert (*), wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin (wenigſtens in der Skizze, die uns G. las) ſelten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber dieſe Züge ſind ſo characteriſtiſch und zeichnen einen ſo edlen und fürſtlichen Menſchenſohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr ſchmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken."

„Das Opus iſt wohl nicht ganz fertig, und nach dem was er mich hat merken laſſen, wird er noch viel Intereſſantes theils einſchieben, theils hinzuthun. Es bleibt vor der Hand, wie natürlich, Manuſcript für Freunde intimioris admissionis und Du wirſt alſo Deinen Antheil auch davon
16. Apr. bekommen." [Br. an Merck Nr. 104.]

Da Wieland zu ebender Zeit auch ſeinen Oberon
27. März. vollendet aufweiſen konnte, und dadurch, wie er Mercken verſichert [Nr. 101.], ſeine Actien beim Herzog, wie bei Goethe ſehr ſtiegen, Letzterer ihm auch einen Lorbeerkranz
7. Apr. ins Haus ſchickte [Nr. 102.]; ſo darf man ſich nicht wundern, daß er als ein laudatus a viro laudato, der ſich ihm im ſchönſten Lichte (einer ſonſt bei Poeten nicht leicht anzutreffenden Neidloſigkeit) gezeigt hatte, höchſt erfreut, mit Allem was G. thut und ſagt, kurz mit ſeiner ganzen Art zu ſeyn gänzlich zufrieden iſt. Das Nämliche gilt ihm auch vom Herzog und bedünkt es ihn überhaupt: es gehe im Ganzen merklich beſſer als vordem, und er werde in G's. öffentli-

---

(*) Natürlich! da in G's. Schilderungen immer das ſchöne Subject, das ſie als ſeine Umgebungen giebt, mithindurchſcheint. Die Ebenheit, Reinheit und Klarheit eines Spiegels muß ſich wohl in ſeinen Bildern mitabſpiegeln.

chem Benehmen eine *σωφροσύνη*, gewahr, welche die Gemüther (die einen vatinianiſchen Haß [Br. Nr. 80.], ohne zu wiſſen warum? auf ihn geworfen hatten) nach und nach beruhige und ihm Bürge ſey, daß noch Alles ſo gut bei uns ausgehen werde, als man's rationabiliter verlangen könne" [Nr. 104.] und — ſetzen wir Andern aus Erfahrung hinzu — die Zeit ausgewieſen hat.

Außer der Beſchreibung der Schweizerreiſe war auch noch das kleine Singſpiel Jery und Bätely, und zwar unterwegs, zu Stande gekommen. Es verſetzt uns daher in die eben verlaſſene Atmoſphäre, und wir fühlen uns noch von jenem eigenen Bergquellen- und Mattenduft angeweht und in die ſtille Einſamkeit des Locals zu der ruhigen Einfachheit natürlich-edler Menſchen in Gefühl und Sitten zurückgeführt.

G. ſendete bereits am 29. December 1779 von Frankfurt aus das Stück an ſeinen Jugendfreund Chriſtoph Kayſer, und abermals in zweiter Abſchrift den 30. Januar, mit einer ins Einzelne gehenden Anweiſung, wie er es componirt wünſche. „Edle Geſtalten — ſchreibt er — ſind in Bauerkleider geſteckt, und der reine einfache Adel der Natur ſoll in einem wahren angemeſſenen Ausdruck ſich immer gleich bleiben." Seine ferneren Andeutungen, wie überhaupt ſeine Anſicht muſicaliſcher Compoſition ſolcher Singſtücke, wie er ſie liebte und in Mehrzahl zu dichten vorhatte und verſuchte, verdienten bekannt zu werden, um von der monſtröſen Ueppigkeit unſerer jetzigen, heiligen wie profanen, Muſik — nicht einen unmöglichen Rückweg — nur einen ernſten und nachdenklichen Rückblick in jenes nun einmal verlorene Paradies der Unſchuld und Keuſchheit der Töne zu veranlaſſen.

Auch zeichnete G. wiederum, wennnicht viel, doch immer etwas, auch einige Male nach dem Nackten. Bald ſuchte er ſich in dem geſchwinden Abſchreiben der Formen zu üben, bald in der richtigen Zeichnung, bald ſuchte er ſich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung, theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen, Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und ſo immer mehr aus der Unbeſtimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten." Er machte dabei ganz eigene, auch in ſein poetiſches Verfahren eingreifende Betrachtungen.

28. Febr. „Es fängt an beſſer zu gehen und ich komme mehr in die Beſtimmtheit und in das lebhaftere Gefühl des Bildes. Das Detail wird ſich ſchon nach und nach herausmachen. Auch hier ſehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem **Ganzen ins Detail** herausarbeiten und entwickeln können(*). Durch Aggregation begreife ich Nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zuſammengeſchleppt habe, und immer mich vergebens zu wärmen ſuche, wenn auch ſchon Kohlen drunter liegen und es überall raucht: ſo ſchlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink übers Ganze zuſammen (**)."

(*) Eine Bemerkung, die Schiller im Anfang ſeiner Correſpondenz mit G. (Brief Nr. 4.) und ſpäterhin (Nr. 398.) nur mit ſeinen Worten macht, G'n. aber dadurch doch nichts Neues ſagt, der indeſſen immer ſo artig iſt zu verſichern: „S. erzähle und lege ihm ſeine Träume aus" (Nr. 297.) — eine Lieblingsredensart, die öfter vorkommt, z. B. an Zelter Nr. 787. S. 178.

(**) So erging es ihm auch mit dem Abſchluß des W. Meiſter. [S.

„Ich ſprach davon mit dem Herzog; er ſagte mir eine 26. Febr.
gute Idee.“ „Die Sachen haben kein Detail, ſondern jeder Menſch macht ſich darin ſein eigenes. Manche können es nicht, und dieſe gehen vom Einzelnen aus, die Andern vom Ganzen.“

„Wenn man dieſen Gedanken beſtimmte und ihm nachginge, eigentlich was er ſagen will, nicht was er ſagt, beherzigte, würde es ſehr fruchtbar ſeyn.“

Jene Bemerkung bethätigte ſich durch den Vorſatz das Leben des Herzog Bernhard's zu beſchreiben.

„Zur Geſchichte Herzog Bernhard's — ſchreibt er an 7. Apr.
Merck [Nr. 102.] — habe ich viel Documente und Collectaneen zuſammengebracht, kann ſie ſchon ziemlich erzählen und will, wenn ich erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut habe, ihn einmal bei ſchöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieſes Kunſt- und Luſtfeuer zum Vergnügen des Publici brennen laſſen.“

Und in einem ſpäteren Briefe an Lavater [Nr. 23.]: 5. Juni.

„Ich ſcharre nach meiner Art Vorrath zu einer Lebensgeſchichte dieſes als Helden und Herrſchers wirklich ſehr merkwürdigen Mannes, der in ſeiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schickſals und der Menſchen geweſen iſt, zu-

---

Schiller's Corr. Nr. 130. S. 271.] Vergl. auch noch, was G. über das verſchiedene Verfahren bildender Künſtler [Bd. I., S. 40, 41.] bemerkt, mit dem, was Schiller [Nr. 158.] von dem ſeinigen ausſagt. Gewöhnlich mußte er erſt etwas im Sinne beiſammen haben, ehe er zur Ausführung ſchritt. [XXVI., 299.]

ſammen, und erwarte die Zeit, wo mir's vielleicht glücken wird, ein Feuerwerk daraus zu machen. Sein und ſeiner Brüder Familiengemälde intereſſirt mich noch am meiſten, da ich ihren Urenkeln, in denen ſo manche Züge leibhaftig wiederkommen, ſo nahe bin. Uebrigens verſuche ich allerlei Beſchwörungen und Hocus Pocus, um die Geſtalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor(*), wenigſtens bis an den Gürtel aus dem Grabe ſteigen zu laſſen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, ins Bockshorn zu jagen."

21. März. „An Herzog Bernhard's Leben im Gehen viel gedacht(**). Was ich Gutes finde in Ueberlegung, Gedanken, ja ſogar im Ausdruck, kommt mir meiſt im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt, darum das Dictiren weiter zu treiben."

26. März. Und ſo hat er denn mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen: Marc-Aureliſche Betrachtungen, moraliſcher und politiſcher Art, könnte man es nennen.

Indem er ſeinem früher nur gemietheten Garten,
4. März. wie er ſich ausdrückt, „das Pachtkleid auszuziehen anfängt," laſſen ihn die nach und nach daran gemachten Veränderungen über die Veränderung ſeiner Sinnesart nachdenken und ihm Vieles lebendig werden.

6 März. Er ermahnt ſich und Lavatern [Nr. 21, S. 75.] in

(*) Siehe 1 Samuels Cap. 28, V. 14.

(**) Warum das Werk dennoch nicht zu Stande kommen konnte, ſagt G. ſelbſt Bd. XXXI, S. 6.

ihren Briefen Ordnung zu halten und ſie zu heften: denn die Zeit vergehe, und das Wenige, was ihnen übrig bliebe, wollen ſie durch Ordnung, Beſtimmtheit und Gewißheit in ſich ſelbſt vermehren; und indem er ihn bedauert, ſo mit kleinen Geſchäften geplagt zu ſeyn, geſteht er, wie aus eigener Erfahrung: „Dieſes ſey einmal Schickſal. In der Jugend traue man ſich zu, daß man den Menſchen Paläſte bauen könne, wenn es aber um und ankomme, habe man alle Hände voll zu thun, nur ihren Miſt beiſeite zu bringen. Es gehöre immer viel Reſignation zu dieſem ekeln Geſchäft, indeſſen müſſe es auch ſeyn(*).“

Merkwürdige und ſchon ſo frühe Einſicht in das Weltweſen, die er allenfalls am Ende ſeines Lebens hätte ausſprechen mögen! Aber er fühlte ſich ja berufen

„Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten ꝛc.“

und ſo iſt dieſe Prolepſe nur eine dem Dichterbewußtſeyn gewöhnliche.

„Das Leben iſt ſo geknüpft und die Schickſale ſo un- 26. März.
vermeidlich. Wunderſam! ich habe ſo Manches gethan, was ich jetzt nicht möchte gethan haben, und doch — wenn's nicht geſchehen wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entſtanden ſeyn. Es iſt, als ob ein Genius oft unſer ἡγημονι-

---

(*) Schon drei Jahre vorher ſchrieb er an Merck [Nr. 40.]: „Es iſt ein wunderbar Ding ums Regiment dieſer Welt, ſo einen politiſch-moraliſchen Grindkopf nur halbwege zu ſaubern und in Ordnung zu halten.“ — Dieſe Art von Cynismus in Worten erlaubte ſich G. in vertraulichem Geſpräch, und man mußte zugeben, daß er ihm gut ließ: denn er traf damit immer den Nagel auf den Kopf.

umſühre, und er es auf einmahl recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte darein ſtolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im ** ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts daran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

mir verdunkelte, damit wir zu unſerem und Anderer Vortheil Fehler machen(*)."

„Ich war eingehüllt den ganzen Tag und konnte den vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerſtehen. Ich muß den Cirkel, der ſich in mir umdreht, von guten und böſen Tagen, näher bemerken: Leidenſchaften, Anhänglichkeit, Trieb dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechſelt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elaſticität, Schwäche, Gelaſſenheit, Begier ebenſo. Da ich ſehr diät lebe, wird der Gang nicht geſtört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich ſelbſt bewege(**)."

29. 30. März. So hatte er am 29. März dieſes Jahres den aufräumenden und ordnenden Tag; am 30. den erfindenden, ebenfalls bei einer ſtarken Bewegung. Er ging zu Fuß nach Tiefurt und „hatte gute Erfindung" — Taſſo. Abends wenige Momente ſinkender Kraft. Darauf Acht zu 31. März geben woher? Den 31. die Dämmerung des Schlafs gleich mit friſcher Luft und Waſſer weggeſcheucht. Sehnte ſich ſchon die Seele nach Ruhe, und ich wäre gern herumgeſchli-

---

(*) „Bei mancher eitlen Geſchäftigkeit
Haſt Du Dich ungeſchickt benommen." —
„Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht ſoweit gekommen." [VI, 318.]

(**) „Alter Mond, in Deinen Phaſen
Biſt Du ſehr zurückgeſetzt,
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Heißen nichts als Phraſen." [III, 283.]

Dürfte und möchte er jetzt noch ausrufen, könnte er alle die kritiſchen „Phraſen" vernehmen, die ſeine [illegible] über ihn ausgehen laſſen.

chen. Raffte mich und dictirte an der Schweizerreiſe. Conſeil. Momentane Bewegung, widerſtanden und überwunden. Es ſcheint das Glück mich zu begünſtigen, daß ich in wenig Tagen viel garſtige mitgeſchleppte Verhältniſſe abſchütteln ſoll. Nemo coronatur nisi qui certaverit ante (*). Sauer laß ich mir's denn doch werden."

Seine Selbſtbeobachtungen erſtrecken ſich daher auch auf ſeine Diät.

„Seit drei Tagen keinen Wein! Sich nur vor dem Engliſchen Bier in Acht zunehmen. Wenn ich den Wein abſchaffen könnte, wär' ich ſehr glücklich (**). — Ich trinke faſt keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geſchick zum thätigen Leben. Doch iſt mir's wie einem Vogel, der ſich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle daß ich Flügel habe und ſie ſind nicht zu gebrauchen. Es wird auch werden, indeß erhol' ich mich in der Geſchichte (***) und tändle an einem Drama (****). 15. Apr.

(*) „Glück iſt allen verliehn,
Wer redlich ficht, wird gekrönt." — [II. 255.]

(**) Vergl. den [illegible] Bd. II. S. 77.

„Ach, man ſpricht viel!
Seltner wäre vielleicht das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vernehmlichere Stimmen.
Ich könnte viel glücklicher ſein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!"

Die Weiberthränen hörten auch auf. „Da wir alle nicht mehr verliebt ſind und die Lava-Oberfläche verkaltet iſt, ſo geht's recht munter und artig; nur in die Augen darf man ſich nicht ſehen, die brennen noch;" ſchreibt er unter demſelben Datum in ſeinem Tagebuch. Auch der Herzog bemerkt gegen Knebel [Br. Nr. 4.]: „Hier geht ſonſt Alles ziemlich gut. Verliebt iſt faſt Niemand mehr!" 27. Juli.

(***) Er meint das Leben des Herzogs Bernhard.

(****) Jery und Bätely, dann die Vögel.

Nun hatte er auch wieder, wie ſchon früher, von der Zukunft Ahndungen, welche aus der Sachlage ſeiner Geſchäfte ſowohl, als aus der bisherigen mehrſeitigen Tüchtigkeit in dem, was er verwaltet hatte, hervorgehen mußten.

13. Mai. „Es offenbaren ſich mir neue Geheimniſſe — notirt er ſich in ſeinem Tagebuche. — Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichſte. In meinem jetzigen Kreis hab' ich wenig, faſt keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menſchlichen Gebrechen ſind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, und der Stock bleibt immer ſitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer ſich ganz verläugnet, iſt **werth** zu herrſchen und **kann** herrſchen."

Er ruckt nun wieder an der leidigen Kriegscommiſſions-Repoſitur. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen; es wird doch! und ich will's ſo ſauber ſchaffen, als wenn's die Tauben geleſen hätten. Freilich, es iſt des Zeugs zuviel von allen Seiten und der Gehülfen wenig."

Deſto glücklicher durch tüchtige Gehülfen iſt er in Verbeſſerung der Kammergüter, namentlich durch den oben ſchon genannten, vom Herzog wie von Goethen hochbelobten, Landcommiſſarius Batty. Zuerſt im Amte Großrudſtädt. Seine Anſtalten werden gut befunden und ſeine Handelnsweiſe mit den Leuten unverbeſſerlich. „Wenn wir nachhalten ſo wird's gut; aber freilich Jahre lang immer gleich nachhalten." — Späterhin auch im Oberlande, wo G. durch ihn mit dem größten Vergnügen auch endlich einmal etwas gethan ſieht, und eine befohlene Einrichtung ordentlicher, geſchwinder und ausführlicher vollbracht, als es das gnädigſte Reſcript nicht beſagen konnte. Dieſes Wunder erregte auch bei dem Herzog große Freude. Darum iſt dieſer Mann auch ſein faſt einziger lieber Sohn an dem er Wohlgefallen habe. So lange er lebe, ſolle es ihm weder fehlen am Naſſen noch Trocknen (*).

Nicht ganz ſo glücklich war er mit einem andern Untergebenen, „der zwar die Mängel gut ſah, aber nicht im Stande war eine Warze wegzunehmen; und der, wenn er ein Amt gehabt hätte, Alles mit dem beſten Vorſatz würde durcheinandergerührt haben." Doch will er ihn auch nicht verlaſſen: er nütze ihm doch und ſey wirklich ein edler Menſch. In der Nähe ſey's unangenehm ſo einen Nagewurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammere, was nicht iſt, wie es ſeyn ſollte. „Bei Gott — ſetzt er hinzu — es iſt kein Canzliſt, der nicht in einer Viertelſtunde mehr Geſcheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß in zehn Jahren, thun kann. Dafür weiß ich auch, was ſie alle nicht wiſſen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche! Was ich trage an mir und Andern ſieht kein Menſch. Das Beſte iſt die tiefſte Stille, in der ich gegen die Welt

---

(*) Nach ſeiner Maxime:

„Wann wird der Herr ſeine Freude ſehn! —
Wenn er befiehlt mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verſtehn,
Und läßt ſie was gewinnen." [IV, 312.]

die er auch bei Einrichtung der Jenaiſchen Bibliotheken und Muſeen, wie in eigener Wirthſchaft, befolgte.

13. Mai. lebe und wachſe und gewinne was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“

Ein Glück war es daher für Goethen, daß, während er auf allen Seiten auf Gegenwirkung und Beſchränktheit ſtieß, er in deſto innigerem Verſtändniß mit ſeinem Fürſten die großen Zwecke, die ſich Beide vorgeſetzt hatten, erſtreben konnte. Das aufrichtige Lob, das er dem jungen Herzog bei mehreren Gelegenheiten ertheilt, ſpricht abermals für die günſtige Veränderung, die auch mit dieſem vorgegangen war, für den Ernſt, mit dem er ſich die Regierungsgeſchäfte angelegen ſeyn ließ, und ſeinen Wachsthum in allen fürſtlichen Tugenden.

im April. „Der Herzog iſt wohl und wir führen unſere Sachen getreulich und ordentlich weiter.“

im April. „Der Herzog wird täglich beſſer, nur iſt's ein Uebel, daß ein Prinz, der etwas angreifen will, nie in die Gelegenheit kommt, die Dinge im Alltagsgang vonuntenauf zu ſehen. Er kommt auch manchmal dazu, ſieht wo es fehlt, aber wie ihm zu helfen? Ueber die Mittel macht man ſich klare Begriffe wie man glaubt, und es ſind doch nur allgemeine.“

im Nov. „Der Herzog iſt ſehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Feſſeln, an denen uns die Geiſter führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die ſchönſte Freiheit hat.“ [G. an Lavater Nr. 27.]

„Den guten Landes- und Hausvater würdeſt Du,
im Oct. näher, mehr bedauern. Was da auszuſtehen iſt, ſpricht keine Zunge aus. Herrſchaft wird Niemand angeboren, und der ſie ererbte, muß ſie ſo bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er ſie haben will, und bitterer.“

„Es verſteht dies kein Menſch, der ſeinen Wirkungskreis aus ſich geſchaffen und ausgetrieben hat(*).“ [G. an **Lavater** Nr. 29.]

Von welchem Ernſt und Eiſer aber G. für ſeinen Wirkungskreis ſich beſeelt fühlte, davon zeugt eine Confeſſion gegen **Lavater**, die nur erſt im Zuſammenhange mit dem Detail ſeines hieſigen Lebens bisher ihre rechte Bedeutung, ihr volles Gewicht erhält.

im Aug. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Dieſe Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünſcht' ich's den größten Menſchen gleich zu thun und in nichts Größerem. Dieſe Begierde, die **Pyramide**(**) meines Daſeyns, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles Andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen; ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“

„Auch thut der Talisman einer ſchönen Liebe, womit

(*) Zum Verſtändniß dieſer Stellen dient zunächſt das Gedicht „Ilmenau am 3. September.“ [Bd. II, S. 145.] Der Character des jungen, damals noch im **Werden** begriffenen Fürſten wird darin [S. 150. 151.] mit ebenſoviel Wahrheit als Liebe gezeichnet.

(**) Vergl. Bd. IX, S. 56. —

„Schaue von den vielen Stufen
Unſres **Pyramidenlebens**
Viel umher und nicht vergebens ꝛc.“

die St . . . mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind."

13. Mai. Inzwiſchen war auch das neue Theater fertig geworden. Ein Stück „Kalliſto" von Seckendorf(*), und G's. „Jery und Bätely" wurden probirt. In dem erſten
25. Mai. Stücke hatte G. eine ſchlechte Rolle mit großem Fleiß und viel Glück geſpielt, und allgemein den Eindruck gemacht, den er hatte machen wollen.

„Iſt Kalliſte ein ſchlechtes Stück, und Bätely ſchlecht componirt(**), es unterhält mich doch. Das Theater iſt noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künſtlerfreude habe." — Auch an Verſuchen, große Muſikwerke aufzuführen, fehlte es nicht. Händel's Meſſias ward oft probirt und „gab ihm neue Ideen von Declamation." Oeſer war ebenfalls wieder angekommen und brachte die Decorationsmalerei auf einen beſſern Fuß und G. vernahm ihn darüber recht ad protocollum. Er fing nun an die Vögel zu ſchreiben, und fuhr nach und mit unzähligen Unterbrechungen daran fort bis in den Auguſt.

22. Mai b. 25. Juni. „Meine Tage — merkt er im Tagebuch an — waren von Morgen bis in die Nacht beſetzt. Man könnte noch Mehr, ja das Unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre.

(*) Kalliſte, Trauerſpiel von Siegm. v. Seckendorf. Deſſau, 1794. 8.

(**) Ebenfalls von Siegm. v. Seckendorf, ſpäterhin erſt von Chriſtoph Kayſer.

Das geht nun nicht. Wenn nur jeder den Stein hübe, der vor ihm liegt! Doch ſind wir hier ſehr gut daran. Alles muß zuletzt auf einen Punkt, aber eherne Geduld, ein ſteinern Aushalten. Wenn nur immer ſchön Wetter wäre! Wenn die Menſchen nur nicht ſo pover (pauvre) innerlich wären und die Reichen ſo unbehülflich! Wenn u. ſ. w. Ordnung habe ich nun in allen meinen Sachen; nun mag Erfahrenheit, Gewandtheit u. ſ. w. auch ankommen. Wie weit iſt's vom Kleinſten zum Höchſten!“

Um einen kleinen Begriff von dem bunten Gewirr ſeiner Thätigkeit, pflichtmäßigen wie freiwilligen, ſeiner abgenöthigten oder willkührlichen Zerſtreuungen während eines Vierteljahrs, das nicht einmal das reichſte daran iſt, zu geben, mögen hier, mit Uebergehung der regelmäßig fortlaufenden Geſchäfte, als Conſeil und Kriegscommiſſion, nur die namentlich im Tagebuch angeführten, zu einem flüchtigen Ueberblick gebracht ſeyn, vom 26. Mai bis 26. Auguſt.

„Theaterproben, Reiſen nach Gotha, Mineralogiſche Beſchäftigungen (*), Decorationsmalerei, Wirthſchaftseinrichtung des Prinzen Conſtantin, Feuerſpritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge, phyſikaliſche Verſuche mit dem Electrophor zu Ettersburg; zu verſchiedenen Tagen in promptu wiederholtes Dictiren an den Vögeln und deren erſte Aufführung am 18. Auguſt; Feuersbrünſte, erſt in Großbrembach, wobei G. 26. Mai b. 26. Aug.

(*) Denen er ſich mit Leidenſchaft ergab, „durch ſein Amt dazu berechtigt.“ S. Br. an Merck Nr. 113. u. Nr. 120.

ſich wiederum durch perſönliche, lebensgefährliche Thätigkeit auszeichnete, wie im Jahr 1776 den 22. Mai in Neckeroda; dann in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda; Fahrten zum Bergſturz bei Kahla, herrſchaftl. Beſuch und Diner in Jena; Luſt und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely; Beſuch von benachbarten Herrſchaften, von Fremden, als: Leiſewitz, Schröder und Gotter, zuletzt der Markiſe Brankoni(*), von deren ſchöner Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoß.

28. Aug. So war denn abermals ein 28. Auguſt herangekommen, an dem er früh im Garten auf- und abſpazierend überlegt und nachdenkt, was in dieſem ſeinen zu Ende gehenden 31. Jahre geſchehen und nicht geſchehen ſey, was er zu Stande gebracht, worin er zugenommen; wo und an welchen Ecken es ihm noch fehle, was er dies Jahr nicht gethan, nicht zu Stande gebracht; kurz, an welchem er ſich über gewiſſe Dinge ſo klar als möglich zu machen ſucht.

Nun folgt, auf ein ausgebreitetes Geſpräch mit dem Herzog über metalliſche Verhältniſſe, worin dieſer ſich ſehr klar und kräftig zeigt; auf die Ausſtellung der Academie-Zeichnungen an deſſen Geburtstag (den 3. September), wiederum die jährliche Reiſe ins Oberland; wo denn Beide angenehm durch Bätty's kluge, bereits erwähnte Einrichtung überraſcht werden. 3. Sept.

im Oct. Zurückgekommen am 10. October, fängt G. gegen Ende des Monats an, den Taſſo zu ſchreiben und fährt fort, nächſt dem ordentlichen und fleißigen, Schritt vor Schritt nach Vermögen vorwärts gehenden, Betrieb ſeiner Amtsgeſchäfte, 4. Nov. — „wobei der Herzog, der täglich wächſt, ſein beſter Troſt

---

(*) S. G's. Br. an Lavater Nr. 28.

iſt," — auch im ſolgenden Monat immer des Morgens daran zu ſchreiben, und wenn nichts gehen wollte, zu zeichnen. Das Ende des Jahres bringt ihm noch viel Arbeit und Bearbeitung, zumal in der Kriegs-Commiſſion, wo er endlich einen hinderlich-läſtigen Amtsgenoſſen abgeſchüttelt hat, ſodaß er mit der Bemerkung ſchließt: „Dieſen Monat hab' ich mir's ſauer werden laſſen."

im Dec.

Am 29. Julius.

Nein es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebeth ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergebliche Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bey — oh! — bey der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

1781.

Auch das nächſte Jahr wird für G. ein arbeitvolles, worin er das Verſchiedenſte leidet und leiſtet.

Gleich zu Anfang iſt es wieder die Kriegscommiſſions-Repoſitur, die ihn ernſtlich beſchäftigt, um jetzt, nach Abſchüttelung des hinderlich-läſtigen Amtsgenoſſen, alle Fäden zu ergreifen und Licht, Ordnung und Sparſamkeit darin durchzuſetzen. Daneben ſtellen ſich die um dieſe Jahreszeit herkömmlichen Hof-Vergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten, Geburtstagsfeiern, Beſuche von fremden Herrſchaften, eins nach dem andern ein, worüber ſo ziemlich das Frühjahr herankömmt, und ſo iſt er genöthigt, „im Dienſte der Eitelkeit die Feſte der Thorheit zu ſchmücken, mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen, womit man oft eigene und fremde Noth übertäube. Da er dieſe Sachen als Künſtler tractire, ſo gehe es noch.“

Februar. „Indeß fühlt er ſich doch die Zeit über krank, meiſt ohne es zu ſagen, damit Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Er halte es oft mit den Zähnen (*), wenn die Hände verſagen. Er findet, daß er doch faſt zuviel ſich auflade, und wieder kann er nicht anders. Staats-

---

(*) [illegible]

ſachen ſollte der Menſch, der darein verſetzt iſt, ſich ganz widmen, und Er möchte doch ſo viel Anderes auch nicht fallen laſſen. [Br. an Lavater Nr. 31.] 19. Febr.

Dieſer Begierde, „die verſchiedenen Röhren ſeiner geiſtigen Exiſtenz in gleiche Höhe heraufzupumpen," oder — wie wir bald hören werden — „keine Grube völlig aufläſſig, ſondern durch einige Zubuße im Gang zu erhalten," entſagte er auch in ſpätern Jahren nicht: „denn ſich gänzlich zu iſoliren, wie Wieland gethan — geſteht er einmal an Schiller [Br. Nr. 593.] — ſey auch nicht rathſam."

Doch erwirbt er in amtlichen Dingen täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiſt fallen ihm täglich Schuppen und Nebel, daß er denkt, er müſſe zuletzt ganz nackend daſtehen, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug. [Br. an Lavater Nr. 32.] 18. März.

Was ihn übrigens tröſtet und aufrecht erhält, iſt zuförderſt der Umgang mit einigen Freunden, zu denen auch Kayſer, ſein Jugendgenoß, gehört, der nach Weimar gekommen ſich den Winter hier aufhält. Mit dieſem hat er viele und gute Geſpräche über Muſik, und hofft, ſein Leben hier ſolle ihn geſchmeidiger machen, da er Gelegenheit habe, in ſeiner Kunſt Manches zu ſehen und zu hören. Auch hatte er Abſichten mit ihm, die er, nachdem ſie reifer geworden, ſowohl Lavatern als Kayſern im Juli eröffnen wollte. Sein Plan war, ihn bei Gluck einzuführen, wozu er alle Vorbereitungen traf; der Herzog ſelbſt ſchrieb an den Ritter und auf günſtige Antwort wurde K. über München nach Wien inſtradirt und mit reichlicher Geldanweiſung (den 10. Sept.) von Weimar aus verſehen.

„Mit der im Frühjahr wieder auflebenden Natur fängt auch Er an wieder aufzuleben, da um ihn herum alle Keime ſich zu regen anfangen. Jeden Morgen empfängt ihn eine neue Blume und Knoſpe, und dieſe ſtille, reine, immer wiederkehrende, leidloſe Vegetation tröſtet ihn über der Menſchen Noth, ihre moraliſchen, noch mehr phyſiſchen Uebel, die ihm manchmal warm gemacht haben mögen; denn er ſchreibt an Lavater:

„Ja, lieber Bruder, Du könnteſt mich ſchon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen, was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben! In mir reinigt ſich's unendlich, und doch geſteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll' und Himmel, die Du ſo ſchön bezeichneſt, in mir Einem. Oder vielmehr, mein Lieber, möcht' ich das Element, woraus des Menſchen Seele gebildet iſt und worin ſie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durcheinandergehen
7. Mai. und wirken(*).“ [Br. an Lavater Nr. 34.]

Aber nun beginnen auch wieder die Ausflüge in die Nachbarſchaft. Mit dem Herzog iſt er nach Deſſau, Halle, Leipzig zur Meßzeit und folgt dann der Herzogin Mutter nach Ilmenau.

Inzwiſchen ſcheint doch wiederum ein Weimariſches Gerede über G's. Befinden, durch Briefe oder Beſucher, in jene Main- und Rheingegenden verſchleppt worden zu ſeyn: denn wir hören, daß Merck wegen G's. angeblicher Geſundheitsabnahme und magren Ausſehens in Sorgen iſt, worüber
11. Juli. ihn Wieland zu beruhigen ſucht [Nr. 138.].

(*) Vergl. G's. W. Bd. 4. S. 69. u. Fauſt, XII. 31.

„Für G'n. laß Dir nicht bange ſeyn. Er iſt wohl, und das Geſchwätze mancher Leute, ſeine angebliche Geſundheitsabnahme betreffend, gemahnt mich an die Fabel von den zween Wölfen, die gehört hatten, daß der Hirſch nicht wohl ſey. „Wie befindet ſich der Herr Vater?" ſagten ſie zum Hirſchkalb u. ſ. w. „Beſſer als es die Herren wünſchen," antwortete das Kalb u. ſ. w. — Fiat applicatio, wo und ſoweit ſich's ſchicken mag! Denn auf Kayſern paßt das nun freilich nicht, aber der hat ſonſt Geſpenſter im Kopf und meint vielleicht, um wohl zu ſeyn, müſſe Jedermann ſo wohlgenährt ausſehen wie er ſelbſt. Kurz, ich bitte Dich, einfürallemal Nichts von ſolchen rumusculis zu glauben. — Daß er etwas mager iſt, iſt wahr; aber fetter wird man freilich in ſeiner Lage nicht. Indeſſen iſt er doch wohl und munter, und weder ſein Genius noch ſeine Laune hat ihn verlaſſen, wiewohl er ſo ſanft und gutmüthig gegen alle Leute iſt, daß er von dieſer Seite nicht mehr zu kennen iſt. Seit 14 Tagen iſt er in Ilmenau und in dortigen Gegenden, wo er, wie ich nicht zweifle, ſich's bei und mit der lieben Madre natura recht wohlſeyn laſſen wird."

Wieland deutet hiermit ſehr merklich auf Kayſern, ſey er nun Urheber oder Verbreiter dieſes Gerüchts, durch welches, nächſt Merck, auch Goethe's Mutter und Lavater beunruhigt wurden. Vielleicht haben auch Göthe's eigene Worte an Merck [Nr. 80., 2. Samml.]: „er lebe in ſeinem Weſen ſo fort, behelfe ſich oft und dann gehe es wieder einmal; das Clima ſey abſcheulich und Er ein beſtimmtes Barometer u. ſ. w.," dieſe Beſorgniß veranlaßt, oder ſie zu beſtätigen geſchienen. Genug, Goethe bittet

Lavatern, ihm Nichts zu verhehlen, was er für und wider ihn wiſſe; ſeine Mutter aber tröſtet und beruhigt
11 Aug. er in einem merkwürdigen Schreiben, das mit einem Male das größte Licht über G's. ganze Lage und Verhältniß verbreitet, und ſowohl als aufrichtigſte Confeſſion, wie als triftigſte Apologie ſeines Characters und ſeiner Geſinnung, bekannt werden muß, um endlich einmal das wüſte Gerede und Geſchreibe über den vermeintlichen Schaden, den ſeine Anſtellung in Weimar ihm gethan, zum Schweigen zu bringen (*).

— „Ich bitte Sie, um meinetwillen unbeſorgt zu ſeyn, und ſich durch Nichts irre machen zu laſſen! Meine Geſundheit iſt weit beſſer, als ich ſie im vorigen Jahre vermuthen und hoffen konnte, und da ſie hinreicht, um dasjenige was mir aufliegt wenigſtens größtentheils zu thun, ſo habe ich allerdings Urſache, damit zufrieden zu ſeyn.“

„Was meine Lage ſelbſt betrifft, ſo hat ſie, ohnerachtet großer Beſchwerniſſe, auch ſehr viel Erwünſchtes für mich; wovon der beſte Beweis iſt, daß ich mir keine andre möglich denken kann, in die ich gegenwärtig hinübergehen möchte. Denn mit einer hypochondriſchen Unbehaglichkeit ſich aus ſeiner Haut heraus in eine andere ſehnen, will ſich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zuſtand ganz falſch; ſie ſehen das nur was ich aufopfere und nicht was ich gewinne, und ſie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich

---

(*) Wie es z. B. in der Einleitung zu den geſammelten Schriften von J. M. R. Lenz verführt wird, und ſeitdem von Andern herumgetragen.

ſoviel hingebe(*). Sie erinnern ſich der letzten Zeiten die ich bei Ihnen, ehe ich hierherging, zubrachte; unter ſolchen fortwährenden Umſtänden würde ich gewiß zu Grunde gegangen ſeyn. Das Unverhältniß des engen und langſam bewegten bürgerlichen Kreiſes zu der Weite und Geſchwindigkeit meines Weſens hätte mich raſend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menſchlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt, und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meiſt durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler ſich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß geſetzt zu ſehen, dem ich von keiner Seite gewachſen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen, Gelegenheit genug hatte; wo ich mir ſelbſt und dem Schickſal überlaſſen, durch ſo viele Prüfungen ging, die ſovielen hundert Menſchen nicht nöthig ſeyn mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerſt bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu ſeyn, einen glücklicheren Zuſtand wünſchen, als einen der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn ſich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe ſich immer aushellten, meine Kraft ſich vermehrte, meine Unterſcheidung ſich berichtigte und mein Muth lebhafter würde; ſo fände ich doch täglich Gelegenheit, alle dieſe Eigenſchaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

„Sie ſehen, wie entfernt ich von der hypochondriſchen Unruhe bin, die ſoviele Menſchen mit ihrer Lage entzweit,

---

(*) „Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert." Taſſo. [IX, 230.]

und daß nur die wichtigſten Betrachtungen, oder ganz ſonderbare, mir unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Poſten zu verlaſſen. Und unverantwortlich wäre es auch gegen mich ſelbſt, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachſen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut von dem Waizen zu ſondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davonginge, und mich ſelbſt um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte.“

„Indeß glauben Sie mir, daß ein großer Theil des guten Muths, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, daß alle dieſe Aufopferungen freiwillig ſind(*), und daß ich nur dürfte Poſtpferde anſpannen laſſen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne dieſe Ausſicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdruſſes als Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfniſſe willen anſehen müßte, würde mir Manches viel ſaurer werden.“ — —

Daß er jedoch immer noch gute Laune beſaß, hatte er gleich im Anfange des Jahres gezeigt, durch die Aufführung eines komiſchen Maskenzugs der heiligen drei Könige an ihrem Tage. [S. Werke Bd. I, S. 164.]

Und daß der Genius ihn auch nicht verlaſſen, bewies

(*) „Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!“ [G's. Werke Bd. XVII, S. 261.] „Es bleibt eine ſichere Wahrheit, daß der Menſch ſich an eine ſelbſterwählte Pflicht lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch Geſetze befohlen wird ꝛc. [Reliquien von Juſtus Möſer, herausg. von Abeken S. 80. f.] Auch bei den Alten findet ſich dieſe Geſinnung: ὁ ἀγαθὸς ἄρχων — χαίρει τοῖς πόνοις, ὅτι ἑκὼν πονεῖ; Dio Chryſost.; denn generosos animos labor nutrit, Seneca.

er um dieſelbe Zeit durch ein Geſpräch über die deutſche
Literatur — das er am 6. Januar dictirte — auf Anlaß
der allgemeines Aufſehen erregenden Schrift Friedrich II.:
de la littérature allemande, die der König ausdrücklich
ins Deutſche zu überſetzen befohlen hatte, um ihr größere
Verbreitung zu geben. Aus der Beſchreibung Merck's, an
den G. ſein Geſpräch geſchickt hatte, konnte G. Forſter ſich
wohl vorſtellen, daß es meiſterhaft geſchrieben ſeyn müſſe:
denn ſeines Erachtens ſey G. juſt der Mann darüber zu
ſchreiben. [Br. an Merck Nr. 142. 1. Sammnl.] Goethe 3. Nov.
wollte den Aufſatz, wenn er ihn von ſeiner Mutter zurück-
erhalten, noch einmal durchgehen. Sein Plan war noch ein
zweites Stück hinzuzufügen: denn die Materie ſey ohne
Gränzen. Nun aber war die erſte Luſt vorbei, und er hatte
darüber nichts mehr zu ſagen. [Br. an Merck Nr. 119., 14. Nov.
2. Sammlung.] Vielleicht auch unterließ er es deswegen,
weil bereits ſoviele Andere, vor allem zuerſt ſein Freund und
Gönner Juſtus Möſer, gegen den königlichen Ariſtarch die
Feder ergriffen. Dieſer hatte übrigens gut reden, bei Din-
gen, denen er direct weder abhelfen konnte noch mochte, ja
obenein gänzlich ignorirte, was dennoch unter ſeinen Augen
Vortreffliches entſtanden war und fortfuhr zu entſtehen. —

Ihr patriotiſcher Unwille vertheidigte mit Recht die Sache der ohne ihre Schuld angeklagten Deutſchen: denn was vermag und darf ein Volk gegen ſeine Fürſten und Führer, die ihm ihr Geiſtesgepräge auf ihre Lebensdauer und oft darüber eindrücken, und denen es folgt, wie die Heerde dem Hirten.

G's. Aufſatz iſt nicht erſchienen. Gegen die Competenz jenes Geſchmackrichters benahm er ſich mit einer oſtenſi-

21. Juni. blen Freimüthigkeit, in einem Dank-Briefe an Möſer's
Tochter (*); unbewundner und derber, in einem Briefe an
14. Nov. Merck**). Um nicht zu weitläufig zu werden, möge dahin
verwieſen ſeyn (***). Unberührt aber durfte die Sache nicht
bleiben, um ſie gelegentlicher Aufmerkſamkeit nicht aus dem
Geſicht zu ſtellen: denn da bei uns „ruminirenden"
Deutſchen von Zeit zu Zeit abgethane Proceſſe wieder von
Neuem anhängig gemacht werden; ſo wird man auch „über
ein Wort, das N. N. geſagt hat" abermalige Diatriben
anſtellen; wo denn aber auch was der andere Theil zu ſagen
hat, gehört werden müßte und ſollte.

Doch ein offenbares Zeugniß von G's. poetiſch fortwirkendem
Genius iſt wohl dieſes, daß er am Taſſo
ſchreibt, und der Herzogin Louiſe bereits zwei Acte davon
vorlieſt; gleichzeitig ſeiner Iphigenia mehr Harmonie im
11. Aug. Styl zu geben beſchäftigt iſt; auch den Elpenor anfängt:
und dieſes Alles um die ſchon bekannte Epoche, worin er
gewöhnlich eine Recapitulation ſeines Thuns und Schaffens
anſtellt. Diesmal vergegenwärtigt er ſich, was er bei dem
Departement der Kriegs-Commiſſion bisher geſchafft und
fügt hinzu: „Nun wär' mir nicht bange ein weit größeres
in mehrere Ordnung zu bringen, wozu Gott Gelegenheit
15. Aug. und Muth verleihen möge!" [Tagebuch d. 15. Aug. 1781.]

Sein Geburtstag ſollte auch dieſes Jahr mit einer

(*) S. G's. Werke A. in Q. Band. II, Abtheil. II, S. 649.

(**) S. Briefe an und von Merck Nr. 119. S. 259. 2. Samml. Das Datum des Briefes iſt unrichtig, es muß den 14. Nov. 1781 heißen. —

(***) Gegen die Schriftſtellerei oder Autorſchaft der Fürſten erklärte ſich auch Kaiſer Joſeph II. Siehe deſſen Leben von Groß-Hoffinger Bd. II, S. 44.

beſondern Auszeichnung geehrt werden, und zwar durch Anerkennung ſeines Genies.

Die Herzogin Mutter, immer auf abwechſelnde und neue Geiſtesunterhaltung nach Jahreszeit und Localität bedacht, bald ſolche anregend, bald ſelbſterfindend, ließ an dieſem Tage in Tiefurt, in der dazu eingerichteten berühmten 28. Aug. Mooshütte, ganz unerwartet und überraſchend für die Zuſchauer, ein großes chineſiſches Schattenſpiel von lebenden Perſonen darſtellen: „die Geburt der Minerva.“

Außer beiläufigen feinneckenden, nur der Geſellſchaft verſtändlichen geheimen Beziehungen und Anſpielungen in der Wahl der aufführenden Perſonen liegend, enthielt das Stück die ehrenvollſte und ſchmeichelhafteſte Anerkennung des Goethiſchen Genius und ſeiner Leiſtungen (*).

Die Heiterkeit dieſer Tage wird aber bald getrübt durch einen Trauerfall in der fürſtlichen Familie. Statt eines gewünſchten und erwarteten Prinzen kam eine Prinzeſſin todt zur Welt und verſetzte Stadt und Land in ſtille Trauer. Doch führten bald Geſchäfte, Reiſen, Beſuche von Fremden, Zerſtreuung und Vergeſſenheit heran. Bei alledem hatte G. doch zeither künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Studien abgelegen und fuhr fort es zu thun. Seinen Taſſo, bis durch den zweiten Act geführt, mochte er nun ſeinen Freunden in der Schweiz zuſenden; freilich mit der Bemerkung, 14. Nov. daß er die Vollendung deſſelben noch nicht abſehe.

(*) Eine ausführliche Beſchreibung giebt das „Album Weimars“ S. 64. ff., entnommen aus einem Aufſatz im Tiefurter Journal, einer Wochenſchrift nach Art des Journal de Paris, welche den 15. Auguſt 1781 durch ein gedrucktes Avertiſſement angekündigt, und deren erſtes Blatt den Abonnenten ausgegeben ward den 18. Auguſt 1781.

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrey führte die Mutter herbey, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hanns iſt mir geſtorben! Es war der jünſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute, hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bath mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

„Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und ſo ſehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Acte zu enden. Es geht mir übrigens wie es den Verſchwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überſpannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichſam von einem Geiſte des Widerſpruchs außer ſich geſetzt, ſich in neue Verbindungen von Unkoſten zu ſtürzen pflegen."

Ein Gleichniß, in welchem man ſeine bekannte und eingeſtändliche Benutzung täglicher Ereigniſſe und Lebensvorfälle nicht verkennen wird.

In der Naturwiſſenſchaft, namentlich in der Mineralogie, hatte er große Progreſſen gemacht, worüber ſein Freund Merck erſtaunen werde. Nun aber hat er auch oſteologiſche und anatomiſche Studien vor, deren Nothwendigkeit ihm wohl bei ſeinen bisherigen phyſiognomiſchen Betrachtungen
14. Nov. fühlbar werden mußte. Daher ſchreibt er ſowohl an Lavater [Nr. 36.], als an Merck [Nr. 119.]:

„Auf unſerer Zeichnungs-Akademie habe ich mir dieſen Winter vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchzugehen, ſowohl um ihnen als mir zu nutzen, ſie auf das Merkwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das Bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran ſich alles Leben und alles Menſchliche anhängen läßt; habe dabei den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge, die mir werth ſind, mit aufmerkſamen Menſchen zu unterhalten: ein Vergnügen, welchem man in unſerm gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Hofleben gänzlich entſagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht ſie ſich zu eigen. Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Phyſiognomik und Phyſiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die Reihe des Vortrags einem Jeden einleuchten zu laſſen.“

Man würde dennoch das Mögliche einer ſolchen Thätigkeit nicht begreifen, wäre man nicht eines Theils zur Vorausſetzung ſeiner guten Geſundheit berechtigt, durch ſeine Ausſage: er befinde ſich zu Eintritt dieſes Winters recht wohl und könne mit Vergnügen ſagen, daß die geiſtigen und leiblichen Beſchwerden, die ihn vorigen Sommer mochten angefallen haben, ſo gut als gänzlich vorübergezogen ſeyen, andern Theils zu der Annahme eines ſolchen Menagements ſeiner Zeit und ſeiner Kräfte, wodurch er ein früheres Wort von ihm: Man könnte viel Mehr thun, ja das Unglaubliche, wenn man mäßiger wäre, an ihm ſelbſt wahr machte.

Dieſes mäßiger ſeyn, iſt natürlich nicht blos von der leiblichen Diät, in Eſſen und Trinken, zu verſtehen, noch mehr von der geiſtigen, vom nicht ſich Uebernehmen in irgend einer geiſtigen Thätigkeit allein und in dem ausſchließlichen Betrieb derſelben, ohne Abwechſelung und Uebergang zu andern. Daran ließ es G. bis ins hohe Alter nicht fehlen, und ſo konnte er immer beſchäftigt ſeyn, ohne ſich abgeſpannt zu fühlen.

Wie man zu eſſen aufhören ſoll, wenn es am beſten ſchmeckt — nach der bekannten Salernitaniſchen Geſundheitsregel — ſo hörte Goethe auch wohl in einer behaglichen Geiſtesbeſchäftigung „wie doch immer das Dichten iſt,“ früher auf — nur um ſich nicht zu hetzen (*), überhaupt bei äſthetiſchen Arbeiten, die er immer nur mit Sammlung und Ruhe und daher faſt nur in der Einſamkeit und am frühen Morgen vornehmen konnte. Er wartete daher den Wiedereintritt der gehörigen Stimmung ab, und wie er ſich eines eigenen Cirkels zu dieſem oder jenem Geſchäft angelegter Tage inne ward, ſo auch die Tagesſtunden, von denen nicht jede zu jedem Vornehmen ſchicklich und förderlich ſich finden ließ. Es verſteht ſich, daß er eine ſolche Zeitwahl nur bei völliger Freiheit und Muße treffen konnte, außerdem auch wohl gezwungen war, aus der Noth eine Tugend zu machen, und eben das Dringende wegzuarbeiten. [Schill. Nr. 570.]

14. Nov. Nach Meldung jener Beſchäftigung an Merck [Nr. 119.] fährt er fort: „Ich ſchicke mich nach und nach immer beſſer in das Beſchwerliche meiner Aemter, ſchnalle mir die Rüſtung nach meinem Leibe zurecht und ſchleife die Waffen auf meine Weiſe. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher, und ich erhalte ſie immer durch ein und die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, ſo lange noch einige Hoffnung von künftigen Vortheilen erſcheinen will.“

„Dieſen Winter bleib' ich noch hier außen in meinem Neſte, künftig habe ich auch ein Quartier in der Stadt, das hübſch liegt und geräumig iſt. Ich richte mich ein in dieſer

---

(*) Welches leider in dem gegenſeitig rivaliſirenden Verhältniß mit Schiller oft genug der Fall war. [Zelter Nr. 433, S. 456.]

Welt, ohne ein Haarbreit von dem Weſen nachzugeben, was mich innerlich erhält und glücklich macht."

In Folge dieſer Betrachtung kam er wohl dahin zu 26. Nov.
ſagen: „Mit meinem Leben rückt es ſtark vor, und ich fange an zu begreifen, warum wir, ſobald wir uns hienieden einzurichten angefangen haben, wieder weiter müſſen." [an Lavater Nr. 37.]

Dieſe „Unermüdlichkeit," wie er ſie ſelber an ſich findet und nennt, erregte ſogar bei ſeinem Freunde Knebel ein Lächeln; doch iſt ſie, erwiedert G., bei mir wenig Ver- 3. Dec.
dienſt. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer mannigfaltigen Thätigkeit — „mein Weſen iſt einmal nicht einfach," geſtand er ſchon oben — und ich würde in dem geringſten Dorfe und auf einer wüſten Inſel ebenſo betriebſam ſeyn müſſen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anſtehen, ſo komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens iſt, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zuſtande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und ſie zu betreten fähig werden, es ſey nun hier zeitlich oder dort ewig."

Das Résumé (Rechnungsſchluß) dieſes Jahres lautet kurz aber bündig: „Mehr Ordnung, Beſtimmtheit und Conſequenz in Allem. Feſthalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Dicke Haut mehrerer Perſonen durchbrochen. In Wilhelmsthal, Eiſenach, Gotha. Ueberall Glück und Geſchick. Ruhe und Ordnung zu Hauſe."

1 7 8 2.

„Jeder Stand hat ſeinen eigenen Beſchränkungskreis, in dem ſich Fehler und Tugenden erzeugen.“

Mit dieſer bedeutſamen Reflexion, entnommen aus ſeinem geſchäftlichen und geſelligen Leben, beginnt G. das neue Jahr. Sie mag nun veranlaßt worden ſeyn durch welchen Umſtand und welche Perſon ſie wolle; ein Jeder kann ſie in Beziehung auf ſich, ſeine Lage, Mittel und Kräfte lebendig bewahrheiten und ſo auch gegen Andere in Anwendung bringen.

Der Winter, von jeher die belebteſte und munterſte Jahreszeit für Weimar, ſollte es diesmal in einem ausgezeichnet hohen Grade werden. Das Carneval dieſes Jahres war eins der brillanteſten. Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Aufzüge u. ſ. w. jagten ſich nach dem Ausdruck einer geiſtreichen Theilnehmerin. Rechnet man dazu die hohen und fürſtlichen Beſuche, die abwechſelnd bis ins Frühjahr dauerten, unter denen die Gegenwart des Prinzen August von Gotha und des regierenden Herzogs von Meiningen, dem Herzoge ſowohl wie Goethen, Herdern und Wielanden die angenehmſten und liebſten waren; ſo wird man geſtehen müſſen, daß für jene obſchon nur mäßigen

Aufwand übende Zeit, doch nach den zu Gebote ſtehenden Mitteln und Kräften des Guten faſt zuviel geſchehen oder gethan worden. Der Herzog ſelbſt ſcheint dieſes empfunden zu haben: denn er geſteht mit jener fürſtlichen Ingenuität, welche ſagen darf wie ſie denkt: „bei allen dieſen Gelegenheiten und daranhangenden Feſten, wie auch bei ſeinen Beſuchen hie und da, wo er mit aller Freundſchaft und Sorgſamkeit bewirthet worden, gehe es ihm immer wie dem *Polonius* beim Eſſen“(*). Denn freilich ſein Haus wird nie leer von Gäſten. Kaum ſind die erſten fort, ſo erſcheinen wiederum neue. „Wir haben die ganze Zeit mehr Fremde hier gehabt, als ſeit vielen Jahren hier nur zuſammen geſehen ſind worden“, ſagt Er ſelbſt. Und in der That könnte man, bei der großen Hospitalität, die er überhaupt während ſeiner ganzen Regierungszeit ausübte, in jenem figürlichen Sinne ihm nachſagen: „Er ſey mehr *geſpeiſt* worden, als er ſelbſt *ſpeiſte*“; denn an Zuſpruch von Gäſten, hohen und niedern, hat es ihm weder in Krieg(**) noch Frieden jemals gefehlt.

Von jenem Rauſch von Vergnügungen und Carnevals-Luſtbarkeiten reden nicht nur die Briefe des Herzogs an *Knebel*, wie die des *Fräulein von Göchhauſen* und *Wieland's* an *Merck*; auch *Goethe* läßt ſich darüber an *Knebel* vernehmen, und dabei ein wenig hinter die Couliſſen 3. Febr. ſehen.

„Seit Anfang des Jahres hat es viel Treibens zur Comödie und Redouten gegeben, da *ich denn freilich*

(*) Br. an Knebel Nr. 11.

(**) Vergl. Bd. XXX, 106 f.; II. 172.

meine Hand, den Kreiſel zu treiben, habe hergeben müſſen, die von andern Expeditionen ſchon herzlich müde iſt. Hierbei liegt die Skizze eines Redouten-Aufzugs, 30. Jan. der ſich gut ausgenommen hat. Am 30. haben wir ein Ballet meiſt von Kindern gegeben, das ich Dir auch abſchreiben laſſe. Ein Amor brachte am Schluß der Herzogin beiliegendes Band (*). Auf der letzten Redoute erſchien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Beſcheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Band (**) geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten auf. Die franzöſiſchen Verſe ſind von ihm."

„Ich unterhalte Dich von Nichts als Luſt. Inwendig ſieht's viel anders aus, welches Niemand beſſer als wir andern Leib- und Hofmedici wiſſen können. Doch iſt meine Tenacität unüberwindlich, und da es mir gelingt, mich täglich mehr einzurichten und zu ſchicken; ſo werd' ich auch täglich zufriedener in mir ſelbſt."

„Ich danke Gott, daß er mich, bei meiner Natur, in ſo eine engweite (***) Situation geſetzt hat, wo die mannigfaltigen Faſern meiner Exiſtenz alle durchgebeizt werden können und müſſen. Die Stein hält mich wie ein Korkwamms über dem Waſſer, daß ich mich auch mit Willen nicht erſäufen könnte. Die Schardt iſt

---

(*) G. W. Bd. XIII, 204.

(**) Ebend. Bd. XIII, 203.

(***) Vergl.

„Dir ſelbſt ſey treu und treu den Andern,
Dann iſt die Enge weit genug." [IV. 336.]

ein gutes treffliches Weſen. Sie hat neulich in meinem Stück das beſte Wort das drinnen war, aus dem Munde eines ſchlechten Acteurs gleichwie aus der Luft geſchoſſen, das den andern allen entgangen war" ꝛc.

Goethe's Leiſtungen werden allerdings von allen Seiten anerkannt: der Herzog lobt ſein Comödien-Ballet und ſeinen Mieding [Br. an Knebel Nr. 11 u. 12.]; Wieland rühmt von ihm, daß er der Geſellſchaft bald *ἔσω*, bald *ἔξω* etwas lebendigen Odem einblaſe [Br. an Merck Nr. 85, 2. Samml.]; und Fräulein von Göchhauſen ſchreibt an Merck [Nr. 87, 2. Samml.]:

„Goethe hat ſein Goldſtück zu Andrer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louiſe Geburtstag eine artige Comödie-Ballet geliefert", deſſen Inhalt ſie kürzlich angiebt.

„Er iſt ſehr fleißig. Er hat neuerlich ſeinen Egmont geendigt (*), und arbeitet jetzt an einem neuen dramatiſchen Werke, Taſſo genannt, woran Sie große Freude haben werden. Noch etwas iſt dieſen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber Nichts ſchreibe, weil ich's vielleicht bald ſchicken kann und wahre Eſſenz für dero Magen ſeyn wird."

(*) Goethe ſchickte ihn unter dem 5. Mai an Möſer's Tochter, Frau von Voigts, mit folgenden Worten: „Sie erhalten hier einen Verſuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich ſeit der Zeit ſoviel Muße gefunden hätte, um das Stück ſo zu bearbeiten, wie es wohl ſeyn ſollte. Legen Sie es wie es iſt Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu ſeyn und mir umſtändlich zu melden, was er darüber ſagt. Mir iſt eben ſowohl um ſein Lob als um ſeinen Tadel zu thun. Ich wünſche zu wiſſen, von welcher Seite er es anſieht." — Egmont war ſchon in Frankfurt angefangen worden. Seitdem hatte G. nur in abgeriſſenen Stunden daran arbeiten können, und findet ihn nun ſo weit und ſo gut als er ihn bis jetzt hatte bringen mögen. Die völlig abſchließende Vollendung erhielt das Stück erſt in Italien. [Bd. XXIX, S. 76—78.]

Es war, wie ſich in der Folge ausweiſen wird, „das Neueſte von Plundersweilen.“ — „Ueberhaupt — fährt ſie fort — ſcheint dieſer Freund bei der Austheilung eine gute Portion Oel mehr als gewöhnlich in ſeine Lampe bekommen zu haben, da ſie oft bei trübem Wetter ſo helle brennt, und es ihr zur Zeit der Noth noch nie mangelte. Geſegn' es ihm Gott!“

Die Bemerkung, daß gerade bei trübem Wetter ſeine Lampe ſo hell brenne, und zur Zeit der Noth es ihm nicht an Oel mangele, beſtätigt nicht allein G's. oben gemachte Reflexion vom Druck der Geſchäfte auf die Seele, ſondern auch ſeine ſpäteſte:

„An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Werke verleihen.“ [II, 235.] (*).

unter anderm bethätigt durch den Epilog zu Eſſex, gedichtet in den Tagen der Schlacht bei Leipzig [XXXII, 86.], und den Divan, „als Nord und Weſt und Süd zerſplitterten.“ [V, 3.; u. XXXII, 92.]

Denn gerade da, wo er genöthigt war, in ſich ſelbſt einzukehren, ſammelte ſich ſeine ganze Energie, und ſeine Seele zeigte ſich dann in ihrer urſprünglichen Schönheit. Von ihm ſelbſt gilt, wenn er ſingt:

„Zu Regenſchauer und Hagelſchlag
Geſellt ſich liebeloſer Tag,
Da birgſt Du Deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenſter, poch' am Thor:
Komm, liebſtes Seelchen, komm hervor,
Du biſt ſo ſchön wie immer!“ [III, 182.]

(*) Ingenium saepe mala movent, Ovidius.

Das Carneval war endlich zu ſeinem großen Vergnügen auch vorbei. „Ich habe viel ausgeſtanden, ſchreibt er an Knebel, da ich mich aus alten und neuen Urſachen dienſtfertig erwies, und verſchiedene Aufzüge erfand und beſorgte. Soviel von der glänzenden Schale unſeres Daſeyns. Das Innere iſt im Alten, nur daß mit einem immerwährenden Wechſel ſich das eine Capitel verſchlimmert, indem ſich das andere verbeſſert.“

Die Zeit, die ihm durch die Theater- und Balletproben, das Einrichten der Maskenzüge u. ſ. w. geraubt wurde, war nicht gering; das Erſcheinen bei Hofe, zur Cour, Tafel, Soirée, und perſönliche Theilnehmen an allen dieſen Feſtlichkeiten, nebſt den laufenden Geſchäften, vermehrte noch den Verluſt, und gleichwohl ſieht ihn der März und April wiederum auf den gewohnten Amtswegen.

„Das alberne Geſchäft der Ausleſung junger Leute 26. Febr. zum Militär ſetzt mich in die Nothwendigkeit wenigſtens vier Wochen im Lande herumzureiten. Ich denke mir (aber) die Reiſe angenehm und auf alle Weiſe ſo nützlich zu machen. Es giebt gar vielerlei Weiſen, die Welt anzuſehen und Vortheil von ihr zu ziehen. Mein Gedicht auf Miedings Tod ſollſt Du haben, ſobald es fertig iſt. Es hat in ſeiner unvollendeten Geſtalt ſchon einen Beifall erhalten, der mich vergnügen muß.“

Damit ſtimmt des Herzogs Zeugniß an Knebel: 23. März. „Goethe reiſt im Lande herum, mißt das Volk und macht ganz vortreffliche Sachen“ — indem er fortfährt: Mieding iſt fertig und die Corona bekommt darin einen ganz unverwelklichen Kranz. Schade — fügt er ſcherzend hinzu — daß der Minneſold in neueren Zeiten ſo theuer iſt; wäre er

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmahl will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — — und dann laufe ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den Weg, den ich zum erſtenmahl fuhr, Lotten zum Tanze zu hohlen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen hatte.

es weniger, gewiß, ſie könnte Göthen nicht anders als mit ihrer Perſon danken.“ —

Wohl dem Dichter, daß er ſeinem Fürſten, daß er den Beſten ſeiner Zeit genug gethan!

„Wohlwollen unſrer Zeitgenoſſen,
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.“ [XLVII, 119.]

Denn unſere gegenwärtige, die nur panem et circenses fordert, begreift es nicht, die ſich vielmehr verwundert, einen ſo obſcuren Mann wie dieſen Mieding, von G. beſungen, und dieſes Gedicht unter ſeine Werke aufgenommen zu ſehen. Nun ſo mögen wenigſtens die Literatoren, die Sammler zur Geſchichte der deutſchen Literatur, wiederholt erfahren, daß G. in der Schilderung dieſes Mannes ſeine eigenen Parentalien anticipirt ſah, und dieſe naive Confeſſion zu einer glimpflichern Beurtheilung deſſen, was G. in ſeinen Verhältniſſen nach Umſtänden überhaupt geleiſtet habe und leiſten können, ſich geſagt ſeyn laſſen. Er ſelbſt war ſich noch keiner ſo ſchönen Senſation bewußt, als dieſes Gedicht in ſeinem Kreiſe gemacht habe, und wünſchte, daß es auch ſo bei Freund Knebel anſchlagen möge.

Jene unruhigen Tage ſind kaum vorüber, als wir ſchon
17. Apr. wieder von Ilmenau aus hören müſſen:

„Die Erinnerung der guten Zeiten, die wir vermiſcht mit böſen Stunden zuſammen hier (Ilmenau) genoſſen, treibt mich an, Dir zu ſchreiben, beſonders da ich weiß, wenn ich nach Weimar komme, drängt ſich gleich eine Menge Sachen auf mich zu. Seit Charfreitag (d. 29. März 1782) habe ich einen weiten und oft beſchwerlichen Weg über Gotha, Eiſenach, Creuzburg, Gerſtungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Oſtheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel geſehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerſt Dich noch, mit welcher Sorgfalt und Leidenſchaft ich die Gebirge durchſtrich und ich die Abwechſelungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen ſeyn ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenſchaft zu geben. Dieſes Fundament läßt mich nun gar ſicher auftreten, ich gehe weiter und ſehe nun, zu was die Natur ferner dieſen Boden benutzt, und was der Menſch ſich zu eigen macht. Ich kann Dir verſichern, daß, wenn ich mit Bätty umherreite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit ſeiner richtigen Praxis immer übereinſtimmt; worüber ich denn, wie Du denken kannſt, große Freude habe. So ſteige ich durch alle Stände aufwärts, ſehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behäglich Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſelbſt ſchwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo geht's weiter, und wir haben's ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann (*)."

Doch begegnet ihm auch Erfreuliches und er fühlt ſich glücklich:

— „Einige Tage habe ich mit den Gothaiſchen, einige mit den Meiningſchen Herrſchaften zugebracht, und fühle

---

(*) Vergl. des Herzogs eben S. 144. angeführte Aeußerung in dem Brief an Knebel Nr. 11 (I. S. 15).

mich recht glücklich, daß ich an jedem Ort ohne Vorurtheil leben, und in einem richtigen Verhältniß zu meinem und der Andern Vergnügen exiſtiren kann.“

„Auch iſt er auf dieſer Wanderung auf den Geſchmack von Inſchriften (Epigrammen im Sinne des griechiſchen Wortes) gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen.“ Es ſind die im Weimariſchen Park und in G's. Garten angebrachten, noch jetzt zur Lesbarkeit wieder aufgefriſchten.

Wie es ſcheint, brachte eine Inſchrift aus dem Alterthume, einem komiſchen Schauſpieler auf ſein Grab geſetzt, wovon G. zufällig eine Abſchrift in ſeiner Brieftaſche fand, ihn auf dieſen Gedanken: denn er wurde oft ſehr zufällig und beiläufig auf etwas geführt, woran er gar nicht gedacht hatte. Dergleichen Inſchriften des Alterthums liebte er ungemein, und ich erinnere mich ſehr genau, daß eine von F. A. Wolf ihm mitgetheilte überaus witzige, vielleicht einzige in ihrer Art, gleichfalls auf einen Schauſpieler verfaßt (*), das größte Vergnügen gewährte. G's. Geſchmack daran, mit ſeinem gelungenen Verſuche, ſcheint auch die Herzogin Amalie auf den Gedanken gebracht zu haben, dergleichen ihren drei Genien, Wieland, Herder und Goethen unter die in Tiefurt aufgeſtellten Büſten ſetzen zu laſſen und zwar von Villoiſon, der um dieſe Zeit am Weimariſchen Hofe ſich aufhielt. Der Herzog wenigſtens ſchreibt
5. Aug. [an Merck Nr. 155.] in ſeiner launigen Art: „Inſchriften

---

(*) Sie befindet ſich in [illegible] antiquarum collage pag. 138.

werden gedeckt;“ denn Villoiſon hatte gleich ein halb Dutzend gefertigt(*).

Einen Monat ſpäter iſt G. abermals auf Reiſen, und wie beſonders zu bemerken ſeyn möchte, für die, welche gegen ſeine reiterliche Schlußkraft (Temme) aprioriſche Zweifel erheben, abermals zu Pferde, und zwar in gebirgigten Gegenden, worin ohne gute Schlußfeſtigkeit nicht wohl fortzukommen geweſen ſeyn möchte.

„Du wirſt Dich wundern — ſchreibt er aus Coburg an Knebel, der damals abwechſelnd bei und in Nürnberg ſich aufhielt — wie ich Dir auf einmal ſo nahe komme. Ich habe hier zu thun, und ſehr ungern kehre ich zurück, ohne Dich und die Rafaels beſucht zu haben.“ 13. Mai.

„Die ſchönen Tage des Mai haben mich neu belebt; ich bin zu Pferde über Gotha, Meiningen, Hildburghauſen hiehergegangen und werde über Rudolſtadt zurückgehen und alſo alle Thüringiſchen Höfe auf einmal beſuchen. Ich werde durch die Aemter Sonneberg und Schallau mich auf der Steinjagd erluſtigen und auf unſre vorigen Pfade, wo wir vor'm Jahre vergnügt reiſten, wieder treffen.“

Dieſer Ausflug war ihm zu gönnen: denn wir werden ihn bald wieder zu Hauſe in ganz neuen Verhältniſſen und mit neuen Laſten überhäuft antreffen.

Die zunehmenden Geſchäfte hatten bisher ſchon eine Veränderung ſeiner Wohnung, eine Vertauſchung ſeines Gartenaufenthalts mit einem bequemen Quartier in der Stadt wünſchenswerth, ja nöthig gemacht. Er zögerte ſo lange als möglich, indem er ſich's ärger als den Tod dachte,

---

(*) S. Brief der H. Amalie an Knebel Nr. 6., den 23. Juni 1782.

ſich von ſeinem Garten zu trennen. Endlich, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, entſchloß er ſich doch, bereits am Ende des vorigen Jahres, ein Haus in der Stadt zu miethen, und die Herzogin meldet es gleichzeitig, als einen von ihr über ihn errungenen Sieg, mit hoher Freude an ſeine Mutter, mit der Verſicherung: ſie habe ihm verſprochen, „da er ſo fein artig ſey,“ ihm auch einige Möbeln in die neue Wohnung machen zu laſſen. Nunmehr aber, da bei verwickelten Verhältniſſen eine unverträgliche Unbequemlichkeit, Verſäumniß u. ſ. w. für Andere daraus entſtand, war es ihm eine rechte Wohlthat, daß er ſich ausbreiten und ſeine Sachen beiſammen haben könne; und gewiß am Ende den Garten mit ſeinen Freuden noch beſſer genieße.

Da er genöthigt war eben zur ſchönſten Zeit (im Mai) ihn zu verlaſſen, ſo hatte er noch ein Gedicht, „Abſchied von ſeinem Garten,“ im Sinne. Sollte es fertig werden, ſo wollte er es Knebeln ſchicken.

Es ward aber dieſer Umzug noch durch einen andern Umſtand ihm aufgedrungen.

Eine ziemlich bedeutende Veränderung hatte ſich zugetragen, deren Meldung der Herzog eher durch andere Freunde, als durch die ſeinige, Knebeln zugebracht zu ſehen wünſchte. (Br. Nr. 13.)

Der bisherige Kammerpräſident von Kalb hatte quittirt und war, honorificentissime zwar, mit 1000 Thaler Penſion entlaſſen worden, hatte aber, wie bald verlauten wird, ſaubre Arbeit gemacht. „Der Schlag — ſchreibt Wieland — (Nr. 153) kam ihm ſo unerwartet als dem Publico, welches ſich noch nicht davon erholen kann.

Goethe, heißt es, soll einſtweilen die Kammerpräſidenten-Stelle nur verſehen; man nenne es aber wie man wolle, ſo wird er, ohne ſeinen Platz im geheimen Conſeil aufzugeben, in der Kammer präſidiren:“ — quod felix faustumque sit, fügt **Wieland** mit ſeinem vielleicht bald wieder revocirten Scepticismus hinzu.

Wenn er aber fortfährt an G's. Qualificirung zu zweifeln und mit der Inſtanz kommt: „**Homer** wäre wohl auch a man of genius geweſen; habe auch in ſeiner Odyſſee einen Pallaſt oder ein Boot ſo gut als der beſte Architect oder Schiffszimmermeiſter gebaut: ob ihm aber die **Amphictionen** darum den Tempelbau zu **Delphi** oder das Commando einer Flotte würden übergeben haben, oder wenn doch, ob Er ſich dazu verſtanden hätte — welches er **Mercken** zu beantworten überlaſſe:“ ſo hat er erſtlich nicht bedacht, daß man auf gleiche Weiſe hätte fragen können: ob auch Er, **Wieland**, zwar ein man of genius und Profeſſor der Moral Philoſophie zu Erfurt, der wohl einen **goldenen Spiegel** aufgeſtellt und als **Daniſchmende** vortrefflich politiſirt habe, dieſerwegen ſogleich als practiſcher Prinzenerzieher oder Prinzenlehrer hätte müſſen berufen werden, und, obſchon er ſich nicht völlig dazu qualificirt gefühlt habe, wie er gleichwohl ſich bewogen gefunden, dieſe Stelle anzunehmen?

Sodann vergißt er alles früher geſpendete Lob, indem er an einer Fähigkeit ſeines Freundes zweifelt, die er ihm längſt in vollem Maße eingeräumt hatte. Aber dieſe „**Böttigeriaden vor Böttigern**“ muß man **Wielanden** ſchon zu Gute halten; denn „er bedenkt oft nicht, was er ſagt“, und ſchwäbelt wie der alte zur Cicade gewordene

Tithonus, dergleichen Gedanken, die ihm in die Quere kommen, so vor sich hin, und weiß doch am Ende sie durch Bonhommie wieder gut zu machen, indem er fortfährt:

„Ich meines Teils, habe den Menſchen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich Nichts von ihm zu befürchten haben kann; alſo iſt mir Alles recht, wie es iſt, und ich bin im glorreichſten Verſtande des Worts a Well-Wisher und ein [illegible], der mit dem praesenti [illegible] [illegible] iſt, weil, wenn es's auch nicht wäre, doch Alles gerade ebenſo ginge, als ob es's wäre ꝛc.“

Erregte nun G's. Standeserhöhung (*) ſchon bei ſeinem alten Freunde, der ihn doch von Grund aus kennen mußte, ſolches Kopfſchütteln, was wird erſt das kleine Publikum, das den Geheimenrath von 1779 noch nicht verwinden konnte, bei ſeinem vatinianiſchen Haſſe, der je ungerechter, um ſo heftiger zu ſein pflegt, von dem [illegible] gewählten Dichter und Kammerpräſidenten gedacht und geurtheilt haben?

Wie benimmt ſich denn aber G. dabei:

„Du wirſt durch Andere wiſſen — ſchreibt er an Knebel — daß Kalb weg iſt; und daß auch dieſe Laſt auf mich fällt, haſt Du gehört. Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe, ſehe ich, wie nothwendig dieſer Schritt war.“ „Als Geſchäftsmann hat er ſich mittelmäßig, als politiſcher Menſch ſchlecht, und als Menſch abſcheulich aufgeführt“; und wenn Du nimmſt, daß ich dieſe drei wohl mit der Feder ſondern kann, im Leben aber es nur ein und dieſelbe iſt, ſo

---

(*) Er war auch inzwiſchen vom Kaiſer Joſeph II. in den Adelſtand erhoben worden.

denke Dir — denn Du kannst [illegible] was brauchst Dir's nicht zu denken. Es ist vorüber!“ —

Dieses: „es ist vorüber,“ hat man bei G. in allen Fällen wohl in Acht zu nehmen. „Das Andenken an Schläge und Püffe, womit uns das Schicksal, womit uns Liebchen, Freunde, Gegner geprüft haben, ist beim resoluten guten Menschen längst hinweggehaucht.“ [J. Nr. 711, S. 395.; vgl. XLIX, 82.] Nachtragen und Aufwärmen ist seine Sache nicht:

„Hat er [illegible],
Alle den Tag [illegible],
Nun wär' es [illegible],
Hätt' er darauf noch Acht ꝛc.“
[XLVII, 82.; vgl. III, 169. 284.]

Aber eine Lehre, einen Nutzen aus einer Erfahrung ziehen, aus Lieb' und Haß, aus Lob und Tadel, das ist seine Kunst, in der er sich bis ans Ende einübte und vervollkommnete.

Nun versteht man auch, wenn man liest, was G. bereits vor zwei Jahren am 2. April sich in sein Memorandum notirte: „Mit Kalb zwei Stunden lange Erörterung. Er ist sehr bewegt. Mir schwindelte vor dem Gipfel des Glücks, auf dem ich gegen so einen Menschen stehe. Manchmal möcht' ich, wie Polykrates, mein liebstes Kleinod ins Wasser werfen. Es glückt mir Alles, was ich nur angreife, aber auch anzugreifen bin nicht lässig!“ —

Was G. sich damals im stillen Herzen zusprach, das wiederholt er jetzt laut und auch schriftlich gegen Knebel: 27. Juli

„Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzupassen, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich gehe aber auch weder rechts, noch links (*), und mein altes Motto wird immer wieder über eine neue Expeditionsſtube geſchrieben:

Hic est aut nusquam quod quaerimus (**).“

„Dabei bin ich vergnügter als jemals: denn nun habe ich nicht mehr, wenigſtens in dieſem Fache, das Gute zu wünſchen und halb zu thun und das Böſe zu verwünſchen und ganz zu leiden: was nun geſchieht, muß ich mir ſelbſt zuſchreiben und es wirkt Nichts [illegible] den Dritten und Vierten, ſondern fällt gleich [illegible] auf mich. Daß ich bisher ſo treu und fleißig im Stillen [illegible] habe, kömmt mir [illegible]. Ich habe nun [illegible] Begriffe faſt von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältniſſen und komme ſo leicht durch. Du kannſt denken, daß ich über dieſe Dinge mit Niemanden ſpreche und alle [illegible] [illegible] ſelbſt zu anderer [illegible] zu machen. [illegible] muß [illegible] nicht Verhältniß [illegible] und man muß thun, was man muß.“

[illegible] Wilhelmsthal [illegible] ſeine [illegible] verwandeln; [illegible] nachdem [illegible] Jena und [illegible] hat, [illegible] die Einrichtung [illegible] (***), [illegible]

(*) [illegible] Nr. [illegible], S. [illegible]

(**) [illegible] Phoebus [illegible]

(***) „[illegible]

die Saat der Verkleinerer und [illegible] noch immer in voller Blüthe ſteht, ſo iſt es an uns die Reinheit ſeines Wollens, die Unermüdlichkeit ſeines Strebens ans Licht zu ziehen, ihn darnach zu beurtheilen und nicht nach dem Erfolg und Beſtand ſeiner Bemühungen(*). Denn freilich der Eſel der Zeit frißt das Seil des Oknos(**), eine [illegible], verſchlingt wie der Behemoth den Strom und achtet ſein nicht(***); oder, um es marianiſcher mit des Dichters eigenen Worten auszudrücken:

„Saturnus eigne Kinder friſſt
Hat freilich kein Gewiſſen,
Ohn' Senf und Salz und wie ihr wiſſt
Verſchlingt er euch den Biſſen x." [III. 152.]

es, ließ ſich alſo durch die verſchiedenen Urtheile des Publikums nicht ſtören noch irre machen. Mit gutem Humor ſogar äußert er ſich über [illegible]. „Es gehe ihm wie dem [illegible] in ſeinem [illegible], dem werde ein Stück des [illegible] nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. [illegible] ernſt ſtand; denn ſein Herr Verleger habe [illegible] gemacht. Er dankt Merden [illegible] für ſeine Liebe und gute Meinung. Das Leben [illegible], und mit dem müſſe es einem ſchönen [illegible] werde er ihm ſamt dem

---

[illegible] Ein ſolcher [illegible]

(*) [illegible]

(**) S. [illegible]

(***) Buch Hiob [illegible] 40, [illegible]
[illegible]

Am 3. September.

Ich begreife manchmahl nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als ſie!

Am 4. September.

Ja, es iſt ſo. Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab ich dir nicht einmahl von einem Bauerburſchen geſchrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er ſey aus dem Dienſte gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreyfach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirſt, wenn ich dir ſie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, er ſtehe redlich aus(*); dann aber denke er wieder: Hic est aut nusquam etc.

Und ſo ergriffen und fortgetrieben von dem Strome der Zeit und der Geſchäfte kann er ſeinen entfernten am ſichern Ufer ſtehenden Freunden nur im Vorbeifahren zurufen: dem Einen(**): „Der Strom des Lebens reißt mich immer ſtärker, daß ich kaum Zeit habe mich umzuſehen;" dem Andern(***): „Von mir habe ich Dir Nichts zu ſagen, als daß ich mich meinem **Beruf** aufopfere, indem ich Nichts ſuche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre(****);" und ſo iſt er „der immer bewegte, im Höchſten und Niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebene Goethe." — 1. Juni. [illegible] Juni.

„Da nun ſeine Zeit ſo ſehr genommen iſt, wird es ein großes Glück, daß die Herrſchaften ein leichtes und leidliches Leben in und unter ſich haben, daß man die wenigen Stunden des geſelligen Lebens in Friede, wohl auch in Freude zubringt." [Br. an Knebel.] Und eine ſolche Freude bereitete er auch gleich darauf Andern, die wiederum nachfolgenden zum Vorgang und Muſter werden ſollte. [illegible] Juli.

Er ſchrieb in dieſer bewegten Zeit „von Thorheit und Weisheit umgetrieben" das bekannte Singſpiel die Fiſcherin, oder wie er es nennt Wald- und Waſſerdrama, das in Tiefurt an einem ſchönen Sommerabend des Juli,

---

(*) [illegible], nicht nur [illegible], auch nach [illegible] zuſammen und auf Null reduciren.

(**) [illegible]

(***) [illegible]

(****) [illegible] „Ich bin [illegible] mich [illegible]."

im Freien aufgeführt, von Natur und Kunſt gleichmäßig begünſtigt und unterſtützt, von einer bisher unerfahrnen Wirkung war, die freilich beim Leſen des bloßen Textes — den G. ſelber nur als ein Protokoll tractirt — weder geahndet werden kann, noch auch, ohne G's. glückliche Benutzung localer Accidents als Ingredienzien, womit er die Aufführung zu aſſaiſſoniren verſtand, jemals an einem andern Orte ſo hätte ausfallen können. [S. Briefe an Merck Nr. 154.; it. Nr. 159.]

Genug, das Divertiſſement war neu, in ſeiner Art einzig und die erſte günſtige Folge ſeines als Wohnung verlaſſenen, und nur beſuchsweiſe umſomehr, wie er auch hoffte, von ihm und ſeinen Freunden genoſſenen Gartens.

Das Haus, welches G. in der Stadt bezog(*) und worin er ſich, nach Wieland's Bemerkung, allmählig immer mehr auf einen miniſterialiſchen Fuß einrichten zu wollen ſchien, auch wirklich im Lauf dieſes Sommers einrichtete, wird von der Herzogin Amalia in einem Briefe an ſeine Mutter zwar ein Palais genannt, und geſagt: es werde von innen und außen prächtig geſchmückt und werde eins der ſchönſten in der Stadt werden. Indeß muß man dieſen Ausdruck nur relativ, nach Maßgabe des Orts, der Zeit und der Lebensweiſe, verſtehen und ſich darunter kein Hotel wie in großen Reſidenzen, oder auch nur in reichen Kauf- und Handelsſtädten vorſtellen. Denn Weimar, wie Bethlehem in Juda(**), war

---

(*) Er ſchlief zum erſten Male darin den 2. Juni 1782.

(**) Als klein und groß, zuerſt damit verglichen von Goethe in ſeinem Mieding [Bd. XIII, 136.]; dann geradezu ſo genannt von Herder 1782. [Brief an Knebel Nr. 7, S. 232.]; ferner als ein unſelig Mittelding zwiſchen Hofſtadt und Dorf geſchildert [Brief an Knebel Nr. 12, S. 250.]; 1785, und zuletzt als ein unbedeutendes und langweiliges Neſt, von Wieland 1785.

damals klein und unanſehnlich, ſodaß die Herzogin Amalie ſelber, nachdem ſie von Braunſchweig als junge Vermählte nach Weimar kommend gleich in dem Luſtſchloß Belvedere eingezogen war, erſt nach dieſem Weimar ſuchte und fragte. Wie es alſo damals außer dem fürſtlichen Schloſſe, der ſogenannten Wilhelmsburg, keine Ausſichten von Palläſten hatte, ſo noch lange auch keine Ausſichten auf dergleichen.

Wohnte doch die fürſtliche Familie, nach dem Schloßbrande, nur höchſt unbequem(*), ja lebend [illegible] in dem [illegible] Fürſtenhauſe, worin bald [illegible] ein[illegible], bald [illegible], während [illegible], der Herzog öfter die Zimmer der Hofdamen als Schreib-Cabinet brauchen mußte(**).

Auch die Herzogin Amalie befand ſich ſowohl in der Stadt, als auf ihren Landſitzen, zumal in Tiefurt, nicht viel anders, als wie ſonſt ein Adeliger auf ſeinem Gute; und von dem Mobiliar ihrer Zimmer könnte gelten, was Sueton von des Kaiſers Auguſtus Wohnung und Hausrath [illegible](***). Der Geiſt iſt immer [illegible] zufrieden. [illegible] die ſogenannte goldne Zeit Weimars auch [illegible] dem goldnen Zeitalter eines Perikles und Auguſtus, daß die Häupter derſelben, Amalie und Carl

---

(*) [illegible] Merck S. 11[illegible], S. 1[illegible] [illegible]

(**) [illegible] zur Morphologie Bd. I. Heft 1 [illegible]

[illegible] an Merck Nr. 137.

[illegible] an Merck Nr. 121.

(***) [illegible]

Auguſt, in edler Einfachheit ein faſt bürgerliches Leben führten, und den von ihrem Stande geforderten und erwarteten Aufwand mehr in geiſtig-äſthetiſchen Genüſſen zu finden liebten. Dadurch führten ſie ihr Volk zuerſt zu einer äſthetiſch-ſittlichen Bildung heran, aus der alsdann auch das Verlangen nach einer ſtattlichern Exiſtenz, zugleich mit dem Verdienen derſelben, hervorgehen konnte.

So war denn G's. neue Wohnung, obſchon die Herzogin ſelbſt ſie mit einigen Möbeln ausgeſtattet hatte, doch nur geräumig, was damals ſchon etwas heißen wollte, und für ſeine Verhältniſſe ſchicklich eingerichtet. Genug, er geſteht, daß ſein Quartier ihm viel helfe, und daß er ſeinen Garten erſt jetzt genieße. [Br. an Merck Nr. 151.] So konnte er denn auch Geſellſchaften bei ſich geben, wie wir bald ſehen werden, und ſie zeitgemäß anſtändig bewirthen.

Zuvörderſt half ihm der größere Raum bei ſeinen Naturſtudien. Er konnte nunmehr ſeine mineralogiſchen und oſteologiſchen Sammlungen um ſich ausbreiten, und durch wiederholtes Betrachten und Vergleichen zu denjenigen Aperçus gelangen, die er durch ſein ganzes ſpäteres Leben, oftmals in den wunderlichſten Lagen, unter den ungünſtigſten Umſtänden, zu verfolgen, zu prüfen, ins Licht zu ſtellen und ſie bald in aphoriſtiſchen Andeutungen bald in ausführlichen Abhandlungen der Welt darzulegen bemüht war.

Wie man allein durch Ueberblick einer geordneten Reihe von Natur- und Kunſtgegenſtänden zur wahren lebendigen Einſicht in dieſelben gelangen könne, wie Verſtändniß, Beurtheilung und Kritik ſich erſt durch die Betrachtungen einer Stufenfolge ihrer Epochen formiren möge; hat ſich beſonders in der Kunſtgeſchichte gezeigt. Nachdem man in

Paris die Bildwerke der modernen Kunſt zuſammengebracht, und ſie nach Zeiten und Schulen geordnet aufgeſtellt hatte, war es möglich, daß auch der bloße Liebhaber, der nur ſinnbegabte Laie gar bald den Character und die Eigenthümlichkeit einer jeden Zeit, einer jeden Schule, wie des einzelnen Meiſters gewahr werden und nach dieſen Merkmalen, mit mehr oder weniger Gewißheit, die Authenticität eines fraglichen Gegenſtandes beſtimmen konnte.

Doch nicht blos die Natur in ihren mannigfaltigen Erſcheinungsweiſen war es, die ihn beſchäftigte, auch die bildende Kunſt, inſofern durch Kupferſtiche und Handzeichnungen auch ein Privatmann zu Kenntniß und Genuß derſelben gelangen kann. Er ſammelte daher nicht nur für ſeine Perſon, was von Werken der bildenden Kunſt ſeinem beſondern Sinn und Geſchmack zuſagte und für ihn, als Privatmann, um einen mäßigen Preis zu haben war; auch in dem Herzog ſelbſt hatte er bereits ſeit einigen Jahren ſoviel Liebe und Neigung zu Kunſtgegenſtänden angeregt und zu unterhalten gewußt, daß dieſer ebenfalls fortfuhr ſeine Sammlungen zu vermehren.

Nächſt dem beſchäftigte ihn ſeine eigenſte Muſe, die Dichtkunſt, wenn auch nur gelegentlich in abgeriſſenen freien Stunden und Augenblicken, deren ihm im Laufe des Jahres mehrere gegönnt waren, da der Herzog ſich an Jagd- und Reiſeluſt auswärts ergötzte, die Herzogin-Mutter aber eine neue Unterhaltung gewonnen hatte, indem ſie ſeit Villoiſon's Ankunft ſich mit dem Griechiſchen beſchäftigte und bald ſolche Fortſchritte darin machte, daß ſie nach wenigen Wochen ſchon einige Oden des Anacreon leſen und verſtehen konnte. Sie ſetzte dieſe Studien auch noch den Winter über fleißig fort und wir werden ſie, nach Villoiſon's Weggange von Weimar, noch mit **Wieland** darin unermüdet finden.

3. Sept.

Nachdem ſie ihrem Sohne, dem Herzog, zu ſeinem Geburtstage (d. 3. Septbr.) noch eine kleine Fête in Ettersburg gegeben, die ſich mit einer Farce von **Einſiedel** endigte, betitelt „das Urtheil des Paris," reiſt derſelbe nach Deſſau und Dresden ins Luſtlager des Churfürſten, ſie ſelbſt aber bald darauf nach Deſſau und Wörlitz. Beide kehrten im October zurück; der Herzog ſehr zufrieden von ſeinem Dresdner Aufenthalt, wie alle Welt es auch von ihm war, und ganz glücklich durch den Beſuch der Bilder-Gallerie, wo beſonders der **Rafael** einen großen Eindruck auf ihn gemacht hatte, den er auf eine ganz neue, eigenthümliche, zugleich ſoviel tiefes Gemüth, als erhabene Phantaſie und techniſches Urtheil bekundende Weiſe beſchreibt(*), daß man darin **Goethens** zeitherige Einwirkung auf ihn, auch von dieſer Seite wahrzunehmen nicht umhin kann.

Die Herzogin-Mutter ihrerſeits fühlte durch den Aufenthalt in **Wörlitz** ihre Imagination ſo angeregt, daß ſie nicht ruhen und raſten konnte, bis ſie ihr geliebtes Tiefurt in einen, wie ſie ſagen zu können wünſchte, jenem beinahe ähnlichen Zuſtand gebracht hätte.

„Kaum war ich wieder zurück, — fährt ſie in ihrem ſcherzhaften Tone fort — ſo ſtürmt' ich mit Projecten los; mein armes Tiefurt war ganz erſtaunt über meine erhabenen Ideen. Und in der **That**, die Hand wurde daran gelegt. Das **Lohhölzchen** wurde umgeſchaffen und in einen ſolchen Zuſtand geſetzt, daß Faunen und Nymphen

---

(*) Br. an **Knebel** Nr. 15.; u. Br. an **Merck** Nr. 170, S. 362. f.

ſich nicht zu ſchämen brauchen, ihren Aufenthalt darin zu haben.“ —

Goethe war ihr dabei behülflich geweſen, und hatte ihr einen Plan für die Entrée im Garten machen laſſen, die zeither etwas enge im Raum war (*).

Er erfreute ſie aber auch durch ein Geſchenk von allen ſeinen ungedruckten Schriften an Ihrem Geburtstage (den 24. Oct. 24. Oct.). „Sollte das Einem nicht ſchmeicheln, fragt ſie Knebeln? Ich bin aber auch ganz ſtolz darüber.“ [Br. an dieſen Nr. 8.]

Der alte Oeſer hatte auch gewohnter Maßen ſeinen jährlichen Beſuch abgeſtattet, und G. verſichert, daß er ihn jetzt erſt recht kennen lerne. „Ein Mann voll Geſchmack und Geiſt und ſtiller Künſtler von Weltmanns Klugheit.“

So waren denn die Herrſchaften jede nach ihrer Art beſchäftigt und unterhalten, und Goethe, der eine weiſe Eintheilung ſeiner Zeit und ſchickliche Sonderung ſeiner Geſchäfte getroffen, befand ſich gegen Ende des Jahres in ſeiner neuen vollkommen ausgeſtatteten Wohnung ganz glücklich. Dies wird man umſolieber von ihm ſelber vernehmen wollen, zumal da ſchon lange kein Reſumé ſeiner Thätigkeit von ihm ſelbſt mitgetheilt worden.

21. Nov. „Seit einiger Zeit — ſchreibt er an Knebel — lebe ich ſehr glücklich. Ich komme faſt nicht aus dem Hauſe, verſehe meine Arbeiten und ſchreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir ſelbſt zu erzählen von jeher gewohnt bin. Du ſollſt bald die drei erſten Bücher der theatraliſchen Sendung (**) haben. Sie werden abgeſchrie-

(*) Vergl. G. zur Naturw. u. Morph. Bd. 1, Heft 4, S. 322.

(**) Er meint den W. Meiſter.

ben. Meinen Werther habe ich durchgegangen(*), und laſſe ihn wieder ins Manuſcript ſchreiben; er kehrt in ſeiner Mutter Leib zurück, Du ſollſt ihn nach ſeiner Wiedergeburt ſehen. Da ich ſehr geſammelt bin, ſo fühle ich mich zu ſo einer delicaten und gefährlichen Arbeit geſchickt. Alle Briefe an mich ſeit 72, und viele Papiere jener Zeiten, lagen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich ſondere ſie ab und laſſe ſie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich laſſe nicht ab, ich will dieſe zehn Jahre vor mir liegen ſehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel geſehen wird. Meine jetzige Stimmung macht dieſe Operation erträglich und möglich. Ich ſeh es als einen Wink des Schickſals an. Auf alle Weiſe macht's Epoche in mir. Ich ſehe faſt Niemand, außer wer mich in meinen Geſchäften zu ſprechen hat. Ich habe mein politiſches und geſellſchaftliches Leben ganz von meinem moraliſchen und poetiſchen getrennt (äußerlich verſteht ſich), und ſo befinde ich mich am beſten. Alle Wochen gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeſchloſſen iſt, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät aufs wohlfeilſte(**). Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publico noch einen größern Begriff erlaube,

---

(*) So merkt er in ſeinem Tagebuch den 30. April 1780 an: „Las meinen **Werther**, ſeit er gedruckt iſt, das erſte Mal ganz und verwunderte mich." — Ebenſo ſieht er ſpäter in ſeine **Iphigenia** nur hinein, findet ſie **verteufelt human**, und erwartet von ihrer Aufführung die unmittelbare Gegenwart eines für ihn **mehr als vergangenen** (plusquamperfecti) Zuſtandes. [S. **Schiller's** Correſp. Nr. 806, 807.] So früh ſchon hatte er gelernt ſich **hiſtoriſch** anzuſehn! [XLIX, 109.]

(**) „Tages Arbeit! Abends Gäſte;
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey Dein künftig Zauberwort." [Bd. I, S. 199.]

entſchuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Die Herzogin-Mutter ſeh ich manchmal u. ſ. w. Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geſchäfte geht ordentlich. Er nimmt einen willigen und leidlichen Theil daran und läßt ſich hie und da ein Gutes angelegen ſeyn, pflanzt und reißt aus ꝛc. Die Herzogin iſt ſtille, lebt das Hofleben, beide ſeh ich ſelten."

„Und ſo fange ich an, mir ſelber wieder zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die ſchönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Daſeyn reifen, müßten auf dieſen Boden geſäet werden, hat mich ganz verlaſſen, und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergeſtellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hauſe nicht einfallen ließ, die Erſcheinungen der Geiſter und die juriſtiſche Praxis zu verbinden, ebenſo getrennt laß ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbſt, ohne das ein Geheimerath ſehr gut beſtehen kann (*). Nur im Innerſten meiner Plane und Vorſätze und Unternehmungen bleib ich mir geheimnißvoll ſelbſt getreu, und knüpfe ſo wieder mein geſellſchaftliches, politiſches, moraliſches und poetiſches Leben in einen verborgenen Knoten zuſammen. Sapienti sat! Ich ſage Dir viel von mir, weil Du mich liebſt und es magſt, und um Dich zum Gleichen einzuladen."

(*) Er war auch in anderer Hinſicht dazu genöthigt, „da in kleinen ſouverainen Staaten ein Mann in ſeiner Lage faſt mit Niemand reden darf, der nicht etwas wollte oder möchte." [Tagebuch der ital. Reiſe.]

„Die Cosmogonie und die neueſten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neueſtens der Beruf, mich der Oeconomie zu nähern, die ganze Naturgeſchichte, umgiebt mich wie Bakon's großes Salomoniſches Haus, worüber ſich Herder und Nikolai ſtreiten.“

Ueber ſeine naturwiſſenſchaftlichen Studien läßt er ſich gegen Merck [Nr. 92, 2. Samml.] alſo vernehmen: 27. Oct.

„Ich weiß meine Oſteologie auf den Fingern auswendig herzuſagen und bei jedem Thier-Skelet die Theile, nach den Namen welche man den menſchlichen beigelegt hat, ſogleich zu finden und zu vergleichen. Es macht mir großes Vergnügen, und Du wirſt wohlthun mich manchmal damit zu unterhalten.“

Und in ähnlicher Weiſe über die mineralogiſch-geologiſchen [Nr. 175, 1. Samml.]: im Nov.

„Ich habe die Charpentier'ſche mineralogiſche Charte erweitern laſſen, ſodaß ſie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Rieſengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homanniſche Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du ſie erfährſt. Es iſt das ſicherſte Mittel bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen. Ich habe große Luſt, bald eine mineralogiſche Charte von ganz Europa zu veranſtalten, was man mit weniger Arbeit ſchon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann, jemehr man erfährt und zuſammenträgt, auf der Platte nachſtechen laſſen ꝛc.“

Mit dieſem erſten Verſuch, das Vorkommen der Gebirgsarten durch ſymboliſche, aber immer noch zu abſtracte was mich ängſtigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten? Sey's denn, auch das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er ſich und mich auf einmahl wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin geſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können, es habe ihm an der Kehle geſtockt, er habe gethan, was er nicht thun ſollen, was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen, er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen; bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe und willkührliche Zeichen auf geographiſchen Charten anzudeuten, vergleiche man die ſpätere, der Anſchauung mehr zu Hülfe kommende Methode, durch Anwendung von Farben in einem beſtimmten verabredeten Sinne, ſogleich ganze Strecken und Lagerungen characteriſtiſch zu bezeichnen: eine Methode, die von G. zuerſt bei Keferſtein's geognoſtiſch-geologiſcher Darſtellung Deutſchlands in Vorſchlag gebracht (*), nach der Zeit von andern anderweitig angewendet worden (**).

Wahrſcheinlich um dieſe Zeit faßte G. wohl zuerſt den Gedanken zu einem geologiſchen Modell, deſſen er in ſeiner italiäniſchen Reiſe gedenkt [XXVII, 18.], mit den Worten: „Zu meiner Welterſchaffung habe ich Manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich ſolange rede, woran ich anſchaulich machen möchte, was in meinem Innern herumgeht und was ich nicht Jedem in der Natur vor Augen ſtellen kann.“ —

In den erſten Jahren meines Aufenthalts in G's. Hauſe ſah ich ihn öfters daran arbeiten, gewöhnlich bei aufgehobenem Nachtiſch. Es war ein Basrelief von Wachs und ſollte auf der Oberfläche eine Landſchaft vorſtellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchſte Gebirg ſich erhob. Hatte man die Durchſchnittstheile auseinander gerückt, ſo zeigte ſich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was ſonſt verlangt werden mochte. —

(*) S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. I, Heft 4, S. 231, oder Werke Bd. LI, 79. 80. u. XXXII, 209.

(**) J. B. v. Wilbrand u. Ritgen in ihrer naturgeſchichtlichen Charte. S. Bd. XXXII, 216.

„Dieſen erſten Verſuch — erzählt G. weiter [XXXII, 8.] — bewahrte ich lange und bemühte mich, ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollſtändigkeit zu geben. Freilich ſtieß ich dabei auf Probleme, die ſo leicht nicht zu löſen waren. Höchſt erwünſcht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforſchers Dr. Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunſche, daß er ſie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir [illegible] der Behandlungsart nicht übereinſtimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf ſeine weitere Bearbeitung hoffend, habe ſie aber, da er wegen meteorologiſcher Mißlehren ſich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergeſehen.“ —

So erfuhr denn G. bei dieſer Gelegenheit, was ſein Schwager Schloſſer ihm längſt vorhergeſagt hatte: „daß es thöricht ſey ſich einzubilden, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Intereſſe zeige; es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem ſeinigen machen; es könne in Deutſchland irgend eine gemeinſame Wirkung und Mitwirkung ſtattfinden.“ [XXX, 333.] „Denn den Deutſchen iſt Nichts daran gelegen zuſammenzubleiben. Jeder, ſey er auch welcher er wolle, hat ſo ein eignes für ſich, das er ſich nicht gern möchte nehmen laſſen.“ [XLIX, 60. f.]

1783.

Nicht nur Tages- und Jahreszeiten, das menſchliche Leben überhaupt, ſo im Ganzen wie in ſeinen einzelnen Abſchnitten und beſondern Zuſtänden, geſunden wie kranken, haben einen Culminationspunkt, ſie erreichen eine gewiſſe Höhe, einen Grad, eine Stufe, vonwoaus ſie nur erſt wieder durch Entfernung zu einem neuen Auftritt ſich erheben und als ein lebendig Fortſchreitendes beweiſen können

Auf dieſe Betrachtung führt uns zumeiſt das folgende Jahr 1783, welches als ein ſolcher Höhepunkt Weimariſcher Zuſtände, jedenfalls als ein im Leben der fürſtlichen Perſonen wie des geſammten Hofes Epoche machendes, einen Wendepunkt bezeichnendes anzuſehen ſeyn möchte.

2. Febr. Die endlich erfolgte glückliche Geburt eines allerſehnten, allerhofften Erbprinzen brachte nicht nur in das fürſtliche Familienleben einen ſehr merklichen Unterſchied; auch im Leben der Einzelnen zeigte ſich ein beſonderer Einfluß, und ſo auch in Goethe's Staats- und Hausleben, der nach ſo vielen Rollen, nun auch die Rolle des Alhafi übernommen hatte [Br. an Merck Nr. 185, 1. S.]

Wie durch einen Zauberſchlag trat mit einmal ein beſchwichtigendes Moment in die bisherigen Schwingungen.

Ein heißer begründeter Wunſch, eine lang genährte Hoffnung war erfüllt und bei dem allgemeinen Intereſſe auch das eines Jeden in ſeiner beſondern Art und Weiſe abgefunden.

Die Nachricht von der Erſcheinung dieſes Hoffnungsſterns wurde im ganzen Lande, ja im theilnehmenden Auslande, [Br. an Merck Nr. 180.] mit frommem Enthuſiasmus, mit freudigem Jubel aufgenommen. Alle Stände beeiferten ſich ihrer Wonne, ihrem Entzücken durch Reden und Gedichte einen würdigen und erhöhten Ausdruck zu geben. Wieland und Herder dichteten Cantaten, jener für die fürſtliche Capelle, dieſer für die Kirche, und hielt außerdem eine Taufrede(*), von der Wieland ſagt: er kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzerfaſſenderes und ſchöner Gedachtes und ſchöner Geſagtes weder in deutſcher noch in einer andern Zunge [W. an Merck Nr. 178. 1. S.].

G. hatte ſich diesmal nur mit einem kleinern Gedicht, einem Liede zu löſen vermocht [A. in D. I, 1, 476.](**). Die nahbevorſtehende Entbindung der Herzogin hatte auch ihren Geburtstag nur mit ſtiller und banger Erwartung feiern laſſen. Ein großes zu demſelben beſtimmtes Drama von G. war nicht fertig geworden und konnte es auch bis

---

(*) S. Herder's ſämmtl. Werke zur Rel. und Theol. Bd. X, S. 73. ff.

(**) Seine Mutter entſchuldigt ihn gewiſſermaßen, indem ſie an die Herzogin Amalie ſchreibt: „Freilich kommt es mir vor, als ob mein Sohn ſich etwas mit den Muſen brouillirt hätte; doch alte Liebe roſtet nicht: ſie werden auf ſeinen Ruf bald wieder bei der Hand ſeyn.“ S. Album Weimars S. 117.

zur Kirchfahrt der Fürſtin nicht mehr werden; wie ſich denken läßt bei den ſowohl durch die bevorſtehende als abgehaltene Taufe herbeigeführten Zerſtreuungen, ungeachtet man ſich in keine großen koſtſpieligen Feierlichkeiten ausließ [G. an Merck Nr. 179, 1. S.]

Dennoch ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Caval-
13. März cade in Maskenkleidern am 13. März veranſtaltet [S.
Album Weimars]; von dem jedoch ſeltſamer Weiſe weder
in den Briefen jener Zeit, noch in G's. Tagebüchern irgend
etwas verlautet: ein abermaliger Beweis, wiezuwenig man
damals für dergleichen Impromptu's eingenommen war, um
ihnen mehr als die Dauer des Augenblicks zu gönnen, wie
noch weniger eine Ahnung davon hatte, daß ſie dereinſtiger
Zukunft intereſſant ſeyn könnten oder würden. Das wahre
eigentliche Leben beſteht freilich nur im Genuß der Gegen-
wart; Vergangenheit und Zukunft ſind nur ein pis-aller
für Alle die, welche einer anziehenden Gegenwart unfreiwil-
lig entbehren.

Dagegen bemerkt Goethe in guter ganz realer Canzlei-
17. Febr. Proſa [an Merck Nr. 179.] den großen Unterſchied, den
dieſes Ereigniß machte, und hofft mit allen Patrioten die
guten Einflüſſe dieſes erwünſchten Knaben täglich mehr zu
ſpüren. Und ſo führt er ſchon nach wenigen Wochen dieſe
3. März. Bemerkung weiter, indem er an Knebel ſchreibt:

2. Febr. „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit,
die ſich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht ſicht-
bare, doch ſehr fühlbare Wirkung. Die Menſchen ſind nicht
verändert, jeder Einzelne iſt wie er war; doch das Ganze
hat eine andere Richtung, und wenn ich ſagen ſoll: Er wirkt
in ſeiner Wiege, wie der Ballaſt im Schiffe durch die

Schwere und Ruhe. Die Herzogin iſt gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuß, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts Anderes gegeben werden.“

„Die Muſen aller Art haben ſich, wie Du wirſt geſehen haben, auf alle Weiſe bemüht, das Feſt zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singſtücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht. Du wirſt ſie mit Vergnügen leſen.“

Einen ebenſo günſtigen Einfluß auf den fürſtlichen Vater hatte die Betrachtung ſeiner neuen Freuden und Pflichten. In einem Dankbriefe auf eins der vielen eingelaufenen Glückwünſchungsſchreiben ſagt er: „Sie haben Recht, wenn Sie ſich mit mir freuen: denn wenn je gute Anlagen in meinem Weſen waren, ſo konnte ſich, Verhältniſſe halber, bis jetzt kein ſicherer Punkt finden, wo ſie zu verbinden waren; nun aber iſt ein feſter Haken eingeſchlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich ſie ſo ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenſchaft ſagen ſoll: ed egli fu pittore. Wünſchen Sie mir Glück zu dieſem Vorhaben ꝛc.“ [C. Auguſt an Merck Nr. 95, 2. S.] 17. Febr.

Nach dem Eintritt dieſer Beruhigung geht, bei etwas gleichförmigerem Leben, ein Jedes ſeinem Geſchäft und ſeiner Neigung ungeſtört und ungehindert nach. Goethe verſieht ſeine Kammerpräſidentur; ſeine Finanzſachen gehen beſſer als er es vor einem Jahre dachte; er hat Glück und Gedeihen bei ſeiner Adminiſtration, hält aber auch auf das feſteſte über ſeine Pläne und Grundſätze. In den Mußeſtunden arbeitet er an ſeinem W. Meiſter, von dem er das erſte

19. Mai. Buch unter dem **19. Mai** an **Knebel** ſchickt, und iſt erfreut,
daß dieſer es ſo gut aufgenommen und ihm ſeine Gedanken
darüber ſagen mochte. Was jener daran lobe, habe er wenigſtens
zu erreichen geſucht, ſey aber leider weit hinter
ſeiner Idee zurückgeblieben. Er ſelbſt habe keinen Genuß
davon. Dieſe Schrift ſey weder in einer ruhigen Stimmung
geſchrieben, noch habe er nachher wieder einen Augenblick
gefunden, ſie im Ganzen zu überſehen, und ſelten ſey es,
daß ein Leſer ſagen könne, was ihm wohlgethan habe.

Inzwiſchen ſammelt er zu ſeinen Naturſtudien von
allen Orten und Enden ſowohl Mineralien als Thierſkelette
und Knochen, wie für ſeinen bildenden Kunſttrieb Kupfer
und Zeichnungen. Der Herzog ſelbſt unterſtützt ihn dabei
durch angekaufte Handzeichnungen, in dankbarer Anerkennung
ſeiner Verdienſte und zu Aufheiterung ſeines Ernſtes.
„Ich ſammle keine Handzeichnungen, — ſchreibt er
2. Juni. an Merck [Nr. **186**, S. **390**,], ſeinen Kunſt-Commiſſionär.
ſondern was ich behalte, iſt Alles zu Nutzen und Frommen
meines Herrn Cammerpräſidenten, dem man mit
ſo Etwas ein bischen Freude machen und ſeine Taciturnität
etwas entrunzeln kann. Einem Vogel wie ihm darf
man keinen gemeinen Hanf vorſetzen.“ — und ſpäterhin
18. Aug. [Nr. **189**, S. **397**.] ſchreibt er: „Auch treib' ich ihn ſoviel
ich kann auf Reiſen, da ſeine Geſundheit beſſer iſt als dieſen
Winter.“

28. Aug. Nach ſeinem Geburtstag (den 28. Aug.), „an welchem ſeine
Weimariſchen Freunde und Guten gar artig und lieb waren
und ihm viel Freundliches erzeigten,“ begiebt ſich denn G.
auch wirklich auf den Weg, zuförderſt nach Ilmenau, woſelbſt
er in wenig Tagen das herrliche Gedicht zum Geburtstag

des Herzogs (d. 3. Sept.) verfertigt; iſt am 7. des Nachts 7. Sept. auf dem Gickelhahn des Ilmenauer Forſtes, und ſchreibt an die Wand des einſamen Bretterhäuschens, worin er übernachtet, die nachſtehenden berühmten Verſe, die er das Glück hatte, nach achtundvierzig Jahren, an ſeinem zweiundachtzigſten Geburtstag den 28. Auguſt 1831 zu recognoſciren. [Zelt. Nr. 813.]

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh,
In allen Wipfeln
Spüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vögel ſchweigen im Walde,
Warte nur, balde
Ruheſt Du auch!

Hierauf ſetzt er ſeine Reiſe nach Göttingen und Caſſel fort, ſieht „dort die Gelehrten und hier den gelehrten Hof;" beſonders Sömmering, dem er bei Füllung einer aëroſtatiſchen Kugel behülflich iſt (*); desgleichen G. Forſter, dem er bei ſeiner im Frühjahr bevorſtehenden Abreiſe nach Wilna, wenn er über Weimar gehe, Logis bei ſich anbietet (**), und kehrt hierauf bereichert mit naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen und neuen Anſichten nach Weimar zurück.

Auf dieſer Reiſe hatte er den Sohn ſeiner wertheſten Freundin, der Frau von Stein, bei ſich, ein gar

---

(*) S. Sömmering's Br. an Merck Nr. 204.
(**) S. Forſter's Briefw. Nr. LXIV, S. 381.

gutes ſchönes Kind von zehn Jahren, der ihm viel gute Stunden machte und ſeine **Stille** und **Ernſt** erheiterte.

Die Thätigkeit, welche G. in den nächſten drei Mona-
ten bis zum Schluß des Jahres entwickelte, theils für ſich
allein, theils mit Andern zuſammen, iſt wiederum ſehr man-
14. Nov. nigfaltig und divergirend. Außer den mineralogiſchen Entde-
ckungen, worauf ihn ſeine **Paſſion** für dieſe Wiſſenſchaft bei
ſeiner Reiſe über den Harz geführt hatte, und die vorerſt
nur ihn intereſſirten, war Welt- und Naturgeſchichte das
was jetzt in der Weimariſchen Geſellſchaft, nach ſeinem Aus-
8. Dec. druck **raſ'te**. „Wir ſind jetzt ganz in Welt- und Naturge-
ſchichte, Reiſebeſchreibungen und was dahin gehört, ausge-
14. Nov. goſſen," ſchreibt er an **Knebel**, mit der Bitte, ihm einen
ausgeſuchten Homanniſchen **Atlas** der zur Zeit neueſten
Charten, desgleichen einen **Globus** mäßiger Größe aus
Nürnberg zu ſenden. Nun waren in dieſem Jahre auch
die arabiſchen Gedichte **Moallakát**, mit Text und engli-
ſcher Ueberſetzung von dem berühmten **Jones** erſchienen (*);
und ſo nahmen **Goethe**, **Herder** und **Seckendorf** ſich
vor, ſie in Geſellſchaft zu überſetzen.

G. lebte damals viel mit **Herder**, der eben an einer
Philoſophie der Geſchichte (Ideen zur Geſchichte der Menſch-
heit) von Grund aus neu ſchrieb, und las mit ihm zuſam-
men die erſten Capitel, die er köſtlich findet, wie er gegen
8. Dec. **Knebel** bemerkt.

(*) The Moallakát, or seven arabian Poems, which were suspended on the Temple at Mecca; with a Tranlation and Arguments. By **William Jones**, Esq. London: printed by **J. Nichols**, for P. Elmsly, in the Strand. MDCCLXXXIII. in gr. 4.

In ſeinem eigenen poetiſchen Intereſſe arbeitete G. an W. Meiſter, von dem er das vierte Buch an Knebeln noch vor Weihnachten ſendet, und für die gute Aufnahme, die es fand, gleich darauf dankend verſichert: „daß jede Bemerkung, beſonders von ſeinem Freunde, ihm lieb ſey;“ und hinzuſetzt: „Ich fahre nun fort und will ſehen, ob ich das Werkchen zu Ende ſchreibe. Alsdann aber wird es auf Zeit und Glück ankommen, ob ich es wieder im Ganzen überſehen, durchſehen und Alles ſchärfer und fühlbarer aneinanderrücken kann (*).“

Zu Ende des Jahres hatte ſich noch viel phyſiſche und politiſche crude Materie um ihn verſammelt, die nun durchgearbeitet war, und das neue Jahr bot ihm einen anmuthigern Anblick als noch keins.

Die zu jener Zeit in Frankreich aufgekommenen aëroſtatiſchen Verſuche (**) hatten auch in Deutſchland allgemeines Aufſehen und Theilnahme erregt, ja zur Nachahmung veranlaßt. [Z. Naturw. u. Morph. I, 4, 362.]

Schon Sömmering hatte dergleichen Verſuche angeſtellt [Br. an Merck Nr. 204, 1. Samml., S. 426.]; in Weimar war es der Bergrath und Apotheker Dr. Buchholz, ein mehrſeitig um Naturwiſſenſchaften verdienter

---

(*) Obſchon G. in Italien an den W. Meiſter gedacht, auch nach ſeiner Rückkehr ihn wieder vorgenommen hatte; ſo dauerte es wohl noch zwölf Jahre, bevor er wieder an die Um- und Ueberarbeitung deſſelben gehen konnte: wo er denn, auf Schiller's Erinnerung, bei einigen Stellen noch die Scheere wirken ließ, obgleich er das erſte Manuſcript faſt um ein Drittel verkürzt hatte. „Dergleichen Reſte der früheren Behandlung werde man nie ganz los:“ eine Bemerkung, die auf mehrere ſeiner Werke anzuwenden iſt. [Schill. Brfw. Nr. 77.]

(**) S. Joh. Georg Wilie's Br. an Merck Nr. 195, I. Samml.

nicht, wie ihm geſchehen ſey, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie einer, der noch etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut; endlich geſtand er mir auch mit Schüchternheit, was ſie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe ſie ihm vergönnet. Er brach zwey-dreymahl ab, und wiederhohlte die lebhafteſten Proteſtationen, daß er das nicht ſage, um ſie ſchlecht zu machen, wie er ſich ausdrückte, daß er ſie liebe und ſchätze, wie vorher, daß ſo etwas nicht über ſeinen Mund gekommen ſey, und daß er es mir nur ſage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unſinniger Menſch ſey — Und hier, mein Beſter, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anſtimmen werde: könnt' ich dir den Menſchen vorſtellen, wie er vor mir ſtand, wie er noch vor mir ſteht! Könnt' ich dir alles recht ſagen, damit du fühlteſt, wie ich an ſeinem Schickſale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schickſal kennſt, auch mich kennſt, ſo weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich beſonders zu dieſem Unglücklichen hinzieht.

Mann(*), der leicht und gern auf jede neue Entdeckung eingehend ſich auch mit dieſer befaßte, wiewohl anfangs nicht mit Gelingen [Wieland an Merck Nr. 101, 2. S.]. Goethe 27. Dec. ſchreibt daher an Knebeln: „Buchholz peinige vergebens die Lüfte, ſeine Kugeln wollten nicht ſteigen. Eine habe ſich einmal, gleichſam aus Bosheit, bis an die Decke erhoben und nun nicht wieder. Nun habe er in ſeinem Herzen beſchloſſen ſtill anzugehen und hoffe auf die Montgolfieriſche Art eine ungeheure Kugel gewiß in die Luft zu jagen. Freilich ſeyen viele Accidents zu befürchten und ſelbſt von den drei Verſuchen Montgolfier's ſey keiner vollkommen reuſſirt.“

(*) S. Zur Naturw. und Morph. I. Bd. 1. Heft S. XXI.

1784.

Das im vorigen Jahre umſichgreifende Intereſſe an wiſſenſchaftlicher Unterhaltung belebt auch im neuen Jahre die höhere Weimariſche Geſellſchaft.

Die Herzogin Amalie ſetzte ihr Studium der griechiſchen Sprache fort und las zuweilen mit Wieland den Ariſtophanes, namentlich deſſen Fröſche, mit großem Vergnügen, indem ſie leicht die Anwendung auf den Zuſtand der deutſchen Muſen zu machen wußte, und verzieh, als geiſtreiche freiſinnige Dame, dem Dichter um ſeines beißenden Witzes und ſeiner Grazie willen die übrigen Ungezogenheiten. [Br. an Kn. Nr. 10.] Dieſe hatten ja auch Madame Dacier nicht abgeſchreckt ihn zu leſen, ja was noch mehr iſt, in die Sprache der Höfe und der feinen Welt zu überſetzen.

Da nun auch eine ziemlich gute Schauſpieler-Truppe unter der Direction eines Wiener Entrepreneurs, Namens **Bellomo**, für die drei erſten Monate des Jahres engagirt worden war; ſo fehlte es auch nicht an theatraliſchem Vergnügen, ohne daß es die ſchönen Geiſter Weimars aus ihren Mitteln und auf ihr Riſico zu beſtreiten hatten. Hauptſächlich waren es Operetten, beſonders italiäniſche, die ſie nach deutſchen Ueberſetzungen (zum Beſten derer, die kein Welſch verſtehen) ſehr genießbar vortrugen (*).

So gewann denn auch G. von dieſer Seite an Muße für ſeine Naturſtudien, ohne daß ſeine Amtsgeſchäfte dadurch wären beeinträchtigt worden, in deren Bereich ſie vielmehr lagen.

3 Jan. Wenn demnach Wieland zu Anfange des Jahres an Merck ſchreibt: „Goethe ſchickt ſich überaus gut in das was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande l'honnête homme à la cour; leidet aber nur allzuſichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgeladen hat; und hinzuſetzt: Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er bei dem Allen-Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt. Seine Geſundheit ſchont er ſoviel wie möglich, auch hat er ſie ſehr vonnöthen. Im Uebrigen geht's wie es kann" ꝛc. — ſo ſtimmt, im Decbr. 1783. damit G's. eigenes briefliches Geſtändniß an ſeine Mutter nur inſoweit, als er von ſeiner Thätigkeit ſpricht; von ſeinem Leiden aber erwähnt er Nichts, tractirt es vielmehr als einen Klatſch von Weibern ausgegangen, ſodaß der gute Wieland nur das Echo, wennnicht gar der Urheber davon geweſen zu ſeyn ſcheint. — „Frau Betty (**) hat übrigens gegen alle Lebensart gehandelt, gegen alles mütterliche Gefühl,

---

(*) S. des Herzogs Br. an Knebel Nr. 17; desgl. der Herzogin Amalie an denſelben Nr. 10; u. Wieland's an Merck Nr. 101, 2. Samml.; u. G's. W. Bd. XXXI, 17.

(**) Wahrſcheinlich Fr. Jacobi's Gattin, die auf einen Klatſch von der C. Herder, dergleichen G's. Mutter in den Kopf geſetzt haben mochte.

daß ſie Ihnen mit einer ſolchen Klatſcherei nur einen Augenblick verderben konnte, als die Nachricht von mir iſt.“

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernſthaften Sachen ernſthaft wird, iſt auch natürlich, beſonders wenn man von Natur nachdenklich iſt und das Gute und Rechte in der Welt will. Laſſen Sie uns hübſch dieſes Jahr daher als Geſchenk annehmen, wie wir überhaupt unſer ganzes Leben anzuſehen haben, und jedes Jahr das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen.“

„Ich bin nach meiner Conſtitution wohl, kann meinen Sachen vorſtehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andre Lieblingsbeſchäftigung. Ich wüßte nicht mir einen beſſern Platz zu denken oder zu erſinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen iſt, wie es hinter den Bergen ausſieht.“

„Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie ſich an meinem Daſeyn jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen ſollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde, und einen guten Namen, und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſeyn, daß ich „nicht ganz ſterbe.“(*) Indeſſen leben Sie ruhig, vielleicht giebt uns das Schickſal noch ein anmuthiges Alter zuſammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.“

Das Ilmenauer Bergwerk, ſeit 1776 in Wiederaufnahme zu bringen verſucht, hatte guten Fortgang. Der neue Johannisſchacht ward zu Faſtnacht eröffnet, und G'n. machte 24. Febr.

(*) Non omnis moriar.

es viel Vergnügen, daß nach Ueberwindung ſo mannigfaltiger Hinderniſſe auch dieſes Unternehmen ſo weit gebracht war (*).

„Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut — ſchreibt
16. Febr. er an **Knebel** — und obgleich übrigens unſre Verhältniſſe allerlei Schwingungen unterworfen ſind; ſo ſteht doch das **Oeconomicum** auf einem guten Grunde, und das iſt die Hauptſache. Perſönlich bin ich glücklich. Die Geſchäfte, die Wiſſenſchaften, ein paar Freunde, — das iſt der ganze Kreis meines Daſeyns, in den ich mich klüglich verſchanzt habe.“

Von ſeinem praktiſchen Talent bei allgemeiner Noth und Gefahr die zweckmäßigſten Anſtalten zu treffen, wie wir es ſchon bei Feuersbrünſten geſehen haben, finden wir auch bei Waſſersnoth ein hochbeglaubigtes Zeugniß in einem
6. März. Briefe des Herzogs an **Merck**. [**Nr. 103.**]

„Die große Waſſersnoth, welche die arme Stadt (Jena) betroffen, nöthigte mich hierher zu gehen und Anſtalten zu machen, damit das Unglück nicht noch größer würde. Ein gewaltiger Eisſturz hat ſich in die hieſige Vorſtadt gedrungen, alle Häuſer und Gaſſen derſelben 2—3 Ellen hoch damit angefüllt, Gärten und Wohnungen ruinirt. Geſtern iſt endlich durch warme Witterung und unglaublich fleißige Arbeit das Eis gelüftet und gebrochen worden. Der Eis-

---

(*) S. ſeine Rede bei Eröffnung des neuen Bergbau's zu Ilmenau am 24. Februar 1784. Zuerſt im Deutſchen Muſeum von 1785, im 1. Bd.; jetzt in der letzten A. l. H. II, ii, 634. „Leider machte nach 11 Jahren ein bedeutender Stollenbruch dem dortigen Bergbau den Garaus, und G. ſah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf ſoviel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in ſich ſelbſt erſtickt und begraben.“ [Bd. XXXI, S. 43.]

ſtoß, welcher auf ¾ Stunden Weges lang war, ging auf einmal los und die ganze Saale iſt wieder in ihren Ufern. Während dieſer Waſſersnoth brannte ein Dorf ab, in welchem 6 Menſchen das Leben einbüßten. Im Waſſer iſt bei uns Niemand umgekommen" — „Goethe hat ſich bei der hieſigen Gefahr ſehr brav gehalten und die beſten Anſtalten getroffen. Hier im Schloßhof hat das Waſſer 8 Ellen hoch geſtanden, ich fürchtete immer mein großer Elephantenkopf(*) möchte bei dieſer Gelegenheit flott werden" ꝛc.

Im Anfange des Mai beſchäftigten G'n. die Anſtalten, das Verſchwemmte wiederherzuſtellen, und den ganzen Juni hatte er dem Eiſenacher Ausſchußtag zu widmen.

Eine mineralogiſche Reiſe, die er ins Fichtelgebirge vorhatte, und wobei er ſich mit Knebeln zu begegnen hoffte, konnte daher nicht zu Stande kommen; dagegen unternahm er ſpäter nochmals einen Ausflug auf den Harz und hatte dießmal den geſchickten Künſtler Kraus zum Begleiter, der ihm alle Felsarten, nicht maleriſch, ſondern wie ſie dem Mineralogen intereſſant ſind, nach einer geheimen wiſſenſchaftlichen Regel charakteriſtiſch zeichnete (**).

Dieſe Sammlung der ſchönſten Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide, meiſt in Großfolioblättern, die G. zu vermehren und auf andere Vorkommenheiten zu erweitern vorhatte, befindet ſich noch wohlerhalten und ſehenswürdig in ſeinen nachgelaſſenen Portefeuillen. Das Verzeichniß derſelben giebt G. in den Heften zur Naturw. u. Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 168.

(*) S. Zur Naturw. u. Morph. Bd. I, Heft 2, S. 222; oder Werke Bd. LV, 158.

(**) S. G. an Merck Nr. 110, 2. Samml.; desgl. Zur Naturw. und Morphol. Bd. II, Heft 2, S. 166; u. Werke Bd. XXXI, 73.

Bei ſeiner Rückkehr im September erwartete ihn ein Beſuch ſeines Freundes Fr. Jacobi, der für ihn, wie für Herder und Wieland gleich genußreich werden ſollte. Die alte Freundſchaft erneute und befeſtigte ſich, und man ſchied 29. Sept. in gegenſeitig beſtem Vernehmen(*) Jacobi ſchickt ihm hierauf alle Werke des Hemſterhuis, die ihn ſehr freuten. Nun las er auch die Ethik des Spinoza, fühlte ſich ihm ſehr nahe, obgleich deſſen Geiſt viel tiefer und reiner ſey als 11. Nov. der ſeinige. [**Br. an Kn. den 11. Nov.**]

Nachdem G. im letzten Viertel des Jahres ſein oſteologiſches Specimen über das **os intermaxillare**(**) geendigt und durch Hofrath Loder eine Ueberſetzung ins Lateiniſche im Nov. hatte veranſtalten laſſen(***), theilt er den Aufſatz zuvörderſt ſeinem Freunde Knebel mit und ſpricht gegen dieſen ſowohl Abſicht als Reſultat deſſelben noch beſonders aus.

„Ich habe mich enthalten das Reſultat, worauf bereits Herder in ſeinen Ideen deutet, ſchon jetzt merken zu laſſen, daß man nämlich den Unterſchied des Menſchen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr iſt der Menſch aufs nächſte mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinſtim-

---

(*) S. Herder's Br. an Knebel Nr. 1 und 2; Wieland an Merck Nr. 212, S. 436, 2. Samml.; Jacobi's Briefw. Nr. 137; Forſter's Briefw. Nr. XLVI.

(**) S. Zur Naturw. und Morphol. II, 1, 226; oder Werke Bd. LV, S. 135 ff.

„Dem Menſchen wie den Thieren iſt ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben."

(***) Er unternahm ſie nicht ſelbſt, vermuthlich „weil er nicht die pedantiſche Poſitionen ausbauen wollte, auf einem Inſtrumente Solo zu ſpielen, das er in zwei Jahren nicht in die Hand genommen hatte", wie er an Lavater ſchreibt [Nr. 22, S. 80] mit Bezug auf ſeine lateiniſche Disputation in Straßburg. [XXVI, S. 12. 13.]

mung des Ganzen macht ein jedes Geſchöpf zu dem was es iſt, und der Menſch iſt Menſch ſogut durch die Geſtalt und Natur ſeiner obern Kinnlade, als durch Geſtalt und Natur des letzten Gliedes ſeiner kleinen Zehe, Menſch. Und ſo iſt jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen ſtudiren muß, ſonſt iſt jedes Einzelne ein todter Buchſtabe. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt die kleine Schrift geſchrieben, und das iſt eigentlich das Intereſſe, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, ſo würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun; und ohne Studium der Schriftſteller, die in dieſen Fächern gearbeitet haben, läßt ſich auch Nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schickſal quiescirt oder jubilirt"(*).

Auch Herdern lieſt er die Abhandlung vor, der ſie ſehr einfach und ſchön findet und zu G's Lobe hinzuſetzt: „Der Menſch geht auf dem wahren Naturwege" [Br. an Knebel Nr. 3, S. 236. 237]; wie er ihm auch das ſchöne Zeugniß giebt: „Er trage ſeinen Kopf und ſein Herz immer auf der rechten Stelle und ſey in jedem Schritte ſeines Lebens ein Mann!" [Br. an Knebel Nr. 6.].

G. lebte um dieſe Zeit viel mit Herder, und trieb ſich, wie er ſagt, mit ihm durch Disputiren in ſeinen Naturanſichten immer weiter(**). Er und Frau von Stein waren ihm von dem größten Werthe und die Einzigen hie-

---

(*) Das Letztere geſchah auch im Jahr 1825. Vergl. III, 296.

(**) S. Zur Naturw. u. Morphol. 1. Bd., 1. Heft, S. XIV.

ſigen Capitale, von denen er Intereſſe ziehe. Letztere hatte nach und nach ſeine Mutter, Schweſter und Geliebte geerbt, und es hatte ſich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur ſind. [Br. an **Lavater** Nr. 27.]

Nun wurde auch eine calligraphiſche Abſchrift an Merck zur Beförderung an **Peter Camper**(*) und vorhergehender 19. Dec. Mittheilung an **Sömmering** den **19.** December **1784** abgeſendet.

Sömmering's Urtheil darüber [Br. an **Merck** Nr. 214] war von der Art, wie man es von einem Fachgelehrten erwarten konnte, und wie es G. vorausſah. [Br. an **Merck** Nr. 217.] Anfangs will er es G'n. ausreden [G. an **Merck** Nr. 215]; gegen **Merck** aber kommt er mit der ächtdeutſchen Ausflucht, einem Früheren die Ehre einer Entdeckung zuzuſchanzen, wenn man ſelbſt keinen Anſpruch darauf machen kann, daß er ſagt „Die **Hauptidee** habe ſchon Blumenbach ꝛc. im Uebrigen ſehe die tabula terminorum ein wenig ſchulfüchſig aus, und habe G'n. Schwierigkeiten gekoſtet.“ [S. an **Merck** Nr. 214.] Goethe, der ſeine Deutſchen kannte, zweifelt daher mit Recht, daß **Sömmering** ſich ergeben werde: „Einem Gelehrten von Profeſſion, fährt er fort, traue ich zu, daß er ſeine fünf Sinne abläugnet(**). Es

---

(*) **Camper** ſelbſt findet es ein Manuscrit très élégant, admirablement bien écrit, c'est-à-dire, d'une main admirable. [Br. an **Merck** Nr. 231.] Es war die ſchöne Handſchrift des geheimen Kanzlei-Secretairs **Vogel**, deſſen graphiſche Beihülfe G. jederzeit, ſeiner Gewohnheit nach, mit rühmendem Dank erwähnt. [XXVII, 25. XXX, 51.]

(**) Eine Wahrheit, die ſich beſonders in der Geſchichte der Farbenlehre, an der Newtoniſchen Theorie und ihrer Tradition, nur allzuſehr beſtätigt. Von dieſem Abläugnen des Sinnenzeugniſſes giebt G. ein Beiſpiel in dem Gedicht: „**Dem Weißmacher**“ überſchrieben. [A. in B. I. S. 137.] Einen gleichen Fall habe auch ich erlebt.

iſt ihnen ſelten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, ſondern um das was man davon geſagt hat"(*). [G. an Merck Nr. 217.] Jedoch änderte Sömmering in der Folge ſeine Anſicht, und nannte, in ſeiner Knochenlehre, den Verſuch G's. ſinnreich und die öffentliche Bekanntmachung verdienend. [LV, 169; coll. I., 169.]

Wie Camper die Schrift mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, ſich freundlich erwies, aber nach wie vor verſicherte: der Menſch habe kein os intermaxillare, erſieht man aus deſſen Briefen an Merck [Nr. 231, 232] und G's. Relation. [LV, 163 ff.]

Uebrigens hatte G. doch die Freude, daß auch Andere ſich zu den Naturſtudien wendeten, z. B. der alte Semmler. „Er hat angefangen — ſchreibt er an Knebel — 6. Dec. eine Nachleſe zur Bonnet'ſchen Inſectologie herauszugeben und iſt derſelbe, wie er ſich in ſeinen ältern Schriften gezeigt hat. Bei der offenbaren Nichtigkeit ſovieler andern Dinge(**) und der Wahrheit und Wichtigkeit der ſich ewiggleichen Natur nimmt mich's nicht Wunder. Ich hoffe noch auf mehr

---

(*) D. h. geſchrieben hat: denn auf das Schreiben kommt es den Deutſchen nur an: eine andere Würdigung des Menſchen als die nach ſeiner Schreibfertigkeit ſcheinen ſie nicht zu kennen. Daher ihre erſte Frage: „ob einer was geſchrieben habe?" Daher der Jammer, daß G. in 30 Bänden nicht eine Zeile für die Deutſche Freiheit geſchrieben habe! Und iſt erſt Etwas geſchrieben da, „ſo geht ſie's nichts mehr an!" wie den König Ahasverus, wenn er etwas beſchloſſen hat. [Bd. XIII, S. 28.]

(**) Z. B. den metaphyſiſchen und theologiſchen Leptologemen, die wirklich als eine geiſtige Remora, als ein moraliſcher Hemmſchuh, den Fortgang einer allſeitigen Cultur zu einer wahren Humanität retardiren, die ſelbſt durch die ſogenannten Humaniora nicht mehr befördert wird.

Da ich das Blatt wieder durchleſe, ſeh' ich, daß ich das Ende der Geſchichte zu erzählen vergeſſen habe, das ſich aber leicht hinzu denken läßt. Sie erwehrte ſich ſein; ihr Bruder kam dazu, der ihn ſchon lange gehaßt, der ihn ſchon lange aus dem Hauſe gewünſcht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schweſter werde ſeinen Kindern die Erbſchaft entgehn, die ihnen jetzt, da ſie kinderlos iſt, ſchöne Hoffnungen gibt; dieſer habe ihn gleich zum Hauſe hinausgeſtoßen, und einen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzo habe ſie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, ſage man, ſey ſie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, ſie werde ihn heirathen, aber er ſey feſt entſchloſſen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, iſt nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl ſagen, ſchwach, ſchwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unſern hergebrachten ſittlichen Worten vorgetragen habe.

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft, iſt alſo keine dichteriſche Enfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer größten Reinheit unter der Claſſe von Menſchen, die wir ungebildet, Proſelyten"; eine Hoffnung, die ſeit jener Zeit ſo über alle Maßen eingetroffen iſt, daß bereits eine ganze, große, zahlreiche Eccleſia von Naturforſchern, ſo Clerikern als Laien, ſich über die Welt verbreitet und dieſes Studium nicht wenig der zeitherigen Schriftgelehrſamkeit Abbruch thut, und zwar in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens. Man will nirgends mehr das abſtracte Wort, ſondern die ſichtliche, concrete That; nicht die Meinung, ſondern die Erſcheinung; nicht das Raiſonnement, ſondern das Factum.

„Es freut mich — fährt G. fort — daß von fremden Orten her etwas Menſchliches gekommen iſt und wünſche Dir immer mehr Luſt und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge."

„Wie es vor alten Zeiten, da die Menſchen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten, und ſie aufs Geiſtige aufmerkſam zu machen: ſo iſt's jetzt eine größere, ſie nach der Erde zurückzuführen und die Elaſticität ihrer angefeſſelten Ballone ein Weniges zu vermindern."

Die letzte Bemerkung, ſo wahr an ſich und ſo glücklich realiſirt, wie das nunmehr ausgebreitetſte Naturſtudium bezeugt, iſt auch in dem Betracht denkwürdig, als ſie eine vierfünfzigjährige Prolepſe oder Anticipazion einer Maxime iſt, welche das junge Deutſchland in Bezug auf die Emancipation des Fleiſches, faſt mit denſelben Worten, ausſprach; die man aber doch nicht, wenn wieder einmal von gleichlautenden Bemerkungen verſchiedener Geiſter die Rede iſt, und dieſe angeführt werden ſollten, z. B. daß die Natur allein republicaniſchen Sinn habe [Bd. LIV. 255], für ein Plagium Goethe's, begangen an Laube oder Heine, ausgeben und telegraphiren wird! Denn die beaux esprits se rencontrent! oder haben zum Wenigſten miteinander ein rencontre.

Was aber G'n. vor Allem und am meiſten freuen mußte, umſomehr als er es noch nicht erwartete, war, daß auch der Herzog auf einmal an den Naturwiſſenſchaften einen nicht nur gefühlten, ſondern auch gedachten Antheil zu nehmen in einer langen Abweſenheit Anlaß gefunden hatte. Goethe begriff zwar nicht, wie der Fürſt auf ſeiner Reiſe vom Geiſte der Naturlehre überfallen worden, da ihm deſſen Organe am wenigſten vorbereitet ſchienen, dieſes Wehen zu vernehmen.

8. Dec. Unterdeſſen es war ſo; ein Brief des Herzogs an Knebel [Nr. 19.] erweiſt es auf das Klarſte, und G. ſelber hatte es früher geweiſſagt, wenn er ſingt:

„Gewiß, Ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft" ꝛc. [II, 250.]

Da die erwachte Neigung für die Naturwiſſenſchaften nicht nur in dem Leben des Fürſten Epoche macht, indem ſie von Jahr zu Jahr zunahm, ſich immer weiter ausbreitete, und zuletzt in ſo herrliche Anlagen und Anſtalten zum allgemeinen Beſten entfaltete (*); ſondern auch überhaupt in der Culturgeſchichte ein Phänomen iſt, wodurch das allgemeiner gefühlte Bedürfniß nach einem anſchaulichern, practiſcheren, ſolideren, die ſämmtlichen Kräfte des Menſchen mehr erweckenden und beſchäftigenden Wiſſen, als das zeit-

---

(*) S. G's. „Schema zu einem Aufſatz, die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen", in: Zur Morph. und Naturw. Bd. 1, Heft 1, S. 322.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06893/237

bezeigt traditionelle hiſtoriſche, unwiderlegbar beurkundet wird: ſo verdient die Anſicht dieſes ſowohl für ſeine Zeit wie für alle nachfolgenden als muſterhaft daſtehenden Regenten, der Nichts für ſich allein beſitzen, Nichts für ſich allein genießen konnte, ſondern durchaus auch Andre daran Theil nehmen ließ, zu ſeinem Ruhme als eines der erſten Gönner, Beförderer und Beſchützer der Naturwiſſenſchaften in Deutſchland, der Welt allgemeiner bekannt zu werden.

Nachdem der Fürſt von der traurigen Einförmigkeit des Lebens der meiſten Menſchen geſprochen, denen einzig die Operationen der Erhaltung und Fortpflanzung Zweck zu ſeyn ſcheine; und wie das Schickſal ſelbſt einen Ekel gegen dieſe Einförmigkeit möge bekommen haben, ſodaß es deshalb Wiſſenſchaften, zu welchen ſich ſonſt nur die höchſten Geiſter wagten, — er meine beſonders die Naturkenntniß — gemeiner werden laſſe und viele Leute inſpirire dieſem Studium zu folgen, welche ſonſt auch nur zur Erhaltung und Fortpflanzung ſich erhalten und fortgepflanzt hätten, ſetzt er aus wahrer und kräftiger Ueberzeugung hinzu:

„Die Naturwiſſenſchaft iſt ſo menſchlich, ſo wahr, daß ich Jedem Glück wünſche, der ſich ihr auch nur etwas ergiebt. Sie fängt an leicht zu werden, ſodaß auch gern trägere Menſchen ſich eher dazu einladen laſſen; ſie iſt ſo leicht wahr zu behandeln, daß ſie den Geſchmack zum Unwahren überwiegen kann; ſie beweiſt und lehrt ſo bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollſte, das Zauberhafteſte ſo ordentlich, einfach, öffentlich, unmagiſch zugeht; ſie muß doch endlich die armen unwiſſenden Menſchen von dem Durſt nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da ſie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen ſo nahe, ſo deutlich, ſo unaußerordentlich, ſo beſtimmt wahr iſt.“

„Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen beſtimmten Wege leite, den uns der Naturforſcher ſo natürlich vorſchreibt.“

1785.

Nach des Herzogs vielerſehnter im Anfang des Jahres endlich erfolgter Rückkehr von einer langen Abweſenheit an den rheiniſchen Höfen. [Br. an Merck Nr. 212.], iſt in den Cameraliſtiſchen Geſchäften zuerſt von Zerſchlagung der Güter die Rede, einer Sache, die im Heſſiſchen längſt etwas Gemeines war und wozu der Herzog, wahrſcheinlich durch ſeinen Aufenthalt in Darmſtadt, nur eine neue Anregung bekam: denn bereits den 31. Januar 1780 hatte er ſich bei Merck [Nr. 97.] nach den Vortheilen derſelben erkundigt. 13. März G. erholte ſich deshalb Raths bei Merck [Nr. 215.] und wünſchte ſich einen Aufſatz von den Grundſätzen und der Art die Sachen zu behandeln, und was man nach mehrerer Erfahrung für das Beſte halte? Man habe hier (in Weimar) ziemlich vorgearbeitet, nun möchte er noch von Erfahrenen etwas hören. Er erkundigt ſich nach dem Cammerrath Martin, einem vorzüglich practiſchen Cameraliſten, der ſich durch mehrere landwirthſchaftliche Verbeſſerungen verdient machte, und will ihn durch einen jungen Cameraliſten, der ihn perſönlich kennt, darum begrüßen laſſen. Er ſchickte auch den Cammerconſulenten Schwabhäuſer dahin ab, um das Zerſchlagungsweſen in der Nähe zu beſehen, und bat Mercken, ihm förderlich zu ſeyn, „damit er Acten und alles Nöthige zu Augen und Naſen kriege.“ Man wollte den Anfang mit einem ſehr anſehnlichen Gute machen, und wünſchte daher, daß der erſte Verſuch zum Beſten ausfiele.

Bei dieſen Amtsgeſchäften hatte die Poeſie indeſſen nicht ganz geruht, wie wir an der fertigen und angefangenen Operette geſehen haben. Aber auch an einem großen epiſchen Gedichte hatte G. gearbeitet und bis in den März dieſes Jahres 48 Stanzen geſchrieben, mußte aber, durch den Drang der Umſtände genöthigt, aufhören. Dieſe Stanzen bilden das ſchöne Fragment, bekannt unter dem Namen: „die Geheimniſſe,“ [Bd. XIII. 175. ff.], über deren Sinn und Abſicht er ſich [XLV, 327.] erklärt, wonach es, ſeiner eigenen Bemerkung zufolge, freilich noch ſehr im Vorhofe verweilt. Es bleibt daher ewig zu bedauern, daß dieſes in Stoff, Form und Technik gleich ausgezeichnete Gedicht damals nicht vollendet werden konnte. Es ward von der Zeit überholt und hätte nachher, auch bei vollkommener Muße, nicht in der erſten unſchuldigen Anſicht ausgeführt werden mögen.

Was nun G's. wiſſenſchaftliche Beſtrebungen anbelangt, ſo iſt bisher nur immer von geologiſchen, mineralogiſchen und oſteologiſchen Studien die Rede geweſen, aber noch nicht von botaniſchen, obgleich er ſie im Stillen ſeit längerer Zeit getrieben hatte(*). Nun aber kommen auch dieſe zum Vorſchein.

(*) S. „Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums“ in: Zur Morph. und Naturw. 1. Bd. 1. Heft. S. XX.

„Er habe noch in andern Wiſſenſchaften, z. B. in der Botanik, gar hübſche Entdeckungen und Combinationen gemacht, die Manches berichtigen und aufklären, wiſſe aber auch noch nicht recht, womit hin,“ ſchreibt er an Merck
8. Nov. [Nr. 217.] und gleichzeitig an Knebel: „Er möge am liebſten ſeine freien Augenblicke zu dieſen Betrachtungen wenden. Die Conſequenz der Natur tröſte ſchön über die Inconſequenz der Menſchen.“ Und ſo hatte er lange ſchon die Materie vom Samen durchdacht, ſoweit ſeine Erfahrungen reichten, und empfand jetzt nur das Verlangen, einige davon handelnde Werke ältere wie neuere darüber nachzuleſen, als den Joseph. de Aromatariis, die Linneiſche Dissert. de seminibus muscorum und was Neueres über dieſe Materie in Büttner's Bibliothek vorhanden wäre. Er fühlte und geſtand es auch, daß er bei dieſen wiſſenſchaftlichen Forſchungen der Bücher bedürfe, nur erlaube ſeine Lage ihm nicht, ein folgerechtes Studium derſelben vorzunehmen.

Unterdeſſen war das Frühjahr herangekommen, die um dieſe Zeit fallende jährliche Geſchäftsreiſe führte G. nach Ilmenau, er lud auch Knebeln dazu ein und ſie wollten nach Pfingſten (d. 15. Mai) diesmal den Saalgrund hinauf ihre mineralogiſchen Beobachtungen anſtellen, da G. den Ilmgrund bereits ſo ſatt war, daß er nicht mehr daran denken mochte. An dieſe Reiſe ſchloß ſich eine zweite und zwar die vor'm Jahre ſchon projectirte Reiſe ins Fichtelgebirge.
23. Juni Sie ward den 23. Juni von Jena aus unternommen, und Knebel beſchreibt ſie in ſeinem liter. Nachlaß Bd. III. S. 374—384.

Auf dieſer Reiſe war es, wo Goethe eine ihm faſt verargte Empfindlichkeit gegen Tabaksrauch zeigte, die diesmal ſich in einem ſtarken Fieberanfall äußerte, ſodaß er mehrere Tage zu ſeiner Wiederherſtellung brauchte.

Sie nahmen hierauf ihren Weg ins Fichtelgebirge, beſtiegen die bedeutendſten Höhen deſſelben, tranken aus der Quelle des Mains, und ſetzten ſodann ihre Reiſe nach 5. Juli. Carlsbad fort, wo ſie den 5. Juli ankamen. Hier fanden ſie bereits die Herzogin Louiſe, Herders, Frau von Stein, Gräfin Bernsdorf und Bode nebſt anderer Geſellſchaft aus Weimar vor, das in dieſem Augenblick ziemlich verwaiſ't war, indem auch der Herzog ſich wieder auf Reiſen befand, und nur die Herzogin Amalie zurückgeblieben, mit ihren Getreuen: Fräulein v. Göchhauſen, Wieland, v. Einſiedel und Oeſer ſich in Tiefurt zu unterhalten ſuchte; [Br. an Merck Nr. 222.; it. 227.].

Knebel verließ Carlsbad früher, um noch eine Excurſion nach Baiern und Tyrol vorzunehmen, worüber er ſehr intereſſante, Natur und Menſchen betreffende Berichte, ſo an die fürſtlichen Perſonen, den Herzog, die Herzogin Amalie, wie an Goethen gelangen ließ, die ſämmtlich ihn höchlich darüber belobten (*).

G'n. waren beſonders die mineralogiſchen Bemerkungen durch Tyrol von Werth, und er gab Knebeln das Zeugniß, daß er auf dem rechten Wege ſey. „Du ſiehſt wie nothwendig jene erſten großen Begriffe ſind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenſtände der Natur und Cultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Menſch iſt mit ſeinem Wohnort ſo nahe

---

(*) S. Brief des Herzogs an Knebel Nr. 22.; it. der Herzogin Amalie Nr. 12.

verwandt, daß die Betrachtung über dieſen auch uns über den Bewohner aufklären muß.“

G. war länger in Carlsbad geblieben und hatte die ſämmtliche Geſellſchaft noch überlebt; er beſuchte noch Joachimsthal, Johann Georgenſtadt, Schneeberg u. a. O. und kam mit mineralogiſcher Beute, übrigens geſund und wohl, nach Weimar.

Obgleich wieder durch Amtsgeſchäfte gebunden, fühlte er doch die heilſame Wirkung des Bades und ſein Gemüth viel freier; er konnte mehr thun und las auch noch Viel neben ſeinen Arbeiten, z. B. Necker und ſeine Antagoniſten.

Auch hatte er das Vergnügen, die Fürſtin Gallitzin und ihre Begleiter von Fürſtenberg, Hemſterhuis und Sprickmann, in Weimar zu begrüßen.

An Wilhelm Meiſter war er ſachte fortgefahren und war mit dem 6. Buch im November zu Stande gekommen. Er las es Herders, der Frau von Stein und der Frau von Imhof vor und war glücklich viel Beifall zu erhalten. Wenn nicht Knebel gefehlt hätte, meinte er, wäre ſein kleines Publikum vollkommen geweſen. In günſtigen Muſeſtunden hatte G. ſchon im vorigen Jahre (1784) noch eine Operette Scherz, Liſt und Rache geſchrieben und an ſeinen Jugendfreund Chriſtoph Kayſer nach Zürich geſendet, weil er aus deſſen Briefen, die er ihm auf einer muſikaliſchen Reiſe durch Italien ſchrieb, gemerkt hatte, daß er den Geiſt der komiſchen Oper wohl gefaßt habe. Nun fand dieſer auch an der Goethiſchen Arbeit eine Art von italiäniſcher Geſtalt und wollte ſie componiren. Darüber knüpften ſich lange briefliche Unterhandlungen an, deren Bekanntdie wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute ſtill, indem ich das hinſchreibe; du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und ſudele, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabey, daß es auch die Geſchichte deines Freundes iſt. Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehn, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich faſt nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann auf's Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: Beſter, Liebſter, komme ſo bald du kannſt, ich erwarte dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſo bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt, rief ich aus, machung nicht allein G's. muſikaliſche Einſichten (*) in Evidenz ſetzen, ſondern auch zur Geſchichte der deutſchen Oper und deren unſchuldigen Anfängen nicht unwichtige Notizen geben würde. Die Verhandlungen dauerten das ganze Jahr hindurch und am Schluſſe deſſelben hatte G. bereits zwei Acte in Händen. Sie fanden bei den Proben den größten Beifall aller Muſikverſtändigen, namentlich Herder's, auch Wieland's (**); das Ganze aber konnte nicht zu Stande kommen, aus Urſachen die ſowohl in der dichteriſchen Anlage und Oeconomie des Stücks, wie in der muſikaliſchen Behandlung des Tonſetzers lagen, und ohne eine völlige Umarbeitung nicht zu beſeitigen waren.

Wie G. auf dieſe Compoſition gekommen, wie auch über die Urſachen ihres Mißlingens, erklärt er ſich einige Jahre ſpäter in ſeiner italiäniſchen Reiſe [XXIX, 148.], und noch zuletzt in ſeinen Tag- und Jahresheften [XXXI, 8. u. f.]. Damals aber hatte G. noch einigen Glauben an die Möglichkeit, und wünſchte die Operette irgendwo unterzubringen, um dem jungen Künſtler „ein Stück Geld zu verſchaffen und ihn der deutſchen Welt bekannt zu machen.“ Er wendete ſich deshalb an Knebel, der ſich damals in

---

(*) Die man unlängſt mit etwas „grobem Selbſtempfinden“ ihm abſprach, ohnerachtet er ſie ſchon in der Art, wie er den Vortrag ſeiner Lieder dem Schauſpieler und Sänger Ehlers einſtudirte, bewieſen hatte. [Bd. XXXI, 91. f.]

(**) „Ueber Ihren zweiten Act iſt nur Eine Stimme; man wünſcht nichts Anderes und nichts Beſſeres. Möchten Sie hören, was Herder darüber ſagt, der mir unter allen nahen Muſikfreunden der wertheſte und zuverläſſigſte iſt. Auch verſchaffe ich Ihnen ſeine Gedanken ſchriftlich, wenn er erſt das Ganze gehört hat. Er kann Ihnen mehr ſagen als ich, er iſt eine muſikaliſchere Natur als ich.“

Baiern aufhielt, und bat ihn um genauere Nachricht von München, ſeinem Theater, deſſen Entrepreneur, der dortigen Operette, dem Geſchmack des Publikums u. ſ. w. Der Brief iſt zu ſprechend für G's. thätig-freundſchaftliche Geſinnungen, als daß er nicht, ſchon um manches Vorurtheil dagegen niederzuſchlagen, bekannt gemacht werden ſollte.

„Meine Sache iſt dieſe, die ich Dir ans Herz lege, überdenke ſie und ſchreibe mir Deine Gedanken."

„Kayſer in Zürich hat mich von Jugend auf intereſſirt. Sein ſtilles zurückhaltendes Weſen hat mich gehindert, ihn früher in die Welt zu bringen, das, wie ich nunmehr ſehe, ſehr glücklich war. Ich merkte aus ſeinen Briefen, die er auf ſeiner italiäniſchen Reiſe ſchrieb, daß er den Geiſt der komiſchen Oper wohl gefaßt hatte. Ich machte das bekannte Stück und er iſt nun darüber. Zwei Acte habe ich und es wird gewiß alles Beifalls werth. Nun iſt leider das deutſche lyriſche Theater überall erbärmlich. Wer ſingen und ſpielen kann, zieht ſich zum italiäniſchen, und das mit Recht. Du glaubſt ſelbſt, es ſey in München für unſer Stück Nichts zu thun; das ſchadet aber im Grunde Nichts, man kann ein anderes machen (*).

Was ſagſt Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München ſchicken; er ſollte dort vor Kennern und Liebhabern, nur in Conzerten, einzelne Arien ohne Prätenſion produciren; da er ſelbſt ein trefflicher

---

(*) G. hatte auch bereits ein anderes angefangen, wiewohl er nachher auch glaubte, daß dieſes Singſpiel nicht für München ſeyn würde.

„Er dachte ſich dergleichen, beſonders wenn er zu Pferde Tagereiſen zu machen und nichts Klügeres zu denken hatte, unterwegs aus."

Clavierſpieler iſt, ſich hören laſſen, ohne den Virtuoſen zu machen, ohne ſich bezahlen zu laſſen; ſolle ſich empfehlen, den Geſchmack des Publikums ſtudiren, mir ſeine Gedanken ſchreiben und ich könnte ihm alsdann, wenn ich beſonders durch Deine Bemerkungen, was Dort gefällt, was von Ernſt und Scherz am meiſten Effect macht, genugſam unterrichtet wäre, ein Stück machen das gewiß wirken ſollte. Ueberdenke es und laß es mit Endzweck Deines dortigen Bleibens ſeyn. Ich communicire Dir meinen Plan, leſe Dir das Stück und Du mußt in die Seele des Münchner Publikums votiren. Ein Aehnliches habe ich auf Wien mit ihm vor; er kann und wird ſich pouſſiren. Du thuſt mir einen weſentlichen Dienſt, wenn Du ihm Freunde vorbereiteſt und Dich um die Verhältniſſe des Virtuoſenweſens erkundigſt, damit er in ein bekannt Land komme. — Dies iſt's, was mir jetzo ſehr am Herzen liegt, hilf mir es ausführen!“ (*)

(*) Man erinnere ſich des obigen ähnlichen Bittwunſches an Lavater wegen Ausführung eines Monuments zum Andenken der Schweizerreiſe für den Herzog. Nun wird man doch glauben, daß G. ein aufmerkſamer und thätiger Freund ſeiner Freunde geweſen, wenn auch nicht alle Blütenträume reiften!

1786.

„Was es mit ihm in dieſem Jahre werden würde“, wußte G. am Schluß des vorigen ſeinem Freunde Knebel noch nicht zu ſagen. „Großen und weiten Ausſichten mochte er den Blick nicht zuwenden; doch ins Carlsbad gehe er auf jeden Fall: er ſey dieſer Quelle eine ganz andere Exiſtenz ſchuldig. Uebrigens ſey er fleißig, ſeine Geſchäfte gingen ihren Gang, ſie bildeten ihn, indem er ſie bilde.“ — Ganz wie es ihm mit der Entwicklung natürlicher Phänomene und mit Gedichten erging, „daß Er nicht ſie, ſondern ſie ihn machten.“ [XXX. 32.]

So ahndete denn G. nicht, daß dieſes Jahr für ihn das wichtigſte, das einflußreichſte auf ſein ganzes übrige Leben werden ſollte [XXVII, 241.], daß eine neue Epoche damit für ihn beginnen, daß er es einſt das Jahr ſeiner Wiedergeburt nennen würde — durch die Reiſe nach Italien.

Die Nothwendigkeit derſelben, die Zeitangemeſſenheit, die günſtige Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand, wie auf die Ausbildung aller ſeiner Anlagen, erhellt zwar hinreichend aus ſeiner umſtändlichen Beſchreibung, indeß dürften einige Vorbemerkungen als einleitende nicht überflüſſig ſeyn.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht bereits genugſam hervor, daß G's. anfängliches Leben in Weimar ein höchſt mannigfach beſchäftigtes und bewegtes war, daß nicht nur ſeine Geiſteskräfte in mehrſeitigen Anſpruch genommen wurden, ſondern auch ſeine Gemüthskräfte; daß, den Einfluß von Clima und Lebensweiſe nicht gerechnet, ſchon der Conflict der häuslichen und geſelligen Exiſtenz, der öffentlichen und privaten, einen Wechſel von Steigen und Fallen unterhielt, der auf Stimmung und Humor, auf Heiterkeit und Unmuth barometriſch einwirkte.

Da zu jedem Geſchäft, ja zu jedem nur mehr als mechaniſchen Thun ein Wiſſen gehört, dieſes aber in einer Zeit, wo es noch nicht wie jetzt, durch Tinte und Druckerſchwärze zu Papier und Buch gebracht, aus allen Officinen und Bibliotheken hervordringt — dergeſtalt, daß nunmehr der Geiſt von der literariſchen Fluth eher ertränkt als gehoben, eher verwirrt als aufgeklärt werden könnte — von einem Jeden allererſt erzeugt, das heißt durch eigene Handanlegung an Sachen und Gegenſtände gewonnen werden mußte, und man, um etwas zu wiſſen — ſelbſt zu wiſſen, nicht auf Autorität hin — es ſo zu ſagen auch ſelbſt zu machen hatte: ſo bedurfte es nicht wenig Zeit, Mühe, Verſuch und Gegenverſuch, um das zu erforſchen, was jetzt als allgemein bekannt, zugegeben, gelehrt und verbreitet, ſchon wiederum Stufe zu neuen Fortſchritten geworden iſt. Dieß war zu jener Zeit der Fall mit allen Naturwiſſenſchaften und den darauf fußenden Gewerben der Oekonomie, Induſtrie und Technik. Sie mußten zum Theil erſt geboren werden, oder lagen noch in der Wiege.

Aus Büchern war demnach wenig zu lernen: Beobachtungen mußten zuvor angeſtellt, Verſuche gemacht, Erfahrungen geſammelt werden, um ſie in Schrift-Magazinen zu eigener und Fremder Benutzung niederzulegen. Daher war damals der Betrieb einer ſolchen Wiſſenſchaft — ein thätiges Leben, ein wirklicher Genuß; es vertrug ſich mit Bewegung in freier Luft, mit Sonnenſchein und Regen; und bedurfte keines weitläuftigen und künſtlichen Apparats, deſſen Reſultate erſt wieder die Controle der Vernunft und der bloßen Sinne nöthig haben, um für richtig und ausgemacht zu gelten. Und ſo mußten damals geiſtreiche Geſchäftsmänner ſich's wohl angelegen ſeyn laſſen unmittelbar an die Natur zu gehen, ſie zu beobachten, zu befragen, ihr etwas abzumerken, abzulauſchen, um hinter ihre Geheimniſſe zu kommen, und ſie zum Beſten, zum Vortheil ein jeder ſeines Bereichs anzuwenden. Studien der Mineralogie und Geologie, der Botanik und Forſtwiſſenſchaft, der Phyſik und Naturgeſchichte ſind für einen Cameraliſten ſo ineinandergreifende Beſtrebungen, daß man heutzutage gar nicht fragen darf, ob ſie für einen Cammerpräſidenten wie G. ſo unerläßlich geweſen. Und er wurde noch dazu auf die individuellſte Weiſe in dieſe Beſchäftigungen hineingezogen durch das damalige Garten-, Park-, Wald-, Jagd- und Reiſeleben des Weimariſchen Hofes, das er in den Heften zur Naturwiſſenſchaft und Morphologie ſo anmuthig ſchildert. [Bd. I. Heft I. S. XX.]

Sein practiſcher auf Realität, auf Wahrheit und Wirklichkeit wie die Natur ſelbſt gegründeter Sinn (*) begnügte

---

(*) „Wie freut es mich, daß ich mein Leben dem Wahren gewidmet habe, da es mir nun ſo leicht wird zum Großen überzugehen, das nur der ſich daher nicht mit der äſthetiſchen Wirkung, welche die ſichtbare Welt auf den Dichter, auf den Künſtler ausübt und die er durch Wort und Bild wiederzugeben ſtrebt: denn obſchon er ihr durch die darſtellende Kunſt, als Zeichner und Mahler, den äußern ſchönen Schein, als Dichter die ſinnlich-ſittliche Wirkung abzugewinnen ſich bemühte; ſo wünſchte er doch als Denker, als Forſcher, auch ihrem innern Weſen näher zu kommen, und zu Beidem hatte er die gemeinſame Anlage, jenes Anſchauungsvermögen, welches den Dichter, welches den Philoſophen ausmacht.

Es iſt daher eine mit wunderlich, ſeltſam u. dgl. vielzu ſchwach und gelind charakteriſirte Behauptung, daß die Naturwiſſenſchaften ihm als Dichter geſchadet, und ſeinen poetiſchen Leiſtungen Eintrag gethan. Im Gegentheil hat ſeine Naturkenntniß ſeiner Dichtungsart einen eigenen ausgezeichneten Charakter verliehen, der, sui generis, ihn zu ſeinem Vortheil, zu ſeinem, wennauch erſt ſpäter noch aufgehenden, beſonderen Ruhme, von andern Kunſtgenoſſen unterſcheidet: denn nicht das Materielle der Natur iſt der Gegenſtand ſeiner Dichtungen, ſondern der Geiſt der Natur.(*)

Iſt es doch viel was andres, nur den bunten Duft und Schmelz der Naturerſcheinungen wie einen Farbenſchaum abſchöpfen und damit Phantaſie-Landſchaften und

---

höchſte, reinſte Punct des Wahren iſt.“ — ſchreibt er, bald nach ſeinem Eintritt in Italien, an ſeine Freundin.

(*) „Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt [XLIX., 66.] dieſer Vermittlerin des Unausſprechlichen.“ [Z. Nr. 648, S. 207.]

Ideal-Porträte dilettantiſch für Dilettanten zuſammenpinſeln, als tiefer in Fleiſch und Kern eindringen, ihre Structur und Organiſation und deren Harmonie und Geſetzmäßigkeit erkennen, und ſie einer höhern ernſtern Anſchauungsweiſe zu ſinniger und erbaulicher Betrachtung hingeben. Und was ſoll es überhaupt heißen, Jemandem in das was ſeines Geiſtes und Herzens Bedürfniß iſt, wozu er ſich geeigenſchaftet und getrieben fühlt, dreinreden, es ihm verargen, wenn er ſowohl den Forderungen ſeines amtlichen Berufs als den Anſprüchen der Welt auf mehrſeitige Bildung folgend, ſich einer mannigfaltigen Thätigkeit hingiebt, und ſo die Zeit welche man Andern auszuruhn vergönnt, mit mannigfaltigen Beſtrebungen auszufüllen weiß. „Niemand hat das Recht einem geiſtreichen Manne vorzuſchreiben, womit er ſich beſchäftigen ſoll. Der Geiſt ſchießt aus dem Centrum ſeine Radien nach der Peripherie, ſtößt er dort an, ſo läßt er's auf ſich beruhen, [II, 256.] und treibt wieder neue Verſuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben iſt ſeinen Kreis zu überſchreiten, er ihn doch möglichſt erkennen und ausfüllen möge." [XXXII, 22.] „Auch iſt jedes eminente Talent ein allgemeines, das überall hinſchaut und ſeine Thätigkeit da und dort nach Belieben ausübt." [z. Naturw. u. Morph. I, I, S. 67. u. II, II, 654.]

Muß doch jeder Menſch ſelber am beſten wiſſen, was zu ſeinem Frieden dient, indem er erklärt, „das Rechte ſey was ihm gemäß iſt;" [XXVI, 27.] und iſt denn einer nur da, um für die Andern den Poeten zu machen, wie man ihn gerade verlangt, wenn er es nicht zugleich für ſich ſelbſt ſeyn will und kann? (*)

(*) „Sage mir keiner
Hier ſoll' ich hauſen! —

Doch von dieſen und ähnlichen ſeltſamen Prätenſionen, die von einer unbeneidenswerthen Eigenthümlichkeit des Deutſchen herrühren, und um ſo ſonderbarer ſind, als ſie mit ſeinem Freiheitstrieb, der überall Gewerbfreiheit verlangt, in geradem Widerſpruch ſtehen, wird noch ferner die Rede ſeyn können und müſſen, weil ſie ſich immerfort wiederhohlen.

Bedenkt man nun daß G. in dieſen practiſchen Geſchäfts- und Wirkungskreis ganz unvorbereitet eintrat, daß er darin — was er vom Leben bemerkt — wie in einen Roman immermehr verflochten wurde; wobei er zwar ſeinem Wunſche und Streben ſich vielſeitig auszubilden und alle ſeine Anlagen gleichmäßig zu cultiviren ſchicklichſte Gelegenheit und möglichſte Gewährung verſchaffte, dagegen aber ſein eigentliches urſprüngliches Talent nicht mit gebührendem Eifer, in anhaltender Folge, ſondern nur ſubſeciv und ſprungweiſe beſchäftigen konnte: ſo wird man es natürlich finden, daß ihn allmählig das Gefühl überſchlich, ſeine eigentliche wahre natürliche Beſtimmung werde in dieſer Lage, unter

---

Hier, mehr als draußen,
Bin ich alleiner.“ [III. 283.]

Hier, d. h. in ſeinem Fache, in der Dichtkunſt, worauf ihn Publicum und Gelehrte gleichmäßig verwieſen, [z. Naturw. u. Morph. I, 1, 66—71.] ſtehe er mehr allein, d. h. ohne Rath und Regel, [I., 68.] — denn er „mußt' alles ſelber thun, konnte Niemand fragen“ [IV, 368; XXX, 193.] — als in den Naturwiſſenſchaften, in welchen er, auf die individuellſte Weiſe hingelenkt, anfangs zwar auch weder Meiſter noch Geſellen fand, aber doch ſpäter durch theilnehmende Gehülfen und belehrende Freunde ſich gefördert ſah, ja endlich zur Anerkennung von den Heroen des Naturreichs gelangte; worüber dankbar erfreut er noch im hohen Alter die Neigung ſegnet, die ihn in früher Jugend dahinzog.

ſolchen Verhältniſſen wohl niemals erreicht und ſein Beruf nicht vollſtändig erfüllt werden.

Da er nun bereits den Geheimerath und den Dichter zu trennen gewußt hatte, indem er fühlte, daß jener ohne dieſen recht gut beſtehen könne; ſo war es ja wohl nicht unmöglich, jenen mit der Zeit ganz außer Activität zu ſtellen, um nur den Dichter zu ſich kommen zu laſſen. War er doch nicht auf Lebenszeit gebunden, [S. oben Seite 26] war doch alles was er that ſein guter freier Wille, indem „ſein Verhältniß zu den Geſchäften nur aus ſeinem perſönlichen Verhältniß zum Herzog entſtanden war" — wie wir ſpäter leſen werden — war es daher nicht billig, und eine Liebe der andern werth, nach ſo langer freiwilliger treuer Arbeit, ihm eine Erholung zu gönnen, um auch einmal ſeinem Genius ganz zu leben, und beſonders den Trieb nach Erkenntniß der Kunſt zu befriedigen? (*)

Bemerklich macht ſich daher ſchon in den letzten Jahren eine gewiſſe wenicht Abſpannung und Erſchöpfung, doch Inſichgekehrtheit und Untheilnahme nach Außen, deren körperliche Anzeichen **Wieland** freilich übertrieben angiebt, deren Vorhandenſeyn jedoch ſelbſt durch G's. Abläugnung gegen ſeine Mutter immer noch hindurchblickt und ſelbſt in der Bemerkung des Herzogs über „die Taciturnität ſeines Herrn Cammerpräſidenten" eine Gewährſchaft erhält.

Der Gedanke an Italien, an das Land ſeiner früheſten Sehnſucht, dem er ſchon einmal ſo nahe geweſen und nur,

---

(*) „Auf dieſer Reiſe, hoffe ich, will ich mein Gemüth über die ſchönen Künſte beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu ſtillem Genuß bewahren." [Mſcpt. des Reiſetagebuchs.]

ich konnte mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab, es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmahle tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſt, Alberten abzuhohlen. Heute trat ich in ihre Stube, ſie kam ergriffen von einer andern heftigen Leidenſchaft, den Rücken zugekehrt hatte, mußte jedoch, nachdem ihn dieſe allmählig verlaſſen und andern Betrachtungen Raum gegeben hatte, mit neuer Stärke erwachen und ihn mit unausſprechlichem unwiderſtehlichem Drange erfüllen.

Schon lange hatte er von Italien nicht können reden hören, keinen römiſchen Autor mehr anſehn dürfen, [XXVII, 153. 201.] ohne von einem brennenden Durſt nach dem Lande ergriffen zu werden, das ihm von früher Kindheit an, in Bildern und Erzählungen deutlich vorſchwebte. Er ſah alle die Gegenſtände jenes Kunſtlandes im Geiſte vor ſich; es fehlte nur das leibliche Anſchaun; ſie ſtanden nur eine Handbreit von ihm ab, aber geſchieden, wie durch eine undurchdringliche Mauer. [XXVII, 154.] Es war doch nur eine papierne Wand und wäre leicht mit dem Ellbogen einzuſtoßen geweſen: es brauchte nur einen kühnen raſchen Entſchluß; aber es war ja in ihm, wie er geſteht, ein gewiſſes Hocken, ein Kleben an einem Orte, wie er ſich deſſen noch in ſpätern Jahren Schuld giebt, und wer hat ſich in ähnlichen Verhältniſſen nicht ebenſo ſchwerfällig und unbeholfen gezeigt? Doch vielleicht ſchien die Zeit noch nicht gekommen, und nur der ſchicklichſte Moment mußte dazu ergriffen werden.

Erſt nachdem er ſein gegebenes Wort erfüllt, in den Geſchäften ſeines Bereichs einen feſten Gang, in den Finanzen Ordnung und Sparſamkeit eingeführt und hergeſtellt hatte; erſt nachdem er durch vorläufige Beſchäftigung mit Natur- und Kunſtgegenſtänden auf ein genaueres tieferes Studium derſelben an dazu geeignetſten Orten genugſam vorbereitet war; nachdem er für ſeine in der Geologie, Oſteologie, Botanik bereits gewonnenen Aperçus Beſtätigung zu weiterer Ausführung und Darſtellung zu gewinnen den Drang fühlte; nachdem das bisher dunkel empfundene Bedürfniß eines wahren und völligen Begriffs ſowohl in der bildenden Kunſt, als in ſeiner eigenen, die er bis jetzt nur inſtinctartig, ohne Theorie und Regel, ohne Methode, ohne Rechenſchaft von ſeinem Verfahren geben zu können, ausgeübt hatte, zu befriedigen mit der unwiderſtehlichen Macht einer wahren Leidenſchaft ſich getrieben ſah — erſt nach allen dieſen Präliminarien ſchritt er, mit zwar angeborner innerer Ungeduld, aber zugleich mit angeübter äußerer Verſchwiegenheit, zur Ausführung des längſt angelegten Reiſeplans [XXIX, 135 f.], indem er ſogar ſeinen nächſten Freunden zwar nicht den Vorſatz einer Reiſe überhaupt, aber doch Richtung und Ziel derſelben verheimlichte. Dazu bewogen ihn die triftigſten Urſachen.

Da ihm die ganze Reiſe nur etwas nutzen konnte, wenn er ſie ganz für ſich allein unternahm, indem nach ſeiner Art zu ſehen, zu beobachten, zu lernen und zu verarbeiten Einſamkeit ihm unerläßlich blieb; ſo wäre Begleitung mehrerer, ja nur eines Geſellſchafters, ſelbſt eines Freundes, ihm hinderlich geworden, und ſein eigentlicher Zweck, Natur, Kunſt und Menſchen zu ſtudiren, nicht aber nur, nach Art gewöhnlicher Reiſenden, zu genießen und ſich zu vergnügen, gänzlich vereitelt worden. Und daß es ihm nicht an Mitreiſenden gefehlt, vielmehr Alles ſich herzugedrängt haben würde, läßt ſich vorausſetzen; ja die Folge bewies es. Denn kaum war er in Italien warm geworden, und hatte ſeinen Freunden die Herrlichkeiten des Landes geſchildert; ſo erwachte gleich in ihnen die Luſt ihm nachzufolgen, und er hatte Mühe, durch vernünftige, detaillirte Vorſtellungen ſie zu einem kleinen Aufſchub ihrer Vorſätze zu bewegen, um nur ſelbſt erſt in Ruhe ſeine löblichen Zwecke einigermaßen zu erreichen. [XXIX, 135—138.]

Ohne alſo von ſeinem Vorhaben einer weitern Reiſe ſich etwas merken zu laſſen, auch nicht gegen ſeine nächſten Freunde Herder und Knebel, hatte er ſich, um ſeiner Geſundheit aufzuhelfen, oder ſie zu befeſtigen, nach Carlsbad begeben und ſeine Curzeit ausgehalten. Er wollte ſchon vor ſeinem Geburtstage ſich entfernen, mußte aber, um nicht Verdacht zu erregen, dieſen noch abwarten und die Feier deſſelben von ſeinen Freunden begangen ſehen.

Wenige Tage darauf aber, am 3. September, ſtahl 3. Sept. er ſich, wie er ſagt, von Carlsbad weg, ohne daß ſeine Freunde wußten oder vermutheten, daß er weiter als auf eine kleine Excurſion ausgegangen ſey, und es erſt erfuhren, als er bereits in Italien war.

III. Goethe's Reiſe nach Italien.

Die Reiſe war ganz geeignet, ſeinem Körper die volle Geſundheit und frühere Beweglichkeit wiederzugeben, ſein Gemüth zu heiterer Stimmung und williger Theilnahme an Allem aufzurichten, den Blick ſeines Geiſtes zu erweitern und ihm neue Anſichten zu eröffnen.

Bewegung in freier Luft, von jeher ſeinem Denken und Dichten förderlich, ‚unter einem Clima von zunehmender Milde und Freundlichkeit, in Vergleich mit dem verlaſſenen,‘ „unter dem er ſo lange geduldet“, nebſt der Veränderung ſeiner bisherigen Lebensweiſe, in der er gewohnt war von Andern bedient zu werden, nun aber ſelbſt ſich zu beſorgen hatte, kam ſeinem Körper zu Statten, und vermehrte die Elaſticität ſeines Geiſtes, ſodaß er hoffte, von zwei ſeiner bisherigen Fehler, „dem Stocken und Schleichen“ loszukommen. Abwechſelung der Gegenſtände in der Natur, die immer mannigfaltiger, anmuthiger, großartiger ſeinen Blicken ſich entfaltete, die aus Steinen und Pflanzen, Gewäſſern und Wolken in wohlverſtändlicher Sprache zu ihm redete – „da die Gegenwart der Dinge zu ihm ſpricht und er den ganzen Tag im Geſpräch mit den Dingen iſt“ — und außer dem Alten und Bekannten immer etwas Neues und Unerwartetes zu offenbaren hatte, beſchäftigten ſein Aufmerken und Nachdenken und lieferten ſeiner Anſchauungsgabe reichen Stoff zu wiſſenſchaftlicher und künſtleriſcher Behandlung und Ausbildung.

Die fremden unterſchiedlichen Bewohner aller der Gegenden, durch die ſein Weg ihn führte, erregten durch Geſtalt, Tracht, Sitten und Lebensweiſe wiederum ſeine frühere, menſchliche Theilnahme. „Keine Exiſtenz iſt ihm mehr ein Räthſel." Er fühlt ſeit langer Zeit ſich wieder ein Menſch unter Menſchen, und mit der ganzen Welt Freund, begrüßt er wer ihm begegnet, wie aus alter Bekanntſchaft, Anſprache und Erwiederung bietend, ſo den Bettler wie den Wanderer. Incognito, wie er reiſt, allein in einer Poſtchaiſe, mit Dachsranzen und Köfferchen, ohne dienende Begleitung, die nunmehr entbehren zu können ihn beſonders freut, da er weniger bequem, ſelbſtthätiger zu ſeyn genöthigt iſt, vermeidet er die Gelegenheit durch Stand, Name, Ruf und herrſchende Vorurtheile eingeſchränkt und gehindert zu werden. Selbſt das Halb-Incognito in der Folge kam ihm noch zu Gute, da es ihn vor dem leidigen Quäſtioniren ſchützte. Er gilt überall was er gilt allein durch ſeine natürliche Perſönlichkeit, durch die unbefangene und doch höfliche Art, mit der er ſich unter das Volk miſcht, auf Straßen und Plätzen, dem er bald ſelbſt in Tracht und Benehmen ſich gleichzuſtellen lernt. Nun weiß er auch, wie es allen Ständen zu Muthe iſt, „da Niemand ſeinen Stand verbergen kann."

Herder habe wohl recht zu ſagen, er ſey ewig ein großes Kind, und bleibe es: denn er freue ſich wie ein Kind in dieſer Verkleidung und Anähnlichung ungeſtört und unberedet ſeinem unſchuldigen Hange zu Beobachtungen nachzugehn, auf ſeine Weiſe zu bemerken, zu erfahren, was ſonſt unter andern Umſtänden wohl nicht zu ſeiner Kenntniß gelangt ſeyn würde, ſodaß man ihn zu ſehen glaubt, „wie er die Stadt ſich als Wanderer betrachtet, die Großen belauert, die Kleinen beachtet ꝛc.", oder wie er bereits vierzehn Jahr früher in poetiſcher Vorausſicht ſeinen „Wanderer" auf dem Wege nach Cumä ſchildert.

Die Reiſe ging anfangs ſo ſchnell vor ſich, daß er mit Uebergehung manches Merkwürdigen in Baiern und Tyrol, dem er zu anderer Zeit, in anderer Abſicht reiſend, mehr Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, nur eilte, mit Vorſatz eilte, um von der alten hockenden und ſchleichenden Manier ganz abzukommen, ſobald als möglich in das Land zu gelangen, welchem ſein früheſter Wunſch zuſtrebte, „der nun faſt zu alt in ſeiner Bruſt geworden." Nur einmal noch, auf der
8. Sept. Spitze des Gränzgebirges, auf dem Brenner ſchaute er mit Augen des Leibes noch mehr der Seele nach dem verlaſſenen Lande zurück, dem er durch zehnjährige mannichfache Thätigkeit gedient, genutzt, in dem er ſich Freunde und Lieben erworben, die nun bald eine rauhe traurige Jahreszeit in ihre Wohnungen bannen, ſie in Nebel hüllen, mit Schnee bedecken und in cimmeriſche Nächte begraben würde, während er ſelbſt den ſonnigen Gefilden, dem Schauplatz eines leichtern ſorgloſern Lebens entgegeneilte, ſeinen Geiſt zu erheitern, ſein Herz zu erwärmen und „die Falten, die ſich in ſein Gemüth geſchlagen, wieder auszuglätten", um dereinſt beladen mit den Schätzen der Kunſt und der Wiſſenſchaft zurückgekehrt, ſeinen Freunden als ein lebendiger, wiedergeborner, in neuer verklärter Geſtalt willkommner zu erſcheinen.

Mit jedem Schritte weiter hinein in das Land, deſſen Name ſchon mit zauberiſchem Klange, gemahnend an die Göttin der Liebe und Schönheit Idalia, den Deutſchen von jeher anlockte, das er als die Heimath ſeiner Cultur, ſeiner religiöſen, wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Bildung zu lieben, zu verehren, zu feiern gewohnt iſt, ſteigerte ſich das Entzücken ſeiner Sinne, die Bewunderung ſeines Geiſtes. Anſchauen und Betrachten, Denken und Dichten, unter mildem Himmel leichter und freier Aufathmen und des reinen Daſeyns froh werden, webten ſich gleichzeitig durcheinander zu Einem Element des Genuſſes. –

„Wenn das alles Jemand läſe, der im Mittag wohnte, vom Mittag käme, würde mich ſehr kindiſch halten. Ach, was ich da ſchreibe habe ich lange gewußt, ſeit ich mit Dir unter einem böſen Himmel leide, und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir Alle als eine ewige Naturwohlthat immer genießen ſollten.“ Ihn begleiteten die Kinder ſeiner Muſe, zu deren Erziehung und Ausbildung er die ſchönſten Stunden verwendete. Iphigenie, dieſes Schmerzenskind, aber darum das geliebteſte, war das erſte dem er die treueſte Pflege und genaueſte Sorgfalt widmete. Dabei gedachte er nur ſeiner zurückgelaſſenen entfernten Freunde, und gewiß war es am Gardaſee, — er geſteht es ja ſelbſt 12. Sep [XXVII, 251.] — wo er einſam am Ufer ſitzend, ſeine Empfindungen Iphigenien in den Mund legend, ſie in die Worte ausbrechen läßt:

„Denn, ach, mich trennt das Meer von den Geliebten
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage
Das Land der Griechen **mit der Seele** ſuchend; (*)

(*) Oculis animoque requirens; Ovid Metam. IV, v. 129.

Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg."

Wieviel er nun auch des Neuen, Sehens- und Betrachtenswürdigen antrifft, in den Vorhallen Italiens, in Verona, Vicenza, Padua; wie ſehr er ſich's in Sinn und Gedächtniß eindrückt, — beruhigt fühlt er ſich doch 28. Sept. nicht eher als mit der Einfahrt in den Hafen Venedigs, dieſer Feenſtadt, „die, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Meere aufgeſtiegen", deren Name, Bild und Geſchichte ihn von Jugend auf umklungen und umſchwebt hatte. Hier macht er zuerſt Halt und raſtet, nachlaſſend von der Haſt, womit er geeilt hatte, ſich nur erſt in Beſitz des ſo lange gewünſchten und erſehnten Glücks zu ſetzen, das er kaum für möglich, ja noch immer als entreißbar anſah.

Mit einer gewiſſen ihm eigenen Feierlichkeit, da er ſich in erlaubtem, und bei ihm obenein frommem, Selbſtgefühl für einen von Gott, Natur und Schickſal Begünſtigten halten durfte, aber auch, wie Er ſich ſeines Werthes freute, der Welt Werth verleihen mochte [II. 243.] läßt er daher an ſeine Freunde folgendermaßen ſich vernehmen:

a) Goethe in Venedig.

„So ſtand es denn im Buche des Schickſals auf meinem 28. Sept. Blatte geſchrieben, daß ich **1786 den 28.** September, Abends, nach unſerer Uhr um fünfe, **Venedig** zum erſten

Mal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik betreten und beſuchen ſollte! So iſt denn auch, Gott ſey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich den Todfeind von Wortſchällen, geängſtigt hat!" —

Doch von hier aus muß man ihn ſelbſt in ſeinen Reiſeberichten nachleſen: denn es gilt ſeine Empfindungen. Es iſt keine bloße Reiſebeſchreibung oder Reiſeerzählung was er giebt; es iſt das Detail einer Lebensepoche und nur Er kann am beſten ſagen, wie ihm in dieſem neuen und erneuten Daſeyn zu Muthe iſt, wie er ſich fühlt, was er empfindet, denkt, urtheilt: denn das Intereſſe liegt in ſeiner Perſon, in ſeiner Individualität, nicht in den bekannten tauſendmal beſchriebenen Gegenſtänden. Wer alſo an Ihm Antheil nimmt, an ſeinem ganzen Weſen, an ſeiner eigenthümlichen Art zu ſehen und zu genießen Wohlgefallen findet; wer ſich in die Gemüthsſtimmung verſetzen kann, die G. haben mußte, nachdem er aus der engen Weimariſchen Vorſchule entlaſſen, die heitere Academie aller freien Künſte bezog, der wird jene Briefe und Berichte mit ganz andern Augen anſehen, als ſolche Leſer, (*) die Nichts darin zu finden wiſſen als einen übertriebenen Enthuſiasmus für Land und Clima, als eine parteiiſche Vorliebe für Kunſt und Künſtler, weil Er für Naturgenuß nicht ſo vornehm blaſirt, für Kunſtbetrachtung nicht ſo pedantiſch einſeitig und rechthaberiſch, wie ſie ſich kund giebt. Sie überhören Bemerkungen wie dieſe: „daß man Kunſtwerke verſchiedener Meiſter

---

(*) S. oben im 1. Bande S. 317—321.

öfter gegen einander ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil vergleichen müſſe; denn anfangs ſey doch alle Theilnahme nur einſeitig"; oder: „Daß die Seele erſt zur vollkommnen Freiheit gelangen müſſe, um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben, in ſich aufzunehmen."

Zwar iſt bei der in ſpätern Jahren unternommenen Redaction dieſer Briefe und Blätter, um ſie zu veröffentlichen, manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen geſprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geſtändniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menſchen, über Kunſtwerk und Künſtler unterdrückt und weggeblieben; treten doch ſogar die Freunde, an die ſie gerichtet ſind, in einen dämmernden Hintergrund, daß nur hier und da eine Geſtalt hervorſchimmert, doch nicht deutlich ſich und den Bezug erkennen läßt, in dem ſie zu dem Erzähler ſteht: allein man muß einmal bedenken, daß ein Autor oft ſelbſt nicht weiß, was von ſeinem Detail Andern, zumal dem größern Publicum, intereſſant ſeyn könnte, und daß es überhaupt nicht in G's. Art lag, ſeine tiefern Empfindungen in ſeiner eigenen Perſon öffentlich zur Schau zu ſtellen, und daß er ſie nur allenfalls überraſcht verrieth.

Man könnte ſodann aber auch die merkwürdigen Worte, die er ſeinen Freunden über ſich in den Mund legt, hier anwendbar finden: „was G. lebe ſey beſſer als was er ſpreche, dieſes beſſer als was er ſchreibe, und das Geſchriebene beſſer als das Gedruckte." [A. in D. II, II, S. 653.]

Freilich mag das was Einer lebt, leicht beſſer ſeyn als was er ſpricht, ſprechen kann: denn erſtlich iſt es Mehr, iſt zuſammenhängend, wahrhaft, natürlich, unmittelbar aus mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand; er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es ſich ſo lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er ſoll Sie auch küſſen, ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahndung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde; er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, ſagte ſie. Sie reichte ihm einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

der Quelle, aus dem ganzen Menſchen ſtrömend. Sprechen läßt ſich nicht Alles. Entweder kann man es nicht in Worte faſſen, aus eigner Unfähigkeit, aus Schwierigkeit oder Unmöglichkeit der Sache; oder darf es nicht, aus Rückſicht auf ſich wie auf Andre. Gefaßt ſogar iſt es etwas Anderes, Mehr oder Weniger als das Gelebte, ſchon dadurch alterirt, daß es durch die Reflexion hindurchgegangen, eine Art von Appretur bekömmt, die der unmittelbaren That und Wirklichkeit abgeht. Es iſt eine Ueberſetzung in ein ganz anderes Idiom.

Auch ſonſt noch iſt es ſchwer, ja wohl unmöglich, was man lebt, d. h. doch was man iſt, fühlt, denkt, thut, mit einem Worte **ſich**, ſein Individuum, vollkommen auszuſprechen, weil man ſich nicht überall ſelbſt gewahr und bewußt wird; es bleibt immer noch das Eigenthümlichſte zurück, der (myſtiſche) Grund, aus dem Wollen und Begehren, Gedanken und That aufſteigen und äußerlich werden.

Sodann kann die Sprache, die ein Allgemeines iſt und darſtellt, das Beſondere, Concrete, Individuelle nicht ganz in ſich aufnehmen und wiedergeben; ſie hat — wie Schiller es ausdrückt — eine der Individualität entgegengeſetzte Tendenz. [Schill. Br. Nr. 432. S. 125.] Auch iſt nicht Jeder und nicht immer ſo ſprachgewandt, um mit der mindeſten Einbuße des ihm Eigenthümlichen ſich ſelbſt treu und doch Andern verſtändlich auszudrücken.

Steht aber auch Sprache und Schrift hinter Leben und That zurück, ſo haftet doch immer noch etwas Lebendiges, Unmittelbares, Individuelles dem Geſchriebenen an, wohnt ihm ein, das ſogar in ſecundärer Handſchrift einen lebendigen menſchlichen Urſprung andeutet und verräth, während das Gedruckte, abgetrennt von aller Perſönlichkeit, leblos, ſtarr, ſteif ſich auch nicht in flüchtigen Zügen mehr vor dem Blicke bewegt, ſondern mechaniſch abgemeſſen daſteht, ohne merken zu laſſen wie und woher es entſtanden.

Das Leſen iſt daher ein trauriges Surrogat des Schauens und Hörens. Es iſt als wenn man ein Gemälde, ſtatt es zu ſehen, nur beſchreiben hörte, ein Tonſtück, ſtatt es zu hören, nur in der Partitur zu ſehen bekäme.

Schon hieraus läßt ſich abnehmen, wie ein Dichter jetziger Zeit überhaupt, zumal aber in Deutſchland, dran ſeyn müſſe, deſſen Poeſien, doch auf Gehör und mündlichen Vortrag eingerichtet, nur von den Augen ſtill zuſammengeleſen oder vielmehr geſtoppelt werden.

Was für Eindruck er machen, welche Wirkungen er hervorbringen werde, iſt leicht einzuſehen! gewiß nicht die, welche er ſich vorſetzte, und die doch ſowohl belehrend als ergötzend ſeyn ſollen.

Ohne Zweifel wäre der Verfaſſer des Werther nicht misverſtanden worden, ſein Buch hätte nicht traurige Folgen haben können: wenn er perſönlich und mündlich ſeine Geſchichte vortrug. Seine Gegenwart war ſchon das beſte Schutzmittel, die eindringlichſte Moral und Nutzanwendung.

Des unſichtbaren unbekannten Autors Wort, ſo geiſterhaft wie ein Orakel aus einem Adyton und nicht einmal ertönend, ſondern gleich dem mene tekel an einer Wand erſcheinend, nimmt unleibhaft, unperſönlich, wie es iſt, auch nicht die ganze Perſönlichkeit des Leſers in Anſpruch, ſondern nur ſeine dunkelſten Affecten: Begier und Hoffnung, Apprehenſion und Furcht, Haß und Widerwillen. Und ſo bleibt die Behauptung wahr, daß die Welt zu allen Zeiten durch Vocabeln regiert werde; (*) als da ſind Freiheit, Gleichheit, Menſchenrechte, Volksſouveränität ꝛc. Daher hat ſchon Ariſtophanes das Wort als „revolutionär" erkannt, und ich dächte die neueſte Zeit bewies es zur Genüge oder zum Ueberdruß.

Und ſo kann man es G'n. nicht verdenken, wenn er, durch die Bemerkungen ſeiner Freunde eingeſchüchtert, ſich immer mehr „der öffentlichen Mittheilung enthielt und der Gewohnheit hingab, das was geſprochen und geſchrieben ward, zu vernachläſſigen, und Manches, was der Aufbewahrung wohl werth geweſen wäre, gleichgultig dahinfahren zu laſſen." [A. in D. II, II, S. 653.]

Wäre G. der eitle Mann geweſen, wofür man ihn öfters ausgeben hört, er würde ſein Inneres nicht ſo züchtig verhüllt, (**) nicht ſo ſorglich verſchwiegen haben; er hätte vielmehr, wie Jean Paul, es bejammert, daß er nicht alle ſein Gedachtes und Empfundenes zu Papier zu bringen im Stande ſey. Statt deſſen tröſtet er ſich mit der Hoffnung: Andere würden ſchon auch noch mit Zeit und Gelegenheit auf dieſe und jene ſeiner Gedanken kommen [Z. Nr. 791, S. 195. f.]; wie es denn auch zu ſeiner Freude geſchehen ſey [Z. Nr. 515.]. Habe er doch phyſiſch-ſittlich-äſthetiſche Räthſel mit freigebigen Händen in ſeinen Werken ausgeſtreut, welche man vorerſt ſich anzueignen und dadurch in den eigenen Lebensräthſeln aufzuklären ſuchen möge [Z. Nr. 577, S. 453.]

(*) Falso libertatis vocabulum ostendi ab iis qui privatim degeneres, in publicum exitiosi nihil spei nisi per discordias habeant; Tacit. Annal. XI, c. 17. eine Charakteriſtik, worin man die Revolutionaire aller Zeiten erkennt.

(**) Vergl. oben S. 96.

Er nennt dieß „ſeinen realiſtiſchen Tic, durch den er ſeine Exiſtenz, ſeine Handlungen, ſeine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde.“ Das Betragen der meiſten Menſchen rechtfertigte wenigſtens a posteriori jene Prolepſe des Poeten a priori, der zufolge er die Welt vorausnimmt, welche die Erfahrung ihm nachbringen konnte [XXXI, 5. 6.]

Deutſchlands Lüfte ſind freilich zu rauh und ſchneidend als daß die Blume des Gemüths ſich völlig öffnen und ihren ganzen Duft arglos ausſtrömen könnte oder möchte, und ſo bleibt leider das Schönſte und Beſte in ihrer Bruſt verſchloſſen, um mit ihr zu welken.

Aber wie auch die abgeblühte Roſe noch immer etwas von ihrem Duft bewahrt, welches ahnden läßt in welcher Süße, Wärme und Fülle er ſie lebend beſeelte: ſo enthalten auch jene verjährten Blätter noch immer heimlichen Wohlgeruches genug, um errathen zu laſſen, was ſie in ihrer urſprünglichen Friſche geweſen.

Nach drei wohlzugebrachten Wochen, in möglichſter Benutzung eines jeden Tages: der Frühmorgen, mit Beſchäftigung an Iphigenien; des Mittags, mit Betrachtung des Sehenswürdigen in Natur und Kunſt, mit Beobachtung der Menſchen, ihres Verkehrs, ihrer Sitten und Vergnügungen; des Abends, mit Beſuch des Theaters, und ſelbſt der Nacht, mit Aufzeichnung des Geſehenen, Gedachten, Empfundenen, zu eigener Erinnerung und zu brieflicher Mittheilung an die entfernten Freunde — nach einer ſolchen fleißigen Zeitbenutzung zu Vorübung ſeines Auffaſſungsvermögens, und Gewöhnung ſeiner Sinne an die vielſeitigen Gegenſtände ſeiner Studien, fühlt er ſich wiederum ergriffen von dem Verlangen weiter zu kommen, nur ſchleunigſt Rom zu erreichen, und wie getrieben von Furcht, es könne ihm noch entrückt werden, eilt er dieſem eigentlichen Ziel und Mittelpunct ſeiner lange gehegten Wünſche, ſeiner einzigen Sehnſucht raſtlos entgegen.

„Ich habe Nichts gewollt — ſchreibt er — als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſey, und wenn ſie mich auf Ixions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.“ — Wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen? Ich wüßte Nichts, als daß ich mit meinem Faſanenkahn (*) glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.“

So ſehen wir ihn denn vorerſt glücklich und wohlbehalten in Rom angelangt, und erfahren mit jedem Tage die heilſamen Wirkungen, welche der Aufenthalt in dieſer Weltſtadt auf ihn ausübt.

Von nun an aber laſſen wir ihn auszugsweiſe mit ſeinen Worten reden. Wozu das falſche und verwegene Streben, mit

---

(*) Bezieht ſich auf einen ahndungsvollen Traum, den er gerade um dieſe Zeit vor einem Jahre hatte, worin es ihm däuchtete: er lande mit einem großen Kahn an einer fruchtbaren Inſel, reich an den ſchönſten Faſanen. Er handelte ſogleich mit den Einwohnern darum; man brachte ſie ihm ſchockweis in ſein Fahrzeug und häufte ſie zierlich, die Köpfe nach innen, die Schweife nach außen, zu einem glänzenden Schober, der für Steuermann und Ruderer nur geringen Raum ließ. So durchſchiffte er ruhig die Fläche, und machte in Gedanken ſchon die Austheilung an ſeine Freunde. Zuletzt aber, in einem großen Hafen landend, verlor er ſich zwiſchen ungeheuern Schiffen, und ſtieg von Verdeck auf Verdeck, um für ſeinen kleinen Kahn eine ſichere Landungsſtelle ausfindig zu machen. Hiermit endete der Traum und die Folge wird ausweiſen, was und wieviel von deſſen Symbolik eingetroffen.

andern Ausdrücken daſſelbe unzulänglich und ſchlecht zu ſagen, was doch nur durch Ihn erſt weiß und wiſſen kann, wer immer auch es erzählen möchte! Seine allſeitigen Beobachtungen, beſondern Erfahrungen, eigenſten Empfindungen, Gefühle und Gedanken laſſen ſich in wenigen Bogen zuſammengeſtellt leichter und geſchwinder auffaſſen und überſehen, als wenn man ſie aus drei Bändchen ſich erſt herausſuchen ſoll. Denn nicht auf die Beſchreibung der bekannten Gegenſtände kommt es hier an, ſondern auf das was Er that und dachte, erfuhr und lernte, was ſeinen Charakter, ſeine Sinnesart und Handelnsweiſe beſonders ausdrückt. Es iſt daher alles, was ſich als ein geiſtiges Reſultat in ihm bildet, auch durch die Schrift ausgezeichnet, und man darf nur dieſe Stellen, wie die Poſten einer Rechnung addiren, um die Summe ſeines Reiſegewinnſtes in benannten Zahlen zu haben.

b) Goethe in Rom.

1786

1. Nov. 1786. „Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohſinn begrüßen! Verziehen ſey mir das Geheimniß und die gleichſam unterirdiſche Reiſe hieher. Kaum wagte ich mir ſelbſt zu ſagen, wohin ich ging, ſelbſt unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben."

„Und laßt mich nun auch ſagen daß ich tauſendmal, ja beſtändig Euer gedenke, in der Nähe der Gegenſtände, die ich allein zu ſehen niemals glaubte. Nur da ich Jedermann mit Leib und Seele in Norden gefeſſelt, alle Anmuthungen nach dieſen Gegenden verſchwunden ſah, konnte ich mich entſchließen, einen langen einſamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu ſuchen, nach dem mich ein unwiderſtehliches Bedürfniß hinzog."

„Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durfte ich kein lateiniſches Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italiäniſchen Gegend. Die Begierde dieſes Land zu ſehen war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb(*) und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um deſto wünſchenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſoviele Schätze nicht zu eigenem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und Andern durchs ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen."(**)

1. Nov. „Ja, ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne,(***) vor funfzehn Jahren geſehen hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eigenen Augen ſehen und beſuchen, ſo iſt

---

(*) „Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe Viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden," ſchreibt er nochmals von Neapel aus, d. 7. März 1787.

(**) „Goethe bereichert ſich erſtaunlich. Er legt auch wahrſcheinlich Viel zurück, denn jetzt giebt er gewaltig Wenig an ſeine ärmern Freunde aus. Er iſt zu gutherzig, als daß er unmittheilend Alles für ſich behalten ſollte. Er wird gewiß bei ſeiner Rückkehr uns manche artige Gaſtmäler geben." Br. d. Herzogs an Merck Nr. 254, d. 30. März 1787.

(***) „Von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunſt- und geſchichtskundigen Engländer."

es auf, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zu Theil ward. Nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet als ich hätte ahnen können; Tiſchbein lebte ſo lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche mir Rom zu zeigen; unſer Verhältniß iſt alt durch Briefe,(*) neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erſcheinen können?"

„Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut; Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war und ich mich nur drei Stunden in Florenz aufhielt."

„Nun bin ich hier und ruhig, und, wie es ſcheint, auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl ſagen, ein neues Leben an, wo man das Ganze mit Augen ſieht, das man theilweiſe in- und auswendig kennt."

„Alle Träume meiner Jugend ſeh ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte den Proſpect von Rom in einem Vorſaale aufgehängt,(**)) ſeh ich nun in Wahrheit, und alles was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntſchaft in

---

(*) S. Briefe an Merck Nr. 119, 1 Samml.; Nr. 89, 2 Samml.; Nr. 99, 2 Samml. Nr. 119, 2 Samml.

(**) Dieſelben Proſpecte hatte auch G. in ſeinen Zimmern aufgehängt: denn er mußte immer eine Kunſt- oder Naturanſchauung um ſich haben.

einer neuen Welt; es iſt Alles wie ich mir's dachte und Alles neu."

„Ebenſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen: Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden; aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhangend geworden, daß ſie für neu gelten können. Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt, und ihr ſoviel Wahrheit und Daſeyn gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam und ſagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein!"

„Wie moraliſch heilſam iſt es mir dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſoviel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt, den er mitbringt. Ich verzeihe jedem, der ſie tadelt und ſchilt: ſie ſtehen zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig."

„Nun bin ich ſieben Tage hier und nach und nach 7. Nov.
tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude; beſuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt; ich thue nur die Augen auf und ſehe und komme wieder: denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten. Gewiß, man muß ſich einen eignen Sinn machen Rom zu ſehen, Alles iſt nur Trümmer; und doch, wer dieſe Trümmer nicht geſehen hat, kann ſich von ihrer Größe keinen Begriff machen."

„So ſind Muſeen und Gallerien auch nur Schädelſtätten, Gebeinhäuſer und Rumpfkammern; aber was für Schädel! u. ſ. w. Alle Kirchen geben uns nur die Begriffe von Martern und Verſtümmlung. Alle neue Paläſte ſind auch nur geraubte und geplünderte Theilchen der Welt. — Ich mag meinen Worten keine weitere Ausdehnung geben! Genug, man kann Alles hier ſuchen, nur keine Einheit, keine Uebereinſtimmung, und das iſt es, was viele Fremde ſo irre macht. Ich bin nun drei Wochen da und ich ſage ſelbſt: wenn es einem Ernſt iſt, kann man ein halbes Jahr bleiben, um nur erſt gewahr zu werden wo man iſt."

„Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen **herauszuklauben,** und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit, die weit über unſre Begriffe gehen! Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet."

10. Nov. „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung alle Dinge wie ſie ſind zu ſehen und abzuleſen, meine Treue, das Auge Licht ſein zu laſſen, meine völlige Entäußerung von aller Prätenſion, kommen mir einmal wieder recht zu ſtatten und machen mich im Stillen höchſt glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenſtand, täglich friſche, große, ſeltſame Bilder und ein Ganzes das man ſich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht."

„Kehr' ich nun in mich ſelbſt zurück, wie man doch ſo gern thut bei jeder Gelegenheit; ſo entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich ſogar auszuſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun! ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reitzen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmahl die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir ſo! ſie weiß, wie ich ſie liebe!

Am 15. September.

Man möchte raſend werden, Wilhelm, daß es Menſchen geben ſoll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeſte waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geiſtlichen, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Nahmen oft genannt, den er von ſeinem Großvater gehört hatte; ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Anhat zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig wird. Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.“

„Und ſo laßt mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.“

17. Nov. „Von dem Privatleben der Alten ſind, wie bekannt, wenig Spuren mehr übrig, deſto größer ſind die Reſte, die uns die Sorge fürs Volk, fürs Allgemeine, und ihre wahre weltherrliche Größe zeigen. Schon hab' ich das Merkwürdigſte geſehen und wieder geſehen: Waſſerleitungen, Bäder, Theater, Amphitheater, Rennbahn, Tempel! Und dann die Paläſte der Kaiſer, die Gräber der Großen. — Mit dieſen Bildern hab' ich meinen Geiſt genährt und geſtärkt.“

„Ich leſe den Vitruv, daß der Geiſt der Zeit mich anweht, wo das Alles erſt aus der Erde ſtieg; ich habe den Palladio, der zu ſeiner Zeit noch Vieles ganzer ſah, maß und mit ſeinem Verſtand die Zeichnungen herſtellte; und ſo ſteigt der alte Phönix Rom wie ein Geiſt aus ſeinem Grabe. Doch iſt's Anſtrengung ſtatt Genuſſes und Trauer ſtatt Freude.“

18. Nov. „Ich ſah in der Farneſina die Geſchichte der Pſyche, deren farbige Nachbildungen ſo lange meine Zimmer erheiterten; dann zu Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man ſich in der Ferne durch Briefwechſel gemacht hat, und die man nun von Angeſicht ſieht. Das Mitleben iſt doch ganz was andres; jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß ſpricht ſich ſogleich aus.“

23. Nov. „Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich Jedermann verpflichtet zu ignoriren wer ich ſey, und alſo auch Niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen Nichts übrig als von ſich ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen die ihnen intereſſant ſind; dadurch erfahr ich denn umſtändlich, womit ſich ein Jeder beſchäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entſteht und hervorgeht.“

„Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend.“

„Den Fürſten von Lichtenſtein, den Bruder der mir ſo werthen Gräfin Harrach, habe ich gern begrüßt und einige Male bei ihm geſpeiſt, und konnte bald merken, daß dieſe meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und ſo kam es auch.“

„Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von ſeinem Ariſtodem, einer Tragödie die nächſtens gegeben werden ſollte. Der Verfaſſer, ſagte man, wünſche ſie mir vorzuleſen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne ſie abzulehnen. Endlich fand ich einmal den Dichter und einen ſeiner Freunde beim Fürſten, und das Stück ward vorgeleſen. Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier(*) gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht."

„Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte: daß der Menſch, der das Gute will, ſich ebenſo thätig und rührig gegen Andre verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln."(**)

„Das ſchöne warme ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum freuen, lernen und thun." 2. Dec.

„Am 28. November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Gallerie aufſchließen, wo man den

---

(*) Der Vergleich iſt nicht ohne Anklang an Murren und Murmeln gewählt, da G., zumal in jüngeren Jahren, nicht nur mürriſch manchmal ſich zeigte, ſondern auch wohl in ſpätern etwas für ſich — wie man zu ſagen pflegt — in den Bart hinein murmelte, wenn ihm etwas nicht recht war. Mit einem Huronen vergleicht er ſich ebenfalls [XXX, 197.] und hat überhaupt ſeiner früheren Unarten kein Hehl.

(**) „Ueber Vieles kann
der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit."
Taſſo [Bd. IX. S. 221 f.]

Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr an den eiſernen Stäben weg, deshalb auch die Schwindligen zurückbleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt.(*) Und ich bin in dem Augenblick ſo für den Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigſtens was ich von Kupfern und Zeichnungen noch hier erobern kann, bringe ich mit."

„Wir gingen von da auf die Logen Raphael's und kaum darf ich ſagen, daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile ſo ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geiſtreichen Spielereien der Arabesken nicht anſehen mochte; und die alten bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfter gegen einander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren: denn anfangs iſt doch alle Theilnahme nur einſeitig."

„Erſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen, und hoffe da Manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mit dem neuen Leben das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, Nichts zu vergleichen.

(*) S. Tiſchbein's detaillirte Schilderung an Merck Nr. 118, I Samml., wo es unter andern heißt: „Die Figuren alle über Lebensgröße — ſind ausgeführt wie Miniatur u. ſ. w."

Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis aufs innerſte Knochenmark verändert zu ſeyn.“

3. Dec. „Immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. (*) Einige reißen uns mit Gewalt an ſich, daß man eine Zeitlang gleichgültig ja ungerecht gegen andre wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige coloſſale Köpfe, und namentlich die Sixtiniſche Capelle, ſo mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben faſt nichts mehr ſehe.“

„Wie will man ſich aber, klein wie man iſt, und ans Kleine gewohnt, dieſem Edlen, Ungeheuren, Gebildeten gleichſtellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, ſo drängt ſich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritte und jedes fordert für ſich den Tribut der Aufmerkſamkeit. Wie will man ſich da herausziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachſen läßt, und auch fleißig auf das merkt, was Andre zu unſern Gunſten gearbeitet haben.“

„Auch die römiſchen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geſchichte, Inſchriften, Münzen, von denen ich ſonſt Nichts wiſſen mochte, alles drängt ſich heran. Wie mir's in der Naturgeſchichte erging, geht es auch hier: denn an dieſen Ort knüpft ſich die ganze Geſchichte der Welt an, und ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre **Wiedergeburt** von dem Tage da ich Rom betrat.“

(*) Vergl. oben S. 226: „Das Mitleben iſt doch ganz was anderes“ ꝛc.; u. weiter unten S. 232.

5. Dec. „In den wenigen Wochen da ich hier bin, habe ich ſchon manchen Fremden kommen und gehen ſehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher ſoviele dieſe würdigen Gegenſtände behandeln. Gott ſey Dank, daß mir von dieſen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom ſpricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt,(*) denn ich hab's doch auch geſehen, und weiß ſchon einigermaßen woran ich bin.“

13. Dec. „Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden ſo ganz wie ich wünſchte genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe Niemanden kränken wollen, und kann nun auch Nichts ſagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich, daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe!“

„Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und ſtudire mehr als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt und man braucht Jahre um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich find' ich die Reiſenden die ſehen und gehen!“

„Heute früh fielen mir Winckelmann's Briefe die er aus Italien ſchrieb, in die Hand. Mit welcher Rührung habe ich ſie zu leſen angefangen! Vor einunddreißig Jahren in derſelben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich hieher; ihm war es auch ſo deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt.

(*) Dieß waren es wohl auch, denen gegenüber „er nicht für krank und bornirt gehalten werden wollte,“ wie er weiter unten d. 25. December 1787 ſchreibt.

Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platz! — Eine Stelle freute mich beſonders: „„Man muß alle Sachen „„in Rom mit einem gewiſſen Phlegma ſuchen, ſonſt wird „„man für einen Franzoſen gehalten. In Rom, glaub' ich, „„iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin ge„„läutert und geprüft.““

„Das Geſagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehen, und gewiß: man hat außer Rom keinen Begriff wie man hier geſchult wird. Man muß, ſo zu ſagen, wiedergeboren werden, und man ſieht auf ſeine vorigen Begriffe, wie auf Kinderſchuhe zurück. Der gemeinſte Menſch wird hier zu Etwas, wenigſtens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in ſein Weſen übergehen kann.“

„Dieſer Brief kommt Euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange! vor Ende ſehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude ſeyn. Das vergangene war das wichtigſte meines Lebens; ich mag nun ſterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut.“

„Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immerfort. Ich dachte wohl hier was rechts 20. Dec. zu lernen; daß ich aber ſoweit in die Schule zurückgehen, daß ich ſoviel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und jemehr ich mich verläugnen muß, deſto mehr freut es mich.“

„Ich bin wie ein Baumeiſter der einen Thurm aufführen wollte und ein ſchlechtes Fundament gelegt hatte (*). Er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab,

---

(*) Vergl. oben S. 121.

was er ſchon aus der Erde gebracht hat, ſeinen Grundriß ſucht er zu erweitern, zu veredlen, ſich ſeines Grundes mehr zu verſichern, und freut ſich ſchon im Voraus der gewiſſern Feſtigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moraliſchen Folgen an mir zu fühlen ſeyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat! Ja es iſt zugleich mit dem Kunſtſinne der ſittliche, welcher große Erneuerung leidet.“

25. Dec. „Ich fange nun ſchon an die beſten Sachen zum zweiten Male zu ſehen, wo denn das erſte Staunen ſich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöſt.“

„Um den höchſten Begriff deſſen, was die Menſchen geleiſtet haben in ſich aufzunehmen, muß die Seele erſt zur vollkommenen Freiheit gelangen.“ —

So bemerkte G. ſchon früher: „Ich lebe ſehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenſtände keine erhöhte Seele finden, ſondern die Seele erhöhen. Im letztern Falle iſt man dem Irrthum weit weniger ausgeſetzt, als im erſten.“ — Desgleichen: „Es iſt ein ſonderbares Ding um den erſten Eindruck: er iſt immer ein Gemiſch von Wahrheit und Lüge in hohem Grade.“ —

Wie ſehr eine erhöhte (d. h. von Leidenſchaft, Lieb’ und Haß, Furcht und Trauer ꝛc. bewegte) Seele die Gegenſtände anders ſieht, als eine im ruhigen Zuſtande, davon erzählt G. eine merkwürdige Selbſterfahrung, wo ihm, in ſentimentaler Liebesſtimmung, eine Landſchaft in einem ganz andern Ton erſchien, als ſie noch kurz zuvor hatte [XXIX, 130 ff]. Das Gegenſtück hierzu liefert die Beobachtung, die er bei Gelegenheit der Canonade von Valmy machte, wo die Welt ihm einen braunröthlichen Ton zu haben ſchien [XXX, 75]. (*) —

„Wie viel Verſuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir ſchon ihre Sachen vorleſen oder vorleſen laſſen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu ſpielen, irrt mich nicht, und iſt mir unterhaltend genug, da ich ſchon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will: denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrſcherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinſtädtiſches.“ 29. Dec.

„Ja, es iſt hier wie allenthalben: „was mit mir und durch mich geſchehen könnte, macht mir ſchon Langeweile ehe es geſchieht. Man muß ſich zu einer Partei ſchlagen, ihre Leidenſchaften und Cabalen verfechten helfen, Künſtler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, ſich von Großen und Reichen Alles gefallen laſſen. Dieſe ſämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, ſollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?“

„Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieſer Seite zu Hauſe zufrieden zu ſeyn, und mir und andern alle Luſt in die liebe weite Welt zu benehmen.“ (**)

(*) Daß dieſes phyſiologiſche Phänomen den Alten nicht unbekannt war, lehrt eine Stelle des Euripides in ſeinen Bacchantinnen, wo Cadmus die vom Wahnſinn ergriffene Agaue den Himmel anſchauen läßt und als ſie ihn glänzender findet denn ſonſt, zu ihr ſagt: „So iſt ein Aufgeregtes in der Seele dir.“ S. G's. Werke Bd. XXVI, 61.

(**) Alſo konnte und mochte G. weder Haupt einer Schule noch einer Partei werden, was die bedenken ſollten die ihm dergleichen zumuthen! — „Leidenſchaftlichkeit, ſagt er, macht zu Mitſchuldigen der Lumpe.“

29. Dec. „Ich will Rom ſehen, das beſtehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte ſie beſſer anwenden. Beſonders lieſt ſich Geſchichte von hier aus ganz anders als an je einem Ort der Welt. Anderwärts lieſt man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu leſen; es lagert ſich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der Römiſchen Geſchichte, ſondern von der ganzen Weltgeſchichte. Kann ich doch von hieraus die Eroberer bis an die Weſer, und bis an den Euphrat begleiten, oder, wenn ich ein Maulaffe ſeyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indeſſen habe ich mich von Korn- und Geldſpenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieſer Herrlichkeit.“

denken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich ſage dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb daran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtanden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß zuſehen. Lieber Schatz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerinn ſoll es an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer Alter iſt auch geſtorben), ein hageres, kränkliches Geſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrinn, die ſich abgibt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen, moraliſchkritiſchen Reformation des Chriſtenthumes arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch alleine möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden

1787.

„Mag man zu Gunſten einer ſchriftlichen und mündlichen Ueberlieferung ſagen was man will, in den wenigſten Fällen iſt ſie hinreichend: denn den eigentlichen Charakter irgend eines Weſens kann ſie doch nicht mittheilen, ſelbſt nicht in geiſtigen Dingen. Hat man aber erſt einen ſichern Blick gethan, dann mag man gern leſen und hören(*): denn das ſchließt ſich an den lebendigen Eindruck an; nun kann man denken und beurtheilen.“ 2. Jan.

„Ihr habt mich oft ausgeſpottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine(**), Kräuter und Thiere mit beſonderer Neigung, aus gewiſſen entſchiedenen Geſichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerkſamkeit auf den

---

(*) „Ein Buch wird doch immer erſt gefunden, wenn es verſtanden wird.“ [G. an Schiller Nr. 305.] So erging es ihm mit Leonardo da Vinci's Buch über die Malerei, das er erſt in Rom las und nun begriff, „warum er nie etwas darin habe begreifen können.“ [XXIX, 279.]

(**) So erwies ſich Herder gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch und meinte: G. ſolle, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, ſeine Werkzeuge an die Bearbeitung ſeiner Werke beſonders der Iphigenie wenden [S. Bd. XXVII, 27.]; ließ ſich aber die naturwiſſenſchaftlichen Reſultate G's. gern gefallen und benutzte ſie. [S. Zur Naturw. und Morph. Bd. I, Heft I, S. XIX, u. Werke B. XXVIII, 242.]

Baumeiſter, Bildhauer und Maler, und werde mich auch hier finden lernen.“

6. Jan. „Eben komme ich von Moritz, deſſen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es ſteht und geht recht gut. Was ich dieſe vierzig Tage bei dieſem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter(*), als Finanzminiſter und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalſten Leiden und die edelſten Genüſſe gingen dieſe Zeit her immer einander zur Seite.“

„Zu meiner Erquickung habe ich geſtern einen Ausguß des coloſſalen Junokopfes, wovon das Original in der Villa Ludoviſi ſteht, in den Saal geſtellt. Es war dieſes meine erſte Liebſchaft in Rom und nun beſitz ich ſie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es iſt wie ein Geſang Homer's.“

„Ich habe aber auch für die Zukunft die Nähe einer ſo guten Geſellſchaft wohl verdient: denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia nun endlich fertig geworden iſt, d. h. daß ſie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu Euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf(**): denn freilich ſteht nicht auf dem Papier was ich geſollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.“(***)

(*) Großpenitentiarius nannte er ſich im Scherz. S. oben I. Band, S. 16.

(**) Was eben nicht der Fall war: „denn Niemand dankte ihm für die unendlichen Bemühungen.“ S. Bd. XXVIII, 55.

(***) Vergl. oben S. 172.

„Was im Anfange einen frohen Genuß gewährte, 20. Jan. wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß auch der wahre Genuß ermangelt.“

„Auf Anatomie bin ich ſo ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menſchlichen Körpers bis auf einen gewiſſen Grad nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weiſe hingewieſen. Bei unſerer mediciniſch-chirurgiſchen Anatomie kommt es blos darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel; in Rom aber wollen dieſe Theile Nichts heißen, wenn ſie nicht zugleich eine edle ſchöne Form darbieten.“

„In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künſtlern zu lieb einen ſehr ſchönen Muskelkörper dergeſtalt bereitet, daß die Schönheit deſſelben in Verwunderung ſetzt. Er könnte wirklich für einen geſchundenen Halbgott, für einen Marſyas gelten. So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künſtlich zuſammengereihte Knochenmaſſe zu ſtudiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es ſchon Leben und Bewegung erhält.“

„Sage ich nun, daß wir auch Abends Perſpective ſtudiren, ſo zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig ſind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun als wirklich geſchieht.“

„Seit der Aufführung des Ariſtodem, zu deſſen 25. Jan. Gunſten wir (d. h. Goethe und die deutſchen Künſtler (*))

(*) Dieſe Erklärung iſt nicht überflüſſig. S. oben S. 48.

uns wirklich thätig erwieſen hatten, führte man mich abermals in Verſuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun ſey, man wollte ſeine Partei verſtärken, mich als Inſtrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle geſpielt. Nun aber, da ſie ſehen, daß mit mir Nichts anzufangen iſt, laſſen ſie mich gehen, und ich wandle meinen ſichern Weg fort. Ja, meine Exiſtenz hat einen Ballaſt bekommen, der ihr die gehörige Schwere giebt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Geſpenſtern, die ſo oft mit mir ſpielten. Seyd auch guten Muths, Ihr werdet mich oben halten und mich zu Euch zurückziehen."

„Nun wird es mir immer ſchwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenſchaft zu geben: denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht (*), ſo geht es auch mir in Betrachtung dieſer Stadt. Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieſer Hauptſtadt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir ſehen bald, hier hat ſich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelaſſen, und den Mittelpunkt eines Reichs weislich feſtgeſetzt; hier hat kein mächtiger Fürſt einen ſchicklichen Ort zum Wohnſitz einer Colonie beſtimmt. Nein! Hirten und Geſindel haben ſich hier zuerſt eine Stätte bereitet, ein paar rüſtige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palläſten der Herren

---

(*) „Es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben, je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie." [XXVII, 166.]

der Welt gelegt, an deſſen Fuß ſie die Willkühr des Ausrichters zwiſchen Moraſt und Schilf einſt hinlegte. So ſind die ſieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, ſie ſind es gegen die Tiber, gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excurſionen, ſo will ich die unglückliche Lage ſchildern.“

28. Jan. „Zwei Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen ſich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da ſie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.“

„Zuerſt wird man bei dem ungeheuren und doch nur trümmerhaften Reichthum dieſer Stadt, bei jedem Kunſtgegenſtande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daſeyn gegeben. Durch Winckelmann ſind wir dringend aufgeregt die Epochen zu ſondern, den verſchiedenen Styl zu erkennen, deſſen ſich die Völker bedienten, den ſie in Folge der Zeit nach und nach ausgebildet, und zuletzt wieder verbildet. Hiervon überzeugt ſich jeder wahre Kunſtfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht dieſer Forderung; aber wie nun zu dieſer Einſicht gelangen? Vorgearbeitet recht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgeſtellt; aber das Einzelne in ungewiſſem Dunkel!“

„Eine vieljährige entſchiedene Uebung des Auges iſt nöthig, und man muß erſt lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerkſamkeit auf dieſen wichtigen Punct iſt nun einmal rege, und jeder dem es Ernſt iſt, ſieht wohl ein, daß auch in dieſem

Felde kein Urtheil möglich iſt, als wenn man es hiſtoriſch entwickeln kann.“

„Die zweite Betrachtung beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Kunſt der Griechen und ſucht zu erforſchen: wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt und worin kein Hauptcharacter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittelungen fehlen.“

„Ich habe eine Vermuthung, daß ſie nach ebenden Geſetzen verfuhren, nach welchem die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur iſt noch etwas Anderes dabei, das ich nicht auszuſprechen wüßte.“

2. Febr. „Von der Schönheit, im vollen Mondſchein Rom zu durchgehen, hat man ohne es geſehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Maſſen des Lichts und des Schattens verſchlungen und nur die größten allgemeinſten Bilder ſtellen ſich dem Auge dar. Einen vorzüglich ſchönen Anblick gewährt das Coliſeo. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet ſehen, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und ſo haben Sonne und Mond, eben wie der Menſchengeiſt, hier ein ganz anderes Geſchäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Maſſen entgegenſtehen.“

13. Febr. „Von vielen andern Sachen ſammelt es ſich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend. Am liebſten iſt mir denn aber doch, was ich in der Seele

mitnehme, und was immer wachſend, ſich immer vermehren kann.“

16. Febr. „Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht geſehen ſuch' ich auf. Das Vorzüglichſte wird zum zweiten und dritten Mal betrachtet und nun ordnet ſich's einigermaßen: denn, indem die Hauptgegenſtände an ihre rechte Stelle kommen, ſo iſt für viele mindere dazwiſchen Platz und Raum. Meine Liebſchaften reinigen und entſcheiden ſich, und nun erſt kann mein Gemüth dem Größeren und Aechteſten mit **gelaſſener** Theilnahme ſich entgegen heben.“

„Dabei findet man wohl den Künſtler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weiſe jenen großen Intentionen ſich mehr nähert, ſie beſſer begreift als der bloß Beſchauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und ſo ſpanne ich denn alle Segel meines Geiſtes auf, um dieſe Küſten zu umſchiffen.“

17. Febr. „Das Wetter iſt unglaublich und unſaglich ſchön. Nun ſucht man das Freie, und wenn man ſich bisher nur mit Göttern und Helden abgeben mochte; ſo tritt die Landſchaft auf einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen die der herrlichſte Tag belebt.“

„Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler im Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine maleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, umſomehr als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit einem noch immer ankleben. Nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen Muth gefaßt und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine, auffallende, wahrhaft ſüdliche und römiſche Gegenſtände entworfen, und ſuche nun mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben.“

„Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwindet's gleichſam unter den Handen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem was wir zu faſſen gewohnt ſind.“

„Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet: etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigenſchaft des Geiſtes; aber etwas recht zu thun, dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens. Und doch ſoll der Liebhaber, ſo ſchwach er auch nachſtrebt, ſich nicht abſchrecken laſſen. Die wenigen Linien, die ich aufs Papier ziehe, oft übereilt, ſelten richtig, erleichtern mir jede Vorſtellung von ſinnlichen Dingen: denn man erhebt ſich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenſtände genauer und ſchärfer betrachtet. Mit dem Künſtler muß man ſich nicht vergleichen, ſondern nach ſeiner eigenen Art verfahren: denn die Natur hat für ihre Kinder geſorgt, der Geringſte wird nicht, auch durch das Daſeyn des Trefflichſten, an ſeinem Daſeyn gehindert: „ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!“(*) und dabei wollen wir's denn bewenden laſſen.“

(*) „Jeder iſt doch auch ein Menſch!“ ꝛc. [II. 302.]

„Ich habe zweimal das Meer geſehen, erſt das adriatiſche, dann das mittelländiſche, und gleichſam zum Beſuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal(*) in mir herauf; warum nicht früher?(**) warum nicht wohlfeiler?"(***)

„Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich und ich 19. Febr. bin auf dem Wege neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur ſolch ein Ungeheures, das wie Nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigſte entwickelt."

„Der Veſuv wirft Aſche und Steine aus und bei Nachtzeit ſieht man den Gipfel in Feuer. Nur ein Lavaſtrom und ich habe nichts weiter zu wünſchen!"

„Wegen Sicilien laſſe ich das Schickſal walten. Vorbereitet bin ich; wenn das Glück mich lockt, geh' ich." —

„Endlich iſt meine Abreiſe nach Neapel gegen Ende dieſer Woche feſtgeſetzt. Das Wetter iſt köſtlich; ich nehme Tiſchbein mit und genieſſe in ſeiner Geſellſchaft alles doppelt und dreifach. Dort erwartet mich eine neue Welt, die ich, wie die zerſtörte hier, mit offenen und geſunden Augen anzuſehen hoffe."

(*) Wie bei der botaniſchen Prolepſe „ein übereiltes Vordringen, um Knospe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden." S. Zur Naturw. u. Morphol. Bd. 1, Heft 2, S. 137. — S. auch daher dem Cercis Siliquastrum, deſſen Blüthen gleich unmittelbar auf dem Stamme ſitzen.

(**) S. oben S. 221, unter d. 1. November.

(***) „Was andern Menſchen gemein und leicht iſt, wird mir ſauer gemacht." [Mſcpt. des Reiſetagebuchs.] it. „Es iſt nicht in meinem Lebensgange, daß mir ein unvorbereitetes, unerharrtes und unerrungenes Gute begegne." [G. an Schiller Nr. 166, S. 209.] — Mußte er nicht um dieſe Reiſe mehr Jahre dienen als Jacob um Rahel!

„Indeß bin ich immer fleißig. Nun wird am Taſſo gearbeitet, der geendigt werden ſoll. Neue Ideen bieten ſich mir zu hunderten dar, die ich vors erſte ablehnen muß. Wenn mir das gute Geſchick frohen Muth erhält, ſo kann ich Viel und Vielerlei thun."

21. Febr. „Morgen gehen wir(*) nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unausſprechlich ſchön ſeyn ſoll, und hoffe in jener paradieſiſchen Natur wieder neue Freiheit und Luſt zu gewinnen, hier im ernſten Rom wieder an das Studium der Kunſt zu gehen."

„Das Einpacken wird mir leicht; ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöſ'te was mir ſo lieb und werth war."

„Ja es iſt ſchon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren; welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zuviel geſagt iſt."

„Ich wollte von Rom abſcheidend, wenn ich Zeit hätte, nur über das was mir beſonders vorgekommen und aufgefallen einen Quartband ſchreiben."

„Meine Lage war ſehr glücklich und erwünſcht hier; ich habe die drei Monate recht radical nutzen können, und wenn ich Manches habe müſſen bei Seite liegen laſſen; ſo hab' ich dagegen andere Theile geſehen und kennen lernen wie wenig Fremde in einer ſo kurzen Zeit. Die Gegenden um Rom hab' ich faſt gar nicht geſehen. In Tivoli war ich nicht, nicht in Albano. Das wird auf die Rückkunft aufbewahret.

(*) d. h. Goethe und Tiſchbein, damit man ihn nicht über das wir ſchikanire! S. oben S. 18.

Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen? Aber eins iſt recht-geſchehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ohne dieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und ſagte: hier herein! denn ſie hatte noch alte Prätenſionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbiethenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! ich wöllte die Pfarrerinn, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Wenn

Rechneſt Du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an Iphigenien hier gethan habe; ſo wirſt Du ſagen, daß ich nicht müßig war."

„Uebrigens iſt Rom eine Welt und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um ſagen zu können: ich kenne ſie nur einigermaßen. Meine größte Sorge war keinen falſchen Begriff mitzunehmen."

„Dieſe letzte Zeit in Rom geht es ein wenig bunt über einander in meinem Kopfe, umſomehr als der Zeichengeiſt in mich gefahren und ich ſeit vierzehn Tagen beſtändig gekritzelt und geſudelt habe. Ich ſchicke zehn Stückchen mannigfaltiger Gegenden, die vielleicht nicht 3000 Schritte auseinanderliegen. Ich hatte ihrer noch Viel gezeichnet um die Abänderung der Gegenſtände recht fühlbar zu machen, ſie wurden aber nicht fertig."

„Sehr wohl habe ich mit meinem Incognito gethan, doppelt und dreifach. Ich habe Zeit und Geld geſpart, und habe doch luſtig und bequem gelebt und Freunde mitgenießen laſſen."

„Bei der Abreiſe fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftig letzte unwillkührlich in den Sinn, und mir drängt ſich, diesmal ſtärker als ſonſt, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranſtalten machen um zu leben.(*) Denn ſo kehren auch wir,

---

(*) Es möchte auch Manchem ſcheinen, als habe G. vielzuviel Vorbereitungen gemacht um — zu dichten. Aber es war ihm zugleich um gründliche Erkenntniß zu thun, und wie er nur aus der Wahrheit Hand der Dichtung Schleier in ſeiner Jugend empfing, ſo war ſie es auch die ihn im Alter noch grüßte, [III, 181.] wenn auch Andere meinen: es ſey dieſes ein Irrthum von ſeiner Seite, da es nur ein Irrthum von ihrer iſt.

Tiſchbein und ich, ſo vielen Herrlichkeiten, ſogar unſerm wohlausgeſtatteten eignen Muſeum den Rücken. Da ſtehn nun drei Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlaſſen ſie, als wenn's keine wären!" —

e) Göthe in Neapel.

1787.

25. Febr. „Endlich auch hier (in Neapel) glücklich und mit guter Vorbedeutung angekommen!"

„Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite; gewaltſam dampfend, und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah."

„Neapel ſelbſt kündigt ſich froh frei und lebhaft an, unzählige Menſchen rennen durcheinander, der König iſt auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und ſo kann's nicht beſſer gehen."

27. Febr. „Heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, mahle was man will, hier iſt mehr als Alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! — Wir ſind auch

---

Was wär' es auch geweſen, wenn er mehr und Anderes gedichtet hätte!(*) ihnen hätte er's doch nicht recht gemacht, wie wir bald leſen werden. — Uebrigens iſt es nur ein allgemeiner Charakterzug der Deutſchen, vor lauter Gründlichkeit und Begründung nicht zur Ausführung zu kommen, vor lauter Verfaſſungen zu keiner Faſſung.

(*) „Wenn das Publicum ein gutes Stück zwanzigmal ſehen wollte, ſo brauchte ein Autor nicht zwanzig neue Stücke zu ſchreiben, um ſich in allen [illegible] — zu wiederholen" ſagte G. einmal zu mir bei einer gewiſſen nicht zu erwähnenden Gelegenheit. —

noch Abends in die Grotte des Poſilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien." (*)

„Ich verzeih es allen die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck, beſonders von denen Gegenſtänden, die ich heut zum erſten Male ſah, erhalten hatte. Und wie man ſagt daß einer, dem ein Geſpenſt erſchienen, nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Neapel dachte."

„Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen."(**)

„Den 2. März beſtieg ich den Veſuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel." 2. März.

„Die Hütte des Einſiedlers blieb mir links auf der Höhe; ferner den Aſchenberg hinauf, welches eine ſaure Arbeit iſt, Zweidrittheile dieſes Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwei Monaten vierzehn Tagen, ja eine ſchwache von fünf Tagen ſchon erkaltet. Wir ſtiegen über ſie an einem erſt aufgeworfenen vulcani-

(*) Dieſes merkwürdige, zweimal des Jahres wiederkehrende Phänomen, daß die Sonne, kurz vor ihrem Untergange, die Grotte des Pauſilipp in ihrer ganzen Länge erleuchtet, ereignet ſich vom 9 — 10 Februar, und 30 — 31 Octbr., etwa zehn Minuten vor ihrem Untergange. S. der Allgem. Zeitung von 1833 d. 4. März Außerordentliche Beilage Nr. 84 S. 334. a)

(**) Große Augen zu machen, bei Bewunderung oder Wohlgefallen, war in ſeiner Art, und wird auch von der Herzogin Amalie bemerkt. „G. machte große Augen, es mißfiel ihm gewiß nicht." [Br. an Merck Nr. 139 S. 304.]

ſchen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehen. Wir waren ungefähr 50 Schritte in den Dampf hinein, als er ſo ſtark wurde, daß ich kaum meine Schuhe ſehen konnte. Das Schnupftuch vorhalten half Nichts, der Führer war mir auch verſchwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unſicher; ich fand für gut umzukehren, und mir den gewünſchten Anblick auf einen heitern Tag und verminderten Rauch zu ſparen. Indeß weiß ich doch auch wie ſchlecht es ſich in ſolcher Atmoſphäre Athem holt."

Einen zweiten gelungenen Verſuch den Veſuv zu beſteigen beſchreibt er Band XXVIII, S. 29—33, und einen dritten, der gefährlich hätte werden können, ebend. S. 61—68.

„Von der Lage der Stadt und ihrer Herrlichkeit, die ſo oft beſchrieben und belobt ſind, kein Wort! Vedi Napoli e poi muori! ſagen ſie hier: „Sieh Neapel und ſtirb!"

3. März. „Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden."

„Man mag ſich hier an Rom gar nicht zurückerinnern. Gegen die hieſige freie Lage kommt einem die Hauptſtadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes übelplacirtes Kloſter vor."

„Das See- und Schiffweſen gewährt auch ganz neue Zuſtände. Die Corvette nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane ab. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwiſchen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand! Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſähe, müßte man vor Sehnſucht ſterben!“

9. März. „Die Stürme dieſer Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt. Da ließen ſich die Wellen in ihrer würdigen Art und Geſtalt ſtudiren! Die Natur iſt doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!“

„Dagegen giebt mir das Theater keine Freude mehr. Sie ſpielen hier in den Faſten geiſtliche Opern, die ſich von den weltlichen in gar Nichts unterſcheiden, als daß keine Ballete zwiſchen den Acten eingeſchaltet ſind; übrigens aber ſo bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen ſie auf: Zerſtörung von Jeruſalem durch Nebucadnezar. Mir iſt es ein großer Guckkaſten. Es ſcheint ich bin für ſolche Dinge verdorben.“ —

So war es ihm auch in Rom. Gewiſſe geiſtliche Ceremonien glitten an ſeinem proteſtantiſchen Wachstuchmantel wie Regen ab. —

12. März. „Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Punkte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig Nichts mittheilen kann.“

„Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmerniß erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht, und deshalb ſorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehende Leiden, heiteres Dulden! — Ich finde in dieſem Volke die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben!“

13. März. „Wir aßen zu Torre dell Anunziata, zunächſt des Meeres tafelnd.(*) Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah' und köſtlich. Die Geſellſchaft — gute muntere Neapolitaner — fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz. Einige meinten, es müſſe ohne den Anblick eines Meeres doch gar nicht zu leben ſeyn.“

„Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich in das Bergland zurückkehren.“

16. März. „Neapel iſt ein Paradies, Jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbſtvergeſſenheit. Mir geht es ebenſo, ich erkenne mich kaum, ich ſcheine mir ein ganz anderer Menſch. Geſtern dacht' ich: entweder du warſt ſonſt toll, oder du biſt es jetzt.“

„Wenn man in Rom gern ſtudiren mag, ſo will man hier nur leben; man vergißt ſich und die Welt, und für mich iſt es eine wunderliche Empfindung nur mit genießenden Menſchen umzugehen.“

17. März. „Wenn ich Worte ſchreiben will, ſo ſtehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inſeln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzuſtellen.“

(*) Schon die Alten kannten und liebten dieſes Vergnügen, am Ufer des Meeres, in ihren Villen oder im Freien, zu ſchmauſen, und hatten dafür den Ausdruck in actis esse gleichbedeutend mit convivari, auf Griechiſch ἀκτάζειν; wie denn die amoena littora und amoena littorum im Leben der Schwelger als Luſtpartieen vorkommen.

„Ich habe Viel geſehen und noch mehr gedacht. Die Welt eröffnet ſich mehr und mehr, auch Alles was ich ſchon lange weiß, wird mir erſt eigen. Welch ein früh wiſſendes und ſpät übendes Geſchöpf iſt doch der Menſch!"(*)

„Und doch iſt die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden."

„Was ich mir immer ſagte iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne."

„Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben **mit wenigen Freunden.**"

„Ueber meine Sicilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Wage in Händen, das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber. Die Corvette von Palermo iſt wieder zurück. Heut über acht Tage geht ſie abermals von hier ab. Ob ich noch mitſegle, zur Charwoche nach Rom zurückſegle, weiß ich nicht. Noch nie bin ich ſo unentſchieden geweſen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entſcheiden."(**)

17. März. „Mit den Menſchen geht es mir ſchon beſſer; man muß ſie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Gold-

---

(*) Der wahre homunculus im Fauſt, der aprioriſche theoretiſche Menſch, wie er auf unſern Academien formirt wird, der erſt „im weiten Meere anbeginnen muß und Zeit hat bis zum Menſchen." [Bd. XII. 168 u. f.]

(**) Ein ſolcher Augenblick war's der in Carlsbad die Reiſe nach Italien entſchied. Eine Kleinigkeit die ihn in ſpätern Jahren zu dieſem und jenem entſcheidend beſtimmte. Vergl. oben Bd. I. S. 369. f.

waage wiegen,(*) wie es leider, sogar oft *Freunde unter einander aus hypochondriſcher Grille und ſeltſamer Anforderung zu thun pflegen.*(**) Hier wiſſen die Menſchen gar nichts von einander, ſie merken kaum, daß ſie neben einander hin und herlaufen; ſie rennen den ganzen Tag in einem Paradieſe hin und wieder ohne ſich viel umzuſehen, und wenn der benachbarte Höllenſchlund zu toben anfängt, hilft man ſich mit dem Blute des heiligen *Januarius*, wie ſich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft oder helfen möchte.“

„Zwiſchen einer ſo unzählbaren und raſtlos bewegten Menſchenmenge durchzugehen iſt gar merkwürdig und heilſam. Wie alles durcheinanderſtrömt und doch Jeder Einzelne Weg und Ziel findet! *In ſo großer Geſellſchaft und Bewegung fühl' ich mich erſt recht ſtill und einſam; jemehr die Straßen toben, deſto ruhiger werd'* ich.“

„Manchmal gedenk' ich *Rouſſeau's* und ſeines hypochondriſchen Jammers, und doch wird mir begreiflich wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte.“

„Fühlt' ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen, und ſäh' ich nicht daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen,

---

(*) „Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwaage;
Wirſt du die Krämerwaage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen.“ [II. 248.]

(**) Wer denkt hier nicht an *Knebel*, *Herder*, *Wieland*! die auch immer einer am andern und zumal an Goethe etwas zu deſideriren hatten. Gegen dieſe erſcheint er doch überall wie ein Gott „denn *der* läßt jeden wie er iſt.“ [V. 120.]

wie der Feldmeſſer mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.“

„Triebe mich nicht die deutſche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun, als zu genießen, ſo ſollte ich in dieſer Schule des leichten und luſtigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren ſuchen.“ 22. März.

„Es iſt hier gar vergnüglich ſeyn, wenn man ſich nur ein kleinwenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klima's kann nie genug gerühmt werden; aber darauf iſt auch der Fremde faſt allein angewieſen.“

„Freilich, wer ſich Zeit nimmt, Geſchick und Vermögen hat, kann ſich auch hier breit und gut niederlaſſen. So hat ſich Hamilton eine ſchöne Exiſtenz gemacht und genießt ſie nun am Abend ſeines Lebens. Die Zimmer die er ſich in Engliſchem Geſchmack einrichtete, ſind allerliebſt, und die Ausſicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angeſicht Capri, rechts der Poſilippo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jeſuitengebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis ans Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa ſchwerlich zum zweiten Male geben, wenigſtens nicht im Mittelpunkte einer großen bevölkerten Stadt. Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers gelangt.“(*)

(*) Goethe dagegen, der gleiche Wanderer, ſah in ſeinem hohen Alter, nur aus einem kleinen Studier-Zimmer in ſeinen beſchneiten Kloſtergarten und auf einen gegenüberſtehenden Scheunengiebel, und war doch — zufrieden. — Nach ſeiner Maxime:

22. März. „Und nun nach allem dieſen und hundertfältigen Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres, und wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts ich ſüdwärts.“

„Des Menſchen Sinn iſt unbändig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſeyn. Hab' ich einem Gegenſtand nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.“

„Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung. Unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſeyn. Vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letztern Büchern etwas mittheilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, der Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und ſchöner hervorbrechen! Gewiß, es wäre beſſer ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht **wiedergeboren** zurückkommen kann.“

„Herdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze(*) zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Cotyledonen iſt ſo ſublimirt, daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.“

26. März. „Morgen geht dieſer Brief von hier (Neapel) zu Euch. Donnerſtag den 29. März geh' ich mit der Corvette

„Donnerſtag — geht es nicht — ſo ſey — vergnügt.“ [III, 256.]

(*) Unter Urpflanze verſtand G. einen Typus des Vegetativen, wie er einen Intertypus fand, d. h. Begriff, Idee der Pflanze, oder des Thiers. S. zur Naturw. u. Morph. Bd. 1, Heft 1, S. XIII und XIX.

du ſeyn würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf! das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. Du fühlſt nicht! du fühlſt nicht, daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſet, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird! der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden, und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, eine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der ſeine Sohlen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Linderungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereiſe legt ſich das Herz um viele Bedrängniſſe leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euern Polſtern? — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Thränen! Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat; auf dich, du Allliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtockes, was iſt es, als Vertrauen zu Dir, endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reiſen oder bleiben ſollte, machte einen Theil meines hieſigen Aufenthaltes unruhig; nun da ich entſchloſſen bin, geht es beſſer. Für meine Sinnesart iſt dieſe Reiſe heilſam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Aſien und Afrika, und auf dem wunderſamen Punkte, wohin ſo viele Radien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, ſelbſt zu ſtehen, iſt keine Kleinigkeit.“

„Neapel habe ich nach ſeiner eigenen Art behandelt, ich war nichts weniger als fleißig. Doch hab' ich viel geſehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, ſeinen Einwohnern und Zuſtänden gebildet. Bei der Wiederkehr ſoll Manches nachgeholt werden; freilich nur Manches: denn vor dem 29. Juni muß ich wieder in Rom ſeyn. Hab' ich die heilige Woche verſäumt, ſo will ich wenigſtens den St. Peterstag feiern. Meine Sicilianiſche Reiſe darf mich nicht allzuweit von meiner erſten Abſicht ablenken.“

„Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern.“

„Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet, bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch! immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwärts! Ich war noch nicht dort, und bin ſchon wieder bei Euch! Doch an der Verworrenheit dieſes Briefs bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werde ich unterbrochen, und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende ſchreiben.“

„So eben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger 26. März.
Mann, der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer

des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu **glücklich**(*) um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl!"

„Reiſen lern' ich wohl auf dieſer Reiſe, ob ich leben lerne weiß ich nicht. Die Menſchen die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können."

28. März. „Der Fürſt von Waldeck beunruhigt mich noch beim Abſchied: denn er ſprach von nichts Wenigerem als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen."

„Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten daß man nicht **entrückt** oder wohl gar **verrückt** wird."

29. März. „Heute Nacht träumte ich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch als wenn ich mein Faſanenſchiff(**) nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn."

(*) Vergl. die Bemerkung oben S. 170, unter dem 13. März.
(**) Vergl. die Note oben S. 219.

d) Goethe in Sicilien.

„Wir fuhren Donnerſtag den 29. März mit Sonnenuntergang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um 3 Uhr im Hafen von Palermo.“ 3. April.

„Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen, wo ich mich die erſten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit ſtark angriff.“

„Abgeſchloſſen von der äußern Welt ließ ich die innere walten, und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwei erſten Acte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren(*) geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber; denn wenn irgend etwas für mich entſcheidend war, ſo iſt es dieſe Reiſe.“

„Hat man ſich nicht ringsum vom Meer umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältniß zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.“

(*) Siehe oben Seite 116, u. 143.

„Mein Künſtler den ich bei mir habe, iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Accurateſſe zeichnet. Er hat alle Inſeln und Küſten wie ſie ſich zeigten, umriſſen; es wird Euch große Freude machen wenn ich Alles mitbringe.“

3. April. „Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechaniſche der Waſſerfarben-Malerei (Aquarell) die man in Italien jetzt ſo hoch getrieben hat, aufgeſchrieben, verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben, um gewiſſe Töne hervorzubringen, in denen man ſich, ohne das Geheimniß zu wiſſen, zu Tode miſchen würde. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudirt wie Italien, wie dieſes (Sicilien) iſt.“

„Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken, die um die Küſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehn hat, der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh' ich erſt die Claude Lorrain's und habe Hoffnung auch dereinſt im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnungen hervorzubringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen! Wir wollen ſehen was dieſe Königin der Inſel thun kann. Wie ſie uns empfangen hat, habe ich keine Worte auszudrücken: mit friſchgrünenden Maulbeerbäumen, immergrünendem Oleander, Citronenhecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten ſtehen weite Beete von Ranunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirg herauf und ſchien ins

Meer, und dieſen Genuß, nachdem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt!“

„Verzeiht wenn ich mit einer ſtumpfen Feder aus einer Tuſchmuſchel, aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, dieſes hinkritzle. Es kommt doch wie ein Liſpeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird, ſag ich nicht; wenn Ihr es erhaltet, kann ich auch nicht ſagen.“

„In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, 7. April. brachte ich im Stillen die vergnügteſten Stunden zu. Es iſt der wunderbarſte Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, ſcheint er uns dennoch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, verſetzt er ins Alterthum. Grüne Beeteinfaſſungen umſchließen fremde Gewächſe; Citronenſpaliere wölben ſich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geſchmückt von tauſend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten ſeltſame Zweige. Eine hinter dem flachen Raume erhöhte Bank läßt einen ſo wunderſam verſchlungenen Wachsthum überſehen, und lenkt den Blick zuletzt auf große Baſſins, in welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemooſten Röhren verbergen, bald wieder ſchaarweis, durch einen Biſſen Brod gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmuth verlieh, war ein ſtarker Duft der ſich über Alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die

Gegenſtände auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, ſich entſchiedener hellblau von einander abſetzten, ſodaß ihre eigenthümliche Farbe zuletzt verloren ging, oder wenigſtens ſehr überbläut ſie dem Auge ſich darſtellten.“

7. April. „Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entfernteren Gegenden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, iſt für ein maleriſches Auge merkwürdig genug, indem die Diſtanzen genau zu unterſcheiden, ja zu meſſen ſind; deswegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchſt reizend wird. Man ſah keine Natur mehr, ſondern nur Bilder, wie ſie der künſtlichſte Maler durch Laſiren auseinandergeſtuft hätte.“

„Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben. Die ſchwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anſtreben an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigne Geruch des dünſtenden Meeres, das alles rief mir die Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne ſo wie ins Gedächtniß. Ich eilte ſogleich einen Homer zu kaufen, jenen Geſang mit großer Erbauung(*) zu leſen und eine Ueberſetzung aus dem Stegreif Kniepen vorzutragen, der wohl verdiente, bei einem guten Glaſe Wein,(**) von ſeinen ſtrengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.“

(*) „Es war als wenn man ein eingeſchlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Werk zugleich deutlich und in Harmonie erſcheint. Ich fühlte daß es mir aufhörte ein Gedicht zu ſeyn, es ſchien die Natur ſelbſt, das auch bei jenen Alten um ſo nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden.“ G. an Schiller Nr. [illegible].

(**) Nach der bibliſchen Maxime „jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth,“ glaubte G., einem Jeden, der ſich für ihn in einem Geſchäft anhaltend bemühte, [illegible] oder eine ähnliche Gratification mit freudigem Zuſpruch ſelbſt zu reichen, oder reichen zu laſſen. Es gehörte dieß zu

„Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus 16. April. dieſem Paradieſe bedrohen müſſen, ſo hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommnes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter zu durchdenken, und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dieß alles iſt, wo nicht mit großem Glücke, doch mit vielem Behagen geſchehen. (*) Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.“

„Es iſt ein wahres Unglück wenn man von vielerlei Gei- 17. April. ſtern verfolgt und verſucht wird!“

„Heute früh ging ich mit dem feſten ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen, nach dem öffentlichen Garten; allein, eh ich mich's verſah, erhaſchte mich ein andres Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen.“

„Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter

---

ſeinen liebenswürdigſten Eigenheiten, ſowie das anmuthige Nöthigen zu einer Speiſe die er ſelbſt gern genoß.

(*) Produciren iſt doch der feſtliche Zuſtand, in den die Götter den Menſchen verſetzen müſſen, ſagt W. Heinſe; und dieſes Behagen kennen und theilen, mit einiger Selbſtironie, auch die Dichter des Alterthums: ſo Catull, wenn er von einem Poeten ſagt: numquam aeque est beatus ac poema cum scribit; und Horaz: gaudent scribentes et se venerantur etc. — „Es iſt eine alte ſchriftſtelleriſche Wahrheit: uns gefällt was wir ſchreiben, wir würden es ja ſonſt nicht geſchrieben haben.“ [J. Merck. Bd. 1, Heft 1, S. 65.] Dieſe Selbſtfreude an ihren Schriften geſtehen nicht nur Heiden, wie Cicero; auch fromme Chriſten, wie der Abt Williram in der Vorrede zu ſeiner Paraphraſe des Hohenliedes.

freiem Himmel, und indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher.“

„Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären? (*)“

„Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen, und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden; und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht; es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf.“

„Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan.“

„Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut? warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können?“

7. Mai. „Kniep, (**) mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preiſen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre, und mich meiner eigenen Natur wiedergiebt.“

(*) S. oben Seite [illegible] Note (*).

(**) Chriſtoph Heinrich Kniep, ein Landſchaftsmaler, den G. ſchon in Rom kennen gelernt, und den er auf ſeine Reiſe nach Sicilien mitgenommen hatte. S. Th. XXVIII, 67.

„Er iſt hinausgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird ſeine Bleiſtifte manchmal ſpitzen, und ich ſehe nicht, wie er fertig werden will.(*)"

„Da hätte ich nun auch Alles wiederſehen können! Erſt wollt' ich mit hinausgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben; die Enge ſucht' ich, wie der Vogel der ſein Neſt bauen möchte.(**)"

„In einem ſchlechten verwahrloſten Bauergarten habe ich mich auf Orangenäſte geſetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäſte worauf der Reiſende ſitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, ſeiner Natur überlaſſen, ſich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entſchiedenen Aeſten werden."

„Und ſo ſaß ich, den Plan zur Nauſikaa weiter denkend, eine dramatiſche Concentration der Odyſſee. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterſchied des Drama und der Epopöe recht ins Auge faſſen.(***)"

(*) G. erzählte mir öfter von dieſer Gewohnheit des Künſtlers, worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen ſey und die Zeit verthan habe. Sie hat große Aehnlichkeit mit dem Inſtrumentſtimmen der Muſiker, zumal der Dilettanten, doch auch wohl der Meiſter, wie G. ein Beiſpiel von Kaysern anführt. [W. XXIX, [illegible].]

(**) „Du gehſt mit dem Ei am Herzen manchen Tag umher, ehe Du den Ort findeſt ꝛc. ſchreibt Zelter [Nr. 356, S. 155] einmal an G. in derſelben glücklichen Metapher: [illegible] bemerkt Ariſtoteles, und daher eine Sache wozu Geiſt und Witz gehört — oder Leidenſchaft, die ebenfalls das Genie erregt. Haß und Zorn ſind ſehr erfinderiſch in Metaphern und figürlichen Ausdrücken.

(***) Geſchah nach der Zeit, in Schiller's Briefwechſel Nr. 395, in dem Aufſatz: „über epiſche und dramatiſche Dichtung."

7. Mai. „War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen, gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Theilen feſte wohlgewählte Bilder im Umriß, und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; ſo gab ich umſomehr einem nachundnach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Häfen durch poetiſche würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Local eine Compoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Tone, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht.“

„Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in Ein Element aufgelöſt wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorſätzen, und indem ich in jenem ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwiſchen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmſte.“

7. Mai. „Ich hatte mir, überzeugt daß es für mich keinen beſſern Commentar zu Odyſſee geben könne, als eben gerade dieſe lebendige Umgebung, ein Exemplar verſchafft, und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, ſo ſeltſam ſie auch im erſten Augenblicke ſchien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beſchäftigte. Ich ergriff wie geſagt, den Gedanken, den Gegenſtand der Nauſikaa als Tragödie zu behandeln.“

daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! ſchweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele, und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley; auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genieſſen. — Und du, lieber, himmliſcher Vater! ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſte geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bey dieſen trocknen Wor-

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich abzuſehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig.“

Uebrigens beſchäftigte ihn der Plan dieſes Trauerſpiels und das Durchdenken deſſelben ſo ſehr, daß er darüber ſeinen Aufenthalt in Palermo, ja den größten Theil ſeiner übrigen ſicilianiſchen Reiſe verträumte. Er empfand deshalb auch wenig von allen Unbequemlichkeiten der Reiſe, da er ſich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in welcher er das was er erfuhr, ſah, bemerkte, was ihm entgegenkam alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte. Nach ſeiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb er Wenig oder Nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis aufs letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben, und er bei der in ſpätern Jahren unternommenen Redaction ſeiner Reiſeblätter nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufen konnte, die er Bd. XXVIII 203 — 266 mittheilt.

Was das Stück geworden ſeyn würde, wenn G. es in Sicilien, ja überhaupt nur in Italien hätte ausarbeiten können, das ahndet man aus dem was er von der Odyſſee ſagt „die ihm nun erſt ein lebendiges Wort ſey.“ [Bd. XXVIII, 243]. Auch betrübte es ihn noch in der ſpäteſten Zeit, „daß er nicht gleich damals die Arbeit verfolgt, indem ſo rührende herzergreifende Motive in dem Stoffe liegen, die, wenn er ſie, wie er in Iphigenien, beſonders aber im Taſſo gethan, bis in die feinſten Gefäße verfolgt hätte, gewiß wirkſam geblieben wären, wie er ſich gegen einen theilnehmenden Freund äußerte.

e) Goethe wiederum in Neapel.

17. Mai. „Hier bin ich wieder, meine Lieben, friſch und geſund. Ich habe die Reiſe durch Sicilien leicht und ſchnell getrieben, wenn ich wiederkomme ſollt Ihr beurtheilen, *wie ich geſehen habe*.“

„Daß ich ſonſt ſo an den Gegenſtänden klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verſchafft, Alles gleichſam vom Blatte wegzuſpielen, und *ich finde mich recht glücklich den großen ſchönen unvergleichlichen Gedanken von Sicilien ſo klar ganz und lauter in der Seele zu haben. Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild.*“

„Nun bleibt meiner Sehnſucht kein Gegenſtand mehr im Mittag, da ich auch geſtern von *Paeſtum* zurückgekommen bin.“

„Das Meer und die Inſeln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich *kehre befriedigt zurück*.“

„Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufſparen. Auch iſt hier in Neapel kein Beſinnens. Dieſen Ort werde ich Euch nun beſſer ſchildern als es meine erſten Briefe thaten. Ich muß Euch ſobald als möglich wiederſehen, es ſollen gute Tage werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.“

19. Mai. „Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand ſich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des ſüdlichen Lebens verſäumt worden war; dahin gehört auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an deſſen übrig

„Wie wir Menſchen in allem Practiſchen auf ein gewiſſes Mittlere gewieſen ſind, ſo iſt es auch im Erkennen. Die Mitte, von daaus gerechnet wo wir ſtehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen; nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun; daher es räthlich iſt, ſich zeitig davon loszuſagen.“

„Eben dies gilt von der Geognoſie. Das mittlere Wirken der Weltgeneſe ſehen wir leidlich klar, und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jenen in den Granit, dieſes in den Baſalt geſetzt, werden uns ewig problematiſch bleiben.“ (Zur Naturw. und Morphol. Bd. I. Heft 4, S. 368).“

Und ſo verſetzt uns auch Natur und Schickſal, gleich dem Dichter, immer in medias res: wir kommen in eine ſchon begonnene Welt, in laufende Begebenheiten. Anfang und Ende werden nur errathen oder erſchloſſen, und ſo iſt es nur eine Mitte, die wie ein Tag zwiſchen zwei Dämmerungen uns Ephemeren ſich aufthut, vor ihnen und hinter ihnen iſt Nacht.

f) Goethe abermals in Rom.

8. Juni. „Vorgeſtern bin ich glücklich wieder hier (in Rom) angelangt, und geſtern hat der feierliche Fronleichnamstag mich ſogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich geſtehen, meine Abreiſe von Neapel machte mir einige Pein, nicht ſowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir laſſend, die vom Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zunahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten,

deren Art und Weiſe, von der man ſoviel geleſen und erzählt hat, ich in meine Erfahrung hätte mitaufnehmen ſollen."

„Heute jedoch iſt meine Sehnſucht nach dieſer großen Naturſcene ſchon wieder ins Gleiche gebracht, nicht ſowohl das fromme Feſtgewirre — ſondern die Anſchauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtung zurückgeführt."

16. Juni. „Mir geht es ſehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück, und lerne unterſcheiden was mir eigen und was mir fremd iſt. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachſe von innen heraus."

„In Tivoli war ich mit Hackert, der eine unglaubliche Meiſterſchaft hat, die Natur abzuſchreiben und der Zeichnung gleich eine Geſtalt zu geben. Ich habe in dieſen wenigen Tagen Viel von ihm gelernt. Er hat mich gelobt und getadelt und mir weitergeholfen. Er that mir halb im Scherz, halb im Ernſt den Vorſchlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben, und mich nach guten Grundſätzen zu üben; nach dieſer Zeit, verſprach er mir, ſollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich ſehe nun wohl, was und wie man ſtudiren muß, um über gewiſſe Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Laſt man ſonſt ſein ganzes Leben hinkriecht."

„Jetzt fangen erſt die Bäume, die Felſen, ja Rom ſelbſt an mir lieb zu werden; bisher habe ich ſie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenſtände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend ſah. Nun muß ich auch erſt hier zu Hauſe werden, und doch kann ich's nie ſo innig ſeyn als mit jenen erſten Gegenſtänden des Lebens."

26. Juni. „Nun hab' ich ſchon wieder treffliche Kunſtwerke geſehen, und mein Geiſt reinigt und beſtimmt ſich. Doch braucht' ich wenigſtens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und Ihr wißt, ich kann Nichts auf andere Art. Jetzt, wenn ich ſcheide, werde ich nur wiſſen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen iſt, und ſo ſey es denn eine Weile genug."

27. Juni. „Ich war mit Hackert in der Gallerie Colonna, wo Pouſſin's, Claude's, Salvator Roſa's Arbeiten zuſammenhängen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder; er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament ſtudirt. Es freute mich daß ich im Allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Gallerie ebendieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles was er mir ſagte hat meine Begriffe nicht geändert, ſondern nur erweitert und beſtimmt."

„Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehen und wiederfinden und leſen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, ſondern lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter(*) kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen

---

(*) Schon 1780 ſpricht er von ſeinem Alter [Br. an Lavater Nr. 21. 27. 30.], wo er doch nur erſt 31 Jahre zählte. Aber freilich ſein Geiſt war „alt geboren" [II, 202] und hatte die Welt durch poetiſche Anticipation ſchon voraus genommen. Er mußte ſie ſich zum zweiten Male aneignen — durch die Kunſt. [W. XXXI, S. 5, 6.]

und das Thunliche thun, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.“

„Mit den Menſchen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit; ich bin wohl und freue mich meiner Tage.“

„Geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel (der Peterskirche) und das Feuerwerk vom Caſtell geſehen. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie ſonſt, bei und mit den Sachen ſehe was nicht da iſt, (*) ſo müſſen mir ſogroße Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehen.“

Ende Juni.

„Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von Neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen ſollte, wie mir auch wieder Alles auf einem Teller iſt präſentirt worden, was ich nur gewünſcht habe.“

(*) „Wer in dem immerfort dauernden Streben begriffen iſt die Sachen in ſich, und nicht — wie unſere lieben Landsleute — ſich nur in den Sachen zu ſehen, der muß immer vorwärts kommen, indem er ſeine Kenntnißfähigkeit vermehrt und mehrere und beſſere Dinge in ſich aufnehmen kann.“ G. an Meyer d. 3. März 1796.

„Ich habe ein ſchönes Quartier, gute Hausleute. Tiſchbein geht nach Neapel und ich beziehe ſein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn Ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen; ich will oft ſchreiben und ſo ſind und bleiben wir zuſammen.(*)"

„Auch neue Gedanken und Einfälle habe ich genug; ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin; und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben."

„Es iſt nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer, und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann!"

8. Juli „Mein jetziges Leben ſieht einem Jugendtraum völlig ähnlich; wir wollen ſehen ob ich beſtimmt bin, ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieſes wie ſovieles Andere, nur eitel iſt.(**)"

„Ich bin fleißig auf alle Weiſe, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Im Zeichnen fahre

---

(*) „Schreibe mir oft, daß man ſich lebendig bleibt," ermahnt er Lavatern, Br. Nr. 24, S. 91 u. A. m.

(**) Wenn man dem langen Gerede einer gewiſſen critiſchen Clique und ihrem Präſidenten, welche ihm die ganze Reiſe ſammt dem Studium der Kunſt verübeln, glauben ſoll, ſo wäre dieſes Alles und ſein Leben dazu nur eitel geweſen.

ich fort Geſchmack und Hand zu bilden. Ich habe Architectur angefangen ernſtlicher zu treiben, es wird mir Alles erſtaunend leicht, d. h. der Begriff: denn die Ausführung erfordert ein Leben. Was das Beſte war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion, ich hatte Nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich darauf, daß mir Nichts Name, Nichts Wort bleibe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eigenen Augen ſehen und erkennen. Ohne Nachahmung iſt dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe ſetzen; die rechte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet."

„Ich habe über allerlei Kunſt ſoviel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſollen aber die alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch Etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen."

„Wie Du Dir leicht denken kannſt, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe,(*) und es kommt nicht aufs Denken, es kommt aufs Machen an. Das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen!"

„Ich möchte nun recht Viel von der Kunſt ſprechen, doch ohne die Kunſtwerke, was will man ſagen?(**) Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken, darum gönnt mir

---

(*) Vergl. Briefe an Merck Nr. 102, S. 228. 1 Samml.

(**) „Sprichſt du von Natur und Kunſt,
Habe beide ſtets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunſt!" [III. 153.]

meine Zeit, die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe, gönnt mir ſie durch den Beifall Eurer Liebe!"

16. Juli. „Tagtäglich kommt etwas Neues zum Vorſchein, was zu dem Alten und Bleibenden geſellt ein großes Vergnügen gewährt. — Mein Auge bildet ſich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden."

„Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hauſe gehen, nicht die kleinſte Promenade machen, ohne die würdigſten Gegenſtände anzutreffen. Meine Vorſtellung, mein Gedächtniß füllt ſich voll unendlich ſchöner Gegenſtände."

20. Juli. „Ich habe recht dieſe Zeit her zwei meiner Capitalfehler die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können: Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſoviel natürlicher Anlage, ſowenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen,(*) gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten; oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam, und konnte nicht fertig werden."(**)

(*) „Da ihm das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ." [XXIX, 282.] Ging es ihm doch nicht allein ſo, daß er ingenio potius et vi naturae quam institutione et litteris ſeinen erſten Dichterruf erlangte; er hatte Vorfahrer im Alterthum [S. Taciti dialog. de oratoribus c. 2.] und auch an Nachfahrern fehlte es ihm nicht und wird ihm nicht fehlen: „denn die Poeſie iſt keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, ſondern Eingebung, Genius." [XLIX, 122.] „Selbſt der anerkannte Dichter iſt nur in Momenten fähig ſein Talent im höchſten Grade zu zeigen." [XLVI, 27.]

(**) „Ganz anders arbeitet man aus Grundſätzen als aus Inſtinct." [Br. an Schiller Nr. 397.]

ten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. December.

Ich bitte dich — Siehſt du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bey ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, mannigfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Kniee. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmahl fiel ſie in die alte, himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmahl! und mir durch die Seele gehen ein Troſtgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdrußes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. „Um Gottes willen! ſagte ich," mit einem heftigen Ausbruche hin gegen ſie fahrend; „um Gotteswillen, hören Sie auf!" Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. „Werther!" ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging: „Werther!

„Der andre nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſoviel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft verwenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich der Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos und unerträglich.(*) Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu corrigiren. Ich bin im Lande der Künſte. Laſſet uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruhe und Freude haben und an etwas Anderes gehen können."(**)

„Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen 24. Juli.
zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten(***) und zu vereinfachen, durch die vielen ſchönen und mannigfaltigen Gegenſtände zu bereichern."

„Und wieviel andre unzählige ſchöne einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an! Aber wie-

---

(*) Zu dieſer ſchrittweiſen Ausführung hat er es auch ſelten bringen können; daher blieb ſo manches Angefangene liegen;(†) und nur Gegenſtände die nicht de longue haleine waren, brachte er zu Stande, ſodaß er ſelbſt wünſchte immer nur dergleichen vorgenommen zu haben und auch mir und Andern daſſelbe zu thun anrieth.

(†) Vergl. was er ſelbſt darüber bemerkt in Bd. XXVI, 237; XXIX, 25, 282; XXXI, 5, 6.

(**) So war es ihm auch bei Herausgabe der Metamorphoſe der Pflanzen nur darum zu thun, „ſobald als möglich durch dieſe Regionen, von Wiſſenden unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten." S. Zur Naturw. u. Morphol. I, 1, 77. — Alſo ſchon damals immer vorwärts! Sein Geiſt war vielzu lebhaft, vielzu vordringend, mehr Bahn brechend, als ſie planirend; daher Andre ihm hätten folgen und ſich anſchließen ſollen, wie er immer wünſchte.

(***) wie bei Betrachtung des Meerhorizonts. S. oben Seite 257.

viel dazu gehört ſich nur einen geringen Theil von allen dieſem zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen, die immer ſtufenweis von einander lernen."

27 Juli. „Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da iſt ein Abgrund; doch wäre mit Ernſt und Application weiter zu kommen."

„Jetzt habe ich etwas vor, daran ich Viel lerne. Ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler Dies, in meiner Gegenwart colorirt. Dadurch gewöhnt ſich Aug' und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur wie immer zuviel.(*) Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſicheren Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl(**) für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nur Alles an."

Auguſt. Zu Anfang des Auguſt reifte bei Goethe der Vorſatz noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Ein-

---

(*) Eine alte Klage, S. oben Seite 126, ein oben beſprochener Fehler! — „Aber der Menſch wird ſeine Eigenheiten nicht los und wenn er ſie wegwürfe; und doch geht Mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten zu Grunde." [XLIX, 52. 107.] — „Niemand kann ſich umprägen und ſeinem Schickſale entgehen." [XXIX, 67.] — „Spät lernen wir einſehen, daß, indem wir unſre Tugenden ausbilden, wir unſre Fehler zugleich mitanbauen." [XXVI. 213 f.]

(**) S. oben Seite 112.

ſicht daß er aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif ſich entfernen, auch daß er nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß ſeiner Werke finden würde, beſtimmten ihn endlich; und nun, als er ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

„Ich bleibe noch bis künftige Oſtern in Italien. Ich 11. Aug.
kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß ſo weit, daß ich meinen Freunden mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach, und ſo habt Ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da Ihr mich ſo oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.“

„Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt: ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſtelement von allen Seiten zu.“

„Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen, beſonders hab' ich in der Perſpectiv Manches gelernt. Verſchaffelt, ein Sohn des Manheimer Directors, hat dieſe Lehre recht durchgedacht und theilt mir ſeine Kunſtſtücke mit.“

„Ich habe der Herzogin (Amalie) einen langen Brief 11. Aug.
geſchrieben und ihr gerathen die Reiſe nach Italien noch ein Jahr zu verſchieben. Geht ſie im October, ſo kommt ſie gerade zur Zeit in dieß ſchöne Land, wenn ſich das Wetter umkehrt, und ſie hat einen böſen Spaß. Folgt ſie mir in

dieſem und anderem, ſo kann ſie Freude haben, wenn das Glück gut iſt. Ich gönne ihr herzlich dieſe Reiſe."

„Es iſt ſowohl für mich als für Andre geſorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann ſich umprägen und Niemand ſeinem Schickſal entgehen. Aus ebendieſem Briefe wirſt Du meinen Plan ſehen. Ich wiederhole hier Nichts. Ich werde oft ſchreiben und den Winter durch immer im Geiſte unter Euch ſeyn. Taſſo kommt nach dem neuen Jahre. Fauſt ſoll auf ſeinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen und eingreifen wo es nöthig iſt. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin faſt ein andrer Menſch als vorm Jahre. Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles deſſen was mir eigens lieb und werth iſt, und habe erſt dieſe paar Monate meine Zeit hier recht genoſſen. Denn es legt ſich nun auseinander, und die Kunſt wird mir wie eine zweite Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren werden.(*) Davon ſollt Ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden."

15. Aug. „Ich werde mit den Künſten und der Natur immer verwandter, und mit der Nation immer fremder. Ich bin ohnedieß ſchon ein iſolirtes Weſen(**) und mit dieſem Volke habe ich gar Nichts gemein; doch getraute ich mich als

---

(*) „Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur." [Bd. XXXVIII. 153.] S. auch unten S. 284 u. Vergl. oben Bd. I, S. 224.

(**) Als Dichter ſchon. „Die Poeſie iſolirt den Menſchen wider ſeinen Willen." G. an Schiller Nr. 346, S. 187. f.

Künſtler hier zu leben, wenn ich nur einige meiner Freunde hieher verſetzen könnte: denn eigentlich iſt doch der Grund und das A und O aller Kunſt hier noch aufbewahrt.“

„Wenn man als Künſtler gern in Rom iſt und bleibt, ſo wünſcht man als Liebhaber der Natur nun weiter ſüdlich zu gehen.“

„Nach dem was ich bei Neapel und in Sicilien von Pflanzen und Fiſchen geſehen habe, würde ich, wenn ich zehn Jahr jünger wäre, ſehr verſucht ſeyn, eine Reiſe nach Indien zu machen; nicht um etwas Neues zu entdecken, ſondern nur das Entdeckte nach meiner Art anzuſehen.“

„Wie ich es oft vorausſagte, habe ich es gefunden, daß hier Alles aufgeſchloſſener und entwickelter iſt. Manches was ich bei uns nur vermuthete und mit dem Mikroſcop ſuchte, ſehe ich hier mit bloßen Augen als eine zweifelloſe Gewißheit. Ich hoffe Du wirſt auch dereinſt an meiner **Harmonia Plantarum**, wodurch das Linné'ſche Syſtem aufs ſchönſte erleuchtet wird, alle Streitigkeiten über die Form der Pflanzen aufgelöſt, ja ſogar alle Monſtra erklärt finden.“

„Hier iſt bei dem Nelkenflor etwas Gewöhnliches, 18. Aug.
daß aus einer gewiſſen Sorte gefüllter Nelken eine andre gefüllte völlige Blume herauswächſt. Ich habe eine ſolche gefunden, da aus der Hauptblume vier andre herausgewachſen waren.“ (NB. vollkommen, mit Stielen und Allem, daß man jede beſonders abbrechen hätte können und aus dieſer wieder andre gewachſen wären, hätte die Vegetation Trieb genug gehabt).

„Ich habe ſie ſorgfältig gezeichnet, auch die Anatomie davon in die kleinſten Theile.“ (*)

„Es iſt ein höchſt merkwürdiges Phänomen und meine Hypotheſe wird dadurch zur Gewißheit. Das Phänomen iſt ganz anders als es Hill beſchreibt, der von ſolchen Pflanzen ein Tractätchen herausgegeben hat.“

23. Aug. „Ihr wollt von mir wiſſen! Wie Vieles konnt' ich ſagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle daß ſich die Summe meiner Kräfte zuſammenſchließt und hoffe noch Etwas zu thun.“

„Ueber Landſchaft und Architectur habe ich dieſe Zeit her ernſtlich nachgedacht, auch Einiges verſucht, und ſehe nun wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.“

„Nun hat mich zuletzt das **A** und **O** aller uns bekannten Dinge, die **menſchliche Figur** angefaßt, und ich ſage: „Herr, ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich denn!“ und ſollt' ich mich lahm ringen.“

„Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe mich zum Modelliren entſchloſſen und das ſcheint rücken zu wollen. Wenigſtens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir Vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es iſt beſſer zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden

---

(*) Dieſe ſehr ſauber ausgeführten und colorirten Zeichnungen befinden ſich noch in ſeinen zur Metamorphoſe der Pflanzen gehörigen Portefeuillen.

Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand ſetzen in der Natur und den Antiken Manches im Ganzen zu ſehen,(*) was den Künſtlern im Einzelnen aufzuſuchen ſchwer wird, und das ſie, wenn ſie es endlich erlangen, nur für ſich beſitzen und Andern nicht mittheilen können. Ich habe alle meine phyſiognomiſchen Kunſtſtückchen, die ich, aus Pic auf den Propheten,(**) in den Winkel geworfen, wieder hervorgeſucht, und ſie kommen gut zu Paſſe. Ein Herkuleskopf iſt angefangen; wenn dieſer glückt, wollen wir weitergehen."

„So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung leſe. Die Geſtalt dieſer Welt vergeht;(***) ich möchte mich nur mit dem beſchäftigen was bleibende Verhältniſſe ſind, und ſo, nach der Lehre des † † †(****), meinem Geiſte erſt die Ewigkeit verſchaffen." (†)

28. Aug. „Ich habe dieſe Tage immer weiter um mich gegriffen in Betrachtung der Kunſt, und überſehe nun faſt das Penſum, das mir zu abſolviren bleibt, und wenn es abſolvirt iſt, iſt noch Nichts gethan. Vielleicht giebt's Anderen Anlaß,

---

(*) „Das innere Leben der Kunſt ſowie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von Innen heraus war für mich in Kants Kritik der Urtheilskraft deutlich ausgeſprochen." u. „Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nahe mit einander verwandt ſeyen, indem ſich derſelben Urtheilskraft beide unterwerfen." Zur Naturw. u. Morph. I 1, 107.

(**) Lavater. (***) 1 Corinth. C. 7. v. 31. (****) Spinoza.

(†) Vergl. Bd. II, 191: „und dieſes enge Daſeyn mir
zur Ewigkeit erweitern."

dasjenige leichter und beſſer zu thun, wozu Talent und Geſchick beſtimmt.“

„Was ich thun kann, thu' ich, und häufe ſoviel von allen dieſen Begriffen und Talenten auf mich als ich ſchleppen kann, und bringe auf dieſe Weiſe doch das Reelſte mit.“

„Ich habe es heut, nach Empfang Deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf (noch bis Oſtern zu bleiben) beharren; mein Kunſtſtudium, mein Autorweſen, Alles fordert noch dieſe Zeit. In der Kunſt muß ich es ſoweit bringen, daß Alles anſchauende Kenntniß werde, Nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in dieſem halben Jahre, auch iſt es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn ſie kommen mir ſehr im Diminutiv vor, (*) muß ich wenigſtens mit Sammlung und Freudigkeit enden. Dann zieht mich Alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein iſolirtes, privates Leben führen ſollte, habe ich ſoviel nachzuholen und zu vereinigen daß ich für zehn Jahre keine Ruhe ſehe.“

1. Sept. „Meine Kunſtſtudien gehen ſehr vorwärts, mein Princip paßt überall und ſchließt mir Alles auf. Alles was Künſtler nur einzeln mühſam zuſammenſuchen müſſen, liegt nun zuſammen offen und frei vor mir. Ich ſehe jetzt wieviel ich nicht weiß, und der Weg iſt offen Alles zu wiſſen und zu begreifen.“

3. Sept. „Heute iſt es jährig, daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag! doppelt und dreifach merkwürdig

---

(*) Vergl. W. Bd. 11. S. 295 wo er ſie Siebenſachen nennt.

um ihn zu feiern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine *treue Neigung* mit ſo mannigfaltigem Guten zu erwiedern wußte, und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Es war der Jahrestag meiner *Hegire* von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken blieb. Ich hoffe es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit Euch Alles werde ſummiren können.“

„Jetzt gehn hier erſt meine Studien an und ich hätte *Rom gar nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre.* Man denkt ſich gar nicht was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.“

6. Sept. „Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenſtände um mich tauſendfach ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt Alles gleichſam auf Einen Punct zuſammen; ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinauswill. *So alt muß man werden um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben! Es ſind alſo die Schwaben nicht allein die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden.*“

„Mir geht es immer an Leib und Seele gut, ja faſt kann ich hoffen, *radicaliter* curirt zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der *Jugendzeit* mich anzuwehen.“ (*)

(*) So z. B. als er am *Egmont* ſchrieb „Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe.“ [XXIX, S. 41.]

„Mein Princip, die Kunſtwerke zu erklären und das auf einmal aufzuſchließen woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudiren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Columbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Capitalſchlüſſel beſitze, ſprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künſtlern durch, und ſehe wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſtößt. — Die Thür hab' ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde mich leider von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden."

„Soviel iſt gewiß, die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntniß der Natur und einen ebenſo ſichern Begriff von dem was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, gehabt, als Homer. Leider iſt die Anzahl der Kunſtwerke der erſten Claſſe gar zu klein. Wenn man aber auch dieſe ſieht, ſo hat man Nichts zu wünſchen, als ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren."

„Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkührliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt die Nothwendigkeit, da iſt Gott."

„Freut Euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl ſagen, ich war es nie in dem Maße. Mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenſchaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen ſich verſprechen zu dürfen, iſt wohl nichts Geringes!"

Sie ſind ſehr krank; Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich!“ Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden!

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirn, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehen ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurück gebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

„Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen!“

„Es bleibt wohl dabei, daß ich ein Menſch bin, der von der Mühe lebt.(*) Dieſe Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genoſſen. Nun geht die Woche zu Ende und Ihr ſollt ein Blatt haben.“ 12. Sept.

„Freut Euch übrigens meines hieſigen Aufenthalts. Rom iſt mir nun ganz familiär, und ich habe faſt Nichts mehr drin was mich überſpannte. Die Gegenſtände haben mich nachundnach zu ſich hinaufgehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß; das gute Glück wird immer weiter helfen. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunkt iſt, nach dem ſich ſovieles hinzieht.“ 15. Sept.

„Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu ſehen, ob mein Principium ſich hält. Ich finde, es paßt vollkommen und erleichtert erſtaunlich das Machen. Man wollte nicht glauben, daß ich's gemacht habe, und doch iſt es noch Nichts. Ich ſehe nun wohl wie weit ſich's mit Application bringen ließe. Montag geht es wieder nach Frascati, dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wiſſen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott daß ſie ſich einmal auflöſe!“

(*) Gewöhnlich war es ihm daher zu ſagen: Er habe wieder einmal „gemühet;“ oder auch: „ſolche Mühe hat Gott dem Menſchen gegeben;“ desgl. „das Leben ſey ein Mühen. Wohl dem der nicht müde werde!“ Es geſchah aber mit gutem Humor und Selbſtironie.

22. Sept. „Ich habe mir eine Sammlung von zweihundert der beſten antiken Gemmen-Abdrücke angeſchafft. Es iſt das Schönſte, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil ſind ſie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Koſtbareres mitnehmen, beſonders da die Abdrücke ſo außerordentlich ſchön und ſcharf ſind. Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen(*) zurückkehre; doch vor allen ein fröhliches Herz, fähiger das Glück was mir Lieb' und Freundſchaft zudenkt zu genießen! Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreiſe meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und Nichts fruchte."(**)

22. Sept. „Es iſt mir wirklich ſonderbar zu Muthe, daß dieſe vier zarten Bändchen,(***) die Reſultate eines halben Lebens, mich in Rom aufſuchen. Ich kann wohl ſagen: es iſt kein Buchſtabe darin der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung iſt, daß die vier folgenden nicht hinter dieſen bleiben. Ich danke Euch für alles was Ihr an dieſen Blättern gethan habt, und wünſche Euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuem Herzen. Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menſchliche Figur. O wie weit

---

(*) Er meint den Faſanenkahn. S. oben Seite 219.

(**) „Meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe Nichts, wenn man mich vor eine Mauer ſtellt," ſchreibt er unten, den 25. December 1787.

(***) ſeiner Werke in der bei Göſchen durch Herder beſorgten Ausgabe und lang iſt die Kunſt und wie unendlich wird die Welt, wenn man ſich nur einmal recht ans Endliche halten mag!“(*)

„Dienſtag den 25. geh ich nach Frascati und werde auch dort mühen(**) und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge!“

„Mir iſt aufgefallen daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreiſe, auch der Aermſte, der Geringſte ſich empfindet,(***) und an einem kleinen Orte der Beſte, der Reichſte,(†) ſich nicht fühlen, nicht Athem ſchöpfen kann.“

28. Sept. „Ich bin hier (Frascati) ſehr glücklich und es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemahlt, getuſcht, geklebt, Handwerk und Kunſt recht ex professo getrieben. Rath Reifenſtein, mein Wirth, leiſtet mir Geſellſchaft und wir ſind munter und luſtig. Abends werden die Villen im Mondſchein beſucht und ſogar im Dunkeln die frappanteſten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt die ich nur einmal auszuführen wünſche. Nun hoffe ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit ſieht!“

28. Sept. „Geſtern fuhren wir nach Albano und wieder zurück. Auch auf dieſem Wege ſind viele Vögel im Fluge geſchoſſen worden. Hier, wo man recht in der Fülle ſitzt, kann man

---

(*) „Willſt du ins Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten.“ [I., 48.]

(**) Siehe oben Seite 285.

(***) Vergl. oben S. 231: „der gemeinſte Menſch wird hier zu Etwas.“ u. S. 212. „Der Geringſte wird nicht durch das Daſeyn des Trefflichſten gehindert; ein kleiner Mann iſt auch ein Mann.“ [XXVII, 281.]

(†) S. oben Bd. I, S. 51.

ſich was zu Gute thun. Auch brenne ich recht vor Leidenſchaft mir Alles zuzueignen, und ich fühle daß ſich mein Geſchmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenſtände faßt. Wenn ich nur ſtatt des Redens einmal was Gutes ſchicken könnte!"

„Wahrſcheinlich hab' ich die Freude, Kayſern in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern nach meinen Freunden zu ſehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie ſehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnſucht mich ergreift bei Euch zu ſeyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken."

„Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzenſyſtem zu erklären, und jedesmal in ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnt' ich allein Etwas von meinen Gedanken aufs Papier bringen. Er hat eine große Freude daran und rückt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters iſt. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten."

2. Oct. „Es wird immerfort gezeichnet und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohlgeht und ich doch fühle, daß mir mein Liebſtes fehlt."

„Ich bin in einer recht wunderlichen Lage und will mich eben zuſammennehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun iſt, und ſo dieſen Winter durcharbeiten.“

„Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — dieß ſey unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug wie ich hoffte. Er iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Character kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht Unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen, die man ſo macht? „Das Leben eines Menſchen iſt ſein Character.“ (*)

„Nun hab' ich Hoffnung Kayſern zu beſitzen, dieſes wird mir zu großer Freude ſeyn. Gebe der Himmel daß ſich Nichts dazwiſchenſtelle!“

„Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt: daß ich es 2. Oct.
im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit Etwas macht und nicht wieder zurücklernt, noch ſo lange ſtillſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſäumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich Nichts auszudrücken habe, wenn mich Nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtände erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich Alles auf, man wird voller und voller und gezwungen Etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kennt-

---

(*) Auch Ph. Hackert pflegte von ihm zu ſagen: „wie er einmal gewesen ſey, ſo müſſe er verwahrt werden.“

uß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte."

„Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe, und ſeht wie ich's thue. Wenn wir wieder zuſammenkommen, ſo ſollt Ihr gar Manches hören."

„Ich habe Gelegenheit gehabt über mich ſelbſt und Andre, über Welt und Geſchichte Viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenngleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm (Meiſter) gefaßt und geſchloſſen."

2. Dec. „Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblieben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, beſſer noch glücklicher werden; eine Sorge die mich immer zurückhält ganz offen zu ſeyn."

„Auch im Allgemeinen mit mehrern Menſchen zu leben geht mir ganz gut. Ich ſehe eines Jeden Gemüthsart und Handelsweiſe. Der Eine ſpielt ſein Spiel, der Andre nicht; dieſer wird vorwärts kommen, jener ſchwerlich. Einer ſammelt, Einer zerſtreut; Einem genügt Alles, dem Andern Nichts; Der hat Talent und übt's nicht, Jener hat keins und iſt fleißig ꝛc. Das Alles ſehe ich und mich mitten drin; es vergnügt mich und giebt mir, da ich keinen Theil an den Menſchen, Nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen böſen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn Jeder nach ſeiner Weiſe handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, ſeyn und bleiben ſolle, dann bleibt einem Nichts übrig als zu ſcheiden oder toll zu werden!"

5. Oct. „Ich mag von meinem Leben keine Beſchreibung machen, es ſieht gar zu luſtig aus.“

„Vor allem beſchäftigt mich das Landſchaftszeichnen, wozu dieſer Himmel und dieſe Erde vorzüglich einlädt. Sogar habe ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch Alles machen? Das ſehe ich wohl, unſer Einer muß nur immer neue Gegenſtände um ſich haben, dann iſt er geborgen.“

„Lebt wohl und vergnügt, und wenn es Euch weh werden will, ſo fühlt nur recht, daß Ihr beiſammen ſeyd, und was Ihr einander ſeyd,(*) indeß ich durch eigenen Willen exiliirt, mit Vorſatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hauſe, mein Leben mehr laufen laſſe als führe und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinauswill.“(**)

8. Oct. „Wir leben hier (Caſtell Gandolfo) wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens bei Seite um zu zeichnen; dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft ſeyn, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze Zeit; ich ſehe doch auch einmal Menſchen, ohne großen Zeitverluſt und viele auf einmal.“

27. Oct. „Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend Alles was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich.“

(*) Vergl. was er an Knebel ſchreibt oben Seite 102.

(**) Vergl. Egmont's Werke Bd. VIII. S. 214, 216. Desgl. Bd. XXX. S. 190, wo er ſagt: „wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tage zum Tage führen ließ.“ Vergl. Bd. XXVI. 296.

„Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth iſt nun durch das viele Sehen und Erkennen ſo ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beſchränken muß.“ (*)

„Die Individualität eines Menſchen iſt ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerſeits dieſes Jahr blos von mir ſelbſt abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menſchen umzugehen hatte.“

3. Nov. „Kayſer iſt angekommen. Er iſt erſt am Clavierſtimmen und nach und nach wird die Oper (Scherz, Liſt und Rache) vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche, und ich ſehe: man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehen, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.“

19. Nov. „Es iſt ein dreifach Leben, da die Muſik ſich anſchließt. Es iſt ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich iſt.“

„Leider muß ich jetzt die bildende Kunſt ganz zurückſetzen; ſonſt werde ich mit meinen dramatiſchen Sachen nicht fertig, die auch eine eigene Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn Etwas daraus werden ſoll.“

„Uebrigens kann ich wohl ſagen, daß ich nun faſt die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künſten vor mir ſehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen

---

(*) Alſo wieder Denken und Thun! — Vergl. „die theoretiſchen Betrachtungen können mich nicht lange mehr unterhalten, es muß nun wieder an die Arbeit gehen ꝛc.“ (G. an Schiller Nr. 397, b. S. 399; vgl. Nr. 464, S. 203. Siehe auch unten Seite 298, Note (**).

deſto klarer faſſe. Ich bin ſchon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun als zu **pfuſchen**; wie es Andre treiben ſeh' ich auch, finde Manchen auf gutem Pfade, Keinen mit großen Schritten. Es iſt alſo auch damit wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorſchweben, deren Kleidſaum wir höchſtens berühren." (*)

1. Dec. „Ich bin über die wichtigſten Puncte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß ſich ins Unendliche erweitern könnte, ſo habe ich doch vom Endlich-Unendlichen einen ſichern, ja klaren und mittheilbaren Begriff."

„Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme: Denn da ſind herrliche Sachen und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat."

7. Dec. „Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fortwollte; man muß ſehen und ſuchen alle Epochen zu benutzen."

„Unſre Hausakademie geht immer fort und wir ſind bemüht den alten Anganthyr(**) aus dem Schlafe zu wecken. Die Perſpective beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei einige Theile des menſchlichen Körpers beſſer und ſicherer zeichnen zu lernen."

„Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Application in der Ausübung!"

(*) Vergl. oben S. 77. „Das ſchönſte Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man es nicht erreichen kann."

(**) S. Herder's Volkslieder Bd. 1. S. 188.

8 Dec. „Es iſt weit mehr Poſitives, d. h. Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunſt als man gewöhnlich glaubt; und der mechaniſchen Vortheile, wodurch man die geiſtigſten Effecte (verſteht ſich immer mit Geiſt) hervorbringen kann, ſind ſehr viele.(*) Wenn man dieſe kleinen Kunſtgriffe weiß, iſt Vieles ein Spiel, was nach Wunder was ausſieht, und nirgends glaub' ich daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom."(**)

21 Dec. „Daß ich zeichne und die Kunſt ſtudire, hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern: denn ſchreiben muß man nur Wenig, zeichnen Viel."

„Dir wünſchte ich nur den Begriff der bildenden Kunſt mittheilen zu können, den ich jetzt habe. So ſubordinirt er auch noch iſt, ſo erfreulich, weil er wahr iſt und immer weiter deutet. Der Verſtand und die Conſequenz der großen Meiſter iſt unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neugeboren war, ſo fange ich jetzt an, wie neuerzogen zu ſeyn. Was ich biſher geſchickt habe, ſind nur leichtſinnige Verſuche."

25 Dec. „Der Glanz der größten Kunſtwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anſchauen, in der wahren unterſcheidenden Erkenntniß."(***)

„Wieviel ich hierin einem ſtillen einſam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, ſchuldig bin, kann ich nicht ſagen. Er hat mir zuerſt die Augen über das Detail, über

---

(*) Kleine Vortheile, um gewiſſe Toneffecte zu erreichen, kennt auch der Muſiker. S. Zelter Nr. 31, S. 75; Nr. 239, S. [illegible]. 228.

(**) „In Rom, glaub' ich, iſt die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläutert und geprüft," ſchreibt Winckelmann. S. oben S. 231.

(***) Vgl. oben Seite 228 f., 232, 240 f.; 285.

Der Herausgeber an den Leſer.

Wie ſehr wünſcht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unſers Freundes ſo viel eigenhändige Zeugniſſe übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge ſeiner hinterlaſſenen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu ſammeln, die von ſeiner Geſchichte wohl unterrichtet ſeyn konnten; ſie iſt einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Perſonen ſind die Meinungen verſchieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederhohlter Mühe erfahren können, gewiſſenhaft zu erzählen; die von dem Abſcheidenden hinterlaſſenen Briefe einzuſchalten, und das kleinſte aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumahl da es ſo ſchwer iſt, die eigenſten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn ſie unter Menſchen vorgeht, die nicht gemeiner Art ſind.

die Eigenſchaften der einzelnen Formen aufgeſchloſſen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er iſt in Wenigem genügſam und beſcheiden."

„Er genießt die Kunſtwerke eigentlich mehr als die großen Beſitzer, die ſie nicht verſtehen, mehr als andere Künſtler, die zu ängſtlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte was er ſagt, ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Erfahrung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles was ich in Deutſchland(*) lernte, vernahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die ſtille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunſtwerke zu betrachten anfange; mein Geiſt iſt erweitert genug, um ſie zu faſſen, und bildet ſich immer mehr aus, um ſie eigentlich ſchätzen zu können."

„Es ſind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal 25. Dec. eine Gallerie beſehe; ſie kommen mir wie Weſpen(**) in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenſter fahren und die hellen Scheiben für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden ſummen."

(*) S. Bd. XLVIII. 171 f.

(**) Vergl. Br. an Zelter Nr. 838, S. 356.

„In den ſchweigenden zurücktretenden Zuſtand mag ich einen Feind nicht wünſchen. Und wie ſonſt für krank und borniert gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals.“ (*)

„Denke alſo, mein Lieber, thue, wirke das Beſte für mich, und erhalte mir mein Leben, das ſonſt ohne Jemandem zu nützen zu Grunde geht. Ja ich muß ſagen, ich bin dieſes Jahr moraliſch ſehr verwöhnt worden. Ganz abgeſchnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein geſtanden. Nun hat ſich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die Alle gut ſind, Alle auf dem rechten Wege, und das iſt nun das Kennzeichen, daß ſie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, jemehr ſie denkend und handelnd auf dem rechten Wege ſind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldſam gegen alle die auf ihrem Wege ſchlendern oder irren und doch für Boten und Reiſende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib ich's ſo lang, bis ſie ihr Leben ändern oder ſich von mir ſcheiden. Hier, verſteht ſich, iſt nur von guten, geraden Menſchen die Rede; Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umſtände mit der Wanne geſondert.“

„Zwei Menſchen danken mir ſchon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja dreie, und werden ſie mir Zeitlebens danken. Da, auf dem Puncte der **Wirkung** meines Weſens fühl' ich die **Geſundheit** meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich ſehe Nichts wenn man mich vor eine Mauer ſtellt.“ (**)

(*) Vergl. oben den 8. December 1786, Seite 250.
(**) Vergl. oben den 22. September 1787, Seite 290, Note (**).

1788.

Schon zu Ende des vorigen Jahres ward G. mit einem Antrage beſtürmt, den er als Folge jenes unſeligen Concerts anſah, durch welches er und ſeine Freunde ſein Incognito leichtſinniger Weiſe enthüllt hatten. [XXIX. S. 39, u. 50 f.] Es konnte jedoch andre Anläſſe haben, daß man von mehreren Seiten her ihn zu beſtimmen ſuchte, ſich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu laſſen. Lange widerſtand er, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Beſonderes zu ſehen ſchienen, endlich nachgeben.

Entſtehung und Verfaſſung dieſes Inſtituts, ſowie die feierliche Function ſeiner Aufnahme beſchreibt er [Bd. XXIX. S. 220–227.] ausführlich, wie er denn auch das Diplom in der Originalſprache mittheilt. Er führt darin die Namen **Megalio Melpomenio**. —

„Dieſes Jahr iſt mit Ernſt und Fleiß angefangen. 5. Jan.
Nach einem Stillſtand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die ſchönſten — ich darf wohl ſagen Offenbarungen.“

„Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Dieſe Wirkungen entſtehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne und zwar von Andern lerne.(*) Wenn man ſich ſelbſt lehrt, iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Fortſchritte müſſen kleiner und langſamer werden."(**)

„Das Studium des menſchlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles Andre verſchwindet dagegen. Es iſt mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder ſonderbar gegangen.(***) Darüber iſt nicht zu reden; was ich noch machen werde, muß die Zeit lehren."

„Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nur erfreuen." [illegible]

„Es ſpitzt ſich bis gegen Oſtern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird, weiß ich nicht."

„Im menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perſpectivſtunde."

(*) [illegible] noch im hohen Alter [illegible] er Zelter [illegible] Wort auf ſich anwenden konnte: „Ich lerne immer fort, nur daran merk' ich, daß ich älter werde, [illegible]." [B. Nr. 81?, S. 300 — Sept. 1831.]

(**) Denken und Thun, Thun und Denken, war die beſtändige Dialektik und Syſtole in der ſein geiſtiges Leben pulſirte, wie Ein- und Ausathmen. [S. XXII. 181; XXIX, 122, 137; LII, 29, 290; LIII, 129; [illegible] VI. 3, 623; Schill. Nr. 295 b.; Zelt. Nr. 161, S. 293; Nr. 561, S. [illegible]; Nr. 478, S. 106.]

(***) Wie es ihm ſonſt damit erging, ſchildern die Briefe aus der Schweiz [S. XVI. 209—218], worin eine von Natur, Kunſt und Wahrheit [illegible] Betrachtniß nimmt und [illegible] verweiſt, daß ſie demnach wohl aus Selbſterfahrung kommen mag.

(†) „Die [illegible] dieſer Welt verlacht — ſagt er oben S. 281 — und ich möchte mich nur mit dem Bleibenden beſchäftigen."

„Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Muthes hingebe, wenn die Himmliſchen (*) ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe was gut iſt."

„Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet; auch iſt alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus dieſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge."

10 Jan. „Meine titaniſchen Ideen (**) waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſten Epoche vorſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt das Höchſte was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudiren kann und am Ende

---

(*) Doch ſcheinen es weniger die himmliſchen Dämonen als die irdiſchen geweſen zu ſein, die G'n. in der Mitte ſeiner Laufbahn hemmten. Selten daß einem Menſchen auch ganz gewährt wird, weſſen er ganz bedurfte. Es wird von der Gabe wenigſtens Etwas abgekürzt, obgleich man ſich für das Werk zu bedanken hat. Bewunderungswürdig iſt übrigens die Reſignation womit er ſich darein findet; aber dann hätte er von jeher Etwas gethan in ſeinem Leben! Das ſollte man ihm doch zu Gute rechnen.

(**) Anſpielung auf ſeinen Prometheus:

„Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde ꝛc." [II. 81.]

doch noch ausrufen möchte: Jetzt seh' ich, jetzt genieß' ich erst!" (*)

1. Febr. „Soviel als möglich war, hab' ich meine Studien fortgesetzt."

[illegible] Febr. „Ich bin recht still und rein, und wie ich Euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bischen mehr oder weniger **pfusche** ist eins."

„Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich der Betrachtung und des Studiums, mein Genuß ist friedlich und genügsam. (**) Zu dem allen gebt mir Euern Segen. Ich habe nichts Näheres um als meine drei letzten Theile zu endigen; dann soll's an Wilhelm u. s. w."

[illegible] Febr. „Der Kopf ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zuviel von mir, und lege mir zuviel auf." (***)

2[illegible] Febr. „Ich bin fleißig und vergnügt und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, (†) und daß ich die

---

(*) Wie er auch Faust am Ende sagen läßt:
„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück,
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick!"

[LXI 321.] Vergl. d. Nr. 727; 743. Werke Bd. IV, 280; u. XLIX, 8[illegible]

(**) „Manchen Menschen ist das Glück beschieden, alles erfüllt zu sehen was sie wünschen, oder zu glauben nur das gewollt zu haben was sie erreichen." Frh. von Hügel: Kaschmir Bd. I, S. 11.

(***) [illegible] Klage. S. oben Seite 126.

(†) Merkwürdig! Ein poetisches Genie wie G. fühlt erst im 39 Jahre, daß er eigentlich zum Dichter geboren sey. Heutzutag ist man früher klug. Jeder Knabe, der [illegible] ein Sonett schmiert, hält sich gleich für einen Dichter, und [illegible] unter die Poeten zu gehen, wie sonst unter die Soldaten, [illegible] der sonst nicht weiß was er anfangen soll.

nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent excoliren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ.“

„Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht thue.“

27. Febr. „Angelika macht mir das Compliment: daß ſie Wenige in Rom kenne, die beſſer in der Kunſt ſähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht ſehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu ſehen. Genug, ich habe ſchon jetzt meinen Wunſch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenſchaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.“

1. März. „Ich habe den Muth gehabt, meine drei letzten Bände auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nur der Himmel Stimmung und Glück es zu machen!“

„Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerſt ward der Plan zu Fauſt gemacht ꝛc. Auch iſt der Plan von Taſſo in Ordnung, und die vermiſchten Gedichte zum letzten Band meiſt ins Reine geſchrieben. Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir ſehr anliegen, weil das der Theil iſt, von dem ich bisher am wenigſten begriffen. Ich ſehe daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch dieſe ſchönen Genüſſe der Weltoberfläche mir werde zueignen können.“

14 März. „Die nächſte Woche iſt hier Nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feierlichkeiten folgen. Nach Oſtern werd' ich noch Einiges ſehen was mir zurückblieb, meinen Faden ablöſen, meine Rechnung machen, mein Bündel packen und mit Kayſern davonziehen. Wenn Alles geht wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlaſſung verſchiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja, ich kann ſagen, daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe, und nun wenigſtens einen äußerſten Punct kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann."

„Ich habe dieſe Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meiſter gelobt. Wer den ganzen Körper ſo durchgearbeitet hätte, wäre nun (um) ein gutes Theil klüger, verſteht ſich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannigfaltigen Rath der Verſtändigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine ſchöne auf die Natur gegoſſene Anatomie, ein halb Dutzend der ſchönſten antiken Füße, einige ſchlechte, jene zur Nachahmung, dieſe zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach dieſen Theilen zu ſehen, Gemälde zeigen mir was Maler gedacht und gemacht haben. Drei vier Künſtler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau beſehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe mich am meiſten fördert. Wenn mit dieſem Winde, mit dieſem Elemente ein

Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben."

„Bei der allgemeinen Uebersicht der Kunst die ich 11. März
mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehen. Es ist angenehm auch im Unendlichen vorwärts zu kommen."

„Ich fahre fort überall herumzugehen und vernachläſsigte Gegenſtände zu betrachten. So war ich geſtern zum erſten Male in Raphael's Villa, wo er, an der Seite ſeiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunſt und allem Ruhm vorzog ꝛc."

„Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt.(*) Sie werden nie wiederfinden, was ſie an mir gehabt haben, ich verlaſſe ſie mit Schmerzen."

„In Rom hab' ich mich ſelbſt zuerſt gefunden, ich bin zuerſt übereinſtimmend mit mir ſelbſt, glücklich und vernünftig geworden, und als einen ſolchen haben mich dieſe drei in verſchiedenem Sinne und Grade gekannt, beſeſſen und genoſſen."

„Hätte ich nicht in der Dazwiſchenzeit auf jene Veran- 22. März.
laſſung wieder ſtille gehalten, und an ein längeres Bleiben geglaubt, ſo konnte ich nächſte Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Beſten."

„Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat ſich geſchloſſen und gerundet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen; doch muß man ſich darein finden

---

(*) Siehe oben Seite 296.

und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn, man muß ſich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ (*)

„Soviel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächſt; und wenn es traurig ſcheinen möchte, daß ich eben ſcheiden ſoll, da ich am meiſten verdiente zu bleiben, ſo iſt es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich ſo lange habe bleiben können um auf den Punct zu gelangen.“

„Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entſchluß feſt war abzugehen, hatte ich auch kein Intereſſe mehr, und ich wäre lieber ſchon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayſer's willen und um Bury's willen ꝛc.“

„Die Tage vergehn, und ich kann Nichts mehr thun. Kaum mag ich noch Etwas ſehen; mein ehrlicher Meyer ſteht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt ſeines unterrichtenden Umgangs, hätte ich Kayſern nicht bei mir, ſo hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, ſo wären wir weit genug gekommen. Beſonders hätte er bald über alle Skrupel im Kopfzeichnen hinausgeholfen. Ich war dieſen Morgen mit ihm in der franzöſiſchen Academie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Alterthums beiſammen ſtehen. Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier

---

(*) Wohl hat G. Recht zu ſagen, man ſolle dieſen Keim nicht ausbrüten; denn ſonſt möchte man hier mit dem Schickſal zürnen, daß es das Beſte nur halb oder gar nicht reif werden laſſe. Doch das Tragiſche iſt ja nach ihm eigentlich das injustum et praematurum.

Unmuth und Unluſt hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander verſchlungen, und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher empor ſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf; er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glückes theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichſam mit jedem Tage ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfange her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jedermann als das herrlichſte Geſchöpf wie zum Abſchied, empfand? In ſolcher Gegenwart wird man mehr als man iſt; man fühlt, das Würdigſte womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſey die **menſchliche Geſtalt,** (*) die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird."

„Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht allzubald wie unzulänglich er ſey; ſelbſt vorbereitet ſteht man wie vernichtet! Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen geſucht; hier aber fiel mir nur zuſehr auf, daß die **Form** zuletzt Alles einſchließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Character und Schönheit." (**) —

„Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ an jenem Fuß fortzumodelliren, ging mir auf daß ich nunmehr Taſſo unmittelbar angreifen mußte, zu dem ſich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommner Gefährte zur bevorſtehenden Reiſe. Dazwiſchen wird eingepackt, und man ſieht in ſolchen Augenblicken erſt, was man alles um ſich verſammelt." 11. Apr.

„Auf eine beſonders feierliche Weiſe (***) ſollte jedoch mein Abſchied aus Rom vorbereitet werden. Drei Nächte vorher ſtand der volle Mond (†) am klarſten Himmel,

---

(*) Das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens, nannte er ſie ebenanderswo „den Gipfel der Kunſt, der nur auf der Blütenhöhe des Geſchöpfs nach Gottes Ebenbilde zu finden ſey." [XXXI. 141.] Was wird die Prüderie dazu ſagen! S. oben S. 298 Note (***).

(**) Wie wenig Begriff von Form die Deutſchen haben, erſieht man aus ihren Urtheilen über G's. Eugenie.

(***) Vergl. oben S. 212.

(†) Vollmond war Sonntag den 20. April; alſo fällt die Abreiſe etwa auf den 22ten. Vergl. auch unten Seite 341, Note (*).

und ein Zauber der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward uns aufs eindrücklichſte fühlbar ꝛc.“

„Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieſes in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erweckte eine Stimmung die ich heroiſch-elegiſch nennen darf, woraus ſich in poetiſcher Form eine Elegie zuſammenbilden wollte.“

„Und wie ſollte mir gerade in ſolchem Augenblick Ovid's Elegie nicht ins Gedächtniß zurückkehren, der auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlaſſen ſollte? Seine Rückerinnerung, weit hinten am ſchwarzen Meere, in trauer- und jammervollem Zuſtande, kam mir nicht aus dem Sinn ꝛc.“

„Bei meinem Abſchied empfand ich Schmerzen einer eigenen Art. Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeitlang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, giebt ein Gefühl das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. (*) Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden.“

„Ich wiederholte mir in dieſem Augenblicke immer und immer Ovid's (**) Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Diſtichen wälzten ſich zwiſchen meinen Empfindungen immer auf und ab:

(*) „weil das Zarte ſich nicht in Worten ausſpricht“ bemerkt er gegen Zelter Nr. 818, S. 300. Vergl. oben S. 96 u. 217.

(**) Tristium Lib. III, El. 1.

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
„Welche die letzte für mich ward in der Römiſchen Stadt,
„Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſoviel mir zurückblieb,
„Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. — —
„Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
„Luna ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann,
„Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel
„Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren gegränzt.“ —

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Perſönlichkeit, meiner Lage im beſonderſten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinahe Nichts anſehen, um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen. Doch gar bald drang ſich mir auf, wie herrlich die Anſicht der Welt ſey, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thätigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.“

„Dem Zuſtand dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweis behandelt iſt und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen.“

„Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Dieſe Stimmung verließ mich nicht auf der Reiſe, trotz aller Zerſtreuung und Ablenkung, und ſonderbar genug, als wenn harmoniſche Umgebungen mich immer begünſtigen ſollten, ſchloß ſich nach meiner Rückkehr das Ganze, bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo ſoviele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.“

IV. Goethe nach ſeiner Rückkunft.

1788 und 1789.

Haben wir nun G's. unermüdliche Thätigkeit in dem Studium der Natur und Kunſt auf deren eigenſtem claſſiſchen Boden mit Bewunderung geſehen; ſeine Wiedergewöhnung an geſelligen Verkehr mit Menſchen jeder Art und jedes Standes, ſeine gemüthvolle Theilnahme an dem fröhlichen Volksleben unter einem freundlichern Himmel mit Vergnügen wahrgenommen: ſo iſt nunmehr der Wunſch natürlich, auch die Folgen und Nachwirkungen dieſer Lehrjahre nach ſeinem Scheiden aus jenem gelobten Lande kennen zu lernen, zu erfahren was ihm aller dieſer Aufwand von Zeit und Koſten, von Fleiß und Anſtrengung, dieſe ernſten Bemühungen ſeine ſämmtlichen Anlagen auszubilden für Vortheile gebracht, welche Früchte ſie ihm getragen, ob er ſeinen Landsleuten dadurch theurer und verehrungswerther, ſeinen Freunden liebenswürdiger und willkommner erſchienen, — und auf alle dieſe Fragen die genügendſte Antwort auch hier wiederum von ihm ſelbſt unmittelbar zu vernehmen. Denn nur Er kann am beſten wiſſen und ſagen: wie er im Ganzen ſich fühlte, wie im Beſondern ihm zu Muthe war, was für Vorſätze und Hoffnungen er hegte, ob und wiefern es ihm glückte ſie ausgeführt und erfüllt zu ſehen, ob ſeine Zeitgenoſſen ihm entgegenkamen, ihn verſtanden und förderten; oder ob von dem Allen oder dem Meiſten das Gegentheil eintrat, und mithin ſeine Zwecke vereitelt worden und ſeine Mühe verloren geweſen: ob er, um es auf ſeine Weiſe zu ſagen — mit ſeinem *Faſanenkahn* [S. oben Seite 219] nicht nur wohlbehalten zu landen, ſondern auch deſſen Inhalt anzuwenden das Glück gehabt habe.

Es iſt um ſo nöthiger über alles dieſes Auskunft von ihm ſelber und zwar mit ſeinen eigenſten Worten zu erhalten, als ſeine Confeſſionen darüber nur Wenigen zu Geſicht und Gehör gekommen, indem ſie nur erſt jetzt, und auch nur zum Theil, in der neuen großen Ausgabe ſeiner Werke in unangemerkter und kaum wahrzunehmender Einſchaltung anzutreffen, mithin für den größten Theil des Publicums ſo gut als gar nicht vorhanden ſind.

Auch bemerkt er ſelbſt: „es ſey äußerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren. Sey der Referent umſtändlich, ſo errege er Ungeduld und lange Weile; wolle er ſich zuſammenfaſſen, ſo komme er in Gefahr, *ſeine* Anſicht für die *fremde* zu geben. — Auch ſeyen die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen, nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomiſirt und ſyſtematiſirt.“ — Durch dieſe ſeine eigenen Betrachtungen fühl' auch ich mich bewogen, mit nur weniger Bevorwortung und Zwiſchenrede von meiner Seite, ihn lieber ſelbſt ſprechen zu laſſen.

Mit dem unſchätzbaren Gewinn alſo zuerſt *ſich ſelbſt wiedergefunden*, ſich über ſeine urſprünglichen Anlagen und eigentliche Beſtimmung aufgeklärt, ſich einen reinen Begriff aller Kunſt und einen vorurtheilsfreien Genuß derſelben erworben, und der Natur ihr letztes Geheimniß organiſcher Bildungen abgelauſcht zu haben, kehrt er nach nicht ganz zweijähriger Abweſenheit, noch immer zu früh für ſeine Wünſche und daher nicht ohne heftigen Trennungsſchmerz und langen Regret, doch zu Beſchwichtigung ſeiner Leiden mit reichlichem Stoff zu lebenswieriger Beſchäftigung verſehen, nach Deutſchland, nach Weimar (*) zurück, erwartet und erſehnt von ſeinen Freunden, aber leider in ſeinem Entzücken über das Genoſſene, in ſeinem Klagen über das Verlorene, von ihnen weder begriffen noch verſtanden.

„Aus Italien, dem formreichen, war ich in das geſtaltloſe Deutſchland (**) zurückgewieſen, heitern Himmel mit einem düſtern zu vertauſchen; die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. (***) Mein Entzücken über entfernteſte, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne, ſchien ſie zu beleidigen; ich vermißte jede Theil-

---

(*) Den 18. Juni 1788, Abends um 10 Uhr, bei aufgehendem Vollmonde, der überhaupt für G's. Leben Bedeutung gewinnt. S. vorher Seite 305.

(**) Paläſtina aus Band 1, S. 124. fällt einem dabei ein, in mehr als einer Beziehung, beſonders aber als bildlos.

(***) Er ſcheint ſo etwas geahndet zu haben, wenn er an Knebel kurz vor ſeiner Rückkehr ſchreibt: „Ich bringe Vieles mit, wenn Ihr nur im Fall ſeyd, es zu genießen." — Die an Egmont und Iphigenien gemachten Ausſtellungen deuten ſchon darauf hin. Gerade ſo bevorwortet er ſeine Rückkehr aus der Schweiz. „Thut das Eurige wenn wir zurückkommen, damit es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung ſind Euch freundlicher als jemals entgegenzugehen." S. oben Seite 102.

nahme, Niemand verſtand meine Sprache. In dieſen peinlichen Zuſtand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß, an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach und ſuchte ſich ſchadlos zu halten.“

„Unwiederbringlich aus dem herrlichen Kunſtelement geſtoßen, der Verzweiflung übergeben, fühlte ich Werth und Würde des Naturelements deſto lebhafter. Da ſucht' ich Heil und Behagen, ergriff mit Leidenſchaft alle früheren Fäden, die mich an Naturforſchung und ihre Freunde knüpfen ſollten, und eine meiner erſten Arbeiten war der Aufſatz über die Metamorphoſe der Pflanzen.“

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, geſammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden geſucht.“

„Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren, um die höchſte Kunſt im eignen Nationalkreiſe zu entwickeln, (*) hatte ich bis auf einen gewiſſen Grad einzuſehen gelernt, ſodaß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überſchauen und mir einen reinen vorurtheilsfreien Kunſtgenuß zu bereiten.“

„Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben: wie ſie geſetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild als Muſter alles künſtlichen hervorzubringen.“

(*) oder wie er oben [S. 240] ſagte: „wie jene unvergleichlichen Künſtler verfuhren, um aus der menſchlichen Geſtalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeſchloſſen iſt, und worin kein Hauptcharacter ſo wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen.“

„Das Dritte was mich beſchäftigte waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zuſammentreffen von Nothwendigkeit und Willkühr, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern Beides zugleich iſt, nothwendig und zufällig, abſichtlich und blind. Ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft.“

„Wie ich mich nun in dieſen Regionen hin und herbewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich ſogleich ſchriftlich zu verfaſſen, was mir am klarſten vor dem Sinne ſtand, und ſo ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet und der Augenblick feſtgehalten.“

„Ich ſchrieb zu gleicher Zeit einen Aufſatz über Kunſt, Manier und Styl; einen andern die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären; und das römiſche Carneval. Sie zeigten ſämmtlich was damals in meinem Innern vorging und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte.“

„Der Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, d. h. die mannigfaltigen beſondern Erſcheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, ward zuerſt abgeſchloſſen.“ —

Wie nun alle dieſe ſeine Beſtrebungen in Poeſie und Naturwiſſenſchaft von ſeinen nähern und entfernteren Freunden [XXX, 195.] — denn vom großen Publicum konnte damals noch weniger die Rede ſeyn als jetzt — aufgenommen worden, iſt bemerkenswerth, ſowohl für die damaligen äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Zuſtände in Deutſchland, als für G. ſelbſt, in Abſicht auf die ethiſchen und moraliſchen

Wirkungen, die ſie auf eine Natur wie die ſeinige haben mußten. —

„Zwar was ſeine früheren äſthetiſchen Arbeiten betrifft, ſo hatte er, wie er ſagt, ſich über den Augenblick nicht zu beklagen, [LIV, 284.] — wie er denn immer gegen die unmittelbare Wirkung ſeiner Arbeiten ſo gleichgültig geweſen war [XXX, 269.] wie gegen die Wirkungen ſeiner perſönlichen Gegenwart [XXX, 190.] — Doch war er mit ſich ſelbſt übereingekommen, und fühlte wenig Genuß am Beifall, und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg, was einigermaßen unangenehm geweſen wäre. Und dann giebt im höhern Sinn das Gefühl daß man das Alles allein thue und thun müſſe, daß bei dieſen Productionen uns Niemand helfen kann, [IV. 368], dem Geiſt eine ſolche Kraft, daß man ſich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch iſt es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn, ſodaß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu müſſen. Zudem war ſein Verhältniß zur Dichtkunſt blos practiſch, ohne genügende Theorie und Technik; weswegen er ſich auch nach einem Standpunct in der bildenden Kunſt umſah. [LIV, 285.]“

„Im Wiſſenſchaftlichen dagegen habe er es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Beſitz zu gelangen, erfordert es Fleiß, Mühe, Anſtrengung und was noch mehr iſt, wir fühlen daß hier der Einzelne nicht hinreicht.“ —

Seine veränderte umgearbeitete Iphigenie wollte weder den Männern noch den Frauen ganz gefallen.

anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünſchte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen köſtlichen Beſitz auch auf die unſchuldigſte Weiſe zu theilen, Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bey ihr war; aber nicht aus Haß, noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedruckt ſey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag, der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuhohlen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken; ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele; die traurigen Bilder hatten ſich bey ihm feſtgeſetzt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

[XXVIII, 55.] Am **Egmont** hatten ſie zwar Manches gelobt [XXIX, 139. 161.] doch aber auch Allerlei auszuſetzen [XXIX, 140. 184.]; beſonders war ihnen der Schluß nicht recht, daß nur in einer **Viſion** der endliche ziemlich ſpäte Erfolg des eingeleiteten Kampfes angedeutet werde [XXIX, 183—185.]; ſie wollten die Freiheit der Niederlande verkörpert ſehen, wahrſcheinlich in der Art wie **Schiller** im **Tell** die Schweizer-Freiheit zur allgemeinen Theilnahme und Zufriedenheit darzuſtellen wußte.

Vom **Taſſo** war noch gar nicht die Rede; wie denn der ganze Abſatz der neuen Ausgabe ſeiner Schriften nicht völlig den Wünſchen des Verlegers entſprach; daher er auch den Druck der naturwiſſenſchaftlichen Schrift, **die Metamorphoſe der Pflanzen**, ablehnte. Als ſie dennoch bei einem andern Verleger erſchienen war, wurde ſie ſo gut als gar nicht, ſie wurde ſogar, was ſchlimmer iſt, mißverſtanden. —

„Ein wohlwollender **Freund**, welcher gehört hatte, daß G. ſich mit Botanik beſchäftige, glaubte ihm ernſtlich davon abrathen zu müſſen, weil er ſtatt fröhlicher Natur blos Nomenclatur und Terminologie gefunden habe. Als ihm G. geſtand, daß er bereits ein Heft über Metamorphoſe der Pflanzen habe ausgehen laſſen, nahm jener das Wort im Sinne der **ovidiſchen Metamorphoſen**, und war nun auf einmal zufrieden und getröſtet, im Voraus zu erfahren, wie G. alle die **Hyacinthe, Clytien** und **Narciſſe** werde ausgeſtattet haben.“

„Einen andern, obwohl geiſtreichen, Mißverſtand erfuhr er von einem ſeiner römiſchen **Kunſtfreunde und Selbſtkünſtler**,(*) der, ohne zu wiſſen worauf G. hinauswolle,

---

(*) Wilh. Tiſchbein.

den Inhalt der Schrift mit Neigung und Künſtlerſinn auffaſſend, ihm die wunderliche Deutung gab: „der Verfaſſer wolle den Künſtler lehren, wie ſproſſende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden ſeyen, nach Art und Weiſe der Alten, in fortſchreitender Bewegung.“

„Die Gelehrten ließen die Erklärung zur Noth hingeben, meinten aber: „wenn man nichts weiter als die Kunſt im Auge habe und Zieraten beabſichtige; ſo müſſe man nicht thun als wenn man für die Wiſſenſchaft arbeite, wo dergleichen Phantaſien nicht gelten dürften.“

„Von andern Seiten her vernahm er ähnliche Klänge, wie von jenen Gelehrten: nirgends wollte man zugeben daß Wiſſenſchaft und Poeſie vereinbar ſeyen. „Man vergaß daß Wiſſenſchaft ſich aus Poeſie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umſchwung von Zeiten beide ſich wieder freundlich, zu beiderſeitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“

„Auch die Frauen waren mit dieſer abſtracten Gärtnerei nicht zufrieden. Er verſuchte daher ihre Theilnahme durch eine Elegie zu locken, die aber nur der eigentlichen Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen, willkommen war, und auch ihn glücklich machte, als ſie das lebendige Gleichniß ihrer beiderſeitigen ſchönen, vollkommenen Neigung ſteigerte und vollendete.(*) Von der übrigen lie-

---

(*) Siehe oben Band I, S. 357; u. G's. W. Bd. XXX, S. 192. 193. Am 25. December des Jahres 1789 ward G'n. ſein erſter und zuletzt einziger Sohn August geboren. [XLVII. 212.] Herder meldet dieſes der Herzogin Mutter nach Neapel, in ſeiner Art mit den Worten: „daß Goethe zur [illegible] auch Papa geworden, wird Ihro Durchlaucht bereits bekannt ſeyn.“

benswürdigen Geſellſchaft hatte er Viel zu erdulden: ſie parodirten ſeine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde, neckiſcher und neckender Anſpielungen.“

„Leiden ernſterer Art jedoch waren ihm bereitet von auswärtigen Freunden, unter die er im Jubel ſeines Herzens die Freiexemplare vertheilt hatte. Sie antworteten Alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten: denn deſſen Contemplation der Natur hatte, durch ſcheinbare Faßlichkeit, die Geiſter gewonnen und eine Sprache in Gang gebracht, in der man etwas zu ſagen, ſich unter einander zu verſtehen glaubte. [XXX, 201.] In G's. Art ſich auszudrücken wollte ſich Niemand bequemen. „Es iſt die größte Qual nicht verſtanden zu werden, wenn man, nach großer Bemühung und Anſtrengung, ſich endlich ſelbſt und die Sache zu verſtehen glaubt; es treibt zum Wahnſinn, den Irrthum immer wiederholen zu hören,(*) aus dem man ſich mit Noth gerettet

---

(*) Es iſt daher G'n. nicht übel zu nehmen, wenn er noch in ſeinen alten Tagen den Newtoniſchen Irrthum — wie man nur aufs gelindeſte ihn nennen kann, denn eigentlich iſt es eine künſtlich aufgeſtutzte bévue — um und neben ſich wiederholen zu hören genöthigt, ſich dagegen Luſt machte durch ſarkaſtiſche Impromtu's, oder durch ein Schnippchen (Xenie) in der Taſche(*) obſchon er wußte, daß dieſes credo ſo wenig ausgerottet werden würde und könnte wie ein anderes trotz aller Reformation. — Denn er ſah „dieſe Art von Emanations- oder Emiſſionsſyſtem doch immer nur als eine Art myſtiſcher Eſelsbrücke an, die den Vortheil habe, aus dem Lande der unruhigen Dialektik in das Land des Glaubens und der Träume hinüberzuführen.“ Hatten doch Schriftgelehrte und Phariſäer ihn ſchmählich genug tractirt [LIV, 304] und ſollte er nur ſtumm wie ein Ecce Homo daſtehn? Verantwortete ſich doch Chriſtus ſelber, als man ihm einen Backenſtreich(**) gab, und hielt nicht noch die andere Wange hin. Man kann auch in der Geduld zu weit gehn.

(*) Z. B. in der N. in D. Bd. I. S. 137.

(**) S. Evang. Johannis C. 18, V. 22.

hat, und peinlicher kann uns Nichts begegnen, als wenn das, was uns mit unterrichteten, einſeitigen Männern verbinden ſollte, Anlaß giebt zu einer nicht zu vermittelnden Trennung. [XXX. 202. 203.] Ueberdieß waren die Aeußerungen ſeiner Freunde keineswegs von ſchonender Art, und es wiederholte ſich dem vieljährigen Autor die Erfahrung, daß man gerade von verſchenkten Exemplaren Unluſt und Verdruß zu erleben hat." —

Dieſe Erfahrung, von der G. ein auffallendes Beiſpiel erzählt, [XXXI. 35.] mochte es wohl ſeyn, welche ihn veranlaßte ſich mit Ueberſendung und Ueberreichung von Freiexemplaren ſeiner Schriften nicht zu übereilen. Daher vergaß er auch wohl ganz darauf, und konnte, ſelten erinnert, das Verſehen nicht immer gut machen. —

„Auch durch Recenſionen wurde er nicht gefördert. Eine günſtige, in den Göttinger Anzeigen, [Febr. 1791] konnte ihm nur halb genügen. Die Recenſion legte zwar den Gang des Vortrags kürzlich und reinlich dar, wohin es aber deute war nicht ausgeſprochen, und der Autor daher nicht gefördert. Da man ihm zugab, daß er den Weg des Wiſſens von ſeiner Seite wohl gebahnt habe, ſo wünſchte er brünſtig, daß man ihm von dorther entgegenkäme: denn es war ihm gar nichts daran gelegen hier irgendwo Fuß zu faſſen, ſondern ſobald als möglich durch dieſe Regionen, unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten."(*) „Denn — ſagt er anderswo — wie wir im Wiſſenſchaftli

---

(*) Siehe oben Seite 275. So ſchreibt er auch an Schiller: „ich möchte Ihnen manche Sachen mittheilen und vertrauen, damit eine gewiſſe Epoche meines Denkens und Dichtens ſchneller zur Reife komme." [Nr. 399.]

chen nicht um unſrer ſelbſt, ſondern um einer würdigen Sache willen arbeiten, ſo verlangen wir, indem wir die Bemühungen Anderer anerkennen, auch anerkannt zu ſeyn; wir ſehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß."

„Auch daran hätte es ihm nicht gefehlt, wäre er aufmerkſam geweſen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das raſtloſe Beſtreben ſich nach allen Seiten auszubilden, das ihn gerade in dem Moment überfiel als die ungeheuren Weltbegebenheiten Jedermann innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, waren Urſache daß er gar nicht darnach fragen konnte, was man von ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeit halte. Zu ſpät wurde er mit zwei der Metamorphoſe ſehr günſtigen Recenſionen bekannt, eine in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung vom 23. April 1791, die andere in der allgemeinen deutſchen Bibliothek Bd. 116, S. 477; welche, gleich als hätte ein günſtiges Geſchick ihm etwas Angenehmes aufſparen wollen, ihm gerade zu einer Zeit begegneten, wo man in einem andern Felde von allen Seiten her, gegen ihn auf die ſchnödeſte Weiſe zu verfahren ſich erlaubte."

„Nun aber, da es ihm — wie er glaubte — nicht nach ſeinen Hoffnungen und Wünſchen erging, blieb er ſeinen bisherigen Anſtalten getreu. Herbarien wurden zu dieſem Zwecke geſammelt, er verwahrte ſogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln ſtechen, Alles das ſollte der Fortſetzung ſeiner Arbeit zu Gute kommen. Der Zweck war: die Haupterſcheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit ſeines Vortrags zu bethätigen." —

Die dahin gehörigen, zum Theil höchſt ſauber, naturgetreu und doch künſtleriſch ausgeführten Zeichnungen, als von durchgewachſenen Roſen, dergleichen Nelken, ſogenannten Biſchofſtäben u. ſ. w. bewahrt noch gegenwärtig ſein Muſeum, das aber leider durch Geſinnungen, die jezt nicht mehr an der Zeit ſind, und ſogar zum Nachtheil des großen Mannes ſeine wichtigſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Welt verenthalten und ſie verkümmern, für jeden, auch für den gelehrten Beſucher, verſchloſſen bleiben ſoll. Möglicher Mißbrauch dürfte doch dem rechten Gebrauch nicht hinderlich ſeyn.

Auch in der Farbenlehre, über die er bereits in Italien zu eigenen Gedanken gekommen war, gelangte er zu einem Aperçû, das er auf alle Weiſe durch vervielfältigte Verſuche zu begründen und klar zu machen ſich bemühte. Denn „ein entſchiedenes Aperçû iſt wie eine inoculirte Krankheit anzuſehen: man wird ſie nicht los bis ſie durchgekämpft iſt.“ — Die, man kann wohl ſagen, rührende Geſchichte dieſes Kampfes, der einen bedeutenden Theil ſeines Lebens hinnimmt, und zur Kenntniß damaliger Zuſtände der Wiſſenſchaft ſowohl als ihrer Lehrer und Bekenner höchſt wichtig iſt, gab er zuerſt im zweiten Bande „zur Farbenlehre“ S. 666 – 692 im Jahre 1810, wo ſie nur Wenigen zu Geſichte gekommen iſt; und da dieſe Schrift erſt ein Jahr nach ſeinem Tode, 1833 in die allgemeine Ausgabe ſeiner Werke in 12. und 8., Bd. LII — LV. aufgenommen und nur dadurch dem Publikum allenfalls bekannt geworden: ſo hat er niemals in ſeinem Leben die Genugthuung erfahren, das Verdienſt ſeiner Bemühungen auch in dieſem Felde allgemeiner anerkannt und gegen Vor- und Mißurtheile gerechtfertigt zu ſehen.

Er gab zuerſt darüber ein Heftchen unter dem Titel Beiträge zur Optik heraus, das ein ähnliches wennnicht ſchlimmeres Schickſal hatte als das über die Pflanzenmetamorphoſe. Unglücklicherweiſe hatte er den Ausdruck optiſche Beiträge gewählt und nun wußte man nicht was dieſe Farben-Experimente mit der Optik zu ſchaffen hätten,(*) ungeachtet Newton ſelbſt und ſeine Schule das was eigentlich Chromatik heißen ſollte, unter der Rubrik Optics behandelt hatten.

Denn obgleich die Farbe nur geſehen werden kann, und alſo fürs Geſicht eingerichtet iſt, ſo hat ſie doch Nichts mit den Geſetzen des Sehens und deren mathematiſcher Darſtellung durch Linien und Winkel zu ſchaffen.

Alle dieſe Arbeiten zu vollenden, ja auch nur zu beginnen, wäre G'n. nicht möglich geweſen, hätte er ſich dem bisherigen Geſchäftskreiſe nicht enthoben geſehen, durch einen Fürſten der wohl wußte und empfand,(**) was er an Goethe beſaß, und ihn deshalb auf ſein Anſuchen in eine Lage verſetzte, die ſeinen Talenten beſſer zuſagte, und ihm mehr Muße gewährte.

(*) „Das eigentlich Unverſtändige ſonſt verſtändiger Menſchen iſt, daß ſie nicht zurechtzulegen wiſſen was ein Anderer ſagt, aber nicht gerade trifft wie er's hätte ſagen ſollen" [XLIX. 56.]; da doch ſonſt den Gelehrten gut predigen iſt, indem ſie aufs halbe Wort verſtehen, d. h. wenn es gerade mit dem in eines Jeden Brevier, das nur Er leſen kann, zuſammentrifft.

(**) „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen. Wer dieſes Petſchaft mit demjenigen Reſpect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt ſchicken ꝛc." Br. v. C. Auguſt an Merck Nr. 136, 2. Sammlung.

Goethe's Schreiben aus Rom an den Herzog iſt ſo merkwürdig und für das beiderſeitige Verhältniß ſo aufklärend, daß die Mittheilung deſſelben hier umſomehr am Platz ſeyn wird, als es erſt im Zuſammenhange mit allem Vorhergehenden ſein richtiges Verſtändniß findet.

„Wie ſehr danke ich Ihnen daß Sie mir dieſe köſtliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen.“ (*)

„Mein Verhältniß zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl ſagen, ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wieder gefunden. Aber als was? — als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntniß, wozu die Menſchen zu gebrauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt. Dieſer Beurtheilung unterwerf ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu ſpielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung ſagen. Laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen, ſo wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle

---

(*) „Es war hohe Zeit, daß ich mich auf den Weg machte; ich wäre für Sehnſucht vergangen,“ ſchreibt er an Merck aus Rom den 10. Febr. 1787. S. Br. Nr. 126, 2. Samml. Desgl. „Hätte ich nicht den Entſchluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, ſo wär' ich zu Grunde gegangen ꝛc.“ [Bd. XXVII. 154.]

von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten ſeyn.“

„Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen,(*) ſorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Geſinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, ſind ſo ſchön, für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll, daß ich nur ſagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willſt.“ —

Die Fortdauer dieſer Muße wendete er zunächſt an die Vollendung ſeines Taſſo, der im Juli 1789 zum Abſchluß kam, an die Redaction ſeiner venetianiſchen Epigramme und der römiſchen Elegien, und zwiſchendurch zu jenen ebengenannten Aufſätzen und kleinen Schriften. Sie dauerte von etwa der Mitte des Jahres 1788, da er den 18. Juni nach Weimar zurückkam, bis in das Frühjahr 1790.

(*) Vergl. Bd. XXX, 165; u. X, 86.

1790.

In dieſem Jahr wird ihm das Glück Italien nochmals, wenigſtens an ſeinen Gränzen, wieder zu ſehen, da er nach Venedig, zum Empfang der Herzogin Mutter — die während der Zeit in Italien reiſend, von Neapel zurückerwartet wurde — entgegengeſendet, dort anfangs allein, hierauf mit der Fürſtin und ihrem Gefolge gemeinſchaftlich, die Wunder und Merkwürdigkeiten dieſer Waſſerſtadt von neuem betrachtet, die Werke ihrer berühmten Malerſchule, in Begleitung von Artiſten und Kennern,(*) näher und vollſtändiger kennen lernt, und hierauf auch noch das kunſterfüllte Mantua, das für ihn ſo intereſſante Mailand, abermals in Augenſchein nimmt.

im Mai. Allein kaum iſt er wieder in Weimar angekommen, und
hat ſich von dieſer Reiſe erholt; ſo wird er zu einer andern
berufen, von der er ſich außer mancherlei Beſchwerden doch
viel Vergnügen und Nutzen verſpricht. Der Herzog, der
27. Juli. bereits zum Reichenbacher Congreß vorausgegangen war,
beruft ihn nach Schleſien, wo er einmal ſtatt der Steine
und Pflanzen, die Felder mit Kriegern beſäet finden werde.

(*) H. Meyer und Bury. S. Bd. XXXI, 14.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand Anderer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattinn geſtört zu haben; er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterweges auf dieſen Gegenſtand. Ja, ja! ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Zähnknirrſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sättigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut, er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß; ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn; er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen. — Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerkſamkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern; er wünſcht meine Entfernung, meine Gegenwart iſt ihm beſchwerlich.

So folgt er denn ſeinem Fürſten zuerſt in die Cantonirungsquartiere in Breslau, begleitet ihn dann auf einer Luſtfahrt nach den Salinen von Wieliczka, zuletzt auf einem Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. ſ. w. und kehrt durch Sachſen über Dresden, die dortige Bildergallerie noch zuletzt als doch einigen äſthetiſchen Genuß mitnehmend, nach Weimar zurück, um ſeine durch dieſe Reiſe mehr als die Muſiſchen Geſchäfte(*) angeregten und beförderten Naturſtudien — indem er ſich in Breslau mit Anatomie beſchäftigt hatte, und in Dresden durch eine Sammlung Thierſkelette zu einem Verſuch „über die Geſtalt der Thiere“ aufgemuntert fühlte — weiter fortzuſetzen. Er hoffte noch vor Ende des Jahres das anatomiſche Werkchen zu endigen, und hatte ungefähr drei Wochen daran gedacht und dictirt; zuletzt aber wollte es mit dieſer mehr als abſtracten Materie nicht fort und er mußte ſie zurücklegen. Indeſſen war er doch ſehr vorgerückt und hatte ſich für das nächſte Mal viel vorgearbeitet. Die Büchlein Elegien und Epigramme hatte er auch ſo ziemlich gefaltet und gelegt, und war nicht abgeneigt die erſtern herauszugeben; Herder widerrieth es ihm aber und er folgte ihm blindlings. Durch Aufmunterung der Herzogin Mutter hatte er in den letzten Tagen dieſes Jahres den Wilhelm Meiſter wieder vorgenommen.

„Vielleicht rücke in dem neuen Jahre auch dieſes alte Werk ſeiner Vollendung näher.“

(*) Nur ein paar Epigramme waren die poetiſche Ausbeute dieſer Expedition. Sie ſtehen A. in L. I, 1. 205.

1791.

Um nicht außer aller Connexion mit der Aeſthetik zu kommen, übernahm er im Mai dieſes Jahres die Leitung der Schaubühne, die nach Abzug der bisherigen Bellomo'ſchen Geſellſchaft zu einem Hoftheater erhoben wurde.(*)

Da jene Truppe vorzüglich auf Operetten und Singſtücke eingerichtet war, und beſonders gute Stimmen unter ihren Mitgliedern zählte;(**) ſo mangelte es erſtlich nicht an einem reichen Repertoire, ſodann aber auch nicht an gehörigem Perſonal, da noch einige verdienſtvolle Mitglieder zurückblieben und für die abgehenden bald andere eintreten konnten, indem die ſämmtlichen Theater Deutſchlands tüchtige Individuen zuſendeten, welche ſich in kurzer Zeit mit jenen einſpielten.

Zur Uebernahme dieſer veränderten Anſtalt fand ſich G. mit Vergnügen bewogen, ſowohl weil er ſeine frühere Beſchäftigung mit dem Theater fortſetzen konnte, als auch weil ſie ſeiner Neigung zur muſicaliſchen Poeſie, namentlich zur komiſchen Oper zu Statten kam, der er ſchon in Italien

---

(*) S. des Herzogs Briefe an Knebel Nr. 17 u. 12.

(**) Siehe oben Seite 177 u. f.

nachhängend die eignen Operetten Claudine und Erwin nach italiäniſcher Weiſe umgeſtaltet, auch den Großcophta als komiſche Oper concipirt und dazu bereits Arien und Chöre geſchrieben hatte.

Einer Unzahl italiäniſcher und franzöſiſcher Opern wurden deutſche Texte untergelegt, andere zu beſſerer Singbarkeit umgeſchrieben, wobei der Theaterdichter Vulpius lebhaft eingriff. G. ſelbſt verbeſſerte viele Texte, unter andern in den Theatraliſchen Abenteuern, der heimlichen Heirath; und die Oper Circe bearbeitete er ganz neu. Aus allen dieſen pflegte G. bei gutem Humor und ſchicklichem Anlaß, ganze Strophen herzurecitiren, oder mit Anſchlagen eines einzelnen Verſes, auf die Aehnlichkeit oder Gleichheit des Verhältniſſes von dem eben die Rede war, ſcherzhaft anzuſpielen.

Gleichzeitig mit der neuen Einrichtung des Theaters war auch der Wiederaufbau des 1774 abgebrannten fürſtlichen Schloſſes in Berathung gezogen und der Beſchluß dazu gefaßt worden, mit Niederſetzung einer eigens dazu ernannten Commiſſion, unter deren Mitgliedern auch G. ſich befand. So war er denn abermals mit Baulichkeiten beſchäftigt. Er ſchreibt daher an Knebel, der aus ſeiner Heimath 14. Mai.
zurückgekehrt und ſeine Schweſter mit nach Jena gebracht hatte: (*) „Ich begruße Dich und Deine Fräulein Schweſter aufs herzlichſte. Wäre ich nicht ſo angebunden, ſo ginge ich

---

(*) S. des Herzogs Br. an Knebel Nr. 12 u. 13; u. der Herzogin Amalie an denſelben Nr. 20.

Euch entgegen. Der ſolide **Bau** des **Schloſſes** und der leichte des **theatraliſchen Gerüſtes** beſchäftigen mich jetzt.“ —

Gleichwohl wußte er noch für ſeine wiſſenſchaftlichen Studien Raum und Zeit zu gewinnen und das erſte Heft ſeiner **optiſchen Beiträge** auszuarbeiten. „Eine doppelte
8. Oct. Beſchäftigung — ſchreibt er abermals an **Knebel** — hält mich hier zurück; die Ausgabe des optiſchen Verſuchs und die Einrichtung des Schauſpiels. Jenes macht mir mehr Freude als dieſes: denn ich kann hoffen dort etwas **Reelles** und **Bleibendes** zu leiſten, wenn die vorübergehende Theater-Erſcheinung nicht einmal ihre Wirkung in dem Augenblick
12. Oct. äußert für den ſie beſtimmt iſt.“ Und bald darauf: „Du erhältſt endlich das erſte Stück der Beiträge zur Optik, das an Bogen nicht ſtark geworden, möge der Inhalt deſto ſpecifiſch ſchwerer ſeyn. Ich bin neugierig wie man es anfaſſen wird: denn freilich etwas räthſelhaft ſieht es aus. In dem zweiten Stück denk' ich doch eine etwas weitere Ausſicht zu eröffnen. Einige ſehr ſchöne Experimente habe ich wieder gefunden und die Erfahrungen ſcheinen ſich immer mehr um Einen Punct zu verſammeln. — Die Theaterqual hält mich noch immer feſt und ich ſehe nicht wie ich abkommen will ꝛc.“ — nämlich um ſeinen Freund wieder einmal zu beſuchen.

Allerdings beſchäftigte ihn das Theater nicht nur als Director der Anſtalt, indem er für Auswahl und Aufführung neuer Stücke zu ſorgen, das Perſonal einzuüben und es unter ſich dadurch in Harmonie zu bringen hatte, daß er in jedem Stücke den vorzüglichſten zu bemerken und ihm die andern anzunähern ſuchte; ſondern auch als Theaterdichter, indem er an der opera buffa ſchon in Italien Geſchmack findend, und unterſtützt durch den Beifall den die italiäniſchen und deutſchen derartigen Operetten beim Publicum fanden, ähnliche Süjets zu bearbeiten unternahm, ſich aber im Stoff oder in der Behandlung vergreifend, oder auch gegen den damaligen revolutionären Zeitſinn anſtoßend, mit dem **Großcophta** weder als Oper noch als Stück reüſſirte, und auch mit dem humoriſtiſchen **Bürgergeneral** kein Glück machte, als beide in den folgenden Jahren zur Aufführung kamen und im Druck erſchienen. Dennoch urtheilten die dabei betheiligten Franzoſen [XXXVI. 116. 117.] in der Folge billiger und gerechter, als die Deutſchen, als G's. nächſte Freunde und Bekannten, die ihm nicht nur alles bisher zugeſtandene Genie abſprachen, ſondern ihm geradezu nur Stolz und Verachtung des Publicums Schuld gaben. [S. Forſter's Briefw. Nr. CCXCIX, S. 142. u. CCC, S. 143; u. CCCXVII, S. 168.] Er rechtfertigte ſich dagegen durch eine ſeiner ſchönſten Parabeln. [II, S. 199.]

1792.

In dieſer doppelten Beſchäftigung mit Natur und Theater war das Jahr 1791, und ein Theil von 1792 hingegangen, als der Krieg der Alliirten gegen Frankreich ſeinen Fürſten ins Feld rief und G. ihm zu folgen ſowohl von dankbarer Pietät [XXX. 165 u. 193.] als von dem Verlangen die Welt auch von dieſer Seite kennen zu lernen ſich gedrungen fühlte.(*)

Dieſe moderne, aber eine Weltepoche machende Anabaſis ſollte ſich leider nur zu bald in eine Katabaſis verwandeln. Mitten in der Peripetie, aus dem Lager bei Hans,
27. Sept. ſchreibt G. an Knebel: „In dieſen vier Wochen habe ich Manches erfahren und dieſes Muſterſtück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es iſt mir ſehr lieb, daß ich das Alles mit Augen geſehen habe, und daß ich, wenn von dieſer wichtigen Epoche die Rede iſt, ſagen kann:

„et quorum pars minima fui.“ —

Die Beſchreibung dieſes fehlgeſchlagenen Feldzugs, hat nun freilich aus ſehr begreiflichen Urſachen keinen ſonderlich

---

(*) Die Gelehrten jener Zeit konnten ſich keinen Grund von G's. Unternehmung dem Feldzuge beizuwohnen denken, und fanden ſie nur ſonderbar. Unter andern Heyne in Göttingen in einem Briefe an G. Forſter. S. deſſen Briefwechſel Bd. II. Nr. CCCXLIV. S. 220

günſtigen Anklang im Publicum finden können, ungeachtet ſie mit jener antiken Künſtlerruhe und Gelaſſenheit abgefaßt iſt, welche auch das Fürchterliche und Schreckliche ſo zu ſchildern weiß, daß man es noch hören und ſehen mag, ohne daß ſie dabei der Wahrheit und Wirklichkeit etwas vergiebt. Dieſe Wahrheit und Einfachheit der Goetheſchen Relation wurde noch ſpät gebührend anerkannt von einem dabei betheiligten Augenzeugen. [3. Nr. 413, S. 325.]

G. mußte bei dem allgemeinen Rückzug auf eine ſichre Heimreiſe denken; um ſich jedoch von den ſchrecklichen Kriegsſcenen einigermaßen herzuſtellen, nahm er von Trier aus ſeinen Weg den Rhein hinab über Düſſeldorf und Münſter und beſuchte ſeine dortigen lange nicht geſehenen Freunde, Jacobi und die Fürſtin Gallitzin, denen er freilich in der Zwiſchenzeit der italiäniſchen Reiſe und des Feldzugs ſo in Geſtalt als Geſinnung fremd und beinah unkenntlich geworden, daß ſie an ſeinem Realismus keine ſonderliche Freude und Berührungspuncte finden konnten und das frühere Verhältniß nur durch alte Erinnerungen, ſittliche Betrachtungen und gemeinſame Kunſtanſchauungen aufrecht erhalten werden mochte. Nur die Fürſtin legitimirte ſich durch ein ſie ſowohl als ihn gleich ehrendes Vertrauen, indem ſie ihm eine unſchätzbare Gemmenſammlung zur Aufbewahrung in jener gefahrvollen Zeit übergab, ja gewiſſermaßen aufnöthigte, und die merkwürdigen Worte den Abrathenden zu hören gab: „Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff den ich von ihm habe, mir lieber iſt, als dieſe Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen.“ — Dieß iſt nun die bereits oben (*) beſpro-

---

(*) S. Bd. 1, S. 231 f.

chene, vor der Nachſtellung antiquariſcher Neugier bewahrte Sammlung, deren weitere Schickſale und endlich würdigſte Beſtimmung Goethe ausführlich erzählt Bd. XXXIX. 313—317.

Ueber Frankfurt zurückzugehen, und eine ihm dort angebotene Rathsherrnſtelle anzunehmen, war aus innern und äußern Umſtänden nicht möglich. Wir entnehmen dieſes aus ſeinem offenen Bericht (Bd. XXX. S. 165 f.) noch mehr 24 Dec. aus einem vertraulichen Schreiben an ſeine Mutter:

„Die Hoffnung Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wieder zu ſehen, iſt mir nunmehr verſchwunden, da mich die Umſtände nöthigten von Düſſeldorf über Paderborn und Caſſel nach Weimar zurückzufahren.“

„Wieviel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt! Wie ſehr die Lage bedauert, in der ſich meine Landsleute befinden! Wie ſehr habe ich aber auch das Betragen derſelben unter ſo kritiſchen Umſtänden bewundert! Gewiß hätte mir Nichts ſchmeichelhafter ſeyn können als die Anfrage: ob ich mich entſchließen könne, eine Rathsherrenſtelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe? die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre iſt, als Frankfurter Bürger geboren zu ſeyn. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu ſchätzen ſoviele Urſache hatte, konnten mir kein ſchöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem ſie mich in dieſer wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Weſens Theil zu nehmen.“

„Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durchleben hatte, und ich konnte nach den Umſtänden die Hoffnung faſſen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterſtadt wiederzuſehen. Da war es meine Abſicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage in der ich mich gegenwärtig befinde, umſtändlich und aufrichtig vorzulegen."

„Bei der unwiderſtehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für ſein Vaterland empfindet, würde es eine ſchmerzhafte Verläugnung ſeyn, eine Stelle auszuſchlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und beſonders in der jetzigen Zeit übernehmen ſoll, wenn nicht an der andern Seite meine hieſigen Verhältniſſe ſo glücklich und ich darf wohl ſagen über mein Verdienſt günſtig wären."

„Des Herzogs Durchl. hat mich ſeit ſovielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin Ihm ſoviel ſchuldig geworden, daß es der größte Undank ſeyn würde, meinen Poſten in einem Augenblick zu verlaſſen, da der Staat treuer Diener am meiſten bedarf."

„Danken Sie alſo, ich bitte, auf das lebhafteſte den würdigen Männern, die ſo freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich zeigen, verſichern Sie ſolche meiner aufrichtigſten Erkenntlichkeit und ſuchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten."

„Sobald es die Umſtände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umſtändlich dasjenige vorlegen, was in dieſem Briefe nur oberflächlich geſchehen konnte. Möge Alles was meinen werthen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns allen der wünſchenswerthe Friede wieder erſcheinen. Leben Sie wohl." —

Nach jenem Beſuch in Düſſeldorf und Münſter war er am Schluß des Jahres nach Weimar zurückgekehrt und fand das von ſeinem Fürſten ihm beſtimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus ſchon meiſtens wohnbar, ohne daß ihm die Freude ganz verſagt geweſen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken, indem er noch auf dem Rückzuge von
10. Dec. Verdün aus eigene Anordnungen zu treffen und ſie durch ſeinen Freund, Heinrich Meyer, vollziehen zu laſſen Gelegenheit hatte. Seine unerwartete Ankunft ſollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; ſie ereignete ſich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienſcene, welche, wie er ſagt, wohl in irgend einem Roman die tiefſte Finſterniß erhellen und erheitern würde, und welche man ihn ſelbſt müßte erzählen hören, um ſeine Bemerkung wahr zu finden. Die Seinigen entgegneten ihm munter und geſund, als es aber an ein Erzählen ging, contraſtirte freilich der heitre ruhige
3. Sept. Zuſtand, in welchem ſie die aus Verdün ihnen zugeſendeten trocknen wie naſſen Süßigkeiten (*) bereits aufgezehrt hatten, mit demjenigen, worin G. und ſeine Kriegskameraden, die ſie unterdeſſen in paradieſiſchen Zuſtänden glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen gehabt hatten.

Sein ſtiller häuslicher Kreis war nun um ſo reicher und froher abgeſchloſſen, da Meyer zugleich als Hausfreund und Künſtler, Kunſtfreund und Mitarbeiter zu den Seinigen gehörte und an allem Belehrenden ſowie an allem Wirkſamen kräftigen Antheil nahm, d. h. an G's. wiſſenſchaftlichen wie äſthetiſchen Bemühungen.

(*) Dragéen und Liqueurs. S. Bd. XXX. 39.

Oft hielt er ſeinen raſchen Schritt an, oft ſtand er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen; allein er richtete ſeinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen endlich gleichſam wider Willen bey dem Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten; er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteſte Knabe ſagte ihm, es ſey drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehen; es ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beſchäftigt, dem Alten zuzureden, der, ungeachtet ſeiner Krankheit, hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu unterſuchen. Der Thäter war noch unbekannt; man hatte den Erſchlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden; man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Witwe, die vorher einen andern im Dienſte gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hauſe gekommen war.

Da Werther dieſes hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. „Iſt's möglich!“ rief er aus, „ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhen!“ Er eilte nach Wahlheim zu; jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Menſch die That

1793.

In dieſem häuslich glücklichen Zuſtande, dem wir bereits ſoviel Schönes und Lehrreiches zu verdanken haben, als: die römiſchen Elegieen, die venetianiſchen Epigramme, das Gedicht „die Metamorphoſe der Pflanzen“ und die Anfänge der Farbenlehre in den optiſchen Beiträgen, ſollte er jedoch nicht lange verbleiben: denn wie er im vorigen Jahre an einem beweglichen Uebel (dem Feldzuge) theilgenommen, ſollte er nun auch an einem ſtationären (einer Belagerung) theilnehmen. Der Fürſt berief ihn, ſich vor Mainz einzufinden, deſſen vollbrachte Umzingelung die Belagerung nicht lange ausbleiben ließ.

Wie ungern G. ſich dem Kriegstheater abermals näherte, davon überzeugt man ſich aus der Strophe, die er zu einer von ſeinem Hausgarten entworfenen Federſkizze, wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, niederſchrieb. Beide finden ſich in den „Radirten Blättern nach Handzeichnungen von Goethe, herausgegeben von Schwerdtgeburth, Weimar 1821;“ die Verſe außerdem noch in ſeinen Werken Bd. III, S. 138; u. XXX, 276. 277; u. XXXIX. 216, Nr. II. Gleichwohl ſpricht ſich darin keine Klage, kein Bedauern aus, nur das Gefühl eines ſtillen Glücks auf das man zwar eine Zeitlang wieder verzichten werde, aber doch hoffen dürfe es wieder anzutreffen, als letztes Ziel alles noch ſo mannigfaltigen Strebens.

G. folgte demnach mit gewohnter Pflichttreue dem Rufe ſeines fürſtlichen Freundes in neue Lebensgefahren, die jedoch ein günſtiges Geſchick von beiden abwehrte, wie nahe ſie ſich auch denſelben ja mitten darin befanden. Obgleich nur tagebuchsartig abgefaßt, aber darum unmittelbarer, iſt ſeine Beſchreibung der Belagerung, des Bombardements, der endlichen Uebergabe der Stadt, zugleich von äſthetiſchem wie ſittlichem Intereſſe, indem Dichter und Menſch ſich in der gelaſſenen und doch gefühlvollen Darſtellung der furchtbarſten Zuſtände der Menſchheit gleichmäßig kund geben. Könnten nun vollends die noch vorhandenen colorirten Zeichnungen, welche der Engländer Gore und der Maler Rath Kraus an Ort und Stelle von dem einem Luſtlager ähnlichen Campement, von dem nächtlichen Bombardement, und den nachherigen Ruinen aufnahmen, (*) jener Beſchreibung beigefügt werden, ſo gäbe dieſes ein Werk von hiſtoriſch-artiſtiſchem Intereſſe, das wenige andere dieſer Art durch gleiche Treue und Unmittelbarkeit zu gewähren im Stande ſeyn möchten.

War nun aber dieſes wilde Straßen- Feld- und Lagerleben unter Gefahr Noth und Strapazen aller Art, durch zwei Jahre, gerade in den beſten Monaten für G's. literariſche Thätigkeit, einer anhaltenden Beſchäftigung mit den Muſen nicht günſtig, und daher nicht daran zu denken, daß G. irgend ein eigenes Dichtwerk hätte unternehmen können;

(*) S. Bd. XXX, 291. 296. 307. 327.

mußte er im Gegentheil ſchon zufrieden ſeyn, um nur nicht aus aller Gewohnheit und Uebung zu kommen, die Bearbeitung eines fremden zu verſuchen, die Uebertragung des Reineke Fuchs — dieſer „unheiligen Weltbibel“ — in Hexameter, einmal, um ſich von der bisherigen Ueberſättigung an Straßen- Markt- und Pöbelauftritten durch den Einblick in dieſen Hof- und Regentenſpiegel zu erheitern; ſodann auch um ſich practiſch, nach ſeiner Weiſe, im Gebrauch jenes Sylbenmaßes zu üben, deſſen ſogar mangelhafter Technik der köſtliche Gehalt jenes Gedichts gute Aufnahme und unvergänglichen Werth verleihen durfte: ſo war dennoch der ſtete Aufenthalt im Freien für ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen, namentlich der Farbenerſcheinungen, höchſt vortheilhaft. „Er ſah die Phänomene der Natur in offener Welt und brauchte nicht erſt einen zwirnsfädigen Sonnenſtrahl in die finſterſte Kammer fallen zu laſſen, um zu erfahren daß **Hell** und **Dunkel** Farben erzeuge.“ Dabei bemerkte er kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchſt verdrießlich iſt; wenn Gefahr hingegen uns belebt und ergötzt. (*) Ununterbrochen waren ſeine Betrachtungen, unausgeſetzt das Bemerken, — ſelbſt während der Kanonade bei Valmy — und Ihm, dem Unſchreibſeligen, ſtand der gute Genius abermals ſchönſchreibend zur Seite, der ihm in Carlsbad und früher ſo förderlich geweſen. (**) So waren es denn gerade dieſe ſo oft getadelten, ja verargten Naturſtudien, zu denen er doch ſo pſychologiſch als methodiſch geführt wurde, die G'n.

(*) Belege dazu ſiehe Band XXX. 300 — 305; u. 318 — 321.

(**) S. oben Seite 184. Note (*).

nicht allein am Leben und im Leben erhielten, indem nur ſie ſein menſchliches Gemüth, gegen die immer drohenderen Weltgeſchicke, durch den Einblick in ewige Naturgeſetze, mit Troſt und Hoffnung aufzurichten fähig, ihn zugleich für die einſtweilige Einſtellung heiterer Muſen-Arbeit entſchädigten; ſie ſollten auch das Mittel werden, ihn wiederum dahin zurückzuführen. Ihnen verdankt er den Anlaß zur Anknüpfung eines Verhältniſſes, das in der Art noch nicht dageweſen und nicht leicht wieder ſeines Gleichen finden dürfte, die Verbindung zweier Dichter von ganz verſchiedenen ja entgegengeſetzten Anlagen zu einem gemeinſam wetteifernden Betrieb der Muſengeſchäfte — mit einem Worte: das Verhältniß zu Schiller. — Doch Er ſelbſt möge das Nähere erzählen.

V. Goethe's Verhältniß zu Schiller.

1793 — 1805.

„Genoß ich die ſchönſten Augenblicke meines Lebens zu gleicher Zeit als ich der Metamorphoſe der Pflanzen nachforſchte, als mir die Stufenfolge derſelben klar geworden; begeiſterte mir dieſe Vorſtellung den Aufenthalt von Neapel und Sicilien; gewann ich dieſe Art das Pflanzenreich zu betrachten immer mehr und mehr lieb; übte ich mich unausgeſetzt daran auf Wegen und Stegen: ſo mußten mir dieſe vergnüglichen Bemühungen dadurch unſchätzbar werden, daß ſie Anlaß gaben zu einem der höchſten Verhältniſſe, die mir das Glück in ſpätern Jahren bereitete: die nähere Verbindung mit Schiller bin ich dieſen erfreulichen Erſcheinungen ſchuldig; ſie beſeitigten die Mißverhältniſſe welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.“

Welche Mißverhältniſſe es waren, und wie ſie allmählig beſeitigt wurden, erzählt er ferner.

„Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Beſtimmtheit und Reinheit in allen Kunſtfächern auszubilden geſucht hatte, unbekümmert um das was während der Zeit in Deutſchland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Anſehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche die mich äußerſt anwiderten, ich nenne Heinſe's **Ardinghello** und Schiller's **Räuber.**"

„Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm; dieſer, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paradoxen,(*) von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte."

„Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was ſie unternommen und geleiſtet: denn der Menſch kann ſich nicht verſagen nach ſeiner Art wirken zu wollen; er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter. Daher denn ſoviel Treffliches und Albernes ſich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt."

„Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo vom wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame(**)

(*) Er meint vorzüglich Werther und Stella u. a. m. als apprehenſive Sujets, was die Deutſchen, doctrinär wie ſie ſind, und überall Doctrin witternd, ihm als moraliſche Ketzerei anrechnen und in jeder neuen Generation ruminiren. — „Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Aeltern erzogen wären." [IV, 333.]

(**) So erzählt G. noch ſpäterhin [1795 d. 8. Juli] „in Carlsbad habe ein allerliebſtes Mädchen, ihn mit Heinſe verwechſelnd und dafür haltend, geſtanden: ſie habe ſeine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen geleſen, beſonders habe ſie der Ardinghello über alle Maßen intereſſirt." [S. Schiller's Briefw. Nr. 81, S. 177, 178.] Das Seitenſtück zu dieſem Geſchmack liefert eine andere Dame, welche an Schlegel's **Lucinde** ein großes Wohlgefallen findend, den **Alarcos** für ein ſehr religiöſes Product gezollt ward, der erſchreckte mich: denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen; die Gegenſtände zu welchen, die Art und Weiſe wie ich mich gebildet hatte, ſchienen mir beſeitigt, und gelähmt.(*) Und was mich am meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſowie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury, ſchienen mir gleichfalls gefährdet; ich war ſehr betroffen!"

„Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben,(**) wenn es **möglich** geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? man denke ſich meinen Zuſtand!"

---

deſſelben Verfaſſers erklärt. [S. Schiller's Briefw. Nr. 833, S. 132. — 1802 den 12. Mai.]

(*) G's. Ahndung iſt leider nur zuſehr eingetroffen, und bis auf dieſe Stunde noch ſind jene Gegenſtände beſeitigt, durch die Nazarener-Tendenz, und dieſe Weiſe gelähmt, durch das jetzt von allen Seiten her discreditirte Studium antiker Dicht- und Bildkunſt, das höchſtens auf das Reſultat bloßer Erkenntniß hinauslaufen ſolle. Dieſer konnte man jedoch zu unſerm modernen Leben füglich überhoben ſeyn. Wozu die leere Schul-Weisheit ohne Anwendung? Denken und Thun, darin beſteht alles menſchenwürdige Daſeyn.

(**) — „Um lieber, wie er anderswo ſagt, aus meinem Innerſten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als mich noch einmal mit der millionenfachen Hydra der Empirie herumzuſchlagen." [Schill. Nr. 349, S. 208, coll. Nr. 344, S. 182.] „Denn mit der Welt muß Niemand leben, als wer ſie brauchen will." [Bd. IV, 319]; und ein ſolcher „giebt lieber ſein Innerſtes auf, als es ſich ganz allein und umſonſt ſauer werden zu laſſen." [XLVI, 12.] — „Was hat man mit einem ſeltenen Talente, wenn es in ſich ſelber verkauern ſoll und keinen Zweiten findet, der den ſchwer erhobenen Schatz anzuſchauen Gewalt hat über ſich ſelber!" [3. Nr. 767.]

„Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen **Ardinghello** und **Franz Moor** eingeklemmt!“

„**Moritz**, der aus Italien gleichfalls zurückkam, [im November 1788] und eine Zeitlang bei mir verweilte, [bis ins Frühjahr 1789] beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen; ich vermied **Schillern**, der in Weimar ſich aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des **Don Carlos** war nicht geeignet mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeitlang neben einander fort.“

Auch **Schiller** ſeinerſeits fühlte keine beſondere Anmuthung ſich G'n. mehr zu nähern.

„Im Ganzen genommen ſchrieb er nach einer zufälligen Zuſammenkunft mit G. in Rudolſtadt [1788] — iſt meine in der That große Idee von **Goethe**, nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft, nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. (*) Vieles was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. (**) Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang

---

(*) Gleichwohl hätte er ſchon 1781 was darum gegeben, als er noch in Stuttgart war, **Goethen** auf dieſem Boden zu begegnen. S. Brief Nr. 359, S. 258.

(**) Eine Klage, ein Bedauern, ein Vorwurf die nach der Zeit ſich von Andern wiederholt finden. Jammer und Schade daß G. nicht ewig jung bleiben, oder nicht mit einem Jeden wieder jung werden konnte! Daß er ſich überlebt habe, wie man der Welt verſichern will, iſt nicht „gewiß,“ wohl aber daß er über die Andern hinausgelebt habe, die, wer weiß wann, erſt dahin kommen, wo er geblieben iſt.

her anders angelegt als das meinige; ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen *weſentlich* verſchieden. (*) Indeſſen ſchließt ſich aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ —

„Sein Aufſatz über *Anmuth und Würde* — erzählt G. weiter — war ebenſowenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die *Kantiſche* Philoſophie, welche das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in ſein Weſen gelegt, und Er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte.“

„Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig, vom Tiefſten bis zum Höchſten *geſetzlich* hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. (**) Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direct auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in

---

(*) Den radicalen Unterſchied geſtehen und beſprechen beide Dichter. S. *Schill.* Briefw. Nr. 205, S. 180; Nr. 206, S. 182; Nr. 263, S. 13; Nr. 400, S. 8, 9; u. G's. W. Bd. XLIX. 96.

(**) *Schiller* hatte überhaupt ſowenig *Naturanſchauung*, wie *Naturkenntniß*. Was er von beidem in der Folge durch den Umgang mit G. ſich aneignete, reichte doch nicht hin, um ſeinen Geſtalten jene täuſchende Naturähnlichkeit zu geben, welche die *Goetheſchen* auszeichnet. Vortrefflich bemerkt v. *Humboldt* [Br. Nr. XXV, S. 241.] daß *Schiller* der Natur, ehe ſie noch vollkommen auf ihn einwirken könne, ſchon *ſelbſtthätig* entgegeneile, daß er nicht ſowohl aus ihr *ſchöpfe*, als nur durch ſie *begeiſtert*, ihr Bild durch *eigne Kraft* ſchaffe ꝛc., welches ſich beſonders an weiblichen Charactern erweiſe, welche G'n. hingegen unglaublich gelangen.

einem falſchen Lichte. Dabei fühlte ich, es ſey noch ſchlimmer, wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden: denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener."

Ohne Zweifel meint G. folgende: (*)

„Ich bemerke beiläufig, daß etwas Aehnliches zuweilen mit dem Genie vorgeht, welches überhaupt in ſeinem Urſprunge, wie in ſeinen Wirkungen mit der architectoniſchen Schönheit (**) Vieles gemein hat. Wie dieſe, ſo iſt auch jenes ein bloßes Naturerzeugniß, und nach der verkehrten Denkart der Menſchen, die, was nach keiner Vorſchrift nachzuahmen und durch kein Verdienſt zu erringen iſt, gerade am höchſten ſchätzen, wird die Schönheit mehr als der Reiz (Grazie meint er), das Genie mehr als erworbene Kraft des Geiſtes bewundert. Beide Günſtlinge der Natur werden, bei allen ihren Unarten (wodurch ſie nicht ſelten ein Gegenſtand verdienter Verachtung ſind(***) als ein gewiſſer Geburtsadel, als eine höhere Kaſte betrachtet, (†) weil ihre Vorzüge von Naturbedingungen abhängig ſind, und daher über alle Wahl hinausliegen."

(*) Schillers Werke Bd. XVII, S. 202, Note. Ausg. in 12.

(**) Er verſteht darunter die Regelmäßigkeit der körperlichen Formen.

(***) Er zielt auf das Genieweſen, das durch G's. Anhänger und Nachaffer in üblen Ruf kam, die, wie G. ſelbſt klagt, ſeinen Namen ſtinkend gemacht hatten. S. Br. an Lavater Nr. 27; vergl. Band XXXI, 40.

(†) und das mit Recht! denn poeta nascitur. War doch Schiller auch ein „Geborener," ein Geiſtesariſtokrat,(‡) der den Adel ſeiner Idealität ſehr geltend zu machen wußte, gegen ſo plebeje Dichter wie Bürger u. a. m.

(‡) Siehe eben Band I. S. 403.

begangen, den er ſo manchmahl geſprochen, der ihm ſo werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo ſie den Körper hingelegt hatten, entſetzte er ſich vor dem ſonſt ſo geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder ſo oft geſpielt hatten, war mit Blut beſudelt. Liebe und Treue, die ſchönſten menſchlichen Empfindungen, hatten ſich in Gewalt und Mord verwandelt. Die ſtarken Bäume ſtanden ohne Laub und bereift, die ſchönen Hecken, die ſich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabſteine ſahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er ſich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf verſammelt war, entſtand auf einmahl ein Geſchrey. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbey führe. Werther ſah hin, und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Witwe ſo ſehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

„Was haſt du begangen, Unglücklicher!“ rief Werther aus, indem er auf den Gefange-

Wieviel Ungerechtigkeit und Unrichtigkeit in der einzigen Note! Die Natur war es ja auch, die Schillern — „der Manches was beim Dichter unbewußt und freiwillig entſpringen ſoll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang“ [G's. Werke A. in O. II, II. 654.] — jenes ſtarke Wollen, das er für ſein eigenes erworbenes Verdienſt anſah, gegeben hatte, wie ſie Goethen die Gabe des gegenſtändlichen Denkens d. h. der Anſchauung verliehen, der ſie aber als ein Geſchenk der Natur dankbar erkannte.

„Was eine Gottheit dieſem frei gewährt
„Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
„Erreicht nicht Jeder wie er will und mag.“

Es iſt übrigens nicht eines Philoſophen, eine ſo allgemeine Denkart der Menſchen, in der alten,(*) wie in der neuen Welt,(**) eine verkehrte zu nennen. Man erkennt darin, wennnicht „ein ſelbſtiſches Gemüth,“ von dem Goethe ſeinen Taſſo ſagen läßt:

„Es könne nicht der Qual des engen Neids entfliehn,
Und werde, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das werd' es nie verzeihn.“

— man erkennt darin wenigſtens jenen philoſophiſchen Hochmuth, — ähnlich dem theologiſchen, der die Tugend der

---

(*) nam in ingeniis quoque, sicut in agro, quamquam diu serantur atque elaborantur, gratiora tamen quae sua sponte nascuntur. Tacit. Dialog. c. 6.

(**) „Je älter man wird, jemehr ſchätzt man Naturgaben, weil ſie durch Nichts können angeſchafft werden.“ G. an Schloſſer d. 30. Auguſt 1799.

Heiden nicht gelten läßt, — von dem zu der Zeit der Kantianer die Laien viel zu leiden hatten, wenn jene den categoriſchen Imperativ an die Geſinnungen und Handlungen dieſer anlegend, ebenſowohl Neigung als Pflichtgefühl darin entdecken und ſie deswegen nicht für moraliſch wollten gelten laſſen, — oder wie die Hegelianer alle die nicht für voll anſehen, welche nicht mit dem Brelique-breloque ihrer Dialectik umzuſpringen wiſſen; daher gilt ihnen auch G. Nichts. Doch dieſer räumt es ja gutwillig ein, daß ihm dialectiſche Gabe nicht verliehen ſey, [XXX, 202] ja daß er für eigentliche Philoſophie kein Organ habe. [L., 49 f.]

„An keine Vereinigung — fährt G. fort — war (deshalb) zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich der Vereinigung entgegenſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache,(*) da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zuſammenfallen können, daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus Folgendem.“

(*) S. oben Seite 343. Note (*).

1794.

„Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht ſah. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thätigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einſtmal fand ich Schillern daſelbſt, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Geſpräch knüpfte ſich an, er ſchien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber ſehr verſtändig und einſichtig und mir ſehr willkommen: „wie eine ſo zerſtückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.“

„Ich erwiderte darauf: daß ſie dem Eingeweihten ſelbſt vielleicht unheimlich bliebe, und daß es doch wohl noch eine andere Weiſe geben könne, die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend darzuſtellen.“

„Er wünſchte hierüber aufgeklärt zu ſeyn, verbarg aber ſeine Zweifel nicht; er konnte nicht eingeſtehen, daß ein ſolches, wie ich behauptete, ſchon aus der Erfahrung hervorgehe.“ —

In der Folge muß er es doch eingeſehen haben, weil er in dem geiſtigen Portrait, das er von G. entwirft, ſich der Worte deſſelben bedienend ſagt: „Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungsarten ſuchen ſie den Erklärungsgrund für das Individuum auf ꝛc. (*)

„Wir gelangten zu ſeinem Hauſe, — fährt G. fort — das Geſpräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphoſe der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen characteriſtiſchen Federſtrichen, eine ſymboliſche Pflanze vor ſeinen Augen entſtehen."

„Er vernahm und ſchaute das Alles mit großer Theilnahme, mit entſchiedener Faſſungskraft; als ich aber geendet, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „das iſt keine Erfahrung, das iſt eine Idee!" — Ich ſtutzte, verdrießlich (**) einigermaßen: denn der Punct der uns trennte, war dadurch aufs ſtrengſte bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte ſich wieder regen; ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: „Das kann mir ſehr lieb ſeyn daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen, und ſie ſogar mit Augen ſehe." —

(*) Schill. Briefw. Nr. 4, S. 14. Es iſt übrigens dieſe Bemerkung ſchon in G's. früherem Geſtändniß enthalten: „er habe ſich immer nur aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können," [S. oben S. 112] und alſo nur „eine Erzählung und Auslegung ſeiner Träume," wie G. ſich auszudrücken liebte. S. oben Seite 112 Note (*).

(**) Wie pſychologiſch aufrichtig! Wer fühlte nicht in gleichem oder ähnlichem Falle eines fremden Ascendants daſſelbe? G. hat nie den Menſchen verläugnet; aber der gebildete und geſittete Mann ließ die natürlichen Regungen nicht die Oberhand gewinnen.

G., dem es überall nur um Belehrung zu thun war, und auf die Art und Weiſe wie man ſie ihm geben mochte, wenig ankam — daher er auch von ſeinen Gegnern und Feinden lernen konnte — übertrug dergleichen unfreundliche Zurechtweiſungen, trockne Abfertigungen, wie ſie die wiſſenſchaftlichen Gelehrten mit dem ihnen eigenthümlichen Sneer uns Laien und Halbgelehrten zu geben pflegen,(*) um der Sache willen, während er ſelbſt in Fällen, wo Er der Mehr- und Beſſerwiſſende war, auf das feinſte, artigſte, die Eigenliebe des andern ſchonendſte, Belehrung und Berichtigung zu geben verſtand.(**) Aber freilich kann nur der ſelbſt Senſibelſte, Reizbarſte das Vor- und Mitgefühl haben von dem was einem Andern wehthun und ihn verletzen könnte. Er war darin gerade das Gegentheil ſogar von Perſonen, die er unter ſeine Freunde zählte. Auch wären wohl Wenige von ihnen im Stande geweſen, im hohen Alter ein Geſtändniß abzulegen, wie dieſes: daß er, ſowenig wie **Schiller**,

---

(*) Vergl. Zur Naturw. u. Morph. I, 2, 107; oder Bd. LIV, 304.

(**) Dieſes zeigt ſich unter Anderem in der Art, wie er einen wunderlichen Einfall **Schiller**'s — das aſtrologiſche Motiv der Planetenbilder im Wallenſtein durch eine monogrammartige Figur in Namens-Chiffern darzuſtellen — als geſchmack- und effectlos abzurathen ſucht, wofür ihm **Schiller** doch zuletzt Dank wußte [Nr. 534, 535.]; desgl. die förmliche Communionsſcene in Maria Stuart als Anſtoß gebend [Nr. 723.], gegen welche ſich auch **Wieland** erklärte. Das Verlangen auch objectiv nach ſeiner Art zu ſeyn, ließ S'n., der Schauluſt des Publicums nachgebend, ein Lager, einen Krönungszug, einen Catafalk, einen Brautlauf ꝛc. auf die Bühne bringen. Er geſteht dieß, indem er ſagt: „es kann mir begegnet ſeyn den materiellen Forderungen der Welt und Zeit etwas eingeräumt zu haben ꝛc." it. „es kann leicht geſchehen ſeyn, daß ich, indem ich die deutſchen Bühnen mit dem Geräuſch meiner Stücke erfülle, auch von den deutſchen Bühnen etwas angenommen habe." [Br. an v. **Humboldt** Nr. LVII.]

damals einer vollendeten Reiſe genoſſen, wie ſie der Mann wohl wünſchen ſollte, deshalb denn zu der Differenz ihrer Individualitäten die Gährung ſich geſellte, die ein jeder mit ſich ſelbſt zu verarbeiten hatte; weswegen große Liebe und Zutrauen, **Bedürfniß** und **Treue**, in hohem Grade erfordert wurden, um ein freundſchaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zuſammenwirken zu laſſen.“ [A. in D. II. II. 650.]

„Schiller der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich,(*) und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen, als abzu-

---

(*) Ungerecht beſcheiden! wie ihm das öfters begegnete. So ſchrieb er ſich auch eine rohere Natur zu, als Knebeln und Lavatern, [Br. Nr. 40.] worin man ihm nicht Recht geben kann, wenn man es auch nur für heftig verſtehen wollte, was er doch nur in geeigneten Fällen war. Was Schillern betrifft, ſo hatte er weder die Eine noch die Andere der angerühmten Eigenſchaften im Uebermaß. Wer z. B. ſich nur als moraliſche Unart erklären kann, was G. gutmüthiger für bloße Beſchränktheit anſieht, beweiſt nicht übergroße Lebensklugheit [Schill. Nr. 121, S. 87]; und wer ſo obſtinat das Augenzeugniß ſeines genialen und kunſtverſtändigen Freundes, in einer äſthetiſchen Sache wie das Melodram Pygmalion, nicht will gelten laſſen, verräth nicht zuviel Lebensart. [Nr. 155.] —

Aber Lieb' und Freundſchaft ließen G'n. meiſt vortheilhafter von den Gegenſtänden ſeiner Neigung urtheilen, als es Andern begründet ſcheinen wollte. Wäre es aber ſonſt auch Liebe und Freundſchaft? Die Syntheſe der Neigung iſt es die ihm Alles lebendig macht. [Vergl. III. 291.] Er dachte nicht über Perſonen die er lieb hatte,(*) wie er ſich auch keine Vorbegriffe von einer erſt zu erwartenden Perſon machte, alſo auch keine zurückzunehmen oder zu berichtigen brauchte. [XXX. 190.] Aus dieſer Sinnesart erklärt ſich Vieles was außerdem unbegreiflich erſcheint, z. B. wenn G. gewiſſe Verhältniſſe lieber einfürallemal mit Weisheit übertrug, anſtatt ſie aufzugeben. [Vergl. XXXII, 178 f., it. XLIX, 61.] Er ſah ſie als Prüfſtein des Characters an, und ſo bewies er ſelbſt auch in dieſem Sinne Character.

(*) Exuit personam judicis quisquis amicum induit.

ſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſprang, ſo ward viel gekämpft, und dann Stillſtand gemacht. Keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich.“

„Sätze wie folgender, machten mich ganz unglücklich.“

„Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſeyn ſollte? Denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“

„Wenn er das für eine Idee hielt, was ich, mit unbewußter Naivetät wirklich vor Augen zu ſehen glaubend, [L., 51.] als Erfahrung ausſprach; ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten.(*) — Der erſte Schritt war jedoch gethan, Schiller's Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach zu den Horen Manches was bei mir verborgen lag, herzugeben; ſeine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben 24. Juni. Br. Nr. 2

(*) Wie G. ſpäterhin ſich die Sache zurecht zu legen wußte, lehrt ein Aufſatz [Bd. L., S. 51—60.] worin es unter Anderem heißt: Nachdem er mit **Kant's** Kritik der reinen Vernunft bekannt geworden, habe er allen Freunden vollkommen Beifall gegeben, welche mit K. behaupten: wenn gleich alle unſre Erkenntniß mit der Erfahrung anhebe, ſo entſpringe ſie darum nicht eben alle aus der Erfahrung. — Ferner: „Endlich finden wir, daß der Philoſoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Erfahrung völlig congruire, aber wohl zugiebt daß Idee und Erfahrung analog ſeyn können ja müſſen.“ — Und zuletzt: „In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre“ [XLIX, 88.]; desgleichen: „die Idee laßt ſich nicht ins Enge noch ins Gleichgewicht (mit der Erfahrung) bringen.“ [Bd. LIV, 282.]

und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verhältniß; alle beiderſeitigen Freunde waren froh, und ſo beſiegelten wir, durch den größten vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettſtreit zwiſchen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und Andere manches Gute gewirkt hat."

G. drückt ſich hier wie allenthalben, wo er von ſeinem Thun und Leiſten zu ſprechen hat, mit einer aufrichtig gemeinten Litotes aus. Es wird ſich aber weiterhin zeigen: von welcher Bedeutſamkeit, von welchem Einfluß für und auf die deutſche Literatur jene Correſpondenz während ihrer Dauer war und das Studium derſelben für ihre Geſchichte und Kritik noch iſt.

Auch Schiller ſtimmt im Weſentlichen mit dieſer Erzählung überein, wenn er an einen Freund ſchreibt:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer kleinen Reiſe) fand
27. Aug. ich einen ſehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit
Br. Nr. 5. Vertrauen entgegenkommt. Wir hatten vor ſechs
Wochen über Kunſt und Kunſttheorie ein Langes und Breites geſprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verſchiedenen Wegen gekommen waren. Zwiſchen dieſen Ideen fand ſich eine unerwartete Uebereinſtimmung, die umſo intereſſanter war, weil ſie wirklich aus der größten Verſchiedenheit der Geſichtspuncte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen!"(*)

(*) „Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen als er ihm geben könne. Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten ſich einander, ſo ward Liebe unter uns ꝛc." ſchreibt Jacobi von ſeinem erſten Bekanntwerden mit G., an Wieland. Nr. 60, d. 27. Auguſt 1774.

„Seit dieſer Zeit haben dieſe ausgeſtreuten Ideen bei Goethen Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß ſich an mich anzuſchließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung [Schill. Br. Nr. 3. u. Nr. 5, S. 20. 21.] betrat, mit mir fortzuſetzen. Ich freue mich ſehr auf einen für mich ſo fruchtbaren Ideenwechſel." (*) —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reiſen und bei Goethe wohnen. (**) Er hat mir ſo ſehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden ſoll. Unſere nähere Berührung wird für uns Beide entſcheidende Folgen haben und ich freue mich innig darauf ꝛc."

(*) Mit wahrhafter Grazie, im vollen griechiſchen Sinne des Wortes Charis, drückt G. dieſen Ideentauſch (von Objecten und Ideen) in folgendem paraboliſchen Gedichtchen an Schiller aus, bei Ueberſendung einer kleinen Mineralienſammlung:

„Dem Herren in der Wüſte bracht
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen ſeyn! —
Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück:
Ideen giebſt Du bald dafür
Ihm tauſendfach zurück!" [Nr. 317.]

Daß G. ſich mit dem Satan, ſeinen Freund mit dem Herrn paralleliſirt, iſt doch von dem artigſten, man möchte ſagen, galanteſten Humor. Auch ſonſt, in anderer Beziehung, ſchreibt er ihm eine Chriſtustendenz zu [Z. Nr. 747.] die hohe ſittliche Lehrgabe ſeines Freundes, die ihm ganz verſagt ſey, willig anerkennend. — So Manches was G. lebte, war von dieſer humoriſtiſchen Art, und ward weder geſchrieben noch gedruckt. Siehe oben Seite 214 u. f.

(**) Es geſchah den 14. Septbr. 1794 und Schiller blieb bis zum 27. G. nennt es daher eine vierzehntägige Conferenz. S. Briefw. Nr. 11, 12 und Nr. 14.

Nach dieſer Zuſammenkunft ſchreibt Schiller an denſelben Freund:

„Wir haben eine Correſpondenz mit einander über gemiſchte Materien beſchloſſen, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden ſoll. Auf dieſe Art, meint G., bekäme der Fleiß eine beſtimmte Richtung, und ohne zu merken daß man arbeite, bekäme man Materialien zuſammen. Da wir in wichtigen Sachen einſtimmig und doch ſo ganz verſchiedene Individualitäten ſind, ſo kann dieſe Correſpondenz wirklich intereſſant werden ꝛc.“ — —

„Nach dieſem glücklichen Beginnen — erzählt nun G. — entwickelten ſich, in Verfolg eines zehnjährigen Umgangs, die philoſophiſchen Anlagen, in wiefern ſie meine Natur enthielt,(*) nach und nach; davon denke ich möglichſt Rechenſchaft zu geben, wennſchon die obwaltenden Schwierigkeiten jedem Kenner ſogleich ins Auge fallen müſſen. Denn diejenigen, welche von einem höhern Standpunkte die behagliche Sicherheit des Menſchenverſtandes überſchauen, des einem geſunden Menſchen angeborenen Verſtandes, der weder an den Gegenſtänden und ihrem Bezug, noch an der eigenen Befugniß ſie zu erkennen, zu begreifen, zu beurtheilen, zu ſchätzen, zu benutzen zweifelt, ſolche Männer werden gewiß gern geſtehen, daß ein faſt Unmögliches unternommen werde, wenn man die Uebergänge in einen geläu-

---

(*) „Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte ꝛc.“ [I., 69.] Vergl. unten S. 363, Note (**).

nen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangenen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander geſchüttelt worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuthe, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn, als Verbrecher ſelbſt, ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen; er eilte nach dem Jagdhauſe, und konnte ſich unterweges nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmanne vorſtellen wollte, ſchon halb laut auszuſprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig; dieß verſtimmte ihn einen Augenblick, doch faßte er ſich bald wieder, und trug dem Amtmanne feurig ſeine Geſinnungen vor. Dieſer ſchüttelte einigemahl den Kopf, und obterten, freiern, ſelbſtbewußten Zuſtand, deren es tauſend und aber tauſend geben muß, zu ſchildern unternimmt. (*) Von Bildungsſtufen kann die Rede nicht ſeyn, wohl aber von Irr- Schleif- und Schleichwegen, und ſodann von unbeabſichtigtem Sprung und belebtem Aufſprung zu einer höheren Cultur.“

„Und wer kann denn zuletzt ſagen, daß er wiſſenſchaftlich in der höchſten Region des Bewußtſeyns immer wandele, wo man das Aeußere mit größter Bedächtigkeit, mit ſo ſcharfer als ruhiger Aufmerkſamkeit betrachtet; wo man zugleich ſein eignes Innere mit kluger Umſicht, mit beſcheidener Vorſicht walten läßt, in geduldiger Hoffnung eines wahrhaft reinen harmoniſchen Anſchauens. Trübt uns nicht die Welt, trüben wir uns nicht ſelbſt ſolche Momente? Fromme Wünſche jedoch dürfen wir hegen, liebevolles Annähern an das Unerreichbare (**) zu verſuchen, iſt nicht unterſagt ꝛc.“

„Was uns bei unſern Darſtellungen (***) zunächſt gelingt, empfehlen wir längſt verehrten Freunden, und zugleich der deutſchen nach dem Guten und Rechten hinſtrebenden Jugend. Möchten wir aus ihnen friſche Theilnehmer und künftige Beförderer heranlocken und erwerben! ꝛc.“ — —

Aufrichtiger, beſcheidener, ſich hingebender, auf humane Theilnahme rechnend, kann doch wohl keine Confeſſion gefunden werden als dieſe, und man ſollte denken, Feinde und Gegner müßten ſich dabei beruhigen und zufrieden geben.

Was könnten ſie nun noch Anderes thun, als nur immer wieder mit anderen Worten daſſelbe ſagen, was er zuerſt

---

(*) Vergl. eine ähnliche Stelle Bd. XXX, 191.

(**) Vergl. oben S. 77.

(***) in den Aufſätzen z. Naturwiſſenſchaft, Morphol. u. Farbenlehre.

freiwillig und unaufgefordert ausſprach, und ſomit das mannigfach innerlich und äußerlich Bedingte mit einem Worte das Unvollkommene ſeines Weſens einfürallemal zugab. Der Menſch kann ſich nicht anders machen, und wie er geſponnen iſt, ſo muß er verzwirnt und verweiſt werden, oder wie Er auch ſagt: „Niemand kann ſich umprägen und Niemand ſeinem Schickſal entgehen.“ [XXIX, 59.]

VI. Goethe's und Schiller's Briefwechſel.

1794 — 1805.

Man hat in der neueſten Zeit das Verhältniß in welchem beide Dichter zu einander ſtanden, ganz verkehrt gefaßt und mit parteiiſcher Vorliebe dem Einen zugeſprochen, was dem Andern gebührt, wie ſchon oben bemerkt worden. [Band I, S. 448] Es iſt aber nöthig, daß, obſchon die Correſpondenz vor aller Welt Augen liegt, und ein Jeder durch eigene Anſicht von dem wahren Verhalt der Sache ſich unterrichten könnte, dennoch, bei der Gleichgültigkeit der meiſten Menſchen gegen alles was nicht unmittelbar ſie angeht, die Aufmerkſamkeit auf jenes Document wiederum erregt und ihr einiger Antheil an dem was Recht und Billigkeit verlangen, abgewonnen werde. Dieß kann nur geſchehen durch eine gedrängte Ueberſicht der gegenſeitigen Einwirkungen beider Dichter auf einander, wie ſie ſelber ſolche mit ausdrücklichen Worten bezeichnen. Nur auf die Weiſe kann ohne Widerrede hervorgehn, nicht allein ob, ſondern auch wie und worin ein jeder derſelben von dem andern gefördert worden.

Da nun Schiller durch ſeine Einladung Goethe's zum Beitritt an ſeinem Journal, die Horen, die Correſpondenz eröffnet und eine geiſtige Characteriſtik Goethe's als Dichter entwirft, ſo muß auch dieſe hier mitgetheilt werden, um die nöthigen Bemerkungen anknüpfen zu können. Sie iſt ſozuſagen der Prolog oder die Expoſition des Drama's, das ſich hernach in den einzelnen Briefen, wie in einer Folge von Scenen abſpielt. Wenn es nicht anmaßlich klänge, ſo dürften auch die Interlocutionen des Verf. ſo im Text als in den Noten, ſich mit ſolchen Stellen des Chors im griechiſchen Drama, wo derſelbe das Thun und Laſſen ſeiner Helden mit ſeinem unvergreiflichen Urtheil begleitet, gewiſſermaßen vergleichen laſſen. Denn es kam auch hier darauf an, ein Pro und Contra theilnehmend auszuſprechen.

a) Goethe durch Schiller gefördert.

Nr. 4 S. 12. „Die neulichen Unterhaltungen(*) hatten S's. ganze Ideen-Maſſe in Bewegung gebracht, denn ſie betrafen einen Gegenſtand der ihn ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigte. Ueber ſo Manches, worüber er mit ſich ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hatte die Anſchauung von G's. Geiſt — denn ſo müſſe er den Totaleindruck von deſſen Ideen auf ihn nennen — ein unerwartetes Licht aufgeſteckt. S'n. fehlte das Object, der Körper zu mehrern ſpeculativen Ideen, und G. brachte ihn auf die Spur davon. G's. beobachtender Blick der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruhe, ſetze ihn nie in Gefahr auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die ſpeculative als die willkührliche und bloß

(*) Sie fielen zwiſchen den 24. Juni und 25. Juli, während jenes Beſuchs, den G. anmeldet in Br. Nr. 2.

ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſo leicht verirre. In G's. richtiger Intuition liege alles, und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſuche; und nur weil es als ein Ganzes in G. liege, ſey ihm ſein eigener Reichthum verborgen: denn leider wiſſe der Menſch nur das was er ſcheide. Geiſter von G's. Art wüßten daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind und wie wenig Urſache ſie haben von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen könne. Dieſe könne blos zergliedern was ihr gegeben werde, aber das Geben ſelbſt ſey nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genie's, welches unter dem dunkeln aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Geſetzen verbinde." (*)

Nr. 4. S. 13. 14. „Lange ſchon habe er, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange des Goethe'ſchen Geiſtes zugeſehen, und den Weg den er ſich vorgezeichnet mit erneuter Bewunderung bemerkt. G. ſuche das Nothwendige der Natur; (**) aber er ſuche es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten würde. Er nehme die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungen ſuche er den Erklärungsgrund für das Individuum auf; von der einfachen Organiſation ſteige er, Schritt vor Schritt, zu der

---

(*) Freilich müſſen dieſe objectiven Geſetze doch zuerſt irgendwo ſubjectiv-practiſch zum Vorſchein kommen, außerdem wüßte man Nichts von ihnen.

(**) „Das Geſetz, nennt es G., nach welchem die Natur ſowohl als die Kunſt verfahre." [S. oben S. 240 und 278; 284.] Dieſes zu ſuchen war ſein angeborner Trieb: „Mein ganzes inneres Wirken erwies ſich als eine lebendige Heuriſtik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, ſolche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet." [XLIX, 76.]

mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den **Menſchen**, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Er ihn der Natur gleichſam **nach**erſchaffe, ſuche Er in ſeine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeige, wie ſehr G's. Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhalte."

„G. könne niemals gehofft haben, daß ſein Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, ſey mehr werth als jeden andern zu endigen (*) — und Er habe gewählt wie Achill in der Ilias zwiſchen **Phthia** und der **Unſterblichkeit**."

Nr. 4. S. 15.16. „Wäre G. ein **Grieche**, ja nur als ein **Italiäner** geboren worden, (**) und hätte ſchon von der Wiege an eine **auserleſene Natur** und eine **idealiſirende Kunſt** ihn umgeben; ſo wäre ſein Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden."

„Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätte er dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit ſeinen erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in ihm entwickelt. Nun Er ein **Deutſcher** geboren ſey, da ſein

---

(*) „Wenigſtens ſoll man ſagen, es war kühn entworfen ꝛc." wie G. ſelber das Prognoſtikon ſich ſtellt.. S. oben S. 121.

(**) Vergl. G's. eigene Bemerkung oben S. 221, Note (***) desgl. den Wunſch: „Wenn man **auch** vor **ſeiner** Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen durfte!" oder wie es im Mſcpt. vor der Redaction hieß: „wenn das **meine Nation, meine Sprache** wäre, **ich** wollte ſie toll machen." [XXVII. 35.] Nun hat er ſich in der feinſten nur undankbare Mäkler herangebildet; und ſo in dem ſchlechteſten Stoff leider nur Leben und Kunſt verderben. [Bd. I. S. 355, Nr. 29.]

griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen worden, ſey ihm keine andere Wahl geblieben, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden,(*) oder ſeiner Imagination das was ihr die Wirklichkeit vorenthalten, durch Nachhülfe der Denkkraft(**) zu erſetzen, und ſo gleichſam von Innen heraus auf rationalem Wege in Griechenland zu gebären.“

„In derjenigen Lebensepoche wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt,(***) habe er ſchon eine wilde und nordiſche Natur(†) in ſich aufgenommen gehabt, als ſein ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von Innen entdeckte und von Außen her, durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur, davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußte Er die alte, ſeiner Einbildungskraft ſchon aufgedrungene Natur nach dem beſſern Muſter, das ſein bildender Geiſt ſich erſchuf, cor-

---

(*) und dieſer zu bleiben, wie es auch Einige von ihm verlangten, die ihm die Reiſe nach Italien und das Studium der Antike beſonders verargen. Hübſch in Deutſchland hätte er bleiben ſollen, in Frankfurt, ſich an keinen Hof begeben, lieber mit Leiden und Stürmen ſich herumſchlagen, und eine deutſche Dichterſchule ſtiften, wozu ſich alles pretirte, ꝛc. ꝛc. und ein Deutſcher Shakſpeare werden!

(**) nicht allein der Denkkraft, ſondern auch und zunächſt der unmittelbaren ſinnlichen Anſchauung der antiken Kunſtwerke, und durch verſuchte Nachbildung derſelben, wie wir eben geſehen haben. [Vergl. Seite 240 f.; 273; 281; 284; ꝛc.] Denn nur „Durch Handeln und Beobachten gelangt der Menſchenverſtand zur Abſtraction.“ [XLIX, 37.]

(***) „von mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zuſtandes der bürgerlichen Welt;“ — „von beſchränkten Theorien; von falſchen Muſtern ꝛc.“ S. Bd. XXXI, 4 u. 6.

(†) „Strohdächer und verfallene Schlöſſer, und zerbröckeltes Geſtein ꝛc.“ S. oben Seite 241.

rigiren,(*) und das könne nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, vertrage ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bilde. G. habe alſo eine Arbeit mehr:(**) denn wie er von der Anſchauung zur Abſtraction überging, ſo mußte er nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann."

„So ungefähr(***) beurtheile er den Gang des Goetheſchen Geiſtes und ob Er Recht habe, werde G. ſelbſt am beſten wiſſen; was er aber ſchwerlich wiſſen könne — weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibe — ſey die ſchöne Uebereinſtimmung ſeines philoſophiſchen Inſtincts mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft ꝛc." — —

(*) umlernen, nannte es G. oben S. 231. 232. — „und wenn man umlernt, da lebt man nicht." [IV, 316.]; producirt alſo auch nicht.

(**) Wohl nicht mehr, ſondern gar nicht, da er niemals Gedanken in Gefühle verwandelte, ſondern mit Gefühlen, das ſind bei ihm Anſchauungen, anfing, die nachher für ihn und Andere zu Gedanken das heißt zu Begriffen wurden. Thun und Denken, Denken und Thun waren bei ihm in ſteter Wechſelwirkung; daher konnte er ſagen: „ſeine Gedichte nicht nur, ſeine Geſchäfte ſogar machten ihn, nicht er ſie: „immer nur aus dem Ganzen ſich ins Detail herausarbeitend, [S. oben S. 112.] aus dem Dunkeln ins Licht." [Schill. Nr. 398.] „Da er nur handelnd denken konnte." [Br. an Meyer]; „Da er nur denken kann, inſofern er producire." [Br. an Knebel.]

(***) Auch nur ſo ungefähr. Durch die bisherigen Relationen, die mit Abſicht ſo ins Detail gehen, weil kein Menſch ſich die Mühe nehmen würde, ſelber ſie aus den Goethe'ſchen Schriften auszuziehen, dürfte man der Sache um Einiges näher kommen.

Wenn dem ſo iſt, ſo hätte es ja wohl bei dieſem philoſophiſchen Inſtinct füglich ſein Bewenden haben können, und G. blieb nach wie vor der Dichter der er war. Zu ſeiner intuitiven Poeſie bedurfte er keiner ſpeculativen Philoſophie, „ſobald in ſeiner richtigen Intuition bereits alles und weit vollſtändiger liege was die Analyſis mühſam ſuche;“ ja ſie hätte, ſeine eigenſte Naturgabe verkümmernd, ſtatt eines originalen und primären Goethe, nur einen ſecundären copirten Schiller aus ihm gemacht. Geſteht doch S. ſelber die Unzulänglichkeit der Theorie beim Produciren, und wie wenig der Poet durch allgemeine Begriffe bei der Ausführung gefördert werde. (*) Aber auch die naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen wären, ſelbſt ohne eine ſyſtematiſche Behandlung durch Philoſophie, bei nur natürlicher Anordnung der Phänomene nach dem bloßen Menſchenverſtande, immer noch von Intereſſe und Anwendbarkeit geweſen; gerade ſo wie G. von Chladni und Eckhels Verfahren zu rühmen weiß. (**)

Schiller hatte demnach nicht Urſache, Goethen die Speculation nicht nur plauſibel zu machen, ſondern ſie gewiſſermaßen als unerlaßbar vorzuſtellen, wenn er ſelber ſie nicht brauchen konnte, und „zuweilen die ganze Elementar-Aeſthetik für einen einzigen empiriſchen Vortheil, für einen Kunſt-

---

(*) Br. an v. Humboldt Nr. 11, S. 434; u. Nachricht von S's. Leben im erſten Band ſeiner Werke S. 36. 37.

(**) G. an Schiller Nr. 853. Vergl. 3. Nr. 252, S. 284. „Methode iſt das was dem Subject angehört: das Object iſt ja bekannt. Methode läßt ſich nicht überliefern. Es muß ein Individuum ſich finden, dem das gleiche Verfahren Bedürfniß iſt. Eigentlich haben nur Dichter und Künſtler Methode, indem ihnen daran liegt, mit Etwas fertig zu werden und vor ſich hinzuſtellen.“ (G. mündlich zu mir.)

griff des Handwerks hätte hingeben mögen." Und gewiß, in aller Kunſt iſt weit mehr Ueberlieferbares als man glaubt." [S. oben S. 294.] „Niemand aber will jetzt durch Ueberlieferung lernen." [Z. Nr. 252, S. 288.]

Allein S. ſcheint das Intereſſe gehabt zu haben, ſeine Art zu dichten der Goethe'ſchen dadurch mehr anzunähern, daß er beide als in ihren Tendenzen ſich einander begegnend, ja ſogar in der Mitte zuſammenkommend, vorſtellig macht: denn er fährt fort:

Nr. 4. S. 17.18. „Beim erſten Anblick zwar ſcheine es, als könne es keine größere Oppoſition geben als den ſpeculativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Suche aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinne die Erfahrung, und ſuche der letztere mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz;(*) ſo könne es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege ſich begegnen." —

Allein „es iſt — wie G. bemerkt — ein großer Unterſchied: ob der Dichter zum Allgemeinen (zur Idee) das Beſondere ſucht, oder im Beſondern das Allgemeine ſchaut. Aus jener Art entſteht Allegorie, wo das Beſondere nur als Beiſpiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die andere Art aber iſt eigentlich die Natur der Poeſie. Sie ſpricht ein Beſonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweiſen. Wer nun das Beſondere

---

(*) Wenn es aber ſchon in der Intuition liegt, ſo braucht er ja nicht zu ſuchen was er bereits hat! Es heißt alſo blos: er ſolle nur auch theoretiſiren, um Jenem näher zu kommen und ihm mit der mangelnden Erfahrung aushelfen zu können. Dieß iſt aber ein Tauſch wie zwiſchen Glaukos und Diomedes.

gleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenſchaft und Wahrheit, alles vorbrachte, was ein Menſch zur Entſchuldigung eines Menſchen ſagen kann, ſo war doch, wie ſich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unſern Freund nicht ausreden, widerſprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! er zeigte ihm, daß auf dieſe Weiſe jedes Geſetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staates zu Grunde gerichtet werde; auch, ſetzte er hinzu, daß er in einer ſolchen Sache nichts thun könne, ohne ſich die größte Verantwortung aufzuladen; es müſſe alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gange gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bath nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehen, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich in's Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite. Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden machte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemahl geſagt hatte: „Nein, er iſt nicht zu retten!"

Wie ſehr ihm dieſe Worte aufgefallen ſeyn müſſen, ſehen wir aus einem Zettelchen, das lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden oder erſt ſpät.“ [Bd. XLVII, 96.](*) —

„Zwar habe der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpeculative nur mit Gattungen zu thun; ſey aber der intuitive genialiſch, und ſuche er in dem Empiriſchen den Character der Nothwendigkeit auf; ſo werde er zwar immer Individuen, aber mit dem Character der Gattung erzeugen: und ſey der ſpeculative Geiſt genialiſch, und verliere er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht; ſo werde er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objecte erzeugen.“ —

Setzt man nun für intuitiver Geiſt, **Goethe**, und ſtatt ſpeculativer, **Schiller**; ſo ſieht man, die Meinung ſey: G. producire nur Individuen,(**) S. aber Gattungen; oder mit andern Worten: Jener gebe Realitäten, die nach dem Idealen tendiren; dieſer aber Ideale, die auf Realität Anſpruch machen können. Und auf die Schöpfung ſolcher Weſen, wie auf ein Eigenes, das G. nicht habe, auch nie erreichen könne, thut ſich S. nicht wenig zu Gute, in einem gleichzeitigen Briefe an ſeinen intimſten Freund Wilhelm von Humboldt. [Nr. I., S. 431. f.]

Es ſcheint jedoch ſehr die Frage: ob Charactere wie Franz Moor, Philipp, Poſa, Wallenſtein u. a. m.

(*) Das Allgemeine, z. B. das Quidquid delirant reges plectuntur Achivi, entnimmt man gar leicht aus dem Beſondern, aus dem Ereigniß zwiſchen Achill und Agamemnon, wenn man es auch nicht aus der eignen Zeitgeſchichte gelernt hätte, und ein Symbol menſchlicher Lebensfata überhaupt erblickt man in den Schickſalen des Ulyſſes, ſo gut wie in des Ritter Curts Brautfahrt. [G's W. Bd. 1, 193.]

(**) Und das thut, zu ſeiner Entſchuldigung — die Natur auch!

ein mögliches Leben, und eine gegründete Beziehung auf wirkliche Perſonen jemals haben können, ob ſie nicht vielmehr nur als Träger ſpeculativiſcher Ideen gelten dürfen? während Götz, Egmont, ſelbſt ein Weißlingen und Clavigo als Menſchen von unſerm Fleiſch und Bein erſcheinen; von den Frauencharacteren nicht zu reden, gegen deren Naturwahrheit die Schiller'ſchen, in allem Glanze idealiſcher Appretur, ſelbſt nach dem Urtheil jenes kunſtrichterlichen Freundes, zurückſtehen: denn ſie ſind mit keiner Seele, mit keiner Mutter erzeugt und von ihr geboren, ſondern ohne dieſe nur aus dem Haupte des Dichters entſprungen, mögen ſie auch ſo jungfräulich und weiſe ſeyn wie Minerva. —

Schiller erkennt auch in der Folge den Unterſchied, indem er eingeſteht: es ſey eine ganz andre Operation, das Realiſtiſche zu idealiſiren, als das Ideelle zu realiſiren. In ſeinem Vermögen ſtehe es, gegebene, beſtimmte und beſchränkte, d. h. doch hiſtoriſche Stoffe mit ſeinen Ideen zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen [Nr. 400.]; Goethe hingegen ruhe nicht eher, als bis ſeine Ideen Exiſtenz bekommen haben [Nr. 561.]; d. h. doch nur „Geſtaltung und Specification als der höchſten und einzigen Operation der Natur und Kunſt." [G. an Z. Nr. 128.]

Auf dieſe, hier mit nothwendigen Ein- und Zwiſchenreden unterbrochene, Deduction von G's. geiſtigem Weſen — gleichſam das Thema des ganzen Briefwechſels — läßt ſich G. mit natürlicher unbefangener Freude alſo vernehmen:

„Zu ſeinem Geburtstage hätte ihm kein angenehmeres
Nr. 5. Geſchenk werden können, als S's. Brief, in welchem er mit
freundſchaftlicher Hand die Summe ſeiner Exiſtenz ziehe und
ihn durch ſeine Theilnahme zu einem emſigeren und lebhaf-

teren Gebrauch ſeiner Kräfte aufmuntere. Reiner Genuß und wahrer Nutzen ſey wechſelſeitig, und er freue ſich ihm gelegentlich zu entwickeln was S's. Unterhaltung ihm gewährt habe, wie er von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie zufrieden er ſey auf ſeinem Wege fortgegangen zu ſeyn, da es nun ſcheine als wenn ſie Beide, nach einem ſo unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten."

„Er habe den redlichen und ſo ſeltenen Ernſt, der in allem erſcheine was S. geſchrieben, immer zu ſchätzen gewußt, und er dürfe nunmehr Anſpruch machen durch S. ſelbſt mit dem Gange ſeines Geiſtes, beſonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Hätten ſie ſich wechſelſeitig die Puncte klar gemacht, wohin ſie gegenwärtig gelangt ſeyen, ſo würden ſie deſto ununterbrochener gemeinſchaftlich arbeiten können."

„Alles was an und in ihm ſey, werde er mit Freuden mittheilen. Denn da er ſehr lebhaft fühle, daß ſein Unternehmen das Maaß der menſchlichen Kräfte und ihre irdiſche Dauer weit überſteigt, (*) ſo möchte er Manches bei S. deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, ſondern auch beleben."

„Wie groß der Vortheil von S's. Theilnehmung für ihn ſeyn werde, ſolle dieſer bald ſelbſt ſehen, wenn er, bei näherer Bekanntſchaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern

---

(*) Schon früher und öfter hatte G. das Gefühl daß er in ſeinen Studien zuweit aushole. „Ich treibe die Sachen als wenn wir ewig auf Erden leben ſollten," ſchrieb er an Lavater bereits den 24. Juli 1780. Vergl. auch oben Seite 245 Note.

bei ihm entdecke, über die er nicht Herr werden könne, wenn er ſich ihrer gleich deutlich bewußt ſey. [Vergl. Nr. 184.] Doch dergleichen Phänomene fänden ſich mehr in unſerer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren laſſen, wenn ſie nur nicht gar zu tyranniſch iſt.“

„Er hoffe bald einige Zeit bei S. zuzubringen und dann wollten ſie Manches durchſprechen.“ —

Hierauf ſchickt G. „einige Blätter, die er nur einem Freunde ſchicken dürfe von dem er hoffen könne, daß er ihm entgegenkomme. Indem er ſie wieder durchleſe, erſcheine er ſich wie jener Knabe der den Ocean in das Grübchen zu ſchöpfen unternahm. Indeſſen ſolle S. ihm künftig mehr ſolche Impromptü's erlauben, ſie würden die Unterhaltung anreizen, beleben und ihr eine Richtung geben.“ —

Nach einer bekannten, oben bereits [Bd. I. S. 257.] mehr beſprochenen Eigenheit G's., überſendete Gegenſtände, ſeyen es Aufſätze, Bücher oder Bilder, in ſeinen Briefen nicht zu benennen, macht G. auch hier die überſchickten Blätter weder namhaft, noch bezeichnet er ſie näher durch Andeutung ihres Inhalts. Ich müßte mich aber ſehr irren und ſeine Art ſich durch irgend ein Merkmal, z. B. den Synchronismus ſeiner Gleichniſſe mit der jedesmaligen Beſchäftigung, dennoch zu verrathen, dießmal ganz mißverſtehen, oder es iſt das eine Manuſcript der Aufſatz: „Die Natur,“ jetzt zuerſt im funfzigſten Bande ſeiner Werke mitgetheilt; das andre aber der Aufſatz „Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject,“ in demſelben Bande. Für jene Vermuthung ſpricht der Vergleich mit jenem Knaben, der den Ocean in ein Grübchen zu ſchöpfen unternahm, wenn man die ausgelaſſene Anwendung, welche der heilige

Auguſtinus von dem Geſchichtchen machte, hinzudenkt: denn in dem Falle des Knaben befindet ſich doch offenbar derjenige der, wie Auguſtinus das Weſen Gottes, ſo das Weſen der Natur, der gleich unausſprechlichen, zu erforſchen und alle Praͤdicabilien von ihr auszuſagen unternimmt, wie in jenen Aphorismen geſchieht. Auf die Vermuthung des andern Aufſatzes führt nicht allein der nahe Bezug des Inhalts zu G's. bisherigen chromatiſchen Arbeiten und das Jahr ſeiner Abfaſſung 1793; ſondern auch zu dem von Schiller angeſtimmten Thema des Objectiven und Subjectiven, das in dem ganzen Verhältniß von Goethe und Schiller zur Sprache kommt, und deſſen Vermittlung ebenermaßen dadurch bewirkt wird, daß Schiller, durch Goethe mehr zum Object getrieben, an Objectivität gewinnt, [Nr. 207.] letzterer aber durch jenen die Mannigfaltigkeit des Subjects genauer kennen und mit mehr Billigkeit anſchauen lernt. [Nr. 401.]

Schillern war der Inhalt dieſes Briefes doppelt erfreu- Nr. 7.
lich „weil er daraus erſah, daß er in ſeiner Anſicht von G's. S. 24.
Weſen deſſen eigenem Gefühl begegnete, und daß dieſem die Aufrichtigkeit mit der S. ſein Herz darin ſprechen laſſen, nicht mißfiel. Dieſe ſpäte, aber ihm manche ſchöne Hoffnung erweckende Bekanntſchaft, ſey ihm abermals ein Beweis wie viel beſſer man oft thut den Zufall machen zu laſſen, als ihm durch zu viele Geſchäftigkeit vorzugreifen. Er ſehe nunmehr vollkommen ein, daß die ſo ſehr verſchiedenen Bahnen, auf denen G. und Er wandelten, ſie nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zuſammenführen konnten. (*)

(*) Derſelben Ueberzeugung war auch G., wenn er in der Folge ſchreibt: „Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir ſpäter und gebildeter zuſammentrafen." [Nr. 363, S. 278.] Desgl.: „Mein

Nun aber könne er hoffen, daß ſie, ſoviel von dem Wege noch übrig ſeyn möge, in Gemeinſchaft durchwandeln werden und mit umſo größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reiſe ſich immer am meiſten zu ſagen haben.“

Nr. 7. S. 25. „G. ſolle bei ihm keinen großen materiellen Reichthum von Ideen erwarten; dieß ſey es was Er bei G. finden werde. Sein Bedürfniß und Streben ſey, aus Wenigem Viel zu machen, und wenn G. ſeine Armuth an allem was man erworbene Kenntniß(*) nenne einmal näher kennen lernen ſollte, ſo fände er vielleicht, daß es Ihm in manchen Stücken damit möge gelungen ſeyn. Weil ſein Gedankenkreis kleiner ſey, ſo durchlaufe er ihn eben darum ſchneller und öfter, und könne daher ſeine kleine Baarſchaft beſſer nutzen und eine Mannigfaltigkeit die dem Inhalte fehle, durch die Form erzeugen.(**) G. beſtrebe

---

Verhältniß zu Schiller gründete ſich auf die entſchiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unſere gemeinſame Thätigkeit auf die Verſchiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen ſtrebten.“ [XLIX. 95.]

(*) „Bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen von außen, die ich habe, koſtet es mir jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand um den Stoff zu beleben.“ [Br. Nr. 751.]

(**) D.h. doch nur durch die äußere Form, indem er bald lyriſch, bald elegiſch, bald epiſch, bald dramatiſch dieſelben Ideen und Gedanken ausführt; ja — wie G. ſpäterhin bemerkt — ſich den Spaß macht: „die Ausſprüche der Vernunft mit dichteriſchem Munde vorzutragen, was wohl zu erlauben, aber nicht zu loben ſey.“ [Nr. 378.]

Dieſe Spruch- oder Sentenzenpoeſie macht jedoch, von den älteſten Zeiten her, den größten beliebteſten und belobteſten Beſtandtheil unſerer poetiſchen Literatur aus bis auf den heutigen Tag, indem die Menſchen überall Moral, wo nicht eben geübt, doch wenigſtens gelehrt haben wollen, und ſie deswegen nicht nur von der Kanzel, ſondern auch von der Bühne herab verlangen. Wie leer aber das eigentlich Moraliſche für die Kunſt ſey, geſteht S. ſelbſt. [Nr. 432, S. 124.]

ſich ſeine große Ideenwelt zu ſimplificiren; S. ſuche Varietät für ſeine kleinen Beſitzungen. G. habe ein Königreich zu regieren, S. nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die er herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.“

„G's. Geiſt wirke in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle ſeine denkenden Kräfte ſcheinen auf die Imagination, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin compromittirt zu haben. Im Grunde ſey dieß das Höchſte was der Menſch aus ſich machen könne, ſobald es ihm gelinge, ſeine Anſchauung zu generaliſiren, und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen.“ (*)

„Darnach ſtrebe G. und in wie hohem Grade habe Nr. 7.
er es ſchon erreicht! S's. Verſtand wirke eigentlich mehr S. 26.
ſymboliſirend, und ſo ſchwebe er, als eine Zwitterart, zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie. Dieſes habe ihm, beſonders in frühern Jahren, ſowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunſt, ein ziemlich linkiſches Anſehn gegeben. Denn gewöhnlich übereilte ihn der Poet, wo er philoſophiren ſollte, und der philoſophiſche Geiſt wo er dichten wollte.“

„Noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft ſeine Abſtractionen, und der kalte Verſtand ſeine Dichtungen ſtöre. Könne er dieſer beiden Kräfte inſo-

---

(*) D. h. zu realiſiren, wie S. anderswo ſagt. Dieſes geſchieht aber durch ein Concretiſiren, ja Individualiſiren; denn Specification und Geſtaltung ſind das worauf Natur und Kunſt gleichmäßig ausgehen. Siehe vorher Seite 366.

weit Meiſter werden, daß er einer jeden durch ſeine Freiheit(*) ihre Gränzen beſtimmen könne, ſo erwarte ihn noch ein ſchönes Loos; leider aber, nachdem er ſeine moraliſchen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohe eine Krankheit ſeine phyſiſchen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geiſtesrevolution werde er ſchwerlich Zeit haben in ſich zu vollenden, aber er werde thun was er könne, und wenn endlich das Gebäude zuſammenfalle, ſo habe er doch vielleicht das Erhaltenswerthe aus dem Brande geflüchtet."

Merkwürdig iſt dieſe Uebereinſtimmung mit G's. Gefühl, wenn dieſer an Lavater ſchrieb: „vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." [Siehe oben Seite 121.](**)

Nr. 7. S. 28. Zugleich mit dieſen Geſtändniſſen, zu welchen ihn G. aufgefordert hatte, ſendet nun S. in Erwiederung der Goethe'ſchen Aufſätze einige von den ſeinigen, indem jene die Unterhaltung über dieſe Gegenſtände gleich auf die fruchtbarſte Spur leiteten. Seine eigenen auf einem verſchiedenen Wege angeſtellten Recherchen haben ihn auf ein ziemlich damit übereinſtimmendes Reſultat geführt, und G. fände

---

(*) Schiller weiß ſich immer viel mit ſeiner Freiheit, die denn doch nur der von der Natur einem Jeden abgegränzte Spielraum iſt, worin ſie ihn an unſichtbarem Gängelband oder Leine (Longe) herumlaufen läßt. G. dagegen glaubte mehr an Natur als an Freiheit, und tractirte dieſe, wenn ſie ſich ja einmal aufdringt, geſchwind als Natur. [Nr. 890; coll. XXXIII, 100 f.]

(**) Aber: „es iſt dafür geſorgt daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen."

vielleicht darin Ideen die den ſeinigen begegnen. Es war darunter auch ein Bruchſtück über das Erhabene.

G. lieſt das Mſcpt. mit Vergnügen. Ihn intereſſiren Nr. 8.
dieſelben Gegenſtände und ſeine Anſichten kommen meiſt mit S. 30.
denen ſeines Freundes überein. Ueber alle Hauptpuncte ſind ſie einig, und die Abweichungen zeigen nur den Reichthum des Objects und die Mannigfaltigkeit des Subjects.

Hierauf lädt er Schillern zu ſich nach Weimar ein, Nr. 8.
bietet ihm Wohnung(*) an, mit aller möglichen Bequemlich- S. 31.
keit, mit der Freiheit ganz nach ſeiner Weiſe zu leben, und will ihm von ſeinen Sammlungen das Wichtigſte zeigen, wodurch mehrere Fäden ſich zwiſchen ihnen anknüpfen würden.

S. nimmt die Einladung an, geht auf vierzehn Tage Nr. 9. S. 32.
nach Weimar, und lebt in G's. Hauſe ganz auf ſeine ge- Nr. 11.
wohnte Weiſe, d. h. „den ganzen Morgen dem Schlaf zu S. 38.
widmen genöthigt, weil ſeine Krämpfe ihm des Nachts keine Ruhe laſſen, und er auch den Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zu rechnen ſelten ſo glücklich iſt."

Dennoch iſt dieſe vierzehntägige Conferenz, wie G. ſie Nr. 14.
nennt, für beide Theile aufklärend und folgenreich. „Beide S. 63.
wiſſen nun, daß ſie in Principien einig ſind, und die Kreiſe ihres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils ſich berühren; woraus ſich für Beide gar mancherlei Gutes ergeben werde." Was und wie ſie auf Schiller wirkten, wird ſich hernach zeigen. Goethe fährt fort für die Horen zu denken und zu arbeiten.

(*) Die Zimmer die S. damals bezog wurden noch lange Zeit mit ſeinem Namen bezeichnet, und ich ſelbſt habe nachher darin gewohnt.

Nr.29. S.53. „Die äſthetiſchen Briefe ſchlürft er auf einen Zug hinunter, und findet was er lobte und zu loben wünſchte zuſammenhangend und edel vorgetragen in faſt völliger Uebereinſtimmung mit ſeiner Denkweiſe; bei einer zweiten Lektüre aber ſich auch practiſch geſtärkt und gefördert und darum mit freiem Zutrauen ſich dieſer Harmonie erfreuend.“

Nr.124. S.259. „Die Ideen über naive und ſentimentale Dichtung haben ihm bereits im Practiſchen manchen Vortheil gebracht. Denn „ſowenig man mit Bewußtſeyn erfinde, ſo ſehr bedürfe man des Bewußtſeyns, beſonders bei längern Arbeiten.“(*)

Nr.130. „Es verlangt ihn ſehr den ganzen Kreis von Schiller's theoretiſchen Arbeiten zu durchlaufen, um ſich dadurch bei ſeinen vorliegenden Arbeiten zu ſtärken. Seine Deductionen ſind ihm lieb, weil ſie ihm das gegenſeitige Verhältniß ſichern und wachſende Uebereinſtimmung verſprechen; denn „leider ſeyen es öfter die Meinungen über die Dinge, als die Dinge ſelbſt, wodurch die Menſchen getrennt werden.“(**)

Nr.176. „Es freut ihn daß er, auf S's. Erinnerung über das ſechſte Buch des W. Meiſter, im achten Buche deſſelben im Ganzen das was ſeiner Natur gemäß auch der Natur des Werkes gemäß hervorgebracht habe. Er finde ſchon faſt für alle Deſideria eine Auskunft, durch die ſich, ſelbſt in ſeinem Geiſte, das Ganze auch an dieſem Puncte mehr verbinde,

---

(*) „Das Bewußtloſe, mit dem Beſonnenen vereinigt, macht den poetiſchen Künſtler aus,“ wiederholt nur Schiller Nr. 784.

(**) οὐ ταράσσει τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα; „da der Menſch ſich mehr an der Vorſtellung die er von einer Sache hat, als an der Sache ſelbſt erhitzt.“ [I, 16.]

ſich unter ſeinen Papieren fand, und das gewiß an dem nähmlichen Tage geſchrieben worden:

„Du biſt nicht zu retten, Unglücklicher! ich ſehe wohl, daß wir nicht zu retten ſind!“

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmannes geſprochen, war Werthern höchſt zuwider geweſen; er glaubte einige Empfindlichkeit gegen ſich darin bemerkt zu haben; und wenn gleich bey mehrerem Nachdenken ſeinem Scharfſinne nicht entging, daß beyde Männer Recht haben möchten, ſo war es ihm doch, als ob er ſeinem innerſten Daſeyn entſagen müßte, wenn er es geſtehen, wenn er es zugeben ſollte.

Ein Blättchen, das ſich darauf bezieht, das vielleicht ſein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter ſeinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's ſage, und wieder ſage, er iſt brav und gut, aber es zerreißt wahr und lieblicher werde. S. ſolle nur nicht müde werden ihm durchaus ſeine Meinung zu ſagen.“ (*)

„S. ſolle fortfahren ihn zu erquicken und aufzumuntern. Nr. 181. Sein Bedenken ſetze ihn in den Stand, ſobald er es wieder angreife, das achte Buch zu vollenden.“

„Zu Schiller's Ideen habe er Körper nach ſeiner Art Nr. 205. gefunden, geſtehe aber: es liege in der Verſchiedenheit ihrer Naturen, daß er S's. Forderung niemals ganz befriedigen könne. Doch auch dieſes gäbe, wenn S. ſich dereinſt über das Ganze erkläre, zu mancher ſchönen Bemerkung Anlaß.“

Schiller lenkt nun ein, und räth ihm „fremden Vorſtellungen, die ſich ſeiner Natur nicht leicht aſſimiliren laſſen, keinen Raum zu geben. In dem Roman ſey Alles aus Einem Stück, und ſelbſt wenn eine kleine Lücke wäre, ſo ſey es beſſer, ſie bliebe auf ſeine Art, als daß ſie durch eine fremde Art ausgefüllt würde.“ — Eine Bemerkung die Schiller in der Folge auch für ſich in Anſpruch nimmt.“ (**)

(*) Hieraus geht die Richtigkeit deſſen hervor was Schiller an Humboldt [Nr. XIV.] ſchreibt: „Bei dieſer Gelegenheit habe er aufs Neue erfahren, daß man G'n. ſehr viel Wahrheit ſagen kann.“ Und warum nicht! G. lernte ja an ſeinen Gegnern ſich und Andere kennen. S. aber war ſehr empfindlich gegen Humboldt's Tadel der Nadoweſſiſchen Todtenklage [Nr. 341.], worüber ihn G. beruhigt [Nr. 342.]; wie er denn auch Wielanden einen kleinen Streifſchuß zudachte [Nr. 123.] wogegen aber G's. Edelmuth aus alter Freundſchaft intercedirt. [Nr. 128.]

(**) „Der radicale Unterſchied ihrer Naturen, in Rückſicht auf die Art,(*) laſſe überhaupt keine andre recht wohlthätige Mittheilung zu, als wenn das Ganze ſich dem Ganzen gegenüber ſtelle. Im Einzelnen werde Er G'n. zwar nicht irre machen können, weil dieſer feſter auf ſich

(*) Vergl. Nr. 784, S. 36.

Nr. 235. G. dankt Schillern für das nähere Verhältniß zu Körner und von Humboldt die durch aufrichtige Theilnahme und einſichtiges Urtheil ihn wahrhaft förderten.

Nr. 258. S. lobt ſein **Prooemium** zu Herrmann und Dorothea, widerräth aber den Druck deſſelben, als noch zufrüh auf die Erſcheinung der Xenien. Für dieſen Rath iſt G. dankbar wie immer. [Vergl. Nr. 393. coll. 365; it. 539; 712.]

Nr. 261. S. wünſcht beſonders jetzt die Chronologie von G's. früheren Werken und vom Meiſter die Geſchichte zu wiſſen, und conjecturirt über den Gang ſeines Geiſtes und deſſen Perioden, wovon die analytiſche, — wo er durch Theilung und Trennung zu einem Ganzen ſtrebte, wo ſeine Natur mit ſich ſelbſt zerfallen durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſich wiederherzuſtellen ſuchte — lange gedauert haben müſſe. Dagegen kehre er jetzt ausgebildet und reif zu ſeiner Jugend zurück und werde Blüthen und Frucht verbinden. Dieſe zweite Jugend ſey die Jugend der Götter und unſterblich wie dieſe.

Nr. 262. G. erwiedert, daß er noch ſoviel aus der analytiſchen Zeit habe, das er nicht loswerden und kaum verarbeiten könne, und der Naturkraft ihren Gang müſſe gehen laſſen,(*)

ſelbſt ruhe, als er; aber ihn würde G. leicht über den Haufen werfen können." [Nr. 263.] Auch ſonſt ſträubt ſich S. gegen G's. Erinnerungen [Nr. 842.]; denn es lag bei aller ſeiner Kränklichkeit etwas Obſtinates in ſeiner Natur, und G. ließ ihn gewähren.

(*) D. h. „abwarten, an welches Ufer der Genius das Schifflein treibt" [Nr. 326, S. 137. u. Nr. 464, S. 291 f.]; alſo nicht die Poeſie commandiren d. h. forciren [A. in L. II, II, 654.]; auch nicht ſich hetzen [Nr. 291, S. 67. u. B. Nr. 438, S. 456.] Denn: „vom Productiven iſt Niemand Herr und ſie müſſen es Alle nur ſo gewähren laſſen." [XLIX, 65.]

der durch Nichts in der Welt geleitet werden könne, und wie ſie ſich ſelbſt bilde auch nur auf ihre eigene Weiſe wirke.

S. findet nun den „Pauſias oder das Blumenmädchen“ recht ſentimentaliſch ſchön; d. h. nach ſeiner anderswo (*) gegebenen Erklärung: idealiſch ſchön: wenn das Naive und das Sentimentale ſich ganz durchdringen und ineinanderfließend aufgehen; wo denn das Gedicht weder zur naiven noch zur ſentimentalen ſondern zu einer eigenen höheren Gattung gehöre; in welcher letzteren er, wie er ſich's gegen Humboldt merken läßt, noch zu excelliren und es G'n. zuvorzuthun gedenke. Nr.310.

Durch einen längern Aufenthalt in Jena und Zuſammenſeyn mit S. ſehr gefördert, hat ſich bei G. für die Gegenwart Manches entwickelt und für die Zukunft vorbereitet. Er meint damit die Balladendichtungen, den Abſchluß von Herrmann und Dorothea, nebſt Vorſätzen zu andern Arbeiten. Nr.337.

S. iſt nach ſeiner Art ganz entzückt von dieſem Gedicht, erhebt es weit über den Meiſter, gegen den er neue Deſideria aufbringt, und mit der Forderung ſchließt: „daß Subjectives und Objectives in Eins zuſammenfließen müſſe in der reinſten Form.“ — Nr.370.

Wenn man übrigens die frühe Entſtehung des W. Meiſter kennt, und ſeine durch zwanzig Jahre in mehreren Repriſen fortgeführte Behandlung, (**) wird man ſich nicht

---

(*) Br. an v. Humboldt Nr. XLII, S. 376 ff.

(**) „Die Schrift iſt ſo lange geſchrieben, daß ich im eigentlichſten Sinne nur der Herausgeber bin.“ [G. an S. Nr. 5, S. 23.] u. „Reſte der frühern Behandlung wird man nie ganz los.“ [Nr. 77.] Vergl. auch oben Seite 172.

mehr über die Form, die ja der Autor belieben kann und darf, formaliſiren, und die Selbſtironie, womit G. dieſen Roman einem „Strickſtrumpf vergleicht,(*) der bei langſamer Arbeit ſchmutzig werde,“(**) höchſt liebenswürdig finden, wenigſtens ganz gegen die Art anderer Dichter.

Nr.373. G. giebt die Unvollkommenheit des Meiſter zu, und will ſich in Acht nehmen nicht mehr in Form und Gegenſtand ſich zu vergreifen; wobei er ſich aber offenbar Unrecht thut, und ſeinem Freunde, wie gewöhnlich, zuviel nachgiebt. Denn warum ſoll nur gerade das Roman ſeyn und heißen, was Schiller nach ſeinem, doch auch nur ſubjectivem Ideal(***) darunter ſich denkt und verſteht? Die Erfahrung geht niemals ganz in der Idee auf, und ein Dichter hätte wohl das Recht etwas Neues zu verſuchen. Wie verſchieden iſt doch alles das was ſeit den griechiſchen Anfängen in dieſer Dichtart unter dem Namen Roman curſirt! Die lebendige Praxis wächſt immer über die hölzerne Bepalung der Theorie hinaus. Daher iſt weder das antike griechiſche, noch das romantiſche Drama das einzig zuläſſige.

Sind doch Schiller's ſämmtliche Dramen nur angenäherte Verſuche zu ſeinem Ideal von Drama, zu welchem er, ohne alle die dramatiſchen Vorgänge ſo anderer Nationen wie der ſeinigen gar nicht hätte gelangen können.

Auf S's. Belobung einiger Elegien G's. wünſcht dieſer
Nr.3[illegible]. nach ſeiner Rückkehr aus der Schweiz, woſelbſt er vielen und

---

(*) S. Nr. 136.

(**) In einem vorhergehenden ausgefallenem Briefe der Sammlung.

(***) Das Ideal iſt immer ſubjectiv; daher hat Jeder ein anderes, das ihm wieder von Andern negirt wird. Ein objectives, das Alle anerkennen müßten, iſt nirgends zu ſehn noch zu hören. Und der Roman iſt nach G. eine ſubjective Epopee. [XLIX, 59.]

reichen Stoff eingeſammelt, wiederum gegenſeitige Mittheilungen, damit eine gewiſſe Epoche ſeines Denkens und Dichtens ſchneller zur Reife komme; wie wir ſchon bisher [S. 275; u. 318.] geſehen haben, daß er immer vorwärts ſtrebend, aus einer durchforſchten Materie in eine andere, aus einem Bildungszuſtande wieder in einen andern überzugehen das Verlangen fühlt.

G. findet es ein günſtiges Zuſammentreffen ihrer beiden Naturen, und wünſcht daß das Verhältniß fortwirke. Wie Er S'n. zum Repräſentanten mancher Objecte diene, ſo führe S. ihn von der allzuſtrengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältniſſe auf ihn ſelbſt zurück. Er lehre ihn die Vielſeitigkeit des innern Menſchen mit mehr Billigkeit anſchauen, habe ihm eine zweite Jugend verſchafft und ihn wieder zum Dichter gemacht, was er lange Zeit aufgehört habe zu ſeyn. (*) Nr. 101.

Nun fördert ihn S. auch durch eine Critik ſeines naturhiſtoriſchen Verfahrens, zunächſt in der Farbenlehre, indem er das geſammelte Material der Phänomene nach den Kantiſchen Kategorien mit ihm durchgeht. Nr. 104.

G. benutzt die Fingerzeige zu eigener Nachunterſuchung und Schematiſirung und hofft nun bald zur „edlen Freiheit des Denkens“ zu gelangen: welche „ſelbſtthätige freie Denkkraft des ſpeculativen Geiſtes“ ihm S. gleich

---

(*) Doch blos für diejenigen aufgehört, die ihn nur vor ſeiner italiäniſchen Reiſe, ja gar nur in Frankfurt; als Dichter anerkennen, nach der Zeit aber nichts mehr von dieſer Eigenſchaft an ihm finden wollen. — G. meint es indeß nur in dem Sinne der oben angeführten Unterbrechung durch die Reiſen und Feldzüge.

im Anfange vorgerühmt und darin ſein eignes dichteriſches Verfahren characteriſirt hatte.

G's. bisherige Arbeit war unſäglich, „da er kein Organ zur Behandlung der Sache mitbrachte, und es ſich immer erſt in und zu der Erfahrung bilden mußte.(*) Er wünſcht daher S's. theoretiſchen Beiſtand wodurch es geſchwinder(**) gehen werde."

Jenes wäre indeß kein Schade geweſen, da er „nur mit Aufmerkſamkeit die Phänomene gewahr zu werden brauchte" — wie er auch that(***) — „um ſie nachher ſo gut zu ordnen und zu nutzen als es nur geben will, und als ein angebornes in der Sache und zu der Sache geübtes Talent vermag:" wie er von Chladni's und Eckhel's Verfahren rühmt und ſie zu den Glückſeligen rechnet, die auch nicht eine Ahndung haben, daß es eine Naturphiloſophie gebe.

(*) Wie es G'n. bei der Behandlung von Erfahrungsſtoffen erging, ſo Schillern bei der von poetiſchen Stoffen. Es koſtete dieſem jederzeit eine eigene Methode und viel Zeitaufwand den Stoff zu beleben, bei der Armuth an Anſchauungen und Erfahrungen nach Außen. S. oben S. 370, Note(*). So konnte einer dem andern aushelfen. „Armuth und Reichthum umarmten ſich." S. oben Seite 352, Note (*).

(**) Vergl. oben Seite 370.

(***) Hatte er doch in ſeinen Beitragen zur Optik das ſchönſte Beiſpiel gegeben, wie dieſes Capitel der Farben, ohne Philoſophie und Mathematik, mit naivem Verſtande ſachgemäß könne behandelt werden, und das mit einer Beſcheidenheit und Unſchuld die an ähnliches Verfahren der Alten, eines Ariſtoteles, oder Theophraſtus erinnert, indem es daſſelbe übertrifft. Und iſt nicht die Metamorphoſe der Pflanzen ein Muſter von naiv-genialer Behandlung einer ſpeculativen Materie, ohne nach der Chrie Kantiſcher Kategorien gearbeitet zu ſeyn! Wenn die Natur nicht in begabten Individuen mit der Praxis vorausginge, ſo ſollte es mit aller Theorie ſchlecht ſtehen, die nur immer erſt von dem letzten Erfahrungsbeleg Anlaß nimmt ihren Kreis zu erweitern.

Schiller ſelbſt erkennt „die ſchöne Uebereinſtimmung ſeines philoſophiſchen Inſtincts mit den reinſten Reſultaten der ſpeculirenden Vernunft, und findet es eine intereſſante Erſcheinung, wie G's. anſchauende Natur mit der Philoſophie Schelling's ſich ſo gut vertrage und immer dadurch belebt und geſtärkt werde.“ [Nr. 817; u. Nr. 4; u. Nr. 185, S. 133]

Nr. 422. Die Philoſophie wird G'n. nun täglich werther, weil ſie ihn lehrt ſich von ſich ſelbſt ſcheiden; welches er umſomehr thun könne, da ſeine Natur ſich ſo ſchnell und leicht wieder vereinige wie getrennte Queckſilberkügelchen. (*) Schiller's Verfahren ſey ihm darin eine ſchöne Beihülfe.

Nr. 429. Jetzt feiert Schiller gewiſſermaßen ſeinen Triumph wegen dieſer „Inoculation der Philoſophie,“ indem er G'n. den doppelten Gewinn ſeines jetzigen Arbeitsbetriebes zeigt: erſtlich die Einſicht in den Gegenſtand und zweitens die Einſicht in die Operation des Geiſtes, d. h. in die Philoſophie des Geſchäfts; und letzteres für den größern Gewinn erklärt. Denn Kenntniß der Geiſteswerkzeuge, und Erkenntniß der Methode mache gewiſſermaßen zum Herrn(**) über alle Gegenſtände.

Nr. 444. Nun fühlt G. das Bedürfniß tauſend Ideen Raum und Ordnung zu verſchaffen. Beide haben Urſache ſich ihres Verhältniſſes zu freuen, da ſie ſich nach langer Entfernung

---

(*) Goethe konnte ſich Glück wünſchen zu einer ſolchen Natur die durch verſuchte philoſophiſche Entzweiung des innern Geſichts, wonach man Object und Subject geſpalten ſieht, ſich nicht ein geiſtiges Schielen angewöhnte, ſondern fortfuhr einfach und geradeaus zu ſehen, wozu das Auge beſtimmt iſt. Vergl. Nr. 401. S. 16. 17.

(**) Manchmal auch zu ihrem Tyrannen und Despoten, der ihnen nicht erlaubt ihm zu widerſprechen, wie es G'n. wohl auch erging, der Sclave ſeiner eigenen Theorien zu ſeyn. Vergl. Nr. 455, S. 176.

nur näher fühlen und die Oppoſition ihrer Naturen eine Wechſelwirkung deſto wünſchenswerther mache.

Nr. 450. G. nimmt bei Beginn des Frühlings, der einer lyriſchen Stimmung günſtig iſt, den Fauſt,(*) wiederum vor, und Nr. 459. bringt ihn um ein Gutes weiter.

Nr. 461. S. wünſcht dazu Glück, hat aber bald nöthig ihn vor Zerſtreuung zu warnen, da G. ſich in eine bereits früher Nr. 463. begonnene Fortſetzung der Zauberflöte einlaſſen will: ein Unternehmen das freilich nur durch öconomiſche Rückſichten zu rechtfertigen oder zu entſchuldigen war, da G's. Muſe ihm bisher weder beſondere Gunſt noch bedeutenden Vortheil brachte. [S. Werke Bd. I, S. 357 f. Nr. 34 b.]

Nr. 466. S. giebt den Widerſtand zu, den G's. Muſe bis zum Jahr 1798 fand, hofft ihn aber durch die v. Humboldt'ſche Schrift über Herrmann und Dorothea bald beſiegt zu ſehen und prognoſticirt ihm eine beſſere Zukunft.

Nr. 467. G. bezeigt etwas ironiſch ſeine Freude: „auf der letzten Strecke ſeiner poetiſchen Laufbahn mit der Kritik in Einklang zu kommen.“ — Das heißt mit der Kritik, welche ſeine frühern Schriften wie ſibylliniſche Blätter in Feuer aufgehen ließ, um auf die letztern zu ſpeculiren! [Z. Nr. 269; u. 539.](**)

Nr. 485. S. ihn aufmunternd empfiehlt ihm das zu thun was G. ihm oft vergebens rathe: zu wollen und friſch zu thun. Aber der Fall war nicht gleich. Amts- und Berufsgeſchäfte laſſen ſich nicht immer durch Wollen und Raſchheit

---

(*) Ueber welchen ihm S. ſchon früher und öfter vorphiloſophirt hatte, das G. mit heiterem Gleichniß zu eludiren wußte. [Nr. 323. 326. 327.]

(**) Die nach den neueſten Verſicherungen unter aller Erwartung erfunden und daher mit Proteſt abgewieſen werden abthun, weil auch Andere dabei concurriren, und das war in G's. Lage meiſt der Fall. —

Auch verheißt er ihm ungemeinen Erfolg von ſeiner Nr.529. langen Beſchäftigung mit den Farben und dem darauf verwendeten Ernſt. „Ein unſterblicher Name in der Wiſſenſchaft ſey etwas ſehr wünſchenswürdiges, da das Schickſal dichteriſcher Werke an die Sprache gebunden ſey, die ſchwerlich auf dem jetzigen Punkte ſtehen bleibe.“ —

Das letztere iſt gewiß, da man ſchon bei G's. Lebzeiten fand daß ſeine Sprache veralte; was aber den zweiten Unſterblichkeits-Anker, in das Meer der Wiſſenſchaft geworfen, betrifft; ſo ſcheint er in dem flachen und ſandigen Boden, den er auf ſeiner Fahrt antraf, nicht tief genug gegriffen zu haben, und man kann nicht einmal ſagen: le vaisseau joue sur son ancre; ſondern nur: il chasse sur les ancres.

G. findet es keine Frage „daß ſie beide zuſammen in Nr.560. manchem Sinne vorwärts gekommen,(*) und hofft von der guten Jahreszeit es auch practiſch zeigen zu können.“

S'n. thut es leid, G'n. nicht ſo heiter und muthvoll Nr.561. wie im vorigen Jahre zu finden.(**) Er müſſe wiederum produciren, dazu habe ihn die Natur beſtimmt. Eine ſo lange Pauſe wie bisher dürfe er in der Poeſie nicht machen. Er belobt ihn wegen der Idee zu einem didactiſchen Ge-

---

(*) Hauptſächlich vorwärts durch die endliche Erſcheinung des Wallenſtein, die G'n. faſt nicht minder als S'n. in Bewegung geſetzt hatte, durch Rath und That, als Freund und als Theaterdirector.

(**) War es ein Wunder bei dem mannigfach Occupirten? worüber Bd. XXXI, S. 78 — 84 nachzuſehen.

dicht,(*) worin die wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſich an die poetiſchen Kräfte anſchließen und ihm den Uebergang zur Poeſie erleichtern würden. Frühjahr und Sommer würden Alles gut machen. Nach vielen Complimenten über ſeine Phantaſie und die Maſſe von Ideen und Geſtalten die er zu verarbeiten habe, verweiſt er ihn zur Achilleïs die er gleich vornehmen ſolle.

Nr.362. G. erwiedert mit heitrem Witze — womit er überhaupt ſo directe Belobungen, wohl wiſſend wie es gemeiniglich damit ſtehe, zu eludiren liebte — „daß er ſich als eine Zwiebel anſehen müſſe, die in der Erde unter dem Schnee liege;" und indem er ſich über ſeine Lage äußert, „die im Allgemeinen günſtig doch mit ſeiner Natur im Widerſtreit ſey," — wie ſie ſchon in den 80ger Jahren es war — „will er ſehen wie weit er es durchs Wollen bringen könne." Von dem Druck der Propyläen gedrängt, verfaßt oder vielmehr vollendet er den Kunſt-Sammler und hat ſeine Freude daß S. ſoviel Gutes davon ſage. Und freilich iſt Schiller der einzige Menſch, von dem er noch ein theilnehmendes, aufmunterndes, belehrendes Wort vernimmt, da das übrige Publikum ſeine Kunſtbetrachtungen weder verſteht noch mag, [Nr. 795, S. 57.]; worüber die Propyläen eingehen, dagegen die Kloſterbrudereien immer mehr um ſich greifen. [Vgl. 3. Nr. 191, S. 66; Nr. 414, S. 330.]

G. war genöthigt geweſen zur Einweihung des neuen Schauſpielhauſes in Lauchſtedt, deſſen Bau er von nah und

---

(*) einem großen Naturgedicht, wozu ihn gleichzeitig auch Knebel ermuntert; und in der Folge meine Wenigkeit, wodurch er mindeſtens zu einer Zuſammenſtellung ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Gedichte bewogen wurde.

mir mein innres Eingeweide; ich kann nicht gerecht ſeyn.“

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing ſich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterweges ſah ſie ſich hier und da um, eben, als wenn ſie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden; er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte ſeine unglückliche Leidenſchaft, und wünſchte, daß es möglich ſeyn möchte, ihn zu entfernen. Ich wünſch' es auch um unſertwillen, ſagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, ſiehe zu, ſeinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öftern Beſuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerkſam, und ich weiß, daß man hier und da darüber geſprochen hat. Lotte ſchwieg, und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen ſie, und wenn ſie ſeiner erwähnte, ließ er das Geſpräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

fern geleitet, und noch kurz vor Aufzug des Vorhangs ein letztes Bret des kaum fertigen Gebäudes hatte abſägen helfen, das kleine Stück „Was wir bringen“ unter den ungünſtigſten Umſtänden binnen etwa vierzehn Tagen zu ſchreiben.

Darauf führt ihm S. — nach Art des Schauſpieldirectors Nr. 836. im Fauſt — zu Gemüthe: G. ſehe nun wie viel die Nothwendigkeit vermöge, und ſolle auch das Mittel bei andern Werken anwenden.

Aber Schiller hatte gut commandiren, da ihm außer längſt gewohnter und arrangirter Kränklichkeit ſonſt weiter nichts auszuſtehen noch zu beſtehen blieb, was der Fruchtbarkeit ſeiner Muſe, nachdem ſie einmal vom Wallenſtein geneſen war, Eintrag gethan hätte.

So iſt G. denn auf alle Weiſe in Proſa und in Verſen thätig, — Geſchäfte und Arbeiten, die ein Anderer, wie er ſagt, eben ſogut verrichten könnte und würde, wie er, nicht gerechnet — und während ihn S. mönchiſcher Eingezogenheit und contemplativer Unthätigkeit bei ſeinem Freunde v. Humboldt (*) heimlich anklagt, hat er im Stillen, ohne ſich etwas merken zu laſſen, aus Gründen und Urſachen die er mehrmals angiebt [Nr. 299, S. 87; 466, S. 209; it. Bd. XXXI, 92; 146; 151.] ſeine Eugenie geſchrieben und nöthigt dadurch S. zum Widerruf ſeiner hypochondriſchen Aeußerung.

G. ſcheint auch um dieſe gewußt zu haben: denn er ſagt daß er durch dieſes Verſchweigen ſeinem Freunde als untheilnehmend, glauben- und thatlos erſchienen ſey. [XXXI, 92.]

(*) in einem ausgelaſſenen Briefe jener Sammlung v. 17. Febr. 1803.

Dieſes wäre denn ſo ziemlich der nachweislich factiſche, actenmäßig zu belegende, geiſtige Einfluß den S. auf G. gehabt hat, und der vorzüglich in dem durch die Horen, die Muſenalmanache und ſonſt gegebenen Anlaß zu mannigfacher Thätigkeit in Poeſie und Proſa, und in theilnehmender Anleitung zu philoſophiſcherer Behandlung naturwiſſenſchaftlicher Aufgaben namentlich der Chromatik beſteht: denn was die Bearbeitung poetiſcher Stoffe betrifft, ſo vermochte ſie G. lieber und beſſer ungeſtört nach eigenem Triebe und Naturell vorzunehmen, und Einreden wie Vorreden wurde ihm mehr gefährlich als nützlich. (*)

Nächſtdem iſt freilich auch als moraliſch günſtiger Einfluß anzuſchlagen: die gemüthliche Theilnahme S's. an allem was Goethen intereſſirte, — da es dieſen betrübte, „wenn man nicht liebe, was er liebe“ [III, 275. coll. XXX, 333.] — alſo an allen Natur- und Kunſtſtudien; die Förderung ſeiner Zwecke durch williges Entgegenkommen, wohlmeinenden Rath, treulichen Beiſtand, einſichtigen Beifall, nebſt liebevoller nicht ſchulmeiſterlicher Ermunterung von Seiten eines ſelbſt reich und eigens begabten Kunſtgenoſſen, da ſein Gemüth nur durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen und durch wahre

---

(*) „Ein Künſtler, meint er, thue wohl ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht Jemand rathen noch Beiſtand leiſten kann; iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, ſolches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten.“ — In dieſer Bemerkung [I., 13.] ſchildert er zugleich ſein eigenes Verfahren, das ſich mit vielen Beiſpielen belegen ließe. Auch gehört hieher ſeine Bemerkung, daß er Nichts fertig machen konnte, wenn er den Plan zu einer Arbeit irgend Jemand vertraut und offenbart, und ſo die Sache ſich aus der Seele geſprochen hatte. S. die vorhin angeführten Stellen.

Theilnahme zur Hingebung angeregt ſeyn wollte. [XXVI, 286.] Dieſes Alles iſt allerdings als ein beſonderes Glück anzuſehen, umſomehr als G. einen ſolchen Antheil nicht von ſeinen übrigen älteren Freunden, weder von Herdern noch von Knebeln, hoffen und erwarten konnte.

Goethe iſt auch deſſen eingeſtändig, indem er ſagt: „ohne die Freundſchaft(*) zu Schillern und die Theilnahme an deſſen Dichten, Trachten und Unternehmen, würde er nicht geſchrieben haben was er ſchrieb: nicht die Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten, nicht die Ueberſetzung des Cellini; nicht die Balladen und Lieder, wie ſie die Muſenalmanache geben; die Elegien wären nicht gedruckt worden, es hätten die Xenien nicht geſummt, und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre gar Manches anders geblieben."

b) Schiller durch Goethe gefördert.

Nach jener oben gemeldeten vierzehntägigen Conferenz, ſchreibt Schiller an Goethe:

„Ich ſehe mich wieder in Jena, aber mit meinem Sinne Nr. 12. S. 40.
bin ich noch immer in Weimar. Es wird Zeit koſten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt

---

(*) „Die Hoffnung mit Ihnen das Erbeutete zu theilen(*) und zu einer immer größern theoretiſchen und practiſchen Vereinigung zu gelangen, iſt eine der ſchönſten die mich nach Hauſe lockt," ſchreibt er aus der Schweiz. Br. Nr. 367. Denn in der That — wie ſchon oben bemerkt — war G. der mittheilendſte aller Menſchen, wer ihn nur zu nutzen verſtand, und wie S. ſagt: „recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden." [Br. Nr. 846.]

(*) Vergl. oben Seite 221. Note (**).

haben; aber keine einzige, hoffe ich, ſoll verloren ſeyn. Es war meine Abſicht, dieſe 14 Tage blos dazu anzuwenden, ſoviel von Ihnen zu empfangen als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es nun lehren, ob dieſe Ausſaat bei mir aufgehen wird.“ —

Die Correſpondenz iſt nun im Gange, gegenſeitig mitgetheilte
Aufſätze werden beſprochen, wechſelnde Beſuche verabreden
das Künftige, und ſo kommen nicht nur Materialien
zu den Horen und dem Muſenalmanach zuſammen; G.
Nr. 31. theilt auch ſeinen W. Meiſter, wie er ein Buch nach dem
andern ausarbeitet, bald ſchriftlich bald mündlich mit. S.
hat das erſte mit wahrer Herzensluſt durchleſen und verſchlungen,
Nr. 32. und dankt demſelben einen Genuß wie er ihn
lange nicht und nie als durch G. gekannt. Er findet auch
nicht Etwas darin, was nicht in der ſchönſten Harmonie mit
dem lieblichen Ganzen ſtünde. Er und v. Humboldt haben
ſich recht daran gelabt und finden G's. Geiſt in ſeiner ganzen
männlichen Jugend, ſtillen Kraft und ſchöpferiſchen Fülle.
Dieſe Wirkung werde gewiß allgemein ſeyn.

Nr. 33. G'n. hat das gute Zeugniß ſehr wohl gethan: denn nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Production von innen und außen gehabt, wäre es kein Wunder, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe ſich zuletzt blos an ſeine Idee gehalten und wolle ſich freuen, wenn ſie ihn aus dieſem Labyrinthe herausleite. Er wünſche nur, daß mit den folgenden Büchern ſich S's. Genuß nicht mindre ſondern mehre.

1795.

Nr. 37. Das Jahr iſt nun um, und S. mit den beſten Wünſchen zum neuen, dankt noch herzlich für das verfloſſene, das ihm durch G's. Freundſchaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich iſt.

Nr. 38. G. erwiedert: „Laſſen Sie uns dieſes zubringen wie wir das vorige geendigt haben, mit wechſelſeitiger Theilnahme an dem was wir lieben und treiben. Wenn ſich die Gleichgeſinnten nicht anfaſſen, was ſoll aus der Geſellſchaft und der Geſelligkeit werden? Ich freue mich in der Hoffnung daß Einwirkung und Vertrauen ſich zwiſchen uns immer vermehren werden.“ Zugleich überſendet er den erſten Band des Romans gedruckt, mit dem Wunſche das zweite Buch möge S'n. wie das erſte Freude machen; das dritte bringt er im Manuſcript mit.

Nr. 40. S. kann das Gefühl das ihn beim Leſen dieſer Schrift und zwar in zunehmendem Grade, je weiter er darin komme, durchdringe und beſitze, nicht beſſer als durch eine ſüße und innige Behaglichkeit, durch ein Gefühl geiſtlicher und leiblicher Geſundheit ausdrücken, und wollte dafür bürgen, daß es bei allen Leſern im Ganzen daſſelbe ſeyn müſſe.

Dagegen könne er aber auch nicht ausdrücken, wie peinlich ihm oft das Gefühl ſey, von einem Product dieſer Art in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Nach Erörterung der Urſachen kommt er ſogar zu der Behauptung, der Dichter ſey der einzige wahre Menſch, und der beſte Philoſoph gegen ihn nur eine Carricatur. Er iſt daher voll Erwartung, was G. zu ſeiner Metaphyſik des Schönen ſagen werde. Das nahe Hierſeyn deſſelben werde eine Quelle von Geiſtes- und Herzens-Nahrung für ihn ſeyn; beſonders ſehne er ſich, gewiſſe Dichterwerke in Gemeinſchaft mit ihm zu genießen.

G's. Beſuche und Mittheilungen der Bücher des Romans, wie er ſie nach und nach mit Benutzung der Erinnerungen ſeines Freundes ausarbeitet, dauern fort, bis ins Frühjahr, wo G. ſeiner Geſundheit wegen nach Carlsbad gehen muß. Nun fühlt S. wieder das Bedürfniß nach G's. Mittheilungen und ſehnſüchtig ruft er: „Könnten Sie kommen und Ihren Geiſt auch nur 6 Wochen lang und nur ſoviel ich davon in mich aufnehmen kann, in mich hauchen, ſo würde mir geholfen ſeyn.“ —

Nr. 108. S. 227. G. hatte ihn wegen ſeiner Gedichte belobt. „Sie haben beſondere Vorzüge, und ich möchte ſagen, ſie ſind nun wie ich ſie vormals von Ihnen hoffte. Dieſe ſonderbare Miſchung von Anſchauen und Abſtraction, die in Ihrer Natur iſt, zeigt ſich nun in vollkommenem Gleichgewicht, und alle übrigen poetiſchen Tugenden treten in ſchöner Ordnung auf. Mit Vergnügen werde ich ſie gedruckt wiederfinden, ſie ſelbſt wiederholt genieſſen, und den Genuß mit Andern theilen.“

Nr. 111. S. 232. Dieſer Brief macht S'n. große Freude. „Es giebt gegen eine Stunde des Muths und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmüthig bin und nicht weiß was ich von mir denken ſoll. (*) Da kommt mir eine ſolche Anſchauung meiner ſelbſt außer mir recht zum Troſte.“ —

(*) Solche Stunden müſſen es geweſen ſeyn, worin er an einen Freund ſchreibt: „Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein zu dem er ſchon 1792 die Idee gefaßt hatte) iſt mir ordentlich angſt und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht ꝛc.“ S. Werke Bd. 1. S. 37.

1796.

Nr. 160. S. 36. Nach einem Beſuch Schiller's und ſeiner Gattin in Weimar ſchreibt er: „Wir ſind geſtern recht wohl hier angelangt, aber mit der halben Seele bin ich noch immer in Weimar. Wie gut der dortige Aufenthalt im Phyſiſchen und Moraliſchen auf mich gewirkt, fühlte ich ſchon unmittelbar, und es wird ſich gewiß in That und Wirkung beweiſen.“

G., der S.'s Erinnerungen bei ſeinem W. Meiſter Buch für Buch genuzt hatte, ſendet ihm nun auch das achte und lezte zu, und S. erwiedert darauf im erſten Enthuſiasmus:

Nr. 178. S. 78. „Es gehört zu dem ſchönſten Glück meines Daſeyns daß ich die Vollendung des W. Meiſter erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann, und das ſchöne Verhältniß, das unter uns iſt, macht es mir zu einer gewiſſen Religion Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden der in dieſer Hülle lebt, und ſo in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe."

„Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werks bewegte."

„Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger als ſie ſeyn Nr.178.
wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und S.79.
das wird dann eine wichtige Criſe meines Geiſtes ſeyn; ſie iſt aber doch der Effect des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt blos davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten: daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſey, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths aus welchem Alles gefloſſen iſt ꝛc."

„Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache Nr.178.
geben: auch will ich jetzt nur bei dem achten Buche ſtehen S.79.
bleiben ꝛc."

„Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir ſonſt Nr.178.
nur in der weiten Ferne eines begünſtigten Alterthums ſuchen S.88.
und kaum finden, mir in Ihnen ſo nahe iſt. Wundern Sie ſich nicht mehr, wenn es ſo Wenige giebt, die Sie zu verſtehen fähig und würdig ſind. Die bewundernswürdige Natur, Wahrheit und Leichtigkeit Ihrer Schilderungen entfernt bei dem gemeinen Volk der Beurtheiler alle Gedanken an die Schwierigkeit, an die Größe der Kunſt; und bei denen

die dem Künſtler zu folgen im Stande ſeyn könnten, die auf die Mittel wodurch er wirkt aufmerkſam ſind, wirkt die genialiſche Kraft, welche ſie hier handeln ſehen, ſo feindlich und vernichtend, bringt ihr bedürftiges Selbſt ſo ſehr ins Gedränge, daß ſie es mit Gewalt von ſich ſtoßen, aber im Herzen und nur de mauvaise grace Ihnen gewiß am lebhafteſten huldigen." —

Mit dieſer Ueberſchwänglichkeit des Lobes und Beifalls Nr. 370, S. 310 f. contraſtirt nun freilich gar ſehr die ſpätere Kritik, wonach die Form des Romans ſchlechterdings nicht **poetiſch** ſeyn ſoll, wonach es ihm an poetiſcher Kühnheit fehle, und doch auch wieder an eigentlicher Nüchternheit und was der ſonderbaren einander widerſprechenden Ausſtellungen mehr ſind, die ſich in dem Munde deſſen, der ſelbſt noch keine Form für ſeinen Wallenſtein finden kann, ſeltſam genug aufnehmen. Trotz dem hat ihn doch das wiederholte Leſen von neuem bereichert, belebt, entzückt; ihm fließt darin eine Quelle, woraus er für jede Kraft der Seele, und für diejenige beſonders welche die vereinigte Wirkung von allen iſt, Nahrung ſchöpfen könne. (*)

Mit ſeinen Arbeiten im diesjährigen Muſenalmanach viel beſſer zufrieden als mit denen im vorigen Jahre, geſteht er: „Ich empfinde es ganz erſtaunlich was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat, und obgleich

---

(*) Dieſes Wechſelfieber von Lob und Tadel des W. M. geht übrigens durch die ganze Correſpondenz und beweiſt nur den Widerſpruch von S.s Theorie mit ſeinem Gefühl. „Sein Verſtand konnte der Empfindung nicht nachkommen," und ſo ſollte dieſe Unrecht haben, damit jener nur bei Ehre und Anſehn bliebe. So läugnet er auch lieber das Zeugniß der Sinne ſeines Freundes, als daß er an ſeinen eigenen Grundſätzen gezweifelt hätte. [Nr. 155, S. 175.]

Der vergebliche Verſuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöſchenden Lichtes; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemahls in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, der Verdruß bey der Geſandtſchaft, alles, was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt; er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerley eines traurigen Umganges mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaſſene an der Art und an dem Vermögen ſelbſt Nichts anders gemacht werden kann; ſo iſt doch eine große Läuterung mit mir vorgegangen. Einige Sachen die ich jezt unter den Händen habe, bringen mir dieſe Betrachtung auf.“

Eben ſo ſchreibt er an v. Humboldt:

„Es iſt erſtaunlich, wieviel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre an ſich bringen, wieviel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat.“ —

G's. Einfall mit den Xenien hatte S'n. ausnehmend Nr.133. S.278.
gefallen; er wurde ausgeführt und S. lieferte nicht den Nr.136. S.284.
kleinſten Beitrag. Als ſie aber erſchienen waren und eine unerwartete Wirkung gethan hatten, befiel ihn nicht geringer Kleinmuth, und er klagte: daß in allen Urtheilen über die Nr.239. S.259.
Xenien ihm die miſerable Rolle des Verführten zu Theil werde; da G. doch den Troſt des Verführers habe. Es ſey zwar ſehr gut und für ihn beſonders, jezt etwas Bedeutendes und Ernſthaftes ins Publikum zu bringen; wenn er aber bedenke, daß das Größeſte und Höchſte, ſelbſt für ſentimentaliſche Leſer, von Goethe geleiſtet worden, noch ganz neuerdings im Meiſter und ſelbſt im Almanach, ohne daß das Publikum ſeiner Empfindlichkeit über kleine Angriffe Herr werden könne: ſo hoffe er in der That kaum, es jemals durch etwas in ſeiner Art Gutes und Vollendetes zu einem beſſern Willen zu bringen. Goethen werde man ſeine Wahrheit, ſeine tiefe Natur nie verzeihen,(*) und ihm (Schillern)

(*) Wie der Neid Naturgaben nie verzeiht, — S. oben Seite 345 — und Neid iſt ja der Antheil des großen Haufens in allen Zeiten und Zonen.

wenn er hier von ſich reden dürfe, werde der ſtarke Gegenſatz ſeiner Natur gegen die Zeit und gegen die Maſſe das Publikum nie zum Freund machen können. Es ſey nur gut, daß dieß auch ſo gar nothwendig nicht ſey, um ihn in Thätigkeit zu ſetzen und zu erhalten. Goethen könne es vollends gleichgültig ſeyn und jetzt beſonders, da trotz alles Geſchwätzes,(*) der Geſchmack der Beſſern ganz offenbar eine ſolche Richtung nehme die zu der vollkommenſten Anerkennung ſeines Verdienſtes führen müßte.

Nr.228. S.233. Die Arbeit mit dem Almanach, mit deſſen Redaction und ſogar Spedition, war abgeworfen, und Schiller bedurfte eines neuen lebendigen Intereſſes. Er nahm zwar den Wallenſtein vor, ging aber noch immer daran herum, auf eine mächtige Hand wartend die ihn ganz hineinwerfe.

Nr.230. S.238. G. wünſchte gleichfalls ſehr daß der W. S'n. ergriffe; es würde ihm und dem deutſchen Theater recht wohl bekommen.

Nr.236. S.252. S. ſtudirt indeſſen die Quellen zu ſeinem W. und gewinnt in der Oeconomie des Stücks einige nicht unbedeutende Fortſchritte; allein jemehr er ſeine Idee über die Form des Stücks rectificirt, deſto ungeheurer erſcheint ihm die Maſſe die zu beherrſchen ſey, und wahrlich ohne einen gewiſſen kühnen Glauben an ſich ſelbſt würde er ſchwerlich fortfahren können.

Nr.238. S.256. Für G. war das Angenehmſte dieſe Beharrlichkeit S's. am W. und ſein Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung: denn nach dem tollen Wageſtück mit den Xenien

---

(*) Alſo Schiller giebt auch zu, was bisher von der Ungunſt, welche G's. Arbeiten im Publikum gefunden, bemerkt worden.

müßten ſie ſich blos großer und würdiger Kunſtwerke befleißigen und ihre poetiſche Natur, zu Beſchämung aller Gegner, in die Geſtalten des Edlen und Guten umwandeln.

S. ſieht nun ein, daß der W. ihm den ganzen Winter und wohl faſt den ganzen Sommer koſten könne, weil er den widerſpenſtigen Stoff zu behandeln habe, dem er nur durch ein heroiſches Ausharren etwas abgewinnen könne. Da ihm außerdem noch manche, ſelbſt die gemeinſten Mittel fehlen, wodurch man ſich das Leben der Menſchen näher bringt, aus ſeinem engen Daſeyn heraus und auf eine größere Bahn tritt; ſo müſſe er wie ein Thier, dem gewiſſe Organe fehlen, mit denen die er habe mehr thun lernen, und die Hände gleichſam mit den Füßen erſetzen. In der That verliere er darüber eine unſägliche Kraft und Zeit, daß er die Schranken ſeiner zufälligen Lage überwinde und ſich eigene Werkzeuge zubereite, um einen ſo fremden Gegenſtand, als ihm die lebendige und beſonders politiſche Welt iſt, zu ergreifen. Recht ungeduldig ſey er, mit ſeiner tragiſchen Fabel nur erſt ſo weit zu kommen, daß er ihrer Qualification zur Tragödie vollkommen gewiß ſey: denn wenn er es anders finde, ſo würde er zwar die Arbeit nicht ganz aufgeben, weil er immer ſchon ſoviel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatiſches Tableau daraus zu machen; aber er würde doch die Maltheſer noch vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfachern Organiſation entſchieden zur Tragödie qualificirt ſeyen. Nr.239. S.262.

Mit dem W. gehe es zwar ſehr langſam, weil er noch immer das Meiſte mit dem rohen Stoff zu thun habe, der noch nicht ganz beiſammen ſey, aber er fühle ſich ihm noch immer gewachſen, und in die Form habe er manchen hellen Nr.243. S.270.

beſtimmten Blick. „Was ich will und ſoll, auch was ich habe, iſt mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch blos darauf an, mit dem was ich in und vor mir habe das auszurichten was ich will und was ich ſoll.“ (*) In Rückſicht auf den Geiſt, in welchen er arbeitete, werde G. wahrſcheinlich mit ihm zufrieden ſeyn. Es wolle ihm ganz gut gelingen ſeinen Stoff außer ihm zu halten, und nur den Gegenſtand zu geben. Beinahe möchte er ſagen, das Süjet intereſſire ihn gar nicht, und er habe nie eine ſolche Kälte für ſeinen Gegenſtand mit einer ſolchen Wärme für die Arbeit in ſich vereinigt.

Was (aber) die dramatiſche Handlung, als die Hauptſache anbetrifft, ſo wolle ihm der wahrhaft undankbare und unpoetiſche Stoff freilich noch nicht ganz pariren; es ſeyen noch Lücken im Gange, und Manches wolle ſich gar nicht in die engen Gränzen einer Tragédien-Oeconomie hereinbegeben. (**)

Nr. 213, S. 272. Auch ſey das Proton Pſeudos in der Cataſtrophe, wodurch ſie für eine tragiſche Entwickelung ſo ungeſchickt iſt, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schickſal thue noch zu wenig, und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu ſeinem Unglück. S'n. tröſte hier aber einigermaßen

---

(*) Dieſen Gedanken drückt G. in einem Xenion ſo aus:

„Wenn Du haſt, das iſt wohl ſchön,
Doch Du mußt es auch verſtehn:
Können, das iſt große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.“ [IV. 361.]

womit man Br. an Z. Nr. 483 und Bd. XLIX. 40. 117. vergleiche.

(**) Dieſe machten Schillern ſein ganzes Leben hindurch zu ſchaffen und er hatte ſich kaum im Demetrius darein fügen gelernt. Die Urſachen entwickelt S's. Brief Nr. 812.

das Beiſpiel des Macbeth, wo das Schickſal ebenfalls weit weniger Schuld hat als der Menſch, daß er zu Grunde gehe.

Nr.253. S.296.f. Daß es mit dem W. ſo gehe, meint G., ſey in der Regel, und er habe umſomehr Hoffnung darauf, da W. ſich nun ſelbſt zu produciren anfange, und er freue ſich, den erſten Act nach dem neuen Jahre [1797] anzutreffen.

Nr.254. S.299. S's. Arbeit rücket mit lebhaftem Schritt weiter, da es ihm nicht möglich geweſen, ſo lange, wie er es anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die feſten Puncte einmal gegeben waren und er überhaupt nur einen ſichern Blick durch das Ganze bekommen, habe er ſich gehen laſſen, und ſo ſeyen, ohne daß ers eigentlich zur Abſicht hatte, viele Scenen im erſten Acte gleich ausgeführt. Seine Anſchauung werde mit jedem Tage lebendiger und Eins bringe das Andere herbei. Gegen den Dreikönigstag, denke er, ſolle der erſte Act, der auch bei weitem der längſte werde, ſo weit fertig ſeyn daß G. ihn leſen könne: denn ehe er ſich weiter hineinwage, möchte er gern wiſſen, ob es der gute Geiſt ſey der ihn leite. Ein böſer ſey es nicht, das wiſſe er wohl gewiß: aber es gebe ſoviele Stufen zwiſchen beiden. „Ich bin nach reifer Ueberlegung bei der lieben Proſa geblieben, die dieſem Stoff auch viel mehr zuſagt.“ —

1797.

Nr. 268. S. [illegible] Nun währt G's. Abweſenheit von Jena S'n. unbeſchreiblich lange. Wiewohl es ihm gar nicht am Umgang fehlte, habe es ihm doch gerade an der nöthigſten Stärke bei ſeinem Geſchäft gemangelt. G. möge doch ja kommen, ſobald er könne. Er habe zwar nicht viel geſammelt was mitzutheilen wäre, deſto begieriger aber und bedürftiger werde er alles aufnehmen, was er von G. hören könne. Unthätig ſey er gar nicht geweſen, wiewohl in dieſen drückenden düſtern Wintertagen Alles ſpäter reife und die rechte Geſtalt ſich ſchwerer finde. Indeſſen ſehe er doch ins Helle und ſein Stoff unterwerfe ſich ihm immer mehr. Die erſte Bedingung eines glücklichen Fortgangs ſeiner Arbeit ſey eine leichtere Luft und Bewegung; er ſey daher entſchloſſen mit der erſten Regung des Frühjahres den Ort zu verändern und ſich, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus, worin heizbare Zimmer ſind, auszuſuchen. Das ſey ihm jetzt ein dringendes Bedürfniß, und könne er dieſen Zweck zugleich mit einer größern und leichtern Communication mit G. vereinigen, ſo ſeyen vor der Hand ſeine Wünſche erfüllt.

G's. letzter Beſuch, ſo kurz er auch geweſen, habe eine Nr. 261.
gewiſſe Stagnation bei ihm gehoben und ſeinen Muth S. 8.
erhöht. G. habe ihn durch ſeine Beſchreibungen wieder in die Welt geführt, von der er ſich ganz abgetrennt fühlte. Beſonders aber freue ihn G's. lebhafte Neigung zu einer fortgeſetzten poetiſchen Thätigkeit. Ein neues ſchöneres Leben thue ſich dadurch vor G. auf; es werde ſich auch ihm, durch die Stimmung in die es G'n. verſetze, mittheilen und ihn erquicken. (*)

Mit der Arbeit am W. gehe es jetzt langſam, weil er Nr. 263.
gerade in der ſchwerſten Criſe ſey. Das ſehe er jetzt klar, S. 13.
daß er G'n. nicht eher Etwas zeigen könne, als bis er über Alles mit ſich ſelbſt im Reinen ſey. „Mit ihm ſelbſt könne G. ihn nicht einig machen, aber ſein Selbſt ſolle er ihm helfen mit dem Object übereinſtimmend zu machen. Was S. ihm alſo vorlege, müſſe ſchon ſein Ganzes ſeyn, nicht juſt ſein ganzes Stück, ſondern ſeine ganze Idee davon.“ Er beruft ſich dabei auf den radicalen Unterſchied ihrer Naturen, von dem oben ſchon die Rede war.

Da er nun gerade in der Criſe ſey und ſein Beſtes zu- Nr. 270.
ſammennehmen müſſe, um ſie gut zu überſtehen; ſo ſey es S. 32.
ihm lieb, daß die Urſache die G'n. abhalte nach Jena zu kommen, gerade dieſen Monat (Februar) treffe, wo er ſich am meiſten nöthig habe zu iſoliren.

Sein erſtes Geſchäft werde nun ſeyn, ehe er weiter fort- Nr. 292.
fahre, die poetiſche Fabel ſeines W. mit völliger Ausführ- S. 68.
lichkeit niederzuſchreiben. Nur auf dieſe Art könne er ſich

(*) Aehnliches erwiedert G., z. B. Nr. 367, S. 302; Nr. 399, 703 ꝛc. ſo daß alſo eine Wechſeleinwirkung auch von der gemüthlichen Seite ſtattfand.

verſichern, daß ſie ein fertiges Ganzes und daß Alles durchgängig beſtimmt ſey. So lange er ſie blos im Kopfe herumtrage, müſſe er fürchten, daß Lücken übrig bleiben: die ordentliche Erzählung zwinge zur Rechenſchaft. Dieſe detaillirte Erzählung lege er G'n. alsdann vor, ſo könnten ſie darüber communiciren.“

Nr. 321. S. 123. Dieſes iſt nun geſchehen, allein umſomehr hat er ſeit G's. Entfernung von Jena ſchon einen Vorſchmack der großen Einſamkeit in die ihn G's. völlige Abreiſe nach der Schweiz verſetzen werde. — „Die Entſcheidung, ob G. weiter gehe als dahin, ſey auch ihm wichtig, und er erwarte ſie mit Ungeduld. Jemehr Verhältniſſen er abgeſtorben ſey,(*) einen deſto größern Einfluß hätten die wenigen auf ſeinen Zuſtand, und den entſcheidenſten habe G's. lebendige Gegenwart. Die letzten vier Wochen hatten wieder Vieles in ihm bauen(**) und gründen helfen. G. gewöhne ihm immermehr die Tendenz ab (die in allem Practiſchen und beſonders im Poetiſchen eine Unart ſey) vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen(***) und führe ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Geſetzen fort.“

(*) Z. B. dem zu W. v. Humboldt, das S. als beſchloſſen anſieht [Nr. 298, S. 87. — Vergl. oben Bd. I, S. 114. —] Goethe, ihn beruhigend, ſchreibt: „Laſſen Sie uns, ſo lange wir beyſammen bleiben, auch unſere Zweyheit immer mehr in Einklang bringen, damit ſelbſt eine längere Entfernung unſerm Verhältniß Nichts anhaben könne.“ Nr. 309, S. 111.

(**) Daß S. ſich an G. „herausgebaut“ geſteht auch ſein Freund v. Humboldt. S. Zelter's Br. Nr. 504, S. 187. f.

(***) Denſelben Fehler rügt S. auch in der Kunſtkritik der jungen Philoſophen jener Zeit „von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit überzugehn.“ [Br. Nr. 807, S. 76. f.]

„Der Punct von dem G. auszugehen pflege ſey immer klein und enge, aber er führe ihn ins Weite und mache ihm dadurch in ſeiner Natur wohl, anſtatt daß Er auf dem andern Wege, dem er, ſich ſelbſt überlaſſen, ſo gerne folge, immer vom Weiten ins Enge komme und das unangenehme Gefühl habe, ſich am Ende ärmer zu ſehen als am Anfange.“

Nr. 321. S. 127. G. giebt zu: „daß ſie in den letzten vier Wochen theoretiſch und practiſch wirklich wieder ſchöne Fortſchritte gethan, und wenn *ſeine* Natur die Wirkung habe, die Schiller'ſche *ins Begränzte* zu ziehen; ſo habe G. durch S. den Vortheil, daß er auch wohl manchmal über ſeine Gränze hinausgezogen werde, [Nr. 184] wenigſtens daß er ſich nicht ſo lange auf einem ſo engen Flecke herumtummle. (*) Komme nun der alte Meiſter *H. Meyer* noch dazu, der die Reichthümer einer fremden Kunſt ihm zum beſten gebe, ſo ſolle es wohl an guten Wirkungen nicht fehlen.“

Nr. 337. S. 165. Vor G's. Abreiſe nach der Schweiz ſtattet S. ihm noch einen achttägigen Beſuch in Weimar ab, deſſen günſtigen Einfluß auf ſich G. in einem nochmaligen Lebewohl anerkennt indem er geſtebt: „S. hätte ihn zum Abſchiede nichts Erfreulicheres und Heilſameres geben können, als ſeinen Aufenthalt der letzten acht Tage. Er glaube ſich nicht zu täuſchen, wenn er dießmal ihr Zuſammenſeyn wieder für ſehr fruchtbar halte: es habe ſich ſo Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß er mit mehr Zufriedenheit abreiſe indem er unterwegs recht thätig zu ſeyn

---

(*) Sein *Stocken* und *Schleichen*, *Hocken* und *Kleben*, nennt er es oben Seite 210, 205, 208; *Dunkelheit* und *Zaudern* Seite 368, desgl. *Feſtſetzen* und *Feſthalten*, Br. Nr. 367, S. 302.

hoffe, und bei seiner Rückkehr S's Theilnehmung wieder entgegensehe. Wenn sie so es fortsetzten verschiedene Arbeiten gleichzeitig durchzuführen und, indem sie die größeren sachte fortleiteten, sich durch kleinere immer aufzumuntern und zu unterhalten, so könne noch Manches zu Stande kommen."

Nr. 338, S. 166. Und S. entgegnet: „Er könne nie von G. gehen, ohne daß etwas in ihm gepflanzt worden wäre, und es freue ihn, wenn er für das Viele was G. ihm gebe, ihn und seinen innern Reichthum in Bewegung setzen könne."

„Ein solches auf wechselseitige Perfectibilität gebautes Verhältniß müsse immer frisch und lebendig bleiben, und gerade destomehr an Mannigfaltigkeit gewinnen, je harmonischer es werde, und jemehr die Entgegensetzung sich verliere, welche bei so vielen Andern allein die Einförmigkeit verhindert.(*) Er dürfe hoffen, daß sie sich nach und nach in allem verstehen werden wovon sich Rechenschaft geben läßt, und in demjenigen was seiner Natur nach nicht begriffen werden kann, sie sich durch die Empfindung werden nahe bleiben."

(*) „Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andern so weit ausreichen als die Natur uns erlaubt hat," womit G. schon früher [Nr. 137, S. 290.] in seiner anmuthigen Gleich[illegible] [illegible], wenn er sich und Lavater, die in ihren Gesinnungen [illegible] Gedanken und Imaginationen so weit aus einander gehen, „mit zwei [illegible] vergleicht, die mit den [illegible] aneinander lehnend nach ganz verschiedenen Zielen fließen." [Br. an Lavater Nr. 75, S. 94.]

Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm! ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher getrieben. Manchmahl ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreiſſen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren, nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.“

„Geſtern Abends mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß ſey übergetreten, alle Bäche geſchwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überſchwemmt! Nachts nach Eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende

„Die ſchönſte und die fruchtbarſte Art, wie Er ihre wechſelſeitigen Mittheilungen benutze und ſich zu eigen mache, ſey immer dieſe, daß er ſie unmittelbar auf die gegenwärtige Beſchäftigung anwende und gleich productiv gebrauche; und wie G. in der Einleitung zum Laocoon ſage: „daß in einem einzelnen Kunſtwerke die Kunſt ganz liege;“ ſo glaube er, müſſe man das Allgemeine in der Kunſt wieder in den beſonderſten Fall verwandeln, wenn die Realität der Idee ſich bewähren ſolle. Und ſo hoffe er, ſein **Wallenſtein,** und was er künftig von Bedeutung hervorbringen mag, ſolle das ganze Syſtem desjenigen was bei ihrem Commercio in ſeine Natur habe übergehen können, in Concreto zeigen und enthalten.“ Nr. 338. S. 167

„Das Verlangen nach dieſer Arbeit rege ſich wieder ſtark in ihm: denn es ſey hier ſchon ein beſtimmteres Object, was den Kräften ihre Thätigkeit anweiſe, und jeder Schritt ſey hier ſchon bedeutender, ſtatt daß er bei neuen rohen Stoffen ſo oft leer greifen mußte.“ Nr. 338. S. 167

„Die Nachrichten von G. würden in die einfache Exiſtenz, auf die er jetzt eingeſchränkt ſey, einen fruchtbaren Wechſel bringen, und außer dem Neuen was G. ihm zuführe, auch das Alte was unter ihnen verabredet worden, wieder in ihm lebendig machen.“

Eine der wichtigſten Einwirkungen des Goethe'ſchen Geiſtes auf Schiller's Dichtungen möchte wohl in deſſen Ballade: „Die Kraniche des Ibycus“ anzuerkennen ſeyn, wenigſtens iſt es eine die ſich im Detail nachweiſen läßt, und verdient daher nähere Betrachtung. G. hatte

dieſen Stoff ſelbſt bearbeiten wollen und ihn wahrſcheinlich
Nr.350, nur aus Freundſchaft Schillern abgetreten. Dieſer fand,
S.214. bei näherer Beſichtigung deſſelben, mehr Schwierigkeiten als er Anfangs erwartete. Bevor er noch die lezte Hand an das Gedicht legte, ſendete er es G'n. zu, um von deſſen Erinnerungen Gebrauch machen zu können, mit dem Wunſche, in den weſentlichen Puncten ihm zu begegnen.

Nr.351, G. findet das Gedicht ſehr gut gerathen: den Uebergang
S.217. zum Theater ſehr ſchön, den Chor der Eumeniden am rechten Platze. „Da dieſe Wendung einmal erfunden ſey,(*) ſo könne die ganze Fabel nicht ohne dieſelben beſtehen, und Er würde, wenn er an ſeine Bearbeitung noch denken möchte, dieſen Chor gleichfalls aufnehmen müſſen.“

Nr.352. Nun aber fügt er noch einige Bemerkungen hinzu, aus
S.221. denen erhellt, daß dem Gedicht in der Geſtalt in welcher S. es ihm überſchickte, noch gar Viel an der Vollendung abging, die es jezt, nach Benutzung derſelben, erhalten hat. Nach
Nr.351, G's. Rath ſollten der Kraniche, als Zugvögel, ein ganzer
S.217. Schwarm ſeyn, und ſowohl über den Ibycus als über das Theater wegfliegen. Sie kommen als Naturphänomen und ſtellen ſich ſo neben die Sonne und andre regelmäßige Erſcheinungen. Auch werde das Wunderbare dadurch weggenommen, daß es nicht eben dieſelben zu ſeyn brauchten, vielleicht nur eine Abtheilung des großen wandernden Heeres, und das Zufällige mache eigentlich das Ahnungsvolle und

---

(*) Wahrſcheinlich auf eine Veranlaſſung von Schütz oder von Humboldt, welche Schillern mit dem herrlichen Chorgeſang der Eumeniden des Aeſchylus möchten bekannt gemacht haben. Daß Schiller ihn wenigſtens benutzt, lehrt eine Vergleichung mit Schützens Ueberſetzung in den Noten zu ſeiner Ausgabe des Aeſchylus.

Sonderbare in der Geſchichte. Da S'n. die Mitte ſo ſehr gelungen ſey, ſo wünſchte G. daß er auch noch an die Expoſition einige Verſe wenden möchte. „Meo voto, ſetzt er nachſchriftlich hinzu: würden die Kraniche ſchon von dem wandernden Ibycus erblickt. Sich, als Reiſenden, vergliche er mit den reiſenden Vögeln, ſich als Gaſt, mit den Gäſten, zöge daraus eine gute Vorbedeutung, und riefe, alsdann unter den Händen der Mörder, die ſchon bekannten Kraniche, ſeine Reiſegefährten als Zeugen an; ja wenn man es vortheilhaft fände, ſo könnte er dieſe Züge ſchon bei der Schiffahrt geſehen haben." Nr. 352. S. 222.

Nach dem 14ten Verſe, wo die Erinnyen ſich zurückgezogen haben, würde G. noch einen Vers einrücken, um die Gemüthsſtimmung des Volks, in welche der Inhalt des Chors ſie verſetzt, darzuſtellen, und von der ernſten Betrachtung der Guten zu der gleichzeitigen Zerſtreuung der Ruchloſen übergehen, und dann den Mörder zwar dumm, roh und laut, aber doch nur dem Kreiſe der Nachbarn vernehmlich, ſeine gaffende Bemerkung ausſprechen laſſen. Daraus entſtünden zwiſchen ihm und den nächſten Zuſchauern Händel, dadurch würde das Volk aufmerkſam u. ſ. w. Auf dieſem Wege, ſowie durch den Zug der Kraniche, würde Alles ganz ins Natürliche geſpielt und die Empfindung erhöht, da jetzt der 15te Vers zu laut und zu bedeutend anfange, und man faſt etwas Anderes erwarte.

S. würde ſehn, daß es ihm darum zu thun ſey aus dieſen Kranichen ein langes und breites Phänomen zu machen, welches ſich wieder mit dem langen verſtrickenden Faden der Eumeniden gut verbinden würde.

Nr. 354. S. dankt nun herzlich für alles was G. über den
S. 285 f. Ibycus ſage; und was er von ſeinen Winken befolgen könne, ſolle gewiß geſchehen. „Es ſey ihm bei dieſer Gelegenheit wieder recht fühlbar geworden, was eine lebendige Erkenntniß auch bei dem Erfinden ſoviel thue. Ihm ſeyen die Kraniche nur aus wenigen Gleichniſſen zu denen ſie Gelegenheit gegeben, bekannt, und dieſer Mangel einer lebendigen Anſchauung ließ ihn hier den ſchönen Gebrauch überſehen, der ſich von dieſem Naturphänomen machen läßt."

So hatte er auch keinen Waſſerfall, keinen Strudel, keinen Eiſenhammer noch andre große Gegenſtände der Natur und Kunſt geſehen, und G. erſcheint in der ausdrücklichen Belobung, die er ſeinem Freunde über die gelungene Schilderung derſelben im Taucher, im Gang nach dem Eiſenhammer u. ſ. w. mit Freuden ausſtellt, als ein feinfühlender Freund, der wohl empfand daß gerade in dem anerkannten Gelingen deſſen, was wir nicht ex professo zu leiſten vermögen, das Angenehmſte für uns liege, indem es uns mit dem Beſitz einer verborgenen genialen Eigenſchaft wie mit einem Glücksfall überraſcht.

Dieſer gefühlte Mangel an lebendiger Anſchauung macht es aber auch begreiflich, wie S. mit einer Art von Leidenſchaft ſich nach Mittheilungen von Goethe ſehnt, wie begierig er iſt, ſich von Natur, Kunſt, Leben und Weltereigniſſen durch ihn näher zu unterrichten, ſodaß er zuletzt auch einen mitbeobachtenden Antheil an G's. morphologiſchen und chromatiſchen Studien nehmen kann und wirklich nimmt, wodurch ſich ſeine theoretiſch philoſophiſche Beiſteuer in der

Behandlung derſelben wieder ausgleicht. Wahrer Nutzen und Genuß ſey wechſelſeitig, erklärte G. gleich im Anfange ihres Verhältniſſes und die Fortſetzung konnte es nur mit Thatſachen belegen.

S. benutzt nun auch wirklich was er nach ſeiner Art benutzen kann. Die Expoſition iſt nicht mehr ſo dürftig, der Held der Ballade intereſſirt mehr, die Kraniche füllen die Einbildungskraft mehr und bemächtigen ſich der Aufmerkſamkeit genug, um bei ihrer letzten Erſcheinung durch das Vorhergehende nicht in Vergeſſenheit gebracht zu ſeyn. Nur mit dem Uebergang zu dem Ausrufe des Mörders weiß er nicht wie er es anders machen ſoll, und ſetzt ſeine Anſicht mit Gründen auseinander. Nr.359. S.261.f.

Bei nochmaliger Ueberſendung der Ballade wünſcht er daß ſie in dieſer letzten Geſtalt G'n. Genüge thun möge. „Gewonnen hätte ſie unſtreitig durch die Idee die ihm G. zur Expoſition gegeben, und eine neue Strophe, an die Furien gewendet, gebe nun die genauere Bezeichnung die anfänglich noch gefehlt habe." Nr.362. S.272.

G. freut ſich daß durch ſeinen Rath der Anfang eine größere Breite gewinnt. „Es ſey die Idee, worauf er eigentlich ſeine Ausführung bauen wollte. [Nr. 352.] Wegen des Schluſſes werde Schiller denn wohl auch Recht behalten." „Der Künſtler muß ſelbſt am beſten wiſſen, in wiefern er ſich fremder Vorſchläge bedienen könne." (*) — Nr.363. S.277.f.

(*) Schillern durfte es alſo nicht befremden, wenn von ſeinen Vorſchlägen im W. Meiſter G. nicht allen Gebrauch machen konnte, den er ihm zumuthete. Hanc veniam petimusque damusque vicissim!

Nr. 365 S. 27[illegible]. Nachdem Schiller den Almanach von 1797 hinter ſich hat, kann er ſich wieder zu dem **Wallenſtein** wenden. Indem er die fertig gemachten Scenen wieder anſieht, iſt er im Ganzen zwar wohl mit ſich zufrieden, nur glaubt er einige Trockenheit darin zu finden, die er ſich aber ganz wohl erklären und auch wegzuräumen hoffen könne. Sie entſtand aus einer gewiſſen Furcht, in ſeine ehemalige rhetoriſche Manier zu fallen, und aus einem zu ängſtlichen Beſtreben dem Object recht nahe zu bleiben. „Nun ſey aber das Object ſchon an ſich ſelbſt etwas trocken und bedürfe mehr als irgend eines der practiſchen Liberalität;(*) es ſey daher hier nöthiger als anderswo, wenn beide Abwege, das Proſaiſche und das Rhetoriſche, gleich ſorgfältig vermieden werden ſollen, eine recht reine poetiſche Stimmung zu erwarten. Er ſehe zwar noch eine ungeheure Arbeit vor ſich, aber ſoviel wiſſe er, daß es keine faux-frais ſeyn würden: denn das Ganze ſey poetiſch organiſirt, und er dürfe wohl ſagen, der Stoff in eine reine tragiſche Fabel verwandelt ꝛc.“ —

Nr. 36[illegible]. S. 2[illegible]. „Zugleich ſey es ihm gelungen, die Handlung gleich vom Anfang in eine ſolche Präcipitation und Neigung zu bringen, daß ſie in ſtätiger und beſchleunigter Bewegung zu ihrem Ende eilt.“

Nr. 36[illegible], S. 2[illegible]1. Nun fragt er an: Wie es mit G's. Entwickelung antiker Bildhauerwerke ſtehe, davon der **Laocoon** der Anfang ſey. „Er habe dieſen neuerdings wieder mit der höchſten Befriedigung geleſen, und könne gar nicht genug ſagen, auf

---

(*) „Ich bin Ihrer Meinung — ſchreibt G. — daß man nur deswegen ſo ſtreng die beiden Gattungen, des Epiſchen und Dramatiſchen, ſondern müſſe, um ſich nachher durch Aufnahme fremdartiger Theile wieder etwas erlauben zu können.“ (Nr. 397.)

wieviele bedeutende fruchtbare Ideen, die Organiſation äſthetiſcher Werke betreffend, er leite.“

G. hatte ihn wegen ſeines Tauchers belobt und beſonders die Beſchreibung des Strudels höchſt naturwahr befun-
den. [Nr. 364.] S'n. freut es nicht wenig, daß ſie mit Nr.366.
dem Phänomen übereinſtimme. „Er habe dieſe Natur nir- S.293.
gends als etwa bei einer Mühle ſtudiren können; aber weil er Homer's Beſchreibung von der Charybde genau ſtudirt, habe ihn dieſes vielleicht bei der Natur erhalten. Vielleicht führe G'n. ſeine Reiſe auch an einem Eiſenhammer vorbei, und Er könne ihm ſagen, ob er dieſes kleine Phänomen richtig dargeſtellt habe.“ Auch dieſes Gedicht belobt G. [Nr. 373.]

G. hatte alle Urſache mit ſeiner Schweizerreiſe zufrieden Nr.367.
zu ſeyn. Bei der Leichtigkeit die Gegenſtände aufzunehmen, S.298.
war er reich geworden ohne beladen zu ſeyn; der Stoff incommodirte ihn nicht, dieweil er ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten wußte, und er fühlte mehr Freiheit als jemals mannigfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für ſich oder Andere darzuſtellen.

Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard bis zu den herrlichen Kunſtwerken die Meyer aus Italien mitgebracht hatte, führte ſie ein labyrinthiſcher Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von intereſſanten Gegenſtänden, welche dieſes ſonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anſchauen die naturhiſtoriſchen, geographiſchen, oeconomiſchen und politiſchen Verhältniſſe zu vergegenwärtigen, und ſich dann durch eine alte Chronik die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch ſonſt manchen Aufſatz der arbeitſamen Schweizer zu nutzen, gab ihm, beſonders bei der Umſchriebenheit der helvetiſchen Exiſtenz, eine ſehr angenehme Unterhaltung, und die Ueberſicht ſowohl des Ganzen als die Einſicht in das Einzelne wurde beſonders dadurch ſehr beſchleunigt, daß Meyer, hier zu Hauſe, mit ſeinem richtigen und ſcharfen Blick ſchon ſo lange die Verhältniſſe kannte und ſie in ſeinem treuen Gedächtniſſe bewahrte.

Nr. 367. S. 299. So hatten ſie denn in kurzer Zeit mehr zuſammengebracht, als G. ſich vorſtellen konnte, und es war nur Schade, daß ſie, um einen Monat dem Winter zu nahe, nicht noch durch eine Tour von vier Wochen ſich mit dieſem ſonderbaren Lande weiter bekannt machen konnten. „Was aber werde S. nun dazu ſagen, fragt G. wenn er ihm vertraue,(*) daß zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen, ſich auch ein poetiſcher hervorgethan habe, der ihm viel Zutrauen einflöße."

Nr. 367. S. 300. „Er ſey faſt überzeugt, daß die Fabel vom Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es ihm, wie er vorhabe, gelinge,(**) der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte; anſtatt daß man ſonſt,

---

(*) Wie Goethe mittheilend war, ſo bethätigt er auch hier wieder ſein beliebtes Sprichwort vom „evangeliſchen Groſchen," d. h. von der Frau im Evangelio, die ſich des gefundenen Groſchens mit ihrer Nachbarin freut, wie wir eben bereits [Nr. 282.] einen ganz ähnlichen Fall gehabt haben. Ueber manches ſolcher gefundenen Groſchen hat er ſeine Freude getheilt mit denen die ihm näher ſtanden! Gutmüthig wie er war, und Freund und Feind eingeſtehen,(†) ſollten ihn zu verunglimpfen, wie geſchehen iſt und noch geſchieht, die Deutſchen ſich ſchämen, wenn ſie nicht etwas von der Natur derer angenommen, die ſich eben nicht ſchämen und nicht [illegible].

(†) S. oben S. [illegible] 171. Note (**) u. Bd. I. S. 227.

(**) [illegible] und bona verba! Vergl. oben Bd. I. S. 212. Zeile 2 u. 3 von oben u. Note (*).

um Etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr.“

„Das beſchränkte höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe er ſich wieder recht genau vergegenwärtigt, wie er auch die Charactere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſogut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es komme nun auf gut Glück an, ob aus dieſer Unternehmung Etwas werden könne.“

Höchſt erfreut ſchreibt S.: „Gottlob daß ich wieder Nr. 372. S. 315.
Nachricht von Ihnen habe! Dieſe drei Wochen, daß Sie in den Gebirgen, abgeſchnitten von uns, herumzogen, ſind mir lang geworden, deſto mehr erfreute mich Ihr lieber Brief und alles was er enthielt. Die Idee von dem Wilhelm Tell iſt ſehr glücklich, und — genau überlegt — können Sie, nach dem Meiſter und nach dem Herrmann, nur einen ſolchen, völlig local-characteriſtiſchen Stoff, mit der gehörigen Originalität Ihres Geiſtes und der Friſchheit der Stimmung behandeln.“ (*)

Nun fährt er fort das Intereſſe, das aus der ſtreng umſchriebenen Localität und einer gewiſſen hiſtoriſchen Gebundenheit entſtehe, als das vielleicht Einzige was G. ſich durch die beiden vorhergegangenen Werke, den Meiſter und den Herrmann, nicht weggenommen habe, vorzuempfin-

---

(*) Das ganze Manöver S's. erinnert — *mutatis mutandis* — an die Fabel vom Fuchs und vom Raben, dem jener den gewonnenen Käſe abſchmeichelt. S. geht hier und weiterhin G'n. ſo lange um den Mund, bis G. durch das ſich Ausſprechen über einen Gegenſtand das Intereſſe daran verliert und ihn fallen läßt. Und ſo war G. eigentlich recht dazu geeignet, um von Andern bei Lebzeiten beerbt und ausgeplündert zu werden, wie ihm S. verſichert, Nr. 846, S. 157.

den und in ſeiner philoſophiſchen Sprache auseinanderzuſetzen, und wünſcht, auch dieſes Gedichts wegen, bald wieder mit G. vereinigt zu ſeyn, der ſich vielleicht jetzt eher gewöhnen würde mit ihm darüber zu ſprechen, da die Einheit und Reinheit ſeines Herrmanns durch G's. Mittheilungen an ihn, während der Arbeit, ſo gar nicht geſtört werden ſey; und er geſtehe, daß er nichts auf der Welt wiſſe wobei er mehr gelernt hätte, als jene Communicationen, die ihn recht ins Innere der Kunſt hineinführten."

Nr. 372. Der Almanach des Jahres 1797 iſt beſeitigt, der Herbſt
S. 318. iſt eingetreten und mit ihm Schiller, wie er vorausſagte, wieder an ſeinen Wallenſtein gegangen, der ihn nicht nur dieſes, ſondern auch das ganze folgende Jahr beſchäftigen und ebenſo G's. Theilnahme durch Gutachten, Rath und That bei der Aufführung in vielfachen Anſpruch nehmen
Nr. 373. ſollte. G. wünſcht Glück und hofft daß bei ſeiner Ankunft
S. 320. ein Theil ſchon ſichtbar ſeyn möge.

Nr. 375. S'n. iſt es nun ſo angenehm, wieder leicht und ſchnell
S. 322. mit G. communiciren zu können. „Was er an Sachen, Ideen mitgebracht, verſpricht ihm einen unterhaltungsreichen unterrichtenden Winter, und doppelt froh ſey er, daß er einen Theil deſſelben in G's. Nähe zubringen werde." S. wollte nämlich, um das Theater näher kennen zu lernen und für ſeine dramatiſchen Arbeiten zu nutzen, wie ihm G. ſchon mehrmals und zuletzt auch der Herzog angerathen hatte, den Winter in Weimar zubringen.

Nr. 377. Wie eifrig aber auch S. arbeitet, ſo geht es doch lang-
S. 327. ſam, weil der viele und ungeſtaltete Stoff ihm zu ſchaffen macht. Bei ſeinem jetzigen Geſchäft, die proſaiſche Sprache

de See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervor trat, und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Widerſcheine rollte und klang; da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach, mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen, wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O, Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn darum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreiſſen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmahl dieſe Wonne zu Theil?“ —

„Und wie ich wehmüthig hinab ſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruhet, auf einem heiſſen Spatziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte, Wilhelm! Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reiſſenden Strome unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit letzter Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wieſen und in eine poetiſch-rhythmiſche zu verwandeln, überzeugt er ſich wie genau in der Poeſie Stoff und Form zuſammenhangen. Er befindet ſich nun in einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher, ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann er nicht mehr brauchen, ſie waren bloß gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſeyn ſcheine; der Vers aber fordere ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo muß er in mehrern Motiven poetiſcher werden.“

„Man ſolle wirklich alles was ſich über das Gemeine erheben muß in Verſen, wenigſtens anfänglich, concipiren: denn das Platte komme nirgends ſo ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgeſprochen werde.“

G. iſt nicht allein ſeiner Meinung, ſondern geht noch Nr.379. S.332.f.
weiter. „Alles Poetiſche ſollte rhythmiſch behandelt werden! dieß ſey ſeine Ueberzeugung, und daß man nachundnach eine poetiſche Proſa einführen konnte, zeigt nur daß man den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie gänzlich aus den Augen verlor. — Alle dramatiſchen Arbeiten, und vielleicht Luſtſpiel und Farce überhaupt, ſollten rhythmiſch ſeyn und man würde alsdann eher ſehen, wer was machen kann. Jetzt aber bleibe dem Theaterdichter weiter Nichts übrig, als ſich zu accommodiren, und in dieſem Sinne habe man es Schillern nicht verargen können, wenn er ſeinen Wallenſtein in Proſa ſchreiben wollte. Sehe er ihn aber als ein ſelbſtſtändiges Werk an, ſo müſſe er nothwendig rhythmiſch werden.“ —

Nun wünſcht er ſehr zu hören, wie der rhythmiſche Nr.380. S.337.
Wallenſtein gedeihe. Dieſer ſchwillt aber ſo an, daß S. es Nr.383. S.342.
ſelbſt zu arg findet, „da die Jamben, obgleich den Ausdruck

verkürzend, eine poetiſche Gemüthlichkeit unterhalten die einen ins Breite treibe. G. werde beurtheilen ob er kürzer ſeyn ſolle und könne. Sein erſter Act ſey ſo groß, daß er die drei erſten Acte von G's. Iphigenie hineinlegen könne, ohne ihn ganz auszufüllen. Die hintern Acte ſeyn freilich kürzer. Die Expoſition verlange Extenſität, ſowie die fortſchreitende Handlung von ſelbſt auf Intenſität leite. Es komme ihm vor, als habe ein gewiſſer epiſcher Geiſt ihn angewandelt, der aus der Macht von G's. unmittelbaren Einwirkungen zu erklären ſeyn möge;(*) doch glaube er nicht daß er dem Dramatiſchen ſchade, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dieſem proſaiſchen Stoff eine poetiſche Natur zu geben.“

Nr. 383. S. 344. S. iſt wiederum ſehr neugierig auf G's. mit Meyern erbeutete Kunſtſchätze, die ihm und G'n. zu ſpecificirteren Urtheilen über die Kunſt, die ihm ſo ſehr Bedürfniß ſind, Anlaß geben würden.

Nr. 384. S. 345. G. erwiedert, daß es für ſie Beide ſowohl practiſch als theoretiſch von der größten Bedeutung ſey, was es noch für einen Ausgang mit dem Wallenſtein nehme, und giebt ihm zu erwägen: ob nicht der Gegenſtand ihn am Ende noch gar nöthige einen Cyclus von Stücken aufzuſtellen. — Daß der Rhythmus in die Breite locke, ſey ganz natürlich: denn jede poetiſche Stimmung mag ſich's und Andern gern bequem und behaglich machen. — Er verlange etwas über

---

(*) „Ich laſſe meine Perſonen Viel ſprechen, ſich mit einer gewiſſen Breite herauslaſſen; Sie haben mir darüber Nichts geſagt und ſcheinen es nicht zu tadeln. Ja Ihr eigener usus, ſowohl im Drama als im Epiſchen, ſpricht mir dafür ꝛc.“ ſchreibt er in Nr. 188, S. 273; und doch hatte er G'n. darüber getadelt Nr. 396, S. 391.

den Vorſchlag zu hören. Was ihn betreffe, ſo ſey die Maſſe von Gegenſtänden die Er aufgenommen ſehr groß, und das Intereſſe am Aufſchreiben und Ausarbeiten zuletzt durch den Umgang mit Meyer ſehr geſchwächt worden. „Sobald ich eine Sache einmal durchgeſprochen habe, iſt ſie auf eine ganze Zeit für mich wie abgethan.“ (*)

Aus jenem Vorſatz S's., den Winter in Weimar zuzubringen, wurde jedoch Nichts, weil er nach reiflicher Ueberlegung fand, daß er ſeiner ſchwankenden Geſundheit wegen beſſer thue, die zwei ärgſten Wintermonate, Januar und Februar, die ohnedem für ſeine Arbeiten entſcheidend ſeyen, noch in Jena zu bleiben. Nr. 385. S. 347.

Bei dieſer Ueberzeugung S's. war das Aufſchieben ſeines Vorſatzes G'n. umſo lieber, da er ſich genöthigt ſah, um zu Faſſung und Sammlung zu gelangen, nach dem neuen Jahre nach Jena zu gehen, und es ihm ſonderbar erſcheinen müßte, wenn er S'n. dort nicht anträfe, und, mit ſich ſelbſt zwieſpältig, ihn in Weimar hätte müſſen zurücklaſſen. Er räth ihm alſo nur, ſich an den **Wallenſtein** zu halten; Er werde wohl an den **Fauſt** gehen, um dieſen **Tragelaphen** (**) Nr. 386. S. 349.

(*) Nun iſt es doch wohl begreiflich, daß wenn S. **Goethen** veranlaßt eine Sache mit ihm durchzuſprechen, G. ſobald nicht, vielleicht gar nicht, wieder daran kommt ſie vorzunehmen und auszuarbeiten, und daß er alſo Urſache gehabt hätte aus ſeinem **Jagdgedicht**, aus der **Achilleis**, aus dem **Tell** und aus anderem Mehr ebenſo ein Geheimniß zu machen wie aus der **Eugenie**. [XXXI. S. 92, 93.]

(**) Mit dieſem aus dem Griechiſchen τραγέλαφος entlehnten Ausdruck, der wörtlich **Bockhirſch** lautet und ein fabelhaftes Thier bezeichnet, aber ſchon von Platon und Ariſtoteles figürlich für jedes chimariſche Phantaſiegebilde gebraucht wird, liebte auch G. jede wunderliche Compoſition eines Künſtlers oder Dichters zu benennen; daher er nicht nur ſeinen **Fauſt**, als „eine **barbariſche** Compoſition“ von heterogenen Elementen [Nr. 326.] ſo nennt, ſondern auch J. **Paul Richter**'s Hesperus. [Nr. 72, 74, 77.]

los zu werden — und, wie man hinzudenken darf: „an etwas Anderes zu geben.“ [Vergl. oben Seite 275; u. Note (*) und Note (**).]

Nr.387. S.352. S. hält ſich nun wohl an den W. ſo ſehr als er kann, allein das pathologiſche Intereſſe der Natur an einer ſolchen Dichterarbeit hat viel Angreifendes für ihn, da ein lebhafter Antheil ihn ſchneller erſchöpft und in Unordnung bringt. Dieß hält ihn erſtaunlich auf, dennoch hofft er den W. noch im nächſten Sommer in Weimar ſpielen zu ſehen, und im nächſten Herbſt tief in ſeinen Maltheſern zu ſitzen. Dieſe beſchäftigten ihn zuweilen wenn er von der Arbeit ausruhe.

Nr.388. S.355. Die Nachricht daß S. dieſen Winter nicht nach Weimar kommen würde, hatte die Schauſpieler ſehr betrübt, die ſich vorgeſetzt hatten, ſich vor S'n. Ehre zu machen, und G. vertröſtete ſie mit der Hoffnung aufs Frühjahr.

Ein ſolcher neuer Anſtoß — ſchreibt G. — ſey dem Theater ſehr nöthig, und Er könne ihn gewiſſermaßen ſelbſt nicht geben. „Zwiſchen dem der zu befehlen hat und dem der einem ſolchen Inſtitute eine äſthetiſche Lei-
Nr.388. S.355.f. tung geben ſoll, iſt ein gar zu großer Unterſchied.“ Dieſer ſoll aufs Gemüth wirken und muß alſo Gemüth auch zeigen; jener muß ſich verſchließen, um die politiſche und oeconomiſche Form zuſammenzuhalten. Ob es möglich ſey, freie Wechſelwirkung und mechaniſche Cauſalität zu verbinden, wiſſe er nicht: ihm wenigſtens habe das Kunſtſtück noch nicht gelingen wollen. (*)

(*) Schillern gelang es auch nicht. „Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben: denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt Nichts auszurichten; es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe ꝛc.“ ſchreibt er nach

„Das pathologiſche Intereſſe bei der Arbeit betreffend, ſo geſtehe er, daß ohne ein ſolches lebhaftes auch ihm niemals irgend eine tragiſche Situation zu bearbeiten gelungen ſey, und er ſie daher lieber vermieden als aufgeſucht habe. Er kenne ſich zwar nicht ſelbſt genug, um zu wiſſen, ob er eine wahre Tragödie zu ſchreiben vermöge; erſchrecke aber bloß vor dem Unternehmen, und ſey beinah überzeugt, daß er ſich durch den bloßen Verſuch zerſtören könne." (*) —

S. iſt nun an den Liebesſcenen im zweiten Act des W. Nr. 389. S. 360.
und kann nicht ohne Herzensbeklemmung an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks denken. (**) Die Einrichtung des Ganzen erfordere, daß ſich die Liebe nicht ſowohl durch Handlung als vielmehr durch ihr ruhiges Beſtehen auf ſich und ihre Freiheit von allen Zwecken der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke ſey, entgegenſetzt und dadurch einen gewiſſen menſchlichen Kreis vollendet. In dieſer Eigenſchaft

---

einer kurzen Allein-Regie während G's. Abweſenheit. [Nr. 788.] Dann ſchreckte ihn auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben, davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet.

Das Alles und noch Mehr hatte doch G. ſoviele Jahre hindurch ausgehalten und ausgeſtanden! und „noch keinen Dank dazu," weder bei Mit- noch Nachwelt: denn beide verläugnen oder verkleinern ſein Verdienſt um das Weimariſche Theater, beſonders die Shakspearomanen.

(*) „Ich bin nicht zum tragiſchen Dichter geboren, da meine Natur conciliant iſt; daher kann der rein tragiſche Fall mich nicht intereſſiren, welcher eigentlich von Haus aus unverſöhnlich ſeyn muß ꝛc." ſchreibt er an Zelter [Nr. 826, d. 31. Octbr. 1831.] wenige Monate vor ſeinem Tode, wo er „nicht mehr Zeit übrig hatte, um aufrichtig zu ſeyn."

(**) Sehr begreiflich, da S., wie er ſagt, ſeine Perſonen gern viel ſprechen läßt, und ſich überhaupt gegen die Forderung dramatiſcher Concentration ſehr obſtinat erweiſt. [Nr. 812.] Vergl. Note (**) zu Seite 429.

ſey ſie aber nicht theatraliſch, wenigſtens nicht in dem Sinne der bei unſeren Darſtellungsmitteln und bei unſerem Publicum ſich ausführen laſſe. Er müſſe alſo, um die poetiſche Freiheit zu behalten, ſo lange jeden Gedanken an die Ausführung verbannen. Unterdeſſen bittet er doch um gelegentliche Mittheilung des ſämmtlichen weimariſchen Schauſpielerperſonals.

Nr.390. S.364. Eine Schilderung der Fähigkeiten derſelben will ihm aber G. nächſtens ſelbſt machen, beſonders im Bezug auf ſein Stück, deſſen Bedürfniſſe er doch im Allgemeinen kenne.

Nr.391. S.366. Nun wünſcht S. daß unter den vielen Schriftſtellern die keine andre als compilatoriſche Arbeit treiben können, einer darauf verfiele in alten Büchern nach poetiſchen Stoffen auszugehen, und dabei einen gewiſſen Tact hätte das **Punctum saliens** an einer an ſich unſcheinbaren Geſchichte zu entdecken. Ihm kämen ſolche Quellen gar nicht vor, und ſeine Armuth an ſolchen Stoffen mache ihn wirklich unfruchtbarer als er's ohne das ſeyn würde. Da fällt ihm ein „gewiſſer" Hyginus ein, der eine Anzahl tragiſcher Fabeln aus oder für den Gebrauch der Poeten geſammelt habe. Einen ſolchen Freund könne er gut brauchen. „Reichthum an Stoffen für möglichen Gebrauch vermehre wirklich den innern Reichthum, ja er übe eine wichtige Kraft, und es ſey ſchon von großem Nutzen einen Stoff auch nur in Gedanken zu beleben und ſich daran zu verſuchen."

Nr.392. S.368. G. überſchickt ihm nicht nur den Hygin, ſondern räth ihm auch des Erasmus Adagia an(*) da die alten Sprichwörter meiſt auf geographiſchen, hiſtoriſchen, nationellen und

---

(*) Waren doch ſchon „die Kraniche des Ibycus" aus dem Sprichwort Ibyci grues in jener Sammlung entnommen.

individuellen Verhältniſſen ruhen, ſo enthalten ſie einen großen Schatz von reellem Stoffe. Dabei aber bemerkt er ſo ſchonend als aufrichtig: „Leider wiſſen wir aus der Erfahrung daß dem Dichter Niemand ſeine Gegenſtände ſuchen kann, ja daß er ſich ſelbſt manchmal vergreift;“ welches letztere er mehrmals von ſich ſelbſt eingeſteht. (*)

G. freut ſich nun ſehr darauf etwas vom W. zu ſehen, weil ihm auch dadurch eine neue Theilnahme an S's. Weſen möglich werde. Er wünſcht nichts mehr als daß S. ihn im neuen Jahre vollbringen möge.

(*) Z. B. vom Elpenor [Nr. 169 a.]; vom Großcophta [Bd. XXX, 266. f.]

1798.

Das merkwürdige Jahr, worin für die deutſche dramatiſche Literatur eine ganz neue Epoche beginnen ſollte, brach nun an und wunderbar iſt S's. Ahndung, wenn er an G. Nr.398. S.1. ſchreibt: „Es ſoll mir ein gutes Omen ſeyn, daß Sie es ſind an den ich zum erſten Mal unter dem neuen Datum ſchreibe. Das Glück ſey Ihnen in dieſem Jahre ebenſo hold als in den zwei letztvergangenen, ich kann Ihnen nichts Beſſeres wünſchen. Möchte auch mir die Freude in dieſem Jahre beſcheert ſeyn, das Beſte aus meiner Natur in einem Werke zu ſublimiren wie Sie es mit der Ihrigen gethan!"

Der Wunſch ward endlich erfüllt, das Omen zum Amen.

Nr.395. S.374.f. G. hatte S'n. bereits einen Aufſatz „über epiſche und dramatiſche Dichtung" zugeſchickt, mit der Bitte ihn zu beherzigen, anzuwenden, zu modiſiciren und zu erweitern. Nr.396. S.386.f. S. that es und führte eine Sache — nach G's. höflicher Verſicherung — noch weiter, an der beiden ſoviel gelegen ſeyn mußte, da es die Dichtungsarten betraf, in deren Bearbeitung ſich beide getheilt hatten.

Nun aber konnten die theoretiſchen Betrachtungen G'n. Nr. 397. b. S. 405. nicht länger mehr unterhalten,(*) es mußte nun wieder an die Arbeit — ans Produciren — gehen,(**) und G. ſich auf das alte Jenaiſche Kanapee wie auf einen Dreifuß begeben, dem er ſchon ſo manche poetiſche Offenbarung zu verdanken hatte.

Darauf bemerkt S. was wir ſchon aus der italiäniſchen Nr. 398. S. 1. Reiſe wiſſen: „G's. eigene Art und Weiſe, zwiſchen Reflexion(***) und Production zu alterniren, ſey wirklich beneidens- und bewundernswerth. Beide Geſchäfte trennen ſich in ihm ganz und das eben mache, daß beide als Geſchäft ſo rein ausgeführt werden. G. ſey wirklich ſo lange er arbeite im Dunkeln und das Licht blos in ihm; und wenn er anfange zu reflectiren, ſo trete das innere Licht von ihm heraus und beſtrahle die Gegenſtände ihm und Anderen. Bei Schiller vermiſchten ſich beide Wirkungsarten und nicht ſehr zum Vortheil der Sache.“

Schiller iſt nunmehr mit ſeinem W. ſoweit, daß er G'n. Nr. 400. S. 8. viermal mehr als der Prolog (Vorſpiel) beträgt vorlegen kann, obgleich noch nichts von dem dritten Act dabei iſt.

Jetzt, da er ſeine Arbeit von einer fremden Hand reinlich geſchrieben vor ſich hat, — wozu ihm doch G. aus eigener Erfahrung gerathen hatte — und ſie ihm fremder iſt,

---

(*) Sie kamen im Grunde auch mehr Schillern zu ſtatten, als Goethen, da jener ſie gleich practiſch zu verwenden, Luſt, Zeit und Gelegenheit hatte. Siehe oben Seite 405.

(**) Vergl. oben Seite 292, Zeile 5 und 6 von oben, u. Note(*); Seite 298, Note(**).

(***) „Das Genie kann ſich durch Reflexion und That nach und nach dergeſtalt hinaufheben, daß es endlich muſterhafte Werke hervorbringt.“ [Nr. 705, S. 258.]

macht ſie ihm wirklich Freude. „Er finde augenſcheinlich daß er über ſich ſelbſt hinausgegangen, welches die Frucht ihres Umgangs ſey. Denn nur der vielmalige continuirliche Verkehr mit einer ſo objectiv ihm entgegenſtehenden Natur, ſein lebhaftes Hinſtreben danach und die vereinigte Bemühung ſie anzuſchauen und zu denken, konnte ihn fähig machen, ſeine ſubjectiven Gränzen ſo weit auseinanderzurücken. Er finde, daß ihn die Klarheit und die Beſonnenheit, welche die Frucht einer ſpätern Epoche ſey, Nichts von der Wärme einer frühern gekoſtet habe. Doch ſchicke es ſich beſſer, daß er dieſes aus G's. Munde hörte, als daß dieſer es von Ihm erfahre."

Nr. 100. S. 9. „Er werde es ſich geſagt ſeyn laſſen, keine andern als hiſtoriſche Stoffe zu wählen; frei erfundene würden ſeine Klippe ſeyn. Es ſey eine ganz andere Operation das Realiſtiſche zu idealiſiren als das Ideale zu realiſiren,(*) und Letzteres der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es ſtehe in ſeinem Vermögen, eine gegebene, beſtimmte und beſchränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichſam aufquellen zu machen, während daß die objective Beſtimmtheit eines ſolchen Stoffes ſeine Phantaſie zügle und ſeiner Willkühr widerſtehe."(**)

Nr. 100. S. 9 f. Nun aber — merkwürdig und ſonderbar genug! noch ehe er mit dem W. zu Rande iſt — wächſt ihm der Muth und „er hätte Luſt, wenn es ihm mit einigen Schauſpielen

---

(*) Hier ſcheint S. einzuſehen, was G. als Differenz zwiſchen beiden ausſpricht. S. oben S. 361, 365, u. lies Bd. XLIX, 96: anſtatt XLVII, 96.

(**) Daſſelbe ſchreibt er auch an einen andern Freund. [S. Ausg. l. Briefe Bd. I, S. [illegible].]

Ehrenämtern! Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth, zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt, und ihr Brot an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Am 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemahls einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun Träume! O, wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittere, es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir gelungen ſey ſich das Publicum recht geneigt zu machen, etwas recht Böſes zu thun und eine alte Idee mit Julian dem Apoſtaten auszuführen. Hier ſey nun auch eine ganz eigene beſtimmte hiſtoriſche Welt, bei der es ihm nicht leid ſeyn ſollte, eine poetiſche Ausbeute zu finden, und das fürchterliche Intereſſe, das der Stoff habe, müßte die Gewalt der poetiſchen Darſtellung deſto wirkſamer machen.“

Man kann ungefähr ahnden, daß in dieſem Stücke „die Götter Griechenlands“ in allem ihrem Glanze wieder aufgetreten ſeyn würden; wo und wie aber, in ihrem Conflict mit dem Kreuz und den Galiläern, denen doch zuletzt der Sieg ſo idee- als geſchichtsmäßig zu Theil hätte werden müſſen, das beabſichtigte recht Böſe hergekommen wäre, wofern es nicht etwa durch das in den theilnehmenden Zuſchauern, durch ſeine „aufquellende“ Behandlung, erregte Mitleid und die ihnen abgenöthigte Trauer über die Niederlage alles Schönen geſchehen, und alſo die Tendenz des Ganzen nur einen beweinenswerthen Triumph des Chriſtenthums über das Heidenthum — einen faſt „Cadmeïſchen Sieg“ — gelten ſollte, iſt freilich nicht wohl abzuſehen. Dann aber hätte S. ſich das rechtgläubige Publikum, das ihn jetzt für decenter, moraliſcher, überhaupt religiöſer als ſeinen Freund, den alten Heiden, ausrühmt,(*) nicht

---

(*) Gegen den Augenſchein: denn in S's. Werken erſcheint weder eine lebendige liebende Natur wie bei G.; noch ein ſich gleich bleibender chriſtlicher Gott, wie bei andern Poeten; noch eine Nothwendigkeit im griechiſchen Sinne der ἀνάγκη; ſondern, unter der Despotie eines todten Weltmechanismus, das philoſophiſche Idol abſoluter Freiheit.

ſehr geneigt gemacht; wie denn jene Anſicht nur mit einer andern von Goethe correſpondirt, [Nr. 779, S. 24.] wenn dieſer ſagt: „Er und Meyer und wer ihnen anhange, ſtünden gegen die neuere Kunſt, wie Julian gegen das Chriſtenthum, nur daß ſie ein Bischen klärer ſeyen als jener.“ (*) Darüber ſind ihm die Nazarener und Frömmler bis auf dieſen Augenblick ſämmtlich nicht grün, und wo man nur hinblickt und hinhört, werden ſeine Kunſtanſichten und Kunſturtheile perhorrescirt und in Verruf gethan.

Nr. 401. S. 11. G. wünſcht ihm Glück zu ſeiner Zufriedenheit mit dem fertigen Theile ſeines Werks. Bei der Klarheit mit der S. die Forderungen überſehe, die Er an ſich zu machen habe, zweifelt G. nicht an der völligen Gültigkeit ſeines Zeugniſſes, und wünſcht in gar vielen Rückſichten daß W. bald fertig

Nr. 401. S. 13. werden möge. „Laſſen Sie uns, ſagt er, ſowohl während der Arbeit als auch hinterdrein, die dramatiſchen Forderungen nochmals recht durcharbeiten! Sind Sie künftig in Abſicht des Plans und der Anlage genau und vorausbeſtimmend; ſo müßte es nicht gut ſeyn, wenn Sie, bey Ihren geübten Talenten und dem inneren Reichthum, nicht alle Jahr ein paar Stücke ſchreiben wollten. (**) Denn das ſcheint mir offenbar beim dramatiſchen Dichter nothwendig,

---

welche Jung und Alt gleich enthuſiasmirt. Daher ſagt G.: „Schiller predigte das Evangelium der Freiheit, Ich hingegen wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wiſſen.“ [Werk. Bd. 4., 54.]

(*) Das heißt: eingeſtehen, daß ihre Oppoſition gegen den modernen Kunſtglauben, wenn nicht Viel helfen würde, wie die Erfahrung leider gelehrt hat und noch lehrt.

(**) Wie glücklich G. augurirte wird ſich bald genug zeigen.

daß er oft auftrete, die Wirkung die er gemacht hat, immer wieder erneuere, und, wenn er das Talent hat, darauf fortbaue.“

Daß G. ſeine Herreiſe bis zum Februar verſchieben Nr. 404. S. 25. muß, verlängert S'n. den traurigen Januar. Aus dieſer Einſamkeit zieht er nur den einzigen Vortheil, im W. fleißig voranzuſchreiten, „da es gut ſey wenn er die Tragödie, ehe er ſie G'n. vorlege, bis zu einer gewiſſen Hitze der Handlung geführt habe, wo dieſe ſich dann von ſelbſt bewegt und im Herabrollen iſt: denn in den erſten Acten ſteige ſie erſt bergan.“

S. bezeigt wieder ein großes Verlangen nach G's. Gegenwart, Nr. 416. S. 71. der vor Amts- und Berufsgeſchäften noch immer nicht dazu kommen kann, ſich in Jena auf ſeinen Dreifuß — wie er ſagt — niederzulaſſen und den Eingebungen der Muſe zu lauſchen.

Sein längeres Ausbleiben vermehrt allerdings den Wallenſteiniſchen Nr. 419. S. 83. Vorrath, und da S. die Scene, welche am meiſten von der heitern äußern Influenz abhange, habe liegen laſſen und zum erſten Ausflug in ſeinen Garten verſchoben; ſo könnte er in etlichen Wochen den dritten Act beendigt haben. Der vierte und fünfte, zuſammen nicht größer als der erſte, machten ſich beinahe von ſelbſt.

Vergebens hofft er ſich über G's. längeres Ausbleiben Nr. 423. S. 95. f. durch ſeinen Fleiß und die Ausſicht auf das Verlegen eines Mehrern von ſeiner Arbeit zu tröſten; denn die Jahreszeit und unordentliche Witterung hindern alle ſeine Fortſchritte und er muß, um ſein Gemüth friſch zu erhalten, von der gegenwärtigen Arbeit abſtrahiren und ſich mit den Gedanken an entferntere und mit allgemeinen Ideen unterhalten.

Nr.127. S.112. Da er ſo oft in ſeiner Arbeit gehemmt wird und deswegen das Ende noch nicht abſehen kann, ſo ängſtigen ihn die Nachfragen nach dem W., die nun anfangen von außen an ihn zu geſchehen. Schröder wolle ihn ſpielen, und ſcheine nicht abgeneigt ſelbſt in Weimar darin aufzutreten. Auch aus Berlin ſchreibt man ihm: „das Theater wolle jedes beliebige Honorar zahlen, wenn er das Stück noch vor dem Abdruck ſenden möge.“ Wäre er nur erſt fertig! Die Arbeit geht jetzt wieder ein wenig, obgleich ihm der Kopf noch nicht Nr.132. S.123. recht frei iſt. Doch legt er ganz unvermerkt eine Strecke nach der andern in ſeinem Penſum zurück und findet ſich ſo recht in dem tiefſten Wirbel der Handlung, beſonders froh, eine Situation hinter ſich zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moraliſche Urtheil über das Wallenſteiniſche Verbrechen auszuſprechen, und eine ſolche an ſich triviale und unpoetiſche Materie poetiſch und geiſtreich zu behandeln, ohne die Natur des Moraliſchen zu vertilgen. Er ſey zufrieden mit der Ausführung und hoffe dem lieben moraliſchen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob er gleich keine Predigt daraus gemacht habe ꝛc.

Nr.132. S.122.f. Er klagt daß dieſer Februar ſo hingegangen ohne G. zu ihm zu bringen und er habe erwartend und hoffend bald den Winter überſtanden. Deſto heitrer ſehe er ins Frühjahr hinein.

Nr.138. S.141. Nun iſt es auch ſein ernſtlicher Wille, wie G. ihm rathe, künftig das Theater in W. beſſer zu nutzen, und ſich darauf einzurichten. Wenn es auch bloß nur die Muſik wäre, müßte man's ſchon thun: denn die Sinne würden ja ſonſt gar nicht auf eine äſthetiſche Weiſe berührt. Aber auch das Theater ſelbſt werde gut auf ihn wirken. In dieſen letzten

Monaten habe er freilich alles Andere ſeinem Geſchäfte nachſetzen müſſen, um darin einen entſcheidenden Schritt zurückzulegen. Das habe er erreicht. Jetzt iſt das Stück im Nr. 438. Gange und das Schwerſte hinter ihm. S. 142. Dreiviertel der ganzen Arbeit ſind abſolvirt. Von G. hofft er, daß er viel Ge- Nr. 443. ſchriebenes mitbringe, Schemata und Ausarbeitungen: denn S. 152. er könne nicht ſagen, wie ſehr er nach einer lebendigen Communication auch über ſolche Gegenſtände beſonders, die mit ſeinem Geſchäfte Nichts gemein haben,(*) verlange. Auch von Meyer's Arbeiten wünſche er bald etwas zu leſen. G. erwiedert: Wenn es S'n. um Zer- Nr. 444. ſtreuung und um allerlei Fremdes an Planen, Aufſätzen S. 155. und Einfällen zu thun ſey, damit könne er aufwarten. Was er mitbringe, betrage nicht viel unter einem Rieß Papier.

G's. Aufenthalt in Jena kommt S'n. jetzt noch kürzer Nr. 446. vor, als er war. S. 156. Er ging ihm gar zu ſchnell vorüber und für eine ſo lange Abweſenheit ſey es wirklich zu wenig. Unterdeſſen will er ſuchen ſich wieder recht in die Arbeit zu werfen, um nur erſt das Gedankenbild aus ſich herauszuſtellen, weil er es dann heller anſchauen kann. Er freue ſich denken zu dürfen daß G. mit ſeinem Wallenſtein im Ganzen zufrieden ſey, und vorzüglich keinen Widerſpruch mit dem Gegenſtande, noch mit der Kunſtgattung zu der er gehöre, darin gerügt habe. Ueber die theatraliſchen Forderungen denke er ſchon noch wegzukommen,(**) wenn die tragiſch-dramatiſchen nur befriedigt ſind.

(*) Vergl. unten Nr. 529.

(**) Das heißt: mit einer „grauſamen" Schere, wie ſie die Piccolomini [Nr. 546.] und Don Carlos [Nr. 821.] erfuhren. Es war dieß ſein Proton Pſeudos ſich nicht concentriren zu wollen. Seine Leh-

Nr. 147. S. 158. „Wir haben gewiß alle Urſachen uns unſeres Verhältniſſes zu freuen — erwiedert G. — da wir uns nach einer ſo langen Entfernung nur näher fühlen, und die Oppoſition unſrer Naturen eine Wechſelwirkung deſto wünſchenswerther macht, von der wir auch für die Zukunft das Nr. 147. S. 159. Beſte hoffen können." An den Wallenſtein denke er mit Vergnügen zurück und habe die beſte Hoffnung davon. Die Anlage ſey von der Art daß S., wenn das Ganze beſtimmt iſt, die ideale Behandlung mit einem ſo ganz realiſtiſch beſchränkten Gegenſtand in eine bewunderungswürdige Uebereinſtimmung bringen werde.

Nr. 148. S. 160. S. muß jetzt den kleinen Reſt der guten Jahreszeit und ſeines Gartenaufenthalts für den W. benutzen; denn wenn er ſeine Liebesſcenen nicht ſchon fertig in die Stadt bringe, ſo möchte ihm der Winter keine Stimmung dazu geben.

Nr. 186. S. 267. S. kann ſich gar nicht daran gewöhnen faſt eine Woche Nichts von G. zu ſehen und zu hören. Unterdeſſen iſt er mit einigen Reimen beſchäftigt und eben an der Ballade („der Kampf mit dem Drachen"); wobei er ſich die Unterhaltung verſchafft mit einer gewiſſen plaſtiſchen Beſonnenheit zu verfahren, welche der Anblick der Kupferſtiche, die G. beim letzten Beſuch ihm zurückgelaſſen, in ihm erweckt hat.

G. freut ſich über den plaſtiſchen Einfluß der zurückgelaſſenen Bilder. Ihm ſcheint er täglich unentbehrlicher.(*)

---

haftigkeit ließ ihn in ſeinen Perſonen ſelbſt viel ſprechen [Nr. 188.] und ſträubte ſich gegen G's. wohlmeinenden Rath. [Nr. 812.]

(*) G. mußte immer etwas Gebildetes um ſich haben. [S. oben Band I. S. 575 f.] Und wie die Maler ſchon im Alterthum ihr Auge erfriſchten durch den Hinblick auf etwas Grünes, ſo erfriſchte G. durch Anſchauen eines Kunſtgebildes, einer Gemme, Camée, eines Gemäldes oder Kupferſtichs ſeine Imagination und Dichtungsvermögen.

Nr.486. S.268. „Daß er G'n. die zwei letzten Acte von W. habe vorleſen und ſich von ſeinem Beifall überzeugen können, ſey eine wahre Wohlthat für ihn geweſen, und werde ihm den Muth geben und erhalten, den er zur Vollendung des Stücks noch ſo nöthig brauche. Auf der andern Seite könnte es ihn beinahe traurig machen, daß er nun Nichts mehr vor ſich habe, worauf er ſich bei dieſer Arbeit ſo recht freuen könne.(*) Denn G'n. das fertige Werk vorzuleſen und ſeiner Zufriedenheit gewiß zu ſeyn, ſey im Grunde ſeine beſte Freude geweſen: denn bei dem Publikum werde einem das wenige Vergnügen durch ſoviele Mißtöne verkümmert.“

Nr.487. S.269. G. hat nach der Zeit über W. Vieles gedacht und die erſten Acte ſich nochmals ins Gedächtniß gerufen. Wenn er wieder zu S. komme, wollten ſie wieder von vorne anfangen, weil er nun das Ganze wiſſe, und es S'n. nicht an der Ausführung hindert, wenn Jemand mitſpricht. Er wünſche je eher je lieber eine klare Ueberſicht davon zu haben, noch mehr aber es vollendet zu ſehen. Zugleich meldet er: Es werde ſehr hoch ſtehen wenn es fertig ſey. Er habe wieder neue Grillen über das Tragiſche und Epiſche, die er bei der nächſten Zuſammenkunſt mittheilen wolle.

Nr.488. S.272. Da G. Luſt hat in die Oeconomie des Stücks einzugehen, ſo will S. ſein zerſtreutes Schema dazu in Ordnung bringen zur Erleichterung und Ueberſicht des Ganzen. Er verlange G's. neue Ideen über das Epiſche und Tragiſche zu hören: denn mitten in einer tragiſchen Arbeit fühle man beſonders lebhaft wie erſtaunlich weit die beiden Gat-

---

(*) Vergl. unten Nr. 571.

tungen auseinandergehen. Er fand dieſes ſelbſt auf überraſchende Weiſe bei ſeinem fünften Acte.

Nr. 489. S. 276 f. Der neue Theaterbau in Weimar iſt ſchon lebhaft im Gange. Zu Anfang Septembers wird die Decke fertig und das leichte Gerüſt herausgenommen ſeyn, ſodaß Jedermann ſich einen Begriff von der Intention machen kann. G. lädt daher Schillern zu einem Beſuch ein, wobei ſie denn manches Capitel durchſprechen konnten. Der Bau ſelbſt würde S'n. — der ein Vergnügen darin fand, Bauleuten bei der Arbeit zuzuſehen(*) — ein paar Stunden des Tages unterhalten, auch der Anblick des Theaters ihm vielleicht neue dramatiſche Anläſſe geben.

Nr. 493. S. 281. S. hatte auch die Abſicht zu kommen und zwar zum 28. Auguſt, mußte jedoch, durch Unwohlſeyn abgehalten, das gute Vorhaben aufgeben, gedachte G's. aber mit herzlicher Theilnahme und überließ ſich beſonders der Erinnerung an all das Gute, was durch denſelben bei ihm begründet werden. Nr. 495. S. 289. Wenn es ſein Befinden erlaube, wolle er doch die nächſte Woche (Anfang September) auf einige Tage hinüberkommen, müſſe aber erſt den Muſenalmanach zu Stande gebracht haben, um mit weniger Sorge bei G. zu ſeyn und dem Gedanken an Wallenſtein Raum zu geben. Er glaube daß der Anblick der Bretter allerlei wecken werde.

Aus einer Zeitungsnachricht, daß das Hamburger Publikum die Wiederholung der Ifflandiſchen Stücke beklage und ſie ſatt ſey, augurirt er, daß ſein Wallenſtein jetzt einen günſtigen Moment treffen könne. Unwahrſcheinlich ſey es

---

(*) Vergl. Briefw. Nr. 479, 480. 623.

nicht, daß das Publikum ſich ſelbſt nicht mehr ſehen möge und ſich in gar zu ſchlechter Geſellſchaft fühle. (*)

Nr. 498. S. 294. Er überſendet indeſſen zwei Balladen: „den Kampf mit dem Drachen" und „die Bürgſchaft." „Es ſolle ihm lieb ſeyn wenn er den chriſtlich-mönchiſch-ritterlichen Geiſt der Handlung richtig getroffen und die disparaten Momente derſelben in einem harmonirenden Ganzen vereinigt hätte. Die Erzählung des Ritters ſey zwar etwas lang ausgefallen, doch das Detail war nöthig und trennen ließ ſie ſich nicht wohl. Bei der andern, die ihm der Hyginus (**) zugeführt, ſey er neugierig ob er alle Hauptmotive die in dem Stoffe lagen, glücklich herausgefunden habe. G. ſolle nachdenken ob ihm noch eins beifalle. Es ſey dieß einer von den Fällen, wo man mit einer großen Deutlichkeit verfahren und beinahe nach Principien erfinden könne."

Nr. 499. S. 296. G. findet beide Balladen ſehr gut gerathen und bei dem chriſtlichen Drachen Nichts zu erinnern: „er iſt ſehr ſchön und zweckmäßig. In der Bürgſchaft möchte es phyſiologiſch nicht ganz paſſiren, daß einer, der ſich an einem regnigen Tag aus dem Strome gerettet, vor Durſt umkommen will, da er noch ganz naſſe Kleider haben mag. Aber auch das Wahre abgerechnet und ohne an die Reſorption der Haut zu denken, komme der Phantaſie und der Gemüthsſtimmung der Durſt hier nicht ganz recht. Doch falle ihm ein anderes aus dem Wandrer ſelbſt hervorgehendes Motiv nicht ein; die beiden andern von außen, durch eine Naturbegebenheit und durch Menſchengewalt, ſeyen recht gut gefunden."

(*) Vergl. Xenien-Almanach von 1797 S. 301.

(**) Siehe oben Seite 120.

Nr. 500. Ein Schnupfen hält S'n. ab, verſprochnermaßen zu Nr. 501. kommen, indeſſen ſendet er ein kleines Liedchen. (*) G. giebt S. 298 f. ihm zu bedenken: er würde den Schnupfen dadurch eben curirt haben, wenn er ſich, nach des Herzogs erprobter Theorie, (**) der Luft ausgeſetzt hätte. Das kleine Liedchen ſey allerliebſt und habe vollkommen den Ton der Klage.

Nr. 503. S. war nun auch einmal wieder in Weimar geweſen, wo ihm G. „Schönes und Gutes erwieſen" hatte. Nach ſeiner Zurückkunft macht er ſich an das was er nur den Prolog nennt, meint aber damit das Vorſpiel oder Wallenſteins Lager, und betrachtet ihn (es) nochmals aus der Rückſicht daß er (es) für ſich allein ſtehen ſoll und kündigt die Sendung deſſelben zunächſt an. Nachher werde er an nichts Anders mehr denken als das Stück (den Wallenſtein) fürs erſte in dem Theaterſinne zu vollenden und werde von G's. Rathſchlägen und Bemerkungen allen Gebrauch machen der ihm möglich ſey.

Nr. 504. Und G. wünſcht daß S. bey ſeiner Arbeit fühlen möge, S. 305. welchen guten Eindruck er in Weimar zurückgelaſſen. „Ein Monument einer ſo beſondern Geiſtesthätigkeit, als Ihr Wallenſtein, muß jeden in thätige Stimmung verſetzen, wer derſelben nur einigermaßen fähig iſt. Nehmen Sie Ihr ganzes Wollen zuſammen, um das Werk nur erſt auf unſer Theater zu ſchieben. Sie empfangen es von dorther gewiß geſchmeidiger und bildſamer als aus dem Manuſcript, das Ihnen ſchon zu lange vor den Augen fixirt ſteht.

(*) Es iſt „die Klage," hernach in den Wallenſtein aufgenommen, Piccolomini Act III. Auftr. 7.

(**) S. oben Seite 108.

iſt es aus! meine Sinnen verwirren ſich; ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr; meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer, ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden, in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt-ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

Sie ſind ſchon ſo weit, daß, nach meiner Einſicht, ein ſolcher Verſuch nur Nutzen bringen kann. Was Sie an dem Prolog (Vorſpiel) noch thun wollen muß ich ſehr billigen. Ich erwarte ihn (es) mit Verlangen, und wir wollen über die fernere Tactik alsdann zuſammen conferiren.“ —

Es ſoll nach S's. Intention in der Geſtalt, die es jetzt bekommt, als ein lebhaftes Gemälde eines hiſtoriſchen Moments und einer gewiſſen ſoldatiſchen Exiſtenz ganz gut auf ſich ſelber ſtehen können. „Nur wiſſe er nicht, ob alles was er dem Ganzen zu lieb darin aufnehmen mußte, auch auf dem Theater werde erſcheinen dürfen.“ Nr. 505. S. 307.

„So ſey z. B. ein Capuziner hineingekommen der den Croaten predige; denn gerade dieſer Characterzug der Zeit und des Platzes habe ihm noch gefehlt. Es liege aber auch nichts daran, wenn er von dem Theater wegbliebe. Uebrigens wäre es ihm lieb, wenn bei der Aufführung ein anderes paſſendes Stück und keine Oper damit könne verbunden werden: denn er müſſe das Vorſpiel mit vieler Muſik begleiten laſſen: es beginne mit einem Lied und endige mit einem; auch in der Mitte ſey ein kleines Liedchen,(*) und das Ganze alſo klangreich genug.(**) Ein ruhiges moraliſches Drama würde es alſo wahrſcheinlich am beſten herausheben, da ſein ganzes Verdienſt blos Lebhaftigkeit ſeyn könne.“ Nr. 505. S. 308.

G. hatte ſich erboten etwas zum Vorſpiel beizutragen und wünſchte S's. Geſchichte des 30jährigen Kriegs zu haben, um ſie ſowohl zum Anfangsliede, als ſonſt zu mancherlei nutzen zu können. Er war unterdeſſen in Jena und ver- Nr. 505. S. 309.

(*) Es iſt das im 17. Auftritt, welches der Recrut ſingt.

(**) Von S's. Idiopathie fur Muſik ſiehe oben Band I, S. 457.

Nr.505. abredete Manches mit S., beſonders auch den eigentlichen
Nr.506. Prolog, den er, zu größerer Verbreitung im Publikum, der
Allgemeinen Zeitung einzuverleiben gedachte. S. wünſchte
Nr.507. S.312. ihn auch dem Almanach angehängt, um dadurch mehrere
Nr.508. S.313. Endzwecke zu erreichen. G. iſt es ſehr wohl zufrieden; der
Prolog möge dann immer auch in die Zeitung und ſonſtwohin
wandern: denn — ſetzt er ſcherzhaft hinzu — „wir müſſen
uns nach und nach in die Ubiquität(*) auch einrichten,
und ſie ſoll uns nicht fehlen." — Die Anlage des Prologs
ſey vortrefflich und die Ausführung werde nicht zurückbleiben.

Nr.509. S.314 f. S. ſendet den fertigen Prolog mit dem Wunſche, er möge G. Genüge leiſten, und mit der Anfrage: ob etwas daran zu ändern ſey. Ihm däucht es beſſer, wenn das in Klammern Eingeſchloſſene beim wirklichen Vortrage wegbliebe, weil manche Dinge, die ſich ganz gut leſen ließen, ſich nicht ſagen laſſen, und die Umſtände unter denen ein Prolog declamirt werde, die davon unabtrennliche Feierlichkeit, gewiſſe Einſchränkungen mit ſich führten, die in der Stube ſchwer zu berechnen ſind. — „Ich bin ſehr begierig zu vernehmen, — ſchließt er — wie ſich Ihre Schauſpieler zu dem Vorſpiel anlaſſen."

(*) d. i. die Manier und Erſcheinungsweiſe des Ubique, bekanntlich Böttiger's.

„Herr Ueberall, in Tags- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B‡r zum Meiſterwerk zu ſtempeln."

[X. in L., Bd I, Abth. I, S. 135.]

G. nennt ſie auch das „Element der Unverſchämtheit" [Nr. 512.]
Ueber die Sprachform vergl. oben. Bd. I, Seite 405.

Den Prolog findet G. gerathen wie er angelegt war, Nr. 510. S. 316. und hat eine große Freude daran. „Noch kann er nicht beſtimmen, was vielleicht wegzulaſſen wäre, und ob er nicht, des Theatereffects wegen, hie und da einen kleinen Pinſelſtrich aufhöhen würde. Es thut ihm nur leid, daß er ihn nicht ſelbſt ſprechen kann; doch wenn Vohs ſich halte, wie die Andern beym Vorſpiel, ſo könnten ſie beide zufrieden ſeyn; dieſe declamirten die gereimten Verſe als wenn ſie ihr Lebtag nichts anders gethan hätten. Beſonders habe Haide(*) gegen den Schluß einige Perioden declamirt, wie G. es auf dem deutſchen Theater noch gar nicht gehört habe.(**) Ihm ſelber wäre es unmöglich auch nur eine Zeile zu ihrem Zwecke beizutragen. Er ſchickt deswegen einen Band des Pater Abraham, der S'n. gewiß gleich zur Capuzinerpredigt begeiſtern werde. Es ſey ein ſo reicher Schatz der die höchſte Stimmung mit ſich führe."

Das Anfangslied bringt er auch nicht zu Stande, hat Nr. 510. S. 317. aber etwas Schickliches dafür zu ſubſtituiren. „Das könne Alles bei den folgenden Vorſtellungen nachgebracht werden, wie überhaupt das Stück fordere, daß immer etwas Neues und Veränderliches darin vorkomme, damit bei den folgenden Repräſentationen ſich Niemand orientiren könne."

Schiller macht ſich nun an die Capuzinerpredigt und hat gute Hoffnung von dem würdigen Abraham. Noch einige andere Veränderungen hat er vor; z. B. die

---

(*) als erſter Küraſſier.

(**) Man bedenke daß es ſeit langer Zeit wieder das erſte Mal war, wo man Verſe vom Theater herab zu hören bekam, und daß Wallenſteins Lager darin Epoche machte. Vergl. oben Band I, S. 314.

Vertauſchung des *Conſtablers* mit einer beſtimmten dramatiſchen Figur, einem *Stelzfuß*, als Gegenſtück zum *Recruten*. „Dieſer Invalide bringe ein Zeitungsblatt und ſo erfahre man unmittelbar aus der Zeitung Regensburgs Einnahme und die neuſten paſſendſten Ereigniſſe. Es gebe Gelegenheit dem *Herzog Bernhard* einige artige Complimente zu machen, u. ſ. f. Findet er Stimmung und Zeit ſo will er das *Liedlein von Magdeburg* noch machen und nach einer alten Melodie, daß dadurch kein Aufhalt entſtehe.“ (*)

Nr. 512. S. 322. Schiller's Aenderungen im Prolog mit Vergnügen aufnehmend wünſcht G. nur, ſtatt einer ausgeſtrichnen Stelle, eine andere beifolgende aufgenommen, damit von den *Schauſpielern* etwas mehr, von *Iffland* etwas weniger geſprochen werde, und irgend eine Stelle auf *Schröder* (deſſen Ankunft und Uebernahme von Wallenſteins Rolle man noch hoffe) gedeutet werden könne. (**)

Am Vorſpiel möge S. nur fortarbeiten, wenn er ihm auch nicht verſprechen könne, ſchon das nächſte Mal die Veränderung aufzunehmen. Alles ſey jetzt ſchon ſo auf Reim und Sylbenfall eingerichtet, ſo auf die *Stichwörter* einge-

---

(*) In G's. literariſchem Nachlaß fand ſich ein unvollendetes Gedicht: *die Zerſtörung Magdeburgs*, zwar nicht von ſeiner Hand geſchrieben, aber mit Bleiſtift hin und wieder die Lücken ausgefüllt. Es bleibt ungewiß, ſowohl ob es ganz von *ihm* herrühre, als auch, ob es *das* ſey, welches für das Wallenſteiniſch Lager beſtimmt war. Unterdeß hat man es in die Quartausgabe ſeiner Werke aufgenommen. Bd. 1, Abth. 1, S. 21.

(**) G. beweiſt hier die Lebensklugheit, die er ſich oben abſprach, [S. 530] in viel höherem Grade als S. und zwar *die* welche zugleich die ſchönſte Humanität iſt, die natürliche *Höflichkeit* des Herzens. Vergl. Bd. 1. S. 421.

hebt, daß er Nichts zu ändern wage, weil unmittelbar Stokkungen zu befürchten ſind. (*)

Vom Prolog ließ G. zwei Abſchriften machen, eine Nr. 512. a
gleichlautend mit Schiller's im Muſenalmanach zu druckendem Exemplare, ſamt den veränderten und von S. aufgenommenen Perioden, als Inſerat in die Allgem. Zeitung; S. 324.
für die Recitation in Weimar aber hatte er eine andere Recenſion veranſtaltet, und die Mimen und Aeren bei Seite gebracht (für das größere Zuſchauerpublicum unverſtändliche, zu jener Zeit vielleicht zum erſten Mal vernommene Ausdrücke,) dagegen aber den Wallenſtein ein paar Mal genannt, „damit man nur irgend ungefähr verſtehe, was wir wollen." (**)

„Wie anders iſt es, was man mit ſich und unter Freunden ins Zarteſte und Beſonderſte arbeitet, und was der frem-

---

(*) G. wußte dieſes aus langer Theaterpraxis und Erfahrung mit den Schauſpielern. Das ganze Geſchäft gleicht doch in vielen Stücken dem Einexerciren von Recruten zugleich mit Gedienten. Vergl. oben S. 328.

Bei ſolchen Tirocinien bin ich öfter Augen- und Ohrenzeuge geweſen.

(**) Es iſt wirklich nicht zu begreifen, wie S. unterlaſſen konnte, den Namen des Mannes, auf den drei Stücke ſich beziehen ſollten, im Prolog — in der Ankündigung alſo — auch nicht ein einziges Mal auszuſprechen, ſondern ſich mit einem unbeſtimmten Er und Ihn zu behelfen und hinzuhalten, als müßten alle Zuhörer bereits wiſſen wovon die Rede ſeyn werde. Dergleichen Vorausſetzungen ſind übrigens ſehr deutſch und kommen daher in unterſchiedlichen Fällen und Formen vor. Auf das deutliche Schreiben und Ausſprechen ihrer eigenen Namen hatten die Meiſten ſchon nicht viel, und noch weniger auf die Ausſprache fremder. Daher drang G. in ſeinen Theater-Didaskalien unaufhörlich auf vernehmliches Ausſprechen, zumal der Eigennamen, das oft diejenigen unterlaſſen, die fremd und unbekannt ſich zum erſten Mal bei uns anmelden.

den Maſſe im Allgemeinſten vorgetragen werden ſoll! Sie werden darüber noch das Wunderbarſte bei dieſer Gelegenheit erleben und hören."(*)

Nr.513. S.327. Die Veränderung im **Prolog** nimmt S. auf, gegen die drei angeführten Gründe ſey Nichts einzuwenden. Daß aber die kleinen Veränderungen im Vorſpiel nicht gleich der erſten Vorſtellung zu gute kommen können thut ihm leid.(**)

Die Unterlaſſung der vorgeſchlagenen Aenderungen im Druck, zeigt daß G. nicht mit S. einverſtanden war.

Nr.515. S.332. S. ſendet nun auch die Capuzinerpredigt, ſo wie ſie unter den Zerſtreuungen der letzten Tage, die von Beſuchen wimmelten, hat zu Stande kommen können. „Da ſie nur für ein paar Vorſtellungen in Weimar beſtimmt iſt, und er ſich zu einer andern, die ordentlich gelten ſoll, noch Zeit nehmen werde; ſo habe er kein Bedenken getragen, ſein würdiges Vorbild in vielen Stellen blos zu überſetzen, und in andern zu copiren. Den Geiſt glaube er ſo ziemlich getroffen zu haben."

Nr.516. S.334. „Hätte er nicht gedacht daß ſie morgen zu ſpät kommen würde, ſo hätte ſie noch beſſer ausfallen müſſen. Im Grunde mache es ihm große Luſt, auf dieſe Fratze noch etwas zu verwenden: denn dieſer Pater Abraham ſey ein prächtiges Original, vor dem man Reſpect bekommen müſſe, und es ſey

---

(*) Was für lächerliche und ſinnloſe Mißhörungen aus einer leidigen Vernachläſſigung entſtehen können, davon nur ein paar Beiſpiele, daß Jemand für die Ankündigung „Tankred," eine Dankrede verſtand, und für die von Kotzebue's Stück: „die Stecknadeln oder der Weg zum Herzen," nichts geringeres als: bohrt den Weg zum Herzen.

(**) Dieſes Bedauern iſt ſonſt nur angehenden Autoren eigen oder ſolchen die in ihre Gedanken verliebt ſind, wovon ein Beiſpiel oben Seite 217 vorkommt.

eine intereſſante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm in der Tollheit und in der Geſcheidigkeit nach oder gar vorzuthun.“ (*)

„Das **Soldatenlied** zu Anfang, das ihm G. angerathen, findet er ganz zweckmäßig und hat es noch um ein paar Strophen, die er angeflickt, vermehrt, da es gut ſeyn werde, dem Zuſchauer etwas Zeit zu geben, ſo wie auch den Statiſten ſelbſt, die Gruppe in ihrer Bewegung zu ſehen und die Anordnung zu machen. (**) G. werde es wohl ſo einrichten, daß mehrere Stimmen ſich in die Strophe theilen und daß auch ein Chorus die letzten Zeilen immer wiederhole. Er habe es auch mit den Veränderungen, die er in ſeinem Texte vorgenommen, ganz gnädig gemacht. Von einigen ſey ihm die Urſache nicht gleich klar; doch würden ſie darüber ſprechen. Solche Kleinigkeiten führten oft zu den nützlichſten Bemerkungen.“ — Wem ſagt er das? dürfte man fragen, da doch nur G. ihn darauf gebracht haben konnte.

Zum Schluß freut ſich S. nur noch, daß **Luſt und Humor** G's. bei dieſer mechaniſchen **Hexerei** nicht verlaſſen.

Die Hexerei war freilich groß, aber nicht bloß mechaniſch. Man denke ſich zu gleicher Zeit ein Theater das im Ausbau begriffen in einer beſtimmten Friſt fertig werden ſoll und G's. mannigfaltige Inſpection erheiſcht; [Nr. 301.] daß An-

---

(*) Auf dieſen Fund war S. doch durch G. geführt worden und hatte ihm das Glück eines glänzenden Erfolgs, nebſt ſo manchem andern wodurch das Stück zu einer vollkommenen Darſtellung gelangte, zu verdanken.

(**) Darüber konnte S. ganz außer Sorge ſeyn. Auf das **Gruppiren** verſtand ſich G. „der es von der bildenden Kunſt gelernt hatte, und nicht immer nur ſentimentale oder pathetiſche Gruppen auf dem Theater hervorgebracht haben möchte, da ja noch hundert andere gedenkbar ſind.“ S. Brief Nr. 287, S. 60.

ſtalten zur Einweihung zu treffen ſind; dazu literariſche Angelegenheiten, Beſorgung der Titelkupfer und Decken zum Schiller'ſchen Muſenalmanach und den im Werke ſeyenden Propyläen; Anzeigen des neuen Stücks in die Allgem. Zeitung; Empfang und Abfertigung gegenſeitiger Boten, und zu dem allen noch Einſtudiren und Probiren des Prologs und Vorſpiels, andere kleinere und größere Abhaltungen und Zerſtreuungen, wie ſie bei ſolchen Ereigniſſen vorfallen müſſen und nicht ohne Aerger und Verdruß ablaufen — und man wird nicht nur G's. Luſt und **Humor** bewundern, ſondern auch die uneigennützige, mit Leib und Seele geleiſtete **Theilnahme** an dem Intereſſe ſeines Freundes gehörig zu ſchätzen wiſſen, aber auch begreiflich finden, daß er in ſolchem Wirrwar zu keiner poetiſchen Stimmung gelangen konnte, um das verſprochene Lied oder ſonſt einen Beitrag zu liefern. Genug, daß endlich das Stück auf die Bühne und zur öffentlichen Erſcheinung gebracht, und S. einer vieljährigen Laſt glücklich und auf eine Weiſe entbunden ward, wie es ohne G's. ſo freundſchaftliche als kunſtverſtändige Mitwirkung nicht leicht hätte geſchehen mögen.

Nr. 518. S. 339. Die erſte Noth war nun wohl glücklich überſtanden, aber nun geht wieder eine neue an: Die Fortſetzung des mit **Wallenſteins Lager** nur angefangenen Drama's, zuförderſt die **Piccolomini**, zur theatraliſchen Aufführung auszuarbeiten. Die Umſetzung des Textes in eine angemeſſene, deutliche, „**maulrechte**“ Theaterſprache, iſt für S. eine ſehr aufhaltende Arbeit und das Schlimmſte dabei, daß über der nothwendigen und lebhaften Vorſtellung der Wirklichkeit, des Perſonals und aller übrigen Bedingungen ſich aller poetiſche Sinn abſtumpfe. „Gott möge ihn — wünſcht er über dieſe Beſogne hinweghelfen!“ Übrigens konnte es auch nicht fehlen, daß dieſer deutliche Theaterzweck, auf den er jetzt losarbeitete, ihn wohl auch zu einigen neuen weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen veranlaßte, welche dem Ganzen zuträglich waren.

Endlich iſt er auch an den poetiſch wichtigſten Theil des Nr. 526. Wallenſtein gegangen, welcher der Liebe gewidmet iſt, und S. 353. den er ſich als etwas Freimenſchliches, von dem geſchäftigen Weſen der übrigen Staatsactionen Getrenntes, ja demſelben Entgegengeſetztes, (*) auf eine poetiſche Stimmung (**) verſpart hatte, weil er nicht ohne Herzbeklemmung an die Schaubühne und an die theatraliſche Beſtimmung des Stücks denken könne. Nun aber hat er wieder die Furcht, das überwiegend menſchliche Intereſſe dieſer großen Epiſode könne an der ſchon feſtſtehenden ausgeführten Handlung etwas verrücken, da ihrer Natur nach die Herrſchaft ihr gebühre und je glänzender die Ausführung werden ſollte, deſtomehr die übrige Handlung ins Gedränge kommen würde. (***)

(*) Vergl. Nr. 389.

(**) ſchon ſeit dem April dieſes Jahres. S. Nr. 418.

(***) Man merkt wohl, S. hat ſich — wie es Künſtlern mit den Geſchöpfen ihrer Phantaſie zu gehen pflegt — in ſein Liebespaar ſelbſt verliebt, wie es auch bei G. mit ſeiner Adelheid im Götz der Fall war, [XXVI, 201.] und möchte ſie ganz ſo wie er ſie gedacht ihm auch von der Bühne lebendig entgegenkommen ſehen. Dagegen iſt Nichts zu ſagen. Waren doch auch Gottes zwei lieblichſte Gedanken jenes erſte Liebespaar, Adam und Eva, [Divan, Bd. V, S. 240.] Nur hätte S. es dem Pygmalion nicht verdenken ſollen, daß er ſein außer ſich hingeſtelltes Gedankenbild ihm lebendig entgegen zu kommen wünſchte. G. dachte doch über dieſe ſymboliſche Fabel, wenn er ſie zum Ausdruck ſeiner tiefſten Empfindung braucht, [S. oben Seite 223.] ganz anders als Schiller, der ſie eine unnatürliche Fratze ſchilt. [Nr. 451.]

Nr. 525, S. 353. Doch bemächtigt er ſich aller Motive, die in dem ganzen Umkreis ſeines Stücks für dieſe Epiſode und in ihr ſelbſt liegen, um die rechte Stimmung in ſich reifen zu laſſen, wenn es auch langſam gehe. Er glaubt ſich ſchon auf dem eigentlichen rechten Wege zu finden und hofft keine faux-frais zu machen. Vorherſagen aber muß er, daß die Piccolomini nicht eher aus ſeiner Hand und in die der Schauſpieler kommen können und dürfen, als bis auch das dritte Stück (Wallenſteins Tod), die letzte Hand abgerechnet, ganz aus der Feder ſey. Apollo möge ihm nur gnädig ſeyn, um in den nächſten 6 Wochen dieſen Weg zurückzulegen!

Nr. 526, S. 355. Um ſeine bisherige Arbeit aus den Augen zu bekommen, ſendet er ſie ſogleich an G., bis auf ein paar kleine Lücken. Die zwei erſten und die zwei letzten Acte ſind ſonſt fertig und der Anfang des dritten abgeſchrieben.

Nr. 527, S. 357. G. hält den erſten, den er nun ſo genau kennt, faſt durchaus für theatraliſch: die Familienſcenen ſehr glücklich und von der Art die ihn rührt. „In der Audienzſcene möchten einige hiſtoriſche Puncte deutlicher ausgeſprochen ſeyn; wie er auch in ſeiner Ausgabe des Prologs den Wallenſtein zweimal genannt habe. (*) Man glaube nicht, was man deutlich zu ſeyn Urſache habe. Doch werde ſie über alles dieſes das Geſpräch bald aufklären, worauf er ſich freue."

G. war einige Tage in Jena geweſen; ſeine Abreiſe erregt
Nr. 529, S. 360. wiederum S's. Sehnſucht nach ihm: „Ich bin es dieſe Tage her ſo gewohnt worden, daß Sie in der Abendſtunde kamen und die Uhr meiner Gedanken aufzogen und ſtellten, daß es mir ganz ungewohnt thut, nach gethaner

---

(*) S. oben Seite 439, Nr. 512. a.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? und daß das nun die Eigenſchaft unſres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen?“

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiederruflich, wovon folgender zweydeutiger Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgibt.

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, du haſt

Arbeit, mich an mich ſelbſt verwieſen zu ſehn. Beſonders wünſchte ich, daß es uns nicht am letzten Tage eingefallen wäre den chromatiſchen Curſus anzufangen:(*) denn gerade eine ſolche reine Sachbeſchäftigung gewährt mir eine heilſame Abwechſelung und Erholung von meiner jetzigen poetiſchen Arbeit,(**) und ich würde geſucht haben, mir in Ihrer Abweſenheit auf meine eigene Weiſe darin fortzuhelfen. Wie wünſcht' ich daß Sie mir Ihre Muſe, die Sie jetzt gerade nicht brauchen, zu meiner jetzigen Arbeit leihen könnten!“ —

Am 30. Nov. hat nun S. den Wallenſtein (i. e. das Lager) zum erſten Mal in die Welt ausfliegen laſſen, und an Iffland abgeſchickt.

Durch die nunmehr größere Ausdehnung der Piccolo- Nr. 531,
mini genöthigt, ſich über die Wahl des aſtrologiſchen Mo- S. 365.
tivs zu entſcheiden, „wodurch der Abfall W's. eingeleitet und ein muthvoller Glaube an das Glück der Unternehmung in ihm erweckt werden ſolle,“ und doch ungewiß ob er das aſtrologiſche Zimmer beibehalte oder ein andres Symbol, ein in Geſtalt eines Pentagramms anagrammatiſch gegebenes Buchſtaben-Orakel bringen dürfe, wendet er ſich an G. der
anfangs heſitirt, weil beides Etwas für ſich zu haben ſchien, Nr. 532,
nach vielfältiger Ueberlegung aber das aſtrologiſche Motiv S. 369, Nr. 534,
für beſſer hält als das neue. Indem er ſowohl den aſtro- S. 373.
logiſchen als den Orakel-Aberglauben zwar aus der menſch-

(*) Ueber dieſe nicht ungewöhnliche Erſcheinung daß bei lang erſehnten Beſuchen, ſpät oder gar nicht, zur Mittheilung kommt was es doch am erſten verdient hätte, ſiehe G's. treffliche Reflexion in den Briefen an Zelter Nr. 680.

(**) Vergl. oben S. 429, Nr. 443.

lichen Natur deducirt, dünkt ihm doch gerade die von S. gewählte Species des letztern, als zu den Anagrammen, Chronodiſtichen, Teufelsverſen ꝛc. gehörig und alſo aus einer geſchmackloſen und pedantiſchen Verwandtſchaft, nicht die beſte.

S. findet auch ſogleich G's. Bemerkungen vollkommen richtig und ſeine Gründe überzeugend.

Nr. 533. S. 377. „Es ſey eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund, das habe er bei dieſer Gelegenheit erfahren! Er wiſſe ſelbſt nicht welcher böſe Genius über ihm gewaltet, daß er das aſtrologiſche Motiv nie recht ernſthaft anfaſſen wollen, da doch ſeine Natur die Sache lieber von der ernſthaften als von der leichten Seite nehme. Er ſehe aber daß er noch etwas Bedeutendes in dieſer Materie thun Nr. 535. S. 378. müſſe, obgleich es die Arbeit werde verlängern. — Er hofft jedoch die Piccolomini G'n. zum Chriſtgeſchenk ſchicken zu können.“

Nr. 536. S. 379. G., erfreut, daß er Schillern etwas habe wiedererſtatten können von der Art in der er Ihm ſo Manches ſchuldig geworden, wünſchte nur ſein guter Rath hätte zu einer günſtigern Jahreszeit anlangen können, damit S. dadurch ſchneller wäre gefördert worden: denn er müßte ihn wirklich bedauern, daß die Zeit der Vollendung in dieſe Tage falle, die eben nicht ihre Freunde wären. Von dem Fertigwerden ſeines Stücks zu Weihnachten, ſolle G's. Januar-Aufenthalt in Jena abhangen. In jenem Fall hoffe er ihn in Weimar zu ſehen; im andern ihn zu beſuchen. S. will aber mit Frau und Kind nach Weimar kommen, und bittet G. ihm auf einige Wochen Logis zu verſchaffen.

Nr. 541. S. 385. Am heiligen Chriſtabend ſchreibt er endlich mit ſehr erleichtertem Herzen, daß die Piccolomini ſoeben an Iffland abgegangen, der ihn ſo tribulirt und gequält hatte zu eilen, daß er am 24. Decbr. ſeine ganze Willenskraft zuſammennahm, drei Copiſten zugleich anſtellte, und, mit Ausſchluß der einzigen Scene im aſtrologiſchen Thurm, das Werk wirklich zu Stande brachte. — „So ſey aber auch ſchwerlich ein heiliger Abend auf 30 Meilen in der Runde vollbracht worden, ſo gehetzt nämlich und ſo qualvoll über der Angſt nicht fertig zu werden.“

Dieſe Woche werde er das Exemplar für das Theater in Ordnung ſchreiben laſſen, die aſtrologiſche Scene überdenken und dann, etwa den 2. Januar, nach Weimar kommen. „Ich muß mein Herz erleichtern, und Ihnen dieſes neueſte Evenement in meinem Hauſe melden.“ —

„Viel Glück zu der abgenöthigten Arbeit! — erwiedert Nr. 511.
G. — denn ich will Ihnen gar nicht läugnen, daß mir in S. 398.
der letzten Zeit alle Hoffnung zu vergehen anfing.(*) Bei der Art, wie Sie dieſe Jahre her den Wallenſtein behandelt haben, ließ ſich gar keine innere Urſache mehr denken, wodurch er fertig werden konnte, ſowenig als das Wachs gerinnen kann ſo lange es an dem Feuer ſteht. Sie werden ſelbſt erſt finden, wenn Sie die Sache hinter ſich haben, was für Sie gewonnen iſt. Ich ſehe es als etwas Unendliches an.“(**)

(*) Schon früher ſchrieb G. an Meyer: „Schiller iſt auch fleißig, aber auf ſeine Art, wobei ich nicht ſehe, wie W. fertig werden ſoll“ den 27. Novbr. 1798.

(**) Das war es auch, für Schillern und ſeine fernere Productivität, für das deutſche Theater, für die Nationalehre, für die Aufnahme vaterländiſcher Geſinnung! G. hatte voraus geſagt: „Es würde Ihm und dem deutſchen Theater recht wohl bekommen.“ S. oben S. 396. Nr. 230.

Sein Quartier ſey beſorgt, es ſoll ihm an Nichts fehlen und für erſte und letzte Bedürfniſſe das Nöthige parat ſeyn. Nun ſollte er ſich aber auch nicht abhalten laſſen und ſich reſolviren den zweiten zu kommen, wenn ſie bis zum dreißigſten fertig werden wollen, ein Termin der ſich nicht verſchieben laſſe.

Nr. 545. S. 399 f. Ohne ſich zuvor mit G. und Meyer zu berathen, hatte S. ſich eine eigene ſonderbare Beſtimmung bei der Decoration des aſtrologiſchen Zimmers ausgedacht; wogegen Beide künſtleriſch einzuwenden hatten. „Denn, ſtatt des Symbols, die Sache zu geben,“ ſey freilich eine ſchwere Aufgabe; doch ſollte alles was zur Verherrlichung der theatraliſchen Erſcheinung geſchehen könne, mit Vergnügen beſorgt werden. Freund Meyer werde die Cartone ſelbſt zeichnen.

Nr. 545. S. 400. Nun aber ſolle S. verzeihen, wenn G. auch, wie Iffland, den Director ſpiele, auf den ſich zuletzt alle Schwierigkeiten der Ausführung häufen.(*) Morgen komme ein Bote der ihm gegen Abend einen Theil des Stücks und auf alle Fälle die Rolle der Herzogin abfordere. „Werden Sie ja nicht ungeduldig! — ſchließt er — denn wenn Sie nicht bald kommen, ſo werden noch öfters Boten erſcheinen.(**) Es wird ohnehin ein ſaurer Januar für uns werden, da man am Ende deſſelben ein ſolches Stück erwartet und an den übrigen Luſtbarkeiten, während deſſelben, doch Nichts entbehren will.“ —

(*) Von ſelbſt wird dem Leſer „das Vorſpiel auf dem Theater“ im Fauſt einfallen, aber dieſes Exempel aus der Erfahrung ihn dennoch überraſchen, wiewohl es G'n. mit dem Tancred faſt eben ſo erging.

(**) Siehe den luſtigen Executionsbrief G's. an S. im Album Weimars, Seite 151.

Der Herzogin Rolle war unterdeß eingegangen. Nun Nr. 546. S. 401. kamen auch die Piccolomini, ganz, aber ganz erſchrecklich geſtrichen. S. dachte ſchon genug davon weggeſchnitten zu haben; als er aber das Ganze zum erſten Mal hintereinander vorlas, nach der bereits verkürzten Edition, und mit dem dritten Act ſchon die dritte Stunde zu Ende ging, erſchrack er ſo, daß er ſich geſtern noch hinſetzte und noch etwa 400 Jamben aus dem Ganzen herauswarf. „Sehr lang werde es auch jetzt noch ſpielen, doch nicht über die vierte Stunde."

Den zweiten Act ſchickt er doppelt, damit G. ihn in beiden Geſtalten leſe. Er enthalte die neuen Scenen der Thekla, und G'n. würde es nur ſtören, wenn er bei dieſen Scenen, die er zum erſten Mal leſe, auch nur durch das Auge an die Verſtümmlung erinnert würde und den Text mühſam auf dem Papier zuſammenſuchen müßte. (*)

Nach einigen Wünſchen über die Rollenbeſetzung ſchließt Nr. 546. S. 403. er mit den Worten:

„Und ſo lege ich denn das Stück in Ihre Hände. Ich habe jetzt ſchlechterdings kein Urtheil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatraliſchen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine ſolche Wirkung auf Sie thun,

---

(*) Nun wird G. doch wohl Recht haben, von einer „grauſamen Scheere" zu reden, wie ſie S. auch im Don Carlos mußte walten laſſen. „Es war freilich nicht möglich — geſteht er — das Stück zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammenzureihen und ſo das Ganze blos zum Träger des Einzelnen zu machen." [Nr. 821.] Man kann ſich nur über S's. Hartnäckigkeit verwundern, G's. wohlgemeinte Erinnerungen, ſich auf das dramatiſch Wirkende zu concentriren, nicht bloß außer Acht zu laſſen, ſondern ſich ſogar dagegen zu ſträuben. Vergl. Nr. 842, S. 158 f.

daß Sie mir **Muth** und **Hoffnung** geben können, denn die brauche ich.“(*)

Und ſo war denn die Ahndung zu Anfang des Jahres an ſeinem Schluſſe, wennnicht ganz, doch dem größten Theil und der Hauptſache nach, in Erfüllung gegangen.

(*) Vergl. was er eben S. 391 Br. Nr. 111, Note (*) gegen einen Freund klagt. Auch weiterhin werden wir ihn wiederum **muthlos** antreffen.

1799.

„Mein Opus iſt nun in Ihren Händen, beginnt S. zum neuen Jahr, und Sie haben ihm, indem ich ſchreibe, ſchon die Nativität geſtellt. Unterdeſſen habe ich ſchon angefangen meine Gedanken auf das dritte Stück zu richten, um ſogleich, wenn ich in Weimar bin, daran gehen zu können. Es giebt zwar noch Viel darin zu thun, aber es wird raſcher gehen, weil die Handlung beſtimmt iſt, und lebhafte Affecte herrſchen ꝛc." — Nr. 547.

„Da es mit dem Hauptpunkte richtig iſt — erwiedert G. — und ich auch überzeugt bin, daß Sie nicht früher ſchließen konnten; ſo muß ſich das Uebrige alles geben. — Die zärtlichen Scenen ſind ſehr gut gerathen und die Einleitung der Aſtrologie in denſelben äußerſt glücklich." — Nr. 548. S. 3.

Schiller iſt nun in Weimar angekommen, und da die Verhandlungen zwiſchen ihm und G. perſönlich und mündlich vorgenommen werden, ſo iſt ein directer Nachweis der Einwirkungen von G. auf S. nicht mehr, wenigſtens nicht im bisherigen Detail, zu geben; ſie können aber, nach der Analogie der früheren, aus dem weitern Erfolg der Sache geſchloſſen werden.

Nr. 558. S. 11. Der große Tag war endlich angebrochen auf deſſen Abend G. neugierig und verlangend genug war. Die erſte Vorſtellung der Piccolomini ward den 30. Januar gegeben, und die zweite am 2. Februar ging noch um vieles beſſer als die erſte. Ein Aufſatz von G. in der allgem. Zeitung von 1799, Nr. 84 giebt nähere Nachricht und Auskunft.

Nr. 559. S. 14. S. iſt nun wieder nach Jena gegangen, und nach acht Wochen Stillſtand beginnt das Commercium durch die Botenfrauen wieder. S. glaubt in eine viel ältere Zeit zu blicken als es wirklich iſt. Das theatraliſche Weſen, der mehrere Umgang mit der Welt, ſein anhaltendes Zuſammenſeyn mit G. haben ſeinen Zuſtand indeſſen um Vieles verändert;(*) und wenn er erſt werde der Wallenſteiniſchen Maſſe los ſeyn, werde er ſich als einen ganz neuen Menſchen fühlen.

Alles das was ihm G. vorausgeſagt hatte. S. oben Seite 434., Nr. 504.

Damit es aber, nach dem Laufe der Welt, bei Freude nicht an Leid, bei Luſt nicht an Verdruß fehlen möchte, ſo hatte während der Zeit die Polypragmoſyne von Meiſter Ubique ein Stückchen geſpielt, wovon oben Bd. 1, S. 332. f ausführlicher geſprochen worden, das G'n. und Schillern außer dem Verdruß noch inquiſitoriſche Arbeit und Mühe verurſachte, um die ſämmtlichen Complicen herauszubekommen, und G'n. zu dem Ausſpruch nöthigte:

Nr. 560. S. 17. „In dieſen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man ſich täglich von den

---

(*) Vergl. oben Seite 394 u. 395.

würdigſten Männern einer Infamie oder Abſurdität zu gewärtigen.“(*)

S. ſendet nun die zwei erſten Acte des W. Er hat es Nr. 563. S. 21. endlich glücklicherweiſe arrangiren können, daß er auch fünf Acte hat, und den Anſtalten zu W's. Ermordung eine größere Breite ſowohl als theatraliſche Bedeutſamkeit gegeben iſt, wodurch ſich freilich auch ſeine Arbeit um ein ziemliches vermehrte.

G. findet die zwei Acte W's. vortrefflich und gleich Nr. 564. S. 25. beim erſten Leſen von ſo lebhafter Wirkung, daß ſie gar keinen Zweifel zuließen. „Wenn ſich der Zuſchauer, ſagt er, bei den Piccolomini's aus einem gewiſſen künſtlichen, hie und da willkührlich ſcheinenden Gewebe nicht gleich herausfinden, mit ſich und Andern nicht völlig Eins werden kann, ſo geben dieſe neuen Acte nun ſchon gleichſam als naturnothwendig vor ſich hin. Die Welt iſt gegeben in der das Alles geſchieht, die Geſetze ſind aufgeſtellt, nach denen man urtheilt, der Strom des Intereſſes, der Leidenſchaft findet ſein Bette ſchon gegraben in dem er hinabrollen kann. Ich bin nun auf das Uebrige verlangend, das mir nach Ihrer neuen Anlage ganz neu ſeyn wird. — Meyern iſt es auch wie mir Nr. 565. S. 28. ergangen: er konnte im Leſen keine Pauſe machen. Von dem theatraliſchen Effect kann man gewiß ſeyn.“

Sich freuend über die gute Aufnahme ſeiner zwei erſten Nr. 566. S. 28. Acte hofft S. daß die drei letzten, wenn er ſie auch nicht ganz ſo genau auszuführen Zeit habe, wenigſtens dem gan-

---

(*) Dieſe glorreichen Zeiten dauern übrigens noch fort, und G. hat ſich der genannten Alternative in Wort und That noch immer zu gewärtigen. Vergl. oben Bd. I, S. 317—323; u. 332; u. 344 u. f.

zen Effect nach nicht hinter jenen zurückbleiben ſollen. Die Arbeit avancire mit beſchleunigter Bewegung, und könne er jeden Tag anwenden, wie dieſe letzteren, ſo ſey es nicht unmöglich den ganzen Reſt des W. kommenden Montag (18. März) durch einen Expreſſen zu ſenden, um das Manuſcript, im Fall keine Erinnerung dagegen zu machen, noch denſelben Abend mit der Poſt an Iffland zu expediren.

Nr.367. S.31. Nach ein paar Tagen wiederholt er das Verſprechen der Sendung. Todt ſey der W. ſchon und auch parentirt; er habe nur noch zu beſſern und zu feilen.

Nr.369. S.32. G. gratulirt recht herzlich zum Tode des theatraliſchen Helden! „Könnt' ich doch, ſetzt er hinzu, meinem epiſchen(*) vor eintretendem Herbſt auch das Lebenslicht ausblaſen!“ — Mit Verlangen erwartet er die montägige Sendung und richtet ſich ein, den grünen Donnerſtag (21. März) nach Jena zu kommen. „Wenn wir alſo dann auch nur acht Tage zuſammen zubringen, ſo werden wir ſchon um ein gutes Theil weiter ſeyn.“ —

Nr.370. S.34. „Hier erfolgt nun das Werk, ſchreibt S., ſoweit es unter den gegenwärtigen Umſtänden gebracht werden konnte. Es kann ihm in einzelnen Theilen noch vielleicht an beſtimmter Ausführung fehlen, aber für den theatraliſch-tragiſchen Zweck ſcheint es mir ausgeführt genug.“

„Wenn Sie davon urtheilen, daß es nun wirklich eine Tragödie iſt, daß die Hauptforderungen der Empfindung

(*) Von der Achilleis waren damals ſchon fünf Geſänge motivirt und von dem erſten 180 Hexameter geſchrieben. Viel weiter aber als das was davon gedruckt iſt [Bd. XI., S. 341 — 369.] brachte es G. nicht in der Ausarbeitung. Doch hatte er ſpäterhin vor, einen Roman aus dem Sujet zu machen.

Recht! mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz; wenigſtens möchte ich noch gern einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß du kommen willſt, mich abzuhohlen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren. Es iſt nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif iſt; und vierzehn Tage auf oder ab, thun viel. Meiner Mutter ſollſt du ſagen, daß ſie für ihren Sohn bethen ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen alles Verdrußes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Lebe wohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über dich! Lebe wohl!“

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Characters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne, weibliche Seele erfüllt, die Hauptfragen des Verſtandes und der Neugierde befriedigt, die Schickſale aufgelöſt, und die Einheit der Hauptempfindung erhalten ſey, ſo will ich höchlich zufrieden ſeyn.“ — —

„Tantae molis erat Germanum condere Drama!“

Iſt nun jeder Theilnehmende hoch erfreut, das Werk vieler Jahre und Studien, unglaublicher Anſtrengung und Mühe bei Tag und Nacht, unter Abhaltungen und Störungen durch Krankheit und Mißſtimmung, dennoch glücklich zu Stande gebracht, und als eine ganz neue Erſcheinung in der dramatiſchen Welt, mit Staunen, Bewunderung, ja mit Enthuſiasmus aufgenommen zu ſehen: ſo muß es ihn ſowohl befremden, als betrüben, den Dichter ſelbſt nicht in ſo beglückender Stimmung anzutreffen, als ſie das Gelingen eines ſchwierigen Werkes erwarten ließ. Wir hören ihn an ſeinen Freund folgendes Geſtändniß ablegen:

„Ich habe mich ſchon lange vor dem Augenblick gefürchtet,
den ich ſo ſehr wünſchte, meines Werks los zu ſeyn; und
in der That befinde ich mich bei meiner jetzigen Freiheit Nr. 571.
ſchlimmer als bei der bisherigen Sclaverei. Die Maſſe die S. 35.
mich bisher anzog und feſthielt iſt nun auf einmal weg, und
mir dünkt als wenn ich beſtimmungslos im luftleeren Raume
hinge. Zugleich iſt mir als wenn es abſolut unmöglich
wäre, daß ich wieder etwas hervorbringen könnte. Ich werde
nicht eher ruhig ſeyn, bis ich meine Gedanken wieder auf
einen beſtimmten Stoff mit Hoffnung und Neigung gerichtet
ſehe. Habe ich wieder eine Beſtimmung, ſo werde ich
dieſe Unruhe los ſeyn, die mich jetzt auch von kleinen Unternehmungen
abzieht.“

„Ich werde Ihnen, wenn Sie hier ſind, einige tragiſche Stoffe von **freier Erfindung** vorlegen, um nicht in der erſten Inſtanz, in dem Gegenſtande, einen Mißgriff zu thun. Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantaſirten, (*) nicht hiſtoriſchen, und zu einem blos leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff: denn Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich vorjetzt herzlich ſatt."

Nr. 572. S. 39. G. antwortete darauf: „Wenn Sie etwas Neues vornehmen und zu einem ſelbſterfundenen Gegenſtande Luſt haben, ſo kann ich es nicht tadeln, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Sie ſich bei einer freien Arbeit ungleich beſſer befinden werden. Mich verlangt es ſehr zu hören, wohin gegenwärtig Ihre Neigung gerichtet iſt. — Morgen früh gehe ich bei Zeiten ab und bin zu Mittag ſchon bei Ihnen und will alle meine diätetiſchen Künſte zuſammennehmen, um dießmal Etwas zu liefern. Können Sie ſich auch zu einer neuen Arbeit entſchließen, die ganz aus Ihnen herauskommt, und die auch Ihren Neigungen wie Ihrem Talent angemeſſen iſt, ſo ſind wir auf den Sommer geborgen." (**) —

Wallenſteins Tod war indeſſen aufgeführt und S. auf alle Weiſe geehrt worden. Er kehrt nach Jena zurück und ſchreibt:

Nr. 576. „Die Zerſtreuungen die ich in Weimar erfahren klingen heute noch bei mir nach, und ich kann noch zu keiner ruhi-

---

(*) Aber er geſtand ja oben Nr. 560, S. 9. frei erfundene Stoffe würden ſeine Klippe ſeyn!

(**) „Schiller iſt kaum von dem **Wallenſtein** entbunden, ſo hat er ſich ſchon wieder nach einem neuen tragiſchen Gegenſtande umgeſehen, und, von dem obligaten hiſtoriſchen ermüdet, ſeine Fabel in dem Felde der freien Erfindung geſucht. Der Stoff iſt tragiſch genug, die Anlage gut, und er will den Plan genau durcharbeiten, ehe die Ausführung anfängt." Meldet G. an Meyer d. 21. März 1799.

gen Stimmung kommen. Indeſſen habe ich mich an eine Regierungsgeſchichte der Königin Eliſabeth gemacht und den Prozeß der Maria Stuart zu ſtudiren angefangen. Ein paar tragiſche Hauptmotive haben ſich mir gleich dargeboten und einen großen Glauben an dieſen Stoff gegeben, der unſtreitig ſehr viele dankbare Seiten hat. Beſonders ſcheint er ſich zu der Euripidiſchen Methode, welche in der vollſtändigen Darſtellung des Zuſtandes beſteht, zu qualificiren: denn ich ſehe eine Möglichkeit den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politiſchen auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurtheilung anzufangen. Doch davon mündlich.“ —

„Ich freue mich — ſchreibt G. — über das Zutrauen Nr. 577. das Sie zu Maria Stuart haben. Nur im Ganzen angeſehen, ſo ſcheint dieſer Stoff viel zu enthalten, was von tragiſcher Wirkung ſeyn kann. Ich freue mich auf unſer nächſtes Zuſammenſeyn.“

S. konnte ſich nicht enthalten, weil das Schema zu Nr. 586. den erſten Acten der Maria in Ordnung war und in den letzten nur noch ein einziger Punct unausgemacht blieb, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung überzugehen.(*) „Ehe ich an den zweiten Act komme, muß mir in den letzten Acten Alles klar ſeyn. Und ſo habe ich denn heute den vierten Juni, dieſes Opus mit Luſt und Freude begonnen, und hoffe in dieſem Monate ſchon einen ziemlichen Theil der Expoſition zurückzulegen.“

G. gratulirt zum Anfang der Ausarbeitung des neuen Nr. 587. Stücks. „So wohl es gethan iſt ſeinen Plan im Ganzen

---

(*) Ein Gleiches that er ſchon beim Wallenſtein. S. oben S. 399.

gehörig zu überlegen, ſo hat doch die Ausführung, wenn ſie mit der Erfindung gleichzeitig iſt, ſogroße Vortheile, daß ſie nicht zu verſäumen ſind.“

Nr.589. S's. Arbeit geht zwar ſehr langſam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen hat, und beim Anfang alles darauf ankommt ſich Nichts zu verderben; aber er hat gute Hoffnung auf dem rechten Wege zu ſeyn. Nun fühlt er auch von ſelbſt das Bedürfniß und den Nutzen theatraliſcher Anſchauungen. „Wenn ich nicht zuviel Zeit verlöre, ſo hätte ich wohl eine Verſuchung gehabt, das Stück welches morgen in Weimar gegeben wird, zu ſehen. Bei meinem jetzigen Geſchäft könnte die Anſchauung eines neuen hiſtoriſchen Stücks auf der Bühne, wie es auch ſonſt beſchaffen ſeyn möchte, nützlich auf mich wirken.“ —

Nr.592. S. ſitzt noch immer bei ſeinen drei erſten Expoſitions-Scenen und ſucht einen feſten Grund für das Künftige zu legen. Gegen ſeinen Fleiß verſchwört ſich indeß Vieles. Er kann nicht, wie er dachte, bis zum Ende ſeines erſten Acts vor G's. Hieherkunft gelangen. Aber doch geht es vorwärts und nulla Dies sine linea.

„Ich fange ſchon jetzt an, bei der Ausführung, mich von der eigentlichen tragiſchen Qualität meines Stoffs immermehr zu überzeugen und darunter gehört, daß man die Cataſtrophe gleich in den erſten Scenen ſieht, und indem die Handlung des Stücks ſich davon wegzubewegen ſcheint, ihr immer näher und näher geführt wird. An der Furcht des Ariſtoteles fehlt es alſo nicht und das Mitleiden wird ſich auch ſchon finden. — Meine Marie wird keine weiche Stimmung erregen, es iſt meine Abſicht nicht; ich will ſie immer als ein phyſiſches Weſen halten, und das Pathetiſche muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein perſönlich und individuelles Mitgefühl ſeyn. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schickſal iſt nur heftige Paſſionen zu erfahren und zu entzünden. Blos die Amme fühlt Zärtlichkeit für ſie. Doch ich will lieber thun und ausführen als Ihnen viel davon vorſagen, was ich thun will.“ —

Nr. 606. „Die nöthige Expoſition des Proceſſes oder der Gerichtsform hat, außerdem, daß ſolche Dinge mir nicht geläufig ſind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehen war ſie nicht. Die engliſche Geſchichte von Rapin Thoyras hat den guten Einfluß, mir das engliſche Locale und Weſen lebhaft vor der Imagination zu erhalten.“ —

Nr. 608. G's. lange Abweſenheit macht daß S. keine Anregung von außen erhält und blos in ſeinem Geſchäft lebt. Er fragt deshalb an ob G. nicht indeſſen über den Dilettantismus weiter nachgedacht. Er ſehne ſich nach einer ſolchen Anregung und würde gern ſeine Gedanken dazu beiſteuern, wenn er den activen Zuſtand des geſammelten Materials vor Augen hätte.

Nr. 610. Von der Maria Stuart iſt nur erſt ein Act fertig. Dieſer hat ihm viel Zeit gekoſtet und koſtet ihm noch 8 Tage, weil er den poetiſchen Kampf mit dem hiſtoriſchen Stoff darin beſtehen mußte und Mühe brauchte der Phantaſie eine Freiheit über die Geſchichte zu verſchaffen, indem er zugleich von allem was dieſe Brauchbares hatte, Beſitz zu nehmen ſuchte. „Die folgenden Acte ſollen ſchneller gehn, ſind auch beträchtlich kleiner.“ —

Nr. 612. „Mit dem erſten Acte der *Maria* hoffe ich zu Ende der Woche ganz im Reinen zu ſeyn. Ich ſollte freilich ſchon weiter ſeyn, aber dieſer Monat (Juli) war mir nicht ſo günſtig wie der vorige (Juni). Ich bin zufrieden wenn ich den dritten Act mit in die Stadt bringe.“ —

Nr. 615. Er hat wieder vergebens auf G's. Ankunft gehofft. Ihm bleibt nun Nichts übrig als ſich ſo lange es gehn will ins Produciren zu werfen, weil die *Mittheilung* mangelt. Er iſt auch ſchon ganz ernſtlich im zweiten Act ſeiner *Königlichen Heuchlerin*. Der erſte iſt abgeſchrieben und erwartet G'n. bei ſeiner Ankunft.

Nr. 621. Es verlangt ihn ſeine bisherigen Acte vorzulegen, worüber er ſelbſt noch keine gültige Stimme habe. Lebhaft aber fühlt er mit jedem Tage das *Bedürfniß theatraliſcher Anſchauungen* und werde ſich ſchlechterdings entſchließen müſſen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Die oeconomiſchen Mittel zur Realiſirung ſollen ihn zunächſt beſchäftigen.

Nr. 622. Goethe wiederholt nur: Es ſey keine Frage, daß S. unendlich gewinnen würde, wenn er eine Zeitlang in der Nähe eines Theaters ſeyn könnte. In der *Einſamkeit* ſteckt man dieſe Zwecke zu weit hinaus. Er wolle gern das Seinige dazu beitragen, dieſes Vorhaben zu erleichtern. Die größte Schwierigkeit ſey nur wegen eines Quartiers. „Laſſen Sie uns der Sache weiter nachdenken.“ —

Nr. 623. S. 150. Daß S. die Wintermonate künftighin in W. zubringe, iſt nun bei ihm eine beſchloſſene Sache. „Die ſinnliche Gegenwart des Theaters muß mir eine Menge faux-frais erſparen, die mir jetzt unvermeidlich ſind, weil ich die Vorſtellung der lebendigen Maſſe nicht habe, und auch der Stoff ſoll mir alsdann reichlicher zufließen. Dieſen Winter werde ich zwar ſpät dazu kommen, vielleicht erſt zu Ende Januars wegen der Frau und des Kleinen.“ —

Der Herzog habe in dieſem Frühjahr den Wunſch zu erkennen gegeben, daß S. öfter nach Weimar käme und länger da bliebe. Da er ihm nun zugleich ſehr leicht begreiflich machen könne, wie ſehr er ſich ſelbſt dabei beſſer befinden würde, ſo wolle er ſich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, ihm für die dadurch zuwachſenden größern Koſten etwas zuzulegen. Das Verſprechen einer Zulage habe er ohnehin ſeit fünf Jahren her, und der Fürſt ſey immer gnädig gegen ihn geweſen. Könnte er übrigens durch ſeine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen ſchaffen, wozu er ſich von ganzem Herzen erbiete, ſo würde ſich die Sache noch einfacher abthun laſſen. —

Nr.625. S.157. „In meiner dramatiſchen Arbeit geht es noch immer friſch fort, und wenn Nichts dazwiſchen kommt, ſo kann ich vor Ende Auguſts den zweiten Act zurückgelegt haben. Im Brouillon liegt er ſchon da. Ich hoffe daß in dieſer Tragödie Alles theatraliſch ſeyn ſoll, ob ich ſie gleich für den Zweck der Repräſentation in etwas enger zuſammenziehe. Weil es auch, hiſtoriſch betrachtet, ein reichhaltiger Stoff iſt, ſo habe ich ihn in dieſer Hinſicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und inſtruirten Leſer freuen können, die aber bei der Vorſtellung, wo ohnehin der Gegenſtand ſinnlich daſteht, nicht nöthig und, wegen hiſtoriſcher Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Intereſſe ſind. Uebrigens iſt bei der Arbeit ſelbſt ſchon auf Alles gerechnet, was für den theatraliſchen Gebrauch wegbleibt, und es iſt durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenſtein.“ —

Hier folge nun ein zufällig ausgelaſſener Brief Schiller's, vom 20. Auguſt, der zwiſchen Nr. 626 und 627 hineingehört, und auf den G's. Antwort in Nr. 627, Seite 163 ſich bezieht, die bisher räthſelhaft blieb. Er erſcheint hier zum erſten Mal gedruckt.

Nr. 626.a. „Ich bin dieſer Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie gerathen, die zwar erſt noch ganz zu erfinden iſt, aber, wie mir dünkt, aus dieſem Stoffe erfunden werden kann.“

„Unter der Regierung Heinrich VII. in England ſtand ein Betrüger, Warbeck, auf, der ſich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden laſſen. Er wußte ſcheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei die ihn anerkannte und auf den Thron ſetzen wollte. Eine Prinzeſſin deſſelben Hauſes York, aus dem Eduard abſtammte, welche Heinrich dem VII. Händel erregen wollte, wußte und unterſtützte den Betrug, ſie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne geſtellt hatte. Nachdem er als Fürſt an ihrem Hofe in Burgund gelebt und ſeine Rolle eine Zeitlang geſpielt hatte, manquirte die Unternehmung, er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet.“

„Nun iſt zwar von der Geſchichte ſelbſt ſo gut als gar Nichts zu gebrauchen, aber die Situation im Ganzen iſt ſehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der

Herzogin von York, können zur Grundlage einer tragiſchen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte.“

„Ueberhaupt glaube ich, daß man wohlthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Perſonen aus der Geſchichte zu nehmen, und alles übrige poetiſch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entſtünde, welche die Vortheile des hiſtoriſchen Drama's mit dem erdichteten vereinigte.“

„Was die Behandlung des erwähnten Stoffes betrifft, ſo müßte man, däucht' mir, das Gegentheil von dem thun, was der Comödiendichter daraus machen würde. Dieſer würde, durch den Contraſt des Betrügers mit ſeiner großen Rolle und ſeine Incompetenz zu derſelben, das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er zu ſeiner Rolle geboren erſcheinen, und er müßte ſie ſich ſoſehr zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeug gebrauchen und als ihr Geſchöpf behandeln wollten, intereſſante Kämpfe entſtünden. Es müßte ganz ſo ausſehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewieſen, zu dem die Natur ihn beſtimmt hatte. Die Cataſtrophe müßte durch ſeine Anhänger und Lehrſätze, nicht durch ſeine Feinde und Liebeshändel, durch Eiferſucht und dergleichen herbeigeführt werden.“

„Wenn Sie dieſem Stoff im Ganzen etwas Gutes abſehen und ihn zur Grundlage einer tragiſchen Fabel brauchbar glauben, ſo ſoll er mich zuweilen beſchäftigen: Denn wenn ich in der Mitte eines Stücks bin, ſo muß ich in gewiſſen Stunden an ein neues denken können.“ — —

Nr.627. S.163. „Der neue tragiſche Gegenſtand den Sie angeben — erwiedert G. — hat auf den erſten Anblick viel Gutes und ich will weiter darüber nachdenken. Es iſt gar keine Frage, daß wenn die Geſchichte das ſimple Factum, den nackten Gegenſtand hergiebt, und der Dichter Stoff und Behandlung; ſo iſt man beſſer und bequemer dran, als wenn man ſich des Ausführlichern und Umſtändlichern der Geſchichte bedienen ſoll: denn da wird man immer genöthigt, das Beſondere des Zuſtandes mitaufzunehmen; man entfernt ſich vom rein Menſchlichen und die Poeſie kommt ins Gedränge.“ —

Nr.628. „Da wir vor Eintritt des Herbſtes kaum auf Ihre Hieherkunft hoffen können — klagt S. abermals — ſo geht dieſer Sommer ganz anders hin, als ich mir verſprochen hatte. Ob ich mich gleich ernſtlich zu meinem Geſchäft halte, und darin vorwärts komme, ſo fühle ich doch im Ganzen meines innern Zuſtandes dieſe Beraubung ſehr und ſie verſtärkt mein Verlangen nicht wenig, den Winter in Weimar zuzubringen. Zwar verberge ich mir nicht, daß ſich von dem Einfluß der dortigen Societät eben nicht viel Erſprießliches erwarten läßt,(*) aber der Umgang mit Ihnen, einige Berührungen mit Meyern, das Theater, und eine gewiſſe Lebenswirklichkeit, welche die übrige Menſchenmaſſe mir vor die Augen bringen muß, werden gut auf mich und meine Beſchäftigung wirken. Meine hieſige Exiſtenz iſt eine abſolute Einſamkeit und das iſt doch zuviel.“ —

Nr.629. S.169. „Wenn meine Frau mit ihren Wochen glücklich iſt, ſo wäre ich geneigt Ende Novembers hinüber zu gehen, anfangs

---

(*) Vergl. oben S. 57 Note (**) u. S. 77.

ſich in die ihrige denken, und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt bey ſich entſchloſſen, alles zu thun, um Werthern zu entfernen; und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie viel es ihn koſten, ja, daß es ihm beynahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt, Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt eingeſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben, (es war der Sonntag vor Weihnachten,) kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da Einen die unerwartete Oeffnung der Thür, und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzückung ſetzte. „Sie ſollen," ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter allein, bis die Familie nachkommen kann. Es läge mir auch deswegen viel daran, daß ich die zwei letzten Acte meines Stücks unter dem Einfluß der theatraliſchen Anſchauung ausarbeiten könnte.“

„Wenn Sie nicht binnen 10 Tagen wenigſtens auf einige Tage hieherkommen können, ſo hätte ich große Luſt auf einen Tag zu Ihnen hinüberzukommen und meine zwei Acte mitzubringen. Denn jetzt wünſchte ich doch Ihr Urtheil darüber, daß ich mich überzeugt halten kann, ob ich auf dem rechten Wege bin.“ Nr. 629. S. 168.

„Meinen zweiten Act habe ich geſtern geendigt, aber nach meinem wohlgemeinten und dennoch vergeblichen Bemühen, mir eine lyriſche Stimmung für den Almanach zu verſchaffen, habe ich den dritten angefangen. Das einzige Mittel mich jetzt von der Maria weg, und zu einer lyriſchen Arbeit zu bringen, iſt, daß ich mir eine äußere Zerſtreuung mache, dazu iſt eine achttägige Reiſe nach Rudolſtadt gut.“ — Nr. 631. S. 173.

„Ich werde nun in meiner dramatiſchen Arbeit eine Zeitlang pauſiren müſſen. Der Abſchnitt iſt auch ſchicklich. Ich habe die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zuſammenkommen. Die Situation iſt an ſich ſelbſt moraliſch unmöglich. Ich bin ſehr verlangend, wie es mir gelungen iſt, ſie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poeſie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig ſie mit Ihnen zu verhandeln.“ — Nr. 635. S. 182.

„Ueber Ihre Maria wird es mir eine Freude ſeyn mit Ihnen zu verhandeln,“ erwiedert G. — „Die Situation gehört, wenn ich nicht irre, unter die romantiſchen. Da wir Modernen nun dieſem Genius nicht entgehen können, ſo werden wir ſie wohl paſſiren laſſen, wenn die Wahrſcheinlichkeit Nr. 636. S. 184.

nur einigermaßen gerettet iſt. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan. Ich bin äußerſt begierig auf die Behandlung.“ —

Unterdeſſen hat S. ſchon wieder einen andern Stoff im Sinne.

N. 662. S. 198. „Ich habe über die Diſpoſition meiner Maltheſer-Tragödie nachgedacht, damit ich dem Herzog bei meiner Ankunft etwas Bedeutendes vorzulegen habe. Es wird mit dieſem Stoff recht gut gehen, das Punctum saliens iſt gefunden, das Ganze ordnet ſich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung. An dem Stoff wird es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie, und ſo wie Sie ſie wünſchen, daraus wird. Zwar reiche ich nicht aus mit ſo wenigen Figuren, als Sie wünſchen; dieß erlaubt der Stoff nicht; aber die Mannigfaltigkeit wird nicht zerſtreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun.“ —

Ein Logis iſt inzwiſchen durch G's. Vermittelung gefunden, und Schiller mit Anfang Decembers wirklich und förmlich nach Weimar gezogen und ſein erſtes Wort von hier aus an Goethe, der indeſſen nach Jena gegangen war, iſt: N. 667. S. 215.

N. 669. „Die Pole unſerer magnetiſchen Stange haben ſich jetzt umgekehrt und was Norden war iſt jetzt Süden ꝛc.“

1800.

Goethe hatte Schillern früher ſchon den Shakſpeare anempfohlen und zu deſſen Bearbeitung aufgemuntert; da ſoviel ſchon vorgearbeitet ſey und man nur zu reinigen, wieder aufs neue genießbar zu machen brauche, ſo wäre es ein groſer Vortheil. Wenn S. nur erſt einmal durch die Bearbeitung des Wallenſtein ſich recht in Uebung geſetzt habe, ſo müßte jenes Unternehmen ihm nicht ſchwer fallen [Nr. 382.]; und ſo finden wir S. im neuen Jahre mit dem Macbeth beſchäftigt, nicht zuerſt, ſondern wieder, ſodaß der Anfang ſchon früher gemacht worden ſeyn muß. Doch hat er am 20. Januar Nr. 695. dieſes Jahrs die zwei erſten Aufzüge des Macbeth aus dem Rohen gearbeitet, anfangs nicht aus dem Original, ſondern nach den Ueberſetzungen Wieland's und Eſchenburg's, findet aber nun daß er beſſer gethan hätte, ſowenig er auch das Engliſche verſtehe,(*) ſich gleich an das Original zu hal-

---

(*) Hierdurch beantwortet ſich die in Zelter's Briefen [Nr. 705. S. 374.] aufgeworfene, eine arrière-pensée enthaltende, Frage: ob Schiller Engliſch verſtanden? zur ſtill mentalen Satiſfaction aller ſprachgelehrten Dichter und Nachdichter, die ſich immer viel damit wiſſen ſowohl G'n. als S'n. Ueberſetzungsfehler aufzumutzen und dies nicht müde werden. Auch ächt-, aber nicht urdeutſch!

ten, weil der Geiſt des Gedankens viel unmittelbarer wirkt, und er oft unnöthige Mühe hatte durch das ſchwerfällige Medium ſeiner beiden Vorgänger ſich zu dem wahren Sinn hindurchzuringen.

Nr.700. S. lieſt nun bald mit G. den Macbeth in einigen Abenden durch, und nach wenigen Erinnerungen und Arrangements von Seiten Goethe's, wird das Stück aufgeführt zum erſten Mal den 14. Mai und den 17. wiederholt.

Nr.716. Inzwiſchen iſt auch die Maria vorgeſchritten, bei deren Vorleſung S. jedoch G'n. nicht zugegen wünſcht, ſondern ihm lieber die ganze zweite Hälfte des Stücks, die er noch nicht kenne, auf einmal vorlegen möchte, weil bei dem verzettelten Leſen das Beſte verloren geht.

S., der nach ſeiner Art objectiv zu ſeyn ſtrebend, dieſes auch durch Darſtellungen von feierlichen Functionen zu erreichen vermeinte, begnügte ſich nicht blos mit der epiſch-poetiſchen Schilderung derſelben, ſondern verſuchte ſogar die dramatiſch-theatraliſche Nachbildung; wobei er nicht immer den Tact bewies, der Goethen auszeichnete. Und ſo hatte er in der Maria eine Scene angebracht, die vielleicht gar nicht entſtanden wäre, wenn er früher den Schluß des Stücks G'n. mitgetheilt hätte. Nun mußte G. ſie ihm ausreden.

Nr.723. „Der kühne Gedanke eine Communion aufs Theater zu bringen, iſt ſchon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt Sie zu erſuchen, die Function zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir ſelbſt nicht wohl zu Muthe war; nun da man ſchon im Voraus dagegen proteſtirt, iſt es in doppelter Betrachtung nicht räthlich.(*) Mögen Sie mir

---

(*) Bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagt G.: „ich habe noch einige vielleicht den fünften Act mittheilen und mich dieſen Morgen beſuchen, damit wir die Sache beſprechen könnten.“ —

Die Maria war kaum aufgeführt worden, (d. 15. Juni), Nr. 729.
und Schiller hatte ſchon wieder eine neue Tragödie in der Arbeit, mit deren Schema er zwar noch immer nicht in Ordnung war, und noch große Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen hatte. Ob man gleich, bei jedem neu zu producirenden Werke durch eine ſolche Epoche hindurch müſſe, ſo gäbe es doch ſtets das peinliche Gefühl als ob Nichts geſchähe, weil am Abend Nichts kann aufgezeigt werden.

„Was mich bei meinem Stücke beſonders incommodirt, Nr. 729.
iſt, daß es ſich nicht, ſowie ich wünſche, in wenig große S. 283.
Maſſen ordnen will, und daß ich es in Abſicht auf Zeit und Ort in zuviel Theile zerſtückeln muß, welches, wenn auch die Handlung ſelbſt die gehörige Stetigkeit hat, immer der Tragödie widerſtrebend iſt. Man muß, wie ich bei dieſem Stück ſehe, ſich durch keinen allgemeinen Begriff feſſeln, ſondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und ſich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten.“

Er hofft G'n. bei ſeiner Zurückkunft das fertige Schema Nr. 732.
ſeines Stücks vorzulegen, um ſich, ehe er an das Ausführen gehe, ſeiner Beiſtimmung zu verſichern.

So iſt er denn durch die Praxis für die Praxis etwas liberaler geworden(*) und nicht mehr an das Kreuz ſeiner Theorie geheftet, um nicht wenigſtens ſich zu erlauben, was er Andern noch nicht zugeſtehen will.

Scrupel, und wenn Einen der Geiſt warnt, ſo ſoll man es wenigſtens nicht verſchweigen.“ [S. Nr. 128. S. 268.]

(*) Vergl. oben Nr. 397 a. u. 397 b.

S. macht das Stück nicht namhaft und ſo muß der Leſer in Zweifel ſeyn, ob er die Jungfrau von O. oder die Braut von Meſſina meine, indem er bald von Trimetern ſpricht [Nr. 746.] die er machen will, und nicht lange darauf von ihrer Beendigung [Nr. 755.] Dieſe kommen aber nur in der Braut von Meſſina, kurz vor dem Schluſſe(*) vor, und S. war durch G's. Vorleſung ſeiner Helena darauf gebracht worden [Nr. 745.]; gerade wie er auf den Gedanken eines Chors in der Braut v. M. durch G. gekommen zu ſeyn ſcheint, der in der Bearbeitung des Tancred Chöre anbringen wollte [Nr. 731. 733.]; da er jedoch früher bemerkte, daß ſein Stück ihn in die Zeiten der Troubadours führe, [Nr. 734.], ſo ſieht man, es muß die Jungfrau ſeyn, worin vom alten König René und ſeiner Wiederherſtellung der alten provencaliſchen Poeſie und der Liebeshöfe die Rede iſt.(**) Beide Stücke ſcheinen alſo gleichzeitig in Arbeit geweſen zu ſeyn und die Jungfrau nur ihn mehr angezogen zu haben, ſodaß ſie auch früher zur Erſcheinung kommt.

Nr. 762. S. 349. Seit G's. Abweſenheit hatte S. dieſe ſeine Tragödie um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht, doch lag immer noch Viel vor ihm. Mit dem bis jetzt in Ordnung Gebrachten war er ſehr zufrieden und hoffte es ſolle auch G's. Beifall haben. Das Hiſtoriſche ſey überwunden, und doch, ſoviel er urtheilen könne, in ſeinem möglichſten Umfange benutzt, die Motive alle poetiſch und größtentheils von der naiven Gattung.

(*) In der Rede des Don Ceſar, Bd. VIII. S. 138.
(**) Aufzug I. Scene 2.

1801.

Im Anfang des neuen Jahres erfahren wir endlich mit Gewißheit, das Stück das S'n. zeither beſchäftigte, und das G. ſelbſt nicht näher kannte, ſey die Jungfrau von Orleans.

„Ich habe Ihnen, ſchreibt S., von meiner Jungfrau Nr. 768. ſchon ſoviel Einzelnes, Zerſtreutes verrathen, daß ich es fürs Beſte halte, Sie mit dem Ganzen in der Ordnung bekannt zu machen. Auch brauche ich jetzt einen gewiſſen Sporn, um mit friſcher Thätigkeit bis zum Ziel zu gelangen. Drei Acte ſind in Ordnung geſchrieben, wenn Sie Luſt haben, ſie heute (d. 11. Febr.)(*) zu hören, ſo werde ich um 6 Uhr mich einfinden ꝛc."

In den erſten Tagen des Märzes war S. nach Jena Nr. 774. gegangen, in der Abſicht ſein Drama zum Abſchluß zu bringen, und die heitern Tage in ſeinem Garten zu genießen.

(*) S. iſt leider in Angabe des Datums ſo nachläſſig, zumal gegen Ende der Correſpondenz, daß ohne einen Goethe'ſchen Brief der vorhergeht oder nachfolgt, der Tag gar nicht zu beſtimmen iſt und man oft nur mit einem weiten Intervall ſich begnügen muß. Dieſer Umſtand erſchwerte auch G'n. die lange Jahre nachher unternommene Redaction dieſer Briefſammlung.

Doch war er nicht ſo glücklich von ſeinem Thun viel Gutes zu ſagen. Die Schwierigkeiten ſeines jetzigen Penſums ſpannten ihm den Kopf zu ſehr an, wozu noch die Furcht kam nicht zu rechter Zeit fertig zu werden. Er hetzte und ängſtigte ſich, und es wollte nicht recht damit fort. Wenn er dieſe pathologiſchen Einflüſſe nicht bald überwinde, ſo Nr.776 fürchte er muthlos zu werden. — Auch gingen ihm die Abende meiſt in Geſellſchaft hin, und er konnte eher über zuviel Zerſtreuung als über zuwenige Unterhaltung klagen. Doch geht es nun mit ſeiner Arbeit beſſer, er hat auch wieder mehr Muth und ſieht etwas entſtehen.

Er iſt wieder nach Weimar zurückgekehrt und indem er auf G's. Zurückkunft von ſeinem Landgute hofft, um das Werk geendigt ihm vorzulegen, ſagt er:

Nr.795. „Von meinem letzten Act augurire ich viel Gutes, er erklärt den erſten und ſo beißt ſich die Schlange in den Schwanz. Weil meine Heldin darin auf ſich allein ſteht und im Unglück von den Göttern deſerirt iſt, ſo zeigt ſich ihre Selbſtſtändigkeit und ihr Characteranſpruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes iſt ſehr theatraliſch, und der donnernde **Deus ex machina** wird ſeine Wirkung nicht verfehlen.“ —

Nr.796 „Viel Glück zur Vollendung Ihres Werks! ruft G. an 15.[illegible] dem Tage derſelben, bei Rückſendung des Manuſcripts. Nehmen Sie mit Dank das Stück wieder. Es iſt ſo brav gut und ſchön, daß ich ihm Nichts zu vergleichen weiß.“(*)

(*) S. war durch das Glück das ſein Vorſpiel zum Wallenſtein gemacht hatte, verlockt worden der Jungfrau ein ähnliches, idylliſches zu geben und es als erſten Act zu behandeln.

S. mußte die Jungfrau dem Herzog ſchicken, auf den Nr. 788. ſie eine unerwartete Wirkung machte. Dieſer meinte jedoch, S. 45. ſie könne nicht geſpielt werden, worin S. ihm Recht giebt. Nach langer Berathung mit ſich ſelbſt werde er ſie auch nicht aufs Theater bringen, ob ihm gleich einige Vortheile dabei entgehen. Erſt rechnet Unger, an den er ſie verkauft habe, darauf, daß er ſie als eine vollkommene Novität zur Herbſtmeſſe bringe; jener habe ihn gut bezahlt und ſo könne er ihm nicht entgegen ſeyn. Dann aber ſchrecke ihn auch die ſchreckliche Empirie des Einlernens, des Behelfens und der Zeitverluſt der Proben davon zurück, den Verluſt der guten Stimmung nicht einmal gerechnet ꝛc.“

Nun trägt ſich S. ſchon wieder mit zwei neuen dramatiſchen Süjets, und will, wenn er ſie beide durchdacht und durchgeprüft habe, zu einer neuen Arbeit übergehen.

„Einer Vorſtellung der Jungfrau möchte G. nicht Nr. 789. ganz entſagen. Sie habe zwar große Schwierigkeiten,(*) S. 46. 28. April. doch hätten ſie ſchon große genug überwunden; aber freilich werde durch theatraliſche Erfahrungen Glauben, Liebe und Hoffnung nicht vermehrt.(**) Daß S. perſönlich etwas Beſſeres thun könne, als ſich einer ſolchen Didaskalie zu unterziehen, ſey er ſelbſt überzeugt; es käme darauf an, ob Er (G.), bei ſeiner jetzigen Halbthätigkeit, dazu nicht am Beſten taugte. Doch davon werde ſich reden laſſen, wenn ſie bald wieder zuſammenkommen.“

(*) beſonders damals, wo die ohnehin kleine und enge Bühne, durch eine Hinterwand beſchränkt, gar keine Ferne zuließ.

(**) S. wollte „mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ſey Nichts auszurichten.“ [Nr. 788, S. 44.]

Nr. 794. Das Stück iſt nun fertig, aber die Arbeit hat Sn. in den letzten Tagen etwas angegriffen, und die rauhe Witterung ihm ſehr zugeſetzt und ſeinem Fleiße geſchadet. Demungeachtet hat er noch eine Ballade „Leander und Hero“ nebſt einigen andern kleinen Gedichten zu Stande gebracht. Auch ſpricht er von einem Schauſpiel das ſich anfange zu organiſiren und an deſſen Ausführung er in acht Tagen zu gehen gedenke. Der Plan ſey einfach, die Handlung raſch und er dürfe nicht beſorgen ins Breite getrieben zu werden.

Nr. 795. S. 53.

Nr. 796. G., in ſeiner Antwort, war ungewiß ob Schiller damit die Maltheſer, oder den untergeſchobenen Prinzen meine; d. i. den Betrüger Warbeck, von dem oben Nr. 626 a. und 627 die Rede war und unten Nr. 818 ſeyn wird.

Jenes Schauſpiel von einfachem Plan, raſcher Handlung u. ſ. w. iſt offenbar Turandot, die auch gleich im Anfang des folgenden Jahres auf die Bühne kommt.

ein liebes Lächeln verbarg, „Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein Wachsſtöckchen, und noch was." — „Und was heiſſen Sie geſchickt ſeyn?" rief er aus; „wie ſoll ich ſeyn? wie kann ich ſeyn? beſte Lotte!" — „Donnerſtag Abend," ſagte ſie, „iſt Weihnachtsabend; da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das Seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher." — Werther ſtutzte. — „Ich bitte Sie," fuhr ſie fort, „es iſt nun einmahl ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben." — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: „Es kann nicht ſo bleiben!" zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchrecklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſetzt hatten, ſuchte durch allerley Fragen ſeine Gedanken abzulenken; aber vergebens. „Nein, Lotte!" rief er aus, „ich werde Sie nicht wieder ſehen!" „Warum das?" verſetzte ſie; „Werther! Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäßigen Sie ſich. O, warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich-haftenden Leidenſchaft für alles, was Sie einmahl anfaſſen, geboren werden! Ich bitte Sie," fuhr ſie fort, indem ſie ihn bey der Hand nahm, „mäßigen Sie ſich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was biethen die Ihnen für mannigfaltige Ergetzungen dar?

1802.

Das neue Jahr beginnt mit ſchriftlicher Beglückwün- Nr. 803.
ſchung, von Seiten Schiller's mit der kurzen Anrede: „Laſ- S. 70.
ſen Sie uns das neue Jahr mit den alten Geſinnungen, 1. Jan.
und mit guter Hoffnung eröffnen;“ und mit der Erwiederung von Seiten Goethe's: „Mit Freuden werde ich Sie auch im neuen Jahre bald wieder mündlich begrüßen und die Fortdauer unſeres Verhältniſſes zur guten Stunde feiern.“

Goethe reiſt darauf, um ungeſtört thätig zu ſeyn, nach Jena. „Dort, in Knebel's alter Stube, — ſchreibt er — bin ich immer ein glücklicher Menſch, weil ich keinem Raume auf dieſer Erde ſoviel productive Momente verdanke. Es iſt luſtig, daß ich an einem weißen Fenſterpfoſten alles aufgeſchrieben habe, was ich ſeit dem 21. November 1798 in dieſem Zimmer von einiger Bedeutung arbeitete. Hätte ich dieſe Regiſtratur früher angefangen, ſo ſtünde gar Manches darauf was unſer Verhältniß aus mir herauslockte.“ (*)

(*) Bei einer Wiederherſtellung des, während der Kriegsjahre 1806—1813, durch mancherlei Gebrauch zur Einquartierung, bald für Geſunde, bald für Kranke, für Freund und Feind entweihten und entſtellten Schloßgebäudes, und deſſen neuerer Beſtimmung, die mineralogiſchen und naturhiſtoriſchen Sammlungen in ſeine Räume aufzunehmen, wurden Wände

Da man zu Anfang des Jahres 1802 den Jon von A. W. Schlegel aufgeführt hatte, und dadurch das Publikum an Darſtellungen aus dem Alterthum gewöhnt, ſo war es wohl natürlich, daß auch G's. Iphigenie wieder zur Sprache kam, von deren Aufführung ſchon früher die Rede geweſen war. S. hatte ſie bereits vor zwei Jahren [Nr. 687.] durchgeſehen und, ohngeachtet deſſen was er [Nr. 396.] daran auszuſtellen wußte, gar nicht mehr an einem guten Erfolg der Vorſtellung gezweifelt. „Es brauche nur Weniges an dem Text verändert zu werden, beſonders in Hinſicht auf den mythologiſchen Theil, der für das Publikum in Maſſe zu kalt ſey. Auch ein paar Gemeinſprüche würde er dem dramatiſchen Intereſſe aufzuopfern rathen, ob ſie gleich ihren Platz ſehr wohl verdienen.“ —

G. hatte damals eine wunderliche Empfindung als er anfing ſie wieder zu leſen; er kam nicht weit hinein [Nr. 689.]; und meinte, daß ſie wohl ſchwerlich, ſelbſt nicht durch die Künſte des Herrn von Eckartshauſen, zu palingeniſiren ſeyn möchte. [Nr. 694.]

Nun aber kam ſie aufs Neue in Anregung und G. ſchickte das Manuſcript an S. mit folgender Bevorwortung:

Nr. [illegible], d. [illegible]. „Hierbei kommt die Abſchrift des gräciſirenden Schauſpiels. Ich bin neugierig was Sie ihm abgewinnen werden. Ich habe hie und da hineingeſehen: es iſt ganz verteufelt human. Geht es halbweg, ſo wollen wir's

---

und Tiſchen jenes Zimmers mit übertüncht, und das Andenken, daß darin [illegible] ein [illegible] erbaute, der unſterbliche Werke von hier ausgehen ließ, auch im Gedächtniß der Menſchen ausgelöſcht. Ich habe noch manches Citat in denſelben nachgeſchrieben, und mancher guten Unterredung mit Einheimiſchen und Fremden darin beigewohnt.

verſuchen: denn wir haben doch ſchon öfters geſehen, daß die Wirkungen eines ſolchen Wageſtücks für uns und das Ganze incalculabel ſind ꝛc.“

Nr. 807. S. 73. 20. Jan. S. will nunmehr die Iphigenia mit der gehörigen Hinſicht auf ihre neue Beſtimmung (nämlich aufgeführt zu werden) und jedes Wort vom Theater herunter und mit dem Publikum zuſammen hören. — „Was G. das Humane (Nr. 806) darin nenne, werde dieſe Probe beſonders gut aushalten, und dann rathe er Nichts wegzunehmen. Nächſten Sonnabend (23. Januar) hoffe er Etwas über den Erfolg berichten zu können.“ —

Nr. 808. S. 77. 20. Jan. „Die Turandot denke er etwa auf den Dienſtag (d. 26. Januar) vom Theater herab zu hören und dadurch erſt in den Stand geſetzt zu ſeyn, zu beſinnen, was noch zu thun iſt und was der Ort und der Zeitmoment an dieſer alten Erſcheinung verändert.“ —

Sie wurde den 30. Januar zum erſten Mal aufgeführt und den 3. Februar abermals. — Nr. 809. S. 80. 22. Jan. „Bei der Iphigenia habe er weniger Verheerungen in dem Manuſcript angerichtet, als er ſelbſt erwartet hatte vornehmen zu müſſen; er fand es von der einen Seite nicht nöthig, da das Stück an ſich gar nicht zu lang ſey, und von einer andern nicht wohl thunlich, weil, was den Gang des Stücks verzögern könnte, weniger in einzelnen Stellen als in der Haltung des Ganzen liege, die für die dramatiſche Forderung zu reflectirend ſey ꝛc.“ —

Nr. 809. S. 81. „Da überhaupt in der Handlung ſelbſt zuviel moraliſche Caſuiſtik herrſche, ſo werde es wohlgethan ſeyn, die ſittlichen Sprüche ſelbſt und dergleichen Wechſelreden etwas einzuſchränken. — Das Hiſtoriſche und Mythiſche müſſe unangetaſtet bleiben, als unentbehrliches Gegengewicht des

Moraliſchen, und was zur Phantaſie ſpreche, dürfe am wenigſten vermindert werden.“

„Oreſt ſelbſt ſey das Bedenklichſte im Ganzen; ohne Furien iſt kein Oreſt, und jetzt, da die Urſache ſeines Zuſtands nicht in die Sinne falle, da ſie blos im Gemüth ſey,(*) ſo ſey ſein Zuſtand eine zu lange, zu einförmige Qual, ohne Gegenſtand. Hier ſey eine von den Gränzen des alten und neuen Trauerſpiels.“ —

„Möchte G'n. doch etwas einfallen,(**) dieſem Mangel zu begegnen, was ihm (S'n.) freilich bei der jetzigen Oeconomie des Stücks kaum möglich ſcheint. Denn was ohne Götter und Geiſter daraus zu machen war, ſey ſchon geſchehen.(***) Auf jeden Fall empfehle er die Oreſtiſchen Stellen zu verkürzen; ferner gebe er zu bedenken, ob es nicht rathſam ſeyn möchte, zur Belebung des dramatiſchen Intereſſes, ſich des Thoas und ſeiner Taurier, die ſich zwei Acte

---

(*) Iſt der Fall weit mehr bei S's. Jungfrau v. O. deren Gewiſſensqual auch gar keine äußerliche ſichtbare Veranlaſſung hat. Ihre Schuld [illegible] im Gemüth vor. Vom Oreſt weiß doch [illegible] alle Welt daß er einen Muttermord beging, und ſoll das Bewußtſeyn dieſer Unthat ihn in ſichtbaren Geſtalten von Rachegeiſtern [illegible]? Das [illegible] für ein [illegible], das, ſinnlich und abergläubiſch, Furien als Heren, mit Schlangen zu ſehen verlangt.

(**) Wie nur ſo einfältiglich und hinterher! nachdem das Stück längſt in ganz anderem Sinne gedacht und geſtaltet war? Und wozu? Damit es auf dem Theater könne mit mehr Effect gegeben werden? G. [illegible] nicht gut, daß es nicht für den großen Haufen iſt, darum nennt er es verteufelt human!

(***) Als gerade das höchſte Verdienſt dieſes Stücks keiner ſogenannten Maſchinerie zu bedürfen, verkennt der obſtinate Critiker und verlangt die ſinnlichen Furien, die ihm noch aus der kurz vorher aufgeführten Iphigenie von Gluck vor der Imagination tanzen mochten! Das heißt den Teufel an die Wand gemalt. — Iſt es doch als müßte man G's. Bemerkung an S. Nr. 371, S. 429 hier anwenden.

durch nicht rühren,(*) etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten.“

„Man höre zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Oreſt und Pylades, aber man ſehe Nichts davon, es ſey nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erſcheinung käme.“ Nr. 809, S. 82.

„Nach ſeinem Gefühl müſſe in den zwei Acten, die ſich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beſchäftigen, noch ein Motiv ad extra eingemiſcht werden,(**) damit auch die äußere Handlung ſtetig bleibe und die nachherige Erſcheinung des Arcas mehr vorbereitet würde: denn ſo wie er jetzt komme, habe man ihn faſt ganz aus den Gedanken verloren.“

Es gehöre nun freilich zu dem eigenen Character dieſes Stücks, daß dasjenige was man eigentlich Handlung nennt, hinter den Couliſſen vorgeht, und das Sittliche, was im Herzen vorgeht, die Geſinnung, darin zur Handlung gemacht iſt und gleichſam vor die Augen gebracht wird. Dieſer Geiſt des Stücks müſſe erhalten werden, und das Sinnliche müſſe immer dem Sittlichen nachſtehen; aber Er verlange auch nur ſoviel von jenem als nöthig ſey, um dieſes ganz darzuſtellen.“ — Nr. 809, S. 83.

Schillern erging es mit dem Kunſtwerk eines Andern, wie mit der Natur. „Sowie er, nach v. Humboldt's

---

(*) Sollten ſie etwa mit ihren Waffen klirren, einen Kriegsmarſch anſtimmen u. dergl. um ſich wenigſtens hörbar wennnicht ſichtbar zu machen?

(**) Gegen ſolche Motive ad extra war S. ja ſelbſt, und mochte ſie nicht. [Nr. 812, S. 149.]

Bemerkung, [S. oben S. 343, Note] der Natur, noch ehe ſie vollkommen auf ihn einwirken könne, ſchon ſelbſtthätig entgegeneile, nicht ſowohl aus ihr ſchöpfe, als durch ſie begeiſtert ihr Bild durch eigne Kraft ſchaffe" — oder wie man auch ſagen kann, die Natur nicht zu Wort kommen und ausreden laſſe, ſondern ihr in die Rede falle als ſchon wiſſend wo ſie hinaus wolle, und nun weiter ſpreche; ſo faßt er auch ein fremdes Kunſtwerk nicht in ſeiner Eigenthümlichkeit, ſondern modelt und rectificirt es gleich nach ſeiner mitgebrachten Anſicht. So erregt freilich das fremde Werk auch ſeine Productivität, aber er behandelt jenes ſelbſt nur wieder als Stoff. — „Er ſtellte eine Sache gleich auf den Kopf" — ſagte mir G. einmal als davon die Rede war, daß man gewiſſe Dinge nicht von ihm habe verlangen dürfen. Und dieß, dächte ich, bewies er oben am Meiſter, und hier an der Iphigenia. Bei dieſem herriſchen gewaltthätigen Character gehörte denn freilich „ſo große Liebe, Zutrauen und Treue," wie ſie G. beſaß, dazu, [A. in L. II, II, 650.] um durch ein ſolches Verfahren nicht indignirt, wenigſtens nicht indisponirt zu werden. Aber Goethe ließ ihn gewähren! [S. Nr. 446, S. 22.] Freilich verlor er Nichts dadurch: denn das Original blieb und wird bleiben: ein Troſt, den ſich diejenigen ſagen können, denen es nicht Recht iſt, daß auch G. einen Romeo für unſere Zeit- und Theaterzwecke umgeändert, wiewohl an nichts Weſentlichem ſich vergriffen: man müßte denn die Reden der Amme Baubo für das Pivot des Ganzen halten.

Um nun aber auf die Wunden, die der Critiker dem Autor wie dem Stück geſchlagen, ein Pflaſter aufzulegen, daß ſie, wonicht heilen, doch wenigſtens die Schmerzen lindern möge, kommt er mit ſeiner, ſchon beim W. Meiſter gebrauchten, banalen Uebergangsformel zu bemerken:

„Uebrigens“ habe ihn Iphigenia, da er ſie wieder las, Nr. 809. S. 83. tief gerührt; ſetzt aber, gleichſam als ſchäme er ſich dieſer Rührung, limitirend hinzu: wiewohl er nicht läugnen wolle, daß etwas Stoffartiges dabei mit unterlaufen mochte. (*) Seele möchte er es nennen, was den eigentlichen Vorzug davon ausmache.“ (**)

„Die Wirkung auf das Publikum würde das Stück nicht Nr. 809. S. 84. verfehlen, alles Vorhergegangene habe zu dieſem Erfolge zuſammengewirkt. Bei unſerer Kennerwelt möchte gerade das, was wir (d. h. S.; aber auch G.?) gegen daſſelbe einzuwenden haben, ihm zum Verdienſt gerechnet werden, und das könne man ſich gefallen laſſen, da man ſo oft wegen des wahrhaft Lobenswürdigen geſcholten werde.“ (***) —

„Ein mächtiger Intereſſe als der Warbeck (†) hat mich Nr. 818. S. 102. 10. März. ſchon ſeit ſechs Wochen beſchäftigt und mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es mir lange nicht begegnet iſt. Noch iſt zwar blos der Moment der Hoffnung und dunkeln

---

(*) Sehr Kantianiſch, auch im Aeſthetiſchen an der Lauterkeit der Maxime zu zweifeln! Uebrigens möchte denn doch dieſem Urtheil etwas von jener Empfindung zum Grunde liegen, die er Br. Nr. 178, S. 79 u. 88 ſchildert und von der man ſich, dem Vortrefflichen gegenüber, nicht anders retten kann als durch die Liebe. Vergl. auch oben Band I, S. 311.

(**) Das kann man ſich gefallen laſſen! Wenn überhaupt Caput homo est, ſo iſt Seele erſt das eigentliche Individuum, und demnach Iphigenie ein Gedicht sui generis, wenn auch kein Drama, nach antikem oder modernem Leiſten, noch weniger ein Spectakelſtück, wie S. verlangte.

(***) Auch nur ein Goethe'ſches Procuriren, wie das: „einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen.“

(†) S. oben Nr. 626 u. ff. Nr. 796.

Ahndung, aber er iſt fruchtbar und viel verſprechend, und ich weiß, daß ich mich auf dem rechten Weg befinde.“ — S. nennt das Intereſſe nicht, aber wahrſcheinlich war es der falſche Demetrius.

Nr. 829. S. 110. 19 März. Das neue Theater in Lauchſtedt war im Werke: „Breter und Balken ſchwimmen die Saale hinunter zu dem neuen Muſentempel in Lauchſtedt (*) — ſchreibt G. — Laſſen Sie doch auch dieſes unſer Unternehmen auf ſich wirken und thun Sie für Ihre ältern Sachen was Sie können. Zwar weiß ich wohl wie ſchwer es hält, doch müſſen Sie nach und nach durch Nachdenken und Uebung dem dramatiſchen Metier ſoviel Handgriffe abgewinnen, daß Genie und reine poetiſche Stimmung nicht gerade zu jeder Operation nöthig ſind.“

Nr. 829. S. 107. Mit der Iphigenie etwas anzufangen, war G'n. nicht möglich. Wenn S. nicht die Unternehmung wage, die paar zweideutigen Verſe corrigire und das Einſtudiren dirigire, ſo glaube er nicht, daß es mit der Vorſtellung gehen werde, und doch wäre es in der jetzigen Lage (**) gut, und ſie würde dann für andere Theater verlangt, wie es ja ſchon mit dem Nathan (***) gegangen ſey.

Nr. 831. S. 111. Nun will S. gern das Mögliche thun, um die Iphigenie zur theatraliſchen Erſcheinung zu bringen: „Es iſt bei einem ſolchen Geſchäft immer Viel zu lernen und an dem Erfolge zweifle ich nicht, wenn unſre Leute das Ihrige leiſten. Es iſt mir neulich ſogar aus Dresden geſchrieben worden,

---

(*) Siehe G's. W. Bd. XXXI, S. 134, 135.

(**) Wo es ihnen um Vermehrung des Repertoirs und Verbreitung des [illegible] Geſchmacks zu thun war.

(***) Vergl. Nr. 748, 749, 792.

daß man die Iphigenie dort auf die Bühne bringen will, und gewiß werden noch andere Theater nachfolgen.“

G. freut ſich zu hören, daß S. ſeine Johanna auch Nr. 820 S. 107. für Weimar der theatraliſchen Möglichkeit nähern wolle. Ueberhaupt müßten ſie (S. und G.), da ſie mit dieſer Vorſtellung ſo lange gezaudert, ſich durch irgend Etwas auszuzeichnen ſuchen.

„Mit dem Carlos — ſchreibt S. — bin ich auf ziem- Nr. [illegible] S. 111. 20 März lich gutem Wege und hoffe in acht oder zehn Tagen damit zu Stande zu ſeyn. Es iſt ein ſicherer theatraliſcher Fond in dem Stück, und es enthält Vieles was ihm die Gunſt verſchaffen kann. Es war freilich nicht möglich, es zu einem befriedigenden Ganzen zu machen, ſchon darum, weil es viel zu breit zugeſchnitten iſt; aber ich begnügte mich, das Einzelne nur nothdürftig zuſammenzureihen und ſo das Ganze bloß zum Träger des Einzelnen zu machen. Und wenn vom Publikum die Rede iſt, ſo iſt das Ganze (*) doch das was zuletzt in Betrachtung kommt.“

„Die Jungfrau von O. wollen wir aber erſt in Lauch- Nr. 821 S. 112. ſtedt ſpielen laſſen, ehe wir hier damit auftreten. Ich will das Stück in den letzten Wochen des hieſigen Theaterjahrs einlernen laſſen und ſelbſt einige Proben dirigiren, daß es gut gelernt wird und daß man in Lauchſtedt in allen Ehren damit auftreten kann.“

„Für meine andern ältern Stücke kann ich dieſes Jahr Nichts mehr thun; auch eilt es damit nicht: denn wenn nur noch die Iphigenia zu Stande kommt, ſo kommt die Ge-

---

(*) Das Publicum faßt ſelten ein Stück als ein Ganzes auf, meiſt nur in Stücken, und ſo gefällt ihm Einzelnes, wenn es mit dem Ganzen unzufrieden iſt; auch gefällt ein Stück nicht Allen, ſondern nur Einzelnen.

ſellſchaft dieſes Jahr reicher als niemals nach Lauchſtedt. Ja, es wäre kaum möglich noch mehrere Stücke einzulernen.“

Nr. 827. S. 170. „Iphigenia wäre auf keinem Fall auf den Sonnabend zu zwingen geweſen, weil die Hauptrolle ſehr groß und ſchwer einzulernen iſt. Es war ſchlechterdings nöthig, der Vohs Zeit dazu zu geben. Ich hoffe übrigens das Beſte für dieſes Stück; es iſt mir nichts vorgekommen, was die Wirkung ſtören könnte. Gefreut hat es mich, daß die eigentlich poetiſch ſchönen Stellen und die lyriſchen beſonders auf unſre Schauſpieler immer die höchſte Wirkung machten. Die Erzählung von den Thyeſtiſchen Gräueln und nachher der Monolog des Oreſt, wo er dieſelben Figuren wieder in Elyſium friedlich zuſammen ſieht, müßten als zwei ſich auf einander beziehende Stücke und als eine aufgelöſte Diſſonanz vorzüglich herausgehoben werden. Beſonders iſt alles daran zu wenden, daß der Monolog ſehr gut executirt werde, weil er auf der Gränze ſteht, und, wenn er nicht die höchſte Rührung erweckt, die Stimmung leicht verderben kann. Ich denke aber er ſoll eine ſublime Wirkung machen.“ —

Nr. 828. S. 172 f. „Was Sie mir von Iphigenia ſagen — erwiedert G. — iſt mir erfreulich. Könnten und möchten Sie das Werk bis zur Aufführung treiben, ohne daß ich eine Probe ſähe, und es Sonnabend den 15. geben, ſo bliebe ich noch eine Woche hier und brächte Manches vor und hinter mich. Wie ich höre geht der Theaterbau zu Lauchſtedt recht gut von Statten. Ich bin recht neugierig wie dieſer Pilz aus der Erde wachſen wird.“ (*)

(*) Es kamen ſehr luſtige Geſchichten dabei zum Vorſchein, die man [illegible] mußte erzählen hören. Unter andern wurde der Proceß mit der [illegible] angefangen und ſo ging die Sache von Statten.

Seyn Sie ein Mann! wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das nichts thun kann, als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie Sich betrügen, Sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? juſt mich, das Eigenthum eines Andern? juſt das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blick anſah. „Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie darauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über Sich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie Sich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über Sich! eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

„Die Iphigenia ſoll auf den 15. einſtudirt ſeyn. Auf Nr. 829. S. 125. nächſten Dienſtag (11. Mai) wollen wir mit dem Stück auf das Theater.“ —

„Ihre Sorgfalt für die Iphigenia danke ich Ihnen zum Nr. 830. S. 126. allerbeſten. Künftigen Sonnabend (15. Mai) werde ich am Schauſpielhauſe anfahren wie ein anderer Jenenſer auch, und hoffe Sie in Ihrer Loge zu treffen.“ —

„Ob noch Sonnabend den 15. Mai Iphigenia wird ſeyn Nr. 832. S. 128. können, hoffe ich durch Ihre Güte morgen zu erfahren und werde alsdann eintreffen, um an Ihrer Seite einen der wunderbarſten Effecte zu erwarten, die ich in meinem Leben gehabt habe: die unmittelbare Gegenwart eines, für mich, mehr als vergangenen Zuſtandes.“ —

„Die Vorſtellung der Iphigenia auf den Sonnabend Nr. 833. S. 130. wird keine Schwierigkeit haben, obgleich uns der Titus geſtern und heute das Theater wegnahm. Morgen und Uebermorgen aber werden die Theaterproben mit Ernſt vorgenommen werden und ich hoffe, daß Sie über Ihr Werk nicht erſchrecken ſollen. Wohl glaube ich, daß die ſinnliche Erſcheinung dieſes Stücks manche vergangene Zuſtände in Ihnen erwecken wird, ſowohl in Formen und Farben Ihres eigenen Gemüths, als auch der Welt, mit der ſie ſich damals zuſammenfühlten, und in letzterer Rückſicht wird es mehreren hieſigen Freunden und Freundinnen merkwürdig ſeyn.“(*) —

„Ich bin in dieſen letzten Tagen nicht ohne Succeß mit Nr. 846. S. 158. meinem Stück (Braut v. M.) beſchäftigt geweſen, und ich

---

(*) Dem Leſer dieß nun wohl auch, da er die Geſchichte dieſes Schmerzenskindes von ſeiner Geburt an kennt, das nun abermals geopfert werden und unter Barbaren gerathen ſollte!

habe noch bei keiner Arbeit ſoviel gelernt als bei dieſer. Es iſt ein Ganzes das ich leichter überſehe und auch leichter regiere; auch iſt es eine dankbarere und erfreulichere Aufgabe, einen einfachen Stoff reich und gehaltvoll zu machen, (*) als einen zu reichen und zu breiten Gegenſtand einzuſchränken.“ —

(*) d. h. aufzuquellen, wie S. es [Nr. 300.] nannte. S. oben Seite 366. — Ein ungünſtiger Tropus, als wäre von eingeweichtem Stockfiſch oder dergl. die Rede!

1803.

„Gegen die reiche Abwechſelung Ihrer Beſchäftigungen (*) ſticht meine auf einen einzigen Punkt gerichtete Thätigkeit ſehr dürftig ab; auch kann ich Ihnen das Reſultat meiner Einſamkeit nur durch die That beurkunden.“ Nr. 854. S. 167 f.

„Ich habe ein mißliches und nicht erfreuliches Geſchäft, nämlich die Ausfüllung der vielen zurückgelaſſenen Lücken in den vier erſten Acten, nun beendigt, und ſehe auf dieſe Weiſe wenigſtens fünf Sechstheile des Ganzen fertig und ſäuberlich hinter mir, und das letzte Sechstheil, welches ſonſt immer das wahre Feſtmahl der Tragödiendichter iſt, gewinnt auch einen guten Fortgang. Es kommt dieſer letzten Handlung ſehr zu Statten, daß ich das Begräbniß des Bruders von dem Selbſtmord des andern ganz getrennt habe, daß dieſer jenen Actus vorher rein beendigt, als ein Geſchäft dem er vollkommen abwartet, und erſt nach Endigung deſſelben, über dem Grabe des Bruders, geſchieht die letzte Handlung, nämlich die Verſuche des Chors, der Mutter und Schweſter,

---

(*) von denen G. ihm blos geſchrieben hatte [Nr. 853.], „da Beide ſich gegen das Ausgeben ſträubten und nur, wie jene Verliebte, über den Schirm correſpondirten.“

den Don Ceſar zu erhalten, und ihr vereitelter Erfolg. So wird alle Verwirrung und vorzüglich alle bedenkliche Vermiſchung der theatraliſchen Ceremonie mit dem Ernſt der Handlung vermieden.“ — Nach einigen Tagen ſchreibt Schiller:

Nr. 856. S. 172. „Mein Stück iſt fertig, und da ich etwas davon in dieſen Tagen verlauten ließ, ſo hat der Herzog von Meiningen den Wunſch geäußert es zu hören. Weil es nun mein Dienſtherr iſt, dem ich einige Attention ſchuldig bin, und es ſich gerade trifft, daß ich ſeinen Geburtstag dadurch feiere, ſo werde ich es heute Abend um 5 Uhr in einer Geſellſchaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorleſen. Sie will ich nicht dazu einladen, weil Sie nicht gern ausgehen, und wie ich glaube, auch lieber das Stück allein leſen oder anhören. Ich habe mich in der Cataſtrophe viel kürzer gefaßt als ich erſt wollte, überwiegender Gründe wegen.“ —

Nr. 857. S. 173. „Sagen Sie mir doch ein Wort, — fragt G. — wie die geſtrige Vorleſung abgelaufen: denn ein geübter Autor weiß wahre Theilnahme von Ueberraſchung zu unterſcheiden, ſowie Höflichkeit und Verſtellung zu würdigen. Zunächſt bitte ich um Mittheilung des Stücks, wodurch mir für dieſen Abend ein großes Feſt bereitet würde.“ —

Nr. 858. S. 173. „Die geſtrige Vorleſung von der ich mir eine ſehr mäßige Erwartung machte, weil ich mir mein Publikum nicht dazu auswählen konnte, iſt mir durch eine recht ſchöne Theilnahme belohnt worden, und die heterogenen Beſtandtheile meines Publikums fanden ſich wirklich in einem gemeinſamen Zuſtande vereinigt. Die Furcht und der Schrecken erwieſen ſich in ihrer ganzen Kraft, auch die ſanftere Rührung gab ſich durch ſchöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch ſeine naiven Motive und begeiſterte durch ſeinen lyriſchen Schwung, ſodaß ich, bei gehöriger Anordnung, mir auch auf den Bretern eine bedeutende Wirkung von dem Chor verſprechen kann. — Mein geſtriges Exemplar muß ich dem Herzog ſchicken. Vielleicht kann ich Ihnen doch noch vor Abend ein anderes Exemplar verſchaffen. Alsdann wollen wir, wenn es Ihnen recht iſt, etwa Morgen Mittag zuſammenkommen und darüber conferiren; denn ich wünſchte das Stück, wenn es die Bühne betreten ſoll, bald möglichſt zu dieſem Gebrauch einzurichten, um es auch nach Berlin, Hamburg und Leipzig verſenden zu können.“

„Der Chor hat ſich bereits in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolit, ſowie in zwei Boten, in einen Lanzelot und Olivier, verwandelt, (*) ſodaß das Stück jetzt von Perſonen wimmelt.“ Nr. 860. S. 178.

„Es iſt geſtern (den 27. Febr.) für eine erſte Leſeprobe recht ordentlich gegangen. Der Chor wird, wie ich augurire, gut geſprochen werden und Effect machen. Ueber einige Dinge, worüber ich Sie bitte gemeinſchaftlich mit mir zu halten und zu wachen, mündlich.“ Nr. 862. S. 179.

„Vorſichtshalber bitte ich Sie das Theaterexemplar der Braut v. M. ſich ausliefern zu laſſen. Ich weiß daß hier Jagd darauf gemacht wird, und die Anzeigemacher könnten deſſelben benöthigt ſeyn.“ (**) Nr. 864. S. 181.

(*) Ganz gewiß auf G's. Anrathen, wie dieſer auch in der Glocke, bei ihrer dramatiſchen Aufführung, die langen lyriſchen Monodieen unter mehrere Sprecher vertheilte, daß eine gegliederte amobäiſche Kette daraus wurde.

(**) Vergl. oben Nr. 562.

S. muß nun, nach ſeiner Art, gleich wieder an ein anderes Stück gehen und ſo lieſt man:

„Ich habe meine alten Papiere über die Maltheſer wieder vorgenommen, und es ſteigt eine große Luſt in mir auf, mich gleich an dieſes Thema zu machen. Das Eiſen iſt jetzt warm und läßt ſich ſchmieden.“ —

Nr. 865. S. 182. Nun iſt auch von Beſetzung und Austheilung der Rollen in der Jungfrau v. O. die Rede, die alſo gegen S's. frühere Intention [Nr. 821, S. 112.] ſie zuerſt in Lauchſtedt auftreten zu laſſen, noch in Weimar aufgeführt werden ſoll und auch wird, wie wir gleich ſehen. Vorher ging von der Braut v. M. eine Probe ſo gut von Statten, daß G. gar nicht zweifelte das Stück könne den 19. März gegeben werden. Es wurde auch wirklich an dieſem Tage zum erſten Mal aufgeführt und am 26. wiederhohlt.

Nun aber erſcheint auch, wovon im ganzen Briefwechſel noch nicht die Rede war, G's. Eugenia, oder: die natürliche Tochter, zuerſt auf der Bühne, den 2. April, und wurde den 16. wiederhohlt.

Am 23. endlich ward die Jungfrau von Orleans zuerſt aufgeführt, am 30. April abermals und den 7. Mai zum dritten Mal, ſodaß alſo beide Dichter das Glück genoſſen mit den Producten ihrer Muſe abwechſelnd aufzutreten, wodurch dieſes Jahr ſich als beſonders merkwürdige Epoche ſowohl für ſie, als das deutſche Drama überhaupt auszeichnet.

Nr. 872. S. 196. Außerdem hatte ſich S. noch durch ein kleines Luſtſpiel, nach dem Franzöſiſchen des Piccard, legitimirt, unter dem Titel Onkel und Neffe, worüber er ſich gegen G., der ihm am Tage der Aufführung (d. 18. Mai) ſich deſſen zu Nr.872. S.187. erfreuen wünſcht, alſo vernehmen läßt:

„Mein kleines Luſtſpiel hat das Publikum ſehr beluſtigt Nr.876. S.194. und macht ſich auch wirklich recht hübſch. Es iſt mit vieler guten Laune geſpielt worden, ob es gleich nicht zum beſten einſtudirt war, und unſre Schauſpieler, wie Sie wiſſen, gern ſudeln (*), wenn ſie nicht durch den Vers in Reſpect gehalten werden. Da Plan und Gedanken nicht mein gehörten und die Worte extemporirt wurden, ſo habe ich mich um die Vorſtellung ſelbſt keines Verdienſtes zu rühmen. Das zweite Piccardiſche Stück (der Paraſit oder die Kunſt ſein Glück zu machen) kann hier nicht mehr einſtudirt werden, weil Graff und Becker in dem Niemeyerſchen Stück Viel zu thun haben, das man in Lauchſtedt produciren wird.“ —

Es wurde auch erſt nach Rückkehr der Geſellſchaft in Weimar den 12. Octbr. gegeben und den 26. wiederhohlt.

Schiller ging dieſen Sommer auf einige Wochen nach Nr.881. S.201 f. Lauchſtedt, wohin ihn ſchon vorm Jahre Schauſpieler und academiſches Publikum von Halle gewünſcht und gehofft hatten. Von ſeinem Aufenthalt giebt er G'n. einige Nachricht und darunter auch von der Aufführung ſeiner Eugenie. „Die natürliche Tochter hat vielen Beifall gefunden, beſonders die letzte Hälfte, wie dieß auch in Weimar der Fall war. Einige Bemerkungen bei dieſer Gelegenheit gemacht, will ich Ihnen mündlich mittheilen.“ —

Dieſe Erwähnung iſt etwas flau, und allerdings be-

(*) d. h. in dem beliebten und belobten Converſationston ſprechen, Sylben verſchlucken und Worte und Namen, worauf Alles ankommt, uberhuien.

deutender, die merita causae auseinanderſetzend, iſt was S. darüber an **Humboldt** ſchreibt.

Nr. 880. S. 196. Während deſſen hatte G. ſich nach Jena begeben „wegen des Drucks von dem verſchiedenen Zeug, das er in die Welt ſende,“ um die noch brauchbaren drei Monate zu nutzen und das von außen Geforderte nothdürftig zu leiſten.

Nr. 880. S. 199. „Auch das altdeutſche wiedererſtandene Drama (er meint Götz v. B.) bilde ſich mit einiger Bequemlichkeit um. Er wußte nicht zu ſagen ob ſich's organiſirt oder kryſtalliſirt: welches denn doch zuletzt, nach dem Sprachgebrauch der verſchiedenen Schulen, auf Eins hinauslaufe.“ —

Während G. ſich mit ſeinem Götz beſchäftigte, der aber erſt im folgenden Jahre fertig ward und zur Aufführung kam, bewegte ſich S. „um den **Waldſtetterſee** herum.“ Die Conception des **Tell** war alſo in der Zwiſchenzeit vor ſich gegangen, nicht ohne lange vorhergepflogene Verhandlung mit G., deſſen Relationen S. bereits oben [Nr. 372] begierig gelauſcht hatte, und der von ſeinem epiſchen Tell bereits vier Geſänge näher motivirt S'n. anzeigte [Nr. 472, S. 230].

Inzwiſchen war auch der kühne Verſuch den Julius Caeſar von Shakſpeare auf die Bühne zu bringen im Werke, der umſomehr von G's. Muth und Geſchicklichkeit Zeugniß ablegt, als zu der Aufführung noch drei unlängſt angenommene theatraliſche Recruten erſt zugeſtutzt werden mußten.

Nr. 886. S. 208. S. wünſcht G'n. guten Succeß, der auch erfolgte, ſodaß
Nr. 887. S. 209. nach der erſten Probe S. geſtehen mochte: „er nehme einen
großen Eindruck mit, und über acht Tage bei der zweiten
Probe werde er G'n. Etwas darüber ſagen können.“

„Es iſt keine Frage daß der Julius Caeſar alle Eigenſchaften hat, um ein Pfeiler des Theaters zu werden: Intereſſe der Handlung, Abwechslung und Reichthum, Gewalt der Leidenſchaft, und ſinnliches Leben vis à vis des Publikums; und der Kunſt gegenüber hat er Alles was man wünſcht und braucht. Alle Mühe die man alſo noch daran wendet, iſt ein reiner Gewinn, und die wachſende Vollkommenheit bei der Vorſtellung dieſes Stücks muß zugleich die Fortſchritte unſers Theaters zu bezeichnen dienen.“ — „Für meinen Tell iſt mir das Stück von unſchätzbarem Werth, mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Es hat mich gleich geſtern in die thätigſte Stimmung verſetzt.“ —

Nr. 895. S. 217. Die Hauptprobe war den 30. Septbr. und G. freute ſich ſehr über das am meiſten durch Schiller's Theilnahme Geleiſtete. Bei der nächſten Vorſtellung ſchon hoffte er die Erſcheinung zu ſteigern: es ſey ein großer Schritt, den ſie gleich zu Anfang des Winters thun. „Ich will gern geſtehen, daß ich es auch in dem Sinn unternahm Ihre wichtige Arbeit (den Tell) zu fördern; für mein Vornehmen (den Götz) hab' ich auch ſchon Vortheil daraus gezogen.“ —

So wurde denn das Stück Sonnabend den 8. Octbr. zum erſten Mal aufgeführt. Die Leiſtung war groß und jene drei Tironen, Wolff, Grüner und Grimmer, übertrafen alle Erwartung.

Der Reſt des Jahres gab Goethen noch viel anderweitige, mit der Poeſie Nichts gemeinhabende Beſchäftigung, ja Plackerei, wozu noch die deprimirenden Einflüſſe der kurzen Tage ſich ſteigernd geſellten. Dahin gehörte die Rehabilitirung der Jenaiſchen Literatur-Zeitung, da die bisherige nach Halle zu verpflanzen auswärtige Freunde mit einheimiſchen Feinden ſich angelegen ſeyn ließen; wiewohl ſie nur den meiſt leeren Bauer ſtatt der Vögel zuſammt mit hinüberbekamen. Die Ausfertigung verſchiedener **Promemoria** zu Anwerbung neuer Mitarbeiter, mehrſeitige Correſpondenz, Abfaſſung eines Programms über die Weimariſche Kunſtausſtellung und Polygnot's Gemälde als Preisaufgabe, und zu dem Allen, am Schluß der vollgeſchriebenen Qualentafel, der Beſuch eines der lebhafteſten unruhigſten weiblichen Schöngeiſter, der Frau von Staël, die ſelbſt in geſunden und unbeſetzten Tagen ihm allein ſchon zu ſchaffen machen konnte, während S. ſich wenigſtens dieſer Störung einigermaßen erwehren, und ſeine beſten Stunden der Vollendung ſeines **Tell** widmen mochte.

Wie Goethen zu Muthe war, als er aus ſeinem Jenaiſchen, wenn ihm auch nicht erfreulichen, doch für Andere nützlichen Geſchäfte herausgeriſſen werden ſollte, um in den Strudel der Societät und den Schwall der Converſation unterzutauchen, erſieht man aus ſeinem confidenziellen Schreiben an Schiller [Nr. 900]. „Glück zu allem was Ihre Einſamkeit hervorbringt, nach eigenem Wünſchen und Wollen! — ruft er ſeinem Freunde zu. — Ich rudre im fremdem Element herum, ja ich möchte ſagen, daß ich nur darin patſche, mit Verluſt nach Außen, und ohne die mindeſte Befriedigung von Innen oder nach Innen. Da wir denn aber, ſetzt er mit ſeiner reſignirenden Ironie hinzu, wie ich nun immer deutlicher von Polygnot und Homer lerne, die Hölle eigentlich hier oben vorzuſtellen haben; ſo mag denn das auch für ein Leben gelten. Tauſend Lebewohl im himmliſchen Sinne!“ —

„Das könnte man, ſagte er, mit einem kalten Lachen, drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!“ — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man both ſich einen froſtigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diſcurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte ſagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da ſich denn ſein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tiſch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, ging heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hinein zu

Diesmal keine gewöhnliche Schlußformel, ſondern einer von den Schmerzenslauten, die der Dichter ausſtößt, wo ein anderer Menſch in ſeiner Qual verſtummt.

Er ſträubte ſich nun ſo lange wie möglich; mußte aber doch dem Willen des Herzogs, und ſelbſt dem Zureden ſeines Freundes, der ihm jenes Schreckbild in der Nähe zu betrachten anrieth, um einer gewiſſen Spannung loszuwerden, und deshalb eine Characteriſtik von ihr entwarf, unwillig-willige Folge leiſten. G. hat jenes Schreiben, als auf einmal über das wechſelſeitig aus ihrer Gegenwart ſich entwickelnde Verhältniß aufklärend, aus dem Briefwechſel in ſeine Tags- und Jahreshefte herübergenommen [Bd. XXXI, S. 164].

1804.

So war denn G. den 24. December von Jena herübergekommen, mit einem ſtarken Katarrh, den er ſich durch den Winteraufenthalt im Jenaiſchen Schloſſe (ungewarnt durch jenen gefährlichen im Jahre 1801) zugezogen hatte, mußte einige Tage im Bette, dann Wochenlang im Zimmer aushalten, und ſo konnte die Unterhaltung mit der Dame, vorerſt nur durch Billette, dann durch Zwiegeſpräche, ſpäter in dem kleinſten Zirkel ſtattfinden.

Von ihrem Weſen, ihrer Art zu ſeyn, zu leben und zu denken, von dem Inhalt ihrer Unterredungen giebt er Nachricht in ſeinen Tags- und Jahresheften [XXXI, 170 ff.]. Sie hatte es gleich anfangs dadurch bei ihm verdorben, daß ſie mit größter Naivetät ihm verſicherte [Nr. 907.]: Sie werde ſeine Worte, wenn ſie ſolcher habhaft werden könne, ſämmtlich drucken laſſen. Wie dieß auf ihn wirken mußte, bei ſeiner bekannten Diſcretion, wäre ſchon aus dem erſten Bande Seite 39. erſichtlich; nun ſagt er ſelbſt noch [XXXI, 175.], daß durch dieſe und andere Aeußerungen der böſe Genius in ihm aufgeregt worden, und er nicht anders als widerſprechend, dialectiſch und problematiſch alles Vorkommende behandelt und ſie durch hartnäckige Gegenſätze oft zur Verzweiflung gebracht habe.

So erinnere ich mich noch jetzt eines Tages, wo die Dame bei G. zum Beſuch war, in einem Zimmer das gerade unter dem meinigen lag, Beide in überlautem und heftigem, faſt leidenſchaftlichem Geſpräch begriffen gehört zu haben, wobei beſonders ſie ſo kreiſchend ſchrie und tobte, daß ich fürchtete ſie würde, nach oben die dünne Decke durchbrechend, gleich einer zornigen Fee, zum Dache hinaus in die Lüfte fahren. G. verſicherte mir auch nachher, daß er ſie durch ſeine Argumente ſo ins Enge getrieben, daß es beinah dieſen Anſchein gehabt hätte. Doch fehlten auch heitre und gemüthliche Scenen nicht, wie die, welche G. ſo anmuthig erzählt, Bd. XXXI, S. 175., obſchon er das eigentliche academiſche Kunſtwort nicht ausſpricht, ſondern umſchreibt.

Ungeachtet dieſer Störungen von außen, denen beide
Dichter ausgeſetzt waren, iſt S. doch ſo glücklich von ſeiner
Arbeit am Tell Goethen den erſten Act vorlegen zu können, Nr. 911.
den dieſer mit der Belobung empfangt: „Das iſt denn Nr. 912.
freilich kein erſter Act, ſondern ein ganzes Stück, und
zwar ein vortreffliches! wozu ich von Herzen Glück wünſche
und bald mehr zu ſehen hoffe. Meinem erſten Anblick nach
iſt Alles ſo recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten,
die auf gewiſſe Effecte berechnet ſind, hauptſächlich
an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen, bei der einen
wünſchte ich noch einen Vers, weil die Wendung gar zu
ſchnell iſt; (*) bei der andern bemerke ich ſoviel: der

(*) Wahrſcheinlich die Stelle, wo der Apfelſchuß gefordert wird, und weit und breit kein Apfel zu ſehen und zu hören iſt. Da pflanzte G. einen Apfelbaum in die Nähe, um Aug' und Sinn des Landvogts ſich an jenes Schützenkunſtſtück erinnern zu laſſen, und den Zuſchauern die Beſorgniß wo ſo geſchwind ein Apfel herkommen könne, zu erſparen. — G. mußte

Schweizer fühlt nicht das Heimweh weil er an einem andern Orte den Kuhreigen hört: denn er wird, ſoviel ich weiß, ſonſt nirgends geblaſen; ſondern eben weil er ihn nicht hört, weil ſeinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dieß nicht für ganz gewiß geben. — Fahren Sie fort, uns durch Ihre ſchöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensintereſſe zu verſchaffen; halten Sie ſich auch wacker im Hades der Societät, und flechten Sie Schilf und Rohr nur fein zum derben Stricke, damit es doch auch etwas zu kauen gebe!" (*) —

Nr. 913. „An Ihrer Expoſition — fährt er fort — habe ich mich recht gelabt und indeſſen davon gezehrt. Es iſt recht gut, daß Sie den Widerſpruch gegen die zudringliche Nachbarin durch eine ſolche gleichzeitige That äußern, ſonſt müßte der Zuſtand auch ganz unerträglich ſeyn. Da ich jetzt krank und grämlich bin, ſo kommt es mir faſt unmöglich vor, jemals wieder ſolche Discurſe zu führen. Man begeht doch eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geiſt, wenn man ihr auch nur im mindeſten nach dem Maule redet. Wäre ſie bei Jean Paul in die Schule gegangen, ſo hielte ſie ſich nicht ſo lange in Weimar auf; ſie mag's auf ihre Gefahr nur noch drei Wochen probiren." — Auf S's. Erbieten

---

Alles motiviren, und es hätte — wie er einmal zu mir ſagte — in einem ſeiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung ſeyn können, ohne daß er es nicht ſchon früher, unvermerkt und als hätte es Nichts auf ſich, beigebracht oder angemeldet haben würde. — Das iſt nun freilich nicht nach der neueſten Aeſthetik, aber man wird es als Rococo müſſen gelten laſſen.

(*) Anſpielung auf Polygnot's Gemälde, den **Hades** (Unterwelt) vorſtellend, worin unter andern „ein Mann, mit dem bedeutungsvollen Namen Oknos bezeichnet, einen Strick aus Schilf flicht; dabei ſteht eine Eſelin, die das Geflochtene ſogleich aufzehrt." S. Bd. XLIV, S. 106.

ihm das Rütli zu ſchicken, erwiedert er ſogleich: „Das Rütli wird mir große Freude machen. Ich verlange ſehr, das was einzeln ſo gut eingeführt iſt, nun im Ganzen beiſammen zu ſehen.“ — Nach Leſung deſſelben ſchreibt er:

Nr.915. „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und Preiſes werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu conſtituiren, iſt fürtrefflich, ſowohl der Würde wegen, als der Breite die es gewährt. Ich verlange ſehr das Uebrige zu ſehen. Alles Gute zur Vollendung!“ —

S. war dem Ziel ſeiner Arbeit nahe und mußte ſich vor allem, was ihm die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern konnte, ſorgfältig hüten, beſonders aber vor allen franzöſiſchen Freunden. Er konnte deshalb G's. Einladung auf einen Abend, wo Frau von Staël und Herr von Conſtant bei ihm ſeyn würden, nicht annehmen, und bat G. ihn mit der evangeliſch-chriſtlichen Liebe, die er ihm in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit halten wollte, zu entſchuldigen.

Eben als G. im Begriff ſtand ſich nach S. und ſeiner Arbeit zu erkundigen, da es ihm allzuläſtig wurde, Nichts von ihm zu ſehen und zu hören, kam das Stück an mit folgendem Billet:

Nr.926. „Hier überſende mein Werk, für das ich unter gegenwärtigen Umſtänden nichts weiter zu thun weiß. Wenn Sie es durchleſen haben, bitte ich es zurückzuſenden, weil der Rollenſchreiber darauf wartet. — Soll es gegen Oſtern gegeben werden, ſo müßten wir ſuchen es acht Tage vorher zu Stande zu bringen, um noch von Zimmermann's Gegenwart und, in Rückſicht auf die Caſſe, von dem actuellen Zuſtand in Jena zu profitiren, der ſich nach Oſtern verändern kann.“ —

Von den mannigfaltigen Beſorgungen und auch vom Wetter ſehr angegriffen, mußte ſich S. noch einige Tage zu Hauſe halten; auch war ihm, nach der Abreiſe „ihrer Freundin,“ nicht anders zu Muthe, als hätte er eine große Krankheit ausgeſtanden. Es war ihm daher recht zum Troſt, daß G., obgleich ſelbſt noch nicht völlig hergeſtellt, ſich des Tell annehmen wollte.

„Der Anblick des Stücks und der Rollenvertheilung hat mich ſehr vergnügt, erwiedert G. Ich ſollte denken man müßte die Vorſtellung vor Oſtern zu Stande bringen, obgleich nur knapp; doch davon, ſobald ich geleſen habe. Jetzt nur recht herzlich Dank;“ und bald darauf: „Das Werk iſt vortrefflich gerathen und hat mir einen ſchönen Abend verſchafft.“ —

Einige Bedenklichkeiten wegen der Aufführung vor Oſtern waren beſeitigt: denn der Tell kam wirklich vor Oſtern, eine ganze Woche vor der Charwoche, wo das Theater geſchloſſen wird, und zwar den 17. März zum erſten, den 19. zum zweiten und den 24. zum dritten Mal auf die Bühne.(*)

Während ſo S. an der Vollendung ſeines Tell arbeitete, hatte G. den alten Götz, von dem er oben ſchon bemerkte, daß er mit einiger Bequemlichkeit ſich umbilde, wieder vorgenommen, um ihn, wie er an Z. [Nr. 39.] ſchreibt,

---

(*) „Was unſer Schauſpiel zu leiſten vermag, hat ſich beim Tell gezeigt, der recht gehörig gegeben worden“ — ſchreibt G. an Zelter Nr. 41 — 28. März.

„zu einem Biſſen zuſammenzukneten, den das deutſche Publikum allenfalls auf einmal hinunterſchlucke.“ Er fand aber: „es ſey eine böſe Operation, wobei man, wie beim Umändern eines alten Hauſes, mit kleinen Theilen anfange und am Ende das Ganze mit ſchweren Koſten umgekehrt habe, ohne deshalb ein neues Gebäude zu haben.“ (*) —

Er fuhr auch im Sommer daran fort und hoffte ein reines Manuſcript und die ausgeſchriebenen Rollen zu haben, ehe die Schauſpieler von Lauchſtedt wieder zurückkämen. Dann wollte er es außer ihm ſehen (**) und das Weitere überlegen. Wenn es mit der Länge nur einigermaßen gehe, ſo habe er wegen des Uebrigen keine Sorge.

Schiller freute ſich, daß G. ſo weit ſey und man alſo dieſer theatraliſchen Feſtlichkeit mit Gewißheit entgegenſehe.

G. meldet dieß auch Zeltern: „Von meinem Götz hoff' ich in vier Wochen Leſeprobe zu halten. Daß es damit ſoweit kommt, bin ich Ihnen ganz allein ſchuldig. Ich begriff nicht, warum ich ſeit einem Jahre in dieſer Arbeit penelopeiſch verfuhr und was ich gewoben hatte immer wieder aufdröſelte. Da las ich in Ihrem Aufſatz, was man nicht liebt, kann man nicht machen. Da ging mir ein Licht

---

(*) Eine Bemerkung, die er ſchon in ſeiner Kindheit bei dem Umbau ſeines väterlichen Hauſes gewinnen mochte, und ſpäter beim Schloßbau wiederholen.

(**) „Ich verlange ſehr dieſen umgearbeiteten Götz außer mir zu ſehen. Ich wäre ſchon lange damit fertig, wenn mich nicht ſeine Länge incommodirt hätte: denn indem ich das Stück theatraliſcher machen wollte, ſo wurde es eher länger als kürzer; das Zerſtreute wurde zwar geſammelt, aber das Vorübergehende wurde beharrlich; es wird immer noch nahe an vier Stunden ſpielen. Außer der Expoſition der erſten anderthalb Acte, welche faſt ganz geblieben ſind, iſt das Stück durchaus decomponirt und recomponirt.“ [Br. an Z. Nr. 48, d. 8. Auguſt.]

auf, und ich ſah recht gut ein, daß ich die Arbeit bisher als ein Geſchäft behandelt hatte, das ebenauch ſo mit andern weggethan ſeyn ſollte, und deswegen war es auch geſchehen, wie es gethan war und hatte keine Dauer. Nun wendete ich mehr Aufmerkſamkeit und Neigung mit mehr Sammlung auf dieſen Gegenſtand, und ſo wird das Werk, ich will nicht ſagen gut, aber doch fertig."

Es wurde nun auch in dieſer neuen Geſtalt gegeben (d. 22. Sept.) wie G. an Zelter [Nr. 52.] ebenfalls berichtet. „Der Götz iſt geſpielt, ich ſende hier den bunten Zettel. Herr L. übernimmt Ihnen von dem Stück und der Aufführung zu erzählen. Ich würde es ſelbſt gut heißen, wenn es nicht übermäßig lang wäre. Das nächſte Mal laß ich es theilweiſe ſpielen. (*) Dann wird ſich zeigen, welche einzelne Partien das Publikum am liebſten miſſen will, die mögen dann herausbleiben."

Späterhin ſpricht G. Veranlaſſung, Abſicht und Erfolg zuſammen in einem Selbſturtheil aus, das wohl die zufrieden ſtellen wird, die an dieſer allerdings mißlichen Umarbeitung keinen ſonderlichen Gefallen finden. (**)

„Der Verabredung mit Schiller gemäß, ein Repertorium unſeres deutſchen Theaters nachundnach zu bilden, verſuchte ich mich an Götz von Berlichingen, — da Schiller dieſe neue Bearbeitung nicht ſelbſt übernehmen wollte, obgleich mit Rath und That beiſtehend [XLV, 31.], jedoch ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück

---

(*) D. 29. Sept. den erſten Theil, den 13. Octbr. den andern.

(**) Sind doch im Grunde alle dieſe von S., ja von G. ſelbſt vorgenommenen Orthopädien ſeiner Stücke meiſt Verſchlimmbeſſerungen, und „der Fehler nahm ſich beſſer aus als die Tugend."

blieb immer zu lang, in zwei Theile getheilt war es unbequem, und der fließende hiſtoriſche Gang hinderte durchaus ein ſtationäres Intereſſe der Scene, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indeſſen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverluſt und ſonſtige Unbilden.“ [XXXI, 188.] Von der neuen Geſtalt des Stücks und der Art wie er dabei verfahren, giebt er Rechenſchaft Bd. XLV, S. 31—36.

Den 19. Juli war Schiller nach Jena gereiſt; es traf ihn aber daſelbſt ein harter Unfall, der leicht lebensgefährlich hätte werden können.

G., der davon erſt ſpät erfuhr, hatte darüber gemurrt und ſich geärgert, wie ſeine Schmerzen gewöhnlich ſich ausließen. Nun freut er ſich herzlich daß es ſeit dem 3. Auguſt beſſer geht und räth nur „bei der unerträglichen Hitze, die S'n. nicht zu Kräften kommen ließ,“ ſich ruhig zu halten.

Nach einiger Zeit fragt G. bei S. an: „wie die Geſchäfte gehen und ſtehen.“ Ohne Zweifel meint er damit das kleine aber herrliche Vorſpiel: Die Huldigung der Künſte, gedichtet zum feierlichen Empfang der am 9. November in Weimar allerſehnt und allbeglückend einziehenden, unlängſt in Petersburg mit dem Erbprinzen von Weimar vermählten Großfürſtin von Rußland Maria Pawlowna. Es wurde aufgeführt den 12. November.

Gegen Ende des Jahrs war G'n. durch S. ein Antrag Nr. 947. zugekommen zur Ueberſetzung des Diderot'ſchen Dialogs Rameau's Neffe. Die Hälfte derſelben glaubte G. in der Mitte des Januars 1805, die andre Hälfte zu Ende des Monats abzuliefern. Mit den Anmerkungen ſehe es ſchon etwas weitſchichtiger aus. „Anfangs — ſo bemerkt er höchſt treffend, und gewiß mit Zuſtimmung aller die ſich je in aufträgliche literariſche Unternehmungen eingelaſſen, — anfangs geht man ins Waſſer und glaubt man wolle wohl durchwaten, bis es immer tiefer wird, und man ſich zum Schwimmen genöthigt ſieht.“

„Wann alſo dieſe Zugabe fertig werden könne, da er auch vor Oſtern noch die Schilderung Winkelmann's liefern müſſe, ſey ſchwerer zu berechnen.“

gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen ſollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verboth, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montag früh, den ein und zwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abſätzweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreibe ich dir ohne romantiſche Ueberſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmahle ſehen werde. Wenn du dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat: ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich alles das nach meinem Herzen drängte, und

1805.

Wenn das vergangene Jahr mit traurigen Adſpecten drohte, indem zu Anfange Alles krank war, und Weimar, nach G's. Ausdruck, ein allgemeines Lazareth; wenn Schiller auch in der Mitte deſſelben einen harten Anfall zu beſtehen hatte, deſſen Wirkungen und Folgen erſt bei einer ſpätern Wiederholung gefährlich werden ſollten: ſo beginnt das neue abermals mit dem Unwohlſeyn beider Dichter, beide müſſen Haus und Zimmer hüten.

G's. Zuhauſebleiben iſt kein freiwilliges und S. iſt Nr.949. noch am beſten dran, der durch die Noth gezwungen ſich mit dem Krankſeyn nachundnach hat „vertragen" lernen. Er war froh daß er den Entſchluß gefaßt und ausgeführt, ſich mit einer Ueberſetzung zu beſchäftigen, der Phädra von Racine: ſo ſey doch aus dieſen Tagen des Elends wenigſtens Etwas entſprungen, und er habe indeſſen doch gelebt und gehandelt.

G. ihm Glück wünſchend zu dem guten Gebrauch der Nr.950. gefährlichen Zeit, hat drei Acte mit vielem Antheil geleſen. „Das Stück exponire ſich kurz und gut, und die gehetzte Leidenſchaft gebe ihm Leben. Er habe die beſte Hoffnung davon. Dazu komme, daß einige Hauptſtellen, ſobald man die Motive zugiebt, von vortrefflicher Wirkung ſeyn müſſen. In dieſen ſey auch die Diction vorzüglich gut gerathen. Uebrigens hatte er angefangen, hier und da einige Veränderungen einzuſchieben; die beziehen ſich aber nur auf den mehrmals vorkommenden Fall, daß ein Hiatus entſteht, oder zwei kurze unbedeutende Sylben ſtatt eines Jambus ſtehen. Beide Fälle machen den ohnehin kurzen Vers noch kürzer, und er habe bei der Vorſtellung gemerkt, daß der Schauſpieler bei ſolchen Stellen, beſonders wo ſie pathetiſch ſind, gleichſam zuſammenknickt und aus der Faſſung kommt. Es werde wenig Mühe koſten ſolchen Stellen nachzuhelfen.“ — Auch der Herzog hatte Aehnliches bemerkt und einige treffliche Verbeſſerungsvorſchlage gethan.

Nr. 957. Die Phädra, deren Aufführung ſich G. annahm, war zweimal gegeben worden, den 30. Jan. und 16. Febr., als S. wiederum einen neuen Krankheitsanfall erlitt, der leider in die traurigſten Nachwehen ausſchlagen ſollte. „Die
Nr. 959. zwei harten Stöße — klagt er — die ich nun in einem Zeitraum von ſieben Monaten auszuſtehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erſchüttert, und ich werde Mühe haben mich zu erhohlen. Mein jetziger Anfall ſcheint zwar nur die allgemeine epidemiſche Urſache zu haben, aber das Fieber war ſo ſtark und hat mich in einem ſo geſchwächten Zuſtand überfallen, daß mir ebenſo zu Muthe iſt, als wenn ich aus der ſchwerſten Krankheit erſtünde, und beſonders habe ich Mühe eine gewiſſe Muthloſigkeit zu bekämpfen, die das ſchlimmſte Uebel in meinen Umſtänden iſt.“

Während ſeiner Reconvaleſcenz ſchickt ihm G. den Anfang Nr.961. der neuen Literaturzeitung, und darin ſeine äſthetiſchen Recenſionen über Voß, Hebel, Grübel, ſammt ſeinen Aufſätzen über Winkelmann. S. lieſt ſie mit wahrem Vergnügen, und ſeine Billigung macht G'n. große Nr.962. Freude.

„Die Winkelmann'ſchen Briefe kommen ihm eben Nr.962. recht, um ſeine Reconvaleſcenz zu befördern. Es gehe noch immer zum Beſſern und er denke nächſtens die Luft zu verſuchen. G. ſolle fortfahren ſich immer mehr zu erheitern und zu ſtärken. Wenn ſich der Wind lege, wage er ſich vielleicht Morgen (27. Febr.) heraus und beſuche ihn.“ —

S. hat ſich endlich mit ganzem Ernſt an ſeine Arbeit, Nr.964. d. h. ſeinen Demetrius, angeklammert, und denkt nun nicht mehr ſo leicht zerſtreut zu werden. „Es hat ſchwer gehalten, nach ſo langen Pauſen und unglücklichen Zwiſchenfällen, wieder Poſto zu faſſen und er mußte ſich Gewalt anthun. Jetzt aber ſey er im Zuge! — Der kalte Nordoſtwind werde auch G'n. wie ihm die Erholung erſchweren; doch habe er ſich diesmal noch leidlicher befunden als ſonſt bei gleichem Barometerſtand mit ihm der Fall ſey.“

G. wünſcht ihm Glück zur Arbeit und freut ſich, bald Nr.966. 20. April. etwas davon zu ſehen; ſeine drei Skizzen zu einer Schilderung Winkelmann's ſind geſtern (19. April) abgegangen. „Ich weiß nicht — ſagt er — welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde ſchrieb: in doloribus pinxi; dieſe Unterſchrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl paſſen. Ich wünſche nur daß der Leſer Nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die

Gichtſchmerzen nicht ſpürte. — Ich habe mich nun über die Noten zu Rameau's Neffen gemacht und komme da freilich in das weite und breite Feld der Muſik. Ich will ſehen nur einige Hauptlinien durchzuziehen, und ſodann ſobald als möglich aus dieſem Reiche, das mir doch ſo ziemlich fremd iſt, wieder herauszukommen."

Nr. 968. G. ſendet endlich den Reſt des Manuſcripts zu Rameau und bittet S'n. es noch einmal anzuſehen und dann an Göſchen zu ſchicken.

„Wäre nicht Alles — ſetzt er ſehr wahr und tief aus dem Leben gegriffen hinzu — was man thut und treibt, am Ende extemporiſirt; ſo würde ich bei den ſehr extemporiſirten Anmerkungen manches Bedenken haben. Mein größter Troſt iſt dabei, daß ich ſagen kann: sine me ibis Liber! denn ich möchte nicht gern überall gegenwärtig ſeyn, wohin es gelangen wird."

Nr. 971. 26. April. S. findet: „die Anmerkungen leſen ſich vortrefflich, auch unabhängig vom Texte, auf den ſie übrigens ein ſehr helles Licht verbreiten. Was über franzöſiſchen Geſchmack, über Autoren und Publikum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unſer Deutſchland geſagt werde, ſey ebenſo glücklich und treffend, als die Artikel von Muſik und Muſikern, von Paliſſot und Andern, für das commentirte Werk paſſend und unterrichtend ſind. Er habe Weniges zu bemerken gefunden und auch dieſes nur in Beziehung auf den Ausdruck, eine einzige kleine Stelle im Artikel Geſchmack ausgenommen. Da ihm die Anmerkungen ſo gut als fertig ſcheinen, ſo könnten ſie gleich mit morgendem Poſttag abgehen. Fünfzehn Artikel darin intereſſirten für ſich ſelbſt und ſchon die Hälfte derſelben würde die Anmerkungen gerechtfertigt haben. Der Brief ſchließt mit:

„Leben Sie recht wohl und immer beſſer!“ —

Leider ſollte dieſes Lebewohl das letzte ſchriftliche ſeyn. G. und S. ſahen ſich nur noch einmal. Bei einem erſten Ausgang G's. im Anfang des Mai's, fand ihn G. im Begriff ins Schauſpiel zu gehen, wovon er ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte G'n. ihn zu begleiten, und ſo ſchieden ſie vor ſeiner Hausthüre und ſahen ſich niemals wieder. S's. Geiſt war am 9. Mai der Erde entrückt, und Niemand getraute ſich G'n. die Trauerkunde zu bringen, um den zeither körperlich angegriffenen, der Geneſung nur entgegenſchwankenden nicht in ſchlimmere Rückfälle zu ſtürzen.(*) Als ſie unausbleiblich ihm doch werden mußte, geſchwahnt oder zufällig, erfuhr man nur daß G. mit ſeinem Schmerz ſich eingeſchloſſen, Niemanden vor ſich ließ. Zeugen deſſelben waren keine.

Was G. an S. verlor, weiß nur Er zu ſagen. „Ich dachte mich ſelbſt zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demſelben die Hälfte meines Daſeyns.“(**) In der geiſtigen Ehe, in der ſie mit einander lebten, war mit dem Scheiden des einen Theils auch der andere vom Leben, von deſſen Vollgenuß und Thatkräftigkeit geſchieden, und dieſe

---

(*) Vergl. G's. Werke Bd. XXXI, S. 192.

(**) Br. an Z. Nr. 63.

plötzlich entſtandene Kluft konnte nie wieder auf eine homogene Weiſe ausgefüllt werden. Welchen Schmerz G. bei dieſem Verluſt empfand, welchen Troſt, um ihn übertragen zu können, er anſtrebte, wie er von Verzweiflung zum Enthuſiasmus aufgeregt, das angefangene Werk ſeines Freundes in ſeinem Sinne fortzuſetzen und abzuſchließen, ihm die würdigſte Todtenfeier zu bereiten und ihrem Zuſammenſeyn das erfreulichſte Monument zu ſtiften gedachte; wie dieſer Wunſch noch im Epilog als letzter Ton der Glocke aus- und nachhallt, den das Lied von ihr anſchlägt — das Alles höre man ihn ſelber mit dem wahrhaften Ausdruck einer eigens und tief empfundenen Trauer für alle Folgezeit ausſprechen. Es wäre vermeſſen ſich in ſeine Empfindungen eindrängen und ſie interpretiren oder gar paraphraſiren zu wollen. Genug, die Abſicht des gegenwärtigen Berichterſtatters konnte nur ſeyn: einmal von Goethe's innerm intellectuellen und mentalen Leben in einer gewiſſen Periode, den Schleier den die Zeit entſtellend darüber geworfen, beſcheiden zu lüften und wenn auch nicht daſſelbe im ganzen Umfange ſeiner Herrlichkeit zu enthüllen, doch dieſe in weiterer Beziehung ahnden und errathen zu laſſen; ſodann aber das für ſeine äſthetiſche und literariſche Wirkſamkeit wichtigſte Verhältniß in dem Zuſammenleben mit Schiller, aus dem falſchen Lichte, ja vielmehr aus dem Schatten zu rücken, in welchen es Parteigeiſt und Anmaßung zu ſtellen und zu erhalten zur patriotiſchen Angelegenheit machen.

Aus dem mit gewiſſenhafter Treue, bei möglicher Kürze, gelieferten Auszug ihrer gegenſeitigen Correſpondenz, die von Wenigen gekannt, von noch Wenigern geleſen, von den Wenigſten nachgeſchlagen ſeyn und werden möchte, — gewiß nicht von der jetzt wortführenden Generation — dürfte nun wohl von ſelbſt für alle Zeit hervorgehn, Wer unter beiden Geiſtern von dem andern am weſentlichſten und dauerndſten im Leben und im Tode gefördert worden; und ſomit die Aufgabe, die der Verfaſſer ſich ſtellte, wennnicht völlig gelöſt, doch zu endlicher Löſung vorbereitet ſeyn.

Nachwort.

Nachdem wir G's. Bildungsgang bis zu einem Hauptabſchnitte ſeines Lebens nicht nur, ſondern auch bis zu einer Hauptepoche der Weltgeſchichte, einem Wendepuncte derſelben, [1806,] verfolgt haben, und zwar in und mit actenmäßiger Darlegung ſeiner Correſpondenzen, dem weſentlichen Inhalt nach, iſt es wohl nöthig, ehe wir zu einem andern Abſchnitt übergehen, zu Rechtfertigung dieſes Verfahrens, G's. eigene Anſicht über briefliche Denkmäler ſo überhaupt wie insbeſondere über die gegenwärtige Correſpondenz mitzutheilen; woraus denn erhellen dürfte, daß es jedenfalls räthlicher und auch redlicher war, die Worte der Correſpondenten zu geben, als ſie durch modernes Räſonnement aufgelöſt und mit modiſcher Critik verſetzt in ſubjectiv gezogene Reſultate zu verwandeln. Es iſt wenigſtens artiger die Zeit ſelbſt reden und ſich ausſprechen zu laſſen, als ihr ins Wort fallend ſie corrigiren und rectificiren zu wollen. Möge die nächſte Folgezeit auch die gegenwärtig wortführende ebenſo human behandeln, damit auch ihr Wollen und Beſtreben, gleichviel ob zulänglich oder unzulänglich, billige Anerkennung finde.

„Briefe — ſagt G. — gehören unter die wichtigſten Denkmäler die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann. Lebhafte Perſonen ſtellen ſich ſchon bei ihren Selbſtgeſprächen manchmal einen abweſenden Freund als gegenwärtig vor, dem ſie ihre innerſten Geſinnungen mittheilen, und ſo iſt auch der Brief eine Art von Selbſtgeſpräch: denn oft wird ein Freund, an den man ſchreibt, mehr der Anlaß als der Gegenſtand des Briefes. Was uns freut oder ſchmerzt, drückt oder beſchäftigt, löſt ſich vom Herzen los; und als dauernde Spuren eines Daſeyns, eines Zuſtandes ſind ſolche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorſchwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“ —

„Was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation, noch Erzählung, nicht ſchon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anſchauung jener Gegenwart, wir laſſen auf uns einwirken wie von Perſon zu Perſon.“

„Wenn nun aber dieſes für alle Zukunft gilt, ſo bedeuten ſolche Documente doch am meiſten ein für allemal denjenigen der ſolche Zeit miterlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zuſtand zurückverſetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum ſo lebhaft wieder hinſtellen könnte.“

„Meine Correſpondenz mit Schiller wird eine große Gabe ſeyn, die den Deutſchen, ja ich darf wohl ſagen den Menſchen gegeben wird. Zwei Freunde der Art, die ſich immer wechſelſeitig ſteigern, indem ſie ſich augenblicklich expectoriren. Mir iſt es dabei wunderlich zu Muthe: denn ich erfahre was ich einmal war.“

„Doch iſt eigentlich das Lehrreichſte der Zuſtand in welchem zwei Menſchen, die ihre Zwecke gleichſam par force hetzen, durch innere Ueberthätigkeit, durch äußere Anregung und Störung ihre Zeit zerſplittern, ſodaß doch im Grunde Nichts der Kräfte, der Anlagen, der Abſichten völlig Werthes herauskommt. Höchſt erbaulich wird es ſeyn: denn jeder tüchtige Kerl wird ſich daran zu tröſten haben.“

„Trauriger Weiſe verliert ſich dieſe bedeutende freundſchaftliche Unterhaltung zuletzt wie der Rhein, und doch mußte auch dieſes mitgetheilt und dargeſtellt werden.“

„Sie endigt 1805 und wenn man denkt, daß 1806 die Invaſion der Franzoſen eintrat, ſo ſieht man beim erſten Anblick, daß ſie eine Epoche abſchließt von der uns kaum eine Erinnerung übrig bleibt.“

„Jene Weiſe ſich zu bilden, die ſich aus der langen Friedensepoche des Nordens entwickelte, und immerfort ſteigerte, ward gewaltſam unterbrochen, Alles von Jugend und Kindheit auf ward genöthigt ſich anders zu bilden; da es denn auch in einer tumultariſchen Zeit an Verbildung nicht fehlte. Deſto reiner ſteht jenes Zeugniß einer Epoche, die vorüber iſt, nicht wiederkommt und dennoch bis auf den heutigen Tag fortwirkt und nicht über Deutſchland allein mächtig lebendigen Einfluß ausübt.“ —

„Eigentlich für ſo alte Käuze, wie du biſt, — ſchreibt er an Zeltern — habe ich die Correſpondenz ſchon gegenwärtig drucken laſſen; die Jetzt- und Folgewelt mag ſie hinnehmen, wie ſie kann;(*) für ſie bleibt dies Weſen alles hiſtoriſch, und auch ſo wird es manchen Verſtändigen dienlich und heilſam werden: denen aber, die damals ſchon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollſtändigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch ſie das Facit ihres Lebens zu ziehen Luſt haben.“ —

„Man könnte ſagen, ich ſey ſehr naiv, dergleichen drucken zu laſſen; aber ich hielt gerade den jetzigen Zeitpunkt für den eigentlichen, gerade den, wo Sie, mein verehrter Freund, und ſo manche andere vortreffliche Menſchen jung waren und ſtrebten und ſich zu bilden ſuchten, da wo wir Aelteren aufſtrebten und uns auch zu bilden ſuchten und uns mitunter ungeſchickt genug benahmen. Solchen kommt es eigentlich zu Gute, d. h. zu Heiterkeit und Behagen. Denn was kann heiterer ſeyn, daß es beinahe komiſch wird, die Briefe mit der pompöſen Ankündigung der Horen anfangen zu ſehen und gleich darauf Redaction und Theilnehmer ängſtlich um Manuſcript verlegen! Das iſt wirklich luſtig anzuſchauen; und doch, — wäre damals nicht der Trieb und Drang geweſen, den Augenblick aufs Papier zu bringen, ſo ſähe in der deutſchen Literatur Alles anders aus. Schiller's Geiſt mußte ſich manifeſtiren. Ich endigte eben die Lehrjahre und mein ganzer Sinn ging wieder nach Italien zurück. Behüte Gott, daß Jemand den Zuſtand der damaligen deutſchen Literatur, deren Verdienſte ich nicht verkennen will, ſich wieder vergegenwärtige! thut es aber ein gewandter Geiſt, ſo wird er mir nicht verdenken, daß ich hier kein Heil ſuchte. Ich hatte in meinen letzten Bänden

---

(*) und leider auch thut, wie Gervinus.

und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Kniee, und o Gott! du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! — So ſey es! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing, nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das ſo lebhaft um mich wird. — “

bei Göſchen das Möglichſte gethan, z. B. in meinem Taſſo des Herzblutes, vielleicht mehr als billig iſt, transfundirt,(*) und doch meldete mir dieſer wackere Verleger, deſſen Wort ich in Ehren halten muß, daß dieſe Ausgabe keinen ſonderlichen Abgang habe."

„Mit W. Meiſter ging es mir noch ſchlimmer. Die Puppen waren den Gebildeten zu gering, die Comödianten den Gentlemen zu ſchlechte Geſellſchaft, die Mädchen zu loſe; hauptſächlich aber hieß es: es ſey kein Werther. Und ich weiß wirklich nicht, was außer der Schiller'ſchen Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechſel giebt davon ein merkwürdiges Zeugniß."

„Meyer war ſchon wieder nach Italien gegangen, und meine Abſicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundſchaft zu Schillern, die Theilnahme an ſeinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich zurück oder vielmehr ließ mich freudiger zurückkehren,(**) als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde."

„Hätte es Schillern nicht an Manuſcript zu den Horen und Muſenalmanachen gefehlt, — ich hätte die Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten nicht geſchrieben, den Cellini nicht überſetzt, ich hätte die ſämmtlichen Balladen und Lieder wie ſie die Muſenalmanache geben, nicht verfaßt, die Epigramme wären, wenigſtens damals nicht gedruckt, die Xenien hätten nicht geſummt, die Ele-

---

(*) Dieſes ſchmeckt aber dem Jungen-Deutſchland nicht, das vielmehr ein anderes ſich liebt, nächſt dem „Blut der edlen Reben."

(**) Vergl. Brief Nr. 351, S. 720.

gien wären im Verborgenen geblieben und im Allgemeinen wie im Beſondern wäre Manches anders geworden. Die ſechs Bändchen Briefe laſſen hiervon gar Vieles durchblicken ꝛc.“ — —

Möchten doch alle dieſe Worte beherziget werden, um auch G's. Leben und Wirken, das, wie jedes andere, unter äußern und innern Bedingungen ſtand, ſich gefallen zu laſſen, wie es nun einmal iſt, und das ewige deutſche Genörgele, das immer Etwas daran auszuſetzen und zu deſideriren findet, zur Ehre der Nation endlich aufhören.

„Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!“

VII. Goethe's Schriften.

Ein **Schriftwerk** hat ſo gut eine Geſchichte ſeines Entſtehens und allmähligen Werdens, ſeiner Schickſale in Bezug auf Förderung oder Hemmung, auf günſtige oder ungünſtige Aufnahme, ſeiner Wirkungen in Nutzen und Schaden, ſeiner Erhaltung und ſeines Untergangs, wie jedes andere Menſchenwerk, ja wie der Menſch ſelbſt. Dieſe Geſchichte muß man kennen, um bei Beurtheilung eines ſolchen Werkes nicht blos die Kunſtregel und deren Erfüllung im Sinne zu haben, um nicht blos zu beſtimmen, wie es hätte werden ſollen, werden müſſen, ſondern auch zu begreifen, warum es nicht ſo, vielmehr nur anders werden konnte. Ebenſo nöthig iſt es, die Vorſätze eines Dichters zu kennen, ſowie die Bruchſtücke angefangener Werke; um dadurch in die Sphäre ſeiner poetiſchen Anwandlungen geführt zu werden, zu erfahren, womit ſeine Phantaſie und ſein Gemüth ſich am liebſten beſchäftigte, und dabei wahrzunehmen, wie auch wohl ein unvollendet gebliebenes Werk in einer andern Form und Geſtalt ſeiner Idee entſprechender vollkommener zu Stande gebracht worden, wie es gleichſam ſich metamorphoſirt und geſteigert habe.

Die folgende Gallerie Goethe'ſcher Schriften, ſo poetiſcher als proſaiſcher, in alphabetiſcher Ordnung der leichtern Ueberſicht und ſchnellern Auffindung wegen eingerichtet, enthält einige nähere Notizen über Entſtehung, Tendenz und Schickſal, ſoweit ſie zu geben nöthig und mir möglich war: denn wo der Dichter ſie ſelbſt giebt, wird auf die Stellen nur verwieſen, mit allenfalls beiläufiger Bemerkung deſſen, was mir ſonſt noch darüber, durch ihn ſelbſt, bekannt geworden. Des Dichters eigenes Urtheil iſt bedeutender als das der Critiker und Literatoren. Er weiß am Beſten zu ſagen, was er wollte, und iſt unbefangen genug einzuſehen und zu geſtehen, was ihm gelungen und nicht gelungen. Sie aber legen nur immer rückſichtslos ihre theoretiſchen Anforderungen und Vorausſetzungen als Maßſtab an das, was ſeine Begründung in Früherem und Vorhergehendem hat; „da doch Tadelnswerthes wie Lobenswerthes als exiſtirend, als Folge eines Vorhergehenden, als unerläßlich im Gegenwärtigen zu betrachten wäre.“ Denn eigentlich wäre ein Kunſtproduct weder zu loben noch zu tadeln, weil dieſes ein pathologiſches Intereſſe des Gefallens und Mißfallens ausſpricht, ſondern nur einzuſehen und zu begreifen, als Urſache und Wirkung; welches eine Sache nicht nur des Verſtandes, auch der Vernunft iſt.

a) Gallerie Goethe'ſcher Dichtungen.

Achilleïs. Ueber Entſtehung und ruckweiſe Ausführung dieſes epiſchen Gedichts giebt der Briefwechſel mit Schiller zerſtreute Auskunft, ſummariſcher aber folgende Briefe an Knebel:

„Da mein erſter epiſcher Verſuch Hermann und Dorothea, gut aufgenommen worden, ſo iſt es mir eine Art von Pflicht, dieſe Dichtungsart noch näher zu ſtudiren, um mich noch weiter darin zu wagen: denn ich finde ſie ſowohl meinen Jahren als meiner Neigung,(*) ſowie auch den Umſtänden überhaupt am angemeſſenſten; ja vielleicht dürfen wir Deutſche in keiner Dichtart uns ſo nahe an die ächten alten Muſter halten als in dieſer, und es kommen ſoviel Umſtände zuſammen, die ein ſchwer ja faſt unmöglich ſcheinendes Unternehmen begünſtigen. Habe ich in Hermann und Dorothea mich näher an die Odyſſee gehalten, ſo möchte ich mich wohl in einem zweiten Falle der Ilias nähern. Sollte aber ein ſolches Unternehmen zu kühn ſeyn, ſo gewinne ich doch ſchon unglaublich beim bloßen Studio, und eine Ausſicht auf einen künftig practiſchen Gebrauch, wenn ſie auch nur ein frommer Wahn wäre. Begünſtigt doch unglaublich jede theoretiſche Unterſuchung, und ſelbſt die klare Einſicht von Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes gewährt ſchon einen unausſprechlichen Genuß; ja es iſt jetzt gewiſſermaßen einem Jeden, der ſich mit äſthetiſchen Gegenſtänden beſchäftigt, die höchſte Angelegenheit ſich über dieſe alten Meiſterſtücke, wenigſtens mit ſich ſelbſt, in Einigkeit zu ſetzen, da man von allerlei Seiten ſo manches Sonderbare darüber hören muß ꝛc.“ —

„Schon lange habe ich Viel über das epiſche Gedicht nachgedacht; ſeit der Streitigkeit über das Alter der homeriſchen Geſänge und der Ausführung von Hermann und Do-

---

(*) Man könnte hinzuſetzen, auch ſeiner beſondern Begabung oder Begabtheit für das Epiſche.

rothen ſind mir dieſe Gegenſtände faſt nie aus den Gedanken gekommen, und ich habe bei mir einen Plan verſucht, wie man die Ilias fortſetzen, oder vielmehr: wie man ein Gedicht, das den Tod des Achilles enthielte, daran ſchlieſſen könnte. Da ich nur denken kann, inſofern ich producire, ſo wird mir ein ſolches kühnes Unterfangen zur angenehmſten Beſchäftigung, und es mag daraus entſtehen was da will, ſo iſt mein Genuß und meine Belehrung im Sichern. Denn wer bei ſeinen Arbeiten nicht ſchon ganz ſeinen Lohn dahin hat, ehe das Werk öffentlich erſcheint, der iſt übel dran." (*) —

„Die Achilleis iſt ein tragiſcher Stoff der aber wegen einer gewiſſen Breite eine epiſche Behandlung nicht verſchmäht. Er iſt durchaus ſentimental und würde ſich in dieſer doppelten Eigenſchaft zu einer modernen Arbeit qualificiren, und eine ganz realiſtiſche Behandlung würde jene beiden innern Eigenſchaften ins Gleichgewicht ſetzen. Ferner enthält der Gegenſtand ein bloß perſönliches oder Privat-Intereſſe, da hingegen die Ilias das Intereſſe der Völker der Welttheile der Erde und des Himmels umſchließt." — —

Dieſe Betrachtungen legt er S'n. ans Herz und fragt: „glauben Sie daß nach dieſen Eigenſchaften ein Gedicht von großem Umfange und mancher Arbeit zu unternehmen ſeye: ſo kann ich jede Stunde anfangen: denn über das Wie der Ausführung bin ich meiſt mit mir einig; werde aber, nach meiner alten Weiſe, daraus ein Geheimniß machen, bis ich die ausgeführten Stellen ſelbſt leſen kann."

(*) Ihm war lieber das pingere quam pinxisse [S. oben Bd. I S. 179; u. vgl. W. Band II, 255; III, 255; XIII, 152] und „das Machen — gar zu ſchön." [W. XXII S. 60.]

Schiller beſtatigt ihn nicht nur in dieſem Vorhaben, ſondern treibt ihn auch an, durch wiederholten Zuruf und Erkundigung nach dem Fortſchritt ſeiner Arbeit. Dadurch ermuntert, hat er einige Tage ſeine Gedanken auf dem trojaniſchen Felde feſtgehalten. Ein großer Theil des Gedichts, dem es noch an innerer Geſtalt fehlte, hat ſich bis in ſeine kleinſten Zweige organiſirt, und weil nur das unendlich Endliche ihn intereſſiren kann, ſo ſtellt er ſich vor daß er mit dem Ganzen, wenn er alle ſeine Kräfte darauf wende, bis Ende Septembers fertig ſeyn kann.

Schon ſind fünf Geſänge von der Achilleïs motivirt, und von dem erſten 100 Hexameter geſchrieben. Durch eine ganz beſondere Reſolution und Diät hat er es zu zwingen gewußt; und da es mit dem Anfang gelungen iſt, ſo könne man, meint er, für die Fortſetzung nicht bange ſeyn. Dennoch ſehen wir Luſt und Vollbringen in ſtetem Schwanken. Bald heißt es wieder: „An der Achilleïs iſt heute gearbeitet worden. Wenn ich diesmal nur den erſten Geſang zu Stande bringe, will ich gern zufrieden ſeyn." Ferner:

„Heute früh bin ich bis zu der Rede der Minerva gelangt und weil dieſe eigentlich den Abſchnitt eröffnet, ſo bin ich geneigt Ihnen meine bisherige Arbeit heute vorzulegen." —

„Die Achilleïs rückt vor; ich habe ſchon 350 Verſe, welche ſchon die übrigen nach ſich ziehen ſollen." —

„Dieſe Woche will ich noch in vollem Fleiße hier ausleben. Wahrſcheinlich wird der erſte Geſang fertig, und wenn es mir möglich iſt, fange ich gleich den zweiten an, damit ja kein Stillſtand eintrete: denn die Arbeit fängt ſchon an eine ungeheure Breite zu zeigen, wozu, ohne anhaltenden Fleiß, das Leben wohl nicht hinreichen möchte. Da ſchon vier Geſänge ziemlich motivirt vor mir liegen; ſo bedarf es nur der Geduld der einzelnen Ausführung,(*) indem dieſe Arbeit ihre Stimmung ſelbſt mit ſich führt und erzeugt.“ —

„Ich ſchicke hier den erſten Geſang, indem ich eine kleine Pauſe machen will, um mich der Motive die nun zunächſt zu bearbeiten ſind, ſpecieller zu verſichern; ich ſchicke das Manuſcript damit Sie es ſelbſt leſen und ihm ſchärſer ins Auge ſehen. Ich habe den beſten Muth zu dieſer Arbeit und erſuche Sie um fortdauernden Beiſtand.“ —

Warum aber nach dieſem glücklichen Anfang das Gedicht dennoch nicht zu Stande kam, ſagt er ſelbſt:

„Zur Achilleis hatte ich den Plan ganz im Sinne und erzählte ihn Schillern eines Abends ausführlich. Der Freund ſchalt mich aus, daß ich etwas ſo klar vor mir ſehen könnte, ohne ſolches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt ſchrieb ich die zwei erſten Geſänge; auch den Plan ſchrieb ich auf, zu deſſen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen ſollte. Doch hiervon leitete mich ab die Richtung nach der bildenden Kunſt, welche ſich bei Meyer's Zurückkunft aus Italien ganz entſchieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beſchäftigt das erſte Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geſchrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern ꝛc.“

Die Achilleïs gerieth durch dieſe und andere Studien und Beſchäftigungen ganz in Stocken, dergeſtalt, daß ſie erſt wieder bei der Herausgabe ſeiner Schriften 1806, wobei ich ihm an Handen ging, gegen mich zur Sprache kam; wo er

---

(*) Vergl. oben Seite 275, mit Note (*) und (**).

mir ſeine Abſicht die Achilleïs in einen Roman zu verwandeln mittheilte und die Motive beſprach. Als er noch ſpäter das Schema derſelben aufgefunden hatte, brachte ich ihn durch meine Bemerkung, daß jede Zeit die antiken Mythen mit ihrem Geiſte behandele, ja behandelen müſſe, indem jene Anfänge ja nur die Cotyledonen der Sache ſeyen und die Alten ja ſelbſt ihre Sagen und Fabeln weiter ausgebildet hätten,(*) auf die Eröffnung der Idee des Ganzen, die er ſo ausdrückte: „Achill weiß daß er ſterben muß, verliebt ſich aber in die Polyxena und vergißt ſein Schickſal rein darüber, nach der Tollheit ſeiner Natur.“(**) —

Von der Aufnahme, welche dieſer Verſuch im Publikum gefunden weiß ich Wenig oder Nichts zu ſagen.

Nur einer Recenſion erinnere ich mich, worin er gelobt wird, ſo dem Einfall als dem Gehalt und der Behandlung nach. Die claſſiſchen Philologen, welche am erſten ſich darüber hätten erklären können und ſollen, ſchwiegen vornehm, oder gaben dem Autor einen Dünkel ſchuld, von dem Niemand entfernter war als Er. Wie ein Friedrich Auguſt Wolf ſich bei dieſem humaniſtiſchen Specimen ſeines Freundes benommen, das doch irgend ein Wort oder nur Laut verdiente, läßt Zelter ziemlich errathen oder vielmehr, er ſpricht es deutlich aus in Nr. 489, S. 145, und Nr. 819, S. 302. Daß aber, wie ein anderer von der Gilde behauptet, Goethe's Abſicht geweſen ſey: es ſolle kein Vers in der

---

(*) Es ſind ja Aperçüs in Kraft und Namen der geſammten Menſchheit gewonnen, und nur örtlich und jezeitig, alſo relativ und ſubjectiv, behandelt und ausgedrückt.

(**) Achill iſt ein Genie, das exlex, jura negat sibi data &c. &c.

Achilleis ſtehen, den Homer nicht könnte geſchrieben haben — „während in der That faſt keiner darin ſtehe, den er geſchrieben haben könnte" — widerlegt ſich durch das was G. von der **Kühnheit** ſeines Verſuchs und über die klare Einſicht der Unerreichbarkeit eines hohen Vorbildes bemerkt. Und dann: wo hätte denn G. dieſes geſagt? und hätte er es, ſo wäre ja immer noch zu unterſcheiden zwiſchen Motiven, Gedanken, Sentenzen, Gleichniſſen und dem techniſchen Bau des Hexameters. In Beziehung auf jene könnte es G. allenfalls gemeint haben, nicht auf dieſen. Auch gehört die techniſche Vollkommenheit des griechiſchen Verſes, obſchon durch die natürliche Anſtelligkeit der gelenken Sprache zu jeder rhythmiſchen Bewegung beſonders gefördert, doch nicht ſo ganz dem **Homer** allein an, ſondern auch den nachhelfenden Grammatikern.

Ahasverus, oder der ewige Jude. [A. in Q. I, 1, S. 145.]

Das bekannte Volksbuch hatte G. ſchon in ſeinen Kinderjahren kennen gelernt [Bd. XXIV, 51.] und nahm als Jüngling ſich vor, die Fabel epiſch zu behandeln wie er ſie ſelbſt angiebt. [Bd. XXVI, S. 9 ff.] Nach langer Unterbrechung wandelt ihn im Jahr 1786, auf der italiäniſchen Reiſe, der Gedanke nochmals an [XXVII, S. 195]: „Heute früh (d. 22. Octbr.) ſaß ich ganz ſtill im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht: „**Der Ankunft des Herrn**," oder „**dem ewigen Juden**" recht ausgedacht. Wenn mir doch der Himmel nur Raum gäbe nachundnach das alles auszuarbeiten, was ich im Sinn habe!" — und einige Tage ſpäter: „heute (d. 27. Octbr.) ward ich aufgeregt etwas auszubilden was gar nicht an der Zeit iſt. Dem

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinen Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuhohlen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihm hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, ſie die Chriſtgeſchenke bey Lotten hohlten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrie-

Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Prieſter in eine Sedia eingeſperrt, indem ich mit dem reinſten Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunſt zu beobachten und aufzufaſſen trachtete, trat es mir ſo lebhaft vor die Seele, daß vom urſprünglichen Chriſtenthum alle Spur verloſchen iſt; ja wenn ich es mir in ſeiner Reinheit vergegenwärtigte, ſo wie wir's in der Apoſtelgeſchichte ſehen, ſo mußte mir ſchaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches ja barockes Heidenthum(*) laſtet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der ein Zeuge aller dieſer wunderſamen Ent- und Aufwickelungen geweſen, und ſo einen wunderlichen Zuſtand erlebte, daß Chriſtus ſelbſt, als er zurückkommt, um ſich nach den Früchten ſeiner Lehre umzuſehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Legende: Venio iterum crucifigi ſollte mir bei dieſer Cataſtrophe zum Stoffe dienen." — Als eines Fragments erwähnt er das Gedicht [Bd. XXXI, S. 5.] und meldet ſchließlich wie er den ewigen Juden mit Spinoza zuſammenbringen wollen; durch welche Erweiterung aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienſt geweſen wäre, ſeine Anmuth dergeſtalt verloren habe, und deswegen als läſtig aus dem Sinne geſchlagen worden ſey. [XLVIII, S. 12.]

Uebrigens war ihm die Idee noch nicht völlig aus der Seele gewichen, und er ſagte mir noch im Jahre 1808 (d. 6. April) er wolle ein Gedicht ſchreiben Maran Atha, oder „Der Herr kommt," ich ſolle ihn nur daran ein-

---

(*) Heidniſches Judenthum nennt er es an Zelter Nr. 274.

nern. Es war nämlich von Galvanismus und modernem Myſticismus die Rede, und ein anweſender geiſtreicher Naturforſcher bemerkte: daß man leicht glauben könne aus den Tremellen,(*) die bei Gewitterregen zum Vorſchein kommen, käme der Meſſias her.

Alcinous, der neue. [Bd. XLVII, S. 263, f.; A in Q. I, 1 S. 134.]

Ein ſatyriſch-paraboliſches Gedicht auf Kotzebue, deſſen dramatiſche und journaliſtiſche Polemik ſo gegen wiſſenſchaftliche wie gegen Kunſtbemühungen überhaupt, und beſonders gegen Weimar, als ein Kegelſchieben in ſeinem Garten vorſtellend, und zugleich an deſſen Gönnern, Freunden und Anhängern, Frauen wie Männern, durch die feinſte Perſiflage ihrer Theilnahme eine kleine unſchuldige Rache nehmend.

Es muß erſt nach 1800 geſchrieben ſeyn: denn Kotzebue's Stück „Die Sucht zu glänzen,“ wird darin erwähnt, dieſes aber ward den 1. Octbr. 1800 zum erſten Mal in Weimar aufgeführt. Des Kegelſchiebens gedenkt zwar Schiller ſchon 1799, [Nr. 608]: „Mit den Philoſophen, wie Sie wiſſen, kann man jetzt nur in der Karte ſpielen, und mit den Poeten, wie ich höre, nur kegeln: denn man ſagt, daß Kotzebue, der aber jetzt abweſend iſt, dieſes einzige geſellſchaftliche Vergnügen hier genoſſen habe.“

Da nun auch der Masken, d. h. der Maskenſtücke des Weimariſchen Theaters, und Merkel's gedacht wird, der auf Kotzebue's Wink zu handeln, d. h. in ihrem gemeinſchaft-

---

(*) Tremella Nostoc Linnei. Deutſch das Noſtoch, auch Himmelsblume, Himmelsblatt, Erdblume.

lichen Freimüthigen (1802) gegen G. zu ſchreiben anfing, und ſeit 1803 beſonders gegen G's. Eugenie; ſo iſt die Vollendung des Gedichts nach dieſer Zeit zu ſetzen: denn 1806 hatte ich es bereits für künftigen Druck ins Reine geſchrieben, und vorher ſchon einige Male von G. vorleſen gehört.

Es brauchte und verdiente allerdings einen Commentar, ſowohl in hiſtoriſcher als in äſthetiſcher Beziehung, der aber gegenwärtig nicht zu geben iſt. Unterdeſſen, das Gedicht auch nur als Bild angeſehen, kommt einem doch ſchon die ganze deutſche Philiſterſeligkeit eines ſolchen Sommergartenvergnügens, mit dem Donnergeroll und Wetterſchlag der hin und herlaufenden Kugeln, und dem krachenden Fall der ſtürzenden Kegel, und dem Jubelgeſchrei der Sieger, in ſolcher Wahrheit und Unmittelbarkeit aus dem Gedicht entgegen, daß man ſich ſelbſt in dieſen Dichtergarten verſetzt glaubt, und ſo wirkt es wie ein lebendiger **Oſtade**, **Tennier** u. ſ. w.

Amor, als Landſchaftsmaler. [Bd. II, S. 188.]

„Ein Gedicht: Amor als Landſchaftsmaler ſchicke ich Dir eheſtens und wünſche ihm gut Glück,“ ſchreibt G. an Knebel aus Rom, d. 22. Febr. 1788, [Bd. XXIX, S. 282.] und man könnte beinahe Zeit, Localität und Veranlaſſung nachweiſen. [Vergl. oben S. 291.]

Wie das Gedicht von jeher mein Liebling war, ſo gefiel es auch Meyern über die Maßen: denn es iſt ein Symbol von Goethe's ganzer Dichtart, das Ideelle zu realiſiren, das Gedachte und Gedichtete in und als Wirklichkeit zu ſehen und zu finden, wenn man die Welt mit Liebe betrachtet;

freilich einem der erſten Requiſite des Dichters und Künſtlers, ja des Menſchen überhaupt wenn er leben will.

Bakis Weiſſagungen [Bd. 1, S. 377 ff.]

Goethe hatte dabei, wie er mir ſagte, die Abſicht auf jeden Tag im Jahre ein ſolches Diſtichon zu machen, damit es eine Art von Stechbüchlein, in der Weiſe der ehemaligen Spruchkäſtlein, würde, wie man ſonſt ſich der Bibel, des Geſangbuches ꝛc. dazu bediente, aus einem zufällig aufgeſchlagenen Vers ein gutes oder ſchlimmes Omen, Beſtätigung oder Abmahnung und dergl. herzunehmen; oder wie die Alten ihren Homer und Virgil brauchten und daraus ihre **sortes Homericas** und **Virgilianas** zu ziehen pflegten. (*)

In ſeinem Tagebuche werden ſie zuerſt unter dem 23. März 1798 notirt. Sie unterhielten ihn aber nur einige Zeit, [XXXI, 79.] Da nun ihre Abfaſſung in die Epoche der franzöſiſchen Revolution fällt, ſo iſt Manches auf die Zeitgeſchichte anſpielende darin, auch iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ihn des ſchon im Fauſt celebrirten Noſtradamus orakelmäßige Prophezeihungen zu einem Verſuch ähnlicher ſibylliniſchen Räthſelſprüche, als einer poetiſchen Aufgabe, ſo gut wie Erfindung von Wahnſinn und Träumen für einen Dichter es ſeyn können, veranlaßten. Doch iſt nicht Alles Weiſſagung und Räthſel, Vieles nur räthſelhaft ausgedrückte Sentenzen practiſcher Welt- und Lebensweisheit.

(*) Ohne an Superſtition zu hangen, wird man doch finden, daß ein am frühen Morgen von ungefähr aufgefangenes Wort, Gedanke, Bild, Umſtand u. dergl. uns für den ganzen Tag in eine günſtige oder ungünſtige Stimmung zu verſetzen, oder zwiſchendurch anklingend, uns zu fördern oder zu hindern vermag.

Das Manuſcript war unter Schiller's Papiere gekommen [Nr. 722]; fand ſich aber glücklicher Weiſe wieder, um in einer Folge mit den vier Jahreszeiten gedruckt werden zu können.

Daß Nichts dahinter zu ſuchen ſey, wenigſtens das nicht, was man glaubte, erhellt aus ſeiner Bemerkung gegen Zelter [Nr. 577.] „Dieſe (deutſche) Nation weiß durchaus Nichts zurecht zu legen, durchaus ſtolpern ſie über Strohhalmen. — So quälen ſie ſich und mich mit den Weiſſagungen des Bakis, früher mit dem Hexen-Einmaleins, und ſo manchem andern Unſinn, den man dem ſchlichten Menſchenverſtande anzueignen gedenkt." — Denn gerade um die Zeit wo er dieſes ſchrieb, (1827) hatte ihm Jemand von einem Commentar dieſer Weiſſagungen geſprochen, den er ſich der Curioſität wegen ausbat. Ob er ihn erhalten, weiß ich nicht zu ſagen.

Belinde, das Gedicht an Belinden, [Bd. I, S. 79.] machte G. nicht ganz ein Jahr vor ſeinem Weggang nach Weimar, und ſchickte es an Merck im Auguſt 1775. Es iſt dieſelbe Geliebte, die er auch und öfter unter dem Namen Lili beſingt, wie ſich aus Bd. XLVIII, 186, ergiebt, ſodaß die Erwähnung beider Namen nebeneinander [Bd. XXXI, 4.] nicht etwa auf zwei verſchiedene Geliebten zu deuten iſt.

Bernhard des Großen Leben. [Unvollendet.]

Daß G. bei ſeiner Aufnahme und Anſtellung am Weimariſchen Hofe bald auf den Gedanken kommen mußte, das Leben eines der gefeiertſten Ahnherrn des fürſtlichen Hauſes zu ſchildern, da er deſſen Urenkeln, in denen ſo manche Züge deſſelben leibhaft wiederkommen, ſo nahe war, iſt begreiflich. Er hatte auch, wie wir bereits erfahren haben, zur

Geſchichte des Herzog Bernhards viele Documente und Collectanen zuſammengebracht, konnte ſie ſchon ziemlich erzählen und wollte, wenn er erſt den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zuſammengelegt, ausgeſchmückt und eine Menge ſchönen Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgeſtreut, ihn einmal bei ſchöner trockner Nachtzeit anzünden, und auch dieſes Kunſt- und Luſtfeuer zum Vergnügen des Publikums brennen laſſen. [Br. an Merck Nr. 102, S. 228. 7. April 1780.] Die Nachricht von dieſem Vorhaben war auch bald im Publikum verbreitet, ſodaß in einer academiſchen Glückwünſchungsrede bei der Geburt des Erbgroßherzogs, gehalten von dem Prof. Schütz, nachherigem Hofrath, öffentlich geſagt ward: „es ſey zu wünſchen, daß der berühmte Verfaſſer des Götz von Berlichingen von dringendern Arbeiten für das Beſte dieſes Landes, ſoviel Muße behalten möge, als ihm nöthig ſeyn wird, die Talente ſeines Geiſtes auf die Vollendung der Geſchichte Bernhards des Großen, die ein allgemein verbreiteter Ruf von ſeiner Hand erwarten laſſe, zu verwenden.“

Allein nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematiſiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereigniſſe des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des 30jährigen Kriegs ſpielt er eine würdige Rolle, läßt ſich aber von ſeiner Geſellſchaft nicht abſondern. Einen Ausweg glaubte G. jedoch gefunden zu haben. Er wollte das Leben ſchreiben wie einen erſten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch ſchon vorbereitend gedeutet wird; überall ſollten Verzahnungen ſtehen bleiben, damit jedermann bedauere, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeiſter verhindert habe, ſein Werk zu vollenden.

Für G'n. war dieſe Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium von Berlichingen und Egmont ihm tiefere Einſichten in das 15. und 16. Jahrhundert gewährt hatte, ſo mußte ihm dießmal die Verworrenheit des 17. ſich, mehr als ſonſt wohl nicht geſchehen wäre, entwickeln ꝛc." [XXXI, S. 6 und 7.]

Braut von Corinth. Dieſes Vampyriſche Gedicht, wie es G. in ſeinem Tagebuche nennt, begann er den 4. Juni 1797 und gab den 6. bereits die Reinſchrift an Schiller, nachdem er bereits an 40—50 Jahre ſich mit dieſem wie mit andern Stoffen, wie es ſeine Art war, im Innern getragen hatte. [Bd. I., S. 93.] Die Quelle des Stoffes haben Andere bereits nachgewieſen, Struve,(*) Paſſow, Weber. Außer dem Phlegon Trallianus, den ſie anführen, kann auch Philoſtrat im Leben des Apollonius von Tyana Bd. 4. Cap. 25, verglichen werden. Des Letztern Erzählung giebt einzelne Motive, z. B. die Vermählung eines Jünglings mit einer ſchönen Buhlerin, die, wie ſich hernach zeigt, eine Lamia oder Empuſa war.

Einen heitern proſaiſchen Pendant, gleichſam eine vom Zufall geſpielte komiſche Parodie, giebt eine in den Oſtfrie-

---

(*) Der eine eigene Abhandlung darüber, zu Ehren Goethe's und keineswegs more philologico geſchrieben. Doch wäre das poetiſche Verdienſt des Gedichts, in Behandlung eines ſo refractären ja apprehenſiven Stoffs, noch mehr auseinander zu ſetzen, und zu zeigen: „wie die Kunſt verſtehe eine ſo gewaltig lebendige Form zu erſchaffen, daß ſie jeden Stoff veredelt und verwandelt." [3. Nr. 191.] Beſonders wäre dieß zu wünſchen in Bezug auf die Art, wie Engliſche Dichter ſolche Stoffe behandeln, welche mit jener Kupferſtichmanier „grelle Lichter mit tiefſter Finſterniß abzuſetzen" übereinſtimmend, fur eine zweite „ſchwarze Kunſt," ſo in magiſchem wie techniſchem Sinne, gelten könnte.

ſiſchen Blättern(*) und daraus auch im „Grab des Aberglaubens“ nacherzählte Geſchichte, welche, als vielleicht Wenigen bekannt, hier unten Platz finden möge:(**)

(*) Dritter Jahrgang, 26. Stück. S. 204, Note.

(**) „Vor einiger Zeit beſuchte ein junger Engländer einen ſeiner Verwandten, der auf dem Lande wohnte. Als er ankam fand er alle Zimmer des Hauſes beſetzt, weil ſich viele Fremde zur Hochzeit einer Tochter dieſes Edelmanns eingefunden hatten. Ein einziges Schlafzimmer war noch ledig und in demſelben ſpukte es. Allein der furchtloſe Jüngling ließ ſich gegen die Nacht Caminfeuer darin anmachen, weil es Winter war, und legte ſich ruhig darin ſchlafen. Ohngefähr um 3 Uhr des Nachts öffnete ſich die Thüre, eine weiße Figur trat herein, die er bei dem ſchwachen Schein des Feuers nicht deutlich erkennen konnte. Sie ſetzte ſich zum Camin, ſcharrte mit der Schaufel das Feuer zuſammen, ging dann etlichemal im Zimmer auf und nieder, trat endlich an ſein Bette, ſchlug die Decke auf und legte ſich ruhig mit ihm darunter. Der junge Mann, dem bei dieſem unbekannten Schlaf-Cameraden nicht gut zu Muthe war, rückte bis an den äußerſten Rand des Bettes und machte ihm Platz. Allein er merkte bald, daß ſein ſchöner Schlafgeſelle Wärme und Athem habe, daß er mit ihm von gleichem Fleiſch und Bein, kurz eine von den jungen Frauenzimmern ſey, die mit ihren Eltern bei ſeinem Vetter zum Beſuche waren. Er zog ihr einen ihrer Ringe vom Finger um ſie am folgenden Tage deſto leichter zu entdecken. Als die Erſcheinung einige Zeit neben ihm geſchlafen, ſchlug ſie die Bettdecke wieder auf, ſtand auf und ſpazierte noch einigemal über die Diele und ging wieder zur Thür hinaus. Am andern Morgen fragte die Geſellſchaft den Fremden neugierig, wie es ihm dieſe Nacht mit der Spukerei gegangen. Er erzählte weitläufig das ganze Manöver des Phantoms, nahm den Ring heraus und ſagte: diejenige Dame, der er fehlte, wäre das Geſpenſt, das ſich dieſe Nacht zu ihm ins Bette gelegt hätte. Erröthen und Schaam, kann man leicht denken, ergriff dies junge Fräulein, die den Ring an ihrem Finger vermißte, und ſie betheuerte mit der größten Beſtürzung, daß ihr von allem, was der Herr erzähle, Nichts bewußt ſey. Der Vater entwickelte das Schauſpiel, nahm die Hand ſeiner Tochter, bot ſie dem Fremden mit der Frage an: ob er ſeine Tochter fernerhin, nebſt einer guten Ausſteuer, zu ſeiner Bettgeſellſchaft nehmen wolle. Der liebenswürdige Engländer küßte die Hand der jungen Dame und die Geſpenſtergeſchichte endigte ſich mit einer Heirath.(*)

(*) Hannöv. Anzeiger 1784.

Brey, Pater, Faſtnachtsſpiel [Bd. XIII, 57 ff.]

Die Tendenz dieſes ſatyriſchen Stücks giebt G. nur im Allgemeinen an in Bd. XXVI, S. 185. Auf Wen aber eigentlich es gemünzt iſt, ſagt Wagner in den Anmerkungen zu Merck's Briefen [2. Sammlung S. 286]; desgleichen Varnhagen von Enſe;(*) früher als Beide, ſchon Jacobi in ſeinem Briefwechſel [Bd. I. S. 401, Nr. 145.] nämlich „auf den famöſen Leuchſenring, den Urheber des Mährchens vom Cryptocatholicismus, gegen welchen die Berliner Journaliſten ſo zu eifern ſich angelegen ſeyn ließen. Er war Unterhofmeiſter des Erbprinzen von Darmſtadt und hielt ſich mit dieſem zu Leyden auf. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb G. das Faſtnachtſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten, worin L. zwar in einer etwas unſaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treuſte gezeichnet iſt. Der Mann, der in folgenden vier Verſen als Pater Brey auf das vollkommenſte geſchildert iſt:

„Er will überall Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verſtreichen,
Um dann zu malen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen — —.“

dieſer Mann — fährt Jacobi fort — konnte nicht anders als zu den Berliner Reformatoren paſſen, und die eifrigſten Novizen unter ihnen bilden. Und was ihn ſelbſt angeht, ſo hat er nur in Erdichtungen gelebt. Er vermuthete überall ein gewiſſes Dessous des Cartes und war bald darauf überzeugt es auch entdeckt zu haben.“ — So weit Jacobi.

(*) Galerie von Bildniſſen ꝛc. Th. I, S. 11 — 12.

Auch Wagner bemerkt: „Das ganze Faſtnachtsſpiel hat Beziehungen auf Vorfälle in Darmſtadt, und bei der Zeichnung aller Perſonen hatte G. Bekannte im Auge. L. fand bei ſeiner Rückkehr aus Leyden freundliche und ehrenvolle Begegnung im Hauſe des Geh. Raths von Heſſe und lernte hier(*) Goethe, Merck und Caroline Flachsland, Herder's Braut, kennen. Er war ein redlicher(**) Mann, hatte aber eine unſelige Neigung den Damen im guten Sinne den Hof zu machen und ſie durch Vorleſen und Unterredung zu bilden und zu veredeln.(***) G'n. diſtinguirte er dagegen nicht nach Wunſch und Erwarten und büßte es durch die carrikirte Schilderung welche dieſer von ihm als Pater Brey machte. Unter der Maske des Würzkrämers ſteckt Merck; Balandrino, ſtellt Herdern; Leonore deſſen Braut vor. Der Schwank hätte übrigens ſchlimme Folgen haben können, wenn ihn Herder für etwas mehr als ſolchen gehalten hätte.“ —

Daß nun aber G. ſich auf eine ſo gemeine Weiſe an Jemand gerächt haben ſolle, der ihm nicht Achtung genug erwieſen, iſt eine ſehr ordinäre Anſicht, die der nicht theilt der ihn genauer kennt, ja der auch nur ein gutes Vorurtheil für ihn hat. Die Urſache iſt vielmehr die: aufrichtige und ehrliche Leute erkennen auf den erſten Blick den Schelm unter der Maske der Scheinheiligkeit und Gleißnerei, und ein ſolcher hat wiederum eine natürliche Scheu und Averſion vor dieſen Geiſtes-Phyſiognomen. Vergl. Bd. XLIX, 61.

(*) G. ſagt bei Fr. v. La Roche [Bd. XXVI, 185.]

(**) Jacobi iſt nicht der Meinung [Briefw. Bd. I, Nr. 145, S. 401.]

(***) „Den Frömmlern fehlt es niemals an Geld und Weibern,“ bemerkte ſchon die Königin Chriſtina.

ben, ſo groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten ſie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem etwas, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſatz ſeines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwarteſt mich nicht! du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend dich wiederſehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältſt du dieſes Papier in deiner Hand, zitterſt, und benetzeſt es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin.“

Solcher Halb- und Ganz-Schelme, Schwärmer, Abenteurer, Intrigants u. ſ. w. gab es damals Mehrere, und G. hatte außer dieſem „zarten und weichen", noch einen andern „tüchtigern und derbern" in dem Faſtnachtsſpiele: Satyros oder der vergötterte Waldteufel, wonicht mit Billigkeit, wie er geſteht, doch mit gutem Humor dargeſtellt. [XIII, 75 ff.] Ohne Zweifel iſt damit der Schweizer Doctor Chriſtoph Kaufmann (*) gemeint, der, ein wahrer Panurg „alles könnend was er will, und alles wollend was er kann", Hohen und Niedern, Fürſten und Herren, Weiſen und Gelehrten, eine Zeit lang imponirte, Göthen ſelbſt, der aber bald hinter ihn kommend, Folgendes an Lavater(**) ſchreibt: „Alle auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menſchen, die einmal des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind und bei Tage ſich keine Rechenſchaft davon zu geben wiſſen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du jemals Urſache haben ſollteſt, ihn wieder auf- und anzunehmen, ſo bedenke unter anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu ſeyn." — Auch ſchrieb G. als er auf ſeiner Schweizerreiſe (1779.) in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf ſeinem Landgute lebenden Mannes kam, folgendes Epigramm an die Thüre:

(*) Geb. zu Winterthur d. 14. Auguſt 1753, geſt. als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrnhuth, d. 21. Mai 1795. S. die kurze Biographie in: Lauſitziſche Monatsſchrift von 1795, zweiter Theil, 7 — 12 Stück, S. 25 u. f.

(**) S. Hirzel: Briefe von Goethe an Lavater, Nr. 23, S. 82; u. Hegner: Beiträge ꝛc. S. 127. 128.

„Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben ſtets getrieben;
Die Gottesſpur iſt nun vorbei
Und nur der Hund iſt übrig blieben." (*)

Dieſes hart ſcheinende Urtheil findet doch Aufſchluß in dem Briefe Campe's an Lavater, der ihn für ein von Gott unmittelbar ausgerüſtetes Werkzeug zur Verbreitung der Lavaterſchen Lehre von chriſtlicher Vollkommenheit ausgegeben und nun, durch deſſen weltliche Ab- und Irrwege compromittirt, ſogar den Namen deſſelben nicht mehr in ſeiner Gegenwart ausgeſprochen hören wollte. [S. Hegner: Beiträge ꝛc. S. 187.]

Da man in neuerer Zeit die Ehrenrettung des Pater Brey vorgenommen hat, wird man vielleicht auch geneigt ſeyn, ſeinen tüchtigern und derben Bruder in Chriſto zu entſatyrn.

Ueberhaupt kommt der Mann in den Briefen der damaligen Gelehrten in mancherlei Beziehungen mit Lob und Tadel vor, z. B. in Hamann's Briefen an Herder Nr. 230, Bd. V, S. 239 — 241, wo er ein monstrum pulcherrimum heißt und ſein ganzer Weg zu denken, zu empfinden und zu handeln alpenähnlich.

Briefe aus der Schweiz, Erſte Abtheilung. [Bd. XVI. S. 193 ff.]

Goethe wollte im Werther'ſchen Geſchmack eine Reiſebeſchreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter

---

(*) Aus Varnhagen's von Enſe: Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel 1836, 1. Thl. S. 41. 42. Das Epigramm fand ſich auch in G's. Nachlaſſe.

Mehrere vertheilen, um objectiv zu werden, wie er mir ſagte, als wir zuſammen dieſe Briefe durchgingen, um ſie in die Ausgabe von 1806 zum erſten Mal aufzunehmen, wo ſie den elften Band von S. 201 — 222 füllen.“

In jener Abſicht, gleichſam eine collective Reiſebeſchreibung zu geben, wird man übrigens ein ähnliches Vorhaben aus ſeiner Knabenzeit wiedererkennen, wonach er einen Roman erfand von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Und obſchon dieſer Roman etwas Anderes, ſo dem Inhalt als der Form nach, ſeyn mochte; ſo beweiſt er doch, daß Reiſen und deren Beſchreibungen von früh an zu den Stoffen gehörten, die G. am liebſten bearbeiten mochte und die ſeinem epiſchen Talent am meiſten zuſagten. So iſt der Roman von den ſieben Brüdern doch auch nur eine Art Reiſebeſchreibung; ſo wollte er noch zu Schiller's Zeit empfindſame Reiſen ſchreiben; und ſo ſind ſeine Schweizerreiſen, ſeine italiäniſche Reiſe, ſeine Rhein- und Main-Reiſe und die Reiſe-Correſpondenz in den Wanderjahren nur Proben und Belege dieſer Geiſtesrichtung.

Briefe aus der Schweiz, Zweite Abtheilung, [Bd. XVI, S. 219 u. ff.] ſind die oben weitläufig beſprochene Reiſebeſchreibung [S. 105 — 110], von denen Schiller ſagt: er ſey ordentlich froh, daß er ſie G'n. habe abjagen können. „Ihre Schweizerbriefe intereſſiren einen Jeden, der ſie lieſt. Es iſt auch wahr, ſie geben ein ungemein lebendiges Bild der Gegenwart, aus der ſie floſſen und ohne kunſtmäßiges Entſtehen ſtellen ſie ſich recht natürlich und geſchickt in ein Ganzes zuſammen.“ [Nr. 228, S. 232.]

Brüder, die ſieben, oder Reiſe der Söhne Megaprazons. [A. in Q. II. Bd. I. Abth. S. 445.] G. hatte ſeit dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, um ſich von dem wilden Weſen, das im Leben wie in Schriften ihn umſtürmte und bekümmerte, wie er ſagt, einigermaßen zu zerſtreuen, ein wunderbares Werk begonnen: „eine Reiſe von ſieben Brüdern verſchiedener Art, jeder nach ſeiner Weiſe dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft verworren, Ausſicht und Abſicht verbergend, ein Gleichniß unſeres eigenen Zuſtandes.“ — Als nun, während ſeines Beſuchs bei ſeinem Freunde Jacobi in Pempelfort, eine Vorleſung von ihm verlangt wurde, ließ er ſich nicht viel bitten, rückte mit ſeinen Heften hervor; aber es bedurfte nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut ſey. Er ließ daher ſeine wandernde Familie in irgend einem Hafen und ſein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen [XXX, 195 — 199].

Und ſo iſt es denn bis auf den heutigen Tag Fragment geblieben. Demungeachtet mag die Idee einer ſolchen wandernden Geſellſchaft noch in andern ſeiner Erzählungen wieder auftauchen, namentlich in den Wanderjahren; ja ſie erſcheint bereits früher in dem Roman ſeiner Knabenjahre, worin ſechs bis ſieben Geſchwiſter in der Welt zerſtreut, ſich von ihren Zuſtänden und Empfindungen Nachricht geben.

Denn das iſt das Eigene und Wunderbare an G., daß ſeine poetiſchen Conceptionen alle zugleich und auf einmal potentiâ als Tragknospen daſind, wenn ſie auch alle erſt nachundnach zu Blüthe, Frucht und Reife gelangen, oder vor der Entwicklung abſterben und abfallen, oder ſich metamorphoſiren und in andre Syſteme übergehen.

Cellini. Benvenuto. Durch das Studium der Kunſtgeſchichte, namentlich der florentiniſchen, war G. an die Lebensbeſchreibung des Cellini gerathen, aus dem er anfangs nur einen Auszug geben wollte. Aber bald ſchien ihm dieſes unmöglich: „denn was ſey das menſchliche Leben im Auszuge? Alle pragmatiſche, biographiſche Characteriſtik müſſe ſich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.“ Er machte nun den Verſuch einer Ueberſetzung, die aber ſchwerer ſey als man glaube. Doch bemerkt er bald: „es gehe mit der Ueberſetzung eines Buchs, wie mit dem Copiren eines Gemäldes. Man lernt beide durch Nachbildung erſt recht kennen. Cellini mit ſeiner Kunſt und mit ſeinem Lebenswandel iſt für uns ein trefflicher Standpunct, von dem man in Abſicht auf neue Kunſt vorwärts und rückwärts ſehen kann. Sowie uns das Leben eines einzelnen Menſchen zu einem zwar beſchränkten aber deſto lebhaftern Mitgenoſſen vergangener Zeiten macht. Es iſt außerordentlich hübſch wie ſein Werk über die Kunſt und ſeine Lebensbeſchreibung auf einander hinweiſen.“

Dabei war ihm eine Bemerkung aufgefallen, die er ſeinem Freunde Meyer zur Beurtheilung mittheilt, und die wohl verdient bekannt zu werden.

„Italien — ſagt er — lag in dem 15. Jahrhundert mit der übrigen Welt noch in der Barbarei. Der Barbar weiß die Kunſt nicht zu ſchätzen, als inſofern ſie ihm unmittelbar zur Zierde dient. Daher war die Goldſchmiedearbeit in jenen Zeiten ſchon ſo weit getrieben, als man mit der übrigen noch ſehr zurück war, und aus den Werkſtätten der Goldſchmiede gingen durch äußere Anläſſe und Aufmunterung die erſten trefflichen Meiſter anderer Künſte hervor. Donatello, Brunelleſchi, Ghiberti waren ſämmtlich zuerſt Goldſchmiede. Es wird dieß zu guten Betrachtungen Anlaß geben. Und ſind wir nicht auch wieder als Barbaren anzuſehen? da nun alle unſre Kunſt ſich wieder auf Zierat bezieht.“

G. gab nun nachundnach die Lebensbeſchreibung dieſes italiäniſchen Daedalus — wenn man ihn nicht mit dem Vulcan ſelber vergleichen will, der die feinſte wie die gröbſte Schmiedearbeit zu liefern im Stande war — zuerſt in die Horen und dann vollſtändig mit einem Anhang bezüglich auf Sitten, Kunſt und Technik verſehen, in der Ausgabe ſeiner Werke von 1817 und nochmals in einer beſondern.

Chineſe, der, in Rom. Iſt eine Abfertigung des Herrn Jean Paul Richter auf eine arrogante Aeußerung deſſelben in einem Briefe an Knebel. [S. Schiller's Brfw. Nr. 205 u. Nr. 206.] Der Einfall Richtern mit einem Chineſen zu vergleichen, der in Rom die antiken Kunſtwerke nach ſeiner Art critiſirt, iſt vortrefflich. Auch der Vergleich ſeiner phantaſtiſch-bunten Schreibart mit dem chineſiſchen bunten Latten- und Schnitzwerk iſt koſtbar.

R. war Anfangs gegen die Alten, wie ſelbſt ſein Freund Herder bedauert, und lernte ſie erſt in der Folge kennen, wie ja Schiller auch.

Chriſti Höllenfahrt. [A. in O. Bd. 1, Abth. 1. S. 142.] Eine der geiſtlichen Oden, deren G. als junger Menſch ſchon vor ſeiner academiſchen Zeit ſchrieb, und dieſe zumal, in Nachahmung des jüngſten Gerichts von Elias Schlegel. Sie erhielt den Beifall ſeiner Eltern und

Freunde, und gefiel ihm ſelbſt noch einige Jahre. [XXIV, 225.] Als ſein älteſtes gedruckt bekannt gewordenes Gedicht hat man es zuerſt in die Quartausgabe aufgenommen, und zugleich als theologiſches Specimen aus einer religiöſen Schulzeit, welche alle Dichter jener Tage: Klopſtock, Wieland, Uz, durchgemacht haben. Das für uns Dichteriſche daran bleibt die rein-objective Auffaſſung und Darſtellung des proteſtantiſch-chriſtlichen Lehrbegriffs, und ſo iſt das Ganze wie ein geiſtiges Altargemälde anzuſehen und zu beurtheilen, das ſich mit einer Himmelfahrt oder jüngſtem Gericht, dem Sinne nach, vergleichen läßt.

Clavigo. Die Entſtehung dieſes Drama's auf den anmuthigſten Anlaß von der Welt erzählt G. in ſeinem Leben Bd. XXVI, S. 349 ff. Anderswo nennt er es eine dramatiſirte moderne Anecdote. Den Werth deſſelben discreditirte zuerſt Freund Merck, und ſeit der Zeit, von der Lemgoer auserleſenen Bibliothek der neuſten deutſchen Literatur 1775, [Theil VII] bis auf den Herausgeber von Merck's Leben, hören die Deutſchen nicht auf ſich in Tadel des Stücks zu ergehen, vermuthlich weil ſie den Mephiſtopheles auf ihrer Seite haben. G. vertheidigt ſich dagegen mit hinreichenden Gründen, und auch Andre ſind für das Stück, wie Jacobi, der es gegen Wieland in Schutz nimmt; ſogar Ludwig Tieck, der ſonſt nicht Viel von G. gelten läßt, und dem das Beſte nicht gut genug iſt. (*)

Noch im Jahr 1816 fand G. „Urſach ſich zu verwundern, daß man über ein ſo nacktes und herkömmliches Stück

---

(*) S. die Einleitung zu: Geſammelte Schriften von J. M R. Lenz, erſter Band; S. I — CXXXIX.

wie Clavigo nicht Herr werden könne, und fand es eine recht deutſche Art zu einem Gedicht oder ſonſtigen Werke den Eingang überall, nur nicht durch die Thüre zu ſuchen." — [Z. Nr. 242.] Eine Anſtelligkeit, die ſie beim Fauſt nur wiederholen.

Claudine. Bereits im Jahre 1775 d. 4. Juni ſchickte G. ſeine Claudine an Knebel, mit der Bitte ſie dem Herzog auf der Reiſe in freien Stunden vorzuleſen, dann ſie zurück an ſeine Schweſter zu ſenden: „aber Nichts abgeſchrieben! bitte er gar ſchön". Er nahm ſie dann 1786 mit nach Italien, wo ſie ſo zu ſagen „ganz neu ausgeführt wurde und die alte Spreu ſeiner Exiſtenz herausgeſchwungen." Da er die Bedürfniſſe des lyriſchen Theaters genauer kennen lernte, ſuchte er durch manche Aufopferung dem Componiſten und dem Acteur entgegenzuarbeiten. „Das Zeug worauf geſtickt werden ſoll, muß weite Fäden haben, und zu einer komiſchen Oper muß es abſolut wie Marli(*) gewoben ſeyn! Doch habe er bei dieſer wie bei Erwin auch fürs Leſen geſorgt. Genug er habe gethan was er konnte."

Diogenes, St., oder Genialiſch Treiben [Bd. II. S. 288]. Dieſes Gedichtchen, auf welches Zelter einen vortrefflichen, ebenſo humoriſtiſchen Canon geſetzt hat, der zum erſten Mal den 4. Novbr. 1810 von G's. kleiner Hauskapelle vorgetragen und hernach, als ein Lieblingsſtück, un-

---

(*) Ein Vergleich den er auch gegen Zelter [Nr. 179, S. 19] wiederholt. Auch ſpricht er anderswo noch von Segeltuch. Und gewiß mit Recht. Denn die Muſik braucht nur ein leichtes Latten-Gerüſt um ihr Feuerwerk von Tönen daran abbrennen zu laſſen.

zählige Mal wiederholt wurde, muß ſchon alt ſeyn: denn in den Briefen an Schiller [Nr. 105, S. 223, d. 26. Sept. 1795] ſpielt G. ſchon darauf an; wenigſtens iſt die dort gebrauchte Redensart, wie er ſeine Tonne gewälzt habe, eine von ſeinen gewöhnlichen Sprichwörtern, die meiſt durch etwas angeregt wurden, was er ſoeben oder unlängſt vorher trieb. Uebrigens bezeichnet das Gedicht nur den Kreislauf ſeiner Beſchäftigungen, den er auch ſeinen Zodiak [Schill. Nr. 437]; auch das Quodlibet ſeines Lebens nennt. [Z. Nr. 587; 828; 834.]

Dithyrambe, deutſcher Parnaß, Sängerwürde, der Wächter auf dem Parnaß, ſind verſchiedene Ueberſchriften eines und deſſelben Gedichts, das ſich anfängt:

„Unter dieſen
Lorbeerbüſchen ꝛc.

und zuerſt in dem Muſenalmanach von 1799 ſtand, und von Schiller mit Sängerwürde betitelt wurde. [S. Brfw. Nr. 481.] Goethe hatte es Wächter auf dem Parnaß genannt, in ſeinem Tagebuch vom 15. Juni 1798. Als bei den neuen Ausgaben von 1806 und 1817 mir der Auftrag wurde, Ueberſchriften zu erdenken, erging es mir, wie bei der empfindſamen Gärtnerin: ich wußte nicht, daß frühere Ueberſchriften vorhanden waren, und taufte es das erſte Mal Dithyrambe. Da mir aber in der Folge beiging, die Philologen könnten Inſtanzen dagegen erheben, die nicht unbegründet wären, änderte ich es in das deutlichere „Deutſcher Parnaß“, damit man gleich von vornherein wiſſe, wo es ſo zugehe wie in dem Gedicht beſchrieben wird. Und dabei iſt es denn verblieben. In verbis simus faciles!

Divan, weſt-öſtlicher. [Bd. V u. VI. od. A. in Q. I. 338 ff.]

Schon im Jahre 1813 waren die ſämmtlichen Gedichte des Hafis in der von Hammer'ſchen Ueberſetzung Goethen zugekommen, und wenn er früher den hie und da in Zeitſchriften überſetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieſes herrlichen Poeten Nichts abgewinnen konnte: ſo wirkten ſie jetzt zuſammen deſto lebhafter auf ihn ein, und „er mußte ſich dagegen productiv verhalten, weil er ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können." Die Einwirkung war zu lebhaft, die deutſche Ueberſetzung lag vor, und er mußte alſo hier Veranlaſſung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei ihm Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that ſich hervor, und dieſes mit umſomehr Heftigkeit als er höchſt nöthig fühlte ſich aus der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedrohte,(*) in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen ſeiner Luſt, Fähigkeit und Willen überlaſſen war.

So war denn der Divan dieſes und das folgende Jahr mit ſoviel Neigung, Liebe, Leidenſchaft gehegt und gepflegt worden, daß G. den Druck deſſelben im Monat März des Jahres 1818 anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immer fort, um durch Noten, einzelne Aufſätze, ein beſſeres Verſtändniß zu erreichen. Denn der Deutſche mußte freilich ſtutzen, wenn man ihm Etwas aus

---

(*) Action und Reaction der Jahre 1813 u. 1814 u. ff.

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Manne auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte, ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt, der laneiner ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatten die Proben, die er in den Damenkalender gegeben, das Publikum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Ueberſetzungen oder nur angeregte oder angeeignete Nachbildungen ſeyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute. Er ließ es aber ſeinen Gang gehen, ſchon gewohnt das deutſche Publikum erſt ſtutzen zu ſehen, ehe es empfing und genoß.“ (*)

Als G. im Jahr 1815 Zeltern ein und das andere Gedicht daraus mittheilen ſollte, fand er es nicht thunlich. „Jedes einzelne Gedicht ſey ſo durchdrungen von dem Sinne des Ganzen, ſey ſo innig orientaliſch, beziehe ſich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und müſſe von einem vorhergehenden Gedicht erſt exponirt ſeyn, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken ſolle. Er habe ſelbſt noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite. Das erſte Hundert Gedichte ſey beinah ſchon voll, und wenn er das zweite erreicht habe, ſo werde die Verſammlung (Divan) ſchon ein ernſteres Geſicht machen.“

Nachdem der Divan im Jahr 1819 erſchienen war und G. Zeltern ein zweites Pracht-Exemplar überſchickt hatte, mit dem Wunſche, daß es ihn aufs neue anregen und drängen möge mit muſikaliſcher Fülle „dieſes doch im Grunde für ſich nackte Liederweſen“ zu bekleiden und in die Welt einzuführen; Zelter ſich auch gleich nach Empfang des Bandes an die Compoſition des Liedes „Wie-

---

(*) „Die Deutſchen wollen immer erſt wiſſen, was ſie genießen“ ꝛc. bemerkt auch Schiller [Nr. 65] bei Gelegenheit der Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter.

derfinden" gemacht hatte, wiederholt G. ſeinen Wunſch: „Möge mein Divan Dir immer empfohlen bleiben. Ich weiß was ich hineingelegt habe, welches auf mancherlei Weiſe herauszuwickeln und zu nutzen (*) iſt," und fügt die ſowohl Buch als Autor gleichmäßig erklärenden Worte hinzu: „Dieſe Mohamedaniſche Religion, Mythologie, Sitten geben Raum einer Poeſie wie ſie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und ſpiralartig wiederkehrenden Erdentreibens, Liebe, Neigung zwiſchen zweien Welten ſchwebend, alles Reale geläutert, ſich ſymboliſch auflöſend. Was will der Großpapa weiter? rc."

Man ſollte denken, die Erklärung wäre hinreichend, dieſe Gedichtſammlung vor jedem Mißverſtehen ſicher zu ſtellen, wenn man ſie auch nicht völlig verſtehen ſollte. Myſtiſch ſind ſie, wie die des Hafis, aber nicht in dem unlautern Sinne der Wortgelehrten, die doch wiſſen könnten „daß ein Wort nicht einfach gelte;" daß das Wort die Braut iſt und der Bräutigam der Geiſt, der ſich ihr vermählt. Myſtiſch alſo, orientaliſch myſtiſch, iſt auch die Liebe darin zu verſtehen, die einen ſo bedeutenden Theil des Buches ausmacht.

Einmal als Liebe zu Gott, dem Inbegriff des Wahren, Guten, Schönen; dann als Liebe zur Natur, inſofern ſie die von Gott durchdrungene Natur iſt, in die Er eben ſich

---

(*) Wie auch geſchehen iſt, denn man hat es ſich angeeignet, in Succum und Sanguinem vertirt und zuletzt in wohlthätigen Zweck verwendet. S. oben 1. Bd, S. 37.

geſtaltet; dann als Liebe zur perſonifizirten, d. h. individualiſirten concreten, inſofern ſie in Frauengeſtalt, überhaupt in weiblicher Schönheit ſich offenbart. Denn die concrete Schöne iſt auch die Natur, in einer Geſtalt, in einer weiblichen manifeſtirt — nicht eben Bettine noch eine andre Tine oder Trine — ſondern das Allgemeine im Beſondern geſehen, erkannt und geliebt; das Beſondere ins Allgemeine erhoben erkannt und geliebt, Theil und Ganzes in Wechſelſpieglung.

Es iſt daher keine einſeitige unerwiederte Liebe: der Dichter wird geliebt, wieder geliebt wie er liebt: denn wer Gott liebt, den liebt Gott wieder, dadurch, daß er ihm Liebe einflößt zum Wahren, Guten, Schönen, daß er erkennt wie freundlich der Herr iſt.

Mit dieſer Geſinnung vertragen ſich „jene Kleinigkeiten außerhalb der Gränze des Geſetzes" [V, 34, 35], die gerade das Erbtheil ſind, wo der Dichter übermüthig, ſelbſt im Kummer luſtig, ſich bewegt. Denn das wahre Leben iſt des Handelns ewige Unſchuld, die der reinen Wohlluſt edler Handlung ſich mit frohem Muthe überläßt, und vor ſolcher der nur ew'ge Pein folgt, mit beſonnenem Sinne ſich bewahret. Und ſo kann der alte Dichter hoffen, daß die Houris ihn im Paradieſe als verklärten Jüngling wohlempfangen."

Der ſämmtliche Inhalt ſeiner Gedichte iſt angedeutet in dem Gedicht an Hafis [V, 41], in dem er ſich mit dieſem ſo zu ſagen identificirt, dadurch daß er ihn reproducirte. —

Zu bemerken bleibt nur noch, daß in die Wirkung, welche dieſe Dichtungen haben konnten, ſich eine Erſcheinung intrudirte, welche mehr geeignet iſt ſie zu hemmen als zu fördern [S. oben Bd. I. S. 31 u. ff.]. Denn ſie verrückt nicht nur den wahren Geſichtspunkt aus dem ſie angeſehen ſeyn wollen, ſondern ſchiebt auch der Betrachtung ein ganz falſches Geſicht unter.

Eckardt, der getreue. Dieſe Ballade dichtete Goethe 1813 in Teplitz, von woaus er ſie den 6. Juli mir zukommen ließ, und am 24. Auguſt las er ſelbſt ſie mir vor, wie auch den Todtentanz. Jene thüringiſche Volksſage iſt bekannt. Das Mahleriſche, das in der ganzen Behandlung liegt, dergeſtalt, daß man ſelbſt mit den Kindern in der Landſchaft zu ſtehen meint, das Ungewitter herankommen und mit Wind und Regen an ſich vorüberbrauſen hört, auch plötzlich den Mann gewahrt, der den Kindern Muth einſpricht und Schweigen auferlegt, ihr furchtſames Auftreten vor den Eltern, das Behagen mit dem ſie trinken und wieder trinken, das Alles iſt nicht nur vom Dichter geſehen, es iſt miterlebt und mitgefühlt, mit jener Liebe, womit Amor, der Landſchaftsmaler, ihn ein Bildchen und ein hübſches Bildchen mahlen lehrte.

Egmont. Schon in Frankfurt begann G. dieſes Drama, nahm es dann mit nach Weimar und arbeitete zu verſchiedenen Zeiten, wie wir geſehen haben, daran; ſchickte es, ſoweit er es bringen konnte, fertig an Möſer, führte es mit nach Italien, vollendete es dort con amore, indem er ſich wieder recht jung fühlte, und hoffte ſeinen Weimariſchen Freunden, zumal Herdern, Freude damit zu machen. Das war aber nicht ganz der Fall; doch machte ihn ſchon die leidliche Aufnahme glücklich: denn er wußte was er hineingearbeitet habe, und daß ſich dieß nicht auf einmal herausleſen laſſe. Was jene daran loben, habe er machen wollen, und wenn ſie es ſagen, ſo habe er ſeinen Entzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die er ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen wolle: ein Werk vornehmen, das zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden ohne es umzuſchreiben. Nun fehlte es aber nicht an Tadel und Ausſtellungen. Beſonders war ihnen das Verhältniß von Klärchen zu Egmont nicht recht. G. merkte, daß ihnen eine Nüançe zwiſchen der Dirne und der Göttin zu fehlen ſcheine. Da er aber ihr Verhältniß zu Egmont ſo ausſchlieſlich gehalten habe; da er ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen,(*) daß dieſer Mann ihr gehöre, als in die Sinnlichkeit ſetze; da er ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgehe und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht werde: ſo wiſſe er nicht wo er die Zwiſchennüançe hinſetzen ſolle, ob er gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Pappen- und Lattenwerks, die Schattirungen die er hererzählte vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind.

Was aber am meiſten den Freundinnen tadelnswerth ſchien, war das lakoniſche Vermächtniß womit Egmont ſein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Gern hätte G.

(*) Worin doch, beiläufig, auch nur in einer Note, zu ſagen, die Freude und Wonne eines jeden Glücks liegt.

ihren Wunſch erfüllen und dem Vermächtniß Egmonts einige Modificationen geben mögen; er dachte zwei Stunden den Gang des Stücks, der Charactere, die Verhältniſſe durch und konnte nichts finden das er abzukürzen hätte. Er trug ſeiner römiſchen Freundin Angelica die Sache vor. Mit weiblicher Zartheit wußte ſie Alles auseinander zu legen und es ging darauf hinaus: „was Jene noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchten, ſey in der Erſcheinung implicite enthalten. Da dieſe nur vorſtelle was in dem Gemüth des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinem Worte ſtärker ausdrücken, wie er ſie liebe und ſchätze, als es dieſer Traum thue, der das liebenswürdige Geſchöpf nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinaufhebe. Ja es wolle ihr (der Freundin) wohlgefallen, daß der, welcher ſein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geſchätzt oder vielmehr nur durch den Genuß geſchätzt, daß dieſer zuletzt träumend wache, und uns ſtill geſagt werde wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme ꝛc."

Es kamen noch mehr Betrachtungen hinzu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine ſubordinirte Weiſe gedacht werden konnte, um das Intereſſe des Abſchieds von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war ꝛc.

Jene Ausſtellungen waren nur das Vorſpiel von andern, welche den Dichter ſpäterhin von ſeinem Freund Schiller treffen ſollten. Von deſſen ungerechter, man darf darum ſagen unverſtändiger Recenſion des Egmont (in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften) nicht viel beſſer als Weſſenberg's geiſtliche Salbaderei (über den ſittlichen Ernſt der Schaubühne) für jetzt nicht zu reden; deuten wir nur auf ſein rückſichtsloſes, unbarmherziges Zuſtutzen zu ſeiner vermeinten Bühnenrichtigkeit, auf das Ausmerzen einer Hauptfigur, der Regentin, auf das gänzliche Verkennen des genialen Motivs, des ſymboliſchen Traums oder der Viſion, welche die wahre künſtleriſche Catharſis des Stückes bildet, und zuletzt auf das henkermäßige Erſcheinen des Alba „im Gefängniß“ — wahrſcheinlich aus Reminiscenz ſeines Großinquiſitors in Don Carlos — als den Gipfel dieſer Emendatio palmaria.

G. drückt ſich über das Alles höchſt gemäßigt aus, er will, obſchon gekränkt, der Freundſchaft nicht zu nahe treten; aber man müßte weder äſthetiſches noch überhaupt menſchliches Gefühl haben, wenn man über jenes Verfahren, das noch dazu mit dem Scheine Rechtens und quasi re bene gestâ auftritt, nicht indignirt ſeyn ſollte. Dem Manne iſt immer Nichts nicht recht! Schiller begriff nicht einmal die antiſtrophiſche oder ſymmetriſche Aneinanderreihung der Scenen, indem er nur die plumpen Cäſuren des niederfallenden Verhangs, der dieſe rhythmiſche Scenenreihe in ſohergebrachte Acte ſpaltet, im Sinn und Gehör haben mochte.

Das Stück wieder in ſeiner erſten Geſtalt, mit geringer Aenderung auf die Bühne zu bringen, machte ich mit meinem Freunde Pius Alexander Wolff einen Entwurf, der G'n. keineswegs mißfiel; er blieb aber liegen durch die Gewalt der Zeitumſtände des Krieges, und den Abgang des Freundes zur Berliner Bühne. Nur Eins ſey erlaubt hinzuzufügen aus G's. Betrachtungen über den Chor.

„Im Egmont ſey die Partie des griechiſchen Chors unter die zwei Liebenden, unter Clärchen und Alba's Sohn vertheilt. Dieſe ſtellten denſelben vor; das eigentliche Volk ſey, wie gewöhnlich, ohne Theilnahme.“

Engelhäuſer Abſchiedsgedicht, an den Herzog.

Dieſes in der neuſten Ausgabe in Quart [Bd. I, S. 174] zum erſten Mal öffentlich erſchienene Gedicht erwähnt G. in der italiäniſchen Reiſe [Bd. XXVIII, S. 254] mit näherer Angabe der Zeit und der Umſtände. Auch ohne die Anſpielungen darin auf ausgegebene und eingenommene Scherze zu verſtehen, erſieht man doch daraus den guten Humor des genialen Fürſten und die heitre Aiſance, in welche Er nicht nur die ihn umgebende höhere Geſellſchaft zu verſetzen wußte, ſondern auch ein intimeres Verhältniß des Herrn zum Diener, welches dem Dichter erlaubte, unter fremdem Namen ſeine eigenen Empfindungen mitauszuſprechen, wie er es bereits in einem früheren Gedicht, in der Verkleidung eines Landmanns gethan hatte [A. in Q. Bd. I, S. 174.]

Von dergleichen hat freilich **unſere** Zeit und die nordiſche Welt überhaupt keinen Begriff, worin Oben und Unten ſich fortdauernd in wechſelſeitiger Spannung erhalten; worüber G. ſo wahr als einſichtig urtheilt, wenn er, das vertrauliche Leben der römiſchen, beſonders geiſtlichen Großen gegen ihre Hausgenoſſen erwähnend,(*) ſagt: „Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven gegen ihre türkiſchen

---

(*) S. Winkelmann und ſein Jahrhundert. S. 433 oder Bd. XXXVII, S. 39 f.

Herren ſich mit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten ꝛc.“

Fand doch ein ähnliches Verhältniß der griechiſchen und römiſchen Hausſclaven (vernae) gegen ihre Herren ſtatt, wie aus ihren Comikern zu erſehen iſt, ſodaß jene Vertraulichkeit nur als eine Fortſetzung uralter einheimiſcher Sitte anzuſehen iſt.

Epimenides Erwachen. Auf Iffland's Anregung unternahm G. dieſes Vorſpiel ſchon im Mai 1814. Es war eigentlich nur auf einen Prolog abgeſehen, der ſich in der Arbeit zu einem ganzen Vorſpiel ausdehnte, und dieſerwegen allerlei Anſtalten und Vorbereitungen nöthig machte, welche die Aufführung des Stücks verzögerten, ja auf ein ganzes Jahr hinausſchoben. Goethe berichtet Anlaß und Inhalt in einem Aufſatz des Morgenblatts v. 1815 Nr. 75, und ſchreibt an Knebel:

„Endlich am 30. März 1815(*) iſt Epimenides in Berlin erwacht, gerade zu rechter Zeit, um daſſelbige, was ſich die Deutſchen bisher ſo oft in dürrer Proſa vorgeſagt, ſymboliſch zu wiederholen, daß ſie nämlich ſoviele Jahre das Unerträgliche geduldet, ſich ſodann aber auf eine herrliche Weiſe von dieſen Leiden befreit. Jedermann wird hinzufügen, daß neue Thatkraft nöthig iſt, um das Errungene zu ſchützen und zu erhalten ꝛc.“

Daß ſo delicate politiſche Verhältniſſe, wie ſie hierbei zur Sprache kommen mußten, nicht anders als poetiſch,

---

(*) S. Zelter Nr. 20.

d. h. ſymboliſch ausgedrückt oder vielmehr nur angedeutet werden konnten, fällt in die Augen. Nicht aber hat man begriffen, oder begreifen wollen daß die gewählten Symbole höchſt ſinnreich, zugleich äſthetiſch, und in ihrer muſikaliſchen Bekleidung von catharſiſcher Wirkung ſeyn mußten.

Die getrennte Feſſelung von Glauben und Liebe, durch den Dämon der Unterdrückung iſt das Pivot des Ganzen. Z. hatte es wohl ſaiſirt, und G. belobt ihn darüber. „Daß Du die Achſe worauf mein Stück ſich herumdreht — doch wie ich hoffe ohne Knirſchen und Knarren — ſo feſtgehalten und tief empfunden, freut mich ſehr, obgleich es Deiner Natur ganz gemäß iſt. Ohne dieſen furchtbaren Knoten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieſes Exempel an Frauen ſtatuirt wird, macht die Sache läßlicher, und zieht ſie ins Gebiet der Rührung. Doch — ſetzt er hinzu — wollen wir weiter Nichts davon reden, ſondern die Wirkung den Göttern anheimſtellen.“ —

Dieſe Wirkung aber war nun eben weder enthuſiaſtiſcher noch reflexiver Art, vermuthlich weil die Zeichnung zu fein und „ſilberſtiftartig,“ und die Färbung nicht grob und grell genug ausfiel;(*) daher das Publikum wohl etwas fühlte, aber es nicht zu erkennen vermochte, „ja es raſend übel genommen haben würde, wenn es den Generalbaß wüßte,“ wie Zelter in ſeiner Art ſich trefflich ausdrückt.

Ein Jahr ſpäter — und G. bemerkt: bei Ueberſendung des nunmehr gedruckten Stücks an Knebel: „Freilich iſt die

---

(*) bequem und vornehm hieß der Patriotismus des Dichters, weil er nicht geharniſcht auftrat und wie Goliath dem Feinde Hohn ſprach. [S. oben Band I, S. 470.]

ge dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohete in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reiſſen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte ſie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre ſie geweſen! — hätte ſie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte ſie hoffen können, auch ſein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzuſtellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bey einer jeglichen etwas auszuſetzen, fand keine, der ſie ihn gegonnt hätte.

Ueber allen dieſen Betrachtungen fühlte ſie erſt tief, ohne ſich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen ſey, ihn für ſich zu behalten, und ſagte ſich daneben, daß ſie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, ſchönes, ſonſt ſo leichtes, und leicht ſich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Ausſicht zum Glück verſchloſſen iſt. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

Einwirkung einer groſſen politiſchen Atmoſphären-Veränderung an jedem, ſelbſt dem ſtillſten häuslichſten Barometer zu ſpüren, und eine völlig veränderte Weltanſicht waltet in jedem Gemüthe! Man weiß wahrlich nicht, woran man beſſer thut, ob ſich über die Zuſtände aufzuklären, oder ſich darüber zu verdüſtern. Ja, beides will nicht gelingen: wer ſollte ſich die Kräfte die jetzt in Bewegung ſind, und ihre Wirkungen klar machen; und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken die er bringt, auseinanderreißt. Epimenides ſelbſt würde dießmal nicht in einem heilſamen Schlummer verharren. Und ſo folgt denn hier das Werk, das vor kurzem als ich Dir's vorlas, noch ein beſſeres Anſehn hatte. Es mag denn als ein ſeltſames Document einer ſo merkwürdigen Epoche in der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſeinen Platz einnehmen ꝛc." — —

Die Zeit iſt nicht nur das Weiſeſte, — wie ein Alter ſagt — ſondern auch das Närriſchſte. Sie macht und findet Alles zuletzt — lächerlich.

Als G. ſeinen Epimenides ſchrieb, war das eine ernſthafte und ernſte Vergleichung, wie es die Zeit ſelbſt war. Unlängſt ward in Paris ein Stück gemacht, (1830) welches die Schnelligkeit der jetzigen Revolution ſo vorſtellt, daß Jemand der ſich geſtern hingelegt hat unter dem alten Regime, heute erwacht unter ganz neuen Verhältniſſen, alles Bishergewohnte bereits abolirt und in Vergeſſenheit gebracht findet, und dagegen Unerwartetes emporgekommen ꝛc. — So iſt das ernſte Motiv ins Komiſche gewendet! — und jener Alte hätte nicht Unrecht, welcher ſagte: „Was ſind Tragödien anders als verſificirte Paſſionen ſolcher Leute, die ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen." [XLIX. 118] Aus früherem Leid wird zuletzt Lied, und das Allertragiſcheſte endlich ein äſthetiſches Spiel, wodurch der Geiſt erſt ſeine Freiheit beurkundet.

Epiſteln. Mit der erſten wurden S's. Horen eröffnet. Von der zweiten gab G. nur die erſte Hälfte; ihre zweite ſollte die dritte Epiſtel werden und das dritte Stück der Horen anfangen [Schill. Brfw. Nr. 35.]; es verblich aber bei dieſen beiden, wenigſtens hat ſich kein Manuſcript weiter auffinden laſſen.

Erwin und Elmire. Erſchien zuerſt in der ältern Iris von Jacobi, Bd. II, St. 3, S. 161; dann gedruckt Frankfurt 1775, componirt von André. Auch dieſes Singſpiel nahm G. mit nach Italien und ſchrieb es um. „Ich habe geſucht dem Stückchen mehr Intereſſe und Leben zu verſchaffen, und habe den äußerſt platten Dialog ganz weggeſchmiſſen. Es iſt Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Geſänge worauf ſich Alles dreht, bleiben alle, wie natürlich ꝛc."

Die Arie darin: „Ein Schauſpiel für Götter ꝛc." machte G. an demſelben Abend, wo er die „Freuden Werthers" erhielt. — „Es iſt nicht zu ſagen, — ſchreibt Jacobi an Wieland — [Brfw. Bd. I, Nr. 71.] wie wenig empfindlich G. über Critik iſt.(*) Und Niederträchtigkeit, Falſchheit — o! die iſt von keiner menſchlichen Seele ferner als von der ſeinigen ꝛc."

(*) Daſſelbe rühmt auch Schiller ihm nach. S. oben Seite 375, Note (*).

Eugenie, oder die natürliche Tochter. Die Memoiren der Stephanie von Bourbon-Conti erregten in G. die Conception der natürlichen Tochter, (d. 18. Nov. 1799.) In dem Plane den er faßte (d. 6. und 7. Decbr.) bereitete er ſich ein Gefäß, worin er alles was er ſo manches Jahr über die franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte. — Er bemerkt dieſes mit Beziehung auf die früheren Stücke, den Großcophta und den Bürgergeneral, worin er dem Ungeheuren eine heitre Seite abzugewinnen geſucht hatte, welches ihm aber nicht gelingen wollen, und auch für jene Zeit noch zu früh war, indem Jahrhunderte über ſolche Ereigniſſe hingehen müſſen, ehe ſie ſich zu einer Oper oder Intriguenſtück pretiren. — Als er aber den Tancred bearbeitete, und ſeine Freunde den Vorwurf laut werden ließen, daß er ſich mit franzöſiſchen Stücken, die bei derzeitiger Geſinnung in Deutſchland nicht wohl Gunſt erlangen könnten, ſo emſig beſchäftige und nichts Eigenes vornehme, wovon er doch Manches hatte merken laſſen, rief er ſich die natürliche Tochter vor die Seele, indem das ganz ausgeführte Schema derſelben ſchon ſeit jener Zeit unter ſeinen Papieren lag. Er gedachte gelegentlich an das Weitere, verſchwieg aber aus einem auf Erfahrung geſtützten Aberglauben, daß man ein Unternehmen nicht ausſprechen dürfe, wenn es gelingen ſolle, ſelbſt ſeinem Freunde Schiller dieſe Arbeit und erſchien ihm daher untheilnehmend und thatlos. — Schiller äußerte dieſes auch in einem mehr erwähnten aber ungedruckten Briefe an Humboldt. — Der erſte Act war mit dem Schluß dieſes Jahres vollendet.

Unter allen Tumulten des Jahres 1802, in welches der

Theaterbau in Lauchſtädt, die Abfaſſung des kleinen Vorſpiels „Was wir bringen“ und ſo manches Andere fällt, unterließ G. doch nicht ſeinen Liebling im Stillen zu hegen.(*) Da ihm das Ganze vollkommen gegenwärtig war, ſo arbeitete er am Einzelnen wo er ging und ſtand, daher die große Ausführlichkeit.

Der erſte Theil von Eugenie war geſchrieben, geſpielt und gedruckt (1803.) Das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor ihm und ſeine mehrjährige Neigung zu dieſem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen. Der zweite Theil ſollte auf dem Landgute, dem Aufenthalt Eugeniens vorgehen;(**) der dritte in der Hauptſtadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen ſchönen Augenblick würde hervorgebracht haben.

Weiter wollte der Dichter in ſeiner Berichterſtattung nicht gehen, weil er ſonſt das Ganze umſtändlich hätte vorlegen müſſen. Doch iſt das Scenario des zweiten Stücks nach ſeiner Verfügung in die A. in Q. Bd. I. Abth. II. S. 279 ff. aufgenommen worden.

Von vielen Seiten her hatte er ſich der freundlichſten Aufnahme zu erfreuen, und die wohlthätigſten Zeugniſſe ge-

---

(*) Erklärbar iſt daher die Aehnlichkeit der Diction und Verſification in der Eugenie mit den poetiſchen oder verſificirten Stellen, in dem eben gedachten Vorſpiel: „Was wir bringen.“

(**) Man ahndet wohl daß die ſchöne Ballade „Wanderer und Pächterin“ [Bd. 1, S. 218.] nicht allein um dieſe Zeit entſtanden ſey, ſondern auch in einem geheimen Bezug mit dem Stücke ſelbſt ſtehe, wie ſie denn auch auf des Dichters eigenem Landgute in Oberroßla gedichtet worden.

ſammelt. Man empfand, man dachte, man folgerte was er nur wünſchen konnte; wie er — ein ſo genügſamer Autor als wir ihn kennen — verſichert, ohne etwas von den verkehrten Urtheilen einer Frau von Staël, Caroline von Herder, eines Knebel, Paul Richter und Huber zu wiſſen oder wiſſen zu wollen. Vielmehr beſchuldigt er ſich nochmals jenes unverzeihlichen Fehlers, den er gegen ſeinen alten geprüften Aberglauben begangen. — „Der Fehler war indeſſen geſchehen, und die geliebten Scenen der Folge beſuchten ihn nur manchmal, wie unſtäte Geiſter, die wiederkehrend flehentlich nach Erlöſung ſeufzen.“ —

Daher werden alle Ermahner abſchlägig beſchieden. „Leider ſtehe es mit der Fortſetzung der natürlichen Tochter noch im weiten Felde — ſchreibt er an Zelter [Nr. 48.]; — ja er ſey ſogar manchmal verſucht den erſten Theil zu eigentlich theatraliſchen Zwecken zu zerſtören, und aus dem Ganzen der erſt intendirten drei Theile ein einziges Stück zu machen.“ — Wofür ihn doch Apoll und die Muſen bewahrt haben, oder ſein richtiges Gefühl daß die Situationen, die nach der erſten Anlage vielleicht zuſehr ausgeführt ſind, nunmehr allzu ſkizzenhaft erſcheinen würden. Auf jene Beſorgniß zuſehr ausgeführter Situationen brachten ihn wohl Schiller's Bemerkungen die dieſer ihm mündlich mitzutheilen gedachte. [Nr. 881.] Denn G. äußert ſich kurz darauf an Zelter: „wie er einige Scenen verkürzen wolle, welche lang ſcheinen müſſen, ſelbſt wenn ſie vortrefflich geſpielt würden“ [Z. Nr. 29.] worin man S's. Critik zu vernehmen glaubt, die auf das Conciſe, aber mit der Schere hinarbeitete. Siehe oben Seite 429, 449, 483.

Zehn Jahre ſpäter erhält auch Falk ähnlichen Beſcheid.

„Ich wüßte nicht, wo die äußern Umſtände zur Fortſetzung oder gar zur Vollendung der Eugenie herkommen ſollten. Ich habe es meinerſeits ſehr zu bereuen von meinem alten Grundſatz abgegangen zu ſeyn. Dadurch daß ich die bloße Expoſition dieſes Gedichts habe drucken laſſen — denn für mehr kann ich das ſelbſt nicht anſprechen — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichſam im Voraus weggenommen. Die verkehrten Urtheile die ich auf dieſem Wege erfahren konnte, mußten denn auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin ſelber ſo völlig von dieſer Arbeit zurück, daß ich damit umgehe, auch ſogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerſtören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeſchickte Art fortſetzt.“ —

Falk will nun, um G's. Mißmuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu ihm von dieſer Tragödie geſagt hatte, mit deſſen eigenen Worten angeführt haben, die aber keineswegs mit denen übereinſtimmen, welche er ſelbſt und ſeine Gattin an Knebel ſchreiben. Entweder hat Falk, der dieſes Geſpräch am Begräbnißtage Wieland's, d. i. den 25. Januar 1813 aufgeſetzt hat [S. 151.] ſich der ehemaligen Worte Herder's, die er nur in der Zeit zwiſchen dem 2. April und 18. Decbr. 1803 geäußert haben konnte,(*) nicht mehr genau erinnert, auch vielleicht in guter Meinung verſchönert; oder Herders gehörten zu denen, die aus Einem Munde kalt und warm zugleich hervorgehen laſſen. Genug G. war doch ſelbſt durch Herder's Betragen bei ſeinem letzten Beſuch [S.

(*) An jenem wurde Eugenie zum erſten Mal in Weimar aufgeführt, an letzterem ſtarb Herder.

oben Band I, S. 307.] ſo zurückgeſtoßen worden, daß die präfracte Art, womit G. das Geſpräch mit Falken ſchließt: „es ſey nun für beide zu ſpät. Er werde dieſes Gedicht ſo wenig vollenden, als es Herder jemals leſen werde“ — ſich nun wohl erklären und begreifen läßt.

Indeſſen war durch die vieljährige Richtung die ſein Geiſt gegen die franzöſiſche Revolution, vermöge der Gegenſtändlichkeit ſeines Denkens, zu nehmen genöthigt ward, um das Schrecklichſte aller Ereigniſſe in ſeinen Urſachen und Folgen dichteriſch zu gewältigen, der Eindruck bei ihm ſo tief gewurzelt, daß er immer noch an die Fortſetzung der natürlichen Tochter dachte, ſie in Gedanken ausbildete, ohne den Muth ſich im Einzelnen der Ausführung zu widmen, wie er noch im Jahre 1823 geſtehen mochte. Aber im Jahre 1831 darf er gar nicht daran denken, denn wie wollte er ſich das Ungeheure, das da gerade bevorſtehe, wieder ins Gedächtniß rufen?“ [Z. Nr. 813.] —

Und ſo iſt denn ein Drama, das in Abſicht auf ſymboliſche Behandlung im Styl und Sinne der Alten, ein Muſter geworden wäre, ein Torſo geblieben, den die Folgezeit wohl nicht fortſetzen oder vielmehr nicht vollenden dürfte.

Euphroſyne, eine Elegie „die ſich unter ihren Geſchwiſtern ſehen laſſen darf,“ ſchrieb G. zu Ehren und Andenken einer jungen liebenswürdigen Schauſpielerin Chriſtiana Becker, die er von ihrer Kindheit an wie ein Vater geliebt, deren vorzügliche Anlagen zur theatraliſchen Kunſt er ſorgfältig ausgebildet hatte, als ſie in der Blüthe ihrer Jahre der Kunſt wie dem Leben zugleich entriſſen ward, den 22. Sept. 1797.

Die Nachricht von ihrem Dahinſcheiden traf ihn auf ſeiner Reiſe mit H. Meyer in der Schweiz, und ſo iſt die Vorſtellung im Gedicht, daß ihr Bild ihm als geiſtige Viſion auf der Höhe der Alpen erſcheint, Wahrheit und Dichtung zugleich.

Geendigt und abgeſchloſſen ward die Elegie erſt den 13. Juni 1798 und Schillern zur Aufnahme in den Almanach von 1799 übergeben. Dieſer wünſchte zugleich etwas Gebildetes auf ſie bezüglich voranzuſetzen, und G. forderte daher Meyern auf, die von ihm zu einem Denkmal entworfene Skizze für einen Kupferſtich ins Reine zu zeichnen. Die Zeichnung kam zwar nicht vor den Almanach, doch wurde nach ihr von dem Bildhauer Döll das ſteinerne Monument ausgeführt, das gegenwärtig eine Hauptzierde und den intereſſanteſten Augpunct im Garten der Weimariſchen Erholungsgeſellſchaft bildet, indem es ein vierfaches Andenken ſtill und würdig der Mit- und Nachwelt vor Augen bringt.

Eine treue Lithographiſche Abbildung nebſt Beſchreibung, zugleich mit ausführlichen und authentiſchen Nachrichten über Leben, Character und Leiſtungen der gefeierten Künſtlerin, liefert eine kleine Schrift: Euphroſyne. Leben und Denkmal verfaßt von Theodor Musculus, einem jungen Manne, der ſich auch um die letzten Ausgaben der Goethe'ſchen Werke mehrfaches Verdienſt erworben, durch ſorgfältige Vergleichung des Textes nach den verſchiedenen Editionen, durch genaue Berichtigung der Schreib- und Druckfehler, hauptſächlich aber durch ein fleißig ausgearbeitetes Inhalts- und Namensverzeichniß über des Dichters ſämmtliche Werke.

G. war ſehr erfreut, „daß ſeinem Freunde Knebel, in ſchneebedeckter Jahreszeit, dieſe Euphroſyne als eine freundliche Natur- und Kunſtblume entgegen geleuchtet habe. Ein ſolcher Beifall ſey ſehr belohnend; der öffentliche, wie K. ganz richtig bemerke, mehr für den Verleger als für den Autor wünſchenswerth.“ [G. an Knebel, den 14. Januar 1799.] Was das übrige Publicum dazu geſagt oder gemeint hat, weiß ich nicht, wahrſcheinlich doch daſſelbe was man unlängſt über das Gedicht auf Miedings Tod urtheilte: „es ſey nicht zu begreifen wie G. einen ſo obſcuren Mann habe celebriren können.“ — Denn die Publicums ſind ſich zu allen Zeiten gleich.

Farbenlehre, zur, wie der Titel beſcheiden und anſpruchlos lautet, um nur als Materialien anzugeben, was Andere geradezu Farbenlehre oder gar Syſtem oder Lehr-Gebäude genannt haben würden. Seine erſte Speculation über Farben machte G. in Italien, [S. oben S. 320.] wie er von Rom aus ſchreibt. [Bd. XXIX, S. 295.] Von ſeinem weitern Fortſchreiten darin, durch Beobachten und Experimentiren, an allen Orten und Enden, zu allen Zeiten und Stunden [S. oben 337.]; durch Aufzeichnen, Ordnen und Schematiſiren der Phänomene, ſo allein als mit methodiſcher Beihülfe Schiller's, iſt bereits in dem Vorigen [Seite 379.] die Rede geweſen. Die Verarbeitung des mannigfaltigen ungeheuren Stoffes aber zu einem großen Werke beginnt erſt mit 1806 und dauert, mit Unterbrechung durch andere literariſche Arbeiten, durch Krankheit und Reiſen, bis in das Jahr 1810; bei welchen Zuſtänden und Beſchäftigungen ich ihm, wie er nach ſeiner dankbaren Art mir das

Zeugniß öffentlich ausſtellt, mehrfach beithätig ward; worüber mir ein Wort zu ſagen erlaubt ſeyn möge.

Von der Natur mit dem Sinn für Form und Farbe begabt, von Kindheit an mit Zeichnen und Malen aus Trieb und Luſt beſchäftigt, bis zu meinen academiſchen Jahren, erſchien ich wenigſtens kein blödes und ſtummes Werkzeug, das unverſtändlich und theilnahmlos G's. Ideen nur mechaniſch auf das Papier zu fixiren wußte. Ich nahm den lebhafteſten und freudigſten Antheil an der Sache und ihrer Behandlung. Ich achtete auf alle Erſcheinungen der Farben, ſtellte Verſuche an, dachte mir Vorrichtungen aus, benutzte ſie zu allerlei Schematismen; ja ich wählte mir die Grundbedingung Licht und Schatten zu neuen Verſuchen, und arbeitete über die paroptiſchen Farben an einem kleinen Aufſatze, und zwar kurz vor der ſchrecklichen Cataſtrophe die uns mit einem Mal alles Lichts der Sonne wie des Lebens zu berauben und in das Dunkel des Todes zu ſtürzen drohte —, der Schlacht von Jena und der Plünderung Weimars.

G. zwiefach mit Verluſt bedroht, des leiblichen Lebens, in der oben beſchriebenen Scene, [Band I. S. 369.] des geiſtigen, in der Vernichtung ſeiner ſchriftlichen Materialien, in denen ſein früheres dem ſchönſten Inhalt nach aufbewahrt ruhte, aus denen ein künftiges mit Vergnügen und Nutzen unterhalten werden mochte, war allerdings bekümmert; und nur dumme Gefühlloſigkeit und boshafte Neidſucht kann es ihm verargen wenn er geſteht „daß die Furcht ſeine Papiere zu verlieren, ihm die peinlichſte war." [3. Nr. 98.] Dem Tod in die Augen zu ſehen hatte er gelernt bei Valmy und vor Mainz; dieſer erſchütterte ihn weniger als ein verarmtes zweckberaubtes Leben.

So war es halb ſieben geworden, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und ſeinen Tritt, ſeine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie ſchlug ihr Herz, und wir dürfen faſt ſagen zum erſtenmahl, bey ſeiner Ankunft. Sie hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, und als er hereintrat, rief ſie ihm mit einer Art von leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten Sie wenigſtens meiner Bitte Statt geben ſollen, verſetzte ſie, ich bath Sie um unſer beyder Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, eben ſo wenig was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſeyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß ſich beyde entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, ſie trat an's Klavier und fing einen Menuet an, er wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſ-

Von dieſer Zeit an arbeitete G. zum Druck fort was nur gehen wollte; ich beſorgte Reinſchrift und Correctur, machte den kleinen Aufſatz über Farbenbenennungen bei den Alten, und am Schluß die beiden Regiſter. Durch oben gedachte Unterbrechungen aber zog ſich der Druck hin bis 1810; wo G. dieſe lange Lebensluſt und Laſt endlich losward, von wenigen theilnehmenden Freunden in dem Verdienſt ſeiner Leiſtungen anerkannt und belobt, von den Gelehrten ignorirt oder negirt, welches auf Eins hinausläuft, von der größern Menge daher weder zu Geſicht noch zu Gehör genommen und für ſie ſo gut als nicht vorhanden; wiewohl hie und da Einer etwas davon erfahrend, ſich das zueignete was in ſeinen Kram taugte, ohne den auch nur zu nennen, dem er es zu verdanken hatte. Doch darf man ſich darüber in Deutſchland nicht verwundern: „es gehört mit dazu;“ und G. ſelbſt war darüber ruhig und im Klaren, wie er nicht nur an Zelter [Nr. 269.] ſondern ſchon 1795 an Schiller [Nr. 130.] ſchrieb: „daß man im Literariſchen jenem Sämann, der nur ſäete ohne viel zu fragen wohin es fiel, nachahmen ſoll;“ desgleichen [Nr. 525.]: „wer nicht wie jener unvernünftige Sämann im Evangelio den Samen umherwerfen mag, ohne zu fragen was davon und wo es aufgeht, der muß ſich mit dem Publico gar nicht abgeben;“ und endlich als Xenie: „Ins Waſſer wirf deine Kuchen, wer weiß wer ſie genießt.“ [V. 124.]

Fauſt. Von dieſem A und O aller Goethe'ſchen Dichtungen wäre Viel und Wenig zu ſagen; jenes, wenn es darauf ankäme, Werth, Würde, Bedeutung und Verdienſt des Gedichts im Einzelnen auseinanderzuſetzen, welches alles jedoch im Stillen zu fühlen, zu ahnden, und allmählig deutlicher zu erkennen und auszuſprechen einem Jeden in der Vorausſetzung überlaſſen bleibe, daß Herz und Kopf in Gemeinſchaft die Betrachtung anzuſtellen und ſich gegenſeitig zu belehren und einander nachzuhelfen geſonnen ſind. Dieſe werden dann täglich mehr entdecken und ausfinden, wie ihr eigenes Leben und Denken vorſchreitet: denn freilich muß man alt werden, um den Teufel der alt iſt, zu verſtehen. Wenig dagegen iſt zu ſagen, wenn es gilt brutale Abſprechungen und alberne Vorausſetzungen niederzuſchlagen.

Das proton pseudos aller deutſchen Critik iſt: von einem Dichter zu verlangen, er ſolle machen und gemacht haben, was ſie ſich einbildet und wie ſie ſich's denkt daß es gemacht werden müſſe. Sie nimmt den Eingang in ſein Gebäude nicht durch die Thüre die er dazu gelaſſen hat, ſondern ſucht ihn daneben, durchs Fenſter oder gar von oben zum Dache herein beizukommen.

Die Fauſtſage iſt kein Dogma, weder theologiſches noch philoſophiſches; ſie iſt ein Mythus, d. h. ein als geſchichtliches Factum vorgetragenes Aperçu über des Menſchen ſinnliche und geiſtige, alſo zwieſache Natur und ihren Conflict, dargeſtellt in einer Perſönlichkeit und alſo concretiſirt, ja individualiſirt. Er findet ſich daher auch in andern Zeiten und bei andern Nationen, nur in anderer Art und Form. In der deutſchen Auffaſſung erſcheint dieſer Mythus, nach der ganzen Rohheit einer barbariſchen Zeit, als ein chriſtlich-poſitiv-religiös Gedachtes, und mit der völligen Dunkelheit, Härte und Strenge einer kirchlichen Orthodoxie behandelt. Dieſe Auffaſſung durchaus beizubehalten, noch weiter auszuſpinnen, und mit mannigfaltigern und raffinirteren Motiven, — etwa mit ein paar Todſünden u. dergl. mehr — die am Weſentlichen des ganzen Verhältniſſes doch Nichts ändern, auszuſtaffiren, will ſich weder für unſre Zeit geziemen, noch iſt ſie einem ſelbſtſtändigen Dichter anzumuthen.

Steht es ja doch einem jeden Dichter frei, die poetiſchen Traditionen nach ſeinen Zwecken und ſeiner Denkweiſe umzuformen; und haben das nicht ſchon die alten dramatiſchen Dichter der Griechen gethan, und thun es die modernen Deutſchen etwa weniger, wenn ſie die alten derben, tüchtigen, aber holzſchnittartigen Mährchen in zarte, ſchwächliche, aber ſauber in Stahl geſtochene Novellchen verwandeln, und ſo das eigentlich barbariſch Große, in ein humanes zierliches Damen- und Taſchenformat zu bringen wiſſen.

Es iſt daher eine harte Rede zu ſagen: „G. habe die Fauſtſage nicht verſtanden, und ſey nicht in den Volksſinn derſelben eingedrungen."

Was das Volk in Maſſe ſinnt und denkt iſt immer ein ſehr Dunkles, und es wäre zu wünſchen, daß etwas mehr Licht in die Köpfe dränge, welches doch nur von einzelnen Geiſtern, die wie Sterne an dem finſtern Nachthimmel hervorbrechen, ausgehen kann. Auch dieſe Volksſage iſt nicht die Erfindung des Volks, — dem man jetzt Alles zu Liebe ſagt und thut mit demagogiſcher Demokolakie — ſondern eines ſpeculativen Kopfes, der vom Stein der Weiſen und ſeinem gefährlichen Beſitz einige Kenntniß hatte, aber freilich das Räthſel nicht zu löſen vermochte.

Der Fauſt der Volksſage iſt demnach nur der Kern, der vegetabiliſche Embryo, der in einen günſtigern Boden gelegt, in wärmerem Klima, von Sonne, Mond und allen

Geſtirnen gezeitigt, ſich in eine weit edlere Pflanze, mit ſchönerer Blume, in den Fauſt unſeres Dichters metamorphoſirte, wennauch die Cotyledonen und untern Stengelblätter die urſprüngliche Herkunft und Heimath nicht verläugnen.

Der Fauſt als mythiſche Perſon mußte in dem Fauſt des Dichters durch Geneſe und Epigeneſe den Weg einer langen und großen Umwandlung machen, und der zweite Theil ein anderer werden, weil er auch erſt gelebt werden mußte, d. h. im Fortſchritt des Lebens ſich erſt entwickeln konnte.

„Wie es ſchon ein ander Ding war -- bemerkt G. das Stück 1788 ausſchreiben, als 1773;“ ſo war es noch mehr ein anderes nah am Ausgang des Lebens 1827—1831.

„Denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf [XLIX. 17], welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl werth wären.“ [Z. Nr. 727.]

„Der zweite Theil ſollte und konnte nicht ſo fragmentariſch ſeyn als der erſte. Der Verſtand hat mehr Forderungen daran, als an den erſten, und in dieſem Sinne mußte dem vernünftigen Leſer entgegen gearbeitet werden.“

„Die Fabel mußte ſich dem Ideellen nähern und zuletzt darein entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen.“

„Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantaſtiſche Irrthümer, in welche der arme Menſch ſich edler, würdiger, höher, als im erſten gemeinen Theile geſchieht, verlieren durfte.“

„Die Behandlung mußte aus dem Specifiſchen mehr in das Generiſche gehen: denn Specification und Varietät gehören der Jugend an.“ (*)

Tizian, der große Coloriſt, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher ſo concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in Abſtracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon: eine Anecdote die G. mir mehrmals mit Beziehung auf ſich erzählte.

So ſind denn freilich einzelne, aber nicht gerade ſehr weſentliche, Partien nur angelegt und aus dem Groben gearbeitet; aber das worauf es ankam, „der Sinn und die Idee des Ganzen wird ſich dem vernünftigen Leſer entgegenbringen, wenn ihm auch an Uebergängen zu ſuppliren genug übrig bleibt.“

„Schon lange wußte der Dichter was und wie er es wollte und arbeitete daran nach Luſt und Laune, wie ihn ein Motiv vor dem andern anzog. Nun ward aber das Ausfüllen gewiſſer Lücken ſowohl für hiſtoriſche als äſthetiſche Stetigkeit nöthig. Der Dichter ſetzte es ſo lange fort, bis er endlich für räthlich hielt auszurufen:

„Schließet den Wäſſerungscanal, genugſam tranken die Wieſen“ und nun (1831) faßte er ſich ein Herz das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geſchoben ſind, zu verſiegeln, damit er nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Verſuchung käme.“

(*) Eine Bemerkung, welche ſich diejenigen merken ſollten, die ihm ewig ſein Alter und Mangel an Productivität vorwerfen, ohne doch ſelber eine producible Productivität produciren zu können, wie — die Herren A. B. C. u. ſ. w. bis Z.

„Da ſtehe es nun — ſchreibt er an einen Freund — wie es auch gerathen ſey, und wenn es noch Probleme genug enthalte, und keineswegs jede Aufklärung darbiete, ſo werde es doch gewiß denjenigen erfreuen, der ſich auf Miene, Wink und leiſe Hindeutung verſtehe; dieſer werde ſogar mehr finden als der Dichter geben konnte.“

Was nun aber die dem Dichter verargte Symbolik und Allegorie betrifft, ſo ſcheinen die Tadler über die Naturnothwendigkeit dieſer Mittel keineswegs im Klaren zu ſeyn.

„Begriffe ſprachlich zu perſonificiren — ſagt ein Philoſoph — iſt theoretiſche Nothwendigkeit, und was einmal theoretiſche Nothwendigkeit für den Menſchen iſt, das verwirklicht er auch äußerlich unwillkührlich als eine reale Geſtalt.“

„Gutes und Böſes werden ſo perſonificirt zu Gott und Teufel, zu practiſcher Realität und Autorität in Geſtalt, zu ſinnlicher Wahrheit in hiſtoriſche Facta.“ —

Begriffe in Intuitionen (Anſchauungen) überſetzen, Gedanken in Gefühle verwandeln iſt des Dichters Sache, wie wir oben ſahen.

Verhältnißbegriffe, wie Antik und Modern, wie Claſſicismus und Romanticismus konnten nicht glücklicher als durch Helena, Schönheit als Princip der alten Kunſt, und durch Fauſt, romantiſches Weſen in ſeinen verſchiedenen Ingredienzien, Religion und Ritterthum, Feudalität und Frauendienſt, Scholaſtik und Magie, perſonificirt ſymboliſch zur Anſchauung gebracht werden.

Wenn Poeten und Bildner Ideen und Begriffe ausdrücken wollen, ſo müſſen ſie zu Symbolen und Allegorien greifen.

In die durch das Mährchen gegebene rohe, gemeinſinnliche Vorſtellung von einem Beilager des Fauſt mit der Helena, die äſthetiſche reine höhere Idee einer Vereinigung des antiken und modernen Kunſtgeiſtes, des Claſſiſchen und Romantiſchen zu legen,(*) ſie nicht blos ſinnbildlich anzudeuten, ſondern ſie thatſächlich auszuführen, durch ein phantasmagoriſches Drama, in Form und Character beider Kunſtarten, und alſo das was in dem Mährchen eine wüſte Todſünde war, in eine geiſtreiche hiſtoriſche Allegorie zu verwandeln, und darin zugleich ſeine eigene leidenſchaftliche Tendenz zur Antike, die ihn nach Italien, dieſer zweiten Unterwelt des Alterthums, führte, mit abzuſpiegeln — man wird endlich geſtehen müſſen: dieſes ſey eine ſo geniale Erfindung, daß ſie allein ſchon dem Gedicht einen eigenthümlichen ſelbſtſtändigen Werth verleihen müßte, und nun bildet ſie obenein den Gipfel von dem aus ſich erſt die rechte Ausſicht über das Ganze zeigt, da er nach allen Puncten hinſchaut und von allen Puncten geſehen wird.

Das punctum saliens, auch im Leben des Dichters, iſt die Liebe zur Kunſt, und dieſe Vermittlerin des Höchſten dürfte ihn wohl zuletzt auch dem Höchſten näher bringen, wenn er erſt auf jenem geiſtigen Montſerrat zu Glück und Ruhe gelangt iſt.

Aber auch des Dichters weitere Lebensſchickſale, ſeine Naturſtudien und Feldzüge, künden ſich mit an, in dem Wiedererſcheinen des Fauſt auf dem Hochgebirg, in deſſen

---

(*) „Sie ſey zur Schlichtung eines Streits gedacht, und es ſey Zeit daß der leidenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich endlich verſöhne,“ ſchreibt er an Zelter Nr. 497, d. 3. Juni 1826, und an von Humboldt d. 22. Octbr. 1826.

Theilnahme an den Scenen des Kriegs und der Schlacht des Kaiſers und Gegenkaiſers. Selbſt der zur Wolkengeſtalt gewordene Schleier der Helena, den Fauſt über dem Gebirge zu ſehen meint, iſt das Wölkchen von Poeſie, das dem Dichter bei ſeiner Rückkunſt nach Deutſchland über jener Gegend ſchweben blieb, und Herz und Sinn „das Beſte ſeines Innern,“ dahinzog.

Mit großem Verſtand und ſymboliſirender Kunſt ſind alle die folgenden Kriegs-Erſcheinungen nur ſchattenhaft und geſpenſtiſch vorgeſtellt und gehalten. Wer möchte auch hier ein ganzes ausgedehntes klares Schlachtgemälde von dem Dichter verlangen, da hier ſogar der bildende Künſtler, der Maler, nur Abbreviaturen und Skizzen liefern kann. Das Myſteriöſe in dem ganzen Vorgang iſt der Wirklichkeit abgeſehen, da Sinn und Abſicht der Manöver, außer dem Heerführer, nur Wenigen und nicht einmal in extenso; Ausgang und Erfolg aber Niemandem bekannt ſind, weil die Dämonen des Zufalls ſich die Entſcheidung vorbehalten. Auch würde eine größere Annäherung an das Reale, da wo man es nicht verlangt, nur für eine ſatyriſche Parodie geſchichtlicher Vorfälle angeſehen werden, da kein Dichter etwas ſchlimmer erfinden kann, als es nicht bereits in der Wirklichkeit vorgekommen iſt. Mit jenen drei Figuren, der drei auftretenden Gewaltigen: Raufebold, Habebald, Halteſeſt, kann man jeden Krieg wie mit der Chiffer eines Monogramms abbrevirt ſymboliſiren, und damit war es hier genug.

Das magiſche Trugſpiel, daß Heereszüge von einem Gebirg herabziehend für herabſtürzende Bergwaſſer angeſehen werden, erinnert an das Phänomen „des blinkenden Waffenfluſſes“ in der Champagne [XXX, 60.] und iſt ganz das Bild, welches die italiäniſchen Geſchichtſchreiber brauchen, wenn ſie das was ſie die deutſche Furia nennen, mit einer plötzlichen Fluth von den Bergen, mit herabſtürzenden Waldwaſſern vergleichen. (*)

So erkennt man auch in Fauſts Anlage der Hafenſtadt an der dem Meere abgerungenen Küſte, die Aehnlichkeit mit der Localität Venedigs, und das Intereſſe das der Dichter daran nahm, indem er ſo gern nach Venedig blickte, auf jenes große Daſeyn, dem Schooße des Meeres entſtiegen, wie Pallas dem Haupte Jupiters, das ihm in früheſter Jugend in Bildern und Erzählungen vorſchwebte, bis er endlich ſelbſt nach dem Schluſſe des Schickſals, in die Lagunen einfahren und dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik, betreten ſollte. [S. oben Seite 212.]

Um endlich noch ein Wort von den räthſelhaften Müttern zu ſagen, ſo ſind ſie freilich weder mythologiſche noch ſonſt allegoriſche Weſen, und daher nicht auf einen einfachen Begriff zurückzubringen, aber was ſie heißen, das gelten ſie auch, Elemente woraus Körperliches wie Geiſtiges entſteht und hervorgeht; alſo zwar wohl Natur-, aber auch Geiſteselemente, aus welchen Ideen, Gedanken, Gebilde der Phantaſie, gleich Demokrit's Idolen im Organ, ſo in der Einbildungskraft zurückgebliebene Schein- und Nachbilder alles Wirklichen, traumartig ſich entwickeln, geſtalten und umgeſtalten wie im Kaleidoſcop, und durch die Beſonnen-

---

(*) S. Ranke: Geſchichte der romaniſchen und germaniſchen Völker, Seite 358.

heit des dichtenden Genies feſtgehalten als Künſtlergebilde ans Licht treten.

Die Einſamkeit nur iſt das Atelier, in welchem dieſe Studien den Genius umſchweben, aus dieſer Traum- und Zauberſphäre gewinnt er die Idee der Schönheit in Geſtalt der Helena, und um dieſe in die ſichtbare Gegenwart heraufzubeſchwören verſinkt er in die Unterwelt. — Den ganzen Proceß einer ſolchen Dichterreverie ſchildert er uns in einer der bedeutungsvollſten Scenen der Pandora, in dem Monolog des Epimetheus. [Bd. XI., S. 379.]

Ein Mehreres noch über den Schluß des Gedichts, der nothwendig in unſerer Zeit ſo und nicht anders ausgehen mußte, zu ſagen, würde zu weit führen. Genug das Gedicht hat ſich im Fortſchritt ebenſo geläutert und idealiſirt, wie der Verfaſſer, und nur ein bigotter Thor könnte verlangen, es ſollte mit der „hiſtoriſchen Vernunft“ als womit das Volksmährchen anfängt, d. h. mit der kirchlichen Vorſtellung, wie ſie aus dem Buch Hiob genommen iſt, auch geſchloſſen werden, und der Herr mit ſeinen himmliſchen Heerſchaaren nochmals erſcheinen. Auf einem Marionetten-Theater möchte das allerdings practikabel wie zuläßig ſeyn und obendrein recht volksmäßig erbaulich.

Gaſtmal der Weiſen, oder die Weiſen und die Leut'. Lange Zeit ſecretirte G. dieſes Gedicht und wollte es ſogar ſeinem Freunde Zelter nicht abſchriftlich zur Compoſition mittheilen. „Wenn es bekannt würde — meint er — ſo müßte es gewiſſe Individuen ſehr tief verletzen, und die Welt ſey denn doch nicht werth, daß man ſich, um ihr Spaß zu machen, mit der Welt überwerfe.“ [Z. Nr. 225, S. 181.]

ſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da, darin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, hohlte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du, auf die Haide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne, das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erſcheine, du herrliches Licht von Oſſians Seele!

Es iſt zu bedauern, daß G's. oft zu ängſtliche Discretion, die ihm doch Nichts geholfen, uns die nähere Kenntniß deſſen vorenthält, was er doch mitzutheilen Luſt hat und gern ſähe wenn es verſtanden und genoſſen würde.

Die albernen Philiſterfragen, die hier von den Leuten gethan und von den Weiſen perſiflirt werden — da Ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten im Stande ſind — mögen freilich gewiſſen Individuen vorzugsweiſe angehören, wie denn jede Narrheit ihren beſonderen Liebhaber und Eigenthümer hat; aber dieſer bekennt ſich meiſtens nicht dazu, und wenn er nur nicht namentlich aufgerufen wird, ſo glaubt er nicht, daß es ihn mit angehe. Allein man hat doch dieſe und ähnliche Fragen ſchon längſt in ältern und neueren, zumal moraliſchen und popularphiloſophiſchen Schriften geleſen, ſodaß ſie gar nicht mehr als individuelle, ſondern als allgemein auf einer gewiſſen Culturſtufe vorkommende Aporeme zu betrachten ſind.

Da es nun nur allgemeine Fehler und Unarten des Geſchlechts ſind, welche auf ſeine Art d. h. mit gutem Humor zu rügen der Dichter Fug und Recht hat, ſogut wie der Prediger auf die ſeinige; ſo hätte das Gedicht für Einzelne nicht verletzender gewirkt als jedes andere von ähnlichem Inhalt und gleicher Tendenz, wäre es auch früher bekannt geworden. Es muß alſo G. noch andre und beſondre Urſachen und Gründe gehabt haben, damit ſo zurückhaltend zu ſeyn; ſie ſind mir aber nicht zur Kenntniß gekommen.

Wenn aber die Fragenden ſich anonym im großen Haufen verlieren mögen; ſo mußten doch die Beſcheidgebenden durch Perſönlichkeit und Namen ſich auszeichnen, und da dieſe nicht aus der Gegenwart genommen werden durften, um nicht anzüglich zu werden und irgend Wen zu compromittiren: ſo war kein anderer Ausweg, als ins Alterthum zu gehen und Stellvertreter aus den wiſſenſchaftlichen Gebieten oder Bereichen, in welche die Fragen zu gehören ſchienen, auszuwählen. G. übertrug mir dieſes Geſchäft [Z. Nr. 215.], und ich habe geſucht mich ſo gut aus der Sache zu ziehen als mir möglich war. Da alle Verſtorbenen gleich verſtorben ſind, d. h. Einer nicht mehr todt als der Andere, ſo gelten ſie, als in einer Vergangenheit befangen, für gleichzeitig und ſo konnen Epimenides, der bereits angegeben war, wie auch Pelagius, ſich recht wohl mit den übrigen Collegen behaben und begeben: wie ja ſchon jede deutſche Academie, wo alte und neue Philoſophie zugleich und nebeneinander gelehrt wird, ſattſam ausweiſt.

Glocke, die wandelnde. [Band I, S. 224.] Dieſe naiv-anmuthige Dichtung iſt ein Beleg zu G's. oft beſprochener Gabe, Ereigniſſe, Vorfälle, Anecdoten des Tags zu benutzen und ſie in ſeine Dichtungen zu verweben, oder zu einem ſelbſtſtändigen Poem auszubilden. Das Ganze beruht auf einem Scherz und Spaß, den ſein Sohn und ich gemeinſam mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, der des Sonntags vor der Kirchzeit uns beſuchend, bei beginnendem Geläute, beſonders der durchſchlagenden großen Glocke, ſich einigermaßen zu fürchten ſchien. Nun machten wir ihm weis, die Glocke ſteige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt und könne ſich leicht über ihn herſtülpen, wenn er ſich draußen blicken laſſe. Dieſe wackelnde einbeinige Bewegung bildete der humor- und ſcherzreiche Auguſt mit einem aufgeſpannten Regenſchirm dem Kinde vor und brachte es dadurch wonicht zum Glauben, doch zur Vorſtellung einer Möglichkeit der Sache. Wir erzählten G'n. davon, der aus dieſer Poſſe weiter Nichts zu machen ſchien. Nach langen Jahren überraſchte er mich durch Zuſendung jenes Gedichts, das aus einer kindiſchen Fabelei, eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte. Es war im Jahr 1813, ſeiner Hegire von Weimar nach Teplitz, wo er auch den getreuen Eckart und den Todtentanz dichtete. Man vergleiche was ich oben Band I, S. 397 von dem Gedicht „Pfaffenſpiel" bemerkt habe.

Goetz von Berlichingen. Die umſtändliche Erzählung der Entſtehung und Schickſale dieſes National-Drama's, das der Stammvater aller deutſchen Ritterſtücke geworden und für die neulichſt deſiderirte Deutſchheit und den gewünſchten Patriotismus den vollgültigſten Adelsbrief aufweiſt, giebt G. ſelbſt in ſeiner Biographie Band XXVI, 123. 136. 199 ff. desgl. XLVIII, 73. Von ſeiner ſpätern Umarbeitung, ihrem Gelingen oder Mißlingen und des Verf. Urtheil darüber iſt oben Seite 500 u. f. die Rede geweſen, weshalb hier nichts weiter davon zu ſagen bleibt, als etwa noch auf die kurze aber poetiſche Schilderung ſeines Inhalts in dem Maskenzuge von 1818, in Band IV, S. 49 oder A. in Q. I, I, 164 aufmerkſam zu machen.

Groß-Cophta. Daß dieſes Stück urſprünglich auf eine Oper angelegt war, und daß G. beſſer gethan hätte dieſe auszuarbeiten als jenes, ſagt er ſelber an zwei Hauptſtellen [Bd. XXX, 266—271; u. XXXI, 11.] Denn die Oper macht durch die Gewalt der Muſik, daß auch nicht ſehr ſittliche Gegenſtände in rhythmiſcher Tonbekleidung äſthetiſcher empfunden werden, als in proſaiſcher Nacktheit, und Schiller ſagt ganz richtig: „die Oper ſtimme durch die Macht der Muſik und durch eine freiere harmoniſche Reizung das Gemüth zu einer ſchöneren Empfängniß ꝛc.“ [Nr. 397, a.]

Wie nun aber G. auf dieſen widerſpenſtigſten aller Stoffe gekommen, wie dieſer, obgleich in der Behandlung verfehlt, dennoch die Wurzel einer ganzen Reihe dramatiſcher wie epiſcher Erzeugniſſe geworden, darüber belehrt uns G. gleichfalls an mehreren Orten. Das kurze Reſumé davon iſt dieſes:

Die berüchtigte Halsbandgeſchichte erſchreckte ihn ſchon im Jahre 1785, wie das Haupt der Gorgone. Sein ahnungsvoller Prophetengeiſt ſah durch dieſes unerhört frevelhafte Beginnen bereits die Würde der Majeſtät untergraben, ſchon im Voraus vernichtet, und alle Folgeſchritte von dieſer Zeit an beſtätigten leider allzuſehr die furchtbaren Ahnungen.

Er trug ſie nach Italien und brachte ſie noch geſchärfter zurück. Wie oft man ihm auch den Vorwurf machte: er lege gar zuviel Werth und Gewicht auf dieſes oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen in der Natur; ſo ließ er ſich doch nicht irren: er fühlte wohl daß er ſich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, vonwoaus Manches zu erwarten, auch wohl zu thun ſeyn möchte. (*) Auch hatte er durch viele Jahre her die Betrügereien kühner Phantaſten und abſichtlicher Schwärmer zu verwünſchen Gelegenheit gehabt, und ſich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menſchen bei ſolchen frechen Zudringlich-

---

(*) Man könnte G'n. einen moraliſch-politiſchen Campetti nennen, und ſein Ahndungsvermögen einen geiſtigen Siderismus.

keiten mit Widerwillen verwundert.(*) Nun lagen die directen und indirecten Folgen ſolcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majeſtät vor ihm, alle zuſammen wirkſam genug den ſchönſten Thron der Welt zu erſchüttern.

Um ſich aber einigen Troſt und Unterhaltung zu verſchaffen, ſuchte er dieſem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen, und da ſich ihm, in der Form der komiſchen Oper, die er in Italien näher zu ſtudiren Gelegenheit fand, bereits eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsweiſen empfohlen hatte, die auch ernſteren Gegenſtänden nicht fremd ſchien: ſo bearbeitete er den Gegenſtand rhythmiſch und verabredete mit Reichard die Compoſition. Von dieſer aber wurde, außer den Anlagen zu einigen Baßarien,(**) nichts weiter bekannt: denn die Scene des Geiſterſehens in der Cryſtallkugel vor dem ſchlafend weiſſagenden Cophta, die als blendendes Final glänzen ſollte, kam nicht zu Stande. Kein froher Geiſt waltete über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, ſchrieb G. ein proſaiſches Stück, zu deſſen Hauptfiguren ſich wirklich analoge Geſtalten in der neuen Schauſpielergeſellſchaft vorfanden, die denn auch in der ſorgfältigſten Aufführung das Ihrige leiſteten.

Allein das Stück wurde ebenſowenig in Weimar als auswärts günſtig aufgenommen; ja ſeine Freunde in der

---

(*) Man erinnere ſich der Figuren, die er im Pater Brey, im Satyros u. a. m. durchnimmt und gedenke der Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen die damals an deutſchen und ausländiſchen Höfen ihr Glück machten.

(**) Als „Cophtiſches Lied,“ Bd. I, S. 143 und „Ein Andres“ S. 144.

Nähe wie in der Ferne waren gerade am wenigſten davon erbaut: in Weimar fehlte es nicht an Verſtimmung und Tadel, und bei ſeinem nachherigen Beſuch in Pempelfort bei Jacobi und der Fürſtin Gallitzin merkte er bald daß er die Freunde ſogar verletzt hatte. Auch ohne daß er es ſelbſt ſagte, würde man es aus den Briefen Forſter's an Jacobi und Heyne abnehmen, worin ſie ſich nicht ſehr freundlich erweiſen, vielmehr auf eine Weiſe ausſprechen, die weder ihrem Verſtande noch ihrer Freundſchaft Ehre macht. Da G. in ſeiner Apologie in der Parabel „Künſtlers Fug und Recht“ [II. 199.], nur allgemein des Tadels gedenkt, den „manch Freundespaar“ ihm machte, ſo iſt es wohl nöthig zur Characteriſtik ihrer Geſinnung, wie zur Belobung ſeines Benehmens jene Briefſtellen mit ihren eigenen Worten anzuführen. (*)

(*) „Goethe ſchickte mir ſeinen Groß-Cophta, den er uns ſchon lange mit einiger Emphaſe angekündigt hatte — ſchreibt G. Forſter an Jacobi Nr. CCXCIX, S. 142. — dieſes Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Character für den man ſich intereſſirt, dieſer platte hochadelige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe bloß höfiſche Rettung der Königin — Ich habe die Wahl zwiſchen den Gedanken daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten hat haben, hat ſehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu ſehr verachtet, um es auch nur mit in Anſchlag zu bringen — und dann, daß der Erzbiſchof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns ſteht.“ — Desgleichen an Heyne Nr. CCC, S. 143.: „Iſt es möglich, auch dieſer Mann hat ſich ſo überleben können? Oder iſt das eine Art über die dumme Vergötterung, die Manche ihm zollen, und über die Unempfänglichkeit des Publicums für die Schönheiten ſeines Egmont, ſeines Taſſo und ſeiner Iphigenie ſeinen Spott und ſeine Verachtung auszulaſſen? Ich weiß nicht welches von beiden ich wählen ſoll.“ — und nochmals an Jacobi, Nr. CCCXVII, S. 168. — „Die altgriechiſche, Ariſtophaniſche Deutlichkeit (alias Plattheit) iſt wohl zuverläſſig das Modell, welches dem Verfaſſer

Helena. Obgleich ſchon oben im Artikel **Fauſt** von dieſem Drama als einem integrirenden Theile deſſelben das Nöthige beigebracht worden; ſo darf doch hier, inſofern es auch als ein ſelbſtſtändiges Stück betrachtet werden kann, nochmals die Rede ſeyn.

Die Helena iſt eine der älteſten Conceptionen des Dichters, ruhend auf der Puppenſpiel-Ueberlieferung, daß Fauſt den Mephiſtopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuſchaffen. Er brachte ſie ſchon von Frankfurt mit, und in ſeinen Tagebüchern iſt angemerkt, daß er im Jahr 1780 den 23. und 24. März ſie der Herzogin Mutter des Abends vorgeleſen. Er hatte ſeitdem von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, wie der Briefwechſel mit Schiller ausweiſt, oder „war ihr nachgeſchlichen" wie er anderswo ſich in ſeinem Weſen abconterfeiend humoriſtiſch ſchreibt: „aber geſchloſſen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt ſeine vollen 3000 Jahre ſpielt, von Troja's Untergang bis zur Einnahme von Miſſolunghi (1826.) Dieſes könne man alſo auch für eine Zeiteinheit rechnen, im höheren Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung ſeyen aber auch im gewöhnlichen Sinn aufs genauſte beobachtet ꝛc." — „Wie vielfach hatte ſie ſich in langen kaum überſehbaren Jahren geſtaltet

---

des Groß-Cophta vorgeſchwebt hat, und dieſe Erklärung iſt mir lieber, als wenn ich glauben müßte, er habe ſein Publicum verſpottet." —

Sich ſo verkannt und ſo lieblos beurtheilt zu ſehen, noch dazu von ſeinen Freunden, und dabei noch Luſt und Humor behalten, „ihnen Etwas zu Liebe zu thun," iſt eine Aufgabe deren gelungene Löſung, bei einer künftigen Preisvertheilung, wenigſtens das acceſſit erhalten ſollte! (*)

(*) Vergl. das Gedicht „Einlaß" in der A. in O. 1, S. 370.

und umgeſtaltet! Nun möge ſie im Zeitmoment ſolidescirt endlich verharren.“ —

— „Ich zweifelte niemals — fährt er fort — daß die Leſer für die ich eigentlich ſchrieb, den Hauptſinn dieſer Darſtellung ſogleich faſſen würden. Es iſt Zeit daß der leidenſchaftliche Zwieſpalt zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich endlich verſöhne. Daß wir uns bilden iſt die Hauptforderung; woher wir uns bilden, wäre gleichgültig, wenn wir uns nicht an falſchen Muſtern zu verbilden fürchten müßten. Iſt es doch eine weitere und reinere Umſicht in und über griechiſche und römiſche Literatur, der wir die Befreiung aus mönchiſcher Barbarei zwiſchen dem 15. und 16. Jahrhundert verdanken! Lernen wir nicht auf dieſer hohen Stelle Alles in ſeinem wahren ethiſch-äſthetiſchen Werthe ſchätzen, das Aelteſte wie das Neuſte?“ —

„In ſolcher Hoffnung einſichtiger Theilnahme habe ich mich bei Ausarbeitung der Helena ganz gehen laſſen, ohne an irgend ein Publicum noch an einen einzelnen Leſer zu denken, überzeugt, daß wer das Ganze leicht ergreift und faßt, mit liebevoller Geduld ſich auch nachundnach das Einzelne zueignen werde. Von einer Seite wird dem Philologen nichts Geheimes bleiben, er wird ſich vielmehr an dem wiederbelebtem Alterthum das er ſchon kennt ergötzen; von der andern Seite wird ein Fühlender dasjenige durchdringen was gemüthlich hie und da verdeckt liegt. Eleusis servat quod ostendat revisentibus! und es ſoll mich freuen wenn dießmal das Geheimnißvolle zu öfterer Rückkehr den Freunden Veranlaſſung giebt. Die erſten Scenen des zweiten Theils von Fauſt werden auf manche Weiſe ein friſches

Licht auf Helena, die als der dritte Act des Ganzen anzuſehen iſt, zurückſpiegeln. Auch wegen anderen dunkleren Stellen in frühern und ſpätern Gedichten möchte ich Folgendes zu bedenken geben. Da ſich gar Manches unſerer Erfahrungen nicht rund ausſprechen und direct mittheilen läßt, ſo habe ich ſeit langem das Mittel gewählt durch einander gegenübergeſtellte und ſich gleichſam in einander abſpiegelnde(*) Gebilde den geheimeren Sinn dem Aufmerkenden zu offenbaren.“(**)

„Da Alles was von mir mitgetheilt worden auf Lebenserfahrung beruht, ſo darf ich wohl andeuten und hoffen, daß man meine Dichtungen auch wieder erleben wolle und werde. Und gewiß, jeder meiner Leſer findet es an ſich ſelbſt, daß ihm von Zeit zu Zeit, bei ſchon im Allgemeinen bekannten Dingen, noch im Beſondern etwas Neues erfreulich aufgeht; welches denn ganz eigentlich uns angehört, indem es von einer wachſenden Bildung zeugt und uns dabei zu einem friſchen Gedeihen hinleitet. Geht es uns doch mit Allem ſo was irgend einen Gehalt darbietet oder hinter ſich hat.“(***) — —

(*) Die in der letzten Zeit häufig vorkommenden Gleichniſſe von Spiegeln und Abſpiegeln ſind nicht etwa, wie man, dummer oder böslicher Weiſe, meint, von einer koketten Selbſtbeſichtigung im Spiegel hergenommen, ſondern von der Spiegelung entoptiſcher Farben und dem Spiegel-Apparat dazu; welche Phänomene ihn bis ans Ende beſchäftigten. Vergl. Band XLIX. S. 19 f.

(**) „Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es giebt Steine des Anſtoßes über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.“ [XLIX, 101.] Eine Bemerkung, die für Mehreres bei G. zu nutzen iſt.

(***) Die deutſchen Fauſt-Critiker aber meinten, der Fauſt ließe ſich ſo prima vista von ihnen abſpielen; da ihnen aber ſeine Trauben zu hoch

Soviel möge einſtweilen hinreichen, um zu weiterer Forſchluſt anzureizen: denn warum will man nur an Ausländer, welche ja den deutſchen Patriotismus Nichts angehen, an Dante, Calderon, Shakspeare u. ſ. w. einzig und allein Zeit und Studium wenden, um am Ende ſagen zu müſſen *oleum et operam perdidi!*

Herrmann und Dorothea. [Bd. XI., 231 ff.] Durch ſeine Idylle Alexis und Dora [Bd. I. S. 295.] ward G. in das verwandte epiſche Fach geführt, indem ſich ein Gegenſtand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht beſtimmt war, zu einem größern ausdehnte, das ſich völlig in der epiſchen Form darſtellte. Der Plan dazu war gleichzeitig mit den Tagesläuften im Auguſt 1796 ausgedacht und entwickelt, und während des Septembers das Gedicht begonnen und ſoweit vollbracht, daß es ſeinen Freunden ſchon producirt werden konnte. Es ſollten ſechs Geſänge werden und etwa zweitauſend Hexameter erreichen. Zweidrittel oder vier Geſänge waren den 5. December 1796 fertig und G. hoffte für den Ueberreſt die Stimmung im neuen Jahre zu finden.

Dieß war auch glücklicher Weiſe der Fall. Nachdem er die drei erſten Geſänge fertig an Schiller und Humboldt geſchickt hatte, den 18. Februar [Nr. 275.], bringt er den vierten in Ordnung, den 1. März; ſodaß das Gedicht nunmehr im Gange vorrückt, Maſſe macht und in ein paar Tagen der Schatz gehoben werden kann und das Ende ſich ſei-

---

dingen, ſo werden ſie für ſauer ausgegeben. Vielleicht, wenn ſie ſelbſt reif geworden, ſagen ſie dann: [illegible]

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden, und, ſiehe! die Barden des Geſanges: Grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Geſanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwachliſpelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge, ſchwer floß ihr Haar im unſtäten Winde, der von dem Hügel her ſtieß. — Düſter ward's in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar verſprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt nem idylliſchen Urſprunge zuneigt. Nun hält er noch proſodiſches Gericht mit von Humboldt über die letzten Geſänge [Nr. 287.], ſchickt die vier erſten Muſen zum Druck ab [Nr. 291.] und ſchreibt, unter dem 28. April, an Heinr. Meyer:

„Mein Gedicht iſt fertig; es beſteht aus 2000 Hexametern und iſt in neun Geſänge getheilt, und ich ſehe daran wenigſtens einen Theil meiner Wünſche erfüllt. Meine hieſigen und benachbarten Freunde ſind wohl damit zufrieden und es kommt hauptſächlich noch darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchſte Inſtanz vor der es gerichtet werden kann iſt die, vor welche der Menſchenmaler (*) ſeine Compoſitionen bringt, und es wird die Frage ſeyn, ob Sie unter dem modernen Coſtüm die wahre ächte Menſchenproportion und Gliederformen anerkennen werden. Der Gegenſtand ſelbſt iſt äuſſerſt glücklich: ein Süjet wie man es in ſeinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenſtände zu wahren Kunſtwerken ſeltner gefunden werden als man denkt, deswegen auch die Alten beſtändig ſich in einem gewiſſen Kreiſe bewegen." —

„Ich habe das Reinmenſchliche der Exiſtenz einer kleinen deutſchen Stadt in dem epiſchen Tiegel von ſeinen Schlacken abzuſcheiden geſucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung iſt ohngefähr im vergangenen Auguſt (1796), und ich habe die Kühnheit meines Unternehmens nicht eher wahrgenom-

---

(*) „Der Menſchenmaler iſt eigentlich der competenteſte Richter der epiſchen Arbeit," wiederholt er ſpäter, den 5. Auguſt 1797, nachdem ihm Meyer ſeinen Beifall über das Gedicht bezeigt hatte.

men, als bis das Schwerſte ſchon überſtanden war. In Abſicht auf die poetiſche ſowohl als proſodiſche Organiſation des Ganzen habe ich beſtändig vor Augen gehabt, was in dieſen letzten Zeiten, bei Gelegenheit der Voſſiſchen Arbeiten, mehrmals zur Sprache gekommen iſt, und habe verſchiedene ſtreitige Punkte zu entſcheiden geſucht. Wenigſtens kann ich meine Ueberzeugung nicht beſſer ausdrücken als auf dieſe Weiſe ꝛc.“ — (*)

Dieſes Gedicht war ſeit langer Zeit das erſte wieder, worin die Goethe'ſche Muſe allgemein anſprach, vom nächſten

---

(*) Einen proſodiſchen Fehler, „einen Vers mit überzähligem Halbfuß,“ nämlich:

„Ungerecht bleiben die Männer und die Zeiten der Liebe vergehen.“

rügt das Morgenblatt von 1808, Nr. 123, mit Bedauern, daß der Vers unverbeſſert geblieben, aber — ſetzen wir hinzu — mit Bewußtſeyn und Abſicht in die letzten Ausgaben miteingewandert. Ich hatte G.n bereits aufmerkſam darauf gemacht, weil aber der Vers, ohne ſein proverbialiſches Anſehn zu verlieren und eine gewiſſe grata negligentia einzubüßen, nicht wohl zu ändern war; ich mich auch erinnerte, daß F. A. Wolf einmal von dieſem Verſe ſprechend ihn nicht nur entſchuldigt, ſondern auch durch Homeriſche Beiſpiele erläutert habe: ſo ließen wir ihn ſtehen oder hingehen. Nun machte ſpäter auch H. Voß, der Sohn, auf ihn aufmerkſam, und G. ſoll, wie jener erzählt, geſagt haben: „die ſiebenfüßige Beſtie mag als Wahrzeichen ſtehen bleiben!“ An der Sache wie an dem Ausdruck, zumal Wahrzeichen, iſt demnach nicht zu zweifeln: denn er charakteriſirt das deutſche Weſen vortrefflich, indem es nicht allein die reiſenden Handwerksburſchen ſind, die von ſogenannten Wahrzeichen eines Orts beſondere Notiz nehmen und daran Intereſſe finden, ſondern auch die Gelehrten, beſonders die Bibliographen ähnliche Merkmale in alten und neuen Büchern aufzufinden und behaglich anzugeben wiſſen, z. B. Schreib-, Druck- und Ueberſetzungsfehler, wodurch ſolche Werke erſt als Raritäten und Curioſitäten ſich im Preiſe ſteigern. Uebrigens bleibt es ja der Welt und Nachwelt unbenommen, die ohnehin die ehernen Medaillen mit Sand und Scheidewaſſer abzureiben liebt, dergleichen Makel und Roſt des Alterthums auch von G. wegzutilgen und ihn ſo faſhionable als möglich in ihre Salons einzuführen.

Mitdichter an bis zum proſaiſchſten Canzleiverwandten. Schiller war entzückt davon und wußte es nicht genug zu beloben, und der kritiſche Verfaſſer von: „Goethe und ſein Jahrhundert“ läßt es allein unter allen Werken des Dichters paſſiren.

G's. Freude über ſolchen allgemeinen oder allgemein ſcheinenden Beifall war jedoch, wie billig und ganz nach ſeiner Art, nur mäßig, da er das ſtoffartige Intereſſe des Publikums kannte, und ſo äußert er ſich darüber mit faſt perſifflirender Ironie gegen Schiller [Nr. 399, S. 6.]: „In Hermann und Dorothea hab' ich, was das Material betrifft, den Deutſchen einmal ihren Willen gethan und nun ſind ſie äußerſt zufrieden. Ich überlege jetzt: ob man nicht auf eben dieſem Wege ein dramatiſches Stück ſchreiben könnte, das auf allen Theatern geſpielt werden müßte, und das Jedermann für v[illegible]efflich erklärte, ohne daß es der Autor ſelbſt dafür [illegible] lten brauchte.“ — Das ſieht doch einer Ciconia [illegible] ch wie nur Etwas, wird aber hoffentlich nicht vern[illegible] den ſeyn oder werden, wiewohl es nun Nichts meh[illegible] t hätte.

Daß es nun a[illegible] an kritiſch-theoretiſchen Zergliederungen und Entwickelungen des Werks nicht fehlen würde, da es die deutſche Art iſt, nachdem man ſich bei einer äſthetiſchen table d'hôte pumpſatt gegeſſen, beim Nachbar Publicum über das Eſſen zu räſonniren:

„Die Supp' hätt' können gewürzter ſeyn,
Der Braten brauner, firner der Wein“ ꝛc. [II, 214.]

war nun zu erwarten. Und ſo kündigt ihm Schiller [Nr. [illegible], S. 213.] gleich ein ſolches Werk über Hermann an, diesmal zwar eines „das in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingehe, alles zur Sprache bringe, was ſich durch Räſonnement über die Gattung und die Arten der Poeſie ausmachen oder ahnen läßt; ſpricht von einer ſchönen Gerechtigkeit, die ihm durch einen denkenden Geiſt und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt werde, G'n. freuen müſſe, und als ein lautes und gründliches Zeugniß auch das unbeſtimmte Urtheil unſerer deutſchen Welt leiten helfen und den Sieg ſeiner Muſe über jeden Widerſtand, auch auf dem Wege des Räſonnements, entſcheiden und beſchleunigen werde.“

G., der als gebildeter Menſch und vornehmer Mann es verſtand mit guter Art ſich auch ins Geſicht loben zu laſſen, ohne darüber aus dem Gleichgewicht zu kommen, nahm dieſe vorläufige Nachricht mit gelaſſener Freude hin, und erklärte es für „keinen geringen Vortheil, wenigſtens auf der letzten Strecke ſeiner poetiſchen Laufbahn mit der Critik in Einſtimmung zu gerathen!“ — Welches allerdings ein Glück heißen kann, da gewöhnlich die Critik einem in die Haare geräth.

Doch konnte dieſe abſtract-philoſophiſche Arbeit nicht ganz in ſeine gegenwärtigen Umſtände eingreifen. „Die Schwierigkeit ſey, im Practiſchen etwas vom Theoretiſchen zu nutzen. Sobald man beides als getrennt anſehe, finde kein Verbindungsmittel ſtatt, und ſie ſeyen nur inſofern verbunden, als ſie von Haus aus verbunden wirken; welches bei dem Genie von jeder Art ſtatt finde.“ —

Und gewiß, wie wollen Geiſt und Körper, wenn ſie einmal getrennt ſind, noch ineinander und dadurch miteinander wirken?

Da, wie Schiller trefflich bemerkt, die Deutſchen immer erſt wiſſen wollen, was ſie in dem Vorgeſetzten genießen, ehe ſie ſich ein Herz faſſen zuzulangen, alſo: ob ein Gedicht nur ein bloßes Problema oder ein Factum enthalte; ſo haben ſie nicht eher geruht, als bis ſie, ziemlich ſpät, was ſie früher konnten, zu entdecken glaubten: in der Geſchichte der Auswanderer aus Salzburg(*) habe G. den Anlaß zu ſeinem Meiſtergedicht gefunden, daß alſo etwas Wahres dem Gedichte zum Grunde liege.

Vielleicht findet eine ſpätere Zeit auch in den deutſchen Auswanderern nach Amerika, oder nach Rußland, oder wo ſonſt hin daſſelbe Motiv. Da die Motive im Menſchen ſtecken und nicht in der Geſchichte, obſchon ſie darin zum Vorſchein kommen; ſo kann ein Dichter wohl ein Motiv brauchen, das auch wohl ſonſt in Geſchichte oder Fabel vorkommt, ohne daß er es gerade daher genommen habe. Shakspeare hatte wohl bei dem Diſappointement von Romeo und Julia nicht eben Pyramus und Thisbe zum Vorbild, ſowenig wie der italiäniſche Novelliſt. Was ein Mal geſchehen iſt, kann immer wieder geſchehen. Es iſt daher eine unnütze Geſchäftigkeit und gelehrte Polypragmoſyne nachzuforſchen, woher der Dichter einen Stoff habe: denn dieſer iſt es ja nicht an ſich und allein, der es zu einem Poem macht, ſondern auch die Zuthaten und Zubereitung, die er als äſthetiſcher Koch der Sache zu geben weiß. Nur freilich muß er keine Katzenpaſtete dem Schmecker für eine Haſenpaſtete vorſetzen. [II, 209.]

Aber weil die Menſchen an einem bereits fertigen Gebäude Nichts mehr thun können, obſchon gerne möchten; ſo

---

(*) Ausführliche Hiſtorie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbisthum Salzburg. Leipz. 1732. Namentlich Theil II, S. 53. „Wunderbare Heirath.“

ſuchen ſie wenigſtens geſchichtlich nachzuweiſen, wo der Steinbruch und Forſt geweſen, welche das Baumaterial lieferten, um doch auch völlig au fait zu ſeyn.

Das Gedicht wurde ſehr bald ins Franzöſiſche überſetzt durch Bitaubé. „Es that aber nur im Stillen ſeine Wirkung.“ [XLVI, 180.] G. fand die Ueberſetzung ſowohl als des Verfaſſers Aeußerungen in der Vorrede, nebſt einigen Bemerkungen eines Recenſenten in der Decade philosophique, deshalb merkwürdig, weil die franzöſiſche Nation hier in einem bedeutenden Gegenſatze gegen die deutſche erſcheine. Es zeige ſich, daß wir durch Schätzung des Mittelſtandes ächt-republicaniſche Geſinnung verrathen, anſtatt daß die Republicaner davon gar Nichts wiſſen wollen, ſondern ſich noch immer, nach dem Zeugniß ihrer eigenen Landsleute, als eingefleiſchte Ariſtocraten beweiſen.“

Sonach wäre denn das Gedicht mehr als man für jene Zeit verlangen kann, patriotiſch und republicaniſch, und könnte daher immer noch für ein Zeugniß ächt deutſcher Geſinnung gelten und paſſiren.

Iphigenia. [Bd. IX.] Von Geburt, Auferziehung, Schickſalen und abermals verſuchter Opferung dieſes ſchönen Schmerzenskindes iſt in gegenwärtigem Bande hin und wieder ſoviel gemeldet worden, daß uns nichts zu wünſchen übrig bleibt, als Diana, die gnädige Retterin, möge ſie, die unſchuldig Verfolgte, abermals in Wolken hüllen vor — den claſſiſchen Philologen, jungen wie alten.

Meiſters, Wilhelm, Lehrjahre. Die wunderbaren Schickſale, die bei Entſtehung dieſes Romans walteten, und die wunderlichen Urtheile, die er nach ſeinem Erſcheinen erfahren ſollte, würden ſelbſt wieder einen reichen Stoff zu einer der wunderſamſten Compoſitionen bilden, wenn man den *Roman* ſelbſt *perſonificirt* ſich durch alle die *perſonificirten* Urtheile, Vor- und Mißurtheile der Welt, wie durch ein zweites Leben hindurch windend oder ſchlagend vorſtellen wollte.

Wie der Menſch ſelbſt, ohne zu wiſſen was er ſey und was er werden könne, ſein Leben beginnt, ſo ſcheint auch dieſer Roman einen bewußtloſen Anfang genommen zu haben, dem erſt in der Folge klare Beſonnenheit und Ueberlegung erwuchs, die ihn auf Bedeutung und Zweck hinausführten. Auf dieſe Annahme leiten uns des Dichters eigene Geſtändniſſe, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Stellen ſeiner Schriften ausgeſprochen. (*)

Die Anfänge deſſelben ſetzt er in die Epoche von 1775 bis 1780, obgleich nur cotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung als durch viele Jahre ſich hinziehend. Wie wir oben geſehen haben, endigt G. das erſte Buch den 2. Januar 1778, und das ſechſte den 18. November 1785. Er nimmt den Meiſter mit nach Italien, wo dieſer durch Betrachtungen über Kunſt recht anſchwillt; wo Alles was er über ſich ſelbſt und Andere, über Welt und Geſchichte nachzudenken Gelegenheit gehabt, im Meiſter gefaßt und geſchloſſen werden ſoll; wo er von jener Himmelsluft etwas den letzten Büchern hofft mittheilen zu können. Nach ſeiner Rückkehr nimmt er ihn, auf Zureden der Herzogin Amalie,

---

(*) „Wußte er doch auch beim *Divan* nicht welches wunderliche Ganze er daraus vorbereite.“ S. oben S. 515.

wieder vor (1791), und indem er ihn bis zu ſeiner Bekanntſchaft mit Schiller 1794 ſchon ſoweit gefördert hat, daß er dieſem das erſte Buch gedruckt vorlegen kann, der ihm durch ein gutes Zeugniß ſehr wohl thut, erklärt er: daß, nach den ſonderbaren Schickſalen welche dieſe Production von innen und außen gehabt, es kein Wunder wäre, wenn er ganz und gar confus darüber würde. Er habe ſich zuletzt bloß an ſeine Idee gehalten und wolle ſich freuen, wenn ſie ihn aus dieſem Labyrinthe herausleite.

Dieſe Idee ergiebt ſich nun aus dem, was er anderswo ſagt: „Die Anfänge entſprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Menſch oft etwas verſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen, er kann aber mit ſich nicht ins Klare kommen und wird auf falſchem Wege zu falſchem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falſche Tendenz, Dilettantismus u. ſ. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den ſchönſten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderſamen Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die ſich im W. Meiſter immer mehr entfaltet, aufklärt und beſtätigt, ja zuletzt mit klaren Worten ausſpricht: „Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn

Kis, der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand.“ (*)

Nach dieſen authentiſchen Aufklärungen, welche der Autor ſelbſt giebt, wird man urtheilen können, was von den Ausſtellungen ſeiner nächſten, noch dazu denkenden und dichtenden Freunde zu halten ſey: wenn der Eine, dem Titel und dem alten Herkommen zufolge, in jedem Roman einen Helden haben zu müſſen, den W. M. zu ſehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet — der zwar die nothwendigſte aber nicht die wichtigſte Perſon darin iſt: an ihm und um ihn geſchieht alles, aber nicht eigentlich ſeinetwegen, eben weil die Dinge um ihn her die Energien, Er aber die Bildſamkeit darſtellt und ausdrückt —; wenn ein Zweiter ihn für ein beſinnungs- und gehaltloſes Geſchöpf erklärt und gleichwohl den Roman für geendet hält; — wenn endlich der Dritte, trotz jener richtigen Anſicht von dargeſtellter Bildſamkeit, es einen zarten und heikligen Umſtand findet, daß der Roman in der Perſon des Meiſter weder mit einer entſchiedenen Individualität, noch mit einer durchgeführten Idealität ſchließe, ſondern mit einem Mitteldinge zwiſchen beiden. Der Character ſey individuell, aber nur den Schranken und nicht dem Gehalt nach, und er ſey ideal, aber nur dem Vermögen nach; er verſage uns ſonach die nächſte Befriedigung, die wir fordern (die Beſtimmtheit) und verſpreche uns eine höhere und höchſte, die wir ihm aber auf eine ferne Zukunft creditiren müßten.“ ꝛc. [Schill. Brfw. Nr. 243, S. 273.]

(*) Dieſes Königreich iſt — Natalie, iſt die Humanität, die practiſche Vernunft, die Tugend der Menſchheit.

Der letztere Urtheiler war alſo ſeinerſeits auch nicht weiter als gewöhnliche Romanleſer, welche die Neugier geſpannt und endlich befriedigt haben wollen. Wie einer der noch in der Bildung begriffen iſt, bereits einen individuellen Gehalt, und vor Abſchluß des Lebens Mehr als ein Vermögen zum Idealen zu gelangen, aufweiſen ſolle, iſt eine widerſinnige Forderung; daß aber der Roman oder vielmehr der Bildungsgang des W. Meiſter noch nicht als geſchloſſen anzuſehen ſey, zeigt der Titel Lehrjahre; und daß ihm eine höhere und höchſte Bildung auf eine ferne Zukunft wohl zu creditiren ſeyn könne, laſſen die nothwendigen Wanderjahre hoffen. Freilich die Meiſterjahre müſſen wohl ungeſchrieben bleiben: denn wer dürfte und könnte ſich ſelbſt für einen Meiſter ausgeben, „ſchon weil die Meiſterſchaft für Egoismus gilt.“ [Bd. XLIX. 74.]

„Solches zerbröckelten Urtheils nach der Vollendung ſeines Romans war kein Maß noch Ziel. G. glaubte manchmal er höre den Sand am Meere reden, ſodaß er ſelbſt, der nun nicht mehr darüber denken mochte, beinahe verworren werden könnte.“ [Br. an Meyer d. 5. Decbr. 1796.] — „Es bleibe daher eine der incalculabelſten Productionen, man möge ſie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um ſie zu beurtheilen fehle ihm beinahe ſelbſt der Maßſtab.“ [Bd. XXXI. 65. f.]

„Die Urtheile aus der Ferne lauteten ebenfalls nur theilweiſe erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich. Die Meiſten, wenn man es genau nehme, ſetzten ſich gegen die geheime Gewalt des Werks se defendendo in Poſitur. Eine geiſtreiche geliebte Freundinn aber brachte G'n. ganz beſonders in Verzweiflung durch Ahnung manches Geheimniſſes, im Gebirge, der Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaßne auf dem ſtürmiſchen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill, eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?

Beſtreben nach Enthüllung und ängſtliche Deutelei, anſtatt daß er gewünſcht hätte, man möchte die Sache nehmen wie ſie lag, und ſich den faßlichen Sinn zueignen.“ [XXXI, 46—49.]

So erging es ihm aber auch mit dem Mährchen, mit Bakis Weiſſagungen und manchem andern größern oder kleineren Gedicht. Die Menſchen müſſen immer noch etwas hinter einem Gegenſtande ſuchen, und es ergeht ihnen, wie den kleinen Kindern oder auch den Katzen, die hinter den vorgehaltenen Spiegel mit Händchen oder Pfötchen herumlangen, um das erſcheinende Bild zu erhaſchen.

Das geheimnißvolle Weſen im Meiſter, das vielen Leſern ſo unangenehm iſt, wie alle geheimen Geſellſchaften, iſt von G. nur ſymboliſch angewendet worden. Es beruht auf keinem Orden und iſt kein Orden, ſondern es iſt, wie die unſichtbare Kirche der Gläubigen oder die Gemeinſchaft der Heiligen, ein geiſtiges Etwas, das die verſchiedenſten Naturen bindet und verbindet, das, wie anderswo im Religiöſen, ſo hier im Sittlichen und im Weltweſen die Ueberzeugung der Gebildeten iſt. Dieſe Erklärung giebt G. ſelber an die Hand, wenn er an Schiller ſchreibt [Nr. 777, S. 17.]: „Uebrigens fällt es mir manchmal ein, daß man auf die Kunſt eigentlich eine geheime Geſellſchaft fundiren ſollte, wobei das Luſtige wäre, daß ſehr viele Künſtler in die höhern Grade gar nicht kommen könnten; auch müßte man ſie ſelbſt dem Fähigſten nicht geben, ſondern wenn er endlich dahin gelangt, ihm nur erklären, daß er ſie erreicht habe ꝛc.“

Von dieſer unſichtbaren Weisheit hat ſich ein Jeder, der noch Etwas über ſich erkennt und ſich nicht, wie der Strauß, ungeſehen glaubt weil er den Jäger nicht ſieht, auf allen Schritten ſeines Lebens, im Intellectuellen und Sittlichen, als überwacht, beobachtet und erkannt zu denken, und qualificirt ſich nur dadurch zu jener Gemeinſchaft.

Pandora, ein Feſtſpiel. (Unvollendet.) [Bd. XI., 371 ff.] Sie war für die Wiener Zeitſchrift „Prometheus,“ herausgegeben von Leo von Seckendorf und Stoll, welche im Herbſt 1807 in Weimar waren, und G'n. um einen Beitrag gebeten hatten, beſtimmt, und G. trug mir eines Morgens, den 11. November 1807 auf der Reiſe nach Jena, die ganze Idee und Tendenz ſeines Gedichts ſo umſtändlich und ausführlich vor, daß es mir leid that, ſie nicht auf der Stelle niederſchreiben zu können, ſowohl um ihn künftig daran zu erinnern, wenn er davon abkommen ſollte, als auch um die kleinen anmuthigen Züge und Ausſchmückungen nicht zu verlieren, die einen augenblicklich improviſirten Vortrag vor dem mit Reflexion und Bedenklichkeit abgefaßten auszeichnen. Nach unſerer Ankunft in Jena konnte G. nicht ſogleich an die Ausarbeitung gehen, andere Geſchäfte, auch Zerſtreuungen ſchoben ſich dazwiſchen; doch las er mir am 19. November den Anfang des Gedichts vor, und vom 29. an ſchrieb ich mehrere Tage hintereinander an dem was er jedesmal fertig hatte und mir dictirte. Doch geriethen dieſe Morgenbeſchäftigungen bald in Stocken, da, vom 2. December an, Zacharias Werner ein neues Intereſſe in die Jenaiſchen Cirkel brachte, und durch die Vorleſung ſeiner Sonette, Romanzen und Dramen, auch G'n. zu gleichen und ähnlichen Productionen anregte. Mit wahrer Sonettenwuth — wie bereits oben Bd. I, S. 35 bemerkt iſt — wurden nun jene Sonette gedichtet, welche die ſchmuckliebende weibliche Aneignungsluſt zu einem Zankapfel, oder poetiſcher zu reden zu einem pomum Eridos gemacht hat. Außerdem beſchäftigten G'n. ſeine proſaiſchen Schriften, Farbenlehre u. ſ. w. desgleichen die Aufführung von Werner's **Wanda,** „indem der Hofſtaat dieſer ſarmatiſchen Königin ihm Viel zu ſchaffen machte.“ Von der Pandora kam daher nur eben ſoviel zu Stande als nöthig war, um in die beiden erſten Stücke des Wiener Prometheus aufgenommen werden zu können [Z. Nr. 124, S. 237.]; und obſchon G. am 1. Mai dreißig Motive ſpecificirte, welche ſubdividirt neunzig geben würden; ſo verzögerte ſich doch die Ausführung in der Badezeit durch Abhaltungen aller Art, nicht wenig aber auch durch die antiken Sylbenmaße, welche G. auf ſeine Weiſe zu verſuchen ſich gemuthet fühlte, ohne daß ſie ihm ſo geläufig geweſen wären, wie die Anmuth des Gedichts verlangte. Zelter nahm zwar großen Antheil an dem Gedicht, componirte Mehreres daraus, das er uns gemeinſchaftlich vortrug; allein auch Er gerieth nach ſeiner Rückkehr ins Zaudern, wie G. vorausſah. [Z. Nr. 160, S. 429.] Hätte er den Antheil ahnen können, den Z. an der Arbeit nehmen würde, ſo hätte er den Gegenſtand anders behandelt und ihm das Refractäre, was er jetzt für die Muſik und die Darſtellung habe, zu benehmen geſucht. [Z. Nr. 168, S. 455.] Durch dieß und anderes kam ein Gedicht, das ein herrliches Philoſophem äſthetiſch-ſymboliſch ausgeführt hätte, nicht zu Stande; Idee und Tendenz des Ganzen, die ſich in ſeiner erſten mündlichen Erzählung ſo ſchön und deutlich auseinanderſetzten, verſchwimmen nun in einem Hintergrund, aus dem nur Wenige ſich die troſtreiche Hoffnung, die durch das Ganze zieht, zu ſeiner Glorie und Verklärung ausbilden dürften. — Wie gut wäre es damals geweſen nur eine flüchtige Skizze deſſen aufzuhaſchen, was G. ſich einmal aus der Seele geſprochen nicht wieder mit gleichem Antheil erfaſſen mochte! Ging es ihm doch mit Mehrerem ſo. Wie zart, innig und warm er auch wenige Monate vor ſeinem Scheiden das Verhältniß zu Lili ſchildert, [Bd. XLVIII.] ſo reicht es doch im Einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut, womit er es mir in weit früherer Zeit, ebenfalls auf einer Reiſe, darzuſtellen und ſich ſowohl als mich um einen Weg von drei Stunden anmuthigſt zu täuſchen wußte.

Prometheus. Dramatiſches Fragment. [Bd. XXXIII, 241 ff.] Dieſes Dramolet entſtand gleichzeitig mit dem Satyros, [Z. Nr. 341, S. 87.] und da dieſer wiederum in der Tendenz mit dem Pater Brey übereinkommt [Bd. XXVI, 185.] wie oben S. 533 gezeigt ward; ſo iſt das Jahr 1773 für das Geburtsjahr aller drei Productionen, wie auch eines wichtigen Theils von Fauſt anzunehmen. Der früh bekannt gewordene Monolog, Prometheus überſchrieben, [Bd. II, 79.] an deſſen voreiliger Publication durch Jacobi, ſammt Leſſing's beifälligem Urtheil über das Gedicht, der gute Mendelsſohn geſtorben iſt, weil er daraus ſeinen Freund als heimlichen Spinoziſten erkannte, ſollte den dritten Act des kleinen Drama's eröffnen [Z. Nr. 341, S. 87.]. Die Bekanntmachung des letztern unterblieb, wahrſcheinlich um kein weiteres Skandalum zu geben, wie G's. Worte in der letzten Stelle vermuthen laſſen bei ſeiner Liebe zum ſecretiren; oder auch G. war um das Manuſcript gekommen: denn er erhielt es erſt lange Zeit nachher wiederum in Abſchrift von der Hand Jacobi's, durch Seebeck aus Lenzens Nachlaß, und ſo erſcheint es zum erſten Mal gedruckt in Bd. XXXIII, 241 ff.

Propyläen. Urſprung, Tendenz, Fortgang und frühes Ende dieſes Unternehmens, welches die von Goethe und Meyer in Italien erbeuteten Kunſtideen, in dem zumal jener Zeit kunſtarmen Deutſchland hätte verbreiten und in thätigen Umlauf ſetzen können, iſt aus dem Schiller-Goetheſchen Briefwechſel zu erſehen. „Das Legenden- und Heiligenfieber griff um ſich und verdrängte alles wahre Lebensluſtige aus der bildenden Kunſt.“ [Z. Nr. 191.] Hinc illae lacrymae des trauernden Königspaares, der Jeremiaden und anderer Litaneien!

Proſerpina. Melodrama. Urſprünglich für ſich beſtehend gedacht und aufgeführt [S. oben S. 37.]; dann in den Triumph der Empfindſamkeit aufgenommen [XXXI, S. 6.]: ward endlich wieder als ſelbſtſtändige Production, mit allem ſchicklichen Aufwand von Decoration, Coſtüm, Muſik und Tableaus zu einer ganz neuen Erſcheinung gebracht, [XLV, S. 64.] und dadurch dem angenähert, was die Alten mit ihren mimiſchen, freilich nicht immer ſo ſittlichen, Darſtellungen bezweckten.

Taſſo, Torquato. Dieſer romantiſche Bruder der um ein Jahr nur früher geborenen helleniſchen Schweſter Iphigenia, hatte auch gleiches und ähnliches Schickſal mit ihr. Auch Er wurde erſt in Italien erzogen und gebildet, und gelangte zu ſeiner vollen Reife und Schönheit in der kurzen Friedensepoche von 1786 bis 1789. So erblühten denn dieſe beiden ſchönſten Blumen der deutſchen Muſe, wie in ſtiller Felskluft vor Stürmen und Unwetter geborgen, noch eben zu rechter Zeit um ein ſcheidendes Jahrhundert mit einem eigenthümlichen Schmuck zu zieren, deſſen Glanz wohl noch in die Dämmerung und Nacht kommender Jahre hineinleuchten und, gleich dem Abendroth zur Zeit der Sonnenwende, als Morgenroth eines neuen Tages aufgehen ſollte.

Wennauch jetzt noch Iphigenie den Heiden eine Thorheit und Taſſo den Juden ein Aergerniß erſcheint, endlich wird doch die Humanität über den Fanatismus ſiegen, der bald in antiquariſchem, bald in democratiſchem Intereſſe die ſchönen Bilder zu ſchänden und umzuſtürzen ſich zur angelegentlichſten Pflicht macht.

Unterhaltungen der deutſchen Ausgewanderten. Wir wiſſen bereits, daß die berüchtigte Halsbandgeſchichte unſern Dichter wie das Haupt der Gorgone erſchreckte; daß er in jenem unerhörten Ereigniß die ganzen entſetzlichen Folgen vorausahnete; daß die ausbrechende franzöſiſche Revolution, gleich dem Blick der Klapperſchlange, ſein gegenſtändliches Denken unwillkührlich anzog; daß er, um ſich gegen ſie herzuſtellen, auf irgend eine Weiſe ihr Etwas abzugewinnen ſuchen mußte, und darüber beinahe ſein ganzes poetiſches Vermögen, das zu ſchönen und anmuthigen Gegenſtänden nicht aber zu gräßlichen und tragiſchen qualificirt war, eingebüßt hätte.

Aus dieſen Verſuchen ſo widerwärtige Stoffe zu gewältigen, entſtanden zuerſt der Groß-Cophta, der Bürgergeneral, ein ungenanntes unvollendet gebliebenes Revolutionsſtück, ein anderes Die Aufgeregten, und durch die franzöſiſchen Emigrirten, denen auch deutſche Auswanderer vom Rhein her folgten, die Unterhaltungen der letztern, und zwar in dem Sinne, wie Boccaccio in die ſchrecklichſte, überall Anſteckung verbreitende Peſtzeit ſeinen Decamerone verlegt.

Sie entſtanden in den Jahren 1793 und 1794 und G. ſchrieb ſie nieder um Schillern einen Beitrag zu ſeinen Horen zu geben. Das Publicum erwies ſich aber nicht ſehr theilnehmend. „Viele ſind an den Unterhaltungen irre — ſchreibt Schiller [Nr. 65.] — weil ſie, wie ſie ſich ausdrücken, noch nicht abſehen könnten, was damit werden ſolle. Sie ſehen: unſere deutſchen Gäſte verläugnen ſich nicht; ſie müſſen immer wiſſen was ſie eſſen, wenn es ihnen recht ſchmecken ſoll; ſie müſſen einen Begriff haben.“(*) —

Goethe wollte darin, wie er mir ſagte, eine Art von tauſend und einer Nacht liefern, ſo nämlich, daß eine Erzählung durch die andere hervorgerufen würde [Vergl. Schiller Nr. 27, S. 73.]; dankte aber zuletzt Gott, daß er bis an das Mährchen kam. Die erſte Erzählung, der Procurator, war allerdings aus dem Boccaccio genommen, aber mit einem befriedigenderen ſittlichen Schluſſe, worüber ihn Schiller mit Recht beſonders lobt. [Nr. 60.] Sie hat übrigens die größte Aehnlichkeit, ja Gleichheit könnte man ſagen, mit dem indiſchen Touti-Nameh, worin eine junge Frau, in Abweſenheit ihres verreiſten Mannes, von einem Rendezvous bei ihrem Galan, jedesmal das ſie gehen will, abgehalten wird durch eine neue intereſſante Erzählung ihres Papageien; worüber denn Zeit und Stunde

---

(*) Sie holen ſich auch wohl die Früchte von den Bäumen ſelber, ſtatt ſie ausgeſucht und ſauber ſervirt von der Tafel des Wirths hinzunehmen. Vergl. die Parabel: „Ich ſtand in meiner Gartenthür ꝛc. [XLVII, 76.]

vergehen, bis denn endlich der Mann zurückkommt und das verrathene Gelüſt der Frau an ihr rächt.

Es iſt zu verwundern, daß Iken und Koſegarten in ihren Ueberſetzungen des Touti-Nameh nicht auf die Nachbildung von Boccaccio und Goethe aufmerkſam gemacht haben, um wenigſtens dem letztern den Preis der ſittlichſten und lehrreichſten Behandlung zuzuerkennen. Aus fremder wie aus eigener Erfahrung kann ich verſichern, daß die Geſchichte des Procurators uns ſtets von ungemeinem Intereſſe durch die nette, zierliche Perſönlichkeit deſſelben, ſowie die ſanfte leiſe ſo natürliche Entwicklung von einer wohlthuenden Rührung, wie ſie das ſittlich Schöne jederzeit hervorbringt, geweſen iſt. Die unnachahmliche Ruhe, Einfachheit und Anmuth der Erzählungsweiſe iſt denn freilich G's. eigenthümliches Talent, wodurch er das Gemeinſte wie das Höchſte zu rein äſthetiſcher Wirkung zu bringen verſteht.

Den allgemeinſten Beifall fand jedoch das Mährchen [XV, 210 ff.] worüber nicht nur die Zeugniſſe Schiller's, Schlegel's, von Humboldt und anderer [Nr. 120.], ſondern auch die zahlloſen Verſuche es zu deuten und auszulegen bis in die neueſten Zeiten fortgeſetzten Beweis liefern. Schiller fand darin die Idee, deren G. einmal erwähnt habe: „Das gegenſeitige Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen aufeinander“ recht artig ausgeführt, und ſeine Frau es ganz im Voltairiſchen Geſchmack. [Nr. 95.] Uebrigens aber habe G. durch dieſe Behandlungsweiſe ſich die Verbindlichkeit aufgelegt, daß Alles Symbol ſey. Man könne ſich nicht enthalten in Allem eine Bedeutung zu ſuchen. G. iſt zuvörderſt über die gute Aufnahme erfreut und aufgemuntert, und wenn nur einer von den hundert Kobolden des Alten von Ferney darinnen ſpuke, ſchon zufrieden. Wie ernſthaft jede Kleinigkeit werde, ſobald man ſie kunſtmäßig behandle habe er auch dießmal wieder erfahren. Er hoffe die achtzehn Figuren dieſes Dramatis ſollen als ſoviele Räthſel dem räthſelliebenden willkommen ſeyn. Nun wünſcht er über das ganze Genre mit S. zu ſprechen und noch einige Verſuche zu machen. Er trug auch S'n. die Skizze eines neuen vor, das er vielleicht bis zum erſten März (1795) fertig ſchreiben könne und dabei mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des erſten wegſchlüpfen. — Unterdeſſen waren allerlei Erklärungen bei S'n. eingelaufen, wobei dieſer bemerkt: „in dergleichen Dingen erfinde die Phantaſie ſelbſt nicht ſoviel als die Tollheit der Menſchen wirklich aushecke, und er ſey überzeugt, die ſchon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überſteigen.“ — G. meint: er würde freilich noch ein bischen zuſehen; hoffe aber auf eine günſtige Wendung in den Unterhaltungen ſeinen beliebigen Spaß darüber machen zu können. — Auch v. Humboldt erfreut ihn durch ſeine Bemerkungen über das Mährchen: „Es war freilich eine ſchwere Aufgabe zugleich bedeutend und bedeutungslos zu ſeyn, erwiedert G. darauf. Ich habe noch ein anderes im Sinn, das aber gerade da umgekehrt ganz allegoriſch werden ſoll, und das alſo ein ſehr ſubordinirtes Kunſtwerk werden müßte, wenn ich nicht hoffte durch eine ſehr lebhafte Darſtellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblicke zu tilgen.“ — In der Folge ſchreibt er an Schiller [Nr. 269.]: „Vielleicht bilde ſich die Idee zu einem Mährchen, die ihm gekommen ſey, weiter aus. Es ſey nur gar zu verſtändlich, darum wolle es ihm nicht recht behagen. Könne er aber das Schiffchen auf dem Ocean der

Imagination recht herumjagen, ſo gäbe es doch vielleicht eine leidliche Compoſition, die den Leuten beſſer gefalle, als wenn ſie beſſer wäre. Das Mährchen mit dem Weibchen im Kaſten [Nr. 269.] lache ihn auch manchmal wieder an, es wolle aber noch nicht recht reif werden.“ — Er nahm dieſes Undeniſche Pygmäenweibchen, wie er es auch nennt, [Nr. 347.] auf die Reiſe nach der Schweiz mit und hoffte es zuſammenſchreiben zu können. Es kam aber erſt im Jahr 1808, unter dem Namen „die neue Meluſine,“ zur völligen Erſcheinung, in Carlsbad, wo es uns gemeinſam höchſt angenehme Stunden verſchaffte, indem auch die feine Ironie und verborgene Schalkheit nicht unvermerkt und unerörtert blieb. —

Jenes erſte Mährchen wurde auch damals von Dieſem 21. März. 1809. ſo, von Jenem anders gedeutet, und G. ſagte zu mir: „es komme ihm gerade ſo vor wie die Offenbarung St. Johannis, die man noch heut zu Tage auf Napoleon deute. Es fühle ein Jeder, daß noch etwas drin ſtecke, und wiſſe nur nicht was.“ — In der allerneuſten Zeit ſind die Deutungen, welche Göſchel und Hartung verſucht haben,(*) die geiſtreichſten, indem ſie die von Schiller ſchon angedeutete abſtracte Idee „vom gegenſeitigen Hülfeleiſten der Kräfte und das Zurückweiſen aufeinander“ ſelbſt wiederum concretiſiren und ſpecificiren.

Wahlverwandtſchaften, die. Auch Ottilie genannt. „Das Uebel nur hat eine Geſchichte nicht das Gute;“ der Krieg, nicht der Friede. Von dieſem iſt Wenig zu

---

(*) In den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Critik, 1837, Nr. 59, S. 466 f.

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Haide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerte roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchon an dem Hügel unter tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

erzählen, wie von der Tugend. Daher weiß man Nichts vom Leben im Paradieſe, deſtomehr von dem Hergang nach dem Sündenfalle: wie Dante's Hölle auch mannigfaltiger iſt als ſein Himmel. Auch dem Dichter ſind die pathologiſchen Seelenzuſtände der Menſchheit das buntfarbige Feld das er bearbeitet, und unſer Freund war beſonders und früh ſchon berufen:

„Weltverwirrung zu betrachten
Herzensirrung zu beachten ꝛc."

Werther war ſein erſter Roman, **Ottilie** ſein letzter. Beide behandeln ſittlich-pathologiſche Phänomene, jener aus dem Braut- dieſer aus dem Eheſtande. Der Text iſt und bleibt immer das ſechſte Gebot, ſammt Chriſti Auslegung, dasjenige wogegen am meiſten in der Welt peccirt wird; „welches ſchon in der Wüſte dem Elohim-Jehova ſo nöthig ſchien, daß er es mit eignen Fingern in Granittafeln ſchnitt, und in unſern löſchpapiernen Catechismen immerfort aufrecht zu halten ſey." [G. an Z. Nr. 707, S. 381.] Goethe hat das Thema weder in frivolem noch im Predigertone behandelt; ſondern wie ein Künſtler, wie ein Maler, der eine Schlange die unter Blumen lauſchen ſoll, nicht in extenso malt, aber durch die verführeriſchen Blumen ſoviel von ihr hindurch blicken läßt, daß man wohlerkennen mag: hier lauſche etwas Gefährliches das einen Jeden verletzen kann, der nach dieſen Blumen hinlangen will.

Wie nun beide Romane eine innere Aehnlichkeit und Verwandtſchaft haben, ſo auch eine äußere in ihren Wirkungen und Schickſalen. Werther erregte bei ſeinem Erſcheinen das Zetergeſchrei alter Herren und Damen, während ſtiller Sympathie der Jugend mit dem Dichter: die Wahlverwandtſchaften ebenfalls lauten Tadel der Erfahrenen bei ſtillem Herzensgemunkel über das Schwätzen aus der Schule und Verrath von Myſterien; die Unſchuld der Jugend aber merkte Nichts davon und wie ſollte ſie's auch! Nun hieß das ein unſittlicher Roman, weil er auf Unſitte deutet, aber doch warnt, indem er Verhältniſſe, die Anfangs ganz unſchuldig und unverfänglich ſcheinen, durch natürliche und ſociale Conflicte des Weltlebens in gefährliche und zuletzt verderbliche ausſchlagen läßt.

Wenn man aber auch nach der Zeit allenfalls das Thema zuzugeben geneigt war; ſo wünſchte man es doch anders behandelt, das Punctum saliens nicht ſo in Evidenz geſtellt, ſondern nur zu errathen gegeben. Auch die ganze ſchöne Echafaudage der Localitäten, der häuslichen und geſelligen Zuſtände, ſammt Allem was den Dichter auch als Landſchafts- und Genremaler ankündigt: denn den Porträtiſten giebt man ihm allenfalls zu; alles jenes wünſchte man hinweg. Nicht epiſch hätte der Roman behandelt werden ſollen, ſondern dramatiſch, d. h. der Dichter hätte mit der Thüre ins Haus fallen ſollen, um gleich in medias res zu kommen, und den casus conscientiae ohne weitere Einleitung und Anbahnung als Factum hinſtellen. Hierauf iſt denn weiter Nichts zu ſagen, als was Euripides ſeinen atheniſchen Kunſtrichtern geantwortet haben ſoll:

„Ich verfertige meine Werke nicht, daß ich von Euch lernen will, ſondern daß ich euch lehren will.“ (*) —

Oder wie unſer Dichter, unabhängig von jenem Vorbilde, von ſelber ſpricht:

(*) „Se, ut populum doceret, non ut ab eo disceret, fabulas componere solere,“ Valerius Maximus lib. III, c. 7.

„Ich ſchreibe nicht Euch zu gefallen,
Ihr ſollt was lernen!" [III, 241.]

Unter andern Philiſter-Critiken über die Wahlverwandtſchaften, gleich nach ihrer Erſcheinung, war auch die: daß man keinen Kampf des Sittlichen mit der Neigung ſehe. — G. bemerkte dabei gegen mich: „dieſer Kampf iſt aber hinter die Scene verlegt und man ſieht, daß er vorgegangen ſeyn müſſe. Die Menſchen betragen ſich wie vornehme Leute, die bei allem innern Zwieſpalt doch das äußere Decorum behaupten. Der Kampf des Sittlichen eignet ſich niemals zu einer äſthetiſchen Darſtellung: denn entweder ſiegt das Sittliche oder es wird überwunden. Im erſten Falle weiß man nicht was und warum es dargeſtellt worden; im andern iſt es ſchmählich das mitanzuſehen. Denn am Ende muß doch irgend ein Moment dem Sinnlichen das Uebergewicht geben, und dieſes Moment giebt der Zuſchauer gerade nicht zu, ſondern verlangt ein noch ſchlagenderes, das der Dritte immer wieder eludirt je ſittlicher er ſelbſt iſt. In ſolchen Darſtellungen muß ſtets das Sinnliche Herr werden, aber beſtraft durch das Schickſal, d. h. durch die ſittliche Natur, die ſich durch den Tod ihre Freiheit ſalvirt. So muß der Werther ſich erſchießen, nachdem er die Sinnlichkeit Herr über ſich werden laſſen, ſo muß Ottilie karteriren(*) und Eduard desgleichen, nachdem ſie ihrer Neigung freien Lauf gelaſſen. Nun feiert erſt das Sittliche ſeinen Triumph." — Decbr. 1809.

Statt aller weitern Controverſe, deren kein Ende abzu-

(*) Nach dem Griechiſchen καρτερεῖν, ſich enthalten, (der Speiſe, des Schlafs u. ſ. w.) von G. der Kürze wegen gebraucht, wie öfter ſolche fremdſprachige Worte in dem Cotterie-Jargon den wir unter uns führten.

ſehen wäre, weil Jeder immer noch ein Wort hat, möge eine nicht unintereſſante Nachricht hier Platz finden.

Der rothe Faden, der nun aus den Wahlverwandtſchaften für alle Welt zur Phraſe geworden, hatte für G. den realen und reellen Erfolg, daß im Jahr 1813, als die engliſche Flotte vor der Elbe lag, ein Oberwundarzt derſelben, Herr John Forbes, nachdem er in Hamburg von einer Freundin G's. erfahren, daß dieſer in den Wahlverwandtſchaften von dem rothen Faden der engliſchen Schiffstaue ſpreche, in der Freude darüber ſich augenblicklich erbot, ein Stück eines ſolchen Taues an den Dichter zu ſenden, mit der Bitte, er möge es als einen Beweis ſeiner hohen Achtung annehmen. Es geſchah durch eben jene Freundinn, und Goethe zeigte es uns am 9. Januar 1814 mit billigem Behagen vor. Es iſt nicht zu glauben, daß ſeine Landsleute ihm etwas ähnlich Angenehmes zum Dank erzeigt hätten.

Wahrheit und Dichtung, oder aus meinem Leben. Von dem einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus ſeinem Leben, wodurch er veranlaßt worden und wie er ſich rechtfertige, iſt ſchon oben die Rede geweſen, und G's. Brief an Zelter Nr. 711. zur weiteren Nachleſung empfohlen worden; desgl. Bd. XXXII. S. 63; it. A. in O. S. 600b. Er wurde ſogar ein Probierſtein für die ganze deutſche Nation, die ſich daran in verſchiedener Legirung abſtrich und über das „Wahrheit" und „Dichtung" bald fabelnd bald witzelnd ſich den Kopf zerbrach, dergeſtalt daß d. 15. Oct. 1813. G. nicht umhin konnte an einen Freund zu ſchreiben: „Die Deutſchen haben die eigene Art, daß ſie Nichts annehmen können, wie man es ihnen giebt. Reicht man ihnen den

Stiel(*) des Meſſers zu, ſo finden ſie ihn nicht ſcharf; bietet man ihnen die Spitze,(**) ſo klagen ſie über Verletzung. Sie haben ſo unendlich Viel geleſen und für neue Formen (***) fehlt ihnen die Empfänglichkeit. Erſt wenn ſie ſich mit einer Sache befreunden, dann ſind ſie einſichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig. Als Autor habe ich mich daher jederzeit iſolirt gefunden, weil nur mein Vergangenes wirkſam war, und ich zu meinem Gegenwärtigen keine Theilnehmer finden konnte. Hieraus ſehen Sie, wie ſehr ich die ſo freundliche als einſichtsvolle Einleitung ſchätzen werde, die Sie meiner letzten Arbeit gönnen wollen ꝛc.“ —

Einige Zeit darauf ſchreibt er: „es ſey wohl der Mühe werth länger zu leben und die Unbilden der Zeit mit Geduld zu ertragen, wenn uns beſcheert ſey zu erfahren, daß eine ſo ſeltſame Perſönlichkeit wie die ſeinige, die mit ſich ſelbſt nicht einig werden können, ſich doch noch zuletzt im Geiſt und Gemüth der vorzüglichſten Männer der Nation dergeſtalt abſpiegele, daß nicht mehr von Lob oder Tadel, nur von pſychologiſchen und pathologiſchen Bemerkungen die Rede bleibe. — Er fühle jedoch bei weiterm Fortſchreiten, daß es nun über dieſe Confeſſion eine zweite und dann wieder eine dritte und ſo bis ins Unendliche bedürfe, und die höhere Critik immer noch zu thun finden würde. Bei Bearbeitung des vierten Bandes entſprängen neue Schwierigkeiten und die Gefahr werde ſchon größer: es möchten die Euphemismen, deren ſich Ironie in einer gewiſſen Region mit Glück bediente, in einer höheren zu Phraſen auslaufen, und wo

---

(*) d. i. Dichtung. (**) d. i. Wahrheit. (***) ein *Ie deu droir.*

ſänden ſich immer die glücklichen Augenblicke des Humors, wo das Rechte allenfalls zu leiſten wäre.“

„Schon ſeit einem halben Jahre habe er den vierten Band aus ſeinem Leben, welcher ungefähr bis zur Hälfte gediehen geweſen, plötzlich liegen laſſen und, um nicht völlig zu ſtocken, zehn Jahre überſprungen, wo das bisher bewachte und beängſtete Naturkind in ſeiner ganzen Losheit wieder nach Luft ſchnappt im September 1786 auf der Reiſe nach Italien. (*) Dieſen aus Inſtinct ergriffenen, dann mit Ueberzeugung verfolgten Ausweg möchte er von jenem vortrefflichen Menſchenkenner gebilligt wiſſen um deſto anmuthiger fortzuſetzen. Er rette ſich in eine Epoche, von der ihm die entſchiedenſten Documente übrig ſind, Tagebücher, Briefe, kleine Aufſätze, Skizzen von ihm und Andern, und zu dieſem Allen die Gegenwart eines vortrefflichen Reiſe- und Lebensgefährten, des Hofraths Meyer. Dieſe anlockende und leichtere Arbeit werde gewiß rückwärts günſtigen Einfluß erweiſen und die indeß vergehende Zeit ihn über einige Bedenklichkeiten hinausheben ꝛc.“ —

Hätte ſie ihn doch hinausgehoben, oder hätte ſie ihn auch nur veranlaßt jene Lücke für ſich auszufüllen und das Manuſcript zu ſecretiren, um es einer ſpätern Folgezeit als Vermächtniß zu hinterlaſſen! Ich wäre gern der gewagten Reſtauration überhoben geweſen, in Hoffnung die Nachwelt

---

(*) Das ſind die zehn Jahre von 1776 bis 1786 die wir gewagt haben, wennouch nicht nach dem Leben und nach der Natur zu ſchildern, welches allein nur der Autor vermocht hätte, wenigſtens mit etwas Mehr als bloßen Hirngeſpinſten ausgefüllt, an die früheren und ſpäteren Lebensepochen anzuknüpfen, die Er ſelber wiederum hatte darſtellen wollen.

würde ein ächtes, ganzes, völlig authentiſches Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben, zu bewundern haben.

Uebrigens bleibt mir, was die Zeit der Entſtehung dieſer Biographie betrifft, noch zu bemerken, daß G. ſie zwar in das Jahr 1811 verſetzt [XXXII, S. 62.], wo er die Ausführung derſelben begann, daß aber der Gedanke dazu ihm bereits in Carlsbad den 28. Auguſt 1808 gekommen war, auf meine Ermunterung ſeine Confeſſionen zu ſchreiben; welches er denn verſprach und auf das künftige Jahr feſtſetzte. —

Walpurgisnacht, erſte. [Bd. I. S. 232 ff.] Dieſes herrliche, ganz zur Cantate geeignete Gedicht, das G. für einen Verſuch erklärt dramatiſche Balladen ſo auszubilden, daß ſie zu einem größeren Singſtück dem Componiſten Stoff gäben, obſchon dieſe nicht Würde genug habe einen ſo großen Aufwand zu verdienen, hatte er bereits 1799 d. 26. Aug. an Zelter [Nr. 4, S. 8.] geſendet, der jedoch lange nicht damit zu Rande kommen konnte. [Nr. 186, S. 42.] G. giebt ihm hierauf an, wie und wo er auf die Fabel gekommen [Nr. 187, S. 49. 50.]; es ſcheint aber nicht daß Z. ſeine Compoſition fertig gemacht habe: denn G. ſchreibt (d. 9. Septb. 1831) an den jungen Mendelsſohn-Bartholdy: „Daß Du die erſte Walpurgisnacht Dir ſo ernſtlich zugeeignet haſt, freut mich ſehr, da Niemand, ſelbſt unſer trefflicher Zelter nicht, dieſem Gedicht Etwas abgewinnen können. Es iſt im eigentlichen Sinne hoch-ſymboliſch intentionirt: denn es muß ſich in der Weltgeſchichte immerfort wiederhohlen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, Beruhigendes durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geſchoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engſten Raum eingepfercht werde.

Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, iſt hier prägnant genug dargeſtellt, und ein freudiger, unzerſtörbarer Enthuſiasmus lodert noch einmal in Glanz und Wahrheit hinauf ꝛc." —

Wanderer, der. [Bd. II, S. 176.] Daß dieſes Gedicht bereits im Jahre **1771** geſchrieben iſt, alſo viele Jahre vor G's. italiäniſcher Reiſe, ward bereits oben angemerkt aus G's. Brief an Z. [Nr. 799.] „Das iſt aber — fährt er fort — der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnet und werth hält was der Wirklichkeit ſuchende, wenn er es im Daſeyn findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich daran ſich erfreuen muß." — Solcher Prolepſen und Anticipationen ſind nun gar viele in G's. Dichtungen und Reflexionen; aber man muß alt werden, um ſie zu erleben, und jetzt iſt Jeder noch ſo jung, ſo jung, daß es Einen erbarmen könnte.

Wanderer und Pächterin. [Bd. I, S. 218.] Dieſe reizende Ballade iſt wahrſcheinlich eine der bei G's. ländlichem Aufenthalt in Roßla entſtandenen Productionen, deren er [Bd. XXXI, S. 144.] gedenkt, und ſcheint offenbar auf das Verhältniß der Eugenie in deren zweitem Theil anzuſpielen; wenigſtens beſchäftigte ſich G. um dieſe Zeit auch mit Eugenien, nach S. 146. Der Synchronismus ſeiner Bilder und Gleichniſſe deutet immer auf die Gleichzeitigkeit ſeiner Productionen und Beſchäftigungen.

Wanderjahre W. Meiſters. Die Lehrjahre W. Meiſters deuteten ſchon auf künftige Wanderjahre, und ſo war der Dichter genöthigt auch dieſe zu ſchreiben, umſomehr als durch den Schluß der erſtern der Roman wohl zu einem Wendepunkt, aber nicht zu einem Ende gekommen war. Mit dem Eintritt Meiſters in die weite große Welt waren auch mannigfaltigere Situationen gegeben, und ein buntes Gemiſch abwechſelnder Scenen bildete nun den neuen Schauplatz. Von einem Plane, von einem abgeſteckten Ziele konnte in einer Dichtung nicht die Rede ſeyn, die eben das Labyrinthiſche des Lebens zum Gegenſtand ihrer Schilderung machte, und Goethe, wie wir geſehen haben, liebte es „abzuwarten, an welches Ufer der Genius ſein Schifflein treiben werde." [Schill. Nr. 326, S. 137.]

Kleine Geſchichten, allmählich erſonnen, angefangen, fortgeſetzt, ausgeführt, ſollten durch einen romantiſchen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre zuſammengeſchlungen ein wunderlich anziehendes Ganze bilden [XXXII, 11 f.]; ſie ſollten durch die Wanderungen einer bekannten Geſtalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erſcheinen. Es war Wenig daran zu thun und ſelbſt der widerſtrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß und ermuthigte zur Ausführung [XXXII, 188. 189.].

Das größere Publikum das einen zweiten W. Meiſter erwartet hatte, wenigſtens einen Roman in gewohntem Sinne, war unzufrieden und äußerte ſich eben nicht günſtig und ſchmeichelhaft für den Verfaſſer. Er ſelbſt nahm das Werk noch einmal vor, zerſtückte es, ſtellte um, ſchob ein u. ſ. w., mußte aber am Ende ſeinem Freunde Zelter geſtehen: das Beginnen, das ganze Werk umzuarbeiten, leichtſinnig unternommen, wolle ſich nicht leichtfertig abthun laſſen, und ſo hab' er denn noch vier Wochen zu ächzen, um dieſen Alp völlig wegzudrängen [Nr. 624.]. Nachdem er jedoch ſeine Wanderer redlich ausgeſtattet [Nr. 624.], ſandte er ſie in die Welt und hoffte, daß ſie bei näherer Betrachtung gewinnen würden: es ſey keine Zeile darin, die nicht gefühlt oder gedacht wäre [Nr. 375.]; der ächte Leſer werde das Alles ſchon wieder herausfühlen und denken: denn das ſey's doch eigentlich worauf es ankomme. [Nr. 619.]

Und das geſchah denn auch. Erfreut über die günſtige Aufnahme ſeiner Wanderjahre, die ſich in drei Beurtheilungen kundgab, einmal von Varnhagen von Enſe, ſodann von einem Ungenannten, zuletzt von Profeſſor Kaysler, äußert ſich Goethe in einem Aufſatze: „geneigte Theilnahme an den Wanderjahren" überſchrieben [Bd. XLV. 307.], ſo liebenswürdig wie möglich, d. h. mit der naiven kindlichen Geſinnung, die dem Alter als einer zweiten Jugend ſo wohlanſteht, die ſich ihrer Exiſtenz und deſſen was ſie darin vermag und vermochte, als einer von Gott und Natur gegönnten Beſtimmung mit Freude bewuſſt wird. Auch nach G's. Hinſcheiden entwickelte mit der Pietät eines edlen, und mit dem Fein- und Scharfblick eines welt- und zeitkundigen Mannes, Sinn und Tendenz der Wanderjahre abermals Varnhagen von Enſe. Auch Hotho gab ſchon früher von dem Inhalt und der Geſtalt dieſes Werks eindringliche und erläuternde Ueberſicht, und G's. Wunſch: „jenes Innige was in ihm lebte, ſtrebte, ſuchte, und oft ohne Bewußtſeyn nach langem Taſten und Irren das Rechte fand, eben jenes unbegreifliche Ich in ſeinem Verlauf, von einem wohlwollenden Geiſte günſtig abgeſpiegelt zu ſehen," ging noch vor ſeinem Ableben in Erfüllung.

Um noch ein Wort von den Novellen zu ſagen, ſo iſt „der Mann von 50 Jahren", vor dem ein gewiſſer Non-

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felſen: — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel und Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie; denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb!

„Das war dein Geſang, o Minona, Thormans ſanft erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einſt kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel. Ihr Lied iſt ſanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, chalant ſoviel Averſion hat, eine frühe Conception, ſchon 1803 von G. accuſirt, 1807 wieder aufgenommen und in den folgenden Jahren weiter ausgeführt, ohne Zweifel ein aus der Erfahrung aufgefaßtes Motiv aus dem Leben der höheren Stände, wo es deren genug giebt die ſich zu conſerviren wiſſen und gewußt haben. Die neue Meluſine iſt ebenfalls ein frühes Erzeugniß, als „Weibchen im Kaſten“, auch „undeniſches Pygmäenweibchen“ in Schiller's Brfw. [Nr. 269; u. 347.] vorkommend. Die pilgernde Thörin iſt eine freie Ueberſetzung einer franzöſiſchen Novelle la folle en pélerinage, die bereits in den achtziger Jahren in Weimar circulirte und aus der die Romanze „der Müllerin Verrath“ nach G's. freier Behandlung zuerſt in Schiller's Muſenalmanach erſchien. Was endlich die Pädagogiſche Provinz betrifft, ſo iſt ſie — was ſich eigentlich vonſelbſt verſteht — nach G's. eigner Ausſage ein Utopien. Unter dem Bilde der Wirklichkeit iſt eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Vorſätzen gemeint, die freilich zuſammenhangen, aber in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl ſchwerlich zuſammentreffen möchten. Weil aber G. gern durch Bilder das Mögliche und das Unmögliche verwirklichen mag, ſo muß man es ſchon gelten laſſen und keinen philologiſchen Feldzug dagegen unternehmen. Wenn man ſich ferner über die Macaria mokirt und ſie abſurd und ich weiß nicht was findet; ſo möge hier zuvörderſt G's. Bemerkung gelten: „Es iſt mit Meinungen, die man wagt, wie mit Steinen, die man im Brette bewegt; ſie können geſchlagen werden, aber ſie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.“ [XLIX, 51.] Sodann ſage man ſich im Stillen: „Weiß man doch eben nicht, was er ſich dachte, der

Schalk!“ Es könnte ja wohl auch Ironie, Perſiflage, oder gar Symbolik des Siderismus ſeyn. Es iſt nichts ſo abſurd was nicht ſchon einmal geglaubt worden und wieder geglaubt werden könnte; dem Dichter iſt das einerlei, was ſich mahlen läßt, das mahlt er, Engel und Hexen. Uebrigens iſt dieſe Macaria, nur als Bild angeſehen, eines der ſchönſten Porträte von einer würdigen alten Frau, das vollkommen in dieſe Gallerie paßt.

Werther. Nachdem ein Werk über ein halbes Jahrhundert in der ganzen Welt gewirkt hat, ſollte man denken die Tendenz des Autors würde eingeſehen worden ſeyn, und ihm nicht zu Schaden und Unehren gereichen. Gerade die damalige Zeitgeſinnung, der Selbſtquälerei, welche das Buch ſchildert, ſollte damit abgeſchloſſen ſeyn [XXVI. 248.], und noch wirft man ihm vor, daß er das Fieber erregt habe, das bereits in jungen Gemüthern verborgen lag und nur bei ihm zum eclatanten Ausbruch kam; wovon er ſich errettete, dadurch daß er ſich's aus der Seele ſchrieb [XXX, 213.]. Warum ahmte man nur das Todtſchießen nach und nicht das am Leben Bleiben des Autors? — Das ganze Gerede über den W., von Leſſing und Nicolai an bis auf den neueſten Ultimus, den nach dem Sprichwort scabies occupat — wie wird es beſchämt durch das briefliche Zeugniß eines Ausländers, der ſeine gelungene Heilung durch den Werther bekräftigt! [Bd. XXIX, S. 158.] Hat G. mit dieſem Buche geſündigt, ſo ward er übermäßig ſein ganzes Leben hindurch beſtraft, durch die zudringlichen Forſchungen nach der Wahrheit der Geſchichte, denen er auch durch kein Incognito entgehen konnte. [XXVI, 235 f.] Noch im Jahr 1809 oder 1810 kam unter franzöſiſcher Aufſchrift: „an den Verfaſſer der Leiden des jungen Werther“ ein Paket von Ingolſtadt, mit einer franzöſiſchen Nachbildung des Werther, das, weil es den Weg von Isle de France nach Ingolſtadt gemacht und hier mit begreiflichem Proteſt, als inconnu à Ingolstadt abgewieſen worden, den ganzen Rückweg hätte antreten müſſen, wennnicht zuletzt irgendwo ein Poſtmeiſter ſich auf den Namen des Autors und ein Anderer auf deſſen Wohnort beſonnen und dem Herumirrenden die rechte Straße gewieſen hätte. Das iſt wohl der einzige Spaß, den G. von ſeinem Werke erlebte, und an dem er auch, wie an einem gefundenen Groſchen, den Nachbar theilnehmen ließ, indem er das mit allen möglichen Poſtzeichen decorirte Couvert, wie ein Quodlibet, unter Glas und Rahmen in ſeinem Beſuchzimmer eine Zeit lang aufhing, um abermaliges Quäſtioniren der Neugier auszuſtehn.

Wette, die, Luſtſpiel in Einem Act. [A. in Q. I, II, S. 381.] Dieſes kleine dramatiſche Stück machte G. in Teplitz 1812, auf Verlangen Ihro Majeſtät der Kaiſerin Louiſe von Oeſterreich. Die Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden.“ Der Auftrag ward ihm den 28. Juli; den 29. iſt das Stück bereits im Kopfe fertig; den 30. wird es dictirt, den 31. die Rollen ausgeſchrieben, und nach Leſe- und Hauptproben den 5. Auguſt aufgeführt. — Die Kaiſerin verehrte dem Dichter ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi. Zur Erwiederung ſchrieb G. das Sonett an denſelben in Band IV, S. 97.

Xenien, zahme. [Bd. III, 239 ff.; IV, 309 ff.; XLVII, 241 ff.] Obgleich das voranſtehende Motto aus Horaz, welches ich G'n. vorſchlug und Er mit Billigung annahm, hinlänglich und treffend, Inhalt und Veranlaſſung dieſer kleinen Gedichte angiebt; ſo iſt doch, zu tieferer Begründung der Angemeſſenheit deſſelben, zu vergleichen was G. ſelbſt in ſeinem Leben geſteht [Bd. XXV, S. 115.], daß Er nämlich alles was ihn quälte, angenehm oder unangenehm beſchäftigte, in ein Lied, Epigramm oder ſonſt einen Reim zu bringen pflegte, um es loszuwerden. Und wie Er ferner bei Entſtehung ſeines Werther bemerkt, daß ebendieſe Briefe aus ideellen Unterhaltungen mit Perſonen, die er in Gedanken ſich herbeirief, hervorgegangen [XXV, 209, 210.], geradeſo ſind dieſe Xenien ideelle, mentale Apoſtrophen an gewiſſe Perſonen, die er ſich im Geiſte vorſtellt, ſie harangirt, rectificirt, tadelt, ſchilt, abfertigt u. ſ. w. alſo an Gegner, Widerſacher, Feinde und ſolche denen Lehre und Belehrung noththut. Er machte ſich dadurch Luft [XXXII, 187.]: „denn ob man gleich ſeine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entſtellen ſoll, ſo wird man ſich doch im Einzelnen manchmal Luft machen.“ [VI, 141 – 145.]

Zauberlehrling, der. [Bd. I, S. 237.]. Eine der ſchönſten Balladen Goethe's, aus einer Stelle bei Lucian(*) entnommen, und zu einem ſelbſtſtändigen, für ſich bedeutenden Gedicht erhoben, und doch auch als ſatyriſche Parabel auf die Waſſermänner, die Antixeniſten, anwendbar, „die es keine große Mühe koſten werde in den Kreis zu bannen, wohin ſie gehören.“ (Schill. Nr. 195.).

(*) aus dem Dialog Philopſeudes, oder der Lügenfreund.

b) Atelier Goethe'ſcher Dichtungen.

Achilleïs. Dieſe als Roman zu behandeln, war G's. ſpätere Abſicht, die er in Carlsbad mir eröffnete, wie eben S. 523 bemerkt worden.

Amor und Pſyche. G. wollte dieſe wunderſchöne Fabel, die er äußerſt hochſchätzte, ebenfalls bearbeiten, kam jedoch, auch ſpät noch erinnert, nicht dazu.

Balladen. Außer den, im Wetteifer mit Schillern, gedichteten Balladen im Muſenalmanach von 1797, hatte G. noch andere, theils gefertigt, theils noch zu fertigen vor. So trug er ſich mit einer Ballade von Meerfrauen, welche einem kühnen Helden weiſſagen; nach dem Vorgang in den Nibelungen, wo die Meerfrauen dem Hagen ſein Schickſal prophezeihen; brachte ſie aber auch nicht zum Abſchluß. Dagegen hatte er die altengliſche Ballade, welche ſich anfängt: It was a joly Miller once, und mit den Worten ſchließt: I care for no body, no not I, for no body cares for me, überſetzt, und ſie einer von ſeinen Freundinnen mitgetheilt, welche ſie zugleich mit dem Original noch haben müſſe." Man vergaß in der Folge, bei dem Drange der Umſtände und der Regeneration Deutſchlands, ſich darnach zu erkundigen, und ſo könnte ſie allenfalls in ihrer Verlaſſenſchaft noch aufzufinden ſeyn.

Bürgergeneral. G. wollte ihn wieder vornehmen, *und die dogmatiſche Figur des Edelmanns ganz heraus*werfen, wenn es ihm gelänge durch eine Schnurre die widerwärtigen Elemente zu vereinigen, um jenen Deus ex machina nicht nöthig zu haben. [Schiller's Correſp. Nr. 954. 956.] Eine Fortſetzung deſſelben, eigentlich des Schnaps, von S.

ſchematiſirt und eigenhändig geſchrieben, hat ſich erſt kürzlich aufgefunden, geht aber ἐς ἄλλο γένος über.

Ballette. Seiner Programme zu Kinderballetten erwähnte G. mehrmals gegen mich, aus der frühern Theaterzeit von Bellomo und Morelli, welche bei ihrem Weggange ſie mitgenommen haben müßten.

Eins waren die Weiber von Weinsberg, ein anderes der Rattenfänger; aus welchem noch die Romanze: „ich bin der wohlbekannte Sänger ꝛc." ſich erhalten hat. [Bd. 1, S. 200.] Auch in den Briefen des Herzogs an Knebel wird ein Comedie-Ballet erwähnt, und vom Fräulein v. Göchhauſen in den Briefen an Merck [Nr. 87, S. 199.] beſchrieben.

Bei der Herausgabe ſeiner Schriften ſeit 1806 gaben wir uns alle Mühe, nächſt den Gedichten zu Maskenzügen auch dieſe Programme zu den Balletten aufzufinden oder aufzutreiben; doch glückte es nicht einmal vollſtändig mit jenen, mit letzteren aber gar nicht. Die Urſachen ſind oben bereits angeführt.

Cäſar, Julius, als Drama, war ein ſehr frühes Unternehmen Goethe's, wie er an den Conſul Schönborn nach Algier ſchreibt. S. Ausg. in Q. II, II, S. 646; desgl. T. Merkur von 1778 Stück I. S. 84.

Clytämneſtra, — „durch ein Irrthum ermordet," — entweder als Motiv für eine moderne Bearbeitung, oder als Notiz, mußte ich ihm einſt in ſein Tagebuch anmerken.

Comiſcher Roman, ein; dergleichen er mehrere im Sinne hatte, welche zum Theil in kurze Novellen übergegangen ſind.

Danaiden, ein ernſthaftes Singſtück, worin nach Art der ältern griechiſchen Tragödie der Chor als Hauptgegenſtand erſcheinen ſollte. Der Entwurf dazu war ſchon einige Jahre vor 1801 gemacht. (Z. Nr. 8, S. 17.) Wahrſcheinlich alſo um die Zeit, wo er über den griechiſchen Chor dachte und auch zum Tancred einen Chor ſchreiben wollte. (Schill. Nr. 732 u. 733.) Er ſprach darüber mit mir im Jahr 1809, den 20. Auguſt. S. unter Supplices.

Degrieux und Manon l'Escot. G. epitomiſirte dieſen Roman, den er beſonders bewunderte, zu irgend einem Zweck, ihn kritiſch zu beurtheilen, oder zu eigenem Gebrauch. (d. 16. Mai 1811.). Vergl. Bd. XXXII, 74.

Dido. Unter den Carnavalsluſtbarkeiten des Jahres 1777 kam auch eine Tragödie vor unter dem Titel: Leben und Thaten, Tod und Elyſium der weiland berühmten Königin **Dido** von Carthago. Eine noch nie geſehene Tragödie in 31 Aufzügen. Ob dieſe Farçe von G. überhaupt herrühre, ganz oder zum Theil, weiß ich nicht zu ſagen. Genug, ſein Diener Philipp Seidel ſchickte eine Abſchrift davon an G's. Mutter, die ſich darüber folgendermaßen ausläßt:

„So ein Spectakel iſt unter dem Mond weder geſehen noch gehört worden. Unter andern iſt Hanswurſt Carthagiſcher Bürgermeiſter und Nebenbuhler des Aeneas. Ferner iſt die Scene in den erſten 15 Aufzügen auf der Erde und noch in dieſer Zeitlichkeit; bald zu Carthago, bald im Walde, bald auf dem Markte, bald im Zimmer u. ſ. w. Die folgenden 10 Aufzüge werden in der Hölle tragirt; die 6 letzten aber ſpielen im ſchönen Elyſium. Mit einem Wort, das Ding muß man leſen, wenn der Unterleib verſtopft iſt, und vor die Kur bin ich Bürge." — — [S. den Brief derſelben, mitgetheilt in der Abendzeitung von 1837, Nr. 281.].

Eginhard, muthmaßlicher Titel des altdeutſchen Trauerſpiels, deſſen Scenario mir G. dictirte, das er ſchon früher concipirt hatte, und zu welchem er im Jahr 1810 noch beſondere Studien machte, indem er Eginhard's Leben Carls des Großen und Turpins Chronik fleißig las. Die Tragödie beruht auf einem Motiv, das er bei anderer Gelegenheit ſo ausſpricht:

„Ehe man ſich's verſieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter ſich zu unſerem credo herüber." Dieß war, ſoviel ich mich erinnere, in dieſer Tragödie der Fall. Die Tochter eines heidniſchen Fürſten neigt zum chriſtlichen Glauben hin, da ſie bereits einen Chriſten liebt, den der Vater perhorreſcirt. Sie wird zuletzt getauft, aber der Vater ſtirbt ſeinem Character und Glauben getreu.

Egoiſt, der, ſollte ein Roman werden, deſſen Motive G. mir erzählte d. 10. März 1811. Der Sinn war „daß die Meiſterſchaft für Egoismus gelte." Er hat wenigſtens dieſen Gedanken aufbewahrt in Bd. XLIX, 74.

Elegien, römiſche., G. hatte ſie nicht vollſtändig mitgetheilt, ſondern Nr. II. und III. ausgelaſſen, als verfänglichen Inhalts, aber nothwendig in dieſen Kreis gehörig, und ein Muſter, wie auch ſolche Materien mit Geiſt und Geſchmack im großen Styl behandelt werden können; wie auch Schiller fand, ihre Unterdrückung nur bedauernd.

Goethe hatte vor noch ein zweites Buch Elegien zu den römiſchen zu ſchreiben. „Indem er mit dem Prooemium ſein neues Gedicht, Hermann und Dorothea ankündige — ſchreibt er an Schiller [Nr. 247, S. 283.], gedenke er damit ein neues Buch Elegien anzufangen. Die zweite (Elegie) werde wahrſcheinlich die Sehnſucht ein drittes Mal über die Alpen zu gehen enthalten, und ſo werde er weiter, entweder zu Hauſe oder auf der Reiſe fortfahren ꝛc." —

Als eine ſolche Fortſetzung, oder wenigſtens als eine nachträgliche Vermehrung dieſer Gedichtsclaſſe, wären die Elegien an Euphroſyne, das Wiederſehn, Amyntas zu betrachten. Ja, zwei Jahre darauf brachten die Elegien des Properz, die er in Knebel's Ueberſetzung wiederum las, eine Erſchütterung in ſeiner Natur hervor, wie es Werke dieſer Art zu thun pflegen, eine Luſt etwas Aehnliches hervorzubringen, die er aber vermeiden mußte, weil er damals ganz andere Dinge vorhatte. Eine ſogenannte erotiſche, wahrſcheinlich angeregt durch die novelle galanti des Abbate Caſti, die er bereits iſt Rom von ihm ſelber hatte vorleſen hören und nun gedruckt wiederzuſehen bekam, aber von der caſtiſchen Art himmelweit verſchieden, vielmehr rein moraliſcher Tendenz, dictirte er mir in Carlsbad 1810. Sie iſt zur Zeit noch ſecretirt geblieben und möge es noch lange bleiben, da die guten Deutſchen keinen Spaß verſtehen und Alles gleich für baaren Ernſt nehmen, was auch nur ein Lusus Ingenii iſt. Es muß einer das Privilegium dazu haben, wie Wieland, Heinſe, Thümmel ꝛc. um dergleichen mit Beifall und Nachfrage in die Welt zu ſetzen, Andern wird die Waare confiscirt, wenn ſie auch zehnmal beſſer iſt. Doch G. kehrte von ſelbſt „zum Landprediger von Wakefield mit unſchuldigem Behagen zurück." [XXXII, 74.]

Sie iſt das Tagebuch betitelt, in vortrefflichen Stanzen ein verliebtes Abenteuer ſchildernd, wobei die Sinnlichkeit durch den Gedanken an die eine und wahre Geliebte paralyſirt wird. Den beſten Commentar, zugleich mit dem Thema ſelbſt, würden Montaigne's Gedanken und Meinungen, überſetzt von Bode Bd. I, Cap. 20. „über die Einbildungskraft“ beſonders S. 167 zu geben vermögen, wenigſtens hat es mir immer ſo bedäuchten wollen.

Eliſene, Prinzeſſin, die ſich verheimlicht und Chriſtus der ſich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die G. bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte. Kenner der ſpaniſchen Literatur, beſonders der Geſchichte ſpaniſcher Ritterzeiten, werden das Mährchen aufzufinden und zu erzählen wiſſen, und der hohen Ariſtokratie einen Dienſt damit erweiſen.

Elpenor. Dieſe unvollendet gebliebene Tragödie wurde angefangen den 11. Auguſt 1781, und neben der Iphigenie her fortgeführt und mitverbeſſert. Doch gerieth ſie in Stocken; G. weiß ſelbſt nicht zu ſagen, ob die Schuld an ihm oder an der Sache lag. [Z. Nr. 104.]. Genug er bekam eine Averſion dagegen und ließ ſie liegen. Doch theilte er das Product, ſo weit es fertig war, Schillern mit, ohne ſich als Verfaſſer davon anzugeben und war neugierig, was dieſer ihm für eine Nativität ſtellen würde. Schiller urtheilte davon günſtiger als G. [Nr. 470.]. „Es erinnere an eine gute Schule, ob es gleich ein dilettantiſches Product ſey und kein Kunſturtheil zulaſſe. Es zeuge von einer ſittlich gebildeten Seele, einem ſchönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Muſtern.“ — Nun erſt giebt G. ſich als Verfaſſer zu erkennen [Nr. 470.], und S. belobt das Stück von neuem: „Es gehöre zu den Werken, wo man über den Gegenſtand hinweg, unmittelbar zu dem Gemüth des Hervorbringenden geführt und getrieſein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und ſein Vater jammerte, und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen voraus ſieht, und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

„Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide! Aber du wirſt den werde.(*) Uebrigens ſey es für die Geſchichte des Goethe'ſchen Geiſtes und ſeiner Perioden ein ſchätzbares Document, das Er (G.) in Ehren halten müſſe" [Nr. 471.]; wie denn S. noch kurz vor ſeinem Tode es ſich noch einmal ausbittet. [Nr. 971.].

Das Stück war urſprünglich in der ſogenannten poetiſchen, d. h. rhythmiſchen Proſa, wieauch die erſte Iphigenia, und zwar in fortlaufendem Context geſchrieben; als aber G. die Ausgabe in 8. beſorgte und mir das Manuſcript zur Durchſicht gab, bewog ich ihn, den größtentheils ſchon jambiſch hinſchreitenden Text vollends in Verſe abzutheilen. Er überließ jedoch, da er faſt kein Intereſſe mehr daran hatte, die Arbeit mir, der ſie, als ſeine erſte der Art, noch furchtſam und vielleicht zu ängſtlich gewiſſenhaft ausführte, in der Meinung, es ſey ſowenig als möglich durch Zuſätze oder Weglaſſung daran zu ändern; daher denn hie und da Verſe mit zuviel oder zuwenig oder gar keinen Füßen unterlaufen.(**) G. war indeß damit zufrieden und ſo ward das Manuſcript zum Druck abgeſendet.

Wie Schiller und Zelter, ſo habe auch ich immer eine beſondre Neigung zu dieſem Fragment gehabt. Das Colorit iſt ſo warm, ſo ſüdlich, daß man die Geſchichte nach Kleinaſien, etwa in die Zeit der Nachfolger Alexanders, und an einen der Höfe derſelben zu verlegen ſich angemuthet fühlt. Ich habe damals verſäumt oder nicht verſtanden nachzu-

---

(*) So nennt Schiller auch Seele was ihn in der Iphigenia rührte, und freilich wer in G's. Dichtungen nicht Seele erkennen wollte, mußte ſelbſt keine haben.

(**) welche denn das Morgenblatt zu bedauern haben wird. S. oben den Artikel Hermann und Dorothea. S. 586, Note (*).

tragen, wie G. auf die Bearbeitung dieſes Süjets gekommen ſey, und welches Vorbild ihn zur Nachbildung gereizt habe. Nach der Zeit hat es mir geſchienen als könnte es der Philotas von Leſſing geweſen ſeyn, ſowohl dem Stoff als der Form nach; wie denn auch wohl Leſſing's jambiſirter Nathan G'n. zu Bearbeitung der Iphigenie in Jamben mitbeſtimmt haben kann; wodurch die Einwirkung der italiäniſchen Hendecaſyllaben und Moritzens proſodiſcher Grundſätze keineswegs ausgeſchloſſen wird.

Empfindſamen, die. So nennt G. das Drama, das jetzt unter dem Titel Triumph der Empfindſamkeit geht, und zuerſt den 30 Januar 1778 gegeben und den 10. Februar wiederholt wurde. Die frühere Geſtalt war eine andere; einmal kürzer, einfacher, man könnte ſagen ländlicher, idylliſcher; dagegen wieder ſarkaſtiſcher, durch eine humoriſtiſche Schilderung des bis auf den letzten Diener geldſüchtigen Perſonals am Tempel des Orakels; die ſpätere und gegenwärtige Bearbeitung reicher, aber durch freventliche Einſchaltung des Melodrams Proſerpina, als eines hors d'oeuvre, um Einheit und Zuſammenhang gebracht, wie Goethe ſelbſt aufrichtig und uneingenommen genug iſt zu geſtehen. [XXXI, 6.]

Empfindſame Reiſen. Dergleichen zu ſchreiben hatte G. vor, laut einem Briefe an Schiller [Nr. 349. S. 205.] kam aber durch deſſen bekannte Quängeleien davon ab, wie G. ſehr bedauert in einem Briefe an den Geh. O. R. R. Schulz (vom 29. Juni 1829.) „Es iſt ein eigenes Ding — ſetzt er hinzu — der Dichter allein weiß, was in einem Gegenſtande liegt, der ihm ſeines Antheils werth erſcheint." — Er zeigt dieſes ſo ſchön in einem Beiſpiel an

[Nr. 359. S. 256 f.]

dem Brunnen vor ſeinem Hauſe, an den ſich das Leben und die Geſchäftigkeit eines ganzen bürgerlichen Tages anſchließt und die mannigfachſten Motive für den bildenden wie den dichtenden Künſtler darbietet.(*)

Dieſe ſentimentale Reiſebeſchreibung würde ein ganz ander Ding geworden ſeyn als Schiller's Elegie „Der Spaziergang;" wie ſehr auch dieſer ſelbſt davon erbaut iſt und ſich nicht wenig darauf einbildet. [S. Briefw. von Schiller und von Humboldt S. 219, 227, 247, 294.] Die Fortſchritte der Cultur vom erſten Nomadenzuſtande bis zum Bürgerthume, durch Ackerbau und Geſetzgebung, vermittelſt mythologiſcher Perſonen und geſchichtlicher Anſpielungen allegoriſch-ſymboliſch zu ſchildern, oder vielmehr in einer Art Maskenzug oder äſthetiſchen Proceſſion aufzuführen, iſt zwar in Schiller's Art, aber philoſophiſch-abſtract, in nur rhetoriſch-poetiſcher Einkleidung. Bei ihm müſſen immer die griechiſchen Götter dazu dienen, um reale Zuſtände ja Gegenſtände ſelbſt auszudrücken, Ceres den Ackerbau, Bacchus den Weinbau, Hermes den Handel u. ſ. w.(**) Das ſind freilich Figuren, aber doch nur perſonificirte Begriffe. Bei Goethe würde Alles concreter, realiſtiſcher geworden ſeyn und dadurch lebendig und augenſcheinlich. Man kann ſich davon ſchon aus ſeiner italiäniſchen Reiſebeſchreibung überzeugen, die ſtellenweis das leiſtet, was hier durch das ganze Werk geſchehen ſeyn würde.

(*) S. Kunſt und Alterthum Bd. VI. Heft 3, S. 529.

(**) wie bei den römiſchen Dichtern Bacchus für Weinſtock und Wein, Ceres für Getreide und Brod ſteht; jener in der Amphora, dieſe in Körben ſteckt.

Epicedium, oder Requiem. Mit dieſer hypothetiſchen Benennung ſey einſtweilen ein Trauergedicht bezeichnet, welches G. auf einen Verluſt, der den Ritter Gluck betroffen, nach Wieland's Anregung vorhatte, aber nicht dazu kommen konnte, „da ſeine Wirkſamkeit durch den Eintritt ins geheime Conſeil und die beſondre Affection des Herzogs auf ganz andre Dinge gezogen wurde.“ [S. Wieland's Leben von Gruber 2. Theil S. 130, 131.] Ein ähnliches Schickſal erfuhr das Requiem, das er dem Prinzen de Ligne zugedacht hatte, wovon ſich doch noch einzelne Theile erhalten haben.

Farbenlehre. Seine Farbenlehre in einen Roman zu bringen, that ich G'n. den Vorſchlag (1810, den 17. Januar) um ſie mehr zu populariſiren und ſie beſonders den Frauen zugänglicher zu machen, in einer Art etwa wie Fontenelle ſein Entretien sur la pluralité des Mondes. Der Einfall mißfiel ihm keineswegs;(*) aber wo ſollte Zeit, Muße und Luſt herkommen, zur Ausführung einer zugleich wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Aufgabe, die den tiefſten Frieden verlangte, und uns umgab nur entweder Kriegsgetöſe oder die dumpfe Stille, die einem Gewitterſturme, einem Erdbeben voranzugehen pflegt.

Feſtcalender, römiſcher, war ein Gegenſtand den G. in Italien vorhatte, nämlich die neurömiſchen Feſttage durchs ganze Jahr, rein objectiv zu beſchreiben, ohngefähr wie Moriz es mit den altrömiſchen Feſten in ſeiner An-

---

(*) Vielleicht hätte er ihn als Lehrgedicht in der Art ausführen können, wie der Engländer John Scafe die Geognoſie in ſeinem „King Coal's Levee“ [S. Bd. 14, 193 ff.]

thuſa, nur freilich unzulänglich, verſucht hat. Wahrſcheinlich brachte ihn dieſer Umſtand davon ab; was aber ſein Werk hätte werden können, läßt ſich aus der Beſchreibung des römiſchen Carnevals, ja anderer kleinerer Feſte, die er ſchildert, einigermaßen abnehmen. Man erinnere ſich nur ſeiner Beſchreibung des Rochusfeſtes. [Bd. XXXVIII, S. 157 ff.]

Garten. Eines Abſchiedsgedichts an ſeinen Garten, zu der Zeit wo er denſelben verlaſſen und eine Wohnung in der Stadt beziehen mußte, das G. nicht nur im Sinne, ſondern bereits angefangen hatte, wegen der Unruhe des Umzugs aber nicht vollenden konnte, iſt bereits oben gedacht worden. [S. 150.]

Gärtnerin, die empfindſame, ſo ſollte nämlich das Gedicht heißen, das jetzt mit dem Titel „Hauspark“ überſchrieben iſt, und eigentlich einen Pendant zu den „Muſen und Grazien in der Mark“ abgiebt, wie G. bei Ueberſendung der zwei letzten Verſe an Schiller ſchreibt [Nr. 299, S. 91.]

Als G. mir das Gedicht ohne Ueberſchrift übergab, um eine ſolche dafür auszudenken — wie er es mit den meiſten kleinern Gedichten zumal in der ſpätern Zeit zu halten liebte, daß er mich Titel und Ueberſchriften finden ließ, die er meiſt approbirte — ich aber von jener früheren Nichts wußte, er ſelbſt auch deren ſich nicht zu erinnern ſchien; ſo kam ich, bei der Kenntniß ſeiner Abneigung gegen Parkanlagen unmittelbar an der Wohnung, ſtatt eines Blumen und Gemüſe hegenden Hausgartens, [Vergl. Bd. I, S. 343.] auf den Einfall es Hauspark zu betiteln: denn jene empfindſame Gärtnerin wünſcht ſich ja prächtige Pappeln um das Haus, und verbittet ſich die niederträchtigen Zwiebeln und vor allem den Kohl. G. hatte Nichts dagegen zu erinnern und ſo wird man ſich wohl bei ſeiner Genehmigung beruhigen — oder auch nicht.

Geſpräch über die deutſche Literatur. — Von dieſer Schrift iſt bereits oben die Rede geweſen. [S. Bd. II. S. 133.]

Geſpräch im Reiche der Todten. — Ein ſatyriſcher Einfall! „Ich habe große Luſt „ein Geſpräch im Reiche der Todten zwiſchen dem Canzler einer Academie und einem Schauſpieldirector" zu ſchreiben, wie ſie denn zuletzt, bei der Seelenwanderung, die Stellen tauſchen rc." ſchrieb G. an den Großherzog nach Wien 181.

Es war eben nicht nöthig, dieſe Luſt auszuführen; denn die Ankündigung ſelbſt enthält ſchon zur Genüge die Beziehungen von denen in dem Geſpräch ſelbſt die Rede ſeyn konnte und wozu er nur aus ſeiner doppelten Erfahrung die Motive herzunehmen brauchte. Erhöhte Gagen, heimliche Zulagen, größere Rollen, gewiſſe Immunitäten und dergleichen ſind doch in beiden Sphären integrirende Lebensfragen. Es ſcheint ſogar ein ſtehender Comment zu ſeyn und eine Art von Geſellſchaftsſpiel wie „Kämmerchenvermiethens" oder ein „Ihr Büchſen dreht euch" u. ſ. w.

Hymnus auf Apollo. Eines Hymnus, den er in die Horen liefern könne, erwähnt G. zwar in den Briefen an Schiller [Nr. 86, S. 190.] auch, daß er ſoviel daran gethan habe als die Kürze der Zeit und die Zerſtreuung in der er ſich befinde erlauben wollen [Nr. 89, S. 197.]; und Schiller ſpecificirt unter den Artikeln die er im 9. Stück der Horen bringen wolle gleichfalls eine Hymne auf die Geburt des Apollo [Nr. 100.] die im

Inhaltsverzeichniß Goethen zugeſchrieben wird. Sonach wäre der Hymnus von G.; es hat mir aber niemals ſo ſcheinen wollen, ſchon wegen der Orthographie Lato ſt. Leto, Häre ſt. Here und dergl., die eigentlich Stolberg beliebte und G. niemals angenommen hat. Sollte er alſo von dieſem herrühren und G., der damals wohl nicht gemuthet war, aus dem Griechiſchen zu überſetzen, ihn nur hin und wieder verbeſſert d. h. lesbarer gemacht haben, im Uebrigen es bei der Orthographie belaſſend, da er in dieſen grammatiſchen Leptologien ſich niemals ein eignes entſcheidendes Urtheil erlaubte? — In den letzten Lebensjahren befragte ich G. darum, er konnte ſich aber nicht mehr erinnern, daß er ihn gemacht habe; wie ihn denn ſein Gedächtniß, zumal in Dingen die kein Intereſſe mehr für ihn hatten, zu verlaſſen pflegte. Aus v. Humboldt's Brief an Schiller erhellt jedoch, daß dieſer auch des Glaubens war, G. habe ihn gemacht, und ſo läßt ſich, verbunden mit meiner obigen Meinung, das Widerſprechende reimen.

Jagd, die. Gleich nach Erſcheinung von Hermann und Dorothea hatte G. ein neues epiſch-romantiſches Gedicht entworfen und den Plan in allen ſeinen Theilen durchgedacht. Unglücklicher Weiſe verhehlte er ihn nicht ſeinen Freunden, Schiller und Humboldt. Sie riethen es ihm ab, als würde es die Concurrenz mit Hermann nicht beſtehen [Nr. 293, S. 72; it. 296, S. 79 ff.]; (*) obſchon S. es zuletzt, bei einer Behandlung in moderner Strophenform, zuläſſiger fand [Nr. 327.]; und es betrübte G'n. noch ſpät, daß er ihnen Folge leiſtete: „denn der Dichter allein könne wiſſen,

---

(*) Wie wenn der Dichter nur immer Götterbildniſſe mahlen müßte, und nicht manchmal auch allerlei Thiere, „ſogar das wüſte Schwein, die doch alle vom Herrn ſind!" [W. Bd. 11, 200.]

was in einem Gegenſtande liege, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne.“ [XXXI, S. 71. 72.]. In ſeiner damaligen Antwort ſchien es ihm zwar auch ausgemacht, daß ſeine Tiger und Löwen in dieſe Form gehören würden; nur fürchtete er, „das eigentliche Intereſſe des Sûjets möchte ſich zuletzt gar in eine Ballade auflöſen.“ [Nr. 326.]; und ſo geſchah es auch. Das Gedicht metamorphoſirte ſich in die Novelle „das Kind mit dem Löwen.“ [XV, 297 ff.]

Gleichwohl hat er uns von dem Stoff, dem Inhalt und der Behandlung des intentionirten Gedichts noch Etwas verrathen. Er erwähnt nämlich in den Wanderjahren [XXII, 79 ff.] eines Jagdgedichts, als von dem Mann von 50 Jahren verfaßt, und giebt den Inhalt deſſelben an, der ohne Zweifel für den Inhalt ſeines projectirten Gedichts gelten darf. Zu bedauern bleibt es daher immer, daß eine voreilige Critik wie die deutſche, dieſen poetiſchen Embryo ums Leben brachte, der ja auch einmal etwas Anderes werden und ſeyn konnte, als gerade ein Hermann. Aber juſt ſo führten ſich die Deutſchen bei den übrigen Productionen G's. auf. Da war Etwas kein Werther, kein Götz u. ſ. w. (*) Dieſes Geſchlecht bleibt ſich doch von Oben bis Unten, von Vorn bis Hinten gleich. Wenn man der Juſtiz hie und da einen Mord ſchuld giebt, ſo könnte man ihn bei weitem mehr und eher der deutſchen Critik vorwerfen, als welche Geiſtesgeburten im Keime erſtickt, ja den Autor zu fernern Zeugun-

---

(*) Vergl. Band XXVII, 255; it. XXVIII, 20; it. XXX, 195. Und doch taugten dieſe wiederum Anderen Nichts. Was hätte er nun machen ſollen? „Er hatte es gerne Allen recht gemacht, es wäre aber Nichts geworden.“ Bd. IV, S. 345.

gen unfähig, wenigſtens unluſtig macht. Der wahren Poeten ſind doch eben nicht ſo Viele, daß man die Wenigen noch inſibuliren müßte, um ihre Productivität zu vermindern und die literariſche Welt vor Uebervölkerung mit Muſenkindern zu bewahren.

Magnet. Ein Gedicht über die magnetiſchen Kräfte auf ebendie Weiſe wie das über die Metamorphoſe der Pflanzen aufzuſtellen, als einen integrirenden Theil des großen Naturgedichts, das Schiller und Knebel von ihm wünſchten, gedachte G. bereits im Juli 1798: „Man muß einzeln verſuchen, was im Ganzen unmöglich werden möchte,“ ſchreibt er an Knebel, nachdem er bereits eigene Studien und Experimente verſucht hatte, und dazu beſondere Eiſenkörper, nach gewiſſen Modellen, in Ilmenau hatte gießen laſſen, welches ihm Knebel beſorgte. Vergl. Schiller's Brfw. Nr. 471, 474, 476.

Mahomed. G. hatte vor ein eigenes Stück unter dieſem Titel zu ſchreiben, wozu er Veranlaſſung, Inhalt und Gang des Drama's ausführlich angiebt. Bd. XXVI, S. 297—300. Von den einzuſchaltenden Geſängen wurden mehrere vorläufig gedichtet, von denen allein noch übrig, was jetzt unter der Rubrik Mahomeds Geſang in ſeinen Gedichten ſteht. Bd. II, S. 55.

Naturgedicht. Ein Naturgedicht, wie das über die Metamorphoſe der Pflanzen, forderte Schiller [Nr. 625.], der bereits 1796 ſich G's. Ideen zu Gemüthe geführt und daraus „die Klage der Ceres“ gebildet hatte [Nr. 170, S. 57.]. Desgleichen Knebel. Letzterem erwiedert Goethe: „Jenes große Naturgedicht habe ich auch noch nicht aufgegeben. Mir däucht ich könnte den Aufwand von Zeit und Kräften, die ich an jene Studien gewendet, nicht beſſer nutzen, als wenn ich meinen Vorrath zu einem Gedicht verarbeitete. Du haſt den kleinen Verſuch über die Metamorphoſe der Pflanzen gut aufgenommen, und **Herder** hat mir auch was beſonders Freundliches darüber geſagt, welches mich ſehr ermuntert an das größere Werk zu denken. Freilich iſt es im Ganzen ein fürchterlicher Anblick, doch muß man denken, daß man nach- und nach durch anhaltenden Fleiß Vieles zu Stande bringt. Mit Bezug darauf ſchreibt er Bd. XXXI, S. 85: „Im Auguſt und September (1799) bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondwechſel durch ein gutes Spiegeltelescop(*) zu beobachten, und ſo ward ich denn endlich mit dieſem, ſo lang geliebten und bewunderten Nachbar näher bekannt. Bei allem dieſem lag ein großes **Naturgedicht**,(**) das mir vor der Seele ſchwebte, durchaus im Hintergrunde."

Nauſicaa. Fragment eines Trauerſpiels (Bd. IV, 225 ff.). Den Plan zu dieſem unvollendeten Trauerſpiel faßte G., wie wir oben [S. 265 ff.] geſehen haben, in Sicilien, im Jahr 1787. Einen andern zu einem Trauerſpiel Ulyſſes auf Phäa kündigt er bereits 1786 d. 22. Octbr. an (Mſcpt. der ital. Reiſe). Wahrſcheinlich iſt beides daſſelbe. Nur irrte ſich G. im Namen der Inſel. Es giebt keine Inſel Phäa, und er ſcheint ſie ſich aus dem Namen Phäaken gebildet zu haben, wie der allgemeine Irrthum eine Iphigenia in Tauris aus einem Mißverſtande des lateiniſchen in Tauris (*ἐν Ταύροις*) „bei oder unter den Taurern oder Tau-

---

(*) Schiller's Correſp. Nr. 622, S. 148.

(**) Schiller's Correſp. Nr. 625. Item Knebel's 22. März 1799.

fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegt ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide, deine Stimme gleich dem Waldſtrom nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drey Schritten meſſ' ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe;

riern" eine Inſel Tauris ſich eingebildet hat. Die ſinnlichern Alten hören auf den Namen, womit die Bewohner einer Gegend, eines Landes ſich nennen, und ſehen nicht auf das Local, das an ſich gleichgültig und namenlos, erſt nach jenen Benennung und Bedeutung gewinnt.

Nero. Ein Monodram hatte G. ſchon in früherer Zeit intentionirt: „Nero wie er vor dem Volke agirt und wie er während dieſer Zeit die Nachricht von einer Verſchwörung gegen ihn erhält." Schon im Triumph der Empfindſamkeit [Bd. XIV, S. 24.] führt er Nero als Monodramenſpieler an. Vielleicht war das zu der Zeit wo er jenen Gedanken hatte.

Phaëthon. Tragödie des Euripides [Bd. XLVI, S. 30 f.] G. verſuchte ſie aus den vorhandenen Bruchſtücken zu reſtauriren, und erfreute ſich des gewagten Unternehmens. Nur eins betrübte ihn, daß er nicht die zwei Hauptſcenen damals niederſchrieb. „Wäre es auch nicht zulänglich geweſen, ſo war es doch immer etwas, wovon ſich jetzt Niemand einen Begriff machen kann." [3 Nr. 495, S. 161.]

Pinto. G. wollte auch des Mendez Pinto abenteuerliche Reiſe nach Oſtindien und Sina in den Jahren 1537—1558 überſetzen, kam aber durch Schiller davon ab, „der immer gleich, wenn er ein Fremdes bearbeiten ſollte, die Sache auf den Kopf ſtellte und etwas Anderes daraus machte." Vergl. oben S. 343.

Prolog zu Hans Sachs. Einen Prolog zu ſeinem „Hans Sachs und deſſen poetiſche Sendung" verfaßte G. im Januar 1828 auf Anlaß des Grafen von Brühl, der das Deinhardſteiniſche Stück „Hans Sachs" wollte geben laſſen, und weil ihm der Prolog jenes Dichters nicht gefiel, bei G. anfragte, ob er nicht erlaube, das Gedicht: „Hans

Sachſens poetiſche Sendung“ dazu als Prolog ſprechen zu laſſen, mit beliebiger Aenderung und Kürzung. G. faßte darauf den Gedanken zu einem einleitenden Prolog, den er einem Meiſterſänger in den Mund legt und „der das Gedicht ſo recitirt als ſähe er den Meiſter in der Art wie ihn G's. Gedicht ſchildert.“ „Ich darf nicht erſt bemerken — ſetzt G. hinzu — daß der Anfang etwas moderner iſt, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdem getroffen werde; ſodann geht der Ton ins Aeltere hinüber, und wird ſich ganz wohl an die Beſchreibung des Bildes anſchließen. Ich mußte mich ſehr zuſammenhalten, um nicht weitläuftig zu werden: denn hier fand ſich Stoff zu einem ſelbſtſtändigen Prolog ꝛc.“

Prometheus. Goethe hatte vor auch einen gefeſſelten Prometheus zu ſchreiben, und davon war bereits der erſte Monolog ſammt dem Chor der Nereiden, die ihn in ſeiner Einſamkeit beſuchen und bedauern, fertig. Dieß iſt der Chor, deſſen in Schiller's und Goethe's Briefwechſel Nr. 290, S. 65; u. 321a, S. 126. gedacht wird.

Daß er auch einen befreiten Prometheus geſchrieben und ihn ziemlich weit gebracht, ſagt er irgendwo ſchon gedruckt. Ein Gedicht, dramatiſch, unter dem Namen: „Der befreite Prometheus“ mit Z. unterſchrieben, findet ſich im deutſchen Merkur v. 1782, Aprilſtück Nr. II, S. 33—45. Es hat viel Goethiſches, iſt aber doch nicht ſo tief und geiſtreich als anderes. Vielleicht iſt es auch ein plagiariſches Product wie:

Prometheus und ſeine Recenſenten. Eine ſatyriſche Flugſchrift, die man gleich nach ihrer Erſcheinung G'n. zuſchrieb und noch jetzt gern zuſchreiben möchte, trotz ſeiner

Erklärung im Bd. XXVI, 332 ff. und einer gleichzeitigen auf ein Blättchen gedruckten Anzeige, die, als wohl Wenigen zu Geſicht gekommen, hier mitgetheilt werden möge.

„Nicht ich, ſondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken laſſen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wiſſen. Mir war's, wie meinen Freunden, und dem Publiko ein Räthſel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, ſo nachahmen und von gewiſſen Anekdoten unterrichtet ſeyn konnte, ehe ſich mir der Verfaſſer vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube dieſe Erklärung denen ſchuldig zu ſeyn, die mich lieben und mir aufs Wort trauen. Uebrigens war mir's ganz recht, bei dieſer Gelegenheit verſchiedene Perſonen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.“ (*) —

Dies wird wohl hinreichen, die feſte Ueberzeugung eines ſehr unterrichtet ſeyn wollenden Mannes, „daß Wagner nicht der Verfaſſer des Prometheus ſeyn könne,“ in Etwas zu erſchüttern. Nehme man zu G's. Auseinanderſetzung, wie es zugegangen, folgende Bemerkung Rouſſeau's: „Ich beobachtete, daß in einer ſehr innigen Geſellſchaft die Schreibarten ſich einander ſo nähern, wie die Charactere, und daß, wie die Seelen der Freunde ſich vermiſchen, ebenſoauch ihre Arten zu denken, zu empfinden und ſich auszudrücken, ineinanderfließen,“ (**) — ſo wird ſich das Räthſel ſo pſychologiſch wie hiſtoriſch löſen.

(*) Vorſtehendes ein querübergedrucktes Octavblatt, mit folgendem Poſtſcript von Goethe's eigener Hand:

„Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wiſſen, drum ſchicke ich das mit. Weiter mag ich darüber Nichts ſagen. G.“

An Knebel geſendet und unter deſſen Correſpondenz mit G. befindlich.

(**) Jacobi's auserl. Briefw. Nr. 83.

Requiem, ein auf Prince de Ligne († im Decbr. 1814), hatte G. vor. Bruchſtücke dazu fanden ſich unter ſeinem Nachlaß.

Sultan wider Willen, der. G. hat ſich immer und zumeiſt im Jahr 1806 mit dieſer Geſchichte getragen, für die er eine beſondere Liebe zu haben ſchien. Vier Damen von ganz verſchiedenen Characteren intereſſiren ſich alle für einen Mann. Jede iſt auf eine eigene Art liebenswürdig; Jede trifft er, wenn er ſich ihr nähert, ſeinem Zuſtande angemeſſen, allein liebenswürdig, und unbegreiflich, wie er eine andere lieben kann u. ſ. w.

G. konnte nun bei dieſem Stoffe freilich [illegible] hinzuthun, indem es ihm begegnete, daß gar viele Frauen ihm entgegenkamen, wie er denn in der frühern Zeit für dieſe und jene zugleich wennauch nicht das Gleiche empfand. Vergl. Bd. II, 254; III. 285; XXVI. 119.

Supplices. Zu dieſer Tragödie des Aeſchylus hatte G. — wie er mir 1809 d. 20. Auguſt ſagte — das dritte Stück der Trilogie erfunden, im Kopf ausgeführt; aber nichts davon aufgeſchrieben.

„Das ſey das Vortreffliche, daß aus der Maſſe des Chors (der Danaiden), der übereingeſinnt iſt, eine, die Hermione, als der Gegenſatz heraustrete.“ — Es iſt alſo dieß das ernſthafte Singſtück, welches er in den Briefen an Zelter Nr. 8. die Danaiden nennt, und dieſes Motiv recht in ſeiner Art nach ſeiner Bemerkung: „Ehe man ſich's verſieht, neigt einmal ein Sohn oder eine Tochter zu unſerem Credo herüber.“ Alſo daſſelbe Motiv wie in Eginhard.

Tell. Als epiſches Gedicht. Der Gedanke dazu kam G'n. ſchon auf ſeiner Schweizerreiſe 1797. [Schill Nr. 367,

S. 300.] Die nähere Motivirung der erſten Geſänge des Tell fällt in den Juni 1798. [Nr. 472, S. 230.] Im Jahr 1798 wünſcht er ſich auf ein Bergſchloß eingeſperrt und ſein Tell ſollte bis Michaelis fertig ſeyn. [Nr. 480, S. 245.] Wie G. mir mündlich ſchon den 16. Januar 1806 ſagte: ſo ſollte ſowohl Tell als der Landvogt in einem heitern Character erſcheinen; jener mehr der gute, aber unbeſonnene Tell, und der Landvogt wenigſtens gegen die Weiber freundlich und zuthulich ſeyn; kurz Alles läßlicher gehalten, und ſoviel ich mich erinnere auch der Apfelſchuß nicht ſo barſch und präcipitirt. G. erzählt nun Alles ſelbſt ausführlicher Bd. XXXI, S. 184—188, u. 249, 250, wieauch daß ſein Tell recht gut neben dem Schillerſchen hätte beſtehen können.

Volksbuch, deutſches. Ein Plan dazu wurde von G. mit mir beſprochen in Carlsbad, im Auguſt 1808. Es ſollte, ſoviel ich mich noch erinnere, aus der Bibel die Geſchichte der Juden, desgleichen aus dem Joſephus enthalten, nebſt anderem Nützlichen und Wiſſenswürdigen aus der vaterländiſchen Geſchichte, auch Poeſien, Lieder u. a. m., deſſen ich jetzt, da wir durch die Zeit und andre Unternehmungen bald davon abkamen, nicht mehr eingedenk bin. Es verſteht ſich, daß auch Mitarbeiter dazu geſucht und eingeladen werden ſollten. Wäre es geſchehen, ſo würde man wenigſtens nicht ſagen können, daß er keine Zeile für Deutſchland geſchrieben. Bleibt denn aber nicht das ſchönſte und beſte Encomium für die Deutſchen wie für Ihn ſelbſt, ſein Hermann?

VIII. Goethe's Urtheile

über

I. Dichter.

1) Claſſiſche.

a) Griechen.

1804. **Aeſchylus.** „Aeſchylus und Sophokles führen den Pylades nur ſtumm ein.(*) Oreſt und Pylades ſind ja Freunde, Eine Seele in zwei Leibern, alſo was der Eine denkt und ſagt, thut der Andere auch.“ —

„Die alte Tragödie bei Aeſchylus hat Aehnlichkeit mit den alten tragiſchen Balladen beſonders den ſchottiſchen. Vielleicht ließen ſich dieſe auf alte Weiſe zu Dramen machen.“ —

20. Aug. 1809. „Was A. W. Schlegel am Aeſchylus tadelt, daß ſein Chor meiſt Hauptperſon iſt, finde ich ebenſo zu loben und als das Rechte.“ —

Zu den **Supplices** hatte G. früher das dritte Stück der Trilogie erfunden und im Kopfe ausgeführt, aber Nichts aufgeſchrieben.(**) „Das iſt eben das Vortreffliche — be-

---

(*) Vergl. Ariſtoteles Poetik, Aeſchylus in den Choephoren, Sophokles in der Elektra.

(**) Vergl. was G. an Zelter ſchreibt Bd. 1, Brief 8, S. 17.

merkte er gegen mich — daß aus der Maſſe des Chors (der Danaiden), der übereingeſinnt iſt, eine, die Hermione, als Gegenſatz heraustritt.“

Mai 1826. Hermann's Programm de Aeschyli Philocteta verurſachte G'n. manche unruhige Stunde. „Wie ich — ſchreibt er an einen Freund — durch die Fragmente des Phaëthon zu mannigfaltigen Bemühungen aufgerufen worden, wie ich ferner durch die wenigen Bruchſtücke der Niobe auf einige Zeit angezogen ward, ſo erging es mir abermals und zwar dießmal ſehr lebhaft. Denn was könnte uns wünſchenswertheres begegnen, als die drei großen Tragiker, gegen die wir denn doch die Augen aufzuheben uns kaum erkühnen, dergeſtalt vergleichen zu lernen, daß wir einſehen könnten wie ſie einen Gegenſtand, jeder nach ſeiner Weiſe, behandelt und durchgeführt.“(*) —

7. Nov. 1831. **Euripides.** „In der Poeſie einer jeden Nation iſt etwas Conventionelles,(**) ſo auch bei Euripides. Zu ſeiner Zeit, die ſchon rhetoriſch war, wollte man nur das ſehen und hören. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Art des Sophokles und Aeſchylus etwas hat, was näher an die Natur geht.“(***)

(*) Dieſe wenigen Worte ſind ein abermaliger Beleg ſeiner großen Beſcheidenheit in Bezug auf ſeine eigenen Leiſtungen. Er mußte ſich gewaltſam losmachen von dieſen Betrachtungen: „ſie hätten ihn ein Vierteljahr gekoſtet, das er nicht mehr nebenher auszugeben hatte: denn er konnte ſich doch nicht enthalten dieſe für ihn ſo wichtige Angelegenheit vor allen Dingen durch und durch zu denken. Aber es wäre ein Meer auszutrinken, für ſeine alte Kehle nicht wohl hinab zu ſchlucken.“ [3. Nr. 495, S. 161 f.]

(**) Denn ſie iſt ja ein Geſchmack, fiel ich ein, eine Auswahl deſſen was zur Sache gehört, und was der Nation zuſagt und ihr gefällt.

(***) Ich bemerkte daß Euripides in ſich vereinige, was die römiſchen Dichter und Proſaiſten des ſilbernen Zeitalters auszeichne, das Epigram-

13. Nov. 1831. „Die Euripidiſchen Trauerſpiele ferner beachtet, zu immer größerem Erſtaunen über ein Talent das wir gar nicht mehr begreifen. Denn was gehörte dazu, nach Aeſchylus und Sophokles, ſeiner Zeit genugzuthun; welche genau beſehen jener erſten nicht gewachſen war, und der daher ſehr wohlthat, das Mindere zu allgemeiner Zufriedenheit in Gang zu bringen.“ (*)

22. Juli 1807. **Longus.** „Bei Gelegenheit von Daphnis und Chloe ward bemerkt, daß der Autor einen groſsen Reichthum von Motiven der Paſtoralwelt auf eine höchſt geſchickte Weiſe zuſammengefunden, und beſonders das Hauptmotiv der Retardation in der größten Mannigfaltigkeit zu nutzen gewußt.“

„Es iſt verwunderlich daß man die Schriftſteller ſpäterer Zeiten, aus Urſachen die von der Sprache und von der Technik hergenommen ſind, gegen die früheren unbedingt zurückſetzt, da doch im dritten Jahrhundert ſo gut ein Genie geboren werden konnte als im erſten.“

---

matiſche und Conciſe. Wenn man das Conventionelle nicht zugebe, ſo könne man auch den Calderon nicht genießen.

(*) Dieſes Urtheil lautet etwas mehr welt- und kunſtverſtändig, als was zeither durch die Philologen, „die auch bei Geſchmacksſachen ſich ein Urtheil zutrauen“ [XLIX, 33.], ſich verbreitet: „daß Euripides die Idealität aufgegeben, mit der Kunſt allzuſehr zu dem Leben ſeiner Zeit herabgeſunken ſey, zu ihren Intereſſen, Gedanken, Empfindungen und Formen, die durch Bildung und Verbildung vervielfältigt und verdorben, nicht blos von der Höhe der künſtleriſchen oder idealiſchen Natur, ſondern ſelbſt von der Tugend und Einfachheit der vorigen Generation ſehr ſtark abſtechen“ — und wie die moraliſch-äſthetiſche Salbaderei weiter klingen mag, worin ſich die gegenwärtige Zeit ſelbſt ihr Urtheil fällt. Ueber die Billigung G's., ſowohl die er hier ausſpricht, als in Bd. XLVI, 11, 12 hat ihn neulich ein junger Philologus „angequarkt“ [III, 202.], unkundig deſſen was G. bereits im Meiſter [XX, 248 f.] in Bezug auf den bildenden Künſtler ausſprach.

„Selbſt eine glücklich neue Benutzung ſchon früher von andern gebrauchter Motive ſetzt einen Schriftſteller keineswegs herab, vielmehr gereicht ihm ſolches zur Ehre wenn er es nur recht macht.“ (*)

„Es iſt jedoch zu bemerken, daß die Schriftſteller einer ſpäteren Zeit gegen die einer früheren in einem gewiſſen Vortheile ſtehen, indem das Bedeutende des menſchlichen Lebens und Treibens ſchon öfter vorgebracht und durchgearbeitet worden iſt, und daher einem guten Kopfe eine beſſere Auswahl und eine glücklichere Verbindung möglich wird.“ (**)

Daphnis und Chloe, von Courier. „Es iſt eine 19. März 1831. bewundernswürdige Tagesklarheit in dieſer Darſtellung. Sie iſt von der höchſten Milde; aller Schatten wird Reflex, welcher Künſtler überhaupt doch das verſtünde!“

b) Römer.

Horaz. „Sein poetiſches Talent anerkannt nur in im Nov. 1806. Abſicht auf techniſche und Sprachvollkommenheit, d. h. Nach-

---

(*) Wie Seneca ſeinem Freunde dem Dichter Lucilius räth, ſich von der poetiſchen Beſchreibung des Aetna nicht dadurch abhalten zu laſſen, daß Andere vor ihm dieſen Gegenſtand beſungen, im Gegentheil dieſe zu benutzen, und ſo etwas Reicheres und Vollſtändigeres zu produciren.

(**) Die Kunſt auf ihrem höchſten Gipfel iſt ein guter Geſchmack, eine Auswahl des Beſten. So bei Rafael, Goethe und wahrſcheinlich auch bei Sophokles. Das Judicium, aus dem Vorhandenen das Beſte zu erkennen und zu wählen iſt auch ein Verdienſt und zwar ein großeres als pêle-mêle Gutes und Schlechtes zu produciren. Letzteres tadelte ja Horatius am Lucilius; ob er ihn gleich genial findet, nennt er ihn doch geſchmacklos. Jenes giebt blos ein Chaos, durch das letztere wird erſt ein Mundus daraus. Alles iſt am Ende Geſchmack: Charakter, Tugend, Kunſt, nämlich aus dem Möglichen das Zweckmäßige, Harmoniſche zu wählen.

bildung der griechiſchen Metra und der poetiſchen Sprache, nebſt einer furchtbaren Realität, ohne alle eigentliche Poeſie, beſonders in den Oden.“ —

14. Febr. 1821. **Lucrez.** „Was den Dichter ſo hochſtellt und ſeinen Rang auf ewige Zeiten ſichert, iſt ein hohes tüchtig-ſinnliches Anſchauungsvermögen, welches ihn zu kräftiger Darſtellung befähigt; ſodann ſteht ihm eine lebendige Einbildungskraft zu Gebot, um das Angeſchaute bis in die unſchaubaren Tiefen der Natur, auch über die Sinne hinaus, in alle geheimſten Schlupfwinkel zu verfolgen. Dieſes beides wäre vor allen Dingen durch Hindeutung auf die wichtigſten Stellen zu belegen. Meiner Anſicht bin ich gewiß, weiß auch was und wohin ich will; aber man muß ſich erſt eines großen Details verſichern, wenn man ein ſolches Weſen durch die vier Categorien von Menſch und Römer, Dichter und Naturphiloſoph durchführen will; doch müſſen wir es uns nicht ſchwer machen und lieber eine Skizze geben als zurücktreten.“ [Vergl. Bd. XLV, 215 ff.]

„Die Anſchauung kann eine phyſiologiſche und eine pathologiſche ſeyn. Erſtere macht den Naturforſcher, letztere den Arzt. Daß Lucrez zu beiden befähigt geweſen, iſt wohl kein Zweifel. Schön wäre es daher, wenn man Stellen andeutete, wo derſelbe die Natur in ihrer ganzen Fülle und Geſundheit, ſodann aber, wo er ſie als krank und mangelhaft gleichfalls erkennt und ausſpricht.

Zur Anſchauung geſellt ſich die Einbildungskraft. Dieſe iſt zuerſt nachbildend, die Gegenſtände nur wiederhohlend. Sodann iſt ſie productiv, indem ſie das Aufgefaßte belebt, entwickelt, erweitert, verwandelt. Ferner können wir noch eine umſichtige Einbildungskraft annehmen, todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes, auſſer dir. Er hörte von deinem Rufe in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O! wann wird es Morgen im Grabe? zu biethen dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl, Edelſter der Menſchen! du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn; aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten; künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut ward die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes; er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bey die ſich beim Vortrag umherſchaut, Gleiches und Aehnliches erfaßt, um das Ausgeſprochene zu bewähren. Hier zeigt ſich nun das Wünſchenswerthe der *Analogie*, die den Geiſt auf viele bezügliche Puncte verſetzt, damit ſeine Thätigkeit alles das Zuſammengehörige, das Zuſammenſtimmende wieder vereinige. Unmittelbar daraus erzeugen ſich die *Gleichniſſe*, welche deſtomehr Werth haben, jemehr ſie ſich dem Gegenſtande nähern, zu deſſen Erleuchtung ſie herbeigerufen werden. Die vortrefflichſten aber ſind die welche den Gegenſtand völlig decken und identiſch mit ihm zu werden ſcheinen.

Von allen dieſen Geiſtes-Operationen finden ſich herrliche Beiſpiele im Lucrez und ich wünſchte unter jeder Rubrik die vorzüglichſten aufgeführt zu ſehen. Betrachtenswerth findet ſich gerade hierzu im 6. Buch die wichtige Stelle von Vers 95 — 599. Sie iſt ſehr ausgearbeitet und würde davon Manches zu brauchen ſeyn. Er ſelbſt hat ſie für ſo wichtig gehalten, daß er ihr einen Anruf an die Muſe vorausſchickt. Es darf uns nicht verdrießen den Dichter auf ſolche Weiſe gleichſam zu zerſtückeln. Ich kenne nur dieſen Weg um aus der *allgemeinen* in die *beſondere Bewunderung* zu gelangen. Haben wir dieſes vorausgeſchickt, ſo können wir andere Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes gleichfalls hervorheben." —

Auf dieſe Grundlage hin wünſchte G. mit Knebeln gemeinſchaftlich eine Einleitung in den Lucrez auszuarbeiten; es kam aber nicht dazu, weil K. ſich in G's. Idee nicht recht zu finden oder zu fügen wußte, und ſo ließ G. ihn nach ſeiner Art gewähren. — „Die Mitlebenden, beſonders die älteren, muß man jeden in ſeiner Art gewähren laſſen und wo man nicht fördern kann wenigſtens nicht hindern." [Z. Nr.

550, S. 339.] Und ſo übte er was er etwa für ſich verlangte, auch an Andern, z. B. gegen Schiller. [Z. Nr. 446. S. 22.] Das Alles verdenkt ihm aber die leidenſchaftliche Jugend, und ſo iſt die Weisheit nur dazu da um ſich von ihren Kindern ſchelten zu laſſen.

28. Nov. 1798. **Properz.** „Seine Elegien in Knebel's Ueberſetzung zum größten Theil wieder geleſen, haben eine Erſchütterung in meiner Natur hervorgebracht, wie es Werke dieſer Art zu thun pflegen, eine Luſt etwas Aehnliches hervorzubringen, die ich vermeiden mußte, weil ich gegenwärtig freilich ganz andre Dinge vorhabe."

Terenz. „Die allerzarteſte theatraliſche Urbanität womit halbunſittliche Gegenſtände behandelt ſind, höchlich bewundert, ſowie auch den coupirten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuſchauer höchſt angemeſſen; überhaupt die höchſte Keuſchheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

Aliter pueri, aliter Grotius Terentium legit.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Grotius." —
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß." [IV. 317.]

2) Moderne Dichter.

a) Ausländiſche.

13. Oct. 1817. **Byron**'s Manfred. [S. G's. Werke Bd. XLVI, 216.] „Die wunderbarſte Erſcheinung war mir dieſe Tage das Trauerſpiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geſchenk brachte. Dieſer ſeltſame geiſtreiche Dichter hat meinen Fauſt in ſich aufgenommen und für ſeine Hypo-

chondrie die ſeltſamſte Nahrung daraus geſogen. Er hat alle Motive auf ſeine Weiſe benutzt, ſodaß keins mehr daſſelbige iſt, und gerade deßhalb kann ich ſeinen Geiſt nicht genug bewundern. Dieſe Umbildung iſt ſo aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Original höchſt intereſſante Vorleſungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß einem die düſtre Gluth einer gränzenloſen reichen Verzweiflung denn doch am Ende läſtig wird. Doch iſt der Verdruß den man empfindet immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft." —

Dieſe unſchuldige Autorfreude, zu glauben, daß ſein Werk die Productivität eines Andern könne angeregt haben, wurde jedoch G'n. zu Waſſer gemacht durch folgende Inſtanz des Einleiters in die geſammelten Schriften von Lenz S. CXXXIX.

„Lord Byron hat ſelbſt Anlaß gegeben, Goethe'n für ſein Vorbild zu halten. Da er mit der ganzen Welt im Widerſpruch ſtand — und ſtehen wollte, — ſo kann ihn die Laune angewandelt haben zu ſagen, er ſympathiſire mit einem einzigen Ausländer, und das, dem größten Dichter der Deutſchen. Was er gegen dieſen ſelbſt geäußert hat, iſt ein bloßes **Compliment**, und ich bin überzeugt, daß der edle Lord Jedem, der es ihm nachgeſprochen hätte, den Rücken zugekehrt haben würde. Byron's Gedichte erinnern nie an Werther. An Fauſt kann man dabei denken: aber Alles, was in den Gedichten des Engländers an den Fauſt erinnern kann, iſt nach meinem Gefühle ſehr weit über dem Fauſt, und die Empfindungen des Engländers und ſeine unvergleichlich ſchönere Sprache ſind ſo eigenthümlich, daß ich jenes Gedicht unmöglich für ſein Vorbild halten kann.“ — (*)

17. Nov. 1809. **Calderon** und **Shakſpeare.** „Unendliche Productivität des Calderon, und Leichtigkeit des Guſſes — wie wenn man Bleiſoldaten oder Kugeln gieße — Lopez ſchrieb nur fürs Volk und wollte nur dafür ſchreiben. Shakſpeare verſteht man erſt wenn man Ben Johnſon geleſen, deſſen Lear noch ganz romantiſch von Shakſpeare ins Tragiſche gehoben. Seinen Baſtard im König Johann habe Shakſ-

---

(*) Wenn das nicht höflich iſt, ſo iſt es wenigſtens deutſch [vgl. Fauſt, Theil II. S. 101.], aus dieſer Luſt zu widerſprechen. Iſt denn das ſogleich Vorbild, was ein Dichter als Stoff in ſich aufnimmt? und ſagt nicht G., daß keins ſeiner Motive bei Byron daſſelbe geblieben ſey, und er gerade deßhalb ſeinen Geiſt nicht genug bewundern könne? — Und kann, dem edlen Lord eine ſo unedle Falſchheit zutrauen: er mache Complimente, wo er gar keine zu machen brauchte, und ſein engliſcher Stolz ihm wenigſtens keinen ſo niedrigen Hohn gegen einen alten Mann, der ihn noch dazu über die Maßen verehrte, erlaubt haben würde. Nein! „die Sache hat einen tiefern Grund.“ Der Einleiter, dem überall das Schöne als eine Schwäche erſcheint, mag wohl zu dem kraftliebenden Kenner-Geſchlecht gehören, das auch „ſchwarzborſtigen Faunen“ Rechte über ſich ertheilt [Fauſt II. 219]; und ſo kann er allerdings bei dem überkräftigen, hyperſtheniſchen Byron mehr Befriedigung finden, z. B. im Giaur, Vampyr, Don Juan ꝛc. — Die ganze Schlußbemerkung iſt ein Documentum aere perennius, wie der Verfaſſer derſelben über ſeinen Anteceſſor auf dem deutſchen Parnaß von jeher dachte und es durch alle gelegentlichen Lobesphraſen hindurchblicken läßt. Was iſt es anderes als ein anklagendes Bedauern, daß G. nicht war und nicht ward, was er hätte ſeyn und werden ſollen und können, wenn er gewollt hätte. Und das iſt freilich ein trauriges Loos: über zweiundachtzig Jahre alt werden und in keinem Stücke die völlige Zufriedenheit eines Mannes wie Meiſter Ludwig davon tragen! — Was aber die unvergleichlich ſchönere Sprache betrifft, ſo möge G's. Bemerkung hier Platz finden: „Wenn die Menſchen irgend ein theatraliſches Gedicht loben wollen, ſo ſagen ſie: es habe eine ſehr ſchöne Sprache; was aber eigentlich geſprochen ſey, davon nimmt man ſelten Kenntniß ꝛc.“ [Z. Nr. 530, S. 340, 341.]

ſpeare zum Narren gemacht, zwar mit Genie. Das Pragmatiſchſte in der Welt ſey Coriolan, wie alles was Shakſpeare ſpäter gemacht, das Dramatiſchſte ſein Macbeth."

17. Oct. 1812. „Die Stelle von Calderon iſt zart und hübſch. Leider werden wir Deutſche eben ſeine zarte Seite mit unſerer ſchwachen in Rapport ſetzen. Von ſeiner wahren Stärke iſt noch wenig Begriff unter uns. (vid. des Hrn. N. N. chriſtl. Salbaderei über den ſtandhaften Prinzen.) Die Tochter der Luft iſt mir das Herrlichſte von Calderon's Stücken, und ich halte es für eins ſeiner ſpätern." S. das Weitere Bd. XLV, 117.

7. April 1780. **Diderot.** „Es ſchleicht ein Manuſcript von Diderot Jacques le fataliste et son maitre herum, das ganz vortrefflich iſt. Eine ſehr köſtliche und große Mahlzeit mit großem Verſtand für das Maul eines einzigen Abgottes zugerichtet und aufgetiſcht. (*) Ich habe mich an den Platz dieſes Bel's geſetzt und in ſechs ununterbrochenen Stunden alle Gerichte und Einſchiebeſchüſſeln in der Ordnung und nach der Intention dieſes köſtlichen Koches und Tafeldeckers verſchlungen. Es iſt nachher von Mehrern (**) geleſen worden, dieſe haben aber leider Alle, gleich den Prieſtern, ſich in das Mahl getheilt, hier und da genaſcht und jeder ſein Lieblingsgericht davon geſchleppt. Man hat ihn verglichen, einzelne Stellen beurtheilt, und ſo weiter. —" (***)

(*) S. Band XLVI, 75.

(**) Z. B. vom Herzog Carl Auguſt, laut deſſen Brief an Knebel Nr. 6. vom 27. Juli 1780.

(***) In G's. Tagebuche heißt es: „Den 3. April von 6 Uhr bis ¼12 Diderot's Jacques le Fataliste in der Folge durchgeleſen, mich wie der Bel zu Babel an einem ſolchen ungeheuren Mahle ergötzt, und Gott gedankt daß ich ſo eine Portion mit dem größten Appetit auf einmal als wär's ein Glas Waſſer und doch mit unbeſchreiblicher Wolluſt verſchlingen kann." —

12. Jan. 1831. **Gazul.** „L'occasion, Tragödie von Clara Gazul. Der Dichter hat das Talent die eigentlich unerträglichen wahrhaft tragiſchen Motive zu finden, die auf keine Weiſe zu verſöhnen ſind, und welche den Untergang nach ſich ziehen müſſen. Ein zweites Stück **le Carrosse du Saint Sacrement** iſt gleichfalls ein komiſches Meiſterſtück, wo das Unverträgliche, quasi Unverſöhnliche, auf dem Abſurden ruht, und am Ende durchs Abſurde ins Gleichgewicht gebracht wird." —

8 Sept. 1831. **Hugo** (Victor), **Notre-Dame de Paris.** „Die Chemiker belehren uns von drei Gährungen, oder vielmehr von drei Stationen derſelben, Wein, Eſſig, Fäulniß. In dieſer letztern verſiren gegenwärtig behagliche Talente der Franzoſen. Wie ſie wieder zu natürlicher Beere und kräftiger Moſtgährung gelangen ſollen, weiß ich nicht. Nur gut, wenn ihre Weine nicht auch unter dieſer traurigen äſthetiſchen Epoche zu leiden anfangen." (*)

11. Oct. 1831. „Ich las **la Peau de Chagrin** weiter. Es iſt ein vortreffliches Werk neuſter Art, welches ſich jedoch dadurch auszeichnet, daß es ſich zwiſchen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geſchmack hin und her bewegt und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigſten Geſinnungen und Vorkommenheiten ſehr conſequent zu brauchen weiß; worüber ſich im Einzelnen viel Gutes würde ſagen laſſen."

12 Oct. 1831. „Die geſtrigen Betrachtungen über das bezauberte Feld riefen mir Victor Hugo's **Notre-Dame de Paris** wieder ins Gedächtniß. Wenn ich jene Terminologie beibehalten will, ſo muß ich ſagen: er hat das Unmögliche und das Unerträg-

---

(*) Frühere Urtheile G's. über Victor Hugo ſiehe in den Briefen an Zelter Nr. 796; u. 799; u. Werke Bd. XLVI. 166 – 168.

liche dargeſtellt und, anſtatt es durch ein Wunder zu verknüpfen, durch ſeltſame Realität, die uns nur Augenblicke beſticht, zu vereinigen geſucht. Seine Darſtellung eines unmöglichen Details, das noch dazu widerwärtig iſt, ſtößt uns ab. Ich habe den zweiten Theil nicht ausleſen können.“ Vergl. Br. an Z. Nr. 799, S. 226.

Janin. „Ich las das wunderliche Büchlein, der todte Eſel, oder die guillotinirte Frau. Der Verfaſſer Janin beſitzt genugſam was man Welt- und Menſchenkenntniß heißt, auch hat er ſich mit dem Kehricht einer großen Stadt hinlänglich bekannt und, um die neuſte Art der Autoren, welche ſich mit dem Abſcheulichen abgeben, zu parodiren, ſich ſelbſt ganz im Ernſte dieſes Verbrechens an der Menſchheit ſchuldig gemacht. Uebrigens kann man ihm Findungs- und Erfindungstalent nicht abſprechen, er hat die vermaledeiteſten Motive auszuſpüren geſucht, ſie aber geiſtreich und kunſtreich zu ſeinen Zwecken zu nutzen gewußt. Sehr Weniges iſt unwahrſcheinlich, und das muß man ihm durchlaſſen, weil er ſonſt nicht auf dem kürzeſten Wege zu ſeinem Zweck gelangt wäre.“ — 21. März 1830.

Manzoni. „Manzoni's neue Tragödie Adelchi, aus der longobardiſchen Geſchichte, gerade des Zeitpunctes wo Carl der Große bei dem Paſſe Chiuſe gehindert wird, nach Italien zu dringen, iſt ganz im Sinne und Geiſt des Grafen Carmagnola, nur noch reicher an Characteren und Motiven. Es wird mir ein angenehmes Geſchäft ſeyn auch dieſe Arbeit zu entwickeln. Ach, warum kann man denn nicht einem deutſchen Zeitgenoſſen dieſen Liebesdienſt erweiſen“!! — Vergl. Werke Bd. XXXVIII, 298 ff. 14. Dec. 1822.

„Doch um ſich hierüber ins Reine zu ſetzen muß man in der höhern Kunſt allen Nationalvorzügen entſagen. Sind nicht Lord Byron's und Walter Scott's Werke in den Händen aller Deutſchen, beſonders der zarten und ſchönen? Sprachſtudium und Anerkennung des Nachbarlichen iſt zu befördern, damit eine Heerde unter einem Hirten verſammelt ſey!“ —

10. März 1813. **Monti.** „Ein ſehr merkwürdiges Werk iſt mir zugekommen: die Ueberſetzung der Ilias vom Abbate Monti, und zwar die ſorgfältig revidirte zweite Auflage. Die Ueberſetzung iſt in Hendecaſyllaben, reimlos, und wenn man ſie laut lieſt, ſo nöthigt ſie einen zu dem Ton- und Taktfall der italiäniſchen Recitative dergeſtalt, daß wenn ein gewandter Componiſt, z. B. Abt Vogler, und ein wohlbegründeter genialer Sänger ſich zuſammenthäten, ſo könnten ſie mit weniger Vorbereitung aus dem Stegreife die Rhapſoden und Sänger des Alterthums vollkommen nachahmen und den Zuhörern einen vollkommenen Genuß gewähren, beſonders denen, deren Ohr an den Canto fermo und das damit verbundene Recitativ gewöhnt iſt. Dieſe Lectüre hat mich aufs innigſte überzeugt, daß alles was wirken ſoll, ſich an ein Vorhandenes anſchließen, ſich auf irgend etwas Gewohntes gründen müſſe. Wie weit unſer, ſonſt verdienſtlicher Voſſiſcher Homer, noch von der allgemeinen Faßlichkeit abſteht, hab' ich vor kurzem geſehen, als ich mir von einer jungen Actrice, die gar nicht ungeſcheidt iſt, einige Geſänge der Odyſſee vorleſen ließ. Dieſen Kindermund wollten gar manche Stellen gar nicht kleiden und doch waren dieſe Dinge für Kinder und für das Volk calculirt.“ —

Shakspeare. Aus einem Geſpräch mit G. über Shakspeare notirte ich mir einmal Nachſtehendes über die Tendenz des Engliſchen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anſchauung habe bringen wollen. Im Antonio, daß Genuß und Herrſchaft (der Welt) nicht beiſammen ſind. Im Coriolan, den Haß des Volkes gegen den Beſten, den es doch nicht entbehren kann. Im Cäſar, den Haß der Beſten (optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit ſie alle gleich ſeyen.

Dieſe Bemerkung ſteht jetzt mit etwas andern Worten in Bd. XLV, S. 43; iſt übrigens aber ein Beweis, wie früh dergl. Reflexionen ſchon in G. lagen, da er ſie mir zwiſchen 1803—1806 mittheilte, und jene gedruckt zuerſt in K. und A. vorkommen.

„Ich habe dieſe Tage nur Shakspeare und Tacitus geleſen. Es war mir ſehr unerwartet, daß dieſe beiden Männer ſich in gewiſſem Sinne paralleliſiren laſſen.“ — 10. März 1813.

„In der ſogenannten Vorſchule Shakspeare's von Tieck, finden ſich drei merkwürdige engliſche Stücke überſetzt, älteren Urſprungs, wovon das eine(*) gar wohl von Shakspeare ſeyn kann und unſere Bewunderung dieſes einzigen Menſchen nur noch vermehren müßte, wenn Alle mit meinen Augen ſähen, welches ich ihnen jedoch nicht zumuthen kann.“ Es iſt der ganze rein treue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.“ — 30. Juli 1824.

„Mir erſcheint Shakspeare in jeder Zeile und zwar der junge, dem es zu thun iſt ſich ſelbſt von den Tiefen der

---

(*) G. meint Arden von Feversham. S. Bd. XLIX, 83.

Menſchheit Rechenſchaft zu geben, dem aber die eigentliche Breterbühne ſo gut wie Null iſt. Dieſer Umſtand ſcheint mir durch alle ſeine Stücke durchzugehen.“ —

29. Jan. 1830. „Was gerade den W.......n einfällt mit mir zu controvertiren, weiß ich nicht. Sie dürften mich ja nur ignoriren und ihre Theſen recht tüchtig und wacker aufſtellen. Ich habe mir die Sache noch einmal genau angeſehen und da gehört denn *** zu den jämmerlich krankhaften der Zeit. Das Volk ſtickt ſo tief im Sumpfe einer aberwitzigen Critik, daß ſie denjenigen ſchelten, der mit leichten Sohlen ſeiner Wege geht und recht gut weiß wo er übernachten wird. Aber wie will dieß Geſchlecht den Shakspeare bearbeiten? Probiren ſie es doch einmal und laſſen ihre Hexen mit Ziegenbärten auftreten, und am Ende laſſen ſie doch den Macduff des Macbeth abgeſchlagenes Haupt dem Publicum hinweiſen, auch im Beginn des Stücks das fürchterliche Weib ſo beſtialiſch(*) auftreten wie es die ausdrücklichen Worte Shakspeare's verlangen. Sie werden fühlen, daß vor 300 Jahren zu Eliſabeths Zeiten ein anderes Volk vor den Bühnen ſtand und gaffte als wie ſie ſind, wie wir nicht ſind, auch nicht zu ſeyn brauchen.“

„Abſurd aber findet's unſer Eins, daß dieſe Weich- und Krittlinge das Große verkleinern, das Starke verſchwächen, ja das Mächtige vernichtigen und nun vor einem indifferenten Publikum groß thun, als hätten ſie eigentlich das Rechte getroffen. Und nur eine Actrice läßt ſich natürlicherweiſe gefallen daß ihre Furiengeſtalt einigermaßen, wenigſtens vom Anfang herein, übertüncht werde. Nachdem

---

(*) Alſo nicht hyſteriſch! Vergl. unten S. 715.

dem Helden, der Fürſt des hallenden Colmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er; was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergetzen? ſie ſind, wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühende Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin? Herrſcher des ſeeumfloſſenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl, das bin ich, und nicht gering die Urſache meines Weh's. — Carmor, du verlorſt keinen Sohn, verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere, lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädchen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor! aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe. — Wann erwacheſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Heide! Waldſtröme, brauſt! heult Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond! zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnere mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

ſie (Lady Macbeth) den Brief geleſen, erklärt ſie in ſiebzehn Zeilen ihren Mann für einen Halbmenſchen und ſich als kronbegierig. Nun meldet der Bote die Ankunft des Königs. Hierzu bedarf es zehn Zeilen und ſie iſt zum Mord entſchloſſen. Wie ſoll da nur eine Einleitung und Steigerung in ſiebenundzwanzig Zeilen ſtattfinden!“

„Hier zeigt ſich nun Shakspeare als der Ueberſchwengliche. Er weiß was er vorhat und ſtürzt mit der Thür ins Haus, damit wir merken ſollen, was für ein Gaſt kommt; jeder natürliche Menſch wird ergriffen und fortgeriſſen werden. Aber die Hänſe des 19. Jahrhunderts, weil ſie Nichts zu ſagen und nicht zu wirken wiſſen, meinen: was auf den Füßen ein paar Jahrhunderte geſtanden hat müßte man auf den Kopf ſtellen, da ſey es nicht allein das Neue, ſondern auch das Rechte.“ —

„Ein Theil des Winters iſt damit zugebracht worden 13. Febr. 1812.
das Shakspeareſche Stück Romeo und Julia zu concentriren, und dieſen in ſeinen Haupttheilen ſo herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an ſich ſehr ſchätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig ſelbſt nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum erſten Mal, nachher noch einmal mit vieler Theilnahme des Publicums gegeben, welche ſich umſomehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, beſonders aber die Hauptrollen, den Schauſpielern recht auf den Leib paßten. Dieſe Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakspeare tiefer in ſein Talent hineingeblickt,

aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich."(*)

Febr. 1828. **Scott** (Walter) **Life of Napoleon.** „Alle neun Theile habe ich in den letzten Wochen des Decembers (1827) mit aufmerkſamem Wohlwollen durchgeleſen und zwar in engliſcher Sprache, welches nothwendig iſt, weil es doch eigentlich immer ein Engländer iſt der ſpricht, auf deſſen einſeitigen Vortrag man gefaßt ſeyn muß: denn daß er die große Symphonie des wunderſamſten aller Heldenleben durchaus mit Sourdinen abſpielt, thut nicht wohl, wenn man nicht belehrt ſeyn will, wie ſich gewiſſe Angelegenheiten über den Canal herüber angeſchaut werden ſollen."

„Ich habe das Werk als ein wohlgeſtricktes Netz betrachtet, womit ich die Schattenfiſche meiner eigenen Lebenstage aus den anſpielenden Wellen des letheiſchen Sees wieder herauszufiſchen in den Stand geſetzt ward, und wirklich dadurch mehr Intereſſe an den ſich anſchließenden und entwickelnden Weltbegebenheiten gewann ꝛc." (**)

(*) Um zu erfahren, wie dieſe Redaction anderwärts aufgenommen werden, höre man die Sentenz des großen Shakſpearomanen, der als Kritiker noch über dem Dichter ſelber ſteht, einzig und allein ihn durchſieht, und mit großem Selbſtempfinden Jeden wegbeißt der nur auch ein Wort ſagen möchte, wie ihm die Sache erſcheint.

„Es iſt überhaupt nur einem ſo großen Dichter wie G. zu verzeihen, wenn er das Meiſterwerk eines andern ſo grauſam (!) behandelt, wie mit dieſem Trauerſpiel wirklich geſchehen iſt, wo man vom Original ſo wenig (!) wiederfindet und wo ſelbſt das, was noch (!) beſteht, durch die ſonderbare Umſtellung in einem ganz andern Lichte erſcheint und ſeine wahre Bedeutung verloren hat ꝛc."

(**) Vergl. Zelter Nr. 575, S. 441 f. u. Nr. 582, S. 18.

Walter Scott's St. Valentin's Tag zu leſen, ging 17. Aug. 1828.
nicht; in dem zwar intereſſanten Stoff findet unſer Einer zuwenig Gehalt. — Es iſt immer das große Talent, das einem reichen Stoff den menſchlichen Gehalt abzugewinnen, die gehörigſten Einzelnheiten durchzuarbeiten und jede Situation bis aufs Höchſte zu ſteigern vermag. Wie der ſchroffe heldenmüthige Waffenſchmidt zuletzt noch den Hund der vagirenden Sängerin zu tragen genöthigt wird, iſt mehr als meiſterhaft." —

Sterne, (Yorik). „Ich las in Tristram Shandy 1. Oct. 1830.
und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der ſich Sterne zu ſeiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch ſeine Einwirkung auf unſere Jugend. (*) Er war der erſte der ſich und uns aus Pedanterei und Philiſterei emporhob." —

Tauſend und Eine Nacht. „Tauſend und Eine 1. Oct. 1799.
Nacht. Geſchichte des Abuhaſſan, Betrachtung über die Verbindung der unbedingteſten Zauberei und des beſchränkteſten Reellen in dieſem Mährchen."(**) —

de la Vigne. „Seit Urika habe ich Alles abge- 11. Juli 1824.
lehnt. Man wollte mir auch einen Poeten de la Vigne aufdringen und deſſen Gedicht L'école des vieillards; ich improviſirte dagegen Folgendes:

„Was reimt der junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren! —
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren." [Bd. XLVII, 257.]

(*) Vergl. Br. an Z. Nr. 697; u. Nr. 740.

(**) Merkwürdig! dergleichen Verbindung kommt auch in den Wiener Lieblingsſtücken vor, z. B. im Bauer als Millionär und andern.

Und ſo hoff' ich denn auch jenes Gedicht los zu ſeyn, da ich die Materie beſſer zu verſtehen glaube als der Gelbſchnabel von Verfaſſer."

6. Juli 1829. „Ich las in de la Vigne's Marino Faliero und bewunderte wie er ſich von ſeinem Vorbilde, der Tragödie Byron's, ſo völlig losgemacht, und das Ganze aus dem innern Anſchaun in ein äußeres Theaterſchauen verwandelt habe."

21. März 1809. **Voltaire.** „Voltaire ſey wie ein Virtuos auf der Violine, der ſich überall kann hören laſſen, während beſonders die deutſchen Dichter nur, wie Maler und Bildhauer, auf ihr Zimmer und Haus eingeſchränkt ſind."

b) Deutſche.

im Juli 1796. **Herder.** „Freund Humanus (in dem VIII. Band der Briefe über Humanität) hat vor kurzem noch ein böſes Beiſpiel gegeben, was Willkührlichkeit im Urtheil, wenn man ſie ſich einmal erlaubt, bei dem größten Verſtande für traurige Folgen nach ſich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer ſeyn als das was über deutſche Literatur in gedachter Schrift geſagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine redneriſche Vermiſchung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgeſtorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zuſtand des Verfaſſers recht bedauern muß, aus dem eine ſo traurige Compoſition entſpringen konnte." [Vergl. Schill. Correſp. Nr. 165.]

18. Mai 1798. **Iffland,** ſpielt ſchon ſeit drei Wochen hier (vom 24. April an) und durch ihn wird der gleichſam verlorne Begriff von dramatiſcher Kunſt wieder lebendig. Es iſt das an ihm zu rühmen, was einen ächten Künſtler eigentlich be-

zeichnet: er ſondert ſeine Rollen ſo von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erſcheint. Dieſes Abſondern iſt der Grund von allem Uebrigen, eine jede Figur erhält durch dieſen ſcharfen Umriß ihren Character, und ebenſowie es dadurch dem Schauſpieler gelingt bei der einen Rolle die andre völlig vergeſſen zu machen, ſo gelingt es ihm auch ſich von ſeiner eigenen Individualität, ſo oft wie er will, zu ſepariren und ſie nur da, wo ihn die Nachahmung verläßt, bei gemüthlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu laſſen. Der Vortheil, durch die ſchwächſte Nüançe bedeutend und mannigfaltig zu werden, liegt auch gleich bei der Hand, und alles übrige was zur Erſcheinung kommt, entſpringt aus dieſer tiefen Quelle. Er hat eine große Gewandtheit ſeines Körpers und iſt Herr über alle ſeine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja ſogar zu benutzen weiß."

„Die große Fähigkeit ſeines Geiſtes auf die Eigenheiten der Menſchen aufzumerken und ſie in ihrem characteriſtiſchen Zuge wieder darzuſtellen, erregt Verwunderung, ſowie die Weite ſeiner Vorſtellungskraft und die Geſchmeidigkeit ſeiner Darſtellungsgabe."

„Schließlich aber, ſowie anfänglich, iſt mir der große Verſtand bewundernswerth, durch den er die einzelnen Kennzeichen des Characteriſtiſchen auffaßt und ſo zuſammenſtellt, daß ſie ein von allen andern unterſchiedenes Ganze machen." [Vergl. Schiller's Corresp. Nr. 452, 454, 456.]

„Es freut mich ſehr, daß ich einen ſolchen Mann als Typus, wonach man das Uebrige beurtheilen kann, mit den Augen des Geiſtes und Leibes geſehen habe."

13. Juli 1807. **v. Kleiſt.** Deſſen Amphitryon. „Der antike Sinn in Behandlung des Amphitryon ging auf Verwirrung der Sinne, auf den Zwieſpalt der Sinne mit der Ueberzeugung. Wie im miles gloriosus das eine Mädchen zwei Perſonen vorſtellt, ſo ſtellen hier zwei Perſonen eine dar. Es iſt das Motiv der Menächmen, nur mit dem Bewußtſeyn des einen Theils. Molière läßt den Unterſchied zwiſchen Gemahl und Liebhaber vortreten, welches alſo eigentlich nur ein Gegenſtand des Geiſtes, des Witzes und zarter Weltbemerkung iſt. Wie es Falk genommen, wäre nachzuſehen. Der gegenwärtige Dichter Kleiſt geht bei den Hauptperſonen auf die Verwirrung der Gefühle hinaus. Höchſt wahrſcheinlich iſt bei den Alten keine Hauptſcene zwiſchen Jupiter und Alcmene vorgekommen, ſondern die Hauptmotive ſielen zwiſchen die Beiden, Soſias und Amphitryon. Die Situation zwiſchen Amphitryon und Alcmene enthält eigentlich auch kein dramatiſches Motiv.“ (*)

28. Aug. 1807. „Ueber Amphitryon habe ich Manches mit Hrn. von G. geſprochen; aber es iſt durchaus ſchwer genau das rechte Wort zu finden. Nach meiner Einſicht ſcheidet ſich Antikes und Modernes auf dieſem Wege mehr als daß ſie ſich vereinigten. Wenn man die beiden entgegengeſetzten Enden eines lebendigen Weſens durch Contorſion zuſammenbringt, ſo giebt das noch keine neue Art von Organiſation; es iſt allenfalls nur ein wunderliches Symbol wie die Schlange die ſich in den Schwanz beißt.“ —

---

14. Juli 1807. (*) Das Stück enthält nichts Geringeres als eine Deutung der Fabel ins Chriſtliche, in die Ueberſchattung der Maria vom heiligen Geiſte. So iſt's in der Scene zwiſchen Zeus und Alcmene. Das Ende iſt aber klatrig. Der wahre Amphitryon muß es ſich gefallen laſſen, daß ihm Zeus dieſe Ehre angethan hat. Sonſt iſt die Situation der Alcmene peinlich und die des Amphitryon zuletzt grauſam.

28. Aug. 1807. „Der zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienſte und die ganze Darſtellung dringt ſich mit gewaltiger Gegenwart auf. Nur Schade, daß das Stück auch wieder dem unſichtbaren Theater angehört. Das Talent des Verfaſſers, ſo lebendig er auch darzuſtellen vermag, neigt ſich doch mehr gegen das Dialectiſche hin; wie er es denn ſelbſt in dieſer ſtationären Proceßform auf das wunderbarſte manifeſtirt hat. Könnte er mit ebendem Naturell und Geſchick eine wirkliche dramatiſche Aufgabe löſen und eine Handlung vor unſern Augen und Sinnen ſich entfalten laſſen, wie er hier eine vergangene ſich nachundnach enthüllen läßt; ſo würde es für das deutſche Theater ein groſes Geſchenk ſeyn."

„Das Manuſcript will ich mit nach Weimar nehmen, und ſehen ob etwa ein Verſuch der Vorſtellung zu machen ſey. Zum Richter Adam haben wir einen vollkommen paſſenden Schauſpieler, und auf die Rolle kommt es vorzüglich an; die andern ſind eher zu beſetzen." [Vergl. Bd. XXXII, 5.]

25. Juni 1799. **v. Knebel.** „Deine Elegie hat mir viel Freude gemacht. Die Verbindung des Allgemeinen und Individuellen, des Poetiſchen und Menſchlich-Wahren thut eine ſehr gute Wirkung und eine ernſte doch angenehme Stimmung theilt ſich mit." —

17. Sept. 1799. „Deine Elegien ſind recht brav. Du haſt Dich in dieſe Art wacker einſtudirt. Der kräftige Ton der zweiten ziemt auch wohl der Elegie, die ſich allen Regionen, alſo auch der höhern Satyre in gewiſſem Sinne nähern darf. Doch hätte *ich gewünſcht, daß Du die guten Deutſchen mehr bedauert als geſcholten hätteſt.* Vielleicht hätte es Dir einige ſchöne und eigentlich elegiſche Stellen gegeben. Doch es muß jeder machen und thun was ihm das Beſte dünkt."

im Dec. 1815. „Deine Gedichte werden bleiben, da ſie ein allgemeines menſchliches Intereſſe haben.“ (*)

Kotzebue, hat bei ſeinem ausgezeichneten Talent in
ſeinem Weſen eine gewiſſe Nullität, die Niemand überwindet,
die ihn quält und nöthigt das Treffliche herunter zu
ſetzen, damit er trefflich ſcheinen möchte. So war er immer
Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, ſie beherrſchend,
ihr dienend, und dachte nicht daß die platte Menge
ſich aufrichten, ſich ausbilden, ja ſich ſo hoch erheben könne,
um Verdienſt, Halb- und Unverdienſt zu unterſcheiden. Nach
17. Mai 1817. dem Schutzgeiſte von Kotzebue habe ich noch ein kleines
Stück von ihm für unſer Theater eingerichtet, wie ich mit
mehreren zu thun Willens bin, weil alles darauf ankommt,
daß unſer Repertorium wieder vollſtändig, ja reich werde.
Indem ich nun dieſe Exercitien eines vorzüglichen aber
ſchluderhaften Talents corrigire, lerne ich ihn immer
mehr kennen und will einmal zur heiteren Stunde zu eigner
und der Freunde Satisfaction, meine Gedanken ordnen und
ſchriftlich aufſetzen. Es iſt wohl der Mühe werth den Widerſtreit,
in welchem Er mit ſich ſelbſt, mit der Kunſt und
dem Publicum ſein Leben zubringt, klar auszuſprechen und
ihm ſelbſt, ſowie denen, welchen er gefällt oder mißfällt, Gerechtigkeit
widerfahren zu laſſen. Denn er bleibt in der
Theatergeſchichte immer ein höchſt bedeutendes Meteor.“ —

---

29. Nov. 1815. (*) Von zwei Epigrammen welche Knebel dem Tiſchbein in deſſen Buch mit Zeichnungen geſchrieben, eins auf den Löwen, und das andere auf die Störche, welche ihrem Neſt entfliehen, weil das Haus, worauf ſie gebaut, in Flammen ſteht, von dieſen beiden Stücken ſagte Goethe: „ſie wären werth in der griechiſchen Anthologie zu ſtehen.“

„Ich las Kotzebue's Indianer in England und bedachte das Talent dieſes merkwürdigen Mannes.“ — 29. März 1831.

Leſſing. — „Leſſing traf zu einer Zeit (in Leipzig) ein, wo wir, ich weiß nicht was im Kopfe hatten; es beliebte uns ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte wo er hinkam zu vermeiden, wahrſcheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu ſtehen und keinen Anſpruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Dieſe augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts Seltenes iſt, beſtrafte ſich freilich in der Folge, indem ich dieſen ſo vorzüglichen und von mir aufs höchſte geſchätzten Mann niemals mit Augen geſehen.“ —

„Die beiden erſten Acte von Minna von Barnhelm ſind ſchön und gut, ſie haben Handlung und Fortſchritt, im dritten ſtockt's. Man weiß nicht woran es ſich accrochirt. Da erſcheint ein retardirender Auftritt zwiſchen dem Wachtmeiſter und Franziska. Man ſieht, Leſſing hat Luſt an den Characteren ſelbſt gewonnen und ſpielt nun mit denen, malt ſie zu einzelnen Scenen aus, die als ſolche recht ſchön ſind. Senſation des Stücks bei ſeiner erſten Erſcheinung. Im Tellheim die Anſicht ſeiner Zeit und Welt im Punkt der Ehre; in Minna Leſſing's Verſtand.“ (*) 31. Aug. 1806.

Emilia Galotti. „Das proton pseudos in dieſem Stück ſey, daß es nirgends ausgeſprochen iſt, daß das Mäd- 6. März 1812.

(*) Merkwürdig, wie Leſſing ſein Beſtes, ſeinen Verſtand, den weiblichen Characteren zur Ausſteuer mitgiebt, einer Recha, einer Emilia, einer Minna! So hat auch G. immer ſein ſittlich-Schönſtes und Beſtes an die Frauen gewendet, ſeine Liebe, ſeine Reſignation, ſeine Faſſung und ſie damit reichlich ausgeſtattet.

chen den Prinzen liebe, ſondern nur ſubintelligirt wird. Wenn jenes wäre, ſo wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringt. Die Liebe iſt zwar angedeutet, erſtlich in der Art wie ſie den Prinzen anhört, wie ſie nachher ins Zimmer ſtürzt: denn wenn ſie ihn nicht liebte, ſo hätte ſie ihn ablaufen laſſen; zuletzt ſogar ausgeſprochen, aber ungeſchickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hauſe: denn entweder ſey ſie eine Gans, ſich davor zu fürchten, oder ein Luderchen.(*) So aber, wenn ſie ihn liebe, müſſe ſie ſogar zuletzt lieber fordern zu ſterben, um jenes Haus zu vermeiden. Uebrigens ſteckt das Stück voller Verſtand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt, und ſpricht überhaupt eine ungeheure Cultur aus, gegen die wir jetzt ſchon wieder Barbaren ſind. Zu jeder Zeit müſſe das Stück als neu erſcheinen. Gemacht iſt es vortrefflich; außer gewiſſen Dingen, von denen man abſtrahiren muß z. B. daß Marinelli, als ein Hofmann, das Wort Verachtung ausſpricht u. dergl."

„Wenn Alle ſo vortrefflich ſpielten wie Madam Wolf (Sie habe die Rolle ganz tragiſch genommen, wie es ſich gehöre) daß ſie dieſe Masken ausfüllten, ja noch mehr dahinter errathen ließen; ſo würde man nicht wiſſen was man zu ſehen bekäme, ſo gewönne Alles mehr Sinnlichkeit ꝛc." —

(*) An dieſes vocabulum proprium in hac re dürfte ſich kein Welt- und Sachkundiger ſtoßen, und G. brauchte es jedesmal nicht nur im Leben, auch in Schriften, wo der eigene Nachdruck der darin liegt es verlangt, z. B. Band III. 197; u. Fauſt II. 144. Unſere diplomatiſche Zeit will Nichts mehr bei ſeinem rechten Namen nennen, noch nennen hören; daher koſtete es einige Unterhandlungen um in den angeführten Stellen es paſſiren zu laſſen. Am Ende wird man noch eine Ausgabe G's. in usum Delphini veranſtalten müſſen.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick, wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam, und warb um Dauras Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam, in einen Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädchen! ſagte er: liebliche Tochter von Armin! dort am Felſen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgte ihm, und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!

27. März 1830. „Zu meiner Zeit ſtieg dieſes Stück, wie die Inſel Delos aus der Gottſched- Gellert- Weiſſiſchen ꝛc. Waſſerfluth, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen. Wir jungen Leute ermuthigten uns daran und wurden Leſſing deshalb Viel ſchuldig. Auf dem jetzigen Grade der Cultur kann es nicht mehr wirkſam ſeyn. Unterſuchen wir's genau, ſo haben wir davor den Reſpect wie vor einer Mumie, die uns von alter, hoher Würde des Aufbewahrten ein Zeugniß giebt.“ —

24. Apr. 1831. **Löhr.** „Das Buch der Mährchen von Löhr iſt in ſeiner Art beifallswürdig, nur daß er durch Sansculottiſche Parteilichkeit geſchmackloſe Seitenblicke gegen die höhern Stände ſich erlaubt, wodurch die reine Unbefangenheit des Mährchens, welche deſſen Hauptcharakter iſt, unangenehm getrübt und die höhere Maxime der Pädagogik, „daß man Kinder ſowie Un- und Halbgebildete nicht in der Ehrfurcht gegen höhere Zuſtände ſtören ſolle,“ widerwärtig verletzt wird.“ —

25. Nov. 1808. **Nibelungen.** „Die Mittwochs-Unterhaltungen ſind wieder im Gange. Ich leſe die Nibelungen vor; dabei geht es mir auch wie einem jungen Profeſſor, oder wie einem Koch, der ſein Leben zubringt um einige Stunden etwas Genießbares aufzutiſchen. Indeſſen iſt es mir ſelbſt von großem Werth und Nutzen: denn ich hätte das Gedicht für mich vielleicht niemals durchgeleſen, und noch vielweniger ſoviel darüber nachgedacht, als ich gegenwärtig thun muß, um durch Reflexion und Parallelen die Sache anſchaulicher und erfreulicher zu machen. Der Werth des Gedichts erhöht ſich, je länger man es betrachtet, und es iſt wohl der Mühe werth, daß man ſich damit abgebe, ſein Verdienſt aufs

Trockne zu bringen und ins Klare zu ſetzen: denn wahrlich die modernen Liebhaber deſſelben, die Herren Görres und Conſorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern ſagt, daß ſie das Waſſer trüben, um Fiſche zu fangen; ſo trüben ſie Land und Berg, um alle kritiſche Jagd zu verhindern. Mir ſind dabei recht artige Aperçüs vorgekommen, und wenn man ihnen hie und da läugnen möchte, daß ſie ganz genau zum Gegenſtande paſſen, ſo ſind ſie doch ſchon luſtig für ſich ſelbſt; z. B. ſo hab' ich, im Sinn der Voſſiſchen Charten zum Homer Heſiodus und Aeſchylus, eine Charte zu den Nibelungen gezeichnet, die auf ſehr hübſche Reflexionen führt. Auch habe ich, nächſt genauer Betrachtung des Süjets, der Motive, der Ausführung, auch aufs Coſtüm und andere Nebenvorkommenheiten, als äußere Kennzeichen, wohl aufgepaßt, wodurch man dem Alter und dem Urſprung des Gedichts näher beikommen kann. Das Alles, wenn ich es mehr im Reinen habe, theile ich Dir an einem hübſchen traulichen Winterabende dereinſt mit." (*) —

„Ueberhaupt laſſe ich mich nicht dadurch irre machen, daß unſere modernen religioſen Mittelältler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern; es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühungen manches Unſchätzbare ans Tageslicht, das der allerneuſten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält."

(*) Vergl. Bd. XXXI, 262, u. XXXII, 28—30, 45, 67, u. XIII, 229. Man irrt ſich alſo gröblich und ſündlich, wenn man ihm Schuld giebt, er habe keine Notiz von den Nibelungen genommen; aber freilich der Iliade ſetzte er ſie nicht gleich. S. Bd. VI, 112. 237; u. XLV, 151, 207—211.

9.Juni 1794. **Voß** (J. H.). „Voß war hier, ein recht wackrer liebenswürdiger Mann, offen und dem es ſtrenger Ernſt iſt um das was er thut, deswegen es auch mit ſeinen Sachen in Deutſchland nicht recht fort will. Es war mir ſehr lieb ihn geſehen und geſprochen und die Grundſätze wonach er arbeitet von ihm ſelbſt gehört zu haben."

„So läßt ſich nun das was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium ſeiner Individualität begreifen." (*) —

20.Febr. 1770. **Wieland.** „Wieland iſt nach Oeſer und Shakspeare noch der einzige den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann. Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte; dieſe zeigten mir, wie ich's beſſer machen ſollte." — Vergl. V, 72. (**)

5.Mai 1782. „Wegen Wieland's Ueberſetzungen der Horaziſchen Epiſteln bin ich neugierig, ob das Publikum ihm den verdienten Dank dafür abtragen wird. Wenn man ſie laut in Geſellſchaft lieſt, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß auf dem alten Rom und mit dem andern in unſerm deutſchen Reiche ſtehet und ſich angenehm hin und herſchaukelt. Ich fürchte man wird ſich, wie gewöhnlich, an einige Stel-

---

(*) Das freundſchaftliche Verhältniß kühlte ſich freilich in der Folge bedeutend ab; allein nicht durch G's., ſondern Voſſens und ſeines Sohnes Schuld. Beide verſetzten tückiſch dem um ſie verdienten Manne einen hämiſchen Streich; der erſtere durch das „Lied der Romantiker an ihren Herrgott," im Morgenblatt v. 1808, Nr. 283. 284; letzterer durch eine Recenſion von Grübel's Gedichten in der J. L. Z. v. 1809, Nr. 242. S. 119.f. ganz im Gegenſinne von G's. Beurtheilung, ebend. 1805, Nr. 37. S. 294.f. Zwar hatte er „dem alten neidiſchen Jack" einen Platz auf dem Blocksberg zugedacht, translocirte ihn aber in Dante's Hölle. S. A. in L. I, 137.

(**) Aus G's. Briefe an den Buchhändler Reich, im Anhange zu den Briefen von Goethe an Lavater, herausg. von Hirzel. S. 163.

len hängen, wo ihn der gute Geiſt verlaſſen hat und ich geſtehe ſelbſt, wenn man das Latein dazu nimmt ſo erhält dieſes ſo ein Uebergewicht, daß man den Werth der Ueberſetzung faſt zu gering angeben möchte.“ —

14. Apr. 1813. „Hier ſende ich gleich ein Exemplar meiner Trauerrede auf Wieland. [Bd. XXXII. 233. ff.] — Wieland's letzter Aufſatz iſt wirklich allerliebſt, ſo ganz mit ihm aus einem Stück. Dieſe animula vagula blandula nimmt ſehr artig Abſchied. Seine letzten Worte waren: To be or not to be, that is the question. Das heißt doch ſeinen Scepticismus bis ans Ende bewähren!“ —

31. Jan. 1826. **Wolff**, Improviſator. „Von dem Improviſator habe ich mir Viel erzählen laſſen, auch ihn ſelbſt überhört. Es iſt ein recht hübſches Talent, welches durch die große Ausbildung unſerer Sprache, Rhythmik und Reim endlich gar wohl möglich ward und ſich, nach gegebenem Beiſpiel, bald wiederholen wird. Bis jetzt iſt er noch in dem Kreis der modernen ſubjectiven mit ſich ſelbſt beſchäftigten, in ſich ſelbſt befangenen Poeſie eingeengt. Was ſich auf innere Erfahrung, Gefühl, Gemüth und Reflexion darüber beſchränkt, gelingt ihm recht gut, und eine Aufgabe, die hierzu Gelegenheit bietet, wird er glücklich löſen. In allem eigentlich Gegenſtändlichen aber hat er ſeine Fähigkeiten bisher noch nicht ausgebildet, ja er fühlt — wie alle jüngern Neuern — gewiſſermaßen eine Scheu vor dem Wirklichen, worauf denn doch alles Imaginative ſich gründen und alles Ideelle ſich niederlaſſen muß.“

„Meine Aufgabe war: Hamburg, und zwar als wenn er ſoeben wieder dahin zurückkäme, zu ſchildern. Da ergriff er gleich den ſentimentalen Faden, von ſeiner Mutter, von ſeinen dortigen Freunden, ihrer Liebe, Duldung und Beihülfe zu ſprechen. Die Elbe blieb ein Silberfaden, Rhede und Stadt waren für Nichts dabei, von dem thätigen Menſchengetümmel keine Spur, ſodaß man ebenſo gut in Naumburg oder Merſeburg hätte anlangen können. Ich habe ihm dies Alles redlich eröffnet, und wenn er ſich nun jetzt zu ſeinem Haus- und Familiengefühle noch das Panoram einer nordiſchen großen Handelsſtadt ausbildet, ſo kann er was Vorzügliches leiſten. Aber ohne dieſe Bekehrung und Sinnesänderung vom abgegränzten Innern ins gränzenloſe Aeußre, vom einfachen Angebornen zum mannigfaltigen Mitgebornen, wird unſern jungen Zeitgenoſſen ſchwer, ja unmöglich. Schon einige Jahre her habe ich gar Manchen mit dem treuſten Rath zu fördern geſucht; allein wenn ſie auch einmal einen Anlauf genommen, ſo fallen ſie augenblicks wieder in ihre elegiſche Litanei zurück.“ — [Br. an den Großherzog.]

II. Künſtler.

Carrache. „Man iſt in der neueren Zeit, nach meinen Begriffen, ſelten wieder auf die Spur der alten Denkart gekommen, und wennauch ein Meiſter ſich näherte, ſo verließen die Nachfolger ſolche ſogleich. Mich hat es daher beſonders vergnügt, daß Sie das Bild von der Circe im farneſiſchen Pallaſt ſo ſehr loben. Es war immer eine meiner Favorit-Compoſitionen. Leider iſt der Sinn, in welchem es componirt iſt, ſehr verſchwunden und erloſchen, und unſer lebendes Geſchlecht möchte wohl meiſt das Lobenswürdige 19. Sept. 1788.

daran zu tadeln geneigt ſeyn. (*) Es iſt dieſes Bild eines von den Muſtern, wie der Maler dichten ſoll und kann: Carrache habe es nun von ſich ſelbſt oder von den Alten.

Die Alten ſahen das Bild als ein ab- und eingeſchloſſenes Ganze an; ſie wollten in dem Raum Alles zeigen. Man ſollte ſich nicht Etwas bei dem Bilde denken, ſondern man ſollte das Bild denken und in demſelben alles ſehen. Sie rückten die verſchiedenen Epochen des Gedichts, der Tradition, zuſammen und ſtellten uns auf dieſe Weiſe die Succeſſion vor die Augen: denn unſere leiblichen Augen ſollen das Bild ſehen und genießen.

Das hat Carrache wohl gefaßt. Mercur hat eine Pflanze in den Becher, wenn er beim Homer dem Ulyß die antimagiſche Pflanze lang vorher giebt u. ſ. w.

Wie erbärmlich quälen ſich nicht neuere Künſtler um die kleinſten hiſtoriſchen Umſtände! Aber freilich jenes iſt nicht Jedem gegeben. Rafael hatte dieſe Sinnesart, ſeine Verklärung iſt ein deutlicher Beweis.“ —

Sept. 1827. **Carus.** „Ein merkwürdiges Bild von Carus (**) drückt die ganze Romantik dem bewundernden Blick aus; ſowie ſeine Hercules und Telephus vollkommen das Claſſiſche. Eine Durchzeichnung des Telephus mit der Ziege, in wirklicher Größe, hat mir der freundliche freundlich empfangene

---

(*) „Unſere neuſten Kunſtariſtocraten nehmen gegen dieſe höchſt ſchätzbare Familie eine ganz abſurd-vornehme Stellung an ꝛc.“ G. an Z. Nr. 778. S. 146.

(**) „Zarten Seelen iſt gar viel gegönnt,“ ſagte G. von Carus, „der den abſtracten Organismus verfolgt und zugleich Landſchaftsmaler iſt.“ Vergl. „Neun Briefe über Landſchaftsmalerei, geſchrieben 1815–24, mit einem Briefe von G. als Einleitung ꝛc. 1831.“

Zahn zurückgelaſſen. Auch dieſe einzelne Gruppe ſtellt das ganze Alterthum dar." — Vergl. Z. Nr. 819.

Mai 1811. **Cornelius** Federzeichnungen. „Es ſind Scenen nach meinem Fauſt gebildet. Nun hat ſich dieſer junge Mann ganz in die alte deutſche Art und Weiſe vertieft, die denn zu den Fauſtiſchen Zuſtänden ganz gut paſſen, und hat ſehr geiſtreiche, gut gedachte, ja oft unübertrefflich glückliche Einfälle zu Tage gefördert, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er es noch weit bringen wird, wenn er nur erſt die Stufen gewahr werden kann, die noch über ihm liegen." —

19. Jan. 1797. **Dominichino.** „In Leipzig hat mich ein kleines italiäniſches Bild, das man dem Dominichino zuſchreibt, ſehr intereſſirt. Es ſtellt Hagar mit dem Kinde und dem Engel vor, iſt ſehr ſchön empfunden, erfunden, gedacht, colorirt und gemacht. Es ſind Stellen drin, die an Guido, Guercin und Dominichin erinnern; es fehlt ihm aber, beſonders in der Compoſition, die letzte Reiſe, die man umſomehr vermißt als der Künſtler ſich ganz nah hinanzuarbeiten gewußt hat. Die Stellung der Figuren, die Richtung der Glieder, die Austheilung der Extremitäten, ſind ſchon ſehr obligat, und das Auge leitet Forderungen daraus her, die doch nicht ganz befriedigt werden. Daher bleibt das Bild für den Kenner und Unkenner einigermaßen problematiſch und läßt bei allem Genuß noch einen Wunſch übrig." —

9. März 1808. **Dürer** (Albrecht). Von deſſen Federzeichnungen, lithographirt in dem Münchner Stammbuch, ſagte G. als wir zuſammen ſie beſahen, daß er ſich ärgern würde, wenn er geſtorben wäre, ohne ſie zu ſehen.

24. Apr. 1817. **Fiorillo.** „Ich habe die Geſchichte der neueren Kunſt von Fiorillo ſtückweiſe vor mir, von der ich nur ſoviel ſa-

gen kann, daß ſie viel Neigung zur Sache, auch eine gute Beleſenheit verräth, aber ich müßte mich ſehr irren, oder das Ganze muß augenblicklich kraftlos werden. Wenn man darin lieſ't, ſo erfährt man was, aber man ſchaut Nichts an; es iſt wie die engliſche Ueberſetzung des Cellini, wo gerade die kunſtreichen Charakterzüge, worauf das höchſte Intereſſe ruht, ausgelöſcht ſind. Dann ſchlägt er ſich wieder mit Papierhelden herum, wie z. B. mit Ramdohr, wo er zwar in der Sache Recht hat, aber den Capitalfehler begeht, daß er ihrer wenigſtens gedenkt. Was man aus ihm lernt, muß man umlernen, wenn es dem ſinnigen Menſchen brauchbar ſeyn ſoll.“ —

„Wir behandeln die Niederländer auch als Landsleute. Denn ſo närriſch iſt der patriotiſche Deutſche, daß er verſichert: er könne ganz für ſich beſtehen, indem er ſich ſogleich die Verdienſte aller Völker anmaßt, und behauptet: alle Nationen ſtammen von ihm ab, oder ſeyen wenigſtens ihm von der Seite verwandt. Ein luſtiges Adamskind!“ —

1. Apr. 1799. **Flaxmann.** „Durch einen günſtigen Zufall habe ich die Flaxmanniſchen Kupfer ſämmtlich geſehen, und begreife recht wie er der Abgott der Dilettanten ſeyn kann, da ſeine Verdienſte durchaus faßlich ſind und man, um ſeine Mängel einzuſehen und zu beurtheilen, ſchon mehr Kenntniß beſitzen muß.“ (*)

25. Apr. 1812. **Friedrich,** Landſchaftsmaler. „Es thut mir ſehr leid, daß wir die Friedrich'ſchen Kunſtwerke nicht zuſammen haben ſehen können; denn wie ſelten iſt das Vollendete!

(*) Alſo auch mehr als ein Herr von J......., der G'n. „erneuen wollte, aber es ſchlecht machte.“ [Bd. I, 156.]

ſodaß man es auch in der wunderlichſten Art hochſchätzen und ſich daran erfreuen muß.“ —

v. Kügelgen. „Von Seiten der Kunſt bedroht uns 7. März 1814. hier ein Schreckniß. Kügelgen malt abermals das gute und das böſe Princip; aber nicht, wie früher, jedes einzeln für ſich, ſondern beide im Streit begriffen. Wem das böſe ähnlich ſehen wird, iſt leicht zu errathen (*); das gute hingegen gleicht, ich wette, auf ein Haar, den Gebrüdern Kügelgen.“ (**) —

K... „Mein Portrait in Lebensgröße iſt da, und ich 15. Sept. 1826. für meine Perſon finde es nicht erfreulich. Andere ſehen es wenigſtens zweifelnd an und mögen ſich nicht gern darüber äußern. Ich mag Sie darauf nicht einladen. Sie würden dagegen vielleicht gerechter als ich, aber doch nicht erbaut ſeyn.“ —

Leonardo da Vinci. „Veranlaßt durch ein 24. Febr. 1818. Werk des verſtorbenen Boſſi in Mailand über das Abendmahl Leonardo da Vinci's, bei Gelegenheit von Durchzeichnungen die der Großherzog mitgebracht, welche Boſſi ſelbſt über verſchiedene Copien des Bildes verfertigt, noch mehr angeregt von Bemerkungen, welche Gaetano Cattano dieſen Blättern zugefügt, habe ich einen Aufſatz geſchrieben.“ (***)

(*) Dem Napoleon natürlich! als damals allgemein dafür verſchrieen. Aber Hans Carvel bei Arioſt porträtirte den Böſen doch ſchön, wie einen Engel des Lichts, was er als Lucifer auch geweſen war, und noch einige beaux restes behalten haben mochte.

(**) Da ſich K. auch in G's. Portrait hineinmalte. Vergl. oben Bd. I, Seite 48.

(***) S. Kunſt u. Alterthum 3tes Heft, oder Werke Bd. XXXIX, S. 87 ff.

März 1806. „**Lichtenberg's** Wohlgefallen an Carricaturen rührt von ſeiner unglücklichen körperlichen Conſtitution mither, daß es ihn gefreut, Etwas noch unter ſich zu erblicken. Wie er ſich wohl in Rom gemacht haben würde beim Anblick und Einwirkung der Kunſt? Er war keine conſtructive Natur, wie Aeſop und Sokrates; nur auf Entdeckung des Mangelhaſten geſtellt.“

22. Mai 1824. **Leybold** (Carl). „Eine treffliche Skizze nach dem neugriechiſchen Charos habe ich erhalten (S. Bd. XLIV., 89—92.): ein wahrhaft heidniſches **Memento mori**, ein ganz anderes als die „abſurden Todtentänze“. Zeige daß Du lebeſt, ich will von meiner Seite möglichſt das Gleiche thun.“ (*)

30. Juni 1820. **Mantegna.** „Sehr glücklich macht mich der Triumphzug des Mantegna. So oft ich ihn im Leben ſah, hab' ich ihn bewundert; wie man aber bisher ohne ihn leben konnte, begreife ich nicht recht. Dennoch iſt es immer ſchön genug, daß uns ſolche Schätze für ſpätere Jahre aufbewahrt ſind.“ Vergl. Bd. XXXIX, 40—176.

15. Sept. 1809. **Maſaccio.** „Es iſt eine von den ernſthafteſten Betrachtungen, zu ſehen, ob ein Künſtler ein Motiv **vor dem** Brennpunct gefunden und **in den** Brennpunct gezogen hat, wie Rafael des Maſaccio Vertreibung aus dem Paradies, (**) oder ob er das im Brennpunct angelangte hin-

---

(*) Nach dem memento vivere des Spinoza. S. Band XLVII, 146; Schill. Brief w. Nr. 179.

(**) Rafael copirte eines ſeiner Gemälde in einer der Galerien des vaticaniſchen Pallaſts, welches die Vertreibung der erſten Eltern aus dem Paradieſe vorſtellt. Vergl. Fiorillo I, 70—71. II. 277—78. Dieſe Verbeſſerung Rafaels und G's. Belobung werden beide gleich getadelt von Einem der hier die **hiſtoriſche** Vernunft beobachtet haben will, wonach

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Iſt keiner, ſeine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Docken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht' er ſeine Hüften; der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt ab den grau befiederten Pfeil; er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um; das Boot erreichte den Felſen, er ſank daran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut; welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten, oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen; er ſank, und hob ſich nicht wieder.

ter den Brennpunct verzerrt, wie Pouſſin das Rafaeliſche einzige unübertreffbare.“

20. Febr. 1770. **Oeſer.** „Oeſer's Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben mich zu ſegnen, daß ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren thut, in den bildenden Künſten, nur was Mittelmäßiges. Auch war unſere Hand nur ſein Nebenaugenmerk. Er drang in unſere Seelen und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück, wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“ —

30. Dec. 1795. **Palladio.** „Jemehr man den Palladio ſtudirt, je unbegreiflicher wird einem das Genie, die Meiſterſchaft, der Reichthum, die Verſatilität und Grazie dieſes Mannes. Im Einzelnen mag Manches gegen ſeine Kühnheit zu erinnern ſeyn, im Ganzen ſind ſeine Werke eine Gränzlinie, die Niemand ausfüllt und die ſobald überſchritten iſt.“ —

21. Apr. 1783. **Rafael's** Verklärung. „Das große Kupfer der Verklärung Chriſti wird durch die Vergleichung der kleinen Skizze doppelt und dreifach intereſſant. Man ſieht wie durch weiteres Nachdenken und Sinnen über dieſen Gegenſtand ſich

---

der Engel kein Mitleidsgefühl mit den armen Vertriebenen zeigen ſoll, weil dieß eine Unzufriedenheit mit der göttlichen Strafgerechtigkeit verrathe. Was für ein finſterer Pfaffenkopf der ſeyn muß! und wo das Land, das ihn erzeugte?

derſelbe vor dem Künſtler überhöher verklärte. Das Ganze hat ſich erweitert, erhöhet, und doch iſt es wieder ſo viel ſchärfer, richtiger und reiner geworden. Das Dichteriſche und Gedachte darin iſt viel wärmer, angemeſſener, ausdrücklicher. Welch einen hohen Genuß möchte es erſt geben, wenn man die Originalzeichnungen mit dem Originalgemälde zuſammenhalten könnte. Was mir bei den alten Meiſtern ſo verehrungswürdig iſt, die Sicherheit und Feſtigkeit ihrer Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Beſſere. Es mag dieß immer die Anzeige eines großen Künſtlers ſeyn, anſtatt daß ein Geringerer entweder Alles oder Nichts von ſeinem erſten Entwurfe beibehält." —

15. Sept. 1809. **Rafael's** Morbetto. „Unſchätzbar war mir die Betrachtung von Rafael's Morbetto. Einen beſſern Abdruck zu beſitzen, iſt ein recht herzlicher Wunſch, und ich will den Tag ſegnen, der mir ihn bringt. Das bewußte Motiv ſteht darin auf dem höchſten Grade der realen Naivetät. Pouſſin hat es fratzenhaft verzerrt, vernichtet, verabſurdet; den ich aber dagegen in ſeinem Teſtament des Eudamidas ſo hoch man nur verehren kann verehre. Da war er zu Hauſe und von Hauſe." —

22. Sept. 1826. **Sebbers.** „Was der Maler Sebbers vermag, hat er an meinem Bilde auf jener Taſſe lobenswerth geleiſtet, aber ich darf nicht verſchweigen, daß ich ihm wohl zwanzigmal, zu Stunden und halben Stunden geſeſſen, ſowohl zu der erſten Anlage, welche ſchon fertig genug erſchien, als nach zweimaligem Brennen, zum Retouchiren. Er hat ſich aber dabei keinen Strich, keinen Punct aus dem Gedächtniß will-

kürlich erlaubt; daher denn freilich ein ſehr ähnliches und lobenswürdiges Bild entſtanden iſt." (*)

„**Tiſchbein** iſt ein Jehovah, der da iſt und war und 9. Aug. 1822.
ſeyn wird. Hätten wir uns mit ihm verbrüdern können,
ſo wäre es vor fünfunddreißig Jahren geſchehen. Noch immer aber, wie man ſich ihm nähert, ſcheucht er einen zurück; thut man ihm was zu Liebe, ſo ſoll man gleich den ganzen Compler ſeiner Eigenheiten gelten laſſen. **Hackert** ſagte ſchon von ihm: wie er einmal gezwirnt iſt, muß man ihn vernähen."

Schon früher bemerkte G., Tiſchbein ſey ein rückſchrei- 9. Dec. 1808.
tender Jehovah: „erſt habe er Menſchen gemalt, nun male er Thiere."

Zucchi (Gatte der Angelica Kauffmann). „Zucchi's Methode ſeine Compoſitionen mit Effect und zugleich kunſtgemäß darzuſtellen, war ein *tertium* zwiſchen beiden. So beſonders in der Perſpective."

III. Kunſtkenner.

Hirt. „Die firen Ideen, welche der gute Hirt ſchon 3. März 1796.
ſo ein Dutzend Jahre nährt, mögen denn freilich etwas ſteif und trocken geworden ſeyn. Mannigfaltigkeit des eigenen Geiſtes und Biegſamkeit gegen fremde Gegenſtände ſind niemals ſeine Eigenſchaften geweſen."

„Seine Art zu disputiren war, daß er die ihm wider- 2. Nov. 1809.

(*) Vergl. Z. Nr. 508., S. 198.; Nr. 549., S. 333. f. u. Nr. 558. Das in jedem Betracht höchſt gelungene Kunſtwerk befindet ſich in dem Kunſtcabinet der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar, von dem edlen Künſtler ſelbſt dahin verehrt.

ſprechende Meinung des Andern zu ſeinen Prämiſſen machte und ſeine Concluſionen daraus zog."

14. Jul. 1797. „Hofrath Hirt iſt hier, der in Berlin eine Exiſtenz ganz nach ſeinen Wünſchen hat und ſich auch bei uns ganz behaglich befindet, bis auf den Punct, wenn wir ſeine Verſtandes-Deductionen nicht als das ultimum, bei Hervorbringung und Beurtheilung der Kunſtwerke, wollen gelten laſſen. Schiller iſt ſeit einigen Tagen auch hier und ſteht, bei ſeinem höchſt beweglichen und zarten Idealism, freilich am weiteſten von dieſem Dogmatiker ab. Es iſt gut, daß dieſes Zuſammenbleiben nicht lange dauert, denn ſonſt würde die Kluft, die uns trennt, immer ſichtbarer werden. Indeſſen hat ſeine Gegenwart uns ſehr angenehm unterhalten, indem er, bei der großen Maſſe von Erfahrung die ihm zu Gebote ſteht, beinahe Alles in Anregung bringt, was in der Kunſt intereſſant iſt, und dadurch einen Cirkel von Freunden derſelben, ſelbſt durch Beſchränktheit und Widerſpruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufſatz über Laokoon, den Sie vielleicht ſchon früher kennen, und der das Verdienſt hat, daß er den Kunſtwerken auch das Charakteriſtiſche und Leidenſchaftliche als Stoff zuſchreibt, welches durch den Mißverſtand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzuſehr verdrängt worden war. Schillern hatte von dieſer Seite gedachter Aufſatz beſonders gefallen, indem er ſelbſt jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wobei dieſe Puncte zur Sprache kommen.

Um mich nun eben hierüber am freieſten und vollſtändigſten zu erklären und zu weiteren Geſprächen Gelegenheit zu geben, ſowie auch beſonders in Rückſicht unſerer nächſten gemeinſchaftlichen Arbeiten, ſchrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überſchicke.“ S. Werke Bd. XXXVIII. S. 33.

9. Jan. 1832. „Angenehme Sendung von Hirt. Es iſt doch immer das Erfreulichſte, wenn man die älteſten Freunde, mit denen man im Zwiſchenleben wohl divergirte, am Schluſſe wieder ſich gegeneinander neigen ſieht. Man kommt niemals ſoweit mit ihnen auseinander als mit den Späterzeitigen.“ (*) —

IV. Naturforſcher.

13. Octbr. 1807. **Baco** von Verulam. „Das Haupt aller Philiſter und darum ihnen auch ſo zu rechte.“

im Nov. 1817. **Biot.** „In Biot's Capitel, wo er Licht und Farbe behandelt, fühlt man ſich wie in ägyptiſchen Gräbern. Die Phänomene ſind ausgeweidet und mit Zahlen und Zeichen einbalſamirt, der wiſſenſchaftliche Sarg mit bunten Geſtalten bemalt, welche die Experimente vorſtellen, wodurch man das unermeßliche Ewige im Einzelnen zu Grabe brachte. Jeder Freund der Naturlehre hat ſtündlich zu rufen und zu ſeufzen: wer errettet mich aus dem Leibe dieſes Todes!“

Bruno (Jordanus). Seine Schriften ſind nicht zuſammen zu haben, ſelbſt nicht in Göttingen, weil er ſie einzeln auf ſeinen Reiſen, in Städten wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. — Er giebt unter andern auch Gemälde an, welche Künſtler machen ſollten, z. B. die Trinitas.

(*) Das Geſtändniß iſt merkwürdig und ehrenvoll für G's. Verſöhnlichkeit, da es wenige Wochen vor ſeinem Ende abgelegt ward.

Vernunft	Verſtand	Macht
als	als	als
Ausdenken	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulcan u. Mars;	Jove.

8 Juli 1828. **Carus.** Dr. Carus von den Ur-Theilen des Knochen- und Schaalengerüſtes ꝛc. Leipz. 1831.

G. erwiederte dem von ihm verehrten und geliebten Verf. Folgendes:

„Ein alter Schiffer, der ſein ganzes Leben auf dem Ocean der Natur mit Hin- und Wiederfahren von Inſel zu Inſel zugebracht, die ſeltſamſten Wundergeſtalten in allen drei Elementen beobachtet und ihre geheim-gemeinſame Bildungsgeſetze geahnet hat, aber auf ſein nothwendiges Ruder-, Segel- und Steuergeſchäft aufmerkſam, ſich den anlockenden Betrachtungen nicht widmen konnte, der erfährt und ſchaut nun zuletzt: daß der unermeßliche Abgrund durchforſcht, die aus dem Einfachſten ins Unendliche vermannigfaltigten Geſtalten in ihren Bezügen ans Tageslicht gehoben und ein ſo großes und unglaubliches Geſchäft wirklich gethan ſey. Wie ſehr findet er Urſache verwundernd ſich zu erfreuen, daß ſeine Sehnſucht verwirklicht und ſein Hoffen über allen Wunſch erfüllt worden. Mehr darf ich nicht ſagen: denn ich habe kaum einen Blick in das Werk gethan, der aber ſchon auf das Vollkommenſte erhebt und befriedigt.“ Vergl. Bd. XV, 326.

5. Sept. 1830. **Cuvier** und Geoffroy. „Wie Mineurs und Antimineurs ſo kommen mir die Parteien der Naturforſcher Cuvier und Geoffroy vor. Die einen graben von außen hinein, die andern von innen heraus, und wenn ſie geſchickt ſind, ſo müſſen ſie in der Mitte zuſammenkommen.“ —

21. Juni 1831. **Galilei.** „Ich las in Galilei's Werken, höchſt bewundernd, womit und auf welche Weiſe man ſich damals beſchäftigt. Die ganze Forſchung iſt noch auf eine wundernswürdige Weiſe dem Menſchenverſtande und einer in ſich ſelbſt uneinigen Philoſophie überlaſſen. Man intereſſirt ſich innigſt wie ſich ein ſo außerordentlicher Mann dabei benimmt. Er ſtarb in dem Jahre, da Newton geboren wurde. Hier liegt das Weihnachtsfeſt unſerer neueren Zeit. Von dem Gegenſatz dieſer beiden Epochen geht mir erſt jetzt der Begriff auf, ich freue mich ihn zu verfolgen." —

30. Juni 1831. „Wenn man nicht rechnet, was in ſeiner (Galilei's) Zeit noch unbekannt war und wie man ſich mit dem ariſtoteliſchen Buchſtaben herumgeſchlagen hatte, ſo iſt es ein höchſt erbauliches Leſen. Wie ſich der Naturblick gegen den Buchſtaben wehrt, iſt faſt zum Betrüben. Wie es aber auch im Einzelnen mit Kenntniß und Urtheil ſtehen mag, ſo dringt doch an den Hauptſtellen hervor: daß hier ein Mann denkt, ſpricht und wirkt, welcher zu jeder Zeit groß geweſen wäre." —

6. Nov. 1806. **Gall.** „Es iſt ein ſonderbarer Einwurf, den man gegen das Galliſche Syſtem davon hergenommen hat, daß es eine partielle Erklärungsweiſe ſey von Erſcheinungen, die aus dem geſammten organiſchen Weſen ihre Erklärung ſchöpfen. Als wenn nicht alle Wiſſenſchaft in ihrem Urſprung partiell und einſeitig ſeyn müßte! Das Buchſtabiren und Syllabiren iſt noch nicht das Leſen, noch weniger Genuß und Anwendung des Geleſenen; es führt doch aber dazu. Eine Würdigung dieſer erſt aufkeimenden Wiſſenſchaft, oder dieſer Art des Wiſſens iſt noch viel zu früh." —

26. u. 27. Dec. 1806. **Hauy.** „Hauy gehört zu den wiederkäuenden Thieren, wie die Newtonianer ſind, bei denen der Schlund ſich in

lauter auf einander folgende Magen zuſammenfaltet. Das Newtoniſche Heu ſchlucken ſie hinunter; aber ſie können's im Magen weder verdauen, noch ſonſt loswerden. Sie ruminiren es alſo durch alle Magen herauf und können's immer nicht digeriren, da hingegen andre edlere Thiere das ihrem Magen Widerſpenſtige gleich von ſich geben." —

„Den Hauy müßte man in ein Ragout zerpflücken (diſcerpiren) und ihn recht zierlich auf einem ſilbernen Teller über einer Lampe à la *** zurechte machen!"

30. Dec. 1795. **Hippocrates.** „Ich habe auch dieſe Zeit die Abhandlung des Hippocrates de aëre aquis et locis geleſen und mich über die Ausſprüche der reinen Erfahrung herzlich gefreut, dabei aber auch zu meinem Troſte geſehen, daß es ihm, wenn er hypothetiſch wird, gerade geht wie uns, nur möchte ich ſeine Hypotheſen eher den Schiffsſeilen und unſere den Zwirnsfäden vergleichen." —

18. Aug. 1828. **Loder.** „Staatsrath Loder hat mir ein ſehr angenehmes Geſchenk geſendet. Es iſt ein prächtig vergoldetes Gypsmodell, oder Abguß von dem Stücke gediegenen Goldes, welches am Ural gefunden worden iſt. Das Gewicht des Originals beträgt beinahe einen Viertelszentner. Es wird bei dem Cadettencorps in St. Petersburg aufbewahrt. — Ein Herr Profeſſor von Engelhardt zu Dorpat hat auf Anordnung der Regierung jene Gegenden beſucht, und als ein recht wackerer ſinniger Geolog uns das Herkommen dieſes Schichten- und Bodengoldes aus der Verwitterung der daran ſtehenden Grundgebirge nachgewieſen. Die Erfüllung dieſes ſeit einigen Jahren gehegten Wunſches habe ich alſo auch noch erlebt, und dieſen blendend impoſanten

Fetiſch als Hausgötzen in einer Reiſekapelle aufzuſtellen die Freude gehabt.“ —

Mollweide. „Das Manifeſt(*) des närriſchen(**) Mollweide habe ich noch nicht geſehen. Es iſt ein ſteifer, dünkelhafter Geſelle. Aus dem, was er gegen Wünſch geſchrieben, konnte ich ihn genugſam kennen lernen. Vor mehreren Jahren ſchon ſchalt er auf dem Pädagogium zu Halle ein verſtändiges Kind in meiner Gegenwart recht tüchtig aus, das auf der Scheibe des Schwungrades Grau ſah, wo er wollte Weiß geſehen haben. [S. A. in Q. I. 137] Er iſt recht dazu gemacht den Newtoniſchen Unſinn aber- und abermals zu wiederholen.“(***) 6. Oct. 1810.

Newton. „An der Newtoniſchen Lehre iſt ſchon ſoviel verändert und hinzugeflickt worden; und doch meinen die Herren, ſie hätten noch die alte. Sie iſt ein wahrer Bettlersmantel, der ſchon aus den Flicken der vierten fünften Generation beſteht, den die Prorectoren umthun, und immer wieder Doctoren dieſer Bettlerfacultät creiren.“ — 11. Jan. 1806.

Seebeck. „Jetzt beſchäftigen mich die Seebeckiſchen entoptiſchen Farben ſehr lebhaft. Ich ſchreibe ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre als ein Tüpfchen aufs i(†) Da meine ganze Bemühung von jeher dahinauslief, 7. Nov. 1816.

(*) Prüfung der Farbenlehre des Herrn v. Goethe und Vertheidigung des Newtoniſchen Syſtems gegen denſelben; u. Darſtellung der optiſchen Irrthümer in des Herrn v. Göthe Farbenlehre u. ſ. w. ſind beide — nicht erſchienen!

(**) Schon ſein Vorname Brandanus iſt fabuloſen Andenkens und infauſten Omens; die ganze Polemik aber recht im Geiſte einer gewiſſen Zeit und Sekte, wenn man anders von etwas Geiſtloſem ſo reden kann.

(***) Gab es eine Zeit, wo man theologiſches Heu fraß, ſo mag eine andre phyſicaliſches digeriren.

(†) S. Werke Bd. I.V.

die Phänomene klar vorzuzeigen und ſie zu ſondern und nach ihrer Verwandtſchaft zu ordnen, ſo kommt mir jede neue Entdeckung zu paſſe, denn ſie fügt ſich an und füllt eine Lücke. Die Newtoniſche Optik, dieſer Miemac von Kraut und Rüben wird endlich einer gebildeten Welt auch ſo ekelhaft vorkommen, wie mir jetzt." —

15. Juli 1831. **Seelus.** „Eines Durchreiſenden muß ich gedenken, der an ſkelettirten Pflanzenblättern das noch nie Geſehene vorweiſt, indem er die mittlere Rippe zugleich mit der abgelöſten obern und untern Epiderm, welche bei dem Skelettiren gewöhnlich durch Fäulniß verloren gehen, zuſammen vorweiſt. Seine Präparate von ſkelettirten Blättern und Früchten verdienen geſehen zu werden." —

1. Auguſt 1822. **v. Sternberg.** (Caspar) Graf. — „Ich darf wohl ſagen, daß mir, ſeit ich dem Grafen von Reinhardt in Carlsbad begegnete, mir kein ſolches Glück (als jetzt durch Grafen Caspar von Sternberg) wieder geworden."

„Wie wichtig es iſt, einen Mann von dieſen Jahren, von ſolcher menſchlichen, welt- und wiſſenſchaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mittheilung möglich zu finden, und durch wechſelſeitiges Empfangen und Geben des größten Vortheils gewinnen. Sollte man wünſchen ihn früher gekannt zu haben, ſo läßt ſich erwiedern: daß, wenn zwei Reiſende aus zwei entfernten Weltgegenden nach einem Punkte ſtrebend, auf demſelben zuſammentreffen, um nun ihren Erwerb zu vergleichen und das einſeitig Gewonnene wohlwollend auszutauſchen; ſo iſt es vortheilhafter, als wenn ſie die Reiſe zuſammen antreten und zuſammen vollendet hätten." [Vgl. oben S. 369 unten.] „Er iſt aus einer Zeit, wo ſich Ausſichten hervorthaten, Geſinnungen entwickelten,

„Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen, doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreyen; laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien; ſie ſtarb weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie, und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege; gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder; halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach, und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand, und weinte

Studien beſondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich ſelbſt bekenne. Eine ſolche Annäherung iſt mir doch unendlich werth (weil eine neue Generation unter andern Bedingungen geboren, zu andern Zuſtänden erzogen, durch Verdienſt und Unverdienſt von der ältern abſteht) und ſo waren wir denn zwei Wochen beiſammen, wo tauſendfältiges zur Sprache kam. — In gar manchem Kapitel habe ich durch ihn ſehr ſchöne Nachweiſungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgeſetztes thätiges Verhältniß wird beiden Theilen zu Nutzen und Frommen gereichen.“ —

Werner. (Bergrath). „Es muß uns ſeltſam ſcheinen, 27. Feb. 1816.
wenn der treffliche und hochverdiente Werner in einem ganz empiriſchen Wiſſen, eine Abtheilung vorzüglich empiriſch nennt. Ein jedes Mineralien-Cabinett iſt eigentlich empiriſcher als das Vorkommen der Mineralien: denn dieſes deutet doch auf eine ungeheure Natururſache, die wir zwar nicht kennen, aber doch vermuthen und ahnen. Jenes iſt eine künſtliche Zuſammenſtellung zerſplitterter und vollſtändiger Naturproducte, nach beliebigen Grundſätzen, wie ſie dem einen und dem andern Forſcher gemäßer ſind.“ —

— „In Mineralogicis und Geologicis haben uns Leon- 17. Sept. 1817.
hard und Conſorten ganz unglaublich gefördert. Mir gereicht es zur großen Beihülfe, da ich endlich gern das ausſprechen möchte, was mir im Kragen ſitzt. Wunderlicherweiſe iſt mir Werner zu früh geſtorben. Denn wenn ich mich als ſeinen Gegner erkläre, ſo könnte man glauben, ich träte auf die Seite der Freiberger. Glücklicherweiſe hat er ſchon längſt ganz unbewunden erklärt: „ich hätte ihm meine Meinung über Carlsbad und andre ähnliche Gegenſtände weitläuftig mitgetheilt; er könnte aber keineswegs mit mir übereinkom-

men.“ Daſſelbe hat er mir nach ſeiner höflichen Art ſchon längſt ins Geſicht geſagt und die ſtille Kriegserklärung(*) [pag. VI. zur Naturw. überh. Bd. I. Heft I.] war gedruckt 30. Juni 1817. ſchon vor ſeinem Tode. Wir wollen alſo ohne weiteres Bedenken unſern Weg gehen.“

V. Philoſophen.

13. Feb. 1812. **Bréguet.** „Breguet's Memoire(**) war mir ſehr merkwürdig, da ich ſelbſt wieder in ſolchen hyperphyſiſchen Betrachtungen ſtack. Es weht eine gewiſſe deutſche Luft darin, und wie ſollte nicht, bei ſo mannichfaltiger Communication, Einiges, oder vielmehr das eigentlich Tüchtige und Zulängliche was wir beſitzen, hinüberdringen und wirken? Es würde mich zu weit führen, auch nur einigermaßen darüber zu ſprechen, doch iſt es merkwürdig, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich Alles mehr begeiſtet und belebt, Eins ins Andre greift und Keins ohne das Andre bleiben will. Von Spinoza, der das Ganze aus Gedanke und Ausdehnung bildet, bis zu dieſem Freunde, der es durch Bewegung und Willen hervorbringt, welche hübſche Filiation

---

(*) „Dem Verſtändigen, auf das Beſondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden iſt gewiſſermaßen das zur Laſt, was aus einer Idee kommt und auf ſie zurückführt. Er iſt in ſeinem Labyrinth auf eine eigene Weiſe zu Hauſe, ohne daß er ſich um einen Faden bekümmerte der ſchneller durch und durch führte; und ſolchem ſcheint ein Metall, das nicht ausgemünzt iſt, nicht aufgezählt werden kann, ein läſtiger Beſitz; da hingegen der, der ſich auf höherem Standpunkte befindet, gar leicht das Einzelne verachtet, und dasjenige, was nur geſondert ein Leben hat in eine tödtende Allgemeinheit zuſammenreißt.“ [Jena 1807 geſchrieben.]

(**) Essai sur la force animale et sur le principe de mouvement volontaire. Paris 1811. 4.

und Steigerung der Denkweiſen würde ſich aufzeichnen laſſen! Ich breche ab, um mich nicht weiter in dieſes Labyrinth einzulaſſen, in welchem man eigentlich nur an ſeinem eigenen Faden, von einem geliebten Knaul abzuwinden, ſich aus und einfinden kann.“ —

23. Jan. 1811. **De Gerando.** „Ich habe des Herrn De Gerando histoire comparée des Systèmes de Philosophie geleſen(*) und mich dabei meines Lebens und Denkens von Jugend auf erinnert. Denn die ſämmtlichen möglichen Meinungen gehen uns doch nachundnach theils hiſtoriſch, theils productiv durch den Kopf. Bei Leſung dieſes Werkes begriff ich aufs Neue, was der Verfaſſer auch ſehr deutlich ausſpricht, daß die verſchiedenen Denkweiſen in der Verſchiedenheit der Menſchen gegründet ſind, und ebendeshalb keine durchgehende gleichförmige Ueberzeugung möglich iſt. Wenn man nur weiß, auf welcher Seite man ſteht, und wo man auf dieſer Seite ſteht, ſo hat man ſchon genug gethan; man iſt alsdann ruhig gegen ſich und billig gegen Andere. Uebrigens muß man doch geſtehen, daß ein Franzoſe, wenn er einmal vermitteln will, ein ſehr bequemes Organ in ſeiner Sprache findet. Ich habe mich doch bei gewiſſen Stellen gewundert, wie nahe er an uns Deutſche herantritt, ſelbſt da, wo ihm unſere Denkweiſe nicht gemäß iſt.“ —

30. Aug. 1799. **Fichte.** „Was Fichten betrifft, ſo thut mir's immer leid, daß wir ihn verlieren mußten, und daß ſeine thörige Anmaßung ihn aus einer Exiſtenz hinauswarf, die er auf dem weiten Erdenrund, ſo ſonderbar auch dieſe Hyper-

---

(*) In der erſten Edition von 1804. Die zweite verbeſſerte und vermehrte iſt von 1822.

bei klingen mag, nicht wieder finden wird. Je älter man wird, jemehr ſchätzt man Naturgaben, weil ſie durch Nichts können angeſchafft werden. Er iſt gewiß einer der vorzüglichſten Köpfe, aber, wie ich ſelbſt fürchte, für ſich und die Welt verloren. Seine jetzige Lage muß ihm zu ſeinen übrigen Fratzen noch Bitterkeit zufügen. Uebrigens iſt es, ſo klein die Sache ſcheint, ein Glück, daß die Höfe in einer Angelegenheit, wo eine unverſchämte Präoccupation(*) wie man weiß, ſo weit ging, einen Schritt thun konnten, der, wenn er von der einen Seite gebilligt wird, von der andern nicht getadelt werden kann. Und ich, für meine Perſon, geſtehe gern, daß ich gegen meinen eigenen Sohn votiren würde, wenn er ſich gegen ein Gouvernement eine ſolche Sprache erlaubte.“ —

14. Nov. 1827. **Hegel.** „Hegel's Gegenwart zugleich mit Zelter war mir von groſſer Bedeutung und Erquickung. Die Unterhaltung mit dem Erſten mußte den Wunſch erregen, längere Zeit mit ihm zuſammenzubleiben. Denn was bei gedruckten Mittheilungen eines ſolchen Mannes uns unklar und abſtrus erſcheint, weil wir ſolches nicht unmittelbar unſerm Bedürfniß aneignen können, das wird in lebendigem Geſpräch alſobald unſer Eigenthum, weil wir gewahr werden, daß wir in den Grundgedanken und Geſinnungen mit ihm übereinſtimmen, und man alſo in beiderſeitigem Entwickeln und Aufſchlieſſen ſich gar wohl annähern und vereinigen könne. Ueberdieß habe ich mit ihm, in Anſehung der Chromatik, ein glücklich harmoniſches Verhältniß, da er ſchon in Nürnberg mit Sebecken zuſammenlebend und ſich verſtändigend, in

---

(*) S. G's. Werke Bd. XXXI. 154.

dieſe Behandlung thätig eingriff, und ihr immerfort von philoſophiſcher Seite her gewogen und mitwirkend blieb, welches denn auch ſogleich förderlich ward, indem man ſich über einige wichtige Punkte vollkommen aufklärte. Herr v. Henning lieſt indeß die Chromatik in meinem Sinne fort; freilich wird es noch eine Weile währen, bis man die Vortheile meiner Darſtellung allgemein einſieht und die Nachtheile des alten verrotteten Wortkrams mit Schaudern einſehen lernt.“ —

Jacobi und **Schelling.** „Ein Buch, welches mich erſchreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, iſt das von Schelling gegen Jacobi.(*) Nach der Art, wie der Letzte ſich in den ſogenannten „Göttlichen Dingen“ herausgelaſſen, konnte der Erſte freilich nicht ſchweigen, ob er gleich ſonſt zu den hartnäckigen Schweigern gehört. Wir andern die wir uns zur Schellingſchen Seite bekennen, müſſen finden, daß Jacobi ſehr ſchlecht wegkommt. Das Buch muß die Münchner Scandale, die ohnehin kaum erſt ein wenig beruhigt ſind, wieder aufs neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben und wollen ſehn, ob wir beim literariſchen Krieg Etwas gewinnen, was bei dem andern der Fall nicht ſeyn kann.“ 25. März 1812.

„Daß es mit Jacobi ſo enden werde und müſſe, habe ich lange vorausgeſehen, und habe unter ſeinem beſchränkten und doch immerfort regen Weſen ſelbſt genugſam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geiſt und Materie, Seele und Körper, Gedanken und Ausdehnung, oder — 8. April 1812.

(*) „Denkmal der Schrift von göttlichen Dingen des Herrn Fr. H. Jacobi und der ihm (Schelling) in derſelben gemachten Beſchuldigung eines abſichtlich täuſchenden, lügeredenden Atheismus.“ Tübingen 1812.

wie ein neuerer Franzos ſich ausdrückt — Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Univerſums waren, ſind und ſeyn werden, die beide gleiche Rechte für ſich fordern und deswegen beide zuſammen wohl als Stellvertreter Gottes angeſehen werden können, der hätte das Denken längſt aufgeben und auf gemeinen Weltklatſch ſeine Tage verwenden ſollen. Wer ferner nicht dahin gekommen iſt, einzuſehen, daß wir Menſchen einſeitig verfahren und verfahren müſſen, daß aber unſer einſeitiges Verfahren blos dahin gerichtet ſeyn ſoll, von unſerer Seite her in die andre Seite einzudringen und ſelbſt bei unſern Antipoden wieder aufrecht auf unſere Füße zu Tage zu kommen, der ſollte einen ſo hohen Ton nicht anſtimmen. Aber dieſer iſt leider gerade die Folge von jener Beſchränktheit. Und was das gute Herz, die trefflichen Charactere betrifft, ſo ſage ich nur ſoviel: Wir handeln eigentlich nur gut, inſofern wir mit uns ſelbſt bekannt ſind(*); Dunkelheit über uns ſelbſt läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und ſo iſt es denn ſoviel als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Böſen hin, wenn er unbedingt iſt, zum Schlechten, ohne daß man gerade ſagen könnte, daß der Menſch der ſchlecht handelt, gerade ſchlecht ſey.“ —

„Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken; wie ebendieſer Freund, unter fortdauernden Proteſtationen von Liebe und Neigung, meine redlichſten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgeſtumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das ſoviele Jahre ertragen: denn — „Gott iſt gerecht!“ — ſagte der Perſiſche Geſandte — und jetzo werde ich

---

(*) L'ame n'est jamais forte que lorsqu'elle est éclairée, it. Quiconque veut être vertueux doit tâcher d'être éclairé.

ſeinen Jammer mich freilich nicht ſehr anfechten laſſen. Sind doch auch in dem ungöttlichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine beſten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und Kunſt ſich beziehenden Aufſätzen und Schriften ſeit vielen Jahren bekennt und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfaſſers an mich, und was dergleichen Dinge mehr ſind!“ —

Kant. „Der alte Kant hat ſich — Gott ſey Dank! — endlich über die Herren auch ereifert, und hat einen ganz allerliebſten Aufſatz: über die vornehme Art zu philoſophiren, in die Berliner Monatsſchrift (Mai 1796) ſetzen laſſen. Er hat Niemand genannt, aber die philoſophiſchen Herren Ariſtocraten recht deutlich bezeichnet. Ich hoffe, wir ſollen uns bei unſerm böſen Ruf erhalten und ihnen mit unſerer Oppoſition noch manchen böſen Tag machen. Sie haben zwar eine Menge für ſich, aber es wird ihnen doch immer weh, wenn man auf ihre Schattengötzen auch nur mit der Laterne zugeht. Und dann iſt es das Luſtigſte, daß, wie bei andern Parteiverhältniſſen, die Familien unter ſich nicht einig ſind, und ehe man ſich's verſieht, einmal ein Sohn oder eine Tochter ſich zu unſerm Credo herüberneigt.“ —

VI. Regenten und Staatsmänner.

Carl X. „Carl X. und ſeine Miniſter waren verloren, 27. Feb.
als ſie beim Antritt ſeiner Regierung die Preſſe freigaben. 1831.

Probire doch einmal Holland und die Niederlande die Freiheit der Meereswogen und Bergſtröme zu proclamiren!“ (*)

11. Juni 1809. **Cortez.** „Cortez's ähnliches Verhältniß zu den Wilden, wie Napoleon's zu uns. Ein minimum iſt's, was bei gleichen Schaalen den Ausſchlag giebt.“

25. Oct. 1788. **Friedrich II.** „Den erſten Band der hinterlaſſenen Werke des großen Alten habe ich geleſen. Es iſt doch was Einziges um dieſen Menſchen.“ (**)

„Was Friedrich II. ſo durchgreifend, imposant, gewinnend machte, hatte er doch von den Franzoſen gelernt.“

3. Decbr. 1781. **Joſeph II.** „Von dem Kaiſer denke ich auch wie Du. Wenn ihm das Glück will und ihn ſein Genius nicht verläßt, ſo iſt er gemacht. Viel ohne Schwertſtreich zu erobern.“

29. Sept. 1831. **Lykurg.** „Ich las den Lykurg in Plutarch's Biographien und verwunderte mich, wie man einem ſolchen ganz

---

(*) Ähnlich ſagte Lykurg zu einem, der eine Demokratie im Staate eingeführt haben wollte: „Er möchte doch zuerſt in ſeinem eigenen Hauſe eine Demokratie einführen!“ Plutarch Lakon. Apophthegmen.

(**) Vergl. was v. Dohm in ſeinen Denkwürdigkeiten ſagt S. 271: „Was Friedrichen ſo groß und einzig gemacht hat, iſt, daß er jede bedeutende Sache, die er unternahm, ſo eifrig, ſo thätig betrieb, als wenn ſie die alleinige wäre, die ihn beſchäftigte, und als hätte er noch nie was Anderes zu Stande gebracht.“ — Auf ſeinen errungenen Lorbeeren auszuruhen, wie man G'n. zugemuthet hätte, wenn man ihm keine ſpätern Beſchäftigungen laſſen will, war G'n. ſo wenig möglich als Friedrich II., von welchem v. Dohm bemerkt, daß ihm unthätige Ruhe nie Genuß gewesen; er hatte auch nur keine andere als Gutes verbreitende Thätigkeit gekannt. — Und ſo war's auch mit G. Wie Fr. II. das Werk der Geſetzgebung mit ſo raſtloſem Eifer, mit ſo innigem Intereſſe betrieb, als wenn er noch nichts anderes Gutes in ſeinem Leben gethan hätte — ſo kann man es von G'n. ſagen bei jeder eigenen Thätigkeit, die er jedesmal ſo rührig betrieb, als wenn er keine andere kennte. S. eben Bd. 1, S. 187.

unwahrſcheinlichen Mährchen einigen Glauben habe ſchenken können.(*)"

„Abends las ich die Biographie Solon's. Das ſieht nun freilich ſchon menſchlich-hiſtoriſcher aus und iſt ſogar naturgemäß grandios, daß einer zeitlebens will, die Menſchen ſollen ſich unter einander regieren, und muß zuletzt noch Cabinetsrath eines Despoten werden, mit dem er von Jugend auf rivaliſirte, und das, um in ſeinem alten hohen Sinn nur einiges Gute zu bewirken!" —

Montesquieu. „Die ganze Geſchichte unſerer Zeit ſteht buchſtäblich in ſeinem Werke. So finden die Aerzte ſchon im Hippocrates diejenigen Krankheiten genau beſchrieben, an denen ſie ihre Patienten immerfort ſterben laſſen." — 28. Aug. 1807.

(*) Schon früher hielt Göthe die ſpartaniſche Verfaſſung als ein Werk des Lykurg, für ein Mährchen, und wünſchte Niebuhr möchte es unterſuchen, wie er es mit der römiſchen Geſchichte gethan.

IX. Goethe's Tiſchreden.

Wer ſie alle hätte aufſchreiben können, würde nicht nur etwas Intereſſanteres zu liefern haben als, z. B. Luther's ſogenannte Tiſchreden — welches freilich nicht viel heißen würde — ſondern Etwas, worin Göthe vielleicht mehr Göthe erſchiene, als in dem, was Er ſelbſt über ſich ſonſt in Druck gegeben. Wir wiſſen ja nicht was Andern an uns am intereſſanteſten ſeyn könnte.

Denn nicht nur daß er ſich in ſolchem Falle ganz unbefangen und rein natürlich darbot, ſo war auch was er ſagte, nur improviſirt, naiv, derb, tüchtig, comiſch, apophthegmatiſch, epigrammatiſch, humoriſtiſch und meiſtens ſeine conſtante Meinung. Nur manchmal waren es abſichtliche oder hypochondriſche Paradoxien.

Um jedoch keine Fehlerwartung durch das hier Mitgetheilte zu verſchulden, muß ich ſogleich ſagen, daß es freilich nur das minimum von dem iſt, was ich hätte aufzeichnen können, ja ſogar von dem, was ich wirklich aufgezeichnet habe. Allein mein Herz war zu voll. „Alles auf der Stelle wieder zu erzählen auch nur für ſich, macht den Werth der Dinge zur Hälfte für uns verloren." Ich konnte und mochte nicht jede geiſtreiche Unterhaltung mit ihm auf der Stelle zu Papier bringen; ich fürchdie bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern, und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schickſale der Edlen; fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete, ſich zu erhohlen, und bath ihn ſchluchzend, fortzufahren; bath mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten; er hob das Blatt auf, und las halb gebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich ſah in meiner Schönheit, rings um wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden.“ —

tete faſt, ſie möchte ſchon im Niederſchreiben ſich verändern, ich glaubte ſie im Gedächtniß treuer zu bewahren, als auf dem Papier. Und vollends ſie für künftige Leſer zu fixiren, ſchien mir zunächſt ein Misbrauch ſeines Vertrauens, ein Verrath an dem was er nicht bekannt, wenigſtens nicht allgemeiner verbreitet wiſſen wollte. Auch konnte ich mir nicht denken, daß ich jemals in den Fall kommen würde, dieſe Reden an ſeiner Statt auszuſprechen. Er ſollte, hoffte ich, mich überleben; Er ſollte ſie wenigſtens ſelber, bei den vielen Vorſätzen die er hatte, zu Papier bringen, und ſo ſtellte ich ihm die unmittelbar nach ſeinen Worten aufgeſchriebenen Bemerkungen wiederum zu, als er ſeine Maximen und Reflexionen redigirte, und er nahm mit Dank auf, was doch nur ſein Eigenthum war. Wenn daher einige der nachfolgenden bereits im XLIX. Bande ſeiner Werke ſich vorfinden ſollten, ſo ſind ſie nicht von dorther entnommen, ſondern die urſprüngliche Faſſung, die manchmal deutlicher ſeyn dürfte als das Recipirte, indem er auch hier die Spitze abzubrechen liebte, oder ins Allgemeine ſpielte, was einen concreten Urſprung hatte.

Nun, da das Schickſal es anders gewollt hat, und ich Ihn zu überleben auserſehen ward, ſo will ich das Peculium das ich mir bei ſeinen Lebzeiten geſammelt, als ein Legat von ihm anſehen, es zu ſeiner Ehre verwenden, und mich damit tröſten und entſchuldigen, daß wir auch den Göttern nichts Anderes zu bringen vermögen, als ſie ſelbſt uns zuvor gegeben haben.

Aus den erſten Jahren 1803 — 1805 habe ich leider keine wörtlichen Aufzeichnungen, ſondern ſchon mit meinem Räſonnement vermiſchte größere oder kleinere Aufſätze, die ich nicht für G's. authentiſche Gedanken ausgeben kann und darf, und ſo mögen denn die nächſten den ſichern Anfang machen. —

1. März 1808. „Für eine chemiſche Geſellſchaft wäre ein gutes Motto und Emblem, die Stelle im Homer vom Menelaus und Proteus. [Odyſſee IV, 450 ff]. Proteus kann für ein Symbol der Natur, Menelaus für ein Symbol der naturforſchenden und naturzwingenden Geſellſchaft gelten."

Ein andermal ſagte Göthe: „Er hätte den Einfall gehabt auf die Mineralogen, zu der Zeit wo ſie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine ſchlugen, ein Bild zeichnen zu laſſen, wo ihrer **Zwei** von entgegengeſetzten Seiten an **einen** Felſen kämen und daran ſchlügen. Der Felſen ſpränge und nun erblickten ſich die Herren ſtaunend und grimaſſirend." — Er erzählte dieß mit ſeinem gewöhnlichen humoriſtiſchen Tone und der kleinen Andeutung von Geſt, die er in ſolchen Fällen ſich erlaubte.

1. Mai 1808. — „Mit den Dresdenern habe ich gleich gebrochen: denn obgleich ich **Adam Müller** ſehr ſchätze und von **Kleiſt** kein gemeines Talent iſt; ſo merkte ich doch nur allzugeſchwind, daß ihr Phoebus(*) in eine Art von Phöbus übergehen würde; und es iſt ein probates Sprichwort, das man nur nicht oft genung vor Augen hat: **der erſte Undank iſt beſſer als der letzte.**"

21. Oct. 1808. — „Alle unſere Erkenntniß iſt ſymboliſch. Eins iſt das Symbol vom andern. Die magnetiſche Erſcheinung Symbol der electriſchen, zugleich daſſelbe und zugleich ein Symbol

---

(*) **Phöbus**: ein Journal für die Kunſt ꝛc. Dresden 1808.

der andern, ebenſo die Farben durch ihre Polarität ſymboliſch für die Pole der Electricität und des Magnets. Und ſo iſt die Wiſſenſchaft ein künſtliches Leben, aus Thatſache, Symbol, Gleichniß wunderbar zuſammengefloſſen.“ —

Ich hatte das immer geahndet und nur das Wort nicht dafür gewußt. Die erſte Anregung bekam ich durch die Sprache, welche auch nur ſymboliſch verfährt, indem ſie Eins durch das Andere wiedergiebt.

16. Jan. 1806. „Der Menſch, wenn er wider Willen von einer Maxime, Art zu ſeyn oder zu handeln, laſſen ſoll und zur entgegengeſetzten, bisher von ihm gehaßten übergehen, muß erſt von dieſer einigen ſichtlichen Vortheil, der den Schaden durch den Verluſt jener überwiegt, erhalten haben, ehe er ihr ganz von Herzen beitritt und mit ihr Eins wird.“

30. Juni 1806. Als wir auf der Reiſe nach Franzenbrunn in Aſch übernachten mußten und daſelbſt die Huſſiten vor Naumburg in einer Scheune gegeben wurden, wovon wir Spaßes halber einen Act mitanſahen, ſagte G.: „Er könne mit Recht hier anwenden: „Und hätt' ich Flügel der Morgenröthe und flög' an die äußerſten Enden der Erde, ſo würde ſeine (K's.) Hand mich doch treffen u. ſ. w. — Uebrigens ſey K. ein vortrefflicher Mann; was für eine Menge Menſchen er abſpeiſe, die wie hungrige Raben auf ihn warteten!“

26. Nov. 1806. „Daß der Menſch, zu Behauptung ſeiner Freiheit, den Gegenſatz des Gegebenen ſelbſt hervorruft, dieſe Erſcheinung zeigt ſich auch im Phyſiſchen, wo das Auge den Gegenſatz einer gegebenen Farbe ſelbſt hervorbringt, und mit dem Ge-

gebenen und dem ſelbſt Hervorgebrachten die Totalität abſchließt." —

Alle Einrede, Widerſpruch, *ἕτερος λόγος* beruht darauf.(*)

---

16. Dec. 1806. Göthe bemerkte, „daß, da er nach Gall die Gabe habe, ſich nur gleichnißweiſe auszudrücken [XXV, S. 366], er nun auch das Verhältniß der Newtoniſchen Lehre zu ſeiner und der frühern in einem Gleichniß darſtellen wolle. Er habe dieſes gefunden in den verſchiedenen aſtronomiſchen Syſtemen. Das Newtoniſche verhalte ſich zu dem neuſten ſeinen, wie das Tychodebrahiſche zu dem Copernicaniſchen."

---

27. Feb. 1807. — „Es iſt ganz einerlei auf welcher Seite ihr zu Grunde geht, auf der activen oder paſſiven" erwiederte G. ſcherzhaft auf die Bemerkung, daß ein kleiner, zeither wilder vorwitziger Knabe auf einmal wie geknickt und umgekehrt erſcheine, ohne krank zu ſeyn, ſodaß man ihn nicht wiedererkenne. Die Bemerkung, ſo mephiſtopheliſch ſie klingt, iſt dennoch wahr: denn auf irgend eine Weiſe geht ein jeder zu Grunde.

---

1. März 1807. „Kotzebue ſey wie ein Pagliaſſo: Wenn er die Leute auf dem Drahte tanzen ſieht, ſo ſagt er: „Was iſt denn das weiter? das kann ich auch (nämlich auf dem Erdboden).

(*) Das Geſetz erzeugt erſt die Uebertretung d. h. ruft ſie hervor. Wenn ich Etwas thun oder nicht thun ſoll, ſo muß ich beides auch nicht thun, oder doch thun können. Kaiſer Joſeph II. bemerkte daher gegen den Churfürſten von Trier, daß ohne ein ſolches Verbot, wir alle noch unſchuldig im Paradieſe herumlaufen würden. S. deſſen Leben von Großhoffinger, Bd. IV, S. 181.

Was ſoll denn das dort heißen, warum nicht hier? Das kann Ich und noch dazu .... Das macht mir einmal nach auf eurem Drahte!“ —

Mai 1807. — „Die Arzneikunde iſt Viel mehr politiſch als ein Anderes. Man muß auf die Krankheit losgehen, wie auf einen großen Herrn oder ein hübſches Mädchen, die man be— will, wie ein Diplomat den andern durch einen Pfiff, um ihr etwas abzugewinnen. Nur en tant daß er pfiffig iſt, iſt einer ein guter Arzt.“

---

19. Mai 1807. Als die Rede davon war, daß Napoleon ſeinen Soldaten den Sold vorenthalte, ſagte G.: „da alle Welt über den Egoismus der jetzt herrſche Klagen führe, ſo ſey N. gekommen, die Menſchen uneigennützig zu machen.“

---

25. Mai 1807. Chromatiſche Betrachtungen und Gleichniſſe.

— „Lieben und Haſſen, Hoffen und Fürchten ſind auch nur differente Zuſtände unſers trüben Innern, durch welches der Geiſt entweder nach der Licht- oder nach der Schattenſeite hinſieht. Blicken wir durch dieſe trübe organiſche Umgebung nach dem Lichte hin, ſo lieben und hoffen wir, blicken wir nach dem Finſtern, ſo haſſen und fürchten wir. Beide Seiten haben ihr Anziehendes und Reizendes, für manche Menſchen ſogar die traurige mehr als die heitere. Dieſe Vergleichungen ließen ſich auf eine anmuthige Weiſe noch weiter fortſetzen.“

---

27. Mai 1807. Wir laſen in Zinckgräf's Apophthegmen und G. wendete eine Sentenz ſogleich an, indem er ſagte: „Napoleon

habe die **Tugend** geſucht, und als er die nicht funden, die Macht bekommen.“

— „Daß die Pfaffen ſo dumm geweſen, ſich ein ſolches Beſitzthum, wie ein Bad, ein Geſundbrunnen iſt, entgehen zu laſſen, und keine Anlagen und Anſtalten für Wunderkuren damit zu verbinden, wie bei dem Teich Betheſda. — “(*)

„Die Naturlehre war damals völlig getrennt von der Idee. Das Ideale war blos geiſtlich, chriſtlich, und in der Natur glaubte man ſeyen Zauberer, Gnomen, die alle unter dem Teufel ſtanden. Die Welt gehörte dem Teufel an, ſelbſt bis auf Luther.“

---

6. Juni 1807. — „Man muß nicht auf die Sachen böſe werden: denn das thut den Sachen ganz und gar nichts,“ ſagt **Marc Aurel**. — „Alſo indigniren die Menſchen mich dann und wann wohl; aber die Sachen finden mich immer entſchloſſen.“

---

1. Juli 1807. Als ich in **Ellnbogen** Einiges gezeichnet hatte, rieth er mir **Everdingens** Sachen zu ſtudiren, weil ich das **Aperçu** der **Silhouette** habe.

---

8. Juli 1807. — „Die Kunſt ſtellt eigentlich nicht Begriffe dar, aber die Art wie ſie darſtellt, iſt ein Begreifen, ein Zuſammenfaſſen des Gemeinſamen und Characteriſtiſchen, d. h. der Styl.“

(*) Ja ſie wohl gar als giftig in Verruf zu bringen, wie ein berühmter Arzt die Quelle von Pyrmont zur Zeit ihrer größten Frequenz im 16. Jahrhundert. S. **Menke**: Pyrmont und ſeine Umgebungen. S. 242.

10. Juli 1807. — „Die Götter haben im menſchlichen Körper eine unmögliche Syntheſe geleiſtet: das Thier und den Menſchen zu verbinden. Die Eingeweide kommen alle übereinander zu ſtehen, da ſie bei den Thieren hängen, in der Wampe. Sie hätten auch den Vogeltypus nehmen können: dann — ſcherzte er — legten die Weiber Eier und brüteten ſie aus; dann u. ſ. w.

24. Juli 1807. — „Die Stoiſche Philoſophie iſt, wie ich ſchon ſonſt bemerkte, eine Philoſophie für die Armen, nämlich beruhend auf dem Abweiſen des Objects als in nostrâ potestate non situm.“

24. Juli 1807. Ebenſo muß man ſagen, daß vielmehr alle Philoſophie für die Armen iſt, indem es ihnen darum zu thun ſeyn muß, weil ſie der Mannichfaltigkeit des Genuſſes entbehren, geſchwind das Identiſche und Gemeinſame in allen zu erfahren, das Leben wenigſtens zu erkennen, da ſie es nicht practiſch durchführen mögen.

Der Fichtianismus iſt ein moderner Stoicismus vis à vis der Moral; ſonſt, in Abſicht auf Ideen, ein Platonismus.

Jetzt nach 30 Jahren geht mir wieder bei, daß ſchon Apollonius von Tyana ſagte: „Wenn du arm biſt, ſey ein Mann, wenn reich, ein Menſch.“ —

8. Aug. 1807. — „Es ſind zwei Formeln, in denen ſich die ſämmtliche Oppoſition gegen Napoleon befaſſen und ausſprechen läßt, nämlich Afterredung (aus Beſſerwiſſenwollen) und Hypochondrie.“

2. Aug. 1807. Ueber Tiſch. „Betrachtungen über die Natur, welche, immer dieſelbe, zu verſchiedenen Sinnen anders rede. Die Farbe iſt fürs Auge, aber ſie iſt nicht blos fürs Auge. Das Blaue z. B. iſt Etwas, kein bloßer Name, es iſt ein Chemiſches, es beruht auf der Natur des Körpers. Daher die Farben auch zu fühlen ſeyn müſſen ꝛc.“

8. Aug. 1807. — „Wenn ein Weib einmal vom rechten Wege ab iſt, dann geht es auch blind und rückſichtslos auf dem böſen fort; und der Mann iſt Nichts dagegen, wenn er auf böſen Wegen wandelt. Denn er hat immer noch eine Art von Gewiſſen. Bei ihr aber wirkt dann die bloße Natur.“

28. Aug. 1807. — „Der böſe Wille, der den Ruf eines bedeutenden Mannes gern vernichten möchte, bringt ſehr oft das Entgegengeſetzte hervor. Er macht die Welt aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit, und da die Welt, wonicht gerecht, doch wenigſtens gleichgültig iſt; ſo läßt ſie ſich's gefallen, nachundnach die guten Eigenſchaften desjenigen gewahr zu werden, den man ihr auf das ſchlimmſte zu zeigen Luſt hatte. Ja es iſt ſogar im Publicum ein Geiſt des Widerſpruchs, der ſich dem Tadel wie dem Lobe entgegenſetzt, und im Ganzen braucht man nur nach Möglichkeit zu ſeyn, um gelegentlich zu ſeinem Vortheil zu erſcheinen; wobei es dann hauptſächlich darauf ankommt, daß die Augenblicke nicht allzukritiſch werden, und der böſe Wille nicht die Oberhand habe, zur Zeit wo er vernichten kann.“

3. Sept. 1807. — „Geſpräch über Einrichtungen des Lebens und Verfahrens bei jetzigen politiſchen Umſtänden, was ein junger

Menſch zu thun habe. Es iſt weiter nichts als das geſellſchaftliche Betragen, ausgedehnt auf eine größere Geſellſchaft, auf Franzoſen u. ſ. w."

7. Oct. 1807. Bei Gelegenheit von Görre's dummem Urtheil, über G. und daß Tieck, Runge und Jean Paul die einzigen Dichter ſeyen:

„So lieb' ich ſie aber," ſagte G.

Noch ward bemerkt, daß einzelne Menſchen einzelne Organe conſtituiren und ausmachen, Gehör, Auge, Verſtand, Gedächtniß u. ſ. w.

24. Nov. 1807. G's. Aperçu über die Alchymiſten, welche die drei Ideen: Gott, Tugend und Unſterblichkeit in der Empirie darſtellen wollen, durch den Stein der Weiſen (als die prima materia) nämlich vis à vis von

Gott, Tugend, Unſterblichkeit
Gold, Geſundheit, ewiges Leben

als die Allmacht, Sana mens, in corpore sano.

26. Nov. 1807. G's. Vorſchlag (wahrſcheinlich ſcherzhaft) die Weiber in gewiſſen Fächern des Finanz- und Kammerweſens zu brauchen, wurde von mir verworfen. Ich wußte wohl warum? Uebrigens hat Er nicht Unrecht. Aufs Requiriren verſtehen ſie ſich vortrefflich, wie G. in ſeiner Campagne von den Soldatenweibern erzählt; und Friedrich II. wußte es auch und provocirte darauf im einjährigen Kriege. S. v. Dohm's Denkwürdigkeiten meiner Zeit. Bd. I, S. 135.

28. Nov. 1807. Ob Chriſtus ſein Abendmahl ſelbſt mitgenoſſen, war eines Abends bei Knebel die Frage. Ich wußte im Augen-

blick nicht zu ſagen, wie man in der chriſtlichen Kirche ſich die Sache vorſtelle, da ſie allerdings ein ſcholaſtiſches Aporem zu begründen ſcheint. Kürzlich las ich, daß auf einem Kelch in Hildesheim zu leſen ſey: **Rex sedit in Coena, turbâ cinctus duodenâ Se tenet in manibus Se cibat ipse cibus.** S. Hildesheimer Liederkranz, S. 25. u. 122.

1.Feb. 1808. Als man ihn einen göttlichen Mann nannte, ſagte er: „Ich habe den Teufel vom Göttlichen! Was hilft's mir, daß man mir nachſagt: das iſt ein göttlicher Mann, wenn man nur nach eigenem Willen thut und mich hintergeht (*) Göttlich heißt den Leuten nur der, der ſie gewähren läßt, wie ein Jeder Luſt hat."

Er drückte dieß ein andermal auch ſo aus: „Man hält Niemanden für einen Gott, als daß man gegen ſeine Geſetze handeln will; weil man ihn zu betrügen hofft; weil er ſich was gefallen läßt; weil er entweder von ſeiner Abſolutheit ſoviel nachläßt, daß man auch abſolut ſeyn kann." Und kürzer ſo: „Ich bin Gott darinn ähnlich, daß er immer geſchehen läßt, was er nicht will." Zuletzt in einer Xenie:

„Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt." [II. Bd. 259.]

26.Feb. 1808. Von der Deutlichkeit über andre Menſchen, ihre Geſinnungen, was ſie thun wollen und können. Alles beruhe darauf, und daraus entſtehe die Furchtloſigkeit. Vergl. Bd. XLIX, 43.

(*) Es waren beim Theater Eigenmächtigkeiten vorgefallen, worüber man ihn mit jener Schmeichelei begütigen wollte.

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, druckte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternde, ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich abwendend: Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letztemahl, Werther! Sie ſehen mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer, und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht, ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapeh, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt

26. Febr. 1808. „In der Welt kommt es nicht darauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man in jedem Augenblicke klüger ſey als der vor uns ſteht, und Niemand iſt in dieſem Falle als der ſein Handwerk, ſeine Kunſt aus dem Grunde verſteht. Der Vortheil alles Handelns und Wandelns ruht hierauf." Vergl. Bd. XLIX, 43. 44. wo nur die erſte Hälfte dieſer Bemerkung ſteht.

10. März 1808. Mittags lateiniſche Diſputa über G's. paradoxe Maxime: „alle öffentlichen Lehranſtalten in Deutſchland aufzuheben und den Lehrſubjecten freizugeben, Inſtitute, Penſionsanſtalten und dergleichen auf ihre Koſten zu errichten." —

Iſt ſo paradox nicht, indem jetzt die öffentlichen Lehranſtalten umgangen werden, nicht durch Winkelſchulen, ſondern durch eben ſolche Privatanſtalten, häuslichen Unterricht und dergleichen.

13. Aug. 1808. — „Es geht den Leuten oder uns mit den Wiſſenſchaften wie dem Zadig (von Voltaire) mit dem verlaufenen Hund und Pferde, das Jedermann an der Beſchreibung erkennt, aber keiner geſehen haben will."

„Ein ähnlicher Fall iſt, daß die Leute auch von dieſer oder jener Sache etwas wollen gehört oder geleſen haben, aber nicht angeben können, was und wo."

15. Oct. 1808. Auf Talma's Frage an G., ob der Werther nicht eine wahre Geſchichte ſey, half ſich G. durch ein treffliches Wort heraus; er ſagte: „von den intereſſirten Perſonen habe ſich

der eine gerettet, um die Geſchichte erzählen zu können, man wüßte ſonſt Nichts von ihr.“

---

5. März 1809. — „Den franzöſiſchen Edelmann, den ältern oder Ritter, zeichnet für mich am beſten der Graf von Foix. Die Deutſchen, als Götz, Frunsperg u. ſ. w. erſcheinen mir immer als Bürger und Philiſter dagegen.“

— „Sehr angenehm für mich iſt die Sitte der doppelten Namen, die ſonſt Jemand führte, wovon der eine gerade der gewöhnliche war, als Carteſius für Des Cartes, Parmeggianino für Mazzoli u. ſ. w. Wir haben die Sitte nur in Ekel-, Spitz- und Schimpfnamen.“

---

5. März 1809. — „Scepticism Kantiſcher, oder Criticism konnte nur aus den Religionsſecten entſtehen, aus dem Proteſtantism, wo Jeder ſich Recht gab und dem Andern nicht, ohne zu wiſſen, daß ſie Alle blos ſubjectiv urtheilten.“

5. März 1809. „Intentionelle Brezeln,“ nannte ich einmal beim Nachtiſch ſolche, die geholt werden ſollten und noch immer unterwegs blieben. Dieß brachte G'n. darauf, das auch intentionelles Geld zu nennen, das Napoleon den Jenenſern für die abgebrannten Häuſer angewieſen und doch gar nicht zu Rande und zu Stande kommen wollte.

---

5. März 1809. — „Beſtändiger Ernſt hat zum Vortheil, daß er dann und wann auch recht luſtig wird und ſo zu einem Gipfel kommt. Beſtändige Luſtigkeit kann dem Fall nicht entgehen, daß ſie auch manchmal in Verzweiflung und Miß-

muth geräth. — Eine ſtille ernſthafte Frau iſt übel daran mit einem luſtigen Mann. Ein ernſthafter Mann nicht ſo mit einer luſtigen Frau." (*)

— „Die Materie habe eben ſoviel Luſt zu verharren als ſich zu verändern, und auf dieſem Gleichgewicht beruhe die Möglichkeit der Welt, indem Gott nur mit Wenigem den Ausſchlag zu geben brauche." 23. März 1809.

— „Seine Schrift über die Farbenlehre komme ihm vor wie eine Purganz, die bei den Leuten das Innere rege mache. (Er nannte ſie, ich aber nicht, weil ſie noch leben.) Mitunter gehe dann auch ein Bandwurm ab." 1. April 1809.

„Die poetiſche Gerechtigkeit ſey eine Abſurdität. Das allein Tragiſche iſt das Injustum und Praematurum. Napoleon ſehe dieß ein und daß er ſelbſt das Fatum ſpiele." (Inhalt von G's. Unterredung mit Napoleon.) 11. März 1809.

— „Weiber ſcheinen keiner Idee fähig. Kommen mir ſämmtlich vor wie die Franzoſen.(**) Nehmen überhaupt von den Männen mehr als daß ſie geben." Vergl. XLIX, 82. 30. Mai 1809.

— „Ueber das Publicum in Bezug aufs Theater, und die Schriftſteller. Daß es hernach urtheilt, wozu es vor= 30. Mai 1809.

(*) Ich ſagte dazu: ſo dankt er Gott, daß Er nicht nöthig hat, luſtig zu ſeyn. Beiſpiele hatten wir in der Nähe.

(**) Falk hatte umgekehrt die Franzoſen die Weiber von Europa genannt.

der doch keinen Rath gegeben hat und geben kann, ſelbſt wenn der Autor ſie beiräthig machen wollte, adjuvante Deo.“

Sollen, Wollen, Können.

„Dieſe drei Dinge gehören in aller Kunſt zuſammen, damit Etwas gemacht werde. Häufig findet ſich im Leben nur Eins von dieſen Dreien, oder nur Zwei, als

Sollen und Wollen, aber nicht können;
Sollen und Können, aber nicht wollen;
Wollen und Können, aber nicht ſollen.
D. h. Es will einer was er ſoll, aber er kann's nicht machen;
Es kann einer was er ſoll, aber er will's nicht;
Es will und kann einer, aber er weiß nicht, was er ſoll.

Vergl. Schiller's Briefw. Nr. 243; it. Z. Nro. 483, it. Bd. IV, S. 361. und Bd. XLIX, 40.

---

9. Juni 1809. —„Ob ich gleich manchmal davon gehe, wie die Katze vom Taubenſchlage(*), ſo mag ich doch wo möglich nicht gern Jemand dadurch compromittirt wiſſen.“ ꝛc.

---

23. Juni 1809. „G's. Poeſien ſeyen gleichſam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zuſtände. Aus ſolchen Bälgen machen ſich die Leute nun Schuhe, Kleider u. ſ. w. und tragen ſie ab.“ — So hatte ſich eine kleine Schauſpielerin, des Schäfers Klage, und Amor als Schütz angeeignet und ſang es nun als hätte ſie's für ſich gemacht. — Er ſelbſt ſagte einmal ſeine Sachen wären nur Bruchſtücke aus ebe-

---

(*) Sein beliebtes und benöthigtes Incognito.

maligen Exiſtenzen, da einmal ein alter abgelegter Hut, ein paar Stiefeln und dergl."

28. Juni 1809. „Kotzebue ſey wie einer der auf dem Seile tanzt, es ſchnelle ihn empor und er betupfe es doch, das ſey nicht zu läugnen. Er betupfe doch das Publicum, wenn es ihn auch wieder fahren laſſe, und er komme immer wieder darauf zurück. Er habe ſich doch auf dem Seil erhalten von ſeinem erſten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancirſtange auf die Erde geſtoßen. Andre wären doch heruntergefallen. Iffland ſey viel zu ſchwer aufgetreten. G. habe Wernern dazu verhelfen wollen, er ſey aber zu ungeſchickt geweſen."

28. Juni 1809. „Seltſam, daß man im Phyſiſchen, beſonders in der Farbenlehre, durch Experimente darzuthun und zu beweiſen denkt, was vorher das Auge ſchon im vollkommenſten Sinn aufgefaßt; etwas durch geringere Mittel, als das Organ ſelbſt iſt, wofür eigentlich die Phänomene gemacht ſind. Denn wenn das Experiment aufs höchſte gebracht wird, ſo muß es identiſch ausfallen mit dem Organ ſelbſt; z. E. das Auge iſt ſchon achromatiſch; die achromatiſchen Gläſer bringen nur das Identiſche mit dem Auge hervor. — Mit einem Worte, die Sinne ſelbſt ſchon ſind die eigentlichen Experimentirer, Prüfer und Bewährer der Phänomene, indem die Phänomene das was ſie ſind nur für die reſpectiven Sinne ſind." — „Der Menſch iſt der größte und gemeinſte phyſicaliſche Apparat." [Vergl. Werke Bd. VI, 160; L, S. 34; Zelter Nr. 124, S. 332; it. Nr. 715.]

„Das Symboliſche iſt oft repräſentativ, z. E. in Wallenſteins Lager iſt der Bauer mit den Würfeln eine ſymboliſche Figur, und zugleich eine repräſentative: denn er ſtellt die ganze Klaſſe vor.“(*)

„Motiviren bedeutete in dem bisherigen Verſtande, von dramatiſchen Handlungen, das Individualiſiren derſelben bis ins Unendliche; ſodaß, wenn etwas blos allgemein angedeutet war, nämlich ein Mögliches, — es ſogleich hieß: die Handlung wäre nicht motivirt genug; z. E. der Haß zwiſchen zwei Brüdern. Aber das ganze Verlangen iſt lächerlich: denn zuletzt muß doch etwas blos zugegeben werden; weil es irgendwo wirklich iſt, und folglich auch möglich ſeyn kann. — Warum alſo nicht gleich anfangs?“ —

24. Juli 1809. „Die ſittlichen Symbole in den Naturwiſſenſchaften (z. B. das der „Wahlverwandtſchaft“ vom großen Bergmann erfunden und gebraucht) ſind geiſtreicher und laſſen ſich eher mit Poeſie, ja mit Societät verbinden, als alle übrigen, die ja auch, ſelbſt die mathematiſchen, nur anthropomorphiſch ſind, nur daß jene dem Gemüth, dieſe dem Verſtande angehören.“

„Es iſt ſeltſam (ſingulier) daß eine ſo geiſtreiche Nation wie die Franzöſiſche, ſich mit ſolchen mathematiſchen, wie die des Carteſius ſind, mit ſolchen Figuren als ſeine Wirbel vorſtellen, hat befaſſen mögen, die ſo unbegreiflich als irgend

---

(*) So hat man ſich auch die drei Gewaltigen im Fauſt [II. Thl. S. 263.] zu denken, und bei Philemon und Baucis jedes gewaltſam durchgeſetzte Arrondiſſement bei noch nicht gegebenem Expropriations-Geſetz.

ein andres der geoffenbarten Religion auch ſind. Aber es ſcheint ſo, daß wenn man ſich des Unbegreiflichen in irgend einem Falle abthut und es nicht anerkennen will, man zur Genugthuung in eine andre unbegreifliche Vorſtellungsart verfällt, wie z. B. die Carteſianiſche und Newtoniſche ſind."

— „Ein Hanrei, eine H. — und ein Wechſelbalg machen immer eine heilige Familie." Bei Betrachtung einer Medaille den Vulcan, Venus und Amor vorſtellend. 3. Aug. 1809.

— „Daß die Männer zum dienen, die Weiber zu Müttern erzogen werden müßten. Das jetzige Unglück der Welt rühre doch meiſt davon her, daß ſich alles zu Herren gebildet habe. Dieß ſey vom Mittelſtand ausgegangen: vom Kaufmann der reich, vom Bürger der ſich gebildet — der Adel ſey von jeher dienſtpflichtig geweſen und der erſte Staatsdiener — wie Joſeph II. ſchon geſagt — ſey der Fürſt ꝛc." 13. Aug. 1809.

— „Was haben die Deutſchen an ihrer ſcharmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Jeder über den Andern ſoviel Schlechtes und Niederträchtiges ſagen konnte, als ihm beliebte!" (*) — 24. Aug. 1809.

(*) Vergleiche mit der Wahrheit dieſer Bemerkung, das neulich in einer der öffentlichen Kammer-Verhandlungen aufgeſtellte Prinzip: von Jedem ſoviel Nachtheiliges ſagen zu dürfen als man mit juridiſchen Beweiſen zu rechtfertigen und darzuthun im Stande ſey, und merke die Anwendung des Leſſingſchen Grundſatzes in der Kritik, obgleich er ſelber geſteht: — „Die Schreibfreiheit zu B. beſteht einzig darin, daß man über Gott und göttliche Dinge laſtern darf." [S. Breyer's Brief an Joh. von Müller Nr. 4, S. 352.] Desgl. Heyne: — „Den Herren in B.

25. Aug. 1809. — „Man braucht nicht alle Geſetze auszuſprechen, weil ſie ſich von ſelbſt verſtehen. Es exiſtirt kein Geſetz daß man nicht die Schloßtreppe verunreinigen ſoll. Wer es ſich aber einfallen ließe, den nähme man bei den Ohren. Strafen wir nicht auch unſere Kinder, ohne daß ein Geſetz für jeden Fall da iſt? und werden wir nicht Alle im Leben durch Schaden klug?“

16. Oct. 1809. — „Junge Gänschen ſehen ſo altklug aus, beſonders um die Augen, ſo vielgeleckt, und werden doch mit jedem Tage wie größer ſo dümmer.“ (Auf einem Spaziergange gemeinſchaftlich bemerkt.)

13. Nov. 1809. Bei Gelegenheit des Theaters und was dabei vorgeht, ſcheinbar ohne G's. Wiſſen, ſagte er: „daß er mehr davon wiſſe als Gott ſelbſt, der ſich um ſolchen Quark nicht bekümmere.“

23. Nov. 1809. Mittags. Ueber neue Motive zu dem Roman der Wanderjahre. Abends. Neue Geſchichte dazu erfunden von dem katholiſchen Weltgeiſtlichen der das Wunder der Aehnlichkeit eines Kindes mit einem vermeintlichen Vater, durch andre wunderbare und ſpaßhafte Erzählungen und Geſchichten der Art, beſtätigt.(*)

24. Nov. 1809. Mittags: Ueber die Weiber, weibliche Schälke, zur Characteriſtik derſelben. — Merkwürdige Reflexion G's. über

---

liegt nicht ſowohl an Denkfreiheit als daran, daß ſie laut den Andersdenkenden Hohn ſprechen können.“ [S. Brief an Forſter Nr. CCXXVII.]

(*) Schade daß ich ſie nicht aufgeſchrieben, ſie kämen jetzt recht zu Paſſe.

ſich: „daß Er das Ideelle unter einer weiblichen Form, oder unter der Form des Weibes concipirt.“ Wie ein Mann ſey, das wiſſe er gar nicht. Den Mann zu ſchildern ſey ihm nur biographiſch möglich. Es müſſe etwas Hiſtoriſches zum Grunde liegen.“

„Verſtand und Vernunft ſind ein formelles Vermögen, 15. Jan. 1810.
das Herz liefert den Gehalt, den Stoff.“

„Wenn man die Männer als Verſtand und Vernunft anſehen kann, ſo ſind ſie Form; die Weiber, als Herz, ſind Stoff.“

„Die erſten Menſchen in der Revolution, als Lafayette, 31. März 1810.
u. a. waren noch eitel und wollten noch daß die Menge Etwas auf ſie halten ſollte; Napoleon hat ihnen gezeigt daß gar Nichts daran liege. Und das iſt das Ungeheure, welches die Menſchen auch nicht klein kriegen können, daß nämlich auch der Gegenſatz von jenem exiſtire.“

„Bei den Anſtalten zu einem Feſte vergißt man oft den 26. April 1810.
einzuladen, dem zu Ehren es angeſtellt wird.“ Daher die Xenie:

„Kein tolleres Verſehen kann ſeyn,
Giebſt einem ein Feſt, und lädſt ihn nicht ein!“ —

„Da ſiehſt du nun, wie's einem geht,
Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.“(*) [II. S. 250.]

(*) Iſt das Homeriſche: daß die Edlen ungeladen zum Schmauſe kommen.

18. Mai 1810. Auf dem Wege von Hof nach Franzenbrunn beſprachen wir Heroiſche-
Reiſe-
Liebes- } Motive und
Characteriſtiſche, einen gewiſſen Zuſtand bezeichnende; ſodann in Bezug auf ſeine noch abzufaſſende Biographie folgendes. „Es giebt eine Ironiſche Anſicht des Lebens im höheren Sinne, wodurch die Biographie ſich über das Leben erhebt; eine Superſtitioſe Anſicht, wodurch ſie ſich wieder gegen das Leben zurückzieht.

Auf jene Weiſe wird dem Verſtand und der Vernunft, auf dieſe der Sinnlichkeit und Phantaſie geſchmeichelt und es muß zuletzt, wohlbehandelt, eine befriedigende Totalität hervortreten.“

Metamorphoſe. „Der Grund von allem iſt phyſiologiſch. — Es giebt ein phyſiologiſch-Pathologiſches, z. B. in allen Uebergängen der organiſchen Natur, die aus einer Stufe der Metamorphoſe in die andre tritt. Dieſe iſt wohl zu unterſcheiden vom eigentlichen morboſen Zuſtande. Wirkung des Aeußern bringt Retardationen hervor, welche oft pathologiſch im erſten Sinne ſind. Sie können aber auch jenen morboſen Zuſtand hervorbringen und durch eine umgekehrte Reihe von Metamorphoſen das Weſen umbringen.“

„Jeder der eine Confeſſion ſchreibt iſt in einem gefährlichen Falle, lamentabel zu werden, weil man nur das Morboſe, das Sündige bekennt, und niemals ſeine Tugenden berichten ſoll.“ — „Das Uebel macht eine Geſchichte, und das Gute keine.“

rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thür des Cabinetts, und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch ein Wort, ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte, und bath, und harrte; dann riß er ſich weg, und rief: Lebe wohl, Lotte, auf ewig lebe wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, lieſſen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen Eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht, etwas zu ſagen, entkleidete ihn; alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden; und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette, und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

18. Sept. 1810. Friedrich's Gemälde in Dresden waren es, welche G'n. zu folgender Reflexion veranlaßten:

„Die Menſchen halten ſich mit ihren Neigungen ans Lebendige. Die Jugend bildet ſich wieder an der Jugend." Sie ſteht jetzt Bd. XLIX, 71.

„Die Claude's ſind durch die in Italien reiſenden Engländer wieder heraufgebracht und der Sinn dafür auf kurze Zeit geweckt worden."

1. Nov. 1810. Bei Tiſch Ueberlegung ob man Egmont nicht unabgekürzt geben ſollte? Ich habe um die Zeit oder ſpäter einen Entwurf gemacht, wie die Scenen folgen ſollten und die Herzogin von Parma blieb wie im erſten Original. [XXXII, 75.]

13. Nov. 1810. Mittags. Ueber die Aufführung und Beſetzung des Fauſt. [XXXII, 75.] Beides wurde nachher von mir und P. A. Wolff noch näher verabredet und das Taſchenexemplar danach eingerichtet.

20. Jan. 1811. „Das Zurückführen der Wirkung auf die Urſache iſt blos ein hiſtoriſches; z. B. die Wirkung daß ein Menſch getödtet worden auf die Urſache der losgefeuerten Büchſe."

30. März 1811. Abends. Schweizerfamilie. Spielte Demoiſelle **** „wie eine die den furor uterinus hat, und das Heimweh dazu, entzückte aber alle Männer." (*)

(*) Dieſe hätte ſich alſo vollkommen qualificirt zu einer Darſtellerin der Lady Macbeth, wie man ſie unlängſt conſtituirte. [Vergl. Bd. XLV, 113; u. XLVI, 113.] S. oben Seite 654.

16 Mai 1811. — „Sinnliche Abſtracta der Kunſt, z. B. De Grieux et Manon Lescot; Idealiſche Abſtracta z. E. Alarcos ꝛc.“

---

24. Mai 1811. — „Unſer ganzes Kunſtſtück beſteht darin, daß wir unſere Exiſtenz aufgeben, um zu exiſtiren.“ — „Das Thier iſt von kurzer Exiſtenz. Beim Menſchen wiederholen ſich ſeine Zuſtände.“

---

26. Mai 1811.

„Ein Hündchen wird geſucht
Das weder murrt noch beißt,
Zerbrochene Gläſer frißt
Und Diamanten — —“

---

29. Mai 1811. „Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, wie Stolberg mit der ***, Werner mit der *** ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.“ Vergl. XLIX, S. 82, wo nur die personae dramatis weggelaſſen ſind.

---

20. Juli 1811. „Das Unzulängliche iſt productiv.“ Ich ſchrieb meine Iphigenia, aus einem Studium der griechiſchen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erſchöpfend geweſen wäre, ſo wäre das Stück ungeſchrieben geblieben.“ (*)

„Ueber die Productivität ohne Urtheil, Luſt zur Erfindung, Mährchen zu erſinnen. Kann auch hypochondriſch ſeyn. Hängt auch mit dem Character zuſammen und fließt auf ihn ein.“

(*) und die Philologen hätten Nichts zu critiſiren.

„— Die Menſchen denken nur ausweichend!" 28. Dec. 1811.

„— Ich gehe in meinem Weſen ſo fort und ſuche zu 24. Nov. 1813. erhalten, zu ordnen und zu begründen, im Gegenſatz mit dem Laufe der Welt, und ſo ſuche ich auch nach außen die Freunde der Wiſſenſchaft, Kunſt, die *zu Hauſe bleiben*(*) aufzufordern, daß ſie das heilige Feuer, welches die nächſte Generation ſo nöthig haben wird, und wär' es auch nur unter der Aſche, erhalten mögen."

G. beſitzt noch zwei Zeichnungen von der Pfarrwohnung 23. Feb. 1814. in Seſenheim, von ihm ſelbſt verfertigt, mit Rothſtift. Auf der Rückſeite iſt noch von Friedrickens Hand ſeine Adreſſe.

„Die franzöſiſche Schrift von B. *Conſtant* habe ich 16. März 1814. nur durchblättert: denn haben wir recht auf uns Acht, ſo machen uns ſolche Aufſätze hypochondriſch, indem ſie uns die große Laſt die wir moraliſch, politiſch und ökonomiſch ſeit mehr denn zwanzig Jahren tragen, wieder einzeln vorzuwiegen unternehmen, da man denn nicht begreift, wie jenes ausgehalten worden. Man ſchilt mit gleichem Rechte auf *Anarchie* und *Tyrannei*: wo iſt denn aber der wünſchenswerthe Mittelzuſtand? Der vernünftige Menſch ſucht ihn in ſeinem Kreiſe hervorzubringen, und da gelingt es ihm kaum."

Merkwürdige Aeußerung G's. über ſich ſelbſt, bei Ge- 4. April 1814. legenheit des *Meiſter*. „Daß nur die Jugend die Varietät

---

(*) Nicht in den Befreiungskrieg *mitziehen*, wie man auch von G. verlangte, daß er hätte thun ſollen. S. oben, 1. Band. S. 160 Note.

und Specification, das Alter aber die **Genera**, ja die **Familias** habe. An ſich und Titian gezeigt, der zuletzt den Sammt nur ſymboliſch mahlte. Artige Anekdote daß Jemand ein beſtelltes Bild nicht für fertig anerkennen wollte, weil er das Specifiſche darinn vermißte.

G. ſey in ſeiner natürlichen Tochter, in der Pandora, ins Generiſche gegangen; im Meiſter ſey noch die Varietät. „Das Naturgemäße daran! Die Natur ſey ſtreng in **Generibus** und **Familiis**, und nur in der **Species** erlaube ſie ſich Varietäten. Daß es gelben und weißen Crocus gebe, das ſey eben ihr Spaß. Oben und höher hinaus müſſe ſie's wohl bleiben laſſen.“ —

Dieß iſt daſſelbe was er anderswo ſo ausdrückte, daß die höhern Organiſationen weniger Freiheit hätten, ſondern viel bedingter und eingeſchränkter wären. Die Vernunft laſſe die wenigſte Freiheit zu und ſey deſpotiſch. (*)

9. April 1814. Intereſſantes Geſpräch über die Neigungen der Eltern die man in ſich verſpürt. Wir tauſchten unſere Selbſterfahrungen gegeneinander aus.

3. Mai 1814. „Hypochondriſch ſeyn heißt nichts anders als ins Subject verſinken. Wenn ich die Objecte aufgebe, kann ich nicht

---

(*) Eine ähnliche Bemerkung iſt Napoleon's [Morgenblatt 1833, Nr. 227, im 74. ſeiner Briefe an Joſephine]: „Je höher man geſtellt iſt, deſto weniger Willen ſoll man haben, man hängt von den Ereigniſſen und Umſtänden ab. — Was ihr (Weiber) wollt, das muß ſeyn; ich jedoch erkläre mich für den größten Sklaven: mein Herr hat kein Mitgefühl (entrailles), und dieſer Herr iſt — die Natur der Dinge!

glauben, daß ſie mich für ein Object gelten laſſen; und ich gebe ſie auf, weil ich glaube ſie hielten mich für kein Object."

---

29. Aug. 1816. — „Die lieben Deutſchen kenn' ich ſchon: erſt ſchweigen ſie, dann mäkeln ſie, dann beſeitigen ſie, dann beſtehlen und verſchweigen ſie." [Vergl. Z. Nr. 269, S. 335.]

---

14. März 1817. — „Die Menſchen können Nichts mäßig thun, ſie müſſen ſich immer auf eine Seite legen."

— „Gutem Willen eines Jeden will ich gerne nachhelfen, wo ich aber Miswollen fühle, bin ich auf meiner Hut, um mich nicht unverſehens als Mitſchuldigen zu ertappen."(*)

— „Dieſe Italiäner ſind ſeltſame Perſonen, hohle Enkomiaſten in ihren öffentlichen Vorträgen, heimliche Detractoren wenn ſie Gelegenheit finden."

---

16. Febr. 1818. — „Rath und That muß freilich jeder bei ſich ſelber ſuchen."

31. März 1818. — „Wenn man das Leben zugebracht hat ſein Innerliches auszubilden, mit dem Wunſche auch nach außen genießbar und nützlich zu werden; ſo kann uns Nichts erfreulicher begegnen als wenn wir vernehmen, daß Gleichzeitige, noch mehr aber daß Jüngere ſich mit unſern bekannt gewordenen Arbeiten dem Werden nach beſchäftigen. Denn in-

---

(*) Leidenſchaftlichkeit macht zu Mitſchuldigen der Lumpe, ſagt er anderswo.

dem ſie dieſes thun, ſo ſprechen ſie aus: daß ſie nicht nur dasjenige was einer Jugend gemäß iſt, ſich aus dem Vorliegenden herausnehmen würden, welches bequem wäre, auch gewöhnlich geſchieht und allenfalls gelten kann; ſondern daß ſie gerne erführen, wie es denn eigentlich um ihren Vorgänger geſtanden und wie ſolcher, bei entſchiedenen, von der Natur aufgedrungenen Anlagen, erſt dem Genius indulgirt, durchs Ungeſchick ſich durchgehalten, dann dem Geſchick nachgeholfen und auf der wilden Woge des Lebens doch noch, ohne gerade zu ſtranden, ſich in irgend eine heilſame Bucht geworfen.“ [Vergl. oben S. 22. mit Bd. I, S. 291.]

„Hat dieſes der junge Freund im Auge, ſo bereitet er ſich ſelbſt die wünſchenswertheſte Bildung: denn ob wir eine einzelne Thätigkeit, die ſich mit der Welt mißt, unter der Form eines Ulyſſes, eines Robinſon Cruſoe auffaſſen, oder etwas Aehnliches an unſern Zeitgenoſſen im Laufe ſittlicher, bürgerlicher, äſthetiſcher, literariſcher Ereigniſſe wahrnehmen, iſt ganz gleich. Alles was geſchieht iſt Symbol, und indem es vollkommen ſich ſelbſt darſtellt, deutet es auf das Uebrige. In dieſer Betrachtung ſcheint mir die höchſte Anmaßung und die höchſte Beſcheidenheit zu liegen. Dieſe Forderung haben wir mit dem Beſten und dem Geringſten gemein. Und ſo will ich gern bekennen, daß ich von Perſonen, denen es gefiel freundlich über mich zu reflectiren, Manches gelernt und ſie deßhalb verehrt und bewundert habe. So hat mich Delbrück aufmerkſam gemacht, daß meine kleinen wenigen Gedichte an Lida die zarteſten unter allen ſeyen. Das hatte ich nie gedacht, noch vielweniger gewußt und es iſt wahr!“ Aehnliches äußert der verkannte, überall ſchnöde, ja ſchmählich Behandelte an die wenigen Wohlwollenden, die ſich ſeiner zu ihrer Ehre annahmen, mit derjenigen Beruhigung die man fühlt, daß man doch Recht gehabt habe, wo Andre uns des Unrechts zeihen wollten.

14.Dec. 1822. — „Leider verdirbt man in jüngeren Jahren, wo die Kräfte noch beiſammen ſind, allzuviele Zeit in leidenſchaftlichen Irrungen und unzulänglichem Beſtreben; indeſſen ſoll man aus dem Fluß Lethe noch herauszufiſchen ſuchen was möglich iſt.“

„Andrang zum Staatsdienſt, als Nahrungsſtand, im Gegenſatz zu den ſelbſtſtändigen Verhältniſſen des alten eigenen Hausſtandes.“(*)

29.Oct. 1823. — „Im Verſchicken bin ich immer etwas ſcheu und wünſchte daß dergleichen den werthen Freunden zur beſten Stunde zufällig in die Hände käme. Tauſend Lebensmomente ſind in einem ſolchen Hefte (wie das Morphologiſche) fixirt; wie ſollen ſie ſich gerade loslöſen und dem Leſer glücklich begegnen der die Blätter aufſchlägt? Auch hab' ich gefunden daß ſie erſt Jahre hinterdrein empfunden und genoſſen werden: wie mir es ja auch geht mit ſovielem Guten was geheftet und gebunden ſich vor meinen Augen aufgelagert hat.“

4.Aug. 1826. Zelter klagt in einem Briefe an Goethe, daß ſich ſein (Stief-) Sohn zu früh von ihm ablöſe. Da fiel mir ein,

---

(*) Das Thema iſt merkwürdig in unſrer Zeit! Es hat Niemand mehr Beſitz, und ſo eilt er zum Staatsdienſt, um nur leben zu können.

daß ſich die Welt wohl auch zu früh von Gott abgelöſt habe. Goethe lachte und fuhr fort: das wäre das Losreißen „der Abfall von Gott“ den unſre Philoſophen und Theologen neuerdings wieder abhandelten, und ſo badinirten wir Einiges.

22. Nov. 1828. — „Es ſey ein göttlicher Kunſtgriff der Bourbons, den Napoleon inſofern anzuerkennen, daß ſie zu verſtehn geben: er habe in Auftrag von Ihnen gearbeitet. Er erſcheint wie ein Adminiſtrator, der am Ende ſo gut gewirthſchaftet hat, daß ſie wieder in ihren Beſitz eintreten können und Alles ſo vorfinden als wäre Nichts geweſen. Daher theilen ſie jetzt noch Orden der Ehrenlegion aus, in Sachen die unter Ihm vorgekommen.“ —

18. Aug. 1828. „Vor Sonnenaufgang aufgeſtanden. Vollkommene Klarheit des Thales. Der Ausdruck des Dichters: Heilige Frühe, ward empfunden.“

18. Aug. 1828. — „Alſo ſitz ich hier auf dieſer Felſenburg (Dornburg) von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der ſcheidenden gleichfalls Ruhe ſuchend [vergl. Bd. XLVII, 66, 68]; den Tag über in gränzenloſer faſt lächerlicher Thätigkeit. Es ſähe prahleriſch aus herzurechnen wieviel Alphabete ich geleſen, und wieviel Buch Papier ich verdictirt habe. Ich hoffe von allem dieſen daß auch Dir (*) Manches zu Gute komme.“

„Indeſſen hier ein Heft K. u. A. wogegen Du mir eine Freundlichkeit erweiſen würdeſt, wenn Du die Punkte be-

---

(*) Knebel.

zeichneteſt, die Dich beſonders angeregt haben. Bei dem vielfachen in Tag und Luft Hineingeſchriebenen, iſt es belohnend zu erfahren, daß Eins und das Andre von einem guten Geiſte widerklingt.“

20. April 1829. „Der Aberglaube iſt den Dichtern zuträglich,“ ſagte Goethe. Ich bemerkte: Wie die wilde unbebaute Natur erſt dem Landſchaftler die ſchicklichen Gegenſtände für ſeine Kunſt darbietet, nicht die bebauten Aecker, die ebenen Wieſen, die geraden Straßen, die regelmäßigen Gebäude. Die pathologiſchen Zuſtände nutzt der Dichter. Der Irrthum iſt mannigfaltig, iſt farbig; die Wahrheit einfach und weiß.

1. Juli 1830. „Von **1000** Gelehrten ſeyen 999, denen eine Sache Nichts angehe, wovon der Eine ſait mache und ſie durchſehe. Dieſe ließen das gut ſeyn, weil ihnen Nichts daran liege: wie auf dem Bazar kein Kaufmann Etwas dagegen habe, daß der Andre ſeine Perlen los werde, wenn Er nur ſeine Shawle verſchleißen könne.“ —

Ich bemerkte, daß nicht bloß Gleichgültigkeit, ſondern auch Intereſſe obwalte, die Sache des Andern zu fördern, damit unſre nur auch abgehe. Denn obgleich die Wiſſenſchaften durch ein allgemeines Vinculum umſchlungen zu ſeyn gerühmt würden, ſo nähme eine jede doch nur von der andern gewiſſe Lemmata (Heiſche-Sätze), berufe ſich im Uebrigen auf die reſpektive Wiſſenſchaft, unbekümmert wie es damit ſtehe. —

G. kam, durch obige Bemerkung, darauf zu ſagen (wir ſahen eben die große Wirkung eines Wolkenbruches): für die Geologen, welche die Gebirge aus der Erde emporquetſchen, habe es bis dahin keinen Waſſerabfall gegeben;“ und ich bemerkte die Erde ſey, wie das Dotter vom Eiweiß, ſo rings mit Waſſer umrundet geweſen, daß ſie darin geſchwommen. Durch die Blähungen des Erdkörpers ſey nun erſt ein Ablauf und eine Sammlung in Tellen entſtanden.

9. Nov. 1830. „Wenn man die Früchte beſſerer Klimate genießt, ſo wird man augenblicklich hinüber verſetzt und die Einbildungskraft erhöht den Genuß.“

Dieß brachte mich auf die entſprechende Gegenbemerkung: „In der Literatur der Völker iſt uns der geiſtige, äſthetiſche Genuß ihrer klimatiſchen, ſtatiſtiſchen und ſocialen Comforts zubereitet. Zu den Spaniern kann nicht Jeder reiſen, aber ihren Himmel, ihre Landſchaften, Blumen, Früchte, Lebensart und Sitten genieße ich in ihren Schriften, aus denen mir dieß alles entgegenkommt.“

2. Juli 1831. — „Wie in Stein ausgehauen und angeſtrichen kommt ſie mir vor die wirkliche Welt, gegen die Idee oder das Ideal, das ſich Phantaſie und Einbildungskraft von ihr macht. Es hat etwas ſchreckhaft Ueberraſchendes, wenn man die Gegenſtände ſo körperlich und maſſiv vor ſich ſieht, die in der Idee zwar Form und Geſtalt, aber nichts Maſſives und Impenetrables zeigen.“ —

Dieſe Bemerkung theilte ich G'n. eines Abends mit, und er gab mir darin völlig recht, vermehrte und beſtätigte noch mein Aperçu durch ſeine eigne Erfahrung und Bewußtſeyn. Wir kamen darauf noch auf die Idealiſten und täuſch-

„Zum letztenmahle denn, zum letztenmahle ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach! die Sonne nicht mehr ſehen; ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter nahet ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen; und doch kommt es dem dämmernden Traume am nächſten, zu ſich zu ſagen: Das iſt der letzte Morgen! Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort, der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft? und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden! Sterben! was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb, und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunter lieſ-

ſen,

ten unſre Bemerkungen gegenſeitig aus. Leider verſäumte ich dieſe Belege hernach zu Hauſe zu notiren.

Ein hübſches aſtronomiſches Motiv ging mir heute bei 6. Ju
aus einer Notiz über die Umlaufszeit der Planeten, daß man 1831
ſie in einem Geburtstaggedicht auf Jemand als eine Rede-Figur brauchen könnte, wie man ſonſt nach Lenzen, Sommern u. dergl. rechnet, alſo z. B. auf Goethe, zu ſagen: daß Saturn ſchon zweimal ſeinen Umlauf um ihn gemacht, und jetzt im dritten begriffen ſey; Uranus aber bald Einmal; daß G. alſo zwei Saturnsjahre und ein Uranusjahr erlebt habe, oder ſieben Jupitersjahre, alſo eine Jahrwoche von Jupiter. — Ich theilte ihm, wie ich gewohnt war und durfte, Ernſtes und Scherzhaftes vor ihm auszuſprechen, auch dieſes mit, es unmittelbar explicirend, und er freute ſich des Einfalls. —

Schlußwort.

Hätte ich jedoch ahnden können, daß mit dieſer unſchuldigen Bezeichnung die Summe ſeiner Lebenstage abſchließend angedeutet werden möchte, ich würde ſie, als ein vorlautes
Omen, verſchwiegen haben: denn leider ſollte der nächſte 28. Au
Geburtstag der letzte ſeyn und kein folgender Ihn und uns 1831
beglücken.

Wer aber hätte dies fürchten können, da noch jugendliche Lebenskraft und Thätigkeit ihn erfüllte, und er nur daran, daß er immerfort lerne, merkte daß er alt werde [3. Nr. 618.]. Er beſaß Geiſt, Muth und Kraft genug ſeinen Fauſt zum Abſchluß zu bringen [S. Nr. 791.]. Auch war ihm neubelebende Freude und Glück bereitet, die in der Nähe und Ferne ſeiner warteten. Er ſah noch ſeinen Freund Zelter, der auf einige Tage nach Weimar gekommen war und konnte ihm ſein Neuſtes mittheilen [S. Nr. 802a]. Er beſuchte noch einmal ſein geliebtes Ilmenau und recognoſcirte die bekannte Inſchrift im Bretterhäuschen vom 7. September 1783, die ihm ungeahnete Ruhe verhieß [S. Nr. 813.]. Das Ausland wetteiferte in dem Ausdruck der Anerkennung und Verehrung die es ihm bezeigte. Eine Anzahl engliſcher und ſchottiſcher Freunde ſendeten ihm ein ſo koſtbares als bedeutungsvolles Siegel [S. Nr. 807.]; ein erſter Bildkünſtler Frankreichs, David, die von ihm verfertigte Coloſſalbüſte in Marmor [S. Nr. 805.], welche zu ſeinem Geburtstage feierlichſt im Saale der Großherzoglichen Bibliothek aufgeſtellt ward. (*) Noch anderes Erfreuliche mehr war ihm vom Schickſal zugedacht. Er vermochte den Herbſt des Jahres auf die angenehmſte ihn wieder verjüngende Beſchäftigung zu verwenden, an die Schilderung ſeiner Liebe zu Lili, und ſie inſoweit zu vollenden, daß ihm nur noch eine größere Verherrlichung ſeiner Mutter — Ariſteia wie er es gegen mich nannte — übrig blieb.

Auch das folgende Jahr begann unter günſtigen Auſpicien. Er genoß noch ferner das auszeichnende Glück, ein erhabnes Fürſtenpaar, welches nach unlängſt erfolgtem Regierungsantritt, dem, um den Ruhm Ihres Hauſes mannigfach verdienten Dichtergreiſe mit früh gewohnter Hochſchä-

---

(*) Nähere Beſchreibung und Beurtheilung ſiehe in Alterthum und Kunſt, Bd. VI, Heft 3, S. 482 ff.

tzung und fortdauernder Anerkennung zugethan blieb, noch wie ſonſt an beſtimmten Tagen in ſeiner Wohnung perſönlich zu verehren und mit den mannigfachen Gegenſtänden ſeiner kunſtreichen und wiſſenſchaftlichen Sammlungen zu unterhalten. Die Frau Großherzogin erweckte jedesmal nach einem ſolchen Beſuch ſeine enthuſiaſtiſche Bewunderung Ihrer vortrefflichen fürſtlichen wie ſocialen Tugenden, wie discret er auch war ſich nur im Allgemeinen darüber gegen Vertraute zu äußern. Der Großherzog außerdem, jene von früher Jugend her bewährte Anhänglichkeit und Liebe in immer neuen Beweiſen fortſetzend und bethätigend, beſuchte ihn manchen Abend ganz allein in ſeiner einſamen Zelle, wobei wohl auch mir, wenn ich eben zugegen war, die Ehre zu Theil wurde verbleiben und die Unterhaltung mitanhören zu dürfen. Nach ſeiner Entfernung hatten wir nur die Bewunderung ſeiner mannigfaltigen Geiſtesanlagen ſowohl als ſeiner ausgebildeten Gemüthseigenſchaften in wechſelſeitigem Austauſch unſerer Erfahrungen zu theilen.

Zu dieſen pſychologiſchen Betrachtungen geſellten ſich auch noch Kunſtanſchauungen, indem ein kürzlich entdecktes antikes Moſaik, in Pompeji aufgefunden und in verkleinerter Nachzeichnung durch Herrn Zahn an Goethe geſendet [Z. Nr. 853.], die Schlacht Alexanders gegen Darius vorſtellend, zuerſt unſer Erſtaunen, dann immer tiefer eindringendes Nachdenken aufrief und je länger je mehr beſchäftigte. 13. März 1832. G. verfaßte noch einen langen Brief an den jungen Künſtler, der ſich ſchon einige Jahre her durch ähnliche Zuſendungen oder perſönliche Mittheilungen um G. verdient gemacht [Z. Nr. 780; 853.], und deſſen thätige Dankbarkeit erworben hatte [Z. Nr. 562; 564; 573.], da er eben im

Begriff ſtand eine weitere Reiſe nach Griechenland und Aegypten anzutreten.

Zu einer ſo glücklichen Conſtellation des neuen Jahres mußte doch ein Unſtern ſich geſellen. Die rauhe Witterung 15. März 1832. des ſich verſpätenden Frühlings hatte G'n. eine Erkältung zugezogen, welche diesmal nicht ſo leicht wie früher mochte gehoben werden. Es war ſchon weit in den März hinein und noch zögerte der allbelebende Frühling. Die Schneeglöckchen und Crocus, die ihn ſonſt anmeldeten und aus G's. Hausgarten nach ſeinem Fenſter herausſchauend ihm beſondere Freude gewährten, wollten diesmal nicht aus ihrer Erdhülle heraus, als wüßten ſie was ihnen bevorſtehe. So war 22. März 1825. denn nach kurzem Krankenlager der verhängnißvolle Tag herangekommen, der vor ſieben Jahren den geliebten Schauplatz von G's. poetiſcher und artiſtiſcher Thätigkeit durch einen nächtlichen bis an den Morgen dauernden Brand verſchwinden ließ, und diesmal ihn ſelbſt von der Erde abzurufen beſtimmt ſchien. Was aber Wenigen begegnen möchte, den Tag ihres Scheidens, dem Datum nach, zu erfahren, das ſollte dem bis zum letzten Augenblicke beſonnenen, ſich ſelbſt bewußten Geiſte kein Geheimniß bleiben. Er erkundigte ſich nach dem wievielſten des Monats, mit vernehm- 22. März 1832. licher Stimme, man ſagte ihm: es ſey der 22. März und nach Verlauf von etwa einer Stunde, im Halbſchlummer zugebracht, hatte er aufgehört — **ſterblich** zu ſeyn: *mortalis esse desiit.*

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile [illegible] Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1843.

Ij. 4395

AD B[illegible]
UN[illegible]
M[illegible]

[illegible]

Fauſt.

Erſter Theil.

Universitäts-
München
Bibliothek

ſen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes; aber ich wußte nicht wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O, vergib mir! vergib mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſeyn ſollen. O, du Engel! zum erſtenmahle, zum erſtenmahle ganz ohne Zweifel durch mein Inniginnerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach, ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten, ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedrucke; und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft

Zueignung.

Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten!
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt.
Verſuch' ich wohl euch dießmal feſt zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, ſo mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunſt und Nebel um mich ſteigt;
Mein Buſen fühlt ſich jugendlich erſchüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten ſteigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage,
Kommt erſte Lieb' und Freundſchaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthiſch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um ſchöne Stunden
Vom Glück getäuſcht, vor mir hinweggeſchwunden.

Sie hören nicht die folgenden Geſänge,
Die Seelen, denen ich die erſten ſang;
Zerſtoben iſt das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erſte Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall ſelbſt macht meinem Herzen bang;
Und was ſich ſonſt an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerſtreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen ernſten Geiſterreich;
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich;
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze ſeh' ich wie im Weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

BIBLIOTH.
UNIVERS.
MONAC.

Vorſpiel auf dem Theater.

Director. Theaterdichter. Luſtige Perſon.

Director.

Ihr Beiden, die ihr mir ſo oft
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jedermann erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon, mit hohen Augenbraunen,
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drangt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwangt,
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Kaſſe ficht,
Und wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Halſe bricht.

Dieß Wunder wirkt auf ſo verſchiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Dichter.

O ſprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geiſt entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur ſtillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundſchaft unſres Herzens Segen
Mit Götterhand erſchaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Bruſt uns da entſprungen,
Was ſich die Lippe ſchüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verſchlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erſt durch Jahre durchgedrungen
Erſcheint es in vollendeter Geſtalt.
Was glänzt iſt für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte;
Geſetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dacht' ich, immer auch ſchon was.
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen großen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft;
Laßt Phantaſie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Beſonders aber laßt genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn,
Wird Vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daß die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer Vieles bringt, wird manchem Etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht iſt es vorgelegt, ſo leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht!
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie ſchlecht ein ſolches Handwerk ſey!
Wie wenig das dem ächten Künſtler zieme!
Der ſaubern Herren Pfuſcherei
Iſt, merk' ich, ſchon bei euch Maxime.

Director.

Ein ſolcher Vorwurf laßt mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beſte Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin für wen ihr ſchreibt!
Wenn dieſen Langeweile treibt,
Kommt jener ſatt vom übertiſchten Mahle,
Und, was das allerſchlimmſte bleibt,
Gar mancher kommt vom Leſen der Journale.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum beſten

Und ſpielen ohne Gage mit.
Was traumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beſeht die Gönner in der Nähe!
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.
Der, nach dem Schauſpiel, hofft ein Kartenſpiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Buſen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu ſolchem Zweck, die holden Muſen?
Ich ſag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr.
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren.
Sucht nur die Menſchen zu verwirren,
Sie zu befriedigen iſt ſchwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und ſuch' dir einen andern Knecht!
Der Dichter ſollte wohl das höchſte Recht,
Das Menſchenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verſcherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt,
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Lange,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden ſchlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?
Wer ſchüttet alle ſchönen Frühlingsblüthen

Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer ſichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menſchen Kraft im Dichter offenbart.

Luſtige Perſon.

So braucht ſie denn die ſchönen Kräfte
Und treibt die dicht'riſchen Geſchäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man ſich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächſt das Glück, dann wird es angefochten,
Man iſt entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man ſich's verſieht, iſt's eben ein Roman.
Laßt uns auch ſo ein Schauſpiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menſchenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo ihr's packt, da iſt's intereſſant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beſte Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann ſammelt ſich der Jugend ſchönſte Blüthe
Vor eurem Spiel und lauſcht der Offenbarung,
Dann ſauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk ſich melanchol'ſche Nahrung,
Dann wird bald dieß, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder ſieht was er im Herzen trägt.
Noch ſind ſie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen ſich am Schein:
Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder,

Da ich noch ſelbſt im Werden war,
Da ſich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch verſprach,
Da ich die tauſend Blumen brach,
Die alle Thaler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Luſt am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe ſchmerzenvolle Glück,
Des Haſſes Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herr'n, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß ihr Complimente drechſelt,

Kann etwas Nützliches geſchehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan.
Und keinen Tag ſoll man verpaſſen,
Das Mögliche ſoll der Entſchluß
Beherzt ſogleich beim Schopfe faſſen,
Er will es dann nicht fahren laſſen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt, auf unſern deutſchen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum ſchonet mir an dieſem Tag
Proſpecte nicht und nicht Maſchinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verſchwenden;
An Waſſer, Feuer, Felſenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So ſchreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog im Himmel.

Der Herr, die himmliſchen Heerſchaaren, nachher **Mephiſtopheles.**

Die drei Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchrieb'ne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.

mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? o, ich habe die halbe Nacht davor geknieet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen, ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich; aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja Lotte, auf ewig!

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! — Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reiſſen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt, dieſe Sünde; habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten, bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich, und

Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſich bei uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brachte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'ſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu ſagen,
Ich ſehe nur wie ſich die Menſchen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt ſtets von gleichem Schlag,
Und iſt ſo wunderlich als wie am erſten Tag.
Ein wenig beſſer würd' er leben,
Hätt'ſt du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thieriſcher als jedes Thier zu ſeyn.
Er ſcheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend ſpringt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen ſingt;
Und läg' er nur noch immer in dem Graſe!
In jedem Quark begräbt er ſeine Naſe.

Der Herr.

Haſt du mir weiter nichts zu ſagen?

Kommſt du nur immer anzuklagen?
Iſt auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephiſtopheles.

Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich ſchlecht.
Die Menſchen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die armen ſelbſt nicht plagen.

Der Herr.

Kennſt du den Fauſt?

Mephiſtopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephiſtopheles.

Fürwahr! er dient euch auf beſondre Weiſe.
Nicht irdiſch iſt des Thoren Trank noch Speiſe.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er iſt ſich ſeiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die ſchönſten Sterne,
Und von der Erde jede höchſte Luſt,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße ſacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.
Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen friſchen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.
Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und ſteh beſchämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

Mephiſtopheles.
Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir iſt für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Bruſt.
Staub ſoll er freſſen, und mit Luſt,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.
Du darfſt auch da nur frei erſcheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geiſtern die verneinen
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.
Des Menſchen Thätigkeit kann allzuleicht erſchlaffen,
Er liebt ſich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Geſellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, ſchaffen.
Doch ihr, die echten Götterſöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaſſ' euch mit der Liebe holden Schranken,

Und was in ſchwankender Erſcheinung ſchwebt,
Befeſtiget mit dauernden Gedanken.

(Der Himmel ſchließt, die Erzengel vertheilen ſich.)

Mephiſtopheles (allein).

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen.

Der Tragödie
Erſter Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer **Fauſt** unruhig auf ſeinem Seſſel am Pult.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterei und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn.
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheiter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,

Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund,
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſauerm Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innerſten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſchienſt du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen
In deinem Thau geſund mich baden!

Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht!
Beſchränkt von dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis ans hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,

Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
(Er ſchlägt das Buch auf, und erblickt das Zeichen des Makrokoſmus.)
Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!

Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"
(Er beſchaut das Zeichen.)

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hangt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?
(Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.)
Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen,
Es wölbt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen

Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!
(Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.)

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt (abgewendet).

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es? der, von meinem Hauch umwittert,

In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines Gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah' fühl ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!
(Verſchwindet.)

Fauſt (zuſammenſtürzend).

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!
(Es klopft.)
O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht; ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Gegen Eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf gibt ihm der Herr ein offenes Zettelchen des Inhalts:

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Wagner im Schlaſrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand.
Fauſt wendet ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr laſ't gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feiertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang!
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament iſt das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit! –
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;

Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man lauft euch bei dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen.
(Ab.)

Fauſt (allein).

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.
Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo rieſen-groß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deßen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen,
So hätt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß;
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke,
Ins ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſ're Trug und Wahn.

Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.
Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt das mußt du ſtets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief iſt es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er ſich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen?
Was grinſeſt du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn, wie meines, einſt verwirret,
Den leichten Tag geſucht und in der Dämmrung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Inſtrumente freilich ſpottet mein,

Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich ſtand am Thor, ihr ſolltet Schlüſſel ſeyn;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe, das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirſt angeraucht,
So lang an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belaſtet hier zu ſchwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern haſt
Erwirb es um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft das kann er nutzen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,
Des Geiſtes Fluthſtrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewieſen

Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen ſchwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, dieſe Götterwonne!
Du, erſt noch Wurm, und die verdieneſt du?
Ja, kehre nur der holden Erdenſonne
Entſchloſſen deinen Rücken zu!
Vermeſſe dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber ſchleicht.
Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, kryſtallne reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänzteſt bei der Väter Freudenfeſte,
Erheiterteſt die ernſten Gäſte,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künſtlich reiche Pracht,
Des Trinkers-Pflicht, ſie reimweiſ' zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugendnacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunſt nicht zeigen;
Hier iſt ein Saft, der eilig trunken macht.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06894/238

Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereite, den ich wähle,
Der letzte Trunk ſey nun, mit ganzer Seele,
Als feſtlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!
(Er ſetzt die Schale an den Mund.)

Glockenklang und Chorgeſang.

Chor der Engel.
Chriſt iſt erſtanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Fauſt.
Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken ſchon
Des Oſterfeſtes erſte Feierſtunde?
Ihr Chöre ſingt ihr ſchon den tröſtlichen Geſang
Der einſt, um Grabesnacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.
Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir ſeine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Chriſt nicht mehr hier.

Chor der Engel.
Chriſt iſt erſtanden!
Selig der Liebende,
Der die betrübende,

Heilſam' und übende
Prüfung beſtanden.

Fauſt.

Was ſucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menſchen ſind.
Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder iſt des Glaubens liebſtes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu ſtreben,
Woher die holde Nachricht tönt; —
Und doch, an dieſen Klang von Jugend auf gewöhnt;
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonſt ſtürzte ſich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab, in ernſter Sabathſtille;
Da klang ſo ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünſtiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wieſen hinzugehn,
Und unter tauſend heißen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entſtehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernſten Schritt zurück.
O tönet fort ihr ſüßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon ſich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Iſt er in Werdeluſt
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Bruſt,

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen; was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnden, noch fürchten konnte; ihr ſonſt ſo rein und leicht flieſſendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderley Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freyer Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens an ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuche werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer, wie ein kryſtallhelles Glas, offen und frey geſtan-

Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meiſter dein Glück!

Chor der Engel.

Chriſt iſt erſtanden,
Aus der Verweſung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preiſenden,
Liebe beweiſenden,
Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andere.

Wir gehn hinaus aufs Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweiter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweiten.

Was thuſt denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den Andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte.

Fünfter.

Du überluſtiger Geſell,
Juckt dich zum dritten Mal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andere.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln ſtehen.

Erſte.

Das iſt für mich kein großes Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andere.

Heut iſt er ſicher nicht allein,
Der Krauskopf, ſagt er, würde bei ihm ſeyn.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder, komm! wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz, das iſt nun mein Geſchmack.

Bürgermädchen.

Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach;
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben,
Und laufen dieſen Mägden nach!

Zweiter Schüler (zum Erſten).

Nicht ſo geſchwind! dort hinten kommen zwei,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.
Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erſter.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geſchwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samstags ihren Beſen führt,
Wird Sonntags dich am beſten careſſiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (ſingt):

Ihr guten Herr'n, ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leiern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag, den alle Menſchen feiern,
Er ſey für mich ein Erntetag.

Anderer Bürger.

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus

Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durcheinandergehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's beim Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ei! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht, das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebſten leiblich ſehen.

Die Andere.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,

Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.
Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,

Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, ſieh! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel,
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben,
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen,
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!

Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: nun das find' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links
Und alle Röcke flogen.
Sie wurden roth, ſie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht ſo vertraut!
Wie mancher hat nicht ſeine Braut
Belogen und betrogen!
Er ſchmeichelte ſie doch bei Seit'
Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Geſchrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das iſt ſchön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verſchmäht,
Und unter dieſes Volksgedräng',
Als ein ſo Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den ſchönſten Krug,

Den wir mit friſchem Trunk gefüllt,
Ich bring' ihn zu und wünſche laut,
Daß er nicht nur den Durſt euch ſtillt;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Fauſt.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

(Das Volk ſammelt ſich im Kreiſe umher.)

Alter Bauer.

Fürwahr es iſt ſehr wohlgethan,
Daß ihr am frohen Tag erſcheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An böſen Tagen gut gemeint!
Gar mancher ſteht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel geſetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt geſund heraus;
Beſtandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Geſundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Fauſt.

Vor jenem droben ſteht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe ſchickt.

(Er geht mit Wagnern weiter.)

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!

O glücklich! wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich ſeinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh':
Und wenig fehlt, ſo beugten ſich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Fauſt.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unſrer Wandrung raſten.
Hier ſaß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Faſten.
An Hoffnung reich, im Glauben feſt,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Peſt
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könnteſt du in meinem Innern leſen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth geweſen;
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreiſe,
In Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe,
Mit grillenhafter Mühe ſann.
Der, in Geſellſchaft von Adepten,
Sich in die ſchwarze Küche ſchloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zuſammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erſchien darauf mit bunten Farben

Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzenei, die Patienten ſtarben
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit hölliſchen Latwergen,
In dieſen Thälern, dieſen Bergen,
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt.
Ich habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,
So wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann dein Sohn zu höh'rem Ziel gelangen.

Fauſt.

O glücklich! wer noch hoffen kann
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte wie in Abendſonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,

den, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemahls verheimlicht, noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen, und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblicke nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Rechte und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen, vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Zuſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich, dieſe Welt zu verlaſſen, ſehnte. Albert

Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat ſtrebt.

Wagner.

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden,
Doch ſolchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollſt du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Fauſt.

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt;

O lerne nie den andern kennen!
Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, ſie heran,
Und nähren ſich von deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufen,
So bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betrügen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,
Und liſpeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch gehen wir! Ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —

Was ſtehſt du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreif'n?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betracht' ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſre Füße zieht.

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwei Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng, ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt, ein Hund, und kein Geſpenſt iſt da.
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde-Brauch.

Fauſt.

Geſelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es iſt ein pudelnärriſch Thier.
Du ſteheſt ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an dir hinauf,
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock ins Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird ſelbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.

(Sie gehen in das Stadt-Thor.)

Studierzimmer.

Fauſt mit dem Pudel hereintretend.

Verlaſſen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beſſre Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was ſchnoberſt du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein beſtes Kiſſen geb' ich dir.

Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner ſtiller Gaſt.

Ach wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſrem Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu ſprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man ſehnt ſich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfaſſen,
Will der thieriſche Laut nicht paſſen.
Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beſchwerlich iſt, murren;
Will es der Hund, wie ſie, beknurren?

Aber ach! ſchon fühl' ich, bei dem beſten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Buſen quillen.
Aber warum muß der Strom ſo bald verſiegen,
Und wir wieder im Durſte liegen?
Davon hab' ich ſo viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läßt ſich erſetzen,
Wir lernen das Ueberirdiſche ſchätzen,
Wir ſehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und ſchöner brennt,
Als in dem neuen Teſtament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuſchlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal

Das heilige Original
In mein geliebtes Deutſch zu übertragen.
(Er ſchlägt ein Volum auf und ſchickt ſich an.)
Geſchrieben ſteht: „im Anfang war das Wort!“
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' iſt offen, haſt freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt ſich mit Gewalt,
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich ins Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus,

Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter auf dem Gange.

Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet haußen, folg' ihm keiner.
Wie im Eiſen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich mühen.

Wer ſie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Verſchwind' in Flammen
Salamander!
Rauſchend fließe zuſammen

Undene!
Leucht' in Meteoren-Schöne
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinſ't mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du Geſelle
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dieß Zeichen!
Dem ſie ſich beugen
Die ſchwarzen Schaaren.

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen?
Den nie entſproß'nen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoß'nen,
Freventlich durchſtochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meiſters Füßen!
Du ſiehſt daß ich nicht vergebens drohe.
Ich verſenge dich mit heiliger Lohe!

Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die ſtärkſte von meinen Künſten!

Mephiſtopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholaſticus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was ſteht dem Herrn zu Dienſten?

Fauſt.

Das alſo war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolaſt? Der Caſus macht mich lachen.

Mephiſtopheles.

Ich ſalutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich ſchwitzen machen.

Fauſt.

Wie nennſt du dich?

Mephiſtopheles.

Die Frage ſcheint mir klein
Für einen der das Wort ſo ſehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Weſen Tiefe trachtet.

Fauſt.

Bei euch, ihr Herrn, kann man das Weſen
Gewöhnlich aus dem Namen leſen,
Wo es ſich allzudeutlich weiſ't,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer biſt du denn?

Mephiſtopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die ſtets das Böſe will und ſtets das Gute ſchafft.

Fauſt.

Was iſt mit dieſem Räthſelwort gemeint?

Mephiſtopheles.

Ich bin der Geiſt der ſtets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entſteht
Iſt werth daß es zu Grunde geht;
Drum beſſer wär's daß nichts entſtünde.
So iſt denn alles was ihr Sünde,
Zerſtörung, kurz das Böſe nennt,
Mein eigentliches Element.

Fauſt.

Du nennſt dich einen Theil, und ſtehſt doch ganz vor mir?

Mephiſtopheles.

Beſcheidne Wahrheit ſprech' ich dir.
Wenn ſich der Menſch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
Ein Theil der Finſterniß, die ſich das Licht gebar,
Das ſtolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr ſtreitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Fauſt.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannſt im Großen nichts vernichten
Und fängſt es nun im Kleinen an.

Mephiſtopheles.

Und freilich iſt nicht viel damit gethan.
Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,

hatte ihn oft beſtritten, auch war zwiſchen Lotten und ihrem Manne manchmahl die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Character lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernſte eines ſolchen Vorſatzes ſehr zu zweifeln Urſach finde, er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt, und ſeinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte ſie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten, von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Haſtigkeit entgegen; er war nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht; er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſinnigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey; und ſie antwortete mit Uebereilung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte,

Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich ſchon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, friſches Blut.
So geht es fort, man möchte raſend werden!
Der Luft, dem Waſſer, wie der Erden
Entwinden tauſend Keime ſich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Fauſt.

So ſetzeſt du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt!
Was anders ſuche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephiſtopheles.

Wir wollen wirklich uns beſinnen,
Die nächſten Male mehr davon!
Dürft' ich wohl dießmal mich entfernen?

Fauſt.

Ich ſehe nicht warum du fragſt.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Beſuche nun mich wie du magſt.
Hier iſt das Fenſter, hier die Thüre,
Ein Rauchfang iſt dir auch gewiß.

Mephiſtopheles.

Geſteh' ich's nur! Daß ich hinausſpaziere
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Fauſt.
Das Pentagramma macht dir Pein?
Ei ſage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamſt du denn herein?
Wie ward ein ſolcher Geiſt betrogen?

Mephiſtopheles.
Beſchaut es recht! es iſt nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Iſt, wie du ſiehſt, ein wenig offen.

Fauſt.
Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärſt denn du?
Das iſt von ohngefähr gelungen!

Mephiſtopheles.
Der Pudel merkte nichts als er hereingeſprungen,
Die Sache ſieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Fauſt.
Doch warum gehſt du nicht durchs Fenſter?

Mephiſtopheles.
's iſt ein Geſetz der Teufel und Geſpenſter:
Wo ſie hereingeſchlüpft, da müſſen ſie hinaus.
Das erſte ſteht uns frei, beim zweiten ſind wir Knechte.

Fauſt.
Die Hölle ſelbſt hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da ließe ſich ein Pakt,
Und ſicher wohl, mit euch, ihr Herren, ſchließen?

Mephiſtopheles.
Was man verſpricht, das ſollſt du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das iſt nicht ſo kurz zu faſſen,
Und wir beſprechen das zunächſt;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchſt,
Für dieſes Mal mich zu entlaſſen.

Fauſt.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erſt gute Mahr zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magſt du nach Belieben fragen.

Fauſt.

Ich habe dir nicht nachgeſtellt,
Biſt du doch ſelbſt ins Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht ſobald zum zweiten Male fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit
Durch meine Künſte würdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Schwindet, ihr dunkeln
Wölbungen droben!

Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmliſcher Söhne
Geiſtige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber,
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo ſich fürs Leben
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sproſſende Ranken!
Laſtende Traube
Stürzt ins Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieſeln durch reine
Edle Geſteine,
Laſſen die Höhen
Hinter ſich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.

Und das Geflügel
Schlürfet ſich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,
Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne,
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, ihr luft'gen zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann den Teufel feſt zu halten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören,
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuſe,
Der Fliegen, Fröſche, Wanzen, Läuſe,

Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und dieſe Schwelle zu benagen,
So wie er ſie mit Oel betupft —
Da kommſt du ſchon hervorgehupft!
Nur friſch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie ſitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, ſo iſt's geſchehn! —
Nun, Fauſte, träume fort, bis wir uns wiederſehn.

Fauſt (erwachend).

Bin ich denn abermals betrogen?
Verſchwindet ſo der geiſterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entſprang?

Studierzimmer.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Es klopft? Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephiſtopheles.

Ich bin's.

Fauſt.

Herein!

Mephiſtopheles.

Du mußt es dreimal ſagen.

Fauſt.

Herein denn!

Mephiſtopheles.

So gefällſt du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämten Kleide,
Das Mäntelchen von ſtarrer Seide,

Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, ſpitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frei,
Erfahreſt was das Leben ſey.

Fauſt.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu ſpielen,
Zu jung, um ohne Wunſch zu ſeyn.
Was kann die Welt mir wohl gewahren?
Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt.
Nur mit Entſetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thranen weinen,
Den Tag zu ſehn, der mir in ſeinem Lauf
Nicht Einen Wunſch erfüllen wird, nicht Einen,
Der ſelbſt die Ahnung jeder Luſt
Mit eigenſinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Bruſt
Mit tauſend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich angſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Traume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kraften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und ſo iſt mir das Daſeyn eine Laſt,
Der Tod erwünſcht, das Leben mir verhaßt.

Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polſter uns zurechte legt!
Fluch ſey dem Balſamſaft der Trauben!
Fluch jener höchſten Liebeshuld!
Fluch ſey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geiſter-Chor unſichtbar.

Weh! weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In deinem Buſen baue ſie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephiſtopheles.

Dieß ſind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Luſt und Thaten
Altklug ſie rathen!
In die Welt weit,

Aus der Einſamkeit,
Wo Sinnen und Säfte ſtocken,
Wollen ſie dich locken.
Hör' auf mit deinem Gram zu ſpielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;
Die ſchlechteſte Geſellſchaft laßt dich fühlen,
Daß du ein Menſch mit Menſchen biſt.
Doch ſo iſt's nicht gemeint
Dich unter das Pack zu ſtoßen,
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willſt du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen
Dein zu ſeyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geſelle
Und mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Fauſt.

Und was ſoll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem Andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern.

hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, ſie fühlte einen heimlichen Zug, ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit, und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt, die Packete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das Angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte, zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Manne, auch wenn er bey dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag; ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen, und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete, und ſagte: Gib ihm die Piſtolen. „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen!" ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie, wie ein Donnerſchlag; ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie

Schlagſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten giebt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich; du ſollſt, in dieſen Tagen,
Mit Freuden meine Künſte ſehn,
Ich gebe dir was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben,
Von deines Gleichen je gefaßt?
Doch haſt du Speiſe, die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Madchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die, wie ein Meteor, verſchwindet.
Zeig' mir die Frucht, die fault, eh man ſie bricht,
Und Baume, die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schatzen kann ich dienen;
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen.
So ſey es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betrügen;
Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, beim Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was Geſchriebnes forderſt du Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſ't nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten? —
Doch dieſer Wahn iſt uns ins Herz gelegt,
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beſchrieben und beprägt,
Iſt ein Geſpenſt, vor dem ſich Alle ſcheuen.
Das Wort erſtirbt ſchon in der Feder,
Die Herrſchaft führen Wachs und Leder.
Was willſt du böſer Geiſt von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder ſchreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephiſtopheles.

Wie magſt du deine Rednerei
Nur gleich ſo hitzig übertreiben?
Iſt doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichneſt dich mit einem Tröpfchen Blut.

Fauſt.

Wenn dieß dir völlig G'nüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephiſtopheles.

Blut iſt ein ganz beſondrer Saft.

Fauſt.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Iſt grade das was ich verſpreche.
Ich habe mich zu hoch geblaht;

In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geiſt hat mich verſchmäht,
Vor mir verſchließt ſich die Natur.
Des Denkens Faden iſt zerriſſen,
Mir ekelt lange vor allem Wiſſen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenſchaften ſtillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch überall zu naſchen,
Im Fliehen etwas zu erhaſchen,
Bekomm' euch wohl, was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blöde.

Fauſt.

Du höreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang',
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt,
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſt's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H— — die ſind dein!
Doch alles, was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum friſch! Laß alles Sinnen ſeyn,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.

Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange.

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gieb mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

(Er kleidet ſich um.)

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

(Fauſt ab.)

Mephiſtopheles

(in Fauſt's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben.

Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben;
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen,
Den Alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern was Recht's hieraußen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort;
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeiertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In ſpaniſche Stiefeln eingeſchnürt,

Daß er bedächtiger ſo fortan
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig ſey.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik,
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt' ſo ſeyn:
Das Erſt' wär' ſo, das Zweite ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was Lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer ſelbſt und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.

das Gewehr herunter, putzte den Staub ab, und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war ſie im Begriffe, ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld, und ihre Ahndungen; dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brot und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder, zu ſchreiben.

Schüler.

Mir wird von alle dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweimal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß, wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;

Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irre zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.

Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drei Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Laßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles (vor ſich).

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.
(Laut.)
Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefallt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach
Aus Einem Punkte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unterm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebenſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,

Wohl um die ſchlanke Hüfte frei,
Zu ſehn, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie?

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.

(Er ſchreibt und giebt's.)

Schüler (lieſ't).

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.)

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.

Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken,
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich Alles geben;
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerei.

Froſch

(gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf).

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweit!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Froſch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Froſch.

Die Kehlen ſind geſtimmt.

(Singt.)

Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander.

Ein garſtig Lied! Pfui! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,

Daß ihr nicht braucht fürs Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papſt erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausſchlag giebt, den Mann erhöht.

Froſch (ſingt).

Schwing dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntauſendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Froſch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirſt mir's nicht verwehren!

(Singt.)

Riegel auf! in ſtiller Nacht.
Riegel auf! der Liebſte wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſcheert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen.

Brander (auf den Tiſch ſchlagend).

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben;

Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

(Er ſingt.)

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend).

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät' gar manchen Aengſteſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch;
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Froſch.

Wahrhaftig du haſt Recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glaſe
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreier ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Froſch.

Gieb Acht, ich ſchraube ſie!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte!

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herr'n!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

(Leiſe, Mephiſtopheles von der Seite anſehend.)

Was! hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephiſtopheles.

Iſt es erlaubt, uns auch zu euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeyd wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſ't?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbeigereiſ't!
Wir haben ihn das letzte Mal geſprochen.

„Sie ſind durch deine Hand gegangen, du haſt den Staub davon geputzt, ich küſſe ſie tauſendmahl, du haſt ſie berührt; und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach, nun empfange! O, ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblickes willen, der mich ewig an dich befeſtigte? Lotte! kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht."

Nach Tiſche ließ er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung, Er kam wieder nnch Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück, und ſchrieb:

Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.
(Er neigt ſich gegen Froſch.)

Altmayer (leiſe).

Da haſt du's! der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon!

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wiederklingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.
(Singt.)
Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaub'rer Gaſt.

Mephiſtopheles (ſingt).
Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!

Brander.
Vergeßt nur nicht, dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir aufs genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.
In Sammet und in Seide,
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern,
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof' auch große Herr'n.

Und Herr'n und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe,
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Chorus (jauchzend).
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht.

Froſch.
Bravo! Bravo! Das war ſchön!
Siebel.
So ſoll es jedem Floh ergehn!
Brander.
Spitzt die Finger und packt ſie fein!
Altmayer.
Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!
Mephiſtopheles.
Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bischen beſſer wären.
Siebel.
Wir mögen das nicht wieder hören!
Mephiſtopheles.
Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich;
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.
Siebel.
Nur immer her; ich nehm's auf mich.
Froſch.
Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.
Altmayer (leiſe).
Sie ſind vom Rheine, wie ich ſpüre.
Mephiſtopheles.
Schafft einen Bohrer an!
Brander.
Was ſoll mit dem geſchehn?
Ihr habt doch nicht die Fäſſer vor der Thüre?
Altmayer.
Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug ſtehn.

Mephiſtopheles (nimmt den Bohrer).
(Zu Froſch.)
Nun ſagt, was wünſchet ihr zu ſchmecken?

Froſch.
Wie meint ihr das? Habt ihr ſo mancherlei?

Mephiſtopheles.
Ich ſtell' es einem jeden frei.

Altmayer (zu Froſch).
Aha, du fängſt ſchon an die Lippen abzulecken.

Froſch.
Gut! wenn ich wählen ſoll, ſo will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbeſten Gaben.

Mephiſtopheles
(indem er an dem Platz, wo Froſch ſitzt, ein Loch in den Tiſchrand bohrt).
Verſchafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer (zu Froſch).
Ach das ſind Taſchenſpielerſachen.

Mephiſtopheles (zu Brander).
Und ihr?

Brander.
Ich will Champagner-Wein,
Und recht mouſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles
(bohrt; einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verſtopft).

Brander.
Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel
(indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert).
Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten ſüßen!

Mephiſtopheles (bohrt).

Euch ſoll ſogleich Tokaier fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir ins Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein bischen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.

(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind.)

Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Geberden)

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle

(indem ſie die Pfropfen ziehen und jedem der verlangte Wein ins Glas läuft).

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!

(Sie trinken wiederholt.)

Alle (ſingen).

Uns iſt ganz kanibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frei, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.
Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.
Gieb nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel
(trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme).
Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles (die Flamme beſprechend).
Sey ruhig, freundlich Element!
(Zu den Geſellen.)
Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.
Was ſoll das ſeyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.
Laß Er uns das zum zweiten Male bleiben!

Altmayer.
Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.
Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.
Still, altes Weinfaß!

Siebel.
Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.
Wart' nur! Es ſollen Schläge regnen!

Altmayer
(zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen).
Ich brenn'! ich brenne!

Siebel.

Zauberei!
Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!

(Sie ziehen die Meſſer und gehen auf Mephiſtopheles los.)

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

(Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelſeitig und heben die Meſſer.)

Mephiſtopheles (wie oben).

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel ſpaße.

(Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren auseinander.)

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.
Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!
Froſch.
Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?
Siebel.
Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!
Altmayer.
Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleiſchwer in den Füßen.
(Sich nach dem Tiſche wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?
Siebel.
Betrug war alles, Lug und Schein.
Froſch.
Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.
Brander.
Aber wie war es mit den Trauben?
Altmayer.
Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. **Eine Meerkatze** ſitzt bei dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt daß er nicht überläuft. **Der Meerkater** mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.
Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,

In dieſem Wuſt von Raſerei?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir! wenn du nichts Beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen giebt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberei, zu haben:
Begieb dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Fauſt.
Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.
Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Geduld will bei dem Werke ſeyn.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.)
Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!
(Zu den Thieren:)
Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.
Beim Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.
Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.
So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.
So abgeſchmackt als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.
Nein, ein Diſcours wie dieſer da,
Iſt grade der, den ich am liebſten führe!

„Wilhelm! ich habe zum letztenmahle Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehen uns wieder, und freudiger.“

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O, daß ihr glücklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über dir!“

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles, und warf es in den Ofen, verſiegelte einige Päcke mit den Addreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehen

(Zu den Thieren:)

So ſagt mir doch, verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.

Da habt ihr ein groß Publikum.

Der Kater

(macht ſich herbei und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles.)

O würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

(Indeſſen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel geſpielt und rollen ſie hervor.)

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig,
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter).

Wärſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
(Er läuft zur Kätzin und läßt ſie durchſehen.)
Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles (ſich dem Feuer nähernd).

Und dieſer Topf?

Kater und Kätzin.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und ſetz' dich in Seſſel!
(Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.)

Fauſt

(welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat).

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe

Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da muß es was Geſcheidtes werden.
Für dießmal ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schatzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heimzuführen!

(Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in dem Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.)

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

(welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine Krone mit großem Geſchrei).

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwei Stücke, mit welchen ſie herumſpringen.)

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen!

Fauſt (gegen den Spiegel).

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles (auf die Thiere deutend).

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt (wie oben).
Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles (in obiger Stellung).
Nun, wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

Der Keſſel, welchen die Käzin bisher außer Acht gelaſſen, fängt an überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinaus ſchlägt. **Die Hexe** kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrei herunter gefahren.

Die Hexe.
Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Verſäumſt den Keſſel, verſengſt die Frau!
Verfluchtes Thier!
(Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.)
Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.)

Mephiſtopheles
(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt).
Entzwei! entzwei!
Da liegt der Brei!
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodei.
(Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.)

Erkennſt du mich? Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was halt mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vorm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind denn eure beiden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmal kommſt du ſo davon;
Denn freilich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe (tanzend).

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' ins Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,

Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe!
(Er macht eine unanſtändige Geberde.)

Die Hexe (lacht unmäßig).

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft,
Doch muß ich euch ums ält'ſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im mind'ſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.
(Leiſe.)
Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das Beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

(mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten).

Fauſt (zu Mephiſtopheles).

Nein, ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.)

Die Hexe (mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren).

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;

Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört;
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabei doch auch was denken laſſen.

Die Hexe (fährt fort).

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gieb deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trank nicht ſchaden:
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

(mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme).

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe löſt den Kreis. **Fauſt** tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles (zur Hexe).

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Komm nur geſchwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſehn.

(Leiſe.)

Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarete vorüber gehend.

Fauſt.
Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.
Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.
(Sie macht ſich los und ab.)

Fauſt.
Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt.
Hör', du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.
Nun, welche?

Fauſt.
Sie ging juſt vorbei.

Mephiſtopheles.
Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frei;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbei,
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,

habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer, wie auch die Schlafzimmer der Hausleute, weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um frühe bey der Hand zu ſeyn; denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor Sechſe vor's Haus kommen.

Nach Eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte! und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über; mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen! oft mit

Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,
Und dünkelt ihm es wär' kein Ehr'
Und Gunſt die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter Lobeſan,
Laß er mich mit dem Geſetz in Frieden!
Und das ſag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das ſüße junge Blut
Heut Nacht in meinen Armen ruht,
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenkt was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur grade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hätt' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn;
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie.

(Ab.)

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz;
Ich muß ein bischen revidiren.
(Ab.)

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen.
(Ab.)

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt (nach einigem Stillſchweigen).

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles (herumſpürend).

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.
(Ab.)

Fauſt (rings aufſchauend).

Willkommen ſüßer Dämmerſchein!
Der du dieß Heiligthum durchwebſt.
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!

In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.)
O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väterthron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!
(Er hebt einen Bettvorhang auf.)
Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo grade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luſt?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.

Geſchwind! ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.

Hier iſt ein Käſtchen leidlich ſchwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß nicht, ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüſternheit
Die liebe ſchöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh' zu ſparen.
Ich hoff' nicht, daß ihr geizig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —
(Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.)
Nur fort! geſchwind! —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſolltet ihr in den Hörſaal hinein,
Als ſtünden grau leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort! — (Ab.)

Margarete (mit einer Lampe).
Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie
(Sie macht das Fenſter auf.)
Und iſt doch eben ſo warm nicht drauß'.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer übern ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!
(Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief ins Meer,

Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.)

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau',
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feiertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

(Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.)

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch Alles. Ach wir Armen!

Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und abgehend. Zu ihm **Mephiſtopheles**.

Mephiſtopheles.

Bei aller verſchmähten Liebe! Beim hölliſchen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Fauſt.

Was haſt? was kneipt dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah' ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich dir was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,

Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was ſie will noch ſoll,
Denkt ans Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geſchmeid'!
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn iſt Alles Kinderſpiel!

Fauſt.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephiſtopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne. (Fauſt ab.)

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

(Ab.)

Der Nachbarin Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohlgethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was ſoll's?

Margarete.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß Sie nicht der Mutter ſagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach ſeh' Sie nur! ach ſchau' Sie nur!

aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O, Lotte! was erinnert mich nicht an dich! umgibſt du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerley Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tauſend, tauſend Küſſe habe ich darauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging, oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebethen, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichneten Steine ſich ſegnend, vorüber gingen, und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten, ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt

Marthe (putzt ſie auf).

O du glückſel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran;
Und dann giebt's einen Anlaß, giebt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt.
Ein Kettchen erſt, die Perle dann ins Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!
(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe (durchs Vorhängel guckend).

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei grad herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.
(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)
Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles (leiſe zu ihr).

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;

Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit, die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut).

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben
Beim heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß Sie doch ja für ihn dreihundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr waret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil' ein Galan.

'ſ iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es giebt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette.
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halbverfaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hatte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe (weinend).

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerei bei Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünſtig;
Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeß'nes Theil davon.

Marthe.

Ei wie? Ei wo? hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr;
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern;
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.
Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!

Marthe.
O es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles (vor ſich).
Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beim Wort.
(Zu Gretchen.)
Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.
Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles (vor ſich).
Du gut's, unſchuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl, ihr Fraun!

Margarete.
Lebt wohl!

Marthe.
O ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.
Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.
O thut das ja!
Mephiſtopheles.
Und hier die Jungfrau iſt auch da?
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſt,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſt.
Margarete.
Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.
Mephiſtopheles.
Vor keinem Könige der Erden.
Marthe.
Da hinterm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herr'n heut Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.
Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?
Mephiſtopheles.
Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut Abend ſollt' ihr ſie bei Nachbar' Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!
Fauſt.
So recht!
Mephiſtopheles.
Doch wird auch was von uns begehrt.
Fauſt.
Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.
Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Fauſt.
Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.
Sancta Simplicitas! darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.
Wenn Er nichts Beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.
O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Iſt es das erſte Mal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich d'rin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht ins Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es grad geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Fauſt.
Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.
Ja, wenn mans nicht ein bischen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb ihr ſchwören?

Fauſt.
Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.
Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,

Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch recht!

Fauſt.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behalt's gewiß.
Und komm', ich hab des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete an **Fauſtens** Arm. **Marthe** mit **Mephiſtopheles** auf und ab ſpazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß ſolch erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhalt,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

(Er küßt ihre Hand.)

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſt ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

(Gehn vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger als ich bin.

mir ihn, und ich zage nicht. All! all! So ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu ſterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenig Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergieſſen, und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebethen. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich zum erſtenmahle unter deinen Kindern fand. O, küſſe ſie tauſendmahl, und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! Sie wimmeln um mich. Ach, wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden; an meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach, ich dachte nicht, daß

Fauſt.

O Beſte! glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarete.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähen, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernahm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn dir's glich.

[illegible]

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren,
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht d'ran denken,
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſteh'n,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immerfort wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel dran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es kame nur auf eures Gleichen an,
Mich eines Beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt grad, mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

(Gehn vorüber.)

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir Uebels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen

Was Freches, Unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne grade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht was ſich
Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.)

Fauſt.

Was ſoll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie rupft und murmelt.)

Fauſt.

Was murmelſt Du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das letzte Blatt ausrupfend, mit holder Freude.)

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort

Die Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!
(Er faßt ihre beiden Hände.)

Margarete.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

(drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr).

Marthe (kommend).

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt ins Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarete ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt (kommt).

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

(Er küßt ſie.)

Margarete
(ihn faſſend und den Kuß zurückgebend).

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt (ſtampfend).

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe (kommt).

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?
Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiederſehn!

(Fauſt und Mephiſtopheles ab.)

Margarete.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

(Ab.)

Wald und Höhle.

Fauſt allein.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt
Wie in den Buſen eines Freund's zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſ't und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend niederſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber; ſchweben mir

Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.
Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.
Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.
Nun nun! ich laſſ' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.
Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo war'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlürfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfui über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht geſittet pfui zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr ins Herz gegoſſen;
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tage lang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

mich der Weg hierher führen ſollte! — —
Sey ruhig, ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt Zwölfe! So ſey es dann! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!“

Ein Nachbar ſah den Blick von Pulver, und hörte den Schuß fallen; da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter darauf.

Morgens um Sechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole, und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung; der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den

Mephiſtopheles (vor ſich).

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entfloh'n,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te?

Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſte
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen!
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.
Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Fauſt.

Margarete.

Verſprich mir, Heinrich!

Fauſt.

Was ich kann!

Margarete.

Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du halt'ſt nicht viel davon.

Fauſt.

Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margarete.

Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarete.

Ach, wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sakramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.
Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,
Ich glaub' an Gott?
Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarete.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden
Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt alles;

Name iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein biſchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bei dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,

Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt;
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frei, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich liebte dich nicht mehr.
Und wenn er da iſt, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt.

Du haſt nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen!

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief'!

Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen! Drei Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr übrig bleibt. (Ab.)

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Der Grasaff'! iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein,

Wie dieſe treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr ſeligmachend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freier,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr ſie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und **Lieschen** mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwei, wenn ſie nun ißt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen,
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar;
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ;
Stand ſie bei ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich bucken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'

Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluſſe eine Ader am Arme, das Blut lief, er hohlte noch immer Athem.

Aus dem Blute auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchlieſſen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im grauen Fracke mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bett gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker; man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Hat anderwärts noch Luſt genung,
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn,
Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!
(Ab.)

Gretchen (nach Hauſe gehend).

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmälen,
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen

(ſteckt friſche Blumen in die Krüge).

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich ſo ſaß bei einem Gelag,
Wo mancher ſich berühmen mag,
Und die Geſellen mir den Flor
Der Mägdlein laut geprieſen vor,
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt,
Den Ellenbogen aufgeſtemmt;
Saß ich in meiner ſichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und ſtreiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: Alles nach ſeiner Art!
Aber iſt eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen ſchrieen: er hat Recht,
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaßen alle die Lober ſtumm.
Und nun! — ums Haar ſich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naſenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beſchimpfen!
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen ſchwitzen!
Und möcht' ich ſie zuſammenſchmeißen;
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heißen.
Was kommt heran? Was ſchleicht herbei?
Irr' ich nicht, es ſind ihrer zwei.
Iſt er's, gleich pack' ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie von dem Fenſter dort der Sakriſtei
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und ſchwach und ſchwächer ſeitwärts dämmert,
Und Finſterniß drängt ringsum bei!
So ſieht's in meinem Buſen nächtig.

Mephiſtopheles.

Und mir iſt's wie dem Kätzlein ſchmächtig,
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leiſ' dann um die Mauer ſtreicht;
Mir iſt's ganz tugendlich dabei,
Ein bischen Diebsgelüſt, ein bischen Rammelei.
So ſpukt mir ſchon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Fauſt.

Rückt wohl der Schatz indeſſen in die Höh',
Den ich dort hinten flimmern ſeh'?

Mephiſtopheles.

Du kannſt die Freude bald erleben,
Das Keſſelchen herauszuheben.
Ich ſchielte neulich ſo hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Fauſt.

Nicht ein Geſchmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephiſtopheles.

Ich ſah dabei wohl ſo ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenſchnüren.

Fauſt.

So iſt es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geſchenke zu ihr geh'.

Mephiſtopheles.

Es ſollt' euch eben nicht verdrießen
Umſonſt auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunſtſtück hören:
Ich ſing' ihr ein moraliſch Lied,
Um ſie gewiſſer zu bethören.
(Singt zur Zither.)
Was machſt du mir
Vor Liebchens Thür
Kathrinchen hier
Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es ſeyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Iſt es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin (tritt vor).

Wem lockſt du hier? beim Element!
Vermaledeiter Rattenfänger!
Zum Teufel erſt das Inſtrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephiſtopheles.

Die Zither iſt entzwei! an der iſt nichts zu halten.

Valentin.

Nun ſoll es an ein Schädelſpalten!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Herr Doctor nicht gewichen! Friſch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwiſch!
Nur zugeſtoßen! Ich parire.

Valentin.
Parire den!

Mephiſtopheles.
Warum denn nicht?

Valentin.
Auch den!

Mephiſtopheles.
Gewiß!

Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Stoß zu!

Valentin (fällt).
O weh!

Mephiſtopheles.
Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſſen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizei,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter).
Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenſter).
Herbei ein Licht!

Marthe (wie oben).
Man ſchilt und rauft, man ſchreit und ficht.

Volk.

Da liegt ſchon einer todt!

Marthe (heraustretend).

Die Mörder ſind ſie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend).

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.

Ich ſterbe! das iſt bald geſagt
Und bälder noch gethan.
Was ſteht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!
(Alle treten um ihn.)
Mein Gretchen, ſieh! du biſt noch jung,
Biſt gar noch nicht geſcheidt genung,
Machſt deine Sachen ſchlecht.
Ich ſag' dir's im Vertrauen nur:
Du biſt doch nun einmal eine Hur';
So ſey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was ſoll mir das?

Valentin.

Laß unſern Herr Gott aus dem Spaß.
Geſchehn iſt leider nun geſchehn,
Und wie es gehn kann, ſo wird's gehn.
Du fingſt mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erſt ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erſt die Schande wird geboren,
Wird ſie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte ſie gern ermorden.
Wächſt ſie aber und macht ſich groß,
Dann geht ſie auch bei Tage bloß,
Und iſt doch nicht ſchöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Geſicht,
Je mehr ſucht ſie des Tages Licht.

Ich ſeh' wahrhaftig ſchon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angeſteckten Leichen,
Von dir, du Metze! ſeitab weichen.
Dir ſoll das Herz im Leib verzagen,
Wenn ſie dir in die Augen ſehn!
Sollſt keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar ſtehn!
In einem ſchönen Spitzenkragen
Dich nicht beim Tanze wohlbehagen!
In eine finſtre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verſtecken,
Und wann dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden ſeyn vermaledeit!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Läſtrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du ſchändlich kuppleriſches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(Stirbt.)

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. **Böſer Geiſt** hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen,
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberſchlief?
Auf deiner Schwelle weſſen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und angſtigt dich und ſich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,

Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet seclum in favilla.
(Orgelton.)

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh',
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſte.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht herein geſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heiſſeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älteſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war, und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen Eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne; Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen!
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —
(Sie fällt in Ohnmacht.)

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schirke und Elend.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Verlangſt du nicht nach einem Beſenſtiele?
Ich wünſchte mir den allerderbſten Bock.
Auf dieſem Weg ſind wir noch weit vom Ziele.

Fauſt.

So lang' ich mich noch friſch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieſer Knotenſtock.
Was hilft's, daß man den Weg verkürzt!
Im Labyrinth der Thäler hinzuſchleichen,
Dann dieſen Felſen zu erſteigen,
Von dem der Quell ſich ewig ſprudelnd ſtürzt,

Das iſt die Luſt, die ſolche Pfade würzt!
Der Frühling webt ſchon in den Birken
Und ſelbſt die Fichte fühlt ihn ſchon;
Sollt' er nicht auch auf unſre Glieder wirken?

Mephiſtopheles.

Fürwahr ich ſpüre nichts davon!
Mir iſt es winterlich im Leibe;
Ich wünſchte Schnee und Froſt auf meiner Bahn.
Wie traurig ſteigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit ſpäter Gluth heran,
Und leuchtet ſchlecht, daß man bei jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur Zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ei! Ei! Er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh' Er nur grad', ins Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.

Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,
Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Naſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kautz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe
Tauſendfärbig, ſchaarenweiſe,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir, ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?
Alles, alles ſcheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich blähen.

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau'! in ihrer ganzen Höhe
ntzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

rleuchtet nicht zu dieſem Feſte
err Mammon prächtig den Palaſt?
in Glück daß du's geſehen haſt;
h ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Fauſt.

Wie raſ't die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft ſie meinen Nacken!

Mephiſtopheles.

Du mußt des Felſens alte Rippen packen;
Sonſt ſtürzt ſie dich hinab in dieſer Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeſcheucht fliegen die Eulen.
Hör' es ſplittern die Säulen
Ewig grüner Paläſte.
Girren und Brechen der Aeſte,
Der Stämme mächtiges Dröhnen
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen ſie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Ziſchen und heulen die Lüfte.
Hörſt du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergeſang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel iſt gelb, die Saat iſt grün.
Dort ſammelt ſich der große Hauf,
Herr Urian ſitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f—t die Hexe, es ſt—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterſchwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!

Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommſt du her?

Stimme.

Uebern Ilſenſtein!
Da guckt' ich der Eule ins Neſt hinein.
Die macht' ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'ſt du ſo ſchnelle!

Stimme.

Mich hat ſie geſchunden,
Da ſieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg iſt breit, der Weg iſt lang,
Was iſt das für ein toller Drang?
Die Gabel ſticht, der Beſen kratzt,
Das Kind erſtickt, die Mutter platzt.

Hexenmeiſter. Halbes Chor.

Wir ſchleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle ſind voraus.
Denn, geht es zu des Böſen Haus,
Das Weib hat tauſend Schritt voraus.

Andere Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau,
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen (von unten).

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern,
Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten).

Halte! Halte!

Stimme (von oben).

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme (unten).

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreihundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei meines Gleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten).

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die Andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der flieget nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

(Sie laſſen ſich nieder.)

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt, das ruſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt (in der Ferne).

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Satz,
Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für meines Gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſond'rem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen,
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte, die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.
Ich höre was von Inſtrumenten tönen!
Verflucht Geſchnarr! Man muß ſich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders ſeyn,
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich auf's neue.
Was ſagſt du, Freund? das iſt kein kleiner Raum.
Da ſieh nur hin! du ſiehſt das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man ſchwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun ſage mir, wo es was beſſers giebt?

Fauſt.

Willſt du dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zaub'rer oder Teufel produziren?

Mephiſtopheles.

Zwar bin ich ſehr gewohnt incognito zu gehn;
Doch laßt am Gallatag man ſeinen Orden ſehn.
Ein Knieband zeichnet mich nicht aus,
Doch iſt der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehſt du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen;

Mit ihrem taſtenden Geſicht
Hat ſie mir ſchon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du biſt der Freier.

(Zu einigen, die um verglimmende Kohlen ſitzen.)

Ihr alten Herr'n, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübſch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein iſt jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Miniſter.

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich alles um und um,
Und eben da wir's feſt erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles

(der auf einmal ſehr alt erſcheint).

Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letzten Mal den Hexenberg erſteige,

Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhexe.

Ihr Herren geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren;
Es ſteht dahier gar mancherlei.
Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten,
Gethan, geſchehn! Geſchehn, gethan!
Verleg' ſie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!
Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adams erſte Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt,
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwei, die alte mit der jungen;
Die haben ſchon was rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz! nun komm! wir greifen zu.

Fauſt (mit der Jungen tanzend).

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwei ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles (mit der Alten).

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah' ich einen geſpaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht ſcheut.

Proktophantasmiſt.

Verfluchtes Volk! was unterſteht ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewieſen,
Ein Geiſt ſteht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menſchen gleich!

Die Schöne (tanzend).

Was will denn der auf unſerm Ball?

Fauſt (tanzend).

Ei! der iſt eben überall.
Was Andre tanzen muß er ſchätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beſchwätzen,
So iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Proktophantasmiſt.

Ihr ſeyd noch immer da! Nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern ins Geſicht,
Den Geiſtesdeſpotismus leid' ich nicht;
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art wie er ſich ſoulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt.
(Zu Fauſt, der aus dem Tanz getreten iſt.)
Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang.

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah' ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchiebt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſ'nen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß ſie dem guten Gretchen gleicht.

Mephiſtopheles.

Laß das nur ſtehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es iſt ein Zauberbild, iſt leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen iſt nicht gut;
Vom ſtarren Blick erſtarrt des Menſchen Blut,
Und er wird faſt in Stein verkehrt,
Von der Meduſe haſt du ja gehört.

Fauſt.

Fürwahr es ſind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht ſchloß.
Das iſt die Bruſt, die Gretchen mir geboten,
Das iſt der ſüße Leib, den ich genoß.

Mephiſtopheles.

Das iſt die Zauberei, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt ſie wie ſein Liebchen vor.

Fauſt.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von dieſem Blick nicht ſcheiden.
Wie ſonderbar muß dieſen ſchönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen ſchmücken,
Nicht breiter als ein Meſſerrücken!

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ich ſeh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perſeus hat's ihr abgeſchlagen. —
Nur immer dieſe Luſt zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,
Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben;
Soviel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben,
Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht, ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

U
[illegible]
Bibliothek

Theatermeiſter.
Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold.
Daß die Hochzeit golden ſey
Soll'n fünfzig Jahr ſeyn vorüber;
Aber iſt der Streit vorbei,
Das *golden* iſt mir lieber.

Oberon.
Seyd ihr Geiſter wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden;
König und die Königin,
Sie ſind aufs neu verbunden.

Puck.
Kommt der Puck und dreht ſich quer
Und ſchleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.
Ariel bewegt den Sang
In himmliſch reinen Tönen;
Viele Fratzen lockt ſein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.
Gatten die ſich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn ſich zweie lieben ſollen,
Braucht man ſie nur zu ſcheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt ſie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orcheſter Tutti.

Fortissimo.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Mit ihren Anverwandten,
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ'
Das ſind die Muſikanten!

Solo.

Seht, da kommt der Dudelſack!
Es iſt die Seifenblaſe,
Hört den Schneckeſchnickeſchnack
Durch ſeine ſtumpfe Naſe.

Geiſt der ſich erſt bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelſt mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reiſender.

Iſt das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den ſchönen Gott
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,

So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.

Was ich ergreife das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiän'ſchen Reiſe.

Puriſt.

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweie nur gepudert.

Junge Hexe.

Der Puder iſt ſo wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd, verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Umſchwärmt mir nicht die Nackte!
Froſch im Laub' und Grill' im Gras'
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne (nach der einen Seite).

Geſellſchaft wie man wünſchen kann.
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne (nach der andern Seite)
Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Xenien.
Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheeren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.
Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Muſaget.
Ich mag in dieſem Hexenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich dieſe wüßt' ich eh'r
Als Muſen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.
Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, faſſe meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutſche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reiſender.
Sagt wie heißt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten.
Er ſchnopert was er ſchnopern kann.
„Er ſpürt nach Jeſuiten.“

Kranich.
In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fiſchen;

Darum ſeht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln miſchen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Iſt alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungeſtört! es ſind im Rohr
Die uniſonen Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie jeder doch die Beine lupft!
Sich wie er kann herauszieht!
Der Krumme ſpringt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht wie es ausſieht.

Fideler.

Das haßt ſich ſchwer das Lumpenpack
Und gäb' ſich gern das Reſtchen;
Es eint ſie hier der Dudelſack
Wie Orpheus Leier die Beſtien.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſchrein,
Nicht durch Kritik noch Zweifel;
Der Teufel muß doch etwas ſeyn,
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch;
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich baß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſten Mal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Gras',
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennas'
Ihr ſeid doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sansſouci ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;

Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur
Gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel!

Orcheſter.

Pianiſſimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben.

Trüber Tag.

Feld.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Miſſethäterin im Kerker zu entſetzlichen Qualen eingeſperrt, das holde unſelige Geſchöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätheriſcher, nichtswürdiger Geiſt, und das haſt du mir verheimlicht! — Steh nur, ſteh! Wälze die teufliſchen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Böſen Geiſtern übergeben und der richtenden gefühlloſen Menſchheit! Und mich wiegſt du indeß in abgeſchmackten Zerſtreuungen, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer und laſſeſt ſie hülflos verderben!

Mephiſtopheles.

Sie iſt die erſte nicht.

Fauſt.

Hund! abſcheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geiſt! wandle den Wurm wieder in ſeine Hundsgeſtalt, wie er ſich oft nächtlicher Weiſe gefiel vor mir herzutrotten, dem harmloſen Wandrer vor die Füße zu kollern und ſich dem niederſtürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erſte nicht! —

Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen, daß mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elendes verſank, daß nicht das erſte genugthat für die Schuld aller übrigen in ſeiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieſer einzigen; du grinſeſt gelaſſen über das Schickſal von Tauſenden hin!

Mephiſtopheles.

Nun ſind wir ſchon wieder an der Gränze unſeres Witzes, da wo euch Menſchen der Sinn überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchaft mit uns, wenn du ſie nicht durchführen kannſt? Willſt fliegen und biſt vorm Schwindel nicht ſicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräßigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und an Verderben ſich letzt?

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! Den gräßlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt (blickt wild umher).

Mephiſtopheles.

Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig

Entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannen-Art ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frei ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr, der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutſchuld von deiner Hand. Ueber des Erſchlagenen Stätte ſchweben rächende Geiſter und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Fauſt.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, ſag' ich, und befrei' ſie!

Mephiſtopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüſſel und führe ſie heraus mit Menſchenhand. Ich wache! die Zauberpferde ſind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Fauſt.

Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Fauſt, Mephiſtopheles, auf ſchwarzen Pferden daher brauſend.

Fauſt.

Was weben die dort um den Rabenſtein?

Mephiſtopheles.

Weiß nicht was ſie kochen und ſchaffen.

Fauſt.

Schweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich.

Mephiſtopheles.
Eine Hexenzunft.

Fauſt.
Sie ſtreuen und weihen.

Mephiſtopheles.
Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Fauſt, mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe, vor einem eiſernen Thürchen.

Mich faßt ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt ſie hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt ſie wieder zu ſehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

(Er ergreift das Schloß. Es ſingt inwendig.)

Meine Mutter, die Hur',
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Fauſt (aufſchließend).
Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauſcht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauſcht.

(Er tritt ein.)

Margarete (ſich auf dem Lager verbergend).
Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Fauſt (leiſe).

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete (ſich vor ihm hinwälzend).

Biſt du ein Menſch, ſo fühle meine Noth.

Fauſt.

Du wirſt die Wächter aus dem Schlafe ſchreien!

(Er faßt die Ketten, ſie aufzuſchließen.)

Margarete (auf den Knieen).

Wer hat dir Henker dieſe Macht
Ueber mich gegeben!
Du holſt mich ſchon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Iſt's morgen früh nicht zeitig genung?

(Sie ſteht auf.)

Bin ich doch noch ſo jung, ſo jung!
Und ſoll ſchon ſterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun iſt er weit;
Zerriſſen liegt der Kranz, die Blumen zerſtreut.
Faſſe mich nicht ſo gewaltſam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht geſehen!

Fauſt.

Werd' ich den Jammer überſtehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!

Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt (wirft ſich nieder).

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete (wirft ſich zu ihm).

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt (laut).

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerkſam).

Das war des Freundes Stimme!
(Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.)
Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.
An ſeinen Hals will ich fliegen,
An ſeinem Buſen liegen!
Er rief Gretchen! Er ſtand auf der Schwelle.
Mitten durchs Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teufliſchen Hohn,
Erkannt' ich den ſüßen, den liebenden Ton.

Fauſt.

Ich bin's!

Margarete.

Du biſt's! O ſag' es noch einmal!
(Ihn faſſend.)
Er iſt's! Er iſt's! Wohin iſt alle Qual?
Wohin die Angſt des Kerkers? der Ketten?
Du biſt's! Kommſt mich zu retten!

Goethe's
Schriften.

ZWEYTER BAND.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

Ich bin gerettet! —
Schön iſt die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erſten Male ſah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Fauſt (fortziehend).

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch ſo gern wo du weileſt.
(Liebkoſend.)

Fauſt.

Eile!
Wenn du nicht eileſt,
Werden wir's theuer büßen müſſen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ' ich dich!
(Sie umfaßt ihn.)
O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?
(Sie wendet ſich von ihm.)

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!

Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete (zu ihm gewendet).

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schooß.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Fauſt.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geſchenkt?
Dir auch — Du biſt's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es iſt kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber ſie iſt feucht!
Wiſche ſie ab! Wie mich däucht
Iſt Blut dran.
Ach Gott! Was haſt du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Fauſt.

Laß das Vergang'ne vergangen ſeyn,
Du bringſt mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beſchreiben,
Für die mußt du ſorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den beſten Platz geben,

Meinen Bruder ſogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Bruſt.
Niemand wird ſonſt bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu ſchmiegen
Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Fauſt.

Ins Freie.

Margarete.

Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt beim Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein,
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht beim Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe, die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles (erſcheint draußen).

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Fauſt.

Du ſollſt leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Komm! komm! Ich laſſe dich mit ihr im Stich.

Margarete.
Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephiſtopheles.
Sie iſt gerichtet!

Stimme (von oben).
Iſt gerettet!

Mephiſtopheles (zu Fauſt).
Her zu mir!
(Verſchwindet mit Fauſt.)

Stimme (von innen, verhallend).
Heinrich! Heinrich!

Fauſt.

Der Tragödie zweiter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Univers [illegible]
[illegible]
Bibliothek

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigen Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.

Geiſter-Kreis ſchwebend, bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe,
Beſänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier ſind die Pauſen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt ſie freundlich aus.
Erſt ſenkt ſein Haupt aufs kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

[illegible]

[illegible]

Chor.

(Einzeln, zu zweien und vielen, abwechſelnd und geſammelt.)

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dammerung heran;
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht iſt ſchon hereingeſunken,
Schließt ſich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten-Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Saume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;

Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.
(Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen, unters Laub;
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Fauſt.

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warſt auch dieſe Nacht beſtändig,
Und athmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginneſt ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſeyn immerfort zu ſtreben. —
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen,
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duft'gen Abgrund wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! — Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen;
Sie tritt hervor! — und, leider ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen,
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken,
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schaume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiſerliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaiſers.

Trompeten.

Hofgeſinde aller Art, prächtig gekleidet, tritt ein.

Der Kaiſer gelangt auf den Thron; zu ſeiner Rechten der Aſtrolog.

Kaiſer.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Verſammelt aus der Nah' und Weite; —
Den Weiſen ſeh' ich mir zur Seite,
Allein wo iſt der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zuſammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweiter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt ſich ein andrer an die Stelle;
Gar köſtlich iſt er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft daß jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch der kühne Thor!

Mephiſtopheles
(am Throne knieend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart geſcholten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeirufen,
Wen höret jeder gern genannt?

Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für diesmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herr'n. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit ins Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles

(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne:
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Kanzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgiebt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk' es zu gewähren.

Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
Ins weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet.
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.
Der darf auf Schand und Frevel pochen
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,
Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher;
Ich malte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden,
Wenn Alle ſchädigen, Alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und fürs Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt,
Verſchwuren ſich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat in's Weſpenneſt geſtört;
Das Reich, das ſie beſchützen ſollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hauſen,
Schon iſt die halbe Welt verthan;
Es ſind noch Könige da drauſen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeiſter.

Wer wird auf Bundsgenoſſen pochen!
Subſidien die man uns verſprochen,
Wie Röhrenwaſſer bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen iſt der Beſitz gerathen?
Wohin man kommt da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zuſehen muß man wie er's treibt;
Wir haben ſo viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteien, wie ſie heißen,
Iſt heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen ſchelten oder preiſen,
Gleichgültig wurden Lieb' und Haß.

Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen ſich um auszuruhn!
Wer jetzt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldespforten ſind verrammelt,
Ein jeder kratzt und ſcharrt und ſammelt
Und unſre Caſſen bleiben leer.

Marſchalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr,
Und täglich wächſt mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhühner, Hühner, Gänſ' und Enten,
Die Deputate, ſichre Renten,
Sie gehen noch ſo ziemlich ein;
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg' und Jahresläufte,
So ſchlürft unendliches Geſäufte
Der edlen Herr'n den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen,
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brod.

Kaiſer

(nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuſchauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Gold gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Kanzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwei Geſchlechter nur entſtanden,
Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter;

Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verworr'ner Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt,
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, ſo ſchaff es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe was ihr wollt und ſchaffe mehr;
Zwar iſt es leicht, doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da, doch um es zu erlangen
Das iſt die Kunſt, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menſchenfluthen Land und Volk erſauften,
Wie der und der, ſo ſehr es ihn erſchreckte,
Sein Liebſtes da- und dortwohin verſteckte;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan bis geſtern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden ſtill begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht,
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht.

Kanzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marſchalk.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen.
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus,
So ſage denn: wie ſieht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwei Schelme ſind's — Verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor blaſ't ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog

(ſpricht, Mephiſtopheles blaſ't ein).

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft,
Mars trifft er nicht, ſo draut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.

Ja, wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heitre Welt,
Das Uebrige iſt alles zu erlangen:
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das — Gedroſchner Spaß —
Calenderei — Chymiſterei —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie umher und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.
Was ſoll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberei verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der ſichre Schritt verſagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den unterſten Bezirken
Schmiegt ſich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entſchloſſen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das iſt Gicht —

Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach ſolchen Zeichen wäre hier
Das allerreichſte Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eilig! du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe deine Lügenſchäume,
Und zeig' uns gleich die edeln Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle,
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, altverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt;
Pokale ſtehen aus Rubinen,
Und will er deren ſich bedienen,
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.
Eſſenzen ſolcher edlen Weine,

Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen ſich mit Nacht und Graus.
Der Weiſe forſcht hier unverdroſſen,
Am Tag' erkennen das ſind Poſſen,
Im Finſtern ſind Myſterien zu Haus.

Kaiſer.

Die laß' ich dir! Was will das Düſtre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz ſind die Kühe, ſo die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht,
Zieh' deinen Pflug, und ackre ſie ans Licht.

Mephiſtopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen ſich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannſt du dich ſelbſt, wirſt die Geliebte ſchmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgeſtein erhöht
Die Schönheit wie die Majeſtät.

Kaiſer.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange ſoll es währen!

Aſtrolog (wie oben).

Herr, mäßige ſolch dringendes Begehren!
Laß erſt vorbei das bunte Freudenſpiel;
Zerſtreutes Weſen führt uns nicht zum Ziel.
Erſt müſſen wir in Faſſung uns verſühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der ſey erſt gut;
Wer Freude will, beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

(Trompeten. Exeunt.)

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten,
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenſchanz.

Herold.

Denkt nicht ihr ſeyd in deutſchen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Feſt erwartet euch.
Der Herr, auf ſeinen Römerzügen,
Hat, ſich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überſtiegen,
Gewonnen ſich ein heitres Reich.
Der Kaiſer, er, an heiligen Solen
Erbat ſich erſt das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone ſich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun ſind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht ſie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er iſt darunter weiſe wie er kann.
Ich ſehe ſchon wie ſie ſich ſchaaren,
Sich ſchwankend ſondern, traulich paaren

Zudringlich ſchließt ſich Chor an Chor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen,
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Geſang, begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen,
Schmückten wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken,
Spielen ihre Rollen hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe ſehen
Die ihr auf den Häuptern traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen

Sich ein Garten offenbare;
Würdig ſind ſie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilſchet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde ſtatt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wiſſe jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich;
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur;
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen
Sey als eure Zierde ſchön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſieſtrauß.

Meinen Namen euch zu ſagen
Würde Theophraſt nicht wagen,
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber manchen zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich ins Haar verflöchte,

Wenn sie sich [illegible] Sterne,
Wie am Herzen Blut [illegible].

Aufforderung.

Mögen bunte Phantasien
Für des Lagers Ruhe [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible]
Wie Natur sich mir [illegible];
Grüne Blätter, gelbe Blüthen
[illegible] immer und [illegible] [illegible]! —
Doch wir

Rosenknospen

, [illegible] und [illegible],
Glücklich, wer uns frisch [illegible].
Wenn der Sommer sich [illegible],
Rosenknospe sich [illegible],
Wer mag solches Glück [illegible]?
Das Versprechen, das [illegible],
Das [illegible], im [illegible] [illegible],
Blick und Sinn und Herz zugleich.

([illegible])

Gärten.

([illegible])

Blumen [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] vom Haupt [illegible],
Früchte wollen nicht [illegible],
[illegible] mag man sie [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], [illegible], [illegible],
[illegible]! [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] sich [illegible] [illegible] als [illegible].

[illegible]! [illegible] [illegible] [illegible]
Wie [illegible] und [illegible] zu [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] sich [illegible],
In die [illegible] [illegible] man [illegible].

[illegible] [illegible] und [illegible]
[illegible] [illegible] Jugendlüſte,
Daß wir [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] luſtigen [illegible],
Zu [illegible] [illegible] Wacht,
Aber ich zugleich zu [illegible]:
Geiger, Pfeifer, Bläſer, [illegible].

[illegible]

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen, als du kamſt an's Licht,
[illegible] ich dich im Häubchen,
Weiß und lieblich von Geſicht
Und ſo zart als [illegible].
Später dich zugleich als Braut,
Unter dem Kränzchen angetraut,
Später dich als Weibchen.

Ach! was iſt ſchon manches Jahr
[illegible] verflogen,
Der Jugendzeit [illegible] Schaar
Schnell vorübergezogen;
[illegible] mit dem [illegible] [illegible],
Auch dem Vater [illegible] [illegible]
Mit dem [illegible].

[illegible] Zeit war auch [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible];
[illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible] nicht verlangen;
[illegible] [illegible] die [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] Schmuck,
[illegible] [illegible] einer [illegible].

Geſpielinnen

(Jung und ſchön geſellen ſich dazu, ein vertrauliches Geplauder wird laut.)

Fiſcher und Vogelſteller

(mit Netzen, Angeln und Leimruthen, auch ſonſtigen Geräthen, treten auf, miſchen ſich unter die ſchönen Kinder. Wechſelſeitige Verſuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten, geben zu den angenehmſten Dialogen Gelegenheit.)

Holzhauer (treten ein ungeſtüm und ungeſchlacht).

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume,
Die krachend ſchlagen;
Und wenn wir tragen
Da giebt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß ins Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie witzten?
Deß ſeyd belehret;
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle (täppiſch, faſt läppiſch).

Ihr ſeyd die Thoren
Gebückt geboren;
Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen;
Denn unſre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen
Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,

Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzukrähen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten (Schmeichelnd-lüſtern.)

Ihr wackern Träger,
Und eure Schwäger
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,
Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und ſtrudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,

Er riecht den Braten,
Er ahnet Fiſche;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tiſche.

Trunkener (unbewußt).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich ſo frank und frei;
Friſche Luſt und heitre Lieder
Holt' ich ſelbſt ſie doch herbei.
Und ſo trink' ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, ſo iſt's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüſtet,
Rümpfte dieſem bunten Rock,
Und, wie ſehr ich mich gebrüſtet,
Schalt mich einen Maskenſtock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenſtöcke ſtoßet an!
Wenn es klingt, ſo iſt's gethan.

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich! Trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Tinke, tinke!
Jeder jedem! ſo fortan!
Dünkt mich's doch es ſey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geſchehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger ſtehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toaſtet friſch ein Tinke, Tinke!
Sitzet feſt auf Bank und Span,
Unterm Tiſch Dem iſt's gethan.

Der Herold

(kündigt verſchiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, zärtliche ſo wie Enthuſiaſten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer ſchleicht mit wenigen Worten vorüber.)

Satyriker.

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft' ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſcherſtandenen Vampyren begriffen ſeyen, woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht entwickeln könnte; der Herold muß es gelten laſſen und ruft indeſſen die griechiſche Mythologie hervor, die, ſelbſt in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir ins Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth ins Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tagen Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteſte zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;

Viel zu denken, viel zu ſinnen
Giebt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wolltet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt! in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwarmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laſſ' ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergeſſen
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre meſſen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch ſo gelehrt in alten Schriften;
Sie anzuſehn, die ſo viel Uebel ſtiften,
Ihr würdet ſie willkommne Gäſte nennen.

Die Furien ſind es, niemand wird uns glauben,
Hübſch, wohlgeſtaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr ſollt erfahren
Wie ſchlangenhaft verletzen ſolche Tauben.

Zwar ſind ſie tückiſch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr ſich rühmet ſeiner Mängel,
Auch ſie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen ſich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir ſind hübſch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen,
Wir werden ihm ſo lang' die Ohren krauen,

Bis wir ihm ſagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß ſie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und wenn ſie ſeine Braut iſt, gar nichts tauge.

So wiſſen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat ſogar der Freund, vor wenig Wochen,

Verächtliches von ihr zu Der geſprochen!
Verſöhnt man ſich ſo bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das iſt nur Spaß! denn, ſind ſie erſt verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das ſchönſte Glück durch Grille zu vergällen;
Der Menſch iſt ungleich, ungleich ſind die Stunden.
Und niemand hat Erwünſchtes feſt in Armen,
Der ſich nicht nach Erwünſchterm thörig ſehnte,
Vom höchſten Glück, woran er ſich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Froſt erwarmen.

Mit dieſem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unſeliges auszuſtreuen,
Verderbe ſo das Menſchenvolk in Paaren.

Tiſiphone.

Gift und Dolch, ſtatt böſer Zungen,
Miſch' ich, ſchärf' ich dem Verräther;
Liebſt du andre, früher, ſpäter
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Giſcht und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felſen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwiedert: Rache!
Und wer wechſelt, ſoll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt iſt nicht von eures Gleichen.
Ihr ſeht wie ſich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen ſtolz behangt;

Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüſſel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüſſel.
Im Nacken ſitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt ſie ihn genau;
Die andre drobenſtehend herrlich hehr
Umgiebt ein Glanz der blendet mich zu ſehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu ſchauen;
Die eine wünſcht, die andre fühlt ſich frei.
Verkünde jede wer ſie ſey.

Furcht.

Dunſtige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dammern durchs verworrne Feſt,
Zwiſchen dieſe Truggeſichter
Bannt mich, ach! die Kette feſt.

Fort, ihr lacherlichen Lacher!
Euer Grinſen giebt Verdacht;
Alle meine Widerſacher
Drangen mich in dieſer Nacht.

Hier! ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt ſchleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Halt mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrußt, ihr lieben Schweſtern!
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.

Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine,
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in ſorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, ſtets erſtreben.
Ueberall willkommne Gäſte
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſeyn.

Klugheit.

Zwei der größten Menſchenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr ſeyd gerettet!

Den lebendigen Coloſſen
Führ' ich, ſeht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdroſſen
Schritt vor Schritt auf ſteilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerſeits ſich hinzuwenden.

Rings umgiebt ſie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und ſie nennet ſich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Therſites.

Hu! Hu! da komm ich eben recht,
Ich ſchelt' euch allzuſammen ſchlecht!

Doch was ich mir zum Ziel erſah
Jſt oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt ſich wohl ſie ſey ein Aar,
Und wo ſie ſich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt
Es mich ſogleich in Harniſch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm' und winde dich ſogleich! —
Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum eklen Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das blaht ſich auf und platzt entzwei;
Nun fallt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht?
Sauſt' es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —

Ganz verdorben iſt der Spaß –
Und die Beſtien wollten das.

Herold.

Seit mir ſind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche;
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenſter
Ziehen luftige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereien
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten;
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären,
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen?.
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne
Schnaubt's heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich ſchaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt
Roſſe hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } an des Biſchofs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beyder Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerſe.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwey Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.

Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzertand!
Man könnte dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er ſcheint ein König, reich und milde,
Wohl dem, der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte, ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen;
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derſelbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet,
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchätze mich dem Plutus gleich,

Beleb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön,
Doch laß uns deine Künſte ſehn.

Knabe Lenker.

Hier ſeht mich nur ein Schnippchen ſchlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor.
(Immerfort umherſchnippend.)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köſtlichſtes Juwel;
Auch Flammchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum,
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſ't ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft ſie weg der arme Tropf,
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Maſken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen

Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.
(Zu Plutus gewendet.)
Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir iſt es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne ſchmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig iſt daß ich dir Zeugniß leiſte,
So ſag' ich gern: biſt Geiſt von meinem Geiſte.
Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher geſandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angeſprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber Geklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekauzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir ekles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſeyn!
Doch als in allerneuſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu ſparen,
Und, wie ein jeder böſe Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinſieht da ſind Schulden;
Sie wendet's, kann ſie was erſpulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſ't ſie beſſer, trinkt noch mehr
Mit der Sponſirer leidigem Heer;
Das ſteigert mir des Goldes Reiz:
Bin mannlichen Geſchlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Iſt's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie ſind ſchon unbequem genug.

Weiber in Maſſe.

Der Strohmann! Reich ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir ſollen ſeine Fratze ſcheu'n!
Die Drachen ſind von Holz und Pappe,
Friſch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht wie die grimmen Ungeſtalten,
Bewegt im raſch gewonnenen Raum,
Das Doppel-Flügelpaar entfalten!
Entrüſtet ſchütteln ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

(Plutus ſteigt vom Wagen.)

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich;
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es wie's geſchah.

Plutus (zum Lenker).

Nun biſt du los der allzuläſtigen Schwere,
Biſt frei und frank, nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,

So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt iſt Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur, und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ' und gleich bin ich zurück.
(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun iſt es Zeit die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut ſich auf! ſchaut her! in ehrnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und droht ihn ſchmelzend zu verſchlingen.

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne ſchmelzen ſich,
Gemünzte Rollen wälzen ſich, —
Ducaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt —
Wie ſchau' ich alle mein Begehr!
Da kollern ſie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüſtig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Beſitz.

Herold.

Was ſoll's, ihr Thoren? ſoll mir das?
Es iſt ja nur ein Maskenſpaß.

Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in dieſem Spiel
Selbſt Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppiſchen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit ſeyn.
Was ſoll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieſes Volk mir aus dem Feld!

Plutus.

Dein Stab iſt wohl dazu bereit,
Verleih ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn raſch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken ſeyd auf eurer Hut.
Wie's blitzt und platzt, in Funken ſprüht!
Der Stab ſchon iſt er angeglüht.
Wer ſich zu nah herangedrangt
Iſt unbarmherzig gleich verſengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geſchrei und Gedräng.

O weh! Es iſt um uns gethan. —
Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück, du Hintermann! —
Mir ſprüht es heiß in's Angeſicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren ſind wir all und all. —
Zurück, zurück, du Maskenſchwall!
Zurück, zurück, unſinniger Hauf —
O! hätt' ich Flügel, flög' ich auf. —

Plutus.

Schon iſt der Kreis zurückgedrangt
Und niemand, glaub' ich, iſt verſengt.
Die Menge weicht,
Sie iſt verſcheucht. —

Doch ſolcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen giebt.
Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute, weil es mich nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſponſiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug und hoff' es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Geberde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an, der magre Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungeſtalt.
Er wendet ſich zu den Weibern dort,
Sie ſchreien alle, möchten fort,

Geberden ſich gar widerwärtig;
Der Schalk erweiſ't ſich übelfertig.
Ich fürchte daß er ſich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht ſchweigſam bleiben,
Gieb meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht,
Laß ihn die Narrentheidung treiben,
Ihm wird kein Raum für ſeine Poſſen bleiben;
Geſetz iſt mächtig, mächtiger iſt die Noth.

Getümmel und Geſang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldesthal,
Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan
Sie wiſſen doch was keiner weiß
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar

Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }
Berliching'ſche, Weisling'ſche, Bamberg'ſche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar,
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die ſchönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn.
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuſehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen ſie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungeſtört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;
Im mooſigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt ſich's durch einander ſchnell,
Wo jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;

Metalle ſtürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohlgemeint,
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man ſtehlen und kuppeln mag;
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drei Gebot veracht't
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles iſt nicht unſre Schuld,
Drum habt ſofort wie wir Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.
Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band,
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt:
Leibwache wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach;
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.

Und wenn er zu Mittage ſchläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchweigſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn
Und wo ſie ſtand da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm' erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann Niemand weiß wo ein noch aus,
Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen

(an den großen Pan).

Wenn das glänzend reiche Güte
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt du zu vollenden,
Nimm es, Herr, in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus (zum Herold).
Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen,
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen;
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt leugnen,
Du ſchreib' es treulich in dein Protocoll.

Herold
(den Stab anfaſſend, welchen Plutus in der Hand behält).
Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran;
Sie ſiedet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan ſteht wohlgemuth,
Freut ſich des wunderſamen Dings,
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links.
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeſchick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen lauft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!

O ewig unglückſelige Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was Niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten ſchrein
„Der Kaiſer," leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet,
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du, geräumig weite Luft,
Fülle dich mit kühlem Duft!
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl!

Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet;
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel! —
Drohen Geiſter uns zu ſchädigen,
Soll ſich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der **Kaiſer**, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen. **Fauſt**, **Mephiſtopheles**, anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knieen.

Fauſt.

Verzeihſt du Herr das Flammengaukelſpiel?

Kaiſer

(zum Aufſtehen winkend).

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glühender Sphäre,
Es ſchien mir faſt als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt' es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein- und andern,
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt du, Herr! Weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam Feuer haſt du nun erprobt,
Wirf dich ins Meer wo es am wildſten tobt,
Und kaum betrittſt du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zu ſchönſter Wohnung ſchwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehſt gehn die Paläſte mit.
Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmelns, Hin- und Wiederſtrebens.
Meerwunder drängen ſich zum neuen milden Schein,
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen,
Der Haifiſch klafft, du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Haſt du doch nie ein ſolch Gedräng erblickt.
Doch bleibſt du nicht vom Lieblichſten geſchieden:
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Friſche,
Die jüngſten ſcheu und lüſtern wie die Fiſche,
Die ſpätern klug; ſchon wird es Thetis kund,
Dem zweiten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier! —

Kaiſer.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir;
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr! die Erde haſt du ſchon.

Kaiſer.

Welch gut Geſchick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht.

Gleichſt du an Fruchtbarkeit Scheheraſaden,
Verſichr' ich dich der höchſten aller Gnaden.
Sey ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Marſchalk (tritt eilig auf).

Durchlauchtigſter, ich dacht in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben
Als dieſe, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:
Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer aufs neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter (der ſich einfindet).

Befrage dieſe die das Werk gethan.

Fauſt.

Dem Kanzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Kanzler
(der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.
(Er lieſ't.)
„Zu wiſſen ſey es jedem der's begehrt:

Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz."

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Kanzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen."
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht.
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreißig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!
Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſem Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Gold?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert muß ich's gelten laſſen.

Marſchalk.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.

Die Wechsler-Bänke ſtehen ſperrig auf,
Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freiwillig mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brat's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel,
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel;
Und hurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;
Doch faſſen Geiſter, würdig tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers am Tiſche. **Zwey Reiterknechte** beym Feuer. **Wirth.**

Sievers.

Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler. leiſe zu Sievers. Erzähl das noch einmahl vom Berlichingen! die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weißlingen iſt oben auf'm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage;

Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb' und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler, der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiſer-Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich,
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr ſeyd der Schätze würdigſte Cuſtoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun, ihr Meiſter unſres Schatzes,
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zuſammenſtellt.

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.
(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh er mir wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).
Von nun an trink' ich doppelt beſſ're Flaſche.
Ein Anderer (gleichfalls).
Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.
Bannerherr (mit Bedacht).
Mein Schloß und Feld ich mach' es ſchuldenfrei.
Ein Andrer (gleichfalls).
Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.
Kaiſer.
Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr geweſen bleibt ihr nach wie vor.
Narr (herbeikommend).
Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon.
Kaiſer.
Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.
Narr.
Die Zauber-Blätter! ich verſteh's nicht recht.
Kaiſer.
Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.
Narr.
Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.
Kaiſer.
Nimm ſie nur hin, ſie fielen dir ja zu. (Ab.)
Narr.
Fünftauſend Kronen waren mir zu Handen!
Mephiſtopheles.
Zweibeiniger Schlauch, biſt wieder auferſtanden?
Narr.
Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jetzt.
Mephiſtopheles.
Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchbach?

Mephiſtopheles.

Traun!

Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! — (Ab.)

Mephiſtopheles (ſolus).

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Finſtere Galerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht, du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, dein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun,
Der Marſchall und der Kämm'rer treibt mich nun.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mephistopheles.

[illegible]

Faust.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mephistopheles.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Faust.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mephistopheles.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fauſt.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephiſtopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einſamkeit,
Um ſie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit.
Die Mütter ſind es!

Fauſt (aufgeſchreckt).

Mütter!

Mephiſtopheles.

Schaudert's dich?

Fauſt.

Die Mütter! Mütter! — 's klingt ſo wunderlich!

Mephiſtopheles.

Das iſt es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magſt ins Tiefſte ſchürfen;
Du ſelbſt biſt Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Fauſt.

Wohin der Weg?

Mephiſtopheles.

Kein Weg! Ins Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende. Biſt du bereit? —
Nicht Schlöſſer ſind, nicht Riegel wegzuſchieben,
Von Einſamkeiten wirſt umhergetrieben.
Haſt du Begriff von Oed' und Einſamkeit?

Fauſt.

Du ſparteſt, dächt' ich, ſolche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längſt vergangenen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?

Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeſchaut,
Erklang der Widerſpruch gedoppelt laut;
Mußt' ich ſogar vor widerwärtigen Streichen
Zur Einſamkeit, zur Wildernis entweichen;
Und, um nicht ganz verſäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephiſtopheles.

Und hätteſt du den Ocean durchſchwommen,
Das Gränzenloſe dort geſchaut,
So ſähſt du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbſt wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du ſähſt doch etwas. Sähſt wohl in der Grüne
Geſtillter Meere ſtreichende Delphine;
Sähſt Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirſt du ſehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thuſt,
Nichts Feſtes finden wo du ruhſt.

Fauſt.

Du ſprichſt als erſter aller Myſtagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du ſendeſt mich ins Leere,
Damit ich dort ſo Kunſt als Kraft vermehre;
Behandelſt mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kaſtanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephiſtopheles.

Ich rühme dich eh du dich von mir trennſt,
Und ſehe wohl, daß du den Teufel kennſt;
Hier dieſen Schlüſſel nimm.

Fauſt.

Das kleine Ding!

Mephiſtopheles.

Erſt faß' ihn an und ſchätz' ihn nicht gering.

Fauſt.

Er wächſt in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephiſtopheles.

Merkſt du nun bald was man an ihm beſitzt!
Der Schlüſſel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Fauſt (ſchaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was iſt das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephiſtopheles.

Biſt du beſchränkt, daß neues Wort dich ſtört?
Willſt du nur hören, was du ſchon gehört?
Dich ſtöre nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längſt gewohnt der wunderbarſten Dinge.

Fauſt.

Doch im Erſtarren ſuch' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern iſt der Menſchheit beſter Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephiſtopheles.

Verſinke denn! Ich könnt' auch ſagen: ſteige!
's iſt einerlei. Entfliehe dem Entſtandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergetze dich am längſt nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge ſchlingt ſich das Getreibe,
Den Schlüſſel ſchwinge, halte ſie vom Leibe.

Fauſt (begeiſtert).

Wohl! feſt ihn faſſend, fühl' ich neue Stärke,
Die Bruſt erweitert, hin zum großen Werke.

Mephiſtopheles.

Ein glühnder Dreifuß thut dir endlich kund

Du ſehſt im tiefſten, allertiefſten Grund.
Bei ſeinem Schein wirſt du die Mütter ſehn;
Die einen ſitzen, andre ſtehn und gehn,
Wie's eben kommt. Geſtaltung, Umgeſtaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umſchwebt von Bildern aller Creatur;
Sie ſehn dich nicht, denn Schemen ſehn ſie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr iſt groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüſſel!

Fauſt

(macht eine entſchieden gebietende Attitude mit dem Schlüſſel).

Mephiſtopheles (ihn betrachtend).

So iſt's recht!
Er ſchließt ſich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelaſſen ſteigſt du, dich erhebt das Glück,
Und eh ſie's merken biſt mit ihm zurück.
Und haſt du ihn einmal hierher gebracht,
So rufſt du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erſte der ſich jener That erdreiſtet;
Sie iſt gethan und du haſt es geleiſtet,
Dann muß fortan, nach magiſchem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel ſich in Götter wandeln.

Fauſt.

Und nun was jetzt?

Mephiſtopheles.

Dein Weſen ſtrebe nieder;
Verſinke ſtampfend, ſtampfend ſteigſt du wieder.

Fauſt (ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.

Wenn ihm der Schlüſſel nur zum beſten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt.

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und **Fürſten**, Hof in Bewegung.

Kämmerer (zu Mephiſtopheles).

Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herr iſt ungeduldig.

Marſchalk.

So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.

Iſt mein Cumpan doch deßhalb weggegangen,
Er weiß ſchon wie es anzufangen,
Und laborirt verſchloſſen ſtill;
Muß ganz beſonders ſich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchalk.

Was ihr für Künſte braucht iſt einerlei,
Der Kaiſer will daß alles fertig ſey.

Blondine (zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles.

Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im Mai getupft wie eure Pantherkätzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich deſtillirt,
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß

Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Braune (ſchreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben,
Bei Tafel ſchwelgend füßle mit dem Lieben.

Dame (herandringend).

Laß mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen,
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mit ihr und wendet mir den Rücken.

Mephiſtophele

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drucken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter, wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

dem haben ſie das Geleit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. leiſe. Nur immer zu! laut. Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richt nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stande käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür lauſen!

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war

Mephiſtopheles (entrüſtet).
Reſpect wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.
Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephiſtopheles (bei Seite).
Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören ſoll.
(Zum Pagen.)
Müßt euer Glück nicht auf die jüngſte ſetzen;
Die Angejahrten wiſſen euch zu ſchätzen. —
(Andere drängen ſich herzu.)
Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der ſchlechteſte Behelf! die Noth iſt groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fauſten los!
(Umherſchauend.)
Die Lichter brennen trübe ſchon im Saal,
Der ganze Hof bewegt ſich auf einmal.
Anſtändig ſeh' ich ſie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! ſie verſammeln ſich im weiten Raum
Des alten Ritterſaals, er faßt ſie kaum.
Auf breite Wände Teppiche ſpendirt,
Mit Rüſtung, Eck' und Niſchen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geiſter finden ſich von ſelbſt zum Orte.

Ritterſaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiſer und **Hof** ſind eingezogen.

Herold.
Mein alt Geſchäft, das Schauſpiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geiſter heimlich Walten;

Vergebens wagt man aus verſtändigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Seſſel ſind, die Stühle ſchon zur Hand;
Den Kaiſer ſetzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich ſich betrachten.
Hier ſitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen ſich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düſtern Geiſterſtunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und ſo, da alle ſchicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geiſter mögen kommen!

(Poſaunen.)

Aſtrolog.

Beginne gleich das Drama ſeinen Lauf,
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier iſt Magie zur Hand,
Die Teppiche ſchwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer ſpaltet ſich, ſie kehrt ſich um,
Ein tief Theater ſcheint ſich aufzuſtellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich beſteige das Proſcenium.

Mephiſtopheles

(aus dem Souffleurloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereien ſind des Teufels Redekunſt.

(Zum Aſtrologen.)

Du kennſt den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog.

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich, der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweiſ', der Säulen hier genug;

Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zweie ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüßt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überläſtig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſterngegönnte Stunden;
Durch magiſch Wort ſey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſei.
Mit Augen ſchaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt

ſteigt auf der andern Seite des Proſzeniums herauf.

Aſtrolog.

Im Prieſterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getroſt begann.
Ein Dreifuß ſteigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüſtet ſich das hohe Werk zu ſegnen,
Es kann fortan nur Glückliches begegnen.

Fauſt (großartig).

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenloſen, ewig einſam wohnt,
Und doch geſellig. Euer Haupt umſchweben
Des Lebens Bilder, regſam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt ſich dort; denn es will ewig ſeyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte,

Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern ſucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er voll Vertrauen
Was jeder wünſcht, das Wunderwürdige ſchauen.

Aſtrolog.

Der glühende Schlüſſel rührt die Schale kaum,
Ein dunſtiger Nebel deckt ſogleich den Raum,
Er ſchleicht ſich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verſchränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geiſter-Meiſterſtück!
So wie ſie wandeln machen ſie Muſik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem ſie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenſchaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze Tempel ſingt.
Das Dunſtige ſenkt ſich; aus dem leichten Flor
Ein ſchöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier ſchweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer ſollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz aufblühnder Jugendkraft!

Zweite.

Wie eine Pfirſche friſch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezogenen, ſüß geſchwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht eben fein.

Sechſte.

Ein bischen könnt' er doch gewandter ſeyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.
Eh nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön!
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!
Dame.
Er ſetzt ſich nieder, weichlich, angenehm.
Ritter.
Auf ſeinem Schoße wär' euch wohl bequem?
Andre.
Er lehnt den Arm ſo zierlich übers Haupt.
Kämmerer.
Die Flegelei! das find' ich unerlaubt!
Dame.
Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.
Derſelbe.
In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!
Dame.
Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.
Derſelbe.
Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.
Dame.
Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.
Derſelbe.
Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's vollkommen.
Junge Dame (entzückt).
Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?
Aeltere.
Fürwahr! es dringt ein Hauch tief ins Gemüthe,
Er kommt von ihm!
Aelteſte.
Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena hervortretend.

Mephiſtopheles.

Das wär' ſie denn! Vor dieſer hätt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun.
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —
Wem ſie erſcheint wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt die mich voreinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles (aus dem Kaſten).

So faßt euch doch und fallt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgeſtaltet, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn?

Diplomat.

Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn,
Mich daucht ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.

Sie nähert ſich dem Schläfer liſtig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemalt!

Derſelbe.

Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — Ein Kuß! — Das Maaß iſt voll.

Duenna.

Vor allen Leuten! das iſt doch zu toll!

Fauſt.

Furchtbare Gunſt dem Knaben! —

Mephiſtopheles.

Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt doch machen was es will.

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! ein Wunder iſt's was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm,
Er glaubt wohl auch daß er der erſte wäre.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Verguldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei,
Zu zweifeln iſt ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt ins Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem ans Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier,
Ich bin nicht jung und doch gefällt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.

Geſtarkten Arms hebt er ſie hoch empor,
Entführt er ſie wohl gar?

Fauſt.

Verwegner Thor!
Du wagſt! Du hörſt nicht! halt! das iſt zu viel.

Mephiſtopheles.

Machſt du's doch ſelbſt das Fratzengeiſterſpiel!

Aſtrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geſchah
Nenn' ich das Stück: den Raub der Helena.

Fauſt.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieſer Stelle!
Iſt dieſer Schlüſſel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einſamkeiten, her zum feſten Stand.
Hier faß' ich Fuß! Hier ſind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geiſt mit Geiſtern ſtreiten,
Das Doppelreich, das große, ſich bereiten.
So fern ſie war, wie kann ſie näher ſeyn!
Ich rette ſie und ſie iſt doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer ſie erkennt der darf ſie nicht entbehren.

Aſtrolog.

Was thuſt du Fauſte! Fauſte! — Mit Gewalt
Faßt er ſie an, ſchon trübt ſich die Geſtalt.
Den Schlüſſel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Exploſion, Fauſt liegt am Boden. Die Geiſter gehen in Dunſt auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schulter nimmt)

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß, Tumult.)

Zweiter Act.

Hochgewölbtes, enges gothiſches Zimmer,
ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſieht, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette.)

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſ'tem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.
(Sich umſchauend.)
Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt:
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinneweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre ſtockt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.
Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken,
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,

aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falſche Leute verrathen worden, wollt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reiter. Was raiſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub, ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſche nichts zu ſuchen.

Zweyter Reiter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter ſchlägt ihm hinter die Ohren.

Metzler. Schlag den Hund todt.

Sie fallen über einander her.

Zweyter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth reißt ſie voneinander. Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stube ſolls ehrlich und ordentlich zugehen. Schiebt die Reiter zur Thür hinaus. Und ihr Eſel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die drauſſen bläuen.

Mich als Docent noch einmal zu erdrüſten,
Wie man ſo völlig Recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.
(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz, Cicaden, Käfer und Farfarellen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron,
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt,
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt,
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Lauschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſae nur, man erntet mit der Zeit.
Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch ihr Liebchen zu verſtecken.
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bebräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.
(Schlüpft in den Pelz.)
Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Prinzipal.

Doch hilft es nichts mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute, die mich anerkennen!
(Er zieht die Glocke, die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus
(den langen, finſtern Gang herwankend).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern;
Springt das Eſtrich, und von Oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben;
Und die Thüre feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!
Seinen Blicken, ſeinem Winken
Möcht' ich in die Kniee ſinken.
Soll ich fliehen? Soll ich ſtehn?
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephiſtopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! ſo iſt mein Nam' — Oremus.

Mephiſtopheles.

Das laſſen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemooſ'ter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt ſo fort, weil er nicht anders kann.
So baut man ſich ein maßig Kartenhaus,
Der größte Geiſt baut's doch nicht völlig aus.

Doch euer Meiſter, das iſt ein Beſchlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den erſten jetzt in der gelehrten Welt!
Er iſt's allein der ſie zuſammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Verſammeln ſich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüſſel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre ſo das Obre ſchließt er auf.
Wie er vor Allen glüht und funkelt,
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbſt Fauſtus Name wird verdunkelt,
Er iſt es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch ſage,
Wenn ich zu widerſprechen wage:
Von allem dem iſt nicht die Frage;
Beſcheidenheit iſt ſein beſchieden Theil.
Ins unbegreifliche Verſchwinden
Des hohen Manns weiß er ſich nicht zu finden;
Von deſſen Wiederkunft erfleht er Troſt und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Fauſtus' Tagen,
Noch unberührt ſeitdem er fern,
Erwartet ſeinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenſtunde ſeyn? —
Gemäuer ſcheint mir zu erbangen;
Thürpfoſten bebten, Riegel ſprangen,
Sonſt kamt ihr ſelber nicht herein.

Mephiſtopheles.

Wo hat der Mann ſich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! ſein Verbot iſt gar zu ſcharf,

Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerſtillſten Stillen.
Der zarteſte gelehrter Männer
Er ſieht aus wie ein Kohlenbrenner,
Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;
So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange giebt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann das Glück ihm zu beſchleunen.
(Der Famulus geht ab, Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)
Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich granzenlos erdreuſten.

Baccalaureus

(den Gang herſtürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,

Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel-helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand;
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen academiſchen Ruthen.
Ich find' euch noch wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchätzt' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.
Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.

Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hanſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinterdrein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct ins Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen giebt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen.

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.
Geſteht! was man von je gewußt
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.
Das freut mich ſehr! da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!
Mephiſtopheles.
Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.
Baccalaureus.
Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?
Mephiſtopheles (gemüthlich).
Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?
Baccalaureus.
Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.
Mephiſtopheles
(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher ins Proſcenium rückt, zum Parterre).
Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?
Baccalaureus.
Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.
Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreißig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt ſie war nicht eh ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken. (Ab.)

Mephiſtopheles.

Original fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —
Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch noch 'n Wein.

(Zu dem jüngern Parterre das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt,
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbehülfliche Apparate, zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchſchauert die berußten Mauern,
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.
Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichſte Karfunkel
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen! zu dem Stern der Stunde.
(Leiſe.)
Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was giebt es denn?

Wagner (leiſer)

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr ins Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punkt aus dem das Leben ſprang,

Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergetzt,
So muß der Menſch mit ſeinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Urſprung haben.
(Zum Herd gewendet.)
Es leuchtet! ſeht! — Nun läßt ſich wirklich hoffen
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Miſchung — denn auf Miſchung kommt es an —
Den Menſchenſtoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So iſt das Werk im Stillen abgethan.
(Wieder zum Herd gewendet.)
Es wird! die Maſſe regt ſich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verſtändig zu probiren,
Und was ſie ſonſt organiſiren ließ,
Daß laſſen wir kryſtalliſiren.

Mephiſtopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieſer Welt geſchehn;
Ich habe ſchon in meinen Wanderjahren,
Kryſtalliſirtes Menſchenvolk geſehn.

Wagner

(bisher immer aufmerkſam auf die Phiole).
Es ſteigt, es blitzt, es häuft ſich an,
Im Augenblick iſt es gethan!
Ein großer Vorſatz ſcheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und ſo ein Hirn, das trefflich denken ſoll,
Wird künftig auch ein Denker machen.
(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Zwey Berlichingiſche Reiter kommen.

Erſter Reiter. Was gibts da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers leiſe. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet drauſſen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben auf'm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweyter Reiter leiſe. Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reiter leiſe. Sagt ich dir nicht, er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reiter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adies. ab.

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt ſich; alſo muß es werden!
Ich ſeh' in zierlicher Geſtalt
Ein artig Männlein ſich geberden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt dieſem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus
(in der Phiole zu Wagner).

Nun Väterchen! wie ſteht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu feſt, damit das Glas nicht ſpringe.
Das iſt die Eigenſchaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künſtlich iſt, verlangt geſchloſſ'nen Raum.
(Zu Mephiſtopheles.)
Du aber, Schalk, Herr Vetter, biſt du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geſchick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſeyn.
Ich möchte mich ſogleich zur Arbeit ſchürzen,
Du biſt gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich ſchämen,
Denn Alt und Jung beſtürmt mich mit Problemen.
Zum Beiſpiel nur: noch niemand konnt' es faſſen
Wie Seel' und Leib ſo ſchön zuſammenpaſſen,
So feſt ſich halten als um nie zu ſcheiden,
Und doch den Tag ſich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt ein! ich wollte lieber fragen:
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?

Du kommſt, mein Freund, hierüber nie ins Reine.
Hier giebt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was giebt's zu thun?

Mephiſtopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole ſchauend).

Fürwahr, du biſt ein allerliebſter Knabe!
(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt).

Bedeutend! —
(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)
Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine, Fraun die ſich entkleiden;
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden=, wohl aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein,
Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!

So klein du biſt, so groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.

(Umherſchauend.)

Verbraunt Geſtein, bemodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, giebt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Befiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen,
So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte was begegnen könnte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein echt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —
An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkt: er iſt doch nur geneckt
Vom Asmodäus der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen,
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur wie dieſer kann geneſen?
Haſt du ein Mittel ſo erprob' es hier,
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch Brockenſtückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel find' ich vorgeſchoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden,
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun was ſoll's?

Homunculus.
Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So, denk' ich, hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (lüſtern).
Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen,
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.
Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen,
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).
Und ich?

Homunculus.
Eh nun,
Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins ans andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das I.
Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).
Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab,
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.
(Ad Spectatores.)
Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht. —

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon.
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtere;
Nicht ſo abſcheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern ... Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel ... Ueberbleicht erſcheint mir ſchon
Von grauer Zelten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg- und grauenvollſten Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt ſich's! Wird ſich immerfort
Ins Ewige wiederholen ... Keiner gönnt das Reich
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft erwarb
Und kraftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemaß ...
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekampft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers biegt.
Hier traumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend wachte Caſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch wem's gelang.

Wachſeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſ'nen Blutes Wiederſchein.

Und angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,
Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild . . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall:
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.
(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen,
Iſt es doch im Thal und Grunde,
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh ich, wie durchs alte Fenſter
In des Nordens Wuſt und Graus,
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich

Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich beſſres nicht zu unſerm Heil,
Als: jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.
(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)
Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach . .
War's nicht die Scholle die ſie trug,
Die Welle nicht die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft die ihre Sprache ſprach.
Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte,
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.
Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.

(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umhergehend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So find' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt....
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike find' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig modiſch überkleiſtern....
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen....
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greiſen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greifen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis benennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif

(wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! Die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen

(von der koloſſalen Art).

Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;

Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.

Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen.

Nur nicht zur freien Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns diesmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles

(der ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt).

Wie leicht und gern ich mich hier acclimatiſire,
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.

Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich, bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen –
Sind Briten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;
Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnenſpiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſein! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles aufſchauend.

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle,
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle,

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören, ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſolls nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmahl an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberg im Wald.

Götz vor der Thür unter der Linde. Wo meine Knechte bleiben! auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das Bißchen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. Schenkt ein. Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. — Georg!

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sophie.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Erster Teufel [illegible]

[illegible]

Zweiter Teufel [illegible]

[illegible]

Beide.

[illegible]

Mephistopheles [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sophie [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mephistopheles.

[illegible]
[illegible]

Sophie.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Sirenen präludiren oben.

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Des Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgeſtimmten Tönen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe

(ſie verſpottend in derſelben Melodie.)

Nöthigt ſie herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Haſſen, weg! das Neiden,
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unterm Himmel ausgeſtreuet!
Auf dem Waſſer, auf der Erde,
Sey's die heiterſte Geberde
Die man dem Willkommnen beut.

Mephiſtopheles.

Das ſind die ſaubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trällern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel;
Ein lederner verſchrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Geſicht.

Fauſt (herantretend).

Wie wunderbar! das Anſchaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)
Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänfnen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz erſpart;
(Auf die Greife deutend.)
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hätteſt du dergleichen weggeflucht,
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht,
Wenn er dir ſteht ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .

Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wüßt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wollteſt du zu unſern Gauen
Dich ans grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich, Edler, nicht betrügen.
Statt daß Ulyß ſich binden ließ,
Laß unſern guten Rath dich binden;
Kannſt du den hohen Chiron finden,
Erfährſt du was ich dir verhieß.

(Fauſt entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (verdrießlich).

Was krächzt vorbei mit Flügelſchlag?
So ſchnell daß man's nicht ſehen mag,
Und immer eins dem andern nach,
Den Jäger würden ſie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,
Es ſind die raſchen Stymphaliden.
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geierſchnabel und Gänſefuß.
Sie möchten gern in unſern Kreiſen
Als Stammverwandte ſich erweiſen.

Mephiſtopheles (wie verſchüchtert).

Noch andres Zeug ziſcht zwiſchen drein.

Sphinx.

Vor dieſen ſey euch ja nicht bange,
Es ſind die Köpfe der Lernäiſchen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu ſeyn.
Doch ſagt was ſoll nur aus euch werden?
Was für unruhige Geberden?

Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort!..
Ich ſehe, jener Chorus dort
Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht,
Geht hin! Begrüßt manch reizendes Geſicht.
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Egypten her, ſind längſt gewohnt
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.
Und reſpectirt nur unſre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage,
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios

umgeben von Gewäſſern und Nymphen.

Peneios.

Rege dich, du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe, Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt, leichte Weidenſträuche,
Liſpelt, Pappelzitterzweige,
Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Walleſtrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, ſo muß ich glauben:
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergetzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten
Die unvergleichlichen Geſtalten
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,
Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergetztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;

Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.
Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt . . .
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort . . . .
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,
Bald auch in regem prächtigen Streit
Die ſcheuen Mädchen abzulenken,
Daß ſie an ihren Dienſt nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget Schweſtern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht ſo kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes-Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieſer Nacht
Schnelle Botſchaft zugebracht.

Fauſt.

Iſt mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eiligem Pferde.

Dorthin mein Blick!
Ein günſtiges Geſchick
Soll es mich ſchon erreichen?
O Wunder ohnegleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er ſcheint von Geiſt und Muth begabt,
Von blendend-weißem Pferd getragen . . .
Ich irre nicht, ich kenn' ihn ſchon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt, Chiron! halt! Ich habe dir zu ſagen . . .

Chiron.

Was giebt's? Was iſt's?

Fauſt.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raſte nicht.

Fauſt.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! ſo kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du ſtehſt am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Fauſt (aufſitzend).

Wohin du willſt. Für ewig dank' ich's dir . . . .
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, ſich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den ſchönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das laſſen wir an ſeinem Ort!
Selbſt Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben ſie's nach ihrer Weiſe fort
Als wenn ſie nicht erzogen wären.

Fauſt.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis ins Tiefſte kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung ſchafft,
Umarm' ich hier in Geiſt- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu ſchaffen;
Doch ließ ich meine Kunſt zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Fauſt.

Du biſt der wahre große Mann,
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er ſucht beſcheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es ſeines Gleichen.

Chiron.

Du ſcheineſt mir geſchickt zu heucheln,
Dem Fürſten wie dem Volk zu ſchmeicheln.

Fauſt.

So wirſt du mir denn doch geſtehn:
Du haſt die Größten deiner Zeit geſehn,
Dem Edelſten in Thaten nachgeſtrebt,
Halbgöttlich-ernſt die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroiſchen Geſtalten
Wen haſt du für den Tüchtigſten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreiſe
War jeder brav nach ſeiner eignen Weiſe,
Und, nach der Kraft, die ihn beſeelte,
Konnt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben ſtets geſiegt
Wo Jugendfüll' und Schönheit überwiegt.
Entſchluß und ſchnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden war's zum ſchönen Theil.

Nachſinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrſchte Jaſon, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer ſtill bedächtig
Schlug er die Leier Allen übermächtig.
Scharfſichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.
Geſellig nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Herkules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen . . .
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweiten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was! . . Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.

— Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bube im Panzer eines Erwachſenen. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du? Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her, du ſiehſt gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du biſt brav! ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küraß?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt den Harniſch ausſchnallen, da hört ich euch zwey, dreymahl.

Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioſkuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eiligen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr! . . .

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich, ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Fauſt.

So ſey auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden
Selbſt außer aller Zeit; — welch ſeltnes Glück!
Errungen Liebe gegen das Geſchick.
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
Ins Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig.
Du ſahſt ſie einſt, heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön.
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Menſch biſt du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeſculaps; im ſtillen Beten
Fleht ſie zum Vater: daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verkläre
Und vom verwegnen Todtſchlag ſie bekehre.
Die liebſte mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;

Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig!
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
Durch Kiesgewäſſer, mich ans Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich das ſich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier ſteht bedeutend nah,
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto
(inwendig träumend).

Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! ich ſeh' du bleibſt nicht aus.

Chiron.

Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

Streifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreiſ't die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.

Die verruf'ne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Aſklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron

(iſt ſchon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt,
Benutz' es beſſer, friſch! beherzt!

(Sie ſteigen hinab.)

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätſchernd ziemt es da zu ſchwimmen,
Lied um Lieder anzuſtimmen,
Dem unſeligen Volk zu gut.

Ohne Waſſer iſt kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäiſchen Meere,
Würd uns jede Luſt zu Theil.

Erdbeben.

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Waſſer ſtaucht,
Kies und Ufer berſtend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäſte
Zu dem ſeeiſch heitern Feſte,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Ufernetzend, leiſe ſchwellen;
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Uns mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängſtlich Erde-Beben;
Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft iſt's um den Ort.

Seismos

(in der Tiefe brummend und polternd).

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!

Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Nun erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,
Einer Kreißenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor ſie trieb.
Er mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Geberde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke
Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſtehn:
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu maleriſch-entzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug,
Und, in Geſellſchaft von Titanen,

Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt ....
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Uralt, müßte man geſtehen,
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen
Wie ſich's aus dem Boden würgte.
Bebuſchter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Greiſe.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern,
Durch die Ritzen ſeh' ich zittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben;
Imſen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geſchwind nach oben!
Behendeſt aus und ein!
In ſolchen Ritzen

Iſt jedes Bröſelein
Werth zu beſitzen.
Das Allermindeſte
Müßt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemſig müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Berg laßt fahren.

Greife.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel von der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah.
Fraget nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;

Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen,
Eilig zum Werke!
Schnelle für Starke.
Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.

Ihr Imſen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Imſen und Daktyle.

Wer wird uns retten!

Wir ſchaffen's Eiſen,
Sie ſchmieden Ketten.
Uns los zu reißen
Iſt noch nicht zeitig,
Drum ſeyd geſchmeidig.

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeſchrei und Sterbeklagen!
Aengſtlich Flügelflatterſchlagen!
Welch ein Aechzen, welch Geſtöhn
Dringt herauf zu unſern Höhn!
Alle ſind ſie ſchon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgeſtaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht ſie doch ſchon auf dem Helme
Dieſer Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genoſſen unſres Heeres;
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In ſo nahverwandter Sache.
Keiner ſpare Kraft und Blut,
Ewige Feindſchaft dieſer Brut!
(Zerſtreuen ſich krächzend in den Lüften.)

Mephiſtopheles (in der Ebene).

Die nordiſchen Hexen wußt' ich wohl zu meiſtern,
Mir wird's nicht juſt mit dieſen fremden Geiſtern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch ſey, man findet ſich zumal.
Frau Ilſe wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf ſeiner Höh' wird Heinrich munter ſeyn,
Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden blaht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gib Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermahl, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermahl, das habt ihr ſchon oft geſagt. O dießmahl! dießmahl! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder hohlen.

Götz. Das nächſtemahl, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß

Und hinter mir erhebt ſich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt ums Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend, vor,
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt ans Naſchen
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien
(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen:
Von Adam her verführte Hanſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt du nicht ſchon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.

Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich ins Gewebe
Der Zweifelei nicht thörigt ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Empuſe (zu Mephiſtopheles).

Begrüßt von Mühmichen Empuſe,
Der Trauten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!

Mephiſtopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte,
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuſe.

Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt' ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab' ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles.

Ich merk' es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich was auch will ereignen
Den Eſelskopf möcht' ich verläugnen.

Lamien.

Laß dieſe Garſtige, ſie verſcheucht
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Mephiſtopheles.

Auch dieſe Mühmchen, zart und ſchmächtig,
Sie ſind mir alleſammt verdächtig;
Und hinter ſolcher Wänglein Roſen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphoſen.

Lamien.

Verſuch' es doch! ſind unſer Viele.
Greif zu! Und haſt du Glück im Spiele
Erhaſche dir das beſte Loos.
Was ſoll das lüſterne Geleier?
Du biſt ein miſerabler Freier,
Stolzirſt einher und thuſt ſo groß! —
Nun miſcht er ſich in unſre Schaaren;
Laßt nach und nach die Maſken fahren,
Und gebt ihm euer Weſen bloß.

Mephiſtopheles.

Die ſchönſte hab' ich mir erleſen . . .
(Sie umfaſſend.)

O weh mir! welch ein dürrer Beſen!
(Eine andere ergreifend.)
Und dieſe? .... Schmähliches Geſicht!

Lamien.

Verdienſt du's beſſer? dünk' es nicht.

Mephiſtopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden ....
Lacerte ſchlüpft mir aus den Händen!
Und ſchlangenhaft der glatte Zopf.
Dagegen faß' ich mir die Lange ....
Da pack' ich eine Thyrſusſtange!
Den Pinienapfel als den Kopf.
Wo will's hinaus? .... Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letzten Mal gewagt! Es ſey!
Recht quammig, quappig, das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen ....
Doch ach! der Boviſt platzt entzwei!

Lamien.

Fahrt auseinander, ſchwankt und ſchwebet!
Blitzartig, ſchwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Hexenſohn!
Unſichre ſchauderhafte Kreiſe!
Schweigſamen Fittigs, Fledermäuſe;
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephiſtopheles (ſich ſchüttelnd).

Viel klüger, ſcheint es, bin ich nicht geworden;
Abſurd iſt's hier, abſurd im Norden,
Geſpenſter hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeſchmackt.
Iſt eben hier eine Mummenſchanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Weſen daß mich's ſchauerte ....

Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.
(Sich zwiſchen dem Geſtein verirrend.)
Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun iſt's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt ſteht mir Geröll entgegen.
Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein ſolch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß ich friſchen Hexenritt,
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Von hoher Eichenkraft umlaubt.
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. —
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle
Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwei zu ſchlagen;
Allein was ich bisher geſehn,
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen:
Zwei Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand!
Denn, wo Geſpenſter Platz genommen,
Iſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freue,
Erſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrſt, kommſt du nicht zu Verſtand;
Willſt du entſtehn, entſteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath iſt auch nicht zu verſchmähn.

Mephiſtopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn.
(Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen,
Bedarf es weit'res dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.

Anaxagoras.

Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.

Homunculus (zwiſchen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſtehn!

Anaxagoras.

Haſt du, o Thales, je, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen;
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt,
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.

Anaxagoras.

Hier aber war's! Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Er iſt auch da, und das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaxagoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen,
Pygmaeen, Imſen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.

(Zu Homunculus.)

Nie haſt du Großem nachgeſtrebt,
Einſiedleriſch=beſchränkt gelebt;
Kannſt du zur Herrſchaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was ſagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen;
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die ſchwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde ſo dem König drohn.
Mit ſcharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie ſtechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß wetterleuchtet ſchon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umſtellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeſchoſſe Regen,
Schafft grauſam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth,
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherſtrahl den Zwergen?
Wie ſich Daktyl und Imſe bergen!
Schon wankt, es flieht, es ſtürzt das Heer.

Anaxagoras

(nach einer Pauſe feierlich).

Konnt' ich bisher die Unterirdiſchen loben,
So wend ich mich in dieſem Fall nach oben . . .
Du! droben ewig unveraltete,
Dreinamig-Dreigeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſt-erweiternde, im Tiefſten-ſinnige,
Du ruhig-ſcheinende, gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!

(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört?
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?
Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
Ins Düſtre röthet ſich ſein Feuer . . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevlend magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen?
Verderblichſtes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgethüm dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.
(Wirft ſich aufs Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz ſo wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz,
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetſcht, erſchlagen.

Doch muß ich ſolche Künſte loben,
Die ſchöpferiſch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garſtige Brut!
Daß du nicht König warſt iſt gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeſte,
Dort hofft und ehrt man Wundergäſte.

(Entfernen ſich.)

Mephiſtopheles

(an der Gegenſeite kletternd).

Da muß ich mich durch ſteile Felſentreppen,
Durch alter Eichen ſtarre Wurzeln ſchleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunſt
Hat was vom Pech und das hat meine Gunſt;
Zunachſt der Schwefel .... Hier, bei dieſen Griechen
Iſt von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuſpüren
Womit ſie Höllenqual und Flamme ſchüren.

Dryas.

In deinem Lande ſey einheimiſch klug,
Im fremden biſt du nicht gewandt genug.
Du ſollteſt nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephiſtopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.
Doch ſagt: was in der Höhle dort,
Bei ſchwachem Licht, ſich dreifach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort,
Und ſprich ſie an, wenn dich nicht ſchauert.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Den nächſtemahl, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze biethen um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, gib Hannſen ſeinen Küraß wieder, und bring mir Wein. Georg ab. Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternahmen, doch hör ich am liebſten Martin, meinen Taufnahmen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! Der Bub kommt. Da kommt der Wein eben recht.

Mephiſtopheles.

Warum denn nicht! — Ich ſehe was, und ſtaune!
So ſtolz ich bin, muß ich mir ſelbſt geſtehn:
Dergleichen hab' ich nie geſehn,
Die ſind ja ſchlimmer als Alraune. . . .
Wird man die urverworfnen Sünden
Im mindeſten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreigethüm erblickt?
Wir litten ſie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollſten unſrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen ſich, ſie ſcheinen mich zu ſpüren,
Sie zwitſchern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahn
Und euren Segen dreifach zu empfahn.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitlaufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder ehegeſtern;
Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt,
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſ't. —
Und ſagt! wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch, Würdigſte, geſehn;

Verſuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht
Hat unſer Drei noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,
Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held ins Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gieb uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.
Euch Dreien gnügt Ein Auge, gnügt Ein Zahn,
Da ging es wohl auch mythologiſch an
In zwei die Weſenheit der drei zu faſſen,
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine.

Wie dünkt's euch! ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen,
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den Einen Raffzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles
(als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drei der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwei der Augen, zwei der Zähne

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken. (Ab.)

Felsbuchten des Aegäiſchen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen
(auf den Klippen umher gelagert, flötend und ſingend).

Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen

Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel,
Das ſich aus den Wogen hebt.
Dir zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna, ſey uns gnädig!

Nereiden und Tritonen
(als Meerwunder).

Tönet laut in ſchärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grauſen Schlünden
Wichen wir zu ſtillſten Gründen,
Holder Sang zieht uns heran.

Seht! Wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten ſchmücken;
Auch zu Kron' und Edelſteinen
Spang- und Gürtelſchmuck vereinen.
Alles das iſt eure Frucht!
Schätze, ſcheiternd hier verſchlungen,
Habt ihr uns herangeſungen,
Ihr Dämonen unſrer Bucht.

Sirenen.

Wiſſen's wohl, in Meeresfriſche
Glatt behagen ſich die Fiſche,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr feſtlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fiſche ſeyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hieher gekommen
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schweſtern, Brüder, jetzt geſchwind!
Heut bedarf's der kleinſten Reiſe,

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Dirnen [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Dirnen.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Dirnen.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Er ſagte er ſey der Rechte,
Der für ſie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo ſind die drei geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu ſagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weſ't auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!
In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn' und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,

Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Ihr die Kabiren.
(Wiederholt als Allgeſang.)
Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen
(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe,
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja was man begehrt!
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt du Proteus?

Proteus
(bauchredneriſch, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus (als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales (leiſe zu Homunculus).

Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch!
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſtockt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, mein ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmahl ſo leicht denkend, noch einmahl ſo unternehmend, noch einmahl ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg mit Waſſer.

Götz zu Georg heimlich. Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Homunculus.

Ergießt' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Proteus

(in Geſtalt einer Rieſen-Schildkröte).

Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales

(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Luſt haſt kannſt du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laß dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſey's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will was wir verhüllen.

Proteus (edel geſtaltet).

Weltweiſe Kniffe ſind dir noch bewußt.

Thales.

Geſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.

(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.

Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt giebt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.

Du biſt ein wahrer Jungfern-Sohn,
Eh du ſeyn ſollteſt biſt du ſchon!

Thales (leiſe).

Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

Da muß es deſto eher glücken,
So wie er anlangt wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen,
Man wächſt ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt ſo und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genung.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreifach merkwürdiger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus

auf Hippokampen und Meerdrachen, Neptunens Dreizack handhabend.

Chor.

Wir haben den Dreizack Neptunen geſchmiedet,
Womit er die regeſten Wellen begütet.
Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;

Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten geſpritzt;
Und was auch dazwiſchen in Aengſten gerungen,
Wird, lange geſchleudert, vom Tiefſten verſchlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun ſchweben wir feſtlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gebenedeiten,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Allieblichſte Göttin am Bogen da droben!
Du hörſt mit Entzücken den Bruder beloben.
Der ſeligen Rhodus verleihſt du ein Ohr,
Dort ſteigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tagslauf und iſt es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
Gefallen dem Gotte, ſind lieblich und helle.
Kein Nebel umſchwebt uns, und ſchleicht er ſich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen und die Inſel iſt rein!
Da ſchaut ſich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Rieſen, den großen, den milden.
Wir erſten wir waren's, die Göttergewalt
Aufſtellten in würdiger Menſchengeſtalt.

Proteus.

Laß du ſie ſingen, laß ſie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebeſtrahlen
Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?

Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch ſey,
Iſt immer doch nur Plackerei;
Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt ins ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.
(Er verwandelt ſich.)
Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gieb nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Homunculus
(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.

Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,
Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl ſein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!

Das halt noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Felſen).

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus (zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelpfad,
Wunderflugs beſondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beſte
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pſyllen und Marſen

(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Widdern).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen

Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen, Zeil' an Zeile
Schlangenartig reihenweiſ',
Naht euch, rüſtige Nereiden,
Derbe Fraun, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galatee'n, der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben ſind's, die wir gerettet

Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lobſt du Vater unſer Walten,
Gönnſt uns wohlerworbne Luſt;
Laß' uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mögt euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und ſchaukelt,
Laßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie ans Land.

Doriden.

Ihr, holde Knaben, ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden:
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee
(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen . . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Echo
(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick
In gedehnten Kettenkreiſen,

Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon,
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!
Auch noch ſo fern
Schimmert's hell und klar,
Immer nah und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt.

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt . . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan:

Die Körper ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle.

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier
Element' ihr alle vier!

Martin. Aber wie, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Göz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. Bringts ihm. Alle Streiter!

Martin. In Gottes Nahmen! Sie ſtoßen an. Ich kann die müßigen Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die lezte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Göz. Das iſt alſo eure Sache nicht. Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhn, da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Göz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und **Chor** gefangener Trojanerinnen. **Panthalis**, Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor und auch Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeyd mir der ehr'nen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegenleuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,

Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſcheert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz,
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweideutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche
Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil ſanne ſaß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnabel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,

Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;
Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herrn ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreifuß, als du nöthig glaubſt,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz

Der Flamme ſchnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.
Bedenklich iſt es; doch ich ſorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn ſie daucht;
Es möge gut von Menſchen, oder möge bös
Geachtet ſeyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

Chor.

Was geſchehen werde ſinnſt du nicht aus.
Königin, ſchreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.

Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen, die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht

Preiſet die heiligen,
Glücklich herſtellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Rauhſte, wenn umſonſt
Der Gefangene, ſehnſuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend ſich abhärmt.

Aber ſie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher ſie zurück
In das alte, das neugeſchmückte
Vaterhaus,
Nach unſäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angefriſcht zu gedenken.

Panthalis (als Chorführerin).

Verlaſſet nun des Geſanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick.

Was ſeh' ich, Schweſtern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig=leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schooß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
Ins Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her ans Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd!
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurückgeſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchooß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs=Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.

Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da ſah ich, bei verglommener Aſche lauem Reſt,
Am Boden ſitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrſcherworten ruf' ich ſie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorſicht hinterlaſſend angeſtellt;
Doch eingefaltet ſitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt ſie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wieſe ſie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geſchmückt ſich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt ſich ſchnell vom Boden auf,
Gebieteriſch mir den Weg vertretend, zeigt es ſich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltſamer Bildung, wie ſie Aug' und Geiſt verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umſonſt Geſtalten ſchöpferiſch aufzubaun.
Da ſeht ſie ſelbſt! ſie wagt ſogar ſich ans Licht hervor!
Hier ſind wir Meiſter, bis der Herr und König kommt.
Die grauſen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt ſie.

Phorkyas auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend.

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe;
Schreckliches hab' ich vieles geſehen,
Kriegriſchen Jammer, Ilios' Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durchs Feld,
Mauerwärts.

Ach! ſie ſtanden noch, Ilios'
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zu Nachbar ſchon,
Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe,
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.
Biſt du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche ſchaut Er nicht,
Wie ſein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unſelige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja ſo höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneſt, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünſchenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet ſind.

Phorkyas.

Alt iſt das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zuſammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,
Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch ſind' ich nun, ihr Frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf

Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut!
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende!
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam — Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wär' euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden, einen Harniſch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von je her gewöhnt, Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du

Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe langſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht befittigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind.

Choretide 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf.

Choretide 3.

Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.

Choretide 4.

Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.

Phorkyas.

Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unflath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine ſtopf' ich, wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, ins Vergeb'ne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſitteloſem Zorn,
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du die älteſte
Du ſtehſt gelaſſen, rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannigfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.
Du aber, hochbegünſtigt, ſonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe ſahſt nur Liebesbrünſtige,
Entzündet raſch zum kühnſten Wagſtück jeder Art.

Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich ſchön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig ſchlankes Reh,
Und mich umſchloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Caſtor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben ſtandſt du ausgeſuchter Helden-Schaar.

Helena.

Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchſtreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverei.

Helena.

Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher,
Vertrauend vieles, Burg und kühnerworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Ilios' umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leid's
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.
(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, ſchweige!
Mißblickende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen! was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund.

Denn der Bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfsgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des dreiköpfigen Hundes Rachen.

Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reichbegabten
Letheſchenkenden holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes,
Und verdüſterſt allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten,
Welche die Sonne jemals beſchien.
(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken, hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede, die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein;
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt; was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.
Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeyd bereit,
Eilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir gebot.
Phorkyas.
Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.
Helena.
Nicht bezeichnet' es der König.
Phorkyas.
Sprach's nicht aus? O Jammerwort!
Helena.
Welch ein Jammer überfällt dich?
Phorkyas.
Königin du biſt gemeint!
Helena.
Ich?
Phorkyas.
Und dieſe.
Chor.
Weh und Jammer!
Phorkyas.
Fallen wirſt du durch das Beil.
Helena.
Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!
Phorkyas.
Unvermeidlich ſcheint es mir.
Chor.
Ach! Und uns? was wird begegnen?
Phorkyas.
Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und **Chor**

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug, ihr ſeyd verloren! Alſo friſch ans Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei du düſtres, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt euch hieher, zu ſchaden giebt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen giebt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Uralteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldne Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil!
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Baumeln, unergötzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,

Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willſt erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie ſtehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt dir denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannſt?

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt' er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig ein verſtändiger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg! die ſolltet ihr mit Augen ſehn!
Das iſt was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopiſch wie Cyklopen, rohen Stein ſogleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort
Iſt alles ſenk- und wagrecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie! himmelan ſie ſtrebt empor,
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu ſchauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was ſind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlungene Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.

Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat!

Göz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfich iſt allemahl unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmahl nach langer Zeit, ſicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt, als mir der Trunk nach langem Durſt; da könnt ihr von Glück ſagen!

Göz. Dafür kommt's auch ſelten.

Martin feuriger. Und iſt, wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd, ehe er ſchießen konnte, und den rannt' ich ſammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Göz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! Er ſchenkt ein. Auf Geſundheit eurer Frau! Er wiſcht ſich die Augen. Ihr habt doch eine?

Göz.

Die Sieben dort vor Thebe trugen Bildnerei'n
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchar
Von ihren Ururahnen her in Farbenglanz.
Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,
In Sälen, gränzenlos, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, giebt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Bubenſchaar,
Die duften Jugend! Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich: Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? fürchten ſoll ich, daß der König Menelas
So grauſam ſich verginge, mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Chor.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

([illegible])

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Aber leider ſeh' ich ſchon
Ringsum mit Nebel umwoben.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz verſchwebt der Nebel,
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke,
Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern, ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, echt wahrhaftes Weibesbild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überquer die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Tons.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße wie du magſt,

Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hierher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen einsgewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Und hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jüngſtholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt? Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Hauptes Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.

Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?

Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zeltartigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreifach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er oben an der Treppe in ritterlicher Hofkleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich liehen; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Fraun.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam ernſtem, ehrfurchtvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Fauſt

(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir

In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder! dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis ins Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht:
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreifach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich ſelbſt und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus

mit einer Kiſte und Männer die ihm andere nachtragen.

Du ſiehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweite ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenei aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz;
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! deß lebt er noch eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz vor ſich. Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg geſprungen. Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Nahmen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. Er reicht ihm die linke Hand.

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth.

Götz. Und wenn ihr der Kaiſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh; ihr ſeht, es iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gieb mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück.

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schooß verbirgt. Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebeloſem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt

Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts. ([illegible])

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an.
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich:
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's gleich,
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer giebt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios' und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns

Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tandelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Siegerſchaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt du das Fraun-Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlicht ihn
Du häßlichſte gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Dräun.

(Signale, Exploſionen von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

Fauſt.

Nein, gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und herantreten.)

Mit angehaltnem ſtillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus' Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich, Gothe, deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzeln ſieht ſie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Fauſt ſteigt herab, die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn, Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher liſtig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber kühnlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſey er bedacht.

Unſern Fürſten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer klug ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtehn
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eignem Nutz,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes=Gewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?
Ihm gehört ſie, ihm ſey ſie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer,
Außen mit machtigſtem Heer umgab.

Fauſt.

Die Gaben, dieſen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchützen um die Wette,
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinſel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergaſt angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überſtach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und duldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum;
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ebnen reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet,
Ergreifen alle Welten ſich.

(Neben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen;
Vergangenheit ſey hinter uns gethan!
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſeligem Grund zu wohnen
Du flüchteteſt ins heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſteile hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht,
Ob ſie ſich träumen ließen, was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idylliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte.
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten,
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch als ob da drinnen ganze Weltenraume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen; welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.

Er nimmt ihm die rechte Hand. Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth, als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeſſen!

Die zwey Knechte kommen.

Götz zu ihnen. Sie reden heimlich.

Martin fährt inzwiſchen fort. Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten, einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten. So kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. Kehrt ſich zu Martin. Lebt wohl, werther Bruder Martin. Küßt ihn.

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergeſſe. Götz ab.

Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schooß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel
Thöriger Liebe Neckereien, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweiten, dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante,
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,

In der Hand die goldne Leier, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich ans Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich geberdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas'
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?
Alles was je geſchieht
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhafter als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling

Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen
Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonnedurchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schalken,
Vortheil-ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey,
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſ't,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei!
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.
Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.

(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena, Fauſt, Euphorion in dem oben beſchriebenen Coſtume

Euphorion.

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken
Nähert ſie ein edles Zwei;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drei.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;

Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht ins Verwegne;
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk'! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſ't, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und **Fauſt.**

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.
(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)
Leichter umſchweb' ich hie
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan;
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn.

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und **Chor**
(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht

Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.
(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!
Ich bin der Jäger,
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen,
Sey nicht behende;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du ſchönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich ſchier.

Helena und **Fauſt.**

Welch ein Muthwill, welch ein Raſen!
Keine Mäßigung iſt zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblaſen
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geſchrei!

Chor (einzeln ſchnell eintretend).

Uns iſt er vorbeigelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeſte herbei.

Euphorion
(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe;
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertrauſt du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel.

Euphorion
(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da;

Hör' ich doch beides fern;
Nah wär' ich gern.
(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wollteſt du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.

Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Pelops Land,
Erde- wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach, in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwenderiſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie
Himmelan ſteige ſie!
Glanze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!

Martin. Wie mir's ſo eng um's Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehen.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg' iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er ſey ein Reiter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! *Zieht ein Gebetbuch hervor, und gibt dem Buben einen Heiligen.* Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürchte Gott. *Martin geht.*

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmahl ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und **Fauſt.**

Kaum ins Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und **Chor.**

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!

Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönnt' mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf. Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und **Fauſt.**

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions (Stimme aus der Tieſe).

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter, mich nicht allein!

(Pauſe.)

Chor. (Trauergeſang.)

Nicht allein! — wo du auch weileſt,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteileſt
Wird kein Herz von dir ſich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend ſingen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war ſchön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir ſelbſt verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu ſchauen,
Mitſinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der beſten Frauen
Und ein eigenſter Geſang.

Doch du rannteſt unaufhaltſam
Frei ins willenloſe Netz,
So entzweiteſt du gewaltſam
Dich mit Sitte, mit Geſetz;
Doch zuletzt das höchſte Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder
Wie von je er ſie gezeugt.
(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.
(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).

Halte feſt was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor,

Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit gar weit von hier.
(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proſcenium, hebt die Exuvien in die Höhe und ſpricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.
(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig, Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;
So des Geklimpers viel verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehn ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?

Fledermausgleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.
(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht;
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizend tändelnd, locken leiſe, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luftigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln, lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend,
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;

Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſängen, Röhrigflöten;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwiedernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreifach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereien halbem Rauſch er je bedurfte,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

Mephiſtopheles [illegible]

[illegible]

Mephiſtopheles.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Fauſt.

[illegible]
[illegible]

Mephiſtopheles [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Was ehmals Grund war, iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren,
Das Unterſte ins Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch-heißer Gruft
Ins Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß, wohl verwahrt,
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.
(Epheſ. 6, 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel-ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgeründet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächſt's, und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleien.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht Ihr ſo! Das ſcheint Euch ſonnenklar,
Doch weiß es anders der zugegen war.
Ich war dabei, als noch da drunten, ſiedend,
Der Abgrund ſchwoll und ſtrömend Flammen trug,
Als Molochs Hammer, Fels an Felſen ſchmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne ſchlug.
Noch ſtarrt das Land von fremden Centnermaſſen;
Wer giebt Erklärung ſolcher Schleudermacht?
Der Philoſoph, er weiß es nicht zu faſſen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen laſſen,
Zu Schanden haben wir uns ſchon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt ſich im Begriff nicht ſtören,
Ihm iſt die Weisheit längſt gereift:
Ein Wunder iſt's, der Satan kommt zu Ehren.

Jaxthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Carl, ſein Söhnchen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmahl vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören, ob du Acht gibſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmahl — ja — es war einmahl ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind —

Carl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehen —

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hohl dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt —

Maria. Freylich! der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich habe kein Brot geſſen geſtern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Der Wandrer hinkt an ſeiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsſtein, zur Teufelsbrücke.

Fauſt.

Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu ſehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephiſtopheles.

Was geht mich's an! Natur ſey wie ſie ſey!
's iſt Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir ſind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unſinn! Sieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verſtändlich ſpreche,
Gefiel dir nichts an unſrer Oberfläche?
Du überſahſt, in ungemeſſnen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."
(Matth. 4.)

Doch, ungenügſam, wie du biſt,
Empfandeſt du wohl kein Gelüſt?

Fauſt.

Und doch! ein Großes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungsgraus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleiſchbänke wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte grenzenlos verlängt.

Da freut' ich mich an Roßekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich, daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt, —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammetmatten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Cascadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und pißt's, in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen,
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da grenzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.
Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und modern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl, wornach du ſtrebteſt?

Es war gewiß erhaben-kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen;
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen,
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,

Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephiſtopheles (ad Spectatores)

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt

(leidenſchaftlich fortfahrend.)

Sie ſchleicht heran, an abertauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſt und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt nichts geleiſtet,
Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte!
Zweckloſe Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt ſich ſelbſt zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich beſiegen.
Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faßt' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen
Das herriſche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt das! — hörſt du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden — klug iſt das Bemühen
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da, nun Fauſte greife zu!

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich.

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen,
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falſch zu ſchließen:
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſey recht wünſchenswerth und ſchön,
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.
So wird er ſtets der Allerhöchſte ſeyn,
Der Würdigſte —; Genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß und wie!

Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder ſich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: ſich wehren — Nun, das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: Herr iſt der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſchgeſchaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles

Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;
Sie waren mehr, als andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich, er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu, der Lebende ſoll hoffen.
Befrein wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen!
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt um Schlachten zu gewinnen:
Befeſtige dich bei großen Sinnen,
Indem du deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So knieſt du nieder und empfängſt
Die Lehn von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht,
Nun ſo gewinn' auch eine Schlacht.

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie! dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß du den Generalſtab ſorgen

Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenſchenkraft;
Wohl dem der ſie zuſammenrafft.

Fauſt.

Was ſeh' ich dort was Waffen trägt?
Haſt du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quinteſſenz.

Die drei Gewaltigen treten auf.

(Sam. II. 23. 8.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchiednen Jahren,
Verſchiednem Kleid und Rüſtung ſind ſie da;
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.
(Ad Spectatores.)
Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch wie die Lumpen ſind,
Sie werden nur um deſto mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir ins Auge ſieht
Werd' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren,
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel das ſind Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;

Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach.

Halteſeſt

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie ſteigen allzuſammen tiefer.)

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegeriſche Muſik von unten. Des Kaiſers Zelt wird aufgeſchlagen.

Kaiſer. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer ſcheint der Vorſatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe feſt uns glückt die Wahl.

Kaiſer.

Wie es nun geht, es muß ſich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürſt, auf unſre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünſcht ſich der Kriegsgedanke:
Nicht ſteil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unſern vortheilhaft, dem Feind verfänglich,
Wir, halb verſteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterei ſie wagt ſich nicht heran.

Kaiſer.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann ſich Arm und Bruſt erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwieſe flachen Räumlichkeiten,
Siehſt du den Phalanx, wohlgemuth zu ſtreiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.
Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſten Mal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unſrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den ſtarren Fels beſetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klauſe ſchützt.
Ich ahne ſchon hier ſcheitern Feindeskräfte
Unvorgeſehn im blutigen Geſchäfte. —

Kaiſer.

Dort ziehn ſie her die falſchen Anverwandten,
Wie ſie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Zepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten
Dann, unter ſich entzweit, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig unſre Kunſt,

Maria. Das für ſein Frühſtück ſeyn ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann, das Kind —

Carl. Bey der Hand, und ſagte — und ward ein ſchöner, glänziger Heiliger, und ſagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie iſt mir! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du gibſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein groſſes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.
Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entſchuldigung,
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweite kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweiter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel riethet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;
Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.

Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang graßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft verſaumt.
(Die Herolde werden abgefertigt zur Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt geharniſcht, mit halbgeſchloſſenem Helme.
Die drei Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte;
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden.
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, ſag' an: was ſoll das hier?

Fauſt.

Der Nekromant von Norcia, der Sabiner,
Iſt dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch graulich Schickſal droht' ihm ungeheuer,
Das Reiſig praſſelte, ſchon züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verſchrankt,

Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Menſch, noch Gott, noch Teufel konnte retten;
Die Majeſtät zerſprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir doch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge ſtets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er ſich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug uns auf, als eiligſtes Geſchäfte,
Bei dir zu ſtehn. Groß ſind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur ſo übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfſinn ſchilt es Zauberei.

Kaiſer.

Am Freudentag wenn wir die Gäſte grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder wie er ſchiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchſt willkommen muß der Biedre ſeyn,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein,
Zur Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schickſals Wage ſchaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend ſchreiten,
Für oder wider mich zu ſtreiten.
Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron begehrt
Perſönlich ſey er ſolcher Ehren werth.
Sey das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt ins Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt, das unſern Muth entzückt.

Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle ſind verwundet;
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild, den Schädel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlagnen friſch ſich ins Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:
„Euer Kaiſer iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal."

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig;
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,

Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtellt,
Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt.
(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.
Und ſchlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte. (Ab.)

Obergeneral.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er, klug mit aller Macht;
Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt (auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort.

Habebald (tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze,
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute

(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweibt,

Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt.
(Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird Mann für Mann dem wüthenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt (winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken,
Es ſchadet nichts wenn Starke ſich verſtärken.

Halteſeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte,
Kein Strahlblitz ſpaltet was ich halte. (Ab.)

Mephiſtopheles (von oben herunterkommend).

Nun ſchauet wie im Hintergrunde,
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde
Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen;
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuſchlagen.
(Leiſe zu den Wiſſenden.)
Woher das kommt müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſaumt,
Die Waffenſäle ringsum aufgeräumt,
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären ſie noch Herrn der Erde;
Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhäuſer;

Gar manch Geſpenſt hat ſich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtutzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt
Für dießmal macht es doch Effect.
(Laut.)
Hört wie ſie ſich voraus erboßen,
Blechklappernd an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.
(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben, im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Fels, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen,
Hans Raufbold, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erhoben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Fauſt.

Vernahmſt du nichts von Nebelſtreifen
Die auf Siciliens Küſten ſchweifen?
Dort ſchwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Geſpiegelt in beſondern Düften,

Erſcheint ein ſeltſames Geſicht:
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere ſeh' ich blitzen;
Auf unſrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih, o Herr, das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Wiederſchein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren;
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenrafft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hohen,
Der dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.
Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen;
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.

Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich daucht Er will ein Zeichen ſenden,
Gieb Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gieb Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen
Mit achtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weit gedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzauſ't nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

Kaiſer.

Sey's, wie gedeutet, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.

Mephiſtopheles (gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müſſen unſre Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten
Und verwirren ſo im Streite

Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſers Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fahrt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Welle
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers iſt nichts erſonnen,
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer (an der linken Seite zu Fauſt).

Schau'! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,
Obre ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen.
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben,
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht.

Mephiſtopheles (zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beſchützt iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,

Maria. Mich ängſtigt's lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zuſammen geſetzt hat.

Carl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemahl ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cölln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Carl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Carl?

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bath ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein Paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang, bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß.
Seht hin! gewahret die Bedrängniß
Um unſrer Helden Felſenwand.
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten,
Befehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral
(der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt;
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden;
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.

Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabentraulichkeit.
(Zu Mephiſtopheles.)
Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann;
Befiehl, und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.
(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört das ſey das Seyn.
(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß,
Die kühnſten Klettrer ſind confus.

Fauſt.

Schon rauſcht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,

Aus Schluchten kehren ſie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenſtrahl,
Auf einmal legt er ſich in flache Felſenbreite
Und rauſcht und ſchäumt nach der und jener Seite,
Und ſtufenweiſe wirft er ſich ins Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge ſtrömt ſie wegzuſchwemmen;
Mir ſchaudert ſelbſt vor ſolchem wilden Schwall.

Mephiſtopheles.

Ich ſehe nichts von dieſen Waſſerlügen,
Nur Menſchen-Augen laſſen ſich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie ſtürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu erſaufen,
Indem ſie frei auf feſtem Lande ſchnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgeberden laufen.
Nun iſt Verwirrung überall.
(Die Raben ſind wiedergekommen.)
Ich werd' euch bei dem hohen Meiſter loben;
Wollt ihr euch nun als Meiſter ſelbſt erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken ſchlägt.
Verlangt, weitläufig ſie beſchwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickſchnelles Fallen allerhöchſter Sterne,
Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verworrnen Büſchen,
Und Sterne die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen. (Raben ab.)
(Es geſchieht wie vorgeſchrieben.)

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt ins Ungewiſſe!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden.
Das alles wäre wunderſchön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon,
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich,
Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Parteihaß doch zum Beſten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig paniſch,
Mitunter grell und ſcharf ſataniſch,
Erſchreckend in das Thal hinaus.

(Kriegstumult im Orcheſter, zuletzt übergehend in militäriſch heitre Weiſen.)

Des Gegenkaiſers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So ſind wir doch die erſten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt ſo ſchnell als wir.

Eilebeute.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.

Steht doch der ganze Raum ſo voll!
Weiß nicht wozu ich greifen ſoll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager iſt oft gar zu ſchlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenſtern,
Dergleichen hatt' ich lange gern.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald (die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heers beſchiedner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde duck' dich! Mußt dich bücken!
Ich hück' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.
O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwei.
(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.
Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff' es auf.

Eilebeute (kauert nieder).
Geſchwinde nur zum Schooß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge ſeyn.

Habebald.
Und ſo genug! und eile doch!
(Sie ſteht auf.)
O weh die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehſt und wo du ſtehſt
Verſchwenderiſch die Schätze ſä'ſt.

Trabanten (unſres Kaiſers).
Was ſchafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiſerſchatz?

Habebald.
Wir trugen unſre Glieder feil,
Und holen unſer Beutetheil.
In Feindes-Zelten iſt's der Brauch,
Und wir, Soldaten ſind wir auch.

Trabanten.
Das paſſet nicht in unſern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeſchmeiß;
Und wer ſich unſerm Kaiſer naht,
Der ſey ein redlicher Soldat.

Habebald.
Die Redlichkeit die kennt man ſchon,
Sie heißet: Contribution.
Ihr alle ſeyd auf gleichem Fuß:
Gieb her! das iſt der Handwerksgruß.

(Zu Eilebeute.)

Mach fort und ſchleppe was du haſt,
Hier ſind wir nicht willkommne Gaſt. (Ab.)

Erſter Trabant.

Sag', warum gabſt du nicht ſogleich
Dem frechen Kerl einen Backenſtreich?

Zweiter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren ſo geſpenſterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen ſchlecht,
Da flimmert' es, ich ſah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu ſagen weiß:
Es war den ganzen Tag ſo heiß,
So banglich, ſo beklommen ſchwül,
Der eine ſtand, der andere fiel;
Man tappte hin und ſchlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen ſchwebt' es wie ein Flor,
Dann ſummt's und ſauſt's und ziſcht' im Ohr;
Das ging ſo fort, nun ſind wir da
Und wiſſen ſelbſt nicht wie's geſchah.

Kaiſer mit **Vier Fürſten** treten auf.

Die Trabanten entfernen ſich.

Kaiſer.

Es ſey nun wie ihm ſey! uns iſt die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerſtreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier ſteht der leere Thron, verrätheriſcher Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geſchützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiſerlich der Völker Abgeſandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botſchaft an:

Beruhigt ſey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat ſich in unſern Kampf auch Gaukelei geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.
Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut.
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felſenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unſre Bruſt erhöhn, des Feindes Bruſt verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu ſtets erneutem Spott;
Der Sieger, wie er prangt, preiſ't den gewognen Gott,
Und alles ſtimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchſten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das ſelten ſonſt geſchah, zur eignen Bruſt zurück.
Ein junger muntrer Fürſt mag ſeinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungeſäumt, verbind' ich mich ſogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.
(Zum Erſten.)
Dein war, o Fürſt! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroiſch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarſchall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarſchall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beſchäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann ſey es uns vergönnt, bei Feſtesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüſten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchſten Majeſtät zu ewigem Geleite.

Der Kaiſer (zum Zweiten).

Der ſich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! ſey Erzkämmerer, der Auftrag iſt nicht leicht.
Du biſt der Oberſte von allem Hausgeſinde,
Bei deren innerm Streit ich ſchlechte Diener finde;

Dein Beiſpiel ſey fortan in Ehren aufgeſtellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Beſten hülfreich ſeyn, den Schlechten ſelbſt nicht ſchaden,
Dann klar ſeyn ohne Liſt, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchſchauſt, geſchieht mir ſchon genug.
Darf ſich die Phantaſie auf jenes Feſt erſtrecken?
Wenn du zur Tafel gehſt reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfriſcht, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiſer.

Zwar fühl' ich mich zu ernſt auf Feſtlichkeit zu ſinnen,
Doch ſey's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.
(Zum Dritten.)
Dich wähl' ich zum Erztruchſeß! Alſo ſey fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsſpeiſe Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie ſie der Monat bringt und ſorgſam zubereiten.

Erztruchſeß.

Streng Faſten ſey für mich die angenehmſte Pflicht,
Bis, vor dich hingeſtellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerſchaft ſoll ſich mit mir verein'gen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu beſchleun'gen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig iſt's wornach dein Sinn verlangt.

Kaiſer (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier ſich's nur von Feſten handelt,
So ſey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzſchenke, ſorge nun, daß unſre Kellerei
Aufs reichlichſte verſorgt mit gutem Weine ſey.
Du ſelbſt ſey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzſchenk.

Mein Fürſt, die Jugend ſelbſt, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man ſich's verſieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich verſetze mich zu jenem großen Feſte;
Ein Kaiſerlich Büffet ſchmück' ich aufs allerbeſte
Mit Prachtgefäßen, gülden, ſilbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichſten Pokal:
Ein blank venediſch Glas, worin Behagen lauſchet,
Des Weins Geſchmack ſich ſtärkt und nimmermehr berauſchet.
Auf ſolchen Wunderſchatz vertraut man oft zu ſehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchſter, ſchützt noch mehr.

Kaiſer.

Was ich euch zugedacht in dieſer ernſten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverläſſigem Munde.
Des Kaiſers Wort iſt groß und ſichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde ſchreiten.

Der Erzbiſchof-Erzkanzler tritt auf.

Kaiſer.

Wenn ein Gewölbe ſich dem Schlußſtein anvertraut,
Dann iſt's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du ſiehſt vier Fürſten da! Wir haben erſt erörtert,
Was den Beſtand zunächſt von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in ſeinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern ſollen ſie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Beſitzthums Gränzen,
Vom Erbtheil jener die ſich von uns abgewandt.
Euch Treuen ſprech' ich zu ſo manches ſchöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,

Carl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen darin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Carl, leb du einmahl auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eignen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter, begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redeſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Manns ver-

Durch Anfall, Kauf und Tauſch ins Weitre zu verbreiten;
Dann ſey beſtimmt vergönnt, zu üben ungeſtört
Was von Gerechtſamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchſten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beed', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören ſoll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächſt der Majeſtät erhoben.

Erzbiſchof.

Im Namen aller ſey dir tiefſter Dank gebracht,
Du machſt uns ſtark und feſt und ſtärkeſt deine Macht.

Kaiſer.

Euch Fünfen will ich noch erhöht're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Luſt zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus raſcher Strebſamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, ſeiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann ſey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt ſo ſtürmiſch war.

Erzkanzler.

Mit Stolz in tiefſter Bruſt, mit Demuth an Geberde,
Stehn Fürſten dir gebeugt, die erſten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey;
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler.

Dem Pergamente alſobald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Siegelung ſoll die Kanzelei beſchäftigen,
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräftigen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jedermann ſich überlegen mag.

(Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.)

Der Geiſtliche

(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur frohen Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahle dein Reich, das ſündige, zu vernichten.
Denn noch vergaß er nicht wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gieb vom frevlen Glück
Ein mäßig Scherflein, gleich dem Heiligthum zurück;
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehen,

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Anger, Garten, Dorf und Wald;
Komm nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheidet bald. —
Dort im Fernſten ziehen Segel!
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.
So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Die Drei zu Tiſche.)

Baucis (zum Fremden).
Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.
Möcht' er doch vom Wunder wiſſen,
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.
Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh;
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.
Kann der Kaiſer ſich verſündigen,
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.
Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual;
Meerab floßen Feuergluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.
Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.
Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand.

Philemon.
Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu ſchaun;
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt, im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend.

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter hafenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe

Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;
In dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.
(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Fauſt (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuſchändlich
Verwundet's, wie ein tückiſcher Schuß;
Vor Augen iſt mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidiſche Laute
Mein Hochbeſitz er iſt nicht rein;
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morſche Kirchlein iſt nicht mein.
Und wünſcht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremdem Schatten ſchaudert mir,
Iſt Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie ſegelt froh der bunte Kahn
Mit friſchem Abendwind heran!
Wie thürmt ſich ſein behender Lauf
In Kiſten, Kaſten, Säcken auf!
(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugniſſen fremder Weltgegenden.)

Mephiſtopheles. Die drei gewaltigen Geſellen.

Chorus.

Da landen wir,
Da ſind wir ſchon.
Glück auf! dem Herren,
Dem Patron.
(Sie ſteigen aus; die Güter werden ans Land geſchafft.)

Mephiſtopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt.
Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig ſind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das ſieht man unſerer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geiſt,
Wer weiß da was Beſinnen heißt!
Da fördert nur ein raſcher Griff,
Man fängt den Fiſch, man fängt ein Schiff,
Und iſt man erſt der Herr zu drei
Dann hakelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften ſchlecht,
Man hat Gewalt, ſo hat man Recht.
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig ſind ſie, nicht zu trennen.

Die drei gewaltigen Geſellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Geſtank!
Er macht ein widerlich Geſicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephiſtopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euern
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für

kauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Carl. Der Vater! Der Vater! Der Thürner bläſt's Liedel: Heyſa mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! Wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drey Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu, daß ihr ſo lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er auf dem Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig bey'm Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich ſagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars curios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hüt' juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Herd', und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr, und ſagte: Glück zu, liebe Geſellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. In-

Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und giebt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum beſten ſorgen.

(Die Ladung wird weggeſchafft.)

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mit ernſter Stirn, mit düſterm Blick
Vernimmſt du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an;
So ſprich daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Breterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's ſagen,
Mir giebt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſcham' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbeſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am härtſten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.
Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Umnebelnd heitern Abendhimmel,

Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich den Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder,
Eh man ſich umſieht ſtehn ſie wieder;
Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.
(Er pfeift gellend.)

Die Drei treten auf.

Mephiſtopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen giebt ein Flottenfeſt.

Die Drei.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores.)

Auch hier geſchieht was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.
(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus der Thürmer
(auf der Schloßwarte ſingend).

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.
So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr geſehn,
Es ſey wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!
(Pauſe.)
Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier ſo hoch geſtellt;
Welch ein gräuliches Entſetzen
Droht mir aus der finſtern Welt!
Funkenblicke ſeh' ich ſprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer ſtärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die innre Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht geſtanden;
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung iſt vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonſt ſo ſorglich um das Feuer,
Werden ſie dem Qualm zur Beute!

Welch ein ſchrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das ſchwarze Moosgeſtelle;
Retteten ſich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blitze ſteigen
Zwiſchen Blättern, zwiſchen Zweigen;
Aeſte dürr, die flackernd brennen,
Glühen ſchnell und ſtürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich ſo weitſichtig ſeyn!
Das Capellchen bricht zuſammen
Von der Aeſte Sturz und Laſt;
Schlängelnd ſind, mit ſpitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pauſe. Geſang.)

Was ſich ſonſt dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten iſt hin.

Fauſt

(auf dem Balkon, gegen die Dünen.)

Von oben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſey der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um ins Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.

Mephiſtopheles und **die Drei** (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.
Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir hatten kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht;
Wir aber haben nicht geſaumt
Behende dir ſie weggeraumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequalt,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt;
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drei.

Fauſt.

War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich. (Ab.)

Fauſt (auf dem Balkon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;

Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweite.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drei.

Die Thür iſt verſchloſſen, wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein;
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durchs Schlüſſelloch ein.
(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drei.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drei nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth,
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.

Das war ich ſonſt, eh ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.
Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgeſpinnſt verwickelt uns die Nacht:
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeſchick.
Von Aberglauben früh und ſpat umgarnt —
Es eignet ſich, es zeigt ſich an, es warnt —
Und ſo verſchüchtert, ſtehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.
(Erſchüttert.)
Iſt jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Fauſt.

Und du, wer biſt denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Fauſt.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Fauſt

(erſt ergrimmt, dann beſänftigt vor ſich).

Nimm dich in Acht und ſprich kein Zauberwort.

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Geſtalt
Ueb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig angſtlicher Geſelle;
Stets gefunden, nie verſucht,
So geſchmeichelt wie geflucht.
Haſt du die Sorge nie gekannt? —

Fauſt.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüſt ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwiſchte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünſcht, und ſo mit Macht
Mein Leben durchgeſtürmt; erſt groß und mächtig;
Nun aber geht es weiſe, geht bedächtig.
Der Erdenkreis iſt mir genug bekannt,
Nach drüben iſt die Ausſicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken ſeines Gleichen dichtet!

Er ſtehe feſt und ſehe hier ſich um;
Dem Tüchtigen iſt dieſe Welt nicht ſtumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu ſchweifen!
Was er erkennt läßt ſich ergreifen.
Er wandle ſo den Erdentag entlang;
Wenn Geiſter ſpuken geh' er ſeinen Gang;
Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einmal mir beſitze
Dem iſt alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düſtre ſteigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finſterniſſe drinnen,
Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, ſey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage.
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt.

Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr hin! die ſchlechte Litanei
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,

dem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wären wir zuſammengewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her, und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig, ihn zu ſehen. Kommen ſie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelſtunde ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reiter. Finſter genug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich das Eſſen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle ſeyn?

Reiter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel, und hohl vom beſten Weine! Sie haben ihn verdient. ab.

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Burſch. ab.

Reiter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall!

Sich und andre läſtig drückend,
Athem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Fauſt.

Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſendmalen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauſte, werde du's am Ende! —
(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).

Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es giebt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,

Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſts.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).
Herbei herbei! Herein herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren (im Chor).
Wir treten dir ſogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land
Das ſollen wir bekommen.
Geſpitzte Pfähle die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.
Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maaßen;
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet ringsumher den Raſen;
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt ins enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren (mit neckiſchen Geberden grabend).
Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt

(aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).

Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite).

Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dammen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung lauft's hinaus.

Fauſt.

Aufſeher!

Mephiſtopheles.

Hier!

Fauſt.

Wie es auch möglich ſey,
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben
Wie ſich verlangt der unternommne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).

Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verſchließen.
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der taglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm g'nügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick

Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei?" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus ſo ſchlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir, dumpfer Gaſt im hänfnen Gewand,
Iſt's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.

Wer hat den Saal ſo ſchlecht verſorgt?
Wo blieben Tiſch und Stühle?

Lemuren. Chor.

Es war auf kurze Zeit geborgt
Der Gläubiger ſind ſo viele.

Mephiſtopheles.

Der Körper liegt und will der Geiſt entfliehn,
Ich zeig' ihm raſch den blutgeſchriebnen Titel; —
Doch leider hat man jetzt ſo viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege ſtößt man an,
Auf neuem ſind wir nicht empfohlen;
Sonſt hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.
Uns geht's in allen Dingen ſchlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonſt mit dem letzten Athem fuhr ſie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die ſchnellſte Maus,
Schnapps! hielt' ich ſie in feſt verſchloßnen Klauen.
Nun zaudert ſie und will den düſtern Ort,
Des ſchlechten Leichnams ekles Haus nicht laſſen;
Die Elemente die ſich haſſen,
Die treiben ſie am Ende ſchmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das iſt die leidige Frage;
Der alte Tod verlor die raſche Kraft,
Das Ob? ſogar iſt lange zweifelhaft;
Oft ſah ich lüſtern auf die ſtarren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte ſich wieder.
(Phantaſtiſch-flügelmänniſche Beſchwörungs-Geberden.)
Nur friſch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein;
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
Ins künftige nicht ſo bedenklich ſeyn.
(Der gräuliche Höllenrachen thut ſich links auf.)

Eckzahne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerſtrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch koloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne
Und ſie erneuen angſtlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!
Ihr thut ſehr wohl die Sünder zu erſchrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, graden Horne.)

Nun wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln,
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbelſturm.

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das iſt eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht ſie wiſcht euch dort heraus.

(Zu den Durrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Firlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt;
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich obenaus.

Glorie von oben, rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget Geſandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs!
Sündern vergeben,
Staub zu beleben,
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephiſtopheles.

Mißtöne hör' ich, garſtiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es iſt das bübiſch-mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte was wir erfunden
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns manchen weggeſchnappt,
Bekriegen uns mit unſern eignen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
Ans Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel (Roſen ſtreuend).

Roſen, ihr blendenden,
Balſam verſendenden!
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbeflügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles (zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit ſolchen Blümeleien
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug, genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maaße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es bräunt ſich, dorr't, es brennt!
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die ſeligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz wie es mag.
Worte die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Schaaren
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch! o Schande ſolchen Tröpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen,

Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —
(Sich mit den ſchwebenden Roſen herumſchlagend.)
Irrlichter fort! Du! leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt gehaſcht ein ekler Gallert-Quark.
Was flatterſt du? Willſt du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel. Chor.

Was euch nicht angehört
Müſſet ihr meiden,
Was euch das Innre ſtört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſeyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteufliſch Element!
Weit ſpitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag ſie gerne ſehn die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Götz. Weiſlingen. Reitersknechte.

Götz. *Helm und Schwert auf den Tiſch legend.* Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin! du ſagteſt recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weiſlingen!

Weiſlingen *antwortet nichts, auf und ab gehend.*

Götz. Seyd guten Muths! Kommt, entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verloren gangen ſeyn. *Zum Knecht.* Fragt ſeine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt' euch auch von den meinigen borgen.

Weiſlingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt' euch ein hübſches, ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damahls, als euer Biſchof ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirſch in Heidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund

Ihr ſchönen Kinder laßt mich wiſſen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geſchlecht?
Ihr ſeyd ſo hübſch, fürwahr ich möcht' euch küſſen,
Mir iſt's als kommt ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich euch ſchon tauſendmal geſehn;
So heimlich-kätzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick aufs neue ſchöner ſchön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon, warum weichſt du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannſt ſo bleib.
(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles
(der ins Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeyd die wahren Hexenmeiſter;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —
Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her, ſo ſenkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund ſo iſt's gethan.
Dich langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —

Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Die Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut
Und triumphirt zugleich wenn er ſich ganz durchſchaut,
Wenn er auf ſich und ſeinen Stamm vertraut:
Gerettet ſind die edlen Teufelstheile!
Der Liebeſpuk er wirft ſich auf die Haut.
Schon ausgebrannt ſind die verruchten Flammen,
Und, wie es ſich gehört, fluch' ich euch allzuſammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen ſie umſchweben
Fühlt ſich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preiſ't;
Luft iſt gereinigt,
Athme der Geiſt!

(Sie erheben ſich, Fauſtens Unſterbliches entführend.)

Mephiſtopheles (ſich umſehend).

Doch wie? — wo ſind ſie hingezogen?
Unmündiges Volk du haſt mich überraſcht,
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;

Drum haben ſie an dieſer Gruft genaſcht!
Mir iſt ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die ſich mir verpfändet
Die haben ſie mir pfiffig weggepaſcht.
Bei wem ſoll ich mich nun beklagen?
Wer ſchafft mir mein erworbnes Recht?
Du biſt getäuſcht in deinen alten Tagen,
Du haſt's verdient, es geht dir grimmig ſchlecht.
Ich habe ſchimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, ſchmahlich! iſt verthan;
Gemein Gelüſt, abſurde Liebſchaft wandelt
Den ausgepichten Teufel an.
Und hat mit dieſem kindiſch-tollen Ding
Der Klugerfahrne ſich beſchaftigt,
So iſt fürwahr die Thorheit nicht gering
Die ſeiner ſich am Schluß bemachtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten

gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften.

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran,
Felſen, ſie laſten dran,
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan;
Woge nach Woge ſpritzt,
Höhle die tiefſte ſchützt;
Löwen ſie ſchleichen ſtumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus

(auf- und abſchwebend)

Ewiger Wonnebrand,

Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottes-Luſt.
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerſchmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerſtern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus

(tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie ſtrack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug:
Sind Liebesboten, ſie verkünden
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,

Scharf angeſchloßnem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir, allen allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn.
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, ſo naht euch nur;
Doch von ſchroffen Erdewegen,
Glückliche! habt ihr keine Spur.
Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt ſie als die euern brauchen,
Schaut euch dieſe Gegend an.
(Er nimmt ſie in ſich.)
Das ſind Bäume, das ſind Felſen,
Waſſerſtrom, der abeſtürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den ſteilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das iſt mächtig anzuſchauen;
Doch zu düſter iſt der Ort,

Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höh'rem Kreiſe,
Wachſet immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weiſe,
Gottes Gegenwart verſtärkt.
Denn das iſt der Geiſter Nahrung
Die im freiſten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Chor ſeliger Knaben
(um die höchſten Gipfel kreiſend).

Hände verſchlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und ſinget
Heilige Gefühle drein;
Göttlich belehret
Dürft ihr vertraun,
Den ihr verehret
Werdet ihr ſchaun.

Engel
(ſchwebend in der höhern Atmoſphäre, Fauſtens Unſterbliches tragend).

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,

Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Böſe wichen als wir ſtreuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Fühlten Liebesqual die Geiſter,
Selbſt der alte Satans-Meiſter
War von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es iſt gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich,
Und wär' er von Asbeſt
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngeren Engel.

Nebelnd um Felſeshöh'
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſter-Leben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.

Sey er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Diesen gesellt!

Die seligen Knaben

Freudig empfangen wir
Diesen im Puppenstand,
Also erlangen wir
Englisches Unterpfand.
Löset die Flocken los
Die ihn umgeben,
Schon ist er schön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus

(in der höchsten, reinlichsten Zelle.)

Hier ist die Aussicht frei,
Der Geist erhoben.
Dort ziehen Frauen vorbei,
Schwebend nach oben.
Die Herrliche mitteninn
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich seh's am Glanze.

(Entzückt.)

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich, im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimniß schauen.
Billige was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unser Muth
Wenn du hehr gebietest,
Plötzlich mildert sich die Gluth
Wie du uns befriedest.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

der Biſchof, und gab Franzen die Hand, wie er vorbey ging, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte; Der Biſchof hat mir die Hand geben, ich wett', er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da ſagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein ſo roth am Hals, wie ein Krebs, vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig, und dem Fürſten von Naſſau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt', ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, ſeyd aufgeräumt. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Davor war mir's noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

Goethe's

ſämmtliche Werke.

Supplement zu allen Ausgaben.

(3)

Weimar 1849.

Druck und Verlag von B. F. Voigt.

Zum 28. Auguſt 1849,

dem hundertjährigen Geburtsfeſte

Goethe's.

Denkſchrift

auf denſelben in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung als eine
der Hauptſäulen am Tempelbau der Menſchheit.

Ein möglichſt vollſtändiges Repertorium der von ſeinen
denkwürdigſten Zeitgenoſſen bekannt gewordenen Urtheile
über ihn und der geſammten Goethe-Literatur überhaupt.

Während eines Menſchenalters zuſammengetragen

von

Chriſtian Wenig,

Schullehrer und Mitglied der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Erfurt.

Weimar 1849.
Druck und Verlag von B. F. Voigt.

THECA
18.

Vorwort.

Nachdem ich ſchon ſeit vielen Jahren auf die Feier von Goethe's hundertſtem Geburtstage mich lebhaft und innig gefreut hatte, befiel mich zu Anfang dieſes Jahres, je näher das herrliche Feſt heranrückte, nicht ſelten ein geheimes Bangen, es möchte meine ſtille, herzliche Freude am Ende eine vergebliche geweſen ſein, indem unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen, wo die politiſchen Beſtrebungen und Angelegenheiten alle anderen in den Hintergrund drängen, ja ganz zu verſchlingen drohen, dieſer große, bedeutungsvolle Tag wohl gar unbeachtet vorüber gehen könnte. Jedoch, ſobald ich Alles reiflich erwog, vermochte ich mir wieder, wenn der laute Ruf nach einem einigen, freien und mächtigen Deutſchland, den wir von allen Seiten durch unſer ganzes weites Vaterland von tauſend und aber tauſend Stimmen vernehmen, nicht ein leerer Wortſchall ſein, der dringende Wunſch nicht einer ſchimmernden Seifenblaſe gleichen ſoll, unmöglich vorzuſtellen, daß die deutſche Nation den Mann zu vergeſſen und mit Undank zu belohnen im Stande wäre, der zuerſt und mehr als irgend ein Anderer Deutſchland in ſeiner Weiſe frei, einig, mächtig und ruhmreich gemacht. Oder war es nicht Goethe, der vor allen die ſchmählichen und ſchimpflichen Feſſeln, in welche das Ausland, beſonders Frankreich, den deutſchen Genius geſchlagen hatte, zerſprengt und abgeſtreift und denſelben mündig, unabhängig und ſelbſtändig gemacht? War es nicht Goethe, der zu einer Zeit, wo die deutſchen Volksſtämme, getrennt und in weiter Spaltung beharrend, ſchroff und feindſelig einander gegenüber ſtanden, ja ſich zuweilen wirklich befehdeten, ein allgemeines geiſtiges Band feſt um alle ſchlang, und ſie ſolchergeſtalt verknüpfte und einigte, daß ſie ſämmtlich, ohne Ausnahme, Ihn mit Stolz als den Ihrigen anerkannten und rühmten, wie die Städte Griechenlands ſich um die Ehre ſtritten, den Altvater Homer geboren zu haben? War es nicht hauptſächlich Goethe, der das langjährige, tiefgewurzelte Vorurtheil der Fremden, namentlich der Franzoſen und Britten, welche die Sprache der Deutſchen für ſteif, unbildſam und barbariſch, ihr

Schriftweſen für arm, geiſtleer und geſchmacklos, ſo wie das deutſche Volk überhaupt für ungebildet, albern und ungelenk hielten, dermaßen ausgerottet, daß gegenwärtig in London und Paris die geiſtreichſten und gebildetſten Perſonen die deutſche Sprache nicht nur als eine der reichſten, geſchmeidigſten und ſeelenvollſten anerkennen, ſondern auch dieſelbe zu erlernen ſich bemühen, daß ſie die Meiſterwerke der deutſchen Literatur nicht bloß in Ueberſetzungen, ſondern in der Urſprache ſelbſt zu leſen und gründlich zu verſtehen ſuchen, ja ſie als klaſſiſche Vorbilder bewundern und als höchſte Muſter zur Nachahmung aufſtellen? In der Fülle ſeiner unbeſiegbaren Manneskraft, in der Blüthe ſeines wohlerworbenen, nimmer welkenden Ruhmes zog Goethe glorreich als deutſcher Sieger in alle Länder und Hauptſtädte Europa's ein, und gegen das Ende ſeines langen ſegenvollen Lebens ſtand er da als der Begründer der größten, ruhmwürdigſten, für ſein Vaterland errungenen Weltherrſchaft, neben Napoleon der gefeiertſte und berühmteſte Mann ſeiner Zeit! —

Wie ſollte alſo die deutſche Nation den hundertſten Geburtstag eines ſolchen Mannes nicht auf die allerfeſtlichſte Weiſe begehen, ſobald ſie nur bedachte, was ſie vor ſeinem Auftreten und Wirken war?! — Bei dieſer Betrachtung hoffte ich dann wieder mit Zuverſicht die großartigſte Feier dieſes herrlichen Tages, — und ſiehe! meine Erwartung iſt nicht getäuſcht worden; denn ſchon laufen aus ganz Deutſchland Nachrichten ein über Vorbereitungen und Anſtalten zu dieſem Freudenfeſte. —

Dagegen erfüllt es mich mit tiefer Trauer, daß eine andere zuverſichtliche Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen iſt. Ich betrachtete es nämlich als ein höchſt merkwürdiges und erfreuliches Zuſammentreffen, daß in demſelben Jahre, in welches der hundertſte Geburtstag des Mannes fällt, welcher als der erſte Begründer von Deutſchlands geiſtiger Selbſtändigkeit, Einheit und Macht glänzt und ſeines Volkes Ruhm im Auslande vor Allen erhöht hat, in deſſen Geburtsſtadt, dem hochgefeierten Krönungsorte, die Erneuerung des uralten Reiches beſchloſſen, und mit der Wiederherſtellung des Kaiſerthumes auch Deutſchlands ſtaatliche Einheit, Größe und Freiheit bewirkt werden ſollte. Herrlicher und würdiger aber hätte im Fall des Gelingens nicht nur Goethe's hundertſter Geburtstag, ſondern auch zugleich die endlich zu Stande gebrachte Vereinigung ſämmtlicher deutſchen Länder zu einem Bundesſtaate unmöglich gefeiert werden können, als wenn der ſchon längſt beabſichtigte Ankauf von Goethe's Haus und Sammlungen in Weimar zu einem deutſchen Nationaldenkmale alsdann wirklich zu Stande gekommen wäre. Wie erfreulich wäre es dabei geweſen, wenn wir die Ausführung dieſes großartigen Vorhabens demſelben Fürſten, als deutſchem Kaiſer, hätten verdanken können, welcher ſchon im Jahre 1842 den erſten Vorſchlag dafür gemacht und die ſtärkſte Anregung dazu gegeben hatte, und der bereits im Jahre 1841 von dem ehrwürdigen Paulus in Heidelberg mit Goethe ſelbſt zuſammengeſtellt und verglichen worden war. —

Leider iſt nicht nur dieſe freudige Erwartung durch die bedauernswürdigſten Umſtände vereitelt worden, ſondern das frevelhafte, verbrecheriſche Beginnen verblendeter, ja wahnſinniger Menſchen hätte es unſ'rem theuren Vaterlande beinahe unmöglich gemacht, am achtundzwanzigſten Auguſt eine heilige Pflicht der Pietät zu erfüllen und das höchſte Freudenfeſt unſerer Zeit würdig zu begehen. Denn was wollen wir an dieſem ſegensreichen Tage anders feiern, als das Feſt der ſchönſten Blüthe der Humanität in Deutſchland? Dieſe im tiefen Thurm an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen zieht ſich aus und an.

Carl kommt.

Carl. Guten Morgen, Vater!

Götz küßt ihn. Guten Morgen, Junge! Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geſchickt, Vater! die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Carl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmahl nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſche.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zwey hundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen?

wäre aber jüngſt in unſerer ſchönen Heimath auf lange Zeit, wo nicht für immer, ohne Rettung gänzlich zernichtet worden ohne die weiſe Standhaftigkeit, die hochherzigen, großſinnigen Entſchließungen und das kraftvolle Einſchreiten des Fürſten, welcher, aus tiefem Pflichtgefühl und wahrer Ehre die ihm dargebotene Kaiſerkrone ablehnend, als Erretter Deutſchlands, als Schirmherr des geliebten Vaterlandes und der deutſchen Geſittung aufgetreten iſt, wofür ihm ganz Deutſchland nie genug wird danken können! —

Zu einer nicht unwürdigen Ankündigung und Einleitung der Feier dieſes ſchönen Tages möchte wohl eine Sammlung der dankbaren Ausſprüche über Goethe von ſeinen geiſtvollſten, einflußreichſten und achtungswürdigſten Zeitgenoſſen dienen, als ein möglichſt vollſtändiges Archiv und Repertorium der geſammten Goethe-Litteratur, das ein würdiges, vollgültiges Zeugniß ablegen kann von der gewaltigen beiſpielloſen Macht und Einwirkung, welche dieſer gottgeſandte, hochbegabte Genius ſchon im erſten Jahrhundert nach ſeiner Erſcheinung auf Erden auf die Menſchheit ausgeübt hat, und das, von Zeit zu Zeit fortgeſetzt und vervollſtändigt, in den folgenden Zeiträumen den fortſchreitenden und ſtets zunehmenden Einfluß desſelben darlegen wird, wie ſich das hochanſchwellende Wachsthum ſchon aus einer Vergleichung der vorliegenden Sammlung mit vier frühern von Varnhagen von Enſe*), Nicolovius**), Rouſſeau***) und Ortlepp†) ergibt, aus welchen hier nur wenige Stellen wieder aufgenommen ſind. —

---

*) Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. Beilage zu allen Ausgaben von Goethe's Werken. 1. Sammlung. Zum 28. Auguſt 1823. Berlin, Ferd. Dümmler. 1823. (396 S. 8.)

**) Ueber Goethe. Literariſche und artiſtiſche Nachrichten. Herausgegeben von A. Nicolovius. — 1. Thl. Mit zwei Schattenriſſen. Leipzig, J. F. Leich. 1828. (XIV. u. 442 S. 8.)

***) Goethe's Ehrentempel. Eine Sammlung aller an Goethe gerichteten oder auf ſein Leben und Wirken Bezug habenden Poeſien ſeiner Zeitgenoſſen. Nebſt dem Verſuche einer Charakteriſtik ſämmtlicher dramatiſchen Schriften Goethe's. Von J. B. Rouſſeau. Hamm, Schulz'ſche Buchhandlung. 1. B. mit Beiträgen von 57 Schriftſtellern. 1827. (320 S.) 2. B. mit Beiträgen von 71 Schriftſtellern. 1828. (215 S.) —

†) Goethelieder, geſammelt von Ernſt Ortlepp. Ein Seitenſtück zu deſſen Schillerliedern. Cannſtatt, Vereinsbuchhandlung. 1842. Mit einer Abbildung von Goethe's Gartenhaus zu Weimar. (VIII. u. 430 S.) —

Leider hat die Ungunſt der Zeit mich verhindert, meinen urſprünglichen Plan gegenwärtig ſeinem ganzen Umfange nach auszuführen. Wenn vorliegende Sammlung jedoch das Glück hat, Beifall zu erlangen, ſo möchte ſich hoffentlich bald Gelegenheit finden, das anfänglich Beabſichtigte in ſeiner vollen Ausdehnung nachzubringen. —

Erfurt, 22. Juli 1849.

Ch. Wenig.

Inhaltsverzeichniß.

Abecken 314. 339. 341
Anna Amalia, Herzogin v. Weimar 35
Ancillon 293
Arndt, E. M., ... 375
Arnim, Bettina v., geb. Brentano 426

Berlichingen, Joſeph Graf v., ... 403
Bernadotte, franzöſ. Marſchall 445
Bernhard, Herzog v. Weimar 322
Bettina, ſ. Arnim 426
Böttiger, K. A., ... 320
Böttiger, K. W., ... 321
Boumann 339. 356
Bürger, G. A., ... 335
Byron, Lord, ... 451

Carlyle, Thom., ... 53. 456
Carus 359
Clemens 341

Danzel 341
David, franzöſ. Bildhauer 446
Deschamps 449
De Wette 269
Dieſterweg 273
Dupin 450

Eckermann 168. 327
Ehrhardt, Eliſe, ... 414
Eichſtädt 28. 236
Ernſt II., Herzog v. Gotha 7

Falk, Joh., ... 325
Fernow 260
Feuchtersleben, E. Frhr. v., ... 341
Fichte 277
Forſter, Georg, ... 132
Friederike v. Seſenheim 416
Friedrich d. Gr., König v. Preußen 303

Gans 340
Garve 110
Genz, Fr. v., ... 8
Gleim 112
Göchhauſen, Fräulein Luiſe v., ... 152
Göſchel 333
Goethe, Joh. Wolfgang, ... 8. 9. 301. 309
Goethe, Katharina Eliſabeth, ... 415
Greiling 268
Grimm, Jakob, ... 386

Hagen, Fr. H. v. d., ... 263
Hamann 334
Hegel 283
Helwig, Amalie v., geb. v. Imhoff 437
Herder 56
Hermann, Gottfr. 238
Hilaire, Geoffroy de St., ... 448
Hippel, T. G. v., ... 401
Hotho 340
Huber, Ludw. Ferdin. 345

Huber, Thereſe, verw. Forſter, geb. Heyne . . . 430
Hufeland 297
Humboldt, Alex. v., ... 104
Humboldt, Wilh. v., ... 40. 89

Jacobi, F. H., ... 112
Jacobs, Fr., ... 7. 234
Jagemann, L. v., ... 340
Jahn, F. L., ... 385
Jahn, Otto, ... 355
Jean Paul, ſ. Richter 170
Jung-Stilling 332

Karl Auguſt, Herzog (Großherzog) v. Weimar . . 13
Kaufmann, Angelika, ... 446
Keſtner, Charlotte, ... 419
Klinger, F. M. v., ... 334
Klopſtock 335
Knebel, K. L. v., ... 22. 153
Kolbe 248

Lannes, franzöſ. Marſchall 446
La Roche, G. M. v., ... 149
La Roche, Sophie v., ... 150
Lavater 332
Leſſing 109
Luden 322
Ludwig I., König v. Baiern 403
Luiſe, Königin v. Preußen 300
Luiſe, Herzogin (Großherzogin) v. Weimar . . 19. 20
Luiſe, Fürſtin v. Anhalt-Deſſau 348

Manzoni, Alex., ... 465
Martius, v., ... 407

Matthiſſon 347
Menzel, K. A., ... 353
Merck, J. H., ... 138
Meyer, Heinr., ... 330
Möſer, Juſtus, ... 304
Müller, Fr. v., ... 98. 238. 328
Müller, Johannes v., ... 288
Müller, K. W., ... 448
Müller, Methuſalem, ... 412. 449
Müller, Wilh., ... 242

Napoleon, Kaiſer der Franzoſen 442
Napoleon, Louis, König von Holland . . . 444
Napoleon, Eugen, Vicekönig von Italien . . . 445
Nees v. Eſenbeck 497
Neumann 342
Niebuhr, Carſten, ... 8
Niebuhr, B. G., ... 8. 290

Oehlenſchläger, Adam, ... 471
Ouwaroff 467

Papakozules, Johannes, ... 477
Pardo, L. G. de, ... 475
Paulus 389
Peucer, Fr., ... 326

Rahel 428
Reiſig 240
Rellſtab 354
Richter, Jean Paul Friedr., ... 170
Riemer 327
Rohr 326

Roſenkranz . . . 335
Rötſcher . . . 278. 339
Rückert, Fr., . . . 227

Scharnhorſt . . . 292
Schelling . . . 280
Schiller, Friedrich, . . . 37
Schiller, Charlotte, geb. v. Lengefeld . . . 47
Schlaberndorf, Graf v., . . . 291
Schlegel, A. W., . . . 191
Schlegel, Fr., . . . 197
Schloſſer . . . 142
Schröter . . . 29
Schütze, St., . . . 325
Schwarz . . . 333
Scott, Walter, . . . 453
Shukoffsky . . . 469
Solger . . . 336
Spalding . . . 266
Staël, Frau v., geb. Necker . . . 451
Steffens, Henrich, . . . 474
Stein, Charlotte v., . . . 424
Stolberg, Auguſte Gräfin v., . . . 422
Strauß, David, . . . 271

Talleyrand, Fürſt v. Benevent . . . 446
Tieck, Ludwig, . . . 200
Tiſchbein, Wilh., . . . 144

Uhland, Ludwig, . . . 225

Varnhagen v. Enſe . . . 8. 50. 133. 140. 319. 373
Villoiſon . . . 228
Viſcher . . . 342. 368

Vogel, K., 326
Voß, J. H., 156
Voß, Erneſtine, geb. Boie 158
Voß, Heinr., —

Wachsmuth 356
Wagner, Ernſt, 188
Weber 344
Weiße 365
Wieland 23. 63
Wille 148
Wolf, Friedr. Aug., 228
Wolkonsky, Fürſtin Zenaide v., 468
Woltmann, K. L. v., 351
Woltmann, Karoline v., 352
Wolzogen, Karoline v., geb. v. Lengefeld 48. 431

Yrem, Friedr., 401

Zauper 253
Zedlitz, Chr. v., 408
Zelter 331

◆

O bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt.
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein. —

Goethe's natürliche Tochter. Aufz. 3, Schluß.

Carl ſieht ihn ſtarr an.

Götz vor ſich. Er kennt wohl vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthauſen?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag' ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furthen, eh' ich wußte, wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Carl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Carl. Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl. Schmeckt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch ſehen. Komm mit, Carl.

Carl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn, er ſoll luſtig ſeyn.

Carl. Da, Mann! haſt du eine Hand, ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen hebt ihn in die Höh, und küßt ihn. Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lange ausbleibt

Ja, das iſt der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinſcheiden in höhere Regionen ſegnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde, daß ſie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpunkte, wohin wir unſern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu lenken haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen, als Vollendete, Selige. —

Goethe zum feierlichen Andenken der Herzogin
Anna Amalia. (Schluß.) —

Goethe

in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutung als eine der Hauptſäulen am Tempelbau der Menſchheit.

Vier Heroen ſind es vorzüglich, welche, dem Atlas der althelleniſchen Volksſage vergleichbar, die jetzige Welt mit allen ihren Geiſtesrichtungen, Wünſchen und Beſtrebungen auf ihren Rieſenſchultern tragen und als die Hauptgrundlagen unſerer geſammten Geiſtesbildung und Geſittung zu betrachten ſind. Dieſe bewunderungswürdigen Genien, welche, auf dem unwandelbaren Fels des Chriſtenthums ruhend, als die vier Hauptpfeiler an dem Bau des Tempels der Menſchheit für Gegenwart und Zukunft emporragen, ſind, meiner Ueberzeugung nach, Luther, Friedrich der Große, Napoleon und Goethe.

Ueber die drei Erſten möchte in dieſer Hinſicht im Allgemeinen wohl kein Zweifel obwalten.

Was Luther betrifft, ſo darf man nur daran erinnern, daß die von ihm begonnene deutſche Kirchenverbeſſerung unter den Völkern germaniſchen Stammes als eine wunderbare Erſcheinung aufleuchtete, welche durch ganz Europa wie eine

Blitzmittheilung geleitet wurde; daß Luther noch heute, wie vor drei Jahrhunderten, als der Geiſteserwecker, der Geiſtesbefreier, der Geiſtesbeſchwinger und Lebenserneuerer fortwirkend daſteht; daß er durch das Wiederauffinden der heiligen Schrift und die Wiedererweckung derſelben zu neuem ſegensreichen Leben einer der größten Wohlthäter der Menſchheit geworden und ſich gegründeten Anſpruch auf ewige Dankbarkeit derſelben erworben; daß er endlich der Begründer des heutigen deutſchen Schriftweſens, der deutſchen Buch- und Geſammtſprache und dadurch der deutſchen Volksthümlichkeit und Einheit geworden. Unberechenbar iſt der Segen, welcher unſerer Literatur durch die deutſche Bibel zufloß, vorzüglich indem ſie unſern nationalſten Geiſtern, wie Klopſtock, Leſſing, Bürger, Voß, Herder, Schiller, Goethe, nach ihrem eigenen Bekenntniß, ihre Grundbildung gab.

Bei Friedrich wird wohl die Erwähnung genügen, daß er durch eine noch nie in dieſer Weiſe, in dieſem Umfange und dieſer Stärke vorgekommene Vereinigung von Eigenſchaften als Herrſcher, Geſetzgeber, Held, Feldherr, Staatsmann, Schriftſteller und Menſch mit Recht den Beinamen des Einzigen erlangt und durch ſeine unſterblichen Thaten und Werke nicht blos ſein Volk, ſondern die ganze deutſche Nation erhoben und zum Aufſchwunge auf den Gipfel der Macht, des Ruhmes, der Geiſtesbildung und Wohlfahrt befähigt hat.

Napoleon endlich, obwohl bei ſeinem Leben und ſeiner ſtürmiſchen Wirkſamkeit als eine Geißel der Menſchheit erſcheinend, hat doch die Völker aus ihrem Geiſtesſchlummer aufgeſchreckt und aufgerüttelt, die Welt vor Verſumpfung bewahrt und eine Erſchütterung und Umwälzung aller ſtaatlichen, bürgerlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe bewirkt, wie vor ihm noch kein Anderer, ſo daß wir ihn in vielen

Beziehungen als einen Schöpfer der Gegenwart betrachten müſſen.

Hinſichtlich Goethe's dagegen könnte es wohl Manchem auffallen, ihn mit jenen Rieſengeſtalten in dieſelbe Reihe geordnet zu erblicken. Daher ſei es mir verſtattet, über dieſen Mann ſonder Gleichen[1]), den man einen Charakter im höchſten Styl[2]), den ſtaunenswürdigſten Mann ſeines Jahrhunderts[3]), den aufgeklärteſten und einflußreichſten Mann ſeiner Zeit[4]), den gelungenſten und reifſten Menſchen des Jahrhunderts[5]), den großartigſten aller Charaktere[6]), den allbeherrſchenden Genius[7]), ein Muſter ſeiner Nation[8]) genannt hat, meine Anſicht hier darzulegen, und durch die nachfolgende Sammlung meine Behauptung zu rechtfertigen und zu beſtätigen.

Goethe[9]) ſelbſt ſpricht über Voltaire Folgendes aus: „Wenn Familien ſich lange erhalten, ſo kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenſchaften ſeiner ſämmtlichen Ahnherren in ſich begreift und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausſpricht. Eben ſo geht es mit Nationen, deren ſämmtliche Verdienſte ſich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum ausſprechen. So entſtand in Ludwig XIV. ein franzöſiſcher König im höchſten Sinne, und eben ſo in

---

[1]) S. F. L. Z. Werner's „die Mutter der Makkabäer." Vorrede S. V. und Weiße in Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik. Mai 1840. Nr. 94. S. 751.

[2]) Thom. Carlyle in Foreign Quarterly Review. Aug. 1832.

[3]) Le livre des cent et un. Tome VI. pag. 96.

[4]) Th. Carlyle in Fraser's Magazine. März 1832.

[5]) Varnhagen v. Enſe Denkwürdigk. u. verm. Schr. Bnd. V. S. 251.

[6]) Converſations-Lexicon der neueſten Zeit. Bnd. II. S. 190.

[7]) Karoline v. Wolzogen in Schiller's Leben. Vorrede. S. V.

[8]) Converſations-Lexicon der Gegenwart. Bnd. II. S. 463.

[9]) Goethe's Werke. Stuttgart, Cotta. 1827. ff. 8. Bnd. 36. S. 212.

Voltaire der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.“

Dieſer Ausſpruch Goethe's läßt ſich mit dem vollkommenſten Rechte auf Goethe ſelbſt anwenden, indem man darthut, daß Er der höchſte unter den Deutſchen denkbare, der deutſchen Nation gemäßeſte Schriftſteller und überhaupt die Rieſenblüthe und Rieſenfrucht des deutſchen Genius iſt.*) Aus der nachfolgenden Sammlung aber möchte wohl am deutlichſten und ganz unleugbar hervorgehen, daß dieſen Mann,**) der über ein halbes Jahrhundert lang an der Spitze faſt aller Bewegungen der deutſchen Poeſie und des deutſchen Schöpfergeiſtes überhaupt geſtanden, und der durch die beiſpielloſe Productivität ſeines Geiſtes ſich zu immer neuen Entwicklungsſtufen erhoben hat, — daß Ihn die größten Dichter und Denker der Nation von Leſſing an in ſeltner Einmüthigkeit als Denjenigen bezeichnet haben, in welchem der Genius des deutſchen Volkes zu ſeinem vollendetſten Ausdruck gekommen, — daß um Ihn alle tieferen und edleren Geiſter der Nation ſich allmählich geſchaart haben, und von den Strahlen dieſer Sonne gereift zu ſein mit Stolz bekennen, — daß dieſes Dichters und Weiſen Macht und Einfluß durch alle Angriffe des Unmuthes, des Neides und des Haſſes kleinlicher, beſchränkter, verkehrter oder böswilliger Menſchen nur vermehrt worden iſt, und daß ſein Ruhm, immer wachſend, nach England, Frankreich, Italien, nach Dänemark, Skandinavien und Rußland, nach Spanien und Griechenland, ja bis nach Aſien und Amerika ſich ausgedehnt hat.

---

*) Morgenblatt. 25. Juni 1832. Nr. 151. S. 601.

**) Vergl. Rötſcher in Jahrbücher f. wiſſenſchaftl. Kritik. Mai 1841. Nr. 87. S. 770. Morgenbl. 30. April 1832. Nr. 103. S. 412 u. Beilage z. Allgemeinen Zeitung. 30. Juni 1840. Nr. 182. S. 1441.

Nicht bloß die ausgezeichnetſten Schriftſteller aller Gattungen haben ihre tiefgefühlte Bewunderung, ihre lautere Verehrung und dankbare Liebe für den Herrlichen mit Begeiſterung ausgeſprochen, ſo wie die hohe Bedeutung und den unſchätzbaren Werth ſeiner unvergänglichen Werke für Mit- und Nachwelt gezeigt; auch die größten Bildhauer, die vorzüglichſten Maler, ſo wie die ausgezeichnetſten Kupferſtecher ſeiner Zeit haben ſich theils beeifert, die herrlichen, wunderſchönen Züge ſeines edlen Hauptes und ſeine ganze ſtaunenswürdige Heroengeſtalt der Nachwelt zu überliefern, theils einzelne Scenen ſeiner unſterblichen Schöpfungen darzuſtellen verſucht, ſo wie auch ſechs wohlgelungene Denkmünzen ſeiner Erinnerung gewidmet ſind.

Nicht weniger als die plaſtiſchen Künſte hat die Tonkunſt ſich die Verherrlichung des großen Genius angelegen ſein laſſen, indem eine Welt von Muſik ſich um ſeine bezaubernden Werke verſammelt hat, und von Mozart und Beethoven an bis zur Gegenwart möchte es wohl keinen geiſtig bevorzugten Tondichter geben, der nicht an Goethe's entzückenden Dichtungen, beſonders ſeinen gemüthvollen, melodiſchen Liedern, ſich verſucht hätte, und durch dieſelben zu eigenen Schöpfungen begeiſtert worden wäre.

Welch' allgemeine Verehrung dieſer Heros, vorzüglich in den letzten Jahren ſeines heilbringenden Lebens, genoſſen, geht auch daraus hervor, daß ſeit 1819 ſein Geburtsfeſt nicht bloß in allen Gegenden Deutſchlands, ſondern ſelbſt im fernſten Auslande begangen wurde, daß ſein am 7. November 1825 in Weimar auf die ausgezeichnetſte und glänzendſte Weiſe gefeierter goldner Jubeltag auch in weitern Kreiſen hohe Theilnahme erregte, ſowie auch nach ſeinem Abſcheiden Ihm zu Ehren nicht nur in ſämmtlichen Gauen unſeres Geſammtvaterlandes, ſondern auch in der weiteſten Ferne Trauer-

Feierlichkeiten veranſtaltet wurden, wobei er nicht bloß als Dichter und Weiſer, ſondern auch als Kunſtkenner und als Naturforſcher die verdiente Auszeichnung fand.

Einen Beweis der höchſten Anerkennung liefert ferner die Thatſache, daß er nicht allein von ſämmtlichen Akademieen und gelehrten Geſellſchaften Europa's, ſondern ſelbſt von mehreren in Amerika und in Aſien zum Ehrenmitgliede ernannt worden, ſo wie ihn auch die Kaiſer Napoleon, Alexander und Franz, der König Ludwig von Baiern und der Großherzog Karl Auguſt von Weimar mit Ordenszeichen geſchmückt haben.

Erwähnung verdient hauptſächlich der Umſtand, daß ſelbſt der deutſche Bundestag zweimal ſeine hohe Achtung für den höchſten Wohlthäter Deutſchlands öffentlich ausgeſprochen hat, zuerſt bei Ertheilung eines allgemeinen Privilegiums für ſeine Werke, und dann als der, leider durch den Eigenſinn ſeiner Enkel bis jetzt vereitelte, Ankauf ſeines Hauſes, ſeines Gartens und ſeiner Sammlungen in Weimar im Werke war, um dieſelben als ein deutſches Nationaldenkmal der Nachwelt zu bewahren.

Hervorgehoben muß endlich noch werden, welche Pietät Goethe's Vaterſtadt für den größten ihrer Söhne an den Tag gelegt, indem die geiſtreichſten und gebildetſten ihrer Bewohner ihm zu ſeinem ſiebzigſten Geburtstage einen goldnen, mit Smaragden reich beſetzten Lorbeerkranz und 1830 einen ſinnreich verzierten ſilbernen Pokal überſandten, 1819 aber und 1821 auf einer Maininſel ihm einen Ehrentempel zu erbauen beſchloſſen, welche Apotheoſe ſich jedoch des Dichters Beſcheidenheit verbat, wofür ihm ſpäter ein unvergleichliches, wundervolles Marmorbild und das großartigſte, gelungenſte Erzbild errichtet und ſein Geburtshaus durch eine Marmortafel mit einer Inſchrift ausgezeichnet wurde.

Wie mächtig die Anziehungskraft von Goethe's Poeſie iſt, erhellt ganz beſonders daraus, daß ſelbſt Männer, welche übrigens der Poeſie abhold, oder die gar feindſelig gegen Goethe geſinnt waren, durch die Allgewalt ſeines Genius dennoch unwiderſtehlich hingeriſſen wurden. So berichtet Fr. Jacobs,*) daß der ernſte, nur der Wahrheit und ſtrengen Wiſſenſchaft zugewandte Geiſt des trefflichen Herzogs Ernſt II. von Gotha zwar im Allgemeinen nicht von der Poeſie angeſprochen worden ſei, fügt aber hinzu: „Er liebte ſie jedoch in einigen Werken unſeres erſten und größten Dichters, dem er mit Zärtlichkeit zugethan war, und deſſen großes Talent er nie ohne Bewunderung erwähnte.“ — In einer Anmerkung fügt er hinzu: „In den Zeiten ſeines aufblühenden Ruhmes beſuchte Goethe bisweilen den Gothaiſchen Hof. Der Herzog war ihm geneigt und ſprach auch in ſpäteren Jahren mit Freude von dem Genuſſe, den ihm das Vorleſen ſeiner Werke verſchafft hatte. Von der Iphigenie dieſes Trefflichen in ihrer erſten proſaiſchen Geſtalt iſt aus dem Nachlaſſe des Herzogs eine Abſchrift in die öffentliche Bibliothek gekommen. Seine Ideen über die Farbenlehre theilte er früh dem Herzoge in ihrer Entſtehung mit und machte die darauf Bezug habenden Verſuche mit ihm durch. Auch für ſeine Anſichten der Botanik weckte er Intereſſe in ihm.“ —

---

*) Vermiſchte Schriften von Friedrich Jacobs. (Gotha, Ettingerſche Buchhandlung. 1823.) Th. I. S. 18 u. 62 in ſeiner herrlichen Gedächtnißrede auf den Herzog Ernſt II. von Gotha, in welcher dieſem hochverdienten, wahrhaft muſterhaften Fürſten, dem Weiſen, Gerechten, Edlen, dem großſinnigen Beſchützer der Wiſſenſchaften, dem wahren Vater ſeines Landes, aus dankbarſter, reinſter Verehrung von dem würdigſten Manne ein würdiges Denkmal geſetzt worden iſt.

Desgleichen ſagt Barthold Niebuhr,*) der bekannte Staatsmann und Geſchichtſchreiber, von ſeinem Vater, dem durch ſeine Reiſe nach Arabien beſonders berühmt gewordenen Carſten Niebuhr: „Er war ganz auf Anſchauung und Veranſchaulichung gerichtet. Bei Schriften war er über die Wahrheit und den Inhalt äußerſt ſtreng; die einfachſte Form war ihm die liebſte. Poeſie, außer Homer in Voß'ens Ueberſetzung und Hermann und Dorothea und geſungenen Liedern, war ihm fremdartig." —

Von Fr. v. Gentz aber, dem höchſt talentvollen, jedoch charakterloſen Diplomaten und politiſchen Schriftſteller, dem vieljährigen Geheimſchreiber und Werkzeuge des Fürſten Metternich bei Ausführung ſeiner offenen und geheimen Zwecke, erzählt Varnhagen von Enſe**) in dem Lebensabriſſe desſelben: „Noch genoß er einer guten Geſundheit, und ihn ängſtete keine Furcht nahen Sterbens. Da erſcholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe ſei geſtorben. Goethe war 83 Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben ſollen, dieſer Tod mußte ſein Gemüth am wenigſten berühren. Gerade dieſer jedoch erſchütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören, davon zu ſprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, ſterben müſſe, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entſetzen. Völlig außer Faſſung brachte es ihn, daß dieſer Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß Alles ſo weiterginge; mehrmals rief er aus, daß ſei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da ſei, und daß dieſes Bewußtſein, dieſe Lebensgemeinſchaft aufgehört habe. Seitdem ſahe er dem Tod näher in's Auge, und er ſelbſt glaubte ſich ſterblicher." — „Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus dieſem Zuſammenfallen ſich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Weichliche, der ſein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, dem die geläufige Mahnung an dies gemeinſame Geſchick oft ganze Tage verſtimmt hatte, der ſah jetzt mit Entſchloſſenheit und Kraft deſſen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm in's Auge, und fand die Schreckbilder nicht, die er gefürchtet. Mit ſtarkem Geiſte ſprach er von ſeinem Zuſtande, der bald enden würde. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und faſt ohne Kampf, entſchlief er ſanft." —

---

*) Carſten Niebuhr's Leben von Barthold Georg Niebuhr. Kiel, akadem. Buchhandlung. 1817. S. 64.

**) Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. Leipzig, Brockhaus. 1836. 2r Th. S. 190 u. 191.

Das vollgültigſte, ſprechendſte Zeugniß jedoch von der bezaubernden Macht und der Allgewalt ſeiner Perſon legt Goethe ſelbſt ab in Beziehung auf diejenige ſeiner Schöpfungen, welche ebenſowohl einem ſchlichten, unverdorbenen Landmädchen Herzenserhebung und Freude gewähren kann, wie ſie die erſten Genien der Nation, einen Schiller, W. v. Humboldt, A. W. Schlegel, Jacobi, Hegel u. A. begeiſtert und entzückt hat. Darüber erzählt Schiller's Schwägerin, Frau von Wolzogen,*) folgendes: „Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzensbewegung, unter

---

*) Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eigenen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner. (Von Caroline v. Wolzogen, geborn. v. Lengefeld.) Stuttgart, Cotta. 1830. Th. 2 S. 152. —

Gott laß euch viel Freud' am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehen! was es gibt. Sie gehen.

Weislingen. O, daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied, wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte, treuherzige Götz! Heiliger Gott! was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da du ihn liebteſt, an ihm hingſt, wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach, ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten! ihr ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Kamine ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten, wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof ängſtigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfalle. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe?

Götz mit einer Flaſche Wein und Becher. Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, ſetzt euch! thut, als wenn ihr zu Hauſe wäret! Denkt, ihr ſeyd wieder einmahl bey'm Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit ein-

[illegible]

[illegible] in Weimar, Herder und Wieland, welche, wie Schiller und Goethe [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

> [illegible]

> [illegible]

[illegible]

[illegible]

> [illegible]

[illegible]

> [illegible]

[illegible]

> [illegible]

---

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„Sie haben Recht, wenn Sie sich mit mir freuen; denn wenn je [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] waren, so [illegible] ich, [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Nun aber [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] ich meine [illegible] [illegible] kann. Die [illegible] Herder's und [illegible] ganze [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: es [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Sie mir Glück zu diesem [illegible]*).“

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Karl August am [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]:

„[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Herder's [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]**).“

[illegible] [illegible].

Karl August an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible], 1. April [illegible]. „Herder's [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] nicht weiter werden zu lassen, als sich's geziemt. — Leb wohl, Alter! — Karl August. —

---

*) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible].

**) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Wie sehr Karl August seinem Goethe stets treu und hold, davon läßt sich wohl kein schönerer Beweis anführen, als jener einfachen Brief, den er dem Freunde als Dank für dessen Glückwunsch zu seinem Geburtstage, 3. Sept. 1828, zurückschickte:

„Meinen besten Dank für Deinen Antheil an dem heutigen Tag statte ich Dir ab. Bleibe Du rüstig, frisch und wohl bei, so lange ich noch mit Dir gute Tage erleben kann, so wird mir mein Leben nicht lästiger werden. Leb wohl.

Karl August.“

Und höchst charakteristisch, zumal an solchem Festtage, ist die folgende Nachricht:

„Was am [illegible]'s Feste? doch einen sehr betrunkenen!“ *)

Am 7. November 1825 wurde Goethe's goldenes Jubiläum zu Weimar und der Großherzogin Residenzstadt in einer Weise gefeiert, wie wohl noch nie das Jubiläum eines Privatmannes begangen worden ist, welches außer den [illegible], auf den Zimmern Goethe gestandenen und würdig ausgeführten Festausgabe vom Goethe's Jubiläum [illegible] die goldene Denkmünze [illegible] ist, die auf der Vorderseite Goethe's [illegible] Bild, auf der Rückseite der Großherzogs und seiner Gemahlin [illegible] Brustbilder mit der Umschrift „Karl August und Luise Goethe'n zum 7. November 1825.“

---

*) Goethe in [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Weimar, [illegible] [illegible]. S. 33 f.

ander ausgeſtochen. Bringt's ihm. Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüthe Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen, und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumahl, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen, als gute, brave Jungen, dafür erkennte uns auch jedermann. Schenkt ein, und bringt's. Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner, ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

[illegible] ist. Begleitet war diese Denkmünze von folgendem eigenhändigen Glückwünschungsschreiben:

„Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

„Gewiß betrachte Ich mit vollem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne Ich demnach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszusprechen, bitte Ich der unveränderlichen Freundschaft Sich überzeugt zu halten."

[illegible]:

„Auch ein zweites ausgezeichnetes Jubelfest hat, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, [illegible] und [illegible] erfreuliche Jubelfest der [illegible] und [illegible] [illegible]; im hohen Grade ist, was Sie [illegible] meiner Absicht, die dargebrachte Denkmünze gezeigt werden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal unserer Geſinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigſten Wünſche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Weimar, 7. Nov. 1825. Karl Auguſt *)."

Gleich zwei entgegengeſetzten magnetiſchen Polen zogen Karl Auguſt's und Goethe's Naturen unaufhaltſam ſich an, ſo wie aber Wirkungsſphären ſich berührten, um nie wieder, ſelbſt in der Gruft nicht, ſich zu trennen **).

Bekannt iſt, daß Karl Auguſt nach drei und funfzigjährigem freundſchaftlichen Zuſammenleben mit ſeinem Buſenfreunde in ſeinem letzten Willen angeordnet, daß Goethe dereinſt in der Fürſtengruft neben ihm ruhen ſolle, und daß dieſe Beiſetzung auf die feierlichſte Weiſe am 26. März 1832 erfolgt iſt, ſo daß gegenwärtig die irdiſchen Ueberreſte Goethe's und Schiller's mit denen von Karl Auguſt und Luiſe vereint ſind an einer Stätte, die zu den ehrwürdigſten gehört, welche Deutſchland's Grenzen umſchließen, und die jedem Deutſchen eine heilige ſein, nach der jeder wallfahrten ſollte ***). —

---

*) [illegible] 12. Nov. 1825. Nr. 205 u. Nr. 206. [illegible] 1825. [illegible] Weimar, [illegible] 1826 [illegible]

**) [illegible] 1832 S. 171. [illegible] S. 18 f. [illegible] 1842 S. 25 f.

***) [illegible] 1842. Nr. 18 S. 1288 — [illegible] Leipzig, 1842 [illegible] S. 25. —

Nicht unpaſſend dürfte es hier ſein, über den ſegensvollen Einfluß Goethe's auf ſeinen fürſtlichen Freund auch die gewichtigen Ausſprüche einiger urtheilsfähigen, glaubwürdigen Zeugen zu vernehmen.

Der Lehrer und Begleiter von Karl Auguſt und ſeinem jüngeren Bruder Konſtantin, Major v. Knebel, durch deſſen Vermittelung die erſte Zuſammenkunft und folgenreiche, heilbringende Bekanntſchaft Goethe's mit Karl Auguſt bei deſſen Reiſe durch Frankfurt eingeleitet worden war, ſchrieb am 1. Sept. 1780 an Lavater nach Zürich:

„Gewiß wohl thut es mir, daß Sie Goethe'n nicht kennen. Was ſoll ich ſagen? Ich weiß es wohl, er iſt nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe ſie wohl erfahren. Aber die Summe des Menſchen zuſammengenommen iſt unendlich gut. Er iſt mir ein Geſchöpf auch ſelbſt vom Gute. Der Durchreiſenden kennt keiner ihn [illegible] und doch wenige jetzt. In Weimar ſelbſt wird er kaum geliebt; in der Entfernung iſt er nicht zu lieben. Nach der Summe ſchwör' ich, daß ſeine Richtung grad, ſeine Abſichten rein und gut ſind. Verkannt muß er werden, und er ſelbſt ſcheint darum zu ſuchen; die Schwäche, die ſich unter der Maske zeigt, zeigt ihn noch mehr. Er iſt ſelbſt ein wunderbares Gemiſch, oder eine Compoſition von Held und Komödiant, doch prävalirt der erſte. Er iſt ſo bequem als einer vom Adel; aber Geſchick hat er noch etwas, ſeine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er kaum gemeiniglich heranrücken, oder ſtellt einen Zaun davor, oder wenn er ſie ſehen läßt, ſchlägt er mit der Fauſt zu, daß man ſie eben nicht bemerkt. — Wenn er's nicht läßt, dann hat er ſeine Freunde am liebſten. Vor allem Zweideutigen hütet und ehrt er Sie. Wenn Sie den Herzog lieb haben müſſen, ſo bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel ſeiner Exiſtenz gegeben *).“ —

Vorzüglich aber iſt es Wieland, der Lehrer und Erzieher von Karl Auguſt, deſſen Zeugniß vom höchſten Werthe ſein und um ſo unpartheiiſcher erſcheinen muß, theils weil er in ſchon vorgerücktem, reiferem und ruhigerem Alter ſtand, als er Goethe kennen lernte, theils weil er früher von dieſem durch jugendlichen Muthwillen und Spott gereizt worden war, alle dieſe Verletzungen aber bei dem vollen Eindruck von Goethe's liebenswürdiger, edler Perſönlichkeit ganz vergeſſen hatte. Dieſer ſprach ſich kurz vor ſeinem Tode in vertraulicher Unterredung mit dem Kanzler und Geheimrath v. Müller zu Weimar einſt alſo aus:

„Und wenn ich jemals noch ſo ſehr mit Goethe zu zürnen veranlaßt werden, mich von ihm oder ſeiner Handlungsweiſe noch ſo ſehr verletzt fühlen könnte, und es fiele mir ein, — was Niemand beſſer als gerade ich wiſſen kann, — welche unglaubliche Verdienſte er um unſern Herzog in deſſen erſter Regierungszeit gehabt, mit welcher Selbſtverleugnung und höchſten Aufopferung er ſich Ihm gewidmet, wie viel Edles und Großes, das in dem fürſtlichen Jüngling noch ſchlummerte, Er erſt zur Entwicklung gebracht und hervorgerufen hat: ſo möchte ich auf die Kniee niederſinken, und Meiſter Goethe'n dafür mehr noch als für alle ſeine Geiſteswerke preiſen und anbeten **).“ —

---

*) [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Joh. [illegible] [illegible]. Aus Goethe's [illegible] [illegible], mit nach [illegible] Umgang. — Von [illegible] [illegible]. Leipzig, [illegible]. [illegible] S. [illegible] f.

**) Dr. v. Müller: Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit. S. 24.

Vollkommen übereinſtimmend mit dieſen mündlichen Aeußerungen lauten viele Stellen in Briefen, welche Wieland bald nach Goethe's Ankunft in Weimar an ſeine Freunde, beſonders an F. H. Jacobi und an J. H. Merck, geſchrieben. So an Merck *) 24. Jul. 1776. „Goethe hat freilich in den erſten Monaten die Meiſten (mich niemals,) oft durch ſeine damalige Art zu ſein ſkandaliſirt, und dem diabolus prise über ſich gegeben. Aber ſchon lange, und von dem Augenblicke an, da er decidirt war, ſich dem Herzog und ſeinen Geſchäften zu widmen, hat er ſich mit untadeliger sagesse und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft ſicherlich glauben und adversus quoscunque behaupten, daß die Kabale gegen Goethe'n und ſeine Freunde nichts als Neid und Jalouſie und Mißvergnügen über fehlgeſchlagene Hoffnungen zur Quelle hat." — 24. Aug. 1776: „Goethe iſt lieb und brav und feſt und männlich. Wer geht, ſo gut es kann, und die Welt, die ſo viel dummes Zeug von uns ſagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren laſſen." — 7. Oktbr. 1776. „Goethe iſt bald da bald dort, und wollte Gott, er könnte, wie Gott, allenthalben ſein!" — „Wenn Goethe's Idee ſtatt findet, ſo wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menſchen Fuß faſſen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt." — 17. Okt. 1776: „Goethe iſt immer der nehmliche — immer wirkſam, uns alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, — und ſelbſt nur durch Theilnahme glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Menſch, eben darum verkannt, weil ſo wenige fähig ſind, ſich einen

---

*) Briefe an u. von J. H. Merck. Von Dr. K. Wagner. Darmſtadt 1838 S. 73 f. 76 77, 78, 84, 90 f. 120. 134. 136. 239.

Begriff von einem ſolchen Menſchen zu machen.“ — 3. Juni 1778. „Von Goethe'n kann ich Dir nicht viel mehr ſagen, als was Du in den Zeitungen von ihm wirſt geleſen haben. Vorgeſtern kam er mit dem Herzog von ihrer Wanderung nach Leipzig, Deſſau und Berlin zurück. Abends ging ich mit meiner Frau über den nach Goethe'ns Plan und Idee ſeinem Garten gegenüber neuangelegten Platz, um von da nach dem ſogenannten Stern zu gehen und meiner Frau und meinen Töchtern die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Goethe'ns Invention und Zeichnung dort am Waſſer anlegen laſſen, und die eine wunderbar künſtliche, anmuthig wilde, einſiedleriſche, und doch nicht abgeſchiedene Art von Felſen und Grottenwerk vorſtellen, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft ſelb drei zu Mittag eſſen. Wie wir den Platz herauſgehen, begegnet uns der Herzog. Er erblickt uns von fern, bleibt ſtehen, und ſobald er uns erkennt, geht er uns wohl zwanzig bis dreißig Schritte entgegen, und empfängt mich und die Meinigen ſo liebreich, daß es uns im Herzen wohl thut. Sein Anſchauen war mir eine wahre Herzſtärkung, ſo geſund und kräftig ſah er aus, und ſo edel, gut, bieder und fürſtlich zugleich fand ich ihn im Ganzen ſeines Weſens. Ich werde, je länger, je mehr, überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von ſeiner ſogenannten Favoritenſchaft haben wird. Bald darauf trafen wir Goethen. Wir hießen einander willkommen, und Goethe war zwar ſanft und gut, aber äußerſt trocken und verſchloſſen, wie er's ſchon lange iſt. Ich glaube indeſſen gern und am liebſten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umſtände von einander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch mit einander; dieß iſt itzt nicht mehr und kann nicht mehr ſein, da er Geſchäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht Theil nehmen laſſen kann, und an denen ich meines Orts auch nicht Theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden ſie nun auch dieſen Sommer und Herbſt über ſelten acht Tage hinter einander hier ſein, und ſo wird er mir eben immer inacceſſibler, und da ſeine Spirallinie immer weiter, und die meine immer enger wird, ſo iſt's natürlich, daß wir immer weiter aus einander kommen. Indeſſen iſt und bleibt er mir einer der herrlichſten und liebſten Menſchen auf Gottes Erdboden und damit punctum.“ — 27. Aug. 1778. „Verwichnen Sonnabend fuhren wir zu Goethe'n, der die Herzogin auf den Abend in ſeinen Garten eingeladen hatte, um ſie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abweſenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir ſoupirten in einer gar kleinen kleinen Einſiedelei, und da fand ſich, daß casu quodam der ſiebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir ſaßen, leer war. Dies brachte in allen einmüthig den Wunſch hervor, daß es der Deinige ſein möchte; und da wir denn doch nicht [illegible] genug ſind, uns einzubilden, daß Du wirklich zugegen, ſo trös'teten wir uns, jedes nach ſeiner Weiſe, theils mehr mit der Erinnerung der Tage und Stunden, die wir mit Dir gelebt hatten, und mit der Hoffnung, daß Du mit der Frau Aja*) kommenden Winter oder Frühling zu uns kommen werdeſt, eine Güte. Goethe'n beſonders wurde gar wohl um's Herz, die Herzogin ſo von Dir reden zu hören, wie Eine, die den Werth der ganzen Total-Summe Deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf Deine und Frau Aja's Geſundheit eine Flaſche Johannisberger Eilfer aus, und wie wir nun aufgeſtanden waren und die Thüre öffneten, ſiehe da ſtellte ſich uns, durch geheime Anſtalt des Archi-Magus, ein Anblick dar, der mehr einer realiſirten dichteriſchen Viſion als einer Naturſcene ähnlich ſah. Das ganze Ufer der Ilm, ganz in Rembrand's Geſchmack beleuchtet, — ein wunderbares Zaubergemiſch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einſiedelei herabſtiegen und zwiſchen den Felſenſtücken und Buſchwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die dieſen Plaz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Viſion nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandiſcher Nachtſtücke, die man ewig hätte vor ſich ſehen mögen, und die nun durch die dazwiſchen herumwandelnden Perſonen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetiſche Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethe'n vor Liebe freſſen mögen. Siehe, Bruderherz, unter dergleichen Scenen lebt' ich dieſe verfloßnen Tage durch ꝛc." — 5. Jan. 1784. „Goethe ſchickt ſich überaus gut in das, was er vorzuſtellen hat, iſt im eigentlichen Verſtande l'honnête-homme à la cour, leidet aber nur allzuſichtlich an Seel und Leib unter der drückenden Laſt, die er ſich zu unſerm Beſten aufgeladen hat. Mir thuts zuweilen im Herzen weh, zu ſehen, wie er bei dem Allen contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an ſeinem Inwendigen nagen läßt. Seine Geſundheit ſchont er ſo viel möglich, auch hat ſie es ſehr vonnöthen. — Unſre Herzogin Mutter ſcheint an allen Qualitäten, die eine Fürſtin allen Menſchen, die Zutritt bei ihr haben, lieb und verehrenswerth machen müſſen, mit jedem Jahre zuzunehmen. Sie iſt unſre Pallas und unſer Palladium zugleich, und ich begreife nicht, wie wir ohne ſie exiſtiren wollten." —

---

*) Goethe's Mutter

Ueber das Verhältniß **Goethe's** zu Karl August spricht ſich **Eichſtädt** *) in ſeiner akademiſchen Gedächtnißrede auf Karl Auguſt, den er mit Friedrich dem Großen vergleichend zuſammenſtellt, folgendermaßen aus: „Wie ſehr hat das Glück unſer Vaterland begünſtigt, gleich als wollte es für die Unbill, welche Friedrich einſt dem deutſchen Namen zugefügt, Erſatz leiſten. Denn Friedrich, indem er nach einem Manne umblickte, deſſen Rathes er ſich bedienen, in deſſen Geiſtesfülle er ſelbſt Nahrung, ſein Zeitalter Bildung ſchöpfen möchte, ſchloß ſich an Voltaire an, welchem er ſeine Studien zuwandte, die zwar höchſt ausgezeichnet waren, aber doch eine gewiſſe dem deutſchen Geiſt widerſtrebende Fremdartigkeit zur Erſcheinung brachten, und unſerer Nation eine geraume Zeit hindurch die längſt verdiente Würdigung des Auslandes vorenthielten. Karl Auguſt hatte nicht nöthig zu ſuchen; er ſah **Goethe'n** und liebte ihn. Ihn, den an Geiſt und Gemüth hervorragenden, echt deutſchen Jüngling, ſchloß er, auch Jüngling, und ihm gleichgeſtimmt, an ſein Herz; den Mann erhob er, als Fürſt, zur Theilnahme an den wichtigſten Angelegenheiten und zu feſter Genoſſenſchaft; den Greis ſchmückte er, als Greis, [illegible] durch eben ſo neue als ausgeſuchte Beweiſe ſeines Wohlwollens und ſeiner innigſten Zuneigung. — Vereint mit einem ſolchen Mann, zu deſſen Feuereifer ſich bald darauf die milde Weisheit Voigts geſellte, unterließ Karl Auguſt nichts, was den Wiſſenſchaften nützen konnte. Was hat er, das Haupt jener rath- und einſichtsvollen Häupter, nicht Alles gethan, um Kunſt und Poeſie freigebigſt und eifrigſt zu ermuntern, zu fördern? Dieſes Triumvirat ward unſerm Vaterlande von der Gottheit verliehen; ihm iſt es zu danken, daß letzteres zu hoher Blüthe emporſtieg, daß die Wiſſenſchaften zunahmen, daß der ganze Gelehrtenſtaat ein friſches Leben entfaltete. Deß iſt Weimar Zeuge, welche Stadt damals an gelehrteſten und freiſinnigſten Studien ſo überreich war, daß ſie, unter dem Namen des deutſchen Athen's, ſelbſt im Auslande Ruhm gewann ꝛc." —

---

*) Oratio in exsequiis rectoris academiae magnificentissimi Caroli Augusti, magniducis Saxoniae, principis Vimariensium atque Isenacensium, habita in Academia Jenensi d. IX. Augusti a. 1828 a. H. C. A. Eichstadio etc. Jenae, Bran 1828. (Rede des G. H. R. u. Ritter Dr. H. K. A. Eichſtädt, gehalten bei der akadem. Todtenfeier zu Jena zum Andenken an Karl Aug. Aus dem Latein. überſetzt vom Oberconſiſtorial-Director u. Ritter Peucer in Weimar.) S. XI. f. (19 f.) —

Wilh. Schröter*) ſpricht ſich ausführlich über Goethe's Einfluß auf Karl Auguſt aus. Hier mögen nur einige Hauptſtellen Platz finden. „Zwei Geiſter ſehen wir jetzt (nachdem im Vorhergehenden von dem Einfluß, den ſeine Mutter Anna Amalia und ſein Lehrer Wieland auf Karl Auguſt gehabt, und von des Letztern Reiſe nach Paris die Rede geweſen) in das Leben Karl Auguſt's hereintreten, welche Jeder, der in den Sternen zu leſen verſteht, ſogleich als ihm von Gott gegebene erkennt. Es iſt der Geiſt der Natur und Kunſt in der Perſon Goethe's, und es iſt der Geiſt der Religion in der Perſon Luiſe'ns." — „Ich ſagte, den Studien Karl Auguſt's hätte der echte Geiſt der Wiſſenſchaft und Kunſt nicht gefehlt, und ein Hauptbeweis dafür ſei eben das Verehrungs- und Liebenswürdige ſeines Charakters und Lebens. Daß dieſer Geiſt ihm nun nicht fehlte, daß derſelbe ſogleich da war, als er ſeine Studien begann, und ihn auch fernerhin nicht verließ, das darf mit

---

*) Karl Auguſt, Großherzog von Sachſen. — Was Er geiſtig war und wie Er es geworden. [illegible] Beitrag zur Erläuterung ſeines [illegible] Lebens von Wilh. Schröter, Doctor der Theologie, Pfarrer u. Paſtor zu [illegible]. Leipzig, [illegible], 1829. S. [illegible] f. 111—130. —

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und, wie ich damahls wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! — War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damahls gefolgt hätteſt, da ich dir anlag, mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln, garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gern hören, du wirſt ein Spitzbub, ſagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott, ich könnt's vergeſſen, oder es wär' anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel geboren, als Einer in Deutſchland, unabhängig, nur dem Kaiſer unterthan, und du

ſchmiegſt

Recht als das Handwerk und Verdienſt des Mannes angeſehen werden, der durch ſeine zahlreichen geiſtvollen Schriften unter Allen, die daſſelbe wollten, am meiſten und erfolgglücklichſten dazu beigetragen hat, ich will nur ſagen, in Deutſchland den Geiſt anzuregen und zu beleben, der in Wiſſenſchaften und Künſten, materiell und formell, ſich nur durch das Geiſtreiche angeſprochen fühlt und an demſelben ſich vergnügt. Und dieſer Mann war kein Anderer, — als Goethe. — Nur wenige Stunden waren für Beide hinreichend, um ſich wechſelſeitig zu erkennen und ein Bündniß zu knüpfen, welches, wie für ſie ſelbſt, ſo für hunderttauſend Andere im beſondern und allgemeinen Vaterlande, zum großen und bleibenden Segen ſein und werden ſollte." — „Als im Karl Auguſt das Verlangen ſich regte, Goethe'n näher mit ſich zu verbinden, wollte er durch dieſe Verbindung noch ganz und gar nichts für ſein Land; er wollte Goethe'n zunächſt für ſich, zu ſeinem Freunde, mit dem der in ihm ſich kräftig regende Menſch menſchlich über menſchliche Angelegenheiten ſich unterhalten und vergnügen konnte; er wollte alſo auch nicht Goethe'n, den Dichter, den Rechtsgelehrten, den zu irgend einem Staatsdienſte Geeigneten, ſondern er wollte Goethe'n, den Menſchen. Und gewiß nichts Anderes, als das in dem jungen Fürſten erkannte Menſchliche, war auch im Goethe'n dasjenige, wodurch derſelbe zu jenem ſich hingezogen fühlte, und von ganzem Herzen dem Rufe des Herzens folgte. Es war alſo die von allen äußeren Verhältniſſen ganz freie menſchliche, in ihrer Verwandtſchaft erkannte, oder vielmehr nur erſt noch empfundene Perſönlichkeit, durch welche jenes Bündniß zuerſt geſchloſſen wurde. Es iſt dieß von großer Wichtigkeit; denn gerade daraus erklärt ſich einzig gründlich das Fortbeſtehen dieſer Verbindung unter allen Veränderungen des innern und äußern Lebens Beider, es erklärt ſich auch daraus die in dem freien Elemente des rein Menſchlichen durch nichts ſo leicht zu unterbrechende gegenſeitige Entwicklung ihrer verwandten Perſönlichkeit, ſo wie zugleich auch ihr gemeinſames Streben, in Wiſſenſchaften und Künſten zunächſt das die Menſchheit Bildende und Veredelnde zu gewinnen. — Wäre es Karl Auguſten etwa nur (wie manchem andern Fürſten älterer und neuerer Zeit) darum zu thun geweſen, mit Goethe's Dichterglanz den Glanz ſeines Thrones zu erhöhen, oder hätte er vielleicht nur die Abſicht gehabt, denſelben da oder dort in irgend einem ſeiner Kollegien anzuſtellen, oder ihn bei ſeinem Regierungsgeſchäfte als Rathgeber zu gebrauchen: und hätte auch Goethe in Karl Auguſt nur den Mann erkannt, der ihn in einen über alle Lebensſorgen erhebenden und zugleich ehrenvollen Wirkungskreis verſetzte, — ſo würde dieſe Verbindung, wie edel ſie in ihren beſondern Gründen auch immer ſein dürfte, doch das Schickſal aller gewöhnlichen gehabt haben. — Was ſie nun aber ewig band, war eben die Eigenthümlichkeit ihrer verwandten Perſönlichkeit, war der Bund ihrer Gemüther, welche auf allen Stufen ihrer Entwicklung und bei allen Verſchiedenheiten in den Offenbarungen des äußern Lebens ſich wechſelſeitig und nur immer ſtärker angezogen fühlten; denn gerade das Eine — das Perſönliche — als das eigentlich Anziehende, blieb bei allem Wechſel im Innern und im Aeußern immer daſſelbe und wurde in wechſelſeitiger Entwicklung nur noch ſtärker. — Aber worin beſtand denn nun dieſes Perſönliche? oder noch beſtimmter: worin beſtand denn das eigentlich Anziehende in dieſem Perſönlichen? Es beſtand im Allgemeinen in dem Univerſalismus ihrer Naturen, durch welche ſie gleichſam gezwungen wurden, an Allem ein Intereſſe zu nehmen, was den Kreis ihres geiſtigen und phyſiſchen Lebens berührte. Bei der Unendlichkeit des Stoffs wurde nun auch ihre Thätigkeit eine unendliche, und dieſe unendliche, durch die individuelle Natur, ſo wie durch das äußere individuelle Leben eines Jeden beſonders motivirte und daher mannichfaltige Thätigkeit gab dieſer Verbindung ſelbſt nicht nur einen unendlichen Reiz, ſondern auch eine unendliche Kraft. Sie wurde zu einer Verbindung, die, ſo lange Karl Auguſt und Goethe in ihrer Perſönlichkeit das blieben, was ſie waren, niemals aufhören konnte, gleichwie auch die eheliche Verbindung, die menſchlichſte unter allen, niemals aufhören kann, das zu ſein, was ſie ſein ſoll, ſo lange Mann und Weib, jedes nach ſeiner, ſeiner Natur und ſeinem beſondern Lebenskreiſe verſchiedenen Weiſe, nicht aufhören, in dem Elemente geiſtiger Thätigkeit neue Reize zu entwickeln." ——— — „Das ganze Leben des Menſchen zeigt im Allgemeinen nichts Anderes, als ein bewußtloſes oder bewußtes Unterordnen der beſondern phyſiſchen Natur unter die allgemeine und ein unendliches Streben des Geiſtes, durch ein immer vollkommneres Wiſſen und Kennen, auch mit ſeiner beſondern geiſtigen Natur in die allgemeine geiſtige tiefer einzudringen. Alles für den bewußten oder unbewußten hohen und letzten Zweck — die Harmonie des Ganzen. Das iſt der Univerſalismus, wie derſelbe als Anlage in der menſchlichen Natur vorhanden, ausgebildet aber, dieſer Anlage gemäß, noch in keinem Menſchen je ſchon gefunden worden iſt, auch nicht wohl gefunden werden kann. Nur auf ſeltenen Höhen finden wir ihn in einzelnen Menſchen. Auf einer ſolchen Höhe zeigt ſich derſelbe in Goethe. Um ihn hier aber wahrzunehmen, muß man dieſen Geiſt in ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit und in allen ſeinen kleinen und großen Thätigkeitsäußerungen wahrzunehmen ſuchen; denn nicht im Einzelnen, ſondern eben im All findet ſich das Univerſelle, als ein nicht zu Verkennendes, was bei der Betrachtung des Einzelnen durch das ſtärker hervortretende Individuelle nicht ſelten verſchwindet, mindeſtens ſehr verdunkelt wird. Aus dieſem Allen leuchtet nun unverkennbar ein Geiſt hervor, der die Natur, die Kunſt und die Wiſſenſchaft in ſeltenen Tiefen erforſcht und für das rechte, d. h. einer jeden in ihrem Weſen, angemeſſene Studium die rechten Prinzipien und Wege, ſowohl zu ihnen hinein, als auch aus ihnen heraus zur Anwendung im äußern Leben, gefunden hat. In dieſem Finden oder Gefundenhaben beſteht Goethe's univerſelles und bleibendes Verdienſt, was Viele gänzlich überſehen, die in Goethe nur den Dichter ſchätzen, aber, weil ſie gerade das Wichtigſte auch in ihm als Dichter überſehen, denſelben nun auch als Dichter nicht gehörig ſchätzen können." —

Hierauf zeigt Schröter ausführlich, daß das unſterbliche Verdienſt Goethe's um Karl Auguſt's geiſtige Bildung vorzüglich darin beſtand, daß er ihn zum Selbſtdenken über Alles gewöhnte, daß er ſeinen Geiſt gründlich bildete und an den würdigſten Gegenſtänden denſelben aus ſeiner Tiefe und naturgemäß entfaltete, daß er ihm die Fähigkeit aneignete, mit allen andern Geiſtern, in welchen Formen und Kreiſen dieſelben ſich auch immerhin bewegen mochten, in eine geiſtige Verbindung zu treten und durch ſie auf das mannichfaltigſte und herrlichſte ausgebildet zu werden, und daß, nächſt Gott, Goethe in ſeiner Weiſe das Meiſte dazu beigetragen hat, einen ſo liebenswürdigen Menſchen in dem Fürſten zu erziehen. Zum Schluſſe mögen noch folgende herrliche Worte hier Platz finden: „Nimmt man an, beide, Goethe und Karl Auguſt, mußten auf den Wegen, auf welchen ſie, frei von allem gemeinen und ſinnlichen Intereſſe, ihre Natur- und Kunſtſtudien betrieben, unfehlbar zu dem Bewußtſein kommen, unter allen Geſchöpfen der Natur und Kunſt ſei der Menſch das vollkommenſte, und derſelbe ſei dieß vorzüglich in der Einheit ſeines geſammten Weſens, in der Unterordnung des Körperlichen unter das Geiſtige, und abermals wieder des niederen Geiſtigen unter das Höhere, des Denkens, Begehrens, Wollens, Handelns unter die Idee des Sittlich-Schönen, des Wahren, Rechten und Guten, — ſo war ihnen auch in dieſem Bewußtſein der Chriſtus nach der Idee, der ideale Chriſtus, im Gemüthe geboren, dem nichts weiter fehlte, als die Realität. Dieſer ideale Chriſtus, nicht wie er aus einer einzelnen von dem Geiſte Gottes befruchteten Menſchenvernunft, ſondern aus der allgemeinen, von dieſem Geiſte belebten, entſtanden, iſt nun eben der reale des neuen Teſtaments, und Goethe konnte von demſelben ſich ſchon deßhalb nicht abwenden, weil er, von Natur und Bildung getrieben, zu ſeinen Ideen oder Idealen die Anſchauung oder das Reale zu ſuchen, nun nothwendig zu dem Chriſtus des neuen Teſtaments getrieben werden mußte, in welchem er die geſuchte Anſchauung ſeiner in der Natur und Kunſt gefundenen Menſchenideale fand; es ſei denn, daß er von dem Chriſtus des Chriſtenthums ganz und gar noch nichts gewußt oder gehört gehabt hätte. Faßt man nun die ganze geiſtige Lebensthätigkeit Goethe's in ihrer Tiefe auf, ſo dürfte man ſie, wohl nicht mit Unwahrheit, für eine unendlich mannichfaltige Aeußerung eines Gemüthes halten, welches, im lebendigen Gefühl ſeiner höheren menſchlichen Natur, danach ſtrebt und ringt, ſich menſchlich zu vollenden; und weil es für ſein Ringen und Streben dieſes Vollendete, das Ideale, nicht in der realen Menſchenwelt findet, daſſelbe in der Natur und in der in vollkommner Freiheit ſich bewegenden Kunſt ſucht. Läßt man dieß aber als wahr gelten, ſo läßt ſich nun auch ſagen: Goethe befand ſich in ſeiner Natur und Kunſt auf demſelben Wege, auf welchem ſich die Chriſten in ihrer Kirche befinden, auf dem Wege zu Gott und zur vollendeten Menſchheit. — Auf dieſem Wege, den er ſelbſt ging, hat er auch Karl Auguſt geführt, und daß er dieſen nicht irre geführt, das offenbart der edle, an echt menſchlichen und chriſtlichen Tugenden reiche Sinn desſelben, ſo wie noch beſonders deſſen, in den Augenblicken höherer Freiheit, dem Menſchlich-Höchſten zugewendetes Gemüth. — Gerade hierin beſteht nun Goethe's höchſtes Verdienſt um Karl Auguſt; denn ein wegen ſeiner Humanität geliebter Fürſt iſt ein Fürſt menſchlicher Herzen und in ſeinem kleinen Reiche ein mächtigerer Herr, als der, welcher über Millionen herrſcht, die ihn haſſen oder verachten.“ —

Anna Amalia,

Herzogin von Weimar (Karl Auguſt's Mutter).

Briefe an J. H. Merck ꝛc. 1835. S. 150. — Herzogin Amalie an Merck. Ettersburg bei Weimar, 26. Okt. 1778. Lieber Merck! Gewiß nicht aus Vergeſſenheit habe ich bis hieher Ihnen zu antworten und Ihnen für Ihren Brief und für die Radirungen des jungen Kobell zu danken gezögert. Das Theater und mein Fleiß, Ihnen etwas von den hieſigen Gegenden zu zeichnen, hat mich davon abgehalten. Was unſere theatraliſchen Beſchäftigungen betrifft, überlaß ich der Frau Aja *), Ihnen etwas davon zu erzählen, welcher

---

*) Goethe's Mutter. Vergl. Anmerkg. zu S. 97 der Briefe an J. H. Merck. 1835.

Thusnelde *) eine weitläuſige Beſchreibung davon machen wird. Meine Zeichnung ſchicke ich nicht dem Kunſtrichter, ſondern dem Freund, von dem ich wünſchte, daß er die Gegend bald in Natur ſähe. Es iſt die im Stern **) von der neuen Anlage, die unſer Freund Goethe daſelbſt gemacht hat. — Leben Sie wohl, l. M., ich bin immer Ihre Freundin Amalie. — S. 499. Herzogin Amalie an Merck. Weimar, 25. Febr. 1787. — Ich will bei der Frau Aja ein gutes Wort einlegen, daß ſie Ihnen die Extracte aus ihres Sohnes Briefen, die er von Rom aus ſchreibt, communicirt. So viel kann ich Ihnen ſagen, daß er ſehr wohl iſt, und ſich da wie einheimiſch findet; er gehet faſt mit keinem andern Menſchen als mit dem jungen Tiſchbein um. Wenig Menſchen gibt's und wird es geben, die Rom auf eine ſolche Weiſe ſehen und ſtudiren, wie er. — Leben Sie wohl, l. M. — Amalie.

Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. 1838, S. 272. — Herzogin Amalie an Merck. — Weimar, 6. Jan. 1788. — — — — — — Ich muß Ihnen eine Eröffnung machen von meinem Vorhaben, dieſes Jahr eine Reiſe nach Italien zu machen. Im Monat Auguſt geht die Reiſe vor ſich. Wie glücklich bin ich, einmal meinen Wunſch in Erfüllung zu bringen, und das ſchöne, natur- und kunſtreiche Land mit eignem Auge zu ſehen und zu genießen. Goethe wird wohl Oſtern zurückkommen; doch iſt es noch nicht ganz gewiß. Er iſt fleißig in allem Betracht, und wir werden ihn wie neugeboren wiederſehen. Ich glaube, Italien iſt für uns, was der Fluß Lethe den Alten war; man verjüngt ſich, indem man alles Unangenehme, was man in der Welt erfahren hat, vergißt und dadurch ein neugeborner Menſch wird. Oft werde ich bei den ſchönen Kunſtſachen, die ich da ſehen werde, Ihrer gedenken. Ich hoffe, l. M., daß Sie mir Ihren Segen zu dieſer Reiſe geben, und verſichert ſeien, daß ich beſtändig bleiben werde Ihre ſehr aufrichtige Freundin Amalie. —

---

*) Der Herzogin Amalie vertraute Hofdame, Fräulein Luiſe v. Göchhauſen.

**) Ein Theil des Parks bei Weimar. —

* * *

Schiller.

Schiller ſchreibt an Goethe aus Jena, 23. Aug. 1791. „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmaſſe in Bewegung gebracht; denn ſie betrafen einen Gegenſtand, der mich ſeit etlichen Jahren lebhaft beſchäftigt. Ueber ſo manches, worüber ich mit mir ſelbſt nicht recht einig werden konnte, hat die Anſchauung Ihres Geiſtes (denn ſo muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angeſteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren ſpekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der ſo ſtill und rein auf den Dingen ruht, ſetzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den ſowohl die Spekulation, als die willkürliche und bloß ſich ſelbſt gehorchende Einbildungskraft ſich ſo leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles, und weit vollſtändiger, was die Analyſis mühſam ſucht, und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, iſt

Ihnen Ihr eigner Reichthum verborgen: denn leider wiſſen wir nur das, was wir ſcheiden. Geiſter Ihrer Art wiſſen daher ſelten, wie weit ſie gedrungen ſind, und wie wenig Urſache ſie haben, von der Philoſophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Dieſe kann bloß zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben ſelbſt iſt nicht die Sache des Analytikers, ſondern des Genies, welches unter dem dunklen, aber ſichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Geſetzen verbindet. — Lange ſchon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geiſtes zugeſehen, und den Weg, den Sie ſich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie ſuchen das Nothwendige der Natur, aber Sie ſuchen es auf dem ſchwerſten Wege, vor welchem jede ſchwächere Kraft ſich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zuſammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erſcheinungen ſuchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organiſation ſteigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltſte von allen, den Menſchen, genetiſch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichſam nacherſchaffen, ſuchen Sie in ſeine verborgene Technik einzudringen; eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie ſehr Ihr Geiſt das reiche Ganze ſeiner Vorſtellungen in einer ſchönen Einheit zuſammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem ſolchen Ziele zureichen werde, aber einen ſolchen Weg auch nur einzuſchlagen, iſt mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwiſchen Phthia und der Unſterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene

Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus, und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene, ſchlechtere Natur nach dem beſſern Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, korrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber dieſe logiſche Richtung, welche der Geiſt der Reflexion zu nehmen genöthigt iſt, verträgt ſich nicht wohl mit der äſthetiſchen, durch welche allein er bildet. Sie haben alſo eine Arbeit mehr, denn ſo wie Sie von der Anſchauung zur Abſtraktion übergingen, ſo mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umſetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch dieſe das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geiſtes, und ob ich Recht habe, werden Sie ſelbſt am Beſten wiſſen.

ſchmiegſt dich unter Vaſallen? Was haſt du von dem Biſchof? Weil er dein Nachbar iſt? dich necken könnte? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kaiſer, und ſich ſelbſt! verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen, neidiſchen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden!

Götz. Was haſt du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut' und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken, Deutſchland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einem jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genieſſen zu machen. Und uns verdenkſt du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nahe iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Was Sie aber ſchwerlich wiſſen können (weil das Genie ſich immer ſelbſt das größte Geheimniß bleibt) iſt die ſchöne Uebereinſtimmung Ihres philoſophiſchen Inſtinktes mit den reinſten Reſultaten der ſpekulirenden Vernunft. Vom erſten Anblicke zwar ſcheint es, als könnte es keine größeren Oppoſita geben, als den ſpekulativen Geiſt, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erſte mit keuſchem und treuem Sinn die Erfahrung, und ſucht der letzte mit ſelbſtthätiger freier Denkkraft das Geſetz, ſo kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geiſt nur mit Individuen, und der ſpekulative nur mit Gattungen zu thun: iſt aber der intuitive genialiſch, und ſucht er in dem Empiriſchen den Charakter der Nothwendigkeit auf, ſo wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und iſt der ſpekulative Geiſt genialiſch, und verliert er, indem er ſich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, ſo wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen. — Aber ich bemerke, daß ich anſtatt eines Briefes eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriff bin, — verzeihen Sie es dem lebhaften Intereſſe, womit dieſer Gegenſtand mich erfüllt hat; und ſollten Sie Ihr Bild in dieſem Spiegel nicht erkennen, ſo bitte ich ſehr, fliehen Sie ihn darum nicht *)." —

Aus Jena, 31. Aug. 1794 ſchreibt Schiller: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichthum von Ideen; dieſ iſt es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfniß und Streben iſt, aus Wenigem Viel zu machen, und

---

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. Th. I. S. 12 f.

wenn ſie meine Armuth an Allem, was man erworbene Kenntniß nennt, einmal näher kennen ſollten, ſo finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen ſein. Weil mein Gedankenkreis kleiner iſt, ſo durchlaufe ich ihn eben darum ſchneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Baarſchaft beſſer benutzen, und eine Mannichfaltigkeit, die dem Inhalte fehlt, durch die Form erzeugen. Sie beſtreben ſich, Ihre große Ideenwelt zu ſimplificiren, ich ſuche Varietät für meine kleinen Beſitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. — Ihr Geiſt wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv, und alle Ihre denkenden Kräfte ſcheinen auf die Imagination, als ihre gemeinſchaftliche Repräſentantin, gleichſam compromittirt zu haben. Im Grund iſt dieß das Höchſte, was der Menſch aus ſich machen kann, ſobald es ihm gelingt, ſeine Anſchauung zu generaliſiren und ſeine Empfindung geſetzgebend zu machen. Darnach ſtreben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es ſchon erreicht! Mein Verſtand wirkt eigentlich mehr ſymboliſirend, und ſo ſchwebe ich als eine Zwitterart zwiſchen dem Begriff und der Anſchauung, zwiſchen der Regel und der Empfindung, zwiſchen dem techniſchen Kopf und dem Genie *).“ —

Aus Jena, 2. Jul. 1796 ſchreibt Schiller an Goethe über W. Meiſter's Lehrjahre, welche ihm dieſer in der Handſchrift überſandte: „Da Sie jetzt nicht wohl etwas ganz Genugthuendes von mir erwarten können, und doch etwas zu hören wünſchen, ſo nehmen Sie mit einzelnen Bemerkungen vorlieb, die auch nicht ganz ohne Werth ſind, da ſie ein unmittelbares Gefühl ausſprechen werden. Dafür verſpreche ich

---

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller u. Goethe. B. 1. S. 23 f.

Ihnen, daß dieſen ganzen Monat über die Unterhaltung über den Roman mir verſüßen ſoll. Eine würdige und wahrhaft äſthetiſche Schätzung des ganzen Kunſtwerkes iſt eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächſten vier Monate ganz widmen, und mit Freuden. *Ohnehin gehört es zu dem ſchönſten Glück meines Daſeins, daß ich die Vollendung dieſes Produktes erlebte, daß ſie noch in die Periode meiner ſtrebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieſer reinen Quelle noch ſchöpfen kann*; und das ſchöne Verhältniß, das unter uns beſteht, macht es mir zu einer gewiſſen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, Alles, was in mir Realität iſt, zu dem reinſten Spiegel des Geiſtes auszubilden, der in dieſer Hülle lebt, und ſo, in einem höhern Sinne des Worts, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieſer Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht iſt, daß es auf ſelbſtſüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe. — Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr mich die Wahrheit, das ſchöne Leben, die einfache Fülle dieſes Werkes bewegte. Die Bewegung iſt zwar noch unruhiger, als ſie ſein wird, wenn ich mich deſſelben ganz bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Kriſe meines Gemüthes ſeyn; ſie iſt aber doch der Effekt des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verſtand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verſtehe Sie nun ganz, wenn Sie ſagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre ſei, was Sie, oft bis zu Thränen, rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, ſo wirkt es und ſo ſteht es da, und Alles, auch das kleinſte Nebenwerk, zeigt die ſchöne Gleichheit des Gemüthes, aus welchem Alles gehoffen iſt. Aber ich kann dieſen Eindrücken noch keine Sprache geben *).“

An Heinr. Meyer, welcher ſich damals auf der Rückkehr von einer nach Italien unternommenen Kunſtreiſe in ſeinem Geburtsorte Stäfa in der Schweiz befand, wohin ihm Goethe entgegengereiſt war, ſchrieb Schiller aus Jena, 21. Jul. 1797: „Auch wir waren unterdeß nicht unthätig, wie Sie wiſſen, und am wenigſten unſer Freund, der ſich in dieſen letzten Jahren wirklich ſelbſt übertroffen hat. Sein epiſches Gedicht (Hermann und Dorothea) haben Sie geleſen. Sie werden geſtehen, daß es der Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neuern Kunſt iſt. Ich hab' es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Doch Sie haben ihn jetzt ſelbſt, und können ſich von allem dem mit eigenen Augen überzeugen. Sie werden mir aber auch darin beypflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt ſteht, mehr darauf denken muß, die ſchöne Form, die er ſich gegeben hat, zur Darſtellung zu bringen, als nach neuem Stoffe auszugehen, kurz, daß er jetzt ganz der poetiſchen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tauſenden, die darnach ſtreben, dahin gebracht hat, ein ſchönes vollendetes

---

*) Briefwechſel zwiſchen Schiller u. Goethe. B. 3. S. 88 f.

[illegible] aus sich zu machen, der kann meinem [illegible] nicht Besseres thun, als [illegible] jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommen, er kann doch nichts Höheres geben.“ *)

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt. Stuttgart, Cotta, 1830. S. 267. Schiller an H. — Jena, 9. Nov. 1795.

„Goethe ist seit dem 5. hier, und bleibt diese Tage noch hier, um meinen Geburtstag mit zu begehen. Wir sind von Abend um 5 Uhr bis Nachts 12 auch 1 Uhr beisammen und schwatzen. [illegible], die er jetzt als Vorbereitung auf seine italienische Reise macht, hat er manches Interessante gelernt, was ich nun hier [illegible]. [illegible] beide Manier, [illegible] von dem Objekt [illegible] zu [illegible], und [illegible] die Regeln [illegible]. [illegible] er es auch hier, und [illegible] drei [illegible]: [illegible] Tod, [illegible], [illegible] und [illegible] Tod, [illegible] er als [illegible], die [illegible] u. — [illegible] S. 296. [illegible] und [illegible] auch und die [illegible]. Da er die [illegible] vor seiner [illegible] Reise, die er im Aug. 1796 [illegible], von der [illegible] wollte, so habe ich ihm gerathen, sie im [illegible], in [illegible] Manier zu dem [illegible] zu geben. — Wir haben diese Tage auch viel über [illegible] und [illegible] gesprochen, und ich [illegible] bei dieser Gelegenheit endlich zu einem [illegible], was mir schon längst im Sinne lag, nämlich die [illegible] zu [illegible], u.

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Bd. 1. S. [illegible].

Briefe der Frauen S. 394 u. 431 f.

S. 471. Jena, 21. März 1796. Daß Sie mich auf dieſem neuen, und mir, nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege (im Wallenſtein) mit einiger Beſorgniß werden wandeln ſehen, will ich wohl glauben: aber fürchten Sie nicht zu viel. Es iſt erſtaunlich, wie viel Realiſtiſches ſchon die zunehmenden Jahre mir gegeben, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erſt nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einſchlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde meſſen müſſen, iſt freilich wahr; auch iſt es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber noch etwas übrig bleibt, was mein iſt und er nie erreichen kann, ſo wird ſein Vorzug mir und meinem Product keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung ſich ziemlich heben ſoll. Man wird uns, wie ich in meinen muthigſten Augenblicken mir verſpreche, verſchieden ſpecificiren, aber unſere Arten einander nicht unterordnen, ſondern unter einem höheren idealen Gattungsbegriff einander coordiniren.

S. 511 f. Weimar, 18. Aug. 1803. Goethe's „Natürliche Tochter" werden Sie nun geleſen haben, und wenn Sie dieſes Stück mit ſeinen früheren, dem Taſſo und Iphigenie, vergleichen, zu intereſſanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, ſo daß aller Stoffartige vertilgt, und Alles nur Glied eines idealen Ganzen iſt, dieſe iſt wirklich bewundernswürdig. Es iſt ganz Kunſt, und ergreift dabei die innerſte Natur durch die Kraft der Wahrheit. Daß er zu der Zeit, wo Sie, nach unſerem eignen Wort, an ſeiner Productivität ganz verzweifeln wollten, ein ſolches neues Werk hervorgebracht, wird Sie recht fr-

[illegible] —

[illegible] —

[illegible] —

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten, wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle, was wir begehren. Ruh' und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen lieſſen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut, und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf, um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wär' auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh' und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unter'm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es danke mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt; und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ueber Schiller's und Goethe's Freundſchaft.

Vergl. Schiller's Leben, v. H. Döring. [illegible]

[illegible]

Schiller's Leben, v. Karoline v. Wolzogen. Stuttgart, Cotta. 1830. 2 Theile.

Schiller's Leben, von H. Döring.

Schiller's Leben, v. K. Hoffmeister. Stuttgart, Balz. 1838–1842. 5 Theile.

Goethe u. [illegible]. Stuttgart, Cotta. 1827. Bd. 1. S. 80–96. Auch in Goethe's Werken.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Stuttgart, Cotta. 1828. 6 Thle.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. Stuttgart, Cotta. 1830.

Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Berlin, 1847. 4 Thle.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Mai 1828. Nr. 81, 82 u. 83. Mai 1830. Nr. 94, 95, 96 u. 97 von K. A. Varnhagen v. Ense. (Abgedruckt in: „Zur Geschichtschreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von K. A. Varnhagen von Ense. Aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und andern Zeitschriften gesammelt. Hamburg, Fr. Perthes. 1833." S. 172–189 u. 203–225.)

(Hallische) Allgemeine Literatur-Zeitung. Febr. 1830. Nr. 32 u. 33.

Blätter für liter. Unterh. [illegible]. 1830. Nr. 207 u. 208.

[illegible]. [illegible]. 1830. [illegible]. S. [illegible].

[illegible]. Leipzig, Brockhaus. [illegible] 1830. Bd. [illegible]. S. [illegible].

Blätter für literar. Unterhaltung. 1828. [illegible]. Nr. 80 u. 81. [illegible] — 1830. [illegible] Nr. [illegible], [illegible] u. [illegible].

Berliner Conversationsblatt. 1828. Jan. Nr. 15 u. 16. Febr. Nr. 33 u. 34. März. Nr. 57, 58 u. 59. [illegible]

Literaturzeitung, Febr. 1828, Nr. 33. Von [illegible]

Nouvelle revue germanique; recueil littéraire et scientifique, publié par une société d'hommes de lettres français et étrangers. Année 1829. Paris et Strasbourg, chez F. G. Levrault et Bruxelles à la librairie parisienne. 1829. Tome premier. Nr. 1. Janvier. p. 63–74.

* * *

Herder.

Joh. Gottfr. v. Herders sämmtliche Werke. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — Th. XX. S. 168.

Herder wollte durch den [illegible] Weg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und Jung-Stilling. Die Bekanntschaft mit Goethe war damals nur ein vorläufiger Anfang engerer Freundschaft. Herder schrieb nachmals an ihn von Bückeburg; von dieser Zeit an öffnete ihm Goethe immer mehr sein Herz, sie wurden treue Freunde. Der Aufsatz „von deutscher Baukunst“ in Herders „Fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst“ (Hamburg 1773) ist von Goethe, ein Nachhall [illegible] in Straßburg. — Jung-Stilling schloß sich mit der ganzen Herzlichkeit [illegible] Herder an, und Herder [illegible] [illegible] [illegible] —

Vgl. Bd. S. 209. Herder schrieb von Bückeburg aus an seine damalige Braut, [illegible] Flachsland in Darmstadt, im Jahr 1772: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war beinahe der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Krankheit besuchte, und den ich gern sah; und glaube ich ihn, ohne Eitelkeit, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können. Jetzt hat er [illegible] [illegible]“*)

Vgl. Bd. S. [illegible] [illegible]

---

*) Vgl. [illegible]

[illegible] von 700 Thlr. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und der [illegible], [illegible], aber am meisten seine Mutter, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Theil III. S. 98. Herder war noch in Rom, als ganz [illegible] ein neuer Ruf nach Göttingen an ihn gelangte [illegible] [illegible]

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstage. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit, da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts Böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum gibt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt, wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte? Bey meinem Eide, er hat gethan, wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchofs Kundſchaft gefangen iſt. Meint ihr, ich komm erſt heut' auf die Welt, daß ich nicht ſehen ſoll, wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch, und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen! ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen [illegible]. Damit, daß ihm schon vor seiner Reise nach Italien eine jährliche Zulage von 300 Thlrn. aus der herzoglichen Schatulle angewiesen, und ihm den Urlaub zu der Reise gern ertheilt hatte, eine sehr vortheilhafte [illegible] zur Verbesserung seiner Lage in Weimar [illegible] — da schlug er endlich, obwohl mit schwerem Herzen und [illegible] ganz seiner [illegible], den Ruf nach Göttingen aus.“

Aus Weimar, 2. März 1785 schreibt Herder an den Major v. Knebel in Jena: „Haben Sie die [illegible] noch nicht, so will ich Goethe, dem ich das Buch habe, an Sie erinnern, ob er wohl meiner Erinnerung nicht bedarf. Er hat Sie sehr lieb, und hat Ihnen einen Besuch zugedacht, der Sie auch gewiß erfreulich sein wird. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele sind's? [illegible]“ — Herder. — [illegible] Sie und [illegible] zu meinem [illegible] Brief u. [illegible] Herder.“*) —

In den „Ideen zur [illegible] und Kritik der Poesie und der bildenden Künste. In Briefen. 1794–1796.“, sagt Herder: „[illegible] Dichter hat sich die Form der Alten mit einem neuen Geist [illegible]. Durch eine [illegible] zu einer Zeichnung der Leidenschaft und durch eine richtige Entwicklung seiner Charaktere, — Goethe. Sein [illegible] ist ein deutscher Fleiß, groß und [illegible], wie die deutsche [illegible] ist, aber auch Charakter, und Macht und Bewegung. In jedem seiner [illegible] Stücke hat er einen [illegible] Zweck im [illegible] zu einem [illegible] verbreitet. Er hat Clavigo, seine Stella, sein Egmont, Tasso und jene schöne griechische Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er, wie Sophokles, den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der [illegible] rief er [illegible] hervor, wie sein Faust, sein [illegible]; auch andere [illegible] sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Productionen, auch im Briefwechsel mit fremden Zeiten, die Poesie der Deutschen formlos nennen will, der zeige uns unter Italienern, Spaniern, Franzosen und Engländern höhere Formen. Wenn es übrigens [illegible] der Nicht-[illegible] zeigen müßte, daß Lessing im ersten [illegible] an Marmontel und Voltaire lehrt, wo bleibt Form und Geschmack!" *)

---

*) [illegible] mit Knebel [illegible] herausgegeben von [illegible]. Leipzig, [illegible] Bd. II. S. 186. —

Vergl. Goethe mit anderen poetischen Genossen [illegible]. — Ein ungedrucktes Werk von Joh. Falk. Leipzig Brockhaus. 1832. S. 103—108. 152—155. — Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. (Taschenausgabe.) Stuttgart, Cotta. 1842. Bd. 40. S. 263—265. Goethe's Werke, Bd. 29. S. 113—115. Bd. 25. S. 108 f. —

(J. Hammer's Schriften, [illegible] Bd. 23. S. 586.) [illegible] Nr. 1178. [illegible] [illegible] des jungen [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. —

---

*) [illegible] S. 106. —

V. 111. Mai 1775. [illegible] und Goethe [illegible]. Sie und Lavater sind die einzigen, [illegible]. — Sie mischen Goethe's Prometheus bei. Es ist richtig wie der Prolog zu Bahrdt's Offenbarungen und die Götter, Helden und Wieland. —

S. 115. Ein Exemplar Ihres Programms hat mir Goethe [illegible], die Sie kennen, aber [illegible]. Ich höre nun manchmal von ihm ein Wort, und [illegible], es ist ein Kerl voll Geist und [illegible]. Er will nichts sein, was er nicht von Herzen und mit der Kunst sein kann.

VI. [illegible]. [illegible] 1776. Goethe [illegible] [illegible] einer [illegible], und [illegible] —

VI. [illegible]. Juni [illegible]. [illegible]. Der Herzog [illegible], Goethe [illegible], [illegible].

VII. S. [illegible]. Mai [illegible]. [illegible] Sie [illegible] — — — [illegible] und [illegible] und [illegible], [illegible], wenn meine [illegible], und Goethe, [illegible], und [illegible]. — S. [illegible]. [illegible] Goethe, [illegible], aber [illegible], [illegible] und [illegible]

[illegible] einmal bei ihm, aber doch [illegible] noch zu erwähnen und zu [illegible]. — Siehe auch V, 181. und VII, 317. —

* * *

Wieland.

Wieland, obwohl von Goethe in jugendlichem Uebermuth verletzt und gereizt, wurde durch die Meiſterwerke deſſelben, Götz und Werther, noch mehr aber durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft in Weimar mit einem ſolchen Enthuſiasmus für ihn erfüllt, daß er ſeine begeiſterte Liebe und Verehrung in einer außerordentlichen Menge von Briefen an ſeine zahlreichen Freunde ausſprach, um ſeinem übervollen Herzen Luft zu machen.

Schon 13. Mai 1774 ſchrieb Wieland aus Weimar an F. H. Jacobi: [illegible], daß ich Ihnen noch nichts Zuverläſſiges über den Enthuſiasmus geſagt habe, wenn Sie mir über meine [illegible] gegen Goethe Ihre Zufriedenheit bezeugen? —

Aus Weimar, 28. Oct. 1774, ſchrieb W. an Jacobi: Goethe's [illegible] hat hier [illegible] als, daß man ihn [illegible]. Ich [illegible] in den [illegible], [illegible], [illegible] Kopf, und doch werde ich dieſen Goethe's [illegible] als den [illegible].

F. H. Jacobi ſchrieb aus Düſſeldorf, 14. Dec. 1774, an Sophie von La Roche zu Ehrenbreitſtein: „Noch einer und ich Ihnen vom guten Wieland sagen. Unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist er der einzige, der über Goethe's Werther nicht entzückt ist. Ueber Werther's Leiden hat er nicht nur an mich, sondern an verschiedene andere noch, im [illegible] und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihm [illegible] [illegible] machen. Vergeben wir ihm, daß er noch einmal weniger als ein gewöhnlicher Mensch erscheint. Da er so ist, zum eigenen Vergnügen, wie ein Gott dächte, und lassen Sie uns [illegible], [illegible] dem Menschen zu [illegible] und zu [illegible]. — Wieland an Zapfer v. 21 März: Sie [illegible] wie vom Jacobi, daß er mit Klopstock und [illegible] unendlich [illegible] [illegible] sei. Sagen Sie mir [illegible].

Wieland schreibt aus Weimar, 9. April 1775, an Jacobi: Goethe und Klopstock haben sich einer Sache bemächtigt, und [illegible] [illegible] ist der Wieland kein Platz! — — — [illegible] [illegible] [illegible] habe ich Ihnen schon [illegible] [illegible]. Es ist nicht möglich, Kinder mit einem [illegible] zu [illegible]. Als ich mit dem [illegible], da ich [illegible] Werther und den Puppenspiel [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] ganz [illegible] und herrlich [illegible] [illegible] ist. — Daß er den Prometheus*) nicht gemacht hat, weil ich glaube, weil Sie es so gänzlich [illegible] haben, und weil ich es gern glaube. —

Jacobi schreibt an Wieland aus Düsseldorf, 27. April 1775. „Um das Mißverständniß in der Vorstellung, daß ich der Prometheus [illegible] Ihnen [illegible] sei, aufzuheben, [illegible] Sie ſich nur zu erinnern, wie es Ihnen ſelbſt mit Goethe ergangen. Anfangs ſahen wir Beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an [illegible] [illegible] herumſpringt und ſie in den Koth wälzte. Das garſtige Thier! riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter, als Sie. Bald darauf erfuhr ich, daß man um ein ſolches [illegible] willen nicht gleich das [illegible] ſei, ſondern oft nur [illegible] umgehe, weil man noch nicht ordentlich begraben ſei, oder weil man einen Schatz verſteckt habe. Alſo [illegible] ſich's mit Doctor Wehrwolf. Sie aber entſetzten ſich ſehr, als Sie auch zum erſten Male als [illegible] von ihm [illegible] ſahen. [illegible] kurz darauf begab ſich das Wunder, daß auch Wieland ſich dem Glauben ergab, und an ſeinen Bruder Fritz und an viele andere Freunde und Bekannte ſchrieb, Doctor Wehrwolf ſei das vortrefflichſte aller menſchlichen Weſen. Wieland fühlte ſich in allen Nerven von Liebe für ihn ergriffen. Keiner blieb [illegible] Bekehrung war doch; Wieland fuhr fort, es zu ſagen und zu ſingen, ſagte und ſang's bis auf den heutigen Tag. — Aber Goethe Ihnen erklären, wie er den guten Menſchen erſt erklären, in allen ſeinen Liebenswürdigkeiten, und es hätte Bruder Fritz [illegible] Liebe bekommen. Die [illegible] [illegible] [illegible] Leben erfüllt, das mit dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] zu Freundſchaft: O wer hätte damals auch [illegible] an den [illegible], an [illegible] gefährlichen Bruder Fritz gedacht!" u. — [illegible] u. — Demnach muß er nun ſich [illegible] [illegible], daß Sie bekommen, Goethe und [illegible] haben ſich meiner Seele ſo ganz bemächtigt, daß für Wieland kein Platz mehr ſei." —

---

*) [illegible] „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", [illegible] [illegible] Goethe's „Dichtung und Wahrheit" [illegible] [illegible] [illegible]

Wieland ſchrieb an Jacobi und [illegible], 2. Nov. 1775, „Der Wieland — was hältſt du davon?" — iſt ein Beitrag zum [illegible], worin das [illegible] für Goethe, wie

Die andern Goethe'n, Jacobi's, Herder's, Lavater's, und wenn's noch Einen gleichen giebt, insipid sein muß. Aber der Merkur soll hauptsächlich unter den mittelmäßigen Leuten sein Glück machen, und macht es auch. —

Wieland an Jacobi — Weimar, 10. Nov. 1775. Dienstag, den 7. d. M., Morgens um fünf Uhr, liebster Fritz, ist Goethe in Weimar angelangt. — O mein bester Bruder, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich bei'm Geh. Rath v. Kalb (wo er wohnt) am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! u. s. w. — Alles, was ich Ihnen, (nach mehr als einer Woche, die ich nun diese Tage über verschwatzt) jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe'n, wie ein Thautropfe von der Morgensonne. — [illegible] hat uns alle diese Tage — ich bin zu voll, um Gedanken zu können. — Was hab' ich dadurch die lieben Götterwohnung verlassen: es ist unmöglich, Goethe bald kennen zu lieben, wenn man nicht gewiß ist, mich fühlt ihn zu lieben glaubt, daß er uns doch liebe. Der göttliche Mensch wird, dünkt ich, diesen Ton uns lehren, als er anfangs selbst hatte; und immer mögen ich, daß aus Weimar was Heiliges werde, so wird es keine [illegible] werden. — Da unsern herzlich [illegible], wenig und doch mein Goethe werden ich, so hab' ich doch ein Jahrestag, das auch Herz Jacobi, umsonst dahin zu verlieren, wie doch immer werden ist, ich [illegible]. Wie ist, ich liebe Sie nun auch in Ihm — und das ist gleich auch immer [illegible]. — Meine Sie [illegible] Pegasus im Garten [illegible] Romanen, liegt Goethe und Wieland [illegible]. Er wird es [illegible] Glück [illegible]. — O, daß ich Ihnen dies auf eine Weise [illegible]

Stuhl geben könnte! — Wenn nur auch Fritz noch bei uns wäre! — Doch es ist besser so; ich könnt' Euch Beide zugleich nicht aushalten. Das Feuer von zween Dämonen, wie Ihr seid, würde mein Körperlein verzehren. — Aber im Jahre 76 müssen wir uns wiedersehen, dafür laßt mich sorgen. — Sie können sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können. — Ihrem ersten Briefchen [illegible] seh' ich mit Sehnsucht entgegen. —

Darauf antwortete Jacobi aus Düsseldorf, 23. Nov. 1775. Ich reiche Ihnen, liebster Wieland, meine noch bebende Hand, diese heilige Hand, welche das Angesicht [illegible] berühret hat, und deren Fingerspitzen schon über den [illegible] Welten geschwebt. — Ich war in sehr großer und [illegible] Gefahr, aber es ist eine Art von Wunder, daß ich so ganz und glücklich davonkommen. Meine [illegible] ist vollkommen geheilt, und ich habe nur zu sorgen, daß ich allmählich wieder zu Kräften gelange. — Alle Ihre Briefe, die ich auf meinem Krankenlager erhielt, haben mir große Freude gemacht. Mit Goethe und Ihnen ist es gerade so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] halten, und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] auch [illegible] [illegible] ein wenig [illegible] und [illegible]? — [illegible] Sie doch mit Goethe, [illegible] [illegible] [illegible] werden kann. — Sorgen Sie nur, daß wir gute [illegible] im künftigen Jahre bekommen. Goethe [illegible] [illegible] [illegible] eigentlich die [illegible], welche [illegible] [illegible] zu uns [illegible] hatte. Die [illegible] des [illegible] in der [illegible] [illegible] werden immer zu dem [illegible] gehören, [illegible] [illegible]. —

Wieland an Jacobi aus Weimar, im Mai 1776. Erder Bruder, habe ich Dir schon geschrieben, daß Goethe und ich, zu gleicher Zeit, jeder einen Garten vor der Stadt gekauft haben, und in Kraft dessen förmlich und feierlich Bürger von Weimar geworden sind? Seitdem hat meine ganze Verfassung eine andere Wendung bekommen. —

Wieland an Jacobi, Weimar, 1. Nov. 1776. Von Herder, der nun bei uns ist, möchte ich Dir gern viel schreiben, denn meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade das, daß sein Werth so groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Lieber Goethe. — Der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er [illegible] [illegible] Goethe, [illegible] Herder? [illegible] Ich weiß, lieber [illegible] [illegible] Zwar kann [illegible] [illegible] Zu Statthalter von Weimar [illegible] Dazu kam [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Jakob! [illegible] [illegible] [illegible] freue Dich auf die Zeit, wo Du zu uns kommen, und den Mann sehen, erkennen, lieben und von ihm wieder geliebt werden wirst. —

Wieland an Jacobi, Weimar, 9. Mai 1777. Immittelst will ich Goethe zum Richter über meine Oper Rosemunde machen rc. — und am 24. Mai: Ich habe nun auch Goethe's Meinung von der Sache, und sie stimmt völlig zu der Deinigen. Er hat mir Alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach liegen die Hauptgebrechen im Sujet selbst; der erste Fehlgriff aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt es dramatisiren, mit lyrischem Sinn gefaßt habe rc. —

Am 16. Nov. 1775 schrieb Wieland an Merck: Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie, und der beste, liebenswürdigste Mensch, den ich kenne. —

Am 8. Januar 1776 schrieb Wieland an Zimmermann: Ich lebe nun neun Wochen mit Goethe'n, und lebe, seit unsrer Seelen-Vereinigung so unzertrennlich und ohne allen Arges auch nur noch zu Zweien gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Das sag' ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben so warmem Vergnügen lesen wird, als wenn ich's ihm schriebe. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen können! Möchte alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Hätten Sie nur eine Stunde, wo ich ihn sah in seiner ganzen Herrlichkeit, — den ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschen sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust, und betete Gott an. —

Wieland an Merck, 7. Febr. 1776: Ich höre, daß gewisse Leute, die mit unendlichem Behagen meiner und ſind, zu ſterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bey Ihro Majeſtät, und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt; und darum that er nicht, was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! ich bin ein Feind von Explicationen; man betriegt ſich, oder den andern, und meiſt beyde.

Carl. Zu Tiſch, Vater!

Götz. Fröhliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt!

ab.

Goethe als Freunde hat, allerlei Kalumnien auszubringen, und unter andern auch mich ꝛc. —

Im Febr. 1776 ſchrieb W. an Merck: Sagen Sie unſerm Zimmermann, daß ich von dem Tage der Regierung meines lieben Karl Auguſt's an mein mir ſelbſt und meinen Freunden ſo oft gegebenes Wort erfülle, und mich vom Hofe gänzlich in mein Schneckenhäuschen zurückgezogen habe. Und obwohl Goethe, des Herzogs Günſtling, Freund und Alles in Allem, auch mein ganz inniger Freund iſt, ſo nehme ich doch nicht einmal indirekt nur den mindeſten Antheil an irgend etwas, das unſern Hof, unſer Gouvernement, oder den Herzog perſönlich betrifft; alles das [illegible] [illegible] [illegible] genug auf meiner [illegible] [illegible] kann mich ſelbſt. [illegible] [illegible] [illegible] recht. —

Im ſelben Brief Wieland: Dem Goethe [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], daß ich andere [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] und [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] — ſo groß und [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] iſt, eine Wonne.

An Merck ſchrieb Wieland 21. Jun. 1776: Meinen Goethe hab ich ſeit acht Tagen nicht ſehen können. Er iſt nun geheimer Legationsrath, und ſitzt im Miniſterio unſers Herzogs — iſt Favorit-Miniſter, Factotum, und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes ſchaffen, viel Böſes verhüten, und das muß, — wenn's möglich iſt, — uns dafür tröſten, daß er als Dichter, wenigſtens auf viele Jahre, für die Welt verloren iſt. —

Wieland an Merck 26. Jun. 1776. Goethe hat Ihnen den Vorgang ſelbſt geſchrieben. Er gehört Zur. Der Hof aber [illegible] keine [illegible] mit dem Herzog [illegible] [illegible] und [illegible], und dies [illegible] klar iſt. Und doch hat dieſes [illegible] [illegible] gar nichts verloren. —

— 11. März 1776. Unser Goethe hat sich der Welt durch seine Stella wieder herrlich geoffenbaret. Wie triumphiert mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich, gegen ihn, am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin. Denn sagt nicht Plato, der Geliebte ist reich, und der Liebende arm? Und hat Plato nicht Recht? Laßt's gut sein! Mein Herz ist nun so, und genug, daß es mich glücklich macht. —

25. März 1776. Ich habe mir bisher beinahe ein Gewissen daraus gemacht, Ihnen zu sagen, wie tief ich's fühle, daß Sie unter den Regentinnen just eben das sind, was Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten, Lavater unter den Christen und Goethe unter allen menschlichen Menschen ꝛc. — — — Goethe bleibt nun wohl hier, so lange Karl August lebt, und möchte das bis zu Nestors Alter währen! Er hat sich ein Haus gemiethet, das nur einen kleinen Platz ausfüllt, und es macht ihm großen Spaß, daß er mit seinem Philipp ganz allein sich am [illegible] etliche Tage gegen ein [illegible] [illegible] [illegible] Zimmer, [illegible] so ihm das Bild nicht über'm Kopf ganz [illegible]. Er ist auch im Begriff, einen Garten zu kaufen, welchen ich auch gesehen habe, alle mal [illegible], daß man [illegible], [illegible], einer [illegible] [illegible], nur [illegible] an ein [illegible] in dem [illegible] Philister-Leben [illegible] haben, welcher [illegible] mit [illegible] genug ist. [illegible] [illegible] ist es auf einmal nach Leipzig abgereist, [illegible] [illegible] bald wieder kommen. Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen [illegible] [illegible], den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, [illegible]

ich, wie einem ächten Vater geziemet, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können. —

12. April 1776.

13. Mai 1776. Goethe über Jacobi's Allwill.

— 27. Mai 1776. Goethe lebt und regiert und wüthet, und giebt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour comme vous savez, und macht uns glücklich, er mache, was er will. —

24. Jul. 1776. — s. oben. —

12. Aug. 1776. Goethe ist mit dem Herzog noch immer in Ilmenau, und [illegible] Tag und Nacht die ganze Hennebergische Gegend ab, [illegible] unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen hat, [illegible] von ihm und gegen ihn spricht. —

26. Aug. 1776. — s. oben. —

9. Sept. 1776. Als ich Ihren letzten Brief gelesen hatte, habe ein unnennbares Gefühl von Liebe durch meine ganze Seele, und ich rief: [illegible] es [illegible] und mir so [illegible] kommen, daß ich nichts mehr lieben könnte, so würde ich doch Goethe und Merck noch lieben! Und dies Gefühl blieb den ganzen Tag in meiner Seele. Ich hoffe zu Gott, daß mein Herz nie anders werden wird, als es ist; aber wie ich Euch beide liebe, so [illegible] kann mir kein Teufel mehr weg nehmen, lieber Bruder. — — — — Dem kleinen Geisterkreis kann und darf ich noch nichts melden. Es ist vom Herzog unwiderruflich gewesen, daß Goethe'n aufgenommen, und Goethe ist auch schon gut. Zum [illegible] ist also im Ganzen unabänderlich geworden, wünsch ich, daß Sie, lieber Herr und Freund, nächstens kommen, wenn es möglich noch [illegible] kommen. Goethe hatte Sie nun einmal von Ihren [illegible] mit dem Fräulein [illegible] und so [illegible] mit ihm zu [illegible], als er [illegible] durch [illegible]

leben wird. Er hat starke Eindrücke bekommen, was ein Mann, wie Ihr, werth ist.*) —

8. April 1777. Goethe grüßt Sie, und läßt Ihnen sagen, daß er fleißig in seinem Garten arbeite, und hoffe daß Sie einst zu ihm kommen und mit Augen sehen und Freude dran haben werden. Zeichnen ist außer'm Pflanzen jetzt sein Lieblingsgeschäft; Sie werden auch darin über die Wunder seines Genies erstaunen. Er zeichnet richtig, wie er dichtet und schreibt. Nur lassen Sie seinen Pflanzungen Zeit wachsen, recht einzuwurzeln, ehe Sie kommen. —

26. Jul. 1777. Goethe und ich sind seit einigen Wochen wieder mehr und milder zusammengerückt — und ich habe ihn wiedergefunden, wie ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr Nichts an ihm irre machen, noch von seiner Liebe scheiden soll. —

6. Nov. 1777. Ich war gestern Nachmittag bei Goethe's auf seinem Gütchen. Kein Gebäude, sich einmal an einem eingegrabenen, aber wie die Schweizer sagen, einem recht einheimischen Plätzchen auf diesem Boden müssen Sie ihn gesehen haben. Es ist nicht, als ob Goethe's Genius das Gütchen zum Zufluchtsorte für ihn angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar ruhig und heiter finde und sich dem [illegible] entziehe. Wenn doch nur Wolf jetzt bei mir wäre, und das auch sehen und genießen könnte, sagte ich — bis bald! — und bald bald! Sie wären ja auch für ihn! — Sie haben, er wird schon kommen, sagte Goethe, und die Gräfin, wenn er's sagte, [illegible], daß ich Sie schon halb gezwungen hatte, und einmal von der

---

*) S. d. [illegible] Brief von Goethe an Merck.

[illegible] Goethe [illegible] —

[illegible] 1776. Goethe [illegible] Herzog [illegible] —

11. Mai 1776. Der Herzog und Goethe [illegible] —

1. Juni 1776. [illegible] Herzog und Goethe [illegible] —

[illegible] Juni 1776. — [illegible]

[illegible] 1776. [illegible] Goethe [illegible] —

[illegible] 1776. Goethe [illegible] —

[illegible] 1776. [illegible] Goethe [illegible]

[illegible] Goethe iſt Vor- und Nachmittag, [illegible] Zum Glück [illegible] —

[illegible] Sept. 17[illegible] [illegible] Herzog [illegible] Goethe [illegible] Weimar [illegible] Jacobi's Woldemar [illegible] —

[illegible] 1779. [illegible] Herzog [illegible] Italien, [illegible]

[illegible] 1779. [illegible] Herzog [illegible] Goethe's [illegible]

[illegible] 1780. [illegible] Goethe's [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Im Biſchöflichen Pallaſte zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius, Liebetraut, Hofleute an Tafel. Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen.

Biſchof. Studieren jetzt viel Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort' auf der Akademie zu ſagen: So fleißig, wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen; ſo beſtreben ſich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendſten Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag' einer, was man nicht erlebet! So fleißig, wie ein Deutſcher von Adel! Das hab' ich mein Tage nicht gehört!

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehe-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

[illegible]

* * *

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

Wilhelm v. Humboldt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

ſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſeyn, die erſten Stellen damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen ſie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug' — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemahls darum rühmen.

Biſchof. Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! *Sie trinken.*

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] „Principes de philosophie zoologique" [illegible]

— [illegible] Kunst und [illegible] Von Goethe. [illegible]

[illegible]

[illegible]" —

[illegible]

[illegible]

Geſetze; bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehn Gebothe darin ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explication.

Biſchof. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. Sie trinken. Wollte Gott, man ſpräche ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr!

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herren da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuhohlen; der

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

„[illegible]“ —

[illegible]

[illegible]

Alexander v. Humboldt.

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Bd. I. S. 71 f. „[illegible]

[illegible]
[illegible] —" —

[illegible] **Alexanders v. Humboldt** [illegible] **Goethe als Naturforscher.** — [illegible]

* * *

Gotthold Ephraim Leſſing

[illegible]

[illegible]

Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte, ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher. Der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt, es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend, dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freylich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo

[illegible]

— [illegible]

[illegible]

* * *

Christian Garve

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

* * *

Joh. Wilh. Ludw. Gleim.

[illegible]

[illegible]

◆

Friedrich Heinrich Jacobi.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bey Kaiſer Maximilians Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeſchmauſ't. Euer Nahme iſt Olearius! Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt' ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andre iſt: Weil bey einer nähern Bekanntſchaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J.W. FN. 06895/239

Verfaſſer vor dem Publikum aufzutreten. Sie achtet er vom Grunde der Seele hoch; aber als Herausgeber des Merkur ſind Sie ihm ärgerlich. Zur Iris hat er verſchiedene Beiträge geliefert, und in den dritten Theil kommt ein Drama mit Arien von ihm. — In acht Tagen gedenke ich nach Karlsruhe abzureiſen, und man macht mir Hoffnung, daß ich alsdann Ihren **Karl Auguſt** dort treffen werde. Die Prinzeſſin Luiſe ſpreche ich gewiß; denn ich werde den Auftrag erhalten, ihr etwas eigenhändig zu überliefern. Von dem innigen Sinne dieſer Prinzeſſin für das Schöne, Wahre und Gute wird viel gerühmt. — **Goethe** grüßt Sie herzlich und bittet Sie, uns Ihre Silhouette zu ſchicken. Wir wollen ſie in Kupfer ſtechen laſſen, wie die inliegenden von Klopſtock und Lavater. —

S. 201 f. An Wieland. Mannheim, 11. Febr. 1775. Hier haben mich Geſchäfte und unvermeidliche Zerſtreuungen noch gar nicht zu Athem kommen laſſen. Wenn ich einen ganzen Monat ſo zubringen ſollte, ich wäre des Todes. Alles, was hier mich ſchiert und vext, mußt' es um ſo mehr thun, da ich eben vier Wochen ſo zu ſagen tete à tête mit **Goethe** zugebracht hatte. Juſt in einem ſolchen Augenblick, sur un coup de sifflet, ſeine Menſchheit zu verlieren und in die Organiſation einer Seifenblaſe überzugehn, und alſo glas-rund und bunt die Luft zu befahren, iſt entſetzlich. — **Goethe** verdenkt Ihnen keineswegs, daß Sie, zur Verbeſſerung Ihrer Umſtände, ſich mit einer literariſchen Manufaktur abgeben; das thue ich ja mit, und doppelt, da ich mir zugleich das Beſte der Iris angelegen ſein laſſe. Wenn aber **Goethe** im **Wieland's** Merkur über Kunſt, Künſtler und Kunſtſachen, kurz über Dinge des Genie's, ſchiefe, verkehrte, nach ſeinem Gefühle alberne Urtheile und **Wegweiſereien** findet, ſo ärgert er ſich, und jammert, daß **Wieland** über's Herz bringen muß, dergleichen herauszugeben. —

S. 205. An Wieland. Düſſeldorf, 22. März 1775. Liebſter Wieland, liebſter Bruder, wie in aller Welt iſt es möglich, daß Sie nur einen Augenblick haben glauben können, **Goethe** ſei der Verfaſſer des Prometheus? Ich wüßte mir ſo etwas unter gar keiner Bedingung, ſie möchte ſein, welche ſie wollte, vorzuſtellen, und bin deßwegen auch nicht im Stande, das Mindeſte darüber zu reden. Die Unmöglichkeit iſt mir ſo auffallend, daß mir ganz ſchwindlig wird, wenn ich nur einen Augenblick verſuche, das Gegentheil zu denken. — Da fällt mir eben ein, daß **Goethe** an demſelben Abend, da er die Freuden Werther's erhielt, die Arie in Erwin und Elmire machte: „Ein Schauſpiel für Götter" ꝛc. — Es iſt nicht zu ſagen, wie wenig empfindlich er über Kritik iſt. Und Niederträchtigkeit, Falſchheit — o! die iſt von keiner menſchlichen Seele ferner, als von der ſeinigen! —

S. 206—8. ſ. oben bei Wieland.

S. 210—11. ſ. oben bei Wieland.

S. 259. An Sophie von La Roche. 19. April 1777. Sie irren, meine Freundin, wenn Sie glauben, daß ich Goethe nachahme. Daß man in ganz Deutſchland meine neueſten Produktionen Goethe'n zugeſchrieben hat, kommt bloß daher, daß man auf Niemand anders zu rathen wußte. Meine Schreibart kommt vielleicht Lavater's Schreibart näher als Goethe's. Es iſt mir nie eingefallen, Vergleichungen darüber anzuſtellen. Ich ſuche meine Ideen und Empfindungen ſo richtig und ſo lebhaft darzuſtellen, als ich es in meiner Mutterſprache vermag. Dieß iſt meine einzige Regel und meine einzige Prätenſion. —

S. 371 ff. An die Fürſtin von Gallizin. Pempelfort, 11 Okt. 1781. Hier bin ich wieder, liebe Amalia, in meiner ſüßen Pempelforter Einſiedelei. Der Himmel hat mich auf meinem Zuge ganz außerordentlich begünſtigt — — — Mit einbrechender Nacht erreichten wir Eiſenach. Am folgenden Tage waren wir vor Sonnenaufgang wieder auf der Reiſe, verweilten einige Stunden zu Gotha, und langten Nachmittags in Erfurt an. Ich ſchickte zu Dalberg. Der Bediente kam ſchnell zurück, flog die Treppe hinauf, öffnete die Thür, und hinter ihm ſtand — Friedrich von Stadion. Ich ſtürzte mit einem Freudengeſchrei ihm in die Arme. Mein Herz war ſo voll, ſo überfließend von Dank für dieſen unverhofften, glücklichen Zufall, daß ich nichts als lauter Jubel ausſtrömen konnte. Wir gingen mit einander zu Dalberg, der mich ungemein freundſchaftlich empfing, und bald von mir erhielt, daß ich bis zum folgenden Abend in Erfurt verweilte. Nun erreichte ich endlich Weimar. Die Geſchichte meines dortigen Aufenthaltes iſt zu reich, als daß ich ſie erzählen könnte. Goethe war, nach einem langen Herumreiſen im Harz, eben nach Hauſe gekommen. Wegen der mit einem ſolchen Zuge verknüpften Ungewißheiten hatte er ſich, nachdem er Braunſchweig verlaſſen, nichts mehr nachſchicken laſſen. Er fand alſo nach ſeiner Zurückkunft meine beiden Briefe, war voll Sorge, ich möchte nicht mehr kommen, und wurde nun, da er mich unverſehens in ſein Zimmer treten ſah, vor Freude blaß. Herder's Seele öffnete ſich mir gleich nach den erſten Umarmungen. Es war uns allen unausſprechlich wohl. Den 25. kam nun auch Claudius. Aber Sie, liebe Amalia, kamen nicht. Nach mir und meiner Schweſter trauerte Niemand mehr darüber als Goethe. Er hatte über ihren großen Schattenriß eine unſägliche Freude. Mein Vorſatz war, ihn nur eine Copie davon nehmen zu laſſen; aber er eignete ſich ihn ſo eifrig zu, daß ich unmöglich dagegen an konnte. Von der vornehmen Geſellſchaft ha ben wir uns nicht ſtören laſſen. „Ich weiß wohl, ſagte Goethe, daß man, um die dehors zu ſalviren, das dedans zu Grunde richten ſoll; aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verſtehen.“ Am 29. reiſte ich ab und fuhr in einem Rennen fort bis Frankfurt. —

S. 377. An Herder. Düſſeldorf, 24. April 1785. Den beiliegenden Aufſatz wird Dir Goethe ſchon angekündigt haben. Ich bitte Dich, lieber Herder, fliege nicht bloß darüber hin, ſondern lies ihn mit Bedacht. Du fragſt mich oft: Womit kann ich Dich erfreuen, was ſoll ich Dir geben? Gib mir die wenige Zeit, die ein ſolches Leſen erfordert; und dann ſchenke mir noch eine Stunde, worin Du mir ſagſt, wenn Du nicht überführt wirſt, daß mein Begriff von der Lehre des Spinoza der wahre ſei, was Du einen andern von derſelben zulaßt. ꝛc. —

S. 389 ff. An Herder. Pempelfort, 2. Sept. 1785. Da, Lieber, haſt Du ſie gedruckt, meine Briefe an Mendelſohn. Mich verlangt, was Du zu der Einkleidung, den letzten Bogen und dem Ganzen ſagen wirſt, das, wie mich dünkt, eine nicht gemeine Einheit bekommen hat. — — — Mit welcher Ungeduld ich den zweiten Theil Deiner Ideen, den Du mir geſchickt, zu leſen angefangen, wirſt Du erſt begreifen, nachdem Du meine Schrift geleſen haſt, namentlich, was die Rubriken des achten und neunten Buches für einen Reiz in mich bringen mußten. O wie oft hat mir das Herz beim Leſen geklopft! – – — — Lieber, es jährt ſich dieſer Tage, daß ich bei Euch zu Weimar war. Wenig hat gefehlt, ſo hättet Ihr um dieſelbe Zeit mich wieder geſehen. Ich wollte mich zu Pferde ſetzen und nach Hof Geismar reiten, und von da mit der Fürſtin Gallitzin, Fürſtenberg und Hemſterhuis weiter . . . . Wie lange, wie lange, daß ich nichts von Euch gehört habe! —

S. 401. An Garve. Düſſeldorf, 27. April 1786. (Von S. 398—401 über Leuchſenring. S. 401 am Schluſſe:) „Dieſen Leuchſenring lernte ich vor ungefähr 18 Jahren kennen, da er ſich als Unterhofmeiſter mit dem Erbprinzen von Darmſtadt in Leyden aufhielt. Er iſt ein Mann von ſehr vielem Geiſte, aber beſtändig mit einer oder der andern Grille bis zur Schwärmerei behaftet. **Damals** wollte er ſelbſt einen geheimen Orden — der Empfindſamkeit — ſtiften, lebte und webte in Korreſpondenzen, und war immer mit Brieftaſchen bepackt, aus denen er vorlas. Ich war ihm viel zu muthwillig, und er brach ein paar Mal mit mir, weil ich ihm Unkraut unter ſeinen Waizen ſäete, und vornehmlich mit Weibern lieber ſcherzte, als phantaſirte. Dennoch hat er ſich länger mit mir, als mit irgend einem andern von ſeinen Freunden vertragen. Herder, den er auch zu Leyden hatte kennen lernen, brach bald darauf zu Darmſtadt mit ihm auf immer. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb Goethe das Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten, worin Leuchſenring zwar in einer etwas unſaubern Manier, aber doch nach dem Leben auf das treueſte gezeichnet iſt. —

S. 430 f. An Joh. Müller. Pempelfort, 3. Okt. 1787. — Der eigentliche Gegenſtand meines heutigen Schreibens iſt ein Artikel in der deutſchen Zeitung, die Becker zu Gotha herausgibt. Im 39. St., vom 28. Sept., iſt da Folgendes zu leſen: „Man will jetzt mit Zuverläſſigkeit behaupten, der berühmte Geſchichtſchreiber Johannes Müller, Verf. der Schweizer-Geſchichte, der Reiſen der Päpſte und anderer Schriften, Profeſſor und Bibliothekar zu Mainz, aus Schaffhauſen gebürtig, habe zu Rom die reformirte mit der katholiſchen Religion vertauſcht, und bleibe daſelbſt mit Beibehaltung einer kurfürſtl. Mainziſchen Penſion.“ — Schon vor

14 Tagen hörte ich von dem Gerüchte, und zugleich, auch Goethe ſei zu Rom katholiſch geworden. — Da ich heute die Lüge, was Sie angebt, gedruckt ſah, war meine erſte Bewegung, eine Gegenanzeige unter meinem Namen in die Hamburger Zeitung zu beſorgen. Aber ich fand bald, daß ich es, wegen der Ungewißheit, worin ich in Abſicht Ihres gegenwärtigen Aufenthaltes bin, nicht mit dem gehörigen Nachdruck thun könnte. Ich will alſo abwarten, daß Sie ſelbſt mir eine Rüge jener Unwahrheit ſchicken, oder mir ſagen, was Sie wünſchen, daß von mir geſchehe. Am liebſten wäre mir, wenn Sie mir einen Brief über dieſe Sache ſchrieben, den ich, begleitet mit einem Vorbericht über ſeine Veranlaſſung, könnte drucken laſſen. —

F. J. Jacobi's auserleſen. Briefwechſel. Leipzig, G. Fleiſcher. Bnd. 2. 1827. — Bnd. 2. S. 137—141. An W. v. Humboldt. Pempelfort, 31. Jan. 1794. Zu meinen vielen Uebeln kam im Mai 1792 noch eine Augenſchwäche, welche ſchnell ſo bedenklich wurde, daß ich den gänzlichen Verluſt meines Geſichtes beſorgen mußte. Stellen Sie ſich meine Angſt, meine Traurigkeit vor! Um mich zu zerſtreuen, wollte ich nach Frankfurt auf die Krönung, von da nach Karlsruhe zu den Schloſſer'iſchen reiſen. Daraus wurde nichts, weil Schloſſer einen Einfall der Franzoſen befürchtete. Nun ging ich im Juli nach Aachen. Dort fand ich Herder mit ſeiner Frau. Die Freude des Wiederſehens verſchlang alle Erinnerung des zwiſchen uns geweſenen Haders, und wir brachten vier ſehr glückliche Wochen mit einander zu. Nun unternahm ich doch noch die Reiſe nach Karlsruhe, weil Goethe mich dringend zu einer Zuſammenkunft mit ihm in Mainz einlud; er wollte mir auch bis Koblenz entgegenkommen. Ehe ich fertig werden konnte, mußte Goethe zum Herzog in's Lager. Ich war aber nun reiſefertig und reiſte.

Vier ſelige Wochen brachte ich dort zu, und hatte noch vierzehn Tage vor mir, als die Franzoſen durch die Einnahme von Speier dieſer Herrlichkeit ein ſchreckliches Ende machten. Es war nicht leicht auszumachen, auf welchem Wege ich ſicher wieder nach Hauſe gelangen könnte. Zurück mußte ich, wenn auch nur zum Einpacken und Flüchten. Meine Schweſtern waren mit mir gereiſt, und meine Tochter, die anderthalb Jahre im Schloſſer'ſchen Hauſe zugebracht hatte, wollte ich jetzt mitnehmen. Wir zogen nach Stuttgart; von dort unter tauſend Beſorgniſſen über Heidelberg nach Frankfurt, und erreichten endlich glücklich unſer Pempelfort. Gleich darauf wurde Mainz eingenommen, und wir verlebten wieder vierzehn angſtvolle Tage. Damals lag ich eines Abends wegen Kopfweh hingeſtreckt auf einem Kanapé, und Lene las mir vor. Ein geſchwätziger Kriegsrath R., den ich auf meiner Rückreiſe von Karlsruhe bei Dohm kennen gelernt hatte, wollte mir über den Hals. Er kam mit ſeinem Re- [illegible] von Weſel zurück. Ich hatte ihm ſagen laſſen, daß ich todtkrank, — wenn es ſein müßte — geſtorben, begraben wäre. Das war geſchehen, ſchon vor zwei Stunden, und ich glaubte mich gerettet. Da klingelte es und ich höre Geräuſch: ein Bedienter kommt hereingeſchlichen — „ein fremder Herr" — doch der verdammte R., ſagte ich verzweiflungsvoll; ich ſehe ... ich ſpreche ihn nicht! Lene ging hinunter, um zu ſehen, wie ſie dem Uebel abhülfe; der Fremde war ſchon an der Treppe, das hörte ich, ſprang auf — Goethe! rief ich aus; gewiß Goethe! — Er war es, liebſter H., er ſelbſt! Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre wahrſcheinlich bis zum Frühjahre, wenigſtens noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Rieſenſchritten herangerückt wäre. Da die Franzoſen zu Aachen einrückten, brach lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint, ihr ſeyd dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trüget.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmahl der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

Biſchof und Abt lachen.

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bey Tiſch geht alles drein — Einen andern Diſcurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius zum Biſchof. Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die

Goethe auf.*) Nach dieſer Trennung ging es uns übel. Traurig und kummervoll brachten wir den Reſt des Winters zu, doch nicht unerheitert durch mancherlei Genuß und Hoffnung. Am Neujahrstage 1793 kam mein Sohn Georg von ſeiner mit Stolberg nach Italien gemachten Reiſe zurück. Ich hatte große Freude, und Freude gibt Muth. Die Sorge, mein Geſicht zu verlieren, hatte ſchon im Herbſt abgenommen. Da mich dieſes Uebel heimſuchte, war ich mitten in der Arbeit an Woldemar. Ich ſuchte nun meine Papiere wieder hervor und griff das Werk von neuem an. Es wollte doch nicht recht damit voran, ſo lange die Franzoſen noch dießſeit der Maaß ſtanden. Hierauf ging es, und ich ließ nicht mehr ab, obgleich mein Befinden oft ſehr ſchlecht war. Ich war ſo gut als fertig, da mich im September die Schloſſeriſchen und mein Bruder aus Freiburg beſuchten. Dohm's und mehrere meiner Freunde verſammelten ſich zu ihnen in Pempelfort. Des Guten wurde in der That zu viel; man konnte nicht alles genießen, und dieſes Nichtkönnen ſchien Entbehrung. Zu Köln in Dohm's Hauſe ſchieden wir den 21. Oktober auseinander. Ich kehrte zurück nach Pempelfort und arbeitete ohne Unterlaß an der Vollendung meines Werkes. Hier iſt es, liebſter Humboldt. — —

S. 487. An Dohm. München, 20. Jun. 1818. — Du wunderſt Dich in Deinem Briefe vom Jänner, daß ich Dir nie von Heinrich Stilling geſprochen habe, da ich doch, wie Du jetzt aus ſeinem Leben ſäheſt, genau mit ihm bekannt geweſen ſei. Ich ſelbſt wundere mich, daß uns nie das Geſpräch auf ihn geführt, und glaube faſt, daß, was ich Dir beiläufig von ihm erzählt, Dir wieder aus dem Gedächtniſſe verſchwunden iſt, weil der Mann damals noch nicht wie jetzt Deine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Ich habe viel Umgang mit ihm gehabt, wie auch Goethe. Dieſer ſagte von ihm: „Der wunderliche Menſch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unſer Herr Gott müſſe ihm die Steine ſetzen.“ Seine Erzählungen ſind nicht überall ganz lauter, ſondern zuſammengeſetzt aus Wahrheit und Dichtung, mehr und noch ganz anders als die Goethe'ſchen, denen ich das Zeugniß geben muß, (ich erlebte ja ſo vieles mit!) daß ſie oft wahrhafter ſind, als die Wahrheit ſelbſt. Jung hingegen erdichtet in einem ſeiner Bücher (Theobald oder die Schwärmer, worin ich, unter welchem Namen weiß ich nicht mehr, aufgeführt werde), ich ſei ein Feind des Chriſtenthums, habe verſucht, ihn zum Naturalismus zu bekehren, und, da mir dieß nicht gelungen, mich von ihm abgewandt. Sein Gedächtniß war ihm oft ſehr ungetreu. So hat er z. B. Goethe's Zuſammentreffen mit den Gebrüdern Vollrath (Jacobi) in Elberfeld durchaus unrichtig erzählt. Mein Bruder war nicht gegenwärtig u. dgl. m. Ein ander Mal berichte ich Dir, wie der erſte Band von Stilling's Leben entſtanden iſt. Er iſt nicht rein ſo, wie wir ihn jetzt haben, aus Jung's Feder gefloſſen, wohl aber ſind es die folgenden, die ich nicht alle geleſen habe. Gern möchte ich ſie jetzt von Anfang bis zu Ende durchlaufen, wenn ich ihrer, ohne ſie zu kaufen, habhaft werden könnte. —

---

*) Vgl. Goethe's Werke Bd. 30 S. 191 ff. u. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Jacobi S. 140 ff.

Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von Max Jacobi. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1846. VIII. u. 274. S. 8. —

Auf die in dem vorbemerkten Buche enthaltenen und zu Tage geförderten Schätze deutete ſchon Matthiſſen in ſeinem

Reiſeberichte an Bonſtetten vom Jahre 1827 hin. Zum Glück iſt die dort ausgeſprochene Befürchtung durch das Erſcheinen dieſes köſtlichen Büchleins widerlegt worden. Matthiſſon's Schriften. Ausgabe letzter Hand. Zürich, 1829. Bnd. VIII. S. 122. f. „Am 17. Jun. von Weimar aus Abendfahrt mit einem edlen Freunde, dem Kanzler v. Müller, nach Tiefurt. Hier erwartete uns ein prachtvoller Sonnenuntergang am Ufer der ſanftrauſchenden Ilm. Mein Begleiter erzählte von ſeinem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Pempelfort bei Düſſeldorf, welches reizende Tusculum die Familie Jacobi wieder an ſich brachte, und wo die beiden Schweſtern des Dichters von Allwill's Papieren und dem Woldemar ſich noch eines glücklichen Alters erfreuen. Die älteſte hat es, bei ungeſchwächtem Geiſtesvermögen, bis auf achtzig Jahre gebracht. Die Schweſtern ſind im Beſitze aller, dem Bruder Fritz von berühmten Zeitgenoſſen geſchriebenen Briefe, worunter die von Leſſing, Goethe und Stolberg beſonders auszeichnungswerth und merkwürdig ſein ſollen. Der Seelenbund **Goethe's** mit **Jacobi** war der höchſte Flug, den liebende Begeiſterung nehmen kann. Aus den Briefen des Erſtern, vom Jahre 1774, waren meinem Freunde mehrere Stellen im Gedächtniſſe geblieben, die an Jünglingsgluth und Genialität das Feurigſte übertreffen, was uns im Werther ſo mächtig ergreift. Ewig Schade, daß dieſe Schätze wahrſcheinlich dem Untergange geweiht ſind! Sie werden mit Argusaugen bewacht, und Müller hatte von beſonderm Glücke zu ſagen, daß ihm vergönnt wurde, die ganze koſtbare Sammlung mit einiger Muße durchzugehen.“ —

Vrgl. F. H. Jacobi im Verhältniß zu ſeinen Zeitgenoſſen, beſonders zu Goethe. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte der neuern deutſchen Literatur. Von Dr. Ferdin. Deycks, Prof. der Philologie und Aeſthetik an der Akademie zu Münſter. Frankfurt a. M., Hermann'ſche Buchhandlung. 1848.

◆

Georg Forſter

Georg Forſter an J. H. Merck. Kaſſel, 3. Nov. 1781. „Ich kann mir wohl vorſtellen, daß Goethe's neue Schrift über deutſche Literatur meiſterhaft geſchrieben ſein müſſe. Meines Erachtens iſt er juſt der Mann, darüber zu ſchreiben. Die Art, wie er dieß Sujet behandelt hat, iſt aus Ihrer Beſchreibung vortrefflich paſſend." — (S. Briefe an Joh. Heinr. Merck ꝛc. von Dr. K. Wagner. Darmſtadt, Diehl. 1835. Nr. 142. S. 308). — Joh. Georg Forſter's Briefwechſel. Nebſt einigen Nachrichten von ſeinem Leben. — Herausgegeben von Th. H., geb. H. Leipzig, F. A. Brockhaus 1829. 2 Thle. — Th. 1. S. 204 f. G. Forſter an Jacobi. Kaſſel, 23. April 1779. (Ueber einen Beſuch in Berlin.) Das Sonderbarſte iſt, daß die Berliner durchaus dieſe Biegſamkeit des Charakters (wodurch der Menſch ſo leicht zum Schurken und Spitzbuben wird) von einem Fremden fordern. Was Wunder alſo, daß Goethe dort ſo ſehr allgemein mißfallen hat, und ſeinerſeits mit der verdorbenen Brut ſo unzufrieden geweſen iſt! — — Die Rückreiſe von Berlin ging über Deſſau.

wo ich mich vierzehn Tage bei den Fürſten aufhielt, die, Gott ſei Dank! Menſchen, gute, edle Menſchen ſind, die ſelbſt vergeſſen und ihre Gäſte vergeſſen laſſen, was Fürſt iſt, wenigſtens im Auge der Welt iſt. Darüber habe ich Weimar und Gotha nicht beſuchen, mithin Ihren Brief an Goethe nicht abgeben können. O! mein wertheſter Freund, ich habe große Schuld bei Ihnen abzubüßen. Ihren Bruder habe ich nicht beſucht, Goethe'n, Wieland, Herder'n nicht. Ich weiß, mein iſt der Verluſt, allein meine gebundene Lage erlaubte mir es dießmal nicht, und aufgeſchoben, wie Sie wiſſen, iſt nicht aufgehoben. Indeſſen habe ich von hier aus Goethe'n Ihren Brief mit ein paar Zeilen im Umſchlag geſchickt, damit das Lied ihm nicht verloren ginge. Werden Sie mir's verzeihen können, daß ich ſo lange damit gezögert, vielleicht Ihre Korreſpondenz dadurch ungewöhnlich lange unterbrochen habe! — In der gehaltvollen Beurtheilung dieſes anziehenden, lehrreichen Werkes, von Varnhagen v. Enſe, aus den Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik, v. J. 1829, wieder abgedruckt in: Zur Geſchichtſchreibung und Literatur. Berichte und Beurtheilungen von K. A. Varnhagen von Enſe. Hamburg, Friedr. Perthes. 1833. S. 188—215 heißt es: S. 201—204: „Wie rein und klar geſchildert, wie ganz er ſelbſt erſcheint Goethe in Forſter's Darſtellung! Der hohe und allgemeine Antheil, der ſich allem verbindet, was uns den Dichter der Nation auch in ſeiner jüngeren Zeit perſönlich vor Augen ſtellt, berechtigt uns, die Stellen hier einzurücken, welche ſeiner in dem Buche zuerſt gedenken. „Vor vier Wochen — ſchreibt Forſter am 10. Oktbr. 1779 aus Kaſſel an Jacobi —*) war Goethe nebſt dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforſtmeiſter von Wedel bei mir. Ich ſoupirte mit ihnen, ohne zu wiſſen, daß der letztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, daß ich keine Sottiſe ſagte, wiewohl ich von großen Herren überhaupt mit großer Freimüthigkeit ſprach. Ich wette, es hat Goethe'n Mühe gekoſtet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszupruſchen. Den Tag darauf beſahen ſie den Garten zu Weißenſtein; ich ſollte die Partie mitmachen; allein ich war zu ſehr beſchäftigt. In der Zwiſchenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Geſellſchaft ſei. Den andern Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach, wir gingen zuſammen nach dem landgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunſtkammer, wohin der Herzog ſich nachher auch begab. Ich mußte bei ihnen bleiben und mit ihnen ſpeiſen, und gleich nach frühe eingenommenem Mittagsmahl reiſten ſie davon. Da ſich Goethe anfangs nicht genannt hatte, ſo kannte ich ihn nicht, und — erkundigte mich nach ihm — bei ihm ſelbſt. Sie kennen ihn, und wiſſen, was es für ein Gefühl ſein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu ſehn, nur ein paar Minuten lang allein zu ſprechen, und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt ſich das nicht. Von Ihnen haben wir viel geſprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen. Iſt mir recht, ſo haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut. Der Herzog hat mir gefallen. Er frug ſehr viel, und doch keinmal albern; gewiß, das heißt alles mögliche präſtiren." — An ſeinen Vater ſchreibt Forſter von demſelben Beſuche*): „Goethe iſt ein geſcheidter, vernünftiger, ſchnellblickender Mann, der wenig Worte macht, gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. — Der Charakter eines

---

*) J. G. Forſter's Briefw. I., 225. Dieſer Beſuch in Kaſſel fand auf der Schweizerreiſe Goethe's mit Karl Auguſt ſtatt. S. oben Wieland an Merck.

---

*) S. Forſter's Briefwechſel I. 229 f.

Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben, er beſteht in einigen wenigen Schattirungen, die man ſehn und hören muß, aber nicht beſchreiben kann. Der Herzog iſt ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, ſehr einfach iſt, und geſcheidte Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der ſeit vier Jahren ſein eigner Herr iſt, fand ich viel mehr in ihm, als ich erwartete. Ich ſpeiſte einmal mit ihnen zu Abend, ohne daß ich den Herzog kannte, der ſich für einen Oberforſtmeiſter von Wedel ausgab; daher ſprach ich unbefangener, als ich ſonſt gethan hätte, und ohne Zweifel war ihnen das lieb. Des andern Tages ſah ich ſie nicht, ſie beſuchten den Weißenſtein, wohin ich ſie, Geſchäfte wegen, nicht begleiten konnte. Den folgenden Morgen ſahen wir das Muſeum zuſammen, und ich aß mit ihnen zu Mittag. Dann reiſten ſie nach Darmſtadt ab.“ — Dieſer Beſuch in Kaſſel gewährt nicht nur an und für ſich ein hübſches Bild, Goethe und der Herzog von Weimar mit Forſter in demſelben Rahmen; es verbindet ſich damit noch ein andrer Bezug. Jacobi war in dieſer Zeit mit Goethe'n, von dem er ſich verletzt meinte, in herbem Groll,*) und ſchrieb an Forſter empfindlich und verwundert zurück, der dadurch zu einer gleichſam rechtfertigenden Auskunft**) genöthigt wurde, die er folgendermaßen gibt***): „Ich habe Goethe'n geſehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Behriſch in Deſſau hat mir ſeine ausgelaſſene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden.

---

*) Vrgl. oben Wieland's Briefe an Merck. I, S. 180 f. und Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi. —

**) Vrgl. den ganz gleichen Fall zwiſchen Wieland und F. H. Jacobi in F. H. Jacobi's Briefwechſel. I, S. 206—214.

***) S. Forſter's Briefwechſel. I, 232 f.

Hier war er ernſthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er ſich freute, und hörte die meiſte Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in deſſen Gegenwart wir uns faſt immer nur geſehn haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahnet, daß Goethe Ihnen, mein Beſter, ſo lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und ſeine Worte beſſer Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen ſchrieb, wir hätten viel von Ihnen geſprochen, ſollte ich eigentlich geſagt haben, ich habe viel von Ihnen geſprochen; ich ſprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie ſich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb, und wie ungern ich Sie verließ. – Goethe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus Woldemar vorgeleſen hatten, und ſagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakoniſch gab er zuweilen ein „Ja“ darauf, welches meinem Urtheil ſeinen Beifall zu ertheilen ſchien. „Der erſte Theil iſt nunmehr gedruckt,“ ſagte er. Auch ſind, erwiderte ich, vom zweiten Theile Bruchſtücke im Muſeum erſchienen. „Daß er doch nicht hat warten können!“ rief er aus. „Warum Bruchſtücke? konnt' er's nicht erſparen, bis der zweite Theil ganz fertig geweſen wäre?“ Ich ſagte etwas Gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch Manchem die Stücke ſchon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gaſthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt, und bald an Sie ſchreiben würde? Ich ſollte Sie doch von ihm grüßen. Nun ſpeiſten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittageſſen verzehrt, ſo fuhren ſie ab. Faſt ſein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.“ – Wie herrlich unbefangen erſcheint Goethe in dieſen Zügen, wi ungeſtört in ſeiner Theilnahme, und wie erhoben über die vorüberziehenden Gewölke, die der Tag bringt und entführt! Aber auch Forſter, zum Partheinehmen gleichſam aufgerufen, zeigt ſich in vortheilhafter Weiſe, indem er den begehrten Antheil dem wehklagenden Freunde treulich widmet, aber dasjenige, wovon er Zeuge war, mit aller Selbſtändigkeit des natürlichen Eindrucks günſtig feſthält. Noch oft wird Goethe's in der Folge gedacht, freilich zuletzt unter den Einflüſſen politiſcher Entgegenſtellung mit großer Kälte. Merkwürdig iſt es, wie der Partheigeiſt jener Zeit, wie faſt im ganzen deutſchen Publikum, ſo auch bei Forſter, die ungünſtige Aufnahme des Luſtſpiels „der Groß-Cophtha“ bedingt hat; die geſchickte Anlage und der ſichere Gang, die gewandte Entwirrung und gerechte Schuldvertheilung, womit der räthſelvolle Stoff der verrufenen Halsbandgeſchichte hier geſchichtlichtreu dargelegt worden, konnte das Gedicht nicht retten, in deſſen Abſicht die herrſchende Sinnesart nur „die bloß höfiſche Rettung der Königin“ ſehn, und in deſſen meiſterhafter, weltgewandter Sprache ſie „den platten hochadeligen Alltagsdialog“ auch nicht nachgeahmt mehr dulden wollte! Was über dieſes Luſtſpiel gründlich Tadelhaftes geſagt werden kann, hat Goethe ſelbſt unverhohlen ausgeſprochen.“ —

S. auch G. Forſter's Briefwechſel. Th. 1. S. 318. 355.

Johann Heinrich Merck.

Briefe an Joh. Heinr. Merck von Goethe, Herder, Wieland und andern bedeutenden Zeitgenoſſen. Mit Merck's biographiſcher Skizze herausgegeben von Dr. K. Wagner. Darmſtadt, Diehl. 1835. LXII. u. 528 S. gr. 8.

Briefe an und von J. H. Merck. Eine ſelbſtändige Folge der im J. 1835 erſchienenen Briefe an J. H. Merck. Aus den Handſchriften herausgeg. von Dr. K. Wagner. Mit Facſimilien der Handſchrift von Goethe, Herder, Wieland, Karl Auguſt u. Amalia v. Weimar, W. Tiſchbein, Claudius u. Merck. Darmſtadt, Diehl. 1838. XIV. u. 313. S. gr. 8. nebſt 8 Seiten lithograph. Facſim. —

J. H. Merck's ausgewählte Schriften z. ſchönen Liter. u. Kunſt. Ein Denkmal herausgeg. von Dr. Adolf Stahr. Mit Merck's Bildniß nach Lips. Oldenburg, Schulze'ſche Buchh. 1840. — XVI. u. 350 S. gr. 8. —

Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. — S. 98—100:

Merck an eine Freundin. Darmſtadt, Herbſt 1777. — — — — Auf unſere Freunde! Goethe ſpielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach ſeiner eignen Sitte. Der Herzog iſt, man mag ſagen, was man will, ein trefflicher Menſch und wird's in ſeiner Geſellſchaft noch mehr werden. Alles, was man ausſprengt, ſind Lügen der Hofſchranzen. Sie können ſich darauf verlaſſen, daß es Lügen ſind; denn Flachsland, der bei mir im Hauſe wohnt, iſt neuerlich von Weimar zurückgekommen, und hatte ſich neun Monate bei ſeiner Schwe

Fehden abzuſchaffen, und das Anſehen der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden des Kaiſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchof. Beſonders iſt der letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich; aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff' ich. Der Kaiſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchof. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den ller *) aufgehalten. Es iſt wahr, die Vertraulichkeit geht zwiſchen dem Herrn und Diener weit; allein was ſchadet das? Wär's ein Edelmann, ſo wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt Alles, und Jedermann iſt mit ihm zufrieden, weil er Vielen dient und Niemanden ſchadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menſchen widerſtehen? — Herder war dieß Frühjahr an einem Gallenfieber ſehr krank und hat einen Theil des Sommers in Pyrmont zugebracht, ſich da auszukuriren. Die gute Frau hat nun zwei Kinder und geht mit dem dritten. Sie leben ſo vergnügt und glücklich als möglich. Goethe ſchreibt mir ſelten und wenig, wie an Jedermann, Wieland aber deſto öfterer. — — — Die arme Schloſſerin **) iſt ſeit drei Monaten in der Ewigkeit und ihr Mann untröſtlich. Sie iſt im Kindbett geſtorben und hinterläßt zwei Töchter. Die eine Gerock ***), führt die Wirthſchaft. Sie haben gut zuſammen gelebt, obgleich ſie's nur getragen hat †). Für ihn weiß ich keinen Rath, als die Zeit, die ſo Alles abthut. — — — Sie haben einen kleinen Zirkel von Freunden, die mit Ihnen ſympathiſiren. Wer wünſcht ſich eine große Anzahl? Freilich acht oder neun Menſchen, wie ſie 1772 beiſammen, und oft in meinem Hauſe beiſammen waren, iſt ein ſeltnes Schauſpiel. Indeſſen das Andenken an das, was man Gutes genoſſen hat, ſoll uns dankbar und nicht mißmuthig machen. Die garſtige Prätenſion an Glückſeligkeit, und zwar an das Maß, wie wir's uns träumen, verdirbt Alles auf dieſer Welt. Wer ſich davon los machen kann, und nichts begehrt, als was er vor ſich hat, kann ſich durchſchlagen. — — — Vielleicht gebe ich Ihnen nächſtens nähere Nachricht von Goethe; denn ich hoffe ihn zu ſehn. Morgen gehe ich nach Frankfurt, und hoffe ſeinen Alten zu ſprechen. —

---

*) Karoline, Herder's Gattin, geborne Flachsland. —

**) Goethe's Schweſter Cornelia.

***) Vrgl. Goethe's nachgelaſſene Werke. VIII. 104.

†) Vrgl. Goethe a. a. O. S. 94 ff. —

Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen v. Enſe. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1840. Bnd. 5. S. 311—320. Ueber: „Briefe an und von J. H. Merck.“ ꝛc. — — — „Wer es bei ſolchen Schriften, — wie die beiden Sammlungen Wieland'ſcher Briefe, die vertrauten Nachrichten über Herder, dann die Briefwechſel Goethe's mit Schiller und Zelter, die Merck'ſchen Briefſammlungen, die Knebel'ſchen Schriften, ferner die von Falk und Böttiger hinterlaſſenen Denkwürdigkeiten, die Eckermann'ſchen Geſpräche, — nicht darauf anlegt, vermöge aller dieſer Hülfsmittel ſich in das innerſte Leben jener Zeit zu verſetzen, wer nicht dahin gelangt, auf dieſe Weiſe für ſich eine Art perſönlichen Umgangs mit jenen Großen hervorzurufen, der hat eigentlich gar kein Recht, in dieſen Sachen litterariſch mitzuſprechen, der mag das Einzelne immerhin einzeln abſchätzen, verwerfen oder gelten laſſen, ſein beſchränktes Urtheil kann ſich etwa gewaltſam aufblähen, wird aber dadurch nur um ſo mehr ſeine Leerheit zeigen. — — — — Die Kenntniß der merkwürdigſten Menſchen, der eigenſten Zuſtände und Verhältniſſe, eines Theils der Erwerbungskämpfe unſerer heutigen Beſitzthümer, ſtrömt uns aus dieſen Quellen (Merck's Briefwechſel) ſo reich wie aus wenig andern. — — — Die zahlreichſten Blätter ſind von Wieland, der ſich in beſonders liebenswürdiger und freier Geſtalt hier zeigt, wie er nicht immer zu finden iſt. — In größtem Werthe, den herrlich begabten Menſchen und echt berufenen Fürſten zeigend, erſcheinen die Briefe des Herzogs Karl Auguſt; der Brief an Merck vom 17. Jun. 1781 iſt ein ſprechendes Denkmal ſeines freien Geſtes und großen Sinnes. Die Briefe von Goethe, die das volle Gepräge ſeines Genius haben, würden allein ſchon die ganze Sammlung tragen. Aber auch ohne den Beitrag ſeiner eignen Blätter iſt er durch die Art, wie er in denen der andern lebt, die wahre Mitte der ganzen Sammlung. Er iſt eine der ſeltnen, erhabenen Menſchengeſtalten, auf welche die Natur und der Geiſt die Fülle ihrer Gaben ausgeſchüttet haben, und in denen dieſe Gaben ſich zu ſittlicher Kraft vereinigen. Je mehr wir von ihm vernehmen, je mehr Zeugniſſe von ihm offenbar werden, deſto herrlicher ſteht er vor unſern Augen; er iſt, wie der helleniſche Glaube von den abgeſchiedenen Heroen meint, auch nach dem Tode in beſtändigem Wachſen. Möge man nur auch hier wieder nicht an dem Einzelnen hangen, nicht Theile und Theilchen eines großen langen Lebens in ihrer Abſonderung feſthalten und beurtheilen, wie ſie einander ergänzen, fordern, vermitteln, und zuletzt ein Ganzes darſtellen, das in dieſer Macht und Schönheit uns auf Erden nicht oft begegnet! Dem reifen, weiſen Alter entſpricht eine friſche, wallende Jugend, beide verbindet eine ſtarke, maßvolle Manneszeit. Allein nicht bloß in der Aufeinanderfolge nehmen wir dieſe verſchiedenen Erſcheinungsarten wahr, wir finden ſie auch gleichzeitig vereint, jede mit und in der andern, in gegenſeitiger Durchdringung. Zwar ſeinem Alter hat man öfters das Feuer der Jugend abſprechen wollen; aber das Herz, welches noch in ſpäteſter Zeit ſolche Empfindungen haben und ihnen ſolchen Ausdruck geben konnte, wie uns die „Trilogie der Leidenſchaft“ erblicken läßt, beſchämt jeden Zweifel. Die vorliegenden Mittheilungen führen uns in Goethe's Jugend zurück, in die Zeiten zwiſchen ſeinem zwanzigſten und dreißigſten Lebensjahr; und wie zeigt er ſich hier, in ſeiner brauſenden Kraft! wie milde zugleich und reif in ſeinem hinreißenden Lebensdrange! — Wieland iſt es vorzüglich, deſſen Zeugniſſe wir zu vernehmen haben. Wieland, der ſchon ältere Freund, dem frühere Verletzungen in dem vollen Eindruck der Gegenwart völlig verſchwunden ſind. — — — Und in gleich ehrender Weiſe ſpricht auch der Herzog von ihm und rühmt ſeine Thätigkeit und Bravheit. — Und ſo lebt und webt ſein Geiſt, ſeine Anerkennung, ſein Abglanz und Einfluß in allen dieſen Blättern; alle verſchiedenſten Perſonen, die hier vorkommen, haben ihn zum Augenmerk, beziehen ſich auf ihn, wollen ſeine Meinung, ſeine Zuſtimmung haben. Wir möchten dem Geſchlecht elender Detraktoren, das unter mannichfach gleißender Hülle fortwuchert, und den kalten Selbſtſüchtigen, die keiner Bewunderung, ſondern nur des Neides und Zweifels fähig ſind, und ſich ſolchen ſchmählichen Gebrechens in ihrer Blindheit wohl gar als eines Vorzugs rühmen, — wir möchten ihnen dieſen Spiegel vorhalten, und ſie fragen, was ſie wohl hoffen, aus ihren Verhältniſſen und Wirkungen einſt dieſen Zeugniſſen an die Seite ſtellen zu können?“ —

◆

Johann Georg Schloſſer *).

Briefe an Merck ꝛc. S. 113. —

Schloſſer an Merck. Emmendingen, 3. Mai 1777. Goethe hat mir neulich durch ſeinen Bedienten ſchreiben

---

*) Joh. Georg Schloſſer, Goethe's Schwager, geb. 1739 in Frankfurt, † daſ. 1799. Vrgl. Goethe: Aus m. L. II, 82 ff. III, 94 ff. 167. Nachgelaſſne W. VIII, 103. Herder in Jacobi's auserl. Br. II, 104. —

laſſen, ohne nur ein „Grüß Dich Gott!“ beizuſetzen. Das Ding hat mich anfangs entſetzlich geärgert, und im Ernſt geſchmerzt. Nun fühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt, er hat mich aber vorbereitet, erſtaunlich gleichgültig gegen ihn zu ſein. —

Briefe an und von Merck ꝛc. S. 171. —

Schloſſer an Merck. Bruchſal, 14. Okt. 1779. — — — — Daß der Herzog von Weimar, Goethe und Wedel bei uns waren, werdet Ihr von der guten Frau Aja gehört haben. Ich habe mich Goethe's wieder ſehr gefreut. Des Herzogs auch um beider willen. Auch Wedel's. Das iſt ein reiner gerader Mann, der uns ſehr lieb worden iſt. Der Herzog verdient Goethe'n zu haben, und Herzog zu ſein. —

Briefe an Merck ꝛc. S. 431.

J. G. Schloſſer an Merck. — Emmendingen, 10. Aug. 1781. Wenn man von einander lange Nichts gehört hat, iſt ein Brief eine wahre Wohlthat. So war mir Ihrer; und zumal in faſt eben der Woche, da ich einen von Goethe erhielt, der mir auch Freude die Fülle machte. Unſer kurzwieriger Klub kommt alſo wieder mit ſtändigerem Sinne zuſammen, und laſſen Sie uns, wenn Sie wollen, trotz der Verſchiedenheit unſeres Seins, mehr beiſammen bleiben. — Daß Sie die Knochenlehre ſo ſtandhaft verfolgen, freut mich für Sie und die Knochen. Das iſt doch das letzte, was vom Menſchen und Thier übrig bleibt. Goethe legt ſich auch auf die Naturhiſtorie. Ihr Herren ſeid berufen, zu bauen; mich dünkt, ich bin's, umzureißen; wenigſtens arbeite ich ſchon lange ämſig an Materialien, überall Dummheiten in dem zu zeigen, was die Menſchen recht ſchön glauben ꝛc. —

* * *

Joh. Heinr. Wilhelm Tiſchbein *).

Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. S. 203—208. —

Briefe an Merck ꝛc. S. 318 ff. 330. 334. 350. 356 ff. 377—382. 415. 507. 522. —

W. Tiſchbein an Merck. Zürich, 23. Febr. 1782. — An Goethe haben Sie auch wegen mir geſchrieben; mit dem Mann hätte ich ſchon längſt gern Bekanntſchaft gehabt. Aus Rom wollte ich einmal an ihn ſchreiben. — Ueber die deutſche Geſchichte hatte ich einen großen Zank mit den Künſtlern, die wollten mir nicht geſtehen, daß ſie nicht ſo gut zum Malen ſei, als die römiſche, und ich glaube, in der deutſchen ſind eben ſo große und edle Vorfälle, als in jener, nur unbekannter, und die altdeutſche Kleidung wird eben ſo viel Effekt machen als die römiſche, und vielleicht noch mehr (lachen Sie nicht, ich will es nicht allein ſagen, ſondern eine Probe machen); als aus Goethe'ns Götz könnte man viele ſchöne Bilder machen — und wir Deutſche ſind ſo wohl verpflichtet als die Engländer, die ihre Geſchichten jetzo malen. — — — Die Farben mit einem Strich hinſetzen, iſt die rechte Art; denn wenn man ſie lange mit dem Pinſel hin und her treibt, ſo werden ſie ſchmutzig und matt. Das iſt auch Goethe's Meinung; ſo iſt mir erzählt, daß er es

---

*) W. Tiſchbein, geb. 1751 zu Hayna, 1779, 1783 ff. in Rom, 1790 Director der Malerakademie in Neapel, 1800 in Göttingen, 1815 in Eutin, wo er 1829 ſtarb; beſ. bekannt durch ſein Werk: Homer nach Antiken gezeichnet ꝛc.; vergl. über ihn Converſationslexikon.

geſagt, als er die Kaſſel'ſche Gallerie beſah. Ich wünſchte Gelegenheit zu haben, ein Bild zu machen, wo ich Fleiß und Zeit anwenden könnte, das Goethe zu ſehen bekäme; Sie glauben, daß der Mann einem behülflich wäre, in der Kunſt weiter zu kommen. — — —

Zürich, 13. April 1782. Goethe's Brief hat mir Hoffnung gemacht, daß ich doch nicht ganz umſonſt ſo viele Kunſtfieber ausgehalten habe. Ich habe ihm heute geſchrieben. — Goethe habe ich gebeten, er möchte die Bilder ſelbſt anſehen; wenn er etwas darin finden werde, daß er glaubt, daß ich fähig wäre, mit der Zeit ein Mahler zu werden, ſo ſollte er mir helfen, daß ich noch einige Zeit ſtudiren könnte; finde er das Gegentheil, ſo ſollte er ſagen: Bleib, was du biſt! — — — Ich denke, ſo wäre es am beſten, — der, — wer es auch ſei, der mich reiſen laſſen will, — hört von Ihnen und Goethe'n, daß Sie was von meiner Arbeit geſehen, und glaubten, daß ich was lernen könnte. — — — Ich wünſchte, Sie wären es überzeugt, daß ich nichts verlange, um beſſer zu leben, ſondern bloß um Bilder zu machen, die über das Schlechte ſind. Daß Sie es ſind, glaube ich, weil Sie wiſſen, was die hohe Kunſt für Freuden gibt; aber ich wünſchte, daß Sie Goethe'n auch davon überzeugten. Der hat auch gewiß Gefühl für die wahre Kunſt; aber ob er weiß, wie ich denke? Er könnte glauben, ich begehrte nur etwas, um mich luſtig zu machen, oder bequemer zu leben. —

Zürich, 8. Jun. 1782. Die Vergleichniſſe aus dem Homer, was das für gute Bilder gibt, habe ich vorher nicht gewußt; aber gezeichnet, ſieht man erſt, mit wie viel Klugheit ſie zuſammengeſetzt ſind. — — — Ich habe jetzo angefangen, den Homer ganz zu zeichnen, die Hauptbilder aus jedem Geſang. — — — Zeichnungen für den Herzog aus Goethe's Werken will ich machen. — — —

Zürich, Ende Juni 1782. Lieber Mann! So eben habe ich die Freude, von Ihnen und auch von Goethe einen Brief zu erhalten; beide ſind voller Liebe gegen mich. Goethe's Brief iſt aber ſo voll ſchöner Sachen, daß es mir unmöglich iſt, darauf zu antworten. Ich kenne den Styl gar nicht; aber er iſt trefflich geſchrieben, wenn ich ihn auch nicht kennte, ſo wollte ich ſtolz darauf ſein. Er ſchreibt mir, daß der Herzog von Gotha mir hundert Dukaten jährlich geben will. — Aber warum ich Ihnen eigentlich ſchreibe, iſt wegen der Zeichnungen für den Herzog von Weimar aus Goethe's Werken. Anſtatt Zeichnungen habe ich gleich ein Bild gemalt, weil ich es faſt eben ſo geſchwind mache, als eine ausführliche Zeichnung, und dann wird es doch beſſer, weil man ſich leichter ausdrucken kann; ich glaube, es ſoll dem Herzog gefallen. Es iſt, wie Götz den Weißlingen in ſeine Stube führt ꝛc. — — — Ich will Goethe bitten, daß er es dann auch an den Herzog nach Gotha ſchickt, damit er es ſieht. — Lavater'n hat es ſo gefallen, daß er ſagt, ich hatte ſo noch nichts gemacht. — — — — Ich wünſchte, daß Goethe und der Herzog von Gotha die Zeichnungen ſähen. — — — Wenn Sie wollen, ſo können Sie die Beſchreibung des Bildes an den Herzog von Weimar ſchicken im Voraus. — — — An Goethe will ich mir nichts merken laſſen, damit ihm der Herzog unverhofft ein Geſchenk damit macht. — — —

Rom, 21. Febr. 1784. — — — Vor drei Wochen habe ich an Goethe Zeichnungen geſchickt und zwei Bilder in Oel. Es ſind die gezeichneten Köpfe von dem Bild, was ich jetzo male. Eins iſt der Kopf des Konradin, und der von Herzog Friedrich. — Ich habe ſie ihm geſchickt, damit er ſehe, wie ich mir die Charaktere denke, und auch noch aus einer andern Urſache. Ich habe ihn gebeten, daß er mir etwas Geld ſchicke, welches ich höchſt nöthig habe, um die Modelle zu bezahlen, die mir ſitzen, um die Köpfe nach der Natur auszuführen. Denn ohne Natur iſt es unmöglich, einen guten Kopf zu machen. Ich habe ihn gebeten, die Zeichnungen an den Fürſt von Gotha zu ſchicken, und ihn zu bitten, daß er mir noch etwas Geld ſchicke; ich wollte ihm Alles, was ich hier mache, dafür geben, und aus der Abſicht habe ich die zwei Oelgemälde mitgeſchickt, damit er ſiehet, auf was für Art ich mir hier einige Skizzen mache. Sie ſind ſo ausgearbeitet, daß man ſelbige aufhängen kann. —

Neapel, 10. Okt. 1787. — — — Goethe bleibt auch noch in Italien; der iſt ein halber Maler geworden; ich höre, daß er in Rom fleißig zeichnet, Köpfe und Landſchaften. In einigen Tagen erwarte ich ihn hier, und werde dann wieder mit ihm nach Rom zurückgehen. Ich habe noch einige Sachen zu machen, wo ich noch anderthalb Monate über zubringen werde. Ich male bei Hamilton im Hauſe. Der hat eine außerordentliche Schönheit bei ſich, eine Schönheit, die man ſelten ſieht, und die einzige, die ich in meinem Leben geſehen habe. Er fand dieſes Mädchen in England, und da er ein Mann iſt, der ſeine Lebzeit im Studio der antiken Schönheit zugebracht hat, und davon ein rechter Kenner und Liebhaber iſt, ſo kann man ſich leicht einbilden, wie viel Freude er über dieſe lebendige Schönheit hat, die zugleich ſehr angenehm im Umgang iſt, und ſehr viel Talent zu den Künſten und Wiſſenſchaften hat. Er iſt durch dieſes Mädchen der glücklichſte Menſch von der Welt, denn er denkt, daß er den Apoll und die Venus lebendig bei ſich im Hauſe habe. Ich malte ein Bild für ihn, Oreſt, als er von ſeiner Schweſter erkannt wird, und die Iphigenia iſt das Porträt dieſes Mädchens. Dann mache ich mir noch andere Studien nach ihr zu andern Bildern; denn Affekte und Leidenſchaften auszudrücken, kann ich ſo gut machen, daß es unmöglich iſt, ſich ſelbige beſſer vorzuſtellen. Das Bild, was ich für die Kaiſerin von Rußland mache, darin werde ich ihr Geſicht verſchiedenemal anbringen. —

Ueber Goethe's Verhältniß zu Tiſchbein und beſ. über Goethe's Umgang und Verkehr mit Tiſchbein während ſeines Aufenthaltes in Italien ſ. Goethe's Werke.

Joh. Georg Wille *).

Briefe an J. H. Merck ꝛc. S. 232 f.

J. G. Wille an Merck. — Paris, 1. April 1780. — Die Zeichnungen von Hrn. Kraus **), wie den Kopf des edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in Einer Perſon zu ſehen.

---

*) J. G. Wille, geb. 1717 bei Gießen. Großes Talent, mit rühmlichem Fleiß verbunden, erhob ihn in Paris vom Handwerk des Büchſenmachers zur Meiſterſchaft in der Kupferſtecherkunſt, und ließ ihn eine Schule gründen, durch die ein reinerer Geſchmack und erhöhete Kunſt des Grabſtichels ſich über Frankreich und Deutſchland verbreiteten. Darum nimmt er in v. Quandt's Geſchichte der Kupferſtecherkunſt, Lpzg. 1826, neben G. F. Schmidt eine der ehrenvollſten Stellen unter den Meiſtern ſeiner Kunſt ein. Er ſtarb 1808. Vrgl. Goethe's Nachgel. Werke. VIII, 170. —

**) Seinen lieben Mitbürger und künſtleriſchen Freund, den muntern Maler und heitern Geſellſchafter Joh. Melchior Kraus (geb. 1744 in Frankfurt, geſt. als Direktor der Zeichenſchule in Weimar 1806), ſchildert Goethe in ſeinen nachgel. Werken, Bd. VIII. S. 169 ff., mit dankbarer Anerkennung der ihm bei ſeinen praktiſchen Kunſtübungen trefflich geleiſteten Dienſte. —

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchof. Das wiſſen wir. Die Bedienten laufen ans Fenſter. Was gibts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht zum Schloßthor herein.

Biſchof. Seht, was er bringt, er wird ihn melden. Liebetraut geht. Sie ſtehen auf und trinken noch eins.

Liebetraut kommt zurück.

Biſchof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt' es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen, um euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehen, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen, bringt ihn in mein Cabinet. ab.

Abt ſetzt ſich. Noch einen Schluck.

Die Knechte ſchenken ein.

verſtorbenen Seekaz[*]) habe ich durch Ihre Sorge erhalten und Dank über Dank bin ich Ihnen ſchuldig. — — — Es iſt mir lieb, daß es meinem Freunde Kraus in Weimar wohl geht. Er iſt es werth. Die Beſchreibung der mühſamen Reiſe des Herzogs von Weimar durch die Schweiz iſt gewiß merkwürdig und macht der Wißbegierde dieſes Fürſten Ehre. Sollten ihm andere nachahmen? Froh und freundlich überdenke ich noch oft die häufigen Beſuche, die er mir machte, als er in Paris war. Damals dachte ich, ſeinem Betragen zufolge, daß er gewiß Kenntniſſe ſammeln würde, wo er nur immer gute Leute um ſich hätte. Ihr Freund **Goethe** iſt ein Mann! Dieſen Mann zu ſehen, nur im Bilde zu ſehen, ließ ich mir ſein Porträt in Silber gepräget aus Deutſchland kommen. Seine Schriften machten mich mit ihm bekannt, nun iſt er mir bekannter, und ſeine Münze vermehrt meine Sammlung. —

G. M. v. La Roche[**])

Briefe an Merck ꝛc. S. 371 f.

v. La Roche an Merck. Frankfurt, 8. Jan. 1783. — Der Gedanke des Hrn. Goethe iſt gut und um das Vaterland verdienſtlich, doch ein Bischen Handel in unſern Gegenden auszuführen. — — — Für Hrn. Goethe habe ein Käſtchen Mineralien aus meinem Kabinet mit hierhergebracht und ſeiner Frau Mutter übergeben. Er wird mit einigen meiner ſchönen kolorirten Eiſenſtufen zufrieden ſein. —

---

[*]) Joh. Konr. Seekaz, geb. 1719 zu Grünſtadt, geſchätzt als Geſchichts- und Gattungsmaler, indem er mit keckem, leichtem Pinſel ſeinen geiſtreichen Kompoſitionen wahren Ausdruck und kräftige Färbung zu verleihen wußte, war ſeit 1753 Hofmaler in Darmſtadt, wo er 1768 ſtarb. Vrgl Goethe: Aus m. L. Th. 1. S. 41. 138. 141. 174 ff. —

[**]) G. M. v. La Roche, Mainziſcher Hofrath, dann Trier'ſcher Geh. Staatsrath und Kanzler in Koblenz, Vrf. der von Risbeck fortgeſetzten treff-

Frau Sophie v. La Roche *).

Briefe an Merck ꝛc. S. 85. 91. 177. 390. —

S. 180 f. Sophie v. La Roche an Wieland. Koblenz, 12. Sept. 1779. — — — Nun habe ich eine Angelegenheit, die iſt, zu hören, wie viel an der Begebenheit mit Woldemar's Briefen wahr iſt oder nicht, daß unter einem Eichbaume zu Ettersburg etliche davon vorgeleſen worden, und dann Goethe auf den Baum ſtieg, eine geiſtvolle Standrede über das ſchlechte Buch hielt, und es endlich zur wohlverdienten Strafe und Andern zum abſchreckenden Beiſpiele an beiden Enden der Decke an die Eiche nagelte, wo dann

---

lichen Briefe über das Mönchsweſen, und der Lettres physiq. et morales sur l'hist. de la terre de Mr. de Luc, verabſchiedet 1780, ſt. 1788 in Offenbach. Vrgl. Goethe aus m. L. III, 179. Schiller's auserleſene Briefe v. Döring. S. 55. Jacobi's auserleſ. Briefe I, 302. —

*) Frau Sophie v. La Roche, geborne Gutermann, gb. 1731 in Kaufbeuren, die Vrf. des Fräuleins v. Sternheim, der Pomona, von Roſaliens Briefen, der Bibliothek f. Lina ꝛc., ſt. 1807 in Offenbach. Vrgl. Goethe a. m. L. III, 184 f. Schiller's Briefe v. Döring. S. 55. Jacobi's auserl. Br. I, 174. 190. 198 f. 250. Wieland's ausgewählte Briefe ꝛc.

eine große Freude über die im Wind flatternden Blätter war. — Sehen Sie, m. Fr., darüber möchte ich wiſſen, was wahr iſt, weil mich wirklich die Idee des Ganzen für unſern Jacobi ſchmerzt. — (Vergl. oben Wieland's Briefe an Merck.) —

S. 187 f. Sophie v. La Roche an Merck. Koblenz, 30. Okt. 1779. Für Goethe und ſeines Herzogs Nachrichten dankt La Roche, der Miniſter v. Hohenfeld und ich. Mögen ſie ſo glücklich reiſen, ſo wie ſie es ganz vernünftig und natürlich angeſtellt haben. Das Wundern aller der Leute von Adel, Kaufſtand und Wirthen iſt gewiß ſehr groß; denn wir ſind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachſte uns mehr Staunen macht, als die verworrenſte Caprice. Gewünſcht hätte ich, daß ſie den Rhein herunter wären, und Sie mit. Wir hatten darüber einige Nachrichten von Naſſau. La Roche wollte ſie in das Kloſter Lach führen, wo Höhlen ſind und ein See, deren Grund nichts als Eiſenſand iſt, und das Ufer lauter Scorin, Ruinen eines alten Schloſſes auf Lava, und die ganze Gegend wild. Doch iſt die Schweiz in tauſend Sachen merkwürdiger. Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieſer Beſuch ihr geben mußte. Mutter-Freuden ſind wohl unter den ſüßeſten der Erde, und ich möchte wohl ſagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die dieſe Freuden ſo ſehr verdient, als Frau **Goethe**. Sie waren auch glücklich, vertrauter Freund und Zuſchauer zu ſein — — — — Herr v. Beroldingen *) war über Goethe's Beſuch ſehr vergnügt, ſo wie wir es geweſen ſein würden. —

---

*) Joſeph Anton Sigmund v. Beroldingen, gb. in Konſtanz 1738, Domherr zu Speier und Hildesheim, des Biſchofs zu Speier Geh. Rath ꝛc., bei dem ſein an Sohnes Statt angenommener Neffe, der königl. würtemberg.

Vergl. Schattenriſſe abgeſchiedener Stunden in Offenbach Weimar u. Schönebeck im J. 1799. Von Sophie v. La Roch Leipzig. 1800. S. 58 ff. 433 f. —

* * *

Fräulein Luiſe v. Göchhauſen *).

Briefe an J. H. Merck ꝛc. S. 167 f. 186. 212 f. 345. 499 f.

Briefe an und von J. H. Merck ꝛc. S. 198—201. — L. v. Göchhauſen an Merck. — Weimar, 11. Febr. 1782. — — — Auch Freund Goethe hat ſein Geldſtück zu Anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Luiſe Geburtstag, 30. Jan., eine artige Comédie ballet geliefert folgenden Inhalts ꝛc. **) — — — Goethe iſt ſehr fleißig. Er hat neuerlich ſeinen Egmont geendigt, und arbeitet jetzt an

---

General und Staatsminiſter, **Graf Joſeph v. Beroldingen**, ſeine Jugenderziehung erhielt, überſetzte aus dem Franz. **Guibert**: Zuſtand des heutigen Europa, dichtete auch Einiges. —

*) L. v. G. aus Straßburg, Hofdame der Herzogin Amalia v. Weimar von der ſie, wie von Karl Auguſt und Wieland, in den Briefen an Merck häufig unter dem Namen Thusnelde erwähnt wird, begleitete dieſelbe nach Italien. Vergl. über ſie K. L. von Knebel's literar. Nachlaß ꝛc. Bnd. I. S. XXVI. u. Weimar's Album z. vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt 24. Jun. 1840. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. S. 123—134: Die Freundſchaftstage der Fräulein v. Göchhauſen. — Eine Skizze v. Cäcilie. —

**) Vergl. Goethe's Werke. Stuttg. 1816. Bd. VIII. S. 259 ff. 365. 366. —

einem neuen dramatiſchen Werk, Taſſo genannt, woran Sie große Freude haben werden. Noch etwas iſt dieſen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts ſchreibe, weil ich's vielleicht bald ſelbſt ſchicken kann, und wahre Eſſenz für Dero Magen ſein wird. Ueberhaupt ſcheint dieſer Freund bei der Austheilung eine gute Portion Oel mehr als gewöhnlich in ſeine Lampe bekommen zu haben, da ſie oft bei trübem Wetter ſo helle brennt, und es ihr zur Zeit der Noth noch nie mangelte. Geſegen's ihm Gott! —

Weimar, 2. März 1787. — — — — So viel ich weiß, hat meine Herzogin mit der heutigen Poſt an die Frau Aja geſchrieben, ihr anzudeuten, die Auszüge aus Goethe's Briefen aus Italien Ihnen mitzutheilen. Meines Erachtens werden ſeine Briefe immer beſſer, je mehr alles das Große und Herrliche, was mit Einemmale auf ihn zuſtrömte, ſich bei ihm ruhig zu ſetzen anfängt. Sein Genuß ſteigt täglich. Ob er dieſen Sommer zurückkommt, iſt ihm wohl ſelbſt noch ungewiß. Am Aſchermittwoch iſt er von Rom nach Neapel abgegangen. —

Karl Ludwig v. Knebel.

K. L. v. Knebel's literariſcher Nachlaß und Briefwechſel. Herausgeg. von K. A. Varnhagen v. Enſe u. Th. Mundt. Leipzig, Reichenbach. 1835—1836. 3 Bnde. — Bnd. 1. S. XXIV. XXVII. XXIX. XXXVI. XXXVII ff. — Bnd. 3. S. 478. —

Bnd. 1. S. 47.

An Goethe.

Kranze jeglicher Art haſt Du Dir geflochten, und keine
Blume, kein Zweig, der ziert irgend ein dichtriſches Haupt,
Oder den Pallas ertheilt dem trauteſten Liebling, iſt fremd mehr
Deiner Scheitel; Dir gab ſein ihm geheiligtes Laub
Jeglicher Gott im glänzendſten Schmuck: es ſtrahlt von der Stirne
Herrlicher, als an der Bruſt Zeichen verſchwendriſcher Gunſt:
Nimm Dir anjetzt, was der Frühling gebiert, die Blümchen der Erde,
Dich zu erwecken zur Luſt, nimm Dir von Veilchen den Kranz! —

Bnd. 1. S. 58 f.

An Goethe.

Zum 28. Auguſt 1825.

Die lang verhaltnen Wünſche ſend' ich Dir,
O Freund, zum heut'gen Tag; denn er verdient,
Daß man mit Dank und Lobgeſang ihn preiſe.
Du gabſt uns manches Glück, und ſegenreich
Erwuchs durch Dich die Fülle der Gedanken.
Du nahmſt dem blinden Aug' die Schuppen ab,
Erweiterteſt das Reich der Wiſſenſchaft,
Und ſchöpfteſt aus den Quellen der Natur.

Drangſt in des Herzens Tiefen, und erhobſt
Den ſeltnen, den unſterblichen Geſang,
Mit tauſendfachem Reiz und hohem Sinn,
Zum Muſter und Ergötzen aller Zeit.
Dieß danken wir Dir, *edler Freund*! — und ich,
Wie könnt' ich je vergeſſen Deiner Gunſt,
Der Freundſchaft Glück und ihren hohen Werth? —

Für dieß und Alles, was Du ſegnend gabſt,
Nimm nun den reinen unverfälſchten Dank.

Die Welt, die jetzt Dich preiſt, preiſt künftig Dich,
Und höher noch; denn mit den Jahren wächſt
Des ſeltnen Geiſtes hochverdienter Ruhm.

Nicht Jedem iſt vergönnt, des Wortes Sinn,
Des Geiſtes ſtille That ſogleich zu faſſen;
Die Nachwelt ſpricht den Namen heller aus,
Und heftet an der Zeiten Fels das Wort.

Nun möge Deiner Jahre ſpäter Lauf,
Der Abendſonne gleich, noch milde Strahlen ſpenden;
Dem weiten Reich der Wiſſenſchaft und Kunſt
Durch Deinen Geiſt noch licht're Bahnen öffnen;
Bis ſpät, mit neuem Muth und neuer Kraft,
Den ſchönen Sieg des Lebens Du vollendeſt! —

* * *

Johann Heinrich Voß

Briefe von Joh. Heinr. Voß nebſt erläuternden Beilagen herausgegeben von Abraham Voß. — Halberſtadt, Brüggemann. Bnd. 1. 1829. Bnd. 2. 1830. Bnd. 3. Abth. 1. 1832. Bnd. 3. Abth. 2. 1833. — — — Bnd. 1. S. 141. 145. 156. 157. 160. 169. 176. 186. 252. 292. 318. — Bd. 2. S. 339 f. S. 379—388. — Bnd. 3. Abth. 1. S. 174 f. 206. 218. — Abth. 2. S. 186. —

Sämmtliche poetiſche Werke von Joh. Heinr. Voß. Herausgeg. von Abraham Voß, Prof. in Kreuznach. Nebſt Lebensbeſchreib. und Charakteriſtik von Schmid, Oberl. am Gymn. zu Halberſtadt. Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe in einem Bande. Mit dem Bildniſſe des Dichters und deſſen fac simile. Leipzig, Imman. Müller. 1835. — S. 270. Allegro. (1789.)

Auch reizt uns Vaterlandsgeſang,
Der lieblich weiſer Freud' erklang:
Dein ſüßes Lied, Altvater Gleim,
Süß wie Hymettus Honigſeim;
Und dein's, o Geßner, Tempe's Hirt,
Der ſich in's Zürcherthal verirrt;
Auch, Leſſing, dein's, der deutſche Art
Mit Griechheit, unerkannt, gepaart;
Dein's, Goethe, freudiger Apoll;
Und Schiller, edles Taumels voll:
— — — — —
— — — — —

Und Klopſtock-Bragar, hoch zum Aether
Mit Palm' und Eichenſchmuck erhöhter;
— — — — — —
— — — — — —
Doch ſchweig, Erinn'rung, ſchweig davon!
Denn, horch im hellen Lautenton
Der attiſchen Muſarion,
Tönt Oberon, tönt Oberon:
Womit die Grazie beginnt
Und endiget, und lächelnd ſinnt,
Und wenn ein Gott voll Eifers fragt,
Mit froher Stimme: Wieland! ſagt. —

An Goethe. — (Heidelberg. 1808.)

Auch du, der, ſinnreich durch Athene's Schenkung,
Sein Flügelroß, wann's unfügſam ſich bäumet,
Und Funken ſchnaubt, mit Kunſt und Milde zäumet,
Zum Hemmen niemals, nur zu freier Lenkung:

Du haſt, nicht abhold künſtelnder Beſchränkung,
Zwei Vierling' und zwei Dreiling' uns gereimet?
Wiewohl man hier Kernholz verhaut, hier leimet,
Den Geiſt mit Stümmlung lähmend und Verrenkung?

Laß, Freund, die Unform alter Trouvadouren,
Die einſt vor Barbar'n, halb galant, halb myſtiſch,
Ableierten ihr klingelndes Sonetto;

Und lächle mit, wo äffiſche Naturen
Mit rohem Sang' und Klingklang' afterchriſtiſch,
Als Lumpenpilgrim, wallen nach Loretto. —

Erneſtine Voß, geborne Boie.

Ueber Voß'ens Verhältniß zu Schiller und Goethe. — In: „Briefe von J. H. Voß“ ꝛc. Bnd. 3. Abth. 2. S. 43—68. — Erneſtine Voß ſchließt mit den Worten: „Ein gewiſſes Dankgefühl gegen Goethe werde ich mit in's Grab nehmen, wie auch Voß es gethan hat.“ —

Heinrich Voß.

Briefe von Heinrich Voß, herausgeg. von Abrah. Voß. — Hft. 1. Briefwechſel mit Jean Paul. Heidelberg, Winter. 1833. Hft. 2. Mittheilungen über Goethe und Schiller. 106 S. — Briefe an Chr. v. Truchſeß. 108 S. — Heidelberg, Winter. 1834. An H. Chr. Boie. S. 2—6. 7—13. 14—18. 19 f. 21. 26. An Chr. Niemeyer. 36—39. 60—65. An Frau Griesbach in Jena. 66. 68. 73 f. 105 f. An Ch. v. Truchſeß. S. 14 f. 53—56. 60—62. —

An Boie. S. 3. Wie habe ich Goethe jetzt lieb gewonnen, gegen den ich lange ſchon die unbedingteſte Achtung hegte! Der Ton, in dem er mit mir redete, war wie der eines Vaters, und da ward es mir nicht ſchwer, ſo viel Zutrauen zu ihm zu faſſen, und den Muth in ſeiner Gegenwart zu behaupten, was er ſo gerne an jungen Leuten wahrzunehmen ſcheint. —

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? *Poſt cœnam ſtabis ſeu paſſus mille meabis.*

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

Abt hebt ſich auf.

Liebetraut vor ſich. Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm für's Exercitium ſorgen. Gehen ab.

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. Er umarmt ſie.

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfenning erlaubt; ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

S. 4. Ein Geſpräch von ihm auf Veranlaſſung einer von mir überſetzten horaziſchen Epiſtel, die ich vorleſen mußte, vergeſſe ich nicht, ſo lange ich lebe. — — — Ich weiß nicht, ob er mich und Riemer hat in Verwunderung ſetzen wollen, und glaube es nicht; aber daß er's that, iſt ſicher. Wir ſaßen als Stumme gegen einander gekehrt, als Goethe uns verlaſſen hatte. —

S. 5. Aeußerſt merkwürdig und angenehm iſt es, Goethe in ſeinen Sonntagsgeſellſchaften als Präceptor im Vorleſen und Declamiren zu ſehen. Da ſitzt die ganze Geſellſchaft um einen langen Tiſch (Goethe in der Mitte) und lieſt abwechſelnd. Es traf ſich, daß beide Mal, als ich zugegen war, aus der Luiſe geleſen wurde. An Goethe kam die Stelle von der Trauung, die er mit dem tiefſten Gefühle las. Aber ſeine Stimme ward kleinlaut, er weinte, und gab das Buch ſeinem Nachbar. „Eine heilige Stelle," rief er aus, mit einer Innigkeit, die uns alle erſchütterte.

S. 9. Es iſt kein Gegenſtand, der Goethe's Aufmerkſamkeit entgeht; in Alles bringt er Geiſt und Leben, und wenn er auch von entlegenen Dingen redet, ſo nimmt er doch die um ihn her liegenden und wechſelnden Gegenſtände zu Hülfe, um ſeine Gedanken in ſie einzukleiden. Nie braucht er je ein anderes Gleichniß, als das von Dingen hergenommen iſt, die er gerade vor ſich ſieht, und man wundert ſich oft, wie er aus einem erbärmlichen Stoffe etwas ſo Herrliches und Herzerhebendes zu bilden wußte. Wenn er dann in Feuer geräth, ſo wird ſein Schritt haſtiger, oder wenn er gewiſſe Gegenſtände fixirt, um ſie tief zu ergründen, dann ſteht er auch wohl gar ſtille, und ſtemmt einen Fuß vor den andern, mit dem Körper rückwärts gebogen. Ihm bei Tiſche grade entgegen zu ſitzen und in ſein feuriges tiefes Auge zu blicken, iſt eine wahre Wonne. (Goethe ſagt ſelbſt einmal was ähnliches in ſeinem Göz.) Es drückt ſich in ſeinen Zügen bei aller Majeſtät ſo viel Güte und Wohlwollen aus. Nie aber iſt er angenehmer und liebenswürdiger, als des Abends in ſeinem Zimmer, wenn er ausgezogen iſt, und entweder mit dem Rücken gegen den Ofen ſteht, oder auf dem Sopha ſitzt. Ja da wird es unmöglich, ſich ihm nicht hinzugeben. Ob es die Ruhe macht, die abendliche Stille, das Gefühl der Erholung von oft ſchweren Arbeiten, oder was es iſt. Dann iſt er am heiterſten und geſprächigſten, am offenſten und herzlichſten. Ja, Goethe kann die Herzlichkeit ſelbſt ſein. Dann hat ſein manchmal furchterregender Blick auch alles Schreckhafte verloren. —

S. 11 f. Goethe gewinne ich immer lieber, wenn es anders möglich iſt, hier noch zu ſteigen. Er iſt durchaus redlich und treu, wem er ſich hingegeben: ein unbedingter Freund. — — — Was ich noch mehr ſchätze, iſt das Unnennbare, das durch ihn in die Herzen dringt, und mit Worten nicht ausgeſprochen werden kann. Goethe hat die Kunſt inne, Andere, ohne daß ſie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es iſt auch gar nicht Abſicht, wenn er es thut: es iſt vielmehr ſein ganzes Weſen, das es, ihm ſelbſt unbewußt, hervorbringt. Vorigen Sonntag war ich den ganzen Nachmittag bei ihm ganz allein. — — — Da war er ſo recht behaglich geſtimmt. Es war etwas unendlich Schönes und Edles, was ſeinen Reden zu Grunde lag; Alles, worüber er ſprach, trug das Gepräge davon. Er ſprach einmal von der Peterskirche, und nie hörte ich über irgend einen Gegenſtand ſo eindringend und ſchön reden. Mir wurde recht wohl und weh um's Herz: ich habe meinen Blick nicht von ihm gewandt; es war mir, als müßte ich mich immer recht feſt an ihn ſchmiegen. Ein paar Mal, wie ich mich nachher beſann, habe ich ſeine Hand ergriffen, und ſie recht herzlich gedrückt. — — — Ich darf ihn um Alles fragen, um jede Belehrung bitten, jeden Zweifel unverhohlen mittheilen; kurz ich habe eine feſte Stütze an ihm, die mich nie ſtraucheln laſſen wird. — S. 16. Goethe eröffnet mir den wahren Sinn für klaſſiſche Literatur immer mehr, obgleich er ſelbſt nur ein ſehr dürftiger Philolog iſt, und kaum den Sophokles im Original leſen kann. — S. 17. Ich möchte Goethe'n den popularſten Philoſophen nennen, der uns auch bei den geringfügigſten Gegenſtänden wahre Weisheit in die Seele redet. — — — Ich habe ihn zornig geſehen über Eſeleien und Teufeleien, aber es war der Zorn des Gerechten, ein ſchneidender kraftvoller Unwille, nicht zügelloſe Leidenſchaft und Ereiferung. — S. 19. Ich führe nun ein unausſprechlich glückliches Leben. Ich bin täglich bei Goethe und Schiller, oft bei erſterem halbe Tage ohne Unterbrechung. Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich ſehe ihn als meinen theuren Vater an, und er mich als ſeinen Sohn, und in dieſem Verhältniſſe iſt er einer meiner erſten Freunde, auf den ich wie auf eine feſte Burg baue. — S. 20. Dem Manne verdanke ich ja faſt eben ſo viel, als meinen Eltern; er hat mir ja Muth und Selbſtvertrauen in die Seele geflößt, und weiß mir durch ſein Beiſpiel immer die Beſcheidenheit und ein edles Mißtrauen nahe zu erhalten. — Ich leſe jetzt Griechiſch mit ihm. Neulich laſen wir ſuſammen, drei Stunden nach der Reihe, und Goethe iſt jetzt außerordentlich warm für dieſe Sprache, beſonders für den Sophokles. — Wenn wir jungen Leute um Goethe ſind, ſo gefällt mir das ſo beſonders an ihm, daß er nie wie ein Meiſter zu den Jüngern, ſondern wie ein Freund zum Freunde ſpricht, — eine Humanität, die ſeine Jünger nur um ſo feſter an ihn kettet, indem er es nicht merken läßt, daß wir Jünger ſein ſollen. — S. 26. Weimar iſt in vieler Hinſicht eine heilige Stätte für mich.

Aber nicht allein, weil Goethe und Schiller hier iſt, und manches andere Schöne, ſondern weil ich hier mit Ruhe und Sorgloſigkeit im Herzen gedeihe. — An Chr. Niemeyer. S. 36—39. — — — Ich habe Alles mit großer Leichtigkeit vollbracht, und mich bald in mein Schulamt hineingepaßt. Ich ſtand ja unter dem Schutze zweier Genien, deren freundliches Lächeln mich zu Allem vermocht hätte, und die mir ſo oft ſagten, beſonders der biedere Goethe: „Du biſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ja einem Goethe zu Liebe könnte ich Dinge vollbringen, die über meinem Horizonte lägen; wie viel mehr ſolche, denen ich mich gewachſen fühle. Was mir der Mann geworden iſt, und wie gut er neben ſeiner geiſtigen Größe iſt, das wünſchte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können. Dafür kann auch ein Sohn ſeine Eltern nicht inniger lieben, als ich dieſen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter ſeinen Augen, ich enthülle ihm die geheimſten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fodert, ſondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, ſo ſchütte ich gegen ihn mein Herz aus, und gehe getröſtet von dannen, und wenn ich fröhlich bin, — ja, für mich exiſtirt keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgetheilt habe, was mich fröhlich macht, — und dann iſt ein freundlicher Blick von ihm mir das Höchſte dabei, oder ein väterlicher Kuß oder Händedruck, oder der ſüße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt. Ich eſſe bei ihm des Mittags, wenn ich keine Schule Nachmittags habe. Da bleiben wir dann nach dem Eſſen ſitzen und leſen den Sophokles, bei welcher Gelegenheit er dann auf jede leiſe Anregung, die vom Griechen ausging, die ganze Fülle ſeines Herzens und Geiſtes ausſchüttet. Oft bin ich bei ihm bis zehn Uhr Abends auf ſeinem Studirzimmer. Da ſitzt der Goethe im tiefſten Neglige.

im wollenen Jäckchen, auf ſeinem Sopha und unterhält ſich, oder läßt ſich vorleſen; aber ſeine Geſpräche dabei ſind das Lehrreichſte und Schönſte. Wenn er dann recht lebendig iſt, ſo kann er auf dem Sopha nicht aushalten; dann ſpringt er auf, und geht haſtig im Zimmer auf und nieder, und jede Geſticulation, ihm ſelbſt unbewußt, wird zur lebendigſten Sprache. Ja, dieſer Mann ſpricht nicht bloß mit dem Organ der Zunge, ſondern zugleich mit hundert andern, die bei gewöhnlichen Menſchen ſtumm ſind; und aus ſeinen Augen ſtrahlt das ſeelenvollſte Feuer. — Bei ruhigen Geſprächen iſt ſein Körper auch ruhig. So geſchah es einmal bei Vorleſung eines Herbſtliedes von meinem Vater, „über Gott und Unſterblichkeit,“ und kein Glied rührte ſich an ſeinem Körper. Den Blick hatte er in die Höhe gerichtet, als wenn er das Ueberirdiſche ſuchte. In meinem Leben bin ich nicht ſo innerlich bewegt und ſo tief erſchüttert geweſen, als damals, wo er meinen Blick durch nie geſehene und betretne Pfade von der Erde zum Himmel führte, und dort zu einer Ausſicht in die Ewigkeit ſchärfte. — Heißt es doch im gemeinen Leben, man ſolle Gott in ſeinen Werken lieben, und nun,

Du ſchönſtes Bild der Meiſterin Natur, du herrlicher Goethe, zu welcher Liebe und Ehrfurcht gegen die Gottheit vermagſt du erſt zu erheben! —

Schiller ſehe ich nicht ſo oft als Goethe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt. Ich habe dieſen Mann vollkommen ſo lieb wie Goethe, ſtehe aber in ganz andern Verhältniſſen zu ihm. Zu Goethe iſt meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenloſe Liebe, aber nicht ſo jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unſer einer. Goethe iſt mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man ſich ſchon etwas herauswagen darf. —

S. 59 – 62. Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, ſchreibt Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlieſt, findet er, daß er darin unwillkührlich geſchrieben hatte: „der letzte Neujahrstag,“ ſtatt „erneute“ oder „wiedergekehrte“ oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöſe Zeile kommt, kann er ſich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten“ Neujahrstage zu ſchreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denſelben Tag beſucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet ſei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in dieſem Jahre ſcheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen Beide krank darnieder, und konnten ſich weder ſehen noch ſchreiben. Schiller war der erſte, der ſich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, ſo beſuchte er ſeinen lieben Goethe, nachdem er ſich durch mich hatte anmelden laſſen. Ich war bei dieſem Wiederſehen zugegen, und es rührt mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen ſich um den Hals und küßten ſich in einem langen herzlichen Kuſſe, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder ſeiner, noch des Andern Krankheit, ſondern Beide genoſſen der ungemiſchten Freude, wieder mit heiterem Geiſte vereint zu ſein. — — — — In der letzten Krankheit Schiller's war Goethe ungemein niedergeſchlagen. Ich habe ihn einmal in ſeinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geiſt weinte, nicht ſeine Augen; und in ſeinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdiſches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm Vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Faſſung anhörte. „Das Schickſal iſt unerbittlich, und der Menſch wenig!“ Das war alles.

was er ſagte; und wenige Augenblicke nachher ſprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller geſtorben war, war eine große Beſorgniß, wie man es Goethe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller ſei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Goethe zurückzukehren, ſondern ging weg, ohne Abſchied zu nehmen. Die Einſamkeit, in der ſich Goethe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Beſtreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieſes läßt ihn wenig tröſtliches erwarten. „Ich merke es,“ ſagt er endlich, „Schiller muß ſehr krank ſein,“ und iſt die übrige Zeit des Abends in ſich gekehrt. Er ahnte, was geſchehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen ſagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war geſtern ſehr krank?“ Der Nachdruck, den er auf das „ſehr“ legt, wirkt ſo heftig auf jene, daß ſie ſich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt ſie laut an zu ſchluchzen. „Er iſt todt?“ fragt Goethe mit Heftigkeit. „Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen!“ antwortete ſie. „Er iſt todt!“ wiederholt Goethe noch einmal, und bedeckt ſich die Augen mit den Händen. — Um zehn Uhr ſehe ich Goethe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünſchte ihm einen guten Morgen, und fing wohl zehn bibliothekariſche Fragen an, bei denen ich ſo wenig etwas dachte, als Goethe bei ſeinen Antworten, die er mit ſichtbarer Geiſtesabweſenheit, aber mit der größten ſcheinbaren Geſchäftigkeit mir gab. Er hatte nachher geſagt, es wäre ihm ſehr lieb geweſen, daß ich ihm nichts von Schiller geſagt hätte; er wäre ſchwerlich gefaßt geweſen, mir mit Ruhe darauf erwidern zu kennen. — Jetzt ſpricht Goethe ſehr ſelten von Schiller, und wenn er es thut, ſo ſucht er die heitern Seiten ihres ſchönen Zuſammenlebens auf. Er ſcheint nun in der Geſundheit feſt zu werden, und ich hoffe, Dein Wunſch iſt ſchon erfüllt, daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt ſei. —

S. 64 f. Nach Schiller's Tode habe ich mit Goethe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergeſſen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von ſeinem Uebel gehabt, und ging zum erſten Mal im Park ſpazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsſchwäche, Schiller's Tod und der Verluſt meines Vaters, — alles lag ſchwer auf ſeinem Gemüth: er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entſetzen erſtarrte. „Schiller's Verluſt," ſagte er unter andern, und dieß mit einer Donnerſtimme, „mußte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht: aber die Verſetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in dieſem Augenblick. Wir gingen wohl fünf Minuten ſtumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenſchaftlichen Heftigkeit, und drückte und ſchüttelte ſie, wie er es nie gethan. Ich ſah ihm in's Geſicht, ich fand ſo viel Güte in ſeinen Augen, ſo viel Wohlwollen auf ſeiner Stirn, ſo viel menſchlich Erquickendes! Er glich einem ſanften Regen nach einem Gewitterſchauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieſer Erſchütterung einen Rückfall für Goethe befürchtete. Noch ſpät erfuhr ich, Goethe ſei ſehr bewegt nach Hauſe gekommen, und habe lange Zeit mit dem Geſicht an's Fenſter gelehnt geſtanden. Endlich ſei Auguſt in's Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe ſeine heitere Stimmung zurückgeführt. —

An Frau Griesbach in Jena. — S. 66. Heute bin ich außerordentlich fröhlich geſtimmt; denn heute iſt der Tag der Zurückkunft des lieben Goethe, den ich ſo lange mir zurückgeſehnt habe. Schon iſt das Thor in ſeinem Hauſe geöffnet, welches ſo manchen Tag verſchloſſen war; ſchon kann ich wieder auf das Wagengeraſſel horchen, und darf hoffen, daß er es iſt. — — — — — Nun will ich in den Park ſpazieren gehn und mich der Abendkühle unter Gottes freiem Himmel freun; komm ich dann fröhlich heim, ſo iſt der herrliche Goethe wieder da. — — — Guten Abend! liebe Mutter. Goethe iſt richtig wieder da. Kaum eine Viertelſtunde nach ſeiner Ankunft ſah ich Schiller zu ihm gehn. Der hat's auch nicht länger abwarten können. —

S. 73. Bei Goethe hab' ich ſeit meiner Zurückkunft ſchon einige vergnügte Abende zugebracht. Am liebenswürdigſten iſt er in ſeiner wollenen Nachtjacke, und es kommt mir vor, als wenn er mit ſeinem Oberrock an jedem Abend zugleich alle ſeine Sorgen auszieht. So ſagt man, ſoll er mit ſeinem grünen Miniſterrocke auch noch allerlei anziehn; aber in dieſem habe ich ihn noch nicht geſehen, wiewohl ich zwei Jahre hindurch faſt ſein täglicher Hausgenoß bin. Ich hab' ihm geſtern viel von meinem Onkel Boie erzählt, der vor wenigen Wochen geſtorben iſt, und mich erquickte recht ſeine Theilnahme. Ich wollte, daß ich dieß alles noch meinem Onkel hätte ſchreiben können; er wäre um eine Freude reicher aus der Welt gegangen. —

An Chr. v. Truchſeß. S. 53 ff. Ja, wenn alle Welt meinen Vater ſo in ſeinen Geſängen zu erkennen wüßte, wie Goethe in der Recenſion dieſer Gedichte! — Welch eine ſchöne Zeit war das für mich, als Goethe dieſe Rec. dichtete, denn ſie iſt wahrhaftig ein Werk des Genius! Auf ſeine eigenhändige Einladung kam ich nach Weimar, etwa einen Monat vorher, ehe ich die Schulſtelle antrat, und wohnte acht Tage bei Goethe! — Schon hatte er die Rec. im Kopfe, aber ein Band Gedichte mußte noch geleſen, mancher Umſtand zur Vervollſtändigung des Gemäldes mir abgefragt werden. Jeden Abend mehrere Stunden war ich bei G. auf ſeinem Studirzimmer; er lag in ſeinem weißen Nachtjäckchen, und der Miniſter hing mit dem Staatsrocke im Kleiderſchranke. Dann wurde vorgeleſen. Ach! es waren ſelige Stunden für mich, und mit welcher Wärme ſprach er unaufhörlich von meinem Vater, der ſo ganz durch dieſe Gedichte in ihm aufgelebt war! Eines Morgens, als ich gerade ſeinen Auguſt im Griechiſchen unterrichtete, kam Goethe zu mir herauf. Er hatte eben die Stelle niedergeſchrieben, wo wir den Dichter im Kampfe gegen ausſchließende Meinungen, Macht und Bannſprüche erblicken, und das Blatt war noch feucht. Mitten im Zimmer blieb er ſtehn, den rechten Fuß ein wenig vorausgeſtemmt, und fing an in ſeinem melodiſch kräftigen Baß zu leſen, gegen das Ende immer feuriger und gediegner, und mit dem Worte Teufel ſenkte er das Blatt, und guckte mich mit ſtarrem aber freundlichem Auge an, als wollte er ſagen: „Hab' ich's recht gemacht?“ Was hab' ich ihm da die Hand gedrückt! indem ich nicht wußte, ob ich mich in dem Augenblicke mehr über meinen Vater freuen ſollte, weil er ſo wäre, oder über Goethe, weil er ihn ſo aufgefaßt hätte. —

Vrgl. Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. Von Joh. P. Eckermann. Magdeburg.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyn wie Ketten, ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſeyn ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſinn meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindungen! Sie war eine vortrefliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! Er nimmt ihre Hand. Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria zieht ihre Hand zurück. Ein Bißchen eng, hoff ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt er bey'm

Heinrichshofen. 1848. Th. 3. S. 191 f. „Als wir uns wieder in den Straßen von Jena befanden, ließ Goethe an einem Bach hinauf fahren und an einem Hauſe halten, das äußerlich eben kein bedeutendes Anſehen hatte. — „Hier hat Voß gewohnt, ſagte er, und ich will Sie doch auch auf dieſem klaſſiſchen Boden einführen.“ Wir durchſchritten das Haus und traten in den Garten. Von Blumen und anderer Art feiner Kultur war wenig zu ſpüren, wir gingen auf Raſen unter lauter Obſtbäumen. „Das war etwas für Erneſtinen, ſagte Goethe, die auch hier ihre trefflichen Eutiner Aepfel nicht vergeſſen konnte, und die ſie mir rühmte als Etwas ohne Gleichen. Es waren aber die Aepfel ihrer Kindheit geweſen, — darin lag's! Ich habe übrigens hier mit Voß und ſeiner trefflichen Erneſtine manchen ſchönen Tag gehabt und gedenke der alten Zeit ſehr gerne. Ein Mann wie Voß wird übrigens ſo bald nicht wiederkommen. Es haben wenig Andere auf die höhere deutſche Kultur einen ſolchen Einfluß gehabt als er. Es war an ihm alles geſund und derb, weßhalb er auch zu den Griechen kein künſtliches, ſondern ein rein natürliches Verhältniß hatte, woraus denn für uns Anderen die herrlichſten Früchte erwachſen ſind. Wer von ſeinem Werthe durchdrungen iſt, wie ich, weiß gar nicht, wie er ſein Andenken würdig genug ehren ſoll.“ — — — Goethe lenkte das Geſpräch auf Voß zurück. „Er war mir ſehr werth, ſagte er, und ich hätte ihn gern der Akademie und mir erhalten. Allein die Vortheile, die man ihm von Heidelberg her anbot, waren zu bedeutend, als daß wir, bei unſern geringen Mitteln, ſie hätten aufwiegen können. Ich mußte ihn mit ſchmerzlicher Reſignation ziehen laſſen.“ —

◆

Jean Paul Friedrich Richter.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Breslau, Joh. Max. 1826—1833. 8 Heftlein. — Hft. 5. S. 40. Von allen Punkten in Deutſchland ſtand einer ihm am höchſten: der Ort, wo Goethe, Schiller, Wieland, wo Herder's erhabner Geiſt unmittelbaren Einfluß auf das Leben ausübten, lag in fernem Duft, wie eine Zauberwelt vor ſeinem ſehnenden, trunkenen Blick. — S. 104. Die erſte Reiſe nach Weimar im Junius 1796 und der dreiwöchentliche Aufenthalt daſelbſt bilden einen glänzenden Abſchnitt in Jean Paul's Leben, „eine Bergſtraße in ſeiner Lebenslaufbahn, die eine neue Welt in ihm anfing," wie er ſich ſelbſt darüber ausſpricht. (Ausführliche Nachricht hierüber findet man im Briefwechſel Jean Paul's mit Otto. Bd. 1. S. 332—360). — S. 117. Außer Herder und Wieland waren es vornehmlich Goethe und Schiller, deren Bekanntſchaft Richter'n von höchſtem Werthe ſein mußte. Goethe wohnte in ſeinem Haus in Weimar, Schiller in Jena; beide hatten ſich ſchon früher gegenſeitig über ihn ausgeſprochen, obwohl nicht zu ſeinen Gunſten. Die ungewohnten Flüge des Humors, die in ihrer ſcheinbaren Ungebundenheit wie Sprünge ausſahen, hatten ihn in ihren Augen zum Tragelaphen (Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe. B. 1.) gemacht, und Schiller hatte „den luſtigen Patron" ergötzlich gefunden. Goethe hatte indeß bald den Genius — wenn auch auf einer von ihm ſehr entfernten Bahn — erkannt und entſchiedenes Intereſſe ihm abgewonnen. (Briefwechſel zw. Sch. u. G. B. 2. S. 59 u. 75). —

S. 118. Für Jean Paul war Goethe von allem Anfang an der, als welchen ihn die Mitwelt ehrt, und die Nachwelt verherrlichen wird, der Prometheus, welcher der deutſchen Dichtkunſt, die er nach dem Maße der Schönheit gebildet, durch das Feuer, das er den Göttern entwendet, lebendigen Athem und freie Bewegung gegeben. Seine unendliche Verehrung hatte er ihm ſchon früher auszuſprechen verſucht bei Ueberſendung der Mumien und ſpäter des Hesperus, und es war keines der Goethe'ſchen Werke, das er nicht mit größtem Eifer und Nutzen geleſen und exzerpiret. Mit dieſer Geſinnung für ihn kam er auch nach Weimar; allein hier hatte eine eigenthümliche Zurückhaltung in Goethe's Weſen (vielleicht entſtanden aus dem Beſtreben, alle Gegenſtände dem ungetrübten Blick in objektiver Ferne zu halten) und das Vermeiden und Beherrſchen jeder Gemüthsbewegung ihm, ſelbſt unter Freunden und Bekannten, den Vorwurf der Kälte zugezogen, und dieß Urtheil mußte im Ganzen auch auf die Stimmung Einfluß haben, mit welcher Jean Paul zu ihm ging. — Von dieſem erſten Beſuche bei Goethe entwirft Jean Paul ſeinem Freunde Otto in großen Zügen ein lebendiges und klares Bild. (Jean Paul's Briefw. mit Otto. B. 1. S. 349 ff.) S. 121. Wurde nun auch das Verhältniß zwiſchen beiden nicht das der Freundſchaft, ſo war es doch freundlich, und Goethe erwies ſich nicht nur in hohem Grade gaſtlich gegen Jean Paul, ſondern ſprach auch mit wirklicher Wärme von ihm gegen Knebel, Schiller u. A. — S. 113. Wie Herder von ſich ſagte, wenn er im Hesperus geleſen, ſei er Tage lang zu jeder Arbeit unfähig geweſen; auf ähnliche Weiſe ſagt Jean Paul in ſeinem Vita-Buch von ſich: Ein gut Buch, wie Goethe's Leben, ſtört meinen ganzen Arbeittag. — Hft. 4. S. 365—367. Von den großen Männern ſeiner Zeit waren es beſonders Herder und Wieland, Jacobi, Schiller und Goethe, deren Geiſt mächtig anregend auf den ſeinigen wirkte, und nur die ſeinem Weſen ganz natürliche Schüchternheit hatte ihn bisher abgehalten, ſich allen zu nähern; zu den beiden erſten hatten ihn ohnehin zunächſt nur Bitten und Dank geführt. Nun aber ſeine Lage freier geworden, mochte er die Bruſt nicht länger verſchließen. Er ſchrieb deßhalb mit Ueberſendung ſeiner „unſichtbaren Loge" an Goethe:

Schwarzenbach, 29. März 1794.

Mit einer namenloſen Empfindung ſchreib' ich dieſes Blatt, das die Löſchenkohl'ſche Gruppe von Schattengeſtalten zum Verfaſſer des Taſſo begleitet. Daß es ein Jahr nach ihrem Druck geſchieht, iſt vielleicht eine — Entſchuldigung mehr. Wie Nachtgeiſter arbeiten und poltern die Menſchen in ihrer Nacht, und am Morgen iſt nichts gethan; — wie Blei in heiligen Nächten wird die warme Seele in Fluß gebracht und ausgegoſſen und abgekühlt und eine unbekannte Macht hat den Guß zu Blumen oder Klumpen gebildet.

Gewiſſe Menſchen erinnern an die ganze Menſchheit, wie große Begebenheiten an's ganze Leben; Sie werden daher dieſer für mich großen Minute jene Betrachtung, ſo wie meiner unausſprechlichen Liebe für den Mann, der über mein Herz, wie ein guter Genius, waltet, die Ueberſendung meiner Blei-Konfigurationen verzeihen.

Und über dieſem von ſo vielen Tauſenden geliebten Genius ſchwebe die Wolke des Lebens recht lange mit ſanft ſpielenden Lichtern und Schatten — und erſt Abends, wenn die ganze Sonne in ſie hineingefloſſen iſt, ziehe ſie leuchtend herab und hebe unſern Geliebten auf und ſteige mit ihm in

die zweite, ſo weit zurückliegende Welt zurück, die für unſere arme Hoffnung kaum die Parallare einer Sekunde hat!
Ewig der Ihrige Jean Paul Friedrich Richter.

Hft. 5. S. 74. Jean Paul an Goethe
(bei Ueberſendung des Hesperus.)

Hof, 3. Juni 1795.

Die Alten durften den Göttern eben ſo oft Opferthiere bringen, denen ſie ungewogen waren, als ſolche, die ſie liebten. Ich bin ſo glücklich, daß ich zweifelhaft bin, wohin Sie den Hesperus, den ich Ihnen mit warmem, aber ſcheuem Herzen bringe, ordnen werden. Ich weiß, daß ich, ſo wie Unwiſſende in der Aſtronomie den Abendſtern mit den Kometen verwechſeln, in den umgekehrten Irrthum falle, und daß es äſthetiſche Geſetze giebt, die nur von Einem gehalten werden, vom Geſetzgeber, gleichſam der ſtellvertretenden Genugthuung für die andern Autoren. R.

Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Hft. 6. S. 81.
Jean Paul an Thieriot.

Weimar, 8. März 1799.

In dieſem nordiſchen Winter wurde mein Geiſt in Jonien und Attika erquickt; ich meine, ich las mit einer Wonne, wovon Ihnen Herder erzählen könnte, die Odyſſee, die Ilias, den Sophokles, etwas vom Euripides und Aeſchylus. Die unterſtrichenen ergriffen mich faſt bei den Nerven; nach den letzten Geſängen der Ilias und dem Oedip zu Kolonos kann man nichts mehr leſen, als Shakeſpeare oder Goethe. Sie wirken ſchön auf meinen Titan, aber nicht als Väter, ſondern als Lehrer; nicht als plaſtiſche Form dieſer Pflanze, ſondern als reifende Sonnen. — R. —

Im Jahre 1805, bald nach Schiller's Tode, ſchrieb Jean Paul in ſein Gedankenbuch folgende Worte:

Anrede an Goethe.

Wenige wiſſen, wie viel er gab, ohne ſich zu nennen. Wie ein Gott ließ er das Weltall wirken, das er regte, und ſprach nicht darin. Tauſend Worte wurden geſagt — man wartete auf ſeine Stimme — und er ſelber hatte ſie diktirt und ſich verborgen. Er nur allein ſchuf nicht bloß aus Lettern, ſondern aus Worten den Kern der Schule, die ihn zu oft nennt. Denn kein Dichter repräſentirt die Dichtkunſt, ſo wenig als ein Menſch den Gott — ſondern ihn ſelber ſtellt ſie dar, und er dichtet fort. — Goethe! gäb' es einen Wunſch der Erde, o! ich würde ihn Dir wünſchen. Aber Du brauchſt nichts, als Dich — darum ſei Du Dir gewünſcht. Dein äußerliches Leben gleiche Deinem Innern. Dein Schmerz gleiche dem Spiele, womit Du den Schmerz wegſpielteſt. — Dein Herz bleibe ſein eigner Olymp; — Dein Grab würde es auch. — Du haſt ſo viel Lob gehört; Dir kann nie ein anderes Leben fehlen, als das kürzeſte. — Steigſt Du auf zu den Göttern, ſo wird jeder groß und wund, der es ſiehet; das Leben iſt ihm vorbei, die Ewigkeit zu nahe! — Aber warum ſprech' ich denn vom Entfliehen Deines Geiſtes? — Weil Herder und Schiller dahin ſind! —

(Zuerſt mitgetheilt im „Berliner Converſations-Blatt für Poeſie, Literatur und Kunſt. 22. Febr. 1827. Nr. 38. S. 149.

Jean Paul's Briefwechſel mit ſeinem Freunde Chriſtian Otto. Berlin, G. Reimer. 1829—1833. 4 Bnde. — Zahlreiche Stellen, beſonders B. 1. S. 349—351. —

Jean Paul's ſämmtliche Werke. 65 Bände. Berlin, G. Reimer. 1826 ff. Bnd. 1. Die unſichtbare Loge. S. XXIII. Wenn manche Genies die Kraft, die ſie auf's Gutmachen übertretener Regeln wenden müſſen, in der Befolgung derſelben arbeiten ließen, ſie thäten mehr Wunder als der H. Martin, der ihrer nicht mehr bewerkſtelligte als zweihundert und ſechs, — Goethe in ſeiner Iphigenie und Klinger in ſeiner Medea thun's vielleicht dem H. Martin zuvor . . . . .

S. XXXII. An Richardſon, Rouſſeau, Goethe (nicht im lyriſchen Werther, ſondern im romantiſchen Meiſter), an Fielding und vielen bewährt ſich der Satz. —

S. XXXIV. Sogenannte Charaktere — wie etwa die vorkömmlichen bei Goethe, oder gar bei Shakeſpeare, ja wie nur bei Leſſing — ſind gerade das, wodurch ſich die neuern Roman- und Drama-Dichter am wenigſten charakteriſiren. —

S. XXXVIII. Der Muſenberg ſoll als der höchſte, alle Wolken überflügelnde Berg, der uns ſowohl den Himmel, als die Erde heller ſchauen läßt, und zugleich die Sternbilder und den blumigen Thalgrund uns näher bringt, dieſer ſoll der Ararat der im Waſſer arbeitenden und ſchiffbrüchigen Menſchheit ſein, wie ſich in der Mythe Deukalion und Pyrrha aus der Sündfluth auf dem Parnaſſus erretteten. So verlangt es beſonders unſer **Goethe**, und dichtet darnach. Die Dichtkunſt ſoll nur erheitern und erhellen, nicht verdüſtern und bewölken. —

S. 158. — Bnd. 5. S. IX. Jeder eigenthümliche Stil iſt gut, ſobald er ein einſamer bleibt und kein allgemeiner wird; denn ſelber der reinſte und vollendete — wenn ein Menſch, ſogar ein Platon, Cicero, Goethe, Rouſſeau, einen ſchreiben könnte, — dürfte nicht der allgemeine und einzige werden und alle Bücherſäle füllen, von der alten Welt bis in die neue hinab, oder wir würden vor Ueberſättigung verhungern und abmagern. —

Bnd. 11. Blumen-, Frucht- und Dornenſtücke oder Siebenkäs. S. 144. Adam's Hochzeitrede: Ferner ſtehen dort die vier herrlichen heidniſchen Evangeliſten, Sokrates, Cato, Epiktet, Antonin, die mit ihren Kehlen, wie mit angeſchraubten, 200 Fuß langen, Feuerſpritzenſchläuchen in allen Häuſern herumgingen und ſolche vor jeden verdammten Brand der Leidenſchaften hielten und ihn gänzlich ausſpritzten mit dem reinſten beſten Alpenwaſſer. Ueberhaupt von den vortrefflichſten Leuten werd' ich der Ur-Papa und Du die Ur-Mama werden, iſt es uns ſonſt beliebig. Ich ſage Dir, Eva, ich hab' es hier in meinen Exzerpten und Kollektaneen Schwarz auf Weiß, daß ich der Verfahr, der Ahnherr, das Bethlehem und die plaſtiſche Natur eines Ariſtoteles, Platon, Shakeſpeare, Newton, Rouſſeau, Goethe, Kant, Leibnitz ſein werde, insgeſammt Leute, die noch geſcheidter denken, als ihr Protoplaſt ſelber. —

Bnd. 7. (Hesperus).

S. V. X. XI. 75. —

Bnd. 8. S. 94. 125.

S. 199. Das Schauſpiel war ein aus Eldorado gelieferter funkelnder Solitaire, **Goethe's Iphigenie.** —

S. 202 f. —

Bnd. 9. S. 96. —

Bnd. 11. S. 4. Die wenigen, die nicht nur für alle Nationen und alle Arten des Geſchmacks Geſchmack haben, ſondern auch für höhere, gleichſam kosmopolitiſche Schönheiten, ſolche wie Herder, Goethe, Leſſing, Wie-

land und noch einige kommen mit ihren Stimmen bei einem Autor auch außer der Minderzahl derſelben ſchon darum, weil ſie ihn nicht leſen, wenig in Betracht. —

Bnd. 19. S. 33.

Bnd. 20. S. 59.

Bnd. 22. Titan. S. 129. Wenn ihm Karl tragiſche Gewitterwolken aus Shakeſpeare, Goethe, Klinger, Schiller vorführte, und ſich das Leben koloſſaliſch im dichteriſchen Vergrößerungsſpiegel beſchaute, ſo ſtanden alle ſchlafenden Rieſen ſeines Innern auf, ſein Vater kam und ſeine Zukunft, ſelber ſein Freund ſtand neu wie aus jener glänzenden phantaſtiſchen Kinderzeit herausgehoben da, wo er ſich ihn in dieſen Rollen vorgeträumt. —

Bnd. 23. Titan. S. 188. Die Fürſtin las die Rolle ihrer Rolle ſehr gut. Ihr artiſtiſches Gefühl ſagte ihr es — auch ohne Einblaſen des zärtlichen, — daß in **Goethe's Taſſo**, — der ſich meiſtens zum italieniſchen Taſſo verhält wie das himmliſche Jeruſalem zum befreiten, — die Fürſtin faſt die der Fürſtinnen iſt; nie ging der Muſen- und Sonnengott ſchöner durch das Sternbild der Jungfrau als hier. Nie wurde die verſchleierte Liebe glänzender entſchleiert. —

Bnd. 34. Frieden-Predigt an Deutſchland. S. 64. 131.

Bnd. 35. Briefe und bevorſtehender Lebenslauf. S. 144.

Bnd. 37. Levana. S. 114. Meine Theoda leſe ihren Herder (die Voltaire's wird ſie ſchon als Kammerherren hören), und Klopſtock, und Goethe, und Schiller. —

S. 119. Dann werde im Vater- und im Schulhauſe zuerſt den inländiſchen Dichtern als Haus- und Vaterlandsgöttern der Altar gegeben; von den kleinen Göttern ſteige das minorenne Kind zu den größern auf. — Welche Vaterlandsliebe müßte das kindliche Hangen an den Lippen verwandter Menſchen entflammen! — — Und welches ſchöne langſame Leſen würde — da der Deutſche Alles ſchnell lieſet, was nicht nach Breiten, Jahrhunderten und Sprachen weit her iſt — uns angewöhnt, wenn z. B. eine Klopſtock'ſche Ode ſo fein und weit zerlegt würde, als eine Horaziſche! Welche Gewalt der eigenen Sprache würde ſich zubilden, wenn man ſchon zur Zeit, wo die Schullehrer ſonſt Pindar und Ariſtophanes traktiren, in Klopſtock'ſche und Voß'ſche Klang-Oden, in einen Goethe'ſchen Antiken-Tempel, in ein Schiller'ſches Sprachgewölbe führte! Denn eben die eigne Sprache muß in Muſtern anreden, wenn ſie ergreifen ſoll. —

§. 120. Sind wohl aus der lateiniſchen Stadt, welche Maupertuis anzulegen gerathen, jene Männer gekommen, die uns mit Wieland's Erklärung der Horaz'ſchen Sermonen, mit Voß's Ueberſetzungen des Homer, mit Schleiermacher's einleitenden Ueberſetzungen von Platon's Geſprächen beſchenkt haben? Nur Männer von Sinn, von Kraft, von Ausbildung durch höhere und mehr Studien, als Sprachſtudien, nur Sonntagskinder, wie Goethe, Herder, haben den Geiſt des Alterthums geſehen; die Montagskinder erblickten dafür den Sprachſchatz und die Blumenleſen. — Ich bitte die Gelehrten, theils an den Stumpfſinn zu denken, womit ſie das Neu-Griechiſche, z. B. die Elegien an der Antike zu Weimar, an Goethe, verfehlen und rezenſiren, theils an die unzähligen Fehlgriffe, womit ſie manchem Flachwerke, oder mancher eingetieften Arbeit, bloß einiger deutſcher Langweile, einiger franzöſiſcher Form wegen (z. B. manchem Wieland'ſchen, worin oft nichts griechiſch iſt, als die Bühne und der Monatsname), ſo viel Lob griechiſcher Aehnlichkeit zutheilen, als ſie reinern, aber kräftigern Werken, z. B. Herder's, abſprechen? —

Abſchied, ich will ſehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritte begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die ſo zwey Herzen einander gewähren! was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, *das* widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden: der Biſchof will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kai-

S. 125. Hier wird die häßliche Rang-Unordnung verachtet, nach welcher Rectores die Schwierigkeit des Verſtehens mehr in Phraſen als in den höhern Geiſt verlegen, ſo daß gleicher Geſtalt in einem franzöſiſchen Gymnaſium z. B. Goethe von Tertianern, Schiller von Sekundanern, Haller von Primanern getrieben würde, und ich von Niemand. Ich nenne einen leichten Klaſſiker den Virgil, einen ſchweren den Cäſar; leicht Horaz'ens Oden, ſchwer Horaz'ens Satiren; Klopſtock öfter leicht als Goethe, weil Sprachſchwierigkeiten durch Fleiß und Lehre zu beſiegen ſind, aber Faſſungsſchwierigkeiten nur durch geiſtiges Reifen an den Jahren.

B. 41. Vorſchule der Aeſthetik. S. 66. In Rückſicht der Zeiten (welche freilich wieder Länder werden) iſt Tieck ein ſchöner barocker Blumen-Miſchling der altdeutſchen neudeutſchen Zeit, — Goethe's hoher Baum treibt die Wurzel in Deutſchland und ſenkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechiſche Klima — Herder iſt ein reicher blumiger Iſthmus zwiſchen Morgenland und Griechenland. — —

S. 79. Dieſer Weltgeiſt des Genius beſeelet, wie jeder Geiſt, alle Glieder eines Werks, ohne ein einzelnes zu bewohnen. Er kann ſogar den Reiz der Formen durch ſeinen höheren entbehrlich machen, und der Goethe'ſche z. B. würde uns, wie im nachläſſigſten Gedichte, ſo in der Reichs-Proſe doch anreden. Sobald nur eine Sonne daſteht, ſo zeigt ſie mit einem Stiftchen ſo gut die Zeit, als mit einem Obelisk.

S. 129. Shakeſpeare. Schiller. Herder. Tieck. — Durch den romantiſchen Meiſter von Goethe zieht ſich, wie durch einen angehörten Traum, ein beſonderes Gefühl, als walte ein gefährlicher Geiſt über den Zufällen darin, als tret' er jede Minute aus ſeiner Wetterwolke, als ſehe man von einem Gebirge herab in das luſtige Treiben der Menſchen, kurz vor einer Kataſtrophe der Natur. Unter den Mährchen werden ſeines in den Horen und unter den Dramen ſein Fauſt als romantiſche Himmel-Zwillinge über die Nachwelt ſchimmern. —

S. 120. Jeder Roman muß einen allgemeinen Geiſt beherbergen, der das hiſtoriſche Ganze ohne Abbruch der freien Bewegung, wie ein Gott die freie Menſchheit, heimlich zu Einem Ziele verknüpfe und ziehe. — In Wilhelm Meiſter iſt dieſer Lebens- und Blumengeiſt griechiſche Seelen-Metrik, d. h. Maß und Wohllaut des Lebens durch Vernunft. — Nach jedem Göttermahle und mitten unter den feinen Feuerweinen wird in jenem Romane seltenes Eis herumgegeben. Ueberhaupt verſorgen die Höhlen dieſes Veſuvs unſer jetziges brennendes Wälſchland mit allem dem Schnee, deſſen es bedarf. —

S. 128. Goethe's Hermann und Dorothea iſt kein Epos, aber eine epiſche Idylle. —

S. 131. In Goethe's Jeri und Bätely lebt mehr Schweizer-Idylle, als im halben Geßner. —

S. 153 ff. Wieland. — Beſucht Herder's Schöpfungen, wo griechiſche Lebensfriſche und indiſche Lebensmüde ſich ſonderbar begegnen: ſo geht ihr gleichſam in einem Mondſchein, in welchen ſchon Morgenröthe fällt, aber eine verborgene Sonne malt ja beide. — Aehnlich, aber periodologiſcher, iſt Jacobi's ſtraffe, kerndeutſche Proſe, muſikaliſch in jedem Sinne; denn ſogar ſeine Bilder ſind oft ſogar von Tönen hergenommen. Der ſeltene Bund zwiſchen ſchneidender Denkkraft und der Unendlichkeit des Herzens gibt die geſpannte, metallne Saite mit dem weichen Vertönen. — In Goethe's Proſe bildet — wenn in der vorigen die

Töne poetiſche Geſtalten legen — umgekehrt die feſte Form den Memnons-Ton. Ein plaſtiſches Ründen und zeichnendes Abſchneiden, das ſogar den körperlichen Künſtler verräth, machen ſeine Werke zum feſten, ſtillen Bilder- und Abguß-Saal. — Hamann's Stil iſt ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, ſo daß die deutſchen Marktſchiffe darauf gar nicht anzukommen wiſſen. — Luther's Proſe iſt eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen ſeinen Worten. — Klopſtock. — Die vollendete Prunk- und Glanz-Proſe ſchreibt Schiller. Was die Pracht der Reflexion in Bildern, Fülle und Gegenſätzen geben kann, gibt er; ja oft ſpielt er auf den poetiſchen Saiten mit einer ſo reichen, zu Juwelen verſteinerten Hand, daß der ſchwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören ſtört. —

S. 161. Die Beiwörter, die rechten und ſinnlichen, ſind Gaben des Genius; nur in deſſen Geiſterſtunde und Geiſtertage fällt ihre Säe- und Blüthenzeit. Wer ein ſolches Wort erſt ſucht, findet es ſchwerlich. Hier ſtehen Goethe und Herder voran, auch den Deutſchen, nicht nur den Engländern, welche jede Sonne mit einem Umhange von beiwörtlichen Nebenſonnen und Sonnenhöfen verſtärken. Herder ſagt: das dicke Theben — der gebückte Sklave, — das dunkle Getümmel ziehender Barbaren ꝛc. Goethe ſagt: die Liebes-Augen der Blumen — der ſilberprangende Fluß — der Fluß, der wüthend überſchwillt — der ſchlangenwindende Fluß — der Liebe ſtockende Schmerzen zu Thränen löſen — vom Morgenwind umflügelt ꝛc. — Beſonders winden die Goethe'ſchen (auch ſeine unbildlichen) gleichſam die tiefſte Welt der Gefühle aus dem Herzen empor; z. B. „wie greift's auf einmal durch die Freuden, durch dieſe offne Wonne, mit entſetzlichen Schmerzen, mit eiſernen Händen der Hölle durch.“ — Wie wird man dadurch dem gemeinen Gepränge brittiſcher Dicht-Bernlinge noch mehr gram! —

S. 171. Die Landſchaften der Alten ſind mehr plaſtiſch, die der neuern mehr muſikaliſch, oder, was am beſten iſt, beides. Goethe's beide Landſchaften im Werther werden als ein Doppelſtern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen. Es gibt Gefühle der Menſchenbruſt, welche unausſprechlich bleiben, bis man die ganze körperliche Nachbarſchaft der Natur, worin ſie wie Düfte entſtanden, als Wörter zu ihrer Beſchreibung gebraucht; und ſo ſindet man es in Goethe, Jacobi und Herder. Auch Heinſe und Tieck, jener mehr plaſtiſch, dieſer mehr muſikaliſch, griffen ſo in die unzähligen Saiten der Welt hinein, und rührten gerade diejenigen an, welche ihr Herz austönen. —

Bnd. 44. Kleine Bücherſchau. Ueber: De l'Allemagne, par Mme. la Baronne de Staël-Holstein. (1815.) — S. 51. Taſſo, Calderon, Camoens, Shakeſpeare, Goethe werden, fährt ſie fort, bei ihren Völkern ſogar von den tiefſten Klaſſen geſungen. —

S. 75—79. — S. 76. Iſt eine Ueberſetzung ein verkehrter bleicher Nebenregenbogen der urſprünglichen Farbenpracht, ſo iſt eine franzöſiſche des Fauſt nur eine graue kalte Nebenſonne der Goethe'ſchen Sonne im Löwen. — *)

S. 77. — — Der ſüße Orangenblüthenſtrauß, Goethe's Taſſo, ein Stück, das an keinen größern Plätzen aufzuführen iſt, als in den vier Gehirnkammern, wozu man noch als Couliſſen die vier Herzkammern ſtoße ꝛc.

---

*) Dieſes, gleich Dante's göttlicher Komödie, teufliſche Trauerſpiel, in welchem ganze geiſtige Welten ſpielen und fallen, hat ſie zu einem Liederman aufgezogen und eingezogen. Von dieſem einz'gen und letzten Zodiakalſchein, den der untergegangene Shakeſpeare über Deutſchland aufgerichtet, von dieſem Fauſt wünſcht die Verf. recht ſehr, daß dergleichen nicht wieder geſchrieben werden. —

S. 79. Die Verf. findet Ottilien nicht rührend genug; Rez. aber findet, daß dieſe das Herz nicht bloß bewege, ſondern erquetſche. Dieſer mehr als weibliche Werther erweckt mehr Antheil an ſeiner Liebe als der männliche, und in einer frühern Zeit hätte ſie alle Herzen thränen-trunken gemacht. —

Ueber Corinna v. Frau v. Staël-Holſtein.

S. 93. 91. 99. Rein-poetiſchen Genuß, wie etwan Goethe's Götter- und Halbgötter-Stücke, reicht ſogar dieſe Corinna noch nicht — ohnehin weniger die zwiſchen franzöſiſcher und brittiſcher Bühnen-Grauſamkeit ſchwebende Delphine. —

S. 118. Der neueſte Poſthumus Shakeſpeare's Goethe's Fauſt, ꝛc.

S. 122. Goethe's Meiſter iſt der Meiſter vom Stuhl einer romantiſchen Loge geworden, welche ſich, wie er, frei und leicht durch das Zufall- und Menſchengedränge bewegen, und die Figuren des Lebens gleichſam in ſchönen Tänzen beſchreiben will. Freiheit und Wechſel und weite Breite werden dem Meiſter leichter nachgeſpielt, wenn man, wie Tieck, zum Romane eine Reiſemalerei erwählt. Nie kann dem Menſchen ſo vielerlei begegnen und entweichen, als unterwegs. Nur ſollten Goethe'n die Nachahmer auch die Vereinigung der epiſchen Freiheit mit der dramatiſchen Abſichtlichkeit nachzuüben verſuchen. — S. 123. —

S. 124. Schon überläßt der Verf. mit noch einigen Dichtern der neuern Schule ſogenannte Sprach-Nachläſſigkeiten und Ecken Goethe'n; denn ſie ſehen ein, daß wohl eine Erdkugel bei Ecken, d. h. Bergen, eine Kugel bleibt, Kugeln aber kleinern Durchmeſſers an Rundung leiden, wenn ſie eckig ſind. — S. 135. — S. 163. —

Ueber A. Oehlenſchläger's Aladdin. S. 166. Ein rührend ſchönes Gedicht an Goethe, — eine nach dem Phöbus gewandte Sonnenblume — und eine Vorrede voll reiner, heller Aeſthetik öffnen, wie eine Eingangmuſik, dem Leſer Ohr und Auge für das ſchöne Schauſpiel. — S. 167. —

Bd. 15. S. 20. Nach Shakeſpeare hat unter allen Britten keiner die Nebel und Kohlendämpfe ſeines Landes ſo leicht durchflogen und von ſich weggeblaſen, als Sterne, welcher eben darum, durch ſein echt poetiſches und freies Gemüth, durch ſeine Heiterkeit, Leichtigkeit, bis zu Nachläſſigkeiten, und durch ſeine Gabe der Rührung und Naturkunſt, wieder unter allen Britten ſich unſerm Goethe, obwohl in einer andern poetiſchen Luftſchicht, am gleichförmigſten bewegt. — S. 22. — S. 34. Kein Schriftſteller iſt an Sentenzen und allgemeinen Bemerkungen über die Menſchennatur reicher (Schiller am wenigſten), als Goethe in ſeiner — Proſe, und doch behängt er mit dieſen ſchweren Edelſteinen ſeine fliegenden Muſen und ſeine unbekleideten Grazien nicht. — S. 39 f. Eine nun bald eingefallene Schule, deren poetiſche Schüler und Schulſchriften, z. B. die Friedrich Schlegel'ſchen, ihre kurze Unſterblichkeit aber überlebt haben, lehrte, man konne ſeinen Vers und ſeinen Sonettenreim auf Alles machen, möge man nebenher empfinden, was man wollte; — denn die Form ſei Alles und auch der wahre Inhalt, und eine chineſiſche Theetaſſe ſei zugleich der chineſiſche Karawanenthee; und der ſchönſte Beweis davon ſei ihr Meiſter Goethe. Aber dieſer iſt eben der ſchönſte Gegenbeweis davon. Denn ihm iſt jedes Gedicht ein Gelegenheits-Gedicht, und ſeine Lebensbeſchreibung beweiſet uns, daß ſeine Wahrheit nicht Dichtung war, ſondern ſeine Dichtung Wahrheit, und daß ſeine poetiſchen Werke ſo gut Kinder des Herzens ſind, als ſeine moraliſchen. — S. 41. Die proſaiſche

Vielgeſtaltigkeit nimmt leichter die verſchiednen Eigenthümlichkeiten der Schriftſteller auf, als die Poeſie; die großen Proſaiſten ſind einander unähnlicher, als die großen Lyriker; z. B. die Proſaiſten Herodot, Xenophon, Thucydides, Platon, Demoſthenes, Cicero, Cäſar, Tacitus, oder gar die Deutſchen Leſſing, Winckelmann, Hamann, Goethe, Herder, Jacobi, Wieland, Schiller ꝛc. Beſonders die Franzoſen fliegen nur gefeſſelt, gehen aber ungebunden zu Fuß; und nur ihren Dichtern iſt die Eigenthümlichkeit genommen, aber ihren Proſaikern geblieben; z. B. einem Montaigne, Voltaire, Pascal, Diderot, Jean Jacques, Montesquieu, Buffon ꝛc. — S. 45. Zuweilen vereinigt ein Schriftſteller zwei Gewalten in ſich, zugleich den Genius und den Sprachforſcher, und nur in dieſem Falle iſt ſeine Autorität klaſſiſch. Daher können Leſſing, Klopſtock, Voß gültiger und rechtskräftiger ein neues Wort mit der Herrſchaft belehnen, als ein Goethe oder Schiller. — S. 60. — S. 69. Eine Literaturzeitung ohne Gründe hätte ſonſt am beſten in Weimar geſchrieben werden können, — ſo wie die deutſche Geſchichte überhaupt, und die übrige dazu, und zwar von drei Männern im Feuer, oder voll Feuer. Herder, Wieland und Goethe verbrüderten ſich in hoher Eigenthümlichkeit der Weltanſchauung, daß ſie allen Völkern und Zeiten und menſchlichen Großverwandlungen, die Rechte, die Vorzüge, die Strahlen und die Flecken mit einer parteiloſen Allſeitigkeit erkannten und anerkannten, gleichſam als Nachahmer der drei unterirdiſchen Todtenrichter. Dieſen Kosmopolitismus des Blickes (vielleicht aber mit dem Unterſchiede, daß Wieland am beſten den Charakter hiſtoriſcher Perſonen, z. B. des Kaiſer Auguſtus, aufgriff, Herder den Charakter der Maſſen, als Völker und Zeiten, und Goethe beides,) hatte Schiller weder für Völker, noch weniger für die Muſen der

Völker mit ihnen gemein, ſo wie Klopſtock nicht einmal den engern mit Schiller. — Die weltbürgerliche Vielſeitigkeit wurde nun eine äſthetiſche, und die drei Könige brachten gern jeder genialen wunderthätigen Geburt in der Krippe, zwiſchen den Thieren ſeiner Zeit, Myrrhen und Weihrauch. Von Herder ſtieg es zu Wieland (wenigſtens in deſſen Spätjahren), bis zu Goethe empor. Mitten unter dieſen drei Männern im genialen Feuer ſtand als der vierte, wie jener Engel, Leſſing, der ſie alle übertraf, und der zugleich Sterne's Werke, Jacobi's Allwill, Hippel's Lebensläufe, Calderon, Hans Sachs und Klopſtock, wie die Römer alle Götter fremder Völker, verehrte. — Von ſolchen parteiloſen Männern — wie er, und Goethe vorzüglich —, welche, wie die Peterskirche zu Rom, einen beſondern Beichtſtuhl für alle fremde Völker halten, könnte nun die Literaturzeitung ohne Gründe, die ich vorſchlage, am beſten geſchrieben werden. —

Bnd. 47. Herbſt-Blumine. Th. 2. S. 77 (Bittſchrift an den im Jahre 1809 uns alle regierenden Planeten Merkurius.) Auch Schreiber dieſer Bittſchrift fühlte ſich zu namentlichen beträchtlichen Diebereien geneigt, würden dieſe genugſam verdeckt. Es erſchien nämlich im Drucke ein Shakeſpeare-Poſthumus, der aber ungeachtet ſeiner Koloſſen-Geſtalt doch von den aufgewickelten hohen Fahnen des Krieges ſo verhüllt wurde, daß man ihn nicht ganz ſehen und anbeten konnte; von Goethe's Fauſt iſt die Rede, deſſen Höllenfahrt eine Leſers-Himmelfahrt iſt. Sereniſſime! Sie haben am Tage Ihrer höchſten Geburt ſogar dem himmliſchen Muſengotte ſeinen Viehſtand rücklings weggetrieben; ja Sie haben den Priamus ſo gnädigſt unterſtützt und vermummt, daß er dem Achilles den entſeelten Hektor ſtehlen konnte. Hier ſteht und ſchreibt ein zweiter Priamus. Schreiber dieſes wünſcht nichts ſo ſehnlich, als dieſen Fauſt, es ſei theilweiſe oder ganz, in ſeine Werke unbemerkt hineinzuſtehlen und einzuſchwärzen (ſo daß man den Diebes-Daumen für ſeinen Schreib-Daumen hielte), bloß um jetzo im Frieden für ein ſolches Werk unbeſchreiblich vergöttert zu werden. ꝛc. S. 182. — B. 48. S. 53. 54. — S. 167. — 249. — 263. — Bnd. 49. S. 139. —

Bnd. 59. S. 95 f. Der begeiſterte Schriftſteller, beſonders der Dichter, ſchreibt — wie Goethe ſeinen Werther — bloß, um den Empfindungen, die ſich in ihm mit peinlicher Ueberfülle drängen, durch Worte Luft und Raum zu geben, und ihnen die Allmacht zu nehmen, ſo wie der Traurige klagt, um ſich auszuſchütten und zu tröſten. Die Nachahmer hingegen wollen ſich umgekehrt den Drang der Empfindungen erſt durch den Ausdruck derſelben erſchreiben, oder auch anders angeſehen, ſie dichten ſich die nöthigen Gefühle an, um ſie dichteriſch auszuſprechen, und gebehrden ſich ohne Anlaß ſo feurig als Goethe oder Herder mit dem Anlaß. — Mit Freuden fand ich in Goethe's Lebensbeſchreibung oder „Wahrheit und Dichtung" die Wahrheit ſeiner Dichtung, und die gerade Widerlegung der frühern jenaiſchen Schlegel'ſchen Lobrednerſchaft deſſelben, welche damals die Wahrheit verunehrte, daß nur der Stoff die Form, der beſeelte Eidotter die Schale bilde, weil die Lobrednerſchaft ſelber nur Windeier von Gedichten und Romanen legte, in deren glänzender Eiform kein Leben pulſirte. —

Bnd. 60. (Briefe an F. H. Jacobi.) S. 94. S. 98. Deine Frage über Goethe's Fauſt begehrt zur Antwort ein Büchlein. Die poetiſche Kraftfülle darin begeiſtert mich. Ich weiß wohl, Deine Frage meint mehr die philoſophiſche, als äſthetiſche Schätzung. Eigentlich iſt's gegen die Titanenfreiheit geſchrieben, die er ſehr leicht in ſeinem — Spiegel, wenigſtens ſonſt, finden konnte. Aber vor der Vollendung des Werkes iſt kein gerechtes Urtheil möglich. Daß ihn der Teufel nur dann holen ſolle, wenn er einmal wahrhaft befriedigt und ſelig wäre, für dieſen ſchweren Punkt gibt's mir keine Auflöſung als die, daß er ſich bekehrte und ſein hungriges Herz durch den Himmel ſtillte — und dann kame der Teufel. — S. 100. Goethe's Farbenlehre hat mich durch ſeine wiederkehrende Menſchwerdung ſehr erquickt. — Bnd. 61. S. XXIII. — S. 49. — 213. — 214. — Bnd. 62. S. 64. —

Ernſt Wagner.

Ernſt Wagner's ſämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand, beſorgt von Friedr. Moſengeil. — Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Leipzig, Gerh. Fleiſcher. 1828. — 12 Bnde. — Bnd. 1. S. VII. Vorrede zu dem Roman: Wilibald's Anſichten des Lebens. „So oft ſich ein Virtuos hören läßt (ſagt Goethe im Wilhelm Meiſter), finden ſich immer einige, die zugleich daſſelbe Inſtrument zu lernen anfangen." — Der Verf. des gegenwärtigen Buchs geſteht ein, daß er bei Durchleſung jenes berühmten Romans die Richtigkeit dieſes Satzes an ſich ſelbſt beſtätigt fand. Indem er es wagt, den Verſuch, zu welchem ihn das Goethe'ſche Kunſtwerk zunächſt veranlaßte, der vaterländiſchen Leſewelt vorzulegen, bittet er um jene freundliche und nachſichtsvolle Aufnahme, die ſo wünſchenswerth und unentbehrlich für ſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frey, ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn! Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen, er nimmt Mariens Hand, und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile dießmahl mit einander gehen. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich jeden Dichter iſt, welcher ſich unter den Augen des großen Publikums auszubilden ſtrebt, und nun mit Schüchternheit zum erſten Male dem Tribunale der öffentlichen Kritik gegenüber ſteht. Nach einem Meiſter aufzutreten, iſt für den Neuling doppelt ſchwer.

Bnd. 3. (Die reiſenden Maler.) S. 212. Die Prinzeſſin ſagte: Wir haben ja den herrlichſten Maßſtab für die wahren Kennzeichen des vornehmen Anſtandes von einem der größten Geiſter. Laß uns doch unſern Lieblingsdichter, Goethe im Wilhelm Meiſter, darüber um Rath fragen. — Bnd. 4. (Die reiſenden Maler.) S. 13. Im Schatten des kühlen Gebüſches an der Einſiedelei ſchlich Kunigunde ſtrickend umher und ſang leiſe, indem ſie die Roſenbüſche betrachtete:

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe.
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.“

Sie hatte dieß Lied Goethe's einigemal zur Guitarre ſingen hören, und immer lag ihr nun der geheimnißvolle Vers im Sinne. Du wunderbarer Dichter, ſeufzte ſie; weißt Du wohl, daß mir eben ſo ſeltſam zu Muth iſt, wie Dir? Und warum ſprichſt Du es nicht ganz aus, was mir iſt, und wie mir im Herzen geſchieht? Ich habe ja noch nie geliebt, wie Du! —

Bnd. 5. (Iſidora.) S. 79 ff. Dagobert trat im Koſtüm eines alten Harfners in den Saal, ſtellte ſich dem Herzog und ſeinen fürſtlichen Gäſten ehrerbietig gegenüber, griff unter allgemeinem Staunen mächtig in ſeine Harfe und ſang, um den Saal mit dem Herrlichſten zu weihen, was ihm zu Gebote ſtand.*) — Weder der Leſer, noch der unſterbliche Dichter des ſchönen Sanges wird uns darüber zürnen, daß wir ſeine Worte, welche ſchon in vielen tauſend Herzen leben, hier wiederholen, da der Zuſammenhang der Sache es zu erfordern ſcheint. —

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?“ ꝛc. —

Gar manches Auge war vom Anwehen dieſer ſanften, kräftigen Töne feucht geworden. Der Herzog ſaß in rührender Bewegung da ꝛc. —

Bnd. 8. (Reiſen aus der Fremde in die Heimath) S. 190 f. Welcher irdiſche Kummer, ja welche Gewalt dieſer Erde vermag wohl der Dichtkunſt in ihrer Herrlichkeit zu widerſtehen? — Oft, wenn auf den Pfaden der Einſamkeit mein Leben in Thränen zu verquellen ſcheint, — da hemmt ſich plötzlich ihr bitterer Strom: in mein Auge tritt wohlthätig und gaſtlich eine Freudenzähre, und ich blicke dankend zu der himmliſchen Macht auf, deren Gunſt mir

„Unvergängliches verheißt —
Den Gehalt in meinem Buſen
Und die Form in meinem Geiſt!“
(Goethe.)

Unſterblicher, der Du dieſes Wort in ſchöne Herzen ſangſt, in deren Heiligthum es nun durch Ewigkeiten forttönen wird! O wie warm, wie innig dankt Dir auch meine Seele für dieſen Troſt, für das, was Du der Erde gabſt, für all jenen himmliſchen Blumenſchmuck, der aus der Tiefe

---

*) Das Lied des Harfners von Goethe.

Deines wahrhaft ſchönen Gemüthes für die arme Menſchheit aufblühte! Dank Dir, für mich und Alle, welchen der himmliſche Aushauch Deiner Schönheit den Buſen zu neuem Leben hob! Ja, Dir weihte ich ſchon ſo manche Dankesthräne, Du erhabener Menſch, Du ſeliges Kind der Phantaſie! Wohl mir, daß ich Dich lieben darf bis zum Grabe und jenſeits!

Ja, wahrlich, als die Götter dieſe Erde austheilten, ſahen ſie wohl voraus, daß jeder Menſch, — der Landmann mit ſeinen Feldern, der Bürger mit ſeinen Gewerben, der Kaufmann mit ſeinen Schiffen u. ſ. w., — immer des andern Sklave, und der Fürſt zuletzt der geplagte Knecht von Allen werden müſſe. Da ſprachen die Himmliſchen: Einer ſoll doch, uns ſelbſt gleich, über Natur und Seelen frei herrſchen! Und da geſchah es, daß der allherrſchende Genius glorreich herniederfuhr in den Buſen des Dichters! —

Auguſt Wilhelm Schlegel.

A. W. Schlegel machte ſeinen erſten kritiſchen Verſuch in einer Rezenſion von Goethe's Werken, die in den Göttinger gelehrten Anzeigen von 1787 erſchien. Sie lautet: „Der Dichter, dem bei ſeiner erſten überraſchenden Erſcheinung allgemeiner Beifall entgegenflog, ſtellt ſich jetzt einer kälteren Prüfung dar, und wird dabei nicht verlieren. Fülle der Empfindung und Wahrheit der Darſtellung haben das

Eigenthümliche, daß man ſie immer lieber gewinnt, je vertrauter man mit ihnen wird, und daß ſie ihren Unterſucher zum Bewunderer umſchaffen. Die Leute, deren Schickſal und Meinungen Goethe unſeren Herzen zu einer wichtigen Angelegenheit macht, ſind oft nichts weniger als außerordentlich. Der Meiſter, der ſie bildete, iſt edler und ausgezeichneter, als einer von ihnen. Aber wie ein Menſch den andern nur recht zu kennen braucht, um Theil an ihm zu nehmen, ſo geſtalten Goethe's Geſchöpfe ihr Innerſtes vor uns; wir ſehn nicht nur was, ſondern wie es ihnen widerfährt; wir leſen ſo wahrhaftig in ihrer Seele, daß wir erſtaunt in der unſrigen zu leſen glauben, über der Wahrheit die Wirklichkeit vergeſſen, und, erwacht aus dem Traume dieſes Anſchauens, in unmittelbarer Bewegung unſere Hand in unſern Buſen ertappen. Bei der Vorſtellung ſolcher Charaktere, die ſich über das Gewöhnliche erheben, glaubt man gemeiniglich den Ausdruck ungewöhnlich ſein laſſen zu müſſen. Ein Bild jagt das andere, eine Metapher die andere, es entſteht eine conventionelle Schönheit, das Ohr gewöhnt ſich endlich daran, man wird einheimiſch auf dem Kothurn, und fremd in ſeinem Hauſe. Der Dichter, deſſen Seele nichts fremd war, hat auch dieſe Klippe vermieden; die Würde ſeiner Rede bedarf des Schwulſtes nicht; die Hoheit ſeiner Gedanken ſcheut keine Einfalt des Ausdrucks, und die Menſchlichkeit ſeiner Empfindungen kann verſichert ſein, überall verſtanden zu werden. Setzt man hinzu, daß ſein treffender Blick das Lächerliche eben ſo ſcharf auffaßt, wie das Ernſte, daß es ſeiner glücklichen Hand gefiel, jenes wie dieſes nachzubilden, und daß ſie Feſtigkeit genug beſaß, auch bei Karikaturzeichnungen dem Charakter des vorgeſetzten Ganzen treu zu bleiben, ſo ergibt ſich von ſelbſt, welch' ein Reichthum der Sprache zu ſo mannichfachem Gebrauch erforderlich geweſen ſei. Sie ſchmiegt ſich in der That ſo dicht um ſeine Gedanken, und wird, wie eine Waffenrüſtung von einem Helden der Vorzeit, ſo leicht von ihm getragen, daß man ſich getäuſcht genug fühlt, keine Schwierigkeit da zu ahnen, wo man ſie nicht erblickt.“ —

Am Schluſſe ſeiner Abhandlung über Hermann und Dorothea (1797) ſagt A. W. Schlegel: „Wir enthalten uns hier jedes Rückblicks auf Goethe's dichteriſche Laufbahn, ſo fruchtbar an belehrenden Zuſammenſtellungen, ſelbſt an wichtigen Andeutungen über das Bedürfniß unſerer Bildung, und das Streben des Zeitalters, von der Originalität zur vollkommnen Geſetzmäßigkeit ſchöner Geiſteswerke, von der Erſcheinung der Unabhängigkeit des Individuums zum Abdrucke reiner Menſchheit in ihnen fortzugehn, eine ſolche Ueberſicht auch ſein würde; und faſſen nur unſ're Betrachtung des vorliegenden Werks in kurze Reſultate zuſammen. Es iſt ein in hohem Grade ſittliches Gedicht, nicht wegen eines moraliſchen Zwecks, ſondern inſofern Sittlichkeit das Element ſchöner Darſtellung iſt. In dem Dargeſtellten überwiegt ſittliche Eigenthümlichkeit bei weitem die Leidenſchaft, und dieſe iſt ſo viel möglich aus ſittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menſchlichen Natur iſt ohne einſeitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit beſonnener Selbſtbeherrſchung erſcheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden, und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politiſcher Parteilichkeit gereinigten Anſicht der menſchlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck iſt Rührung, aber keine weichliche, leidende, ſondern in wohlthätige Wirkſamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea iſt ein vollendetes Kunſtwerk im großen Stil, und zugleich faßlich, herzlich, vaterländiſch, volksmäßig; ein Buch voll goldner Lehren der Weisheit und Tugend.

Berliner Zeitung von Haude und Spener. 5. Sept. 1829. Nr. 207. Verm. Nachr. — Aus den verſchiedenſten Gegenden bringen die Zeitungen Nachrichten, wie man Goethe's 80. Geburtstag feſtlich begangen habe, ein Beweis, wie Deutſchland immer mehr ſeinen Choragos in der Poeſie ſchätzen und würdigen lernt. In Bonn hatten ſich mehrere Geſellſchaften zu ſeinem Feſte vereinigt, auf dem Godesberge präſidirte A. W. Schlegel bei einer frohen Tafel, und trug ein von ihm verfaßtes Gedicht in fünf Oktaverimen an Goethe vor. — Muſenalmanach f. d. Jahr 1831. Herausgeg. v. Amad. Wendt. Mit Tieck's Bildniß. Leipzig, Weidmann. Buchh. S. 111—113.

A. W. Schlegel zu Goethe's Geburtsfeier. 28. Aug. 1829.

Et Sophocle à cent ans charmait encore Athènes,
Et sentait son vieux sang bouillonner dans ses veines.
Corneille.

Die Vorzeit hat von einem Quell geſungen,
Deß Zauberkraft die Jugend brachte wieder.
Der matte Greis, ganz von der Zeit bezwungen,
Er tauchte kaum in dieſes Bad die Glieder,
So war zum Herzen friſches Blut gedrungen,
So regte Lebensluſt ihr neu Gefieder.
Selbſt Tithon fänd' in ſolchen Wunderfluthen
Sein blondes Haupthaar und der Liebe Gluthen.

Die Sage, nicht aus eitlem Wahn erſonnen,
Kann heut' wie vormals wahrhaft ſich bewähren.
Die Poeſie iſt jener Lebensbronnen.
Sie weiß die Welt im Spiegel zu erklären,
Hervorzurufen längſt entſchwund'ne Wonnen,
Den ſüßen Glauben jeder Bruſt zu nähren;
Und wer ſich labt an ihren Göttergaben,
Wird im Gemüth die ew'ge Jugend haben.

Dein denk' ich hier, Verkündiger des Schönen!
Der Muſen Bot' an das Jahrhundert! Goethe!
Du lehrteſt Harmonie in allen Tönen,
Der Harfe, der Poſaun' und ſanften Flöte.
Wo gibt es Lorbeern, die Dein Haupt nicht krönen?
Du kameſt im Geleit der Morgenröthe:
Sei Tithon denn, ſtets geiſtig neu geboren,
Geliebt und nie betrauert von Auroren!

Gleich jenem Baum, dem Liebling der Pomone,
Der Nektar-Aepfel trägt mit goldnen Schalen,
Dem weiße Blüthen aus der dunklen Krone
Zugleich mit Früchten jedes Alters ſtrahlen,
Ausathmend Balſamduft der ſonn'gen Zone,
In der glückſel'gen Inſeln ſtillen Thalen:
So ward ein Sprößling aus den Heſperiden,
Der Dichter unſer'm Vaterland beſchieden.

Er überwölbt es mit den ſchatt'gen Aeſten
Weit von den Alpen zu des Belt's Geſtaden.
Wie wir am Rhein, iſt manche Schaar von Gäſten
Zu gleicher Feier, nah und fern, geladen;

Viel Stimmen ſchallen heut' in Oſt und Weſten,
Erwünſchend ihm des Himmels reiche Gnaden,
Der Deutſchland ſo viel Herrliches gegeben,
Soll in der Deutſchen Bruſt unſterblich leben!

A. W. Schlegel's poetiſche Werke. Heidelberg, Mohr u. Zimmer. 1811. 2 Thle. Th. 2. S. 5—24. Die Kunſt der Griechen. Elegie an Goethe. (1799). — Th. 2. S. 74. Diſtichon auf Goethe's Bruſtbild von Fr. Tieck. — (Vrgl. Zeitung f. d. elegante Welt. 1802. Nr. 19. über Goethe's Büſte von Friedrich Tieck. —). —

A. W. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. Heidelberg. 1811. Th. 3. S. 395 ff. —

A. W. Schlegel's kritiſche Schriften. Berlin, G. Reimer. 1828. 2 Thle. — Th. 1. S. 13. 14. — S. 15 bis 18: Ueber Goethe's Torquato Taſſo. (1790). — S. 27—34: Ueber Goethe's römiſche Elegieen. (1795). — S. 34—73: Ueber Goethe's Hermann u. Dorothea. (1797). — Th. 2. S. 337 ff. —

Briefe Schiller's u. Goethe's an A. W. Schlegel ꝛc. Leipzig, Weidmann'ſche Buchh. 1846.

Blätter f. literar. Unterhaltung. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 30. Novmbr. 1831. Nr. 334. S. 1442 f. Correſpondenznachricht. Berlin, Nov. 1831. — Eins der größten Verdienſte von A. W. Schlegel ſcheint ganz vergeſſen, oder von den jüngern gar nie gekannt zu ſein: es iſt das, zuerſt auf den wahren Schatz, den wir in Goethe beſitzen, mit Einſicht hingewieſen zu haben. Dieß kann nur von denjenigen ganz gewürdigt werden, welche die Geſchichte unſerer Literatur ſeit den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis in das erſte Jahrzehent des gegenwärtigen genau kennen. Dieſe echte Würdigung Goethe's, welche uns jetzt ganz natürlich vorkommt, bildete damals eine Epoche in unſerer Literaturgeſchichte. „Ein Dichter,“ bemerkt ſehr richtig Tieck (Einleitung zu Lenz's Schriften. Th. 1. S. LXXV.), „iſt darum noch nicht da, wenn er geſchrieben hat oder gedruckt iſt; das haben alle Zeitalter bewieſen;“ — und ſo wurde auch Goethe erſt dann recht unſer eigen, als wir erkennen lernten, was wir an ihm beſitzen. —

◆

Friedrich Schlegel.

Lyceum der ſchönen Künſte. Berlin, 1797. B. 1. St. 2. S. 166. —: „Wer Goethe's Wilhelm Meiſter gehörig charakteriſirte, der hätte damit wohl eigentlich geſagt, was es jetzt an der Zeit iſt in der Poeſie. Er dürfte ſich, was poetiſche Kritik betrifft, immer zur Ruhe ſetzen. —

Athenäum. Berlin, 1798. B. 1. St. 2. S. 56. u. S. 68. Die franzöſiſche Revolution, Fichte's Wiſſenſchaftslehre und Goethe's Meiſter ſind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieſer Zuſammenſtellung Anſtoß nimmt, wem keine Revolution wichtig ſcheinen kann, die nicht laut und materiell iſt, der hat ſich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geſchichte der Menſchheit erhoben. —

Dante's prophetiſches Gedicht iſt das einzige Syſtem der transcendentalen Poeſie, immer noch das höchſte ſeiner Art. Shakeſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt der romantiſchen Kunſt. Goethe's rein poetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie. Das iſt der große Dreiklang der modernen Poeſie, der innerſte und allerheiligſte Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritiſchen Auswahl der Klaſſiker der neuern Dichtkunſt. —

Athenäum. B. 3. St. 2. S. 170—181: Verſuch über den verſchiednen Styl in Goethe's früheren und ſpäteren Werken. —

Athenäum. B. 1. St. 2. S. 147 — 178: Ueber Goethe's Wilhelm Meiſter. (Abgedruckt in: Charakteriſtiken u. Kritiken. Von A. W. u. F. Schlegel. Königsberg, F. Nicolovius. 1801. B. 1. S. 132 ff. und in Friedrich Schlegel's Werken.) —

Europa. Eine Zeitſchrift von Fr. Schlegel. Frankfurt a. M. 1803. B. 1. St. 1. —: — Goethe's dichteriſche Laufbahn iſt die lehrreichſte Einleitung zu der neuen Epoche und zum Studium der Poeſie überhaupt; er iſt als die Baſis unſerer Bildung zu betrachten. Auch hat er in jeder Periode ſeines Lebens mächtig gewirkt; doch oft nicht gleich im Moment, oft erſt geraume Zeit nachher ꝛc. —

Heidelbergiſche Jahrbücher der Literatur. 1808. Hft. 2 S. 160 ff. Ueber Goethe's Werke. Tübingen, 1806 ff. B. 1 — 4. — — — — Wilhelm Meiſter hat auf das Ganze der deutſchen Literatur ſichtbar wie wenige andere Schriften gewirkt, und recht eigentlich Epoche gemacht, indem er dieſelbe mit der Bildung und dem Geiſte der höheren Geſellſchaft in Berührung ſetzte, und die Sprache nach einer ganz neuen Seite hin mehr bereicherte, als es vielleicht in mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak, und wachte darüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählig hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

irgend einer Gattung durch ein einzelnes Werk auf einmal geſchehen iſt. Das Verdienſt des Styls in dieſem Werke iſt von der Art, daß vielleicht nur derjenige, der ſich aus der immer fortſchreitenden Erforſchung und Ausbildung der Sprache ein eignes Geſchäft gemacht hat, die ganze Größe desſelben zu würdigen im Stande iſt. Aber auch an Reichthum der Erfindung, an Sorgfalt der Ausführung und beſonders an Fülle der innern Durchbildung geht der Meiſter vielleicht jedem andern Werke unſers Dichters vor, keines iſt in dem Grade ein Werk. —

Friedr. Schlegel's Geſchichte der alten u. neuen Literatur. Vorleſungen gehalten zu Wien im J. 1812. Wien, 1815. — Th. 2. S. 284 ff.: — — — — Bei einigen Schriftſtellern, und beſonders Dichtern, bei Voß, Stolberg, in vielen Werken von Goethe, findet ſich dieſe Reinheit der Sprache in ihrer ganzen Strenge und Vollkommenheit, wie nur bei irgend einem Dichter oder Schriftſteller der erſten Zeit. Bei Voß geht die Sorgfalt für die Sprache ſogar hie und da bis zur Härte und Peinlichkeit; und finden ſich in einigen der leichtern, der frühern oder der ſpätern Werke von Goethe einzelne Vernachläſſigungen, ſo iſt dagegen in ſeinen edelſten Gedichten die Sprache ſo ſchön, als ſie es im Deutſchen nur ſein kann, und zwar mit einer kunſtloſen Leichtigkeit und Anmuth, die Klopſtock nicht hat. —

Erſt in dem jetzigen Zeitraume wurden Goethe's reifere Werke allgemeiner verbreitet und anerkannt; andre fallen auch ihrer Entſtehung nach in dieſe Zeit. Die vorzüglichſten derſelben werden jetzt an poetiſcher Kunſt und ſchöner Sprache ziemlich allgemein als das Vorzüglichſte anerkannt, was wir in unſ'rer Sprache beſitzen. Die genialiſche Kraft und Leichtigkeit, welche die zweite Generation überhaupt auszeichnet, beſitzt dieſer Dichter vor allen andern. —

Sieht man auf die Poeſie allein, ſo glaube ich, daß Fauſt, Iphigenia, Egmont, Taſſo bei der Nachwelt den Ruhm dieſes großen Dichters als ſolchen am meiſten erhöhen werden, nebſt den ſchönſten ſeiner Lieder; denn in dieſen finde ich ihn in allen Zeiten gleich vortrefflich. — — — — —

Ludwig Tieck.

Geſammelte Schriften, von *J. M. R. Lenz*. Herausgegeben von *Ludwig Tieck*. Berlin, G. Reimer. 1828. 3 Bnde. Bnd. 1. Einleitung. S. I—CXXXIX. *Ueber Goethe*. — S. I f. — — — Umſichtigen Leſern braucht es nicht geſagt zu werden, daß *Lenz* merkwürdig war, daß er unſre Beachtung aus vielen Urſachen verdient, und für die Freunde der *Goethe*'ſchen Muſe ſchon deßwegen, um den großen Genius ganz zu faſſen und ſeine Zeit und Umgebung vollſtändiger kennen zu lernen, als es jetzt von den meiſten, ſelbſt ſeinen innigſten Verehrern, geſchieht.

So vieles mich auch in verſchiedenen Zeiten meines Lebens beſchäftigt hat, nach ſo mannichfaltigen Richtungen mich meine Studien auch geführt haben mögen, ſo geſtehe ich doch gern, daß *zwei Genien mir ſtets und unter allen Umſtänden nahe, innigſt befreundet und zu meinem Daſein nothwendig blieben*.

Seit ich zur Erkenntniß meiner ſelbſt kam, waren *Shakſpeare* und *Goethe* die Gegenſtände meiner Liebe und Betrachtung, und vieles, was ganz fern zu liegen ſchien, diente mir doch früher oder ſpäter dazu, dieſe großen Erſcheinungen und ihre Bedeutung inniger zu verſtehen. Wie ich ſeit vielen Jahren an einem Werke über den großen engliſchen Dichter arbeite, deſſen Herausgabe nur noch durch Zufälle, Reiſen, Krankheiten und andere Arbeiten iſt verzögert worden, ſo habe ich auch ſeit mehr als zwanzig Jahren, früher, als ähnliche Verſuche ſich vernehmen ließen, meine Kräfte an einer Darſtellung des deutſchen Genius verſucht, um ihn mir und andern deutlich zu machen; und ich hoffe auch dieſes Werk, nach jenem angekündigten, noch beendigen zu können, um eine Aufgabe zu löſen, deren Entwickelung mir ſchon ſeit lange als Pflicht erſchienen iſt. — Für den jetzigen nahe liegenden Zweck ſei es mir erlaubt, einiges aus jenem angedeuteten Werke, in einer andern Form, als leichte Skizze, die mehr andeutet, als genau zeichnet, vorzuführen. —

Ludwig Tieck's Schriften. Berlin, G. Reimer. 1828 f. 15 Bände. — Bnd. 6. S. VI. Die frühern Werke Goethe's waren die erſte Nahrung meines Geiſtes geweſen. Ich hatte das Leſen gewiſſermaßen im Berlichingen gelernt. Durch dieſes Gedicht hatte meine Phantaſie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Geſtalten und Begebenheiten bekommen. Nicht vergeſſen, aber verdunkelt wurden dieſe Eindrücke, als ſich jener Schatten über mein Gemüth ausbreitete, der durch Werther freilich noch finſtrer ſich verdichtete.

S. XII. Wenn ich den Homer beinah auswendig wußte, und mich am Erſcheinen dieſer Geſtalten und dem Ton dieſer Worte nicht erſättigen konnte, ſo waren mir die meiſten klaſſiſchen Werke des Alterthums lange ein verſiegeltes Geheimniß; mein Sinn, der völlig im Homer, Shakſpeare und einigen neuern Poeten einheimiſch war, konnte ſich auf keine Weiſe jene Dichterwelt aneignen, oder ihr nur nahe kommen. Ich las freilich, ſo wie die übrigen, ich kannte Inhalt und Worte, aber ohne daß es mir erſprießlich geworden wäre.

S. XVIII f. Als aber dem begeiſterten Sinne ſich faſt plötzlich das Weſen der Poeſie aufſchloß, wie anders ſtellte ſich mir jetzt das Prachtgebäude der großen Erfindungen Shakſpeares dar! Von Sophokles und Aeſchylus, der alten Welt, den lieblich trunknen Italienern, den entzückenden Träumen des Calderon und den wunderſamen Bildern der ſpaniſchen Poeten ſchien plötzlich mir ein Vorhang herunter zu fallen, und die tiefe Weisheit des Britten und Cervantes, die Orakel der Alten waren mir nun nicht mehr ein fremdes Wort und nicht bloß dem Staunen halb unverſtändlich ausgeſprochen — — — Auf ganz andere Weiſe, als früher, war es mir jetzt vergönnt, mich in die geiſtige Schönheit Goethe's zu verſenken.

S. XXXIII f. Goethe's Ruhm, der nach dem allgemeinſten Beifall, den ein Schriftſteller wohl je in Deutſchland erfahren, bald geſunken war, hob ſich von neuem um 1792 und verbreitete ſich immer mehr. Einige Recenſionen, namentlich eine von Huber, hatte Anſtoß und Aufmerkſamkeit erregt. Es ſchien andern Schriftſtellern und Kritikern ärgerlich, daß dieſem Einen ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Ruhm der Nachwelt auf lange hinaus zugeſichert werden ſollte, und daß man dieſen, als einen Genius, der dem ganzen Volk angehörte, verkündigte. In Berlin ſchieden ſich diejenigen, die ſich ein Urtheil zutrauten, offenbar in zwei Partheien. Die, die ſich für die Beſſeren hielten, und denen ich mich jugendlich zuverſichtlich von 1794 an ebenfalls anſchloß, verkündigten, erläuterten und prieſen dieſen großen Geiſt und fühlten ſich mehr oder minder von ihm begeiſtert. Man kannte ſich an dieſem Vereinigungspunkt wieder, und Freundſchaft und Wohlwollen verband raſch die ähnlich Denkenden. Doch war dieſe neue und ſchwärmende Kirche die unterdrückte. Faſt alle ältern Männer ſtrebten ihr entgegen. Die namhaften oder berühmten Gelehrten Berlins bekämpften und verſpotteten dieſen Schwindel der unerfahrnen Jugend, wie ſie dieſe Liebe zur Poeſie nannten. Engel machte ſeine frühere perſönliche Bekanntſchaft mit Goethe, den er ſchon in Leipzig geſehn hatte, geltend; Nicolai berief ſich auf ſeine deutſche Bibliothek und Leſſing; mehr als ein Moraliſt führte die alten Klagen über Stella und noch lautere über Werther wieder auf; die wenigen Religiöſen bedauerten des Dichters Freigeiſterei, und die erhitzten Demokraten ſchalten auf den Groß-Cophta und Bürgergeneral. Die Horen, Meiſter, Hermann und Dorothea, am meiſten aber die Xenien, vermehrten den Kampf und ſteigerten die Heftigkeit desſelben. —

S. XL. L. LI. LII.

Bnd. 11. S. LIII. Entzückend iſt Vieles in Reichard's Kompoſitionen von Goethe's Elmire und Claudine und die Goethe'ſchen Lieder ſind faſt alle, vorzüglich die früheren, wie eingegeben, ſie ſind entſtanden, gefühlt, und nicht gemacht, und es iſt ſchwer, vielleicht unmöglich, ſich nach ihnen die Singweiſe andrer, auch großer Meiſter, derſelben Poeſieen anzueignen. —

S. LIX. Das Faſtnachtſpiel, „der Autor", iſt aus jener Zeit, als man heftig über Goethe, Poeſie, Aufklärung, das Nützliche, die populäre Philoſophie kämpfte und herüber und hinüber ſtritt. Vieles, was jetzt von jedem Schulknaben als abgeſchmackt abgewieſen wird, durfte ſich damals noch eine vornehme Miene geben, und galt bei Vielen, die ſelbſt Stimmführer waren, als gediegene Wahrheit. S. LXI. Leſſing und Klopſtock gegenüber arbeitete mit armen Waffen eine Parthei und Faction, die niemals den Namen der Schule verdienen konnte. In der Philoſophie bildeten ſich allgemach

Schulen. Mußte man Klopſtock, Leſſing, Haller und wenige andere, im Gegenſatz gegen frühere Beſtrebungen, deutſche Dichter nennen, ſo eröffnet ſich doch eigentlich mit **Goethe** nur jene Epoche, in welcher die eigentliche Schule wahrer deutſcher Dichtkunſt entſteht. Einheimiſch, wahrhaft vaterländiſch, verſtändlich und dem Volke nothwendig wird nun in Lied und Wort, in Schauſpiel und Erzählung die deutſche Muſe. Es iſt, wenn man hiervon überzeugt iſt, nicht nothwendig, jene früheren zu verwerfen, und das große Beſtreben edler Geiſter zu verkennen, ſo wenig, als manche Zeitgenoſſen und glänzende Talente zu ſchmähen. Als dieſes ward es aber von Vielen, indem eine ſich bildende Schule der Kritik dieß zuerſt und beſtimmt ausſprach, aufgenommen, und die Armuth hielt nun alle Waffen für erlaubt, um das zu bekampfen, was jezt Deutſchland (wieder Faktionen ausgenommen) glaubt, und wohl die ſchwachen Angriffe auf immer unwirkſam machen wird. Gegen jene Stimmung der Aufgeregten und für dieſe von allen Seiten angefochtene Lehre ſollte nun in mancher Wendung auch dieſes Faſtnachtſpiel ſprechen.

S. LXII ff. Durch die neuere Schule der ſchleſiſchen Poeten war ſeit Opiz die Verbindung mit dem deutſchen Mittelalter, deſſen Sprache und Verskunſt gleichſam abgegraben; der lezte Nachhall jener ältern Zeit diente nur, um mit dem Namen des Hans Sachs alle elende und verächtliche Bänkelſängerei zu bezeichnen. Goethe's freier Sinn fühlte ſich zuerſt von dieſem verſchmähten Altvater angezogen, und in einem ſchönen Gedicht ſprach er jugendlich begeiſtert das Lob des Nürnberger Bürgers aus. Sein Fauſt, der ſchon früher begonnen war, wurde in einer Sprache geſchrieben, die der veredelte, tiefſinnigere Widerhall jenes alten vergeſſenen deutſchen Tones war. Und gewiß, wenn man auch Kompoſition, Gedanke, Charakter, Bild und Leidenſchaft dieſes Fauſt, des verwundernswürdigſten Gedichtes, einmal beiſeit ſetzt, um die unendliche Fülle dieſer Kompoſition nicht zu berühren, ſo grünen jenem Kritiker ſchon Lorbeeren, der einmal über dieſe Sprachweiſe genügend reden wird, über dieſen tiefen Ton, dieſe volle Kraft des deutſchen Lautes, der, wie aus dem reinen Urquell geſchöpft, in dieſer Mannichfaltigkeit Zier, Schalkheit, Witz, Leichtigkeit, neben dem Ehrbaren, Wundervollen, Klangreichen, Geheimnißvollen und Kindlichen in ſo unnachahmlichen Wendungen zuläßt. Die erſten Scenen dieſes Gedichtes, der Monolog, die Geiſtererſcheinung, Wagner und das Auftreten des Mephiſtopheles würden allein ſchon einen großen und einzigen Dichter beurkunden, wenn auch die Naturtöne der Liebe, des Schmerzes und der Sehnſucht nicht im Gedicht aufleuchteten, wenn man auch in dieſen Momenten die übrigen großen Werke des Poeten vergäße. Seit jenen Tagen iſt unſer Hans Sachs wieder etwas zu Ehren gekommen, auch iſt ſein Dichterton oft auf verſchiedene Weiſe verſucht worden. Auch mich reizte es, dieſen Schwank in einer ähnlichen Manier anzuſtimmen.

S. LXVIII. Der Dichter iſt zum Glück frei, und braucht ſich als ſolcher um den theologiſchen und politiſchen Streit und Widerſtreit nicht zu kümmern. Sonderbar iſt es, wenn man ihm anmuthen will, daß ſeine Phantaſieen, wie Laune und Eingebung ihn regiert, nicht den Göttern des Olymp huldigen ſoll, wenn Manche die Begeiſterung, die uns die herrlichen römiſchen Elegieen erzeugte, oder die Götter Griechenlands, zur Sünde rechnen, die, wenn ältere Zeiten wiederkehren dürften, wohl gar Kirchenbuße nach ſich ziehen möchte.

S. LXXXV. Boccaz, Cervantes und Goethe ſind die Muſter in dieſer Gattung (der Novelle) geblieben, und wir ſollten billig nach den Vorbildern, die in dieſer Art für vollendet gelten können, das Wort Novelle nicht mit Begebenheit, Geſchichte, Erzählung, Vorfall, oder gar Anekdote als gleichbedeutend gebrauchen.

S. LXXXVI f. In jener Goethe'ſchen Novelle in den Ausgewanderten iſt der ſich aufhebende Ladentiſch, der das Schloß überflüſſig macht, welches der junge Mann eine Zeit lang benutzt, um ſich mit Geld zu verſehen, ein alltäglicher und doch wunderbarer Vorfall, eben ſo wie die Reue und Beſſerung des Jünglings, die in eine Zeit fällt, daß ſie faſt unnütz wird. Das ſonderbare Verhältniß der Sperata im Meiſter iſt wunderbar und doch natürlich, wie deſſen Folgen. In jeder Novelle des Cervantes iſt ein ſolcher Mittelpunkt.

S. LXXXIX. Strebt die Tragödie durch Mitleid, Furcht, Leidenſchaft und Begeiſterung uns in himmliſcher Trunkenheit auf den Gipfel des Olymp zu heben, um von klarer Höhe das Treiben der Menſchen und den Irrgang ihres Schickſals mit erhabenem Mitleid zu ſehn und zu verſtehn; führt uns der Roman der Wahlverwandtſchaften in die Labyrinthe des Herzens, als Tragödie des Familienlebens und der neueſten Zeit; ſo kann die Novelle zuweilen auf ihrem Standpunkt die Widerſprüche des Lebens löſen, die Launen des Schickſals erklären, den Wahnſinn der Leidenſchaft verſpotten, und manche Räthſel des Herzens, der Menſchenthorheit in ihre künſtlichen Gewebe hineinbilden, daß der lichter gewordene Blick auch hier, im Lachen oder in Wehmuth, das Menſchliche, und im Verwerflichen eine höhere ausgleichende Wahrheit erkennt. —

Der Mondſüchtige. Novelle von Ludwig Tieck. — In der Urania für 1832. —

S. 296.

„Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Dieſes wahrhaft himmliſche Lied ſang ich im ſtillen Innern, wo ich es mir ſo oft, wenn mir wohl iſt, wiederhole. Gewiß, wenn Goethe nichts als dieſe Jugendgedichte jener ſeiner ſeligen und ſchmerzlichen Stimmung geſchrieben hätte, er müßte unſterblich ſein. Hat irgend ein Volk, irgend eine Zeit etwas dem Aehnliches? Wie ſchmerzt es mich, wenn die jetzige Welt, wie es mir ſcheint, ſie nicht mehr ſo voll und innig zu genießen verſteht. —

S. 297. Sie liebte Goethe ebenfalls ſo ausſchließend, wie ich. Ausſchließend! Wie kann es anders ſein, wenn man ihn verſteht? Was ſind die Andern neben ihm? —

S. 302 f. Die Sekten, die ſich in der Religion gebildet haben, erſtrecken ihren Einfluß auch auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Die Meinungen ſind ſchroff abgeſondert und einander entgegengeſtellt. Der ſonderbare Patriotismus, welcher ſich ſo auffallend kleidete, oder vielmehr faſt entkleidete, um ſich kundzuthun, hat eben ſo Kenntniſſe, Studien und Bücher weggeworfen, und ſich wunderliche, unannehmliche Geſinnungen über Staat, Philoſophie und Poeſie wachſen laſſen. Dieſe neuere Schule der frömmeren, ſtrengeren Chriſten fällt oft mit jenen Malcontenten, Altdeutſchen, Moraliſten und Republikanern zuſammen. Ohne daß ſie es Wort haben wollen, erklären ſie der Bildung und Wiſſenſchaft den Krieg und eifern für ein nichtiges Idol, das ſie wohl ſelbſt nicht genau kennen.

Wodurch mir dieſe Kreiſe ſo merkwürdig geworden ſind? — Daß alle, mögen ſie nun ſich mehr der Politik, oder der Frömmigkeit, mehr der Republik oder dem Abſolutismus ergeben, mögen ſie ariſtokratiſcher oder demokratiſcher Geſinnung im Uebermaß ſein, doch alle in Einem Punkt zuſammenkommen und ſich an dieſem Einen Worte erkennen — in ihrem ausgeſprochenen Haß gegen unſern Goethe. — Dieß hat mir viel zu denken gegeben. Zu derſelben Zeit, da nun endlich unſer großer Dichter durchgedrungen und der Mann der Nation geworden iſt, da alle jene Vorurtheile und ſchwache Meinungen, die ihm entgegenkämpften, untergeſunken und vergeſſen ſind, — bildet ſich eine große Partei ihm gegenüber, die ihn nicht als den Erſten und Größten, als den Vollendeten anerkennen will, ſondern ihm etwa nur Talent zugeſteht, das aber, wenn es auch groß ſei, nur Schaden ſtiften könne, weßhalb er der Jugend, der Unſchuld, dem frommen Sinn, der ſchlichten Tugend und edlen Einfalt müſſe verborgen gehalten werden. Ich weiß, daß dieſe Kinderkrankheit vorüber gehen wird, indeſſen zehrt ſie jetzt viele gute Kräfte hinweg. — Ich war in einer Damengeſellſchaft letzt. Man erſuchte einen jungen Mann, etwas Poetiſches vorzuleſen. Dieſer wählte die Iphigenia. Sogleich wurden einige Frauen blaß, ſie nahmen den Vorleſer beiſeit und beſchworen ihn, Alles, was ihm gefiele, nur nicht dieß Gedicht vorzutragen; es waren junge Mädchen von ſiebzehn Jahren zugegen, die jenes Schauſpiel auf keine Weiſe begreifen würden. So wollte man den Widerwillen gegen Goethe beſchönigen. Aus Bosheit vereinigte ich mich mit dem jungen Poeten und ſuchte zu beweiſen, daß dieſes klare Gedicht gerade deßhalb ſo muſterhaft ſei, weil es jeder Geſinnung und jedem Alter verſtändlich ſei. Aber wir wurden aus dem Felde geſchlagen, und die Frömmſte entfernte ſich mit ihrer Tochter lieber aus der Geſellſchaft. — Faſt alle dieſe ſonderbaren Separatiſten führen Schiller's Namen zum Feldgeſchrei und in ihren Fahnen. Alles, was ſie

Eliſabeth kommt.

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher, da ihr um ſie warbt. Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die groſe Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts, als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemahls. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten! Die drey gehen.

wollen und erſtreben, finden ſie, ſonderbar genug, in ſeinen Werken, und deuten oder deuteln Alles in ihm nach ihrem Sinne. Sie bilden ſich ein, daß, wenn er noch lebte, er allen ihren kreuz und querigen Beſtrebungen Zunge und begeiſtertes Wort leihen würde. — Es ſcheint mir, als wenn ſo verſtimmte Menſchen, die ſich ſelbſt willkürlich einen ſo engen Kreis des Fühlens und Denkens ziehen, die Schönheiten eines ſo großen Dichters, wie Schiller, nicht verſtehen und genießen können. Aber ſo viel iſt gewiß, tritt mir einer ſo beſtimmt und begeiſtert mit dem Namen des großen Mannes entgegen, ſo irre ich nicht leicht, daß er, ſo wie ich das Geſpräch nur dahin wende, über Goethe lau und einſylbig ſein, wenn er ihn nicht dreiſt und feſt ganz verwerfen wird. Dagegen, ſcheint es, erkennen ſich in der Bewunderung für dieſen einzigen Genius die Gemüther, wie in einer weit verbreiteten Brüderſchaft, die ich die höhere nennen möchte, wenn ich mich nicht ſelbſt zu dieſer Loge bekennte. —

S. 335 ff. Wir konnten auch dem Gesner, obgleich er unſer Landsmann iſt, und die Franzoſen ihn ſogar überſetzt haben, niemals Geſchmack abgewinnen; noch weniger Eurem Hagedorn, Ramler, oder gar Klopſtock. Wir hatten hier unter uns ausgemacht, daß die Deutſchen, die zwar in ihrem Friedrich einen groſen Feldherrn und König hatten, ſich doch keiner Dichter rühmen könnten. Nun kamſt Du hier an mit Deinen deutſchen Büchern. Ich ſprach, ich zankte, ich kämpfte für meine Franzoſen, bei denen mir, trotz ihrer gebildeten Sprache, immer die Zeit herzlich lang geworden war. — Was ich von Dir hörte, war ſo, wie ich noch nie etwas Aehnliches vernommen hatte. — Ich hatte nicht gewußt, es nicht für möglich gehalten, daß ſo Etwas in dieſer Sprache, mit dieſen Gefühlen ſich für Poeſie ausgeben dürfe, als Dein geliebter Goethe mit den wunderſamſten Lauten in die Seele ſeßte, die unter der Laſt dieſer Wonne, in dieſem höchſten Leben oder Sterben ſich vor Freude, Sehnſucht und Wehmuth dem Tod hingeben möchte. Hat die Welt ſchon je dergleichen gehabt, wie dieſe Lieder? Hatte die Natur mich oft gerührt, die Sonne, die Alpen, das Flüſtern der Büſche im Abendroth, wenn die hohen Gebirge glühten und ihr Funkeln herüberblickte, — dämmernd, ungewiß wie Morgennebel waren wohl Ahnungen ähnlicher Art in mir aufgeſtiegen, wie ich nun hier in Form, Geſtalt, im allerſüßeſten Laut vernahm, und mir wiederholte und immer vor Andern wiederholte, bis ich alle dieſe Lieder auswendig wußte. Und dann dieſer Göz, dieſe Maſſe, dieſe Fluth von Geſtalten und Empfindungen, ſo unendlich verſchieden, ſo viel und vielerlei, und in dieſer erhabenen Wehmuth feſt gehalten; dieſer Werther, ein einziges Werk, eine Offenbarung, als wenn das reinſte Herz der Liebe und Gebirge und Wald daſſelbe waren. — Ohne daß ich es wußte und bemerkte, glitt meine unſterbliche Liebe von dem einzigen Dichter auf ſeinen Erklärer hinüber. Es gibt nichts Schöneres, nichts Rührenderes, als ein edles Gemüth, das in jugendlicher Begeiſterung keine höhere Aufgabe kennt, als Das, was ſein berauſchtes Herz ganz anfüllt, Andern, die er zu lieben wähnt, mitzutheilen, und ſie derſelben Seligkeit theilhaftig zu machen, in welcher er ſelber ſchwebt. —

S. 338. Ich gewann Dich mit jedem Tage lieber, Dein Goethe ward mir immer leuchtender und in ſeinem unendlichen Geheimniß immer verſtändlicher. —

S. 343. In Frankfurt hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als das Haus aufzuſuchen, in welchem Goethe ſeine erſte Jugend durchlebt hat. — Mit welcher Andacht habe ich das Zimmer des damals jungen Goethe beſucht. — Im Grunde bemitleide ich alle die kalten, unfähigen oder altklugen Men ſchen, die meine Begeiſterung für dieſen Genius nicht theilen, — denn wie viel entbehren ſie! — Hier gilt es nicht einen Griechen, deſſen Umgebung ſich nicht wiederfinden läßt, keinen Shakſpeare, von dem wir wenig oder nichts wiſſen, ſondern einen geliebten Landsmann, von dem die Spuren und Fußtapfen noch deutlich reden, der noch lebt, von dem wir ſo viel, wenn wir nur wollen, erfahren können. —

S. 344 ff. Ich ging nach Straßburg, und las oben auf dem Münſter Goethe's Namen. Hier war mir Alles wichtig, bedeutſam und erhebend. Hieher waren meine Jugendträume immer geſchwärmt. Und es iſt wahr, lernt man die Umgebung kennen, in welcher ſich ein Liebling unſerer Seele aufgehalten hatte, ſo wähnt man, dieſen genauer kennen zu lernen, und ihm näher zu kommen. — Nach Druſenheim und Seſenheim führte mich nun mein Weg. — Gibt es ſchon eine ähnliche Lebensbeſchreibung, als die Goethe von ſich gegeben hat? Alles eben ſo friſche Farbe als ſicherer Umriß. Wie heimlich lieblich, wie zart und blühend, ohne Affektation und Weichlichkeit iſt Alles, was er von Friederiken, dieſem Seſenheim, ihrer Familie und Umgebung ſchreibt! — Ich betrat die Zimmer des Pfarrhauſes in Seſenheim, wie ein Heiligthum. — Ich fand hier einige Blätter von Engländern, die aus Verehrung unſers Dichters eine Wallfahrt hieher unternommen hatten. — Eine unpoetiſche Wehmuth erfüllte mich, daß Alles dort ſo anders, ſo ganz anders war, als meine Phantaſie es mir, nach der unvergleichlichen Schilderung unſeres Dichters, vorgemalt hatte. Denn dieſe Schilderungen in ſeinem Buche von dieſem Theile ſeines Lebens, die Darſtellung dieſer Gegend und jener liebenswürdigen Familie, das ſüße Licht, das Alles magiſch umſpielt, dieſe liebevollen Töne, die ſo ungeſucht ſich dem Erzähler bieten, und die uns ſie heimathlich einführen, daß wir uns dort als lang eingewohnt befinden, — alles Dieß hat ſich in der Wirklichkeit zu wenig erfüllt. —

S. 351. Der junge, unreife Menſch wußte Alles, und beſſer wie die Andern, und am beſten. Mein Aerger ward aber zum Grimm erhöht, als der Burſche, ſo auf die gewöhnliche Art, nun auch über Goethe raiſonnirte und ſchwatzte, und der Freude nicht genug haben konnte über die Entdeckungen, die er in den Werken des Meiſters gemacht hatte, und von Fehlern, Schwächen, Widerſprüchen redete, und ſeines Unſinns kein Ende finden konnte. Einige ſtaunten ihn an, Andere ſprachen nur ſchwach dagegen, aber mein Zorn erhob ſich in meinem Innern, und wuchs immer größer, und endlich konnte ich mich nicht zurückhalten und endete das unſinnige Gerede mit den ſtärkſten und empfindlichſten Zurechtweiſungen.

S. 361. Da ich mein Fechten nicht verlernt habe, dacht ich ihm nur ein kleines Andenken zur Lehre zu geben, aber ich will auch künftig klüger und vernünftiger handeln, und nicht etwas zum Zank machen, was ſich ſo wenig dazu eignet. Iſt der Arme denn nicht ſchon dadurch arm genug, wenn er die Größe und Schönheit unſeres Goethe nicht fühlt? Ihn deßhalb verwunden? Wo man Mitleid fühlen ſollte, dürfte der Haß wohl nicht aufkommen. —

In der „Zeitung der Ereigniſſe u. Anſichten“ Beilage zum 155. Blatte des Geſellſchafters v. 28. Sept. 1831 heißt es in einer Beurtheilung der Urania f. 1832 über L. Tieck's Novelle: „Der Mondſüchtige.“ „An geiſtreichen Betrachtungen des Lebens ſind wieder ſo viele aus Tieck's innrer Wohlhäbigkeit hervorgegangen, daß ſich dadurch ſchon alle Kritik ausgleicht in dem empfundnen Vergnügen. Man könnte dieſe Novelle eine Verklärung Goethe's nennen denn zu ſolchem Zwecke iſt das nicht umfängliche Ganze am meiſten gerundet.“ —

In dem Freimüthigen oder Berlin. Converſationsblatt. 4. Nov. 1831. Nr. 216 heißt es über Tieck's Novelle: „Der Mondſüchtige“: „Man wirft Tieck vor, er ſei ein allzugroßer Verehrer Shakſpeare's. Bei dieſer Novelle fragt ſich's, liebt er Goethe minder? Welch' eine ſchmeichelhaftere Huldigung konnte Goethe empfangen, als wenn Tieck ihm huldigt? und zwar ſo, daß er ihn folgendermaßen charakteriſirt: In Goethe's Gedichten findet der deutſche Jüngling ſeine Empfindungen, der deutſche Mann ſeine Jugend wieder. So wird Goethe von einem Dichter ein Dichter genannt, und mich dünkt, ein Deutſcher darf ſtolz auf ſeinen Goethe ſein, wenn er über die franzöſiſche Eitelkeit auf Revolution zu dieſem beſſern Stolz kommen kann!“ —

Vrgl. Wegweiſer ꝛc. zur Abendzeitung. 1831. Nr. 82.

Blätter für literariſche Unterhaltung. 8. Novmbr. 1831. Nr. 312. S. 1352. u. 3. Dezmbr. 1831. Nr. 337. S. 1458 f.

Eine Sommerreiſe. Im Jahre 1803. — Novelle von Ludwig Tieck. — In der Urania für 1834. —

S. 118. Wir haben wohl nur einen wahren Roman in deutſcher Sprache, unſern Wilhelm Meiſter, den man nie genug ſtudiren kann. —

S. 165. Wir beſuchten in Heilbronn die Orte, die uns von früher Jugend auf durch den Berlichingen und Goethe's Werk ſo merkwürdig ſind. —

S. 172. Aus Verehrung für Goethe betraten ſie das alte Haus, die Burg Jarthauſen, in einer feierlichen Stimmung. —

S. 180 f. In dem, von dem Badeort Kiſſingen eine Meile entfernten, Dorfe und Bade Bocklet gingen ſie auf den Kirchhof, um das Grab der Auguſte Böhmer, der Stieftochter Wilhelm Schlegel's, aufzuſuchen. — — — Schlegel hat ihrem Andenken einige vorzüglich ſchöne Trauergedichte gewidmet. Dieſe liebliche Erſcheinung gehörte ebenfalls zu der frohen, geiſtreichen Geſellſchaft, von der ich neulich in ſo ſtarken Ausdrücken ſprach, ſo wie die feine, geiſtreiche Mutter dieſer Auguſte, eine höchſt gebildete Frau, die jetzt die Gattin Schelling's iſt. Dieſe Frau hatte ein ſo feines, geübtes Ohr, daß Schlegel ſie bei ſeinen Gedichten und Ueberſetzungen zu Rathe zog, und ſie entſchied faſt immer, wenn er zwiſchen drei oder vier verſchiedenen Lesarten ungewiß war, welche er als die wohllautendſte oder paſſendſte wählen ſollte. Dieſe Frau, ſo wie die Gattin Huber's und noch wenige, gehörten ohne Zweifel zu den früheſten und entſchiedenſten Bewunderern unſers Goethe. Viele der künftigen Literatoren werden es vielleicht nicht glauben wollen, wie ſehr edle und geiſtreiche Frauen in unſerer deutſchen Literatur den Ausſchlag gegeben haben. Als ich vor ungefähr zehn Jahren Berlin wieder ſah, war unter den vorzüglichſten der dortigen Frauen Das längſt ausgemacht, was Recenſenten, Dichter und Gelehrte nicht begreifen wollten, daß **Goethe** unſer größter Nationaldichter ſei, ein Poet in wahrſter und höchſter Bedeutung, und daß die großen Talente, die mitunter ſelbſt im Einzelnen etwas Größeres als er leiſten mochten, ſich doch mit der Großheit und Vollendung ſeines Weſens nicht meſſen durften. —

S. 205. Jener landkundige Fauſt, der unſerm großen Dichter in ſeiner Jugend wohl zuerſt den Anſtoß zum wunderbarſten ſeiner Werke gab, iſt im Weſentlichen dem Fauſt des Marlow nachgebildet. —

S. 210. In Weimar war mir der Park, Goethe's Haus, alle Umgebung, wie heilig. Im Garten, der allenthalben ſo lieblich und edel die dort dürftige Natur verſchönert und verdeckt, muß man bei jedem Schritte unſers Dichters gedenken. Er war nicht zugegen. —

Das alte Buch und die Reiſe in's Blaue hinein. Eine Mährchen-Novelle von Ludwig Tieck. — In der Urania für 1835. —

S. 128. Noch tauſend und tauſend entzückende Melodien ſchlummern in jener großen Naturharfe, deren klingende Saiten die Welt durchtönen ſollen. Eine neue Zeit wird durch Dich erwachen, die der Wunder und der Liebe; Geſänge werden die Welt durchſtrömen, wie ſie noch niemals gehört waren, und ein Kampf der Poeſie wird mit jenen alten ewigen Heroen entbrennen, daß der forſchende Sinn zweifeln wird, welcher Schönheit er den Kranz reichen ſoll. —

S. 129. Der Kaiſerſtamm der Hohenſtaufen wird dieſe Kraft entbinden und den Sinn begeiſtern; — dann, wie alles Sterbliche, wie alles Schöne, erbleicht auch dieſe Herrlichkeit, und Italien wird, Spanien nachher, ſpäter ein nordiſch Volk die Harfe ſchlagen, und Dein geliebtes Deutſchland faſt vergeſſen ſein, bis dann freundlich der Jüngling Dir im einſamen Walde begegnen wird, dem Du die Weihe ertheilſt, dem jugendfriſchen Helden, dem ſich die Geiſter der Vorzeit und der Nachwelt neigen werden. O mein Oberon, mein ſchöner Athelſtan! welche Freuden werden wir noch mit einander genießen! Alle dieſe Unſterblichen, und er, der deutſches Wort am höchſten adelt, ſind dann glückſelig hier bei uns. —

S. 143. Da traf in ſtiller Nacht in feierlicher Einſamkeit Oberon den Jüngling, der, wie er uns ſelbſt ſo ſchön erzählt, von Zabern nach Straßburg wiederkehrend, ſich im Anſchaun ſeines Genius vertiefte. Er ſetzte ſich zu ihm und gab ihm in Umarmungen die höchſte Weihe. —

S. 148. O ihr zarten Geiſter und feinen Gedichte des Gottfried von Straßburg, du heiliger Parcival, myſtiſcher Titurell, du edler, geiſtig witziger Arioſt, glänzend gutmüthiger Taſſo, o du hellſtrahlender Camoens, du in Geſellſchaft aller Muſen ſchalkhaft lächelnder Cervantes, du Calderon mit dem Strauß der dunkeln Purpurblumen in der Hand, einziger W. Shakſpeare, vor dem die Muſen und Apollo ſelbſt ſich neigen, Du, deutſcher Goethe, der als Glanzgeſtirn den ewigen Frühling die Sonnenbahn heraufführſt, — ihr Romantiker, ihr edlen Romantiſchen ſeid alſo die Vorbilder und begeiſternden Muſter jener Schamloſen, die das Laſter, die Verweſung, das Scheuſal und die Werke der Finſterniß ſingen? —

Muſenalmanach f. d. J. 1832. Herausgeg. v. Amadeus Wendt. Leipzig, Weidmann. Buchh. S. 309—314. —

Ludw. Tieck's Prolog zur Aufführung von Goethe's Fauſt in Dresden an Goethe's Geburtstage 1829.

(Halle, mit Blumen und Lorbeerkränzen, die ſich um die Saulen ſchlingen.) — Die Poeſie tritt auf, einfach gekleidet, Lorbeer im Haar, die Lyra im Arm. —

Die Poeſie begrüßt heut dieſe Räume,
Die oftmals ſchon mit ihrem Kranze
Die Saulen hier geſchmückt, daß hell im Glanze
Entſchwebten bunte, wundervolle Träume.

Wie oft durchflog auf dunklen Schwingen
Des hohen Friedlands Geiſt mit bangem Grauen
Den Raum, wie preßten Aller Herzen
Der hochgeſinnten Jungfrau Schmerzen!
Ich ließ die Bronnen der Begeiſtrung ſpringen,
Der Geiſter Durſt und ſchönſte Sehnſucht ſtillen,
In Wogen, die in Waldgrün hehrer Dichtung quillen.

Wer iſt der Greis, das Haupt, das ſinnig blickend
Durch alle Welten ſtrebt, Wonn' und Entzücken
Aus ſeel'gen Himmeln ruft, den Luſt und Schöne,
Der zarten Wehmuth Schmerzen,
Und freundlich Lachen, Witz und kindlich Scherzen
Umſpielt, rührt er der goldnen Leier Töne? —
Deß Feuerblicke tief zum Abgrund ſchauen,

Und, wo Verzweiflung, Grauen,
Wahnſinn und ew'ge Nacht das Todfeld decken,
Der Grimm, die wilden Schrecken,
Mit Schöpferwort die Todesflur durchklinget,
Daß ſich dem Graus ein freundlich Licht entringet,
Und aus dem Wahn ſich Sinn, aus Tod das Leben
Mit hellem Aug' und friſchen Gliedern heben? —

Ja, dieſe edle Stirn, die ruhmumglänzte,
Mit ew'gem Lorbeer grün bekränzte,
Das hohe Haupt, umſpielt von Abendröthe,
Es iſt der Muſen Liebling, Deutſchlands Goethe!

Ich ſandt' ihm alle Muſen früh, die holden,
Geſpielen waren ſie dem Kinde, golden
Schien ihm die Welt, als, vom Olymp entſproſſen,
Dem Jüngling ward zum Lied der Mund erſchloſſen,

Und Jung und Alt entzückt den Tönen lauſchten,
Die voll und lieblich durch die Welt hinrauſchten;
Freudig bewegt und ſüß beklommen
War jede Bruſt; denn niemals war, wie viel geſungen,
Ein ſolcher Ton erklungen,
Ein ſolches Wort in Deutſchlands Au'n vernommen.
Empor hebt ſich in kräft'gen Ringen
Das Lied, dem Wort erwachſen Schwingen,
Ein Rieſen-Adler, ſtrebt die Kunſt zur Sonne,
Im Schatten ihrer Flügel tönt die Wildniß,
Und in der Dichtung Dämmer fließet
Und ſchreitet kühn manch Zauber-Bildniß,
Der Wohllaut rieſelt durch die grünen Räume,
Die Klag' als Nachtigall-Laut ſich ergießet
In Gram, der Schmerz wird Wonne,
Als Wahrheit lebt, was erſt nur Sehnſuchts Traum.

Sei ſtolz dann, deutſches Land, das Heldengeiſter,
Tiefſinn'ge Forſcher und Geſangesmeiſter,
Propheten hoher Wahrheit
Schon oftmals ausgeſendet, zu verkünden,
In fremden Regionen zu entzünden
That, Freiheit, Kraft und der Gedanken Klarheit; —
Stolz darfſt du dreiſt weithin die Länder fragen:
Wer darf mit *dieſem* ſich zu meſſen wagen? —

Und iſt ihm nicht der ſchöne Lohn geworden?
Es nimmt, freundlich erhaben,
Der edle Greis die Gaben,
Die huldigend ihm darbringt Süd und Norden.

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten? Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhing, die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbiethigen Beyfall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und, Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frey wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die ſchändliche Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn!

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde, entbiethen euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen, Franz. Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß es nicht zu ſagen iſt.

(Mehr an das Publikum.)

Auch hier, Geliebte, ſind mit Geiſtertritten
Die lieblichen Geſtalten,
Taſſo, die edle Griechin, Götz geſchritten,
Auch ihr ſah't gern des hohen Dichters Walten. —
Doch wie? — Der Fauſt, der kühnſte Traum des Mächt'gen?
Darf dieß Gerüſt, mit Mängeln, Fehlern, Schwächen,
Sich dieſes ſtarken Rieſenwerks ermächt'gen?
Wird nicht der kleine Raum zuſammenbrechen? —

Kein Raum genügt dem unermeßnen Werke,
Und keine, keine Kraft wiegt des Titanen Stärke,
Und keinem Sterblichen wird es gelingen,
Das vieldeutſame Lied zum Schluß zu ſingen,
Daß es Fragment, als Räthſel und Ruine,
In Mondſchein-Dämmer um ſo größer ſchiene.

Und alſo ſoll auch uns der Tadel meiden,
Was frech erſcheinen dürfte, iſt beſcheiden,
Weil, Bruchſtück vom Fragmente zu beleben,
Wir ängſtlich uns und dankbar nur beſtreben.
So nehmt es an, und unſer Müh'n iſt nicht verloren;
Denn heut vor achtzig Jahren ward geboren
Der Sangesfürſt; der Siegeswagen
Ihn ruhmgekrönt durch jedes Land getragen;
Und daß auch wir ihm huld'gen und ihm danken,
Drum öffnen heut zum Wagſtück ſich die Schranken;
Daß Ihr, Verehrte, heut ſein liebend denket,
Drum wird herein in enge Bahn gelenket
Der Katarakt, deß Donnerſtimmen ſonſt wohl nimmer tönten.
Wie wir ſo ehren möchten ihn, den Ruhmgekrönten,
So adeln wir uns alle, auch die ungeſchmückten Hallen,
Wo wohl zuweilen ſchwache Lieder ſchallen.

Daß wir an dieſem Feiertag es wagen,
Das Rieſenbild herein zu tragen,
Dieß mag die That erklären, und entſchuld'gen,
Daß wir durch Kühnheit dieſem kühnen Meiſter huld'gen. —

Morgenblatt f. gebildete Stände. 19. Aprl. 1832. Nr. 94. Epilog zum Andenken Goethe's von L. Tieck. — Geſprochen in Dresden nach Darſtellung der Iphigenia von Goethe, 29. März 1832, von Mad. Mevius, Herrn Karl und Emil Devrient und Herrn Pauli. —

(Symphonie zum Egmont von Beethoven, dann hebt ſich der Vorhang wieder. —)

Karl Devrient.

Seit jener trüben Stunde,
Als uns zuerſt erſcholl die Trauerkunde,
Nicht töne Fülle mehr der Lehr' und Lieder
Vom hochgeweihten Munde
Des weiſen, edlen Sängers; daß hernieder
Zum Staube die Heroenbildung ſteigt,
Und ewig nun die holde Lippe ſchweigt: — —
Welch Herz, das nicht im tiefſten Grunde
Erſchüttert ward, wie in die dunkle Nacht
Entweicht die hohe Kraft, dem Tod erliegt
Der Held, der in der Götterrüſtung Pracht
So kühn als ein Unſterblicher geſiegt! —

Mad. Mevius.

Nicht nur Germaniens Gau'n, auch ferne Zonen,
Sie fühlen, was das deutſche Land verloren,
Wo irgend Menſchen, Denker, Künſtler wohnen,
Die ſich Unſterbliches zum Ziel erkoren, —
Ihr Vorbild, Lehrer, Freund und hoher Meiſter
Schied lächelnd zu dem Chor verklärter Geiſter.

Emil Devrient

Was die Geſchichte beut, was Forſcher denken.
Die Kräfte, die in Weisheit Völker lenken,
Was die Natur in ihrer Werkſtatt ſchafft,
Der Erze Gang, des Erdgeiſts Wunderkraft,
Im Aether hoch der Wolken Wandelzug,
So wie in Tiefen der Gedanken Flug: —
Das Unſichtbarſte ſelbſt war Ihm vertraut,
Dieß hat im klaren Spiegel Er erſchaut,
Der Farben ſüßes Dämmerſpiel und Leben,
Hat ſein begeiſtert Auge kund gegeben,
Daß Wald und Fels, Meer, Erde, Luft und Licht
Auf ſein Geheiß ward Weisheit und Gedicht.

Karl Devrient.

Wer wagt, den tiefen, reichen Geiſt zu meſſen?
Apollo's und der Muſen Liebling ſteht
Er da, der größte ſeiner Zeit, vollendet,
In ſeiner hohen rieſigen Geſtalt.
Zwei Rieſen nur ſind ihm verbrüdert noch,
Der heil'ge Dante, deſſen Wunderharfe
Im Einklang mit den Himmelschören rauſcht,
Und jener britt'ſche Geiſt, der überſtarke,
Der Goethe's Jünglingsmuth entzündete: —
Die drei Giganten reichen über Zeiten
Und Land und Meer ſich brüderlich die Hand,
Ihr Aug' umſtrahlt im Herrſcherblick die Welt.
Sie ſteh'n, die höchſten Alpen, klar im Blau,
Mit reinem Demantglanz das Haupt umleuchtet,
Daß Pilger dort und hier die Wege finden;
Geſtirne ſind ſie, die auf weitem Meer
Durch dunkle Nacht dem Schiffer ewig ſtrahlen,
Daß er die ſichern Pfade finden mag.

Mad. Mevius.

Begeiſt'rung ihm und Muſe war die Wahrheit,
Das Finſt're des Gemüths zur Schön' und Klarheit
Erhob ſein Lied, ſo rauſchet rein und helle
Der volle Ton noch heut, ſo wie die Welle
Im hohen Felsgranit einſam entſpringt,
Prophetiſch bis zum Thal hernieder klingt. — —

(Der Vorhang hebt ſich. In den Wolken ſieht man auf erhöhter Bühne in der Mitte die Büſte Goethe's, gekränzt von Egmont und einem Genius, der Klärchen, den Nachruhm und die Freiheit andeutet, rechts Taſſo und die Prinzeſſin Leonora, vorn Fauſt, auf der andern Seite Götz von Berlichingen und Eliſabeth.)

Taſſo, der Seher, hochbegabt, will innen
Des Lebens Kron' und Seligkeit gewinnen,
Und kennt doch nicht den Genius, der ihn krönt,
Und ſeines Herzens Blume ſanft verſchönt:
Verdüſtert ruft er ſelbſt den finſtern Mächten,
In aufgeregter, wilder Leidenſchaft
Wird Wahnſinn nun und Ohnmacht Geiſt und Kraft,
Und er verfällt des Schickſals dunklen Nächten;
Des Dichters Leid und Liebe, Qual und Luſt,
Verſteh'n, erleben wir in eigner Bruſt.

Karl Devrient.

Dort Götz, der rechtlich gute, freie Mann,
Der häuslich Brave, Unterdrückte ſchützend,
Im Kampf mit klüg'rer, doch zweideut'ger Zeit,
Künſten erliegend, die ihm ſein Verhängniß
Verderbend flechten aus dem Heldenmuth,
Dem edlen Trotz, redlichem Widerſtand,
Verſchmäh'n der Klugheit, eigennütz'ger Lüge,
Aus Tugenden, die ihn in frühern Jahren
Zum Helden adeln, Ruhm und Glück ihm ſchenken. —

Es liegt ein holder Schlummer zart und weich
Um unſer Daſein; aus Ergebung, Dulden,
Genuß im Maß, Entſagen und freiwill'ger
Beſchränkung iſt der Wunderhag gepflanzt.
Im Innern hegt er Glück, der Liebe Blumen,
Der Frömmigkeit und Milde ſanftes Grün,
Des Mitleids, der Zufriedenheit, des Fleißes
Heilvolle Pflanzengärten, ſüß betäubend.
Zerbrochen hat den Zauberring, den Götter,
Im höchſten Rath verſammelt, ſelbſt geſchmiedet,
Fauſt, — einſam ſteht, verlaſſen der Titane,
Der nicht den Staub des Ird'ſchen eſſen wollte,
Und dem Vernunft nicht g'nügte, Glaub' und Wiſſen.
Er reißt in Ueberkraft die unbewußte
Und fromme Unſchuld wild in ſeinen Sturz;
Zu groß, ein Menſch, zu klein, ein Gott zu werden,
Iſt ihm ſtatt farbig duftend grüner Erde
Auf lange Wahn und Aberwitz ſein Haus.

L. Pauli.

Ein frohgeſinnter, menſchlich edler Held
Erliegt mit ſeinem Volk der Tyrannei:
Egmont, den Liebe, Freiheit, Nachruhm, Dank
Des Volkes kränzt, in Einem Bilde alle
So ſchön verſchlungen, daß zu ſondern keins.
Des Dichters hohe Weisheit hat verkündet,
Was Freiheit ſei, Gehorſam, Zucht und Volk,
Was nie der Fürſt, auch für den beſten Zweck,
Erſtreben ſoll, was nie das Volk, auch ſelbſt
Im Recht, ertrotzen darf, was nie verweigern. — —
O würde nicht im wilden Kampf der Zeit,
In der oft Leidenſchaft, Verwirrung, Hader

Das ſinn'ge Wort der Weisheit überſchrei'n,
Der Milde, Gottbegeiſterte verſchmäht,
So ſprach aus dieſem Lied Eintracht und Liebe. —
In dieſem Wetterſturm, der Frühlingsnähe,
Vielleicht auch Unheil, Schmerz, Verderben kündigt,
Iſt Er entwichen, Er, der feſter Kraft,
Wie der Magnet, die Irrenden geführt.
Verhüte, freundlich Schickſal, Friedens-Genius,
Daß uns nicht vorbedeutend Prophezeihung ſei,
Daß jetzo dieſer Hort uns ward entrückt. —

Emil Devrient.

Gedenken wir denn ſein in dieſem Bilde,
Des Hohen, der uns freundlich, hehr und milde
Die Welt erſchloß, und als ein Zaubermeiſter
Aus Zukunft und Vergangenheit rief Geiſter!
Sind einſt durch Zeitenwechſel, manch Jahrhundert,
Prachtvolle Städte in Ruin begraben,
Vergaß man längſt, was Gegenwart bewundert,
Was wir in Stolz und Qual errungen haben;
Wenn neue Straßen ſich durch Länder breiten,
Noch ſchnell're Schiffe durch die Meere ſchreiten,
Sich ferne Zonen nah und näher kamen —
Auch dann ertönt noch unſ'res Meiſters Namen.
Der Enkel ſpricht, den Blick zurückgewandt:
Beglückt Du Volk, beglückt Du deutſches Land,
Die ihn geſehn, vernommen, ihn gekannt,
Ihr, denen, als er lebt', ſein Wort erklungen,
Denen als Freund er noch ſein Lied geſungen! — —

Und ſo erfaſſen wir noch fromm den Saum
Des Scheidenden, er iſt uns nicht entrückt;

Daß wir ihn kannten, liebten, iſt kein Traum,
Er wohnt in uns, und wir ſind hoch beglückt,
Daß uns die Kraft beſeligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben.

Alle.

Daß uns die Kraft beſeligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben. —
(Die letzten Takte der Symphonie fallen wieder ein.)

Ludwig Uhland.

Gedichte von Ludwig Uhland. Zehnte Auflage. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers. Stuttgart, Cotta. 1836. S. 364 f.

Münſterſage.

Ballade. (1829.)

Am Münſterthurm, dem grauen,
Da ſieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen,
Geduldig trägt's der Stein.

Einſt klomm die luſt'gen Schnecken
Ein Muſenſohn heran,
Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von ſeinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundſtein bis zum Knauf.

Da zuckt in ſeiner Grube
Erwin's, des Meiſters, Staub,
Da hallt die Glockenſtube,
Da rauſcht manch ſteinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt' er wunderbar
Aus ſeinem Stamm gebären,
Was unvollendet war! —

Der Name war geſchrieben,
Von Wenigen gekannt:
Doch iſt er ſtehn geblieben
Und längſt mit Preis genannt.

Wer iſt noch, der ſich wundert,
Daß Ihm der Thurm erdröhnt,
Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt?*)

---

*) Auf der Plattform des Straßburger Münſters ſteht unter vielen auch Goethe's Name, von ſeinen akademiſchen Jahren her, eingehauen. —

◆

Friedrich Rückert.

Deutſcher Muſenalmanach f. d. Jahr 1833. — Herausgegeben von Adelbert v. Chamiſſo und Guſtav Schwab. Leipzig, Weidmann'ſche Buchh. — S. 28. —

Sonnett.

Um Frühlingsanfang iſt ein Baum gefallen,
Der unſ'rer Väter Kindheit ſchon umblühte,
Mit Goldfrucht unſ'rer Wieg' entgegen glühte,
Und uns ſo lange ließ im Schatten wallen.

Des immer grünen Laubes Nachtigallen
Erſchloſſen klangvoll der Natur Gemüthe,
Und her vom Wipfel ſchaut' ein Aar und ſprühte
Noch Weltverklärungsblitz' aus morſchen Krallen.

Schämt euch, die ihr am alten Stamm, ihr Knaben,
Das Moos gerupft, vor Männern, die in ſeiner
Bewund'rung ſich herangebildet haben!

Wo Goethe ſtand, galt größer nichts noch kleiner;
Er ging, nun zeigt wetteifernd eure Gaben!
Doch derer, die ich kenn', erſetzt ihn keiner. —

◆

Villoiſon.

Epistolae Vinarienses, in quibus multa graecorum scriptorum loca emendantur et cet. cura Jo. Bapt. Casp. d'Ansse de Villoison. Turici. 1783. p. 71.

Pour le buste de M. Goethe.

Augusto et Musis carus, tractavit amores
Letiferos juvenum, fortia facta ducum,
Atque pari ingenio commissa negotia, doctae
Maecenas aulae Virgiliusque simul.

* * *

Friedrich Auguſt Wolf.

Muſeum der Alterthums-Wiſſenſchaft. Herausgegeben von Friedr. Aug. Wolf und Philipp Buttmann. Berlin, Realſchulbuchhandlung. 1807. Erſter Band. (Darſtellung der Alterthums-Wiſſenſchaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth. — Von F. A. Wolf.) S. III—IX.

Goethe,

der Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Sammlung von Schriften und Aufſätzen, die beſtimmt ſind, hin

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach euerm Tod wird's heller blinken, als die meſſingenen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit geſchäftiger Geſchwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar ſchon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bothſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äuſſerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehes.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr ſolltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch — ich hab ſie wieder vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müſſen!

und wieder das weite Gebäude von Kenntniſſen aufzuklären, in welchem jener das Leben verſchönende Geiſt urſprünglich wohnte. — An wen unter den Deutſchen könnte man bei einem Unternehmen ſolcher Art eher denken, als an Den, in deſſen Werken und Entwürfen, mitten unter abſchreckenden modernen Umgebungen, jener wohlthätige Geiſt ſich eine zweite Wohnung nahm? Seiner würden wir vor jedem andern gedenken, wäre auch nicht früher an einen der Herausgeber Sein freundſchaftlicher Zuruf zu neuer veränderter Thätigkeit ergangen, ein Zuruf, der auch dem minder Vollendeten nachſichtigen Beifall gleichgeſinnter Leſer verhieß. — Doch nicht, um ſich eines begünſtigenden Genius unſerer Literatur zu verſichern, wollten die Unternehmer dieſer Zeitſchrift ihr erſtes Blatt mit ſeinem Namen zieren. Dazu hätte es dieſes öffentlichen Schmuckes nicht bedurft. Sie wollten bei einem ſo guten Anlaſſe der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes ſagen, mit wie inniger Empfindung Derjenige zu ehren ſei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, ſchon längſt genügender und ſchöner beantwortet hat, als die beſte Erörterung je vermöchte. Denn woher ließ ſolche Erhebung über die engen Kreiſe und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher ließen ſolche Anſichten von Welt und Kunſt und Wiſſenſchaft ſich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Muſenkünſte, welches ſich endlich einmal wieder in einem natürlich verwandten Gemüthe aufſchloß? Einen Hypopheten von dieſem Verdienſt, der nicht allein die Sprüche und Ideen der verſtummten Orakel auslegte, ſondern ſelber viel Auslegungswürdiges hervorbrachte, näher erkennen und Seinen oft verborgenen Sinn ergründen zu lernen, ſchon dieß wäre wohl des Schöpfens aus den ewigen Urquellen der Schönheit werth. —

Ihr Wert und Anſehen, würdigſter unſerer Edlen, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieſer Kenntniſſe entriſſen werde: wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu ſuchen ſei, in der Natur unſerer Sprache, oder in Verwandtſchaft eines unſerer Urſtämme mit dem helleniſchen, oder wo ſonſt etwa: wir Deutſchen nach ſo manchen Verbildungen ſtimmen am willigſten unter den Neuern in die Weiſen des griechiſchen Geſanges und Vortrages; wir am wenigſten treten zurück vor den Befremdlichkeiten, womit jene Heroen Andern den Zutritt erſchweren; wir allein verſchmähen immer mehr, die einfache Würde ihrer Werke verſchönern, ihre berühmten Unanſtändigkeiten meiſtern zu wollen. Wer aber bereits ſo viel von dem göttlichen Anhauche daheim empfand, dem wird der ernſthafte Gedanke ſchon leichter, in den ganzen Kultus der begeiſternden Götter einzuweihen. — Nur laſſen Sie uns nicht weniger verhüten, daß zu dieſen Orgien nicht das buntgemiſchte Volk ohne Vorbereitung und Andacht ſich dränge, um mit dem Stabe der Begeiſterung umherzutaumeln. Bewillkommen wir zwar manchen gern, der in unſern Kreiſen Erheiterung und Labſal ſucht nach dem Ernſte ſtrengerer Wiſſenſchaften oder der Dürre bloß erwerbſamer: ebenſo denjenigen, der ſich als eifrigen Liebhaber alles Schönen ankündigt; mag auch mancher der eigentlichen Genoſſen nicht gerade das Höchſte der Wiſſenſchaft nach den reichſten Geſichtspunkten umfaſſen, und ſich mit einem und anderem Theile als fleißiger Arbeiter begnügen, immerhin befangen in dem Wahne, wirklich zu lieben, was er nur als ſein Tagwerk treibt: jedoch veredle jeder von Allen ſeine Bemühung und ſelbſt ſein Spielzeug durch ſinnvolle Behandlung und durch die Richtung nach den anerkannten beſten Zwecken. So werde, ſo bleibe der Deutſche, ohne die Aemſigkeit des bloß gelehrten Sammlers zu verachten, ohne den bloßen Liebhaber allgemeiner Bildung zurückzuweiſen, überall der tiefere Forſcher und Ausleger des aus dem Alterthume fließenden Großen und Schönen; und er gebrauche ſolche Schätze, um unter dem Wechſel wandelbarer öffentlichen Schickſale den Geiſt ſeiner Nation zu befruchten, deren Beſſere durch das Studium einheimiſcher Werke keineswegs unvorbereitet ſind, die höhere Weihe zu empfangen. — Mögen Sie, Kenner und Darſteller des griechiſchen Geiſtes, noch lange ein wirkſamer Beſchützer und zufriedener Zuſchauer ſo nützlicher Beſtrebungen ſein! Möge Ihr geliebtes Weimar, unter ſeinem herrlichen, von allen Muſen gefeierten, Fürſtenhauſe bald wieder in verjüngter Blüthe ſtrahlend, auch fernerhin neue ſchöne Talente für das übrige Deutſchland wecken! Möge Ihnen nie Kraft und ungeſtörte Muße fehlen, um auf dem Wege, worin Ihr Leben ſelbſt dem Stufengange der Griechen nachahmt, itzt dieſe, itzt eine andere der holdeſten Künſte, und bald auch dunkele Räume oft entweihter Wiſſenſchaften zu erleuchten! —

Morgenblatt. 1823. Nr. 99. —

F. A. Wolf vor einem neuen Bildniß Goethe's, von dem Maler Frank zu Berlin aufgeſtellt. —

— ⏑ — ⏑ ⏓ — ⏑ — ⏑ — ⏓
⏑ —

Endlich ſchau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüßt, du Hochgeliebter,
Deß ſo ſprechend Bild ich ſtets vermißte;

Das mit Zaubergewalt um ſechs und dreißig
Jahr' in eigene Jugend mich zurücktäuſcht,
Und des Alters verhaßte Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beſchauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geiſt ſo ganz wie damals,
Als zuerſt ich dich ſah und lieben lernte.

Nie nun rücket dieß Bild von meiner Seite!
Es mag lindern der weiten Trennung Sehnſucht;
Freundlich weil' es um mich mit dieſer heitern
Stirn, dem ſinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage ſpreche ſein Mund mir Lebensmuth zu. —

Berlin, 1. Dezember 1822.

Den Verfaſſer überraſchte, da er eben ſelbſt einer Freude höchſt bedürftig war, dieß Oelgemälde, das den alternden Dichter ihm faſt in derſelben Geſtalt wieder darſtellte, wie er ihn ſeit dem Frühjahre von 1786 außer ſich nicht geſehen hatte. In jenem Jahre war es, wo der Verfaſſer, ſelbſt im ſiebenundzwanzigſten Jahre, ihn, der in der ſchönſten männlichen Kraft ſtrahlte, zu Jena kennen lernte auf der Büttner'ſchen Bibliothek, wo ſich bald ein langes Geſpräch über die Aufſtellung der unlängſt angekommnen Bücher und über Bücherweſen und Unweſen überhaupt anknüpfte, ein Geſpräch, woraus ihm noch manche geiſtvolle Anſichten gegenwärtig blieben bis in die neueſte Zeit, wo er die Jenaiſchen und Weimar'ſchen Bibliotheken nach gleichen Grundſätzen geordnet, und gewiſſermaßen vereinigt ſah. Eine nähere Verbindung mit dem Dichter und Weiſen entſtand erſt ſpäter, die dann bei der Nähe der beiderſeitigen Wohnorte, etliche glückliche Jahre hindurch, bis zu einer Freundſchaft aufwuchs, die nicht einmal eines Briefwechſels bedarf! —

Ueber ein Wort Friedrich's II. von deutſcher Verskunſt. Eine Vorleſung von Fr. Aug. Wolf. Berlin, Duncker und Humblot. 1811. — S. 6.

Gab man jenen Verächtern der deutſchen Sprache gelegentlich eine Vorſtellung von den ſchönen Fortſchritten unſerer Sprache ſeit Gottſched's Zeitalter bis zu der männlichen Reife Goethe's und Schiller's, ſo horchten ſie der ausländiſchen Erzählung gefällig, doch mit ungefähr gleichem Befremden, als womit man den ſchnellen Gang betrachtet, den einſt zu Athen die Proſa der Geſchichte von Herodotos Jugendzeit bis in das hohe Alter des Thukydides machte. —

Aus Ariſtophanes Acharnern. Griechiſch und deutſch, mit einigen Scholien. — Von Fr. Aug. Wolf. Berlin, 1812. S. VIII. — Unſerem einzigen trefflichen Vorgänger Wieland war dieß das erſte Stück, womit er ſeine ariſtophaniſche Laufbahn antrat, weßhalb wir diejenigen, die das Ganze deutſch zu leſen wünſchen, auf ſeines Merkurs Bnd. II. des Jahres 1794 verweiſen. Und eine der ſüßeſten Belohnungen iſt es dem Ueberſetzer, wenn er ſo hier, wie früher in den Wolken, ſeine Muße zu dieſes bei allem Urtheil allein der Kunſt gedenkenden Veteran's, zu Goethe's und ähnlicher Richter Zufriedenheit verwendet hat; um ſo mehr, da eben ſolche Männer es waren, unter deren begünſtigenden Augen ſein erſter Verſuch entſtand und herausgegeben wurde. —

Friedrich Jacobs.

Vermiſchte Schriften von Friedrich Jacobs. Leipzig, Dyk'ſche Buchh. 1837. Th. 6. S. XI. f. (Zuſchrift an v. Hoff. Gotha, 19. Aug. 1836,*): „Gotter, der mir ſeine Gunſt frühzeitig zugewendet, hat durch ſeinen erheiternden Umgang auf meine geſellſchaftlichen Verhältniſſe und meine Bildung einen wirkſamen Einfluß gehabt. In jener Zeit tiefen Friedens, wo eine bedeutende Schrift eine Begebenheit war, entging keine ausgezeichnete Erſcheinung auf dem Gebiete der Dichtkunſt ſeiner Aufmerkſamkeit, und wie jede für ihn ein Feſt war, ſo wurde ſie es auch für ſeine Freunde durch ihn. Von ihm vorgeleſen, mochte auch wohl das minder Bedeutende Reiz gewinnen; das wahrhaft Schöne aber trat durch den ſeelenvollen Ausdruck des tieffühlenden Vorleſers, durch die vollendete Kunſt ſeiner Declamation und die Kraft ſeines geſchmeidigen und geübten Organ's in voller Herrlichkeit vor. Nie werd' ich des heitern Morgens vergeſſen, wo wir in einer Laube des Studnitziſchen Gartens die lang erſehnte Iphigenie in Tauris von ihm leſen hörten, und in dem unvergleichlichen Werke die gemüthvollen Töne eines verjüngten und veredelten Euripides zu vernehmen glaubten; oder der Abende, wo uns Egmont, die Mitſchuldigen und ſo manches andre Werk des unſterblichen Dichters erfreute. Auch Sie, mein vortrefflicher Freund, erinnern ſich ſolcher Abende, wo auch Frauen an dem edlen Genuſſe Theil nahmen, und ihn durch ihre Theilnahme erhöhten. Dieſe Frauen ſind nicht mehr; kaum daß noch Eine unter uns lebt, die das Andenken jener genußreichen Stunden, und ihr freundliches Bild bewahrt, das mir oft in den Träumen meiner Tage und Nächte vor die Seele tritt. —

---

*) Alſo im 72. Lebensjahre des Verfaſſers geſchrieben.

Vermiſchte Schriften von Fr. Jacobs. Th. 6. S. 429—440. Zu Goethe's Nachlaß. — Frühere Geſtalt der Iphigenie in Tauris. — 1832. Vrgl. verm. Schriften von Fr. Jacobs. Th. 1. S. 18 u. 62. —

Verm. Schriften v. Fr. Jacobs. 1844. Th. 8. S. 176—221. Epistola ad Fridericum Kriesium etc. 11. Nov. 1839. — S. 210 seq. Habebamus pueri Gelleros, Gesneros, Halleros, Kleistios, Ramleros, Gleimios, Klopstockios, quos admiraremur, edisceremus, imitaremur; emicuit Wielandius, Italos praesertim Gallicosque poetas felici conatu aemulatus. Juvenes nos incendebat divinum **Goethii** ingenium, nulli cedens, plurimos superans, simulque cum eo nobilis Schilleri Musa; quibus et amicitia et communi laude conjunctis non Germania solum, sed cuncta Europa ora obvertit. De his heroibus, quos ambos vivos florentesque vidimus, tacere praestat, quam pauciora dicere. Hoc solum addam. Ad Goethium, non unius Musae antistitem, accommodari posse laudes a Quintiliano Maeonidi tributas, quum dicit, neminem eum in magnis sublimitate, in parvis proprietate superasse; laetum esse ac pressum, jucundum et gravem, tum copia tum brevitate mirabilem, nec poetica modo, sed philosophica quoque virtute eminentissimum; ad Schillerum autem retulerim, quae idem rhetor de Pindaro praedicat, spiritus in eo magnificentiam beatissimumque rerum verborumque ubertatem admiratus. Hoc quoque in his viris memorabile accidit, quod, quum plurimi

carminum conditores nullam ex arte sua studiisque neque dignitatem in se neque utilitatem redundare querantur, nihilque se praeter laudem inanem consequi, illis cum vivis tum mortuis honores fuerunt habiti eximii; et viventibus quidem nobilitatis ornamenta tributa, defunctis statuae aeneae positae. Praeter hos autem heroas haud exiguus nostra aetate poetarum proventus fuit, interque eos non pauci insigni laude dignissimi.

Dr. Heinr. Karl Abr. Eichſtädt.

Dr. H. C. A. Eichstaedt: Memoria Annae Amaliae. Jenae. 1807. pag. 12.

Ex quo Wielandianae Camoenae, nutu Amaliae huc eductae, Vimariam placido vultu adspexerunt, quot et quanta lumina hanc civitatem illustrarunt! Divinum hic illuxit Goethii ingenium, quod nobis et splendet adhuc, et diu, precamur, splendeat! Enituit hic admirabilis ars Schilleri, qui nunc, ut cum Horatio loquamur, astra perambulat, sidus aureum. Quid spiritus Herderi memoremus, quid Seckendorfii fecundum pectus, quid Einsidelii venustatem, quid os Knebelii, Musaei dulcedinem, Bodii sales et tot aliorum virorum virtutes?

Dis manibus Caroli Augusti patris patriae sacrum. — Parentalia rectoris magnificentissimi in academia Jenensi rite peragenda indicuntur.

Jenae, Bran. 1828.

Peregrinae pertaesus in artibus dominationis,
Musas patrias ex fuga retractas
Goethii tutela et ingenio,
Teutoniae ne suus deforet Pericles,
Adultiores comptiores ornatiores factas
Ipse ovantes in Olympum suum revocavit
Annuente Genio Teutoniae
Templum magnificum a gallica sorore occupatum
Thaliae Teutonicae reddidit. —

Oratio in exsequiis rectoris Academiae magnificentissimi Caroli Augusti, magni ducis Saxoniae, principis Vimariensium atque Isenacensium habita in Academia Jenensi, 9. Aug. 1828 a D. H. C. A. Eichstadio. Jenae, Bran. 1828. pag. XI. seq. *) —

Ac videte, quantum patriae nostrae Fortuna faverit, quasi consolatura injuriam, quam Fridericus olim Teutonico nomini imposuisset. Fridericus enim, quum virum circumspiceret, cujus et consilio uteretur, et ingenio suum ipse ingenium pasceret, suaeque aetatis cultum acceleraret, Voltarium invenit, ad quem sua applicuit studia, eximia illa quidem, sed quae tamen abhorrentem ab natura Teutonica peregrinitatem quandam ostendebant, ipsamque nationem nostram aliquamdiu ab ea, quam dudum meruisset, dignatione apud exteros excluserunt. Carolo Augusto non erat, quod quaereret; ut vidit, ut amplexus est Goethium, quem praesignem ingenio, praesignem animo juvenem, et vere Germanum, ipse pari indole juvenis fovit, virum Princeps factus in gravissimarum rerum communionem et perpetuam societatem adhibuit, senem senex novis

---

*) Die deutſche Ueberſetzung dieſer Stelle ſ. oben bei Karl Auguſt.

atque exquisitissimis benevolentiae et caritatis documentis publice condecoravit. —

H. C. A. Eichstadii oratio Goethii memoriae dicata in panegyri academica dicta ipsis calendis Octobribus 1832. Jenae, Bran. 1832.

Vrgl. Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit. Von Fr. v. Müller. Weimar, 1832. S. 4 f., wo es von dieſer herrlichen Rede heißt: Wie noch in dieſen jüngſten Tagen jener geiſtreiche akademiſche Trauerredner mit klaſſiſcher Gediegenheit von ihm behauptete, daß in der ſtufenweiſen, harmoniſchen Entwicklung ſeines Geiſtes alle die verſchiedenen Perioden antiker griechiſcher Kultur in ihren Hauptmomenten nachzuweiſen ſeien; ſo läßt ſich ohne Uebertreibung hinzufügen, es ſcheine, daß in ihm, dem Einzelnen, die Natur den ganzen Kreislauf menſchlichen Strebens und menſchlicher Beſtimmung habe abſpiegeln, in ihm, in ſeinem Individuum, den Grundcharakter allgemeiner Menſchheit, ſo in Tugenden, wie in unvermeidlichen Schwächen, habe ausprägen und aufſtellen wollen, oder, wie ein geiſtreicher Britte es noch kürzlich ausgedrückt hat: „Es war, als ob der Zufall und urſprüngliche Begabung ſich vereinigt hätten, einen Charakter im höchſten Style zu bilden.“

◆

Gottfried Hermann.

De Aeschyli Niobe dissertatio scripta a Godofredo Hermanno. Febr. 1823. Lipsiae. pag. VII. Sed ut ad Aeschyli Nioben revertamur, quae compositio fuerit

Franz. Wie meint ihr? Er ſagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgeſtalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? das iſt eben als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemahl da ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann

illius fabulae conjiciat fortasse, ut in Euripidis Phaëthonte, divinum ingenium Goethii, cui contigit, quod sibi exoptabat Horatius, integra cum mente nec turpem senectam degere nec cithara carentem. —

(Vrgl. üb. des Euripides Phaëthon: Goethe üb. Kunſt u. Alterthum. B. 4. H. 2. 1823. S. 1—34 u. 152—158.) — —

Godofredi Hermanni dissertatio de Euripidis Alcestide. pag. X. in edit. Alcest. Lips. 1824. — —

— — Idque sic est a poeta factum, ut, etiamsi adventus Herculis non potuit non esse fortuitus, tamen cur ille Alcestin in vitam reduceret, non casu, sed expiandi flagitii causa in summae pietatis virum commissi fieri videretur. Eo fine Herculem talem, qualis est, introduci oportebat, i. e. virum corporis robore invictum, animo autem generosum quidem, sed rudem et ferocem, quippe naturae non hominum legibus viventem, vitamque nihili pendentem, sed ob id ipsum bonis ejus, dum liceret, fruentem, sine minus, sine questu cedentem fatis. Quam egregiam esse divinaque arte expressam imaginem viri, qui heros vocari dignus esset, multos latuit: non latuit nostratem Goethium, summum et poetam et arbitrum poetarum: cujus fabula, quam deos, heroes et Wielandium inscripsit, ut ab ejus operum editione ne excludatur, et alio loco optavi, et idem nunc repeto. Ille igitur Hercules quid mirum, si, qua est animi simplicitate, facile persuaderi sibi patitur, alienam mulierem sepeliri? — — —

Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit Godofredus Hermannus. Lips. in librar. Weidmann. 1831.

Goethio Taurica Iphigenia spiritum Grajae tenuem Camenae Germanis Monstratori D. G. H. —

* * *

Karl Reiſig.

C. Reisigii Thuringi conjectaneorum in Aristophanem libri duo ad Godofred. Hermannum equitem illustrem. Liber primus. Lipsiae in librar. Weidmann. 1816. p. 138.

Sed ut ne, priusquam illuc venias legendo, animi hilaritas tua restinguatur, nobiles illos versus adjungam, et, ut graece dicam, *χαρίτων ἄνθος* Goethii:

> Zwei Spatzen und ein Schneider,
> Die fielen vor dem Schuß. ꝛc.

Aristophanis Nubes, fabula nobilissima integrior edita auctore Carolo Reisigio Thuringo. Lipsiae, 1820.

Carolus Reisigius Thuringus
Goethio, Wolfio, Hermanno
salutem.

Tandem diuturnum explevi desiderium, quo vehementissime agitabar, ut emerso ex temporum angustiis animo ad vestra sidera evolarem, atque vos publice salutando pectus levarem meum. Nescio enim, quod majus Musarum oblectamentum capiam, quam si relicta solitudine vos alloquar earum antistites, quorum praesidio hae litterae imprimis sustentantur, et ab inertia hominum ac situ vindicantur. Ac te primum compello, qui non in his montium jugis desertis, sed in Parnasso, Helicone, Pindo, Euterpe ac Polymnia nutricibus, es educatus. Te enim, si viveret Aristophanes, insigniter admiraretur, sicuti omnes, qui vivimus et sapere cupimus, admiramur; te coleret ille, quamvis multorum irrisor, te suis celebraret laudibus, qui summo honore Sophoclem in Ranis est prosequutus. Quare te nunc judicem summis cum Criticis duobus summum poëtam elegi, quum magnam partem poëticae virtutis in fabula nobilissima diu obrutam videar mihi quidem restaurasse. Tu igitur judicabis cum illis duumviris excelso vir ingenio, Goethi, num mea opera, quantulacunque est, celeberrimum Comici inventum dignos auctore acceperit reconditiores sales. —

Vos autem Criticorum principes, qui ipsi in hoc studio mihi praeivistis viam, vos jam, quantum ex vestris laboribus fructum percepi, serena fronte intuemini. Saepe ac multum recordor illius temporis prosperrimi, quo tempore vestris sermonibus interfui. Eam in memoriam quotiescunque animus redit, tum ego mirum in modum, mihi credite, me refici ac recreari sentio. Quam ob rem lubentissime soleo in ea cogitatione acquiescere atque invitus inde discedere, in qua maximum inveni saepenumero vel incitamentum laborum vel molestiarum solatium. Ita ego penitus affectus eo majore contentione in hoc opere elaboravi, quo vehementius exemplorum vestrorum dignitate atque splendore commovebar. —

Vos ergo, magni triumviri, assitis faciles, precor. Ego enim quicquid in hoc genere profeci, vobis consecratum volui; vestra assensione gloriam, cohortatione fiduciam, reprehensione gratiam me esse consequuturum scio. Valete. —

Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Eine kritiſche Zeitſchrift von M. J. Ch. Jahn. IV. Jahrg. Bnd. II. Hft. 1. oder der ganzen Folge X. B. 1. H. Leipzig, Teubner. 1829. S. 107 f. Miscellen.

(Nachſtehende Verſe ſchrieb Reiſig auf das an Goethe geſchickte Exemplar ſeines Gedichtes, welches die Univerſität Halle dem Kanzler Niemeyer bei ſeinem Jubi-

läum überreichte. Dem Einſender, dem ſie damals von ſeinem Lehrer mitgetheilt wurden, ſchienen dieſe Zeilen der öffentlichen Mittheilung nicht unwürdig. — C. W. —). —

Reisigius Goethio.

O qui benigno lumine non negas
Memet tueri, Melpomene sate,
Excelse Goethi, quo per orbem
Meus mea non capit altiora,
Quis Te, quis ausit dicere barbito,
Pulsante plectro, quin bene fortiter
Testudo rumpaturque pectus
Insolito tumidum calore?
Aequis, iniquis, cogito. sentio
Rebus memor Te, sed prohibet pudor
Infans profari vate coram,
Robora qui movet atque saxa.

* * *

Wilhelm Müller.

Vermiſchte Schriften von Wilhelm Müller. Herausgegeben und mit einer Biographie Müller's begleitet von Guſtav Schwab. 5 Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1830. — B. 1. W. Müller's Leben. S. XLV. Der Rückweg aus dem Bade Eger im Sommer 1826 wurde über Wunſiedel und Baireuth (wo Müller jedes Plätzchen aufſuchte, das an

Jean Paul erinnern konnte), weiter über Nürnberg, Bamberg, endlich über Weimar genommen, wo der junge Dichter es ſo glücklich traf, ſeinen großen Meiſter Goethe an deſſen Geburtstage, den 28. Aug., beſuchen zu können. —

S. LII. f. In ſeiner Schreibtafel fanden ſich die Hauptgegenſtände aufgezeichnet, welche er ſich (auf ſeiner Rheinreiſe im Sommer 1827) zu poetiſcher Bearbeitung gewählt hatte. Es waren unter Anderem: die drei Leiern auf dem alten Wappen über Goethe's Hauſe in Frankfurt; die goldne Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüber ſtrahlte, und worauf der Kaiſer Karl herüberſchreitet, um nach ſeinen Reben zu ſehen; der Drachenfels und Rolandseck; der Sonnenuntergang vom Straßburger Münſter; der Abſchied vom Rhein. — S. LVIII. In Weimar traf er (auf ſeiner Rückreiſe vom Rhein und aus Schwaben) ſeinen Freund Simolin wieder und erſchien auch dieſem geſunder und wieder ganz der alte, lebensluſtige, genießende Menſch. Er fand ihn voll von Dichterentwürfen: Rheinlieder ſollten geſungen, dem Johannisberg, dem Hauſe Goethe's ꝛc. ſollte ein Klang gewidmet werden. —

W. Müller's vermiſchte Schriften. Bnd. 4. S. 96. (Ueber die neueſte lyriſche Poeſie der Deutſchen. — Ludwig Uhland und Juſtinus Kerner.) Wie wenig reine und volle Akkorde der Empfindung hat z. B. der Italiener in der Muſik ſeiner Sprache angeſchlagen, weil er ſie nur zu Canzonen und Sonetten geſtimmt hat! — — — Man betrachte dagegen die lyriſchen Gedichte Eines deutſchen Dichters, eines Goethe. Sie überflügeln in ihrer freien Ausdehnung ſeiner ſubjektiven Einheit zu unendlich vielſeitigen Formen die geſammte Lyrik mancher ganzen Nation. Unter den Deutſchen hat ſich auch die lyriſche Poeſie zuerſt in ihrem ganzen Umfange entwickelt. — — — S. 106. Bürger und Goethe, obgleich in ihrem Geiſte weit verſchieden, ſtehen in der Behandlung des Volksliedes als erſte Muſter da. In beiden iſt zwar der Einfluß des alten Volksgeſanges nicht zu verkennen, aber er wiederholt ſich in ihren Geſängen nicht anders, als etwa die Züge eines Großvaters in dem Geſicht eines blühenden Enkels. — —

S. 103. Das deutſche Volkslied fand in Goethe ſeine höchſte und feinſte Veredelung. Es iſt bekannt, daß viele unter ſeinen ſchönſten Geſängen, und namentlich romanzenartige Lieder, Nachklänge oder Anklänge von deutſchen und fremden Volkspoeſieen ſind, ja er hat ganze Verſe und Strophen aus ſolchen Themen in ſeine „Variationen“ aufgenommen. So trat durch ihn, den ächten deutſchen Naturſänger, das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunſt, wieder in das Leben ein, und wie der Dichter, ſo ſchöpfte auch ſein Komponiſt, Reichardt, Akkorde und Klänge aus dem reichen und tiefen Quell des Volksgeſanges. Herder's Volkslieder, und „des Knaben Wunderhorn“ belebten in der ſchönſten Wechſelwirkung dieſe Regeneration der deutſchen Lyrik, und wurden durch dieſelbe hervorgerufen und verbreitet. — — —

S. 109. Wir möchten etwa eine Ballade von Schiller, den „Taucher“, oder den „Handſchuh“, einer von Goethe entgegenſtellen, dem „Sänger“ oder der „Braut von Korinth“. Das lyriſche Element bildet hier wie dort die Unterlage, auf welcher die Erzählung ſich maleriſch geſtaltet; aber dort, wie zerriſſen und ſchwankend, hier, wie ganz und ſicher! — — —

S. 183 f. (Ueber „Lieder von Schmidt von Lübeck", und „Gedichte von Juſtinus Kerner). Als entſchiedenſter und ſchönſter Gegenſatz der hier charakteriſirten Eintönigkeit iſt Goethe als Lyriker aufzuführen, und in ſeiner Vieltönigkeit iſt zugleich die größte Vielſeitigkeit des Stoffes und der Form enthalten. Die reich beſaitete Lyra ſeiner innern Welt klingt durch alle Töne jeder Berührung, der leiſeſten wie der ſtärkſten, rein, klar und in vollen Akkorden nach, und, um kürzer mehr zu ſagen, der ganze Goethe iſt ganz in ſeiner Lyrik. Wie weit überflügelt dieſe freie Ausdehnung einer ſubjektiven Einheit die geſammte Lyrik ganzer Nationen! — — — S. 184 f. Haben wir in dem Obigen die eintönige Lyrik als eine gültige Gattung aufgeſtellt, ſo liegt es doch in ihrer Natur, wie vollendet ſie auch in ſich erſcheine, daß ihre Produkte nicht immer und nicht überall anſprechen können. Wenn aus Goethe's lyriſchen Gedichten für jeden Charakter, jedes Temperament, jede Stimmung, jede Lage, jedes Alter, jede Laune des Menſchen, inſofern er überhaupt poetiſche Empfänglichkeit hat, ein verwandtes Echo klingt, ſo iſt durchaus eine gleiche einſeitige Beſchränkung der Empfindungsweiſe bei demjenigen Leſer vorauszuſetzen, welcher von einem eintönigen Lyriker immer und überall angeſprochen wird. Von einem ſolchen Leſer wird aber aus eben dieſem Grunde der ſentimentalen Verwandtſchaft ſein Lyriker oft überſchätzt, und überſpannte und einſeitige Urtheile ſind auf dieſem Felde recht eigentlich zu Hauſe. — — — — S. 193. Die beſten Stücke dieſer Gattung erinnern an Goethe, und ein paar klingen faſt wie Variationen auf Themata dieſes Meiſters. —

Bd. 4. S. 163–179. Einige Worte über F. A. Wolf, wo mehrmals auch von Goethe die Rede iſt; z. B. S. 166:

Noch vor wenigen Jahren begeiſterte ihn, den Greis, der Anblick eines jugendlichen Goethe zu jugendlichen Herzensergüſſen. Wolf hatte, ich weiß nicht in welcher Kunſthandlung, ein Gemälde gefunden, welches Goethe'n in der vollſten Blüthe männlicher Schönheit überaus ähnlich darſtellte, und es ſogleich zu ſeinem Eigenthum gemacht. In ſeiner Arbeitsſtube, wo es aufgeſtellt wurde, begrüßte er es mit den Hendekaſyllaben, welche damals im Morgenblatte gedruckt erſchienen. Ungefähr ein Jahr ſpäter zeigte er mir das liebe Bild, und ſprach vor ihm jene Verſe. Wer ihm Gefühl für Freundſchaft abzuſprechen wagt, der hätte in dieſem Augenblick ſein Auge ſehen ſollen. —

S. 171 f. Mit Recht hat Prof. Hanhart unſern Wolf vorzüglich als Lehrer, wirkend auf das Leben durch lebendiges Wort, geſchildert. Ueberhaupt war ja Wolf in jedem Bezuge ein Mann des Lebens, oder, wenn das deutlicher klingt, ein Lebemann, und durch ihn gewann die Wiſſenſchaft des todten Alterthums erſt eigentliches Leben. Sein Geiſt regenerirte gleichſam das Alterthum, er war gleichſam ſelbſt Grieche und Römer, wenn er uns die griechiſche und römiſche Welt darſtellte. Welche feine Urbanität charakteriſirte ſein ganzes Weſen, wenn er Horaz'ens Satiren erklärte! Wer die ungezogene Grazie des Ariſtophanes nicht aus den Verſen des alten Komikers herausleſen konnte, der mußte Wolf's Vorträge über die „Wolken“ hören. Und endlich, wer ſich mit allem Studium nicht in die Anſichten über den Homeriſchen Naturgeſang hineinfinden konnte, dem ward das Unbegreifliche zur Wirklichkeit, wenn er dieſen Rhapſoden ſingen hörte. Solche Lebensfülle, fähig, das Todte zu erwecken und das Ferne in die nächſte Gegenwart zu verſetzen, verbunden mit der geiſtreichſten und freieſten Vielſeitigkeit, und die Anmuth ſeines Weſens, welche ſich auch auf jedem Blatte ſeiner Schriften ausſpricht und ſeine tiefſten und ſchwerſten Forſchungen vor jedem pedantiſchen Staub und Roſt bewahrt, das ſind die Hauptzüge von Wolf's literariſchem Charakter, und ſie möchten zu einer Vergleichung Wolf's und Goethe's, deren Geiſtesverwandtſchaft ſich ja auch durch eine lange innige Freundſchaft bewährt hat, am natürlichſten hinleiten. Wer Wolf als Gelehrten nicht zu genießen und zu ſchätzen verſtand, der mußte ihn als Weltmann bewundern und lieb gewinnen; und vielleicht hat es ſeit Hugo Grotius keinen klaſſiſchen Gelehrten gegeben, welcher, wie er, dazu berufen geweſen wäre, auch in Staatsgeſchäften zu glänzen. Wolf als Miniſter wäre gewiß ein würdiger Kollege ſeines Goethe geweſen. —

Bnd. 5. S. 314—331. Ueber: „Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. Von J. P. Eckermann. Stuttgart. 1824.“ —

S. 315. Wir möchten behaupten, daß dieſer Kritiker recht eigentlich ein Kritiker für Goethe ſei. Wie der Dichter das höchſte Vorbild klarer und ſcharfer Weltanſicht in der anſpruchloſeſten Form geliefert hat, ſo iſt dieſer Kritiker in gleichem Sinne und mit gleichem Streben in die Anſchauung ſeines Dichters eingegangen ꝛc. — S. 329, Bemerkungen über Goethe's Wahlverwandtſchaften. Der reichhaltigſte und vollendetſte Beitrag der ganzen Sammlung, und gewiß das Beſte, was bisher über dieſes ſo oft mißverſtandene Werk geſchrieben worden iſt. Eine beſondere Rückſicht wird auf die Entwicklung der rein moraliſchen und echt chriſtlichen Tendenz des Werks genommen, welche von oberflächlichen Beurtheilern ſo ganz verdreht worden iſt, daß das große Publikum, getäuſcht von ſolchen Stimmen, eine gewiſſe moraliſche Scheu vor dieſem Romane zu empfinden ſcheint. „Die höchſt ſittliche Tendenz des Ganzen, ſagt Eckermann, ſpricht die Warnung aus, das Geheiligte des Eheſtandes nicht anzutaſten, und dagegen auf keine Weiſe zu freveln.“ Dieſes Thema wird vortrefflich ausgeführt.

* * *

Karl Wilhelm Kolbe.

Ueber den Wortreichthum der deutſchen und franzöſiſchen Sprache und beider Anlage zur Poeſie ꝛc., von Dr. K. W. Kolbe. Zweite, ganz umgearbeitete Ausgabe. 3 Bände. Berlin, Realſchulbuchhandlung. 1818—1820. — Bnd. 2. S. 188—190. „Am wenigſten durfte für Goethe's Darſtellung die franzöſiſche Sprache zuſagende Farben finden, Goethe's, des großen Naturſängers,

— cui dedit ore rotundo
Musa loqui; —

der mit Einfalt und Wahrheit den höchſten Ausſchmuck der Poeſie zu vermählen wußte; deſſen Töne ein Nachklang ſind aus jenem jugendlichen Zeitalter der Welt, wo die ſpielende Phantaſie, hold und lieblich und harmlos wie ein unſchuldiges Kind, um den Menſchen nur liebkoſend ſcherzte, nicht verwundend ihn neckte; Goethe's, der den Wohllaut ſeines Geiſtes und den Zauber ſeiner unerſchöpflichen Einbildungsich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchof Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward. —

Weislingen. Du biſt darüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſe! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verkraft in unſere Sprache ergoſſen, und ſie mit echt griechiſchem Sinn zu einem würdigen Werkzeug dichteriſcher Begeiſterung ausgebildet hat *). In der Iphigenia und vorzüglich im Taſſo ſcheint der Genius ſelbſt der Poeſie durch ſeinen Mund zu reden: ſo lieblich und einſchmeichelnd ſind die Töne, die ſeinen Lippen entquellen. Da iſt keine Härte, kein Zwang, kein blendender Flittertand; da lahmt kein müßiges Glied, da tritt keins vorlaut aus den Reihen. Die Verhältniſſe ordnen ſich von ſelbſt; alles ſcheint aus Einem Guß, alles ganz, wie es da iſt, in voller Rüſtung aus dem Haupte ſeines Urhebers hervorgeſprungen zu ſein. Ueberall umflattert leichtſchwebend und geiſtig der Ausdruck den Gedanken, und ſchmiegt ſich wollüſtig an ihn, wie das koiſche Gewand an die Glieder des badenden Mädchens. — Goethe's poetiſche Sprache wird für unſere dramatiſchen Dichter das werden, was bei den Griechen der Kanon des Polykletus für die Bildhauer war, ein Maßſtab der Verhältniſſe, ein Urbild der Vortrefflichkeit, dem ſich zu nähern ihr höchſtes Verdienſt ſein wird. Ihm ſich zu nähern, ſage ich, nicht es zu erreichen. Denn ſelbſt der hohe Genius Schiller, der offenbar von ihm gelernt hat, iſt noch hinter ihm geblieben. Zwar iſt ſein Ausdruck bilderreicher und überhaupt geſchmückter; aber den leiſen, geiſtigen Duft, der jedes Wort ſeines Vorbildes umſchwebt, hat er nicht überall nachzaubern können. Und wer

---

*) Wer Goethe's Poeſie kennt, die ganz im Geiſte des Alterthums ruhig und ernſt und einfach dahertritt, und, ſelbſt wo die Leidenſchaft ſpricht, mit ſtiller Hoheit ihren Gegenſtand beherrſcht, der wird verſtehen, was Virgilius von dem Neptunus ſagt:

Interea magnum misceri murmure pontum,
Emissamque hiemem sensit Neptunus, et imis
Stagna refusa vadis, graviter commotus, et alto
Prospiciens, summa placidum caput extulit unda.

vermöchte, ohne ſelbſt Goethe zu ſein, den Unerreichbaren ganz zu erreichen? — Nicht ungern habe ich dieſe Gelegenheit ergriffen, dem großen Dichter, deſſen Geiſt ſo mächtig auf Deutſchland gewirkt hat, den Ausdruck meiner Bewunderung, die nicht aufbrauſendes Gefühl des Jünglings, ſondern gereifte Erkenntniß des Mannes iſt, öffentlich darzubringen, und in den Kranz, den ihm ſeine dankbare Mitwelt bereits gewunden, einige, wiewohl verwelkliche Blätter mit einzuflechten. — Goethe's eigenthümlichen Werth wird der einſeitig gebildete Franzoſe nie begreifen lernen, ſo wie die Sprache der beſondere Weg, auf dem ſie ſich entwickelt hat, ewig hindern wird, ſeinen Ausdruck ſich anzueignen.

Bnd. 2. S. 262. Mancher wird ſich wundernd fragen, warum in dieſem Buche die mehrſten Beiſpiele aus Klopſtock's, Voß's und Goethe's Werken genommen ſind. Die Antwort iſt leicht. Der Verfaſſer, der freilich nur Eine Stimme zu haben ſich gern beſcheidet, iſt überzeugt, daß unſere poetiſche Sprache unter allen Dichtern, die bisher ſie zu veredeln geſtrebt, keinem ſo viel zu verdanken hat, als dieſen. —

Bnd. 2. S. 297. Dem erwähnten Beurtheiler möchte ich den Rath geben, das ganze Goethe'ſche Gedicht, Pandora's Wiederkunft, ein Feſtſpiel, in Hinſicht auf Sprache und Ausdruck zu leſen nicht bloß, ſondern mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu durchdenken und ſich zu zergliedern. So dürfte ihm vielleicht hell werden, was Klopſtock ſagt: „Eſſe penetralia quaedam Germanorum sermoni, quae aliis linguis, quarum hodie imprimis celebrantur ingenium et elegantia, inacceſſa videantur;“ — auch daß, um die Tiefe einer Urſprache zu ergründen, es nicht etwa ſchon hinreiche, die Fläche einer abgeleiteten leicht beflattert zu haben. —

Bnd. 3. S. 115. Man nehme vielen unſerer reizendſten Dichtungen, die mit unnennbarem Zauber in Ohr und Herz des Leſers ſich einſchmiegen, — ich führe hier nur einige Goethe'ſche Romanzen an: Erlkönig, Zauberlehrling, Braut von Korinth ꝛc., Dichtungen, denen ihr Verfaſſer, um ihnen das Gepräge ungezwungener, gleichſam kindlicher Einfalt kräftiger aufzudrücken, Nachläſſigkeiten des Ausdrucks gefliſſentlich anbildete, — man nehme ihnen, was ſie hebt und trägt, den Vers, in deſſen Einfaſſung ſie unſtreitig zu dem Lieblichſten, Köſtlichſten gehören, was unſere Poeſie aufzuweiſen hat: es wird nichts zurückbleiben als unreine, formloſe, widerwärtig zerhackte Proſa, eine Proſa, die als ſolche ſelbſt des angehenden Schülers unwürdig ſein würde. So allmächtig wirkt auch auf den Ausdruck die Kraft rhythmiſcher Harmonie! —

Bnd. 3. S. 121. Schon vor **Voß** gebrauchten unſere Dichter dieſe Verſetzung. **Klopſtock** hat ſie häufig, ſelbſt **Haller** kennt ſie; ja ſchon in **Luther's** Bibelüberſetzung iſt ſie nicht ſelten; auch den **Nibelungen** iſt ſie nicht fremd. Und unſere erſten Meiſter, ein **Goethe**, ein **Schiller**, haben ſie aufgenommen und durch ihre Weihe für die Poeſie geheiligt. In Goethe's Jugendſchriften tritt ſie bereits auf.

Bnd. 3. S. 457 f. Goethe's Ode „an Schwager Kronos", eine der geiſtreichſten Ergießungen der Phantaſie, die nur ein Goethe ſo friſch und lebendig hinzaubern konnte, muß freilich in der wörtlichen Ueberſetzung zur platteſten ekelhafteſten Verzerrung werden. Die ſtarkaufgetragenen poetiſchen Farben, die gehäuften Ellipſen, und der wilde faſt muthwillige Ton der Begeiſterung, der darin vorherrſcht, und zu dem der ordnungſuchende, immer nüchterne Geiſt der franzöſiſchen Sprache durchaus nicht ſtimmt, dürften auch ſelbſt eine freiere Umbildung unmöglich machen. —

Bnd. 3. S. 465 f. Noch ſtehe hier, zum Beweiſe, wie ſehr unſere Urſprache im freien poetiſchen Ausdrucke der abgeleiteten franzöſiſchen überlegen iſt, folgendes Gemälde von demſelben Meiſter, das faſt nur durch das friſche lebendige Farbenſpiel des Vortrags den Zauber gewinnt, der es belebt:

„Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf ꝛc. — —
— — Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.“ —

Selbſt der Römerin dürfte es an Athem gebrechen, dieſe Töne nachzuſcherzen, — Töne, ſo ich mit dem lieblichen Geflüſter eines warmen Abendlüftchens vergleichen möchte, das im letzten Strahl der Sonne zwiſchen Gras und Blumen wollüſtig umhergaukelt, bis es endlich im Schoße einer Roſe, Küſſe nehmend und Küſſe gebend, erſtirbt —

Bnd. 3. S. 469 f. Glaubt man etwa, daß, als Goethe ſeinen untreuen Knaben, oder Tieck ſeine Zeichen im Walde ſchuf, beide nicht die ſehr beſtimmte Abſicht hatten, nachläſſig zu ſein? daß es ihnen nicht ſehr leicht geworden wäre, ihren Ausdruck grammatiſch und logiſch ſtreng richtig zu ſtellen, — wenn ſie gewollt hätten? Hat doch in anderen Meiſterarbeiten vornehmlich der erſtere gezeigt, daß er, wo der Geſchmack es fodert, die Sprache zu achten, und den Geboten der Grammatik ſich gefügig zu bequemen weiß. — Sehr fein hat auch hier Goethe gegriffen, und durch die zartgefühlte Art, wie er dieſen freieren Stil angewandt, ſeine Meiſterſchaft als Dichter bewährt. Tieck iſt vielleicht in Vernachläſſigung des Ausdrucks hie und da zu weit gegangen. —

Vrgl. Bnd. 1. S. 28. 179. 202. 203. 205. 612. 618. 637. 641. 642. 696. 698. 699. 716.

Bnd. 2. S. 104. 110. 163. 164. 175. 176. 180. 182. 186. 201. 203. 229. 237. 239. 281. 295. 384. 415. 484. 485. 514. 516. 547. 568. 570. 627.

Bnd. 3. S. 20. 22. 27. 51. 55. 68. 69. 105. 126. 157. 173. 181. 256. 328. 361 f. 351 u. unzählige Stellen.

Zauper.

Grundzüge zu einer deutſchen theoretiſch praktiſchen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt von J. St. Zauper, Profeſſor am Pilſner Gymnaſium. Wien, Geiſtinger. 1821. —

S. 1. Daß ich aus Goethe alles entwickle, kann nicht darum geſchehen, als ob mir die vielen deutſchen Genien nicht genugſamen Beifall abgewonnen, ſondern, weil ihrer eben ſo viele ſind, welche die Wahl ſchwer machen, und keiner, wie Goethe, der Obermeiſter deutſchen Geſanges, allſeitige Entwicklung darböte, auch keiner mit ſolcher deutſchen Kraft auf ſein Zeitalter eingewirkt, keiner, wie er, die geſammte deutſche Poeſie, ja Literatur repräſentirt. —

S. 2. Poeſie ſoll eigentlich das moraliſche Gleichgewicht im Menſchen herſtellen. — Poeſie iſt gegenwärtig in jedem guten menſchlichen Gemüthe und bildet die wahre Geſundheit unſerer moraliſchen und geiſtigen Kräfte, oder, um mit Goethe's (Werke. Bnd. 26. S. 213.) Worten zu ſchließen: „Die echte Poeſie kündigt ſich dadurch an, daß ſie als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres

Behagen uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die uns drücken.“ —

Studien über Goethe. Als Nachtrag zur deutſchen Poetik aus Goethe. Von J. St. Zauper, des Stiftes Tepl Chorherr und Profeſſor der Poetik und Rhetorik am k. Gymnaſium zu Pilſen. Wien, Geiſtinger. 1822. — S. 17. Drei Bücher: Horaz, Goethe und die Bibel ſind mir jetzt zur ſtehenden Lektüre geworden, aus denen ich jeden Tag, um ihn nicht für verloren zu halten, Freude, Ruhe und Troſt ſchöpfe. —

S. 25—28. Es iſt nichts ſchmerzender, als das Schönſte, was die Gottheit tröſtend unſerm irdiſchen Leben geſchenkt, von denkenden Seelen mißhandelt zu ſehen, nämlich die Dichtkunſt. — — — Geiſtesprodukten, denen das Gemüth, das tiefe, deutſche, klare Nachdenken über das Höchſte im Menſchenleben, die poetiſche Baſis mangelt, wird man nicht den Namen poetiſcher Erzeugniſſe geben wollen. Ich muß hier mit den Worten unſeres Fr. Richter fortfahren: „Grade das Höchſte, was aller unſerer Wirklichkeit, auch der ſchönſten des Herzens abgeht, das gibt die Poeſie und mahlt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauſpiel, ſie iſt kein platter Spiegel der Gegenwart, ſondern der Zauberſpiegel der Zeit, welche nicht iſt. Jenes Etwas, deſſen Lücke unſer Denken und unſer Anſchauen entzweit und trennt, dieſes Heiligſte zieht ſie durch ihre Zauberei vom Himmel näher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke iſt, ſo iſt ſie das helle ſüße Auge aus der Wolke.“ — — — — Daß die höchſten Intereſſen des Menſchen in des Dichters Bereich gehören, ſagt Richter ferner ꝛc. — — — Auch die Wichtigkeit der Poeſie legt uns Richter liebend an's Herz: „Niemals iſt vielleicht der Dichter wichtiger, als in ſolchen Tagen, denen er unwichtig erſcheint,

d. h. in unſern. Wer in die hiſtoriſche Zukunft hinausſieht, der findet unter den wachſenden Städten und Thronen, welche den Himmel immer mehr zu einem blauen Streif verbauen, — in dem immer tiefer Einſinken der Völker in die weiche Erde der Sinnlichkeit, — im tiefern Eingraben der goldhungrigen Selbſtſucht, — ach in tauſend Zeichen einer Zeit, worin Religion, Staat und Sitten abblühen, da findet man keine Hoffnung ihrer Emporhebung mehr, außer bloß durch zwei Arme, welche nicht der weltliche und der geiſtliche ſind, aber zwei ähnliche, die Wiſſenſchaft und die Dichtkunſt. Letzte iſt der ſtärkere. Sie darf ſingen, was Niemand zu ſagen wagt in ſchlechter Zeit. Iſt einmal keine Religion mehr, und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert, — möge nie das Kind eines guten Vaters dieſe Zeit erleben —! — dann wird noch im Muſentempel der Gottesdienſt gehalten werden!“ — Die götterhafte Beſtimmung der Poeſie, die wir wohl nirgends ſo ſchön erfüllt ſehen, als in **Goethe**, müſſen wir auch noch aus Richter kennen lernen: „Poeſie ſoll, wie ſie auch in Spanien ſonſt hieß, die fröhliche Wiſſenſchaft ſein, und wie ein Tod zu Göttern und Seligen machen. Aus poetiſchen Wunden ſoll nur Ichor fließen, und wie die Perlenmuſcheln muß ſie jedes ins Leben geworfene Sandkorn mit Perlenmaterie überziehen. Ihre Welt muß eben die beſte ſein, worin jeder Schmerz ſich in eine größere Freude auflöſet, und wo wir den Menſchen auf Bergen gleichen, um welche das, was unten im wirklichen Leben mit ſchweren Tropfen auffällt, oben nur als Staubregen ſpielet. Daher iſt ein jedes Gedicht unpoetiſch, wie eine Muſik unrichtig, die mit Diſſonanzen ſchließet.“ — Zum Schluſſe können unſeres Dichters eigene Worte über Dichtkunſt aus dem herrlichen Zueignungsgedichte ſchon deßwegen nicht fehlen, weil ſie wie ein öffnender Schlüſſel mich in den Himmel ſeiner Geſänge geleitet haben, und auch Andere leiten mögen!

„Dem Glücklichen kann es an Nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt.“ —
— — — — — — —
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindeskühle
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.“ —

S. 33. Bei Gelegenheit des Romans iſt über die äußere Form oder den Styl etwas zu ſagen, der ohne Zweifel beſonders im Meiſter ſeine höchſte Vollkommenheit erreicht. An Goethe's Proſa iſt mehrmals die ſchöne Rundung, Verſtändlichkeit und Klarheit gerühmt worden, und ich ſetze nur noch bei, eine unſerer etwas breiten Sprache, die auch unſer Dichter unüberwindlich nennt, einzigmögliche Kürze und ungezwungene Gedrängtheit. Mag man mir immerhin meine Ueberzeugung als parteiiſche Vergötterung verſchreien, ich halte dennoch Goethe's proſaiſchen Styl für einen deutſch höchſt vollkommenen, obgleich ich die herrlichen Phyſiognomien anderer deutſchen Proſaiſten (Voß, Wieland, Herder, Jean Paul) noch ſehr intereſſant finde. So ergötzt uns in Voß ein ganz eigenthümlicher, obgleich in der etwas ſteifen Schule gebildeter römiſch-griechiſcher Rhythmus ꝛc. —

S. 40. Müſſen wir uns nicht freuen, daß uns zu dem uberreichen Baume unſerer ſchönen Literatur, an deſſen oberſtem Gipfel, wie aus dem Herztriebe herausgewachſen, **Goethe** glänzt, auch ein Jean Paul mit der genialen Phyſiognomie geſchenkt worden, von welcherlei Art keine Literatur etwas ähnliches aufzuweiſen hat! —

S. 55. Wenn ſich ähnelnde Phyſiognomien vergleichen laſſen, ſo glaubte ich immer an Goethe, wie weit der Abſtand noch immer ſein möchte, zum Vortheile des Römers und zugleich des Deutſchen, etwas von Cäſar's Geiſt, mehr noch des Horaz zu finden, welche beide Klaſſiker den Gipfel der römiſchen Poeſie und Proſa bilden. —

S. 55. Wenn ich Goethe mit unſerm zweiten deutſchen Genius, Schiller, zuſammenhalte, welcher in alle ſeine Dichtungen ſein Individuelles gemiſcht, erkenne ich am deutlichſten das Objektive in Goethe's Poeſie. —

S. 57. Etwas Wunderbares meine ich an Goethe's Proſa älterer und neuerer Zeit bemerkt zu haben. Immer, ſage ich mit Schlegel, haben ſeine Worte einen goldenen Klang; aber, was er früher geſchrieben, vergleiche ich mit einem ſchönen Jünglingsantlitze, dann einem männlichen; ſie haben beide mehr oder weniger Aehnlichkeit mit Mehreren; ſeine jüngſten Worte jedoch ſind durchaus charakteriſtiſch, einzig, gehören nur ſeiner Phyſiognomie an, und treten in dem edelſten Greiſenantlitz mit entſchiedenen Muskeln und den bezeichnendſten Zügen hervor. Ich dürfte hier nur auf das St. Rochusfeſt zu Bingen verweiſen, oder die kurzen Einleitungen zu dem Weimar'ſchen Maskenzug 1818. Die frühere Proſa bekennzeichnen zumeiſt Werther, — dann Meiſter. —

S. 79. Die letzten Worte Hermann's ſind wie an unſre ganze Nation geſprochen, und haben in dem unvergeßlichen Freiheitskriege Muth in manches deutſche Jünglingsherz geſtößt, das ſein Blut für das gemeinſame Vaterland hingegeben. —

S. 79 f. **Pandora**, ein überaus reifes, gezeitigtes Gedicht, aus dem Innerſten des Dichters nach langen Erfahrungen im Gebiete der Kunſt, Wiſſenſchaft und des Lebens entſprungen, iſt dramatiſche Mythe, in der die ſymboliſche Bedeutung ihre höchſte Höhe erſchwungen. Es kann nur im Geiſte der andern Leiſtungen Goethe's völlig verſtanden werden. Auch die Sprache iſt hier eine ganz andere, als wir ſie in einem andern Gedichte gewohnt ſind, wie man denn an Goethe ſehr auffallend bemerkt hat, daß ſeine mannichfaltigen unter einander ganz verſchiedenen Erzeugungen in einem unendlich verſchiedenen Styl verfaßt ſind, der allein in der Tiefe, Klarheit und Angemeſſenheit, Wahrheit und klaſſiſchen Vollendung ſich gleich zu bleiben ſcheint. —

Studien über Goethe. — Von J. St. Zauper. Erſtes Bändchen. Poetik aus Goethe's Werken ſammt Nachtrag. — Neue durchgeſehene und vermehrte Auflage. — Zweites Bändchen. Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Goethe, nebſt Briefen Goethe's an den Verfaſſer. – Wien, K. Gerold. 1840. —

B. 1. S. 1. 2. 149. 158—160. 167. 172. 184. 185. 204. 205. —

S. V. Goethe ohne Widerrede Deutſchlands erſter Dichter, und als ſolcher ſchon während ſeines langen und glücklichen Lebens durch viele Schriften gefeiert und verherrlicht, iſt vorzüglich ſeit ſeinem Abſcheiden der Gegenſtand einer reichhaltigen und bedeutenden Literatur geworden. Dichter und Philoſophen ſprachen ſich über ihn theils in Zeitblättern, theils in beſondern Werken und eigens ihm und den Erzeugniſſen ſeines Dichtergeiſtes gewidmeten Abhandlungen auf eine Weiſe aus, die ihn unverkennbar als den erſten deutſchen Genius ſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monath Witwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte, ich wär's. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sanct Veit in Perſon meiner begehrte. Geht ab.

und als den Mittelpunkt aller philoſophiſchen Aeſthetik, inſofern ſie die Poeſie zum Gegenſtande hat, bezeichnete. —

S. 179. Seit ſich **Goethe** zu mir herabgelaſſen, habe ich wie ein anderes Daſein empfangen. Der Menſchenkenner hat aus meinen Worten herausgefunden, daß die Baſis meines Lebens Liebe iſt; daß ich, ſobald ich ihn erkannt, mein Herz ganz ihm zugewendet, und daß der Verſtand dieſem dienend nachfolgt. Ich finde jetzt jedes ſeiner Worte bedeutender, gleichſam an mich gerichtet, und ich glaube, er hat mir nun ohne Erklärung den Schlüſſel zu gar vielem Nichtverſtandenen gereicht, ſeit ich mit der Innigkeit Mignon's mich an ſeinen Geiſt angeſchloſſen. Meine Gefühle liegen alle in dem Monolog des Taſſo, nachdem ihm die Prinzeſſin Hoffnung zu ihrer Liebe gezeigt. —

S. 178. Es möge mir niemand für Abgötterei auslegen, der etwas aus Goethe's Schriften gelernt, wenn ich, was Horaz vom Homer ſagt, auf ihn anwende, qui nil molitur inepte:

Qui, quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non,
Planius ac melius Chrysippo et Crantore dicit. —

B. 2. S. 209. Das Wahrſte und Beſte, was über Goethe jemals geſagt worden, ſind Napoleon's Worte: Vous êtes un homme. —

Vrgl. Jahrbücher für wiſſenſchaftl. Kritik. Jun. 1840. Nr. 120. S. 957—60. Ueber: „Studien über Goethe. Von J. St. Zauper. N. Aufl. 2 B. Wien, 1840.“ — Von W. —

Karl Ludwig Fernow.

K. L. Fernow's Leben, herausgeg. von Johanna Schopenhauer. — Mit zwei Kupfern. Tübingen, Cotta. 1810. — S. 313. Brief an einen Freund. Weimar, 14. Apr. 1805. „Goethe iſt dieſen Winter hindurch einige Mal ſehr gefährlich krank geweſen, ſo daß man für ſein Leben beſorgt war. Und wer wünſcht zu erleben, daß dieſer Angelſtern unſerer Kunſt und des deutſchen Geſchmacks untergehe? Ich bin während dieſes Winters zur Zeit ſeiner Reconvalescenz oft des Abends bei Goethe'n geweſen, weil ich wußte, daß ihm in dieſen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Geſellſchaft und Unterhaltung angenehm iſt. Außer mir durften nur wenige Freunde ſo ohne Umſtände zu ihm kommen, Schiller's nicht zu erwähnen, der natürlich mit ſeinem Titanenbruder in der genaueſten Freundſchaft lebt. — S. 314. Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Goethe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann. Dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder im Hauſe des Geheimraths v. Wolzogen, deſſen Frau, die Verfaſſerin der Agnes von Lilien, intereſſant und geiſtreich iſt. Das iſt genug Zerſtreuung für mich. — S. 315. Es thut mir leid, daß du die italieniſche Literatur nicht mehr cultivirt haſt. Sie hat doch in dem poetiſchen Theile unter den Neuen, Shakeſpeare und Goethe ausgenommen, nicht ihres Gleichen; wenigſtens hat keine andere Nation epiſche Dichter, wie Taſſo und Arioſt, und lyriſche, die den Petrarka übertrafen. —

S. 349. Goethe und auch Wolf ſind, wie ich höre, von Gall's Vorleſungen gleichfalls ſehr erbaut, und über ihr Erwarten befriedigt. —

Briefe an Gerhard v. Kügelgen. S. 371. Weimar, 19. Febr. 1807. Bei Goethe haſt du mit deiner Kunſt einen großen Stein im Brette gewonnen. Er ſucht und ſchätzt nur das Solide, und läßt ſich nicht von leerem Scheine blenden. Er meint, daß man jetziger Zeit wohl keinen Portraitmaler finden möchte, der im Stande wäre, beſſere Portraits wie dieſe zu liefern. —

S. 373 — 375. Weimar, 1. März 1807. Ich ſchrieb dir neulich, daß man an meinem Bilde auszuſetzen gefunden habe, allein dieß Urtheil, nach welchem du mir zu viel Bewegung gegeben, war nur das einiger Menſchen, die mich vielleicht nicht anders, als in einer gewöhnlichen und gleichgültigen Stimmung aufgefaßt haben. Halte dich an Goethe's Urtheil, welcher, ſehr zufrieden damit, zu Einem jener Wenigen, der in einer Geſellſchaft dieſe Einwendung machte, ſagte: „Iſt denn Fernow nicht lebhaft? Laſſen Sie ſich nur mit ihm ein, und Sie werden ihn finden, wie ihn ſich Kügelgen gedacht hat. Wenn man vier ſolche Bilder (Fernow, den däniſchen Dichter Oehlenſchläger, Seume und Adam Müller) von einem Maler ſieht, ſo kann man überzeugt ſein, er hat über jeden Charakter reflektirt, er hat ihn nach ſeiner Anſicht genommen, und damit muß man zufrieden ſein, und ihm die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun ſollte. Wenn Kügelgen Fernow's Portrait noch vier Mal malte, ſo würde er ihn vielleicht vier Mal anders nehmen, und alle vier Variationen könnten vortrefflich ſein.“ — So denk' ich auch, und es hat mich gefreut, daß Goethe deine Intention und dein Streben ſo richtig aus dem Gemälde herausempfunden hat. Darin iſt er aber auch ganz beſonders glücklich organiſirt, daß jeder anklingende Ton von außen in ſeinem Gefühle richtiger wiederklingt, und ſo wie er dergleichen Anklang in ſich wahrnimmt, ſo iſt er darauf, wie auf eine Naturerſcheinung, aufmerkſam. Dann *ſucht er ſich den Eindruck zur Klarheit zu bringen*, und ihm, wo möglich, Namen und Ausdruck, wenigſtens in einem Gleichniſſe, zu geben. Er wäre ja auch der einzige Dichter nicht, der er iſt, wenn er das nicht könnte. Daher kommt's aber auch, daß ſo unendlich wenig Menſchen Goethe'n verſtehen und kennen, und daß die, welche ihm als Künſtler Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihn außer dieſer Sphäre als Menſchen ſo ſchief beurtheilen. Nach dem, was ich nach ſo vielfältiger Beobachtung von ſeinem Charakter begreife und ahne, ſo halte ich ihn auch für einen der trefflichſten und edelſten Menſchen, überhaupt in jeder Hinſicht für eine der vollkommenſten und gediegenſten Naturen, die ich unter den Menſchenkindern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft großer und trefflicher Künſtler ſein, und nicht zugleich ein eben ſo großer und trefflicher Menſch! Nur müſſen wir den Begriff Menſch nicht nach dem armſeligen Maßſtabe eines Philiſters, oder eines Pedanten, und was es ſonſt für verkrüppelte Ebenbilder Gottes gibt, abmeſſen. —

S. 383. Ich habe mir aus Gotha von Döll Winckelmann's Büſte mitgebracht, und dieſe als das Bild meines Schutzheiligen zwiſchen Goethe's und Wieland's Büſte über meinen Schreibtiſch aufgeſtellt. —

Vrgl. S. 274. 325. 370.

Jen. Allgem. Literat. Zeit. 1805. Nr. 128 f. Ueber: Winckelmann u. ſein Jahrhundert. In Briefen u. Aufſätzen. herausgeg. v. Goethe. Tübingen, 1805. — — — — In den Skizzen zu einer Schilderung Winckelmann's iſt gleichſam das Köſtlichſte dieſer ganzen Gedächtnißfeier zuſammengedrängt

Die Meiſterhand, die ſie entwarf, iſt in jedem Zuge erkennbar. — Es ſind goldne Worte tiefer Menſchenkenntniß und gereifter Erfahrung eines Geiſtes, dem es vor Allen gegeben ward, tief und hell in die Natur zu blicken, golden an Gehalt, Klang und Farbe; durch mehrere Ueberſchriften zuſammengereihet, bilden ſie einen herrlichen Kranz, die Stirne des Unſterblichen zu ſchmücken, deſſen Bild aus ihnen in ſo mannichfaltiger Anſicht zurückſtrahlt.

* * *

Friedr. Heinr. von der Hagen.

Allgemeine preußiſche Staatszeitung. Berlin, 7. Aug. 1837. Nr. 217. S. 878. Wiſſenſchaft, Kunſt u. Literatur. —

Ueber Goethe's Werke. Neueſte vermehrte Ausgabe, in zwei Bänden. Mit Stahlſtichen. —

Dem deutſchen Volke kann wohl nichts Erfreulicheres ſich ereignen, als wenn der koſtbarſte Schatz desſelben, der in ſich ſchon unverſieglich währt und belebend umläuft, auch wirklich noch vermehrt wird, wenn Goethe's Werke, welche das eigenſte und zugleich univerſalſte Erbtheil ſeines Volkes ſind, aus ſeinem Nachlaſſe noch bedeutend bereichert hervorgehen. Solches geſchieht nun abermals in dieſer neueſten Ausgabe derſelben, die in zwei Bänden alle ſeine eignen Werke enthält, mit Ausſchluß der ſtreng wiſſenſchaftlichen, für welche letzten, ſo wie für die Ueberſetzungen und Briefe, noch ein Band nöthig iſt, ſo daß drei Bände, in würdiger Geſtalt, uns den ganzen unerſchöpflichen Reichthum leichter überſchauen und ſtets bei der Hand haben laſſen. Man erſtaunt freudig über die allſeitige lebendige Fülle ſchon bei dem Ueberblicke des vorliegenden erſten Bandes, welcher die ſämmtlichen lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Gedichte umfaßt. Es bedarf keiner Hinweiſung auf die allbekannten Gebilde darin, und wir heben hier nur die bedeutendſten neuen Erſcheinungen hervor, für deren Mittheilung wir den berufenen Herausgebern, Riemer und Eckermann, den beſten Dank zu ſagen haben. — — — Den ſtärkſten Zuwachs erhalten die ſpruchartigen Gedichte, Gleichniſſe ꝛc., worin Goethe auf echt deutſche Weiſe vor Allen ſo mächtig iſt, daß die meiſten ſogleich in den reichen Schatz unſerer alten Sprüchwörter übergehen können und werden, ſo wie ſie zum Theil daraus, nur mit neuem Gehalt, umgeprägt ſind. — — — Die Gedichte, „Religion und Kirche" überſchrieben, ſind faſt alle neu, und höchſt wichtig als Zeugniß und bares Bekenntniß wahrhaft frommer Geſinnung und chriſtlichen Glaubens, dem die Ironie und Entrüſtung des Dichters gegen unziemliche Anmuthungen in dieſer Hinſicht, ſo wie gegen das finſtere Pfaffenthum, nicht Eintrag thun kann. — — — Die Bruchſtücke des Singſpiels „die ungleichen Hausgenoſſen" fallen in die Zeit, wo das, was Goethe für die dramatiſche Muſik wünſchte, durch Mozart erfüllt wurde, zu deſſen Zauberflöte Goethe ſogar einen zweiten Theil dichtete. Ein Zuſammenwirken dieſer beiden großen Dichter- und Tonmächte müßte ein Schauſpiel für Götter geweſen ſein. — — — Zur Fortſetzung der Pandora wird der bedeutſame Entwurf mitgetheilt, und läßt erſt recht den Umfang und die Tiefe dieſer Dichtung ermeſſen. Am meiſten zu bedauern iſt jedoch, zumal nach dem nun auch vorliegenden Entwurfe zur Fortſetzung der natürlichen Tochter, daß dieſe Tragödie nicht zu der beabſichtigten Trilogie gediehen iſt. Der vorhandene erſte Theil ſchon vertritt die höchſte Vollendung der neuen dramatiſchen Kunſt, nicht bloß in der Darſtellung, ſondern auch durch den Inhalt, welcher eine ungeheure gleichzeitige Weltbewegung und Umwälzung auf die ergreifendſte und zugleich würdigſte Weiſe vor Augen und in's tiefſte Gemüth führt, ſo daß man zuvor keine Ahnung von der Möglichkeit eines ſolchen Werkes hatte. Wenn die verhängnißvolle Halsbandgeſchichte im Großkophta ein, wie Goethe ſelber ſagt, im Stoffe vergriffenes Vorſpiel des hereinbrechenden großen Unheils iſt, ſo würde die hohe, aus der Erniedrigung wiedergeborne Eugenie, auch im Untergange die Befreiung von der Tyrannei der Maſſe und die Herſtellung des im unterſten Grunde erſchütterten Vaterlandes und Welttheiles verkündigt haben. — Das Größte aber, der Goethe des Goethe, Anfang und Ende (1769 bis 1831, alſo über 60 Jahre!) bleibt immer der Fauſt, und wie die Vollendung dieſes Weltgedichtes das reichſte Vermächtniß des deutſchen Volkes, ſo iſt auch jeder davon abgeſprungene Funke das köſtlichſte Ueberbleibſel. Unter dieſen befinden ſich die herrlichſten und erhebendſten Dinge, ſo je in deutſcher Zunge geſagt worden, und es ertönt hier jene, zumal in den älteren Theilen des Fauſt waltende mächtige Rede, die ſchon durch den bloßen Klang der Sprache in der tiefſten Seele wiederklingt, und unauslöſchlich haftet. —

v. d. Hagen

G. L. Spalding.

Ueber die deutſche Sprache. Von G. L. Spalding. Vorgeleſen am 6. Auguſt 1807 in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften. Berlin, Realſchulbuchhandlung. 1807. —

S. 5 f. Wehe dem Volke, deſſen höhere Klaſſe zu Fremdlingen geworden iſt in der Heimath; über die ein Goethe ausrufen muß:

Lange haben die Großen der Franken Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.

Und welche Sprache haben ſie verleugnet! Die einzige, die noch ſelbſtändig lebte; die einzige, die, ſchon vor der allgemeinen Ueberwältigung durch die Römer, zu ſolcher Feſtigkeit gelangt war, ſo viel Gedanken und Gefühle in ſich aufgenommen hatte, daß ſie aus der großen Sündfluth als ein gediegenes Ganzes hervorging, nicht in einzelnen Trümmern und Scheitern das allverſchlingende Meer bedeckte. — — — — —

S. 7 f. Auch Vater und Mutter ſoll der Denkende nicht blind verehren, und ſo ſoll und darf auch der Deutſche nicht ſich verhehlen, was ſeiner Sprache fehlt, und was Ungünſtiges ihr anhängt. Auch haben die erſten unſerer Schriftſteller dieſe Anerkennung nicht zurückgehalten. Jener, ein Name, den das Vaterland allein einer ganzen fremden Literatur entgegenſetzen darf, **Goethe** ſelbſt hat das harte Wort ausgeſprochen:

Nur der Meiſterſchaft nah bracht' ich ein einzig Talent:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' unglücklicher Dichter
Ich im ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

Einer anderen Stelle zu geſchweigen, wo der Dichter in der Geburt erſtickt genannt wird, weil die Sprache ſich unüberwindlich gezeigt habe. Da nun der Dichter wirklich zur Welt geboren iſt, ſo wird die Sprache wohl losgeſprochen ſein. Dem vielleicht, und dem allein, der ſo viel Rückfoderungen hat an die Ehre der Sprache, mag es zuſtehen, den augenblicklichen Unmuth über ihre Mängel ſo laut werden zu laſſen. Indeſſen auch dieſer würde ſein Unglück ſchon gefühlt haben, wäre irgend eine andere Rede ſein Organ geworden. Wo iſt eine Sammlung menſchlicher Worte, und wären es helleniſche, die nicht zuweilen dem begeiſterten Gefühl verſagte! Die Ahnung des Genius ſtrebt immer hinaus über den Kreis vorhandener Bezeichnungen. — — — — S. 11 f. Klopſtock's jüngerer Freund, unſer Voß, mit noch tieferer Kenntniß griechiſcher Art und Kunſt ausgerüſtet, als der Dichter des Meſſias beſaß, hat dieſer bildſamen Sprache Töne gelehrt, die, unerwartet zwar, aber herzlich bewillkommt von der Nation, bei uns einheimiſch geworden, und denen die Männer, welche in jedem dichteriſchen Wettſtreit mit andern Völkern des Deutſchen Herz getroſt machen, denen **Goethe** und **Schiller** Zeugniß gaben, indem ſie ſelbſt dieſe neuen Töne lernten. Durch ſolche Bemühungen und Erwerbe iſt es geſchehen, daß nun keine Nation ein treueres Abbild daheim finden kann von der ſtillen Größe und der zarten Vollendung des Alterthums, als die deutſche.

Greiling.

Theophanieen, oder über die ſymboliſche Anſchauung Gottes. Von Greiling, Superintendent in Aſchersleben. Halle, Hemmerde und Schwetſchke. 1808. S. 218 bis zum Schluſſe. „Das Vermögen der Anſchauung und das der Ideen, Phantaſie und Vernunft, ſind die beiden Haupt- und Schöpfungskräfte des menſchlichen Geiſtes, deren Vereinigung den Genius und deren verſchiedene Grade und Miſchungen die Arten und Miſchlinge des Genies ausmachen, und welche die Eltern der ſymboliſchen Anſchauung ſind. Verſuchen wir nach dieſen beiden Hauptkräften des menſchlichen Geiſtes eine Charakteriſtik einiger großen Geiſter, ſo würde ſie, nach meiner individuellen, irrbaren Anſicht, alſo ausfallen: Idee und Anſchauung durchdringen ſich entweder durchaus, ſo daß die Ideen ſich in den Anſchauungen, oder dieſe in jenen ſich verlieren. Dann entſteht eine ſchöne, harmoniſche Einheit des Geiſtes, höchſte Herrlichkeit und Vollendung deſſelben: ein Platon in der Philoſophie, ein Goethe in der Dichtkunſt. Oder die Idee überwiegt die Anſchauung, ſo daß die Anſchauung nur den Saum des Ideengewandes vergoldet, ſo daß die Stärke und Fülle der Ideen ſich öfters iſolirt, ſich ein eigenes Bette gräbt, und in Sentenzen ſich ergießt: ein Schiller. Oder es iſt die Anſchauung überwiegend, die Klarheit der Ideen wird verdunkelt durch den blendenden Glanz der Anſchauung: ein Herder mit brennenden orientaliſchen Anſchauungen und einer ſchönen griechiſchen Phantaſie. Leicht wäre es, nach dieſem Prinzip auch einige Cha-

Franz. Da ſey Gott vor, wollen das Beſte hoffen! Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, iſt Leben, Feuer, Muth. — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheidt oder völlig raſend gaffen.

rakteriſtiſche Züge über andere nicht genialiſche Geiſter hinzuwerfen. Allein womit könnten wir würdiger ſchließen, als mit der Theophanie in den genannten drei Genien? wozu noch Jean Paul zu rechnen wäre, deſſen Genius wieder Schiller's Kraft der Ideen und Herder's Glanz der Anſchauungen in ſich vereinigt, nur Goethe's vollendete Natur und harmoniſche Rundung nicht.“ —

* * *

De Wette.

Theodor oder des Zweifler's Weihe. Berlin, Reimer. 1822. Th. 1. S. 88 f. „Beſonders ſchätzte Theodor Sebald's Kenntniſſe in der ſchönen Literatur und der Kunſtgeſchichte, und hörte ihn gern über das Weſen der Dichtung und Kunſt reden, worüber er manche neue Ideen aufſtellte. Theodor verdankte ihm den erſten Wink über die Bedeutung des Schönen. Bisher hatte er, wie in der Theologie, ſo auch in der Dichtung und Kunſt, das Sittliche allein geſucht und zu oberſt geſetzt; er hatte den Gedanken, die Geſinnung, die Rührung für das Weſen des Schönen gehalten und daher Schiller über Goethe geſetzt. Jetzt wies ihn Sebald auf die dichteriſche Form des Ganzen hin, durch welche allein ein Kunſtwerk als ſolches Werth habe, und ein Bild des Univerſums werde, was jedes Kunſtwerk ſein ſolle. Theodor ahnete etwas, wovon ein dunkles Gefühl in ſeiner Seele lag, und rang, es ſich klar zu machen, indem er Goethe's Meiſterwerke las und wieder las, um das zu finden, worin die dichteriſche Form beſtehe. Was er zunächſt gewann, war der Sinn für die ſchöne, ruhige, klare Darſtellung Goethe's, und mit erhöhetem Vergnügen las er jezt die Meiſterwerke der Alten, beſonders die Tragödien des Sophokles wieder.“ —

S. 222 f. „Wir wollen mit der Tugendheldin Johanna v. Montfaucon in Kozebue's Schauſpiel Goethe's Egmont vergleichen. Dieſer iſt ein Held, ein Freund des Volkes und des Vaterlandes, ein liebenswürdiger, frohmüthiger, heiterer Mann; er iſt aber nicht ganz das, was er ſein ſollte; er iſt nicht nur unvorſichtig aus Argloſigkeit, er iſt auch leichtſinnig, unbekümmert um ſein und des Volkes Wohl, und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Deßungeachtet ſteht er groß, anziehend und liebenswürdig da; er macht keine Anſprüche an Bewunderung, und doch bewundern wir ihn; er iſt, was er iſt, wie ihn die Natur erſchaffen, nicht wie ihn die befangene Foderung eines Menſchen nach irgend einer Regel gemodelt hat. Er entſpricht wohl auch einer Regel, dem Urbilde der Mannheit, der Seelenſtärke, der geiſtigen Schönheit; aber dieſes Urbild läßt ſich nicht ſo beſtimmt in ihm nachweiſen, daß das Urtheil auf der Hand läge. An Goethe mag man überhaupt lernen, wie man ſittlich, aber nicht moraliſirend dichten ſoll. Die ſchönſte Blüthe ſeiner dramatiſchen Dichtung iſt unſtreitig Taſſo. Da iſt weder Tugendheld noch Böſewicht; denn Antonio iſt das leztere ſo wenig, oder auch nur unedel oder gemein, daß ſich ihm Taſſo zulezt mit Vertrauen in die Arme wirft. Es liegt auch die Tugend und die Bosheit nicht mit einander im Kampfe, wie Licht und Schatten; ſondern alle, mehr oder weniger edle, liebenswürdige, achtungswerthe, großmüthige Perſonen bewegt nichts gegen einander, als die von der feinen Sitte in Schranken gehaltenen, und nur bisweilen losbrechenden Leidenſchaften der

Liebe und Eiferſucht, und Taſſo's Mangel an Mäßigung iſt es, was die Entſcheidung herbeiführt, jedoch nur durch eine gewiſſe Verkettung der Umſtände, ſo daß er auch wieder als ein Opfer des Schickſals zu betrachten iſt. Goethe hat mithin nur die Schwächen der Menſchen als Reibungsmittel benutzt, und ſie nie ſo ſchlecht und häßlich gefaßt, daß dadurch das ſittliche Gefühl beleidigt würde. Hinwiederum athmet Alles den höchſten ſittlichen Geiſt, ohne daß man eine Moral mit nach Hauſe nehmen könnte. Man könnte ſagen, daß der Taſſo die Mäßigung predigen ſolle; aber wie verſchwindet dieſer einfache Gedanke gegen den Reichthum von Adel, Seelenſchönheit und Seelengröße, der in dem Gedicht entwickelt iſt! Man glaubt unter Göttern oder Heroen zu wandeln, deren Streit ſelber groß und edel iſt, und man fühlt ſich ſelbſt mit veredelt und erhoben!“ —

* * *

David Strauſz.

Deutſche Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt. (Bei Otto Wigand in Leipzig.) 30. Juli 1841. Nr. 25. S. 97–99. — Ueber: Riemer's Mittheilungen über Goethe. —

„Aber iſt es denn wahr mit der von Riemer behaupteten Verkennung Goethe's? Man ſieht an vielen Stellen des Riemer'ſchen Buches: den Verfaſſer genirt beſonders die größere Celebrität, deren ſich Schiller erfreut. Allein das iſt ein Umſtand, der ganz in der Ordnung iſt, und den auch Goethe ſelbſt in der Ordnung gefunden hat. „Meine Sachen können nie populär werden," ſagte er zu Eckermann, und das iſt es: populärer iſt Schiller, und wird und muß es auch bleiben. Aber verliert denn Goethe dabei? hat er oder ſein verſtändiger Verehrer Urſache, damit unzufrieden zu ſein? — Daß im Vorhofe der Poeſie mehr Leute ſich befinden, als im Heiligthum, und in dieſem wieder mehrere, als in's Allerheiligſte zugelaſſen werden, iſt ja wohl natürlich. Ueber die Schaaren im Vorhofe nun, ſeien es ſolche, die durch ihre Geiſtes- und Bildungsſtufe für immer darin feſtgehalten ſind, oder ſolche, welche die Beſtimmung haben, bei reiferen Jahren in die inneren Räume vorzudringen, herrſcht Schiller unumſchränkt; hier iſt Goethe entweder unbekannt oder unverſtanden. Im mittleren Raume erhebt ſich ſofort der denen draußen befremdliche, denen drinnen lächerliche Streit, welcher von beiden der größere Dichter ſei: und hier iſt es auch, wo ungleich gebildetere Menſchen von merkwürdiger Einſeitigkeit und gehäſſigem Fanatismus zu Schmähungen gegen Goethe hingeriſſen werden. Im innerſten Heiligthum aber verſtummt der Lärm, jede andere deutſche Dichtergröße iſt als untergeordnet draußen geblieben; ruhig wird hier neben den Geiſtern erſten Ranges aus allen Nationen **Goethe** verehrt und genoſſen, die großartigen und harmoniſchen Verhältniſſe ſeiner Natur, als Charakter wie als Genius, bewundert, ſeine Schwächen und Fehler weder geſchmäht noch geleugnet, ſondern als die Grenzen ſeines Weſens und ſeiner Zeit begriffen. Und daß nun, wie geſagt, jener großen Schiller'ſchen ecclesia gegenüber die Goethe'ſche nur eine ecclesiola iſt, — kommt denn dabei Goethe zu kurz? Im Gegentheil! wenn anders, nach dem alten Spruch, in ſolchen Dingen die Stimmen zu wägen ſtatt zu zählen ſind.“ —

Vergl. Streitſchriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jeſu und zur Charakteriſtik der gegenwärtigen Theologie. Von Dr. David Friedrich Strauß. Tübingen, Oſiander. 1837. Hft. 2. Ueber Dr. Wolfgang Menzel. S. 91—187.

Dieſterweg.

Bemerkungen und Anſichten auf einer pädagogiſchen Reiſe nach den däniſchen Staaten im Sommer 1836 ꝛc. von Dr. F. A. W. Dieſterweg, Direkter des Seminars für Stadtſchulen, in Berlin. Berlin, K. F. Plahn. 1836. S. 72—76. „Ich kann nicht von Kopenhagen ſcheiden, ohne in Dankbarkeit des großen Geiſtes zu gedenken, der mich daſelbſt erquickt hat: Goethe. Ich hatte mir das neueſte Werk über ihn, ſeine Geſpräche mit Eckermann, mitgenommen, hoffend, darin lebendige Nahrung und Erfriſchung zu finden durch geſunde, großartige Anſichten aus eigner Erfahrung und beſonnenſter Beobachtung. Was ich fand, übertraf Alles, was ich nur erwarten konnte, weit. Dieſe Friſche der Bemerkungen und Gedanken, dieſe Naturwahrheit, Unmittelbarkeit und Einfachheit, dieſes Erhabene und Grandioſe in der Auffaſſung der Dinge, dieſes Treffende in den Urtheilen über Natur und Kunſt, über Menſchen und Dinge — wir kannten das Alles ſchon an dem großen Meiſter —

aber dieſe Natürlichkeit im Umgange mit Menſchen, dieſe Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit, — dieſe Eigenſchaften waren dem Publikum nicht ſo bekannt, als Eckermann ſie uns aufgedeckt hat. Man wird hingeriſſen zur Bewunderung und Liebe, und man theilt die Pietät, mit welcher der getreue Eckart dem Altmeiſter zuhorcht, die hingebende Treue, mit der er die offnen Bekenntniſſe des redſeligen Alten niederſchreibt, ſich ſelbſt zum bleibenden Gedenken und Vermächtniß, uns andern zum höchſten Genuß. Dieſes Buch iſt einzig in der Literatur, ſo einzig wie Goethe ſelbſt, wie alle ſeine Werke, wie ſeine ganze Perſönlichkeit, wie das Buch der Bettina. — Durch dieſes Buch allein kann man geſund werden. Wer für daſſelbe noch Sinn hat, iſt noch nicht ganz krank. Es iſt ein Naturbuch. Nichts von Angelerntem, Nachgeſprochenem, überall die edelſte Natürlichkeit und Einfachheit, und die großartigſten Anſichten von der Kunſt und der Bildung zur Kunſt. Es iſt eine Beſtätigung des Satzes, daß auch in der Kunſt das Tiefſte durchaus einfach ſei. Daß der Künſtler geboren werden müſſe, geſteht auch Goethe, ja er behauptet es entſchieden; die Natur gibt den Grund, die Anlagen. Künſtler und echte Kunſtwerke bilden ihn aus. Aber daß Tüchtigkeit des ganzen Menſchen, Liebe zur Wahrheit und Tugend, überhaupt ein vollendetes Sein zur Produktion jedes höheren Kunſtwerkes erforderlich ſei, das wußten wir nicht. Goethe lehrt es uns, er war ganz von dem großen Gedanken durchdrungen: Nur der große Menſch erzeugt große Werke. — Es befreit von Feſſeln und Banden dieſes Buch. Denn es erlöſet von angelerntem Buchſtabenkram, von nachgeſprochenen Sätzen, bei denen man ſich nichts dachte. Es lehrt glauben und vertrauen der Uroffenbarung der Natur und des menſchlichen Geiſtes. Es weiſet den Menſchen, der ſich bilden will, hin auf den Gebrauch ſeiner Sinne und auf die eigne Erfahrung, macht ihm jede fremde, die nicht aus derſelben Quelle ſtammt, verdächtig, wenigſtens vorſichtig in ihrem Gebrauch. Es iſt ein Buch des Selbſtvertrauens und des Muthes, der Energie und der Stärke. — Man hat lange in dem Wahne geſtanden, ein Gott gebe dem Künſtler alle Gedanken ein, die Muſe rede durch ihn, wie durch ein blindes Werkzeug. Aber hier erkennen wir an dem Beiſpiel und den Bekenntniſſen des größten deutſchen Dichters, welch' ein ſchweres Werk das Dichten ſei, und daß es einen Fleiß vorausſetzt, wie nur wenige Menſchen ihn üben mögen. Keine vier Wochen, geſteht der Dichterfürſt, habe er in ſeinem Leben gefeiert und feiern können, und wir ſehen, auch dieſen Achtzigjährigen treibt noch die Energie. Ein lebenslänglich fortgeſetztes Streben, meint er großartig, verbürge die Fortdauer des Geiſtes, und berechtige zu dieſer Würde. — Nicht Alles iſt auch Goethe geweſen. Wer iſt Alles? — Darum haben einſeitige Menſchen ihn von den verſchiedenſten Standpunkten aus angefochten. Strenge Theologen haben den Glauben, Patrioten die nationale Geſinnung an ihm vermißt, und ihn hart darob angeklagt, Andere haben ihn der ariſtokratiſchen Geſinnung beſchuldigt. Aber dieſe Mängel — wenn es welche ſind, — trägt nicht er, ſondern die menſchliche Natur, die in keinem Individuum Alles vereinigt. Wäre es der Fall, ein ſolches Weſen wäre ein Gott. Danken wir dafür, daß uns in ihm ſo Vieles, wenn auch nicht Alles, gegeben iſt! Einzige Umſtände haben ſich vereinigt, dieſen Goethe zu dem zu machen, was er geworden. Kein Menſch in Deutſchland hat ſich von ſo vielen Seiten offenbart, wie Er: durch ſeine Werke in Wiſſenſchaft und Kunſt, durch ſein vielſeitiges Leben, durch ſeine Selbſtbiographie, durch ſeinen Briefwechſel, — und Andere haben ſein Weſen uns aufgeſchloſſen durch Werke, die ſie über ihn und ſeine Leiſtungen geſchrieben, unter welchen das Buch des getreuen Eckermann eine ehrenvolle Stelle einnimmt, indem es eine Lücke ausfüllt. Von irgend einem andern großen Manne beſitzen wir ein Werk, von einem andern eine Biographie, von einem dritten Geſpräche, — von und über Goethe haben wir dieſes Alles. Eine unendliche Ausbeute für die Pſychologie muß ſich daraus gewinnen laſſen. — Man hat ihn mit Schiller verglichen. Jetzt iſt allgemein anerkannt, daß Goethe der tiefere, größere, freiere Geiſt war. Aber dennoch hat Schiller für die Meiſten, das Volk, vor Goethe etwas voraus. Schiller war populär, Goethe war ein vornehmer Geiſt in jeder Beziehung. Schiller war nicht bloß Künſtler, Philoſoph, Geſchichtſchreiber, er war ein patriotiſch geſinnter Mann, er glühte für die Ehre und die Freiheit ſeines Volkes, an ihm war Alles Menſch und Volk. Goethe dagegen hielt ſich in allen Beziehungen in oberen Regionen. Der edle Großherzog von Weimar hatte Schiller ein Jahrgehalt von tauſend Thalern zugeſichert und mehr, wenn ſeine Schriften ihm keine hinlängliche Einnahme ſicherten. Aber er nahm keinen Groſchen mehr, arbeitete darum auch in kranken Tagen, zum Nachtheil für ſeine Geſundheit. — Goethe wird, wie er ſelbſt geſteht, nie populär werden. Er war ein großartiger Weltmann und er lebte in der Weltliteratur. — Selten hat ein Menſch auf Erden ſo viel Glück genoſſen: dieſen Körper, dieſe Stärke und Schönheit der Glieder, eine bis in's achtzigſte Jahr ausdauernde Geſundheit, dieſe Geiſtesanlagen, dieſe Ruhe des Gemüths, dieſe Anerkennung eine Reihe von funfzig Jahren hindurch, und, was die Meiſten glücklich macht, Gunſt der Großen, Briefwechſel und Freundſchaft mit Fürſten und Königen und Glücksgüter aller Art. — Auch für Erziehung und Unterricht liefert das genannte Buchmanchen intereſſanten Beitrag, wie man denn überhaupt aus unſern deutſchen Klaſſikern für die Pädagogik eine Aehrenleſe halten kann.“ —

Fichte.

Ueber Geiſt und Buchſtab in der Philoſophie. Von *Fichte*. In: „*Philoſophiſches Journal von Fichte und Niethammer.*“ Jena und Leipzig, Gabler. 1798. Bnd. 9. Hft. 4. S. 297 f. „In den letzten Meiſterwerken *des begünſtigten Lieblings der Natur unter unſerer Nation*, — im Taſſo, in der *Iphigenie*, und in den leichteſten Pinſelſtrichen desſelben Künſtlers ſeitdem, — iſt es nicht die ſo einfache Erzählung, nicht die ohne allen Schwulſt ſo ſanft hingleitende Sprache, durch welche der gebildete Leſer ſo mächtig angezogen wird; es iſt nicht der Buchſtab, ſondern der Geiſt. Mit der gleichen Einfachheit der Fabel, der gleichen Leichtigkeit, dem gleichen Adel der Sprache iſt es möglich, ein ſehr ſchales, ſehr ſchmackloſes, ſehr unkräftiges Werk zu verfertigen. Die Stimmung iſt es, welche in dieſen Werken herrſcht; *dieſe edelſte Blüthe der Humanität, welche durch die Natur nur einmal unter dem griechiſchen Himmel hervorgetrieben, und durch eins ihrer Wunder im Norden wiederholt wurde.* — S. 299. Wir finden uns mit Vergnügen in eine Welt verſetzt, in der allein eine ſolche Stimmung möglich iſt, unter eine Geſellſchaft, deren

Mitglieder alle gerecht und wohlwollend ſind, und deren Trennungen nicht durch böſen Willen verurſacht, ſondern ſelbſt nur Stürme des widrigen Schickſals ſind. Wir entdecken mit befriedigter Selbſtliebe unter dem Einfluſſe des Künſtlers eine Faſſung in uns, die wir im Laufe des Lebens gewöhnlich nicht behalten; wir fühlen uns höher gehoben und veredelt, und innige Liebe iſt der Lohn des Dichters, der uns ſo ſanft ſchmeichelt, um uns zu beſſern. — S. 300. Dem Dichter, von dem ich rede, war es gegeben, zwei verſchiedene Epochen der menſchlichen Kultur mit allen ihren Abſtufungen auszumeſſen. Er nahm ſein Zeitalter bei der letztern Stufe auf, um es bei der erſtern niederzuſetzen; aber ſein Genius überflog, wie es ſein mußte, den langſamen Gang desſelben. Er bildete, wie jeder wahre Künſtler ſoll, ſein Publikum ſelbſt, arbeitete für die Nachwelt, und wenn unſer Geſchlecht höher ſteigt, ſo iſt es nicht ohne ſein Zuthun." —

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literariſcher Briefwechſel, herausgegeben von ſeinem Sohne J. H. Fichte 2 Thle. Sulzbach, v. Seidel. 1830 u. 1831. —

Th. 2. S. 326—329. Fichte an Schiller. — *). Berlin, 20. Jul. 1803. Goethe's natürliche Tochter habe ich die beiden Male, da ſie hier aufgeführt wurde, mit aller Aufmerkſamkeit geſehen, und glaube zu der möglichſten

---

*) (Wieder abgedruckt in „Schiller's und Fichte's Briefwechſel," aus dem Nachlaß des Letztern mit einem einleitenden Vorworte von J. H. Fichte herausgegeben. Berlin, Veit u. Comp. 1847. — Vergl. Jahrbücher für dramatiſche Kunſt und Literatur. Redig. vom Profeſſor Dr. H. Th. Rötſcher. Berlin, Hirſchfeld. 1847. — Hft. 3. S. 249—255.: Kritik einer merkwürdigen Aeußerung Fichte's über Goethe's natürliche Tochter). —

Zweyter Act

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof, **Adelheid**, ſpielen Schach. **Liebetraut** mit einer Zitter. **Frauen**, **Hofleute**, um ihn herum am Kamin.

Liebetraut ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen
Kam Amor geflogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthig bekriegen
Und männlich beſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!

Anſchauung, die man aus dieſer Quelle haben kann, mich erhoben zu haben. So ſehr ich Goethe's Iphigenie, Taſſo, — und nur in anderm Fache ſeinen Hermann und Dorothea ſtets geliebt und verehrt habe, ſo ziehe ich doch dieſe Arbeit ihnen allen vor, und halte ſie für das dermalige höchſte Meiſterwerk des Meiſters. Beſonders ſcheint ſie mir ein ſo ſtreng geordnetes, in ſich ſelber zuſammenhängendes organiſches Ganze zu ſein, daß ich es kaum für möglich halte, Etwas daraus wegzulaſſen. Was in dem erſten Theile dieſer Trilogie ſich noch nicht erklärt, z. B. die geheimen Andeutungen auf das Verhältniß des Herzogs zu ſeinem Sohne, deſſen und des Herzogs verborgene Komplotte, halte ich für bedeutende Winke auf die folgenden Stücke, die ſchon hier einen geheimen Schauer und furchtbare Ahnung einflößen ſollen. — Daß ein ſolches Stück von irgend einer Schauſpielertruppe nach ſeinem wahren Geiſte ergriffen und dargeſtellt werden ſollte, darauf iſt wohl ohne Zweifel Verzicht zu thun. Dagegen ſcheue ich mich nicht, dem wahren Zuſchauer anzumuthen, durch die Beſchränktheit der Darſtellung das Ideal hindurchzuerblicken. Daß theils ſchon wegen des Mangels dieſer Erhebung ſolche Stücke für den gewöhnlichen Beſchauer hinter mittelmäßigen und flachen zurückſtehen, theils auch wegen der Aufmerkſamkeit, die ihr organiſcher Zuſammenhang fodert, und bei dem gänzlichen Mangel an Organ für das innere Leben und Handeln meiſtens unverſtanden bleiben, — dieß iſt eben ſo unvermeidlich. Ich für meinen Theil aber komme vielleicht darum, weil ich ſelber faſt täglich durch irgend eine Plattheit gedrückt werde, mehr in die unbarmherzige Geſinnung, daß man allerdings das Höchſte und immer nur das Höchſte darſtellen ſoll, ohne Mitleid mit der Unbehaglichkeit und Langweile der Ungebildeten, deren Beſſerung nie beginnen wird, ſo lange ſie noch etwas ausdrücklich für ihren Gaumen Zubereitetes finden ꝛc. — — Fichte's Leben ꝛc. Th. 1. S. 22. 149. 154. 263. 281. 284. 288. 289. 315. 318. 319—323. 337. 370. 388. 392. 393 f. — Th. 2. S. 112. 140—142. —

Schelling.

Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums. Von F. W. J. **Schelling.** (Im Sommer 1802 auf der Univerſität zu Jena gehalten). Zweite, unveränderte Ausgabe. Stuttgart, Cotta. 1813. — S. 258 f.

„An jenen Widerſtreit, der aus unbefriedigter Begier nach Erkenntniß der Dinge entſpringt, hat der Dichter ſeine Erfindungen in dem eigenthümlichen Gedicht der Deutſchen geknüpft, und einen ewig friſchen Quell der Begeiſterung geöffnet, der allein zureichend war, die Wiſſenſchaft zu dieſer Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über ſie zu verbreiten. Wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, nähre ſich mit dieſen Tönen einer höheren Welt, und ſauge in früher Jugend die Kraft in ſich, die wie in dichten Lichtſtrahlen von dieſem Gedicht ausgeht und das Innerſte der Welt bewegt." —

(Vrgl. Ch. H. Weiße: Kritik und Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt. Leipzig, Reichenbach. 1837. — S. 82 f.) —

Am 25. Aug. 1829, am Namenstage des Königs Ludwig von Baiern, gedachte Schelling, als Präſident der Akademie zu München, in feierlicher Sitzung des hochverehrten Dichters in folgenden Worten: „Der Aufmerkſame würde mit Recht der Akademie es zum Vorwurf machen, wenn ſie es unterließe, auch ihrerſeits eine Theilnahme auszuſprechen, die in eben dieſen Tagen von allen Seiten Deutſchlands dem Manne bezeugt wird, der vorzugsweiſe und in einem Sinne, wie kein anderer, der ganzen deutſchen Nation angehört. Goethe, ſeit funfzig Jahren Anführer der deutſchen Literatur, unter den Königen vorzüglich unſerm Könige werth und von ihm auf eine des Herrſchers und des Dichters gleich würdige Weiſe geehrt; Goethe auch rein wiſſenſchaftlichen Männern ein verehrtes Vorbild: dem Naturforſcher wegen des freien, gleichſam den Weg der Natur ſelbſt verfolgenden Blickes; dem Philoſophen wegen des Ernſtes und der unabläſſigen Bemühungen, womit er auch als Dichter nur jene Wahrheit geſucht und hervorgehoben, die überall allein fähig iſt, Geiſt und Gemüth dauernd zu bewegen; dem Alterthumsforſcher als lebendiges, gegenwärtiges Beiſpiel, an welchem er das Geheimniß der unerforſchten Kunſt jener großen Schriftſteller und ſomit den ganzen Sinn des Alterthums zu ergründen vermochte; — Goethe vollendet in dieſen Tagen ſein achtzigſtes Lebensjahr. Möge Ihm, dem wie Neſtor, dem Trefflichſten der Sterblichen, ſchon zwei der redenden Menſchengeſchlechter vorübergegangen ſind, und das dritte noch ehrerbietig horcht, — möge Ihm unter ſo vielen Stimmen freudiger und verehrungsvoller Theilnahme, die er in dieſen Tagen vernehmen wird, auch der Glückwunſch unſerer Akademie, wenn er aus weiter Ferne zu ihm bringt, nicht unwillkommen, und ein Beweis ſein der in allen Theilen Deutſchlands gleichgeſtimmten Empfindungen der Liebe und Anhänglichkeit für den ehrwürdigen Patriarchen deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft!" — (S. Der Freimüthige ꝛc. 16. Okt. 1829. Nr. 207. S. 828. Schelling zu Goethe's Geburtstage.) —

In derſelben Akademie zu München ſchloß Schelling in der öffentlichen Sitzung am 28. März 1832, als eben die Trauerkunde von Goethe's Abſcheiden zu ihm gelangt, aber ſonſt in der Stad noch nicht verbreitet war, ſeinen wiſſenſchaftlichen Vortrag mit folgenden, blitzartig wirkenden Worten: „Unter ſolchen Umſtänden wirken Männer von großartiger Erfahrung, unerſchütterlich geſunder Vernunft, und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit des Willens ſchon durch ihr bloßes Daſein befeſtigend und erhaltend. In einer ſolchen Zeit erleidet — nicht die deutſche Literatur bloß, Deutſchland ſelbſt den ſchmerzlichſten Verluſt, den es erleiden konnte. Der Mann entzieht ſich ihm, der in allen innern und äußern Verwirrungen wie eine mächtige Säule hervorragte, an der Viele ſich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geiſtes beleuchtete; der, aller Anarchie und Geſetzloſigkeit durch ſeine Natur feind, die Herrſchaft, welche er über die Geiſter ausübte, ſtets nur der Wahrheit und dem in ſich ſelbſt gefundenen Maß verdanken wollte; in deſſen Geiſt, und, wie ich hinzuſetzen darf, in deſſen Herzen Deutſchland für Alles, wovon es in Kunſt oder Wiſſenſchaft, in der Poeſie oder im Leben bewegt wurde, das Urtheil väterlicher Weisheit, eine letzte verſöhnende Entſcheidung zu finden ſicher war. Deutſchland war nicht verwaiſt, nicht verarmt, es war in aller Schwäche und innern Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geiſt, ſo lange — **Goethe** — lebte.“ —

(Ueber Faraday's neueſte Entdeckung. — Zur öffentl. Sitzung d. königl. Akademie d. Wiſſenſchaften, am 28. März 1832. — Fr. W. J. v. Schelling. München, A. Weber. 1832.) — S. 23 f. —

Hegel.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Bnd. 10. Abtheilung 1. G. W. F. Hegel's Vorleſungen über die Aeſthetik. Herausg. v. Dr. H. G. Hotho. Berlin, Duncker und Humblot. 1835. Bnd. 1. S. 251. Die Berührung und Kolliſion der mittelaltrigen Heroenzeit und des geſetzlichen modernen Lebens im Götz von Berlichingen zum erſten Thema gewählt zu haben, bekundet Goethe's großen Sinn. —

S. 245. Daher iſt auch in dieſer Beziehung Goethe's Genius zu bewundern, daß er ſich in Hermann und Dorothea zwar auf ein ähnliches Gebiet (das Idylliſche) concentrirt, indem er aus dem Leben der Gegenwart eine engbegrenzte Beſonderheit herausgreift, zugleich aber als Hintergrund und als Atmoſphäre, in welcher ſich dieſer Kreis bewegt, die großen Intereſſen der Revolution und des eignen Vaterlandes eröffnet, und den für ſich beſchränkten Stoff mit den weiteſten, mächtigſten Weltbegebenheiten in Beziehung bringt.

S. 337 f. Eine ſolche Darſtellungsweiſe (wie die bei Homer) nun aber auf Stoffe anzuwenden, welche aus ſpäteren nach einer entgegengeſetzten Richtung hin vollkommen ausgebildeten Zeiten genommen ſind, hat immer ſeine große Schwierigkeit und Gefahr. Doch hat uns Goethe in dieſer Beziehung ein vollendetes Muſterbild in Hermann und Dorothea geliefert. Ich will nur einige kleine Züge vergleichungsweiſe anführen. ꝛc. —

S. 293. Wir brauchen uns nach einem vollſtändigen Beiſpiel der Umwandlung ſolcher bloß äußerlichen Göttermaſchinerie in Subjektives, in Freiheit und ſittliche Schönheit, ſo weit nicht umzuſehn. Goethe hat in ſeiner Iphigenie auf Tauris das Bewunderungswürdigſte und Schönſte, was in dieſer Hinſicht möglich iſt, geleiſtet. — Bei Euripides raubt Oreſt mit Iphigenien das Bild der Diana. Dieß iſt nichts als ein Diebſtahl. Thoas kommt herzu, und gibt den Befehl, ſie zu verfolgen und das Bildniß der Göttin ihnen abzunehmen, bis dann am Ende in ganz proſaiſcher Weiſe Athene auftritt, und dem Thoas inne zu halten befiehlt, da ſie ohnehin Oreſt ſchon dem Poſeidon empfohlen, und ihr zu Lieb' dieſer ihn weit in's Meer hinaus gebracht habe. Thoas gehorcht ſogleich, indem er auf die Ermahnung der Göttin erwidert: (V. 1442 f.) „Herrin Athene, wer der Götter Worten, ſie hörend, nicht gehorcht, iſt nicht rechten Sinnes. Denn wie wär' es, mit den mächtigen Göttern zu ſtreiten, ſchön?" — Wir ſehn in dieſem Verhältniß nichts, als einen trocknen äußerlichen Befehl von Athene's, ein eben ſo inhaltloſes bloßes Gehorchen von Thoas' Seite. — Bei Goethe dagegen wird Iphigenie zur Göttin, und vertraut der Wahrheit in ihr ſelbſt, in des Menſchen Bruſt. In dieſem Sinne tritt ſie zu Thoas und ſagt:

„Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?" —

Was bei Euripides der Befehl Athene's zu Wege bringt, die Umkehrung des Thoas, ſucht Goethe's Iphigenie durch tiefe Empfindungen und Vorſtellungen, welche ſie ihm entgegenhält, zu bewirken, und bewirkt ſie in der That. —

„Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch ſchwerem Uebel, wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeid, wie Ihr geprieſen werdet,
So zeigt's durch Euren Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!“ —

Und wenn ihr Thoas erwidert:

Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?“ —

ſo antwortet ſie in zarteſtem, reinſtem Glauben:

„Es hört ſie Jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt.“ —

Nun ruft ſie ſeine Großmuth und Milde im Vertrauen auf die Höhe ſeiner Würde an, ſie rührt und beſiegt ihn, und drängt ihm in menſchlich ſchöner Weiſe die Erlaubniß ab, zu den Ihrigen zurückzukehren. Denn nur dieß iſt nöthig. Des Bildes der Göttin bedarf ſie nicht, und kann ſich ohne Liſt und Betrug entfernen, indem Goethe mit unendlicher Schönheit den zweideutigen Götterſpruch:

„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris' Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland, ſo löſet ſich der Fluch“ —

in menſchlicher verſöhnender Weiſe dahin auslegt, daß die reine, heilige Iphigenie, die Schweſter, das Götterbild und die Schützerin des Hauſes ſei. —

Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttin Rath;"

ſagt Oreſt zu Thoas und Iphigenien, —

„Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes,
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, gibſt du uns Alles wieder." —

In dieſer heilenden, verſöhnenden Weiſe hat Iphigenie ſich durch die Reinheit und ſittliche Schönheit ihres innigen Gemüths ſchon früher in Betreff auf Oreſtes bewährt. Ihr Erkennen verſetzt ihn zwar, der keinen Glauben an Frieden mehr in ſeinem zerriſſenen Gemüthe hegt, in Raſerei, aber die reine Liebe der Schweſter heilt ihn eben ſo ſehr von aller Qual der innern Furien:

„In deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letzten Mal, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages." —

In dieſer wie in jeder andern Rückſicht iſt die tiefe Schönheit des Gedichtes nicht genug zu bewundern. —

S. 355. Allerdings iſt es dem Künſtler erlaubt, ſeine Stoffe auf fernen Himmelsſtrichen, vergangnen Zeiten und fremden Völkern zu entlehnen, und auch im Ganzen und Großen der Mythologie, den Sitten und Inſtitutionen ihre hiſtoriſche Geſtalt zu bewahren, zugleich aber muß er dieſe Geſtalten nur als Rahmen ſeiner Gemälde benutzen, das Innere dagegen dem weſentlichen tieferen Bewußtſein ſeiner Gegenwart in einer Art anpaſſen, als deren bewunderungswürdigſtes Beiſpiel bis jetzt noch immer Goethe's Iphigenie daſteht. —

Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. Mai 1839. Nr. 100. S. 800. Ueber: „Beitrag zur dramaturgiſch-äſthetiſchen Erläuterung der Iphigenia in Tauris von Euripides, mit Rückſicht auf das gleichnamige Goethe'ſche Schauſpiel. Von Heinr. Viehoff. Emmerich, 1838." —

„Goethe's Iphigenie iſt mit Recht vielfach als eine Dichtung betrachtet worden, die vor allen zur Kunſtbetrachtung anreizt, weil in derſelben die Eigenthümlichkeit unſres Sängers, die Tiefe chriſtlicher Innerlichkeit in den plaſtiſchen Formen der Alten zu offenbaren, am klarſten und bewunderungswürdigſten ſich gezeigt hat. Ein Hinblick auf Euripides kann die Herrlichkeit der deutſchen Iphigenie nur in vollerem Lichte erſcheinen laſſen; erſt Goethe's Genius hat die eigentliche Seele in ihr erweckt, und ſie zu einem Triumphgeſang der Wahrheit gemacht, ähnlich wie er den Sinn der Fauſtſage eben ſo erſchloſſen als erhöht hat. — Verdientermaßen heißt es von der Erſcheinung der Pallas bei Euripides, daß ſie das Schauſpiel nicht abgeſchloſſen, ſondern getödtet habe. — Wie dagegen

Goethe rein innerlich das Ganze befriedigend löſt und vollendet, das wird immer zu dem Vortrefflichſten gehören, was je einem Künſtler gelingt.“ — C.

Johannes von Müller

Johannes von Müller ſämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Tübingen, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1810—1819. Bnd 27. S. 349—352.

Brief von J. v. Müller an Goethe.

Segne Sie Gott, Verehrungswürdigſter! Wie im wildeſten Toben der ägäiſchen Gewäſſer ſind einem verzweifelnden Steuermann die Dioskuren heilreicher erſchienen, als mir, von den odiöſeſten Philiſtereien eben ganz niedergedrückten, das herrliche Morgenblatt vom 3. und 4. März, das ich von Cotta eben erhalte. *Haben Sie Dank, großer Mann und edler Menſch!* Ihr Name iſt meine Aegide gegen den Neid, Ihr Beifall instar omnium gegen alle Welt. Die Leute hier können einem gar nicht vergeben, nicht füſilirt worden zu ſein; und der (mir nicht bekannte) Klang der Guineen hat etwas, das die Donnerlectionen von Jena und Auerſtädt überhören macht. Da wird erfüllt, was mir ſeit 48 Jahren aus einem Compendium grammaticae latinae erinnerlich bleibt: Amicus certus in re incerta cernitur: un

Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,
Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schooß.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten,
Und wiegten ihn ein.
Hey ey o! Popeyo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey euerm Spiele. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböth's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen: lieber wollt' ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das ewige: Schach dem König.

der ſind Sie mir, Sie die Zier und der Erſte der Deutſchen! Mein Gefühl dabei findet keinen Ausdruck. Aber — Abſtraction von meinen Perſönlichkeiten — welche Handhabung der deutſchen Sprache, welche mächtige Diction! Der Meiſter redet, und keiner wie er. Es iſt auch für eine gedemüthigte Nation doch erhebend, auf Einem Blatte an den großen König, an den großen Dichter und Weiſen, und (darf ich, auf Ihre Freundſchaft hin, sumere superbiam?) auch an Winkelried's Geſchichtſchreiber zuſammen erinnert zu werden. Ich habe meine Grundſätze nicht geändert; geändert hat ſich aber die Welt. Was können wir dafür? Und, da es nun ſo iſt, ſollen wir denn alle conſpiriren wie Brutus, oder uns erſtechen wie Cato? Das thut ſelbſt G— nicht, welcher zu .... über meine Verrätherei ſo grimmig thut.. Mich treibt der Gott (andere ſagen, der Teufel), in der Literaturzeitung bisweilen merken zu laſſen, wie ich glaube, daß unſere Deutſchen ſich jetzt am vernünftigſten zu benehmen hätten, und daß ich ſogar meine, ſie thäten eben ſo gut, mit Weisheit und Gemeinſinn eine beſſere Freiheit ſich vorzubereiten, als dieſelbe ausſchließlich von Koſacken und Karakalpaken zu erwarten. Das iſt die Verrätherei; und — leider, leider, ſind mir die Napoleonsd'or noch ſo unbekannt wie die Guineen; es iſt für Nichts und wieder Nichts, daß ich der verruchte Menſch geworden bin, ſo wie man oft eine junge Schönheit ihre einladenden Reize nicht gewichtigem Gold, ſondern der fatalen Liebe des Laſters gratis hingeben ſieht. In der That, wo kein großer deutſcher Mann an der Spitze einer Nationalmacht exiſtirt, und für die Vormundſchaft keine Prätendenten ſind als Kalmucken oder Franzoſen, däucht mir (Alles hat ſeine Zeit) am beſten, denen ſchön zu thun, welche noch die zahmſten ſind, und für die Zukunft Keime beſſerer Dinge zu pflanzen. Dieſes Glaubensbekenntniß wollte ich Ihnen machen, damit Sie wiſſen, was Sie an mir haben, und wofür eigentlich Calvinus G— die ſanfte Wärme, welche Servet erfuhr, mir zutheilen möchte ....; es ärgert, man muß aber den Mißverſtand walten laſſen. Das iſt nicht allzuſchwer, wenn einem ein ſo holdes Geſtirn zuweilen lächelt, wie das, dem ich nun Dankopfer bringe. Noch manche Monarchie kann fallen, geſprengt werden mehr als Ein Staatenſyſtem: Das Göttliche, Schöne, Edle, deſſen Hohenprieſter man in Goethe verehrt, bleibt ewig, wie meine Liebe für Sie.

Berlin, 16. März 1807.

Vrgl. J. v. Müller's ſämmtl. Werke. Th. 8. S. 367—402. —

Vrgl. J. v. Müller's ſämmtl. Werke. Th. 7. S. 116. 270. Th. 14. S. 288. —

⁂

Barthold Georg Niebuhr.

Römiſche Geſchichte von B. G. Niebuhr. Berlin, G. Reimer. 1832. Bnd. 3. S. 144. Anmerkung. —

„Unſere Väter, ehe wir, nun Bejahrte, geboren wurden, erkannten im Götz und den andern Gedichten eines jungen Mannes, der dem Valerius in ſeinem erſten Conſulat an Alter gleich war, den Dichter, der über alle, die unſer Volk zählte, weit hervorrage und nie über troffen werden könne. Dieſe Anerkennung genießt Goethe ſeit mehr als einem halben Jahrhundert; ſchon blickt das dritte Geſchlecht reifer Männer zu ihm hinauf als dem Erſten der Nation ohne einen Zweiten und Nebenbuhler, und die Kinder vernehmen ſeinen Namen, wie einſt unter den Griechen den des Homeros. Er hat es erlebt, daß unſere Literatur, vor Allen ſeinetwegen, vom Ausland anerkannt und geehrt iſt; aber überlebt hat er in ihr die Zeit der Dichtung und der Jugend, und iſt einſam übrig geblieben. Möge er dennoch, ſeiner ewigen Kraft froh, noch lange heiter unter uns verweilen, von uns als Greiſen die nämlichen Huldigungen empfangen, die wir als Knaben ihm weihten; möchte ich ihm dieſe Geſchichte, welcher er ſeine Gunſt ſchenkt, vollendet darbringen können!“

Geſchrieben im Sommer 1829.

◆

Guſtav Graf v. Schlaberndorf.

In: „Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. Mannheim, H. Hoff. 1837.“ Bnd. 1. S. 142—197: „Graf Schlaberndorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm.“ — Züge aus ſeinem Bilde. —

Hier ſagt Varnhagen v. E. S. 154 f. „In beinahe vierzigjähriger Abweſenheit hörte er nicht auf, durch Geſinnung und Theilnahme ein Deutſcher, ein Preuße und noch insbeſondere ein Schleſier zu ſein, als ob er immerfort im

Vaterlande geblieben wäre, und er wußte und kannte Alles genau, was dort in Staatsverwaltung, Rechtspflege, Erziehung, Sittenart und Literatur gethan und betrieben wurde. Kant, Fichte, Klopſtock, Peſtalozzi, Lichtenberg, Schiller, Richter, **Voß**, den er ſehr liebte, und Goethe, der auch ihm als größter Stern leuchtete, waren inmitten von **Paris** und der Revolution ſeine treuen Begleiter. Seine Hülfe, ſeine Unterſtützung erſtreckte ſich vielfach auf die Angelegenheiten der fernen Heimath." —

◆

General Scharnhorſt.

Im Converſations-Lexikon (Leipzig, Brockhaus 1830) heißt es unter: „Scharnhorſt (Gebhard David v.)": Der berühmte Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg hatte ein Artilleriecorps errichtet und damit die bekannte Kriegsſchule verbunden. Niemand wurde ohne des Grafen eigne Prüfung aufgenommen. — — — Der Graf kannte den geſunden, kräftigen Geiſt des Jünglings, und verweigerte ihm den gewünſchten Eintritt nicht, wiewohl dieſer von Kenntniſſen noch ganz entblößt war. Scharnhorſt bildete ſich ſchnell. Goethe's Werke, der Wandsbecker Bote und Young's Nachtgedanken waren ſeine Lieblingsbücher und ſchärften ſeinen Sinn für das Rechte, Große und Schöne. —

Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur ꝛc. 31. Okt. 1833. Nr. 131. S. 1065. Korreſpondenz. — Berlin, 18. Sept.

1833. In des Bildhauers Fr. Tieck's Werkſtatt bewundert man einen Sarkophag, der für das Grabmal des Generals Scharnhorſt auf dem hieſigen Invalidenkirchhofe beſtimmt iſt. Das Ganze iſt in weißem Marmor ausgeführt, und vorzüglich ſind es ſehr große Basreliefs an demſelben, die dieſes Werk zu einem der ſchönſten machen, welche hier aus der Hand eines Bildhauers hervorgegangen ſind. Auf dem erſten dieſer Basreliefs ſieht man den jungen Scharnhorſt, wie er von ſeinem Beſchützer, dem Fürſten von Lippe-Schaumburg, den Wiſſenſchaften zugeführt wird. Schiller und Goethe, Beides Freunde und Lieblinge Scharnhorſt's, ſtehen ihm ſchützend zur Seite. Eine der größten, reichſten und am vortrefflichſten ausgeführten Kompoſitionen bildet aber das Haupt-Basrelief auf der Vorderſeite des Sarkophags. Es ſtellt die Schlacht bei Lützen vor, in der Scharnhorſt die Wunde erhielt, an deren Folgen er bald darauf in Prag ſtarb. Unzählige Figuren ſind hier zu den ſchönſten und ſprechendſten Gruppen geordnet, und das Ganze gewährt einen reichen und großartigen Anblick. —

Friedrich Ancillon.

Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen; von Friedrich Ancillon. Zweiter Theil: Philoſophie und Poeſie. Duncker und Humblot. 1831. — S. 148—154: Ueber

Goethe. S. 154—164: Ueber Schiller. S. 164—170: Ueber Wieland. S. 170—173: Ueber Herder. —

S. 148 f. heißt es: In Deutſchland überwiegt Goethe allein Alles, was in andern Ländern während zwei Menſchenaltern Schönes und Großes in der poetiſchen Welt erſchienen iſt; er allein füllt durch ſeine, immer neue Bewunderung erregenden Werke ein halbes Jahrhundert. Sein langes Leben hat ihm erlaubt, alle Bahnen der Dichtkunſt ſiegreich zu durchlaufen. Indem er Deutſchland mit Ruhm bekränzte, hat das dankbare Vaterland ihn dermaßen mit immer wachſendem Lobe gekrönt, daß es ihm das Bewußtſein und den Vorſchmack ſeiner Unſterblichkeit ſchon hienieden gewährte; ſeine bei'm hohen Alter ſinkende Sonne wirft noch Strahlen, die zur Ehre eines andern Dichters hinreichen würden. — Ein wahrer Proteus hat er alle mögliche Formen des Geſanges angenommen, und wenn man ſeine Virtuoſität in einem Fache durch beſtimmte Formen gebunden und beſchränkt glaubte, hatte ſein Genius, entbunden und entfeſſelt, ſchon andere Formen ſich angeeignet. Es iſt ſchwer, ja unmöglich, den Charakter ſeines Geiſtes und ſeines Gemüthes beſtimmt anzugeben, da er mit gleichem Glück alle Töne, alle Farben, alle Richtungen verſucht, und in einer ſeltnen Vollendung durchgeführt hat. Wollte man ihn von allen Dichtern unterſcheiden, ſeine Eigenthümlichkeit bezeichnen, ſo müßte man ſie in der Univerſalität und der reinen Objektivität ſeines poetiſchen Genius finden. In ſeinen Dichtungen vereinigt er immer Idealität des leitenden Gedankens mit individuellen Geſtalten, die da zu leben oder gelebt zu haben ſcheinen, weil ſie leben könnten, und alle Bedingungen des Lebens in ſich tragen. Er hat ſich in die Welt der Alten zu verſetzen gewußt, wie Wenige der Alten ſelbſt es gethan haben: er hat unſere neuere Welt gekannt, begriffen, um faßt, dargeſtellt wie Keiner, und mit einer wundervollen Gewandtheit bald Begebenheiten, Gefühle, Bilder ſeiner Zeit in die alten Formen gegoſſen, wie in dem echt homeriſchen Epos von Hermann und Dorothea; bald von den Alten Stoff und Form entlehnt, und beides auf eine echt antike Art zuſammengeſchmolzen, wie in der Iphigenia und in den Elegieen. Sophokles hätte die eine, Properz die andern nicht verleugnet. Hier hat er frühere Perioden, verfloſſene Zeiten unſerer Geſchichte mit einer ſolchen Kraft aufgefaßt, und mit einer ſolchen poetiſchen Wahrheit auf die Bühne gebracht, daß die Poeſie der eigentlichen Geſchichte den Rang abgewinnt, wie in Göz von Berlichingen und in Egmont ꝛc. —

S. 173. Dieſe ſchöne Zeit der deutſchen Poeſie, wo die größten Geiſter in ihrer vollen Kraft dichteten und wirkten, iſt verſchwunden mit denjenigen, die ſie zur Ehre der Nation verherrlichten. Goethe allein, der größte von allen, ſteht noch da in einem mit Ruhm bekränzten Alter, wenn nicht in der ganzen Fülle ſeines poetiſchen Lebens, doch noch von Zeit zu Zeit bei ſeinem Niedergang nach allen Seiten Strahlen des ihm inwohnenden Lichts in das Dunkel unſeres Himmels ſendend. Er ſteht da, Bewunderung und Ehrfurcht gebietend, wie eine herrliche Säule einer untergegangenen Periode, oder vielmehr wie ein immer mehr verwitternder Tempel, deſſen nahen Zuſammenſturz man mit trüber Ahnung befürchtet. Mit ihm ſcheint unſer poetiſcher Ruhm untergehen zu ſollen; denn es zeigen ſich keine würdigen Erben ſeines Genies, keine Männer, welche die Lücke, die unermeßliche, die er in der deutſchen Literatur zurücklaſſen wird, nur einigermaßen auszufüllen verſprächen, und, ſei es auch theilweiſe, den uns drohenden Verluſt erſetzen oder mildern könnten. ꝛc. —

Morgenblatt ꝛc. 30. April 1832. Nr. 103. S. 412. Korreſpondenz. – Goethe's Tod, ein Abſchnitt in der Geſchichte des deutſchen Volkes. — — — — Nichts Größeres und Schöneres hätte uns dargeboten werden können, als das edle, mächtige Wort Schelling's, der, ſelbſt einer unſerer Größten, dem heimgegangenen Großen ein würdiges und unzerſtörbares Denkmal geſetzt hat. — Jetzt wäre es auch wohl der wahre Zeitpunkt, die Testimonia auctorum vollſtändig zu ſammeln und abzuſchließen, welche über den Dichter von ſeinem früheſten Auftreten bis zu ſeinem Ableben bei uns und im Auslande ſo vielfältig erſchienen ſind, und unter welchen die gediegenſten und gehaltvollſten Blätter, die reichſten Kommentare zu ſeinen Werken und zu ſeinem Leben, in jedem Fall aber die Zeugniſſe einer langen Stufenfolge literariſcher Bildung ſich entfalten. — Varnhagen und Alfred Nicolovius hatten ſolche Sammlungen unternommen, und beſonders die letztere hatte wohl verdient, fortgeſetzt und vollendet zu werden, wozu freilich ein Umfang von vier Bändchen nicht zu groß dünken durfte. In Bezug auf dieſe Sammlungen ſei es uns hier erlaubt, dem Worte Schelling's das Wort eines andern Edlen zuzugeſellen, der ſchon vor mehreren Jahren ſich gleicherweiſe würdig und anerkennend bei ſolcher Gelegenheit alſo vernehmen ließ: „Nichts konnte für den Heros unſerer Literatur, aber zugleich für das deutſche Volk ehrenvoller ſein, als dieſe Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweiſt, daß von ſeinem erſten Erſcheinen bis zum ſpäten, ſchönen Abende ſeines genialiſchen Lebens der große Dichter ſich immer gleich und die Nation ſeiner würdig immer geblieben iſt. Es iſt herzerhebend, zu ſehen, daß es eine Vortrefflichkeit gibt, die über den Neid, ſo wie über einen jeden Wechſel der Zeit, den Sieg davon trägt, daß das Allgemeingültige auch manchmal das Allgemeingeltende iſt, und daß der Mann, der die Vielſeitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutſchen Genius am herrlichſten repräſentirt, auch von der ganzen Nation als ihre immer ſich verjüngende Ehre und ihre unſterbliche Zierde anerkannt und geprieſen werde." Und ſo wie dieſes ſchöne Wort Ancillon's, deſſen Mittheilung uns glücklich vergönnt iſt, verlängſt ſchon es ausgeſprochen, ſoll es auch fortan bleiben und ſich bewähren, zur Freude aller Braven, zum Verdruß und zur Schmach aller bornirten und eitlen Schwächlinge. —

Chriſtian Wilhelm Hufeland.

Die letzte Krankheit Goethe's, beſchrieben von Dr. K. Vogel, nebſt einer Nachſchrift von C. W. Hufeland. Berlin, G. Reimer. 1833. — S. 37.

Nachſchrift von C. W. Hufeland.

Ich rechne es zu den größten Vorzügen meines Lebens und zu den ſchönſten Seiten desſelben, daß es mir vergönnt war, dieſem großen Geiſte, dieſem Heros der deutſchen Geiſterwelt eine lange Reihe von Jahren hindurch perſönlich nahe zu ſtehen und ſie mit ihm zu verleben, ſo daß ich ihn als einen weſentlichen Beſtandtheil meines eignen Lebens betrachten kann. Als Knabe und Jünglung ſchon ſah ich ihn im Jahre 1776 in Weimar erſcheinen in voller Kraft und Blüthe der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den er als Oreſtes im griechiſchen Coſtum in der Darſtellung ſeiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu ſehen. Noch nie erblickte man eine ſolche Vereinigung phyſiſcher und geiſtiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Manne, als damals an Goethe. — Unglaublich war der mächtige Einfluß, den er damals auf gänzliche Umgeſtaltung der kleinen Weimar'ſchen Welt hatte. — Nachher hatte ich das Glück, zehn Jahre lang (von 1783 bis 1793) als Arzt und Freund ſeines nähern Umganges zu genießen. Zwar gab er dem Arzte wenig zu thun: ſeine Geſundheit war in der Regel, wenige vom Einfluß der Atmoſphäre herrührende rheumatiſche und katarrhaliſche Beſchwerden, und beſonders die ſchon damals vorhandene Dispoſition zu katarrhaliſcher Angina abgerechnet, vortrefflich; aber deſto lieber unterhielt er ſich mit dem Arzte als Naturforſcher, und ſo genoß ich bei ihm manche Stunden der intereſſanteſten Mittheilung, Belehrung und geiſtiger Erweckung. —

Was ſeine phyſiſche Natur betrifft, ſo kann ich nur das, was der geiſtreiche Hr. Verfaſſer dieſer ihres Gegenſtandes ſo würdigen Schilderung geſagt hat, bekräftigen. Es iſt mir nie ein Menſch vorgekommen, welcher zu gleicher Zeit körperlich und geiſtig in ſo hohem Grade vom Himmel begabt geweſen wäre, und auf dieſe Weiſe in der That das Bild des vollkommenſten Menſchen darſtellte. Aber nicht bloß die Kraft war zu bewundern, die bei ihm in ſo außerordentlichem Grade Leib und Seele erfüllte, ſondern mehr noch das herrliche Gleichgewicht, das ſich ſowohl über die phyſiſchen als geiſtigen Funktionen ausbreitete, und die ſchöne Eintracht, in welcher beides vereinigt war, ſo daß

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder einer Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel *in uſum Delphini*, das ſo homogen mit Seiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

Sie ſtehen auf.

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nähmlich unſrer Zimmer und unſers keines, wie ſo oft geſchieht, auf Koſten des andern lebte, oder es ſtörete. —

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß dieſes hauptſächlich ſeinen Geiſt auszeichnete, daß alle Geiſteskräfte in gleich hohem Grade und in der ſchönſten Harmonie vorhanden waren, und daß ſelbſt die bei ihm ſo lebendige, ſo ſchöpferiſche Phantaſie durch die Herrſchaft des Verſtandes gemäßigt und gezügelt wurde. Und eben dieß gilt von dem Phyſiſchen; kein Syſtem, keine Funktion hatte das Uebergewicht; alle wirkten gleichſam zuſammen zur Erhaltung eines ſchönen Gleichgewichts. — Aber Produktivität war der Grundcharakter ſowohl im Geiſtigen als Phyſiſchen, und im letztern zeigte ſie ſich durch eine reiche Nutrition, äußerſt ſchnelle und reichliche Sanguifikation und Reproduktion, kritiſche Selbſthülfe bei Krankheiten, und eine Fülle von Blutleben. Daher auch noch im hohen Alter die Blutkriſen und das Bedürfniß des Aderlaſſes. — Solche Erſcheinungen gehören zu den ſeltenſten Geſchenken des Himmels. Es iſt Freude, zu ſehen, daß die Entſtehung ſo vollkommner Menſchennatur auch noch in unſern Zeiten möglich iſt, die ſo Manche für eine Periode der Abnahme des Menſchengeſchlechts halten. — Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!“ — Ihm iſt es nun geworden. — Wir wollen es uns geſagt ſein laſſen, als Nachruf, zur Ermunterung und Belebung. —

Luiſe,
Königin von Preußen.

Luiſe, Königin von Preußen. Der preußiſchen Nation gewidmet. — Berlin, 1814. — S. 49 f.: Indeſſen häuften ſich die unglücklichen Ereigniſſe immer mehr — und ein Unglück, das mit einer zerſchmetternden Gewalt ſich verkündigte, von dem die Königin fühlte, es ſei ſo unverſchuldet; ihre Hoffnungen, die ſo getäuſcht waren, die Leiden, die ihr Volk nun erdulden mußte: Alles, was ſich ereignet hatte, ſchien ihr unter dem Einfluß eines finſtern Schickſals zu ſtehen, welches über ihr Land und über ihr Haus gekommen war. So entſtand einen Augenblick in ihrem frommen Gemüth der Zweifel, ob, was geſchehen war, einem Schickſal zu widerſtreben, welches durch eine höhere Macht über die Welt gekommen zu ſein ſchien, und ob, was ihr das Rechte gedünkt, auch wirklich das Rechte geweſen iſt; — und in dieſem bedrängteſten Augenblick ihres Lebens erinnerte ſie ſich des rührenden Geſanges aus **Goethe's Wilhelm Meiſter** und ſchrieb in ihrem Tagebuche nieder:

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!
Ihr führet in's Leben uns hinein,
Und laßt den Armen ſchuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden. —

Ortelsburg, 5. Dezbr. 1806. Goethe, W. M. —

Goethe über Kunſt u. Alterthum. Stuttgart, Cotta. 1824. Bnd. 5. Hft. 1. S. 8. Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann. — „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß" ꝛc. — Dieſe tiefſchmerzlichen Zeilen wiederholte ſich eine höchſt vollkommene, angebetete Königin in der grauſamſten Verbannung, zu grenzenloſem Elend verwieſen. Sie befreundete ſich mit dem Buche, das dieſe Worte und noch manche ſchmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Troſt. Wer dürfte dieſe ſchon in die Ewigkeit ſich erſtreckende Wirkung wohl jemals verkümmern? —

Karl Ludwig v. Woltmann's ſämmtl. Werke herausgegeben von ſeiner Frau. Achte Liefer. 1. Bnd. Berlin, A. Rücker. 1827. —

Memoiren des Frhrn. von S—a. Von K. L. v. Woltmann. Th. 1. S. 87 f. Zu jener Zeit glaube ich zuerſt bemerkt zu haben, daß die Königin von Preußen ſich auf das lebhafteſte für die politiſchen und kriegeriſchen Händel intereſſirte und die franzöſiſche Regierung haßte, inſofern überhaupt in ihrer ſehr wohlwollenden Seele Haß wurzeln konnte. Wie eifrig theilte ſie die Nachricht mit, daß die Ruſſen und Oeſtreicher in Mähren glänzend geſiegt hätten, welche ſich ihr dann in die traurigſte Botſchaft verwandelte. Von dieſem Augenblick an ſtieg ihre Theilnahme an der politiſchen Welt immer höher; und wenn die Armee ſie wegen ihrer heitern, gütigen Natur, ihrer Luſt am Leben, ihrer ſchönen Geſtalt ſchon immer bewundert hatte, ſo ward ſie nun wegen ihres Haſſes gegen die franzöſiſche Regierung ein Gegenſtand ihrer Anbetung. — Ich ſah die Königin zum erſten Mal auf einer Aſſemblee bei dem Grafen Haugwitz. Sie ſaß in einem Kabinet der Treibhäuſer an einer Tafel, aus deren Mitte ein blühender Orangenbaum ſtieg, und rings umher war ein großer Zauber von Blumen. In ihrem Anzug und Putz ſchien ſie mir für eine Königin nicht frei genug von Mode; aber dagegen hemmte auch kein Zwang der Etikette ihre unverkennbare Neigung für ein freies Fühlen und Trachten. Ueber die Herzen aller Männer übte ihre Schönheit eine große Gewalt aus, und nicht ohne Verwunderung bemerkte ich, daß auch die trockenſten, die ſonſt mit dem Idealiſchen nichts zu ſchaffen haben wollten, ſich recht befliſſen, die Königin Luiſe ſich als etwas Idealiſches vorzuſtellen. Auch geſtehe ich, daß ich ſelbſt, obgleich wenig geneigt, an Verwirklichung von Idealen anders als nach der ſchärfſten Prüfung zu glauben, nahe daran war, aus der Ferne mit anzubeten. Dazu trug viel bei, daß ich hörte, wie die Königin ein paar ſchöne Verſe aus Goethe's Taſſo zu einer kleinen älteren Dame ſprach, und dabei durch ihre Freundlichkeit auf Geſicht und Geſtalt dieſelben, die gewiß nicht von Grazie beſeelt waren, doch eine gewiſſe Anmuth zu hauchen wußte. — Dieſe Töne von den Lippen der ſchönen Königin verſetzten mich plötzlich in jenen Tag, da ich in Italien die erſten Laute aus Goethe's Poeſie von der Gräfin Roſamunde von W — g vernahm, und die laue, duftreiche Luft in den Gewächshäuſern ließ mich vergeſſen, daß ich im Norden und in dem rauheſten Winter mich befand.

S. 91 f. Mit ungemeiner Verbindlichkeit richtete die Gräfin die Rede einzig an jene ältere Dame, und fuhr fort: Gewiß haben Sie zur Bildung der Königin viel beygetragen, und Ihrem Einfluß ſchreibe ich es zu, daß ſie die höheren deutſchen Dichter ſo lieb gewonnen hat. Ich kenne ſie nicht bloß ſeit meinem kurzen Aufenthalt in Berlin, ſondern ſah ſie und ihre Schweſter wiederholt, als die beiden jungen

Fürſtentöchter in der Rheingegend lebten *). Beide verriethen ein ſehr fühlendes Herz, einen regen, witzigen Geiſt, eine für das Schöne empfängliche Einbildungskraft. Aber es fehlte gänzlich an einer ſichern Leitung ihres Geſchmacks, ſie waren ſchon in den deutſchen Romanenwuſt gerathen, und die Ritterzeit, die ich bei dem erſten flüchtigen Blick in demſelben habe ſpuken ſehen, trieb ſchon einigen Spuk in der Seele der jüngeren. Ein deutſcher Fürſt ſagte mir nachher in Italien, daß ſich nervloſes Leben in den Romanen eines Lafontaine mit einer ſolchen Ritterzeit in ihren Vorſtellungen vermiſcht habe. Wie groß und ehrenwerth iſt Ihr Verdienſt, wenn Sie mit den Geſtalten von Iphigenie, den Leonoren, ſolche Bilder bei der königlichen Frau verdrängt haben. —

Friedrich der Große,

König von Preußen.

De la littérature allemande etc. Berlin. 1780. p. 46.

Pour vous convaincre du peut de gout, qui jusqu'à nos jours règne en Allemagne, vous n'avez qu'à vous rendre aux spectacles publics. Vous y verrez représenter les abominables pièces de Shakespear traduites en notre langue, et tout l'auditoire se pâmer d'aise en entendant ces farces ridicules et dignes des sauvages du Canada. Je les

---

*) Vrgl. Rahel. Ein Buch des Andenkens für Freunde. Berlin, Duncker & Humblot. 1834. — Th. 3. S. 69–72. —

appelle telles, parce qu'elles pèchent contre toutes les règles du théâtre. — — On peut pardonner à Shakespear ces écarts bizarres; car la naissance des arts n'est jamais le point de leur maturité. Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen, qui paraît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes. Je sais, qu'il ne faut point disputer des goûts etc. —

Vrgl. Juſtus Möſer's ſämmtliche Werke. Berlin, Fr. Nicolai. 1798. Bnd. 7. (Vermiſchte Schriften. Bnd. 1.) Ueber die deutſche Sprache u. Litteratur. Schreiben an einen Freund *). S. 185 f. 189. 191 – 193. 201. 204.

Sie haben, meiner Meinung nach, Recht zu fragen, ob wir nicht ſelbſt unſre Eichen alſo ziehen können, daß ſie den härteſten, höchſten und reinſten Stamm geben, und ihre Krone hoch empor tragen; oder ob wir ſolche von einem franzöſiſchen Kunſtgärtner zuſtutzen und aufſchnitzeln, und unſre Wälder in einen regulären Sternbuſch verwandeln laſſen ſollen? Mit andern Worten, ob wir nicht beſſer thun, unſre Götze von Berlichingen, ſo wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder ſie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren? —

Vorausgeſetzt, daß unſer Klima ſo gut als andre ſeine eignen Früchte habe, die zu unſern Bedürfniſſen wie zu unſerm Vergnügen vorzüglich beſtimmt ſind, ſo dünkt mich, daß

---

*) Möſer ließ dieſes Schreiben bei der Veranlaſſung abdrucken, als König Friedrich II. am Ende des Jahres 1780 ſeinen bekannten Brief: De la littérature allemande etc., herausgegeben hatte. —

wie allemal am ſicherſten handeln, ſolche ſo gut als möglich zu erzielen, und wenn wir dieſen Zweck erhalten, ſo müſſen ſie auch in dieſer Art ſchön und groß werden; denn alles in der Welt iſt doch nur relativ ſchön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige ſo ſehr heruntergeſetzte Stück, Götz von Berlichingen, iſt immer ein edles und ſchönes Produkt unſeres Bodens, es hat recht Vielen geſchmeckt, und ich ſehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen ſollten: die höchſte Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles was der König daran auszuſetzen hat, beſteht darin, daß es eine Frucht ſei, die ihm den Gaumen zuſammengezogen habe, und welche er auf ſeiner Tafel nicht verlange. Aber das entſcheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt ſind, wird hoffentlich in unſ'rem Vaterlande eine geringe Zahl ſein, und wenn von einem Volksſtücke die Rede iſt, ſo muß man den Geſchmack der Hofleute bei Seite ſetzen. —

Die wahre Urſache, warum Deutſchland nach den Zeiten der Minneſinger wieder verſunken, oder ſo lange in der Kultur ſeiner Sprache und der ſchönen Wiſſenſchaften überhaupt zurückgeblieben iſt, ſcheint mir hauptſächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateiniſch gelehrten Männern erzogen ſind, die unſ're einheimiſchen Früchte verachteten, und lieber italieniſche oder franzöſiſche von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutſche Art und Kunſt zur Vollkommenheit bringen wollten, ohne zu bedenken, daß wir auf dieſe Weiſe nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde. — — — Schön und groß aber können unſ're Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopſtock, Goethe, Bürger und andere Neuere gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche ſie zu bauen verſucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchſten Vollkommenheit gebracht haben; aber ihr Zweck iſt die Veredlung einheimiſcher Produkte, und dieſer verdient den dankbarſten Beifall der Nation, ſo wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe dieſe in ihrem herzlichen Genuſſe von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten geſtört, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariſer Paſtete dem beſten Stücke Rindfleiſch vorziehen, ſtutzig gemacht wurden. — **Goethe's** Abſicht in ſeinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unſ'rer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der franzöſiſch-deutſchen Bühne müde wären, und, wie billig, Veränderung ſuchten. Leicht hätte er dieſer ſeiner Sammlung mit Hülfe einer nun faſt zum Ekel gebrauchten Liebesgeſchichte das Verdienſt der drei Einheiten geben, und ſie in eine Handlung flechten können, die ſich angefangen, verwickelt und aufgelöſt hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zuſammengeordnet hätte, welche ſich zu jeder Handlung ſchickten und ſich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partieen malen, und dieſe ſtehen zuſammen, wie die Gemälde vieler großen Landſchaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin ſie ſich befinden, gerade eine Epopöe iſt. — Daneben ſollten dieſe Partieen wahre einheimiſche Volksſtücke ſein. Er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß Niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachläſſiget, oder wider das Koſtüm gefehlt habe, ſo behandelt man ihn wider ſeine Abſicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl ſeiner Partieen würde auch immer gut geblieben ſein, wenn es einige ſeiner Nachfolger, die alle ſieben Theater von Neapel, welche für ſieben unterſchiedene Klaſſen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zuſammenziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Koſt vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber iſt Goethe unſchuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu ſagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts nacktes leiden, und die ſchönſte Venus nicht anders als unter der Decke wiſſen wollen. —

Meiner Meinung nach müſſen wir alſo durchaus mehr aus uns ſelbſt und aus unſerm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunſt unſ'rer Nachbarn höchſtens nur in ſo weit nutzen, als ſie zur Verbeſſerung unſ'rer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müſſen es wie Rouſſeau machen, der alle Regeln und Geſetze ſeiner Zeit um ſich herum ſtehen oder fallen ließ, um aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, und ſeine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie Klopſtock, der nicht erſt den Milton las, um ſeinen Meſſias zu bilden. — Zwar können wir auf dieſe Weiſe leicht auf Irrwege gerathen; denn indem wir tief in uns zurückgehen, und, was wir alſo empfinden, ausdrücken, verlaſſen wir einen Pfad, welchen auch ſchon Meiſter vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältniſſe, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können, oder wir folgen, wie Goethe in Werther's Leiden, bloß der erhöheten Empfindung, und opfern die logiſche Wahrheit der äſthetiſchen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden ſich dann auch Philoſophen unter uns finden, welche ſie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden. — Ich will jedoch hiemit gar nicht ſagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nutze machen ſollen. — — — Mein Wunſch iſt nur, daß wir uns von dem Könige nicht ſo einzig an die großen Ausländer verweiſen laſſen, und unſerm Götzen von Berlichingen ſogleich mit Verachtung begegnen ſollen. —

Keine Sprache hat ſich vielleicht ſo ſehr zu ihrem Vortheile verändert als die unſ'rige. Nichts war armſeliger, als unſ're komiſche Sprache; außer dem Hanswurſt war keiner auf der Bühne, der einen komiſchen Ton hatte, und das Volk liebte dieſen, weil es von ihm wahre Volksſprache hörte; alle andre redeten in der Buchſprache, der unbequemſten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle geſtattete ihnen nicht, ſich der Volksſprache zu bedienen. Leſſing war der erſte, der Provinzial-Wendungen und Wörter, wo es die Bedürfniſſe erfoderten, auf die glücklichſte Art naturaliſirte. Ihm ſind die Wiener gefolgt, und ſeitdem uns Göthe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero (Ep. fam. L. IX. Ep. 15.) romanos veteres ac urbanos sales u. veteris leporis vestigia nennet, zurückgeführt hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchſprache reden möchten, hat Jedermann unſern ehemaligen Mangel empfunden, und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen geſucht, ſo daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Muthwilligkeiten und Aeffereien, deren ſich der Menſch zum Ausdruck ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften bedient, dargeſtellt werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es ſchwer fällt, in deutſcher Luft zu athmen, die franzöſiſche Sprache der deutſchen immer vorziehen werden —

Characters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchof. Er will nicht kommen, ſagtet ihr?

Adelheid. Ich bitt euch, ſchlagt's euch aus dem Sinn.

Biſchof. Was das ſeyn mag!

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbethen wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchof. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheidt werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Reliquien von Juſtus Möſer und in Bezug auf ihn, herausgegeben von B. R. Abeken. Nebſt einer Abbildung von Möſer's Denkmal und einem Facſimile ſeiner Handſchrift. Berlin, Nicolai. 1837. —

S. 6—13. Fünf Briefe Goethe's an Möſer's Tochter, Frau von Voigts, und ein Brief von dieſer an Goethe. —

Goethe an Frau von Voigts.

Madame! Man ergötzt ſich wohl, wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft; es unterhält uns, wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender, als ein Fels ſein? Schändlich iſt's, daß die garſtigen Rezenſenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat.

Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotiſchen Phantaſieen Ihres Vaters, die durch Sie erſt mir und hieſigen Gegenden erſchienen ſind. Ich trag' ſie mit mir herum; wann, wo ich ſie aufſchlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele. — Empfehlen Sie mich Ihrem Hrn. Vater, nehmen Sie dieſen Gruß ſo mit ganzem Herzen auf, wie ich ihn gebe, und laſſen ſich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern. — Madame, Dero ergebenſter Goethe.

Frankfurt am Main, 28. Dez. 1774. —

Frau von Voigts an Goethe.

Theuerſter Herr Geheimerrath! Sie hätten nach meiner vormaligen Antwort wohl nicht gedacht, daß mein alter Vater noch Ihr Vertheidiger werden, und Ihre Sache gegen den großen Friedrich aufnehmen würde. Allein ſo ſehr er dem

König ſein Urtheil zu gute hält, ſo ſehr ärgerte er ſich über das Nachbeten ſolcher Leute, die unendlich weniger als der König zu beſorgen, und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lektion zu ſtudiren. Und im Eifer warf er ſeine Gedanken auf's Papier, das ich hiebei überſende. Er iſt ſelbſt nicht völlig mit ſeiner Arbeit zufrieden, weil ſeine Geſundheit ihm nicht erlaubte, das Feuer, womit er anſetzte, lange genug zu unterhalten. Indeſſen werden Sie ſeine Geſinnungen und ſeinen guten Willen daraus leicht erkennen, und was er in der Eile übergangen hat, hinzudenken. Ich wünſche, daß es Ihnen als ein Merkmal ſeiner wahren Hochachtung gefallen, und zugleich diejenige in Ihrem Andenken erhalten möge, die in dem unbeachtetſten Winkel des Erdbodens beharrt — —

— — — — — — —

Immer behalten wir Weiber das Wichtigſte bis zum Poſtſcript — und das geſchieht auch hier, nämlich die Bitte um Ihr Schattenbild. Freilich hab' ich's in meiner kleinen Sammlung; allein von Ihnen ſelbſt würde es mir theurer ſein, und auch gewiß, daß es Ihnen ähnlich wäre. Wären Portraits ſo geſchwind zu machen, wie ein Schattenriß, ſo bäte ich um dieß. Denn nach meinen Geſinnungen für Sie verdiente ich's — nun will ich mich mit dem letztern begnügen. So viel ſage ich Ihnen, — wenn Möſer und ſeine Tochter jemals nach Weimar hinkommen, ſo geſchieht's, um Sie kennen zu lernen, und um kein ander Ding in der Welt. —

Goethe's Antwort.

Ihr Brief iſt mir wie viele Stimmen geweſen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer ſtillen Geſchäftigkeit fortlebt, und nur mit dem Nächſten und Alltäglichen zu thun hat, ſo verliert man die

Empfindung des Abweſenden; man kann ſich kaum überreden, daß im Fernen unſer Andenken noch fortwährt, und daß gewiſſe Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters verſichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es iſt gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er ſein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet; denn er hat uns doch eigentlich in dieſes Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchſtreifen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Verſuchen gedacht: Was möchte wohl dabei Möſer denken oder ſagen! Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei dieſem Anlaſſe zu ſchweigen; denn wer auf's Publikum wirken will, muß ihm gewiſſe Sachen wiederholen, und verrückte Geſichtspunkte wieder zurechtſtellen. Die Menſchen ſind ſo gemacht, daß ſie gern durch einen Tubus ſehen, und wenn er nach ihren Augen richtig geſtellt iſt, ihn loben und preiſen; verſchiebt ein Anderer den Brennpunkt, und die Gegenſtände erſcheinen ihnen trüblich, ſo werden ſie irre, und wenn ſie auch das Rohr nicht verachten, ſo wiſſen ſie ſich's doch ſelbſt nicht wieder zurecht zu bringen; es wird ihnen unheimlich, und ſie laſſen es lieber ſtehen. —

Auch dießmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der Jemand auf ein Butterbrot einlädt, und ihm dazu einen Tiſch auserleſener Gerichte vorſtellte. Er hat bei dieſem Anlaſſe ſo viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutſche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangnen Bemühungen zu thun iſt, danken muß. Was er von meinen Verſuchen ſagt, dafür bleib' ich ihm verbunden; denn ich habe mir zum Geſetz gemacht über mich ſelbſt und das Meinige ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen zu beobachten. Ich unterſchreibe beſonders das ſehr gern, wenn er meine Schriften als Verſuche anſieht, als Verſuche in Rückſicht auf mich als Schriftſteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu ſagen Jahrhundert, unſerer Literatur. Gewiß iſt mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muſter aufzuſtellen, oder eine Manier ausſchließlich zu begünſtigen, ſo wenig als individuelle Geſinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er ſolle verſichert ſein, daß ich mich noch täglich nach den beſten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden ſtrebe, und daß ich mich von Verſuch zu Verſuch leiten laſſe, demjenigen, was vor allen unſern Seelen als das Höchſte ſchwebt, ob wir es gleich nie geſehen haben und nicht nennen können, handelnd und ſchreibend und leſend immer näher zu kommen. — Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, iſt es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menſchen zu Tauſenden mit einem eiſernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geſchmack wohl keine Eigenſchaft eines Königs ſein, ſo wenig ſie ihm, wenn er ſie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausſchließende zieme ſich für Große und Vornehme. Laſſen Sie uns darüber ruhig ſein, mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht. — Mein Schattenbild liegt hier bei; vielleicht kann ich Ihnen bald etwas ſchicken, das weniger Fläche iſt. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters; doch am liebſten groß, wie es an der Wand gezeichnet iſt und ohnausgeſchnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu dieſem Briefe gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegenheit erwünſcht wäre, die Sie mir, oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar, 21. Juni 1781. Goethe.

Goethe an Frau von Voigts.

In meinem letzten Briefe verſprach ich Ihnen auf das baldigſte ein lebhafteres Bild von Ihrem Freunde, als eine Silhouette nicht ſein kann. Gegenwärtig ſteht eine Büſte eingepackt da, und wünſcht abzugehen. Weil ich aber Unrichtigkeiten im Transport fürchte, ſo bitt' ich um eine Adreſſe nach Osnabrück, wohin der Kaſten abgeliefert werden kann. Leben Sie wohl! Dießmal nicht mehr von einem überhäuften.

Weimar, 31. Jul. 81. Goethe.

Derſelbe an dieſelbe.

Sie ſind gütig, mir oft ein Zeichen Ihres Andenkens zu geben. — Danken Sie Ihrer fürtrefflichen Fürſtin für den Antheil, den Sie an meinem Daſein nehmen will; ſehr lieb wäre es mir, mich durch Sie beſſer kennen zu lernen; ſagen Sie ihr: Sie könne verſichert ſein, daß ich mir's in der Welt ſauer werden laſſe. — Das Leben P. Bernhards von Weimar, das ich zu ſchreiben unternommen hatte, liegt, mit vielen andern Anſchlägen, auf der Seite. Vielleicht kann ich einen geſchickten Mann, den wir jetzt in der Nähe haben, veranlaſſen, es nach meinem Plane zu ſchreiben. — Hrn. v. H. grüßen Sie. Es iſt mir erfreulich, wenn ich ſehe, daß die Unarten meiner vorigen Zeiten keinen ſo üblen Eindruck bei den Menſchen zurückgelaſſen haben, als ich wohl verdient hatte. — Ihrem Herrn Vater ſchick' ich ehſtens von meinen Sachen. Ein Verzeichniß davon bin ich ſelbſt nicht wohl im Stande zu fertigen: es ſind ſo viele Kleinigkeiten. — Leben Sie wohl, und vergeſſen das verſprochene Bild nicht.

Weimar, 4. März 1782. Goethe.

Derſelbe an dieſelbe.

Sie erhalten hier einen Verſuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich ſeit der Zeit ſo viel Muße gefunden hätte, um das Stück ſo zu bearbeiten, wie es wohl ſein ſollte. Legen Sie es, wie es iſt, Ihrem Herrn Vater vor, und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu ſein und mir umſtändlich zu melden, was er darüber ſagt. Mir iſt eben ſo wohl um ſein Lob, als um ſeinen Tadel zu thun. Ich wünſche zu wiſſen, von welcher Seite er es anſieht. — Ich füge nur eine Bitte hinzu, daß Sie die Abſchrift nicht aus den Händen geben mögen, und erwarte ſie bald wieder zurück. Ich lege noch eine Kleinigkeit bei und hoffe zu hören, daß ſich Ihr Herr Vater wieder recht wohl befinde. Möchte das verſprochene Portrait doch recht bald ankommen, damit ich ihm ſogleich in dem neuen Quartier, das ich ſo eben beziehe, ſeinen Platz anweiſen könne. —

Weimar, 5. Mai 1782. Goethe.

B. R. **Abeken** ſagt in der Vorrede zu den „**Reliquien von Juſtus Möſer**“ ꝛc. S. VI—XIV: „Es folgen fünf Briefe von Goethe, zwar nicht geradezu an Möſer, ſondern an deſſen Tochter, Jenny von Voigts, die Herausgeberin der patriotiſchen Phantaſieen, gerichtet, nebſt einem von dieſer an jenen. Die Veranlaſſung zu dem erſten in der Reihe berichtet Goethe ſelbſt in ſeiner Biographie (Goethe's Werke. Bnd. 26. S. 236 ff.), und in einer Weiſe, die ihn ſelbſt ehrt, wie den Geiſt, dem er ſeine Huldigung bringt. — Dieſer Brief, in dem Jahre geſchrieben, wo die Leiden des jungen Werther erſchienen, iſt beſonders intereſſant, weil er mit einem Ereigniß zuſammenhängt, welches von der größten Bedeutung für Goethe's Leben war. Wem iſt nicht aus des Dichters Biographie bekannt, daß es vorzüglich ein Geſpräch über die patriotiſchen Phantaſieen war, was den jungen Herzog von Weimar und deſſen Begleiter auf Goethe aufmerkſam machte und ein Verhältniß gründete, das in ſeinen Folgen ſo ſehr bedeutend werden ſollte! Dann gehört dieſer Brief zu den wenigen, die aus des Dichters frühester Periode übrig ſind; und gehören wir auch keineswegs zu denjenigen, die die ſpäteren Briefe desſelben nicht gelten laſſen wollen, die ſich nicht darein finden können, daß auch der große Dichter alt wird, und, nachdem er ein langes Leben hindurch des Geiſtigen volle Genüge gehabt hat, ſich einer kräftigen, derben, treuen Natur erfreut, und mit Treue ihr anhangt *), ſo erkennen wir doch auch den beſondern Reiz

---

*) Hiemit wollen wir nicht ſagen, es habe Zeltern an Geiſt gefehlt. Wie wäre es nur denkbar, daß Goethe ſich mit einem an Geiſt armen Menſchen ſo innig hätte verbinden können? — Ihm ſtand der Muſiker, der geiſtreiche Komponiſt ſeiner Lieder, und mit Recht, ſehr hoch; er bedurfte ſeiner bei ſeinen die Muſik betreffenden Studien. Aber die derbe Natürlichkeit Zelter's, die Schickſale, durch die ſich dieſer ſo kräftig durchſchlug, hatten gewiß ein großes Gewicht bei Goethe, und gaben vorzüglich Anlaß zu der innigen Freundſchaft, die zwiſchen beiden Männern ſtatt fand. Wir ſollten uns, ſtatt zu kritiſiren, und nichts zu achten, was nicht voll des ſublimſten Geiſtes iſt, der Gunſt des Schickſals freuen, das uns, aus den verſchiedenſten Lebensepochen des großen Dichters, Briefe an Lavater und Möſer, an Schiller, an Zelter, erhalten und gegönnt hat. —

der früheren Briefe an, in denen ſich Goethe's jugendliche Friſche, ſeine Kraft und ſein Streben ausſpricht; und dieſer Reiz wird erhöht, wenn zu der jugendlichen ſich ſelbſt bewußten Kraft Ehrfurcht vor dem wahrhaft Großen ſich geſellt und liebevolle Anerkennung eines Verdienſtes, das man ſich ſelbſt gern aneignen möchte. Nichts iſt ferner erfreulicher, als die Wahrnehmung eines Menſchen, der durch ein langes, reiches und bewegtes Leben hindurch ſich ſelbſt, d. h. dem Beſſern in ihm, treu bleibt. Haben wir in dieſem Briefe des fünfundzwanzigjährigen Goethe nicht ſchon den, der als Greis noch die Ueberlieferung ſo hoch achtete, und, wenn irgend, da vor Allem, zürnte, als ein übermüthiges junges Geſchlecht ſich mit Originalität brüſtete? — Der bedeutendſte unter den fünf Briefen iſt aber ohne Zweifel der zweite; und vielleicht iſt aus dieſer Periode von Goethe's Leben kein bedeutenderes briefliches Dokument vorhanden. Man ſieht es dem Briefe an, daß er überdacht iſt, daß Goethe fühlte, welche Aufrichtigkeit und Offenheit er dem Charakter des Mannes ſchuldig ſei, an den er ſchrieb; und um ſo mehr, weil er manchen der im Briefe berührten Anſichten Möſer's nicht beiſtimmte. Nur wenige Briefe unter den vielen, die wir von Goethe haben, können, ſo ſcheint uns, dieſem an die Seite geſtellt werden. Die Veranlaſſung dazu iſt bekannt genug und erhellet hinlänglich aus dem Briefe ſelbſt, wie aus dem ihm vorausgehenden Schreiben der Tochter Möſer's und aus des Letztern Schrift über die deutſche Literatur. Iſt der Brief wegen dieſer Veranlaſſung intereſſant, ſo iſt er es auch aus folgendem Grunde. Die Kritiker, die Goethe gefunden, zerfallen in drei Klaſſen, die man auch Parteien nennen kann: entweder ſie ſind unbedingte Verehrer, oder ſie verwerfen unbedingt, oder ſie unterſcheiden den frühern Goethe von dem ſpätern, und namentlich erheben ſie den deutſchen Goethe über den, der aus Italien zurückkehrte. Die aufrichtigen und verſtändigen Verehrer des Dichters führen wir hier nicht auf; ſie bilden keine Partei. Diejenigen aber, die der Meinung ſind, Italien habe den deutſchen Dichter verdorben, werden ſich wundern, ſchon im Jahre 1781 Goethe'n ſeinen Götz „die Produktion eines ungezogenen Knaben“ nennen zu hören. Denn ſchon damals, eine geraume Zeit vor ſeiner Reiſe nach Italien, mochte der große Gedanke in ihm keimen, den er ſpäter in ſolcher Gediegenheit ausſprach: „Jeder ſei in ſeiner Art ein Grieche; aber er ſei es!“ und gewiß hatte er in jener Zeit ſchon, innig verbunden mit einem Fürſten, der dieß zu ſein verdiente, ſich über Begriffe und Vorſtellungen erhoben, durch die Andere, minder Begabte, ihr Leben lang die höhern und heitern Regionen der Kunſt zu erreichen, oder nur zu erkennen, gehindert wurden. Wie gebildet und groß erſcheint Goethe's Verſtand in dieſem Briefe; die Weiſe, in der er das Verhältniß der Großen zur Kunſt betrachtet und erkennt! Und wer fände den erhabenen Geiſt, wie er im Verlauf einer langen Zeit ſich uns offenbart hat, nicht in den wenigen Worten: „Laſſen Sie uns darüber (über die einſeitige Mißbilligung des Götz von Seiten des Königs) ruhig ſein, mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf deſſen Gipfel ſteht.“ Wir gedachten oben des erhebenden Gefühls, das ein Mann erweckt, der einem großen Grundſatze ein langes Leben hindurch treu bleibt. Iſt es nicht, als ob wir Goethe in ſeinen ſpäteren Lebensperioden ſprechen hören, wenn wir aus der Seele des jungen, in der Friſche und Fülle ſeiner Kraft ſtehenden Mannes die Worte vernehmen: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er ſolle verſichert ſein ꝛc. — handelnd und leſend und ſchreibend immer näher zu kommen.“ — Noch in einer andern Hinſicht iſt uns dieſer

Brief merkwürdig. Mochte auch etwas von jenem gegen die Regierenden gerichteten Oppoſitionsgeiſte ſich in dem jugendlichen Goethe regen, was ihn trieb, den Götz, dieß vortreffliche Werk, in welchem ſich ſchon die volle Kraft des großen Dichters kund gibt, zu dichten und ihm dieſe Geſtalt zu geben, war vor Allem das Gefühl „der Nothwendigkeit einer freieren Form“ *); dann der Gedanke, ein vaterländiſches Gedicht zu ſchaffen, und, nach Abſtreifung der Feſſeln einer fremdartigen Form, auf heimiſchem Boden ſich frei zu bewegen; Gedanken alſo, wie die, die in Möſer's Schrift entwickelt ſind. Wir ſchreiben nicht über Goethe, ſondern über Möſer; ſonſt würden hier die Fragen gründlicher zu beantworten ſein: Ob Goethe ſchon i. J. 1781 ſich auf dem Wege befunden, den zu tadeln und zu ſchelten ſeine Gegner nicht ermüden? ob er in ſeiner Anſicht von der Dichtkunſt dem verehrten Veteranen, wie er Möſer nennt, vorausgeeilt ſei? ob er in der Iphigenia, dem Wilhelm Meiſter aufgehört habe, der vaterländiſche Dichter zu ſein? oder ob er ſich ein höheres Vaterland gefunden, in welchem der Deutſche keineswegs unterging, vielmehr gereinigt und verklärt ward? — Wir bemerken noch, daß das dem zweiten Briefe von Goethe vorangehende Schreiben der Frau von Voigts in einer Handſchrift von Möſer vorliegt. Ohne Zweifel iſt er auch der Verfaſſer. Nur die Nachſchrift iſt von der Hand der Tochter. — Die drei folgenden Briefe ſind weniger bedeutend; doch auch nicht unwichtig, weil ſie zu Beſtimmung einiger Einzelheiten in des Dichters literariſcher Thätigkeit dienen, zugleich einen Beweis von der Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit enthalten, womit er ſich ſelbſt betrachtete. Das poetiſche Produkt, von dem im fünften die Rede, iſt wahrſcheinlich

---

*) S. Goethe's Werke. Bnd. 31. S. 4. —

Biſchof. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Biſchof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Biſchof. Reiſt wohl.

Adelheid. Adieu. *Er geht.*

Biſchof. Wenn er einmahl hier iſt, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Biſchof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchof. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehen.

der Egmont, die Fürſtin, deren im vorhergehenden gedacht wird, vermuthlich die Fürſtin Gallitzin. — In Bezug auf die fünf mitgetheilten Briefe von Goethe ſtehe hier noch ein Wort desſelben aus einem Aufſatze „Juſtus Möſer“ überſchrieben (Kunſt u. Alterthum. 4. B. 2. H. S. 129. Goethe's Werke. Bnd. 45. S. 294.): „Gern erwähn' ich dieſes trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich nie perſönlich gekannt, durch ſeine Schriften und durch die Korreſpondenz, die ich mit ſeiner Tochter geführt, worin ich die Geſinnung des Vaters über meine Art und Weſen mit Einſicht und Klugheit ausgeſprochen fand, ſehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat.“ — Jene fünf Briefe ſind wahrſcheinlich Alles, was Goethe an Möſer's Tochter richtete. —

Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. — Leipzig, F. A. Brockhaus. 1840. — Bnd. 5. S. 261 ff. Ueber: „Reliquien v. J. Möſer ꝛc. von B. R. Abeken.“ — Nach den vortrefflichen Worten, welche Goethe bei zweimaliger Gelegenheit (ſ. Goethe's Werke. B. 26. S. 236—240. u. B. 45. S. 294 ff.) über Möſer geſagt, wäre es ſchwer, eine Bezeichnung ſeiner Eigenheit und ſeines Werthes zu liefern, die nicht in jene tiefgegriffnen Worte zurückfiele. Auch hat der würdige Herausgeber der kleinen Schrift durch ſeine gehaltvolle Vorrede jenen Goethe'ſchen Umriſſen, nach den Seiten hin, wo es nöthig war, weitere Ausführung ſo glücklich gegeben, daß jede andre Hand ſich billig ſcheuen muß, hier fortzufahren. — — — Zuvörderſt empfangen wir fünf Briefe von Goethe. Von dieſen iſt der zweite, aus dem Jahre 1781, eines der wichtigſten Zeugniſſe für Goethe's reinen und großartigen Sinn, und zeigt ihn in wahrhaft erhabener Milde und Reife. Damals war Friedrich's des Großen Schrift über die deutſche Literatur erſchienen, mit einer ſchmähenden Aeußerung über Goethe's Göz von Berlichingen. Die nähere Bewandtniß jener Schrift, ihre Aufnahme und Wirkung in der wirklichen, von dem Könige verkannten Literatur, findet man in dem größeren Werke von Preuß angegeben. Es war ein allgemeiner Schrei des Schmerzes, der Klage, des Unwillens. Goethe jedoch, der ſo hart Getroffene, iſt weder gekränkt noch übermüthig, nicht gleichgültig noch gereizt, ſondern ſpricht von der Sache mit milder Einſicht, mit edlem Bewußtſein und Willen tüchtigen Fortſchreitens, ein ewiges Vorbild fur jeden redlich Strebenden. Er entſchuldigt, ja rechtfertigt gewiſſermaßen die Ungunſt des Königs, und fugt dann hinzu: „Laſſen Sie uns darüber ruhig ſein, ꝛc.“ — Mit Recht legt der Herausgeber auf dieſes Blatt einen außerordentlichen Werth, und erörtert denſelben als kundiger Vertrauter und feiner Kenner auch dieſes Genius! —

* * *

Karl Auguſt Böttiger.

Literariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen. In Schilderungen aus K. A. Böttiger's handſchriftlichem Nachlaſſe. Herausgegeben von (ſeinem Sohne) K. W. Böttiger, Hofrath und Prof. zu Erlangen. Leipzig, Brockhaus. 1838. 2 Bnde. — Artiſtiſches Notizenblatt (Beiblatt z. Dresdner Abendzeitung.) Herausg. von K. A. Böttiger. Aug. 1828. Nr. 15. *Ueber Goethe's Oelgemälde von J. Stieler.* — Artiſt. Notizbl. Sept. 1829. Nr. 18. *Die neueſten Ab-*

bildungen von Goethe. — Artiſt. Notizbl. April 1832. Nr. 7. Goethe's Apotheoſe auf einer Denkmünze. — Art. Ntzbl. Sept. 1832. Nr. 17. Abbildungen Goethe's. — Literar. Notizenbl. z. Abendz. Dez. 1833. Nr. 102. Jan. 1834. Nr. 9. Sept. 1834. Nr. 73. u. Jan. 1835. Nr. 2. Ueber Goethe's und Zelter's Briefwechſel. —

Karl Wilhelm Böttiger.

Geſchichte des deutſchen Volkes und des deutſchen Landes. Für Schule und Haus und für Gebildete überhaupt. Von K. W. Böttiger. Leipzig und Stuttgart. Scheible. 1836. Bnd. 2. S. 378.

(Nachdem vorher von Wieland, Herder, Schiller geſprochen worden, heißt es:) Aber der bei weitem reichſte und vielſeitigſte Geiſt, Alles objektiv in ſich plaſtiſch aufnehmend und wieder geſtaltend, war Goethe; nicht das Gefühl beſtechend, wie Schiller durch Subjektivität, ſondern das Höchſte, was der Geiſt geahnet, frei entbindend und ausſprechend, iſt er damit nur der Dichter der Gebildetſten, ohne Schiller's Popularität, die doch noch Nachahmungen verſtattete. Er gab nicht bloß geniale Geiſteswerke, ſondern mit ihnen gebieteriſche Richtungen für Geſchmack und Ausbildung des Schönen: Werther's Leiden, Götz von Berlichingen, Iphigenie, W. Meiſter, Fauſt bezeichnen dieſe Richtungen, in denen er wieder ein treuer Abdruck und ein hohes Vorbild der Nation in Ernſt und Tiefe, Gemüthlichkeit und Begeiſterung für alles Große und Schöne geworden iſt. Er wird immer der Homer der Deutſchen bleiben, ſo lange es Deutſche gibt, auch darin Jenem ähnlich, daß es auch ihm an Erklärern ſo wenig wie Jenem gebricht. —

S. 494. Weimar verlor am 14. Juni 1828 ſeinen herrlichen Karl Auguſt. Wenige Jahre nachher ſtarb ſeinem Freunde Deutſchlands Dichter-König, Goethe, nach (22. März 1832), dem ein königlicher Dichter, Ludwig von Baiern, ſelbſt den Stern ſeines Ordens gebracht hatte. —

K. W. Böttiger's Weltgeſchichte in Biographien. Bnd. 8. S. 372—421. Goethe's Leben.

Heinrich Luden.

Rückblicke in mein Leben. — Aus dem Nachlaſſe von H. Luden. — Jena, Fr. Luden. 1847. — S. 1—101. Bekanntſchaft und Geſpräche mit Goethe. — S. 102—132. Spätere Berührungen mit Goethe.

Herzog Bernhard von Weimar.

Reiſe des Herzogs Bernhard von Weimar durch Nordamerika in den J. 1825 u. 1826. Herausgeg. von H. Luden. Weimar, W. Hoffmann. 1828. — Th. 1. S. 81.

In Boſton ging ich zu Hrn. Edward Everett, Prof der griechiſchen Sprache an der Univerſität Cambridge, und von ſeinen Landsleuten zum Mitgliede des Kongreſſes ernannt. Während einer fünfjährigen Reiſe durch Europa hat er zwei Jahre in Göttingen ſtudirt und auch Weimar beſucht. Er erinnerte ſich deſſen ſehr dankbar, und freute ſich vorzüglich der Bekanntſchaft des Staatsminiſters v. Goethe.

S. 247. Zum Andenken an William Penn's Landung in Amerika i. J. 1683, wurde in Philadelphia am 24. Okt. ein Feſt gefeiert, wobei in der Freimaurer-Halle ein öffentliches Diner gegeben wurde, dem außer dem Präſidenten der Vereinsſtaaten, John Quincy Adams, einige ſiebzig Perſonen beiwohnten. — Der Vice-Präſident der Tafel war ein alter Franzoſe, Duponceau, welcher ſchon 47 Jahre in dieſem Lande lebte. Dieſer alte Mann beſitzt ein ſeltenes Sprachtalent und iſt nicht nur des Engliſchen vollkommen mächtig, ſondern hat auch eine große Vorliebe für die deutſche Sprache: Goethe's Fauſt iſt ſein Lieblingswerk in dieſer Sprache; und da ſich unſer Geſchmack hier begegnete, ſo unterhielten wir uns lange über den Fauſt und rezitirten wechſelsweiſe unſere Lieblingsſtellen. — Unter den Toaſt's war auch der: „Weimar, das Vaterland der Wiſſenſchaften!" —

Vrgl. „Der Freimüthige, oder Berliner Converſationsblatt. 13. Aug. 1833. Nr 160. „Ein Präſident der Vereinigten Staaten überſetzt Wieland's Oberon im Berliner Thiergarten." — Hier wird ausführlich erzählt, daß der geweſene Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Q. Adams, zu Berlin, wo er im Anfange dieſes Jahrhunderts amerikaniſcher Geſandter war, Wieland's Oberon in's Engliſche zu überſetzen ſich bemüht habe. Am Schluſſe dieſes Aufſatzes heißt es: „Ganz eingeweiht in die deutſche Literatur, war er, trotz jener Bemühungen um Wieland, ein eifriger Verehrer Goethe's. Er erklärte den W. Meiſter, den er immer wieder las, für den erſten Roman, nicht allein in Deutſchland, ſondern in der ganzen Welt. —

Vrgl. Morgenblatt. 16. Okt. 1828. Nr. 249 und 250 Korreſpondenz aus Boſton. Hier fand ich einen jungen Havanneſer, der mir ein wohlunterrichteter Mann zu ſein ſchien. Unſer Geſpräch wandte ſich auf Literatur und wie erſtaunt war ich und erfreut zugleich, als ich den Spanier mit unſern beſten Schriftſtellern vertraut fand. Sogleich rezitirte er: „Habe nun ach! Philoſophie, Juriſterei; und Medizin durchaus ſtudirt mit heißem Bemühn!“ — und dann auch ſeine ſpaniſche Ueberſetzung dieſer Stelle. Das deutſche Gedicht in ſpaniſchen Worten klang ganz wunderbar, zumal da jeder Deutſche an jeder Zeile des Fauſt einen Bienenſchwarm von Gedanken hat zeideln laſſen. Ich holte das Exemplar des Fauſt, und der Spanier mehrere ſeiner Ueberſetzungen, die wir nun laſen und verglichen. Es war ein ganz eigner Genuß. — Wie intereſſant war es, durch das ſpaniſche Wort den altbekannten Dichter zu leſen und zwar mit einem Sohne Weſtindiens! Wie eigenthümlich klingt in der fremden Sprache das Buch, das man zum Lebensbuche gemacht, welches man nicht nur verſtehen will, ſondern durch welches man auch ſich verſtehen will. Manches geht verloren und manches tief Weſentliche ſteht darum nur noch höher da. Hätte Goethe dieſen ſpaniſchen Fauſt gehört, vielleicht gabe er uns wieder ein Gleichniß, wie jenes auf ſeine Gedichte in fremder Sprache, das uns nun auch hier erreicht. Jeder, der Spaniſch verſteht, wird ſich einen Begriff davon machen können, wie eigenthümlich zuweilen der ſchlichte deutſche Gedanke in dem ſpaniſchen Pompe klang; es klang nicht ſonderbar oder lächerlich, wie einige franzöſiſche Ueberſetzungen, ſondern ich hatte ein Gefühl, als wenn ſich unſere Geliebte verkleidet. — Er ſprach mit Entzücken von der deutſchen Literatur, mehr als ich ſelbſt; er hatte ſich ganz allein unterrichtet, was gewiß bei einem weſtindiſchen Creolen ſehr viel ſagen will; dennoch ſprach er das Deutſche ſehr gut aus. Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß Spanier das Deutſche beſſer ausſprechen, als irgend andere Europäer mit Ausnahme der Ruſſen. —

Johannes Falk.

Goethe aus näherem perſönlichem Umgange dargeſtellt. Ein nachgelaſſenes Werk von J. Falk. Leipzig, Brockhaus. 1832. —

Stephan Schütze.

Reiſeſcenen und Bemerkungen, von St. Schütze. 1813. In Fr. Kind's „Harfe." Leipzig, 1815. Bnd. 1. S. 220 ff.

Die Abendgeſellſchaften der Hofräthin Schopenhauer in Weimar, 1806—1830. Von St. Schütze. — In „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunſt. Weimar, 1840." —

Friedrich Peucer.

Weimariſche Blätter von Fr. Peucer. Leipzig, Hartmann. 1834. S. 115—134. —

Karl Vogel.

Die letzte Krankheit Goethe's, beſchrieben von Dr. K. Vogel, nebſt einer Nachſchrift von C. W. Hufeland. Berlin, Reimer. 1833. —

Goethe in amtlichen Verhältniſſen. Aus den Akten ꝛc. dargeſtellt von Dr. K. Vogel. Jena, Frommann. 1834. —

Joh. Friedr. Röhr.

Trauerworte bei Goethe's Beſtattung am 26. März 1832. Von Dr. J. F. Röhr. Weimar, W. Hoffmann.

Friedr. Wilh. Riemer.

F. W. Riemer's Gedichte. Jena, Fr. Frommann. 1826. 2 Bnde. — Bnd. 2. S. 6—48. —

Mittheilungen über Goethe ꝛc. Von Dr. F. W. Riemer. Berlin, Duncker und Humblot. 1841. 2 Bnde. —

Briefe von und an Goethe. ꝛc. Herausgeg. von Dr. F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann. 1846. —

Joh. Peter Eckermann.

Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe von J. P. Eckermann. Stuttgart, Cotta. 1824.

Gedichte von J. P. Eckermann. Leipzig, Brockhaus. 1838. —

Geſpräche mit Goethe in den letzten Jahren ſeines Lebens. 1823—1832. Von J. P. Eckermann. Leipzig, Brockhaus. 1836. 1. u. 2. Th. — Magdeburg, Heinrichshofen 1848. 3. Th. —

Friedrich v. Müller.

Goethe in ſeiner praktiſchen Wirkſamkeit. Ein Beitrag zu ſeiner Charakteriſtik, von Fr. v. Müller. Weimar, 1832.

Goethe in ſeiner ethiſchen Eigenthümlichkeit, von Fr. v. Müller. Weimar, 1832.

Ueber dieſe beiden unvergleichlichen Denkſchriften ſagt Weiße in: „Kritik und Erläuterung von Goethe's Fauſt. Nebſt einem Anhang zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's.“ Leipzig, Reichenbach. 1837. — S. 295 ff.: „Zwei treffliche Schriften, denen wir die möglichſte Verbreitung in und außerhalb unſers Vaterlandes wünſchen. Ein dem großen Abgeſchiedenen nicht nur durch äußere Lebensverhältniße, ſondern auch durch eigne Geiſtesgaben und Bildung vor vielen Andern nahe Geſtellter, innig ihm Befreundeter, ſchildert uns in kurzen, aber edlen und großartigen Zügen ausdrücklich die Seiten ſeines Charakters, ſeines Lebens und Wirkens, die von den Wenigſten gekannt, ja die auf das ſchmählichſte verkannt worden ſind. Goethe war nicht nur ein großer Dichter, ſondern auch ein großer Charakter: dieſe Wahrheit hat der treffliche Verf. dieſer Blätter zu ſo überzeugender Klarheit herausgeſtellt, daß wer ſie auch nach Leſung derſelben nicht anerkennen will, dieß fernerhin nur noch zu eigner Schande bekennen kann. Das Bild nämlich, welches uns der Verf. von dem Gefeierten gibt, hat, bei ſeiner Hoheit und Herrlichkeit, eine ſolche innere Wahrheit, iſt ſo ſcharf umriſſen, ſo plaſtiſch gediegen gebildet, und mit ſo ſeelenvoller Lebendigkeit durchzogen, daß

Jaxthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang' ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht, daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz. Sie haben's Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeiſter von Nürnberg mit der güldenen Kett' um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub man, wäre es nicht das wirkliche Portrait des Dichters, es für eine der wunderbarſten Kunſtſchöpfungen ausſprechen müßte, die je in irgend einem Fache darſtellender Kunſt gegeben worden ſind. Der Verf. nimmt nicht dieſen Ruhm dafür in Anſpruch, ſondern den beſcheidenen, aber auch ſo noch hohen und nacheiferungswerthen, der treuen Abſchilderung eines Großen, deſſen Anſchauung, von außen ihm geboten, einen Theil ſeines Lebens erfüllt hat. Er begehrt, dieß leuchtet aus dem von allem ſelbſtgefälligen Schmucke freigehaltenen, ganz nur in den Gegenſtand verſenkten Charakter ſeiner Rede hervor, für ſich ſelbſt keinen Dank ſeiner Leiſtung, ſondern der würdige Dank beſteht ihm einzig in der Anerkennung der Wahrheit deſſen, was er vor Augen geſtellt hat. Möchte dieſer Dank ihm werden! Möchte jeder Deutſche, durch geiſtige Anlagen, die ihn einigermaßen über das Gemeine erheben, dazu befähigt, erkennen lernen, was er an ſeinem großen Dichter hat, welch' einen ſeltenen, ſo in Wahrheit noch nie dageweſenen Verein der reichſten Gaben der Natur und des Genius, mit den edelſten Tugenden des Charakters, mit der reinſten Lauterkeit, der klarſten Beſonnenheit, der umfaſſendſten Allſeitigkeit, und der unbezwinglichſten Stärke und Beharrlichkeit des Strebens, des Wollens und des Vollbringens! — Wer durch den Anblick, durch die oft unvermeidliche Beſchäftigung mit den Schwächen, den Halbheiten und den Verworrenheiten unſeres Zeitalters entmuthigt, an der Zeit und an ſich ſelbſt zu verzweifeln beginnt, der nehme dieſe Büchlein zur Hand, und überzeuge ſich, daß auch unſere Zeit noch Heroen tragen kann! —

Vrgl. den Aufſatz v. Tölken in Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik. 1833. Nr. 2 u. 3, wo es unter anderm heißt: „Der Verf. entwirft hier ein Bild des großen Abgeſchiedenen, das jedes reingeſtimmte Gemüth mit der innigſten Ehrfurcht erfallen muß. Goethe, der Dichter, iſt längſt der Stolz Deutſchlands und die Bewunderung Europa's; was er als Geſchäftsmann, Menſch und Freund geweſen, konnte nur von denen ganz erkannt werden, die ein glückliches Geſchick und ihr innerer Werth in nähere Verbindung mit ihm ſtellte.“ — „Es iſt eine das natürliche Maß überragende mächtige Erſcheinung, welche das Gemälde uns vorführt. Das Bild dieſes ſtetigen, hohen, ſelbſtbewußten, lauteren Waltens iſt ſo ehrfurchtgebietend, daß die Geſchichte kein ähnliches ihm an die Seite ſtellen kann, und Deutſchland für immer ſtolz darauf ſein darf, Goethe den ſeinen, den deutſchen zu nennen.“ —

Heinrich Meyer.

Berliner Zeitung (von Haude und Spener). 5. Jul. 1827. Nr. 154. Meyer's Brief über Goethe's Bild von Sebbers. —

Goethe über Kunſt und Alterthum. VI, 3, 482—491. Ueber Goethe's Koloſſalbildniß in Marmor von David. —

Briefe von und an Goethe. ꝛc. Herausgegeben von Dr. F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann. 1846. — S. VIII. ff und 1—132. —

Zelter.

Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832. Herausgeg. von F. W. Riemer. Berlin, Duncker und Humblot. 1833—1834. 6 Thle. —

II, 58. Zelter an Goethe. Berlin, 24. Dezmbr. 1812. Mein ſüßer Freund und Meiſter! mein Geliebter, mein Bruder! Wie ſoll ich den nennen, deſſen Name immer auf meiner Zunge liegt; deſſen Bild ſich auf Alles abſpiegelt, was ich liebe und verehre! — Wenn das Weimar'ſche Couvert meine Treppe heraufwandert, gehen meinem Hauſe alle Sonnen auf. Die Kinder, die es kennen, reißen ſich darum, wer von ihnen es mir bringen ſoll, um des Vaters Angeſicht im Lichte zu ſehen, und ich halte es dann lange uneröffnet, beſehe es, ob es auch iſt, was es iſt, drehe es, drücke und küſſe es. —

VI, 85. Berlin, 9. Dez. 1830. Ich wünſche mit Dir zu ſein, wo Du biſt, und zu gehen, wohin Du gehſt.

VI, 429 f. An Fr. v. Müller zu Weimar. Berlin, 31. März 1832. — Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geſchlagen. Der Weiſer ſteht, wie die Sonne zu Gibeon; denn ſiehe auf ſeinen Rücken hingeſtreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Herkules das Univerſum beſchritt, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen. —

Wie Er dahin ging vor mir, ſo rück' ich Ihm nun täglich näher und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigten, der ſo viele Jahre nach einander den Raum von ſechsunddreißig Meilen zwiſchen uns erheitert und belebt hat.

Johann Kaspar Lavater.

Phyſiognomiſche Fragmente zur Beförderung der Menſchenkenntniß und Menſchenliebe, von J. K. Lavater. Mit vielen Kupfern. Leipzig und Winterthur. 1775—78. 4 Bde. gr. 4. — Bnd. 3. S. 218—221. Ueber Goethe.

Briefe von Goethe an Lavater aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgegeben von Heinr. Hirzel. Nebſt einem Anhang und zwei Facſimile. Leipzig, Weidmann. 1833.

Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darſtellung J. K. Lavaters, aus Briefen ſeiner Freunde an ihn, und nach perſönlichem Umgang. Von Ulrich Hegner. Leipzig, Weidmann. 1836. —

J. H. Jung-Stilling.

Johann Heinrich Jung's, genannt Stilling, ſämmtliche Schriften ꝛc. Stuttgart, Fr. Henne. 1835. Erſter Band: J. H. Jung's, gen. Stilling, Lebensgeſchichte.

oder deſſen Jugend, Jünglingsjahre, Wanderſchaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter. Mit Stilling's Bildniß. —

Ueber Goethe: S. 270. 271. 272. 277. 290. 321–326. 329. 334. 339. 241. 345 f. Nachwort von Jung-Stilling's Schwiegerſohne, dem großherz. bad. Geh. Kirchenrath und Prof. der Theol. Dr. Schwarz zu Heidelberg, zugleich Namens der übrigen Kinder des Verſtorbenen. —

S. 665. Es war des großen Dichters unſerer Nation nicht unwerth, daß er das Werk (Stilling's Jugend) zuerſt zum Druck befördert hat. Auch wir Kinder Stilling's danken Goethe dafür, wie wir überhaupt ſein edles Herz in allem erkennen, was er ſchon als akademiſcher Freund unſerem Vater geweſen, wofür unſer Dankgefühl nie erſterben wird. In ihrer Richtung waren dieſe beiden Geiſter ſehr verſchieden, aber ſie blieben auch im Alter, und gewiſſermaßen im Stillen, Freunde. Goethe hat ſich in dem Buche, das aus ſeinem Leben erzählt, auf eine Art über Jung erklärt, welche dieſen ungemein gefreut hat; und gerührt hat er ihn durch den Beſuch, welchen er dem alten Freunde noch im Jahre 1815 in Karlsruhe abſtattete. Leider mußte durch eine unglückliche Fügung kleiner äußerer Umſtände unſer Vater gerade an dieſem Tage wegreiſen; er ſprach nach der langen Reihe von Jahren den Jugendfreund kaum eine halbe Stunde. Es war dem Vater und den Seinigen ſehr ſchmerzlich, daß ein längeres Zuſammenſein, das er ſelbſt ſo ſehr gewünſcht hatte, nun gänzlich vereitelt war. Nie haben wir ihn anders, als mit gerührtem Herzen und großer Hochachtung von dieſem Freunde ſprechen hören. —

Vrgl. oben S. 129 f. F. H. Jacobi's Brief an Dohm; und „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'ſcher Dicht-

und Denkweiſe. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göſchel. Schleuſingen, K. Glaſer. 1834 u. 1838. 3 Bände. — Bd. 2. S. 2–8.

Friedr. Maximil. Klinger.

S. Klinger's Betrachtungen und Gedanken ꝛc. 1801 1802. Nr. 11. 22. 59. — Literariſches Converſationsblatt. Leipzig, 1824. Nr. 97. — Riemer's Mittheilungen über Goethe. II. 31 f.

Hamann.

Hamann's Schriften, herausgeg. v. Fr. Roth. Berlin, G. Reimer. 1821–1843. 8 Theile. — Th. 5. S. 83. Hamann an Herder: Königsberg, 30. Mai 1774. Goethe iſt doch noch Ihr Freund? Der Name ſeines Götzen wird wohl ein Omen für unſern theatraliſchen Geſchmack ſein, oder die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie. — Th. 5. S. 153. 14. Aug. 1775. Goethe's Harlekins Peitſche iſt nicht ganz nach meinem Geſchmack, wiewohl ſie vielleicht das beſte Mittel bei gegenwärtiger Barbarei zu ſein ſcheint. — Th. 7 S. 362. An Reichardt. Münſter, 1787. Die Fürſtin Galitzin ſoll ein Goethe ihres Geſchlechtes ſein. —

Klopſtock.

Kurzer Briefwechſel zwiſchen Klopſtock und Goethe im Jahre 1776. — Leipzig, 1833. — Vrgl. Denkwürdigkeiten und verm. Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe. Bnd. 2. S. 325. —

Gottfried Auguſt Bürger.

G. A. Bürger's ſämmtliche Werke, herausgeg. von Karl v. Reinhard. Berlin, Chriſtiani. 1823 u. 1824. 7 Bde.

Bnd. 3. S. VIII f. u. 223–225. — Bnd. 7. S. V–VIII. u. G. A. Bürger's Leben, bearbeitet von Heinr. Döring. (Als Supplement-Band zu Bürger's Werken) Berlin, Chriſtiani. 1826. — S. 95–99. — Ueber Goethe's und des Weimar'ſchen Hofes lebhafte und thätige Theilnahme für Bürger's Ueberſetzung von Homer's Ilias. —

Karl Roſenkranz.

Zur Geſchichte der deutſchen Literatur. Von K. Roſenkranz. Königsberg, Bornträger. 1836. —

S. 89–91. Goethe und Lavater. — S. 102–112.

Goethe's Fauſt. Zweiter Theil der Tragödie. — S. 174 ff. Die jetzige Lyrik. — S. 196 ff. Orientaliſche Poeſie, der deutſchen angeeignet durch Goethe, v. Hammer, Rückert ꝛc.

Pſychologie oder die Wiſſenſchaft vom ſubjektiven Geiſt. Von K. Roſenkranz. Königsberg, Bornträger. 1837. — S. 238: „Im Individuum waltet, ſehr begreiflich, im Jugendalter das Anſchauen, im Mannesalter das Vorſtellen im Uebergange zum Denken, im Greiſenalter das Denken vor. Organiſche Naturen, wie Goethe, zeigen auch auf das Conſequenteſte dieſe Succeſſion. Man werfe uns nicht, wenn wir ſo oft in dieſer Pſychologie auf Goethe kommen, eine Goetholatrie vor; wie viel ſo vollſtändige Menſchenleben, als das ſeinige, haben wir denn!" —

Goethe und ſeine Werke. Von Dr. K. Roſenkranz. Königsberg, Bornträger. 1847. —

* * *

Karl Wilh. Ferdin. Solger.

Solger's nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel. Herausgeg. von L. Tieck und F. v. Raumer. Leipzig, Brockhaus. 1826. 2 Bnde. — Zahlreiche Stellen, beſ. Bnd. I. S. 87 f. 114 f. 121 f. 122. 125. 175—185. 203 f. 368—371. 422. 431. 436. 486—489. 492. f. 658. 660.

S. 123. Woher rührt die große Behaglichkeit und Gemüthlichkeit, die wir beim Genuß von Goethe's Werken genießen, oder faſt nicht genießen, ſondern die dabei unſer Element und unſer Weſen wird? Mit einem Worte: von der Vollkommenheit. Der höchſtgebildete Künſtler iſt auf Erden ſelig, und das Anſchauen eines Seligen theilt etwas von ſeiner Seligkeit mit. Es hat indeſſen freilich bei ihm auch noch mit einen andern Grund, nämlich, daß er ſo recht auf Natur und Gemüthlichkeit beruht. Kann man einen Neuern Polyklet nennen, ſo iſt es dieſer. So vollkommen mit ſich übereinſtimmend, ſo herrlich das ſchöne ruhige Maß haltend, ſo ruhig froh in ſeiner Inſichbeſchloſſenheit iſt noch keiner erfunden worden. Ja dieſer Mann iſt ſo vollkommen und ganz, daß er wohl, wie die ſeligen Götter, in ewiger Ruhe fortleben kann, nichts zu begehren braucht, weil er Alles in ſich trägt, und ſelbſt darum erhaben die Ehe verſchmähen muſte. — Er iſt etwa unſer Sophokles. Eben ſo einig mit ſich, ruhig und ſelig. Ueber beider Geſänge gleitet man wie auf einem breiten ruhigen Strome dahin, mit blauem Himmel darüber und mit mannichfachen, bald reizenden, bald erhabenen Naturſchönheiten auf beiden Seiten. — O möchte mein Leben ſein, wie der ſtille, heitere Abend, den ich bei Goethe und Sophokles im überſchwänglichen Gefühle innerer Vollkommenheiten ſo oft genieße! —

S. 121. An Goethe wird man nie genug ſtudiren. — Werther iſt reine, ſchöne Natur. Alles von der Seite der Empfindung angeſehen und ausgeſprochen. Ein Meiſterſtück in jeder Rückſicht! Thoren und träges Herzens, die ihr hier ausſprudelnde Jugend, hingeriſſene Empfindung ohne Regel und Bedacht wahrnehmt! In dieſem Keime liegt der große, gemüthvolle, weiſe und bedächtige Meiſter. Kein Zug zu viel; Alles überlegt; Vieles ſehr früh vorbereitet, was erſt ſpät in ſeiner ganzen Bedeutung eintritt. Die Naturſchilderungen darin verdienen allein ein großes Studium. —

S. 125 f. Goethe's Iphigenia kann man nicht ein antikes Gedicht nennen. Vom Antiken hat es nur das

Koſtüm, und im Ganzen die große Denkweiſe, die ſich der antiken nähert, aber Goethe'n eigenthümlich iſt. Die große Anſicht des Ganzen, die milde Ruhe, in der ſich Alles ſtill und erhaben ſpiegelt, die großen Verhältniſſe der Theile geben ihm beſonders den antiken Charakter. Nähert es ſich übrigens mehr irgend einem der Griechen, ſo iſt dieß wieder Sophokles. Keiner hat einen ſo heitern, allumfaſſenden Seelengrund, keiner dieſes vollkommene Maß, und dieſe Kraft in der höchſten Einfachheit. Damit ſtimmt hier auch vollkommen die reine, edle und höchſt einfache Diktion überein. — Auf der andern Seite iſt das Gedicht ganz modern. Es ſind Empfindungen, Ausdrucksarten, ganze Reden darin, die ſchlechthin bei einem Alten unmöglich geweſen wären. Die Idee des Schickſals aber iſt nicht ſowohl real als national gebraucht. In dieſer Rückſicht möchte das Werk alſo wohl gar etwas manierirt oder ſubjektiv genannt werden können. Aber es iſt ein neuer Beweis, wie Goethe ganz er ſelbſt und nichts als er ſelbſt iſt, wie er einen beſtimmten Platz ſelbſt in der Zeit und dieſen höchſt eigenthümlichen Platz ganz durch ſich ſelbſt ausfüllt, eine Individualität, wie ſie ſchwerlich alle hundert Jahre hervortreten möchte. —

S. 203. Ein Wort von Goethe muß ich noch ſagen. Denn man kann ſich kaum etwas Herzliches über das Gute und Schöne ſagen, ohne von ihm zu ſprechen. Wie gern legte ich Dir meine Gedanken über die Wahlverwandtſchaften auseinander, deren ſich mir eine ganze Kette an dieſes Werk gefügt hat. Was Du darüber geſagt, iſt ſehr ſchön; ich habe wieder manche andere Seite aufgefaßt, beſonders an der Naturanſicht darin. Es iſt aber auch unerſchöpflich. Ueber den Roman überhaupt hat es mir manches Licht gegeben; ich ſtaune es faſt mehr an, als andre Werke Goethe's; vielleicht thut dabei die Neuheit etwas. Die Farbenlehre hat thun darf; doch iſt's eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen, oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. ab.

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen hätte, würd' ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn, wie er zum Schloß herein reiten wollte; er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute, wie's an die mich auch gewiſſermaßen überraſcht. Weiß Gott, wie ich mir vorher gar keine beſtimmte Erwartung davon gebildet hatte; meiſtens glaubte ich, bloße Experimente darin zu finden. Nun iſt es ein Buch, worin die Natur lebendig, menſchlich und umgänglich geworden iſt. Mich dünkt, es gibt auch den Wahlverwandtſchaften einiges Licht. —

B. R. Abeken.

Ein Stück aus Goethe's Leben, zum Verſtändniß einzelner Werke desſelben. Von B. R. Abeken. Berlin, Nicolai. 1845.

Heinr. Theod. Rötſcher.

Abhandlungen zur Philoſophie der Kunſt. Hft. 2. Goethe's Wahlverwandtſchaften in ihrer weltgeſchichtlichen Bedeutung, ihrem ſittlichen und künſtleriſchen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötſcher. Berlin, Duncker und Humblot. 1838.

(Vrgl. über dieſes Werk die vortreffliche und ergänzende Beurtheilung von Boumann in „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik." Juni 1839. Nr. 111—115. —)

Abh. z. Ph. d. K. Hft. 3. Der zweite Theil des

Goethe'ſchen Fauſt nach ſeinem Gedankengehalte entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötſcher. Berlin, Thome. 1840. —

H. G. Hotho.

Vorſtudien für Leben und Kunſt. Von Dr. G. H. Hotho. Stuttgart, Cotta. 1835. —

Jahrbücher f. wiſſenſchaftl. Kritik. Dez. 1829. Nr. 109—112. und März 1830. Nr. 41—48. über Goethe's W. Meiſter's Wanderjahre. —

Eduard Gans.

Rückblicke auf Perſonen und Zuſtände. Von E. Gans. Berlin, Veit. 1836. S. 305—321. Goethe an ſeinem Geburtstage. —

Ludwig v. Jagemann.

Deutſche Städte und deutſche Männer ꝛc. Reiſeſkizzen aus den Jahren 1837—1840. Von L. v. Jagemann. Leipzig, Binder. 1842. 2 Bnde. — Bnd. 2. S. 1—4. Goethe in Frankfurt. — (Beſchreibung von Goethe's Marmorbild, von Marcheſi in Mailand, auf der Stadtbibliothek.) S. 5—13. Das Goethehaus in Weimar. —

Wilhelm Danzel.

Ueber Goethe's Spinozismus. — Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forſchers. Von W. Danzel. Hamburg, Meißner. 1843. —

A. Clemens.

Goethe als Naturforſcher. Eine Skizze von A. Clemens. Frankfurt a. M., Küchler, 1841.

Ernſt Freiherr v. Feuchtersleben.

Beiträge zur Literatur, Kunſt- und Lebens-Theorie. Von Dr. E. Freih. v. Feuchtersleben. Wien, 1837. —

Vrgl. die Beurtheilung dieſer ausgezeichneten Schrift, von Abeken in Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik. Okt. 1838. Nr. 67—69.

Friedr. Theod. Viſcher.

Kritiſche Gänge, von Dr. F. Th. Viſcher, Prof. an der Univerſ. Tübingen. Tübingen, Fues, 1844. 2 Bnde. — Bnd 2. S. 49–215. Die Literatur über Goethe's Fauſt; abgedr. aus: „Halliſche Jahrb. für deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt.“ 1839. Nr. 9 ff.

◆

Wilh. Neumann.

W. Neumann's Schriften. Leipzig, Brockhaus. 1835. 2 Thle. — Th. 1. S. 301–313. Ueber: J. Falk, „Goethe aus näherem perſönl. Umgange ꝛc.“ — S. 387–400. Ueber: Fr. v. Müller, „Goethe in ſ. prakt. Wirkſ. u. eth. Eigenthüml.“ — S. 418–428. Ueber: Vogel, „Goethe's letzte Krankh. ꝛc.“ — S. 458–476. — Th. 2. S. 10–21. 101–108. 202. 226. 242 u. zahlreiche andere Stellen. —

Th. 1. S. 313. Goethe's Werke waren ein Garten, der uns bei ſeinem Leben um ſo lebendiger entgegenblühte und uns um ſo herrlicher erfriſchte, als wir noch mit jedem Tage der Entwicklung neuer Blüthen entgegenſehen durften. — Möchten ſie nur auch richtig verſtanden, ſorglich gepflegt und würdig von der Nachwelt aufgenommen werden: denn dieſe heſperiſchen Früchte ſind nicht allein zum Genuſſe geſchaffen, ſondern ſie enthalten auch die Keime zu höheren Kunſtoffenbarungen, ja zu dem Edelſten und Höchſten, wozu in kommenden Zeitaltern die Menſchheit ſich entwickeln ſoll. —

S. 405. Die Mittheilung von Reliquien des großen Abgeſchiedenen iſt Pflicht; denn, was aus Goethe's Geiſt hervorging, iſt hinfort für Jeden nur anvertrautes, für Alle Gemeingut. —

S. 418 f. Hofrath Vogel, der ſich ſechs Jahre lang als Arzt und ſpäter auch als Amtsgehülfe im täglichen freundlichen Umgange durch Goethe's Wohlwollen und Vertrauen beglückt fühlte, gibt uns in dieſen Blättern eine Beſchreibung von deſſen letzter Krankheit, die neben dem arzneiwiſſenſchaftlichen auch ein hohes allgemein menſchliches und geſchichtliches Intereſſe in ſich ſchließt. Denn auch hierin fehlt es nicht an hervortretenden Zügen, in denen die hohe Kraft und die klare Beſonnenheit dieſer vorragenden Natur in ihren letzten Regungen noch vor uns hintritt. Niemals hat ein großartiges Leben ſo offen, klar und anſchaulich vor den Augen der Welt gelegen, wie dieſes, und von dem erſten Erwachen des kindlichen bis zum letzten Hinüberſchlummern des ſcheidenden Bewußtſeins enthält jeder Moment die Fülle der von innen heraus ſich ſelbſt beſtimmenden und beherrſchenden Thatkraft. Goethe's Leben iſt nicht minder, als ſeine Werke, ein freies, in ſich vollendetes Kunſtwerk, dem er durch einen Tod, wie ihn jeder ſich wünſchen und erſtreben ſollte, ſelbſt den Schlußſtein fügte. Man ſage nicht, daß äußere zufällige Umſtände, ſeinen Wünſchen und Beſtrebungen günſtig entgegentretend, den bedeutendſten Antheil hieran gehabt haben. Goethe's Charakter war durch fortreißende Kraft und maßhaltende Schonung, durch ſcharfſinnige Einſicht und fügige Gewandtheit ſo entſchieden überlegen, daß er, alle Verhältniſſe beherrſchend, von jedem gegebenen Punkte aus auf den Gipfel gelangt wäre, den er erreicht hat. —

Wilhelm Ernſt Weber.

Vorleſungen zur Aeſthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Von Dr. W. E. Weber. Hannover, Hahn. 1831. S. 1—27. Zur Beurtheilung Goethe's in Bezug auf Schiller. — S. 28—76. Ueber Goethe's Taſſo. — S. 77—192. Ueber Goethe's natürliche Tochter. — S. 193—201. Die Geſchichte der Braut von Korinth. —

Goethe's Fauſt. — Ueberſichtliche Beleuchtung beider Theile zur Erleichterung des Verſtändniſſes, von Dr. W. E. Weber. Halle, Waiſenhaus. 1836. —

Goethe's Iphigenie und Schiller's Tell. — Zum Schul- und Privatgebrauch erläutert von Dr. W. E. Weber. Bremen, Heyſe. 1839. —

Jahrbücher f. wiſſenſchaftl. Kritik. 1829. Oct. Nr. 73—76. Nov. Nr. 81—84. Ueber Goethe's Werke. Th. 1—15. „Wäre der ſchöne Brauch der Alten, kein ernſtes Geſchäft ohne ſtillen Wunſch und Gelübde an die eigens darüber obwaltenden Mächte zu beginnen, auch unſeren Zeiten noch angemeſſen, ſo dürfte es wohl dieſen Blättern geziemen, eine Anzeige von Goethe's Werken in der Geſammtausgabe letzter Hand mit innigſter Anrufung der Muſen einzuleiten. Denn wenn wir, unbekümmert um das entgegengeſetzte Marktgeſchrei unſ'rer Tage, ſchlechthin ausſprechen: hier liegt der reichſte Schatz, den ſeit ihrer Entſtehung die deutſche, ſeit Jahrhunderten die moderne Literatur gehoben hat, in ſeiner Fülle vor uns ausgebreitet; ſo dürfen wir, ohne zu flehen und ohne zu ſchmeicheln, ſo viel Ehrgefühl in unſ'rer deutſchen Nation vorausſetzen, daß ihre Beſten und ihre Beſſern kein anderes Urtheil hegen; ſie nehmen es nur ohne Weiteres an; es verſteht ſich ihnen von ſelber, daß man eigentlich darüber einig ſei.

Ludwig Ferdinand Huber.

Allgemeine Literatur-Zeitung. 1792. Nr. 294. über: Goethe's Schriften. Leipzig, 1787—1790. B. 1—8. —

Indem wir uns beſtreben, eine Charakteriſtik der Goethe'ſchen Muſe zu entwerfen, glauben wir ein Denkmal für die Zukunft zu ſetzen, und haben auf die Zeiten, wo Goethe, in der nämlichen Entfernung wie Shakeſpeare, ſo zu ſagen, der ganzen Welt angehören wird, mehr Rückſicht zu nehmen, als auf die gegenwärtigen. —

Ohne die alte Sage von der Linie, durch welche ſich Apelles auf Rhodos dem Parrhaſius kund machte, kritiſch zu beleuchten, können wir ihren Sinn auf die Sammlung von Goethe's Schriften allegoriſch anwenden. Das Publikum hat ſich in einer Art von Verlegenheit befunden, was es aus einigen dramatiſchen Kleinigkeiten, die hier zum erſten Mal an das Licht traten, eigentlich machen ſollte. Wir glauben, daß in jeder, ſelbſt der unbeträchtlichſten, wenigſtens die Linie des Apelles zu erkennen iſt: die Ruhe, die Einfachheit, die Selbſtbeherrſchung, welche ſogar des Lebens und der Schönheit nicht bedarf, um den Kunſtverwandten anſchaulich zu werden. Wo aber, wie in Iphigenie, Taſſo, Egmont, Fauſt (der älteren Arbeiten des Verfaſſers hier nicht zu gedenken), Raphael'ſche Geſtalten ſich an dieſer Linie bewegen, das reinſte und umfaſſendſte Gefühl, der reinſte Geſchmack und das kühnſte Genie wetteifern, den nächſten Uebergang der Natur in die Kunſt zu treffen die Schönheit in der Eigenthümlichkeit jedes Gegenſtandes, dem ſie angehört, unvermiſcht und unabhängig von jedem Medium, außer der Gabe, ſie zu erkennen und zu empfangen, darzuſtellen; — da verliert ſich die Kälte der Kritik in Begeiſterung, da gilt von ſolchen Kunſtwerken der Mahomet'aniſche Glauben von dem Koran, daß er von Ewigkeit her exiſtirte; da iſt kein Machwerk, keine Fuge auszuſpüren; da ſind die Muſter aufgeſtellt, in welchen, nächſt der Natur, jeder kunſtfähige Geiſt die Regel lebendig, und dem innern Auge anſchaulich, zu erkennen hat. —

In der Zueignung dieſer Sammlung hat der Dichter gleichſam ſein Geheimniß offenbart, und das Allerheiligſte der Kunſt aufgeſchloſſen, wie es vor ihm noch nicht in menſchlicher Rede geſchah. Wir glauben nicht, daß es in irgend einer Sprache etwas gibt, das an Vollendung, Zartheit, Fülle und Einfachheit dieſem Gedicht gleich käme, in welchem die Allegorie des Dichters:

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit“

ſelbſt ſo lebendig ausgedrückt iſt, daß dem Künſtler, der ſie ganz darin zu faſſen wüßte, alles, was Aeſthetik heißt, entbehrlich werden könnte. —

Die Schilderungen weiblicher Charaktere verdienen an dieſem Dichter noch beſonders ausgezeichnet zu werden. Lotte, Stella, Cäcilie, Marie, Iphigenie, die beiden Leonoren im Taſſo, Mariane in den Geſchwiſtern, Gretchen in Fauſt, Klärchen in Egmont, bilden ein vollſtändiges Studium, eine ganze Gallerie von ſchöner Weiblichkeit: alle in Sprache, Ton, Phyſiognomie von einander verſchieden, alle an Reiz, Adel, Seele und Wahrheit einander gleich. —

* * *

Friedrich Matthiſſon.

Schriften von Fr. v. Matthiſſon. Ausgabe lezter Hand. Zürich, Orell ꝛc. 1825—1829. 8 Bände. —

Erinnerungen. I. S. 108. Hoher poetiſcher Genius webt im Allwill und im Woldemar. Jacobi's Geiſtesverwandtſchaft mit Goethe, ſobald man ſich nämlich dieſen Proteus hier bloß als den Darſteller Werther's denkt, leuchtet ſonnenhell daraus hervor. —

I. S. 147. Lavater's merkwürdiges Profil iſt, gleich den Profilen Dante's oder Friedrich's, ſelbſt von der ungeübteſten Hand kaum zu verfehlen. Unter den zahlreichen von ihm erſchienenen Kupferſtichen findet ſich ſchwerlich ein einziger, der, auch ohne Schrift, nicht auf den erſten Blick erkennbar wäre. Er ſeinerſeits hält Friedrich's und Goethe's Phyſiognomien für die bedeutendſten, die jemals ihm erſchienen ſind. Ueber beide hat er in den phyſiognomiſchen Fragmenten als ein Meiſter kommentirt. —

Erinnerungen II. 320. Den Sommer verlebt die Herzogin Amalia von Weimar gewöhnlich in einer ländlichen Wohnung zu Tiefurt. Die Ilm durchſchlängelt den Garten, an welchen ſich ein Gehölz traulich anſchließt, das mit reinem Naturſinne zu angenehmen Luſtgängen und heimlichen Ruheplätzen benutzt wurde. Hin und wieder ſind Skulpturwerke angebracht, unter andern ein Amor, der einer Nachtigall Speiſe mit dem Pfeile reicht. Die Aufſchrift (von Goethe) am Fußgeſtelle gibt, an Lieblichkeit und Schöne, keiner Blume der griechiſchen Anthologie etwas nach:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
 Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
Schlurfend ſaugteſt du Gift in die unſchuldige Kehle;
 Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz. —

II. 357—367. Die edle, gemüthvolle Fürſtin Luiſe von Anhalt-Deſſau, deren bloßer Name für den unbeſcholtenſten Lobſpruch gelten darf, war unter den Prinzeſſinnen des preußiſchen Hauſes ſtets diejenige, welche Friedrich der Große durch die unverkennbarſte Auszeichnung ehrte. Der erhabne Sterbliche verſtand ſich ohne Zweifel eben ſo gut auf Menſchenkunde, wie auf Taktik und Staatsökonomie. — Das Auge der Fürſtin hat viel von dem Auge Friedrich's, ſo wie denn überhaupt in ihrer ganzen Phyſiognomie des preußiſchen Stammes Originalzüge ſich Strich für Strich wiederfinden. — Schon lange wird es dir bekannt ſein, daß die Fürſtin zu den gebildetſten und geiſtreichſten Frauen unſeres Zeitalters gehört. Ihr tiefer und feiner Kunſtſinn ſoll nun zu Rom die letzte Weihe durch die Antiken und Raphael erhalten. In der Literatur iſt ihr Geſchmack bewährt und vielſeitig. — Zarte Weiblichkeit ſpricht ſich in ihrem ſtündlichen Thun und Weſen, feſter Mannſinn aber in ihrem täglichen Dulden und Handeln aus. —

Sehr intereſſant iſt es, in äſthetiſcher und pſychologiſcher Hinſicht, ein von der Fürſtin geleſenes Buch zu durchblättern, weil ſie niemals anders zu leſen pflegt, als mit der Feder oder dem Bleiſtift in der Hand, und jede Stelle, wodurch

Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen, ihn zu ſehen. Sie freuten ſich über des Pferdes Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, deutet auf Maximilians Portrait, als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche, lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes, ſchönes Haar, und gewachſen, wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht — ich weiß nicht — gefiel mir ſo wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig, ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrinn!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun, gnädige Frau! was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manſie beſonders erfreut, gerührt, angezogen oder feſtgehalten wurde, immer ſorgfältig mehr oder weniger auffallend markirt. Zuweilen gibt es doppelte, auch wohl dreifache Striche. Nach meiner Ueberzeugung hat ſie faſt immer das Erhabenſte, Schönſte, Gediegenſte, Wahrſte und Gehaltvollſte, beſonders in ihren deutſchen Lieblingsbüchern, durch dergleichen Anzeichnungen geehrt. Hierdurch allein wird ihr ſichrer und feiner Geſchmack und ihr tiefer moraliſcher Sinn überzeugender beurkundet, als durch alles weitere. Klopſtock's Oden ſind beinahe lauter Strich. Zunächſt ſehen die Werke von Herder, Wieland, Leſſing, Goethe und Schiller am bunteſten aus. Der meiſten Doppelſtriche hat ſich aber Goethe zu erfreuen, beſonders in der Iphigenia auf Tauris und im Torquato Taſſo. Ueberhaupt werden wenige Schriftſteller meiner Nation wärmer von ihr bewundert und fleißiger wiedergeleſen, als Goethe, und in vielen ihrer Briefe kommen Schilderungen, Wendungen und Ausdrücke vor, die durch Energie, Originalität oder Kolorit lebhaft an dieſen Dichter erinnern. —

In frühern Zeiten beſuchte Goethe in ſeines fürſtlichen Freundes Gefolge Wörlitz oft auf mehrere Wochen. Einſt an einem heiteren Sommernachmittage geſellte man ſich unter der Vorhalle des Schloſſes zuſammen. Die Fürſtin war mit einer Stickerei beſchäftigt, der Fürſt las etwas vor, Goethe zeichnete, und ein Hofkavalier überließ ohne Zwang und Sorge ſich indeß der behaglichen Verführung des Nichtsthuns. Da zog ein Bienenſchwarm vorüber. Goethe ſagte: „Die Menſchen, an welchen ein Bienenſchwarm vorüberſtreicht, treiben, nach einem alten Volksglauben, dasjenige, was gerade im Augenblicke des Anſummens von ihnen mit Vorliebe getrieben wurde, noch ſehr oft und ſehr lange. Die Fürſtin wird noch viel und noch recht köſtlich ſticken, der Fürſt wird noch unzählige Mal intereſſante Sachen vorleſen, ich ſelbſt werde gewiß unaufhörlich im Zeichnen fortfahren, und Sie, mein Herr Kammerherr, werden bis in's Unendliche faulenzen!"

Ich lernte Goethe zuerſt an einem Tage perſönlich kennen, wo ſeine Menſchlichkeit ſich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfeſt in ſeinem Garten unweit Weimar. Es galt Oſtereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerſchlug ſich durch den Garten, und balgte ſich bei dem Entdecken der ſchlau verſteckten Schätze mitunter nicht wenig. — Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der ſtattliche Mann, im goldverbrämten blauen Reitkleide, erſchien mitten in dieſer muthwilligen Queckſilbergruppe als ein wohlgewogener, aber ernſter Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beiſammen bis nach Sonnenuntergang, und gab ihnen am Ende noch eine Naſchpyramide Preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel nachbildete. Ein Mann, der an der Kindheit und an der Muſik Vergnügen findet, iſt ein edler Mann, wie ſchon Shakeſpeare behauptet; welchen Satz mir auch die Erfahrung mehr als ein Mal in das Buch meiner heiligſten Wahrheiten einſchrieb. Ich war eigentlich zudringlich, bloß um dem Verfaſſer von Werther's Leiden einen Blick abzugewinnen und mir ſein Bild bleibend in die Seele zu prägen. Er war ſehr freundlich, und äußerte beim Anblick der ihm wohlbekannten Uniform des damals noch blühenden Philanthropins zu Deſſau: „Sie ſind hier völlig in Ihrem Elemente; ich bitte Sie zu bleiben, ſo lang' es Ihnen angenehm iſt." Dieſes Bild von Goethe, beglückt und beglückend im Kreiſe ſchuldloſer und lieblicher Kinder, wird mir immer von dieſem ſeltenen Manne das wohlthuendſte bleiben. —

Vergl. Erinnerungen III, 73. IV, 41. 197. VII, 32. 35 f. 169. 196. 283. 293 f. 358. 359. VIII, 15. 18. 19 f. 37. 57. 60. 98. 122 f. 128 ff. 139. 145. 149. 160. 200.

Karl Ludwig v. Woltmann.

K. L. v. Woltmann's ſämmtliche Werke, herausgegeben von ſeiner Frau. Leipzig, deutſch. Muſeum. 1818 ff. — Bnd. 1. Selbſtbiographie. S. 46. Durch Spittler's Verbindungen war für Woltmann ein Ruf nach Jena eingeleitet, der ſich ſchnell entſchied; und nichts hätte einen feurigen, jungen deutſchen Gelehrten von einem Ruf in Goethe's und Schiller's Nähe zurückhalten können. — S. 49 f. Nach Weimar zu gehen ſäumte er nicht. Er ſtand jetzt in einer Periode der Kultur, wo Goethe ihm Alterthum und neue Zeit zugleich war. Seit einem Sonntag, wo er zu Oldenburg, noch vor ſeinem Abgang auf die Univerſität, in der entlegenſten Einſamkeit eines Dachſtübchens und in der bitterſten Kälte zum erſten Mal die Iphigenia Goethe's las, hatte ſich ſein Studium an dieſen Dichter gleichſam hingerankt; und wenn Werther's Leiden die Schärfe des Pfeiles, mit welcher ſie in alle Jugend gehen, auch an ihm nicht verfehlten, ſo war es doch eigentlich der durch Fauſt geweckte Geiſt, die von vielen der kleineren Gedichte eingegebenen Ahnungen, warum er ſich zu einem Aufſchluß in der Perſönlichkeit des großen Dichters ſelbſt drängte. Dieſer empfing ihn mit jener ſonnenhellen Milde und Fülle, womit die

Götter ihren Liebling, als der auszeichnenden Eigenthümlichkeit, begabt zu haben ſcheinen. Ihr Geſpräch kam auf das wahrhaftige Leben von Individuen, ſo in poetiſcher als hiſtoriſcher Darſtellung, und zum erſten Mal ſprach Woltmann darüber aus ganz freier Bruſt, und ſo, daß ihm dieſes tiefſte Geheimniß aller darſtellenden Kunſt durch das Geſpräch lichter wurde. — S. 52. Die einzelnen Stunden, die er mit Goethe verlebte, ſein reicher und ernſter Umgang mit Schiller, waren ihm allenthalben unerſetzlich. — S. 53. Geehrter hat Woltmann ſich nie geglaubt, als wie Schiller noch im erſten Sommer ihn, wie Goethe, Fichte und Humboldt, zur Herausgabe der Horen einlud. —

Bnd. 6. Vorrede. S. 2. Woltmann's Verfahren bei einer Art von Darſtellung, in der er keinen Mitgenoſſen in der deutſchen Literatur hat, wenn man nicht den Mitgenoſſen faſt jeder geiſtigen Thätigkeit in jeder Form, Goethe'n, wegen einiger Aufſätze in ſeiner Farbenlehre, [illegible], und wegen der Gedächtnißrede auf die Herzogin Amalie von Sachſen Weimar, dafür halten will, geht aus ihnen beſonders anſchaulich hervor. —

Bnd. 8. Memoiren des Freiherrn von S—a. 2. Aufl. Berlin, Rucker. 1827. — Th. 1. S. 18—20. 21—30. 42 f. 46—52. 62. 63. 88. 89. 90 ff. 95. 96—103. 122. 128. 161 f.

Deutſche Briefe. Herausgeg. v. Karoline v. Woltmann. Leipzig, Fr. Fleiſcher. 1834. I. S. 9—68. Woltmann über Goethe, mit Beziehung auf deſſen drei erſte Bände von Dichtung und Wahrheit, aus meinem Leben. 1815. —

K. A. Menzel.

K. F. Becker's Weltgeſchichte, neu bearbeitet von J. W. Löbell, mit den Fortſetzungen von J. G. Woltmann u. K. A. Menzel. Vierzehnter Theil. Berlin, Duncker u. Humblot. 1829. Geſchichte unſerer Zeit, von K. A. Menzel. Bnd. III. S. 486. „Nach dem Könige Friedrich Auguſt von Sachſen ſtarb am 14. Juni 1828 ſein Stammvetter, der Großherzog Karl Auguſt von Weimar, in die Gruft von dem Ruhme begleitet, der Beſchützer und Pfleger der deutſchen Muſe geweſen zu ſein, als ſie

„von dem größten deutſchen Sohne
von des großen Friedrichs Throne“

ſchutzlos und ungeehrt hinweggehen mußte. Rein und unvergänglich iſt der Glanz, welchen die Namen: Goethe, Schiller, Herder und Wieland, auf den Namen: Karl Auguſt, werfen. — Der Erſte dieſes Viergeſtirns hatte den großen Umſchwung der Geſchicke, den Fall des franzöſiſchen Kaiſerthrones und die Wiedergeburt Deutſchlands erlebt, und überlebte auch ſeinen fürſtlichen Freund. Auf der Höhe des Greiſenalters blieb ihm die bewundernde Verehrung, die er, in der Blüthe ſeiner Jahre, ohne Bewerbung um literariſche Volksgunſt, an ſeine Schritte gefeſſelt hatte. Seit Erasmus und Luther ward zum erſten Male einem deutſchen Schriftſteller von den Großen gehuldigt. König Ludwig von Baiern reiſte im Auguſt 1827 nach Weimar, um Goethe'n zu ſeinem neunundſiebzigſten Geburtstage Glück zu wünſchen. Die deutſche Nation, in allen anderweiten Beziehungen getheilt und wenig beharrlich in ihren Huldigungen, erwies in der Achtung für den vielſeitigſten und welterfahrenſten ihrer Dichter ſich einig und ſtandhaft. —

Ludwig Rellſtab.

(Voſſiſche) Berliniſche Zeitung. 27. März 1832. Nr. 74. Wiſſenſchaftliche und Kunſt-Nachrichten. — Berlin. Ein ernſtes Ereigniß, das Wenige unberührt laſſen konnte, Viele tief erſchüttern mußte, Goethe's Tod, hat uns jüngſt betroffen. Wie unvergeßlich der große Dahingeſchiedene ſei, wie treu ſich die Erinnerung an den Augenblick bewahren wird, wo wir die Nachricht empfingen, deren längſt voraus empfundene, nahe Nothwendigkeit ihren ſchmerzlichen Eindruck nicht mildern konnte: dennoch wird jedem ein Zeichen des Gedächtniſſes für den Tag, welcher einen der größeſten Männer aller Zeiten den Lebenden entführte, werth und theuer ſein. Gerade das, was dem Menſchen das Unvergeßlichſte iſt, was eines äußerlichen Merkmals der Erinnerung am wenigſten zu bedürfen ſcheint, pflegt er gern an ein ſinnliches Zeichen zu knüpfen; ein ſchöner Gebrauch, von dem es wohl jedem klaren Gefühl ſogleich einleuchtet, daß er nur einen ſcheinbaren Widerſpruch enthält. In dieſem Sinne wird den Unzähligen, die durch den Tod unſ'res großen Dichters ſchmerzlich bewegt wurden, eine dem Tage ſeines Dahinſcheidens gewidmete Denkmünze ein ſehr willkommnes liebes Geſchenk ſein. Das warme Bedürfniß des Augenblicks raſch empfindend und ergreifend hat die raſtloſe Werkthätigkeit eines kunſtſinnigen Mitbürgers dieſelbe bereits des Ereigniſſes, dem ſie gilt, würdig ausgeführt. Goethe's Bruſtbild ziert die eine Seite; auf der andern erblicken wir denſelben mit der Lyra im Arm, in ganzer Geſtalt, ähnlich einem begeiſterten Apollo, auf den Fittigen des Schwans zu den Sternen aufſchwebend. Die Umſchriften bezeichnen die Tage, welche ihn der Erde gaben und nahmen. Den Tag freilich, wo er dem Reiche der mächtig wirkenden Geiſter abſtirbt, wird nie ein menſchlicher Griffel bezeichnen. —

L. Rellſtab.

Otto Jahn.

Ueber Goethe's Iphigenia auf Tauris. Ein Vortrag von Otto Jahn. Greifswald, Koch. 1843. 49 S. gr. 8. — In der Einleitung S. 4 heißt es: „Keiner unſerer Dichter hat dem Alterthume näher geſtanden, als Goethe, und keiner iſt wiederum ſo unſer eigenſtes Eigenthum, wie Goethe. Mit ſtaunender Bewunderung ſchauen wir in ſeinem edlen Angeſicht die klare Schönheit eines Apollon, die majeſtätiſche Kraft eines Zeus, jene wahrhaft Olympiſche Heiterkeit und Ruhe, wie ſie den ſchönſten Gebilden der alten Kunſt eigen iſt, aber nicht minder nehmen wir in dem tiefen Auge, in dem bewegten Munde, in den geiſtig belebten Zügen mit inniger Rührung den Ausdruck einer Seele wahr, die, was auch immer unſer Inneres bewegt, wahr und warm empfunden hat. Kaum zeigt ein anderes Werk uns dieſes Weſen Goethe's ſo rein, als die Iphigenia ꝛc. —

Ueber Jahn's herrliche, in das vollendete Kunſtwerk tiefeindringende Abhandlung vergleiche man den eben ſo tiefſinnigen und ergänzenden Aufſatz von Boumann in den (Berliner) Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik. Febr. 1844. Nr. 21 — 25. — Mit beiden Betrachtungen muß Jeder ſich genau bekannt machen, der das ganze Verdienſt würdigen will, welches unſer größter Dichtergenius in der Bearbeitung jener althelleniſchen Volksſage um Förderung der Kunſt und Humanität ſich erworben hat. —

⁂

Wilhelm Wachsmuth

Weimar's Muſenhof in den Jahren 1772 bis 1807. Hiſtoriſche Skizze von W. Wachsmuth. Berlin, Duncker u. Humblot. 1844. —

S. 35. Goethe kam am 7. Nov. 1775 als Gaſt des Herzogs Karl Auguſt nach Weimar. Bald offenbarte ſich die trauteſte Buſenfreundſchaft des Herzogs mit Goethe, ein Geiſterbund, der ſchwerlich ſeines gleichen in der Geſchichte hat. Wie weit ſteht Friedrich's II. und Voltaire's Genoſſenſchaft dahinter zurück! —

S. 37 f. Goethe war dem jugendlich lebensluſtigen Herzog wie der Repräſentant idealer Menſchheit in ihrer Kraft, Geſundheit, Schönheit, Fülle und Genialität; er ſchloß ihn feſt an ſich: Goethe mußte bleiben; mit ihm erblühte dem Herzog ein poetiſches Leben außerhalb der zwangvollen „ſpaniſchen Stiefeln“, womit er die Formen vergleicht, die ihm ſein Stand aufnöthigte. Alſo erwählte er ſich in Goethe einen Genoſſen zum Schwelgen in froher Jugendlaune, zum Austauſch der trauteſten Hingebung. Goethe ward eingebürgert in Weimar, es nimmer wieder zu verlaſſen. Nicht lange, ſo ſollte Goethe dem Herzog mehr als Genoß heiterer Stunden werden, er ſollte ihm die Arbeit und Sorgen des fürſtlichen Berufs tragen helfen und dieſe von der zu Allem und Jedem tüchtigen Geiſtesrüſtung Goethe's Gewinn ernten; dafür daß der Fürſt dem Menſchen ſich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieſer von ſeiner Ungebundenheit zu opfern. —

S. 40 f. Daß Goethe's männliche Unwiderſtehlichkeit bei den Weimar'ſchen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geſchichte, auch wenn ſie davon ſchwiege, zwiſchen den Zeilen leſen. Der ſtolze, ſchlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirn, das glühende Auge, die gebieteriſche Naſe und die zauberiſchen Lippen Goethe's ſchienen ihres gleichen nicht zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer, Schlittſchuhfahrer; ſelbſt die Werther-Uniform, in der Goethe nach Weimar kam, half zur Eroberung der Herzen und Sinne. —

Ganz mit vorſtehenden Schilderungen der körperlichen Schönheit und Vollkommenheit Goethe's übereinſtimmend lautet folgende (in der Zeitſchrift: „Der Komet ꝛc. von C. Herloßſohn.“ 26. Nov. 1832. Nr. 189 enthaltene) Kunſtnachricht über Goethe's Bild von Schwerdgeburth in Weimar: „Wie an Geiſt, ſo war Goethe auch an Körper einer der außerordentlichſten Menſchen; ſein ganzer Bau war ſchön und edel, ja faſt gewaltig, wie man ihn kaum an den vollendetſten Antiken abgebildet findet. Sein Unterkörper war kraftvoll und höchſt ebenmäßig geſtaltet, eben ſo kräftig waren die Arme, ſeine Bruſt breit, voll und erhaben, wie man ſie bei keinem Greis anzutreffen hoffen kann, ſeine Schultern ſtark und frei; aber in bewunderungswürdiger Erhabenheit thronte ſein majeſtätiſches Haupt auf dem gewaltigen Körper und nicht mit Unrecht iſt es oft mit dem des Jupiter verglichen worden; und darum rechnete es ſich David's genialer Meiſel für ein beſonderes Glück und für keine geringe Gunſt an, das gefeierte Haupt in Marmor nachbilden zu können. — Der berühmte Porträtmaler Stieler wurde von König Ludwig von Baiern nach Weimar geſandt, um Goethe zu malen, und er hat Außerordentliches geleiſtet; denn ſein Bild war eins der gelungenſten; aber dennoch vermiſſen wir die echte Tiefe und den vollendeten Ausdruck in Goethe's charakteriſtiſchem Kopf, der überdieß auf demſelben nicht rund genug, ſondern zu lang gehalten iſt; in eine gewiſſe Weichheit ſind die ſo ſcharfen Züge verſchwommen; auch das Haar erfoderte mehr Studium und Genauigkeit in der Ausführung. Da wollte es endlich der geniale Kupferſtecher Schwerdgeburth unternehmen, Goethe zu zeichnen und in Kupfer zu ſtechen; denn ſchon lange hatte er Goethe's Geſicht und Haltung zum eignen Studium gemacht. — — — — — — Jetzt iſt das Bild vollendet und wir ſtehen nicht an, den Kupferſtich ein Meiſterwerk zu nennen. — — — — Die großen durchdringenden Augen, die kühne imponirende Naſe, der begeiſterte, aber ſchweigſame und Schweigen gebietende Mund ſammt dem ſchöngerundeten, ſelbſtvertrauenden Kinne, und nun die gewaltige, furchenloſe Stirn, auf der man die Tiefe und Erhabenheit ſeines Geiſtes abgedruckt zu ſehen glaubt, die Haare, von denen jedes einzelne eine Locke auszumachen ſcheint — nicht Stieler's Pinſel, ſelbſt nicht David's Meiſel iſt alles bis zu dieſem Grad gelungen. — So iſt das Ganze zur Bewunderung ches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinaus geſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht, wollet ihr ſagen; denn wenn's ja geſchah, ſchwätzt' ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht, ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückchen noch dazu lehren? — Erſt that ich, als wüßt' ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt' ihn dadurch in den Nachtheil, die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an, als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg allerley durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewiſſe alte Erinnerungen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber-, Fürſtengunſt, und Schmeicheley gedreht, und ſo hab' ihn hergeſchleppt.

in ſchönem Einklang mit geiſtvollem Grabſtichel ausgeführt. Goethe's gewaltiger Geiſt ſcheint das Haupt zu umſchweben ꝛc. —

C. G. Carus

Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur ꝛc. 10. Dec. 1833. Nr. 148. S. 1209. Ueber die Dresdener Kunſtausſtellung im Auguſt 1833. „Zauberiſch und phantaſievoll wie immer und dabei ſehr ſchön behandelt ſind einige kleinere Gemälde des Hofraths Dr. Carus. Dem Andenken Goethe's widmete er eine landſchaftliche Phantaſie. Zwiſchen Felſenklippen, die halb vom Nebel umſchleiert ſind, hoch über allen Wohnungen der Sterblichen ſteht ein Sarkophag mit der Inſchrift: Goethe. Eine vielbeſaitete Harfe ſteht darauf, Strahlen eines ewigen Morgenlichtes durchſchimmern ſie, rechts und links kniet ein Engel daneben. Jenes Symbol iſt auf dieſem Monument wohl ſehr paſſend, da die Dichterlyra zu arm an Saiten iſt für dieſen Genius. — Es ſcheint, daß Goethe's mannichfaltige und magiſche Berührung mit der Natur den geiſtreichen Künſtler zu dieſer oſſianiſchen Idee geleitet hat. — (Vrgl. Kunſtblatt zum Morgenblatt. 22. Nov. 1836. Nr. 93. über die Ausſtellung des Kunſtinſtituts in Weimar im Herbſt 1836.) —

Briefe über Goethe's Fauſt von C. G. Carus. Leipzig, G. Fleiſcher. 1835. Hft. 1.

Goethe. — Zu deſſen näherem Verſtändniß von C. G. Carus. (Beigegeben iſt eine Reihe bisher ungedruckter

Briefe Goethe's an den Herausgeber.) Leipzig, A. Weichardt. 1843. — (Ein treffliches Buch, das jeder aufmerkſam leſen und ſich aneignen muß, dem es um ein inniges Verſtändniß und eine gründliche Würdigung des großen Genius ernſtlich zu thun iſt.) —

Hier nur einige Stellen daraus: Vorrede. S. VI f. „Der Sohn der ſpätern Zeit kommt und betrachtet jene Rieſenwerke dieſes Geiſtes, ſeinen Götz, ſeinen Taſſo, ſeine Iphigenia, ſeinen Fauſt, und gleich den Werken eines Shakeſpeare und gleich den Werken der Griechen ſcheinen ſie ihm nicht von dieſer Welt zu ſein; ſie ſcheinen ihm durch ein Wunder da, und wie wir jetzt faſt nichts wiſſen von dem innern Daſein und äußern ſich Darleben eines Shakeſpeare und Sophokles, ſo würden jene Werke allein dem ſpätern Leſer das ſein müſſen, — was er mit dem Namen Goethe — Leben Goethe's — bezeichnete, wenn nicht theils er ſelbſt, theils treugeſinnte Zeitgenoſſen dieſem Begriffe noch einen feſter geſtalteten Körper hinzugefügt hatten und noch hinzufügen wollten. — S. VIII. Wenn wir jetzt häufiger gewahr werden, daß eine Geſinnung mißkennender Art über Goethe laut wird, ſo müſſen wir bedenken, daß eben die Nähe des Standpunktes, wenn dieſer ſelbſt ein niedriger iſt, das Gewahrwerden der Mächtigkeit des Gegenſtandes faſt unbedingt unmöglich macht. — Der Verkäufer, der unter dem Geſims am Fußgeſtell der Trajansſäule ſeine Waaren ausbietet, er wird am wenigſten gewahr, wie hoch und ſchön das Kapitael auf dem blauen Himmelsgrunde ſich abzeichnet! — Ja aus einem ähnlichen Grunde iſt jetzt auch dem Freunde des Dichters es unmöglich, die ganze welthiſtoriſche Bedeutſamkeit dieſer Geſtalt in ihrer Vorbereitung, in ihrer Gegenwart, in ihrer Nachwirkung aufzufaſſen, abzubilden, wiederzugeben. — S. 60. Wahrlich die großen poetiſchen Werke dieſes Genius möchten ſchwer und ſelten in dieſer Höhe und Schönheit erreicht werden, aber noch ſeltner und ſchwerer wird das ſchwerſte aller Kunſtwerke, das Kunſtwerk des Lebens, zu dieſer Reinheit und Vollendung hinaufgebildet! — S. 140 ff. Nicht minder als der Kosmopolitismus und die Univerſalität iſt das tiefſinnige deutſche Gemüth ſein unbeſchränktes Eigenthum. — So lange deutſche Herzen ſich regen, werden die Jugendgedichte *Goethe's* ein unbeſtreitbarer Schatz deutſcher Literatur bleiben. Seine Lieder ſind tief in das Herz des Volkes gedrungen, während wieder das ungeheuerſte Werk ſeines Geiſtes — ſein Fauſt — alle tiefgewurzelte philoſophiſche Beſtrebung, — alle Sehnſucht der Erkenntniß, — alle Qualen des Durſtes nach Wiſſen dergeſtalt zeichnet, daß gerade hierin ein den deutſchen Geiſt ſo ſcharf Charakteriſirendes, ein ſo für alle Zeit als durchaus deutſch Erſcheinendes ſich darſtellt, daß wir es wohl vergleichen dürfen den großen alten Domen, den Werken echt deutſcher herrlicher Baukunſt. Mag man nun zu allem dieſem Glänzenden auch die ſchwächern Seiten der Erſcheinung hinzunehmen, einen gewiſſen, mitunter wirklich faſt altreichsſtädtiſchen Pedantismus, eine im Nothfall ziemlich ſteife Repräſentation, und endlich die volle deutſche Tenacität an einmal tief aufgefaßten wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen oder politiſchen Grundſätzen, — ſo dürfen wir wohl uns vollkommen berechtigt halten, in *Goethe das ſublimirte Bild alles Deutſchthums* aus den letzten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts deutlichſt anzuerkennen. Und doch bei allem dem iſt es ſeltſam genug! der größte deutſche Dichter — er, der eben ſo gewiß nach Jahrhunderten ein echtes Denkmal deutſchen Zuſtandes auf der Grenze des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ſein wird, als Shakeſpeare uns ein Spiegelbild engliſchen Zuſtandes auf der

Grenze des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts bleibt, — er, der ſo ganz eigentlich als poetiſche Blüthe aus der beſondern Blätterfülle Deutſchlands hervorgewachſen iſt, — er wird in der jetzigen deutſchen Welt großentheils für einen undeutſchen Dichter gehalten, er wird, — weil ihm, — ihm, der im Egmont meiſterhafter als irgend ein neuerer Dichter das demokratiſche Prinzip dem monarchiſchen gegenüberſtellte, — die demokratiſch-konſtitutionellen Richtungen des Tages fremd ſcheinen, — faſt als verſchollen und abgethan ausgerufen! — Seltſam! — Das alles ſchadet aber nicht! Goethe bleibt für Deutſchland unverloren und Deutſchland für ihn! — Es war ſeine Bedeutung für die Menſchheit, das poetiſche Element ſeines Volkes und ſeiner Zeit in höherer Concentration darzuſtellen, — ſo zieht der convex geſchliffene Kryſtall das zerſtreute Licht in den leuchtenden Brennpunkt zuſammen, — und wie ſehr dieß poetiſche Luftbild oder Lichtbild wieder rückſtrahlend auf die Menſchheit gewirkt hat, zeigt ſich in tauſendfachen Richtungen, ja dieſe Wirkung iſt noch nicht beſchloſſen, ſondern ſie klingt fort und fort, und wie Shakeſpeare und wie die Griechen noch nach Jahrhunderten und Jahrtauſenden auf ſo unzählige feiner organiſirte Gemüther wirken, ſo hat Goethe's Wirkung eigentlich nur erſt angehoben, aber von Beendigung kann nach irgend einem Zeitmaße durchaus nicht die Rede ſein. — Es iſt überhaupt mit Beſtimmtheit auszuſprechen, die Wirkung eines wahrhaft großen Dichtergeiſtes ſei durchaus ganz unberechenbar! — Wer will denn ſagen, was alles in dem Gange der Weltgeſchichte nach ſolchen Einflüſſen ſich umgeſtaltet habe! was in einzelnen thatkräftig einwirkenden Geiſtern bald die Griechen, bald Dante, bald Shakeſpeare angeregt oder geſchaffen haben können! — Hätte Alexander ſeine großen Züge durch Aſien vollführt, ohne daß Homer's

Geſang vom Achill ihn begeiſterte! — und unfehlbar, je feiner, intelligenter und ſenſibler das fortſchreitende Zeitalter die Menſchheit geſtaltet, um ſo mächtiger muß die Einwirkung der Poeſie werden! — Schon das, was man im eigentlichen Sinne des Wortes die Stimme der Menſchheit nennen kann, die Sprache, wird weſentlicher durch Dichter als durch Gelehrte fortgebildet; — und wie außerordentlich iſt die Einwirkung Goethe's auf die Sprache deutſchen Menſchheitſtammes! — Gleich Dante, welchem die italieniſche Sprache ihre höhere innere Ausbildung verdankt, hat Goethe, aber weit vielſeitiger, auf die deutſche Sprache gewirkt. Welche Maſſe neuer Wortformen und tief poetiſch erfaßter Wortzuſammenſetzungen, wie viel neu verſuchter oder durch ihn zuerſt in ihr Recht eingeſetzter Dichtungsweiſen! und wie groß die Einwirkung auf andre Dichter, ja in dieſer Hinſicht ſelbſt auf Schiller, durch welche alle ſodann der innere Reichthum und die feine Gefügigkeit der Sprache dergeſtalt vermehrt wurde, daß in unſern Tagen die Rede faſt von ſelbſt ſich zum Gedichte rundet. — Wollen wir dieß Alles beachten, ſo wird Goethe's mächtige Einwirkung auf Menſchheitleben klar genug vor uns liegen und in ihrer innern organiſchen Nothwendigkeit erkannt ſein. — Wenn ſie auch nicht in allen Einzelnen eine durchaus fördernde und wohlthuende geweſen iſt, ſo haben dafür andere Tauſende wieder höchſtes Genügen, Freudigkeit des Daſeins und Anregung zu reinern Beſtrebungen dieſem merkwürdigen Geiſte zu danken. — S. 153 f. Mit Recht ſagte mir einſt ein Freund: „Man erkennt doch die Geſinnung und die Art eines Menſchen unſerer Zeit und unſeres Landes nicht leichter, als wenn man Acht gibt, wie er von Goethe, von ſeinen Werken und ſeinem Leben zu denken und zu empfinden pflegt!“ — Gewiß! wer aufmerkſam um ſich blicken will, wird vielfältigſt hievon Belege ſammeln können. — Hätten wohl Leute, wie Nicolai, oder Kotzebue, oder Puſtkuchen ꝛc. ſich entſchiedner in ihrer Blöße zeigen können, als in der Art, wie ſie über Goethe ſprachen? — Häufig wird man jedoch gewahr, daß auch reicher begabte Perſonen in jüngern Jahren von den Produktionen des Schiller'ſchen Geiſtes ſich unbedingt angezogen und von Goethe ſich abgeſtoßen finden, weil das ungeduldig Treibende, Drängende ihres innern Weſens der ſtrebenden Individualität Schiller's ſich verwandter fühlen muß, als der klaren und befriedigten Goethe's, während doch ſpäterhin, wenn ihre Individualität ſelbſt eine höhere Reife erlangt hat, in gleichem Maße der Reiz und die Schönheit der Goethe'ſchen Produktionen ſich mehr und mehr ihnen vernehmbar und geltend machen wird. — S. 72 f. Unter einer Sammlung von etwa hundert meiſt eigenthümlichen und merkwürdigen Kopfformen, die ich vor mir habe, finde ich nur bei Napoleon eine Stirnhöhe, welche der von Goethe ſich vergleicht. — Dabei iſt es charakteriſtiſch, daß bei beiden Köpfen nicht in eben ſo bedeutendem Maße die Breite des Vorderhauptes ausgebildet erſcheint. — Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung der Unterſchied an der Kopfbildung Schiller's gegen Goethe. Im erſtern iſt die Breite der Stirn auffallend, und man darf nur neben die Maske von Goethe die Todtenmaske von Schiller ſtellen, um ſofort ein völlig umgekehrtes Verhältniß von Stirnbreite und Stirnwölbung in beiden gewahr zu werden. Es braucht kaum der Bemerkung, wie ſehr dieß mit den geiſtigen Tendenzen beider Männer übereinſtimmt, indem Schiller's poetiſch-philoſophiſche Richtung im Gegenſatz zu Goethe's naturaliſtiſch-poetiſcher bekannt genug genannt werden darf. —

Ch. H. Weiße.

Kritik und Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt. Nebſt einem Anhange zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weiße. Leipzig, Reichenbach. 1837. — (Eben ſo ausgezeichnet u. leſenswerth wie die Schrift von Carus.) —

S. 162 f. Die kurze Scene, in welcher Mephiſtopheles und Fauſt vor dem Hochgerichte vorbeireiten, auf welchem hölliſche Geiſter die Hinrichtung Gretchens ſpielen, iſt bewundernswürdig durch das furchtbar ergreifende Bild, welches in vier Zeilen vor die Seele des Leſers gezaubert wird. Mit Recht haben ſich, dieſes Bild auch ſichtbar würdig hinzuſtellen, Zeichner und Maler um die Wette beſtrebt. In einem noch höheren Sinne iſt die Kerkerſcene ein über alles Lob erhabenes Meiſterwerk, wohl das Gewaltigſte, was unſer Dichter im pathetiſchen, tragiſchen Ausdruck überhaupt erreicht hat. Es war eine der höchſten Dichterkraft würdige Aufgabe, eine Aufgabe, an die ſich ſelbſt Shakeſpeare nicht gewagt hat, in dem Wahnſinne des durch die entſetzlichſte Seelenqual zerrütteten Gemüthes der unfreiwilligen Mutter- und Kindesmörderin den ſittlichen Adel, die Reinheit dieſes Gemüthes zu offenbaren; und ſie iſt Goethe'n auf das vollſtändigſte gelungen. Es iſt ihm gelungen, in der furchtbaren Tiefe dieſer Widerſprüche, in welche eine ſittliche Schuld die Seele des Menſchen hinabſtürzt, die Rettung und das Seelenheil des unſchuldig Schuldigen zur klarſten, überwältigendſten Anſchauung zu bringen, ſo daß die Stimme, die am Schluſſe Gretchens Rettung ausſpricht, aus der eignen Bruſt des Leſers oder Hörers hervorzutönen ſcheint. Eine Dichtung, die dieß vermag, gibt dadurch lauter, als durch irgend eine andere poetiſche That, ihre Abkunft von dem Höchſten, ihre Verwandtſchaft, ja ihre innerliche Einheit mit dem Heiligen kund, von welchem alles Menſchliche allein ſeinen Werth und ſeine Würde hat. —

S. 138 ff. Die Geſtalt Gretchens gehört zu den anmuthigſten und innigſten, die je ein Dichter geſchaffen hat. Wenn irgend eine beſondere Gattung ſeiner Kunſtgebilde vor den übrigen Goethe'n als einen dichteriſchen Genius erſten Ranges, und auch als einen ſolchen bezeichnet, deſſen Werken neben dem künſtleriſchen, auch der höchſte ſittliche Werth und Adel eingebildet iſt, ſo ſind es ſeine Darſtellungen der weiblichen Natur und des weiblichen Gemüths. Es läßt ſich nicht verkennen, daß unſer Dichter glücklicher noch und mannichfaltiger, überhaupt größer iſt in ſeinen weiblichen als in ſeinen männlichen Charakteren, und darin hinter Shakeſpeare zurückſteht, der gleich groß in beiden iſt. Die Darſtellung der weiblichen Charaktere aber iſt es, in welcher vorzugsweiſe der einfachere Kern des Dichtergemüthes, die ſittliche Subſtanz des künſtleriſchen Talentes zur Erſcheinung kommt. Männliche Charaktere ſind im Einzelnen oft auch Dichtern von untergeordneter oder von verirrter und verwilderter Schöpferkraft, weibliche überall nur ſolchen gelungen, deren Genius von echter, hoher und reiner Art, deren künſtleriſche Bildung eine gründliche und gediegene iſt. Aus Mangel künſtleriſcher Produktivität im höchſten Sinne ſind Schiller'n, aus Mangel ſittlicher Subſtanz und Lauterkeit des dichteriſchen Schaffens dem Lord Byron alle ſeine weibliche Geſtalten mehr oder weniger mißlungen; während beide Dichter nicht ſelten glücklich, der letztere insbeſondere groß und gewaltig, in ihren Darſtellungen von Männern ſind. Dieſen gegenüber zeigen im Alterthum Homer und Sophokles, unter den Neuern vor allen andern **Shakeſpeare** und Goethe als klaſſiſche Muſter, welche Stelle in dichteriſchen Schöpfungen höchſter Art der in perſönlichen Geſtalten verwirklichten Idee der Weiblichkeit gebührt. Sie iſt bei allen dieſen Dichtern gewiſſermaßen identiſch mit der Idee des Menſchlichen, der reinen Menſchheit überhaupt. — — — Wir bemerken in der Reihe von Goethe's Schöpfungen zugleich mit der eignen Fortentwicklung ſeines Talentes und ſeiner künſtleriſchen Weltanſicht eine durchaus entſprechende Fortbildung und Umgeſtaltung jenes Ideals der Weiblichkeit, welches gleichſam den Schutzgeiſt, den in menſchlicher Geſtalt ſich offenbarenden Genius ſeiner dichteriſchen Schöpfungen ausmacht. In ſeiner geſammten frühern Lebens- und Dichtungsperiode trägt dieſes Ideal für unſern Dichter den Charakter natürlicher Unmittelbarkeit, der bewußtloſen Schönheit des kindlichen Gemüthes. Die Frauengeſtalten derjenigen ſeiner Dichtungen, die in dieſe Periode fallen (beſonders Werther und Götz), ſind ſämmtlich durch Unſchuld und Naivetät viel mehr, als durch ſelbſtbewußte weibliche Tugend, durch Geiſtes- oder Charaktergröße, ausgezeichnet, ganz eben ſo, wie jene Dichtungen ſelbſt viel mehr Natur- als Kunſtprodukte zu nennen ſind. — Als die ausgeführteſte und vollendetſte dieſer Geſtalten iſt vor allen Gretchen im Fauſt zu betrachten. In den Werken der zweiten Periode unſers Dichters hört derſelbe zwar keineswegs auf, weibliche Charaktere ſolcher Art zu ſchildern; aber wir ſehen dieſelben meiſt in den zweiten Rang zurücktreten und nur ein untergeordnetes Intereſſe für ſich in Anſpruch nehmen. Die edelſte und reichausgeſtattetſte dieſer Figuren, Mignon im Meiſter, wird dort, ein bedeutungsvoller Zug, ausdrücklich als Kind eingeführt; die eigentlich idealen Gebilde dagegen, eine Iphigenie, Leonore, Natalie, Dorothea, Eugenie, Ottilie u. a. ſind Weſen höherer

Art: ſie ſtrahlen im ſelbſtbewußten Glanze einer ſittlichen Schönheit ſolcher Art, welche der höher durchgebildeten, im Selbſtbewußtſein verklärten Kunſtſchönheit der Dichterwerke dieſer zweiten Periode entſpricht *). —

S. 303 f. Freilich gibt es gewiſſe Dinge, deren Anblick dem gemeinen Menſchen, und auch dem durch innere Schuld des Gemüths verkehrten oder verſchloſſenen, ein für allemal entzogen bleibt: Dinge, die nur das Auge ſieht, „das entſiegelte, der hellgebornen, heitern Joviskinder.“ Schiller, der dieſe ſchönen Worte ſprach, war ein ſolches Joviskind: er hat in Goethe geſehen, was jene Thoren, deren Lob ihn ſchmerzlicher, als Goethe'n ihr Tadel, verwundet haben würde, nicht ſehen wollen, und hat es nicht für einen Raub an ſeinem eigenen Genius geachtet, den Schatz von Liebe, Verehrung und Treue, den ſein reiches Gemüth in ſich trug, dem Goethe'ſchen aufzuſchließen. Dieß das einzige Zeugniß, auf welches wir alle, die jene Gemüthstugenden des großen Dichters bezweifeln, verweiſen dürfen, indem wir die Manen des Unſterblichen zu beleidigen fürchten müßten, wenn wir uns auf eine weitere Beweisführung einlaſſen wollten. —

S. 308 ff. Der andere Punkt betrifft die Behauptung, daß Goethe ein Sohn des Glückes ſei, der jede Mühe und

---

*) Viſcher (in: „Kritiſche Gänge“ ꝛc. Bnd. 2: Die Litteratur über Goethe's Fauſt. S. 213) ſagt: Beſonders leſenswerth iſt, was [illegible] über Gretchens Charakter, über die Bedeutung des weiblichen Ideals in der Poeſie überhaupt, und beſonders der Goethe'ſchen, und den Fortſchritt, den die ſpätere auch in dieſer Beziehung vom Naiven zum Kunſtideal machte, vorbringt. Mit Recht bezeichnet er jene edlen weiblichen Geſtalten in Goethe's Poeſie als die Probe, worin der Dichter den höchſten ſittlichen Adel bewährt. An dieſen himmliſchen Geſtalten, einem Gretchen, einer Iphigenie, Leonore von Eſte, muß alles Schmähen auf Goethe's ſittlichen Charakter als Verworfenheit niederſinken. —

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kaiſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. Liebetraut ab. Mit einem Herzen, wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg, als Reiterknecht.

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſehe nicht ein, was das geben ſoll.

Beſchwer, jeden Kampf und Schmerz von ſich entfernt gehalten, dem alles, was er je geleiſtet, gegeben worden, der nichts errungen habe. Wir freuen uns, dieſe Behauptung einmal ſo dreiſt von einer Feder, von der ohnehin nichts Beſſeres zu erwarten ſtand, hingeſchrieben geleſen zu haben; denn ſie wird in dieſer Geſtalt hoffentlich noch Andern außer uns Veranlaſſung werden, ihr mit aller der Entrüſtung, welche die Pietät für den verehrten Dichter zur Pflicht macht, zu widerſprechen. Selbſt ein kalter Franzoſe *) hat auf Goethe's Stirn geſchrieben geleſen, daß dieß ein Mann ſei, der es ſich in ſeinem Leben hat ſauer werden laſſen; und Deutſche, für die er gearbeitet und gerungen, denen er, — was eben nur die höchſte Intenſität und die unabläſſigſte Beharrlichkeit ſeiner Arbeit möglich machte, — die Früchte dieſer Arbeit zu müheloſem Genuſſe dargereicht hat, wagen es, ihn einen Tagedieb und Euemeriſten zu ſchelten, ihm vorzuwerfen, daß er nur zu ernten geliebt, was Andere geſäet hatten! — Wenn es, nach dem Vielen und Herrlichen, was mit unübertrefflicher Klarheit und Umſicht der Dichter ſelbſt in der ausdrücklichen Abſicht zum Verſtändniſſe ſeines Genius und ſeiner Schöpfungen gegeben hat, noch als Aufgabe für einen Jünger und Verehrer gelten könnte, den Reichthum ſeines Lebens, Dichtens und Wirkens in ein bündiges Geſammtbild zu faſſen, ſo müßte der leitende Grundgedanke bei dem Entwurfe dieſes Bildes dieſer ſein, zu zeigen, wie, ſo reich und herrlich auch die Natur Goethe'n begabte, ſein Charakter als Menſch, als Weiſer und als Dichter, die welthiſtoriſche Geſtalt ſeines Thuns und Schaffens nicht ein Werk der Natur, ſondern ſein eigenes, das Endergebniß der unermüdlichſten Anſtrengung und der gewaltigſten Willens-

---

*) S. Goethe über Kunſt u. Alterthum. II. 1, 148. — Denkſchrift auf Goethe.

kraft iſt. Auch in dieſer Aufgabe iſt uns ein trefflicher Ausländer vorangeeilt, der Schotte Carlyle, deſſen verſchiedene, in ihrer Schreibart und Haltung allerdings zunächſt für ſeine mit Goethe noch wenig bekannten Landsleute beſtimmte Aufſätze dennoch zugleich ein hohes Intereſſe auch für ſinnige Deutſche haben, weil ſie mit einer Klarheit und Energie, wie noch keiner unter uns gethan, den Gegenſatz hervorheben, der zwiſchen Goethe's frühern Werken, in denen er nur dem natürlichen Zuge ſeines Genius folgte, und den ſpätern, in denen er ein mit Freiheit von ihm ſelbſt geſetztes Ziel verfolgt, obwaltet. In den Mittheilungen, die uns der Dichter ſelbſt aus ſeinem Leben gegeben hat, fehlen die Partieen, die uns die nähern Aufſchlüſſe über jene Periode geben würden, in welcher der Kampf jenes Uebergangs ſo zu ſagen aus dem Naturleben des Genius in das Leben des Geiſtes als ſolchen der härteſte, die Arbeit die ſchwerſte geweſen ſein muß. Daß aber Goethe gearbeitet hat, gerungen wie Wenige, mit einer Verleugnung deſſen, wozu ihn anfangs Inſtinkt und Leidenſchaft hinzogen, mit einer Klarheit des Bewußtſeins über das Gute und das Rechte und männlichen Feſtigkeit in der Verfolgung dieſes Guten und Rechten, wie kaum ein oder der andere Künſtler vor ihm: dieß kann nur das blödeſte Auge oder ein durch gehäſſige Leidenſchaft getrübtes verkennen. Auch hier dürfen wir uns auf Schiller's Zeugniß berufen, welcher bemerkt, daß jeder Augenblick ſeiner Zeit, von dem Goethe ſage, daß er ihn müßig zubringe, mit einer Thätigkeit angefüllt ſei, die Andern ſchon ſchwere Arbeit dünken würde. Völlig widerſinnig aber iſt die Behauptung, daß Goethe keinen ſittlichen Schmerz gekannt, keine Arbeit des Geiſtes in den ethiſchen Aufgaben, die dem Genius unſtreitig nicht weniger, ſondern ungleich mehrere und ſchwerere, als jedem andern Menſchen, geſetzt ſind. Was etwa noch in ſeinem frühern Lebenslaufe als Fehltritt bezeichnet werden mag, hat Goethe durch dieſe Arbeit redlich abgebüßt; und daß dieſes Arbeiten und Ringen, der tiefe, innere Seelenſchmerz über das trotz aller Anſtrengung und Wachſamkeit im Leben doch Verfehlte, ihn, wo nicht bis in's Greiſen-, wenigſtens bis in das reifſte Mannesalter begleitet hat, davon gibt, außer vielen andern Andeutungen in gebundener und ungebundner Rede, jedem Verſtändigen das unzweideutigſte Zeugniß der Roman „die Wahlverwandtſchaften", den verkehrte Menſchen einen unſittlichen ſchelten, wir aber den ſittlichſten aller Romane, die je geſchrieben ſind, zu nennen kein Bedenken tragen. — Im Allgemeinen dürfte ſich, wenn man ja das äußere Glück, welches Goethe'n ſchon bei der Geburt gelächelt, und dann ſein ganzes langes Leben hindurch mit einer Beharrlichkeit, wie allerdings wenig andere Sterbliche, begleitet hat, bei der Abſchätzung ſeines Werthes und Verdienſtes in Anſchlag bringen will, das gerade entgegengeſetzte Reſultat ergeben von dem, welches unſer Vrf. zu ziehen beliebt. Denn unſtreitig iſt es eine größere und ſeltnere Erſcheinung, wenn ein vom Glücke durchaus Begünſtigter freiwillig die ſchwerſte Arbeit des Geiſtes und die härteſten Kämpfe des Lebens auf ſich nimmt, und in dieſem Ringen das Höchſte erreicht, was Sterblichen zu erreichen vergönnt iſt, als wenn er durch äußere Entbehrung und Noth zu jener Anſpannung aller Kräfte gezwungen wird. — Schließlich bemerken wir, daß es eine freche Lüge iſt, wenn ſich der Vrf. zu behaupten erdreiſtet, daß Goethe Niemanden freundlich auf ſeinem Lebenswege gefördert, nie einem Traurigen Troſt, einem Hülfsbedürftigen Unterſtützung bereitet habe. —

S. 316 ff. Goethe hat in W. Meiſters Lehrjahren von einem Ideale der Bildung geſprochen, welches „den freien und ſcharfen, von aller ſelbſtiſchen Beziehung, von aller beſchränkten Vorliebe für gewiſſe Eigenſchaften, welche die meiſten Menſchen allein an ſich und andern ſchätzen, allein begünſtigen und ausgebildet wiſſen wollen, entbundenen Blick über alle Kräfte, die im Menſchen wohnen, und wovon ſich jede in ihrer Art umbilden läßt, eröffnet.“ (Werke. Bd. 20. S. 216.) — Dieſes Ideal, wir wagen es auszuſprechen, iſt nie ſo vollſtändig, wie in Goethe's eigner Perſon, verwirklicht worden, oder, wäre es in Andern verwirklicht, nie ſo vollſtändig und ſo rein, zum Muſterbilde für alle Mit- und Nachſtrebende, in Wort, Schrift und Lebensthätigkeit ſich offenbarend, herausgetreten. Die Empfänglichkeit für das Schöne und auch für das nur Geiſtvolle in Literatur und Kunſt, wird, in dem Sinne, mit der Selbſtverleugnung geübt, wie Goethe ſie geübt hat, und zu der Stärke und Allſeitigkeit ausgebildet, die ſie bei Goethe erreicht hat, aus dieſer Naturgabe zu einer ſittlichen Eigenſchaft des Gemüths und des Charakters, die Beſchäftigung mit jenen Gegenſtänden aus ſelbſtiſchem Genuſſe zur edelſten That. — Die Lebensgeſchichte des Dichters zeigt uns mit einer faſt beiſpielloſen Klarheit einen Sieg, den ſein Genius nicht über die äußere Natur und Welt, ſondern, worin allein das wahrhaft Sittliche beſteht, über ſich ſelbſt errungen hat. Wir meinen jenen Uebergang von dem glühenden, aber wilden und formloſen Naturleben des Genius und dem in dieſem Leben wurzelnden, leidenſchaftlichen und keinesweges von Selbſucht freien Bewußtſein, welches ſeinen frühern Schöpfungen eingebildet iſt, zu dem höhern Selbſtbewußtſein des Geiſtes, welcher das Wahre, Schöne und Gute nur um ſein ſelbſt willen ſucht und ſchaffend fördert, und ſich daran erfreut, nicht weil es das Seine iſt, weil es ſeine Bedürfniſſe befriedigt, oder ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelt, ſondern weil es allein das Ewige iſt —

K. A. Varnhagen von Enſe.

Varnhagen, einer der einſichtsvollſten und gründlichſten Kenner, der geiſtreichſten und wärmſten Verehrer Goethe's unter allen, welche jetzt leben, ſpricht faſt auf jedem Blatte ſeiner literarhiſtoriſchen Schriften bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen ſeine hohe, innige Bewunderung des großen Genius aus, beſonders aber in ſeinem Werke: „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur. — Berichte und Beurtheilungen von K. A. Varnhagen von Enſe. — Aus den Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik und andern Zeitſchriften geſammelt. — Hamburg, Fr. Perthes. 1833." — und in: „Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. V. v. E. Mannheim, H. Hoff. 1837 u. 1838. 4 Bände. u. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1840. Bnd. 5. — 1842. Bnd. 6. u. 1846. Bnd. 7. —

„Zur Geſchichtſchreibung und Literatur ꝛc. S. 384 f. Wir ſehn Goethe'n, nachdem er auf ſeinem glücklichen, in Weimar gefundenen Standpunkte heimiſch geworden, ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe, und mit dieſen zugleich ſeinen Ort und ſein Land nach und nach zu immer größerer Bedeutung emporbilden, und, aus dem Engen nach allen Seiten in's Weite vorgedrungen, ein treugeführtes Stillleben überall zur großen Welt ausſtrömen, zugleich aber auch über dieſe in neue Einſamkeit herrſchend ſich erheben. — Denken wir uns Goethe'n anſtatt dieſer merkwürdigen Lebensbahn einer andern angehörig, in das Gedrang einer großen Hauptſtadt, in die Anforderungen und Darbietungen großer Maſſen verſetzt, ſo iſt er nicht Goethe mehr. Er hätte mit dieſen

Gewalten, um ſeinem ſchaffenden Geiſte zu folgen, brechen müſſen, und dann wäre die ſchöne Ruhe der Uebereinſtimmung, der harmloſe Frieden geſtört geweſen, oder jene Mächte hätten ihn an ſich geriſſen, ſein Leben wäre ein politiſches geworden, und dann hätte er ohne Zweifel ſtark eingegriffen in die Bewegungen der Zeit, allein das klare, ſtarke Licht der Jahrhunderte, der Dichter und Lehrer ſeines Volkes wäre er dann ſchwerlich geworden. —

Denkw. u. verm. Schr. Bnd. 2. S. 339 f. — Deutſchthum, wahres. — Die Aufgabe, welche Goethe'n geſtellt war, um das zu werden, was er geworden, war größer und ſchwieriger, als die dem Cervantes oder Shakeſpeare beſchiedene. Alle drei ſind Schriftſteller, in welchen, und um welche das geiſtige Leben ihrer Nation ſich verſammelte. Aber die Bildung der deutſchen Nation iſt nicht ſo einfach und offen zu erfaſſen, nicht ſo alleinherrſchend und abgemeſſen zu verwalten, wie die Bildung der ſpaniſchen oder engliſchen es erlaubte. Umfaßt nicht nur und verwaltet, auch geſteigert mußte dieſe Bildung von dem Dichter werden, wenn er ein Licht der Gegenwart und Zukunft dieſer Nation ſein ſollte, wie jene Dichter es den ihrigen geworden. —

Bnd. 1. S. 429 ff. u. Bnd. 6. S. 247 f. Aus einem Briefe an Stägemann über einen Beſuch bei Goethe im Novmbr. 1817: „Goethe kein deutſcher Patriot? — Ein echter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In ſeiner Bruſt war alle Freiheit Germaniens früh verſammelt, und wurde hier, zu unſer aller nie genug erkanntem Frommen, das Muſter, das Beiſpiel, der Stamm unſerer Bildung. In dem Schatten dieſes Baumes wandeln wir alle. Feſter und tiefer drangen nie Wurzeln in unſern vaterländiſchen Boden, mächtiger und ämſiger ſogen nie Adern an ſeinem markigen Innern. Unſere waffenfrohe Jugend in den deutſchen Befreiungskriegen, die höhere Geſinnung, die in ihr wirkte, ſtehen wahrlich bezugreicher zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will. Iſt doch nicht Alles Freiheit, was ſo ausſieht, was einen Augenblick ſo genannt wird. — — — — Das Uebergewicht, das die erwartete Wirkung des Dichters ſo ganz der Wirkung des Menſchen unterordnete, und mich von dem erſtern zwar vieles, aber faſt nur in Bezug auf den letztern ſehen ließ, wurde mir gleichſam zum Triumphbilde des Mannes, von deſſen Anſchauen ich die folgenden Tage mit einer ſanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichſten Begegniſſe der innern Welt ſie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun ſagen, bin ich um ein großes Gut reicher! —

* * *

Ernſt Moritz Arndt.

Lewald's Europa. 1837. 3. Bd. Feuilleton. S. 421 bis 425. Literariſche Ueberſichten von Guſtav Schleſier. — Arndt über Goethe. — Wenn man neuerdings von unſern tugendſamen und par excellence patriotiſchen „Deutſchthümlern" ſo abgeſchmackte Urtheile über unſern größten Dichter lieſt, ſo kommt man nachgerade auf den Gedanken, was wohl unſere früheren Freiheits- und Vaterlandskämpfer über dieſen Mann gedacht und geurtheilt haben. Zunächſt fällt die Zeit des Tugendbundes in's Gedächtniß, bei der ſchon der Name hinlänglich ſagt, daß man es an ſittlichen Grundſagen gewiß nicht hat fehlen laſſen. Dieſen patriotiſchen Häuptern, einem **Fichte**, **Niebuhr**, **Varnhagen**, **Arndt** und ſolchen ſtehen die hochmüthigen Sprecher unſerer Tage wahrlich recht klein und pygmäenhaft gegenüber. Ich rede da nicht von den Schlechteſten und Gemeinſten. Was ſagt aber z. B. ein **Paul Pfizer** zu dem Urtheil E. M. **Arndt's**, das ich aus einem ſeiner wenig bekannten und noch weniger mehr geleſenen Jugendwerke, nämlich den „**Briefen an Freunde**" (Altona, Hammerich. 1810) entnehme, wo ſich gleich in dem erſten folgende i. J. 1805 geſchriebne Stelle findet:

„Da, bei der Gluth des Rheinweins, der uns entzückte, dachten wir des gefeſſelten Stromes und der traurigen Zeit, und keine Stimme, gleich einer Geiſterſtimme, rief nach **Goethe'n**. Du nahmſt ſeinen **Götz von Berlichingen**, und laſeſt ihn, wie ich ihn nie hatte leſen hören: auch waren keine Hörer geſtimmt. O Nacht, wie keine Nächte mehr werden wollen! Wir waren andere Menſchen, und als das herrliche Weib Eliſabeth uns erquickt, als der Mann Gottes, Luther, uns mit dem Lobe des Weins erfreut hatte, da kränzten wir die Pokale und tranken ſie dem herrlichen Dichter zu, und hatten ihn ſelbſt bekränzt und getragen, wäre er da geweſen. Wir waren im Zuge, und Worte von den Alten und Neuen, und Worte von uns ſelbſt, und Lob unſerer Barden flogen unter einander; und auch von Vaterland und Freiheit ward geſprochen, und von dem Sinn, dem Witz, der Kunſt deutſcher Nation. Wir beide beſonders, die dabei immer Feuer fangen, trieben die andern heiß mit in unſere Flammen hinein. Zuletzt blieben wir bei unſerm großen Meiſter ſtehen, der uns ſo göttlich freie Stunden geſchenkt hatte, und du prieſeſt ihn endlich als den erſten, größten Deutſchen dieſes Jahrhunderts, wo ſo manche durch franzöſiſche Albernheiten uns verdorben und ſich berühmt gemacht haben, wo ſo viele durch die Flittern der Täuſcherei, durch den pegaſiſchen Paßgängerſchritt hochgeſchrobner Sentenzerei auf unſere Koſten etwas geworden ſind. Du ſpracheſt: Sie werden zerbröckeln, wie jener Starke höher und höher wachſen wird; nur das Echte und Wahre iſt ewig und unſterblich. Als du ſo ſpracheſt, beſonders von ſeinen früheſten, friſcheſten Geburten, worin deutſcher Sinn mit allen ſeinen Mängeln und Herrlichkeiten wie in einem hellen Spiegel wiederſcheint, wo alle unſere unſchuldige Naivetät, unſre gutmüthige Laune, unſer ſtilles, fröhliches Herz, und unſre reine Liebe wie in dem ſchönſten Frühling ihres Lebens aufſproſſen und blühen, — da fiel der jüngere S. ein und meinte, der Goethe ſeit 1785 ſei nicht mehr der von 1775 und 1780; er gehöre nicht mehr einer Nation, ſondern allen europäiſchen Nationen an; jene früheren Ergüſſe ſeines reichen Gemüthes könne man nur als Vorſpiele größerer Harmonien, nur als einzelne Blüthen anſehen, die einen ganzen Frühling verkündigen; erſt ſpäter ſei die volle goldne Frucht zugleich mit dem üppigen Ueberhang der Blüthen erwachſen; da ſei Goethe erſt geworden, aus den Griechen, und einem höheren allgemeinen Vorbilde geworden, und da ſei auch der Deutſche in ihm verſchwunden. Der Streit ward heiß; denn ich leugnete es, und wollte uns den großen Deutſchen nicht nehmen laſſen, und Du und W. hielten mit mir. Aber es ward geſtritten, wie bei den meiſten Streiten und Kriegen, um Nichts. Du kamſt dabei auf das Griechenthum, auf die griechiſche Kunſt und ſpracheſt im heiligen Eifer unvergeßliche Worte, die ich ſo möchte nachſchreiben können, um dich zu tröſten in deinem Kleinmuth, und dir zu zeigen, was du biſt und was du ſein kannſt. Der Anfang war, wie unſer ſchönes Nachtleben, echt dithyrambiſch und elegiſch, mit einer Vergötterung des herrlichen ziehen ſie das ſchöne Alte an und tief in ſich hinein. Nicht die Geſtalten, nicht die Worte, nicht die Maſſe und Formen eines engen Pedantenglaubens ſind ihnen das Einzige, Erſte; nein die alte Welt, die lange Vergangenheit, welche der Ewigkeit gleich und die rechte Dichterwelt iſt, ſpringt lebendig, gegenwärtig und mitfühlend vor dem warmen Herzen und dem geweihten Blick dieſer Glücklichen auf; alles wird, was es iſt, Bild und Hieroglyphe, voll Weihe und Bedeutung; und ſo gehen ſie durch ſich ſelbſt in das geöffnete Heiligthum ein, das keine andern Mächte auf- oder zuſchließen können. So haben die Griechen Goethe'n gebildet; weil ſie hoch und herrlich waren, weil ſie die Dinge groß thaten, litten und darſtellten, darum können ſie bilden und erwecken. Aber beſinnt euch doch, wie viele eurer Affen und Dohlen haben am Parnaß und Achelous geſeſſen und nachgeafft und nachgekrächzt; aber man ſieht und hört nicht mehr, als daß ſie dageweſen ſind. Gebt ſolchen Naturen, wie Goethe, eine herrliche Welt, ein ſtolzes, tapfres und freies Volk, einen großen Helden, der ihn in ſeinen Götterkreis reiße, — und er bedarf nur ſein ſelbſt, um in Ebenmaß und Schönheit der Geſtalt, in Kraft und Süßigkeit der Sprache das Höchſte zu erſchaffen, was in ſeinem Volk und ſeinem Zeitalter iſt. Denkt doch an den Engländer Shakſpeare! — Und wo iſt Goethe's Griechenthum, wie ihr es meinet? wo ſteht er als der Nachahmer der Griechen, womit ihr ihn wunderbar zu loben glaubt? Wie Angelo's und Rafael's Aug' an den Antiken die eigne Herrlichkeit erſah und die höchſten Bilder ſeiner Zeit ſchuf, ſo ſteht bei Goethe'n die keuſche Zucht und das ruhige Ebenmaß, die ſtille Würde einer großen Zeit und einer vergangnen Welt — die Gegenwart iſt den Lebenden ſelten groß. Das hat er mit

Selbitz. Ich wohl! Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß, wie nöthig es war, an Hof zu gehen; man iſt ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beſte!

Götz. Mir fällt eine Liſt ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten, und ſehen, wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey vorſichtig, Knabe; mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßt nur, mich irrt's nicht, wenn noch ſo viel um mich herum krabbeln, mir iſt's, als wenn's Ratten und Mäuſe wären. ab.

den Griechen gemein: deßwegen hat er ſich griechiſcher Kunſt und griechiſchen Dichtens und Wirkens gefreut: aber das lernt ſich nicht. Die Natur muß erſt das Große machen, dann kommt Erziehung und Glück, edle oder ſchlechte Vorbilder, große Zeiten, Thaten und Gedanken, damit das Gefühl und die Unſterblichkeit menſchenbildender Werke in der Bruſt aufkeimen. Hier entſtehen Streite, die nie zu ſchlichten ſind; aber wir wiſſen, was Goethe'n fehlte, und was er doch iſt. O daß ich euch doch den Unterſchied der alten und neuen Zeit zeigen könnte! daß das Unausſprechliche, was im Wahn und Glauben immer kommt und geht im Gemüthe, ſich doch mit Worten ausſprechen ließe! ihr würdet das Würdige verſtändiger würdigen und verſtehen und durch Lob nicht mehr verletzen, als ihr durch Tadel verletzen könnt.

Die alte Welt ehrte in dem Leben und in dem Nachbilde deſſelben, in der Kunſt, nur die Macht und Gewalt, und warf ſie kurz unter den großen Namen Schickſal, das auch die Götter mit Zittern ehrten; mit leiſerem Tritt und ſtilleren Worten traten Mitleid und Milde neben der gebietenden Naturkraft hin, die nur Unmäßigkeit Sünde nannte. Die neue Welt hat die entwickelte geiſtige Kraft des Menſchen mehr angeſprochen, und dem Einzelnen zugemuthet, was die alte nur von der Macht foderte, die das Ganze regiert und erhält. So iſt jeder einzelne Menſch für ſich ein eigenes, denkendes und beſchließendes, kleineres Schickſal geworden, und die Milde und das Erbarmen ſollen nun befehlen, wo ſie ſonſt nur baten. Dem großen Fatum ſind alſo ſeine Donnerkeile entwendet, der Menſch hat ſich ihm entrungen, und hängt ſelbſt das Unvermeidliche und Zerſchmetternde an eine geiſtige, mild richtende Kraft, die er Gott und Verſehung nennt. Die hohe in ſich ſelbſt geſchloſſene und immer aufgelöſte Poeſie des Mythus und der Fabel der Alten iſt durchbrochen und die Götter und Helden ſind aus dem höheren Kreis menſchlicher zu uns herabgeſtiegen, um einen Einzigen mit einer unendlichen Majeſtät zu ſchmücken, der nicht mehr mit dem Olympus und Ida gemeſſen wird, ſondern allen Gedanken und Gedichten unerreichbar, hoch über dem höchſten Aether der Alten unſre Gedankenwelt richtet und erklärt, wo die geübten geiſtigen Künſte ſie verlaſſen. Dieſe Verſchiedenheit der zwei verſchiednen Welten iſt in den beſten Alten und Neuen abgedrückt. Die kosmiſche Heroenwelt ſtellt Kraft und Kühnheit als die höchſte Tugend hin; Milde und Huld lehnen ſich nur flehend an ſie um Schutz für die Schwäche und das Unglück; ſie weiſen, unter der Sanktion der Götter, doch immer bittend, auf die Strafe des Frevels, das blutige Netz der Ate und das umrollende Rad der Nemeſis hin. Die romantiſche Geiſterwelt ehrt auch die Kraft und die Kühnheit, aber nur als Mittel des Lebens, nicht als das Leben ſelbſt; gleiche Gerechtigkeit und Milde ſoll alle umfangen; das Geiſtigſte ſoll das Edelſte und Erſte ſein. So iſt das europäiſche Weib, das zartere Bild der Anmuth und Schönheit, mit unter die Götter getreten, und die Liebe gebietet, wo ſie ſonſt diente. Nimm nun Goethe's Iphigenie und ſeinen Taſſo, und halte ihn an Sophokles und ſelbſt an Euripides; nimm ſeine Lieder und Elegieen, und vergleiche ſie mit den griechiſchen Lyrikern, — und ich ſpreche: Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Aus jedem Worte, aus jedem Anklang der Empfindung ſpricht die höhere Geiſteswürde jedes einzelnen Weſens, die Anerkennung eines mildern Geſetzes, die mitgeborne Weichheit eines zarteren Geſchlechtes; es ſind ſchon Menſchen, die es wiſſen wollen, warum ſie ſind, und auch, warum andere leiden und ſich freuen. Aber freilich, der gewaltigen Einheit der Alten ſchadet die liebenswürdige Vielheit der Neuen. Daß der Mann aber mächtige und kühne

Menſchen hinſtellt, die auch dem neuen Schickſal Würde geben, daß keine Wortklingelei und Empfindelei von modernen Zwitterweſen, keine Stelzenfüßerei der Konvenienz für das geſunde Gefühl und den feſten Tritt der Natur in ihm ſpukt, das wollen wir dem Dichter je und je Dank wiſſen, und gern erkennen, daß er darin helleniſire. Aber warum können Andere nicht auch ſo helleniſiren? — Und daß ihr ſaget, in ſeinen letzten Dezennien ſei er nicht mehr deutſch, gehöre er allen Nationen an, damit glaubt ihr wohl nicht uns Deutſche zu verletzen. Ein großer Menſch ſteht nicht allein in den Schranken ſeines Volkes und ſeiner Zeit, das Größte und Höchſte aller Zeiten und Völker nennt er durch Geburtsrecht ſein, weil er der Hochgeborne iſt. Goethe's Allgemeinheit iſt doch deutſch, weil ſein Sinn ſeines Volkes iſt. Ihr andern könnt euch dazu in unſerm Sinn weder erheben, noch erniedrigen. Aber wo iſt ein Mann, der die ganze Bildung ſeiner europäiſchen Mitwelt ſo überſieht und umfaßt, in Gemüth und Empfindung, in Ton und Sprache, ſo rein und echt deutſch geweſen, als er? Daß er nicht tiefer gefühlt iſt, nicht mehr hat wirken können, beweiſt am beſten die Taubheit und Mattigkeit ſeiner Zeitgenoſſen. O daß er nach ſeinem Grabe in ein beſſeres Enkelgeſchlecht führe, und ſie ihre Herzen und Schwerter ſo gebrauchen lernten für ſich, als er ihre Sprache für ſie! Denn ich ergrimme, wenn Unverſchämte behaupten, dieſer ſei von dem erſten glorreichen Anlauf ſeiner Bahn abgewichen und habe das Deutſche vergeſſen. Nein, nein! das hat er nicht können, weil er ja immer das Beſte und Feinſte ſeines Volkes dargeſtellt hat. Ja, keiner iſt mehr als er ein wandelnder Spiegel der wandelnden Zeit, weil in ſeinen ſtillen Geſtalten alles ſo klar bedeutend vorüber geht. Alle Wechſel unſerer Zeit erſcheinen an ihm elegiſch und tragiſch, wie ſie waren und ſind, ſelbſt da, wo er ſich zu verhärten und zu welken beginnt. Aber er war zu edel, um zu wimmern und zu ſchelten, um das flache Geſchnatter des Kriegs- und Staatstheaters zu vermehren. —

Siehe, Bruder! ſo verſchwand uns jene Nacht und der goldne Morgen mit friſchen Flammen und unſterblichen Hoffnungen geleitete die Glücklichen heim. Welche Träume und Geſichte, welche Blüthen des Lebens und der Luſt! Und iſt denn nun das Alles dahin? O nein, du Lieber! wir ſind noch, was wir damals waren.“ —

Hiſtoriſches Taſchenbuch auf das Jahr 1814. Von E. M. **Arndt**. Königsberg, Fr. Nicolovius. S. 186 f. (Aus dem Aufſatze: „König Friedrich der Zweite und ſein Zeitalter.“) Nachdem der verderbliche Einfluß des franzöſiſchen Weſens auf das deutſche Volk nachdrücklich gerügt werden, fährt Arndt fort: „Und die auch gern deutſch ſein wollten, fanden die freudige Sprache und den männlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künſtlerleben und eine ſtolze Wiſſenſchaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus allen, und einer ſo hoch, daß er in dieſer kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder ſteht. Dieß iſt **Goethe**, der Dichter, nicht aus **dieſer** Zeit geboren, ſondern auf der einen Seite ein Bild der deutſchen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft. Wann ſolche Zeichen kommen, dann iſt die Zukunft nicht fern: Klopſtock aber und Schiller und Herder, ſo verehrlich ſie ſind, ſtanden doch zu ſehr mit in der kranken und ungeſunden Gegenwart, und erinnern zu oft an das Eitle, Angeſpannte und Empfindſame derſelben.“ —

Friedrich Ludwig Jahn.

Deutſches Volksthum von F. L. Jahn. Neue Ausgabe. Leipzig, W. Rein. 1817. S. 304 f.

Alruna. Die deutſchen Volksmährchen und Sagen, geordnet als eine deutſche „Tauſend und eine Nacht.“ Wer ſie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Muſäus; muß einfältig vortragen, wie Stilling, und hochgebildet ſein, wie Goethe.

Fauſt und Eulenſpiegel. Weltlauf und Menſchenleben in allen Verhältniſſen. Der erſte ganz beſonders iſt ein deutſches volksthümliches Weſen, unſer Ikarus und Phaethon; immer wieder auflebender Zauberr, bis auf unſere Tage. Damit ſoll keinem Vorwager Hohn geſprochen werden, aber eben ſo wenig gemeint ſein, als dürfe ein jedes Federthier nachbetend und nachſchreibend einen Fauſt fertigen, um, ſtatt den alten Urfauſt und ſeine Erbſünde zu erfaſſen, ſich unter einander bei der Naſe zu kriegen, wie jene Geſellen in Auerbachs Keller. Ich ſchäme mich des Bekenntniſſes nicht: Was ich vom Fauſt weiß, habe ich zuerſt von **Goethe** gelernt, dem **deutſcheſten** Dichter. —

Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutſchen. 28. Jan. 1831. Nr. 27. S. 373 f. Wenn hochbegabte, geiſtreiche Männer, die der Hof erzog, der Ausländerei huldigen, ſo iſt es ſchmerzhaft für jeden ſein Vaterland liebenden Deutſchen. Nicht ohne Widerwillen habe ich daher die Reiſebeſchreibung eines echt deutſchen trefflichen Prinzen geleſen, als ich in ſeinem Buche fand, daß er nur dinirte und ſoupirte und vor dem Diner oder Souper das Attelier irgend eines Künſtlers beſuchte. Am ſchmerzhafteſten aber iſt es mir immer geweſen, daß Goethe, welchen ein geiſtreicher berliner Theaterrecenſent mit Recht den deutſcheſten der deutſchen Dichter nennt, ſeinen ſchönen Styl nicht ſelten durch den Gebrauch unnöthiger Fremdwörter entſtellt (eine Unart, welche ſchon Klopſtock an ihm gerügt hat) und dadurch zugleich Schriftſteller minorum gentium verleitet, ſich gleiche Nachläſſigkeiten zu erlauben. — Der erwähnte Kunſtrichter hat ſich nicht näher erklärt, weßhalb er Goethe'n den deutſcheſten Dichter nennt. Ich nenne ihn, mancher andern ſeiner großen Eigenſchaften nicht zu gedenken, hauptſächlich ſeiner Innigkeit wegen ſo. Innigkeit beſitzt kein mir bekanntes Volk in dem Grade, als das deutſche; keine andere mir bekannte Sprache hat ein ſo ſchönes, erſchöpfendes Wort für dieſe Gemüthsanlage, und kein Dichter beſitzt ſie in höherem Grade, als Goethe. —

Jakob Grimm.

(Augsburger) Allgemeine Zeitung. Sept. 1846. Nr. 270. Frankfurt a. M. 24. Sept. — Die Germaniſtenverſammlung wurde heute bei Anweſenheit von 160 Mitgliedern (unter Andern Beſeler aus Greifswalde, Dahlmann aus Bonn, Gervinus aus Heidelberg, Brüder

Grimm aus Berlin, Ludw. Uhland aus Tübingen) und zahlreichen Zuhörern im Kaiserſaale des Römers eröffnet. Ludwig Uhland ſchlug der Verſammlung vor, zu ihrem Präſidenten den Mann zu wählen, in deſſen Händen alle Fäden der deutſchen Geſchichte zuſammenliefen, der namentlich den Goldfaden der Poeſie in Händen hatte; es ſei überflüſſig hiebei den Namen Jakob Grimm zu nennen. Einſtimmiger jubelnder Zuruf begrüßte dieſe Worte. Hienach nahm Grimm den Vorſitz in der Verſammlung ein. In ſeiner Anrede äußerte er: „Erfreulich ſei es, daß die Verſammlung in einer Stadt zuerſt abgehalten werde, die ſo große Erinnerungen in ſich ſchließe. Frankfurt ſei das Herz der deutſchen Geſchichte; in dieſen Räumen ſei ſo oft ſchon über Deutſchlands Geſchicke berathen worden. In ſolchen Räumen dürfe nur Deutſches, nichts Undeutſches geſchehen.

Nr. 272. Frankfurt a. M., 25. Sept. In der heutigen öffentlichen Sitzung der Germaniſten ſprach Jakob Grimm über die exacten und inexacten Wiſſenſchaften; den erſteren zu huldigen, ſei jetzt die Loſung des Tages; aber die inexacten, d. h. diejenigen, worin man nicht ſo haarſcharfe Beweiſe führen könne, (was für Geſchichte und Sprache, am meiſten aber für die Poeſie gelte), treten jetzt in den Hintergrund; noch nie aber habe ein Chemiker oder Phyſiker Deutſchland an Macht und Ehren ſo aufgebaut, wie Goethe und Schiller. —

Geſchichte der deutſchen Sprache, von Jakob Grimm. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1848. Band I. S. III. An Gervinus. — — — — Das Buch, mit deſſen Zueignung ich mich ſchon lange umtrug, war gerade fertig, als die Verhältniſſe dieſes Jahres hereinbrachen, die mich, wären ſie vor dem Druck eingetroffen, bewogen haben würden, damit ganz zurückzuhalten. Jetzt habe ich

Ihnen Anderes auszuſprechen, als was mir ſonſt angelegen hatte, und den etwas übermüthigen Ton meiner doch mit einer düſtern Ahnung ſchließenden Vorrede muß ich herabſtimmen. Denn es kann kommen, daß nun lange Zeit dieſe Studien daniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräuſch ihnen wieder Raum geſtatten wird; ſie müſſen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns ſtehender Jugend gemuthen, wenn an's Ohr der Wachenden ein roher Wahn ſchlägt, alle unſere Geſchichte von Arminius an ſei als unnütz der Vergeſſenheit zu übergeben, und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unſerer Zeit mit dem heftigſten Anſpruch zu hängen. Solcher Geſinnung iſt im höchſten Grade einerlei, ob Geten und Gothen jemals geweſen ſeien, ob Luther in Deutſchland eine feſte Macht des Glaubens angefacht, oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das ſie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unſrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob ſie fortan Deutſche heißen oder Polen und Franzoſen, gelüſtet dieſe Selbſtſüchtigen nach dem bodenloſen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluthen ſoll. — Wie verſchieden davon war Ihre von jeher politiſche, aber für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes ſtreitende Richtung. Ihre Geſchichte der Poeſie legt immer den Maßſtab an die Dichter, ob ſie es auferbaut und des Volkes geiſtigen Fortſchritt in der Seele empfunden und gepflegt haben. Sogar für die Thierfabel geht das ſittliche Beiſpiel oder auch die Satire Ihnen über das weichere epiſche Leben, wobei ich doch beherzigte, daß es im Gegenſatz zum offnen Bekenntniß auch eine ſtille alles Epimythiums entrathende Förderung des Volks gibt, und einige Ihrer Urtheile über Goethe ſchienen mir ungerecht, in deſſen Jugend und Blüthe kein deutſcher Aufſchwung fiel, deſſen Alter die Politik müde ſein mußte, und der doch ſo geſungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutſche fühlen könnten. So ſtark iſt dieſe heimliche Gewalt vaterländiſcher Sprache und Dichtung. — Jetzt haben wir das Politiſche im Ueberſchwank, und während von des Volkes Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitſchern, ſeiner heißerſehnten, uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß ſie bald nahe und nimmer von uns weiche! ꝛc. —

Frankfurt, 11. Juni 1848.

Jakob Grimm.

H. E. G. Paulus.

„Lebens- und Todeskunden über Joh. Heinr. Voß. Am Begräbnißtage geſammelt für Freunde von Dr. H. E. G. Paulus. Heidelberg, Winter. 1826." — S. 86—88. Jeder leſe die charakteriſtiſche Schilderung, in welcher (Jenaiſche A. Lit. Ztng. 1804. Nr. 91 f.; auch abgedruckt in Goethe's Werken) der durchſchauendſte, der vielgewandteſte Dichtergeiſt unſers Deutſchlands den Ehrwürdigen (Voß) nach allen Beziehungen zu ehren ſich erfreute, weil Er gerade nach ſeiner, des Verſchiedenartigſten ſich bemeiſternden, Geiſtesgewalt (der Leibnitz auf unſerm Parnaß!) ihn aus allen Geſichtspunkten wahrſinnig und neidlos zu betrachten vermochte. Wenigſtens Eine Stelle dieſes geübteſten Menſchenkenners muß ich herausheben: „Wenn die erworbene heitere Geiſtesfreiheit, dieſer aus dem Frieden mit ſich ſelbſt hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die ſittliche Ordnung deſſelben, wenn die kindliche Neigung gegen Den, der Alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, geſtört werden konnte, dann tritt Voß mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um ſein eignes Daſein, ꝛc. — — — Sollte man zu jener, ſcheinbar gerechten, aber parteiſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche dreiſt genug fordert: Wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſein? — Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.“ — So **Goethe**, und ſchon 1801. So Goethe; und was vermögen gegen ein ſolches, in ſich und durch die Zeit erwieſenes Urtheil die Dii minorum gentium? Was wiſſen dagegen jene alle vorzubringen, welche den Behemot in ihr Fiſchernetz zu fangen ſich beredeten, oder als Zaunköniglein, aus ihrem Verſteck unter des Adlers Fittigen, über die Adler emporflatternd, in ſolcher Lufthöhe nicht einmal bei Athem bleiben können? — (Anmerkung von Paulus.) —

Allgemeine Kirchenzeitung. 16. Juni 1829. Nr. 94. Dr. Paulus in Heidelberg. (Laudari a laudato viro rara est merces.) — Der Verfaſſer des Lebens Jeſu hat die Freude gehabt, im Oktober 1828 als Beweis eines huldvollen Andenkens von dem verewigten Großherzoge, Karl Auguſt von Weimar, deſſen Bild auf einer großen goldnen Medaille, mit der Umſchrift: **Doctarum praemia frontium**, auf Befehl des regierenden Nachfolgers, mit einem ebenſo belohnenden Begleitungsſchreiben des Staatsminiſters, v. Goethe, zu erhalten. Dieß veranlaßte ihn, im Sophronizon (1829.

Bamberg.

Biſchof. Weislingen.

Biſchof. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können, du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Könnt' ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt' ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen; verzeiht mir, wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreife nicht, was nur im geringſten dich nöthigte, den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen, los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt' ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach! ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich!

Hft. 2.) an die Gruft, wo der geiſtreiche, hochgebildete Fürſt ſeine Verbindung mit den Genien ſeiner Zeit auch nach ſeinem Tode noch unvergeßlich zu machen verordnet hat, einige Blätter unvergänglicher Dankbarkeit dafür niederzulegen, daß auch für ihn der ſelbſturtheilende Regent, als Erhalter der Univerſität Jena, von 1789 bis 1803 Beſchützer der Lehrfreiheit und dadurch ein edelmüthiger Beförderer ſeiner geiſtigen Fortbildung geweſen iſt. Dieſer Zweck erforderte zugleich, daß der Verfaſſer ſelbſt den Gang ſeiner Erziehung zum Wiſſenſchaftlichen und der weitern Entwicklung ſeiner theologiſchen Ueberzeugungen in einem Umriſſe ſchilderte, der mit einem fehlgeſchlagnen Verketzerungsverſuche eines Eiſenach'ſchen Generalſuperintendenten, Schneider's, und mit einem merkwürdigen Gutachten von einem ganz andersartigen, von Herder, ſich zeitgemäß abrundet. Das Anziehendſte für unſere Leſer wird das wichtige Schreiben Goethe's ſein, welches mit der Beantwortung von Paulus S. 112–115 mitgetheilt iſt. Solch ein Wort zu ſeiner Zeit verdient gewiß durch die allgemeinſte Bekanntmachung deſto wirkſamer zu werden. Die Mittheilung iſt folgende: „Wie überraſchend war es für mich, gleichſam aus dem Jenſeits herüber noch die Aufmunterung dieſes Regentengeiſtes zu erhalten, deſſen erhabner Sinn für freie wiſſenſchaftliche Ausbildug mir in den beſten Jahren meines Lebens ſo wohlthätig geweſen war. — Von dem Manne, deſſen mächtiger, Großes und Kleines umfaſſender Genius unſtreitig auch ſeit ſo vielen Jahren auf die ganze Denkart des Verewigten den vorzüglichſten Einfluß gehabt hat, erhielt ich folgende unſchätzbare Zeilen: „Gegenwärtiges Blatt und die darin anzukündigende Sendung macht Ihnen, verehrter vieljähriger Freund, gewiß einen ſchmerzlich angenehmen Eindruck, wenn ich vermelde, daß unſer abgeſchiedner hoher Fürſt den erſten Theil Ihres wichtigen

Werkes, der Ihm ſeiner Zeit durch mich zu Handen gekommen, in den letzten Monaten mit großem Antheile geleſen, und ſich dergeſtalt damit beſchäftigt, daß Er, das geſendete Exemplar zur Bibliothek hingebend, ſich ein anderes eigens angeſchafft, welches Er nur in dem Falle zu thun pflegte wenn Er ein Werk theils länger bei ſich zu behalten, theils unmittelbar anderen Perſonen mitzutheilen geneigt war. — Dieß geſchah denn auch mit Ihrer vorzüglichen, vieljährig gereiften Arbeit, indem Er ſich darüber öfters mit mir und Anderen zu unterhalten pflegte, auch wohl den Wunſch äußerte, Ihnen etwas Angenehmes dagegen erweiſen zu können. — Dieſe von Ihm gehegte gemüthliche Abſicht zu erfüllen, hat Ihn ein frühzeitiges Geſchick verhindert. Sein Durchlauchtigſter Nachfolger jedoch, davon unterrichtet, hat ſich's, wie in allem Uebrigen, auch hier zur Pflicht gemacht, ſeinem Willen, ſeinen Vorſätzen genug zu thun, und trägt mir daher auf, beikommende in ſolchen Fällen ertheilte goldne Medaille Denenſelben zuzuſenden, mit der Verſicherung, daß Er für den ſchönſten Theil eines Ihm zugefallenen Erbes die Anerkennung und Hochſchätzung rechne, welche ſein verewigter Herr Vater den Verdienſten aller Art, beſonders auch ſolchen, wodurch Sie ſich, mein Theuerſter, ausgezeichnet, gewidmet habe. — Mit ganz eigenem Vergnügen erfülle den gnädigſten Auftrag, und bitte, bei'm Anblicke dieſer Denkmünze ſich auch meiner zu erinnern, eines, zwar ſchweigſamen, aber immer im Stillen aufrichtig theilnehmenden Freundes, wobei ich mich auch den lieben Ihrigen auf's angelegentlichſte empfohlen wünſche.

Weimar, 7. Oktober 1828.

Treu anhänglich

J. W. Goethe."

Ich vermag meine fortdauernden Dankgefühle nicht wahrer auszudrücken, als durch die damals geſchriebenen Erwiderungszeilen:

„Belohnenderes hätte mir Nichts werden können, als die Verſicherung, daß der kräftig und lichtreich ausgebildete Fürſt, welchem Sie, Hochverehrteſter, mehr als Horaz und Virgil geworden waren, meinen Verſuch, das Leben Jeſu nach ſeiner hiſtoriſch gegebenen Idealität darzuſtellen, Seiner geiſtigen Theilnahme gewürdigt habe. — Dieſe durch Ihren aufmunterndſten Beifall und unveraltetes Wohlwollen unſchätzbare Verſicherung und die Gewißheit, daß der Durchlauchtigſte Nachfolger den Regentenruhm Seines evangeliſch-denkfreien Hauſes und die Wirkungskraft des immer durch Denkthätigkeit ausgezeichneten lieben Jena auch als Schützer der Wiſſenſchaft und Lehrfreiheit feſthält, — wie innig wird dieſes Beides immer meine dankvollſten, innigſten, devoteſten Empfindungen erregen! während ich in dem überſchickten Bilde des hohen Verewigten, von deſſen Huld mich keine Entfernung je getrennt hat, den Schutzgeiſt der beſten Bildungsjahre meines Lebens verehrend mir vergegenwärtige. — Erlauben Ew. Exzellenz, daß ich einige, auch mit lebhaften Rückerinnerungen an Jena geſchriebene, Blätter über Univerſitätsverbeſſerungen mit der Bitte beilege, dem jetzigen höchſten Erhalter bei'm Vorlegen eines Exemplars die ehrfurchtvollſte Dankbarkeit meines Ihnen bekannten Gemüthes hochgeneigteſt auszudrücken. — Möchte ich, — und wie herzlich ſtimmen die Meinigen auch hierin mit mir überein, — ſo glücklich ſein, durch irgend etwas Erfreuliches darthun zu können, wie oft ſich bei uns im Andenken an den Herrlichſten unſerer Zeit, welchem uns unſer Lebensgeſchick nahe gebracht hat, Verehrung, Bewunderung und Liebe vereinigen.“ —

Paulus.

Und ſo verbinde denn in meinem und in Vieler Herzen das, wonach wahre Menſchen und Chriſten als nach dem Würdigſten trachten, Schutz gewiſſenhafter Ueberzeugungsfreiheit, die mit dem Palmzweige der Unſterblichkeit umwundenen Fürſtennamen Karl Friedrich's von Baden und Karl Auguſt's von Sachſen, in der auf unſerer Heidelbergiſchen Säcularfeſtmünze ausgeſprochnen Zuverſicht: Virtutem suspicit aetas, imitatur posteritas. —

Auch an unzähligen Stellen ſeines Werkes: „Converſations-Saal und Geiſter-Revue. Stuttgart, Schweizerbart. 1837." hat der im höchſten Greiſenalter noch immer geiſtesfriſche und thatkräftige Paulus, der denkgläubige, echtchriſtliche Vorkämpfer für Geiſtesfreiheit, Recht, Wahrheit und Licht, ſeine hohe innige Verehrung für Goethe an den Tag gelegt. —

Neuer Sophronizon ꝛc. Von Dr. H. E. G. Paulus. Darmſtadt, Leske. 1841. Bnd. 1. S. 58—80. In dem trefflichen Aufſatze: „Preußen tritt gerade im Augenblick einer Weltkriſis mit gereifter Regentenkraft auf der Bahn einer parteiloſen Intelligenz neu hervor. — Möchte nicht zwiſchen denen gegen eine allgemeine Ständeverſammlung in der Preußiſchen Monarchie unverkennbaren Schwierigkeiten und den loyalen Wünſchen nach gewiſſen von ihr zu hoffenden guten Wirkungen ein richtiger Mittelweg zu finden ſein?" — ſagt Paulus in der Einleitung: „Der Regierungsantritt des Königs, welcher Sansſouci (das Gedanken weckende Sorgenfrei des großen Friedrich, des ohne Konſtitution konſtitutionellen Selbſtregenten) ſich bedeutſam zur unbelauſchten, Arbeit fördernden Retraite gewählt hat, öffnet gerade im jetzigen viel entſcheidenden Moment die wichtigſten Erwartungen. Mehrere der indeß ſtill vollzogenen Verordnungen ſprechen aus: *Der Regent ſteht hoch über den Partheien.* Er will Jeden nach dem Maß ſeiner Kenntniſſe und nach der Bürgſchaft, die ſein ſittlicher Charakter gibt, anwendbar machen für das Ganze. Meinungspartheien, philoſophiſche oder ſonſt literariſche Schulfaktionen, politiſche oder kirchliche Einſeitigkeiten ſind nur dann ſchlimm, wenn ihnen ausſchließend, vorherrſchend zu werden geſtattet wäre. — *In meinen Lebenserfahrungen* habe ich dieſe *über Partheigeiſt erhabene Geſinnung* in Niemand ſo ausgebildet und praktiſch angewendet gefunden, als in — **Goethe**. Nach ſeinem Scharfblick durchſchaute er bald auch die Schwächen. Aber viel lieber ſuchte er bei Jedem auszufinden, worin er etwas eigenthümlich Gutes habe, wodurch und wofür er im Ganzen brauchbar zu machen wäre. Ich erinnere mich gern an Beiſpiele, wie er ſehr bornirte, aber doch in einer gewiſſen Beziehung tüchtige und thätige Menſchen auch in Fächern, wo er ſelbſt andere Ideen vorausſetzte, an die rechte Stelle zu rücken wußte, an eine Stelle, wo ſie auch gerade durch ihre Handwerksmäßigkeit ſich nützlich machten und behaglich fortwirkten. — Er benutzte immer gern die gefundene gute Seite und vergütete dieſe Benutzung wieder dadurch, daß auch er aus dem Schatz ſeiner Anſichten und beſonders nach ſeiner Gewandtheit, jede Sache nach der zweckmäßigſten Methode weiter zu fördern, anwendbare Mittheilungen von gutem Rath oder Sachinhalt dagegen gab. Seine Eigennützigkeit beſtand unverkennbar darin, daß er in Jedem das aufſuchte, wodurch er ihm für ſeine eigenen oder für allgemeine Zwecke etwas ſein, etwas geben konnte. Aber dieſe Eigennützigkeit war nicht Selbſtſucht. Ihm war es Freude, dem Nützenden in angemeſſener gleicher Richtung wieder nugend zu ſein. — Und aus dieſer Geſinnung folgte noch eine andere ſchöne Eigenheit. Goethe ſprach ſehr gern von den guten Seiten, von den anziehenden Eigenſchaften, die er gefunden hatte. Dieß thun Andere auch. Was aber iſt uns übrigen gewöhnlicher, als daß, wenn die Perſon mit einigen guten Prädikaten in's Licht geſtellt iſt, alsdann ſogleich, wie wenn des Guten nicht zu viel, oder des beurtheilenden Scharfſinns nicht zu wenig erſcheinen dürfte, die Wendung auch auf die Schattenſeite gelenkt wird? „Der Mann iſt allerdings ſo und ſo trefflich; dieß unleugbar ... Aber doch ... wenn nur nicht auch“ .... Dergleichen Aber ließ Goethe nie ſeinen freundlichen Lobesſchilderungen nachhinken, wenn nicht vertrauliche oder Amts-Verhältniſſe es nöthig machten. — Am allerwenigſten aber war er dadurch zu gewinnen, daß man ſich als Partheigänger an ihn anzuhängen verſuchte. Dieß gelang nicht, weil Goethe ſelbſt nicht auf eine partheiſüchtige Weiſe an dieſe oder jene Beſchränktheit ſich feſtband. Er kannte das Gute und das Schlimme, inſofern es in verſchiednen Fallen eher von Unten oder von Oben, eher von den Gleichgeſtellten oder von den Bevorzugten kommt. Er war deßwegen weder Ariſtokrat noch Demokrat, weder Neptuniſt noch Vulkaniſt mit Ausgeſchloſſenheit. — — — Der Regent ſteht in jedem Fall nur dann hoch genug, wenn er über allen und allen Partheilichkeiten ſteht. Welch ein großes Ganzes hat er vor ſich, wo er jedem Nutzbaren ſeine paſſende Stelle anweiſen kann, wenn er nur in Wahrheit tüchtig und rechtwollend iſt. Möchten die beiden Grimm, und die Uebrigen von den Sieben aus Göttingen weit weniger monarchiſch geſinnt ſein, als ſie es wirklich ſind, die durch Intelligenz und Biederkeit feſte Monarchie hat Stellungen, für welche ſie durch ihre Tüchtigkeit vorzüglich ſein können, ohne daß die individuelle

Meinung über Staatsformen darin eine Störung macht, von denen immer nur die gutverwaltete wahrhaft gut wirkt. Wie ungerecht und daher unfeſt müßte ein Thron ſein, wenn ihn offene Remonſtrationen gegen Willkür gefährden könnten! Wer den freien Eid Anderer hoch hält, und nicht durch Gewalt oder Liſt gebrochen ſehen will, deſſen Königswort wird auch aller Welt wie ein Eid gelten. — Auch die ganze nichtpreußiſche Mitwelt, wie froh erhebt ſie ihre Blicke, indem ihr in dieſer, jener wichtigen Wahl ſchon die Bürgſchaft gezeigt wird, daß Charakter und Wiſſenſchaft über Staatsanſtellungen entſcheiden werden, der Charakter aber nicht nach Frömmelei oder Altgläubigkeit, auch nicht nach ſpekulirenden Akkommodationen an das Machthabende gemeſſen werden ſolle. Als im Mittelalter die Philoſophie ſich als ſervile Magd der Kirche gebehrden mußte, hüllte ſie ſich in Terminologieen, die auf ganz andere Deutungen führten, als in Kirche und Staat hergebracht waren. — Nur über zwei wichtige Erſcheinungen ſieht der Unpartheiiſche bei Vielen noch eine Unentſchiedenheit u. ſ. w. — — —

Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen v. Enſe. Leipzig, Brockhaus. 1842. — Bnd. 6. S. 399—402. Friedrich Wilhelm der Vierte. — Goethe. — Aus einem Briefe an die Gräfin von **. —

„Dem neuen Tage, der für Preußen aufgegangen, hat auch der ehrwürdige, nun ſchon achtzigjährige Kirchenrath Paulus in Heidelberg ſein freudiges Begrüßungswort zugerufen, und ſeine Stimme wird manches Gefühl erwecken, manches Denken erregen. Ein ſo warmes Herz, ein ſo friſcher Kopf, eine ſo lebendige Theilnahme für die Angelegenheiten des Vaterlandes dürfen den Greis vielen Jüngern zum

Vorbild aufſtellen. Er iſt kein Preuße, aber als Deutſcher fühlt er ſich keinem deutſchen Lande fremd, und was Preußen in Deutſchland und für Deutſchland iſt, das hat er ſtets erkannt. Er urtheilt über unſere Verhältniſſe mit einer Einſicht und Billigkeit, wie ſie uns im Auslande ſelten, und nicht allzu oft in der Heimath begegnen. Er nennt Friedrich den Großen den ohne Konſtitution konſtitutionellen Selbſtregenten, und geſteht, daß Preußen ſich bei dieſer Regierungsweiſe gut befunden habe, daß die Lage und der Beruf dieſes Staates auch die Fortſetzung einer ſolchen Regierungsweiſe zu fordern ſcheinen. Dieſes Bekenntniß wird um ſo bedeutender, wenn man erwägt, daß Paulus immer ein eifriger Konſtitutionsfreund geweſen, und die Forderung konſtitutioneller Formen auch jetzt noch keinem andern deutſchen Lande erlaſſen will, das in ſeinem kleineren Umfang und abgeſchloſſenern Berufe keine ſolche Bedingungen und Ausſichten hat, wie allerdings für Preußen ſtattfinden. Auch iſt es keineswegs ſeine Meinung, unſerem Staate den Anſpruch und die Fähigkeit einer ſolchen Entwicklung zu verneinen, im Gegentheil, er ſieht dieſelbe ſchon vollkommen begründet, und durch den neuen, vom Throne herab erweckten Aufſchwung mächtig gefördert. Allein er glaubt, daß wichtige Bedenken hier ſtärker als anderswo entgegenſtehen, und daß in dieſer großen Angelegenheit hier keine Gefahr im Verzuge, vielleicht eher Gefahr im Eilen ſei. Man dürfte bezweifeln, meint er, ob die Sache, nicht nur des Gemeinwohls überhaupt, ſondern geradezu die konſtitutionelle Sache insbeſondere, ſich in den Händen einer gewählten Volksvertretung, wie ſie jetzt denkbar wäre, ſo gut bewahrt und verwaltet fände, als ſie beides jetzt in den Händen iſt, denen höhere Fügung ſo glücklich und ſicher das Ganze des Staats anvertraut hat. Die Perſönlichkeit des

Regenten iſt es hauptſächlich, auf welche Paulus ſein ungewöhnliches Vertrauen ſtützt, und deren Betrachtung ſeine ſonſtigen Bedenken am entſchiedenſten niederſchlägt, ſeine redlichſten Hoffnungen am ſtärkſten erhebt. Er ſagt: „Mehrere der bereits vollzogenen Verordnungen ſprechen aus: Der Regent ſteht hoch über den Partheien. Er will Jeden nach dem Maß ſeiner Kenntniſſe und nach der Bürgſchaft, die ſein ſittlicher Charakter gibt, anwendbar machen für das Ganze ꝛc." — Der Greis hat den Vortheil, für neue Erſcheinungen immer ſchon Vergleichungspunkte zu haben, auf welche zurückblickend er das Werdende an dem ſchon Geweſenen deutlich erkennt, für ſein Urtheil Sicherheit und Halt gewinnt. — Aus der eignen Lebenserfahrung ſchöpfen zu können, iſt die fruchtbarſte Geſchichtskunde. Der ehrwürdige Greis, deſſen Worte ich eben angeführt, hat kaum ſeine neue Freude, ſeine friſche Hoffnung ausgeſprochen, ſo weilt ſein erfahrungsvoller Sinn nachdenklich über den Schätzen der Erinnerung, denen er die neue Anſchauung anzureihen hat. Und wohin ſenkt ſein Blick ſich zunächſt, wo haftet er? Geſchichtliche Größen aller Art bieten ſich an, Herrſcher- und Heldengeſtalten winken beifällig; doch ihm iſt es nicht um Aehnlichkeit der Stellung und des Glanzes zu thun, er geht auf Weſenheit aus, und das Bild, welches vor ihm aufſteigt, das ſeinem Blick und ſeiner Prüfung Stand hält, iſt — **Goethe's**. — Leſen Sie ſelbſt die Schilderung, welche Paulus nun folgen läßt, begleiten Sie ſeinen klaren Einblick, ſeine gründliche Erörterung, die für den längſt von der Erde abgerufenen großen Freund, den ſo hoch geprieſenen und doch oft ſo tief verkannten, das ſchönſte und unzweifelhafteſte Zeugniß ſind, und den Zuſammenhang ſeiner Geiſtes- und Gemüthsgaben im reinſten Lichte zeigen! —

Sie mögen verwundert ſein über dieſe Herbeiziehung und Verknüpfung; auch mir war ſie überraſchend, aufregend und nachdenklich. Doch in ihrer Sonderbarkeit gefiel ſie mir, ihre Eigenheit dünkte mich von keiner Willkür begleitet, ihre reichen Beziehungen entwickelten ſich unter dem längern Beſchauen, und das Sonderbare bewährte ſich als Geniales, das Geniale als Richtiges. — Vertrauen Sie einſtweilen meiner Bürgſchaft, und glauben Sie dem hier gegebenen Bilde Goethe's. So war er wirklich: aus Einſicht mild, in ſeiner Güte weiſe, frei von Selbſtſucht, erfüllt von Wohlwollen, doch, was Anderen und ihm ſelbſt gebührte und taugte, klar unterſcheidend und wahrnehmend. So hab' ich ſelber ihn erkannt, obgleich nur kurze Friſten ſeiner unmittelbaren Nähe zählend, ſo haben ſeine wahrhaften, edlen Freunde ihn ſtets gewürdigt, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Friedrich v. Müller, Riemer, Eckermann, ſo Bettina v. Arnim, Rahel, ja ich darf aus eigner Kunde hinzuſetzen, auch ſein fürſtlicher Freund, der Großherzog Karl Auguſt, vertraute nicht minder dem Herzen **Goethe's,** als ſeinem Geiſte! — Nun geſtehen Sie aber, daß die Verknüpfung zweier ſolcher Größen, wie Paulus ſie hier zuſammenbringt, mehr als pikant und originell, daß ſie bedeutend und ſchwungvoll iſt, und daß ſie zu den ſchönſten Betrachtungen erhebt! Selbſt ein weltlich unpoetiſcher Sinn wird zugeben, daß das Apropos ein ſehr anmuthiges und eindringliches iſt, bei Gelegenheit eines in Geiſt, Wohlwollen, Maß und Grazie unbeſtreitbar primirenden deutſchen Königs dieſe ſchönſten herrſcherlichen Eigenſchaften im Bilde des unbeſtreitbar größten Dichtergenius der Nation ſich abſpiegeln zu laſſen! — Wir aber wollen uns freuen,

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr!

Biſchof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt' ich: auf Wiederſehen. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchof. Vielleicht ſeh' ich dich noch einmahl als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr!

Biſchof. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte. — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht.

Weislingen. Und ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Biſchof ab.

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm!

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

auch im Ausland anerkannt und geprieſen zu ſehen, was unſre Herzen verheißungsvoll durchdringt und uns unverlierbar angehört!“ —

Yxem.

Ueber **Goethe's** Charakter; ein Verſuch von F. Yxem, Profeſſor. — Ankündigungsſchrift zu den auf dem königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu haltenden Schulfeierlichkeiten ꝛc. Berlin, G. Reimer. 1831. —

Ueber **Goethe's** Hermann und Dorothea; von F. Yxem. — Berlin, Plahn. 1836. —

T. G. v. Hippel,

(Regierungs-Präſident zu Oppeln.)

Th. G. v. Hippel's ſämmtliche Werke. Berlin, G. Reimer. 1828—1839. 14 Bände. — Bnd. 12. S. VI. der Vorrede von dem Herausgeber, dem Neffen des Dichters: „Literariſche Arbeiten gedeihen überall am beſten in der Friſche des Jugend- oder Mannesalters, Heroen wie **Goethe** ausgenommen.“ —

S. XI. „Zwei Fehler ſind es, durch welche Hippel's erſter Biograph, Schlichtegroll, den Nachruhm des Verſtorbenen ſchwärzte: ſeine Neigung zum Idealiſiren und zur Verſtellung. Seit aber Goethe ſich durch Wahrheit und Dichtung mit der Offenheit, welche das Eigenthum unzweifelhafter Größe iſt, ſelbſt dargeſtellt hat, ſeit er mit Meiſterhand die Eigenthümlichkeit des poetiſchen Gemüths, die frühern Zuſtände des Lebens in den ſpätern vergoldeten Rahmen einer durch Geſchmack und Bildung gehobnen Phantaſie faſſend, zu verſchönern und aufzuſtellen kein Hehl gehabt hat, wird dieſer Trieb zur Selbſterhebung — wer duldet Gemeines um und an ſich, wenn er an Edles und Erhabenes gewöhnt iſt? — auch Hippel'n erlaubt ſein, wie Theodor Mundt in ſeinen kritiſchen Wäldern ſo treffend auseinanderſetzt.“ —

S. 208. „Ein junger Schauſpieler hatte die richtige Deklamation, durch die er ſich bemerkbar machte, dem Unterrichte und den Uebungen Hippel's zu danken. — Unwillkührlich wird man hier an Goethe erinnert.“ —

S. 218. „Eine ſeltene großartige Natur ging in ihm zu Grabe. Eine höhere Stätte in der bürgerlichen Geſellſchaft, oder ein Leben von der Dauer, wie Goethe's Leben, hätten ſeinen Namen der Geſchichte überliefert, und wohl nicht bloß der Literaturgeſchichte.“ —

S. 286. Organiſirt die Natur nicht täglich Menſchen, in denen Leib und Seele nicht ſo im Gleichgewicht ſtehen, daß nicht die eine oder die andere Hälfte dieſer Ehe früher unterläge, als der regelrechte Organismus es erforderte? Und wie ſelten ſind die Heroen, in denen Leib und Seele ſich wechſelſeitig tragen und heben bis zum letzten Hauche, im hohen Alter, wie Goethe, wie Friedrich, Blücher? wiewohl von den Genannten bekannt iſt, daß ſie das Licht ihrer beſten Jugend- und Lebenskraft an beiden Enden anzündeten; wogegen Seelen, wie Kant, Lenz u. a., früher erloſchen, als der Körper; andere aber, wie Joſeph II., Napoleon, Schiller, früher als die Seele den Körper der Vergänglichkeit preisgaben.

Joſeph Graf v. Berlichingen.

Goethe's Hermann und Dorothea, in's Lateiniſche überſetzt von Joſeph Grafen v. Berlichingen (Grundbeſitzer an der Jagſt in der Nähe des Odenwaldes, funfzig Jahre lang im Kriegs- und Staatsdienſte beſchäftigt.) Neue Ausgabe. Tübingen, Oſiander. 1828.

König Ludwig I. von Baiern.

Daß der König Ludwig von Baiern in einem mehrjährigen Briefwechſel mit Goethe geſtanden, iſt hinlänglich bekannt, wie aus vielen andern Zeugniſſen, ſo beſonders aus Eckermann's Geſprächen mit Goethe. Th. 2. S. 116—119. 127. 137. 185 f. Th. 3. S. 292 f. Noch bekannter iſt aus allen Tagesblättern*), daß der kunſtliebende König im Jahre 1827 bloß in der Abſicht nach Weimar reiſte, um dem befreundeten Dichter zu deſſen Geburtstag Glück zu wünſchen, und ihm eigenhändig das Großkreuz des Civilverdienſtordens der baier'ſchen Krone zu überreichen. Damit noch nicht zufrieden, feierte er dieſe Reiſe ſelbſt durch ein beſonderes Gedicht,**) und ſchickte im Sommer 1828 ſeinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um ihm das treue Abbild des Bewunderten für ſein Arbeitszimmer zurückzubringen.***) Zur

---

*) S. unter andern Berliner Zeitung von Haude und Spener. 4. Sept. 1827. Nr. 206. und Morgenblatt f. gebildete Stände. 19. Sept. 1827. Nr. 225. —

**) S. dieſes Gedicht (welches mit den Worten ſchließt:

„Es wird, was in Weimar ſie bekommen,
Auch der Menſchheit niemals mehr genommen,
[illegible] [illegible] auch der Ruhm.
Wenn ihr [illegible] und [illegible],
[illegible] ihr [illegible], man hat noch wollen
Weimar bleibet Deutſchlands Heiligthum.“)

in „Gedichte des Königs Ludwig von Baiern. München, Cotta. 1829.“ — Th. 2. S. 67 f. — (Vergl. Th. 1. S. 130.) — und im Morgenblatt 23. Okt. 1827. Nr. 254. — Entzückt über dieſe unerhörte That eines teutſchen Königs preiſen dieſelbe Graf Auguſt von Platen u. Fr. Kind in beſonderen Gedichten. (S. Morgenblatt 14. Nov. 1827. Nr. 271. (u. „Gedichte von Aug. v. Platen.“ Stuttgart, Cotta. 1834. S. 291 f. 105—108, 197 u. 305.) und Abendzeitung 1827. Nr. 266. — Vergl. Goethe über Kunſt und Alterthum. VI, 2. S. 217—242. „Dem Könige die Muſe. Zum 28. Auguſt 1827.“ Gedicht von Fr. v. Müller. — und Auslegung dieſes Gedichtes S. 362—368. — Vergl. Berlin. Zeitg. v. Haude u. Spener. 6. Nov. 1827. Nr. 260. — und Revue encyclopédique, ou analyse raisonnée des productions les plus remarquables. A Paris. Octobre 1827. T. XXXVI. p. 228. seq. —

***) Vergl. Berlin. Zeitg. v. H. u. Sp. 16. Mai 1828. Nr. 113. — und Artiſtiſches Notizenblatt z. Abendzeitung. Auguſt 1828. Nr. 15. S. 58—60: K. A. Böttiger über Goethe's Portrait von J. Stieler. — Nach dieſem

Feier von Goethe's achtzigſtem Geburtstage ſandte ihm der König im Aug. 1829 ein herrliches Kunſtwerk mit folgendem Schreiben: „Herr Miniſter! Verſagen kann ich mir es nicht, meinen Glückwunſch an Ihrem achtzigſten Geburtstage darzubringen, der ein Feſt iſt für ganz Deutſchland, dem eigentlich Glück dazu gewünſcht werden ſollte. Unerreicht ſteht Goethe da, und auch darin einzig, daß im achtzigſten Jahre noch ſein Geiſt kraftvoll wirkte. Daß dieſes im hundertſten der Fall ſei, iſt das Beſte, was ich Ihnen wünſchen kann, wie, daß Sie auch dann noch das Ausſehen haben möchten, welches ich bei Ihnen an Ihrem achtundſiebzigſten fand, dem mir ewig unvergeßlichen Tag. Keinen Greiſen, einen ſtattlichen Mann ſah ich. — Nehmen Sie freundlich die geringe von mir dargebrachte Gabe an, einen Abguß des Bruchſtücks jenes Niobe-Sohnes, den Dr. Bart während des Wiener Kongreſſes an mich veräußerte, einſt in des kunſtliebenden Kaiſers Rudolph's II. Sammlung zu Prag, eines der wenigen auf uns gekommenen antiken Originale. — In Ihren Schriften lebe ich Ihr früheres Leben mit, der ich ſo ſehr vermiſſe, daß Wahrheit und Dichtung wenig weiter als bis zu der Belagerung von Mainz geht. — Wo haben Sie in Rom gewohnt? Laſſen Sie mich dieſes wiſſen, ſo genau wie möglich. Rom's Werth wird mir dadurch erhöht. Zwar zeigte man mir in der Sixtiniſchen Straße ein Haus, in dem Sie gewohnt haben, und zwei Palmen in deſſen Garten, von Ihnen aus dem Kern gezogen, deren Höhe ich Ihnen angab; aber bei meinem letzten Aufenthalt daſelbſt wurde verſichert, Sie hätten in dem

---

herrlichen, meiſterhaften Oelgemälde iſt in München auch ein Steindruck erſchienen. — Vergl. über dieſes Bild auch: „Gedichte von J. P. Eckermann. Leipzig, Brockhaus 1838." — S. 171–196. — S. 138, 161, 167 ff. 170 f. —

grünen Häuschen, zum Giardino di **Malta** gehörend, gewohnt. — Wurde Iphigenie wirklich auf dem Rundplatze am Ende der Villa **Borghese** verfaßt? Geſagt wurde mir's. Bei einem großen Manne haben auch die kleinſten ihn betreffenden Umſtände Werth! — Wiederholt empfangen Sie die beſten Wünſche des Sie bewundernden

Bad Brückenau, 17. Auguſt 1829. —

Ludwig."

Das letzte Denkmal errichtete der König dem Dichter in: „Walhalla's Genoſſen, geſchildert durch König Ludwig den Erſten von Baiern, den Gründer Walhalla's." München, literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1842. — S. 267 f. —

Goethe ſeinerſeits ſprach ſeinen herzlichen Dank für die unverändert fortdauernde höchſte Theilnahme in der Zueignung ſeines Briefwechſels mit Schiller öffentlich aus, wo ſie vor dem ſechsten Theile abgedruckt iſt. Dieſe Zueignung hat ſehr verſchiedenartige Beurtheilungen gefunden und manchen Widerſpruch erregt. Vrgl. Halle'ſche Allgem. Literaturzeitung. April 1830. Intelligenzblatt Nr. 29. S. 233. — Berlin. Zeitung von Haude und Spener. 21. April 1830. Nr. 92 und 10. Mai 1830. Nr. 107. Verm. Nachr. — Blätter f. literar. Unterhaltung. 14. April 1830. Nr. 104. S. 415 f. — Neue Monatsſchrift für Deutſchland, hiſtoriſch-politiſchen Inhalts. Herausgegeben von Fr. Buchholz. Berlin, Enſlin. 1830. Hft. V. Mai. S. 102—105. — Blätter f. liter. Unterhaltung. 6. Jun. 1831. Nr. 157. S. 688. —

C. G. Nees v. Eſenbeck u. C. Ph. v. Martius.

Nova acta Physicomedica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi undecimi pars prior. Cum tabulis aeneis et lithographicis. Bonnae, 1823. pag. 89—102.

GOETHEA, novum plantarum genus, a serenissimo principe Maximiliano, Neovidensi, ex itinere Brasiliensi relatum. Descripserunt et cum affinibus e Malvacearum familia naturali composuerunt Dr. C. G. Nees ab Esenbek) et Dr. C. Ph. a Martius. Cum tabulis III. aeneis. — — — pag. 92. Nomen. GOETHIO, patriae decori, Florae deliciis, sempiternum laete hoc vigeat monumentum!

1. Goethea semperflorens. —

etc.

Vrgl. Goethe über Kunſt und Alterthum. Bnd. 4. Hft. 2. (Stuttgart, Cotta. 1823.) S. 190 f. „Dankbare Gegenwart." –

J. Chr. Freiherr v. Zedlitz.

Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur ꝛc. 24. Novmbr. 1832. Nr. 141. u. 27. Nov. 1832. Nr. 142. — Gedichte bei der Nachricht von dem Tode Goethe's. —

Als der erhabene Dichtergreis ſeine glanzvolle Bahn auf Erden vollbracht hatte, und die Nachricht von ſeinem Heimgange Millionen Herzen bewegte, da beſchloß ein kleiner Kreis von vaterländiſchen Dichtern, die Empfindungen, die ſolche Todespoſt in ihnen erweckt, laut zu bekennen, und den Ausdruck derſelben den Manen des Vollendeten als ein Opfer des Dankes und der Bewunderung darzubringen. So entſtand eine Sammlung von Gedichten, die beſtimmt waren, zu einem eigenen Liederkranze verbunden, ein Zeugniß abzulegen, wie das Gedächtniß des Todten in Oeſterreichs Dichterherzen lebe. Umſtände, die nicht vorausgeſehen werden konnten, haben die Ausführung des urſprünglichen Planes zwar nicht geſtattet; allein die einzelnen Theile des Ganzen ſind vorhanden, und die Redaktion dieſer Zeitſchrift glaubt ihren Leſern keine unwillkommene Gabe zu bringen, wenn ſie ihnen einige der zu jenem Zwecke eingeſendeten Gedichte mittheilt. — (Hierauf folgen Gedichte von Anaſtaſius Grün, J. Ch. Frh. v. Zedlitz, J. v. Hammer, F. H. v. Hermannsthal, J. G. Seidl, W. Huber, J. N. Vogl, J. F. Caſtelli. — Vorher waren ſchon mitgetheilt worden Gedichte von Ed. Habel, J. Sonnleithner, Bauernfeld, E. Frh. v. Feuchtersleben und Tſchabuſchnigg auf Goethe's Tod.) — Statt aller möge hier nur das Gedicht von v. Zedlitz auf Goethe's Tod und vorher von demſelben ein Trinkſpruch zu Goethe's Geburtstag ſtehn. S. „Gedichte von J. Ch. Frhr. v. Zedlitz.“ Stuttgart, Cotta. 1832. S. 159 f. u. 217 ff. — Toaſt, an Goethe's achtzigſtem Geburtstage, an der türkiſchen Grenze ausgebracht. —

Viele Sänger gibt's in allen Landen,
Wohlberufen, kundig alles Schönen,
Werth, daß Mädchenhände, ſie zu krönen,
Roſenzweige reih'n zu duft'gen Banden.

So auch glühn auf allen Bergen Trauben,
Werth, daß Hebe ſie in goldnen Schalen,
Göttern reiche bei den Freudenmalen
In den heitern, ewig grünen Lauben.

Doch nur einen Wein hat es gegeben,
Der Unſterblichen ſelbſt dünkt der beſte,
Den ſie trinken bei dem ſchönſten Feſte:
Saft, gekeltert aus Tokaier Reben.

So auch ward ein Dichter nur geboren,
Daß er hoch ob allen andern rage;
Daß den Kranz er reicher Ehren trage,
Ward er von den Himmliſchen erkoren!

Darum ſoll der edelſte der Weine
Ihn, den greiſen Dichterkönig, laben,
Möge lange noch die Welt ihn haben,
Leb' er lang' noch in des Glückes Scheine! —

Dieſes Gold der Reben ſollſt Du trinken,
Vater Goethe, vielgeliebt und theuer!

Rieſelt durch die Adern Dir ſein Feuer,
Wird Dir Jugend von der Wange blinken! —

Denn es hat die Gabe Deiner Werke:
Nicht das Blut leicht ſchäumend zu berauſchen,
Doch die ew'ge Jugend einzutauſchen,
Höchſte Milde, Klarheit, Gluth, tiefſinn're Stärke! —

Bei Goethe's Tode.

Horch! durch Deutſchlands weite Gauen
Schallt der Grabestuba Klang;
Millionen Augen ſchauen
Thränenvoll und ſchmerzensbang.

Von dem Rhein zur Elb' im Fluge
Tönt die düſt're Todesmähr',
Und in endlos langem Zuge
Treten hundert Völker her.

Wem die Sprache der Teutonen
Irgend nur zum Herzen ſchallt,
Wie er fern auch möge wohnen,
Kommt zum Grabe hergewallt.

Und ein einz'ger Klagton zittert,
Weheſchreiend durch die Luft,
Und *ein* Schmerz iſt's, den, erſchüttert,
Jede Bruſt zum Himmel ruft! —

Und doch ſeht! — Ich kann nicht weinen,
Trauer füllt die Bruſt *mir* nicht;

Franz. Mir iſt, als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch dazu, als wüßt' ich nicht, wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch, daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreiſſen will, verblutet er.

Kann mich Eurem Schmerz nicht einen, —
Ihr ſeht Nacht, — ich ſehe Licht.

Weg mit den Cypreſſenkränzen,
Roſen ſchlingt um's Haupt, und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen ſeine ew'ge Raſt.

Denn aus allen, die da leben,
Lebten, — Einen kenn' ich nur,
Dem die Götter Glück gegeben,
Der zum Himmel ſelig fuhr!

Was die Gunſt in kargen Spenden
Einzeln nur Erwählten beut,
Hat ſie mit freigeb'gen Händen
Auf dieß einz'ge Haupt geſtreut.

Gleich dem jungen Gott der Trauben
Pflegt' ihn eine Nymphenſchaar,
Und dem Kind in Blüthenlauben
Reichte ſie Ambroſia dar.

Und mit einem reichern Kranze,
Traub'- und Roſ'- und Lorbeerſchwer,
Ging, ihm gleich an Schönheitsglanze,
Im Triumphzug er einher.

Und was ehret und was ſchmücket,
Edles Gut, und ſchöner Tand,
Was erfreut und was beglücket,
Fiel von ſelbſt in ſeine Hand.

Sein war, was da lebt und blühet,
Sein der Preis an jedem Ziel,

Und was And'rer Kräfte müdet,
War dem ſeinen nur ein Spiel.

Und als ſpät er abgerufen
Aus dem Lebenstempel, traf
Statt dem Tod' er, auf den Stufen,
Seinen mildern Bruder Schlaf.

Und bei hoher Fürſten Leichen
Wird des Sängers Grab geſchaut,
Der ſich in des Geiſtes Reichen
Einen Götterthron erbaut.

Ja, ein Gott kam er zur Erde,
Und ein Gott im Siegeslauf,
Frei von irdiſcher Beſchwerde,
Flog er zum Olympos auf!

Weg denn mit Cypreſſenkränzen,
Roſen ſchlingt um's Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen ſeine ew'ge Raſt! —

Methuſalem Müller.

An Goethe's Grabe.

Tempel ſinken in Staub, die Marmorſäulen
Stolzer Kaiſerpaläſte künden trauernd,

Wie vergänglich ſie ſind die Prachtdenkmale
Menſchlicher Hoheit!

Aber was ſich der Menſch im Menſchengeiſte
Groß erbauet, was ein Geſchlecht dem andern
Ueberliefert in ſtolzer Freude, obſiegt
Jeder Zerſtörung.

Alſo haſt Du, Erhabner, Dir ein Denkmal
Selbſt erbauet, das nie der Zeit erlieget.
Hoch entzückt und bewundernd lauſcht die Nachwelt
Deines Geſanges

Unerreichbaren Tönen. Lichtgeſtalten,
Höhern Welten entlockt, umſchweben glänzend,
Lebenathmend in ewig friſcher Jugend,
Wen Du begeiſtert.

Und die Worte des hochbegabten Weiſen
Leuchten, Sternen vergleichbar, in dem Dunkel
Ird'ſcher Nächte dem ſpätſten Enkel mild zum
Tempel der Wahrheit.

Darum hemme den Schmerz, gebeugte Mitwelt,
Daß zu früh, wenn auch ſpät, Er dir entſchwunden!
Denn es waltet, was er ſchuf, uns Goethe's
Ewiger Name. —

(S. Zeitung für die elegante Welt. 1832. Nr. 63.)

Eliſe Ehrhardt.

Bei Goethe's Tode.

Der Frühling naht — und unſer Dichter ſcheidet —
Er, den ein ſchön'rer Frühling ruft —
Der Friedhof lauſcht, in junges Grün gekleidet,
Und Veilchen blüh'n um ſeine Gruft.

Zum hohen Ziele hat er ſich geſchwungen,
Der edle Aar, auf ſeiner Sonnenbahn;
Die Lorbeerkrone, die er hier errungen,
Wird er verklärt im Licht empfahn.

Doch trauert tief, der Kunſt geweih'te Hallen!
Denn eures Prieſters Statt' iſt leer!
Melpomene, laß deinen Vorhang fallen:
Der Sänger Taſſo's iſt nicht mehr!

Der Lyra Spiel am Sarkophag ermattet,
Sie klagt den Meiſter, klagt den Freund.
An ſeiner Urn', um die der Lorbeer ſchattet,
Der Genius der Menſchheit weint. —

(S. Mitternachtzeitung für gebildete Stände. 28. Mai 1832. Nr. 65.) —

Katharina Eliſabetha Goethe.

Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. Th. 2. S. 241 f. Bettina erzählt Goethe'n was ſie von ſeiner Mutter über ſeine Geburt und ſeine Kindheit gehört: „Drei Tage bedachteſt du dich, ehe du an's Weltlicht kamſt, und machteſt der Mutter ſchwere Stunden. Aus Zorn, daß dich die Noth aus dem eingebornen Wohnort trieb, und durch die Mißhandlung der Amme kamſt du ganz ſchwarz und ohne Lebenszeichen. Sie legten dich in einen ſogenannten Fleiſcharden und bäheten dir die Herzgrube mit Wein, ganz an deinem Leben verzweifelnd. Deine Großmutter ſtand hinter dem Bett; als du zuerſt die Augen aufſchlugſt, rief ſie hervor: „Räthin, er lebt!" — „Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte ſeitdem in fortwährender Begeiſterung bis zu dieſer Stunde!" ſagte mir deine Mutter in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahr. Der Großvater, der der Stadt ein herrlicher Bürger und damals Syndikus war, wendete ſtets Zufall und Unfall zum Wohl der Stadt an, und ſo wurde auch deine ſchwere Geburt die Veranlaſſung, daß man einen Geburtshelfer für die Armen einſetzte. „Schon in der Wiege war er den Menſchen eine Wohlthat," ſagte die Mutter. — „Räthin, er lebt!" das Wort ging mir immer durch Mark und Bein, ſo oft es die Mutter im erhöhten Freudenton vortrug. —

„Das Schwert der Gefahr
Hangt oft an einem Haar,
Aber der Segen einer Ewigkeit
Liegt oft in einem Blick der Gnade bereit!"

kann man bei deiner Geburt wohl ſagen. —

S. 248. Einmal hatte der Vater ihn auf dem Arm und ließ ihn in den Mond ſehen, da fiel er plötzlich, wie von etwas erſchüttert, zurück, und gerieth ſo außer ſich, daß ihm der Vater Luft einblaſen mußte, damit er nicht erſticke. — Dieſe kleinen Zufälle würde ich in einem Zeitraum von ſechzig Jahren vergeſſen haben, ſagte die Mutter, wenn nicht ſein fortwährendes Leben mir dieß alles geheiligt hätte; denn ſoll ich die Vorſehung nicht anbeten, wenn ich bedenke, daß ein Leben damals von einem Lufthauch abhing, das ſich jetzt in tauſend Herzen befeſtigt hat? — und mir iſt es nun gar das Einzige: denn du kannſt wohl denken, Bettine, daß Weltbegebenheiten mich nicht ſehr anfechten, daß Geſellſchaften mich nicht erfüllen, hier in meiner Einſamkeit, wo ich die Tage nach einander zähle, und keiner vergeht, daß ich nicht meines Sohnes gedenke, und alles iſt mir wie Gold. —

Vergl. über die Frau Rath Goethe in Fr. v. Raumer's Taſchenbuch für 1841. S. 393 — 400 den Aufſatz: „Goethe's Mutter", in welchem K. G. Jacob, Prof. in Pforte, in einem wahren Kabinetsſtück von Gemälde alle Notizen über dieſe höchſt intereſſante und originelle Frau geiſtreich zuſammengeſtellt hat. —

Friederike in Seſenheim.

Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung. Jun. 1840. Nr. 182 u. 183. Goethe und Friederike. S. 1452. „Friederike, weit entfernt ſich einer andern leichten Neigung zum Spiel hinzugeben, trug vielmehr die hohe Geſtalt des Jünglings Goethe unvergeßlich in ihrer Seele und wies um ſeinetwillen auch die ernſte Zuneigung und ehrenvolle Werbungen anderer Liebhaber mehrmals zurück; denn, ſagte ſie, „welches Herz von Goethe geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören.“ —

Aber, wird man ausrufen, ſo haftet der Makel jenes Treubruchs nun doch wieder an Goethe ſelbſt, wieder an ihm der ſchwere Vorwurf, daß er es geweſen, der das Glück eines ihm geweihten Lebens und damit vielleicht einen Theil ſeines eignen Lebensglücks dem gewiſſenloſen Spiel vorübergehender poetiſcher Aufregung, dem Spiel ſelbſtſüchtiger Leidenſchaft und Flatterhaftigkeit zum Opfer brachte? Und womit will man ihn entſchuldigen, wenn er nun wirklich, als Urbild jenes ſeines Clavigo und vielleicht auf die Einflüſterungen eines mephiſtophelischen Merck-Carlos, der ihm das Verhältniß mit Friederiken als eine Feſſel für ſeine wachſende Berühmtheit ſchilderte, mit kalter Falſchheit dieſes Verhältniß fallen ließ und ſeiner Verlobten das Herz brach? Gewiß, wir beabſichtigen hier nicht, Goethe'n gegen eine ſolche Anklage, — auf ſo wenig bis jetzt ſicher bekannten Thatſachen ſie auch gegründet erſcheint, — zu vertheidigen, ſondern geſtehen gern zu, daß ſein Charakter keineswegs ganz ohne Mängel, ſein Leben keineswegs ganz ohne Flecken und ſo vielleicht auch nicht ohne den jener Untreue geweſen ſei. Wie hätte auch er, den Gott ſo durch und durch menſchlich ſchuf, ſich aller menſchlichen Gebrechen und Irrungen enthalten mögen! Noch mehr, wie hätte er, der ſo durch und durch zum Dichter geboren wurde, ſich nie veranlaßt geſehen, ſeine poetiſche Freiheit durch eine moraliſche Unfreiheit zu erkaufen! Des Dichters Stärken ſtehen oft nahe neben des Menſchen Schwächen, und gerade aus einer ſolchen Miſchung menſchlicher Schwächen mit dichteriſchen Tugenden läßt ſich Goethe's Untreue gegen Friederike am beſten erklären. Die Unbeſtändigkeit und Flatterhaftigkeit, mit der er ſich von ihr abwandte, war zugleich ein fortſtrebendes Feuer, das ihn drängte, ſeine Leidenſchaft an immer höhern Erſcheinungen zu prüfen und die Flügel ſeines Genius zu immer ferneren Geſtirnen emporzuheben; das Zerſplittern ſeiner idylliſch um ſie geſchloſſenen Kräfte war zugleich die ſich entfaltende künſtleriſche Sehnſucht nach einem immer weiteren Kreiſe von Schönheiten, aus deren Mannichfaltigkeit er ſich zuletzt das eine vollkommen befriedigende Ideal der Schönheit ſelbſt ſchaffend erobern ſollte; ſeinen Wortbruch an ihr und der Vergangenheit konnte er durch die neuen Verpflichtungen und Anſprüche, zu denen ihn eine neue glänzende Gegenwart und eine noch glänzendere, früher nicht geahnete Zukunft aufforderte, gerechtfertigt glauben. Denn man erinnere ſich, in welche Zeit jene ſeine etwanige Untreue zu ſetzen iſt; es ſind die Jahre des Götz, des Werther und Fauſt, die Jahre, in denen er, zuerſt ſeine Stärke fühlend, unter dem lauten Zujauchzen des deutſchen Volkes, eine neue Kunſt des Wortes zu gründen, ein neues Licht des Gedankens dem Himmel zu entreißen ging. Wie leicht geſchah es, daß bei dieſer himmelſtürmenden Thätigkeit der Ring der Treue ſeinem Finger entglitt! — Und doch, wir wiederholen es, wollen wir ein ſolches Entgleiten, eine ſolche Vergeßlichkeit vom Vorwurf der Schuld keineswegs freiſprechen; ja wir ſind überzeugt, daß Goethe dieſe Schuld, wenn er ſie anders auf ſich lud, auch als Menſch und Dichter hier auf Erden gebüßt hat. Genug, daß wir in dieſem Aufſatz Friederikens Treue und Unſchuld, und mit dieſer Unſchuld zugleich unſern reinen Begriff von des Dichters Perſönlichkeit, das prächtige unvergeßliche Bild des Jünglings Goethe gerettet haben; genug, daß wir ſie beide, wie ſie in ſeinen Schriften leben, uns wieder ganz zu eigen gemacht, ſie, die ihm auf ewig hingegebene ländliche Geliebte, und ihn, den naturmächtigen, alle Herzen ergreifenden, gottergriffenen Genius, der, was auch für Töne ſeiner Leyer fehlen, was für Mängel ſeinen Willen beſchränken mochten, doch in der Ganzheit ſeines Weſens, ſeiner Begabtheit und Kunſt, allen Völkern und Zeiten als Muſter vorleuchten, und der Deutſchen ewiger Stolz und ewige Liebe bleiben wird. —

Charlotte Keſtner (Werther's Lotte).

Blätter für literar. Unterhaltung. 19. Jan. 1835. Nr. 19. S. 74. Anmerkg. „In dieſen Wochen habe ich eine angenehme, ja entzückende Lektüre gehabt, die der Goethe'ſchen Briefe an Lotte und ihren Mann. Es hat wohl ſelten ein Verhältniß gegeben, worin alle Theilnehmende ſo liebenswürdig und zugleich ſo rein und herrlich daſtehen. Goethe's Liebe, Lotte's Treue gegen ihren Verlobten, des Letztern reine, neidloſe Freundſchaft und ſein felſenfeſtes Vertrauen, nicht minder das glühende Pulſiren des Lebens in einem jungen Genius wie Goethe, am meiſten aber die heldenmüthige, ſittliche Kraft, die Goethe in der Entſagung bewieſen, das ſind alles Dinge, die man erſt durch das Anſchauen der Wirklichkeit vollkommen begreift. Was für ein Freund übrigens der wahre Albert geweſen, davon legt Goethe ſelbſt das beſte Zeugniß ab, wenn er ſpäter ſchreibt: „Daß ich nicht

Werther geworden, das danke ich ja eben dir!“ — Etwas dankte er es wohl auch oder vor Allem der Kraft ſeines inwohnenden Genius: es ſtirbt aber Niemand, der der Welt nöthig iſt. Von der unendlichen Zartheit, von der Fülle der Liebenswürdigkeit, die ſich in dieſen Briefen offenbart, zu reden, iſt ganz unmöglich; man muß ſie leſen. Sie müſſen herauskommen! Die erwähnten Briefe ſind im Beſitz des hannöveriſchen Legationsraths Keſtner in Rom, eines Sohns von Lotte. Daß ſie durch den Druck dem Publikum übergeben werden mögen, und bald, in dieſen Wunſch wird jeder Verehrer Goethe's einſtimmen. Dieſe Briefe dürfen dem Vaterlande, den Verehrern des Dichters nicht vorenthalten werden. Grade die Dokumente für Goethe's frühere Lebensperiode haben einen beſondern Reiz und ihrer ſind weniger, als aus der ſpätern. Und da jene Briefe der Familie zum Ruhm und zur Ehre gereichen, was ſollte eine Mittheilung hindern?“ —

Derſelbe Wunſch und dieſelbe dringende Bitte wird wiederholt in „Beilage z. Allgem. Zeitung 9. Jul. 1847. Nr. 190. S. 1516 in einem Aufſatz, überſchrieben: „Erinnerungen an Goethe in Neapel“, wo auch Goethe's Briefwechſel mit Lotte und Albert von Wetzlar, Hannover und Frankfurt aus beſprochen wird. — Deßgleichen in der Allgem. (Leipzig.) Moden-Zeitung. 1847. Nr. 31. S. 247. — Vorzüglich aber in dem „Bilder-Magazin der Allgemeinen Moden-Zeitung“ 1848. Nr. 1, wo auch Lotten's Bildniß im Stahlſtich mitgetheilt wird. Hier heißt es unter anderm: „Wir theilen hier zum erſten Male der Oeffentlichkeit das wirkliche Portrait einer Dame mit, welche durch Goethe einen europäiſchen Namen erhalten, und von welcher ſich die Phantaſie jedes Gebildeten ſeit ſiebzig Jahren ſchon eine Vorſtellung gebildet hat. Dieß wirkliche Portrait entſpricht glücklicherweiſe auch

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder ſterben!

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch, wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehen triegt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild darin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Portraiten ausgeſtorbener Familien. Ich bitt' euch, Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten, wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil; was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang' iſt, für was man mich nehmen mag.

einer anſpruchsvollen Phantaſie, indem es von außerordentlicher Anmuth, von Sinnigkeit und Innigkeit zeugt. — — — Es beſtand ein edles, ſchönes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen dem jungen Ehepaare und dem jungen Dichter, und die gewechſelten Briefe ſollen zu dem Schönſten und Innigſten gehören, was aus Goethe's Feder gefloſſen, ein warmer Strom ſeiner wärmſten Jugend. — — — Aus Hannover, wohin Keſtner mit ſeiner Frau überſiedelte, als er Wetzlar verließ, iſt uns dieß Bild zugekommen von einem Freunde, welchem nur halb und halb die Erlaubniß gewährt worden iſt, dieſe der ganzen Nation werthvollen Züge in echter Form unter der Nation zu verbreiten. Auf das Bild Lotten's, wie auf ihren Briefwechſel mit Goethe hat aber die Nation ſo gegründete Anſprüche, daß die Familie endlich mit überlebter Bedenklichkeit zurücktreten und uns gewähren ſollte, was mehr iſt als bloßes Familienerbe. — Möchten Charlotten's Söhne nun, nachdem wir hiemit gleichſam erobernd das Antlitz der Mutter veröffentlicht haben, nicht länger zögern, auch das Seelenantlitz derſelben in dem Briefwechſel ohne weitern Verzug folgen zu laſſen. — Charlotte Keſtner iſt übrigens Zeit ihres Lebens mit Goethe in Verbindung geblieben, und hat ihn ſpäter in Weimar wieder geſehen. Sie galt für eine kluge, in den wichtigſten Lebensfragen erfahrne und entſchloſſene Frau, welche ihre zahlreichen Kinder ſorgfältig erzogen und wohlverſorgt bei ihrem Hinſcheiden zurückgelaſſen hat." —

Leider hat die Familie trotz aller dieſer dringenden Auffoderungen den gerechten Wunſch der deutſchen Nation noch immer nicht erfüllt! Möchte ſie ſich doch bewegen fühlen, durch Herausgabe dieſer unſchätzbaren Blätter zu Goethe's Jubelfeier auch das Ihrige beizutragen!! —

Gräfin Auguſte zu Stolberg.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernſtorf. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1839. —

Der Juſtizrath Hegewiſch in Kiel, durch den dieſe Briefe zur Oeffentlichkeit gelangt ſind, ſagt S. 2: „Goethe iſt, ſo lange die Deutſchen keinen öffentlichen politiſchen Charakter haben, der öffentlichſte Charakter. Die Dankbarkeit, Verehrung und Liebe, die wir alle in unſerm Herzen aufgeſpart haben für einen großen deutſchen Mann, ſind wir geneigt zu übertragen auf einen großen deutſchen Dichter. Wenn die Liebe das Intereſſe für alle Einzelnheiten rechtfertigt, ſo darf die Pietät, welche das deutſche Volk für Goethe hegt, dem wir alle einen großen Theil unſerer jetzigen Bildung verdanken, Anſpruch machen auf ſeinen vollſtändigen Nachlaß."

S. 134 f. Goethe ſchreibt aus Weimar, 20. Mai 1776, an Auguſte: Der Herzog iſt ein trefflicher Junge, und wird, will's Gott, auch ausgähren. Fritz (Auguſten's Bruder) wird gute Tage mit uns haben, ſo wenig ich ihm ein Paradies verſpreche. — Eine große Bitte hab' ich! — Meine Schweſter (Kornelia, Räthin Schloſſer in Emmendingen), der ich ſo lang geſchwiegen habe, als dir, plagt mich wieder heute um Nachrichten oder ſo was von mir. Schick ihr dieſen Brief, Guſtchen, und ſchreib ihr! — O daß ihr verbunden wärt! Daß in ihrer Einſamkeit ein Lichtſtrahl von dir auf ſie hin leuchtete, und wieder von ihr ein Troſtwort zur Stunde der Noth herüber zu Dir käme. Lernt euch kennen. Seid einander, was ich euch nicht ſein kann. Was rechte

Weiber ſind, ſollten keine Männer lieben, wir ſind's nicht werth. Gute Nacht. —

S. 139 heißt es in Bezug auf das Vorſtehende in einer Anmerkung: Auguſte folgte Goethe's Auffoderung augenblicklich, indem ſie ſeiner Schweſter die Kopie ſeines Briefes ſandte, nicht das Original; denn ſie hob alle Blätter von ihm wie Gold auf. Kornelien's Antwort lag neben dieſen Goethe'ſchen Briefen. —

Ueber dieſe köſtlichen Blätter vergleiche man beſonders die Berliner „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik." Mai 1840 Nr. 93. S. 741—744, wo es im Eingange heißt: „Goethe iſt von einem ſeiner einſichtsvollſten Bewunderer der gelungenſte Menſch ſeines Jahrhunderts genannt worden. Die Wahrheit dieſes Ausſpruchs erweiſ't ſich unter andern auch darin, daß er auf eine Weiſe, von der wir nicht zu viel ſagen, wenn wir behaupten, daß ſie nicht nur in ſeinem Jahrhunderte, ſondern in allen Jahrhunderten ohne Beiſpiel iſt, als Jüngling, als Mann und als Greis den Charakter jedes dieſer drei Lebensalter in höchſt möglicher Reinheit und Vollendung ſeiner Erſcheinung als Menſch und als Dichter aufgeprägt zeigt. Jean Paul, wohl der begabteſte dichteriſche Genius neben ihm, war, ſei es immerhin durch Schuld äußerer Lebensverhältniſſe, welche ſeine herrlichen Kräfte theils zur vorzeitigen Reife, theils nie zur vollendeten Reife gelangen ließen, als Jüngling ſchon Greis, und als Greis noch Jüngling; Mann im vollen Sinne des Wortes iſt er nie geweſen. Goethe, durch die Gunſt der Götter, iſt als Jüngling ganz Jüngling, als Greis ganz das, was der Greis ſein ſoll; denn die ewige Jugend, die er auch noch als Greis bewahrte, hat nichts mit den Eigenſchaften der Jugend gemein, die im Alter zur Untugend werden; und zwiſchen dem Jüngling und dem Greiſen ſteht eine Mannesgeſtalt in der Mitte, auf die ſich, wenn auf irgend eine andere, das Wort des Dichters übertragen läßt: „Er war ein Mann; nehmt Alles nur in Allem; ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn.“ — Das gegenwärtige Büchlein führt uns, dem größern Theile ſeines Inhalts nach, in Goethe's Jugendzeit zurück. Es ſind Briefe aus dieſer Zeit, und zwar aus der blühenden und üppig aufbrauſenden Periode, welche den Beſchluß derſelben macht. Goethe, der Dichter des Götz und des Werther, antwortet einem ihm perſönlich unbekannten Mädchen, der Schweſter der zwei ihm befreundeten Grafen Stolberg, die ihm in der Fülle des reinſten Jugendenthuſiasmus, den der ſeelenverwandte Dichter in ihr entzündet, einen begeiſterten Herzenserguß ſchriftlich zugeſandt hatte ꝛc. — — — Noch einmal wendet ſich die Freundin ſeiner Jugend im J. 1822 an den gleich ihr ergrauten Dichter, aus liebender Beſorgniß um ſein Seelenheil, welches ſie in der langen Zwiſchenzeit für ſich und die Ihrigen auf einem Wege gefunden hat, den ihr ſchlichter, doch etwas befangner Sinn für den einzig möglichen hält. ꝛc.“

Charlotte v. Stein,

geborne v. Schardt.

Ueber Goethe's Verhältniß zu dieſer herrlichen Frau, die er in vielen Gedichten unter dem poetiſchen Namen „Lida“ gefeiert, die er in einem ſeiner merkwürdigſten

Briefe an Lavater *) erwähnt, und die ihm ihrerſeits den deutlichſten Beweis ihres Zutrauens dadurch lieferte, daß ſie ihm den neunjährigen geliebten Sohn zur Erziehung in's Haus gab, vergleiche man: „Briefe von Goethe und deſſen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein. Nebſt einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. Ebers und Dr. A. Kahlert. Leipzig, Weidmann. 1846." — u. „Goethe's Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776 bis 1826. Zum erſtenmal herausgegeben durch A. Schöll. Mit Einleitungen und mit dem Bildniß der Frau v. Stein. Weimar, Landes-Induſtrie-Comptoir. 1848." (Bis jetzt zwei Bände.)

---

*) Briefe von Goethe an Lavater. Aus den Jahren 1774 bis 1783. Herausgeg. v. H. Hirzel. Leipzig, Weidmann. 1833. — S. 101 f. Auguſt 1780. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfodert wachend und träumend meine Gegenwart. Dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünſcht' ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts größerm. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeins, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpitzen, überwiegt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſal in der Mitte, und der babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf und unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. — Auch thut der Talisman jener ſchönen Liebe, womit die St. mein Leben würzt, ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind."

* * *

Bettina v. Arnim,
geborne Brentano.

„Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Berlin, Ferdin. Dümmler. 1835. 3 Theile." Ueber dieſes Buch ſonder Gleichen, das in der That durchaus einzig daſteht in der Literatur der Welt, haben alle Zeitſchriften von Bedeutung in begeiſterten Worten und in den höchſten Lobſprüchen ſich geäußert. Hier nur eine Stelle aus: „Kritik und Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt. Nebſt einem Anhange zur ſittlichen Beurtheilung Goethe's. Von Ch. H. Weiße. Leipz., Reichenbach. 1837." — S. 373—399. Ueber: Goethe's Briefwechſel mit einem Kinde ꝛc. — S. 374: „Der Inhalt des Buches iſt, — bekanntlich, dürfen wir ſagen, denn ſchwerlich iſt Einer, der noch keine Kunde von dem Buche hätte, — die begeiſterte Liebe von Bettina Brentano, der Jungfrau, die jetzt als Wittwe die Denkmale ihrer Jugendliebe dem deutſchen Volke, dem ſie durch die Beſtimmung des Genius angehören, nicht mehr vorenthält, zu Goethe, dem Dichter, in deſſen ſchon an der Schwelle des Greiſenalters ſtehender Geſtalt die Dichterin das verklärte Ideal der Menſchheit erblickt. Welcher Art dieſe Liebe iſt, können wir nicht beſſer, als mit den Worten der Dichterin ſelbſt (II, 137) bezeichnen: „Sie ſprengt alle Riegel in neue Welten der Kunſt und der Weiſſagung und der Poeſie; wie ſie in einem erhabenen Sinne nur ſich befriedigt fühlt, ſo kann ſie auch nur in einem erhabneren Elemente leben." — Die Poeſie, die zur reinſten Harmonie der Schönheit verklärte Phantaſie iſt dieſes Element; ſie bleibt allem Irdiſchen fremd; bei der leiſeſten Berührung des irdiſchen Elementes etwa durch den Geliebten ſelbſt, — der aber nur darum der Geliebte ſein konnte, weil er ſolcher unheiligen Berührung unfähig war, — würde ſie augenblicklich verſchwunden ſein. — S. 399. So iſt denn durch die hohe ſittliche Weisheit des Dichters und durch das geſunde, ſichere, obwohl vielleicht ſeiner ſelbſt unbewußte Gefühl der liebenden Dichterin, das nur einem ſolchen Manne ſich anzuvertrauen wagen durfte, das Liebesband zwiſchen beiden in einem Sinne rein geblieben, der noch weit über das, was man gemeinhin ſittliche Reinheit nennt, erhaben iſt, und der uns an dem Denkmale dieſer Liebe als an einer der edelſten und köſtlichſten Perlen vaterländiſcher Literatur und Dichtkunſt uns erfreuen läßt. —

In einem in der Vorrede zum erſten Theile des Briefwechſels mitgetheilten Schreiben an die Dichterin ſagt der Kanzler v. Müller in Weimar: „So kehre denn dieſer unberührte Schatz von Liebe und Treue zu der reichen Quelle zurück, von der er ausgeſtrömt. — Zum Lohne meiner Enthaltſamkeit aber ſchenken Sie mir irgend ein Blatt aus dieſer ohne Zweifel lebenswärmſten Korreſpondenz; ich werde es heilig aufbewahren, nicht zeigen noch kopiren laſſen, aber mich zuweilen dabei ſtill erfreuen, erbauen oder betrüben, jenachdem der Inhalt ſein wird; immerhin werde ich ein zwiefach liebes Andenken, einen Tropfen gleichſam Ihres Herzblutes, das dem größten und herrlichſten Menſchen zuſtrömte, daran beſitzen." —

Rahel.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, Duncker und Humblot. 1834. 3 Theile. —

Rahel's Gatte, K. A. Varnhagen von Enſe, ſagt in der Einleitung *) zu dieſem Werke, Th. 1. S. 21 f.: „Die Fülle und Kraft perſönlicher Lebensentwicklung waren mit der Schönheit und Erhebung dichteriſchen und philoſophiſchen Geiſtlebens in engem Bündniſſe, ſie bewegten ſich beiderſeits in bezugvoller Uebereinſtimmung. Schon ſehr früh, weit früher, als irgend eine literariſche Meinung der Art ſich gebildet hatte, war Rahel von Goethe's Außerordentlichkeit getroffen, von der Macht ſeines Genius eingenommen und bezaubert worden, hatte ihn über jede Vergleichung hinausgeſtellt, ihn für den höchſten, den einzigen Dichter erklärt, ihn als ihren Gewährsmann und Beſtätiger in allen Einſichten und Urtheilen des Lebens enthuſiaſtiſch angeprieſen. Jetzt erſcheint das ſehr leicht und natürlich, und niemand will Goethe's hohes Hervorragen verneinen; denn ſogar im Bemühen, ſie einzuſchränken, gibt man die Bejahung zu. Allein damals, wo der künftige Heros noch in der Menge der Schriftſteller mitging, und an Rang und Ruhm ganz Andre weit voranſtanden, wo die Nation über den Gehalt und ſogar über die Form der geiſtigen Erzeugniſſe noch ſehr im Trüben urtheilte, und meiſt an kleinlichen Nebenſachen und äußerlichen Uebereinkommniſſen hing, damals war es

---

*) Abgedruckt in „Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften von K. A. Varnhagen von Enſe." Mannheim, H. Hoff. 1837. Th. 2. S. 168 ff. —

kein Geringes, mit geſundem Sinn und Herzen aus dem Gewirr von Täuſchungen und Ueberſchätzungen ſogleich das Echte und Wahre herauszufühlen und mit freiem Muthe zu bekennen. Die Liebe und Verehrung für Goethe war durch Rahel im Kreiſe ihrer Freunde längſt zu einer Art von Kultus gediehen, nach allen Seiten ſein leuchtendes, bekräftigendes Wort eingeſchlagen, ſein Name zur höchſten Beglaubigung geweiht, ehe die beiden Schlegel und ihre Anhänger, ſchon berührt und ergriffen von jenem Kultus, dieſe Richtung in der Literatur feſtzuſtellen unternahmen. Gedenkenswerth erſcheint es, daß, während dieſe Männer ihre Anbetung doch nicht ohne einige Abſicht auf Ertrag und Lohn ausübten, Rahel ihrerſeits dabei mit völligem Selbſtvergeſſen verfuhr. Sie hatte Goethe'n im Karlsbade perſönlich kennen gelernt, und er mit Aufmerkſamkeit und Antheil ihres Umgangs gepflogen, wie auch noch ſpäterhin desſelben mit Hochſchätzung gedacht, ohne daß ſie im geringſten eine Verbindung feſtgehalten, einen Briefwechſel veranlaßt hätte; im Gegentheil, ſie erwähnte wenig der Perſon, deſto beeiferter aber des Genius, und nicht die zufällige Bekanntſchaft, ſondern die weſentliche, die das Leſen ſeiner Schriften gab, genoß und zeigte ſie mit Stolz und Freude. Spät erſt entdeckte ich unvermuthet in alten Briefen die aus Goethe's Mund vernommenen für Rahel rühmlichen Aeußerungen, welche ihr von Freunden berichtet, von ihr ſelbſt aber vergeſſen waren. In der Philoſophie ſtand ihr gleicherweiſe der edle Fichte voran, für deſſen Geiſtescharakter ſie ſtets in gleicher Verehrung blieb, wenn auch ſein Geiſtesgehalt bei weitem nicht Alles abſchloß, was ihr Gedankenflug foderte oder geſtalten mochte. Friedrich Schlegel, Novalis, Schleiermacher, ja ſelbſt Schelling und Steffens, waren ihr theils perſönlich, theils den Schriften nach bekannt und werth. —

S. Th. 1. S. 293. 338 ff. 578 ff. 581. — Th. 2. S. 142 ff. 155. 225—229. — Th. 3. S. 119 f. 172. 190. 232 f. 272. 569. 573. und unzählige andere Stellen. — Vrgl. auch: „Galerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Herausgeg. von K. A. Varnhagen von Enſe.“ Leipzig, Reichenbach. 1836. 2 Theile. —

Thereſe Huber,

verwittwete Forſter, geborne Heyne.

L. F. Huber's ſämmtliche Werke ſeit dem Jahre 1802. Tübingen, 1806. — In dem Vorworte zu den Briefen S. 251 ſagt die Herausgeberin, Huber's Gattin: „Nur über einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, ſo trivial, ſo jugendlich, ſo vom Eindruck des Moments geboren manches iſt, — alles, was Huber von Goethe ſagt, blieb unverhohlen. Ueber Goethe zu forſchen, zu grübeln, zu urtheilen, iſt dem Mann von literariſcher Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß, — wahrlich der Vergleich ſteht hier nicht als Schmeichelei gegen Goethe, ſondern als Erklärung von dem Geſichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete, — ein Bedürfniß, wie dem Menſchen das Forſchen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenſte Gedanke, wie der kindlichſte Irrthum, ehrt ſie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menſchen Herz iſt, ſie zu faſſen. Sollte das Ungefähr Goethe'n einen Blick in dieſe Blätter werfen laſſen, ſo wird er, auf der unantaſt-

Adelheid. Ihr kommt, um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir, eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau!

Adelheid. Ihr legt's falſch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O, ſagt: ich muß! Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eid, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Manne, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblicke Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter, gezwungener Eid. Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſell eines baren Höhe, wo er ſteht, es gern ſehen, daß Huber's Anſicht ſeiner eine der intereſſanteſten Anſichten von Huber's Art zu urtheilen gibt. —

Karoline von Wolzogen,

geborne von Lengefeld.

Schiller's Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, ſeinen eignen Briefen und den Nachrichten ſeines Freundes Körner. Stuttgart, Cotta. 1830. Th. 1. S. V. Die unermeßliche Lücke, die das Verſchwinden von Schiller's Perſönlichkeit in den Kreis der Freunde und der Familie riß, hielt ſie lange im Abgrunde ſtummen Schmerzes verſenkt. Nur der allbeherrſchende Genius ergoß ſich in ernſter, männlicher Klage, zu einem würdigen Todtenopfer für den Freund. —

S. 24. Deutſche Dichter zu leſen gab es auf der Karlsſchule, ſo wie auf den meiſten damaligen Unterrichtsanſtalten in Deutſchland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländiſchen Literatur; aber deſto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopſtock, Uz, Haller, v. Gerſtenberg, Leſſing, Goethe waren die Freunde ſeiner Jugend. S. 25. Auf dem deutſchen Parnaß begann damals ein neues Leben. Die beſten Köpfe empörten ſich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darſtellung der Leidenſchaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantaſie und der Sprache ſollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, ſollte er als ein Weſen aus einer höhern Welt erſcheinen, unbekümmert, ob er früher oder ſpäter bei ſeinen Zeitgenoſſen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, ſondern allein durch ſich ſelbſt ſollte die deutſche Dichtkunſt ſich aus ihrem Innern entwickeln. Beiſpiele einer ſolchen Denkart mußten einen Jüngling von Schiller's Anlagen mächtig ergreifen. Daher beſonders ſeine Begeiſterung für Goethe's Götz von Berlichingen. —

S. 34 f. Man kann ſich vorſtellen, wie in der klöſterlichen Einſamkeit der Karlsſchule die Leiden Werther's, die durch die eiſernen Pforten der Akademie gedrungen waren, auf Schiller wirken mußten. Dieſer Roman ward von ihm und ſeinen Freunden verſchlungen, und, wie dieſes in jugendlichen Gemüthern oft der Fall iſt, er regte, gleich einem über das Meer fahrenden Sturm, in ihnen den Dichtungstrieb zu ſchwellenden Wogen auf. Die Jünglinge machten den Plan zu einem gemeinſamen Romane, einem zweiten Werther, der aber ungeſchrieben blieb. — — — Das Anſchauen Goethe's, der mit dem Herzoge von Weimar die Pflanzſchule beſuchte, erregte ihn mächtig. Wie gern hätte er ſich ihm bemerkbar gemacht! Ein Blick, ein Wort des gefeierten Genius, der tauſend Klänge in ſeiner Seele angeregt, was wären dieſe für ihn geweſen? Goethe konnte nicht ahnen, daß ihn ein Geiſt begrüßte, ihm ein Herz zuſchlug, dem erſt eine ſpäte Folgezeit vergönnte, ſich in reiner Freundſchaft gegen ihn zu erſchließen. —

S. 222. Schiller begab ſich im Frühling 1787 nach Weimar. Den Ort, wo Wieland, Goethe und Herder lebten, wo die größten Geiſter Deutſchlands begünſtigt in ſchöner

Freiheit wirkten, mußte er in jedem Sinn kennen lernen. Goethe war damals in Italien; von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerſt anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte in einem noch höheren Grade auf ſeine Empfänglichkeit. —

S. 278 f. Während dieſes Sommers (1788) ſah Schiller Goethe'n zuerſt in unſerm Hauſe. Wie alle rein fühlenden Herzen hatten uns dieſes Dichters Schöpfungen mit Enthuſiasmus erfüllt. Alle unſ're erhöhteren, echt menſchlichen Empfindungen fanden durch ihn ihre eigenthümliche Sprache; Goethe und Rouſſeau waren unſ're Hausgötter. Auch floß des Erſtern ſo liebenswürdige Perſönlichkeit, die wir bei unſerer Freundin, Frau von Stein, kennen gelernt, mit dem Dichter in Eins zuſammen, und wir liebten ihn, wie einen guten Genius, von dem man nur Heil erwartet. Wir hatten Schiller'n die Recenſion des Egmont faſt nicht verzeihen können. — (Man vergleiche auch noch S. 279 bis 281. — S. 341 f. 345. 354. 360. 363.) —

Th. 2. S. 1. 58.

S. 106. Von Goethe's Iphigenia äußerte Schiller einſt auf einem Spaziergange, daß dieß das einzige deutſche dramatiſche Produkt ſei, das er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches machen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Die Ueberſetzung des Homer machte ihm große Freude; beinah alle Abende las er daraus vor, und pries wechſelſeitig das Original und die Ueberſetzung.

S. 116—120.

S. 147 f. Im Jahre 1794 ſchrieb Schiller an Körner: „Vor dieſer Arbeit (dem Wallenſtein) iſt mir ordentlich angſt und bange; denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann, als einen Dichter, und daß höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht ꝛc. — Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.“ — Der belebende Einfluß, der in ſolchen Momenten der Muthloſigkeit, die wohl größtentheils aus phyſiſchem Uebelbefinden entſprang, von Goethe auf Schiller geübt ward, ſpricht ſich in der Korreſpondenz, die wir in der Hand jedes an literariſche Bildung Anſpruch machenden Deutſchen vermuthen dürfen, hinlänglich aus. Was Einer dem Andern war und ſchuldig iſt, das erkannten dieſe edlen Geiſter, und ſie geſtehen es einander aufrichtig und dankbar. — Die äſthetiſchen Studien wurden durch beider Freunde gleich hohen Sinn beſeelt, Dichtungen aller Art gediehen in der belebenden Wärme der Freundſchaft; ſie beide empfingen

„Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit;

und ihrer eng verflochtenen Thätigkeit verdankt das Vaterland unſterbliche Werke, die ſchönſten Blüthen im Gebiete ſeiner Kunſt. —

S. 151 f. S. 155. An Goethe's Seite begann für Schiller eine neue und ſchönere Jugend. Hohe Begeiſterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falſchen Geſchmack überhaupt, und gegen jede Beſchränkung der Wiſſenſchaft und Kunſt, berauſchender Uebermuth, im Gefühl einer vorher kaum geahneten Kraft, war damals bei ihm die herrſchende Stimmung. Daher ſeine Vereinigung mit Goethe zu den Xenien.

S. 171 f. 176 f. 179. 180. 181. 183.

S. 187. Goethe's Beifall war ihm ein Morgenſchimmer des Welt-Eindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. „Mir liegt ſo viel daran, ſein rein menſchliches Urtheil zu vernehmen,“ ſagte er zu uns. — S. 189. — S. 192. Goethe und unſer Familienkreis waren ſein eigentliches Lebenselement. Die Natur- und Kunſtanſichten dieſes Freundes zauberten einen Kreis um ihn her, an dem immer neue Sterne aufgingen. —

S. 200 f. Was Goethe's und Schiller's vereintes Wirken bei beſchränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, iſt außerordentlich, und zeigt, wie der Geiſt Alles vermag und über aller Berechnung ſteht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verſtehen der Rollen; Goethe auf die Erſcheinung in's Leben. Wir ſahen oft, daß er in vier Wochen verſtehen, ſprechen, ſich ſtellen, ſich betragen lehrte; ſeine klare Einſicht ſetzte gleich einem Zauberſtab verſteinte Maſſen in anmuthige Bewegung. Es iſt ein großer Verluſt, daß nicht, wie in Paris, eine école scénique unter ſeiner Leitung entſtanden iſt, die unſ're dramatiſche Kunſt auf feſter Bahn erhalten hätte, der jetzt nur in einzelnen großen Talenten von Zeit zu Zeit in einem neuen Lichtfunken der Pfad der Schönheit angedeutet wird. —

S. 203. Schiller feierte die letzte Stunde des Säculums bei Goethe, der eben nicht wohl war, im ernſten Geſpräch, wie er uns ſagte. —

S. 224. Das Anſchaun der Kunſtwerke in Dresden, beſonders der plaſtiſchen, im Saal der Mengſiſchen Abgüſſe, erregte und erfreute ihn ſehr. — — — Durch Goethe's und Meyer's Kunſtanſichten neu erweckt, fühlte Schiller ſich heimathlicher in dieſer Antiken-Welt und ihre Anſchauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem ſchon gefaßten, beſtimmten Umriß Gefühl und Worte. —

S. 226. Eine Abendgeſellſchaft, die ſich wöchentlich in Goethe's Hauſe verſammelte, und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgeſtimmten Menſchen beſtand, erheiterte Schiller'n ſehr. Wir danken ihr einige ſchöne Gedichte Goethe's. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freunde. —

S. 236. — — — S. 238. Die Aufführung von Goethe's natürlicher Tochter ſetzte Alles in die lebhafteſte Bewegung; und mit Entzücken begrüßte man das Wiedererſcheinen dieſes Genius in der dramatiſchen Form, in der man ihn ſo lange nicht erblickt hatte. Goethe hatte Schiller'n mit dem Total Eindruck dieſes Werkes auf der Bühne überraſchen wollen; er kam ſehr erfreut und bewegt nach Hauſe. Bei dem Einwurf eines Kritikers, daß die erſten Akte zu wenig Handlung enthielten, ſagte er [illegible]: das Alles braucht er gar nicht!" Nur die Scene, wo Eugenie ſich ängſtlich um Putz und Schmuck bekümmert, ſchien ihm für den Charakter des hochſinnigen Mädchens nicht ganz wahr. Welcher Verluſt iſt es für die Welt, daß Goethe nicht gleich zur Ausarbeitung des zweiten Theils dieſer herrlichen Dichtung ſchritt! —

S. 244. Aus dem Bade Lauchſtädt ſchrieb Schiller ſeiner Gattin am 6. Jul. 1803: Die natürliche Tochter iſt am Montage gut gegeben worden, und hat, beſonders die letzte Hälfte, viel Effekt gemacht, doch konnte ſich das Publikum in die longueurs, die den Gang des Stückes aufhalten, nicht recht finden, und ich werde Goethe'n ſehr anliegen, es merklich zu verkürzen. —

S. 267. — — — S. 296. Wenn ihm ein Kunſtwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß Schiller es lebhaft. Daß das Anſchauen der alten Bildwerke ſchon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen ſeine Dichtungen aus jener Zeit. Als ſie ihm durch Goethe's und Meyer's Umgang, durch die Entwicklung äſthetiſcher Ideen recht verſtändlich geworden, ſah er ſie, wie beſonders bei ſeinem letzten Aufenthalte in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeſchloſſenem Sinne. —

S. 181. Der Antheil, den Schiller an der neuen Zeitſchrift Goethe's, den Propyläen, nahm, bildete ſeinen Sinn für bildende Kunſt ſehr aus. In einer der geiſtvollſten und anmuthigſten Schriften, die wir billig in den Händen jedes Gebildeten vermuthen, dem kleinen Kunſtroman Goethe's, „der Sammler,“ erſcheinen Schiller's Anſichten in der Geſtalt des Philoſophen. —

Amalie von Helvig,

geborne Freiin von Imhoff.

Die Frithiofs-Sage von Eſaias Tegner, Biſchof von Weriö. — Aus dem Schwediſchen überſetzt von Amalie v. Helvig, geborner Freiin v. Imhoff. Stuttgart, Cotta. 1826.

Zueignung an Goethe.

Was Dir ein überſchwänglich reiches Leben
An Luſt und Leid, an Bild und Wort gegeben,
Das gabſt Du, von der Muſe ſchön verklärt,

Der Mitwelt hin, die, dreimal ſich erneuend,
Des nie erſchöpften Reichthums ſich erfreuend,
Dir dankbar bildſam mehr und mehr bewährt.

Wer zählte wohl die Fülle Deiner Spenden? —
Die Edelſteine, ſo aus vollen Händen,
Mit Blumen wechſelnd, königlich vertheilt,
Hellfunkelnd dort in Diademen glänzten,
Süß duftend hier ein liebend Paar bekränzten,
Als linder Balſam wunde Bruſt geheilt! —

Wo iſt der Raum, zu dem Du nicht gedrungen,
Wo das Gebiet, das Du Dir nicht errungen,
Weit in der Geiſter unbegrenztem Reich! —
Wenn noch ſein Adlerfittich uns umrauſchte,
Saß leiſ' verſteckt Dein Genius und lauſchte
Dem Lied der Nachtigall im Blüthenzweig.

Die Frucht, die köſtlichſte, von allen Zonen,
Brach Deine Hand, aus allen Dichterkronen
Flocht höchſte Gunſt der Götter Dir den Kranz,
Zum Lorbeer, den des Südens Lüft' umkoſen,
Schlang ſie die Myrth', und an des Oſtens Roſen
Gedrängt, ſchwoll üpp'ger Trauben Purpurglanz.

So ſchaut' ich Dich in männlich reifer Schöne,
Und ſtimmte, horchend in die mächt'gen Töne,
Die Leier mir, mit ſcheuer Mädchenhand —
Sah wunderſam gemiſcht mit Stolz und Zagen
Im Heiligthum als Prieſter dort Dich ragen
Dem Gott, auf deſſen Tempelſchwell' ich ſtand.

Raſch kreiſt die Zeit, die braunen Locken bleichen
Vor ihrem Hauch, doch frevelnd nicht erreichen
Kann ſie die Hoheit blickende Geſtalt;
Einſt Prieſter uns, biſt Du ein Gott geworden,
Der ewig junge Greis, wie ihn der Norden
Tiefſinnig denkt, vom Silberhaar umwallt.

So wende Deinen Blick der Heldenſage
Gefällig zu, bei der Du ſelbſt als Brage
Mich muthbegeiſtert — Dir ſei ſie geweiht! —
Erprobt iſt von Idunens Frucht die Tugend,
Dem Dichter beut die Göttin ew'ger Jugend
Die goldnen Aepfel der Unſterblichkeit! —

S. 194. Erläuterung: Iduna, die Göttin der Jugend, iſt mit Braga, dem Dichtergotte, vermählt, der, obzwar in Greiſengeſtalt, mit ſchneeweißem, bis zum Gürtel wallenden Bart vorgeſtellt, doch in ewig jugendlicher Begeiſterung zur goldnen Harfe ſingt. Ihm reicht Iduna, ſeine Gattin, die goldenen Aepfel der Unſterblichkeit, welche die übrigen Götter oder Aſen zu immerwährender Verjüngung genießen. —

Angelika Kaufmann.

Schriften von Friedrich von Matthiſſon. Ausgabe letzter Hand. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1825. — Bnd. 3. S. 246 f. u. 276—282 u. 297 f. über *Angelika Kaufmann*. — S. 279—282: „*Angelika* zählt es zu ihren reinſten Geiſtes- und Herzensfreuden, wenn ein guter Bekannter, während ſie den Pinſel führt, neben der Staffelei zum Vorleſen ſich einſtellt. An der Themſe, wie an der Tiber, nannte ſie ſtets des Vaterlandes große Dichter die ſchönſten Zierden ihrer erleſenen Bücherſammlung. Mit wahrer Begeiſterung horcht ſie der Muſe *Klopſtock's*, welchem durch das treffliche Gemälde *Samma in den Gräbern* ſo würdig von ihr gehuldigt wurde. Nie betrat ich des heiligen Sängers Wohnung, ohne vor dieſem feierlichen und melancholiſchen Kunſtwerk einige Minuten zu verweilen. —

Eines Vormittags hörte ſie mit hoher Theilnahme mehrere lyriſche Stücke von *Schiller*, malte aber dabei mit ruhiger Beſonnenheit fort. Auf dieſe folgte eine der reichſten und genievollſten Dichtungen, die mir in unſerer Sprache bekannt ſind: „Der Wanderer" von *Goethe*. Mein ahnender Genius hatte ſich nicht getäuſcht. Der Eindruck, den dieſe echtgriechiſche Antike in *Angelika's* zartfühlendem Gemüth hervorbrachte, war ſo mächtig, daß ſie den Pinſel plötzlich niederlegte, und mit einem wunderbar concentrirten Ausdrucke der Stimme um eine zweite Vorleſung bat. Das ganze Weſen der ſtillen, veſtalenhaften, in ſich gewandten Frau ward wie durch einen gewaltigen elektriſchen Schlag

Räubers! du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum weh dir, Weislingen! Geh, und bilde dir ein, Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh, und laß dich beherrſchen! Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend, und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreiſſen, du wirſt ein Sclave eines Edelmannes werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit, dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit; und was hätteſt du verloren, wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch, wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil daran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. Nimmt ihre Hand, und ſchweigt.

erhöht und erſchüttert. Thränen füllten ihr Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeiſterten Muſe. Endlich brach ſie mit ſchönem Enthuſiasmus in die Worte aus: „Welche Gluth der Empfindung! Welch ein Zauber des Kolorits! Welch' eine Tiefe des Kunſtſinns! O die Scene, wo der Wanderer das Kind auf den Armen wiegt, und die junge Frau mit der Trinkſchale vom Brunnen zurückkommt, will ich verſuchen darzuſtellen! Sie ſteht ſo lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite nichts weiter bedarf, als einer treuen Kopie.“ Schwerlich wurde wohl jemals eine Idee mit ſo glühender Liebe von der gefühlvollen Künſtlerin ergriffen, als dieſe. — Wie groß die Anzahl der Werke, welche ſie ſchon aufſtellte, auch immer ſein mag, ſo darf man doch kühn behaupten, daß niemals ein Gegenſtand von ihr behandelt wurde, der des beifälligen Lächelns der Muſen und Huldgöttinnen unwerth geweſen wäre. — Angelika malte das Bildniß der fürſtlichen Freundin von Deſſau, mit ihres Kolorits gewohnter Harmonie und Kräftigkeit. Nur haben wir dabei zu bedauern, daß der Hauptpunkt in der Portraitmalerei, die Aehnlichkeit, nicht ganz von der Künſtlerin getroffen wurde. Der Kopf erſcheint viel zu idealiſch und mahnt nur ſchwach an die charakteriſtiſchen Züge des Urbildes. Das nämliche gilt vom lebensgroßen Gemälde der Herzogin Amalia von Weimar, im römiſchen Hauſe des dortigen Parks, und auch, nur in geringerem Grade, von den Bildniſſen Goethe's und Herder's, welche, der Staffelei gegenüber, dem Gemüth Angelika's die unvergeßlichen Tage zurückrufen, wo die Nähe dieſer großen Geiſter, wie ſie ſelbſt ſich darüber ausdrückte, höhern Wohlklang in ihr Leben brachte. —

Napoleon,

Kaiſer der Franzoſen.

Selbſt Napoleon, der Weltheld, neigte ſein Siegerſchwert vor der Geiſtesgröße des Weltdichters Goethe. Auf ſeinem Feldzuge nach Aegypten führte er, wie Bourrienne in ſeinem Werke über Napoleon berichtet, in ſeiner Feldbibliothek auch Goethe's Werther, und mit welcher Aufmerkſamkeit er denſelben geleſen, beweiſt der Umſtand, daß er, wie Goethe ſelbſt erzählt, der einzige geweſen, der den Dichter bei einer Unterredung mit ihm in Erfurt während des Kongreſſes im Oktober 1808 auf ein Mißverhältniß im Werther aufmerkſam gemacht, das bis dahin den ſchärfſten kritiſchen Blicken entgangen, weil es allerdings äußerſt künſtlich verſteckt war, wobei Goethe ausdrücklich bemerkt, daß Napoleon den Werther ſtudirt hatte, wie ein Kriminalrichter ſeine Akten. (Vrgl. Eckermann's Geſpräche. Th. 2. S. 115. Th. 3. S. 38. Denkw. u. verm. Schr. v. Varnhagen v. Enſe. Th. 2. S. 389 f.) Sehr zu bedauern bleibt es, daß Goethe ſeinen in den Tag- und Jahresheften (Werke. Bnd. 32. S. 41 f.) ausgeſprochnen Vorſatz, ſeine Zuſammenkunft mit Napoleon im Theater und ſeine Unterredung mit demſelben während des Kongreſſes zu Erfurt ausführlich zu beſprechen, nicht ausgeführt, und uns nur eine kurze Andeutung und Ueberſicht davon hinterlaſſen hat. (Werke. B. 60. S. 275—281.) Goethe's Zuſammenſein mit Napoleon im Theater zu Erfurt wird erwähnt und geſchildert von Johanna Schopenhauer in: „Ausflug an den Niederrhein u. nach Belgien im

J. 1828.“ Leipzig, Brockhaus. 1831. — Th. 1. S. 11 f. — u. von A. v. d. Ly. im Frankfurt. Konverſationsblatt. 19. April 1837. Nr. 109. — Daß Goethe durch die Klarheit und Univerſalität ſeines Genius den Allgewaltigen überraſcht und befriedigt, kann man aus dem Umſtande ſchließen, daß derſelbe gleich nach dieſer Unterredung ihm das Ritterkreuz der Ehrenlegion überſandte, wodurch er, eben ſo wie der mit dem St. Annenorden ihm bald nachfolgende ruſſiſche Kaiſer Alexander, ſämmtliche deutſche Fürſten beſchämte, denen es erſt lange nach dieſem Vorgange in den Sinn kam, dem großen Deutſchen, welchem fremde Herrſcher alſo gehuldigt hatten, auf ähnliche Weiſe ihre Anerkennung zu zollen. — Ueberraſchend war es, in einer franzöſiſchen Zeitſchrift (L'écho de Vaucluse. Avignon. 19. Juin 1836) folgende Mittheilung eines Franzoſen über Goethe's Verhältniß zu Napoleon zu leſen: „Anecdote sur Goethe. Goethe conserva toujours une grande vénération pour Napoleon. Sa maison de Weimar était remplie de bustes et de portraits de l'empereur. L'une de ces effigies avait pour le grand poète un prix particulier. C'était un médaillon en gypse, qu'il avait suspendu à la muraille, et qui tomba le jour de la bataille de Leipsig, sans que rien n'expliquat cette chûte. Le bord seul se brisa. Superstitieux, comme la plupart des grands hommes, Goethe put voir dans cet événement un indice des destinées de Napoleon. La bataille de Leipsig ressemblait au bord brisé du médaillon.

Au reste sa vénération pour Napoleon n'était qu'une dette de coeur et de reconnaissance, qu'il acquittait envers le souverain, qui l'avait si bien compris: car toutes les supériorités se touchent et s'attirent.

Napoleon n'appréciait pas seulement le poète, il avait encore distingué toute la portée d'un ministre d'état. Un jour il le fit venir à Erfort pour s'entretenir avec lui des affaires publiques de la Saxe. Il y avait à cette conférence le Maréchal Davoust et le général Bertrand; ce dernier existe encore, et il se plait souvent à rappeller les émotions, qui l'agitèrent dans cette heure solennelle, où deux royautés se trouvèrent face à face.

Goethe commença à développer ses idées sur toutes les questions, qui lui étaient adressées, et l'empereur, assis dans un fauteuil, l'écoutait attentivement, la tête penchée sur la poitrine et les bras croisés; soudain il se lève, prend vivement la main du poète, la serre dans les siennes, et s'écrie: „Monsieur de Goethe, vous êtes un homme! — continuez!“ —

Nicht bloß mit Napoleon ſelbſt, auch mit mehreren der ausgezeichnetſten Männer aus deſſen Umgebung iſt Goethe in bedeutendem Geiſtesverkehr geſtanden. Zuerſt verdient Napoleons Bruder, Louis Napoleon, König von Holland, hier erwähnt zu werden, von dem Goethe (Ueber Kunſt u. Alterthum. V, 3, 97 f.), deſſen Bild von Gerard erwähnend, ſagt: „Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns ſehen, den wir perſönlich hochzuſchätzen ſo viel Urſache hatten: aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Geſichte blickt er uns an; aber in ſolcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. — — — — Mag es nun für die Augen ein ſchönes harmoniſches Bild ſein; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir dieſen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen dieſen Aeußerlichkeiten entſagte, und ſein ſittliches Zartgefühl, ſeine Neigung zu äſthetiſchen Arbeiten ſich im Privatſtande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete. Ueber ſeine kleinen höchſt anmuthigen Gedichte, ſowie über ſeine Tragödie Lukrezia kam ich ſchon oft in Verſuchung, einige Bemerkungen niederzuſchreiben; aber die Furcht, ein mir ſo freundlich geſchenktes Vertrauen zu verletzen, hielt mich ab, wie noch jetzt.“ —

Ueber Goethe's Zuſammenleben mit Louis Napoleon in Töplitz, vrgl. J. Falk über Goethe. S. 163—173. —

Nächſt dem iſt der Vicekönig von Italien, Eugen Napoleon, Napoleon's Stiefſohn, hervorzuheben, deſſen perſönlicher Bekanntſchaft Goethe (Eckermann's Geſpräche. Th. 1. S. 132 f.) ſelbſt gedenkt. Vrgl. über Goethe's Zuſammentreffen mit dem Prinzen Eugen (Herzog v. Leuchtenberg) in Marienbad im Sommer 1823 F. v. Elsholtz im „Geſellſchafter“ von Gubitz. 15. Nov. 1828. Nr. 183 und 184. —

Auch mit dem Marſchall **Bernadotte**, nachmaligem König von Schweden, iſt Goethe in perſönliche Berührung gekommen, worüber der Kriminaldirektor Hitzig in Berlin in ſeinem Lebens-Abriß Friedrich Ludw. Zacharias Werner's (Berlin, Sander. 1823) S. 76. Folgendes anführt: „In Weimar ſah der Verf. dieſes Lebensabriſſes Werner'n zum letzten Male im Jahre 1809, und verdankte ihm die Einführung bei einem Hoffeſte, welches dem zu jener Zeit dort anweſenden jetzigen Könige von Schweden gegeben wurde, und von welchem ihm die Erinnerung an das herrliche Schauſpiel, Goethe und Bernadotte, ſich einander gegenüberſtehend, in dem lebhafteſten Geſpräch zu ſehen, im dankbaren Gedächtniß bleiben wird. —

Den **Marſchall Lannes**, Herzog von Montebello, führte ein günſtiges Geſchick in den Schreckenstagen des Octobers 1806 nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena in **Goethe's** Haus, und von ihm ſagt dieſer ſelbſt (Ueber Kunſt u. Alterth. V, 3, 103.) bei Beſchreibung ſeines Bildes von Gerard: „Hier im Bilde finden wir ihn ſehr viel älter als im Jahre 1806, wo wir ſeiner anmuthigen Perſönlichkeit, ja man dürfte wohl ſagen, ſchnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrſcheinliche Rettung verdankten."

Der perſönlichen Bekanntſchaft des weltbekannten Diplomaten **Talleyrand** mit **Goethe** erwähnt K. V. v. Bonſtetten (Briefe an Friederike Brun, geb. Münter, herausgeg. v. Fr. v. Matthiſſon. Frankfurt a. M., Sauerländer 1829. Th. 2. S. 312) im Octbr. 1825 mit den Worten: „Ich habe den Fürſten **Talleyrand** nun drei Tage [illegible] er iſt der geiſtreichſte Mann von allen, denen ich [illegible] Er erzählte von **Bonaparte**, **Goethe** und [illegible] Bonaparte ſagte zu **Goethe**: „Je n'aime pas la fin de votre roman — Werther." — „Je ne croyais pas," antwortete **Goethe**, „que votre Majesté aimât que les romans aient une fin." —

* * *

David,

Bildhauer.

Im Sommer 1829 kam der ausgezeichnetſte und berühmteſte unter den jetzt lebenden franzöſiſchen Bildhauern, **David**, aus Paris nach **Weimar**, um **Goethe** zu modelliren und ſeine Büſte dann in Paris auszuführen. Dieſer Mann, welcher ſchon damals in ſo günſtigen Umſtänden ſich befand, daß er nicht nöthig hatte, für Geld zu arbeiten, pflegt nur die hervorragendſten Männer ſeines Vaterlandes aus älterer und neuerer Zeit, Schriftſteller, Staatsmänner, Feldherrn, nach freier Neigung darzuſtellen. Jetzt hatte er ſeine Blicke auch auf Deutſchland gerichtet. Er hatte von keinem Fürſten, von keiner Akademie oder öffentlichen Geſellſchaft Auftrag, ſondern wurde nur durch die Begeiſterung und Verehrung, welche er für Goethe hegte, zu ſeinem Unternehmen bewogen. Dieſe Büſte, nach koloſſalen Verhältniſſen in weißem Marmor unter den Stürmen der Julirevolution ausgeführt, langte, nachdem ſie auf der öffentlichen Kunſtausſtellung zu Paris allgemeine Bewunderung erregt hatte, im Sommer 1831 als ein wahrhaft königliches Geſchenk für Goethe in Weimar an, wo ſie am Geburtstage des Gefeierten auf der großherzoglichen Bibliothek feſtlich aufgeſtellt wurde. Begleitet war ſie von folgendem Schreiben des Künſtlers:

„Monsieur! Aussitôt que mes jeunes pensées ont pu se fixer vers la contemplation des sublimes ouvrages de la nature, mon admiration a été pour les grands hommes, qui sont sa plus belle création. J'ai étudié la sculpture, comme un moyen plus durable de consacrer leurs traits, je leur ai voué ma vie et toutes les sensations de mon ame. Il m'était réservé, comme un indigne bonheur, de reproduire les traits du plus grand, du plus sublime. Je vous offre cette faible représentation de vos traits, non comme un ouvrage digne de vous, mais comme l'expression d'un coeur, qui sent mieux qu'il ne peut exprimer. — Vous êtes la grande figure poëtique de notre époque, elle vous goit une statue, mais j'ai osé en faire un fragment; un dénie plus digne de vous la terminera.“ — Veuillez, Monsieur, recevoir favorablement l'assurance du profond respect de votre très-humble serviteur

Paris, 18. Juin 1831. David.

(S. „Goethe's letzte literariſche Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Schriften, nach den Mittheilungen ſeiner Freunde dargeſtellt von Dr. C. W. Müller. Jena, Fr. Frommann. 1832. — S. 55–67. — Vgl. über die Büſte von David das Urtheil des vertrauteſten Freundes von Goethe und des bewährteſten Kenners, Heinr. Meyer's, in Goethe's Zeitſchr. über Kunſt und Alterthum. VI, 3. 482–491. —). —

Schon im März 1830 hatte David Goethe'n durch Ueberſendung von 57 Gyps-Basreliefs mit den Bildniſſen berühmter Perſonen, beſonders der ausgezeichneten jungen Dichter Frankreichs, hoch erfreut. S. Eckermann's Geſpräche. II, 195–197. u. III, 303 f. —

Geoffroy de St. Hilaire

In dem Berichte, welchen Geoffroy de St. Hilaire im Juli 1831 in der franzöſiſchen Akademie über die neue mit Fr. Soret's franzöſiſcher Ueberſetzung verſehene Ausgabe von Goethe's Metamorphoſe der Pflanzen abſtattete, heißt es unter andern: „Als Goethe im Jahre 1790 zuerſt mit dieſer Schrift hervortrat, wurde ſie nur wenig beachtet, ja man war nahe daran, ſie für eine Verirrung zu halten. Wohl lag ein Irrthum zu Grunde, aber ein ſolcher, wie nur das Genie ihn begehren kann. Goethe hatte nämlich nur darin Unrecht, ſeine Abhandlung faſt ein halbes Jahrhundert zu früh erſcheinen zu laſſen, ehe es noch Botaniker gab, die ſie zu ſtudiren und zu verſtehen fähig waren. — Nachdem in der neuern Zeit Goethe's philoſophiſche Kombinationen allenthalben Wurzel geſchlagen und nachdem beſonders unſer berühmter Mitarbeiter de Candolle die nämlichen Ideen zum Gegenſtande eines trefflichen Werkes genommen hat, wird man aufmerkſam auf dieſes merkwürdige Zuſammentreffen, und fragt ſich mit Erſtaunen, wie ein ſo erhabner Dichter, dem man gewöhnlich nur Scharfblick in Auffaſſung geiſtiger Phänomene zutraut, mit gleichem Glücke, mit gleicher Präciſion die tiefſten Geſetze der Entwicklung der Pflanzenorgane habe entdecken und darſtellen können? Und aus wie hohem Geſichtspunkte hat er ſie aufgefaßt! Fürwahr, trüge ſein Buch nicht dieſen beſchränkenden Titel an der Stirn, man würde glauben, die Geſchichte der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes überhaupt zu leſen, die Geſchichte ſeiner ſtufenweiſen Ausbildung zur Betrachtung und zum Verſtändniß der Phänomene des Univerſums! — (S. A. W. Müller, Goethe's letzte literar. Thätigk. &c. S. 52—55.) —

Ueber Goethe's Verhältniß zu Geoffroy de St. Hilaire vergl. Goethe's Werke. Bnd. 50. S. 196—214. —

Emile Deschamps.

Ueber den Einfluß Goethe's auf die neuern Dichter Frankreichs aus der romantiſchen Schule, vergl. man K. W.

Müller (Goethe's letzte literar. Thätigk. ꝛc.) S. 51 f., u. Eckermann's Geſpräche II, 196 f. III, 303 f. — „Goethe öffnete eins der Pakete. Es waren die Gedichte von Emile Deschamps, begleitet von einem Briefe, den Goethe mir zu leſen gab. Hier ſah ich nun zu meiner Freude, welcher Einfluß Goethe'n auf das neue Leben der franzöſiſchen Literatur zugeſtanden wird, und wie die jungen Dichter ihn als ihr geiſtiges Oberhaupt verehren und lieben. So hatte in Goethe's Jugend Shakſpeare gewirkt. Von Voltaire läßt ſich nicht ſagen, daß er auf junge Poeten des Auslandes einen Einfluß der Art gehabt, daß ſie ſich in ſeinem Geiſt verſammelten und ihn als ihren Herrn und Meiſter erkannten. Ueberall war der Brief von Emile Deschamps mit ſehr liebenswürdiger herzlicher Freiheit geſchrieben. „Man blickt in den Frühling eines ſchönen Gemüths," ſagte Goethe." — „Auch zeigte er mir eine Menge der neueſten Werke, die ihm, durch die Vermittelung David's, von den ausgezeichnetſten Talenten der romantiſchen Schule als Autor-Geſchenke verehrt worden. — Man ſah es Goethe'n an, daß dieſe Huldigung der jungen Dichter Frankreichs ihn innerlichſt beglückte." —

Dupin.

Berlin. Zeitung v. Haude u. Spener. 13. Septbr. 1828. Nr. 215. — Paris, 5. Sept. — Herr Dupin meldet in unſern Blättern, die Zahl der Subſcribenten auf die dem

Adelheid. Habt ihr mir noch etwas zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort!

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, ſehr zur ungelegenen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheit!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch, eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder! ab.

Adelheid. Mich wieder! Wir wollen dafür ſeyn. Margarethe, wenn er kommt, weiſ' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich ſchlafe — Weiſ' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Wege. ab.

verſtorbenen **Canning** gewidmete Medaille ſei ſo groß, daß ein einzelnes Exemplar nur 5 Fr. koſten werde. Er rühmt den Beifall, welchen die Unternehmung in **Deutſchland**, den Niederlanden und der Schweiz gefunden, und nennt namentlich **Goethe**, dieſen achtzigjährigen Greis, deſſen Einbildungskraft feurig und ſtark, wie ſein Herz ſei, und der mit dem Enthuſiasmus der Jugend allen Unternehmungen, die er der Menſchheit nützlich findet, ſeinen Beifall zolle.

Frau v. Staël-Holſtein,

geb. Necker.

De l'Allemagne, par Mme. la baronne de Staël-Holstein. T. I. p. 117—120. 189. 215—220. 277. 281—292. T. II. p. 122—198. 280—291.

Lord Byron.

Ueber **Goethe's** Verhältniß zu Lord Byron vgl. **Goethe's** Werke. Bnd. 46. S. 205—225. — Eckermann's Geſpräche mit **Goethe**. I, 247 ff. — Th. Medwin's Geſpräche mit Lord Byron in den Jahren 1821 u. 1822. Aus dem

Engliſchen. Stuttgart, Cotta. 1824. — K. W. Müller über Goethe's letzte literar. Thätigk. ꝛc. S. 37—41. —

Bei Medwin ſagt Byron S. 162: „Um nichts beneide ich Shelley ſo ſehr, als um die Fertigkeit, Goethe's Fauſt, dieß erſtaunenswürdige Werk, im Original leſen zu können.“ — S. 320. „Ich denke den „Werner“ Goethe'n zuzueignen. Goethe betrachte ich als den größten Genius, den das Zeitalter hervorgebracht hat. Ich bat Murray (Byron's Verleger), einem frühern Werke ſeinen Namen vorzuſetzen; aber er behauptet, mein Brief, der die Aufforderung enthielt, ſei zu ſpät gekommen. Jenes wäre ſeiner würdiger geweſen, als dieſes.“ — S. 321. „Ich bin ſehr neugierig nach Allem, was Goethe betrifft, und erfreue mich an dem Gedanken, daß einige Analogie zwiſchen unſern Charakteren und Schriften iſt. So großes Intereſſe nehme ich an ihm, daß ich hundert Pfund bot, wer mir ſeine Selbſtbiographie für meinen eignen Leſebedarf überſetzen wollte.*) Shelley hat mir zuweilen einen Theil davon erklärt. — Ich gäbe die Welt darum, den Fauſt im Original zu leſen. Ich drang in Shelley, ihn zu überſetzen; aber er ſagte, der Ueberſetzer des Wallenſtein ſei der einzige lebende Menſch, der den Verſuch wagen könne; er habe an Coleridge geſchrieben, aber vergeblich. Ein Mann, der ihn überſetzen wolle, müſſe denken, wie Er.“ — **).

Die Dedication des Sardanapal, welche bei mancherlei Verſpätung dem Trauerſpiele nicht vorgedruckt werden war, ſandte Byron Goethe'n in einem lithographirten Faeſimile; ſie lautet in treuer Ueberſetzung: „An den erhabnen Goethe. Ein Fremder unterfängt ſich, als literariſcher Vaſall ſeinem Lehnsherrn ſeine Huldigung darzubringen, ihm, dem erſten der jetzt lebenden Schriftſteller, welcher die Literatur ſeines eignen Landes geſchaffen, und die von Europa verherrlicht hat. Das geringe Erzeugniß, welches der Verfaſſer ihm zu widmen wagt, iſt Sardanapalus betitelt." — Dem Trauerſpiel Werner iſt folgende Zueignung vorgedruckt: „Dem erhabenen Goethe wird von einem ſeiner tiefſten Bewunderer dieſe Tragödie gewidmet." —

---

*) Seitdem iſt eine engliſche Ueberſetzung dieſes Werkes erſchienen. —

**) Auch Goethe's Fauſt iſt ſeitdem zu wiederholten Malen in's Engliſche überſetzt worden. —

Lord Byron ſandte durch Reiſende wiederholt freundliche Grüße an Goethe und ſchrieb noch kurz vor ſeiner verhängnißvollen Abreiſe nach Griechenland von Genua und von Livorno aus eigenhändige Briefe voll reiner, ſchön gefühlter Verehrung an ihn. —

Walter Scott.

Eckermann theilt in ſeinen Geſprächen mit Goethe Th. 3. S. 174–178 einen Brief von W. Scott an Goethe aus dem Jahre 1827 mit, aus welchem einige Stellen hier folgen mögen: „Ich fühle mich ſehr geehrt, daß irgend eine meiner Produktionen ſo glücklich geweſen iſt, die Beachtung Goethe's auf ſich zu ziehen, zu deſſen Bewunderern ich ſeit dem Jahre 1798 gehöre, wo ich kühn genug war, den Götz von Berlichingen in's Engliſche zu übertragen, ein Verſuch, der wenigſtens zeigt, daß ich einen Gegenſtand zu wählen wußte, welcher der Bewunderung würdig war, und daß ich die Schönheit jenes genialen Werkes fühlte. — Ich habe oft von Ihnen gehört, und zwar durch meinen Schwiegerſohn Lockart, einen jungen Mann von literariſcher Bedeutung, der vor einigen Jahren, ehe er meiner Familie verbunden war, die Ehre hatte, dem Vater der deutſchen Literatur vorgeſtellt zu werden. Es iſt unmöglich, daß Sie unter der großen Zahl derer, die ſich gedrungen fühlen, Ihnen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, ſich jedes Einzelnen erinnern ſollten; aber ich glaube, es iſt Ihnen Niemand inniger ergeben als eben jenes junge Mitglied meiner Familie. — Mein Freund Sir John Hope von Pinkie hat kürzlich die Ehre gehabt, Sie zu ſehen, und ich hoffte Ihnen zu ſchreiben, und nahm auch ſpäter mir wirklich dieſe Freiheit, durch zwei ſeiner Verwandten, die Deutſchland zu bereiſen die Abſicht hatten; allein ſie wurden durch Krankheit behindert, ihr Vorhaben auszuführen, ſo daß mir denn mein Brief nach zwei bis drei Monaten zurückkam. Ich habe alſo [illegible] Bekanntſchaft ſchon früher zu ſuchen mich erdreiſtet, und zwar noch vor jener ſchmeichelhaften Notiz, die es ſo freundlich geweſen iſt von mir zu nehmen. — Es gibt allen Bewunderern des Genies ein wohlthätiges Gefühl, zu wiſſen, daß eins der größten europäiſchen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe ſich geachtet ſieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schickſal kein ſo günſtiges Loos zu Theil, indem es ihn in der Blüthe ſeiner Jahre hinwegnahm, und ſo Vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerſchnitt. Er ſchätzte ſich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigten, und fühlte, was er einem Dichter ſchuldig war, dem alle Schriftſteller der lebenden Generation ſo viel verdanken, daß ſie ſich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken. — Ich habe mir die Freiheit genommen, die Herren Treuttel und Würtz zu erſuchen, Ihnen meinen Verſuch einer Lebensgeſchichte Napoleons zu ſenden.“ ꝛc. —

Auf der Rückkehr von einer Reiſe, welche W. Scott zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit nach dem ſüdlichen Italien unternommen hatte, gedachte er Goethe'n in Weimar zu beſuchen, wurde aber durch die Nachricht von dem unerwarteten Hinſcheiden desſelben überraſcht und tief bewegt. K. W. Müller über Goethe's letzte liter. Thätigk. theilt S. 11—16 einen Brief des deutſchen Architekten Zahn aus Neapel vom 18. Febr. 1832 mit, in welchem es heißt: „W. Scott, welchen ich beinahe täglich ſehe, hat mich beauftragt, Ew. Excellenz zu ſchreiben, daß er Sie tauſendmal grüßen läßt und nicht eher nach England zurückkehren würde, bis er Sie nicht zuvor in Weimar beſucht hätte; er wird vorläufig noch einige Monate hier bleiben.“ —

In der Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur ꝛc.“ 10. Jul. 1832. Nr. 82 heißt es: „Die Nachricht von dem Ableben Goethe's ſoll, wie man jetzt aus London erfährt, auf Sir W. Scott, welcher ſich fortwährend dort unter ärztlicher Pflege befindet, und nicht im Stande iſt, nach ſeinem Landſitze Abbotsfort bei Edinburg abzureiſen, einen tiefern Eindruck gemacht haben, als man bisher in Deutſchland geglaubt hat, wo doch die höchſt merkwürdige Aeußerung des edlen Schotten, die er zu Rom, wo ihm dieſe Todesnachricht zu Ohren kam, that: „Er hatte den Genius, um den die literariſch-artiſtiſche Welt ſich drehte, an ſeinem Herde von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen gewünſcht,“ — allgemein bekannt geworden iſt. Sir W. Scott ſoll nämlich durch die Kunde von dem Ableben Goethe's ſo erſchüttert worden ſein, daß er mehrere Stunden ſtumm und in ſich gekehrt war. Ihm, dem der reformiſtiſche Wahnſinn ſeines Vaterlandes unſäglichen Kummer verurſacht, und der in ſeinem Innern all das Elend, welches derſelbe über dieſes Land herbeiführen wird, vorherſieht, ihm mußte der Tod des ihm in gleich hoher und edler Denkgeſinnung verwandten großen Deutſchen unter den dermaligen Umſtänden um ſo näher gehen! —

Thomas Carlyle.

Zu Goethe's letztem Geburtstage hatte das Ausland die höchſten Beweiſe der Anerkennung und Verehrung für ihn aufgeſpart, durch welche er ſelbſt noch ſeinen großartigen Gedanken einer Weltliteratur ſo herrlich und ſo umfaſſend ſich erfüllen ſah. So wie im Jahre 1831 die franzöſiſche Nation durch ihren größten Bildhauer David ihre Bewunderung Goethe's bildlich darſtellte, eben ſo ſprach ſich in dieſem Jahre auch die Huldigung der Engländer gegen Goethe auf die ausgezeichnetſte Weiſe durch ein Geſchenk aus, das ihm neunzehn der angeſehenſten britiſchen Schriftſteller, unter denen W. Scott, Lockart und Th. Carlyle ſich befanden, zu ſeinem Geburtstage überſendeten. Dieſes beſteht aus einem von den geſchickteſten Goldarbeitern Londons höchſt geſchmackvoll und kunſtreich gefertigten goldenen Petſchaft. Auf einem grünen Steine iſt eine Schlange eingegraben, die ſich in den Schwanz beißend einen Kreis bildet, in welchem die auf Goethe's Thätigkeit ſinnvoll hindeutenden Worte von ihm ſelber ſtehen: „Ohne Raſt, aber ohne Haſt.“ Der Griff, über zwei Zoll hoch, iſt von gediegenem Golde, und mit erhabener Arbeit und Email verziert. Den Fuß bildet Laubwerk, zwiſchen welchem von farbigem Email Roſen, das Sinnbild Englands, erblickt werden. Ueber dieſem Fuße zieht ſich der Griff zuſammen, und iſt an dieſer Stelle mit einem Eichenkranz in erhabener Arbeit geziert, welcher wohl Deutſchland bezeichnen ſoll. Ueber dieſem Kranze wird der Griff wieder ſtärker und iſt zuerſt mit einem Gewinde von Weinlaub umgeben, zwiſchen welchem zwei Eulenmasken von Email hervorragen. Ueber denſelben lieſt man die Worte: „28. Auguſt 1831.“ auf einem ringsum laufenden Streifchen, über welchem der Griff niſchenartig gearbeitet iſt. Vor dieſen Niſchen ſind zwei Schauſpielmasken aufgehängt, über welche ſich verbindend ein Eichenkranz ſchlingt. Unter denſelben aber windet ſich ein rothes Band, auf welchem die Worte ſtehen: „Dem deutſchen Meiſter von Freunden in England.“ — Den Kopf des Griffs bildet Muſchelwerk und zwei Füllhörner aus Gold, vermiſcht mit Laub und Blumen verſchiedner Art, welche aus Email gearbeitet ſind. Dieſes Petſchaft war mit folgendem (engliſchen) Glückwünſchungsſchreiben begleitet:

Dem Dichter Goethe
zum 28. Auguſt 1831.

Hochgeehrter Herr!

Unter den Fremden, welche dieſes theilnahmeerregende Feſt um Sie verſammelt, ſei es uns „engliſchen Freunden“ vergönnt, in der Vorſtellung und ſinnbildlich, weil es uns perſönlich unmöglich iſt, zu erſcheinen, um Ihnen unſere innigen Glückwünſche darzubringen. Wir hoffen, Sie werden uns die Ehre erzeigen, dieſes kleine Geburtstagsgeſchenk anzunehmen, welches als das wahrhafte Zeugniß unſerer

Gefühle wohl nicht ohne Werth iſt. — Wir ſagten zu uns: Da es ſtets die höchſte Pflicht und das höchſte Vergnügen iſt, dem Ehrfurcht zu erweiſen, welchem Ehrfurcht gebührt, und da unſer vorzüglichſter, vielleicht unſer einziger Wohlthäter der iſt, welcher durch Wort und That uns Weisheit lehrt: ſo haben wir, die wir gegen den Dichter Goethe die Empfindung geiſtiger Schüler gegen ihren geiſtigen Lehrer hegen, den Wunſch, dieſe Geſinnung offen und gemeinſchaftlich an den Tag zu legen. Zu dieſem Ende haben wir uns entſchloſſen, ihn um die Annahme eines geringen engliſchen Geſchenkes, welches von uns allen gleichmäßig herkommt, bei ſeinem herannahenden Geburtstage zu erſuchen, damit es nicht, ſo lange der verehrungswürdige Mann noch unter uns wohnt, an einem Zeichen der Dankbarkeit, welche wir ihm ſchuldig ſind, und welche, wie wir glauben, die ganze Welt ihm ſchuldig iſt, fehlen möge. — Und ſo ſteht denn unſer kleiner Tribut, der vielleicht zu dem reinſten gehört, welchen der Menſch dem Menſchen darzubringen vermag, in ſichtbarer Geſtalt da, und bittet darum, ihn anzunehmen. Mag er willkommen ſein, und ein Verhältniß ausſprechen, das ein ſehr enges iſt, obwohl weite Meere zwiſchen beiden Theilen fluthen. — Unſer Gebet iſt, daß noch viele Jahre einem ſo ruhmreichen Leben hinzugefügt werden mögen, daß Ihnen alles Glück verliehen, und die Kraft gegeben werde, Ihr hohes Werk ſo zu vollenden, wie es bis jetzt vorgeſchritten iſt, gleich einem Sterne „ſonder Haſt, aber ohne Raſt.“

Von neunzehn engliſchen Freunden.“ —

Kurz vor Goethe's Tode wurde im Märzheft von **Frasers Magazine** 1831 ein Bildniß Goethe's nach Rauch's kleinem Standbilde gegeben, welchem Carlyle folgende Worte beigefügt hat: „Leſer! Hier ſiehſt Du das Bild Goethe's. So blickt und lebt jetzt in ſeinem 83. Jahre in ſeinem kleinen freundlichen Kreiſe zu Weimar der aufgeklärteſte, einflußreichſte Mann ſeiner Zeit. Leſer! In dieſem Kopfe hat ſich die ganze Welt abgeſpiegelt, und zwar in ſolcher geiſtigen Harmonie, wie nie wieder, ſeitdem unſer Shakeſpeare uns verlaſſen. — — — In dieſer unſerer verkehrten Zeit, wo die Menſchen ihre alten Leitſterne verloren haben, Leuchtwürmern und Irrlichtern nachlaufen, und in der Welterſchütterung alles in ein trübes Chaos zuſammenſtürzt, Hohe niedrig und Niedrige hoch werden, und bald hier ein König, dort ein Herzog auftaucht, ſich einen Augenblick ſchwebend erhält, und ſich einbildet, er ſei der Herr und Herrſcher von Allem, und doch nur die oberſte Schaumblaſe iſt, welche ſchnell wieder platzt und ſich mit den wüſten Fluthen vermiſchen muß, — in dieſer jämmerlichen Zeit wurden uns doch, dem gütigen Himmel ſei Dank, zwei große Männer zugeſandt. Der eine ſchläft jetzt in St. Helena einſam unter des Weltmeers ewigem Wiegenliede, der andre freut ſich noch des lieben Sonnenlichtes an den Ufern der Ilm. Groß war die Rolle, die jedem zugetheilt war, groß die Gaben, die jeder empfangen; aber merke dir den Unterſchied: Bonaparte ſchritt durch die ſturmbewegte Welt hin, wie ein Alles verſchlingendes Erdbeben, blitzend und donnernd, und ein Reich über das andere hinſtürzend; Goethe war wie ein ſanftes, ſtilles Licht, bei deſſen Schimmer jener Wuſt wieder als eine Schöpfung erſcheint. So iſt denn auch Napoleon mit ſeinem Auſterlitz, ſeinem Waterloo und Borodino hin und verſchwunden, der Lärm ſeiner Thaten iſt verklungen, wie der Lärm einer Balgerei in der Schenke. Der Andre aber — Er leuchtet noch immer mit unmittelbarem Lichte; ſeine gottbegeiſterten Worte werden ewig in friſchen Herzen wohnen und lebende und künftige Denker begeiſtern. In funfzig Jahren wird, was er gedacht, zur Sprache der Tagesblätter hinabgedrungen ſein, und nach ſeinem Wirken wird man Geſetze machen; ja dieſer Mann muß die Welt beherrſchen.“ ꝛc. —

(S. K. W. Müller über Goethe's letzte literar. Thätigk. S. 41—49. Goethe's Werke. Bnd. 46. S. 230—269) ꝛc.

Nach Goethe's Hinſcheiden widmete Th. Carlyle ſeinem Andenken zwei Aufſätze in zwei verſchiedenen engliſchen Zeitſchriften; zuerſt im Juniheſte des New Monthly Magazine 1832 über Goethe's Tod (vgl. Morgenblatt für gebildete Stände ꝛc. Oktbr. 1832. Nr. 244—247) und dann im Auguſtheft des Foreign quarterly review 1832 bei der Anzeige von Goethe's Werken (vgl. Blätter für literar. Unterhaltung. Novmbr. 1832. Nr. 306 u. 307). — Aus beiden nur einige Stellen: „So iſt denn unſer Größter von uns gegangen! Die Melodie des Lebens mit ihren kunſtreichen Tönen, die Ohr und Herz gefangen nahmen, iſt ſtille geworden. Die himmliſche Kraft, die hier über ſo manche ſiegreich herrſchte, iſt nicht mehr unter uns. Bis hieher und nicht weiter ſollte der Weiſe ſein Inneres durch Rede und That auslaſſen.“ — „Es iſt allgemein ausgeſprochen, daß Goethe in der Literatur ein neues Zeitalter herbeiführte, daß mit ihm ein poetiſches begann, wovon die weiteren Richtungen und das Ende noch keineswegs allgemein ſichtbar ſind.“ — — — „Dieſer Mann war ein Dichter in einem ſolchen Sinne, wie die letzten Generationen keinen andern geſehen haben, und an deſſen Exiſtenz oder nur an die Möglichkeit einer ſolchen Exiſtenz zu glauben, heutzutage ſchon eine Art Auszeichnung iſt. Der wahre Dichter iſt noch immer, wie in alten Tagen, ein Seher; denn weſſen Auge begabt worden, in das göttliche Geheimniß des Univerſums zu blicken, und einige neue Zeilen jener himmliſchen Schrift

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank! ab.

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte, die ich dem Biſchof unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeſchadet Berlichingens und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. Gehn ab.

zu entziffern, den können wir noch immer einen Seher nennen; denn er ſieht in das größte aller Geheimniſſe, in das offenbare; in der Gegenwart ſieht er das Künftige, ſeine Worte ſind Vorherſagungen, und was er verheißen hat, wird geſchehen.“ — — — „Das Chaos, in welches die Vergangenheit durch das achtzehnte Jahrhundert mit ſeinen wilden Kriegen von Heuchlern und Ungläubigen gebracht worden, wird in Goethe's Werken von neuem eine Welt. Dieſes, das Höchſte, was von geſchriebenen Büchern geſagt werden kann, muß von dieſen geſagt werden; es iſt in ihnen eine neue Zeit, die Verkündigung und der Anfang einer neuen. Der Grundſtein eines neuen geſelligen Gebäudes iſt darin für die Menſchheit gelegt worden, faſt, wie früher, auf dem Felſen der Natur; auch ſehen wir darin weit ſich ausdehnende Spuren eines Grundplanes, den künftige Jahrhunderte erweitern, verbeſſern und verwirklichen mögen. Dieſe Ausſprüche werden Einigen wunderlich erſcheinen; dennoch ſind ſie nicht leere Uebertreibungen, ſondern in ihrer Art Ausdrücke eines Glaubens, der nicht von geſtern iſt; vielleicht, wenn Goethe erſt noch von einer andern Generation geleſen und bedacht worden, wird man wiſſen, was hier gemeint iſt.“ — — — „Der unermüdete Arbeiter ſchläft nun von einem langen Tagewerk aus, deſſen Früchte uns geblieben ſind, um fort und fort zu wachſen und zu reifen. Seine irdiſchen Lebensjahre ſind gezählt und abgeſchloſſen, aber ſeiner Thatkraft, deren Wurzeln im Ewigen ſtanden, iſt kein Ende. Alles, was wir unter der höhern Literatur Deutſchlands verſtehen, welches zugleich die höhere Literatur von Europa iſt, verſammelt ſich ſchon um dieſen Mann als ihren Schöpfer. Und wer iſt, der von dieſem großen Weſen, das geheimnißvoll einer Welt aufging, die es nicht erwartete, die Bedeutung und weitreichenden Einflüſſe zu meſſen vermöchte?“ — — —

„In Goethe's Werken liegt die Urkunde ſeines ganzen geiſtigen Beſtrebens niedergeſchrieben, und es iſt nichts zu wünſchen, als Menſchen, die fähig ſind, ſie recht zu leſen: eine köſtliche Urkunde, worin derjenige, welcher ſich ſelbſt und ſeine Umgebung zu verſtehen wünſcht, und der aus der Finſterniß zum Licht ſich empor zu arbeiten bemüht iſt, lange dankbar ſtudiren wird.“ —

„Ein tiefer, Alles durchdringender Glaube, ſo ernſt als heiter, ſpricht zu uns in den Wanderjahren, dem weſtöſtlichen Divan, mancher kleinen zahmen Xenie und manchem treuherzigen Reime, deren gleichen man, was Nachdrücklichkeit und geniale Bedeutung anlangt, nirgends als in der hebräiſchen Poeſie wiederfindet. — In ſolchem Geiſte, mit einem Auge, das alle Gebiete menſchlichen Denkens, Fühlens und menſchlicher Wirkſamkeit überſchaut, tritt der Dichter als der wahre Prophet ſeiner Zeit hervor, ſiegreich über ihre Widerſprüche, im Beſitz ihres Reichthums. — Wir verſtehen uns wohl, welch großes Wort dieß iſt, auf keinen andern Menſchen, der da lebt, oder in den letzten zwei Jahrhunderten gelebt hat, anwendbar. Es ſtellt Goethe'n nicht nur als den höchſten Mann ſeiner Zeit, ſondern als einen Mann der ganzen Zeit, bedeutſam allen Menſchenaltern, als einen der Markſteine in der Geſchichte der Menſchen hin. — So erſteht, von unſerm Geſichtspunkte aus, Goethe vor uns als der Vereiniger, ſiegreiche Verſöhner der zerſtreuten, widerſprechenden Elemente des zerrüttetſten, getheilteſten Zeitalters, das die Welt ſeit der Einführung der chriſtlichen Religion geſehen hat.“ — — — — „Unſere Zeit hat unter Millionen bekannter und berühmter Männer nur zwei große erzeugt: Goethe und Napoleon; dieſen im praktiſchen, jenen im ſpekulativen Gebiete. Von Napoleon und ſeinen Werken haben alle Enden der Welt gehört; denn ſolch ein Mann wanderte nicht in der Stille umher. —

Goethe hingegen, der zwar länger in der Welt gelebt und ihn an innerer Größe und Bedeutung für die Welt ohne Frage bei weitem überragt, konnte nicht ſo bekannt ſein in der Welt. — Beſonders unter uns war Goethe wenig gekannt. Vor Kurzem erſt gelangte ſein Daſein als Mann und nicht mehr als bloßer Klang zu unſerer Kenntniß. Eine Ahnung ſeiner Naturgaben und ſeines Strebens, der hohen Wichtigkeit, die darin liegen könne, ſtieg in dem Sinn des einſichtigen Englands auf. Goethe vor fünf Jahren mit Napoleon zu vergleichen, wie dieſer unerreichbar in ſeinem Stande, wie er, und mehr wie er, von europäiſcher Wichtigkeit, würde ein ſeltſames Unterfangen geſchienen haben; Großmuth hingegen und erleuchtete Liberalität, ihm neben dieſem und jenem heimiſchen Lohnſchriftſteller, geſegnet mit dem beſondern Privilegium engliſcher Ausbildung, einen Platz zu gönnen. Seit dieſer Zeit aber, müſſen wir ſagen, ſind die Fortſchritte klarerer Vorſtellungen raſch und befriedigend geweſen." — — — — „Goethe's Hand hätte würdig ein kaiſerliches Scepter geführt. Heil der Welt, deren Herrſchaft einer ſolchen anvertraut wäre! Verlangte man ſie für dieſen Mann, oder übertrüge ſie ihm, ſelbſt ohne der Welt Einwilligung, ſo erfüllte man ein viel höheres Gebot." — „Goethe pries Schiller glücklich, daß er jung ſtarb, in der vollen Kraft ſeiner Tage, ſo daß wir ihn uns immer als Jüngling denken könnten. Ihm ſelbſt wurde ein anderes höheres Loos beſtimmt. Ihm war geworden, durch alle Wechſel eines menſchlichen Lebens bis zur äußerſten Grenze zu gehen, und durch alle edel. In ſeiner Jugend können alle Lockungen des Glückes, eines ununterbrochnen Wohlſtandes, ihn nicht verderben, ſo daß ein weiſer Beobachter bemerken muß, daß bloß ein Goethe bei der Sonne irdiſcher Glückſeligkeit ſeine Phönixflügel unverſengt erhalten könne.“ — — — „So war das edle, dieſem Manne anvertraute Talent, o der edle Gebrauch, den er davon machte. Wir können ihn noch einmal einen klaren und univerſellen Mann nennen; wir können ſagen, daß er, in ſeiner Univerſalität als Denker, Sänger, Arbeiter, ein Leben voll antiker Würde unter modernen Verhältniſſen lebte, und in dieſem Leben in ganz Europa einzig daſteht, der Erſte, von dem alle Andere zu lernen haben, und dem ſie nachfolgen ſollen. Wer vermag zu berechnen, welcher Schatz von Stärkung, von Hoffnung, die ſein lebendiges Wort erzeugte, und von neuen Erſcheinungen für Alle in der großen Hauptſumme ſeiner Thaten geſichert liegt! — Seine Geſchichte und ſeine Werke bleiben als ein ewiges Beſitzthum bei uns, als die tauſendzüngige Stimme der Weisheit, die hören mag, wer Ohren hat zu hören. Was die Erfahrung des in reichen Beziehungen ſtehenden tiefen Forſchers ihm zur Einſicht gegönnt hat, ſteht hier für alle Menſchen niedergeſchrieben. Es iſt die Urkunde des Wiſſens und Fühlens deſſen, dem es gegeben war, mehr zu wiſſen und zu fühlen, als irgend ein anderer Menſch. Viele Generationen mögen nach ihrem Bedürfniß auf ihn hören und diejenige, welche nichts mehr von ihm zu hören und zu lernen braucht, nenne ſich eine glückliche. Indeß zählen wir, die wir in Finſterniß wandeln und nach Licht forſchen, dieſen Beſitz zu unſern höchſten Segnungen und Vorzügen. Verehrt einen ſolchen Mann, lernt von ihm, ahmt ihm, eifert ihm nach! — Mit einem Gefühle, wie es uns kein anderer Menſch einflöſſen kann, nehmen wir nunmehr von Goethe Abſchied. —

Alexander Manzoni.

Ueber Goethe's Verhältniß zu A. Manzoni, einem der geiſtreichſten und bedeutendſten unter den neuern Dichtern Italiens, ſ. Goethe über Kunſt und Alterthum. II, 2, 101—117. II, 3, 35—65. III, 2, 60—73. IV, 1, 98—101 u. 182—188.) —

Wie hoch Goethe von A. Manzoni geſchätzt wurde, erhellt vorzüglich aus einer Unterredung, welche ein Freund Goethe's aus Weimar bei einer nach Italien unternommenen Reiſe mit dem italieniſchen Dichter auf deſſen Villa bei Mailand im Auguſt 1829 hatte. In dem Tagebuche des Reiſenden heißt es darüber: „Gleich nach den erſten Worten fiel das Geſpräch auf Goethe, und Manzoni ſchien ſich lange nach Jemand geſehnt zu haben, der ihm über Leben und Weben dieſes ſeines Schutzheiligen genauern Bericht zu geben vermöchte. Manzoni äußerte: „Goethe's fortbauerndes Wohlwollen gegen mich beweiſt nur, daß ſeine Nachſicht gegen mich gleich groß, wie ſein Genie iſt; aber mich ihrer zu erfreuen iſt mir ſüß, und nicht die Scheu vor ſeinem Urtheil iſt es, die mich abhält, meine längſt begonnene Epiſtel an ihn „über die Grundſätze des hiſtoriſchen Romans“ zu beendigen, vielmehr bloß meine Kränklichkeit, die mich ſo oft an ernſten Arbeiten hindert. Wie könnte ich auch gegen irgend Jemand in der Welt mich offner und rückſichtsloſer ausſprechen, als gegen ihn? Der Abſtand zwiſchen ihm und mir wird nicht verringert, ob ich ihm ein um einige Grade minder oder mehr unvollkommnes Werk weihe; aber eben deßwegen kann von keiner Schüchternheit mehr die Rede ſein, wie man ſich ja auch an höhere Weſen, eben ihrer entſchieden höhern Natur wegen, mit Vertrauen wendet. Ich weiß, er wird mich verſtehen, und, wo ich irre, belehren, und das iſt genug. — Ja, äußerte er ſpäter, es iſt gewiß, ich bin mir ſelbſt erſt dadurch etwas werth geworden, daß ich mich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue. Es iſt lediglich ſein Werk, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man ſchlecht genug mit mir um, ſeit er aber ſich großmüthig meiner annahm, hat ſich das freilich geändert, und ich ſelbſt bin erſt durch ihn über mich in's Klare gekommen. — Wenn ich das Glück hätte, Goethe'n perſönlich zu ſprechen, ſagte er weiter, ſo würde ich ſchwerlich verlegen ſein; ich würde das Gefühl eines Kindes haben, das ſeinen Vater findet. Mein Herz würde ſich ihm aufſchließen ohne Rückhalt. Man hat wohl früher Goethe'n öfters für ſteif oder ſtolz gehalten, wie ich mir habe ſagen laſſen, mir aber hat dieſes nie glaublich geſchienen. Wie könnte der, dem alle Welt- und Naturverhältniſſe ſo klar vor Augen liegen, ſich nicht leicht in die Zuſtände Anderer, die ihm nahen, verſetzen? wie der, dem alles Höchſte verwandt und vertraut iſt, erſt noch kleinliche Abſtufungen berückſichtigen? Er, wahrlich hat nicht erſt nöthig, Sprünge zu machen, um irgend einen Gipfel zu erreichen, da alle Höhen für ihn nur Ebenen ſind." — (S. K. W. Müller über Goethe's letzte literar. Thätigkeit ꝛc. S. 68—72.)

Ouwaroff.

Rußland iſt, abgeſehen von der Verwandtſchaft des ruſſiſchen Kaiſerhauſes mit vielen fürſtlichen Familien Deutſchlands, beſonders dadurch für deutſche Literatur vorzüglich empfänglich, daß die deutſche Sprache in den beiden Hauptſtädten ſehr bekannt iſt. Vor allen andern Schriftſtellern unſeres Vaterlandes wurde Goethe dort bald geleſen und zog die Bildungsfähigen zu ſich heran. Mehrere junge Dichter in Moskau, welche über ſeine Helena geſchrieben hatten (vgl. Goethe über Kunſt u. Alterth. VI, 2, 429 f.), blickten auf Goethe als auf den nie untergehenden Polarſtern hin; vorzüglich aber ſtand er in freundlichem Verhältniß mit Ouwaroff, dem Präſidenten der Akademie zu Petersburg, von welchem er oft Briefe und literariſche Sendungen erhielt, und der ihm noch in dem letzten Jahre ſeines Lebens, im Auftrage ſeines Kaiſers, eine ſieben Unzen ſchwere Platinaſtufe überſchickte. Dieſer hielt auch am 22. März 1833 in der allgemeinen Verſammlung der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg die Gedächtnißrede auf Goethe, als Mitglied dieſer Akademie, die auch in's Deutſche überſetzt iſt von R. St. (Leipzig, Voß. 1833), und von Morgenſtern (St. Petersburg, 1833). —

Fürſtin Zenaide Wolkonsky.

Dieſe geiſtreiche ruſſiſche Prinzeſſin lernte Goethe perſönlich kennen, als ſie auf einer Reiſe nach Italien ſich einige Tage in Weimar aufhielt. In einer in St. Petersburg 1830 erſchienenen Zeitſchrift „Nordiſche Blumen“, befinden ſich Bruchſtücke aus ihrem Reiſetagebuch, welche aus Weimar über Goethe folgende Bemerkungen enthalten: „Ich habe Goethe beſucht. Ich ſehe in ihm eine alterthümliche, ſchöne, belebte Stadt, wo Tempel von heiterer griechiſcher Bauart in einfachen harmoniſchen Umriſſen, mit Marmorſtatuen idealer Form, neben gothiſchen Kirchen prangen, über deren düſtern, geheimnißvollen Räumen, worin die Grabmäler geharniſchter Ritter, durchſichtige Thürme voll bunten Schnitzwerkes emporragen. In der alterthümlichen Stadt iſt bedeutungsvolles, unvergängliches Leben; Denkmäler, Bücher, Gebäude, Gräber reden für alle Zeiten von Helden und großen Männern. In der ſchönen Stadt ſieht man überall That und Schwungkraft; die Gelehrten prüfen alte Urkunden; die Künſtler denken und ſchaffen; die Dichter durchſchweifen das Weltall, verſinken in Begeiſterung und durchdringen die Zukunft. In der volkreichen Stadt entbrennen die Leidenſchaften zum lebendigſten Leben, dort vernimmt man alle Klänge; es ertönen Harfen, Metalle, Hymnen, Pſalmen, Volkslieder, Liebescanzonen — und alle dieſe Klänge ſchwimmen in einander und ſteigen empor in heißen, ſüßen Düften. In dieſer unſterblichen Stadt ſehe ich Goethe's ewiges Bild. Ueber der Stadt glänzen die Sterne des Himmels, und von der Stirn des Greiſes flammt unvergängliches Feuer.“ — (Vrgl.

Beilage z. d. Blättern f. literar. Unterhaltung. 30. Sept. 1830. Nr. 38. u. Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur ꝛc. 9. Nov. 1830. Beilage. Nr. 45.) —

* * *

Shukoffsky.

Am höchſten wurde Goethe von dem Erzieher des Großfürſten Thronfolgers von Rußland, von dem Staatsrath Shukoffsky, geachtet und geehrt. Dieſer hatte ſchon lange den innigſten Wunſch gehabt, Goethe'n perſönlich kennen zu lernen, was ihm aber erſt 1827 zu Theil wurde, als er ſich einige Wochen in Weimar aufhielt. Er, ſelbſt einer der ausgezeichnetſten ruſſiſchen Dichter, ſtaunte, wie aus der Ferne, ſo noch mehr in der Nähe, Goethe's Größe an, und ſprach ſeine Bewunderung wiederholt aus. So ſchrieb er unter einen Kupferſtich, Goethe nach Daw's Gemälde darſtellend, Verſe in ruſſiſcher Sprache, die ſich etwa ſo in deutſche Hexameter möchten überſetzen laſſen:

„Alles umfaſſend, — ſo ſchwebt er und feſſellos über der Erde;
Alles durchdringet ſein Geiſt, nichts legt ihn jemals in Banden.“ —

Unter eine farbig getuſchte Zeichnung von Carus in Dresden, welche in einer romantiſchen Gegend auf einem Balkon eine von Mondſchein beleuchtete Harfe und hinter dieſer einen leeren Seſſel, auf welchem ein faltenreicher

Mantel liegt, darſtellte, ſchrieb Shukoffsky, indem er dieſes Beſitzthum Goethe'n am 5. Sept. 1827 verehrte:

„Offrande

à celui, dont la harpe a créé un monde de prodiges, qui a soulevé le voile mystérieux de la création, qui donne la vie au passé et prophétise l'avenir.“ —

Die Trennung von Goethe war für den mit inniger Liebe an ihm hangenden Dichter ſehr ſchmerzlich; noch in dem Augenblicke, wo er von Weimar abreiſen wollte, ſchrieb er folgende ſeine Achtung und ſeine Klage bezeichnenden Worte nieder und ſendete ſie offen durch einen Freund an Goethe:

„Dem guten großen Manne.“

„Du Schöpfer großer Offenbarungen! treu werde ich in meiner Seele bewahren den Zauber dieſer Augenblicke, die ſo glücklich in Deiner Nähe dahinſchwanden.“

„Nicht vom Untergange ſpricht Deine herrlich flammende Abendſonne! Du biſt ein Jüngling auf der Gotteserde, und Dein Geiſt ſchaffet noch, wie er ſchuf.“

„Ich trage in meinem Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch lange wird Dein Genius ſein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen.“

„In dem entfernten Norden verſchönerte Deine Muſe mir die Erde, und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben.“

„O! warum vergönnte mir nicht mein Schickſal, Dir in meinem Frühling zu begegnen! Dann hätte meine Seele ihre Flamme auf der Deinigen entzündet!“

„Dann hätte eine ganz andere wunderherrliche Welt ſich um mich geſtaltet, und dann vielleicht auch von mir

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchof ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Witwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie gingen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

wäre eine Kunde zu der Nachwelt gelangt: **er war ein Dichter!**"

7. September 1827. Shukoffſky."

(S. K. W. Müller über Goethe's letzte literar. Thätigkeit ꝛc. S. 75—77.) —

◆

Adam Oehlenſchläger.

Den mächtigen Einfluß, den Goethe's Dichtungen, ſo wie ſeine perſönliche Bekanntſchaft, auf den Dänen Oehlenſchläger gehabt, der, beſonders durch Goethe aufgemuntert, eben ſo in deutſcher wie in däniſcher Sprache dichtete, oder wenigſtens die meiſten ſeiner Werke aus dem Däniſchen in's Deutſche überſetzt hat, bezeugen zahlreiche Stellen ſeiner Selbſtbiographie, vorzüglich aber die Zueignung ſeines dramatiſchen Gedichtes „Aladdin". —

S. A. Oehlenſchläger's Schriften. Zum erſten Male geſammelt als Ausgabe letzter Hand. Breslau, J. Max, 1829. Th. 1. u. 2. Selbſtbiographie. — Th. 1. S. 77. 78—82. 113 f. 126. 137. 138. 150. — Th. 2. S. 5. 21—33. 55. 60. 65. 66. 77. 84. 91. 105. 146. 147. 165—168. 172. 176. —

Th. 3. u. 4. Aladdin, oder die Wunderlampe, ein dramatiſches Gedicht in zwei Spielen. —

An Goethe.

In Norden fern geboren
Kam früh die ſchöne Kunde mir zu Ohren,

Vom Feenlande,
Wo ew'ge Blumen ſtehn,
Wo Kraft und Schönheit gehn
Im Zauberbande.

In meiner Kindheit Tagen
Las ich ſo oft entzückt die alten Sagen;
Wenn auf die Mauern
Es fiel der Schnee ſo dicht,
Mußt' ich vor Kälte nicht, —
Vor Wunder ſchauern!

Wenn auf das Schloß am Hügel
Der Winter ſchlug mit ſeinem kalten Flügel,
Es war ein Fächeln;
Ich ſaß im Kämmerlein,
Sah bei der Lampe Schein
Den Frühling lächeln.

Und ob auch meine Jugend
Mit Inbrunſt liebte nord'ſche Kraft und Tugend,
Und nord'ſche Thaten;
So ward mir doch zugleich
In Seelands Blumenreich,
Der Lenz verrathen.

Wie ich nun groß geworden,
Fühlt' ich mich bald in Süden, bald in Norden.
Ein ſtarkes Ringen
Zwang mich, was in der Bruſt
Ich lange ſchon gewußt,
Nun laut zu ſingen.

Ich hörte manchen Sänger;
Oft aber ward dadurch der Buſen enger;

Der Kindheit Bilder
Entfärbten, fernten ſich;
Die Zahmheit machte mich
Nur immer wilder.

Wer hat den jungen Dichter
Errettet! Wer gemacht ſein Auge lichter?
Daß er von weiten
Nun ſah im raſchen Lauf
Den kleinen Amor auf
Dem Löwen reiten?

Das haſt Du, groß und bieder.
Den Zauber löſten Deine kräft'gen Lieder
Vom Feenlande,
Wo ew'ge Blumen ſtehn,
Im Liebesbande.

Du hörteſt mit Gefallen
Des fremden Sängers Lied in Deinen Hallen;
Du machteſt freier
Den Muth, durch Deine Gunſt,
Daß er verſucht die Kunſt
Auf deutſcher Leier.

Schon hab' ich oft geſungen;
Im Vaterlande, ernſter und gedrungen
Steht auf der Scene
Manch alter Norden-Held,
Gerufen her vom Feld
Durch Melpomene.

Sie werden auch wohl kommen,
Wenn Freund Aladdin freundlich aufgenommen.

Die düſtern Eichen
Gedeihn nicht überall,
Wo Blum' und Nachtigall
Hinein ſich ſchleichen.

Der Du mir neues Leben
Gegeben, was kann ich zum Danke geben?
Des Dichters Habe
Iſt ja nur ſein Gedicht!
Doch Du verſchmäheſt nicht
Die kleine Gabe.

Henrich Steffens.

Noch nachhaltiger, gewaltiger und vielſeitiger, als auf den Dänen Oehlenſchläger, wirkte Goethe auf den Norweger H. Steffens, nicht bloß als Dichter, ſondern auch vorzüglich als Naturforſcher, und hauptſächlich der große deutſche Genius war es, der den Fremdling nach Deutſchland zog und da feſthielt. Seine „Beiträge zur innern Naturgeſchichte der Erde" (Freiberg, 1801.) hat Steffens Goethe'n zugeeignet; in mehrern ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke erwähnt er ihn mit der höchſten Anerkennung; z. B. „Ueber die Bedeutung der Farben in der Natur." S. 8. — „Die gegenwärtige Zeit und wie ſie geworden. Von H. Steffens. Berlin, 1817." Th. 2. S. 303. 780 ff. — „Von der falſchen Theologie und dem wahren Glauben. Eine Stimme aus der Gemeinde durch H. Steffens." Breslau, 1823. S. 194. —

Stärker und lebendiger tritt der Einfluß Goethe's auf Steffens in deſſen Novellen hervor, am deutlichſten aber in der Selbſtbiographie, die unter dem Titel: „Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeſchrieben von Henrich Steffens." in Breslau bei Joſ. Max in zehn Bänden erſchienen iſt von 1840 — 1844. In ſeiner Beurtheilung von Schelling's Abhandlung über Faraday's neueſte Entdeckung ꝛc. (Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik. 1832. Jul. Nr. 11. S. 86 f.) ſagt Steffens: „Die wichtige Entdeckung, die ihm (Schelling) in ihrer ganzen Bedeutſamkeit entgegentrat, ward ihm zu einer Zeit bekannt, in welcher ein ſchmerzhafter Verluſt ihn erſchütterte, und es konnte nicht an Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Ereigniſſen fehlen. Goethe war geſtorben. Zwar ließ ſein hohes Alter das nahe Hinſcheiden erwarten; aber noch immer ſchien der kräftige Greis dem Tode Trotz zu bieten. Wir alle, die wir, als Jünglinge, in den mächtigen Kreis des großen Geiſtes uns hineingezogen fühlten, ſind durch die lange Gewohnheit an ihn wie an einen Theil des eigenen Daſeins geknüpft ꝛc. —

◆

L. G. de Pardo.

In den „Blättern f. literar. Unterhaltung" (17. Aug. 1832. Nr. 230. S. 976.) heißt es unter der Ueberſchrift: „Der Spanier an Goethe's Grab" —: „Ein anſpruchloſer, aber ſehr gebildeter Spanier ſtreut auf Goethe's Grab, den er noch kurze Zeit vor ſeinem Tode kennen gelernt, nachdem er während zweier Jahre ſeinen und Schiller's Dichtungen mit regem Eifer und offnem Sinne die Mußeſtunden gewidmet, die ihm ſein Fach, der Bergbau, gelaſſen, dieſe Blume.“ — Hierauf folgt das Gedicht in der ſpaniſchen Urſchrift, wovon in den „Blättern f. literariſche Unterhaltung“ (10. Novmbr. 1832. Nr. 315. S. 1328.) K. L. Kannegießer folgende Ueberſetzung mitgetheilt hat:

Auf Goethe's Tod.

Welch magiſche Gewalt, o Deutſchland, eint
Zum erſten Mal an deiner Bruſt all' deine
In Schmerz und Wehmuth ganz verlornen Söhne?
Von Rhein und Donau bis zur Elb' und Oder
Iſt Alles tief betrübt, verwaiſt, und klagt.
Todt, todt iſt Goethe! ruft Germaniens
Athen, das mitleidswerthe. Todt iſt Goethe!
Ruft München, Dresden, Frankfurt, Wien, Berlin
Zu der Unſterblichkeit Altären flog
Der Genius, dem ſeine Nation
Und fremde Völker ſtaunten. Todt iſt Goethe!
Dem ſeinesgleichen in der Wiſſenſchaft
Faſt ein helleuchtend aufgeklärt Jahrhundert,
Nach ihm benannt, nur Einen ſtellen kann.
Er ſtarb, der hehre Seher, der Apoll
Des jetzigen Parnaß, er, der mit ſeinem
Gewaltigen Geſang den rauhen Schall
Des fürchterlichen Kriegs beſchwören konnte,
Der Allumfaſſende, in deſſen Geiſt
Kunſt, Wiſſenſchaft und Bildung ſich vermählt.
Vier Luſtern, reich an Ruhm, der nimmer welkt,
An Kraft und Macht, hätt' überwältigt ſonſt
Der ihm zu Fuß gebund'ne heiß'ge Neid.

Es zögert Atropos, die lorbeerreiche
Stirn zu berühren, — da erſchien der Tag,
Den das Geſchick beſchied, und Goethe'n baut
Humanität das hehre Monument,
Das dem Verdienſt und höhern Wiſſen lohnt.
Nicht du nur, Deutſchland, nein, Europa, nein,
Der Erdkreis hört beſtürzt die Trauerkunde.
Er, er nur iſt des Edlen, Weiſen Heimath;
Er weinet, er beerbt den Schöpfer Fauſt's.

L. G. de Pardo.

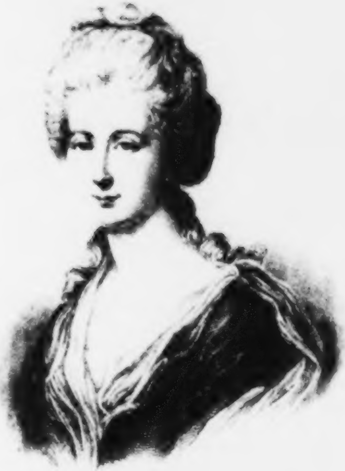
Johannes Papadopulos.

Ein in Jena ſtudirender Neugrieche, Joh. Papadopulos, überſetzte Goethe's Iphigenie in ſeine Mutterſprache und ließ ſie im Jahre 1818 in Jena bei Schreiber drucken, mit folgender Zueignung in deutſcher Sprache:

„Dem großen Dichter Deutſchlands, Goethe, als Zeichen tiefgefühlter Verehrung gewidmet."

„Nicht ohne Bewunderung und mit dem Gefühle tiefdringenden Schmerzes ſchaute ich zu dem deutſchen Pindus auf, welcher mich an den meines unglücklichen, doch geliebten Vaterlandes erinnerte. Meine Klage aber wurde geſtillt, als eine ſchöne ſtille Hoffnung, die jede Griechen-Seele jetzt erhebt, mich dieſem Heiligthume nahen ließ. In ihm erblickte ich die hochgefeierte Iphigenie des Alterthums, nur zur Verherrlichung des deutſchen Genius ſo lange Zeit hindurch bewahrt. Alsbald vernahm ich in der Tiefe meines Herzens eine geheime Stimme, die mir zurief: „Bringe Iphigenie wieder nach Griechenland. Neugeſchaffen kehrt ſie zurück, und hat mit neuer Schönheit im fremden Lande ſich geziert.“ Ich nahm das Wort ſorgſam auf, pflegte das herrliche Bild treu, und bereit ſteht ſie zur Heimkehr. Wie ſoll ich dem Manne danken, welcher ſo wundervoll, herrlich und ſchön Iphigenie mit Freundesſegen meinem Vaterlande zurückgibt? Wüßten Sie, edler Mann, wie meine Seele Ihre Größe bewundert, wie Ihre milden tröſtlichen Worte mich zu Dank verpflichtet haben! Allein, Ihnen es kund zu thun, bin ich zu ſchwach; doch Iphigenie, auf's neue in griechiſches Gewand gekleidet, und mit frommen Sinne Ihnen gewidmet, ſei ein kleines Zeichen meiner großen Verehrung gegen Sie. Die Ihrige iſt ſie; Ihnen gehört ſie ganz an. Sie ſei für mein Vaterland, wie alles, was Deutſchland ihm gilt, ein Pfand der Befreundung. Nicht von dem ſchreckenvollen Ufer der Scythen kehrt ſie heim; ſie kommt nach Griechenland von Germaniens mildem Boden, wo man den Griechen willkommen heißt, und wo er die Gaſtfreunde ſeiner Väter findet.“

Johannes Papadopulos.



Charlotte [illegible]

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtand unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward beſtürzt; ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbiß. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch? ſagt' er. Ich bring' einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagte ich, und ſoll fragen — Komm morgen früh, ſagte er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Göß Kamſt du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorſaal ſtehen, lang, lang. Und die ſeidnen Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir wars einerley. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte al-

Goethe und Werther.

Briefe Goethe's,

meiſtens aus ſeiner Jugendzeit,

mit erläuternden Documenten

herausgegeben von

A. Keſtner,

Königl. Hannov. Legationsrath, Miniſter-Reſident bei dem päpſtl. Stuhle
in Rom

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1854.

[illegible]

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt

Seite
Einleitung 1
Goethe'ſche Briefe, nebſt dazu gehörigen erläuternden Documenten 33
Nr. 1. Fragment eines Brief-Entwurfs aus Keſtner's Papieren, geſchrieben im Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit Goethe 35
„ 2. Anderes Fragment eines Brief-Entwurfs aus Keſtner's Papieren. — Die erſte Bekanntſchaft Goethe's mit Lotte betreffend (9. Juni 1772.) 40
„ 3. Goethe an Keſtner (Wetzlar den 8. Aug. 1772) . . 42
„ 4. Goethe an Keſtner (6. Sept. 1772.) 43
„ 5. Goethe an Keſtner (10. Sept. 1772.) 44
„ 6. Goethe an Lotte. Einſchluß des Vorigen. Davon iſt ein Facſimile beigefügt 45
„ 7. Goethe an Lotte. (11. Sept. 1772.) Zu dem Vorigen, Einſchluß 46
„ 8. Goethe an Keſtner. (Aus Frankfurt.) 47
„ 9. Goethe an Keſtner 49
„ 10. Aus Keſtner's Tagebuche. Deſſen Reiſe nach Frankfurt vom 21. bis 24. Sept. 1772 betreffend . . 50
„ 11. Goethe an Keſtner. Freitags. Frankfurt den 25. Sept. 1772 und Sonnabends nach Tiſche 52
„ 12. Goethe an Keſtner. prs. Wetzlar den 4. Oct. 1772 54
„ 13. Goethe an Keſtner, Dienſtags. Frankfurt den 6. Oct. 1772. prs. Wetzlar den 7. ejusd. 56
„ 14. Goethe an Lotte. prs. Wetzlar den 9. Oct. 1772 58
„ 15. Goethe an Keſtner. Sonnabends. prs. Wetzlar den 11. Oct. 1772 60
„ 16. Goethe an Keſtner. prs. Wetzlar den 22. Oct. 1772 von Frankfurt 62

Seite
Nr. 17. Goethe an Keſtner. pr. Wetzlar den 28. Oct. 1772 63
18. Goethe an Keſtner 65
19. Aus Keſtner's Tagebuch. Goethe's Reiſe nach Wetzlar vom 6. bis 10. Nov. 1772 betreffend 67
20. Goethe's Schweſter an Keſtner. pr. 7. Nov. 1772 68
21. Goethe an Keſtner (Friedberg den 10. Nov. 1772) acc. den 12. ejusd. in Wetzlar 69
22. Goethe an Keſtner. acc. den 14. Nov. 1772 in Wetzlar von Frankfurt 72
23. Goethe an Keſtner. acc. den 15. Nov. 1772 in Wetzlar 73
24. Keſtner an v. Hennings. Wetzlar den 18. Nov. 1772 74
25. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 21. Nov. 1772 81
26. Goethe's Schweſter an Keſtner. Samſtag den 21. Nov. 1772 84
27. Goethe's Schweſter an Keſtner. Mittwoch den 25. Nov. 1772 85
28. Keſtner's Nachricht über den Tod Jeruſalems vom 2. Nov. 1772. An Goethe abgeſandt in demſelben Monat. Ein Facſimile des Billets von Jeruſalem an Keſtner vom 29. Oct. 1772 iſt beigefügt . . 86
29. Nachtrag zur Geſchichte von Jeruſalems Tode, gefunden in Keſtner's Papieren 100
30. Goethe an Keſtner. acc. von Darmſtadt zu Wetzlar den 30. Nov. 1772 102
31. Goethe's Schweſter an Keſtner. Dinſtag den 1. Dec. 1772 104
32. Goethe's Schweſter an Keſtner. Freitag den 4. Dec. 1772 105
33. Goethe an Keſtner. Am Abend. acc. Wetzlar den 8. Dec. 1772 106
34. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 13. Dec. 1772 108
35. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 16. Dec. 1772 109
36. Goethe an Keſtner 111
37. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 26. Dec. 1772 112
38. Goethe's Schweſter an Keſtner. Montag d. 4. Jan. 1773 117

Seite

Nr. 39. Goethe an Keſtner 118
„ 40. Goethe an Keſtner. Freitag Morgens . . . 119
„ 41. Goethe an Keſtner 121
„ 42. Goethe an Keſtner 121
„ 43. Goethe an Lottens Schweſter 125
„ 44. Goethe's Schweſter an Keſtner. Dienſtag den 12. Jan. 1773 126
„ 45. Goethe's Schweſter an Keſtner. Montag den 18. Jan. 1773 127
„ 46. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 19. Jan. 1773 128
„ 47. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 20. Jan. 1773 129
„ 48. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 27. Jan. 1773 130
„ 49. Goethe an Keſtner. Donnerſtags Vormittag. acc. den 29. Jan. 1773 132
„ 50. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 6. Febr. 1773 134
„ 51. Goethe an Keſtner. acc. den 7. Febr. 1773 . . 136
„ 52. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 12. Febr. 1773 137
„ 53. Goethe an Keſtner (Febr. 1773) 139
„ 54. Goethe an Keſtner. acc. den 23. Febr. 1773 . . 140
„ 55. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 26. Febr. 1773 141
„ 56. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 16. März 1773 142
„ 57. Goethe an Hans Buff (Lottens Bruder) 143
„ 58. Goethe an Keſtner 144
„ 59. Goethe an Keſtner 145
„ 60. Goethe an Keſtner 146
„ 61. Goethe an Lotte. Einſchluß des Vorigen 148
„ 62. Goethe an Keſtner 149
„ 63. Goethe an Keſtner 150
„ 64. Goethe an Keſtner 152
„ 65. Goethe an Keſtner. acc. den 12. April 1773 in Wetzlar 153
„ 66. Goethe an Keſtner. acc. den 12. April 1773 . . 156
„ 67. Goethe an Keſtner. Mittwochs. acc. Wetzlar den 16. April 1773 157
„ 68. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 16. April 1773 159

Seite
Nr. 69. Goethe an Keſtner. Darmſtadt. acc. Wetzlar den 23. April 1773 162
„ 70. Goethe an Hans 163
„ 71. Goethe an Hans 164
„ 72. Goethe an Keſtner. Darmſtadt. Sonntags. acc. 30. April 1773 165
„ 73. Goethe an Keſtner. acc. Wetzlar den 5. Mai 1773 166
„ 74. Goethe an Hans 167
„ 75. Goethe an Hans 168
„ 76. Goethe an Keſtner. acc. Hannover den 18. Juni 1773 169
„ 77. Goethe an Hans 171
„ 78. Goethe an Keſtner. acc. Hannover den 21. Juli 1773 173
„ 79. Goethe an Hans 176
„ 80. Goethe an Keſtner (21. Aug. 1773) 177
„ 81. Goethe an Keſtner, vom 15. Sept. 1773 179
„ 82. Gedicht an Lotte, im Couvert des verlorengegangenen Briefes, mit Goethe's Silhouette, welches aber nicht erhalten iſt. Ein Duplicat dieſes Gedichts mit einigen Varianten hat Goethe am 31. Auguſt 1774 (Nr. 101) und dabei ſeine Silhouette überſandt. Beide ſind im Facſimile hier nachgebildet . . 183
„ 83. Goethe an Keſtner 185
„ 84. Goethe an Hans 187
„ 85. Goethe an Hans 188
„ 86. Goethe an Hans 189
„ 87. Goethe an Lotte. Frankfurt den 31. Oct. 1773 . 190
„ 88. Goethe an Keſtner, am erſten Chriſttage Morgens nach ſechs, den 25. Dec. 1773 192
„ 89. Goethe an Hans 195
„ 90. Goethe an Hans 196
„ 91. Goethe an Hans 197
„ 92. Goethe an Hans 198
„ 93. Goethe an Hans 199
„ 94. Goethe an Hans 200
„ 95. Goethe an Hans 201

Seite

Nr. 96. Goethe an Lotte (1773 oder 1774) 202
„ 97. Goethe an Keſtner (März 1774) 203
„ 98. Goethe an Lotte (Mai 1774) 206
„ 99. Goethe an Keſtner, vom 11. Mai 1774 207
„ 100. Goethe an Lotte, vom 16. Juni 1774 209
„ 101. Goethe an Lotte, vom 26. und Nachſchrift vom 31. Aug. 1774 aus Frankfurt. Bei letzterer erfolgte das oben (Nr. 82) im Facſimile hinzugefügte Gedicht nebſt Silhouette 212
„ 102. Goethe an Lotte, vom 27. Aug. 1774 aus Langen, zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt 215
„ 103. Goethe an Hans, vom 31. Aug. 1774 217
„ 104. Goethe an Keſtner, vom 23. Sept. 1774 mit einem Exemplar des Werther 218
„ 105. Goethe an Lotte. Einſchluß des Vorigen 219
„ 106. Fragment eines Briefconcepts von Keſtner an Goethe, nach Empfang des Werther. (Aus Hannover vom Ende Sept. oder Anfang Oct. 1774) 220
„ 107. Goethe an Keſtner und Lotte (Oct. 1774) . . . 222
„ 108. Keſtner an v. Hennings. Hannover den 7. Nov. 1774 224
„ 109. Goethe an Keſtner, vom 21. Nov. 1774 . . . 232
„ 110. Keſtner an v. Hennings, vom 30. Nov. 1774, geſchloſſen am 24. Jan. 1775 236
„ 111. Goethe an Hans, vom 9. Jan. 1775 240
„ 112. Goethe an Lotte, aus der Schweiz, vom 19. Juni 1775 241
„ 113. Goethe's Schweſter an Keſtner, vom 6. Jan. 1776 242
„ 114. Goethe's Mutter an Hans. Frankfurt d. 2. Febr. 1776 244
„ 115. Goethe an Keſtner und Lotte. Weimar den 9. Juli 1776 246
„ 116. Goethe an Keſtner. Wartburg den 28. Sept. 1777 248
„ 117. Goethe an Keſtner, vom 23. Jan. 1778 . . . 250
„ 118. Goethe an Keſtner. Pfingſtmontag 1780 . . . 251
„ 119. Goethe an Keſtner. Weimar den 30. Mai 1781, acc. 22. Juni e. a. 253
„ 120. Goethe an Keſtner. Weimar den 15. März 1783 acc. 22. ejusd. 254

Seite
Nr. 121. Goethe an Kestner. Weimar den 2. Mai 1783 . 256
— 122. Fragment eines Briefconcepts Kestner's an Goethe. (Im Sommer 1783.) . . . 258
— 123. Goethe an Kestner. Eisenach den 24. Juni 1784 261
— 124. Goethe an Kestner. Weimar den 11. Jan. 1785 263
— 125. Goethe an Kestner. Weimar den 25. April 1785 265
— 126. Goethe an Kestner, vom 1. Sept. 1785 . . . 267
— 127. Goethe an Kestner. Weimar den 4. Dec. 1785. Am 2. April 1786 beantwortet 268
— 128. Goethe an Kestner. Weimar den 16. Juni 1786 269
— 129. Goethe an Kestner. Weimar den 21. Juli 1786 270
— 130. Goethe an Kestner. Rom den 19. Febr. 1787 . 271
— 131. Goethe an Kestner. Rom den 24. Oct. 1787 . 272
— 132. Goethe's Mutter an Kestner und Lotte. Frankfurt den 23. Dec. 1788 274
— 133. Goethe an Kestner. Weimar den 10. Nov. 1788 277
— 134. Goethe an Kestner. Weimar den 2. Febr. 1789 . 279
— 135. Goethe an Kestner. Weimar den 2. März 1790 . 280
— 136. Goethe an Kestner. Weimar den 10. März 1791 281
— 137. Goethe an Kestner. Weimar den 16. Juli 1798 282
— 138. Gruß Goethe's an Kestner, vor ein diesem gesandtes Exemplar des »Deserted village by Dr. Goldsmith« von Goethe geschrieben 284
Einige ältere Briefe, als fernere erläuternde Documente 285
Nr. 139. Kestner an seinen früheren Hauslehrer. (Aus Wetzlar, am Ende des Jahres 1767 oder Anfangs 1768 geschrieben.) 287
— 140. Kestner an v. Hennings. Wetzlar den 2. Nov. 1768 291
— 141. Kestner an denselben. Wetzlar den 25. Aug. 1770 295
— 142. Kestner an denselben, aus Wetzlar. (Vermuthlich im Herbst 1770 geschrieben.) 302

lerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werde ich dir's beybringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfott ſeyn.

ab.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Einleitung.[1]

Unſer Dichter iſt dahingegangen; wir betrachten ſein mächtiges Leben; wir erforſchen ſeine Spuren; wir ſammeln was ihn betrifft, um der Geſchichte die verklungenen Töne zu überweiſen, aus denen ſie die unvergängliche Sprache bildet, zur Erhebung und Belehrung der Menſchen. Solchen Schätzen fügen wir hiemit eine Reihe eigenhändiger Briefe Goethe's hinzu, vorzüglich aus der Periode des Werther, und begleiten ſie mit einigen erläuternden Documenten.

In einer lieblichen Erſcheinung der Wirklichkeit, in der wir die Elemente ſeines großen Gedichtes erkennen, erblicken wir Ihn, der ſeitdem ein halbes Jahrhundert die Ideen ſeiner Nation beherrſcht hat, einem jungen Adler gleich, der ſeine Flügel zu ſchwingen beginnt, kaum ahnend, daß ſie Ihn einſt zur höchſten Sonne tragen werden, ſehen Ihn, den Jüngling, den Freund, den Liebenden, mit unſern eigenen Augen im Leben wandeln. Denn wenn Er uns ſpäter das Bild ſeines Lebens als „Wahrheit und Dichtung“[1] gab, ſo bekannte Er ſelbſt ſeinen Zweifel, ob im Nebel der Vergangenheit Ihm das Geſchehene oder die Idee des Dichters erſcheine, ob ſeine bejahrten Augen an dem Jünglinge die Farben der Jugend noch zu erkennen vermochten.

---

[1] Der Herausgeber der unten folgenden Briefe hat kurz vor ſeinem am 5. März 1853 erfolgten Tode ihre Veröffentlichung beabſichtigt und ſie mit dieſer Einleitung begleiten wollen, deren Anfang zeigt, daß ſie in den, vor Jahren, von dem Tode Goethe's empfangenen lebhaften Eindrücken ihre erſte Veranlaſſung gefunden hat.

Mehrere Mitglieder ſeiner Familie waren bisher der Herausgabe entgegen, haben ſie aber jetzt geſtattet, um die Wünſche eines geliebten Verſtorbenen nicht unerfüllt zu laſſen.

Goethe's Verehrung einer wirklichen Lotte in Wetzlar war Vielen bekannt; denn ſchon als ein glänzender Jüngling war er vielfach von den Zeitgenoſſen beſprochen und hochgeſchätzt. Kurze Zeit, nachdem er die Stadt auf immer verlaſſen hatte, erſchoß ſich daſelbſt ein intereſſanter junger Mann, Wilhelm Jeruſalem, Sohn des berühmten Theologen, des Abts Jeruſalem in Braunſchweig. Zwei Jahre darauf erſchien der Roman: „Die Leiden des jungen Werther.“ Der erdichtete Selbſtmord des erdichteten Werther, und die noch in friſchem Andenken ſtehende Schreckensthat Jeruſalems, die ebenfalls einer unglücklichen Liebe zugeſchrieben und mit Goethe's

---

[1] In früheren Ausgaben „Dichtung und Wahrheit“ genannt.
Die unten citirten Allegate beziehen ſich auf den 22. Band von Goethe's ſämmtlichen Werken, Ausgabe von 1840.

Aufenthalt in derſelben Stadt faſt gleichzeitig war, wirkten zuſammen, um die vom Dichter durch den Roman ſo heftig bewegten Gemüther aufzuregen, und trieben zur Erforſchung der Thatſachen, in denen man den Gegenſtand ſo lebendiger Schilderung zu entdecken begierig war. Ein Gewirre von Erzählungen und Auslegungen überſchwemmte Deutſchland, in denen bald der todte Jeruſalem, bald der lebende Goethe mit dem Werther vermengt und verflochten wurde. Solche Beziehungen konnten, wie wir ſehen werden, größtentheils nur Goethe's Seelenzuſtand treffen, das Faktiſche derſelben aber war, zumal in ſo fern es die Kataſtrophe des Romans betrifft, ſchon deßwegen ſeiner Perſon fremd, weil er die Lotte ſchon in ihrem Brautſtande auf immer verlaſſen hat, und niemals als junge Frau, ſondern erſt, als er 70, und ſie 60 Jahre alt war, in Weimar, wo ſie ihre Schweſter beſuchte, wieder geſehen hat, als ſie die ehrwürdige Mutter von zwölf Kindern war, von denen der Verfaſſer dieſer Einleitung der vierte Sohn iſt. Unſere Briefe ſetzen dieſes Alles ins Licht. Um jedoch das Bild jener Zeit vollſtändig aufzufaſſen, iſt es weſentlich, die Perſonen der Freunde kennen zu lernen, mit denen Goethe gleichſam aus dem Leben in die Dichtung überging; und hiezu ſind die nachſtehenden Seiten beſtimmt. Wenn in dieſen hiſtoriſchen Erläuterungen der Sohn über ſeine Eltern ſo ausführlich redet, ſo glaubt er ſolches in Beziehung auf Goethe ſelbſt nicht unterlaſſen zu dürfen, weil dadurch deſſen innige Freundſchaft für die Eltern erklärt und nur dadurch ſein ganzes Verhältniß zu ihnen erklärlich wird.

Der nachmalige Hofrath Johann Chriſtian Keſtner zu Hannover, in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" (pag. 114 des 22. Bandes von Goethe's ſämmtl. Werken) mit dem Beinamen: „der Bräutigam," bezeichnet, kam, ſechs und zwanzig Jahre alt, als Legationsſecretär der kurfürſtlich hannoverſchen Geſandtſchaft bei der Kammergerichtsviſitation, im Jahre 1767, nach Wetzlar. Zu Hannover (am 28. Aug. — auch Goethe's Geburtstag — 1741) geboren, hatte er in einem glücklichen Familienkreiſe und an der Hand eines Hauslehrers von ausgebreitetem Wiſſen und edlem Character eine auserleſene Erziehung gehabt. (S. Nr. 139 der Documente.) Viele Ehrenmänner, bekannte wie unbekannte, haben in vieljähriger Freundſchaft mit ihm bezeugt, daß er ein ausgezeichneter Jüngling, ſpäter ein trefflicher Mann war: tüchtig, gerecht und menſchenliebend, mit einem Verſtande durch das Herz, einem Herzen durch den Verſtand bereichert. Goethe, einer dieſer Zeugen, ſagt in einem ſeiner Briefe: „Ihr wart mir eine Art Ideal eines durch Genügſamkeit und Ordnung Glücklichen, und euer muſterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." (S. Nr. 127.)

Um einen Blick auch unmittelbar auf ſeine Perſon, als eine der Haupterſcheinungen auf dem Boden, den Goethe in Wetzlar betrat, zu eröffnen, haben wir die Goethe'ſchen Briefe ebenfalls mit einigen Briefen Keſtners an andere Freunde, inſonderheit an ſeine Jugendfreunde, die bekannten Gebrüder v. Hennings, begleitet, welche zugleich Thatſachen von Erheblichkeit enthalten. Es wird in der Familie noch ein fernerer, gar liebenswürdiger Briefwechſel aus der Schulzeit und den Univerſitätsjahren dieſer Freunde aufbewahrt. Alles darin iſt gediegen und rein. Warm, gleich Liebenden, wahr und arglos wie Kinder, kaum ahnend, daß Schlechtes oder Unſchönes in der Welt ſei, durchdrungen von ſittlichem Ernſt, führen die Jünglinge in dieſen Briefen alles was ſie denken auf ihre Freundſchaft zurück, und ſtärken ihren jugendlichen Sinn für das Gute und Schöne, durch Wiſſenſchaft, Natur und Dichtkunſt. Wenn gleich dieſe Briefe, einige wenige ausgenommen, die wir unſern Urkunden anſchließen, den Umfang dieſes Buchs nicht erweitern ſollen, ſo durfte der Inhalt derſelben nicht unberührt bleiben, da die Seelenſchönheit, welche aus denſelben hervorleuchtet, zur Auffaſſung einer ſo reinen und hohen Freundſchaft leitet, welche Keſtner mit dem Vollgehalt ſeines dafür empfänglichen Herzens dem jungen Goethe entgegentrug, von dieſem in ſeinem großen Seelenvermögen erwiedert wurde, und in beiden einen ſo ſeltenen Edelmuth entwickelte.

Keſtner, an reichhaltigen Umgang gewöhnt, litt anfangs an dem Mangel deſſelben in der fremden Stadt, und tröſtete ſeine Einſamkeit durch die Schönheiten des Lahnthales, das er, Inhalts ſeiner Tagebücher, zu Fuß und zu Pferde durchſtrich. Doch gar bald fand er Erſatz für das, was er zu Hauſe verlaſſen, in der Familie des Deutſchordens-Amtmanns Buff, die von manchen Zeugen als eine der auserleſenſten jener Stadt, als ein Bild heiterer und unſchuldiger Häuslichkeit geſchildert iſt. Der Vater, ein kräftiger Biedermann, die Mutter von hoher Vortrefflichkeit. Sie war in der Stadt die Mutter der ſchönen Kinder genannt.

Nicht lange hatte er dieſen reichen Umgang genoſſen, als die Zweitgeborne der Töchter, Charlotte, das höchſte Ziel ſeiner Wünſche wurde. Mit ihrer Liebe zugleich gewann er die beſondere Gunſt der Mutter. Die von ſolcher Mutter erzogene Lotte, verſtand, auch voll Lebhaftigkeit und Muthwillen, wie ſie war, ihren ſanftmüthigen Bewerber in der Unſchuld ſeines Gemüths und der Redlichkeit ſeines Charakters.

In dem Briefe an ſeinen Jugendlehrer (Nr. 139) und einigen an ſeinen Freund (Nr. 140 u. f.) lernen wir Mutter und Tochter näher kennen, und zugleich ihn ſelbſt, der in ſeiner Freude an denen, die er ſchildert, vor uns ſteht. Im Werther, im letzten Briefe des erſten Buchs, hat Goethe dieſer ſeltenen Frau, indem er die Tochter reden läßt, ein Denkmal der Verehrung geſetzt, eine Scene ſchildernd, die aus dem Leben genommen iſt.

Im Jahr 1770 ward dieſe glückliche Familie der edlen Mutter beraubt, und Lotte, gleich als hätte eine Familienwahl es entſchieden, erbte die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder.

Vom Jahr 1768 bis 1772 hatte Keſtner, als glücklicher Verlebter, den Frühling ſeines Lebens genoſſen, als er, durch Goethe's Bekanntſchaft, den Werth ſeiner Geliebten noch höher erkennen mußte. Goethe, der in Wetzlar den Proceß des Reichskammergerichts ſtudiren ſollte, und Keſtner, der bei reichlichen Amtsgeſchäften ſeine Welt in einem einzigen Hauſe gefunden, waren einander noch nicht begegnet, als Gotter, einer ſeiner Freunde, ſie eines Tages in dem Dorfe Garbenheim, (im Werther Wahlheim genannt,) einem Vergnügungsorte unweit Wetzlar, zuſammenführte. Dieſer Begegnung verdanken wir die von Keſtner hingeworfene Charakteriſtik Goethe's (Nr. 1 unſerer Documente).

Kurze Zeit darauf machte Goethe mit Lotten Bekanntſchaft auf einem Ball, (welcher im Werther zur Schilderung der erſten Begegnung Werthers mit Lotten, im Briefe vom 16. Jun. pag. 21 des erſten Buches, den Stoff gegeben) und ſchon am andern Tage erfolgte ſein erſter Beſuch ihrer Familie im deutſchen Hauſe.[1]

In dieſer reinen, durch den Segen der unlängſt verſtorbenen Mutter geheiligten Atmoſphäre, fand Goethe vier Monate lang ſeine Lebensluſt. Um Lottens willen hatte er zuerſt Aufnahme in der Familie geſucht. Aber hier kamen die blühenden Kinder, eins ſchöner als das andere, um ihn her geſprungen, und nahmen ihn mit zwanzig Händen in Beſitz, jubelnd über den ſchönen neuen Vetter oder Onkel, ihn, der nicht lieber die Chronik leſen mochte, als ihnen Märchen erzählen, und auf dem Boden unter ihnen, von den wilden Buben ſich zerzauſen laſſen. Von dem Amtmann wie ein Sohn, von den mehr herangewachſenen Geſchwiſtern wie ein älterer Bruder geliebt, wurde er in kurzer Zeit Keſtnern und Lotten innigſt befreundet. Keſtner ſtellte ihn in ſeinem Herzen ſeinem Jugendgefährten v. Hennings zunächſt: Goethen, dem Dichter, deſſen Beruf das Schöne war, war es natürlich, hier wieder zu lieben, und beide junge Männer, während ſie in jedem Augenblicke die größten Gefahren, denen die Freundſchaft begegnen kann, überwanden, legten ſich gegenſeitig das Zeugniß der hohen Eigenſchaften ab, die allein es möglich machten, einer ſo ſchweren Stellung ſich würdig zu verhalten. Und hatte wohl Keſtner Goethen zunächſt nur ſeinen klaren Verſtand, ſeine Wärme für das Gute und Schöne, und ſeine redliche Liebe zu geben, ſo waren ſie in der glücklichen Jugendzeit, wo ſelbſt wenigere Seelenbezüge, dafern ſie nur weſentlich ſind, Freundſchaft und Brüderlichkeit begründen. In Lotten gedieh die jungfräuliche Würdigkeit, die aus dem Beiſpiel der Zucht edler Mütter in dem Weſen der Töchter emporwächst, noch zu höherem Adel durch ihre individuelle Natur und ihre Lage. Geſchaffen für die Wirklichkeit des Lebens, und zwar deſſen heiterſte Seite, war durchaus kein ſentimentales Element in ihrem Charakter, und wo die Lotte im Werther mit romanhaften Ideen beſchäftigt, wo ſie gar tändelnd dargeſtellt wird, waren die Züge nicht aus ihrem Leben genommen. Aber hätte auch, in Empfindungen zu leben, in ihrem Charakter gelegen, ſo hätte dieſe Neigung den mütterlichen Sorgen weichen müſſen, die ſie als achtzehnjähriges Mädchen ſich auflud: denn zehn lebhafte Kinder tobten um ſie her, den ganzen Tag. Das glückliche Zuſammentreffen ihrer zufälligen Beſtimmung mit ihren natürlichen Anlagen, erhob um ſo mehr ihre jugendliche Schwungkraft. Die häusliche Macht einer Mutter handhabend, war ſie ein Mädchen an Frohſinn und Lebendigkeit. Die pflichtmäßige Miene der mütterlichen Strenge hatte den

---

[1] Keſtner's Beſchreibung deſſelben Abends, des 9. Jun. 1772, in dem Fragmente eines Brief-Entwurfs, iſt in Nr. 2 der Documente enthalten.

Schmelz der bräutlichen Heiterkeit. Dieſes waren die Eigenſchaften eines weiblichen Weſens, in welchem vom Kopf bis zu den Füßen, Alles Uebereinſtimmung der rechten Maße, Alles Gemüth, Alles argloſe Jugend war: in deren Anſchauung Goethe's edle Leidenſchaft, zugleich mit ſeiner Hochachtung, täglichen Wachsthum erhielt.

Mit dieſen Seelenzuſtänden der trefflichſten Art, in welche Goethe ſich hineinlebte, übereinſtimmend, ſahen die Verlobten in ſeinem ſtets offenen Herzen, daß es edel war. In ſolchem, von ihnen Allen getheilten Selbſtgefühl konnte es unter ſolchen Menſchen geſchehen, daß er das Bekenntniß jeder ſeiner Empfindungen zum Gegenſtand des freieſten Verkehres mit beiden Verlobten machte. Unter ihnen gab es keine argwöhniſche Eiferſucht, die den Nebenbuhler ängſtlich bewacht, und ihm die Thür der Geliebten verſperrt; unter ihnen keinen Stolz des Siegers, keinen Groll des minder Begünſtigten, keine Eitelkeit der Angebeteten, die in ihrem Triumphe ſich gefiele. Denn kein Gedanke war von einem dieſer drei redlichen Freunde gedacht, keine Empfindung gefühlt, die nicht das gemeinſchaftliche Eigenthum aller drei war, eine Harmonie, zuvor von zweien, jetzt von dreien gebildet, ein Verhältniß, wovon wohl ſelten ein ähnliches Beiſpiel in der Geſchichte der Menſchheit erſcheinen mögte. Was wir hier entwickelten, iſt die Auslegung des in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euern Umgang. Ich wollte, ihr wär't, wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergibt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von euerm Geſang. Eh' ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen

S. 115 und 117 des 22. Bandes ſeiner ſämmtl. Werke, mit anmuthiger Ausführlichkeit entworfenen Bildes von Lotten und von ſeinen Verhältniſſen mit den beiden Verlobten. „Leicht aufgebaut, nett gebildet“ nennt er Lottens Geſtalt, „rein und geſund ihre Natur.“ Sein Leben mit ihnen nennt er „eine ächt deutſche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Proſa, und eine reine Neigung die Poeſie gab;“ indem alle drei, in wechſelſeitig inniger Zuneigung und Großmuth, „ſich an einander gewöhnt hatten, ohne es zu wollen, und nicht wußten, wie ſie dazu kamen, ſich nicht entbehren zu können.“

War auch jene Zeit, von welcher er hier ſchrieb, weit zurück, ſo daß in ſeinen Erzählungen von Einzelheiten manche Erinnerung verloſchen, auch das Frühere und Spätere oft vermengt iſt; ſo ſehen wir doch ſein Herz liebesjung ſich lebhaft der Vergangenheit erinnern, wenn er, in dem Rückblick darauf, mit dem wehmüthigen Gefühl, ſie jetzt nicht mehr genügend darſtellen zu können, ſagt: „Es würde der Dichter jetzt die verdüſterten Seelenkräfte vergebens anrufen, umſonſt von ihnen fordern, daß ſie jene lieblichen Verhältniſſe vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale ſo hoch verſchönten“; ſich aber tröſtend hinzufügt: „Glücklicherweiſe hatte der Genius ſchon früher dafür geſorgt, und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächſt Vergangene feſtzuhalten, zu ſchildern und kühn genug zur günſtigen Stunde öffentlich aufzuſtellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint ſei, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung.“ – (S. 114 des 22. Bandes von Goethe's ſämmtl. Werken.) Wenn er dann das allbelebende Jugendvermögen der Geliebten beſchreibt, ſo verſichert er kindlich, daß damals „alle ſeine Tage Feſttage zu ſein ſchienen, und der ganze Kalender hätte müſſen roth gedruckt werden.“

So wie nun ſeine Leidenſchaft, ſo wuchs der Freunde auf Bewunderung gegründete Freundſchaft für den, der bald wie ein Rieſe neben ihnen ſtand, bald ihr jugendliches Treiben in harmloſer Kindlichkeit mit ihnen theilte, und den ſie den größten Theil ſeines Selbſt der Ehrfurcht vor ihrem Glücke opfern ſahen. Auch der Schmerz, der ihn niederdrückte, wurde, ſo wie alles unter ihnen gemeinſchaftlich war, ein von drei Freunden gemeinſchaftlich getragener Schmerz.

Aber Goethe litt zu ſehr, und nachdem er einige Zeit umſonſt gekämpft hatte, faßte er den ſchweren und ſchönen Entſchluß, von Wetzlar nach Frankfurt zurückzukehren. Am 11. September 1772 reiſte er ab. Wie tief die Trennung die Freunde betrübte, erſcheint mit den lebhafteſten Farben, in drei zuſammentreffenden ſchriftlichen Denkmälern jener Zeit. Dieſe hier zuſammenzuſtellen iſt uns ein anziehendes Geſchäft, bei welchem wir einen Augenblick verweilen.

Goethe hat ſeinen Trennungsſchmerz in den Blättern niedergelegt, die er den beiden Verlobten am 11. September 1772 zurückließ, und die von den untenſtehenden Briefen des abweſenden Goethe den Anfang machen. Dem Roman „Werther“ alsdann, hat er, wie wir ſogleich zeigen werden, von dieſem bedeutenden Lebensmoment, ein dauerndes Denkmal in einem der ſchönſten Briefe eingedrückt. In welcher Betrübniß er die beiden Verlobten und das ganze väterliche Haus Lottens zurückließ, ſehen wir endlich aus einem Tagebuchsblatte Keſtners, deſſen getreuer Inhalt folgender iſt:

September 10. 1772.

....„Mittags aß Dr. Goethe bey mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war. .... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutſchen Hauſe. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Geſpräch von dem Zuſtande nach dieſem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc. ꝛc., welches nicht er, ſondern Lottchen anfing. Wir machten mit einander aus, wer zuerſt von uns ſtürbe, ſollte, wenn er könnte, den Lebenden Nachricht von dem Zuſtande jenes Lebens geben; Goethe wurde ganz niedergeſchlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen wollte.“

September 11. 1772.

„Morgens um 7 Uhr iſt Goethe weggereiſet, ohne Abſchied zu nehmen. Er ſchickte mir ein Billet nebſt

Büchern. Er hatte es längſt geſagt, daß er um dieſe Zeit nach Coblenz, wo der Kriegszahlmeiſter Merk ihn erwarte, eine Reiſe machen, und er keinen Abſchied nehmen, ſondern plötzlich abreiſen würde. Ich hatte es alſo erwartet. Aber, daß ich dennoch nicht darauf vorbereitet war, das habe ich gefühlt, tief in meiner Seele gefühlt. Ich kam den Morgen von der Dictatur zu Hauſe. „„Herr Doctor Goethe hat dieſes um 10 Uhr geſchickt."" — Ich ſah die Bücher und das Billet, und dachte was dieſes mir ſagte: „„Er iſt fort!"" und war ganz niedergeſchlagen. Bald hernach kam Hans zu mir, mich zu fragen ob er gewiß weg ſey? Die Geheime Räthin Langen hatte bei Gelegenheit durch eine Magd ſagen laſſen: „„Es wäre doch ſehr ungezogen, daß Doctor Goethe ſo ohne Abſchied zu nehmen, weggereiſt ſey."" Lottchen ließ wieder ſagen: „„Warum ſie ihren Neveu nicht beſſer erzogen hätte?"" Lottchen ſchickte, um gewiß zu ſeyn, einen Kaſten, den ſie von Goethen hatte, nach ſeinem Hauſe. Er war nicht mehr da. Um Mittag hatte die Geheime Räthin Langen wieder ſagen laſſen: „„Aber ſie wolle es des Doctor Goethe Mutter ſchreiben, wie er ſich aufgeführt hätte."" — Unter den Kindern im deutſchen Hauſe, ſagte jedes: „„Doctor Goethe iſt fort!"" — Mittags ſprach ich mit Herrn v. Born, der ihn zu Pferde bis gegen Braunfels begleitet hatte. Goethe hatte von unſerm geſtrigen Abendgeſpräch ihm erzählt. Goethe war ſehr niedergeſchlagen weggereiſt. Nachmittags brachte ich die Billets von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über ſeine Abreiſe; es kamen ihr die Thränen beim Leſen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da ſie ihm das nicht geben konnte, was er wünſchte. Wir ſprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken, vertheidigte die Art ſeiner Abreiſe, welche von einem Unverſtändigen getadelt wurde; ich that es mit vieler Heftigkeit. Nachher ſchrieb ich ihm, was ſeit ſeiner Abreiſe vorgegangen war.“ [1]

Der 10. September alſo war, wie wir hieraus ſehen, der Vorabend dieſer merkwürdigen Trennung. Schlagen wir nun den „Werther“ auf, und wir ſehen, daß der 10. September ebenfalls das Datum des Briefes iſt, der am Ende des erſten Buchs dieſes Romans den Vorabend eben dieſer Trennung darſtellt. Keſtners Tagebuch, deſſen Thatbeſtand des verlebten Tages dieſer Brief zu einem Bilde erhebt, erläutert uns, warum aus jedem Worte deſſelben die Wärme einer wirklich empfundenen Freundſchaft und die Gluth einer wirklich empfundenen Liebe ſpricht; denn es war *der* von dem Dichter ſelbſt erlebte, entſcheidende Moment, den im Gemälde ſeiner Liebe zu verewigen, ihm ſo ſehr am

---

[1] Auch beſuchte bald darauf Keſtner Goethen in Frankfurt. S. deſſen Tagebuch Nr. 10 der Documente.

Herzen lag, daß er ſelbſt das Datum dieſes in ſeinem Jugendleben entſcheidenden Tages heilig gehalten hat.

Dieſer Moment, womit das erſte Buch des „Werther“ ſchließt, iſt denn auch der, wo in dem Roman Wahrheit und Dichtung ſich gänzlich ſcheiden. Im zweiten Buche borgt Goethe von Jeruſalem einige Begebenheiten, beſonders die ſchließliche Kataſtrophe; an Lottens und Keſtners Stellen erſcheinen neue Perſonen, jenen eben ſo fern ſtehend, wie ihre erdichteten Erlebniſſe. Die Wirklichkeit beſchränkt ſich allein auf den nunmehr eintretenden Briefwechſel mit den entfernten Freunden.

Der Flucht Goethe's, welche ihn an jenem Tage von ihnen, einen kurzen Beſuch ausgenommen,[1] auf immer getrennt hat, verdanken wir dieſe Briefe, die wie jugendliche Zeugen zu uns reden, über einen Charakter, über Geſinnungen, die Goethe – wir erkennen es in ſeiner Biographie, – ſpäter kaum noch an ſich gekannt hat.

Um ſo mehr muß uns erfreuen, die Biographie durch dieſe ſeine eigenen Zeugniſſe weſentlich ergänzt und von dem Jünglinge wieder gewonnen zu ſehen, was er im Alter bei der Schilderung ſeiner ſchönſten Lebensperiode, obgleich ihr manche Silberblicke nicht fehlen, ſich ſelbſt an Ruhm entzogen hat. Wer aber auch in Goethe's ſpäterer Zeit den Dichter, den Menſchen von dem Weltmanne beeinträchtigt finden wollte, erkennt doch immer in unſern Eröffnungen den angebornen edlen Menſchenſtoff, der durch ſeine Werke fließt.

---

[1] Ueber dieſen Beſuch ſ. Keſtner's Tagebuch Nr. 19 der Documente.

Vollſtändig, ſo weit die Briefe vorhanden — denn unverkennbar ſind mehrere Lücken in der Correſpondenz — und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Weglaſſung des Wenigen, was Lebende verletzen kann, ſind dieſe Briefe unten abgedruckt. Daß nichts Weſentliches weggelaſſen, und bei dem Gegebenen die ſtrengſte Wahrhaftigkeit beobachtet ſei, können zahlreiche Freunde und Bekannte bezeugen, denen die Briefe in ihren Originalen ſtets bereitwillig vorgelegt ſind. So viele Zeichen der Originalität man aber in einem gedruckten Buche geben mag, ihre Reliquienanmuth kann nur beim Anblick der Originale empfunden werden: wie in Goethe's ſchlanken, oft den Charakter wechſelnden Schriftzügen die ganze Mannigfaltigkeit ſeiner wechſelnden Stimmungen ſich abzuſpiegeln ſcheint. Manche derſelben ſind unanſehnliche Blätter, groß oder klein, fein oder grob, ſo wie ſie ſeiner ſorgloſen Hand auf dem Schreibtiſche, unter Entwürfen von Gedichten und Journalartikeln, oder unter dem Abfall von Briefcouverten begegnen mochten. Mit aller dieſer Nichtachtung des äußerlich Herkömmlichen ermangeln dennoch wenige dieſer Blätter einer gewiſſen

Anmuth der Form, welche ſeine Hand im Ebenmaß der Zeilen und Räume unbewußt ihnen mittheilte. Und hatte er ein herkömmlich regelmäßiges Briefblatt genommen, ſo war das Couvert und die Beſiegelung ſtets mit Sorgfalt und Zierlichkeit vollbracht. Geſchloſſen waren die meiſten der Briefe mit rothem Siegellack. Sein früheres Siegel war meiſtens ein G mit Verſchlingungen in dem Style der damaligen Zeit; zuweilen ein offenſtehender Käficht, aus dem ein Vogel entfliegt. Nach ſeiner Reiſe in Italien hat er zuweilen mit Gemmen geſiegelt, mit einem Sokrateskopfe, einer Minerva, einem Löwen u. a. m. Auffallend ſind die Abweichungen von der allgemein üblichen Orthographie, wie die untenſtehenden Briefe, die genau nach den Originalen abgedruckt ſind, uns zeigen. Eigenthümlich, auch in den geringſten ſeiner Handlungen, oder, wie er von ſich ſelbſt ſagte, „grillenhaft," gab er nichts darum, den Bau der Worte mit anderen gemein zu haben. Auch in den grammatiſchen Formen hat er unbekümmert ſich der im gemeinen Leben üblichen bedient. Manches hierin iſt auch erſt nach jener Zeit allgemeine Regel geworden. Nach und nach ſehen wir ihn ſpäter dem allgemeinen Gebrauch ſich bequemen.

Jene unbefangene Freiheit eines durchlebten Verhältniſſes, in welcher er, nach wechſelnder Stimmung des Augenblicks, ſich dem wechſelnden Ausdruck hingab, hat auch die Mannigfaltigkeit der Formen erzeugt, unter denen er in den Briefen ſich ſelbſt Keſtnern gegenüber ſtellte; bald nennt er ihn „Sie,“ bald „Du,“ bald „Ihr“ und den Primaner, Hans, Lottens jüngeren Bruder, im Style jener Zeit, oft ſogar „Er.“ Auch hat Keſtner es vollkommen natürlich gefunden, daß Goethe, in den wenigen an Lotte ſelbſt gerichteten Briefen, ſich eine Freiheit erlaubte, die, nach den damaligen Begriffen der Schicklichkeit, Keſtner ſelbſt ſich nicht nehmen konnte, ſie zuweilen „Du“ zu nennen; daß er, der ungewöhnlich, ſeltſam, kühn in allem, was er that und ſprach, der Aller Liebling war, den Namen, der ihm ein Gedicht, den in dem Tone der Natur zu nennen, er als den einzigen Erſatz für unausſprechlichen Mangel ergriff, nicht in der abſurdeſten Form conventionellen Reſpekts der Societät ausſprach. Und im Schreiben, wiſſen wir, gibt es kein Erröthen und keine Verlegenheitsmienen.

So ſehr nun Keſtner, den Schmerz des Freundes ehrend, ſich auch in ſeinen überhäuften Geſchäften, den Briefwechſel mit ihm aufs eifrigſte angelegen ſein ließ, während Lotte, die zum Schreiben damals nicht Zeit hatte, ihm durch Keſtnern erbetene Gedächtnißgaben ſandte, waren dieſe Mittheilungen doch nie genügend für den Abweſenden. In jedem Augenblicke wollte er des ununterbrochenen Verkehrs mit der Familie bewußt ſein, und ſo ſehr bedurfte er es zu ſeiner Ruhe, mit allen Gliedern der Familie im beſten Vernehmen zu bleiben, daß es ihn ſogar drückte, von Lottens jüngerer Schweſter, Sophie, einem Kinde, über ein kleines Mißverſtändniß, welches eine völlige Kinderei war, noch keine Verzeihung erhalten zu haben (Nr. 16).

Faſt alle dieſe Briefe würden der Beſtimmung des Datums ermangeln, hätte nicht Keſtner, der Geſchäftsmann, den Tag des Empfangs meiſtens darauf bemerkt. Die Briefe, denen ſolche Bezeichnungen fehlen, wie inſonderheit die Briefe an Hans, ſind nach Wahrſcheinlichkeit in die chronologiſche Reihe geordnet, und hiezu gab die edle Offenheit des Schreibenden, nach der Natur einer fortſchreitenden Leidenſchaft, den ſicherſten Maßſtab: wie wir ihn anfangs, ſich ſelbſt verkennend, unſtät von Ort zu Ort umhergetrieben ſehen, ſo daß er es den Freunden in Friedberg zum Verdienſte anrechnen konnte, ihn, „den Elenden," freundlich aufgenommen zu haben: wie ihm das literariſche Treiben und Recenſiren nicht hinreichte, und er die Beſorgung von Kleinigkeiten für Freundinnen, zum Ableiter des unabweislich tyranniſchen Gedankens, ſich erbittet, und dabei mit kindlicher Sorgſamkeit ins Detail geht: wie wir den Scherz, der in großen Seelen, um dem Verdruſſe Raſt zu geben, nahe dem Unmuth, am nächſten der Verzweiflung iſt, in ſeine trübſte Stimmung zuweilen einen Sonnenſtrahl werfen ſehen: wie er dann, erheiternde Zerſtreuung ſuchend, „liebesbedürftig," wie er es nennt, nach Träumen haſcht, Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euern Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Wiederſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert groſſen Unternehmungen, wie auf über einandergewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſah' ich auf einmahl, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunſt entreiſſe. Ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkfür den, der ihn betrogen hatte, und in jungen Mädchen ſeiner Bekanntſchaft ſich an Aehnlichkeiten mit der Entbehrten zu erholen ſucht; wie ihm endlich, gleich allen tüchtigen Naturen, aus eigenen Mitteln die Arznei ſeiner Krankheit wird, und ſein Genie nicht litt, daß die Leidenſchaft, wenn gleich ſeine Exiſtenz bedrohend, ihm zerſtörend werden konnte, da er ſtets von neuen Schöpfungen von Innen ſich beſtürmt ſah, bis er in dem großen Gedichte von ſeiner ſchönen Laſt ſich vollends befreite.

In dieſem allgemeinen, wie es uns ſcheint nothwendigen Gange ſeiner Stimmungen, haben wir die Briefe geordnet. In den gegen den Sommer 1773 geſchriebenen begegnen wir einem wieder wachſenden Unmuth, ſo daß er, unter anderen, ſich vorwirft „ſeine Zeit zu verderben,“ und hatte doch den Götz von Berlichingen ſchon geſchrieben, und ging ohne Zweifel mit Plänen zum Werther um! Denn die Hochzeit der Freunde nahte heran, und ihre Abreiſe in die weite Ferne, die letzte Entwickelung dieſer wichtigen Epoche ſeines Lebens. Doppelt reizbar in dieſer Aufregung, glaubt er zum erſtenmale Eiferſucht in einem Briefe Keſtners zu erblicken, und antwortet in einem Zorn, welcher die ſchönen Eindrücke unſerer Briefe einen Augenblick unterbrechen könnte, wenn nicht die Beweiſe wechſelſeitig treuer Geſinnungen, die wir bei dieſen Anläſſen hervorgerufen ſehen, und ſogleich wieder beruhigten. Der Zornbrief (Nr. 68), ſo feindlich einige Worte deſſelben lauten, reicht allein hin, um ſowohl Goethe's Verhältniß zu dem Brautpaar, als ſeine durch einen vorübergehenden Ausbruch von Unmuth, den die Umſtände wohl entſchuldigen konnten, durchſcheinenden wahren Geſinnungen zu erkennen. Er, der dem jungen Gatten mit Bitterkeit vorwarf, nach der Heirath von der Freundſchaft abgefallen zu ſeyn, zeigt ihm, mitten unter den heftigſten Ausdrucken des Unwillens, im Tone der Erkenntlichkeit an, daß er durch Annchen, die Freundin, Lottens Brautſtrauß erhalten, und ſich damit geſchmückt habe. Tief betrübt bei der letzten Entſcheidung, trägt er ſo das Pfand ſeines Verluſtes am Hute, für ihn eine Zier beneideter Jugend, und erläutert dieſen Akt durch die noch edleren Worte: „Ich höre, Lotte ſoll noch ſchöner, lieber und beſſer ſeyn, als ſonſt." So ſehr alſo erfüllt ihn die reinſte Freundſchaft, daß er ſeinen Schmerz vergißt über die Freude an ihrer Vortrefflichkeit, daß er ohne Haß ſeine Augen weidet an ihrem hohen Werthe, in demſelben Moment, wo es zur Gewißheit wird, daß er ſie entbehren ſoll. Gerührt hierdurch, eilte Keſtner in zwei Briefen die Wunden des tobenden Freundes zu heilen. Dieſe Freunde konnten ihr gegenſeitiges Wohlwollen nicht entbehren, und Goethe's Erwiederung zeigt, daß das Mißverſtändniß nur ſechs Tage gewährt hat.

Liebenswürdiger waren zwei andere Momente ſeines Unwillens (Nr. 59 und 67), welche in dieſe Zeit fallen: das einemal betrübt es ihn, daß die Brautleute einen Anderen als ihn mit der Beſorgung der Trauringe beauftragt, das anderemal, daß die Neuvermählten nicht auf ſeine Einladung nach Frankfurt kamen. Er traute ſich zu, den Freund im Vollgenuſſe des Glücks ſehen zu können, das er bitter entbehrte, während dieſem ſein Triumph, der den Freund ſchmerzte, nicht lieb war.

Am Palmſonntage 1773 iſt die Hochzeit geweſen, und von dem Briefe Nr. 76, und weiter, gehen die Briefe an Keſtner nach Hannover. Die Schlußzeilen dieſes Briefes ſcheinen die pſychologiſche Erfahrung zu beſtätigen, daß die Einbildungskraft von dem geliebteſten Abweſenden nur vereinzelte Theile gibt, während ſie von weniger theuren Menſchen, und beſonders von den Gleichgültigen, freigebig das ganze Bild vollendet vor die Augen führt.

Ueber ein Jahr ſpäter als dieſe Periode war es, als ein ernſtlicheres Mißverſtändniß über den Werther entſtand, welches den Gegenſtand mehrerer Briefe ausmacht. Ein wunderbarer Zufall wollte, daß Keſtner, den es drückte, ſich und ſeine Lotte durch einen Anſchein ihrer Perſonen in dieſes Gedicht verflochten zu finden, gleichwohl ſelbſt, ohne etwas zu ahnen, an dem Roman mit hat ſchreiben müſſen. Jeruſalem hatte bei einem der wenigen Beſuche, die er jemals Keſtnern gemacht, ein

Paar Piſtolen an der Wand hängen ſehen und dieſe zu ſeinem Selbſtmorde von ihm geliehen, wovon die Folge war, daß Keſtner, doppelt beſtürzt durch die ſchreckliche That, als das Gerücht durch die Stadt lief, zu Jeruſalems Hauſe hineilte, und nicht allein Zeuge der letzten Qualen des Unglücklichen war, ſondern auch angeregt wurde, alle Thatſachen, die denſelben betrafen, zu ſammeln, und niedergeſchrieben an Goethe zu ſchicken, wie die Freunde es wechſelſeitig gewohnt waren, ſeit Goethe's Flucht ſich die Vorfälle des Tages in ununterbrochenem Briefwechſel mitzutheilen. Das Billet Jeruſalems, faſt wörtlich im Werther copirt, iſt noch eben ſo urſchriftlich vorhanden, wie es bei Nr. 28 als Fac simile ſich in unſern Documenten befindet, und zwar, wie in der Abſchrift durch eine Linie angedeutet, in zwei Theile geriſſen, vermuthlich weil es im Augenblick des Empfangs den weggeworfenen Papieren hinzugefügt, erſt nach dem ſchrecklichen Ereigniß, dem Empfänger merkwürdig geworden war. Gleichfalls noch jetzt in Urſchrift vorhanden, ſind Keſtners „Nachrichten über den Tod Jeruſalems" (Nr. 28), welche er gegen Ende Novembers 1772 Goethen nach Frankfurt ſchickte, und von dieſem mit dem Briefe Nr. 47 gegen den 20. Januar 1773 zurückgeſchickt wurden. Goethe irrt alſo, wenn er zu dieſer frühen Zeit ſeines Lebens zurückblickend (Wahrheit und Dichtung, pag. 168 des 22. Bandes ſeiner ſämmtlichen Werke) glaubt, er habe die Beſchreibung von Jeruſalems Tode erſt ſpäter nach ſeiner Trennung von den Freunden erhalten. Seine ſelbſtmörderiſchen Gedanken kommen auch nur in den früheren unſerer Briefe vor, nicht aber in der Zeit der Herausgabe des Werther.

Wenn wir in unſern Papieren erkennen, wie hoch Lotte, Keſtner und Goethe über den Perſonen ſtehen, die im Werther mit ihnen in Vergleich kommen, ſo tritt uns auf eine merkwürdige Weiſe das Verhältniß des Dichters zum Menſchen vor Augen. Goethe fand, durch ſeine Stellung unter ihnen, noch höhern Anlaß, als jene, ſeinen Werth als Menſch erkennen zu laſſen. Denn, daß ein Mädchen von dem glücklichſten Naturell und gediegener Erziehung, dem würdigſten Mann die ſeit Jahren befeſtigte Treue bewahrt: daß dieſer Mann, mit der Unſchuld ſeines Charakters, in die Redlichkeit ſeiner Braut ſowohl, als eines Freundes, deſſen Freundſchaft er ſicher war, unbeſchränktes Vertrauen ſetzt, ſind die gewöhnlichſten Dinge, im Vergleich mit einer Liebe, die ſo groß, ſo ſtark, und ſo ſchön iſt, daß ſie ihm zur redlichſten und heldenmäßigſten Entſagung die Kraft gab, und ihn, der Verzweiflung nahe, vom Liebenden in den reinſten Freund verwandelte. Dieſe ſchöne Erſcheinung iſt fremd dem Romane. Die Welt hat entſchieden, das Gedicht ſey das ſchönſte ſeiner Art. Noch ſchöner aber, ſehen wir, als die Dichtung war das Leben; ja in ſo hohem Grade ſchöner, daß Goethe, die unwahrſcheinliche Wahrheit zurücklaſſend, ein Anderes erfinden mußte, damit die Dichtung als Wahrheit erſcheine. Wie räthſelhaft können die Grenzen des Guten und Schönen ſich in einander verſchlingen! Der Dichter mußte von der moraliſchen Höhe herabſteigen, um ſich auf dem poetiſchen Gipfel zu befinden, der ihn zum höchſten Dichterruhme geführt hat. Der Gegenſtand ſeiner Liebe wurde in ſeinem Gedichte durch die Idee verherrlicht, daß ohne den Beſitz der Geliebten zu leben unmöglich ſey. Er aber war zu groß, um in der Verzweiflung unterzugehen; aus ſeinem Charakter konnte die zügelloſe Scene nicht entwickelt werden, die den Entſchluß zum Selbſtmorde im Werther zur Reife brachte; daher mußte er die Züge, welche dem Romane, wie er gedacht war, die Entwickelung verliehen, aus einem minder ſtarken Manne borgen. Das Faktiſche hiezu, wie das Studium zu einem Gemälde, hat Keſtner in ſeiner Skizze von Jeruſalems Tode ihm in die Hand gearbeitet. Manche Stellen dieſes Aufſatzes finden wir wörtlich im Werther. Mit Goethen mußten auch Lotte und ihr Gemahl, in ihren erborgten Geſtalten, dem Roman zu Gunſten tiefer geſtellt werden. Hätte Werthers Lotte nicht in der Entwicklungsſcene gegen den Albert gefehlt, worauf ſie Werther von ſich wies, das Motiv zum Selbſtmorde würde gefehlt haben. Und hätte das Schickſal, minder grauſam, den Werther um eines Würdigeren willen, als Albert gedacht iſt, untergehen laſſen, dem Untergange des Helden würden weniger Thränen gefloſſen ſeyn.

Die jungen Eheleute, noch voll von der reichen Zeit, die ſie ſo eben in ſteten Bezügen mit Goethen warm durchlebt hatten, mußte es um ſo mehr ſchmerzen, von eben dieſem Freunde eben dieſes Verhältniß rückſichtslos angewandt zu ſehen, um daraus Beſtandtheile eines Romans zu ſchöpfen, der Mißdeutungen erregen und ſie perſönlich in ein falſches Licht ſtellen konnte. Keſtner mußte, in dem Gefühl, ſeine Gattin ſich gleichſam zum Theil entriſſen zu ſehen, ſeine Lotte durch die Lotte des Gedichts, da Goethe's Liebe zu ihr bekannt war, beleidigt fühlen, ſich ſelbſt aber durch ſeine Entſtellung in dem gedichteten Albert. Nach Empfang des Buchs daher ſchrieb er an Goethe einen Brief voller Vorwürfe, von welchem ein Fragment, in ſeinem Nachlaſſe gefunden, unſern Documenten unter Nr. 106 hinzugefügt iſt.

Goethe, der Freund, verkannte nicht das Gewicht dieſer Vorwürfe. Eine Lotte hatte er offen geprieſen. Eine Lotte erſchien in dem Gedichte, in welchem zwiſchen Dichtung und Wahrheit keine Grenze ſichtbar iſt, und das in allen ſeinen Theilen, den erfundenen und wahren, die glühenden Farben einer zwiſchen Wunſch und Entbehrung erlebten Wirklichkeit an ſich trägt. Im Gefühl ſeines Fehls hatte er daher auf die Vorwürfe nichts anderes zu erwidern, als in den Briefen Nr. 107 und 109 die rührendſten Bitten um Verzeihung, wobei er im Rauſche des Ruhms, der ihn ſelbſt überraſchte, — denn ganz Deutſchland war ſchon von Bewunderung des Werthers entflammt — dem Freunde die verherrlichenden Ausdrücke entgegen rief, die von allen Seiten ihm entgegen tönten.

In dem Briefe Nr. 107 ſpricht er beruhigend zu den Herzen der Freunde: „Und, meine Lieben, wenn Euch der Unmuth übermannt, denkt nur, denkt, daß der alte, Euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr, als jemals, der Eurige iſt.“ Auf ihre Theilnahme an ſeinem Triumph vertrauend, ſucht er ſie in dem Briefe Nr. 109 zu tröſten, indem er ſchreibt: „Könntet Ihr den tauſendſten Theil fühlen, was Werther tauſend Herzen iſt, Ihr würdet die Unkoſten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt.“ An Keſtner beſonders richtet er die gewichtigen Troſtesworte: „*Wenn ich noch lebe, ſo biſt Du's, dem ich's danke, biſt alſo nicht Albert — Und alſo* —“. Zwar ſprach er in demſelben Briefe unter den Beruhigungsgründen auch die Zuſage aus, binnen einem Jahre alle etwaigen Mißdeutungen des Publikums „auf die lieblichſte, einzigſte, innigſte Weiſe auszulöſchen.“ Allein dieſes, wenigſtens in der Maße, wie es in der erſten Aufregung ertheilt war, übereilte Verſprechen, iſt, bis auf verſchiedene in den folgenden Ausgaben des Werther vorgenommene Abänderungen, unerfüllt geblieben. Später kamen beide Freunde, laut der Documente Nr. 121 und 122, noch einmal auf dieſen Gegenſtand zurück: aber weiter reichende Aenderungen zeigten ſich als unmöglich, je mehr das bewunderte Gedicht die Gemüther ergriff, und zuerſt von der deutſchen, dann von den andern Nationen Beſitz nahm: jeder Gedanke war Eigenthum der Völker geworden, das der Geber ſelbſt nicht zurückfordern konnte. Auch Keſtner wird dieſes erkannt haben und hat ſich um ſo eher dabei beruhigen können, als das Geheimniß des Romans in dem weiten Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten bald hinreichend aufgeklärt war, und ſchon die Perſönlichkeit der Ehegatten ſie vor jeder falſchen Beurtheilung ſchützte.

Das ſchöne Verhältniß der Freunde überhaupt, und insbeſondere Keſtners zugleich würdige und liebevolle Stellung zu dem minder beſonnenen Jüngling, kann treffender nicht hervortreten, als durch die Löſung des von Goethe verſchuldeten Mißverſtändniſſes ſelbſt. Seine große Indiscretion würde unverzeihlich geweſen ſein, wenn er deren Gewicht hätte beurtheilen und die Wirkungen auf die davon betroffenen Freunde vorausſehen können. Allein ihm waren die Schranken des gewöhnlichen Lebens gänzlich unbekannt und eben ſo unbekannt die Rückſichten darauf, welche den Freunden gebührt hätten. Weit entfernt daher von aller Beſorgniß deßhalb, hat er vielmehr in den Briefen Nr. 97 bis 100, welche mehr oder weniger dunkle Andeutungen der künftigen Erſcheinung enthalten, ſo wie noch zuletzt in den das überſandte Exemplar des Romans begleitenden Zetteln, Nr. 104 und 105, mit argloſeſter Unbefangenheit vorausgeſetzt, daß die Empfänger ebenfalls ſich daran erfreuen würden. Nur in dem einen Briefe Nr. 98 denkt er an die Möglichkeit eines Anſtoßes und warnt ſie ſcherzend davor. Keſtner, obgleich ſchwer gekränkt, auch anfänglich nicht ohne Beſorgniß vor den möglichen Nachtheilen für ihn und ſeine Gattin, ſpricht ſeinen Tadel gegen Goethe offen und kräftig, doch fern von Erbitterung aus (Nr. 106). Mit welcher Milde und Nachſicht er aber im Innern ſeines wohlwollenden Herzens Goethe's, des feurigen Dichters, Verfahren betrachtet, entſchuldigt und verzeiht, ſprechen ſeine Briefe Nr. 108 und 110 an v. Hennings vertraulich auf eine Weiſe aus, die den tiefſten Blick in ſeinen Charakter eröffnet. Dieſe Briefe, die zugleich intereſſante Aufſchlüſſe über das Verhältniß der Ehegatten zu Goethe und ſeinem Roman enthalten, bedürfen keines Commentars.

Damit war denn das Mißverſtändniß ſchon ſogleich bei ſeiner Entſtehung, ohne Unterbrechung des gegenſeitigen Wohlwollens, gehoben, und der gewohnte Briefte ſie einem andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch. Ihr ſeyd ſo mißmuthig, wie einer, dem ſein erſtes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heißen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt, den du beneideſt! Das iſt, als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Es iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines wechſel zwiſchen Goethe und Keſtner dauerte bis zu des Letzteren am 24. Mai 1800 erfolgten Tode fort. Goethe's letzter vorhandener Brief an Keſtner, Nr. 137, iſt vom 16. Juli 1798. Wahrſcheinlich ſind einige andere Briefe, durch Keſtners in ſeinen letzten Lebensjahren eingetretene große Kränklichkeit, verloren gegangen. Eben dieſe Kränklichkeit, neben überhäuften Dienſtgeſchäften, hat auch die Correſpondenz von Keſtners Seite in ſpäterer Zeit beſchränkt, wie Goethe in ſeinen Briefen ihm verſchiedentlich freundlich vorgeworfen hat.

Um die gegenwärtigen Mittheilungen zu vervollſtändigen, wäre zu wünſchen geweſen, daß ihnen Keſtners Briefe an Goethe, worauf mehrere von Goethe's Briefen ch beziehen, hätten hinzugefügt werden können. Allein er verſtorbene Geheime Rath Kanzler v. Müller in Weimar, Goethe's Teſtamentsvollſtrecker, hat ſie nicht n deſſen Nachlaß gefunden, wahrſcheinlich weil Goethe ſie mit einer großen Maſſe älterer Briefſchaften einſt caſſirt hat. Dagegen hatte der Geheime Rath die Gefälligkeit einen Brief Lottens an Goethe aus Wetzlar, wohin ſie ſich auf Veranlaſſung der franzöſiſchen Occupation Hannovers auf einige Zeit zurückgezogen, von 1803, und einige Billets von ihr an Goethe, während eines Beſuchs ihrer Schweſter in Weimar, von 1816, abſchriftlich mitzutheilen. Dieſe, nebſt verſchiedenen dazu gehörigen Briefen Goethe's an Lotte und an einen ihrer Söhne, liegen aber außer dem Kreiſe der Documente, welchen der Titel dieſer Mittheilungen bezeichnet. Wir glauben daher nur folgende Zeilen aus einem Schreiben Goethe's vom 23. November 1803, weil ſie dieſelben Erinnerungen aus ſeiner Jugendzeit mit ähnlichen Worten, wie in „Wahrheit und Dichtung" ausſprechen, anführen zu dürfen: „Wie gern verſetze ich mich wieder an Ihre Seite am ſchönen Lahn und wie ſehr bedaure ich zugleich, daß Sie durch eine ſo harte Nothwendigkeit dahin verſetzt werden; doch richtet mich Ihr eigenes Schreiben wieder auf, aus dem Ihr thätiger Geiſt lebhaft hervorblickt."

Goethe'ſche Briefe,

und dieſe betreffende erläuternde Documente.

1.

Fragment eines Brief-Entwurfs,

aus Keſtners Papieren,

geſchrieben im Anfang ſeiner Bekanntſchaft mit Goethe.

Im Frühjahr kam hier ein gewiſſer Goethe aus Franckfurt, ſeiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines ſehr reichen Vaters, um ſich hier — dieß war ſeines Vaters Abſicht — in Praxi umzuſehen, der ſeinigen nach aber, den Homer, Pindar ꝛc. zu ſtudiren, und was ſein Genie, ſeine Denkungsart und ſein Herz ihm weiter für Beſchäftigungen eingeben würden.

Gleich Anfangs kündigten ihn die hieſigen ſchönen Geiſter als einen ihrer Mitbrüder und als Mitarbeiter an der neuen Franckfurter Gelehrten Zeitung, beyläufig auch als Philoſophen im Publico an, und gaben ſich Mühe mit ihm in Verbindung zu ſtehen. Da ich unter dieſe Claſſe von Leuten nicht gehöre, oder vielmehr im Publico nicht ſo gänge bin, ſo lernte ich Goethen erſt ſpäter und ganz von ohngefähr kennen. Einer der vornehmſten unſerer ſchönen Geiſter, Legationsſecretär Gotter, beredete mich einſt nach Garbenheim, einem Dorf, gewöhnlichem Spaziergang, mit ihm zu gehen. Daſelbſt fand ich ihn im Graſe unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er ſich mit einigen Umſtehenden, einem Epicuräiſchen Philoſophen (v. Goué, großes Genie), einem ſtoiſchen Philoſophen (v. Kielmansegge) und einem Mitteldinge von beyden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Er hat ſich nachher darüber gefreuet, daß ich ihn in einer ſolchen Stellung kennen gelernt. Es ward von mancherley, zum Theil intereſſanten Dingen geſprochen. Für dieſes Mal urtheilte ich aber nichts weiter von ihm, als: er iſt kein unbeträchtlicher Menſch. Sie wiſſen, daß ich nicht eilig urtheile. Ich fand ſchon, daß er Genie hatte und eine lebhafte Einbildungskraft; aber dieſes war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuſchätzen.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine Schilderung von ihm verſuchen, da ich ihn nachher genau kennen gelernt habe.

Er hat ſehr viel Talente, iſt ein wahres Genie, und ein Menſch von Charakter; beſitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er ſich meiſtens in Bildern und Gleichniſſen ausdrückt. Er pflegt auch ſelbſt zu ſagen, daß er ſich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken ſelbſt, wie ſie wären, zu denken und zu ſagen.

Er iſt in allen ſeinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über ſich. Seine Denkungsart iſt edel: von Vorurtheilen ſo viel frey, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode iſt, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang iſt ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann ſich mit ihnen ſehr beſchäftigen. Er iſt bizarre und hat in ſeinem Betragen, ſeinem Aeußerlichen verſchiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bey Kindern, bey Frauenzimmern und vielen Andern iſt er doch wohl angeſchrieben.

Für das weibliche Geſchlecht hat er ſehr viele Hochachtung.

In principiis iſt er noch nicht feſt, und ſtrebt noch erſt nach einem gewiſſen Syſtem.

Um etwas davon zu ſagen, ſo hält er viel von Rousseau, iſt jedoch nicht ein blinder Anbeter von demſelben.

Er iſt nicht was man orthodox nennt. Jedoch nicht aus Stolz oder Caprice oder um etwas vorſtellen zu wollen. Er äuſſert ſich auch über gewiſſe Hauptmaterien gegen Wenige; ſtört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorſtellungen.

Er haßt zwar den Scepticiſmum, ſtrebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewiſſe Hauptmaterien, glaubt auch ſchon über die wichtigſten determinirt zu ſeyn; ſo viel ich aber gemerckt, iſt er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch ſelten. Denn, ſagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner.

Zuweilen iſt er über gewiſſe Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das.

Vor der Chriſtlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Geſtalt, wie ſie unſere Theologen vorſtellen.

Er glaubt ein künftiges Leben, einen beſſern Zuſtand.

Er ſtrebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derſelben, als von ihrer Demonſtration.

Er hat ſchon viel gethan und viele Kenntniſſe, viel Lectüre; aber doch noch mehr gedacht und raiſonnirt. Aus den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten hat er ſein Hauptwerck gemacht, oder vielmehr aus allen Wiſſenſchaften, nur nicht den ſogenannten Brodwiſſenſchaften.

Am Rande dieſes flüchtig hingeworfenen Brouillons fügt Keſtner noch hinzu:

„Ich wollte ihn ſchildern, aber es würde zu weit läuftig werden, denn es läßt ſich gar viel von ihm ſagen. Er iſt mit einem Worte ein ſehr merkwürdiger Menſch.“

Weiter unten ferner:

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich ihn ganz ſchildern wollte.“

2.

Fragment eines Brief-Entwurfs,

aus Keſtners Papieren.

Anfang der Bekanntſchaft Goethe's mit Lotte.

. . . . d. 9. Juni 1772 fügte es ſich, daß Goethe mit bey einem Ball auf dem Lande war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erſt nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr alſo in einer andern Geſellſchaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerſt kennen. Er hat ſehr viele Kenntniſſe, und die Natur, im phyſikaliſchen und moraliſchen Verſtande genommen, zu ſeinem Haupt Studium gemacht, und von beyden die wahre Schönheit ſtudirt. Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genügen geleiſtet. Lottchen zog gleich ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Sie iſt noch jung, ſie hat, wenn ſie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit iſt, (ich rede hier nach dem gemeinen Sprachgebrauch und weiß wohl, daß die Schönheit eigentlich keine Regeln hat,) eine ſehr vortheilhafte, einnehmende Geſichtsbildung; ihr Blick iſt

Vortheils über uns erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg' als du meinſt. Unſere Reiter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projecte zur Reiſe bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! Küßt ihre Hand.

Adelheid. O ihr Ungläubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchofs, der deinige, der meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten wie unſere Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung. Der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beyſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's wie ein heiterer Frühlings-Morgen, zumal den Tag, weil ſie den Tanz liebt; ſie war luſtig; ſie war in ganz ungekünſteltem Putz. Er bemerkte bey ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz.

Er wußte nicht, daß ſie nicht mehr frey war; ich kam ein paar Stunden ſpäter; und es iſt nie unſere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundſchaft gegen einander zu äuſern. Er war den Tag ausgelaſſen luſtig, (dieſes iſt er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholiſch,) Lottchen eroberte ihn ganz, um deſtomehr, da ſie ſich keine Mühe darum gab, ſondern ſich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe ſich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er ſie auch erſt von der Seite, wo ſie ihre Stärke hat, von der Häuslichen Seite, kennen.

3.

Goethe an Keſtner.

W. d. 8. Aug. 72.

Morgen nach fünf erwart ich ſie, und heute — ſie können's vermuthen, ſo viel ſollten Sie mich ſchon kennen — heute war ich in Atſpach. Und morgen gehen wir zuſammen, da hoff ich freundlichere Geſichter zu kriegen. Inzwiſchen war ich da, hab Ihnen zu ſagen daß Lotte heut Nacht ſich am Mondbeſchienenen Thal innig ergötzt, und Ihnen eine gute Nacht ſagen wird. Das wollt ich Ihnen ſelbſt ſagen war an ihrem Haus, in ihrem Zimmer war kein Licht, da wollt ich nicht Lärm machen. Morgen früh trinken wir Caffee unterm Baum in Garbenheim wo ich heute zu Nacht im Mondſchein aß. Allein — doch nicht allein. Schlafen Sie wohl. Soll ein ſchöner Morgen ſeyn.

4.

Goethe an Keſtner.

(v. 6. Sept. 1772.)

Ich habe geſtern den ganzen Nachmittag gemurrt daſſ Lotte nicht nach Atſpach gangen iſt, und heute früh hab ichs fortgeſetzt. Der Morgen iſt ſo herrlich und meine Seele ſo ruhig, daß ich nicht in der Stadt bleiben kann, ich will nach Garbenheim gehn. Lotte ſagte geſtern, ſie wollte heut etwas weiter als gewöhnlich ſpazieren — Nicht daſſ ich euch draußen erwarte, — aber wünſche? Von ganzem Herzen und hoffe — zwar etwas weniger, doch juſt ſo viel daſſ es die Ungewiſſheit des Wunſches ſo halb und halb balanzirt. In der Ungewiſſheit denn will ich meinen Tag zubringen, und hoffen und hoffen. Und wenn ich den Abend allein hereingehn muß — ſo wiſſen Sie wies einem Weiſen geziemt — und wie weiſe ich binn.

5.

Goethe an Keſtner.

(v. 10. Sept. 1772.)

Er iſt fort Keſtner wenn Sie dieſen Zettel kriegen, er iſt fort. Geben Sie Lottchen innliegenden Zettel. Ich war ſehr gefaßt aber euer Geſpräch hat mich aus einander geriſſen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts ſagen, als Leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bey euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kerl.

Wohl hofft ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte wie war mir bey deinem reden ums Herz, da ich wußte es ist das letztemal daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmal küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glücklich, und gehe nicht aus euren Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter

6.

Goethe an Lotte.

Einſchluß des Vorigen.

Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bey deinem reden ums Herz, da ich wuſſte es iſt das letztemal daſſ ich Sie ſehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort iſt er. Welcher Geiſt brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles ſagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um Hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmal küſſte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmal begleitete. Ich binn nun allein, und darf weinen, ich laſſe euch glücklich, und gehe nicht aus euren Herzen. Und ſehe euch wieder, aber nicht morgen iſt nimmer. Sagen Sie meinen Buben er iſt fort. Ich mag nicht weiter.

Von dieſem Billet iſt ein Fac ſimile beigefügt.

7.

Goethe an Lotte.

Zu dem Vorigen, Einſchluß.

(v. 11. Sept. 1772.)

Gepackt iſts Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelſtunde ſo binn ich weg. Die Bilder die ich vergeſſen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen entſchuldigung ſeyn, daſſ ich ſchreibe, Lotte da ich nichts zu ſchreiben habe. Denn ſie wiſſen alles, wiſſen wie glücklich ich dieſe Tage war. und ich gehe, zu den liebſten beſten Menſchen, aber warum von Ihnen. Das iſt nun ſo, und mein Schickſal, daſſ ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzuſetzen kann — Was ich wohl offt im Schertz dazuſetzte. Immer fröliges Muths liebe Lotte, ſie ſind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich liebe Lotte, binn glücklich daſſ ich in Ihren Augen leſe, ſie glauben ich werde mich nie verändern. Adieu tauſendmal adieu!

Goethe.

8.

Goethe an Keſtner.

(Aus Frankfurt.)

Für alle das gute ſeegne euch Gott, und tauſendfache Freude für die Erinnerung meiner. Grüſſt mir die lieben Mädchen.

Ich kam geſtern mit Schweizern zuſammen und ſpottete ſeines Wetzlarer Weſens. Wo habt Ihr euch denn hingehalten? — Ins teutſche Haus, ſagt ich. — Doch nicht zu Brands, ſagt er. — Freylich zu Brands, ſagt ich. Warum denn nicht? — Ihr kennt alſo auch Amtmanns? — Ja wohl. — Die Lotte iſt ein ſehr angenehmes Mädgen. — Sie geht ſo mit ſagt ich ꝛc. ꝛc.

Das war troſtreich und mir doch lieb. Wenn ich nur von ihr reden kann wenns auch das Gegentheil iſt was ich denke.

Küſſen zu bringen, die Ruhe des Biſthums, unſer aller herzuſtellen. Und dann — ?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberinn!

Herberge.

Bauernhochzeit. Muſik und Tanz draußen.

Der Brautvater, Götz, Selbitz, am Tiſche. **Bräutigam** tritt zu ihnen.

Götz. Das geſcheidtſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Beſſer als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchten Back-

Nach Coblenz hab ich keine Bekanntſchafft. Und drüben im Thal wißt Ihr wies iſt.

Ich bedaure euren braven Kerl. Erkundigt Euch ia, iſts halbweg nicht juſt ſo rettet den armen Jungen. Ein Mädgen hat nicht ſo ſchweer auf die Art an einem Kind als ein ehrlicher Kerl an einem Weib. Adieu.

9.

Goethe an Keſtner.

Gott ſegne euch, lieber Keſtner, und ſagt Lotten, daſſ ich manch mal mir einbilde ich könne ſie vergeſſen, daß mir aber dann ein Recitiv über den Hals kommt und es ſchlimmer mit mir wird als iemals.

10.

Aus Keſtners Tagebuche.

1772 den 21. Sept. begleitete ich, nebſt Hr. v. Born, die Herrn v. Hardenberg[1] und Freytag nach Frankfurt. ....

d. 22. .... Um 4 Uhr ging ich zu Schloſſer, und ſiehe da der Goethe und Merck waren da. Es war mir eine unbeſchreibliche Freude: er fiel mir um den Hals und erdrückte mich faſt. .... Wir gingen auf den Römer, wo die Mercken, nebſt der Dlle. Goethe, auch war. Wir gingen vors Thor auf dem Walle ꝛc. ſpazieren. Unvermuthet begegnete uns ein Frauenzimmer. Wie ſie den Goethe ſah, leuchtete ihr die Freude aus dem Geſicht, plötzlich lief ſie auf ihn zu, und in ſeine Arme. Sie küßten ſich herzlich; es war die Schweſter der Antoinette. Die Zeit ging unterm Spazierengehen und ſprechen, bald der Mercken, bald dem Merck, bald dem Goethe, unvermerckt hin. Wir gingen in Goethe's Haus; die Mutter war nur zu Haus und empfing uns, auch mich auf das bey ihr alles geltende Wort des Sohnes. Der Vater bald hernach, damit war es eben ſo; ich unterhielt mich mit ihm. Die Frauenzimmer entfernten ſich zum Auskleiden. Der Merck proponirte die Dlle. ſpielen zu hören. Wir fanden ſie oben am Clavier. Sie ſpielt vortrefflich: außerordentlich fertig. – Nach einer Pauſe bat ſie, die Lottchen doch hieher zu bringen, recht inſtändig bat ſie und äußerte, daß ſie ſie ſchon in der Ferne ſehr lieb hätte. – Um 8 Uhr gingen der Hr. Rath Schloſſer und ich nach Haus . . . .

---

[1] Der nachmalige Preußiſche Staatskanzler, Fürſt von Hardenberg, damals Cammerrath in Hannover.

1772 d. 23. früh war Hardenberg bey mir und ich bey ihm. Ich ging um 9 Uhr zu Dr. Schloſſern. Wir darauf zu Goethe. Ich beſah das Haus. Wir gingen nebſt Merck auf die Stadt-Bibliothek; gegen 12 Uhr auf den Römer. Ich aß bey Dr. Dietz. Nachmittags um 3 Uhr zu Goethe. Wir gingen auf die Meſſe, vor einige Kaufmanns-Häuſer; zur Antoinette, Tochter des Kaufmann Gerock. Nachher zu Haus nach Goethe. Ich holte Schloſſern in die Comödie, wo Goethe, ſeine Schweſter und die Mercken auch waren, nachher aß ich bey Goethe's und kam um 11 Uhr zu Haus.

Am 24. Sept. kehrte Keſtner nach Wetzlar zurück.

11.

Goethe an Keſtner.

(Frft.) Freytag (25. Sept. 72).

Lotte hat nicht von mir geträumt. Das nehm ich ſehr übel, und will daß ſie dieſe Nacht von mir träumen ſoll, dieſe Nacht, und ſolls Ihnen noch dazu nicht ſagen. Die Stelle hat mich in Ihrem Briefe geärgert als ich ihn wiederlas. Nicht einmal von mir geträumt, eine Ehre die wir den gleichgültigſten Dingen widerfahren laſſen, die des Tags uns umgeben. Und — ob ich um ſie geweſen binn mit Leib und Seel! und von ihr geträumt habe Tag und Nacht.

Bey Gott ich binn ein Narr wenn ich am geſcheuteſten binn, und mein Genius ein böſer Genius der mich nach Wolpertshauſen[1] kutſchirte, und doch ein guter Genius. Meine Tage in W. wollt ich nicht beſſer angebracht haben, und doch geben mir die Götter keine ſolche Tage mehr, ſie verſtehen ſich aufs ſtrafen und den Tantalus — Gute Nacht. Das ſagt ich auch eben an Lottens Schattenbild.

---

[1] Auf einem Balle zu Wolpertshauſen machte Goethe Lottens Bekanntſchaft. (S. Nr. 2.)

Sonnabends nach Tiſche.

Das war ſonſt die Zeit, daſſ ich zu ihr ging, War das Stündgen wo ich Sie antraff, und iezt habe ich volle Zeit zu ſchreiben. Wenn Sie nur ſehen ſollten wie fleiſſig ich binn. So auf einmal das alles zu verlaſſen, das alles wo meine Glückſeligkeit von vier Monaten lag.

Ich fürchte nicht daſſ ihr mich vergeßt, und doch ſinn ich auf Wiederſehen. Hier mags denn gehn wie's kann, und ich will Lotten nicht eher wiederſehen als bis ich ihr Confidence machen kann, daß ich verliebt binn, recht ernſtlich verliebt.

Was machen meine lieben Bubens, was macht der Ernſt. Es wäre beſſer ich ſchriebe euch nicht, und lieſſe meine Imagination in Ruhe, — doch da hängt die Silhouette das iſt ſchlimmer als alles. Leben Sie wohl.

12.

Goethe an Keſtner.

prs. W. d. 1. Oct. 72.

Ich habe ja geſagt, wenn das Zeug Lotten ſo gut gefällt, als es ihr ſteht, ſo wird unſer Geſchmack gelobt. Noch ſchick ichs nicht, denn gegen den blauen Ausſchlag hab ich einzuwenden, daß er zu hart iſt daß er gar nicht ſteht. Entweder das grüne das hier beyliegt oder Paille — und das letzte wäre mir am liebſten weil ich ſchon geweiſſagt habe Lotte wird einmal das gelbe lieben wie ſies Rothe jetzt liebt. und da wär mirs angenehm es introduzirt zu haben. Schreiben Sie mir die Entſchlieſſung. Nur kein Blau. Wenn ſie zwiſchen zärtlichen Abſchiedsthränen, auch an mich denken kann ſo ſagen Sie ihr ich ſey noch hundertmal bey ihr. Dorthel Brandt iſt fleiſſig erwähnt worden, auch Merkens Frau hat davon hören müſſen. Sie ſollen nur bald nach Friedberg kommen oder ich komme nach W. Grüßen Sie mir die ſchwarzAugige. Uebrigens iſt Wetzlar ganz ausgeſtorben für mich. Meinen lieben Bubens viel Grüſſe. Viel Glück Hanſen, und Ernſten gute Beſſerung. Dem Hrn. Amtmann empfelen Sie mich.

Goethe.

13.

Goethe an Keſtner.

prs. W. 7 Oct. 72. (Frkft.) Dienſtags (6. Oct. 72.)

Morgen früh geht ab Cattun und gelehrte Zeitung, und für die Bubens Bilder, daſſ jedes was habe. Unſere Spektakels mit den Pfaffen werden täglich gröſſer. Sie proſtituiren ſich immer mehr und wir renchériren drauf. Wollte ich ſäſſe noch zu Lottens Füſſen, und die Jungen krabbelten auf mir herum. Wie ſtehts im teutſchen Haus, iſt noch fried und einigkeit unter den Leuten. Lebt die Dorthel noch immer ſo fort. Wär ich jetzt in Wetzlar ich hätte der Lotte was zu vertrauen, wovon Sie nichts wiſſen dürfen. Adieu lieber Keſtner, grüſſen ſie mir die Dorthel — den braven Kielmannsegg auch. Iſts denn wahr daß ihr noch hundert Jahr in Wetzlar bleibt man ſagt im Publiko, die Viſ. (Viſitation) ginge wieder bald zuſammen endigte mit denen

Suspensis. drauf rückte die zweyte Klaſſe ein, und Hannover bleibt da! — Es iſt nicht des Reichs daſſ michs kümmert. Geben Sie die 4 fl. für Zeitung Bornen. Er ſoll auf Ordre ſie bewahren.

Goethe.

Fiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozeſſirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmahl ſo lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Aſſeſſor Sapupi! 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymahl war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymahl. Und ſeht ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht habe als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz. trinkt. Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, prozeſſiren thu' ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ſo jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

14.

Goethe an Lotte.

prs. W. 9. Oct. 72.

Danck Ihrem guten Geiſt goldne Lotte, der ſie trieb mir eine unerwartete Freude zu machen, und wenn er ſo ſchwarz wäre wie das Schickſaal, Danck ihm. heut eh ich zu Tiſch ging, grüßt ich ihr Bild herzlich, und bey Tiſch — ich wunderte mich über den ſeltſamen Brief, brach ihn auf und ſteckt ihn weg. O liebe Lotte ſeit ich ſie das erſtemal ſah, wie iſt das alles ſo anders, es iſt noch eben dieſe Blütenfarbe am Band, doch verſchönner kommt mirs vor, als im Wagen, iſt auch natürlich. Danck ihrem Herzen daß Sie mir noch ſo ein Geſchenck machen können, ich wollt aber auch in die finſterſten Hölen meines Verdruſſes — Nein Lotte Sie bleiben mir, dafür geb ihnen der reiche im Himmel ſeiner ſchönſten früchte, und wem er ſie auf Erden verſagt dem laß er droben im Paradieſe wo kühle Bäche flieſſen zwiſchen Palmbäumen und Früchte drüber hängen wie Geld — indeſſen wollt ich wäre auf eine Stunde bey Ihnen.

Noch was, eh ich zu Bette gehe, unſre beyden Verliebten,[1] ſind auf dem Gipfel der Glückſeeligkeit. Der Vater iſt unter höchſt billigen Bedingungen zufrieden, und es hängt nun von Nebenbeſtimmungen ab. Gleichfalls liebe Lotte! Gute Nacht.

---

[1] Goethe's Schweſter und Schloſſer.

15.

Goethe an Keſtner.

prs. W. d. 11. Oct. 72. Sonnabends.

Schreiben ſie mir doch gleich wie ſich die Nachrichten von Goue konfirmiren.[1] Ich ehre auch ſolche That, und bejammere die Menſchheit und laß alle Kerle von Philiſtern Tobacksrauchs Betrachtungen drüber machen, und ſagen: Da habt ihr's. Ich hoffe nie meinen Freunden mit einer ſolchen Nachricht beſchwerlich zu werden.

Unſer Kattun, (ſintemal auch der ins große Rad der Dinge gehört) iſt noch nicht ankommen. Das wundert mich. Er iſt geſtern vor acht Tage, oder Dienſtags vor acht Tage von hier abgangen. Es iſt eine Rolle Kattun, Bilder und Zeichnungen. Mein Bedienter iſt eben auf die Poſt zu fragen ob er etwa hier liegen blieben iſt.

Es war noch ein Zufall dabey. In benannter Rolle ſind nur zwey Ellen — Die dritte kriegen Sie durch Bernen.

---

[1] Es hatte ſich das falſche Gerücht verbreitet, daß Goue ſich ſelbſt erſchoſſen haben.

Wie hundertmal denck ich und Träum ich von vergangenen Scenen. Lotte, meine Jungens. Wir ſind doch nur zwölf Stunden auseinander.

Sie verſichern hier auf der fahrenden Poſt, daß die Rolle geſtern als Freytag acht Tage, nach Wetzlar abgegangen. Seyn Sie ſo gütig ſich gleich zu erkundigen. Sie kommt im Krackbein an.

16.

Goethe an Keſtner.

prs. W. 22. Oct. 72 von Frankfurt.

Hier ein Paar Blätter Geldeswerth. Kielmannseggen grüßt mir, ſie werden ihn freuen. Der junge Falck war geſtern bey mir, ein muntrer junger Menſch, wie ich ſie liebe. Heute werd ich mit ihm ſpazieren gehn, und ihm Schloſſern bekannt machen.

Und heute wenn ich aufs Friedberger Thor komme iſt mirs als müßt ich zu euch. Mir liegt ſchweer auf der Seele daß ich im Zank mit Sophien weggangen bin, ich hoffe ſie hat vergeſſen und vergeben, wo nicht ſo bitt ich ſie drum. Schreiben Sie doch wie ich ihr ſtehe. Und Ammalgen wie lebt das. Von Gottern bitt ich ſie nähere deutlichere Nachricht, Ihre Briefſtelle von ihm iſt zu myſtiſch. Dieſe paar herrliche Tage haben mir Herbſt gemacht. Und mehr an Lotten gedacht als ſie an mich in einem Vierteljahr. Doch hoff ich mit der Zeit auch dieſer Plage los zu werden.

17.

Goethe an Keſtner

prs. Wetzl. 28. Oct. 72.

Hier iſt abermal Zeitung. Dank Ihnen für alle gute Nachrichten. Und Lotte oder Sie wer zuerſt nach Anſpach kommt wird in meinem Nahmen auch den lieben Leuten Glück wünſchen. Wenn ihr wüſſtet wie oft ich bey euch binn und wie noch — Manchmal ſteigt mir ein Zweifel auf und ich denke mir Lotten en Pannier, wie ſie all ſind — doch bald fällt ſie mir wieder im blaugeſtreiften Nachtjack ein, und ihrer Ingenuen Güte die ſie allein hat, und dann hoff ich in ihrer Seele nicht unter der groſen unbedeutenden Anzahl verlohren zu gehn. Falcken hab ich nicht wieder geſehen. Die Wogen der Geſellſchafftlichkeit hatten ihn verſchlungen. Grüſen Sie mir Kielmanseggen viel. Ich wollte ihn an ſeinem Krankenbette beſuchen. Der dritte Urteiler iſt von denen Elenden die verdamdt ſind in Finſterniſſ des Eigendünkels ihr leben zu verſchleppen. Adieu Beſorgungen tellen gemacht werden. Getter iſt ein ſchielender Menſch. Pfui über die Stelle ſeines Briefs. Das iſt eckelhafte unbedeutende Zweydeutigkeit. Sein gutes Herz — Ja die guten Herzen! Ich kenn das Pack auch.

18.

Goethe an Keſtner.

Der unglückliche Jeruſalem. Die Nachricht war mir ſchröcklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmſten Geſchenck der Liebe dieſe Nachricht zur Beylage. Der unglückliche. Aber die Teufel, welches ſind die ſchändlichen Menſchen die nichts genieſſen denn Spreu der Eitelkeit, und Götzenluſt in ihrem Herzen haben, und Götzendienſt predigen, und hemmen gute Natur, und übertreiben und verderben die Kräffte, ſind ſchuld an dieſem Unglück an unſerm Unglück. hohle ſie der Teufel ihr Bruder. Wenn der verfluchte Pfaff .... nicht ſchuld iſt, ſo verzeih mirs Gott, daſſ ich ihm wünſche er möge den Hals brechen wie Eli. Der arme junge! wenn ich zurückkam vom Spaziergang und er mir begegnete hinaus im Mondſchein, ſagt ich er iſt verliebt. Lotte muſſ ſich noch erinnern daß ich drüber lächelte. Gott weis die Einſamkeit hat ſein Herz untergraben, und —

ſeit ſieben jahren[1] kenn ich die Geſtalt, ich habe wenig mit ihm geredt, bey meiner Abreiſe nahm ich ihm ein Buch mit das will ich behalten und ſein gedenken ſo lang ich lebe.

Dank euch ihr Kinder alle, das iſt heilſamer herrlicher Troſt, wenn ich euer Andenken ſeh, und eure Freude. Es war doch gut daß es ſo zuſammen kam, leben und Todt, Trauer und freud. Wie anders wie anders als wie ſich Goué ſolte erſchoſſen haben. Lebt wohl Grüßt Lotten tauſendmal. Wie glücklich ſeyd ihr.

---

[1] Es iſt uns nicht bekannt, daß Er den Jeruſalem in früheren Zeiten gekannt habe. Sollten etwa ſieben Monate gemeint ſeyn? Jeruſalem kam erſt im September 1771 nach Wetzlar.

19.

Aus Keſtners Tagebuche.

Goethe's Reiſe nach Wetzlar betr.

d. 6. Nov. 1772. Abends kamen zwey meiner Freunde aus Frankfurt an, der Rath Schloſſer und Doctor Goethe; Erſterer wegen Geſchäften, Letzterer um ſeine Freunde zu ſehen.

d. 10. Nov. 1772. Schloſſer und Goethe ſind dieſen Morgen nach Frankfurt zurückgereiſet. Wir ſind faſt immer beyſammen geweſen, welches mich etwas in meinen Geſchäften zurückgeſetzt hat.

Götz. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi!

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mirs Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein anderer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel holen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

20.

Goethe's Schweſter an Keſtner

präs. 7. Nov. 72.

Küſſen Sie Ihr liebes Lottchen von meinetwegen, und ſagen Sie ihr daß ich ſie von ganzem Herzen liebe.

C. Goethe.

21.

Goethe an Keſtner.

acc. 12. Nov. 72 Wetzl. (Friedberg d. 10. Nov. 72.)

Ich binn der rechte. Ausgeſchickt auf eine Local Commiſſion, phantaſir ich übers Vergangene und zu künftige. Geſtern Abend war ich noch bey euch und ietzo ſitz ich im leidigen Friedberg und harre auf einen Steindecker, mit dem ich die Reparatur meines verwünſchten Schloſſes akkordiren will. Der Weg hierher ward mir ſehr kurz, wie ihr denken könnt, und wie ich heut vom Cronprinzen hinausfuhr, und ich die Teutſchhaus Mauern ſah, und den Weeg den ich ſo hundertmal, und es dann rechts ein in die Schmidtgaſſe lenckte. Ich wollte ich hätte geſtern Abend förmlich Abſchied genommen, es war eben ſo viel und ich kam um einen Kuß zu kurz, den ſie mir nicht hätte verſagen können. Faſt wär ich heute früh noch hingegangen, S. hielt mich ab, dafür ſpiel ich ihm nächſtens einen Streich, denn ich will doch nicht allein leiden. Gewiß Keſtner, es war Zeit daß ich gieng. Geſtern Abend hatt ich rechte hängeliche und hängenswerthe Gedanken auf dem Canapee

Der Steindecker war da und ich binn ſo weit als vorher, und es iſt ein Packet von meinem Vater ankommen darnach ich geſchickt habe, das mag auch erbauliche Zeug enthalten. Indeſſen binn ich doch wieder bey euch geweſen, und meine Seele iſt noch bey euch und bey meinen Kleinen. Wenn der Menſch geboren wäre reine Freuden zu genieſſen. —

Der Brief meines Vaters iſt da, lieber Gott wenn ich einmal alt werde, ſoll ich dann auch ſo werden. Soll meine Seele nicht mehr hängen an dem was liebenswerth und gut iſt. Sonderbar, daß da man glauben ſollte je älter der Menſch wird, deſto freyer er werden ſollte, von dem was irrdiſch und klein iſt. Er wird immer irrdiſcher und kleiner. — Sie ſehen ich binn ſchon im Train zu radotiren, aber Gott weis es iſt nichts anders als mich mit Ihnen zu beſchäfftigen und zu vergeſſen, wer, wo, und was ich binn.

Schloſſer kommt eben von einer Ambaſſade wieder, die Liebe giebt ihm die Protocolle ein, er inquirirte in die innerſten Höllenwinkel, inzwiſchen bleibt alles wies iſt, und wir richten mit laufen und treiben grade ſo viel aus, daß wir einer anſehnlichen Viſitations Deputation nicht den Rang ablaufen.

Und wenn ich wieder denke wie ich von Wetzlar zurückkomme, ſo ganz über meine Hoffnung Liebempfangen geworden zu ſeyn: binn ich viel ruhig. Ich geſtehs Ihnen es war mir bald angſt, denn das Unglück iſt mir ſchon oft wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen, lieber Keſtner da iſts ein Höllenſchmerz wenn man nicht empfangen wird wie man kommt. Aber ſo — Gott geb euch ein ganzes Leben wie mir die paar Tage waren.

Das Eſſen kommt, und Gute Nacht.

Noch einmal gute Nacht. Empfelen ſie mich dem alten lieben Papa, und meinen Buben. Lotten erinnern Sie im Conzert an mich auch Dortelgen. Noch etwas. Lotte hat ein Meubel das ihr zu gros iſt. Ich hab ſie gebeten mir zu erlauben es in ein kleineres zu vertauſchen ſchicken Sie mirs doch wohl eingepackt auf der fahrenden.[1]

---

[1] Er meint einen Kamm, von welchem auch in den Briefen Nr. 35 und 37 die Rede iſt.

22.

Goethe an Keſtner

arr. 14. Nov. 72. Wetzl. von Frankfurt.

Da iſt deutſche Baukunſt für Kielmanseggen und Sie. Habt Ihr im Concert meiner gedacht und wie gehts euch.

Von Friedberg haben Sie doch den erbaulichen Brief kriegt, ich ſchrieb ihn um meine Seele zu beſchäftigen, die ſonſt ungebärdig werden wollte. Von da kam ich nach Homburg, und habe wieder das Leben lieb gewonnen, da das erſcheinen ſolch eines Elenden, ſo trefflichen Geſchöpfen Freude machen kann.

Adieu, ich ruhe hier aus auf den Montag nach Darmſtadt, den Mittwoch nach Mannheim. Wo ich die Freude hoffe mit der Frl. Baſchle von Lotten zu ſchwätzen.

23.

Goethe an Keſtner.

acc. 15. Nov. 72. Wetzl.

Euren lieben Andenkenvollen Brief hab ich heute kriegt, und muſſ nur wenigſtens euch dagegen ſagen wie viel michs freut, und wie lieb ich euch habe.

Lotte weis wohl daſſ ſie ſagen darf was ſie will, ich armer Teufel binn immer im höchſten desavantage, demohngeachtet iſt ſie Lotte, und es bleibt beym alten.

Da iſt ein Exempl. Baukunſt für Falken. Wie ſiehts mit meinen Köpfen.[1] Treiben Sies ia. Wollten Sie wohl Wandrern ſagen, ich habe mich nach Zwiebeln erkundigt, da mich die Liebhaber verſichert es ſeye zu ſpät, müſſe man im September ſich drum umthun, die guten ſeyen all ausgeleſen. Demohngeachtet hab ich zum Italiäner geſchickt der mir aber ſagen laſſen, es ſeyn keine mehr vorhanden. denn um dieſe Zeit, treiben ſie ſchon.

---

[1] Hierunter ſind Silhouetten verſtanden.

24.

Keſtner an v. Hennings.

Wetzlar d. 18 November 1772.

Was denken Sie wohl von mir, lieber Hennings, das möchte ich dieſen Augenblick gleich wiſſen. Ich will zwar keine Entſchuldigungen machen, aber etwas das eben ſo viel iſt, muß ich doch ſagen.

Gerade den Abend vorher, als ich Ihren lieben letzten Brief bekam, ſagte mir Lottchen, ich möchte doch wieder einmal an Sie ſchreiben, weil ich lange nichts von Ihnen gehört hätte, und ich hatte wirklich lange vor dieſer Erinnerung ſchon zu einem recht langen Brief geſchritten, und ihn ſchon angefangen. Da ich Ihnen aber in demſelben einige merkwürdige Begebenheiten, welche ſeit ein paar Jahren nahe um mich vorgegangen waren, ausführlich erzählen wollte, und ich darin oft unterbrochen wurde, ſo wollte ich nur das Neueſte davon erzählen. Dieß fing ich wiederum ſo weitläuftig an, daß ich auch damit ſo bald fertig zu werden nicht hoffen darf; daher will ich meinen Plan ändern und

Ihnen davon nur das Hauptſächlichſte (wie in Summarien) erzählen, um die Communication zwiſchen uns einmal wieder zu eröffnen.

Sie wollen mehr von meinem Mädchen hören, und ich ſchreibe Ihnen nur gar zu gerne davon, und habe Ihnen ſo viel davon zu ſagen. Mein Mädchen iſt mir von Jahren zu Jahren immer werther geworden. Ich brachte mit ihr und ihrer Mutter die Stunden, die ich dazu anwenden konnte, bis vor zwey Jahren recht glücklich und vergnügt zu. Wie und auf was Art, erzählte ich Ihnen gern, wenn es nicht zu weitläuftig wäre. Dieſen Herbſt vor zwey Jahren aber empfing unſere Ruhe einen empfindlichen Stoß. Die beſte Mutter, die je gelebt, und wie ſie die Phantaſie nur ſchildern mag, ward krank und ſtarb. Ich glaube ich habe es Ihnen noch nicht geſchrieben. Aber eines Theils war ich es bisher nicht im Stande, theils wollte ich es Ihnen mit allen Umſtänden, die ſehr merkwürdig ſind, erzählen. Dieſmal bemerke ich nur was dieſer Tod auf Lottchen für einen Einfluß geübt hat. Sie empfand dieſen Verluſt in ſeiner ganzen Schwere. Er milderte auch ihre Munterkeit ſehr und mußte es durch die Folge noch mehr thun; denn auf ſie fiel das Loos, ihrer Mutter Stelle bey den Geſchwiſtern zu erſetzen: natürlicher Weiſe eine wichtige Veränderung. Sie war erſt 18 Jahr alt, und hat eine ältere Schweſter, die niemals die Rechte der Erſtgeburt vergab: allein daß Lottchen nur ihrer Mutter Stelle vertreten konnte, war ſo ausgemacht und ſo unzweifelhaft, daß nicht nur der Vater, ſondern auch die ältere Schweſter, und noch mehr die jüngern Geſchwiſter, auch das Geſinde, ja die Fremden, ſtillſchweigend und ohne Abrede, durch eine innerliche Ueberzeugung unbewußt getrieben, darin übereinſtimmten. Und ſie ſelbſt fühlte ihre Beſtimmung ſo ſehr, daß ſie das Amt von dem erſten Augenblick an übernahm, und mit einer ſolchen Zuverläſſigkeit führte, als wenn eine förmliche Uebertragung, bey ihr aber ein überlegter Entſchluß vorausgegangen und ſie dazu von jeher beſtimmt ſey. An ſie wandte ſich alles, auf ihr Wort geſchah alles, und jedes folgte ihrer Anordnung, ja ihrem Wink: und was das vornehmſte war, es ſchien als wenn die Weisheit ihrer Mutter ihr zum Erbtheil geworden wäre. Bis dieſe Stunde hat ſich ſolches erhalten: Sie iſt die Stütze der Familie, die Liebe, die Achtung derer, die dazu gehören, und das Augenmerk derer, welche dahin kommen. — Ich ſage ihnen, es iſt ein halbes Wunderwerk, ohngeachtet weder ſie ſelbſt, noch die Familie, es merkt, und jedes meynt es müßte ſo ſeyn.

Sie können denken wie dieſe Begebenheit bey mir ihren Werth vergrößert hat; und wenn ich vorher noch ihretwegen unentſchloſſen geweſen wäre, ſo hätte mich dieſes, ohne den mindeſten Zweifel übrig zu laſſen, völlig entſcheiden müſſen; denn was vorhin meiſtens nur Hoffnung, nur Wahrſcheinlichkeit, nur Keim, nur Anlage war, das iſt jetzt ſichtbare, unläugbare Gewißheit, das iſt jetzt die reife Frucht und vollendete Vollkommenheit. Sie verſtehen mich auch, wenn ich ſage, daß dieſe Situation ihr nicht nur die Vollendung gegeben, ſondern ſie auch darin erhält, und ſie vor den Abwegen bewahrt, wohin die Mädchen nur zu leicht gerathen, wenn ſie Muße genug haben, in dem Putz, in dem zu vielen Bücherleſen, und in den anderen vermeyntlichen Vollkommenheiten, ihre Vorzüge zu ſuchen. Ein Menſch, deßen Urtheil von Erheblichkeit iſt, geſtand dieſen Sommer, er hätte noch kein Frauenzimmer gefunden, das ſo von den gewöhnlichen weiblichen Schwachheiten frey wäre ꝛc. Wenn ich vor Ende dieſes Briefes die Schilderung bekomme, welche er von Lottchen gemacht hat, will ich ſie noch herſetzen.

Ob nun gleich die Laſt, welche in dieſer Situation auf ihr ruht, wie leicht zu begreifen iſt, leicht hindern könnte, daß ihr Werth dem nicht ſcharfſinnigen Auge verborgen bliebe, da ſie nicht eigentlich eine ſogenannte glänzende Beauté iſt, nach dem gemeinen Sinne; mir iſt ſie's; ſo bleibt ſie doch immer das bezaubernde Mädchen, das Schaaren von Anbetern haben könnte, alte und junge, ernſthafte und luſtige, Kluge und Dumme ꝛc.

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüß' euch! Helf' uns allen zum Unſrigen!

Bauer. Großen Dank, ihr wollen nicht zum Nacht Imbs bleiben.

Götz. Können nicht. Adies.

Sie weiß ſie aber bald zu überzeugen, daß ſie entweder in der Flucht oder in der Freundſchaft ihr einziges Heil ſuchen müſſen. Eines von dieſen, als des merkwürdigſten, will ich doch erwähnen, weil er auf uns einen Einfluß behalten. Ein junger Menſch an Jahren (23), aber in Kenntniſſen und Entwickelung ſeiner Seelenkräfte und ſeines Charakters ſchon ein Mann; ein außerordentliches Genie und ein Menſch von Charakter, war hier, wie ſeine Familie glaubte, der Reichs-Praxis wegen, in der That aber um der Natur und der Wahrheit nachzuſchleichen, und den Homer und Pindar zu ſtudiren. Er hat nicht nöthig des Unterhaltes wegen zu ſtudiren. Ganz von ohngefähr, nach langer Zeit ſeines Hierſeyns, lernte er Lottchen kennen, und in ihr ſein Ideal von einem vortrefflichen Mädchen; er ſah ſie in ihrer fröhlichen Geſtalt, ward aber bald gewahr, daß dieſes nicht ihre vorzüglichſte Seite war; er lernte ſie auch in ihrer häuslichen Situation kennen, und ward, mit einem Wort, ihr Verehrer. Es konnte ihm nicht lange unbekannt bleiben, daß ſie ihm nichts als Freundſchaft geben konnte, und ihr Betragen gegen ihn gab wiederum ein Muſter ab. Dieſer gleiche Geſchmack, und da wir uns näher kennen lernten, knüpfte zwiſchen ihm und mir das feſteſte Band der Freundſchaft, ſo daß er bey mir gleich auf meinen lieben Hennings folgt. Indeſſen, ob er gleich in Anſehung Lottchens alle

Hoffnung aufgeben mußte, und auch aufgab, ſo konnte er, mit aller ſeiner Philoſophie und ſeinem natürlichen Stolze, ſo viel nicht über ſich erhalten, daß er ſeine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat ſolche Eigenſchaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geſchmack iſt, gefährlich machen können: Allein Lottchen wußte ihn ſo zu behandeln, daß keine Hoffnung bey ihm aufkeimen konnte, und er ſie, in ihrer Art zu verfahren, noch ſelbſt bewundern mußte. Seine Ruhe litt ſehr dabey; es gab mancherley merkwürdige Scenen, wobey Lottchen bey mir gewann, und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bey mir erſtaunen mußte, wie die Liebe ſo gar wunderliche Geſchöpfe ſelbſt aus den ſtärckſten und ſonſt für ſich ſelbſtſtändigen Menſchen machen kann. Meiſtens dauerte er mich und es entſtanden bey mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht im Stande ſeyn, Lottchen ſo glücklich zu machen, als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausſtehen konnte, ſie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können. Kurz, er fieng nach einigen Monaten an, einzuſehen, daß er zu ſeiner Ruhe Gewalt gebrauchen mußte. In einem Augenblicke, da er ſich darüber völlig determinirt hatte, reiſete er ohne Abſchied davon, nachdem er ſchon öfters vergebliche Verſuche zur Flucht gemacht hatte. Er iſt zu Franckfurt und wir reden fleiſſig durch Briefe mit einander. Bald ſchrieb er, nunmehr ſeiner wieder mächtig zu ſeyn: gleich darauf fand ich wieder Veränderungen bey ihm. Kürzlich konnte er es doch nicht laſſen, mit einem Freunde, der hier Geſchäfte hatte, herüber zu kommen; er würde vielleicht noch hier ſeyn, wenn ſeines Begleiters Geſchäfte nicht in einigen Tagen beendigt worden wären, und dieſer gleiche Bewegungsgründe gehabt hätte, zurückzueilen: denn er folgt ſeiner nächſten Idee, und bekümmert ſich nicht um die Folgen, und dieſes fließt aus ſeinem Charakter, der ganz Original iſt.

Inzwiſchen iſt auch mein Vater geſtorben, welches in ſeinen Folgen mich ſchon mehr mit den traurigen Beſchwerden der Menſchen bekannt gemacht hat und vielleicht noch mehr machen wird.

Damit Sie ferner wiſſen, wie es mit meinen geheimſten Angelegenheiten ſteht: Ich bin mit Lenchen in keiner weitern Verbindung, als wenn ein ehrlicher Mann ſteht, wenn er einem Frauenzimmer den Vorzug vor allen übrigen giebt, ſich mercken läſſet, daß er ein gleiches von ihr wünſcht und wenn ſie ſolches thut, dieſes nicht nur, ſondern auch eine völlige Reſignation von ihr annimmt. Dieſes halte ich ſchon genug, um einen ehrlichen Mann zu binden, zumal wenn ſolches einige Jahre durch dauert. Indeſſen tritt bey mir noch hinzu, daß Lottchen und ich uns einander ausdrücklich erklärt haben, und es noch immer mit Vergnügen thun, ohne jedoch Schwüre und Betheurungen hinzuzufügen. Auch habe ich ſchon längſt ihrer ſeligen Mutter meine Abſicht und Wunſch erklärt, inzwiſchen nicht verhehlt, daß ich noch Aeltern hätte, und eine geheime Verbindung nicht meine Abſicht ſey. Mit dem Vater habe ich noch nie eine Sylbe darüber geſprochen. Sie verlaſſen ſich auf meine Ehrlichkeit, desfalls ich in einigem Ruf ſtehe, und ſind ruhig, da Lottchen bisher noch zu jung und noch zu nöthig war.

Zu Haus habe ich kein Geheimniß aus meinem Umgang, noch aus dem Vorzuge, den ich Lottchen beylegte, gemacht, und zwar mit ſolchen Ausdrücken, daß ſie meine Abſicht leicht errathen konnten. Man äuſſerte ſich darüber nicht. Von meinem Vater verſprach ich mir keine günſtige Entſchlieſſung und da ohnehin noch nicht Zeit war, ließ ich es dabey vorerſt bewenden. Nachdem ich nun mit der Zeit endlich einmal einen Ernſt daraus machen möchte, und von meiner Mutter mir gutes verſpreche, ſo habe ich endlich auch da meinen Wunſch und Abſicht erklärt. Wir ſtehen darüber noch in Correspondenz. Es werden mir mancherley Umſtände gemacht, beſonders, daß ich zu Hauſe noch kein beſtimmtes Emploi habe, daß Lottchen viele Geſchwiſter und kein Vermögen hat. Ich habe dieſe Umſtände aber wohl überlegt, und desfalls hinlängliche Auskunft gegeben: ohnehin wollte ich gegenwärtig nur den Schritt thun, daß ich Lottchen und ihren Vater wegen meiner Mutter Einwilligung benachrichtigen könnte. Vor der wirklichen Heirath muß ich denn erſt weitere Schritte wegen meines ſichern Emploi thun, und was ich ſonſt desfalls überlegt habe. Ich hoffe nun bald ſchriftliche günſtige Erklärung von meiner Mutter: indeſſen wird ſie nicht ganz zufrieden ſeyn. Ich habe aber alles wohl überlegt und kann nicht anders. Mit dem Detail will ich Sie nicht aufhalten. Hätte ich nur erſt eine gewiſſe Stelle, ſo ſollte ſich alles ſchon geben. Die Viſitation ſcheint noch einige Zeit fortzudauern, und ich werde aushalten müſſen. Man muß erwarten, was der Himmel fügt.

Leben Sie wohl, mein Beſter: Erzählen Sie mir auch bald etwas von Ihnen.

K.

d. 28 Nov. 72.

25.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. 21. Nov. 72.

In Darmſtat binn ich, nach Manheim werd ich nicht kommen, eben da wir abreiſen wollten, trat Merken eine Verhinderung dazwiſchen, wer ein Amt hat muſſ leider ſein warten. Daſſ wir nur wieder einmal beyſammen ſind, freut uns ſo, tuht uns ſo wohl, daſſ ich allein nicht weiter mag. Adreſſiren Sie mir Ihre Briefe grad hierher, und ſchicken Sie mir doch die Nachricht von Jeruſalems Todte. Ohne Zweifel haben Sie mir ſchon nach Frkfurt geſchrieben, biſſ ich das aber her kriege währt ſo lang. Ich habe heut früh mit der Flachsland, viel von Lotten und euch geredet und meinen lieben Bubens. Merck grüſſt euch, und ſein Weib und Henry. Grüſſt mir ſie alle, meine Seele iſt oft bey euch, Adieu.

Goethe.

26.

Goethe's Schweſter an Keſtner

Samſtag den 21. Nov. 72.

Ich habe Ihren Brief meinem Bruder nach Darmſtadt geſchickt, mein Herr, dencken Sie nur er iſt ſchon ſeit am Montag weg, und hat noch kein Wort von ſich hören laſſen, iſt das nicht zu arg. — aber ſo macht er's, Sie werdens auch ſchon an ihm gewohnt ſeyn.

Ehe mein Bruder von hier weggieng hat er mir eifrigſt aufgetragen einige Liedgen vor Ihr liebes Lottchen abzuſchreiben, weil es aber nur ein paar ſind, ſo wollte ich fragen, ob ihr nicht ſeit der Zeit etwa noch eins eingefallen wäre, das ſie gern haben mögte — Wenn aber das nicht iſt, ſo ſchreiben Sie mir ob ſie den Marſch aus den zwey Geizigen hat, ſonſt will ich den noch mit beyfügen, die Melodie iſt gar angenehm. Wollen Sie ſo gütig ſeyn, mein Herr, und mich dem ganzen Buffiſchen Haus empfehlen, aber recht freundſchaftlich, und wenn Sie das recht ſchön ausrichten, ſo verſpreche ich Ihnen, daß ich auf einandermahl den Herrn weglaſſen, und Freund an ſeine Stelle ſezen will.

C.

27.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Mittwoch den 25. Nov. (1772.)

Lottchen muß mit meiner ſchlechten Schreiberey vorlieb nehmen, wie ich die Noten ſchrieb, dachte ich nicht an die Worte, die drunter kommen ſollten, und da iſts denn ſo ausgefallen, doch hoffe ich daſſ es leſerlich ſeyn wird.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, für die Nachricht von meinem Bruder, biſſ jetzt iſt er noch immer ſtumm gegen uns — daſſ Sie nicht nach Manheim gehen, hat er die vorige Woche Netten zu meinem Troſt geſchrieben, weil er verſprochen hatte mich mit zu' nehmen. Erinnern Sie ſich noch der guten Mädgen, mein Freund, die wir die vergangene Meſſe zuſammen beſuchten, ſie laſſen ſich alle Lottchen und Ihnen empfehlen, und bitten ſehr, daſſ Sie beyderſeits uns doch bald beſuchen mögen; biſſ dahin aber dencken Sie ſo offt an uns, als wir an Sie dencken.

G.

28.

Keſtners Nachrichten über den Tod Jeruſalems.

An Goethe abgeſandt im November 1772.[1]

Jeruſalem iſt die ganze Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts mißvergnügt geweſen, es ſey nun überhaupt wegen der Stelle die er hier bekleidete, und daß ihm gleich Anfangs (bey Graf Baſſenheim) der Zutritt in den großen Geſellſchaften auf eine unangenehme Art verſagt worden, oder insbeſondere wegen des Braunſchweigiſchen Geſandten, mit dem er bald nach ſeiner Ankunft kundbar heftige Streitigkeiten hatte, die ihm Verweiſe vom Hofe zuzogen und noch weitere verdrießliche Folgen für ihn gehabt haben. Er wünſchte längſt, und arbeitete daran, von hier wieder wegzukommen: ſein hieſiger Aufenthalt war ihm verhaßt, wie er oft gegen ſeine Bekannte geäußert hat, und durch meinen Bedienten, dem es der ſeinige oft geſagt, wußte ich dieſes längſt. Bisher hoffte er, das hieſige Geſchäft ſollte ſich zerſchlagen: da nun ſeit einiger Zeit mehrerer Anſchein zur Wiedervereinigung war, und man im Publiko ſolches ſchon nahe und gewiß glaubte, iſt er, etwa vor 8 Tagen, bey dem Geſandten Falke (dem er bekannt und von dem Vater empfohlen war) geweſen, und hat dieſen darüber auszuforſchen geſucht, der denn, obgleich keine völlige Gewißheit, doch den Anſchein und Hoffnung bezeuget.

---

[1] Goethes Werke, Ausgabe von 1840. Band 22. pag. 168.

Neben dieſer Unzufriedenheit war er auch in des pfälz. Sekret. H . . . Frau verliebt. Ich glaube nicht, daß dieſe zu dergleichen Galanterien aufgelegt iſt, mithin, da der Mann noch dazu ſehr eiferſüchtig war, mußte dieſe Liebe vollends ſeiner Zufriedenheit und Ruhe den Stoß geben.

Er entzog ſich allezeit der menſchlichen Geſellſchaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerſtreuungen, liebte einſame Spaziergänge im Mondenſcheine, gieng oft viele Meilen weit und hieng da ſeinem Verdruß und ſeiner Liebe ohne Hoffnung nach. Jedes iſt ſchon im Stande die erfolgte Würkung hervorzubringen. Er hatte ſich einſt Nachts in einem Walde verirrt, fand endlich noch Bauern, die ihn zurechtwieſen, und kam um 2 Uhr zu Haus.

Dabey behielt er ſeinen ganzen Kummer bey ſich, und entdeckte ſolchen, oder vielmehr die Urſachen davon, nicht einmahl ſeinen Freunden. Selbſt dem Kielmansegge hat er nie etwas von der H . . . . geſagt, wovon ich aber zuverläßig unterrichtet bin.

Er las viel Romane, und hat ſelbſt geſagt, daß

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehen, denn da muß der Kaiſer vorbey. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweyter Kaufmnn. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

kaum ein Roman ſeyn würde, den er nicht geleſen hätte. Die fürchterlichſten Trauerſpiele waren ihm die liebſten. Er las ferner philoſophiſche Schriftſteller mit großem Eyfer und grübelte darüber. Er hat auch verſchiedene philoſophiſche Aufſäze gemacht, die Kielmansegge geleſen und ſehr von anderen Meinungen abweichend gefunden hat; unter andern auch einen beſondern Aufſatz, worin er den Selbſtmord vertheidigte. Oft beklagte er ſich gegen Kielmansegge über die engen Gränzen, welche dem menſchlichen Verſtande geſetzt wären, wenigſtens dem Seinigen; er konnte äußerſt betrübt werden, wenn er davon ſprach, was er wiſſen möchte, was er nicht ergründen könne ꝛc. (Dieſen Umſtand habe ich erſt kürzlich erfahren und iſt, deucht mir, der Schlüſſel eines großen Theils ſeines Verdruſſes, und ſeiner Melancholie, die man beyde aus ſeinen Mienen leſen konnte: ein Umſtand der ihm Ehre macht und ſeine letzte Handlung bey mir zu veredlen ſcheint.) Mendelſohns Phädon war ſeine liebſte Lectüre: in der Materie vom Selbſtmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden; wobey zu bemerken iſt, daß er denſelben auch bey der Gewißheit von der Unſterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt. Leibnitzen's Werke las er mit großem Fleiße.

Als letzthin das Gerücht vom Goué ſich verbreitete, glaubte er dieſen zwar nicht zum Selbſtmorde fähig, ſtritt aber in Thesi eifrig für dieſen, wie mir Kielmansegge, und viele, die um ihn geweſen, verſichert haben. Ein paar Tage vor dem unglücklichen, da die Rede vom Selbſtmorde war, ſagte er zu Schleunitz, es müße aber doch eine dumme Sache ſeyn, wenn das Erſchieſſen mißriethe.

Auch einige Tage zuvor ſprachen Brandten mit ihm von ſeinen weiten einſamen Spaziergängen, daß ihm da leicht einmal ein Unglück zuſtoſſen könnte, wie zum Ex. vor einiger Zeit, da einer beym entſtandenen Gewitter ſich unter ein Gemäuer retiriret, und dieſes über ihm eingeſtürzt wäre. Er antwortete: das würde mir eben recht ſeyn. Dorthel verſpricht ihm ein Kränzchen zu machen, wenn er hier ſtürbe. Er hat in Brandten Hauſe ſehr über R . . . geklagt, daß dieſer gar nicht ſchriebe, er ſchäme ſich zu ihnen zu kommen, da er immer nichts von ihm ſagen könne. Mit einiger Hitze zu Annchen: Ja, ich verſichere Sie, die Sünden meiner Freunde ſchmerzen mich. (R . . . war Anbeter der Annchen.) Zu Kielmansegge hat er von R. geſagt, dieſer hätte eine Dreckſeele: was man noch in der Welt machen ſolle, wo man einen abweſenden Freund nicht einmal conſerviren könne.

In dieſen Tagen hat er mich, da er im Brandtiſchen Hauſe war, ins Buſſiſche Haus gehen ſehen (oder vielmehr es geglaubt, da es eigentlich ein anderer war,) und geſagt, mit einem beſonderen Ton: wie glücklich iſt Keſtner! wie ruhig er dahin geht!

Vergangenen Dienſtag kommt er zum kranken Kielmansegge, mit einem mißvergnügten Geſichte. Dieſer fragt ihn, wie er ſich befände? Er: Beſſer als mir lieb iſt. Er hat auch den Tag viel von der Liebe geſprochen, welches er ſonſt nie gethan: und dann von der Frankfurter Zeitung, die ihm ſeit einiger Zeit mehr als ſonſt gefalle. Nachmittags (Dienſtag) iſt er bey Sekr. H… geweſen. Bis Abends 8 Uhr ſpielen ſie Tarok zuſammen. Annchen Brandt war auch da: Jeruſalem begleitet dieſe nach Haus. Im Gehen ſchlägt Jeruſalem oft unmuthsvoll vor die Stirn und ſagt wiederholt: Wer doch erſt todt, — wer doch erſt im Himmel wäre! — Annchen ſpaßt darüber: er bedingt ſich bey ihr im Himmel einen Platz, und beim Abſchiednehmen ſagt er: Nun es bleibt dabey, ich bekomme bey Ihnen im Himmel einen Platz.

Am Mittewochen, da im Kronprinz groß Feſt war und jeder jemanden zu Gaſte hatte, gieng er, ob er gleich ſonſt zu Haus aß, zu Tiſch und brachte den Secr. H… mit ſich. Er hat ſich da nicht anders als ſonſt, vielmehr munterer betragen. Nach dem Eſſen nimmt ihn Secret. H… mit nach Haus zu ſeiner Frau. Sie trinken Kaffee. Jeruſalem ſagt zu der H…: Liebe Frau Secretairin, dieß iſt der letzte Kaffee, den ich mit Ihnen trinke. — Sie hält es für Spaß und antwortet in dieſem Tone. Dieſen Nachmittag (Mittwochs) iſt

Jeruſalem allein bei H . . . s geweſen, was da vorgefallen, weiß man nicht; vielleicht liegt hierin der Grund zum folgenden. — Abends, als es eben dunkel geworden, kommt Jeruſalem nach Garbenheim, ins gewöhnliche Gaſthaus, frägt ob niemand oben im Zimmer wäre? Auf die Antwort: Nein, geht er hinauf, kommt bald wieder herunter, geht zum Hofe hinaus, zur linken Hand hin, kehrt nach einer kleinen Weile zurück, geht in den Garten; es wird ganz dunkel, er bleibt da lange, die Wirthin macht ihre Anmerkungen darüber, er kommt wieder heraus, geht bei ihr, alles ohne ein Wort zu ſagen, und mit heftigen Schritten, vorbey, zum Hofe hinaus, rechts davon ſpringend.

Inzwiſchen, oder noch ſpäter, iſt unter H . . . und ſeiner Frau etwas vorgegangen, wovon H . . . einer Freundin vertrauet, daß ſie ſich über Jeruſalem etwas entzweyet und die Frau endlich verlangt, daß er ihm das Haus verbieten ſolle, worauf er es auch folgenden Tags in einem Billet gethan.

Nachts vom Mittewoch auf den Donnerſtag iſt er um 2 Uhr aufgeſtanden, hat den Bedienten geweckt, geſagt, er könne nicht ſchlafen, es ſey ihm nicht wohl, läßt einheitzen, Thee machen, iſt aber doch nachher ganz wohl, dem Anſehen nach.

Donnerſtags Morgens ſchickt Secret. H . . . an Jeruſalem ein Billet. Die Magd will keine Antwort abwarten und geht. Jeruſalem hat ſich eben raſiren laſſen. Um 11 Uhr ſchickt Jeruſalem wiederum ein Billet an Secret. H..., dieſer nimmt es dem Bedienten nicht ab, und ſagt, er brauche keine Antwort, er könne ſich in keine Correſpondenz einlaſſen, und ſie ſähen ſich ja alle Tage auf der Dictatur. Als der Bediente das Billet unerbrochen wieder zurückbringt, wirft es Jeruſalem auf den Tiſch und ſagt: es iſt auch gut. (Vielleicht den Bedienten glauben zu machen, daß es etwas gleichgültiges betreffe.)

Mittags iſſet er zu Haus, aber wenig, etwas Suppe. Schickt um 1 Uhr ein Billet an mich und zugleich an ſeinen Geſandten, worin er dieſen erſucht, ihm auf dieſen (oder künftigen) Monat ſein Geld zu ſchicken. Der Bediente kommt zu mir. Ich bin nicht zu Hauſe, mein Bedienter auch nicht. Jeruſalem iſt inzwiſchen ausgegangen, kommt um ½4 Uhr zu Haus, der Bediente giebt ihm das Billet wieder. Dieſer ſagt: Warum er es nicht in meinem Hauſe, etwa an eine Magd, abgegeben? Jener: Weil es offen und unverſiegelt geweſen, hätte er es nicht thun mögen. — Jeruſalem: Das hätte nichts gemacht, jeder könne es leſen, er ſollte es wieder hinbringen. — Der Bediente hielt ſich hierdurch berechtigt, es auch zu leſen, ließt es und ſchickt es mir darauf durch einen Buben, der im Hauſe aufwartet. Ich war inzwiſchen zu Haus gekommen, es mogte ½4 Uhr ſeyn, als ich das Billet bekam:

Durchgezeichnet

dürfte ich Ew: Wohlgeb. Wohl zu einer vorhabende
Reiſe um ihren Beiſtellen gehorſamſt erſuchen? –

J.

„Dürfte ich Ew. Wohlgeb. wohl zu einer vorhabenden Reiſe um ihre Piſtolen gehorſamſt erſuchen?

J.“[1]

Da ich nun von alle dem vorher erzählten und von ſeinen Grundſätzen nichts wußte, indem ich nie beſondern Umgang mit ihm gehabt — ſo hatte ich nicht den mindeſten Anſtand ihm die Piſtolen ſogleich zu ſchicken.

Nun hatte der Bediente in dem Billet geleſen, daß ſein Herr verreiſen wollte, und dieſer ihm ſolches ſelbſt geſagt, auch alles auf den anderen Morgen um 6 Uhr zur Reiſe beſtellt, ſogar den Friseur, ohne daß der Bediente wußte wohin, noch mit wem, noch auf was Art? Weil Jeruſalem aber allezeit ſeine Unternehmungen vor ihm geheim tractiret, ſo ſchöpfte dieſer keinen Argwohn. Er dachte jedoch bey ſich: „Sollte mein Herr etwa heimlich nach Braunſchweig reiſen wollen, und dich hier ſitzen laſſen? ꝛc.“ Er mußte die Piſtolen zum Büchſenſchäfter tragen und ſie mit Kugeln laden laſſen.

Den ganzen Nachmittag war Jeruſalem für ſich allein beſchäftiget, kramte in ſeinen Papieren, ſchrieb, ging, wie die Leute unten im Hauſe gehört, oft im Zimmer heftig auf und nieder. Er iſt auch verſchiedene Mal ausgegangen, hat ſeine kleinen Schulden, und wo er nicht auf Rechnung ausgenommen, bezahlt; er hatte ein Paar Manſchetten ausgenommen, er ſagt zum Bedienter, ſie gefielen ihm nicht, er ſollte ſie wieder zum Kaufmann bringen; wenn dieſer ſie aber nicht gern wieder nehmen wollte, ſo wäre da das Geld dafür, welches der Kaufmann auch lieber genommen.

---

[1] Ein Fac simile dieſes Billets wird hier beigelegt.

Etwa um 7 Uhr kam der Italiäniſche Sprachmeiſter zu ihm. Dieſer fand ihn unruhig und verdrießlich. Er klagte, daß er ſeine Hypochondrie wieder ſtark habe, und über mancherley; erwähnt auch, daß das Beſte ſey, ſich aus der Welt zu ſchicken. Der Italiäner redet ihm ſehr zu, man müſſe dergleichen Paſſionen durch die Philoſophie zu unterdrücken ſuchen ꝛc. Jeruſalem: das ließe ſich nicht ſo thun; er wäre heute lieber allein, er möchte ihn verlaſſen. Der Italiäner: er müſſe in Geſellſchaft gehen, ſich zerſtreuen ꝛc. Jeruſalem: er gienge auch noch aus. — Der Italiäner, der auch die Piſtolen auf dem Tiſche liegen geſehen, beſorgt den Erfolg, geht um halb acht Uhr weg und zu Kielmannsegge, da er denn von nichts als von Jeruſalem, deſſen Unruhe und Unmuth ſpricht, ohne jedoch von ſeiner Beſorgniß zu erwähnen, indem er glaubte, man möchte ihn deswegen auslachen.

Der Bediente iſt zu Jeruſalem gekommen, um ihm die Stiefel auszuziehen. Dieſer hat aber geſagt, er gienge noch aus; wie er auch wirklich gethan hat, vor das Silhöferthor auf die Starke Weide, und ſonſt auf die Gaſſe, wo er bey Verſchiedenen, den Hut tief in die Augen gedrückt, vorbey gerauſcht iſt, mit ſchnellen Schritten, ohne jemand anzuſehen. Man hat ihn auch um dieſe Zeit eine ganze Weile an dem Fluß ſtehen ſehen, in einer Stellung, als wenn er ſich hineinſtürzen wolle (ſo ſagt man).

Vor 9 Uhr kommt er zu Haus, ſagt dem Bedienten, es müſſe im Ofen noch etwas nachgelegt werden, weil er ſo bald nicht zu Bette ginge, auch ſolle er auf Morgen früh 6 Uhr alles zurecht machen, läßt ſich auch noch einen Schoppen Wein geben. Der Bediente, um recht früh bey der Hand zu ſeyn, da ſein Herr immer ſehr accurat geweſen, legt ſich mit den Kleidern ins Bette.

Da nun Jeruſalem allein war, ſcheint er alles zu der ſchrecklichen Handlung vorbereitet zu haben. Er hat ſeine Briefſchaften alle zerriſſen und unter den Schreibtiſch geworfen, wie ich ſelbſt geſehen. Er hat zwey Briefe, einen an ſeine Verwandte, den Andern an H... geſchrieben: man meint auch einen an den Geſandten Höffler, den dieſer vielleicht unterdrückt. Sie haben auf dem Schreibtiſch gelegen. Erſter, den der Medicus an dem Morgens geſehen, hat überhaupt nur folgendes enthalten, wie Dr. Held, der ihn geleſen, mir erzählt:

Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schweſtern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder: Gott, Gott, ſegne euch!

In dem zweyten hat er H... um Verzeihung gebeten, daß er die Ruhe und das Glück ſeiner Ehe

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht' ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre, als an meinen Gedanken.

Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was gibts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſer dreyßig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beyſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brot zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat nur Eine Hand, der andere nur Ein Bein, wenn ſie denn erſt zwey Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr denn thun?

geſtört, und unter dieſem theuren Paar Uneinigkeit geſtiftet ꝛc. Anfangs ſey ſeine Neigung gegen ſeine Frau nur Tugend geweſen ꝛc. In der Ewigkeit aber hoffe er ihr einen Kuß geben zu dürfen ꝛc. Er ſoll drey Blätter groß geweſen ſeyn, und ſich damit geſchloſſen haben: „Um 1 Uhr. In jenem Leben ſehen wir uns wieder.“ (Vermuthlich hat er ſich ſogleich erſchoſſen, da er dieſen Brief geendigt.)

Dieſen ungefähren Inhalt habe ich von jemand, dem der Geſandte Höffler ihn im Vertrauen geſagt, welcher daraus auf einen würklich ſtrafbaren Umgang mit der Frau ſchließen will. Allein bey H . . . war nicht viel erforderlich, um ſeine Ruhe zu ſtören und eine Uneinigkeit zu bewirken. Der Geſandte, deucht mich, ſucht auch die Aufmerkſamkeit ganz von ſich, auf dieſe Liebesbegebenheit zu lenken, da der Verdruß von ihm wohl zugleich Jeruſalem determinirt hat; zumal da der Geſandte verſchiedentlich auf die Abberufung des Jeruſalem angetragen, und ihm noch kürzlich ſtarke reprochen vom Hofe verurſacht haben ſoll. Hingegen hat der Erbprinz von Braunſchweig, der ihm gewogen geweſen, vor Kurzem geſchrieben, daß er ſich hier noch ein wenig gedulden möge, und wenn er Geld bedürfe, es ihm nur ſchreiben ſolle, ohne ſich an ſeinen Vater, den Herzog, zu wenden.

Nach dieſen Vorbereitungen, etwa gegen 1 Uhr, hat er ſich denn über das rechte Auge hinein durch den Kopf geſchoſſen. Man findet die Kugel nirgends. Niemand im Hauſe hat den Schuß gehört; ſondern der Franciſkaner Pater Guardian, der auch den Blick vom Pulver geſehen, weil es aber ſtille geworden, nicht darauf geachtet hat. Der Bediente hatte die vorige Nacht wenig geſchlafen und hat ſein Zimmer weit hinten hinaus, wie auch die Leute im Haus, welche unten hinten hinaus ſchlafen.

Es ſcheint ſitzend im Lehnſtuhl vor ſeinem Schreibtiſch geſchehen zu ſeyn. Der Stuhl hinten im Sitz war blutig, auch die Armlehnen. Darauf iſt er vom Stuhle heruntergeſunken, auf der Erde war noch viel Blut. Er muß ſich auf der Erde in ſeinem Blute gewälzt haben; erſt beym Stuhle war eine große Stelle von Blut; die Weſte vorn iſt auch blutig; er ſcheint auf dem Geſichte gelegen zu haben; dann iſt er weiter, um den Stuhl herum, nach dem Fenſter hin gekommen, wo wieder viel Blut geſtanden, und er auf dem Rücken entkräftet gelegen hat. (Er war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Rock mit gelber Weſte.)

Morgens vor 6 Uhr geht der Bediente zu ſeinem Herrn ins Zimmer, ihn zu wecken; das Licht war ausgebrannt, es war dunkel, er ſieht Jeruſalem auf der Erde liegen, bemerkt etwas Naſſes, und meynt er möge ſich übergeben haben; wird aber die Piſtole auf der Erde, und darauf Blut gewahr, ruft: Mein Gott, Herr Aſſeſſor, was haben Sie angefangen; ſchüttelt ihn, er giebt keine Antwort, und röchelt nur noch. Er läuft zu Medicis und Wundärzten. Sie kommen, es war aber keine Rettung. Dr. Held erzählt mir, als er zu ihm gekommen, habe er auf der Erde gelegen, der Puls noch geſchlagen; doch ohne Hülfe. Die Glieder alle wie gelähmt, weil das Gehirn lädirt, auch herausgetreten geweſen; Zum Ueberfluſſe habe er ihm eine Ader am Arm geöffnet, wobey er ihm den ſchlaffen Arm halten müſſen, das Blut wäre doch noch gelaufen. Er habe nichts als Athem geholt, weil das Blut in der Lunge noch circulirt, und dieſe daher noch in Bewegung geweſen.

Das Gerücht von dieſer Begebenheit verbreitete ſich ſchnell, die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Ich hörte es erſt um 9 Uhr, meine Piſtolen fielen mir ein, und ich weiß nicht, daß ich kurzens ſo ſehr erſchrocken bin. Ich zog mich an und gieng hin. Er war auf das Bette gelegt, die Stirne bedeckt, ſein Geſicht ſchon wie eines Todten, er rührte kein Glied mehr, nur die Lunge war noch in Bewegung, und röchelte fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Wein hatte er nur ein Glas getrunken. Hin und wieder lagen Bücher und von ſeinen eignen ſchriftlichen Aufſätzen. Emilia Galotti lag auf einem

Pult am Fenſter aufgeſchlagen: daneben ein Manuſcrip ohngefähr Fingerdick in Quart, philoſophiſchen Inhalt der erſte Theil oder Brief war überſchrieben: Von de Freyheit, es war darin von der moraliſchen Freyhe die Rede. Ich blätterte zwar darin, um zu ſehen, o der Inhalt auf ſeine letzte Handlung einen Bezug hab fand es aber nicht: ich war aber ſo bewegt und con ſternirt, daß ich mich nichts daraus beſinne, noch di Scene, welche von der Emilia Galotti aufgeſchlagen wa weiß, ohngeachtet ich mit Fleiß darnach ſah.

Gegen 12 Uhr ſtarb er. Abends ¼11 Uhr war er auf dem gewöhnlichen Kirchhof begraben, (ohne da er ſecirt iſt, weil man von dem Reichs-Marſchall-Amt Eingriffe in die geſandtſchaftlichen Rechte fürchtete) i der Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern Barbiergeſellen haben ihn getragen; das Kreuz war voraus getragen; kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Es iſt ganz außerordentlich, was dieſe Begebenhei für einen Eindruck auf alle Gemüther gemacht. Leute, die ihn kaum einmahl geſehen, können ſich noch nich beruhigen; viele können ſeitdem noch nicht wieder ruhig ſchlafen: beſonders Frauenzimmer nehmen großen Antheil an ſeinem Schickſal; er war gefällig gegen das Frauenzimmer, und ſeine Geſtalt mag gefallen haben ꝛc.

Wetzlar d. 2. Nov. 1772.

29.

Nachtrag zur Geſchichte von Jeruſalems Tode,

gefunden in Keſtners Papieren.

Man will geheime Nachrichten aus dem Munde des Secret. H... haben, daß am Mittewochen vor Jeruſalems Tode, da dieſer beym H... und ſeiner Frau zum Kaffee war, der Mann zum Geſandten gehen müſſen. Nachdem der Mann wieder kommt, bemerkt er an ſeiner Frau eine außerordentliche Ernſthaftigkeit und bey Jeruſalem eine Stille, welche beyde ihm ſonderbar und bedenklich geſchienen, zumal da er ſie nach ſeiner Zurückkunft ſo ſehr verändert findet. — Jeruſalem geht weg. Secret. H... macht über obiges ſeine Betrachtungen; er faßt Argwohn, ob etwa in ſeiner Abweſenheit etwas ihm nachtheiliges vorgegangen ſein möchte, denn er iſt ſehr argwöhniſch und eyferſüchtig. Er ſtellt ſich jedoch ruhig und luſtig; und will ſeine Frau auf die Probe ſtellen. Er ſagt: Jeruſalem habe ihn doch oft zum Eſſen gehabt, was ſie meynte, ob ſie Jeruſalem nicht auch einmal zum Eſſen bey ſich haben wollten? — Sie, die Frau, antwortet:

Nein; und ſie müßten den Umgang mit Jeruſalem ganz abbrechen; er finge an ſich ſo zu betragen, daß ſie ſeinen Umgang ganz vermeiden müßte. Und ſie hielte ſich verbunden ihm, dem Manne, zu erzählen, was in ſeiner Abweſenheit vorgegangen ſey. Jeruſalem habe ſich vor ihr auf die Knie geworfen und ihr eine förmliche Liebeserklärung thun wollen. Sie ſey natürlicher Weiſe darüber aufgebracht worden und hätte ihm viele Vorwürfe gemacht ꝛc. ꝛc. Sie verlange nun, daß ihr Mann ihm, dem Jeruſalem, das Haus verbieten ſolle, denn ſie könne und wolle nichts weiter von ihm hören noch ſehen.

Hierauf habe H... andern Morgens das Billet an Jeruſalem geſchrieben ꝛc.

30.

Goethe an Keſtner.

acc. von Darmſtadt zu Wetzl. 20. Nov. 72.

Ich dank euch lieber Keſtner für die Nachricht von des armen Jeruſalems Todt, ſie hat uns herzlich intereſſirt. Ihr ſollt ſie wieder haben wenn ſie abgeſchrieben iſt.

Merck läßt euch grüßen auch ſeine Frau, die immer darauf beſteht ihr müßtet ein recht braver Menſch ſeyn. Henry geht alle Abend in die Komödie und kümmert ſich nichts um die Welt. Euer Gruß an die Flachsland hat mir einen Kuß getragen ich bitte euch grüßt öfter, ſo mag ich gern Porteur ſeyn. Ich ſoll euch ſagen, daß ſie euch tauſendfaches Liebesglück wünſcht, und alle möchten Lotten kennen. Ich pflege viel von ihr zu erzählen da denn die Leute lächlen und argwohnen es möchte meine Geliebte ſeyn, biß Merck verſichert von der Seite ſey ich ganz unſchuldig. Grüße mir Dorteln und Carolinen und alle meine Bubens. Geſtern fiel mir ein an Lotten zu ſchreiben. Ich dachte

aber, alle ihre Antwort iſt doch nur, wir wollens ſ
gut ſeyn laſſen, und erſchieſſen mag ich mich vor de
Hand noch nicht. An Gottern hab ich eben geſchrieben
und ihm eine Baukunſt geſchickt.

Goethe.

31.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Dienſtag den 1. Dec. (1772.)

Hier ſchick ich Ihnen die eine Helffte von dem verlangten Buch, die andere folgt Morgen, weil es auf einmahl ein wenig zu ſtark geworden wäre. Das Exemplar habe ich in meines Bruders Zimmer gefunden, wenn er wiederkommt mag er ſich ein anderes kauffen, und dann kann er Ihnen den Preis melden. — Leben Sie wohl, lieber Freund, grüßen Sie Lottchen recht ſchön und ſagen Sie Ihr, daß ich alle Abend um zehn Uhr den Marſch auf meiner Zitter ſpiele, und dabey an ſie denke —

Hr. Schloſſer grüßt Sie beyderſeits von ganzem Herzen.

Goethe.

32.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Freytag d. 4. Dec. (1772.)

Eben erhalte ich Ihren Brief, lieber Freund, di zwey verlangte Exemplare ſollen eheſtens erſcheinen ſchreiben Sie mir nur ob ſie wie das vorige überſchid werden ſollen, und ob's die Poſt nicht übel aufnimm — Leben Sie wohl.

Mein Bruder hat auch uns geſchrieben, er den noch nicht ans wiederkommen.

G.

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängte Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anders betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. ab.

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edeln und Freyen, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmahl dieſen Sickingen, Selbiß — Berlichingen auf

33.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. 8. Dec. 72. — Am ſechsten.

Ich binn noch immer in Darmſtadt und — wie ich immer binn. Gott ſeegne euch, und alle Liebe und allen guten Willen auf Erden. Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegoſſen der Aufenthalt hier, doch wirds im Ganzen nicht beſſer werden. Fiat voluntas. Wie wohl es euch iſt, und nicht erſchieſerlich, gleich wie es niemanden ſeyn kann der auf den drey ſteinernen Treppen zum Hauſe des Herren — Amtmann Buff — gehet, hab ich aus eurem Briefe erſehen, und geliebt es Gott, alſo in Saecula Saeculorum. Lottens Wegwerfung, meiner treugeſinnten, Nichtbriefſchreibegeſinnungen hat mich ein wenig geärgert, das heiſt ſtarck, aber nicht lang, wie über alle ihre Unartige Arten mit den Leuten zu handeln, darüber Dortel Brandt, die Gott bald mit einem wackern Gemahl verſorge, mich mehr als einmal ausgelacht hat. — Als da ſind Pflückerbſen und Kälberbraten ꝛc.

Hier will man euch vieles Wohl, und iſt wohl, und gut, auf Menſchen Art, nicht mehr und weniger, als recht gute Menſchen Art.

Adieu. Hört nicht auf ſo lang ihr mich liebt, mich offt zu euch zu verſezen, das auf ein Blätgen Papier und Federgekrize ankommt das ihr doch offt um Leidiger Reichs Mängel ſchwadroniren müßt. Adieu.

Von nun an lieber Freund ihre Briefe nach Franckfurt.

34.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. 13. Dec. 1772.

Das iſt trefflich, ich wollte eben fragen iſt Lenchen da, und ihr ſchreibt mir ſie iſts. Wär ich nur drüben, ich wollt eure Discurſe zu nichte machen, und Schneidern das Leben ſauer, ich glaube ich würde ſie lieber haben als Lotten. Nach dem Portrait iſt ſie ein liebenswürdiges Mädgen, viel beſſer als Lotte, wenn nicht eben juſt das Und ich binn frey, und liebebedürftig. Ich muß ſehen zu kommen, doch das wäre auch nichts.

Da binn ich wieder in Franckfurt gehe mit neuen Plans um und Grillen, das ich all nicht tuhn würde hätt ich ein Mädgen.

Adieu, ſchreibt mir bald wieder da habt ihr 3 Baukunſt. Gebt doch die andern guten Leuten, Schneidern z. Ex. und grüſst ihn.

35.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. d. 16. Dec 72.

Geſtern Abend lieber Keſtner unterhielt ich mic eine Stunde mit Lotten und euch in der Dämmerun darüber wards Nacht, ich wollte zur thür hinaustappen und kam einen Schritt zu weit rechts, tappte Papier – es war Lottens Silhouette, es war doch eine angenehm Empfindung, ich gab ihr den beſten Abend und ging.

Eben fiel mirs auch ein ſie ſoll mir das Meub nun ſchicken, lieber Keſtner ſorgt mir dafür daſs ſie euch giebt, und packt mirs wohl in eine Schachtel, un laſst ſie ein Papiergen ſchneiden, wie gros er ſeyn ſol laſst ihr keine Ruhe ich ſchreib euch keine Sylbe bi ich den Kamm habe. Denn wir ſind arme ſinnlich Menſchen, ich möchte gern wieder was für ſie, wa von ihr in Händen haben ein ſinnliches Zeichen we durch die geiſtliche unſichtbaare Gnadengüter ꝛc. wies i Catechismus klingt.

Euer Brief macht mir viel Freude, lieber Keſtne ſchickt mir eine Silhouette im groſen von Lenchen, ich habe ſie recht lieb. Verderbt mir das Mädgen nicht. Seit ich von Darmſtadt wieder hier binn, binn ich ziemlichen Humors, und arbeite brav. Abenteuerlich wie immer, und mag herauskommen was kann. **NB.** mit Ende dieſes Jahrs hören wir ſamt und ſonders auf die Zeitung zu ſchreiben, dann wirds ein recht honettes Stück Arbeit geben. Macht das bekannt ſoweit eure Leute an uns teil nehmen.

Daß Lotte jemand lieber hat als mich außer euch, das ſagt ihr könnte mir einerley ſeyn, der Zweyte oder der Zwanzigſte iſt eins. Der erſte hat immer 99 Theil vom ganzen, und ob dann einer das hundertſte Teil allein hat oder mit zwanzigen Teilt iſt ziemlich eins, und daß ich ſie ſo lieb habe iſt von ieher uneigennützig geweſen.

Grüßt mir Carolinen recht viel.

Klinkern hab ich nicht geſehn, aber viel mehr guts davon gehört als der Frkfurter Rezenſent davon ſagt. Eure Briefe kommen nicht in fall verbrannt zu werden. Ich habe ſchon dran gedacht. Aber zurück kriegt ihr ſie auch nicht. Wenn ich ſterbe will ich ſie euch vermachen.

Wenn Lotte eine recht gute Stunde hat grüßt ſie von mir, der ich euch von Herzen liebe.

Goethe

Das Exemplar von der Lettre sur l'homme koſtet 30 kr.

36.

Goethe an Keſtner

Lieber Keſtner euer Brief traf mich eben als i eine Rolle verſiegelte die ihr mit Morgen fahrender P kriegt. Es iſt Tamis für meine zween kleine Bub zu Wamms und Pumphoſen, ſonſt Matelot genannt Laſſts ihnen den Abend vor Criſtag beſcheeren, wie ſich gehört. Stellt ihnen ein Wachsſtöckgen dazu und fü ſie von mir. Und Lotten den Engel. Adieu lieb Keſtner euer Brief hat mir himmliſche Freude gemac Ich hab auch heut einen von Verſailles vom Brud Lerſen. Grüſſt mir ſie alle und habt mich lieb. Adie

37.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. d. 26. Dec. 72

Criſttag früh. Es iſt noch Nacht lieber Keſtner, ich binn aufgeſtanden um bey Lichte Morgens wieder zu ſchreiben, das mir angenehme Erinnerungen voriger Zeiten zurückruft: ich habe mir Coffee machen laſſen den Feſttag zu ehren und will euch ſchreiben biß es Tag iſt. Der Türner hat ſein Lied ſchon geblaſen ich wachte drüber auf. Gelobet ſeyſt du Jeſu Criſt. Ich hab dieſe Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder die man ſingt; und die Kälte die eingefallen iſt macht mich vollends vergnügt. Ich habe geſtern einen herrlichen Tag gehabt, ich fürchtete für den heutigen, aber der iſt auch gut begonnen und da iſt mir fürs enden nicht Angſt. Geſtern Nacht verſprach ich ſchon meinen lieben zwey Schattengeſichtern euch zu ſchreiben, ſie ſchweben um mein Bett wie Engel Gottes. Ich hatte gleich bey meiner Ankunft Lottens Silhouette angeſteckt, wie ich in Darmſtadt war ſtellen ſie mein Bett herein und ſiehe Lottens

Bild ſteht zu Häupten das freute mich ſehr, Lenchen hat jetzt die andere Seite ich dank euch Keſtner für das liebe Bild, es ſtimmt weit mehr mit dem überein was ihr mir von ihr ſchreibt als alles was ich imaginirt hatte; ſo iſt es nichts mit uns die wir rathen phantaſiren und weiſſagen. Der Türner hat ſich wieder zu mir gekehrt, der Nordwind bringt mir ſeine Melodie, als blies er vor meinem Fenſter.

Geſtern lieber Keſtner war ich mit einigen guten Jungens auf dem Lande, unſre Luſtbarkeit war ſehr laut und Geſchrey und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt ſonſt nichts für die kommende Stunde, doch was können die heiligen Götter nicht wenden wenns Ihnen beliebt, ſie gaben mir einen frohen Abend, ich hatte keinen Wein getrunken, mein Aug war ganz unbefangen über die Natur. Ein ſchöner Abend als wir zurückgingen es ward Nacht. Nun muſſ ich dir ſagen das iſt immer eine Sympatie für meine ſeele wenn die Sonne lang hinunter iſt und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um ſich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis vom abend heraufleuchtet. Seht Keſtner wo das Land flach iſt iſts das herrlichſte Schauſpiel, ich habe jünger und wärmer Stunden lang ſo ihn zu geſehn hinab dämmern auf meinen Wandrungen. Auf der Brücke hielt ich ſtill. Die düſtre Stadt zu beyden Seiten, der Still leuchtende Horizont, der Widerſchein im Fluſſ machte einen köſtlichen Eindruck in meine Seele den ich mit beyden Armen umfaſſte. Ich lief zu den Gerecks lies mir Bleyſtifft geben und Papier, und zeichnete zu meiner groſſen Freude, das ganze Bild ſo dämmernd warm als es in meiner Seele ſtand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber empfanden alles was ich gemacht hatte und da war ichs erſt gewiſſ, ich bot ihnen an drum zu würfeln, ſie ſchlugens aus und wollen ich ſolls Mercken ſchicken. Nun hängts hier an meiner Wand, und freut mich heute wie geſtern. Wir hatten einen ſchönen Abend zuſammen wie Leute denen das Glück ein groſſes Geſchenck gemacht hat, und ich ſchlief ein den heiligen im Himmel dankend, daſſ ſie uns Kinderfreude zum Chriſt beſcheeren wollen. Als ich über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielſachen ſah dacht ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, dieſen Augenblick ein Himliſcher Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt ſie das Buch erbauen werde. Hätt ich bey euch ſeyn können ich hätte wollen ſo ein Feſt Wachsſtöcke illuminiren, daſſ es in den kleinen Köpfen ein Wiederſchein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte. Die Thorſchlieſſer kommen vom Bürgermeiſter, und raſſeln mit Schlüſſeln. Das erſte Grau des Tags kommt mir über des Nachbaars Haus und die Glocken lauten eine Chriſtliche Gemeinde zuſammen. Wohl ich binn erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht ſo lieb hatte als iezt. Sie iſt mit den glücklichſten Bildern ausgeziert die mir freundlichen guten Morgen ſagen. Sieben Köpfe nach Raphael, eingegeben vom lebendigen Geiſte, einen davon hab ich nachgezeichnet und binn zufrieden mit ob gleich nicht ſo froh. Aber meine lieben Mädgen. Lotte iſt auch da und Lenchen auch. Sagen Sie Lenchen ich wünſchte ſo ſehnlich zu kommen und ihr die Hände zu küſſen als der Muſier der ſo herzinnigliche Briefe ſchreibt. Das iſt gar ein armſeliger Herre. Ich wollte meiner Tochter ein Deckbette mit ſolchen Billetdous füttern und füllen, und ſie ſollte ſo ruhig drunter ſchlafen wie ein Kind. Meine Schweſter hat herzlich gelacht, ſie hat von ihrer Jugend her auch noch dergleichen. Was ein mädgen iſt von gutem Gefühl müſſen dergleichen Sachen zuwieder ſeyn wie ein ſtinckig Ey. Der Kamm iſt vertauſcht, nicht ſo ſchön an Farb und Geſtalt als der erſte, hoffe doch brauchbaarer. Lotte hat ein klein Köpfgen, aber es iſt ein Köpfgen.

Der Tag kömmt mit Macht, wenn das Glück ſo ſchnell im avanziren iſt, ſo machen wir balde Hochzeit. Noch eine Seite muſſ ich ſchreiben ſo lang tuh ich als ſäh ichs Tageslicht nicht.

Grüſſt mir Kielmanseg. Er ſoll mich lieb behalten.

Der . . . . kerl in Gieſſen der ſich um uns bekümmert wie das Mütterlein im Evangelio um den die Seite geſchafft, das übrige würde bald von ſich ſelbſt zerfallen. Denn ſie ſind's, deren Geiſt die aufrühreriſche Menge belebt.

Kaiſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten ſie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchſt gefährlich ihre aufrühriſche Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kaiſerliche Mild' und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht eher zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemahls wieder empor zu kommen völlig abgeſchnitten haben.

Kaiſer. Ihr rathet alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel, den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefährlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär' eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur verlohrnen Gretchen, und überall nach uns leuchtet und ſtöbert, deſſen Nahme keinen Brief verunzieren müße in dem Lottens Nahme ſteht und eurer. Der Kerl ärgert ſich daſſ wir nicht nach ihm ſehn, und ſucht uns zu necken daſſ wir ſeyn gedenken. Er hat um meine Baukunſt, geſchrieben und gefragt ſo haſtig, daſſ man ihm anſah das iſt geſunden Freſſen für ſeinen Zahn. hat auch flugs in die Frankfurter Zeitung eine Rezenſion geſudelt von der man mir erzält hat. Als ein wahrer Eſel friſſt er die Diſteln die um meinen Garten wachſen nagt an der Hecke die ihn vor ſolchen Tieren verzäumt und ſchreit denn ſein Critiſches J! a! ob er nicht etwa dem Herrn in ſeiner Laube bedeuten möchte: ich binn auch da.

Nun Adieu, es iſt hell Licht. Gott ſey bey euch, wie ich bey euch binn. Der Tag iſt feſtlich angefangen. Leider muſſ ich nun die ſchönen Stunden mit Rezenſiren verderben ich tuhs aber mit gutem Muth denn es iſt fürs letzte Blat.

•Lebt wohl und denkt an mich das ſeltſame Mittelding zwiſchen dem reichen Mann und dem armen Lazarus.

Grüßt mir die Lieben alle. Und laſſt von euch hören.

38.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Montag den 4. Jen. 73.

Mein Bruder hat mir aufgetragen Ihnen zu ſchreiben, daſſ Sie ſo gütig ſeyn ſollen den Herrn v. Kielmansek zu fragen, ob er jetzt einen Theil vom Oſſian will, er iſt heut angekommen. —

Es freut mich recht wenn ich was von euch lieben Leuten höre, manchmal darf ich ein wenig in Ihre Briefe ſchielen und wenn ich da nur ſehe, daſſ Sie alle vergnügt ſind, ſo binn ich ſchon befriedigt genug. — Leben Sie wohl, lieber Freund, ich küſſe Lottchen und Lenchen, und die andern lieben Schweſtern alle von ganzem Herzen.

Sophie

39.

Goethe an Keſtner.

Da iſts denn zu Ende unſer kritiſches Streifen. In einer Nachrede hab ich das Publikum und den Verleger turlupinirt laßt euch aber nichts merken. Sie mögens für Balſam nehmen.

Wollt ihr aufs nechſte halbe Jahr noch verſuchen, ſo koſts zwey gewagte Gulden. Schreibt mirs. Grüßt die liebe Lotte und Lengen. und Adieu.

Der Kamm iſt abgangen, und die fehlenden Anhang. Außer Nr. 6. das kriegt ihr noch.

40.

Goethe an Keſtner

Freytag Morgens.

Dieſe Nacht Träumte ich von Lotten, und wie ich aufwachte ſaſſ ich ſo im Bett und dachte an all unſer Weſen, von dem erſten Lager in Garbenheim,[1] bis zum Mondenmitternachts Geſpräch an der Mauer.[2] und weiter. Es war ein ſchönes Leben, auf das ich ganz heiter zurückſehe. Und wie lebt ihr um den Engel? — Ich binn ietzt ganz Zeichner, und beſonders glücklich im Portrait. Da ſagen mir die Mädgen: Wenn ſie das nur in Wetzlar getrieben hätten und hätten uns Lotten mitbracht. Da ſag ich denn ich wollte ehſtens hinüber und euch alle zeichnen. Da meynen ſie das wäre kein ſonderlicher Troſt. Doch wenns die Leute drüben auch freut daß ich komme.

---

[1] In Garbenheim, unter einem Baume liegend, ſah Keſtner Goethen zum erſten Male. (S. Nr. 1.)

[2] Zu deſſen Verſtändniß wird folgender Auszug aus Keſtners Tagebuche dienen:

„d. 15. Aug. 1772. .... ich ging mit Goethe noch Nachts bis 12 Uhr auf der Gaſſe ſpatzieren; merkwürdiges Geſpräch, wo er voll Unmuth war und allerhand Phantaſien hatte, worüber wir am Ende, im Mondenſchein an eine Mauer gelehnt, lachten."

Es wird ein ſonderbaares Frühjahr geben. Ich ſehe nicht wie das alles auseinander gehen wird was wir angeſponnen haben, indeß ſind Hoffnungen uns willkommen, und das übrige liegt auf den Knien der Götter.

Da iſt ein Impreſſum komikum. Ein Exemplar Kielmanseggen und grüßt ihn viel das andere etwa Schneidern.

Werdet ihr nicht einen Teutſchen Merkur halten, deſſen Nachricht ich hier mitteile.

den Hut zu holen, die ich denn nicht finden konnte ſondern durch Kammern, Säle, Gärten, Einöden, Wälder, Bilderkabinets, Scheuern Schlafzimmer Beſuchzimmer Schweinſtälle, auf eine unglaublich wunderbaare Weiſe mit geängſtigtem Herzen herumgetrieben wurde, biſſ mich endlich ein guter Geiſt in Geſtalt des Kronprinzen Caspars an einer Galanteriebude antraff und über drey Speicher und Kornböden vor mein Zimmer brachte, wo denn zum Unglück ſich kein Schlüſſel fand, daſſ ich mich reſolvirte über ein Dach und Rinne zum Fenſter hineinzuſteigen. Gefahr und Schwindel und fallen und was folgt. Genug ich habe Lotten nicht zu ſehn gekriegt. Alſo daſſ gegen Morgen erſt in einen ſüſen Schlaff fiel und gegen halb neun erſt mein Bette verlies.

Wenn nun übrigens Hochdieſelben an des hl. Römiſch Reichs Gerechtigkeits Purifications Weſen manche Feder verſchaben, und von dem Gekriz und Gekraze in dem Heiligthume des deutſch Ordens ſich erholen, wenn meine Buben noch über einander krabeln wie junge Katzen, Albrecht bald die Continuation des Criſten in der einſamkeit herausgiebt, Georg bald verſifizirt wie Gotter Und die Groſen ſich zu Phisica glücklich hinanchrisiren und analysiren

Wenn dem Papa ſein Pfeifgen ſchmeckt
Der Doctor Hofrath Grillen heckt
Und ſie Carlingen für Liebe verkauft

Die Lotte herüber hinüber lauft
Lenchen treuherzig und wohlgemuth
In die Welt hinein lugen tuht.
Mit dreckigen Händen und Honigſchnitten
Mit Löcher im Kopf, nach deutſchen Sitten
Die Buben jauchzen mit hellem Hauf
Tühr ein Tühr aus, Hof ab Hof auf
Und Ihr mit den blauen Augelein
Gucket ſo ganz gelaſſen drein
Als wäret ihr mänlein von Porzellan,
Seyd innerlich doch ein wackrer Mann,
Treuer Liebhaber und warmer Freund,
So laſſ des Reichs und Criſten feind
Und Ruſſ und Preuſſ und Belial
Sich teilen in den Erdenball
Und nur das liebe teutſche Haus
Nehmt von der groſen Teilung aus
Und daſſ der Weeg von hier zu euch
Wie Jakobs Leiter ſey ſicher und gleich.
Und unſer Magen verdau geſund.
So ſeegnen wir euch mit Herz und Mund
Gott allein die Ehr
Mir mein Weib allein
So kann ich und er
Wohl zufrieden ſeyn.

42.

Goethe an Keſtner.

Ohngeachtet nicht viel an gegenwärtigem Ding iſt hab ichs doch weils zur Schnurre gehört und nur drei Bazen koſt, gekauft für euch und ſo geſeegnes euch Gott.

43.

Goethe an Lottens Schweſter.

Hier liebe Caroline, ſchick ich Ihnen die Muſter vom Atlaſſ, und die Preiſe, und das Elen Maas ſtehn drauf. Wenn Ihnen eins gefällt, ſo ſchreiben Sie nur, ſo will ichs auch beſorgen. Grüſſen Sie mir das ganze teutſche Haus und behalten Sie mich lieb.

Goethe.

wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid' geſchehe. Gefangen möcht' ich ſie haben, und dann müßten ſie Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. ab.

Jaxthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich, ihr wär't eher kommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

44.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Dienſtag den 12. Jan. 73.

.... Mein Geſicht wird eheſtens auf eine oder die andere Art erſcheinen, ſagen Sie aber Lottchen, daß ſie ſich nicht an der Stirne ſcandaliſiren ſoll.

Sophie.

45.

Goethe's Schweſter an Keſtner.

Montag den 18. Jen. 73

Geſtern Abend wie ich das Liedchen ſpielte, fiel mir ein, daß es vielleicht Lottchen ſo gut gefallen könnte als mir, und da ſetzte ich mich gleich hin und ſchrieb's —

Wir leben hier ganz einfach und recht vergnügt, wenn wir des Abends zuſammen am Ofen ſitzen und ſchwatzen, oder wenn uns mein Bruder etwas vorließt, da wünſchen wir offt, daß Sie bey uns ſeyn und unſer Vergnügen theilen könnten. — Leben Sie wohl, lieber Freund, grüſen Sie das ganze Buffiſche Haus ſowohl von mir als von meinen Freundinnen. —

Sophie

46.

Goethe an Keſtner

acc. Wezl. d. 19. Jenner 73

Eh ich mich zu Bette lege iſt mirs noch ſo euch eine gute Nacht zu ſagen, und der ſüſen Lotte, der zwar heut ſchon viel guten Tag und guten Abend geſagt worden iſt. Vielleicht ſizt ihr eben beyſammen, es iſt nicht viel über 10. Vielleicht tanzt ihr. Wo ihr auch ſeyd glücklich, und geliebt auch von mir mehr als von irgend einem andern hierunten. Und auch ich binn glücklich, iſt in mir ſelbſt wohl, denn von auſſen fehlt mir nie was. Adieu ihr lieben Schreibt mir doch offt Keſtner, ich binn ſehr Künſtler jezt, und Künſtler wiſſen ihr ſchreiben nicht gern. Ihr ſollt auch dann wieder was gezeichnetes ſehn.

47.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 20. Januar 73.

Wir ſind eben von Tiſch aufgeſtanden und mir fällt ein euch eine geſegnete Mahlzeit zu wünſchen, und eine Zeitung zu ſchicken, daſſ ihr ſehet wie das geworden iſt. Das Publikum hier meynt der Ton habe ſich nicht ſehr geändert.

Adieu lieber, grüſſe mir die liebe Lotte und Lengen. und die Bubens ich bin immer der ewige. Fragt Lotten ob ſie mein Portrait annehmen wollte, es iſt zwar nicht gemacht, aber wenns gemacht wäre. Adieu. Grüſſt mir die Dorthel auch. Da habt ihr euren Jeruſalem.[1]

---

[1] Keſtners Nachrichten über den Tod Jeruſalems, (Nr. 28) nachdem ſie Goethe, laut ſeines Briefes Nr. 30, hatte abſchreiben laſſen, erfolgten hierbei zurück.

48.

Goethe an Keſtner.

acc. Wetzl. d. 27. Jan. 73.

So ſeegn euch Gott lieber Keſtner, wenn ihr auch meiner gedenket, um meinetwillen. Ich binn ſo gewohnt Briefe von euch zu haben daß mirs wohl unfreundlich iſt wenn ich vom Tiſche aufſteh und kein Brief da iſt.

Lotten ſagt ein gewiſſes Mädgen hier das ich vom Herzen lieb habe und das ich wenn ich zu heurathen hätte gewiß vor allen andern griffe iſt auch den 11. Januar[1] gebohren. Wäre wohl hübſch ſo ein Paar. Wer weis was Gottes Wille iſt.

Die Philoſophie ſolle ſie doch ja leſen, ſagt ihr. Bey Gott ſie wird ein ganz andres herrlicheres Geſchöpf werden: werden ihr von den Augen fallen wie Schuppen, Irrthum, Vorurtheile ꝛc. Und wird ſeyn wie der heiligen Götter eine.

Sagt ihr das und gebt ihr das Buch, und wenn ſie ein Blatt drinne beräuchert ſo will ich Carte blanche für das ſcheuslichſte Ragout das der Teufel erſinden mag — freſſen will ichs. Ich glaub Lotte hält mich und euch fürn Narren. Sie — in mittem Carneval — eine Philoſophie. Mach ſie ſich einen Domino zurecht und laß ſie ſolche Grillen der Reuters — die Gott weiß wenn ſie alle Gaben hätte, wie St. Paulus ſpricht und mit Engel und Menſchen Weisheit und Zungen ſpräche, fehlt ihr die Liebe doch und iſt ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

---

[1] Lottens Geburtstag war der 11. Januar.

Sagt der goldnen Lotte ich würde ihr denken daß ſie uns den Streich geſpielt.

Nun Adieu. Die Anzeige des Viſitations Weſens kommt nicht in unſre Zeitung. Der Verleger fürchtet es möchte der Teufel dahinter ſtecken hier iſt Titel und Regiſter. Und ein Blat. Verwiſchts nur und die andern auch, ich brauchs nicht.

49.

Goethe an Keſtner.

Fr. 29. Januar 73. Donnerſtag Vormittag.

Das waren wunderliche 24 Stunden. Geſtern Abend führt ich meine Freundinnen auf den Ball, ob ich gleich nicht ſelbſt mitging. Der einen hat ich aus der Fülle ihres Reichthums eine Egrette von Juwelen und Federn zuſammengeſetzt, und ſie herrlich geziert. Und einmal fiel mir's ein wärſt du doch bei Lotten und putzteſt ſie ſo aus. Dann ging ich mit Antoinetten und Nannen auf die Brücke einen Nachtſpaziergang. Das Waſſer iſt ſehr groß, rauſchte ſtark und die Schiffe alle verſammelt in einander, und der liebe trübe Mond ward freundlich gegrüßt, und Antoinette fand das alles paradieſiſch ſchön und alle Leute ſo glücklich die auf dem Land leben, und auf Schiffen, und unter Gottes Himmel. Ich laß ihr die lieben Träume gern, macht ihr noch mehr dazu wenn ich könnte. Wir gingen nach Hauſe und überſetzt ihnen Homer, das jetzt gewöhnliche Lieblingslectüre iſt. Die andern waren gefahren zu tanzen.

Heut Nacht weckt mich ein gräßlicher Sturm um Mitternacht. Er riß und heulte, da dacht ich an die Schiffe und Antoinetten und lies mir wohl ſeyn in meinem ziviliſirten Bette. Kaum eingeſchlafen weckt mich der Trommelſchlag und Lerm und Feuerrufen, ich ſpring ans Fenſter, und ſehe den Schein ſtarck aber weit. Und binn angezogen. und dort. Ein groſes weites Haus, das Dach in vollen Flammen. Und das glühende Balkenwerk, Und die fliegenden Funken, und den Sturm in Glut und Wolken. Es war ſchweer. Immer herunter brannts, und herum. Ich lief zur Grosmutter die dorthin wohnt. ſie war im Ausräumen des Silberzeugs. Wir brachten alle Koſtbaarkeiten in Sicherheit und nun warteten wir des Schickſaals Weeg ab. Es dauerte von Ein Uhr bis vollen Tag. Das Haus mit Seiten und hintergebäuden auch Nachbaars Werke liegt. Das Feuer iſt erſtickt, nicht gelöſcht. Sie ſind ihm nun gewachſen es wird nicht wieder aufkommen. Und ſo ſag ich euch nun geſegnete Mahlzeit. Mit überwachten Sinnen ein wenig als hätt ich getanzt, und andere Bilder in der Immagination. Wie werden meine Tänzer nach Hauſe kommen ſeyn? Adieu liebe Lotte, liebe Keſtner.

50.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 6. Febr. 73.

Nichts denn gute Nachrichten lieber Keſtner. Eure Perrücken ſind halsſtarrige Köpfe, biß ihnen das Waſſer übern Kopf geht. Nun denn zu wiſitirt, und predige denen Herren ihr guter Geiſt fleiſſig über Pred. Sal. c. 7. v. 17.[1] Da wird alles wohl ſeyn. Nun richtet euch ein Keſtner. Zur Hochzeit komm ich nicht, aber nachher ſolls Leben angehn. Daß Kielmansegge ſo glücklich war iſt mir von Herzen lieb, und allen die ihn kennen durch mich, glückwünſcht ihm von meinetwegen.

Mit einem Brief erhielt ich von Mercken daß er kommt. heute Freytags früh wird er anlangen, und Leuſchenring mit, und über das alles Schlittſchuh Bahn herrlich, wo ich die Sonne geſtern herauf und hinab mit Kreistänzen geehrt habe. Und noch andere Süjets der Freude die ich nicht ſagen kann. Darüber laſſt euch wohl ſeyn, daſſ ich faſt ſo glücklich binn als Leute die ſich lieben wie ihr, daſſ eben ſo viel Hoffnung in mir iſt als in liebenden, daſſ ich ſogar Zeither einige Gedichte gefühlt und was mehr iſt dergleichen. Es grüſſt euch meine Schweſter, es grüſen euch meine Mädgen es grüſen euch meine Götter. Namentlich der ſchöne Paris hier zur rechten, die goldne Venus dort und der Bote Merkurius, der Freude hat an den ſchnellen, und mir geſtern unter die Füſe band ſeine göttliche Solen die ſchönen, goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbaare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes. Und ſo ſeegnen euch die lieben Dinger im Himmel.

---

[1] Sey nicht allzu gerecht, und nicht allzu weiſe, daß du nicht verderbeſt.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbethet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehen, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königinn von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr. ab.

51.

Goethe an Keſtner.

den 7. Febr. 73.

Merck iſt da lieber Keſtner, und grüſſt euch und Lotten. Hat das einliegende novum mitgebracht das ich euch ſende. Schafft mir doch die Blätter des Gieſſer Wochenblats, da inne der Brief von Zimmermann über ſeine Unterredung mit dem König ſteht, Es werden die erſten ſeyn dieſes Jahrs. Grüſſt Lenchen und meine Bubens.

52.

Goethe an Keſtner.

acc. W. d. 12. Febr. 73.

hat mich nach ſo langer Pauſe euer Brief wohl ergötzt, und iſt gut daß alles ſo iſt.

Die Reuters dauern mich und Lotte mit.

Merck iſt fort und hat ein neu Papier unter Lottens Geſicht veranſtaltet ſo ſchön blau wie aus dem Himmel herunter geſchienen, ich habe mich geſtern lang mit meinem Vater drüber unterhalten das ſich endigte: ob denn Keſtner ſie nicht bald herüber brächte, meynte er, daß man ſie auch kennen lernte.

Ich bereite ietzo ein ſtattlich Stück Arbeit zum Druck. wenns fertig iſt, komm ich, es euch vorzuleſen.

Ehſtertage ſchick ich euch wieder ein ganz abenteuerlich novum. Das Mädgen grüßt Lotten, im Charackter hat ſie viel von Lengen ſieht ihr auch gleich ſagt meine Schweſter nach der Silhouette. Hätten wir einander ſo lieb wie ihr zwey — ich heiſſe ſie indeſſen mein liebes Weibgen, den neulich als ſie in Geſellſchafft um uns Junggeſellen würfelten, fiel ich ihr zu. Sie ſollte 17 abwerfen, hatte ſchon den Muth aufgeben und warf glücklich alle 6. Adieu Alter. Erinnere die Leute fleißig an mich.

53.

Goethe an Keſtner.

Ich hab allerley tentirt, aber der Mez blieb ſteif und feſt drauf. Endlich lies er die Xr. Da ſind die Conti.

Der Merkur kommt auf den Freytag und das Päckel an Boie.

Seegnen alle gute Geiſter eure Reiſe. Ich binn beſchäfftigt genug und vergnügt. Meine Einſamkeit bekommt mir wohl. Wie langs währt. Adieu lieb Lotte nun einmal im rechten Ernſt Adieu.

Ein hieben befindliches quittirtes Conto des Papierhändlers Mey in Frankfurt vom 11. Febr. 1773 iſt, als unerheblich, nicht abgedruckt.

54.

Goethe an Keſtner.

acc. $\frac{23}{2}$ 73.

Ihr werdet tanzen. Wohl ſeys euch. Alles tanzt um mich herum. Die Darmſtadter, hier, überall und ich ſitze auf meiner Warte.

Erinnert Lotten auf dem Ball an mich. Wo nicht so ſoll ſies euch an Strafe thun. Werdet nicht lau und laß im Schreiben. Kielmansegge alles Gute, Adieu.

G.

55.

Goethe an Keſtner.

Frcf. d. $\frac{26}{2}$ 73.

Es war euch gerathen daß ihr ſchriebt ich hätte euch bey Lotten verklagt, das gieng mir eben auf meiner Warte im Kopf herum.

Ein Paar Tage her binn ich übel dran. Ein Teufels Ding wenn man alles in ſich ſelbſt ſezen muß, und das ſelbſt am Ende manquirt. doch binn ich munter und arbeite fort. An euer Schickſaal und Entfernung mag ich nicht dencken. Ihr hättet mir nichts davon ſagen ſollen, es tuht mir weh. Fiat voluntas.

Grüßt den Engel und ſo Gott mit euch.

56.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 16. Mart. 73.

Dank euch lieber Keſtner für eure Nachrichten und alles. Hier liegt ein Brief bey an Hanſen der mir von acht zu acht Tagen ſchreiben ſoll wies euch im teutſchen Haus geht, denn ihr ſeyd in einem Zuſtande in dem man keine Blumen pflückt, doch kann ich ihrer nicht entbehren, und muß auch eine Connexion anſpinnen mit dem teutſchen Haus wenn ihr werdet den Mittelſtein geraubt haben aus dem Ringe. Denn um ihrentwillen werd ich ſie alle lieben mein lebenlang. und ihre Geſichter werden mir alle ſeyn wie die Erſcheinungen der Götter.

Adieu, wies mit euch ietzt kracht nach Weiſe des landenden Kahns ſo ſtürmts und krachts in der Flotte in der ich diene. Mein eigen Schiff kümmert mich am wenigſten. Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherley Schickſale über meine liebſten. Und ich verderbe die Zeit, welches denn auch eine Kunſt iſt. Adieu.

57.

Goethe an Hans. (Lottens Bruder.)

Vielgeliebter Herr Hans.

Ihr Brief an die liebe Schweſter hat mich ſo ergötzt, daſſ ich nicht länger mich halten kann an Sie zu ſchreiben, und Sie zu bitten mir wenigſtens wöchentlich einmal Nachrichten von Ihrem Haus und Hof und was drinnen vorgeht zu geben.

Ich bitte Sie darum bey unſrer alten Freundſchaft die auch vor die Zukunft dauerhaft bleiben wird. Sie wiſſen wie lieb und herzlich mir alles iſt was aus dem teutſchen Haus kommt, Sie haben mich eine gute Zeit ſo nahe gehabt als einen Vetter und näher vielleicht. Drum, wie ich ſage, lieber Hans ſchreiben Sie mir die Woche gewiß einmal was paſſirt, damit ich auch wiſſe wie meine Kleinen ſich aufführen. Die Sie alle recht herzlich grüſſen werden. Und empfehlen Sie mich Carlingen und Lengen und Lotten wenn ſie wieder kommt viel hundert mal.

Der Ihrige

Goethe.

38.

Goethe an Keſtner

Merk iſt nun fort und Herdern erwart ich und ihr geht auch. Adieu lieben alle. Der Wieland iſt ein beſſerer Scribler als beſorger, Ich habe noch keine Merkurs das ärgert mich verflucht. Falkens Manuſcript. Die euch fehlenden Anhang alles ſollt ihr haben. Wolltet ihr mir wohl ein Packgen an Boje mitnehmen, wenn ihr auch nicht durch Göttingen Geht. Gott geleit euch. mein Guter Geiſt hat mir ein Herz gegeben auch das alles zu tragen. Ich bin gelaſſener als iemals.

59.

Goethe an Keſtner.

Es iſt höchſt abſcheulich und unartig von euch, mir die Comiſſion von den Ring nicht aufzutragen. Als wenns nicht natürlich wär daſſ ich ſie doch übernehmen müſſte. Und truz euch und des Teufels der euch eingab mir das zu vertragen will ich ſie beſtellen und ſorgen daſſ ſie ſchön werden wie Kronen der Auserwehlten. Adieu. Und euren Engel nichts von mir. Hans iſt brav, dankt ihm. Adieu.

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehen, und unſre Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſene Order, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freylich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Lebelang nichts zu Leid' gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben Kaiſer und Reich zu gefallen Arm und Bein daran zu ſetzen.

Zweyter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmahl beym Lappen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier. Wollen ſehen.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Officier. Laßt mich ihn führen.

60.

Goethe an Keſtner.

Daß ihrs nicht ſchon acht Tage habt, die Ringe, iſt meine Schuld nicht hier ſind ſie und ſie ſollen euch gefallen. Wenigſtens binn ich mit zufrieden. Es ſind die zweyten. denn vor acht tage ſchickt mir der Kerl ein Paar ſo gehudelt und geſudelt. Marſch, er ſoll neue machen, und die ſind denk ich gut. Laßt nun das die erſten Glieder an Kette der Glückſeeligkeit ſeyn die euch an die Erde wie an ein Paradies anbinden ſoll, ich binn der ewige, aber von nun an gar nicht neugierig euch zu ſehn noch Lotten. Auch wird ihre Silhouette auf den erſten Oſtertag, wird hoffentlich ſeyn euer Hochzeittag, oder wohl gar ſchon übermorgen aus meiner Stube geſchafft und nicht eher wieder hereingehängt biß ich höre daß ſie in den Wochen liegt dann geht eine neue Epoche an und ich habe ſie nicht mehr lieb, ſondern ihre Kinder zwar ein bißgen um ihrentwillen, doch das thut nichts und wenn ihr mich zu Gevatter bittet ſo ſoll mein Geiſt zwiefältig auf dem Knaben ruhen, und er ſoll gar zum Narren werden über Mädgen die ſeiner Mutter gleichen.

Gott Hymen findet ſich durch einen ſchönen Zufall auf meinem Revers.[1]

So ſeyd denn glücklich und geht. Nach Frankfurt kommt ihr doch nicht, das iſt mir lieb, wenn ihr kämt ſo ging ich. Nach Hannover alſo und Adieu. Ich habe Lottens Ring eingeſiegelt, wie ihrs hiest. Adieu.

---

[1] Auf der Rückſeite des Originals dieſes Briefes befindet ſich eine jezt kaum noch ſichtbare Bleiſtiftzeichnung von Goethe, vermuthlich nach einer Antike, den Gott Hymen mit Fackeln darſtellend.

In dieſem Briefe war der folgende eingeſchloſſen.

61.

Goethe an Lotte.

Möge mein Andenken immer ſo bey Ihnen ſeyn wie dieſer Ring, in ihrer Glückſeeligkeit. Liebe Lotte, nach viel Zeit wollen wir uns wiederſehn, Sie den Ring am Finger, und mich noch immer, für Sie

Da weis ich keinen Nahmen, keinen Beynahmen.
Sie kennen mich ja.

Adreſſe:

An Charlotte Buff
ſonſt genannt die
liebe Lotte
abzugeben
im teutſchen Haus.

62.

Goethe an Keſtner.

Gott ſeegn euch denn ihr habt mich überraſcht. Auf den Charfreytag wollt ich heilig Grab machen und Lottens Sillhouette begraben. So hängt ſie noch und ſoll denn auch hängen biſſ ich ſterbe. Lebt wohl. Grüſſt mir euren Engel und Lengen ſie ſoll die zweyte Lotte werden, und es ſoll ihr eben ſo wohl gehn. Ich wandre in Wüſten da kein Waſſer iſt, meine Haare ſind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerſt im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel binn ich euer Freund und Lottens.

63.

Goethe an Keſtner.

Ich hatte gleich auf eure Nachricht Kielmansegge ſey hier in die meiſten Wirthshäuſſer geſchickt, konnt ihn aber nicht erfragen. Nun ſagt mir Pettozelli er ſey wieder fort, und habe gehört ich ſey nicht hier. Sagt ihm er hätte nicht ſo fortgehen ſollen, ich war Montags ſchon wieder hier als er Mittwochs wegging, und ich hatte eben um die Zeit an ihn gedacht, und gewünſcht mit ihm zu ſeyn. Sagt ihm, von unſerm Nachdruck Oſſians iſt Fingal ausmachend den erſten Teil fertig, koſtet 36 kr., wenn er ihn will, ſchick ich ihn mit dem übrigen und bitte mir meinen Oſſian zurück. Ich weis nicht ob ich euch ſchon im vorigen Briefe gebeten habe was an Beſe mitzunehmen. beſtimmt mir doch die Zeit wenn ihr geht. Wie ſtehts euerm Engel. Ich habe ein groſes Commerz mit ihr. Ihre Silhouette iſt mit Nadeln an die Wand befeſtigt und ich verliehre meiſt alle Nadeln und wenn ich beim Anziehen eine brauche, borg ich meiſt eine von Lotten, und frage auch erſt um Erlaubniß ꝛc.

Etwas verdrüſſt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechtswegen Niemand beſſer verſtehen ſollte als ihr.* Ich möcht es euch ſo gern ſchicken, hab aber keine Abſchrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Muſenalmanach kommen. es iſt überſchrieben der Wandrer und fängt an: Gott ſeegne dich iunge Frau. Ihr würdets auch ohne das gleich gekannt haben.

So weit dann lieb K. Lotte weis wie lieb ich ſie habe. Adieu.

G.

64.

Goethe an Keſtner

Ich habe, lieber K. im letzten Pack vergeſſen euch die Anhänge zu ſchicken. Nr. 6 iſt nie gedruckt worden aus Verſehen. Lebt wohl und liebt mich und ſchreibt mir wies euch geht unterwegs und einem Engel. Adieu Fallens Mſcpt. ſchick ich euch nach, Entſchuldigt mich doch.

65.

Goethe an Keſtner.

acc. d. 12. Apr. 73. Wetl.

Da tuht ihr wohl Keſtner daſſ ihr mich beym Wort nehmt! O den trefflichen Menſchen! „Ihr wollt ia nichts mehr von uns wiſſen.“ Gar ſchön! Ich wollte freylich nichts von euch wiſſen, weil ich wuſſte ihr würdet mir nicht ſchreiben mögen. Sonſt ſeiner Herr war der Tag eurem Fürſten der Abend, eurer Lotte, und die Nacht für mich und meinen Bruder Schlaff. Die Nacht fließt nun in den Abend und der arme Goethe behilft ſich wie immer. Es ſtände euch wohl zu Geſichte — Doch das will ich nicht ſagen, ich würde mich zum Teufel geben, wenn ich euch erſt darauf bringen ſollte. Alſo Hr. Keſtner und Madam Keſtner Gute Nacht.

Ich würde auch hier geſchloſſen haben wenn ich was beſſeres im Bett erwartete als meinen lieben Bruder. Sieh doch mein Bett da, ſo ſteril ſtehts wie ein Sandfeld. Und ich habe heut einen Schönen Tag gehabt ſo ſchön daſſ mir Arbeit und Freude und Streben und Genieſſen zuſammen floſſen. Daſſ auch am ſchönen hohen Sternen Abend ganz mein Herz voll war von wunderbaren Augenblick da ich zu'n Füßen eurer an Lottens Garnirung ſpielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen ſollte, von drüben ſprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte. Von der Lotte wegzugehn. Ich begreifs noch nicht wies möglich war. Denn ſeht nur ſeid kein Stock. Wer nun, oder vorher, oder nachher zu euch ſagte geht weg von Lotten — Nun was würdet ihr — ? Das iſt keine Frage

Nun ich bin auch kein Stock, und binn gangen, und ſagt iſts Heldentaht oder was. Ich binn mit mir zufrieden und nicht. Es koſtete mich wenig, und doch begreif ich nicht wies möglich war. — Da liegt der Haas in Pfeffer. —

Wir redeten wies drüben ausſäh über den Wolken, das weis ich zwar nicht, das weis ich aber, daſſ unſer Herr Gott ein ſehr kaltblütiger Mann ſeyn muſſ der euch die Lotte läſſt. Wenn ich ſterbe und habe droben was zu ſagen ich hohl ſie euch warrlich. Drum betet fein für mein Leben und Geſundheit, Waden und Bauch ꝛc. und ſterb ich ſo verſöhnt meine Seele mit Trähnen, Opfer, und dergleichen ſonſt Keſtner ſiehts ſchief aus.

Ich weis nicht warum ich Narr ſo viel ſchreibe.

eben um die Zeit da ihr bey eurer Lotte gewiß nicht an mich denkt. Doch beſcheid ich mich gern nach dem Geſez der Antipatie. Da wir die Liebenden, fliehen, und die Fliehenden lieben.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Oficier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. ab.

Jaxthauſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette, ſie verglich mich mit ihrem Weisfiſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; denn beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädchen, die durch Liebesunglück gebeitzt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

66.

Goethe an Keſtner.

acc. d. 12. Nov. 73.

Den Brief von geſtern Abend hab ich gleich zugemacht alſo auf euer Pro Mem.

1) Die Zugabe braucht wie es euch beliebt.[1] Wenn ihr die Zeitungen wollt binden laſſen was ſoll das Sauzeug Reichswesen dabey. es war expreß ſo eingericht daß man ſie wegſchmeiſſen ſollt. Auch wird der Band zu dick. Doch will ich fragen nach den Nummern.

2) Will der Hr. v. Hille einen Merkur für ſich allein? und wie ſiehts mit Falcken, nimmt der jetzo das Exemplar allein was ihr mit teilen wolltet?

3) Die Plans ſind in meinen Händen. Heute iſts ſo ein ſchöner tag daß ich möchte mit euch ſpazieren gehn. Adieu grüßt Hanſen.

---

[1] Der ſehr kräftige Ausdruck des Originals iſt hier gemildert.

67.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 16. Nov. 73.

Mittwochs. Ich habe Annchen geſtern verfehlt, und will ietzo hingehen, ich fürchtet bald ihr mögtets ſeyn und mich anführen. denn ich geh morgen nach Darmſtadt, und da wär überall leid geweſen. Eure Plays kriegt Anngen mit. Auch an Hanſen ein Paquet. Ich habe noch den Pränumerations Schein auf die Bibliſchen Kupfer, ich will ihn behalten, und wenn ſie herauskommen dispenirt drüber. Anngen bringt euch auch fl. 2: 30 Kr. von der Karoline wieder. Der groſe koſtete einen Dukaten, der kleine 3 fl. 30. Auch euren Ring. Lottens Granatring will ich behalten ich hab ihr ihn ſo Tauſendmal am Finger geſehn und am Finger geküſſt er ſoll unter meinen Bijous liegen biſſ ich ein Mädgen habe die ſoll ihn tragen. Grüſſt mir euren Engel und Lengen lieb, und ſchreibt wegen des Merkurs an meine Schweſter, die euch grüſſt.

Anngen iſt lieb und brav, hat mir Lottens Brautſtrauß mitgebracht wohl conſervirt, und ich hab ihn heut verſtecken. Ich höre Lotte ſoll noch ſchöner lieber und beſſer ſeyn als ſonſt, und daſſ ihr nicht mit kommen ſeyd, iſt auf alle Art nicht hübſch. Grüſſt mir Lengen und ihre Freundinn Dorthel, Anne hat mir alles erzählt, wie ſie beyſammen ſchlafen, und in Alles nur nicht in die Liebhaber teilen, wie der quasi Hofrath fortfährt ein Eſel zu ſeyn ꝛc. Alles erzählt und ich mich ergötze zu hören von euch, gleich wie ich Johannistrauben zu pflücken und Quetſchen zu ſchütteln mir ehedeſſen wünſchte heute morgen übermorgen und mein ganzes Leben.[1] Grüßt Schneidern wenn er mein denkt, und Kielmansegg. Pottocelli hat mir geſtern in der Meſſe einen Gruß von ihm bracht. Wir haben einen Teufels Reuter hier, und Comödien und Schatten und Puppenſpiel, das könnt ihr Lotte ſagen hätt ich ihr all gewieſen wenn ſie kommen wäre, nun aber — wäre auch gut — Schattenſpiel Puppenſpiel.

---

[1] Die von Goethe in „Wahrheit und Dichtung" pag. 117 des 22 Bandes ſeiner ſämmtlichen Werke, Ausgabe von 1840, angeführte Stelle wird ihm hier ſchon vorgeſchwebt haben, woraus ein intereſſantes Zuſammentreffen früheſter und ſpäteſter Zeit hervorgeht.

68.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 16. Apr. 73.

Nun will ich nichts weiter lieber Keſtner, das wars was ich wünſchte, was ich nicht verlangen wollte, denn den Geſchencken der Liebe giebt die Freywilligkeit all den Werth, ihr ſolltet mir aus dem Schooſe eures Glücks an der Seite von Eurer Lotte, die ich euch, vor tauſend andern gönne, wie all das Gute was mir die Götter verſagen. Aber daſſ ihr, weil euch das Glück die Karten gemiſcht hat, mit der Spadille ſtecht, mir ein höhniſch geſicht zieht, und euch zu eurem Weibe legt find ich unartig, ihr ſollt euch darüber bey Lotten verklagen und ſie mag entſcheiden.

Mich einen Neider und Nerer zu heiſſen, und dergleichen mehr, das iſt all nur ſeit ihr verheurathet ſeyd. Meine Grillen lieber müſſen nun ſo drein gehen. Ich war mit Anngen in der Comödie. Es iſt gut daſſ ich morgen nach Darmſtadt gehe, ich verliebte mich warrlich in ſie. Ihre Gegenwart hat alles Andencken an euch wieder aufbrauſen gemacht, mein ganzes Leben unter euch, ich wollt alles erzählen biß auf die Kleider und Stellungen ſo lebhaft, ſie mag euch ſagen was ſie kann. O Keſtner, wenn hab ich euch Lotten mißgönnt im menſchlichen Sinn, denn um ſie euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt ich ein Engel ſeyn ohne Lung und Leber. Doch muß ich euch ein Geheimniß entdecken. Daß ihr erkennet und ſchauet. Wie ich mich an Lotten attachirte und das war ich wie ihr wißt von Herzen, redete Born mit mir davon, wie man ſpricht. „Wenn ich K. wäre, mir gefiels nicht. Worauf kann das hinausgehn? Du ſpannſt ſie ihm wohl gar ab?“ und dergleichen. Da ſagt ich ihm, Mit dieſen Worten in ſeiner Stube, es war des Morgens: „Ich binn nun der Narr das Mädchen für was beſonders zu halten, betrügt ſie mich, und wäre ſo wie ordinair, und hätte den K. zum Fond ihrer Handlung um deſto ſicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erſte Augenblick der mir das entdeckte, der erſte der ſie mir näher brächte, wäre der letzte unſrer Bekanntſchaft,“ und das beteuert ich und ſchwur. Und unter uns ohne Pralerey ich verſtehe mich einigermaßen auf die Mädgen, und ihr wißt wie ich geblieben binn, und bleibe für Sie und alles was ſie zeichen angerührt und wo ſie geweſen iſt, biß an der Welt Ende. Und nun ſeht wie fern ich neidiſch binn und es ſeyn muß. Denn entweder ich binn ein Narr, das ſchweer zu glauben fällt, oder ſie iſt die feinſte Betrügerinn, oder denn — Lotte, eben die Lotte von der die Rede iſt. —

Ich gehe morgen zu Fuſſ nach Darmſtadt und hab auf meinem Hut die Reſte ihres Brautſtrauſſes. Adieu. Es thut mir leid von Anngen zu gehen, was würde von euch ſeyn es iſt beſſer ſo, nur daſſ ich ihr Portrait nicht gemacht habe, ärgert mich. Aber es iſt in Herz und Sinn lebendig. Adieu. Ich habe nichts als ein Herz voll Wünſche. Gute Nacht Lotte. Anngen ſagte heut ich hätte den Namen Lotte immer ſo ſchön ausgeſprochen. Ausgeſprochen! dacht ich!

69.

Goethe an Keſtner.

acc. W. 23 Apr. 73. Darmſt.

Dank euch Keſtner für eure zwey liebe Brieſe lieb wie alles was von euch kommt, und beſonders jezt. Der Todt einer teuer geliebten Freundinn iſt noch um mich. Heut früh ward ſie begraben und ich binn immer an ihrem Grabe, und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben, und eine Stimme zu ſeyn aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach auch iſt mir verboten einen Stein zu ſezen ihrem Andenken, und mich verdrieſt daß ich nicht ſtreiten mag mit dem Gewäſch und Geträtſch.

Lieber Keſtner, der du haſt lebens in deinem Arm ein Füllhorn, laſſe dir Gott dich freuen. Meine arme Exiſtenz ſtarrt zum öden Fels. Dieſen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe nach Berlin, ſein Weib in die Schweiz, meine Schweſter, die Flachsland, Lila, alles. Und ich binn allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, ſo ſagt ich habe das Leben recht lieb, oder was, daß mir mehr Ehre macht, wenn ihr wollt. Adieu. Eurem Engel tauſend Grüſſe

70.

Goethe an Hans.

Hier ſchick ich mein lieber Hr. Hans, aus der Meſſe was, wird hoffentlich zu Weſt und Hoſen reichen, ſollt was abgehn ſchreiben Sies ohne Umſtände. Wenn Sie es anhaben und herumſpringen, auf die Jagd gehen, oder ſonſt luſtig ſind, ſo gedenken Sie meiner. Küſſen Sie Lotten die Hand und Lenchen von mir, und die Kleinen viel hundertmal von Ihrem Freunde

Goethe.

71.

Goethe an Hans

Lieber Herr Hans. Ich danke von Herzen für ihr Andenken, werden Sie nicht müde mir zu ſchreiben. Ich binn manchmal ſehr allein, und ſo ein lieb Brieflein freut mich ſehr. Gott vergelts wenn ichs gleich nicht kann, und mache Sie groß und ſtarck und ſo glücklich als Sie brav ſind.

Goethe

72.

Goethe an Keſtner.

acc. 30. Apr. 73. Darmſt. Sonntag.

Lieber Keſtner ihr wißt mein Leben läßt ſich nie detailliren und vielleicht heute weniger als jemals, denn wars ein Gewirre, ein recht toll und wunderbaar Leben. Sonntag! Wie ruhig werdet ihr bey Lotten geſeſſen haben.

In 14 Tagen ſind wir all auseinander, und so geht ſo im Harry daſſ ich nicht weiſſ wo mir der Kopf ſteht, wie noch Hoffnung und Furcht iſt. Gott verzeihe den Göttern die ſo mit uns ſpielen. Auf dem Grabe — Ich will nicht davon wiſſen will alles vergeſſen. Vergeſſt alles in Lottens Armen, und dann arbeitet euer Tagewerk Genießt der Sonne, und wie ich euch liebe ſey euch gegenwärtig in Stunden der Ruh.

Ich hab Hanſens Brief kriegt und euer Nachſchreiben. Sagt ihm er ſoll mehr ins Detail gehn. Er denkt nur er müſſte **Merkwürdigkeiten** ſchreiben, iſt nicht alles dorten merkwürdig?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief! Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie daran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten darüber zu Grunde gehen, wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie, du biſt bey mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beyſammen ſind, es wird ein Häuf-

73.

Goethe an Keſtner.

circ. 25. 5. Mai 73.

Lieber Keſtner ich binn wieder in Franckfurt und Gott ſey Danck, wir haben wunderbare Scenen gehabt und bald wird alles ausgerauſcht haben.

Wie lebt ihr und wie lang bleibt ihr noch?

Die Flachsland iſt verheurathet, an Herdern. Wißt ihr ſchon was davon. Brautführer war ich gegenwärtig der Trauung und geſtern gieng ich herüber.

Den Merkur in duplo ſchick ich euch, ſorgt doch noch daß ich das Geld kriege. Die zwey machen ſich 9 fl.

Adieu lieber küßt Lotten von meinetwegen auch einmal. Adieu.

74.

Goethe an Hans.

Lotte iſt nun fort, und ich nehme ſo viel teil dran daß ſie weg iſt als eins vom Hauſe. Aber ohngeachtet deſſen lieber Hans wollen wir nicht aufhören einander zu ſchreiben. Sie hören doch immer eher etwas von unſrer Lotte und das melden ſie mir treulich. Grüſſen ſie mir das liebe Lengen und ſagen Sie ihr, da nun Lotte weg ſey und ſie die zweyte Lotte ſey für euch, ſo ſey ſies auch für mich, und ich ſehne mich ſie zu ſehn, wenns möglich iſt, ſo komm ich den Sommer. Adieu lieber Hans. Empfehlen ſie mich dem Papa. Und grüſſen mir die Jungens.

Wenn Schweſter Caroline ſich meiner erinnert ſo küſſen ſie ihr die Hand, und Sophien und Amalgen ein paar Mäulger von mir.

G.

75.

Goethe an Hans

Ich dank ihm lieber Hans für den braven Brief. Schick er innliegenden Hrn. Keſtnern grüſſe er den Papa u. alle. Und behalt er mich lieb.

Goethe.

76.

Goethe an Keſtner.

acc. Hannover. 18. Jan. 73.

Euer Brief hat mich ergözt, ich wuſſte durch Hanſen ſchon manches von euch. Heute Nacht hat mirs von Lotten wunderlich geträumt. Ich führte ſie am Arm durch die Allee, und alle Leute blieben ſtehn und ſahn ſie an, ich kann noch einige nennen die ſtehen blieben und uns nachſahen. Auf einmal zog ſie eine Caleſche über und die Leute waren ſehr betreten. (Das kommt von Hanſens Briefe der mir die Geſchichte von Minden ſchrieb.) Ich bat ſie ſie mögte ſie doch zurückſchlagen das that ſie. Und ſah mich an mit den Augen, ihr wiſſt ja wies einem iſt wenn ſie einen anſieht. Wir gingen geſchwind. Die Leute ſahen wie vorher. O Lotte, ſagt ich zu ihr, Lotte, daſs ſie nur nicht erfahren daſs du eines andern Frau biſt. Wir kamen zu einem Tanzplaz ꝛc. ꝛc.

Und ſo träume ich denn und gängle durchs Leben, führe garſtige Prozeſſe ſchreibe Dramata, und Romanen und dergleichen. Zeichne und pouſſire und treibe es ſo geſchwind es gehen will. Und ihr ſeyd geſegnet wie der Mann der den Herren fürchtet. Von mir ſagen die Leute der Fluch Cains läge auf mir. Keinen Bruder hab ich erſchlagen! Und ich denke die Leute ſind Narren. Da haſt du lieber Keſtner ein Stück Arbeit, das lies deinem Weiblein vor, wenn ihr euch ſammlet in Gott und euch und die Thüren zuſchließt. NB. Die Frau Archivarius (ich hoffe das iſt der rechte Titel) wird hoffentlich ihr blau geſtreiftes Nachtjäckgen nicht etwa aus leidigem Hochmuth zurückgelaſſen, oder es einer kleinen Schweſter geſchenkt haben, es ſollte mich ſehr verdrieſſen, denn es ſcheint ich habe es faſt lieber als ſie ſelbſt, wenigſtens erſcheint mir oft das Jäckgen wenn ihre Geſichtszüge ſich aus dem Nebel der Imagination nicht losmachen können.

77.

Goethe an Hans.

Ich habe, lieber Hans, allerley Angelegenheiten warum ich ihm ſchreiben Muß. Erſtl. zu fragen wies bey euch ausſieht? Ich habe ſo lang aus dem teutſchen Haus nichts gehört.

Und hernach Commissionen, wenn er die Recht ausrichtet ſo ſoll er einmal Agent von Churfürſten, Fürſten und Ständen des Reichs werden.

Erſtl. beſtellt er den Brief an Keſtnern, wie den Vorigen.

2tens iſt er ſo gut zum Hrn. Hofrath Sachs zu gehen, und zu ſagen: „Hier ſey ein Brief an Hrn. von Kielmansegg. Ob ſie wohl ſo gütig ſeyn wollten ihn zu beſtellen. Der Hr. Baron habe mir geſchrieben ich ſoll meine Briefe an Hrn. Hofrath adreſſiren.

Drittens. Fragt er den Hrn. von Hille ob er habe einen erſten Theil des teutſchen Merkurs durch Hrn. Keſtner bekommen, hat er ihn bekommen ſo laſſ ich ihn um die halbe Louisd'or bitten, und will den zweyten Theil gleich mit der fahrenden Poſt nach Wetzlar ſchicken.

Viertens fragt er den Papa ob er ein neues Schauſpiel Götz von Berlichingen geleſen habe?

Fünftens grüßt er mir alle im teutſchen Haus, Lengen und Carlingen und Dortlgen und Anngen und fragt ſie ob ſie ſich meiner noch erinnern in Ehre und Liebe. Und die Kleinen grüß er alle von mir, und ſchreibe er mir bald.

Goethe.

78.

Goethe an Keſtner

Frf. d. $\frac{21}{7}$ 74.

Ihr ſollt immer hören wie mirs geht, lieber Keſtner. Denn zum Laufe meines Lebens hoff ich immer auf euch und euer Weib die Gott ſegne und ihr ſolche Freuden gebe als ſie gut iſt. Euch kanns an Beförderung nicht fehlen. Ihr ſeyd von der Art Menſchen die auf der Erde gedeyen und wachſen, von den gerechten Leuten und die den Herren fürchten, darob er dir auch hat ein tugendſam Weib gegeben, des lebeſt du noch eins ſo lange.

Ich binn recht fleiſſig und wenns Glück gut iſt kriegt ihr bald wieder was, auf eine andre Manier. Ich wollt Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama. Ich hab ſchon vielerley Beyfalls Kränzlein von allerley Laub und Blumen, Italiäniſchen Blumen ſogar, die ich wechſelsweiſe aufprobiret, und mich vorm Spiegel ausgelacht habe. Die Götter haben mir einen Bildhauer hergeſendet, und wenn er hier Arbeit findet, wie wir hoffen ſo will ich viel vergeſſen. Heilige Muſen reicht mir das Aurum potabile, Elixir vitae aus euren Schaalen, ich verſchmachte. Was das koſtet in Wüſten Brunnen zu graben und eine Hütte zu zimmern. Und meine Papageyen die ich erzogen habe, die ſchwäzen mit mir, wie ich, werden krank laſſen die Flügel hängen. Heut vorm Jahr wars doch anders, ich wollt ſchwören in dieſer Stunde vorm Jahr ſaß ich bey Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauſpiel zum Truz Gottes und der Menſchen. Ich weis was Lotte ſagen wird wenn ſies zu ſehn kriegt und ich weis was ich ihr antworten werde. Hört wenn ihr mir wolltet Exemplare vom Göz verkaufen, ihr thätet mir einen Gefallen und vielleicht allerley Leuten. Boje hat ihrer, ſchreibt ihm wie viel ihr wollt, ich habs ihm geſchrieben euch abfolgen zu laſſen ſo viel ihr wollt. Verkauft ſie alsdenn für zwölf gute groſchen und notirt das porto das ſie euch koſten. Der Verlag hört Mercken, der iſt aber in Petersburg, ich ſchicke mich nicht zum Buchhändler, ich fürchte es bleibt hocken. Denn vielleicht kommt ſonſt in einem halben Jahr noch kein Exemplar zu euch. Schreibt mir doch wo ich die zweyten Stücke des Merkurs hinſchaffen, und wo ichs Geld herkriegen ſoll. Wenn verſchiedene Sachen nach meinem Kopfe gehn kriegt Lotte bald eine Schachtel von mir wo keine Confituren drinne ſind, auch kein Puzwerk, auch keine Zucker, alſo

Laßts euch wohl ſeyn, mich ergözt eure Genüglichkeit und eure Ausſichten. Und wenn euch was dran liegt von mir zu hören, ſo laßt von euch offt hören. Adieu.

chen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beyſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du. Es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmahl, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte, gegen Conrad Schotten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt': ich wüßt nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehen was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken, was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte, daß du ihr Wort hätteſt, ehe du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuhohlen, denn mein Schloß, fürcht'

79.

Goethe an Hans

Lieber Hans. Bring er Hrn. v. Hille den 2ten Teil des Merkurs den erſten hat Keſtner aus Verſehn mit nach Hannover genommen. Hr. v. Falke wird ihn dem Hrn. v. Hille wieder zurück bringen. Und ſodann bitt ich mir die Bezahlung aus.

Hier das Schauſpiel gieb er dem Papa und wenn ders geleſen hat und die Schweſtern es auch etwa geleſen haben, ſo gib er es Anngen und Dorthel, und grüß er ſie alle von mir. Der ich binn

Der alte

Doctor Goethe.

Und ihm viel Prämia wünſche, die er verdient.

80.

Goethe an Keſtner.

Viel Glück zu allem was ihr unternehmt, und eurer beſten Frau alle Freuden des Lebens.

Ich kann euch nicht tadlen daſſ ihr in der Welt lebt, und Bekanntſchaft macht mit Leuten von Stand und Pläzzen. Der Umgang mit Groſſen iſt immer dem vorteilhafft der ihrer mit Maas zu brauchen weis. Wie ich das Schieſpulver ehre deſſen Gewalt mir einen Vogel aus der Lufft herunterhohlt, und wenns weiter nichts wäre. Aber auch ſie wiſſen Edelmuth und Brauchbaarkeit zu ſchäzzen, und ein junger Mann wie ihr muſſ hoffen, muſſ auf den beſten Platz aſpiriren. Sakerment und wenn ihrs nur eures Weibes willen tähtet. Was die häuslichen Freuden betrifft, die hat dünkt mich der Canzler ſo gut als der Sekretarius, und ich wollte Fürſt ſeyn und mir ſie nicht nehmen laſſen. Alſo treibts in Gottes Nahmen nach eurem Herzen und kümmert euch nicht um Urteile und verſchlieſſt euer Herz dem Tadler wie dem Schmeichler. Hören mag ich ſie beyde gern hören, biſſ ſie mich ennüiren. Mad. La Roche war hier, ſie hat uns acht glückliche Tage gemacht, es iſt ein Ergötzen mit ſolchen Geſchöpfen zu leben. O Keſtner und wie wohl iſt mirs, hab ich ſie nicht bey mir ſo ſtehen ſie doch vor mir immer die Lieben all. Der Kreis von edlen Menſchen iſt das wehrteſte alles deſſen was ich errungen habe.

Und nun meinen lieben Götz! Auf ſeine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er iſt ein Menſchenkind mit viel Gebrechen und doch immer der beſten einer. Viele werden ſich am Kleid ſtoſen und einigen rauhen Ecken. doch hab ich ſchon ſo viel Beyfall daſſ ich erſtaune. Ich glaube nicht daß ich ſo bald was machen werde das wieder das Publikum findet. Unterdeſſen arbeit ich ſo fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben mögte was geſcheuters mit mir anzufangen.

am 21 Auguſt

Das war lang geſchrieben biſſ einmal die Zeit zu ſiegeln bey mir kommt. Da ich euch nichts mehr zu ſagen habe als liebt mich immer fort. und Lotte ſoll mich lieb behalten und glücklich iſt ſie. Adieu.

81.

Goethe an Keſtner.

Heut Abend des 15. September erhalt ich euern Brief, und habe mir eine Feder geſchnitten um recht viel zu ſchreiben. Daſſ meine Geiſter biſſ zu Lotten reichen hoff ich. Wenn ſie auch die Taſchengelder ihrer Empfindung, daran der Mann keine Prätenſion hat, nicht an mich wenden wollte, der ich ſie ſo liebe. Neulich hatte ich viel Angſt in einem Traum über ſie. Die Gefahr war ſo dringend, meine Anſchläge all keine Ausſicht. Wir waren bewacht, und ich hoffte alles, wenn ich den Fürſten ſprechen könnte. Ich ſtand am Fenſter, und überlegte hinunter zu ſpringen, es war zwey Stock hoch, ein Bein brichſt du, dacht ich, da kannſt du dich wieder gefangen geben. Ja dacht ich, wenn nur ein guter Freund vorbey ging, ſo ſpräng ich hinunter und bräch ich ein Bein, ſo müſſt mich der auf den Schultern zum Fürſten tragen. Siehſt du alles erinnere ich mich noch, biſſ auf den bunten Teppich des Tiſches an dem ſie ſas und Filet machte, und ihr ſtrohern Kiſtgen bey ſich ſtehn hatte. Ihre Hand habe ich tauſendmal geküſſt. Ihre Hand wars ſelbſt! die Hand! ſo lebhafft iſt mirs noch, und ſieh wie ich mich noch immer mit Träumen ſchleppe.

Meine Schweſter iſt mit Schloſſern vor wie nach. Er ſizt noch in Carlsruhe wo man ihn herumzieht, Gott weis wie. Ich verſtehs nicht. Meine Schweſter iſt jezt in Darmſtadt bey ihren Freunden. Ich verliere viel an ihr, ſie verſteht und trägt meine Grillen.

Ich lieber Mann, laſſe meinen Vater iezt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt CivilVerhältniſſe einzuſpinnen ſucht, und ich laſſ es geſchehn. So lang meine Kraft noch in mir iſt! Ein Riſſ! und all die ſiebenfache Baſtſeile ſind entzwey. Ich binn auch viel gelaſſener, und ſehe daſſ man überall den Menſchen, überall groſes und kleines ſchönes und Häſſliches finden kann. Auch arbeit ich ſonſt brav fort. und denke den Winter allerley zu fordern. Dem alten Amtmann hab ich einen Göz geſchickt der viel Freude dran gehabt hat, es iſt auch gleich (wahrſcheinlich durch Brandts) weiter kommen, und der Kam. Richt.[1] und v. Folz habens begehrt; Das ſchreibt mir Hans, mit dem ich viel Correſpondenz pflege. Ueber alles das, lieber K. vergeſſ ich dir zu ſagen, daſſ drunten im Viſitenzimmer, dieſen Augenblick ſizt — die liebe Frau Grostante Lange von Wetzlar, mit der ſo teuern ältſten Jungfer

---

[1] Der Kammerrichter in Wetzlar.

Nichte. Die haben nun ſchon in ihrem Leben mehr, um Lottens Willen, geſeſſen wo ich ſie nicht hohlte, mögen ſie auch diesmal ſich behelfen. Hanngen iſt nicht mit da. Sie haben viel Liebs und Guts von meiner Lotte geredt! Danks Ihnen der Teufel. — Meiner Lotte! Das ſchrieb ich ſo recht in Gedanken. Und doch iſt ſie gewiſſermaſſen mein. Hierin gehts mir wie andern ehrlichen Leuten, ich bin geſcheut — biſſ auf dieſen Punct. Alſo nichts mehr davon.

Und zum Merkur um uns abzukühlen. Ich weiß nicht ob viel Grosſprecherey dem Zeug mehr Schaden tuht, oder das Zeug der Großſprecherey. Das iſt ein Wind und ein Gewäſch, daſſ eine Schand iſt. Man iſt durchgängig unzufrieden geweſen, der zweyte Teil iſt was beſſer.

Der Hans und die Hänsgen. Wiel.[1] und die Jackerls haben ſich eben proſtituirt! Glück zu! Für mich haben ſie ohnedem nicht geſchrieben. Fahr hin. Des Cammerrath Jakobis Frau war hier, eine recht liebe brave Frau, ich habe recht wohl mit ihr leben können, binn allen Erklärungen ausgewichen, und habe getahn als hätte ſie weder Mann noch Schwager. Sie würde geſucht haben uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundſchafft nicht. Sie ſollen mich zwingen ſie zu achten wie ich ſie iezt verachte, und dann will und muſſ ich ſie lieben.

---

[1] Wieland.

Heut früh hab ich von Falcken einen Brief kriegt, mit dem erſten Bogen des Muſen Alman. Du wirſt auf der 15ten S. den Wandrer antreffen den ich Lotten ans Herz binde. Er iſt in meinem Garten, an einem der beſten Tage gemacht. Lotten ganz im Herzen und in einer ruhigen Genüglichkeit all eure künftige Glückſeeligkeit vor meiner Seele. Du wirſt, wenn dus recht anſiehſt mehr Individualität in dem Dinge finden als es ſcheinen ſollte, du wirſt unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich ſo hunderttauſendmal bey ihr gefühlt erkennen. Aber verraths keinem Menſchen. Darob ſolls euch aber heilig ſeyn, und ich hab euch auch immer bey mir wenn ich was ſchreibe. Jezt arbeit ich einen Roman, es geht aber langſam. Und ein Drama fürs Aufführen damit die Kerls ſehen daſſ nur an mir liegt Regeln zu beobachten und Sittlichkeit Empfindſamkeit darzuſtellen. Adieu. Noch ein Wort im Vertrauen als Schriftſteller, meine Ideale wachſen täglich aus an Schönheit und Gröſſe, und wenn mich meine Lebhafftigkeit nicht verläſſt, und meine Liebe, ſo ſolls noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch ſein Teil.

Und ſo gute Nacht liebe Lotte. Im Couvert ſind Verſe die wollt ich zu einem Portrait von mir an Lotten legen, da es aber nicht gerathen iſt ſo hat ſie inzwiſchen das. Biſſ auf weiters.

82.

Goethe an Lotte.

Wenn einen ſeeligen Biedermann
Paſtorn oder Rathsherrn lobeſan
Die Wittib läßt in Kupfer ſtechen
Und drunter ein Verslein radebrechen
Da heißts:

Seht hier von Kopf und Ohren,
Den Herrn ehrwürdig, wohlgebohren,
Seht ſeine Mienen und ſeine Stirn
Aber ſein verſtändig Gehirn,
So manch Verdienſt ums gemeine Weſen
Könnt ihr ihm nicht an der Naſe leſen.

So liebe Lotte heiſſts auch hier:
Ich ſchicke da mein Bildniſſ dir!
Magſt wohl die lange Naſe ſehn,
Der Augen Blick, der Locken Wehn,

Es iſt ohngefähr das garſtge Gſicht
Aber meine Liebe ſiehſt du nicht.

G.

Daſſelbe Gedicht, mit einigen Varianten und ſeiner Silhouette, hat Goethe bei dem ſpäteren Briefe Nr. 104 überſandt. Beide ſind, des Zuſammenhangs wegen, im Fac simile hier nachgefügt.

Dort iſt der im Gedicht hier hervorgehobene Ausdruck: „garſtge Gſicht" erläutert.

An Lotten

Wenn einen seligen Biedermann
Pfarrherrn oder Rathsherren lobesan
Die Wittib läßt in Kupfer stechen
Und drunter ein Verslein radebrechen
Da heißt's:
„Seht hier von Kopf und Ohren
„Den Herrn Ehrwürdig Wohlgeboren
„Nicht seine Augen und seine Stirn
„Aber sein verständig Gehirn
„So manch Verdienst ums gemeine Wesen
Könnt ihr ihm nicht an der Nase lesen
So liebe Lotte heute auch hier
Ich schicke [illegible] meinen Schatten dir
Magst wohl die lange Nase sehen
Der Stirne Drang der Lippe Flehen
's ist ohngefähr das garstige Gesicht
Aber meine Liebe siehst du nicht.

ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das beſte hoffen. ab.

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beyden Executionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Bothſchaft wieder zu kehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz. vor ſich auf die Bruſt deutend. Hier iſt's noch wärmer! Laut. Gnädige Frau, eure

83.

Goethe an Keſtner.

Die liebe Max de la Roche heurathet – hierher einen angeſehnen Handelsmann. Schön! Gar ſchön.

Euer Hans ſchreibt mir immer wies im deutſchen Haus hergeht, und ſo hab ich eine komplete Chronick aller Löcher, Beulen, und Händel von einigem Belang ſeit eurer Abreiſe.

Obs wahr iſt daß Dorthel heurathet?

In unſrer Stadt iſt ein unerhörter Stern, ſeit einem halben Jahre haben wir wohl zwanzig Heurathen von Bedeutung. Unſre zwo nächſten Nachbarinnen haben mit meiner Schweſter faſt in einer Woche ſich vergeben.

Der Türner bläst, die Glocken läuten, die Trommel geht, und dort hinten fängts an zu tagen.

Ich bin auch zeither fleiſig geweſt hab viele kleine Sachen gearbeitet, und ein Luſtſpiel mit Geſängen iſt bald fertig, auch einige anſehnlichere Stücke in Grund gelegt, und nun wird drüber ſtudirt.

Obiges Luſtſpiel iſt ohne groſſen Aufwand von Geiſt und Gefühl, auf den Horizont unſrer Akteurs und unſrer Bühne gearbeitet. Und doch ſagen die Leute es wären Stellen drinn die ſie nicht präſtiren würden. Dafür kann ich nachher nicht.

Ihr ſollts im Mſpt. haben.

Hat Lotte den Gan. Jacobi geſehn, geſprochen. Er iſt auf ſie aufmerkſam geweſen, merk ich. Iſt er noch da.

Falcke iſt ein trefflicher Junge, mich freuts daß er Liebe zu mir hat, er ſchreibt mir manchmal. Merck und ich haben eine wunderliche Scene gehabt, über eine Silhouette die Lavater mir ſchickte, und die Lotten viel änlich ſieht. Es läßt ſich nicht ſagen wies war. Es war den Abend ſeiner Ankunft, und ich habe draus geſehn daß er Lotten noch recht liebt. Denn wer Lotten kennt und nicht recht liebt, den mag ich auch nicht recht.

Adieu ihr Kinder es wird Tag.

Wißt ihr ſchon daß Höpfner die Jungfer Thomä geheurathet hat.

Schreibt mir bald. Und ergözt euch an der Erinnerung meiner, wie ich mich an euch ergöze.

G.

84.

Goethe an Hans.

Gratulire lieber Hans zur glücklichen Geneſung und wünſche daſſ mein Brief euch alle wieder geſund treffen möge. Geben Sie einliegenden Brief Hrn. Krafft Bremiſchen Canzelliſten der ſo gut ſeyn wird ihn Hrn. Keſtner zu übermachen. Empfelen ſie mich dem lieben Papa und Schw. Carlingen. Viel Grüße an Miſl Lenchen, Dorthel und Anngen, und die andern Mädgens und Bubens ſollen brav ſeyn, und Mandeln haben und Bilder wenn ich komme.

G.

Sagen Sie doch Lengen ſie ſoll Lotten die Läppgen zum Flicken des blaugeſtreiften Nachtjäckgens ſchicken, die ſie vergeſſen hat. ſie werden ſich wohl finden. Oder beſſer laſſ er ſich ſie von Lengen geben und ſchick er mir ſie mit der fahrenden Poſt ich will ſie Lotten ſchicken es muß ihr aber niemand davon was ſchreiben.

85.

Goethe an Hans.

Mich freuts lieber Hans daſſ er ſo brav iſt, und ſich das Primat nicht nehmen läſſt. Wenn nun auch alles wieder hergeſtellt iſt im Hauſe ſo wünſch ich guten beſtand. Ich danke für die Läppgen, daſſ nur niemand Lotten was davon ſchreibt. Meld er mir doch baldigſt wann der Fuhrmann nach Hannover geht, ich hab ein Käſtgen, allein er müſſts dem Manne wohl recommandiren, denn es iſt zerbrechliche Waar, daß ſäuberlich mit umgegangen würde.

Adieu lieber Hans laſſts euch das Obſt recht ſchmecken, und grüſſ er den Papa und das ganze liebe Weſen im deutſchen Haus. Adieu.

G.

86.

Goethe an Hans.

Lieber Hans ich dank ihm recht ſehr für ſeine Briefe, fahr er ich bitte ſo fort.

Hier ſind vier Exemplar Iris, die iſt er ſo gut und beſtellt ſie an die vier Damen die hier auf dem Zettelgen genannt ſind.

Er hat noch, wenn ich mich nicht irre Geld von mir in Verwahrung, das bitt ich ihn als ein Criſtgeſchenk anzunehmen, und ſeinen Geſchwiſtern auch etwas davon zu Gute zu thun.

Grüß er Papa und die Schweſtern und Miſſ Brand. Will denn noch keine der Lotte nachfolgen?

G.

87.

Goethe an Lotte.

(Frankfurt den 31. Oct. 1773.)

Ich weis nicht liebe Lotte ob meine Muthmaſung Grund hat, daß Sie in kurzem ein Negligee brauchen werden, wenigſtens kommt mirs ſo vor. Und da ich über dieſen wichtigen Punct nachdachte, ſprach ich zu mir ſelbſt: Sie geht gerne weis, alles Neſſeltuch iſt verdammt im Winter, außer geſteppt und da ſieht ſie zu altmütterlich drinn aus ꝛc. Hierüber trat die vorſichtige Göttin der Mode zu mir und überreichte mir beykommendes Zeug, das außer der Dauer alle Qualitäten hat. Es iſt Neſſeltuch, hat alſo alle deſſen Tugenden, die Atlaßſtreifen machen es zur Wintertracht; kurz und gut, zum Schneider mit, daß der aber fein ſäuberlich verfahre. NB es darf mit keiner andern Farbe als weis gefüttert werden, die ich geſehen habe, hatten weis Leinwand drunter. Das Stück gibt juſt ein Negligee, über Poſchen.

Zugleich überſchicke auch, die hinterlaſſene Läppchen des blau und weiſen Nachtjäckchens, und bitte über die neu angekommene Vornehme Freundſchafft die alte treue nicht zu vergeſſen.

Adieu liebe Lotte grüſſen Sie mir das Männgen, erinnern Sie ſich der alten Zeit wie ich.

Frankfurt am 31. Octbr. 1773. als am Tage Wolfgang — — —

Goethe.

Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja geſehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. ab.

Adelheid. Die Thränen ſtehen ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. ab.

Jaxthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn' ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

88.

Goethe an Keſtner.

Am erſten Chriſttage, morgends nach ſechs. (1773.)

Es iſt ein Jahr daß ich um eben die Stunde an euch ſchrieb, meine lieben, wie manches hat ſich verändert ſeit der Zeit.

Ich hab euch lange nicht geſchrieben, das macht daß es bunt um mich zugeht.

Ich danke dir liebe Lotte daß du mir für meine Erinnerwecken einen Brief geſchenkt haſt. Wenn ich das gewußt hätte, wäre mein Geſchenk eigennützig geweſen. Ich habe ihn wohl hundertmal geküßt. Es giebt Augenblicke wo man erſt merkt wie lieb man ſeine Freunde hat.

Ich kann euch die Freude nicht beſchreiben die ich hatte Merken wieder zu ſehn, er kam acht Tage eh ich's vermuthete, und ſaß bey meinem Vater in der Stube, ich kam nach Hauſe, ohne was zu wiſſen, tret ich hinein und höre ſeine Stimme eher als ich ihn ſehe. Du kennſt mich Lotte.

Die Stelle in deinem Brief die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch, iſt mir durch die Seele gangen. Ach es iſt das ſchon ſo lange mein Traum als ihr weg ſeyd. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen wenn ich in fremde Dienſte gienge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und ſo ſcheint es könnt ich wohl einen Verſuch wagen, wieder einmal wie's drauſſen auſſieht.

Aber Keſtner, die Talente und Kräffte die ich habe, brauch ich für mich ſelbſt gar zu ſehr, ich binn von jeher gewohnt nur nach meinem Inſtinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürſten gedient ſeyn. Und dann biſſ ich politiſche Subordination lernte — Es iſt ein verfluchtes Volk, die Franckfurter, pflegt der Präſ. v. Moſer zu ſagen, man kann ihre eigenſinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all meinen Talenten iſt meine Jurisprudenz der geringſten eins. Das biſſgen Theorie und Menſchenverſtand richters nicht aus — Hier geht meine Praxis mit meinen Kenntniſſen Hand in Hand, ich lerne jeden Tag und haudere mich weiter. — Aber in einem Juſtiz-Collegio — Ich habe mich von jeher gehütet ein Spiel zu ſpielen da ich der unerfahrenſte am Tiſch war — Alſo — doch möcht ich wiſſen ob deine Worte etwas mehr als Wunſch und Einfall waren.

Meine Schweſter iſt brav. Sie lernt leben! und nur bey verwickelten mißlichen Fällen erkennt der Menſch was in ihm ſteckt. Es geht ihr wohl und Schl. iſt der beſte Ehemann wie er der zärtlichſte und unverrückteſte Liebhaber war.

89.

Goethe an Hans.

Hier iſt ein guter Freund von mir, ich wäre gern mitgekommen lieber Hans, aber das will nicht gehn. Wenn ihr mich lieb behaltet, ſo hoff ich doch einmal zu erleben, daſſ ich euch wieder ſehe. Was er an Hr. Plitt thut will ich für mich annehmen. Bring er ihn zu Brandts, und grüs er die Schweſtern denen der junge Mann auch ohne mein Empfel wohlgefallen wird. Meine Buben ſollen mich lieb behalten. Ich ſchick ihnen was aus der Meſſ. Sophie und Annel haben mich hoff ich nicht vergeſſen. Sey er immer brav. Die Franckf. Zeitungen kauff er ſich nicht, er kann ſie zu nichts brauchen. Wenn ich ein gut Buch für ihn finde ſchicke ichs ihm. Adieu und vergiſſ er nicht zu ſchreiben.

Goethe.

90.

Goethe an Hans.

Lieber Hans bitt er Annagen um Verzeihung daß ich nicht ihr meine Comiſſion ausgerichtet. Hr. Schmidt kann keine Muſter geben, aber Stücke will er einige ſchicken. Nun ſoll Annagen ſo gut ſeyn und ſchreiben was für Farben und Art ſie verlangen, ſo will ichs beſorgen.

Noch eine Commiſſion. bey Hr. v. Falck hab ich 9 fl. zu gut, hohl er ſie doch ab und ſchick er ſie mit der fahrenden Poſt.

Grüß er das ganze Haus. Will Dorthel — er weis wohl — und Lengen. Und was Lotte ſchreibt und ſchickt mögt ich gern hören.

G.

91.

Goethe an Hans.

Lieber Hans ich habe ſeinen letzten Brief unglücklicher Weiſe verlegt, alſo muſſ ich ihn bitten: mir Anngens und Carlingens Comiſſion noch einmal zu melden, was ſie für Farben haben wollen. Grüs er alles. Adieu.

G.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06896/240

92.

Goethe an Hans.

Lieber Hans es iſt da wieder ein Anſtos an der Comiſſion. Er ſchreibt mir ich ſoll Annagen von beyliegendem Stückgen $^3/_4$ Ellen ſchicken. Nun begreiff ich nicht was ſie mit drey Viertel Ellen machen will. Sollens aber drey Ellen und ein Viertel ſeyn: $3^1/_4$: ſo iſts was anders weil aber das ins Geld laufft und über 16 fl. käme, ſo hab ich noch einmal anfragen wollen, grüs er ſie alle. Und meld er mir was neues mit

G.

93.

Goethe an Hans.

Da ſchick ich lieber Hans indeſſen was für die Kleinen, theil er die Roſinen Feigen und Bilder unter ſie, und das Buch mögen ſie in Gemeinſchaft haben, es kommt vom Hr. Keſtner.

Behaltet mich lieb. Grüſſe den Papa die Schweſtern und Brandts. Adieu.

G.

94.

Goethe an Hans.

Hier ſchick ich Ihm, lieber Hans, ein praemium virtutis et diligentiae zum neuen Jahr. Und daß er ſieht was wir Franckfurter für Leute ſind, auch einen neuen Heller.

Grüs er mir alle liebe Leute und behalte er mich lieb.

G.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe kommt.

Götz. Gott grüß' euch. Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt, bieth' ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Nahmen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet.

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bey einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt.

Götz. Richtig. Ich hielt ſie Anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter

95.

Goethe an Hans.

Beſtell er mir den Brief richtig und bald. Seiner iſt auch beſtellt. Wünſche Alberten und Ernſt gute Beſſerung. Empfiehl er mich dem Papa, grüſſ er die Schweſtern und Lengen und Dorthel und ſchreib er mir manchmal.

Goethe.

96.

Goethe an Lotte.

(1773 oder 1774.)

Liebe Lotte, es fällt mir den Augenblick ſo ein, daß ich lang einen Brief von dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht du biſt dieſe ganze Zeit, vielleicht mehr als jemals in, cum et sub (laß dir das von deinem gnädigen Herrn erklären) mit mir geweſen. Ich laſſe es dir ehſtens drucken — Es wird gut meine Beſte. Denn iſt mirs nicht wohl wenn ich an euch dencke?

Ich bin immer der Alte, und deine Silhouette iſt noch in meiner Stube angeſteckt, und ich borge die Nadeln davon wie vor Alters. Daß ich ein Tohr binn, daran zweifelſt du nicht, und ich ſchäme mich mehr zu ſagen. Denn wenn du nicht fühlſt daß ich dich liebe, warum lieb ich dich? — !

Goethe.

97.

Goethe an Keſtner.

(März 1771.)

Auf einen Brief vom 1^{ten} Weynachtstage erſt den 13 Februar Antwort zu haben, iſt nicht ſchön. Künftig, Keſtner, ſchick mir deine Briefe mit der Poſt. Und ſchreib öfter, ſonſt wend ich mich an Lotten daſſ die mir ſchreibt.

Die Max La Roche iſt hierher verheurathet, und das macht einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu machen iſt. Wie offt ich bey euch binn, heiſſt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht eheſtens ein Document zu Geſichte kriegen. Und wenn ihr nicht oft ſchreibt, und wenns häusliche Kleinigkeiten wären. Ihr wiſſt daſſ mir daran am meiſten gelegen iſt.

Der Jakobi hat Lotten in ſofern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hat eine ſehr vorteilhafte Schilderung von ihr gemacht, und wie man mir es ſchrieb, ſo wuſſt ich warrlich nicht daſſ das all an ihr war, denn ich hab ſie viel zu lieb von jeher gehabt, um auf ſie ſo acht zu haben. Die Iris iſt eine kindiſche Entrepriſe, und ſoll ihm verziehen werden, weil er Geld daben zu ſchneiden denckt. Eigentlich wollen die Jackerls den Merkur miniren, ſeit ſie ſich mit Wieland überworfen haben.

Was die Kerls von mir dencken iſt mir einerley. Ohnedeſſen haben ſie auf mich geſchimpft wie auf einen Hundejungen, und nun müſſen ſie fühlen, daſſ man ein braver Kerl ſeyn kann ohne ſie juſt leiden zu können. Daſſ Lotte in der Reihe der Protectrices ſteht, kleidet ſie gut zu Geſichte.

Von meinen Wünſchen und Hoffnungen zu euch zu kommen mag ich nichts reden. Mir gehts wie euch — und alſo wollen wirs unterdeſſen auf ſich beruhen laſſen.

Daſſ ihr Herdern nicht näher geſehn habt, iſt doch fatal. War er denn alleinn? Oder ſein Weib mit? Ich binn wohl fleiſſig, und meine Lebens Wirthſchaft iſt immer die alte. Wenn ich manchmal deine alten Briefe anſehe, erſtaun ich, daſſ ich nach ſo mancherley Veränderungen noch derſelbe binn. Und möchte das auch von euch hören. Deſſwegen ſchreibt mir öffter oder bittet Lotten, daſſ ſie mir nur manchmal ein Wörtchen ſchreibt, wenns ihr ums Herz iſt. Das könnte ſie wohl thun. Sie ſoll mir die Peſel grüſſen, das muſſ auch ein braves Weib ſeyn.

Die Kunckel hat dem Magiſtr. viel Schererey gemacht. Sie ſas in Strasburg. Der dortige Magiſtrat wollte ſie nicht ausliefern, und da der Kurfürſt ſich an den König gewendet, iſt ſie auf und davon in die Schweiz. Das ſind die neuſten und noch zur Zeit geheimen Nachrichten.

Daß wir ſehr Kayſerlich ſind, iſt kein Wunder, da wir des Kayſers ſind.

Adieu. Laßt bald wieder was hören. Ich binn der Alte, von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen.

G.

98

Goethe an Keſtner.

(May 1774.)

Iſt mir auch wieder eine Sorge vom Hals. Küſſt mir den Buben, und die ewige Lotte. Sagt ihr ich kann mir ſie nicht als Wöchnerinn verſtellen. Das iſt nun unmöglich. Ich ſeh ſie immer noch wie ich ſie verlaſſen habe, (daher ich auch weder dich als Ehmann kenne, noch irgend ein ander Verhältniſſ als das alte, — und ſodann bey einer gewiſſen Gelegenheit, fremde Leidenſchaften aufgeſtickt und ausgeführt habe, daran ich euch warne, euch nicht zu ſtoſen) Ich bitte dich laſſ das eingeſchloſſene Radotage biſſ auf weiteres liegen, die Zeit wirds erklären. Habt mich lieb, wie ich euch, ſo hat die Welt keine vollkommenere Freunde.

G.

Mein garſtig Zeug gegen Wieland macht mehr Lärm als ich dachte. Er führt ſich gut dabey auf wie ich höre, und ſo binn ich im Tort.

99.

Goethe an Keſtner.

(11. May 1774.)

Es hat mich überraſcht, ich erwartete das nicht. Gehofft hatt ichs, doch da dein Brief nichts davon ſagte, beſchied ich mich daſſ die erſtgebornen der Famille gehören. Nun aber — ich wünſche daſſ Lotte — denn getauft iſt der Knabe am 11 May da ich das ſchreibe — daſſ Lotte, alle Ueberlegung möge auffahrend durchgebrochen haben, und geſagt: Wolfgang heiſt er! und der Bub ſoll auch ſo heiſen! — du ſcheinſt dahin zu neigen, und ich wünſche daſſ er dieſen Nahmen führe weil er mein iſt. — Habt ihr ihm den andern gegeben, ſo halt ich mir aus dem nächſten den Nahmen Wolfgang zu geben, da ihr doch mehr Gevattern nehmt — und ich — wohl all eure Kinder aus der Taufe heben möchte, weil ſie mir all ſo nah ſind wie ihr. — Schreibt mir gleich was geſchehn iſt. — Ich habe närriſche Ahndungen dadrüber, die ich nicht ſage, ſondern die Zeit will walten laſſen.

Adieu ihr Menſchen die ich ſo liebe (daſſ ich auch der träumenden Darſtellung des Unglücks unſers Freundes, die Fülle meiner Liebe bergen und anpaſſen muſſte) Die Parentheſe bleibt verſiegelt bis auf weiters.

G.

100.

Goethe an Lotte.

v. 16. Jun. 1774.

Ich komme von Meyers liebe Lotte, habe mit ihnen zu Nacht geſſen, und geſtern auch, heute den Tag über waren ſie zu Darmſtadt. Es ſind recht gute Menſchen, ich ſchwöre ſie lieben mich denn ich liebe ſie auch. Wir waren ſo offen in der erſten Viertelſtunde. O Lotte was ich ein Kind bin! Wie michs gleichſam überraſchte da mir die Meyern ſagte, daſſ du noch an mich denkſt. Sagen mir das nicht Keſtners Briefe, ſagt mirs nicht mein Herz, und doch war mirs ſo ganz neu, da mir das liebe Weibchen, mit der wahren Stimme des Antheils ſagte: daſſ du noch an mich denkſt. O ſie fühlte was ſie mir ſagte, ſie iſt eine liebe Frau. Schon geſtern Nacht wollt ich dir ſchreiben, aber es war nicht möglich, ich ging in meiner Stube auf und ab, und redete mit deinem Schatten, und ſelbſt iezt fällt mir's ſchweer das dahin zu krizzen! — Soll ich denn niemals wieder, niemals wieder deine Hand halten Lotte? Ich habe der Meyern viel erzählt von dir, ſie war mit mir im Wald und verſprach mir, dich auf der Ellrie[1] von mir zu unterhalten. Ja Lotte ich hab lang ſo keine Freude gehabt — Ihr Mann iſt juſt einer der Menſchen wie ich ſie haben muſſ, die Erfahrung des Lebens, die ſchönen Kentniſſe und Wiſſenſchafften ohne Pedanterey und die gute offne Seele. Wir haben uns recht gut gefunden. Und ſo mit gute Nacht. Morgen früh gehn ſie und ich will ihnen noch was ſchicken. Adieu! Adieu!

Und mein Pathgen iſt wohl, und Mamagen wills auch bald wieder werden: ich ſchwöre dir Lotte, das iſt für meinen ſinnlichen Kopf eine Marter, dich als Mamagen zu denken und einen Buben der Dein iſt und der einen ſeiner Namen durch meinen Willen trägt. Ich komme damit nicht zurecht, ich kann mir's nicht vorſtellen, und bleibe alſo dabey: Lotte liebe Lotte, es ſoll alles ſeyn wie's war, und iſt ſo, und die Meyern ſagt du habeſt dich auch nicht verändert. Und ſo grüſe und küſſe Papa Keſtnern, und er ſoll mir hübſch ſchreiben, und du ſollſt mir auch hübſch ſchreiben, wenns Mamagen nicht beſchwerlich fällt. Hier iſt von der Meyern ein Brief an ihre Schweſter, denk ich. Hans der Scheuer, in willens ſie ſollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie, ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

---

[1] Ein Wäldchen unweit Hannover.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir ſahen, ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte, den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff' ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

ſchickte mir einen an ſie den ich richtig beſtellt habe. Ich hoffe ſie wird aus dem Bade wieder durch gehen, und da geb ich ihr eine Hand und Grus für dich mit. Adieu, liebe Lotte, ich ſchick euch ehſtens einen Freund der viel änliches mit mir hat, und hoffe ihr ſollt ihn gut aufnehmen, er heiſſt Werther, und iſt und war – das mag er euch ſelbſt erklären.

am 16ten Juni 1774.

Goethe.

101.

Goethe an Lotte.

v. 26. und 31. Aug. 1774.

Wer geht den Augenblick aus meiner Stube? Lotte, liebe Lotte, das räthſt du nicht. Räthſt ehr von berühmten und unberühmten Leuten eine Reihe als die Frau Gatin Liebet, meine alte Wetzlarer Strumpfwaſchern, die Schwätzern die du kennſt die dich lieb hat wie alle die um dich waren dein Lebenlang, ſich nicht mehr in Wetzlar halten kann, der meine Mutter einen Dienſt zu ſchaffen hofft. Ich hab ſie mit herauf genommen in meine Stube, ſie ſah deine Silhouette, und rief: „Ach das herzlieb Lottgen,“ in all ihrer Zahnloſigkeit voll waren Ausdrucks. Mir hat ſie zum Willkomm in voller Freude Rock und Hand geküſſt. und mir erzählt von dir wie du ſo garſtig warſt, und ein gut Kind hernach und nicht verſchwäzt hätteſt, wie ſie um dich hätte Schläge gekriegt da ſie dich zum Lient'. Meyer führte der in deine Mutter verliebt war, und dich ſehn und dir was ſchenken wollte, das ſie aber nicht litt ꝛc. ꝛc. alles, alles. Du kannſt denken wie werth mir die Frau war, und daſſ ich für ſie ſorgen will. Wenn Beine der Heiligen, und lebloſe Lappen die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menſchengeſchöpf das dich berührte, dich als Kind aufm Arm trug, dich an der Hand führte, das Geſchöpf das du vielleicht um manches gebeten haſt? Du Lotte gebeten. — Und das Geſchöpf ſollte von mir bitten! Engel vom Himmel. Liebe Lotte noch eins. Das machte mich lachen. Wie du ſie oft geärgert haſt mit deinen ſchlocker-Händgen, die du ſo machſt, auch wohl noch, ſie machte mir ſie vor, und mir wars als wenn dein Geiſt umſchwebte. Und von Carlinen, Lehngen allen, und was ich nicht geſehn und geſehn habe, und am Endlichen Ende war doch Lotte und Lotte und Lotte und Lotte, und Lotte und ohne Lotte nichts und Mangel und Trauer und der Todt. Adieu Lotte. kein Wort heut mehr. 26 Aug.

d. 31. Aug. Hier herein gehört, meine Liebe, beyliegendes Blättchen das ich in Langen ſchrieb letzten Samſtag eh Merk kam. Wir verbrachten einen glücklichen Tag, der Sonntag war leider ſehr trocken. Doch die Nacht träumt ich von dir wie ich wäre wieder zu dir gekommen und du mir einen herzlichen Kuſſ geben hätteſt. So lang ich von dir weg binn hab ich weder wachend noch träumend, dich ſo deutlich vor mir geſehn. Adieu. Von den Silhouetten hierbey iſt eine für euch, für Meyers, für Zimmermann. Keſtner ſoll mir doch auch wieder einmal ſchreiben. Adieu Lotte ich danke dir daſſ du wohl leſen magſt was ich ſchreibe und drucken laſſe, hab ich dich doch auch lieb. Küſſ mir den Buben. Und wenn ich kommen kann, ohne viel zu reden, und ſchreiben, ſteh ich wieder vor dir, wie ich einſt von dir verſchwand, darüber du denn nicht erſchröcken, noch mich ein garſtig Geſicht ſchelten magſt. Grüs Meyers. Ich möchte dich doch ſehen den Buben aufm Arm. Adieu Adieu.

Hiezu gehört Goethe's Gedicht nebſt Silhouette, welche oben (Nr. 82) dem Duplicate des Gedichts im **Fac simile** beigefügt ſind.

Der Schluß dieſes Briefes erläutert den im Gedichte enthaltenen Ausdruck: „Garſtiges Geſicht.“

102.

Goethe an Lotte.

(27. Aug. 1774.)

Ich habe geſtern den 26 einen Brief an dich angefangen, hier ſitz ich nun in Langen zwiſchen Franckfurt und Darmſtadt, erwarte Merken, den ich hierher beſchieden habe, und mir iſt im Sinn an dich zu ſchreiben. Heut vor zwey Jahren ſas ich bey dir faſt den ganzen Tag da wurden Bohnen geſchnitten biſſ um Mitternacht, und der 28te [1] feyerlich mit Thee und freundlichen Geſichtern begonnen. O Lotte, und du verſicherſt mich mit all der Offenheit und Leichtigkeit der Seele, die mir ſo werth immer war an dir, daſſ ihr mich noch liebt, denn ſieh es wäre gar traurig wenn auch über uns der Zeiten Lauf das Uebergewicht nehmen ſollte. Ich werde dir eheſtens ein Gebetbuch, Schatzkäſtchen oder wie du's nennen magſt ſchicken, um dich Morgends und Abends zu ſtärken in guten Erinnerungen der Freundſchaft und Liebe. Morgen denkt ihr gewiſſ an mich. Morgen bin ich bey euch, und die liebe Meyern hat verſprochen mir ihr Geiſtgen zu ſchicken mich abzuhohlen. Ein herrlicher Morgen iſts, der erſte lang erſehnte Regen nach einer Dürre über vier Wochen, der mich erquickt wie das Land, und daſſ ich ihn auch eben auf dem Land genieſſe! Vorgeſtern war Gotter da, er geht mit zwey Schweſtern nach Lyon, dort eine Schweſter zu beſuchen, iſt immer gut, und ſehr krank, doch munter, es ward unſer altes Leben rekapitulirt, er grüſſte herzlich dein Schattenbild, ich ſchwäzt ihm allerley vor ꝛc. und ſo ging er wieder. Darin hab ichs gut, wenn meine Freunde halbweg reiſen ſo müſſen ſie zu mir, bey mir vorbey und zollen.

---

[1] Der 28. Auguſt war Goethe's und Keſtners Geburtstag.

103.

Goethe an Hans.

v. 31. Aug. 1774.

Ihr habt einen lieben Bruder verlohren, und ich einen von meinen lieben Buben. Seyd brav doppelt und dreyfach daſſ an euch Papa und ich getröſtet werden über den Verluſt. Grüſſ er mir alle. Schreib er mir öfter was paſſirt. Glaubt er denn nicht daſſ mich von euch alle Kleinigkeiten intereſſiren? Ich bin zwar lang weg, doch immer bey euch. Adieu; beſtell er mir den Brief an Lotten aufs beſte. am 31 Aug. 1774

G.

104.

Goethe an Keſtner.

v. 23. Sept. 1774.

Habt ihr das Buch ſchon; ſo verſteht ihr beygehendes Zettelgen, ich vergas es hinein zu legen im Hurrli in dem ich iezt lebe. Die Meſſe tobt und kreiſcht, meine Freunde ſind hier, und Vergangenheit und Zukunft ſchweben wunderbar in einander.

Was wird aus mir werden. O ihr gemachten Leute, wieviel beſſer ſeyd ihr dran.

Iſt Meyern wieder da. Ich bitt euch gebt das Buch noch nicht weiter, und behaltet den lebendigen lieb, und ehret den Todten.

Nun werdet ihr die dunkeln Stellen voriger Briefe verſtehen.

am 23. Sept. 1774.

105.

Goethe an Lotte.

Einſchluß des Vorigen.

Lotte wie lieb mir das Büchelgen iſt magſt du im Leſen fühlen, und auch dieſes Exemplar iſt mir ſo werth als wär's das einzige in der Welt. Du ſollſts haben Lotte, ich hab es hundertmal geküſſt, habs weggeſchloſſen, daſſ es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte dich laſſ es außer Meyers niemand iezzo ſehn, es kommt erſt die Leipziger Meſſe in's Publikum. Ich wünſchte iedes läſ' es allein vor ſich, du allein, Keſtner allein, und jedes ſchriebe mir ein Wörtgen.

Lotte Adieu Lotte.

106.

Fragment eines Brief-Conzepts

von Keſtner an Goethe nach Empfang des Werther.

(Aus Hannover, vom Ende Sept. oder Anfang Oct. 1774.)

Euer Werther würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche intereſſante Scene und Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da iſt, hat er mich, in gewiſſem Betracht, ſchlecht erbauet. Ihr wißt, ich rede gern wie es mir iſt.

Ihr habt zwar in jede Perſon etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geſchmolzen. Das ließ ich ſchon gelten. Aber wenn Ihr bey dem Verweben und Zuſammenſchmelzen euer Herz ein wenig mit rathen laſſen: ſo würden die würcklichen Perſonen, von denen ihr Züge entlehnet, nicht dabey ſo proſtituirt ſeyn. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen: und doch habt Ihr ſo viel widerſprechendes zuſammengeſetzt, daß Ihr gerade Euren Zweck verfehlt habt. Der Herr Autor wird ſich hiergegen empören, aber ich halte mich an die Würklichkeit und an

Götz. Biſt du's? O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbiethen würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euern Nahmen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp

die Wahrheit ſelbſt, wenn ich urtheile, daß der Maler gefehlt hat. Der würklichen Lotte würde es in vielen Stücken leid ſeyn, wenn ſie Eurer da gemalten Lotte gleich wäre. Ich weiß es wohl, daß es eine Compoſition ſeyn ſoll; allein die H....., welche Ihr zum Theil mit hineingewebt habt, war auch zu dem nicht fähig, was Ihr eurer Heldin beymeſſet. Es bedurfte aber des Aufwandes der Dichtung zu Eurem Zwecke und zur Natur und Wahrheit gar nicht, denn ohne das — eine Frau, eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen Eurer Heldin — erſchoß ſich Jeruſalem.

Die würckliche Lotte, deren Freund Ihr doch ſeyn wollt, iſt in Eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf ſie ſtarck zu deuten, iſt, ſag' ich — doch nein, ich will es nicht ſagen, es ſchmerzt mich ſchon zu ſehr da ichs denke. Und Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, und Gott weiß, daß er es war, iſt mit ihr —

Und das elende Geſchöpf von einem Albert! Mag es immer ein eignes nicht copirtes Gemählde ſeyn ſollen, ſo hat es doch von einem Original wieder ſolche Züge (zwar nur von der Auſſenſeite, und Gott ſey's gedankt, nur von der Auſſenſeite) daß man leicht auf den würklichen fallen kann. Und wenn Ihr ihn ſo haben wolltet, mußtet ihr ihn zu ſo einem Kloße machen? damit ihr etwa auf ihn ſtolz hintreten und ſagen könntet, ſeht was ich für ein Kerl bin!

107.

Goethe an Keſtner und Lotte.

(Oct. 1774.)

Ich muß euch gleich ſchreiben meine Lieben, meine Erzürnten, daſſ mirs vom Herzen komme. Es iſt gethan, es iſt ausgegeben, verzeiht mir wenn ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte euch, ich will nichts von euch hören, biſſ der Ausgang beſtätigt haben wird daſſ eure Beſorgniſſe zu hoch geſpannt waren, biſſ ihr dann auch im Buche ſelbſt das unſchuldige Gemiſch von Wahrheit und Lüge reiner an eueren Herzen gefühlt haben werdet. Du haſt Keſtner, ein liebevoller Advokat, alles erſchöpft, alles mir weggeſchnitten, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen könnte; aber ich weis nicht, mein Herz hat noch mehr zu ſagen, ob ſichs gleich nicht ausdrücken kann.

Ich ſchweige, nur die frohe Ahndung muſſ ich euch hinhalten, ich mag gern wähnen, und ich hoffe, daſſ das ewige Schickſaal mir das zugelaſſen hat, um uns feſter an einander zu knüpfen. Ja meine Beſten, ich, der ich ſo durch Lieb an euch gebunden bin, muſſ noch euch und euern Kindern ein Schuldner werden für die böſe Stunden, die euch meine — nennts wie ihr wollt, gemacht hat. Haltet, ich bitt euch, haltet Stand. Und wie ich in deinem letzten Brieſe dich ganz erkenne Keſtner, dich ganz erkenne Lotte, ſo bitt ich bleibt! bleibt in der ganzen Sache, es entſtehe was wolle. — Gott im Himmel man ſagt von dir: du kehreſt alles zum beſten.

Und, meine lieben wenn euch der Unmuth übermannt, denkt nur denkt, daſſ der alte euer Goethe, immer neuer und neuer, und jetzt mehr als jemals der eurige iſt.

108.

Keſtner an v. Hennings.

Hannover d. 7. November 1774.

Ihren Brief, Liebſter Freund, würde ich nicht verſtehen, wenn ich es nicht längſt vorausgeſehen hätte, daß die Leiden des jungen Werthers den Mißverſtand erregen würden, den ich aus Ihrem Briefe in Berlin gewahr wurde. Aber warum war nicht mein erſter Ausruf: „Ich bin glücklich wie man es in der Welt ſeyn „kann! Ich bin nicht zu bedauren, wenigſtens nicht in „dem Verſtande, wie Sie meynen. Ich traure nicht." — Mit einem Worte, es iſt alles Irrthum, und es geht mir nahe, daß dieſes Sie betrüben müße. Ich will Ihnen, ſo viel wie möglich das Räthſel auflöſen. Hätten Sie meinen Brief, den ich vor ohngefähr einem Jahre von hier ſchon an Sie nach Berlin geſchrieben, erhalten, ſo hätte es zu dem Irrthum wahrſcheinlich nicht kommen können. Er muß aber verloren gegangen ſeyn. Ich bin ſchon ſeit mehr als 1½ Jahren nicht mehr zu Wetzlar, ſondern hier als königlicher Archiv-Secretair.

Ehe ich aus Wetzlar gereiſet, 2 Monat vorher, bin ich mit meinem Lottchen auf ewig verbunden, und es war mir wohl, als ich es war, und bin es noch. Darauf führte ich Lottchen in meinem Herzen im Triumph hierher. Sie ward aufgenommen, wie ſie es verdiente. Zu Wetzlar war ich meiner Stelle müde, ich ſuchte daher zurückberufen zu werden, und erhielt die jetzige Stelle, die zwar noch nicht viel einträgt, die ich aber doch gern annahm, um erſt wieder hierher zu kommen. Bald nachher erhielt ich einen Brief über Wetzlar von Ihnen. Ich antwortete bald und ſchrieb Ihnen meine ganze Geſchichte. Ich ſchickte dieſen Brief an den Churbrandenburgiſchen Legations-Secretair Ganz zu Wetzlar; der ihn aber nicht beſtellt haben muß, oder er iſt ſonſt verloren. Nunmehr erwartete ich längſt eine Antwort und war immer im Begriff noch einmal zu ſchreiben, denn Sie ſind noch immer mein erſter Freund, und ich Ihnen ganz der nämliche, der ich immer war. Zu Wetzlar habe ich nur einen gefunden, den ich Ihnen gleich nachſetze; ſein Namen iſt ſchon bekannt genug, er heißt Goethe. Sie können es daraus ſchlieſſen, daß er mir mit den Leiden des jungen Werthers, ohne Vorſatz jedoch, und in ſeiner Autor-Wärme, oder Etourderie, keinen angenehmen Dienſt gethan hat; indem mich vieles darin verdrießt, ſo wie meine Frau auch, und der Erfolg uns doppelt verdrießt: Aber dennoch bin ich geneigt es ihm zu verzeihen; doch ſoll er es nicht wiſſen, damit er ſich künftig in Acht nimmt. Im Vertrauen will ich Ihnen dieſes und die Geſchichte des Werthers näher erklären, wovon Sie aber nur einen behutſamen Gebrauch machen ſollen; doch aber bitte ich einigen Gebrauch davon zu machen.

Im erſten Theile des Werthers iſt Werther Goethe ſelbſt. In Lotte und Albert, hat er von uns, meiner Frau und mir, Züge entlehnt. Viele von den Scenen ſind ganz wahr, aber doch zum Theil verändert; andere ſind, in unſerer Geſchichte wenigſtens, fremd. Um des zweyten Theils Willen, und um den Tod des Werthers vorzubereiten, hat er im erſten Theile verſchiedenes hinzugedichtet, das uns gar nicht zukömmt. Lotte hat z. B. weder mit Goethe, noch mit ſonſt einem anderen in dem ziemlich genauen Verhältniß geſtanden, wie da beſchrieben iſt: Dieß haben wir ihm allerdings ſehr übel zu nehmen, indem verſchiedene Nebenumſtände zu wahr und zu bekannt ſind, als daß man nicht auf uns hätte fallen ſollen. Er bereut es jetzt, aber was hilft uns das. Es iſt wahr, er hielt viel von meiner Frau; aber darin hätte er ſie getreuer ſchildern ſollen, daß ſie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal ſo weit kommen zu laſſen, wie im erſten Theile enthalten. Sie betrug ſich ſo gegen ihn, daß ich ſie weit lieber hätte haben müſſen, als ſonſt, wenn dieſes möglich geweſen wäre. Unſere Verbindung iſt auch nie declarirt geweſen, zwar nicht heimlich gehalten; doch war ſie viel zu ſchamhaft als es irgend jemanden zu geſtehen. Es war auch keine andere Verbindung zwiſchen uns, als die der Herzen. Erſt kurz vor meiner Abreiſe, (als Goethe ſchon ein Jahr von Wetzlar weg, zu Franckfurt, und der verſtellte Werther ½ Jahr todt war) vermählten wir uns. Hier erſt, nach Verlauf eines ganzen Jahres, ſeit unſeres Hierſeyns, wurden wir Vater und Mutter. Der liebe Junge lebt noch, und macht uns Gottlob viel Freude. Sonſt iſt in Werthern viel von Goethe's Character und Denkungsart. Lottens Portrait iſt im ganzen das von meiner Frau. Albert hätte ein wenig wärmer ſeyn mögen.

So viel vom erſten Theile. Der zweyte geht uns gar nichts an. Da iſt Werther der junge Jeruſalem; Albert der Pfälziſche Legations-Secretair, und Lotte des letzteren Frau; was nämlich die Geſchichte anbetrifft, denn die Charactere ſind dieſen drey Leuten größtentheils nur angedichtet. Von Jeruſalem wußte aber der Verfaſſer ſeine vorherige Geſchichte vermuthlich nicht, darum ſchickte er die im erſten Theile voraus, und ſetzte verſchiedenes hinzu, um den Erfolg des zweyten Theils wahrſcheinlich zu machen, und dieſem mehreren Anlaß zu geben. Der Albert des zweyten Theils war freilich etwas eiferſüchtig, aber ſtand doch nicht in dem Verhältniß mit ſeiner Frau, wie da beſchrieben iſt. Seine

Frau iſt ein ſehr hübſches, ſanftes, gutes Geſchöpf: aber nicht das Leben in ihr, was ihr da beygelegt wird: ſie war auch zu der kleinen Untreue nicht einmal fähig, und auch ſie betrug ſich viel eingezogener gegen Jeruſalem, der ſie freylich ſehr liebte, aber doch im beleidigten Ehrgeiz, mehr als in der unglücklichen Liebe den Grund zu ſeinem letzten Entſchluſſe fand. Er beredete ſich aber vielleicht ſelbſt, daß das Letzte die Haupturſache ſey, und die letzte Veranlaſſung iſt die Liebe ſelbſt gewiß geweſen. Es iſt zwar wieder wahr daß ich ihm die Piſtolen dazu hergeliehen. Aber daß er ſie dazu mißbrauchen würde, ließ ich mir nicht einmal träumen. Ich kannte ihn nur wenig, und meine Frau noch weniger: denn er entfernte ſich die mehrſte Zeit von den Menſchen. Ich wußte von ſeinen Grundſätzen nichts; und von ſeiner Liebes-Geſchichte nur, was das Publicum wußte: das war nicht viel. Er war nur zwey Mal bey mir geweſen, und bey dieſer Gelegenheit hatte er vielleicht die Piſtolen bey meiner Cammerthür hängen ſehen. Er ſchrieb mir das eingerückte Billet würklich, und aus Höflichkeit ſchickte ich ihm die Piſtolen, ohne Bedenken. Sie waren nicht geladen; ich hatte nie damit geſchoſſen. — Er war ein guter melancholiſcher Junge; aber das hätte ſich niemand von ihm träumen laſſen; es hat es mir auch niemand verdacht.

Dieſe Jeruſalemiſche Geſchichte, die ich möglichſt genau erforſchte, weil ſie merkwürdig war, ſchrieb ich mit allen Umſtänden auf, und ſchickte ſie Goethen nach Franckfurt; der hat denn den Gebrauch im zweyten Theil ſeines Werthers davon gemacht, und nach Gefallen etwas hinzugethan.

Sie ſehen alſo, daß Sie mich ohne Urſache bedauert haben; und ob wir gleich ſehr ungern durch das Buch in das Geſpräch des Publicums auf ſolche Art kommen, ſo freut uns doch, daß es ohne Grund geſchieht, und Dank ſeys dem Höchſten, wir glücklich, zufrieden und vergnügt mit einander gelebt haben und noch leben. Ein geheimer Schrecken überfällt mich manchmal, wenn ich denke, dieſe Welt, und in ſo glücklicher Ehe! Darum ertrage ich gern, wenn ich es mir übrigens ein wenig ſauer werden laſſen muß, da mein Vater inzwiſchen verſtorben iſt, meine Einnahme nicht groß, der Aufenthalt hier koſtbar iſt. Ich nehme dieß gern als ein kleines Gegengewicht unſeres Glückes an, zumal da es mir noch an nichts gefehlt hat, und noch nicht fehlet, auch meine Praxis immer etwas zunimmt, und die Ausſicht zu beſſeren Umſtänden da iſt.

Als Goethe ſein Buch ſchon hatte drucken laſſen, ſchickte er uns ein Exemplar, und meinte Wunder was er für eine That gethan hatte. Wir aber ſahen es gleich voraus, wie der Erfolg ſeyn würde, und Ihr Brief beſtätigt eine Art unſerer Prophezeihung. Ich ſchrieb ihm und zankte ſehr. Nun ſah er erſt ein was er gethan hatte: das Buch war aber ſchon an die Buchführer gelangt, und er hoffte noch, daß wir uns geirrt haben ſollten.

Ehe ich weiter ſchreibe, bitte ich Sie inſtändigſt dieſen Brief gleich zu verbrennen; wenn er verloren gienge, ſo bekämen wir eine neue Auflage mit Anmerkungen. Ich habe mir vorgenommen, mich künftig zu hüten, daß ich keinem Autor etwas ſchreibe, was nicht die ganze Welt leſen darf.

Nun aber erſuche ich Sie, bey Mendelſohn und ſonſt zu äuſſern, daß Sie gewiß wüßten, daß in dem Buche die Jeruſalemiſche Geſchichte hauptſächlich zum Grunde liege. (Dieß iſt wahr, und dem Todten gleichgültig.) Allenfalls können Sie hinzuſetzen, daß die Charactere zum Theil wahr wären, aber nicht in der Maaße, daß der tragiſche Erfolg daraus flieſſen könne. Wenn uns jemand kennt, ſo ſuchen Sie das Nachtheilige, das im Buche von uns liegt, von uns abzuwenden. Meiner Frau Bild iſt in dem, was an Lotten liebenswürdig und untadelhaft iſt, getreu. Schlieſſen Sie daraus, wie natürlich es zugegangen, daß ich ſie lieben mußte, da ich ſie in ihrer unerfahrenen Jugend kennen lernte. Wenn ich von ihr hätte laſſen müſſen; ſo ſtehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre. Darin erkenne ich mich in Albert nicht.

Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerſe, wir wollen ſie zuſammenſchmeiſſen, wenn Selbiß kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde! ab.

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab' Urlaub gebethen meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Sagen Sie aber, was ſoll ich bey der Geſchichte anders thun, als ſie überſehen. Zu redreſſiren iſt ſie nicht. Goethe hat's gewiß nicht übel gemeint; er ſchäzte meine Frau und mich dazu zu hoch. Seine Briefe und ſeine andern Handlungen beweiſen es. Er betrug ſich auch viel größer, als er ſich im Werther zum Theil geſchildert hat. Uebrigens kann uns die Geſchichte bey denen, die uns nur halb kennen, nicht ſchaden. Der Augenſchein iſt zu ſichtbar für uns, da unſer gutes Verſtändniß unter einander bekannt iſt.

109.

Goethe an Keſtner.

v. 21. Nov. 1774.

Da hab ich deinen Brief, Keſtner! An einem fremden Pult, in eines Malers Stube, denn geſtern fing ich an in Oel zu malen, habe deinen Brief und muſſ dir zurufen Dank! Dank lieber! Du biſt immer der Gute! — O könnt ich dir an Hals ſpringen, mich zu Lottens Füſſen werfen, Eine, Eine Minute, und all, all das ſollte getilgt, erklärt ſeyn was ich mit Büchern Papier nicht aufſchlieſſen könnte! — O ihr Ungläubigen würd ich ausrufen! Ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tauſendſten Theil fühlen, was Werther tauſend Herzen iſt, ihr würdet die Unkoſten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt! Da lies ein Blättgen, und ſende mirs heilig wieder, wie du hier drinnen haſt. — Du ſchickſt mir Hennings Brief, er klagt mich nicht an, er entſchuldigt mich. Bruder lieber Keſtner! wollt ihr warten ſo wird euch geholfen. Ich wollt um meines eignen Lebens Gefahr willen Werthern nicht zurückrufen, und glaub mir, glaub an mich, deine Beſorgniſſe, deine Gravamina, ſchwinden wie Geſpenſter der Nacht wenn du Geduld haſt, und dann — binnen hier und einem Jahr verſprech ich euch auf die lieblichſte, einzigſte, innigſte Weiſe alles was noch übrig ſeyn mögte von Verdacht, Miſſdeutung ꝛc. im ſchwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerd Schwein iſt, auszulöſchen, wie ein reiner Nordwind, Nebel und Dufft. — Werther muſſ — muſſ ſeyn! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heiſſt — und trutz euch — und andern — eingewoben iſt — Wenn ich noch lebe, ſo biſt dus dem ichs danke — biſt alſo nicht Albert — Und alſo —

Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und ſag ihr: Ihren Nahmen von tauſend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgeſprochen zu wiſſen, ſey doch ein Aequivalent gegen Beſorgniſſe, die einem kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Baaſe ausgeſetzt iſt, lange verdrieſen würden.

Wenn ihr brav ſeyd und nicht an mir nagt, ſo ſchick ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werthern, und wenn ihr Glauben habt, ſo glaubt daſſ alles wohl ſeyn wird, und Geſchwäz nichts iſt, und beherzige deines Philoſophen Brief — den ich geküſſt habe —

— O du! — haſt nicht gefühlt wie der Menſch dich umfaſſt, dich tröſtet — und in deinem, in Lottens

Werth Troſt genug findet, gegen das Elend das ſchon euch in der Dichtung ſchröckt. Lotte, leb wohl — Keſtner du — habt mich lieb — und nagt mich nicht —

G.

Das Billet keinem Menſchen gezeigt! unter euch beyden! Sonſt niemand ſehe das! Adieu ihr lieben! Küſſe mir Keſtner deine Frau und meinen Pathen

Und mein Verſprechen bedenkt. Ich allein kann erfinden, was euch völlig auſſer aller Rede ſezt, auſſer dem winkgen Argwohn. Ich habs in meiner Gewalt, noch iſts zu früh! Grüß deinen Hennings ganz herzlich von mir

Ein Mädchen ſagt mir geſtern, ich glaubte nicht daß Lotte ſo ein ſchöner Name wäre! er klingt ſo ganz eigen in dem Werther

Eine andre ſchrieb neulich: Ich bitt euch um Gotteswillen, heiſſt mich nicht mehr Lotte! — Lotgen, oder Lolo — wie ihr wollt — Nur nicht Lotte bis ich des Nahmens werther werde denn ichs bin.

O Zauberkrafft der Lieb und Freundſchafft.

Zimmermanns Billet nächſtens. Es iſt kalt, ich kanns nicht droben ſuchen. Heut gehts aufs Eis, ihr lieben Ade

d. 21 Nov. 1774.

110.

Keſtner an v. Hennings.

Hannover den 30ten November 1774.
(geſchloſſen den 24 Jan. 1775)

..... Ihren vorigen Brief, nicht den letzten, habe ich Goethen mitgetheilt, um ihn zu überzeugen, wie das Buch angeſehen werden könne, um ihn wenigſtens in künftigen Fällen behutſamer zu machen. Er ſchreibt ich ſoll Sie herzlich grüßen. Er hat Ihren Brief geküßt. Ich ſoll den Brief meines Philoſophen nur recht beherzigen ꝛc. Sie kennen ihn ſchon aus ſeinen Schriften. Er macht ſich aus der ganzen Welt nichts, darum kann er ſich in die Stelle derer, die ſo nicht ſeyn können, noch dürfen, nicht ſetzen. „O du! „haſt nicht gefühlt wie der Menſch dich umfaßt, dich „tröſtet — und in deinem und Lottens Werth Troſt „genug findet gegen das Elend das Euch ſchon in der „Dichtung ſchreckt ꝛc." — ſind ſeine Worte.

Die Urtheile von ſeinem Buche ſind verſchieden.

und einige, ſo daß ſie ihn wegen manchem Tadel hinlänglich entſchädigen. Gerade dem Ihrigen Urtheile entgegen, ſagte einer, — Nun würde kein Unheiliger ſich leichtſinnig erſchießen.

Sie glauben nicht was es für ein Menſch iſt. Aber wenn ſein großes Feuer ein wenig ausgetobet hat; ſo werden wir noch Freude an ihm erleben.

d. 24. Januar 75.

Dieſen Brief ward ich behindert fortzuſetzen. Hernach dachte ich, er träfe Sie nicht mehr an. Nun da Sie zu Altona ſeyn werden, ſoll mich nichts mehr hindern. Ich danke Ihnen für den lieben Brief. Sie tröſten mich wegen Werthers Leiden. Im Grunde haben Sie Recht, und es hat mir im Publico, ſo viel ich weiß, hier keinen Schaden gethan. Aber es thut mir doch wehe, daß ich das Buch nicht mit der Theilnehmung, wie ich bey andern ſehe, leſen und wiederholt leſen kann. Immer ſtößt mir eine Stelle auf, die mir auch in der Dichtung empfindlich iſt. Nun iſt noch ein ungebetener Ausleger hinzugekommen, in der ſogenannten Berichtigung ꝛc. Es iſt wohl kein boshafter Ausleger, und manches dient zur Verhinderung irriger Vorſtellung. Aber was ſoll es? Muß denn das Publikum alles ſo haarklein wiſſen. Man ſollte wunder glauben, was das Publicum für ein ehrwürdiges Ding wäre, dem man ja von Allem recht genauen Bericht abſtatten müßte. Ich kenne den Verfaſſer nicht. Er muß aber genaue Nachricht haben: wiewohl er ſich in einigen Stücken irrt. Ich bin mit Lottchen nicht vorher verſprochen geweſen. Und was er damit ſagen will: „ich bekümmerte mich um den Weltlauf nicht,“ verſtehe ich nicht. Ich lebte zu Wetzlar im Publico, und auch hier thue ich es. Der Weltlauf intereſſirt mich in ſeiner Maaſſe allerdings, und er iſt ſogar mein Studium. Wenn man Einen öffentlich ſchildern will, ſo ſollte man ihn doch kennen. Ein guter Freund ſchrieb mir letzthin: »Sauf le respect pour votre ami, mais il est dangereux d'avoir un auteur pour ami.« Er hat wohl recht.

Wenn Sie in Ruhe ſind, ſo ſchreiben Sie mir etwas umſtändlicher von ſich ſelbſt. Es intereſſirt mich alles, was Sie angeht. O wenn ich Sie doch wieder ſehen könnte! Glauben Sie nur, Sie ſind mir noch immer das, was Sie vor vielen Jahren waren. Es freut mich, wenn ich mich unterſuche, daß ich meine Empfindungen ſo unverändert finde, durch die Reihe von Jahren, durch ein reiferes Alter, durch ſo mancherley Scenen und Begebenheiten, ganz unverändert. Nur thut mir oft wehe, daß meine Geſchäfte hindern, öfter dem Hang meines Herzens nachzuhängen. Die Unvollkommenheit dieſer Welt empfinde ich nur dann zu ſtark, wenn ich abbrechen muß, wie jetzt. Leben Sie wohl.

Vor allen Dingen leben Sie vergnügt und zufrieden. Behalten Sie uns lieb. Mein Louchen grüßt Sie herzlich. Ihren Freund grüßen Sie auch: und wenn Sie ihren Bruder ſehen werden, auch den.

K.

111.

Goethe an Hans.

v. 9. Jan. 1775.

Hier, lieber Hans, ein Brief an Lotten. Von den Damens nehm Er das Geld, von jeder 4½ fl. und ſchicke er mirs mit Gelegenheit.

Seine Briefe haben mich über Freud und Leid herzlich lachen gemacht. Fahr er fort mich lieb zu haben, und grüſſ er alles.

d. 9 Januar 1775.

G.

Zweyter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn, ob ich nicht mit warmen Ueberſchlagen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Officier Wein und Brot geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären, als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O Weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Götz, Lerſe, Georg, Knechte, zu Pferde.

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken.

Ziehen vorbey.

112.

Goethe an Lotte.

d. 19. Jun. 1775.

Tief in der Schweiz am Orte wo Tell ſeinem Knaben den Apfel vom Kopf ſchoſſ, warum juſt von da ein paar Worte an Sie da ich ſo lang ſchwieg?

Gut Liebe Lotte, einen Blick auf Sie und Ihre Kleinen, und das liebe Männchen, aus all der herrlichen Natur heraus, mitten unter dem edlen Geſchlecht das ſeiner Väter nicht ganz unwerth ſeyn darf, obs gleich auch Menſchen ſind hüben und drüben.

Ich kann nichts erzählen, nichts beſchreiben. Vielleicht erzähl ich mehr wenn mirs abweſend iſt, wie mirs wohl eh mit lieben Sachen gangen iſt.

Nicht wahr Sie haben mich noch ein bischen lieb und ſo halten Sie's und küſſen Ihren Mann auch von mir und Ihre Kleinen. Adieu. grüſſen Sie Meyers recht viel. Altdorf drey ſtunden vom Gotthard den ich morgen beſteige. d. 19. Jun. 1775.

113.

Goethe's Schweſter an Keſtner

v. 6. Jan. 1776.

Ich habe eine groſe Sünde auf dem Herzen, beſter Keſtner, — Ihren lieben Brief ſo lang unbeantwortet zu laſſen, das iſt abſcheulich — Ich wäre mit nichts zu entſchuldigen wenn ich nicht ſeit zwey Jahr keinem Menſchen in der Welt geſchrieben hätte — ſo lang währt meine Krankheit und eine Art von Melancolie, die eine natürliche Folge davon iſt — Ihre liebe aktive Lotte wird ſich hierüber nicht wundern, weil ſie ſich leicht vorſtellen kann, was das heiſſt als Frau und Mutter zwey Jahre lang im Bette zu liegen, ohne im Stand zu ſeyn ſich ſelbſt nur einen Strumpf anzuziehen —

Zimmermann kam als mein guter Genius mich an Leib und Seele zu erretten, er gab mir Hofnung und munterte mich ſo auf, daß ich ſeitdem wenig ganze trübe Stunden mehr habe — es iſt auch wirklich durch ſeine vortreffliche Vorſchriften ſo weit mit meiner Cörperlichen Beſſerung gekommen, daß ich groſe Linderung ſpüre —

Es fehlt mir hier hauptſächlich an einer Freundinn die mich aufzumuntern wüſſte, und die meine Gedanken von dem elenden kränklichen Cörper weg, auf andere Gegenſtände zöge — Es iſt ſehr ſchlimm daſſ ich mich ſelbſt mit nichts beſchäfftigen kann, weder mit Handarbeit, noch mit leſen, noch mit Clavierſpielen — auch das Schreiben fällt mir ſehr beſchwerlich wie Sie ſehen —

Mein Mädgen würde mir ſehr viel Freude machen wenn ich mich mit ihm abgeben könnte, aber ſo muſſ ichs ganz fremden Leuten überlaſſen, welches nicht wenig zum Druck meines Gemüths beyträgt — Es iſt ſehr luſtig und will den ganzen Tag tanzen, deſſwegen es auch bey jedem lieber als bey mir iſt — laufen kanns noch nicht allein, es happelt aber entſetzlich wenn manns führt — Schreiben Sie mir doch ja viel und recht umſtändlich von Ihren Kleinen, denn wie ich höre ſo ſind Sie ſo glücklich zwey zu haben — ich mögt gern wiſſen wie ſie ausſehn, ob ſie der Lotte gleichen, ob ſie blaue oder ſchwarze Augen haben, ob ſie luſtig oder ſtill ſind u. ſ. w.

Verzeihen Sie mir ja die viele Fragen, ich würde ſie nicht gethan haben wenn ich nicht verſichert wäre, daſſ Sie ſie gern beantworteten — Leben Sie wohl. Ihre liebe Lotte küſſe ich hundertmal.

d. 6. Jen. 76. E. Schloſſer.

114.

Goethe's Mutter an Hans.

Franckfurt d. 2ten Februar 1776.

Mein lieber Herr Buff! Die Mutter von Ihrem Freund, dem Doctor Goethe, hätte eine Bitte an Sie. Ich weiß, daß Sie meinen Sohn lieb haben. Um deſto getroſter darf ich Ihnen einen Auftrag geben, da Sie des Sohnes wegen, der Mutter gewiß einen Gefallen thun. Den 9ten November vorigen Jahres, ſchickte ich an Hr. Cammerrichter ein Päckchen mit 44 fl. 10 kr. Dagegen bekam wie gewöhnlich einen Poſtſchein, der ein ¼ Jahr gültig iſt: den 9ten Februar wäre alſo die Zeit vorbey, inzwiſchen habe von Hrn. Cammerrichter nicht die geringſte Nachricht, ob das Geld glücklich angekommen iſt. Nun iſt die Frage, ob Sie mir wollen den Gefallen thun und ſich bey ſeiner Excellenz Haushofmeiſter, oder wen Sie ſonſt von ſeinem Hofſtaat kennen, erkundigen wollen, ob das Geld richtig überliefert worden ſeye, denn im entgegenſtehenden Falle habe noch 8 Tage Zeit mich beym Poſtamt zu melden. Haben Sie die

Güte mir vor Ablauf der 8 Tage zu antworten, damit ich weiß, woran ich bin.

Sie werden ſich ohne Zweifel wundern, warum der Doctor nicht ſelber ſchreibt. Aber der iſt nicht hier, ſchon ein ¼ Jahr iſt er in Weimar beym Herzog, und Gott weiß wenn er wieder kömmt. Aber freuen thut er ſich gewiß, wenn ich ihm ſchreibe, daß ich an ſeinen lieben alten Bekannten und guten Freund geſchrieben habe, denn wie viel er immer von Ihnen und Ihrem ganzen Haus erzählt hat, kann ich Ihnen nicht ſagen. Für ſeinen vergnügteſten Zeitpunkt hat er es immer gehalten. Ihr lieber Herr Vater, Brüder und Schweſtern, beſonders Herr und Frau Keſtner ſind doch, hoffe ich, alle wohl? Grüſſen Sie alles von mir, und ſeyd verſichert, daß ich jederzeit ſeye

Ihre Freundin Goethe.

Wenn Sie die Güte haben an mich zu ſchreiben, ſo iſt meine Adreſſe An Frau Rath Goethe, auf dem groſſen Hofgraben.

115.

Goethe an Keſtner und Lotten.

v. 9. Jul. 1776 aus Weimar.

Liebe Kinder. Ich hab ſo vielerley von Stund zu Stund das mich herumwirſt, ehmahls warens meine eigne Gefühle, iezt ſind neben denen, noch die Verworrenheiten andrer Menſchen die ich tragen und zurecht legen muſſ. So viel nur: ich bleibe hier, und kann da wo ich, und wie ich bin meines Lebens genieſſen, und einem der edelſten Menſchen, in mancherley Zuſtänden förderlich und dienſtlich ſeyn. Der Herzog mit dem ich nun ſchon an die 9 Monate in der wahrſten und innigſten Seelen Verbindung ſtehe, hat mich endlich auch an ſeine Geſchäffte gebunden, aus unſrer Liebſchafft iſt eine Ehe entſtanden, die Gott ſeegne.

Er hat mir Siz und Stimme in ſeinem Geheimen Rath, und den Titel als Geheimer Legationsrath geben, und wir hoffen das beſte.

Viel gute liebe Menſchen giebts noch hier mit deren Allgemeiner Zuſriedenheit ich da bleibe, ob ich gleich manchem nicht ſo recht anſtehe. Addio behaltet mich lieb. d. 9. Jul. 76 Weimar

Schreibt mir was von euern Kindern. Matthäi hat mir einen Brief bracht.

G.

116.

Goethe an Keſtner.

Wartburg d. 28. Sept. 77.

Lieber Keſtner, nicht daſſ ich euch vergeſſen habe, ſondern daſſ ich im Zuſtande des Schweigens bin gegen alle Welt, den die alten Weiſen ſchon angerathen haben und in dem ich mich höchſt wohl befinde, indeſſ ſich viele Leute mit Mährchen von mir unterhalten, wie ſie ſich ehmals von meinen Mährchen unterhielten. Wenn ihr's könnet auf euch gewinnen, und mir mehr ſchriebt, oder nur manchmal, ohne Antwort, glaubt daſſ mirs ewig werth iſt, denn ich ſeh euch leben und glücklich ſeyn. – Einen Rath verlangt ihr! Aus der Ferne iſt ſchweer rathen! Aber der ſicherſte, treuſte, erprobteſte, iſt: *bleibt wo ihr ſeyd*. Tragt dieſe oder iene Unbequemlichkeit, Verdruſſ, Hintanſezzung u. ſ. w. weil ihrs nicht beſſer finden werdet wenn ihr den Ort verändert. Bleibt feſt und treu auf eurem Plazze. Feſt und treu auf Einem Zweck, ihr ſeyd ia der Mann dazu, und ihr werdet *vordringen* durchs *bleiben*, weil alles andre hinter euch weicht. Wer ſeinen Zuſtand verändert verliert immer die Reiſe- und Einrichte-koſten, moraliſch und ökonomiſch, und ſezzt ſich zurück. Das ſag ich dir als Weltmenſch, der nach und nach mancherley lernt wie's zugeht. Schreib mir aber mehr von dir, vielleicht ſag ich dir was beſtimmt beſſeres.

Grüſſe Lotten, und Gott erhalt euch und die Kleinen.

Ich wohne auf Luthers Pathmos, und finde mich da ſo wohl als er. Uebrigens bin ich der glücklichſte von allen die ich kenne. Das wird dir auch genug ſeyn.

Addio. Grüſſe Sophien.[1]

G.

---

[1] Jüngere Schweſter Lottens, damals zum Beſuche bei ihr in Hannover.

117.

Goethe an Keſtner.

v. 23. Jan. 1778.

Danke recht ſehr für das überſchickte, und bitt euch beſonders um die Abänderungen und Verbeſſerungen, weil mir daran am meiſten gelegen iſt. Was es koſtet will ich gern erſezzen, es ſey was es wolle.

Viel Glück zur Vermehrung und Entblatterung der Familie. Es wird doch artig ſeyn, wenn ich euch einmal beſuche und ihr mir mit einem Halbduzzend ſolcher Kräutchen aufwarten könnt.

Grüſe Lotten, und wenn ich auch im Styl mit unter Geh. Rätiſch werde, ſo bleibt doch leider das übrige ziemlich im alten. Grüſe Sophien.

Adieu. d. 23. Jan. 78.

G.

Apropos iſt denn Lotte immer noch ſo ſchnippiſch? Schickt mir doch einmal Eure Silhouetten, und Sophies und der Kinder.

Erſter Knecht *ſteigt vom Baum.* Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! *Er geht nach dem Sumpf.* Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde.

Götz, Georg *zu Pferde.*

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. *ab.*

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort, wie beſeſſen! *ab.*

118.

Goethe an Keſtner.

Pfingſtſonntag 1780.

Es iſt recht ſchön daſſ wir einander wieder einmal begegnen. Vor einigen Tagen dacht ich an euch und wollte fragen wie es ſtünde. Schon lange habe ich Plan gemacht euch zu beſuchen vielleicht gelingt mir's einmal und ich find euch und eure 5 Buben wohl und vergnügt. Es wär artig wenn ihr mir einmal einen Familienbrief ſchicktet wo Lotte und wer von den Kindern ſchreiben kann auch einige Zeilen drein ſchrieben daſſ man ſich wieder näher rückte. Ich ſchick euch auch wohl einmal wieder was, denn ich habe ſchon mehr Lufft an meine Freunde zu denken ob ſich gleich die Arbeit vermehrt.

Auſſer meiner Geheimeraths Stelle, hab ich noch die Direcktion des Kriegsdepartements und des Wegebaus mit denen dazu beſtimmten Kaſſen. Ordnung, Präziſion, Geſchwindigkeit ſind Eigenſchaften von denen ich täglich etwas zu erwerben ſuche.

Uebrigens ſteh ich ſehr gut mit den Menſchen hier, gewinne täglich mehr Liebe und Zutrauen, und es wird nur von mir abhängen zu nuzzen und glücklich zu ſeyn. Ich wohne vor der Stadt in einem ſehr ſchönen Thale wo der Frühling jezt ſein Meiſterſtück macht. Auf unſrer lezten Schweizerreiſe iſt alles nach Wunſch gegangen und wir ſind mit vielem Guten beladen zurückgekommen.

Für Henningſens Deduction dank ich. Das Gedicht kenn ich nicht und die ganze Sache zeugt von nicht ſehr klaren Begriffen. Adieu Grüſſe Frau und Kinder und behaltet mich lieb. Pfingſtſonntag 1780.

Goethe.

Daß dir Oberon ſo wohl gefällt konnt ich denken, es iſt ein ganz trefflich Gedicht. Wenn ein Teutſcher Dichter iſt ſo iſt ers. Meine Schriftſtellerey ſubordinirt ſich dem Leben, doch erlaub ich mir, nach dem Beyſpiel des groſen Königs der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in dem Talente das mir eigen iſt. Geſchrieben liegt noch viel, faſt noch einmal ſo viel als gedruckt, Plane hab ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile. Verſchiedenes hab ich für's hieſige Liebhaber Theater, freylich meiſt Conventionsmäſſig ausgemünzt. Adieu.

119.

Goethe an Keſtner.

v. 30. May 1781. acc. 22. Jun. 81.

Wieder ein gutes Wort von Euch zu hören mein lieber Keſtner war mir ein angenehm Begegnen unter den ſchönen Schatten meiner Bäume, unter denen ich Freud und Leid ſtill zu tragen gewohnt bin.

Grüst mir Lotten mit ihren vielen Buben, es mögte wohl hübſch ſeyn wenn ich euch beſuchen könnte.

Jetzt werd ich täglich mehr leibeigen, und gehöre mehr der Erde zu der wir wiederzukehren beſtimmt ſind. Die Aufzählung eurer Thaten, in euren kleinen Selbſtgens, hat mir recht wohl gethan, ich hab euch dagegen nichts zu geben, denn ich bin ein einſamer Menſch. Brandes [1] war nur wenige Zeit bey mir.

Hierbey ſchick ich Lotten ein klein Nachſpiel; ſie ſolls nur nicht aus Händen geben daſſ es nicht gedruckt wird. Adieu, wie vor Alters. W. d. 30 May 81.

Goethe

---

[1] Der nachmalige Geheime Cabinetsrath Brandes aus Hannover, — auch als Schriftſteller bekannt.

120.

Goethe an Keſtner.

d. 15. März 1783. acc. 22. Mart. 83.

Wollte ich gleiches mit gleichem vergelten: ſo bliebe Euer Brief auch über das Jahr liegen, ich will aber der alten Freundſchaft beſſer opfern, und hier iſt alſo mein Dank für das überſchickte.

Das heist doch noch eine Parthie Köpfe! Misgönnt mir meine Bäume nicht, Euer Buben ſind um ein gut Theil beſſer. Grüßt Lotten. Euer und der Eurigen Wohlfahrt erfreut mich herzlich.

Wir haben einen geſunden Erbprinzen, und ſind darüber in neues Leben und Freude verſetzt. Ihr werdet das mitfühlen.

Hier meine Iphigenie. Ich bitte ſie bald zurück. Wollt Ihr ſie noch einigen guten Freunden zeigen; ſo bewahrt mir ſie nur vor den Augen angehender Autoren. Es iſt zwar ſo viel nicht dran gelegen, doch iſts verdrüslich, wie mir ſchon oft geſchehn iſt, ſich ſtückweiſe ins Publikum gezerrt zu ſehn.

Laßt euch den Ton meines letzten Briefs nicht anfechten.[1] Ich wäre der undankbarſte Menſch wenn ich nicht bekennte daß meine Lage weit glücklicher iſt als ich es verdiene. Freylich ſchont mich auch wieder die Hitze und Mühe des Lebens nicht, und da kann's denn wohl geſchehen daß man zu Zeiten müde und matt, auch wohl einmal mismuthig wird.

Lebt wohl, und gedenkt meiner unter den Eurigen.

Weimar d. 15 März 1783.

Goethe

---

[1] Dieſer Brief hat ſich nicht gefunden.

121.

Goethe an Keſtner.

v. 2. May 1783.

Ich habe mein guter Keſtner, den Brief den mir euer junger Mann[1] bringen ſollte durch die Poſt erhalten und werde ihn alſo ſpäter zu ſehen kriegen. Es muß nach Eurer Beſchreibung ein intereſſanter Menſch ſeyn. Das Trauerſpiel iſt nicht unverſtändig, es läßt einen gewiſſen Geiſt im Verfaſſer vermuthen, hingegen iſt auch nichts neues, eigenthümliches drinne, und mir wenigſtens ſcheint keine dichteriſche Ader durchzufließen.

Für eure Langmuth alter und neuerer Zeiten danke ich Euch, und für Euer gut Betragen gegen mich. Ich habe in meinem Leben viele tolle Streiche angefangen, ſie koſten mich aber auch etwas. Sehr angenehm war mir Euer Brief eben zu dieſer Zeit. Ich habe in ruhigen Stunden meinen Werther wieder vorgenommen, und denke, ohne die Hand an das zu legen was ſo viel Senſation gemacht hat, ihn noch einige Stufen höher zu ſchrauben. Dabey war unter andern meine Intention Alberten ſo zu ſtellen, daß ihn wohl der leidenſchaftliche Jüngling, aber doch der Leſer nicht verkennt. Dies wird den gewünſchten und beſten Effekt thun. Ich hoffe Ihr werdet zufrieden ſeyn.

---

[1] v. Ramdohr, früher in hannöver'ſchen, ſpäter in preußiſchen Dienſten, zuletzt Geſandter in Neapel. Vielſeitiger Schriftſteller, auch Verf. eines Trauerſpiels, wovon hier die Rede iſt.

Das Schickſal ſcheint euch übrigens recht als Günſtling zu behandlen. Erſt ſoviel Bubens daß man denken ſollte es wäre des Guten genug und das erwünſchte Mädchen bis zur rechten Zeit aufgehoben. Gott erhalte ſie Euch.

Vielleicht fällt mir einmal für Hanſen etwas bey.

Grüſet Lotten, und lebet wohl und behaltet mich lieb.

Weimar d. 2ten May 83.

G.

122.

Fragment eines Brief-Concepts

Keſtners an Goethen.

(Von Hannover 1783.)

Ich dancke, daß Ihr mir von dem Vorhaben, den Werther umzuarbeiten, Nachricht geben wollen. Ich freue mich aber, lieber beſter Freund, nur in ſo fern darauf, als das Anſtößige darin hoffentlich wenigſtens gemildert werden kann, und — wenn Ihr einigen Erinnerungen darüber Raum geben wolltet, welches ich doch zu Eurer Freundſchaft gegen uns zuverſichtlich hoffe, jetzt am mehrſten hoffe, da Euer Jugendliches Feuer ſich in 10 Jahren etwas gemildert haben, und der kältern Ueberlegung des Mannes von ſelbſt etwas nachgeben wird.

Ich erinnere mich gleich damals, als Ihr uns ein Exemplar davon ſchicktet, einige Erinnerungen gemacht zu haben, um die völlige Publication noch aufzuhalten, welches aber zu ſpät war. Da das Buch auch einmal in aller Welt Händen iſt: ſo wird nicht allen, wenigſtens nicht ganz abgeholfen werden können. — ich beſitze jetzo das Exemplar nicht mehr. Es muß mir entwandt ſeyn. Von andern mag ich es auch nicht fordern, theils aus den in meinem letzten Briefe bemerkten Gründen, theils um nicht bemercklich zu machen, daß ich von der vorhabenden Umarbeitung gewußt habe. Ich will es mir zwar verſchreiben, um es nochmals genau durchzugehen, und meine Erinnerungen darüber beſtimmter zu machen. Vorläufig aber etwas, das mir eben gerade einfällt.

1) Die Ohrfeigen, welche Lotte austheilt, waren uns beyderſeits anſtöſſig. Dieſe Epiſode iſt weder in der wahren Geſchichte gegründet, — es ſey denn, daß Ihr ſolches anders woher genommen — noch dem Character der Lotte, welche Ihr ſchildert, genug angemeſſen. Meine Lotte wenigſtens, wäre nie im Stande geweſen, ſich ſo zu benehmen. Ob ſie gleich ein lebhaftes, muthwilliges Mädchen war: ſo blieb ſie doch immer ein Mädchen, und behielt bey ſolcher Lebhaftigkeit und Muthwillen doch immer die weibliche Delicatesse — ein andres Wort fällt mir nicht gleich ein — bey.

2) Der Umſtand, daß ſie Werthern auf dem Balle gleich zu verſtehen gegeben, daß ſie ſchon engagirt ſey, war uns auch anſtöſſig. Meine Lotte, wenn die damit gemeynt wäre, hätte ſolches nicht äuſſern können: weil wir nie eigentlich verſprochen geweſen ſind. Wir verſtanden

uns, wir waren einig, wir waren nicht mehr zu trennen, das iſt wahr. Es beruhte aber nur zum Theil auf einer ſtillſchweigenden Uebereinkunft. Wir hätten, menſchlichen Geſetzen nach, uns noch immer trennen können. Auf meiner Seite hatte eine gewiſſe Eigenheit oder Caprice, wenn Ihr wollt, daran Schuld.

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht. Ritter ab.

Zweyter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir, als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcher? ab.

123.

Goethe an Keſtner.

v. 24. Jun. 1781.

Lange hätte ich Euch ſchon ſchreiben ſollen, denn ich habe Euch noch nicht für die gute Aufnahme meiner Iphigenie gedankt. Beſonders war mir ſehr lieb daß Ihr ins Detail gegangen ſeyd und mir geſagt habt was Euch daran gefiel, denn ein allgemeines unbeſtimmtes Lob hat wenig tröſtliches und belehrendes.

Das Exemplar habe ich lange wieder erhalten, und auch Euren Brief von Zelle.

G.... konnte Euch wenig von mir ſagen, ich habe nichts gemeines mit ihm. Es iſt ein töriger Menſch der ſich zu Grunde richtet.

Was Ihr mir von Euren Kindern ſchreibt höre ich gern, glückſeelig der deſſen Welt innerhalb des Hauſes iſt. Erkenns nur auch recht wie glücklich Ihr ſeyd und wie wenig beneidenswerth glänzendere Zuſtände ſind.

Die Grafen Stollberg haben uns beſucht, es war eine ſehr angenehme Erinnerung voriger Zeiten und eine neue Beſeſtigung der alten Freundſchafft.

Wann werd ich Euch einmal wiederſehn! Grüſet Lotten, und lebt wohl, geſund und vergnügt mit den Eurigen, laßt manchmal von Euch hören und behaltet mich lieb.

Eiſenach d. 24 Jun 1784.

G.

Grüſet mir Georgen noch beſonders, und ſchreibt balde wieder.

124.

Goethe an Keſtner.

v. 11. Jan. 1785.

Aus beyliegendem Blatte werdet Ihr mein lieber Keſtner ſehen, was mich in dieſem Augenblicke veranlaßt Euch zu ſchreiben. Ich bitte mir auf das baldigſte Nachrichten von der gedachten Perſon zu verſchaffen. Sie ſitzt in Mayland und kann Dienſte haben wenn ihre Angaben wahr befunden werden, ſo daß man ihr auch wegen des übrigen Glauben beymeſſen kann.

Die Capuciner auf dem Gotthart die ſich meiner errinnerten haben auf Bitte ihrer Mayländiſchen Freunde an mich geſchrieben, und da ich ihnen als ein berühmter Mann bekannt war; ſo glaubten ſie ich könne nichts anders als ein Profeſſor in Göttingen ſeyn, und müßte Relationen in Hannover haben. So iſt der Brief nach Deutſchland gekommen und hat mich endlich hier gefunden.

Dieſes Jahr war ich nahe bey Euch und konnte nicht hinüber. Wann werden wir uns einmal wieder ſehen. Faſt Alle meine Freunde haben mich einmal beſucht.

Grüſet Frau und Kinder ſchreibt mir einmal wieder von Euch. Von mir iſt nichts zu ſagen wenn man nicht von Angeſicht zu Angeſicht ſteht. Lebet wohl! Antwortet bald und behaltet mich lieb.

Weimar d. 11 Jan. 1785.

G.

Die Anlage dieſes Briefes und die dabei befindlichen Aktenſtücke über Keſtners Ausrichtung des empfangenen Auftrages ſind hier von keinem Intereſſe, daher nicht abgedruckt.

125.

Goethe an Keſtner.

v. 25. April 1785.

Vielen Dank mein lieber Keſtner für die doppelte Nachricht. Ich habe den Capuzinern geantwortet und ſie mögen nun daraus nehmen was ſie können.

Daß Ihr und die Eurigen wohl ſeyd und in einem glücklichen Häuflein zuſammen lebt, erfreut mich von Herzen. Erhalte Euch der Himmel dabey.

Grüſet Lotten und Malgen[1] recht ſehr, und den guten Georg. Er ſoll mir mehr ſchreiben. Es ſcheint ein wackrer Knabe zu ſeyn.

Das Mineralien-Cabinet was unſer Bergſecretair Voigt dem Publiko angeboten hat, iſt eigentlich nicht für Kinder, ſondern für Liebhaber, die ſich einen anſchaulichen Begriff von den verſchiedenen Gebürgsarten machen wollen, von denen ietzt immer ſoviel geſprochen wird.

[1] Jüngere Schweſter Lottens, welche ſich einige Jahre zum Beſuche bei ihr in Hannover aufhielt.

Wie beyliegendes Büchlein ausweiſet. Das Cabinet enthält die in den Briefen beſchriebenen Steinarten und iſt für iemanden den dieſe Wiſſenſchaft intereſſirt und ſich unterrichten will, das Geld wohl werth.

Wollt Ihr aber für Eure Kinder ein klein Naturaliencabinet haben: ſo kann ich Euch ein's zuſammen machen laſſen, ich habe des Zeugs genug.

Adieu. Gedenkt mein.

W. d. 25 Apr. 1785.

G.

126.

Goethe an Keſtner.

d. 1. Sept. 1785.

Euer Brief lieber Keſtner hat mich vergebens in ienen Gegenden geſucht, ich bin dem Hofe nicht gefolgt, und ſas, da Ihr ihn ſchriebt, ziemlich weit von Euch ab, in Carlsbad.

Wie viel Freude wäre es mir geweſen Euch wiederzuſehen, Theil an Eurer Freude und Eurem Kummer zu nehmen und die alten Zeiten wieder herbey zu rufen. Der Todt Eures Mädgens ſchmerzt mich ſehr. Ich ſehe was in Herders Familie ſo ein kleines Weibgen unter den vielen Knaben wohlthut. Da Ihr immer fruchttragende Bäume ſeyd: ſo müſſt Ihr den Verluſt zu erſezen ſuchen. Grüſet Lotten herzlich, ich denke ſie iſt mir noch gut und ich werde ſo lang ich lebe meine Geſinnungen gegen ſie nicht verändern.

Adieu. Alles liegt voll um mich von Papieren, deswegen nicht mehr.

d. 1. Sept. 85. G.

127.

Goethe an Keſtner.

v. 4. Dec. 1785 d. 2. April 86 beantw.

Seit dem Empfang Eures Briefes, lieber Keſtner, habe ich mich über Euer Schickſal nicht beruhigen können, das Ihr mit ſo vielem guten Muthe ertragt.[1] Bisher wart Ihr mir eine Art von Ideal eines durch Genügſamkeit und Ordnung Glücklichen und Euer muſterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild. Welche traurige Betrachtungen laſſen mich dagegen die Vorfälle machen die Euch überraſcht haben und nur Euer eignes ſchönes Beyſpiel richtet mich auf. Wenn der Menſch ſich ſelbſt bleibt, bleibt ihm viel. Seyd meines herzlichen Antheils überzeugt, denn mein mannigfaltiges Weltleben hat mir meine alten Freunde nur noch werther gemacht. Ich danke Euch für den umſtändlichen Brief und für das ſichere Gefühl meiner Theilnehmung. Lebet wohl, grüst Lotten und die Kinder. Das Bad hat gute Würkung hervorgebracht und ich bin recht wohl.

W. d. 4 Dez. 85. G.

---

[1] Keſtner hatte einen beträchtlichen Verluſt an ſeinem Vermögen erlitten, deſſen Veranlaſſung ihn noch beſonders ſchmerzlich machte.

128.

Goethe an Keſtner.

v. 16. Jun. 1786.

Euer Doctor Riedel hat mir ſehr wohl gefallen, und hat überhaupt hier Beyfall gefunden. Schreibt mir doch etwas näheres über ihn, ſeine Familie, ſeinen Character, ſeine Schickſale und Ausſichten, beſonders ein näheres von dieſen letzten, vielleicht fände ſich etwas für ihn in unſrer Gegend, ſagt aber weder ihm noch ſonſt jemand davon.

Ich wünſchte ſobald möglich darüber einige Nachricht, denn ich gehe mit Ende dieſes Monats in's Carlsbad, ſchreibt aber nur auf alle Fälle hierher. Ich bin wohl und liebe Euch. Wann werden wir uns einmal wieder ſehen! Grüßt Lotten und die Eurigen und behaltet mich lieb.

Weimar d. 16 Jun. 86.

G.

129.

Goethe an Keſtner.

v. 21 Jul. 1786.

Mit der heutigen Poſt geht ein Antrag an Dr. Riedel ob er ſich unſerm Erbprinzen widmen will, nur im allgemeinen, indeß wird ſich nach ſeiner Antwort das Nähere geben. Sagt noch niemand nichts davon. Unſre Herzoginn iſt glücklich von einer Prinzeß entbunden, die heute getauft wird. Lavater war hier, es freut mich daß er überall guten Eindruck gemacht hat.

Den 24ſten werde ich endlich in's Carlsbad abreiſen wenn nicht neue Hinderniſſe ſich in den Weeg legen. Lebet wohl grüßet Lotten und die Eurigen und behaltet mich lieb.

Weimar d. 21. Jul. 86.

G.

Dies in Antwort Eures Schreibens vom 16. Jul. das ich heute erhalte.

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Nahmen lieber nach der Türkey als in's Lager zu-

130.

Goethe an Keſtner.

Rom d. 19 Febr. 87.

Durch Hrn. v. Pape, der nach Teutſchland zurück geht, muß ich Euch ein Wort und einen Gruß ſagen. Ich bin hierher mehr verſchlagen worden als gereiſt und kann nun nicht genug von dem glücklichen Genuß ſagen, den ich hier finde. Wenn ſich nur irgend etwas davon mittheilen ließe.

Dr. Riedel iſt nun bey uns angekommen und Landkammerrath geworden. Ich hätte gewünſcht ihm gleich Anfangs nützlich zu ſeyn. Es wird ſich aber denk' ich ſchon finden.

Lebt wohl, gedenkt an mich, und grüßt Lotten und die Kinder und wer Euch nah iſt. Mir iſt der Kopf von Sehen und Arbeiten, vom ſchönen Wetter und den vielen Faſtnachtsnarren ganz wüſte. Adieu.

G.

131.

Goethe an Keſtner.

Rom den 21. October 1787.

Hr. Rehberg[1] trifft mich noch hier und überbringt mir heute Euren Brief vom 18 May indeß ich ſchon einen andern von Wetzlar erhalten habe. Meine Mutter ſchreibt mir auch daß Ihr ſie beſucht habt und daß ihr Lotte ſehr lieb geworden. Ich freue mich daß es Euch unter den Eurigen wohl geht, in Wetzlar muß es ein recht Familienfeſt geweſen ſeyn.

Ich bleibe noch den nächſten Winter in Italien und fühle mich recht glücklich daß mir dieſes möglich iſt.

Es ſoll mir lieb ſeyn wenn Hr. Rehberg zu uns paßt und ich ihm nützlich ſeyn kann.

Meine Werke werden ihre Aufwartung gemacht haben, die übrigen Bände ſollen folgen wie ſie nach und nach herauskommen.

---

[1] Der nachmalige Geheime Cabinetsrath Rehberg aus Hannover, — bekannter geiſtreicher Schriftſteller.

Grüßt mir Lotten aufs herzlichſte, auch Amalien. Einer Eurer Kleinen hat ſich, wie ich höre, mit meiner Mutter gar gut vertragen.[1]

Möge Euch alle dieſer Brief geſund und zufrieden antreffen.

Goethe

---

[1] Sie behielt dieſes Kind mehrere Wochen bei ſich. Es iſt der Knabe Eduard, deſſen ſie in ihrem Briefe Nr. 132 erwähnt.

132.

Goethe's Mutter an Keſtner und Lotte.

Frankfurt d. 23ten Octobr. 1788.

Lieber Herr Gevatter!

Vortrefliche Frau Gevatterin!

Kein Kaufmann kan über einen ſtarken Wechſel der ihm preſentirt wird — und der den Grund ſeiner Caſſe erſchüttert mehr erſchrecken — als ich über Dero werthen Brief. Erlauben Sie mir, daß ich meine Rechtvertigung Ihnen vorlegen darf — und ich erwarte von Ihrer Gerechtigkeit Liebe — meine völlige Loßſprechung. Bey empfang Ihres mir ſo erfreulichen Schreibens vom 17ten September war ich krank — mein Kopf war mir dumm und Mein Mund voller plaſſen — meine Zunge wie durchlöchert — welches alles große Schmertzen verurſachte und mich zum Schreiben gantz unfähig machte. Noch in dieſer fatalen periode kam Schloſſer von Carlsruhe mit Weib und Kinder mich, die ſie in 6 Jahren nicht geſehen hatten zu beſuchen — Logirten in meinem Hauß — Sie meine Theureſten! Können Sich die

Unruhe, das Viſitten Leben leicht denken — Ich noch halb krank mußte alles mitbetreiben — da war nicht eine Minute Zeit an etwas zu gedenken — als Beſuche — Gaſtereyen u. ſ. w. Kaum waren ſie fort, ſo hatten wir die Weinleße — die denn auch Zeit wegnahm — Summa Summarium 10 ganße Wochen lebte ich in einem beſtändigen Wirr Warr — und mußte meinen Dank vor Dero gütiges Zutrauen freylich wieder meinen Willen aufſchieben — Finden Sie dieſe Gründe nun hinreichend: ſo laßen Sie mich ein Wort des Friedens hören — Das wird mir Wohlthun, und mein Herz erfreuen. Wie ſehr es mich gefreut hat Pattin von Lottens und Ihrer Tochter zu ſeyn können Sie kaum glauben — Gott erhalte Ihnen dieſelbe — zu Ihrer Freude! Nun etwas Herrn Hans Buf betrefend — Wie Ihre liebe Frau hier war — ſo machte ich Ihr ein Geſchenk von den 4 erſten Theilen von Goethens Schriften — einige Zeit hernach ſchrieben Sie mir — Daß Sie ſolche von meinem Sohn auch empfangen hätten — ich ſollte alſo ſagen (weil Sie keine doppelte Exemplare haben wollten) an Wen Sie ſolche geben ſollten. Ich decitirte vor Herr Hans Buf — da ich Ihm nun den 5ten Theil vor einiger Zeit einhändigte — ſo ſagte Er mir, daß Er die 4 erſten Theile noch nicht hätte — und bate mich Ihnen zu erinnern Ihm ſolche zuzuſchicken. Mein Sohn iſt nun wieder aus Italien zurück, und befindet ſich vergnügt und wohl. Die Frau Bethmann hat geſtern an Ihnen geſchrieben — Sie war auch krank. Leben Sie wohl!

Grüßen und küßen vor allen meinen lieben Eduart
von derjenigen die unveränderlich iſt
Meines lieben Herrn Gevatters und Frau Gevatterin
treue wahre Freundin
Eliſabetha Goethe.

133.

Goethe an Keſtner.

v. 10. Nov. 1788.

Es iſt wohl nicht artig daß ich ſo lang in Deutſchland bin und noch kein Zeichen des Lebens von mir gegeben habe. Ihr ſeyd deshalb ſehr artig, daß Ihr mir zuvorkommt und mir Nachricht ertheilt wie es Euch und den Eurigen geht. Ich freue mich daß Ihr alle zuſammen wohl ſeyd und Euch noch immer vermehrt.

Warum meine Mutter nicht geantwortet hat begreife ich nicht. Es wäre ſonderbar wenn durch dieſen Zufall die Tochter der Mutter eminöſen Nahmen fortführen ſollte.

In Italien iſt mirs ſehr wohl gegangen, ich habe ganz nach meinem Sinne gelebt und brav ſtudirt. Ich wollte nur ich hätte das zwanzig Jahre früher haben können! da hätte man die Sachen aber auch nicht ſo ſolid genommen.

Rehberg hat ſich ſehr gut zu uns gefunden. Mit ganz neuen Menſchen laß ich es gern eine Weile ſo hingehn. Es hatte ſich aber zuletzt recht artig gemacht. Nur Schade daß ich mich trennen mußte.

Er ſchreibt mir oft. Herder iſt jetzt in Rom: auch unſre verwittibte Herzogin iſt dort vor kurzem angelangt.

Riedel iſt ein ſehr guter Mann und findet ſich immer beſſer. Anfangs hatte er in mehr als einem Betracht einen ſchweren Stand. Es löſt ſich aber alles zu ſeinem Beſten auf. Das Kind iſt froh und geſund.

Ihr habt mir einmal wegen einer Präſentation beym Cammergerichte geſchrieben. Schreibt mir doch ob Euch noch daran gelegen iſt und wie man die Sache einfädlen könnte. Ich bin zwar meiſt auſſer politiſchen Relationen, doch kann ich vielleicht etwas würken. Lebt indeß recht wohl. Grüßt die Eurigen. Wann und wo werden wir uns denn endlich einmal wieder ſehen?

Weimar d. 10 Nov. 88.

Goethe.

134.

Goethe an Keſtner.

v. 2. Febr. 1789.

Euren Brief habe ich zur rechten Zeit, durch den Umweg erhalten. Ich habe Euren Wünſchen die Zeit oft nachgedacht und mich hie und da erkundigt, habe aber nichts gefunden das Euch direckt befriedigen könnte. Doch bin ich auf einen Gedanken gekommen, der vielleicht würckt. Schreibt mir durch welchen Weeg ich mich näher erklären ſoll. Verzeiht daß ich heut nicht mehr ſage. Grüßt die Eurigen und gedenkt mein.

W. d. 2 Febr. 89.

G.

135.

Goethe an Keſtner.

v. 2. März 1790.

Euer Brief, lieber Keſtner, hat mir viel Freude gemacht, beſonders das Zettelchen vom Brocken, welches mir ein rechter Beweiß Eures dauernden Andenkens iſt; dafür hab ich auch oft an Euch gedacht, wenn es mir wohl ging.

Heute ſage ich wenig, das ihr für viel nehmen mögt weil ich gleich ſchreibe. Es folgt auch der ſechſte Band meiner Schriften, zu deßen Genuß ich Euch gute Stunden wünſche.

Lebet wohl, grüßet Lotten und die Eurigen. Ich bin wieder auf dem Sprunge zu verreiſen, wie weit weiß ich ſelbſt nicht.

Adieu! behaltet mich lieb.

W. d. 2 März 1790.

G.

rück. So werden wir alle Tage ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabey ſeyn, und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jaxthauſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey, ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr, daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da, wie Butter an der Sonne. ab.

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reuter zu uns ſtießen.

136.

Goethe an Keſtner.

v. 10. März 1791.

Nehmet Dank, mein Beſter, für das Zeichen Eures Lebens und Freundſchaftlichen Andenkens. Recht willkommen war mir der Anblick Amaliens [1] der mich zugleich verjüngte und älter machte. Hier iſt mein achter Band. Da ich ein ſo böſer Correſpondente bin iſt mir wenigſtens das ein Troſt auf dieſe Weiſe mich mit entfernten Freunden zu unterhalten.

Daß ich meine botaniſchen Verſuche nicht ſchicke, wie in der Folge alles aus dieſen Fächern, verzeiht Ihr, es kann Euch nichts nützen. Wenn ich etwas lesbares drucken laſſe, ſoll es aufwarten. Lebet wohl, grüßt Lotten und die Kinder und gedenkt mein.

W. d. 10 März 1791.

Goethe.

---

[1] Dieſe bereits bei dem Briefe Nr. 125 erwähnte jüngere Schweſter Lottens kam, als Neuvermählte mit dem Kammerrath Riedel, nach Weimar.

137.

Goethe an Keſtner.

v. 16. Jul. 1798.

Wenn Ihr, mein lieber alter Freund, gelegentlich wieder ein Wort hättet von Euch hören laſſen, ſo würdet Ihr wohl auch von mir früher etwas vernommen haben: denn daß ich einmal auf einen Brief nicht antworte und lange ſchweige iſt bey mir von keiner Conſequenz. Die Tage und Jahre fliehen mit einer ſo reißenden Lebhaftigkeit daß man ſich kaum beſinnen kann, und bergab ſcheint es noch immer ſchneller zu gehen. Wenn wir uns wieder ſähen ſo hoffte ich Ihr ſolltet mich dem innern nach, wohl wieder erkennen, was das äußere betrifft ſo ſagen die Leute ich ſey nach und nach dick geworden. Ich lege Euch eine Schnur bey, als das Maas meines Umfangs damit Ihr meſſen könnt ob ich mich von dieſer Seite beſſer gehalten habe als Ihr, denn ſonſt waren wir ziemlich von einerley Taille. Ich befinde mich wohl und thätig, und ſo glücklich als man es auf dieſem Erdenrunde verlangen kann.

Ich wünſche von Euch und den Euren, die Ihr herzlich grüßen werdet, das Gleiche zu hören.

Weimar am 16 Juli 1798.

Goethe.

138.

Gedicht Goethe's an Keſtner,

vor ein ihm geſchenktes Exemplar des »**Deserted village by Dr. Goldsmith.**« von Goethe geſchrieben.

Wenn einſt nach überſtandnen Lebens müh und Schmerzen,
Das Glück dir Ruh und Wonnetage giebt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen,
Dich, und mit Dir geliebt.

Goethe.

Einige ältere Briefe Keſtner's,

als fernere erläuternde Documente.

139.

Keſtner an ſeinen früheren Hauslehrer.

(Wetzlar entweder am Ende des Jahres 1767 oder Anfang 1768.)

Liebſter Freund,

Eine ſolche Correspondenz läßt ſich noch unterhalten, wo man ſich alle Jahr nur einmal ſchreibt. Nicht wahr? Aber die Entſchuldigungen bei Seite geſetzt. Sollte es uns ſo ſehr an Materie zur Unterhaltung fehlen, daß wir auch noch die zu Hülfe nehmen müßten!

Viel wichtiger, viel intereſſanter kömmt es, mir wenigſtens vor, wenn ich Ihnen ſage, daß mir Ihre Freundſchaft noch immer eben ſo ſchätzbar iſt, als vormals. Sie glauben vielleicht, daß Sie hier unbekannt wären? Da müßte ich weniger ſtolz auf Ihre Freundſchaft ſeyn. Nein! meine Freunde, ſolche, die Verdienſte zu ſchätzen wiſſen, kennen Sie. Sie wiſſen es, daß Sie mein Lehrmeiſter waren, deſſen Lehren und Grundſätze mir auch in der Folge, und da am meiſten, zur Richtſchnur gedienet; daß Sie jenes nicht allein, nein, auch mein Freund ſind, den ich hochſchätze, den ich verehre. Sehen Sie da noch die alten Empfindungen meines Herzens. Ich werde älter; alsdann ſoll man härter, unempfindlicher gegen die edlen Empfindungen werden; und, Dank ſey es dem Höchſten, Ihm, der mich Ihm noch immer für ſeine Wohlthaten danken läßt, daß ich noch allezeit mein Vergnügen darin finde. Fühlen Sie mit mir mein Glück; Ihr menſchenliebendes, Ihr freundſchaftliches Herz thut es gern. Ich bin geſund; ich habe wovon ich leben kann; ich habe Freunde. Es iſt zwar alles vergänglich; es können Widerwärtigkeiten kommen. Aber ein Blick auf das Vergangene macht mir Muth. Meine Wünſche ſuche ich auf die Möglichkeit einzuſchränken; dieß macht mir ihre Erfüllung hoffend.

Um etwas wichtiges habe ich Sie zu Rathe zu ziehen. Es geſchieht im Vertrauen.

Ich bin hier in einem Hauſe bekannt; gewiß der beſte Theil der Stadt; wem es die Eigenliebe nicht verbietet, erkennt es auch dafür, Vornehme und andere; wer genau darinn bekannt iſt, iſt ſo zu ſagen entzückt davon. Ein redlicher Vater, ein munterer Alter, durch Mäſſigkeit und gute Natur noch ſtark, dienſtfertig für jedermann, und rechtſchaffen; obgleich ein wenig rauh (in Vergleichung mit der folgenden Perſon), doch menſchenliebend. Die Mutter — hier weiß ich nicht, wo ich anfangen ſoll — mit einem Worte die beſte Frau, die beſte Mutter, und die beſte Freundinn: ohne es zu wiſſen, wenigſtens ohne den geringſten Schein, daß ſie es weiß, zu haben, fehlt es ihr noch nahe im 40ſten Jahre nicht an Reitz; das ſchönſte, ſanfteſte, Menſchenliebendſte, gefälligſte, zärtlichſte Herz, Einſicht, Verſtand und wahre Weisheit, auch gefälliger Witz; dabey ganz Beſcheidenheit, ganz Tugend, religieux ꝛc. ꝛc., von jedermann verehrt, von ihren Kindern zärtlich geliebt; Dieſe ſind ihr vornehmſtes Geſchäft und Augenmerk, und ſie wiederum ihnen ihr beſtes Gut. Wenn ſie ausgeht, ſind groß und klein betrübt und unzufrieden, und wenn ſie zu Hauſe kömmt, lauter Bewillkommungen, Frohlocken, Händedrücken, Küſſen und Umarmungen, und heitere Mienen, Fragen wo ſie ſo lange geweſen, Erzählungen was in ihrer Abweſenheit vorgegangen ꝛc. ꝛc., ihre Verweiſe ſind ihnen bitterer, als andern Kindern Schläge. Ich breche mit Mühe ab: und komme auf die Kinder. Zwey Töchter ſind erwachſen, von 18 und 16 Jahren. Dieſe, ſo wie alle Kinder, ſind ihrer Mutter würdig. Alle blondes Haar und blaue Augen: eines hübſcher wie das andere; nach den Kleinen könnte ein Maler Liebesgötter zeichnen. Die älteſte iſt ziemlich regelmäßig ſchön, ſtill, ruhig, von ſanftem Character ꝛc. ꝛc. Die zweyte muß jener, wenn man ſie nach Regeln beurtheilen will, weichen, iſt aber nichts deſto weniger reitzender und einnehmender. Sie hat ein fühlendes, weiches Herz. So wie überhaupt ihr (und aller Geſchwiſter) Bau des Körpers zärtlich iſt, ſo iſt ihre Seele auch. Mitleidig gegen alle Unglücklichen, gefällig und bereit jedermann zu dienen, verſöhnlich, gerührt wenn ſie glaubt jemand beleidigt zu haben, gutthätig, freundlich und höflich: freudig wenn jemanden etwas gutes begegnet, gar nicht neidiſch (wie unter jungen, auch alten Frauenzimmern ſonſt gewöhnlich iſt). Dabey eine aufgeweckte, lebhafte Seele, geſchwinde Begriffe, Gegenwart des Geiſtes, froh und immer vergnügt: und dieſes nicht für ſich allein, nein, alles was um ſie iſt, macht ſie vergnügt, durch Geſpräche, durch luſtige Einfälle, durch eine gewiſſe Laune oder Humor. Sie iſt das Vergnügen ihrer Aeltern und Geſchwiſter; und wenn ſie ein finſteres Geſicht darunter bemerckt, ſo eilt ſie es aufzuklären. Sie iſt bey jedermann beliebt, und es fehlt ihr nicht an Anbetern, worunter, welches ſonderbar iſt, ſich dumme und kluge, ernſthafte und luſtige, befinden. Sie iſt tugendhaft, fromm und fleiſſig, geſchickt in allen Frauenzimmerarbeiten, beſonders gelehrig und willig alle . . . .

Hier endet dieſer unvollendete Briefs Entwurf

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze biethen können. ab.

Haide.

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! den Strom nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt?

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn, als ob er den erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' euch. Ihr ſeyd noch

140.

Keſtner an v. Hennings.

Wetzlar den 2. Nov. 1768.

Mein Liebſter,

Ohngeachtet mein letzter Brief von anſehnlicher Länge iſt; ſo erſchöpft er doch lange nicht Alles, was ich Ihnen zu ſagen habe . . . . . .

Ich kann nicht ſagen ob es möglich iſt eine Schöne zu lieben, deren Eigenſchaften des Guten, Erhabenen und Edlen ermangeln; denn meine Geliebte vereinigt dies Alles. Ich ſetze mich mehr in ihrem Herzen feſt, je mehr ich mich beſtrebe, der Pflicht nichts nachzuſetzen. Mein Geſandter iſt, von allen die hier ſind, der arbeitſamſte und unermüdetſte, doch habe ich ihm, bis jetzt wenigſtens, Genüge geleiſtet. Die ſchönſten Augenblicke opfere ich der Arbeit oft auf. Der Gedanke an meine Geliebte verſüßet ſie mir. Mein Verlangen zu ihr zu eilen, verdoppelt meine Kräfte, und beſchleunigt die Vollendung der Arbeit. Welch ein Vergnügen, wenn ich dann hinfliege, die Belohnung meiner Aufopferung einzuärndten: wenn ich dann ein geliebtes Geſicht ſich aufheitern ſehe, wenn zärtliche Blicke mich bewillkommen, und ein ſanfter Druck der Hand mir ſagt, daß man mich ſchon lange erwartet hat; wenn ein ſchöner Mund über das lange Verweilen ſich beſchwert, gegen die Arbeit zärtlich zürnt, und mich deswegen bedauert; wenn die beſte Mutter und die gute Schweſter mich gleichfalls freundlich empfangen, und der redliche Vater lobt, wenn man ſeine Geſchäfte vorzüglich verrichtet. Dann höre ich, was in meiner Abweſenheit geſchehen, gehört und geſprochen iſt. Oft kleine Begebenheiten, die aber, angenehm erzählt, wichtig werden. Oft zielt die Erzählung dahin, einer zärtlichen Beſorgniß, ſonſt Eiferſucht genannt, zuvorzukommen: doch auf die ungezwungenſte, natürlichſte Weiſe. Dann machen artige Einfälle, Munterkeit und Laune, die Stunden dahinfliegen, wie Minuten: und dieſes nicht allein mir oder meiner Geliebten, auch der Mutter, der Schweſter und dem Vater. Ein: „Ach, da ſchlägt es ſchon!“ — gewährt mit dem Schmerz der Trennung das unausſprechliche Vergnügen, welches dem nächſten Beſuch zum Voraus einen Reiz bereitet.

Oft auch kommt anderer Beſuch. Denn das Haus wird gern beſucht wegen der Ruhe, die da herrſcht, wegen der angenehmen Unterhaltung, wegen der freundſchaftlichen Bemühungen, kein finſteres Geſicht von ſich zu laſſen, und ſelbſt den Kummer und die Sorge aus dem

Herzen zu verjagen; denn hierin findet die Menſchenliebe der beſten Mutter ihren Beruf, und ihre Weisheit, ihr Verſtand, ihre Einſicht weiß ihren Wunſch möglich zu machen. Abends um 8 Uhr pflegen ſich dann die fremden Beſuche, die ohne Anmeldung und Ceremoniel, und ohne die frauenzimmerlichen Arbeiten zu unterbrechen, angenommen werden, zu verlieren. Wenn ich nicht zum Eſſen da bleiben muß, ſo gehe ich dann auch nach Haus, eſſe ſchnell, beſorge ein und anderes und finde mich wieder ein, wenn ich nicht abgehalten werde.

Alsdann bin ich gewöhnlich Abends von halb 9 oder 9 bis 11 Uhr wieder da. Dieſe ſind meine ſchönſten Stunden; — Sie ſind auch meine ruhigſten. Meine Geſchäfte ſind gethan, und mein Geſandter geht früh zu Bette . . . . .

Durch dieſes Schreiben wollte ich Ihnen Rechenſchaft geben, daß ich auch liebend meines Freundes nicht unwerth bin, wofern ich jemals durch andere Eigenſchaften ſeiner werth geweſen. Ihre Güte, Ihre Freundſchaft und Liebe ſagt: ja! und ich beruhige mich dabey. Urtheilen Sie nun und weiſen Sie mich zurecht, wo Sie glauben daß ich fehlen könnte.

Noch Eins: Ich glaube, daß zur Erhaltung einer ſo reizenden Verbindung mit einem Frauenzimmer nothwendig iſt, daß man in Beobachtung ſeiner übrigen Pflichten ſehr ſtrenge iſt, damit man ſich keine Vorwürfe zu machen habe, zumal wenn man ſich einmal gewiſſe Regeln, Vorſchriften und Pflichten geſetzt hat . . . Hierdurch weiß ich, daß ich das Herz meiner Geliebten ganz beſitze. Der Himmel erhalte es mir . . . .

Sagen Sie mir auch was Sie in Coppenhagen gemacht haben, und was Sie künftig zu thun denken? . . . . . .

Leben Sie wohl. Lieben Sie mich, wie ich Sie liebe. Meinen Gruß Ihrem Hrn. Bruder. — Ich bin unaufhörlich der

Ihrige

Kestner.

Wetzlar d. 2. November 1768.

141.

Keſtner an v. Hennings.

Wetzlar den 25. Auguſt 1770.

Wie konnte ich es von mir erhalten, in ſo langer Zeit Ihnen nicht zu ſchreiben. Ich mag das datum Ihres Briefs nicht anſehen.. — Und dennoch muß es eine ganz andere Urſache haben, als Mangel der wärmſten Freundſchaft. Und Sie können nimmer aufhören mein Freund zu ſeyn. Laſſen Sie mich unſer beyder Sache vertheidigen. Nur gewöhnliche Freunde brauchen einander ihr Andenken zu erneuern, aber unſer Seelenverkehr bedarf keines Briefwechſels, um immer fortzudauern. Aufs heiligſte kann ich Ihnen bey unſrer Freundſchaft verſichern, daß ich oft an Sie denke, oft von Ihnen rede als von meinem beſten Freunde — Sie können ſchon denken mit wem. Sie verlangen von meiner Charlotte mehr zu hören und auch von mir . . . . .

Meine Situation iſt nicht ganz nach meinem Geſchmack, es fehlt Vieles daran. — Die gegenwärtige Viſitations-Verſammlung zeichnet ſich darin vor andern aus, daß ſie die Sachen ſehr weitläuftig tractirt. Hierzu kommt, daß unſer Geſandter der arbeitſamſte unter allen iſt, welches natürlicher Weiſe auch auf mich einen großen Bezug hat. Viele von meinen Beſchäftigungen ſind ſehr unangenehm und verdrießlich. Man iſt nichts mehr als eine Maſchine, welche ſich bewegt, wenn es andere wollen, und ſo auch wieder ſtille ſteht. Das Bewußtſeyn, auf ſolche Art gearbeitet zu haben, hat gar wenig befriedigendes. Nicht ſtudieren, die Wißbegierde nicht ſtillen, die Seele nicht erheben zu können; Freunde zu haben und nicht an ſie ſchreiben, nicht zu ihnen gehen zu können; die Zeit des Frühlings, des kühlen Morgens oder der erquickenden Dämmerung ꝛc. zu fühlen, ſchätzen zu wiſſen, aber nicht zu genießen, u. ſ. w. Sagen Sie, iſt das nicht bitter. So viele um ſich ſehen, gegen die man aus Pflicht mißtrauiſch und zurückhaltend ſeyn muß.

— In einer Stadt zu ſeyn, wo wenig Geſchmack, wo Gelehrter- Ahnen- und Stolz auf niedrigen Gewinn, Härte gegen anderer Unglück, Cabale ꝛc. Tyranniſiren ꝛc.

— Da iſt der Ort die Standhaftigkeit zu üben, das Böſe zum Guten zu benutzen. — Einen Augenblick bin ich unzufrieden darüber, in dem andern tadle ich mich ſelbſt. Ich ſuche meinem Schickſal Trotz zu bieten. Meine Geſchäfte expediere ich ſo geſchwind, wie möglich, und erzwinge mir einige Muße. Ich gehe ſpät zu Bette, und ſtehe früh wieder auf. In ſolcher Muße ziehe ich meine

Wiſſenſchaften hervor, Arbeiten die meine Seele befriedigen. Die anderen Uebel korrigire ich dadurch, daß ich mich in das politiſche Intereſſe nicht vertiefe. Der Catholiſche iſt mir ſo lieb, wie ein anderer ꝛc. In Geſellſchaften komme ich nicht viel: nur um die Kenntniß des Publici zu behalten. Uebrigens habe ich eine Auswahl von Leuten gemacht. Man findet immer noch gute, wenn gleich der größte Theil nicht viel werth iſt. Einigen geſchickten Aſſeſſoren bin ich bekannt — und beſuche ſie von Zeit zu Zeit — Einen Procurator (dieß ſind hier angeſehene Leute) kenne ich, welcher die Probe völlig aushalten kann. Ehrlich, redlich, menſchenliebend, einſichtsvoll, und der keine Sache annimmt, welche er nicht für gegründet hält, und alsdann treulich dient und hilft. Unter meines Gleichen ſind auch ein Paar, welche Hochachtung verdienen. Um andere bekümmere ich mich nicht, außer dem allgemeinen Umgange. — Für den Mangel an Geſchmack und Empfindung, der hier herrſcht, werde ich durch ein einziges ſchadlos gehalten. Dieſes habe ich Ihnen ſchon längſt geſchrieben. Es iſt die Familie meiner Charlotte. Daher hole ich mir meine Geduld, meine Standhaftigkeit, meine Ermunterung, mein Vergnügen. So oft ich vom Tiſche komme, um halb 2 oder 2 Uhr, iſt mein Gang dahin gerichtet — da bleibe ich bis 3 Uhr — und kann durch dieſe Stunde ausruhn, die ſchwerſte Arbeit ertragen. Abends, wenn die Arbeit erlaubt, gehe ich um 9 Uhr wieder dahin bis 11 Uhr. Dieſe Stunden ſind der Liebe, der Freundſchaft und dem vertraulichen Geſpräch gewidmet. Die Unſchuld und Tugend ſetzt die Gränzen. — Die würdigſte, die ſanfteſte und tugendhafteſte Mutter hat ihre Kinder allezeit unter Augen, und dieſe entziehen ſich ihr nie. — Meine Charlotte bildet ſich täglich mehr aus. Sie können denken, daß dieſes einem Mädchen von 18 Jahren einen Reiz giebt, welcher weit mehr bezaubert, als wenn ſie die größte Schönheit wäre . . . . . .

Die Erfahrung, welche Sie an Ihrem Bedienten gemacht, habe ich auch gemacht. Ich habe immer geurtheilt, daß die wenigſten Herrn mit ihren Bedienten umgingen, wie es ſeyn ſollte. Ich nahm mir daher vor, den meinigen, welchen ich hierher mitnahm, wie meines Gleichen zu begegnen, und keineswegs als eine niedrigere Gattung Menſchen zu betrachten. Ich hielt ihn gut. Er hatte gute Tage; ich ließ mir nicht, wie ſonſt gewöhnlich, aufwarten, und wollte ihn gleichſam nur als einen Gehülfen in denjenigen Sachen haben, wozu ich nicht Zeit hatte, ſie zu beſorgen. Zwar wußte er es wohl zu erkennen, und hätte vielleicht ſein Leben für mich gewagt. Allein, meine Nachſicht, ſeine guten Tage, der Ueberfluß, machten ihn unordentlich. Er hielt ſich viel im Wirthshauſe auf, blieb wohl des Nachts aus, gerieth in Schlägereyen, und ward ein Held, und furchtbar unter ſeinen Cammeraden, lange ohne mein Wiſſen. Als ich es erfuhr, rieth ich ihm ernſtlich davon ab, aber vielleicht mit zu viel Gelindigkeit. Er kam in eine Schlägerey, ward in Arreſt genommen, und wegen der Streitigkeiten, welche unter dem Reichsmarſchall-Amte und den Geſandtſchaften wegen der Jurisdiction über die Bedienten ſind, war ich endlich genöthigt, ihn abzuſchaffen, nachdem ich ihn ſchon einmal nach einer ſolchen Affaire wieder angenommen hatte. Die gute Begegnung war ihm alſo nur ſchädlich geweſen, ob ich mir gleich ſonſt Mühe gab, ihn zu beſſern, und ihn geſchickt zu machen, in ſolchen Sachen, die ſich für ſeinen Stand ſchickten. Ich verſchaffte ihm indeſſen nachher einen guten Herrn wieder.

Darauf habe ich einen andern Bedienten angenommen, welchem ich weder ſo viel Koſt und Lohn gebe, noch in der Aufwartung ſo viel einräume, und er iſt hundertmal beſſer, als der erſte . . . . . .

Meine Charlotte iſt Ihnen zuvorgekommen, und hat Ihren Auftrag ſchon vorher ausgerichtet. Sie hat mich oft erinnert Ihnen wieder zu ſchreiben. Sie wollte gar zu gern wieder einen Brief von Ihnen leſen hören. Ich werde bald eiferſüchtig, denn ohne Sie von Perſon zu kennen, iſt ſie von Ihnen eingenommen. Wäre dieß nicht, ſo würde ich Sie bitten einmal hierher zu kommen, da es Ihnen doch gleich viel zu ſeyn ſcheint, in welchem Theile der Welt Sie ſind. Immerhin ſollen Sie mir willkommen ſeyn, und ich will es gern ſehen, wenn meine Charlotte Sie gern hat, nur nicht mehr als mich, das verſteht ſich . . . .

Ich habe es mit Vergnügen geleſen, wenn Sie von meiner Charlotte ſchreiben: denn ich liebe ſie noch immer wie vorhin. — Ihr Herz und ihr Geiſt iſt es vornämlich, was mich zu ihrem Gefangenen macht: Ihr Gefühl, ihr Verſtand, ihre Lebhaftigkeit, die alles belebt, was um ſie her iſt. — Ich bin unvermerkt bemüht geweſen, ſie weiter bilden zu helfen, und ſie iſt ſo gefällig, meine Denkungsart anzunehmen, ſo weit es ſich mit ihrer Munterkeit vereint. Ich würde der glücklichſte Menſch ſeyn, wenn nicht das oben erwähnte, mein Glück beſchränkte. Die Abende ſind noch immer das Beſte was ich habe. Dieß iſt gleichſam das geheime Conseil, wo jedes Herz offen iſt. Von dem ganzen Tage wird auf dieſe Zeit geſpart. Es wird auch nicht allein geſprochen, ſondern auch geleſen, und über mancherley deliberirt. Die beſte Mutter präſidirt in dieſem Conseil; die älteſte Schweſter iſt gegenwärtig, der Vater geht gewöhnlich früh zu Bette, und die übrigen Kinder ſind ſchon lange ſchlafen gegangen . . . . . .

Vielleicht wollen Sie wiſſen, wie weit unſere Verbindung gekommen. Sie iſt wie ſie war. Wir lieben uns. Wir haben uns eins für das andere auf immer beſtimmt, aber ohne, daß eine ſonſt gewöhnliche Verſprechung vorgegangen. Ich wünſchte herzlich, daß wir der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſ't ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blaſ't ihn weg. ab.

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. ab.

Lerſe aus dem Wald.

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. vorbey. Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurm.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben. Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh' wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

uns bald noch näher verbinden könnten; aber ich muß zuvor eines genügenden Unterhaltes ſicher ſeyn. Das Project zu meiner Anſtellung iſt ſchon gemacht; aber es kann noch nicht ausgeführt werden. Meinen Aeltern habe ich ſchon von dieſer Familie, doch aber nur von Freundſchaft geſchrieben. Dieſes iſt noch ein Punct der mir Sorge macht. Die Aeltern pflegen andere Projecte zu haben. Ich muß ſchließen. Leben Sie wohl, meine Charlotte empfiehlt ſich Ihnen.

142.

Keſtner an Hennings.

Wetzlar 1770 vermuthlich im Herbſt.

..... Mein letzter Brief war größtentheils nur Beantwortung. Da Sie mir noch nicht wiedergeſchrieben, ſo will ich einmal ganz von mir allein oder was mich angeht, reden ..... Vorher muß ich Ihnen einige Begebenheiten, und recht traurige Begebenheiten aus der Familie meiner Lottgen erzählen. Sie werden ſich wundern, warum ich es nicht ehender gethan: denn ſie ſind ſchon alt. Allein bisher wußte ich mir weiter nicht, als durch das aus dem Sinn ſchlagen zu helfen: und wollte ich Ihnen vollſtändig erzählen; hiezu war ich bisher nicht im Stande. Die Zeit hat den Schmerz gemildert, und ich werde jetzt mehr im Stande ſeyn davon zu ſchreiben. Ich habe Ihnen ſchon vor einigen Jahren eine Beſchreibung der Familie meines Mädchens gemacht. Sie erinnern ſich noch, daß ihre Mutter eine Hauptperſon darin war: ich ſage *war*, denn ach! ſie iſt es nicht mehr. Ich glaube Ihnen geſagt zu haben daß ſie die beſte Frau, die beſte Mutter und das vollkommenſte weibliche Geſchöpf war, das ich kenne. Sanft ihr Character, weich, gefühlvoll ihr Herz, zugleich munter und heiter. (Ich zähle ihre Eigenſchaften her, wie ſie mir einfallen.) In ihrer Jugend war ſie eine Schönheit, und noch am 40ſten Jahre, nachdem ſie 14 oder 15 Kinder gehabt, verſah man ſie zu Zeiten für eine ihrer Töchter. Ihre Miene war einnehmend und ganz Beſcheidenheit, ſittſam und jungfräulich. Sie erröthete noch wie das unerfahrenſte Frauenzimmer für einen freien Ausdruck. Ihr Körper war weiblich, ſchwach und zart; auch ihre Seele war weiblich, aber ſie dachte auch wie ein Mann, groß, edel und war oft heldenmüthig. Ohne piquant witzig zu ſeyn, konnte ſie aufmuntern, anderer Mienen aufheitern, wie ſie wollte und war ſehr unterhaltend. Sie redete viel ohne Weibergeſchwätz. Ihre Kinder waren ihr vornehmſtes Geſchäft: für dieſe ſorgte ſie unaufhörlich; ſie hatte ſie immer um ſich und bildete ihre jungen Seelen, ohne daß die Kinder es ſelbſt wußten, ohne Strenge, ohne Furcht, durch lauter Liebe und Zärtlichkeit; doch geſtattete ſie ihnen auch keine Unart. Die Kinder liebten ihre Mutter dagegen eben ſo zärtlich; nirgends waren ſie lieber als bey ihr; wenn ſie ausgieng betrübten ſie ſich, ſie lagen ihr an bald wieder zu kommen, und wenn ſie wieder kam war lauter

Freude: ſie hingen ſich an ſie und küßten ſich dann wieder ſatt. Auch außer dem Hauſe war ſie verehrt und geliebt. Sie war jedermann, wenigſtens unter dem Namen: Die Frau mit den vielen ſchönen Kindern, bekannt. Von den Geringern verehrt, denn gegen jedermann war ſie freundlich und gefällig, jedermann war ihr Nächſter: ohne Reichthum that ſie viel Gutes, entweder durch reellen Verſtand, oder guten Rath, Zureden, tröſten und aufmuntern, alles mit einem Anſtande, der zugleich ihr gutes Herz, und ihren Verſtand verrieth: ich meyne ihre Wohlthaten ertheilte ſie mit einer ſolchen Leichtigkeit, woraus man ſah, daß eine wahre innere Empfindung ſie dazu veranlaßte, und doch mit einer Art, welche den Wohlthaten noch einen Werth mehr beylegte: gar vieles that ſie heimlich, denn ihr Mann, zwar rechtſchaffen und gut, und ſelbſt gutthätig, machte gern ökonomiſche Anmerkungen.

Von ihres Gleichen hochgeachtet und geliebt, und bey den Vornehmern geachtet. Bey dieſen vergab ſie ſich nichts, war bey verſchiedenen, die ſie ihrer würdig hielt, gern geſehene Geſellſchafterin, auch vertraute Freundin und Rathgeberin. Außer dem, daß ſie von ſolchen ſelbſt geſucht wurde, und ſich mit Vorbedacht ſuchen ließ, hatte ſie auch noch, in Rückſicht deſſen, daß ihre Familie groß war, und ſie das Glück ihrer Kinder wünſchte, und dazu anderer Beiſtand nöthig hielt, die Abſicht, ſolche Leute zu conſerviren, die ihr oder ihren Kindern nützlich ſeyn könnten...... Sie war meine beſte Freundin die ich je gehabt, und vielleicht je bekommen werde, und ob ſie gleich gegen jedermann gefällig und liebreich war, ſo war ſie doch mit ihrer genauen Freundſchaft nicht ſo freigebig. Noch ehe ſie daran denken konnte, daß ich in ihrer Familie mehr als blos Umgang und Freundſchaft ſuchen würde, hatte ich ihre ganze Gewogenheit, und es fanden ſich verſchiedene, denen ſie des Intereſſes wegen, einen Vorzug hätte einräumen müſſen, die ſie aber mir nachſetzte. Sie wiſſen, daß ich zu dem Eigenlobe nicht geneigt bin, und ich weiß es zu gut, daß ich in Erlangung anderer Gewogenheit, meinem Glücke, vielleicht meiner ehrlichen, treuherzigen Miene, mehr, als meinem Verdienſte zuzuſchreiben habe. Genug . . . . .

Die Fortſetzung dieſes Briefes fehlt.

Aus

Weimars Glanzzeit.

Ungedruckte Briefe

von und über

Goethe und Schiller,

nebſt einer Auswahl ungedruckter vertraulicher Schreiben von
Goethe's Collegen, Geh. Rath v. Voigt.

Zum
funfzigſten Jahreſtage des Todes Schillers
herausgegeben
von
Auguſt Diezmann.

Leipzig, 1855.
Hermann Hartung.

[illegible]
[illegible]
[illegible] 12 1912

Vorwort.

Karl Auguſt, Goethe und Schiller haben Weimar einen Glanz verliehen, der leuchtend ſtrahlen wird ſo lange es eine deutſche Literatur giebt. Ein halbes Jahrhundert bereits ruht Schiller, ein Vierteljahrhundert Goethe mit dem fürſtlichen Freunde in der kleinen Stadt an der Ilm in der Gruft, die durch ſie zur Kaaba Deutſchlands geworden iſt, aber ihr Wirken zieht ſich „wie ein rother Faden“ bis zum heutigen Tage durch die deutſche, ja durch die europäiſche Literatur, ihre Worte und Werke klingen in immer weitern Kreiſen in tauſendfachen Echos nach und ihre Geſtalten erſcheinen um ſo größer und rieſenhafter, je weiter die Zeit ſich von jener entfernt, in welcher ſie lebten und thätig waren.

Alles was dazu beitragen kann, die große, glänzende Zeit Weimars und der deutſchen Literatur beſſer noch kennen zu lernen, ſollte wohl allen Gebildeten Deutſchlands willkommen ſein, es wird aber nur von der verhältnißmäßig kleinen Anzahl derjenigen freudig begrüßt, welche die Bedeutſamkeit jener Epoche ganz erkannt haben.

Für dieſe ſind die nachfolgenden Blätter beſtimmt, eine Auswahl aus den hinterlaſſenen Papieren des Profeſſors Hufeland (in Jena, Landshut, Danzig und Halle), die in den Beſitz des Verlegers übergingen.

Wenn Goethe von Briefen überhaupt ſagt: „Briefe gehören unter die wichtigſten Denkmäler, die der einzelne Menſch hinterlaſſen kann", ſo rechtfertiget ſich gewiß auch die Anſicht, daß ſelbſt das kleinſte ſchriftliche Denkmal großer Menſchen von Intereſſe iſt und für die Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient. Auch der an ſich vielleicht unbedeutende Brief eines Goethe, Schiller u. ſ. w. iſt das Erzeugniß des Geiſtes eines ſolchen Mannes und eine achſelzuckende oder muthwillige Vernichtung oder Vorenthaltung deſſelben eine heroſtratiſche Verſündigung. Wollte man Letzteres auch nicht zugeben, ſo ſollte doch jeder Brief und jedes Billet von Goethe, Schiller, Leſſing ꝛc. veröffentlicht werden, denn in jedem liegt ein wenn auch nur kleiner Beitrag zur nähern Kenntniß des äußern Lebens, des geiſtigen Strebens oder des Characters des Schreibers oder er bringt die Löſung einer Andeutung, die ein anderer enthält und die ohne jenen unerklärt geblieben wäre.

So ſind in dem Goethe-Schillerſchen Briefwechſel die Briefe vom 6., 10. und 12. Januar 1798 in Bezug auf den „Chineſen", Zweyter Knecht. Steig' auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht ſteigt hinauf. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! ich wollt', ſie ſtünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' einer hin! und fluch' und wetter ſie zurück. Knecht ab. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh' ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

die „wunderlichen äſthetiſchen Bemühungen des Herrn C.*)“ völlig unverſtändlich. Der von mir mitgetheilte 12. Brief Goethe's führt den Urſprung des „ſchönen Morceau“, wie Schiller es ſpöttelnd nennt, nach Göttingen und nun wird ſich das Ganze aufhellen laſſen. — Aus dem 9. Briefe erſehen wir, daß Goethe auch in der Lotterie ſpielte und ſogar eine beſtimmte Nummer ſuchen ließ. — Der 17 Brief giebt einen neuen Beweis wie bemühet er war, die Ideen, die er für nutzbringend hielt, zur Verwirklichung zu bringen, denn wir leſen, daß er ſogar des Juriſten Hufeland Verwendung für Aufführung ſeines „Mahomed“ nachſuchte. — Noch bemerkenswerther iſt was wir aus dem 10. Briefe erfahren. Während man im Publikum noch immer wähnt, Goethe habe ſtets in Reichthum und Ueberfluß gelebt, liegt hier Schwarz auf Weiß ein Zeugniß, daß er noch 1792 ſich genöthiget ſah, ein Capital von 1000 Thlrn. aufzunehmen, welches er nach dem 18. Briefe noch im Jahre 1800 verzinſete und, wie wir aus anderen Papieren erſehen, erſt nach weitern zehn Jahren zurückzahlen konnte.

Schiller erſcheint auch in den hier mitgetheilten Briefen zum Theil in Geldbedrängniſſen, zugleich eröffnen ſie uns aber einen Blick in ſein mitleidiges Herz, da wir von ihm ſelbſt erfahren, daß er trotz eigener Verlegenheit einem noch Aermern zu helfen wünſchte.

Die Briefe von Andern über Goethe und Schiller wurden hier mitgetheilt eines Theils, um einen Beitrag zu den Anſichten zu liefern, welche Zeitgenoſſen in freundſchaftlichen Briefen unter einander über die beiden Hervorragenden und deren literariſche Thätigkeit ausſprachen, andern Theils, um den Kreis der Freunde und Bekannten vollſtändiger kennen zu lernen, in dem namentlich Schiller ſtand, da wir bisher, außer denen, welche er ſelbſt in ſeinen Briefen erwähnt, von wenigen Perſonen wiſſen, mit denen er in nähern Verhältniſſen ſtand oder doch in Berührung kam. Hier lernen wir als einen Freund Schillers den nachmaligen Profeſſor Seyffer in Göttingen kennen und erfahren, daß der ſpäter ſo viel genannte ſächſiſche General Thielemann zu ſeinen Bekannten gehörte und ihn beſuchte.

---

*) Ob das „C“ wohl ein Druckfehler für „L“ iſt?

Von beſonderem Intereſſe dürften die Mittheilungen aus den Briefen des Geh. R. v. Voigt ſein, von denen der Verleger mehrere Hunderte beſitzt. Abgeſehen davon, daß wir dieſen überaus thätigen, vielſeitig gebildeten, redlichen Mann ſelbſt beſſer kennen lernen, welcher viele Jahre lang die Arbeitslaſt des Regierens unter Karl Auguſt faſt ausſchließlich trug, erhalten wir aus ſeinen vertraulichen Aeußerungen gegen den mit ihm verwandten Hufeland werthvolle Einblicke in die Anſichten und Grundſätze, nach denen Karl Auguſt mit Goethe das Weimarſche Land regierte, — Grundſätze, deren Anwendung es wohl erklärlich macht, daß das kleine Land einen ſo großen geiſtigen Glanz entfalten konnte, und die ſchönen Worte vollkommen rechtfertiget, mit denen Goethe einſt ſeinen fürſtlichen Freund feierte:

„Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur was er vermag;
Aber ſo wende nach Außen, ſo wende nach Innen die Kräfte
Jeder, — da wär' es ein Feſt Deutſcher mit Deutſchen zu ſein.“

Ich mache nur auf die mitgetheilten Bruchſtücke aus Reſcripten und Antworten des Herzogs aufmerkſam, ſo wie auf das Beſtreben ſeiner Regierung, „immer das Neueſte in der Philoſophie in Jena zu haben“ und ausgezeichnete Männer aller Art für dieſe Univerſität zu erhalten und zu gewinnen, ſelbſt ſolche, die an andern Orten ihrer angeblich zu großen Freiſinnigkeit wegen ungern geſehen oder gar ihres Amts entſetzt waren. Mit inniger Freude und nicht ohne Rührung lieſet man, wie freundlichmild und wohlmeinend dieſe Regierung die Jenenſer Profeſſoren ermahnt, nicht etwa ihren Anſichten zu entſagen oder ſie doch nicht auszuſprechen, ſondern nur, der ſchwierigen Verhältniſſe wegen, in Rede und Schrift ſich etwas zu mäßigen, dann aber auch mit welcher Vorſorge, Entſchiedenheit und Ausdauer ſie dieſelben nach Außen hin ſchützt und ſchirmt und die fortwährend drohenden Gefahren bald von einzelnen Profeſſoren und einzelnen literariſchen Unternehmungen, bald von der ganzen Univerſität abzuwenden ſich müht.

Die im Anhange mitgetheilten Recenſionen aus der Feder Schillers, die bisher unbekannt waren, wird man nicht ohne Intereſſe leſen, namentlich die zwiefache über „Goldonis Leben." Die erſte habe ich, nach ſeinem Briefe, in der Jen. Allg. Lit. Ztg. aufgeſucht; daß die zweite in Wielands Merkur ebenfalls von ihm herrührt, wird Niemand bezweifeln, der beide vergleicht.

Leipzig.

A. Diezmann.

Briefe von Goethe.

1.

Ew. Wohlgebohrn dancke ergebenſt für das mir zugeſendete Werck*), ich hoffe nächſtens Zeit zu finden mich ſelbſt damit bekannt zu machen und bald die angenehme Gelegenheit zu finden mich mündlich über die darin abgehandelten wichtigen Materien zu unterhalten. Mit vollkommenſter Hochachtung unterzeichne ich mich

Ew. Wohlgeb.

ergebenſter

W. d. 20 Oct. 1790. Goethe.

2.

Ew. Wohlgebohrn

würde ſchon längſt meinen Dank für die überſendete Schrift ſchriftlich abgeſtattet haben, wenn ich nicht immer bisher auf eine Gelegenheit gehofft hätte ſolches mündlich zu thun.

Die Bemühungen Ew. Wohlgeb. müſſen einem Jeden ſchätzbar ſeyn, der lebhaft überzeugt iſt wie vortheilhaft es der Menſchheit überhaupt und jedem Staate insbeſondere ſeyn muß, wenn die Wege die zur Kenntniß und Beurtheilung der Geſetze führen von allen Seiten geebnet und beſonders auch für die Jugend reitzend gemacht werden. Halten Ew. Wohlgeb. Sich meines Antheils verſichert und erhalten mir Ihr geneigtes Andenken. Weimar den 22 Merz 1792.

JW. v. Goethe.

---

*) „Naturrecht“ v. Hufeland.

3.

Mit Rückſendung des Eſchenburgiſchen Briefes*) danke ich Ew. Wohlgeb. auf das Verbindlichſte für den überſchickten engliſchen Cellini und bitte den gefälligen Mittheilern gleichfalls dafür meinen beſten Dank zu ſagen. In wenig Zeit werde ich wieder an dieſe Arbeit gehen und, ſobald ich die engliſche Ueberſetzung, nur in einigen Stellen, mit dem Original und mit meinem Verſuche verglichen habe, jene wieder zurückſenden; ſie ſcheint mir, nach dem erſten Einblick, ſehr klar und treu, nur ſcheint ihr eine gewiſſe Anſchauung der Kunſt und Italieniſchen Natur abzugehn. Sollte ich mein Urtheil zu voreilig finden, ſo werde ich es gern widerrufen. In Noten und Erläuterungen hat er nichts vorgearbeitet.

Wenn ich mir jetzt eine gute Stunde machen will, ſo erinnere ich mich der lebhaften geiſtreichen Jenaiſchen Zeiten**) und wünſche ſie ſobald als möglich wieder erneuert zu ſehen. Ich habe ſeit meiner Rückkunft eher Freund Schillern in ſeiner Lebensart***) nachgeahmt, nur daß mir mein Hausgarten eher einige Entſchädigung giebt.

---

*) Dieſer Brief, an Hufeland gerichtet, hat ſich auch erhalten und die hierher gehörige Stelle lautet:

„Die engliſche Ueberſetzung von dem Leben des Cellini beſaß ich nicht ſelbſt, ſondern mußte ſie erſt aus Süder Ditmarſchen von dem Etatsrath Boie in Meldorf verſchreiben, der ſie Leſſingen und mir vor achtzehn Jahren mitgetheilt hatte. Er iſt ſo willfährig geweſen, ſie mir bald zu überſenden und hier erhalten Sie ſie alſo, mit der Bitte, für ihre nicht allzuſpäte Zurückſendung gütigſt beſorgt zu ſein. Empfehlen Sie bei dieſer Gelegenheit dem Herrn v. Goethe mein Andenken beſtens und verſichern ihn meiner herzlichen Vorfreude auf dieſe ſeine neue Arbeit. In beſſere Hände hätte ſie nicht kommen können ꝛc.“

Braunſchweig, 21. Mai 1796. Der Ihrige.

Eſchenburg.

**) „Die Univerſität Jena ſtand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zuſammenwirken von talentvollen Menſchen und glücklichen Umſtänden wäre der treueſten lebhafteſten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre; Woltmann hatte ſich intereſſant gemacht und berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen; die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philoſophiſch und wiſſenſchaftlich zur Sprache ꝛc.“ erläutert Goethe in den „Annalen“ 1796.

***) Der ſelten ſein Haus verließ.

Man hat mir geſagt, daß Sie die Zeit über ſich nicht wohlbefunden haben, ich hoffe, daß Sie völlig wieder hergeſtellt ſind. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und allen werthen Freunden und Freundinnen Ihres Kreiſes. Sollten Sie nach Weimar kommen, ſo umgehen Sie mich nicht. Weimar den 1 Julius 1796.

Goethe.

4.

Heute Abend um 5 Uhr werde ich aufwarten und meine Waare vorlegen; bis gegen 7 Uhr wo ich mich wieder entfernen muß kann man dieſe Kunſtwerke ſchon mit einiger Aufmerkſamkeit durchſehen.

Wollen Sie morgen früh um 10 Uhr einer Raupendemonſtration beiwohnen, ſo ſoll es mir auch viel Vergnügen ſeyn. Jena den 17ten Sept. 96.

G.

5.

Beykommende juriſtiſche Gelahrtheit iſt zwar keine Laſt vieler Camele, aber doch immer eine gute Bürde für eine Botenfrau. Haben Sie die Güte dieſe Bücher in Ihre Bibliothek zu ſtellen, und wenn Sie die darin enthaltnen Materialien mit Klarheit, Methode und Geſchmack benutzen und ordnen, ſo gedenken Sie meiner dabey freundlich. Leben Sie recht wohl und grüßen die Ihrigen und nehmen meinen wiederholten Dank für die manchen guten Genüſſe die Sie mir bey meinem Aufenthalt in Jena verſchafft haben.

Weimar den 10. Octobr. 1796.

Goethe.

Hierbey noch ein Exemplar Melodien zum Muſenalmanach ins Haus, eins an Frau Hofrath Loder, eins an Frau Doctor Paulus.

6.

Hier ſchicke ich, wertheſter Herr Doctor, einen kleinen Aufſatz über die Grundlage zu einer architectoniſchen Bibliothek, wie ich ihn heute früh dictirt habe, er enthält freylich zu wenig und zu viel. Wenigſtens aber wird Ihren Correſpondenten keines dieſer Bücher angeſchafft zu haben reuen. Wir ſprechen darüber, und es läßt ſich wohl noch manches zweckmäßig in der Kürze hinzuthun, und man kann, wenn man nur erſt ſieht wo Ihr Correſpondent hinauswill, nach und nach mehr darauf bauen. Ich wünſche recht wohl zu leben und hoffe Sie heute Abend zu ſehen. Jena am 22ten Febr. 1797.

Goethe.

7.

Schon wieder bin ich nach Jena und zwar, wie ich hoffe, auf längere Zeit zurückgekehrt, und komme ſogleich in den Fall Sie um eine Gefälligkeit zu erſuchen.

Durchlaucht der Herzog wünſchen den zweyten Theil der Ruinen von Athen zu ſehen, und laſſen zugleich anfragen: ob man das hier vorräthige Exemplar, ohne den erſten Theil, käuflich erhalten könne? denn den erſten beſitzt man ſchon in Weimar. Wollten Sie mir dieſen Band ſchicken, ſo würde ich denſelben heute, wohl eingepackt, mit den Botenweibern, nach Weimar ſenden.

Ich hoffe bald das Vergnügen zu haben Sie zu ſehen. Jena am 22ten Febr. 1797.

Goethe.

8.

Durch Herrn Hofrath Schiller, der mit H. Boye in Correſpondenz ſteht, ließ ich dieſen erſuchen mir den engliſchen Cellini, gegen eine Vergütung abzutreten*); er hatte die Gefälligkeit mir ſolchen pure zu überlaſſen und ich bin eben im Begriff, nebſt meiner Dankſagung, ihm dagegen eine kleine Artigkeit zu machen. Wollten Ew. Wohlgeb. die Güte haben dieſes, nebſt meiner Empfehlung, Herrn

---

*) „Wenn Sie an Boie ſchreiben, ſo fragen Sie ihn doch: ob er mir die engliſche Ueberſetzung, die ich von ihm durch Eſchenburg habe, überlaſſen will. Ich will gern bezahlen, was ſie koſtet und noch ein Exemplar meiner Ueberſetzung, wenn ſie einmal ganz herauskommt, verſprechen.“ Goethe an Schiller am 19. October 1796.

Hofrath Eſchenburg zu melden? Ich bitte um Verzeihung daß dieſe meine Angelegenheit Ihnen abermals Mühe macht, ich verdanke Ihnen um ſo mehr den Vortheil, den ich aus dieſem Buche bey meiner Arbeit gezogen habe. Ich wünſche recht wohl zu leben und hoffe Sie bald zu ſehen und Ihnen die letzten Geſänge meines Gedichts*) vorzutragen. Weimar am 3ten Mai 1797.

Goethe.

9.

Wollten Ew. Wohlgeb. die Güte haben, mit der heutigen Poſt, bey Ihrem Herrn Schwager**) anzufragen: ob das Loos

No. 7666.

in der hamburger Stadtlotterie ſelbſt, entweder ganz oder zum Theil, vielleicht noch zu haben wäre.

Ich habe bedacht daß es doch angenehm ſeyn müßte, in einem, zwar unwahrſcheinlichen, aber doch möglichen Falle, das Gut***) zugleich mit dem großen Looſe zu gewinnen. Sie ſehen daß ich mich gleich recht in den Sinn eines Lotterieſpielers verſetze, an den Zufall muß man gleich übertriebene Forderungen machen. Ich fürchte nur die Nummer iſt ſchon in alle Welt ausgegangen.

Erfreuen Sie ſich des ſchönen Morgens in Ihrem Garten. Jena am 20 Mai 1797. G.

10.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hierbey:

An jährigen Intereſſen†)	40 Rℓ.	— Gr:
Für Bücher für Serenissimum . . .	7	7
Fürs halbe Loos 2 Louisd'or à 5 Rℓ. 16	11	8
Für Bücher von Danzig für mich . . .	9	20
	68 Rℓ.	11 Gr:

---

*) Hermann u. Dorothea

**) Wiedemann, in Hamburg.

***) Er hatte wahrſcheinlich Nr. 7666 aus einer Lotterie zum Ausſpielen eines Gutes.

†) Dieſe Zinſen rühren von einer Anleihe her, welche Goethe bereits im Jahre

Ueber die zwey erſten Poſten erbitte mir Quittung und danke für den mir gegebenen Credit.

Der zweyte Theil der Ruinen von Athen befindet ſich auf hieſiger fürſtl. Bibliothek, nebſt einer Note daß er nicht bezahlt ſondern auf Ew. Wohlgeb. Verlangen zurückzuſenden ſey.

Unſer guter Meyer iſt glücklich am Zürcher See angekommen, und befindet ſich um vieles beſſer, ich hoffe die vaterländiſche Luft ſoll ihn bald völlig herſtellen, und denke ihn nächſtens aufzuſuchen*),

---

1792 bei dem Profeſſor Hufeland machte und die erſt nach vielen Jahren zurückgezahlt wurde. Die Sache ging durch Goethes Collegen, den Geh. Rath Voigt und ich finde in deſſen Briefen an Hufeland folgende bezügliche Stellen.

Voigt ſchreibt am 18. Juni 1792 an Hufeland: „Ihre 1000 oder 1200 Thaler kann ich zu 4 Proc. ſo ſicher anbringen, daß ich allenfalls ſtets caviren würde, wenn Sie mir ſolche gelegentlich ſchicken werden. Im Vertrauen ſage ich, daß Ihnen Goethe darüber einen Wechſel ausſtellen wird, daß Sie aber hierüber alle mögliche höhere Sicherheit haben; kurz Ihr Geld iſt ſo ſicher als wenn es in Ihrem Kaſten läge. Es freut mich, daß dieſe Gelegenheit eben vorkommt.“

Dann am 2. Juli 92: „Unſere Geldaffaire abzumachen, dächte ich, daß Sie mich einmal beſuchten und das Geld mitbrächten; ſo machen wir ſogleich Alles ab, was zur Sache gehört.“

Auch die Auszahlung der Zinſen an Hufeland beſorgte meiſt Voigt, wie ſich aus ſeinen Briefen ergiebt. So finde ich über die erſte Zinszahlung folgende Stellen: vom 12. Novbr. 1793 „Ihre 40 Thlr. kommen noch nicht mit, weil ich noch nicht hinauskommen konnte zum Herrn von Goethe,“ und vom 5. Decbr. d. J.: „Was Ihre 40 Thlr. Intereſſen betrifft, ſo hat Goethe mir eine Anweiſung gegeben, die ich realiſiren werde, wozu aber heute und morgen die Zeit zu kurz iſt. Sie empfangen alſo von mir jene 40 Thlr., wenn ich wieder komme.“

Zu welchem Zwecke Goethe dieſes Geld brauchte und aufnahm, finde ich in den mir vorliegenden Papieren nicht einmal angedeutet; doch dürfte es nicht ganz unwahrſcheinlich ſein, daß er ſich mit einer größern Summe, die er aus eignen Mitteln nicht ſofort herbeiſchaffen konnte, zu der Reiſe „ins Feld“ verſah, da er ſich bekanntlich in der Mitte des Sommers 1792 zur Armee nach Frankreich begab und dann ſpäter der Blokade von Mainz bis zu Ende beiwohnte.

*) Er trat dieſe Schweizerreiſe bekanntlich am 30. Juli 1797 an und ſie hat unter andern doppelte Wichtigkeit, denn 1) that er leider! was er in den „Annalen“ bemerkt: „vor meiner Abreiſe verbrenn' ich alle an mich geſendeten Briefe ſeit 1772 aus entſchiedener Abneigung gegen Publication des ſtillen Ganges freundſchaftlicher Mittheilung, und 2) verdanken wir ihr Schillers „Tell“. Bekanntlich ſagt Goethe ſelbſt in den „Annalen“: „weil die epiſche Form bei mir gerade das Uebergewicht hält, erſann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der claſſiſchen Oertlichkeit.“ Wie Goethe den Gedanken an die Ausführung dieſes Gedichtes aufgab und Schiller den Stoff für ein Drama ſich aneignete, S. „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe.“

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! **Götz.** Sieg! Sieg!

Götz *ſteigt vom Pferd.* Theuer! Theuer! Du biſt verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georda wir denn wahrſcheinlich gegen den Winter zuſammen zurückkommen werden. Ich hoffe Ew. Wohlgeb. noch vor meiner Abreiſe zu ſprechen und wünſche indeſſen recht wohl zu leben. Weimar am 15 Juli 1797. Goethe.

11.

Mit vielem Dank ſende ich das architectoniſche Werk zurück und empfehle mich nochmals zu geneigtem Andenken Morgen werde ich endlich nach Frankfurth abgehen, ſchwerlich wird meine Reiſe ſo lange als die Vorbereitung dauern, worüber ich auch am Ende ganz getröſtet bin, denn man befindet ſich denn doch in einem gewiſſen gewohnten Kreiſe, umgeben mit Perſonen mit denen man ſich verſteht, immer am beſten. Leben Sie recht wohl und empfehlen mich den werthen Ihrigen. Weimar am 29 Juli 97.

Goethe.

12.

Ew. Wohlgeb.

ſage den verbindlichſten Dank für die ſo bald beſorgten göttingiſchen Blätter. Das Opus iſt äußerſt wunderlich, die mehr oder weniger alten und neuen äſthetiſchen Ingredienzien ſind auf eine ſeltſame Weiſe zuſammengeſtellt. Sollten Ihnen, auf irgend einem Wege, dereinſt nachgeſchriebne Hefte vorkommen, ſo wäre ich neugierig zu ſehen wie er gewiſſe aufgeworfne Fragen beantwortet.*)

---

*) S. Goethes Brief an Schiller v. 10. Jan. 1798: „zugleich lege ich des Herrn C. äſthetiſche Bemühungen bei, die ich wohl zu bewahren bitte. Nicht leicht iſt mir etwas ſo wunderlich vorgekommen. Das Ganze ſcheint mir aus alter überlieferter Waare, aus eigenen unbeſtimmten Anſichten und aus Lappen der neuen Philoſophie zu beſtehen. Es müßte luſtig genug ſein, wenn man dereinſt nachgeſchriebene Hefte erwiſchen könnte, wonach ich aufſtellen will," — und Schillers Antwort darauf vom 12. Jan. 98: „Das metaphyſiſche Geſpräch des Paters mit dem Chineſen hat mich ſehr unterhalten und es nimmt ſich in der gothiſchen Sprache beſonders wohl aus. Ich bin nur ungewiß, wie es in ſolchen Fällen manchmal geht, ob etwas recht Geſcheidtes oder etwas recht Plattes hinter dem Raiſonnement des Chineſen ſteckt. Wo haben Sie das ſchöne Morceau aufgefunden? Es wäre ein Spaß, es abdrucken zu laſſen mit einer leiſen Anwendung auf unſere neueſten Philoſophen." Etwas Näheres darüber zu ermitteln iſt mir nicht möglich geweſen.

Mein Wunſch Sie bald in Jena zu ſehen wird immer lebhafter. Ich bin nun einmal an dieſe Ausflucht ſo gewohnt, daß ich nicht lange hier ſeyn kann ohne mich darnach zu ſehnen. Leben Sie recht wohl und erfreuen ſich einer ununterbrochenen Thätigkeit.

Weimar am 10 Jan. 1798.

Goethe.

13.

Kaum habe ich heute früh mich in einem litterariſchen Bedürfniß an Sie gewendet, ſo komme ich ſchon wieder, und zwar um Ihnen die Angelegenheiten von ein Paar Autoren zu empfehlen, die freylich weit genug auseinander ſtehen.

Der erſte iſt unſer Freund Knebel, von deſſen Properziſchen Elegien ich ein Exemplar beylege, das eigentlich für Hrn. Prof. Meyer beſtimmt iſt. Für ſeine große und vieljährige Mühe wünſchte ich ihn mit einer baldigen, der Arbeit und der Perſon gemäßen, geneigten Recenſion erfreut zu ſehen*). Vielleicht übernähme unſer Schlegel eine ſolche kleine Bemühung.

Zweytens lege ich einen wunderlichen Brief des Prinzen von Ligne bey, der unſern Herzog als Mittler zwiſchen ſich und einem Verleger anruft. Ich fürchte ſehr, daß weder fürſtliche noch litterariſche Interceſſion ſeinen Wünſchen gedeihlich ſeyn kann, doch bin ich zu einer Anfrage verpflichtet, und die glaube ich nicht beſſer als bey Ihnen thun zu können. Der ich recht wohl zu leben wünſche und mich mit Ihnen darüber bald möglich zu unterhalten hoffe.

Den 16 Nov. 98.

Goethe.

---

*) Hufeland war mit Schütz Redacteur der Allg. Literat. Zeitung. — Schlegel lieferte die gewünſchte Recenſion, denn Göthe ſchreibt an Knebel (Briefwechſel zwiſchen Goethe u. Knebel 1. Bd. S. 196) am 31. Decbr. 1798: „ich lege die Recenſion Deines Properz bei; ſie iſt von Rath Schlegel in Jena. Ich wünſche, daß Du Dich mit ihm in Relation ſetzeſt und mit ihm über Deinen Lucrez conferireſt. Er hat ſehr ſchöne Einſichten und, einen kritiſchen Freund an der Seite, kommt man immer ſchneller vom Fleck."

14.

Ew. Wohlgeb.

haben die Gefälligkeit beyliegendes in den allgemeinen Anzeiger *) zu befördern und mir, was ich deshalb ſchuldig werde, gelegentlich anzuzeigen.

Auch diesmal bin ich von Jena ſchneller als mir lieb war weggenommen worden, doch wäre es unbillig, wenn ich mich beklagte, da ich in dieſen Tagen des Umgangs meines alten Freundes Verſe genoſſen habe.

Ich wünſche, daß Sie ſich recht wohl befinden mögen und hoffe Sie bald in Jena wieder zu ſehen und mich Ihrer Unterhaltung zu freuen. Weimar am 6 December 1798.

Goethe.

15.

Ew. Wohlgeb.

haben die Gefälligkeit beykommendes in den Anzeiger der Litteraturzeitung einrücken zu laſſen und mir gelegentlich was ich ſchuldig geworden anzuzeigen.

Bald hoffe ich einige ſchöne Frühlingstage in Ihrer Geſellſchaft zuzubringen. Der ich recht wohl zu leben wünſche. Weimar am 26 April 1799.

Goethe.

16.

Darf ich wohl, ohne unbeſcheiden zu ſeyn, Ew. Wohlgeb. um die wiederholte Gefälligkeit erſuchen die Publicität beyder Aufſätze zu befördern?

Für die mitgetheilten Bücher danke ich zum ſchönſten. Der blaue Autor nimmt das Leben freylich etwas ernſthafter als der gelbe.

Sie ſehen aus dieſer Farbvergleichung daß mir dieſe Phänomene einmal wieder ſehr nahe liegen. Ich habe in den drei Wochen meines Hierſeyns, endlich einmal das Schema über das Ganze zu-

---

*) Der Lit. Ztg.

ſammengeſtellt. Sie wiſſen aus eigner Erfahrung, was dadurch ſchon gewonnen iſt.

Sollte ich vor meiner nahe bevorſtehenden Abreiſe nicht das Vergnügen haben Sie wieder zu ſehen, ſo wünſche ich recht wohl zu leben und empfehle mich zu geneigtem Andenken. Jena am 2^{ten} December 1799.

Goethe.

17.

Indem ich Ew. Wohlgeb. das fünfte Stück der Propyläen überſende und zu geneigter Theilnahme beſtens empfehle, ſo lege ich auch einige beſonders gedruckte Anzeigen bey.

Wenn Sie, in dem weiten Kreiſe Ihres Einfluſſes, etwas dazu beytragen mögen daß Mahomet aufs Theater kommt*) und daß mehrere Künſtler um den abermals ausgeſetzten Preis concurriren**), ſo werden Sie in beyden Fällen etwas thun das für die Künſte nicht ohne Wirkung bleibt.

---

*) Im 5. Heft der Propyläen finden ſich „einige Scenen aus Mahomet nach Voltaire", mit einer Vorbemerkung, es ſei zu wünſchen, daß, unbeſchadet des Originalganges, den wir einzuſchlagen haben, die Vorzüge des franzöſiſchen Theaters auch auf das unſerige herübergeleitet werden möchten . . „Die Nothwendigkeit, unſer tragiſches Theater durch Verſification von dem Luſtſpiel und Drama zu entfernen, wird immer mehr gefühlt werden, und es läßt ſich hoffen, daß die Scheu der dramatiſchen Künſtler gegen Rhythmiſches kurirt werden könne. Um eine ſolche Epoche beſchleunigen zu helfen, den Schauſpieler zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem gemeſſenen Vortrag, zu einer gehaltenen Action zu veranlaſſen, iſt dieſe Bearbeitung des voltairiſchen Mahomets unternommen worden." Auch empfahl ſich die Aufführung des Stückes, ein Verſuch dieſer Art, wegen der Beſchränktheit des Perſonals für jedes Theater. —

„Die Ueberſetzung Mahomeds von Goethe ſoll hoffentlich eine Epoche in der Verbeſſerung des deutſchen Geſchmacks machen," ſchreibt Carl Auguſt an Knebel 14. Jan. 1800. S. Knebel's liter. Nachlaß Bd. I. S. 181. Dagegen Schillers Gedicht „An Goethe. Als er den Mahomed von Voltaire auf die Bühne brachte."

**) Im 5. Heft der Propyläen werden den Künſtlern zwei Aufgaben zu Zeichnungen oder Bildern geſtellt: „Der Abſchied des Hectors von der Andromache" (Ilias VI. 395 ff.) und „Ulyſſes u. Diomed, welche das trojaniſche Lager überfallen" (Ilias X. 377 ff.). Der ausgeſetzte Preis war 30 Dukaten. Den erſten Preis erhielt Hoffmann in Köln, den zweiten Nahl zu Caſſel.

Denn wenn gleich die Aufführung des Mahomets ſo wie die Preisaufgabe, beyde an und für ſich, nicht von der größten Bedeutung ſeyn möchten ſo kann doch das was dadurch aufgeregt wird bedeutend werden. Und müſſen wir nicht meiſt das beſte was wir thun in dieſer Hoffnung thun?

Leben Sie recht wohl und erhalten mir ein freundſchaftliches Andenken. Weimar am 30 Dec. 1799.

Goethe.

18.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hierbey die Vierzig Thaler, jährige Intereſſe*), mit meinem Dank für den mir fortgeſetzten Credit. Möchte doch dießmal mein Vorſatz, Jena im Auguſt zu beſuchen, mir gelingen und ich das Vergnügen genießen einige ſchöne Sommertage in Ihrer Geſellſchaft zuzubringen.

Der ich indeſſen recht wohl zu leben und mich den werthen Ihrigen beſtens zu empfehlen bitte.

Weimar am 8 Juli 1800.

JW v. Goethe.

19.

Ew. Wohlgeb.

erhalten hiebey das letzte Stück der Propyläen, das ich einer günſtigen Aufnahme empfehle.

Zugleich erlauben Sie mir eine kleine Bitte: Der junge Schnauß, der ſich gegenwärtig in Jena aufhält und unter Ihre eifrigen Zuhörer gerechnet werden kann, wünſcht die Erlaubniß Ihnen manchmal aufwarten zu dürfen und, auf ſeiner academiſchen Laufbahn, ſich Ihres einſichtsvollen Rathes zu erfreuen.

Sein Vater war mein alter Freund und hatte manches Verdienſt, ſowohl ums Ganze als um uns Einzelne*), der Sohn ſteht ſehr iſolirt und iſt wirklich von guter Art. Sie werden ihn, nach Ihrer gewöhnlichen Güte und Vorſorge für junge Leute, wenn Sie ihm den Zutritt vergönnen, ſehr glücklich machen.

---

*) S. die Bemerkung zu dem 10. Briefe.

Der ich recht wohl zu leben wünſche und mich zu geneigtem Andenken empfehle.

Weimar am 27 Nov. 1800.

JW v. Goethe.

20.

Ew. Wohlgeb.

verzeihen eine Anfrage. Ich vernehme, daß ein junger Eiſenacher, nahmens Buch, ſich in Jena befindet, welcher eine ſchöne Tenorſtimme haben ſoll. Da er nun, wie ich höre, in Ihrem Hauſe bekannt iſt, ſo wünſchte ich durch Sie einiges nähere zu erfahren und ob Sie wohl glauben daß es ein Subject ſey, welches man zum Theater anziehen könnte? Wollten Sie wohl die Gefälligkeit haben mir Ihre Gedanken darüber zu eröffnen? Ich würde, wenn Sie ihm einigermaſen ein gutes Zeugniß geben, ihn ſodann herüberkommen laſſen, da er ſich denn auch vor unſern Kennern produciren möchte.

Der wackere Zelter hat mir einige ſehr angenehme und bedeutende Compoſitionen geſchickt, die ich, bey meiner nächſten Anweſenheit in Jena, in Ihrem häußlichen Kreiſe, dem ich mich beſtens empfehle, einzuführen hoffe.

Weimar am 22 Dec. 1802.

Ew. Wohlgeb.
ergebenſter Diener
Goethe.

Nachſchrifft.

Sollten Ew. Wohlgeb. einigermaſen für die Affirmative ſeyn und in dem jungen Menſchen eine Brauchbarkeit für das Theater vermuthen; ſo hätten Sie ja wohl die Güte ihn nächſtens herüber zu ſchicken, damit man ihn ſehen und prüfen könnte, vorausgeſetzt, daß er, wie man mir verſichert, einige Neigung zu dieſen Zuſtänden haben ſollte.

---

*) Beamter, College von Goethe und Voigt.

Wie im Briefe.
G.

Briefe von Schiller.

1.

Hier, mein Beſter, einſtweilen die Recenſion des Goldoni*). Die andern folgen nächſtens.

Auch folgt die N. Geſchichte**), die ich als Autor demüthigſt zu Eurer Liebden Füßen lege.

Für das überſchickte Werkchen danke recht ſchön. Es iſt ſeines Verfaſſers würdig, mündlich ein Mehreres darüber. Adio!

Künftig ſchicken Sie mir die A. L. Ztg. wieder durch Bertuch hieher***).

Schiller.

(Ohne Datum) Octbr. 1788? An Körner ſchreibt er am 20. Octbr.: „Die N. Geſchichte erwarte ich nun jeden Poſttag.“

2.

Weimar, 21. März 89.

Verzeyhen Sie, mein Beſter, daß Sie Ihren Mantel nicht früher erhalten. Der Poſtillon verſchwand mir neulich ſo ſchnell, daß es mir erſt einfiel ihm den Mantel mit zu geben, da er ſchon fort war. *)

---

*) Er hat lange damit zugebracht, denn ſchon am 5. Jun. 1788 ſchreibt er an Körner: „ich habe hier Goldoni's Leben zu recenſiren.“ (Die Recenſion ſelbſt ſiehe im Anhang).

**) Niederländiſche Geſchichte

***) Weimar.

Unſern Freunden machen Sie noch recht viele Complimente und Dankſagungen meiner Seits. Der Frau Hofräthin Schütz beſonders empfehlen Sie mich recht ſehr. Ich freue mich endlich einmal auf beſtändig bei Ihnen zu ſeyn und werde in Weimar meine Geſchäfte ſo kurz als möglich machen.

Haben Sie die Güte, der Frau Prof. Schütz die bewußten Meublen, worüber wir übereingekommen ſind, zu empfehlen. Es würde ſehr zu meiner Bequemlichkeit beitragen, wenn ich wenigſtens den Schreibtiſch und einige Tiſche vorfinden könnte, wenn ich einziehe.

Adieu.

Ihr ergebenſter
Schiller

Auch Reinholds viele Grüße.

3.

Maucke, der mir contractmäßig zwei Dritttheile Honorar für die Memoires nach Ablieferung des Mſcpts. bezahlen ſollte, iſt abgereißt, ohne deßwegen Verfügungen zu treffen. Ich hatte ihm den Tag beſtimmt, wann ich fertig werden würde, und bin es noch um zwei Tage früher geworden. Da ich mich auf dieſe Einnahme verlaſſen und ſonſt keine andere Anordnung getroffen habe, ſo bin

---

*) Unter den Briefen des Prof. Seyffer in Göttingen an Hufeland befindet ſich ein vom März 89 datirter aus Leipzig, worin es heißt:

„Schiller hat Ihnen und mir etwas Proſaiſches geſpielt, denn wahrſcheinlich hat er meinen Mantel mit nach Weimar und ich den Ihrigen mit hierher genommen. Ich muß ihn alſo bis Würtemberg mitnehmen, von wo Sie ihn entweder durch Poſt oder den Apoſtel Paulus (Prof. Paulus) erhalten."

Schiller und Seyffer waren Freunde und wahrſcheinlich gleichzeitig von Jena abgereiſet, wobei dieſe Mantelverwechſelungsgeſchichte vorgegangen. Daß Schiller um dieſe Zeit in Jena war, erfahren wir von ihm ſelbſt in dem Briefe an Körner vom 26. März 1789, wo er ſchreibt: „ich war dieſe und vorige Woche in Jena, um für ein Logis zu ſorgen." Er bereitete ſich vor, von Weimar nach Jena überzuſiedeln und ſeine Profeſſur dort anzutreten.

ich dadurch ſehr genirt, beſonders da ich vor meiner Abreiſe noch allerley Abzuthun habe. Unter anderm kommt der arme Schelm, der Ihnen dieſen Brief überbringt, ſehr dabey ins Gedränge. Ich habe ihm verſprochen ihm auf dieſe Zeit Geld vorzuſchießen, wovon er Koſt, Logis u. dergl. von dieſem ganzen Sommer abzutragen hat. Er hat ſeine Creditoren auf den Tag vertröſtet, den ich ihm beſtimmt habe, und nun ſetzt er mich wirklich in Verlegenheit. Sie ſtehn in Abrechnungen mit Maucken und können mir die Gefälligkeit erweiſen, mir biß er kommt oder biß ich ihm wenigſtens geſchrieben und Antwort erhalten habe 16 Carolin auf ſeine Rechnung vorſchießen, denn ſo viel beträgt die Summe, die er mir jetzt zu bezahlen gehabt hätte*). Können Sie es aber nicht, ſo muß ich mich an Bertuch halten, und Sie verzeyhen mir meine unhöfliche Zumuthung. Gute Nacht lieber Freund. Ich habe Morgen einen freyen Tag, weil ich erſt übermorgen abreiſe, und beſuche Sie und Schütz noch, dem Sie mich beſtens empfehlen mögen.

Ohne Datum (1789)

Ihr

Schiller.

4.

Der Meininger Hof hat mir die Ehre angethan, mich zum Hofrath zu machen, welches ich Sie bitte, theuerſter Freund, gelegenheitlich ins Intelligenzblatt der Allg. L. Ztg. zu ſetzen; weil ſo wichtige Dinge doch nicht geheim bleiben dürfen. Die Publication im Intelligenzblatt Ihrer Zeitung wird, denke ich, genug ſeyn.

Hier, Lieber, ſende ich Ihnen auch den Gatterer und Schlözer mit meinem Dank zurück, und dieſe Memoires ſtifte ich Ihnen in Ihre Bibliothek, ſo oft Ihr's leſet zu meinem Gedächtniß.

---

*) „Eben ſchreibt mir Bertuch, daß es mit Mauke wegen der Memoires berichtigt iſt: 4 Bände des Jahres, jeder ein Alphabet, der Bogen ein Carolin," meldet er Körner am 22. Jan. 89 und am 25. Febr.: „bei Ablieferung des ganzen Mſcpts. zu einem Bande iſt ſtipulirt, daß er mir ſogleich 16 Carolin baar und den Reſt des Honorars nach Vollendung des Drucks bezahlt."

Adieu.

S.

5.

Ich höre, lieber Freund, daß wir uns beide um den Profeſſor Schmidtiſchen Garten bewerben und ſo unangenehm es mir iſt, Ihnen in irgend einer Sache im Wege zu ſtehen, ſo ſind doch die Umſtände ſo, daß ich von der gegenwärtigen nicht wohl abſtehen kann. Ich habe ein dringendes Bedürfniß, in freier geſunder Luft zu leben und das einzige Mittel dazu iſt, daß ich ſo viel Monate im Jahr als es angeht im Garten wohne. Auf dieſen Schmidtiſchen Garten hatte ich mein Abſehen längſt gerichtet, und, ob mir gleich das Haus, ſo wie es jetzt beſchaffen iſt, nicht recht brauchbar iſt, ſo würde ich doch gerne die Koſten daran wenden, um es einigermaßen in Stand zu ſetzen.

Ich wollte Ihnen davon Nachricht geben, theurer Freund, damit wir den Garten durch dieſe ſonderbare Concurrenz nicht unnöthiger Weiſe hinauftreiben. Wahrſcheinlich haben Sie keine ſo dringenden Gründe wie ich auf dieſem Handel zu beſtehen und das Haus würde Ihnen ſchwerlich das werth ſeyn, was es mir iſt, da es weniger die Beſchaffenheit deſſelben als mein Bedürfniß iſt, was mich dazu treibt.

Haben Sie die Güte, l. Freund, mir Ihre Entſchließung mitzutheilen und ſeyen Sie übrigens verſichert, daß keine andere Rückſicht als die ich meiner Geſundheit ſchuldig bin, mich bewegen könnte, mich mit Ihnen in Colliſion zu ſetzen

Ganz der Ihrige

5. Febr. 97.

Schiller.

gen dank' ich das Leben, und hier Lerſen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde, die ich führte, ſollten von auſſen hinein mähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen, wie Reichsknechte.

Götz. Es floh Freund und Feind. Nur du, kleiner Hauf, hielteſt mir den Rücken frey; ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne, und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder, kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, — du kannſt nicht

6.

Vom Hauſe den 2. Octbr. 94.

Die Beilage*), lieber Freund, unterrichtet Sie von einem weitläufigen Unternehmen, an welchem ich Sie Antheil zu nehmen bitte. Ich weiß zwar, daß Ihre gehäuften Geſchäfte Ihnen verbieten, ſo viel für dieſe gemeinſchaftliche Schrift zu thun, als wir wünſchen, beſonders da Ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit auf das eigentlich Wiſſenſchaftliche gerichtet iſt, welches eine ſolche Monathſchrift, ihrer Natur nach, ausſchließt. Indeſſen hoffe ich doch, daß ſich irgend einmal entweder zu einem philoſophiſchen oder hiſtoriſchen Beytrage Zeit und Luſt bey Ihnen finden ſoll, als welches ich Ihnen im Nahmen unſerer ganzen Societät und insbeſondere noch für mich ſelbſt nahelege. Bereits beygetreten ſind Göthe, Herder, Geh. R. Jacobi, Engel aus Berlin, Garve, Genz, Matthiſon, Schlegel, Fichte, Woltmann, beyde Herren v. Humboldt, Körner, Fr. Schulz, Prof. Meier aus Weimar. Auch Schütz hat ſeinen Antheil uns zugeſagt. Das Uebrige, wenn wir uns ſehen, mündlich.

Meine Frau empfiehlt ſich, ſo wie ich mich Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin.

Ganz der Ihrige,
Schiller.

7.

Lieber Freund.

Ich erhalte eben das erſte Drittel meiner Geſchichte des 30jährigen Kriegs und wünſche Ihre Meinung darüber zu hören. Leſen Sie es zwiſchen heute und morgen durch und laſſen mich dann wiſſen, was Sie dazu ſagen. Adieu!

(Ohne Datum) S.

---

*) Die gedruckte Anzeige der Horen und Aufforderung zum Beitritt, die im Anfange des Goethe-Schillerſchen Briefwechſels abgedruckt iſt. Nur eine Auslaſſung bemerken wir dort, den Honorarpunkt. In dem mir vorliegenden Exemplar der Anzeige ſteht von Schillers Hand eingeſchrieben „der Bogen wird mit [illegible] u. [illegible]."

8.

Weimar, 28. März 1800.

Ja, lieber Freund, überwiegende Gründe haben es entſchieden, daß ich dieſen Sommer in Weimar und vielleicht einen Theil deſſelben in Rudolſtadt zubringen werde. Mein Gartenhaus wird dadurch frei und es würde mir ſehr angenehm ſeyn, Sie dieſen Sommer als meinen Nachfolger darin zu wiſſen. Fünfzig Thaler iſt der Preis und wenn Sie die Nutznießung des Gartens dabei wünſchen (das Gras ausgenommen, welches verpachtet iſt), ſo geben Sie die fünfzig Thaler in ſächſiſchem Courant (Louisd'or à 5 Thlr.). Der Garten iſt beſonders reich an Roſen und an Lilien und Sie können, wenn es ein gutes Jahr giebt, eine reichliche Obſtärnte halten. Ich bitte Sie nur mir Ihre Entſchließung, ſobald Sie ſie getroffen, wiſſen zu laſſen. Mit meiner Geſundheit geht es immer noch langſam, ich war zu ſchnell und zu heftig angegriffen werden, daß die Natur ſich nicht ſo bald wieder davon erhohlen kann. Sonſt iſt alles bei mir wohl, meine Frau, die ſich Ihnen beiden aufs freundſchaftlichſte empfiehlt, hat ſeitdem wir hier ſind eines anhaltenden Wohlſeyns ſich erfreut und auch die Unruhen und Sorgen bei meiner eigenen Krankheit gut überſtanden.

Wir werden uns ſehr freuen, Sie in den Ferien wieder zu ſehen.

Herzlich umarme ich Sie
Ihr
ganz ergebener
Schiller.

9.

Weimar, 22. Jun. 1800.

Herr Prof. Eichſtädt wünſcht mein Gartenhaus für Sommer und Winter zu miethen und bittet mich um baldige Antwort. Ich will ſie ihm nicht eher ertheilen, bis ich von Ihnen gehört habe, ob Sie etwa willens ſind, ſolches auf die zwei nächſten Sommer unter den alten Bedingungen zu behalten, in welchem Falle ich mich auf Herrn Eichſtädts Propoſition nicht einlaſſen würde. Haben Sie die Güte, lieber Freund, mir mit dem Botenmädchen Dienſtag Abends Ihre Entſchließung zu melden, weil ich Herrn Eichſtädt gern auf den Mittwoch anworten möchte. Leben Sie recht wohl; von uns beiden viel Schönes an Ihre Frau Gemahlin.

Ganz der Ihrige

Schiller.

10.

Weimar, 3. Decbr. 1800.

Da ich ſoeben einige Zahlungen in Jena zu machen habe, ſo bin ich ſo frei, mein lieber Freund, Sie zu bitten, dieſes in meinem Namen zu thun. An Paulſen bitte ich 15 Thlr. und an Göpferdt*) 5 Thlr. zu bezahlen, wenn es Ihnen gefällig iſt.

Wir haben die glückliche Entbindung Ihrer Frau Gemahlin mit großem Antheil vernommen und hoffen, Sie beide bald einmal wieder bei uns zu ſehen.

Vom Herzen der Ihrige

Schiller.

11.

Weimar, 4. Febr. 1802.

Ich habe auf die nächſte Woche einen Poſten von 60 Thlr. an den Apotheker Schwarze in Jena zu bezahlen, den ich nicht gern warten laſſe, weil er das Geld zum Etabliſſement ſeines Stiefſohns braucht und weil er mich immer gut behandelt hat. Kommt es Ihnen nicht ungelegen, lieber Freund, ſo würde ich Sie bitten, die 50 Thlr. für den Garten an ihn zu bezahlen, vorher aber mir in zwei Zeilen Nachricht davon zu geben, daß ich die 60 Thlr. voll mache. Sind Sie aber im Geringſten dadurch genirt, ſo will ich andere Anſtalten machen.

Mit herzlicher Freundſchaft der Ihrige

Schiller.

---

*) Buchdrucker in Jena.

12.

Weimar, 10. Febr. 1802.

Die aſſignirten 50 Thlr. habe ich von Geh. R. Voigt und Leg. R. Bertuch richtig ausbezahlt bekommen.

Da ich dieſer Tage ein Haus hier in Weimar gekauft und mich nunmehr zu einem bleibenden Aufenthalte in dieſer edeln Reſidenz beſtimmt habe, ſo wird mir mein Garten und Gartenhaus in Jena unnütz und ich bin entſchloſſen es zu verkaufen. Haben Sie Luſt zu dieſem Handel, ſo ſteht es Ihnen für das, was es mich ſelbſt koſtet zu Dienſten*). Ich habe es mit 1150 Thlr. erkauft und über 500 Thlr. ſonſt daran verwendet, welches alles ich mit den Rechnungen documentiren kann. Indeſſen bitte ich Sie, wenn Sie nicht ſelbſt zu dem Kaufe entſchloſſen ſind, von dieſer Summe gegen Niemand Erwähnung zu thun, weil ich es natürlich ſo hoch als möglich zu verkaufen ſuche. Die Hälfte der Summe kann auf dem Hauſe ſtehen bleiben, und nur die andere Hälfte braucht bis Oſtern baar bezahlt zu werden.

Der Conducteur Götze hat die Beſorgung dieſes Handels und wird die Schlüſſel bei Ihnen abholen, um das Haus und den Garten anzuſehen. Er beſorgt auch die Anzeige davon im Jenaer Wochenblatt.

Leben Sie wohl, mein wertheſter. Wir hoffen Sie bald wieder einmal hier zu ſehen.

Ganz der Ihrige

Schiller.

13.

Weimar, 1. April 1802.

Sie haben mir noch keine Erklärung gegeben, mein lieber Freund, ob Sie noch Luſt haben, meinen Garten zu kaufen. Es geſchehen jetzt Erkundigungen darnach und ich wünſche zu wiſſen, ob ich mit Ihnen Handels einig werden kann. Zwar ſehe ich wohl, daß ich nicht ohne Verluſt aus der Sache kommen werde, da ich einmal bei meiner Abweſenheit von Jena den Garten nicht ſo hoch nützen kann als er mir koſtet und es immer eine mißliche Sache bleibt das kleine Grundſtück beizubehalten, da ich ſelbſt nicht in Jena wohne. Wenn ich aber verlieren ſoll, ſo will ich es wenigſtens lieber an einen Freund als an einen Fremden. Ihnen will ich ihn alſo für 1500 Thlr. überlaſſen. Und da ich dieſe Summe gerade jetzt nicht mehr brauche und auch nicht gleich unterbringen kann, ſo könnte ich ſolche bis Weihnachten und einen Theil davon bis auf Oſtern zu 4 pro Cent bei Ihnen ſtehen laſſen, denn ich habe auf mein hieſiges Haus auch etwas geliehen, das ich mit 4 pro Cent verintereſſiren muß.

---

*) G. R. v. Voigt ſchreibt am 15. Febr. 1802 an Hufeland: „kaufen Sie doch Schillers Garten; es iſt doch ein gar angenehmes Beſitzthum. Hier in Weimar wäre es unbezahlbar, wenn die Berge mitgingen."

Laſſen Sie mich bald Ihre Antwort wiſſen, wenn Sie nicht ſelbſt auf den Sonnabend hierher kommen.

Empfehlen Sie mich und meine Frau Ihrer Frau Gemahlin. Ganz Weimar iſt noch voll von ihrem Lobe; ſie hat unſern hieſigen Damen, die ſich auch wollten hören laſſen, ein ſchweres Spiel gemacht*).

Leben Sie wohl und denken Ihres aufrichtig ergebenen

Sch.

14.

Weimar, 20. Mai 1802.

Da ich für den Sommer dem Dr. Schade erlaubt habe, meinen Garten zu benutzen, ſo kann ich blos über das Haus mit Ausnahme eines Zimmerchens par terre, welches Dr. Schade zum Abſteigequartier braucht, disponiren. Dies nebſt dem kleinen Pavillon ſteht dem Herrn Prof. Thibaut für 30 Thlr. zu Dienſten.

---

*) Die Frau Juſtizräthin Hufeland war eine ausgezeichnete Clavierſpielerin und ſang auch vortrefflich.

Ich muß um Verzeihung bitten, wertheſter Freund, daß ich Ihnen vor einigen Wochen ein ſo böſes Sujet empfohlen habe. Aber ich habe Sie behandelt wie einen Prinzen, dem man die Menſchen nicht ihrer Verdienſte, ſondern ihrer Bedürfniſſe wegen empfiehlt.

Ganz der Ihrige
Schiller.

Aus Briefen über Goethe und Schiller.

Gräter.

Ich kann nicht umhin, Ihnen meinen Aerger über Kochs imponirends Urtheil über Goethes Hermann und Dorothea (in ſ. Compendium 2. Bd. S. 187) zu erkennen zu geben. Er meint „Voſſens Luiſen müſſe ein jeder Freund der vaterländiſchen Literatur eine würdigere Nachfolge wünſchen als ſie in G. „Hermann und Dorothea" erhalten habe." Mich dünkt, Herr Koch ſolle über dichteriſche Meiſterwerke entweder gar nicht urtheilen oder ein wenig beſcheidener ſein. Eine tiefe Vergleichung habe ich nun zwar zwiſchen „Luiſe" und „Hermann und Dorothea" nicht angeſtellt, aber bei Gott! es iſt doch wahrlich ein auf den erſten Blick handgreiflicher Unterſchied zwiſchen Voß und Goethe. Jener fliegt mit einer Maſchine, dieſer iſt ein Adler, der ſich mit den Flügeln der Natur zum Himmel hebt. Augenſcheinlich und nach meiner vielfältigen mündlichen und ſchriftlichen Erfahrung iſt auch Voß in ſeiner Sprache und ſeinen Bildern viel zu provinzial, als daß er außer dem nördlichen Deutſchlande die Wirkung hervorbringen könnte, die G. in dem ganzen Deutſchland hervorbringt. Ich ſelbſt, der ich doch bald zwölf Jahre in allen Dialecten der deutſchen Sprache geſucht und zuweilen ſtudirt habe, verſtehe in dem größten Theile der Voſſiſchen Gedichte viele Wörter und Anſpielungen ohne die Idiotika, und oft mit dieſen, nicht. Es wäre doch der Kritik nicht unwerth einmal auf dieſen Punkt aufmerkſam zu machen. Und eben ſo wie Voß eutinizirt, ſo gräcizirt er auch. Ich gäbe viel darum, wenn ich einmal im Meßcataloge läſe: „Voſſens Homer, ins Deutſche überſetzt von Goethe“. Sie werden ſich wundern, daß ich, der ich gegen Sie ſo unzufrieden über die Xenien war, nun eine Art Flügelmann von Einem ihrer Verfaſſer mache. Ohne in Sachen der Xenien anderer Meinung zu ſein (öffentlich habe ich ohnehin weder pro noch contra etwas gethan), iſt mein Aerger über dieſelben doch um einige Octaven gefallen. Was ich nicht verzeihen konnte, war die Proſection des armen, in meinen Augen durchaus unſchuldigen Necrologs, allein — ich hatte die Biographie von Moritz noch nicht geleſen. Wahrlich ich begreife nicht, wie man in den Zeiten der deutſchen Aufklärung ein ſolches specimen illustre der Barbarei dulden und entſchuldigen kann. Wenn jene Epigramme (wie ich mir verſtelle) darauf gehen, ſo habe ich keine Silbe dagegen einzuwenden.

Schwäbiſch Hall, 10. Decbr. 98.

Gries.

In Weimar habe ich den erſten Theil von Goethes umgearbeitetem Götz geſehen. Das Stuck iſt ſchon vor meiner Rückkehr ganz aufgeführt worden, da die Portion aber auf einmal zu nehmen zu ſtark befunden ward (es dauerte bis nach 11 Uhr) ſo iſt ſie jetzt getheilt worden. Im Ganzen ſcheint man mit den Veränderungen wenig zufrieden zu ſein; es iſt nur eine Stimme darüber, auch glaube ich wirklich, daß der zwiſchen der erſten Bearbeitung und der jetzigen verfloſſene Zeitraum ein wenig zu ſichtbar iſt Goethe ſcheint, menſchlicher Weiſe, in ſeiner eigenen Sache die im Werther aufgeſtellte Bemerkung vergeſſen zu haben, daß ein Autor durch *eine Veränderung ſeines Werkes, wenn es in ſeiner erſten Geſtalt* gefallen hat, dem Werke nothwendig ſchaden muß. Er will das Stück jetzt noch einmal überarbeiten und für einen Abend vorſtellbar machen. Am beſten wär' es wohl, er ließe es ſo, wie es ſeit 30 Jahren entzückt hat.

— Schillern fand ich heiter und ziemlich wohl, aber noch ſehr blaß und abgefallen. Ueber den Attila, den man ihm zugeſchrieben hat, war er ſehr verwundert und äußerte, es ſei gar kein dramatiſcher Stoff. Ich mochte ihm nicht ſagen, daß ich den Tell auch nicht dafür halte.

Jena, 5. Octbr. 1804.

— Als die Großfürſtin zum erſtenmal im Theater erſchien, ward ſie mit einem Vorſpiel von Schiller empfangen, das zwar eben keine neue Erfindung, aber (wie bei ihm gewöhnlich) ſehr viel Sinnvolles und ſchön Geſagtes enthielt. — Zweiundneunzig Gedichte ſind bei der Gelegenheit zum Vorſchein gekommen.

Jena, 20. Nov. 1804.

— Auf dem Weimarſchen Theater iſt dieſen Winter nicht viel Bedeutendes vorgefallen. Das Wichtigſte war Racines Phädra, von Schiller überſetzt, und ein kleines Schäferſpiel von Goethe: Die Laune des Verliebten. Goethe iſt von ſeiner langen und gefährlichen Krankheit wieder ganz hergeſtellt, aber Schiller kränkelt von neuem. — Nachſchr. Schillers Krankheit hat leider einen ſehr ernſthaften Character angenommen. Er iſt nach den letzten Nachrichten in äußerſter Gefahr.

Jena, 11. Mai 1805.*)

---

*) Gries wußte alſo in Jena am 11. noch nicht, daß Sch. bereits am 9. geſtorben war.

— Sie können ſich denken, wie ſehr Schillers Tod mich gebeugt hat. Ich habe an ihm einen Lehrer und, ich darf wohl ſagen, einen Freund verloren. Ohne ſeinen Rath würde ich nie gewagt haben, dieſe Bahn zu betreten; ſeine Aufmunterung galt mir mehr als der Beifall einer halben Welt. Er war es, der

„Mir Freiheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Ihm dank ich ihn, denn ihm gehört es zu."

Jena, 26. Juli 1805.

— Auch in Weimar iſt es mit der Muſik ziemlich vorbei. Ueberhaupt hat das Theater ſeit Schillers Tode ſehr gelitten; die intereſſanteſte und faſt die einzige intereſſante Vorſtellung dieſen Winter war Goethes Stella, nach einer, wie mir ſcheint, nicht ſehr vortheilhaften Veränderung. Denken Sie nur, Fernando erſchießt ſich und die arme Stella vergiftet ſich am Ende. Wem fällt da nicht die Xenie ein:

Oedipus reißt ſich die Augen aus, Jocaſte erhängt ſich,
Beide ſchuldlos; das Stück hat ſich harmoniſch gelöſ't.

Uebrigens befindet Goethe ſich jetzt ganz leidlich und arbeitet ſehr eifrig an der neuen Ausgabe ſeiner Werke, ſo wie an einem neuen Werke über die Farben, auf welches er ſelbſt vielen Werth zu legen ſcheint. Gebe nur der Himmel, daß dieſe Ausgabe endlich einmal eine vollſtändige werde und daß er ſelbſt ſie noch ganz vollenden möge!

Jena, 28. März 1806,

Der alte Meiſter iſt noch immer ſehr thätig. Möchten wir ihn nur noch recht lange behalten!

Jena, 4. Febr. 1814.

Goethe hat ſich ſeit langer Zeit keinen Winter ſo wohl befunden als den vergangnen; Wiesbaden ſcheint ihm beſſer zu bekommen als Karlsbad. Nur in den letzten vier Wochen litt er an einem heftigen Katarrh, der jetzt aber auf dem Abzuge iſt. Sein unerſchöpflicher, ewig jugendlicher Geiſt hat ſich wieder ein neues Feld gewählt, nämlich die orientaliſche und namentlich die perſiſche Poeſie, in welche er jetzt ganz verſunken iſt. Er hat den Winter über unzählige Gedichte in dieſem Style gemacht und viel davon vorgeleſen. Zu bedauern iſt nur, daß wir darüber den 4. Theil der Biographie wohl noch eine Zeit lang werden entbehren müſſen; doch wer weiß, ob wir dieſe überhaupt ſo bald bekommen hätten. Ich glaube faſt, er wird die Erzählung für jetzt abbrechen (da von manchem, was jetzt folgen ſollte, vielleicht noch nicht gut zu ſprechen iſt) und erſt die Geſchichte der italieniſchen Reiſe voraus nehmen.

Daß Goethe zur Feier der Rückkehr des Königs von Preußen ein Feſtſpiel „des Epimenides Erwachen“ geſchrieben, wird Ihnen bekannt ſein. Es iſt endlich, am Jahrestage der Einnahme von Paris, in Berlin mit großem Beifall aufgeführt worden und wird auch bald im Druck erſcheinen. Nach allem, was ich davon gehört habe, muß es zu Goethe's ausgezeichnetſten Werken gehören.

Jena, 15. Apr. 1815.

Daß Goethe vor Kurzem ſeine Frau verloren, werden Sie ſchon gehört haben. Dieſer unerwartete Todesfall hat, wie es ſcheint, einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlaſſen. Nicht als ob er die Verblichene eben ſehr geliebt hätte, aber ſie war doch die Mutter ſeines Sohnes und ſollte, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, die Pflegerin ſeines Alters ſein. Ich fürchte, wir werden den Unerſetzlichen nicht lange mehr behalten. Er war, kurz vor dem Tode ſeiner Frau, einige Wochen lang in Jena. Ich fand ihn ſehr gealtert und obwohl er zwiſchendurch ſehr heiter war, ließ ſich doch aus manchen Aeußerungen wahrnehmen, daß er ſelbſt ſich kein langes Leben mehr verſpricht. Indeſſen fährt er immer fort, den Menſchen Freude zu machen. Seine kürzlich erſchienene Schrift „Kunſt und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden“ wird auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht' euch alle mit eigener Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück, oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten!

---

vielleicht, ſo trefflich in ihrer Art ſie iſt, kein ganz allgemeines Intereſſe erwecken; aber in der neuen Ausgabe ſeiner vermiſchten Gedichte ſtehen ganz herrliche Sachen, zumal von der heiteren Art, in welcher Goethe ſo einzig iſt. Auf dem Herbſt wird nun auch ſeine italieniſche Reiſe erſcheinen, wovon wir uns wieder den größten Genuß verſprechen dürfen.

Jena, 21. Jun. 1816.

Dieſen Auszügen aus bisher unbekannten Briefen von Gries ſchließe ich nachſtehende Zugabe an aus der kürzlich erſchienenen (als Manuſcript gedruckten) Schrift „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Aus ſeinen eigenen und den Briefen ſeiner Zeitgenoſſen“:

„Goethe äußert bei jeder Gelegenheit die größte Achtung für Calderon. Ich erinnere mich eine ſehr geiſtreiche Vergleichung des ſpaniſchen Dichters mit dem Sophocles von ihm gehört zu haben, in Folge welcher er offenherzig geſtand: wenn er und Schiller den Calderon früher gekannt hätten, ſo würden ſie in ihren Stücken manche Fehler vermieden haben. Von Schiller erinnere ich mich noch ſehr wohl ſeines Ausdrucks: ihm ſei durch die Bekanntſchaft mit dem Calderon (in Schlegels „Spaniſchem Theater“) eine neue herrliche Welt aufgegangen.“

— „Seit 25 Jahren ſind Goethes Werke der Hauptgegenſtand meines Studiums geweſen. Goethes Nähe, der Umgang mit Schiller, den Schlegeln, Schelling, meine eigene unwiderſtehliche Neigung, Alles leitete mich darauf hin. In dieſer beſtändigen Beſchäftigung mit dem Dichter, deſſen Werke, ſo wie ſie erſchienen, alsbald in meine Hände gelangten, bildeten dieſe für mich eine ununterbrochene Folge von Schöpfungen oder eigentlich nur eine einzige Schöpfung, deren kleinſtem Theile ich ſo wenig meine Bewunderung verſagen konnte wie dem größern und größten, denn alle ſind ja Ausfluß deſſelben unermeßlich reichen Geiſtes, der auch ſeinem geringſten Werke das Siegel ſeiner Eigenthümlichkeit aufzudrücken weiß.

„Alle dieſe Werke auf dieſelbe Stufe des Werthes und der Würdigung zu ſtellen bin ich nicht gemeint. Auch ich weiß zwiſchen „Egmont“ und dem „Groß-Cophta“, zwiſchen „Hermann u. Dorothea“ und „Reineke Fuchs“ einen Unterſchied zu machen; aber ſelbſt in jenem ſo oft geſchmähten „Groß-Cophta“ finde ich die unnachahmbaren Spuren Goetheſcher Eigenthümlichkeit, und wenn Goethe mir um „Egmonts“ willen lieb iſt, ſo iſt der „Groß-Cophta“ mir um Goethes willen lieb. Man verargt es keinem Kunſtfreunde, auch die nachläſſigſten Skizzen, die flüchtigſten Umriſſe eines Rafael oder Correggio zu ſammeln und werth zu halten; ſollte man dem größten Dichter der neuern Zeit nicht gleiche Achtung beweiſen dürfen?

„Allerdings aber halte ich Goethe für den größten Dichter, der ſeit dem Untergange des Alterthums geboren worden iſt, denn obwohl ich Shakeſpeare als Dramatiker ſeinen Ehrenplatz nicht ſtreitig mache, ſo ſehe ich doch in jedem andern Fache der Dichtkunſt Keinen, der mit unſerm deutſchen Dichter zu vergleichen wäre. Und dieſe Univerſalität, dieſer allumfaſſende Reichthum ſeines Geiſtes erhebt ihn ſelbſt über Shakeſpeare, der doch nur in einem Fache groß war.

„Da nun Goethe meiner innigſten Ueberzeugung nach auf einer Alles ſo weit überragenden Höhe ſteht, ſo kann ich freilich eine kühle Werthſchätzung, eine mäßige Hochachtung bei ihm nicht wohl angebracht finden. Man muß zwar in Allem Maß halten, aber auch im Maßhalten. Ueberhaupt iſt der Moderantismus in der Aeſthetik wie in der Politik gar oft nur ein Deckmantel innerer Gleichgiltigkeit. Wer für Tiedge, Matthiſon und Goethe nur ein und daſſelbe Maß der Verehrung und des Lobes hat, von dem kann ich eben ſo wenig halten als von den Herren im Centrum, die weder liberal noch ſervil und eigentlich nichts ſind.

„Von dem Vorwurfe der Abgötterei denke ich mich hinlänglich gereiniget zu haben; nur über einen Punkt bedarf es noch einiger Worte. Du glaubſt, daß Goethes Erſcheinung als Menſch einen Einfluß habe auf mein Urtheil über ſeinen Dichterwerth? Das iſt keineswegs der Fall. Mein Verhältniß zu Goethe iſt nie ein vertrautes geweſen. Wie ganz anders war es mit Schiller, deſſen liebenswürdiges Entgegenkommen mich ſo oft zu unbegrenztem Vertrauen aufforderte, deſſen Rath und Lehre einen ſo entſcheidenden Einfluß auf die Richtung meines Geiſtes und meiner Thätigkeit hatte! Zwar kann ich nicht anders ſagen als das Goethe ſich jederzeit freundlich und theilnehmend gegen mich bewieſen, ein näheres Verhältniß hat aber zwiſchen uns nie beſtanden. Seit dem Verluſte meines Gehörs, alſo wenigſtens ſeit 18 Jahren, bin ich faſt nie zu ihm gegangen, da das laute Sprechen ihm ſehr beſchwerlich fällt. Treffen wir uns am dritten Orte, ſo iſt ein freundlicher Gruß gewöhnlich unſere ganze Unterhaltung und auch ſchriftliche Mittheilungen finden nur in ſeltenen Fällen ſtatt.“

— „Geſtern (22. März 1832), um halb zwölf Uhr Vormittags, hat Goethes großer Geiſt ſeine ſterbliche Hülle verlaſſen — Noch bis vor acht Tagen hat er gearbeitet. Sein Tod macht eine unausfüllbare Lücke. Er war das letzte, ſchönſte Juwel aus Karl Auguſts goldener Zeit; mit ihm wird Weimars Ruhm begraben. Seit mehr als 30 Jahren hat er ſich gegen mich immer freundlich theilnehmend und aufmunternd bewieſen. Früher ſah ich ihn ſehr oft. Die freundlichen Briefe, die ich von ihm beſitze, ſind mir unſchätzbare Reliquien.“

Dr. Höpfner.

Die Xenien haben auch in unſerer Gegend große Senſation gemacht. Der Verfaſſer mag ſein wer er will, ſo wird Herr Schiller ex L. 1. D. de recept. herhalten müſſen und einen harten Stand bekommen.

Darmſtadt, 3. März 1797.

Wilhelm v. Humboldt an Körner.

Wien, 26. Jan. 1811.

Ihr Anerbieten, liebſter Freund, Ihnen wenigſtens, wenn auch nur in Form eines Briefes, einige Gedanken über Schiller mitzutheilen, ſchlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke ſpricht mich ſehr freundlich an, aber je kürzer etwas der Art iſt, deſto mehr muß es von der Stimmung des Augenblickes abhängen. Warten Sie alſo nicht und erlauben Sie mir, nichts zu verſprechen. Man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erſchütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich geſtehe es offenherzig, nicht ohne Schaam. Mein ganzes Leben ſeitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieſer langen Zeit Entwickelungen in mir ſelbſt zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen laſſen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es ſehr gut wäre, wenn man ſeinen Tod drei, vier Jahre voraus wüßte. So lange man das Leben als eine unbeſtimmte Größe anſieht, kann man nicht anders, ſelbſt im höchſten Alter, als es wie ein Continuum zu behandeln, ſehr vieles zu thun was nur auf das Leben ſelbſt, nicht auf ſeine höhern Zwecke Bezug hat, auch für dieſes vieles zu beginnen, oft zu wechſeln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen und natürlich da oft, ſehr oft, ſich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geſchloſſene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeſchnitten, die Spannung wäre größer, weil ſie kürzer wäre, die Welle ſtrömte in ſich zurück und man wüßte, was man geweſen wäre und werden könnte. Sie wundern ſich vielleicht, wie ich dieſe Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geſchieht nur, weil es gerade Schillers Eigenthümlichkeit mehr als jedes andern Menſchen war, ſein Streben und ſein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes ſeiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erſte innere täuſchende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend Eins das höchſte Reſultat deſſen wäre, was er der Kunſt gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dies unmittelbar in der höhern Anſicht, die Schiller von allem geiſtigen Wirken hatte. Jedes erſchien ihm immer in ſeiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat Jemand die Menſchheit höher und nie immer ſo ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechſelnden Erſcheinung aufgenommen. Dies raſtloſe geiſtige Fortbewegen eignete ihn auch ſo vorzugsweiſe der Poeſie und in ihr der dramatiſchen. Es war eigentlich ſeine Eigenthümlichkeit. In Gang, Miene, Geſpräch, in Allem drückte es ſich aus. Selbſt die Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur ſchöpfte er nicht aus der Anſchauung, ſondern ſchuf ſie mehr durch ſeine eigene Phantaſie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, ſchien minder treu als ſie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerſtreut, weniger unſtät, mit mehr Liebe bei einem Gegenſtande bis zur Erſchöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit ſein, welche andere Nationen, da nur die Deutſchen die eigentliche Leidenſchaft kennen, Leidenſchaften zu nennen pflegen Darin lag ſeine unendliche, ſich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn ſie mit der Größe zuſammenſchmolz, ihn, da kein Menſch ſich immer gleich ſein kann, manchmal im Geſpräch ſo werden ließ, wie ich nie einen Andern geſehen habe und mir keinen Andern, wenigſtens nicht höher, denken kann. Es iſt wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man ſonſt noch ſo ſehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beſchäftiget mit ihrem Ich, wie beſchränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeiſtert durch das augenblickliche Geſpräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beſchäftiget. Alles das läßt ſich vor dem Publicum nicht ſagen und darum verdröſſe es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand ſo billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterſtuhl Niemand ſo ſehr ſein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieſer Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allſeitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreiſe hätte verdrängen können und er noch immer im Durchſchauen aller gleich groß geblieben wäre, weil ſein gewöhnliches Leben vom Moment ſeines Erwachens bis zum Abend ſo war, daß er alles Gewöhnliche, womit ſich doch auch die beſten viel und gern und angelegentlich beſchäftigen, wie Staub unter ſich ließ, und zwar nicht ſo, daß er irgend eine Beſchäftigung, ein Vergnügen, wenn es ſich darbot, abgewieſen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorſtechendſten, begegnet, daß ſie zwiſchen den beſſern Momenten Lücken häben und ſie auf heterogene oder mechaniſche Beſchäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, im buchſtäblichen Verſtande, kein Moment für ſeine geiſtige Thätigkeit verloren. Auch hat dies natürlich ihn früher aufreiben müſſen. Auf dieſe Weiſe wird Schiller mir immer die merkwürdigſte Erſcheinung im Leben bleiben, und ſeine eignen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugniß, daß ich mich nicht leicht in Enthuſiasmus über die einfache Geſtalt der Dinge hinaus hinreißen laſſe. Aber wie will, wie kann man ihn ſo darſtellen? Und wie man es anders thut, giebt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in ſeiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt. Die Wolzogen und ich haben oft geſagt, man müßte Schilderungen der Menſchen, mit denen man gelebt hat, für ſich machen und hinterlaſſen. Und nur ſo kann man wirklich über

Perſonen reden, die man tief gefühlt hat. Der ſelbſterlittene Tod muß erſt Alles verſöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu laſſen. Wenn die Zerſtreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts ſo hübſch als ſolche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuſchreiben bis der letzte Moment, in dem Alles erſtarrt, auch das zuletzt Geſchriebene fixirte und Andern zu weiterm Gebrauch übergäbe. Das, mein beſter Freund, iſt meine Anſicht von der Sache. Herzlich aber freut es mich, daß dieſer Gegenſtand, der uns beide näher angeht als ſonſt irgend Jemand auf Erden, uns wieder zuſammengeführt hat. Ihr Leben Schillers ſähe ich ſehr gern vor dem Druck, aber ich fühle, daß Sie eine Handſchrift nicht ſo weit ſchicken können. Leben Sie innigſt wohl.

Humboldt.

Hofrath Loder.

An der Spitze der Zeitung (der A. L. Ztg., nachdem die alte mit Schütz nach Halle ausgewandert war) ſteht eigentlich Goethe, der aber nicht den Namen dazu hergeben will.*)

Jena, 5. Sept. 1803.

Mit Goethe ſtehe ich zwar nicht in Briefwechſel, aber ſonſt in gutem Vernehmen. Er war im Herbſt mit Wolf in Helmſtädt und brachte auch hier (in Halle) ein paar Tage zu, wo er denn auch mich beſuchte und nach alter Weiſe bei mir aß.

Halle, 19. Jan. 1806.

Hofrath Lüder.

Ueber Herrn Schiller und Goethe ſchüttelt hier Jedermann den Kopf. Mich ſchmerzt es unſäglich und vollends wenn ich erſt an das denke, was da noch kommen wird. Bauernſtolz, Mangel an Freiheit, Tact und Ton, den man bei unſern Zunftgenoſſen weniger als in jeder andern gebildeten Claſſe von Menſchen findet, wird nun unausbleiblich Auftritte begleiten, wie wir ſchwerlich wieder in unſerm Jahrhundert aus den Köpfen werden ſchaffen können.

---

*) S. Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter 1. Bd. S. 80 u. 81.

Braunſchweig, 2. Jan. 1797.

H. Meyer.

Goethe hat mir aufgetragen, Sie zu benachrichtigen, daß ihn eine kleine Krankheit genöthigt acht Tage das Zimmer zu hüten und darum keine Proben von der Claudine gehalten werden konnten; ſo wird es alſo unmöglich ſein, dieſes Stück, wie ſonſt geſchehen ſollte, auf den zweiten Pfingſtfeiertag zu geben.

Weimar, 20. M. 95.

Es iſt mir der angenehme Auftrag gemacht worden, Ihnen zu melden, daß künftigen Sonnabend die Oper Claudine gegeben werden wird; wenn es Ihnen nun gefällig ſein ſollte, an dieſem Feſte Theil zu nehmen, ſo ſoll ich Sie im Namen unſeres Geh. R. v. Goethe erſuchen, mit den Ihrigen und Ihren muſik. Freunden ſich auf ein beſcheidenes mäßiges Mittagsmahl bei guter Zeit hier einzufinden; der Wirth würde ſich doppelt freuen, wenn Hofr. Loder und Frau hiervon benachrichtiget werden und die Geſellſchaft mehren helfen wollen. Man wird ſich einrichten, zehn Gäſte zu empfangen.

Weimar, 27. Mai 95.

Ihren Auftrag wegen der Rec. der „Propyläen“ habe ich an Geh. R. v. Goethe gebracht und mit ihm überlegt, was in dieſer Sache am beſten zu thun ſein möchte. Von uns bekannten Kunſtrichtern ſind es allein Ramdohr und Hirt, welche ſich zu Recenſenten qualifiziren würden, allein da die „Propyläen" gerade den ihrigen entgegengeſetzte Grundſätze ausſprechen, ſo würde auch bei dem beſten Willen, der ſich von beiden vorausſetzen läßt, die Beurtheilung doch parteiiſch ſein und es wäre zu befürchten, daß dadurch wirklich ſelbſt der guten Sache einiges Hinderniß in den Weg gelegt werden könnte. Wäre es Ihnen nicht entgegen, ſo wünſcht der Herr G. R. v. Goethe und ich, daß die Recenſion der „Prop." dem Herrn Jacob Horner in Zürich aufgetragen werden möchte. Er iſt ein junger Mann, der das Studium aller ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte mit Glück treibt und nebſtdem gründliche philoſophiſche Kenntniſſe beſitzt; er hat ein freies Urtheil und wird ſich gewiß viele Mühe geben, um ſich mit Ehren aus der Sache zu ziehen und wo ihm die Anſchauung mangelt (denn er iſt nie in Italien geweſen), ſo wird er ſich des Raths und Beiſtandes verſchiedener Künſtler von Einſicht, die ſeine Bekannte ſind, bedienen. Ich werde ihm meines Orts auch Nachricht geben.

Weimar, 29. Decbr. 1799.

Goethe iſt vor einigen Tagen aus Jena, wo er ſich ſeit zwei Monaten aufgehalten, nach Carlsbad gereiſet, und wird den Sommer durch daſelbſt bleiben. Seine Optik iſt eben fertig gedruckt und wird in der Meſſe von Leipzig aus verſendet werden. Er iſt ſehr wohl, ich denke geſunder als ſeit mehreren Jahren, auch thätig und wird hoffentlich noch manches Gute hervorbringen. Sein Sohn ſtudirt jetzt in Jena und zeigt ſich als ein recht wackerer und geſitteter Jüngling.

Weimar, 18. Mai 1810.

Goethe bearbeitet „Romeo und Julie" von Shakeſpeare für's hieſige Theater, ſetzt ſein angefangenes Leben fort zu ſchreiben und iſt bei großer Thätigkeit ganz munter. W. 12. Decbr. 1811.

Goethe wird vermuthlich bald wieder einen Band aus ſeinem Leben drucken laſſen. „Romeo und Julie" iſt auf unſerm Theater gegeben worden und hat vielen Beifall gefunden.

W. 11. Feb. 1812.

Goethe habe ich in Carlsbad geſehen; er ging nach Töplitz und wollte wieder nach Carlsbad zurückkehren, um den 2. Band ſeiner Selbſtbiographie zu endigen. Im Septbr. will er wieder nach Weimar kommen. W. 10. Aug. 1812.

Goethe iſt recht wohl und ſehr thätig. Er verfertigte vergangenen Sommer in Berka (wo eine Schwefelquelle entdeckt worden iſt) in ſehr kurzer Zeit ein großes allegoriſches Drama für Berlin, aus welchem das Lied, deſſen Sie erwähnen, genommen iſt. Ich wünſchte Ihnen den ſchönen Genuß, der mir geworden iſt, das Ganze vorleſen zu hören. Einige Stanzen zumal ſcheinen mir unübertrefflich gelungen. Der Titel heißt Epimenides. Der Dichter ſieht die Weltbegebenheiten aus einem hohen Standpunkte an, das Parteienweſen iſt ihm alſo fremd. Seine italieniſche Reiſe wird jetzt von ihm zum Druck bearbeitet und neben ihr entſtehen kleine Gedichte. In der That muß man ſich über dieſe Thätigkeit verwundern und wohl mag ſie allen ſeinen Freunden um ſo mehr erfreulich ſein, da ſie ein vollkommenes phyſiſches Wohlbefinden anzeigt. W. 21. Jan. 1815.

Goethe iſt vor etwa 14 Tagen vom Rheine zurückgekommen ſo munter, froh und wohl wie ich ſeit zehn und mehr Jahren ihn nicht geſehen. Er iſt vielfach thätig, welches eben ein guter Beweis ſeines völligen Wohlbefindens iſt; eigentlich unter der Feder und zugleich unter der Preſſe hat er Betrachtungen auf ſeiner Reiſe an den Rhein. Sie beziehen ſich auf den Zuſtand der Künſte, Wiſ-

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen! ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum, und ſucht, noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vor's Schloß. *Die zwey ab.* Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an, heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge. *ab.*

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund' ein Paar ſeyn.

ſenſchaften, Sammlungen in den verſchiedenen Städten, wo er geweſen und werden wohl bald erſcheinen. Sodann, wenn er mich beglücken will, lieſet er manchmal, aber noch ganz im Geheim, und ich glaube nicht, daß Andre viel davon erfahren haben, Gedichte in der Manier des perſiſchen Dichters Hafiz vor. Es iſt bereits eine ſehr beträchtliche Sammlung und, dürfte ich in Sachen der Poeſie urtheilen, welches ich mir aber keineswegs anmaße, ſo würde ich ſagen, es wären Stücke darunter von der vortrefflichſten Art. Die Bearbeitung ſeiner Reiſe nach Italien iſt ein drittes Werk, woran er arbeitet und bereits weit gediehen iſt; ich glaube, es werde „die Fortſetzung aus meinem Leben“ werden.

Weimar, 29. Oct. 1815.

Uebermorgen ſoll hier zur Feier des Geburtstags der Frau Großherzogin Goethes Epimenides mit einigen von ihm eingerückten Abänderungen gegeben werden. Der Kapellmeiſter Weber von Berlin iſt ſelbſt gekommen, um ſeine dazu componirte Muſik zu leiten. So viel ich darüber urtheilen kann, iſt dieſelbe recht gut gerathen, angemeſſen, gefällig und ausdrucksvoll . . . Der Bildhauer Schadow iſt auch ſeit einigen Tagen hier, um mit Goethe das Denkmal oder Ehrenmal zu bereden, welches die Mecklenburgiſchen Stände dem Fürſten Blücher zu Roſtock ſetzen wollen. Es beſteht aus einer Statue zu Fuß über Lebensgröße und das Modell iſt recht zierlich und geiſtreich.

Weimar, 28. Jan. 1816.

A. W. Schlegel.

Daß der Aufſatz über W. Meiſter (in d. A. L. Z.) Ihren Beifall hat, freut mich. Noch habe ich nichts von Goethe darüber vernommen.

22. Aug. 98.

Prof. Schmidt.

Von Schiller und Paulus wollte mir ein Reiſender — freilich nur Bettler — traurige Nachricht bringen. Wenn beide wohl ſind, ſo ſagen Sie ihnen, daß ich mich herzlich darüber freue, wenn ſie es nicht wären, ſo bitte ich Sie auch auf dieſen Fall, den ich hinwegdenken muß, um vergnügt zu ſein, ſie meiner innigſten Theilnahme zu verſichern.

Gießen, Nov. 91.

Schreyvogel (Weſt.)

Die Xenien und die Gegengeſchenke haben Alxinger mehr Aergerniß gegeben als billig ſcheint. Ich habe ihn ſogar nicht ohne einige Mühe abhalten können, ſein Urtheil darüber laut werden zu laſſen. In der That, wir haben hier keinen rechten Begriff davon, worin die Schönheit des Spaßes beſtehen ſoll, wenn ja Spaß bei dieſem abgeſchmackten Handel iſt. Die Jeſuiten und die Großen klatſchen in die Hände.

Wien, 30. Decbr. 96.

Prof. Seyffer.

— Freund Schillers Beifall freuete mich ſehr; grüßen Sie den Gottesmann herzlich und dem Apoſtel Paulus ſagen Sie, daß der Menſch nicht allein vom Brode, ſondern auch von jeglichen Briefen lebe, die er von ſeinen Freunden bekomme.

Leipzig, 25. Aug. 89.

— Dem hehren Schiller meinen Geiſtergruß!

Göttingen, 1790.

Stahl.

Mein mir ſo liebes Jena wird nun bald in eine Einöde verwandelt ſein, weil Hufland, Paulus, Schelling, Loder und Schütz es verlaſſen haben. Die Studenten gehen in großer Anzahl ab und die Profeſſoren wünſchen ſich ſämmtlich weg. Zwar giebt ſich Goethe alle mögliche Mühe, die Docenten mit Kuchen und Wein zu erheitern, es will aber alles nichts helfen.

Coburg, 22. Jan. 1804.

Thielemann.*)

An Appellationsrath Körner in Dresden.

In Jena war ich bei Schiller und habe ihn heiter und wohl ausſehend angetroffen, welches mich um ſo mehr erfreuet, da es gegen meine Erwartung war, leider aber ſagte er mir ſelbſt, es wäre nicht immer ſo und er litte viel an Krämpfen und Nervenſchwäche. Sein Kind ſcheint ſein Alles zu ſein und iſt ein munterer vielverſprechender Knabe. Die Mutter ſchien mir ſehr verändert und weit natürlicher zu ſein als ſonſt. — Goethe war in Jena, aber dieſen Abend bei Loders; von Wind und Kälte noch mehr verſtimmt als es die Umſtände ſchon gethan hatten, konnte ich nicht dahin gehen und blieb den Abend zu Hauſe, aber den großen Mann muß ich ſehen.

Sieyes hat Kanten um ſein Urtheil über die Conſtitution befragt und letzterer in Berlin um Erlaubniß gebeten, es zu ſagen, — das wird der Mühe werth ſein zu hören.

Coburg, 9. Mai 1796.

Chr. Felix Weiße.

(Dieſer Brief iſt nicht an Hufland gerichtet.)

Der Schillerſche Almanach iſt aller Welt ein Aergerniß. Grobheit und ſchaler Witz zeichnen die meiſten Epigramme aus. Aber es wird den Verfaſſern wahrlich vergolten werden und ſchon ſchneit es ſtark Gegenepigramme von allen Orten her. Der alte Forſter *) war vor vierzehn Tagen aus Halle hier geweſen und hatte ein ganzes Taſchenbuch dergleichen herrecitirt. Von Nicolai erwarte ich die ſchärfſte Lauge und die Recenſenten werden ihre Geiſeln tapfer ſchwingen. Es kann auch nicht ſchaden, daß Leuten die Wahrheit geſagt wird, die ſich, wie die Verfaſſer der „Horen", das Monopol über Geſchmack und deutſche Literatur anmaßen wollten.

---

*) Der ſpäter ſo berühmt gewordene ſächſiſche General.

Leipzig, 12. Novbr. 96.

Aus Briefen des G. R. Voigt.

— Wer doch wohl den albernen belletriſtiſchen Almanach **) gemacht haben mag? Himburg in Berlin hat ihn verlegt . . . Die Gothaiſche Zeitung hat's widerrufen, daß Barth ihn gemacht. An jedem großen Mann will der Verf. Flecken rügen. Das iſt das Manöver ſolcher miſerabler Schmierer. 6. Feb. u. 9. März 82.

— Was gebe ich Ihnen von hier aus Neues? Gelehrtes — wirklich nicht, denn daß uns Goethe neulich ein Schauſpiel ohne Namen gab, mehr pantomimirt, mehr getanzt, gezaubert und maſchinirt als geſungen und geſprochen, doch durchaus mit neuer Muſik von einem neuen Compoſiteur Schubert, iſt nichts Intereſſantes und mehr artiſtiſch als gelehrt. Weimar, 6. Feb. 82. ***)

---

*) Johann Reinhold Forſter.

**) Almanach der Belletriſten und Belletriſtinnen f. d. Jahr 1782. Ulintea.

***) Das erwähnte „Schauſpiel" wurde zum Geburtsfeſte der Herzogin Louiſe

Herr de Villoiſon iſt ſei 6 Wochen hier und bleibt noch einige Monate da. Ein eigner Mann!; Tief ſprachgelehrt, bis aufs Teutſche, wovon er kein Wort lernen will. Schmuzig und geſchwätzig bis zum Ekel, ſonſt ganz Franzos, auch in andern Dingen. Raynal, den wir auch hier hatten, hat mehr Real-, dieſer mehr Verbalkenntniſſe. Hier prävalirt Memorie, dort Beurtheilungskraft und überhaupt philoſophiſcher Geiſt.

In Vertrauen, daß ich insgeheim einen Antrag als Hofrath in die Gothaiſche Regierung hatte. Ich fand aber gut, die Bedingung ſo zu fordern, daß es mir nicht hätte gereuen können, das Vaterland (wenn es in Deutſchland oder inſonderheit in Weimar eins giebt) zu verlaſſen, dagegen aber auch nichts daraus wird, weil man dort ebenfalls nicht freigebig gegen Diener iſt, die nur arbeiten müſſen.

Herr Geh. Rath Goethe iſt geadelt worden; wollen ſehen, was er als Herr von Goethe leiſten wird. Der Herr Kammerpräſident von Kalb erhielt ſchleunig ſeinen Abſchied mit 1800 Thlr. Penſion. Warum? weiß eigentlich Niemand. Herr v. Goethe übernimmt die Kammerdirection. 14. Juli 82.

---

aufgeführt. Die Göchhauſen ſchreibt an Merck: „Freund Goethe hat auf der Herzogin Geburtstag eine artige Comédie-Ballet geliefert, folgenden Inhalts: eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geiſt beleidiget und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Dieſe Strafe ſollten ſie dulden bis in gewiſſen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Dazu vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeiſter wurden beſchworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Beſtes und das Abenteuer wurde beſtanden, der große Karfunkel herbeigeſchafft, geöffnet und — Amor ſprang heraus. In dieſem Augenblicke gingen die großen Verwandlungen vor ſich und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter ſchöne Mädchen und Jünglinge und dieſe Verwandlungen gingen ſehr gut und Decoration und Muſik war recht artig. Das Ganze war mit Geſang und Tänzen gemiſcht und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin Verſe gab". (Gedruckt in den „Maskenzügen" Nr. 5.)

— Vor wenigen Tagen iſt Hauptmann von Blankenburg mit Oeſer hier geweſen und ich habe viel Gutes von dem beſcheidenen, kenntnißreichen Manne gehört. Man hat ihn überreden wollen hierher zu ziehen, er hat aber freilich keine Luſt dazu gehabt. — Einen Theoſophen und Geiſtermann, aber ſonſt braven Chemiker und Metaphyſiker haben wir hier, Dr. Oberreit, einen Schweizer, der Wieland lange gekannt hat. Geſtern lehrte er mich die 7 Elemente, 7 Temperamente, 7 Sinne ꝛc., — ein mathematiſirender Kopf. — Herr Billoiſon iſt noch immer hier in griechiſche Bücher und Correſpondenzen vergraben.

Unſer Herzog iſt kürzlich im kurſächſiſchen Campement geweſen; der Churfürſt hat großen Geſchmack an ihm gefunden und man denkt und ſpricht in Sachſen auf das Vortheilhafteſte von unſerm Karl Auguſt. 7. Nov. 82.

Daß Prof. Büttner aus Göttingen ſammt ſeiner Bibliothek künftigen Sommer in's Jenaiſche Schloß zieht und dort ſeine Tage beſchließt, iſt eine Neuigkeit, die unſerm Herzoge Ehre und Jena viel Nutzen bringt, denn der Mann iſt eine lebendige Bibliothek. 6. Jan. 83.

Dieſen Winter haben wir Donnerſtags einen Clubb, Männergeſellſchaft, wobei ich engagirt war und mit Wieland, Bode, Bertuch, Bucholz, Krauſe, Muſäus, Sturz ꝛc. manche literariſche Freude genoſſen habe. — Die Herren zu Glarus haben den „Chronologen“ verbrennen laſſen, worin die dortige neue Hexenverbrennung ſtand. Ob Zürich nicht auch das Stück confisciren wird, worin der Beſcheid ſteht von der ſträflicher Weiſe beleidigten Katze eines Rathsherrn? Das Factum ſoll richtig ſein und Wieland weiß ähnliche, wo z. B. einige Rathsherrnſöhne ein Mädchen in Winterthur nothzüchtigten ohne alle Beſtrafung. 19. März 83.

— Selbſt meine Lectüre hat ſeit der Oſtermeſſe gelitten, kaum gelehrte Zeitungen ſind geleſen worden. Engel, Eberhard, Eſchenburg und ihre Aeſthetiken, Kant und Fauſtin haben mich noch nicht auf ihren Auen geweidet; ich bin wie ein durſtloſes Kameel durch lauter Sand Arabiens gegangen. Zwei meiner Collegen ſind ein Vierteljahr verreiſet, einer eben ſo lang krank und einer in Präparation ſeines Abſchiedes begriffen geweſen. In dieſer Dürre mußte meine Mühle, die noch etwas Radwaſſer behalten hatte, allein mahlen; man ſchüttet immer friſch auf, ohne mir die Mählmeße zu laſſen. In dieſen Hundstagen habe ich mich ein wenig herausgearbeitet und nun hat man mich zum geheimen Archivarius gemacht, wo ich eine friſche Bahn angetreten habe. Das iſt mein Lebenslauf! Wie man länger lebt, ſo häuft ſich die Maſſe des Handelnden; darunter läuft das Leben geſchwinder weg, bis ſeine Quellen verſiegen.

Bei dem poſitiven Rechte muß man hin und wieder ſeine Vernunft ſo ſehr gefangen geben als in der Theologie nimmermehr. Wohl haben Sie Recht, daß die unausbleibliche Nutzbarkeit vorläufig in Hoffnung ſchadlos halten muß vor Trockenheit der Sachen. So ergötzt eine Ausſicht auf ſchöne Gottesnatur vom dumpfigen Dorftempel bei einer gähnenmachenden Predigt. Nicht blos ein feſtes Verlangen als Richter oder Sachwalter Gutes zu ſtiften, die Chicane auf den Kopf zu treten, die Leiden der Menſchheit zu mindern, — nicht blos Uneigennützigkeit und Unbeſtechlichkeit laſſen die edle Abſicht gelingen, Gerechtigkeit und Frieden des Lebens zu formen zu haben. Man muß, um die Hinderniſſe heben zu können, die Schlupfwinkel des Rechts ſelbſt genau inne haben, ſonſt triumphirt mancher Rabuliſt über die menſchenfreundlichſten Bemühungen.

Ich danke für Ihre Charte von Preußen; ſie hat mir Ihr vaterländiſches Gebiet viel reſpectabler vorgeſtellt als ich es kannte. Wenn nur der Türkenkrieg dem großen Friedrich nicht neue Beuten liefert. Ich wollte doch wünſchen, die gemäßigten Republiken, die eine Miſchung von Demokratie haben, blieben noch in der Welt, damit es außer Amerika noch Freiſtätten gäbe.

Wie ſchlimm Herrn D. Müllers zu Eiſenach Poeſie und Redoutenaufzug bei Gelegenheit des Erbprinzengeburtsfeier daſelbſt im deutſchen Muſeum, Juli d. J., behandelt worden, mögen Sie ſelbſt nachleſen, wenn Sie wollen. Eine Lüge und unverſtändige Verläumdung iſt es, daß die Landſtände convocirt worden, um dieſe geſchmackloſen Feſtins zu approbiren.

In Bernullis Kleine Reiſen, 10. Band, ſteht eine Reiſe (vom Paſtor Götze in Quedlinburg) durch Weimar, Eiſenach und Jena, die auch poſſirliches Zeug und viel Wind enthält. Auch ſind wir im Berliner Theater-Journal umſtändlich beſchrieben; namentlich iſt Wieland dort ſehr präconiſirt. Unſere Celebrität wird uns faſt zur Laſt, — in der That, man muß ſich ſcheuen, Fremde zu ſprechen, wenn man einen berühmten Mann vorſtellt. Und Andere ſuchen ſie nicht auf; deſto beſſer für uns. Tiez und Bertuch ſind große ſpaniſche Rivalen; ich falle des Erſtern Urtheilen bei, denn B. betrachtet das Scribentenweſen blos als Manufactur, nicht als Weg zur Unſterblichkeit. 16. Aug. 83.

— Von neuem Jahr an haben wir dreimal in der Woche Comodie. Die Truppe iſt vorher in Erfurt geweſen und ſoll mittelmäßig ſein . . Weiß man nicht, wer der Verf. iſt von Briefen eines Franzoſen an ſeinen Bruder, 2 Bde.? Es ſind viele gute Sachen darin, aber wir in Weimar ſind chikanirt. Mit halber Wahrheit hat man uns in ein ſehr falſches Licht geſetzt. Das Buch geht ſchrecklich ab; überhaupt iſt's jetzt eine Periode, wo man Reiſen drucken laſſen muß. 16. Decb. 83.

Sie erhalten ein paar Ilmenauer Nachrichten. Als mich vorgeſtern Herr v. Goethe fragte, ob mir neue Subſcribenten vorgekommen, nannte ich Sie alsbald. Sie ſind alſo eingezeichnet.

Die Zahlung der 10 Thlr. wird erſt geleiſtet, wenn der wirkliche Angriff geſchieht ... Johannes Müller iſt ſo wenig Verf. der Briefe eines Franzoſen als Einer von uns. Hier argwohnt man insgeheim auf den Herrn Leuchſenring. Mehrere mögen wohl Theil haben. Es iſt viel Geſchwätz und viel Falſches darin. 12. Jan. 84.

— Ich lege die Rede bei, die Herr von Goethe halten wird, wenn wir zur feierlichen Eröffnung des Bergwerks ausgehen. Wirklich iſt morgen früh die Reiſe angeſetzt und ich denke im Schlitten mit Goethe nicht zu frieren Ich habe unſägliche Arbeit gehabt, um alle Voreinrichtungen zu entwerfen, die dieſe Entrepriſe erfordert .. Ich habe auf 200 Folianten alte Archivacten geleſen, wo ich unzählige Gründe aufgefunden, die unſere guten Hoffnungen äußerſt vernünftig machen ... Glück auf, daß Danzig wieder offen iſt! Möge doch die große Katharina, die Amerika ſo ruhig frei werden ließ, das gute Danzig frei bleiben laſſen!
20. Feb. 84.

— Da iſt die Rede, die ich neulich beizulegen vergeſſen. Sie iſt mit Fleiß ſehr populair gehalten, wurde aber von Goethe ganz vortrefflich gehalten... Vielleicht können Sie mehr Kuxe abſetzen. Sie werden ſich bei Goethe einen gefälligen Namen damit machen, und er iſt wirklich ein Mann, deſſen Liebe kein edles Herz zu erwerben ſich ſchämen darf. Je näher ich ihn kennen lerne, je mehr innere Güte entdecke ich an ihm ... Für gute Sächelchen im T. Merkur ſchaffe ich ſicher einiges Honorarium, wiewohl ich es zu beſtimmen vorher nicht wage .. Schicken Sie mir je eher je lieber etwas, ich will es aufs beſte beſorgen. 12. März 84.

— Meine Harzreiſe ſinkt immer mehr von ihrer Wahrſcheinlichkeit herab. Goethe iſt auf 5 bis 6 Wochen verreiſet; ſo lange kann ich nicht weg und wenn er heimkommt, werden wir zuſammen nach Ilmenau gehen müſſen. 30. März 84.

— Der Tod des alten Geh. Reg. Rath Müller wurde mir angeſagt als ich eben mit Sereniſſimo, mit Goethe, Wieland, Herder, Knebel ꝛc. ſpeiſete und als eben Sereniſſimus die Recenſion der A. Lit. Ztg. über Wielands Schriften auf eine eben ſo feine als wahre Manier zu Gunſten Wielands auf die Bahn brachte und viel Schönes darüber ſagte. Ueberhaupt war die ganze Unterhaltung dieſes Abends ſehr remarkabel und verbannte mir einige Stunden den Eindruck des Todesfalles . . Gern hätte ich ein paar Recenſionen*), die mir ſelbſt anliegen, zur A. Lit. Ztg. eingeſendet, aber ich bin hin und her gezerrt worden, daß es ein Jammer iſt. Wenn es ſo fort geht, werde ich der Geſchäftes-Scharwenzel von ganz Weimar. Hin und wieder iſt es fatal, immer Trumpf zu ſein, zumal wo ſo ganz umſonſt geſpielt wird vor Geiſt und Leib. Bei der A. Lit. Ztg. habe ich, nach meiner bekannten intereſſirten Weiſe, keinen geringern Zweck, als mir ein freies Exemplar zu erwerben. 9. März 86.

— Ihren Freund, den ich ſo gern den meinigen auch nenne,
ich meine Den Schützen, doch den alten nicht
Für dem die Sonne weicht,
ſondern den ſonnigten Schütz, bei dem Einen ſo hell und klar um die Seele wird, grüßen Sie.

— Wiſſen Sie ſchon, daß Born in Wien ſich ganz von der □ zurückgezogen? Der Kaiſer nöthigte ſie auf einmal über 100 einzunehmen, die zu dieſem Syſtem nicht zum zehnten Theil paßten. Ueberdieß wurde Eines der beſten Glieder zum Verräther daran,

---

*) Die Recenſionen folgten bald nach; ſie betrafen meiſt Werke über Mineralogie, Bergbau und Bergrecht.

Sickingen. Laßt mich hier.
Göz. In die Kirch ſollt ihr jezt!
Sickingen. Gern — und darnach?
Göz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.
Sickingen. Göz!
Göz. Wollt ihr nicht in die Kirche?
Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das iſt arg. Jezt gleich auf, und grad gegen Jaxthauſen zu, eh' er ſich wieder erhohlt, und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

was eigentlich die Baſis der □ war. Born hielt es alſo Zeit abzugehen. Die Aufklärung der Wiener verliert viel dadurch. Der Kaiſer ſollte doch die ſtillen Operationen wirken laſſen. Man ſieht, daß ihm die richtigen Begriffe in dieſer Affaire entweder abgehen, oder daß er zu ſehr Despot iſt, um ſich nicht für eine Geſellſchaft erleuchteter Leute zu fürchten. 20. Oct. 86.

— Man hat hier ſchon erfahren, daß Sie einen Ruf auswärts erhielten und man möchte Sie wohl behalten. Das beſte Tempo in Geldſachen iſt es jetzt freilich nicht. Der Herzog hat den großen Reiſeaufwand gehabt; die Uebernahme des preuß. Regiments ſetzt den extraordinären Aufwand fort. Einige Penſionen, die der Muſäuſſin ꝛc. ſollicitiren ꝛc., aber alles das darf den Verſuch nicht hindern, Sie uns zu erhalten.. Wiefern es rathſam iſt Goethe zu Hilfe zu nehmen, will ich mit Bode beſprechen. Wiewohl man dort nicht leicht giebt, kann man doch hindern, und auch das abzuwenden iſt gut. 19. Feb. 88.

— Ihre Angelegenheit bei Sereniſſimus habe ich durch einen eigenen Aufſatz beſorgt. Der Himmel gebe ſeinen Segen dazu! Es iſt alles, was zur Sache gehört, proponirt worden. Der Baum fällt aber oft nur auf mehrere Hiebe. 10. Apr. 88.

— Künftigen Sonnabend werde ich in eine neue Facultät eingeführt, die Kammer. Dieſes günſtige Zutrauen kann mir und meinen Freunden etwas nützen. Gedrückt bin ich freilich damit. (1. Mai 88.). Sitz und Stimme in der Kammer erhielt ich ohne Abbruch meiner übrigen Functionen. Ich habe mich lange dagegen gewehrt. Wie mir es gehen wird, weiß ich nicht! Und mein Lohn iſt lediglich der innere, den jeder ehrliche Mann ſich ſelbſt zu danken hat.

— Sereniſſimus hat mir einen ſpeziellen Auftrag ertheilt. Wenn ich doch an meinen ordinären fünf Aemtern genug hätte! Juli 88.

— Eben habe ich einen großen Aufſatz beendiget von 50 Bogen Conzept in einer Kammerſache, in der man uns mit dem Reichsgerichte droht; alſo reſpirire ich — gehe wieder in die Luſt und ſuche wieder Freunde und Muſen auf, wiewohl mir inzwiſchen viel andre Amtsarbeit aufſchwoll. 16. Spt. 88.

— Ich glaubte zu reſpiriren und immerfort drängt man mich, und zwar nicht immer ſo, daß mein Gemüth von Beunruhigung dabei frei bliebe, was in der That weit ſchlimmer iſt als alle Arbeit. 8. Oct. 88.

— Ich komme immer mehr in den Fall, der gelehrten Welt ein unnützes Mitglied zu ſein, da ich immer mehr in Landes- und Rechtsgeſchäfte verwickelt werde und noch einen großen Haufen wegarbeiten muß, ohne damit der Expectanz mancher andern vorzukommen . . Sache des Kopfs und Genies iſt doch eine ganz andere als Sache der Civilgeſchäfte. In der letztern geben die Geſchäfte ſelbſt die Richtung und Beſtimmung; in jener wirkt es aber von innen heraus. 9 Novb. 88.

— Schon wieder ſoll ich fürchten Sie zu verlieren? Ich denke, wenn ich einmal alt werden ſollte, werden alle meine Lieben um mich ausgeflogen ſein. Und doch — iſt es zu ſchwer, hier in dieſem nidulo etwas beſſeres zu geben und die Emigration zu hindern. — Inzwiſchen verſinke ich in Geſchäften; die Kammer macht mir zu vielerlei Arbeit. Ich ſehe, daß es nützlich iſt, aber für meinen Geiſt iſt es dürre Stätte. 5. Jan. 89.

— Herr G. R. v. Goethe intereſſirt ſich vor den jungen Hunnius, den Hammerdörfer mitgebracht hat. Dieſer Menſch iſt allenthalben verlaſſen und ich fürchte, er betritt am Ende auch das Theater, wie ſein Bruder that.- Und doch hat er Fähigkeiten. Sollte es keine Gelegenheit geben, ihn wo als Hofmeiſter anzubringen bei irgend einem adeligen oder bürgerlichen Delphin des feſten Landes? Oder ſollte es ſonſt einen Anlaß geben, ihn wohin zu ſpediren um ein honettes Tagelohn? Er ſcheint viel und mancherlei, aber nichts Ganzes zu wiſſen. Griechiſch, Latein, Engliſch, Franzöſiſch, deutſche Verſe, Statiſtik und deutſches Recht ravagirt in ſeinem Kopfe herum. Er geigt, ſingt, ficht, ſpielt die Harfe und tanzt. Das wäre etwas für einen Cur- oder Liefländiſchen Hofmeiſter. Dazu kommt, daß er ein glattes Kerlchen iſt. O, ich bitte, helfen Sie mir dieſen Garçon anbringen, daß er kein Landläufer wird. Sein Vater iſt Amtmann in Capellendorf und kann ihm jährlich kaum 2—3 Körbe Kartoffeln geben. Er wird zu Ihnen kommen und nachfragen, ob Sie etwas an mich zu beſtellen haben. Da beſichtigen Sie dieſes Genie. Ich habe ihn heißen einen Aufſatz machen und mir ſchicken. 16. Febr. 89.

— Daß Freund Schiller reuſſiren würde, hoffte ich mit Zuverläſſigkeit; daher erfreute mich gleich die erſte Nachricht von ſeiner Transplantation nach Jena . . Der Herzog von Würtemberg will nunmehr auch den Herrn Paulus folgen laſſen, mit Vorbehalt ihn nach Befinden wieder zu rufen. 12. Jun. 89.

— Ich bin 6 Tage verreiſt geweſen, habe auch einen ſchönen Tag in Lauchſtädt zugebracht, wo es mir ganz wohl gefallen hat. Aber gelehrte Bekanntſchaften waren ſo eben nicht zu machen. Die Einrichtungen ſind recht gut; es iſt in Allem mehr Adreſſe und Speculation als in Carlsbad. Nur daß die Carlsbader Quelle nicht da iſt. Die verläßt ſich auf ihre gerechte Sache, ohne geſchickte Leipziger Küper zur Bedienung aufzuſtellen. 20. Jul. 89.

— Von Herrn G. R. v. Goethe habe ich Ihnen ein Compliment mit folgender Bitte vorzutragen. Er will den jungen Facius aus Gera (ein gelernter Kaufmann, der ſich mit innerer Furie der Sculptur widmet) gern mit Döll*) bekannt machen, um ihn von demſelben etwas profitiren zu laſſen, da er ſelbſt ſchon ſo weit gekommen . . Es käme darauf an, ihn an H. Döll zu empfehlen und ein ſolches Empfehlungsblatt glaubt H. v. Goethe von Ihnen erlangen zu können. Iſt es thunlich, ſo ſchreiben Sie es.
22. Aug. 89.

— Die Vicepräſidentſchaft des Herrn Gener.-Super. Herder wird Ihnen gefreut haben, aber es ſind auch 100 Thlr. Beſoldungszulage dabei. 1. Sept. 89.

— Herr Behagl v. Adlerskron, ein liefl. junger Edelmann, ſtand einige Jahre bei der Garde in Petersburg bis zum Rang eines Capitains, wozu er nun in die Armee eingeſchichtet werden müßte, wenn er den Dienſt fortſetzt. Die Beſorgung einer Erbſchaftsangelegenheit hieß ihn nach Deutſchland reiſen, wo er ein Jahr lang ſich aufgehalten. Hier hat er alle Luſt verloren, den ruſſiſchen despotiſchen Militairdienſt fortzuſetzen. Er will was Nützliches lernen, um auf irgend eine Art ſonſt ſein Fortkommen zu befördern. Seine Mutter lebt noch, die damit vorerſt nicht recht zufrieden iſt. Obgleich ſie ihre Unterſtützung noch vorenthält, hat er doch 150 Thlr. zu verzehren. Er will unter dem Namen Le Bon ſtudiren, damit ihn die liefländiſche Landsmannſchaft nicht zu

---

*) Geſchickter Graveur in Suhl.

Schaden ſeines Fleißes und Beutels kennen lerne. Er wählt Jena, um dort wirthſchaftlich auszukommen. Er ſchreibt und ſpricht Ruſſiſch und Franzöſiſch, drückt ſich auch deutſch gut aus, hat Cadetten-Vorkenntniſſe von Mathematik, Zeichnen ꝛc., aber — kein Latein. Guter Kopf, viel Einbildungskraft und eine ungeheuere Begierde zu lernen begleiten ſeinen Entſchluß. Nur weiß er ſelbſt noch nicht, was er lernen ſoll. Er iſt ein Original, das nicht unwürdig iſt geleitet zu werden. Er bedarf Privatunterricht im Lateiniſchen. Lernen wird er was möglich iſt, dafür bin ich gut. Das Incognito kann ihn doch nicht beim Inſcribiren ſchaden? Er will Mathematik, Univerſalgeſchichte, Naturrecht und Logik hören bei Voigt, Schiller, Hufeland, Reinhold, und übrigens ſo ſtill als möglich leben . . Wollen Sie ſich ſeiner annehmen? Ich bitte darum. Empfehlen Sie den braven Menſchen unſern Freunden. Sein Vertrauen auf Sie wird uneingeſchränkt ſein und er Ihnen ſchlechterdings folgen; aber Verſchwiegenheit müſſen wir über ihn beobachten. (1. Nov. 89.) . . Sollte es wider die Geſetze ſein können, unſchuldiger Weiſe einen andern Namen zu führen aus guter Abſicht?*)

— Hier fragt man mich allenthalben, ob Schiller nicht heirathe. Ich ſage aber daß ich nichts davon weiß, wie es denn auch iſt. Redet man denn in Jena auch davon? Wozu ſolches Geſchwätz? 20. Nov. 89.

— Dem Herrn G. R. v. Goethe waren die Erläuterungen ſehr angenehm, die ich ihm von Ihren puncto der academiſchen

---

*) „Guſtav v. Adlerskron, ein Lievländer, der beſonderer Familienverhältniſſe wegen unter einem angenommenen Namen in Jena ſtudirte, zeigte einen ſo anhaltenden Eifer und eine ſolche Umſicht und Zartheit in Schillers Wartung (— bei deſſen damaliger gefährlicher Krankheit —), daß er dieſem ſehr werth wurde und immer als treuer Hausfreund angeſehen blieb.“ Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen ſeiner Familie ꝛc. Stuttgart, 1830. 2 Bd. S. 77.

Politik im Recenſionsweſen überbrachte. Er hielt ſich verſichert, daß ohne Unwahrheit und ohne Schmeichelei eine prudente Mittelſtraße immerfort übrig bleiben werde und trug mir auf mit ſeinen Complimenten Ihnen zu danken. Meine ſchriftliche Relation über dieſen Punkt iſt zugleich an die weitere Behörde gegangen. Nun iſt auch Goethes ſechſter Band erſchienen! Er wünſcht ſehr, daß der gelehrte Congreß nach Eiſenach verlegt werde*). Dort könne das nöthige Wildpret, Holz für Küche, Saal zur Verſammlung ꝛc. höchſten Orts leicht ausgewirkt werden. Freie Logis ſind genug in der Stadt außer den Gaſthäuſern. Die ganze Hofſuite hat vielmal da gelegen. Wenn man 10—12 Tage vorher Nachricht hat, kann Alles herrlich eingerichtet werden. Der Herr G. R. v. Goethe meint, daß es wohl gut ſei, erſt die Sentiments eines Theils der Gelehrten, die Luſt haben zu kommen, abzuwarten. Alsdann kann man überlegen, wie man am beſten den Vorſchlag ins Mittel brächte. Er ſah gern, daß Sie ihm auch einen Brief geſchrieben hatten. 16. Febr 90.

— Damit Sie dem Rufe nach Erlangen nicht folgen, iſt Ihnen vielleicht hier eine ordentl. Profeſſur auszuwirken. Zur Vorbereitung deſſen ſchreibe ich heute an den G. R. v. Goethe nach Schleſien. (Jul. 90.). — Den Herrn G. R. v. Goethe habe ich um ſeine Verwendung gebeten. (13 Aug. 90.). — Ich ſchrieb wegen Ihrer Sache noch einmal an Herrn G. R. v. Goethe. 19. Aug. 90.

— Meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihres „Naturrechts". — Die mitgeſandten Exemplare (v. Hufelands „Naturrecht") ſind abgegeben worden bis auf das für Herrn G. R. von

---

*) Jedenfalls nur eine Verſammlung von Gelehrten aus Jena, Weimar ꝛc., die namentlich bei der Allg. Lit. Ztg. betheiligt waren und ſich wegen derſelben beſprechen wollten.

Goethe. Sobald er zurückkommt, welches zu Ende künftiger Woche geſchehen wird, ſoll er es auch haben; denn da wird Sereniſſimus auch wieder kommen und da wird gerade das Schloßdach gerichtet werden, wozu ich jetzt in Knittelverſen dem Zimmermannsgeſellen eine Rede machen will, die er vom Dach herab predigen ſoll . . Ihre Sache liegt wahrſcheinlich in der Comunication mit den Höfen. Jener Mechanismus iſt ein wenig langſam. Herr v. Goethe ſchrieb mir aber, daß der Herzog günſtig für die Angelegenheit geſinnt wäre . . Unſern Hofrath von Mandelsloh verlieren wir auf Weihnachten; er geht als Stiftsrath nach Zeitz. Ich verliere ihn mit Bedauern unter meinen Collegen. Er war durchaus gerade und gut, ein ſehr tüchtiger Theoretiker, der immerfort ſtudirte und ſchon viel Routine hatte. Einen jungen Juriſten würde der Herzog brauchen können, doch das muß man den Göttern überlaſſen nach Wielands Sprüchwort. 2. Oct. 90.

— Sie erhalten hier Exemplaze der Ilmenauer Nachricht. Herr v. Goethe hat diesmal die Feder geführt, ich habe nur die Calculs berechnet, welches freilich eine weitläufige Arbeit geweſen, die mir auch Niemand vorarbeiten konnte. 13. M. 1791.

— Herr v. Goethe iſt ſofort von der Sache (— einem Rufe nach Halle —) benachrichtigt worden. Herr v. Goethe ſagt: „ich will es dem Prof. Hufeland gar nicht verdenken, wenn er ſuchet was die Höfe für ihn thun wollen; rathen Sie ihm nur, ſeine Geiſtesfreiheit äußerſten Falls recht theuer nach Berlin zu verkaufen, daß es ihm nicht gereut, wenn er in der Folge zu Halle geſchulmeiſtert wird." Alſo würden Sie nach Eiſenach und Gotha Ihr Schifflein auslaufen laſſen müſſen. Es iſt nicht gut, daß wir in dem jetzigen Moment gerade nicht eben in ſonderlichem Vernehmen mit Gotha ſtehen. Mir thut die bloße Furcht, Sie zu verlieren, ſchon ſehr leid; ich habe ſonſt keinen Gemüthsfreund in Jena.

(29. Mai 91.) — Weiter bitte ich noch: laſſen Sie es hin und wieder auf Etwas nicht ankommen, ehe Sie das ſumoſe Halle für Jena wählen; ſpornen Sie die Gothaer an. Vielleicht geht Goethe in Kurzen nach Gotha und Eiſenach und ſpricht davon (18. Jun. 91.) Ihre Sache hat heute einen abermaligen beifälligen Vortrag erhalten; ich wüßte nicht, wie ich an dem guten Erfolge zweifeln könnte. 22. Jul. 91.

— Sie ſind von mir und Herrn v. Goethe eingeladen, d. 2. Decbr. Freitags, Nachmittags 5 — 8 Uhr unſere kleine Vorleſungsgeſellſchaft zu beſuchen. Eine kleine Abhandlung, etwa ein geſchriebener Bogen oder etwas mehr oder weniger, über die verſchiedenen Geſichtspunkte, aus denen die Geſchichte bearbeitet werden kann, würde ſehr willkommen ſein. Kann es ſein, ſo eſſen Sie Mittags bei mir; den Abend ſind wir vielleicht bei Bode. Ich höre, daß es wieder im Plan iſt, Schlägereien und Ehrenſachen einiger Studenten zur Anzeige zu bringen. Es hat dies einige mal bei den Höfen Abneigung gefunden und ich glaube, daß das Contre mehr Grund hat. Gleichwohl wäre jedes Mittel, dieſe albernen Duelle zu zerſtören, erträglich, wenn es auf der andern Seite nicht gar zu wunderliche Folgen hätte. — Der Gedanke über die franz. Conſtitution zu leſen, ſcheint mir ſehr erheblich zu ſein, da man Warnungen damit verbinden könnte. Das wäre ein Geſpräch mit dem Herzoge, der für Sache des Menſchenverſtandes iſt, aber doch auch die Monarchie nicht ganz ablegt. 17. Nov. 91.

— In den Jenaiſchen Schlägerei-Affairen kann die ſogenannte Conſtitution Nutzen haben und inſofern bin ich ihr, als bloßes Privat-Inſtitut, nicht entgegen; aber eine geſetzliche öffentliche Geſellſchaft, eine rechtliche universitas personarum daraus zu machen und die Studenten zu einem geſetzlichen Ehrengericht zu ziehen, fiel mir ſehr auf, indeß habe ich auf alle Fälle die äußerſten Linien entworfen, in welche ein dergl. Inſtitut nach meiner Meinung beſchrieben werden muß. . . Ihre Abhandlung kann auch in zwei oder mehr Theile getheilt werden und es muß auf einen Bogen mehr oder weniger nicht ankommen. 29. Novb. 91.

— Ich will heute hören, was der Herzog zum preuß. Verbote der Allg. Lit. Ztg. ſagt. Oeffentlich ſich der Sache anzunehmen, ſehe ich zur Zeit keine Wahrſcheinlichkeit, da man gleichſam die Albernheit anklagen müßte. 12. Feb. 92.

— Ihre Revolutionsbogen hat mir der Herzog nicht wieder gegeben, aber Ihren Zweck und Manier hat er gebilligt.
30. März 92,

Aber ums Himmels Willen, wie konnte man in der jetzigen Criſis, an einem müſſigen Sonntage, eine ſolche Feierlichkeit geſtatten mit Vivatrufen in der Nacht, mit Kanonen, mit Herumziehen über die Straße! Daß die lüderlichen ſchlechten Kerls dieſen Moment ergriffen, um einen Streich auszuführen, war ſo natürlich als ſonſt etwas. Der Herr Prorector declamirte hier vor acht Tagen noch ſehr gegen die Johannisfeier und nun erlaubt er eine öffentliche Feier zweier Landsmannſchaften! Was ging uns das Krönungsfeſt in Ungarn an? . . Doch die Sache iſt geſchehen; die Fama davon wird fatal, aber dem Orden auch tödtlich ſein. Sereniſſimus werden, was die Sicherheit betrifft, Vorkehrungen nehmen und zwar heute noch. Das vorläufige Belobungsreſcript der Union wird wohl bei der Academie ſein; aber ſind denn die Herrn Unioniſten nicht betreten über dieſe groben Flegeleien? Und giebt es kein Mittel (ohne zu hetzen oder den Einen gegen den Andern zu bewaffnen), was die Ordensmänner mehr in Aufſicht hielt von jener Seite. Sobald ſie ſich des Anzeigens und Verrathens zu fürchten hätten, ſollten ſie wohl nicht Lärm anfangen. Es war Feuer in eine Pulverkammer geworfen, daß man den Ungarn und Siebenbürgen die Feierlichkeit mit öffentlichem Aufzug gegen Abend erlaubte. Ich ſorge, der Herzog wird Vorwürfe austheilen. Das Gegengewaltbrauchen hat auch ſeine Schranken; wer läßt Feuer geben auf junge Leute? Das würde nur übeln Ruf geben . . Man erwartet den förmlichen Bericht der Academie, um das Weitere anzuordnen. 11. Jun. 92.

— Ich denke wohl, daß die abgeſandte Commiſſion ihre Schuldigkeit thun ſoll. Außer dem bei ſich habenden Huſaren-Commando von 12 tüchtigen Kerls, die es mit Ihren Eiſenfreſſern aufnehmen werden, iſt Anſtalt getroffen, außer der Bauernfolge noch andere militairiſche Unterſtützung zu verſchaffen . . Ich denke immer die Wartburg ſoll etwas davon tragen, wenn die Herren ſo kühn ſind, wie es heißt, daß ſie Trotz bieten und nicht weichen wollen . . In Gotha werden ſie ſich freuen über den ſchönen Herrn von Wangenheim, der ſich à la française hat berühmt machen wollen. Wenn ſie nur noch einen Polizeikopf in der Stadt auf der Stange herumgetragen hätten! Indeß haben Sie Recht, daß dieſer Vorgang am Ende zum Vortheil der Academie gereichen muß, wenn wir rein auskehren und die Räuber und Mörder fortjagen können. Herr v. Wangenheim ſoll ſich ſchon retirirt haben. Melden Sie mir ja was vorkommt, ich muß hier doch die Sache vornämlich dirigiren. 13. Jun. 92.

Mit Fleiß habe ich Ihnen nichts von dem Einmarſch der Jäger gemeldet. Sie konnten ſo dreiſt ignoriren . . Ich will hoffen, daß Sie mit unſerer wirklichen und thätlichen Demonſtration nicht unzufrieden ſind. 16. Jul. 92.

Jaxthauſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſegne euch, geb' euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Eliſabeth. Und die laß' er ſeyn, wie ihr ſeyd: rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden, was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank' euch. Und dank' euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden, gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher, als vorſehend.

Georg kommt.

Georg heimlich. Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich, und wollte nicht.

— Der Friede iſt geſchloſſen und die Herrn Pilgrime*) kehren Montags früh zurück. Man hat zur Hebung ihres Miß- (oder Un-) Verſtandes ihnen von Seiten des Miniſteriums die Erklärung thun laſſen: 1) Das Militair ſei nicht zur Beleidigung der wohlgeſinnten Studenten, ſondern zur öffentlichen Sicherheit nach Jena verlegt. 2) Es ſollen die Ordres wiederholt werden, daß das Militair gegen die Studenten beſcheiden und ruhig ſich betrage. 3) Nach Beendigung der Tumultunterſuchung und hergeſtellter Sicherheit ſollen die Jäger, wie man von Anfang willens geweſen, wieder weggenommen werden. 4) Was ſeit dem Tumult, außer der Tumult-Angelegenheit vorgefallen, ſoll ignorirt werden. 5) Wenn die Tumult-Unterſuchung vorbei iſt und die Strafen vollzogen ſind, ſollen die öffentlichen Luſtbarkeiten wieder erlaubt werden. 6) Den Studenten iſt unbenommen, ihre angeblichen Beſchwerden bei der Commiſſion gehörig anzubringen, und um dieſe Beſchwerden inzwiſchen anzunehmen und der Commiſſion vorzulegen, ſoll ein Interims-Commiſſarius ernannt werden, den die Studenten vorſchlagen mögen. 7) Dagegen ſollen die Studenten ruhig und beſcheiden und ſtill wieder heimgehen.

Somit haben wir die Geſchichte hoffentlich beendigt . . Die Herrn Deputirten hier waren ſehr zerknirſcht. Nun wird wohl ein luſtiger Einzug erfolgen und ich denke, es ſollen ſich gute neue Geſetze machen laſſen . .

— Mit den Unmündigen und Verführten kann man doch nicht anders als mit einiger Menſchenliebe umſpringen, da vielleicht kaum 20 eigentlich boshafte Kerls und Anſtifter darunter ſind. 22. Jul. 92.**)

— Die franzöſiſchen Affairen werfen unſere Denk- und Preßfreiheit in Deutſchland auf manche Jahre wieder zurück. Jeder

---

*) Die Studenten hatten Jena verlaſſen.

**) S. „Authentiſche Nachricht von dem Studentenauszuge“.

Fürſt und Herr lauert und will gleich anfangs nichts aufkommen laſſen, was Landesreligion und Unterwürfigkeit zu beeinträchtigen ſcheint. Etwas iſt auch an der Sache, wenn man nur darauf denkt ruhig ſchlafen zu können. Daß gerade Schmid in Gießen jetzt das Buch „de 3 imp."*) drucken ließ, war gar nicht klug in ſeiner Lage, aber was hilft das Hinterdreinreden! Helfen ſoll man, ſo weit man kann, einem ſo trefflichen Manne. Das politiſche Verhältniß ſcheint dieſes hier unmöglich zu machen. Seit dem Marſch der Preußen iſt die Ariſtocratie mächtiger als jemals, ſie iſt ſogar intolerant geworden. Man muß die Sache ſo eine Weile hinhalten. Geſetzt, daß Schmid auch völlig Recht geſchieht im Urtheil des Verſtandes, ſo wird doch die jetzige Politik ihm Unrecht geben. Daß man hier Jemanden, der vom Darmſtädter Hof verfolgt wird, öffentlich in Schutz nehme (was durch eine Berufung geſchehen würde), daran iſt nicht zu denken. Es müßte in allen Fällen erſt Gras über die Sache gewachſen ſein . . . Die jetzige Anarchie unter den Studenten (in Jena) wird ſich hoffentlich geben. Was Sie von Gerichtsbarkeit und Disciplin ſagen, iſt ſehr richtig, aber wie würde es einem Manne gehen, der ſolche adminiſtrirte! Wie würde man ihm die tauſend unmündigen Menſchen von 17—19 Jahren auf den Hals hetzen! Er müßte ein Halbgott ſein, wenn er dieſer Kabale entging. Und wie läßt ſich das arme junge Volk leicht einnehmen! 28. Jul.

---

*) Prof. Eberhard Schmid ſelbſt ſchreibt unter dem 26. Aug. 92.: ich ſoll zu frei geſchrieben haben. Es iſt ein Gutachten von unſerer theol. Facultät gefordert worden. Was von dieſen heiligen Ignoranten und reſp. Jeſuiten kommt, kann nicht anders als böſe ſein. Der academiſche Senat hat eine Naſe vom Hofe bekommen, daß er nicht peinlicher mit mir und (dem Verleger) Krieger verfahren. Den Inhalt des theol. Gut- oder vielmehr Böſachtens kenne ich theils a priori, theils aus den Folgen. Dahin gehört das Kanzelverbot, welches nicht blos mir zugeſchickt, ſondern, um den Eindruck recht ſchlimm zu machen, im ganzen Lande an alle Pfarrer überſendet worden, ſo daß ich nun hier ein berüchtigter und verdächtiger Menſch worden bin . . Aus dem Verhör erſehe ich, daß ich auch als Theilnehmer an den franzöſiſchen Unruhen angeſchwärzt worden ꝛc."

Ich muß Ihnen vertraulich einen Auszug mittheilen aus einem Brieſe vom Herzog aus Verdun vom 4. Septbr.

„Für Hufelands Ruf würde es gewiß beſſer ſein, wenn er ſeine „Vorleſungen*) drucken ließe und ſelbſt für den Ruf der Academie, „indem doch ſehr zweideutige Urtheile über das bewußte Collegium „gefällt worden ſind und mir zu Ohren gekommen. Selbſt die „bloße Anzeige der Hamburger Zeitung iſt voll Gefährde, da die „Welt gewöhnlich aus Bequemlichkeit und aus Neigung immer das „Böſeſte zu glauben gewiß nicht urtheilt, daß Hufeland die franzöſiſche Revolution verwerfe. Uebrigens haben Sie nur keine Sorge, „daß unſere ſaits den Deſpotiſmus erheben oder die Denkfreiheit „hindern werden; die Einſchränkung aber, die entſtehen wird, iſt „dieſe, daß Gelehrte, die ihr Lebtag mit Adminiſtration von Ländern, ja eines Bauerngutes nichts zu thun gehabt, nichts davon „practiſch verſtehen, weil die Adminiſtration nur durch Erfahrung „erlernt werden muß, mithin dergleichen Gelehrte nicht auf leere „Abſtractionen hin Grundſätze in die Welt bringen mögen, die „nur wahr ſcheinen, weil ſie ſo wenig wie Geſpenſtergeſchichten „juriſtiſch widerlegt werden können, und daß alſo dergl. Gelehrte „ſich nicht wie N. N. künftig für Lehrer des Volks und der Regenten anſehen mögen und jeden Gedanken, den eine Indigeſtion „ſupponirt, für einen innern Beruf anſehen mögen, das Volk gegen ſcheinbare Bedrückungen aufzurufen und Regenten neuerfundene Pflichten einzuſchärfen. Ein jeder Gelehrte wird alſo beſſer „bei ſeinem Leiſten bleiben und ſich nicht einbilden dürfen, daß, „wenn er geweſen, die Sachen ganz anders gehen würden ꝛc.“

14. Sep. 92.

— Ueber Sereniſſimi Meinung, wegen Preßfreiheit, ließe ſich wohl pro und contra diſputiren; aber daß es in Sachen des Volkes nicht gut ſei (wegen des Mißbrauchs) alle Abſtractionen von

---

*) Die oben erwähnten über die franz. Conſtitution.

Menſchenrechten und Gleichheit dem Volke als unverjährbare Befugniſſe, die es nun geradezu reclamiren könne, vorzuſtellen und hierzu die Preßfreiheit zu benutzen, das iſt wohl richtig genug. Ich will lieber alle Jahre die Hälfte meiner Kunſt- und Grunderzeugniſſe für den Staat hingeben und mit dem Ueberreſt in Sicherheit leben als in der Willkühr des großen Haufens ſtehen, auf welchen ein Böſewicht mehr wirken kann als zehn brave Leute . . Die Freimüthigkeit der A. L. Ztg. zu modificiren rathe ich nicht aus Gefühl eines Unrechts, das ſie beginge, ſondern aus Vorſicht, um nicht ein Opfer davon zu werden und um die Lebenstage dieſes trefflichen Inſtituts möglich zu verlängern. —

Aus Ihrer erſten Vorleſung wünſche ich wohl das verwiſcht*), was eine allzulebhafte Billigung des franz. Aufſtandes ſein möchte, oder gar als eine Aufmunterung angenommen werden könnte, dieſem Beiſpiele nachzufolgen. Wenn der Hiſtoriker in Betrachtung zieht, wie alles ſo natürlich zuging und wie die Fehler des Miniſteriums eben ſo ſehr dazu halfen, als die Gewalt eines beſtochenen Pöbels, und wie man im Nationaltaumel damals kaum wußte, was man that, ſo mindert ſich die große Bewunderung der Angelegenheit. Sept. 92.

— Hier kommen Ihre Hefte zurück; ich habe nur ein paar mal etwas angeſtrichen was einer Milderung werth ſchien. Sie haben in der That nicht den Demokraten, ſondern den Wahrheits-Freund geſpielt, der des Volkes Druck nicht palliirt, oder auch auf die unächten Mittel zu deſſen Abhülfe das Licht fallen läßt. Und das, denke ich doch, ſei mehr als jemals nöthig ſeitdem die Metaphyſik in Frankreich ſich in Blutdurſt verwandelt hat und weder Sicherheit des Lebens noch des Eigenthums mehr vorhanden iſt, denn beides kann dort der elendeſte Bube vom Volk jedem braven Menſchen ſtreitig machen. Die Philoſophen oder Anhänger der Conſtitution ſind grimmig über die vormalige üble Behandlung des Volks (z. B. *Bode* darüber, daß Damiens durch Pferde zerriſſen worden) und vergeſſen darüber, daß dem Volke nicht *Alles* gegeben werden darf, um nicht von ihm zerriſſen zu werden. Die Royaliſten oder Freunde der Monarchie laſſen ſich durch die Volksgräuel allzu ſehr echauffiren und wider die ganze Nation einnehmen ꝛc. . . . . Daß dieſer Krieg ein ungeheueres und gefährliches Werk iſt, wiſſen wir alle, daß aber Oeſterreich und Preußen von *einem* Feldzuge entnervt ſein ſollten, iſt auch nicht recht zu glauben, wohl aber glaube ich, daß auf einen innern Krieg zu viel gerechnet und von den Emigrirten zu viel verſprochen worden iſt. Man ſoll daher jetzt die Prinzen wieder nach Trier zurückſenden wollen. . . Die am 16. d. M. vorgefallene Bataille muß nicht von großer Wichtigkeit geweſen ſein, ſonſt wäre wohl ſchon eine Staffette nach Berlin durchpaſſirt. Es iſt ſchwer unparteiiſch zu urtheilen ohne eine gewiſſe Kälte und Ruhe des Charakters. . Aus einigen Beſchlüſſen der Nat. Verſammlung ſchließe ich immer noch, daß der Mangel an Lebensmitteln eintreten wird. Und dann wird es darauf ankommen, ob die Armeen ſich dennoch Zufuhren verſchaffen können, beſonders für die Cavalerie, auf welche doch das meiſte anzukommen ſcheint. 27. Septbr.

---

*) Für den Druck.

— Glauben Sie wohl, daß man von Dresden aus uns auch Ihre *Vorleſungen über die franzöſiſche Conſtitution* vorwirft? und daß man gegen einen ähnlichen Dozenten in Leipzig ein Exempel ſtatuiren will? Dieſes unter uns; aber man ſieht wie der Revolutionsgeiſt auf der Gegenſeite nur Intoleranz, ſtatt kluger Nachgiebigkeit, hervorzubringen pflegt. . . Ich wollte wünſchen, daß der jetzige Rückzug in Frankreich, der ſo ignominiös iſt nach den Prahlereien die voraus gingen (es verſteht ſich, daß ich hiermit blos die Urheber des erſten Manifeſtes meine), der ganzen Kriegsgeſchichte ein Ende machte, ſo hätten wir unſern Herzog wieder und bekämen keinen Reichskrieg! Aber ich fürchte bei dem Allen, daß die Sache damit keineswegs geendiget, ſondern daß es auf eine Wintercampagne abgeſehen ſei. Die Könige ſind verblendet und ein Feldzug hat doch noch nicht alle Kräfte erſchöpft. Sie werden alſo glauben, nicht immer mit Regenwetter und Nachtſtürmen kämpfen zu müſſen als worauf dermalen die franzöſiſche Tapferkeit beruht. . . Ob das Glück der Menſchheit durch die neue franzöſiſche Republik befördert werde, iſt ein zweifelhaftes Problem; inſofern man bloß den alten muthwilligen und ſchändlichen Deſpotismus zum Gegenſatz nimmt, möchte denn allenfalls die Republik ein kleineres Uebel ſein. Aber daß ſie ein Uebel iſt in einem ſo großen Lande (nicht etwa wie in Hamburg, wie unſer Bode immer calculirt), dies wird zeitig genug die Erfahrung zeigen ſobald dieſes frivole Volk ſich ſelbſt überlaſſen ſein wird. . Die Berliner Geiſterſeher werden endlich handgreiflich empfinden müſſen, daß Herzbergs Staatsſyſtem mehr Verſtand und Wohlthätigkeit für den Staat hatte. Ich denke, man wird zu guter Letzt dahin zurückkehren, aber die Furcht vor einer förmlichen Revolution à la française iſt in dieſem Staate wohl noch zu früh. Wie der Deutſche langſam auffaßt und langſam wirkt, ſo wird er auch langſamer toll wie der Gallier. Ich danke immer Gott, in dieſem Volke nicht geboren zu ſein. Sereniſſimi letzte Briefe ſind vom 26. Septbr., wo die meinigen mit Ihrer Ankündigung noch nicht angekommen waren. Ich dächte nach der jetzigen Lage der Dinge ſchadete es nicht, wenn der Abdruck ſich etwas verzöge. Vielleicht mildern ſich auch die Sentiments der Großen in Deutſchland... Ich freue mich darauf mit Ihnen über die jetzigen Vorgänge in der Welt ein wenig zu koſen; für uns in unſerem kleinen Weſen müſſen die dermaligen Ereigniſſe immer etwas Gutes hervorbringen, e questo basta! (16. Octbr.). — Wollen Sie mir doch den Aufruf zum Kreuzzug gegen die Franken bald mittheilen.

— Obgleich Regen und Wind die jetzige franzöſiſche Campagne fruchtlos und den deutſchen Mächten höchſt nachtheilig gemacht haben, allerdings auch bei einer Fortſetzung des Kriegs etwa eine Eroberung einer oder der andern Provinz, nicht aber eine Umgeſtaltung der politiſchen Lage von Frankreich, die nur durch innern motus noch erſchüttert werden kann, hoffen läßt, ſo glaube ich doch, es ſei eine Mäßigung der Urtheile nunmehr um ſo mehr nöthig, um nicht den Schein eines Spottes zu geben, der bitterer wirkt als Prophezeihung, und überhaupt beſorge ich, die deutſchen Mächte werden innerlich ihren Verdruß auslaſſen, den ſie außerhalb ihrer Beherrſchung nicht tilgen können. Die göttliche Verſehung, die man zwar kaum mehr nennen ſoll, hat durch inclementiam coeli gewonnen und wir müſſen mit Furcht erwarten, wie ſie ſich weiter den Zweiflern fühlen laſſen wird. . Ich halte darum Frankreich noch nicht für glücklicher; der innere Wurm des Verderbens wird noch mehr Exempel in ihm ſtatuiren als man jetzt im Taumel des von den dortigen Ariſtokraten auf ſich geladenen nicht ungerechten Haſſes glauben möchte. Bei dem allen iſt es wahrlich nicht Zeit (für die gens de lettres im mindeſten) zu Volksbewegungen beizutragen; ſelbſt unſere inconſulten Demokraten in der Dienerſchaft und dem pſeudo-philoſophiſchen Adel ſind unvorſichtig genug, wie ich erſt vom letzten Club höre, den ich darum nicht mehr beſuche. So ſpricht man z. B. davon, daß man kein Reichscontingent zu ſtellen ſchuldig ſei, daß man es durchaus verſagen müſſe und dergl. Dinge, die das Volk glauben laſſen könnten, es gehe an ſich hiervon los zu machen. . Und keiner verſteht und kennt unſere wahre Lage. . . Der Einfall in Speyer iſt zwar ſchon ziemlich vergangen, wird aber den leidigen Reichskrieg noch mehr beſchleunigen. Und wer kann, äußerlich gerecht, dagegen etwas mit Grund einwenden? Die Franzoſen reſpectiren die Reichsneutralität offenbar nicht und wodurch anders als durch Gewalt kann man ſie reſpectirt machen? . . Die Beſoldungszahlungen ſind hier nicht ſiſtirt, aber gehen langſamen Ganges und ich zweifle, ob die Jenaiſchen viel vor Weihnachten werden ausgezahlt werden. 16. Oct.

— Ueber den bewußten Aufruf einmal im Vertrauen mehr; inzwiſchen ſecretiren wir die ganze Affaire ſoviel wir nur können.

Wiſſen Sie ſchon, daß Weckherlin im Baireuthiſchen in Verhaft genommen worden? Man ſoll jakobiniſche Papiere und Aufträge bei ihm gefunden haben. Von dieſem Brauſekopf kommt es mir nicht ganz unwahrſcheinlich vor. 19. Oct.

— Das geh. Conſeil hat mir aufgetragen, mir den Umſchlag zu jenem Aufrufe noch auszubitten. . Iſt die Unruhe in Böhmen richtig, ſo kommt der Aufruf über Eger dort her und es ſcheint überhaupt eine öſterreichiſche Handſchrift zu ſein. . Sie werden ſelbſt empfinden, welche Prudenz dazu gehört ſich an meiner Stelle bei dieſem Ding zu nehmen. Für meine Perſon würde mir in keinem deutſchen Lande, wo ich lebte, und in keiner Revolution bange ſein; ich bin weder Edelmann noch Volksverhaßter, aber daß die Folge von Revolutionen bei Hebung von Uebeln, die anderwärts nicht ſo unerträglich ſind als ſie es in Frankreich geweſen ſein mögen, wenigſtens für die erſte Generation furioſe ſind und zehnfach größere Uebel herbeiführen das möge, wie ich wünſche, nie die Erfahrung in Deutſchland bewähren! Der Adel iſt ein kleines Uebel gegen den verworfenen Pöbel, der zu ſolchen Zeiten mit Sicherheit um Eigenthum ſpielt. 20. Oct.

— Cuſtine läßt ſich's im Reſidenzſchloſſe zu Mainz wohl behagen. Was dieſe Stadt, Stift und Klöſter werden zollen müſſen — wird eine feine Summe machen! Ich glaube, daß man den Churfürſten bis auf die Gräte ausſchälen wird. Die Einwohner ſollen auf die Capitulation gedrungen haben und ehe die Armeen da ſein können, wird Herr Cuſtine wohlbereichert ſich in Sicherheit zu bringen wiſſen. . Unſer Herzog iſt wohl und geſund, das ſagen Briefe aus Luxemburg vom 15. Oct. . . Dieſer Krieg wird eine traurige Figur in der deutſchen Geſchichte machen. . Was die Cabinette in Wien und Berlin thun werden, bin ich begierig. Ehe der Kaiſer Brabant aufs Spiel ſetzt, wird er endlich wohl den letzten Ludwig verlaſſen müſſen. 25. Oct.

— Eben erhalte ich einen Brief vom Herzoge, der aber ſchon 14 Tage alt iſt. Unter andern ſchreibt er mir: „Die Ankündigung zu H . . Vorleſungen iſt recht gut und ich bin es zufrieden, daß ſie ſo gedruckt werde.“ Dieſe Approbation wird indeß nicht hindern, wenn Sie einen andern Plan haben. In allen Fällen möchte es klug ſein, den Abdruck der Vorleſungen aufzuſchieben bis wir die franzöſiſche Invaſion los ſind. . . Der Herzog ſchreibt mir, daß alle Generale der Cavalerie eine Zeitlang durch Krankheit dienſtunfähig waren; alſo hätte er viel mit Commandoſachen zu thun. Sonſt merke ich, daß man ernſtlich auf einen Frieden denke. Wenn nur der Succeß der Franzoſen in Deutſchland die Sache nicht erſchwert und ſie nicht auf Unterſtützung einer Revolution in den Niederlanden denken. Da ſie jetzt in Deutſchland blos zum Beutemachen und Brandſchatzen ausziehen und gute Magazine erobert haben, auch ſich ohne einige Gefahr zu bereichern hoffen können, ſo iſt's kein Wunder, daß ihnen Volk genug zuläuft. Es ſollen ganze Herden von Bauern dabei ſein. Ginge es vorwärts, um Feinde von Bedeutung zu attaquiren, ſo möchte der applausus mäßiger ſein. Es geht alles ſehr natürlich zu, nachdem man ihnen Thor und Thür offen gelaſſen. 27. Oct.

— Ich glaube täglich mehr, es ſei noch ein Feldzug nöthig, um ſich erleidlich aus dieſer böſen Sache zu ziehen, ein Feldzug, wo man nicht mit einem coup de main angehen darf und wo man ſechs Wochen gutes Wetter ſtatt ſechs Wochen Regen dazu beſtellen muß, ſonſt ſattle ich um und halte es mit der glücklichern Partei. Daß man Hanau, ſo nahe und ſo mäßig beſetzt, noch nicht attaquirt hat, zeigt, daß der Herr Bürger Cuſtine lieber dahin geht, wo mit aller Sicherheit Contributionen auszuſchreiben ſind. Ob man ihn aber demohnerachtet vor Winters aus Mainz delogiren werde, iſt fürwahr eine zweifelhafte Sache. Die Brutalität ſeiner Canzlei (und ſeines perſönlichen Benehmens) kann man ſich lieb ſein laſſen, weil er ſo viel eher ſeines Zwecks verfehlt, die Deutſchen zum Aufruhr gegen ihre Regenten zu reizen. So iſt wenigſtens die Wirkung in Heſſen geweſen. 5. Novbr.

— Ich denke die Sache mit Prof. Schmid in Gieſſen ſoll nach und nach zu Stande kommen, was anfangs gar nicht ſo ſchien; ich habe Sereniſſimo die Sache vorgeſtellt und einen Fonds zu der Beſoldung vorgeſchlagen.

— Vom Rhein weiß ich nicht mehr als Sie. Es kommt auch nichts darauf an, ob einige hundert Mann Franzoſen erſchlagen werden oder nicht, da ſie ihre Zahl durch ſoviel hungrige Mitläufer und Nachfolger zu erſetzen wiſſen ſo lang ſie wie bisher ungeſtört thun können was beliebt.. Mir ſcheint es, als ob die preußiſche Armee ſo caduc wäre, daß ſie keine Wintercampagne machen kann. Man hört gar nicht, daß Preußen oder Oeſterreich mehr Truppen marſchiren ließen, und die letzten ſind nach Conſtanz zurückgegangen, haben auch den Breisgau offen gelaſſen. Alles das iſt ſchwer zu erklären. 6. Nov.

— Ich denke jetzt ſoll die Gieſſener Sache nach Wunſch gehen, ſobald Schmid auf das Diaconat und die Profeſſur der Philoſophie eingeht. Aber *predigen* muß er! Ich habe dieſer Tage mit der regierenden Herzogin geſprochen. Sie hat mir alle Hoffnung gegeben und nun müſſen wir alle Federn wirken laſſen. 16. Nov.

— Hier glaubt man, die Studenten zu Jena wollten ſich beim Convent in Paris eine sauve garde auswirken und demſelben zugleich ihren Beifall bezeigen, ja es würden ſchon tricolore Cocarden beſtellt, wenigſtens nach dem nöthigen Bande dazu bei den Kaufleuten gefragt. Es ſind das wohl nur Reden, aber haben Sie doch die Güte, ein wenig nachzuſpähen, jedoch ſo daß dadurch nicht etwa erſt dergl. Dinge ins Gedächtniß gebracht werden. 21. Novbr.

— In ſchlafloſer Nacht fiel mir ein, was Sie mir von möglichen Abdruck meines Verſuchs einer Ueberſetzung des 3. Buchs der Aeneide ſagten.. Ich will nicht hoffen, daß mein Name darunter

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an, wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet's aber. Laut. Sickingen! ich bitt' euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſere Unternehmung treten, iſt unſer Feind im freyen Felde ſichrer, als ſonſt in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht leiſe. Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ungefähr zwey hundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Lerſen nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Bieth' allen, ſie ſollen ſich bereit halten. — Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer, du weinſt an deinem Hochzeittag, als daß allzugroße Freude der Vorbothe künftigeſetzt iſt, außerdem bitte ich inſtändig, das Blatt auf meine Koſten umdrucken zu laſſen und hierzu Herrn Hofrath Schillers Einwilligung zu erbitten. Ich möchte doch nicht gern über ein unſchuldiges Spiel der Muſe, deſſen Reprehenſibilität ich vor der kritiſchen Seite ſehr gut kenne und bei der Nebenarbeit, die ich damit zu meiner Erholung trieb, ſelbſt am beſten empfunden habe, ernſthaft mitgenommen werden... In Frankreich haben alſo die Republikaner ihrem Stolz und Despotismus das höchſte Opfer gebracht. Es iſt merkwürdig, daß der größere Theil einer ſo zahlreichen Verſammlung der Edlern und Beſſern des Volks (denn dieſe Präſumtion muß ſie haben) an dieſem ſolennen Mord aus Geſchmack oder Klugheit Antheil nehmen konnte. Die Verworfenheit des Charakters der Nation hat ſich damit außer Zweifel geſetzt. Die politiſchen Folgen ſind noch nicht zu calculiren, außerhalb können ſie nicht vortheilhaft ſein.. Der arme Ludwig iſt als kein kleiner Mann geſtorben und in der Geſchichte wird er glänzen, während man ſein Volk executiren wird. 1. Feb. 93.

— Bald wird Kalkreuth die Belagerung von Mainz commandiren. Unſer Herzog bleibt bei dieſer aus Oeſterreichern und Preußen combinirten Armee.. Die Contrerevolutionen in den Provinzen, beſonders in Bretagne, beginnen. Laſſen Sie uns nun auch in Weimar und Jena ruhiger ſchlafen. 29. März 93.

— Prof. Schmid ſchreibt mir, daß er in einem paar Tagen von Gieſſen abgeht und zu Ende dieſer Woche hier eintrifft.. Ich habe veranlaßt, daß unſer Herzog ſeinetwegen an den Landgrafen von Darmſtadt geſchrieben hat... Mai.

— Aus Darmſtadt hat man des guten Schmids ganzen Prozeß und wie ihm die Kanzel verboten worden, an das geheime Conſilium hierhergeſchickt und zu verſtehen gegeben, daß die erhaltene Vocation nach Jena die Suspenſion (oder gar Remotion) unnöthig gemacht habe. Dieſe Vindiction hätte man erſparen können, ich habe genug zu thun, um dem armen Schmid nichts aufmutzen zu laſſen. Es kann ihm zu Behutſamkeit dienen; warnen Sie ihn und ſagen Sie ihm, daß man auch hier mit demokratiſchen Aeußerungen, ſeitdem die Franzoſen toll für Freiheit geworden, kein Glück macht. Es iſt wohlgemeint, ſo etwas bemerklich zu machen. Das Schiff unſeres Freundes iſt nun im Hafen eingelaufen; für deſſen *Sicherheit* hat er nun ſelbſt zu ſorgen. 8. Juli 93.

— Jetzt noch eine geheime Frage 1. Iſt wohl Fichte, ſelbſt allenfalls mit Raths-Character zu haben? Er privatiſirt in Zürich. 2. Iſt er klug genug ſeine demokratiſche Phantaſie (oder Phantaſterei) zu mäßigen? (20. Decbr. 93.) — Ich habe auch Böttger vertraulichen Theil von der Sache gegeben, da wir ihn vielleicht gut dabei brauchen, und die angelegten Laufgräben nach der Feſtung durch ihn verlängern können. Ueber den *Democratismus* werde ich ſelbſt mit ihm reden. (21. Dec. 93.) — Ich habe Fichte ordentl. Honorarprofeſſur, 200 Thlr. Beſoldung und Rathscharakter geboten, aber auch geſagt, daß dies alles iſt was er zu erwarten hat. Sie werden ihm nun das Vortheilhafte ſeiner Lage ſchildern ꝛc. 26. Decbr. 93.

— Fichte will ſogleich derb auftreten, um ſich ſeines Rufes würdig zu machen; er will 3 oder 4 halbe Jahre ſo fortfahren ohne zu verreiſen; er will ſein neues Syſtem während ſeiner Vorleſungen noch umbilden ꝛc. So werden wir alſo im Beſitz der *neueſten* Philoſophie bleiben und das Vorſtellungsvermögen noch höher hinauf abſtrahiren. (20. Feb. 94.) — Er will ſich ganz beſonders an Sie halten; benutzen Sie dies Zutrauen und berathen ihn, damit er nirgends Priſe giebt, beſonders helfen Sie, daß er die Politik, als eine dankloſe Speculation, bei Seite läßt. Seine gründlichen Urtheile und ſein ſcharfſinniger Ernſt haben mir ſehr wohl gefallen und ich glaube gewiß, daß ein ſo ſcharf denkender Mann auch ein guter Mann ſein müßte. (18. Mai 94.) .. Schreiben Sie mir noch, wie es mit Fichtes Applaus ſtehe. In Gotha iſt man ſeiner Geſinnung wegen noch ſehr beſorgt. Da er alle Sonnabend von 6—7 Uhr ſein Publikum lieſet, ſo komme ich einmal, wenn wieder Mondenſchein wird, um einen Zuhörer mit abzugeben (27. Mai 94.) — In dieſen Tagen hat ein angeſehener Mann aus Jena (Hofrath Krüger) die Nachricht herüber gebracht (an die Herrn Geheimräthe), daß Prof. Fichte öffentlich lehre: „in 20 — 30 Jahren gäbe es nirgends Könige oder Fürſten mehr!“ Sie können leicht denken, auf welche Art mir das geſagt wird, da ich gleichſam für Hrn. Fichtes Klugheit und Behutſamkeit habe caviren müſſen. — Ich glaube, daß dabei eine alberne Schwätzerei verwalte, auf die man wohl etwas thun ſollte, um die Gelehrten nicht bei den Fürſten verhaßt machen zu laſſen.. 13. Juni 94.

— Faſt bin ich Willens, an Fichte ſelbſt zu ſchreiben und ihn zu befragen, ob man ein ſicheres Nein dieſem Geſchwätz entgegenſetzen könne, weil mir daran gelegen ſei, bei Sereniſſimo die gute Meinung für Fichtes Perſon und Charakter zu unterſtützen.. Ich möchte gern einmal ein Loch in die Luftblaſen machen. Es iſt gar zu albern, daß man die Gelehrten des Sansculotismus beſchuldiget, unter dem ſie ſelbſt zuerſt fallen müſſen, wenn ein ſolches Unglück über unſere Cultur einbrechen ſollte. Ein beſonderer Contraſt bleibt es immer, daß die Mehrſten insgeheim dem Revolutionsweſen zugethan ſind, während ſie, zuweilen auf die kleinlichſte Weiſe, mit ihrer Eitelkeit an den Großen hangen.. Der Herzog iſt mit Fichtes Bekanntſchaft zufrieden, um ſo mehr ſollte es mir leid thun, wenn er zu Mistrauen geführt werden ſollte.

Goethe wird künftig mehr und länger in Jena ſein, wenn es nur ſo artig dort bleibt, wie es jetzt iſt. 18. Juni 94.

— Es ſind mir einige recht angenehme Stunden geweſen, die ich bei Goethe mit Fichte zugebracht habe. Ich hoffe, er ſoll mit uns zufrieden ſein, ſo wie ich ganz gewiß mir viel Gutes verſpreche. Er iſt ein ſehr geſcheuter Mann, von dem ſchwerlich etwas Unbeſonnes oder Geſellſchaftwidriges kommen kann.. Iſt nur erſt Friede, ſo wird mancherlei Gutes zum Vorſchein kommen, wenigſtens bei uns. 29. Juni 94.

— Ich vernehme insgeheim, daß Fichte ſeine Beiträge zur Beurtheilung der franz. Revolution in einer 2. Auflage liefern ſoll. Es wäre mir doch leid für ihn; alles was er damit für Beutel und Eitelkeit gewinnen kann, erſetzt ihm nicht was er damit zu verlieren wagt. Warum iſt er über ſo etwas nicht vertraulicher — mit Goethe, mit mir, den andern Freunden? Rathen Sie in der Stille was zu thun iſt. 10. Oct. 94.

— Es thut mir leid, wenn Fichte Geld verlieren ſollte durch ſeine Selbſtverleugnung. Der Hauptpunkt iſt doch der: daß wir uns, da er einmal als Verf. allgemein bekannt iſt, nicht noch gar nachreden laſſen wollen, daß, während er Lehrer in Jena war, dergleichen Revolutions-Grundlagen von ihm aufgeführt werden ſollen. Ich ſorge, nach meinen Nachrichten aus Dresden, Gotha ꝛc., daß man die Sache auf eine ſonderbare Art zur Sprache bringen werde, wenn Einer unſerer Jenaiſchen Lehrer ſo etwas herausgiebt. Nun glaube ich gar wohl, daß Fichte dabei ſehr furchtlos und gleichgültig ſein würde, aber wir Andern können es nicht ſein, die wir gern ungeneckt leben und auch Jena nicht verſchreien laſſen wollen. In den Cabinetten geht es überhaupt mehr über die Schriftſteller her als man von außen glauben kann und jeder Anlaß würde benutzt werden, unſere angebliche Jacobinerei zu verſchreien. Ich traue gewiß unſerm Fichte zu, daß er auch uns zu Liebe etwas thut, geſetzt auch, ihm wären ſeiner Selbſt wegen alle beſorglichen Folgen gleichgültig. 20. Oct. 94.

— Betreffend Fichte, ſo wünſcht auch Herr v. Goethe ſehr, er leihe ſeinen Namen oder auch ſeine Anonymität (die ſo gut als Name iſt) vor der Hand zu keiner neuen Auflage der Beurtheilung. Er glaubt, daß dieſes ſelbſt damit übereinſtimme was Fichte bei ſeiner erſten Unterredung mit ihm verheißen habe. Dieſes ſagt er mir ganz vertraulich und ich weiß nicht, ob wir davon gegen F. Gebrauch machen können; indeß iſt dieſes damals auch dem Herzog von ſeinen Freunden zugeſichert worden, die alſo gewiſſermaßen compromittirt werden, wenn er Antheil an der Herausgabe jener Schrift nimmt. 25. Oct. 94.

— Herr G. R. v. Goethe iſt, was mich gefreut hat, für Sie und Ihr Haus ſehr freundlich geſinnt und hat mir von der Vorleſung ſeiner Epopee, die er in neuerer Zeit zu verlegen gewagt hat, erzählt. Schreiben Sie mir etwas von dem Gegenſtande und Inhalt dieſes Phänomens*), worüber ihn zu fragen der Anlaß durch Nebendinge mir abgeſchnitten wurde. 9. Nov. 96.

— Die Anti-Xenien ſind platt genug und vielleicht mehr ärgerlich für die Freunde der Xenienſchreiber als für ſie ſelbſt. Die Recenſion der Hexameter in der Hamburger Neuen Zeitungsbeilage war denn als Ironie doch erträglicher als die Leipziger Grobheit. Mir graut davor, wenn Freund Nicolai erſt auftreten wird. Es ſollte mich wundern, wenn die Gothaer ſo ganz ruhig bleiben. Alles das hat man ſich aber vorausſagen können. 14. Decb. 96.

— Der Xenienkrieg bringt eine literariſche Attake über Weimar und Jena, die wir hätten vermeiden können. 19. Jan. 97.

— Ich kam erſt Nachts um 12 Uhr hierher zurück, da Herr G. R. v. Goethe ſich ſpät noch entſchloß in Jena zu bleiben, was ich unmöglich konnte und daher allein zurückfuhr. — Es gab bei Schiller noch**) allerlei poetiſche Unterhaltung, die mir wegen des Contraſtes, mit welchem ein Geſchäftsmann dergleichen Dinge anzuſehen pflegt, angenehm war, denn dieſe vorſichtige Seite prävalirt denn doch immer, wenn man auch nicht ganz den unwiſſenſchaftlichen Menſchen angehört. 18. Feb. 97.

— Die erſte Erholungspromenade, die ich fahrend machen werde, ſoll nach Ihrem Garten gehen, von wo ich die andern Garten-Götter (nicht Priapen) wie Schiller, Griesbach ꝛc. ebenfalls anbeten kann***). Pfingſten 97.

---

*) Hermann u. Dorothea.

**) Nach dem Beſuche in Hufelands Hauſe in Jena.

***) „Eine unwiderſtehliche Luſt nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menſchen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten und zog hinaus, Wieland hatte ſich in Oßmanſtedt angeſiedelt: ꝛc.“ Goethe, Annalen, 1797.

— Daß ich, als ich zurückkam, die Weltſeele (Schelling) ſofort promoviren helfen, wird Ihnen wohl recht ſein. Er iſt doch ein trefflicher Kopf. Um nicht lange erſt auf Bedenklichkeiten warten zu müſſen, hat der Herzog für diesmal ſogleich reſcribirt. (3. Jul. 98.). — Den Freund Schelling hat mir ſchon vor einem Jahre Fichte ſelbſt aufs Stärkſte empfohlen. Da jener ſeiner Philoſophie in der Anwendung eine andere Richtung giebt als dieſer, ſo denke ich, daß dieſe Ichheiten ſich nicht aufheben ſollen.

16. Jul. 98.

— Wollen Sie wohl (über das, was zu thun ſein möchte, Sie für Jena zu erhalten und nicht nach Halle gehen zu laſſen) dem Herrn G. R. v. Goethe, da er noch in Jena iſt, auch etwas von der Sache vertrauen? **Er hat ſehr oft einen guten Gedanken.** 21. Oct. 02.

Anhang.

Einige Recenſionen Schillers.

Goldoni über ſich ſelbſt und die Geſchichte ſeines Theaters. Aus dem Franz. überſetzt mit Anmerk. verſehen von B. Schatz. Leipzig, Dyk, 1788.

Nachrichten aus dem Leben und der Bildung eines Schriftſtellers, der beinahe 200 dramatiſche Stücke in Proſa und Verſen geliefert hat und in der theatraliſchen Kunſt ſeines Volkes als Reformator aufgetreten iſt, müßten an ſich ſchon jeden Freund der ſchönen Literatur intereſſiren, aber eine abwechſelnde Mannichfaltigkeit von Begebenheiten, Anecdoten, Sittengemälden u. a. m., mit denen dieſe Lebensbeſchreibung durchflochten iſt, die beleuchtenden Blicke, die auf das Theaterweſen und den dramatiſchen Geſchmack der Italiener darin geworfen werden, eine Menge geiſtreicher und intereſſirender Bemerkungen über die Sitten und das häusliche Leben der Italiener und noch ausführlichere Nachrichten aus Paris, eine leichte, lebhafte und faſt dramatiſche Darſtellung, ein characteriſtiſcher Vortrag, der uns in die Geſellſchaft des Autors bringt und ihn beſſer ſchildert als alle ſeine Werke, die unverkennbare Sprache der Wahrheit und der Geiſt herzlicher Gutmüthigkeit, die durch das ganze Werk ausgegoſſen iſt, machen es für Leſer ohne Unterſchied intereſſant und empfehlungswürdig. Ein zwei und ſiebenzigjähriger Greis erzählt uns hier in der angenehmſten Munterkeit die großen und kleinen Merkwürdigkeiten ſeines ſchriftſtelleriſchen, häuslichen und geſellſchaftlichen Lebens, und wenn er in der Wahl der letztern auch nicht immer ſtreng genug geweſen iſt, ſo ſollte ſchon die naive Treuherzigkeit, die ihn einen ſo hohen Grad von Theilnehmung bei dem Leſer vorausſetzen läßt, ihm die Nachſicht deſſelben erwerben. Große Geſinnungen und eine philoſophiſche Verläugnungsgabe darf man hier freilich nicht ſuchen. So muß man ſich auch an eine reiche Maſſe von Autoreitelkeit, die oft ins Lächerliche, an eine gewiſſe Eigennützigkeit, die oft ins Armſelige und Niedrige fällt, nicht ſtoßen, um dieſen Character lieb zu gewinnen; aber ein weiches zartfühlendes Herz, die unbegrenzte Bonhomie, eine unerſchöpfliche Quelle von fröhlicher Laune und eine ſeltne Billigkeit gegen fremde Verdienſte geben ihm an unſerm Wohlwollen wieder, was er an unſerer Bewunderung etwa verloren haben mag. Seine Schwäche ſelbſt, die er uns entweder mit Offenheit bekennt oder auch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, ſchildert und die man übrigens einem zweiundſiebenzigjährigen Greiſe ſehr geneigt ſein wird zu verzeihen, tragen vielmehr zum Intereſſe der Erzählung bei, als daß ſie es ſchwächen ſollten. Auch hat ſeine gefällige

Meinung von ihm ſelbſt gar nichts von dem anſtößigen, widrigen Egoismus, womit ſo viele weit größere Schriftſteller ihre Leſer drücken, — eine Bemerkung, die ſich dem Recenſenten vorzüglich in dem XVI. u. XVII. Kapitel des III. Theiles aufgedrungen hat, wo unſer Autor ſeine Zuſammenkunft mit J. J. Rouſſeau beſchreibt. Wie gern würde man einem Goldoni ein parteiiſches Urtheil über dieſen ihm ſo höchſt fremdartigen Character verziehen haben und doch dürften wenige Leſer ſein, denen nach Leſung dieſer Stellen der große philoſophiſche Dichter neben dem italieniſchen Comödienſchreiber nicht — ſehr klein erſchiene.

Der I. Theil des Werkes liefert uns die Schickſale des Autors bis ſich ſeine theatraliſche Laufbahn ganz entſchieden hat. Er war Arzt, Rechtsgelehrter und erhielt ſogar die Tonſur in Pavia, aber ſein innerer Ruf zur Bühne ſiegte über alle Verſuche, die ihn derſelben abtrünnig machen ſollten. Dieſer Theil erhält ſehr ſchätzbare Bemerkungen über Venedig, Rom und andere Städte Italiens. Der II. Theil beſteht beinahe ganz aus kurzen Zergliederungen ſeiner wichtigſten Stücke, der Geſchichte ihrer Entſtehung, ihres Glücks und ihres Falles. Im III. iſt er in Paris und verbreitet ſich mit vieler Ausführlichkeit und einer beinahe jugendlichen Wärme über alles Merkwürdige dieſer ſeiner zweiten Vaterſtadt. In einem IV. Theile will Schatz kritiſche Bemerkungen über Goldoni und ſeine Werke liefern.

Die Ueberſetzung iſt faſt durchgängig leicht und fließend; hier und da freilich vermißt man ſehr die angenehme Nachläſſigkeit des Originals. Die Sprache könnte reiner ſein. Sollte man wirklich für die Worte ſoupiren, geniren, Doctrin, apathiſch u. ſ. w. keine gleichbedeutenden deutſchen haben? Manchmal iſt die Wortfolge undeutſch. Daß in der Converſationsſprache ſein Ton oft in das Geſuchte fällt, ſcheint der Ueberſetzer ſelbſt gefühlt zu haben und er ſucht dieſen Vorwurf der deutſchen Sprache überhaupt zuzuwälzen, die ſich nicht wohl anders, wie er ſagt, von dem Extrem des Platten ſoll entfernen können als durch das entgegengeſetzte Extrem des Künſtlichen. Da Herr Schatz es wohl ſchwerlich mit ſo vielen unſerer klaſſiſchen Schriftſteller wird aufnehmen wollen, die von der deutſchen edlen Geſchäftsſprache Muſter geliefert haben, ſo kann dieſer Vorwurf nicht wohl weiter als auf den Kreis des Umgangs ſich erſtrecken, den er ſelbſt beobachtet hat und wenn ihm dieſer keinen Mittelweg zwiſchen platt und geſucht zeigte, ſo war es immer ein wenig raſch, dieſes Urtheil auf ſeine ganze Nation auszudehnen. Wenn ſich die deutſche Sprache auch von einer gewiſſen Claſſe Menſchen, die ſchwerlich eine Prüfung darin aushalten dürften, dieſem ebenſo ungereimten als unverdienten Vorwurf machen laſſen muß, ſo ſollte man ihn wenigſtens jetzt nicht mehr in die Welt hineinſchreiben. Die hin und wieder eingeſtreuten Anmerkungen des Ueberſetzers ſind nicht ohne Gehalt und würden an Werth nichts verloren haben, wenn ſie auch mit etwas weniger Anmaßung geſchrieben wären.

(Allg. Lit. Ztg. 1789. I. Bd. S. 102 ff.)

Ueber daſſelbe Buch ſchrieb er eine Recenſion für den Teutſchen Merkur. Anzeiger. Junius 1788. S. LXIII.:

Goldoni, ein Schriftſteller, dem Italien einen reinen und regelmäßigen Geſchmack im Dramatiſchen Fache verdankt, der, abgerechnet was man ſeinem Zeitalter und den Eigenthümlichkeiten ſeiner Nation zu gute halten muß, einer der fruchtbarſten und arbeitſamſten Köpfe war, die es gegeben hat, der während ſeiner theatraliſchen Laufbahn hundert und funfzig Schauſpiele in Proſa und Verſen geliefert und bis zu Gozzis unverdientem und kurzwährendem Triumph von den Italienern beinahe angebetet wurde, tritt hier auf und erzählt die Geſchichte ſeines Lebens und die Art und Weiſe, wie er ſich bildete und das wurde, was er theils war theils noch iſt. Schon dadurch erhalten dieſe Memoires ein großes Intereſſe, daß ſie ein zwei und ſiebzigjähriger Schriftſteller aufgeſezt hat, der ſo unendlich viel während ſeinem Leben geſehen und erfahren haben muß. Außerdem aber haben ſie noch dieſen Vorzug, daß ſie uns mit der Verfaſſung des Italieniſchen Theaterweſens bekannt machen, und andere kleine Nachrichten mittheilen, die die Erziehung und häusliche Lebensart der Italiener charakteriſiren, und alſo, da ſie zur Beſtimmung ihres National-Charakters beytragen, nicht minder intereſſant und lehrreich ſind. Seine Geburt ſchon kündigte ihn als einen künftigen dramatiſchen Schriftſteller an. Er wurde unter Feſten, Komödien und Opern gebohren, die ſein Großvater, der in Venetianiſchen Dienſten bey der Handelskammer ſtand, ſeinen Nachbarn auf ſeinen Landgütern gab; und ſein Vater trug das ſeinige dazu bey, dieſe Vorbedeutung in Erfüllung zu bringen, da er ihm in ſeinen Erhohlungsſtunden durch Marionetten Unterhaltung zu verſchaffen ſuchte, und dadurch dem jungen Geiſte gleich in den erſten Jahren einen theatraliſchen Schwung gab. In ſeiner früheſten Jugend las er nichts als Komödien und Opern, und ſchrieb ſogar ſchon in ſeinem achten Jahre eine Komödie, die ſo gut war, daß ſie niemand für das Produkt eines achtjährigen Knaben halten wollte. Und ſo beherrſchte ihn immer die Leidenſchaft für das Theater, leitete ihn ſein ganzes Leben hindurch, und führte ihn endlich nach Frankreich, wo er ſich in einem ſehr hohen Alter durch ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Luſtſpiel Ruhm, Achtung und Bequemlichkeit erwarb. Da in dieſem Buche allenthalben Goldonis Dramatiſche Talente durchſcheinen, da er alle ſeine Begebenheiten mit lebendiger Darſtellung und einer ihm eigenen Laune erzählt und ausmahlt, und der Schauplatz der Handlung ſich oft an den Höfen kleiner Theaterkönige, dem gewöhnlichen Sitz der Intrigue und Kabale, befindet: ſo können wir dem Leſer von dieſen Memoires eine ſehr angenehme Unterhaltung verſprechen. Auf dieſen erſten Band ſollen noch zwey andre folgen, die Goldonis Leben bis zu ſeinem achtzigſten Jahre, in dem er jetzt ſteht, beſchreiben und eine Geſchichte aller ſeiner Theaterſtücke enthalten werden, und welchen Herr Schatz einen vierten von ſeiner eignen Arbeit: über Goldoni und ſeine Werke nachfolgen laſſen wird. Die Ueberſetzung iſt (wenige Kleinigkeiten abgerechnet) überhaupt leicht und fließend. Rec. findet nichts daran auszuſetzen gen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt!

Götz. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab' eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth zu Sickingen. Geht ihm nach! Geht!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen!

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen, ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns.

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edeln Mann mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt als daß zuweilen die Sprache zu ſehr ins Geſuchte fällt, wenn ſie natürlicher Dialog werden ſoll; welchem Tadel aber Herr Schatz dadurch auszuweichen ſucht, daß er in der Vorrede ſagt: um nicht platt zu werden, habe er dieſen Fehler begehen müßen, weil unſre Sprache keine eigentlichen vertrauten Redensarten (façons de parler familières) enthalte. Rec. geſteht, daß er nicht recht begreiffen könne, was Hr. S. damit meyne, und daß eine ziemliche Anzahl anerkannter guter Schriftſteller, von Gellert und Rabener anzufangen, ihm einen ſehr augenſcheinlichen Beweis zu führen ſcheinen, daß es unſrer Sprache an façons de parler familières, die nicht platt ſind, nicht fehle. Uebrigens ſehen wir den folgenden Bänden mit Vergnügen entgegen. S.

Dya-Na-Sore, oder die Wanderer. Eine Geſchichte aus dem Sam-Scritt überſetzt. 1787.

Oder vielmehr nicht aus dem Sam-Skritt überſetzt, denn, einige Namen abgeändert, läßt ſich die Geſchichte eben ſo gut nach Aegypten oder nach China als nach Indien verlegen. Wofür alſo dieſe Einkleidung, die nicht nur durch nichts unterſtützt, ſondern der beinahe auf jedem Blatte durch die gröbſten Verſündigungen gegen die Sitten und Coſtüme von Indien widerſprochen wird? Vier Söhne verlaſſen ihren Vater und ihre Heimath, um eine Wanderung zum Heiligthume der Vorzeit anzutreten, das Land der Wahrheit und Glückſeligkeit zu ſuchen. Der Weg dahin iſt eine beſchwerliche und gefahrvolle Reiſe durch menſchenleere Wüſten, Abgründe, über ſteile Gebirge und reißende Ströme; dieſes giebt dem Verf. Gelegenheit, ein ſchreckliches Naturgemälde auf das andere zu häufen, deren Monotonie unendlich ermüdend iſt, obgleich die Beſchreibungen ſelbſt Dichtergeiſt verrathen. Die Reiſe wird, wie man leicht denken kann, den armen Wanderern höchſt ſauer gemacht. Bald hilft ihnen eine kaum leſerliche Inſchrift, die ſie von ungefähr finden, bald ein Eremit, der ſich ihnen in den Weg ſtellt; ein Greis ſchickt ſie zum andern (weil das Herumſchicken einmal Gebrauch iſt) und ſo treten in dem Buche vier oder fünf ſolche Greiſe auf, die alle einander wie aus den Augen geſchnitten ſind und ſo ziemlich das Nehmliche ſagen. Die ganze äußerſt einförmige und ſchlecht gehaltene Fabel dient einer reinen und ſchönen Sittenlehre zur Hülle, die ihr aber oft ſo gezwungen und oft wieder ſo loſe angepaßt wird, daß ſie weniger aufklärt als verdunkelt. Nichts beleidiget indeſſen mehr als die barbariſche Durcheinandermengung des Abſtracten mit dem Symboliſchen oder der Allegorie mit den philoſophiſchen Begriffen, die ſie bezeichnen ſoll, in eben dem Augenblicke, da uns der Weg zur Wahrheit als eine Wanderung vorgeſtellt wird, hören wir darüber von dem Wanderer als über eine höchſt abſtracte Materie ſprechen. Es fällt in die Augen, daß es dem Verf. überhaupt nur um ein Vehikel für ſeine Philoſophie zu thun war; ob es paßte oder nicht, galt ihm gleich, und ſo entſtand denn dieſer Zwitter von Abhandlung und Erzählung, der durch eine faſt durchaus metriſche Proſa wo möglich noch ermüdender wird.

Allg. Lit. Ztg. 1788. Nr. 103. S. 205.

Eine weitere Recenſion befindet ſich im „Anzeiger des Teutſch Merkur", Aug. 1788. S. XCVII:

Leben des Herrn Valentin Jamerai Duval, Kaiſerlichen Bibliothekars und Aufſehers über das Münzkabinet zu Wien. Aus deſſen eigenhändigem franzöſiſchen Manuſcripte und den Memoires des Herrn Ritters von Koch überſetzt von Alb. Chr. Kayſer Hochfürſtl. Thurn und Taxiſchen Bibliothekar. Zweyte um die Hälfte vermehrte Auflage. Regensburg, bey Montags Erben. 1788. 8.

Gegenwärtige neue Auflage der Ueberſetzung des Duvaliſchen Lebens iſt der beſte Beweis, wie intereſſant daſſelbe iſt, und welch ein angenehmes Geſchenk Herr K. damit dem leſenden Publikum gemacht hat. Jeder, der dieſes Buch in die Hand nimmt, wird auch wirklich durch den romantiſchen Gang der Begebenheiten dieſes Sohns der Natur, durch die Abwechſelung von Räſonnements mit Thatſachen, durch die eigne naive Manier des Verfaſſers, mit welcher er alle Gefühle und Vorſtellungen ſchildert, ſo wie ſie ſich nach und nach in ſeiner jungen Seele entwickelten und durch Erfahrungen beſtimmt wurden, durch die Reflektionen, die er in dieſes pſychologiſche Gemählde zu verweben weiß, und die mit der Naivetät ſeiner Erzählung ungemein gut abſtechen, auf das angenehmſte unterhalten und zugleich belehrt werden. Man muß dieſen Menſchen liebgewinnen, weil aus allen ſeinen Handlungen eine reine und kindliche Einfalt, verbunden mit einem ſehr richtigen Beobachtungsgeiſte hervorleuchtet, und den zukünftigen großen Mann ahnden läßt, und weil reine Liebe für die Rechte der Menſchheit und Haß gegen Unterdrückung und Aberglauben jedes Blatt ſeiner Lebensbeſchreibung bezeichnet.

Mit Recht konnte man alles dieſes auch von der erſten Auflage dieſes Buches ſagen; noch weit mehr aber findet es bey gegenwärtiger zweiten ſtatt, da dieſe ungleich mehr Nachrichten von Duvals Leben enthält, als ſelbſt jene Lebensbeſchreibung der Herrn Staatsraths von Koch in ſeiner Ausgabe von Duvals Werken, aus welcher die erſte Auflage der Kayſerſchen Ueberſetzung beſtand. Schon aus der Vergleichung der Seitenzahl beyder Auflagen wird dieſes ſichtbar, da die erſte nur aus 1 Bande von 232 S. beſtand, die zweyte aber 2 Bände und 560 S. ſtark iſt. Was dieſer letztern aber einen ganz entſchiedenen Vorzug vor jener und ſogar vor dem franzöſiſchen Originale des Herrn von Koch giebt, iſt, daß ſie aus einer vom Duval eigenhändig aufgeſetzten Lebensbeſchreibung, davon die Verlagshandlung das Manuſcript an ſich kaufte, dieſe Zuſätze und Vermehrungen erhalten hat. Mit der größten Wahrheit und Aufrichtigkeit ſchildert ſich darin Duval, und wollte ſie eben deswegen bey ſeinen Lebzeiten nicht herausgeben, weil er durch ſeine Freymüthigkeit die Delikateſſe der Welt und vieler Perſonen, die in ſeinem Leben vorkommen, zu beleidigen glaubte. Dies erhellt aus einem Briefe, den er an den Abbé Calmet, den Herausgeber der Bibliotheque Lorraine ſchrieb, und welchen uns Herr K. in der Vorrede mittheilt. Schonung für das Andenken ſeines Freundes, und mehr noch eben dieſe Rückſichten, die der Herr Ritter von Koch, als Staats- und Geſchäftsmann, nicht aus den Augen ſetzen durfte, hielten ihn ab, mehr als einen Auszug aus dieſer Lebensbeſchreibung zu liefern. Herrn K. aber waren die Hände nicht ſo gebunden, und wir wiſſen es ihm recht ſehr Dank, daß wir jezt in einer Ueberſetzung mehr von den Lebensumſtänden dieſes berühmten Franzoſen aufzuweiſen haben, als ſeine eignen Landsleute. Sie iſt dadurch gewiſſermaßen ein Original geworden, und weit ſchätzbarer als der Kochiſche Auszug. Nur bis zu Duvals Aufenthalt zu Pont a Mouſſon reicht ſein eigenhändiger Aufſatz, wo der Ueberſetzer den Herrn von Koch wieder ſprechen läßt. Einige unbedeutende Kleinigkeiten und Flecken in Abſicht auf Sprache und Vortrag kommen bey dieſem wichtigen Geſchenke gar nicht in Anſchlag, zumal da die Kürze der Zeit Herrn K. ſo ſehr zu eilen nöthigte. Eine neue Auflage wird ihn bald in Stand ſetzen, ſeiner Ueberſetzung den höchſten Grad von Vollkommenheit zu geben. Dies wird einem ſo vorzüglichen Schriftſteller, als Herr K. iſt, nicht ſchwer werden, und ihn alsdenn berechtigen noch größere Anſprüche auf die Dankbarkeit der Leſer machen zu können, zu welcher er ſie jezt ſchon hinlänglich verpflichtet hat.

S.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Das Tagebuch.

Bisher noch nicht gedrucktes Gedicht

von

Goethe.

Zweite Auflage.

Berlin.
Buchhandlung von Th. Lemke.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

aliam tenui; sed jam quum gaudia adirem,
Admonuit dominae deseruitque Venus.
Tib. 1, 5. v. 39. 40.

Wir hörens oft und glaubens wohl am Ende:
Das Menſchenherz ſei ewig unergründlich,
Und wie man auch ſich hin und wieder wende,
So ſei der Chriſte wie der Heide ſündlich.
Das Beſte bleibt, wir geben uns die Hände
Und nehmens mit der Lehre nicht empfindlich;
Denn zeigt ſich auch ein Dämon, uns verſuchend,
So waltet Was, gerettet iſt die Tugend.

Von meiner Trauten lange Zeit entfernet,
Wie's öfter geht, nach irdiſchem Gewinne,
Und was ich auch gewonnen und gelernet,
So hatt ich doch nur immer ſie im Sinne;
Und wie zu Nacht der Himmel erſt ſich ſternet,
Erinnrung uns umleuchtet ferner Minne:
So ward im Federzug des Tags Ereigniß
Mit ſüßen Worten ihr ein freundlich Gleichniß.

Ich eilte nun zurück. Zerbrechen ſollte
Mein Wagen mich noch Eine Nacht verſpäten;
Schon dacht' ich mich, wie ich zu Hauſe wollte,
Allein da war Geduld und Werk vonnöthen.
Und wie ich auch mit Schmied und Wagner grollte,
Sie hämmerten, verſchmähten, viel zu reden.
Ein jedes Handwerk hat nun ſeine Schnurren.
Was blieb mir nun? Zu weilen und zu murren.

Da ſtand ich nun. Der Stern des nächſten Schildes
Berief mich hin, die Wohnung ſchien erträglich.
Ein Mädchen kam, des ſeltenſten Gebildes,
Das Licht erleuchtend. Mir ward gleich behäglich.
Hausflur und Treppe ſah ich als ein Mildes,
Die Zimmerchen erfreuten mich unſäglich.
Den ſündigen Menſchen, der im Freien ſchwebet —
Die Schönheit ſpinnt, ſie iſt's, die ihn umwebet.

Nun ſetzt' ich mich zu meiner Taſch' und Briefen
Und meines Tagebuchs Genauigkeiten,
Um ſo wie ſonſt, wenn alle Menſchen ſchliefen,
Mir und der Trauten Freude zu bereiten;
Doch weiß ich nicht, die Tintenworte liefen
Nicht ſo wie ſonſt in alle Kleinigkeiten:
Das Mädchen kam, des Abendeſſens Bürde
Vertheilte ſie gewandt mit Gruß und Würde.

mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du ſollteſt mir heraus helfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bring ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht beſteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter! Küßt ſie.

Sickingen. Fort! fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh' euch wieder! Tröſtet euch. Wir ſehen uns wieder!

Sickingen, Maria ab.

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht, möcht ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. ab.

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo eine Frau!

Georg kommt.

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurn geſehen. Die Sonne ging auf, und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Sie geht und kommt; ich ſpreche, ſie erwiedert;
Mit jedem Wort erſcheint ſie mir geſchmückter.
Und wie ſie leicht mir nun das Huhn zergliedert,
Bewegend Hand und Arm, geſchickt, geſchickter —
Was auch das tolle Zeug in uns befiedert —
Genug, ich bin verworrner, bin verrückter,
Den Stuhl umwerfend ſpring ich auf und faſſe
Das ſchöne Kind; ſie liſpelt: „Laſſe, laſſe!

„Die Muhme drunten lauſcht, ein alter Drache,
Sie zählt bedächtig des Geſchäfts Minute;
Sie denkt ſich unten, was ich oben mache,
Bei jedem Zögern ſchwenkt ſie friſch die Ruthe.
Doch ſchließe deine Thüre nicht und wache,
So kommt die Mitternacht uns wohl zu gute.“
Raſch meinem Arm entwindet ſie die Glieder,
Und eilet fort und kommt nur dienend wieder;

Doch blickend auch! So daß aus jedem Blicke
Sich himmliſches Verſprechen mir entfaltet.
Den ſtillen Seufzer drängt ſie nicht zurücke,
Der ihren Buſen herrlicher geſtaltet.
Ich ſehe, daß am Ohr, um Hals und G'nicke
Der flüchtigen Röthe Liebesblüthe waltet,
Und da ſie Nichts zu leiſten weiter findet,
Geht ſie und zögert, ſieht ſich um, verſchwindet.

Der Mitternacht gehören Haus und Straßen,
Mir iſt ein weites Lager aufgebreitet,
Wovon den kleinſten Theil mir anzumaßen
Die Liebe räth, die Alles wohl bereitet;
Ich zaudre noch, die Kerzen auszublaſen,
Nun hör ich ſie, wie leiſe ſie auch gleitet,
Mit gierigem Blick die Hochgeſtalt umſchweif ich,
Sie ſenkt ſich her, die Wohlgeſtalt ergreif ich.

Sie macht ſich los: „Vergönne, daß ich rede,
Damit ich dir nicht völlig fremd gehöre.
Der Schein iſt wider mich, ſonſt war ich blöde,
Stets gegen Männer ſetzt' ich mich zur Wehre.
Mich nennt die Stadt, mich nennt die Gegend ſpröde;
Nun aber weiß ich, wie das Herz ſich kehre:
Du biſt mein Sieger, laß dich's nicht verdrießen,
Ich ſah, ich liebte, ſchwur dich zu genießen.

„Du haſt mich rein, und wenn ich's beſſer wüßte,
So gäb' ich's dir, ich thue was ich ſage."
So ſchließt ſie mich an ihre ſüßen Brüſte,
Als ob ihr nur an meiner Bruſt behage,
Und wie ich Mund und Aug' und Stirne küßte,
So war ich doch in wunderbarer Lage:
Denn der ſo hitzig ſonſt den Meiſter ſpielet,
[illegible]

Ihr ſcheint ein ſüßes Wort, ein Kuß zu g'nügen,
Als wär' es Alles, was ihr Herz begehrte.
Wie keuſch ſie mir, mit liebevollem Fügen,
Des ſüßen Körpers Fülleform gewährte!
Entzückt und froh in allen ihren Zügen
Und ruhig dann, als wenn ſie Nichts entbehrte.
So ruht' ich auch, gefällig ſie beſchauend,
Noch auf den Meiſter hoffend und vertrauend.

Doch als ich länger mein Geſchick bedachte,
Von tauſend Flüchen mir die Seele kochte,
Mich ſelbſt verwünſchend, grinſend mich belachte,
Nichts beſſer ward, wie ich auch zaudern mochte,
Da lag ſie ſchlafend, ſchöner als ſie wachte;
Die Lichter dämmerten mit langem Dochte.
Der Tagesarbeit, jugendlicher Mühe
Geſellt ſich gern der Schlaf und nie zu frühe.

So lag ſie himmliſch an bequemer Stelle,
Als wenn das Lager ihr allein gehörte,
Und an die Wand gedrückt, gequetſcht zur Hölle,
Ohnmächtig Jener, dem ſie Nichts verwehrte.
Vom Schlangenbiſſe fällt zunächſt der Quelle
Ein Wandrer ſo, den ſchon der Durſt verzehrte.
Sie athmet lieblich holdem Traum entgegen;
[illegible]

Gefaßt bei dem, was ihm noch nie begegnet,
Spricht er zu ſich: „So mußt du doch erfahren,
Warum der Bräutigam ſich kreuzt und ſegnet,
Vor Neſtelknüpfen ſcheu ſich zu bewahren.
Weit lieber da, wo's Hellebarden regnet,
Als hier im Schimpf! So war es nicht vor Jahren,
Als deine Herrin dir zum erſten Male
Vor's Auge trat im prachterhellten Saale.

Da quoll dein Herz, da ſchwollen deine Sinnen,
So daß der ganze Menſch entzückt ſich regte!
Zum raſchen Tanze trugſt du ſie von hinnen,
Die kaum der Arm und ſchon der Buſen hegte,
Als wollteſt du dir ſelbſt ſie abgewinnen;
Vervielfacht war, was ſich für ſie bewegte:
Verſtand und Witz und alle Lebensgeiſter
Und raſcher als die andern jener Meiſter.

So immerfort wuchs Neigung und Begierde,
Brautleute wurden wir im frühen Jahre,
Sie ſelbſt des Maien ſchönſte Blum' und Zierde;
Wie wuchs die Kraft zur Luſt im jungen Paare!
Und als ich endlich ſie zur Kirche führte,
Geſteh' ich's nur, vor Prieſter und Altare,
Vor deinem Jammerbild ſogar, o Chriſte,
Verzeih mir's Gott, es regte ſich der Iſte.

Und ihr, der Brautnacht reiche Bettgehänge,
Ihr Pfühle, die ihr euch ſo breit erſtrecktet,
Ihr Teppiche, die Lieb' und Luſtgedränge
Mit euren ſeidnen Fittigen bedecktet!
Ihr Käfichvögel, die durch Zwitſcherſänge
Zu neuer Luſt und nie zu früh erwecktet;
Ihr kanntet uns, von euerm Schutz umfriedet,
Theilnehmend ſie, mich immer unermüdet.

Und wie wir oft ſodann im Raub genoſſen
Nach Buhlenart des Eh'ſtands heil'ge Rechte,
Von reifer Saat umwogt, vom Rohr umſchloſſen,
An manchem Unort, wo ich's mich erfrechte,
Wir waren augenblicklich, unverdroſſen
Und wiederholt bedient vom braven Knechte!
Verfluchter Knecht, wie unerwecklich liegſt du!
Und deinen Herrn um's ſchönſte Glück betriegſt du!

Doch Meiſter Iſte hat nun ſeine Grillen
Und läßt ſich nicht befehlen noch verachten.
Auf Einmal iſt er da, und ganz im Stillen
Erhebt er ſich zu allen ſeinen Prachten;
So ſteht es nun dem Wandrer ganz zu Willen,
Nicht lechzend mehr am Quell zu übernachten.
Er neigt ſich hin, er will die Schläferin küſſen,
Allein er ſtockt, er fühlt ſich weggeriſſen.

Wer hat zur Kraft ihn wieder aufgeſtählet?
Als jenes Bild, das ihm auf ewig theuer,
Mit dem er ſich in Jugendluſt vermählet:
Dort leuchtet her ein friſch erquicklich Feuer,
Und wie er erſt in Ohnmacht ſich gequälet,
So wird nun hier dem Starken nicht geheuer.
Er ſchaudert weg, vorſichtig, leiſe, leiſe
Entzieht er ſich dem holden Zauberkreiſe,

Sitzt, ſchreibt: „Ich nahte mich der heimiſchen Pforte,
Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
Da hab' ich nun am ſonderbarſten Orte
Mein treues Herz aufs Neue dir verbunden.
Zum Schluſſe findeſt du geheime Worte:
Die Krankheit erſt bewähret den Geſunden.
Dieß Büchlein ſoll dir manches Gute zeigen,
Das Beſte nur muß ich zuletzt verſchweigen."

Da kräht der Hahn. Das Mädchen ſchnell entwindet
Der Decke ſich und wirft ſich raſch ins Mieder.
Und da ſie ſich ſo ſeltſam wieder findet,
So ſtutzt ſie, blickt und ſchlägt die Augen nieder;
Und da ſie ihm zum letzten Mal verſchwindet,
Im Auge bleiben ihm die ſchönen Glieder.
Das Poſthorn tönt, er wirft ſich in den Wagen
Und läßt getroſt ſich zu der Liebſten tragen.

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweiſe
Moralien uns ernſtlich fördern ſollen,
So will auch ich in ſo beliebtem Gleiſe
Euch gern bekennen, was die Verſe wollen:
Wir ſtolpern wohl auf unſrer Lebensreiſe,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdiſche Getriebe:
Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

* * *

Berliner Aſſociations-Buchdruckerei (Urban u. Genoſſen).

Götz. Geht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. Georg ab. Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. Trompeter von außen. Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen. Er geht ans Fenſter. Was ſoll's? Man hört in der Ferne reden.

Götz. in ſeinen Bart. Einen Strick um deinen Hals.

Trompeter redet fort.

Götz. Beleidiger der Majeſtät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

Trompeter endet.

Götz antwortet. Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr? Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab' ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — Schmeißt das Fenſter zu.

Goethes Unterhaltungen

mit dem

Kanzler Friedrich v. Müller.

Herausgegeben

von

C. A. H. Burkhardt.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1870.

„Das Ueberſetzungsrecht bleibt vorbehalten.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Augsburg.

Einleitung.

Theodor Adam Heinrich Friedrich Müller wurde den 13. April 1779 zu Kunreuth in Franken geboren und entſtammte einer Familie, die, ſo weit es ſich verfolgen läßt, immer dem Dienſte des dort angeſeſſenen Geſchlechtes v. Egloffſtein ſich gewidmet hatte.

Ein Gleiches wurde jedenfalls mit Friedrich Müller beabſichtigt, welcher im Engelhard'ſchen Inſtitute zu Baireuth vorbereitet, eben 17 Jahr alt,[1] die Univerſität Erlangen bezog, um daſelbſt Jurisprudenz zu ſtudiren. Nach einem dreijährigen Aufenthalte ſetzte er ſeine Studien in Göttingen fort[2] und erſt von dieſer Zeit an erſchließt ſich uns das Leben Müllers, der mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit und Strenge über ſich ſelbſt und ſeine Leiſtungen in den von da ab geführten Tagebüchern urtheilt, und ſchon hier erkennen läßt, daß es ihm tiefer Ernſt war, etwas Vorzügliches zu leiſten. Hinter ihm lag eine Vergangenheit die ihm keineswegs Befriedigung gewährte; vor ihm eine Zukunft, die leider Angeſichts einer zweifelhaften Geſundheit ſich ihm oft trübte; aber unbeirrt ſtrebte er raſtlos vorwärts und nicht allein die glänzenden Zeugniſſe eines Leiſt, eines Pütter und Sartorius, ſondern auch die in ſpätern Jahren mit eben dieſen Männern gewechſelten Briefe liefern den vollgültigſten Beweis, daß Müller eine vorzügliche Erſcheinung während ſeiner Studienzeit geweſen ſein muß. Ihn zeichnete ſein weit über das Fachwiſſenſchaftliche hinausgehende Intereſſe aus; Alles, was ſeiner univerſellen

---

[1] 1796, 3. Mai immatriculirt.

[2] 1799, 14. April immatriculirt.

Bildung förderlich war, ergriff er mit Lebhaftigkeit. Beſonders beſchäftigte ihn die deutſche und franzöſiſche Literatur; mächtig durch ſie angeregt, verſuchte er ſelbſt zu dichten, ſo daß er, der früh der franzöſiſchen Umgangsſprache mächtig, ſeines geſellſchaftlichen Talentes wegen gern in den Kreiſen Göttinger Profeſſoren geſehen wurde, unzweifelhaft die Ueberzeugung gewinnen ließ, daß dereinſt ſein Schickſal in der fränkiſchen Heimath ſich freundlich geſtalten werde.

Anders wollten es aber die gegebenen Verhältniſſe.

Die Verbindung der Familie von Egloffſtein mit Weimar, deſſen Herzoge Carl Auguſt im Jahre 1800 Müller bereits von Göttingen aus empfohlen war, lenkte die Aufmerkſamkeit auf den jungen Juriſten. Wiederholt war Müller ſelbſt in Weimar geweſen, wo das v. Egloffſtein'ſche Haus das Seine dazu beitrug, Müllers mancherlei treffliche Eigenſchaften im geſellſchaftlichen Verkehr zur Geltung zu bringen. Der Ruf, der dem jungen Mann als tüchtiger Juriſt aus Pütters praktiſchen Uebungen vorausging, wurde durch Müllers Liebenswürdigkeit und Gewandtheit in den weimariſchen Kreiſen nur um ſo glaubhafter. Ein ſehr begreiflicher Gang der Dinge! So kam es, daß ſeine oft gerühmte Tüchtigkeit für Weimar auf die Probe geſtellt wurde, indem ihm der Herzog Carl Auguſt einen lang ſchwebenden Vormundſchaftsproceß übertrug, der in kurzer Zeit zur Zufriedenheit des Herzogs beendet wurde. Dieß hatte Müllers definitive Anſtellung als Aſſeſſor bei der Regierung zu Folge (1801. 12. October).

Die Gunſtbezeugung Carl Auguſts, der ihn ſchon nach kurzer Zeit[1] zum Regierungsrath beförderte, war ein Beweis, daß Müller allen Erwartungen entſprochen hatte. Wenn ſchon durch ſeine — unerwartete Verbindung — mit einer Bürgerlichen, Wilhelmine Lüttich,[2] in andere geſellſchaftliche Bahnen getrieben, befeſtigte ſich ſeine Stellung fort und fort und gewann an Bedeutung, da er überall zu den wichtigern Geſchäften in rein ſtaatlichen als in herzoglichen Privatangelegenheiten verwendet wurde. Hier ſei z. B. nur erwähnt, daß Müller Anfangs des Jahres 1806 die geſammte Braunſchweig-Oels'ſche Verlaſſenſchaft für das herzogliche Haus Weimar zu reguliren hatte.

---

[1] 1803. 1. April.

[2] Eine Tochter jener in den Vormundſchaftsproceß verwickelten Familie. Er lernte ſie im Stichling'ſchen Hauſe kennen.

Aber weit wichtiger für Müller war die kurz darauf folgende Zeit, in der die Schlacht von Jena über Weimars Fürſten-Haus drohendes Unheil brachte. Hier war es, wo er mit freiwilligem Dienſt-Eifer und mit unläugbar diplomatiſchem Geſchick die Stellung Carl Auguſts zu dem zürnenden Napoleon und die Lage des unglücklichen Landes wenigſtens erträglich machte. Es gehörte Müllers volle Sicherheit, das Selbſtvertrauen und das nahe an Eigenmächtigkeit grenzende Vorgehen dazu, um in dem Augenblick, wo Gefahr auf Verzug ſtand, etwas zu leiſten, wenn dieß damals auch nicht überall gewürdigt und namentlich in den Kreiſen Weimars zur Geltung kam, die ſich durch Müllers Thätigkeit verletzt und überflügelt fühlten. Als ſieben und zwanzigjähriger Mann hatte ſich Müller in eine diplomatiſche Laufbahn hineingeſchwungen, in der er fort und fort für das weimariſche Haus und Land ſegensreich wirkte. Schon nach kurzer Zeit hatte die auswärtige Thätigkeit eine Erhöhung ſeines Ranges[1] zur Folge gehabt, als ihn Carl Auguſt mit Rückſicht auf das außerordentliche Verdienſt den 30. Januar 1807 in den Adelsſtand erhob. Freilich erfuhr auch hier Müller, daß das freie Geſchenk fürſtlicher Huld in dem engern Vaterlande die verdiente Geltung nicht erhielt. Ueber fünf Jahre kämpfte er um den Beſitz der Vorrechte des neuen Standes am herzoglichen Hofe, aus deſſen engern Kreiſen er bis 1812 ausgeſchloſſen blieb, obwohl Carl Auguſt ſelbſt die Billigkeit des Verlangens nach Vorſtellung am Hofe völlig anerkannt hatte.

Unbeirrt um die entgegengeſetzten Strömungen, die übrigens im Leben Müllers wiederholt ſich zeigten, blieb er im Geleiſe ſeiner Thätigkeit.[2] Wo ein ſicheres, energiſches Eingreifen nöthig war, kam man gern auf ihn zurück. So ſchrieb der Herzog am 6. November 1813 an den Kanzler v. Wolffskeel: Bei der jetzt herrſchenden Unordnung, bei dem Mangel an Ordnung auf dem Einquartierungsbureau muß ich dem Polizeicollegium Jemanden zugeben, der ſelbſt Luſt hat energiſch in die Zügel zu greifen. Hierzu habe ich den Geh. Regierungsrath v. Müller gewählt.

---

[1] 1806, 2. Dec., wurde Müller Geheimer Regierungsrath.

[2] Für die Thätigkeit Müllers von 1806—1813 vergl. die „Denkwürdigkeiten" deſſelben, die des Intereſſanten viel enthalten. Auf Grund der vorhandenen Acten werden ſie ſich aber künftig nicht nur erweitern, ſondern auch zu einer werthvollen Geſchichtsquelle machen laſſen, da Müller ſeiner Zeit nicht Alles verarbeiten konnte.

Seitdem auch Weimar die Segnungen des Friedens erhalten, erweiterten ſich die Geſchäftskreiſe Müllers, die ſich freilich nur in einer eingehenden Biographie vollſtändig veranſchaulichen laſſen. Aber verfolgen wir den Gang ſeines Lebens auch in der beſchränkteſten Weiſe, ſo treten uns eine reiche Menge von Momenten entgegen, welche ſeine außerordentliche Stellung und eminente Thätigkeit erkennen laſſen. Denn auf ſeinen Betrieb kam die Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung im Großherzogthum zu Stande und er ſelbſt trat 1815, 15. December als Kanzler an die Spitze der Landesjuſtiz. Einen gleich bedeutenden Antheil hatte er an der Bildung des gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichtes in Jena, welches er 1817 den 21. Januar mit feierlicher Rede eröffnete. Längſt war er auf die Hebung des Gemeindeweſens durch Herſtellung freiſinniger Städteordnungen bedacht geweſen. Bereits am 14. Oct. 1822 ſah ſich die Hauptſtadt des Großherzogthums, der Müller ſtets eine feſte Stütze in den trüben Tagen der Kriegsjahre geweſen war, in der glücklichen Lage, für dieſe Neuſchöpfung ihren Dank zu votiren. Eine Reihe der bedeutendſten Arbeiten,[1] welche den Landtagen unterbreitet wurden, verdanken ihre Entſtehung der ſtets bereiten und rührigen Hand Müllers, der ſich ſeit 1835 als Abgeordneter und wiederholt erwählter Vorſtand außerordentlich auszeichnete. Selbſt fernliegenden Geſchäften unterzog er ſich gern; namentlich ſolchen, in denen ſeine Vertrautheit mit den perſönlichen Beziehungen des Hofes von Nutzen ſein konnte. Noch ehe Karl Auguſt dahin ging, wurde Müller mit der theilweiſen Ordnung des großherzogl. Hausarchives betraut,[2] für deſſen weitere Neugeſtaltung er 1835 kraft beſondern Auftrags des Großherzogs Karl Friedrich thätig war.[3] Längſt hatte er eine höhere ſtaatliche Stellung als Geheimer Rath eingenommen,[1] und auch von auswärts waren ihm mancherlei Beweiſe für die Anerkennung ſeiner reichen Thätigkeit geworden,[2] als er 1841 den 8. Januar mit Befriedigung auf ſein fünf und zwanzigjähriges Wirken als Kanzler zurückblicken konnte. Noch ein Mal hatte er die Freude einer weitern Beförderung gewürdigt zu werden,[3] als ſich hie und da ſchon die Vorboten ankündigten, daß er auf die Dauer den geiſtigen Anſtrengungen nicht gewachſen ſein werde. Aber ſtets ſich aufraffend, trafen ihn tiefer die mächtigen Ereigniſſe des Jahres 1848. Nicht ſeine Stellung und die Zuſtände im engern Vaterlande, ſondern die Geſtaltung des großen Ganzen, welche ſeinen Erwartungen als zwar freiſinnigen aber ſtreng monarchiſch Geſinnten nicht entſprach, berührten ihn eben ſo tief, als das herbe Geſchick manch' politiſchen Freundes und ſonſtiger hochgeſtellter Perſonen. Wenige Monate nach dieſen Stürmen bat er um ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſt und erhielt dieſelbe in der ehrenvollſten Weiſe am 14. Juli 1848. Damals ſchrieb ein hochverdienter Staatsmann an ihn die anerkennenden Worte: Es iſt meiner Ueberzeugung nach ein großes Glück, wenn man auf ein thatenreiches Geſchäftsleben mit dem Bewußtſein zurückblicken kann, daß man immer im wohlwollenden Sinne gewirkt habe; wenn man das Bewußtſein in ſich tragen kann, daß man viele aufrichtige Freunde und treue Anhänger zählt und ſich dieſe unter allen Wechſelfällen des Geſchäftslebens erhalten hat. Sie erfreuen ſich dieſes Glücks in ſeltenem Grade und verdienen es. Gott erhalte Sie und gebe Ihnen ein glückliches Alter.

---

[1] Dahin gehört u. a. die Stempel- und Gebührenordnung von 1829.

[2] Den 27. Mai 1828.

[3] Damals ordnete er ſämmtliche unverſiegelte Briefſchaften.

Leider ging dieſer Herzenswunſch nicht in Erfüllung. Zu früh, am 21. October 1849, endete Müllers thatenreiches Leben durch einen Krampfanfall.

Aber in den rein amtlichen Beziehungen Müllers kommt nur ein kleiner Theil ſeines Wirkens zur Geltung, und wenn wir hier auch von mancherlei Richtungen ſeiner Thätigkeit abſehen müſſen, ſo erſcheint es uns unerläßlich, wenigſtens andeutungsweiſe auf ſeine literariſchen Beſtrebungen zurückzukommen, aus denen manch Bekanntes und vieles der Vergeſſenheit Anheimgefallene hervorgegangen iſt. Für dieſe Richtung ſeines Lebens war Weimar die rechte Stelle. Gleich bei ſeinem Eintritt wurde er mit den hervorragendſten Kreiſen bekannt. Schiller und Herder, Wieland und Goethe ſahen und begrüßten ihn als ein lebensfriſches Element, vieler anderer nicht zu gedenken, in deren Kreiſen ſein reges Intereſſe und ſeine Perſönlichkeit ſelbſt anſprachen. Keine Verbindung aber iſt von ſo hervorragender Bedeutung für ihn wie für die Geſammtheit geworden als der Umgang mit Goethe, dem er mehr als zwei Decennien hindurch nahe ſtand. Stellt ein Verhältniß Müllers geiſtige Bedeutung feſt, ſo iſt es dieſes; ſpricht ein Moment für Müllers perſönlichen Werth, ſo iſt es der, in welchem er Goethe bei der Abfaſſung ſeines Teſtamentes mit Rath und That beiſtand, und zum Vollſtrecker deſſelben beſtellt wurde. Für den geiſtigen Verkehr Beider mögen die nachſtehenden Unterhaltungen ſelbſt Zeugniß ablegen; ſie werden die ſichere Ueberzeugung gewinnen laſſen, daß Müller nicht allein ein anregender Freund, ſondern ein das Weſen Goethe's tief erfaſſender Mann war, deſſen ganze literariſche Richtung durch Goethe's Umgang bedingt wurde. Müllers Aufſätze über Goethe's ethiſche Eigenthümlichkeiten und Goethe's praktiſche Wirkſamkeit gehören zu den bekannteſten Leiſtungen, viele andere ſind in Zeitſchriften zerſtreut, noch andere ungedruckt, deren Sammlung und Herausgabe mein Intereſſe beſonders in Anſpruch nimmt. Und wenn unter der reichen Anzahl dieſer literariſchen Producte auch nicht Alle auf Goethe Bezug haben, ſo erhält doch die Zeit Goethe's, durch die klare Beleuchtung anderer und zum Theil auf Goethe rückwirkender Verhältniſſe, in vielen Beziehungen neue Lichter und intereſſante Schatten.

---

[1] 16. Febr. 1829.

[2] z. B. erhielt er 1839, 29. Aug., den königl. ſächſ. Civilverdienſtorden.

[3] 1843, 30. Aug., wurde er wirklicher Geh. Rath.

Aber Müllers literariſche Verdienſte um die Goethe-Literatur machen ſich auch in anderer Weiſe geltend. Er war gleichzeitig ein eifriger Sammler der Briefe Goethe's, und ſeine vielfältigen Beziehungen, die wieder zum guten Theil ſeinem Verhältniſſe zu dem Dichter zuzuſchreiben ſind, waren ihm hierin behülflich. Haben dieſe natürlich nur abſchriftlichen Sammlungen

Goethe'ſcher Briefe an Dritte durch die inzwiſchen erſchienenen Briefwechſel nicht mehr den urſprünglichen Werth, ſo gewähren ſie ein entſchiedenes Intereſſe wegen ihres Umfanges, und wegen ihrer Ordnung nach beſtimmten Kreiſen und für verſchiedene Phaſen des Goethe'ſchen Lebens, ſo daß hier wohl unverkennbar der Plan zu einer Biographie des Dichters zu Tage tritt. Eben ſo anziehend ſind die Sammlungen der Urtheile über Goethe und deſſen Schriften, deren Vollſtändigkeit ſich nur durch das große Intereſſe erreichen ließ, welches Müller überall bethätigte, wenn es das Andenken des Dichters zu ehren und zu pflegen galt.

Noch entzieht ſich die Thätigkeit Müllers als Teſtamentsvollſtrecker Goethe's der Beurtheilung; ſo viel ſei aber an dieſer Stelle geſagt, daß dieſes Amt eine gewaltige Arbeitskraft und eine große geſchäftliche Umſicht bedingte. Der Antheil Müllers an der Herausgabe der Goethe'ſchen Werke iſt ein größerer als man vermuthet, und trotz der ſchwer wiegenden Sorgen und Mühen um die Goethe'ſche Verlaſſenſchaft blieb doch mancher ſeiner Herzenswünſche unerfüllt. Dahin gehört vor allem, daß ſein wohlgemeinter Plan, Goethe's Haus und die Sammlungen mit Hülfe des deutſchen Bundes zu einem Nationaldenkmale zu geſtalten, ſich bei der Haltung der Goethe'ſchen Erben leider nicht realiſiren ließ.

Ueberhaupt waren die Erfahrungen, welche Müller in ſeiner Eigenſchaft als Teſtamentsvollſtrecker machte, keineswegs geeignet, ſich am Abende ſeines Lebens Freude an Publicationen über Goethe zu ſchaffen. Betrübend war das Schickſal ſeines Goethe-Reinhard'ſchen Briefwechſels,[1] der in der Literatur ohne ſeinen Namen daſteht, und die werthvolle Einleitung, welche nur er als Freund des Grafen in ſo gediegener Weiſe abfaſſen konnte, ruht ungekannt, wenn auch nicht für alle Zukunft, in dem Müller'ſchen Archive.

Gerade zwanzig Jahre ſind ſeit dem Tode Müller's dahingegangen, und jetzt erſt iſt es möglich geworden, dieſen Nachlaß im Intereſſe der Wiſſenſchaft zu verwerthen. Die raſche Folge der Trauerfälle[1] in Müllers Familie, welche in kurzer Zeit bis auf den Enkel ausſtarb, erklärt, daß, wenn auch der Nachlaß möglichſt vor Verluſten geſchützt wurde, ſich doch der Benutzung im literariſchen Intereſſe entzog. So blieb auch Schölls Wunſch, „Müllers Erinnerungen aus den Kriegsjahren von 1806—13,“[2] weitere Publicationen folgen zu laſſen, unerfüllt, da deſſen Beziehungen zur Familie nach dem Tode der Geheimen Räthin Müller aufhörten. Oefterer Transport des Nachlaſſes, auch einige mißglückte Ordnungsverſuche hatten überdieß die urſprüngliche muſterhafte Ordnung faſt bis zur Unkenntlichkeit zerſtört, ſo daß es vieler mühevoller Stunden bedurfte, ehe ich in die rohen Maſſen Klarheit und Ueberſichtlichkeit bringen konnte.

---

[1] Der Vertrag auf Dreitheilung des Gewinns wurde vom Sohne des Grafen Reinhard, nicht aber von Goethe's Erben anerkannt.

So tauchten auch die Unterhaltungen mit Goethe wieder auf, deren Exiſtenz Schöll als Freund v. Müllers ſchon längſt feſtgeſtellt hat.[3] Es iſt ein mäßiger Band in Folio von fremder Hand mundirt, in dem Müller eigenhändig einzelne Verbeſſerungen angebracht hat. Jedenfalls verdankt man dieſe Zuſammenſtellung der Geſpräche der Thätigkeit Müllers bald nach dem Ableben Goethe's, und ſie war zweifelsohne in dem gegebenen Umfange kurz nach deſſen Tode für die Oeffentlichkeit beſtimmt. Aber ſchon die Ordnung der Tagebücher[4] Müllers ließ anerkennen, daß nicht alles auf Goethe Bezügliche aufgenommen war, wenn

---

[1] Der Bruder von Müller: Geh. Reg. Rath Müller in Jena, ſtarb vor v. Müller; der andere, Major a. D., wenige Monate nach letzterem. Fr. v. Müllers einziger Sohn, der Geh. Kammerrath, folgte dem Vater innerhalb eines Jahres. Die Verlaſſenſchaft ging nach dem Tode der Geh. Räthin auf den damals noch minderjährigen Carl v. Müller über.

[2] Braunſchweig bei Vieweg und Sohn 1851.

[3] In der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Erinnerungen pag. VI. und VII.

[4] Müllers Tagebücher waren lauter volucre Blätter in Quart, Octav und Folio, aus denen übrigens hervorgeht, daß er mit ganz beſonderer Vorliebe die Geſpräche mit Goethe behandelte, indem er ſie ſofort ausarbeitete, während alle andern Begegniſſe mit wenigen Worten abgethan werden.

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth. Ich wollt', ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit, uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither geſpeiſ't habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern, und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich einer zu nahe wagt, blaff, liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau!

Götz. Was gibt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

auch die Reinſchrift ſonſt mit der urſprünglichen Quelle bis auf ganz unweſentliche Abweichungen übereinſtimmt.[1]

Dieſen Standpunkt Müllers glaubte ich im Intereſſe der Wiſſenſchaft aufgeben zu müſſen. Mir ſchien es geboten, Alles was ſich für die Verhältniſſe des Dichters den Tagebüchern entnehmen ließ, aufzunehmen, ſelbſt auch Notizen, die Müller hie und da nicht verarbeitet hat. Meine Zuſätze, welche ſich übrigens ſtreng an die Quelle binden, ſind durch ein B. kenntlich gemacht. Ebenſo ſind die Anmerkungen,[2] welche für einen weitern Leſerkreis, nicht für den in die Literatur Eingeweihten berechnet ſind, mein Eigenthum, inſofern nicht die freundliche Unterſtützung Anderer hierbei in Betracht kommt. Die Beigabe eines Regiſters in dieſer Ausdehnung rechtfertigt ſich ſelbſt.[3] Nur offenbare Irrthümer in der Schreibweiſe der Namen habe ich verbeſſert, ſonſt mich an das Gegebene gehalten.

Was endlich die Bedeutung der Müller'ſchen Arbeit ſelbſt anlangt, ſo betone ich vorzüglich, daß ſie uns weiter als die trefflichen Eckermann'ſchen Geſpräche in Goethe's Leben zurückverſetzt und dieſe auch vielfach ergänzt. Abgeſehen davon, daß ſie dem Biographen Goethe's manche willkommene Notiz darbietet und des Dichters perſönliche und geſchäftliche Verhältniſſe, ſeine Beſtrebungen für Kunſt und Wiſſenſchaft und ſeinen Standpunkt zu den verſchiedenen Strömungen der Zeit beleuchtet, ſo gewährt ſie ein ganz beſonderes Intereſſe dadurch, daß die Geſpräche unmittelbar nach der Unterhaltung im friſchen Eindruck derſelben niedergeſchrieben, und nicht wie die ſonſt vorzüglichen Eckermann'ſchen Geſpräche auf Grund kurzer Notizen verhaltnißmäßig ſpät ausgearbeitet und ſtyliſtiſch abgerundet ſind. Sehr leicht fühlt man heraus, wo Müller ſein Referat durch eigene Zuthaten gefärbt hat, wie dieß an ganz vereinzelten Stellen beſonders in dem Geſpräche unter dem 18. April 1815 erſichtlich iſt, auf welches ich vorzüglich hinweiſe. — Wohl taucht mancher Moment in den Geſprächen auf, für welchen wir in der reichen Goethe-Literatur bereits Anklänge finden; dahin gehören einzelne Aeußerungen des Dichters über bedeutende Lebensverhältniſſe und ihm beſonders naheſtehende Karaktere; dahin gehören Urtheile, die theils neu, theils gekannt, deßhalb eine ganz neue Schärfe und Wahrheit haben, weil ſie unverkennbar mit des Dichters eigenſten Worten wiedergegeben ſind. Aber — und gern ſchließe ich mit dem werthvollen Urtheile Scholl's: — „die Müller'ſchen Aufzeichnungen gewähren eine individuelle Vergegenwärtigung, innerhalb welcher die perſönliche Farbe der Unterhaltung, die Stimmung in der Goethe hin und wieder ſprach, die Laune in der er ſich gab oder verſteckte, die derbe Auslaſſung des Affectes und eine dem Mitſprecher imponirende Ueberlegenheit, endlich wieder die mit ihm ſpielende Ironie — kurz das Augenblickliche, das momentan Wirkliche des Karakterbildes — deutlicher empfunden und beſtimmter nüancirt werden, als in den Briefen und andern Memoranden."

---

[1] Auf dem Titel habe ich mir erlaubt, Goethe's Namen voranzuſtellen, während im Text der urſprüngliche Titel der Arbeit beibehalten worden iſt.

[2] Citirt iſt nach Goethe's Ausgabe in 36 Bänden. Cotta 1867.

[3] In demſelben finden ſich auch kurze Notizen über Perſönlichkeiten, die in den Anmerkungen nicht beachtet ſind.

Weimar, im October 1869.

C. A. H. Burkhardt.

Fr. v. Müllers

Unterhaltungen mit Goethe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

B. 1808 14. December[1]

war ich bei Goethe. „Ich ſtudiere, ſprach er, jetzt die ältere franzöſiſche Literatur ganz gründlich wieder, um ein ernſtes Wort mit den Franzoſen ſprechen zu können. Welche unendliche Cultur, rief er, iſt ſchon an ihnen vorüber gegangen zu einer Zeit, wo wir Deutſche noch ungeſchlachte Burſche waren. Deutſchland iſt nichts, aber jeder einzelne Deutſche iſt viel, und doch bilden

[1] Müller wurde durch H. Meyer 1801 am 13. September bei Goethe einzuführen geſucht. Letzterer war nicht zu Hauſe. Meyer zeigte nur einige Goethiſche Zimmer, einige Zeichnungen von ſich und das Goethiſche Bild von Bury, welches auf Müller einen gewaltigen Eindruck machte.

Am 21. September lernte dieſer Goethen kennen. Müller notirt über dieſe erſte Zuſammenkunft nur: Goethe ſpricht ſehr ruhig und gelaſſen, wie etwa ein bedächtiger, kluger Kaufmann; ſein Auge iſt ſcharf; er war recht artig und geſprächig.

Da die Tagebücher Müllers von 1803—5 fehlen, und von der Zeit an Müller meiſt auswärts politiſch thätig war (vergl. „Müller's Denkwürdigkeiten"), ſo können wir leider die Müller'ſche Zuſammenſtellung ſeiner Geſpräche nicht in gewünſchter Weiſe ergänzen.

Die Daten 1808 8. März und 30. März beurkunden nur ein Zuſammenſein mit Goethe bei Geh.-Rath Voigt und bei Schopenhauers. In letzterem Zirkel war Goethe theilnehmend und mittheilend, beſchrieb Carlsbad, und kam auf die großen Oceane zu ſprechen, deren ſehr kleine Breite man auf 3—400 Schritte berechnet habe. Von Schröder behauptete er, daß er kein wahrer Künſtler ſei, weil er ſo viel Kunſtſtücke gemacht und in höchſt tragiſchen Momenten verrückter Späſſe fähig geweſen ſei. Ohne Gemüth ſei keine wahre Kunſt denkbar.

Dann finden wir Goethe mit Müller 1808 am 12. und 14. Juli bei einer Conferenz in Liebenſtein zuſammen, wo Goethe ſich „lebhaft für einen Erbfall intereſſirte."

ſich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerſtreut wie die Juden in alle Welt müſſen die Deutſchen werden, um die Maſſe des Guten ganz und zum Heil aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt.

Hierauf kam er auf J. H. Voß zu ſprechen, deſſen Karakter ſich erſt ſpäter „verſteinert" habe. „Für ſeine Angriffe in der Recenſion über des Knaben Wunderhorn[1] will ich ihn auch noch einſt auf den Blocksberg citiren."[2]

Zum Behufe der geſchichtlichen Ausarbeitung über die Farbenlehre ſtudierte Goethe die Zeitgeſchichte aller einſchlagenden großen Schriftſteller. Wie er jene anſah, davon gab er mir eine Probe durch die Einleitung zu Roger Baco's Leben (geb. 1214). Auf ſo heiterm Grunde, ſetzte er hinzu, laſſe ich nun die Figur ſelbſt hervortreten. „Welch' eine Welt von Herrlichkeit liegt in den Wiſſenſchaften, wie immer reicher findet man ſie. Wie viel Klügeres, Größeres, Edleres hat gelebt und wir Zeitlinge bilden uns ein, allein klug zu ſein. Ein Volk, das ein Morgenblatt, eine elegante Zeitung, einen Freimüthigen hat, und Leſer dazu, iſt ſchon rein verloren. Wie hundert Mal beſſer iſt die ſo verſchrieene Romanlectüre, die doch eine ungeheuer weite, — wenn gleich nicht ſolide Bildung hervorgebracht hat.

Am 23. October 1812

wollte Goethe mit mir einen Beſuch bei dem franzöſiſchen Geſandten Baron von St. Aignan abſtatten. Wir trafen ihn aber nicht zu Hauſe. Im Heimgehen kamen wir auf ſeine Kupferſtichſammlungen zu ſprechen, wie er denn auserleſene Blätter daraus alle Sonntags Morgen jenem kunſtliebenden Freunde und mir vorzuzeigen und zu erläutern pflegte. „Mir iſt der Beſitz nöthig, äußerte er, um den richtigen Begriff der Objecte zu bekommen. Frei von den Täuſchungen, die die Begierde nach einem Gegenſtand unterhält, läßt erſt der Beſitz mich ruhig und unbefangen urtheilen. Und ſo liebe ich den *Beſitz*, nicht der beſeßnen Sache, ſondern meiner Bildung wegen und weil er mich *ruhiger* und dadurch glücklicher macht. Auch die *Fehler* einer Sache lehrt mich erſt der Beſitz, und wenn ich z. B. einen ſchlechten Abdruck für einen guten kaufe, ſo gewinne ich unendlich an Einſicht und Erfahrung. Einſt verkaufte mir ein bekannter Kunſtkenner eine angebliche Antike, die er innerlich für ein modernes Product hielt; es fand ſich aber, daß es eine wirkliche Antike war; ſo erſchien *er* beſtraft, *ich* aber für meinen guten Glauben belohnt."

---

[1] v. Achim, v. Arnim und Brentano, Heidelberg 1806—8, 2. Aufl. 1819. Die Recenſion von Voß ſteht im Morgenblatt v. 1808 Nr. 283 und 284.

[2] Düntzer, aus Goethe's Freundes Kreiſen 1868, Abh. J. H. Voß berührt dieſes Verhältniß nicht.

Wir ſetzten das Geſpräch in Goethe's Garten fort und es fiel bald auf die neueſte Literatur. Die meiſten neuen Schriften, die man mir ſendet, ſagte er, ſtelle ich hin und leſe ſie erſt nach einigen Jahren. Dann habe ich das geläutertere Urtheil der Zeitgenoſſen und das Werk ſelbſt zugleich vor mir.

„*Tieck*, Arnim und Conſorten haben ganz recht, daß ſie aus früheren Zeiten herrliche Motive hervorziehen und geltend machen. Aber ſie verwäſſern und verſauern ſie nur gewaltig und laſſen oft gerade das Beſte weg. Soll ich alle ihre Thorheiten mitſchlucken? Es hat mich genug gekoſtet zu werden wie ich bin; ſoll ich mich immer von Neuem beſchmutzen, um dieſe Thoren aus dem Schlamm zu ziehen, worein ſie ſich muthwillig ſtürzen? *Oehlenſchläger* war wüthend, weil ich ſeinen *Correggio*[1] nicht aufführen ließ. Zwar hatte ich *Wanda*[2] aufgenommen, — aber muß man denn zehn dumme Streiche machen, weil man *einen* gemacht hat?"

---

[1] Nach Niederlegung der Theaterleitung Goethe's in Weimar ſechsmal aufgeführt 1819—27.

[2] Von Werner. Aufgeführt in Weimar 9mal: 1808 30. Januar, 3. Febr., 15. Febr., 14. Mai, 19. Nov.; 1809 11. Nov.; 1811 2. März; 1812 26. Sept. Am 8. Juli 1813 endlich als *romantiſche Tragödie* mit Geſang von Werner, Muſik vom Concertm. Destouches. Alles nach gütigen Mittheilungen des Herrn Hofſchauſp. Franke, Ehrenmitgl. des Hoftheaters.

16. December 1812.

Alles[1] verkündet Dich,
Nahſt Du im Morgenlicht,
Eilet die Sonne hervor.
Zeigſt Du im Garten Dich
Biſt Roſe der Roſen. Du,
Lilie der Lilien zuſammt.
Regſt Du am Tage Dich,
Drehn die Geſtirne all'
Im Kreis ſich um Dich,
Kehrt die Nacht, o wär' ſie da,
Ueberſtrahlſt Du des Mondes
Lieblich einladenden Glanz.
Ladend und lieblich biſt Du,
Sonne, Blume, Mond und Sterne
Huldigen nur Dir.
Tagſchaft Du, Nachtſchaft mir,
Leben und Ewigkeit iſt's.

So ohngefähr, aber gewiß noch viel ſchöner, als ich es im Gedächtniß behielt, war das Lied, welches Goethe mir heute von

---

[1] Das Gedicht iſt ſpät (1816) in Goethe Zelters Briefwechſel II 259 erwähnt. Ob dabei die Zelter'ſche Compoſition gemeint iſt, bleibt zweifelhaft. Es findet ſich in ſeiner wahren Geſtalt in der Hempel'ſchen Goetheausgabe. Gedichte I. 40. — Alſo ſchon aus dem Jahre 1812, nicht, wie Strehlke meint, aus dem Jahr 1813 ſtammt das Gedicht.

Zur Bequemlichkeit für den Leſer ſetzen wir es hier her:

Gegenwart.

Alles kündet Dich an!
Erſcheinet die herrliche Sonne,
Folgſt Du, ſo hoff' ich es, bald.
Trittſt Du im Garten hervor,
So biſt Du die Roſe der Roſen,
Lilie der Lilien zugleich
Wenn Du im Tanze Dich regſt,
So regen ſich alle Geſtirne
Mit Dir und um Dich umher.

Dem. Engels[1] zur Guitarre ſingen ließ. Er hatte es nach „Namen, ich nenne Dich nicht"[2] ꝛc." gedichtet, weil ihm dieſer Text mit ſeinen ewigen Negationen und Verheimlichungen zu unlyriſch, ja verhaßt war.

Die heutige Bedeckung des Aldebarans[3], jenes ſchönen Fixſternes im Zeichen des Widders, durch den Mond hatte ihn ſehr feierlich und heiter geſtimmt. Es war, als ob ihm ſelbſt etwas höchſt Bedeutendes widerführe. Da war er denn zu Anerkennung jedes Ausgezeichneten doppelt geſtimmt. Er rühmte Riemer's Tüchtigkeit, der ein für allemal nichts, „bloß um die Sache abzufertigen" thue. So ſtrich er auch Zelters Großheit und männliche Faſſung im tiefſten Schmerz bei dem Selbſtmord ſeines Sohnes[4], frei von aller kleinlichen Sentimentalität, ungemein heraus.

„Die Aſtronomie, äußerte er, iſt mir deßwegen ſo werth, weil ſie die einzige aller Wiſſenſchaften iſt, die auf allgemein anerkannten, unbeſtreitbaren Baſen ruht, mithin mit voller Sicherheit immer weiter durch die Unendlichkeit fortſchreitet. Getrennt durch Länder und Meere theilen die Aſtronomen, dieſe geſelligſten aller Einſiedler, ſich ihre Elemente mit und können darauf wie auf Felſen fortbauen."

Nacht! und ſo wär es denn Nacht!
Nun überſcheinſt Du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.
Ladend und lieblich biſt Du,
Und Blumen, Mond und Geſtirne
Huldigen, Sonne, nur Dir.
Sonne, ſo ſei Du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage!
Leben und Ewigkeit iſt's.

---

[1] Hofſchauſpielerin, ſpätere Frau (1818 5. Mai) des bekannten Dürand. Seit 28. Aug. 1805 war ſie am Hoftheater und † 24. Juni 1845 (nach Frankes ungedr. Memoiren).

[2] Richtiger: Namen nennen Dich nicht. (Lied v. W. Uelzen).

[3] Er verſchwindet bei der Bedeckung durch den Mond nicht ſofort, ſondern bleibt etwa 1½ Secunde gleichſam auf dem Mondrande.

[4] Stiefſohn J. Fr. Zelters. Vergl. deſſen Briefw. mit Goethe II, 33, wo Zelter den Verſtorbenen ſchildert.

Er kam ſodann auf A. v. Steigenteſchs Angriff gegen deutſche Literatur im Schlegel'ſchen Muſeum [1] zu ſprechen, der ihn ſehr indignirte. Schlegel iſt gegen beſſeres Wiſſen bloß durch Steigenteſchs lockre Tafel dazu verführt worden, dieſen verruchten Aufſatz aufzunehmen. Die beſſern Wiener wiſſen das recht gut. So heiter hatte ihn jene aſtronomiſche Erſcheinung geſtimmt, daß er den Gedanken faßte, die muſikaliſchen Vereine, die bekanntlich früher der Neid der Jagemann geſtört hatte, für den Sonntag Morgen wieder aufzunehmen. Sein ganzes Herz ſchien daran zu hangen. Wie manche ſchöne Stunde dürfen wir uns demnach wieder verſprechen!

Sonnabends Abend den 28. Mai 1814

fuhr ich zu Goethe nach Berka, wo er damals im oberſten Stock des ſogenannten Edelhofes einige Wochen zubrachte und mich ſehr herzlich aufnahm. Ein kleiner Spaziergang mit Riemer vor Schlafengehen gab Gelegenheit von Auguſt Goethe's verdrießlichen Händeln mit von Werthern zu ſprechen.

Pfingſt-Sonntag.

Herrlicher Morgen! Ein Spaziergang beim Selters-Trank erfriſchte mich an Geiſt und Gemüth. Ich konnte nicht ſatt werden, mich in behaglichſter Ungebundenheit in den grünen Gründen zu ergehen und jedes friſchen Zweiges und Baumes zu erfreuen, und des Geiſtlichen kräftige Predigt vom Lebensmuthe fand mich in der empfänglichſten Diſpoſition. Ein ſchönes Thema: „Euer Herz ſei voll Muth, denn es wird mein Geiſt kommen, der Euch tröſtet.“

Wir tafelten lange bei Goethe. Er ſchien mir ſehr angegriffen durch den Gedanken an das bevorſtehende Duell ſeines Sohnes. Seine Unzufriedenheit über der Frau von Staël Ur-

---

[1] Jahrg. 1812 3. Heft in dem Aufſatze: Ein Wort über deutſche Literatur und deutſche Sprache. S. 197—221.

Saal.

Lerſe mit einer Kugelform. **Knecht** mit Kohlen.

Lerſe. Stell ſie da her, und ſeht, wo ihr im Hauſe Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. Hebt ein Fenſter aus, und ſchlägt die Scheiben ein. Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg kommt mit einer Dachrinne. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner, der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben ſchlecht beſtanden!

Lerſe haut davon. Ein brav Stück!

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. Er gießt. Halt den Löffel. Geht ans Fenſter. Da zieht ſo ein Reichsknappe mit der Büchſe herum; ſie denken, wir haben uns theile[1] über ſeine Werke brach lebhaft hervor. Sie habe Mignon bloß als Epiſode beurtheilt, da doch das ganze Werk dieſes Karakters wegen geſchrieben ſei. Meiſter müſſe nothwendig ſo gährend, ſchwankend und biegſam erſcheinen, damit die andern Karaktere ſich an und um ihn entfalten könnten, weßhalb auch Schiller ihn mit Gil Blas[2] verglichen habe. Er ſei wie eine Bohnenſtange, an dem ſich der zarte Epheu hinaufranke. Die Staël habe alle ſeine, Goethe's, Productionen abgeriſſen und iſolirt betrachtet, ohne Ahnung ihres innern Zuſammenhangs, ihrer Geneſis. Daher ſei ihre Kritik über Schiller[3] ſo viel beſſer, weil deſſen allmähliche Ausbildung in der chronologiſchen Folge ſeiner Stücke klar vorliege.

Riemer mußte den für Halle[4] entworfenen Prolog und das Lobſpiel auf Reil vorleſen. Auch von dem unternommenen Stück zu des Königs von Preußen Empfang in Berlin wurde geſprochen.

Montags, 30. Mai.

Unter häßlichem Regenwetter fuhr ich nach Weimar, um nach Goethe's Wunſch das bevorſtehende Duell ſeines Sohnes mit Rittmeiſter v. Werthern auf ſchickliche Weiſe zu verhindern. Es gelang durch Herrn v. Gersdorfs eifrige Mitwirkung, und dieſer fuhr ſelbſt mit mir nach Berka zurück. Nach einem heitern Mittagsmahle gingen wir im Vorſaale auf und ab, in welchem der große ausführliche Plan von Rom aufgehängt war.

Goethe animirte mich ſehr zu einer Reiſe nach Italien. Bieſter[5] habe ſie einſt in drei Monaten gemacht. Plötzlich blieb er vor jenem Abbilde Roms ſinnend ſtehen und zeigte auf Ponte molle, über welchen man, von Norden herkommend, in die ewige Roma einzieht. „Euch darf ichs wohl geſtehen, ſagte er, — ſeit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt.“ Und dabei waltete tiefe Rührung über ſeinen Zügen!“ Ich lebte, fuhr er fort, zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademiſches Freiheitsleben; die vornehmere Geſellſchaft ganz vermeidend, weil ich dieſe ja zu Hauſe ſchon habe.“ Im Fortlauf des Geſprächs erzählte er von einer ſeltſamen Unterredung mit Lord Briſtol, der ihm den durch ſeinen Werther angerichteten Schaden vorwarf. „Wie viel tauſend Schlachtopfer fallen nicht dem engliſchen Handelsſyſtem zu Gefallen, entgegnete ich noch derber; warum ſoll ich nicht auch einmal das Recht haben, meinem Syſtem einige Opfer zu weihen?“

---

[1] Die Beurtheilung in „de L'Allemagne.“ Deutſche Ausg. Berlin 1814 II, II, 71.

[2] Histoire de Gil Blas de Santillane von Le Sage.

[3] Fr. v. Staël a. a. O.

[4] Goethe's Werke XV. 321.

[5] J. Erich, Director der Bibliothek in Berlin.

Als er darauf ein herrliches Blatt von Iſrael von Mecheln (1504), den Tanz der Herodias vorſtellend, uns zeigte, ſetzte er hinzu: „Der Menſch mache ſich nur irgend eine würdige Gewohnheit zu eigen, an der er ſich die Luſt in heitern Tagen erhöhen und in trüben Tagen aufrichten kann. Er gewöhne ſich z. B. täglich in der Bibel, oder im Homer zu leſen, oder Medaillen oder ſchöne Bilder zu ſchauen, oder gute Muſik zu hören. Aber es muß etwas Treffliches, Würdiges ſein, woran er ſich ſo gewöhnt, damit ihm ſtets und in jeder Lage der Reſpect dafür bleibe.“

Wir machten hierauf einen ſehr angenehmen Spaziergang vom Bade durch die ſtillen Wieſengründe bis zur Kohlenhütte vor dem Orte gegen Saalborn zu. Dort ſetzten wir uns auf Bauhölzer und ſchwelgten im reinſten ländlichen Naturgenuſſe. Dann tranken wir Thee in der Hütte am Fluſſe. Goethe ſchilderte mit heiterſter Laune den verſtorbenen D. Bucholz, der ſich von der kaiſerl. Akademie der Naturforſcher den Namen Plinius ſecundus ausbat. „Aber es heißt ja Niemand von der Sippſchaft alſo,“ ward ihm erwiedert.

Beim Abendeſſen erzählte ich erſt meine Poſener Abenteuer[1] mit Hrn. v. Studnitz, dann die zu Kropſtädt[2] in Napoleons

---

[1] v. Müllers Denkwürdigkeiten p. 89, nämlich Müllers Unterhandlungen mit Napoleon wegen der Verhältniſſe des Herzogthums Weimar. M. blieb nämlich mit St. in den ungepflaſterten Straßen Poſens ſtecken.

[2] Müllers Denkw. p. 18.

Bivouac, im October 1806 und ſchilderte hierauf des Miniſters von Frankenberg poſſierliche Individualität, wie Goethe die des Fürſten Kaunitz. Man habe z. B. dem Letzteren nie vom Tode reden dürfen, und das Ableben des Kaiſers Joſeph ſei ihm nur dadurch hinterbracht worden, daß ſein Secretär ihm ſagte: „Joſeph II. unterſchreibt nicht mehr.“ Kaunitz hatte eine alte kränkliche Schweſter, der er öfters die beſten Speiſen und beſonders Früchte von ſeiner Tafel zuſandte. Dieß ſetzte er lange fort, als ſie ſchon verſtorben war. Goethe hielt Frankenbergs Zerſtreuung und carikirtes Weſen urſprünglich für abſichtlich angenommene Maske.

8. Donnerſtag, 9. Juni 1814.

Ich fuhr mit Riemer und Meyer, der ſehr intereſſante Mittheilungen über die Verhältniſſe der Schweiz machte, nach Berka, wo ſich Goethe mit Wolf aufhielt. Da das Wetter ſich beſſer zeigte, wandelten wir bis 6 Uhr Abends am Badehauſe auf und ab und ſpeiſten dann unter einem Zelte. Wolf erzählte von Blücher, der von ſeinen Siegen zu ſagen pflege: Gneiſenau's Weisheit, meine Tollkühnheit und des lieben Gottes Segen haben uns ſo weit gebracht. Von v. Bülow, dem preußiſchen Finanzminiſter, der alle Popularität durch ſeinen Vorſchlag der Beſoldungsreduction verloren, kam er auf Humboldt zu ſprechen, welcher trotz ſeiner vielen und wichtigen Geſchäfte zu Châtillon die Ueberſetzung des Agamemnon von Sophokles vollendet habe. Dann waren die mancherlei Märchen von Napoleons Krankheit und Thorheiten Gegenſtand der Unterhaltung, welche auf der Fahrt nach Elba ſich ereignet haben ſollten, worüber Goethe ergrimmte und die Behauptung hinzufügte, Keller werde nie die Wahrheit erzählt haben, außer ſeinem Kaiſer; ſo wenig wie ich jemals meine Unterredung mit Napoleon aufrichtig[1] mitgetheilt habe, um nicht zahlloſe Klatſchereien zu erregen.

---

[1] Wir verdanken die Skizze Goethe's über dieſe Unterhaltung der beſondern Anregung des Kanzlers v. Müller. Vergl. das Geſpräch vom 14. Febr. 1824.

B. Den 18. April 1815.

Ich begab mich heute zu Goethe, um ihm die mir anvertrauten Zeichnungen der Prinzeß Julie[1] vorzulegen. Dort traf ich auch den Hofrath Meyer. Zunächſt legte ich die Zeichnungen vor, zu welchen der Zauberring[2] die Sujets geliefert hatte. Nach einem ſorgſamen Ueberblick äußerte ſich Goethe: „Nun, das holde Kind ſoll höchlich gelobt ſein. So viel reine Intention, ſo liebliche Anordnung, ſo zierlich nette Ausführung und ſo viel Freiheit in der Bewegung verrathen ein herrliches Naturell, das auf dem Wege der vollſtändigſten Ausbildung ſchon weit genug vorgeſchritten iſt.“ Ja ja, fügte Meyer hinzu, es iſt gar erfreulich, ein ſo hübſches Talent ſich aus ſich ſelbſt heraus entwickeln zu ſehen. Nur Studium der Perſpective wäre noch zu wünſchen und einige theoretiſche Aufklärung über Beleuchtung und Schatten. Das iſt's, ſprach Goethe, aber kein Buch und ſelbſt keine Intuition der Meiſterwerke kann dieſem Mangel abhelfen; es wäre erforderlich ſich mündlich zu verſtändigen, zwei, drei ihr klar entwickelte Grundbegriffe würden Wunder thun und ihr ſchnell das Verſtändniß öffnen, worauf es noch ankommt, um auch die letzte Stufe der künſtleriſchen Ausbildung noch erklimmen zu können. Doch ſolche Offenbarung muß der Zufall herbeiführen, er iſt ja immer ſchönen Naturen günſtig. **Meyer:** Und ſo muß man auch bei einem ſo ſinnigen Gemüthe nicht viel hofmeiſtern wollen. Ich möchte wohl ſagen, der beſte Rath für ſie ſei, ſich ihrer innern Eingebung recht frei zu überlaſſen. Kenntniß der Anatomie und ganz probefeſte Zeichnung von ihr zu fordern, wäre thöricht; aber wundern mag man ſich wohl, daß dem ohngeachtet die Proportionen ihrer Figuren und Gruppen auch dem ſchärfern Blick ſo wenig Anſtoß geben. **Goethe:** Sehen ſie nur, wie hübſch Bertha und Otto am Bache componirt ſind. Dieß zierlich reine Mädchengeſicht, dieſe allerliebſte Wendung des Köpfchens und Oberleibs kann nur aus einer reinen Mädchenphantaſie entſprungen ſein. Wie weit iſt ſie nicht vorgerückt, ſeit wir zum letzten Male Proben ihres Talentes ſahen. Die Stufe der Flaxmanniſchen Umriſſe hat ſie ſchon glücklich überſchritten, und es richtig geahndet, wie jene bedeutſam leeren Räume auszuſchütten wären. Sie darf zu jener niedern Stufe nicht wieder zurückkehren wollen und ſie kann es auch nicht, ſo wenig als ein Kind wieder in Mutterleib zurück kann. Auf dem Bilde, wo dem alten Ritter von fern das holde Paar zueilt, hat ſie zwar noch à la Flaxmann die mittleren Räume ganz leer gelaſſen, aber man ſieht deutlich, daß ſie nur verſchmähte, etwas minder Bedeutſames hinzuzufügen und wohl richtig ahnen mochte, was eigentlich noch hingehöre. Es iſt etwas ſo anmuthig Jungfräuliches in dieſen Zeichnungen, ſo viel Einfachheit und Verachtung überflüſſiger Zierrath. Gerade ſo viel örtliche Unterlage als nöthig war zu individualiſiren. Wie ſauber ſind z. B. das gothiſche Fenſter und die Blätterranken gezeichnet, wo Bertha ſich herausbiegt. „Ich kenne den Zauberring nicht und werde ihn niemals leſen, denn das iſt mir verboten von meinem Obern:“ aber dieſes Bild hat Zauberreiz genug für mich, um es auch ganz iſolirt zu verſtehen und zu lieben. Sehen Sie den Brief hier unten, wie artig arglos angebracht, und das ſpähende Mädchenauge verräth doch hinlänglich, was ſie ſo ſehnend ſuche. Welch kräftigen Druckes hat der Bleiſtift der Zeichnerin dem Auge des Otto gegeben, wie er vor Frau Minnetroſt kniet: ei ei, das ſchöne Kind muß doch auch wohl verliebte Augen ſchon in anmuthiger Nähe geſehen haben, weil ſie dem Jüngling hier ſo glühende Liebesblicke einhauchen konnte.

---

[1] Julie v. Egloffſtein iſt gemeint. Schöll meint, Müller habe es als eine Art „Protokoll“ für den Herzog C. Auguſt benützen wollen, der ſich thätig für die Ausbildung der Gräfin zur Malerin intereſſiren ſollte.

[2] v. Fouqué, Ritterroman, Nürnberg 1815.

Wie rein iſt die Seele, die ſich auf Bertha's betendem Antlitz ſpiegelt! Aber der Türke hinter ihr iſt auch ſchon ein ganz zahmer Türke geworden.

Ich holte nun auch die mir anvertrauten Landſchaftszeichnungen herbei, und es iſt ſchwer auszuſprechen, wie viel heitern Genuß ſie den beiden Kunſtfreunden gewährten. Vorzüglich rühmten ſie das ruhige tiefe Gemüth und die innigſte Anſchauung des äußerlich Bedeutenden, ſodann die freie Behandlung ſchwieriger Gegenſtände und die Liebe und reinliche Sorgfalt, mit der auch das kleinſte Detail behandelt ſei. Goethe: Hier, dieß kleine Blatt, ſo ſcheinbar unvollendet, ſo herausgehoben, wie aus einem größern Ganzen; gleichſam ein Anklang, Probeſtückchen, es iſt fürwahr mir das Erſte und Liebſte. Macht es denn wohl Friedrich je beſſer? Meyer: Und noch dazu lange nicht ſo anmuthig. Goethe: Seht nur doch dieſen Faltenwurf an der ſitzenden, leſenden weiblichen Figur, dieſe anmuthige Behandlung des Untertheils; ſollte man nicht glauben, unſer holdes Kind habe den Andreas del Sarto ſtudiert? Wahrlich, wenn hier nicht das glücklichſte Naturell ſich ankündet, ſo giebt es niemals eins. Und wie großartig ſind dieſe Felſenpartien behandelt, jene Linde, wie durchſichtig und üppig! In dieſer Müllerin mit dem Kinde iſt die individuellſte Natur erlauſcht und hier der iſolirten ländlichen Hütte, die uns ſo ſtumm beredt in die freundlich kleine Thür einzutreten ladet, fehlt nur noch rechts etwas, mehr Freiheit des Blicks, etwas mehr Keckheit in der Begrenzung, um ganz vortrefflich zu ſein. Sprecht nur, alter Herr (zu Meyer), ihr hocherleuchteten Kritiker, wo iſt denn ſonſt noch etwas zu tadeln? Was möchte man denn im geringſten anders wünſchen. Meyer: Es iſt eben alles recht, heiter und lieblich gedacht, und reinlich und zart ausgeführt, wie es einem wohlthun mag, es anzuſchauen. Man ſieht, ihr Inſtinct leitet ſie ganz richtig und ſo ſoll ſie ihm nur immer folgen und ſich mehr und mehr an Mannichfaltigem verſuchen, da ſie des Einzelnen ſchon ſo Herrin iſt. Goethe: Hat denn Scherer jemals ſo artige Figuren, ſo runde nette Compoſitionen gemacht? Was an Rambergen[1] Gutes iſt, das ſieht man in ihren Zeichnungen wohl hier und da durchblitzen, aber von ſeinen Fehlern finde ich nichts. Nun mit einem Worte ſchreiben Sie dem ſchönen lieben Kinde, es ſolle gar hoch gelobt ſein, und es ſei nur dieß bitter und ſtreng an ihr zu tadeln, daß ſie uns ſo fern ſei und ſo fern bleiben zu wollen Miene mache.

Aber ſogleich gebe ich die freundlichen Zeichnungen nicht zurück, ihr müßt ſie ſchon einige Tage unter meinem Dache laſſen, daß ich ſie ſehe und wieder ſehe und mich recht heimlich ihrer freue.

---

[1] J. Heinrich, Hofmaler zu Hannover.

Den 12. Mai 1815.

Ich kam Nachmittags 4½ Uhr zu ihm und traf Peucern an. Nach einigen Myſtificationen und humoriſtiſchen Ausfällen über die tragiſche Kunde von v. Müfflings[1] Unfall in Lüttich, womit — wie er ſagte — ich ihm vorgeſtern den Theaterſpaß verſalzen hatte, lenkte ſich bald das Geſpräch auf die bekannte Wiener Achtserklärung gegen Napoleon vom 13. März d. J. Goethe äußerte, er hoffe, Gentz habe als ein ſchlauer Fuchs das Volk dadurch nur elektriſiren wollen und den kecken Ausruf zum Reizmittel gebraucht, wohl wiſſend übrigens, daß es mit dieſem Bann ganz dieſelbe Bewandtniß habe, wie mit dem vom Vatican herabgeſchleuderten. Die deutſche Hypochondrie müſſe von Zeit zu Zeit durch ſolche Theater-Coups aufgeregt werden und ſelbſt falſche Siegesnachrichten ſeien oft dazu ſehr dienlich, indem ſie über die momentane Gefahr den Schleier der Hoffnung würfen.

Er nahm hiervon Gelegenheit von ſeinen in der Campagne 1792 und bei Mainz das Jahr darauf beſtandenen Gefahren zu erzählen, insbeſondere von der famoſen Kanonade bei Valmy, wie da die Pferde, gleich Sturm umregten Fichten, ſchnaubend hin- und hergeſchwankt hätten, und wie ihm insbeſondere das zarte Geſichtchen des Standard Junkers von Bechtolsheim gar ſeltſam contraſtirend erſchienen ſei. Rechts und links hätten die Kanonenkugeln den Koth der Straße den Pferden zugeſpritzt; doch das ſei alles einerlei und nichts bedeutend, „*wenn man ſich einmal der Gefahr geweiht habe.*“

Die naive Erzählung einer von ihm veranlaßten venetianiſchen Juſtizverhandlung (ad laudes), herbeigeführt durch eine Excurſion über die Fideicommiſſe, ſtach ſehr lieblich gegen jene Kriegsſcene ab. Goethe hat doch eine ganz eigne Art zu beobachten und zu ſehen, Alles gruppirt ſich ihm gleich wie von ſelbſt und wird dramatiſch. Auch ſagte er im vollen Selbſtgefühl: „Wenn ich meine Augen ordentlich aufthue, dann ſehe ich wohl auch was irgend zu ſehen iſt.“

---

[1] Landſchaftsdirector und Feldmarſchall.

Die Erinnerung an ſeine nahe Abreiſe nach Wiesbaden entlockte ihm manche hübſche Darſtellung ſeines dortigen geologiſirend politiſchen Lebens. Naſſau's Länder und Staaten wurden hoch geprieſen, und von einem reizenden jungen Mädchen, der Tochter eines Secretärs bei irgend einem Departement zu Wiesbaden, erzählt, die die höchſten Anlagen zur Declamation und zum theatraliſchen Spiel beſitze. Sie habe ihm den Waſſertaucher vordeclamirt, aber mit zu viel Malerei und Geſticulation; darauf habe er ſie ſtatt aller Kritik gebeten, es noch einmal zu thun, aber hinter einem Stuhle ſtehend und deſſen Lehne mit beiden Händen feſthaltend. Das ſchöne Kind habe bald Abſicht und Wohlthat dieſer Bitte empfunden und lebhaft dafür gedankt. Verwechsle man doch nicht, fuhr er fort, epiſche Darſtellung mit lyriſcher oder dramatiſcher.

Wenn Maria Stuart ſich dem bezaubernden Eindruck des Naturgenuſſes hingibt, „laßt mich der neuen Freiheit genießen,“ dann — rief er aus — gebraucht Euere Glieder und macht damit, was Ihr wollt und könnt; aber wenn Ihr erzählt oder bloß beſchreibt, dann muß das Individuum verſchwinden und nur ſtarr und ruhig das Objective ſprechen, wiewohl in die Stimme aller mögliche Wechſel und Gewalt gelegt werden mag.“

Solche Anklänge brachten das Geſpräch bald auf Julie v. Egloffſtein, die Goethe eine incalculable Größe nannte. Er habe ihr, durch den heilloſen Lavater in alle Myſterien eingeweiht, bald angeſehen, daß ſie ſehr ſchön leſen müſſe und daher gefürchtet, er werde verleſen ſein, wenn er ſie höre.

8. Den 30. November 1816.

Ich traf Goethen ſehr heiter, ruhig und gemüthlich. Eben waren die Monatstabellen der Zeichenakademie[1] eingegangen, was Gelegenheit gab, über die Wichtigkeit periodiſch wiederkehrender Ueberſichten zu ſprechen. Goethe fand einen Knaben wegen Unarten ausgeſtrichen, Meyer erläuterte den Sachverhalt;

---

[1] Ueber die Weimariſche Zeichenſchule vergl. den Aufſatz Stichlings in den Weim. Beiträgen f. Literatur und Kunſt v. 1865.

er ſelbſt habe den Unterlehrern in Goethens Namen nachgelaſſen, ein halbes Dutzend todt zu ſchlagen. Bei Anpreiſung der Vortheile, die jedem gebildeten Menſchen das Zeichnen gewähre, ſprach Goethe das gewichtige und doch ſehr einfache Wort: „Es entwickelt und nöthigt zur Aufmerkſamkeit und das iſt ja doch das Höchſte aller Fertigkeiten und Tugenden.“ Er erzählte, daß er täglich um 7 Uhr aus dem Bette zu dictiren anfange, erſt Briefe, dann nach dem Aufſtehen aus ſeinem Leben. So halte ich mich von der Welt zurückgezogen, um geſund zu bleiben und finde mich ſo meinen Obliegenheiten noch gewachſen.

B. Den 26. December 1816.

Auf kurze Zeit beſuchte ich Goethen, der heute ſchlaffer als ſonſt war. Die Preßvergehen wollte er bloß polizeilich geahndet haben.

B. Den 13. October 1817.

Nachmittag beſuchte ich Goethen, der ſehr artig und mittheilend war, nachdem ich vier Wochen getrotzt hatte. Er zeigte mir die „Krönung der Maria“ und [1] die Wunder des Hieronymus von (Fieſole) herausgegeben mit Beſchreibung von Schlegel. Dann legte er des jungen Kaufmann ſchönes römiſches Stammbuch vor und gab mir die Modelle der Schweizergebirge. Sehr ſchön und gemüthlich ſprach er über Hofrath Meyers Aufenthalt in Heidelberg, über den Kaſtengeiſt der Jenaiſchen Akademiker und Graf Rhedens[2] Perſönlichkeit.[3]

---

[1] Irrthümlich: Es heißt: oder die Wunder des heiligen Dominicus nach J. v. Fieſole, gez. von W. Ternite.

[2] Wahrſcheinlich Graf Redern, der aus Goethe Zelters Briefwechſel bekannt iſt.

[3] Am 19. Oct. 1817 machte Müller mit Münchow einen Beſuch bei Goethe. Dabei iſt nur notirt: Panorama des Genfer See's und Simplons.

Am 21. October war Müller zum Souper bei Goethe, wo die Ehlers

B. Den 27. Februar 1818.

Abends 7½, Uhr holte ich Julie zu Goethen ab. Wir waren erſt ganz allein mit dem alten Herrn und Ottilie und da war er ganz allerliebſt. Julie legte ihre Zeichenbücher vor, die er ſehr humoriſtiſch kritiſirte. Es iſt unerlaubt, ja unverſchämt, ſo viel Schönes zu machen, ohne einen Begriff davon zu haben; ſie ſolle Perſpective ſtudieren, und vorzüglich ſchalt er die ſklaviſche Treue im Zeichnen nach der Natur. Dann ſoupirten wir unten in dem neueingerichteten Zimmer, während Goethe eine allerliebſte Liebesgeſchichte von Karlsbad erzählte, und das Geſtändniß ablegte, daß er ſich mit ältern Damen gar nicht gern befaſſe. Darauf zeigte er uns merkwürdige Handſchriften aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und aus dem brandenburgiſchen Hauſe, welche in einer Foliantenkapſel gar zierlich und nett eingeſchachtelt waren.[1]

B. Den 3. März 1818.

Heute beſuchte ich Goethen, der ſehr genial Frieſen das Skelet eines Tigers nannte und ſeine Vorahndungen des Unheils aus der Wartburgfeier erzählte. Quiconque rassemble le peuple, l'émeut, rief er mehrmal aus. Gegen Voigt ſaß mir die Mißbilligung der Erlaubniß zur Wartburgfeier ſchon auf den Lippen; ich habe ſie aber verſchluckt, um mich nicht zu compromittiren ohne Erfolg. Ich habe im 22. Jahre den Egmont geſchrieben und bin ſeit dem nicht ſtille geſtanden, ſondern dieſe Anſichten über Volksbewegung immer fort mit mir ſich durchleben laſſen. Nun weiß ich wohl, woran ich bin; meint ihr, der Egmont ſei nur ein . . . . geweſen, der mir entſchlüpft, oder man müſſe mich erſt trepaniren, um den Splitter aus dem Gehirn zu ziehen?

(Hofſchauſpielerin 1801—1805 und wieder engagirt von 1817—1818) ſang.

Am 10. Decemb. 1817 notirt Müller: Goethens Ruhe und Vorahndung noch übler Ereigniſſe wegen der Preßfreiheit. Genaue Actenführung über die Bibliotheks-Veränderungen.

[1] Den 28. Febr. 1818 notirt Müller: Goethe war tödtlich krank.

verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. ladet.

Georg lehnt den Löffel an. Laß mich ſehen.

Lerſe ſchießt. Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, ſie ſielen, wie ich zum Dachfenſter hinaus ſtieg, und die Rinne hohlen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten, und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unſer Mittageſſen zu verdienen.

Götz kommt.

Götz. Bleib, Lerſe! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. Georg ab.

Götz. Sie entbiethen mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören, was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keiner Wünſchelruthe finden ſollten, überließſen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Freitags Abend, 6. März 1818.

Goethe öffnete uns ſeine Zimmer, als ich bei Ottilien den Abend zubrachte. Er war höchſt liebenswürdig in ſeinem weißen Flausrock und ſchaukelte uns gleichſam hin und her im ſanften Auf- und Niederwogen ſeines Geſprächs. Nachdem er eine Mappe der intereſſanteſten Kupferſtiche mit uns durchblättert und viel Gewichtiges darüber geſagt hatte, kamen wir plötzlich von der Kunſt auf die Natur zu ſprechen.

Von Wiesbaden äußerte er, daß das Leben dort zu leicht, zu heiter ſei, als daß man nicht verwöhnt würde fürs übrige Leben. Er möge daher nicht zu oft hinreiſen; Karlsbad ſtöre das innere Gleichgewicht ſchon weit weniger. Oft beſtimme die kleinſte Zufälligkeit die dauerndſten Verhältniſſe im Leben, und am meiſten wirkten Berge auf die Verſchiedenheit der Sitten und Karaktere, weit mehr als Klima und Sprache. Viel Scharfſinniges und faſt Fabelhaftes erzählte er von ſeinen Wolkenſtudien. An die freundliche Einladung zu ihm nach Jena „auf ſeine Tanne“ knüpfte er die intereſſanteſten Aeußerungen über das Leben und Treiben der Jenaiſchen Profeſſoren, das ihn ewig friſch und in ſteter Fortbildung erhalte.

„Seht liebe Kinder, was wäre ich denn, wenn ich nicht immer mit klugen Leuten umgegangen wäre und von ihnen gelernt hätte? Nicht aus Büchern, ſondern durch lebendigen Ideen-Tauſch, durch heitere Geſelligkeit müßt Ihr lernen.“

Als die Richtigkeit ſeiner Anſicht, daß Profeſſoren mehr als andere Geſchäftsleute zu thun hätten, beſtritten und ich z. B. hingeſtellt wurde, nach Belieben bei der Nachbarſchaft zu weilen, ſagte Goethe, ein Kanzler müßte eigentlich gar keine Nachbarſchaft haben und von Staatswegen eine Brandmauer vor ſeinen Fenſtern aufgeführt werden. Nun da verdiene ich ja wohl den Dank des Staates, entgegnete Julie, daß durch eine neuere Vorrichtung an meinem Zeichenfenſter wenigſtens zum Theil ſolch eine Brandmauer aufgeführt worden iſt. Ja wohl, ſagte Goethe, einen dreifachen Dank, des Kanzlers Augen, des Staats und Ihrer (Julien v. Egloffſtein) eigenen Augen wegen. Ob das der Kanzler wohl auch gewiſſenhaft niederſchreiben wird?

B. Am 9. März war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe, wo wir Coudray und Rehbein trafen. Er zeigte uns herrliche Claude Lorrains aus England und kritiſirte Juliens Zeichnungen.

Am 13. März Abends nahm ich bei Goethe, der nach Jena ging, kurzen Abſchied.

Goethe in Dornburg, am 29. April 1818.

Wir[1] fuhren bei heiterſter Frühlingsſonne gegen 8 Uhr Morgens von Weimar aus nach Dornburg — Blüthenburg — ſollte man ſagen, denn Dornen fanden wir keine, aber duftende, herrliche Blüthen in Menge.

Wie der Wagen ſo vorüber rollte an friedlichen, ſtillen Dörfern, von friſchgrünenden Obſt- und Grasgärten umſchlungen, überkam uns alle ein unausſprechliches Gefühl heiterer Frühlingsluſt und Ahndung. Trauliche Geſpräche, meiſt ernſteren Inhalts kürzten den Weg.

Falks geſtrige Aeußerungen über Toleranz und Miſchung des Guten und Böſen in der Natur, gaben bald Anlaß zu tiefern Erwägungen. „Alles Böſe, behauptete ich, nach Weishaupts und Goethe's Lehre komme eigentlich nur aus Irrthum oder Trägheit; es gebe kein radicales, urſprüngliches Böſe, ſo wenig als der Schatten ein poſitives Etwas ſei; der Dualismus habe von jeher die meiſten Verwirrungen und Irrthümer erzeugt, das wahrhaft Menſchliche zerſpalten und die Menſchen in Kampf und Widerſpruch mit ſich ſelbſt verwickelt. So habe man thöricht Gutes und Böſes, Kunſt und Natur, Offenbarung und Deismus, Geiſt und Körper, Ideal und Wirklichkeit einander ſchneidend und ſchroff entgegengeſetzt und die Mittel-Tinten und Uebergänge ganz überſehen. Die höchſte Stufe der Cultur und Humanität ſei Duldung und heiteres Bewußtſein, daß alle Disharmonie früher oder ſpäter in Harmonie ſich auflöſen werde und müſſe! Solches Ziel habe Herder erſtrebt, aber freilich nicht rein, nicht vollſtändig errungen, da ſeine Reizbarkeit und Tadelſucht ihn oft abgeführt habe vom rechten

[1] Mit Julie v. Egloffſtein; der andere Theilnehmer iſt nicht zu ermitteln. Vielleicht Meyer?

Wege. Goethe ſei höchſt tolerant mit dem Verſtande, aber freilich nicht immer mit dem Gemüthe.“

Gegen eilf Uhr langten wir an. Eine Viertelſtunde vorher ward der Weg ſteinigter, die Gegend öde, die Ausſicht beſchränkter; plötzlich that das reizend blühende Saalthal in ſeiner ganzen Herrlichkeit ſich unſern überraſchten Blicken auf, und das Auge ſtürzte ſich jubelnd und trunken die ſteilen Felſenabhänge hinab. Gaſtlich öffneten ſich die Pforten des allerliebſten Feenſchlößchens, das am ſchroffen Felsabhange wie durch Zauberei aufgerichtet ſcheint. Eilig durchflogen wir die Zimmer rechts und links, grüßten freudig die ſchönen Lahngegenden, die in bunten Landſchaften hier aufgehängt ſind und unter denen vorzüglich Weilburg und Limburg uns als alte Bekannte traulich anſprachen, und fixirten uns dann ſofort an das Eckfenſter im Zimmer der Frau Großherzogin Louiſe, damit unſere eifrige Zeichnerin von hier aus einen Theil der Gegend, vom alten Schloſſe gegen die Brücke hinab, aufnehmen könne. Wir mochten ſo etwa eine halbe Stunde am offnen Fenſter geſeſſen haben, als durch den kleinen Garten unter dem Fenſter ein ſtattlicher Mann ernſt und feierlich aus den Gebüſchen heranſchritt.

Es war Goethe, der hochverehrte Meiſter, den ein Brief von mir geſtern Abend von unſerer Hierherreiſe benachrichtigt[1] und zu uns eingeladen hatte! — Jubelnd flogen wir ihm entgegen, und ſein heiteres Auge lohnte unſerer herzlichen Bewillkommnung. Alſobald mußte das Zeichnen fortgeſetzt werden, mit der zärtlichſten Sorgfalt machte er auf alle kleinen Vortheile in Aufnahme und Behandlung des Gegenſtandes aufmerkſam und förderte ſo das begonnene Werk zum allerheiterſten, bald lobend, bald ſcheltend. „Ach! wärſt Du mein Töchterchen, rief er ſcherzend aus, wie wollt ich Dich einſperren, bis Du Dein Talent völlig und folgerecht entwickelt hätteſt! Kein Stutzer ſollte Dir nahen, kein Heer von Freundinnen Dich umlagern, Convenienz und geſellige

---

[1] Müller hatte geſchrieben: Wenn Sie, hochverehrter Gönner, gegen Mittag gen Dornburg fahren wollten, ſo würden Sie Ihre ſchöne Schülerin dort finden und den freudigſten Willkomm. Wir ſind oben im Schlößchen, und ich ſoll gar angelegentlich bitten, daß Sie kommen. (Concept Müllers.)

Anſprüche Dich nimmer umgarnen; aber copiren müßteſt Du mir von früh bis in die Nacht, in ſyſtematiſcher Folge, und dann erſt, wenn hierin genug geſchehen, componiren und ſelbſtſtändig ſchaffen. Nach Jahresfriſt ließe ich Dich erſt wieder aus meinem Käfig ausfliegen, und weidete mich dann am Triumphe Deiner Erſcheinung.“ Unſre Zeichnerin zeigte aber keine ſonderliche Luſt, ſich einer ſolchen Kunſtdiät zu unterwerfen, obwohl ſie mit der munterſten Laune den alten Meiſter beſchwor, ihr ſeine ſtrengen Lehren auch auf ihrem gewohnten Lebensgange nicht zu verſagen. Er ſchüttelte ſkeptiſch den Kopf, vermeinend: ſolche hübſche Kinder horchten gar freundlich auf die Lehren der alten Murrköpfe, weil ſie ſich ſtillſchweigend den Troſt gäben, nur ſo viel davon zu befolgen, als ihnen gerade beliebte. „Willſt Du aber, mein Engelchen, fuhr er fort, hierin wirklich eine Ausnahme machen, ſo fordere ich zur Probe dreißig Copien von Everdingens in Kupfer geſtochenen kleinen Landſchaften, die ich Dir zum Beginn eines folgerechten Portefeuille geben werde und ſetze Dir ſechzig Tage unerſtreckliche Friſt.“

Die Freundin ſchrie hoch auf über die gewaltige Aufgabe; aber Goethe blieb unerbitterlich und ſetzte wie ein wahrer Imperator hinzu: „wie Du es ausführſt, das iſt Deine Sache; genug, ich fordere es und weiche kein Haar breit von meinem Gebote ab.“

So verſtrich unter Scherzen und Neckereien der Reſt des Vormittags; unterdeſſen war im zierlichen Saale das kleine Mittagsmahl aufgetiſcht und das fröhliche Quartett ließ ſich nicht lange mahnen. Auf derſelben Stelle wurde es eingenommen, wo einſt vor 16 Jahren eine verwandte fröhliche Geſellſchaft bei ähnlicher Luſtfahrt im heitern Uebermuth auf roſenbeſtreuten Polſtern unter Guitarrenſpiel und Geſang ſich niedergelaſſen und dem Genius des Orts manch geflügeltes Wort und Lied geopfert hatte:

„Die alten Berge ſchauten freundlich wieder
„Herein auf unſer Mahl, auf unſre Luſt,
„Und leiſer Nachhall jener frohen Lieder
„Zog mit Erinn'rungsſchauer durch die Bruſt.

„Es taucht der Blick ins ſtille Thal hernieder,
„Sucht nach den Zeugen längſt entſchwund'ner Luſt
„Und an des Fluſſes Krümmung, auf den Fluren
„Geliebter Tritte längſt verwiſchte Spuren!“

Doch bald nahm das Geſpräch eine höhere Richtung. In ſolcher Naturherrlichkeit, in ſolchem Freiheitsgefühl von allem Zwang der Convenienz ſchließt der edlere Menſch ſein Inneres willig auf und verſchmäht es, die ſtrenge Maske der Gleichgültigkeit vor ſich zu halten, die im täglichen Leben den Andrang der läſtigen Menge abzuhalten beſtimmt iſt. So auch unſer Goethe! Er, dem über die heiligſten und wichtigſten Anliegen der Menſchheit ſo ſelten ein entſchiedenes Wort abzugewinnen iſt, ſprach diesmal über Religion, ſittliche Ausbildung und letzten Zweck der Staatsanſtalten mit einer Klarheit und Wärme, wie wir ſie noch nie an ihm in gleichem Grade gefunden hatten. Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und auch den todteſten Stoff durch Vermählung mit der Idee zu beleben, ſagte er, iſt die ſchönſte Bürgſchaft unſres überſinnlichen Urſprungs. Der Menſch, wie ſehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tauſend und abertauſend Erſcheinungen, hebt doch den Blick forſchend und ſehnend zum Himmel auf, der ſich in unermeßnen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in ſich fühlt, daß er ein Bürger jenes geiſtigen Reiches ſei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieſer Ahnung liegt das Geheimniß des ewigen Fortſtrebens nach einem unbekannten Ziele; es iſt gleich am der Hebel unſres Forſchens und Sinnens, das zarte Band zwiſchen Poeſie und Wirklichkeit.

Die Moral iſt ein ewiger Friedensverſuch zwiſchen unſern perſönlichen Anforderungen und den Geſetzen jenes unſichtbaren Reiches; ſie war gegen Ende des letzten Jahrhunderts ſchlaff und knechtiſch geworden, als man ſie dem ſchwankenden Calcul einer bloßen Glückſeligkeits-Theorie unterwerfen wollte; Kant faßte ſie zuerſt in ihrer überſinnlichen Bedeutung auf, und wie überſtreng er ſie auch in ſeinem kategoriſchen Imperativ ausprägen wollte, ſo hat er doch das unſterbliche Verdienſt, uns von jener Weichlichkeit, in die wir verſunken waren, zurückgebracht zu haben. Der Karakter der Rohheit iſt es, nur nach eignen

Geſetzen leben, in fremde Kreiſe willkürlich übergreifen zu wollen. Darum wird der Staatsverein geſchloſſen, ſolcher Rohheit und Willkür abzuhelfen, und alles Recht und alle poſitiven Geſetze ſind wiederum nur ein ewiger Verſuch, die Selbſthülfe der Individuen gegen einander abzuwehren.

Wenn man das Treiben und Thun der Menſchen ſeit Jahrtauſenden überblickt, ſo laſſen ſich einige allgemeine Formeln erkennen, die je und immer eine Zauberkraft über ganze Nationen, wie über die Einzelnen ausgeübt haben, und dieſe Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tauſend bunten Verbrämungen dieſelben, ſind die geheimnißvolle Mitgabe einer höhern Macht in's Leben. Wohl überſetzt ſich jeder dieſe Formeln in die ihm eigenthümliche Sprache, paßt ſie auf mannichfache Weiſe ſeinen beengten individuellen Zuſtänden an und miſcht dadurch oft ſo viel Unlauteres darunter, daß ſie kaum mehr in ihrer urſprünglichen Bedeutung zu erkennen ſind. Aber dieſe Letztere taucht doch immer unverſehens wieder auf, bald in dieſem, bald in jenem Volke, und der aufmerkſame Forſcher ſetzt ſich aus ſolchen Formeln eine Art Alphabet des Weltgeiſtes zuſammen.

Wir lauſchten aufmerkſam jedem Worte, das dem theuren Munde beredt entquoll, und waren möglichſt bemüht, durch Gegenrede und Einwurf immer lebendigere Aeußerungen hervorzulocken. Es war als ob vor Goethe's innerem Auge die großen Umriſſe der Weltgeſchichte vorübergingen, die ſein gewaltiger Geiſt in ihre einfachſten Elemente aufzulöſen bemüht war. Mit jeder neuen Aeußerung nahm ſein ganzes Weſen etwas Feierlicheres an, ich möchte ſagen, etwas Prophetiſches. Dichtung und Wahrheit verſchmolzen ſich in einander und die höhere Ruhe des Weiſen leuchtete aus ſeinen Zügen. Dabei war er kindlich mild und theilnehmend, weit geduldiger als ſonſt in Beantwortung unſrer Fragen und Einwürfe, und ſeine Gedanken ſchienen wie in einem reinen ungetrübten Aether gleichſam auf und nieder zu wogen.

Doch nur allzuraſch entſchlüpften ſo köſtliche Stunden. „Laßt mich Kinder, ſprach er plötzlich vom Sitze aufſtehend, laßt mich einſam zu meinen Steinen dort unten eilen; denn nach ſolchem Geſpräch geziemt dem alten Merlin ſich mit den Urelementen wieder zu befreunden.“ Wir ſahen ihm lange und frohbewegt nach, als er in ſeinen lichtgrauen Mantel gehüllt feierlich in's Thal hinab ſtieg, bald bei dieſem, bald bei jenem Geſtein, oder auch bei einzelnen Pflanzen verweilend, und die erſtern mit ſeinem mineralogiſchen Hammer prüfend. Schon fielen längere Schatten von den Bergen, in denen er uns wie eine geiſterhafte Erſcheinung allmählich entſchwand. Wir aber fuhren unter traulichen Erinnerungsgeſprächen durch das blühende Jenaiſche Thal froh und heiter nach Hauſe.

B. Den 13. Juli 1818.

Goethe ſchilderte uns ſehr lange Amerika und die dortige Coloniſirung, ſo daß Julie v. Egloffſtein nicht übel Luſt verſpürte, dahin auszuwandern.

B. Den 18. Juli 1818.

Ich war zu Goethe gegangen, um mich von ihm zu verabſchieden, da er am nächſten Tage nach Carlsbad reiſte. Julie v. Egloffſtein brachte Goethe's Geſundheit aus, was diesmal geduldet wurde, obwohl er es nicht leiden mag.[1]

B. Den 1. Februar 1819, Abends.

Goethe ſagte, der dritte und vierte Theil des Don Quixote iſt zuerſt von einem Andern und dann erſt ſpäter von Cervantes ſelbſt geſchrieben. Er hatte den guten Tact gehabt mit jenen zwei Theilen enden zu wollen, denn die wahren Motive ſind damit erſchöpft. So lange ſich der Held Illuſionen macht, iſt er romantiſch, ſobald er bloß gefoppt und myſtificirt wird, hört das wahre Intereſſe auf.

---

[1] Aus dem Tagebuch von 1819. 24 Jan., notiren wir ein Geſpräch Falks mit Müller, wonach Falk erzählt, daß Goethe an Wielands Begräbnißtage mit ihm über Seelenwanderung geſprochen habe. Wielands Seele, ſagte Goethe, könne wohl einen ganzen Planeten zum Vehikel angeeignet bekommen. Als zufällig ein Hund auf der Straße bellte, rief er in metempſychiſchem Sinne aus: „Mich kriegſt du ſo weit nicht mehr herunter. 27. Jan. 1819. „Gebet,“ gebet, gebet zum erſten, zweiten und dritten, rief Goethe bei Beſprechung der neuen Finanzeinrichtung aus.

B. Den 3. Februar 1819.

Heute wurde bei Goethe Paläophron und Neoterpe aufgeführt. Julie v. Egloffſtein war in ihrer Rolle gottesherrlich. Schon um 8 Uhr gingen wir auseinander.

B. Den 24. Februar 1819.

Ich ging um 8 Uhr zu Goethe. Es wurde aus dem Divan vorgeleſen, den Goethe zum Vehikel ſeines politiſchen Glaubensbekenntniſſes und mancher, wie er es nennt, Eſelsbohrereien zu brauchen ſcheint. Unter andern kam das Geſpräch auf den Hof Herzog Karls von Würtemberg, deſſen geſchmackvollem Glanz Goethe, ſowie dem Muſikdirector Jomelli[1] Lob ſpendete. Ueber unſern neuen Capellmeiſter Hummel äußerte Goethe: es ſei ihm eben Ernſt mit ſeiner Kunſt, wie das ſein muß, wenn irgend ein Menſch ſeine Stelle ausfüllen will.

B. Den 7. März 1819.

Goethe erzählte mir ſehr heiter von dem Entſtehen des Kloſters im Park (30. Januar 1777)[2] und von dem abendlichen Fiſcherſpiel in Tiefurth.

B. Den 18. März 1819.

Heute Abend traf ich bei Goethe den Präſidenten Nees v. Eſenbeck aus Bonn, einen kleinen und hagern, muntern und anſprechenden Mann, der von dem Dünkel der modernen Naturforſcher ganz frei ſchien. Goethe's verbindliches und freundliches Weſen gegen ihn war höchſt behaglich. Er las ihm und uns aus dem perſiſchen Buche Canuts Unterricht an ſeinen Sohn vor, wie man ſich als Regent und Particulier in allen Lebensverhältniſſen zu betragen habe.

---

[1] Ueber Nicolo Jomelli, vergl. deutſche Muſen 1776 S. 464.

[2] 9. Juli 1778. Schöll verwirft 1777 als unrichtiges Datum.

B. Den 21. März 1819.

Ich war nur kurz bei Goethen, um ihn zur Antwort an den theuern Kranken[1] zu mahnen.

B. Den 26. März 1819.

In aller Frühe war das Begräbniß Voigts, an deſſen Grabe Günther ſprach. Als ich Abends bei ihm war, traf die Nachricht von Kotzebue's Ermordung ein.

B. Den 28. März 1819.

Goethe war beſonders liebenswürdig. Er ſprach von Hammers Aſſaſſinengeſchichte, über den Unterſchied zwiſchen Chronik und Memoiren, und betonte den Mangel des Gefühls vom Werthe der Gegenwart, die Jedes nur los zu werden trachte, um darüber hinaus zu kommen, das ſei die Urſache, daß man jetzt ſo wenig aufzeichne. Dann ſprach er von der Religion. Zuverſicht und Ergebung ſind die ächten Grundlagen jeder beſſern Religion, und die Unterordnung unter einen höheren, die Ereigniſſe ordnenden Willen, den wir nicht begreifen, eben weil er höher als unſere Vernunft und unſer Verſtand iſt. Der Islam und die reformirte Religion ſind ſich hierin am ähnlichſten. Alle Geſetze und Sittenregeln laſſen ſich auf eine zurückführen, auf die Wahrheit. Fehler der Individualität als ſolcher gäbe die moraliſche Weltordnung Jedem zu und nach; darüber möge Jeder mit ſich ſelbſt fertig werden und beſtrafe ſich auch ſelbſt dafür; aber wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, ſtörend, unwahr, da verhänge die Nemeſis früh oder ſpät angemeſſene Strafe. So ſei in Kotzebue's Tod eine gewiſſe nothwendige Folge einer höhern Weltordnung erkennbar.

---

[1] Der geh. Rath und Miniſter Voigt † 22. März 1819. S. O. Jahn: Goethe's Briefe an Voigt (Leipzig 1868) S. 414.

B. Den 30. März 1819.

Abends war ich bei Goethe, der ſehr ernſt war und faſt bloß von dem leidigen Zuſtande der Jenaiſchen Dinge[1] ſprach. Man müßte jetzt nur von einem Tag zum andern leben; Niemand ſei der Sache mehr gewachſen.

B. Den 19. April 1819.

Jedes Ding, ſprach Goethe, jede Beſchäftigung verlangt eine eigene Form, eine Formel, die, das Unweſentliche ausſchließend, den Hauptbegriff ſcharf umgränzt. Viele empfänden das Richtige, möchten es gern darſtellen; könnten aber nicht zur paſſenden Form gelangen.

Wie anmuthig ſcherzte der herrliche Mann mit Ulrike, der er gewiſſer techniſcher oder Coterie-Wörter Bedeutung anſchaulich machen wollte, z. B. Kategorien, caput mortuum. Sie müſſe dergleichen verſtehen, aber nie ſelbſt ausſprechen.

Dann theilte er Anekdoten von ſeinem frühern Leben in Ilmenau mit; erzählte von den tollen Spaßen mit dem Glasmann Glaſer, der durch alle vier Elemente von Goethen geängſtigt und für ſein Handbieten zu vorheriger nächtlicher Perturbation beſtraft wird. Er erzählte von Einſiedels gottloſem Wegziehen des Tiſchtuches mit allen Abendſpeiſen und ſeiner Flucht. Aber ſobald die Sonne kam, war Gottesfriede; Niemand durfte ſich mehr am Andern rächen. Er erinnerte an v. Seebachs Wort beim Plumpſackſpiel zu Wilhelmsthal: Schlagt doch zu, ſo gut wird es Euch nicht leicht wieder, Euern Fürſten und Herrn prügeln zu dürfen, fand er ganz ſublim und grandios. Damals ritt letzterer täglich ein raſches bequemes Pferd, Poeſie genannt. O, es waren nicht ſchlechte Zeiten, rief er wehmüthig aus. Dann kam ein bitteres Urtheil über den Stand des Weimariſchen Theaters. Als einſt die Göchhauſen Graff ungerecht getadelt, habe er ihr geſagt: Fräulein, Sie werden lange faulen, wenn Graff noch der Stolz unſerer Bühne ſein wird.

---

[1] In Folge der Ermordung Kotzebue's.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. ab.

Saal.

Götz, Eliſabeth, Georg, Knechte,
bey Tiſche.

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau. Eliſabeth zuckt die Achſel.

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth leiſe. Noch eine; ich hab ſie für dich bey Seite geſetzt.

Götz. Nicht doch, liebe! Gib ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Hohlt ſie draußen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſt's, als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin

B. Den 24. April 1819.

Heute war große Abendgeſellſchaft bei Goethe, die Gräfin Henckel, Line (v. Egloffſtein), Adele (Schopenhauer), Coudray und Tieck waren anweſend. Goethe ſprach über die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprüchwörter bei den verſchiedenen Nationen; die griechiſchen gingen alle aus unmittelbarſter, ſpeciellſter Anſchauung hervor, z. B. der Storch[1] im Hauſe; die deutſchen ſeien ſtets derb, tüchtig, ſittlich, bezeichnend.

Dann ſprach er über die Kunſt zu ſehen. Man erblickt nur, was man ſchon weiß und verſteht. Oft ſieht man lange Jahre nicht, was reifere Kenntniß und Bildung an dem täglich vor uns liegenden Gegenſtande erſt gewahren läßt. Nur eine papierne Scheidewand trennt uns öfters von unſern wichtigſten Zielen, wir dürften ſie keck einſtoßen und es wäre geſchehen. Die Erziehung iſt nichts anders als die Kunſt zu lehren, wie man über eingebildete oder doch leicht beſiegbare Schwierigkeiten hinauskommt.

B. Den 25. April 1819.

Abends war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe, der ihr Talent mit Roux[2] verglich, welcher aus den Landſchaften nie ein Bild habe machen können. Sehr ſchön war ſeine Erzählung, wie er einſt auf beſtem Wege geweſen ſei ſich in Fräulein v. Melliſh zu verlieben. Nachdem er der kühnlich von Julie mit der Oelmalerei eingegangenen Ehe Lob geſpendet, erzählte er uns von ſeinen Schweizer Reiſen, von dem Berner Arzt Schuppmüller,[3] glaube ich, der mit ſeinem hellen, ſcharfen Auge den Leuten jede Krankheit angeſehen, gleichſam in Lunge und Leber hineingeguckt habe. Auch ſprach er von ſeinem einſtigen Vorhaben, in Italien für immer zu bleiben und das Leben in Rom Tag für Tag in großen Gemälden zu ſchildern. „Die Natur iſt eine Gans, man muß ſie erſt zu etwas machen.“ Bekenne Dich nur, ſagte er zu Julie, für einen armen Hund und ſtehle, wo Du kannſt, aus fremden Bildern, ſelbſt vom Altare. Julie geſtützt auf den einen Arm, war ganz Auge und Ohr für Goethe, ihr Auge ſchwamm im innigſten Behagen und wendete ſich dann freundlich zu mir, gleichſam fragend, ob ich auch Alles recht mit fühle. Es war ein himmliſcher Abend.

---

[1] [???] Ungenau. Das Alterthum kennt dieſes Sprichwort vom Storche nicht.

[2] Jakob Roux, Maler in Jena.

[3] Jedenfalls Michel Schuppach, † c. 67 Jahr alt 1780. S. J. G. Hoff: kurze Biographien I. 309.

B. Den 28. April 1819.

Abends war große Geſellſchaft bei Goethe. Er erzählte der Line v. Egloffſtein, wie er nur noch bei Gewahrung ſeltner, ſittlicher oder äſthetiſcher Trefflichkeit weinen könne, nie mehr aus Mitleid oder aus eigner Noth.[1]

B. Den 6. Mai 1819.

Ich war noch ſpät bei Goethe, dem ich ſein Anliegen wegen der Münzcabinetsſchlüſſel erledigte und der ſehr heiter und intereſſant war. Er fürchte ſich nicht vor der Arbeit des Ordnens im Münzcabinet, man müſſe nur in Alles Methode bringen und die Sachen nicht zu transſcendent nehmen. Bei allen Geſchichten iſt die Form der Behandlung die Hauptſache. Hierauf ſprach er von den Fortſchritten der Oſteologie und vergleichenden Anatomie in Jena, welche bald die menſchliche Anatomie faſt entbehrlich machen werde. Er halte die verſchiedenen Muſeen klüglich auseinander; nach ſeinem Tode werde man wahrſcheinlich durch Vereinigung derſelben Alles verderben und eine Art Akademie bilden, wo dann gleich alles Dumme und Abſurde hervortrete.

B. Den 10. Mai 1819.

Bei Goethe, der ſehr heiter war, traf ich einen intereſſanten jungen Amerikaner aus Boſton, Namens Boxwell, der ſchon drei

---

[1] Den 2. Mai war Müller mit Hugo (Guſtav Hugo, Prof. d. Rechte) aus Göttingen bei Goethe.

Jahre in Europa umhergereiſt war. Die Unterhaltung drehte ſich lange um Lord Byron, den Goethe für den einzigen großen Dichter jetziger Zeit erklärte. Wären wir zwanzig Jahre jünger, ſprach Goethe zu Meyer, ſo ſegelten wir noch nach Nordamerika. Und wenn's dreißig Jahre wären, ſo könnte es auch nichts ſchaden, ſagte dieſer trocken.

B. Den 12. Mai 1819.

Bei Goethe war es heute munterer als gewöhnlich. Er erzählte von dem Venetianer Schauſpieler, der die Böſewichte ſo trefflich ſpielte, daß Niemand mit ihm umgehen wollte und das Publicum einſt, als er erſtochen werden ſollte, rief: tira, tira. Juliens Oelbild lobte Goethe ſehr.[1]

B. Den 7. Juni 1819.

Heute Abend war ich bei Goethe, der ſich in den Finger ſchnitt und ihn bloß feſt zuband, um ihn prima intentione zu heilen. Goethe kam hierauf auf Jenas Univerſitätsverhältniſſe zu ſprechen und geſtand zu, daß Voigts Schwäche gegen Eichſtädt großen Theils den Ruin von Jena herbeigeführt habe. Man muß ſtets die Gunſt vertheilen, ſagte er, ſonſt windet man das Ruder ſich ſelbſt aus der Hand. Er führte dabei an, er habe 22 Jahre lang dem Theater vorgeſtanden, ohne ſich eine Schwäche gegen eine Actriſe zu verſtatten, deren mehrere, beſonders Euphroſyne und die Wolf, es ihm doch ſehr nahe gelegt. Wer aber die Luſt des Herrſchens ein Mal empfunden, dürfe nicht leichtſinnig den Stützpunkt durch Favoritſchaften aufgeben. Auf Jena zurückkommend, ſpendete er Renner und Döbereiner großes Lob.

---

[1] Zum 17. Mai notirt v. Müller: Abends bei Goethe. Döbereiners Lehrbuch der Chemie und durchgeführte Wahlverwandtſchaftslehre. Schönes niederländiſches Bild von Seghers.

B. Den 14. Juni 1819.[1]

Abends war ich mit Meyer bei Goethe. Er war ſehr geſprächig und mittheilend. Die wunderliche Kephalideiſche[2] Biographie, Friedr. Heinrich Jacobi's Leichenrede[3] gaben Stoff zur Unterhaltung. Jacobi's Schriften, ſagte Goethe, ſind nichts für mich; ich kann mich wohl in entgegengeſetzte Syſteme hinein denken, aber nicht in halb zu, halb abfällige, dunkelnde, nebelnde. Dagegen lobte er Jacobi's perſönliche Liebenswürdigkeit, Anmuth, Offenheit.

Von Raupachs Lorenz und Cäcilie urtheilte er ungünſtig; es ſei Talent und Ahndung des Rechten vorhanden, auch einzelne Schönheiten; aber durchaus nichts Rechtes, nichts Haltbares, nichts Darſtellbares im Ganzen. Die Fabel des Stücks ſchien ihm zu unbedeutend. Von Müllners Albaneſerin urtheilte er in ſo fern beſſer, als dieſes Stück auf den Brettern Effect machen werde, weil es mit Kunſt zuſammengeſetzt ſei, wie wohl verflochten und wunderlich genug.

B. Den 16. Juni 1819.

Ich eilte in meiner Mißſtimmung zu Goethe, wo unter andern auch Frau v. Stein und v. Schiller waren. Anfangs ſchien Goethe taciturn und marode. Aber bald gelang es mir Leben zu erwecken. Ich erzählte von Voigts Vorleſung über Ludwig von Thüringen.[4] Bei Erwähnung einiger Thorheiten verſchiedener Perſönlichkeiten machte Goethe die Bemerkung, es gabe gemauerte[1] Thorheiten, flüſſige Thorheiten und unſcheinbare Thorheiten; erſtere fielen am meiſten ins Auge.

---

[1] Steht bei Müller unter d. 15., weil die Niederſchrift vom 15.

[2] Aug. Guil. Kephalides, Reiſe durch Italien und Sicilien, Leipzig 1818 2 B.

[3] Vergl. Fr. H. Jacobi nach ſeinem Leben und Wirken. Bei der akademiſchen Feier ſeines Andenkens am 1. Mai 1819 dargeſtellt von Schlichtegroll, Weller und Thierſch, München 1819. Danach gibt es verſchiedene Leichenreden: vom Oberconſiſtorialrath Stiller am 12/3. 1819, vom Profeſſor Kopp. (Münchener Zeitſchrift Eos.)

[4] Dieſe Vorleſung im Mſc. im Großh. Hausarchive zu Weimar.

Die Okeniade gab reichen Stoff. Wir ſcherzten über das, was die Studioſen am 18. Juni vornehmen könnten. Als Alle hinweg waren, ſcherzte Goethe noch lange darüber; das Schlimmſte ſei, wenn man ſich zu Extremen zwingen laſſe. Man müſſe das Extrem auch extrem behandeln, frei, grandios, impoſant. Man hätte Oken das Gehalt laſſen, aber ihn exiliren ſollen.[2]

B. Den 9. Auguſt 1819.

Von 4—6 Uhr war ich mit Julie v. Egloffſtein bei Goethe. Er zeigte mir das Portefeuille der Harzzeichnungen von Kraus. Julie erhielt Wiener Kreide von ihm zum Geſchenk. Goethe entſchuldigte ſich, daß er mir das Münſter'ſche Pereat nicht erzählt habe: ſeine Maxime ſei nicht zu hetzen, wo es doch zu nichts helfe. Vergebens erwartete ich ſeine Aufforderung Abends zu bleiben.[3]

B. Den 31. October 1819.

Bei Beſprechung der politiſchen Ereigniſſe erinnerte Goethe: Die Mächte hätten in Kohlen geſchlagen, die nun an Orte hingeſprungen, wo man ſie nicht haben wollte.[4]

---

[1] Jedenfalls bezieht ſich das auf die Bauluſt einiger weimariſchen Perſönlichkeiten und die nicht vortheilhaft ſich auszeichnenden weimariſchen Gebäude.

[2] Müllers Reiſe nach Marienwerder verurſacht Lücken in den Aufzeichnungen.

[3] Die nächſten Bemerkungen Müllers 29. Sept.: Mit Rehbein nach Jena zu Goethe. Hochgenuß bei ihm. Sein Dankgedicht an uns. Den 5. Oct.: Mit Ulrike bei Goethe in Jena. Herrliche Gedichte aus der Morphologie. K. mit zurück. Den 14. Oct.: Fahrt mit Line und Ottilie nach Jena zu Goethe. Intereſſante Erzählung von Goethens Mutter. Abendgeſpräch mit Goethe von der Conception koloſſaler Statuen. Thee bei Knebel.

[4] Den 29. Dec. 1819. Erſter Beſuch bei Goethe ſeit ſeiner Krankheit.

B. Den 8. Februar 1820.

Nachmittag bei Goethe, der feierlicher als ſonſt geſtimmt ſchien. Ein Theater, ſagte er unter andern, müſſe man nur mit Folge beſuchen und beurtheilen.

B. Den 25. Februar 1820.

Ich war mit Schweitzer, Frommann, Julie und Lina v. Egloffſtein bei Goethe. Er zeigte mir eine ſilberne Taufſchüſſel von Friedrich dem Rothbart und kam dann auf Byron zu ſprechen, gegen den er ſich vielleicht in einem halben Jahre erklären werde, übrigens Vampyr als Byrons beſtes Product erklärte. Er erzählte uns auch aus der Zeit ſeiner Theaterregentſchaft; es ſei eine Art Zigeunerwirthſchaft und müſſe als ſolche extraordinario modo gehandhabt werden. Schröder habe immer nur die gewöhnlichen Lebensregeln darauf anwenden wollen.

Montags, 15. Januar 1821.

Abends nach 8 Uhr zu ihm gegangen und bis nach 10 Uhr geblieben.

Ich erwähnte Schubarths ſchöner Aeußerungen über das ideale Maaß jeder menſchlichen Anlage, gelegentlich ſeines Aufſatzes über Fauſt;[1] Goethe nahm Gelegenheit mir deſſen letzten Brief zu zeigen, — wie ungern ich auch — ſetzte er hinzu — Briefe vorzeige.

Schubarth klagt in dieſem Briefe, daß der jetzige Zeitpunkt ſo ungünſtig für eine freie wiſſenſchaftliche Ausbildung ſei; es lohne faſt nur, ſich zum Parlaments-Redner oder Advocaten zu bilden, da alles Intereſſe ſich faſt ausſchließlich auf Schlichtung der verworrenen öffentlichen und Privatverhältniſſe beziehe. Unglaublich iſt, wie ſehr Schubarth ſich Goethe's Briefſtyl angebildet, Alles beſonnen, mäßig, ſinnvoll, aber für ſolche Jugend faſt zu altklug und ruhig.

---

[1] Vergl. Schubarth's Vorleſungen über Fauſt, Berlin 1830. Hier aber kann nur die Rede ſein von: zur Beurtheilung Goethe's mit Beziehung auf verwandte Kunſt und Literatur, 2 Bände 1820 und zwar Band I. pag. 13—25: Ueber Werthers Leiden, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, Fauſt, die Wahlverwandtſchaften, Pandora und Taſſo. Band I. 36—43: Ueber Mephiſtopheles. Band II. pag. 9—47. Nachträge über Goethe's Fauſt. Band II. pag. 491—503. Gegenſtände, welche die Darſtellung im Fauſt bedingen.

Eben kamen eine Menge Briefe an ihn von der Poſt an. Er theilte mir die neue Berliner Monatsſchrift mit, worin ein fingirter von Madame Laura Förſter abgefaßter Bericht an Goethe über die Berliner Kunſtausſtellung befindlich.[1] Dann zeigte er mir ſein Tagebuch, in Folio zu halben Stand geſchrieben, wo am Rande jeder abgegangene Brief genau bemerkt iſt. Auf gleich großen Bögen bemerkt er täglich am Morgen die „Agenda“ nur mit einem Wort für jedes Vorhaben und durchſtreicht es jedesmal nach geſchehener Erledigung. Selbſt die Zeitungen, die er liest, werden actenmäßig geheftet. Bei den Bibliotheken hier und zu Jena muß ihm jeder Angeſtellte ein ſauber geſchriebenes Tagebuch halten, worin Witterung, Beſuche, Eingänge und Vorgänge jeder Art, ſowie das jeden Tag Gearbeitete aufgezeichnet werden müſſen. „So, ſprach er, wird den Leuten erſt lieb was ſie treiben, wenn ſie es ſtets mit einer gewiſſen Wichtigkeit anzuſehen gewohnt werden, ſtets in geſpannter Aufmerkſamkeit auch auf das Kleinſte bleiben.“

Montag, 22. Januar 1821.

Als ich eintrat, heftete Goethe eben Correcturbögen zuſammen. „Doch nicht von Meiſters Wanderjahren? ſagte ich, aufgeregt durch einen Artikel der Frankfurter Zeitung.“[2] Und warum nicht? erwiederte Goethe, und ſo kam ich bald darüber zur Gewißheit, ohne meine Zweifel zu verrathen. Dieß gab zu näherem Geſpräch über Wilhelm Meiſter Anlaß, den Goethe jetzt nach langen, langen Jahren erſt mit Ueberſprung des erſten Theils wieder geleſen. Schon vor ſeiner italieniſchen Reiſe ſei er größtentheils fertig geweſen. Es mache ihm Freude und Beruhigung zu finden, daß der ganze Roman durchaus ſymboliſch ſei, daß hinter den vorgeſchobenen Perſonen durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege. Lange ſei das Buch mißverſtanden worden, ſogar anſtößig geweſen. Die guten Deutſchen, äußerte er, brauchen immer gehörige Zeit, bis ſie ein vom Gewöhnlichen abweichendes Werk verdaut, ſich zurecht geſchoben, genüglich reflectirt hätten. Erſt in ihren Unglückstagen zu Memel hat die mir früher nicht ſonderlich wohlwollende Königin Louiſe von Preußen den W. Meiſter liebgewonnen und immer wieder geleſen. Sie mochte wohl finden, daß er tief genug in der Bruſt und gerade da anklopfte, wo der wahre menſchliche Schmerz und die wahre Luſt, wo eigentliches Leid und Freude wohnen. Noch ohnlängſt hat mir die Herzogin von Cumberland verſichert, daß die Königin durch die Thränen, die ſie über jene Stelle in Mignon's Lied:

---

[1] Jahrg. 1821 pag. 33.

[2] War mir unzugänglich.

„Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt Euch nicht, ihr himmliſchen Mächte."

vergoß, ſich ungemein erleichtert gefunden habe. Bei jetziger Wiederleſung meines Romans hätte ich faſt zu mir ſelbſt — wie einſt zu Arioſto der Cardinal von Eſte — ſagen mögen: Meiſter Ludwig, wo Henker, habt Ihr all' das tolle Zeug hergenommen? „Der Meiſter belegt, in welcher entſetzlichen Einſamkeit er verfaßt worden, bei meinem ſtets auf's allgemeinſte gerichteten Streben. Wilhelm iſt freilich ein „armer Hund," aber nur an ſolchen laſſen ſich das Wechſelſpiel des Lebens und die tauſend verſchiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an ſchon abgeſchloſſenen feſten Karakteren."

Goethe war ſehr unzufrieden, daß ich nicht Tage vorher an Riedels[1] Grab geſprochen; ich hätte alles Bedenken beſeitigen, noch im letzten Augenblicke mich zum Improviſiren entſchließen, den Mantel wie eine Verhüllung abwerfen und frei und ergreifend vortreten und ſprechen müſſen; da würden leicht unvertilgbare Eindrücke hervorzurufen geweſen ſein. „Doch“ ſagte er, man muß auch regrets im Leben haben.“

---

[1] Geh. Kammer-Rath in Weimar: Cornel. Joh. Rudolph.

Von den vielfältigen auswärtigen Mittheilungen, die er täglich erhalte, äußerte er: Ja, es leben gar viele feine, tüchtige und Treffliches erſtrebende Menſchen in Deutſchland umher, die ſo Manches, was ich früher nur angedeutet, verarbeitet und weiter gefördert haben, wenn gleich in ihrem, wenn gleich oft in ganz anderem Sinn. Man erkennt dann oft den eignen Samen kaum wieder, aber was gut daran war, wuchert fort und bricht ſich Bahn durch alle Hemmungen.

Freitags, den 9. Februar 1821.

Nachdem im Stadthaus dieſen Abend ein Tauſendkünſtler ſeinen Hocuspocus uns mit bewundernswürdiger Zierlichkeit und Geſchicklichkeit vorgemacht, beſuchte ich Goethen und traf den alten Meyer bei ihm an. Die Erzählung des eben Geſehenen machte ihm Freude.

„Um das Unmögliche bis auf einen gewiſſen Grad möglich zu machen, ſagte er, muß ſich der Menſch nur keck mit raſtloſem Streben an das ſcheinbar Unmögliche machen. Sah ich doch voriges Jahr in Dornburg einen Indianer ſich einen Ellen langen Degen in den Schlund hinein ſtecken, wozu mehrjähriges tägliches Fortprobiren ihn geführt hatte.“

Er zeigte mir einen herrlichen Kupferſtich von Martin Lunghi, eben aus Mailand gekommen, die Hochzeit der Maria von Rafael vorſtellend. Das Bild hängt in der Brera zu Mailand, in Oel gemalt und iſt aus Rafaels mittlerer Periode, ſchon in Verwandtſchaft mit der Schule zu Athen. Darauf ward von den Tableaux aus Fauſt erzählt, die eine hieſige Geſellſchaft unter Lieber's, Holdermann's und Schwerdgeburth's Direction dermalen von Zeit zu Zeit im Alexanderhof[1] darſtelle.

Das Geſpräch lenkte ſich auf des preußiſchen Juſtizminiſters Kircheiſen[2] Jubelfeſt und auf die zu Ehren desſelben geſchlagene Medaille. Goethe erzählte, wie er Kircheiſen vor mehr als 20 Jahren einſt in Karlsbad als liebenswürdigen Geſellſchafter kennen gelernt, und wie er ihm ſo klar als tüchtig, ſo wohlwollend als heiter, faſt ſanguiniſch erſchienen ſei. Eine ſchöne, muntere Polin, ſetzte er hinzu, zog mich damals gewaltig an, ſo daß meine Freunde, und darunter auch Kircheiſen, um meiner froh zu werden, ſich genöthigt ſahen, ſie auch in ihre Kreiſe zu ziehen. Bei ihrer Ankunft mit mehreren Landsmanninen blieb ſie von der Menge ganz unbemerkt, faſt wie ein Aſchenbrödel; ich entdeckte ſie und ihren vorzüglichen Werth gar bald, und ſuchte ſie wie eine Kaſtanie aus der Aſche hervor. Wir wurden uns lieber und lieber; es war ein allerliebſter ſarmatiſcher Hanswurſt, voll Verſtand, Laune, Frohſinn. Als aber eine gewiſſe polniſche Fürſtin anlangte, ſagte ſie mir plötzlich: Nun muß ich mich der Verhältniſſe wegen ganz zu dieſer halten, und wir werden uns wohl nicht mehr allein ſehen und ſprechen dürfen. „Das ſoll ganz von Ihnen abhängen, erwiederte ich. Darauf iſt ſie mir denn auch in der That nur noch in größern Cirkeln und zwar gegen ihre bisherige Art, immer höchſt prächtig geſchmückt, ſichtbar worden, und wir haben nie mehr Worte gewechſelt."

---

[1] Jetzt „Ruſſiſcher Hof.“

[2] Fr. L. v. Kircheiſen, geb. zu Berlin 28. Juni 1749, geadelt 1789, Juſtizminiſter ſeit 1810, geſt. 18. März 1825 in Berlin.

Ich ging gegen 10 Uhr mit Meyer weg, obgleich Goethe mich durchaus halten wollte und dringend ein „Minimum von Jenaiſchem Zwieback" zu genießen anbot. Aber ich war müde und von katarrhaliſchem Zuſtand geplagt, dem die gewaltige Hitze in Goethes kleinem Zimmer ſchlecht zuſagte.

„So werde ich mich denn einſam mit der Mitternacht befreunden müſſen," ſagte er zum Abſchied, und es that mir in der That weh, ihn zu verlaſſen.

Dienſtags, den 20. Februar 1821.

Abends nach 8 Uhr traf ich Coudray bei Goethe. Das Geſpräch kam von dem für morgen angekündeten Trauerſpiel „Cäſars Tod" auf die Erfurter Periode im Jahre 1808, die Goethe ſehr lebhaft ſchildern half.

lange nicht ſo vergnügt geweſen. Schenkt ein. Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe!

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher, als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmahl lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſeyn. Schenkt ein. Es geht juſt noch einmahl herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche, erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt, tröpfelt das letzte in ſein Glas. was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frey dienen, wie ihr mir; wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen, wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es ſcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht aus-

Nach Coudray's Weggang ſprachen wir von Knebels Lucrez,[1] und Goethe erzählte, wie er, um ihn von der vorgehabten polemiſirenden Vorrede abzubringen, brieflich die unverfänglichen Geſichtspunkte aufgeſtellt habe, um Knebeln dabei feſt zu halten und ihn productiv und poſitiv zu machen, wie jedoch jener gleich in der erſten Antwort abgeſprungen und ſich keineswegs mit Heiterkeit der Aufforderung gefügt habe, daher am Gelingen derſelben faſt zu zweifeln ſei.

Auf die *religiöſen* Anſichten des Lucrez dürfe man ſich nämlich gar nicht einlaſſen; ſeine *Natur-Anſchauung* dagegen ſei grandios, geiſtreich, erhaben; dieſe ſei zu preiſen —; wie er hingegen über die letzten Gründe der Dinge gedacht, gleichgültig. Es habe ſchon damals eine gewaltige Furcht vor dem Zuſtande nach dem Tode in den Köpfen der Menſchen geſpukt, ähnlich dem Fegfeuer-Glauben bigotter Katholiken; Lucrez ſei dadurch ergrimmt, in das Extrem verfallen, von dieſer Furcht durch ſeine Vernichtungslehre mit einem Male heilen zu wollen. Man ſpüre durch das ganze Lehrgedicht einen finſtern, ingrimmiſchen Geiſt wandeln, der ſich durchaus über die Erbärmlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen erheben wolle. So ſei es immer geweſen, auch bei *Spinoza* und andern Ketzern. Wären die Menſchen en masse nicht ſo erbärmlich, ſo hätten die Philoſophen nicht nöthig, im Gegenſatz ſo abſurd zu ſein! Lucrez komme ihm in ſeinen abſtruſen Lehrſätzen immer wie Friedrich II. vor, als dieſer in der Schlacht von Collin ſeinen Grenadieren, die eine Batterie zu attaquiren zauderten, zurief: Ihr Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?

B. Ich prieß den Zufall, der ihn zum Briefwechſel über dieſe Vorrede verleitet habe. Da antwortete er, was thut man denn Bedeutendes, ohne durch einzelnen Anlaß aufgeregt zu ſein? Die Gelegenheiten ſind die wahren Muſen, ſie rütteln uns auf aus Träumereien und man muß es ihnen durchaus danken.

---

[1] Goethe's Werke XXIII. p. 309: „Knebels Lucrez nöthigte zu weitern Betrachtungen und Studien in demſelben Felde an.“

Vergl. Goethe-Knebels Briefwechſel, Brief an Knebel vom 14. Februar 1821. Für den weitern Verlauf vergl. d. N. 564–78, 660, 661, 668, 669.

Knebel habe leider keine Collectionen über Lucrez, keine Acten, darum werde es ihm ſchwer, jetzt productiv und poſitiv zu ſein. Da habe ich ganz anders geſammelt, Stöße von Excerpten und Notizen über jeden Lieblingsgegenſtand.

Am 18. Mai 1821. Abends von 7—9 Uhr.

Ich traf Riemern bei Goethe an, im vordern Gemach Kupferſtich-Mappen aufgeſchlagen.

Die neue weimariſche Pinakothek[1] gab zuerſt Unterhaltungsſtoff. Der Maler Caſpar von Crayer, gemalt von van Dyck, wie er die Laute mit höchſter Anmuth, und doch mit Würde und Ernſt im Blicke ſpielt, iſt eins der ſchönſten Steinbilder.[2] Wir kamen auf des Raths Kraus Harzgegenden. Er that alles mit Liebe, was er that, ſagte Goethe, war anſchmiegſam, feinſinnig wie keiner. Damals bei jenem Streifzug in die Harzgebirge holte ich einſt, auf von Trebra's Schultern geſtiegen, ein merkwürdig Mineral mit vieler Gefahr von ſeiner Bildungsſtätte, vom Felſen, herab; „wir müſſen erſt noch berühmt werden, ehe wir den Hals brechen, darum hat es jetzt keine Gefahr,“ ſagte ich ſcherzend zu Trebra.

Ich beſitze noch eine kleine polirte Marmorplatte aus jenen Gegenden mit der von Trebra aufgeſetzten Inſchrift jener Worte.

Ja, wenn man in der Jugend nicht tolle Streiche machte, und mitunter einen Buckel voll Schläge mit wegnähme, was wollte man denn im Alter für Betrachtungsſtoff haben?

Die Sammlung von Caricaturen auf Napoleon zu ſehen, lehnte er ab, „ich darf mir dergleichen, mir widrige Eindrücke, nicht erlauben, denn in meinem Alter ſtellt ſich das Gemüth, wenn es angegriffen wird, nicht ſo ſchnell wieder her, wie bei Euch Jüngern. Ich muß daher mich nur mit ruhigen, gründlichen Eindrucken umgeben.“

---

[1] Goethe XXIII. 313.

[2] Steinbilder (weil H. Müller dieſes u. a. Stücke der weimariſchen Sammlung lithographirte, das van Dyck'ſche Original iſt eine Oelſkizze auf Papier; ſ. Katalog des Gr. Muſeums, Weimar 1869 S. 54.)

Darauf kamen wir auf ſeinen Berliner Prolog, den er mir jedoch wegen Mangels an reinlicher Abſchrift nicht zeigen wollte, und auf die Unart eines Prager [1] Naturforſchers Purkinje, der Goethe's Farbenlehre predigt, ohne ihn nur zu citiren, ſo daß Goethe ſich jetzt in der Morphologie [2] den Spaß macht, ſich ſelbſt bei Kritik jenes Werks zu allegiren. „Man muß gar nicht leben, ſich nicht mittheilen wollen, wenn man ſich ſolche Plagiate nicht ruhig gefallen laſſen will.

Der größte Virtuos im Aneignen fremder Federn war Bertuch, der ſogar den armen Batſch, als dieſer ein neues Syſtem der Naturgeſchichte ſchrieb, zwang ſich gefallen zu laſſen, daß Bertuch ankündigte, da er ſelbſt nicht Zeit habe, werde Batſch ſeine (Bertuchs) Ideen dem Publicum vorlegen. Dafür aber hat die Nemeſis ihn auch geſtraft, daß jenes Unternehmen, wegen Mangels aller Methode mißlungen, und ihm ein baarer Schade von mehreren tauſend Thalern geworden iſt.

Freitags, 8. Juni 1821.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein und gerieth, als ich ihm des edlen, verſtorbenen Senators Merkel in Nürnberg Lebensabriß von Roth [3] in München mittheilte und einige Stellen daraus zur Empfehlung vorlas, alſobald in argen und mißlichen Streit mit ihm.

Der Verfaſſer hatte nämlich bei Erwähnung von Merkels heterodoxem Freunde Cnopf, geoffenbarte und natürliche Religion in ſchroffen Gegenſatz geſtellt, was Goethe zum allerhöchſten mißbilligte. „Hier ſieht man den Schelm, der nicht ehrlich herausgeht mit der wahren Farbe, rief er aus; das ſind die verdammten Rednerkünſte, die Alles bemänteln, über Alles hingleiten wollen, ohne das Rechte und Wahre herauszuſprechen. Was hat denn der chriſtlichen Religion den Sieg über alle andern verſchafft, wodurch iſt ſie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu ſein, als weil ſie die Wahrheiten der natürlichen Religion in ſich aufgenommen? Wo iſt denn da der Gegenſatz? Die Grenzen fließen ja in einander."

---

[1] Joh. Evang. Purkinje, 1821 in Prag Aſſiſtent der Anatomie und Phyſiologie, wird 1823 nach Breslau berufen. S. Wagners Staats- und Geſellſchaftslexicon XVI, 455.

[2] In der Geſammtausgabe Goethe's iſt dieſe Kritik in der Morphologie nicht zu finden.

[3] Friedrich Roth in C. L. Roth kleinen Schriften II. 271. Paul Wolfg. Merkels Lebensabriß.

Nun analyſirte er Roth's ganze Phraſe, ihre Halbheit und Unrichtigkeit bitter rügend, und ließ mich gewaltig bereuen, gerade dieſe Stelle hervorgehoben zu haben, was auch eigentlich gar nicht in meiner Abſicht gelegen hatte, da ich nur eine andere weit treffendere nicht gleich finden konnte.

Das Geſpräch ging auf Röhr und den Rationalismus über. Goethe tadelte heftig, daß das Publicum an den ſentimentalen Faſeleien eines Schulze, an der Nullität eines .... weit mehr Geſchmack finde, als an Röhr's klarer Gediegenheit und aufgeklärter Conſequenz. Das hänge aber mit der Sinnlichkeit, die jeder geſchmeichelt verlange, zuſammen. Vernünftig ſein und blos vernünftig handeln aber wolle Niemand. Als ich beklagte, daß Röhr nicht eine kleine Doſis Phantaſie mehr habe, und das Gemüth mehr anſpreche, behauptete er heftig, dieſes ſei mit Röhr's ſtreng abgeſchloſſener Individualität unvereinbar, und wenn man ihm nur einen Tropfen Phantaſie, wie aus dem Wunderfläſchchen des heiligen Remigius, womit Frankreichs Könige geſalbt würden, auf's Haupt träufeln könnte, ſo würde er eben ein ganz anderer Mann ſein. Wie ſich einmal der geiſtige Organismus des Menſchen gebildet, darüber könne er nicht hinaus; die Natur ſchaffe nichts Ganzes in den Individuen, während der Karakter der Gattung freilich ein Ganzes ſei, und man die verſchiedenen menſchlichen Eigenſchaften eigentlich nicht zerſplittert denken dürfe. Die Brünette könne nun einmal nicht zugleich blond ſein, weil es ſonſt kein Individuum wäre. Alle Geiſtliche, die nicht wahre Rationaliſten ſeien, betrügen ſich ſelbſt oder Andere. Das Wort „Betrug" wollte ich nicht zugeſtehen; er gab es endlich preis, ohne jedoch den Sinn deſſelben aufzugeben, und ich fühlte abermals, wie ſchwer es halte, mit ihm bei der Schärfe und vollendeten Klarheit aller ſeiner Begriffe und Redewendungen zu disputiren.

Er zeigte mir hierauf illuminirte Bilder von cölniſchen gemalten Fenſtern in der Kirche des heiligen Humbert, wir kamen aber bald wieder auf philoſophiſche Gegenſtände, auf die ſchöne Zeit der Herzogin Mutter und auf ſein Verhältniß zu Wieland und Herder zu ſprechen.

Ueber die Urſachen ſeiner Spannung mit Herdern, den er drei Jahre lang in der letzten Zeit nicht ſah, theilte er Vertraulichſtes mit, unter feierlichſtem Handſchlag.[1]

In Jena trafen ſie ſich dann einmal wieder. Goethe beſuchte Herdern zuerſt. Sie ſprachen lange und doch — ſetzte er hinzu — getraue ich mir den Ausgang dieſes Geſprächs nicht zu offenbaren. Herdern ſelbſt muß man Vieles wegen ſeiner ſteten Kränklichkeit zu Gute halten; leider hatte er die Reizbarkeit und Bitterkeit im Urtheil, die ihm von Jugend auf angeklebt, in's Alter hinüber getragen. Aber Unarten, die in der Jugend ſo gar intereſſant und am Manne noch erträglich ſind, werden ganz unleidlich, wenn man ſie in's Alter hinüber nimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man ſich von ihm entfernt, entfernt halten müſſen, um ihn nicht todt zu ſchlagen.

Wieland's Unarten ſind ganz anders und oft wahrhaft liebenswürdig geweſen. Einſiedel, den zuweilen auch ein grandioſer Sinn angewandelt, habe einſt, als ich mich über Wielands unleidliche Willkür im Urtheil beklagte, ein trefflich Wort geſprochen. Wenn man Wieland ſelten ſieht, ſagte er, muß man ſich über ihn ärgern, ſieht man ihn täglich, ſo findet man erſt Harmonie in ſeinem Weſen und erſtaunt über den Umfang deſſen, was man von ihm Treffliches hört und lernt. Böttiger war eigentlich der böſe Dämon unter jenen Männern, der alles Unheil anzettelte.

Die Herzogin Mutter war es, die ſich höchſt gemäßigt bei allem dieſen benommen, die entgegengeſetzten Geiſter immer freundlich auseinander gehalten und mir nie den geringſten Stoff zu einer Klage gegeben hat. Sie war ein allerliebſtes, vortreffliches, aber indefinibles Weſen. Inzwiſchen — ſetzte er hinzu — um das oft gebrauchte Gleichniß, daß wir zu nah aneinander ſtehende

---

[1] In Folge deſſen hat Müller hierüber auch nichts niedergeſchrieben.

Bäume geweſen, beizubehalten, — wenn jene Verſtimmungen mich hinderten an Ausbreitung, ſo trieben ſie mich deſto mehr in die Höhe; ich blieb mir getreu und lebte auf meine Weiſe. Jeder von uns hätte eines eignen, abgeſchloſſenen Kreiſes für ſich bedurft; in einer großen Stadt, z. B. in Berlin hätten wir ihn gefunden, während wir uns hier oft durchkreuzten.

„Und ſo war ich ſtets und werde es bleiben, ſo lange ich lebe und darüber hinaus hoffe ich auch noch auf die Sterne; ich habe mir ſo einige auserſehen, auf denen ich meine Späße noch fortzutreiben gedenke.“

Wir ſprangen über auf die Wahlverwandtſchaften und auf die Wanderjahre. „Ich begreife wohl, ſagte er, daß den Leſern Vieles räthſelhaft blieb, daß ſie ſich nach einem zweiten Theile ſehnten; aber da ja Wilhelm ſo Vieles ſchon in den Lehrjahren gelernt, ſo muß er ja auf der Wanderſchaft deſto mehr Fremdes an ſich vorübergehen laſſen; die Meiſterjahre ſind ohnehin noch ſchwieriger und das Schlimmſte in der Trilogie. Alles iſt ja nur ſymboliſch zu nehmen und überall ſteckt noch etwas Anderes dahinter. Jede Löſung eines Problems iſt ein neues Problem.“ Dann ſprach er von Fräulein Caſpers[1] in Wien, die ihn durch Struve habe grüßen laſſen, und daß ſie eines jener lieblichen, aber neutralen, adiaphoren weiblichen Weſen ſei, die, mit geringer Sinnlichkeit ausgeſtattet, um ſo ſicherer durch die Welt gehen, weil ſie eben nicht mehr anreizen, als daß man gerne bei ihnen verweilt.

8. Den 22. September 1821.

Ich fuhr mit Hofrath Meyer nach Jena, deſſen warme Aeußerungen über Schiller und Angelica Kauffmann mir wohl thaten. Es hat nie in einer Menſchenbruſt ein großartigeres Gemüth gewohnt, eine reinere Geſinnung als bei Schiller; ſeine Unterhaltungen waren ſtets ſehr mittheilend und troſtreich; denn er wußte jeden Gegenſtand gleich zu veredeln und den Zuhörer in lichtere Regionen zu erheben. Und Angelica iſt eines der liebenswürdigſten und gütigſten Naturells geweſen. Wir ſpeiſten dann ſehr heiter bei Goethe, der uns vielerlei Neues zeigte; Hegels humoriſtiſchen Dankſagungsbrief über den Trinkbecher, Noehden's Ueberſetzung und Commentar zu Goethe's Abhandlung über da Vinci's[1] Abendmahl; er ſchenkte mir das neueſte Heft von Kunſt und Alterthum und lud Knebeln zu Tiſch, der aber abſurder Weiſe erſt Nachmittags kam.

---

[1] Es gab zwei Fräulein Caſpers; beide von 1800—1802 an dem weimariſchen Theater.

Mittwoch, den 22. Mai 1822.

Ich ging Nachmittags gegen 5 Uhr zu ihm und traf ihn beſchäftigt mit Riemer, die Holzdrücke[2] des Triumphzugs des Mantegna zu ordnen, über welchen er einen Aufſatz drucken laſſen will.[3] Er erzählte mir von Coudray's Mittheilungen über die Pläne zu den neuen Schulgebäuden hier und zu Eiſenach, lebhaft theilnehmend, als an einem höchſt würdigen, ſinnvollen Unternehmen.

„Habt nur Glauben daran, ſo wird das Geld dazu nicht fehlen. Wie wäre Francke in Halle zu ſeinem Waiſenhauſe, wie Falk hier zu ſeinem jetzigen Gebäude gekommen ohne Glauben? Haben ſie nicht aus allen Ecken dazu zuſammen geklaubt?"

Bald entſpann ſich großer Meinungsſtreit über die griechiſchen Angelegenheiten.

Er führte gegen mich die Sätze durch, daß der Krieg nur den Untergang der einzelnen Chriſten in der Türkei beſchleunigen werde, daß Konſtantinopel doch nicht zerſtört, keinem unſerer Potentaten aber ohne Gefahr, deſſen Weltherrſchaft dadurch zu begründen, überlaſſen werden könne.

Wollte man aber einen minder mächtigen Staat oder eine Republik dort gründen, ſo würden die größeren Mächte dort fortwährend um Steigerung ihres Einfluſſes ſich bemühen, und eine ebenſo unſelige Gewaltenzerſplitterung hervortreten, als z. B. jetzt zu Mainz.

---

[1] Goethe's Annalen vom Jahre 1821.

[2] Von Andrea Andreani geſchnitten. Goethe's Annalen v. Jahre 1820.

[3] Gedruckt zuerſt in Kunſt und Alterth. Goethe's Werke XXVII, p. 70.

Dabei erzählte er die merkwürdige Expedition des Dogen Dandolo von Venedig zu Anfang des 13. Jahrhunderts nach Konſtantinopel mit franzöſiſchen Rittern, die es auch wirklich eroberten.

v. Henning, der ehemalige Referendar zu Erfurt, hatte Goethen von Berlin gemeldet, daß er ſo eben im großen akademiſchen Hörſale über ſeine Farbenlehre zu leſen anfange,[1] was Goethen große Freude macht, und wozu er ſelbſt einigen Apparat mitgetheilt hat.

Auf mein Verwundern, daß Henning als Juriſt ſich dieſer Wiſſenſchaft jetzt widme, ſagte er ganz lakoniſch: Er hat eben aus dem Studium der Geſetze nichts weiter als die Einſicht in den üblen Zuſtand der Menſchen gewinnen können, und ſich darum zur Natur gewendet.“

Des Großherzogs freundlichen Beſuch dieſen Morgen rühmte Goethe dankbarlichſt; der Fürſt habe vieles ſchon Geſchehene hinſichtlich auf die Jenaiſchen Muſeen belobt, Anderes noch erſt zu Unternehmende gebilligt, manches Neue angeregt, ſich durchgehends gnädig, förderlich, innerlich zufrieden erwieſen.

Wegen des gewünſchten Portraits von Kolbe für die Jenaiſche Bibliothek ſei es jetzt klüger zu pauſiren; gegen ein Vorurtheil müſſe man nie auf der Stelle ankämpfen; mit der Zeit werde ſich Alles leichter machen. Er bat mich mit Kolben im Nebenzimmer wegen Ankaufs ſeines jetzt in der Arbeit begriffenen Portraits zu ſprechen, was denn auch gleich geſchah.

Mit Freude vernahm ich, daß er mir den neuen Band aus ſeinem Leben, den Feldzug von 1792 und 1793 betreffend, ſchenken wolle: „der Großherzog iſt recht zufrieden damit, ſagte er; es handelt ſich zwar nicht geradezu um ihn, aber ſo oft er vorkommt, ſo fällt immer, wie aus einem Spiegel, ein intereſſantes Bild von ihm zurück.“

So hatten wir etwa bis 7 Uhr geſchwatzt; Riemer war eben geſchieden, als Gräfin Julie v. Egloffſtein ſich anmelden ließ.

„Ja, wenn ſie es auf Gefahr der böſen Geſellſchaft, in der ſie mich findet, wagen will; doch kann ich es ihr freilich nicht zumuthen, ließ er ironiſch antworten, und empfing ſie mit tauſend Scherzen und Neckereien. Es geht mir ſchlecht, ſagte Goethe, denn ich bin weder verliebt, noch iſt jemand in mich verliebt.

---

[1] Nach Goethe's Annalen von 1821 waren ſie bereits 1821 im Zuge. Es iſt wohl der Wiederbeginn darunter zu verſtehen.

Dienſtag, 11. Juni 1822.

Gegen 7 Uhr Abends ging ich zu ihm, und zwar zuerſt in den Garten. Ich traf zuerſt den Sohn, der ſich in einer Laube mit ſeinem kleinen Walther behaglich niedergelaſſen hatte. Bald erſchien auf dem grünumrankten Balkon der alte Herr, und ließ es ſich gefallen herabzuſteigen, da er wohl merkte, daß es mir im Garten beſſer gefallen möchte. Wir wandelten erſt auf und nieder, von meinem Reiſeprojecte an den Rhein ſprechend, dann von dem wunderſchönen Sommer, den Goethe nur in Rom noch anhaltender erlebt zu haben ſich erinnerte. Als wir uns auf die freundliche Bank, nah am Gartenhauſe, niederließen, wo wir einſt vor zwei Jahren, am Vorabend einer Abreiſe Goethe's nach Böhmen, mit Line Egloffſtein ſo traulich geſeſſen hatten, kam das Geſpräch gar bald auf Howard den Quäcker und auf ſeine neueſte Schrift über die Londoner Witterung,[1] die Goethe ungemein lobte. „Sein von ihm ſelbſt aufgeſetztes Leben habe ich für die Morphologie überſetzt; er ſpricht darin lange nicht ſo duckmäuſerig als ein Herrnhuter, ſondern heiter und froh. Chriſt, wie er einmal iſt, lebt und webt er ganz in dieſer Lehre, knüpft alle ſeine Hoffnungen für die Zukunft und für dieſe Welt hieran, und das Alles ſo folgerecht, ſo friedlich, ſo verſtändig, daß man, während man ihn lieſt, wohl gleichen Glauben haben zu können wünſchen möchte; wiewohl auch in der That viel Wahres in dem liegt, was er ſagt. Er will die Nationen ſollen ſich wie Glieder einer Gemeinde betrachten, ſich wechſelſeits anerkennen."

„Ich habe, fügte Goethe hinzu, kürzlich einem Freunde geſchrieben:

---

[1] Luke Howard, Climate of London.

„Die Nationen ſind an ſich wohl einig über und unter einander, aber uneins in ihrem eignen Körper.“

„Andere mögen das anders ausdrücken; ich habe mir den Spaß gemacht, es ſo zu geben.“ Wir wandelten nun wieder umher, ärgerlich über den dichten Rauch, den uns ein plötzlicher Weſtwind von den Brauhäuſern her zuſandte. — Bezüglich auf Walter Scott ſagte Goethe: Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurtheilt werden. Die Kritik iſt überhaupt eine bloße Angewohnheit der Modernen. Was will das heißen?

Man leſe ein Buch und laſſe es auf ſich einwirken, gebe ſich dieſer Einwirkung hin, ſo wird man zum richtigen Urtheil darüber kommen. Die von mir aus Wettin mitgebrachten Mineralien gaben zu geognoſtiſchen Geſprächen Anlaß. Ich habe, ſagte er, gar keine Meinung mehr, ſeit die meiſten Meinungen der Gelehrten ſo abſurd in dieſer Materie ſind: ewige Oppoſition, ewiges nicht Anerkennen deſſen, was mühſam erforſcht iſt; jede Anſchauung will man ſogleich tödten und in bloße Begriffe auflöſen. Ach die Menſchen ſind gar zu albern, niederträchtig und methodiſch abſurd; man muß ſo lange leben als ich, um ſie ganz verachten zu lernen.“ Roscoe hat ſein neues Werk „Illuſtrations“[1] Goethen überſchickt. Lady Morgan[2] iſt ihm verhaßt. — Die Conſtitutionen ſind wie die Kuhpocken, ſie führen über einmal graſſirende Krankheiten leichter hinweg, wenn man ſie zeitig einimpft. Ich erzählte aus Ariſtophanes' Fröſchen und tadelte ſeinen übertriebenen Cynismus. Goethe meinte, man müſſe ihn wie den Casperle betrachten und läßlich nehmen. Meyers Abreiſe nach Wiesbaden gab Goethen Anlaß, großen Schmerz über wankende Geſundheit dieſes alten Freundes kund zu geben. Es iſt entſetzlich für ſolche tüchtige, treffliche Männer beſorgt ſein zu müſſen, und die Eſperanza ſetzt ſich nur auf den Rand der Urne.“

In der letzten halben Stunde ward Goethe immer in ſich gekehrter, abbrechender, er ſchien körperlich zu leiden, der beſorgte geſtorben ſeyn! Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

---

[1] Mrs. Roscoe, Floral Illustrations.

[2] Lady Morgan. In ihrem Werk Italien. Aus dem Engliſchen. Weimar 1821.

Georg. Habt ihr ſolche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn, die zugegen waren, unter freyem Himmel ſpeiſ'ten, und das Landvolk all herbey lief ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade, die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhabigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergeßte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmahl herrſchen können? daß Verehrung des Kaiſers, Fried' und Freundſchaft der Nachbarn und Lieb der Unterthanen, der koſtbarſte Familien-Schatz ſeyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das

Sohn mahnte mit Recht an den Rückzug und ſo ſchied ich um 8½ Uhr ganz bedenklich und betrübt.[1]

Den 3. Februar 1823.

Ich traf ihn gegen 6 Uhr Abends ganz allein; nur ſein kleiner Enkel blätterte in Bilderbüchern und ward bei ſeinem lebhaften Weſen und öftern Fragen von dem alten Herrn auf's geduldigſte von Zeit zu Zeit beſchwichtigt, endlich aber durch allerlei Perſuaſion vermocht, ſich auf das Bett im Cabinet ſchlafen zu legen.

Die wichtige Tagesneuigkeit des Krieges mit Spanien gab unſerm Geſpräch die erſte Unterlage. Goethe hält ſich überzeugt, daß zu Verona bereits ein feſter Plan der Unterſtützung Frankreichs durch Nachrücken der Armeen verabredet ſei, daß man Spanien, es koſte was es wolle, bezwingen werde, und daß viel ernſthaftere Maßregeln, als man ſich irgend träumen laſſe, eheſtens zum Vorſchein kommen würden. Die Oppoſition der Würtemberger gegen Oeſterreichs Allgewalt erſcheint ihm abſurd, wie jede Oppoſition, die nicht zugleich etwas Poſitives anſtrebe.

Hätte ich das Unglück in der Oppoſition ſein zu müſſen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finſtern Kreiſe ewigen Tadels des Beſtehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrſchenden Princips in feindliche, nutzloſe Oppoſition ſtellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauſet. Zu was das ewige Opponiren und übellaunige Kritiſiren und Regiren führt, ſehen wir an Knebeln; es hat ihn zum unzufriedenſten, unglücklichſten Menſchen gemacht; ſein Inneres, gleich einem Krebs, ganz unterfreſſen; nicht zwei Tage kann man mit ihm in Frieden leben, weil er Alles angreift, was einem lieb iſt."[2]

---

[1] Den 3. Jan. Müller und Glenck bei Goethe.

[2] Vom 11. Februar bis 2. März 1823 war Goethe gefährlich krank. Am 29. März war er zum erſtenmal wieder in ſeinem Garten.

Wir kamen auf die Landtagswahlen und auf die Glieder des Regierungscollegiums zu ſprechen, die ich ihm nach ihrer Individualität ſchildern mußte. Riemers gegenwärtige Verſtimmung gab Anlaß ſich über ihn auszuſprechen. Er hat mehr Talent und Wiſſen, bemerkte Goethe, als er nach dem Maße ſeiner Charakterſtärke ertragen kann.

Ich ſuchte Goethen vorſichtig dahin zu bringen, daß er zu Riemers Ermuthigung durch freundliche Attention beitragen möge, was denn auch ſeine gute Wirkung hatte. Da kam er auf eine förmliche Theorie der Unzufriedenheit. Was wir in uns nähren, das wächst; das iſt ein ewiges Naturgeſetz. Es gibt ein Organ des Mißwollens, der Unzufriedenheit in uns, wie es eines der Oppoſition, der Zweifelſucht gibt. Je mehr wir ihm Nahrung zuführen, es üben, je mächtiger wird es, bis es ſich zuletzt aus einem Organ in ein krankhaftes Geſchwür umwandelt und verderblich um ſich frißt. Dann ſetzt ſich Reue, Vorwurf und andere Abſurdität daran, wir werden ungerecht gegen Andere und gegen uns ſelbſt. Die Freude am fremden und eignen Gelingen und Vollbringen geht verloren, aus Verzweiflung ſuchen wir zuletzt den Grund alles Uebels außer uns, ſtatt es in unſrer Verkehrheit zu finden. Man nehme doch jeden Menſchen, jedes Ereigniß in ſeinem eigentlichen Sinne, gehe aus ſich heraus, um deſto freier wieder bei ſich einzukehren.

Gegen 8 Uhr verließ ich ihn, und gerne ſchien es, hätte er noch länger mich bei ſich behalten.

B. Den 16. März.

Ich war von 5—6½ Uhr bei Goethe, der anfangs matt, nachher ſehr heiter war. Er ſprach unter anderm ſehr geiſtreich und anſchaulich über die drei Haupturſachen[1] der franzöſiſchen Revolution, welche Weber aufgeſtellt, und geſellte ihnen eine vierte zu: Antoinettens gänzliche Vernachläſſigung aller Etiquette. „Wenn man einmal mehrere Millionen aufwendet an einem Hof, um gewiſſe Formen als Schranken gegen die Menge zu haben, ſo iſt es thöricht und lächerlich, wenn man ſolche ſelbſt wieder über den Haufen wirft.“

---

[1] Joseph Weber; Mémoires concernant la Reine Antoinette. Publié par Berville et Barrière. Paris 1822.

B. Den 21. März.

Ich war Abends zwei Stunden ganz allein bei Goethe. Die heutigen Dramatiker müſſen die Schiller'ſchen Trauerſpiele ganz anders ſehen und hören, wie unſer eines, ſonſt könnten ſie unmöglich ſelbſt ſo verwirrtes, abſurdes Zeug ſchreiben. Zuletzt erzählte er noch ſehr gemüthlich und klar die Flucht Louis XVI. nach Varennes.

Montag, 31. März.

Heute war ich von 6—9½ Uhr bei ihm, mit Riemer, anfangs auch mit Meyer.

Einer der intereſſanteſten, behaglichſten und gemüthlichſten Abende unter vielen! Goethe war durchaus heiter, gemäßigt mittheilend, lehrreich, keine Pique, keine Ironie, nichts Leidenſchaftliches oder Abſtoßendes!

Er theilte uns ſeine Recenſion über Varnhagens Biographien von Graf Schulenburg, Graf Bückeburg und Theodor von Neuhof mit. „Weltmärchen“[1] nannte er ſie. Dann auch ſeine Antwort an den Ueberſetzer und Traveſtirer ſeiner Lebensbeſchreibung in Paris, Mſr. Vitry.[2]

Der Eingang iſt beſonders glücklich, nach kurzer Entſchuldigung der langen Zögerung ſogleich in die Mitte des Gegenſtandes ſich verſetzend und bei aller Billigung des jenſeitigen Verfahrens doch nicht ohne Ironie und kleine Seitenhiebe. Dann las er uns ſeine Einleitung und Analyſe der von Helvig'ſchen Ueberſetzung ſchwediſcher Romanzen von Tegnér nach alten

---

[1] Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her bis ins Jünglingsalter heran als Weltmärchen im Allgemeinen vorgeklungen. Goethe's Werke.

[2] Mémoires de Goethe, trad. de l'allemand par Aubert François, Jean Philib. de Vitry. Paris 1823. 2 vol.

Sagen und eine ſolche Romanze ſelbſt, „die Königswahl,“[1] pathetiſch vor, die von überaus großer Naivetät und Anmuth iſt.

Die Geſpräche über den Kölniſchen Carneval leiteten auf Herrn v. Haxthauſen[2] daſelbſt, der viele neugriechiſche Lieder beſitzt, aber aus Unentſchloſſenheit nicht herausgibt.

„Nichts iſt verderblicher, als ſich immer feilen und beſſern zu wollen, nie zum Abſchluß kommen; das hindert alle Production.

Durch Gedankenaſſociation brachte ich das Geſpräch auf den verſtorbenen Geh. Reg. Rath Hetzer und ſeine Geſchäftsreſte und dann ging es auf Geh. Rath v. Fritſch, den Vater, über.

Goethe rühmte, daß dieſer ſtets redlich gegen ihn geweſen, obgleich ſein, Goethe's Treiben und Weſen ihm durchaus nicht habe zuſagen können. Aber er habe doch Goethe's reinen Willen, uneigennütziges Streben und tüchtige Leiſtungen anerkannt. Seine Gegenwart, ſeine Aeußerlichkeit ſei nicht gerade erfreulich geweſen, vielmehr ſcheinbar ſtarr, ja hart; er habe nichts Behagliches oder Feines in ſeinen Formen gehabt, aber viel Energie des Willens, viel Verſtand, wie ſchon aus ſeinen zwei Söhnen ſich ſchließen laſſe, die denn doch ſelbſtſtändig genug auf eignen Füßen ſtänden.

Riemer bemerkte, daß es ein großer Irrthum ſei, das Wiſſen und den Karakter von einander zu trennen; eins ſei erſt durch das Andere etwas, durch den Karakter trete jenes erſt recht hervor; man könne allenfalls ohne Wiſſen, aber nicht ohne Karakter leben. Ja wohl, verſetzte Goethe, der Karakter erſetzt nicht das Wiſſen, aber er ſupplirt es. Mir iſt in allen Geſchäften und Lebensverwicklungen das Abſolute meines Karakters ſehr zu ſtatten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang ſchweigen und dulden, wie ein Hund, aber meinen Zweck immer feſthalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, ſo drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verläſtert worden; bei meinen edelſten Handlungen am meiſten. Doch das

---

[1] Goethe's Werke XXIX. pag. 211—216.

[2] Iſt nicht naher zu beſtimmen, da nichts von ihm erſchien. Nach einer Privatmittheilung Goedeke's iſt es Franz Ludw. Maria Auguſt v. Haxthauſen.

Geſchrei der Leute kümmerte mich nichts. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinſichtlich der Geſinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zuſtände der Perſonen, meine Collegen z. B. durchaus real, als gegebene, einmal fixirte Naturweſen, die nicht anders handeln können als ſie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältniſſe zu ihnen. Dabei ſuchte ich ringsum mich ſelbſt richtig zu ſehen. In die Kriegscommiſſion trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegscaſſe aufzuhelfen, weil da am erſten Erſparniſſe zu machen waren.

Der Ilmenauer Bergbau würde ſich wohl gehalten haben wäre er nicht iſolirt da geſtanden; hätte er ſich an ein Harz oder Freiberger Bergweſen anſchließen können.

Einen Parvenu wie mich konnte bloß die entſchiedenſte Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen ſchriftſtelleriſchen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugeſetzt und erſt mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient.

Riemer ſagte: ach wie glücklich ſind Sie, daß Sie immer ſo real im Leben ſtehen konnten; ich komme mit aller Anſtrengung nie hinein ins Leben, geſchweige durch.

B. Montag, den 7. April.

Nachmittags beſuchte ich Goethen, den ich zum erſten Male wieder im vordern Zimmer traf. Wir unterhielten uns über Röhrs letzte Feſtpredigt quilibet habet suos manes, was Goethe überſetzte: Jeden plagt ſein Dämon. (Zur unrechten Zeit nämlich.) Wir ſprachen über Rationalismus überhaupt, und wie er mit dem, was die geläutertſte Philoſophie aufſtelle und annehme, ganz zuſammentreffe.

B. Montag, den 21. April.

Goethe ſprach über die philoſophiſchen Syſteme Kants, Reinholds, Fichte's und Schellings, und bemerkte, daß durch des

Letztern zweizüngelnde Ausdrücke über religiöſe Gegenſtände große Verwirrung entſtanden ſei, und die rationelle Theologie um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht worden wäre.

B. Sonntag, den 27. April.

Die Krankheit der Großherzogin gab Goethe Veranlaſſung zur Beurtheilung derſelben. Sie trage nie nach, ſagte er, ſpreche ſtets ihre Meinung aus, ſei es Beifall, ſei es Mißbilligung; ohne Reue und ohne Gewiſſensverletzung geht ſie durch das Leben.

B. Donnerſtag, den 15. Mai.

Wer keinen Geiſt hat, äußerte Goethe bei Beſprechung der Nachdrucksfrage, glaubt nicht an Geiſter und ſomit auch nicht an geiſtiges Eigenthum der Schriftſteller.

Mittwoch, 17. September.

Um 6 Uhr ging ich mit Riemer zu Goethe, der dieſen Mittag aus Jena angelangt war, wo er nach den wunderſamen Aufregungen, die ſein Aufenthalt in Marienbad ihm gebracht, mehrere Tage gleichſam Quarantaine gehalten hatte. Ich übergab ihm das Geſchenk des Stadtraths zu Bremen zu ſeinem Geburtstage, in einem Dutzend Fläſchchen des alten berühmten Roſe-Weins beſtehend. Er erzählte von böhmiſchen Zuſtänden und den dortigen ſo äußerſt abgemeſſenen Lebensrichtungen. Im Ganzen ſei Alles dort ſo abnorm von unſern Einrichtungen, ſo ſtationär, wie in China. Wer nicht in die Meſſe geht, wird denuncirt.

Riemer mußte Roberts herrliches Feſtſpiel[1] zum 28. Auguſt vorleſen. Goethe bemerkte, daß er zu Marienbad und Karlsbad von keinem andern Autor als von Byron und Walter Scott habe ſprechen hören. Aber Scotts Zauber, fuhr er fort, ruht auch auf der Herrlichkeit der drei brittiſchen Königreiche und der unerſchöpflichen Mannichfaltigkeit ihrer Geſchichte, während in Deutſchland ſich nirgends zwiſchen dem Thüringer Wald- und Meklenburgs Sandwüſten ein fruchtbares Feld für den Romanſchreiber findet, ſo daß ich in Wilhelm Meiſter den allerelendeſten Stoff habe wählen müſſen, der ſich nur denken läßt; herumziehendes Komödiantenvolk und armſelige Landedelleute, nur um Bewegung in mein Gemälde zu bringen.

---

[1] Morgenbl. 1823. Nr. 225. Abgedruckt bei Nicolovius über Goethe, S. 363.

Bei Gelegenheit der Erwähnung der ſchönen Recenſion[1] über Schubarths homeriſche Rhapſodien, ſagte er: die Gründe für das trojaniſche Vaterland[2] Homers, hergenommen aus ſeiner angeblich bewieſenen Vorliebe für die trojaniſchen Helden, durch die ihnen verliehene ſittlich höhere Stellung, wollen wir nichts entſcheiden; denn der Dichter mußte Gegenſätze haben, und da die Trojaner die unglücklichern waren, ſo mußte er, um für ſie zu intereſſiren, nothwendig ſie geiſtig und ſittlich reicher ausſtatten.

B. Obwohl ich mit meinen Erzählungen und Darſtellungen dieſen Abend nicht zufrieden war, da ſie nicht präcis genug, und die Gegenſtände mir nicht in erſchöpfender Klarheit vorſchwebten, ſo gelang es mir doch den Faden des Geſprächs immer lebhaft fortzuſpinnen und Goethe's Munterkeit ſtets wieder anzufachen. Seine Gewohnheit im Sitzen, immer das zuſammengedrehte Schnupftuch durch die eine Hand zu ziehen und damit zu ſpielen, trat dabei wieder hervor.

Höchſt anmuthig war die Erzählung ſeines Abenteuers mit Prinzeß Julie von Hohenzollern.

---

[1] Nicht nachweisbar. Goedeke meint (Privatmittheilung), ſie exiſtire auch nicht und es ſei nur angeſpielt auf den Briefwechſel Goethe's mit Zelter. p. III, 203 5: Begegneſt Du einem Karl Ernſt Schubarth von Breslau, ſo ſei ihm freundlich in meine Seele; er hat über meinen Fauſt geſchrieben und giebt jetzt heraus „Ideen über Homer und ſein Zeitalter“ u. ſ. w.

[2] Vergl. Goethe's Annalen zum Jahr 1821, wo er ſich bereits über dieſen Punkt ausſpricht.

Donnerſtag, den 18. September.

Meines kleinen Pathen Wolf heutiger Geburtstag führte mich zu Ottilien und nachher zum alten Herrn, bei dem ich Meyern antraf. Goethe kritiſirte bitter die letzte Humboldt'ſche Vorleſung über Vulcane.[1] Dieſer Freund, ſagte er, hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, bloß viel geſunden Verſtand, viel Eifer und Beharrlichkeit.

Im Aeſthetiſchen mag Jeder noch allenfalls glauben und fühlen, wie er will, aber in den Naturwiſſenſchaften iſt das Falſche und Abſurde rein unerträglich.

Meyer mußte Nees von Eſenbecks treffliche Schilderung, des hochbejahrten philoſophiſchen Sonderlings Noſe, bei Bonn, vorleſen, der mit Goethe im Naturwiſſenſchaftlichen ſo ſehr übereinſtimmt, und von dem er Näheres hatte wiſſen wollen.

Als das Geſpräch auf die jetzigen Beſtrebungen der Monarchiſten fiel, Freiheit und Aufklärung zu hemmen, ſagte Goethe:

„Im Princip, das Beſtehende zu erhalten, Revolutionärem vorzubeugen, ſtimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht in den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und die Finſterniß zu Hülfe, ich den Verſtand und das Licht.“

Uebergehend auf die wunderlich verflochtenen Zuſtände der Akademie Jena, klagte er über die Eigenſucht, die Intriguen und Prätenſionen der Einzelnen, denen man nicht mit genugſamer Energie entgegenträte.

Ich freue mich nun, wie ſtattlich und in ſchönſter Ordnung meine Inſtitute zu Jena ſind, die ja nur errichtet wurden, um das wirklich zu leiſten, was die Nominalprofeſſuren nicht vermögen. Ich habe aber auch den Stolz, daß ſie nicht lange Jahre nach meinem Tode untergehen werden. Denn dann wird man hineinpfuſchen, Alles perſönlich und willkürlich betrachten, ſtatt daß ich Alles rein objectiv behandle und keinen einzigen unnützen oder überflüſſig Angeſtellten habe.

---

[1] Ueber den Bau und die Wirkſamkeit der Vulcane in Leonhard's Jahrbuch und dann beſonders gedruckt. 1824.

Er ſprach dann von Meteorologie und wie er den Einfluß der Planeten und ſelbſt des Mondes verwerfe, nichts auf den Thermometer und alles auf den Barometer ſetze.

Je mehr er auf ſeine Studien kam, je lebendiger und heiterer wurde er und erregte auch in mir lebhaftere Arbeitsluſt. Ich erzählte aus Quentin Durward, was ihn ſehr intereſſirte.

Im Ganzen fühlte man jedoch durch, daß er nicht heiter geſtimmt war, ungern ſich wieder in die hieſige Lebensweiſe reſignire. Die öftern Pauſen ſeines ſonſt ſo lebendig fortfließenden Geſprächs immer wieder mit neuen, intereſſanten Gegenſtänden auszufüllen, war keine leichte Aufgabe.

Sonntags, den 21. September

war ich nach dem Hofe ein Stündchen bei ihm, wurde aber bald abgerufen. Wir ſprachen von dem nun wirklich zu Paris aufgefundenen Original-Manuſcript von Rameau's Neffen, deſſen Authenticität zu bezeugen, Goethe durch den Verleger in einem ſehr ſchmeichelhaften und klug geſtellten Schreiben aufgefordert worden.

„Il y a peu de voix, mais beaucoup d'échos en France," heißt es in der Vorrede jener neuen Edition.

Dienſtag, den 23. September.

Ich war kaum gegen 6 Uhr in Goethe's Zimmer getreten, zunächſt um Profeſſor Umbreit für morgen anzumelden, als der alte Herr ſeinen leidenſchaftlichen Zorn über unſer neues Judengeſetz,[1] welches die Heirath zwiſchen beiden Glaubensverwandten geſtattet, ausgoß. Er ahndete die ſchlimmſten und grellſten Folgen davon, behauptet, wenn der Generalſuperintendent Karakter habe, müſſe er lieber ſeine Stelle niederlegen als eine Jüdin in der Kirche im Namen der heiligen Dreifaltigkeit trauen.

---

[1] Vom 20. Juni 1823. Nachtrag vom 6. Mai 1833 im weimariſchen Regierungsblatt.

Alle ſittlichen Gefühle in den Familien, die doch durchaus auf den religiöſen ruhten, würden durch ein ſolch ſkandaloſes Geſetz untergraben. Dieſer ſein Unmuth, ſich nach dem heitern Aufenthalte in Marienbad wieder hier eingeengt zu befinden, machte ſich den ganzen Abend vielfach bemerkbar. Als ich ihn zu täglichen Spazierfahrten antrieb, ſagte er: Mit wem ſoll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einſt ganz richtig zu mir geſagt: Il vous faut de la séduction. Ja ich bin wohl und heiter heimgekehrt, drei Monate lang habe ich mich glücklich gefühlt, von einem Intereſſe zum andern, von einem Magnet zum andern gezogen, faſt wie ein Ball hin und her geſchaukelt, aber nun — ruht der Ball wieder in der Ecke und ich muß mich den Winter durch in meiner Dachshöhle vergraben, und zuſehen, wie ich mich durchflicke. Wie ſchmerzlich iſt es doch, ſolch eines Mannes innere Zerriſſenheit zu gewahren, zu ſehen, wie das verlorene Gleichgewicht ſeiner Seele ſich durch keine Wiſſenſchaft, keine Kunſt wieder herſtellen läßt, ohne die gewaltigſten Kämpfe, und wie die reichſten Lebenserfahrungen, die hellſte Würdigung der Weltverhältniſſe ihn davor nicht ſchützen konnten. Was in ſeinem Judeneifer recht merkwürdig war, iſt die tiefe Achtung vor der poſitiven Religion, vor den beſtehenden Staats-Einrichtungen, die trotz ſeiner Freidenkerei überall durchblickte. Wollen wir denn überall im Abſurden vorausgehen, alles Fratzenhafte zuerſt probiren? ſagte er unter andern.

Mittwoch, 24. September.

Um 1 Uhr führte ich Profeſſor Umbreit zu Goethe. Faſt eine Stunde lang war er freundlich, mild und aufgeſchloſſen, indem er viele der Heidelberger Lehrer und den Zuſtand der Naturwiſſenſchaften, Philologie ꝛc. die Revue paſſiren ließ. Paulus Tochter, Frau von Schlegel, habe eigentlich einen ſehr guten Karakter, äußerte er mit Wärme, ihr Eigenſinn ſei nur unentwickelter Karakter, den die Eltern nicht verſtanden hätten aus ſich herauszuführen, in andere hinüber, zu Verarbeitung ihrer Kraft zu leiten.

Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott, es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchſe, die Franzoſen, lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte. Georg ſpringt auf. Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran?

Götz. Sey gutes Muths.

Lerſe kommt.

Lerſe. Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüſſige bedächtige Eſel.

Den Divan werde er nur innerlich, d. h. in ſo fern fortſetzen, daß er einzelne Bücher, z. B. das des Paradieſes, erweitere und verſtärke.[1] Bei den ungeheuren Schwierigkeiten des Erlernens dieſer arabiſchen Sprache habe er ſeine Kenntniß von ihr mehr erobert durch Ueberfall als regelmäßig erworben. Weiter dürfe er jetzt nicht mehr gehen, ohne verführt zu werden. Wenn er zuweilen noch in dieſes Land, in dieſe Zuſtände hineinſchaue, ſo werde ihm ganz wunderlich zu Muthe. Umbreit benahm ſich vortrefflich, lebendig, ohne alle Verlegenheit und doch beſcheiden. Wegſcheiders Dogmatik und Kapps Chriſtus und Sokrates lobte er ſehr. Goethe bemerkte, es ſei doch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht eine höchſt intereſſante Zeit, in der wir lebten. Alles habe ſich unglaublich umgeſtaltet und aufgehellt, und eine Freude ſei es zu ſehen, wie jedes Fach ſo viel würdiger behandelt werde. Dieß ſei zunächſt Verdienſt der Philoſophie, die, trotz der vielen abgeſchmackten Syſteme, Alles mit neuer Lebenskraft durchdrungen habe. Umbreit ging hochentzückt hinweg; ſeine arme kleine junge Frau jammerte hingegen, Goethe nicht auch geſehen zu haben.

Donnerſtag, 25. September.

Von 5—8 Uhr weilte ich bei Goethe, deſſen Unterhaltung höchſt intereſſant, vertraulich, gemüthvoll war. Er ſprach über Cuviers Lobrede[2] auf Hauy, worin vorkommt „Le ciel est entièrement soumis à la Géométrie." Goethe belächelte dieſe Phraſe ſehr, da die Mathematiker ja nicht einmal die vis centripeta[3] noch erklären könnten.

Darauf theilte er die Gedichte auf Madame Szymanowska, die Virtuoſin,[4] und auf ihre Schweſter mit. Jene ſei wie die

---

[1] Vergl. das Geſpräch vom 26. September.

[2] Cuvier, Baron Georges, Éloge historique de M. Haüy, Paris, Mus. hist. nat., Mém. X. 1823 p. 1—35; Paris, Acad. Sci., Mém. VIII. 1829 (Hist.) p. 145—177. Alſo an zwei Stellen.

[3] Ein Axiom erklären! Das iſt in der That ein ſtarkes Verlangen Goethe's.

[4] Erſte Pianofortespielerin der Kaiſerin von Rußland.

Luft, ſo umfliegend, ſo alsbald zu ſetzend, ſo überall, ſo leicht und gleichſam körperlos. Er zeigte mir ihre Handſchrift.

Als ich Knebels briefliche Aufreizung, ihm Werner'ſche Sonette abzulocken, vorlas[1] und en espion von Erfurt handelte, gelang dieſe ~~offene~~ Kriegsliſt vortrefflich, und er verſprach ſie vorzuſuchen. Er kam dabei auf dem einſtigen Wettkampf mit Werner, bei Gelegenheit des 24. Februar, Fluch und Segen in zwei kleinen Dramas durchzuführen. Gozzi habe behauptet, es gäbe nur 36 Motive zu einem Trauerſpiel.

Nachdem er Ottilien Lob geſpendet, bemerkte er: Die Freundinnen theilen ſich in zwei Claſſen, in ſolche die action à distance haben, und in ſolche, die nur in Gegenwart etwas ſind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiſte, dieſe ſind mir rein nichts, wenn ich ſie nicht vor mir ſehe.

B. Als ich über die Virtuoſin Szymanowska einige Querfragen that, äußerte er ſanft ſcheltend: Ach der Kanzler macht mir oft unverſehens Verdruß.

Den ganzen Abend war keine Spur von Unmuth oder Verſtimmung in ihm zu finden; nur war es a tempo, als ich ging, denn er fing an zu ermüden.

Freitags, 26. September.

Von 6—9 Uhr war ich mit Line und Meyer bei ihm. Ich brachte bald die Lalla Rookh'ſchen Bilder[2] aufs Tapet, damit er ſie Linen zeigte, und dieß gab Gelegenheit zu den heiterſten Scherzen und Geſprächen, beſonders über die Peris.

Zuletzt holte er ſeine Divan-Manuſcripte und las uns zwei herrliche Gedichte zu Ergänzung des „Paradieſes" vor.[3] Eine

---

[1] Brief vom 23. Sept. 1823: Sehen Sie doch, daß Sie von Goethe einige der guten Sonette von dem wirklichen Werner herausbringen.

[2] Die lebenden Bilder und pantom. Darſtellung bei dem Feſtſpiel Lalla-Rookh auf dem Schloß in Berlin 27. Jan. 1821. Nach der Natur von Wilhelm Henſel 1823.

[3] Goedeke's Einleitung zum weſt-öſtlichen Divan behauptet, daß die Einſchaltungen nur bis 1820 gemacht worden ſeien. Vergl. übrigens über die Erweiterung des Divans das Geſpräch vom 24. Sept.

Huri ſteht Wache an der Pforte des Himmels, will den Dichter nicht einlaſſen, weil ſie ihn für verdächtig hält und fordert Beweiſe für ſeine Glaubenskämpfe. Da antwortet er ihr:[1]

„Mach nicht ſo viel Federleſen,
„Laß mich zu der Pforte ein,
„Denn ich bin Menſch geweſen
„Und das heißt ein Kämpfer ſein.“

Dann zeigte er ihr die Wunden, die Schickſal und Leidenſchaft ſeinem Herzen geſchlagen, und wie er dennoch dabei froh, fromm und dankbar geblieben; ſie läßt ihn ein und er zählt nun an ihren Roſenfingern die Ewigkeiten. „So habe ich den Britten (Moore) zu überbieten geſucht.“ Wir waren Beide, Line und ich, innig gerührt von der Wärme ſeines Vortrags. Als Line weg war, kam Coudray und gab uns einen gedrängten Ab- und Umriß ſeines Berliner Lebens und der dortigen Regſamkeit in Kunſt und Wiſſenſchaft, Technik, Lebensannehmlichkeit ꝛc., ſo daß die Luſt ſolche Wunder auch zu ſehen, lebhaft erwachte.

Sonnabends, 27. September.

Von 7—8½ Uhr war ich mit Line bei Goethe. Ich führte die Wiedererzählung des Abenteuers mit der Prinzeß von Hohenzollern und der Bekanntſchaft mit Mad. Szymanowska herbei; es fand ſich, daß Line ſie von Petersburg her kannte und liebte, was dem alten Herrn vielen Spaß machte. Nachher ergoß er ſich noch im Lob des Landlebens, weil man dort ganz aus ſich heraustrete, ganz frei außer ſich lebe, was zu Hauſe niemals vorkomme. Dabei verglich er ſich mit einem Gärtner, der eine Menge ſchöner Blumen beſitze, ihrer aber dann erſt recht gewahr und froh werde, wenn Jemand einen Strauß von ihm fordere.

So mache ihm die Poeſie erſt wieder Vergnügen, wenn er eine Nöthigung zu einem Gelegenheits-Gedicht erhalte.

Von einem jungen trefflichen Polen ſprach er auch, der ſehr reich ſei und ihm wohl zehn Tauſend geben könnte, wenn er ihm einigermaßen den Kopf zurechtſetze. Dieſer habe ihm von einem polniſchen Trauerſpiel erzählt, das, nach den Motiven zu urtheilen, ungemein anziehend ſein müſſe. Er verſprach ſolche bei erſter Gelegenheit uns mitzutheilen.

---

[1] Goethe's Werke XIX: Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein.

Montags, 29. September.

Von 7—11½ Uhr war ich bei Goethe, auch Meyer, Riemer, Staatsrath Schultz von Berlin waren anweſend. Letzterer erſchien als ein gar feiner verſtändiger, in ſich gefaßter Mann, deſſen edle Phyſiognomie auf körperliche Leiden und Tiefe der Reflexion deuteten. Eine Mappe Kupferſtiche aus Rafaels Zeit ward durchgeſehen. Nach dem Souper, — das erſte wieder nach langer Zeit — zeigte Goethe drei herrliche, bronzene Medaillen aus dem 15. Jahrhundert. Auf der einen wird ein Reh von jungen Adlern zerfleiſcht, oben thront ein großer Adler, die Umſchrift lautet: „Liberalitas augusta.“ Goethe beſitzt an 2000 ſolcher bronzenen Medaillen, von denen er viele mit einem Speciesthaler bezahlte. Erſt durch die Ueberſetzung von Cellini kam er auf die Idee, Medaillen der Päpſte und ihrer Zeit zu ſammeln. Von Martin V. an beſitzt er eine vollſtändige Folge aller Köpfe. Die Ordnung derſelben veranlaßte ihn, über die Kunſt und Schwierigkeit zu ſprechen, Briefe, Aufſätze, Merkwürdigkeiten jeder Art gehörig zu reponiren, und wie man außerdem ſeines Beſitzes nie froh werde. Die ſchöne Gonzaga, deren Bild im hieſigen Muſeum hängt, ſei an einen Trivulzio[1] zu Mantua, circa im Jahre 1500, verheirathet geweſen. Als er den Schenkiſchen[2] Terzinen über Canova's Tod Lob ſpendete, bemerkte er: Terzinen müſſen immer einen großen, reichen Stoff zur Unterlage haben, wenn ſie gefallen ſollen.

---

[1] Ein Irrthum, vergl. v. Zahn. Katalog des weimar. Muſeums 1. Ausg. pag. 26.

[2] Ed. v. Schenk. Beſonders erſchienen. München, 2. Aufl. 1823. Canova † 12. Oct. 1822 zu Venedig.

Nach Tiſche ſprachen Riemer und Goethe über die Tropen und deren Durchführung. Die neuern Pedanten verlangen letztere bis zum äußerſten Punkt; Goethe ſpringt gerne ab, wie ja auch die Phantaſie es thut, häuft daran mehrere, um eine durch die andere zu erklären. Riemer erläuterte an Beiſpielen aus dem gemeinen Sprachgebrauch, wie man ohne Vermiſchung der Tropen gar nicht fortkommen könne, z. B. etwas in Werk ſetzen. Ich war leider zu ermüdet, um ganz achtſam zu ſein.

Donnerſtag, den 2. October.

Von 5—11 Uhr bei Goethe.

Beim Eintreten gleich beſchwichtigte er meinen Groll über Nichteinladung zum heutigen Mittag, wo Reinhards Geburtstag bei ihm gefeiert wurde, auf die freundlichſte Weiſe. Dadurch fiel bald das Geſpräch auf ſeine Geſelligkeit überhaupt und ich ſprach ſehr offen über die deßfallſigen Wünſche ſeiner Freunde und der Fürſtlichkeiten.

Goethe nahm meine Aufrichtigkeit ſehr gut auf und entwickelte ſeine Gegengründe, die hauptſächlich auf Frau v. H. (Heygendorf) hinausliefen und die ich nicht zu erkennen vermochte. Seine Aeußerungen über Reinhard waren rührend, „ich laſſe ihn ſo bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an.“

Schultz[1] ſpielte, Ottilie ſang, Soret kam, Goethe mineralogiſirte mit ihm lange und ſprach nachher ſehr poetiſch darüber. Es gebe wohl verſchiedene Anſichten in den Wiſſenſchaften; aber ſie würden oft nur durch eine *papierne Scheidewand* veranlaßt, die leicht mit dem Ellbogen durchzuſtoßen ſei. Bald ließ er mich wieder allein zu ihm in die Ecke des blauen Zimmers ſetzen und knüpfte das Geſpräch über Organiſation ſeiner Winter-Geſelligkeit wieder an.

„Seht, wenn es mir wieder wohl unter Euch werden ſoll dieſen Winter, ſo darf es mir nicht an munterer Geſellſchaft, nicht an heitern Anregungen fehlen, nachdem ich zu Marienbad deren in ſo reicher Fülle empfunden habe. Sollte es nicht möglich ſein, daß eine ein für allemal gebetene Geſellſchaft, ſich täglich, bald in größerer, bald in kleinerer Zahl, in meinem Hauſe zuſammen fände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzensluſt Gäſte mitbringen. Die Zimmer ſollten von ſieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Thee und Zubehör reichlich bereit ſein. Man triebe Muſik, ſpielte, läſe vor, ſchwätzte, Alles nach Neigung und Gutfinden. Ich ſelbſt erſchiene und verſchwände wieder, wie der Geiſt es mir eingäbe. Und bliebe ich auch mitunter ganz weg, ſo dürfte dies keine Störung machen. Es kommt nur darauf an, daß eine unſerer angeſehenſten Frauen, gleichſam als Patronin dieſes geſelligen Vereins aufträte und Niemand würde ſich beſſer dazu eignen, als Frau von Fritſch. So wäre denn ein ewiger Thee organiſirt, wie die ewige Lampe in gewiſſen Capellen brennt. Helft mir, ich bitte Euch, dieſe vorläufigen Ideen und Pläne fördern und ausbilden."

---

[1] Da er *ſpielte*, möchte es doch wohl der *Staatsrath Schultz* geweſen ſein, der zu Zelters Singakademie, als ein ſehr thätiges Mitglied gehörte, während von des geh. Reg.-Rath Schultz Accompagnement ſingender Damen nichts bekannt iſt. (Schöll.)

Hierauf erfolgte vertraulichſte Mittheilung ſeiner Verhältniſſe zu Levezows. „Es iſt eben ein Hang," der mir noch viel zu ſchaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen. Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel der ſeine junge Nichte allzuheftig liebt."

Nach einer Weile fing er an meine und Riemers allzugroße Gelindigkeit in der Kritik des Schenk'ſchen Gedichts auf Canova zu tadeln. Es ſei keine Funke ächten poetiſchen Geiſtes darinnen, nur Rhetorik, ja ſogar falſche, verderbliche Motive. Unſre eignen Productionen ſeien ganz gut, in der Kritik aber bewieſen wir uns nicht als ſeine ächten Schüler. Man müſſe nur das Beſte preiſen. Man müſſe ſich ſtets die ſchwerſten Aufgaben machen und in Dichtungen nur auf reiche, gehaltvolle Motive eingehen.

Dann zeigte er mir eine Menge Landſchaftszeichnungen von 1810 aus ſeinem Jenaiſchen Aufenthalte vor, und klagte, daß er ſeitdem nichts mehr zu zeichnen vermocht und dadurch unendlich an Selbſtbefriedigung verloren habe. Je ſchwerer die Zunge ihm wurde, je geiſtreichere und humoriſtiſchere Ideen drängten ſich hervor. Wir gingen in's Eßzimmer, wo die andern ſehr luſtig waren. Er machte allerliebſte Scherze über ungeknüpft herunter hängende Mützenbänder; kam dann auf Byron, pries ſeinen Cain und vorzüglich die Todſchlag-Scene. Byron allein laſſe ich neben mir gelten! Walter Scott iſt nichts neben ihm."

„Die Perſer hatten im fünften Jahrhundert nur ſieben Dichter, die ſie gelten ließen, und unter den verworfenen waren mehrere Canaillen, die beſſer als ich waren."

Als er merkte, daß Ulrike ſchläfrig war, ergrimmte er ſcherzhaft, daß ſeine perſiſche Literaturgeſchichte an ihr und dem übrigen jungen Volke verſchwendet ſei und jagte ſie mit komiſcher Heftigkeit alle fort.

Seit lange hatte ich Goethe nicht ſo überreich an Witz, Humor, Gemüthlichkeit und Phantaſie gefunden. Dazu gehörte auch die zarteſte Erzählung von *ſeiner* Schönheit in Marienbad und von der Bekanntſchaft mit der hübſchen Regensburgerin, die v. Helldorf anbetete.

Freitags, 3. October.

Mit Reinhard jun. war ich bei Goethe von 5 Uhr an. Er ſchien anfangs einſilbiger, abgeſpannter, doch gelang es mir ihn belebter zu machen. *Wilbrand* von Gießen, der die ſchöne Höhenkarte herausgegeben, war bei ihm geweſen, Hennings aus Berlin war annoncirt. Der alte Reinhard kam von Belvedere. Goethe war anfangs auch gegen ihn ſtill und unmittheilend, und ſchien mir ſehr Dank zu wiſſen als ich politiſche Geſpräche herbeiführte, die Reinhard zu vertraulichſten Mittheilungen über ſeine Stellung zu Châteaubriand und dem franzöſiſchen Gouvernement überhaupt veranlaßten. Er ſprach mit liebenswürdiger Wärme und Geradheit; berührte ſeine drei Gefangenſchaften und ſein trübſeliges Verhältniß zu Talleyrand im Jahre 1814 und 1815 als Kanzleichef. La Besnardière ſei damals ſehr eiferſüchtig auf ihn geweſen. Er erzählte von der Malice Talleyrands, als er ihm einen Journalartikel gegen Châteaubriand auftrug, der aber hoffentlich zu viel Seelengröße habe, um es nachzutragen.

In Frankfurt, fuhr er fort, bin ich eigentlich gleich Null, darum habe ich mir biſher die Freiheit des Wortes und des Urtheils erhalten. — „In jetziger Zeit muß man feſtſtehen auf ſeiner Baſis und auf geprüften Maximen, nicht tranſigiren, nicht combiniren, ſonſt zieht man ſich bald jede Erniedrigung und Ohrfeigen zu, und geht nur um ſo ſicherer und ſchimpflicher unter."

So ſprach der vielgeprüfte, würdevolle Mann, im Bewußtſein innerer Selbſtändigkeit und ging eben ſo heiter auf einen Tadel von Byrons Erde und Himmel über.

Sonnabends, 4. October.

Von 5 Uhr Nachmittags bei Goethe. Er war noch immer abgeſpannt und weniger mittheilend, ſelbſt gegen Reinhard.

Schultz war krank. Goethe widerſetzte ſich keineswegs Reinhards Abreiſe für nächſten Montag, aber als er weggegangen war, bat er mich, ſie zu verhindern. Ich mußte ihm dann noch ganz ſpät „die Tante"[1] referiren und erntete Beifall.

Sonntags, 5. October.

Um 9 Uhr Morgens kündigte ich ihm den glücklichen Erfolg meiner Negotiation an, was ihn ſehr freute. Ich nahm Gelegenheit, den „ewigen Thee" wieder anzuregen, und fand mit Schrecken, daß er faſt alles vergeſſen, was er mir Donnerſtags Abends darüber geſagt hatte. Um 12 Uhr zeigte er mir die herrlichen Bilder des Himalaya Gebirges. Er begehrte „die Tante" von mir, die ich ſogleich verſchaffte.

Abends nach Hof war ich nochmals bei ihm mit Reinhard, der von Johannes v. Müller und deſſen letzten Tagen, in welchen er ſich unter Reinhards Schutz flüchten wollte, erzählte.

Montag, 6. October.

Mittags bei Goethe, mit Reinhard und Riemer. Ueberraſcht durch den Bremer Wein und meine Gedichte auf Goethe und

---

[1] Die Voſſiſche Zeitung.

Reinhards Wiederſehen, ließ Reinhard ſeinen Empfindungen darüber viel freieren Lauf als Goethe, wiewohl er ſpäter mir innigſt dafür dankte.

Auf einem Gange durch den Park klagte Reinhard über Goethe's Verſchloſſenheit und Abſpannung; wir ſprachen über Riemers witzige Sonette, beſonders die Haſen, und Reinhard erzählte ergreifend aus der Schreckenszeit, in der Marat ausgerufen: „il faut faire diversion à ce peuple furieux en traduisant la philosophie de Kant“, als Prinzeß Eliſabeth auf dem Todeskarren vorbeifuhr. Auch erzählte er von Robespierre's Hinrichtung, der ſich und die Republik identificirt habe, und ſchilderte die eigne, Colchens[1] und Otto's gefahrvolle Lage, in der jedes nächtliche Anpochen die Furcht vor Abholung in den Kerker erzeugt habe. Man wollte noch Millionen ſchlachten: pour épurer l'air.

Dann erzählte er von ſeiner Unterredung mit Napoleon zu Dresden im Jahr 1813. „Du moins la Saxe ne souffre que passagèrement.“ „Fumez-vous?“ ſagte Baſſano zu Reinhard. „Non, Monseigneur. Mais c'est donc aussi une habitude allemande.“

Dieſe Erinnerungen verdanke Reinhard den Tagebüchern, die er allen ſeinen Kindern führen laſſe.

Dienſtags, 7. October.

Dieſen Mittag war Goethe, der mit Reinhard in Belvedere geweſen war, ſehr heiter und luſtig. Staatsrath Schultz aus Berlin ſpeiſte mit und hatte Goethen die Juno Ludoviſi zum Geſchenk überbracht. Ich las zum Nachtiſch den ironiſchen Judenbrief[2] über den Einzug der Alliirten in Paris 1814 vor. Nachmittags ging ich mit Reinhard in Goethe's Ilmgarten. Das herrliche Wetter, die ſchöne Abendbeleuchtung, und ein ſingendes Gymnaſiaſten-Chor erregten Reinhards innerſte Freude. Abends zeigte uns Goethe eine Unzahl ſeiner eigenen Zeichnungen und die herrliche Tiſchbein'ſche Mappe mit dem ſinnreichen Katalog, auch eine Zeichnung von Goethe's Zimmer zu Rom mit der Büſte der Juno. „Sind Sie denn ein Dutzend, ſtatt Einer, daß Sie ſo unglaublich Vieles machen konnten?" ſagte Reinhard zu Goethe.

---

[1] Graf Jean Victor, C., ſpäter Senator unter Napoleon. Vergl. Reinhards Lebensabriß von G. E. Guhrauer in Raumers Taſchenbuch. Neue Folge 7. Jahrg. 1846. p. 218.

[2] Der Verfaſſer iſt Georg Harrys; der Brief gedruckt in deſſen „Blitzableiter.“

Im weitern Verlauf des Geſprächs äußerte Reinhard ſich ſehr lobend über des Baron Fain Memoiren.[1] Er glaube an die Vergiftungs-Anekdote von Fontainebleau. Napoleon habe kein wahres Selbſtvertrauen auf ſich gehabt, ſei oft in den wichtigſten Momenten ſchwankend und unentſchloſſen geweſen, erſt von Auſterlitz an ſei er zuverſichtlicher, dann aber übermüthig geworden. Las Caſes habe ſeinem Andenken eigentlich geſchadet, indem er Alles überzuckern und beſchönigen wolle, meiſt durch Berufung auf Abſichten, die nicht in That übergegangen, uneingedenk jenes gewaltigen Byron'ſchen Ausſpruchs: „Die Hölle iſt mit guten Abſichten gepflaſtert." Uebrigens ſei Las Caſes de bonne foi, aber eine Kammerdienerſeele.

Sonnabends, 11. October.

Von 7½—9 Uhr Abends war ich ganz allein bei Goethe. Wir ſprachen über Reinhard, Zach, die Herzogin Mutter von Gotha, Herzog Ernſt, Fr. v. Buchwald, Gotter, Prinz Auguſt und von v. Grimm. Letzterer habe ein ganz diplomatiſches Anſehen gehabt, doch nicht die feierliche Repräſentation eines Geſandten, ſondern die zuſammengenommene Haltung eines Legationsrathes, die Schultern und den Kopf etwas vorwärts, was ihm recht gut geſtanden. Er ſprach über die ſchnelle, nur achttägige Bearbeitung des Clavigo, über Stella, deren früherer Schluß durchaus keiner geweſen, nicht conſequent, nicht haltbar, eigentlich nur ein Niederfallen des Vorhangs. Goethe war zwar herzlich und mittheilend, jedoch innerlich gedrückt, ſichtbar

---

[1] Manusc. de 1814 trouvé dans les voitures impériales prises à Waterloo etc. Paris 1823.

Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe. heimlich. Habt ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen. alle ab.

Schloßhof.

Georg im Stall, ſingt.

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da

leidend. Seine ganze Haltung gab mir den Begriff eines unbefriedigten großartigen Strebens, einer gewiſſen innern Deſperation.

Sonntags, 12. October.

Von 5½—6½ war ich mit Line v. Egloffſtein bei Goethe. Er ſprach über Byrons „Cain“ und „Himmel und Erde.“ Letzteres Stück referirte er unvergleichlich mit vieler Laune und Humor. Es ſei viel faßlicher, klarer als das erſte, was gar zu tief gedacht, zu bitter ſei, wiewohl erhaben, kühn, ergreifend. Nichts gottesläſterlicher übrigens als die alte Dogmatik ſelbſt, die einen zornigen, wüthenden, ungerechten, parteiiſchen Gott vorſpiegle.

Thomas Moore hat mir Nichts zu Dank gemacht; von Walter Scott habe ich zwei Romane geleſen und weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüſiren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichſte. „Die Roſe von Jericho,“ die er ſehr lobte, und nicht zu verborgen gelobt haben wollte, verſprach er denn doch Linen zu borgen, wenn ſie ihm eine freundliche Hand geben und ſie nicht weiter verleihen wolle.

Dienſtags, 14. October.[1]

Heute war Theegeſellſchaft bei Goethe, an der Savigny mit Frau und Tochter Theil nahmen. Seine faſt koloſſale Geſtalt, ſeine ſchlicht geſcheitelten und rund herunterhängenden Haare, ſein ovales, kräftig freundliches Geſicht, haben etwas ſehr Impoſantes. Er erinnerte ſehr an Otto von Wittelsbach von Eßlair. Seine Vorliebe für Eichhorn trat klar zu Tage. Als ich ihm von der jetzigen höhern Stufe der Jurisprudenz ſprach, äußerte er: das beſte Zeichen ſei, daß die wiſſenſchaftlichen Juriſten jetzt rechte Freude an ihrem Studium hätten, denn nur wenn ein

---

[1] Vergl. das Geſpräch bei Eckermann I. 59, welches ganz andere Momente darbietet.

Mann mit Heiterkeit, Liebe und Selbſtzufriedenheit etwas treibe, könne Tüchtiges gelingen.

Frau von Savigny, deren lebhaftes Auge noch jetzt ſchön zu nennen, ſchien mir von angenehmſtem, leichtem Ton zu ſein; ſie ſprach ſehr gewandt und gemeſſen und war ſehr behaglich in der Mittheilung. Sie erzählte viel von Beethovens Singularitäten und Geldverachtung. Goethe war durchaus munter.

Sonntags, 19. October.[1]

Zwiſchen dem Hof war ich bei Goethe. Anfangs war er einſilbig, dann als Riemer gekommen, ſehr lebhaft. Es wurde von Raupachs Pedantismus in der Kritik und den drei erſten Acten ſeines „verfehlten Ziels“ geſprochen.

Das Geſpräch über die von Hermann zuſammengeſtellten Fragmente der Euripideiſchen Niobe gab Anlaß, daß Goethe deſſen „Bachen“ für ſein liebſtes Stück erklärte. Euripides hat ſeine Naturphiloſophie von Anaxagoras, ſagte er. Auch gab er eine geniale Karakteriſtik der Kirchengeſchichte, die ein Product des Irrthums und der Gewalt ſei.

B. Die Lehre von der Gottheit Chriſti, decretirt durch das Concilium von Nicäa, ſei dem Deſpotismus ſehr förderlich, ja Bedürfniß geweſen.

Reinhards Geſchenk des Tibull leitete auf ein ſehr ernſthaftes Geſpräch über das „*Ecce jacet Tibullus*“ und über den Glauben an perſönliche Fortdauer. Goethe ſprach ſich beſtimmt aus. Es ſei einem denkenden Weſen durchaus unmöglich, ſich ein Nichtſein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken; in ſo fern trage jeder den Beweis der Unſterblichkeit in ſich ſelbſt und ganz unwillkürlich. Aber ſobald man objectiv aus ſich heraustreten wolle, ſobald man dogmatiſch eine perſönliche Fortdauer nachweiſen, begreifen wolle, jene innere Wahrnehmung philiſterhaft ausſtaffire, ſo verliere man ſich in Widerſprüche.

Der Menſch ſei aber dem ohngeachtet ſtets getrieben, das Unmögliche vereinigen zu wollen. Faſt alle Geſetze ſeien Syntheſen des Unmöglichen; z. B. das Inſtitut der Ehe. Und doch ſei es gut, daß dem ſo ſei, es werde dadurch das Möglichſte erſtrebt, daß man das Unmögliche poſtulire.

---

[1] Vergl. Eckermann I, 62, der weſentlich ergänzt wird.

Freitags, den 24. October.[1]

Goethe gab eine große Abendgeſellſchaft jener intereſſanten polniſchen Virtuoſin, Mad. Marie Szymanowska zu Ehren, von der er uns ſchon ſo viel erzählt hatte und die geſtern ihn zu beſuchen mit ihrer Schweſter, Caſimira Wolowska hier angelangt war. Auf ſie hat er zu Carlsbad[2] die ſchönen gemüthvollen Stanzen gedichtet, die er uns kürzlich vorgeleſen und die ſeinen Dank dafür ausſprechen, daß ihr ſeelenvolles Spiel ſeinem Gemüthe zuerſt wieder Beruhigung ſchaffte, als die Trennung von Levezows ihm eine ſo tiefe Wunde ſchlug.

Goethe war den ganzen Abend hindurch ſehr heiter und galant, er weidete ſich an dem allgemeinen Beifall, den Mad. Szymanowska eben ſo ſehr durch ihre Perſönlichkeit, als durch ihr ſeelenvolles Spiel fand.

Dienſtags, 28. October.

Heute war Concert bei Goethe. Ein Quartett von der Compoſition des Prinzen Louis Ferdinand und geſpielt von Mad. Szymanowska gab Goethen zu den intereſſanteſten Bemerkungen Anlaß. Er faßte, wie wohl ganz ſchüchtern, den Gedanken, daß die Künſtlerin ein öffentliches Concert geben ſollte, und forderte Schmidt, Coudray und mich auf, es auf alle Weiſe zu befördern.

Donnerſtags, den 30. October.

Abends Concert bei Goethe.

---

[1] Vergl. Eckermann I, 21.

[2] Müller meint wohl Marienbad. Das Gedicht: Goethe's Werke XV, 90.

Dienſtags, den 4. November.

Heute endlich, nach vielen Bemühungen und ſich durchkreuzenden Hinderniſſen kam das öffentliche Concert der Mad. Szymanowska zu Stande.[1] Noch wenig Stunden vorher wäre das Unternehmen faſt aus Mangel eines guten Inſtrumentes geſcheitert, hätte nicht die Frau Großfürſtin ſelbſt das Ihrige großmüthig dargeliehen. Nach dem Concert ſoupirten wir mit Egloffſteins bei Goethe, der von der liebenswürdigſten Gemüthlichkeit war. Als unter mancherlei ausgebrachten Toaſten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus:

„Ich ſtatuire keine Erinnerung in Eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art ſich auszudrücken. Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von Außen her wieder er — innert, gleichſam er — jagt werden, es muß ſich vielmehr gleich vom Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es giebt kein Vergangnes, das man zurückſehnen dürfte, es giebt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet und die ächte Sehnſucht muß ſtets productiv ſein, ein neues Beſſeres erſchaffen.“ „Und, ſetzte er mit großer Rührung hinzu, — „haben wir dieß nicht alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht alle insgeſammt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir.“

Mittwochs, den 5. November.

Als ich Nachmittags zu Goethe kam, traf ich ihn noch mit Mad. Szymanowska zu Tiſche ſitzend; ſie hatte eben an die ganze Familie bis zu dem kleinen Wolf herab, ihrem Liebling, die zierlichſten kleinen Abſchiedsgeſchenke, zum Theil eigner Hände Arbeit, ausgetheilt, und der alte Herr war in der wunderbarſten Stimmung. Er wollte heiter und humoriſtiſch ſein, und überall blickte der tiefſte Schmerz des Abſchieds durch.

---

[1] Vergl. über das Concert das Referat im Journal für Litteratur, Kunſt, Luxus und der Mode. 1823. Nr. 109.

B. Unentſchieden ging er nach Tiſche hin und her, verſchwand, kam und ging wieder. Dann zeichnete er ſich in das Stammbuch der Caſimira ein. Rappelez-moi au souvenir de tout le monde, moi aussi je demanderai à tout le monde des nouvelles de vous.

[1] Um 5 Uhr war ſie zur Abſchiedsaudienz bei der Frau Großfürſtin, beſtellt, wo ſie, der Hoftrauer entſprechend, ganz ſchwarz gekleidet erſchien, was für Goethe den Eindruck noch erhöhte. Der Wagen fuhr vor und ohne daß er es bemerkte war ſie verſchwunden. Es ſchien zweifelhaft, ob ſie noch einmal wieder käme.

Da trat das Menſchliche in Goethen recht unverhüllt hervor; er bat mich aufs Dringendſte zu bewirken, daß ſie nochmals wieder erſcheinen, nicht ohne Abſchied ſcheiden möchte. Einige Stunden ſpäter führten der Sohn und ich ſie und ihre Schweſter zu ihm.

„Ich ſcheide reich und getröſtet von Ihnen, — ſagte ſie zu ihm — Sie haben mir den Glauben an mich ſelbſt beſtätigt, ich fühle mich beſſer und würdiger, da *Sie* mich achten. Nichts von Abſchied, nichts von Dank; laſſen Sie uns vom *Wiederſehen* träumen. O, daß ich doch ſchon viel älter wäre und hätte einen Enkel bald zu hoffen, er müßte Wolf heißen, und das erſte Wort, das ich ihn ſtammeln lehrte, wäre Ihr theurer Name.“ Comment, erwiederte Goethe, vos compatriotes ont eu tant de peine à chasser les loups de chez eux, et vous voulez les y reconduire? Aber alle Anſtrengung des Humors half nicht aus, die hervorbrechenden Thränen zurückzuhalten, ſprachlos ſchloß er ſie und ihre Schweſter in ſeine Arme und ſein Blick begleitete ſie noch lange, als ſie durch die lange offene Reihe der Gemächer entſchwand.

„Dieſer holden Frau habe ich viel zu danken, ſagte er mir ſpäter, ihre Bekanntſchaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerſt mir ſelbſt wiedergegeben.

---

[1] Von hier an wieder Müllers Zuſammenſtellung.

Donnerſtags, 6. November.

Goethe war in der Nacht erkrankt, heftigſter Huſten mit Bruſtfieber hatten ſich eingeſtellt.

Mittwochs, 12. November.[1]

Wilhelm v. Humboldt war dieſen Morgen auf einige Tage hier angelangt. Ich traf ihn Nachmittags bei Goethe. Er erzählte ausführlich und mit vieler Laune die Details der Geſchichte der nach dem zweiten Pariſer Frieden (1815) erfolgten Reſtitution der von Napoleon entführten deutſchen Kunſtſchätze.

Dienſtags, den 18. November.

Ich hatte mich mit Wilhelm v. Humboldt zu einem Abendbeſuch bei Goethe eingefunden, den wir ſehr ermattet und von heftigem Krampfhuſten gequält fanden. Ihn zu zerſtreuen und zu erheitern, erzählte Humboldt tauſend Intereſſantes aus ſeiner politiſchen Laufbahn und führte beſonders die Perſönlichkeiten des Cardinals Conſalvi, der Fürſten Schwarzenberg und Metternich uns vorüber. Er rühmte des Letztern unglaubliche Gewandtheit in Benutzung des Augenblicks und im Captiviren der einflußreichſten Perſonen. Von dem entſcheidenden Marſch der alliirten Heere nach Paris zu Ende des März 1814 behauptete er, daß General Grolmann die erſte Idee dazu gegeben, Blücher ſie lebhaft ergriffen und durchgeſetzt habe. Auf meine Bemerkung, daß es ewig Schade ſein würde, wenn er den Reichthum ſeiner politiſchen Beobachtungen nicht für die Nachwelt niederſchriebe, äußerte er im anſpruchsloſeſten Tone: daß er nie Memoires oder auch nur Notizen niedergeſchrieben habe. Geſchäft und Schreiben ſeien ihm ſtets himmelweit verſchieden erſchienen und nur in wiſſenſchaftlichen Dingen oder im Kunſtfache habe er ſich zu Letzterem entſchließen können.

---

[1] Vergl. Eckermann 1, 84, der weſentlich ergänzt wird.

Am 21. November

erhielt ich folgendes Billet von Goethe:

„Mit aufrichtigſtem Dank für die bisherige ſo freundliche Unterhaltung und Aſſiſtenz, muß leider anzeigen, daß die Aerzte ſtreng und ausdrücklich alle Abendbeſuche abzulehnen geboten haben. Wie viel ich dabei verliere, iſt Ihnen am beſten bekannt. Gegen Mittag jedoch würde mir auf Augenblicke Ihre Gegenwart höchſt erfreulich ſein, nur bitte mich von allem Sprechen zu dispenſiren.“

Sonntags, den 23. November.

Als ich heute gegen Mittag Goethe beſuchte, und ihm von dem gehäſſigen Benehmen der Würzburger gegen Heine und deſſen orthopädiſche Anſtalt erzählte, ſagte er:

„Das iſt die alte Erfahrung; ſobald ſich etwas Bedeutendes hervorthut, alſobald erſcheint als Gegenſatz die Gemeinheit, die Oppoſition. Laſſen wir ſie gewähren, ſie werden das Gute doch nicht unterdrücken.“ Bei mir iſt an keine Beſſerung zu denken, ſo lange ich, wie ſchon ſeit vielen Tagen nicht im Bette ſchlafen kann. Die Krankheit iſt eben auch ein abſolutes Uebel. Welch ein Zuſtand! welch eine Qual, ohne Morgen und Abend, ohne Thätigkeit, ohne klare Idee! Aber beſucht mich nur immer Mittags ein wenig, damit man doch noch denken möge, zuſammen zu gehören.

Dienſtags, 25. November.

Ein Paar ungemein genußreiche Stunden ſchenkte mir dieſen Morgen der treffliche, biedere Zelter durch ſeinen Beſuch.

Wie doch alles ſo klar, ſo kräftig, ſo durchſchlagend iſt, was er ſpricht. Höchſt betrübt geſtern über Goethe's Anblick bei ſeiner Ankunft, ſchöpfte er heute Hoffnung und gründete ſie auf den ganzen Habitus des Patienten.

„Auch ich werde einmal ſchnell weg ſein, ich bin zwar erſt 65 Jahre, aber es hapert ſchon in manchen Punkten gewaltig.

Nun, wie Gott will, ich bin jede Stunde fertig, nur ſchnell, wie durch Blitzes Kraft.“

Um vor allem politiſchen und äſthetiſchen Andrang deſto ſicherer zu ſein, — hatte ich Goethe von Marienbad geſchrieben — habe ich mich auf ſechs Wochen in die Dienſte eines ſchönen Kindes begeben. „Ich war mein Lebenlang, fuhr Zelter fort, immer verliebt und oft gut aufgenommen, aber meinen Kindern fiel nicht ein, zu glauben, daß ich wieder heirathen wolle. Meine erſte Frau, eine ſchöne Wittwe, heirathete ich meiner Mutter zu Liebe, die 17 Jahre gichtbrüchig darnieder liegend ſich bei ihrer Pflege beſonders wohl befand. Meine zweite Frau ſang wie ein Engel und wußte jedem Gedicht und jeder Compoſition erſt die rechte Seele zu geben. Die Leute wundern ſich oft, wie ich ſo gut mit Goethe ſtehe, der doch ſo viel höher und tiefer als ich iſt. Ich bin rauh, gerade angehend, ja grob, eigenſinnig, heftig, aber ich habe ein Gemüth und ein offenes Auge. Je nun, ich habe mich ja ſelbſt fördern müſſen, was ich bin, habe ich ergeizt und erkargt, vom Maurergeſellen an. Ich kenne aber Goethe durchaus und habe oft ſeine dunkeln Gedichtsſtellen richtig errathen, oft erſt durch mein Componiren derſelben. Z. B. das Gedicht im Divan, was Goethe machte, als ſeine Frau[1] im Sterben war. Goethe iſt wie ein Kind, er giebt, was er hat; im Wiſſenſchaftlichen, — da ſchreien die Philiſter-Gelehrten, er pfuſche in Alles. Nun, wenn Ihr daſſelbe oder Beſſeres wußtet, Ihr Eſel, warum gabt Ihr's nicht? Warum ſeht Ihr nicht auch Goethen ſo richtig als ich? Als ich Faſchens Leben[2] ſchrieb, wunderten ſich viele, daß Ihnen der Mann vorher nicht ſo bedeutend erſchienen war. Dann erzählte er die rührende Geſchichte ſeines alten Freundes Pouſſin, der eben im Begriff war, für immer zu Zeltern zu reiſen und ſeinen Töchtern ſein ganzes Vermögen zu vermachen, als der Tod ihn überraſchte. — Er ſprach über die Unkunde der Metriker in der wahren Metrik der Natur. „Käme,“ ſagte er, „das Weltall einen Augenblick aus ſeinem Metrum, gleich müßte Alles zu Grunde gehen.“

---

[1] † 6. Juni 1816. Iſt es vielleicht das Gedicht: „Deinem Blick mich zu bequemen ꝛc.“?

[2] Karl Fr. Ch Faſch, kgl. preuß. Kammermuſikus. Berlin 1801.

Niemand, fuhr er fort, hatte tiefern Sinn für Muſik als Schiller. Es wurde mir ſehr ſchwer ſeine Bekanntſchaft zu machen. Im Jahre 1802, als ich nach Weimar kam, wagte ich es zu ihm zu gehen, obgleich man mir ſagte, er laſſe ſich ſehr ungern ſprechen. Frau von Schiller empfing mich, die Thüre des Nebenzimmers ſtand ein wenig offen, und ich vermuthete gleich, daß Schiller ſich verberge. Darauf fing ich an von meinen Compoſitionen ſeiner Gedichte zu ſprechen, und bat um Erlaubniß, den Taucher auf dem Klavier vorzuſpielen.[1] Ich mochte etwa fünf Minuten geſpielt haben, als ich merkte, daß ein Kopf durch die Thürſpalte herein horchte. Ich kräftig fortſpielend — auf einmal ſpringt Schiller halb angekleidet herein auf mich zu, umarmt mich heftig und ruft bewegt aus: „Sie ſind mein Mann, Sie verſtehen mich.“ Seitdem ſind wir dicke Freunde geblieben bis zu ſeinem Tode.

B. Den 15. December.

Heute war ich eine Stunde bei Goethe, der ziemlich munter war. Er war etwas ärgerlich über die Recenſion des Concerts der Madame Szymanowska im Berliner Blatt,[2] und kam, an die Geſchwiſter denkend, darauf, uns von dem Entſtehen ſeiner Geſchwiſter zu erzählen. Ich entwarf ſie auf einer kleinen Reiſe nach Thalbürgel, wo ich den Großherzog beſuchte. In wenig Tagen waren ſie fertig; es reut mich, daß ich damals nicht ein Dutzend ähnlicher Stücke hingeworfen habe, aber ich gerieth bald auf die Iphigenie und ward viel ernſter. Die Geſchwiſter führte ich dann auf einem kleinen Privattheater mit Dem. Kotzebue (Madame Gildemeiſter) ſelbſt auf, nicht ohne wechſelſeitige Neigung. Sie war anmuthig, naiv, weit mehr als ihre Tochter, die etwas kurz Angebundenes hat. Der nachmalige Staatsrath Kotzebue machte in Stella den Poſtillon. Beim Weggehen bat Goethe mich mit ſeinen Freunden zu verabreden, daß jeder abwechſelnd an den Abenden allein ihn aufſuche, weil das Hin- und Herreden Mehrerer ihn betäube oder zu ſehr aufrege.

---

[1] Vergl. die Erzählung in Goethe-Zelters Briefw. VI. 66.

[2] Berliner Nachrichten 1823. Nr. 149.

B. Den 29. December.

Ich fand heute Goethe allein. Nach Beſichtigung einiger Kupferſtiche ſprach er über Hamann und ſeine Briefe an Jacobi. Hamann war ſeiner Zeit der hellſte Kopf; er wußte wohl, was er wollte. Aber er hielt immer bibliſche Sprüche und Stellen aus den Alten vor wie Masken, und iſt dadurch vielen dunkel und myſtiſch erſchienen. Mir iſt die populäre Philoſophie ſtets widerlich geweſen, deßhalb neigte ich mich leichter zu Kant hin, der jene vernichtet hat. Aber mit ſeiner Kritik der Vernunft habe ich mich nie tief eingelaſſen.

B. Den 9. Januar 1824.

Von 6½ bis gegen 9 Uhr — etwas zu lang — war ich bei Goethe, der ſich in der Hinterſtube aufhielt. Mein Bemühen für die Frau Szymanowska einen Empfehlungsbrief an Humboldt zu erhalten, war vergeblich. Endlich, meinte er, müſſe man ſchreiben:[1] Da Sie zu den Naturforſchern gehören, die Alles durch Vulcane erzeugt halten, ſo ſende ich Ihnen einen weiblichen Vulcan, der Alles vollends verſengt und verbrennt, was noch übrig iſt.

Den 20. Januar.

Ich war zu Mittag bei ihm, bloß Ulrike und Walther ſpeiſten mit.

Die Jenaiſchen Jubiläumsfeſtlichkeiten und Gedichte auf Lenz gaben den nächſten Stoff zum Geſpräch. Er fand viele Freude an dem handſchriftlichen Gedicht eines Studenten aus Gotha, der Dichter habe ſich den Ueberblick ſeines ganzen reichen Gegenſtandes verſchafft, und nur ſo könne man etwas Tüchtiges leiſten.

Vom künftigen Jubelfeſte des Großherzogs, 3. September 1825, ſprachen wir viel, da mir daran gelegen war ſeine Ideen

---

[1] Am 1. Februar ſagte er erſt definitiv zu.

Da flog das Meislein auf ein Haus
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Götz. Wie ſteht's?

Georg. führt ſein Pferd heraus. Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfich.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

ab.

zu erforſchen. Ich ſchlug Medaille, Triumphbogen, Verſammlung von Deputirten aus allen Ortſchaften vor. Zur Medaille, wenn das Bild des Fürſten darauf geprägt werden ſollte, meinte er, bedürfe es durchaus der Einwilligung des Großherzogs ſelbſt. Ueberraſchung dürfe ohnehin bei einem Fürſten nicht ſtatuirt werden.

Die Idee des Triumphbogens am Eingange des Schloßhofes ſprach ihn ſehr an, Repräſentanten des Landes aber ſeien langweilig, wenn nicht ſchöne Repräſentantinnen dazu kämen.

Nach Tiſche ſprachen wir wohl noch anderthalb Stunden ſtehend. Er war ſehr gemüthlich und heiter. Der Zuſtand der Mineralogie ſei jetzt gar zu wunderbar. Leonhard[1] und Andere, die früher auf rechtem Wege gewandelt, hätten ſich ſelbſt zu überbieten geſucht und verirrt. Mit Recht nenne man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften die „exacten,“ weil man die Irrthümer darin klar nachweiſen könne. Im Aeſthetiſchen, wo Alles vom Gefühl abhänge, ſei dieß freilich nicht möglich. Fürs Aeſthetiſche bin ich eigentlich geboren, doch jetzt zu alt dazu, wende ich mich den Naturſtudien immer mehr zu.

Er zeigte ein ſchönes, dem Großherzoge verehrtes, antikes Schild, etwa aus dem ſechzehnten Jahrhundert, und ein ſcherzhaftes Collectivgedicht von Tiefurter Genoſſen aus den Jahren 1780 an den damals mit ihm zu Ilmenau hauſenden Herzog, das er jetzt erſt aufgefunden und dem Erbgroßherzog zum 2. Februar zu verehren Willens ſei. Eine zierliche Dedication im Lapidarſtyl, eine erklärende Einleitung, ein Verzeichniß der verſchiedenen Verfaſſer, gleichſam einen Theaterzettel; zum Schluſſe hatte er ſinnig dazu geſchrieben, das Ganze elegant in dunkelrothes Maroquin-Papier mit grünſeidenen Schleifen einbinden laſſen.[2] Viel erzählte er dann von „Alonzo et la révolution d'Espagne,“ hiſtoriſcher Roman in vier Bänden à la Walter Scott, woraus er nun ſeit vierzehn Tagen viel Aufklärung über die innern Zuſtände Spaniens geſchöpft. Er lobte die

---

[1] Carl Cäſar, v., geh. Rath, Profeſſor der Mineralogie und Geologie zu Heidelberg.

[2] Alles vergebens deſſelben habhaft zu werden. Im großherzogl. Hausarchive, wo wir es vermuthen müſſen, iſt es nicht.

Darſtellungsweiſe höchlich; mir rieth er ab, meine Zeit daran zu wenden und erweckte doch immer die Luſt dazu von Neuem. Als ich ihn über die Schicklichkeit eines beſondern Gedichtes für die engliſchen Dichtergeſtalten zum nahen Maskenballe befrug, billigte er meine Scrupel und ſchlug Mittheilung an Riemer zur Aufnahme in ſein größeres Gedicht vor. Er ſei ſelbſt geneigt, wenn ein ſchönes Kind ihn darum begrüße, einige anonyme Verſe zu ſpenden.

Lange war er nicht ſo redſelig, ſo gemüthlich mittheilend, ſo ruhig heiter geweſen.

Sonnabends, 14. Februar.

Als ich heute mit Goethe über die zahmen Xenien in ſeinem neueſten Hefte Kunſt und Alterthum ſprach, äußerte er: Ich gebe gern von Zeit zu Zeit eine Partie ſolcher Reimſprüche aus; Jeder kann nach eigener Luſt eine Erfahrung, einen Lebenszuſtand hineinlegen oder daran knüpfen; ſie kommen mir oft in der wunderbarſten Anwendung wieder zurück und bilden ſich lebendig immer weiter aus. Hat man doch auch aus der Bibel, aus Horaz und Virgil Denkſprüche auf faſt alle Ereigniſſe des Lebens.

Wir kamen auf die Paria's-Gedichte zu ſprechen und auf den ewigen Hang der Menſchen zu Unterſcheidung der Kaſten. Jeder Menſch, ſagte er, ſchlagt die Vortheile der Geburt bloß deßwegen ſo hoch an, weil ſie etwas Unbeſtreitbares ſind. Alles was man erwirbt, leiſtet, durch Anſtrengung verdient, bleibt dagegen ewig von der Verſchiedenheit der Urtheile und Anſichten abhängig.

„Eine Ausſöhnung hierüber iſt vergeblich, macht das Uebel nur ſchlimmer, wie es z. B. die Bürger mit dem Luxus einer Hoftafel nicht verſöhnt, wenn man einige aus ihrer Mitte zuweilen daran Theil nehmen läßt." Das Geſpräch wandte ſich auf Napoleon und Goethe's Geſpräch mit ihm, zu deſſen Niederſchreibung ich ihn lebhaft antrieb. Er meinte, ich ſolle doch nur erſt meine *eigenen* Memoires aus jener Zeit niederſchreiben, recht gegenſtändlich, ohne alle ſubjective Einmiſchung; das werde auch ihn dann zu Darſtellungen aus jener Zeit aufregen.

Am andern Morgen bekam ich ein Billet von ihm mit den Worten:

Sie haben mir geſtern einen Floh hinters Ohr geſetzt, der mich nicht ſchlafen ließ. Ich ſtand um fünf Uhr auf und entwarf die Skizze jener Unterredung mit Napoleon. Zur Strafe aber, daß Sie mich dazu verleitet, ſecretire ich mein Product.[1]

Den 8. März.

Ich traf ihn um 4 Uhr ganz alleine und ſehr gemüthlich. Zuerſt zeigte er mir ſein neu zuſammengebrachtes Münzcabinet ephemerer und erloſchener Souverainetäten, Iturbidens Wappen mit einem Adler auf dem Cactus, ſchöne kleine Münze von Columbia.

Das Geſpräch fiel auf *Selbſtkenntniß*. Ich behaupte, der Menſch kann ſich nie ſelbſt kennen lernen, ſich nie rein als Object betrachten. Andre kennen mich beſſer als ich mich ſelbſt. Nur *meine Bezüge* zur Außenwelt kann ich kennen und richtig würdigen lernen, darauf ſollte man ſich beſchränken. Mit allem Streben nach Selbſtkenntniß, das die Prieſter, das die Moral uns predigen, kommen wir nicht weiter im Leben, gelangen weder zu Reſultaten noch zu wahrer innerer Beſſerung.

Doch will ich dieſe Anſicht nicht eben für ein Evangelium ausgeben. Was ſind travers? Falſche Stellungen zur Außenwelt. Wer hat ſie nicht? Jede Lebensſtufe hat die ihr eignen.

Riemer kam ſpäterhin zu uns. Ich erzählte, Schmidt ſei von Mad. Milder höchſteingenommen, ſie überſteige Alles, was ſeine Phantaſie ſich von einer vollkommenen Sängerin gedacht.

Ganz natürlich, ſagte Goethe, denn die Phantaſie kann ſich nie eine Vortrefflichkeit ſo vollkommen denken, als ſie im Individuum wirklich erſcheint. Nur vager, neblicht, unbeſtimmter, grenzenloſer denkt ſie ſich die Phantaſie. Aber niemals in der karakteriſtiſchen Vollſtändigkeit der Wirklichkeit. Es erregt mir daher immer Schmerz, wenn man ein wirkliches Kunſt oder Naturgebilde mit der Vorſtellung vergleicht, die man ſich davon gemacht hatte, und dadurch ſich den reinen Genuß des erſtern verkümmert. Vermag doch unſere Einbildungskraft nicht einmal das Bild eines wirklich geſehenen, ſchönen Gegenſtandes getreu wiederzugeben; immer wird die Vorſtellung etwas Neblichtes, Verſchwimmendes enthalten.

---

[1] Vergl. das Geſpräch vom 9. Juli 1814.

Auf meine Klage, daß dieſe Beſchränkung unſrer Natur uns ſo viel Herrliches entziehe, erwiederte er: Ei, das iſt ja ein Glück, was würden wir anfangen, wenn alle die unzähligen Empfindungen, die uns z. B. ein Hummel'ſches Spiel gibt, uns fortwährend blieben? dann würden ja auch die vergangenen Schmerzen immerfort uns peinigen. Seien wir froh, daß für das Gute, Angenehme doch immer noch ziemlich viele Reproductionskraft in uns wohnt.

Das Geſpräch fiel wieder auf Alonzo, deſſen Pietät und milde Religioſität, ohne Frömmelei, er ungemein hervorhob. Der Fr. v. Helvig neueſte Ueberſetzung ſchwediſcher Gedichte fand ebenfalls ſeinen großen Beifall, und dann ward Byrons Kain und Sündfluth abermals analyſirt. Ich begreife recht, wie ein ſo großes Genie ſich nach ſo vielen herrlichen Productionen überall ennuyiren konnte und daher die griechiſchen Angelegenheiten nur als einen neuen Zeitvertreib leidenſchaftlich ergriff.

Zugleich bat er mich, ihm einen Artikel aus dem Moniteur über Kain zu überſetzen, um ſeine eignen Aeußerungen über dieſes Werk in Kunſt und Alterthum „zu retouchiren." So oft die Franzoſen, ſetzte er hinzu, ihre Philiſterei aufgeben und wo ſie es thun, ſtehen ſie weit über uns im kritiſchen Urtheil und in der Auffaſſung origineller Geiſteswerke. Intereſſant iſt Alles, was uns intereſſirt.

Den 16. März.

Von 5 — 7 Uhr war ich bei ihm erſt allein, dann mit Soret.

Das Geſpräch fiel auf Kirmſens Abgang von der Theater-Intendanz.

Ei nun ſagte er, Kirms hat ſich in einer Zeit Verdienſte erworben, wo es noch galt zu ſparen, mit Wenigem viel zu machen. Ich hatte keinen Heller für meine Direction, ich wendete noch viel Geld daran, die Acteurs herauszufüttern und genoß das Vorrecht eines Souverains, genereus zu ſein nach Herzensluſt. Ja wir ſind aus einer alten, andern Zeit her und brauchen uns ihrer nicht zu ſchämen.

Heute war ich nach langer Zeit wieder in meinem Parkgarten; gerne würde ich öfter dort verweilen, wenn es nur nicht zu viel Apprehenſion gäbe. Die alten ſelbſtgepflanzten Bäume, die alten Erinnerungen machen mir aber ganz unheimliche Eindrücke. Drei[1] ganze Jahre habe ich förmlich dort gewohnt, und bin oft nach der Redoute des Nachts im Tabaro hinausgelaufen. Nie habe ich meine Naturſtudien ſo innig als dort getrieben, die Natur mit ganz andern Augen geſchaut und ſie in jeder Stunde des Tags und der Nacht belauſcht.

Wir kamen auf ſeine Ilmenauer Bergbaurede[2] zu ſprechen und meine Analyſe derſelben an Soret machte ihm Luſt, ſie ſelbſt wieder zu leſen, wiewohl er meinte, daß ich wohl in meine Darlegung Vieles aus dem neunzehnten Jahrhundert hineingetragen habe.

Ich kam höchſt unwiſſend in allen Naturſtudien nach Weimar und erſt das Bedürfniß, dem Herzog bei ſeinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktiſche Rathſchläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur.

Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekoſtet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anſchauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauſchen möchte. Mit allen Naturlehrern und Schriftſtellern getraue ich mir es aufzunehmen; ſie ſcheuen mich auch alle, wenn ſie ſchon oft nicht meiner Meinung ſind.

Mittwochs, 24. März.

„Es iſt doch beſſer ſchlechtes Wetter, als gar keines,“ ſoll Prinz Auguſt von Gotha einſt geſagt haben. Dies war heute ein Haupttext der Goethe'ſchen Unterhaltung.

---

[1] In Wahrheit 9 Jahre. (Schöll.)

[2] Vom 24. Februar 1784. Das vollſtändigſte und ſehr werthvolle Exemplar der Druckſchriften über den Ilmenauer Bergbau habe ich aus Materialien des Geh. St. Archivs in Weimar zuſammengeſtellt. (Bibl. des genannt. Archivs.)

Er ſagte, dieſer Spruch falle ihm immer ein, wenn er ſich über etwas Unvollkommenes ärgere.

So über die ſchlechte Außenſeite der hieſigen Bibliothek. Nie habe er ein Wort darüber verloren, ob er wohl kaum zweifle, daß es ihm leicht geweſen ſein würde, den Fürſten zur Abhülfe des Uebelſtandes zu vermögen.

Schon Schiller habe 1802 an Humboldt geſchrieben: „wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, ſo würden manche Sachen hier ſich beſſern laſſen ꝛc.“

Viel wurde über die Jubelfeier des Großherzogs geſprochen, beſonders über die zu ſchlagende Medaille; Goethes Neigung zum Regiren und ſeine ungläubige Neutralität traten wieder recht entſchieden hervor. Eine untergehende Sonne über einem Meere, ſagte er mit der Legende: „Auch im Untergehen bleibt ſie dieſelbe“ (nach Nonnus)[1], wäre ein für allemal das großartigſte Symbol, aber wer wollte dazu rathen?

Ueberhaupt war er heute in jener bitter humoriſtiſchen Stimmung und ſophiſtiſchen Widerſpruchsart, die man ſo ungern zuweilen an ihm wahrnimmt. Ueber Gruithuſens Behauptung im Monde eine Feſtung entdeckt zu haben, gerieth er ganz außer ſich.

Den Unſinn verbreitet, offenbare Irrthümer als baare Wahrheit ausgegeben zu ſehen, iſt das Schrecklichſte, was einem Vernünftigen begegnen kann. So iſt aber die liebe Menſchheit. Indeß muß ſie Gott wohl nicht anders haben wollen, ſonſt hätte er anders mit ihr angefangen.

---

[1] Von Nonnus iſt der gemeinte Pentameter:

ΔΥΟΜΕΝΟΣ ΓΑΡ. ΟΜΩΣ ΗΛΙΟΣ ΕΣΤΙΝ ΕΤΙ

nicht, ſondern er ſteht in der im Jahre 1817 erſchienenen, Goethe gewidmeten Schrift des ſpätern Grafen Uwarow: Nonnus von Panopolis der Dichter (St. Petersburg 1817). Wieder gedruckt in den Etudes de Philologie et de Critique 1843 pag. 169 sq Dieſe Schrift ſchließt mit den Worten: Die Poeſie der Griechen iſt die merkwürdigſte Erſcheinung der geſammten Civiliſation und der Geiſt der Alten bleibt ſelbſt in ſeinem Sinken unerreichbar hoch. Darauf folgt der Pentameter, von dem Goethe geglaubt haben mag, daß er von Nonnus ſei.

Sonnabends, 3. April.

Von $6\frac{1}{2}$–$8\frac{1}{2}$ war ich mit Riemer bei ihm. Er dankte ſehr für Mittheilungen intereſſanter Pariſer Blatter, verbat ſie ſich aber doch, weil ſie ihn zu ſehr zerſtreuten und gleichwohl nicht genug förderten. Quatremère de Quincy, ſagte er, hat im richtigen Gefühl, daß die gewöhnliche Nachahmungstheorie falſch ſei, eine Formel geſucht, aber die richtige nicht gefunden.

Die Nachahmung der Natur durch die Kunſt iſt um ſo glücklicher, je tiefer das Object in den Künſtler eingedrungen und je größer und tüchtiger ſeine Individualität ſelbſt iſt. Ehe man andern etwas darſtellt, muß man den Gegenſtand erſt in ſich ſelbſt neu producirt haben.

Darauf kam er auf Geh. Rath Wolf zu ſprechen. „Dieſer Freund iſt, äußerte er, oft der unverträglichſte, unleidlichſte aller Sterblichen durch ſein ewiges Regiren; deßhalb bin ich ſo oft mit ihm zerfallen. Wenn er kommt, iſt es als wenn ein beißiger Hund, ein reißendes Ungethüm ins Haus träte. Ich kann wohl auch beſtialiſch ſein und verſtehe mich gar ſehr darauf; aber es iſt doch verdrießlich, die rauhe Seite herauskehren zu müſſen. Oft hatte ich etwas von ihm gelernt; wenn ich es nach zwei Tagen wieder vorbrachte, behandelte er es wie die größte Abſurditat. Einſt war ich mit ihm im Bade zu Tennſtedt, als mein Geburtstag herannahte, da betrog ich ihn um einen ganzen Tag im Kalender und machte, daß er am 27. Auguſt abreiſte; denn mir war Angſt, er würde mir an meinem Geburtstage abläugnen, daß ich geboren ſei.[1] Bitter klagte er über den geſtörten häuslichen Frieden durch Ulrikens höchſt bedenklichen Unfall. Doch wer nicht verzweifeln kann, muß nicht leben; nur feige ſich ergeben, ſei ihm das Verhaßteſte. Ich will nicht hoffen und fürchten, wie ein gemeiner Philiſter, ſetzte er hinzu; daher iſt das Geſchwätz der Aerzte und ihr Tröſten mir am allermeiſten zuwider.

Klingers Erklarung[2] in den öffentlichen Blattern gegen Glower zu Gunſten Goethe's freute ihn ſehr. Er verglich ſie mit Huttens Schrift „Epistolae obscurorum virorum“ zu Gunſten Reuchlins. Großes Lob ſpendete er Wielands ſchönen Billets, die er mir leſen zu laſſen verſprach.

---

[1] Vergl. Goethe-Zelter Briefw. II. 336: Jener, im Widerſpruch erſoſſene, hätte mir am Ende gar zur Feier meines Feſtes behauptet, ich ſei nie geboren worden. Vergl. über das Verhältniß Beider die Einl. zu Goethe's Briefen an Fr. Aug. Wolf, herausgeg. von M. Bernays.

[2] Sie bezieht ſich auf die pſeudonyme Schrift „Goethe als Menſch

B. Montag, den 19. April.

Heute waren G. R. Wolf, Rehr, Coudray und Rehbein zum Diner bei Goethe. Letzterer war heiter und ironiſch, während Wolf weit ſanfter, doch voll beißender Wortſpiele war. Als Wolf das Berliner Theater tadelte, ſagte Goethe: Zu den Kirſchen muß man nur Kinder und Sperlinge ſchicken.

B. Mittwoch, den 21. April.

Mit Wolf machte ich Beſuch bei Goethe, der heute ſehr launig war und Wolfen ironiſirte. Ihr Diätfehler iſt gar nicht ſchuld an Ihrem Uebelſein; es iſt ein bloßer Ausfluß Ihrer Höflichkeit, weil Sie zu Hofe geweſen und den Großherzog nicht herab zu ſich in den Schloßhof beſtellt haben. Ueberhaupt geht die Krankheit dem Menſchen gar nichts an, er muß ſie ignoriren, nur die Geſundheit verdient remarquirt zu werden.

---

und Schriftſteller. Litter. Converſationsblatt. 1824. Nr. 97. Abgedr. bei Kurlovius über Goethe S. 312. Ueber das pſeudonyme Machwerk vergl. Düntzer in den Blättern für litter. Unterh. 1866 Nr. 7. – Eine Erklärung Klinger's ſteht z. B. in der Abendzeitung 1824 Nr. 81, wo es heißt: Unter dem Poſtzeichen: Wolfenbüttel wurde mir durch die Poſt folgende Schrift zugeſandt: Goethe als Menſch und Schriftſteller ꝛc. ꝛc. von Friedr. Glover, engl. Oberſtlieutenant. 2. Aufl. Halberſtadt 1824. Der genannte Autor ſowohl als der Ueberſetzer, Commentator dieſer Schrift an mich, ſind mir völlig unbekannt. Auch ſpricht ſich dieſe Schrift wie alle Schriften dieſer Art das Urtheil ſelbſt; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne weitere Unterſchrift an mich folgt, da ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im ſpäten Alter bin, ſo erkläre ich hiermit öffentlich: dieſer Zueignung verſage ich die Annahme, die Schrift ſelbſt hat mein höchſtes Mißvergnügen erregt und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlaſſe ich dem deutſchen Leſer. St. Petersburg, 27. Februar 1824. General-Lieutenant. Fried. Maxim. Klinger.

Am Pfingſttage, 6. Juni

beſuchte ich ihn Nachmittags nach Hoftafel. Er ſaß im Hemdeärmel und trank mit Riemer. „Erſteres war Urſache, daß er Gräfin Line Egloffſtein nicht annahm. Sie möge doch, ſagte er zu Ottilien, des Abends zu mir kommen, nicht wenn Freunde da ſind, mit denen ich tiefſinnig oder erhaben bin.“ Nicht leicht habe ich ihn geiſtreicher und lebhafter geſehen.

Einige Anekdoten, die ich von Kirchnern[1] in Frankfurt erzählte, brachten das Geſpräch auf Humor.

„Nur, wer kein Gewiſſen oder keine Verantwortung hat, ſagte er, kann humoriſtiſch ſein. Muſaeus konnte es ſein, der ſeine Schule ſchlecht genug verſah und ſich um Nichts und um Niemand bekümmerte. Freilich humoriſtiſche Augenblicke hat wohl Jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung iſt, die durchs ganze Leben geht.

Wahrſcheinlich deßwegen — ſagte ich — weil dem Humoriſten mehr an ſeiner Stimmung, als an dem Gegenſtand gelegen iſt; weil er jene unendlich höher, als dieſe, anſchlägt.“ Ganz recht commentirt, erwiederte er, und ſogar ganz in meinem Sinne.

Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war und den Skeptikern iſt es mit Nichts ein großer Ernſt. Wieland hielt ſich Niemandem reſponſabel, nicht ſeiner Familie, nicht ſeinem Fürſten und handelte auch ſo. Wem es aber bitterer Ernſt iſt mit dem Leben, der kann kein Humoriſt ſein. Wer unterſteht ſich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten gegen ſich ſelbſt und Andere erwägt, die auf ihm laſten? Wenn er mit Ernſt gewiſſe beſtimmte Zwecke erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Oſſuna Humor gehabt, aber aus Menſchenverachtung. Doch damit will ich den Humoriſten keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewiſſen haben? Wer fordert es denn?

---

[1] Anton Kirchner, Pfarrer, der Geſchichtsſchr. Frankfurts. Vergl. Heyden, Gallerie berühmter und merkw. Frankfurter S. 142.

Ich führte an, daß irgend ein Schriftſteller[1] geſagt habe „der Humor ſei nichts anders als der Witz des Herzens.“

Goethe ergrimmte aufs Heftigſte über die Redensart „Nichts anders.“

So ſchrie er, ſagte einſt Cicero:

„Die Freundſchaft iſt nichts anderes als ꝛc.“ O du Eſel, du einfältiger Burſche, du heilloſer Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen und nichts Klügeres als jene unſinnige Phraſe herausbringt. „Nichts anderes.“ Lauter Negation, lauter Herabſetzung! Ich werde gleich wüthend, wenn ich dergleichen höre. Nie konnte ich vor Matthiſſon[2] Achtung haben, wegen des abſurden Liedes: „Namen, ich[3] nenne dich nicht.“

Und „Witz des Herzens,“ welcher Unſinn! Ich weiß nicht, was Herz iſt und will ihm Witz beilegen! Dergleichen Phraſen ſtreifen an meinem Ohre vorüber wie zerplatzte Luftblaſen; der Verſtand findet abſolut nichts darin; das iſt hohles Zeug.“

Es dauerte lange, ehe er ſich beruhigte und dabei ſtrömten die ſchlagendſten Einfälle aus ſeinem Munde.

Weber's[4] Vorleſung über die „Braut von Korinth“ gefiel ihm, „doch“, fügte er hinzu, „habe ich nicht aus Phlegons von Tralles, eines Freigelaſſenen Kaiſer Hadrians, Tractat von wunderbaren Dingen, ſondern wo anders her das Sujet genommen, es aber meiſt vom Stoffartigen entkleidet. Philamon hieß die Braut.

---

[1] Wer? Sicher einer der romantiſchen Schüler.

[2] Ein entſchiedener Irrthum. Das Gedicht iſt von W. Ueltzen. Vergl. übrigens über die verſchiedenen Muthmaßungen auf den Verfaſſer: Hoffmann v. Fallersleben. Unſere volksthümlichen Lieder. II. Aufl. p. 167.

[3] Richtiger:

Namen nennen Dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinſel
Sterblicher Künſtler nicht nach.

[4] Wilh. Ernſt Weber, Vorleſungen zur Aeſthetik, vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Hannover 1831. pag. 193–201; Die Geſchichte der Braut von Korinth aus einem antiken Actenſtücke vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt a. M. am 23. April 1824.

Saal.

Zwey Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach, daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht. ſpringt an's Fenſter. Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld. ab.

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. ab.

Die Gegenſätze der heidniſchen und chriſtlichen Religion bieten allerdings eine reiche Fundgrube für die Poeſie."

Darauf auf den Dichter Immermann kommend, bemerkte er: „Ich laſſe Immermann gewähren und kann ihn mir nicht recht conſtruiren. Wie kann ich über ein erſt Werdendes, Problematiſches urtheilen? habe ich nicht mit meinen eigenen Werken genug zu thun? Und Sie wiſſen, daß ich ein fortwährend Werdendes ſtatuire.

So fuhr er lange im Tone der Orakelſprüche fort, z. B.

Gegen einen Grundſatz ſtatuire ich keine Erfahrung. Ich läugne ſie geradezu.

Alles Tragiſche beruht auf einem unausgleichbaren Gegenſatz. So wie Ausgleichung eintritt oder möglich wird, ſchwindet das Tragiſche.

Kirchners Kopf paßt nicht zu ſeinem Rumpf und Leib. Schleppte er nicht am letztern eine ſo große Laſt herum, ſo würde er noch viel mehr Teufelszeug machen, noch viel lebendiger ſein. Er iſt ein kluger Schelm, der klügſte in Frankfurt. Dort herrſcht der kraſſeſte Geldſtolz, die Köpfe ſind dumpf, beſchränkt und düſter. Da taucht nun auf einmal ſo ein Lichtkopf wie Kirchner auf! Ich will wetten, oder vielmehr de credulitate ſchwören, er ſchickt zu Michaelis keine weitern Frankfurter nach Jena.

Meine Freunde theile ich in Hoffer und Verzweifler. An der Spitze der erſtern: der Kanzler, der letztern: Meyer. Dieſer ſteht ſo hoch im Verzweifeln, daß er wieder zu hoffen anfängt. (Riemer nannte ihn: „Auszweifler.")[1]

Sonntags, 13. Juni.

Regenwetter.

Nach Hofe war ich bei Goethe mit Riemer. Er ſprach von Rouſſeau's Botanique und des Großherzogs Losſagen vom Handel mit Buchhändler Jügel wegen der Rafaeliſchen Tapeten.

---

[1] Parentheſe: v. Müllers Bemerkung.

„Wenn man für einen Fürſten handelt und ſpricht, muß man ſein wie ein Scharfrichter, ſeine Befehle raſch, ſtreng, glatt weg vollziehen.“

Ueber Byrons'[1] Tod äußerte er, daß er gerade zu rechter Zeit erfolgt ſei. Sein griechiſches Unternehmen hat etwas Unreines gehabt, und hätte nie gut endigen können. cf. 74

Es iſt eben ein Unglück, daß ſo ideenreiche Geiſter ihr Ideal durchaus verwirklichen, ins Leben einführen wollen. Das geht nun einmal nicht, das Ideal und die gemeine Wirklichkeit müſſen ſtreng geſchieden bleiben.

B. Den 30. Juni.

Heute war ich mit Coudray, ſpäter mit Riemer, endlich noch mit Meyer, der vor ſeiner Carlsbader Reiſe Abſchied nehmen wollte, bei Goethe. Nie ſah ich ihn geiſtreicher, lebhafter, humoriſtiſcher, offner. Er forderte mich auf die Gedichte zum Pentazonium[2] herbeizuſchaffen, die Motive zu den fünf Zonen zu ſchematiſiren. Ueber das „vir semisecularis“ müßte Eichſtädt conſultirt werden, keine jüngern Philologen, nur fünfzigjährige mindeſtens ſind hier patres curiae. Im Geiſtreichen ſagte er, raſch vorwärts, im Conventionellen, Poſitiven, Recipirten aber vielfach umgefragt, umgeſchaut, ja ſelbſt pedantiſch!

Riemer wollte nun gleich eine Disputation halten, ob es Pente oder Pentazonium oder gar Penta oder Heptafolium heiße.

Coudray hatte eine „brillante“ Idee, die Loge Amalia möge zur Jubelfeier des Großherzogs Carl Auguſt Preisaufgaben für Maler ſtellen. Goethe extemporirte ſofort ein Programm; aber, ſagte er, die ſächſiſche Geſchichte hat nur zwei große Momente als brauchbare Motive: 1) Kurfürſt Friedrich der Weiſe lehnt die Kaiſerwürde ab, und 2) Herzog Bernhard ergreift nach Guſtav Adolfs Tode das Commando. In der Entwicklung dieſer Motive, die nur beide zuſammen den Gegenſtand erſchöpfen, war Goethe bewundernswürdig. Welche Gegenwart aller Anſchauungen, und welche Abſtractionen! Bei Aburtheilung einiger Maler, Schadow, Kolbe, Macco, Hartmann, kam das Geſpräch auf Rahls Gemälde im grünen Zimmer des Großherzogs, das Goethe, obwohl Carl Auguſt es getadelt, doch für das beſte halte.

---

[1] † 19. April 1824 in Miſſolunghi.

[2] Goethe's Werke XXVII.: Pentazonium Vimarienſe dem dritten September 1825 gewidm., von Coudray gez., geſt. von Schwerdgeburth.

Das katholiſche Regulativ[1] gab Goethen Gelegenheit grelle Ausfälle über die Myſterien der chriſtlichen Religion, vorzüglich über die immaculata conceptio S. Mariae, da Mutter Anna ſchon immaculata concipirt haben ſoll. —

Dann kritiſirte er die lettres Romaines,[2] deren Verfaſſer in Rom nie geweſen ſei, ſie ſeien eine Parteiſchrift, die alles Ideale ins Gemeine herabziehe und alle Symbole ihres höhern Sinnes entkleide. Jede Idee verliert, wenn ſie real wird, ihre Würde.

Nach Meyer's und Coudray's Weggang kam das Geſpräch auf Spanien. Goethe entwickelte in großen karakteriſtiſchen Umriſſen die ältere Geſchichte Spaniens, den langen Kampf mit den Mauren, die daraus entſtandene Iſolirung und Oppoſition der einzelnen Provinzen, und wie nothwendig alle Bewohner ſich aufreiben mußten. Dem Buche Spanien und der Revolution ertheilte er großes Lob. Der jetzige Zuſtand der Welt — Klarheit in allen Verhältniſſen — iſt dem Individuum ſehr förderlich, wenn es ſich auf ſich ſelbſt beſchränken will; will es aber eingreifen in die bewegten Räder des Weltganges, glaubt es als ein Theil des Ganzen ſelbſtthätig nach eigenen Ideen wirken, ſchaffen oder hemmen zu müſſen, ſo geht es um ſo leichter zu Grunde. Ich meines Theils möchte in keiner andern Zeit gelebt haben. Man muß nur ſich auf ſich ſelbſt zurückziehen, das Rechte ſtill in angewieſenen Kreiſen thun; wer will einem dann etwas anhaben?

---

[1] Geſetz über die Verhältniſſe der kathol. Kirchen und Schulen vom 7. November 1823. Weimariſches Reg.-Blatt Nr. 16 von 1823.

[2] Jedenfalls ſind die Tablettes Romaines cont. des faits, des Anecdotes et des observations sur les moeurs etc. par un Français; Paris, Février 1824 gemeint.

B. Montag, den 11. October.

Bei Goethe fand ich Riemer, der mit ihm arbeitete. Sei es die unwillkommene Störung, ſei es die Aufregung durch des kleinen Walthers Unfall, der den Arm gebrochen, und meine übelangebrachte Tröſtung, kurz Goethe war ſehr heftig, widerſtrebend. In Politicis überſpränge ich oft alle Grenzen und ſpräche gar zu leichtſinnig ab. Gemüthlich ſprach er nur über Raumers Geſchichte der Hohenſtaufen, an welchem er gerade das Nüchterne, das Freihalten von allen philoſophiſchen Anſichten lobte. Und doch wenn man die vier Bände durchleſen, habe man nichts gewonnen als die Ueberzeugung, daß es damals noch ſchlechter als jetzt hergegangen. Die Weltgeſchichte ſei eigentlich nur ein Gewebe von Unſinn für den höhern Denker, und wenig aus ihr zu lernen: Ich ziehe Raumern hundertmal dem Johannes v. Müller vor.

Das Geiſtreichſte, was er ſagte, war, daß er die jetzigen Griechenkämpfe als ein Analogon und Surrogat der Kreuzzüge anſehe, wie dieſe auch jene zur Schwächung der Macht der Osmanen überhaupt höchſt heilſam ſeien.

B. Donnerstag, 14. October.

Nach Tiſche war ich kurz bei Goethe, der über Graf Reinhard bemerkte: Ihm ſei wie einem, der ſtets mit einem Neffe auf dem Rücken durch das Leben gehe.

B. Sonnabend, 16. October.

Goethe zeigte ſich mir höchſt unzufrieden mit dem Bilde[1] vor der neuen Ausgabe des Werther, ohne jenes doch vorzuzeigen. Ich habe die Idee gehabt, mich nach einem alten Bilde von Kraus graviren zu laſſen, damit die Leute doch ſehen, wie ein Verfaſſer ſolch tollen Zeugs ungefähr beantlitzt geweſen.

---

[1] Geſtochen von Schule.

Goethe ſagt, er wolle Freybergs[1] ſchönen Aufſatz über Julio Romano gar nicht leſen, theils weil er eine myſtiſche Tendenz habe, theils um ſich jetzt nicht zu zerſtreuen.

8. Sonnabend, den 23. October.

Goethe ſcherzte viel, und ſchrieb unter anderm in ein engliſches Dictionnaire Ottiliens:

Dicke Bücher, vieles Wiſſen,
Ach, was werd' ich lernen müſſen.
Will's nicht in den Kopf mir gehen,
Mag es nur im Buche ſtehen.

Dann zeigte er uns ſein erſtes Manuſcript, den „Gottfried von Berlichingen," das ſehr reinlich, faſt ohne alle Correcturen war, und ſprach dann von der geheimen Tendenz des deutſchen Fürſtenbundes gegen Friedrich II Anmaßungen, während dieſer ſelbſt dazu anzutreiben vermocht wurde. Der Kronprinz ſei im Geheimniß geweſen, und von dem alten Fürſten von Deſſau die Idee ausgegangen.

18. November.

Nachmittags von 4 bis 5 Uhr weilte ich bei Goethen. Ein Frankfurter, Herr Fellner, wurde angemeldet und abgeſchlagen. „Man muß den Leuten abgewöhnen, einen unangemeldet zu überfallen, man bekommt doch immer andere fremde Gedanken durch ſolche Beſuche, muß ſich in ihre Zuſtände hineindenken. Ich will keine fremden Gedanken, ich habe an meinen eigenen genug, kann mit dieſen nicht fertig werden."

Darauf theilt er den ausgeſonnenen Plan zu Regulirung der vom Großherzog vergönnten öftern Benutzung der neuen Kunſt- und Bücherſchätze auf der Bibliothek mit. Nach einem gewiſſen Turnus ſollen acht bis neun Familienhäupter, jedes alle drei bis ſechs Wochen, eine Karte erhalten, auf welche ſie dann mit einer beliebig gewählten Geſellſchaft zwei Vormittagsſtunden, des Montags oder Donnerſtags, die ausgelegten literariſchen Neuigkeiten beſchauen mögen.

---

[1] Von Max Frhrn. v. Freyberg, Miniſterialrath in München im Orpheus I. 11.

Goethe war heute ausnehmend mild, ruhig, innerlichſt heiter.

Er kam bald wieder auf Lord Byron zu ſprechen. „Byron,“ ſagte er, „ſtellt den alten Pope bloß deßhalb ſo hoch, um an ihm eine unbezwingliche Mauer zum Hinterhalt zu haben. Gegen Pope iſt Byron ein Rieſe, gegen Shakeſpeare aber freilich wieder nur ein Zwerg geweſen. Die Ode auf den Tod des General's Moore iſt eine der ſchönſten Dichtungen Byrons. Shelley muß ein armſeliger Wicht ſein, wenn er dieß nicht gefühlt hat, überhaupt ſcheine Byron viel zu gut gegen ihn geweſen. Daß Byron bei dem Gefangenen von Chillon Ugolino zum Vorbild genommen, iſt durchaus nicht zu tadeln, die ganze Natur gehört dem Dichter an, nun aber wird jede geniale Kunſtſchöpfung auch ein Theil der Natur, und mithin kann der ſpätere Dichter ſie ſo gut benutzen wie jede andere Naturerſcheinung.

Mad. Louiſe Belloc hat ſehr Unrecht, wenn ſie Thomas Moore der Byron'ſchen Lorbeerkrone würdig hält. Höchſtens in einem Ragout dürfte Moore einzelne Lorbeerblätter genießen. An einem ſo herrlichen Gedicht, wie das Byron'ſche auf General Moore, zehre ich einen ganzen Monat lang und verlange nach nichts anderem. Wäre Byron am Leben geblieben, er würde für Griechenland noch ein Lykurg oder Solon geworden ſein.

Lord Stratfords Abreiſe von Konſtantinopel iſt ſehr bedeutungsreich, ohne Zweifel ein Symptom, daß die Engländer die griechiſche Sache für gewonnen halten. Aus Europa kann man aber nun einmal die Türken doch nicht treiben, da keine chriſtliche Macht Konſtantinopel beſitzen darf, ohne Herr der Welt zu werden, aber beſchneiden, reduciren kann man die türkiſche Macht in Europa, ſo weit als die griechiſchen Kaiſer in den letzten zwei Jahrhunderten.“

B. Donnerſtag, 25. November.

Von 4—5½ Uhr war ich ganz allein bei Goethe. Er ſprach von Walter Scott, der durch ſeine Schriftſtellerei an [illegible]

Pfund gewann, aber ſich ſelbſt und ſeinen wahren Ruhm dafür verkauft habe, denn im Grunde ſei er doch zum Pfuſcher geworden; denn ſeine meiſten Romane ſeien nicht viel werth, doch immer noch viel zu gut für's Publicum. — Den Schrittſchuh Almanach[1] mit Gedichten von Klopſtock, Cramer u. ſ. w., meinte er, verſtehe jetzt kein Menſch mehr recht. Klopſtock war doch immer ſehr vornehmthueriſch, ſteif und ungelenk in ſeinen Dichtungen, und über Fiesco, bei Gelegenheit der Bearbeitung von Ancelot äußerte er, es ſei ein wildes Stück, das den Todeskeim gleich in ſich getragen habe. Dieſe Verſchwörungsgeſchichten alle, die den frühern Dichtern im Kragen ſtaken, ſind im Grunde nichts als revolutionäre Schwärmereien, gewöhnlich iſt der Ermordete gerade der Beſte oder Unentbehrlichſte.

B. Donnerſtag, den 9. December.

Goethe fiel gegen alle „Vergleichungen" heftig aus; denn man macht ſie nur aus Bequemlichkeit, um ſich ein ſelbſtändiges Urtheil zu erſparen.

17. December.

Ich traf Goethen bei der Lectüre der neuen Ueberſetzung von Tauſend und Einer Nacht von Habicht, von Hagen und Schall, die er ſehr lobte und, da ſie aus dem Urtext, der franzöſiſchen vorzieht.

„Dieſe Märchen, ſagte er, müſſen mir über die trüben Tage weghelfen; iſt es doch, als ob das Bewußtſein in wenig Tagen der Sonne wieder näher zu kommen, uns ſchon jetzt erwärmte."

Ich brachte ihm von Gagern merkwürdige Handſchriften. Er holte ähnliche herbei in großer Zahl. Eckermann[2] trat ein, das Geſpräch kam auf Byrons Conversations. Ich leſe ſie nun zum zweiten Male, ich möchte ſie nicht miſſen und doch laſſen ſie einen peniblen Eindruck zurück. Wie viel Geklatſche oft nur um eine elende Kleinigkeit; welche Empfindlichkeit über jedes alberne Urtheil der Journaliſten, welch' ein wüſtes Leben mit Hunden, Affen, Pfauen, Pferden; Alles ohne Folge und Zuſammenhang.

---

[1] Jedenfalls iſt der Göttinger Muſenalmanach gemeint.

[2] Eckermann notirt über dieſe Unterhaltung nichts.

Nur über Anſchauungen urtheilt Byron vortrefflich und klar, Reflexion iſt nicht ſeine Sache, ſeine Urtheile und Combinationen ſind dann oft die eines Kindes.

Wie viel zu geduldig läßt er ſich Plagiate vorwerfen, ſcharmützirt nur zu ſeiner Vertheidigung, ſtatt mit ſchwerem Geſchütz die Gegner niederzudonnern.

Gehört nicht Alles was die Vor- und Mitwelt geleiſtet dem Dichter von Rechtswegen an? Warum ſoll er ſich ſcheuen, Blumen zu nehmen wo er ſie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entſteht ein Großes. Hab' ich nicht auch im Mephiſtopheles den Hiob und ein Shakeſpear-Lied mir angeeignet. Byron war meiſt unbewußt ein großer Dichter, ſelten wurde er ſeiner ſelbſt froh.

Das Taſchenbuch für Oeſterreichiſche Geſchichte von Hormayr mit Graf Sternbergs Bild führte das Geſpräch auf Böhmen. Dort war eine große Cultur im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einheimiſch, ehe man im übrigen Deutſchland daran dachte. Prag mit ſeinen 40,000 Studenten, welch' eine Erſcheinung! Aus allen Winkeln Deutſchlands und aus der Schweiz waren Lehrer hingegangen, die jeder gleich ſeine Zuhörer-Schaar mitbrachte. Jedermann dürſtete nach griechiſcher und lateiniſcher Kenntniß. Man räumte den Profeſſoren die größten Rechte und Freiheiten ein; als man ſie nun ſpäterhin beſchränken wollte, wurden ſie wild und zogen aus. Damals wurde Leipzig durch ſolch eine ausgewanderte Schaar emporgehoben, der man das Paulinum einräumte. Ja, die Geſchichte läßt ganz wunderſame Phänomene hervortreten, je nachdem man ſie aus einem beſtimmten Kreispunkte betrachtet.

Und doch kann eigentlich Niemand aus der Geſchichte etwas lernen, denn ſie enthält ja nur eine Maſſe von Thorheiten und Schlechtigkeiten.

Er war im ſchönſten Zuge allgemeine Anſichten und Betrachtungen aus der innern Fülle ſeines Geiſtes hervorſtrömen zu laſſen, und dabei höchſt mild und treuherzig.

B. An einem Decemberabend 1824 ſagte Goethe bezüglich auf Klinger: Alte Freunde muß man nicht wiederſehen, man verſteht ſich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen.

Wem es Ernſt um ſeine innere Cultur iſt, hüte ſich davor; denn der alsdann hervortretende Mißklang kann nur ſtörend auf uns einwirken und man trübt ſich das reine Bild des frühern Verhältniſſes.

26. Januar 1825.

Ich traf ihn in den vordern Zimmern und brachte ihm Hiob[1] zum Geſchenk von Umbreit. „Es iſt ein ſchwer zu verſtehendes Buch, man wird nie darüber einig werden; einige ſetzen es ſogar vor Moſes. Ich habe meine eigenen Gedanken darüber, die ich aber nicht aufdringen will."

Von mir an die Herausgabe der Fortſetzung vom Divan erinnert, erwiederte er, ſie müſſe bis zur Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke verſchoben bleiben, die er durchaus noch bei Lebzeiten beſorgen und daher Bedacht nehmen müſſe, daß täglich etwas zu dieſem Zwecke Förderliches geſchehe und geleiſtet werde

Seine zahmen Xenien lagen im Manuſcript vor ihm. In einer derſelben kommt vor: Auch den Verdruß müſſe man ſich zu Nutze machen, denn er ſei ja auch ein Theil und zwar ein großer des Lebens.

Er commentirte viel hierüber, entfernte ſich dann und ließ mich nach einer kleinen Weile ins hintere Zimmer rufen, da es ihm um dieſe Abendzeit in dem kleinen ſtillen Raume wohnlicher ſei. Und auch mir war es ſo. Ich las ihm aus einem Briefe des Grafen Reinhard vor,[2] worin eine Stelle über Jacobi vorkommt.

Dieß gab zu den herrlichſten Schilderungen von Jacobi's

---

[1] Ueberſetzung und Auslegung von Fr. W. Umbreit. Heidelberg 1824.

[2] Ein bezüglicher Brief an v. Müller iſt nicht vorhanden.

BAYERISCHE

Perſönlichkeit und zu höchſt wichtigen Aufſchlüſſen über ihn und ſein Verhältniß zu Goethe Anlaß, die ich immer noch mehr durch Vorleſung anſchlagender Stellen aus Jacobi's Briefſammlung hervorzurufen bemüht war.

„Die Speculation, die metaphyſiſche, ſagte er, iſt Jacobi's Unglück geworden; war er doch eigentlich nicht dazu geboren noch erzogen. Ihm haben die Naturwiſſenſchaften gemangelt, und mit dem bischen Moral allein läßt ſich doch keine große Weltanſicht faſſen. Er war mehr zu einem liebenswürdigen, feinen Hof- und Weltmann geboren, zumal bei unverkennbarer Eitelkeit, die man ihm jedoch nicht verargen muß. Es kommt nur darauf an, ob ſie ſich nach Außen oder nach Innen richtet. Von ſtattlicher Figur, edler Haltung, feinen Manieren und würdigem Ernſt, wüßte ich nicht leicht mir eine liebenswürdigere Erſcheinung zu denken als eben Jacobi.

Ihm ſtarb aber ſeine heitere, lebensfrohe, tüchtige Gattin, die eine echt niederländiſche Figur, wie wir ſie in Rubens beſten Geſtaltungen finden, viel zu früh.

Bei ſeinem Bedürfniß nach weiblicher Pflege und Anregung fiel er dann bald unter die Tutel ſeiner Schweſtern, die ſich die Herrſchaft über ihn anmaßten und ihn verweichlichten. Die jüngere, klar, voll Verſtand und Karakter, aber auch voll Einſeitigkeit und bitterer Schärfe, iſt für ihn und Andere zu einem wahren Reibeiſen geworden.“

Wir kamen auf den Hofrath Wilhelm Müller aus Deſſau zu ſprechen, der uns dieſer Tage beſucht hatte. „Es iſt mir eine unangenehme Perſonnage, ſagte er, ſuffiſant, überdieß Brillen tragend, was mir das aller Unleidlichſte iſt. Frau von Varnhagen und die Arnim haben mir Müllers Gattin ganz richtig geſchildert, die wirklich recht liebenswürdig iſt. Die Arnim iſt übrigens jetzt ſelten mehr redlich, ſondern erzſchelmiſch. Was ſie in früheren Jahren ſehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurli-Maske, nimmt ſie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre Liſt und Schelmerei zu verbergen. Das italieniſche Blut in ihr hat freilich die Mignon aufs lebhafteſte auffaſſen müſſen. Solche problematiſche Karaktere aber intereſſiren mich immer, um ſo mehr, je ſchwieriger es mir wird ſie zu erklären und zu entziffern.

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth kommt.

Götz. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Ich muß geſtehen, ich wüßte auch nichts mit der ewigen Seligkeit anzufangen, wenn ſie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu beſiegen böte. Aber dafür iſt wohl geſorgt, wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken; da wird es auch Nüſſe genug zu knacken geben.

Seine Monita zu meinem Brief an den König von Bayern wollte er auch heute nicht kund geben.

Mit der Farbenlehre iſt es wie mit dem Whiſtſpiel; man lernt nie aus; muß es aber beſtändig ſpielen, um weiter zu kommen. Es läßt ſich nur darin thun, nicht überliefern, nicht lehren.

Jede Hoffnung iſt eigentlich eine gute That."

B. Den 9. März.

Goethe, der ſehr freundlich war, ſprach heute über die gefährliche Zerſtreuung durch Tageslectüre; der Menſch nimmt am Ende doch nur an, was ihm gemäß iſt.

B. Den 21. März.

Heute Nachmittag gab mir Goethe ſeinen Wunſch zu erkennen, mich und Riemern zu Executoren ſeines literariſchen Nachlaſſes zu machen.

D. Den 22. März.

Nach dem Theaterbrande beſuchte ich Goethen, der ſehr angegriffen war. „Die Brandſtätte iſt das Grab meiner Erinnerungen. Aber, ſetzte er hinzu, nur durch friſche Thätigkeit ſind die Widerwärtigkeiten zu überwinden, und ich will deßhalb noch heute mit Riemer eine Seſſion halten."[1]

---

[1] Für die Stimmung Goethe's in jenen Tagen giebt eine Aeußerung Meyer's Licht, der zum Kanzler Müller ſagte: Ich begreife nicht, warum Goethe ſich ſo außerordentlich um das Theater betrübt. Ich habe mich aber nie vermeſſen, ihm meine Anſichten und Empfindlichkeiten aufdringen zu wollen, ſonſt wären wir wohl auch nicht ſo gute Freunde

8. Den 4. April.

Heute war ich ein Stündchen bei Goethe, der Naglern einen Velocifer-Karakter nannte und an dem Plane der Errichtung eines orthopädiſchen Inſtitutes großen Antheil nahm. Ueber die (Jubel-) Medaille ſprach er ſich noch nicht aus. Er zeigt mir Fragmente von Taſſo, die aus dem Theaterbrande herſtammten und äußerte: „Ich bin faſt nicht mehr communicabel nach Außen, nur daß mein Inneres etwas werth iſt, tröſtet mich noch.“

Sonnabends, 28. Mai.

Abends von 6—8½ Uhr war ich mit Meyern bei ihm. Anfangs ſchien er weniger aufgelegt, wurde aber immer mittheilender und zuletzt recht gemüthlich. Erſt ſprachen wir lange über die gothaiſche Gemälde-Gallerie; Meyer beſchrieb ein Paar vorzügliche Bilder von Correggio (namentlich von dem Knaben[1] mit einem Vogel), die ich ganz überſehen hatte.

Der Berliner Probeabdruck der Jubiläumsmedaille ward vorgezeigt; herrlich gerathen! Goethe holte treffliche Medaillen von Benvenuto Cellini herbei, um durch Vergleich die Schönheit des Berliner Entwurfs noch mehr darzuthun. Als Meyer weg war, ſagte er: „Wir ſind zu kühn in dieſer Sache geweſen, mehr als billig, wir mögen nur Gott danken, daß es ſo glücklich abläuft.“ Nun zeigte er mir ſchöne Hamburger Steindrücke, was er eine Stunde früher abgelehnt hatte. Louis Devrient und ein zahmer Blücher waren darunter.

Das Geſpräch verbreitete ſich über die Belagerung von Ra-

---

geblieben. Ich habe das Hinwegſetzen über unabwendliche Ereigniſſe gerade in Goethe's Schule gelernt, und nun wird er ſeiner Lehre ſelbſt untreu. Was will er mit „traurigen Vorzeichen für das Jubeljahr.“

Karl Auguſt hingegen ſah theilweis dem Brande aus dem gegenüber befindlichen Palais zu und machte während dem Bauprojecte (Müllers Tagebücher).

[1] Steht im Gothaer Katalog nicht.

varine, über geiſtige Aehnlichkeit zwiſchen Frau von Staël und Byron, über die Mémoires sur Mad. de Pompadour, aus denen er mancherlei erzählte, über Gagern und den rechten Geſichtspunkt zu ſeiner und ſeiner Schriften Würdigung, über die durchgefallene Emancipationsbill in England, über Rehbeins Tüchtigkeit, der ſich von der Jenaiſchen Naturphiloſophie gerade genug angeeignet, um ſich ein höheres Urtheil zu bilden und ſeinen Kopf aufzuhellen, über des alten, verſtorbenen Stark praktiſchen Tiefblick, über Goethe's tödtliche Krankheit im Jahr 1800, die bloß aus einem Brownianiſchen zurückgetriebenen Katarrh entſtanden, über Reils Gutachten hinſichtlich ſeiner Nierenkrämpfe, ebenfalls aus katarrhaliſchem Stoff hergeleitet, über Aufhebung des Sklavenhandels, wodurch eine gewaltigere Zuſammenfaſſung der afrikaniſchen Völker und Vertreibung der Europäer von Afrika's Küſten drohen dürfte, über die Wichtigkeit des Beſitzes der Joniſchen Inſeln aus der Venetianiſchen Erbſchaft, über die großen Pläne des Aegyptiſchen Vicekönigs, über Alexander Humboldts geſcheiterte Hoffnung zu politiſcher Wichtigkeit. Er ließ — ſagte Goethe — die Republik hinter ſich, als er nach Amerika zog, und fand einen Dictator als er wiederkehrte, der ihn geringſchätzig frug: „Sie beſchäftigten ſich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau ſie treibt." Das National-Inſtitut, das Humboldt aufs grandioſeſte hatte mit einrichten helfen, war während dem ganz umgemodelt worden.

Endlich kam Goethe auf Cicero, von dem ihm die erſte Rede, die er, erſt 27 Jahre alt, zur Defenſion eines des Mordes angeklagten Landmannes und gegen einen Günſtling Sylla's hielt, heute Morgen wieder in die Hand gefallen war. Er karakteriſirte ſie aufs lebendigſte nach der Keckheit, Gelbſchnabeligkeit, Petulanz, die darin herrſche und doch ſchon mit großem Verſtand und Umſicht gepaart ſei. Ehe die römiſche Republik ausgeartet, fuhr er fort, als Jahrhunderte lang kein Ehebruch vorgekommen, gegen den Vatermord gar kein Geſetz nöthig geſchienen ꝛc., ſei es doch übrigens ſo langweilig und nüchtern hergegangen, daß kein honneter Menſch ſich dort gelebt zu haben wünſchen möchte. Die zwölf Tafeln waren eine elende Compilation. Ich kann mich jetzt mit allem dieſen Zeug und Detail nicht mehr abgeben;

aber ich weiß wohl, was an jedem dieſer Staaten war und halte die Hauptumriſſe aller jener Zuſtände feſt in mir.

Den Beſchluß machte meine Ankündigung der Gräfin Rapp. Es war ſchon ganz dunkel geworden, als ich von Goethen ſchied, der lange nicht ſo mild und redſelig geweſen war.

Mittwochs, den 1. Juni.

Von 6—8½ Uhr weilte ich bei Goethe allein.

Er zeigte die Leybold'ſche[1] Skizze zum „Charon," die ganz herrlich gerathen, in brauner Sepia, die Goethen große Freude bereitete. Er ſagte über Capitan Parry's Werk „die letzten Lebenstage Byrons," daß es das Intereſſanteſte unter allem Erſchienenen ſei. Byron ſei aus Verdruß und Ingrimm über die ſchlechte Wirthſchaft in Griechenland geſtorben. Er hätte gleich vor Miſſolunghi umkehren ſollen.

Ich las Reinhards Brief vor, ſeine Cantate auf die Krönungsfeier gefiel Goethe ſehr. An dem Studium der Meteorologie verzweifelte er.

Goethe war im Ganzen ſehr munter und wohlwollend. Dem Gefühl der Ordnung und geregelten Thätigkeit ſpendete er großes Lob.

Montag, 13. Juni.

Nachmittags macht er mit mir eine Spazierfahrt nach Belvedere. Es war ſeine erſte ſeit ſieben bis acht Monaten, und der Wunſch meinen neuen Wagen zu erproben, gab die Veranlaſſung.

Das herrliche, milde Wetter, nicht allzuheiß, that ihm ſehr wohl. Wir ſtiegen aus, wandelten in den Alleen umher und ſetzten uns dann geraume Zeit in das ſchattige Rondell hinter dem Schloſſe. Die ſerbiſchen Lieder, Fräulein v. Jacob,[2] mein Turkheimiſcher Brief gaben Stoff zur Unterhaltung.

---

[1] Karl Jacob Theodor, geb. Stuttgart 1786, geſt. daſelbſt 1844. Ueber die Skizze vergl. Goethe's Aeußerungen in Goethe-Zelters Briefwechſel IV. 72.

[2] Thereſe v. Jacob. Die Ueberſetzerin der ſerbiſchen Lieder. Goethe's Werke XXIX. 227.

„Ungemein viel, ſagte er, kommt bei ſolcher Ueberſetzung fremder Volkslieder auf Beibehaltung der Wortſtellung des Originals an. Ich kann eben ſo wenig ſerbiſch als perſiſch, aber ich habe mir doch durch Anſicht der Originale die Wortſtellung abſtrahirt.“

Er frug mich nach Sicherheits-Cautelen bei Verlagsverträgen für den Fall, daß der Buchhändler Concurs mache.

Vom Wahnſinn gab er die einfache Definition: daß er darin beſtehe, wenn man von der wahren Beſchaffenheit der Gegenſtände und Verhältniſſe, mit denen man es zu thun habe, weder Kenntniß habe, noch nehmen wolle, dieſe Beſchaffenheit hartnäckig ignorire.

Ich reizte ihn ſehr lebhaft an, doch noch eine Schilderung des Tiefurter Lebens zur Zeit der Herzogin-Mutter zu entwerfen.

„Es wäre nicht allzuſchwer, erwiederte er, man dürfte nur die Zuſtände ganz treu ſo ſchildern, wie ſie ſich dem poetiſchen Auge in der Erinnerung darſtellen; Dichtung und Wahrheit, ohne daß Erdichtung dabei wäre.“

Reiſeluſt und Reiſepläne erwachten in ihm. Heimgekehrt, mußte ich noch ein halb Stündchen bei ihm weilen. Ich erzählte ihm die Motive aus den beiden Freunden von Fr. v. Fouqué.

Nicht leicht erinnere ich mich eines ſo reizenden, Auge und Gefühl gleich mächtig anſprechenden Sommerabends. Friede und Freude ſchien in der ganzen Natur zu herrſchen.

Mittwochs, 15. Juni.

Abermalige Spazierfahrt mit Goethe nach Belvedere. Wir ſtießen umherwandelnd in eine große Geſellſchaft bei Völkel.

Wir beſichtigten die Winterhäuſer, die ihn veranlaßten, den früheren franzöſiſchen Gartenformen Lob zu ſpenden, wenigſtens für große Schlöſſer. Die geräumigen Laubdächer, Berceaux, Quinconces, laſſen doch eine zahlreiche Geſellſchaft ſich anſtändig entwickeln und vereinen, während man in unſern engliſchen Anlagen, die ich naturſpäßige nennen möchte, allerwärts an einander ſtößt, ſich hemmt oder verliert.

Sonnabends, 18. Juni.

Abends war ich bei ihm von 7 bis 8 Uhr. Er ſprach über den Hang der neuen Zeit zum Myſticismus, weil man dabei weniger gründlich zu lernen pflege. Sonſt habe man viel ſein müſſen, um etwas zu ſcheinen. Die Faſeleien von einem Vor-Noachidiſchen Zeitalter könnten doch nie zu etwas führen. Aber leider huldigten ſelbſt diejenigen dem falſchen Zeitgeiſte, die weit höher ſtünden. Er behalte ſich jedoch noch vor, ſie derb zu geißeln.

B. Dienſtag, den 6. December.

Er tadelte mich, daß ich immer zu viel Argumente für eine Sache brächte, nicht lediglich auf das Eine, was gerade Noth* ſei, hinwirke.

Die Geſchäfte müſſen abſtract, nicht menſchlich mit Neigung oder Abneigung, Leidenſchaft, Gunſt behandelt werden, dann ſetzt man mehr und ſchneller durch. Auch keine Recriminationen, keine Vorwürfe über Vergangenes, nun doch nicht zu Aenderndes. Jeder Tag beſtehe für ſich, wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend ſich und andern ein Abſolutorium ertheilt?

Ihr dürft mir das nicht übel nehmen. Wenn ich einmal reden ſoll, muß ich meine Paradoxa frei ausſprechen dürfen; Ihr werdet ſie ohnehin nicht mehr lange von mir hören. Rauchs ſeltſamer Brief hatte zu all dieſem die Veranlaſſung gegeben.

B. Donnerſtag, den 29. December.

Bei Gelegenheit politiſcher Erörterungen äußerte Goethe: Die Menſchen werfen ſich im Politiſchen wie auf dem Krankenlager von einer Seite zur andern, in der Meinung beſſer zu liegen.[1]

---

[1] Iſt ein Gleichniß von Dante.

B. Den 30. December.

Goethe erzählte: Ohngefähr ums Jahr 1780 befand ich mich einſtmal im Winter mit Seckendorf und Einſiedel zu Thalbürgel auf der Jagd, wo wir uns gar weidlich ergötzten. Der Neujahrstag nahte heran, wir ſollten billig nach Weimar zurückkehren. Doch die Luſt noch einige Tage ungeſtörte Freiheit zu genießen, überwog, und am Vorabend beſchloſſen wir, ſtatt perſönlich, poetiſche Glückwünſche an die vertrauteſten Perſonen des Hofes und der Stadt durch einen Eilboten abzuſenden, der ſie am frühen Morgen des erſten Januar austheilen ſollte. Sogleich machten wir uns ans Werk und brachten die halbe Nacht damit zu, bald ſinnreich gelehrte, bald humoriſtiſche, mitunter auch ironiſch gewürzte Verſe zu verfaſſen.

Leider ſind dieſe launigen Denkblätter jener harmloſen Zeit nicht mehr zuſammen zu bringen; nur erinnere ich mich folgende Verſe an Fräulein v. Göchhauſen adreſſirt zu haben:

Der Kauz, der auf Minervens Schilde ſitzt,
Kann Göttern wohl und Menſchen nützen,
Die Muſen haben Dich ſo treu beſchützt,
Nun magſt Du ihnen wieder nützen.

Donnerstag, den 5. Januar 1826.

Goethe machte mir Schwierigkeiten wegen des beabſichtigten Abdrucks ſeines Dankbriefes nach Jena. „Ich weiß, was ich kann und nicht kann, und will nur das, was ich kann.“

Montags, den 1. Mai.

Abends war ich einige Stunden bei Goethe, der noch unbaß, doch ſchon beſſer war. Später kam Coudray hinzu, dann Huſchke. Goethe ſprach über den Gebrauch des Thees. Er wirkt ſtets wie Gift auf mich, ſagte er, „und doch was ſollten die Frauen ohne ihn anfangen? Das Theemachen iſt eine Art Function, eine eingebildete Thätigkeit; beſonders in England. Und da ſitzen ſie gar behaglich umher, und ſind weiß, und ſind ſchön, und ſind lang, und da müſſen wir ſie ſchon ſitzen laſſen.“

Ich frug, ob er Seidels literariſches Geſchenk „Charinomos“[1] geleſen habe? „Keineswegs, nichts iſt mir hohler und fataler wie äſthetiſche Theorien. Ich bin zu alt, um noch neue Theorien in meinen Kopf zu bringen. Ein Lied, eine Erzählung, irgend etwas Producirtes — das leſe ich wohl und gerne, wenn es gut iſt; das beſeelt um mich herum. Auch Urtheile ſind etwas Geſchaffenes, Thätiges und vor allen lobe ich mir meine Globiſten, aber was ein Anderer denkt, wie kann mich das kümmern? Ich kann doch nicht wie er denken, weil ich Ich und nicht Er bin. Wie können ſich nur die Leute einbilden, daß mich ihr Denken intereſſiren könnte, z. B. Couſin?“

Wir ſprachen von Knebels Engelerſcheinung und von dem jungen Kupferſtecher Schütz.[2] Bei Schwerdgeburth könne er ſchon etwas lernen, meinte Goethe. Schwerdgeburths erſte Compoſition[3] in Oel zum Jubiläo ſei total verunglückt, obwohl gut gemeint, und im einzelnen ſogar trefflich. — Ich kann oft gar nicht begreifen, wenn ich die vielen ſchlechten dramatiſchen Productionen ſehe, was die Verfaſſer, wenn ſie auch nur Ifflandiſche oder Kotzebue'ſche Stücke vor Augen hatten, ſich dabei gedacht oder was und wie ſie ſolche angeſchaut haben mögen, wie es ihnen nur irgend möglich vorkommen kann, daß ihre eignen Erzeugniſſe den geringſten Werth hatten. Im Ganzen war er heut ſehr mild und freundlich.

---

[1] Seidel, C., Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geſchichte der ſchönen Künſte. Magdeb. 1825.

[2] Hermann Schütz, lebt in München.

[3] Unter einer Eiche ſitzt Goethe auf einer Anhöhe in antikem Coſtüm und beſingt das Jubelfeſt des Karl Auguſt. Die Portraits der großherzogl. Familie treten als Nebelbilder hervor. Verſchiedene Geſtalten kommen den Berg herauf und bringen auf die verſchiedenſte Weiſe ihre Huldigungen dar: In der Ferne iſt das weimariſche Schloß mit ſeiner Umgebung ſichtbar. Als Schwerdgeburth die Compoſition Goethen überreichte, ſprach ſich letzterer wohlwollend aus und ſagte ſehr bezeichnend: „Sie haben mich zu hoch geſtellt.“ Uebrigens bemerkte mir perſönlich unſer hochverehrter Profeſſor Schwerdgeburth: „Ich bin froh, daß dieſes Machwerk verſchwunden iſt. (Ich weiß von der Exiſtenz des Bildes nichts.) Die Idee war eine gut gemeinte, aber eine verunglückte und meinen Kräften nicht angemeſſen.“ Meyer ſprach, als die Umriſſe auf der Leinwand ſtanden, ſich mit großer Zufriedenheit über die Leiſtung aus und wünſchte, daß das Bild in großen Umriſſen gegeben werden ſollte. Aber Schwerdgeburth wollte zu dem Jubelfeſte nichts Unfertiges darbieten. (S. übrigens Weimars Jubelfeſt den 3. September 1825.)

Am 17. Mai

traf ich Sulpice Boiſſerée bei Goethe, deſſen Beſuch ihn ſehr erfreute.

Ottilie konnte ſich noch nicht ſehen laſſen, ein unglücklicher Fall[1] hatte ihr Geſicht getroffen, und Goethe hatte ſich bis jetzt ſelbſt noch immer geſcheut, ihr entſtelltes Antlitz zu ſehen. Denn, ſagte er, ich werde ſolche häßliche Eindrücke nicht wieder los, ſie verderben mir für immer die Erinnerung.

Ich bin hinſichtlich meines ſinnlichen Auffaſſungsvermögens ſo ſeltſam geartet, daß ich alle Umriſſe und Formen aufs ſchärfſte und beſtimmteſte in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgeſtaltungen und Mängel mich aufs lebhafteſte afficirt finde. Der ſchönſte koſtbarſte Kupferſtich, wenn er einen Flecken oder Bruch bekommt, iſt mir ſofort unleidlich. Wie könnte ich mich aber über dieſe oft freilich peinliche Eigenthümlichkeit ärgern, da ſie mit andern erfreulichen Eigenſchaften meiner Natur innigſt zuſammenhängt? Denn ohne jenes ſcharfe Auffaſſungs- und Eindrucksvermögen könnte ich ja auch nicht meine Geſtalten ſo lebendig und ſcharf individualiſirt hervorbringen. Dieſe Leichtigkeit und Präciſion der Auffaſſung hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahne verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen. Erſt ſpät gewahrte ich, daß es mir an dem Vermögen fehlte, in gleichem Grade die empfangenen Eindrücke nach Außen wiederzugeben.

Ich entgegnete, daß ihn wohl auch das Schwierige und

---

[1] Sturz mit dem Pferde. vergl. Goethe-Zelters Briefwechſel IV. 155.

Zeitraubende der mechaniſchen und techniſchen Erforderniſſe abgeſchreckt haben könne; allein dieß läugnete er, indem er behauptete: wozu wahres Talent vorhanden, da bahne es ſich auch zu entſprechender Entfaltung ſeinen Weg, und finde trotz aller Hinderniſſe die rechten Mittel dazu.

Sonntags, 18. Juni.

Von 6 bis 9 Uhr Abends war ich bei ihm ganz allein. Er machte mir den Vorwurf, daß von Hoffs Gabe zum 7. November „Fiedlers Portrait[1]“ nicht mit angezeigt worden ſei. Ich antwortete: Goethe ſei ſelbſt ſchuld, ich habe ja gar nicht gewußt, weſſen Bild es ſei und von wem? Er ſprach über der Gräfin Julie Portrait des Bracebridgen[2] Ehepaares, und wie ſie ſich dabei in die verruchte Manier der Nazarener verirrt, kalt, trocken, flach, ohne gehörige Rundung und Schatten, mit übler Farben-Wahl gemalt habe.

Der Irrthum jener Schule beſtehe darin, daß ſie ihre Muſter in der Periode vor dem Culminationspunkt der Malerei aufſuche, vermeinend, daß ſie dabei hiſtoriſch aſcendiren könne.

Die Mathematik, ſagte er, als ich von Peſtalozzi's Selbſtgeſtändniſſen erzählte, die Mathematik ſteht ganz falſch im Rufe, untrügliche Schlüſſe zu liefern. Ihre ganze Sicherheit iſt weiter nichts als Identität. Zweimal zwei iſt nicht vier, ſondern es iſt eben zweimal zwei, und das nennen wir abkürzend vier. Vier iſt aber durchaus nichts Neues. Und ſo geht es immer fort bei ihren Folgerungen, nur daß man in den höhern Formeln die Identität aus den Augen verliert.

Die Pythagoräer, die Platoniker meinten Wunder, was in den Zahlen alles ſtecke, die Religion ſelbſt; aber Gott muß ganz anderswo geſucht werden.

---

[1] In der Beſchreibung des weimariſchen Jubelfeſtes z. 3. Sept. 1825 nicht erwähnt, auch im Manuſcr. nicht nachgetragen. Jedenfalls iſt der 1852 in St. Petersburg verſtorbene Porträtmaler Fiedler gemeint.

[2] Goethe's Verhältniß zu dieſem wird mehrfach in Goethe-Zelters Briefwechſel berührt IV. 153. 155. 170.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! des kindlichen Gehorſams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freyes edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frey! Gib auf die deputirten Räthe Acht, die groſſen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georg und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne übereinander zuſammenbeiſſen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Nahmen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbothe!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt

Als ich ihm ein ſcharfes Witzwort (Riemers?) eines unſrer Freunde mittheilte, wurde er ganz aufgebracht und zornig. Durch ſolche böswillige und indiscrete Dichteleien macht man ſich nur Feinde und verbittert Laune und Exiſtenz ſich ſelbſt. Ich wollte mich doch lieber aufhängen als ewig negiren, ewig in der Oppoſition ſein, ewig ſchußfertig auf die Mängel und Gebrechen meiner Mitlebenden, Nächſtlebenden lauern. Ihr ſeid noch gewaltig jung und leichtſinnig, wenn ihr ſo etwas billigen könnt. Das iſt ein alter Sauerteig, der den Karakter inficirt hat und aus der Revolutionszeit ſtammt. In ſolcher Heftigkeit war Goethe immer beredter, immer geiſtreicher, immer aufrichtiger und dabei wohlmeinender in der Richtung ſeiner Ausſprüche, ſo daß es mir ganz lieb war, durch jene Mittheilung ſeine Exploſion provocirt zu haben.

Montags, 19. Juni.

Zwiſchen dem Hofe war ich bei ihm. Wir unterhielten uns über die Medaillen-Angelegenheit, ſodann über die griechiſchen Succeſſe. Seit acht Tagen habe er ſich ungemein mit Reiſebeſchreibungen, Karten und Kriegsgeſchichten von Griechenland beſchäftigt; daß ſie einen Dictator erwählt, ſei ganz recht. Er kam auf die Reſidenz des Königs von Audh,[1] der die ſieben Seen der perſiſchen Sprache herausgegeben, ſprach über Tartuffe und deſſen geniale Expoſition, den Goethe erſt in dieſen Tagen wieder geleſen. Nebenbei ſpielte Wolf mit einem Papier, das er zerriß und auf dem ſich die allerliebſten kleinen Verſe fanden:

„Erinner' ich mich doch ſpät und früh
„Des lieblichſten Geſichts,
„Sie denkt an mich, ich denk an ſie,
„Und beiden hilft es nichts.“

Johannistag, 24. Juni.

Herrlicher Sommerabend! Ich war im Garten bei Goethe. Die Stadtmuſici ſpielten trefflich auf. Der neue Arzt Vogel,

---

[1] Abul Sefer Moiſſedin (1765—1827), Schah von Audh, unter dem Titel: Haft Kulzum oder die ſieben Meere; das vollſtändigſte Wörterbuch der perſiſchen Sprache.

Riemer und Coudray waren da, ſpäter der Sohn und die Frau Oberkammerherrin. Als „einſam bin ich, nicht alleine" aus Precioſa von Weber geſpielt wurde, war Goethe höchſt unzufrieden, „ſolche reichliche, ſentimentale Melodien deprimiren mich; ich bedarf kräftiger, friſcher Töne, mich zuſammen zu raffen, zu ſammeln. Napoleon, der ein Tyrann war, ſoll ſanfte Muſik geliebt haben; ich vermuthlich, weil ich kein Tyrann bin, liebe die rauſchenden, lebhaften, heitern. Der Menſch ſehnt ſich ewig nach dem, was er nicht iſt."

Als ich die „Galoppka" einen Todtentanz für die Damen genannt hatte, hielt er mir halb ernſt, halb ſcherzhaft einen langen Strafſermon. Ebenſo als ich von Salvandy's Diatriben gegen die Miniſter ſprach.

Die Langbein'ſchen Gedichte[1] auf Haydn und Mozart lobte er zwar, ſetzte aber hinzu, es ſei alles, nur keine Poeſie.

Als ich von der Behauptung des Journals des Débats ſprach, daß eine Melodie aus dem Freiſchütz Motive aus Rouſſeau's Muſik enthalte, ſchalt er lebhaft alles ſolches Nachgrübeln von Parallelſtellen. Es ſei ja alles was gedichtet, argumentirt, geſprochen werde, allerdings ſchon da geweſen, aber wie könne denn eine Lectüre, eine Converſation, ein Zuſammenleben beſtehen, wenn man immer opponiren wolle: Das habe ich ja ſchon im Ariſtoteles, Homer und dergl. geleſen. Kurz er war ziemlich negirend, ironiſch, widerſprechend.

Mittwochs, 28. Juni.

Von 7—9 Uhr war ich heute bei Goethe allein, der ziemlich heiter und geſprächig, doch nicht ſo feſthaltend an den Gegenſtänden und mittheilend war, wie in ganz guten Stunden. Er ſprach vom Nekrolog der Fr. v. Krüdener. „So ein Leben iſt wie Hobelſpäne; kaum ein Häufchen Aſche iſt daraus zu gewinnen zum Seifenſieden." Doch rieth er mir Valerie zu leſen.

---

[1] Nämlich Joſeph Haydn, gefeiert am Tage ſeiner Geburt den 31. März 1826. Mozart zu ſeiner Todtenfeier, 5 Dec. 1824. Beide im IV. Band der Langb. Schriften. Stuttg. Ausg. p. 284—90.

Er zeigte einen ſchönen Abguß einer Karſten'ſchen kleinen Statue, wahrſcheinlich Andromache, und theilte jene herrliche Stelle über Herders Tod[1] aus der Chronik von 1803 mit. Heute zeigte er auch weit größere Theilnahme an den Griechen wie ſonſt, und ſprach über Parry's letzte Tage Byrons. Ich erzählte von Rudolſtädter Gemälden, von Oels Reiſe nach Carlsbad und Dresden und von Scheidlers methodologiſcher Encyklopädie der Philoſophie. Goethe äußerte ſich ſehr günſtig über ihn; mein Verſuch aber, eine nähere Erläuterung ſeines letzten heftigen Ausfalls gegen den Orakelſpruch: „Kenne Dich ſelbſt," zu erhalten, ſchlug fehl.

„Ich kann mich, erwiederte er, darüber jetzt nicht herauslaſſen, aber ich hätte meinen Satz allerdings freundlicher und acceptabler ausdrücken können."[2]

Als die Rede auf die irländiſchen reichen Pfründen der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit kam, die man jetzt zu ſchmälern beantrage, äußerte er: „die dunkeln Köpfe! Als ob man der Geiſtlichkeit etwas nehmen könnte! Als ob es nicht ganz einerlei ſei, wer etwas hat, wie viel wackere Männer gibt es, die noch mehr haben; uns Bettlern kommt das nur viel vor."

B. Den 1. März 1827.[3]

Bei dem großen Lob, das er Vogel[4] ſpendete, ſagte er: Die neuern Künſtler verſtehen gar kein Bild mehr zu machen, ſie haben das Falſche, Unnatürliche zum Maxim erhoben. Man probire einmal, ſchneide ſolch ein Bild in der Mitte durch und man wird das obere Theil vielleicht recht brav gemalt finden, treu — lebendig, aber das untere Theil wird dann in ſeiner ganzen Richtigkeit hervortreten. Als ob nicht jeder Theil zum Ganzen paſſen müßte, um ein Ganzes zu geſtalten.

---

[1] Goethe's Werke XXIII. p. 112.

[2] Vergl. die beiden Gedichte Goethe's. Gegen „Erkenne Dich ſelbſt. Erkenne Dich — Was ſoll das heißen und Erkenne Dich, was hab ich da für Lohn."

[3] Vergl. Eckermann III. 121.

[4] C. Vogel v. Vogelſtein.

B. Mittwoch, den 11. April.[1]

Ich will Ihnen etwas ſagen, ſprach Goethe, woran Sie ſich im Leben halten mögen. Es giebt in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches. Dieſes unterſcheide und bedenke man wohl und habe Reſpect. Es iſt uns ſchon geholfen, wenn wir es überall nur wiſſen, wiewohl es immer ſehr ſchwer bleibt zu ſehen, wo das Eine aufhört und das Andere beginnt. Wer es nicht weiß, quält ſich vielleicht lebenslänglich am Unzugänglichen ab, ohne je der Wahrheit nahe zu kommen. Wer es aber weiß und klug iſt, wird ſich am Zugänglichen halten, und indem er in dieſer Region nach allen Seiten geht und ſich befeſtigt, wird ſogar auf dieſem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können, wiewohl er hier doch zuletzt geſtehen wird, daß manchen Dingen nur bis zu einem gewiſſen Grade beizukommen iſt und die Natur immer etwas Problematiſches hinter ſich behalte, welches zu ergründen die menſchlichen Fähigkeiten nicht hinreichen.

20. Juni.[2]

Ich traf ihn mit ſeinen Kindern und Enkeln auch Eckermann noch bei Tiſche, höchſt milde und munter, vergnügt und mittheilend. Er erwähnte Galls Verlangen nach einem Abguß ſeines Kopfes; verweigerte die Mittheilung ſeines Briefes an Gries; „nicht als ob vor mir Geheimes darin, ſondern weil ihm ſo viel Unangenehmes im langen Leben aus Mittheilung der Briefe entſtanden ſei, daß er ſich ſolches wie eine üble Angewöhnung abzugewöhnen trachte.“

Bei Durchſicht von Stammbuchs-Inſchriften kam er auf Sternberg und deſſen oft verhehlte Gemüthlichkeit. „Man kömmt mit ihm ſtets weiter.“

Schützens Plattheit gegen Haug verglich Goethe mit der „Platitude in Ampère's Brief.“ Ich vertheidigte Letztern gar ſehr. „Das Uebel kommt immer daher, erwiederte Goethe, daß die Leute, beſonders die Fremden, das Naive des Augenblicks nicht zu würdigen wiſſen; durch Wiedererzählung es zur Plattheit umprägen. Ueberhaupt iſt es immer gefährlich zum Publicum von der Gegenwart zu ſprechen."

---

[1] Vergl. Eckermann I. 342.

[2] Vergl. Eckermann I. 354. Beide Geſpräche ergänzen ſich.

Dann kam das ſeltſame Schickſal von Goethe's Gedicht[1] an ſeines Enkels Walther Geburtstag im Jahr 1818 zur Sprache, das er anonym übergab und das ſehr geſcholten wurde.

Nachher durchblätterten wir viele Mappen mit Zeichnungen und Kupferſtichen.

„Freiheit, ſagte Goethe unter anderm, iſt nichts als die Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu thun.

Das Abſolute ſteht noch über dem Vernünftigen. Darum handeln Souveräns oft unvernünftig, um ſich in der abſoluten Freiheit zu erhalten."[2]

B. Montag, 16. Juli.

Goethe bemerkte, der letzte Chor in der Helena ſei bloß darum weit ausgeführter als die übrigen, weil ja jede Symphonie mit einem Uni aller Inſtrumente brillant zu endigen ſtrebe.

Auf Fauſt zu reden kommend, ſagte er, bei aller Muße und Abtrennung von der Welt getrau' er ſich noch jetzt denſelben in drei Monaten zu beenden.

Dann ſprachen wir von Immermanns Recenſion der Kleiſt'ſchen Schriften, die er ſehr tadelte. Die Herren ſchaffen und künſteln ſich neue Theorien, um ihre Mittelmäßigkeit für bedeutend ausgeben zu können. Wir wollen ſie gewähren laſſen, unſern Weg ſtill fortgehen und nach einigen Jahrhunderten noch von uns reden laſſen.

Von der Hegelſchen Philoſophie mag ich gar nichts wiſſen, wie wohl Hegel ſelbſt mir ziemlich zuſagt. So viel Philoſophie als ich bis zu meinem ſeligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls, eigentlich brauche ich gar keine. Couſin hat mir nichts Widerſtrebendes, aber er begreift nicht, daß es wohl eklektiſche Philoſophen, aber keine eklektiſche Philoſophie geben kann. Die Sache iſt ſo gewaltig ſchwer, ſonſt hätten die guten Menſchen ſich nicht ſeit Jahrtauſenden ſo damit abgequält. Und ſie werden es nie ganz treffen. Gott hat das nicht gewollt, ſonſt müßte er ſie anders machen. Jeder muß ſelbſt zuſehen, wie er ſich durchhilft.

---

[1] Goethe's Werke XV. p. 101: Wiegenlied dem jungen Mineralogen.

[2] Das unter Sonnabend 14. Juli verzeichnete Geſpräch findet ſich bei Eckermann I. 368, aber ſchon unter dem 9. Juli. Jedenfalls liegt bei Müller ein Irrthum vor.

Es wird viel über die Methode des Zeitgebrauchs geſprochen. Sonſt hatte ich einen gewiſſen Cyclus von fünf oder ſieben Tagen, worin ich die Beſchäftigungen vertheilte; da konnte ich unglaublich viel leiſten.

Von Klopſtock ſagte er, er war klein, beliebt, zierlich, ſehr diplomatiſchen Anſtandes, von noblen Sitten, etwas ans Pedantiſche ſtreifend, aber geiſtreichern Blickes, als alle ſeine Bilder.

Den 31. Juli

war ich mit Polchau von Berlin bei Goethe, der ſein großes Intereſſe an der Logier'ſchen Erfindung[1] einer neuen einfachern Muſiklehre zu erkennen gab. Die Maler, ſagte er, bedürften auch einer Logik.

Den 8. Auguſt, Abends,

traf ich Goethen zu Bett, an Erkältung kränkelnd, doch munter. Ich erzählte ihm vom Staatsrath Turgenief, er viel vom Globe. Was iſt die Feindſeligkeit anders als ein Herausheben der ſchwachen Seiten?

Den 9. Auguſt.

Heute fand ich ihn wohler. Als wir über Duelle ſprachen, äußerte er: „Was kommt auf ein Menſchenleben an. Eine einzige

---

[1] Logier, Joh. Bernh., Syſtem der Muſikwiſſenſchaft. Berlin 1822.

Schlacht rafft Tauſende weg. Es iſt wichtiger, daß das Princip des Ehrenpunkts, eine gewiſſe Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten werde.

Die Geſetze verjähren ja alle in mehr oder weniger Jahren, das iſt bekannt. Der praktiſche Juriſt muß ſich über die einzelnen Fälle geſchickt und mit Wohlwollen hinauszuhelfen ſuchen.“

Den 10. Auguſt.

Goethe erklärt ſich für ſo durchaus in Prämiſſen und Grundſätzen mit Meyern einverſtanden, daß es Beiden oft ſchwer wird, zu einer Unterhaltung oder Discuſſion zu kommen. Sie ſitzen ſich oft Stundenlang vergnügt einander gegenüber, ohne daß einer mehr als abgebrochene Worte vorbringt. Wenn Goethe ein Kunſtwerk erhält, verbirgt er es zuerſt Meyern, um ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden, und nicht von einem fremden Urtheil überraſcht, überboten zu werden.

Sonntags, 12. Auguſt.

Zwiſchen dem Hof war ich lange bei ihm. Er ſprach heute viel über Farbenlehre und Naturſtudium. Lehren, überliefern laſſe ſich jene gar nicht, man müſſe ſie ſelbſt machen, durch unmittelbares Anſchauen und Reflectiren. Es gelte ein Thun, kein Theoretiſiren.

Sodann ſprach er viel über Cannings Tod.[1] „Man hefte ſich klügelnd bei ſolchen großen, folgereichen Vorfällen an die Einzelnheiten vermeintlicher Urſachen. Darin liegt es nicht, es mußte ſo kommen, wenn auch das Einzelne anders geſchehen wäre.“ Dieſer Glaube an eine ſpecielle Vorſehung trat auch ſchon einſt in ſeinem Parkgarten klar hervor, als er mir des Hofraths Vogel ärztliche Hülfe zu ſuchen anrieth. „Unſer Leben kann ſicherlich durch die Aerzte um keinen Tag verlängert werden, wir leben ſo lange es Gott beſtimmt hat; aber es iſt ein großer

---

[1] † in Chiswik 8. Aug. 1827.

Unterſchied, ob wir jämmerlich, wie arme Hunde leben, oder wohl und friſch, und darauf vermag ein kluger Arzt viel.“

Donnerſtag, 23. Auguſt.

Ich traf ihn mit ſeinem Sohn und Töpfern bei Tiſche. Tagebücher der Jenaiſchen Bibliotheksmänner wurden vorgezeigt und deren ausnehmender Nutzen, wie überhaupt der Tagebücher und Agenda, geprieſen. „Wir ſchätzen ohnehin die Gegenwart zu wenig, ſagte er, thun die meiſten Dinge nur frohnweiſe ab, um ihrer los zu werden. Eine tägliche Ueberſicht des Geleiſteten und Erlebten macht erſt, daß man ſeines Thuns gewahr und froh werde, ſie führt zur Gewiſſenhaftigkeit. Was iſt die Tugend Anderes als das wahrhaft Paſſende in jedem Zuſtande? Fehler und Irrthümer treten bei ſolcher täglichen Buchführung von ſelbſt hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert für die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alſobald zu einem hiſtoriſchen machen.“

Das Geſprach kam auf die Sängerin Sontag und nahm die heiterſte und humoriſtiſchſte Wendung. Er ſprach von ſeinem Gedicht[1] auf ſie, das ihr noch verborgen, nur durch ein zweites könne es producibel werden. Sie beſitze ein wahrhaft charakteriſtiſches Profil, eigenſinnige Selbſtſtändigkeit und grandioſe Feſthaltung an Ideen ausdrückend, faſt Proſerpinenartig; aber nur einmal, bei einer raſchen Wendung des Geſichts, als ſie etwas widerſprechen zu müſſen glaubte, ſei dieſes Profil hervorgetreten. Und gerade deßhalb achte und liebe ich ſie, verſichete er, nicht der ſentimentalen oder graziös-naiven Mienen wegen, die ſie ſich antrillirt.

Witz auf Witz entquoll den beredten Lippen, heiterſte und pikanteſte Ausfalle nach allen Seiten. Ich wirke nun 50 Jahre in meinen öffentlichen Geſchäften nach meiner Weiſe, als Menſch, nicht kanzleimäßig, nicht ſo direct und folglich etwas minder platt. Ich ſuche jeden Untergebenen frei im gemeſſenen Kreiſe ſich bewegen zu laſſen, damit er auch fühle, daß er ein Menſch ſei. Es kommt Alles auf den Geiſt an, den man einem öffentlichen Weſen einhaucht und auf Folge.

---

[1] Goethe's Werke XV. 104.

Dann ſprach er von Zelters herrlichem Bilde von Begas und wir fuhren aus.

Gelegentlich des Eckendahl'ſchen Namens, bemerkte er, die Sachſen, vornehmlich die Oſtfrieſen, hatten von jeher mehr Cultur als die ſüdlichern Deutſchen. Was iſt Cultur anderes als ein höherer Begriff von politiſchen und militäriſchen Verhältniſſen? Auf die Kunſt ſich in der Welt zu betragen und nach Erfordern dreinzuſchlagen, kommt es bei den Nationen an.

Als er auf die Frau Großfürſtin zu ſprechen kam, äußerte er, wie er ſie ganz vorzüglich wegen ihrer entſchiedenen praktiſchen Richtung, großen Aufmerkſamkeit auf Alles und vorurtheilsfreien Auffaſſung der menſchlichen Zuſtände verehre. Immer ſei ſie gegen ihn dieſelbe, gerade da wieder anknüpfend, wo ſie zuletzt mit ihm zu irgend einem Punkte gelangt ſei.

Donnerſtag, 30. Auguſt.

Ich hatte mich ſelbſt heute bei Goethe zu Mittag eingeladen und fand noch Parthey von Berlin, den Enkel Nicolai's. Dieſer erzählte uns ſeine Audienz beim Paſcha von Aegypten, dem er ein beſſeres Zeugniß gab als andere Berichterſtatter. Goethe war damit ſehr einverſtanden, da er den Paſcha immer aus freierem Geſichtspunkte betrachtet hatte.

Ich referirte darauf wie Se. M. der König von Bayern mich geſtern Abend vor dem Theater zu einem Beſuch im Schiller'ſchen Hauſe mitgenommen habe, wie er über die engen Räume, die Schiller bewohnt, gewehklagt und geäußert habe: hätte ich nur damals ſchon freie Hand gehabt, ich hätte ihm Villa di Malta in Rom eingeräumt und dort, dem Capitol gegenüber, hätte er die Geſchichte des Untergangs von Rom ſchreiben ſollen.

Allein Goethe meinte, Italien würde Schillern nicht zugeſagt, ihn eher erdrückt, als gehoben haben. Seine Individualität ſei durchaus nicht nach außen, nicht realiſtiſch geweſen. Habe er doch nicht einmal die Schweiz beſucht.

Goethe kam ſodann auf die vielerlei Fragen und Singularitäten, die der König ihm vorgelegt, zu ſprechen. Auf manche derſelben habe er ausweichend, zweideutig antworten zu müſſen geglaubt und geradezu erklärt, er mache es wie in der Normandie, wo, wenn man den Geiſtlichen frage, ob er in die Kirche gehe? immer erwiedert werde: „C'en est le chemin."

Auch darüber, warum man Goethen den letzten Heiden genannt, habe der König geſprochen, worauf Goethe geäußert: man müſſe ſich doch den Rücken frei halten und ſo lehne er ſich an die Griechen. Uebrigens ſei es ihm unſchätzbar den König perſönlich geſehen zu haben, denn nun erſt könne er ſich dieß merkwürdige, viel bewegliche Individuum auf dem Throne allmählich erklären und conſtruiren. In derſelben Zeit zu leben und dieſe Individualität, die mit aller Energie ſeines Willens ſo mächtig auf die Zeitgeſtaltung einwirke, nicht durchſchaut zu haben, würde unerſetzlicher Verluſt geweſen ſein.

Ueber des Königs Abſchiedsworte an die junge Mad. Ridel[1] „Geſunde Kinder, leichte Wochen" wurde viel geſtritten. Goethe meinte, das ſei ein Majeſtätsrecht von natürlichen Dingen natürlich zu ſprechen.

Nach Tiſche wurde Goethe immer aufgeregter und herzlicher; es ſei nichts Kleines, ſagte er, einen ſo großen Eindruck, wie die Erſcheinung des Königs, zu verarbeiten, ihn innerlich auszugleichen. Es koſte Mühe dabei aufrecht zu bleiben und nicht zu ſchwindeln. Und es komme ja doch darauf an, ſich dieſe Erſcheinung innerlich anzubilden, das Bedeutende davon klar und rein ſich zu entwickeln. Auch ſinne er noch auf etwas, wie er dem König ſich dankbar erweiſen möge. Das ſei aber ſehr ſchwer, ja direct ganz unthunlich. Ich möge dazu helfen, erfinden, combiniren. Darauf ſchlug ich eine neue römiſche Elegie vor. Er lobte den Gedanken, meinte aber, er werde ihn nicht auszuführen vermögen; habe er doch auch beim Abſchied der Prinzeß Marie[2] nichts hervorbringen können, wie immer, wenn ſein Gefühl zu ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehricht auf's Feld. Was gibt's?

---

[1] Frau des Landesdirectionsrathes C. H. Herm. E. Ridel.

[2] Prinzeſſin v. S.-Weimar, verm. 1827 26. Mai mit Prinz Karl von Preußen.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey außer Sorgen. ab.

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kaiſerlichen Majeſtät eure Bereitwilligkeit Ihrem mächtig aufgeregt ſei. Aus Norden, ſetzte er hinzu, habe ich kürzlich die ſchönſten und zarteſten Aeußerungen über meine Trilogie und über Helena vernommen. Jene hat man mit der Perlenſchrift „der Thränen geſchrieben“ genannt.

Wir ſprachen dann über des Großherzogs Aeußerungen über Helena. „Wie ſchade,“ äußerte Goethe, „daß dieſer großſinnige Fürſt auf der Stufe franzöſiſcher materieller Bildung in Rückſicht auf Poeſie ſtehen geblieben iſt.“

Mittwochs, 5. September.

Dieſen Morgen war Goethe durch Schukowsky's und v. Reuters Beſuch ſo freundlich bewegt, daß ich ihn faſt nie liebenswürdiger, milder und mittheilender geſehen. Was er dieſen Freunden nur irgend Angenehmes, Inniges, Förderndes an Urtheil, Wink, Beifall, Liebe zuwenden konnte, holte er hervor oder ſprach es aus. Reuters Zeichnungen hatten wir ſchon vorher durchgeſehen. Er bewunderte beſonders die Schärfe ſeiner Auffaſſung und Umriſſe. Er ſchien ſich wie in einer neuen, lang erſehnten, friſchen Lebensatmoſphäre zu befinden, während er mit Reuter von Kunſt- und Natur-Darſtellung ſprach. Froh, daß ich die werthen Freunde zu längerem Hierbleiben beredet hatte, äußerte er: „Meine Zeit iſt ſo eingerichtet, daß für Freunde immer genug da iſt.“

Donnerſtags, den 6. September.

Als Schukowsky, Reuter und ich Goethen gegen Abend beſuchten, fanden wir ihn abgeſpannt, matt und leidend, ſo daß wir nicht lange verweilten. Doch äußerte er launig, als von der Sucht mancher ſein wollenden Kenner, alle Bilder für Copien zu erklären, geſprochen wurde: „So haben ſie uns ja auch manche alte Pergamente wie mit dem Beſen ausgekehrt und weggefegt. Ich will immer lieber eine Copie für ein Original gelten laſſen, als umgekehrt. Bilde ich mich doch in jenem Glauben an dem Bilde herauf.“

Nun laßt ſie immerhin gewähren; Sonne, Mond und Sterne müſſen ſie uns doch laſſen und können ſie nicht zu Copien machen. Und daran haben wir im Nothfalle genug. Wer es ernſt und fleißig treibt, wird daran genug finden. Man laſſe ſich nur nicht irren, ſuche vielmehr das eigne Urtheil immer mehr zu beſtätigen, in ſich zu befeſtigen.

Freitags, 7. September.

Viel zu kalt meiner Meinung nach, nahm Goethe Schukowsky's herrliches Abſchiedsgedicht[1] auf, wiewohl er etwas Orientaliſches, Tiefes, Prieſterliches darin anerkannte. Er war heute ein ganz anderer wie vorgeſtern. Meyers Nähe mochte einwirken, vor dem er ſich gleichſam ſcheut, Gefühl zu zeigen. Dieſer kam mir heute recht mephiſtopheliſch vor, ſo kalt, ſo weltverachtend, ſo lieblos.

---

[1] In der Morgenſtunde der Abreiſe niedergeſchrieben und offen dem Geh. Rathe v. Müller für Goethe behändigt. Es lautet:

Dem guten großen Manne.

Du Schöpfer großer Offenbarungen! treu werde ich in meiner Seele bewahren den Zauber dieſer Augenblicke, die ſo glücklich in Deiner Nähe dahinſchwanden.

Nicht vom Untergange ſpricht Deine herrlich flammende Abendſonne! Du biſt ein Jüngling auf der Gottes-Erde und Dein Geiſt ſchaffet noch, wie er ſchaffte.

Ich trage in meinem Herzen die Hoffnung, Dir noch einmal hier zu begegnen! Noch lange wird Dein Genius ſein der Erde bekanntes Gewand nicht ablegen.

In dem entfernten Norden verſchönerte Deine Muſe mir die Erde! Und mein Genius Goethe gab Leben meinem Leben!

O warum vergönnte mir nicht mein Schickſal, Dir in meinem Frühling zu begegnen. Dann hätte meine Seele ihre Flamme auf der Deinigen entzündet!

Dann hätte eine ganz andere wunderherrliche Welt ſich um mich geſtaltet; und dann vielleicht auch von mir wäre eine Kunde zu der Nachwelt gelangt: er war ein Dichter.

Schukoffsky, 7. Sept. 1827.

Das Gedicht[1] über Weimar, welches der König von Bayern mir aus Fulda überſchickt hatte, ſchalt Goethe als zu ſubjectiv; es ſei gar nicht poetiſch, die Vergangenheit ſo tragiſch zu behandeln, ſtatt reinen Genuſſes und Anerkennung der Gegenwart, und jene erſt todtzuſchlagen, um ſie beſingen zu können. Vielmehr müſſe man die Vergangenheit, ſowie in den römiſchen Elegien, behandeln. Graf Löben habe auch einmal ihm, Goethen, zum Geburtstag vorgeſungen, wie er ihn erſt nach ſeinem Tode recht loben wolle. Weil die Menſchen die Gegenwart nicht zu würdigen, zu beleben wüßten, ſchmachteten ſie ſo nach einer beſſern Zukunft, coquettirten ſie ſo mit der Vergangenheit. Auch Schukowsky hätte weit mehr aufs Object hingewieſen werden müſſen.

Darauf las ich ihm meine Antwort an den König vor, mit der der Großherzog und die Großherzogin ſehr zufrieden geweſen waren. Sie ſchien ihm jedoch nicht ganz zu behagen; doch wollte er in kein Detail eingehen, entſchuldigend, daß er heut zu müd' und ſchlaff zur Kritik ſei. „Ihr macht ſchöne Verſe, ohne die Verskunſt; ihr haltet paſſende Reden ohne die Rhetorik ſtudiert zu haben. Das geht wohl recht gut eine Zeit lang, aber zuletzt reicht es doch nicht aus.“

Er verſprach, ein andermal ſich näher auszuſprechen.

Dienſtags, den 11. September.

Nachmittag traf ich den Künſtler Zahn, der eben aus Pompeji kam, bei Goethe an. Seine Durchzeichnungen Pompejaniſcher Wandgemälde lagen auf dem Fußboden des Salons ausgebreitet. Goethe ſchwelgte in ihrem Anſchauen. Ich erbaue mich daran, ſagte er, denn ich nenn' es erbauen, wenn man zu dem, was man für das Rechte hält, die Beſtätigung und die Belege findet.

Donnerſtags, 13. September.

Heute war Dejeuner im Armbruſt-Schützenverein. Goethe ließ ſeinen Dankestoaſt durch ſeinen Sohn ausbringen, welcher auch ſeine ſilberne Medaille von Bovy[1] zum Geſchenk übergeben mußte und ſpäterhin durch Stiftung einer ſchönen Armbruſt von 1751 ein gar paſſendes gemüthliches Impromptu machte.

---

[1] Nachruf an Weimar:

Träume her aus einem ſchönern Leben u. ſ. w.

unter dem 3. Sept. an Müller geſandt. Gedruckt in den Gedichten des Königs II. 72.

Ich ſaß neben dem alten Herrn. „Ich bin eben im Mittelalter," ſagte er, „indem ich Ludens Geſchichte deſſelben leſe, und ſo kommt mir die lebendige Anſchauung einer ſolchen Tradition der Vorzeit, wie dieſes Armbruſtſchießen, eben recht. Ihr Neuern mit Eurem Centraliſiren, wie wäret Ihr wohl im Stande, einem Inſtitut ſo viel Lebenskraft einzuhauchen, wie dieſe Corporation ſeit Jahrhunderten bewährt hat?"

Auf der ſinnreich verzierten Torte ſtand:

„Ein ewiger Frühling biſt Du uns beglückend,
Ringsum die Welt mit Deinen Gaben ſchmückend."

Bei Tiſche, zu dem auch ich wieder geladen war, blieb Goethe fortwährend ſehr munter. Als Zahn erzählte, daß man erſt etwa den achten Theil vom Pompeji ausgegraben und noch reiche Ernte, aber erſt nach vielen Jahren, zu gewärtigen habe, meinte Goethe: „Ei nun, um verſtändig und klug zu werden, haben wir ſchon jetzt genug, wenn wir nur wollten."

Unter die ihm verhaßte Jean Paul'ſche Einſchrift der Frau von Spiegel[2] in Walther's Stammbuch: „Der Menſch hat eine[3] Minute zum Lächeln, eine zum Seufzen, eine halbe nur zum Lieben, denn in Mitte[4] derſelben ſtirbt er," ſchrieb er perſiflirend:

„Ihrer ſechzig hat die Stunde,
Mehr[5] als tauſend hat der Tag,
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leiſten mag."

---

[1] Goethe-Zelters Briefw. IV, 291. Hätteſt Du wohl das Blättchen noch einmal, worauf Deine Medaille von Bovy geſchnitten und von Schwerdgeburth geſtochen iſt.

[2] Alſo erſt jetzt wird feſtgeſtellt, von wem die Einzeichnung gemacht worden iſt, vergl. Goethe's Werke XV, 163.

[3] Ungenau; es heißt dritthalb.

[4] Goethe's Werke: in dieſer Minute.

[5] Goethe's Werke XV, 163: Ueber tauſend.

In daſſelbe Stammbuch hat er auch aus dem Griechiſchen folgendes Räthſel geſchrieben:[1] „Es iſt weder ſterblich noch unſterblich und ſo ſeltſamer Natur, daß es weder nach Menſchen Art, noch nach Götterweiſe lebt, ſondern ſtets von neuem geboren wird, wechſelſeits zum Untergang; Niemand hat es geſehen und doch kennen es alle; Kindern iſt es beſonders zugeneigt.“

Donnerſtags, 6. März 1828.

Ich traf gegen 4 Uhr Hofrath Meyer bei Goethe an. Letzterer war ſehr munter, ja aufgeregt; wie ein Gewitter bei heiterm Himmel ſuchte er ſich ſeiner Kraftfülle durch geiſtige Blitze und Donnerſchläge zu entledigen. Knebeln über Meteorologie conſultiren, äußerte Goethe, heiße den Barometer über den Barometer befragen. Voltaire habe geſagt, die Erde ſei eine alte Coquette, die ſich jung zu machen ſtrebe. Die Atmoſphäre ſei auch ſo eine Coquette, die eine zeitlang geregelten Gang affectire, aber bald ſich dem erſten beſten Wind preis gebe.

Daß man über Wellingtons Omnipotenz als Premier-Miniſter jetzt ſchelte, ſei abſurd; man ſollte froh ſein, daß er endlich ſeinen rechten Platz eingenommen; wer Indien und Napoleon beſiegt habe, möge wohl mit Recht über eine lumpige Inſel herrſchen. Wer die höchſte Gewalt beſitze, habe Recht; ehrfurchtsvoll müſſe man ſich vor ihm beugen. Ich bin nicht ſo alt geworden, um mich um die Weltgeſchichte zu bekümmern, die das Abſurbeſte iſt, was es giebt; ob dieſer oder jener ſtirbt, dieſes oder jenes Volk untergeht, iſt mir einerlei; ich wäre ein Thor, mich darum zu bekümmern.

---

[1] Abgedr. in Kunſt und Alterthum V. 3, 192, von 1826:

Nicht ſterblich, nicht unſterblich, aber von Natur
Gebildet alſo, daß er nicht nach Menſchenart
Noch Götterweiſe lebe, ſondern ſtets aufs neu
Geboren werde, wechſelsweis zum Untergang
Geſehen von Keinem, allen aber doch bekannt
Vorzüglich Kindern, die er ſich beſonders liebt.

(Vergl. übrigens Strehlke III. 370. —) Es iſt ein Räthſel des Alexis bei Athenäus X. p. 449^{d} *Οὐ θνητὸς οὐδ' ἀθάνατος* etc. Auflöſung der Schlaf. Die letzte Zeile im Deutſchen iſt Zuſatz Goethe's.

Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutoniſten mir's zu toll machen, werde ich ſie ſchändlich blamiren; ſchon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen ſie; die Nachwelt ſoll wiſſen, daß doch wenigſtens ein geſcheidter Mann in unſerm Zeitalter gelebt hat, der jene Abſurditäten durchſchaute. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die ſtets die geſcheidtere iſt, halten muß.

Als Meyer fragte, was es den eigentlich heißen wolle, Plutoniſt oder Neptuniſt, ſagte Goethe: O danket Gott, daß Ihr nichts davon wißt, ich kann es auch nicht ſagen, man könnte ſchon wahnſinnig werden, es nur auseinander zu ſetzen. Ohnehin bedeutet ſolch' ein Parteiname ſpäterhin nichts mehr, löst ſich in Rauch auf; die Leute wiſſen ſchon jetzt nicht mehr, was ſie damit bezeichnen wollen. Ihr müßt verzeihen, wenn ich grob bin, ich ſchreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da ſpiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.

Was ſoll es nur hier in Weimar mit dem Wit-Döring[1] werden? Man wird es ſchon bereuen, ihn hier zu haben; in ſeinen Memoiren iſt kein Funke Geiſt. Er iſt zum ſteten Gefängniß von der Natur beſtimmt; darin ſpielt er ſeine Streiche. Wär' ich Fürſt, ich ließ ihn gleich wieder verhaften, damit er in ſein Element zurück käme. Geſehen und geſprochen hab' ich ihn wohl einmal, warum nicht? als Phänomen; aber ich wäre ein Lump, wenn ich ihn zum zweiten Male ſähe.

Der Großherzog ergötzt ſich an ſeinem Hierſein, um einmal wieder ſich an einer Gefahr zu laben, um einmal wieder einen zahmen Wolf zu haben, der unter ſeinen Hunden und Schafen herum renommire.

Der Kerl hat meine Abſchiedsformel an ihn: „Sie haben ſelbſt drucken laſſen, daß Sie verführeriſch ſeien und daß man ſich nicht zu viel mit Ihnen einlaſſen müſſe," günſtig für ſich gedeutet; das macht mir Spaß. Nun er erregt doch; darauf kommt Alles an, ſei es durch Haß oder Liebe. Man muß nur immer ſorgen erregt zu werden, um gegen die Depreſſion anzukämpfen. Das iſt auch bei jetziger deprimirender Witterung der beſte mediciniſche Rath. Wer mit mir umgehen will, muß zuweilen auch meine Grobianslaune zugeben, ertragen, wie eines andern Schwachheit oder Steckenpferd. Der alte Meyer iſt klug, ſehr klug; aber er geht nur nicht heraus, widerſpricht mir nicht, das iſt fatal. Ich bin ſicher, im Innern iſt er noch zehnmal zum Schimpfen geneigter als ich und hält mich noch für ein ſchwaches Licht. Er ſollte nur aufpoltern und donnern, das gäbe ein prächtiges Schauſpiel.

---

[1] Bekannter Demagog Wit (Frd. Joh. gen. von Döring). Vgl. ſeine Erlebniſſe in „Lucubrationen eines Staatsmannes 1827. Mein Jugendleben und meine Reiſe 1832. Fragm. aus meinem Leben und meiner Zeit 1827—1830.“

Sonnabends, 16. Auguſt.

Nach Tiſche traf ich bei Goethe Profeſſor Heinroth von Leipzig, Frommann, Vogel, Riemer und Zahn, der zugleich Abſchied nahm. Nach kurzer Friſt fuhr ich mit Goethe ſpazieren, gegen Süßenborn zu. Ich unterhielt ihn von Carlyle's Aufſatz[1] über den Karakter ſeiner Schriften. Er erzählte, wie er dieſem wackern Mann kürzlich ein „Schwänchen" überſchickt, nämlich ſeine Taſchenausgabe, den Fauſt, die Medaille, Kupferſtich, eine eiſerne Buſennadel für die Frau ꝛc. Dieſe Art Menſchen, ſagte er, wie wir auch an Bracebridges ſehen, führen ein viel innigeres, zuſammengenommeneres Leben als wir in unſerer Zerſtreuung; ſie ſind wie mitten im Weltmeere auf einem engen Kahn vereint, unbekümmert um das Getobe und Gebrauſe um ſie her.

Von Bonſtetten hatte Goethe kürzlich einen herzlichen Brief bekommen, den er mir zu zeigen verſprach.

---

[1] Ohne Zweifel der Artikel Goethe in Foreign Review 1828, ſ. Eckermann II. 31. In A. Kretzſchmers ausgewählten Schriften iſt der Aufſatz nicht aufgenommen, ſondern derſelbe wird gleich im Beginn des Aufſatzes von 1832 angezogen.

Als wir bei einem neuen Gebäude vorüber fuhren, das ihm mißfiel, äußerte er: „Meine Lehre iſt von jeher dieſe: Fehler kann man begehen, wie man will, nur baue man ſie nicht auf. Kein Beichtvater kann von ſolchen Bauſünden jemals abſolviren.“

Ein Student aus Berlin, nach Paris reiſend, war bei ihm dieſen Nachmittag eingeſprochen und ſofort angenommen worden. „Ich ſehe ſolche Leute gern, man thut dabei einen Blick in die weite Welt hinaus und hat die behagliche Empfindung, nicht ſelbſt reiſen zu müſſen.“

Darauf Manzoni's gedenkend: wäre ich jünger, ſo hätte ich ſogleich die Sposi promessi à la Cellini bearbeitet. Beim Ueberſetzen muß man ſich nur ja nicht in unmittelbaren Kampf mit der fremden Sprache einlaſſen. Man muß bis an das Unüberſetzbare herangehen und dieſes reſpectiren, denn darin liegt eben der Werth und der Karakter einer jeden Sprache.

Und als ich ihm von Graf Reinhards Reiſe nach Norwegen erzählte, rief er aus: Welche Verwegenheit für einen Mann ſeines Alters. „Doch was einer ausführen kann, das darf er auch unternehmen.“

Am 17. Mai 1829, Sonntags,

war ich von 4 — 6 Uhr bei ihm, meiſt mit Coudray. Goethe war ſehr mittheilend und ruhig heiter.

Die Menge, die Majorität iſt nothwendig immer abſurd und verkehrt; denn ſie iſt bequem, und das Falſche iſt ſtets viel bequemer als die Wahrheit. Letztere will ernſt erforſcht und rückſichtslos angeſchaut und angewendet ſein. Das Falſche aber ſchmiegt ſich an jede träge, bequeme oder thörichte Individualität an, iſt wie ein Firniß, mit dem man leicht alles übertüncht.

Er ſprach vom Aufgeben ſeines Journals Kunſt und Alterthum. „Wenn man in und für die Zeit ſchreibt, iſt es gar zu unangenehm, zu finden, daß man nichts auf ſie wirkt. Ja wenn man Schillers und meinen Briefwechſel lieſt, da findet man wohl, daß dieſe Kerls es ſich ganz anders ſauer werden, ganz hölliſch ernſt ſein ließen. Und man wundert ſich, daß ſie ſich ſo viele Mühe geben mochten; die albernen Burſche dachten nach, ſuchten ſich Alles klar zu machen; Theorien von dem, was ſie geſchaffen hatten, zu ergrübeln; hätten es ſich leichter machen können und lieber was Friſches ſchaffen."

Wir beſahen viele Kupfer und Lithographien, beſonders die ſehr ſchöne aus München, Helena Forman[1] von Rubens, lithographirt von Flachenecker. Oppenheims häßliche Suſanne[2] ward ſehr durchgehechelt. Sodann war die Gartenkammer mit den Rauch'ſchen Basreliefs der Blücher-Statue durchforſcht.

Als wir auf Cotta und ſeine ewigen Zögerungen bei der Herausgabe der Goethe'ſchen Werke kamen, brach er heftig aus: „Die Buchhändler ſind alle des Teufels, für ſie muß es eine eigene Hölle geben."

B. 21. Mai.

Als ich im Parkgarten von Sternbergs Kommen ſprach, antwortete er, ich hoffe er kommt nicht. Ich kann es niemand verargen, der ſich nicht aus der Stelle bewegen mag und höchſtens der Gefahr ausſetzt, Beſuch zu bekommen. Rochlitz wird ja nun wohl auch ſich beſinnen zu antworten, etwa ein zehnjähriges Schweigen wird ihm wohl ziemen. — Als ich ſagte: Sternberg werde nun wohl wieder friſch auf ſein, bemerkte Goethe: Unſer Kanzler iſt ein vortrefflicher Mann, aber er liebt immer die Impropriëtät der Ausdrücke. Wie ſoll ein Achtundſiebzigjähriger friſch ſein?

Montags, 11. Januar 1830.

Ich traf Goethen gegen Abend ziemlich abgeſpannt und einſilbig; es gelang mir jedoch, nach vielen vergeblichen Verſuchen, ihn endlich munter, geſprächig und heiter zu machen.

Darüber war ich ſehr froh, denn nichts iſt peinlicher als das

---

[1] Forment, Froment, aus dem alten Gallerieswerk (Münchner Pinakothek).

[2] Moritz Oppenheim, geb. Hanau 1800; Suſanna im Bade abgeb. in Raczynski's Geſch. der neueren deutſchen Kunſt.

Zuſammenſein mit ihm, wenn er jeden Geſprächsfaden ſogleich fallen läßt, oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menſchen! es iſt ihnen aber nicht zu helfen;“ oder „da mögt ihr jungen Leute zuſehen, ich bin zu alt dazu,“ antwortet und manche lange Pauſe mit nichts als hm! hm! ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit ſinken läßt.

Als ich ihn an den Brief an den König von Bayern mahnte, fing er zuerſt Feuer. „Wenn ich nur Jemanden hätte, der meine Briefe, wenn ſie fertig dictirt ſind, gleich expedirte.

Aber gar oft, wenn die Reinſchrift mir vorliegt, gefallen ſie mir nicht mehr, weil ſich indeß meine Stimmung verändert hat. Während ich dictire, denke ich mir die Perſon, an die ich ſchreibe, als gegenwärtig, überlaſſe mich naiverweiſe dem Eindruck des Moments und meinem Gefühl; ſpäter aber vermiſſe ich jene Gegenwart und finde nun manches abſurd und unpaſſend für den Abweſenden. Der Brief an den König iſt fertig, ſogar mundirt, aber ich kann mich nicht entſchließen ihn abzuſenden.

Labourdonnaye's Austritt aus dem Miniſterium piquirte ihn, er möchte die wahre Urſache wiſſen. Auf meine Frage, was er denn eigentlich bei der jetzigen Kriſis in Paris prophezeie? erwiederte er: Leider glaube ich, daß die Miniſter irgend einen Gewaltſchritt thun werden, aber ich kann mir doch nicht denken, daß die Liberalen ſich gewaltſam opponiren, es ſind zu wenige Revolutions-Momente dermalen im Volke vorhanden, und dem Gouvernement ſtehen lauter Leute gegenüber, die zu viel zu verlieren haben. Ich bin jetzt im zehnten Bande der St. Simon'ſchen Memoiren, die mich aber zu ennuyiren anfangen, da die Periode der Regentſchaft herangekommen! Habe ich mich ſchon geärgert, daß der verſtändige, kluge, brave St. Simon unter Louis XIV. keinen Einfluß gewonnen, ſo iſt es nun doppelt verdrießlich, ihn unter dem Halbmenſchen Orleans ſo ganz null an politiſch praktiſcher Wirkſamkeit zu ſehen. Jener König iſt doch noch eine ſtattliche Figur, ein Tyrann, ein Herrſcher von prononcirter Farbe geweſen, aber Orleans weiß durchaus nicht was er will, iſt rein gar Nichts.

Als ich von der bewundernswürdigen Menge ſeiner täglichen Lectüre ſprach, verſicherte er, im Durchſchnitt wenigſtens einen höchſten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. Auf die Bruſt deutend.

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz kommt.

Götz. Gott grüß' euch ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehn. Das Stühlchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.

Octavband täglich zu leſen. So habe er kürzlich einen ganzen Band abſurder Krummacher'ſcher Predigten durchleſen, ja einen Aufſatz darüber zuſammen zu bringen verſucht, den er an Röhr mittheilen wolle. Mir freilich werde ſeine Geduld dabei verwunderlich erſcheinen, weil ich dieſe Predigten nur in Beziehung auf mich beurtheile; aber ihm ſei daran gelegen, ſo ein tolles Individuum ganz kennen zu lernen und zu ergründen, wie es ſich zu unſerer Zeit und Bildung verhielte und ſich darin habe geſtalten können. Das zweite Gedicht „an Ihn" im Chaos[1] hielt er von einem Manne verfaßt; es ſei bei aller poetiſchen Formgerechtigkeit gar zu unweiblich, abſtract, ja arrogant. Er redete mir ſehr zu, doch meinen Piſaner[2] Excurs ins Chaos zu geben und lobte meine italieniſchen Tagebücher ungemein.

Mittwochs, den 27. Januar.[3]

Ich traf ihn freundlich, doch etwas weniger munter als ſonſt, er war höchſt bekümmert um die Großherzogin-Mutter.

Als Pendant zur Gagern'ſchen Politik-Haustafel hatte er von 1828 Notizen an ſeine Schlafkammerthüre angenagelt, und bemerkte dabei: Ich disponire bei der Bibliothekcaſſe über nichts, was nicht baar vorliegt; nur die Majeſtäten dürfen ſich dem Bankerott nähern. Man bildet ſich vergebens ein, daß man allen literariſchen Erſcheinungen face machen könnte; es geht einmal nicht; man tappt in allen Jahrhunderten, in allen Welttheilen herum und iſt doch nicht überall zu Hauſe, ſtumpft ſich Sinn und Urtheil ab, verliert Zeit und Kraft. Mir geht es ſelbſt ſo; ich bereue es aber zu ſpät. Man lieſt Folianten und Quartanten durch und wird um nichts klüger, als wenn man alle Tage in der Bibel läſe; man lernt nur, daß die Welt dumm iſt, und das kann man in der Seifengaſſe hier zunächſt auch erproben.

---

[1] In Nr. 13: Kann ich tröſten, darf ich necken?

[2] Befindet ſich in Müllers Tagebuch v. 1829 und iſt ein Theil der Beſchreibung ſeiner Italieniſchen Reiſe, über welche M. zu Piſa ſchrieb.

[3] Eckermann III. 281.

Er zeigte mir, wie die jetzt kleinere Venus gerade in ſo ſchöner, naher Conjunction mit dem Monde ſteht, auch den hellglänzenden Orion, und ſprach lange über den hohen Werth der Aſtronomie.

Freitags, 5. Februar.

Von 4½—6 Uhr war ich bei Goethe, zum Theil mit Ottilie. Er war ſehr aufgeweckt und wir ſprachen viel von der jüngſten Hofmaskerade, was denn zu lebhaften Erinnerungen an den Aufzug von 1810 Anlaß gab. „Mein Gott,“ ſagte ich, „ſchon volle 20 Jahre!“ „Ja,“ erwiederte er, „wenn die Zeit nicht noch ſo geſchwinde liefe, wäre ſie gar zu abſurd.“

„Du gehſt vorüber, eh' ichs merke, und verwandelſt dich, eh' ichs gewahr werde, ſteht im Hiob; ich hab' es zum Motto meiner Morphologie genommen.“

U. Er war ſehr böſe, ja zornig, daß man wagen wollte, der Großherzogin-Mutter den Maskenzug vorzuführen; wenn man 80 Jahr alt iſt, darf man grob ſein, und ich will es auch ſein.

Er zeigte mir eines Berliner Profeſſors[1] neueſtes Werk über die Weisheit des Empedokles, lobte es, fügte aber alsbald hinzu, glücklich alle, die ſich nicht mit ſolchem abſtruſen Zeug abzugeben haben.

Mittwochs,[2] 10. Februar.

Als er über Magnetismus und die Seherin von Prevorſt[3] ſprach, bemerkte er, ich habe mich immer von Jugend auf vor dieſen Dingen gehütet, ſie nur parallel an mir vorüber laufen laſſen. Zwar zweifle ich nicht, daß dieſe wunderſamen Kräfte in der Natur des Menſchen liegen, ja, ſie müſſen darin liegen, aber man ruft ſie auf falſche, oft frevelhafte Weiſe hervor. Wie ich nicht klar ſehen, nicht mit Beſtimmtheit wirken kann, da iſt ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule ſehen mögen."

---

[1] K. H. G. Lommatzſch, die Weisheit des Empedokles nach ihren Quellen und deren Auslegung philoſoph. bearb. Berlin 1830.

[2] Vergl. Eckermann III. 280.

[3] Vergl. Juſtinus Kerner über die Seherin v. P. Stuttgart 1846.

Darauf ſprach er lange und bewegt über die gefährliche Krankheit der Großherzogin-Mutter, die ihn tief bekümmerte. Schwebt ſie mir doch noch lebhaft vor den Augen, als ich ſie im Jahre 1774 ſchlank und leicht in den Wagen ſteigen ſah, der ſie nach Rußland brachte, es war auf der Zeil zu Frankfurt. Und ſeit jener erſten Bekanntſchaft blieb ich ihr treu ergeben; nie hat der geringſte Mißklang ſtatt gefunden.

Sonntags,[1] 14. Februar.

Heute am Todestag der Großherzogin-Mutter war ich Nachmittags wohl eine Stunde bei ihm. Er zeigte ſich gefaßter als ich ihn erwartet hatte, doch ſprach er wenig darüber und ſchien ſehr unruhig.

Dienſtags, 16. Februar.

Ich traf ihn ungefähr in derſelben Stimmung. Als aber Coudray erſchien, ließ er ſich die Zeichnungen zum Trauerparade-Saal vorlegen und ſprach mit Ruhe und Theilnahme lange darüber. Er freute ſich, daß die Beerdigung des Morgens ſein ſolle, er haſſe die des Nachmittags; wenn man vom Tiſche aufſtehe, einem Leichen-Conduct zu begegnen, ſei gar zu widerwärtig und mahne an jenes kleine Skelett von Silber, was der abgeſchmackte reiche Römer Trimalchio[2] ſeinen Gäſten immer beim

---

[1] Vergl. Eckermann II. 184, III. 291.

[2] Vergl. Petronius Satirae Cap. 34 (Buecheler) Potantibus ergo et accuratissime lautitias mirantibus larvam argenteam attulit nobis servus sic aptatam, ut articuli ejus vertebraeque laxatae in omnem partem flecterentur. Hanc cum super mensam semel iterumque abjecisset et catenatio mobilis aliquot figuras exprimeret, Trimalchio adjecit:

Eheu nos miseros, quam totus homuncio nil est.
Sic erimus cuncti, postquam nos auferet Orcus.
Ergo vivamus, dum licet esse bene.

Deckel als Memento mori zuſchob. Uebrigens, ſetzte er ſehr ernſt hinzu, imponirt mir ein Sarg nicht, das könnt Ihr doch wohl denken.

Donnerſtags, 18. Februar.

Er war vom Heimfahren der großherzoglichen Beerdigungs-Equipagen früh nach 5 Uhr geweckt worden, doch ziemlich heiter geſtimmt, ja aufgeregter als gewöhnlich. Ich und ſein Sohn mußte ihm alle Beerdigungsfeierlichkeiten genau erzählen. Ich eröffnete ihm mein Nekrolog-Vorhaben, das er ſehr billigte, und vor allem ein Schema aufzuſetzen anrieth. Nicht allzu liberal dürfe man die Fürſtin ſchildern; ſie habe vielmehr ſtandhaft an ihren Rechten gehalten. Ihre geſellige Herablaſſung ſei mehr das Auslaufen ihrer Standesrichtung geweſen. Ihr Mißverhältniß zur Schwiegermutter, ja zur Tochter ſei als Naturerſcheinung der Weiblichkeit anzuſehen, unwillkürlich geweſen. Im Franzöſiſchen habe man ein Sprichwort: Schwiegermütter von Zucker gebacken, ſchmecken dennoch bitter. Bei ihrer Lebensſchilderung gelte es de voir venir son caractère (ſie herankommen zu ſehen).

Er erzählte vom Verbrennen aller ſeiner Briefe bis 1786, als er nach Italien zog. Es lerne ja doch Niemand viel aus alten Briefen, man werde nicht klüger durch antécédents.

Was gut in den Briefen geweſen, habe ſeine Wirkung ſchon auf den Empfänger und durch ihn auf die Welt ſchon vollendet; das Uebrige falle eben ab wie taube Nüſſe und welke Blätter.

Alles käme darauf an, ob Briefe aufregend, productiv, belebend ſeien.

Rochlitzens Briefe, wie ſchön und lieb auch, förderten ihn doch niemals, ſie ſeien meiſt nur ſentimental. Beſtimmte einzelne Mittheilungen der durch die Wanderjahre empfangenen Eindrücke habe Rochlitz verweigert, ſtatt deſſen die alberne Idee gefaßt, das Ganze ſyſtematiſch conſtruiren und analyſiren zu wollen. Das ſei rein unmöglich, das Buch gebe ſich nur für ein Aggregat aus.

Lange war er nicht ſo lebhaft und traulich ſich ausſprechend, ſo bündig, belehrend und anregend, wie heute. Von ſeiner

Jugend ſagte er: „Ich war ein leidlicher Kerl, ließ mich auf keine Klatſchereien ein, ſtand Jedem in guten Dingen zu Dienſten, und ſo kam ich durch.“

Den 22. Februar.

Goethe zeigte heute Kupferſtiche von Cornelius und ſprach vom Plutoniſchen[1] Reich in der Glyptothek und Laborde's Zeichnungen von Pera und Umgegend. Ich theilte ihm die wohlgeſchriebene Vertheidigung der Gedichte des Königs von Bayern gegen die höhniſche Kritik im Univerſel mit.

Zur Biographie der Großherzogin-Mutter gab er die Formel: „Echte Fürſtlichkeit durch die Weimariſchen individuellen Zuſtände ins Idylliſche hinüber gezogen. Er freute ſich ſehr der ausgleichenden Aufſchlüſſe, die Demoiſelle Lorch[2] über die Urſachen der Verſtimmung zwiſchen Prinzeß Caroline und ihrer Mutter gegeben. Vom ſel. Großherzog ſagte er: Er war eigentlich zum Tyrannen geneigt, wie keiner, aber er ließ Alles um ſich her ungehindert geben, ſo lange es nur ihn nicht ſelbſt in ſeiner Eigenſchaft berührte.

Es iſt unglaublich, wie viel er in ſeinem Kreiſe aufgeregt und zu wie vielen ſchweren Leiſtungen er angeregt und aufgefordert hat. Gewiß, wo auch ſein Geiſt im Weltall ſeine Rolle gefunden, er wird dort ſeine Leute wieder gut zu pflegen wiſſen. „Der Großherzog ließ ſich anmelden, und ſo mußten wir abbrechen.

Daß er das Falk'ſche[3] Gedicht auf den Tod der Großherzogin verwarf, that mir leid. Er beſchuldigte es des Sansculotismus, und ſprach ſich überhaupt ungünſtig über Falk aus.

1. März.

„Schiller war ganz ein anderer Geſelle als ich und wußte in der Geſellſchaft immer bedeutend und anziehend zu ſprechen.

---

[1] P. v. Cornelius' Orpheus in der Unterwelt.

[2] Demoiſ. Caroline Lorch, frühere Kammerfrau bei der Herzogin Amalia, dann bei der Großherzogin Louiſe.

[3] Falk hatte das Gedicht gemacht, als die Großherzogin, an deren Wiederaufkommen man allgemein zweifelte, noch lebte. So erklärt ſich

Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung von dem, was *mich* gerade am meiſten intereſſirte, zu ſprechen.

Ja bei der Herzogin-Mutter freilich konnte ich zuweilen eine Stunde amüſiren; wenn das artige Weſen „die Kehle"[1] umher trippelte und „Närriſcher Geheimerath" ſagte, da improviſirte ich oft eine Erzählung, die ſich hören ließ; ich hatte damals des Zeugs zu viel im Kopfe und Motive zu Hunderten."

Sonntags,[2] den 7. März.

Ich traf G. in den vordern Zimmern. Eine von David eben erhaltene Sendung von Büchern und Medaillons verbarg er mir. Er war aufgeregter als gewöhnlich. — „Nun laßt nur mit allen Glocken lauten; macht, daß Ihr die Alten alle begrabt und ſeht zu, wie Ihr mit den Jungen fertig werdet. Seid nur luſtig und wohlgemuth dabei, das iſt die Hauptſache."

Als ich ihm St. Aignans Condolenzbrief[3] zeigte und hinzufügte: „Wie wollen Sie in ſo wenig Zeilen mehr und Verbindlicheres ausdrücken?" nahm er es ganz übel und nannte es eine triviale Redensart, die man ihm gegenüber nicht brauchen ſollte. Doch lenkte er gleich wieder in Scherz über. An Reinhard könne er unter einem Monat nicht ſchreiben, man fordere zu viel von ihm, er müſſe Bankerott mit ſeiner Zeit machen. Wenn man die achtziger Jahre überſchritten habe, gehe nicht Alles ſo leicht von der Hand.

Niemand frage darnach, wie viel Mühe ihm die Herausgabe ſeiner Werke mache, und dann nehme doch Niemand, wenn ſie

---

die Möglichkeit, daß Falk auf den Tod der Großherzogin, welche 1830 ſtarb, ein Gedicht machen konnte, während er ſelbſt ſchon im Februar 1826 ſtarb.

[1] Er meint ohne Zweifel *Fräul. von Wolffskeel* (nachmals des Miniſters *von Fritſch* Gemahlin), die, Hoffräulein der Herzogin Amalia, ſehr gut bei ihm angeſchrieben war (er nannte ſie als Würtembergerin: Kammerädle; auch „Kehle" paßt auf Wolffskeel), und hat ihr auch Paläophron und Neoterpe dictirt. (Schöll.)

[2] Vergl. Eckermann II. 194.

[3] Vom 24. Mai 1830 an Müller.

erſchienen, ſonderlich Notiz davon. Von Auguſte Jacobi[1] ſagte er: ſie verwandle mit ihrem ſcharfen Geiſte alle Poeſie Augenblicks in Proſa, verſire in beſtändiger Klarheit, aber des Irrthums. Eben als ich mehr darüber mittheilen wollte, trat Coudray ein.

Sonntags, 14. März.

Als ich ihm Feuerbachs theilnehmende Nachfrage meldete, entgegnete er: „Nun, antworten Sie nur, mein Bündel ſei geſchnürt und ich warte auf Ordre zum Abmarſch.“ Als es ſich nun um die Kenntniß einiger Stael'ſchen Briefe handelte, ſagte er ausweichend: „Es kommt doch bei all' dem Ausleſen alter Briefe nichts heraus.“

Den 20. März.

„Was iſt denn überhaupt am Leben? Man macht alberne Streiche, beſchäftigt ſich mit niederträchtigem Zeug, geht dumm aufs Rathhaus, klüger herunter, am andern Morgen noch dümmer hinauf.“

Den 21. März.

Heute regte er lebhaft an, meinen Nekrolog der Großherzogin Mutter[2] raſch zu vollenden.

Den 23. März.

Ich erntete großen Beifall für meine Arbeit. „Nacherfinden kann man Andern nicht leicht, man beurtheilt was ſchon da iſt.“ Er war in ſeinem hinterſten Zimmer nach der Straße zu, rings umher Kupferſtiche, Zeichnungen ꝛc. die Fülle. Meine eignen Verſuche im Zeichnen haben mir doch den großen Vortheil gebracht, die Naturgegenſtände ſchärfer aufzufaſſen; ich kann mir ihre verſchiedenen Formen jeden Augenblick mit Beſtimmtheit zurückrufen. Seit ich die Zeitungen nicht mehr leſe, bin ich viel freieren Geiſtes. Mein Sohn wird in Italien ſeine eigenen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert ſich viel um die Väter.

---

[1] Die Enkelin des Philoſophen, lebte längere Zeit in Müllers Hauſe und kam mit Goethe vielfach in Berührung (geb. 10. Nov. 1803).

[2] Der leſenswerthe Nekrolog ſteht in der Allgemeinen Zeitung 1830, Nr. 90—92.

Wir kamen auf ſein Geſpräch mit Napoleon und deſſen gewöhnlichen Zuſatz: Qu'en dit Mr. Goethe? Als ich ſagte: es ſei ſchrecklich ſich zu ſagen, daß das ſchon 22 Jahre her wäre, erwiederte er: „Man muß es ſich auch nicht ſagen, ſonſt wäre es zum Tollwerden. Vor Gott ſind tauſend Jahre wie ein Tag; warum ſollen wir uns nicht auch wie kleine Götter darüber hinausſetzen?“

Sonntags, 28. März.

Er hatte in ſeinem Garten mit Eckermann geſpeiſt. Als ich um 5 Uhr Nachmittags zu ihm kam, ſtand Durands Porträt von Schmeller auf der Staffelei. „Das ſoll wohl Durand ſein,“ ſagte ich, worauf Goethe verſetzte, „er ſelber iſt es freilich nicht. Und ich merkte alſobald, daß ihn meine ſkeptiſche Aeußerung geärgert habe.

Er bat, ich möchte ihm das Merkwürdigſte aus den Zeitungen erzählen: über Griechenland, die alte Morgue;[1] es ſei albern von Capo d'Iſtria, wenn er die griechiſchen Primaten ſchelte, ſie taugten überall nichts; nicht bloß dort. Er dankte Gott, daß er kein Philhelene ſei, ſonſt würde er ſich über den Ausgang des Drama jämmerlich ärgern. Er redete dann von l'âne mort et la femme guillotinée[2] und von der „Palingénésie sociale,“ die er ein ſchwaches Werk nannte. Er habe lang genug über dieſe Probleme gedacht, mit Herdern, ehe die Ideen ꝛc. gedruckt werden, Alles vielfach durchſprochen, und ſo verdrieße es ihn zu leſen, was Andere minder gehaltvoll darüber faſelten. Es komme nichts dabei heraus, ſolche Probleme ſeien einmal nicht zu löſen. Was wolle das heißen: Stadt Gottes? Gott habe keine Stadt, ſondern ein Reich, kein Reich, ſondern eine Welt, keine Welt, ſondern Welten.

---

[1] Das Ausſtellungszimmer für die in Paris aufgefundenen Leichen. Vergl. den kurzen Aufſatz Goethe's, XXIX, 162.

[2] Jules Janin, L'âne mort etc. Paris 1827.

Coudray kam dazu. Er lobte den aus England zurückgekommenen jungen Architekten Kirchner, auf den der ſel. Großherzog ſo viel gewendet habe.

Goethe zeigte uns ſeine Präparate von Schnepfenköpfen, merkwürdig wegen der ungeheuer großen Augen. Darauf kam das Geſpräch auf vergleichende Anatomie, und Goethe wiederholte, was in ſeinem Gedichte: „Metamorphoſe des Thierreichs" vorkommt: Gott ſelbſt könne keinen Löwen mit Hörnern ſchaffen, weil er nicht die von ihm ſelbſt für nothwendig erkannten Naturgeſetze umſtoßen könne.

Hernani ſei eine abſurde Compoſition, ebenſo der Guſtav Adolf und die Chriſtine.

Ueberhaupt hätten die Franzoſen ſeit Voltaire, Buffon und Diderot doch eigentlich keine Schriftſteller erſter Größe gehabt, keinen bei dem die geniale Kraft, die Löwentatze ſo recht entſchieden hervorgetreten. Paul und Virginie, ingleichen Attala könne man allenfalls noch gelten laſſen. Wenn die Franzoſen ſich mauſig machen, ſo will ich es ihnen noch vor meinem ſeligen Ende recht derb und deutlich vorſagen. Ach, wenn man ſo lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Jahrhundert mit ſo *klarem Bewußtſein* zurückſchaut, ſo wird einem das Zeug alles, was geſchrieben wird, recht ekelhaft.

Wir kamen auf Miloſch und die Serbier. „Ja, ſagte er, es war doch eine ſchöne Zeit, als die Ueberſetzung der ſerbiſchen Gedichte zuerſt hervortrat, und wir ſo friſch und lebendig in jene eigenthümlichen Zuſtände hinein verſetzt wurden. Jetzt liegt mir das ferne, ich mag nichts mehr davon wiſſen.

Seit ich keine Zeitungen mehr leſe, bin ich ordentlich wohler und geiſtesfreier. Man kümmert ſich doch nur um das, was andere thun und treiben, und verſäumt, was einem zunächſt obliegt.

Ich habe Natur und Kunſt eigentlich immer egoiſtiſch ſtudiert, nämlich um mich zu unterrichten. Ich ſchrieb auch nur darüber, um mich immer weiter zu bilden. Was die Leute daraus machen, iſt mir einerlei.

Er wurde immer redſeliger und behaglicher, doch nicht recht gemüthlich.

Den 5. April.

„Ich kann eigentlich mit Niemandem mehr über die mir wichtigſten Angelegenheiten ſprechen, denn Niemand kennt und verſteht meine Prämiſſen. Umgewandt verſtehe ich z. B. Vogeln gar ſehr gut, ohne ſeine Prämiſſen zu kennen; ſie ſind mir a priori klar, ich ſehe aus ſeinen Folgerungen, welche Prämiſſen er gehabt haben muß.“

Den 7. April.

Nur eine Stunde bei ihm. Wir ſprachen von der Idee, alte fürſtliche Frauenbilder in der Bibliothek an die Stelle der Gelehrten-Portraits aufzuhängen. Färbers von Jena anfängliche Gegenwart gab zu der Aeußerung Anlaß: Niemand weiß es genug zu ſchätzen, was man mit Leuten ausrichten kann, die an uns herauf gekommen ſind, ſich eine lange Jahresreihe hindurch an uns fortgebildet haben.

Nun fiel das Geſpräch auf Männer-Liebe und Johannes Müller. Er entwickelte, wie dieſe Verirrung eigentlich daher komme, daß nach rein äſthetiſchem Maßſtab der Mann immerhin weit ſchöner, vorzüglicher, vollendeter wie die Frau ſei. Ein ſolches einmal entſtandenes Gefühl ſchwenke dann leicht ins Thieriſche, grob Materielle hinüber. Die Knabenliebe ſei ſo alt wie die Menſchheit, und man könne daher ſagen, ſie liege in der Natur, ob ſie gleich gegen die Natur ſei.

Was die Cultur der Natur abgenommen habe, dürfe man nicht wieder fahren laſſen, es um keinen Preis aufgeben. So ſei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine ſolche Cultur-Errungenſchaft des Chriſtenthums und von unſchätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich ſei.

„Sie wiſſen, wie ich das Chriſtenthum achte, oder Sie wiſſen es vielleicht auch nicht; wer iſt denn noch heut zu Tage ein Chriſt, wie Chriſtus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet. Genug dergleichen

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir, wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd' ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freylich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier euch Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, Culturbegriffe ſind den Völkern nun einmal eingeimpft und laufen durch alle Jahrhunderte; überall hat man vor ungeregelten, eheloſen Liebesverhältniſſen eine gewiſſe unbezwingliche Scheu, und das iſt recht gut. Man ſollte nicht ſo leicht mit Eheſcheidungen vorſchreiten.

Was liegt daran, ob einige Paare ſich prügeln und das Leben verbittern, wenn nur der allgemeine Begriff der Heiligkeit der Ehe aufrecht bleibt. Jene würden doch auch andere Leiden zu empfinden haben, wenn ſie dieſe los wären.“

Er lobte den Prinzen Auguſt von Gotha und Grimm. Jener erzählte oft von einem eigenſinnigen, abſurden, alten Herzog von Sachſen,[1] daß er, als man ihm einſtmal dringende Vorſtellungen gethan, er möge doch ſich bedenken, beſinnen ꝛc., geantwortet: „Ich will nichts bedenken, nichts überlegen, wozu wäre ich denn ſonſt Herzog von Sachſen?“ Prinz Auguſt hatte große Geduld mit mir, ich war oft gar zu verrückt, mitunter freilich aber auch ganz leidlich

Sonnabends, 24. April.

Als ich von Rauchs zu hoffendem Beſuch bei ſeiner Heimreiſe von München ſprach, äußerte er: „Ich hoffe nicht, daß er komme; zu was ſoll das helfen? Es iſt nur Zeitverderb. Es kommt nicht darauf an, daß die Freunde zuſammenkommen, ſondern darauf, daß ſie übereinſtimmen. Die Gegenwart hat etwas Beengendes, Beſchränkendes, oft Verletzendes, die Abweſenheit hingegen macht frei, unbefangen, weiſt Jeden auf ſich ſelbſt zurück. Was mir Rauch erzählen konnte, weiß ich längſt auswendig.“

Als wir auf Hernani und die neue franzöſiſche Schule kamen, bemerkte er: „Die Franzoſen bekommen doch kein achtzehntes Jahrhundert wieder, ſie mögen machen, was ſie wollen. Wo haben ſie etwas aufzuweiſen, das mit Diderot zu vergleichen wäre? Seine Erzählungen wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmuthig ausgeſprochen! Als uns dieß durch Grimms Correſpondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu ſchätzen! Ja, da war noch eine Zeit, wo etwas Eindruck machte; jetzt läßt man Alles leichtſinnig vorübergehen. Es will was heißen für die neueren Schriftſteller in Frankreich, ſich von ſo großen Traditionen und Muſtern, von einem ſo ausgebildeten abgeſchloſſenen, großartigen Zuſtand loszureißen und neue Bahnen zu betreten!

---

[1] Nach einem Briefe Karl Auguſts iſt Prinz Ludwig Ernſt von Gotha, geb. 28. Dec. 1707, General-Lieutenant im Münſter'ſchen Dienſte, † 13. Aug. 1763, gemeint.

Wir andern dummen Jungen von 1772 hatten leichteres Spiel, wir hatten nichts hinter uns, konnten friſch darauf losgehen und waren des Beifalls gewiß, wenn wir nur einigermaßen was Tüchtiges lieferten.“

Wir kamen auf Reiſeprojecte und induſtrielle Unternehmungen zu ſprechen, die er alle verwarf. Auf meine Bemerkung, daß er über dieſe Gegenſtände ſonſt ganz anders gedacht, ſagte er: „Ei, bin ich denn darum 80 Jahre alt geworden, daß ich immer dasſelbe denken ſoll? Ich ſtrebe vielmehr täglich etwas Anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muß ſich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verſtocken. Da hat mir jetzt ſo ein Ueber-Hegel aus Berlin ſeine philoſophiſchen Bücher zugeſchickt, das iſt wie die Klapperſchlange, man will das verdammte Zeug fliehen und guckt doch hinein. Der Kerl greift es tüchtig an, bohrt gewaltig in die Probleme hinein, von denen ich vor 80 Jahren ſo viel als jetzt wußte, und von denen wir alle nichts wiſſen und nichts begreifen. Jetzt habe ich dieſe Bücher verſiegelt, um nicht wieder zum Leſen verführt zu werden.

„Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand dieſen oder jenen Creditor befriedigen. Meine Maxime iſt: wenn ich ſehe, daß die Leute bloß ihretwegen an mich ſchreiben, etwas für ihr Individuum damit bezwecken, ſo geht mich das nichts an; ſchreiben ſie aber meinetwegen, ſenden ſie etwas mich Förderndes, Angehendes, dann muß ich antworten. So hat mir Rochlitz jetzt etwas gar Schönes über meinen zweiten römiſchen Aufenthalt geſchrieben; da habe ich auch gleich geantwortet. Ihr jungen Leute wiſſet freilich nicht, wie koſtbar die Zeit iſt, ſonſt würdet ihr ſie mehr achten.“

Im Ganzen war er heut' ſehr lebhaft, aufgeregt, geiſtreich.

aber mehr ironiſch und bizarr als gemüthlich, mehr negativ als poſitiv, mehr humoriſtiſch als heiter. Nicht leicht habe ich ſeine Proteus-Natur ſich in alle Formen zu verwandeln, mit Allem zu ſpielen, die entgegengeſetzteſten Anſichten aufzufaſſen und gelten zu laſſen, anmuthiger hervortreten ſehen.

Im Mai.

„Geoffroy de St. Hilaire hat mit ſeinem Urtypus aller Organiſationen und mit ſeinem Système d'analogies ganz recht gegen Cuvier, der doch nur ein Philiſter iſt. Ich verfiel längſt auf jenen einfachen Urtypus; kein organiſches Weſen iſt ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entſprechend; hinter jedem ſteckt die höhere Idee; das iſt mein Gott, das iſt der Gott, den wir alle ewig ſuchen und zu erſchauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht ſchauen!"

Sonntags, den 6. Juni.

Abends vor dem Hofe ein Stündchen bei ihm. Er war ein wenig abgeſpannt und negirend, doch ſehr freundlich. Ich gab ihm ſeines Sohnes Mailänder Briefe zurück, mich wundernd, daß er nichts vom Dom geſchrieben. „Er weiß ſchon, daß ich mir nichts daraus mache, ich nenne ihn nur eine Marmorhechel. Ich laſſe nichts von der Art mehr gelten, als den Chor zu Köln; ſelbſt den Münſter nicht."

Als ich ihm von dem edlen Streben der Frau Großfürſtin, Weimar in der bisherigen Bedeutung, vorzüglich in ſocialer Hinſicht zu erhalten, erwiederte er: Das Streben iſt recht und löblich, aber man muß nur den falſchen Begriff einer Centraliſation fern halten. Weimar war gerade nur dadurch intereſſant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menſchen hier, die ſich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendſte aller Verhältniſſe, regte an und erhielt Jedem ſeine Freiheit. Jetzt finden wir hier kaum ſechs Menſchen, die zuſammen in einen geſelligen Kreis paßten und ſich unterhalten könnten, ohne einander zu ſieren. Und nun ging er die bedeutendſten unſrer Männer durch mit epigrammatiſcher Schärfe und ſchneidender Kritik. Darum, damit ſchloß er, entſage ich der Geſelligkeit und halte mich an die Tête à tête. Ich bin alt genug, um Ruhe zu wünſchen. Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.

„Was für ein unſeliger Kunſtkenner iſt Quandt. Lauter Tobiaſe zu acquiriren! Sind doch die Dresdner ſelbſt blind und bedürften der Fiſchblaſe allerſeits. Vielleicht wird in der Elbe einmal ein tüchtiger Hecht gefangen, mit deſſen Leber ſie ſich die Augen auswiſchen können." Er redete mir ſehr zu, Müfflings Gedicht[1] an den Großſultan dem Chaos zu überlaſſen.

Dienſtags, den 8. Juni.

Nachmittags von 4 bis 6 Uhr war ich bei ihm, wo ich ihn ſehr heiter und mittheilend fand. „Ich bin wohl ſpät vernünftig geworden, aber ich bin es nun doch." Er theilte mir die Reiſeroute ſeines Sohnes an den Comerſee und die Borromäiſchen Inſeln mit. Eckermann verſteht am beſten literariſche Productionen mir zu extorquiren durch den verſtändigen Antheil, den er an dem bereits Geleiſteten, bereits Begonnenen nimmt. So iſt er vorzüglich Urſache, daß ich den Fauſt fortſetze, daß die zwei erſten Akte des zweiten Theils beinahe fertig ſind.

Ich nahm Anlaß ihn an die Vollendung des vierten Theils ſeiner Memoiren zu erinnern. Er ſagte, in ruhigen vier Wochen könnte ich wohl damit zu Stande kommen, aber jetzt beſchäftigt mich meine neue Edition der Pflanzen-Metamorphoſe allzuſehr. Uebrigens wird der vierte Theil nur das Jahr 1775 umfaſſen, aber einen wichtigen, inhaltvollen, gleichſam bräutlichen Zuſtand derſelben darſtellen, eine Hauptkriſis meines Lebens.

Das „Glaubensbekenntniß eines Denkgläubigen" nannte er, obwohl nicht mißbilligend, eine betrübende Erſcheinung, weil ſie auf Halbheit und kümmerlicher Accommodation beruhe. Man müſſe entweder den Glauben an die Tradition feſthalten, ohne ſich auf ihre Kritik einzulaſſen, oder wenn man ſich der Kritik ergebe, jenen Glauben aufgeben. Ein drittes ſei nicht gedenkbar. „Mir bleibt Chriſtus immer ein höchſt bedeutendes, aber problematiſches Weſen."

---

[1] In Fr. C. Ferd. v. Müfflings „Aus meinem Leben" nicht erwähnt. Goethe's Aeußerung iſt wohl ſcherzhaft, und er ſpielte auf den Namen Chaos an?

„Die Menſchheit ſteckt jetzt in einer religiöſen Kriſis, wie ſie durchkommen will, weiß ich nicht, aber ſie muß und wird durchkommen.

Seit die Menſchen einſehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und ſeit ſie anfangen zu glauben, daß die Apoſtel und Heiligen auch nicht beſſere Kerls als ſolche Burſche wie Klopſtock, Leſſing und wir andern armen Hundsfötter geweſen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen ſich kreuzen.

Mein Vater war ein tüchtiger Mann, aber freilich fehlte ihm Gewandtheit und Beweglichkeit des Geiſtes. Er ließ mich mit meinen Poſſen gewähren; obgleich alterthümlicher geſinnt, in religiöſer Hinſicht, nahm er doch kein Arg an meinen Speculationen und Anſichten, ſondern erfreute ſich ſeines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes. Er tadelte nur den Leichtſinn und die geringe Achtung mit denen ich meine Leiſtungen behandelte; zu mancher kleinen Zeichnung zog er ſelbſt die Einfaſſungslinie, oder klebte ſie auf und gab Rahmen dazu."

Sonntags, 27. Juni.

Er berührte den Streit über die Wahl des Tages zur Feier der Augsburgiſchen Confeſſion.[1] Goethe erklärte ſich für die geſchehene Verlegung, allein er gab zu, daß es politiſcher geweſen wäre, der Volksſtimme nachzugeben. Das Volk will zum Beſten gehalten ſein, und ſo hat man Unrecht, wenn man es nicht zum Beſten hält. Uebrigens muß man ſich um die Erfolge nichts kümmern, wenn der Beſchluß vernünftig war.

---

[1] Endlich wurde in Weimar d. 27. Juni feſtgeſetzt. Ein feierlicher Geſang auf dem Markte und Zug in die Stadtkirche wurde befohlen. (Geh. St.-Archiv).

Montags, den 28. Juni.

Ueber drei Stunden weilte ich bei ihm. Er war heiterer Laune und ſehr mittheilend, zeigte mir eine Menge eigener Zeichnungen. Es kann nicht Alles gerathen wie es ſollte; das iſt eben das Leben; was iſt's nun weiter? Erhard, der Arzt, den Varnhagen[1] trefflich ſchildert, war eben auch ein hübſches Talent, ein guter Kopf, aber einer von den unzulänglichen Menſchen, die einem ſo viel Qual machen, weil ſie ſich einbilden etwas zu ſein, etwas zu können, etwas zu ſollen, dem ſie nicht gewachſen ſind, und aus ihrer Sphäre herausgehen.

Als ich mich über Varnhagens Productivität wunderte, ſagte er: „O Gott, der Tag iſt lang, man kann entſetzlich viel thun, wenn man mit Folge arbeitet und Langeweile flieht.“ Als ich ihm Elsholtzens Hofdame[2] gab, entgegnete er: „Die guten Menſchen, wenn ſie nur auch was Gutes machen könnten.“

Dann erzählte er vom Aufbau des Kloſters im Park und von der Wiederauffindung des darauf bezüglichen Sigmund v. Seckendorfſichen Gedichtes.[3]

Bonnet nannte er den wackern, guten Naturhans! Voltaire, einer der größten Geiſter, hatte im hohen Alter die Schwachheit, noch ein neues Trauerſpiel von ſich aufführen zu laſſen; ich dagegen ſpüre immer mehr Neigung, das Beſte was ich gemacht und noch machen kann, zu ſecretiren.

Er erzählte von der ehemaligen Freitagsabendgeſellſchaft bei ſich zu literariſchen Zwecken. Der Herzog habe öfters beigewohnt und einſt, als ihm eine Vorleſung des Staatsraths, damaligen Hofmedicus Hufeland[4] ſehr gefallen, alſobald beſchloſſen, ihn zum Profeſſor in Jena zu machen. Ueberhaupt habe der Herzog eine wahre Paſſion für Jena gehabt. Jene literariſche

---

[1] Denkwürdigk. des Philoſophen und Arztes Jh. Benj. Erhard. Stuttgart 1830.

[2] Luſtſpiel von 1830.

[3] Gedruckt in Goethe's Aufſatz: das Louiſenfeſt. Vergl. Riemer II. 66. Goethe's Werke Ausg. von 1842. 8. p. 229.

[4] Kam 1793 nach Jena.

Geſellſchaft, wie überhaupt alles Gemeinſame, Harmoniſche unter Weimars erſten Männern habe eigentlich Böttiger geſtört durch ſeine Klatſchereien. Alles was er zu ſehen oder zu hören bekommen, habe er nur zu ſeinen egoiſtiſchen Zwecken zu benutzen geſtrebt.

Montags, 2. Juli.

Er lobte meine Rede am Johannisfeſt.[1] Ein mäßiger Enthuſiasmus, wie er ſich nothdürftig rechtfertigen läßt; Alles wohl zuſammen geſtellt, gute rhetoriſche Motive. „Ich bin alt genug, um das, was mir zu Ehren geſchrieben wird, wie ein Unparteiiſcher beurtheilen und loben zu können.“

Sodann zeigte er eine herrliche Handzeichnung von Ludwig Carracci, ein Wunder mit verwandelten Roſen vorſtellend, und ſtimmte in mein Lob über l'âne mort et la femme guillotinée.

„Der ärgerliche Fall[2] mit Reinhards Schwiegerſohn iſt ein wahrhaft tragiſcher; denn tragiſch nenne ich eine Situation aus der kein Ausgang war, keine Compoſition gedenkbar iſt.“

Zufriedenheit mit meinen Aeußerungen über die Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums.

„Man darf die Grundmaxime der Metamorphoſe nicht allzu breit erklären wollen; wenn man ſagt: ſie ſei reich und productiv wie eine Idee, iſt das beſte. Man muß lieber ſie an einzelnen Beiſpielen verfolgen und anſchauen.

Das Leben kehrt eben ſo gut in der kleinſten Maus wie im Elephanten-Koloß ein und iſt immer daſſelbe; ſo auch im kleinſten Moos wie in der größten Palme.“

Als ich ſagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinſten Samenkorns zu einem rieſenhaften Baume ſei wie eine Schöpfung aus Nichts, erwiederte er: ja, aus Etwas. Verſtünde die Natur nicht, auch das Kleinſte, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zuſammen zu ziehen und zu conſolidiren, wie wollte ſie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?

---

[1] In der Loge Amalia zur Feier des 50jährigen Maurerjubiläums.

[2] Discrete Privatſache.

Den 5. Januar 1831.

Ich war von 6 bis 8 Uhr Abends bei ihm. Er genehmigte völlig den letzten Teſtamentsentwurf und zeigte ſich ſehr dankbar dafür, daß ich ihm dieſe große Sorge von der Bruſt nahm. Wir ſprachen dann von Sternbergs ſchöner Beſchreibung ſeiner Fahrt nach Helgoland. Walter Scotts Briefe über Geiſtererſcheinungen und Hexerei hatte Goethe eben geleſen und lobte ſie ſehr; auch berührte er Niebuhrs gehaltvollen Brief bei Ueberſendung des zweiten Theils ſeiner Römiſchen Geſchichte, in deren Vorrede ein Zeitalter der Barbarei als Folge der franzöſiſchen Revolutionen geweiſſagt wird. „Der Wahnſinn des franzöſiſchen Hofes, äußerte Goethe, hat den Talisman zerbrochen, der den Dämon der Revolutionen gefeſſelt hielt."

„Die Phantaſie wird durch Niebuhrs Werk zerſtört, ſagte Goethe; aber die klare Einſicht gewinnt ungemein."

Darauf ſprach er von dem merkwürdigen Condolenzbrief des Kaufmanns Maſſow in Calbe an Goethe und deſſen Dankbrief an Vogel.

Goethe meinte: „es müſſe doch ein innerlicher, empfindungswarmer Menſch ſein.

Ja, ja, es leben doch hier und da noch gute Menſchen, die durch meine Schriften erbaut worden. Wer ſie und mein Weſen überhaupt verſtehen gelernt, wird doch bekennen müſſen, daß er eine gewiſſe innere Freiheit gewonnen.

Die Abende in Calbe mögen manchmal lang ſein; da freut ſich denn ſo Einer, wenn er eine Ahnung bekommt, was eigentlich im Menſchen ſteckt. Aber was hilft es ihm wohl? Zum rechten Durchdringen kommt es doch nicht leicht. Ach es iſt unſäglich, wie ſich die armen Menſchen auf der Erde abquälen!"

Es ſchien ihm Bedürfniß dieſen Abend recht viel, was mir intereſſant ſein möchte, mitzutheilen. „Man ſollte das öfter thun, ſagte er, oft kann man damit einem Freunde Freude machen und mancher gute Gedanke keimt dabei auf. Nun, wenn ich nur erſt meine Teſtamentsſorge vom Herzen habe, dann wollen wir wieder friſch auftreten. Zehn neue Bände meiner Schriften ſind faſt ſchon parat. Vom zweiten Theil des Fauſt der fünfte Akt und der zweite faſt ganz; der vierte muß noch gemacht werden, doch im Nothfall könnte man ihn ſich ſelbſt conſtruiren, da der Schlußpunkt im fünften Akt gegeben iſt.“

Ich fand Goethen dieſen Abend ganz beſonders liebenswürdig und mild, und ich jammerte faſt wegeilen zu müſſen, um Devrient noch in der Ausſteuer zu ſehen.

Dienſtags, den 30. März.

Abends war ich nur eine halbe Stunde bei Goethe. Er war freundlich, doch minder theilnehmend und lebendig, wie ſonſt, weil er noch immer etwas leidend am Fuße iſt. Nach Außen lehnte er jede Beziehung ab; „ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn ſie mich nur auch mit ihren Leiden verſchonen wollte. Wenn man etwas vor ſich bringen will, muß man ſich knapp zuſammen nehmen und ſich wenig um das kümmern was Andere thun.“

Donnerſtags, den 31. März.[1]

Heute brachte ich mehrere Stunden bei ihm zu. Anfangs mit Conta, der von München erzählte, dann kam der Großherzog, ſpäter noch Spontini auf ſeiner Rückreiſe von Paris. Er gefiel mir ſehr wohl als feiner, lebendiger Mann; jetzt beſchäftigt ihn die Compoſition einer von Jouy gedichteten Oper „Les Athéniennes,“[2] deren Motive Goethe ſehr lobte.

Daß ich ihn im vordern, ſogenannten Deckenzimmer traf, war ſchon ein gutes Zeichen, er hatte früh Beſuch von der Hoheit gehabt. Im Ganzen war er heute viel munterer, Spontini und mehreres Politiſche und Literariſche, was ich erzählte, heiterten ihn auf. Walter Scotts Napoleon könne man nur dann mit Behagen leſen, wenn man ſich einmal entſchließe, eine ſtock-engliſche Sinnes- und Urtheilsweiſe über jene große Welterſcheinung kennen zu lernen. In ſolcher Beziehung habe er Geduld genug gehabt, es im Engliſchen völlig hinaus zu leſen. Viel ſprach er über Klingers Tod,[1] der ihn ſehr betrübt hat. „Das war ein treuer, feſter, derber Kerl, wie keiner.“

---

[1] Eckermann II. 335 und III. 350. An letzter Stelle iſt bei Eckermann ein Irrthum. Mittwoch kann 1831 nicht auf den 31. März fallen.

[2] Goethe's Werke XXIX. 107. Goethe-Zelters Briefwechſel VI. 361, 365 ſind für den weitern Verlauf der Sache zu leſen.

„In früherer Zeit hatte ich auch viele Qual mit ihm, weil er auch ſo ein Kraftgenie war, das nicht recht wußte was es wollte. Seine Zwillinge gewannen den Preis vor Leiſewitzens Julius von Tarent wegen der größeren Leidenſchaftlichkeit und Energie. Seinen „Weltmann und Dichter“ habe ich nie geleſen. Es iſt gut, daß Klinger nicht wieder nach Deutſchland kam; der Wunſch darnach war eine falſche Tendenz. Er würde ſich in unſerem ſansculottiſchen Weimar und reſp. Deutſchland nicht wieder erkannt haben, denn ſeine Lebenswurzel war das monarchiſche Princip.“

Zuletzt erzählte er eine Anekdote von den zwei vornehmen Zöglingen im Cadetten-Inſtitut, die Klinger abſichtlich gegen die Geſetze ausprügeln ließ.

B. Mittwoch, 20. April.

Bei Goethe traf ich Schweitzer; ſpäter kam der Großherzog. Goethe war ausnehmend munter und anmuthig in ſeinen Geſprächen; er verglich Franz Tettau[2] mit dem Hofnarrengeſchlecht, deſſen Eigenſchaften vorzüglich im groben bon sens und furchtloſer Aufrichtigkeit beſtanden. Ferner erzählte er von den Frankfurter Meßanſtalten, und wie er in ſeiner Jugend noch einen Kopf von den drei im 17. Jahrhundert hier gerichteten Rebellen gegen die Stadt oben am Brückenthurm nach Sachſenhauſen zu aufgeſteckt geſehen.[3] Nur wer ehemals als Page, fuhr er fort, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

---

[1] 25 Januar 1831.

[2] Er lebte im v. Egloffſteiniſchen Hauſe, war ein halb blödſinniger Menſch, der zu allerlei Dienſtleiſtungen verwandt wurde.

[3] Aus dem Fettmilch'ſchen Aufſtande. Vergl. über die Geſchichte des Aufſtandes: Kirchners Anſichten von Frankfurt 1. 133, Lange's Geſchichte von Frankfurt S. 251, Archiv für Frankfurter Geſchichte und

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das gehe euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von euch, wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmahl zu dem verbunden ſeyd, was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commiſſion iſt euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leſet.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch dieſen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

hinter dem Stuhle geſtanden, wiſſe den Sitz an der Hoftafel recht zu ſchätzen. So auch ſtrebten die in Städten vom Magiſtrat erſt recht unter der Schere Gehaltenen am meiſten nach Magiſtratsſtellen für ſich ſelbſt. Als der Großherzog ſehr bewegt und enthuſiaſtiſch über die Frau v. Beaulieu ſprach, ſagte Goethe, ſie habe bei männlicher, ritterlicher Kraft, weibliche Anmuth zu bewahren gewußt.

Den 1. Januar 1832.

Zwiſchen 5 und 6 Uhr trafen Coudray und ich ihn ſehr heiter und aufgelegt, ja er neigte ſehr zu ſeiner Lieblingsform, der Ironie.

Als ich das Verbot von Raumers Untergang Polens rügte, vertheidigte er es lebhaft. „Preußens frühere Handlungsweiſe gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu ſtellen, kann nur ſchaden, nur aufreizen. Ich ſtelle mich höher, als die gewöhnlichen platten moraliſchen Politiker; ich ſpreche es geradezu aus: Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß ſtets den gebieteriſchen Umſtänden nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweiſe untergehen; ſollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Oeſterreich zugriffen? Für uns arme Philiſter iſt die entgegengeſetzte Handlungsweiſe Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde.“

Sodann zeigte er uns die ſchöne Medaille Alexanders von Medici, auch einen herrlichen bronzenen Knopf aus jener Zeit, einen Amor vorſtellend, zwiſchen zarten Arabesken. Man trug dergleichen Knöpfe am Hute. Die Mahagoni-Schatulle, worin

---

Kunſt, neue Folge II, 16, doch Alles nicht erſchöpfend und völlig zuverläſſig. Uebrigens waren es vier Köpfe. Der Fettmilch'ſche fiel 1707 herab, wobei er auseinanderbrach; man ſteckte ihn mit Drähten zuſammengefügt wieder auf. Im Jahre 1717 fiel wieder ein Kopf herab, der im Main verſchwand; das Gleiche fand mit zwei andern ſtatt. Der Kopf welcher in Goethe's Jugendzeit noch ſichtbar war (vergl. auch Wahrheit und Dichtung) erhielt ſich bis 1801, wo der Brückenthurm abgetragen wurde. Lange ſagt S. 290 fälſchlich: 1790. (Nach gütigen Mittheil meines Collegen Dr. Kriegk in Frankfurt.)

dieſe Antiquitäten und viele andere Münzen verwahrt waren, ſtand offen, als wir eintraten. Er ſchloß ſie ſogleich mit ſichtbarer Freude, etwas vor uns zu verbergen, und holte erſt ſpäter mit Feierlichkeit jene Seltenheiten heraus. Auch ein Gemälde der neuentſtandenen Inſel Nerita, zwiſchen Sicilien und Malta, mit dem vulcaniſchen Feuerwerk, ließ er uns ſchauen. . „Seht hier das neueſte Backwerk des Weltgeiſtes.“

Andere Zeichnungen und Lithographien, die er vorführen wollte, waren nicht gleich zur Hand und wir wurden auf ein andermal vertröſtet.

Einſt, erzählte er, ſei er in Karlsbad mit einem öſterreichiſchen Magnaten zu Tiſch geſeſſen, der ſich entſchuldigte, daß er Goethe's Werke noch nicht geleſen, weil er ſich zum Prinzip gemacht, Autoren erſt dann zu leſen und anzukaufen, wenn keine veränderten Editionen mehr zu fürchten ſeien, d. h. nach ihrem Tode. „Sie ſollten nach Wien kommen; dort macht man etwas aus ſolchen Leuten wie Sie ſind.“

Ein andermal ſagte Goethe: „Ein heftiger, wenn gleich ungerechter Angriff, bleibt kühn und ehrenhaft; jede Vertheidigung iſt immer mißlich, ſei ſie auch noch ſo gut gemacht. Das war immer unſre Maxime.“

26. Februar, Sonntag Abends.

Er frug nach Profeſſor Kunze's[1] Vorleſungen, und dieß gab bald Veranlaſſung zu den intereſſanteſten Aeußerungen ſeinerſeits, da ſich ſeine Theilnahme an unſern Naturſtudien fortwährend ſteigerte, als er hörte, daß wir an der Farbenlehre ſtünden.

„Die Sache iſt eigentlich ſehr einfach, aber gerade darum ſchwer. Die größten Wahrheiten widerſprechen oft geradezu den Sinnen, ja faſt immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne — was kann dem Augenſchein noch abſurder ſein? Und doch iſt es die größte, erhabenſte, folgenreichſte Entdeckung, die je der Menſch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel.

---

[1] Kunze in Weimar, zur Zeit Hofrath und Profeſſor der Mathematik, wurde von v. Müller auch beſtimmt, über Goethe's Farbenlehre ſich zu verbreiten. Als Kunze's Vorleſung nicht polemiſch ausfiel, äußerte Goethe über unſern Verehrten: „Das muß ein artiger junger Mann ſein.“

Es iſt mit der Farbenlehre wie mit dem Whiſt oder Schachſpiel. Man kann einem alle Regeln dieſes Spiels mittheilen und er vermag es doch nicht zu ſpielen. Es kommt nicht darauf an, jene Lehre durch Ueberlieferung zu lernen, man muß ſie ſelbſt machen, etwas thun.

Die Natur ſpielt immerfort mit der Mannichfaltigkeit der einzelnen Erſcheinungen, aber es kommt darauf an, ſich dadurch nicht irren zu laſſen, die allgemeine ſtetige Regel zu abſtrahiren, nach [illegible] ſie handelt.

Ihr andern habt es gut, Ihr geht in den Garten, in den Wald, beſchaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphoſenlehre erinnert werde und mit dieſer mich abquäle.

Im Jahre 1834 kommt der große Komet, ſchon habe ich an Schrön nach Jena geſchrieben, eine vorläufige Zuſammenſtellung der Notizen über ihn zu machen, damit man einen ſo merkwürdigen Herrn wohl vorbereitet und würdig empfange."

A. Ortsregiſter.

An[illegible]lla 101.
Auſterlitz 68.

Belvedere 102. 103.
Berka a/I. 9. 11.
Berlin 9. 44. 46. 86. 126. 140.
Böhmen 54. 96.
Borromäiſche Inſeln 142.
Bremen 54.
Bückeburg 51.

Calbe 146.
Chatillon 11.
China 54.
Collin 39.
Columbia 81.
Comerſee 142.

Deſſau 98.
Deutſchland 54. 148.
Dornburg 20. 37.
Dresden 67. 111. 142.

Egypten 117.
Eiſenach 45.
Elba 11.
England 105. 111. 137.
Erfurt 60.

Fontainebleau 68.
Frankfurt 82. 88. 89. 131. 148.
Frankreich 49. 139. 140. 146.
Freiberg 53.
Fulda 121.

Genf 17.
Gotha 78. 100.
Griechenland 88. 102. 136.

Halle 9.
Harz 53.
Heidelberg 17. 58.
Helgoland 146.

Jena 19. 20. 35. 43. 46. 54. 56. 78. 89. 138.
Ilmenau 28. 53. 79. 83.
Italien 9. 132.

Karlsbad 3. 18. 19. 25. 54. 71. 111. 150.
Köln 43. 141.
Konſtantinopel 94.
Kropſtädt 10. 46.

Lahngegend 21.
Leipzig 96.
Limburg 21.
Lüttich 15.

Mailand 37.
Mainz 15. 45.
Malta 150.

Mantua 62.
Marienbad 54. 58. 65. 71. 76.
Marienwerder 33.
Meklenburg 55.
Memel 36.
Miſſolunghi 102.
München 127.

Naſſau 16.
Nerita 150.
Normandie 118.
Norwegen 126.

Oeſterreich 49. 149.

Pancretis 84.
Paris 74. 126. 128. 147.
Pera 133.
Petersburg 61.
Piſa 129.
Pompeii 121. 122.
Polen 149.
Poſen 10.
Prag 96.
Preußen 118. 149.

Rom 9. 15. 29. 47. 68. 91. 117.
Rudolſtadt 111.
Rußland 131. 149.

Saalborn 10.
Sachſenhauſen 148.
Schweiz 11.
Serbien 137.
Sicilien 150.
Simplon 17.
Spanien 79. 91.
Süßenborn 125.

Tennſtedt 85.
Thalbürgel 77. 105.
Thüringen 55.
Tiefurt 16. 79. 103.
Türkei 45.

Valmy 15.
Varennes 51.
Verona 44.

Weilburg 21.
Weimar 9. 10. 20. 26. 45. 62. 77. 84. 90. 93. 99. 100. 105. 117. 121. 124. 138. 141. 144. 145 148.
Wettin 48.
Wien 150.
Wiesbaden 16. 19. 48.
Wilhelmsthal 28.
Würtemberg 49.

B. Perſonenregiſter.[1]

St. Aignan 4. 134.
Alonzo 79. 82.
Ampère 112.
Andreani, A., Formſchneider 45.
Anaxagoras 70.
Andromache 111.
Arioſt 36.
Ariſtophanes 48.
Ariſtoteles 110.
v. Arnim 5. 98.
Audh, König v. 101.

Baco, Roger 4.
Baſſano (Miniſter, Staatsſecretär Maret) 67.
Batſch, A. J. G. K., Profeſſor in Jena 41.
Bayern, Ludwig I. König v. 99. 117. 121. 128. 133.
v. Beaulieu, Frau 149.
v. Bechtolsheim 15.
Becker, Chriſt. Amalie Louiſe, geb. Naumann, Schauſpielerin 31.
Beethoven 70.
Belloc, Louiſe 44.
Bertuch, Fr., Gründer des Induſt.-Comptoirs in Weimar 41.
Bieſter 9.
Blücher 11. 74. 100. 127.
Boiſſerée, Sulpice 107.
Bonnet, Charles, Naturforſcher 144.
v. Bonſtetten, C. Vict., Schriftſteller 125.
Böttiger, C. A., Gymnaſ.-Director 43. 145.
Bovy 122.
Boxwell 30.
Bracebridge 108. 125.
Brandenburg, Haus 18.
Briſtol 10.
Brown, John, Mediciner 101.
v. Buchwald 68.
v. Bülow 11.
Bury 3.
Byron 54. 66. 68. 69. 82. 90. 94. 101. 102.

Canning 115.
Canova 62. 64.
Capodiſtria, Joh. Anton, Graf 136.
Carlyle 125.
Carracci 145.
Caſper 44.
Cellini 62. 100. 126.

---

[1] Vergl. Einleitung über die Einrichtung. Die bekannteren Namen haben keine Zuſätze erhalten, auch wenn ſie im Text nicht mit Anmerkungen verſehen ſind.

Cervantes 25.
Cicero 88.
Chateaubriand 65.
Cnopf 41.
Colchen 67.
v. Conta 147.
Conſalvi 74.
v. Cotta 127.
Cornelius 133.
Correggio 100.
Coudray, Cl. W., Oberbaudirector 29. 38. 39. 45. 61. 71. 86. 90. 105. 110. 126. 131. 135. 137. 149.
Couſin, Victor, Schriftſteller 106. 114.
Crayer 40.
Cumberland, Herzogin 36.
Cuvier 59. 141.

David 134.
Destouches 5.
Devrient 100. 147.
Deſſau, Herzog 93.
Diderot 139.
Döbereiner 31.
Dürand 7. 136.
Dominicus d. Heilige 17.
Durward, Quentin 57.
v. Dyk 40.

Eckendahl (Emigrirter) 117.
Eckermann 95. 112. 136. 142.
v. Egloffſtein, Familie 72. 148.
— Line 29. 30. 33. 34. 47. 60. 61. 69. 87.
— Julie 12. 16. 18. 19. 20. 25. 26. 29. 31. 33. 34. 46. 55. 61. 108.
Egypten, König v. 101.
Ehlers 17.
Eichhorn 69.
Eichſtadt 31. 90.
v. Einſiedel 28. 43. 105.
Elsholz 144.
Empedokles 130.
Engels 7.
Erhard. 144.
v. Eſenbeck 26. 56.
Eßlair 69.
v. Eſte, Cardinal 36.
Euphroſyne, ſ. Becker 31.
Euripides 70.
Everdingen, Landſchaftsmaler 22.

Färber J. M., Muſeumsſchreiber in Jena 138.
Fain 68.
Falk, Joh. 20. 25. 45. 133.
Faſch 76.
Fellner 93.
Fettmilch 149.
Feuerbach 135.
Fiedler 108.
Fieſole, J. v. 17.
Flachenecker 127.
Flaxman 13.
Forman 127.
Forſter, Laura 35.
Fouqué 12. 103.
v. Frankenberg, Geh. Rath von Gotha 11.
Franke 5. 7. 45.
Frankreich, M. Antoinette 50.
— Ludwig XVI. 51.
— Eliſabeth 67.
— ſ. Napoleon.
v. Freyberg 93.
Friedrich, Caſp. David, Landſchaftsmaler 14.
Fries, J. Fr., Profeſſor 18.
v. Fritſch, d. ä. 52.
v. Fritſch, Söhne 52.

Fritſch, Frau v. 64. 134.
Frommann, Fr., Buchhändler 34. 125.

v. Gagern 45. 101. 129.
Gall 112.
v. Gersdorff 9.
Gildemeiſter [illegible].
Gil Blas 9.
Glaſer 28.
Gl[illegible]ck 49.
Glower 85.
Gneiſenau 11.
v. Göchhauſen 28. 105.
Goethe's Actenweſen über Bibl. Veränd. 18.
— Arbeitsweiſe 40.
— Aufſicht über Biblioth. 35.
— Abendgeſellſchaft 8. 29. 30. 63. 66. 69. 71. 144.
— Abgeſchloſſenheit 142. 147.
— Abenteuer 55.
— Behandlung der neuerſch. Literatur 5.
— Beſchäftigung 81. 109.
— Beſchreibung von Carlsbad 3.
— Bibliothek 84.
— Bild 3. 92.
— Briefe 75. 81. 146.
— — Verbrennen derſelb. 132.
— — Briefſchreiben 128. 140.
— — Abneigung gegen Mitth. 112.
— Dienſtverhältniß 53.
— Erzählung aus ſeinem Leben 17. 28. 105. 131. 133. 148. 150.
— Erzählung ſpeziell von:
  Dandolo 46.
  Carlsbad 18.
  v. Einſiedel 28.
Goethe's Erzählung ſpeciell von:
  Erfurt aus d. J. 1808 136.
  Fiſcherſpiel 26.
  Frankfurt 148.
  Ital. Aufenth. 29.
  Kloſter im Weim. Park 26.
  Ludwig XVI. 51.
  Schweizerreiſe 29.
  Schuppach 29.
  Venedig, Juſti, 15.
— Eintheilung der Freunde 60.
— — der Schauſpieler 31.
— — der Thorheiten 33.
— Familie:
  Vater 143.
  Mutter 33.
  Frau 76.
  Auguſt v. 8. 9. 47—49. 121. 141. 142.
  Ottilie 18. 19. 33. 56. 60. 63. 87. 103. 107.
  Ulrike 33. 65. 78. 85.
  Walther 47. 49. 78. 92. 112. 113. 122.
  Wolf 56. 73. 109.
— Gehaltsverhältniſſe 53.
— Geſchäftsleben 104.
— Geſchichtsſtudien 122.
— Geſchenke an ihn 54.
— Geſpräche über:
  ſeine Abendgeſellſchaften 63. 64.
  Afrika und Europa 101.
  Amerika 25.
  Ausbildung, ſittliche 23.
  Bayern, König Ludwig I. 118.
  Beſchäftigung, tägliche 10. 28.
  Bibliothek 138.
  Briſtol 10.
  Buchwald, Fr. v. 68.

Goethe's Geſpräche über:
- Byron 101. 111.
- die Campagne 15.
- Chronik und Memoiren 27.
- Clavigo 68.
- Conception koloſſ. Statuen 33.
- Coteriewörter 28.
- Cuvier's Lobrede 59.
- Divan 59.
- Egypt. König 101.
- Engliſche Emancipation 101.
- Finanzweſen 25.
- Franzöſ. Revolution 50.
- v. Gagern 101.
- Gentz 15.
- Geognoſie 48.
- Gotha, Hof:
  - Herzog Ernſt 68.
  - Prinz Auguſt 68.
  - Herzogin Mutter 68.
- Gotha'ſche Gemälde 100.
- Götter 68.
- Hammer's Aſſaſſinengeſch. 27.
- Hernani 139.
- Hofmaskerade 130.
- v. Humboldt 101.
- Humor 87. 88.
- Jacobi F. H. 32.
- Ideal und Wirklichkeit 90.
- Joniſche Inſeln 101.
- Italien 9. 10.
- Kaſtengeiſt d. Jenenſer Prof. 17.
- Kephalides 32.
- Klinger 148.
- Knabenliebe 138.
- Kotzebue's Tod 27.
- Kunſt und Alterthum 126.
- Kunſt u. Naturgebilde 81. 82.

Goethe's Geſpräche über:
- Kunſt zu ſehen 29.
- die Lorch 131.
- Magnetismus 130.
- Männerliebe 138.
- Manuſcriptenordnung 62.
- Meteorologie 57.
- Meyer's Aufenthalt in Heidelberg 17.
- Meiſter, W. 9.
- Mignon 9.
- Mineralogie 63.
- Natur, Wirkung derſ. auf den Menſchen 19.
- Navarino 100.
- Napoleon 11. 15. 80.
- Negationen 88.
- Oceane 3.
- Phantaſie 81.
- Philoſophie Kant's 53.
- Politik 49. 104.
- Pompadour 101.
- Preßfreiheit 17.
- Rameau's Neffen 57.
- Raupach 70.
- Rehbein 101.
- Redern, Graf v. 17.
- Reil 101.
- Reinhard 68.
- Religion 23. 27. 70. 71. 89 91. 99. 108. 115. 141 bis 143.
- Rouſſeau's Botanik 89.
- Salvandy 110.
- Sclavenhandel 101.
- Seelenwanderung 25.
- Selbſterkenntniß 81.
- Spanien, Krieg mit 49.
- Sprüchwörter, deutſche und griechiſche 29.

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt? und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Goethe's Geſpräche über:
Staatsanſtalten, Zweck derſelben 23.
v. Stael 101.
Stark 101.
Tartüffe 101.
Theegebrauch 105.
Theologie 54.
Tropen 62.
Unzufriedenheit 50.
Weimar: Louiſe Großherz. v. 131. 133.
Caroline, Princeß 133.
Wetter 83.
Wiſſenſchaft 63.
Zach 68.
Zelter's Bild 116.
Zeichnungen 18.
— Gewohnheiten 55.
— Handſchriften 18.
— Ilmenauer Bergbau 53.
— Intereſſe an einem Erdfall 3.
— Judeneifer 57.
— Jugenderinnerungen 131. 133. 148.
— Kenntniß des Arabiſchen 59.
— Kritik von Zeichnungen 20. 21.
— Krankheiten 18. 33. 49. 74. 75. 101. 105. 114. 119. 147.
— Kunſtſammlungen (Medaillen, Kupferſt. ꝛc.) 4. 10. 17. 19. 20. 33. 34. 37. 40. 43. 45. 60. 62. 66. 67. 68. 78. 79. 81. 100. 102. 111. 113. 127. 133. 135. 144. 145. 150.
— Kunſturtheil 121.
— Lebensregel 112.
— Lectüre im Allgem. 95. 146. 128—29. 140. 148.
— — der Simon'ſchen Mémoiren 128.

Goethe's Lectüre der Zeitungen 35. 85. 136. 137.
— Liebesverhältniß 29. 64.
— Muſikverein 8.
— Notizen 129.
— Parkgarten 83.
— Präparate 137.
— Recenſionen 51.
Reiſen und Aufenthalt in Belvedere 102. 103.
in Berka a/J. 8. 11.
nach Böhmen 47.
in Dornburg 20—25. 37.
Harzreiſe 40.
in Jena 20. 33. 43. 54.
nach Italien 132. 35.
nach und in Carlsbad 25. 38. 150.
in Liebenſtein 3.
in Marienbad 54. 58. 64. 65.
nach u. in Wiesbaden 16.
— Schilderung des Tiefurter Lebens 103.
— Sprüchwörter 132.
— Stammbucheinzeichn. 122 bis 123.
— Stimmungen 84.
— Studien (Natur-, Kunſt-, Aſtronomie-, Farbenlehre-, Meteorologie-, franz. Literatur-) 3. 4. 79. 80. 83. 102. 130. 137. 151.
— Tagebücher 35.
— Thätigkeit, litterariſche 126. 142. 146—47.
Speciell im Ueberſetzen 126.
Poetiſche 61.
— Teſtament 99. 146.
— Theaterleitung 5. 31. 34. 82.
— Theatral. Aufführung 26.
— Umgang im Allgemeinen 128. 146. 147.

Goethe's Umgang mit Damen 18.
  mit einer jungen Polin 38. 61. 62.
  mit jüngeren Leuten 126.
  mit der Familie 116.
  in ſeinen Abendgeſellſchaften 29.
— — im Beſonderen mit:
  St. Aignan 4.
  Boiſſerée, Sulp. 107.
  Bonſtetten 125.
  Borwell 30.
  v. Conta 147.
  Coudray 20. 38. 39. 61. 86. 90. 91. 105. 110. 126. 131. 137. 149.
  David 134.
  Eckermann 95. 136.
  v. Egloffſtein, Julie 18–20. 29. 31. 33. 34. 46. 55. 61.
  — Line 30. 47. 60. 61. 87.
  Engels 7.
  v. Eſenbeck 26.
  Färber 138.
  Fritſch 110.
  Frommann 34.
  Glenck 49.
  Herder 136.
  Hugo 30.
  v. Humboldt, Wilh. 74.
  Huſchke 105.
  Levezow 64.
  Meyer 12. 31. 32. 37. 51. 56. 60. 62. 90. 91. 99. 120. 123. 124. 125.
  Münchow 17. 147.
  Noſe 56.
  Oehlenſchläger 5.
  Parthey 117.
  Pölchau 114.
  Rehbein 20. 86.

Goethe's Umgang im Beſonderen mit:
  Reuter 119.
  Riemer 40. 45. 50. 51. 52. 53. 54. 63. 66. 70. 81. 87. 89. 90. 92. 99. 110.
  Rochlitz 127.
  Röhr 86.
  Roscoe 48.
  Savigny 69. 70.
  Schiller, Frau v. 32.
  Schopenhauer 3.
  Schweitzer 34. 148.
  Schukowsky 119. 120.
  Schultz 62.
  Soret 82.
  Spontini 147.
  v. Stein, Frau 32.
  v. Sternberg 127.
  Szymanowska 71–73.
  Töpfer 116.
  Umbreit 57–59.
  Vogel 109.
  Voigt 3.
  S. Weimar, Carl Auguſt v. 46.
    Amalia 134.
    Carl Friedrich 133. 147 bis 148.
  Wolf, Fr. Aug. 11. 85. 86.
  v. Wolffskeel 134.
  Zahn 121. 122.
— Unmuth 58.
— Unterhaltungen im Allg. 138.
— Urtheile über ſich 15. 18. 30. 31. 37. 40. 43. 44. 47. 49. 52. 61. 64. 65. 79. 82. 83. 85. 89. 91. 93. 100. 105. 106. 107. 111. 116. 118. 123. 124. 125. 129. 130. 134. 136. 137. 142–145.

Goethe's Urtheile über:
  l'âne mort, etc. 136.
  Aeſthetik 56.
  St. Aignan 154.
  Alonzo 79. 82.
  Ancelot 95.
  Anatomie, vergleichende 137.
  Aerzte 115.
  v. Arnim 5. 98.
  Ariſtophanes 48.
  Aſtronomie 7.
  Attala 137.
  Augsb. Confeſſion 143.
  öffentl. Bauten 126.
  Bayern, König Ludwig I. 121.
  v. Beaulieu, Frau 149.
  Belloc 94.
  Bertuch 41.
  Beſitz, Werth des 4. 5.
  Böhmen 54. 96.
  Böttiger 145.
  Bonnet 144.
  Briefe, Nutzen der 132.
  — alte 134.
  Briefſchreiben 134.
  Bucholz 10.
  Buchhändler 127.
  Byron 31. 34. 69. 90. 94. 95. 96. 102.
  Canning's Tod 115.
  Capo d'Iſtria 136.
  Caſpers 44.
  Chriſtine 137.
  Chriſtus 43.
  Chriſtenthum 138—39.
  Cicero 88. 101.
  Conſtitution 48.
  Copie und Original 119.
  Coudray 135.
  Couſin 114.
  Cultur 117.

Goethe's Urtheile über:
  Cuvier 141.
  Declamation 16.
  Deutſchland 3. 4. 36. 37. 54.
  Döbereiner 31.
  Dogmatik 69.
  Don Quixote 25.
  Dramatik 51. 107.
  Duelle 114. 115.
  Eckermann 112. 142.
  Ehe, die 71. 138. 139.
  v. Egloffſtein, Line 69.
  — Julie 12. 16. 29—31. 108.
  Elsholtz 144.
  Erbauen, das 121.
  Erziehung, Weſen der 29.
  Erhard 144.
  Euripides Bachen 70.
  Extreme, Behandlung der 33.
  Falk, Johannes 133.
  Farbenlehre 99. 115. 150 bis 151.
  Feindſeligkeiten 114.
  v. Frankenberg 11.
  Frankreich 128.
  Franzoſen 82. 137.
  Franz. Literatur 3. 139. 140.
  Franz. Revolution 146.
  Franz. Gartenanlagen 103.
  Freiheit 113.
  Freunde 89.
  Freundſchaft 97. 139.
  v. Freyberg 93.
  Fries 18.
  v. Fritſch, D. ä. 52.
  v. Fritſch, Frau 64.
  Frommann 125.
  Fürſtenbund 93.
  Gedicht an ihn 129.
  Geſchichte 92. 96.
  Geiſtlichkeit 111.

Goethe's Urtheile über:
  Gildemeiſter 77.
  Goethe's Vater 143.
  Gotha, Prinz Auguſt 139.
  Griechenkämpfe 92.
  Griechiſche Angelegenh. 45.
    — Zuſtände 94.
  v. Grimm 68. 139.
  Grundſatz u. Erfahrung 89.
  Gruithauſen 84.
  Guſtav Adolf 137.
  Hamann 78.
  v. Harthauſen 52.
  Hegel's Philoſophie 113. 114.
  Helena 113. 119.
  Helwig 82.
  Hernani 137.
  Henning 65.
  Herder 43.
  Heinroth 125.
  Hofetiquette 50. 51.
  Hoffnung 99.
  Howard 47.
  Humboldt's 56. 124.
  Hummel 26.
  Jacobi, J. H. 32. 97. 98.
    — Auguſte 135.
  Idee 91.
  Jena 19.
    — Univerſität 31. 56.
  Immermann 89. 113.
  Jommelli 26.
  Judengeſetz 57.
  Kant 23.
  Kant's Kritik 78.
  Kapp's Chriſtus 59.
  Karlsbad 19.
  Kaunitz 11.
  Keller 11.
  Kirchengeſchichte 70.
  Kirchner v. Frankf. 87. 89.

Goethe's Urtheile über:
  Kirchner, Archit. 137.
  Kirms 82.
  v. Kircheiſen 37.
  Klinger 85. 86. 97. 148.
  Klopſtock 95. 114.
  Knebel 39. 49. 123.
  Köln. Dom. 141.
  Kraus 40.
  Kritik 48. 64. 109. 110.
  v. Krüdener, Frau 110.
  Krummacher 129.
  Kunſt 3. 115.
  Künſtler 111.
  Kunze, A. 150
  Langbein 110.
  Landleben, das 61.
  Leben, das 135.
  Leonhard 79.
  Logik der Malerei 114.
  Lommatzſch 130.
  Lucrez 39.
  Majeſtätsrecht 118.
  Mailand, Dom zu 141.
  Maſſow 146.
  Mathematik 108.
  Mathematiker 59.
  Matthiſſon 88.
  W. Meiſter 36. 55.
  Menge, die 126.
  Merkel 41.
  Metamorphoſe 145.
  Meteorologie 123.
  Meyer 48. 89. 100. 115.
  Mineralogie 79.
  Morgan, Lady 48.
  Moore 69. 94.
  v. Müller, Fr. 92. 104.
  127. 145.
    — Joh. 92.
  Müller a. Deſſau 98.

Goethe's Urtheile über:
  Müllner's Albaneſerin 32.
  Muſe 39.
  Muſäus 87.
  Myſtification 104.
  Nachdrucksfrage 54.
  Nagler 100.
  Nahl 91.
  Napoleon 11. 110.
  Naſſau 16.
  Nationen 48.
  Natur 30.
  Naturſtudien 115. 150. 151.
  Naturwiſſenſchaft 56.
  Natur und Kunſt 85.
  Orleans, die 128.
  Paul, Jean 122.
  Palingénésie sociale 136.
  Paul und Virginie 137.
  Parry's Byron 102.
  Philoſophie, populäre 78.
  Philoſophie 59.
  Phyſikal. Wiſſenſchaften 79.
  Plutoniſten und Neptuniſten 124.
  Polens Theilung 149.
  Politik 33. 56.
  Preußens Verb. z. Polen 149.
  Preßvergehen 17.
  Prevorſt, Seherin v. 130.
  Production, Vernachläſſig. der 52.
  Publicationen f. die Gegenwart 126. 134.
  Quandt 142.
  Quinci 45.
  Rationalismus 42. 53.
  Raumer's Geſch. 92. 149.
  Raupach's Lorenz u. Cäcilie 32.
  Reinhard 63. 92. 102. 126.

Goethe's Urtheile über:
  Renner 31. 42.
  Riemer 7. 50. 125.
  Rochlitz 132.
  Röhr 42.
  Rom, Republik 101.
    — Geſchichte 146.
  Roth 42.
  Romanlectüre 4.
  Romanſtoff in Deutſchl. 55.
  Sachſen-Geſchichte, maleriſche Gegenſt. aus der 90.
  Seidel's Charinomos 106.
  Serbien 137.
  Scott, W. 48. 55. 65. 69. 94. 148.
  Scheidler 111.
  v. Schenk 62.
  Schelling 53—54.
  v. Schiller, Fr. 51. 84. 117. 133.
  v. Schlegel 8.
  v. Schlegel, Frau 58.
  Schriftſtellereigenthümlichk. 54.
  Schrittſchuhalmanach. 95.
  Schröder 3.
  Schukowsky 120. 121.
  Schulze 42.
  Schultz 67.
  Schütz 116. 112.
  Schwerdgeburth 106.
  Shelley 94.
  Sontag 116.
  Spanien 91.
  Stael 8. 9.
  Standesverhältniſſe 80.
  Steigenteſch 8.
  Stella 68.
  Szymanowska 59.
  Tagebücher 116.

Goethe's Urtheile über:
  Tageslectüre 99.
  Tablettes Romaines 91.
  Terzinen 62.
  v. Tettau 148.
  Theaterbeſuch 34.
  Tieck 5.
  Tod, den 132.
  Tragiſches 89. 145.
  Tugend 116.
  Ueberſetzungen 103.
  Umbreits Hiob 97.
  v. Varnhagen 144.
  Vergleichungen 95.
  Vernünftiges 113.
  Vogel 125.
  Voltaire 144.
  Voß, J. H. 4.
  Wahnſinn 103.
  Wahlverwandtſchaften 14.
  Wanderjahre 44.
  Wartburgfeier 18.
  Weber 88.
  Weimar 58. 141. 145.
    — Theater 28. 99. 100.
    — Hof, Herzog C. Auguſt 10. 84. 119. 124. 133. 144.
    — Louiſe 54. 132. 133.
    — Amalia 43.
    — Maria Paulowna 117. 141.
  Wegſcheider's Dogm. 59.
  Weltgeſchichte 123.
  Werner 5.
  Whiſt und Schach 150.
  Wieland 87.
  Wiesbaden 19.
  Wiſſen und Charakter 52.
  Wiſſenſchaft, Stand der 59.
  Wit Döring 124. 125.

Goethe's Urtheile über:
  Wolf, Fr. A. 85. 86.
  v. Wolffskeel 134.
  Wotowska, C. 71. 73.
  Würtemberg, Hof, Herzog Carl 26.
  Zahn 125.
  Zeichnen, das 17.
  Zeichenſchule 16.
  Zelter 7.
  Zeitverſchwinden, das 130. 131.
  Zwölftafelgeſetz 101.
— Verhältniß zu ſeinen Beſuchern 93.
  zu Bayerns König Ludwig I. 118.
  Bracebridge 125.
  Carlyle 125.
  häuslichen Eindrücken 107.
  Egloffſt., Julie 21.
  Erinnerungen 72.
  Freunden 119.
  Fürſtl. Perſonen 90.
  v. Fritſch d. ä. 52.
  v. Goethe, Ulrike 28.
    — Auguſt 136.
  v. Göchhauſen 105.
  Gotha, Prinz Auguſt 139.
  v. Henning 46.
  v. Heygendorf 63.
  Hegel's Philoſophie 140.
  v. Humboldt, W. 78.
  Klinger 85.
  v. Löben 121.
  v. Melliſh, Fr. 29.
  Meyer 14.
  Moore 61.
  Muſik 110.
  Oken 33.
  Philoſophie 130.

Goethe's Verhältniſſe zu:
Preußen, Königin Louiſe v. 36.
Rauch 139.
Reinhard 63. 134
Rochlitz 140.
Schauſpielern 31.
Schiller 126.
Schwerdgeburth 106.
Stael 58.
Untergebenen 116.
Vitry 51.
Vogel 138.
Voigt 18. 31.
Vorleſungen 26. 52. 60
Weimar, Bibliothek 93. 129.
— Armbruſtgeſellſchft. 122.
— Kriegscommiſſion 53.
— Carl Auguſt v. 28.
— Louiſe 130. 131.
— Werke: Im Allgem. 97.
Herausgabe derſelben 134.
Im Beſonderen:
Claudine v. Villa Bella 17.
Divan 26. 59. 60. 76. 97.
Egmont 18.
Farbenlehre 46. 99.
Fauſt 113. 125. 142. 147.
Fiſcherſpiel 26.
Gedichte 64. 79. 80. 93. 105. 109. 113. 122.
Goethe-Schiller, Briefwechſel 126.
Geſchwiſter (Entſtehung) 77.
Götz 93.
Iphigenie 77.
Kunſt und Alterthum 80. 82. 126.
W. Meiſter 35. 55. 124. 132.
Memoiren 142.
Meteorologie 123.
Goethe's Werke: Metamorphoſe 142. 151.
Morphologie 130.
Paläophron ꝛc. 26. 134.
Paria, Gedichte 80.
Stella 68. 77.
Taſſo 100.
Werther 10. 92.
Xenien 80. 97. 124.
— Wettkampf mit Werner 60.
Wieland 43.
— Zeichnungen 64.
— Zeichnen 135.
— Zeichentalent 107.
— Zeiteintheilung 114.
Gonzaga 62.
Gotha, Prinz Auguſt 139.
Gotter, F. W., Dichter 68.
Gozzi, C. Graf 60.
Graff 28.
Gries 112.
v. Grimm 68. 139.
Grolman 74.
Gruithauſen 84.
Günther 27.

Hadrian 88.
Haüy 59.
Hamann 78.
Hartmann, Ferd., Maler aus Stuttgart 91.
Harry 67.
Haydn 110.
v. Haxthauſen 52.
Hegel 45. 113. 114.
Heine, Prof. in Würzburg 75.
Heinroth 125.
v. Helvig 82.
v. Helldorff 65.
v. Henning 46. 65.
Henckel, Gräfin 29.

Herder 20. 43. 111. 136.
Hermann 70.
Herodias 10.
Heyer 52.
v. Heygendorf, Frau 63.
Hilaire 141.
Hiob 130.
Hohenzollern, Prinzeß v., ſ. Julie v. Egloffſtein 12.
v. Hoff 108.
Holdermann 37.
Homer 10. 55. 110.
Horaz 80.
Howard 47.
Hugo 30.
Hummel 26. 82.
Humbert 43.
v. Humboldt, Alex. 11. 56. 78. 84. 101. 124.
— Wilh. 74.
Hufeland 144.
Huſchke 105.
v. Hutten, Ulr. 86.

v. Jacob 102.
Jacobi, Joh. Heinr. 42. 78. 97.
— Auguſte 134. 135.
Jagemann 8.
Iffland 64. 107.
Immermann 89.
Jomelli 26.
Jean 147.
Iturbide 81.
Jügel 89.

Kant 23. 53. 67. 78.
Kapp 29.
Kaufmann, Peter 17.
Kauffmann, Angelica 44.
Kephalides 33.
v. Kircheiſen 37.
Kirchner, Architekt 137.
Kirchner, Anton 87. 89.
Kirms 82.
Kleiſt 113.
Klinger 85. 97. 148.
Klopſtock 95. 114. 143.
Knebel 33. 39. 40. 45. 49. 60. 106. 123.
Kolbe 46. 91.
Kotzebue, Staatsr. 27. 28. 77. 107.
— Demoiſelle 77.
Kraus 33. 40. 92.
v. Krüdener, Frau 110.
Krummacher 129.
Kunze 150.

La Bédoyère 65.
Laborde 133.
Labourdonnaye 128.
Langbein 110.
Las Caſes 68.
Lavater 16.
Leiſewitz 148.
Lenz 78.
Leonhard 56. 79.
Leſſing 143.
Levezow 64. 71.
Leybold 102.
Lieber 37.
v. Loeben 121.
Logier 114.
Lommatzſch 130.
Lorch 133.
Lorrain, Claude 29.
Lucrez 39.
Luden 122.
Lunati, Martin 37.

Macco 91.
Manzoni 126.

Mantegna 45.
Marat 67.
Martin V., Papſt 62.
Maſſow 146.
Matthiſon 88.
Mecheln, Jfr. v. 10.
Medici, Alex. v. 150.
Merkel 41.
Merlin 24.
Meyer, Heinr. 3. 11. 12. 16. 20. 31. 37. 38. 44. 48. 51. 56. 60. 89. 90. 99. 100. 106. 115. 120. 123. 124. 125.
Milde 81.
Miloſch, Regent von Serbien 137.
Moore, Th. 61. 69. 94.
Morgan, Lady 48.
Moſes 97.
Mozart 110.
v. Müffling 15. 142.
Münchow 17.
v. Müller, Friedrich, jede Seite.
— Johannes 66. 92. 138.
Müller, Heinrich 40.
Müllner 32.
Münſter 33.
Muſäus 87.

Napoleon 10. 11. 40. 67. 68. 74. 80. 81. 110. 136.
Nahl 91.
Neuhof, Theod. 51.
Nicolai 117.
Niebuhr 146.
Nöhden 45.
Noſe 56.

Oken 33.
Oehlenſchläger 5.
Oels 111.
Oeſterreich, Kaiſer Joſeph 11.
Orleans 128.
Oppenheim 127.
Oſſuna, Herzog v. 87.
Otto 67.

Parry 102. 111.
Parthey 117.
Paulus 58.
Perwerſt 130.
Peucer 15.
Peſtalozzi 108.
Philammon 88.
Plinius 10.
Pölchau, Privatm. u. Muſikkenner in Berlin 114.
Pope 94.
Pompadour 101.
Pouſſin 76.
Preußen: König Friedrich II. 39. 93.
— Friedr. Wilh. III. 9.
— Königin Louiſe 36.
— Prinzeß Carl 118.
Purkinje 41.

Quandt 142.
Quatremere de Quincy 85.

Rafael 37. 62. 89.
Ramberg 14.
v. Rapp, Graf 102.
Rauch 104. 127. 139.
Raumer 149.
Raupach 32. 70.
v. Redern, Graf 17.
Rehbein, Hofrath, Leibarzt 33. 86. 101.
Reil 9. 101.
Remigius 42.
v. Reinhard, Graf 53. 63. 68. 70. 92. 97. 102. 126. 134. 145.
Renner, Prof. in Jena 31.

Reuter 119.
Riedel 118.
Riedel, Corn. Joh. Rud. 36.
Riemer 7. 8. 9. 11. 40. 45. 46. 50. 51. 52. 53. 54. 62. 63. 64. 66. 67. 70. 80. 81. 89. 90. 92. 99. 109. 110. 125.
Robespierre 67.
Robert 54.
Rochlitz 127. 132. 140.
Rohr 42. 54. 86. 129.
Roscoe 48.
Roth, C. L. 41. 42.
Rouſſeau 110.
Roux, Jakob 29.
Rubens 127.

Sachſen, Erneſtiner, Friedrich der Weiſe 90.
— Weimar. Lin., Bernhard der Große 90.
— — Amalia 43. 103. 134.
— — Carl Auguſt 12. 28. 46. 54. 77. 78. 79. 84. 89. 100. 106. 109. 119. 124. 133. 139. 144.
— — Louiſe 21. 129. 130—33. 135.
— — Carl Friedrich 79. 133. 147. 148.
— — Maria Paulowna 72. 73. 117. 141.
— — Caroline, Princeß 133.
— — Maria 118.
— Gothaer Linie, Auguſt 68. 83.
— — Ernſt 68.
— — Ludwig Ernſt 139.
— — Herzogin 68.
Salvandy (franz. Staatsm.) 110.
Sardo, Andr. del 14.
Savigny 69. 70.
Seckendorf, Siegm. v. 105. 144.
v. Seebach 28.
Seghers 31.
Seidel 106.
Schadow 91.
Scheidler, Prof. in Jena 111.
Schelling 53.
v. Schenk, Eduard 62. 64.
Scherer 14.
Schiller, Friedr. v. 9. 44. 51. 77. 84. 117. 126. 133.
— Frau v. 32. 77.
Schlegel, Fr. v. 8.
— Frau v. 58.
Schmeller 136.
Schmidt, Reg.-Rath 71. 81.
Schopenhauer, Familie 3.
— Adele 29.
Schreiber 3. 34.
Schrön, Prof. in Jena 151.
Schubarth, K. E. 34. 35. 55.
Schukowsky 119—121.
v. Schulenburg 51.
Schulze 42.
Schultz 63. 67.
Schuppach 29.
Schütz 106. 112.
v. Schwarzenberg, Fürſt 74.
Schweden, Guſtav Adolf 90.
Schweitzer 34. 148.
Schwerdgeburth 37. 106. 122.
Scott, Walter 48. 65. 69. 79. 94. 146.
Shakeſpeare 94.
Shelley 94.
St. Simon 108.
Sontag, Henriette 116.
Sophokles 11.
Soret 63. 82. 83.
Spinoza 39.
Spiegel 122.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich in dem geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath. winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.

Götz. Nicht um des leidigen Gewinſtes willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was Unrechtes dran? Kaiſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.

Götz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meinung! Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh, und alles Weh der Erden aus dem

Spontini 147.
Stael 8. 58. 101.
Stark, geh. Hofrath in Jena 101.
Steigenteſch, A. v. 8.
v. Stein, Frau 32.
v. Studnitz 10.
v. Sternberg 127, 146.
Stratford 94.
Stuart, Maria 16.
Sylla 101.
Szymanowſka 59—61. 71—73. 77. 78.

Talleyrand 65.
T[illegible]ner 51.
T[illegible]nite, W. 17.
v. Tettau 148.
Thüringen, Landgraf Ludwig 32.
Tiſchbein 68.
Tieck 5. 29.
Tibull 70.
Töpf[illegible]8.
Tou[illegible] 114.
Tr[illegible]
v. [illegible]40.
T[illegible] 131.
[illegible]2.
[illegible]102.
[illegible], v. 7. 88.

Umbreit 57—59.
Uwarow 84.

v. Varnhagen, Frau 98.
v. Varnhagen 144.
Vinci, Leonardo da 45.
Virgil 80.
Vitry 51.
Vogel, Dr., Leibarzt 115. 125. 138.
v. Vogelſtein, Vogel 111.
v. Voigt, Gottl. 3. 18. 27. 32.
Voltaire 123. 144.
Voß, J. H. 4

Weber, Joſ. 50.
Weber, W. E. 88.
Wegſcheider 59.
Werner 5. 60.
v. Werthern 8, 9.
Wieland 25. 43. 86. 87.
Wit-Döring 124.
Wolf, Fr. Aug. 11. 31. 85. 86.
Wolffskeel 134.
Wotowſka, E. 71. 73.
Würtemberg, Herzog Carl 26.

Zach, Franz, Freiherr 68.
Zahn 121. 125.
Zelter 7. 75. 76.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

C. Sachregiſter.[1]

Aldebaran, Stern 7.
Aſtronomie 7.
Aeſthetik 56.
Centripetalkraft 59.
Kunſt und Muſik:
    Freiſchütz 110.
    Juno v. Ludoviſi 67. 68.
    Krönung der Maria 17.
    Medaillenſammlung 62.
    Pentazonium Vimarienſe 90.
    Precioſa 110.
    Lalla Rookh, Bilder 60.
    Suſanna 127.
Krieg, dreißigjähriger 18.
Litteratur, Rudh. Die 7 Seen der perſ. Spr. 101.
— Alonzo, Spanien u. die Rev. 91.
— Ancelots Fiesco 95.
— Byron, Himmel und Erde 69.
— — Kain 82.
— — Converſations 95.
— Chaos 129.
— Coudray, Pentaz. Vimar. 90.
— Elsholz, Hofdame 144.
— Eßlair, Otto v. Wittelsbach 69.
— v. Freyberg, Julie Romano.
— Fain, Memoiren.
— Guſtav Adolf 137.
— Helena 113. 119.
— Hernani 137.
— Hormayr, Taſchenb. 96.
Litteratur, Harry Judenbrief 67.
— v. Jacob, ſerb. Lieder 102.
— Janin J., L'âne mort 136. 145.
— Jouy, les Athéniennes 147.
— Langbein, Gedichte 110.
— Lommatzſch, Empedokles 130.
— Leiſewitz, Julius v. Tarent 148.
— — Weltmann und Dichter 148.
— Oehlenſchlägers Correggio 5.
— Rameau's Neffe 57.
— Rouſſeau's Botanik 89.
— Scheidlers Encykl. 111.
— Seidels Charinomos 108.
— Schrittſchuhalmanach 95.
— St. Simon Memoiren 128.
— Scott, Briefe 146.
— Tauſend und eine Nacht 95.
— Tablettes Romaines 15. 91.
— Umbreit, Hiob 97.
— Uelzen, Lied: Namen ich nenne ꝛc. 88.
— Wanda 5.
— Weber, Braut von Korinth 88.
— Werner, der 24. Febr. 60.
Manuſcriptenordnung 62.
Morgue 136.
Naturwiſſenſchaft 56.
Politik 56.
Terzinen 62.
Tropen 62.

---

[1] S. das Regiſter unter Goethe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

C

Zur Hausandacht

für die ſtille Gemeinde

am 28. Auguſt 1871.

I.

Diſtichen von Goethe und Schiller).

Brief von Henry Crabb Robinſon an Heinrich Hirzel.

(London, June 1862.)

Dear Sir,

I have read with great interest or at least looked over the small volumes your father has compiled containing the gleanings of Goethe. — These have brought to my recollection my old German papers which in spite of their wretched exterior or at least one of them may be found worthy preservation.

This is the very dirty, indeed filthy piece of paper put under the same Envelope.

It was written by me in January 1804. Madame de Staël was then at Weimar. Her residence there is well known to the literary gossips of the day. — I was sitting with her when Goethes son entered the room. He presented her his Stammbuch or Album and begged her to favour him with a contribution. She took the book and dismissed him, exclaiming to me »Je n'aime pas ces tables mortuaires«. With her permission I copied the first two articles by Goethe and Schiller. It may be, that the book has been preserved and the verses may be known. If so the dirty scrap of paper may be destroyed. If otherwise, it will deserve to be copied and printed in a future *edition of the Goethe remains. I preferred sending the original paper. There may be errors of spelling or grammar.*

Stammbuch - Inschriften
Goethe and Schiller
written in the year 1801
at Weimar and copied out
of the Stammbuch of the
younger Goethe the only
son of the great man.

1

Gönnern reiche das Buch und reich es Freund und Gespielen.
Reich es dem eilenden hin, der sich vorüber bewegt.
Wer des freundlichen Worts, des Namens Gabe dir spendet
Häufet den edlen Schatz holden Erinnerns dir an.

2.*)

Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
Erstes, köstliches, dich rühmend des Vaters zu freun
Jezo kennest du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn du zum Manne gereift, wirst du die Worte verstehn
Dann erst kehrst du zurück mit neuer Liebe Gefühle
An des Trefflichen Brust, der dir jetzt Vater nur ist.
Lass ihn leben in dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er, der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf
Und das herzliche Band der Wechsel-Neigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

I add an anecdote. It was during the early spring of 1805 that I was occasionally the guest of the Duchess Dowager of Weimar Amalia. On one of those days, she put into my hands a recently received Quarto Volume by Goethe. It was his »Winckelmann und sein Jahrhundert«, which he dedicated to the Duchess. On my turning over the leaves there felt out of the Volume a loose leaf on which there were inscribed by Goethe this Distichon:

---

*) Vgl. den Druck in Hoffmeiſter, Nachleſe zu Schiller 1840, III. 280.

> Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
> Das die Parce mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

These lines agree with the well known fact that Winckelmann appeard about the period of Schillers death and after his recovery from a very serious illness.

I have now a subject of more importance to mention and which tends to fix on Goethe the composition of a Caricature.

Among my earliest German friends was a Frankfurt lady by birth a Mylius, a sister of the well known merchant who died at an advanced age at Milan in the year . . . and who before and at his death contributed to adorn Frankfurt with a statue of its great poet placed in the public library there. This lady was in 1800 living in Frankfurt the wife of Mr. Aldebert. She had then an uncle a teacher of drawing at Weimar, an amiable man with talent sufficient to be patronised by Goethe. He was brutally murdered by a French soldier during the occupation of the French after the battle of Jena. It was among the papers of Mr. Aldebert that I saw a Caricature said by him to be a drawing of Krause. Mentioning this to my friend Knebel, he laughed and said K. was quite incapable of conceiving it, tho' he was able to execute Goethes design. It was entitled German Literature in the year 1775. It consisted of a procession in which a hearse was followed by a number of German youths à la Werther. Then there was an heroic scene.

Two German barons mounted on prancing steeds, but sharply looked out, instead of hind feet were two long boards. These were the two Stollberg's. Another part of the picture was a squib on Klopstock and his idolater.

On a German oak sat an owl from whose body there fell what was gobbled greedily by a duck, but enough of the droppings remained to make the words »Er und über ihn«, the title of a book of extravagant eulogy on Klopstock by . . . . .

Every search was made among Mr. Aldebert papers for the caricature, but it has never been found. I have a faint recollection of having read or heard of a ballad illustrative of this print by Goethe, but it was one of those works which Goethe could not be anxious to preserve.

I beg my compliments to your father. Should I ever see Leipzig again — but that is a vain supposition — I should certainly call on him. News I can have of you from Messrs Williams & Norgate whom I have the pleasure of knowing.

Bon Voyage!

H. C. Robinson.

H. Hirzel Esq.

Grund curiren ſoll. Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehre von der Seite, ſie weichen. Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. mit dem Schwert in der Hand. Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! nur mit euch und eurer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehen, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu hohlen iſt hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn. Gibt euch eure Liebe zu euerm Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiſer Pflaſter gibt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth hohlen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zwey-

2

Vier Briefe von Goethe.

a.

Des Herzogs zu Sachſen Weimar
Durchl.

Lieber Herr, ich mag nicht viel ſchreiben, daß ich alles erzählen kann, gelitten hab ich doch heute viel von Erinnerungen. Glückliche Augenblicke aber auch gehabt. Die Schröterin iſt gar lieb und gut. Ihr Pick wider Oeſern thut mir jezt doppelt leid, da ich wieder ganz den alten, lieben, guten Menſchen und wahrhafften Künſtler wieder gefunden habe.

Güte Nacht, beſter Herr.

Leipzig d. 26. Merz 76.

G.

Der Brief gehört vor den Brief Nr. 3 im Briefwechſel zwiſchen Carl Auguſt und Goethe.

6.

(Quartblatt von geringem Conceptpapier. Aus früher Weimariſcher Zeit. Von fremder Hand findet ſich am untern Rand des Blattes mit Bleiſtift, kaum mehr lesbar beigeſchrieben: an Corona Schröter.)

Wie offt hab ich nach der Feder gegriffen, mich mit dir zu erklären! Wie offt hat mirs auf den Lippen geſchwebt. Ich habe gros Unrecht, daß ich es ſo lang habe hängen laſſen und kan mich nicht entſchuldigen ohne an Saiten zu rühren, die zwiſchen uns nicht mehr klingen müſſen. Wollte Gott du mögteſt ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen. Mein Zutraun haſt du wieder, meine Freundſchafft haſt du nie verlohren, auch jenes nicht. Bin ich irre geworden, ſo wars ja menſchlich. Aber darin hab' ich am meiſten gegen dich gefehlt daß ich dich die letzte Zeit nicht mit einer eifrigen Erklärung beruhigte. Ich will nicht anführen was mich entſchuldigen könnte, vergieb mir, ich habe dir ja auch vergeben und laß uns freundlich zuſammen leben. Das Vergangene können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft ſind wir eher Meiſter wenn wir klug und gut ſind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen dich, ſtos mich nicht zurück, und verdirb mir nicht die Stunden die ich mit dir zubringen kan, denn ſo muß ich dich freylich vermeiden. Noch einmal verzeih mir! Mehr kan ich nicht ſagen, ohne dich aufs neue zu kränken. Mein Herz iſt gegen dich geſinnt wie du es wünſchen kannſt, nimm es ſo an. Verlangſt du mehr, ſo bin ich auch bereit dir alles zu ſagen. Adieu! Möge doch das ſo lange ſchwebende Verhältniß endlich feſt werden.

G.

Danke für Kuchen und Lied, und ſchicke dagegen einen bunten Vogel.

c und d.

An Lavater.

c.

Der Herzog hat mir ſechs Schädel kommen laſſen, habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Dienſten ſtehn, wenn dieſelben ſie nicht ohne mich fanden.

Grüs Bäben und alles.

Wenn ich ihn ein andermal um etwas frage, ſo antworte er mir! — Warum wegen Herders an Louiſen?!!! — Transeat cum ceteris propheticis erroribus. —

Schick nur immer was du haſt, ich kann auch nicht auf dem Stuz arbeiten.

Haben ſo viel Krieger im Kupfer das Schwerdt in der linken Fauſt — mag wohl unſer Engel den Stern auf der rechten Bruſt haben.

Immer die Briefe an mich hierher.

Weimar
Wielands Stube d. 22. Jan. 76.

d.

Ich hab mich über deine Plans Wirthſchaft ein biſſel geärgert, ich ſah lang daß du meinen nicht befolgen würdeſt, nun auch gut, wenn du deinen haſt, und ihn ohne mich ausführen kannſt. Nur kommt juſt alles was ich gemacht habe nicht in den Theil. Haman mach ich nicht. Das verſprech ich dir aber, daß ich biß zu Ende will alles ordentlich halten und beſorgen. Nur ſchick alles und wie du's förderſt an Wieland. Wir machen vielleicht eine Reiſe der Herz. und ich, es ſoll aber doch nichts hindern. Haſt du Ariſtoteles über die Phiſiognomik geleſen, eine Stelle daraus wird über den Thierſchädeln paradiren, vielleicht ein Auszug am Ende des zweyten Theils. Leb wohl und liebe.

Herder wird General Superintendent ꝛc. ——

Wenn ich dich künftig frage, ſo antworte **mir** — es kann all gut ſeyn, was du **dir denkſt** und **wähnſt**, aber wenn ich frage, mußt du nie Weibern antworten. Wie man auch dem nie ſchreiben ſoll als dem mit dem man gelebt hat und nur im Maas als man mit ihm gelebt hat — Ich hoffe und fühle, der Ton deines dritten Theils wird weniger zitternd und bebend ſeyn. Ich wollte das ausſtreichen. Aber wenn du's ſchreiben konnteſt, mags auch gedruckt werden.

NB. Du nimmſt in Liebe *) zu mir ab — Schreibſt mir nur wenn du mich brauchſt! — Merk dir das und gönne mir auch eine gute Stunde.

*) i. e. Ausdruck der Liebe. — Nothwendige Wort und Sprach Coexiſtenz, d. heißt. ich bin dir ein abgethanes Ding — Amen.

Weimar, März 1776.

Gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig [illegible]

hunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was iſt das?

Wache kommt.

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch ſagen: er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir

Goethe und Gräfin O'Donell.

Ungedruckte Briefe nebſt dichteriſchen Beilagen

herausgegeben

von

Dr. Richard Maria Werner

a. ö. Profeſſor an der Univerſität Lemberg.

Mit zwei Portraits.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1884.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Buchdruckerei von Guſtav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

Herrn

Moriz Grafen O'Donell

von Tyrconell

in Lehen nächſt Salzburg.

Inhaltsverzeichnis.

(Bereits Gedrucktes iſt mit * bezeichnet).

Seite
Vorrede 1
*Gedicht an Chriſtine de Ligne, Teplitz 2. September 1810 38
Brief an Chriſtine de Ligne, Weimar 10. November 1811 41
*Gedicht an Gräfin O'Donell, Töpliz 20. Juni 1812 49
*Siebente Auguſt (1812) 50
1. Brief an Gräfin O'Donell, Teplitz 7. Auguſt 1812 51
    Herzog Carl Auguſt an Gräfin O'Donell (1813) 57
2. Brief. Carlsbad 28. Auguſt 1812 64
    Herzog Carl Auguſt an die Gräfin 4. November 1812 68
3. Brief. Jena 24. November 1812. 70
4. Brief. Weimar 2. Januar 1813 79
    Herzog Carl Auguſt an die Gräfin 17. 13 86
5. Brief. Teplitz 27. April 1813 89
    Nachſchrift dazu 93
    Herzog Carl Auguſt an die Gräfin Mitte Mai 1813 96
6. Brief. Teplitz 1. Juni 1813 97
    Herzog Carl Auguſt an die Gräfin . . 102

Seite

7. Brief. 22. Juni 1813 108
8. Brief. Teplitz 24. Juli 1813 112
Herzog Carl Auguſt an die Gräfin 28. Juli 1813 119
9. Brief. Töplitz 5. Auguſt 1813 121
*Nachſchrift vom 6. Auguſt 1813 . . 124
10. Brief. Weimar 30. October 1813 131
*Goethe an Graf Metternich 16. März 1812 136
Herzog Carl Auguſt an die Gräfin 1813 138
11. Brief. Weimar 20. December 1813 140
Gedicht an die Gräfin. Weimar 3. Februar 1814 142
12. Brief. Weimar 8. Februar 1814 143
*Gedicht an die Gräfin. Weimar 10. May 1814 150
*Goethe an Carl Auguſt 29. Januar 1815 155
*Gedicht an die Gräfin Titine O'Donell Weimar 9. October 1816 160
Gedicht an die Gräfin Titine O'Donell 161
13. Brief. Carlsbad 4. Auguſt 1818 163
*Gedicht an die Gräfin Joſephine O'Donell 8. Auguſt 1818 167
14. Brief. Weimar 15. März 1820 169
15. Brief. Carlsbad 3. May 1820 171
*Gedicht. An Gräfin O'Donell. Carlsbad 1. May 1820 172
16. Brief. Jena 27. Juli 1820 174
17. Brief. Weimar 19. May 1823 176
18. Brief. Eger 30. Juni 1823 179

Seite

Anhang.

I. Biographiſche Skizze des Fürſten von Ligne 185
II. Auszüge aus den Teplitzer Curliſten . . 193
III. Zum „Divan“ 199
IV. Eine angebliche Improviſation Goethes . 203
V. Das Portrait der Gräfin O'Donell . . . 206
Nachträge und Berichtigungen 207
Perſonenverzeichnis 209

S. 52. Z. 7. l. Dobberan.

S. 63. Z. 4. l. Gräfin.

S. 65. Z. 4 v. u. Herr von Loeper findet in dieſen Worten eine Anſpielung auf die Schlußverſe des „Diné zu Coblenz“ (Der junge Goethe 3, 152 f.): „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.“

S. 85. Anm. 7) maitre Jaques nach Diderots Roman Jaques le fataliste (G. von Loeper.)

S. 127. Z. 8. l. St. Schütze.

S. 127. 3). Die Tagebuchauszüge ſagen: „Schreibt am 23. Febr. die Parabel: Pfaffenſpiel“ (von Loeper).

S. 128. Musculus ſagt nach von Loepers gütiger Mitteilung: „Den getreuen Eckart theilte Frau von Goethe am 6. Juli mit, den ihr Goethe in dieſen Tagen von Teplitz zugeſandt hatte. Er iſt mithin in Teplitz gemacht, wie die wandelnde Glocke. Dahingegen den Todtentanz ſchrieb er am 23. Auguſt in Weimar und las ihn am 24. Auguſt Riemern vor.“

S. 129. Z. 9. l. 10. Auguſt. Die Tagebuchnotizen ſagen: „Reiſt am 10. Auguſt von Teplitz nach Dresden.“ (Gütige Mitteilung des Herrn von Loeper).

S. 140. Z. 11. Herr von Loeper verweiſt auf das fünfte Gedicht der Abteilung „Sprichwörtlich“ („Im neuen Jahre Glück und Heil“ Hempel 2, 321).

S. 148. Z. 5. l. Kieſer ſtatt Knebel.

S. 180. Z. 10 ff. Herr von Loeper denkt mit mehr Recht an die Schwerdgeburthſchen Radierungen von Goethes Skizzen nebſt dem poetiſchen Commentar. (Hempel 2, 217 ff.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Während der Weihnachtsferien dieſes Jahres vermittelte Herr k. k. Oberſt im Generalſtab Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach zu Tiefenbach und Maßwegg, k. k. Kämmerer und Erzieher der Söhne Sr. kaiſ. Hoheit des Herrn Großherzogs von Toscana in Salzburg auf das freundlichſte meine Bekanntſchaft mit dem Herrn Grafen Moritz O'Donell von Tyrconell, von welchem ich wußte, daß er auf ſeinem traulichen Landſitze in Lehen nächſt Salzburg die geſchriebenen Denkmale von Goethes Verbindung mit der Gräfin Joſephine O'Donell bewahre. Der Herr Graf geſtattete mir nicht nur die Einſicht in reiche handſchriftliche Schätze, ſondern gab mir auch die Erlaubnis von allen litterariſch intereſſanten Briefen Abſchrift zu nehmen. So iſt es mir möglich die Beziehungen Goethes zur genannten

Hofdame der Kaiſerin Maria Ludovica zu ſchildern und dadurch mancherlei Irrtümer aufzuklären.

Goethes Briefe an die Gräfin, achtzehn an Zal, zeichnen ſich durch Wärme des Tones wie durch Schönheit des Ausdruckes aus. Vollendete Grazie des gewandten Hofmannes iſt in köſtlicher Weiſe mit neckiſcher Laune und heiterer Ungezwungenheit verbunden. Ernſte Worte laſſen uns den Ernſt der Zeit fühlen und zeugen von Goethes männlichem Anteil an den Ereigniſſen ſeiner Tage. Wie Mondſchein auf heimlichem Waldſee ruht auf der Correſpondenz die Verehrung für die geiſt- und gemütreiche junge Kaiſerin von Oeſterreich. Zeichen liebenswürdiger geſelliger Vertrautheit, mancherlei poetiſche und ſonſtige künſtleriſche Geſchenke werden ausgetauſcht und der edle, vornehme Character des Briefſchreibers wie der Adreſſatin verleiht den Briefen einen unſagbaren Reiz.

Dies rechtfertigt auch die ſelbſtändige Veröffentlichung der Briefe, welche nicht die Glut leidenſchaftlicher Liebe, nur behagliche Wärme freundſchaftlicher Neigung ausſtralen. Freilich kann iſt's, als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr: Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts daran umzukommen, wenn ſie nur alle mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reitern beſetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

der Eindruck, welchen die Originale gewähren, nicht ungeſchmälert wiedergegeben werden; es felen die künſtleriſchen Einlagen der Briefe, die Zeichnungen und Bilder, aber einen Begriff erhalten die Leſer doch dadurch, daß mich die Freundlichkeit des Herrn Grafen O'Donell in die Lage verſetzt hat, mit einem ſchönen bisher unbekannten Portrait Goethes meine Publication zu ſchmücken. Dasſelbe iſt im Jahre 1810 nach der Natur ausgeführt und war für das Album Chriſtinens, der damaligen de Ligne ſpäteren Gräfin O'Donell, beſtimmt. Der Künſtler nennt ſich kurz X. Schoenberg, wodurch man zuerſt verleitet wird, unter den Trägern dieſes Künſtlernamens Umſchau zu halten. Nun aber ſoll nach der Verſicherung des Grafen O'Donell ein Freiherr von Schönberg das Portrait als Dilettant ausgeführt haben. Wir müſſen alſo wol jenen Kunſtmäcen (Baron) Xaver Maria Caeſar Schönberg-Rothſchönberg in dem Dilettanten vermuten, welcher die Verlaſſenſchaft eines jung abgeſchiedenen Mannes Namens Wehle beſtehend ſowol in Skizzen als ausgeführten Blättern käuflich an ſich gebracht hatte (Tag- und Jahreshefte, Hempelſche Ausgabe 27, 1, 200). Goethe ſchreibt aus Jena den 6. Juli 1811 an den Herzog Carl Auguſt (Briefwechſel II 36): 'Der Herr von Schönberg-Rothſchönberg, ein kleiner munterer Mann, den Ew. Durchlaucht kennen, wird in Teplitz aufwarten. Er hat Skizzen und Zeichnungen nach der Natur, die ein gewiſſer Wehle von Bautzen auf einer Reiſe nach Perſien gefertigt, die höchſt intereſſant ſind, und wird ſie vorlegen'. Der Herzog und Goethe dürften dieſen Kunſtliebhaber in Teplitz 1810 kennen gelernt haben, in der Curliſte dieſes Jahres erſcheint sub Parteien-Zal 2414: 'Herr von Schönberg, Roth-Schönberg, aus Sachſen, wohnt in der Töpferſchenke NC. 117, angekommen den 22. Auguſt' (gütige Mitteilung des Herrn Bürgermeiſters Stöhr, vermittelt von Herrn Dr. Eduard Knoll, Bürgermeiſter von Karlsbad). Nach der Curliſte von 1811 (sub P. Z. 1795) iſt: 'Herr von Schönberg aus Dresden, wohnt im Goldenen Rad, NC. 118, angekommen den 26. Juli'. Dieſe Notizen ſind zugleich eine Ergänzung zu den Nachrichten bei Biedermann (Goethe und Dresden. Berlin 1875. S. 128).

Albert Fraustadt führt in ſeinem Werke 'Geſchichte des Geſchlechtes von Schönberg Meißniſchen Stammes' (Leipzig 1878 2 Bände) den Freiherrn (?) Xaver Maria Caeſar nur auf der allgemeinen Ueberſicht zur Haupt-Stammtafel und zwar in der Seitenlinie Rothſchönberg als 467. ſeines Geſchlechtes an, die Erzälung, welche nur bis zum Jahre 1648 reicht, erwähnt ihn natürlich nicht. Das von Andreſen und Clauſs fortgeſetzte Werk Nagler's Monogrammiſten führt (Bd I. S. 526 Nr. 1229) neben dem Baron Alexander von Schönberg, dem Schüler Schnorrs, auch einen Baron von Schönberg auf Rothenſchönberg mit zwei Radierungen nach Jakob Ruysdal an. Und ſpäter (Bd V. S. 403. Nr. 2010) heißt es: 'X. M. C. von Schönberg-Rothſchönberg, Kunſtliebhaber, welcher in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts in Sachſen lebte und zu ſeinem Vergnügen radirte und lithographirte. Auf einem ſeiner radirten Blätter welches eine landſchaftliche Partie bei Rothſchönberg, dem Rittergute des genannten Kunſtliebhabers wiedergiebt, ſteht oben verkehrt die Bezeichnung X. S. a d v. 1840. —' Nach dieſen

Auszügen aus Nagler, welche ich der Güte des Herrn Bürgermeiſters Dr. E. Knoll in Karlsbad danke (unſere Bibliothek beſitzt das Werk nicht), kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Xaver Maria Caeſar Freiherr von Schönberg-Rothſchönberg der Maler unſeres Bildes ſei, umſoweniger, da er nicht bloß Landſchaften ſondern auch Figuren radierte (Nagler a. a. O. S. 526). Die biographiſchen Daten findet man bei Biedermann (a. a. O. S. 164); darnach war Schönberg, am 20. Februar 1768 zu Paris geboren, ſeit 1793 in Sachſen anſäſſig, wo er am 19. September 1853 ſtarb. Von ſeinem Goetheportrait war bisher nichts bekannt. Herr Prof. Dr. Friedrich Zarncke, der genaueſte Kenner und reichſte Sammler von Goethebildniſſen, hat mich bei Aufhellung dieſer Frage in liebenswürdigſter Weiſe unterſtützt, wofür ich ihm hier noch einmal Dank ſage.

Die Reproduction des Bildes durch Lichtdruck wurde von der k. k. Staatsgewerbeſchule zu Salzburg unter der Leitung des Prof. A. Czurda vorgenommen. Das Original iſt in Sepia ausgeführt, ein geringes größer als in unſerer Nachbildung. An den Augen hat der Künſtler durch einige Tuſchſtriche die Wirkung erhöht; der Ton des Bildes iſt dieſes Detail abgerechnet im Lichtdruck treu wiedergegeben.

Nicht nur in dieſer Frage mußte ich eine völlig genügende Antwort ſchuldig bleiben. Auch ſonſt war es mir unmöglich alles, wie ich gewünſcht hätte, aufzuklären, obwol mich die Herren Prof. Dr. Wilhelm Arndt in Leipzig, Dr. Woldemar Freiherr von Biedermann, Oberarchivdirektor Dr. C. A. H. Burkhardt in Weimar, Dr. Eduard Knoll, Bürgermeiſter von Karlsbad, Dr. Stöhr, Bürgermeiſter von Teplitz und Albin Reichsfreiherr von Teuffenbach freundlichſt unterſtützten. Die Schwierigkeit alles einſchlägigen litterariſchen Materiales habhaft zu werden iſt trotz dem bereitwilligen Entgegenkommen der Univerſitäts-Bibliotheken in Czernowitz, Lemberg, Leipzig und Wien zu groß, um ganz überwunden werden zu können. Beſonders iſt es undenkbar, alle Publicationen Goetheſcher Briefe in den verſchiedenen Zeitungen zu erlangen. Ohne Strehlkes wichtiges Verzeichniß von 'Goethes Briefen' hätte ich nicht vermocht auch nur das aufzuhellen, was man in den folgenden Blättern findet.

Alles mir zugängliche habe ich mit Sorgfalt und Genauigkeit ausgebeutet, Entfernung von einer großen Goethebibliothek mag die Lücken entſchuldigen. Die Schönheit der Goetheſchen Briefe muß einen Erſatz dafür bieten. Außer den Briefen an die Gräfin Joſephine O'Donell geb. Gräfin Gaisruck findet man in meiner Publication einen bisher ungedruckten Brief Goethes an Titine de Ligne, nachmalige Gräfin O'Donell und einen zwar ſchon gedruckten aber noch nicht beachteten Brief an den damaligen Grafen Metternich; ferner ein unbekanntes Gedichtchen Goethes und endlich die Goethe betreffenden Stellen aus den ungedruckten Briefen des Herzogs Carl Auguſt an die Gräfin Joſephine O'Donell.

Es drängt mich zum Schluſſe noch einmal dem Herrn Grafen Moritz O'Donell zu danken, welcher mir nicht nur den Druck dieſer Briefe geſtattete, ſondern ſtets freundlichſt bereit war Fragen zu beantworten und Auskünfte zu erteilen. Seine Liebenswürdigkeit erhöhte den

Genuß und verminderte die Mühe meiner Arbeit, meine Widmung könnte ich mit dem Motto Roſeggers begleiten:

Va dir do ihs,
Dir gib ihs.

Lemberg am 26. Februar 1884.

R. M. W.

Traurige Tage waren über Deutſchland verhängt; alle Monarchen mußten dem kühnen Corſaren Heerfolge leiſten und ihm wie ſeine Bedienten mitten im Herzen Germaniens aufwarten. Nach Dresden hatte er ſie beordert und im Mai 1812 kamen ſie Einer nach dem Andern, die Kleinen wie die Großen, um die Befele wegen des ruſſiſchen Feldzuges in Empfang zu nehmen. Am 18. trifft der Kaiſer Franz mit ſeiner dritten Gemalin, der ſchönen Kaiſerin Maria Ludovica Beatrix ein, auch er mußte dem Rufe Napoleons folgen, obwol er ihn durch die Hand ſeiner Tochter Marie Louiſe näher an das Haus Oeſterreich hatte binden wollen. Wir haben in den Tagebüchern der jugendlichen Fürſtentochter Amalia von Sachſen naive Schilderungen der Feſte und Jagden erhalten, welche für die Zerſtreuung der Hofgeſellſchaft ſorgten. Characteriſtiſch für das rückſichtsloſe Benehmen des Franzoſenkaiſers erſcheint mir jene kleine Scene beim Diner oder Dejeuner nach der Sanjagd in Moritzburg: Napoleon dauerte es zu lang und er ſprach plötzlich 'Que l'on serve le dessert', wodurch 'Tante Eliſabeth' zu ihrem Aerger um den Braten kam1).

Gegenſtand des beſonderen Intereſſes bei der Dresdener Bevölkerung war die Kaiſerin von Oeſterreich; vor ihren Fenſtern ſammelten ſich die Leute immer in großer Menge. Und dieſe bezaubernde Wirkung hat ſie auf die meiſten Menſchen ausgeübt. Es haben ſich zalreiche Aeußerungen über die Liebenswürdigkeit dieſer jungen Monarchin erhalten. Beſonders ſpäter während des Wiener Congreſſes verſtand ſie es, alle Herzen zu erobern. Schon damals aber als General Berthier nach Wien kam, um für Napoleon die Erzherzogin Marie Louiſe zu werben, 'wußte die Kaiſerin Maria Ludovica durch ihren Geiſt, ihre Anmuth und durch die ſorgfältigſten Toiletten den Marechal ſo zu bezaubern und zu ſtimmen, daß er bei ſeiner Abreiſe ſoll geſagt haben: Es ſei Zeit, daß er von Wien weg-

---

1) Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Aus den Memoiren einer Fürſtentochter. Dresden 1883. S. 58—62 beſ. S. 60. Vgl. Uhde. Erinnerungen und Leben der Malerin Louiſe Seidler. Berlin 1874. S. 101.

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Bothen ausgeſchickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir ſie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmahl des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meineidigen hat! Sie ſitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zuſammt ihnen auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Götz. Sie werden ſagen: Meine Güter ſeyen dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe darin wohnen, bis ſie dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Aele in der Reuſſe, ſie ſollen uns nicht entſchlüpkomme', wie Caroline Pichler, geb. von Greiner berichtet[1]).

'Dieſe junge Fürſtin vereinigte', nach dem Briefe des Freiherrn vom Stein[2]) an die Gräfin Brühl vom 20. Dezember 1809, 'mit vieler Grazie eine große Erhebung der Seele, Würde und Haltung in ihrem Betragen, Anhänglichkeit an ihre Pflichten, Eifer ſie zu erfüllen und ſich ihnen zu widmen, und das Beſtreben alles was ſie umgab zu beglücken und zu veredeln'.

Fürſt Moritz Liechtenſtein ſchrieb am 12. October 1814 an die Herzogin von Abrantès[3]): 'vous savez, quoique vous ne la connaissiez pas, que notre impératrice est une des plus gracieuses personnes de notre cour. Elle est particulièrement élégante et distinguée. Elle aime le monde, et elle y est parfaitement bien'.

Eine ſehr lebendige Schilderung der Kaiſerin hat Goethe dem Herzog aus Karlsbad 1810 geſchrieben: 'ſie iſt höchſt angenehm, heiter und freundlich. Stirn und Naſe erinnern an die Familienbildung. Ihre Augen ſind lebhaft, ihr Mund klein und ihre Rede ſchnell, aber deutlich. In ihren Aeußerungen hat ſie etwas Originelles. Sie ſpricht über die mannigfaltigſten Gegenſtände, über menſchliche Verhältniſſe, Länder, Städte, Gegenden, Bücher und ſonſtiges, und drückt durchaus ein eigenes Verhältniß dieſer Gegenſtände zu ihr aus. Es ſind eigene Anſichten, jedoch keineswegs ſonderbar, ſondern wohl zuſammenhängend und ihrem Standpunkt vollkommen gemäß. Daß ſie übrigens geübt iſt, einem Jeden etwas Angenehmes aus dem Stegreife zu ſagen, oder zu erwidern, läßt ſich denken. Ihr eigenes Betragen und das der Ihrigen nicht allein, ſondern auch ausdrückliche Aeußerungen fordern einen Jeden auf frey und ungezwungen zu ſeyn'.

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Wien 1844. II. 186.

[2]) G. H. Pertz. Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein. II. 436 f.

[3]) Mémoires de M^{me}. la Duchesse D'Abrantès. Souvenirs historiques sur Napoléon et la Restauration. Bruxelles 1835. Bd. 19. S. 192 f.

Auch die Staël legt in ihrem Buche über Deutſchland[1]) Zeugnis dafür ab, wie gewinnend die Kaiſerin war. Sie hatte ſich im Jahre 1808 in Wien befunden, als Kaiſer Franz am 6. Januar ſeine Couſine heimführte. Maria Ludovica machen? an Katarrhen wird's dort nicht fehlen; indeſſen wünſche ich glückliche Reiſe und guten Erfolg'; am 3. Mai 1812 kam Goethe begleitet von Dr. John an, nachdem ihn das ſchönſte Wetter verleitet hatte, die Warnung des Herzogs nicht zu beachten und den prophezeiten Katarrhen zum Trotz ſo früh ins Bad zu reiſen, und ſo genoß er des herrlichſten Frühlings, der ſich denken läßt[1]).

---

[1]) Oeuvres complètes. Paris 1820. Bd. 10. S. 81 ff.

Ein beſchaulicher Geiſt hatte ſich ſeiner bemächtigt, er lebte mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, denn ſeit einiger Zeit war er an ſeiner Biographie tätig. Durch die Beſchäftigung mit dem Leben Hackerts war ihm, wie er uns ſelbſt berichtet[2]), der Gedanke gekommen, warum er dasjenige, was er für einen Andern tue, nicht für ſich ſelbſt zu leiſten unternehme. Wo er gieng und ſtand, befaßte er ſich mit dem

---

[1]) Vgl. den Brief an Iffland, Teichmanns Litterariſcher Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelſtedt. S. 240 und für die ganze Darſtellung das Buch von Dr. Ed. Hlawaček: Goethe in Karlsbad. Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage von Dr. Viktor Ruß. Karlsbad, Leipzig, Wien 1883. S. 87—91.

[2]) Tag- und Jahreshefte. Hempelſche Ausgabe. Bd. 27, 1, 197.

'Geſchäfte' dergeſtalt, daß ſein wirklicher Zuſtand den Character einer Nebenſache annahm.

Auch die erſte Zeit in Karlsbad war geeignet die rückſchauende Stimmung Goethes zu befördern. Am 11. Juni um Mitternacht traf Friedrich Leopold zu Stolberg mit ſeiner Gemalin in Karlsbad ein und fand die Hoffnung nicht getäuſcht, welche er in einem Briefe an ſeinen Bruder aus Oberwiederſtedt 2. Juni ausgeſprochen hatte[1]): 'Sehr gerne ginge ich über Weimar . . . Doch werde ich vielleicht Goethe in Carlsbad finden, wo er, wie ich höre, ſehr oft zu ſein pflegt'. Er berichtet ſogleich am 12. Juni: 'Nachmittags kam Goethe zu uns. Da ich ihn in 28 Jahren nicht geſehen hatte, fand ich ihn ſehr verändert. Er, der ſo ſchlank und ſo blaß war, iſt dick und roth, ſieht ſehr geſund aus'.

Daß ſie das Andenken vergangener Zeiten erweckten, iſt natürlich. Goethe 'war ſehr freundſchaftlich, zeigte Rührung und Freude', und auch Stolberg 'überſtrömte die Erinnerung der lang verfloſſenen Zeit'. Da Stolberg bis Anfangs

---

[1]) Janſſen. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg ſeit ſeiner Rückkehr zur katholiſchen Kirche 1800–1819. Freiberg i./B. 1877. Bd. II. 205 und 208, ſelt bei Hlawaček. Goethe hat dieſes Beſuches nicht gedacht.

Auguſt in Karlsbad blieb, ſo war Gelegenheit genug vorhanden, ſich in Geſprächen zu ergehen, welche für beide Teile von Bedeutung waren. Stolberg hatte 1800 ſeinen Glauben gewechſelt, ſchon dadurch mußte manches Thema gegeben ſein. Wir erfahren auch, daß wirklich dieſes Gebiet geſtreift wurde. Goethe lieh Stolberg 'den erſten Theil von Jacobis Schrift, auf daß dieſer Hamanns Briefe leſen möchte, von denen Goethe mit Bewunderung ſprach, wie ſie es auch verdienen'. So ſchreibt Stolberg aus Neudorf den 12. Auguſt 1812 an ſeinen Bruder Chriſtian[1]) und fügt hinzu: 'Aber iſt es nicht wunderbar, daß Goethe mich damit bekannt machen mußte und ſie ſo anpries?' Allerdings war dies wunderbar, aber völlig verſtändlich. Goethe, das wiſſen wir aus ſeinen Aeußerungen, war weit davon entfernt mit Jacobi übereinzuſtimmen. Bei ſeiner 'reinen tiefen angebornen und geübten Anſchauungsweiſe', die ihn Gott in der Natur, die Natur in Gott zu ſehen unverbrüchlich gelehrt hatte, ſo daß dieſe Vorſtellungsart den Grund ſeiner ganzen Exiſtenz machte, mußte ihn die Theſe: die Natur verberge Gott, ein ſo ſeltſamer, einſeitig-beſchränkter Ausſpruch, welchen Jacobi vor kurzem in der Schrift 'von den göttlichen Dingen' ausgeführt hatte, von dem edelſten Manne, deſſen Herz er verehrend liebte, im Geiſte für ewig entfernen[1]. Was Goethe zu 'Friedrich Heinrich Jacobi's Werken. Erſter Band'. (Leipzig 1812) zog, das war gewis hiſtoriſches Intereſſe. Damals beſchäftigte ihn gerade die Litteraturbewegung der erſten Siebzigerjahre, welche einen ſo mächtigen Einfluß auf ihn geübt hatte. Und jener erſte Band enthielt vor allem 'Allwills Briefſammlung', einen Nachklang des Werther, der hier freilich ſtark verändert wiederkehrte; dann aber 'Briefe an Verſchiedene', an Heinſe, beſonders an und von Hamann. Hamann war der Vater des Sturms und Drangs geweſen; ſeine mehr ahnungs- als aufſchlußreichen Schriften hatten Goethe bei der Lectüre in Straßburg hingeriſſen. Schon im zweiten Teile von Dichtung und Wahrheit hatte er auf Hamann hingewieſen, noch ſtärker im dritten, mit deſſen Conception er ſich in Karlsbad befaßte[2]. Es war daher im Einklange mit ſeiner rückblickenden Tätigkeit, wenn er die neue Schrift Jacobis las und weiter empfal. Vielleicht fiel während des Karlsbader Aufenthaltes jene Aeußerung, durch welche Goethe 'wider Wiſſen und Willen' Fritz Stolberg verletzt hatte, wie er im Briefe vom 17. April 1823 an die Gräfin Auguſte Bernſtorf, das ehemalige 'Guſtchen Stolberg' ſchrieb[1]). Fritz Stolbergs Katholicismus, vielleicht einem Bekehrungsverſuche muß er ſeine Meinung entgegengehalten haben: 'bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unſeres Vaters Reiche ſind viel Provinzen und, da er uns hier zu Lande ein ſo fröhliches Anſiedeln bereitete, ſo wird drüben gewiß auch für beyde geſorgt ſeyn'[2]). —

---

[1]) Janſſen a. a. O. II. 216, doch darf es nicht 'Schrift', es muß 'Schriften' heißen.

---

[1] Tag- und Jahreshefte 27, 1, 203.

[2] von Loepers Ausgabe von Dichtung und Wahrheit 23, XIV. Tag- und Jahreshefte 27, 1, 205.

---

[1]) Goethes Briefe an die Gräfin Auguſte zu Stolberg. Zweite Auflage. Leipzig 1881. S. 78.

[2]) Ebenda. Vgl. S. 162. Arndt ſchreibt: 'Die Aeußerung, womit Goethe einſt Friedrich Stolberg verletzt, iſt uns unbekannt, ebenſo zu welcher Zeit ſie gefallen'. Düntzer denkt an das Jahr 1806, in welchem jedoch eine Verbindung zwiſchen Goethe und Stolberg nicht nachgewieſen iſt.

Meiner Vermutung ſteht nur die Nachricht im Wege, welche Charlotte von Schiller im Juli 1812 Knebel ſchreibt (Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. Leipzig 1856. S. 83). 'Von Goethe habe ich einen Brief geleſen an Frau von

Auch die Unterhaltung mit Wilhelm von Humboldt, von der wir wiſſen[1], hatte den Character des Zurückblickens auf die Vergangenheit; ihr Geſpräch während des 7½ tägigen Zuſammenſeins drehte ſich um Shakeſpeare, der gleichfalls in jenen Teilen des ‘Biographiſchen Scherzes’ ſeine Würdigung fand. Ob die Aufforderung Humboldts, die Anſichten über Shakeſpeare, auf die ihn Goethe bei ihrem Spaziergange aufmerkſam machte, wenigſtens in einem Briefe weiter zu verfolgen, Goethe zu den Aeußerungen veranlaßte, wiſſen wir nicht. Wol dürften aber Ideen zu Tage getreten ſein, welche dann in dem Aufſatze ‘Shakeſpeare und kein Ende’ 1813 ihren

---

Stein. Den 26. Juni war er recht krank. Mit Stolberg, ſchreibt mir meine Mutter, wäre er ſehr freundlich geweſen. Auch die Gräfin Fritſch ſchreibt, daß Stolberg geweint habe beim Abſchied von ihm. Ich habe immer gern, wenn die alten Freunde ſich wiedererkennen’. Dieſe Rührung beim Abſchiede war möglich trotz einer vorhergegangenen ‘Verletzung’.

[1] Hlawaček a. a. O. S. 92. Bratranek. Neue Mittheilungen aus J. W. v. Goethes handſchriftlichem Nachlaſſe. Leipzig 1876. III. 241 ff. Die Unterhaltung betraf übrigens auch die Verbreitung der Sprachen über die Welt, welche Goethe auf einer Karte verſinnbildlicht haben wollte.

Ausdruck fanden, nur ſo kann man die Stelle verſtehen: 'wollten Sie auch nicht den Alten in dem Grabe ſeines verdienten Ruhmes ſtören, ſo muß ja nicht gerade alles gedruckt werden, und es iſt doch ſchön, ſich nur untereinander zu belehren und zu verſtändigen'.

Goethe verlebte glückliche und ruhige Tage in Karlsbad, zur herkömmlichen geologiſchen Betrachtung fand er ſich genötigt, er arbeitete an ſeinem 'Leben' und erfreute ſich der beſten Geſundheit. Plötzlich am 26. Juni erkrankte er wieder an ſeinem alten Leiden und mußte 'beſondere Gewalt' dieſes Uebels ertragen. Und zudem ließen ihn die Vorbereitungen für einen feierlichen Empfang der Majeſtäten nicht ruhen. Schon am 19. Juni ſchreibt, wenn anders das Datum richtig iſt, Frau von Stein an Charlotte von Schiller: 'Goethe ſitzt in völliger Arbeit auf dem Parnaß, den zwei Kaiſerinnen, die nach Karlsbad kommen, entgegen zu ſingen'¹). Die Bürgerſchaft Karlsbads wünſchte nämlich von Goethe Begrüßungsgedichte zu erhalten und Goethe ſelbſt ſuchte dieſen Wunſch zu erfüllen. Beides war natürlich.

---

¹) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Stuttgart 1862. II. 356.

ſen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bey ihm. Er hat immer gewünſcht dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloſſe ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, ehe ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung ſind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnung des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz drückt ſeine Hand. O! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach? Ich bin in dieſem Augenblick

Im Jahre 1810 hatte ihm die Anweſenheit der Kaiſerin Gelegenheit gegeben, ihr näher zu treten. Die Einwohner von Karlsbad hatten ihn aufgefordert, ihre Ankunft durch ein Gedicht zu feiern und ſo entſtanden jene vier Gedichte, welche in der Ausgabe letzter Hand[1]) unter den gemeinſamen aber nur auf die erſten zwei paſſenden Titel zuſammengefaßt ſind: 'Im Namen der Bürgerſchaft von Carlsbad'. Damals lernte Goethe dieſe 'ſehr hübſche Frau'[2]) kennen und verehren. Wir haben über den damaligen Aufenthalt die eingehenden Beſchreibungen Goethes und eine kurze Erzälung der Prinzeſſin Amalie von Sachſen[3]), welche damals 'einen alten großen ſtattlichen Mann' ſah, von welchem chère tante ſagte, daß es der berühmte Goethe ſei. Die

---

[1]) Band 14. S. 239 ff.

[2]) Hlawaček a. a. O. 70 ff.

[3]) Waldmüller a. a. O. 55 ff. Der 'Oeſterreichiſche Beobachter' berichtet in ſeiner 46. Nr. vom 15. Juny 1810 (S. 182): Die Kaiſerinn habe mit der Erzherzoginn Leopoldine [ihrer Stieftochter, ſpäteren Kaiſerin von Braſilien] Prag am 5. Juni verlaſſen und ſei am 6. Juni zwiſchen zwey und drey Uhr Nachmittags in Karlsbad eingetroffen. 'Im Hauſe [das für die Kaiſerin beſtimmt war] bis zum Eintrittszimmer des erſten Stocks beſtreuten weiß gekleidete, mit Eichenlaub gezierte junge Mädchen unter ununterbrochenem Vivatrufen des Volkes die Stufen der Treppe mit Blumen, und vor dem Eintrittszimmer über-

---

gab auf weiß atlaſſenen Küſſen eines der Mädchen Ihrer Maj. einen Blumenſtrauß, und ein von Goethe verfaßtes Gelegenheitsgedicht. Abends war Karlsbad mit doppelten Reihen von transparenten Lampen verſchiedener Farben beleuchtet, und kaum erſchienen unter abwechſelnden Muſikchören gegen den Drey-Kreuzberg die flammenden Worte: Es lebe unſere beſte Landesmutter, als dieſe aus den Herzen des Volks genommenen Worte tauſendfach wiederhallten'. Weiter meldet dieſelbe Zeitſchrift (Nr. 48. 20. Juny 1810. S. 189) am 6. ſei die Kaiſerin mit den Erzherzoginnen Leopoldine und Thereſe und den ſächſiſchen Herrſchaften im ſächſiſchen Saal erſchienen und habe 'die daſelbſt verſammelten Badegäſte auf die gnädigſte und herablaſſendſte Art' behandelt. Am 7. war die Kaiſerin im Theater. Am 16. Juni (Nr. 53. 2. July 1810 S. 209) brachten die Bergleute von Joachimsthal, Schlaggenwald, Platten u. ſ. w. 700 an Zal der Kaiſerin eine ſchöne Ovation dar. 'Am 19. Juny geruhten Ihre Majeſtät auf die Promenade, welche nach dem Poſthofe führet, zu fahren. Ihre Maj. wurden daſelbſt von einer Geſellſchaft der vorzüglichſten anweſenden Badegäſte mit der Bitte empfangen: einen in dieſem romantiſchen Thale ſehr ſchön gelegenen Ruheplaß mit der allerhöchſten Gegenwart zu beglücken. Ihre Maj. nahmen dieſe Einladung huldreichſt an, und begaben ſich unter der abwechſelnden Harmonie zweyer blaſenden Muſikchöre nach dem ländlich geſchmückten, mit dem allerhöchſten Namenszuge gezierten

Kaiſerin ſorgte für das Vergnügungs-Bedürfnis ihres Kreiſes durch Ausflüge in die Umgegend und Theaterſpiel, wobei ſie ſich ſelbſt beteiligte. So ſpielte ſie in der 'gefährlichen Nachbarſchaft' das Lieschen und in dem 'Wirrwar' die Frau von Langſalm. Goethe faßte ſchon damals für die junge Kaiſerin jene man könnte ſagen fromme Anhänglichkeit, welche er zeitlebens bewahrt hat. Auf ihren Wunſch hatte er das Gedicht 'Der Kaiſerin Abſchied' gedichtet, welches die Muſe ſagen läßt, daß auch die Kaiſerin den Schmerz der Trennung empfinde, daß auch ihr 'die Freiheit dieſer Stunden unvergeßlich ſein' werde. Schon damals hatte Goethe auf eine künftige Wiederkehr hingedeutet und ſeine Hoffnung aus-

---

Orte, welcher nun mit Ihrer Maj. gnädigſter Erlaubniß: Der Kaiſerinn Platz genannt wird. Eine von Goethe auf dieſe Veranlaſſung verfaßte Ode, ſoll auf dieſem Platze mit meſſingenen Lettern in natürlichen Felſen eingegraben, den ſpäteſten Nachkommen das Glück verkünden, deſſen ſich Karlsbads Bewohner und Gäſte während der allbeſeligenden Anweſenheit der gütigen Landesmutter zu erfreuen hatten'. Am 22. Juny fuhr die Kaiſerin mit der Erzherzogin Leopoldine früh 8 Uhr nach Töplitz, wo ſie am 23. Nachmittags halb drey Uhr eintraf. Unter den ſie begrüßenden werden die Clarys und Fürſt de Ligne genannt.

geſprochen, die Kaiſerin wieder in Karlsbad zu ſehen:

> Die Ihr traurig Sie begleitet,
> Eilt entzückt Ihr dann entgegen;
> Und Ihr bringt auf neuen Wegen,
> Kaiſerlich einher geleitet,
> Sie herab am ſchönſten Tag.

Nun ſchien es wirklich, als ſollte ſie wieder nahen, was lag näher, als daß Goethe

> Sie, die unſer ſich bemeiſtert,
> Uns erhoben, uns begeiſtert,

abermals mit freudigem Sange begrüßte. Diesmal kam es jedoch anders. Die Kaiſerin blieb Karlsbad in dieſem Jahre ferne, dafür kam Kaiſer Franz mit ſeiner Tochter Marie Louiſe; dadurch war die Aufgabe ſehr erſchwert. Im Jahre 1812, da es in den Geiſtern ſchon zuckte, da die Gefüle der Befreiungskriege ſchon zu erwachen begannen, ſollte er ein Huldigungsgedicht für die Gemalin Napoleons ſingen. Wie gut es ihm gelang, ſich zurechtzufinden, und die Kaiſerin Marie Louiſe gleichſam als Friedensengel zu verherrlichen, erkannten die meiſten Zeitgenoſſen; freilich felte es nicht an Stimmen, welche ſich ſehr abfällig über die Gedichte äußerten.

Die Empfangsfeierlichkeiten ſind beſchrieben in dem köſtlichen Büchlein von Dr. G. Parthey, welches nun endlich durch einen Neudruck dem Genuſſe eines kleinen Privatkreiſes entzogen und allgemein zugänglich gemacht iſt: Ein verfehlter und ein gelungener Beſuch bei Goethe 1819 und 1827[1]).

'Diesmal harrten die jungen Mädchen auf dem freien Platze vor dem böhmiſchen Saale, bis die Fürſtlichkeiten von einem Spaziergange nach dem romantiſch gelegenen Poſthofe zurückkamen. Das Gedicht an die Kaiſerin [Marie Louiſe von Frankreich] ward unter Goethes Leitung von der Doctors-Mina (d. h. nach Karlsbader Sprachgebrauch Wilhelmine, Tochter des Dr. Mitterbacher) ohne Anſtoß übergeben.

'Die Fürſtin nahm das Gedicht von der kleinen Geberin mit Güte an, und ſchenkte ihr eine werthvolle emaillirte Uhr, auf deren Rückſeite das kaiſerliche N in feinen Perlen angebracht war . . .

'Das Gedicht an den Kaiſer Franz ſollte die Damm-Klara (d. h. Klara, Tochter des Dr. Damm) überreichen. Sie ging aber mit ihrem ſeidenen

---

[1]) Zweiter unveränderter Abdruck. Berlin 1883. S. 35f.

Kiſſen auf den Erzherzog Ferdinand zu, der ſchön und ſchlank neben ſeinem ſehr unanſehnlichen Bruder ſtand, und Goethe mußte ſich beeilen, ihren Schritten die rechte Richtung zu geben'.

Parthey erzält dann noch jenen bedenklichen Mißgriff, welchen die Bergleute bei der ſchön gedachten Huldigung begiengen, indem ſie die Lilien der Bourbons als franzöſiſches Wappen erſcheinen ließen.

In Partheys Bericht fällt auf, daß von der öſterreichiſchen Kaiſerin Maria Ludovica und von Goethes Gedicht an ſie gar nicht die Rede iſt. Goethe ſelbſt ſagt in den 'Tag- und Jahresheften' 1812 freilich nur[1]): 'Drei Gedichte für kaiſerliche Majeſtäten, im Namen der Karlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu verſuchen, ob noch einiger poetiſcher Geiſt in mir walte'. Nun entnehme ich aus dem (handſchriftlichen) Aufſatze[2]) des Karlsbader

---

[1]) Hempel 27, 1, 205.

[2]) Vgl. Alexander Wheelock Thayer. Ludwig von Beethoven's Leben. Berlin 1879. III. 209. Hlawaček a. a. O. 90. Herr Bürgermeiſter Dr. Eduard Knoll hat mir in der liebenswürdigſten Weiſe eine Abſchrift ſeines

Bürgermeiſters Dr. Eduard Knoll 'War Beethoven i. J. 1812 zu gleicher Zeit mit Goethe in Karlsbad?' die öſterreichiſche Kaiſerin ſei nicht in Karlsbad geweſen. Das widerſpricht den Angaben, welche ſich in allen Werken finden[1]), iſt aber trotzdem richtig. Es muß freilich ein Beſuch der Kaiſerin urſprünglich beabſichtigt geweſen ſein, daraus erklärt ſich der Eingang von Goethes Gedicht:

Wie lange harren wir gewiſſer Kunde!
Wie iſt das Zweifeln bang, die Hoffnung ſüß!

und ſo verſtehen wir die Worte der Frau von Stein (ſ. o. S. 21).

Der 'Oeſterreichiſche Beobachter' bringt in ſeiner 194. Nummer von Sonntag den 12. Juli 1812 folgende 'Inländiſche Nachricht': 'Nach Berichten aus Prag war bei der am 1. d.

Manuſcriptes zukommen laſſen und mir brieflich verſchiedene Nachträge und Verbeſſerungen mitgeteilt.

[1]) Düntzer z. B. ſchreibt 'Goethes Leben' 1880: 'Zwei Jahre ſpäter kamen während ſeiner Anweſenheit zu Karlsbad der Kaiſer, die Kaiſerin und ihre Tochter, die Kaiſerin von Frankreich'. Viehoff 'Goethes Leben' 1858: 'in die erſte Hälfte Juli's fiel die Ankunft des öſterreichiſchen Kaiſerpaares und der Kaiſerin von Frankreich . . .' u. ſ. w. u. ſ. w.

Morgens um 6 Uhr erfolgten Abreiſe Sr. Majeſtät des Kaiſers, ſo wie Ihrer Majeſtät der Kaiſerinn von Frankreich . . . das Militär . . ꝛc. ausgezogen . . . An demſelben Tage des Nachmittags um 2 Uhr haben auch Ihre Majeſtät unſere allergnädigſte Kaiſerinn den Aufenthalt von Prag verlaſſen, um ſich über Laub nach Töplitz zu begeben . . .' Und in derſelben Nummer findet ſich ein Brief aus Töplitz vom 2. Juli: 'Heute gegen 12 Uhr Mittags ſind J. M. die Kaiſerinn, zur Freude aller Einwohner, im beſten Wohlſeyn hier eingetroffen, und in der vorbereiteten Wohnung im fürſtlichen Herrenhauſe abgeſtiegen . . .'

In ſeiner Nummer 198 vom 16. Juli 1812 meldet der 'Oeſterreichiſche Beobachter': 'Es war am 2. d. M., als Ihre Majeſtäten der Kaiſer von Oeſterreich und die Kaiſerinn von Frankreich Karlsbad mit Ihrer Ankunft beglückten, wo Allerhöchſtdieſelben dann zwei volle Tage verweilten. Die Karlsbader Bürgerſchaft ſtreute folgende Blumen[1]) auf den Weg Ihrer Majeſtäten'.

---

[1]) 'Blumen auf den Weg Ihro des Kaiſers Majeſtät am Tage der höchſt beglückenden Ankunft zu Karlsbad allerunterthänigſt geſtreut von der Karlsbader Bürger-

Nach einem Abdrucke der beiden Gedichte heißt es dann: 'Der Dichter dieſer Stanzen iſt Se. Excellenz der Sachſen-Weimarſche geheime Rath und Staatsminiſter, Herr v. Goethe, welcher ſich gegenwärtig in Carlsbad befindet'. Kaiſer Franz begleitete ſeine Tochter noch bis Franzensbrunnen, von wo ſie nach Frankreich, er aber durch Böhmen reiſte, ohne nach Teplitz zu kommen.

Ins Publicum[1] drangen zuerſt nur die beiden Gedichte an den Kaiſer Franz und die franzöſiſche Kaiſerin und wir wiſſen aus einem Briefe Goethes an Reinhard[2] vom 12. September 1812, daß die Stanzen an die Kaiſerin von Oeſterreich zuletzt entſtanden ſeien, und gleichſam den andern zur Einleitung dienen und 'mit ihnen ein Ganzes machen' ſollten. Vielleicht läßt die unten ausgeſprochene Vermutung noch den Anlaß erkennen, der Goethe bei der Abfaſſung dieſes Gedichtes leitete.

Parthey läßt Goethe bei der Empfangsfeierlich-

ſchaft den 2. Juli 1812' ſo lautete der Titel des Karlsbader Drucks vgl. Hirzel Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek. Auguſt 1874. S. 68.

[1] Vgl. Hirzel a. a. O. S. 67 f.

[2] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard. Stuttgart und Tübingen 1850. S. 133.

keit anweſend ſein. Das iſt auffallend. Goethe hatte es, wie er ſelbſt ſchreibt[1]), ſein Geſundheitszuſtand in den wenigen Tagen vom 3. bis zum 5. Juli unmöglich gemacht, ſich den Herrſchaften zu nahen; nicht einmal die Herzogin von Montebello konnte er ſprechen; er hatte ſich zwar angezogen und einige Verſuche gemacht, aber ſein übles Befinden hinderte ihn, ſie durchzuſetzen.

Die Kaiſerin Maria Ludovica hatte ſich alſo von Prag direct nach Teplitz begeben und war am 2. Juli daſelbſt eingetroffen. Am 6. Juli reiſte auch der Herzog Carl Auguſt von Weimar dahin ab und berief ſogleich nach ſeiner am 7. erfolgten Ankunft Goethe zu ſich. Das Billet des Herzogs iſt im Briefwechſel (II 22) fälſchlich ins Jahr 1810 verlegt und jedesfalls nicht genau abgedruckt. Der Herzog ſchreibt:

'Teplitz 8. (7.) 1810.

Seit geſtern Nachmittag bin ich hier, die Kaiſerinn ſeit 6 Tagen. Sie wohnt im Herrnhauſe. Niemand wie Graf und Gräfin Althann wehrloſer, als ich war, da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

---

[1]) Brief an die Frau von Stein vom 12. Juli 1812. III. 430 f. Auch Knoll ſagt, Goethe habe den hohen Herrſchaften . . . nicht vorgeſtellt werden können, obwohl dieſe ihn gerne geſprochen und ihm Dank geſagt hätten für die

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſt meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmahl gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt, war mir's niemahls.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmahl die Müh übernehmen. ab.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich habe die Zähne zuſammengebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glück-

und Gräfin[1] O'Donell begleiten ſie. Lichnowsky iſt geſtern angelangt und iſt wieder zum Vorleſer beſtimmt. Sonſten iſt Niemand, der zur Geſellſchaft dienen könnte, hier. Das Bad iſt ſehr leer. Ich wohne in den Zimmern des Königs von Holland im gold'nen Schiff und bin ganz allein. Die Kaiſerin ſcheint ſehr zu wünſchen, daß Du herkömmſt; wenn Du ihr vorläſeſt, würdeſt Du ihr viele Freude machen. Lichnowsky und Althanns ſchreien Beide nach Dir. Komme doch balde. Lebwohl. Die Clarys und Ligne ſind auch da'.

Einem ſo dringenden Wunſch des Herzogs — das war gewöhnlich die Form ſeiner Befele — konnte Goethe nicht widerſtehen. Am 12. Juli meldet er der Frau von Stein, er ſei ſo ziemlich wieder hergeſtellt und wolle es wagen, 'morgen nach Töplitz zu fahren, um Ihro Majeſtät der Kaiſerin und unſerm Herzog aufzuwarten' (III 439 f).

Namens der Karlsbader Bürgerſchaft zum Ankunftsgruße verfaßten beiden Gedichte.

[1] So iſt ſtatt des im Briefwechſel II 22 gedruckten 'Graf' zu leſen. Althanns waren Oberſthofmeiſter, Gräfin O'Donell war Palaſtdame.

In der Tat war er drei Tage darauf am 15. Juli in Teplitz. Etwa vier Wochen verlebte er hier in der Nähe des Hoſes, ſie wurden ihm unvergeßlich. Von neuem feſſelte ihn die Liebenswürdigkeit Maria Ludovicas, er las vor[1]), war poetiſch angeregt und bedeutend gefördert. Noch in ſpäten Jahren gab er dem Reize dieſer Zeit Ausdruck[2]).

Im Gefolge der Kaiſerin befand ſich als Hofdame Gräfin Joſephine O'Donell geborene Gräfin Gaisruck, eine junge geiſt- und gemütvolle Witwe. Am 7. Auguſt 1779 geboren, war ſie die zweite Frau jenes Grafen Joſeph O'Donell geworden, welcher eine Zeit bemüht war, die öſterreichiſchen Finanzen in Ordnung zu bringen. Bekanntlich machte ſein am 4. Mai 1810 erfolgter Tod jenem Projecte ein Ende, welches vielleicht den finanziellen Ruin Oeſterreichs, das Finanzpatent von 1811, hätte hindanhalten können[1]). Wie ſehr Kaiſer Franz die Verdienſte des Grafen um den Staat zu ſchätzen wußte, erfahren wir aus dem ſchönen Handſchreiben, welches er an die Witwe Gräfin Joſephine richtete. Er ſchrieb[2]): 'Liebe Gräfinn O'Donel! Ich theile Ihren Schmerz um den Verluſt Ihres Gemahls, der als ein Mann von ausgezeichneten Kenntnißen, und von hohem Verdienſte um den Staat und Meine Perſon aus Meinem Andenken nie verlöſchen, und Meinem Herzen immer theuer ſeyn wird'. Dann beſtimmte er eine hohe Penſion und endete: 'Sie werden übrigens überzeugt ſeyn, daß die Kinder eines ſo verdienten Staatsmannes auch noch in der Zukunft ein theurer Gegenſtand Meiner Sorgfalt ſeyn werden'.

---

[1]) Graf Heinrich O'Donell, der Sohn der Gräfin Joſephine O'Donell, ſchreibt in ſeinem 'Vorwort' zu einer projectierten aber unterbliebenen Ausgabe der Goetheſchen Briefe: 'Der Dichter hatte ſich daſelbſt (in Teplitz) ausgezeichneter Aufnahme zu erfreuen, und wurde in die Privatcirkel der Kaiſerin gezogen . . . Wenn er gebeten wurde Etwas vorzuleſen ſo ſiel ſeine Wahl ſtets auf Schiller'.

[2]) Auszüge aus den Teplitzer Curliſten finden ſich im dritten Anhange.

Graf Joſeph O'Donell hatte 1756 das Licht der Welt erblickt und war zuerſt mit Gräfin Thereſe O'Donell, ſeiner Couſine, verheiratet geweſen. Dieſer Ehe entſtammte ein Sohn, Graf Moriz, welcher ſich 1811 mit der Enkelin des Prinzen de Ligne vermält hatte.

---

[1]) Gentz ſagt von ihm (Tagebücher I 217): 'le comte O'Donnell était absolument le seul des ministres qui réunissait au moins quelques-unes des qualités d'un homme d'État'.

[2]) C. Hormayrs Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt. Wien 1810. S. 273.

Mit dieſem, dem 'fröhlichſten Manne des Jahrhunderts' war Goethe 1807 zu Karlsbad im Kreiſe der Fürſtin Bagration perſönlich bekannt geworden, 'ſeine Gegenwart beſtätigte ſeinen Ruf; er zeigte ſich immer heiter, geiſtreich, allen Vorfällen gewachſen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hauſe'. Im Jahre 1810 trafen ſich die Beiden wieder in Teplitz, wo der Fürſt vom Mai bis October, Goethe zur Nachcur im Auguſt weilte. Gentz gibt uns in ſeinen Tagebüchern[1] ein Verzeichnis jener Perſonen, welche damals das buntbewegte geſellige Badedrama aufführten. Er ſchreibt: 'An Geſellſchaft aller Art fehlte es nicht. Das Clary'ſche Haus allein, mit dem Fürſten von Ligne und der liebenswürdigen Titine (nachher Gräfin O'Donell) war eine beſtändige Reſſource; außerdem nenne ich hier nur unter vielen — Frau von der Recke, Frau von Grotthuß, Fürſt Dietrichſtein, Fürſt Lichnowsky, General Wintzingerode — von Gelehrten Fichte und Fr. Aug. Wolf, meine alten Freunde Eichler und Ambroſi nicht zu vergeſſen. Am 23. Juni kam die Kaiſerin [Maria Ludovica] an . . . die Oberſt-Hofmeiſterin Gräfin Althan und deren Gemahl . . .' Im Auguſt fand er 'den Herzog von Weimar, mit ſeinem Sohne Bernhard, den Prinzen Solms-Braunfels, Feldmarſchall Kolowrat, Goethe, Major Rühle, Alexander von Marwitz' u. ſ. w. 'Am 10. Auguſt traf die Prinzeſſin von Solms . . . ein; nach meinem Geſchmack die *ſchönſte* Frau, die je mein Auge geſehen, nach der Meinung Aller eine der liebenswürdigſten'. Mit den meiſten der genannten Perſonen ſtand auch Goethe im Verkehre, wovon Briefe und Gedichte Zeugnis ablegen.

---

[1] Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe. Tagebücher von Friedrich von Gentz. Leipzig 1873. I 210 f. Der Herzog hatte den Fürſten von Ligne ſchon 1797 kennen lernen. Goethes Briefe an Voigt herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig 1868. S. 558.

Auch zwiſchen Fürſt de Ligne und Goethe wurden Verſe ausgetauſcht. Die feine Schmeichelei des Prinzen¹):

Je vous salue, Apôtre et soutien du bon goût,
Digne du Duc aimable, honneur de sa patrie!

---

¹) Riemer. Briefe von und an Goethe. S. 189 ff. Sollte ſich de Ligne wirklich der Vermittelung von Frau

beantwortete Goethe mit dem kleinen Gedichte: 'In früher Zeit, noch froh und frei' (Hempel III 331); und Chriſtine de Ligne, in der Familie gewöhnlich Titine genannt, welche Goethen eine Wette beim Pferderennen abgewonnen hatte, erhielt gleichfalls graziöſe Verſe gewidmet[1]). Goethe ſchrieb ſie querüber auf die Rückſeite eines 'Wiener-Stadt Banco-Zettel' im Werte von zwei Gulden, der ſich noch heute im Beſitze der Familie O'Donell befindet. Als Titine das Geldzeichen, den Betrag der Wette, empfieng, ſteckte ſie es ohne ihm nähere Beachtung zu ſchenken ein und bemerkte erſt beim Ausgeben Goethes zierliche Huldigung. Dieſelbe lautet:

Ein klein Papier hast du mir abgewonnen,
Ich war auf grösseres gefasst;
Denn viel gewinnst du wohl worauf du nicht gewonnen,
Worum du nicht gewettet hast.

Töplitz d. 2 Sept. 1810. Goethe

---

von Eybenberg bedient haben, um durch Riemer dieſe Verſe Goethe zukommen zu laſſen?

[1]) Woldemar Freiherr von Biedermann: Goethe an Chriſtine von Ligne. Zur kleinen Erbauung der ſtillen Gemeinde am 22. März 1860. Leipzig. vgl. Goetheforſchungen 1879. S. 5 f. Hempel 3, 331.

Im Jahre 1811 ſcheint Goethe mit de Lignes in Böhmen nicht beiſammen geweſen zu ſein; bekanntlich machte der günſtige Verlauf ſeiner Karlsbader Cur einen Aufenthalt in Teplitz unnötig, und ſo ergab ſich wol keine Gelegenheit den Clary'ſchen Kreis wieder zu ſehen. Dafür kam Prinz de Ligne im October 1811 nach Weimar, wo er mit Goethe bis zu ſeiner Abreiſe faſt täglich an der Hoftafel beiſammen war[1]). Am 17. October begleitete der Herzog Carl Auguſt den Prinzen nach Teplitz. Von dort brachte der Herzog die Nachricht von der bevorſtehenden Vermälung Titines mit dem Grafen Moriz O'Donell heim, und Goethe ſchrieb am 10. November einen Gratulationsbrief, welcher ſich in einer Abſchrift im Kanzler von Müllerſchen Archiv zu Weimar erhalten hat. Durch die Güte Burkhardts bin ich in die Lage verſetzt dieſes bisher ungedruckte Schreiben mitteilen zu können. Leider iſt die Weimaraner Copie ſo flüchtig, daß Burkhardt ſagen mußte, er ſchicke mir 'eine gute Abſchrift von einer jedenfalls ſehr mangelhaften'. Dieſe ſteht auf einem Foliobogen. Goethe ſchreibt:

---

[1]) Schöll. Goethes Briefe an Frau von Stein III 426. Ich möchte glauben, daß ſich das undatierte Billet Goethes an Frau von Stein, welches Schöll in den December verſetzt: 'Mögen ſie wohl, liebe Freundin, dem Prinzen nicht eher von den bewußten Landſchaften ſagen bis wir noch einmal darüber geſprochen haben . . .' gleichfalls auf den Beſuch des Prinzen de Ligne und die Hammerſchen Landſchaften (ſ. u.) beziehe, daher in den October gehöre. Wir wiſſen wenigſtens von ſeiner Beziehung zu Landſchaften, während dies bei dem Erbprinzen nur zu vermuten wäre (vgl. Schölls Anmerkung III 427). Schöll hatte natürlich noch keine Kenntnis von dem Briefe Goethes an Chriſtine de Ligne. Graf Thürheims Lebensſkizze 'Feldmarſchall Carl Joſeph Fürſt de Ligne die „letzte Blume der Wallonen", Wien 1877', welche mir erſt während des Druckes zukam, erwähnt den Aufenthalt in Weimar nicht.

Weimar, den 10. Novbr. 1811.

Läugnen darf ich nicht meine ſchöne Gnädige daß. ſchon vor geraumer Zeit, ein allerliebſter Curier bey mir angekommen, an deſſen Depeſchen, ſo wie an ſeinen [*sic*] anmuthigen Gruß, ich mich aufs innigſte ergötzt habe. Ich behielt ihn bey mir und behandelte ihn aufs Beſte, indem ich hoffte er ſollte mir bey ſeiner[1] Ankunft in Töplitz, wenn ich ihn zur Anmeldung vorausſchickte, eine günſtige Aufnahme bereiten.

Unglücklicher Weiſe als ich von Carlsbad gerade wieder nach Hauſe geführt ward und ich wußte nun nicht wie ich meine doppelte Verzögerung auf irgend eine Art entſchuldigen ſollte.

Nun aber kommt vor einiger Zeit glücklicherweiſe der Dechant aller Prinzen und das Muſter

---

[1] Lies wol: 'meiner'.

aller Großväter (und wovon nicht alles noch Muſter) unſer kleines Weimar durch ſeine Gegen-
S. v. wart zu beglücken, und mich beſonders, in|dem er mir keinen Zweifel läßt, daß er mir ſeine unſchätzbare Huld beſtändig erhalten wollen und daß ich in dem verehrten Kreiſe des Schloſſes von Töplitz noch in günſtigen [sic] Andenken ſtehe.

Die Tage des Hierſeyns dieſes erfahrnen geiſtreichen einzigen Fürſten entflohen ſchnell vorüber, wie denn die Zeit in ſeiner Gegenwart gar nicht verweilen kann und beim Abſcheiden verwundert, betäubt, daß er uns unſern Fürſten entführte, ob wir dieſes gleich ganz natürlich fanden, denn wer mag ſich gern von ihm trennen — Herrn [sic] von Spiegel übernahm gefällig, mich in Teplitz aufs dringendſte zu empfehlen.

Nun, bey unſeres theuren Fürſten Zurückkunft höre ich von bevorſtehenden Feſten, bey welchen man ſich freudig glückwünſchend einfinden muß. Zugleich vernehme ich, daß Sie ſchöne Freundinn einigen Werth auf ein Blatt legen wollten, auf welchen ich der lieben Natur, mit ungeübter Hand glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haß' ihn. Sein Anſehen nimmt zu wie ein Strom, der nur einmahl ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt' er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt' er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt' er, hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Beetwas abzugewin- | nen verſuchte, ja daß Sie 2. S. es ſogar in das Büchlein der Erinnerung aufzunehmen gedenken. Beſchämt von dieſer Güte ſende ich mehrere zur beliebigen Auswahl und völliger Diſpoſition.

Damit aber doch mein Andenken auf eine etwas anſtändigere Weiſe bey Ihnen verweile, ſo lege ich ein Paar Blätter bey, welche der geſchickte Hammer in Dresden nach meinen Skizzen ausgeführt, die eine Ueberſicht von Bilin und den Platz vor dem Thore dieſes anmuthigen Städtchens vorſtellt [sic].

Möchten Sie dieſe Bilder unter Rahmen und Glas in dem Cabinete aushängen, in welchem Sie in Geſellſchaft Ihres vortrefflichen Gemahls und dereinſt umgeben von liebenswürdiger Familie die glücklichſten Stunden zubringen und dabey desjenigen zu gedenken [sic] dem Ihre Vorzüge welche Sie der Natur und Bildung verdanken immer gegenwärtig ſind. In dem hohen Klary'ſchen[1]) Hauſe bitte mir eine gnädige Auf-

---

[1]) In der Abſchrift ſteht 'Klarigſchen'.

S. 4 nahme bey meiner Rückkehr nach | Töplitz gütig zu bereiten und mein Andenken in dem Herzen des großväterlichen Fürſten nicht erſterben zu laſſen.

Strehlke[1]) hat Kenntnis von dem Briefe und gibt eine Analyſe. Unter dem Courier iſt wol ein Brief Titinens zu verſtehen, derſelbe kam wahrſcheinlich gerade als Goethe von Karlsbad abzureiſen im Begriffe war, ohne Teplitz zu berühren. Den zweiten Abſatz könnte man ſo beſſern, daß man ſchriebe: 'Unglücklicher Weiſe daß ich von Carlsbad' oder 'Unglücklicher Weiſe kam er als ich . .', ſo wie er jetzt ſteht, ſcheint er aus dem Zuſammenhang herausgeriſſen; vielleicht hat der Abſchreiber einen Satz überſehen. Dem Abſchreiber möchte man auch 'Dechant' als Feler zutrauen, wenigſtens iſt Goethes Ausdruck 'Dechant aller Prinzen' ſehr auffallend; er müßte denn eine uns unbekannte Beziehung haben; Dechant iſt in katholiſchen Gegenden ein höherer Geiſtlicher, ſo daß Dechant aller Prinzen einen höheren Grad prinzlicher Vorzüge bezeichnen könnte. Ich wüßte nur auf den ähnlichen Ausdruck in der 'Reiſe am Rhein, Main und Neckar' zu verweiſen[1]), wo es von Johann Friedrich Städel in Frankfurt a/M. heißt: 'Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunſtfreunde', womit auch kein wirklicher Titel gemeint iſt.

---

[1]) Goethes Briefe. Berlin 1882. II 23.

Der 'verehrte Kreis des Schloßes von Teplitz' iſt natürlich der Claryſche. Karl Joſeph Fürſt von Clary und Aldringen (gewöhnlich Lolo genannt), geboren zu Wien am 2. December 1777, geſtorben am 31. Mai 1831 war der Sohn der Prinzeſſin Maria Leopoldine Chriſtine de Ligne, alſo der Enkel des Prinzen de Ligne. Teplitz war ſeine Familienherrſchaft; er war ſelbſt künſtleriſch tätig, ſein gebildet, wovon ſeine zalreichen ungedruckten Werke Zeugnis ablegen ſollen. Seine Gemalin war eine Tochter des Grafen Chotek, Oberſtburggrafen von Böhmen. Der Sohn des Prinzen de Ligne und einer geborenen Prinzeſſin Maria Francisca Xaverie von Liechtenſtein, Karl war 1759 geboren geweſen, er ſtarb am 14. September 1792 bei Croix aux bois den Tod der Ehre. Seine Tochter Titine de Ligne iſt die Adreſſatin unſeres Briefes.

---

[1]) Hempel 26, 288.

Herr von Spiegel iſt wol der weimariſche Kammerherr, welcher im Auguſt 1811 zweimal zwiſchen Caſſel und Weimar den Boten gemacht hatte. Am 26. October war er in Weimar[1]. Seine Frau zälte zu den Schönheiten Weimars[2].

Der Hochzeitstag Titines fiel auf den 6. November, ſo daß Goethes Brief und ſeine Geſchenke zu ſpät kamen. Handzeichnungen Goethes haben ſich mehrere im Beſitze der Familie erhalten. In einem Album vereinigt finden ſich die beiden beſchriebenen Zeichnungen Hammers nach Skizzen Goethes, und eine Ausſicht auf die Engelsburg in Rom flüchtig von Goethe ſelbſt mit Bleiſtift entworfen; jedesfalls dürfen wir darin eines der mehreren Blätter ſehen, welche für das 'Büchlein der Erinnerung' beſtimmt waren. Die Skizzen von Bilin, wo ſich ein Fürſtl. Lobkowitziſches Schloß befindet, wurden jedoch nicht hinter Glas und Rahmen gegeben, ſondern auch im Album untergebracht. —

---

[1] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard. Stuttgart und Tübingen 1850. S. 112. 116. vgl. Anhang III. Man könnte auch an Raban, Freiherrn von Spiegel denken, welcher 1812 die jüngſte Tochter des Prinzen de Ligne, Flora, heiratete. Thürheim S. 16.

[2] Vgl. Uhde: Louiſe Seidler. S. 97.

Dieſer geſellige und briefliche Verkehr zwiſchen Goethe und Titine O'Donell hatte jedes Falles zur Folge, daß die Anknüpfung zwiſchen Goethe und der Hofdame der Kaiſerin erleichtert wurde. Es beſtand gleichſam ſchon ein perſönliches Verhältnis zwiſchen den Beiden.

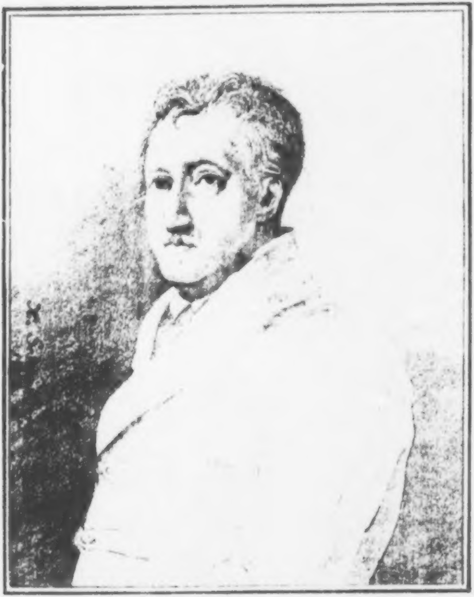
Die Gräfin, damals im 33. Lebensjahre, war eine ſchöne Erſcheinung. Eine Bleiſtiftzeichnung, welche ſich erhalten hat, verrät einigermaßen Aehnlichkeit mit dem Jugendportrait Mariannens von Willemer. Sie war heiteren Sinnes, ſprach das Deutſche mit einem ſtarköſterreichiſchen Tone, was dem Herzog Carl Auguſt zu ſcherzhaften Bemerkungen Anlaß gab (ſ. u.).

Ueber die leichte Form und die Ungezwungenheit des Verkehrs, welche im Kreiſe der Kaiſerin herrſchte, hören wir manches in den Briefen Charlottens von Schiller. Natürlich intereſſierten ſich die Damen ihrer Bekanntſchaft lebhaft für jenes weibliche Weſen, das auf Goethe wie auf den Herzog gleich ſtark gewirkt hatte. So mächtig war der Einfluß, daß Carl Auguſt ſelbſt nach ſeiner Rückkehr noch unter demſelben ſtand. Knebel meldet am 18. Auguſt 1812 ſeiner Freundin Charlotte[1]: 'Der Herzog iſt ſehr wohl und freundlich von Töplitz wieder zurückgekommen und hat ein leichteres Leben mitgebracht. Die öſterreichiſche Kaiſerin ſcheint guten Einfluß auf ihn und unſern abweſenden Freund [Goethe] gehabt zu haben, und ſcheint überhaupt eine Dame zu ſein, deren Umgang erheitert und erweckt. Sie hat ſich viel von Goethe vorleſen laſſen und aus dieſen Vorleſungen lebendige Nahrung gezogen'.

Die Kaiſerin war gleichſam auch die Schutzheilige, welche die Verbindung Goethes und der Gräfin Joſephine O'Donell weihte. Gleich anfangs muß heiterer Scherz als Loſungswort ausgegeben worden ſein. Denn ſchon wenige Tage nach ſeiner Ankunft ſchenkte Goethe der Gräfin eine Handzeichnung. Auf ein blaues Octavblättchen hat er mit Sepia einen Felſen gezeichnet, den eine Capelle krönt; ich weiß nicht, ob damit ein Punct der Teplitzer Umgebung gemeint iſt, jedesfalls beziehen ſich die Verſe, welche er eigenhändig darunter ſetzte, auf ein ſcherzhaftes Erlebnis.

---

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III 335.



vollmächtigte, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreiſſen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt gehen, und Carl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken, du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Vnd wärst du auch am fernsten Ort
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen;
Was hälf' es dir? du fändest dort
Taback und boese Zungen.

Töpliz d. 20 Juli 1812. G.

Das Gedichtchen hat Goethe in die Abteilung 'Sprüchwörtlich' ſeit der Ausgabe von 1815 aufgenommen[1]. Seine Abneigung gegen den Tabakrauch iſt bekannt[2], den Anlaß unſeres kleinen Scherzes aber zu ermitteln war nicht mehr möglich.

Kurze Zeit nachher fiel der Geburtstag der Gräfin O'Donell, Goethe dürfte ihr irgend eine Aufmerkſamkeit erwieſen haben, die er mit dem folgenden nur in Abſchrift erhaltenen Gedichte[3] begleitete:

---

[1] Hempel II 324.

[2] Vgl. Böttiger. Lit. Zuſtände und Zeitgenoſſen I 57. Riemer Mittheilungen I 236 f., wo auch unſer Gedicht citiert iſt.

[3] Hempel II 423.

Siebente August.

Dem ſchönen Tag ſey es geſchrieben
Oft glänze dir ſein heitres Licht
Und höreſt Du nicht auf zu lieben
So bitten wir: vergiß uns nicht.
— G.

In den Ausgaben ſeit 1815 trägt es den Titel 'der liebenden Vergeßlichen, zum Geburtstage', die Beziehung jedoch iſt nicht angedeutet. Daß meine Vermutung richtig iſt, beweiſt der erſte Brief Goethes an die Gräfin; derſelbe iſt bereits die Erwiderung auf den Dank der Beſchenkten und führt mit großer Lebhaftigkeit in die bewegte Geſellſchaft ein. Goethe war wol durch Unwolſein genötigt geweſen, ſich zurückzuziehen, und hatte daher den Geburtstag der Gräfin nicht können mitfeiern helfen. Er ſchreibt ganz eigenhändig, indem er ihr dieſelbe Anſprache widmet, welche der erſte Brief an Friedrike Brion trägt1):

---

1) Der junge Goethe I 245.

I.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Liebe, neue Freundinn,

haben Sie tauſend Dank für die gütige Aufnahme der geringen Zeichen meiner aufrichtigen Anhänglichkeit, Sie zweifeln nicht wie leid es mir war am heutigen Tage abgeſondert zu ſeyn.

Wegen des Stücks hat mir der Herzog Vorſchläge gethan, die ich zu begünſtigen bitte. Warum wird man doch gerade in ſolchen Fällen erinnert daß der gute Wille den Kräften ſo weit voreilt. Wenn nur Ihro Majeſtät auch auf dieſen verunglückten Verſuch in Gnaden herabſehen. Sie wiſſen wie angelegen es mir war dieſes anmuthige Stück in's theatraliſche Leben zu führen.

Nichts weiter! Mit Bitte das fehlende was ſich von ſelbſt verſteht geneigteſt zu ſuppliren

Tepl. am freundlichen ſiebenten
Auguſt 1812

Goethe

Auch über das Stück ſind wir genau unterrichtet, von welchem Goethe in dieſem Briefe ſpricht. Aus Dobberan, den 15. Auguſt 1812 ſchreibt die Prinzeſſin Karoline Louiſe an ihre Lolea[1]:

> „Durch den Erbprinzen habe ich vom Meiſter [d. h. von Goethe] auch einen ſehr freundlichen Brief erhalten und ein paar hübſche Zeichnungen ſeiner Hand. Aus einem Brief von Rantzau aus Töplitz habe ich erſehen, daß der Meiſter dort Komödie ſpielt, und das in einem von der Kaiſerin verfertigten Stück. Ich bitte Sie, iſt das wahr? und iſt's wahr, um Alles in der Welt das Stück her, wenigſtens genaue Nachricht davon."

Charlotte von Schiller antwortet aus Weimar, den 30. Auguſt 1812 der Prinzeſſin[2]:

> „Ich will Ihnen gleich Bericht erſtatten von dem Stück, das der Meiſter durch ſein Spiel verherrlichen ſollte; es iſt wohl wahr; und nach der Ausſage der Frau Geh.[3], die es meiner Schweſter

---

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. I 637.

[2] Ebenda I 637 f.

[3] Geheimräthin, bekanntlich war Goethes Frau mit Frl. Ulrich auch in Karlsbad.

anvertraut hat, hat ein Geſpräch die Veranlaſſung gegeben über die Materie, welches der beiden Geſchlechter das Recht hätte zuerſt die Liebe zu geſtehen. Man iſt ſoweit gekommen es auszumalen, und der Meiſter hat eine Geſchichte darüber erzählt. Die K. [Kaiſerin] hat gemeint, man könnte ſie dramatiſch behandeln und hat ſich eine ganze Nacht hingeſetzt und das Stück verfertigt, worin der Meiſter die Rolle eines alten Onkels machen ſollte. Er hatte ſchon eine große Allongen-Peruque beſtellt, als er krank wurde, und es unterblieb. So weit geht meine Kunde; erfahre ich mehr und anders, ſo ſollen Sie es wiſſen, meine hochverehrte Herrin! Nach des Meiſters eigenem Bericht werde ich den beſſern machen. Er hat an ſeine Frau geſchrieben, wenn er Alles ſagen wollte, was ihm Schmeichelhaftes und Erfreuliches geſchehen wäre, ſo würde man es für Anmaßung halten können, und es wäre beinahe unglaublich. Es freut mich, daß er Ehre erfährt, und ich möchte ihm auch gern alle Kronen aufs Haupt ſetzen: die Dichter-, Bürger- und Heldenkrone.“

Charlotte iſt nicht ganz gut unterrichtet; nicht Goethe erzälte die Geſchichte und die Kaiſerin machte daraus ein Stück, ſondern es war gerade umgekehrt. Es handelt ſich natürlich um das kleine einactige Luſtſpiel „Die Wette“[1]), von welchem Riemer ſagt[2]): „Dieſes kleine dramatiſche Stück machte Goethe in Teplitz 1812, auf Verlangen

---

[1]) Hempel 9, 291–308.

[2]) Mittheilungen über Goethe. II 617.

Jhro Majeſtät der Kaiſerin Louiſe von Oeſterreich. Die Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden“. Der Auftrag ward ihm den 28. Juli; den 29. iſt das Stück bereits im Kopfe fertig; den 30. wird es dictirt, den 31. die Rollen ausgeſchrieben, und nach Leſe- und Hauptproben den 5. Auguſt aufgeführt.“

Mit der letzten Behauptung ſteht die oben citierte Nachricht Loloas im Widerſpruche und noch mehr, was die Prinzeſſin aus Ludwigsluſt den 15. Sept. 1812 an Loloa nach den Mitteilungen des Sängers Rantzau ſchreibt[1]): „Das Stück ſoll gar nicht ſpielbar geweſen ſein und der Meiſter ſich krank geſtellt haben.“

Jn der Tat bietet das Stückchen große ſceniſche Schwierigkeiten dar, vom fünften Auftritte an iſt die Bühne nicht nur von oben nach unten in zwei Zimmer geteilt, ſondern auch quer durch, damit Dorn und Förſter durch eine geheime Oeffnung an der Decke jener Zimmer die beiden liebenden Getrennten beobachten können. Vielleicht beziehen ſich darauf die Vorſchläge des Herzogs, welche Goethe die Gräfin zu begünſtigen bittet. Jedesfalls ſcheint das Datum des Aufführungstages ein Jrrtum Riemers, Goethes Brief erweckt den Eindruck, als ſei damals noch über die Jnſceneſetzung verhandelt worden,

Vielleicht war für dieſe Aufführung auch jene Stanze beſtimmt, welche ſich in den Werken[2]) mit der Ueberſchrift „Gräfin O'Donell als Eleonore. Töplitz 1812“ und der

---

[1]) Charlotte von Schiller. I 641.

[2]) Jn der Ausgabe letzter Hand IV 96 heißt es nur „Eleonore“. Hempel II 415.

Goetheſchen Anmerkung findet: „Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töpliß, an Ihro Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, geſprochen von der Gräfin Odonell“:

> „Wenn's jemand ziemt zu reden mit Vertrauen
> So ziemt es mir: ich ſtelle heut den Chor
> Gebildeter und liebevoller Frauen,
> Der ſich ſo gern um Sie verſammelt, vor.
> Mir iſt vergönnt an Ihr hinaufzuſchauen,
> Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
> Der jede Stunde neuen Werth bethätigt,
> Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.“

Man nimmt immer an, in Tepliß ſei in jener Zeit der Taſſo aufgeführt worden[1]), ich weiß keinen Anhalt für dieſe Vermutung, welche gewis nur jener Goetheſchen Anmerkung und dem Namen „Eleonore“ ihren Urſprung dankt. Iſt es wahrſcheinlich, daß die Hofgeſellſchaft ein ſo großes Stück in verhältnismäßig kurzer Zeit — Goethe war kaum drei Wochen in Teplitz — einſtudiert und aufgeführt haben ſollte, ohne daß ſich ſonſt eine Nachricht erhalten hätte. Und nicht genug daran auch die „Wette“ wäre noch ſtudiert worden!

---

[1]) Vgl. u. a. Viehoff Goethe's Leben. 3. Aufl. 1858. IV 147. Schöll. Briefe an Frau von Stein. III 431. Düntzer Goethes Leben 1880. S. 559 läßt das Stück unbeſtimmt.

Die einzige Stelle, welche als eine Art Beſtätigung angeſehen werden könnte, findet ſich in dem Briefe Bettinens an Pückler-Muskau, welcher freilich einigen Zweifel an der Richtigkeit ſeines Inhalts erregt. Vgl. Thayer a. a. O. III 210 f. Goethe ſoll nach dieſem Berichte Beethoven „mit feierlich beſcheidenen Ausdrücken“ angedeutet haben, daß es „ſeinem Herzen keine geringe Angelegenheit“ ſei, „der Kaiſerin ſeine Devotion zu bezeigen“. „„Ei was““, ſagte der, „„ſo müßt Ihr's nicht machen, da macht Ihr nichts Gutes, Ihr müßt Ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was ſie an Euch haben, ſonſt werden ſie's gar nicht gewahr; da iſt keine Princeß, die den Taſſo länger anerkennt, als der Schuh der Eitelkeit ſie drückt““. Wenn die Erzälung auf Wahrheit beruhte, ſo ließe ſich in der Tat eine Aufführung des Taſſo herausleſen; wenn eine ſolche nicht vorangegangen wäre, hätte Beethovens Anſpielung keinen Sinn. Und dann könnten wir auch den Zeitpunct der Aufführung ziemlich ſicher feſtſtellen; er fiele in die erſten Tage des Auguſt, da nach dem oben citierten (handſchriftlichen) Aufſatze des Dr. Eduard Knoll, Beethoven und Goethe höchſtens die erſten 3–4 Tage des Auguſt in Tepliß gemeinſam verlebten. Die Erzälung Bettinens verdient jedoch wenig Glauben.

Es liegt näher anzunehmen, daß die Gräfin O'Donell jene Verſe als Leonore in der „Wette“ geſprochen hat oder hätte ſprechen ſollen und am Schluße dieſes Luſtſpiels ſind ſie viel beſſer am Platz als am Schluße des Taſſo[1]. Leonore in der „Wette“ ſtellt wirklich „den Chor gebildeter und liebevoller Frauen“ vor. Freilich iſt nicht zu läugnen, daß für die Kaiſerin, welche eine geborene Erzherzogin d'Eſte war, der Taſſo eine feine Huldigung bedeutet hätte. Die Wahrſcheinlichkeit ſpricht aber gegen die Annahme einer Aufführung.

Ob „die Wette“, wie man mit Riemer und, wenn meine Deutung des Epilogs richtig iſt, aus der Goetheſchen Anmerkung annehmen müßte, tatſächlich aufgeführt wurde, oder ob die Aufführung aus dem von Rantzau erwähnten Grund unterblieben iſt, das dürfte ſich ſchwer entſcheiden laſſen.

---

[1] Einer Vermutung will ich wenigſtens an dieſer Stelle Raum geben, daß nämlich bei jener Vorſtellung auch das Gedicht „Ihro der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät“, welches beginnt: „Wie lange harren wir gewiſſer Kunde“ von der Gräfin O'Donell geſprochen und mit der eben citierten Stanze geſchloſſen werden ſollte. Man leſe ſie einmal im Zuſammenhange mit dem Gedichte und man wird ſich ſagen müſſen, daß ſie da völlig an ihrem Platze wäre und nun erſt verſtändlich würde, während ſie jetzt der abrundenden Schlußwendung entbehrt.

Vielleicht kann man eine Stelle herbeiziehen, welche ſich in einem undatierten Briefe[1]) des Herzogs Carl Auguſt an die Gräfin O'Donell findet. Der Brief gehört ins Jahr 1813 und iſt in mancher Beziehung ſchwer verſtändlich. Der Herzog ſchreibt unter anderem:

> „Was machen Sie denn in Laxburg[2]) u. warum ſind Sie nicht in Töpliz? bey der Majeſtät zu ſeyn iſt freylich ein unſchäzbarer vorzug, der mit nichts auf der Welt aufzuwiegen iſt, davon abgerechnet iſts doch beßer ſich manchmal des beſten zu enthalten u. etwas ſchlechteres zu genießen, und hiezu hätte ich Ew. Exellenz meine ſtumme unterhaltung vorgeſchlagen u. zwar in Töpliz. Göthe iſt auch ſtumm, dicktirt aber an zwey Schreibern, die er ſich hier von der Polizey geliehen hat ſeine Lebens u. Liebes Geſchichte, u. iſt eben jezt an der Epoke Wo Er Ew. Exellenz — ſah! er frägt mich dabey öfters um rath ob er auch nicht zu viel dem papiere anvertraue?, da predige ich ihn [sic] denn ſtets vorſicht, mäßigung, u. etwas verſchwiegenheit. Sein kranck werden vor dem jahre, hat er gar artig einzuwickeln gewuſt; jeder Leſer fühlt die Urſache.“

Goethe diktierte damals an Dichtung und Wahrheit, das Werk ſollte aber nach dem urſprünglichen Plane nur die Zeit bis 1775 umfaſſen. Vielleicht trug ſich Goethe eine Zeitlang mit dem Gedanken, ſeine Erlebniſſe mit der

---

[1]) Die zalreichen eigenhändig u. z. meiſt in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Briefe des Herzogs an die Gräfin entziehen ſich leider vorerſt noch der Publication; die Äußerungen über Goethe zu verwerten, wurde mir jedoch ſchon jetzt gütigſt geſtattet.

[2]) Laxenburg, das kaiſerliche Luſtſchloß in der Nähe von Wien.

Kaiſerin ſchriftlich feſtzuhalten, näheres iſt mir jedoch nicht bekannt. Sollte die ganze Äußerung nur ein Scherz des Herzogs ſein? Er ſchlägt in den Briefen an die Gräfin meiſt einen heiteren Ton an und gefällt ſich in halb ernſten, halb ſcherzenden Wendungen. Allein für einen Scherz iſt die Stelle zu weit ausgedehnt. Sollte ſich jene Schilderung irgendwo verſteckt finden? vielleicht in Dichtung und Wahrheit? man könnte faſt auf eine Vermutung kommen, die aber vorerſt noch unterdrückt ſei.

Wie angenehm Goethen die Zeit in Teplitz vergieng, das erfahren wir aus zalreichen brieflichen Äußerungen. Der ungezwungene Ton, welcher in dem Hofkreiſe herrſchte, fand aber nicht überall Billigung, und die etwas lebhafte Heiterkeit der Kaiſerin erregte Anſtoß. So ſchreibt die Prinzeſſin Karoline Louiſe aus Ludwigsluſt, 15. September 1812 an Charlotte von Schiller[1]: „Die eingeſammelten Nachrichten von der öſtreichiſchen Kaiſerin — welche Loloa am 30. Auguſt gemeldet hatte — waren mir ſehr intereſſant, und ſolch ein guter Anfang läßt mich auch noch umſtändlichere hoffen, aus des Meiſters eigenem Munde[2]) geſammelt. Zugleich erhielt ich auch einen Brief von meinem Vater[3]). Aus dergleichen zuſammentreffenden Nachrichten hatte ich mir endlich ein Bild von jener Dame zuſammengeſetzt; aber leider von neuem iſt mirs nun wieder zerſtört, indem der Sänger Rantzau vor ein paar Tagen zurückkehrte, der auch in Töplitz geweſen

---

[1] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. I 610 f.

[2] Goethe war damals nach der Rückkehr von Karlsbad noch in Jena; am 16. September traf er in Weimar ein vgl. Brief vom 20. September 1812 an Reinhard S. 133.

[3] Dem Herzog Carl Auguſt.

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hofe? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. *ab.*

Adelheid. Fängſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Wege ſtehen ſollteſt. Carl, großer trefflicher Mann, und Kaiſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern, dem der Beſitz meiner Gunſt nicht ſchmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

war, aber mir Dinge erzählte, die gerade nicht zu meiner Vorſtellung paſſen wollen; unter anderm, daß ſie entſetzlich laut lacht, auch über Kindereien, von unendlicher Lebendigkeit iſt, mit Begierde Alles verſchlingt, was ihrem lebendigen, geiſtreichen Weſen vorkommt.“

Wir haben in dieſer etwas abfälligen Kritik ein ſehr anſchauliches Bild der Kaiſerin, welche nach dieſen Worten als echte Wienerin erſcheint. Sie ſcheut ſich nicht herzlich auch laut aufzulachen und freut ſich über luſtige Kindereien, was auch ihr Gemal der Kaiſer Franz niemals verſchmäht hat. Goethen widerfuhr „in der Nähe der Kaiſerin“ „mehr Glück und Gutes“ als er verdient haben wollte; es wäre „ganz überſchwenglich geweſen“, wenn ihn nicht die Sorge, ſeine Kräfte möchten nicht hinreichend ſeyn, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menſchliche Beſchränktheit erinnert hätte.

So ſchreibt Goethe, wieder in Karlsbad angelangt an Reinhard[1]), und fügt hinzu: „Der Begriff, den ich mir von dieſer außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollſtändig bilden konnte, iſt ein reicher Gewinn fürs ganze Leben. Ich darf nicht anfangen von ihr zu reden, weil man ſonſt nicht aufhört; auch ſagt man in ſolchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht alles ſagt, und es iſt nichts ſchwerer, als ein Individuum zu ſchildern, welches Verdienſte in ſich hegt, die dem Allgemeinen angehören.“

„Eine ſolche Erſcheinung gegen das Ende ſeiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang ſtürbe und ſich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig produktiv, bis ins Innerſte göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen iſt."

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard. S. 131 f.

„Mehr füge ich nicht hinzu, damit ich nicht etwa aus dieſen hohen Regionen auf die Erde mich unvermerkt hinabgezogen ſehe."

Und noch einmal kommt er im September auf die Teplitzer Tage zurück und ſagt wieder[1]): „Wäre es möglich und ſchicklich, eine ſo vorzügliche Individualität mit Buchſtaben zu ſchildern, ſo würde ich es gewiß für Sie thun; nun muß ich es aber leider im Allgemeinen laſſen. Es wird ja doch wohl eine Zeit kommen, wo wir uns wieder treffen, und für die muß auch einiges aufgeſpart werden".

Am gleichen Tage wie an Reinhard ſchreibt Goethe auch an Frau von Wolzogen[2]): „Mögen Sie ſich von der Ueberbringerin wohl erzählen laſſen, wie Uebles und Gutes bei mir ſeit acht Wochen bedeutend abwechſelt, und wie ich mich hier noch auf einen Monat eingerichtet habe, *um wo möglich das verlorene Gleichgewicht wieder herzuſtellen*".

Ganz ähnlicher Ausdrücke bedient ſich Goethe in einem Briefe an Knebel[3]) vom gleichen Tage; er ſchreibt: „Ich fange nun abermals ein neues Leben in Carlsbad an, wo ich hoffen kann, mich durch Ruhe ins Gleichgewicht zu ſetzen, das ich denn doch bisher mitunter verloren habe".

---

[1]) Ebenda. S. 133 f.

[2]) Literariſcher Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig 1867. I^{2}. 421

[3]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel. II 57. Vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein. III 432 (vom 15. Auguſt 1812). Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter. II 28. „Von vielem Andern will ich diesmal nichts ſagen; denn man kommt gar zu bald tiefer in den Text als es nütze iſt".

Wenn wir die berühmten Namen betrachten, welche die Teplitzer Curliſte von 1812 aufweiſt, alle die Perſonen durch Stellung in der Geſellſchaft, in Kunſt und Litteratur ausgezeichnet[1]), dann begreifen wir daß Goethe ſein Gleichgewicht verlor. In Teplitz war es, wo er Beethoven traf und ſpielen hörte. Bekannt ſind die fabelhaften Berichte Bettinens über die Ungezogenheiten Beethovens und den bedeutenden Unterſchied im Benehmen der Beiden, Beethovens und Goethes. Die Eine Scene iſt characteriſtiſch, ſie ſei daher erzält. Sie gehen zuſammen ſpazieren, der Componiſt gibt einige Züge zum Beſten, wie er ſich den Hochgeſtellten gegenüber verhalte, und ſucht Goethe klar zu machen, auch er müſſe ihnen tüchtig an den Kopf werfen, was ſie an ihm hätten. „Indem kam auf dem Spaziergang ihnen entgegen mit dem ganzen Hofſtaat die Kaiſerin und Herzoge; nun ſagte Beethoven: „Bleibt nur in meinem Arm hängen, ſie müſſen uns Platz machen, wir nicht." — Goethe war nicht der Meinung, und ihm wurde die Sache unangenehm; er machte ſich aus Beethoven's Arm los, und ſtellte ſich mit abgezogenem Hut an die Seite, während Beethoven mit untergeſchlagenen Armen mitten zwiſchen den Herzogen durchging, und nur den Hut ein wenig rückte, während dieſe ſich von beiden Seiten theilten, um ihm Platz zu machen, und ihn alle freundlich grüßten; jenſeits blieb er ſtehen, und wartete auf Goethe, der mit tiefen Verbeugungen ſie hatte an ſich vorbei gelaſſen. — Nun ſagte er: „Auf Euch hab' ich gewartet, weil ich Euch ehre und achte, wie Ihr es verdient, aber jenen habt Ihr zu viel Ehre angethan." —

---

[1]) Vgl. Thayer a. a. O. III 203 ff. und Anhang III.

„Ihre Maj. die Kaiſerinn, haben den 10. d. M. nach der zu Töplitz geendigten Badekur, im Gefolge Allerhöchſtihres Oberhofmeiſters und Ihrer Oberhofmeiſterinn, Graf und Gräfinn v. Althann, dann der Pallaſt-Dame Gräfinn O'Donell, die Rückreiſe angetreten, und ſind den 17. Nachmittags um 6 Uhr im beſten Wohlſeyn zu Baden [bei Wien] angekommen". So meldet der „Oeſterreichiſche Beobachter" in ſeiner 233. Nummer vom Donnerſtag, den 20. Auguſt 1812 nach der Wiener Zeitung.

Ob Goethe eben ſo lange blieb, oder ob er früher abreiſte, wiſſen wir nicht. Jedesfalls beſuchte er von Teplitz aus, wie er ſelbſt ſchreibt, „Doktor Stolz in Außig und belehrte ſich an deſſen trefflichen Kenntniſſen und Sammlungen. Foſſile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen"[1]. Nach Strehlke geſchah dies im Auguſt. Am 14. dieſes Monats iſt Goethe ſchon in Karlsbad zurück, wahrſcheinlich war er am Tage vorher eingetroffen, da am 14. eine ganze Reihe von Briefen geſchrieben ſind, welche die vorgefundenen Nachrichten der Freunde beantworten.

Goethe gedachte in Karlsbad auf den Rat der Ärzte noch eine regelmäßige Nachkur zu gebrauchen[2] und in Ruhe einige Arbeiten, zu denen er verpflichtet war, zu vollenden. „Dabei kann ich dann abwarten, wie nach und nach die Kurgäſte ſich verlieren. Obgleich manche ſich vorbereiten, den Winter hier zuzubringen". Es war leer geworden[1], ſo daß ſich Goethe in voller Muße mit dem Abſchluß des zweiten Teiles von Wahrheit und Dichtung beſchäftigen konnte. John war ſein Geſellſchafter, ihm dictiert er die Briefe; an die Gräfinn O'Donell aber ſchreibt er eigenhändig. Sie muß ihm von Schlan aus Nachricht haben zukommen laſſen.

---

[1] Tag- und Jahreshefte. 27, 1, 207. Vgl. Strehlke „Goethes Briefe". II 311.

[2] An Frau von Stein 15. Auguſt 1812. III 432.

Goethe ſchickt ihr einige Handzeichnungen, von denen ſich zwei erhalten haben; das ſind die kleinen Blätter, von welchen er ſpricht. Auf blauem Grund hat er flüchtig mit Sepia zwei Landſchaften entworfen, auf die Rückſeite der Sedezblättchen ſchreibt er eigenhändig, auf das Eine:

Sainte Marie
du Pont.
C. B. Aout 1812. Goethe

auf das andere:

Sainte Marie
de la Harpe
C. B. Aout 1812. Goethe

Man kennt die Sorgfalt, mit welcher er die Einteilung der Schrift auf ſolchen Blättchen trifft. Das Geſchenk begleitet er mit dem folgenden Briefe:

---

[1] Nach der Angabe Hlawaceks a. a. O. S. 46 Anm. 2) waren 1812 nur 782 Perſonen in Karlsbad als Curgäſte.

II.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Eben war ich im Begriff, verehrteſte Freundinn, Ihnen einen recht ruhigen und langen Brief zu ſchreiben und alles Gute, was mir ſo unverdient widerfahren, mir nochmals im Zuſammenhange recht deutlich vorzuſtellen, beſonders auch für die guten Nachrichten von Schlan zum allerſchönſten zu dancken.

Nun vernehme ich aber von Graf Cotheck [sic], daß Ihro Majeſtät in Czaslau, wegen Unpäßlichkeit, einige Tage verweilt, u bitte auf das dringendſte, mich hierüber, ſobald als möglich zu beruhigen und mich durch dieſen neuen Beweis Ihrer unſchätzbaren Freundſchaft zu erfreuen. |

S. 2. So beglückend es iſt ſich die Eigenſchaften dieſer auſerordentlichen Dame in Gedancken zurückzuführen, ſo ängſtlich wird es Dieſelbe leidend, oder in einiger Gefahr zu wiſſen. Giebt es irgend Gelegenheit, ſo bitte, in der allerhöchſten Gegenwart, meiner als des danckbarſten Knechts zu gedencken, der, ohne von dem Wohlbefinden ſeiner angebeteten Herrinn verſichert zu ſeyn, unfähig iſt irgend eines Glücks, irgend einer Zufriedenheit zu genießen.

Darf ich bitten von Ihrem lieben Selbſt mir freundliche Nachricht zu geben u von des HE. Grafen | und der Frau Gräfinn Althan S. 3. Exzel. und von unſres theuern Fürſten Lignovski Erlaucht einiges und hoffentlich recht erfreuliches zu melden.

Zunächſt nehme mir die Freyheit kleine Blätter beyzulegen, wie ich ſie in dieſen Tagen flüchtig entworfen. Da ſie Erinnerungen ſind von lauter frommen Localitäten, ſo dürfen ſie vielleicht Anſpruch machen in jenem Büchlein Platz zu finden, welches der wilde Sinn des Weltkindes nicht hat entweyhen können. Darf ich dagegen bitten meiner bey irgend einem Abfallenden Converte zu gedencken. |

S. 4. Bleiben Sie verſichert daß Ihre Freundſchaft ein großer und unerwarteter Gewinn för mein Leben iſt, den ich um ſo höher zu ſchätzen weis als man in ſpäteren Jahren nur zu verlieren eingerichtet ſeyn muß.

Biß den 12 Sept. verweile ich hier. Laſſen Sie mich nicht aus Böhmen gehen ohne Beruhigung über einen Geſundheits Zuſtand der mir ſo ſehr am Herzen liegt und ohne das Zeichen Ihres Wohlwollens, das ich auch in dieſer Gabe danckbar verehren will.

Solches ſchrieb ich, in dem wahrhaft einſiedleriſchen Carlsbad, d. 28ten Auguſt, als an meinem Geburtstage, mich des 7ten in aller Stille mit frommen Wünſchen erinnernd

1812. treu ergeben u
verbunden
Goethe.

Chotek war wol der 1748 geborene (1824 geſterbene) Oberſtburggraf von Böhmen: Johann Rudolph Graf Chotek von Chotkowa und Wognin; oder ſein Sohn Karl geb. 1783.

Die Perſonen, welche in dieſem Briefe genannt werden, hatten ſich mit der Kaiſerin zu Teplitz aufgehalten. Die Althanns waren ſchon Ende Mai 1812 im Gefolge des Kaiſers[1] in Teplitz geweſen, Goethe muß ſie nach dem Briefe des Herzogs Carl Auguſt aus Teplitz[2] 8. (7.) 1812 ſchon früher kennen gelernt haben. Sie begleiteten wie wir gehört haben die Kaiſerin nach Hauſe. Carl Fürſt von Lichnowsky befand ſich ſeit 8. Juli in Teplitz, auch er ein alter Bekannter: „Lichnowsky und Althanns ſchreien beide nach dir“, ſchreibt der Herzog. Fürſt Carl Lichnowsky iſt 1814 geſtorben; mit großer Güte nahm er ſich Beethovens an, welcher ihm eine Reihe von Compoſitionen widmete. Fürſt Eduard Maria Lichnowsky war ein bekannter Kunſtmäcen und Geſchichtsſchreiber.

Die Herrſchaften reiſten über Prag nach Wien zurück, der Weg führte über Czaslau. Von dem Unwohlſein daſelbſt berichtet der Oeſterreichiſche Beobachter nichts, vielleicht war es ein leeres Gerede, die Kaiſerin ſoll ja „im beſten Wohlſeyn“ zu Baden angekommen ſein.

Goethe verlangt von der Gräfin, ſie ſolle ſeiner „bey irgend einem Abfallenden Converte“ gedenken. Wie bekannt ſammelte er gerade damals wieder mit großem Eifer Autogramme und ſuchte von allen ſeinen Freunden Beiträge zu erhalten. Wiederholt gibt er ſeiner Freude über den ſtarken Zuwachs Ausdruck, welchen ſeine Sammlung erfährt, und betrachtet in ſeiner Weiſe auch dieſe Sammlung von einem höheren Geſichtspunct. „Ordnung und Vollſtändigkeit waren die beiden Eigenſchaften“, die er „ſeiner kleinen Sammlung zu geben wünſchte“[3].

---

[1] Vgl. die Curliſte bei Thayer. III 203.

[2] Briefwechſel. II 22.

[3] „Der Sammler und die Seinigen“. Hempel 28, 120.

Während ſeines Badeaufenthaltes, erhält er von Reinhard, bald darauf brachte man ihm von Wien her eine Collection. „Ich beſchäftigte mich die Blätter zu rangiren und zu rubriciren und ſetzte, durch den Beſitz noch habſüchtiger gemacht, gar manchen Freund und Wohlwollenden in Contribution, ſo daß das Paket gegenwärtig, ſo wie es vor mir liegt, ſchon ſelbſt für eine bedeutende Sammlung gelten kann“[1].

Die directe Nachricht Goethes an die Gräfin konnte ſie über ſein Befinden unterrichten, der Herzog hätte ihr nichts mitteilen können, denn in ſeinem Briefe vom 30. 8. 12 ſchreibt er an ſie[2]:

> „. . . Göthe n'a pas donné souffle de vie depuis qu'il est à Carlsbad . . .

Seine Abſicht Karlsbad am 12. September zu verlaſſen, führte Goethe in der Tat aus, blieb dann nach kurzem Aufenthalte in Jena vom 16. September, in Weimar und begab ſich am 1. November wieder nach Jena[3]. Am „4. Nov. 12“ ſchreibt der Herzog Carl Auguſt an die Gräfin O'Donell und meldet ihr u. a.:

---

[1] An Reinhard, Carlsbad den 14. Auguſt 1812. Vgl. an Knebel II 50. 57. 71 u. v. m. Ueber Goethes Autographenſammlung vgl. Biedermanns Anmerkung „Goethes Briefe an Eichſtädt“. Berlin 1877. S. 287 f. und „Goetheforſchungen“ S. 426.

[2] Die Datierung iſt übrigens nicht ganz ſicher, der Herzog ſchreibt beſonders die Ziffern ungemein flüchtig. 30. September würde nicht möglich ſein, Goethe war damals ſchon von Karlsbad zurück und hatte am 17. d. M. an den Herzog geſchrieben (II 40).

[3] Vgl. an Reinhard 133. 140. Der 187. Brief an Zelter vom 3. November 1812 iſt freilich noch — wenn die Angabe richtig iſt — aus Weimar datiert (II 50).

Adelheid. Was haſt du? du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig koſtet's mich ihn glücklich zu machen! ſey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu', und werde nie unerkenntlich ſeyn.

Franz beklemmt. Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehen. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht euer wäre, keinen Sinn, als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. In Thränen ausbrechend. Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehen, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehen —

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redeſt.

Franz vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend. Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

„Goethe est dans ce moment ci à Jena; le second tome de la quasi histoire de sa vie a paru: il est rempli d'objets très interessants, d'observation remarcabilissimes, fines, instructives pour l'anatomie de l'âme; mais quelque fois fastédieuses, trop clairement filées pour porter droit au but: il y a beaucoup de mots empoulés que je n'aime point, et bien des détails fort ennuyeux. Indeßen iſt dieſer zweyte Theil ein ſehr merkwürdiges Werk. u. mir 10mahl lieber wie der erſte, den ich ihm gerne geſchenkt hätte. La Santé de l'auteur est très bonne. Je suis persuadé qu'il Vous enverra lui même son livre, et c'est pour cela que je n'ose pas prendre cet envoi sur moi. Da Sie treuloß an mir geworden ſind, ſo werden Sie nur auf Göthens Aufmerkſamkeit werth gelegt haben.“

Goethe ſchickte ſeine „biographiſche Masquerade“ wirklich an die Gräfin (ſ. Brief Nr. 4) und ſchrieb ihr von Jena aus wieder ausführlich. Diesmal dictiert er ſeinen Brief und fügt nur den Schlußabſatz[1]) eigenhändig bei.

---

[1]) Er iſt durchſchoſſen gedruckt. Auch im folgenden ſind Goethes eigenhändige Unterſchriften ſo gedruckt, längere Stellen jedoch zur Vermeidung von Unſchönheit nicht.

III.

[Ein [illegible] [illegible].]

Hier bin ich nun, verehrte Freundinn, wo Sie mich wißen wollten; in dem Kreiſe, dem ich mich ſeit ſo vielen Jahren gewidmet habe. Ich wäre ſehr undankbar, wenn ich nicht zufrieden ſeyn, und ſehr unruhig, wenn ich mich wo anders hinſehnen wollte; doch erlaube ich mir oft, in Gedanken zwiſchen dem goldenen Schiffe und dem Herrnhauſe hin und her zu wandeln; ſo wie zwiſchen Töplitz, Culm und manchen andern ſchönen Gebirgsgegenden. — Ich befinde mich ſo wohl als ichs verlangen kann, habe ſeit jener Zeit an keinem entſchiedenen Uebel gelitten und ſchicke mich, wie billig, in das, was die Jahre nicht mehr bringen ſondern nehmen. Ich ſage das, um Ihre freundliche Theilnahme zu erwiedern, und wünſche nun auch zu vernehmen, daß Sie Sich wohl befinden; möchten Sie bald Luſt und Freyheit haben, mir es zu ſagen und mir dabey zugleich verſichern, daß unſere allverehrteſte Frau und Herrinn Sich im vollkommenſten Wohlſeyn befinde: denn, ich will gern geſtehn, ich kann's immer noch nicht verwinden, daß ich Sie zuletzt leidend geſehen habe. Die Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke, der ich ſo viel Gutes verdanke, zieht mir dieſes Uebel zu, das ich mit einem ſchmerzlichen Vergnügen ertrage, weil ich mich ebenſo deutlich erinnere, wie herrlich Sie in dieſen Augenblicken erſchien.

Da Sie nun aber allerley Wunderliches von mir gewohnt ſind, ſo muß ich Ihnen erzählen und vertrauen, daß ich mir ſeit einiger Zeit, obgleich ungern und mit Mühe, von unſerer Angebeteten zu ſprechen abgewöhnt habe: denn die bravſten und ſonſt für's Vortreffliche empfänglichen Menſchen enthielten ſich nicht mir zu verſichern, ich rede enthuſiaſtiſch, wenn ich nichts als die reine Proſa zu ſprechen glaubte. Es kann zwar ſeyn, daß wie jener Proſa machte ohne es zu wißen, ich unbewußt poetiſch rede. Wäre ich aber auch ein anerkannter Nachtwandler, ſo will ich doch nicht aufgeweckt ſeyn und halte mich daher fern von den Menſchen, welche nur das Wahre zu ſehen glauben, wenn ſie das Gemeine ſehen.

Nach dieſer Klage muß ich mit der Entſchuldigung einer andern wunderlichen Idioſyncraſie hervortreten, die Sie ſchon vor Augen haben, daß ich mich nämlich zu dem Gegenwärtigen einer fremden Hand bediene. Alle meine Freunde haben mich verwöhnt, ſo daß aus einem Mangel eine Gewohnheit, und aus der Gewohnheit eine Untugend geworden iſt. Ich bin niemals zerſtreuter als wenn ich mit eigner Hand ſchreibe: denn weil die Feder nicht ſo geſchwind läuft als ich denke, ſo ſchreibe ich oft den Schlußbuchſtaben des folgenden Worts ehe das erſte
E. 3. noch zu | Ende iſt, und mitten in einem Comma,
fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort ſchreibe ich mit dreyerley Ortographie, und was

die Unarten alle ſeyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußerſten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreymal in Einem Brief abwechſeln kann. So iſt mir's mit Vorſtehendem gegangen, das ich zweymal zu ſchreiben anfing, abſetzte und ſchlecht fortſetzte; jetzt entſchließ ich mich zu dictiren, es iſt als wenn ich mit Ihnen ſpräche und die Erinnerung Ihrer Perſönlichkeit, Ihrer Geſtalt, Ihres freundlichen Weſens giebt mir keine Zerſtreuung, weil Sie es ja ſind zu der ich mich wende, indem ich dieß ausſpreche.

Gilt dieſes klägliche Bekenntniß, dieſe unſchuldige Entſchuldigung vor Ihrem freundſchaftlichen Herzen, ſo wird die Pauſe zwiſchen meinen Briefen künftig nicht ſo lang ſeyn, alsdann erleide ich keine Störung von der im Garten dejeunirenden Freundinn, noch von der anſtändigen ernſten Dame, welche mir Documente zurückfordert, noch von der pfirſichblütfarbenen Soubrette;

allen, denk' ich alsdenn, habe ich etwas zu ſagen, das ſie nicht verdrießen wird und woraus denn doch auch kein Geheimniß zu machen wäre. |

S. 6 Sollte ich nun weiter fortfahren und von meinem nächſten Leben etwas erzählen, ſo wüßte ich es nicht recht anzufangen: denn da Ihnen weder die Localitäten meiner Lebensbühne, noch die Perſonen des Drama's, in welchem ich den maitre Jaques zu ſpielen die Ehre habe, bekannt ſind, ſo gäbe es keine eigentliche lebhafte Darſtellung, und das Allgemeine, die Reſultate ſind von keinem großen Belang. Acht Wochen war ich in Weimar und drey bin ich nun hier; morgen erwarte ich den Herzog den eine Jagdpartie über den Schnee in dieſen Muſenſitz führt. Er war bereit, in jenes Album ein freundliches Wort einzuſchreiben, welches freylich gleich ein Hoffnungswort, ein Wort des Wunſches werden mußte, daß man in jenem Arcadien nächſten Sommer die goldenen Tage wiederholen möchte.

Der academiſchen Ruhe bin ich nunmehr doppelt hold, weil ohne ſie dieſer Brief kaum zu

Stande gekommen wäre. So wird das Natürlichſte oft das Schwerſte und das womit man ſich immer beſchäftigt wird ſelten fertig.

Möchten Sie in vorſtehenden fremden Zügen die eigenſten Geſinnungen eines wahrhaft ergebenen Freundes erkennen!

Jena. d. 24 Nov.
1812. Goethe

Von dieſem Briefe gibt Strehlke[1]) eine Analyſe, da ſich in Kanzler von Müllers Archiv eine Abſchrift erhalten hat. Strehlkes Datierung „24. November" wird durch die eigenhändige Angabe Goethes beſtätigt. Goethe befindet ſich in Jena, wo ihn die Sorge für die Univerſität, beſonders das phyſicaliſche Cabinet in Anſpruch nimmt. Er läßt ſeine Gedanken zurückſchweifen in die Badezeit und macht den Weg von ſeiner Wohnung in Teplitz[2]) zum Herrenhauſe, der kaiſerlichen Reſidenz oftmals im Geiſte. Fremden gegenüber hat er ſich abgewöhnt von jenen Tagen und der angebeteten Kaiſerin zu ſprechen. Dieſer Wunderlichkeit gedachte er ſchon am 14. November 1812 in einem Briefe an Reinhard[3]); er ſchrieb: „Von der Kaiſerin von Oeſterreich habe ich mir abgewöhnt zu reden. Es iſt immer nur ein abſtrakter Begriff, den man von ſolchen Vollkommenheiten ausdrückt, und da mich im Innerſten eigentlich nur das Individuelle in ſeiner ſchärfſten Beſtimmung intereſſirt, wovon mein zweiter Band [Dichtung und Wahrheit] wohl auch wieder ein Beleg ſeyn wird, ſo fühle ich mich im Stillen glücklich, eine ſolche ungemeine Perſonalität im Buſen immerfort wieder aufzubauen und mir ſelbſt wieder darzuſtellen, da ich das Glück gehabt habe, ihre beſonderen Züge mir zu vergegenwärtigen und ſie feſtzuhalten". Die Verehrung für die Kaiſerin bildet den roten Faden in den Beziehungen Goethes zur Gräfin O'Donell. Ihr gegenüber konnte er ſeiner Verehrung Ausdruck leihen, ohne Furcht vor einem Misverſtehen; auch ſie liebte die Kaiſerin, ihr war es ſogar vergönnt, an ihr hinaufzuſchauen.

---

[1]) Goethes Briefe. II 241.

[2]) Vgl. Thayer a. a. O. S. 204. In der Curliſte heißt es: „15. Juli: Hr. Johann Wolfgang von Goethe, herzogl. Weimariſcher Geh. Rath u. ſ. w. u. ſ. w., im gold. Schiff No. 116."

[3]) Briefwechſel S. 138.

Die Gewohnheit zu dictieren iſt bekannt, —

> Viel Gewohnheiten darfſt du haben
> Aber keine Gewohnheit![1] —

das eine Portrait Schmellers aus den Zwanzigerjahren zeigt uns Goethe, der langſam auf- und abwandelt, während ſein Secretär Dr. John, derſelbe welchem auch unſer Brief dictiert iſt, eifrig das Gehörte feſtzuhalten ſucht[2]). Johann Chriſtian Schuchardt, der letzte Secretär Goethes verſichert uns, beim Dictieren „floß es ihm ohne Unterbrechung vom Munde, daß ich kaum mit der Feder zu folgen vermochte . . . . Von der gewöhnlichen Umgebung ſchien er dabei nichts wahrzunehmen; war er aber geſtört oder von einem Beſuche abgerufen worden, ſo zeigte er ſich, wenn er zurückkehrte, nicht im mindeſten beirrt, ſondern nahm das Diktat wieder auf, ohne ſich nur die letzten Sätze vorleſen zu laſſen". Eben ſo bekannt wie dieſe Eigentümlichkeit iſt die geringe Sorgfalt, welche Goethe der Orthographie widmete. Darum ließ er ſich bei Reviſion des Druckes ſo gerne helfen, man vergleiche nur den Brief an Göttling[1]) vom 12. März 1825.

---

[1] Ausgabe letzter Hand. II 260. Riemer Mittheilungen. I 235.

[2] Hermann Rollett „Die Goethe-Bildniſſe". Wien 1883 unter N. LXXVI. S. 177 f.

Ueber die drei Frauen, von welchen Goethe weiter redet: die im Garten dejeunirende Freundinn, die anſtändige ernſte Dame, welche ihm Documente zurückfordert, endlich die pfirſichblütfarbene Soubrette braucht man ſich wol kaum den Kopf zu zerbrechen. Ganz unzweifelhaft iſt die ernſte Dame die Gräfin O'Donell, denn Goethes ſiebenter Brief an ſie beginnt mit den Worten: „Da ſich die liebe Exzellenz abermals als ernſthafte Dame Ihrem demüthigen Freunde nähert" u. ſ. w. Wenn ich aber unſere Stelle mit ihrem graziöſen Scherze richtig verſtehe, ſo ſpielen auch die beiden anderen Bezeichnungen auf gewiſſe uns nicht näher bekannte gemeinſame Erlebniſſe an und meinen wieder die Gräfin; die Soubrette könnte ſehr wol auf die Rolle hindeuten, welche die Gräfin in der „Wette" darſtellte oder darſtellen ſollte. Der Scherz wäre alſo dahin zu verſtehen, daß er der Gräfin in drei Eigenſchaften etwas zu ſagen hätte, was ſie nicht verdrießen würde.

Ueber den maitre Jaques vergleiche die Anmerkung zu Goethes nächſtem Brief an die Gräfin.

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und K. Göttling. München 1880, S. 4 f.

Das Album, von welchem die Rede iſt, wird auch noch im 5. Briefe vom 27. April 1813 und im 13. vom 4. Auguſt 1818 erwähnt. Vielleicht bezieht ſich auf dasſelbe auch die Stelle in einem Billet des Herzogs an Goethe vom 17. September 1812, wo auch Teplitz hereinſpielt: „Das Album behalte ich noch zurücke, um mich einzuſchreiben“[1]. Die Gräfin muß es Goethe mit der Beſtimmung geſchenkt haben, daß er in demſelben die Autographen lieber Freunde ſammle. Goethe hatte es bei ſeiner Reiſe am Rhein, Mayn und Neckar mit und konnte „die Handſchrift gar manches wohlwollenden Freundes“ darin aufnehmen.

Der Ruhe in Jena gedenkt Goethe mit ähnlichen Ausdrücken, wie hier, auch in dem Briefe an Reinhard[2]) vom 14. November 1812: „Seit dem 1. Nov. aber bin ich hier mit der lieben Einſamkeit vertraut, der ich's denn auch danke, daß ich mich mit Ihnen wieder einmal ſchriftlich unterhalten kann“.

Sein Verſprechen künftig kürzere Pauſen in ſeiner Correſpondenz eintreten zu laſſen, hat Goethe redlich gehalten. Zu Beginn des Jahres 1813 ſchreibt er wieder an die Gräfin; das Datum iſt nicht ganz deutlich, es kann 22 oder 2ten heißen, da aber Goethe den Tod Wielands nicht erwähnt, welcher am 20. Januar erfolgte, ſo müſſen wir wol den 2. Januar feſthalten.

---

[1]) Briefwechſel. II 40.

[2]) Briefwechſel 140.

Adelheid. Geht mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh', entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrinn dich für was zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh verrath mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reiſſen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! *Faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend um den Hals.*

Adelheid. Laß mich.

Franz *erſtickend in Thränen an ihrem Hals.* Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. *Macht ſich los.* Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. *ab.*

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

IV.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Zunächſt aber ſollen Sie, verehrteſte Freundinn, höchlichſt geprieſen ſeyn, daß Sie mir über meine biographiſche Masquerade ein freundliches Wort haben ſagen wollen. Sie bemerken ſehr richtig, daß ich eigentlich nur mein ſpäteres Leben hinter das frühere verſtecken kann.

Ein aufmunternder Beyfall iſt mir ſehr viel werth, weil das Unternehmen viele Schwierigkeiten hat, die mit dem Fortſchritt immer wachſen und in jedem Band auf eine eigne Weiſe überwunden ſeyn wollen. Ich empfehle Ihnen auch die Fortſetzung dieſes Büchleins, denn es iſt eigentlich, wie meine meiſten Arbeiten, eine Ausgeburt des Schattens und der Kühle, denen die heiſe [sic] Zone der hellen Lichtwelt nicht recht gemäß iſt.

Herr Abt Bondi hat mir gegen das Sonnet einen muſterhaft ſchönen Brief geſchrieben, wie er vielleicht auch nur in der italieniſchen Sprache zu ſchreiben iſt. Begegnen Sie ihm irgendwo und mögen ihm etwas Verbindliches ſagen ſo werd ich es dankbar erkennen. |

S. 2. Zum neuen Jahre hätt ich Ihnen gern gegen die allerliebſten Wünſche etwas geſendet. Allein dieſe Art Erfindung und Ausführung gehört nur Ihrem großen und heitren Wien. Es ſcheint, daß die Künſtler nun erſt recht in das Genre kommen und alle Jahre beßere Einfälle haben.

Die Hafneriſchen Werke ſind glücklich angekommen und haben mich unmittelbar in Ihre Nähe verſetzt. Sie ſtellen die große, ſinnliche Maße der Hauptſtadt recht lebhaft dar, aber zugleich von einem ſolchen Wuſte begleitet, daß es mir angſt und bange darin wird. Dem Herausgeber muß man das verdiente Lob zollen, daß er dieſe ſeltſamen Productionen der Vergeßenheit entrißen und ſie als Denkmal einer bedeutenden Zeit und Localität aufgeſtellt hat.

Darf ich nun aber auch einmal wieder nach
Ihrem lieben Sohn fragen. Jenen Aufſatz des
Penſionsunternehmers hab ich mit Sorgfalt ge-
leſen und ob man gleich | dadurch nur von der S. 3.
äußeren Form des Inſtituts unterrichtet wird,
ſo glaubte ich doch daraus zu ſehn, daß der
Mann die Sache verſteht und in guter Uebung
hat. Sagen Sie mir doch etwas von dem lieben
Kinde, das Ihnen ſo werth ſeyn muß.

Und nun will ich noch hinzufügen, daß ich jenes Blatt, an das Sie mich erinnern, mit andern koſtbaren Töplitzer Documenten ſorgfältig aufhebe; aber ich muß verſichern, daß ich jetzo noch weniger als damals wüßte, wie ich Ihren Wünſchen entgegen kommen ſollte. Wenn [sic], bey ſolchem Gefühl, Tact und Urtheil, die lebendige Welt ſo gut als die Bücherwelt, das Gegenwärtige ſowie das Hiſtoriſche ganz eigentlich angehört, was bedürfte es da noch einer Anleitung, einer Weiſung, einer Deutung; und ſo kann ich in Ihrem Verlangen nur einen liebenswürdigen Irrthum entdecken, der das von außen erwartet, was die Natur ſchon innerlich lange zugetheilt hat. Weiter hab ich mit meinen Betrachtungen über dieſe Angelegenheit nicht gelangen können.

Ich ſchließe mit der Bitte um günſtige Nachricht von dem Befinden unſrer allerhöchſten Gebieterinn.

W. d. 2tn Jan. 1813.

Goethe

Auch von dieſem Briefe hatte Strehlke[1]) Kenntnis, wenn er ihn gleich in gar merkwürdiger Weiſe mit einem andern vom 22. Juni 1813 (ſ. u. Nr. VII) vermiſcht. Es iſt auch mir nicht gelungen alle Schwierigkeiten, welche dieſe Zeilen dem Verſtändniſſe darbieten, gehörig hinwegzuräumen, dazu wäre die Einſicht in die Briefe der Gräfin an Goethe notwendig. Goethes Eigenart, in ſeinen Briefen etwas Verſtecken zu ſpielen, hat ſchon Riemer[2]) characteriſiert. Wir dürfen annehmen, daß Goethe ſeine Antworten immer dictiert habe, das Schreiben, durch welches ſie veranlaßt wurden, gleichſam in der Hand; nur ſo können wir uns den Geſprächston in denſelben erklären. Deshalb erinnern auch Goethes Briefwechſel, wenn ſie nicht alle Zwiſchenglieder enthalten, an die Geſprächbücher Beethovens, nur daß wir in der günſtigeren Lage ſind, Goethes Worte vor uns zu haben und die Gegenbemerkungen ſeiner Freunde erraten zu müſſen, während bei Beethoven der umgekehrte Fall eintritt.

---

[1]) Goethes Briefe. II 25.

[2]) Mittheilungen über Goethe. I 250.

Goethe verſchickte den zweiten Teil von Dichtung und Wahrheit Anfangs November 1812. Es iſt bei der unſicheren Poſtverbindung jener Tage ſehr wahrſcheinlich, daß die Gräfin O'Donell ihrem Danke für das Geſchenk ſogleich Neujahrswünſche beilegen konnte. Wenn Goethe ihrem Urteile, er verſtecke ſein ſpäteres Leben hinter das frühere beiſtimmt, ſo entſpricht dies nur den Ausſprüchen, welche er ſelbſt über ſeine Biographie in Briefen an Freunde tat. Erinnert ſei nur an die Worte, welche er am 3. November 1812 Zelter gegenüber ausſpricht[1]): „Wie vieles in dieſem Werklein iſt unmittelbar an Sie gerichtet! Wäre ich meiner abweſenden Freunde nicht eingedenk, wo nähm' ich den Humor her ſolche Dinge zu ſchreiben". Darum auch der Ausdruck „biographiſche Masquerade", deſſen er ſich nicht blos hier bedient. Auch der Schwierigkeiten gedenkt Goethe wiederholt, welche ihm die verſchiedenen Teile ſeines Werkes bereiten. Faſt wörtlich mit dem, was er in unſerem Briefe äußert, ſtimmt ein Ausdruck überein, den er im Schreiben vom 25. Januar 1813 an Reinhard[2]) braucht: „Es freut mich, daß auch Sie von meinem zweiten Theile Gutes gehört haben; denn ich bedarf Muth und Luſt zum dritten. Jeder Theil, ja ein jedes Buch dieſes Werkleins muß einen andern Charakter haben und ſo dieſen und jenen Leſer verſchieden anſprechen".

---

[1]) Briefwechſel. II 31.

[2]) Briefwechſel 145.

Bekanntlich hatte die Kaiſerin Maria Ludovica, wie Goethe ſelbſt ſchreibt[1]), ihm „ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi" zu Teil werden laſſen; zur Erwiderung ſchrieb er am 5. Auguſt 1812 das Sonett[2]) „An Herrn Abbate Bondi", welches endet:

> „Doch nichts erſchien im größeren Momente,
> Voll innern Werths, von ſo viel Glück begleitet,
> Als durch Louiſen, Bondi, Deine Werke."

Das Dankſchreiben Bondis ſcheint nicht veröffentlicht worden zu ſein.

Clemens Bondi, zu Mizzano im Parmeſaniſchen 1742 geboren, war nach ſorgfältigen Studien in den Jeſuitenorden kurz vor deſſen Aufhebung eingetreten. Er wurde dem Erzherzog Ferdinand, damals Statthalter in der Lombardei bekannt, welcher ihn bald zum Erzieher ſeiner Kinder erwälte. Bondi war alſo der Lehrer der nachmaligen Kaiſerin Maria Ludovica und ſtand ihr auch noch in ſpäterer Zeit als litterariſcher Berater nahe. Seine zalreichen Dichtungen zeichnen ſich durch Vollendung der Form aus, beſonders berühmt waren ſeine Überſetzungen, vor allem die Überſetzung der Vergilſchen Aeneide. Seine „Poesie" waren 1808 bei Degen und Armbruſter zu Wien in drei Prachtbänden Großoctav erſchienen. Er ſtarb am 20. Juni 1822 in Wien[3]).

---

[1]) Ausgabe letzter Hand. IV 160.

[2]) Hempel II 416.

[3]) Wurzbach. Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. II 44. Oeſterr. National-Encyklopädie. I 351. Dieſelbe bringt jedoch nicht (wie Wurzbach angiebt) den 20. Jänner 1822 als Todesdatum. Eine ſehr ſcharfe Kritik an Bondi übt Marcus Landau in ſeinem übrigens wenig vertrauenswürdigen Hefte „Die italieniſche Literatur am öſterreichiſchen Hofe". Wien 1879. S. 83 ff.

Die Neujahrsgratulationen, welche Gräfin O'Donell ſchickte, waren entweder Kunſtblätter, oder vielleicht jene gedruckten Scherze, welche noch heute als „Poſtbüchel“ u. ſ. w. in Wien modern ſind. Es würde die Überſendung eines ſolchen litterariſchen „Spaßes“ ſehr gut zu den „Hafneriſchen Werken“ paſſen, welche die Gräfin auch nur als Curioſität geſchickt haben kann.

Gemeint iſt die dreibändige Ausgabe „Philipp Hafner's geſammelte Schriften. Mit einer Vorrede und Anmerkungen, vorzüglich über die Oeſterreichiſche Mundart. Wien, 1812. Im Verlage bey Joh. Bapt. Wallishauſſer“. Hafner war im Jahre 1731 zu Wien geboren als der Sohn eines ſogenannten „Rolliſten“, etwas wie Amtsdiener. Er ſtarb 1764. Sein originelles Talent entbehrte der Ausbildung, aber ſeine Schöpfungen zeichnen ſich durch eine Fülle guter Einfälle aus; manche ſeiner Stücke, z. B. „die Megära die förchterliche Hexe“ hatten nicht nur in Wien Erfolg[1]. Goethes Urteil trifft völlig zu, alle Comödien Hafners wurzeln in Wien, die Typen, welche er ſchildert, ſind nicht mehr die Masken der italieniſchen Poſſe, ſondern Wiener Fleiſch und Blut; zu den gelungenſten zält ſeine Figur des Hausmeiſters in dem Luſtſpiel „der Furchtſame“[2]. Es tritt uns in der Tat „die große, ſinnliche Maſſe“ von Wien recht lebhaft entgegen, freilich vielfach in roher Formloſigkeit, durchſetzt mit Geſchmackloſigkeiten und Derbheiten[3].

Der Herausgeber war Joſeph Sonnleithner, damals bekanntlich unter dem beſcheidenen Titel eines Theaterſecretärs Leiter des Burgtheaters. Er war ein Verwandter Grillparzers. Sonnleithner gab eine Reihe von ſprachlichen Bemerkungen, denn Hafner bedient ſich wie alle Wiener Poſſendichter des Dialects zur Erhöhung des Effects.

---

[1] Vgl. Goethe-Jahrbuch 1881, II 97.

[2] Sollte daher auch der maitre Jaques ſtammen?

[3] Das ſind jene „topographiſchen Werke“, welche Goethe nach Strehlke gelobt haben ſoll.

Deshalb ſchrieb auch der Herzog Carl Auguſt an die Gräfin O'Donell „17. 13“:

> „Exellenz
>
> Nicht ehr wolte ich die Feder anſetzen biß daß ich hinlängl. aus denen von Ihnen an Göthe geſchickten Büchern (auf ſchlecht papier gedruckt) Ihre Mutterſprache gelernt hätte, um meine Ideen Ew. Exelenz deutl. vor die Füße zu legen; mein nächſter Brief ſoll in der ächt Oeſterreich. Mundart ſich produciren“.

Wirklich fügt er einem ſpäteren Briefe einige Sätze in forciertem Wiener Dialecte bei.

Der Sohn, von welchem Goethe ſpricht, iſt Graf Moritz O'Donell; er entſtammte der erſten Ehe des Grafen Joſeph O'Donell mit Gräfin Thereſe geb. O'Donell. Er war im Jahre 1788 geboren und ſtarb am 1. December 1843. Seit 6. November 1811 war er mit Chriſtine de Ligne vermält, welche am 4. Januar 1788 das Licht der Welt erblickt hatte. Sie ſtarb am 19. Mai 1867. Welcher Aufſatz von ihm gemeint iſt, das vermochte ich nicht zu ermitteln.

Ebenſo wenig iſt es mir möglich über das Blatt etwas zu ſagen, das vielleicht die Bitte um Abfaſſung eines Werkes oder dgl. enthalten hat. Man möchte am eheſten an irgend eine Anleitung zu philoſophiſchem Erfaſſen der Natur oder des Lebens denken.

Die politiſchen Ereigniſſe drängten ſich in jenen Tagen, der Frühling in der Natur lockte auch die Knoſpen der Freiheit ans Licht. Gewaltige Aufregung herrſchte in Deutſchland, der Kampf tobte und Weimar, das 1806 ſchon Tage ſchwerer Heimſuchung hatte durchleben müſſen[1], ſchien ähnlichem Schickſale entgegenzugehen. Preußen und Koſaken ſchwärmten um Weimar herum und die franzöſiſchen Heere marſchierten heran. Man fürchtete, in Weimar werde abermals ein Hauptſchlag ausgeführt werden. Am 7. April verließ die Erbprinzeſſin das gefährdete Weimar, um die Ruhe in Böhmen zu finden. Auch Goethen ſuchten die Seinigen zu einer raſchen Reiſe nach den böhmiſchen Bädern zu beſtimmen. Die furchtbaren Aufregungen drohten ſeiner Geſundheit verderblich zu werden[2]. Man wußte in Weimar kaum mehr, mit wem in der Welt man noch zuſammenhienge; am 17. April kam Goethe ohne Abſchied genommen zu haben, „noch mit einem preußiſchen Paſſe durch die Chaine", am 18. rückten die Franzoſen mit Gewalt in Weimar ein[3]. Man kennt die Abenteuer Goethes auf dieſer Reiſe: die Huldigung der Freiwilligen in Meißen, denen er den Waffenſegen ſpenden mußte; ſein Zuſammentreffen mit Stein und Arndt in Dresden, denen er beklommen und hoffnungslos erſchien; ſeine Äußerungen der Hoffnungsloſigkeit gegenüber Körner. Er betrachtete in Dresden die Kunſtwerke, welche man nicht geflüchtet hatte, und traf während der letzten Aprilwoche am 26. in Teplitz ein[1]. Sogleich nach ſeiner Ankunſt ſchreibt er wieder an die Gräfin O'Donell.

---

[1] Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Von Richard und Robert Keil. Leipzig 1882.

[2] Charlotte von Schiller ſchreibt den 8. Juni 1813 an die Prinzeſſin (I 660): „Daß der Meiſter nicht hier, iſt mir ſehr lieb. Er iſt auch zu angegriffen, um viel zu hören. Mein Segen folgt ihm."

[3] Goethe an Zelter. II 78. An Fritz Schloſſer (Freeſe. Goethe-Briefe) S. 51.

---

[1] Schöll. Goethes Briefe an Frau von Stein. III 436 f. Freeſe. Goethe-Briefe S. 51.

Jaxthauſen.

Götz an einem Tiſch. Eliſabeth bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden, die Ruhe ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff einer edeln Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müſſiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärger' ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun konnte.

Eliſabeth nimmt die Schrift. Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth lieſt. „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thöricht gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte,

V.

[Ein Quartblatt dictiert.]

Als ich einſt den freylich etwas wunderlichen Gedanken äußerte, daß es doch ein Unterſchied ſeyn möchte, ob correſpondirende Freunde zuſammen in den Kaiſerl. Erbſtaaten lebten, oder ob ein Brief erſt über die Grenze gehen müſſe, kam dieſes einer trefflichen Freundinn ſehr ſeltſam vor und ſie behauptete, es ſey ganz einerley, welcher Ort auf der Adreſſe ſtehe, weil denn doch der Brief, früher oder ſpäter, in die rechten Hände kommen werde. Aber leider ſoll ich dießmal, wie es ſcheint, wider Willen Recht behalten: denn wenn ein gewiſſer Brief, den ich vorlängſt abgeſendet und in welchem ich mich, nach meiner Weiſe, treu und freundlich dargeſtellt, nicht verloren gegangen, ſondern wirklich in die Hände der edlen Freundinn gekommen, ſo muß es mich ſehr betrüben, daß bisher von derſelben gar nichts weiter zu vernehmen geweſen, und dieſes um ſo mehr, als die äußeren Umſtände von der Art ſind, daß einem jeden Gutdenkenden eine innere Erquickung wohl zu gönnen wäre.

Gewiſſermaßen als Flüchtling aus dem ſehr unruhigen Thüringen in dem friedlichen Böhmen angelangt, iſt mein Erſtes, die Augen oſtwärts
S. 2. zu wenden und zu hoffen, daß mir von dorther | einige gnädige und freundliche Blicke möchten entgegen kommen. Ich bedarf deren um ſo mehr, da ich gleich den erſten Tag meiner Abreiſe von aller Communication mit dem was ich zu Hauſe liebe und verehre, abgeſchnitten worden, jetzt wenig mehr von dorther weiß, als was der Ruf mir ſagt, der, wenn er auch, wie immer, vergrößert, doch nicht das Beſte meldet.

Unſerer Erbprinzeß Hoheit befindet ſich hier in demſelben Falle, und wir Kleinen beſcheiden uns um ſo eher, wenn uns ein ungünſtiges Schickſal trifft, da wir es mit den Großen theilen, die nicht allein durch ihren Stand, ſondern auch durch ihre herrlichen Eigenſchaften über ſolches Unbild der Zeit erhoben ſeyn ſollten. Heute ward ſie durch den Beſuch ihres kaiſerlichen Bruders erquickt und beglückt. Sie erheitert zu ſehen iſt jedem der ſie liebt und verehrt die größte Wonne.

Sollten Sie nun fragen, verehrte Freundinn, wo ich denn eigentlich wohne? ſo liegt hier die Ausſicht aus meinem Fenſter bey, die Sie hoffentlich nicht verkennen werden. Sie erſehn daraus, daß ich in dem kleinen Gartenhauſe wohne, S. 3. das goldne Schiff rechts habe, mich aber vergebens nach den Eckzimmern und ihrer vormaligen Bewohnerinn umſehe.

Das Fürſtenhaus iſt ſehr hübſch neu eingerichtet und freundlich decorirt. Dieß berechtigt zu den ſchönſten Hoffnungen. Wo und wie ich für ewig empfohlen ſeyn möchte, dieß nehmen Sie mir aus dem Munde. Das ſchöne Album, in welchem freylich der Herzog nur noch allein ſich eingeſchrieben hat, iſt wieder mit hier. Ich hoffe, es ſoll Glück haben und mir Glück bringen. Wie viel kommt nun zuſammen um die Hoffnung zu nähren daß die Freundinn mir nicht weiter ſchweigen wird. Wie unveränderlich ich Ihnen ergeben bin fühle ich erſt recht an dem Orte den Ihre Gegenwart verſchönte. Leben Sie tauſendmal wohl und laßen mich nicht lange auf ein Paar Zeilen warten!

Teplitz
den 27ſten April
1813

Goethe

abgegangen d. 30ten.

Nachſchrift zu V.

[Duodezblatt eigenhändig.]

Noch ein Blätchen leg ich bey um zu ſagen
daß ich eben von Weimar ganz gute Nachrichten
erhalte. Der Herzog hat ſich von einem Ubel
am Fuße wieder hergeſtellt. Im Ganzen genommen
haben ſie von dorther weniger von
Unglück als von Angſt, Sorge und Unbequemlichkeit
zu ſagen. Wer findet jetzt nicht | immer S. 2.
einen dem es noch ſchlimmer geht als ihm.

Leider iſt Töpliz jetzt ſo eine Art von Fegefeuer wo ſich halbverdammte Seelen unter einander peinigen indem ſie ſich zu unterhalten gedenken.

Alle Gute Geiſter mit Ihnen!

G.

Daß Goethe ſeine Reiſe von Weimar eine Flucht nennen konnte, hat ſich ſchon oben gezeigt. Riemer[1]) ſagt ausdrücklich: „Es war im Jahre 1813, ſeiner Hegire von Weimar nach Teplitz . .“ Die Verbindung mit Weimar war unterbrochen, worüber Goethe wiederholt klagt. Noch am 3. May 1813 ſchreibt er in ähnlichen Worten wie an die Gräfin auch an Zelter[2]) über die Ereigniſſe in Weimar: „Davon weiß ich aber ſelbſt nicht mehr als was der allgemeine Ruf verkündet; denn ich habe ſeit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können“.

Goethe wohnte alſo dies Jahr nicht im goldenen Schiffe; leider fehlt die Curliſte von 1813 in Teplitz. Die Ausſicht, aus ſeinem Fenſter, welche er der Gräfin ſchickt, dürfte wol auf einer Handzeichnung zu ſehen geweſen ſein, die Graf Moriz O'Donell dem Salzburger Muſeum zum Geſchenke machte. Da der frühere Director dieſes berühmten Inſtitutes Schiffmann nicht viel von der Kunſt Goethes auf dem Blatte hielt, legte er, wie es ſcheint, wenig Wert auf das Geſchenk und ſo kommt es, daß ſich die Zeichnung dem eifrigen Nachſuchen des jetzigen Directors, Dr. Alexander Petter[3]), zum Trotz, in den zalreichen Mappen noch nicht wieder auffinden ließ.

Die Erbprinzeſſin Maria Paulowna, geborene Großfürſtin von Rußland, befand ſich wie ihre Schweſter die Großfürſtin Katharina, verwitwete Prinzeſſin von Oldenburg unter den „bedeutenden Perſonen“, welche von

---

[1]) Mittheilungen. II 577.

[2]) An Zelter II 78 f.

[3]) Ich danke ihm beſtens für ſeine Bemühungen.

Goethe in Teplitz 1813 „geſehen“ wurden[1]). Auch ſie war ohne Nachricht von Weimar. „Er (Goethe) war viel mit der geliebten Freundin“, meldet Charlotte der Prinzeſſin Karoline Louiſe. Kaiſer Alexander von Rußland war nach Goethes Angabe, wahrſcheinlich auf der Durchreiſe nach Prag, am 26. April in Teplitz. Er hatte ſeine Schweſter beſtimmt, nicht nach Dresden zu kommen, und ihr verſprochen, ſie in Teplitz zu beſuchen[2]).

Die Nachſchrift, welche ſich auf einem beſonderen Blättchen findet, glaube ich dieſem Briefe mit Recht beigefügt zu haben, obwol ſie im Originale zu Nr. 4 gezält wird; zu dieſem aber kann ſie unmöglich gehören und auch Nr. 6 ſie anzuſchließen, erſcheint mir undenkbar. Nur in unſerem Briefe iſt über den Mangel an Nachrichten von Weimar geklagt, und nur im Zuſammenhange damit hat eine ſolche Nachſchrift Sinn. Freilich macht das Datum des eben citierten Brieſes an Zelter Schwierigkeiten. Wenn Goethe am 3. Mai noch keine Nachrichten von Hauſe hatte, ſo kann unmöglich die Nachſchrift am 30. April von Teplitz abgegangen ſein. ‚Wir müſſen annehmen, daß der Brief wol am 30. April abgehen ſollte, daß er aber noch einige Tage ſchon geſchloſſen liegen blieb; darum dürfte Goethe auch ein neues Blättchen genommen haben, obgleich nur drei Seiten des Brieſes beſchrieben waren. Und zwar kann der Brief erſt nach dem 6. Mai abgegangen ſein, da Goethe an Fritz Schloſſer den 11. Juni 1813 ausdrücklich ſchreibt¹): „D. 6. May wegen Weimar beruhigt".

---

[1]) Tag- und Jahres-Hefte. 27, 1, 211. Vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III 341. I 665.

[2]) Biedermann. Goethe und Dresden S. 30, wo ſich auch Notizen über Goethes diesmaligen Aufenthalt in Teplitz finden.

Goethe war eifrig beſchäftigt den dritten Teil ſeiner Biographie abzuſchließen. John diente auch diesmal wieder als „adoptive rechte Hand". In Teplitz war es recht im Widerſtreite zu der übrigen Welt und im großen Gegenſatze zum Sommer 1812 ruhiger, obwol durch die ſchlimmen Nachrichten, die von allen Seiten einliefen, mancherlei Bewegung in die Geſellſchaft kam. Stündliche Furcht, „es könne ſich der Krieg über die Gränze von Böhmen herüberſpielen, wenigſtens könnten die maſſenweis ankommenden Deſerteurs Unfug treiben", machte die Lage Goethes nicht angenehmer.

Von der Gräfin hatte er längere Zeit nichts gehört. Ein Brief von ihr mußte durch Vermittelung des Herzogs ihm zugeſchickt werden ſein, denn der Herzog ſchreibt etwa Mitte Mai 1813 in einem undatierten Briefe an die Gräfin:

> „Votre lettre à Göthe je l'ai envoyé à sa femme; lui, corporellement, etant à Tepliz depuis quatre Semaines; il parait que Vous avez perdu totalement sa piste? hem? est-ce donc l'Anglois qui Vous occuppe tant? hem? God dam! l'on dit que Vous apprenez cette langue par Coeur".

Auf den durch Vermittelung des Herzogs ihm zugeſchickten Brief antwortet Goethe mit folgenden Zeilen:

---

1) Freeſe. Goethe-Briefe aus Fritz Schloſſers Nachlaß. S. 51 f.

VI.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Tepliz d. 1 Juni[1])
1813.

Wenn Sie wißen könnten, verehrte Freundinn, welch ein entſetzlicher Druck die letzte Zeit her auf mir gelegen und was ich mir dabey für hypochondriſche Noth über das Außenbleiben eines lieben Briefes gemacht; ſo würden Sie die Freude mit empfinden die mir durch Ihren letzten geworden iſt. Ich will aber auch niemals mehr zweifeln und verzweifeln, ſondern mich immer an den Sonntag Exaudi erinnern, an deßen heitrem Morgen ich meinen ſchönſten, heißeſten Wunſch erfüllt ſahe. Es iſt völlig wahr wenn es auch räthſelhaft und übertrieben klingt: Sie haben mich mir ſelbſt wiedergegeben, Sie haben mir mit Töpliz, mit Böhmen ein Geſchenck gemacht,

---

[1]) May iſt ausradiert.

ich ſehe nun erſt die Natur wieder und fange
S. 2. an mich derſelben wieder von vorne zu freuen. |

So ſey denn aber auch von nun an alles verbannt was irgend verdrieslich ſeyn könnte, ich will des beſcheerten Guten mit reiner Freude genießen.

Wenn Sie, Beſte, fragen, was ich hier beginne, ſo glaube ich darauf nicht beſſer, ja vielleicht umſtändlicher als nötig zu antworten, wenn ich eine Relation, die an unſern theuren Herzog ſendete [sic], in Abſchrift überſchicke. Sie erſehen daraus daß wenn Sie mich mit einem freundſchaftlichen Gedancken-Beſuche beglücken wollen, ich gewöhnlich in Berg-Städten u. Ortern [sic] zu finden wäre.

Denn nach dem was man vorm Jahre zu
erleben das Glück hatte, jetzo in Töpliz umher-
zuſchleichen hat freylich was unſchickliches. Der
S. 3. gute Ort ſieht völlig aus wie ein Theater bey |
einer Vorprobe, man begreift nicht das ein ſolches
Local jemals etwas was noch ſeyn wird [sic],
und damit mein Gleichniß ja recht paße, ſo ſtehen

ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehen; da antwortet' ich:" Nun was antworteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz' ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt' ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen! und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank, warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe, Georg, mit Wildpret.

Götz. Glück zu, brave Jäger!

über all Dekorateurs, Tüncher u. Mahler auf Gerüſten und Arbeiten raſch drauf los. Alles das kann auch recht hübſch werden was hilft es aber wenn zuletzt die Beleuchtung fehlt.

Wie ſehr muß ich nun in dieſer Entfernung u. Abgeſchiedenheit entzückt ſeyn über die Verſicherung daß allerhöchſten Ortes mein flüchtiger Aufſatz zu Wielands Andencken huldreichſt aufgenommen worden. Was kann wohl mehr ermuntern als da nicht zu mißfallen wo alles zuſammentrifft um ein entſcheidendes Urtheil zu ſichern. Möge dieſes allwirckende | Licht auch S. 4. mir beſtändig ſcheinen und frommen.

Unſere liebe und würdige Erbprinzeß, der ich wohl mehr als je ein erquickendes u. ſtärckendes Zuſammentreffen wünſchte, habe ich nur wenige Tage hier verehren können. Sie verſchwand mir auf einmal und ließ mich doppelt fühlen was das heiße ſich mit dem theuren Tepliz von Angeſicht zu Angeſicht allein zu finden.

Die Lecktüre des Wercks der Fr. v. Stahl hätte ich gerne mit Ihnen getheilt, das wenige was ich davon kenne iſt höchſt aufregend u. es iſt ſehr unterrichtend das deutſche Litterarweſen einmal aus einem fremden u. ſo hohen Standpunckt anzuſehen.

Mein ſchreibender Begleiter iſt kranck, die oben verſprochne Relation ſoll bald möglichſt nachfolgen. Ich befinde mich ſehr wohl u. bin mit meinen Gedancken immer in Süd-Oſt.

Gedencken Sie mein Dorther!

G

[Am Rande:] Abgeſendet d. 4! Jun.[1]) 1813

Goethe konnte in dieſem Frühjahre trotz eifriger Arbeit an ſeiner Biographie und trotz nachhaltiger Beſchäftigung mit Geologie der trüben Stimmung nicht ganz Herr werden, welche in der Luft lag. Auch an Zelter[2]) ſchreibt er am 27. Julу: „Ich habe dieſes Frühjahr ſo wie den Sommer in äußerer Ruhe und gutem Wohlbefinden zugebracht; das Gemüth aber über das Allgemeine was die Welt drückt und bedroht zu beruhigen, hält ſchwer . . . .“ Auch Knebel[3]) glaubt „eben nicht ſehr an die Töplitzer Fröhlichkeit“.

---

[1]) Aus May gebeſſert.

[2]) Briefwechſel. II 81.

[3]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. III 343.

Der Sonntag Exaudi fiel 1813 auf den 30. Mai. An dieſem Tage muß Goethe den Brief der Gräfin erhalten haben. Oſterſonntag war am 18. April.

Die Relation, welche Goethe zu ſchicken verſprach, hat er wie es ſcheint auch ſpäter nicht beigelegt; ſie hat ſich wenigſtens nicht erhalten. Dieſelbe dürfte auch ſonſt nicht bekannt werden ſein, weder im Briefwechſel mit Carl Auguſt, noch in den Briefen an Voigt findet ſich etwas einſchlägiges[1].

Der Aufſatz zu Wielands Gedächtnis iſt die herrliche Trauerrede „Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland[2]“. Goethe war bald nach dem Tode Wielands an die Arbeit gegangen[3], in der Trauerloge am 18. Februar wurde die Rede geleſen, der Druck jedoch zog ſich in die Länge, ſo daß Goethe mehrmals darüber Klage führt[4]. In der letzten Märzwoche kann er endlich Exemplare derſelben verſchicken. Allenthalben war man auf das tiefſte durch ſie ergriffen; „ſo klar, ſchön, billig, verſtändig und mit ſo viel Geiſt“, ſo bezeichnet Charlotte von Schiller mit Recht die Rede[5].

Der Herzog ſchrieb an die Gräfin O'Donell in einem undatierten Briefe, jedesfalls nach dem 18. Februar, nachdem er ihr ſchon früher gemeldet hatte: Notre pauvre bien vieux Wieland est pourtant mort entre le 20—21 exactement a Minuit, er ſchicke ihr un livret, welches auch enthalte: un (discours) de Goethe sur Wieland, cela Vous interessera beaucoup, parceque cela est très beau. Góthe a lu son discours lui même; und er endet: je vois rarement Góthe, il ne sort point et se dorlotte.

---

[1] Strehlke II 127 erwähnt für den Teplitzer Sommer keine Briefe Goethes an den Herzog.

[2] Hempel 27, 2, 54 ff.

[3] Charlotte von Schiller (I 653) konnte der Prinzeſſin Karoline Louiſe bereits am 26. Jänner melden: „Unſer Meiſter ſoll eine Trauerrede für die Loge arbeiten, die gewiß ſchön wird.“

[4] Vgl. an Knebel 10. März 1813. II 81. An Frau von Stein 23. März. III 436.

[5] a. a. O. I 659.

Damit ſtimmt überein, was Charlotte von Schiller an die Prinzeſſin am 11. Februar 1813 ſchreibt[1]: „Der Meiſter iſt nicht krank; doch flieht er die große Welt und hält ſich zu Hauſe, iſt unſichtbar bei den Feſten, weil er ohne Stiefel nicht gehen darf".

Wie lange die Erbprinzeſſin von Weimar in Teplitz blieb, konnte ich nicht feſtſtellen.

Das Werk der Frau von Stael, welches zuerſt handſchriftlich verbreitet wurde, „De l'Allemagne", war ſchon 1810 in Paris gedruckt, vor dem Erſcheinen jedoch von General Savary mit Beſchlag belegt worden; Mad. de Stael mußte Frankreich verlaſſen, denn es ſchien dem General, wie er ihr ſagte[2]: „que l'air de ce pays ne vous convenoit pas"; erſt im October 1813 ſchrieb ſie neuerlich eine Vorrede und dann kam heftweiſe das Werk heraus, welches der Litteratur Deutſchlands eingehendſte Betrachtung widmete.

Bekanntlich hatte Reinhard den 6. December 1811 Goethe u. A. Beilagen ein Manuſcript geſchickt und dazu geſchrieben[1]: „Es iſt ein Fragment, aus dem Schiffbruch der Mad. Stael über Deutſchland gerettet[2]. Vielleicht beſitzen Sie es ſchon. Es iſt manches Geiſtreiche und Wahre darin und doch thut es mir, ich weiß nicht warum, in keinem Sinn Genüge, vielleicht auch deßwegen, weil etwas Fremdartiges darin liegt, eine Charakteriſtik Goethe's in einer andern als der deutſchen Sprache zu leſen. Das Anatomiren Ihrer kleinen Gedichte gefällt mir noch weniger, der Geiſt, der liebliche, verfliegt. Fr. v. Stael ſelbſt trauert einſam auf ihrem verzauberten Schloß, zu dem unſichtbare Hände den Eingang verwehren, immer nach dem Paradies [Paris] blickend, deſſen Zugang ihr verſagt iſt. Fr. v. Stael iſt eines der unglücklichſten Weſen auf der Erde, während es nur von einem einzigen Entſchluß abhinge, eines der glücklichſten zu ſeyn". Goethe dankte am 13. Februar 1812 für die Zuſendung des Fragmentes

---

[1] a. a. O. I 655.

[2] Oeuvres complètes de Mme. La Baronne de Staël. Paris 1820. X 9.

---

[1] Briefwechſel S. 121. Wie ich aus den Briefen der Frau von Stael entnehme, welche im Goethe-Jahrbuch V 112 ff. erſcheinen — ihre Kenntnis hat mir Herr Prof. Dr. Ludwig Geiger vor dem Erſcheinen des Werkes durch Zuſendung der Correcturbogen vermittelt — hat die Schriftſtellerin am 29. April 1799 Goethe durch Humboldt ihr Buch „de la littérature considerée dans ses rapports avec les institutions sociales" mit den Worten überſchickt „vous y verrez dans le chapitre sur la littérature allemande un hommage que je voudrais vous rendre toutes les fois que j'écris car parmi vos nombreux admirateurs il n'en est point je crois qui sente votre ouvrage avec un enthousiasme plus profond que moi." Gemeint iſt natürlich das 17. Capitel, in welchem Goethes Ruhm laut verkündigt wird. (Oeuvres complètes Paris 1820. IV 339 ff.). Bratranek hat in den „Belegſtellen" Goethes Äußerungen über die Frau von Stael geſammelt.

[2] Eines ähnlichen Ausdrucks bedient ſich bei anderer Gelegenheit Goethe ſelbſt. Riemer Briefe von und an Goethe S. 225.

„aus dem Werke der Frau von Stael“ und ſchreibt¹): „ich hatte davon gehört, es war uns auch verſprochen; aber ohne Ihre freundliche Sendung würde ich es bis jetzt noch nicht geſehen haben. Da ich mich ſelbſt ziemlich zu kennen glaube, ſo finde ich einige recht gute Aperçüs darin, und ich kann es um ſo mehr nutzen, als ſie mir das alles, und zwar noch derber und lebhafter ins Geſicht geſagt hat“ — bekanntlich hielt ſich Frau von Stael im Winter von 1803 auf 1804 längere Zeit in Weimar auf — „Ihre Geſinnungen über meine kleineren Arbeiten kannte ich auch zum Theil, und was ſie bei dieſer Gelegenheit ſagt, iſt recht hübſch und dankenswerth, obgleich auf dieſem Wege freilich kein erſchöpfendes Urtheil zu erwarten iſt“.

Goethe hatte am 18. Januar 1813 an Knebel „die Staelſchen Blätter“ mit der Bitte „um die Pietät“ geſchickt²), „ſie in Jena nicht aus den Händen zu geben, noch auch abſchreiben zu laſſen“. Am 17. Februar 1814 kannte Goethe ſchon mehr, denn er ſchreibt an Frau von Grotthuß³) über „das Werk de l'Allemagne“: „Sie haben es ſelbſt geleſen, und es bedarf alſo meiner Empfehlung nicht. Ich kannte einen großen Theil deſſelben im Manuſcript, leſe es aber immer mit neuem Antheil. Das Buch macht

---

[1] Briefwechſel. S. 123 f.

[2] Briefwechſel. II 71. Am 13. Februar 1813 ſchreibt Charlotte von Schiller an ihn (Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund S. 105): „Leſen Sie, fällt mir ein, nicht das „„Deutſche Muſeum““ von Schlegel in Wien? Da kommt ein Auszug aus der Stael ihrem Buch, wo ſie über die Deutſchen ſpricht, mit viel Geiſt, doch nicht ſo weitſehend, wie ich es mir dachte.“

[3] Die Grenzboten. II 1846. S. 512 f. Bratranek führt dieſe Stelle an, ohne die Adreſſatin zu kennen. Goethe-Jahrbuch. V 126.

auf die angenehmſte Weiſe denken, und man ſteht mit der Verfaſſerin niemals im Widerſpruch, wenn man auch nicht immer gerade ihrer Meinung iſt. Alles was ſie von der Pariſer Societät rühmt, kann man wohl von ihrem Werke ſagen[1].

„Man kann das wunderliche Geſchick dieſes Buches wohl auch unter die merkwürdigſten Ereigniſſe dieſer Zeit rechnen. Die franzöſiſche Polizei, einſichtig genug, daß ein Werk wie dieſes das Zutrauen der Deutſchen auf ſich ſelbſt erhöhen müſſe, läßt es weislich einſtampfen; gerettete Exemplare ſchlafen, während die Deutſchen aufwachen, und ſich, ohne ſolch eine geiſtige Anregung, erretten. In dem gegenwärtigen Augenblick thut das Buch einen wunderſamen Effect. Wäre es früher dageweſen, ſo hätte man ihm einen Einfluß auf die nächſten großen Ereigniſſe zugeſchrieben, nun liegt es da wie eine ſpätentdeckte Weiſſagung und Anforderung an das Schickſal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geſchrieben wäre. Die Deutſchen werden ſich darin kaum wiederkennen, aber ſie finden daran den ſicherſten Maßſtab des ungeheuern Schrittes, den ſie gethan haben. Möchten ſie, bei dieſem Anlaß, ihre Selbſterkenntniß erweitern, und den zweiten großen Schritt thun, ihre Verdienſte wechſelſeitig anzuerkennen, in Wiſſenſchaft und Kunſt, nicht, wie bisher, einander ewig widerſtrebend, endlich auch gemeinſam wirken, und, wie jetzt die ausländiſche Sklaverei, ſo auch den inneren

---

[1] Hauptſächlich im neunten Capitel des erſten Teiles (Oeuvres complètes. Paris 1820. X. 89 ff.). „C'est un exercice dangereux, mais piquant, dans lequel il faut se jouer de tous les sujets, comme d'une balle lancée qui doit revenir à temps dans la main du joueur."

Parteiſinn ihrer neidiſchen Apprehenſionen unter einander beſiegen, dann würde kein mitlebendes Volk ihnen gleich genannt werden können. Um zu erfahren, in wiefern dieſes möglich ſei, wollen wir die erſten Zeiten des bald zu hoffenden Friedens abwarten."

Und am 7. März ſchreibt er Heinrich Meyer[1]: „Das Werk der Frau von Stael erſcheint heftweiſe, wahrſcheinlich um den hohen Preis zu verſtecken und den Nachdruck zu erſchweren. Das Ganze iſt den Theilen gleich, die wir im Manuſcript kannten. Es nöthigt durch ſeinen gedrängten Inhalt immer fort zu denken. Sie hat ſich eine unglaubliche Mühe gegeben, den Begriff von uns Deutſchen aufzufaſſen, und ſie verdient deshalb um ſo mehr Lob, als man wohl ſieht, daß ſie den Stoff der Unterhaltung mit vorzüglichen Männern durchgeſprochen, Anſicht und Urtheil hingegen ſich ſelbſt zu danken hat." Ganz anders muß er ſich Riemer gegenüber ausgelaſſen haben[2].

Mad. de Stael ſtand in genauer Verbindung mit dem Hauſe O'Donell; es haben ſich zahlreiche, zum großen Teile ſehr intereſſante Briefe von ihr erhalten, welche jedoch völlig intimen Characters ſind. Dieſe Vertrautheit hatte der Familie O'Donell wol auch die Kenntnis des ganzen Werkes verſchafft.

Über die Erkrankung Johns klagt Goethe mehrmals, ſo in dem Briefe vom 27. Juli an Zelter[3]: „Da ich kein anderes Vergnügen habe als wenn ich meine Arbeit gefördert ſehe, ſo war es mir äußerſt unangenehm und läſtig, daß mein Reiſegefährte, meine adoptive rechte Hand, krank ward und ich mit größerer Anſtrengung und mancherley Unbilden doch noch nicht zu meinem Zwecke gelangen konnte“. Wie wir aus dem Briefe des Herzogs (ſ. c. S. 57) wiſſen, hatte ſich Goethe zwei Schreiber von der Polizey geliehen, denen er ſeine Biographie weiter dictierte.

---

[1] Goethe-Jahrbuch 1883. IV 183. Die obige Stelle ſchon bei Riemer. Briefe von und an Goethe. S. 100 f. Vgl. auch den 8. Brief an die Gräfin O'Donell.

[2] Riemer ebenda S. 354 f. Vgl. Mittheilungen. I 303 f.

[3] Briefwechſel. II 91. Vgl. Brief VIII an die Gräfin. An Meyer 21. Juli 1813. Riemer ebenda S. 98.

VII.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Da ſich die liebe Exzellenz abermals als ernſthafte Dame Ihrem demüthigen Freunde nähert und denſelben wo nicht mit bedencklichen doch mit bedeutenden Worten anredet; ſo erfordert die Schuldigkeit daß derſelbe ſich ungeſäumt mit gebührender Erwiederung einfinde, welches denn auch hiermit geziemend, und zwar vorerſt eigenhändig geſchiehet.

Es iſt nicht zu läugnen daß wir andern
Poeten einigermaßen verwandt ſind mit dem
Cammerdiener des Königes Midas, nur unter-
ſcheiden wir uns von dieſem Herrn Vetter darin
S. 2. gar mercklich | daß wenn derſelbe die Mängel
ſeines Prinzipals ohnmöglich verſchweigen konnte,
wir dagegen es ſehr peinlich finden von den
Vollkommenheiten unſerer Herrinnen zu ſchweigen.

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeytet: wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte, ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz

Sie haben daher meine ſcharfſichtige Freundinn, mich irgend eines Vorhabens in gegründetem Verdacht, nur muß ich zu meiner Rettung und Rechtfertigung verſichern, daß ich dergleichen Anmaſungen niemals aus eigner, uns vom Urvater Helios verliehenen Macht und Gewalt würde gewagt haben, vielmehr ſollte ein gewißer ſtiller Wunſch | im Laufe dieſes Jahrs gegen S. 3. die Freundinn verlauten und in Form einer gnädig weiter zu befördernden Bitte vor derſelben erſcheinen.

Da aber Ihr letztes vertrauliches Schreiben, ahndungsvoll, ſchon eine abſchlägige Antwort auf ein noch nicht angebrachtes Geſuch enthält, ſo ergebe ich mich um ſo mehr darein u. verſchließe, auf dieſen himmliſchen Fingerzeig, meine Geſinnungen u. Vorhaben in einem ſtillen treuergebenen Herzen, wo ſie auf jede Art zu wuchern nicht ermangeln werden. Bekennend oder ſchweigend

W. d. 22. Jun.
1813.

immer derſelbe

Goethe.

Von dieſem Briefe gibt Strehlke[1]) Nachricht, indem er ihn mit dem vierten als Ein Ganzes faßt. Es hätte dies inſofern Sinn als dann das etwas auffallende „Zunächſt“ im Beginn des vierten Briefes erklärt würde. Goethe geſtattete ſich jedoch wiederholt einen ſo zufahrenden Beginn, wodurch er gleich in medias res kommt. Schwierigkeiten macht die Datierung aber in dem „W.“, das wir nur zu Weimar ergänzen können. Doch auch ein ſolches Verſchreiben wundert uns bei Goethe nicht, es läßt ſich gleichfalls häufig nachweiſen.

Was Goethe vorhatte, wiſſen wir nicht; unzweifelhaft wollte er wieder irgend ein Huldigungsgedicht für die Kaiſerin Maria Ludovica verfaſſen, welcher Anlaß ihn hierzu bewog, vermag ich nicht anzugeben. Es iſt nicht weiter von der Sache die Rede. Vielleicht handelte es ſich um eine Widmung?

Inzwiſchen war der Herzog Carl Auguſt gleichfalls für kurzen Aufenthalt in Teplitz eingetroffen und überbrachte von Weimar auch Briefe der Gräfin an Goethe. Dieſer hatte bekanntlich am 10. Juli den „Ausflug nach Zinnwald und Altenburg“ unternommen, welchen er ſelbſt beſchreibt[2]). Zum erſtenmal war er ſeit langer Zeit wieder unter der Erde[3]) und machte geologiſche Studien, welche ihn überhaupt während dieſes Sommers am meiſten beſchäftigten. Die Anweſenheit des Herzogs nahm Goethe wieder mehr in Anſpruch, daher kommt es auch, daß er die Briefe der Gräfin erſt in den letzten Tagen des Juli beantwortet.

---

[1]) Goethes Briefe. II 25.

[2]) Hempel 33, 257.

[3]) An H. Meyer 21. Juli 1813. Riemer, Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846. S. 97 ff. Strehlke hat dieſen Brief (I 449) zu erwähnen vergeſſen. In demſelben heißt es: „Wer es jetzt möglich machen kann, ſoll ſich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich iſt, in der Nähe von ſo manchen Ereigniſſen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnſinnig zu

---

werden.“ Vgl. Körner an Friedr. Schlegel (28. Mai 1813) Verzeichniß der Radowitzſchen Sammlung III 576. und Charlotte von Schiller an Knebel (5. Mai 1813), Briefe an einen vertrauten Freund S. 125.

VIII.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Schon ſeit drey Wochen ſind Durchl. Herzog hier, eben ſo lange, verehrteſte Freundin, beſitze ich Ihre älteren aber nicht veralteten kleinen Blättchen vom 27. April und kurz vorher war Ihr leztes theueres Schreiben eingetroffen. Warum ich bisher nicht dazu gelangen können Ihnen dagegen auch wieder einmal ein Wort zu ſagen würde ſich nicht erklären laßen, ohne daß ich weitläuftige Klaglieder anſtimmte, die in der Nähe Niemanden Vergnügen machen und in der Ferne um ſo unangenehmer ſind, als man ſeinem Freunde nicht gleich ein Wort des Troſtes und der Theilnahme erwiedern kann. Die Kranckheit meines Reiſegefährten hat ſich verſchlimmert, ſo daß ich ihn zulezt nach Carlsbad ſchicken mußte, dadurch bin ich in allen meinen Vorſätzen, welche ſchwarz auf weiß ausgeführt werden ſollten, dergeſtalt gehindert worden, daß ich nur mit Verdruß auf die ſchöne Jahreszeit zurückſehe, die mir | ſo ruhig verfloß und die ich nicht nach S. 2. meinen Wünſchen und Kräften habe nutzen können, und ſo giebt mir mein Wohlbefinden ſelbſt, deſſen ich bis jetzt genoſſen, Anlaß zur Betrübnis, die ich denn durch Thätigkeit wieder aufzuheben ſuchen muß.

Von unſerm theuern Herzog werden Sie unmittelbar gehört haben, das Bad thut ſeine alte gute Wirkung und der Umgang mit ſo viel Perſonen die er liebt und ſchätzt, macht ihn froh, und ſo iſt zu hoffen, daß die Cur gut anſchlagen werde.

Zu Ihrer Neigung, welche Sie der engliſchen Sprache ſchenken, wünſch' ich viel Glück. Dieſe Literatur bietet uns ungeheure Schätze und man findet ſich kaum in den Reichthum, der ſich uns zudrängt, wenn man ihr nahe tritt. Ueber ‚Ihre'[1])

---

[1]) Goethe bemerkt eigenhändig: ‚ſollte mit einem kleinen i geſchrieben ſeyn: denn es iſt, Gott ſey

ernſte ja melancholiſche Seite finden Sie im dritten Theil meines biographiſchen Verſuchs
S. 3. einige Blätter. Wahrſcheinlich kennen Sie ſchon das Deserted village von Goldſmith, ſonſt will ich es dringend empfohlen haben. Es iſt ſeit langer Zeit eine meiner entſchiedenſten Paſſionen.

Ich beneide Sie um die Kenntniſſe des Werks der Frau v. Stahl, die Bruchſtücke die ich davon geſehen, haben mir ſehr viel Vergnügen gemacht; Es iſt ſehr belehrend, ſeine Nation einmal aus einem fremden Geſichtspuncte billig und wohlwollend geſchildert zu ſehen. Die Deutſchen ſind gewöhnlich unter einander ungerecht genug und die Fremden haben auch nicht immer Luſt Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Es gehörte dazu, daß eine ſo geiſtreiche Frau uns in dem Grade achtete, um ſich die Mühe mit und für uns zu geben. Ich hoffe denn doch, dieſes Werk ſoll endlich zu der allgemeinen Erbauung noch öffentlich erſcheinen.

Dank, nicht die Freundinn ſondern die Sprache zu verſtehen.

Ihre Nachricht von ſo vielem Regen, kann ich erwiedern, daß nach langer Trockniß endlich der Regen | zur unrechten Zeit in die Ernte fällt, S. 4. Grummt und Klee mögen ſich daran erfreuen, aber die Schwaden[1]) keineswegs.

[Eigenhändige Nachſchrift.]

Die Hand welche bisher ſchrieb iſt diejenige welche vor ſoviel Jahren meine Iphigenie zuerſt abſchrieb. Dieſes will ich als eine kleine Merkwürdigkeit hier anführen.

Aber zum Schluß noch eigenhändig ſagen, was mir ſeit dem Anfange im Sinne ſchwebt: wie glücklich es mich macht daß unſere allerhöchſte Gebieterinn auch meiner ſo gnädig eingedenck ſeyn will. Solange hätte ich Töpliz ſchon verlaſſen ſollen; aber ich zaudre noch immer in Hoffnungen die zu nähren ich gar keinen Anlaß finde, und immer noch begreiff ich nicht wie Töpliz nur da ſeyn kann ohne durch Jene Gegenwart eigentlich aufgebaut zu werden.

Und nun leben Sie ſchönſtens wohl u.

---

[1]) Von Goethe aus Krummt und Schwaben gebeſſert.

meiner eingedenck. Verzeihen Sie dieſem Blate das regneriſche Ausſehn u beglücken mich bald wieder mit einem heiteren öſtlichen Lichte.

Teplitz d. 24 Juli
1813. Goethe

Wenn man die Angabe Goethes über den Aufenthalt des Herzogs wörtlich nimmt, würde man einen der erſten Julitage als Ankunftstag bezeichnen müſſen, nicht Ende Juni[1]). Die „Klaglieder“ würden wol in derſelben Tonart gehen wie das oben genannte Schreiben an Fritz Schloſſer vom 11. Juni (S. 95 f.).

Vom Herzog hatte die Gräfin allerdings „unmittelbar“ gehört, der Brief, aus welchem oben (S. 96) eine Stelle angeführt wurde, gehört hierher. Der Herzog neckt in demſelben die Gräfin wegen ihrer engliſchen Studien, indem er den guten Calembourg macht, ſie lerne die engliſche Sprache „par coeur“. Durch den Herzog oder vielleicht durch den Brief der Gräfin ſelbſt erfuhr auch Goethe davon und wird dadurch veranlaßt, ſich über die engliſche Litteratur zu äußern. Auch aus anderen Zeugniſſen erfahren wir, daß er ſich gerade damals wieder eingehend mit dem Engliſchen beſchäftigte; in jener Zeit entſtand der Aufſatz „Shakeſpeare und kein Ende“, während des Sommers lieſt er ſich „müde und matt“ an didaktiſchen Gedichten, einem genre, das beſonders in England Legion iſt[1], in Dichtung und Wahrheit äußert er ſich damals über Shakeſpeare[2], über Goldſmiths Deserted Village[3] das er einſtens mit Gotter wetteifernd überſetzt hatte. In Dichtung und Wahrheit und zwar im dreizehnten Buche[4] findet ſich auch die Stelle über den melancholiſchen Character der engliſchen Litteratur. Ausgehend von Youngs Nachtgedanken ſchildert er das „traurige Gebiet“, in welchem jene „innere Heiterkeit“ fehlt, die uns „von den irdiſchen Laſten“ gleich einem „weltlichen Evangelium“ zu befreien weiß. Als beſonders characteriſtiſch greift er jenen ſchrecklichen Text heraus, zu welchem man ganze Bände als Kommentar drucken könnte:

---

[1]) Wie Düntzer, Goethes Leben 1880, S. 579 ſagt. Andere berichten ſogar, der Herzog ſei Mitte Juni in Teplitz eingetroffen.

> Then old age and experience, hand in hand,
> Lead him to death, and make him understand,
> After a search so painful and so long,
> That all his life he has been in the wrong.

Oſſian gab auch noch das Local zum Trübſinn, graue, unendliche Haide, vorſtarrende bemooſte Grabſteine, Mondſchein, durch ſchauerlichen Wind bewegtes Gras, das iſt ſeine Scenerie. Dem Wertherdichter lag dieſe Welt am Herzen, dem Biographen von 1813 war ſie nur mehr hiſtoriſch intereſſant, er ſtand über ihr und das ſchien ihm der richtige Geſichtspunct.

Deshalb zog ihn auch das Werk der Frau von Stael ſo ſehr an; ſie kam als Fremde mit dem aufrichtigen Beſtreben die Eigenart Deutſchlands zu erfaſſen; ihr Auge, welches an franzöſiſches Weſen gewöhnt war, wollte die Schönheiten der deutſchen Litteratur erſchauen; mit bewundernder Anerkennung ſprach ſie von den deutſchen Werken, ohne Voreingenommenheit, ohne Parteiſinn. Und wie hoch dies Goethe ſchätzte, hat er oft genug ausgeſprochen; das Parteiweſen ſcheint ihm den menſchenhaſſenden Character der engliſchen Litteratur hervorzurufen, vor der Parteilichkeit warnt er die Deutſchen wiederholt. Ganz ähnlich, wie hier der Gräfin O'Donell gegenüber, klagt er damals in Dichtung und Wahrheit (22,44), wir Deutſchen verſagten uns unter einander alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung. In dem Briefe vom 9. März 1814 an Knebel[1] rühmt er dem Werke der Frau von Stael nach, daß es „zu ſchönen Betrachtungen über uns und über unſere Nachbarn Anlaß" gebe, und freut ſich deshalb auf das Fertigwerden des Buches.

---

[1] An Knebel am 24. November 1813. Briefwechſel, II 115.

[2] Hempel 22, 44. 116.

[3] Ebenda 22, 93. 126.

[4] Ebenda 22, 125 f.

Wem Goethe den größeren Teil unſeres Briefes dictiert hat, das läßt ſich nicht mit Sicherheit ausmachen; es war bisher nur eine Vermutung Düntzers, daß jenes Originalmanuſcript der Iphigenie, welches Goethe Knebel geſchenkt hatte, jetzt im Beſitze der Berliner königlichen Bibliothek, nur zum Teil eigenhändig von Goethe geſchrieben ſei[2]; durch unſeren Brief erhält dieſe Vermutung eine Beſtätigung. Bei dem Schreiber denkt Arndt an Chr. G. H. Vogel, von welchem es in der Italiäniſchen Reiſe[3] heißt: „Ich hatte nach Karlsbad meine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammenzuſtellen. Die darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwey feurige Schwerter kreuzweis in der Luft geſehen.

---

[1] Briefwechſel. II 139.

[2] Düntzer. Die drei älteſten Bearbeitungen von Goethes Iphigenie 1854. S. 187 ff. Vgl. Jakob Baechtold. Goethes Iphigenie auf Tauris in vierfacher Geſtalt herausgegeben. Freiburg i./B. u. Tübingen 1883. S. V.

[3] Hempel 24, 15. 622. 739.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen!

ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften von der geſchickten Hand des Sekretär Vogel". Da zu den ungedruckten Werken die Iphigenie gehörte, liegt Arndts Annahme wol nahe. Auch während der Campagne in Frankreich[1]) hat ſich Goethe bekanntlich Vogels beim Dictieren ſeiner Farbenbeobachtungen bedient. Vogel „erwies ſich auch hier als treuen Kanzleigefährten". Auch an Riemer[2]) ſchrieb Goethe den 27. Juli 1813: „ich . . habe, wie Sie aus der Handſchrift dieſes Briefes ſehen, wieder neue Beihülfe erhalten, ſo daß der Schluß des vierzehnten Buches bei nahe zu Stande iſt". Alſo kannte Riemer jedesfalls den Schreiber. Das kann Arndts Vermutung gleichfalls unterſtützen.

Wenige Tage nach Goethe (28 Julliet 1813 Tepliz) ſchrieb auch der Herzog an die Gräfin einen Brief, in welchem es heißt:

> Göthe Vous a ecrit ce qu'il m'a dit: il va m'accompagner aujourd'hui chez la Pr. Leopoldine a Bilin: entre nous soit dit, il ne Vous est pas fidele. Mais qui le seroit dans ce monde ci? . .
>
> Adieu mon Exellence, Göthe et moi Vous quittent pour
>
> deux yieux bleus!
> ce 28 Julliet
> 1813
> Tepliz

---

[1]) Hempel 25, 45. 188.

[2]) Riemer. Briefe von und an Goethe. S. 204 f. Vogel pflegte den Herzog auf Reiſen zu begleiten.

Von dieſem Beſuche in Bilin ſpricht Goethe in den Tag- und Jahresheften[1]), jedoch erwähnt er nur die Leitung des erfahrenen, klar denkenden Dr. Reuß, unter deſſen Führung er bis an den Fuß des Biliner Felſens kam, „wo auf dem Klingſtein in Maſſe der ſäulenförmige unmittelbar aufſteht“. Auch der Granaten in der Nähe von Bilin gedenkt er, nicht aber der ſchönen blauen Augen, welche der Fürſtin Liechtenſtein gehörten. Wahrſcheinlich war die äußere Veranlaſſung des Ausflugs mit dem Herzog jenes „Luſtmanöver zwiſchen Bilin, Oſſegg und Dux“, welches Goethe unter den Ereigniſſen des Jahres 1813 in den Tag- und Jahresheften regiſtriert.

Der Scherz des Herzogs, Goethe ſei der Gräfin nicht fidele, ſcheint aber eine kleine Verleumdung geweſen zu ſein; wenigſtens macht Goethe der Gräfin gegenüber aus dem Beſuche kein Hehl und ſein nächſter Brief noch aus Teplitz erfreut durch denſelben warmen heiteren Freundſchaftston, wie die früheren.

---

[1]) Hempel 27, 1, 210 ff.

IX.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Wie ich immer gefunden habe, verehrte Freundinn, ſo läßt ſich eine Badezeit mit dem Leben überhaupt vergleichen. Man kommt, als Neuling, mit allerley Hoffnungen und Forderungen an, manches bleibt unerfüllt, anderes erfüllt ſich über alle Erwartung, manches unerwartete Gute und Böſe ereignet ſich und zuletzt tritt man ungern ab, ohne gerade wieder von vorn anfangen zu wollen.

Dieſe allgemeinen immer wiederkehrenden Betrachtungen hatte ich auch Urſach dieſes Jahr anzuſtellen. Mein erſter Wunſch war Ruhe, die ich denn auch hier gefunden habe, dann hätt' ich gern im Stillen thätig ſeyn mögen, meinen Freunden und mir ſelbſt zu Liebe. Dieſes iſt mir auch bis auf einen gewiſſen Grad gelungen,

aber ein kranker Gefährte und lahmes Fuhrwerk
haben mich mehrere Wochen geſtört, gehindert
S. 2. und aufgehalten. |

Durchl: Herzogs Ankunfft gab meinem ſtockenden Zuſtande eine neue Bewegung und es iſt mir durch dieſe erfreuende und aufregende Gegenwart abermals viel Gutes geworden, ohne daß ich von meiner Seite ſonderliches hätte erwiedern können.

Die Nähe des Fürſtlich Lichtenſteiniſchen Paares in Bilin war mir nicht weniger höchſterfreulich, ich verlebte dort manche gute Stunde und veranlaßt auch einmal wieder durch Vorleſung gewiſſe verklungene herzlich poetiſche Scenen zu erneuern, ja mir ſelbſt zur Verwunderung hervorzurufen, ward ich dieſem verehrten Paare doppelten Dank ſchuldig; denn ſeit vorigem Jahr war dieſer und ähnlicher Klang verſtummt und verſchwunden.

Durchl. Herzog ſind im Begriff nach Franzen-
S. 3. brunn | abzureiſen. Ich werde dieſem Beyſpiel
aber nicht auf demſelben Wege folgen; denn ich

gedenke nach Dresden zu gehen und von da wieder nach Hauſe zurückzukehren, nachdem ich meinen diesjährigen Sommer-Lebens Cours von Freud und Leid mit manchen [sic] Unterricht und neuem Erwerb und Verluſt durchzogen habe.

Kann ich hoffen, daß das gnädige und allergnädigſte Andenken mir eben ſo beharrlich zu Theil wird, als die Sonne, die noch alle Morgen, wenn ſie aufgeht, mir ins Zimmer ſcheint, ſo habe ich weiter nichts zu wünſchen. Im Glauben halt' ich mich daran, doch würde ein ſichtbares Zeichen, das mich balde zu Hauſe aufſuchte, ſehr wohlthätig ſeyn. Und ſo wünſchte ich mich für immer empfohlen zu wiſſen. Und ſo endigend wie ich angefangen habe bekenne ich mich
als den aufrichtigſt angehörigen

Töplitz
den 5. August
1813.

J W v Goethe.

Zu dieſem Briefe dürfte ein in Hirzels Sammlung[1]) erhaltenes Quartblatt als Nachſchrift gehören, welches zuerſt bei Strehlke[2]) gedruckt wurde. Goethe ſchrieb es eigenhändig und zwar buchſtabengetreu ſo[3]):

Und ſo kommt es endlich doch auch wieder dazu daß ich, nach ſechszehn Wochen, mancher guten und böſen Tage Genoß, von hier abziehe, ungewiß ob ich zu Hauſe mit verehrten u geliebten Perſonen wieder zuſammentreffe. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen und erhalten mir ein freundliches Andenken in Ihrem feinen Herzen, u ein gnädiges, da wo ich immer empfohlen bleiben mögte. Teplitz d 6 Aug 1813

G

Goethe ſchrieb dieſe eilf Zeilen nach Arndts Beſchreibung ganz eigenhändig auf einen Quartbogen, von dem jedoch das Eine Blatt bis auf einen kleinen Reſt, wie er beim Abreißen zu bleiben pflegt, abgetrennt wurde. Jedesfalls war dieſer der zweite Bogen des ganzen Briefes, denn als ſelbſtändig iſt das erhaltene Billet nicht anzuſehen. Arndt ſchließt mit Recht aus dem Wortlaute des ganzen und dann aus dem „G" der Unterſchrift, welches Goethe niemals in Briefen an Reſpectsperſonen anwendet (vgl. jedoch Brief VI.), darauf daß wir es nur mit einer Nachſchrift zu tun haben. Auf dem jetzt abgeriſſenen Blatte muß die Adreſſe geſtanden haben. Alles das würde meine Vermutung unterſtützen. Schwierigkeit macht nur die Faltung, der Blätter, welche nicht ganz übereinzuſtimmen ſcheint; zwar die Größe entſpricht, auch die Höhe der Faltung, nicht aber die Breite; vielleicht läßt ſich bei dem Salzburger Originale, bei welchem freilich die Falten faſt ausgeglichen ſind, bei nochmaliger Nachprüfung ein Anhaltspunct finden. Doch ſind ſolche Fragen ſchwer zu löſen, wenn man nicht beide Originale neben einander hält. Jedesfalls ſtimmt die Nachſchrift im Inhalte, wie im Tone[1] ſo genau zu dem Briefe an die Gräfin, daß meine Zuweiſung viel mehr Wahrſcheinlichkeit hat, als die Vermutung Hirzels: „An (Gräfin Conſtanze v. Fritſch?)".

---

[1]) Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek. 1874. S. 217.

[2]) Goethes Briefe. II 451. (Nr. 34).

[3]) Ich danke dieſe diplomatiſch genaue nur in Orthographie und Interpunction von Strehlkes Druck abweichende Abſchrift der bewährten Güte des Herrn Prof. Dr. Wilhelm Arndt in Leipzig.

Deſſelben Bildes, wie im Anfange dieſes Briefes, hat ſich Goethe in einem Geſpräche mit Eckermann[2] am 27. Januar 1824 bedient. Er ſagte: „Wenn ich auf mein früheres und mittleres Leben zurückblicke, und nun in meinem Alter bedenke, wie wenige noch von denen übrig ſind, die mit mir jung waren, ſo fällt mir immer der

---

[1] Im 5. Briefe hatte Goethe ähnlich wie hier geſagt (S. 91): „Wo und wie ich für ewig empfohlen ſein möchte, dieß nehmen Sie mir aus dem Munde."

[2] Vierte Auflage. Leipzig 1876. S. 75 f. Wie hier verwendet Goethe den Ausdruck „Generation" in einem Briefe an Frau von Stein vom 10. Auguſt 1807 (III 376): „Unter den Badegäſten bin ich wohl nun ziemlich Senior. Eine Generation entfernt ſich nach der andern und doch habe ich immer noch gute Luſt hier länger zu verweilen."

Sommeraufenthalt in einem Bade ein. Sowie man ankommt, ſchließt man Bekanntſchaften und Freundſchaften mit ſolchen, die ſchon eine Zeit lang dort waren und die in den nächſten Wochen wieder abgehen. Der Verluſt iſt ſchmerzlich. Nun hält man ſich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und ſich auf das innigſte verbindet. Aber auch dieſe geht und läßt uns einſam mit der dritten, die nahe vor unſerer Abreiſe ankommt und mit der man auch gar nichts zu thun hat".

Ruhe gab ihm Teplitz in dieſem Sommer genügend; er hoffte Dichtung und Wahrheit raſch abzuſchließen, die Erkrankung Johns und ſein eigener Geſundheitszuſtand[1] hielten ihn jedoch auf.

Über das angenehme geſellige Leben in Teplitz haben wir Kunde in dem Aufſatze „Ausflug nach Zinnwald und Altenberg", beſonders rühmt er ſeinen hohen Gönner und Freund, den kommandierenden General, Fürſten Moriz Liechtenſtein und „ſeine ſo lieb und werthe Umgebung"[2]. Der Fürſt war öſterreichiſcher Feldmarſchallieutenant und mit Goethe ſchon von früherher bekannt; die Verbindung mit einem Liechtenſtein beſtand ſchon vor der italieniſchen Reiſe und nötigte Goethe, wie wir wiſſen, dazu ſein Incognito in Italien zu lüſten. Fürſt Moriz Joſeph Liechtenſtein war geboren zu Wien am 21. Juli 1775 und ſtarb am 24. März oder Mai 1819. Seit dem 13. April

---

[1] Das „lahme Fuhrwerk" geht auf ein Fußleiden, deſſen auch Frau von Schiller (I 655 f.) gedenkt: „Der Meiſter iſt nicht krank; doch flieht er die große Welt und hält ſich zu Hauſe, iſt unſichtbar bei den Feſten, weil er ohne Stiefel nicht gehen darf."

[2] Hempel 33, 366.

1806 war er mit der am 31. Januar 1788 geborenen Fürſtin Leopoldine Eſzterházy vermält.

Daß Goethe erſt mit dem Herzog das „fürſtlich Liechtenſteiniſche Paar“ beſucht hätte, iſt unwahrſcheinlich; ſchon jener oben angeführte Brief des Herzogs ſcheint darauf hinzudeuten, daß Goethe am 28. Juli in dieſem Sommer nicht zum erſtenmale nach dem nur eine Stunde von Teplitz entfernten Bilin gekommen ſei. Auch R. Schütze fuhr mit Goethe 1813 „die Straße nach Bilin zu“; wann dieſe Spazierfahrt ſtattfand, weiß ich nicht[1], da ich den Originaldruck der „Reiſeſcenen und Bemerkungen“ in Kinds Harfe nicht zu Geſicht bekam, aus dem ſich vielleicht der Tag hätte entnehmen laſſen.

In Bilin wurde Goethe wieder angeregt zu dichten, obwol ſeine Behauptung nicht ganz wörtlich zu nehmen iſt, „ſeit vorigem Jahr war dieſer und ähnlicher Klang verſtummt und verſchwunden“; ſchon zu Oſchatz am 19. April 1813 hatte er ein geſelliges Lied Sydows durch ſein „Gewohnt, gethan“ parodiert[2] und das „Pfaffenſpiel“, ſpäter „Parabel“ genannt ſoll am 23. Februar 1813 gedichtet worden ſein[3], wenn dieſes Datum richtig iſt. Jedesfalls in die Teplitzer Zeit gehört die Ballade „die wandelnde Glocke“, auf welche Goethes Ausdruck, er ſei veranlaßt worden „auch einmal wieder durch Vorleſung gewiſſe verklungene herzlich poetiſche Scenen zu erneuern, ja mir ſelbſt zur Verwunderung hervorzurufen“, ganz beſonders paßt; wir wiſſen, daß Goethe den Stoff einem Scherze entnahm, welchen Riemer und Auguſt von Goethe vor Jahren mit einem Kinde gemacht hatten. Riemer erzählt[1] „nach langen Jahren überraſchte er [Goethe] mich durch Zuſendung jenes Gedichts, das aus einer kindiſchen Fabelei, eine lehrreiche Kinderfabel entwickelte". Das Gedicht iſt am 22. Mai 1813 entſtanden, kurze Zeit darauf auch „der treue Eckardt" und „der Todtentanz", obwol dieſer nach Eckermann am 23. Auguſt 1813 nach einer böhmiſchen Sage gedichtet ſein ſoll[2], am 21. Auguſt hat Goethe die drei genannten Balladen Riemer vorgeleſen. Auch ſonſt war Goethe poetiſch angeregt, ſo führt er jenes Scherzräthſel[3] über die Herbſtzeitloſen im Juni aus, welches Riemer in einem Briefe vom 20. Juni 1813 erhielt. Wenn dies alles durch die „blauen Augen" der Fürſtin Leopoldine hervorgelockt wurde, dann konnte ihr Goethe wol doppelt dankbar ſein.

---

[1] Varnhagen. Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden. 1823. S. 63 f.

[2] v. Loepers Ausgabe der Gedichte. I 336 f. Biedermann. Goethe und Leipzig. II 83 ff.

[3] v. Loeper a. a. O. II 446.

Der Herzog verließ Teplitz nicht wie bisher angenommen wurde[4], im Juli, ſondern nach dem 5. Auguſt. Goethe müßte nach dem Briefe an Fritz Schloſſer vom

---

[1] Mittheilungen. II 576 f. Vgl. v. Loeper a. a. O. I 375.

[2] von Loeper a. a. O. I 375 ff. Düntzer. Erläuterungen. I 315. II 393 ff. Riemer. Mittheilungen II 548. Aber ſchon am 20. Juni 1813, wenn dieſes Datum richtig iſt, ſchreibt Goethe an Riemer (Briefe von und an Goethe. S. 196): „Mich freut ſehr, daß meine kleinen Gedichte [nach Riemers Anmerkung unſere drei Balladen] Ihren Beifall haben, an dem mir ſehr viel gelegen iſt; denn Sie ſehen dieſen kurz angebundenen äſthetiſchen Organiſationen auf den Grund, wenn Andere ſich allenfalls am Effect ergötzen."

[3] Hempel 3, 205. Vgl. Düntzer. Erläuterungen. I 316 f.

[4] Schöll. Goethes Briefe an Frau von Stein. III 438. Carl-Auguſt Büchlein. Weimar 1857. S. 130 heißt es: „Ende Juni bis Anfang Juli iſt der Herzog in Teplitz."

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke. Flucht.

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott! wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in den Wald.

Ziehen vorbey.

Link.

Link. Was ſich widerſetzt, niedergeſtoßen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

5. September 1813 am 18. Auguſt aus Teplitz gegangen ſein[1]) er ſchreibt: „Bis den 18ten Auguſt verlebte ich ruhige Tage in Teplitz, dann ſehr lebhafte und ſtürmiſche in Dresden, und befinde mich ſeit dem 19ten hier, bei gutem Wetter mich durch verſchiedene Landparthieen für den Winter zu ſtärken und vorzubereiten". Natürlich können dieſe Daten nicht ſtimmen, wie konnte Goethe am 18. Auguſt Teplitz verlaſſen, einige Tage in Dresden verleben und am 19. Auguſt in Weimar ſein. Es kann alſo nur heißen „bis den 8. Auguſt", denn die Veränderung des zweiten Datums iſt unmöglich, da Goethe am 14. Auguſt in Weimar erwartet wurde[2]) und am 21. Auguſt in Weimar an der Hoftafel war[3]) und dann zum Herzog nach Ilmenau gieng, welches er ſeit ſiebenzehn Jahren nicht geſehen hatte. Knebel meldet dies ſchon den 30. Auguſt an Frau von Schiller mit den Worten[4]): „Daß Goethe jetzt mit dem Herzog und dem Prinzen Bernhard in Ilmenau iſt, werden Sie wiſſen". Goethe dürfte daher am 8. Auguſt aus Teplitz geſchieden ſein, ſo daß die Nachſchrift vom 6. Auguſt als letzter Gruß aus den „kaiſerlichen Erblanden" ſehr wol an der Zeit war. Seit dem 16. April waren gerade ſechszehn Wochen verfloſſen.

Mit der Ruhe von Teplitz contraſtierte die Aufregung der nächſten Wochen gar gewaltig. Die Verbindung gegen Napoleon iſt allgemein geworden. Woran Viele verzweifelt hatten, Goethe vor Allen, die deutſche Sache errang den Sieg; die vereinigte Macht der Verbündeten entſchied das

---

[1]) Freeſe S. 53.

[2]) Charlotte von Schiller. I 665.

[3]) Schöll a. a. O. III 438.

[4]) Charlotte von Schiller. III 344.

Schickſal Napoleons in der Völkerſchlacht bei Leipzig und mit Einem Male geſtalteten ſich die Verhältniſſe um. Auch Weimar mußte wieder Anteil nehmen an Leid und Freud; wie ein Spielball fliegt es von einer Hand in die andere; die Koſaken ſchleichen heran und nehmen den franzöſiſchen Geſandten gefangen; am 21. October überfallen die Franzoſen unter Lefebvre-Desnouettes die Stadt vom Ettersberge her, es kommt zum Kampfe und Weimar hat von den Feinden wie von den plündernden Freunden zu leiden; über den Häuſern ziſchten die Kugeln und man ſah die Blätter von den Bäumen und die Vögel aus der Luft fallen[1]. Im benachbarten Jena hörte man den ganzen Tag kanonieren, ohne jedoch etwas Sicheres zu wiſſen[2]. Goethe mit den Seinigen hatte ſich nicht zu beklagen, ja „unſer Schickſal,“ ſchreibt er an Zelter, „haben wir gegen das ſo vieler andern zu loben“.

Unter den Öſterreichern, welche in Weimar einzogen, befanden ſich auch mehrere Bekannte Goethes, ſo Graf Moritz O'Donell; das veranlaßte Goethe nach längerem Stillſchweigen wieder einmal an die Gräfin Joſephine O'Donell zu ſchreiben.

---

[1] Charlotte von Schiller. I 666. Vgl. Schöll. Carl-Auguſt-Büchlein. S. 131.

[2] Charlotte von Schiller. III 345 f.

X.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Die ſeit geraumer Zeit zwiſchen meiner verehrten Freundinn und mir unterbrochene Communication thut ſich endlich wieder auf und ich verſäume nicht mit wenigem von meinem Zuſtande Nachricht zu geben.

Nachdem uns ein zwar gehofftes aber doch immer ſchweres Geſchick lange gedroht, ſo brach es endlich am $21^{\text{ſt}}$ und $22^{\text{ſt}}$ October über uns herein, und wir hatten von der rohen loßgelaſſenen Gewalt alles zu fürchten und vieles zu ertragen. Wenn Sie ſich vorſtellen daß wir in acht und vierzig Stunden die ganze Stufenleiter vom Schreckbarſten bis zum Gemeinſten durchgeduldet haben, ſo werden Sie gewiß Ihres Freundes mit Antheil gedenken. Das erſte liebreiche was mir alsdann entgegenklang war der

Nahme O'Donel [sic], der allein ſchon hinreichend geweſen wäre mich in eine andere Welt zu verſetzen. Da aber der Mann der ihn trägt unter die vorzüglichſten gehört die ich in meinem Leben gekannt habe, ſo war die Unterhaltung mit ihm
S. 2. Erquickung ja | Wiederherſtellung, und ich freue mich nur daß mein Sohn gegenwärtig geweſen um einen Begriff von ſo hoher Bildung zu faſſen, und ſich darüber mit mir jetzt und in der Folgezeit fruchtbar zu unterhalten. Eben ſo engelartig erſchien ein Fürſt Moritz Lichtenſtein welcher mehr als er ſelbſt wiſſen kann mir hülfreich geweſen. Die edle Theilnahme des Fürſten Louis der mit eigener und der Seinigen Gefahr die Verwüſtungen womit uns wilde Horden überzogen, abzulehnen trachtete mußte rühren und unſere Hoffnungen beleben. Erfreulich war die ritterlich angenehme Gegenwart des Fürſten von Windiſch Grätz, wozu ſich ein Graf Clan, ein von Pfeil und andere junge ſo brave als wohldenkende Männer geſellten. Von mehreren iſt mir der Nahme entfallen, aber ihre Ge-

ſtalt ſowohl als ihr Geſpräch bleibt mir unvergeßlich.

So lebten wir bedrängt und getröſtet, aufgeregt und beruhigt unſere Tage, bis endlich die Gegenwart und beſondere Gunſt des Herrn Grafen Metternich mich völlig aufrichtete und mir einen frohen Eindruck hinterließ: denn es iſt freylich geiſt- und herzerhebend | an den Anſichten S. 3. ſolcher Männer Theil zu nehmen die das Ungeheure Ganze leiten von deſſen kleinſten [sic] Theil wir andern uns gedrückt, je erdrückt fühlen.

Und ſo ſey denn der erſte freye Athemzug der mir vergönnt iſt meiner geliebten Freundinn gewidmet. Unternehmen Sie wie ſonſt die ſchöne Pflicht mich und mein Geſchick allerhöchſten Orts zum angelegentlichſten zu empfehlen. Die hoch und heilig gehaltenen Nahmenszüge blickten mich in dieſen Stunden der Verwirrung wie Glückbringende Sterne freundlich an als ich ſie ſtatt aller übrigen Schätze zu flüchten und zu retten ſuchte. Leben Sie tauſendmal wohl und laſſen

Sie mich in Hoffnung eines fröhlichen Wiederſehens bald den theuren Nahmen erblicken, der mir nun doppelt werth geworden.

Weimar d. 30$^{\text{ſt}}$ October ewig verbunden
1813. Goethe

Auch dieſer Brief befindet ſich in Kanzler von Müllers Archiv in Abſchrift, aber mit dem felerhaften Datum 13. November 1813; Strehlke[1]) gibt einen Auszug. In welcher Eigenſchaft Graf Moriz O'Donell (ob als Adjutant des Erzherzogs Maximilian, oder als Vertrauensperſon des Fürſten Schwarzenberg) in Weimar war, vermag ich nicht feſtzuſtellen. Die Öſterreicher befanden ſich vom 24. October ab in Weimar. Am 30. October war Goethe mit ihnen an der Hoftafel und ſah ſie „zum Theil Abends bei ſich“ [1]). Unter ihnen befand ſich „ein“ Fürſt Moriz neben dem Grafen Moriz, nämlich Fürſt Moriz Liechtenſtein, derſelbe, welchen Goethe aus Teplitz kannte. Dort dürfte Goethe 1812 auch mit dem Fürſten von Windiſch-Grätz beiſammen geweſen ſein, wenigſtens gehörte derſelbe zu der Hofgeſellſchaft[2]).

Fürſt Louis iſt wol Fürſt Alois Gonzaga Liechtenſtein geboren am 1. April 1780, geſtorben zu Prag am 8. November 1833. In der Schlacht von Leipzig hatte er das

---

[1]) Vgl. Schöll. Goethes Briefe an Frau von Stein. III 438.

[2]) Vgl. Varnhagen von Enſe. Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim 1838. III 192.

2. Armeecorps commandiert und durch ſeine Tapferkeit ſich ausgezeichnet[1]).

Über die intereſſanten Bekanntſchaften, welche der Durchzug ſo vieler Diplomaten durch Weimar ihm verſchaffte, hat ſich Goethe in einem Briefe an Knebel[2]) vom 4. November 1813 ausgeſprochen: „Wie wir ſeit vierzehn Tagen leben, brauchen wir einander nicht zu articuliren, denn jeder hat ſein Theil geduldet. Ich habe viel intereſſante Bekanntſchaften gemacht, die ich Dir wirklich als reichlichen Erſatz des Uebels, das mir widerfahren, betrachten kann; ich freue mich darauf Dir, bei unſerer nächſten Zuſammenkunft, mehrere Schilderungen mitzutheilen". Und in den Tag- und Jahresheften ſchreibt er[3]): „Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar geſehen: Wilhelm von Humboldt[4]), Graf Metternich[5]), Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Württemberg, Prinz Auguſt von Preußen, Kurprinzeß von Heſſen, Profeſſor John, Chemikus, Hofrath Rochlitz". Von den in unſerem Briefe angeführten Perſonen kehrt nur Metternich wieder.

---

[1]) Vgl. Varnhagen ebenda. III 186.

[2]) Briefwechſel. II 101.

[3]) Hempel 27, 1, 211.

[4]) Wol am 26. October, da Humboldt „aus des wackern Knebel's Stube" in Jena an dieſem Tage Goethe ausdrücklich ſchreibt: „ich bin heute Abend in Weimar"; er bittet um ein Stübchen in Goethes Hauſe. „Wenn die öſterreichiſche Staatskanzlei nicht mehr in Weimar iſt, ſo kann ich ohnehin nur dieſe eine Nacht bleiben, und deſto werther wäre es mir, den Abend ganz bei Ihnen zuzubringen." Knebel ſchreibt am 27. October an Charlotte (III 346): „Geſtern hatte ich das Vergnügen, den Herrn Miniſter v. Humboldt auf wenige Augenblicke bei mir zu ſehen. Er reiste nach Weimar und wußte nicht, ob es ihm ſeine Zeit zulaſſen würde, Sie zu beſuchen, doch hoffit er es". Am 2. November war Humboldt ſchon in Fulda, wo der Friede mit dem Könige von Württemberg unterzeichnet wurde, am 6. November in Frankfurt als Bevollmächtigter Preußens. Dies zur Berichtigung von Biedermanns Anmerkung, Hempel 27, 1, 480.

[5]) Auch er ſoll nach Biedermann a. a. O. am 24. und 25. October in Weimar geweſen ſein. Metternich war am 2. November gleichfalls in Fulda (vgl. Aus Metternich's nachgelaſſenen Papieren. Wien 1880. I

Der erwähnte Graf Clam war wol Graf Karl Joſeph Nepomuk Clam-Martinitz geb. 1792, geſt. 1840, ſeit 1809 in der Armee, 1813 dem Fürſten Schwarzenberg zugeteilt; unter von Pfeil haben wir wol den öſterreichiſchen Rittmeiſter Freiherrn von Pfeill-Scharfenſtein zu verſtehen, welcher 1815 mit Blücher die Feinde verfolgte[1].

Mit Metternich hatte Goethe ſchon Verbindung gehabt; bekanntlich wurde Goethe am 12. Februar 1812 als Ehrenmitglied der Wiener Akademie der bildenden Künſte proclamiert. Am 16. März 1812 dankte Goethe dem Grafen Metternich in einem Schreiben, das von Strehlke überſehen wurde[2]. Es ſei hier mitgeteilt, weil es an dem erſten Druckorte kaum beachtet wird[3]:

> „Daß Eure Excellenz, indem Hochdieſelben den wichtigſten und dringendſten Geſchäften vorſtehen, ſich auch der Wiſſenſchaften und Künſte einſichtig annehmen, konnte mir ſelbſt in der Ferne nicht verborgen bleiben; vielmehr war ich davon ſchon längſt unterrichtet und erfreute mich im Stillen daran in

---

175); über die Zeit vom 19. October bis zu dieſem Tage finden ſich keine Aufzeichnungen in den Papieren. Schöll, Carl-Auguſt-Büchlein S. 131 ſagt, vom 24.—27. October bis Anfang November ſeien die Diplomaten Oeſtreichs, Rußlands und Preußens in Weimar geblieben.

[1] Vgl. Metternich's nachgelaſſene Papiere. II 517.

[2] Auch im Goethe-Jahrbuch wurde es nicht erwähnt.

[3] Aus Metternich's nachgelaſſenen Papieren. I 249.

Betrachtung des allgemeinen Beſten. Nicht leicht hätte ich jedoch denken können, daß ich das Glück haben ſollte, Eurer Excellenz auch für die Erſtreckung jener hohen Gunſt auf meine Perſon den gefühlteſten Dank darzubringen. Wenn wir unſer Leben beſonderen Thätigkeiten aufopfern und in denſelben eine gewiſſe Fertigkeit erlangen, ſo wünſchen wir freilich ſolche auszuüben und Anderen damit nützlich zu ſeyn; und wie kann dies beſſer und ſicherer geſchehen, als wenn Männer, in ſolchen Fächern geprüft, uns in ihre Mitte nehmen und uns zu deren Vortheilen geſellen, welche nur durch eine Maſſe gleichwirkender zu erreichen ſind. Dadurch wird dann jeder Einzelne aufgemuntert und was menſchliche Läſſigkeit, ungünſtige Umſtände, böſer Wille, wohl eingeſchläfert, beengt, ja gelähmt haben könnten, wieder angeregt und in Thätigkeit geſetzt. Unendlich ſind daher Euer Excellenz Verdienſte, durch Begünſtigung von Oben ſolche Vereinigungen ſtiften, erneuern, erhalten, ausarbeiten und beleben zu wollen. Der hochanſehnlichen kaiſerlichen königlichen Akademie der vereinigten bildenden Künſte werde ich meinen lebhafteſten Dank abzutragen nicht ermangeln, ob mir gleich der Ausdruck fehlt, um hinreichend zu bezeugen, wie ſehr ich entzückt bin, daß man auf eine ſo ehrenvolle Weiſe, bei einer ſo glänzenden Gelegenheit auch meiner hat gedenken und dadurch Allem, was ich zu leiſten im Stande bin, eine neue Epoche bezeichnen mögen. Wie ich nun hierin Eurer Excellenz verehrliche Einwirkung nicht verkennen darf, nicht weniger die Selbſteigene Ankün-

> digung dieſer ſchönen Gabe gewiß zu würdigen verſtehe, ſo darf ich nicht mit viel Worten betheuern, wie werth mir dieſe günſtigen Rückſichten ſein müſſen, die ich auf irgend eine Weiſe thätig zu erwiedern im Stande zu ſein wünſchte“.

Wie in dieſem Schreiben tritt Goethes Beſcheidenheit auch in der Äußerung über Metternich der Gräfin gegenüber hervor. Metternich hat bekanntlich auch Goethe ſehr geſchätzt. Im Jahre 1819 trafen ſich die beiden Männer zu Karlsbad wieder[1] und Goethe fand an dem Fürſten Metternich abermals „einen gnädigen Herrn“.

In einem undatierten Briefe hat auch der Herzog an die Gräfin einen Bericht über die Beſuche nach der Schlacht von Leipzig gegeben. Nicht alles in demſelben iſt ganz klar; unter anderem ſchreibt er:

> Goethe a eu dans sa maison Jerôme Colloredo, qui ne quadrait point avec Votre Enfant gaté par rapport au Poetique: toute sa garde et sa Suite y logoit aussi. Tous les Lichtenstein etc mes anciennes Connaissances ont été chez moi; Mr. Votre Prince hereditaire Titin[2] a aussi été chez moi. Il avait eu des mauvaises nouvelles de sa femme et Enfant surtout de Mad. Sa belle mère, qui a ce que l'on dit ne parle que l'anglais et cela très coulement“.

Graf Hieronymus Colloredo-Mansfeld zu Wezlar am 30. März 1775 geboren, war nach ruhmvollſter militä-

---

[1] Vgl. jetzt auch Goethe-Jahrbuch. V 14 f.

[2] Der Herzog nennt den Grafen O'Donell mit dem Namen ſeiner Frau Titine.

Metzler vom Hügel herunter gelaufen.

Metzler. Wie geht's euch, Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurm wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler zu den Bauern. Ihr Hund, ſoll ich euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebene gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anſtarrten, riſcher Carrière im September 1813 Feldzeugmeiſter geworden und befehligte in der Schlacht bei Leipzig den linken Flügel der Hauptarmee; dabei bekam er einen Schuß, durch welchen er ſich aber nicht hindern ließ an der Verfolgung des Feindes teilzunehmen. Erſt ſeine ſchwere Verwundung am 5. Februar 1814 vor Troyes nötigte ihn, ſich zurückzuziehen. Er ſtarb am 23. Juli 1822.

Was in Goethes Brief mit den „hoch und heilig gehaltenen Nahmenszügen" gemeint ſei, welche ihn „wie Glückbringende Sterne" in den Stunden der Verwirrung anblickten, das erfahren wir beſſer aus dem zwölften Briefe an die Gräfin, wo denn auch das Nähere darüber geſagt iſt.

XI.

[Ein Quartblatt eigenhändig.]

Hier, meine verehrteste, zum Weynachsfeste [sic] den besten Grus und das neuste deutsch und Französch zum neuen Jahr. Möge Sie diese Epoche freundl anlachen! Nächstens etwas aelteres und noch etwas neueres. So viel eiligst, da die Gelegenheit eilt. Wünsche und Bitten wie immer. W. d. 20 Dec. 1813

Goethe

Was Goethe der Gräfin mit dieſem Briefe ſchickte, weiß ich nicht zu ſagen. Darf man an den Epilog[1] „Zu Wallenſteins Lager“ denken, welcher dem ausziehenden Freiwilligencorps einen ſchönen Geleitwunſch ausſprach? Das „neuſte Deutſch und Franzöſch“ fände dadurch ſeine Erklärung. Oder ſandte Goethe vielleicht Ludens neue Zeitſchrift „Nemeſis“? Anderen Freunden, wie Knebel[2],

---

[1] Hempel 11. 1, 207 ff.

[2] Briefwechſel, II 122. 127.

Frau von Stein[1]) widmete Goethe zum neuen Jahre das niedliche Gedicht[2]) von Friedrich Peucer „An des neuen Jahres Schwelle“, darauf paßt jedoch wieder die Bezeichnung „neuſtes Deutſch und Franzöſch“ nicht.

Auch die beabſichtigte Sendung von etwas älterem und noch etwas neuerem wird ſich kaum erraten laſſen; man möchte bei dem letzteren an den dritten Teil von Dichtung und Wahrheit denken. Goethe führte ſeine Abſicht aus und begleitete ſeine Sendung mit nachſtehenden, bisher ungedruckten Verſen:

---

[1]) Goethes Briefe. III 140 f.

[2]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel. II 122[1]).

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06897/241

[Ein Octavblatt eigenhändig nur beſchrieben.]

Die kleinen Büchlein kommen froh
Der werthen Dame sich zu bücken;
Doch Lieb' und Freundschaft auszudrücken,
Bedürft es ein in Folio.

Weimar G
d. 3 Febr
1814

Für die „werthe Dame“ verweiſe ich auf die Bemerkungen zum dritten Briefe, es iſt natürlich die Gräfin O'Donell. Kurz nach Abſendung dieſer Verſe muß Goethe von ihr einen Brief erhalten haben, welchen er umgehend beantwortet.

XII.

[Ein Quartbogen dictirt.]

Sie handelten ſehr lieb und freundlich, meine Theuerſte, mir von Ihrer Geneſung ſogleich eigenhändige Nachricht zu geben, nachdem das Gerücht von Ihrer Krankheit mich ſehr beunruhigt hatte. Dieſe und ähnliche Uebel ſind doppelt empfindlich, indem ſie uns von den werthen Perſonen trennen, welche allein ſie zu lindern im Stande wären. Geben wir hingegen unſrem Gefühle nach und meiden nicht oder laſſen nicht meiden, ſo verbreitete ſich das Uebel, und der Wiedergeneſene hat einen krankgewordenen Hülfreichen zu beklagen. So ſieht es jetzt leider in der ganzen Welt aus, und ein Brief braucht nicht immer ſchwarz geſiegelt zu ſeyn, um uns Unheil zu verkündigen.

Dagegen iſt aber auch das erworbene Heil ſo groß, daß ſich Niemand beklagen wird, an der Gefahr und Noth, wodurch es erworben ward, Theilgenommen zu haben oder zu nehmen, es ſey handelnd oder leidend, mit dem Leibe oder dem Beutel bezahlend; wenigſtens dürfen wir uns ſagen, daß die Seele gewonnen habe.

An mir iſt indeß Ihr ſchöner Seegenswunſch in Erfüllung gegangen, und ich bin durch günſtige Ereigniſſe in den Fall geſetzt, meinen löblichen und unlöblichen Gewohnheiten wieder fröhnen zu können; welches, genau beſehen, denn doch der Menſchen höchſter Wunſch bleibt. Das vergangene Jahr hat, nicht allein im Aeußern ſondern auch im Innern, ſich höchſt ungünſtig
E. 2. gegen mich erwieſen; der Jänner hingegen | hat ſich höchſt freundlich und lieblich gezeigt. Wir wollen ſehen, wie ſich ſeine übrigen Jahresgeſellen betragen und aufführen werden.

Da wir uns nun unter dem Schutz der heiligen HeerSchaaren wieder können wohl ſeyn laſſen; ſo habe ich angefangen meine, vergangenes

Jahr zweymal geflüchteten und vergrabenen Kunſtſchätze und ſonſtige Prätioſa wieder auszuſcharren und aufzuſtellen, bey welcher Gelegenheit mir mancherley Gutes und Treffliches, und alſo auch jener Name in Sternenzügen aufs Neue geſchenkt wird. Laſſen Sie ja, theureſte Freundinn, wenn Sie ſich der Verehrteſten wieder nähern, mein Andenken treulich mit einfließen.

Mein dritter Band kommt noch nicht. Ich glaube er wäre glücklicher wenn er in Sedez gedruckt wäre. Die kleinen Büchelchen ſind immer regelmäßig zu Weihnachten da. Für mich iſt es ein Glück, daß ich[1]) ein alter Schriftſteller bin, dem es um die Publicität nicht ſonderlich mehr zu thun iſt. Erſt entvölkerte Nervenfieber, ſodann Inſurrection u Conſcription die Druckerſäle; jetzt hat der Verleger wegen der Verſendung Zweifel. Ein junger Autor würde vor Ungeduld aus der Haut fahren; ich aber tröſte mich u hoffe daß das Büchlein, wenn es eine Weile liegt wie die Mispeln nur gewinnen wird.

---

[1]) Nach ich iſt „als“ geſtrichen.

Und ſo möge denn der tiefe Schnee dieſen Brief nicht abhalten, dem ich abermals ein kleines Büchlein hinzufüge, damit er einiges Gewicht erhalte, und nicht verweht und verwindwebt werde. Leben Sie recht wohl, und laſſen mich empfohlen ſeyn.

Weimar Goethe
den 8 Februar
1814.

Die Gräfin muß von einer anſteckenden Krankheit zu melden gehabt haben, welche ſie nöthigte, ſich „von den werthen Perſonen“, hauptſächlich meint Goethe wohl die Kaiſerin Maria Ludovica zu trennen. Die Leiden, welche er durchzumachen hatte, waren mehr pſychiſcher Natur; wir wiſſen, daß er ſich dem Wunſche ſeines Sohnes, ins Freiwilligencorps einzutreten, ſehr lange widerſetzt hatte, was eine Reihe unangenehmer Auſtritte hervorrief. Einquartierungen nahmen den Beutel in Anſpruch, wie auch Charlotte von Schiller klagt[1]. In ſchnell errichteten Lazarethen fanden zahlreiche Verwundete Pflege, wodurch gefährliche contagiöſe Krankheiten ſich einſtellten. Allein es ließ ſich alles das ertragen, da die Ordnung wieder kommen wollte. Der Herzog hatte ſich vom Rheinbund getrennt, war den Verbündeten beigetreten und zog als

---

[1] Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I 660, 665 f.

Generaliſſimus der ſächſiſchen Truppen am 7. Januar in die Niederlande. „Wir ſtecken mitten in der Herrlichkeit“, ſchreibt Goethe den 29. Januar an Knebel[1]) „und es ſieht bei uns prächtiger aus als je“; und weiter heißt es: „Der Schnee befängt mich und dann iſt jetzt des Treibens und Erwartens hier kein Ende. Vor Hälfte Februar iſt an keine ruhige Stunde zu denken.“

Auch Frau von Grottbuß meldet er am 7. Februar in ganz ähnlichen Worten, wie der Gräfin[2]): „Was mich betrifft, ſo erlauben mir glückliche Umſtände und Ereigniſſe, einen ganz engen Zauberkreis um mich her zu ziehen, in welchem ich, nach alter Gewohnheit, meinen ſtillen Beſchäftigungen nachhänge, das was ich zeitlebens vorgenommen wieder aufnehme, um das Brauchbare davon meinen zwar wunderlichen, jedoch immer geliebten Landsleuten [den Deutſchen, über deren Art „ſobald ſie von fremdem Drucke ſich befreit fühlen, unter ſich zu zerfallen“, er in dem Briefe geklagt hatte] aufzubewahren.“

Durch den Ausdruck „Jahresgeſellen“ werden wir an jene Verſe „Die Jahre“ und „Das Alter“ erinnert, welche Goethe am 23. Februar als neuentſtanden an Zelter ſchickte[3]). Mit dem Winter thauten auch wieder allerlei poetiſche Curioſa auf[4]).

Der Schutz der heiligen Heerſchaaren, natürlich der Verbündeten, ließ Goethe daran denken, ſeine Sammlungen zu ordnen. „Ich benutze“, ſo ſchreibt er den 5. Februar an Knebel (II 136), „dieſe ziemlich ruhigen Augenblicke und Erd' und Himmel! Umringt waren ſie, ehe ſie ſich's verſahen, und alle mit Spießen niedergeſtochen.

---

[1]) Briefwechſel. II 134.

[2]) Die Grenzboten. II 1846. S. 511.

[3]) Briefwechſel. II 97 f.

[4]) An die Stein. III 442.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. Es brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuerchen geben. Siehſt du, wie die Kerls übereinander purzelten und quäkten wie die Fröſche! Es lief mir ſo warm über's Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Rixinger, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt' ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Haſch! den Spieß ihm zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt' alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haſen bey'm Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie ſind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Reſpect hätt. Denn wir ſind doch manches zu ordnen, was mehrere Jahre her, durch Krankheit, Reiſen und Krieg dergeſtalt verwirrt worden, daß meine hübſchen Beſitzungen ein unerträglich chaotiſches Anſehen haben und völlig ungenießbar geworden ſind." Und Knebel ſchreibt an Louiſe Seidler (Uhde S. 136) am 18. Januar 1814: „Unſer Goethe gefällt mir gar nicht. Er war geſtern Abend wieder ſo bewegt, ſo feierlich, ſo weich, daß mir himmelangſt wurde. Er ſuchte alle alten Kupferſtiche zuſammen, — um ſich Geſchäfte zu machen, iſt ſehr heiter, aber auf ſo eigene Weiſe. Ich fürchte ſehr für ſein Leben."

Dabei kam Goethe auch das Geſchenk der Kaiſerin Maria Ludovica wieder in die Hände, das ihren Namen in Sternenzügen enthielt. Schon im 10. Briefe hatte er desſelben gedacht.

Den dritten Band von Dichtung und Wahrheit hoffte Goethe zu Michaelis 1813 fertig verſchicken zu können. Allein „das Nervenfieber hat auch unſere Druckereyen wo nicht entvölkert[1]) doch ſehr gelähmt, ſonſt hätteſt Du ſchon den dritten Theil", ſo ſchreibt er an Zelter (II 84 f.). Auch ſeine Hoffnung: „gegen Weihnachten folgt dann wohl der dritte Theil der tauſend und einen Nacht meines thörigen Lebens, welches doch in der Darſtellung faſt noch unklüger ausſieht als es an ſich war", auch dieſe Hoffnung erfüllte ſich nicht[2]). Am 2. Januar 1814 meldet Charlotte von Schiller der Prinzeſſin (I 670): „der dritte Theil iſt nur in Aushängebogen erſt ſichtbar. Er [der Meiſter] hat mir zwei Bücher davon mitgetheilt, die wunderbar ſchön, lebendig und anziehend ſind. Man wird ordentlich mit jung und aufgelebt.“ Am 23. Januar wartet er der Frau von Stein in Effigie auf (III 441); am 23. April ſendet er der Frau von Grotthuß[1]) einen Theil, „das Ganze werde erſt in drei, vier Wochen an den Tag kommen.“ So arg war es jedoch nicht, am 8. May hatte Knebel den dritten Theil ſchon erhalten (II 149), am 7. ſchickte ihn Goethe auch an Zelter (II 121). Die Gräfin wurde am 10. May mit einem Exemplar bedacht (ſ. u.).

---

[1]) Über dieſe Krankheit ſchreibt Vulpius an Nic. Meyer den 12. Januar 1814: „Die Nerven- und Faulfieber haben bei uns viele, und meiſtens junge Menſchen hinweggerafft, ſo daß deren täglich 5 bis 6 ſtarben. In 5 Lazarethen ſtarben täglich 30 bis 40 Mann." Goethe-Jahrbuch 1883. IV 337. Vgl. Uhde, Louiſe Seidler S. 118 ff.

[2]) Im Briefe vom 26. December 1813 an Zelter (II 84 f.); dieſes

Ueber ſeine Ruhe, was den Erfolg ſeiner Werke betrifft, äußert er ſich den 30. Januar 1812 an Rochlitz[2]): „Eine ſolche Langmuth iſt nur Dem zuzumuthen, der ſich bei Zeiten den dédain du succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will[3]). Wenn ſie den augenblicklichen leidenſchaftlichen succès meint, ſo hat ſie recht. Was aber den wahren Erfolg anbetrifft, gegen den bin ich nicht im Mindeſten gleichgiltig; vielmehr iſt der Glaube an denſelben immer mein Leitſtern bei allen meinen Arbeiten. Dieſen Erfolg nun früher und vollſtändiger zu erfahren, wird mit den Jahren immer wünſchenswerther, wo man nicht mehr viel Stunden in Gleich-

---

Datum beruht jedesfalls auf einem Irrthum; nur die Schlußworte können von dieſem Tage ſein, alles andere muß „lange“ vorher geſchrieben ſein, vgl. auch den Brief vom 29. December 1813.

[1]) Grenzboten a. a. O. 513.

[2]) Vgl. Strehlke, Goethes Briefe, II 100.

[3]) Oeuvres complètes, 1820, X 240: „on aperçoit le dédain du succès dans Goethe, à un degré qui plait singulièrement, alors même qu'on s'impatiente de sa négligence“.

giltigkeit gegen den Augenblick und die Zukunft zu hoffen hat."

Die Sendung des dritten Theiles begleitete Goethe mit folgenden (ſchon gedruckten) Verſen[1]) an die Gräfin; er ſchrieb ſie eigenhändig auf ein zierliches Sedezblättchen grünen Glanzpapiers, das gepreßte Randverzierungen hat:

Ein alter Freund er-
scheint maskirt,
Vnd das was er im
Schilde führt
Gesteht er wohl nicht allen:
Doch Du entdeckst so-
gleich den Reim,
Vnd sprichst ihn aus
ganz ins Geheim:
Er wünscht Dir zu
. . . .

W. d 10 May 1814 G.

Durch längere Zeit ſcheint nun die Verbindung zwiſchen Goethe und der Gräfin Joſephine unterbrochen geweſen zu ſein, wenigſtens hat ſich keine Zeile vorgefunden, welche das Andauern eines weiteren freundſchaftlichen Briefverkehrs bewieſe. Wie vielerlei erlebte Goethe! Mit Leidenſchaft drang er immer weiter in den Oſten, ſich in die orientaliſche Litteratur verſenkend. Aber es war doch nur lebendige Gegenwart, die er in den Oſten übertrug, die Suleika, welche er beſang, hatte er im Weſten gefunden.

---

[1]) Hempel II 423 ohne Datum und Namen der Gräfin; es folgt in den Ausgaben ſeit 1815 auf das eben S. 50 gedruckte „Der liebenden Vergeßlichen, zum Geburtstage" und trägt den Titel „Mit Wahrheit und Dichtung".

Schon den 23. April 1814 ſchrieb er an Frau von Grotthuß[1]: „die öſterreichiſchen Staaten liegen mir in der Einbildungskraft viel weiter, als andere Länder und Städte von derſelben Entfernung“. 1814 kam er nicht nach Böhmen, zuerſt beſuchte er das Schwefelbad Berka, dann zog es ihn an den Rhein, Main und Neckar; nach ſiebzehn Jahren zum erſten Male ſah er ſeine Vaterſtadt Frankfurt am Main wieder: fand er auch ſeine Mutter nicht mehr, andere Freunde von früherer Zeit und neugewonnene ſuchten ihm ſeinen Aufenthalt zu verſchönern. In der Gerbermühle ſpannen ſich Fäden an, welche ihn während der nächſten Jahre immer mächtiger feſſelten. Fröhliche, ſonnige Tage verlebte Goethe dort, wo er einſtens ſo glücklich und thöricht war. Er ſah die Stätten wieder, welche er vor kurzem in Dichtung und Wahrheit ſo lebendig nach der Erinnerung gezeichnet hatte[2].

Die freundſchaftlichen Gefühle für die Gräfin O'Donell waren jedoch nicht erkaltet, wenn Goethes Blicke jetzt auch mehr nach dem Weſten als wie früher nach dem Südoſten ſchweiſten; nur ergab ſich kein Anlaß ſich zu äußern. Als dann der Herzog Carl Auguſt zum Congreſſe nach Wien zog[3], muß er Grüße vermittelt haben. Die Gräfin war gerade damals in ihrer Eigenſchaft als Hofdame der Kaiſerin ſehr in Anſpruch genommen, freilich fand ſie Gelegenheit, alle, die Bedeutung hatten, kennen zu lernen und bei ſich zu ſehen. Bei ihr ſollen Theatervorſtellungen, tableaux vivants u. ſ. w. abgehalten worden ſein, ſie verſtand ſich darauf die geiſtreiche Geſellſchaft in ihren Salons zu feſſeln. Ihr zur Seite ſtand Graf Moriz, ihr Stiefſohn, mit ſeiner liebenswürdigen Gemalin Titine.

---

[1] Die Grenzboten. II 1846. S. 513.

[2] Man vgl. den von Th. Creizenach herausgegebenen „Briefwechſel zwiſchen Goethe und Marianne von Willemer (Suleika)“. Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart 1878.

[3] Schöll. Carl Auguſt-Büchlein S. 133.

Bilder vom Wiener Congreſſe beſitzen wir in verſchiedenen Denkwürdigkeiten; eine völlig ausreichende Zuſammenfaſſung mangelt noch. „Le Congrès danse, mais il ne marche pas" hatte Prinz de Ligne geſcherzt[1], der ſo gut es gieng, an den Vergnügungen Theil nahm. Freilich konnte er nicht mehr wie früher mitthun, er kränkelte: „Ich bin dem Aeskulap einen Hahn ſchuldig", ſo ſoll er geäußert haben[2], da er ſich legte; „meine Mittel geſtatteten mir nicht zu den Feſtlichkeiten beizutragen; ſo will ich dem Congreß das Begräbniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls zum Beſten geben. Das iſt noch nicht dageweſen". Seine Gabe richtig vorherzuſehen, die ſich in den Zeitläuften ſchon mehrſeitig politiſch bewährt hatte, ließ ihn auch diesmal nicht im Stiche. Die Kräfte ſchwanden ſchnell; ſchon ſterbend, als die Angehörigen ſeine kalten Hände küßten, nahm er den letzten Witzpfeil aus dem Köcher: „Mein Gott, wie ſchlimm muß es mit uns ſtehn, wenn man mich ſchon für einen Heiligen hält". In der That ſchied er als Lebemann, vielleicht nicht ohne coups d'oeil satisfaisant auf den günſtigen Augenblick, ein ſchimmerndes Daſein mit einem glänzenden Impromptu zu beſchließen. Als Feldmarſchall, Gardecapitain und Commandeur des Thereſienordens vereinte er die Würden, welche die Bahre eines Militärs mit königlichem Prunk umgeben.

---

[1] Mémoires de Mme la Duchesse D'Abrantès. Bruxelles 1835. XIX S. 214 f. Sie fügt hinzu, das ſei geſagt avec plus d'esprit et de malice que de justesse, denn souvent l'empereur de Russie a conquis une province en dansant une polonaise avec la reine de Bavière ou l'impératrice d'Autriche . . . Ainsi donc le congrès marchait tout en dansant". Vgl. auch: Aus Metternichs nachgelaſſenen Papieren. I 209*).

[2] Ich ſchöpfe dieſe Anecdote aus dem köſtlichen anonym erſchienenen Werke von Friedrich Anton von Schönholz „Traditionen zur Charakteriſtik Oeſterreichs, ſeines Staats- und Volkslebens unter Franz dem Erſten". Leipzig 1844. II 122 ff. Vgl. über den Verfaſſer Th. v. Karajan: Berichte und Mittheilungen des Alterthumsvereines zu Wien. I 1856. S. 62. Karajans Exemplar befindet ſich in meinem Beſitze.

Er ſtarb am 13. December 1814, wie Gentz notiert[1] à 10 heures du matin. Sein Leichenbegängnis machte wirklich großes Aufſehen und damit dem „heiteren Sonderling" auch im Tode der Scherz nicht fehle, erſchien „Sir Sidney Smith bei ſeinem Leichenzuge als engliſcher Admiral zu Pferde mit gezogenem Degen an der Spitze einer öſterreichiſchen Batterie, was ſelbſt damals, wo das polyglottiſche Wien allenthalben in beliebig gemiſchter Zunge ſprach, die heiterſte Senſation erregte"[2].

Graf Moriz O'Donell widmete ſeinem Schwiegergroßvater eine biographiſche Skizze, welche der Herzog Carl Auguſt am 16. Januar 1815 mit einer Reihe von Aufträgen Goethen überſandte. Goethe dankt in einem Briefe, welcher vom Herzog der Familie O'Donell, oder doch dem jungen Grafen zum Geſchenke gemacht wurde. Er iſt als eine der wertvollſten Familienerinnerungen aufbewahrt. Gräfin Chriſtine O'Donell hat ihn Dr. Vogel für ſeine Ausgabe des Briefwechſels zwiſchen Carl Auguſt und Goethe überlaſſen (I S. VI.). Dieſes Schreiben darf in unſerem Zuſammenhange nicht felen, darum ſei es geſtattet, es nochmals abzudrucken, was um ſo verzeihlicher iſt, da Vogels Abſchrift keine ſorgfältige geweſen zu ſein ſcheint[1]). Goethe ſchreibt:

---

[1] Tagebücher. I 339.

[2] Traditionen. II 124.

---

[1] Briefwechſel. II 52 ff.

Goethe an den Herzog Carl Auguſt.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Ew Durchl

gnädigſtes Schreiben vom 16ten dieſes habe, zu meiner danckbaren Freude, bald zu erhalten das Glück gehabt. Bergrath Lenz hat ſogleich die verlangten Egel eingepackt u ſie ſind1), nebſt einem Schreiben, an Dr. Bremſer, an Geh. R. Voigt übergeben worden. So gut iſt es daß auch die unſcheinbarſten Dinge geachtet und aufbewahrt werden, weil man immer einmal dadurch erfreuen u nutzen kann.

Der biographiſche Verſuch über Prinz Ligne iſt ſehr glücklich gerathen und ſetzt eine ſchöne Uberſicht [sic] des Weltweſens voraus. Ich habe mich dadurch auf's wunderbarſte angeregt ge-

---

1) darnach „nebſt," geſtrichen.

S. 2. funden, u ſogleich | angefangen unſerm abgeſchiednen
Freunde ein Requiem zu dichten, wovon
einsweilen der Eingang beyliegt. Ich bin ſchon
weit hinein, und wäre wohl ſchon fertig, wenn
nicht die Bewegung der feſtlichen Tage meine
geringe Thätigkeit für das Nächſte in Anſpruch
nähme. Ich hoffe aber bis zur Hälfte Februars
das Ganze zu Stande zu bringen u werde es
dann ſogleich an Graf Odonel [sic] ſenden.

Haben Ew Durchl die Gnade mich dieſem
trefflichen Manne vielmals zu empfehlen. Unter
den neuen Bekanntſchaften, die jene große Völckerfluth
S. 3. mir zugeführt, behauptet er allerdings | den
erſten Rang. Möchten doch die äußeren Umſtände
ihm ſo günſtig ſeyn als er es verdient.

Im Orient, wo ich mich jetzt gewöhnlich aufhalte, wird es ſchon für das höchſte Glück geachtet, wenn, von jrgend einem demüthigen Knecht, vor dem Angeſichte der Herrinn geſprochen wird u Sie es auch nur geſchehen läßt. Zu wie vielen Kniebeugungen würde derjenige hingeriſſen werden, deßen Sie ſelbſt erwähnte! Möchte ich doch allerhöchſten Ortes nur manchmal nahmenweiſe erſcheinen dürfen!

Da Ew Durchl gewiß in Geſellſchaft öfter auf Orientaliſten treffen, | ſo dient es vielleicht S. 4.
zur Unterhaltung wenn erzählt wird: daß daß [sic] wir vor Kurzem, zu hieſiger Bibliotheck, ein wohlerhaltenes unvergleichliches Prachtſtück Perſiſcher, handſchriftlicher Art und Kunſt angeſchafft haben. Es iſt das Methnewi [sic] des Mohammed Dſchelaleddin Rumi, ein Gedicht welches von den Sofis für das fürtrefflichſte Buch nach dem Koran gehalten wird. Dieſes Exemplar iſt in Schiras geſchrieben, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Stadt die Reſidenz der Perſiſchen Kayſer war, welches ſie ohngefähr um 1500 aufgehört hat zu ſeyn.

Mögen Ew Durchl, indeßen wir die Fundgruben des entfernteſten Orients mentaliter wühlen, in dem nächſten Oſten, perſönlich die Erfüllung Ihrer Wünſche u der unſrigen erfahren!

W. d 29 Jan. unterthänigſt
1815. Goethe.

nur ihres Gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meinen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtſchaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den groſen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spieß', und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauſ't. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwiſchen die grauſame Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Haſt du die auch geſehen? Und

Das „Requiem dem frohſten Manne des Jahrhunderts, dem Fürſten von Ligne. Geſtorben den 13. Dezember 1814" iſt leider Fragment geblieben[1]; es wurde durch die Schrift des Grafen Moriz O'Donell nicht blos angeregt, ſondern auch in einigen Ausdrücken beeinflußt; im Anhange findet man daher die „biographiſche Skizze" abgedruckt.

Der weitere Inhalt von Goethes Brief iſt verſtändlich. Unter der „Völkerfluth" verſteht Goethe den Zuſammenfluß von Diplomaten und Militärs nach der Völkerſchlacht von Leipzig im October 1813. Die „Herrinn", vor deren Angeſicht Goethe nur manchmal nahmenweiſe erſcheinen möchte, iſt natürlich die Kaiſerin Maria Ludovica[1].

Das Mesnewi des Dſchelâl-eddin Rumi befand ſich in Jena in einem „vorzüglich eingebundenen und erhaltenen Manuſkript"; desſelben gedenkt Goethe in den Noten und Abhandlungen zum Weſt-öſtlichen Divan (Hempel, IV 259 ff. 272).

Da Goethe das Requiem nicht vollendete, fand er keine Veranlaſſung dem Grafen O'Donell zu ſchreiben, allein auch der briefliche Verkehr mit der Gräfin Joſephine O'Donell blieb unterbrochen. Nicht der am 7. April 1816 erfolgte Tod der verehrten Kaiſerin, obwol er ihn „in einen Zuſtand verſetzte, deſſen Nachgefühl ihn niemals wieder verlaſſen hat" (Tag- und Jahreshefte 27, 1, 228), noch der Beſuch des Grafen Moriz O'Donell und ſeiner Gemalin knüpften die Correſpondenz wieder an.

Graf und Gräfin Moriz O'Donell weilten im October 1816 in Weimar, Goethe gedenkt ihres Beſuches in den Tag- und Jahresheften (27, 1, 228). Die Zweifel des Freiherrn von Biedermann in den Anmerkungen zu dieſer Stelle (27, 1, 497) laſſen ſich einfach löſen. Gräfin Titine O'Donell die Enkelin des Prinzen de Ligne, wie Charlotte von Schiller mit Recht an Knebel ſchreibt, und ihr Gemal Graf Moriz O'Donell waren die Beſucher. Daß Goethe ſie eine geb. Gräfin Clary nennt, iſt ein leicht verzeihlicher Gedächtnisfehler, hatte er ſie doch, wie wir geſehen haben, im Claryſchen Kreiſe zu Teplitz kennen lernen (vgl. oben S. 15).

---

[1] Vgl. den Anhang.

Charlotte von Schiller meldet Knebel[1] am 9. October 1816: „Wir haben geſtern ſchöne Muſik bei Graf Edling gehört. Der berühmte Clarinettiſt Hermſtädt ließ ſich hören, und die hieſigen Sänger Stromeyer und Moltke haben wunderſchön geſungen. Es war ein wahrer Genuß, dabei die liebenswürdige Wirthin, der gutmüthige, höfliche Wirth und eine angenehme fremde Familie, Graf O'Donell aus Wien. Seine Frau iſt eine Enkelin des Fürſten Ligne. Ihn ſah ich vor drei Jahren [1813] im October, wo er aus dem Kriegsgetümmel zu mir ſich fand, mit dem innigſten Antheil und Liebe für Schiller. Goethe ſagt auch von ihm, daß er keinen liebenswürdigern Menſchen kenne; und das iſt wahr! es iſt, als fände man ſeinen nächſten Verwandten wieder. Dabei hat er viel Welt und Menſchen geſehen und ſpricht ſehr gut, und dabei iſt er kindlich und herzlich. Unſre Hoheiten waren auch freundlich und liebreich".

Gräfin Titine richtete damals an Goethe die Frage, ob er denn ſchon als Knabe ſich ſeiner Dichterkraft bewußt geweſen ſei und das Gefühl zu etwas höherem geboren zu ſein in ſich getragen habe. Goethe beantwortete dieſe Frage mit den bekannten Verſen, welche ſich von ihm eigenhändig quer auf ein großoctav Blatt geſchrieben im Beſitze der Familie erhalten haben:

---

[1] Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Herausgegeben von H. Düntzer. S. 310.

Als der Knabe nach der Schule
Das Pennal in Haenden ging,
Vnd mit stumpfer Federspule
Lettern an zu kritzlen fing,
Hofft' er endlich schoen zu schreiben,
Als den herrlichsten Gewinn;
Doch dass das Geschriebne bleiben,
Sollte sich durch Laender treiben,
Vnd ein Werth der Federspule
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemmel-Stule,
Warlich niemals in den Sinn.

Weimar,
d. 9. Octbr. 1816 Goethe

Goethe bemerkt zwar in der Ausgabe letzter Hand[1]: „Gräfin Titiene Odonell, geborne Gräfin Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit ſolchen Zeilen zuſchickte"; allein darin dürfte gleichfalls ein Irrtum ſtecken. Gräfin Titine hatte in der Tat von Goethe eine Schreibfeder verlangt und erhielt zwei, welche in einer Blechkapſel bis auf den heutigen Tag bewahrt werden. Goethe begleitete dieſe Sendung mit einem Gedichtchen, welches in der Ausgabe letzter Hand als „An dieſelbe, mit einer neuen, kaum angeſchriebenen Feder zugeſendet“ ganz richtig bezeichnet iſt; es hat ſich unter den Papieren nicht erhalten[1].

---

[1] IV 183. Vgl. Hempel II 431.

Die abgeſtutzten, angetauchten,
Die ungeſchickten, vielgebrauchten
Haſt du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein friſch Gefieder
Das niederſchreiben ſüße Lieder
Allſchönſter Tage Dir geſollt.

Gräfin Titine hat ihrem Sohne, dem jetzigen Beſitzer der Briefe, von ihrem Beſuche[2] bei Goethe wiederholt erzählt und auch berichtet, daß ſie damals die Lotte, Frau Hofrat Keſtner, in Weimar getroffen habe, was bekanntlich durch den Brief der Charlotte von Schiller an Knebel beſtätigt wird. So dürfen wir auch die Tradition wegen der Veranlaſſung des erſten Gedichtchens annehmen, umſo eher, da es nun erſt völlig verſtändlich wird.

Auch noch im folgenden Jahre 1817 herrſchte das gleiche Stillſchweigen zwiſchen Goethe und der Gräfin Joſephine O'Donell. Erſt im Jahre 1818 wurde neu angeknüpft. Als hätte er ſeine Behauptung wahr machen wollen, „daß es doch ein Unterſchied ſeyn möchte, ob correſpondirende Freunde zuſammen in den Kaiſerl. Erbſtaaten lebten, oder ob ein Brief erſt über die Grenze gehen müſſe“ (v. S. 89), eröffnete Goethe die Correſpondenz erſt, da er nach fünfjähriger Unterbrechung zum erſten Male wieder nach Karlsbad kam.

---

[1] IV 109. 183. Hempel II 431.

[2] Ich weiß nicht, ob von O'Donells jene „Abdrücke der Wiener Gemmen“ herrührten, welche Goethe in ſeinem Briefe an Knebel vom 7. November 1816 als das eigentlich Intereſſanteſte von dem bezeichnet, was bei ihm einlangte. Vgl. Briefwechſel II 207.

Er traf daſelbſt am 27. Juli ein[1]) und blieb bis zum 13. September. Er muß ſeinen Weg über Franzensbrunnen genommen haben, wo er zu ſeiner Ueberraſchung die Gräfin O'Donell antraf. Ihr Schwager, von dem die Rede in dem nachſtehenden Briefe iſt, muß Graf Hans O'Donell ſein, die Schwägerin war Caroline O'Donell geborene Fürſtin Clary, ein Portrait von ihr hat Angelica Kauffmann gemalt[2]). Kurz nach ſeiner Ankunft in Karlsbad ſchreibt Goethe an Gräfin Joſephine O'Donell:

---

[1]) Hlawacek a. a. O. 95 ff.

[2]) Es befindet ſich gleichfalls im Beſitze des Grafen Moriz O'Donell.

XIII.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Die Freude meine verehrte, geliebte Freundinn ſo unvermuthet wieder zu ſehen, war ſo gros daß mir der Ausdruck fehlte, und ich mich gar wunderlich dabey mag benommen haben. Als ich Sie verlies ergriff mich der Gedancke einige Tage zu bleiben, der aber leider den nächſten Bedingungen meiner Reiſe weichen mußte. Wie ſehr hätte ich gewünſcht jene ſchmerzlichen Erinnerungen, die wir ſo werth u heilig halten, mit Ihnen zu erneuern u der Erfüllung des Wunſches näher zu treten das unſchätzbare Andencken das in unſern Herzen ewig lebt, auch ſchriftlich zu bewahren. Können Sie, bey Ihrer Rückkehr, von dem Lebensgange der Verehrteſten nähere Kenntniß geben; |
ſo würde die Erinnerung der herrlichen Gegen- S. 2.
wart, die uns bis jetzt eigentlich nur betrübt,

wieder mit einiger Freude lebendig, indem eine fromme Huldigung uns ſelbſt zum Troſt gereichte.

Ihrer Frau Schwägerinn u Herren Schwager bitte ich mich wiederholt zu empfehlen u meine nächtliche Zudringlichkeit zu entſchuldigen, deren Anlas wohl Verzeihung bewircken mag.

Gegenwärtiges wäre früher abgegangen, hätte ich nicht die Ankunft der verſprochenen Taſſe zu melden gewünſcht, die mir noch nicht zugekommen iſt. Jenes Büchelchen das ich Ihrer Güte verdancke hat mich an Rhein, Mayn und Neckar begleitet, um die Handſchrift gar manches wohlwollenden Freundes aufzunehmen. Und ſo habe ich Ihr köſtliches Andencken auch in jenen Gegenden nicht von der Seite gelaßen.

Und ſo fort u für ewig

CB. d. 4 Aug G
1818.

Die Kaiſerin hatte ſich keiner feſten Geſundheit zu erfreuen gehabt. Schon 1810 meldet Goethe ihre Ankunft in Karlsbad dem Herzog mit der Bemerkung, ſie ſolle

„ſehr krank“ ſein, fügt aber ſpäter hinzu[1]): „Ihr Ausſehen iſt zart, aber nicht eben kränklich, ſo wie denn wegen ihrer Geſundheitsumſtände das Publicum wie die Aerzte getheilter Meynung iſt. Sie trinkt Eſelsmilch, weil man ihre Bruſt für angegriffen hält, und ſcherzt oft über ihre Milchgeſchwiſter.“ Und der Herzog ſelbſt ſchreibt an Goethe, nachdem er ihr in Pillnitz vorgeſtellt worden war[2]), aus Teplitz 1810: „Der Himmel erhalte Sie lange während dieſer Badekur bei uns, und noch länger hintendrein auf der Welt! Ich fürchte aber, daß unſere Wünſche nicht erhört werden möchten.“ Und ſo war es in der Tat.

Die Schwäche der Kaiſerin wurde während der nächſten Jahre beſonders während des Congreſſes immer größer; trotzdem erfüllte ſie die ſchweren geſelligen Pflichten, welche ihr das Zuſammenkommen ſo vieler Monarchen auferlegte. Sie hatte noch die Freude, ihre Familie wieder im Beſitze ihres Landes zu ſehen. Am 18. October 1815 verließ ſie Schönbrunn, „um die Reiſe zu Ihrem allerdurchlauchtigſten Gemahl nach Innsbruck anzutreten, von wo Sich beide Majeſtäten nach den italieniſchen Staaten begeben werden“[3]). So geſchah es auch; ungeheuerer Jubel begleitete das Kaiſerpaar; noch einmal ſah Maria Ludovica ihre Vaterſtadt Mailand, dann aber „erlitten die Geſundheits-Umſtände Ihrer Maj. der Kaiſerinn, welche bereits ſeit geraumer Zeit zur Beunruhigung ... Anlaß gegeben hatten, ... eine Verſchlimmerung“, welche ſie nötigte ſich in Verona am 28. März mit den Sterbeſakramenten verſehen zu laſſen. Sie mußte ſeit der Ankunft in Verona das Bett hüten[1]. Noch einmal ſchien ſich der Zuſtand der geliebten Kaiſerin zu beſſern[2], ja das Bulletin ſprach die Hoffnung der Geneſung aus; man dachte ſchon an Weiterreiſe aus Verona[3]. Aber es war nur das letzte Aufflackern des verlöſchenden Lichtes, der „Oeſterreichiſche Beobachter“ meldete am 10. April, daß die Nachrichten aus Verona vom 4. d. M. ſchon „wieder beruhigend“ lauteten. Damals war aber die Kaiſerin bereits aus dem Leben geſchieden. Am 11. April war der Curier in Wien, welcher den am 7. April Abends nach 7 Uhr erfolgten Tod der Kaiſerin meldete[4]. Die Leiche wurde am 9. in Verona einbalſamiert, vom 10. bis 12. feierlich ausgeſetzt und am 13. in Begleitung des Hofſtaates von Verona weggebracht[5]. Unter den größten Feierlichkeiten wurde ſie nach Wien überführt, wo ſie am 26. April Abends einlangte[6]. Die „Oberſthofmeiſterinn-Stellvertreterinn“ Gräfin O'Donell und der Oberſthofmeiſter Graf Wurmbrand hatten ſie begleitet und waren auch bei der feierlichen Beerdigung die Vertreter des Kaiſers[7]. Am 26. April um 6 Uhr Abends war das Begräbnis, welches erſt um 12 Uhr Nachts endete[8]. Es hat ſich in der Familie ein Bild dieſer nächtlichen Beſtattung erhalten. Gräfin O'Donell war der Kaiſerin getreu geblieben bis in den Tod, der durch eine Aufführung des „berühmten“ Requiems von Mozart eine künſtleriſche Weihe erhielt.

---

[1]) Goethes Briefe an Voigt. S. 576. 580.

[2]) Briefwechſel II 23.

[3]) Oeſterreichiſcher Beobachter No. 292. Donnerſtag, den 19. October 1815. S. 1572.

---

[1] Ebenda Nr. 94. Mittwoche, den 3. April 1816. S. 512.

[2] Vgl. ebenda Nr. 95 (4. April), 96 (5. April).

[3] Ebenda Nr. 100 (9. April). S. 541.

[4] Ebenda Nr 103 (12. April). S. 557.

[5] Ebenda Nr. 108 (17. April). S. 578.

[6] Ebenda Nr. 119 (28. April). S. 638.

[7] Ebenda Nr. 120 (29. April). S. 642.

[8] Ebenda Nr. 122 (1. Mai) S. 655 f., wo die Trauerfeierlichkeiten ausführlich beſchrieben ſind.

Wenige Tage nach dieſem Briefe ſchickte Goethe wahrſcheinlich als Dank für die eingetroffene Taſſe „mit einem heiter und glänzend gemalten Glaſe der unſchätzbaren Freundin von Karlsbad nach Franzenbrunnen“ Verſe[1], welche er eigenhändig quer auf ein großoctav Blatt ſchrieb. Sie ſind mit den andern Handſchriften bewahrt und die Tradition ſagt: „Mit Ueberſendung eines gemahlten Trinkglaſes.“

Ich dachte Dein, und Farben bunt erschienen
In Sonnenglanz mir vor'm Gesicht;
Von Blättern sah ich mancherley ergrünen,
Da waren Rosen, auch Vergiss - mein - nicht!
Pfeile dazwischen, golden anzuschauen,
Durchscheinend alles, rings ein goldner Kranz,
Und angestimmt das hohe Lob der Frauen –
Nun Becher zu der Freundinn! bleibe klar und ganz.
Carlsbad, d. 8 Aug 1818.
G

Wieder folgt entweder eine mehr als einjährige Pauſe in der Correſpondenz oder es ſind Briefe verloren gegangen. Am 15. September 1819 ſendet Goethe jenes bekannte Gedicht

Die Feier
des acht und zwanzigſten Auguſt
dankbar zu erwiedern

in einer Abſchrift von Schreiberhand auch an die Gräfin[2].

---

[1] Vgl. Ausgabe letzter Hand IV 180 f. Hempel II 415.

[2] Vgl. Hempel II 439. Die Abſchrift ſteht auf den beiden Seiten eines Octavblattes.

das zwitzert alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! ab.

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfiſcher Diener, wie ſollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl, du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz, Lerſe, Georg, kommen.

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Nicht einmal die Unterſchrift: „Carlsbad d. 15. Septbre 1819. Goethe“ iſt eigenhändig.

Der nächſte Brief aus dem Frühjahre 1820 beweiſt uns, daß Goethe von der Gräfin wenigſtens Ein Schreiben empfangen haben muß, wenn er ſelbſt auch vielleicht geſchwiegen hat. Goethe ſchreibt:

XIV.

[Ein Quartblatt eigenhändig.]

Auf Ihren lieben Brief, verehrte, theure Freundinn, dachte ich recht umſtändlich zu antworten, indeß ich von Kupferſtichen und Steindrücken was Ihnen Freude machen könnte zuſammenſuchte. Jetzt aber meldet man mir einen abgehenden Courier, den ich lieber ohne viele Worte dieſe Blätter mitgebe. Ihres Andenckens, meine Beſte, halt ich mich gewiß und doch war das Blatt von Ihrer Hand mir doppelt und dreyfach angenehm; auch ich lebe in Erinnerungen und da kennen Sie die unauslöſchlichen. Ihrer Wincke und Wünſche treulich eingedenck, diesmal das herzlichſte Lebewohl!

Weimar
d. 15 März Goethe
1820.

Die Verbindung blieb beſtehen, ohne ſich ſo häufig wie ehedem zu äußern. 1820 gieng Goethe früher nach Karlsbad als 1819; wieder weckte der Ort die alten Erinnerungen und er ſchrieb, wol einen brieflich ausgeſprochenen Wunſch der Gräfin erfüllend. Am 29. April war er eingetroffen und kurz darauf richtet er Verſe und einen Brief an die Gräfin.

XV.

[Ein Quartbogen eigenhändig.]

Kann Ihnen beykommendes Blatt, verehrte, theure Freundinn, ſo lieb werden daß Sie es zu der höchſt verehrten Sammlung ſchmerzlicher Reliquien geſellen mögen, ſo machen Sie mich ſehr glücklich. Im Laufe dieſes Monats würde mich hier ein Wort von Ihrer Hand erfreuen u erquicken. Wie habe ich Ihrer in Franzenbrunn wieder gedacht! Es iſt was eignes um die örtlichen Erinnerungen! So auch hier!!

Carlsbad treulichſt
d. 3 May Goethe
1820

Mit dieſem Briefe hat Goethe der Gräfin jedesfalls jenes Gedicht geſchickt, welches in der Ausgabe letzter Hand[1]) den Titel trägt:

An Gräfin Odonell.

Carlsbad d. 1. May 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier, wo noch Ihr Becher ſteht;
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht;

Sag ich: Freundin! halte heilig
Was dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach übereilig
Von den Allertreuſten ſchied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt;
Nur iſt, wenn wir Sie erneuen,
Unſer Leben etwas werth.

Goethe fügt die Anmerkung hinzu: „An dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrin einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſey, wozu ſie ein koſtbares Käſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift von mir verlange, ſie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hiezu ſendete ich jene Strophen von Carlsbad, und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünſcht, findet ſolches in der Reihe der Carlsbader Gedichte“.

---

[1]) Band IV S. 99. Vgl. 181. Hempel II 415 f.

Goethe hat dies nach etwas verblaßter Erinnerung 1828 geſchrieben, denn er traf die Gräfin O'Donell unverhofft in Franzensbrunn nicht 1820 ſondern 1818, das Gedicht entſtand daher entweder um ein vor Jahren gegebenes Verſprechen zu erfüllen, oder aber um einem kurz vorher von der Gräfin in einem Briefe geäußerten Wunſche nachzukommen. Weder das Käſtchen mit den Reliquien der Kaiſerin Maria Ludovica noch das Goetheſche Gedicht befindet ſich im Beſitze des Grafen Moriz O'Donell, er hat es auch niemals geſehen. Möglich daß es durch Erbſchaft einem andern Zweige der O'Donells zufiel, denn auch unſere Briefe erbte zuerſt Graf Heinrich O'Donell der eigene Sohn der Gräfin Joſephine, und erſt aus deſſen Nachlaſſe kamen ſie dem Neffen des Grafen Heinrich, dem Grafen Moriz O'Donell zu.

Von Karlsbad wandte ſich Goethe diesmal nach Jena, wo er am 31. Mai eintraf[1]); er befand ſich „zum Verwundern wohl". In Jena blieb er bekanntlich bis gegen Ende October. Während dieſer Zeit ſchrieb er einmal an die Gräfin.

---

[1]) Knebel an Charlotte von Schiller. 14. Juni 1820 (III 414).

XVI.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Beyliegendes Brieflein wird Sie, verehrte Freundinn überzeugen daß ich meinen Auftrag ſogleich ausgerichtet habe. Wegen verſpäteter Antwort durften Sie ſich nicht entſchuldigen, zwiſchen Freunden muß nicht alles Zug für Zug gehen. Möge der Zweck Ihrer Reiſe in das ſchöne Franken glücklich erfüllt werden und ich nach Ihrer Ankunft in Wien baldigſt erfahren, daß Sie glücklich wieder zu Hauſe angelangt ſind. Empfehlen Sie mich Ihrer werthen und theuern Umgebung, und erhalten mir das treue Andenken das die Gegenwart erſetzt.

Verzeihung der fremden Hand erbittend
Jena treulichſt
den 27= July Goethe.
1820.

Die Beilage hat ſich nicht erhalten, wahrſcheinlich handelte es ſich um irgend einen Empfelungsbrief, wovon mir aber ebenſowenig als von der Reiſe der Gräfin etwas bekannt iſt.

Wieder folgt eine Lücke in der Correſpondenz, der nächſte Brief aus dem Jahre 1823 ſcheint aber zu beweiſen, daß der ſchriftliche Verkehr in dieſen drei Jahren nicht unterbrochen geweſen ſei. Wir haben alſo den Verluſt Goetheſcher Briefe zu beklagen.

XVII.

[Ein Quartbogen dictiert.]

Vom 11= Februar an, wo ſich mir eine ſchwere Krankheit ankündigte, bis zum 11^{n} May, da wir einen frohen Tag begingen, die Geneſung unſerer herrlichen Großherzogin zu feyern, indeßen gerade in jener Epoche auch unſer Fürſt von Zeit zu Zeit krankhaft bedroht war, hatte ich eine Reihe von körperlichen und geiſtigen Leiden zu erdulden die kaum zu übertragen ſchienen; ich fand mich ſo gedrängt und gedrückt als ich mich kaum je gefühlt und mein ganzer Antheil war durch das Nächſte verſchlungen.

Nun da ich wieder freyer umherblicke, erquickt mich höchlich ein herzlicher Gruß aus der Ferne ohne daß ich durch eine ausführliche Erwiederung mich dankbar erweiſen könnte; nehmen Sie daher, meine Theuerſte, dieſes Lebenszeichen freundlich auf, wie ich es zu geben vermag, der ich kaum von der Nachtſeite zurückgekehrt mich auf der Tags- und Sonnenſeite ſchon wieder vom wirbelnden Leben ergriffen fühle.

Herzlich wünſche daß Ihnen alles wohl gelinge und daß Sie mein in treuer Liebe und Freundſchaft gedenken.

wahrhaft anhänglich

Weimar den 19^{n} May Goethe

1823.

Dieſer Brief verſetzt uns in die Zeit, da Goethe von ſchwerem Leiden wieder geheilt war. Am 17. Februar hatte ihn eine Herzbeutelentzündung befallen, welche ſein Leben ernſtlich bedrohte. In ihm hatte der Kampf zwiſchen Leben und Tod begonnen, wie er Ottilien gegenüber äußerte; aber ſeine geſunde Natur überwand nicht nur das Übel, ſondern auch gefährliche Folgeleiden wie die Waſſerſucht. Kaum war Goethe recht hergeſtellt[1], befiel die Großherzogin Luiſe lebensgefährliche Krankheit. Mit größter Sorge wurden die Gemüter der Getreuen erfüllt; und Goethe gehörte mehr als die anderen zu den Getreuen; er betrachtete ſich, wie er ſelbſt einmal ſcherzt[2],

---

[1] Er hat ſeine Gefühle in dem kleinen biographiſchen Aufſatze „Dankbare Gegenwart“ (Hempel 17, 1, 355) ausgeſprochen.

[2] Briefwechſel zwiſchen Goethe und Reinhard S. 184.

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinsberg an den Edeln und Herrn, und ſo forthauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' euch behülflich ſeyn zu euerm ſchändlichen raſenden Weſen — eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie [illegible] Führer hatten, den ſie geehrt, und de[illegible] Wuth Einhalt thun können. Nimm [illegible]uptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz. [illegible] Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz [illegible]nd. Es wird zum Beſten und From[illegible] [illegible]er ſeyn. Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diſcurſe. Kurz und gut. Götz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das. Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum als „ein Inventarienſtück des Hauſes“, und ſtand „den fürſtlichen Familiengliedern von den Großeltern bis zu den Enkeln“ nahe. Beſonders die Großherzogin Luiſe war ihm zugetan, ſie pflegte ihn wochentlich einmal zu beſuchen[1]). Die Geneſung dieſer geliebten Fürſtin, welche, ſelbſt leidend, andern ſtets Freude bereiten wollte, „daß ſie wieder vom Grabe erweckt worden, macht ein allgemeines Freudenfeſt“. Unter den ſchwankenden Umſtänden in Weimar war ſie es wol faſt allein, die noch einige Stütze gab[2]).

Das wirbelnde Leben wurde durch die zalreichen Gäſte nach Weimar gebracht, unter denen ſich der König von Baiern mit ſeiner Familie befand. Wol hielt ſich Goethe meiſt eigenſinnig zu Hauſe, konnte aber trotzdem nicht verhindern, daß ihn der Wirbel mitunter ergriff[3]).

Ende Juni begab er ſich nach Marienbad; auf der Durchreiſe dahin blieb er vom 29. Juni abends bis zum 2. Juli bei Grüner in Eger[4]). Von hier richtete er folgende Zeilen an die Gräfin:

---

[1]) Briefwechſel zwiſchen Goethe und Zelter III 230.

[2]) Charlotte von Schiller und ihre Freunde III 127 f.

[3]) An Reinhard 17. Mai 1823. S. 230.

[4]) Vincenz Prökl. Goethe in Eger. Wien 1879. S. 11.

XVIII.

[Ein Quartblatt dictiert.]

So eben in Eger angelangt um nach Marienbad zu gehen laße ich Beykommendes, ſchon in Weimar bereitetes Paket auf der Poſt zurück. Möge es glücklich eintreffen und Sie meiner dabey freundlichſt gedenken. Als ich durch Franzenbrunn fuhr erinnerte ich mich der ſchönen Stunde die ich daſelbſt mit Ihnen zugebracht. Verzeihung des kurzen Schreibens für diesmal! Wenn Sie die verſchiedenen Gegenden ſehen durch welche der Freund vormals wanderte, wenn Sie die gedichteten Zeilen leſen, womit er ſie commentirt, ſo gedenken Sie der mancherley wunderlichen Lebenspfade und bleiben mir freundlich gewogen.

Zu völliger Wiederherſtellung meiner Geſundheit, die ſich ganz leidlich anläßt, ſollen die böhmiſchen Bäder hoffe ich abermals das Ihrige wirken.

Zu treuer Anhänglichkeit verharrend.

Eger d. 30 Juni
1823.

treulichſt
J W v Goethe

Von dieſem Briefe bewahrt das Kanzler von Müllerſche Archiv in Weimar eine Copie, welche Strehlke[1]) benutzt hat; nach ihm trägt dieſer Brief die Adreſſe: „J. K. Majeſtät Höchſtd. Staatsdame", doch iſt ſie im Originale nicht erhalten. Goethe dürfte der Gräfin mit dieſen Zeilen das zweite Heft des vierten Bandes von Kunſt und Alterthum geſchickt haben, welches er andern Freunden, Zelter, (III 312), Knebel (II 324), Reinhard (234) noch kurz vor ſeiner Abreiſe von Weimar mitgeteilt hatte. Man könnte freilich auch daran denken, daß er der Gräfin jetzt erſt ſeine Italiäniſche Reiſe geſpendet habe, da ſie zu jener Zeit nach Italien gehen wollte.

Jene Gegenden, in denen die Gräfin ſeiner gedenken ſollte, ſind Italien, die gedichteten Zeilen, ſein Commentar, wären dann die „Römiſchen Elegien", und die „Venetianiſchen Epigramme."

Völlige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit ſuchte Goethe in den böhmiſchen Bädern, er fand mehr als das, neue Jugend zog in ſein Herz ein, Ulrike von Levezow entflammte ihn zu mächtiger Jünglingsglut.

---

[1]) Goethes Briefe II 26; natürlich iſt 1822 Druckfehler.

Die Gräfin ſcheint von Goethe kein Lebenszeichen mehr erhalten zu haben, die Correſpondenz bricht ab, nachdem ſie eilf Jahre lang gewährt hatte. Faſt künſtleriſch hat der Zufall das Verhältnis zwiſchen Goethe und der Gräfin abgerundet, was in den böhmiſchen Bädern begann, das endet auch in den böhmiſchen Bädern. Pietätvoll hütete Gräfin Joſephine O'Donell die Erinnerungen an Goethe bis zu ihrem Tode, welcher ſie am 5. Auguſt 1833 von ſchweren Leiden befreite. Sie hat treulich gehalten, was Goethe ſich in den erſten Zeilen an ſie erbeten hatte:

„Vergiß uns nicht!“

Anhang.

I.

Biographiſche Skizze

des

Fürſten Carl Lamoral von Ligne,

Ritters des goldenen Vließes, Commandeurs des militäriſchen Maria-Thereſien-Ordens, k. k. wirkl. geheimen Raths, Kämmerers, Feldmarſchalls, Inhabers eines Infanterie-Regiments, Capitäns der Hofburgwache und Trabanten-Leibgarde.

Wien, im Jänner 1815.

In den letzten Wochen des ſo eben verfloſſenen [S. 3.]
Jahres wurden der Hof, die Armee, und der geſellige Verein unſerer Hauptſtadt durch den Tod des Feldmarſchalls Fürſten v. Ligne in Wehmuth und Trauer verſetzt.

Er war im Jahre 1735 zu Brüſſel geboren. Seine Kindheit entwickelte früh jenes Aufſtreben nach höherer Geiſtesbildung, das ihm bis zum Grabe treu geblieben, und zugleich den ritterlichen Muth, der durch eine frühe Vertraulichkeit mit der Gefahr unterhalten und geſteigert, ſich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In dem Vorgefühl ſeiner künftigen Beſtimmung hörte er aus ſeiner Kinderſtube die Schlacht von Fontenoy, (1745), er ergötzte ſich an dem Anblicke der Beſchießung von Brüſſel (1746).

Die Jünglingsjahre weihte er dem Studium der claſſiſchen Litteratur, und vorzüglich der Kriegs-Wiſſenſchaften, welche er forthin bis an ſein Ende ſeiner Laufbahn leidenſchaftlich betrieb.

So ausgerüſtet trat er im Jahre 1755 in öſterreichiſche Kriegsdienſte, und erhielt eine Compagnie in dem Regimente ſeines Vaters.

Sechzig bedeutungsvolle Jahre unſerer Geſchichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftſtellern ſind an dieſem merkwürdigen Manne vorüber gegangen; in deren Begebenheiten er bald als handelnde Perſon thätig eingegriffen, bald ſie als geiſtreicher Beobachter in Denkſchriften und Briefen den Zeitgenoſſen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlichen Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchſt originellen Anſichten geſchichtlich dargeſtellt. In demſelben Jahre 1757 wurde er zum Oberſtlieutenant befördert. Im Jahre 1758 befand er ſich bei dem Siege von Hochkirchen, eroberte mit ſtürmender Hand den ſogenannten großen Garten von Dresden, und wurde mit der Oberſten-Stelle belohnt. Im Jahre 1759 wurde er mit der Nachricht von dem Siege bei Maxen an König Ludwig den XV. geſandt. — Im Jahre 1760 befand er ſich bei der Einnahme von Berlin und der Schlacht von Torgau.

Nach dem Hubertusburger-Frieden, bei Gelegenheit der Krönung Joſeph des II. zum römiſchen Kaiſer, wurde er im Jahre 1764 zum Generalmajor befördert, und begleitete (1770) dieſen Fürſten zu jener denkwürdigen Zuſammenkunft mit König Friedrich dem II. zu Neuſtadt, von der unſer Fürſt v. Ligne eine mit ſo viel Scharfſinn als liebenswürdiger Eigenthümlichkeit entworfene Schilderung hinterlaſſen hat.

Im Jahre 1771 wurde er Inhaber eines Infanterie-Regiments, Feldmarſchallieutenant und Ritter des goldenen Vließes.

Jene glückliche Periode unſerer Geſchichte, welche zwiſchen dem ſiebenjährigen und dem Ausbruch des Türkenkrieges eingeſchloſſen, zwar die kommenden Erſchütterungen vorbereiten ſollte; aber mit geringen Ausnahmen für Mittel-Europa, dem Privatleben in Bezug auf Geiſtesgenuß blühend und freundlich dahin floß; ſcheint in dem Fürſten von Ligne den Drang nach litterariſcher Auszeichnung, nach Erweiterung ſeiner Kenntniſſe, und jenen liebenswürdigen Hang zur Geſelligkeit vorzüglich begünſtigt zu haben, der von einer hochherzigen Gemüthsart eine edle Richtung, und von ſeiner Verbindung mit den merkwürdigſten Männern ſeiner Zeit beſondere Anmuth und Würde erhielt. In dieſe Epoche, in welcher er ſich noch im Genuſſe eines anſehnlichen Vermögens befand, fallen ſeine Reiſen nach Italien und der Schweitz, nach Frankreich, Teutſchland und Pohlen, die häufigen Beſuche, mit welchen er von den Prinzen des ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen? was wüthet ihr und verderbt das Land! wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wiſſen was ſie wollen; ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag' euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geſchehen iſt, iſt in der erſten Hitz geſchehen, und brauchts deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Hauſen zu ſenden, ihm bey Strafe ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thuſt, ſchon' unſern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl leiſe. Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie ſoll bald Nachricht von

mir.

franzöſiſchen Regenten-Hauſes auf ſeinem ſchönen Landſitze Beloiel beehrt wurde; ſeine Bekanntſchaft mit Montesquieu, d'Alembert, Rouſſeau, ſein Umgang und Briefwechſel mit Voltaire, und ſein ehrenvoller Antheil an Friedrich's II. Vertraulichkeit.

Auch von der größten Frau ſeiner Zeit ſollte eine ſo ſeltene Vereinigung mannigfaltiger Naturgaben nicht unbemerkt bleiben. Im Jahre 1787 wurde er mit wichtigen Aufträgen an die Kaiſerinn Katharina II. geſandt, und begleitete ſie auf ihrer Reiſe nach der Krimm. Mit vieler Laune ſcherzt er in ſeinen Briefen über die mannigfachen Sonderbarkeiten, zu welchen die Verſetzung eines ſo glänzenden Hofes an die Ufer des Boriſthens die Veranlaſſung war.

In der Eigenſchaft eines General-Feldzeugmeiſters, und in einer militäriſch-diplomatiſchen Sendung begab er ſich im Jahre 1788 zu dem Fürſten Potemkin und begleitete die Bewegungen der ruſſiſchen Armee bis nach der Eroberung von Oczakoff. [4]

In dem Feldzuge von 1789 commandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armee-Corps, theilte ſelbſt mit Laudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad, und wurde zum Commandeur des Maria Thereſien-Ordens ernannt.

So endigte ſeine militäriſche Thätigkeit.

In den darauf folgenden Kriegen war es ihm nicht vergönnt, für die Erhaltung eines Staates zu kämpfen; an den er, unter Kaiſer Carl VI. und

Eugen von Savoyen geboren, durch die früheſten Eindrücke der Jugend ſowohl als durch ein hohes Pflichtgefühl gebunden war. Dieſe Geſinnung beurkundete ſich bald nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, als er ſein in Brabant, von einer ſo langen Reihe von Ahnen angeſtammtes Vermögen Preis gab, um der ſchuldigen Treue gegen ſeinen Souverän genug zu thun. Eine herbere Prüfung hatte ihm jedoch das Verhängniß beſtimmt. Im glorreichen Kampf gegen Frankreich im Jahre 1792 fiel ſein würdiger Sohn, der Oberſt Fürſt Carl von Ligne.

Der einzige Schmerz über den die Kraft ſeines Gemüthes ihn nie empor hob. — Dieſe Wunde blutete noch in dem Vaterherzen da es brach.

Im Jahre 1807 wurde er zum Capitän der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache, im Jahre 1808 aber zur Würde eines General-Feldmarſchalls erhoben, welche durch eine ſeltene Fügung von ſeinem Vater und Großvater gleichfalls bekleidet worden war.

So weit ſein öffentlicher Beruf. Und nun ſei es uns vergönnt, auch ſeinem Privatleben näher zu treten, wenn es nicht anmaaßend iſt, das in wenige Worte faſſen zu wollen, was das Reſultat einer langen Reihe intereſſanter Jahre war, während welcher Er, ein Mann von ſeltener Perſönlichkeit, ein Muſter altfranzöſiſcher Feinheit und Grazie, mit ausgezeichnetem Erfolge über das geſellige Leben geherrſcht hat. Eine

Exiſtenz, wie ſeine, war eine ganz eigene Erſcheinung, die von dem nicht begriffen werden kann, der nicht Zeuge davon war. Durch ſeine vielen Verbindungen in allen Theilen des cultivirten Europa, noch mehr durch ſeine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entfernteſten Ländern wiederholt wurden, war er nicht ſowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreiſes von Freunden, einer Stadt, als er dem ganzen gebildeten Geſchlechte ſeiner Zeit angehörte, und dennoch — von der Familie, von den Freunden, von der Stadt in der er lebte, wurde er geliebt, als wäre er einzig für ſie alle geweſen. Mit ſeinem Rufe griff er in die entfernteſte Welt, mit der unerſchöpflichen Anmuth ſeines Umgangs erfreute er, was in ſeiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit ſeines Humors, und mit der Fülle ſeines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rührung — er war der Widerhall einer ſchon verklungenen Zeit.

Das Glück mit ſeinen Gütern, die Natur mit ihren Gaben, die Zeit mit ihrem Wechſel und den Zufälligkeiten des Lebens hatten ein eigenthümliches Ganze an ihm gebildet. Die Hoheit ſeiner Geburt, das Wohlwollen ſo vieler großen oder bedeutenden Männer, die Gunſt der Frauen, deren ſich ſeine männliche Schönheit lange noch über die Grenzen der Jugend erfreute, hatten ihn liebevoll begleitet. Und nun die mannigfaltigen, oft ſo ſchwer zu vereinigenden Vorzüge;

ein ſo treffender Witz ohne Dornen, eine ſolche Lebendigkeit mit ſo viel Ruhe, ſo viel Eigenthümlichkeit ohne Unart, die ſeltene Kunſt das Geſpräch in ein Spiel zu verwandeln, in dem er ſeinen Gegner gerne gewinnen ließ, und endlich die unerſchöpfliche Güte des Herzens, die tiefe Liebenswürdigkeit, das immer rege Bedürfniß, Hülfe und Troſt in jedes verwundete Herz zu gießen — hatten über ſein ganzes Weſen einen ihm eigenen und eben deßhalb unverwelklichen Reitz verbreitet; jedem Unglücklichen verwandt, war ſein Haus eine Freiſtätte der gebeugten Menſchheit, wie es ſich der geſelligen Freude öffnete. Ihm anzugehören, war ſchon ein Gewinn — ſich ſeiner Liebe zu erfreuen, ein günſtiger, man möchte ſagen, ein bequemer Stand im geſelligen Leben. Die ganze lebende Generation war unter ſeinem Schatten aufgewachſen und gereiſt. So war er für die Jugend ein freundliches Bild der Vergangenheit, und für das Alter ein ſchonungsvoller Sachwalter der Jugend — ein Mittler zwiſchen beiden.

Im 80ſten Jahre ſeines anacreontiſchen Alters, am 13. December 1814, ging er ohne Schmerz und Klage hinüber zur Vergeltung ſeiner Tugenden, der Familie zum bitterſten Schmerze, den Freunden zum tiefſten Kummer, von Keinem unbeweint.

Auf dem öſtlichen Abhange des Kahlenberges, wo ſich dem Blicke eine erfreuliche Ausſicht über das Marchfeld und fern über den Donauſtrom öffnet, liegt im beſchränkten Raume ein Gottesacker, die Ruheſtätte frommer Einſiedler des Kamaldulenſer-Ordens, welche da im Frieden gelebt, und im Laufe der Zeit allmählig ausgeſtorben ſind. Dort im ſtillen Grabe ruhen die vergänglichen Reſte des unvergeßlichen Mannes.

M. D. [Donell]

Gedruckt bei Anton Strauß.

II.

Auszüge aus den Teplitzer Curliſten.

Herr Bürgermeiſter Stöhr in Teplitz hatte die Güte mir durch Vermittelung des Herrn Dr. Ed. Knoll, Bürgermeiſters von Karlsbad die nachſtehenden Angaben aus den Curliſten zu machen, welche ich hier abdrucken laſſe, weil ſie uns einen genauen Ueberblick über jene Perſonen gewähren, mit welchen Goethe damals verkehrt haben dürfte. Teplitz war bis zum Jahre 1848 eine ſchutzuntertänige Stadt und iſt ſo gut beſchützt worden, daß aus jener glorreichen Zeit ſo viel wie Nichts übrig geblieben iſt. Nicht einmal die Curliſten aus jenen Jahren befinden ſich im Beſitze der Stadt Teplitz, nur aus der Fürſt Claryſchen Bibliothek vermochte ſie Bürgermeiſter Stöhr leihweiſe zu erhalten.

1810.

sub Parteien-Zahl 782—786: Ihro Majeſtät die Kaiſerin Maria Ludowika von Oeſterreich, Königin von Ungarn und Böhmen ꝛc., Ihro kaiſ. Hoheit die Erzherzogin Maria Leopoldine, Se. Excellenz Herr Graf Franz von Althann, Ritter des goldenen Bließes und Obriſthofmeiſter der Kaiſerin, Ihro Excellenz Frau

Gräfin von Althann, geb. Gräfin Bathiany, Obriſthofmeiſterin Ihro Majeſtät der Kaiſerin, und Ihro Excellenz Frau Gräfin Lažansky, geb. Gräfin von Falkenhain, Obriſthofmeiſterin Ihro kaiſ. Hoheit der Frau Erzherzogin Leopoldine — wohnen im fürſtlichen Schloſſe [der Clarys], angekommen den 23. Juni.

sub P. Z. 1423—1425: Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachſen-Weimar, Se. Durchlaucht Prinz Bernhard von Sachſen-Weimar, k. ſächſ. Major von der Leibgrenadiergarde aus Dresden, Herr von Rühle, herzogl. Sachſen-Weimariſcher Major und Kammerherr aus Dresden, wohnen in 3 Äpfeln, NC. 120, und ſind angekommen den 10. Juli.

sub P. Z. 2193: Herr Johann Wolfgang von Goethe, herzogl. Sachſen-Weimariſcher Geheimrath aus Weimar, dann (sub P. Z. 2194): Herr Friedrich Wilhelm Riemer, Doctor der Philoſophie aus Weimar, wohnen im Goldenen Schiff, NC. 116, und ſind angekommen den 9. Auguſt.

1812.

sub P. Z. 100: Se. Majeſtät der Kaiſer Franz und Ihre Majeſtät Maria Louiſe, die Kaiſerin von Oeſterreich nebſt allerhöchſt Dero Gefolge, wohnen im fürſtl. Schloſſe [Erbſchloß des Fürſten Clary]. Gefolge: Se. Excellenz der Herr Graf Wrbna, Oberſtkämmerer Sr. Majeſtät des Kaiſers, Ihre Excellenzen der Herr Graf und die Frau Gräfin von Althan, Oberſthofmeiſter und Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, Ihre Excellenz die Frau Gräfin Laczanzky [sic] und Ihre Excellenz die Frau Gräfin Odonnell, dames du palais, Se. Excellenz der Herr FML. und Hofkriegsrath Graf Klenau, Herr von Kutſchera, k. k. Generalmajor und Flügel-Adjutant Sr. Majeſtät des Kaiſers, Herr Fürſt Kinsky, k. k. Oberſtlieutenant in Schwarzenberg-Uhlanen, Herr Graf Zichy, Rittmeiſter der königl. ungariſchen adeligen Garde, Herr Graf Ernſt Hoyos, k. k. Major, Herr Graf Dominik Wrbna, k. k. Rittmeiſter von E. K. Uhlanen, Herr Graf Trautmannsdorf, Ritter des Malteſer-Ordens, Herr von Neuberg, k. k. Hofrath und Kabinetsdirector, Herr Med. Dr. Stift, k. k. Hofrath und erſter Leibarzt Sr. Majeſtät des Kaiſers, Herr Med. Dr. Thonhauſer, Leibarzt Ihrer Majeſtät der Kaiſerin; — angekommen den 29. Mai.

sub P. Z. 202: Ihre Majeſtät Marie Louiſe, Kaiſerin von Frankreich, Königin von Italien, und Erzherzogin von Oeſterreich, nebſt höchſtdero Gefolge, wohnt im fürſtl. Schloſſe; — angekommen den 4. Juni.

Alle dieſe Herrſchaften, auch der Großherzog von Würzburg reiſten jedoch bald wieder fort, ſie hielten ſich nur auf der Durchreiſe von Dresden nach Prag in Teplitz auf.

sub P. Z. 721: Ihre Majeſtät die Kaiſerin Marie Louiſe von Oeſterreich, ſamt allerhöchſt Dero Hofſtaat: Ihre Excellenzen der Herr Graf und die

Frau Gräfin von Althan, Oberſthofmeiſter und Oberſthofmeiſterin Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, Ihro Excellenz die Frau Gräfin von Odonnell, dame du palais, Herr Med. Dr. Thonhauſer, Leibarzt Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, wohnen im fürſtlichen Herrenhauſe, angekommen den 2. Juli.

sub P. Z. 722: Se. königl. Hoheit der Prinz Anton von Sachſen und höchſtdesſelben Gemalin, Ihre kaiſ. Hoheit die Frau Erzherzogin Thereſe von Oeſterreich, ſammt höchſtdero Hofſtaat, wohnen im fürſtl. Herrenhauſe, angekommen den 2. Juli.

sub P. Z. 806: Herr Ludwig von Beethoven, Compoſiteur aus Wien, wohnt in der Eiche NC. 62, angekommen den 7. Juli — (hierdurch wird Knolls auf Nohl beruhende Mitteilung über die Ankunft Beethovens in Teplitz „um die Mitte Juli“ richtig geſtellt).

sub P. Z. 821: Se. Durchlaucht der regierende Herr Herzog von Sachſen-Weimar, dann Herr Karl Vogel, Sekretär, aus Weimar, wohnen im Goldenen Schiff, NC. 116, angekonmen den 7. Juli.

sub P. Z. 911: Ihre Majeſtäten der König und die Königin von Sachſen, dann Ihre kön. Hoheit die Prinzeſſin Auguſte von Sachſen, nebſt höchſtdero Hofſtaat: Se. Excellenz der kön. ſächſiſche Oberſtallmeiſter Graf Marcolini, Ihre Excellenz die Frau Oberſthofmeiſterin Baroneſſe O'Byrn, Herr von Boſe und Herr Graf Bleſchinsky, General-Adjutanten Se. Majeſtät des Königs; — ferner (P. Z. 912): Ihre kön. Hoheit die Prinzeſſin Marie Anna von Sachſen, mit höchſtdero Oberſthofmeiſterin Frau Baronin von Reitzenſtein, und Gefolge, wohnen im fürſtl. Herrenhauſe, angekommen den 14. Juli.

sub P. Z. 938: Herr Johann Wolfgang von Goethe, herzogl. Weimariſcher Geheimer Rath, des St. Annen-Ordens Ritter und Mitglied der Ehrenlegion, aus Weimar, wohnt im Goldenen Schiff, NC. 116, angekommen den 15. Juli.

sub P. Z. 973: Herr Baron Karl von Spiegel, Herzoglich Weimariſcher Kämmerer, nebſt Gemalin und Tochter aus Weimar, dann (P. Z. 974) Herr Friedrich Baron von Seebach, herzogl. Weimariſcher Oberſter und Oberſtallmeiſter aus Weimar, wohnen in der Stadt Dresden, NC. 14, angekommen den 16. Juli.

sub P. Z. 1028: Se. kaiſ. Hoheit der Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich, Großherzog von Würzburg, wohnt am Schloßplatze im Goldenen Kreuz, NC. 69, dann (P. Z. 1029—1031): Herr von Speth, Hofmarſchall, Großkreuz des St. Joſephs-Ordens, Herr Baron von Redwitz, Kammerherr, und Herr Vogty, Medizinalrath, wohnen im Goldenen Kreuz, NC. 69, angekommen den 21. Juli.

sub P. Z. 1101: Herr Ludwig Baron von Arnim, Gutsbeſitzer nebſt Frau Gemalin, dann ſeine Schwägerin (P. Z. 1102) Frau von Savigny aus Berlin, wohnen neben Waſſerfall, NC. 259, angekommen den 24. Juli.

mit haben. Götz, Stumpf, Georg, Lerſe, einige Bauern ab.

Metzler, Link, kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was ſoll der Vertrag?

Link. Es iſt ſchändlich ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er iſt wie ein Vieh. ab.

Metzler. Geht nur! wird euch kein Haufen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den groſen Haufen auf unſerer Seite.

sub P. Z. 1106: Se. königl. Hoheit der Prinz Maximilian, Herzog zu Sachſen, nebſt höchſtdeſſen Familie, den Prinzen Friedrich, Clemens und Johann, dann den Prinzeſſinnen Amalie, Marie, Marianne und Joſepha, ferner (P. Z. 1107) Frau Gräfin Lamberg, königl. ſächſ. Hofdame, und (P. Z. 1108) Herr Graf Forell, kön. ſächſ. General und Oberſthofmeiſter bei den kön. Prinzen, nebſt Gefolge aus Dresden, wohnen im Goldenen Schiff, NC. 116, angekommen den 25. Juli.

sub P. Z. 1291: Se. Durchlaucht der Herr Erbprinz von Sachſen-Weimar, dann (P. Z. 1292) Herr von Bielke aus Weimar, wohnen im Goldenen Schiff, NC. 116, angekommen den 7. Auguſt.

sub P. Z. 1296: Herr Clemens Brentano, Particulier aus Prag, wohnt in der Fleiſchbankgaſſe, NC. 259, angekommen den 7. Auguſt.

sub P. Z. 1384: Herr Freiherr von Arnim, kön. preuß. Kammerherr aus Berlin, wohnt in drei Bauern, NC. 70, angekommen den 15. Auguſt.

III.

Zum „Divan“.

Die Behauptung Goethes, im Orient würde es für das höchſte Glück geachtet, wenn von einem demütigen Knecht vor dem Angeſichte der Herrin geſprochen werde, mit der Anwendung auf die Kaiſerin Maria Ludovica und ihn ſelbſt[1]), hat Düntzer veranlaßt, das ſchwer verſtändliche Gedicht des Divan[2]) „Geheimſtes“ auf die Kaiſerin zu beziehen. Goethe läßt in demſelben „die Anekdotenjäger“ nachſpüren, wer ſein Liebchen ſei und ob er viele Schwäger habe;

> „Denn, daß Du verliebt biſt, ſehn wir,
> Mögen Dir es gerne gönnen;
> Doch daß Liebchen ſo Dich liebe,
> Werden wir nicht glauben können.“

ſo läßt er ſie ſagen. Er aber antwortet ihnen:

> Ungehindert, liebe Herren,
> Sucht ſie auf! Nur hört das Eine:
> Ihr erſchrecket, wenn ſie daſteht;
> Iſt ſie fort, Ihr koſ't dem Scheine.

---

[1]) vgl. oben S. 156 f.

[2]) Buch der Liebe Nr. 18. Hempel 4, 56 f.

Dann verweiſt er auf die Erzälung von Schehäb-ed-din auf Arafat und fährt fort:

Niemand haltet Ihr für thörig,
Der in ſeinem Sinne handelt.

Wenn vor Deines Kaiſers Throne
Oder vor der Vielgeliebten
Je dein Name wird geſprochen,
Sei es dir zu höchſtem Lohne!

Die Aehnlichkeit mit unſerer Briefſtelle ſpringt in die Augen, trotzdem will mir Düntzers Deutung nicht einleuchten. Nehmen wir ſie an, dann müſſen wir wol das ganze „Buch der Liebe“ auf die Kaiſerin Maria Ludovica beziehen, wofür weder in den bisher bekannten noch in den jetzt veröffentlichten Briefen ein Anhaltspunkt zu finden iſt. Wir dürfen auch nicht vergeſſen, daß die Chronologie nicht ganz feſtſteht. Der Brief Goethes an den Herzog iſt von Ende Januar 1815, von unſerem Gedichte treffen wir die erſte Spur in dem Maskenzuge vom 18. December 1818, in der Zwiſchenzeit war die Kaiſerin geſtorben, was kaum übergangen werden konnte, da in der Schlußſtrophe vom Sterben des Medſchnun die Rede iſt.

Auch der Note zu unſerem Gedichte wie dem ganzen Buche müſſen wir uns erinnern[1]). Goethe wollte die ſechs Liebespaare, von denen das Gedicht

---

[1]) Hempel 4, 302.

„Muſterbilder“ ſpricht, in ihren Freuden und Leiden vorführen; damit war eine ſymboliſche Abſicht verbunden, wie er ausdrücklich ſagt: „Nicht weniger iſt dieſes Buch geeignet zu ſymboliſcher Abſchweifung, deren man ſich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geiſtreiche Menſch, nicht zufrieden mit dem, was man ihm darſtellt, betrachtet Alles, was ſich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geiſtiges Leben ſich ſchalkhaft-eigenſinnig verſteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt hier der Dichter mit Bewußtſein und Maaß, ſo kann man es gelten laſſen, ſich daran freuen und zu entſchiedenerem Auffluge die Fittige verſuchen“. Er wollte alſo typiſche Liebespaare zeichnen. Und dieſe Stelle ſcheint mir auch am beſten die dritte Strophe unſeres Gedichtes zu erklären: vor der Wirklichkeit erſchrecken die Anekdotenjäger, d. h. die einfache Realität, der ſchlichte Sinn der Gedichte erſcheint ihnen nicht genügend, ſie erfreuen ſich aber an dem Scheine, d. h. der tieferen ſymboliſchen Bedeutung, wenn von der einzelnen Geliebten nicht mehr die Rede iſt („Iſt ſie fort“).

Der Zuſammenhang unſeres Gedichtes muß genau beachtet werden, und er zeigt, daß man die fünfte Strophe nicht preſſen darf; Goethe ruft den Anekdotenjägern zu, wenn ſie wüßten, was Schechäb-ed-din getan habe, ſo dürften[1] ſie Niemanden „für thörig“

---

[1] Natürlich iſt „haltet“ in V. 15 imperativiſch.

halten, der es ähnlich macht wie er; Schechäb-ed-din hatte den Wunſch, daß „nach ihm Nachfrage ſei vor dem Gegenſtand ſeiner Liebe,“ vor Gott nämlich, ſo wünſcht der Dichter, daß auf Erden ſein Name genannt werde vor dem Höchſten der Erde, vor dem Kaiſer, und vor der ihm teuerſten Perſon, vor der Vielgeliebten. Die Strophe antwortet auf den Vorwurf der Anekdotenjäger:

Doch daß Liebchen ſo Dich liebe[1]),
Werden wir nicht glauben können,

und hält dem von ihnen vorausgeſetzten Hochmute die Beſcheidenheit entgegen: er verlange nicht Gegenliebe, nur Nennung ſeines Namens. Darum darf man nicht glauben, daß „Kaiſer“ und „Vielgeliebte“ neben einander geſtellt ſeien, um die „Vielgeliebte“ als Kaiſerin zu verraten. Mir erſcheint Düntzers Deutung unhaltbar. Goethe hat das Motiv in dem Briefe an den Herzog zuerſt proſaiſch angewendet, dann von dem Poetiſchen des Motives gelockt, eine Geſtaltung verſucht, welche uns im Maskenzug vorliegt; ſie enthält zwei Verſe, den Beginn einer weiteren Strophe, mehr und wurde vom Epos geſprochen, die Tragödie[2]) aber ſagt:

Alſo klingt vom Oriente
Her des Dichters weiſe Lehre,

---

[1]) Das „ſo“ heißt „ebenſo“.

[2]) Vgl. Hempel 11, 1, 329.

wodurch nicht notwendig auf den weſt-öſtlichen Divan hingewieſen wird. Wieder etwas geändert, nämlich ohne die zwei Zeilen:

Solchen Augenblick verehre,
Wenn das Glück dir ſolchen gönnte

erſcheint dann das Motiv in unſerem Gedichte.

Als Goethe die Kaiſerin kennen und verehren lernte, in den Jahren 1810 und 1812, da war er noch nicht in den Orient vorgedrungen; Loeper ſagt ausdrücklich[1], daß vor den Winter 1813 auf 1814 kein einziges Gedicht des Divan fällt. Goethe hätte alſo die Kaiſerin als Vielgeliebte zu einer Zeit feiern müſſen, da ſein Beiſammenſein mit ihr bereits ſeit mehr als einem Jahre vorüber war und das iſt ganz undenkbar.

IV.

Eine angebliche Improviſation Goethes.

Georg Schmid hat in Edlingers Literaturblatt (1878. II 521 f.) aus der „Wöchentlichen Unterhaltung“, einer Beilage zur „Regensburger Zeitung“

---

[1] Hempel Bd. 4. S. XXIII.

(vom 24. December 1836 Nr. 307) folgende Anekdote[1]) mitgeteilt: die Kaiſerin Maria Ludovica habe im Jahre 1810 zu Karlsbad Goethe, den Dichter der Huldigungsgedichte „im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad" perſönlich kennen zu lernen gewünſcht, und die Gräfin O'Donell, eine geborene Gaisruck, zu dieſem Behufe veranlaßt, einen Geſellſchaftsabend zu geben; die Gräfin habe, da ſie mit Goethe ſchon von früherher bekannt war, dieſen auch eingeladen. Während des Abends zeichnete die Kaiſerin den Dichter beſonders aus. Unter mancherlei anderen Geiſtesſpielen ſei das Geſpräch auch auf Improviſationen gekommen und die Kaiſerin legte dem Dichter das Thema vor:

Laßt mich ruhig meiner Wege zieh'n
Und ſtört mich nicht in meinem Wahn!

„Goethe ließ nicht lange auf ſich warten, und alsbald kam hierüber ein Gedicht zum Vorſchein, das folgendermaßen lautet:

Daß ich einſam wandle durch das Leben,
Daß von mir ſo früh die Freude ſchied,
Daß nach einem freundlichen Gebiet
Einzig alle meine Wünſche ſtreben:
Dies begreifen ſie, die Menſchen nicht,
Wandelnd in der Freude Sonnenlicht.

---

[1]) Freiherr von Biedermann citiert mir für dieſe Anekdote auch die „Aurora" 1836 Nr. 752.

Freut euch eurer ſchönen Frühlingstage!
Welt! o freue deines Glanzes dich!
Nimmer reizen deine Bilder mich.
Mir zur Seite wandelt nur die Klage,
Laßt mich ruhig zieh'n auf meiner Bahn
Ach und ſtört mich nicht in meinem Wahn!

Fern von eu'rem heitern Freudenmahle
Such' ich meine Freundin, Einſamkeit,
Manches Bild aus der Vergangenheit
Schwebt vor mir im ſtillen Thale,
Wo des Waldes Dunkelheit mich deckt
Und mich nichts aus meinen Träumen weckt.

Glücklich fühl' ich mich in meinem Harme,
Bin mit ihm als alter Freund vertraut,
Wenn mein Aug' in trübe Zukunft ſchaut,
Werf ich der Natur mich in die Arme,
Dieſe Tröſterin verkennt mich nicht,
Sie umſtrahlt der Wahrheit himmliſch Licht.

So geh'n meine Tage ſtill vorüber,
Bis des letzten Tages Sonne ſinkt,
Bis ein fernes beſſ'res Leben winkt;
Dann ſchwebt feſſellos mein Geiſt hinüber,
Drum laßt ſtill mich zieh'n auf meiner Bahn,
Ach und ſtört mich nicht in meinem Wahn!

Die Anekdote beruht auf einer Reihe von unrichtigen Vorausſetzungen, welche im Einzelnen durch meine Darſtellung widerlegt ſind. Daß die Improviſation gewis nicht von Goethe herrührt, wird Jeder zugeben, welcher jemals ein Goetheſches Gedicht geleſen hat. Wer Goethen dieſes Kukuksei untergeſchoben hat, iſt mir unbekannt.

V.

Das Portrait der Gräfin O'Donell.

Es ſchien wünſchenswert, das Portrait eines Weſens, mit welchem Goethe ſo lange Zeit freundſchaftlich verbunden war, der Publication des Briefwechſels beizugeben. Herr Graf Moriz O'Donell erlaubte mir daher, eine Bleiſtiftzeichnung ſeines Beſitzes in der k. k. Staatsgewerbeſchule zu Salzburg durch Lichtdruck vervielfältigen zu laſſen. Sie iſt im April 1819 entworfen und gewährt ein gutes Bild der ſchönen Frau; der Künſtler iſt nicht bekannt. Die Zeichnung befindet ſich auf einem kleinoctav Blatte gelben Papieres, iſt 15,5 cm hoch und 9,6 cm breit. Der Lichtdruck wurde unter der Leitung des Herrn Prof. A. Czurda ausgeführt.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu S. **3** ff. Xaver von Schoenberg wird mit Unrecht Freiherr genannt, er war zwar franzöſiſcher Graf, machte aber von dieſem Titel in Deutſchland keinen Gebrauch. Dieſen Irrtum klärte Freiherr von Biedermann gütigſt auf.

Zu S. **18** ff. Vgl. die Stellen in dem von Max Jacobi herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen Goethe und Fritz H. Jacobi Leipzig 1846 S. 252 und 253, hier ſagt Goethe von ſich ſelbſt ausdrücklich: „deſſen Denkart im Alter eine hiſtoriſche Wendung nimmt".

Zu S. **37** Anm. 1)). Gegen Riemers Behauptung ſprechen die beiden Stellen in Briefen an Frau von Grotthuß vom 6. December 1810 (Varnhagens Denkwürdigkeiten. IV 226 ff.) und vom 7. December 1810 (Grenzboten 1846. II 501).

Zu S. **41** und 46 f. Chriſtian Gottlob Hammer iſt am 30. October 1779 zu Dresden geboren, Kupferſtecher und Landſchaftszeichner, wurde 1816 Mitglied der Königl. Akademie der Künſte zu Dresden, und ſtarb daſelbſt als Profeſſor Februar 1864. Von Goethes landſchaftlichen Skizzen aus Bilin (1810), welche Hammer ausgeführt hat, iſt bei Schuchardt „Goethes Kunſtſammlungen" Bd. I S. XXII die Rede. (Gütige Mitteilung des Frh. von Biedermann).

Berg und Thal

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Bothen.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch zugeſagt?

Bothe. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Mildenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Bothen ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gib ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, ſie ſoll wollen! Zum Bothen. Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bothe. Wir müſſen umziehen. Die

Zu S. **79.** Vgl. die Worte der „Tante“ Fahlmer über Goethe an Jacobi, Pempelfort den 10. December 1792 (Zoeppritz Aus F. H. Jacobis Nachlaß. Leipzig 1869. I 167): „Auch iſt Dein Verdacht in Abſicht des Mangels an Gluth im Mittelpunkt ſeines Weſens nicht ganz ohne Grund“.

Zu S. **87** ff. Vgl. die Äußerungen der Frau von Schiller über Goethes Geſundheitszuſtand in Briefen an Knebel, Briefe an einen vertrauten Freund S. 86. 101. 125.

Zu S. **102** ff. Goethe ſchreibt den Namen: „Stahl“ nach der Ausſprache, die Familie ſchreibt ſich „Stael“ nicht „Staël“, darnach iſt S. 14 Z. 6 v. u. zu verbeſſern.

Zu S. **110.** Die Datierung iſt nicht ſo ſicher, als ich angegeben habe, es könnte wirklich „22. Jan.“ heißen, dafür iſt Nr. 4 deutlich „2t Jan“ gezeichnet.

Zu S. **125** f. Die Faltung ſcheint bei Brief und Nachſchrift doch die gleiche zu ſein.

S. 4 Z. 8 v. u. l. vermittelt durch.

S. 8 Z. 1 l. auf den.

Perſonenverzeichnis.

Abrantès, Herzogin von, 13. 152.
Achim von Arnim, Bettina, 55. 61. 197.
   „   Ludwig, 197.
Alexander, Kaiſer von Rußland. 91. 95.
Althann, Graf und Gräfin, 32. 33. 37. 62. 65. 67. 193 ff.
Ambroſi, Dr., 37.
Andreſen, 5.
Armbruſter, 84.
Arndt, Wilhelm, 87.
   „   Prof. Dr. Wilhelm, 7. 118 f. 124.
Baechtold, Jakob, 118.
Bagration, Fürſtin, 36.
Beethoven, 29. 55. 61. 67. 82 f. 196.
Berthier, Marſchall, 12 f.
Biedermann, Woldemar, Freih. von, 4. 6. 7. 38. 68. 95. 127. 135. 159. 204. 207 f.
Bielke, von, 198.
Bleſchinsky, Graf, 196.
Blücher, 136.
Bogty, Dr., 197.
Bondi, Clemens, 80. 84.
Boſe, von, 196.
Böttiger, 49.
Bratranek, 21. 103. 104.

Bremſer, 155.
Brentano, Clemens, 198.
Brion, Friedrike, 50.
Brühl, Gräfin, 13.
Burkhardt, C. A. H., 7. 40.
Chotek, Graf, 45. 64.
  „ Johann Rudolph, 66.
  „ Carl, 66.
Clam-Martinitz, Graf, 132. 136.
Clary, Fürſt von, 25. 33. 36. 39. 43. 45. 159. 193. 194 f.
  „ Karl Joſeph, 45.
  „ Maria Leopoldine Chriſtine, geb. de Ligne, 45.
Clauß, 5.
Collorado-Mansfeld, Hieronymus Graf, 138 f.
Creizenach, Theodor, 151.
Czurda, Prof. A., 6. 206.
Damm, 27 f.
Degen, 84.
Dietrichſtein, Fürſt, 37.
Dingelſtedt, 16.
Dſchelâl-eddin Rumi, 157 f.
Düntzer, 20. 29. 55. 116. 118. 128. 159. 199 ff.
Eckermann, 125. 128.
Edling, Graf, 159.
Eichler, 37.
Eichſtädt, 68.
Eybenberg, 38.
Fahlmer, Johanna, 208.
Fichte, 37.
Ferdinand d'Eſte, Erzherzog, 15. 28. 84. 197.
Forell, Graf, 198.

Franz, Kaiſer von Oeſterreich, 11. 14 f. 26—32. 35. 59. 67. 165 ff. 194 f.
Frauſtadt, Albert, 5.
Freeſe, 87. 88. 96. 129.
Fritſch, Gräfin, 21. 125.
Gentz, Friedrich von, 15. 35. 36 f. 153.
Geiger, Ludwig, 103.
Goethe's Gattin VIII. 52.
" Schwiegertochter 177.
" Sohn 128. 132. 146.
Goldſmith, 114. 117.
Göttling, 77.
Grillparzer, 86.
Grotthuß, Frau von, 37. 104. 147. 149. 151. 207.
Grüner, 178.
Hackert, 16.
Hafner, Philipp, 80. 85 f.
Hamann, 19.
Hammer, 43. 46. 207.
Hardenberg, Frh. v., 136.
Heinſe, 19.
Hermſtädt, 159.
Heſſen, Kurprinzeß von, 136.
Hirzel, Salomon, 31. 124 f.
Hlawaček, Ed., 16. 17. 21. 23. 28. 63. 162.
Holland, König von, Ludwig, 33.
Hormayr, 35.
Hoyos, Graf Ernſt, 195.
Humboldt, Wilhelm von, 21. 103. 135.
Jacobi, Fritz, 18 ff. 207 f.
" Max, 207.

Jahn, Otto, 36.
Janſſen, 17 f.
Iffland, 16.
John, 16. 76. 96. 100. 106 f. 112. 122. 126.
John, Prof., 136.
Karajan, Theodor von, 152.
Katharina, Prinzeſſin von Oldenburg, 94 f.
Kauffmann, Angelica, 162.
Keil, 87.
Keſtner, Charlotte, geb. Buff, 161.
Kieſer VIII.
Kind, 127.
Kinsky, Fürſt, 195.
Klenau, Graf, 195.
Knebel, VIII. 20. 47. 60 f. 68. 100. 101. 104. 116. 118. 129. 135. 140. 147 f. 149. 159. 161. 173. 180. 208.
Knoll, Dr. Ed., 4. 6. 7. 28 f. 32. 55. 193. 196.
Kolowrat, Fürſt, 37.
Körner, Ch. G., 88.
Kutſchera, von, 195.
Lamberg, Gräfin, 198.
Landau, Marcus, 84.
Lazansky, Gräfin, 194.
Lefebvre-Desnouettes, 130.
Lenz, J. G., Bergrath, 155.
Leopoldine, Erzherzogin von Oeſterreich, 23. 25. 193.
Levezow, Ulrike von, 180.
Lichnowsky, Carl, Fürſt, 33. 37. 65. 67.
  „ Eduard Maria, 67.
Liechtenſtein, Fürſten von, 122. 138.
  „ Leopoldine, 119 f. 126 f. 128.

Liechtenſtein, Louis, 132. 134 f.
„ Moritz, 13. 126 f. 132. 134.
Ligne, de, Chriſtine, gen. Titine, vgl. O'Donell.
„ „ Fürſt Karl, 25. 33. 36—39. 41 f. 45. 152 ff. 155 f. 158 f. 185—192.
„ „ Prinz Karl, 45.
„ „ Maria Franciska, geb. Prinzeſſin Liechtenſtein, 45.
Lobkowitz, Fürſten, 46.
Loeper, G. von, VIII. 19. 127 f. 203.
Luden, 140.
Marcolini, Graf, 196.
Maria Ludovica Beatrix, Kaiſerin von Oeſterreich, 2. 11. 12—15. 22—26. 28—32. 33 f. 47 f. 51—67. 71—76. 82. 84. 99. 108 f. 110. 115. 123 f. 133. 139. 145 f. 148. 151 f. 156 f. 158. 163—167. 172 f. 193 f. 199 f. 204.
Marie Louiſe, Kaiſerin von Frankreich, 11 f. 22. 26—32. 194 f.
Marwitz, Alex. von, 37.
Maximilian, Erzh. von Oeſterreich, 134.
Metternich, Graf (Fürſt), 8. 133. 135 f. 136 ff.
Meyer, Heinrich, 106. 110.
„ Nicolaus 148.
Mitterbacher, 27.
Moltke, 159.
Montebello, Herzogin von, 32.
Müller, Friedr. von, Kanzler, 40. 75. 134. 180.
Musculus, VIII.
Nagler, 5 f.
Napoleon I., 11 f. 26. 129 f.
Neuberg, von, 195.

Nobl, 196.
O'Byrn, Baronin, 196.
O'Donell von Tyrconell, gräfliche Familie.
„ Chriſtine, genannt Titine, geb. de Ligne, Gemalin des Grafen Moriz I., 3. 8. 36. 38. 39. 40—47. 86. 152. 153. 158 ff.
„ Caroline, geb. Fürſtin Clary, Gemalin des Grafen Hans, 162. 164.
„ Hans, 162. 164.
„ Heinrich, Sohn der Gräfin Joſephine, 34. 81 (?). 173.
„ Joſeph, 34—36. 86.
„ Joſephine, geb. Gräfin Gaisrück, zweite Gemalin des Grafen Joſeph, 1. 8. 33. 34 f. 47—50. 96. 101. 118. 119 f. 125. 130. 138. 142. 146. 150. 158. 161. 166 f. 172 f. 181. 204 ff. 206.
„ Moriz I., Sohn der Gräfin Thereſe, 36. 40. 81. 86. 106. 130. 132. 134. 138. 152. 153. 155 f. 158 ff.
„ Moriz II., Sohn des Vorigen, 1. 3. 8. 38. 94. 161. 162. 173. 206.
„ Thereſe, geb. Gräfin O'Donell, erſte Gemalin des Grafen Joſeph, 35. 86.
Oſſian, 117.
Parthey, G., 27 ff. 31 f.
Pertz, G. H., 13.
Petter, Alexander, Dr., 94.
Peucer, 141.
Pfeill, von, 132. 136.
Pichler, Caroline, 13.

Preußen, Prinz Auguſt von, 136.
Pröll, 178.
Pückler-Muskau, Fürſt, 55.
Rantzau, 54. 58.
Recke, Eliſe von der, 37.
Redwitz, Baron, 197.
Reinhard, 31. 46. 58. 59 f. 68. 75 f. 78. 83. 102. 177. 180.
Reitzenſtein, Baronin, 197.
Reuß, 120.
Riemer, VIII. 37 f. 49. 53. 56. 76. 82. 94. 103. 106. 110. 119. 128. 194. 207.
Rochlitz, 136. 149.
Rollett, Hermann, 76.
Roſegger, Petri Kettenfeier, 9.
Rühle, 37. 194.
Ruß, Victor, 16.
Ruysdael, Jacob, 5.
Sachſen:
  Anton, 196.
  Amalie, 11 f. 23. 198.
  Auguſte, 196.
  Clemens, 198.
  Eliſabeth, 12.
  Friedrich, 198.
  Joſepha, 198.
  Marie, 198.
  Marie Anna, 197.
  Marianne, 198.
  Maximilian, 198.
  Thereſe, 196.

Sachſen-Weimar:
  Bernhard, 37. 129. 194 ff.
  Carl Auguſt, 4. 8. 14. 15. 32 f. 36. 37. 39. 42. 47 f. 51. 57. 58. 67. 68 f. 74. 78. 86. 91. 93. 96. 98. 101. 107. 110 f. 112 f. 116. 119 f. 122. 127. 128 f. 138. 146 f. 151. 153. 164 f. 194 ff. 200.
  Karoline Louiſe, 52 f. 58. 87. 95. 101 f. 149.
  Luiſe, 176 f.
  Maria Paulowna, 87. 90. 94 f. 99. 102.
Savary, 102.
Savigny, Frau von, 197.
Schiffmann, 94.
Schiller, Charlotte von, 20. 22. 47 ff. 52 f. 58. 87. 95. 100. 101 f. 104. 126. 129. 130. 135. 146. 149. 159. 161. 173. 178. 208.
  „ Friedrich, 34. 159.
Schlegel, Friedrich von, 104.
Schloſſer, Fritz, 87 f. 95 f. 116. 128.
Schmeller, 76.
Schmid, Georg, 203.
Schnorr von Carolsfeld, 5.
Schöll, 39. 55. 88. 128 f. 130. 134. 136. 151.
Schönberg, Alexander Freiherr, 5.
  „ Xaver Maria Caeſar von Schönberg-Roth-ſchönberg, 3—6. 207.
Schönholz, Friedr. Ant. von, 152.
Schuchardt, Joh. Chr., 76. 207.
Schütze, St., 127.
Schwarzenberg, Fürſt, 134. 136.
Schwerdgeburth, VIII.
Seebach, Baron Friedr., 197.

Seidler, Louiſe, 12. 46. 148.
Shakespeare, 21 f. 116 f.
Smith, Sidney, 153.
Solms-Braunfels, Prinz, 37.
Solms, Prinzeſſin von, 37.
Sonnleithner, 80. 85 f.
Speth, von, 197.
Spiegel, 42. 46. 197.
  „ Freiherr Raban, 46.
  „ Flora, geb. de Ligne, 46.
Städel, Joh. Friedr., 45.
Stael, Mad. de, 14 f. 99 f. 102 ff. 114. 117 f. 149. 208.
Stein, Freiherr vom, 13. 87.
  „ Frau von, 20 f. 22. 29. 32. 33. 39. 55. 60. 62. 88. 101. 125. 128. 141. 147. 149.
Stiſt, Dr., 195.
Stöhr, Dr., 4. 7. 193.
Stolberg, Grafen zu:
  „ Auguſte, verm. Bernſtorf, 20.
  „ Chriſtian, 17 f.
  „ Friedrich Leopold, 17 ff.
Stolz, Dr., 62.
Strehlke, 7. 44. 62. 75. 82. 85. 101. 110. 124. 134. 149. 180.
Stremeyer, 159.
Teichmann, 16.
Teuffenbach, Albin, Reichsfreiherr, 1. 7.
Thayer, 28. 55. 61. 67. 75.
Thereſe, Erzherzogin von Oeſterreich, 24.
Thonhauſer, Dr., 195 f.
Thürheim, Albin, Graf, 39. 46.
Toscana, Großherzog von, 1.

Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann. —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wieder kmomen wird — ich ſeh' ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein! er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Trautmannsdorf, Graf, 195.
Uhde, 12. 46. 148.
Ulrich, 52.
Varnhagen von Enſe, 15. 36. 127. 134 f. 207.
Vergil, 84.
Viehoff, 29. 55.
Vogel, Chr. G. H., 118 f. 196.
„ Dr., 153 f.
Voigt, 36. 101. 155. 165.
Vulpius, 148.
Waldmüller, Robert, 12. 23.
Wallishauſſer, 85.
Weble, 3 f.
Wieland, 78. 99. 101 f.
Willemer, Marianne von, 47. 150 f.
Windiſchgrätz, Fürſt, 132. 134.
Wintzingerode, 37.
Wolf, Fr. Aug., 37.
Wolzogen, Karoline von, 60.
Wrbna, Graf, 194 f.
Wurmbrand, Graf, 166.
Württemberg, König von, 135.
„ Prinz Paul, 136.
Wurzbach, 84.
Young, 117.
Zarncke, 6.
Zelter, 60. 68. 83. 87. 94. 95. 100. 106. 130. 147. 148 f. 178. 180.
Zichy, Graf, 195.
Zeeppritz, 208.

Goethe's Autographenſammlung 67 f.
„ Campagne in Frankreich 119.
„ Dichtung und Wahrheit 69. 79. 83. 96. 141. 145. 148 f.
„ Dictieren 72 f. 82 f.
„ Gedichte:
  An die Kaiſerin von Oeſterreich 22. 23—31. 56.
  An den Kaiſer von Oeſterreich 23—31.
  An die Kaiſerin von Frankreich 22.
  An Herrn Abbate Bondi 84.
  An Chriſtine de Ligne, verm. O'Donell:
    Als der Knabe nach der Schule 160.
    Die abgeſtutzten, angetauchten 161.
    Ein klein Papier haſt du mir abgewonnen 38.
  An Gräfin Joſephine O'Donell:
    Dem ſchönen Tag ſey es geſchrieben 50.
    Die kleinen Büchlein kommen froh 142.
    Ein alter Freund erſcheint maskirt 150.
    Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird 172.
    Ich dachte Dein, und Farben bunt erſchienen 167.
    Und wärſt du auch am fernſten Ort 49.
    Wenns Jemand ziemt zu reden im Vertrauen 54 ff.
  Das Alter 147.
  Der Todtentanz 128.
  Der treue Eckardt 128.
  Die Feier des 28. Auguſts dankbar zu erwidern 167 f.

Die Jahre 147.
Die wandelnde Glocke 127 f.
Divan, Zum, 199—203.
Epilog zu Wallenſteins Lager 140.
Geheimſtes 199—203.
Gewohnt, gethan 127.
Improviſation 203—206.
Parabel 127.
Pfaffenſpiel 127.
Requiem dem froheſten Mann des Jahrhunderts ꝛc. 156. 158.
Scherzräthſel 128.
Goethe's Goldſmiths Deserted Village 113 f.
„ Iphigenie 115. 118 f.
„ Italieniſche Reiſe 118 f. 180.
„ Kunſt und Alterthum 180.
„ Leben Hackerts 16.
„ Portrait 3 ff.
„ Römiſche Elegien 180.
„ Shakespeare und kein Ende 116.
„ Urtheil über engliſche Sprache und Litteratur 113 f.
„ Venetianiſche Epigramme 180.
„ Wette, die, 51—58. 77.
„ Wunderlichkeiten 71 f.
„ Zeichnungen VIII. 42 f. 46 f. 48. 63.
„ Zum Andenken Wielands 99. 101.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.
(Beſſerſche Buchhandlung.)

Goethes Briefwechſel mit einem Kinde. (Bettina von
Arnim) Seinem Denkmal. Dritte Auflage. Heraus-
gegeben von **Herman Grimm.** Eleg. geh. 8 M.
In Leinwd. gebunden 9 Mk. 20 Pf. In feinſten hellen
Halbkalblederband gebunden 11 Mk.

Goethe. Vorleſungen von **Herman Grimm,** gehalten
an der K. Univerſität zu Berlin. Dritte durchgeſehene
Auflage. 8°. Preis eleg. geh. 6 Mk., geb. 7 Mk. 20 Pf.,
in Halbfranz geb. 9 Mk.

**Briefe Goethes an Sophie von La Roche und Bettina
Brentano** nebſt dichteriſchen Beilagen, herausgegeben
von **G. von Loeper.** 8°. Eleg. geh. 6 Mk. Geb.
7 Mk. 20 Pf.

Erinnerungen und Leben der Malerin Louiſe Seidler.
Aus handſchriftlichem Nachlaß zuſammengeſtellt und
bearbeitet von **Hermann Uhde.** Zweite umgear-
beitete Auflage. 8°. Eleg. geh. 7 Mk., geb. 8 Mk. 20 Pf.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (W. v. Kügelgen). Elfte Auflage, Volksausgabe. Eleg. geh.
3 Mk., nett gebunden 4 Mk.

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin.
(Beſſerſche Buchhandlung.)

Julian Schmidt. Portraits aus dem 19. Jahrhundert. Gr. 8°. Eleg. geh. 7 Mk. In Leinwd. geb. 8 Mk. 20 Pf.

Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von **J. Fürſt.** Mit dem Portrait der H. Herz, gemalt von Graff, geſtochen von Teichel. Zweite durchgeſehene und vermehrte Auflage. 8°. Geh. 5 M. 60 Pf.

Oscar Schmidt, Goethes Verhältniß zu den organiſchen Naturwiſſenſchaften. Vortrag, gehalten im wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. Gr. 8°. Geh. 50 Pf.

Adolf Schöll, Goethe in Hauptmomenten ſeines Lebens und Wirkens. Geſammelte Abhandlungen. Gr. 8°. Eleg. geh. 9 Mk. In Leinwd. gebunden 10 Mk. 20 Pf. In feinſten Halbkalblederband gebunden 12 Mk.

R. M. Werner, Leſſings Emilia Galotti. br. 1 Mk. 50 Pf.

BAYERISCHE

Goethes Werke.

Herausgegeben
im
Auftrage
der Großherzogin Sophie von Sachſen.

Dieſe neue auf den handſchriftlichen Nachlaß gegründete Geſammtausgabe wird in dem unterzeichneten Verlage in vier Abtheilungen in würdiger Ausſtattung erſcheinen:

I. Abtheilung: **Goethes Werke**, 50 Bände,
II. Abtheilung: **Goethes naturwiſſenſchaftliche Schriften**, circa 10 Bände,
III. Abtheilung: Goethes Tagebücher,
IV. Abtheilung: Goethes Briefe.

Bei Abtheilung III und IV iſt die Bändezahl im Voraus nicht u beſtimmen.

Jede Abtheilung iſt für ſich zu beziehen; einzelne Bände dagegen erden nicht abgegeben. Der Subſkribent einer Abtheilung verpflichtet ch zur Abnahme ſämmtlicher Bände derſelben.

Der Umfang eines Bandes wird circa 20—25 Bogen betragen.

Der Preis eines Bandes der I. Abtheilung iſt auf circa ℳ 2,40 is ℳ 3,00, der der II.—IV. Abtheilung auf circa ℳ 3,20 bis ℳ 4,00, nach dem Umfang, feſtgeſetzt.

Auf Wunſch werden auch **gebundene Exemplare** abgegeben. Der Einband, ein feiner Halbſaffian-Band, wird ſich von jeder Überladung mit äußerm Schmuck fern halten, geſchmackvoll und vor allem auerhaft ſein. Der Preis des Einbandes wird circa 2 ℳ betragen.

[Fortſetzung auf der 3. Seite des Umſchlags.]

Goethes Fauſt

in urſprünglicher Geſtalt

nach der Göchhauſenſchen Abſchrift herausgegeben

von

Erich Schmidt

Schmidt: Faust

Weimar
Hermann Böhlau
1887.

Weimar. - Hof-Buchdruckerei

Inhalt.

Seite
Einleitung . . . v

Nacht (Monolog, Erdgeiſt, Wagner) . . . 1
Schülerſcene . . . 11
Auerbachs Keller . . . 19
Landſtraße („Was giebts Mephiſto“) . . . 31
Straße („Mein ſchönes Fräulein“) . . . 31
Abend („Ich gäb was drum“) . . . 35
Allee („Bey aller verſchmähter Lieb“) . . . 40
Der Nachbarin Haus . . . 43
Fauſt. Mephiſtopheles („Wie iſt's? Wills fördern?“) . . . 52
Garten . . . 54
Gartenhäuschen . . . 61
Gretchens Stube („Meine Ruh iſt hin“) . . . 63
Marthens Garten . . . 64
Am Brunnen . . . 71
Zwinger . . . 73
Dom . . . 75
Nacht („Wenn ich ſo ſaß“) . . . 77
Fauſt. Mephiſtopheles („Wie von dem Fenſter“) . . . 78
Fauſt. Mephiſtopheles („Im Elend! Verzweifelnd!“) . . . 80
Nacht. Offen Feld . . . 83
Kerker . . . 83

Anhang. Aus Goethes Tagebüchern 1797–1832 . . . 91

Eliſabeth. Die Boßheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihre Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab, euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht feyerlich zugeſagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg? Hört' ich ſie nicht ſelbſt halb reuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie? Müßten nicht Fürſten und Herren ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun, und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen!

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat verſprochen, Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger, als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie, wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir, wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten To-

Einleitung.

1.

Am 21. Juni 1885, als G. v. Loeper den Platzregen ſeiner Mittheilungen über den Inhalt des endlich erſchloſſenen Goethearchivs auf uns niedergehen ließ, wurden wir mitten in der Überfülle der Beſcherung zur Reſignation gemahnt durch die Kunde: der Urfauſt, das Originalmanuſcript des erſten Theils in ſeiner urſprünglichen fragmentariſchen Geſtalt, ſei nicht mehr vorhanden. Der tröſtliche Hinweis auf die vorgefundenen Blätter zum erſten, die Handſchriftenberge zum zweiten Theile konnten dies Gefühl unwiederbringlicher Einbuße nicht beruhigen. Nichts war ungeſtümer begehrt, nichts im hypotheſenreichen Aufbau der Fauſtforſchung ſchmerzlicher vermißt worden als jener in der „Italiäniſchen Reiſe“ noch vorhanden geſchilderte „alte Codex“.

Im November 1886 wanderte aus dem wirren Bibliothekraume des Goethehauſes, worin Rulands glückliche und hilfreiche Hand Ordnung ſchuf, ein gewaltiger Korb voll Handſchriften in die Archivzimmer des Schloſſes: ſchwer zu entziffernde Bleiſtiftſkizzen von Gedichten, Briefen und Aufſätzen, maſſenhafte Blätter zu den „Wanderjahren“ und in dem Wuſt auch viel Fauſtiſches aus der Mitte der zwanziger Jahre. Beim Durchſieben des neuen Fundes fanden ſich nach und nach durch Glück und Combination wenigſtens vier Blätter vom Ende des vorigen oder vom Anfang dieſes Jahrhunderts zuſammen als Bruchſtücke einer Urredaction der letzten Partien vom zweiten Theile, nämlich realiſtiſcher gehalten Fauſts Tod, das Lemurenlied, vier mit den Ottaverime der „Zueignung“ correſpondirende Stanzen „Abſchied“ ſammt einer Nachtragſtrophe, welche das Gedicht, das troß Anfang und Ende kein Ganzes bilde, den „beſten Köpfen“ empfiehlt und in ein launiges Plaudite ausklingt. Der Dichter ſelbſt fühlt ſich, wie ſchon in dem vorausgegangenen claſſiciſtiſchen Jahrzehnt, der nordiſchen Nebelwelt des Doctor Fauſt gar entfremdet und ruft, des langen Weges bis 1832 nicht gewärtig, mit Ungunſt aus:

Am Ende bin ich nun des Trauerſpieles,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drang des menſchlichen Gewühles,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer ſchildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?
Und ſo geſchloſſen ſei der Barbareien
Beſchränkter Kreis mit ſeinen Zaubereien.

Ich durchſtöberte nochmals unſern ganzen Vorrath, um mich endlich damit zu tröſten, daß dem Goethearchiv doch zwei vorweimariſche Fauſtblätter, bekannte und unbekannte Paralipomena enthaltend, verblieben ſeien.

Kurz darauf, zu Neujahr 1887, ward mir der Auftrag einer Reiſe nach Dresden. Nachkommen von Geſchlechtern, deren Namen mit den Tagen Carl Auguſts, Amalias, Goethes für immer verknüpft ſind, wollten die neuerfriſchte Goethearbeit fördern. Ein Mitglied der Familie v. Einſiedel meldete, Herr Major a. D. v. Göchhauſen habe ſich erboten einem Abgeſandten der Frau Großherzogin Sophie von Sachſen alles zu zeigen, was an Papieren aus dem Nachlaſſe ſeiner Großtante, des berühmten Hoffräuleins Luiſe v. Göchhauſen, erſt ſeinem Vater und dann auf ihn vererbt worden. Wir erwarteten vornehmlich eine willkommene Ausbeute an Briefen, aber es ging mir wie Saul, dem Sohne Kis', der auszog ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen und ein Königreich fand. Schon wollte ich ohne ſonderliches Jagdglück, aber doch mancher gütig gewährten Spende froh, umkehren, als ein dickleibiger Quartant „Auszüge, Abſchriften und dergleichen. Aus dem Nachlaß der Frl. L. v. G." noch zu näherer Muſterung aufforderte. Er umfaßte Copien und einzelne Originale ſeit 1766. Ungeduldig blätterte ich von Ramonds Les dernières aventures du jeune d'Olban zu allerlei Verslein franzöſiſcher und deutſcher Almanache, von Stücken aus Oſſian zu Sentenzen aus Shakeſpeare oder auch der „Agnes von Lilien", von Bürgers „Lenore" zur Traumerzählung Franz Moors, von kleinen Reiſeberichten zu luſtigen Farcen Einſiedels und zu allerlei Tiefurter Gelegenheitsgedichten, auch Wielands und Knebels, fand „Satyros", „Neueſtes von Plundersweilern" und „Ilmenau", bis ich plötzlich auf Mephiſtos Rede vom Collegium Logicum ſtieß. Auch das ſtimmte zu dem Geläufigen; ich glaubte das Fragment von 1790 in einer Copie der ſehr ſchreibluſtigen und ſchreibgewandten Hofdame vor mir zu haben. Aber der nächſte Blick zeigte unbekanntes Land. Ich ging zum Anfang zurück und ſah gleich das erſte Reimpaar abweichend geſtaltet, ich eilte zum Ende und erblickte mit einer Erregung, die viele nachempfinden werden, die Kerkerſcene in Proſa. Kein Zweifel: hier war, dank der unermüdlichen Theilnahme des Frl. v. Göchhauſen, der Urfauſt in einer ſauberen Abſchrift erhalten. So lange ganz verborgen in dieſem unbeachteten Sammelband, aber ſo pietätvollen Händen anvertraut; ſo zur rechten Zeit für die weimariſche Goetheausgabe aus ſeinem Verſteck gelockt — nur zu ſpät, als daß Wilhelm Scherer ſich daran hätte erfreuen, auf dieſem Grunde ſeine von überkühnen Vermuthungen zu ruhigerer Betrachtung fortgeſchrittenen Studien neu hätte errichten dürfen. Herr v. Göchhauſen vertraute mit anderem auch den koſtbaren Quartanten dem Goethearchiv an. Im Schloſſe zu Weimar gab es wieder wie vor hundert Jahren eine kleine geheime Fauſtvorleſung. Zunächſt wurde der Goetheverſammlung Ende Mai das frohe κοινὸς Ἑρμῆς zugerufen und kürzlich in den Lesarten des 14. Bandes der weimariſchen Goetheausgabe außer höchſt bedeutenden ungedruckten Paralipomenis auch der Urfauſt, in den kritiſchen Apparat aufgelöſt, Genießenden und Forſchenden vorgelegt. Daneben wird ein zuſammenhängender Abdruck willkommen ſein.

Über die Vorlage unſerer Copie habe ich, Goethes Werke 14, 252f, 294, 311, einige Notizen und Vermuthungen gegeben, die ich hier kurz zuſammenfaſſe. Das Urmanuſcript begleitete den Dichter 1786 nach Italien. Er beſchreibt es in einem erſt für die „Italiäniſche Reiſe" componirten Brief an Herder, Rom 1. März 1788, und hat es bei der Reviſion des „Fauſt“ für den Cottaſchen Einzeldruck von 1816 und die Geſammtausgabe von 1817 zu Rathe gezogen, wie die Rückkehr zur erſten Faſſung in den Verſen 402, 2709, 2757, 3578 beweiſt. Citate in „Dichtung und Wahrheit“ (vgl. zu 550) und bei Falk (vgl. zu 1941) werden aus dem Gedächtnis gefloſſen ſein. Erhalten ſind im Goethearchiv zwei Blätter: Paralipomena Nr. 21., die hier S. 31 abgedruckte kleine Scene, und Paralipomena Nr. 54.ff, beide mit ſpäteren Zuſätzen verſehen. Die Züge des erſten ſtimmen genau zur Reinſchrift des „Ewigen Juden“, während das zweite einen ſkizzenhaften Charakter zeigt. Die Handſchrift — gelbliches, zum Theil an den Rändern abgeſtoßenes Großquart mit dem Waſſerzeichen C & J Honig — enthielt alſo auch leere Seiten zum Zeichen von Lücken und, falls die Zugehörigkeit von Paralipomena Nr. 54.ff richtig erkannt iſt, auch abgeriſſene Brouillons, eilig hingeworfene Einfälle, wie wir deren z. B. auf den „Fetzen“ des „Ewigen Juden“ finden. Der Reſt iſt zu winzig, als daß Schlüſſe über Art und Umfang der Skizzen gezogen werden dürften. Jedenfalls hat die Forſchung mit der Möglichkeit alter Niederſchläge aus geplanten Scenen in Form von kleinen Versreihen zu rechnen. Schemata zu entwerfen, Reimſcenen zuerſt in Proſa zu ſkizziren lag dagegen kaum in der raſch vordringenden Kunſtübung des jungen Goethe; aber das eine Blatt als offenbare Reinſchrift, das andere als offenbarer Brouillon lehren, daß man die Notiz Goethes „in den Hauptſcenen gleich ſo ohne Concept hingeſchrieben“ nicht zu wörtlich nehmen darf. So bietet die Göchhauſenſche Abſchrift, von der Bedeutung des Autographen abgeſehen, keinen vollen Erſatz für das Original, das leider von Goethe vernichtet worden zu ſein ſcheint. Ich denke: um 1816. Kräuters Repertorium von 1822 weiß nichts mehr davon.

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!“
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Goethe hat in der erſten weimariſchen Zeit gern aus ſeinem „Fauſt“ vorgeleſen. Nach einer ſolchen Recitation, wahrſcheinlich bei der Herzogin Amalia, wird Frl. v. Göchhauſen ſich das Manuſcript erbeten und mit oder ohne Erlaubnis des Dichters copirt haben, wie ihr ja mehrere ungedruckte Werke, „Satyros“, „Prometheus“, bequem zugänglich waren. Bloße Brouillons ließ ſie bei Seite, falls ſie überhaupt derlei vom Vorleſer gewiß nicht mitgetheilte, wahrſcheinlich ſchon aus den Lagen des zuſammenhängenden Textes entfernte Bruchſtücke vorfand.

2.

Für die zehn Jahre 1776—1786 iſt Arbeit am „Fauſt“, hinausgehend über ein gelegentliches ſtilles Fortſpinnen der Gedankenfäden, ſchlechterdings nicht nachweisbar. Im Geheimen freilich rückt der Kryſtalliſationsproceß des Lebenswerkes weiter, mehr unbewußt als bewußt, denn an allem Goethiſchen hat Fauſt Antheil, aber nirgends findet ſich eine leiſe Andeutung, daß der alte Codex Neues in ſich aufnahm, daß etwa die Harzreiſe 1777 mehr als vielleicht die erſten dunklen, noch auf eine Wartezeit von zwanzig Jahren angewieſenen

Motive zur „Walpurgisnacht“ weckte. Wir empfangen im Urfauſt die Früchte von 1773—1775, alles was Goethe nach Weimar mitbrachte, außer einigen Notizblättern und den ungeſchriebenen Plänen, deren der Greis am Abend ſeines Lebens gedachte, als er von einer ihm ſeit ſechzig Jahren klar aufgegangenen Conception des ganzen „Fauſt“ ſprach, ohne doch mehr als große Umriſſe zu meinen.

Fauſtdichtung vor 1773 iſt wiederum nur im Bereiche der Gedanken, nicht der fixirenden Ausführung zu ſuchen. Sah auch der Leipziger Student und der junge Frankfurter Einſiedler die ihm aus Volksbuch und Puppenſpiel vertraute Geſtalt des vielberufenen Erzzauberers durch Leſſings Litteraturbriefe in eine reinere dichteriſche Sphäre emporgeſchnellt, ſo hat doch der Alexandriner, worin Söller ſich mit Doctor Fauſt vergleicht (Der junge Goethe I, 208), keine tiefere Bedeutung als verwandte burleske Anſpielungen bei Zachariae, Löwen, Wieland, und die ernſtere Art, wie Goethe ſich brieflich als „nachtforſchenden Magus“ hinſtellt, verräth gewiß noch nichts von einem Fauſtplan. Auch jenen alchymiſtiſchen Spielen in der Frankfurter Manſarde iſt ſchwerlich eine tiefere Vorbereitung auf den „Fauſt“ unterzulegen, da ſie derſelben Zeit angehören, welche den matten Reconvalescenten dem ſtillen Frieden des Klettenbergſchen Pietismus in die Arme trieb und ihn im frommen Gefühl eines verſöhnten Gottes nach Straßburg entließ. Die Autobiographie als ein wohlberechnetes Kunſtwerk mit ſtimmenden Accorden mag die Schilderung der alchymiſtiſchen Intereſſen geradezu im Hinblick auf die ſpätere Fauſtdichtung ausgeſponnen haben wie denn auch die Figur des Frankfurter Gretchen von dem Gretchen des „Fauſt“ Reflexe zurückempfangen haben wird. In Straßburg erſt vollzog ſich Goethes künſtleriſche, wiſſenſchaftliche, religiöſe und politiſche Befreiung. Das Dämoniſche in ihm wurde mächtig und griff ungeſtüm nach allen Seiten aus. Seine Wißbegier eilte von Feld zu Feld, und die Eitelkeit menſchlicher Erkenntnis trat dem Jüngling, der ſich nicht genügſam einer Facultät verpflichtete, mitten in ſeinen friſchen Studien und Luſtbarkeiten ſchmerzlich nahe. Erſcheinungen wie Giordano Bruno berührten ihn. Einen überlegenen Geiſt ſah er mit der Fülle der Geſichte und Probleme ringen: er war Zeuge von Herders durch keinerlei Schulſchranken gehemmten, überflutenden, nach den höchſten Zielen ſtrebenden Bildungskämpfen, Zeuge ſeiner geiſtigen Eroberungen, aber auch ſeiner Entbehrungen und Schmerzen. Der hinreißende Lehrer entfaltete dann gern eine höhniſche Ironie und konnte Züge für Mephiſtopheles liefern, zu dem ſpäter Merck Modell ſtand mit einer Hälfte ſeines Weſens, das andererſeits an poſitiver Bildung, freundſchaftlicher Förderung, äſthetiſchen Bedürfniſſen und ſogar an der Empfindſamkeit des Zeitalters reich war. Die bitterſüßen Seſenheimer Erlebniſſe nährten, während Herder und der werdende Dichter ſelbſt in die wogende Gedankenwelt Fauſts hinwieſen, ſeine Kunſt die Liebe nun auch dichteriſch dem galanten Getändel zu entrücken. Friederike, die ländliche Naive, wurde allmählich eine maßgebende Geſtalt für Gretchen, ihre mädchenhafte Freude am Putz, ihre unverkünſtelte ſchlichte Natürlichkeit, ihr Aufſchauen zu dem Geliebten, den ſie nicht ganz verſteht und deſſen freigeiſtigen Flügen ſie nicht ohne ein unklares Bangen nachſchaut. Zum erſten Mal imponirte Goethe einem Mädchen. Zum erſten Mal wurde ſein Liebesleben von einem Hauch der Tragik geſtreift, die er zu eigener Buße dichteriſch zu Ende dachte und in einer Reihe von Jugendpoeſien, welche das Motiv der Untreue leidenſchaftlich hin und her wenden, verkörperte. So giebt Straßburg die ſtärkſte innere und äußere Vorbereitung zum „Fauſt“, wobei auch daran erinnert werden mag, daß Goethe wahrſcheinlich einer Aufführung des Volksſchauſpiels durch die Lepper-Ilgnerſche Truppe beiwohnte (Archiv für Litteraturgeſchichte 8, 360). „Nun trug ich“ erzählt er in „Dichtung und Wahrheit“ Hempel 21, 184 „dieſe Dinge, ſowie manche andre, mit mir herum und ergetzte mich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch irgend etwas davon aufzuſchreiben“.

In Frankfurt nahm ihn Götz von Berlichingen gefangen. Sokrates und Mahomet wurden die Helden unvollendeter Gedankentragödien. Auch Wetzlar, wo Goethe ſein religiöſes Bekenntnis fauſtiſch formulirte (W. Herbſt, Goethe in Wetzlar. Gotha, Perthes 1881 S. 180) und den Eindruck hausmütterlichen Zaubers bei einem Mädchen als fruchtbares Motiv für Gretchen gewann, hat 1772 ſchwerlich irgend welche Fauſtſcenen entſtehen ſehn, doch iſt vertrauliche Mittheilung der Abſicht an Gotter ſehr glaubhaft (Herbſt S. 154).

Schick mir dafür den Doctor Fauſt,
Sobald dein Kopf ihn ausgebrauſt!

mahnt Gotter im Juli 1773 den Dichter, der am 1. März 1788 ſein jugendliches Schaffen am „Fauſt“ fünfzehn des ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Bothen ſchicken könnte!

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. ab.

Bey einem Dorfe.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg! ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag? Reit hin, ſag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geſchwind, Georg! Georg ab. Wollt', ich wäre tauſend Meilen davon, und läg' im tiefſten Thurn, der in der Türkey ſteht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag' ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden, und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß' euch, ſehr edler Herr!

Jahre früher, alſo 1773, anſetzt und in dem oft citirten Brief an Zelter (3, 87 11. Mai 1820) „einen wichtigen Theil des Fauſt“ der Zeit, da „Prometheus“ und „Satyros“ entſtanden, zuweiſt.

3.

Die Chronologie des erſten „Fauſt“ einigermaßen zu berechnen ſind uns neben dem Fragment von 1790 und nun dem Göchhauſenſchen Manuſcript verſchiedene Hilfsmittel zur Hand. Einmal eigene Zeugniſſe Goethes wie die eben erwähnten allgemeinen Angaben und beſtimmtere Mittheilungen: „ich machte eine Scene an meinem Fauſt“ an die Gräfin Stolberg 17. September 1775; „Hab an Fauſt viel geſchrieben“ an Merck 1. Hälfte October 1775, womit die Partien gemeint ſein müſſen, die Merck in dem an Nicolai gerichteten Briefe vom 19. Januar 1776 ſo freudig lobt („Ich erſtaune, ſo oft ich ein Stück von Fauſten zu ſehn bekomme, wie der Kerl zuſehends wächſt“ Briefe aus dem Freundeskreiſe S. 134).

Zweitens fremde Zeugniſſe: F. H. Jacobi hörte im Sommer 1774 den „König von Thule“ und ſchreibt nach der Lectüre des Fragments, ſechzehn Jahre, d. h. bis zu ſeinem Frühjahrsbeſuch 1775, zurückrechnend, am 12. April 1791 (Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi S. 128) „Von Fauſt kannte ich beinah ſchon alles“; Boie verlebte den 15. October 1774 bei Goethe und notirte „Er hat mir viel vorleſen müſſen, ganz und Fragment, und in allem iſt der originale Ton, eigne Kraft, und bey allem ſonderbaren, unkorrekten, alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Fauſt iſt faſt fertig, und ſcheint mir das größte und eigenthümlichſte von Allem" (K. Weinhold, H. C. Boie. Halle, Waiſenhaus 1868 S. 70); Knebel mag vom 11. bis zum 13. December 1774 einiges copirt haben, denn am 23. meldet er Bertuch „Ich habe einen Hauſen Fragmente von ihm, unter andern zu einem Doctor Fauſt, wo ganz herrliche Sachen ſind. Er zieht die Manuſcripte aus allen Winkeln ſeines Zimmers hervor" (Deutſche Rundſchau September 1877 S. 519); Einſiedel ſcherzt am 6. Januar 1776

Parodirt ſich drauf als Doctor Fauſt
Daß'm Teufel ſelber vor ihm grauſt.

und hat dabei dieſelbe maßloſe Proſaſcene „Trüber Tag" im Auge oder richtiger, denn auf den ſtarken Ton der Recitation kommt es an, im Ohr, auf welche Wieland in dem ungenau berichteten Geſpräch mit Böttiger (Litterariſche Zuſtände und Zeitgenoſſen 1, 21) am 12. November 1796 hinwies; Wieland offenbart in Gedichten und Briefen ſeine Vertrautheit mit dem ungedruckten Fauſt; Fernerſtehende eignen ſich wohl auch klatſchhafte Gerüchte an, wie Nicolai, der von Goethes Vorhaben ihn, den Wertherfeind, im „Fauſt" zu carikiren 1) wiſſen will (an Zimmer-

---

1) Zweifellos ein ganz unbegründetes Gerücht; es müßte denn irgend jemand den nüchternen Rationaliſten mit dem Famulus Wagner verglichen haben. Die Einführung des Proktophantasmiſten 1801 iſt angeregt durch Tiecks Viſion „Das jüngſte Gericht" Poetiſches Journal. Jena, Frommann 1800 S. 234 f (das 1. Stück erſchien im Juli vgl. Haym, Die romantiſche Schule. Berlin, Gärtner 1870 S. 701): „Das jüngſte Gericht war indeſſen ſchon angefangen, und Nikolai war trotz ſeiner Bildung auf zweitauſend Jahre verurtheilt, von den

mann 15. April 1775, Bodemann, J. G. Zimmermann. Hannover, Hahn 1878 S. 304 „Man droht von Frankfurt aus mit mehrerm, unter andern, daß Göthe mich in ſeinem Doctor Fauſt wie ich leibte und lebte aufſtellen wollte“).

Drittens Formanalyſe und Motivunterſuchung. Es ſteht feſt, daß Goethe erſt um Neujahr 1773 die Hansſachſiſchen Reimpaare ſich aneignete. Hat er alſo vor

---

Teufeln immer Spaß anzuhören, ohne ein Wort zu ſprechen. Er hatte alles für Phantasma und übertriebene Einbildungskraft erklärt und ſich unvermerkt Blutigel angeſetzt, um ſich die ungehörige Poeſie abſaugen zu laſſen; ſo ſtand er vor Gericht und empfing ſein Urtheil, mit den Blutigeln am Hintern, indem er ſich höflich verneigte, um ſeine Welt zu zeigen, die er auch noch in die jenſeitige Welt hinüber gebracht hatte. Sonderbar iſt es, ſagte er zu ſich ſelbſt, indeß die Satyrn ſich ſchon auf beißende Einfälle beſannen, um ihn zu ſtrafen, ſonderbar iſt es immer, daß dieſe Phantaſmen nicht verſchwinden, ohngeachtet die Feinde alles Excentriſchen ganz lieblich ſangen, und ſatiriſch iſt es von den Beſtien, daß ſie mich loslaſſen, ſo wie ſie nur irgend Salz wittern. Dieſe meine Erſcheinung vom jüngſten Tage muß ich aber ſogleich meinem Freunde Bieſter mittheilen, es ſoll in die Berliniſche Monatsſchrift kommen und zwar mit der Bemerkung, daß, ſo wie ich mit dem Jahrhundert fortſchreite, die Blutigel im Gegentheil zurückgehn, ihre Kraft verliehren und ſelber an Geſpenſter zu glauben ſcheinen“. Goethe las aber auch, wie die Anſpielung auf den Tegler Spuk beweiſt, Nicolais Abhandlung. Daß „Der neue Hercules am Scheidewege“ Poetiſches Journal S. 81 ff. an Goethes „Fauſt“ erinnert, hat ſchon W. Grimm bemerkt, 24. März 1805, Briefwechſel zwiſchen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Weimar, Böhlau 1881 S. 25. Die Anklänge des Geſprächs zwiſchen Autor und Schauſpieler an das „Vorſpiel auf dem Theater“, das W. Grimm noch nicht kannte, ſind ſo auffallend, daß ich glauben möchte, Tieck habe dies 1797 entſtandene Stück in der Handſchrift gekannt oder vorleſen hören.

dieſer Zeit Fauſtſcenen entworfen, ſo kann das nicht in Form von Knittelverſen, ſondern nur in Proſa geſchehen ſein. Daraus ergab ſich für Scherer (Aus Goethes Frühzeit. Quellen und Forſchungen 34. Straßburg, Trübner 1879) die Frage nach einem älteren Proſafauſt. Er faßte zunächſt die Proſaſcene „Trüber Tag“ ins Auge, welche ſchon Ch. H. Weiße 1837 aus inneren Gründen der älteſten Phaſe zugewieſen hatte, und charakteriſirte ſie, Riemers vage Behauptung von einem unmittelbaren Dictat etwa im April 1806 endgiltig beſeitigend, als einen excentriſchen Wurf der Sturm- und Drangzeit, ohne ſich mit den allgemeineren Vermuthungen ſeiner Vorgänger zu begnügen. Aus frappanten Übereinſtimmungen zwiſchen dieſem maßloſen Geſpräch und der ungebärdigen, ſchon im „Götz“ überwundenen Sprache des „Gottfried von Berlichingen“ ſchloß er auf gleichzeitige Entſtehung, da ein Dichter von ſolcher Bildungsfähigkeit unmöglich nach einigen Jahren in die Unarten eines raſch abgethanen Jugendſtils zurückfallen könne. Mit Auswüchſen wie der ſpäter geſtrichenen, die wüthigen Tiraden Fauſts weit überbietenden Kannibalenrede des Beaumarchais im „Clavigo“ von 1774 hatte Scherer dabei nicht gerechnet und gewiß zuviel beweiſen wollen. Er nahm, was unabhängig von ihm in demſelben Jahr auch v. Loeper betonte, einen grellen jugendlichen Proſaentwurf für die Kerkerſcene an und hat damit Recht behalten. „Einige tragiſche Scenen waren in Proſa geſchrieben“ heißt es in Goethes Brief an Schiller vom 5. Mai 1798. Wir kommen über zwei, eben „Trüber Tag“ und „Kerker“, nicht hinaus, während Scherer trotz dieſer Briefſtelle, die allerdings dem urſprünglichen Sachverhalt nicht ganz entſpricht, einen lücken- und ſkizzenhaften alten Proſafauſt überhaupt ſuchte. Vor die Alternative geſtellt, entweder eine Fauſtfaſſung anzunehmen, die vielleicht für derbe holzſchnittmäßige Schwänke („Auerbachs Keller", wie wir jetzt wiſſen und früher nicht ahnen konnten) und gewiß für die tragiſche Kataſtrophe ſich ungebundener Rede, ſonſt aber von vornherein des Knittelverſes bediente, oder zu einem vor 1773 liegenden Proſafauſt reconſtruirend zurückzudringen, ſetzte er ſeinen ganzen philologiſchen Scharfſinn daran das letztere zu erweiſen. Er glaubte alte Proſa noch in den Verſen vor der Erſcheinung des Erdgeiſtes, in der erſten Gartenſcene 3184—3194, nicht unverändert in der Katechiſation (vgl. O. Brahm, Goethejahrbuch 2, 144), in der Domſcene, wo die Zeilen gleichfalls nur abgeſetzt und vielleicht hie und da rhythmiſirt ſeien, zu erkennen. Mir iſt wie anderen die Rede „Es wölkt ſich über mir" ſtets als kunſtreicher Übergang in dithyrambiſche Form erklungen, die Domſcene, ein Meiſterſtück der Compoſition, ſtets als ein in ſeinen rhythmiſchen Schwankungen über die Obſervanz des „Prometheus" nicht hinausgehender und die ſtrengen Maße des Dies irae mit mannigfach gegliederten Interjectionen der Verzweiflung umſchließender Aufbau freier Verſe erſchienen. Halbproſaiſche Stellen aber, wie „Ihr Ende würde Verzweiflung ſein. Nein, kein Ende, kein Ende!", können wohl aus dem raſchen Fluß einer eben damals an dithyrambiſche Willkür gewöhnten Formſprache beſſer erklärt werden, als aus nachträglicher, nicht überall aufräumender Verſification. Scherer ſtellte ſich den Proſafauſt vor nach

Maßgabe etwa der ſeltſamen Proſaparalipomena des zweiten Theiles, die ſicher erſt den neunziger Jahren angehören. Dann bleibt es doch ſehr wunderlich, daß Goethe eine verhältnismäßig untergeordnete Scene wie „Trüber Tag“ vollſtändig ausgearbeitet hätte, den erſten Monolog dagegen nicht; denn wer möchte glauben, daß die gerade von Scherer (Aufſätze über Goethe. Berlin, Weidmann 1886 S. 315) meiſterhaft analyſirte Eingangspartie, dieſe ſchmuckloſen, aſyndetiſchen, ruckweis andringenden, naturaliſtiſchen Reimpaare, kein erſter Wurf, ſondern umgearbeitete Proſa ſei. Mit dem auf alte Tradition gegründeten Monolog aber hat Goethe doch zweifelsohne ſeine Fauſtdichtung begonnen. Viel eher könnte die, wiederum von Scherer in ihrer ſtiliſtiſchen Eigenart unübertrefflich beſchriebene, Versreihe „O ſähſt du, voller Mondenſchein“ einer älteren Vorlage folgen, welche lyriſch erweitert und ausgeziert worden wäre, aber nichts nöthigt zu einer ſolchen Hypotheſe, und in dem dichteriſchen Pandämonium des jungen Goethe mit ſeiner Fülle raſch umſchlagender Empfindungen, alſo auch, da ſich der Geiſt den Körper baut, congruent wechſelnder Spielarten des Ausdrucks, iſt ununterbrochene Entſtehung der in Stimmung und Stil ſo verſchiedenen Monologtheile meines Erachtens ſehr wohl denkbar. Man ſchlage den „Ewigen Juden“ auf, wo Chriſti Erdenflug mit der weichſten Lyrik, Chriſti und Gottvaters Begegnung mit der gröbſten Caricatur ausgeſtattet iſt. Wer ſich ferner noch 1775 mit der cyniſchen Spaßhaftigkeit von „Hanswurſts Hochzeit“ vergnügte, konnte 1775 auch die burſchikoſe Proſa „Auerbachs Keller“ zu Papier bringen und ſo unſauberen

Volksfiguren wie dem Rippacher Hans einen doppelten litterariſchen Freipaß ausſtellen.

Ein weiteres Hilfsmittel ſind Parallelen, doch werden wörtliche oder inhaltliche Übereinſtimmungen zwiſchen dem „Fauſt" und andern Goethiſchen Jugendwerken, ſo nützlich ihre beſonders von D. Jacoby feinſinnig geförderte Sammlung iſt, ſelten einen ſicheren chronologiſchen Untergrund bieten. Im ſpäten Oſterſpaziergang ein Widerhall aus „Werthers Leiden", ein Echo aus Crugantinos trotziger Jugend im Zweikampf zwiſchen Fauſt und Valentin was beweiſt derlei mehr, als daß Goethe, wenn es auf organiſche Fortentwicklung früher Werke ankam, die alten Weiſen wohl zu treffen wußte. Wenn dagegen Jacoby (Goethejahrbuch 1, 187, vgl. Archiv für Litteraturgeſchichte 10, 483) im Aufbau von „Ach neige" eine den Goethiſchen Singſpielen geläufige Form entdeckt, ſo ſtellt er damit das wichtige Problem, welches Verhältnis zwiſchen den lyriſch-dramatiſchen Scenen Elmirens oder Claudinens und den lyriſchen Monologen Gretchens walte. Einer derſelben, „Meine Ruh iſt hin", führt uns zu der zweiten Gruppe, den Parallelen bei anderen Dichtern, welche gleich beſtimmten Erwähnungen einen ſicheren terminus ad quem ergeben, falls ein Abhängigkeitsverhältnis zu behaupten iſt. F. L. Stolbergs „Lied in der Abweſenheit" „Ach, mir iſt das Herz ſo ſchwer!" iſt nach Scherer (Anzeiger der Zeitſchrift für deutſches Alterthum und deutſche Litteratur 20, 284) das Lied Gretchens am Spinnrad ins Männliche überſetzt; eine feine Beobachtung, die jedoch Unabhängigkeit nicht unbedingt ausſchließt. Es muß gleich geſagt werden:

wenn wir auch hier die Schweizer Reiſe als Grenze ſetzen, ſo bleibt für die nachweisbare Fauſtdichtung des Spätſommers und Herbſtes 1775 ſchließlich faſt nichts mehr übrig. Denn Wagner (vgl. meine Monographie Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenoſſe. 2. A. Jena, G. Frommann 1879 S. 76, 55), der einer tactloſen Satire wegen im April 1775 mit Goethe für immer zerfiel[1], hat ſich noch vor dieſem Zerwürfnis, wie mit voller Sicherheit nachzuweiſen iſt, aus Vorleſungen und Geſprächen für ſein Trauerſpiel „Die Kindermörderin“ zu Nutze machen können: die zweite Gartenſcene, wo der Schlaftrunk übergeben wird, die Brunnenſcene, die Domſcene, die Kerkerſcene und, da der Auftritt Valentins noch ein Torſo war, andere Betheiligung Marthens an tragiſchen Scenen aber nicht anzunehmen iſt, über die tragiſchen Gretchenſcenen hinaus auch eine der mehr genrehaften, worin Frau Marthe neben Margarethe ſteht, alſo „Der Nachbarin Haus“ oder „Garten“ oder beides.

Aus dem Vorigen erhellt unwiderleglich, daß die Scenen des „Fauſt“ nicht in der Reihenfolge entſtanden ſind, wie ſie im Fragment von 1790 und im Göchhauſenſchen Manuſcript erſcheinen. Der Schlußauftritt, aus welchem Wagner Wahnſinn und Märchenſang copirte, war vor dem April, wahrſcheinlich ſchon im Januar 1775 oder gar im Herbſt 1774 niedergeſchrieben. Goethe aber ſchuf trotzdem neue Fauſtſcenen. Welche? Gewiß nicht den großen Monolog, die erſte Begegnung mit Gretchen, Garten, Brunnen, Dom, Kerker. Die Wagnerſcene, die Schülerſcene wird man doch wohl dem Eingangsmonolog zeitlich näher zu rücken haben, die erſte Begegnung mit Gretchen nicht gern ohne den Anſchluß der Scene in ihrer Stube laſſen (wofür auch das Alter der geſungenen Ballade ſpricht), ſo daß nur „Auerbachs Keller“, „Meine Ruh iſt hin“, „Ach neige“, Valentins Monolog und das Folgende, „Trüber Tag“ und „Nacht“ in Frage kommen können. Valentin gehört dem Plane der Gretchentragödie von Anbeginn, und die Gruppe Fauſt Gretchen Valentin entſpricht den Gruppen Hamlet Ophelia Laertes, Weislingen Maria Götz, Clavigo Maria Beaumarchais, ſo zwar, daß auch Motive des Volksliedes mitwirken mochten (H. L. Wagner S. 134); ſeine Scene braucht, wiewohl früh geplant, nicht ſchon vor dem Sommer oder Herbſt 1775 gedichtet zu ſein, wird doch in „Trüber Tag“ und „Kerker“ auf den tödtlichen Zweikampf nachdrücklich hingewieſen, der noch unausgeführt war. „Trüber Tag“ möchte man dem Stile nach eher früher als ſpäter anſetzen. Für „Auerbachs Keller“ wird allenthalben die Stelle aus dem ſchon oben erwähnten Brief an die Gräfin Stolberg herangezogen, worin Goethe nach der Mittheilung, er habe eine neue Fauſtſcene geſchaffen, ſeine Unruhe im draſtiſchen Gleichnis ausmalt: „Mir wars in all dem wie einer Ratte, die Gift gefreſſen hat, ſie läuft in alle Löcher, ſchlürpft alle Feuchtigkeit, verſchlingt alles Eßbare, das ihr in Weg kommt und ihr innerſtes glüht von unauslöſchlich verderblichem

---

[1] Ein von C. A. H. Burkhardt jüngſt angefertigter Auszug aus Goethes Rechnungen belehrt mich, daß Goethe im September und October 1775 noch acht Briefe oder Billets an Wagner richtete, doch kann es ſich hier nur um Geſchäftliches, wie den Anhang zur Mercierüberſetzung, handeln.

Feuer" (Briefe 2, 292). Unläugbar eine Umſchreibung des Rattenliedes, die neue Scene vom 17. September alſo „Auerbachs Keller". Sehe ich ab von der pedantiſchen Berechnung, daß ein wenn auch noch ſo rüſtiger junger Poet an einem Tage, da er ein paar Stunden vergängelte, ein paar verliebelte, ein paar verſpielte, ein paar verruderte, nach dem Aufſtehen gleich eine Scene von ſolchem Umfang geſchrieben haben ſollte — eine Berechnung, auf die ich gar kein Gewicht lege — ſo bleibt doch eine chronologiſche Schwierigkeit: Goethes Improviſation auf dem Zürcher See am 15. Juni 1775 (Tagebuch 1, 1)

Ohne Wein kan's uns auf Erden
Nimmer wie dreyhundert werden . . .

iſt nur aus dem Chorus der naſſen Knaben in „Auerbachs Keller" zu verſtehen

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl
Als wie fünfhundert Säuen.

Demzufolge iſt „Auerbachs Keller" vor der Schweizer Reiſe gedichtet oder Goethe hat am 17. September der neuen Scene einen älteren Spaß einverleibt. Zu den letzten Frankfurter Schöpfungen wird man Gretchens lyriſche Monologe zu rechnen haben, deren zweiter vielleicht in dem Brief an Frau von La Roche vom 11. October 1775 (v. Loeper, Goethes Briefe an Sophie von La Roche und Bettina Brentano. Berlin, Hertz 1879 S. 118f) friſch anklingt. Nach Scherer ſollte er die Domſcene erſetzen, was wir nicht glauben. Allerdings ein Product reiferer und milderer Kunſt, leitet dieſer Nothſchrei zur Mater doloroſa als vorbereitendes Mittelglied über zu der troſtloſen Verzweiflung im Dom. Dem weicheren

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euern Nahmen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde, ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen, euch aus dem Wege zu räumen. Mäßigt euch, oder ſeht zu entwiſchen, und Gott gleit' euch. ab.

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmahl.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Stabat mater folgen nun die erſchütternden Poſaunenklänge des Dies irae. Immer höher ſteigt Gretchens Pein. Der Tod der Mutter liegt zwiſchen den beiden Auftritten: das letzte jammervolle Gebet, dann die ohnmächtige Gewiſſenspein der Waiſe. Der mit aller Macht der Steigerung arbeitende Dichter wälzt noch den durch Gretchen verſchuldeten Fall des Bruders auf ihre arme Seele und zeigt ſie uns endlich als wahnſinnige Kindesmörderin im Kerker, bis aus der Fülle ſeiner gnadenreichen Poeſie heraus das letzte „Gerettet“ quillt. In der Zeit, wo er aus claſſiciſtiſchen Bedenken am ſtrengſten in das Fleiſch ſeiner Jugendwerke ſchnitt, hat er das Fauſtfragment mit der Domſcene beſchloſſen — und 1775 ſollte er geneigt geweſen ſein, eine der gewaltigſten Leiſtungen ſeiner Dramatik jenem neuen lyriſchen Übergangsmonolog zu Liebe unter den Tiſch zu werfen?

Unſer Dresdener Fund bringt manche Vermuthung zu Falle, manche zu Ehren, manche, die über die erſte künſtleriſche Niederſchrift hinaus in das Dämmerreich der Empfängnis zu dringen, die Lücken zu füllen, die Nähte zu erkennen ſucht, läßt er offen. Das Fauſtiſche Motto gebührt ihm:

> Da muß ſich manches Räthſel löſen,
> Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.

4.

Der Urfauſt, wie ihn Goethe am 7. November 1775 nach Weimar mitbrachte, enthält einundzwanzig Scenen, theils in völlig abweichender Faſſung, theils nur durch eine Menge kleiner Varianten oder nur durch ein paar Einzelheiten von dem Bekannten unterſchieden.

1. Fauſts Monolog, der Auftritt mit dem Erdgeiſt (deſſen Erſcheinen „in widerlicher Geſtalt“ der Interpretation eine neue, vielleicht nur im Sprachgebrauch — „widerlich“ für „ſchrecklich“ — liegende, Schwierigkeit ſchafft), das Geſpräch mit Wagner. Nach dem Vers „Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet“ gähnt eine viel klaffendere Lücke als im Fragment von 1790, da auch der abrupte Einſatz „Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt“ noch fehlt. Vielmehr folgt

2. ſofort die Scene zwiſchen Mephiſtopheles, deſſen Einführung ganz unausgeſprochen bleibt, ſoweit nicht „Trüber Tag“ einen Schluß auf den alten Plan erlaubt, und dem „Studenten“; anfangs wie ſie uns geläufig iſt, bald aber ſo jugendlich, ja ſo knabenhaft, daß man beim Schüler an den Leipziger Fuchs, der Collegia ſchwänzte und liebelte und in Briefen ſeine leckere Tafel rühmte, bei Mephiſtopheles an Freund Behriſch, den „dürren Teufel“, denken muß. Noch nichts von jenem tiefſinnigen, aus revolutionären Strömungen des Jahrhunderts geſchöpften Hohn über die ewige Krankheit von Geſetz und Rechten, ſondern ein ſeitenlanges unreifes Geplauder über das Logirhaus der Dame Spritzbierlein und ihren bedenklichen Mittagstiſch, ſowie über die Pflicht Wirth, Schneider und Profeſſor redlich zu bezahlen. Die Verſpottung der einſchnürenden Schullogik und der faſelnden Metaphyſik iſt dagegen ſchon zur Stelle, und Mephiſtopheles, „des Profeſſor Tons nun ſatt“, giebt ſeine cyniſche Hodegetik in die Heilkunde. Unmittelbar, ohne

ein Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſto, ſchließt ſich an

3. „Auerbachs Keller", acht Verſe, dann außer den Liedern lauter Proſa ſehr ſtudentiſcher Art, reich an Derbheiten und Localſpäßen (Wurzen neben Rippach u. ſ. w.), in Siebels Wuthausbruch über den melodiſchen Gruß ans Liebchen voll der tollſten Quibbles, ungehobelt, an Wirkung tief unter der ſpäteren Versredaction, die hier ihres Amtes mit nicht genug zu bewundernder Meiſterſchaft gewaltet, das Alberne und Rohe ausgetrieben, nüchterne Proſa in geiſtreiche geflügelte Reime umgeprägt und den Helden zwar was die Action betrifft matt geſetzt, aber doch den „abgeſchmackten Zerſtreuungen" entrückt hat. Schade nur, daß Fauſt nun in zwei langen Scenen nach einander, „Auerbachs Keller" und „Hexenküche", eine Statiſtenrolle ſpielt. Während der Fauſt des gereiften Goethe, angewidert von dem platten Spaß der Kneipe, einen ſtummen Zuſchauer abgiebt, iſt der Fauſt des jungen Goethe treu nach der populären Überlieferung der Urheber alles Weinſpuks, und Mephiſtopheles, dem ſpäter die ganze Fopperei übertragen wird, ſteht unthätig ſeitwärts.

4. Die abgeriſſene vierzeilige Scene vor dem Kreuz, 1788 von K. Ph. Moritz in Italien aufgegriffen (vgl. Paralipomena Nr. 21.), neueſtens von O. Devrient dem Abgang „Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft" in anfechtbarer Weiſe angeheftet, gedacht als flüchtiges Situationsbild unterwegs auf der erſten Weltfahrt.

5. Erſte Begegnung mit Gretchen, deren Name nicht genau ſo wie im „Fragment" und ſpäter wechſelt, da ſie

in der zweiten Gartenſcene „Gretgen“, in der Kerkerſcene „Margrethe“ heißt.

6. Gretchens Kammer; auch die ſentenziöſen Verſe über die Allmacht des Goldes fehlen nicht.

7. Das Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſto über den gierigen Pfaffen.

8. Marthens Zimmer.

9. Fauſt und Mephiſtopheles: „Wie iſts? wills fördern?“

10. Garten.

11. Gartenhäuschen.

12. „Meine Ruh iſt hin“.

13. Garten: Religionsgeſpräch.

14. Am Brunnen.

15. Zwinger: „Ach neige“.

16. „Dom. Exequien der Mutter Gretgens“, durch die Überſchrift aufſchlußgebend und beſtätigend was ſchon aus dem Geſang des Dies irae, als zweiten Theiles des Requiem, zu vermuthen war und wirklich bereits vom Fürſten Radziwill vermuthet worden iſt.

17. 18. Valentins Monolog, noch ohne Übergang zum folgenden Geſpräch „Wie von dem Fenſter“, worin auf die Zeile „Ein bißchen Diebsgelüſt, ein bißchen Rammelei“ folgt was jetzt befremdend genug den Schluß von „Wald und Höhle“[1]) bildet: „Nur friſch dazu“ bis „Stellt

---

[1] 1879 notirte ich mir für Verhandlungen des Wiener Seminars: „Die Uneinheitlichkeit der mit einem in Italien gedichteten Monolog anhebenden Scene hat zuerſt Düntzer erkannt ... Scherer hat dies weiter geführt und die Schwierigkeit der Einordnung, die 1790 und 1808 abweichend geſchieht, kritiſch er-

es ſich gleich das Ende vor". Mephiſtos Ständchen iſt aber gleich dem Zuſammenſtoß mit Valentin und dem Tode des Braven erſt in der jetzt zu Berlin befindlichen Handſchrift ergänzt und am 29. März 1806 endgiltig redigirt worden.

19. Die Proſaſcene „Trüber Tag" ohne Überſchrift, nur in Einzelheiten abweichend, auch was neuerdings für Interpolation erklärt wurde enthaltend.

20. „Nacht. Offen Feld", das blitzartige Momentbild in freien Verſen, durch die „Lenore" von 1774 inſpirirt.

21. Die Kerkerſcene in Proſa ohne das „Gerettet" von oben, das aber in Gretchens ſiegreichem Gebet ausgeſprochen iſt.

Wir ſehen klar, worauf es dem jungen Goethe ankam. Er ließ ſeinen jugendlichen Titanismus ausſtrömen in Fauſts großem Monolog und ſchickte dieſem tönereichen Erguß zwei Contraſte nach: zwiſchen Fauſt

---

örtert ... Jedenfalls iſt Neues und Altes contaminirt ... Daß Mephiſto den Fauſt kuppleriſch zu Gretchen zurücklockt, muß doch eine ſtarke Bedeutung haben, beſonders da Gretchen in der 1790 vorausgehenden Brunnenſcene ſchon verführt erſcheint. Es kann ſich nicht um den kleinen nichtigen Zweck handeln, zu früherem Liebesgenuß einen neuen, eine bloße Wiederholung zu fügen. Fauſts Rückkehr zu Gretchen muß einen großen dramatiſchen Fortſchritt geben, Fauſt und Gretchen durch Conſequenzen dieſer Rückkehr ſtark belaſtet werden. Alſo: Fauſt folgt dem Mephiſto, er ſtößt vor dem Hauſe des verlaſſenen Liebchens mit Valentin zuſammen, lädt Blutſchuld auf ſich und macht Gretchen mitſchuldig am Tode des Bruders. War es ſo geplant?" Daß der mittlere Dialog wie ſchon [illegible] die „Hexenküche" vorausſetzt, iſt klar ([illegible]). Aber auch auf den 1790 noch ungeſchriebenen, doch geplanten Selbſtmordverſuch wird angeſpielt [illegible].

und dem übermächtigen Erdgeiſt, den Goethe Paralipomena Nr. 1. als „Welt- und Thaten-Genius“ bezeichnet, zwiſchen Fauſt und dem kleinen Pedanten Wagner. Damit ſcheidet er von der erſten Entwicklung und führt nur noch ein paar lockere Epiſoden aus, bevor ſeine ganze Liebe die ſchon in Frankfurt ausgeſtaltete Gretchentragödie umfaßt. Seine Überzeugung, daß der Spaziergang „Vor dem Thore“ wegen der typiſchen Charakteriſtik einer ſpäteren Phaſe zufalle, konnte Scherer nur im Colleg mittheilen. Auch das Fehlen der Vordeutung „Doch morgen, als am erſten Oſtertage, Erlaubt mir ein' und andre Frage“ im Fragment von 1790 empfiehlt eine entſchiedene Hinausrückung des ganzen zweiten Monologs mit ſeiner melodramatiſchen Nachbarſchaft und des ganzen Oſterſpazierganges[1], zu deſſen Rückdatirung nach Frank-

---

[1] „Im Jahre 1866, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, fand ich in einer norddeutſchen Zeitung, ohne ihn aufzubewahren, einen irgendwo bis dahin verborgenen Brief Boies mitgetheilt. Darin ſchrieb Boie über die Scene des Oſterſpazierganges, die er in Frankfurt Goethe vorleſen gehört. Nach der Mittheilung in dieſem Briefe war der Schluß der Scene folgendermaßen geſtaltet: Fauſt und Wagner treten an eine Gruppe Studenten heran, die ſich an den Kunſtſtücken eines Pudels ergötzen. Nach einem kurzen Aufenthalt gehen die Wanderer weiter, aber der Pudel folgt ihnen, ſpringt bald vor ihnen her, bald zur Seite. Dies würde ſtimmen zu den jetzigen Schlußworten dieſer Scene, welche aus Wagners Munde lauten:

Ja deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.

Dieſer Brief Boies, deſſen Inhalt doch nicht von der Art iſt, daß ihn jemand träumen kann, noch dazu in einem Augenblick, wo alle Köpfe von einer unabſehbaren politiſch-militäriſchen Kriſis voll waren, iſt wahrſcheinlich infolge des Zeitpunktes ſeiner Verfurt die „ſeligen Spaziergänger“ in dem Brief an die Gräfin Stolberg, 3. Auguſt 1775 (Briefe 2, 275), nicht ausreichen, ſo verführeriſch auch die Anklänge ſind. Keine Spur von der „Herenküche“, d. h. von einer Skizze zu dem, was in Italien Geſtalt gewann.

Die Gretchenſcenen dagegen breiten ſich vollſtändig in bekannter Reihe vor uns aus, nur daß keine Unterbrechung durch „Wald und Höhle“ ſtattfindet, Valentin erſt nach dem Todtenamt für die Mutter den Plan betritt und die Walpurgisnacht noch nicht ihre Schatten wirft. Wir erfahren nichts über die Art, wie Fauſt in Gretchens furchtbares Schickſal eingeweiht werden ſollte. Die Scene „Trüber Tag“, nach einer Lücke einſetzend, ſtellt ihn in wüthendſter Erregung unmittelbar nach der grauſen Enthüllung dar; es ſcheint, daß der Dichter das Schickſal des gequälten, wahnſinnig zum Kindesmord getriebenen Mädchens anfangs gar nicht anders als durch die Wirkung der Nachricht auf Fauſt und durch die Rückblicke in der Kerkerſcene uns nahe bringen wollte. Hätte

---

öffentlichung allen Goethefreunden und Goetheforſchern, ſoweit ich Umfrage halten konnte, entgangen. Vielleicht, daß dieſe Zeilen dem vor Augen kommen, der den Brief der Öffentlichkeit übergab, und ihn veranlaſſen, die immerhin werthvolle Reliquie nochmals zu produziren, aber an einem Orte, wo ſie der Goethegemeinde nicht entgeht.“ So Conſtantin Rößler, Grenzboten 1883 I, 661. Leider iſt mit dieſem Faktor kaum zu rechnen, da denn doch eine ſeltſame Täuſchung nicht ausgeſchloſſen iſt, Rößler heute nicht mehr mit Sicherheit Boie als Autor des räthſelhaften Berichtes bezeichnen möchte und Redlichs jüngſt auf unſre vereinte Bitte vorgenommene Durchſicht der Jahrgänge 1805 und 1806 des „Hamburgiſchen Correſpondenten“ zu keinem Reſultate geführt hat.

er ſpäter die Satanſcenen ausgeführt, ſo müßte „Trüber Tag“ auf das Geſchwätz der Kielkröpfe folgen. Steht Paralipomena Nr. 25. mit Gretchens Nachgeſchichte oder irgendwie mit Vers [illegible] in Zuſammenhang? Aber wie wäre der Zeitraum von der Andreasnacht (30. November) zur Walpurgisnacht zu überbrücken? Wir gelangen kaum zu den vagſten Vermuthungen. Durch die „Walpurgisnacht“ iſt nun alle rechte Zeitfolge in Verwirrung gerathen. Urſprünglich: „Trüber Tag“ (Abenddämmerung), Mephiſto hält die Zauberpferde bereit; „Nacht“, ſie jagen auf den Zauberpferden über das offene Feld; „Kerker“, Fauſt tritt „um Mitternacht“ ein. Nun, wo doch die Unterbrechung durch einen Tag unſtatthaft iſt, folgende Zeitrechnung: „Walpurgisnacht“ (Satan verſinkt Paralipomena Nr. 42. „um Mitternacht“), „Trüber Tag“, „Nacht“, „Kerker“ um Mitternacht.

5.

Jetzt erſt wird deutlich, wie viel für das Fragment von 1790 noch zu leiſten war und wie reichen friſchen Stoff Goethe unmittelbar vor der Veröffentlichung zu kleinen Fauſtcollegien im Freundeskreiſe hatte. Jetzt erſt iſt auch für die bisher Ungläubigen erhärtet, daß der in claſſiciſtiſchen Überzeugungen befeſtigte Dichter ſich 1790 noch jeder Aufnahme vorhandener proſaiſcher Beſtandtheile widerſetzte. Er hatte „Auerbachs Keller“ in Knittelverſen begonnen — denn niemand wird hier den Anfang einer alten Umarbeitung erblicken wollen — und war nach wenigen Zeilen in eine derbe, dem lärmenden und rüden

Kneipweſen gemäße Proſa übergeſprungen, die 1790 in vollendete Reime umgegoſſen erſcheint. Noch ſcheute er ſich, was bei eiliger Schlußredaction ſpäter doch mit durchlief, die geniemäßige Proſa „Trüber Tag" aufzunehmen, wollte ſie ganz fallen laſſen und warf, wie Scherer ſcharfſichtig erkannt hat, einzelne Motive daraus in den Schmelztiegel, dem der italieniſche Monolog an den „Erhabenen Geiſt" entſprang. Noch legte er die ungeglättete und der Zierform des Verſes entbehrende Kerkerſcene ganz zurück, der erſt die Balladenzeit eine künſtleriſche Auferſtehung ſchuf. Für Fragmentariſches wie die von Valentin beherrſchten Partien mag ſich die gute Stunde nicht eingeſtellt haben oder die Möglichkeit einer Verlegung vor die vorläufig abſchließende Domſcene dem Dichter noch nicht aufgegangen ſein. Zur Einführung Mephiſtos ſchlug er nur eine Nothbrücke. Die Schülerſcene wurde umgearbeitet, und die Wiederholung der Frage nach der Facultät zeigt uns noch die Stelle, wo Goethe gründlich aufgeräumt hat. Ein neuer Dialog mußte die vorbereitenden Partien im Studirzimmer abſchließen. Die winzige Scene vor dem Kreuz entfiel. Die „Hexenküche" wurde in Italien hinzugedichtet, nachdem Goethe durch eine neapolitaniſche Zauberballade[1] von Dieb und Hexe zu den „Geſpenſter-Hexen- und Teufelsideen der nordiſchen Gegenden" zurückgeführt worden war. In „Wald und Höhle“ glaubte Goethe „den Faden wiedergefunden“ zu haben, doch iſt die Einordnung der disparaten Scene nicht widerſpruchslos gelungen. Jetzt kommen wir in der Beurtheilung einen Schritt weiter: Goethe, der beſeligte weltflüchtige Forſcher zu Rom, lebend in enger Gedankengemeinſchaft mit Herders „Ideen“ und „Gott“, dichtet den hoheitvollen Monolog im Versmaß und Stil der „Iphigenie“ und des „Taſſo“; er ſchließt ein neues Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſto an, ſo ſtilgerecht nach alter Frankfurter Weiſe, daß hier allerdings das Papier „gehörig geräuchert“ erſcheint; er giebt als Fortſetzung dieſes Dialogs den erregten Wortwechſel aus der frühen Valentinpartie.

---

[1] Vgl. „Italiäniſche Reiſe" Hempel 24, 381 (Schriften der Goethegeſellſchaft 2, 312, 429, 508. Ich verlege danach die Abfaſſung der „Hexenküche" in die Zeit dieſes Brieffragments und beziehe die „neue Scene", deren der Brief vom 1. März 1788 gedenkt, auf „Wald und Höhle".

Goethe legte die Feile an alle älteren Reimſcenen, glättete den Vers, der ebenmäßiger ſcandirt wurde, aber durch die Ausfüllung zahlreicher Apokopen und an Hans Sachs erinnernder Synkopen („Nachbrinn“) auch freieren Schritt gewann, tilgte Übertreibungen, Ausſchreitungen und Geſchmackloſigkeiten, reformirte vielfach den eigenwilligen Satzbau, beſeitigte viele läſſige Anknüpfungen mit „und“, gab ſeltſamen Idiotismen (58 „inn“ = innen, tief hinein, intrinsecus; 763 „Schmeid“, 767 „neugierde“, 1231 „borgnen“) einen geläufigeren Erſatz, vertauſchte mundartliche Formen wie „nit“ „nabe“ „raus“ („Liedcher“ in der Kerkerſcene) mit den ſchriftdeutſchen, merzte vulgäre Provincialismen wie „brotzeln“ „fukeln“ „petzen“ und doppelte Negationen aus, beſchränkte die Anwendung jugendlicher Lieblingsworte wie „all“, ſchenkte ſogar gelegentlich einer hofmänniſchen Vorſicht Gehör, indem er 588 „Fürſtin“ in „andre“ corrigirte, veredelte proſaiſche

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe, und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz. zu Metzler. Drohſt du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Nahmen nennen, und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir, feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz haut ihm über den Kopf, daß er ſtürzt. Die andern treten dazwiſchen.

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr hadert.

Link. Auf! Auf! Tumult und Schlacht.

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhal-

Wendungen (1106 „was iſt dann?“, 1280 „ab zu meiner Noth“), milderte ſinnliche wie 1098, benahm der Domſcene durch einen kleinen Strich das Übermaß von Deutlichkeit und Furchtbarkeit und vollzog ſo einen tiefgreifenden Umwandlungsproceß, der, hier nur ganz flüchtig angedeutet, zum großen Theil in K. Burdachs Unterſuchungen über die Sprache des jungen Goethe bald des näheren dargeſtellt werden wird. Intereſſant iſt, daß nun auch Stellen, die bisher der Interpretation Schwierigkeit machten, durch eine bloße ſtiliſtiſche Änderung zwar formal geklärt, aber im Gedanken getrübt erſcheinen: Scherer und ſein Schüler A. Ulich fragten ſich, wie denn Fauſt die niederſchmetternde Begegnung mit dem Erdgeiſt als „ſchönſtes Glück“ bezeichnen könne — der Vers lautet urſprünglich „Nun werd ich tiefer tief zu nichte“, und die eigenthümliche Steigerung des Adverbs durch einen vorgeſchobenen Comparativ iſt von Goethe 1790 ohne ſtrenge Rückſicht auf den Gedankengang geändert worden.

In der Periode, welche endlich zum Abſchluß des erſten Theiles führte, wurden drei — mit „Nacht. Offen Feld“ vier — Partien des Urfauſt wieder auf den Amboß gelegt: Valentins Monolog erfuhr nur geringfügige Änderungen in der Handſchrift des Dichters, wo die höchſt geniale und jugendkräftige, vielleicht nur mit den an ſich ſo bewundernswerthen Reflexionen über die „Schande“ ein wenig aus dem Stil fallende Fortſetzung ſich anſchließt, und bei der Reviſion des Druckes wurde das vulgäre „'em“ durch „einem“ erſetzt; „Trüber Tag“ konnte, wenn überhaupt der ungefüge Reſt gebracht werden ſollte, nur obenhin durchgeſehen werden; aber die Kerkerſcene iſt vor den eben genannten Theilen 1798 von Grund aus umgeformt worden. „Meinen Fauſt" ſchreibt Goethe an Schiller den 5. Mai „habe ich um ein gutes weiter gebracht … Ein ſehr ſonderbarer Fall erſcheint dabei: Einige tragiſche Scenen waren in Proſa geſchrieben, ſie ſind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, im Verhältnis gegen das Andere, ganz unerträglich. Ich ſuche ſie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchſcheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird". Der Leſer oder beſſer der Hörer unſrer alten Scene wird beim Vergleich aus vollem Herzen die krönende und verklärende Zaubermacht der reifen Kunſt, wo gebändigte Kraft Schönheit gebiert, bewundern und nicht einen Augenblick ſchwanken, auf welcher Seite, beim Jüngling oder beim Manne, die reinere poetiſche Wirkung liege, aber er wird doch auch den Jugendentwurf, der ſchon ein unvergleichliches Amalgam von Zartheit und Wucht darſtellt, vielfach dem kunſtreichen Versgebäude an dramatiſcher Accentuation und urſprünglicher ſchlichter Naturſtärke überlegen finden. Der Vers idealiſirt nicht nur, ſchmückt, mildert, umſchleiert, ſondern ſeine ſtiliſirenden Gebote rufen auch bei dem größten Künſtler durch das Bedürfnis der Reime[1], mögen ſie noch ſo ungezwungen, wohltönig und inhaltſchwer ſtrömen, hie und da Zuthaten herbei, die als Füllſel empfunden werden. Hat Goethe z. B. den im Urfauſt ſeltſam epiſch geſchilderten Eintritt des Helden — ähnlich ſoll Gretchen S. 61 „mit Herzklopfen“ herbeieilen — nun in wundervollen Verſen ausgedrückt („Sie ahnet nicht“ u. ſ. w.), ſo hat er doch auch die ergreifende Einfalt des Seufzers „Dein Kind“ durch die Paraphraſe „War es nicht dir und mir geſchenkt?“ verflüchtigt und dem herbeieilenden Mephiſto ein paar Singſpielverſe in den Mund gelegt. Sein ſtiliſirendes Princip, das ſchon 1790 dem naiven Kinde nicht mehr zu ſagen geſtattete „Was Guckguck mag dadrinne ſein?“, iſt zu viel ſtrengerer Geltung erſtarkt. Der 1790 doch noch erlaubte Ausdruck „Wurm“ („das arme Würmchen“) wird hier auf der Höhe der Tragik mit Recht als zu niedrig empfunden, alſo: „Rette dein armes Kind!“ Wie Goethe die eckigeren alten Formen harmoniſch umkleidete, iſt eine der großartigſten Thaten ſeiner Stilkunſt, aber neben der ſchönſten Hebung und Schmeidigung proſaiſcher Härten und ſkizzenhafter Lakonismen begegnet uns ſtellenweiſe eine erweiternde Abſchwächung deſſen, was in der erſten Geſtalt mit unwiderſtehlicher Macht, mit der aufs höchſte geſteigerten Urkraft des jungen Genius uns durchſchauert. Es iſt der Scheitelpunkt der geſammten Goethiſchen Jugenddichtung.

---

[1] Max Rieger an Scherer 29. Mai 1881: „Nur in der Kerkerſcene hat man deutlich den Eindruck der verſificirten Proſa und glaubt mitunter das Urſprüngliche herſtellen zu können, z. B.

Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
[Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein]
Und wackelt mit dem Kopfe;

wo Balladenton an die Stelle des einfach dramatiſchen Ausdrucks getreten iſt".

6.

Die Göchhauſenſche Handſchrift, ohne Titel, wird hier in einem buchſtabentreuen Rohdruck reproducirt, der die

Eigenthümlichkeiten der Interpunction und Orthographie wie ein Facſimile wiedergiebt. Die Copien des Fräuleins zeichnen ſich aus durch eine bei Damen ſeltene Sorgfalt im Bemühen, jede Vorlage mit all ihren Sonderbarkeiten und charakteriſtiſchen Nachläſſigkeiten abzuſpiegeln. Es iſt nur ein leidiger Zufall, daß gerade der kleine Auftritt S. 31 nicht völlig zu dem Blatt Paralipomena Nr. 21. ſtimmt. Obwohl ſie das Fauſtfragment nur zu eigenem ſtillem Ergetzen abſchrieb, wollte ſie jedes Goethiſche Wortbild aufs genaueſte feſthalten und corrigirte nachträglich kleine Abweichungen durch Striche oder mit dem Radirmeſſer: z. B. „Auerbachs Keller“ 159 „Franzöſchen“ aus „Franzöſiſchen“, 465 „Wange“ aus dem allerdings näherliegenden „Wangen“, 816 „fabelte“ aus „faſelte“, 1377 „Ellebogen“ aus „Ellenbogen“, „nit“ aus „nicht“. Fehler der Thüringerin wie „blagen“ „Malda“, frauenzimmerliche Verſehen wie „scientis“, das häufige „n“ im Dativ für „m“ („Miß den Junker“), unzweifelhafte Corruptelen habe ich ſtillſchweigend ausgebeſſert, aber alles was in der regelloſen Schreibart des jungen Goethe möglich iſt, wie z. B. „Menſcheit“, ſtehen laſſen, ſo auch die häufige Trennung von Compoſitionsgliedern.

Nur wenige Lesarten bedürfen beſondrer Hervorhebung. 52 Ein] Mit 68 genung 80 winkende 154 die Annahme einer irrthümlichen Zuſammenziehung aus den zwei Verſen

Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben!

ſcheint mir nicht geboten, da reimloſe Zeilen auch ſonſt vorkommen. 252 mir] wir [illegible] wäre „Eim“ möglich.

302 im Original gewiß ausgeſchrieben. 387 „nehmt“ vielleicht durch Verſehen aus 386 für „habt“ wiederholt. „Auerbachs Keller“ 29 im Original gewiß „Docktor Luther“. 120. 121 fehlt beim Übergang von einer Seite zur andern. 512 lebeſt 679. 680 wird trotz der ſpäteren Lesart „weihen“ : „erfreuen“ herzuſtellen ſein „weihn“ : erfreun“. 726. 727 die beiden Zeilen Gedankenſtriche zur Andeutung eines übergangenen bedenklichen Reimpaares ſind in die Verszählung aufgenommen. 1018 iſt „dir“ aus der folgenden Selbſtapoſtrophirung zu erklären oder Schreibfehler für „mir“. 1167 fehlt „widrig“ vielleicht durch Verſehen. 1175 mag] noch 1314 am] an 1366 die Ergänzung nicht zu entbehren. 1390 „ſtriche“ veraltetes Präteritum. „Trüber Tag“ 16 Weile] Düntzers Conjectur für „Weiſe“ iſt dadurch beſtätigt. 32 die angebrachte Ergänzung ſcheint mir die einfachſte. 34 fehlt „dich“ durch Verſehen der Schreiberin? „Kerker“ 16 einen 17 und vor 37 erfaßt.

Weimar, 12.–15. September 1887.

Erich Schmidt.

Goethes Fauſt

in urſprünglicher Geſtalt.

Nacht.

In einem hochgewölbten engen gothiſchen Zimmer

Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulten.

Fauſt.

Hab nun ach die Philoſophey
Medizin und Juriſterey,
Und leider auch die Theologie
Durchaus ſtudirt mit heiſſer Müh
Da ſteh ich nun ich armer Tohr
Und bin ſo klug als wie zuvor.
Heiſſe Docktor und Profeſſor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr
Herauf herab und queer und krum
Meine Schüler an der Nas herum
Und ſeh daß wir nichts wiſſen können,
Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheuter als alle die Laffen
Docktores, Profeſſors, Schreiber und Pfaffen
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel
Fürcht mich weder vor Höll noch Teufel.
Dafür iſt mir auch all Freud entriſſen
Bild mir nicht ein was rechts zu wiſſen
Bild mir nicht ein ich könnt was lehren
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren,

Auch hab ich weder Gut noch Geld
Noch Ehr und Herrlichkeit der Welt.
Es mögt kein Hund ſo länger leben
Drum hab ich mich der Magie ergeben
Ob mir durch Geiſtes Krafft und Mund
Nicht manch Geheimniß werde kund.
Daß ich nicht mehr mit ſaurem Schweis
Rede von dem was ich nicht weis.
Daß ich erkenne was die Welt
Im innerſten zuſammenhält
Schau alle Würkungskrafft und Saamen
Und thu nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du voller Mondenſchein
Zum lezten mal auf meine Pein
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult heran gewacht.
Dann über Bücher und Papier
Trübſeelger Freund erſchienſt du mir.
Ach könnt ich doch auf Berges Höhn,
In deinem lieben Lichte gehn
Um Bergeshöhl mit Geiſtern ſchweben
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben
Von all dem Wiſſensqualm entladen
In deinem Thau geſund mich baden.

Weh! ſteck ich in dem Kerker noch
Verfluchtes dumpfes Mauerloch
Wo ſelbſt das liebe Himmels Licht
Trüb durch gemahlte Scheiben bricht.
Beſchränkt von all dem Bücherhauff
Den Würme nagen, Staub bedeckt

Und bis ans hohe Gewölb hinauf
Ein angeraucht Papier beſteckt
Mit Gläſern Büchſen rings beſtellt
Mit Inſtrumenten vollgepfropft
Urväter Hausrath drein geſtopft,
Das iſt deine Welt, das heiſſt eine Welt!

Und fragſt du noch warum dein Herz
Sich inn in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt.
Statt all der lebenden Natur
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Tiergeripp und Todtenbein.

Flieh! Auf! hinaus in's weite Land!
Und dies geheimniſſvolle Buch
Von Noſtradamus eigner Hand
Iſt dir das nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf
Und wenn Natur dich unterweiſt
Dann geht die Seelenkrafft dir auf
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt daß trocknes Sinnen hier
Die heilgen Zeichen dir erklärt
Ihr ſchwebt ihr Geiſter neben mir
Antwortet mir wenn ihr mich hört.

|: er ſchlägt das Buch auf und erblickt das
Zeichen des Makrokosmus :|

Ha welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen.

ten. Götz iſt unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an, daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die Unſrigen. Die Reiter ab. Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen, thörichtes Herz! ab.

Nacht, im wilden Walde.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter; gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen, und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Ich fühle junges heilges Lebensglück,
Fühl neue Glut durch Nerv und Adern rinnen.
War es ein Gott der dieſe Zeichen ſchrieb?
Die all das innre Toben ſtillen
Das arme Herz mit Freude füllen
Und mit geheimniſſvollem Trieb
Die Kräffte der Natur enthüllen
Bin ich ein Gott? mir wird ſo licht!
Ich ſchau in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſter Welt iſt nicht verſchloſſen
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt
„Auf bade Schüler unverdroſſen
„Die irrdiſche Bruſt im Morgenroth.„
(: er beſchaut das Zeichen :)
Wie alles ſich zum Ganzen webt
Eins in dem andern würkt und lebt
Wie Himmelskräffte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit Seegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen
Harmoniſch all das All durchklingen.

Welch Schauſpiel! aber ach ein Schauſpiel nur
Wo faſſ ich dich unendliche Natur!
Euch Brüſte wo! Ihr Quellen alles Lebens
An denen Himmel und Erde hängt
Dahin die welke Bruſt ſich drängt.
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht ich ſo vergebens!
(: er ſchlägt unwillig das Buch um und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes :)

Wie anders würckt dies Zeichen auf mich ein!
Du Geiſt der Erde biſt mir näher
Schon fühl ich meine Kräffte höher
Schon glüh ich wie vom neuen Wein
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen
All Erden weh und all ihr Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu ſchlagen
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölckt ſich über mir.
Der Mond verbirgt ſein Licht!
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! Es zucken rothe Stralen
Mir um das Haupt. Es weht
Ein Schauer vom Gewölb herab
Und faßt mich an.
Ich fühls du ſchwebſt um mich
Erflehter Geiſt!
Enthülle dich
Ha! wie's in meinem Herzen reiſſt!
Zu neuen Gefühlen
All meine Sinne ſich erwühlen
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! Und koſtet es mein Leben.

|: er faſſt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſts geheimnisvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme. der Geiſt erſcheint in der Flamme, in wiederlicher Geſtallt :|

Geiſt.

Wer ruft mir!

Fauſt, abwendend

Schröckliches Geſicht!

Geiſt

Du haſt mich mächtig angezogen
An meiner Sphäre lang geſogen,
Und nun —

Fauſt

Weh ich ertrag dich nicht.

Geiſt

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen
Meine Stimme zu hören mein Antliz zu ſehn,
Mich neigt dein mächtig Seelen Flehn.
Da bin ich! Welch erbärmlich Grauen
Faſſt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug, und hegte und mit Freude Beben
Erſchwoll ſich uns den Geiſtern gleich zu heben
Wo biſt du Fauſt des Stimme mir erklang?
Der ſich an mich mit allen Kräfften drang?
Du! der, den kaum mein Hauch umwittert
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm.

Fauſt.

Soll ich dir Flammenbildung weichen!
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen.

Geiſt

In Lebensfluthen im Thatenſturm
Wall ich auf und ab
Webe hin und her
Geburt und Grab,
Ein ewges Meer
Ein wechſelnd Leben!

So ſchaff ich am ſauſenden Webſtul der Zeit
Und würke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt

Der du die weite Welt umſchweiffſt
Geſchäfftger Geiſt wie nah fühl' ich mich dir.

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt den du begreiffſt,
Nicht mir!

|: verſchwindet :|

Fauſt zuſam̄enſtürzend :|

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

|: es klopft :|

O Todt! ich kenns das iſt mein Famulus.
Nun werd ich tiefer tief zu nichte,
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trokne Schwärmer ſtören muß.

Wagner im Schlafrock und der Nachtmütze,
eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet
ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hört euch deklamiren!
Ihr last gewiß ein griechiſch Trauerſpiel
In dieſer Kunſt mögt ich was profitiren
Denn heutzutage würkt das viel.
Ich hab es öffters rühmen hören
Ein Kom̄ödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Fauſt

Ja wenn der Pfarrer ein Commödiant iſt.
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner

Ach wenn man in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feyertag,
Man weis nicht eigentlich wie ſie zu guten Dingen
Durch Ueberredung hinzubringen.

Fauſt.

Wenn ihrs nicht fühlt ihr werdets nicht erjagen.
Wenns euch nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sizzt ihr einweil und leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſt die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufgen aus
Bewundrung von Kindern und Affen
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht!
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag nüzt dem Redner viel.

Fauſt.

Was Vortrag! der iſt gut im Puppenſpiel
Mein Herr Magiſter hab er Krafft!
Sey Er kein Schellenlauter Thor!
Und Freundſchafft, Liebe, Brüderſchafft,
Trägt die ſich nicht von ſelber vor.

Und wenns euch Ernſt iſt was zu ſagen
Iſts nöthig Worten nachzujagen.
Und all die Reden die ſo blinkend ſind
In denen ihr der Menſchheit Schnizzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt.

Wagner

Ach Gott die Kunſt iſt lang
Und kurz iſt unſer Leben!
Mir wird bey meinem kritiſchen Beſtreben
Doch offt um Kopf und Buſen bang
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt,
Und eh man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament iſt daß der heilge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt.
Erquickung haſt du nicht gewonnen
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner

Verzeiht es iſt ein gros Ergözzen
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſezzen.
Zu ſchauen wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wirs dann zulezt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt

O ja bis an die Sterne weit
Mein Freund die Zeiten der Vergangenheit,
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln.

Was ihr den Geiſt der Zeiten heiſſt
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſts denn warrlich offt ein Jamer
Man lauſſt euch bey dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaſſ und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt und Staats aktion.
Mit trefflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen.

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Mögt iglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja was man ſo erkennen heiſſt.
Wer darf das Kind beym rechten Nahmen nennen?
Die wenigen die was davon erkannt
Die Thörig gnug ihr volles Herz nicht wahrten.
Dem Pöbel ihr Gefühl ihr Schauen offenbaarten
Hat man von ie gekreuzigt und verbrañt.
Ich bitt euch Freund es iſt tief in der Nacht
Wir müßen diesmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen. (ab.)

Fauſt.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immer fort an ſchaalem Zeuge klebt,
Mit gierger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt wenn er Regenwürmer findet.

Mephiſtopheles im Schlafrock eine groſe
Perücke auf. Student.

Student.

Ich bin alhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit
Einen Mann zu ſprechen und zu kennen
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr,
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch hier ſchon umgethan.

Student

Ich bitt euch nehmt euch meiner an.
Ich komm mit allem gutem Muth,
Ein leidlich Geld und friſchem Blut.
Meine Mutter wollt mich kaum entfernen,
Mögte gern was rechts hier auſſen lernen.

Meph:

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Student

Aufrichtig! Mögt ſchon wieder fort!
Sieht all ſo trocken ringsum aus
Als ſäs Heishunger in iedem Haus.

Meph:

Bitt euch! dran euch nicht weiter kehrt,
Hier alles ſich vom Studenten nährt.
Doch erſt, wo werdet ihr logiren?
Das iſt ein Hauptſtück!

Student

Wolltet mich führen
Bin warrlich ganz ein irres Lamm.
Mögt gern das gute ſo allzuſamm,
Mögt gern das böſe mir all vom Leib,
Und Freßheit, auch wohl Zeitvertreib,
Mögt auch dabei ſtudiren tief,
Daß mirs über Kopf und Ohren lief!
O Herr helft daß meiner Seel
Am guten Weſen nimmer fehl.

Mephis: krazt ſich.

Kein Logic habt ihr? wie ihr ſagt.

Student.

Hab noch nicht 'mal darnach gefragt.
Mein Wirthshaus nährt mich leidlich gut,
Feines Mägdlein drinn aufwarten thut.

Meph:

Behüte Gott das führt euch weit!
Caffee und Billard! Weh dem Spiel!
Die Mägdlein ach ſie geilen viel!
Verkripplistreichelt eure Zeit.
Dagegen ſehn wirs leidlich gern,
Daß alle Studioſi nah und fern
Uns wenigſtens einmal die Wochen
Kommen untern Abſaz gekrochen.
Will einer an unſerm Speichel ſich lezzen
Den thun wir zu unſrer Rechten ſezzen.

Student.

Mir wird ganz greulich vorm Geſicht!

Meph:

Das ſchadt der guten Sache nicht.
Dann forderſamſt mit dem Logie
Wüßt ich euch wohl nichts beſſers hie,
Als geht zu Frau Sprizbierlein morgen
Weis Studioſos zu verſorgen.
Hats Haus von oben bis unten voll,
Und verſteht weidlich was ſie ſoll.
Zwar Noes Arche war ſaubrer geſacht,
Doch iſts einmal ſo hergebracht.
Ihr zahlt was andre vor euch zahlten
Die ihren Nahm aufs — Haus mahlten.

Student.

Wird mir faſt ſo eng ums Herz herum
Als zu Haus im Colegium.

Meph:

Euer Logie wär nun beſtellt.
Nun euren Tiſch für leidlich Geld!

Student.

Mich dünkt das gäb ſich alle nach,
Wer erſt von Geiſts Erweitrung ſprach!

Meph:

Mein Schatz! das wird euch wohl verziehn,
Kennt nicht den Geiſt der Akademien.
Der Mutter Tiſch müßt ihr vergeſſen,
Klar Waſſer geſchiedne Butter freſſen.
Statt Hopfen Keim und iung Gemüs,
Genieſſen mit Dank Brenneſſeln ſüs,
Sie thun einen Gänſe ſtuhlgang treiben,

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt, wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andere Zigeunerinn, ein Kind auf dem Rücken.

Erſte Zigeunerinn. Haſt du brav geheiſchen?

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen? Wau! Wau!

Aber eben darum nicht baſſ bekleiben,
Hammel und Kalb kühren ohne End,
Als wie unſers Herr Gotts Firmament.
Doch zahlend wird von euch ergänzt
Was Schwärmerian vor euch geſchwänzt.
Müſſt euren Beutel wohl verſorgen,
Beſonders keinem Freunde borgen
Aber redlich zu allen Maalen
Wirth, Schneider und Profeſſor zahlen.

Student.

Hochwürdger Herr das findet ſich.
Aber nun bitt ich leitet mich!
Mir ſteht das Feld der Weisheit offen,
Wäre gern ſo grade zu geloffen,
Aber ſieht drinn ſo bunt und kraus
Auch ſeitwärts wüſt und trocken aus.
Fern thät ſich's mir vor die Sinnen ſtellen,
Als wie ein Tempe voll friſcher Quellen.

Meph:

Sagt mir erſt eh ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Fakultät?

Student

Soll zwar ein Mediziner werden,
Doch wünſcht ich rings von aller Erden,
Von allem Himmel und all Natur,
So viel mein Geiſt vermogt zu faſſen.

Meph:

Ihr ſend da auf der rechten Spur,
Doch müſſt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen

Mein theurer Freund ich rath euch drum,
Zuerſt Collegium Logikum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In Spanſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daſſ er bedächtger ſo fort an
Hinſchleiche die Gedanken Bahn.
Und nicht etwa die Kreuz und Queer
Irrlichtelire den Weeg daher.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß was ihr ſonſt auf Einen Schlag
Getrieben wie Eſſen und trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig ſei.
Zwar iſts mit der Gedanken Fabrick
Wie mit einem Weber Meiſterſtück,
Wo ein Tritt tauſend Fäden regt
Die Schifflein rüber hinüber ſchieſſen
Die Fäden ungeſehen flieſſen.
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt.
Der Philoſoph der tritt herein
Und beweiſt euch es müßt ſo ſeyn.
Das erſt wär ſo, das zweyte ſo
Und drum das dritt und virte ſo.
Und wenn das erſt und zweyt nicht wär
Das dritt und viert wär nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten
Sind aber keine Weber worden.
Wer will was lebigs erkennen und beſchreiben,
Muß erſt den Geiſt herauſer treiben,
Dann hat er die Theil in ſeiner Hand,
Fehlt leider nur das geiſtlich Band.
Encheiresin naturae nennts die Chimie!
Bohrt ſich ſelbſt einen Eſel und weis nicht wie.

Student

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Meph:

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen.
Wenn ihr lernt alles reduziren,
Und gehörig klaſſifiziren.

Student.

Mir wird von allem dem ſo dumm
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Meph:

Nachher vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphiſick machen,
Da ſeht daß ihr tiefſinnig faſſt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paſſt,
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt euch der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden nehmt ihr jeden Tag,
Seyd drinne mit dem Glockenſchlag.
Habt euch zu Hauſe wohl preparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt.
Damit ihr nachher beſſer ſeht
Daß er nichts ſagt als was im Buche ſteht.
Doch euch des Schreibens ja befleiſſt,
Als dicktirt euch der heilig Geiſt.

Student.

Verzeiht ich halt euch auf mit vielen Fragen
Allein ich muß euch noch bemühn.

Wollt ihr mir von der Medizin,
Nicht auch ein kräfftig Wörtgen ſagen!
Drey Jahr iſt eine kurze Zeit,
Und Gott das Feld iſt gar zu weit.
Wenn man ein' Fingerzeig nur hat
Läſſt ſichs ſchon ehe weiter fühlen.

Meph: (vor ſich)

Bin des Profeſſor Tons nun ſatt,
Will wieder einmal den Teufel ſpielen.

(laut)

Der Geiſt der Medizin iſt leicht zu faſſen,
Ihr durchſtudirt die gros und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchafftlich ſchweift,
Ein ieder lernt nur was er lernen kann.
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohl gebaut,
An Kühnheit wirds euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen
Es iſt ihr ewig Weh und Ach
So tauſendfach,
Aus Einem Punckte zu kuriren.
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all unterm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daſſ eure Kunſt viel Künſte überſteigt

Zum Willkomm tappt ihr dann nach allen Sieben-
ſachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht.
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frey
Zu ſehn wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Student.

Das ſieht ſchon beſſer aus als die Philoſophie.

Meph:

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum.

Student.

Ich ſchwör euch zu mir iſts als wie ein Traum.
Dürft ich euch wohl ein andermal beſchweeren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören.

Meph:

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Student.

Ich kann ohnmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen,
Gönn eure Gunſt mir dieſes Zeichen.

Meph:

Sehr wohl. (er ſchreibt und giebts.)

Student (lieſt):

Eritis sicut Deus scientes bonum et malum.

(machts ehrbietig zu und empfielt ſich.)

Mephiſ:

Folg nur dem alten Spruch von meiner Muhme
der Schlange,
Dir wird gewiſſ einmal bey deiner Gottähnlichkeit
bange.

Auerbachs Keller
in Leipzig

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch

Will keiner ſauffen keiner lachen!
Ich werd euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ia heut wie naſſes Stroh
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander

Das liegt an dir, du bringſt ia nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch (: gieſt ihm ein Glas Wein übern Kopf :)
Da haſt du beides!

Brander

Eſel! Schwein!

Froſch

Muß man mit euch nicht beydes ſeyn.

Siebel.

Drey Teufel! ruht! und ſingt runda! und drein geſoffen drein gekriſchen. Holla he! Auf! He da!

Alten.

Baumwolle her! der ſprengt uns die Ohren.

Siebel.

Kann ich davor daſs das verflucht niedrige Gewölbe ſo wiederſchallt. Sing.

Froſch.

A! Tara! Tara! lara! di! — Geſtimmt iſt! Und was nun?

Das liebe heilge römſche Reich
Wie hälts nur noch zuſammen.

Brander.

Pfuy ein garſtig Lied! Ein politiſch Lied, ein leidig Lied. Dankt Gott daſs euch das heilige römiſche Reich nichts angeht. Wir wollen einen Pabſt wählen.

Froſch.

Schwing' dich auf Frau Nachtigall
Grüs mein Liebgen zehntauſendmal.

Siebel.

Wetter und Todt. Grüs mein Liebgen! — Eine Hammelmauspaſtete mit geſtopften dürren Eichenblättern vom Blocksberg, durch einen geſchundnen Haaſen mit dem Hahnenkopf überſchickt, und keinen Grus von der Nachtigall. Hatt ſie mich nicht — Meinen Stuzbart und alle Appartinenzien hinter die Thüre geworfen wie einen ſtumpfen Beſen, und das um — Dreu Teufel! Keinen Grus ſag ich als die Fenſter eingeſchmiſſen!

Froſch (den Krug auf den Tiſch ſtoſſend).

Ruh iezt! — Ein neu Lied Kammeraden, ein alt

Lied wenn ihr wollt! Aufgemerkt und den Rundreim mit geſungen. Friſch und hoch auf!

Es war ein Ratt im Keller Neſt,
Lebt nur von Fett und Butter,
Hätt ſich ein Ränzlein angemäſt
Als wie der
Die Köchin hätt ihr Gift geſtellt
Da wards ſo eng ihr in der Welt,
Als hett ſie Lieb im Leibe!

Chorus jauchzend

Als hett ſie Lieb im Leibe.

Froſch

Sie fuhr herum ſie fuhr heraus
Und ſoff aus allen Püzzen,
Zernagt zerkrazt das ganze Haus,
Wollt nichts ihr Wüten nützen.
Sie thät ſo manchen Aengſteſprung
Bald hätt das arme Tier genung,
Als hett es Lieb im Leibe.

Chorus

Als hett es Lieb im Leibe.

Froſch

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zu gelaufen,
Fiel an den Heerd und zuckt und lag
Und thät erbärmlich ſchnauffen.
Da lachte die Vergiſſtrinn noch:
Ha ſie pfeift auf dem letzten Loch
Als hett ſie Lieb im Leibe.

Chorus

Als hett ſie Lieb im Leibe.

Siebel.

Und eine hinlängliche Portion Rattenpulver der Köchin in die Suppe. Ich bin nit mitleidig, aber ſo eine Ratte könnte einen Stein erbarmen.

Brander

Selbſt Ratte! Ich mögte den Schmeerbauch ſo am Heerde ſein Seelgen ausblaſen ſehn!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Meph:

Nun ſchau wie ſie's hier treiben! Wenn dirs gefällt, dergleichen Sozietat ſchaff ich dir Nacht nachtlich.

Fauſt

Guten Abend ihr Herren.

Alle

Groſen Dank!

Siebel

Wer iſt der Storcher da!

Brander.

Still! das iſt was vornehmes inkognito, ſie haben ſo was unzufriednes böſes im Geſicht.

Siebel

Pah! Commödianten wenns hoch kommt.

Meph: (leiſe)

Merks! den Teufel vermuthen die Kerls nie ſo nah er ihnen imer iſt.

Froſch.

Ich will 'en die Würme ſchon aus der Naſe ziehn, wo ſie herkommen! — Iſt der Weeg von Rippach herüber ſo ſchlimm, daſſ ihr ſo tief in die Nacht habt reiſen müſſen.

Fauſt

Wir kommen den Weeg nit

Froſch.

Ich meinte etwa ihr hättet bey dem berühmten Hans drüben zu Mittag geſpeiſt.

Fauſt.

Ich kenn ihn nicht.

(: die andern lachen :)

Froſch.

O er iſt von altem Geſchlecht. Hat eine weitläufige Familie.

Meph:

Ihr ſeyd wohl ſeiner Vettern einer.

Brander (: leiſe zu Froſch :)

Stecks ein! der verſteht den Rummel.

Froſch.

Bey Warzen iſts fatal, da muß man ſo lang auf die Fähre manchmal warthen.

Fauſt.

So!

Siebel (: leiſe :)

Sie kommen aus dem Reiche man ſiehts 'en an. Laſſt ſie nur erſt fidel werden. — Seyd ihr Freunde von einem herzhaften Schluck! Herbey mit euch.

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen, holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen da, und einen Hahn. Ein'n Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel, und ein'n Pferdzaum.

Sticks. Ein' wullen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her!

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, ſeht, was iſt.

Götz zu Pferd.

Götz. Gott ſey Dank! dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir!

Hauptmann. Iſt's Friede, daß du kommſt?

Meph:

Immer zu. (ſie ſtoßen an und trinken)

Froſch.

Nun Herrn ein Liedgen. Für einen Krug ein Liedgen, das iſt billig.

Fauſt

Ich habe keine Stimme.

Meph:

Ich ſing eins für mich, zwey für meinen Cameraden, hundert wenn ihr wollt, wir kommen aus Spanien wo Nachts ſo viel Lieder geſungen werden als Sterne am Himmel ſtehn.

Brander

Das verbät ich mir, ich haſſe das Geklimpere, auſſer wenn ich einen Rauſch habe, und ſchlafe daß die Welt untergehen dürfte. — Für kleine Mädgen iſts ſo was die nit ſchlafen können, und am Fenſter ſtehen Monden Kühlung einzuſuckeln.

Meph:

Es war einmal ein König
Der hett einen groſen Floh!

Siebel

Stille! Horch! Schöne Rarität! ſchöne Liebhaberey!

Froſch.

Noch ein mahl.

Meph:

Es war einmal ein König
Der hett einen groſen Floh

Den liebt er gar nit wenig
Als wie ſein eignen Sohn,
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da meſſ dem Junker Kleider
Und meß ihm Hoſen an.

Siebel

Wohl gemeßen! Wohl! (ſie ſchlagen in ein Gelächter aus.) Daß ſie nur keine Falten werfen!

Mephiſt.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan
Hätte Bänder auf dem Kleide
Hätt auch ein Kreutz daran.
Und war ſo gleich Miniſter
Und hätt einen groſen Stern,
Da wurden ſein Geſchwiſter
Bey Hof auch groſe Herrn.

Und Herrn und Fraun am Hofe
Die waren ſehr geplagt,
[Die Königinn und die Zofe
Geſtochen und genagt]
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jagen nicht
Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Chorus, (jauchzend.)

Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Alle durcheinander.

Bravo! Bravo! Schön und trefflich! Noch eins! Noch ein paar Krüge! Noch ein paar Lieder.

Fauſt.

Meine Herren! Der Wein geht an! Geht an wie in Leipzig die Weine alle angehn müſſen. Doch dünckt mich ihr würdet erlauben daß man euch aus einem andern Faſſe zapfte.

Siebel

Habt ihr einen eignen Keller? Handelt ihr mit Weinen? Seid ihr vielleicht von denen Schelmen aus 'm Reich? —

Alten.

Wart ein biſſgen |: er ſteht auf :| Ich hab ſo eine Probe, ob ich weiter trinken darf. |: Er macht die Augen zu und ſteht eine Weile :| Nun! nun! das Köpfgen ſchwanckt ſchon!

Siebel

Pah! eine Flaſche! Ich wills vor Gott verantworten und vor deiner Frauen. Euren Wein!

Fauſt.

Schafft mir einen Bohrer.

Froſch.

Der Wirth hat ſo ein Körbel mit Werckzeug in der Ecke ſtehn.

Fauſt. nimmt den Bohrer

Gut! Was verlangt ihr für Wein?

Froſch

He!

Fauſt

Was für ein ·Gläsgen mögtet ihr trinken? Ich ſchaffs euch!

Froſch.

He! He! So ein Glas Reinwein ächten Nierenſteiner.

Fauſt

Gut! |: er bohrt in den Tiſch an Froſchens Seite :| Nun ſchafft Wachs!

Alten

Da ein Kerzen ſtümpfgen.

Fauſt

So! |: er ſtopft das Loch :| Halt iezzo! — und ihr?

Siebel

Muskaten Wein! Spaniſchen Wein ſonſt keinen Tropfen. Ich will nur ſehn wo das hinaus läufft.

Fauſt |: bohrt und verſtopft :|

Was beliebt euch?

Alten

Rothen Wein! Einen Franzöſchen! — Die Franzoſen kann ich nicht leiden, ſo groſen Reſpeckt ich vor ihren Wein hab.

Fauſt |: wie oben :|

Nun was ſchafft ihr?

Brander

Hält er uns für'n Narren?

Fauſt

Schnell Herr nennt einen Wein!

Brander

Tokayer denn! — Soll er doch nicht aus dem Tiſche laufen!

Fauſt.

Stille junger Herr! — Nun aufgeſchaut! Die Gläſer untergehalten. Jeder ziehe den Wachspfropfen heraus! Daſſ aber kein Tropfen an die Erde fällt, ſonſt giebts ein Unglück!

Alten

Mir wirds unheimlich. Der hat den Teufel.

Fauſt

Ausgezogen!

|: Sie ziehn die Pfropfen, iedem läuft der verlangte Wein in's Glas :|

Fauſt

Zugeſtopft! Und nun verſucht!

Siebel

Wohl! trefflich wohl!

Alle

Wohl! Majeſtatiſch wohl! — Willkommner Gaſt.

|: ſie trinken wiederhohlt :|

Meph:

Sie ſind nun eingeſchifft.

Fauſt

Gehn wir!

Meph:

Noch ein Moment.

Alle ſingen.

Uns iſt gar kannibaliſch wohl
Als wie fünfhundert Säuen!

|: Sie trinken wiederholt, Siebel läſſt den Pfropf fallen, es flieſt auf die Steine und wird zur Flamme die an Siebeln hinauf lodert :|

Siebel.

Hölle und Teufel!

Brander

Zauberey! Zauberey!

Fauſt

Sagt ichs euch nicht.

|: er verſtopft die Oeffnung und ſpricht einige Worte, die Flamme flieht :|

Siebel.

Herr und Satan! — Meynt er, er dürft in ehrliche Geſellſchafft ſich machen und ſein Hölliſches Hokuspokus treiben.

Fauſt

Stille Maſtſchwein!

Siebel.

Mir Schwein! Du Beſenſtiel! Brüder! Schlagt ihn zuſammen! Stoſt ihn nieder! |: ſie ziehn die Meſſer :| Ein Zauberer iſt Vogelfrey! Nach den Reichsgeſetzen Vogelfrey.

|: Sie wollen über Fauſten her, er winckt, ſie ſtehn in frohem Erſtaunen auf einmal und ſehn einander an :|

Siebel

Was ſeh ich! Weinberge!

Brander

Trauben um dieſe Jahrs zeit.

Alten

Wie reif! Wie ſchön!

Froſch

Halt das iſt die ſchönſte!

|: ſie greifen zu, kriegen einander bey den Naſen, und heben die Meſſer :|

Fauſt.

Halt! — Geht und ſchlaft euern Rauſch aus!

|: Fauſt und Meph: ab. Es gehen ihnen die Augen auf, ſie fahren mit Geſchrey aus einander :|

Siebel

Meine Naſe! War das deine Naſe? Waren das die Trauben? Wo iſt er?

Brander

Fort! Es war der Teufel ſelbſt.

Froſch

Ich hab ihn auf einem Faſſe hinaus reiten ſehn.

Alten

Haſt du! Da iſt gewiß auf dem Marckt nit ſicher —
Wie kommen wir nach Hauſe.

Brander

Siebel geh zu erſt!

Siebel

Kein Narr!

Froſch

Kommt wir wecken die Häſcher unterm Rathaus, für ein Trinckgeld thun die wohl ihre Schuldigkeit. Fort!

Siebel

Sollte wohl der Wein noch laufen. |: er viſitirt die Pfropfen :|

Alten

Bildt dirs nicht ein! Trocken wie Holz!

Froſch

Fort ihr Burſche! Fort!

|: alle ab :|

Land Straſe.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttgen.

Fauſt

Was giebts Mephiſto haſt du Eil?
Was ſchlägſt vorm Kreuz die Augen nieder?

Meph:

Ich weis es wohl es iſt ein Vorurtheil,
Allein genung mir iſts einmal zuwieder.

Straſe.

Fauſt, Margarethe vorübergehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein darf ichs wagen
Mein Arm und Geleit ihr anzutragen.

Margarethe.

Bin weder Fräulein weder ſchön
Kann ohngeleit nach Hauſe gehn. |: ſie macht ſich los und ab :|

Fauſt

Das iſt ein herrlich ſchönes Kind
Die hat was in mir angezündt
Sie iſt ſo ſitt und tugendreich
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich
Der Lippen Roth der Wange Licht
Die Tage der Welt vergeſſ ich's nicht
Wie ſie die Augen niederſchlägt
Hat tief ſich in mein Herz geprägt
Wie ſie kurz angebunden war
Das iſt nun zum Entzücken gar.

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt

Hör du muſt mir die Dirne ſchaffen.

Meph:

Nun welche?

Fauſt

Sie ging inſt vorbey.

Meph:

Da die! Sie kam von ihrem Pfaffen
Der ſprach ſie aller Sünden frey.
Ich ſchlich mich hart am Stul herbey.
Es iſt ein gar unſchuldig Ding
Das eben für nichts zur Beichte ging.
Ueber die hab ich keine Gewalt.

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Meph:

Sprichſt ey wie der Hans Lüderlich
Der begehrt iede liebe Blum für ſich
Und dünkelt ihm es wär kein' Ehr
Und Gunſt die nicht zu pflücken wär.
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt

Mein Herr Magiſter Lobeſan
Laſſ er mich mit dem Geſez in Frieden.
Und das ſag ich ihm kurz und gut
Wenn nicht das ſüſe iunge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht,
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Meph:

Bedenkt was gehn und ſtehen mag
Gebt mir zum wenigſt vierzen Tag
Nur die Gelegenheit zu ſpüren.

Fauſt

Hätt' ich nur ſieben Tage Ruh
Braucht keinen Teufel nicht dazu
So ein Geſchöpfgen zu verführen.

Meph:

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos.
Drum bitt ich laſſts euch nicht verdrieſſen
Was hilft ſo grade zu genieſſen.
Die Freud iſt lange nicht ſo gros

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf' ihm! Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf leiſe. Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles iſt euer, was wir haben.

Götz. Dank' euch!

Hauptmann. Kommt in mein Zelt!

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen, und Pflaſter.

Götz legt den Harniſch ab.

Hauptmann. Hier iſt mein Feyertagswamms.

Götz. Gott lohn's!

Mutter verbindt ihn.

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Als weñ ihr erſt herauf herum
Durch allerley Brimborium
Das Püppgen geknät und zugericht
Wies lehret manche Welſch Geſchicht.

Fauſt

Hab Apetit auch ohne das.

Meph:

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spas
Ich ſag euch mit dem ſchönen Kind
Geht ein vor allmal nicht geſchwind
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt

Schaff mir etwas vom Engelsſchatz
Führ mich an ihren Ruheplatz
Schaff mir ein Halstuch von ihrer Bruſt
Ein Strumpfband meiner Liebes Luſt.

Meph:

Damit ihr ſeht daſſ ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſein,
Wollen wir keinen Augenblick verliehren
Will euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn! ſie haben?

Meph:

Nein
Sie wird bey einer Nachbrinn ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein

An aller Hoffnung künftger Freuden
In ihrem Dunſt kreis ſatt euch weiden.

Fauſt

Können wir hin.

Meph:

Es iſt noch zu früh.

Fauſt

Sorg du mir für ein Geſchenk für ſie. |: ab :|

Meph:

Er thut als wär er ein Fürſten Sohn
Hätt Luzifer ſo ein Duzzend Prinzen
Die ſollten ihm ſchon was vermünzen
Am Ende kriegt' er eine Comiſſion. |: ab :|

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer

Margrethe ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb was drum wenn ich nur wüſſt
Wer heut der Herr geweſen iſt.
Er ſah gewiſſ recht wacker aus
Und iſt aus einem edlen Haus
Das konnt ich ihm an der Stirne leſen.
Er wär auch ſonſt nicht ſo keck geweſen. |: ab :|

Meph:, Fauſt.

Meph:

Herein, ganz leiſe nur herein.

Fauſt nach einigem Stillſchweigen.
Ich bitte dich laſſ mich allein.

Meph: herum ſpürend :|
Nicht iedes Mädgen hält ſo rein. |: ab :|

Fauſt rings auf ſchauend.
Willkommen ſüſſer Dämmerſchein
Der du dies Heiligthum durchwebſt
Ergreif mein Herz du ſüſe Liebespein
Die du vom Tau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seeligkeit!
|: Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bett :|
O nimm mich auf der du die Vorwelt ſchon
In Freud und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie offt ach hat an dieſem Väter Trohn
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen
Vielleicht hat dankbar für den heilgen Chriſt
Mein Liebgen hier mit vollen Kinderwangen
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküſſt.
Ich fühl o Mädgen deinen Geiſt
Der Füll und Ordnung um mich ſäußeln,
Der Mütterlich dich täglich unterweiſſt!
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heiſſt
Sogar den Sand zu deinen Füſſen kräuſeln.
O liebe Hand ſo Göttergleich
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!
|: er hebt einen Bett vorhang auf :|

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier mögt ich volle Stunden ſäumen
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebohrnen Engel aus.
Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Buſen angefüllt
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwürckte ſich das Götterbild.
Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hie? Was wird das Herz dir ſchweer?
Armſeelger Fauſt ich kenne dich nicht mehr.
Umgiebt mich hier ein Zauberdufft?
Mich drangs ſo grade zu genieſſen.
Und fühle mich in Liebestraum zerflieſſen!
Sind wir ein Spiel von iedem Druck der Lufft.
Und träte ſie den Augenblick herein
Wie würdeſt du für deinen Frevel büſſen
Der groſe Hans, ach wie ſo klein
Läg weggeſchmolzen ihr zu Füſſen.

Meph:

Geſchwind ich ſeh ſie dortunten kommen.

Fauſt

Komm Komm ich kehre nimmermehr!

Meph:

Hier iſt ein Käſtgen leidlich ſchweer
Ich habs wo anderswo genommen.
Stellts hier nur immer in den Schrein,
Ich ſchwör euch ihr vergehn die Sinnen.

Ich ſag euch es ſind Sachen drein
Um eine Fürſtin zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt

Ich weis nicht ſoll ich?

Meph:

Fragt ihr viel!
Meynt ihr vielleicht den Schaz zu wahren.
Dann rath ich eurer Lüſternheit
Die liebe ſchöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh zu ſpaaren.
Ich hoff nicht daß ihr geizig ſeyd.
Ich kraz den Kopf reib an den Händen.

: er ſtellt das Käſtgen in Schrein und drückt das Schloß wieder zu :|

Nur fort geſchwind —
Um euch das ſüſſe iunge Kind
Nach eurem Herzens Will zu wenden.
Und ihr ſeht drein
Als ſolltet ihr in Hörſaal 'nein.
Als ſtünden grau leibhafftig vor euch da
Phiſick und Metaphiſika.
Nur fort — |: ab :|

Margarethe mit einer Lampe.

Es iſt ſo ſchwül und dumpfig hie
|: ſie macht das Fenſter auf :|
Und macht doch eben ſo warm nicht draus
Es wird mir ſo! Ich weis nicht wie.
Ich wollt die Mutter käm nach Haus,

Mir läufft ein Schauer am ganzen Leib
Bin doch ein törig furchtſam Weib.

|: ſie fängt an zu ſingen indem ſie ſich auszieht :|

Es war ein König in Tule
Einen goldnen Becher er hett
Empfangen von ſeiner Bule
Auf ihrem Todtesbett.

Der Becher war ihm lieber
Trank draus bey jedem Schmaus.
Die Augen gingen ihm über
So offt er trank daraus.

Und als es kam zu ſterben
Zählt' er ſeine Städt und Reich
Gönnt alles ſeinen Erben
Den Becher nicht zugleich.

Er ſas beym Königs Mahle
Die Ritter um ihn her
Auf hohem Väter Saale
Dort auf dem Schloſſ am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher
Trank lezte Lebens glut
Und warf den heilgen Becher
Hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trincken,
Und ſinken tief ins Meer
Die Augen tähten ihm ſinken
Trank nie einen Tropfen mehr.

|: ſie eröffnet den Schrein ihre Sachen einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtgen.

Wie kommt das ſchöne Käſtgen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Was Guckguck mag dadrinne ſeyn?
Vielleicht brachts iemand als ein Pfand
Und meine Mutter lieh darauf?
Da hängt ein Schlüſſelgen am Band
Ich denke wohl ich mach es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel ſchau
So was hab ich mein Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Drinn könnt eine Edelfrau
Am höchſten Feyertag gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?
|: ſie puzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel :|
Wenn nur die Ohrring meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, iunges Blut
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt auch alles ſeyn.
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

Allee.

Fauſt in Gedanken auf und abgehend zu ihm Mephiſtopheles.

Meph:

Bey aller verſchmähten Lieb! Beym hölliſchen Element!
Ich wollt ich wüſſt was ärgers, daß ichs fluchen könnt.

Fauſt

Was haſt? was petzt dich dann ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah ich in meinem Leben.

Meph:

Ich mögt mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär.

Fauſt.

Hat ſich dir was im Kopf verſchoben?
Es kleidt dich gut das Raſen und das Toben.

Meph:

Denckt nur den Schmuck den ich Margreten ſchafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft.
Hätt einer auch Engelsblut im Leibe, //
Er würde da zum Heerings Weibe. /
Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Es fängt ihr heimlich an zu grauen.
Die Frau hat gar einen feinen Geruch
Schnüffelt immer im Gebet buch
Und riechts einem ieden Meubel an
Iſt das Ding heilig oder profan.
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar
Daß dabei nit viel Seegen war.
Mein Kind rief ſie ungerechtes Gut
Befängt die Seel, zehrt auf das Blut.
Wollens der Mutter Gottes weihen
Wird uns mit Himmels Mann' erfreun.
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt dacht ſie ein geſchenkter Gaul
Und warrlich gottlos iſt nicht der
Der ihn ſo fein gebracht hier her.

Die Mutter lies einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spas vernommen,
Lies ſich den Anblick wohl behagen,
// Er ſprach: ach kriſtlich ſo geſinnt!
Wer überwindet der gewint.
Die Kirche hat einen guten Magen.
Hatt ganze Länder aufgefreſſen
Und doch noch nie ſich übergeſſen.
Die Kirch allein meine Lieben Frauen
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch
Ein Jud und König kann es auch.

Meph:

Strich drauf ein Spange Kett und Ring
Als wärens eben Pfifferling
Dankt nicht weniger und nicht mehr
Als wenns ein Korb voll Nüſſe wär,
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn,
Sie wahren ſehr erbaut davon.

Fauſt

Und Gretgen?

Meph:

Sizt nun unruhvoll
Weis weder was ſie will noch ſoll
Denkt ans Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den ders ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebgens Kummer thut mir leid

Schaff du ihr gleich ein neu Geſchmeid.
Am erſten war ja ſo nicht viel

Meph:

O ia, dem Herrn iſt alles Kinderſpiel.

Fauſt.

Und mach, und richts nach meinem Sinn
Häng dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brey
Und ſchaff einen neuen Schmuck herbey.

Meph:

Ja gnädger Herr von Herzen gerne. |: **Fauſt** ab :|

Meph:

So ein verliebter Tohr verpufft
Euch Sonne Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebgen in die Lufft. |: ab :|

Nachbarinn Haus.

Marthe.

Gott verzeihs meinem lieben Mann
Er hat an mir nicht wohl gethan
Geht da ſtracks in die Welt hinein
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch warrlich nicht betrüben
Thät' ihn weis Gott recht herzlich lieben. |: ſie weint :|
Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein!
— — — — — —
— — — — — —
Hätt ich nur einen Todtenſchein!

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz! unſer Leben und Blut laſſen wir für euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reiter. 'Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf, Schricks! Biethe den andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie; wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Götz allein. O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. Man hört ſcharf ſchießen. Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch! Die Feinde überwältigen!

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerinn. Hier bey.

Götz gürtet ſich, und ſitzt auf, ohne Harniſch. Zum letztenmahl ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. ab.

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den Unſrigen. Flucht.

Wolf. Fort, fort! Alles verloren! Unſer

Margrethe kommt.
Frau Marthe!

Marthe.
Gretgen was ſolls?

Margrethe.
Faſt ſinken mir die Knie nieder
Da find ich ſo ein Käſtgen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.
Das muß ſie nit der Mutter ſagen
Thäts wieder gleich zur Beichte tragen

Margareth.
Ach ſeh ſie nur! ach ſchau ſie nur!

Marthe putzt ſie auf.
O du glückſeelige Creatur!

Margarethe
Darf mich ach leider auf der Gaſſen
Nicht in der Kirch mit ſehen laſſen.

Marthe
Komm du nur offt zu mir herüber,
Und leg den Schmuck hier heimlich an;
Spazier ein Stündgen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſre Freude dran.
Und dann giebts einen Anlas giebts ein Feſt
Wo mans ſo nach und nach den Leuten ſehen läſſt.

Ein Kettgen erſt, die Perle dann in's Ohr,
Die Mutter ſiehts wohl nicht man macht ihr auch was vor.
|: Es klopft :|

Margrete.
Ach Gott! mag das mein' Mutter ſeyn?

Marthe |: durchs Vorhängel gukend :|
Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf :|
Bin ſo frey grad herein zu treten
Muſſ bey den Fraun Verzeihn erbeten.
|: tritt ehrbietig vor Margreten zurück :|
Wollt nach Frau Marthe Schwerdlein fragen!

Marthe
Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen.

Meph: leiſe zu ihr :|
Ich kenn ſie iezt mir iſt das gnug
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freyheit die ich genommen
Will nach Mittage wiederkommen.

Marthe laut :|
Denk Kind um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Freulein hält.

Margarethe
Ich bin ein armes junges Blut,
Ach Gott, der Herr iſt gar zu gut.
Der Schmuck und Schmeid Herr iſt nicht mein.

Meph:

Ach es iſt nicht der Schmuck allein
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf.
Wie freut michs daß ich bleiben darf.

Marthe

Was bringt er dann? Neugierde ſehr.

Meph:

Ach wollt hätt eine frohre Mähr!
Ich hoff ſie läſſt michs drum nicht büſen!
Ihr Mann iſt todt und läßt ſie grüſen.

Marthe

Iſt todt! das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt ach ich vergeh!

Margrethe

Ach liebe Frau verzweifelt nicht!

Meph:

So hört die traurige Geſchicht.

Margrethe.

Ich mögte drum mein tag nicht lieben
Würd 'mich Verluſt zu todt betrüben

Meph:

Freud muſſ Leid, Leid muſſ Freude haben.

Marthe

Erzählt mir ſeines Lebens Schluſſ.

Meph:

Er liegt in Padua begraben
Beym heiligen Antonius
An einer wohlgeweihten Stäte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Meph:

Ja eine Bitte groß und ſchweer:
Laſſ ſie doch ia für ihn drey hundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer

Marthe

Was? nicht ein Schauſtück? kein Geſchmeid?
Was ieder Handwerckspurſch im Grund des Sekels ſpaart
Zum Angedenken aufbewahrt
Und lieber hungert lieber bettelt!

Meph:

Madam, es thut mir herzlich leid
Allein er hat ſein Geld wahrhafftig nicht verzettelt.
Und er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ach und bejammerte ſein Unglück noch vielmehr.

Margareth

Ach daß die Menſchen ſo unglücklich ſind
Gewiſſ ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Meph:

Ihr wäret werth gleich in die Eh zu treten
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margr:
Ach nein, das geht jezt noch nicht an.

Meph:
Iſts nicht ein Mann ſeys derweil ein Galan.
Iſt eine der gröſten Himmelsgaben
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margr:
Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Meph:
Brauch oder nicht! es giebt ſich auch.

Marthe
Erzählt mir doch!

Meph:
Ich ſtand an ſeinem Sterbebette.
Es war 'was beſſer als von Miſt
Von halb gefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt
Und fand, daſſ er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muſſ ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen.
Ach die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb ſie mir nur noch in dieſem Leben!

Marthe weinend:
Der gute Mann ich hab ihm längſt vergeben.

Meph:
Allein, weis Gott ſie war mehr ſchuld als ich.

Marthe
Das lügt er! Was am Rand des Todts zu lügen

Meph:

Er fabelte gewiſſ in lezten Zügen.
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brodt für ſie zu ſchaffen,
Und Brod im aller weitſten Sinn.
Ich kon̄te nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe

Hat er ſo aller Treu, ſo aller Lieb vergeſſen.
Der Plackerey bey Tag und Nacht.

Meph:

Nicht doch er hat recht herzlich dran gedacht.
Er ſprach, als ich nun weg von Malta ging,
Da, betet ich für Frau und Kinder brünſtig.
Uns war denn auch der Himmel günſtig
Daſſ unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des groſen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing dann auch wie ſichs gebührte
Mein wohlgemeſſen Theil davon.

Marthe

Ey wie? Ey wo? hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſt:

Wer weis, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte,
Sie hat an ihm, viel Liebs und Treu gethan,
Daſſ er's bis an ſein ſeelig Ende ſpürte.

Marthe.
Der Schelm! Der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend alle Noth
Konnt nicht ſein ſchändlich Leben hindern.

Meph:
Ja ſeht! dafür iſt er nun Todt.
Wär ich nur iezt an eurem Platze
Betrauert ihn ein züchtig Jahr,
Viſirt dann unterweil nach einem neuen Schatze.

Marthe
Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern.
Es konnte kaum ein herzger Närgen ſeyn
Ihm fehlte nichts als allzugern zu wandern,
Und fremde Weiber und der Wein,
Und das verfluchte Würfel Spiel.

Meph:
Nun, nun das konnte gehn und ſtehen,
Wenn er euch ohngefähr ſo viel,
Von ſeiner Seite nach geſehen.
Ich ſchwör euch zu um das Geding,
Wechſelt ich ſelbſt mit euch den Ring.

Marthe
O es beliebt dem Herrn zu ſcherzen

Meph: |: vor ſich :|
Nun mach ich mich bei Zeiten fort
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt beym Wort.
|: zu Gretgen :|
Wie ſteht es denn mit ihrem Herzen?

Margr:
Was meint der Herr damit?

Meph: |: vor ſich :|
Du guts unſchuldigs Kind!
|: laut :|
Lebt wohl ihr Fraun!

Marthe.
O ſagt mir doch geſchwind!
Ich mögte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wenn mein Schaz geſtorben und begraben.
Ich bin von ie der Ordnung Freund geweſen.
Mögt ihn auch todt im Wochenblättgen leſen.

Meph:
Ja gute Frau durch zweyer Zeugen Mund
Wird allewegs die Wahrheit kund
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring ihn her.

Marthe
O thut das ia.

Meph:
Und hier die Jungfer iſt auch da.
Ein braver Knab, iſt viel gereiſt
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſt.

Marg:
Müſt vor ſolch Herren ſchamroth werden

Meph:
Vor keinem König der Erden.

Marthe

Da hinterm Haus in meinem Garten,
Wollen wir der Herrn heut Abend warten.
(alle ab)

Fauſt Mephiſtopheles.

Fauſt

Wie iſt's? Wills fördern? wills bald gehn?

Meph:

Ach Bravo! find ich euch im Feuer!
In kurzer Zeit iſt Gretgen euer
Heut Abend ſollt ihr ſie bey Nachbaar Marthen ſehn.
Das iſt ein Weib wie auserleſen,
Zum Kuppler und Zigeunerweſen.

Fauſt

Sie iſt mir lieb.

Meph:

Doch gehts nicht ganz umſunſt,
Eine Gunſt iſt werth der andern Gunſt.
Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daſſ ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua, an heilger Stätte ruhn.

Fauſt

Sehr klug! wir werden erſt die Reiſe machen müſſen.

Meph:

Sancta Simplicitas! Darum iſt's nicht zu thun.
Bezeugt nur, ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Meph:

O heilger Mann Da wärt ihr's nun!
Es iſt gewiſſ das erſt in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniſſ abgelegt.
Habt ihr von Gott, der Welt, und was ſich drinne regt,
Vom Menſchen, und was ihm in Kopf und Herzen ſchlägt,
Definitionen nicht mit groſer Kraft gegeben?
Und habt davon in Geiſt und Bruſt,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewuſſt.

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Meph:

Ja wenn man's nicht einbiſſgen tiefer wüſte.
Denn morgen wirſt in allen Ehren
Das arme Gretgen nicht bethören?
Und alle Seelenlieb ihr ſchwören?

Fauſt

Und zwar von Herzen.

Meph:

Gut und ſchön.
Dann wird von ewger Treu und Liebe!
Von einzig überallmächtgem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn.

Fauſt

Laſſ das, es wird. Wenn ich empfinde
Und dem Gefühl und dem Gewühl
Vergebens Nahmen ſuch und keinen Nahmen finde,

Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. *Geheul der Weiber, und Flucht.*

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief.

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? *Es klopft.* Wer iſt drauſſen?

Franz *leiſe.*

Franz. Macht mir auf, gnädige Frau!

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache. *Läßt ihn ein.*

Franz *fällt ihr um den Hals.* Liebe, gnädige Frau!

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte!

Franz. O, es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Und in der Welt mit allen Sinnen ſchweife
Und alle höchſten Worte greife,
Und dieſe Glut von der ich brenne
Unendlich, ewig, ewig nenne
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel.

Meph:

Ich hab doch recht!

Fauſt

Hör merk dir dies
Ich bitte dich und ſchone meine Lunge.
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge
Der hälts gewiſſ.
Und komm ich hab des Schwäzens Überdruſſ
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muſſ.

Garten.

Margrete an **Fauſtens** Arm. **Marthe** mit **Mephiſtopheles** auf und ab ſpazierend.

Ich fühl es wohl daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läſſt bis zum Beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit vorlieb zu nehmen,
Ich weis zu gut daſſ ſolch erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt

Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält
Als alle Weisheit dieſer Welt. |: er küſſt ihre Hand :|

Margr:

Inkomodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen,

Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh
Was hab ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen,
Die Mutter iſt gar zu genau. |: gehn vorüber :|

Marthe

Und ihr mein Herr, ihr reist ſo immer fort?

Meph:

Ach daß Gewerb und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläſſt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben.

Marthe

In raſchen Jahren gehts wohl an
So um und um frey durch die Welt zu ſtreifen.
Doch kommt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab zu ſchleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Meph:

Mit Grauſen ſeh ich das von weiten.

Marthe

Drum werther Herr berathet euch in Zeiten. |: gehn vorüber :|

Margr:

Ja aus den Augen aus dem Sinn
Die Höflichkeit iſt euch geläufig.
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Und weit verſtändger als ich bin.

Fauſt.

O Beſte! Glaube daſſ was man verſtändig nennt,
Mehr Kurzſinn, Eigenſinn und Eitelkeit iſt.

Margr:

Wie?

Fauſt

Ach daſſ die Einfalt daſſ die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heilgen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit die höchſten Gaben
Der Liebaustheilenden Natur —

Margr:

Denkt ihr an mich ein Augenblickgen nur
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt

Ihr ſeyd wohl viel allein.

Margr:

Ja unſre Wirthſchafft iſt nur klein
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken,
Und nehn, und lauffen früh und ſpat.
Und meine Mutter iſt in allen Stücken,
So accurat.
Nicht daſſ ſie iuſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat,
Wir könten uns weit eh als andre regen
Mein Vater hinterlies ein hübſch Vermögen
Ein Häusgen und ein Gärtgen vor der Stadt.
Doch hab ich iezt ſo ziemlich ſtille Tage
Mein Bruder iſt Soldat
Mein Schweſtergen iſt todt
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth
Doch übernähm ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt

Ein Engel wenn dirs glich.

Margr:

Ich zog es auf und herzlich liebt es mich.
Es war nach meines Vaters Todt gebohren,
Die Mutter gaben wir verlohren
So elend wie ſie damals lag
Und ſie erholte ſich ſehr langſam nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht dran denken
Das arme Würmgen ſelbſt zu tränken
Und ſo erzog ichs ganz allein
Mit Waſſer und mit Milch, und ſo wards mein
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
Wars freundlich zappelich und gros.

Fauſt.

Du haſt gewiſſ das reinſte Glück empfunden!

Margarethe.

Doch auch gewiſſ gar manche ſchweere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtund zu Nacht,
An meinem Bett es durfte kaum ſich regen
War ich erwacht.
Bald muſt ichs tränken bald es zu mir legen,
Bald wenns nicht ſchweigen wollt vom Bett aufſtehn
Und tänzelnd in der Kamer auf und nieder gehn
Und früh am Tag ſchon an dem Waſchtrog ſtehn,
Dann auf dem Markt und an dem Heerde ſorgen,
Und immer ſo fort heut und morgen.
Da gehts mein Herr nicht immer mutig zu,
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen und die Ruh.

|: gehn vorüber :|

Marthe

Sagt grad mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden,
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Meph:

Das Sprüchwort ſagt ein eigner Hērd
Ein braves Weib ſind Gold und Perlen werth.

Marthe

Ich meyne: ob ihr niemals Luſt bekommen.

Meph:

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Meph:

Mit Frauens ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe

Ach ihr verſteht mich nicht.

Meph:

Das thut mir herzlich leid,
Doch ich verſteh — daſſ ihr ſehr gütig ſeyd.

|: gehn vorüber :|

Fauſt.

Du kannteſt mich o kleiner Engel wieder
Gleich als ich in den Garten kam?

Margr:

Saht ihr es nicht, ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freyheit die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen
Als du lezt aus dem Dom gegangen?

Margr:

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn
Es konnte niemand von dir übels ſagen
Ach dacht ich hat er in deinem Betragen
Was freches, unanſtändiges geſehn.
Daſſ ihm ſogleich die Luſt mogt wandeln
Mit dieſer Dirne gradehin zu handeln.
Geſteh ichs doch! Ich wuſte nicht was ſich
Zu euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte.
Allein gewiſſ ich war recht bös auf mich
Daß ich auf euch nicht böſer werden konte.

Fauſt.

Süs Liebgen!

Margr:

Laſſt einmal.
|: ſie pflückt eine Stern Blume und zupft
die Blätter ab eins nach dem andern :|

Fauſt.

Was ſoll das? Keinen Straus?

Margr:

Nein es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margr:

Geht ihr lacht mich aus.
|: ſie rupft und murmelt :|

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margr: halb laut :|
Er liebt mich — Liebt mich nicht.

Fauſt
Du holdes Himmels Angeſicht!

Margr: färt fort :|
Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —
|: das lezte Blat ausrupfend mit holder Freude :|
Er liebt mich!

Fauſt
Ja mein Kind! Laſſ dieſes Blumenwort
Dir Götter Ausſpruch ſeyn: Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heiſt: Er liebt dich!
|: er faſſt ihr beyde Hände :|

Margr:
Mich überläufts!

Fauſt
O ſchaudre nicht! Laſſ dieſen Blick
Laß dieſen Händedruck dir ſagen
Was unausſprechlich iſt.
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen die ewig ſeyn muſſ!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margr: drückt ihm die Hände, macht ſich
los und läufft weg. Er ſteht einen
Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe.
Die Nacht bricht an.

Meph:
Ja und wir wollen fort.

Marthe
Ich bät euch länger hier zu bleiben
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbaarn Schritt und Tritt zu gaffen.
Und man kommt in's Geſpräch wie man ſich immer ſtellt
Und unſer Päärgen?

Meph:
Iſt den Gang dort aufgeflogen
Muthwillge Sommervögel

Marthe
Er ſcheint ihr gewogen.

Meph:
Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuſgen.

Margrete mit Herzklopfen herrein ſteckt ſich hinter die Thüre, hält die Fingerſpizze an die Lippen und guckt durch die Ritze.
Er kommt!

Fauſt.
Ach Schelm ſo neckſt du mich!
Treff ich dich!
|: er küſſt ſie :|

Margr: ihn faſſend und den Kuſſ zurückgebend :|
Beſter Mann ſchon lange lieb ich dich.

Meph: klopft an :|

Fauſt ſtampfend :|

Wer da!

Meph:

Gut Freund.

Fauſt.

Ein Tier!

Meph:

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe.

Ja es iſt ſpät mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margr:

Die Mutter würde mich! Lebt wohl!

Fauſt.

Muſſ ich dann gehn?

Lebt wohl.

Marthe

Ade!

Margr:

Auf baldig Wiederſehn.

|: Fauſt, Meph: ab :|

Margrete

Du lieber Gott was ſo ein Mann
Nit alles alles denken kann.

Beſchämt nur ſteh ich vor ihm da
Und ſag zu allen Sachen ia
Bin doch ein arm unwiſſend Kind
Begreif nicht was er an mir findt. |: ab :|

Gretgens Stube.

Gretgen am Spinn rocken allein.

Meine Ruh iſt hin
Mein Herz iſt ſchweer
Ich finde ſie nimmer
Und nimmer mehr.

Wo ich ihn nicht hab
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh iſt hin
Mein Herz iſt ſchweer
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau ich
Zum Fenſter hinaus
Nach ihm nur geh ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang
Sein edle Geſtalt

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener, thörichter Junge, du ſiehſt nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt, mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingibt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh' mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reiſſen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh Alles, Alles!

Adelheid, die weinend ihn umfaßt. Franz! ach, uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder! ich will ihm den Fuß an den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn!

Seines Mundes Lächlen
Seiner Augen Gewalt

Und ſeiner Rede
Zauberfluß
Sein Händedruck
Und ach ſein Kuß.

Meine Ruh iſt hin
Mein Herz iſt ſchweer
Ich finde ſie nimmer
Und nimmer mehr.

Mein Schoos! Gott! drängt
Sich nach ihm hin
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn
Und küſſen ihn
So wie ich wollt
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt.

Marthens Garten.

Margrete, Fauſt.

Gretgen.

Sag mir doch Heinrich!

Fauſt

Was iſt dann

Gretgen

Wie haſt dus mit der Religion?

Du biſt ein herzlich guter Mann
Allein ich glaub du hältſt nicht viel davon.

Fauſt
Laſſ das, mein Kind, du fühlſt ich bin dir gut.
Für die ich liebe lies ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.

Margr:
Das iſt nicht recht, man muſſ dran glauben!

Fauſt
Muſſ man?

Gretgen
Ach wenn ich etwas auf dich könnte,
Du ehrſt auch nicht die heilgen Sakramente.

Fauſt.
Ich ehre ſie.

Gretgen.
Doch ohne Verlangen.
Wie lang biſt du zur Kirch zum Nachtmal nicht gegangen?
Glaubſt du an Gott?

Fauſt
Mein Kind wer darf das ſagen,
Ich glaub einen Gott!
Magſt Prieſter, Weiſe fragen
Und ihre Antwort ſcheint nur Spott
Uber den Frager zu ſeyn.

Gretgen
So glaubſt du nicht.

Fauſt.

Mishör mich nicht du holdes Angeſicht.
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen?
Ich glaub ihn!
Wer empfinden?
Und ſich unterwinden
Zu ſagen ich glaub ihn nicht!
Der Allumfaſſer
Der Allerhalter
Faſſt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt!
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben
Liegt die Erde nicht hierunten feſt
Und ſteigen hüben und drüben
Ewige Sterne nicht herauf!
Schau ich nicht Aug in Auge dir!
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbär Sichtbaar neben dir,
Erfüll davon dein Herz ſo gros es iſt
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſeelig biſt
Nenn das dann wie du willſt,
Nenns Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür. Gefühl iſt alles
Nahme Schall und Rauch
Umnebelnd Himmels Glut.

Gretgen.

Das iſt alles recht ſchön und gut

Ohngefähr ſagt das der Cathechismus auch
Nur mit ein bisgen andern Worten.

Fauſt

Es ſagens aller Orten
Alle Herzen unter dem Himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache
Warum nicht in der meinen.

Gretgen

Wenn mans ſo hört, mögts leidlich ſcheinen
Steht aber doch immer ſchief darum,
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt

Liebes Kind!

Gretgen.

Es thut mir lang ſchon weh!
Daſſ ich dich in der Geſellſchafft ſeh.

Fauſt

Wie ſo?

Gretgen

Der Menſch den du da bey dir haſt
Iſt mir in tiefer innrer Seel verhaſſt
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen ſein Geſicht.

Fauſt

Liebe Puppe fürcht ihn nicht.

Gretgen.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut

Ich bin ſonſt allen Menſchen gut
Aber wie ich mich ſehne dich zu ſchauen
Hab ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen.
Und halt ihn für einen Schelm dazu.
Gott verzeih mir's wenn ich ihm Unrecht thu.

Fauſt.

Es iſt ein Kauz wie's mehr mag geben.

Gretgen.

Mögt nicht mit ſeines Gleichen leben.
Kommt er einmal zur Thür herein
Er ſieht immer ſo ſpöttiſch drein
Und halb ergrimmt
Man ſieht daß er an nichts keinen Antheil nimmt.
Es ſteht ihm an der Stirn geſchrieben
Daſſ er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wirds ſo wohl in deinem Arm
So frey, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Innre zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du.

Gretgen

Das übermannt mich ſo ſehr
Daſſ wo er mag zu uns treten,
Meyn ich ſo gar ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da iſt könnt ich nimmer beten.
Und das friſſt mir ins Herz hinein
Dir Heinrich muß es auch ſo ſeyn.

Fauſt

Du haſt nun die Antipathie!

Gretgen.

Ich muß nun fort.

Fauſt.

Ach kann ich nie,
Ein Stündgen ruhig dir am Buſen hängen
Und Bruſt an Bruſt und Seel an Seele drängen.

Gretgen.

Ach wenn ich nur alleine ſchlief
Ich lies dir gern heut Nacht den Riegel offen.
Doch meine Mutter ſchläfft nicht tief.
Und würden wir von ihr betroffen
Ich wär gleich auf der Stelle todt.

Fauſt.

Du Engel das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchgen und drey Tropfen nur
In ihren Tranck umhüllen
In tiefen Schlaf gefällig die Natur.

Gretgen.

Was thu ich nicht um deinet willen.
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt

Würd ich ſonſt Liebgen dir es rathen.

Gretgen.

Seh ich dich beſter Mann nur an
Weis nicht was mich nach deinem Willen treibt,
Ich habe ſchon für dich ſo viel gethan,
Daſſ mir zu thun faſt nichts mehr überbleibt. |: ab :|

Mephiſtopheles tritt auf :|
Der Grasaff iſt er weg!

Fauſt
Haſt wieder ſpionirt.

Meph:
Ich habs ausführlich wohl vernommen.
Herr Docktor wurden da katechiſirt.
Hoff es ſoll ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch,
Sie denken duckt er da, folgt er uns eben auch!

Fauſt
Du Ungeheuer ſiehſt nicht ein
Wie dieſe Engels liebe Seele
Von ihrem Glauben voll
Der ganz allein
Ihr ſeelig machend iſt ſich heilig quäle
Daß der nun den ſie liebt verlohren werden ſoll.

Meph:
Du überſinnlicher, ſinnlicher Freyer
Ein Mägdelein nasführet dich.

Fauſt
Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.
Und die Phisiognomie verſteht ſie meiſterlich.
In meiner Gegenwart wirds ihr ſie weis nicht wie!
Mein Mäskgen da weiſſagt ihr borgnen Sinn,
Sie fühlt daß ich ganz ſicher ein Genie

Vielleicht wohl gar ein Teufel bin.'
Nun heute Nacht — ?

Fauſt.
Was geht dich's an?

Meph:
Hab ich doch meine Freude dran.

Am Brunnen

Gretgen und Liesgen mit Krügen.

Liesgen.
Haſt nichts von Bärbelgen gehört?

Gretgen.
Kein Wort ich komm gar wenig unter Leute.

Liesgen.
Gewis Sibille ſagt mirs heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das vornehm thun!

Gretgen
Wie ſo?

Liesgen.
Es ſtinckt!
Sie füttert zwey iezt wenn ſie iſſt und trinckt.

Gretgen.
Ach

Liesgen
Ja ſo iſt's ihr endlich gangen
Wie lang hat's an dem Kerl gehangen!

Das war ein geſpazieren
Auf Dorf und Tanzplaz führen
Muſt überall die erſte ſeyn.
Curteſirt ihr immer mit Paſtetgen und Wein.
Bildt ſich was auf ihre Schönheit ein.
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoß und ein Geſchleck,
Ja da iſt dann das Blümgen weg.

Gretgen

Das arme Ding.

Liesgen

Bedauer ſie kein Haar
Wenn unſer ein's am Spinnen war
Uns Nachts die Mutter nicht n'abe lies
Stand ſie bey ihrem Bulen ſüs
Auf der Thürbank und dem dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stund zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun
Im Sünderhemdgen Kirchbus thun!

Gretgen

Er nimmt ſie gewiſſ zu ſeiner Frau.

Liesgen

Er wär ein Narr. Ein flinker Jung
Hat anderwärts noch Lufft genung.
Er iſt auch durch.

Gretgen

Das iſt nicht ſchön.

Liesgen

Kriegt ſie ihn ſolls ihr übel gehn.
Das Kränzel reiſſen die Buben ihr
Und Hexel ſtreuen wir vor die Thür! |: ab :|

Gretgen heime gehend :|

Wie konnt ich ſonſt ſo tapfer ſchmälen
Wenn thät ein armes Mägdlein fehlen
Wie konnt ich über andrer Sünden
Nicht Worte gnug der Zunge finden.
Wie ſchien mirs ſchwartz, und ſchwärzts noch gar.
Mirs nimmer doch nit ſchwarz gnug war.
Und ſeegnet mich und that ſo gros
Und bin nun ſelbſt der Sünde blos
Doch — alles was mich dazu trieb
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger

In der Mauerhöle ein Andachts Bild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretgen gebeugt ſchwenckt die Krüge im nächſten Brunn füllt ſie mit friſchen Blumen die ſie mitbrachte.

Ach neige
Du ſchmerzenreiche
Dein Antliz ab zu meiner Noth

Das Schwert im Herzen
Mit tauben Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod!

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt — Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage: Brich auf, Franz! der Morgen kommt!

Heilbronn

vor'm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm' das Elend von euch, gnädige Frau! Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank! Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun, wie mir alles ahndete! gefangen, als Meuter, Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen —

Lerſe. Ich weiß alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du; der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr, als alles das, die Finſterniß ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein und deine Noth!

Wer fühlet
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein.

Wohin ich immer gehe,
Wie Weh wie Weh wie wehe
Wird mir im Buſen hier.
Ich bin ach kaum alleine
Ich wein ich wein ich weine
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut ich mit Trähnen ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf
Saſſ ich in allem Jammer
In meinem Bett ſchon auf.

Hilf retten mich von Schmach und Todt!
Ach neige
Du ſchmerzenreiche
Dein Antliz ab zu meiner Noth!

Dom

Exequien der Mutter Gretgens.

Gretgen alle Verwandte. Amt, Orgel und Geſang

Böſer Geiſt hinter Gretgen.

Wie anders Gretgen war dirs
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar tratſt.
Und am verblätterten Büchelgen
Deinen Gebeten nachlallteſt,
Halb Kinderſpiel
Halb Gott im Herzen.
Gretgen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen
Welche Miſſethat?
Beteſt du für deiner Mutter Seel
Die durch dich ſich in die Pein hinüberſchlief.
— Und unter deinem Herzen,
Schlägt da nicht quillend ſchon,
Brandſchande Maalgeburt!
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahnde voller Gegenwart.

Gretgen

Weh! Weh!
Wär ich der Gedanken los
Die mir rüber und nüber gehn,
Wieder mich.

Chor

Dies irae dies illa
Solvet Saeclum in favilla.

|: Orgelton :|

Böſer Geiſt

Grimm faſſt dich!
Der Poſaunen Klang!
Die Gräber beben
Und dein Herz
Aus Aſchenruh
Zu Flammenquaalen
Wieder aufgeſchaffen
Bebt auf.

Gretgen.

Wär ich hier weg
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſezzte
Geſang mein Herz
Im tiefſten löste

Chor.

Iudex ergo cum ſedebit
Quidquid latet adparebit
Nil inultum remanebit.

Gretgen.

Mir wird ſo eng
Die Mauern Pfeiler
Befangen mich
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luſſt!

Böſer Geiſt

Verbirgſt du dich!
Blieben verborgen
Dein Sünd und Schand!
Lufft! Licht!
Weh dir!

Chor.

Quid ſum miſer tunc dicturus
Quem patronum rogaturus
Cum vix iuſtus ſit ſecurus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antliz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände [dir zu] reichen
Schauerts ihnen,
Den Reinen!
Weh!

Chor

Quid ſum miſer tunc dicturus

Gretgen

Nachbarin! Euer Fläſchgen! —
|: ſie fällt in Ohnmacht :|

Nacht.

Vor Gretgens Haus.

Valentin. Soldat Gretgens Bruder.

Wenn ich ſo ſas bei 'em Gelag
Wo mancher ſich berühmen mag

Und all und all mir all den Flor
Der Mägdlein mir geprieſen vor
Mit vollem Glas das Lob verſchwemmt
— Den Ellebogen aufgeſtemmt
Saſſ ich in meiner ſichern Ruh
Hört all dem Schwadroniren zu.
Und ſtriche lachend meinen Bart
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und ſage: alles nach ſeiner Art
Aber iſt eine im ganzen Land
Die meiner trauten Gretel gleicht
Die meiner Schweſter das Waſſer reicht
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum
Die einen ſchrien er hat recht
Sie iſt die Zier vom ganzen Geſchlecht!
Da ſaſſen alle die Lober ſtumm.
Und iezt! — das Haar ſich auszurauffen
Um an den Wänden 'naufzulauffen!
Mit Stichelreden Naſenrümpfen
Soll ieder Schurke mich beſchimpfen,
Soll wie ein böſer Schuldner ſitzen
Bey iedem Zufalls Wörtgen ſchwizzen.
Und ſollt ich ſie zuſammen ſchmeiſſen
Könnt' ich ſie doch nicht Lügner heiſſen.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt

Wie von dem Fenſter dort der Sakriſtey
Der Schein der ewgen Lampe aufwärts flämmert,
Und ſchwach, und ſchwächer ſeitwärts dämmert,

Und Finſterniſſ drängt rings um bei;
So ſiehts in dieſem Buſen nächtig.

Meph:

Und mir iſts wie dem Käzlein ſchmächtig
Das an den Feuerleitern ſchleicht,
Sich leis ſo an die Mauern ſtreicht.
Wär mir ganz tugendlich dabey,
Ein biſſgen Diebsgelüſt ein biſſgen Rammeley.
Nun friſch dann zu! Das iſt ein Jammer
Ihr geht nach eures Liebgens Kammer
Als gingt ihr in den Todt.

Fauſt

Was iſt die Hiṁels Freud in ihren Armen
Das durch erſchüttern durcherwarmen?
Verdrängt es dieſe Seelen Noth.
Ha bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste,
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauste
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu
Und ſeitwärts ſie mit kindlich dumpfen Sinnen
Im Hüttgen auf dem kleinen Alpenfeld
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich der Gott verhaſſte
Hatte nicht genug
Daß ich die Felſen faſſte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie! Ihren Frieden muſſt ich untergraben,
Du Hölle wollteſt dieſes Opfer haben!
Hilf Teufel mir die Zeit der Angſt verkürzen,
Mags ſchnell geſchehn was muſſ geſchehn.

Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen.
Und ſie mit mir zu Grunde gehn.

Meph:

Wie's wieder brozzelt! wieder glüht!
Geh ein und tröſte ſie du Thor
Wo ſo ein Köpfgen keinen Ausgang ſieht,
Stellt es ſich gleich das Ende vor.

[illegible]

Fauſt, Mephiſtopheles.

Fauſt.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt! Als Miſſetäterinn im Kerker zu entſetzlichen Quaalen eingeſperrt, das holde unſeelige Geſchöpf! Biſſ dahin! — Verrätriſcher nichtswürdiger Geiſt, und das haſt du mir verheimlicht! Steh nur, ſteh, wälze die Teufliſchen Augen inngrimmend im Kopf herum, ſteh und truzze mir durch deine unerträgliche Gegenwart. Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend böſen Geiſtern übergeben, und der richtenden gefühlloſen Menſchheit. Und du wiegſt mich indeſſ in abgeſchmackten Freuden ein, verbirgſt mir ihren wachſenden Jammer, und läſſeſt ſie hülflos verderben.

Meph:

Sie iſt die erſte nicht!

Fauſt

Hund! abſcheuliches Untier! Wandle ihn du unendlicher Geiſt wandle den Wurm wieder in die Hundsgeſtalt in der er ſich nächtlicher Weile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmloſen Wandrer vor die Füſſe zu kollern und dem Umſtürzenden ſich auf die Schultern zu hängen, Wandl' ihn wieder in ſeine Lieblingsbildung, daſſ er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche ich ihn mit Füſſen trete den Verworfnen — die erſte nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menſchenſeele zu faſſen daſſ mehr als ein Geſchöpf in die Tiefe dieſes Elends ſank, daſſ nicht das erſte in ſeiner windenden Todtesnoth genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen. Mir wühlt es Marck und Leben durch das Elend dieſer einzigen und du grinſeſt gelaſſen über das Schickſaal von Tauſenden hin.

Meph:

Gros Hans! nun biſt du wieder am Ende deines Witzes, an dem Fleckgen wo euch Herrn das Köpfgen überſchnappt. Warum machſt du Gemeinſchafft mit uns [wenn du nicht] auswirthſchafften kannſt. Willſt fliegen und der Kopf wird dir ſchwindlich. Eh! Drangen wir uns dir auf oder du uns?

Fauſt

Bläcke deine gefräſigen Zähne mir nicht ſo entgegen, mir eckelts — Groſer herrlicher Geiſt der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kennſt und meine Seele warum muſteſt du mich an den Schandgeſellen ſchmieden, der ſich am Schaden weidet und am Verderben ſich lezt!

Meph:

Endigſt du?

Fauſt

Rette ſie oder weh dir! Den entſezlichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende. Rette ſie!

Meph:

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. Rette ſie —? Wer wars der ſie in's Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt blickt wild umher.

Meph:

Greiffſt du nach dem Donner? Wohl daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward. Iſt's doch das einzige Kunſtſtück euch in euern Verworrenheiten Lufft zu machen, daſſ ihr den entgegnenden Unſchuldigen zerſchmettert.

Fauſt.

Bring mich hin! ſie ſoll frey ſeyn!

Meph:

Und die Gefahr der du dich ausſezzeſt! Wiſſe daß auf der Stadt noch die Blutſchuld liegt die du auf ſie gebracht haſt. Daß über der Stäte des Erſchlagenen rächende Geiſter ſchweben, die auf den rückkehrenden Mörder lauern.

Fauſt

Noch das von dir! Mord und Todt einer Welt über dich Ungeheuer. Führe mich hin ſag ich dir, und befrey ſie

Meph:

Ich führe dich und was ich thun kann höre! Hab ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Türners Sinne will ich umneblen, bemächtige dich der Schlüſſel und führe ſie heraus mit Menſchenhand. Ich wach und halte dir die Zauberpferde bereit. Das vermag ich.

Fauſt

Auf und davon.

Nacht. Offen Feld.

Fauſt, Mephiſtopheles auf ſchwarzen
Pferden daher brauſend.

Fauſt.

Was weben die dort um den Rabenſtein?

Meph:

Weis nicht was ſie kochen und ſchaffen.

Fauſt

Schweben auf und ab. Neigen ſich beugen ſich.

Meph:

Eine Hexenzunft!

Fauſt.

Sie ſtreuen und weihen!

Meph:

Vorbey! Vorbey!

Kerker.

Fauſt mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe
an einem eiſernen Türgen.

Es faſſt mich längſt verwohnter Schauer. Inneres Grauen der Menſcheit. Hier! Hier! — Auf! — Dein Zagen zögert den Todt heran!

|: er faſſt das Schloſſ es ſingt innwendig :|

Meine Mutter die Hur
Die mich umgebracht hat

Eliſabeth. Weislingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott! ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt — Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald.

Mein Vater der Schelm
Der mich geſſen hat
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein
An einem kühlen Ort,
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein
Fliege fort! Fliege fort!

Fauſt |: zittert wankt ermannt ſich und ſchließt auf, er hört die Ketten klirren und das Stroh rauſchen :|

Margarethe |: ſich verbergend auf ihrem Lager :|

Weh! Weh! ſie kommen. Bittrer Todt!

Fauſt |: leiſe :|

Still! Ich komme dich zu befreyn. |: er faſſt ihre Ketten ſie aufzuſchlieſſen :|

Marg: |: wehrend :|

Weg! Um Mitternacht! Hencker iſt dir's morgen frühe nicht zeitig gnug.

Fauſt

Laſſ!

Marg: |: wälzt ſich vor ihn hin :|

Erbarme dich mein und laß mich leben! Ich bin ſo iung, ſo iung, und war ſchön und bin ein armes iunges Mädgen. Sieh nur einmal die Blumen an, ſieh nur einmal die Kron. Erbarme dich mein! Was hab ich dir gethan? Hab dich mein Tage nicht geſehn.

Fauſt.

Sie verirrt und ich vermags nicht.

Marg:

Sieh das Kind! Muſſ ich's doch tränken. Da hatt ich's eben! Da! Ich habs getränckt! Sie nahmen mirs, und ſagen ich hab es umgebracht, und ſingen Liedger auf mich! — Es iſt nicht wahr — es iſt ein Märgen das ſich ſo endigt, es iſt nicht auf mich daß Sie's ſingen.

Fauſt |: der ſich zu ihr hinwirft :|

Gretgen!

Margr: |: die ſich aufreist :|

Wo iſt er! Ich hab ihn rufen hören! er rief Gretgen! Er rief mir! Wo iſt er! Ach durch all das Heulen und Zähnklappen erkenn ich ihn, er ruft mir: Gretgen! |: Sich vor ihm niederwerfend :| Mann! Mann! Gieb mir ihn ſchaff mir ihn! Wo iſt er!

Fauſt |: er faſſt ſie wütend um den Hals :|

Meine Liebe! Meine Liebe!

Margr:

|: ſinckt ihr Haupt in ſeinen Schoos verbergend :|

Fauſt

Auf meine Liebe! Dein Mörder wird dein Befreyer. Auf! — |: Er ſchlieſſt über ihrer Betäubung die Arm Kette auf :| Komm, wir entgehen dem ſchröcklichen Schickſäl.

Margr |: angelehnt :|

Küſſe mich! Küſſe mich!

Fauſt

Tauſendmal! Nur eile Gretgen eile!

Margr:

Küſſe mich! Kannſt du nicht mehr küſſen? Wie! Was! Biſt mein Heinrich und haſt's Küſſen verlernt! Wie ſonſt ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang. Wie du küſſteſt als wollteſt du mich in wollüſtigem Todt erſticken. Heinrich küſſe mich, ſonſt küſſ ich dich |: ſie fällt ihn an :| Weh! Deine Lippen ſind kalt! Todt! Antworten nicht!

Fauſt

Folge mir, ich herze dich mit tauſendfacher Glut. Nur folge mir.

Margr: |: ſie ſetzt ſich und bleibt eine Zeitlang ſtille :| Heinrich biſt du's?

Fauſt

Ich bin's. komm mit.

Margr:

Ich begreiffs nicht! Du? Die Feſſeln los! Befreyſt mich. Wen befreyſt du? Weiſt du's?

Fauſt.

Komm! Komm!

Margr:

Meine Mutter hab ich umgebracht! Mein Kind hab ich ertränckt. Dein Kind! Heinrich! — Groſer Gott im Himmel ſoll das kein Traum ſeyn! Deine Hand Heinrich! — Sie iſt feucht — Wiſche ſie ab ich bitte dich! Es iſt Blut dran — Stecke den Degen ein! Mein Kopf iſt verrückt.

Fauſt.

Du bringſt mich um.

Margr:

Nein du ſollſt überbleiben, überbleiben von allen. Wer ſorgte für die Gräber! So in eine Reihe ich bitte dich, neben die Mutter den Bruder da! Mich dahin und mein Kleines an die rechte Bruſt. Gieb mir die Hand drauf du biſt mein Heinrich.

Fauſt |: will ſie weg ziehen :|

Fühlſt du mich! Hörſt du mich! komm ich bins ich befreye dich.

Margr:

Da hinaus.

Fauſt

Freyheit!

Margr:

Da hinaus! Nicht um die Welt. Iſt das Grab draus, komm! Lauert der Todt! komm. Von hier in's ewige Ruhe Bett weiter nicht einen Schritt Ach Heinrich könnt ich mit dir in alle Welt.

Fauſt.

Der Kerker iſt offen ſäume nicht.

Margr:

Sie lauren auf mich an der Straſe am Wald.

Fauſt.

Hinaus! Hinaus!

Margr:

Ums Leben nicht — Siehſt du's zappeln! Rette den armen Wurm er zappelt noch! — Fort! geſchwind! Nur übern Steg, gerad in Wald hinein links am Teich wo die Planke ſteht. Fort! rette! rette!

Fauſt

Rette! Rette dich!

Margr:

Wären wir nur den Berg vorbey, da ſizzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winckt nicht ſie nickt nicht, ihr Kopf iſt ihr ſchweer. Sie ſollt ſchlafen daß wir könnten wachen und uns freuen beyſammen.

Fauſt.

|: ergreifft ſie und will ſie wegtragen :|

Margr:

Ich ſchreye laut, laut daſſ alles erwacht.

Fauſt

Der Tag graut. O Liebgen! Liebgen!

Margr:

Tag! Es wird Tag! Der lezte Tag! Der Hochzeit Tag! — Sags niemand daſſ du die Nacht vorher bey Gretgen warſt. — Mein Kränzgen! — Wir ſehn uns wieder! — Hörſt du die Bürger ſchlürpfen nur über die Gaſſen! Hörſt du! Kein lautes Wort. Die Glocke ruft! — Krack das Stäbgen bricht! — Es zuckt in iedem Nacken die Schärfe die nach meinem zuckt! — Die Glocke hör.

Meph: erſcheint.

Auf oder ihr ſeyd verlohren, meine Pferde ſchaudern, der Morgen dämmert auf.

Marg:

Der! Der! Laſſ ihn ſchick ihn fort! Der will mich! Nein! Nein! Gericht Gottes komm über mich, dein bin ich! rette mich! Nimmer nimmermehr! Auf ewig lebe wohl. Leb wohl Heinrich.

Fauſt. ſie umfaſſend.

Ich laſſe dich nicht!

Margr:

Ihr heiligen Engel bewahret meine Seele — mir grauts vor dir Heinrich.

Meph:

Sie iſt gerichtet! |: er verſchwindet mit Fauſt, die Thüre raſſelt zu man hört verhallend :|

Heinrich! Heinrich!

Anhang.

Aus Goethes Tagebüchern

1797—1832.

1797.

5. Juni. Nach Tiſche Oberons goldene Hochzeit.

23. Juni. Ausführlicheres Schema zum Fauſt.

24. Juni. Zueignung an Fauſt. Nachmittag weiter an Fauſt.

26. Juni. An Fauſt.

27. Juni. An Fauſt.

1798.

9. April. Fauſt wieder vorgenommen.

10. 11. April. Früh Fauſt.

14. April. Gegen Abend verſchiednes an Fauſt.

15. April. Beſchäftigung an Fauſt.

18. 19. 21. April. An Fauſt.

7. Juni. Gegen Abend zu Schiller; über Fauſt.

1799.

Auf einem Blatt *Februarius* wird Faust als vorzunehmend notirt.

30. Juli. Die erſte Walpurgisnacht.

9. Auguſt. Die Prologen wurden abgeſchrieben.

18. September. Früh Fauſt vorgenommen.

19. September. Weniges an Fauſt.

1800.

11. April. Brief von Cotta. Fauſt angeſehen.

13. 14. 15. April. Fauſt.

16. April. Weniges Fauſt.

17.—19. 21.—24. April. Fauſt.

22. Mai. einiges an Fauſt.

1. Auguſt. An Fauſt.

4. September. Einiges über Fauſt.

5. September. Einiges an Fauſt.

Er zog ſein Schwert, und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an, und ging hinter mich. — Er iſt gefangen, und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt, wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. Setzt ſich. — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Geſicht. Könnt' ich ſchlafen. Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend gnug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme!

Maria. Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehen; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

12. September. Früh Helena. An Hrn. Hofr. Schiller. Etwas über Helena.

13. 14. September. Helena.

22.—25. September. Helena.

2. November. Früh an Fauſt. Nachmittag an Fauſt fortgefahren. Abends Hr. Hofr. Schiller.

3. November. Früh an Fauſt.

5.—7. November. An Fauſt.

8. November. Früh Fauſt.

16. December. *NB.* Erasmus Francisci Hölliſcher Proteus. Bekkers Bezauberte Welt.

24. December. *Baptista Porta magia naturalis.*

1801.

7. Februar. Früh einige Beſchäftigung mit Fauſt.

9. Februar. Abends an Fauſt.

10.—12. Februar. Früh an Fauſt.

13. Februar. Fauſt.

14. Februar. Früh Fauſt.

15. Februar. Erasmus Francisci.

16. Februar. Fauſt.

17.—19. 21. 22. Februar. Früh Fauſt.

23. Februar. Fauſt.

26. Februar. Früh Fauſt.

7. März. Früh Fauſt.

8. März. An Fauſt.

9. März. Früh an Fauſt.

10.—12. März. Früh Fauſt.

4. April. Früh Fauſt.

7. April. Fauſt.

1803.

31. October. Abends bey Schiller. Tell. Fauſt. Philoſophica.

1806.

3. März. Mit Riemer über Fauſt und verwandtes.

21. März. Fauſt angefangen durchzugehen mit Riemer.

24. März. Fauſt mit Riemer. Für mich letzte Scene.

25. 28. März. Fauſt mit Riemer.
29. März. Fauſt. Scenen von Valentin ꝛc.
1. April. Fauſt mit Riemer.
3. April. Walpurgis Nacht mit Riemer.
4. April. Walpurgisnacht mit Riemer geendigt.
13. April. Schluß von Fauſts 1. Theil.
21. April. Fauſt mit Riemer letzte Reviſion.
22. April. Fauſt nochmals für mich durchgegangen.
25. April. Fauſt letztes Arrangement zum Druck.

1807.

6. October. Abends bey der regierenden Herzoginn. Vorleſung eines Theils von Fauſt.

10. October. Abends bey der regierenden Herzoginn. einen Theil von Fauſt vorgeleſen.

17. November. Goethe schickt das Trauerspiel „Faust“ an Hofrath Schöne nach Hildesheim zurück.

1808.

15. Januar [Jena]. Abends bei Frommanns Fauſt geleſen.

13. März. *De Fausti dramatis parte secunda et quae in ea continebuntur* [Eintrag Riemers].

25. oder 26. Juni [Karlsbad]. Anfang vom Fauſt vorgeleſen bei Ziegeſars [wurde bis zum 29. fortgesetzt].

28. Juli. Zu Frau von Eybenberg. Fauſt.

1814.

4. April. Riemer W. Meiſter. Paralipomena zum Fauſt.

1815.

17. Mai. Fauſt Monodram.

1816.

16. December. Meine Biographie [Abschnitt über Lili u.s.w]. Schema des 2. Theils von Fauſt. Fauſts 2. Theil die Papiere durchgeſehen.

1818.

11. Juni. D. Fauſt von Marlowe.

10. Auguſt [Karlsbad]. Nach Tiſche Fauſt. Abends Vorleſung bey Fürſt Joſeph Schwarzenberg.

1820.

27. September. Schubarth; über die Fortſetzung von Fauſt. Schubarth; fortgeſetzte geſtrige Unterhaltung über das fragmentariſche des Fauſt, und zu wünſchende Vollendung.

1825.

24. Februar. Prof. Hinrichs zu Halle, Commentar über Fauſt.

25. Februar. Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, beſonders Fauſt.

26. Februar. An Fauſt einiges gedacht und geſchrieben.

27. Februar. Betrachtungen über Fauſt. Die ältern Nacharbeitungen vorgenommen. Einiges zu rechte geſtellt.

28. Februar. Einiges zu Fauſt.

2. März. Einiges an Fauſt geordnet. Mittag mit meiner Schwiegertochter. Scherz über Lord Byrons Pakt mit dem Satan. Für mich einiges an Fauſt.

3. März. Einiges an Fauſt. Abends Fauſt.

4. März. Einiges an Fauſt.

5. März. An Fauſt geſchrieben.

6.—8. 10. 11. 13. März. Einiges an Fauſt.

Gleichzeitig und später Interesse für Byrons griechische Reise und für grosse amerikanische Kanalprojecte.

13. März. Abends für mich. An Fauſt den Schluß fernerhin redigirt. Vorhergehende Fragmente betrachtet.

14. März. Abſchrift von Fauſt. Helena vorgenommen. Die Angelegenheit wegen Fauſt weiter überdacht.

16. März. Einiges an Fauſt concipirt und mundirt. John mundirte den Schluß der angefangenen Fauſtiſchen Abtheilung.

17. März. Einiges an Fauſt.

19. März. Goethe las im Luden die Geschichte Griechenlands.

20. März. Einiges an Fauſt. Abends für mich. Einiges an den handſchriftlichen Blättern. Helena im Mittelalter.

21. März. Gegen Abend einiges an Fauſt.

22. März. Einiges an Fauſt.

23. März. John ſchrieb die Helena ab. Ich fuhr fort das Manuſcript zu mundiren. Für mich Helena.

24. März. An Helena. Nachher beſchäftigt mit dem zunächſt bevorſtehenden. Die neuſte Ausgabe meiner Werke betreffend nicht weniger die Redaction der Papiere zu Fauſt.

25. März. An Helena redigirt.

26. März. Einiges an Helena mundirt. Abends für mich, an Helena redigirt.

27. März. Einiges an Helena. Redigirte an Helena.

28. März. Penſum an Helena dictirt. Nachts die letzten Blätter an Helena durchgeſehen.

29. März. Ich beſchäftigte mich mit Helena.

30. März. Abends für mich Helena.

31. März. Einiges an Helena. Einiges zu Helena.

1. April. Einiges an Helena.

2. April. Abſchrift der fortgeſetzten Helena durch John. An Helena.

3. April. Einiges an Helena. Mit demſelben [Riemer] die bisherige Helena durchgeſprochen. An Helena weiter gearbeitet.

5. April. Schema an Helena. Goethe beräth mit Riemer über Helena, die Silbenmasse u. s. w., studirt in der nächsten Zeit die griechische Tragödie und Topographie Moreas nach Gell, Dodwell und Stanhope, ist für griechische Tagespolitik und Byrons Reise interessirt, unterrichtet sich Anfang Juni aus Parry über das Ende des Lords und liest am 11. Mai in Gowers Faustübersetzung.

31. Mai. Vergleichung zweyer Überſetzungen von Fauſt.

1826.

11. Februar. Einiges zur Fortführung des Hauptgeſchäftes.

12. März. Abends Dr. Eckermann. Einiges im neuen Fauſt vorgeleſen.

13. März. In Betrachtung des Fauſt fortgefahren.

14. März. An Fauſt fortgefahren. Ich fuhr fort die einzelnen Papiere zu Fauſt gehörig zu redigiren. Abends Prof. Riemer. Auch etwas über die Verſification von Fauſt geſprochen.

26. März. Herr Matthiſſon, eine Stelle aus Fauſt vorleſend.

2. April. Las ihm [Eckermann] ein Stück aus Helena vor.

3. April. John mundirte an Fauſt.

4. April. Einiges zu Fauſt concipirt und mundirt. Abends Profeſſor Riemer, den Fauſt durchgegangen.

5. April. Das Geſtrige fortgeſetzt. Corrigirt, mundirt.

6. April. An Fauſt revidirt.

7. April. Einiges zu Fauſt.

10. April. Einiges an Fauſt.

11. April. Ordnung mit dem Anliegenden. Das Begonnene fortgeleitet. Mit Prof. Riemer einiges an Helena durchgegangen.

12. April. An Fauſt arrangirt und geheftet. Einiges an Helena ajuſtirt.

13. April. Einiges an Fauſt.

14. April. Profeſſor Riemer, den Dialog von Helena durchgegangen.

16. April. An Fauſt weiter gedacht.

17. April. Einiges weiter an Fauſt.

18. April. Einiges zu Fauſt. Abends Prof. Riemer. Einiges an Helena.

20. April. An Helena fortgearbeitet.

21. April. Abends Prof. Riemer. Über Helena conferirt.

23. April. Ich las ihm [Eckermann] einiges aus Helena.

25. April. Abends Profeſſor Riemer. Einiges an Helena durchgegangen.

26. April. Mundum von Helena weiter geführet.

2. Mai. Abends Profeſſor Riemer. Einiges auf Helena bezüglich.

9. Mai. [Mit Riemer] über die Chöre von Helena geſprochen.

10. Mai. John mundirte an der Helena.

11. Mai. Späterhin ſuchte ich die Helena abzuſchließen.

12. Mai. Helena bedacht. [Abends mit Riemer] Helena durchgeſprochen.

13. Mai. Durchaus fortgefahren. Beſonders die Lücken an Helena bearbeitet.

14. Mai. Dr. Eckermann, den ich den Anfang der Helena leſen ließ und mit ihm ſprach.

16. Mai. Abends Prof. Riemer. Einiges an Helena durchgegangen.

20. Mai. Riemer. Einiges über Helena.

21. Mai. John mundirte an Helena.

22. Mai. Fuhr John fort an Helena zu mundiren. Ich beſchäftigte mich mit dem Abſchluß.

25. Mai. Den mundirten Theil der Helena durchgeſehen.

28. Mai. Abends Dr. Eckermann, der Helena weiter las.

4. Juni. Einiges an Helena ajuſtirt. Anderes durchgeſehen. Einiges an Helena.

6. Juni. Helena abgeſchloſſen. Abends Prof. Riemer. Einiges über die Chöre.

7. Juni. Mundirt an der Helena.

8. Juni. Völliger Abſchluß der Helena. Vorbereitung des Mundums.

9. Juni. John fieng an die zweyte Hälfte der Helena zu mundiren. Nach Tiſche mit Helena und anderen vorliegenden Arbeiten beſchäftigt.

10. Juni. John endigte das Mundum der Helena.

13. Juni. Überlegung noch einiger wirkſamer Chöre zur Helena.

23. Juni. Einiges an Helena.

24. Juni. Völliger Abſchluß der Helena, durch Umſchreiben einiger Bogen.

30. Juni. Profeſſor Riemer. Über Helena und Anderes.

8. Juli. Profeſſor Zelter las die Helena für ſich. Profeſſor Zelter blieb bey mir und las mir den Anfang der Helena vor.

[illegible]. Juli. Abends Profeſſor Zelter weiter in der Helena.

[illegible]. Juli. Las Zelter die Helena hinaus.

[illegible]. Juli. Dr. Eckermann las die Helena hinaus.

1[illegible]. Juli. Shelleys Überſetzung aus Fauſt.

30. Juli. Eckermann las in der Helena.

3. Auguſt. Dr. Eckermann las die Helena zu Ende.

12. Auguſt. [Mit Eckermann besprochen] Naturphiloſophiſches, Ariſtoteles, Helena.

13. Auguſt. Schuchardt fing die Abſchrift der Helena an.

22. **September.** Mit demſelben [Eckermann] die Aufführbarkeit der Helena beſprochen.

30. **September.** An Profeſſor Göttling, Helena.

3. **October.** Ottilien den erſten Abſchnitt von Helena vorgelesen.

8. **November.** Das Schema zu Fauſt, zweiter Theil, bey Gelegenheit der Helena vorgenommen. Meyer las den Anfang der Helena.

10. **November.** Das Schema zu Fauſts zweytem Theil fortgeſetzt.

21. **November.** Revidirte an der Helena.

15. **December.** Antecedenzien zu Fauſt an John diktirt.

16. **December.** Einleitung zur Helena an John diktirt.

17. **December.** Abſchluß des Schema zu den Antecedenzien der Helena.

18. **December.** Ende der Einleitung zur Helena.

19. **December.** Hrn. Dr. Sulpiz Boiſſerée, einen Abſchnitt Helena.

20. **December.** Schuchardt ſchrieb ab an Helenas Antecedenzien. John ſchrieb an Obigem weiter.

21. **December.** Abſchluß der Antecedenzien der Helena. Abends Doctor Eckermann, dem ich die Einleitung zur Helena zu leſen gab und mich mit ihm darüber beſprach.

22. **December.** Hr. Profeſſor Riemer. Mit demſelben die Antecedenzien zu Helena.

24.—26. **December.** W. v. Humboldt liest die Helena; am 28. theilt ihm Goethe verſchiedene bisherige Arbeiten mit.

29. **December.** Mit Hrn. von Humboldt die Unterhaltungen fortgeſetzt. Er las die Elegie; auch Helena und theilte verſchiedene Bemerkungen mit. Ingleichen las er die Antecedenzien zu Helena. Und war auch der Anſicht daß ſie gegenwärtig nicht gedruckt werden ſollten.

1827.

2. **Januar.** Gegend Abend Hr. Prof. Riemer. Wir beſprachen einiges zu Helena.

16. **Januar.** Abends Prof. Riemer. über den Abſchluß von Helena

25. Januar. Helena eingepackt.

26. Januar. Hrn. v. Cotta, Manuſcript der Helena, nach Stuttgart.

9. Februar. Einiges zu Kunſt und Alterthum, auch nachträglich zu Helena.

18. April. Mein Sohn hatte die Helena geleſen.

22. April. Nach Tiſche mit meinem Sohn über die Wirkung der Helena. Über den Epilog dazu.

18. Mai. Ich griff das Hauptgeſchäft an und brachte es auf den rechten Fleck.

21. Mai. [Mit Eckermann] Beredung wegen Helena. Sodann einiges über den zweyten Theil von Fauſt.

22. Mai. Einiges über den zweyten Theil von Fauſt gedacht. Auch ſchematiſirt.

24. Mai. Ich bedachte den zweyten Theil von Fauſt, und regulirte die vorliegenden ausgeführten Theile.

27. Mai. Ich behandelte das Schema von Fauſt anſchließend an das ſchon Vollendete.

30. Mai. Einiges poetiſche Bedenken.

16. Juni. Hr. Matthiſſon ... ſprach mit Antheil von Helena und hatte ſich beſonders die Schlußchöre zu Herzen genommen. Überhaupt waren ſeine Bemerkungen wie einem ſolchen Manne geziemt von Bedeutung.

21. Juni. Einiges am 12. Bande der neuen Ausgabe meiner Werke.

17. Juli. Ich erhielt eine merkwürdige frauenzimmerliche Äußerung über Helena.

22. Juli. Nahm den Fauſt vor. Frau v. Wolzogen welche ſich ſehr freymüthig und einſichtig über die Helena erklärte.

25. Juli. Das Hauptwerk nicht verſäumt. Forſteriſche Anzeige der Helena.

28. Juli. Einiges am Hauptgeſchäft.

29. Juli. Helena als Sirene, Epigramm. Vgl. 21. August und 3. 4. September: Göttlings und Riemers griechische Übersetzungen.

30. Juli. Der Hauptzweck nicht verſäumt.

31. Juli. Coudray. Theilnehmend von Helena ſprechend.

1. Auguſt. Das Hauptgeſchäft vorgeſchoben.

4. Auguſt. Das Hauptgeſchäft verfolgt.

11. Auguſt. Das Hauptgeſchäft gefördert.

26. Auguſt. Am Hauptgeſchäft gearbeitet.

27. Auguſt. Am Hauptwerke fortgearbeitet.

29. Auguſt. Mundirt zum Hauptzwecke.

31. Auguſt. Abends Prof. Riemer. Einige Poetica mit ihm durchgegangen und darüber conferirt.

6. September. Hr. v. Reutern und Joukoſſky, commentirendes Geſpräch über Helena.

12. September. Einiges am Hauptgeſchäft gefördert.

16. September. Zum Hauptzwecke gearbeitet.

18. September. Das Hauptgeſchäft gefördert.

20. September. Am Hauptgeſchäft.

27. September. Nachts und früh beſchäftigt einige Lücken am Hauptwerke auszufüllen.

29. September. Das Hauptgeſchäft gefördert.

1. October. Dr. Eckermann, demſelben die zweyte Scene vorgeleſen und das Ganze beſprochen.

5. October. Einiges zum Hauptzwecke.

6. October. Einiges am Hauptwerke.

11. October. Das Hauptgeſchäft bedeutend gefördert.

12. October. Fortſetzung.

13. October. Fortgefahren am Hauptgeſchäfte.

17. October. An den Hauptgeſchäften fortgefahren. Beſorgte manches im Concept und Mundum.

19. October. Im unteren Garten am Hauptgeſchäft.

20. October. Am Geſtrigen fortgefahren und ſolches ins Reine gebracht.

22. October. Einiges am Hauptgeſchäft.

23. October. Einiges am Hauptgeſchäft. Abends Prof. Riemer, einige Concepte mit ihm durchgegangen.

5. November. Nachts Entwickelung der zunächſt auszuführenden poetiſchen Motive.

8. November. Abends mit Letzterem [Eckermann] das Carneval im Fauſt.

14. November. Ich arbeitete am Hauptgeſchäfte.

18. November. Vertraute ihm [Eckermann] das neuſte vom Fauſt.

26. November. Gegen Abend Dr. Eckermann vom zweyten Theil zu Fauſt vorgelegt und beſprochen.

11. December. Einiges an Fauſt.

12. December. Abſchrift von Fauſt.

22. December. Einiges zu Fauſt.

23. December. An Fauſt vorgerückt.

24. December. Die Scenen zu Fauſt zur Abſchrift redigirt.

25. December. In allem das Nächſte fortgeführt. Fauſt fernere Abſchrift an John.

28. December. Fauſt zweyten Theil Concept und Mundum geordnet und geheftet.

29. December. Am Gedicht Gewonnenes ins Reine.

30. December. Einiges am Hauptgeſchäft.

31. December. Das Hauptgeſchäft gefördert.

1828.

1. Januar. Fauſts dritte Scene abgeſchloſſen. Übergang zu der vierten. Später etwas am Hauptgeſchäft.

2. Januar. Mundum des geſtern Entworfenen.

3. Januar. Vorgerückt an den drey letzten Scenen des erſten Actes. Manches vorgearbeitet im Concept und Mundum.

4. Januar. Concipirt und mundirt.

5. Januar. Einiges an Fauſt.

6. Januar. Abends Dr. Eckermann. Las die neuſten Scenen am Fauſt.

7. Januar. Munda fortgeſetzt. In manchen Einzelheiten vorgeſchritten.

10. Januar. Am Hauptzweck fortgearbeitet.

12. Januar. Einiges am Hauptgeſchäft.

13. Januar. Am Hauptgeſchäft einiges gefördert.

14. Januar. Diesmalige Sendung von Fauſt abgeſchloſſen.

15. Januar. Abends Profeſſor Riemer. Concepte durchgegangen. Sodann den Abſchluß des Carnevals in Fauſts 2. Theil.

18. Januar. Abends Prof. Riemer. Die Fauſtiſchen Scenen nochmals durchgegangen.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Morde zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindlichen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine ſchwere Wunden, ſein Alter. Und wenn du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. Zieht die Schelle.

Franz in äuſſerſter Bewegung.

Franz. Gnädiger Herr!

Weislingen. Die Papiere dort Franz!

Franz bringt ſie.

Weislingen reißt ein Paket auf und zeigt

23. Januar. Durchſicht des zweyten Theils von Fauſt.

29. September. Das Hauptgeſchäft angegriffen.

30. September. Einiges am Fauſtgeſchäft.

2. October. Das Hauptgeſchäft vorgerückt.

16. October. Das Hauptgeſchäft fortgeſetzt. In dem Vorliegenden fortgefahren. Schemata ins Reine. Die Schemata fortgeſetzt betrachtet.

17. October. Einiges zum Hauptgeſchäft.

18. October. Am Hauptgeſchäft vorgeſchritten.

21. October. Mundum zum Hauptgeſchäft.

22. October. Am Hauptgeſchäft fortgefahren.

27. October. Studium zum Hauptgeſchäft. Einiges zum Hauptgeſchäft.

10. November. An dem Hauptgeſchäft fortgearbeitet.

11. November. Nothwendigſte Überſicht des Hauptgeſchäftes. Schematiſirung deshalb.

12. November. Am Hauptgeſchäft fortgefahren.

13. November. Das Hauptgeſchäft gefördert.

19. November. Das Hauptgeſchäft vorgeſchoben.

21. November. Das Hauptgeſchäft gefördert.

26. November. Das Hauptgeſchäft nicht aus den Augen gelaſſen.

21. December. Zum Hauptzweck manches gearbeitet.

23. December. Am Hauptgeſchäft fortgefahren.

24. December. Einiges zum Hauptzwecke.

25. December. Fortgefahren am Hauptgeſchäfte.

26. December. Am Hauptgeſchäft gearbeitet.

30. December. Am Hauptgeſchäft vorgerückt.

1829.

1. Januar. Fortarbeit am Hauptgeſchäft.

9. Januar. Am Hauptgeſchäft gefördert.

11. Januar. Am Hauptgeſchäft fortgeſchritten.

12. Januar. Einiges am Hauptgeſchäft.

13. Januar. Das Hauptgeſchäft gefördert.

14. Januar. Ich ruckte an der Hauptarbeit vorwärts.

15. Januar. An dem Hauptgeſchäft ernſtlich fortgefahren.

16. Januar. Das Hauptgeſchäft gefördert.

18. Januar. Mit Schuchardt am Hauptwerke.

28. Januar. Nachricht von dem in Braunſchweig aufgeführten Fauſt durch Klingemann mitgetheilt.

29. Januar. Am Hauptgeſchäft fortgefahren.

1. Februar. Fortgeſchritten am Hauptgeſchäft.

2. Februar. Am Hauptgeſchäft vorwärts geſchritten.

3. Februar. Mundum des Abſchluſſes weiter geführt.

7. Februar. Ich fuhr fort mich dem Hauptgeſchäft zu widmen.

3. Auguſt. Hr. Muſikdirector Eberwein wegen des Fauſt.

4. Auguſt. [Mit Riemer] behandelte ich nachher einiges auf Fauſt Bezügliches.

7. Auguſt. Sodann einige Berathung und Verabredung wegen Fauſt [mit Riemer].

8. Auguſt. Herr Regiſſeur Durand mir einige Deſideranda zu Fauſt vortragend.

12. Auguſt. Hrn. Muſikdirektor Eberwein. Stellen zu Fauſt.
Dir. Eberwein, Einiges beſprechend und erinnernd.

14. Auguſt. Auch wegen dem Fortſchreiten der Proben von Fauſt geſprochen [mit Riemer].

29. Auguſt. Abends allein. Aufführung von Fauſt im Theater.

1. September. Sodann über die Aufführung und was mehr daran zu deſideriren geſprochen [mit Riemer].

6. November. Faustprobe.

7. November. Abends Fauſt. Die Enkel kamen nach dem 3. Acte, erzählten und urtheilten nach ihrer Art. Nach geendigtem Stück Friedrich [Krause], der gleichfalls referirte.

1. December. Mittag Hr. Prof. Riemer, demſelben manches Neue mitgetheilt. Auch von Fauſtiſchen Scenen etwas vertraut.

2. December. Scenen im Fauſt berichtigt.

6. December. Ich las [Mittags, Eckermann und Wölfchen] etwas noch nicht mitgetheiltes aus Fauſt.

26. December. Goethe liest im London Magazine eine Recension der Gowerschen Übersetzung.

27. December. Mittag Dr. Eckermann. Theilte ihm etwas Fauſtiſches mit.

1830.

1.—3. Januar.*) Poetiſches gefördert. Manches zum Geſchäft gehörig.

5. Januar. Poetiſches corrigirt und mundirt.

6. Januar. Poetiſches vorgerückt, corrigirt, mundirt, eingeſchaltet, abgerundet.

7. Januar. Poetiſches corrigirt und mundirt.

8. Januar. Poetiſches fortgeſetzt.

9. Januar. Poetiſches corrigirt und mundirt.

10. Januar. Poetiſches corrigirt und mundirt. Ihm [Eckermann] einiges Poetiſches communicirt.

11. Januar. Überſicht der poetiſchen Vorſätze und Schematiſmen.

13. Januar. Einiges Poetiſche vorbereitet.

16. Januar. Poetiſches aus den Concepten geordnet. Ein neues Schema diktirt.

17. Januar. Poetiſches mundirt und ſchematiſirt.

18. Januar. Einiges Poetiſche.

19. Januar. Einiges Poetiſche bedacht und berichtigt.

31. Januar. Poetiſches eingeleitet.

1. 2.—6. Februar. Einiges Poetiſche.

7. Februar. Einiges Poetiſche. [Abends] Das zunächſt zu fördernde Poetiſche durchdenkend.

9. 12. Februar. Einiges Poetiſche.

13. Februar. Poetiſches behandelt.

15. Februar. Poetiſches.

17. Februar. Poetiſches disponirt.

21. 22. Februar. Poetiſches, Concept und Mundum.

23. Februar. Einiges Poetiſche, Mundum. Verſchiedenes geheftet und das Nächſte beſchaut und überlegt. Mittags allein. Das nächſte Poetiſche durchgeführt. Abends die weitern Plane bedacht.

24. Februar. Munda der Concepte von geſtern Abend. Neues partielles Schema.

25. Februar. Poetiſches, Concept und Mundum.

---

*) Die Januareinträge beziehen sich auch auf kleinere Gedichte.

26. Februar. Poetiſches. [Abends] Überlegte das nächſte Poetiſche.

27. Februar. Das nächſte Poetiſche, Concept und Mundum. Einiges Poetiſche fortgeführt.

1.—3. März. Poetiſches. Concept und Mundum.

5. März. John fuhr an dem Hauptmundum fort.

6. März. Poetiſches Concept und Mundum. Das Schema umgeſchrieben.

13. März. Abends für mich. Die neuen Hefte vom Fauſt durchgeleſen.

15. März. Einiges Poetiſche, Concept und Mundum.

18. März. Poetiſches revidirt.

21. März. Poetiſches Concept und Mundum.

22. März. Poetiſches Concept und Mundum. In der zweyten Reinſchrift vorgerückt. Das noch übrige zum Ganzen durchgedacht.

23. März. Im Poetiſchen fortgerückt.

26. März. Poetiſches Concept und Mundum.

27. März. Einiges Poetiſche von geſtern Abend ins Mundum. Anderes durchgeſehen und durchgedacht.

28. März. Geheftet die nächſtdurchzuführenden Concepte.

14. April. Übergab ihm [Eckermann] den Fauſt.

18. April. Dr. Eckermann. Wurde die Claſſiſche Walpurgisnacht recapitulirt.

24. April. Sendete einen Theil des Fauſt an Riemer.

27. April. Über die Fortſetzung des Fauſt geſprochen [mit Riemer].

12. Juni. Betrachtung von Fauſt wieder vorgenommen.

14. Juni. Fauſts Hauptmotive abgeſchloſſen.

2. December. Nachts an Fauſt gedacht und einiges gefördert.

3. December. Einiges in Gedanken gefördert.

4. December. Einiges am Fauſt.

12. December. Einiges zu Fauſt. Mittag Dr. Eckermann. Brachte das Manuſcript von Fauſt zurück. Das darin ihm Unbekannte wurde beſprochen, die letzten Pinſelzüge gebilligt. Er nahm die Claſſiſche Walpurgisnacht mit.

13. December. Weitere Ergänzung des Fauſt [und Gespräch mit Eckermann].

14. December. Das Poetiſche blieb im Gange. Mittag Dr. Eckermann. Die Walpurgisnacht näher beſprochen.

15. December. An Fauſt fortgefahren.

16. December. Am Fauſt fortgeſchrieben.

17. December. Abſchluß von Fauſt und Mundum deſſelben. Ich gab ihm [Eckermann] den Abſchluß des Fauſt mit.

1831.

17. Februar. Wurde das Manuſcript vom 2. Theil des Fauſt in eine Mappe geheftet.

20. Februar. John vollbrachte das Einheften der drey erſten Acte von Fauſt im Manuſcript. Das Mundum war von mancherley Seiten zuſammenzuſuchen.

9. April. Anderes Geheime bedenkend. Philemon und Baucis und Verwandtes ſehr zuſagend.

1. Mai. Einiges Poetiſche.

2. Mai. Poetiſches. Bedeutendes Mundum durch John.

3. 7. Mai. Poetiſches fortgeſetzt.

11. 12. Mai. Einiges Poetiſche.

14. Mai. Früh Poetiſches.

17. Mai. Poetiſche Vorarbeiten.

21. Mai. Die Umriſſe von Fauſt von Göttingen waren angekommen.

6. Juni. Jenem [Eckermann] ließ ich etwas friſch Producirtes leſen.

26. Juni. Fortgeführter Hauptzweck.

29. Juni. Den Hauptzweck nicht außer Acht gelaſſen.

30. Juni. Das Hauptgeſchäft nicht außer Augen laſſend.

1. Juli. Zum Zweck fortgearbeitet. Den Hauptzweck verfolgt. Blieb für mich das Hauptgeſchäft fördernd.

2. Juli. Den Hauptzweck verfolgt.

3. Juli. Das Hauptgeſchäft fortgeſetzt.

4. Juli. Auf den Hauptzweck losgearbeitet. John mundirte.

5. Juli. Den Hauptzweck nicht außer Augen gelaſſen. Einiges Mundum deshalb.

6. Juli. Das Hauptgeſchäft verfolgt.

7. Juli. Den Hauptzweck verfolgt.

8. Juli. Annäherung zum Hauptzweck.

9. Juli. An dem Hauptgeſchäft fortgefahren.

10. Juli. Das Hauptgeſchäft ununterbrochen fortgeſetzt.

11. Juli. Den Hauptzweck verfolgt.

12. Juli. Die Verbindung gelang mit der Hauptpartie. John mundirte.

13. Juli. Fortgeſetztes Hauptgeſchäft.

14. Juli. Einige Concepte.

15. Juli. Einige Concepte. Mundum eingeheftet.

18. Juli. Am Hauptgeſchäft fortgefahren. Mittags Dr. Eckermann, deſſen Vergnügen am Gelingen der Hauptvorſätze.

19. Juli. Im Hauptgeſchäft vorgerückt. John mundirte.

20. Juli. Am Hauptgeſchäft fortgefahren.

21. Juli. Abſchluß des Hauptgeſchäftes.

22. Juli. Das Hauptgeſchäft zu Stande gebracht. Letztes Mundum. Alles rein Geſchriebene eingeheftet.

25. Juli. Zelter, dem ich die klaſſiſche Walpurgisnacht anvertraute.

1832.

8. Januar. Sie [Ottilie] hatte das, was vom zweyten Theile des Fauſt gedruckt iſt, geleſen und gut überdacht. Es wurde nochmals durchgeſprochen und ich las nunmehr im Manuſcript weiter.

9. Januar. Abends Ottilie. Ich las ihr den Schluß des erſten Acts von Fauſt vor.

12. Januar. Nachher Ottilie und Eckermann. Las im 2. Theil des Fauſts weiter.

13. Januar. Später Ottilie. Laſen weiter im Fauſt.

14. Januar. Abends Ottilie. Schluß zur klaſſiſchen Walpurgisnacht.

15. Januar. Um 1 Uhr Ottilie zur Vorleſung. Anfangs des 4. Acts. Laſen [Abends] weiter im Fauſt.

16. Januar. Später Ottilie, las im Fauſt weiter.

17. Januar. Einiges im Fauſt bemerkte nachgeholfen.

18. Januar. Einiges umgeſchrieben.

20. Januar. Später Ottilie. Anfang des fünften Acts geleſen.

24. Januar. Neue Aufregung zu Fauſt in Rückſicht größerer Ausführung der Hauptmotive die ich um fertig zu werden allzulakoniſch behandelt hatte.

27. Januar. Um 1 Uhr Ottilie. Fauſt vorgeleſen.

29. Januar. Abends Ottilie. Fauſt ausgeleſen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Neben der Oktav-Ausgabe wird für Bücherliebhaber eine Ausgabe in groß Oktav (24 zu 15 cm) auf starkem Papier mit breitem Rand erscheinen. Der Preis eines Bandes dieser Ausgabe wird, je nach dem Umfang, bei der I. Abtheilung circa ℳ 3,20 bis ℳ 4,00, bei den übrigen Abtheilungen circa ℳ 4,00 bis ℳ 5,00 betragen. Auch diese Ausgabe wird auf Wunsch gebunden geliefert, wenn eine hinreichende Anzahl von Bestellungen eingeht. Der Einband, ein feiner Halbsaffian-Band mit [illegible] Naturbünden, wird mit circa ℳ 3,00 für den Band [illegible].

Erschienen sind bisher:

[illegible] Abtheilung: Band 1: Gedichte 1. Band,
Band 14: Fauſt 1. Theil,
[illegible] Abtheilung: Band 1: Tagebücher 1. Band (1775 bis 1787),
[illegible] Abtheilung: Band 1 u. 2: Briefe 1. u. 2. Band. (Jugendbriefe bis zum Eintritt in Weimar.)

Es iſt das Erſcheinen von ungefähr zehn Bänden alljährlich, in freier Folge, geplant, wobei auf möglichſt raſche Vollendung, zunächſt der I. Abtheilung, Rückſicht genommen werden ſoll.

Den Mitgliedern der Goethe-Geſellſchaft wird von der kleinen Ausgabe ein Vorzugspreis für je ein Exemplar bewilligt. Derſelbe beträgt, je nach dem Umfang, für einen Band der I. Abtheilung ℳ [illegible] bis ℳ 2,50, für einen Band der übrigen Abtheilungen ℳ 2,80 bis ℳ [illegible]. Eine Ermäßigung des Preiſes des Einbandes und der [illegible] Ausgabe findet nicht ſtatt.

Die Subſkriptions-Anmeldungen von Mitgliedern haben von dieſen ausſchließlich bei der Verlagshandlung direkt zu erfolgen unter Bezeichnung derjenigen Buchhandlung, durch welche ſie die Goethe-Ausgabe zu beziehen wünſchen. Die Verlagshandlung wird die beſtellten Exemplare den bezeichneten Buchhandlungen unter Angabe der Namen der Subſkribenten zur Verrechnung mit dieſen überweiſen. Eine direkte Verſendung an die auswärtigen Mitglieder durch die Verlagshandlung findet nicht ſtatt.

Weimar, im September 1887.

Hermann Böhlau,
Verlagshandlung.

[illegible] [illegible]

94-2/

Goethes
Parodie auf Fritz Jacobis „Woldemar“

herausgegeben
von
Carl Schüddekopf

Weimar 1908
Geſellſchaft der Bibliophilen

Marien ein Papier. Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz wirft ſich vor ihm nieder, und faßt ſeine Kniee.

Maria vor ſich. Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz außer ſich. Gift. Gift. Von euerm Weibe! — Ich! Ich! Rennt davon.

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. Maria ab.

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria inwendig. Hülfe! Hülfe!

Weislingen. will aufſtehn. Gott, vermag ich das nicht!

Maria kommt. Er iſt hin. Zum Saal-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

In Weimars »luſtiger Zeit«, wenn von einer ſolchen überhaupt die Rede ſein kann, bildet der Sommer des Jahres 1779 einen wichtigen Einſchnitt. Die Tafelrunde der klugen und lebensfrohen Herzogin Anna Amalia, die wie alljährlich im Jagdſchloß Ettersburg Hof hielt, war durch die Gräfin Bernſtorff und ihren Sekretär Bode, den größten deutſchen Überſetzer des 18. Jahrhunderts, verſtärkt worden, und am letzten Mai traf aus Darmſtadt zu ſechswöchentlichem Beſuche Freund Merck ein, deſſen ſcharfe Eigenart nicht nur auf Goethe, ſondern auf den ganzen Hof Carl Auguſts von größtem Einfluß war. Bewegte Wochen folgten. Noch einmal wurden auf dem Liebhabertheater die Stücke, die in den dritthalb Jahren ſeit Goethes Ankunft »in engen Hütten und im reichen Saal

Saal, auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal« geſpielt waren, den Gäſten vorgeführt; dazu traten als Uraufführungen »die Laune des Verliebten«, »Proſerpina« und »Iphigenie«, die am 6. April zuerſt gegeben und am 12. Juli, Tags vor Mercks Abreiſe, mit Carl Auguſt als Pylades wiederholt wurde.

Aber nicht immer blieb man auf ſolcher Höhe. »Da doch das Theater den Gang der Welt darſtellen ſoll«, ſchrieb Anna Amalia ſelbſt, »ſo amüſieren wir uns hier mit Farcenſpielen und finden, daß wir damit der Sache am nächſten kommen«; an Stoff dafür konnte es nicht fehlen, da durch das nahe Zuſammenleben ſo vieler bedeutender Menſchen auf engem Gebiete vielfach Reibungen entſtehen mußten. Wie Goethe, ſeit jungen Jahren in den Formen der Parodie geübt,

im

im »Triumph der Empfindſamkeit« ſeinen eigenen Werther verſpottete, ſo wurden auch Freunde und Anweſende nicht verſchont; der rückſichtsloſeſte von allen war Merck, der ſelbſt erzählt, wie Wieland von ihm an einer Hoftafel von zwanzig Perſonen eine Stunde lang in die Pfanne gehauen ſei, ſo daß ihn Jedermann der Grauſamkeit beſchuldigte. Schließlich ging ſelbſt dieſem weltklugen Menſchenkenner der Spaß zu weit. Als im September 1779 in Einſiedels Parodie »Orpheus und Eurydice« die Arie aus ſeiner Oper Alceſte »Weine nicht, du meines Herzens Abgott« in ſeiner Gegenwart unter Poſthornbegleitung vorgetragen und ſtürmiſch da capo verlangt war, ſchreibt er — wunderlicher Weiſe an denſelben Merck, der früher die Seele des Ganzen geweſen war:

»So

»So ſind wir nun hier! Der unſaubere Geiſt der Poliſſonnerie und der Fratze, der in unſere Oberen gefahren iſt, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anſtändigen, alle Rückſicht auf Verhältniſſe, alle Delikateſſe, alle Zucht und Scham.«

Auch Goethe fühlte, daß hier eine Gefahr drohe. Die »Idee des Reinen«, die ihm über der Iphigenie aufgegangen war, vertrug ſich auf die Dauer nicht mit den zweideutigen Formen der Ironie; es war nicht reine Flamme vom Altar, die er dem Herzog brachte; und er gedachte alsbald an eine heilſame Kur. Schon in den erſten Tagen des Auguſt beredete er Carl Auguſt zu einer Reiſe, deren Ziel, vor allen geheim gehalten, die Schweiz war: die erſte Flucht aus engen und ungeſunden Verhältniſſen, der ſieben Jahre ſpäter ſeine zweite »Hedſchra«

»Hedſchra« nach Italien folgte. Erſt auf dieſer Reiſe erfuhr Goethe von dem Aufſehen, das draußen, wo die Vorgänge am weimariſchen »Muſenhof« mit geſpannter Neugierde beobachtet und von immer geſchäftigem, weit wirkendem Klatſch begleitet wurden, die Kunde von einer andern Ettersburger Farce erregt hatte, nämlich von der Exekution, die dort vor Wochen am Woldemar, einem ſoeben erſchienenen Romane ſeines Jugendgenoſſen Friedrich Heinrich Jacobi, vollzogen worden war.

Die enthuſiaſtiſche Freundſchaft, welche die beiden, nach vorangegangenen literariſchen Fehden, bei Goethes Rheinreiſe im Juli 1774 zu Elberfeld, Düſſeldorf und Köln geſchloſſen hatten, war ſeit Goethes Überſiedelung nach Weimar erkaltet, wieder mehr aus literariſchen als aus perſönlichen Gründen. Während Jacobi die »Stella« wegen mancher Anſpielungen auf ſeine Familienverhältniſſe zweifelnd anſah, war Goethe über deſſen erſten Roman »Eduard Allwills Papiere« unmutig, da er in der Hauptfigur, einem jungen Feuergeiſt, der in eine einfache Familie hineingreift, ein freilich arg verzeichnetes Bild von ſich ſelbſt zu erkennen glaubte. So iſt es denn kein Wunder, daß unter den empfindſamen Büchern, die in der erſten Faſſung des »Triumphs der Empfindſamkeit« von ſchöner Hand aus der geſlickten Braut hervorgeholt werden, auch Allwills Papiere ſich befinden. Aber auch der zweite Roman Jacobis, der in frühеſter Geſtalt in Wielands »Teutſchem Merkur« von 1777, Mai, Seite 97—117, unter dem Titel »Freundſchaft und Liebe.

Eine wahre Geſchichte« erſchien, zog ſogleich Goethes Spott auf ſich; denn auf ihn bezieht ſich die nächſte Erwähnung in den beiden älteſten Handſchriften des Triumphs der Empfindſamkeit und nicht auf einen obſcuren engliſchen Roman gleichen Titels, wie noch die Weimariſche Ausgabe (XVII, 314) nach Düntzers Vorgang annimmt. Inzwiſchen war der Schluß des erſten Teils, der auch das von Goethe ſpäter parodierte Geſpräch enthielt, im Dezemberheft des Merkur von 1777, das Ganze in Buchform überarbeitet und mit dem wunderlichen neuen Titel »Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeſchichte« anonym bei Boies Schwager Jeſſen in Flensburg und Leipzig zur Oſtermeſſe 1779 erſchienen.

Daß Goethe, der ſoeben ſeine Iphigenie vollendet hatte, an dieſem

Roman

Roman Ärgernis nahm, iſt leicht begreiflich; denn er war inzwiſchen der erbittertſte Feind jener empfindſamen Schönſeligkeit geworden, die ſein Werther am meiſten genährt und geſteigert hatte. Auch Woldemar gehört zu deſſen zahlloſen Nachfolgern; und nur durch den ſtarken philoſophiſchen Einſchlag, den ſeine Geſchichte enthält, iſt es erklärlich, daß abgeſagte Gegner der Empfindſamkeit, wie Leſſing, Forſter und Juſtus Möſer es waren, an ihm Gefallen finden konnten. Schon die Fabel des Romans iſt recht merkwürdig. Woldemar findet in dem Familienkreiſe ſeines Bruders Biederthal an deſſen Schwägerin Henriette Hornich eine Freundin, zu der er ſich in reinſter Seelenverwandtſchaft hingezogen fühlt. Er glaubt dieſes reine Gefühl zu entweihen,

wenn

wenn er ihr die Hand zum Bunde reicht; Henriette ihrerſeits hat ihrem ſterbenden Vater, der gegen Woldemars Charakter Mißtrauen hegt, das Gelübde getan, ſich nie mit ihrem Freunde zu verbinden. Sie ſelbſt rät ihm zur Ehe mit ihrer Freundin Allwina; das Problem des Mannes zwiſchen zwei Frauen wird wieder einmal aufgerollt! Auch hier bleiben die Folgen dieſer unnatürlichen Verhältniſſe nicht aus; aber ſie gehen in einem Wirrwarr von ſchönſeligen Reden, kränklicher Empfindelei und koketter Selbſtvergötterung wirkungslos am Leſer vorüber. Mit einem höchſt leidenſchaftlichen Geſpräch Woldemars und Henriettens und der Perſpektive, daß ihre Zukunft äußerſt gefährdet ſei, ſchließt der erſte Teil; daß zum Teil eigene Erlebniſſe Jacobis zu Grunde liegen, mildert

den

fenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib. —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria vor ſich. Stärke mich, o Gott! meine Seele erliegt mit der Seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Bothen, der ihr die Nachricht bringe: er iſt todt. Und du Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt al

den peinlichen Eindruck nicht, den das Fragment macht. Eine ſolche ſelbſtquäleriſche, ſpitzfindige Gefühlsſchwelgerei mußte einer geſunden Natur unerträglich ſein; und Goethe, der eben in ſeiner Iphigenie den Typus reinſter Menſchlichkeit aufgeführt hatte, konnte leicht in einer Stunde toller Laune oder, wie er ſelbſt ſagt, in leichtſinnig trunkenem Grimm und mutwilliger Herbigkeit auf den Gedanken kommen, ein Exempel zu ſtatuieren. Und konnte der Dichter des Fauſt den ſchwankenden, ſchwachen Woldemar, der ſich und die geliebte Freundin durch Selbſtquälerei zur Verzweiflung bringt, wirkſamer verſpotten, als daß er ihn vom Teufel holen ließ?

Der äußere Vorgang bei dieſer Exekution, die ſogenannte Kreuzerhöhung,

erhöhung, wie Goethe ſelbſt ſie nennt, iſt zwar in ſeinen Tagebüchern und gleichzeitigen Briefen nicht erwähnt, durch ſein ſpäteres Eingeſtändnis aber und andere unverdächtige Zeugniſſe zur Genüge erwieſen. Wenigſtens die wichtigſten müſſen wir uns hier vor Augen führen.[1]

Die erſten Stimmen werden in Jacobis Freundeskreiſe laut. Sophie la Roche, die ſchon bei früheren Zerwürfniſſen vermittelt hatte, fragt am 12. September 1779 aus Coblenz bei Wieland an, was an den Gerüchten wahres ſei. Wieland antwortet am 21. September: »Sie wollen von mir wiſſen, was an der Begebenheit mit Woldemars Briefen wahr iſt oder nicht, nehmlich

»daß unter einer Eiche zu Etters-
»burg etliche davon vorgeleſen
»worden

»worden und dann Göthe auf
»den Baum geſtiegen, eine geiſt
»volle Standrede über das
»ſchlechte Buch gehalten, und
»es endlich zur wohlverdienten
»Strafe und andren zum ab-
»ſchreckenden Beyſpiel an beyden
»Enden der Decke an die Eiche
»genagelt, wo dann eine große
»Freude über die im Wind
»flatternden Blätter geweſen.«

Ich will Ihnen hierauf die wahrhafteſte Antwort geben, die ich geben kann:

»Ich weiß nicht was hieran
»wahr iſt, denn ich war
»nicht zu Ettersburg, war
»nicht gegenwärtig, als dieſe
»Büberey vergegangen ſeyn
»ſoll.

Wäre ich zugegen geweſen, ſo iſt 10 gegen 1 zu ſetzen, daß es ſo weit nicht gekommen wäre. Indeſſen geſteh ich Ihnen, daß ich zu Weimar im Publico ein paar Tage nachher, als ſich jene Begebenheit zugetragen haben ſoll, davon reden gehört, und von Leuten, die ſich einbildeten, ich müſſe auch dabey geweſen ſeyn, gefragt worden, ob es wahr ſey? Da ich nun *meine Unwiſſenheit bekennen mußte,* und die Leute ſahen, daß ich wirklich gar nichts von der Sache wußte, ſo erzählten ſie mir ſolche mit allen oben bemeldten Umſtänden, aber nicht als Augenzeugen, ſondern als Leute, die gehört hatten, daß es ſich zugetragen haben ſollte.

Etliche Tage hernach kam ich wieder nach Ettersburg und wurde beym Spazierengehen in den Wald erinnert, mich überall umzuſehen. Ich erblickte endlich eine in blau Pappier geheftete Brochure, die an eine Eiche genagelt war, ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof oder einer gentilhommie anzunageln pflegt. Was für eine Brochure es ſey, wollte mir niemand ſagen; man überließ es der Schärfe meines Fernglaſes oder meines Verſtandes, es ſelbſt herauszubringen. Wenn ich nun ſagte, ich vermuthete, daß es Woldemars Briefe geweſen, ſo würde ich ſoviel als Nichts damit ſagen; denn Vermuthung in ſolchen Dingen iſt Nichts; für gewiß kann ich nichts ſagen; denn ich konnte nicht ſehen, was für ein Buch es war. Im übrigen ſollten Sie und Jacobi Göthen ſchon von langem her kennen, und wiſſen, was er fähig iſt oder nicht.«

Inzwiſchen hatte auch Jacobi ſelbſt von der Sache gehört, obwohl ſeine Freunde es ihm zu verheimlichen ſuchten; er ſchreibt am 15. September aus Pempelfort an Goethe: »Du ſollſt in Ettersburg, in einer Geſellſchaft von Rittern, Woldemar und ſeinen Verfaſſer auf die entſetzlichſte Weiſe durchgezogen, lächerlich gemacht, und zum Beſchluß, — mit einem ſchön eingebundenen Exemplar dieſes Buchs, eine ſchimpfliche und ſchändliche Execution vorgenommen haben. — Dies Gerücht iſt ſo allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verſchiedene meiner hieſigen Freunde hatten es ſchon vor vier Wochen gewußt, und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte. Nun ſchreibe ich dir, um zu erfahren, was an der Sache iſt ....

Was die gehäſſige Beſchuldigung angeht,

angeht, ich hätte im Woldemar mich ſelbſt vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufſtellen wollen, ſo müßte es mich freylich unendlich ſchmerzen, wenn du ſie ausgerufen hätteſt, und zwar, indem du deinen Mund auf das abſcheulichſte Sprachrohr drückteſt.... Leute, welche die raſendſten Ungereimtheiten zuſammen reimen und glauben können, und einige andere, von Cains Unmuth, die aber noch nicht ſein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüſtern und ſchreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halſe ſtrecken, das muß ich leiden. Von den beſſern Menſchen aber wird keiner den Verfaſſer von Woldemar für einen ſolchen ſinnloſen Thoren halten .... Aber mein Brief iſt ohne das ſchon viel zu lang, und du haſt ihn, ehe du an dieſe Stelle kommſt, wohl ſchon vor Eckel unter den Tiſch geworfen. Schwerlich wirſt du Luſt haben darauf zu antworten, und ſo wird dein Stillſchweigen nach verfloſſenen drey Wochen mir Antwort genug ſeyn.«

Goethe erhielt dieſe Anklage erſt nach Antritt der Schweizerreiſe in Frankfurt, wo er vom 19. bis 22. September Station machte; in Emmendingen, wo die Reiſenden am 27. September abends eintrafen, hatte er dann alsbald eine lange und vertraute Unterredung darüber mit Johanna Fahlmer, der zweiten Frau ſeines Schwagers Schloſſer, die darüber am 31. Oktober in folgendem wichtigen Briefe an Jacobi berichtete: »Goethe ſagte mir gleich eine halbe Stunde nach ſeiner Ankunft von deinem Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten

halten hätte, und was du ihm darinnen vorwirfſt; nemlich Dinge, die durch den Weg der ſchändlichen Klatſcherey dir endlich zu Ohren gekommen ſind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodien, nicht geſchrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geſchwatzt habe. Sagte: ſo ſchöne Dinge, ſo viel großer herrlicher Sinn auch darin ſey, ſo könne er nun einmahl für ſich das was man den Geruch dieſes Buchs nennen möchte[2] (anders wiſſe er ſich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm ſeyſt und wie ungerne er dir etwas zu Leide ſagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß deßelben, ſo wie es ihm einmahl aufgefallen ſey, zu parodieren, nehmlich

lich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern; ſo ſey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müße ihn da holen. Er ſprach mit ganz argloſem Weſen davon, und ſuchte mir zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe, in ihm für eine abgeſonderte Sache ſey ꝛc. Er ſchwur darauf, daß er wünſchte, du wäreſt mit zugegen geweſen. Du ſelber hätteſt mit eingeſchlagen, muthwillig im Abſtracten die Sache einmahl zu nehmen. Nur möchte er ſich nicht gerne ſchriftlich in dergleichen Explikationen einlaßen, beſonders nach dem, worauf dein Brief geſtellt wäre. Doch ſchrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bey mir. Ich beſtand darauf, es ſey Pflicht, er müße, — das geſchah nun freylich nicht. Indeßen ſchien

ihm

lein. Denk, ich ſey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bethe für mich, bethe für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner. Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finſtern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

Alle vermummt.

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichtes, ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu ſeyn. Wie peinlich dieſe Neuigkeiten für mich waren kannſt du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß ſeyn, nur in Liebe iſt er nicht rein und dazu würklich nicht groß genug. Er hat zu viele Miſchungen in ſich, die wirren, und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben laßen. Goethe iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden ꝛc.«

Den in Ausſicht geſtellten Brief an Jacobi hat Goethe nicht geſchrieben und überhaupt erſt nach anderthalb Jahren ſich endgültig geäußert; Jacobi dagegen ließ ſeinem Groll freien Lauf. Gegen Boie, Forſter, Heinſe, Knebel, Lavater und Leſſing ſpricht er in den härteſten Ausdrücken über den alten Freund, und vergeblich verſuchte

Knebel im Herbſt 1780 perſönlich in Pempelfort zu vermitteln. Die ſämtlichen darüber gewechſelten Briefe[3] hier anzuführen verbietet der Raum; das treffendſte Wort fand Heinſe in ſeiner Antwort aus Venedig vom 8. Dezember 1780: »Mit Wolfgang Göthen ſollte man es gerade ſo machen, wie ers gegen andre macht; denn was ſonſt Unrecht wäre, iſt hier Recht. Wieland hat ſich freylich als ein wahrer becco fottuto aus der Sache gezogen. Ihr Handel mit ihm iſt von ganz andrer Beſchaffenheit, da er Sie nicht öffentlich angegriffen, ſondern nur im Winkel bloßen Muthwillen an einer von Ihren Schriften ausgeübt hat. Es iſt ein Studentenſtreich im Rauſche, wie ſie die Athenienſer an dem Alcibiades auf die leichte Achſel nahmen ⸗ ⸗ ⸗ Die Werke, die Peter

Meſſerte,

Mefferte, die den Poſſen zum feyerlichen Ernſt machen, und wie Evangeliſten in langen Mänteln unter die Frau Baſen herumtragen, verdienen die Stockſchläge, die platterdings die einzige Art von Begegnung gegen dergleichen Beleidigungen ſind = = = Ach, wenn man immer bey einander wäre, ſo würde manches nicht geſchehen! Des Menſchen Sinn iſt gerecht und gut, aber ſeine Phantaſie iſt ein Teufel.«

Goethe ſelbſt hat nur einmal direkt Rede geſtanden; er antwortet Lavater auf ſeine Anfrage am 7. Mai 1781: »Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeſchichte kan ich dir nichts ſagen, das Facktum iſt wahr, eigentlich iſts eine verlegne und verjährte Albernheit die du am klügſten ignorirſt. Wenn ich Papier und Zeit verderben mögte ſo ſo könnt ich dir wohl das nähere ſagen, es iſt aber nicht der Mühe werth. Sehn wir uns wieder und es fällt dir ein, ſo frage. Da du mich kennſt ſollteſt du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtſinnig trunckne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und beſonders gegen den Geruch von Prätenſion wüthen, ſind dir ia in mir zu wohl bekannt. Und die nicht ſchonenden launigen Momente voriger Zeiten weiſt du auch.«

Aus dieſen Berichten ergibt ſich alſo als Tatbeſtand, daß im Ettersburger Park vor einer Geſellſchaft von Hofleuten Goethe aus den Zweigen einer Eiche herab eine Standrede auf den Woldemar hielt, indem er beim Vorleſen eine Veränderung des Romans improviſierte,

ſierte, die damit endigte, daß Woldemar vom Teufel geholt wurde. In ähnlicher Weiſe hatte Goethe zwei Jahre zuvor, bei Gleims Beſuche, in Tiefurt den neueſten Muſenalmanach aus dem Stegreife parodiert, indem er Gedichte vorlas, die gar nicht im Buche ſtanden, und in alle nur möglichen Tonarten und Weiſen auswich[1]. Zum Schluß wurde dann das broſchierte Exemplar des Buches, das ſeiner Parodie zu Grunde lag, an beiden Enden des Umſchlags an die Eiche genagelt, ſo daß die Blätter luſtig im Winde flatterten. Die weitere Angabe des »Magiſter Ubique« Carl Auguſt Böttiger, daß Merck ein Vogelſchießen danach veranſtaltet habe, iſt ſicher übertrieben und beruht wohl nur auf einer Weiterführung des Bildes vom angenagelten Raubvogel am Scheunentor.

Wann

Wann die Exekution vor ſich ging, iſt nicht überliefert. Wenn Merck dabei zugegen war, wie Böttiger behauptet und durch die Anſpielungen Jacobis und Heinſes, auch durch das Fehlen eines Berichtes an ihn aus Weimar plauſibel erſcheint, ſo müßte der Vorfall in die Zeit vom 31. Mai bis 13. Juli 1779 fallen, den Tag ſeiner Ankunft und Abreiſe. Sein Reiſejournal berichtet über ähnliche Vorkommniſſe nur: »Es war ihm auch ein grauſames Herz ſchuld gegeben, wie er ſo mit kaltem Blute, einige ſagen mit innigem Vergnügen, einigen Executionen mit beygewohnt, wie ein großer Künſtler den Knechten übergeben, ein Gelehrter vom Erſten Range auf den Eſel zu reiten kam, und nachher mit der Papiernen Krone eines Jupiters hinausgeführt, und verurtheilt

urtheilt wurde, ſeinen Verſtand zu verlieren« — Aeußerungen, die wohl nur ſymboliſch zu verſtehen ſind und auf keine wirklichen Vorgänge zurückzugehen brauchen.

Da Jacobi am 15. September ſchreibt, daß verſchiedene ſeiner Freunde es ſchon vor vier Wochen, alſo Mitte Auguſt, gewußt hätten, ſo müßte man, falls Merck beteiligt war, annehmen, daß die Kunde von dem Vorfall erſt nach fünf bis ſechs Wochen in Düſſeldorf ſich verbreitet habe. — Eine Buche, worin er und ſeine Freunde vor fünfzig Jahren ihre Namen geſchnitten und bei welcher ſie im Sommer ihre improviſierten Poſſen geſpielt, zeigte Goethe noch im Jahre 1827 Eckermann in Ettersburg[5]. Auch ohne mit Adolf Stahr an dieſen Baum zu denken, kann man leicht in einer

der

der alten vielhundertjährigen Eichen im Schloßpark zu Ettersburg den Stamm der »Kreuzerhöhung« wiederzufinden glauben.

Die Wirkung der improviſierten Parodie muß ſehr nachhaltig geweſen ſein; denn nach Monaten noch wurde Goethes Abweſenheit auf der zweiten Schweizerreiſe, die er am 12. September mit Carl Auguſt und Wedel antrat, von der Herzogin Anna Amalia benutzt, um den Clou des Ganzen, den veränderten Schluß, als beſondern Druck in Schloß Ettersburg ſelbſt herſtellen zu laſſen und an die Freunde zu verteilen. Damit treten wir in das zweite Stadium dieſer Angelegenheit, das uns hier hauptſächlich intereſſiert. Goethe, um das gleich vorweg zu nehmen, erwähnt dieſen Privatdruck nirgends;

nirgends; und nur der Umſtand, daß ſich das erſte vollſtändige Exemplar desſelben in ſeiner Bibliothek vorfand, beweiſt, daß er ihn überhaupt gekannt hat. Inzwiſchen iſt ein zweites Exemplar in Anton Kippenbergs Beſitz aufgetaucht.

Die eigentliche Veranſtalterin des Druckes iſt vielmehr die Herzogin Anna Amalia ſelbſt, die darüber am 1. November 1779 an Merck ſchreibt: »Ich wünſche, lieber Merck, daß ich auch etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen könnte; unterdeſſen ſchicke ich hier ein Echantillon einer neu entſtandenen Buchdruckerei, welche ſich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten Woldemar, welcher ſo mächtig auf eine Menge empfindſamer Seelen gewirkt, von dieſem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern. Er iſt hier mit kleinen

Veränderungen

Veränderungen und Holzſchnitten erſchienen. Findet dieſe Entrepriſe bei dem Publicum Beifall, ſo wird ehſtens wieder ein neues Product ans Licht treten, wovon ich Ihnen gleichfalls ein Exemplar ſchicken werde. Doch bitte ich, dieſes vor der Hand noch ganz allein für ſich zu behalten, höchſtens der Frau Aja mitzutheilen.[6]«

Auf die Spur dieſes Druckes geriet ſchon im Jahre 1870 Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden, ohne jedoch die Konſequenzen daraus zu ziehen, da er denſelben nur in unvollſtändiger Geſtalt vorfand. In der Korreſpondenz Carl Auguſt Böttigers befinden ſich nämlich unter den Briefen des Biographen Schlichtegroll ſieben Oktavblätter eines äußerlich unvollſtändigen Druckes; ein denſelben vorgehefteter Zettel enthält von

Böttigers

Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwert, der klage bey Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger tritt vor. Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf, und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würd' es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biethe.

Aelteſter. Eure Stimmen. Sie reden heimlich zu ihm.

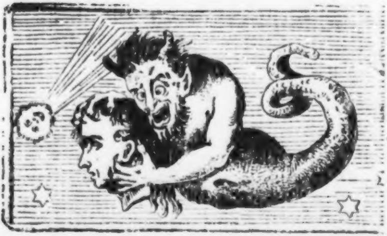
Böttigers Hand geſchrieben Folgendes: »Jacobis Woldemar machte auf eine lange Zeit den Spott der Weimarſchen Genies. Beſonders zeigte ſich Merck ſehr thätig dabei, der ein Exemplar davon in Ettersburg abſchießen ließ. Zu eben dieſem Behuf erdichtete Goethe folgendes Product, wovon hier noch einige Fragmente ſind. Krauſe mußte die Titelvignette ſtechen, wo der Teufel Jacobis Kopf in den Lüften führt und der Kritikus unten die Zunge herausſtreckt. Bode druckte es in ſeiner Handdruckerei und rächte ſich durch die Unterſchrift des Verlegers an die Nachdrucker, die ſeine Dramaturgie nachgedruckt hatten.«

Der Wortlaut der fragmentariſch erhaltenen Blätter iſt im erſten Bande des Archivs für Literaturgeſchichte (Seite 316 ff.) abgedruckt, ohne daß die Frage der Autorſchaft gelöſt oder auch nur ernſthaft erwogen wäre; vor allem fehlt jeder Hinweis darauf, daß dieſer Text bis auf einzelne Stellen mit dem Original-Woldemar von 1779 übereinſtimmt, und daß — in vollſter Übereinſtimmung mit den Worten Goethes — gerade in den einfachen Mitteln, mit denen die Parodie arbeitet, ihre verblüffende Wirkung liegt. Der hier folgende zeilengetreue Abdruck des Heftes verſucht dies — leider nur mangelhaft — dadurch anſchaulich zu machen, daß er die Lesarten des urſprünglichen Drucks, abgeſehen von geringfügigen Abweichungen, mit Verweiſungszahlen am Schluß bringt. Der Text, der entſprechend dem Schluß des Woldemar von 1779 (Seite 235—249) die Kataſtrophe zu Ende des erſten

Bandes

Bandes im Anſchluß an einen leidenſchaftlichen Brief Woldemars an Allwina über den Unwert von Freundſchaft und Liebe umfaßt, lautet — unter ſtillſchweigender Verbeſſerung kleinerer Verſehen — folgendermaßen:

Geheime Nachrichten
Von den letzten Stunden
Woldemars
Eines berüchtigten Freygeiſtes.
Und wie ihn der Satan halb
gequetſcht, und dann in
Gegenwart ſeiner
Geliebten, unter
deren Gewinſel
zur Hölle gebracht.



Gedruckt bey dem Nachdrucker Dodsley
und Compagnie. 7777.

Unterdeſſen wurde die Verwirrung in Woldemars Gemüthe immer fürchterlicher. - - - Das liebe Mädchen unaufhörlich um ihn, mit ihr die Menge ſüſſer entzückender Angedenken, noch immer voll derſelben Kraft ihn glücklich zu machen, wußte noch jetzt ſo manchen Schimmer von Freude in ſeine finſtere Seele zu dämmern, brachte täglich neue Anwandlungen von Glauben, von Vertrauen in ſein Herz - . - von Vergebung. - - - Ach! die er aber nicht hoffen konnte,

konnte, ſo ſehr er ſie auch bedurfte: ohne Sinn für ſeine tiefe Leiden ⸗⸗⸗ vielleicht insgeheim ſie verachtend; hoch erhaben über den thörigten Woldemar, und nur in ſchmählichem Mitleiden ſich zu ihm herablaſſend ⸗⸗⸗ die Edle! ⸗⸗⸗ Ha! Elende! Ferne, ferne Du von dieſem Herzen, das Du geſchändet, das Du verlaſſen haſt.

Alle ſeine Beſchäftigungen lagen. Auſſer daß er faſt täglich an Allwina ſchrieb, die doch an dem Orte ihres Aufenthalts nur zweymahl in der Woche Briefe erhalten konnte. Aber von ſeinen Briefen wurde auch nur der dritte, vierte wirklich abgeſchickt, weil er während dem Schreiben, ſich immer vergaß und in Ausbrüche der ſchwärzeſten Melancholie gerieth. Allwina ſollte auf ſeine Trennung[2] vorbereitet ſeyn; doch wollt' er weder ihre Freundinn bey ihr verklagen, noch ſie wegen ſeines bevorſtehenden Schickſaals[3] argwöhniſch machen. Hier iſt einer von dieſen Briefen, die zurückgehalten wurden.

> „Ich habe zwanzig Briefe an Dich geſchrieben, die Du alle nicht bekommen haſt! ſie ſind zerriſſen, verbrandt. Aber was ſoll ich Dir länger verheelen, daß ich in die tiefſte Schwermuth verſunken bin. Mir ſchaudert vor dem Gedanken, deine Engelſeele mit Geheimniſſen der Hölle zu verfinſtern!

ſtern! Aber ich muß, ich muß! Oder ſoll ich fort! auf und davon? = = O, wie lange bin ich dazu verſucht geweſen. Aber Du ſollſt nicht elender werden, als das Schickſal Dich macht: Ihm Deinen Fluch nicht mir! = = = Warum hörteſt Du mich ehmahls nicht, als ich Dich, als ich Euch alle vor mir warnte, ſo oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht ſo an mich hängen ſolltet! = = = Ihr lachtet! = = Ha! nun iſt's an mir, zu lachen!

Ich bin nicht im Fieber, Alwina; o Gott, ich bin ſo wach, bin nur zu gut bey Verſtande, = = =

Aber, Dir entdecken, was ich habe, das geht nicht; ich ſag' es auch Henrietten nicht, meinem Bruder nicht, niemanden! Aber, ja, es wird mir etwas begegnen ⸗ ⸗ etwas ⸗ ⸗ ⸗ Ich hab' entdeckt, daß alle Freundſchaft, alle Liebe nur Wahn iſt, Narrheit iſt ⸗ ⸗ ⸗ ausgenommen dem Narren ⸗ ⸗ ich preiſe ſie wohl einmahl wieder, ſo Gott will und ich lebe!

Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu tröſten ⸗ ⸗ ⸗ Ich bitt' ich beſchwör' Euch, ſpart das! Sagen werd' ich nichts; und Euer Mitleiden

den

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todes. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt, doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Wehe über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer tritt vor.

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwert, Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tagen Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub. — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

den? darüber werd' ich lachen ⸗ ⸗ und raſen. Ja, wenn ich Steinſchmerzen hätte, oder die reiſſende Gicht, oder ich wäre in Armuth geſunken, oder es wäre ſonſt ein endlicher Jammer über mich gekommen ⸗ ⸗ Dann! Aber nun? Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzendem Herzen käme davon kein Tropfen zu ſtatten.

Daß in den Menſchen das gelegt werden mußte, das Sehnen nach Mitgefühl, die brennende Begierde nach Menſchenfleiſch[6]. ⸗ ⸗ Die am Ende doch nur falſche Luſt, kranker Heißhunger iſt, der nur des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel!

Aber nein! ſo ſcheint er von der einen Seite nur. Nicht falſche Luſt, nicht kranker Hunger; ſondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anſtrich iſt: darin das Elend!

Woher nur die Sage unter die Leute gekommen ſeyn mag ⸗ ⸗ ⸗ das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundſchaft? ⸗ ⸗ ⸗ Es iſt wie mit den Geſpenſtern, deren überall ſo viele geſehen worden ſind. Gerade ſo!

Wahrlich, es iſt nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menſchen ſo an einander [7] hangen.

Worauf

Worauf wir eigentlich einen Werth legen, das iſt nicht. Die geſelligen Gefühle, wie ſie Namen haben, ſind in ſich ſo zuſammengeſetzt, ſo unendlich verpfuſcht[8], ſo an tauſend Enden zerriſſen[9], ſo zweydeutigen, betrügligen, hinfälligen, unweſentlichen Weſens; daß man nie wiſſen kann was man hat[10]. = = = "Doch giebt es Beyſpiele von Treue, von alles überwiegender Anhänglichkeit!" = = = Das weiß ich! Aber liegt da wohl je wirkliche Sympathie zum Grunde? iſt da je eigentliche Liebe? Nichts weniger! Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen[11] ſinds!... Schau die Petern![12] Was hat die nicht für

für ihren Mann gethan? Wie war und blieb ſie ihm nicht ergeben? Man geräth auſſer ſich vor Bewunderung, wenn mans erzählen hört. Und nun im Grunde, was iſt's mit der Petern?[13] Fühlte ſie bey ihren ſchönſten Handlungen wohl mehr, hatte ſie wohl mehr Genuß davon, als wenn ſie für den Mittag eine Suppe aß?[14] Hatte ihr Mann wohl mehr Genuß davon, eigentlichen Seelengenuß? .... Und ſo iſt's überall, wo Menſchen anhaltend beyeinander ſind:[15] entweder blinder Tand,[16] wo ſie ſo hineinkommen, ohne zu wiſſen wie; eingebläuet, angewöhnt um Gotteswillen; oder

elendes

elendes ... ſo elendes Stückwerk, daß es eine Sünde[17] iſt. Hält wo noch einige Vereinigung Stand, und ſie bewahrt nicht jene gegenſeitige gleiche Dumpfheit, ſo bewahrt ſie gegenſeitige Religion[18]; ... etwa von der einen Seite durch Verzweiflung an Mitgefühl, an Einverſtändniß; und von der andern durch kindiſche Genügſamkeit: ... oder auf ſonſt eine Weiſe: denn hier können die Verhältniſſe ins Unendliche abwechſeln, und manches recht hübſch und artig ausfallen: das Band aber, das ſie zuſammen zieht und hält, ... iſt nichts weniger ... als was es heißt! ... In alle Wege, je fähiger der

Menſch zur Glückſeeligkeit wird, je unglücklicher wird er in der That: je vortreflicher Menſchen werden, die einander gut ſind; je loſer, je unſteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine, oder der Andre, oder beyde zugleich ſich mehr einbilden[19], jeder in dem Seinigen, . . . werden ſie ſich unähnlicher; indem ſie an Kraft zu gewinnen glauben[20], ihr Geiſt ſich weiter ausbreitet, ſelbſt ihr Herz ſich verhärtet[21], ... werden ſie, gegenſeitig, eigener, werden ſie unabhängiger von einander; ihre Sympathie, kriegt die Antipathie . ſ . und ihre Freundſchaft hat ein Ende.

Ich hab es lange gewußt, aber mein Wiſſen war nur Stückwerk; jetzt hab' ichs ganz; bin der Wahrheit und der Weißheit toll und voll[22] ... ein Seher, ein Prophet, und habe Dir kund gethan meine Offenbarungen, habe Dich gelehrt, habe Dir geweiſſagt, ... und muß nun weiter, bis ichs verkündige auch den unterirrdiſchen Geiſtern – . . . . So laß mich denn, und Gott ſey mir[23] gnädig!„

Unterdeſſen Woldemar dieſen Brief ſchrieb, war Henriette in ſein Vorzimmer gekommen. Die Thüre von ſeinem Cabinet war zu. Sie hörte etlichemahl daß er gewaltſame Bewegungen machte, röchelte, Bewegungen machte und fürchterliche Flüche[24] ausſtieß. Hernach wurd es ganz ſtill. Darauf hörte ſie Weinen und Schluchzen.... Und nun wieder ſtille wie todt. Sie verſuchte an der Thüre vom Cabinet, ob ſie zugeſchloſſen wäre ⸗ ⸗ ⸗ ſie gieng auf.

Er ſaß, den Hals[25] umgedreht, nach der Wand, an die ihm das Geſicht gequetſcht war[26], wie aus Begierde ſie mit den Zähnen zu faſſen; die Arme vorwärts ſteif ausgeſtreckt, und die Hände los gefalten; die Beine hingen zückend[27] längſt dem Seſſel, ſo daß ſie nur mit der Spitze den Boden berührten. ⸗ ⸗. Henriette trat bebend näher. Sie erblickte das friſch Geſchriebene. Von ſelber fielen ihr die letzten Zeilen, die ſehr groſſe und weitläufige Buchſtaben hatten, in die Augen. Sie glaubte der Brief wäre an ſie, und durchlief ihn ungeduldig, das hinterſte zuerſt; dann fieng ſie von vorne an-las; meinte noch immer er gehe ſie an; begriffs doch länger nicht.. Da kam ſie an die Worte: "Ich rede nicht im Fieber, Allwina;" ... Allwina? Sie fuhr auf mit einem lauten Schrey. . . . Der Teufel[29] kehrte ſich um, riß ihr das Blatt aus der Hand; und ſtieß ſie unſanft auf die Seite. Sie ſank, und meinte die Erde wäre mit ihr verſunken. Aber ſie war bald wieder bey ſich; kam zurück; hieng ſich Woldemarn an den ſchlappen Hals[29], und zerran über ihm in Thränen und in Küſſen. Da ſie einigemahl zu reden verſuchte; jedesmal desmahl ſtockte, und nun wieder heftiger weinen mußte: wurde ihr weh bis zur Ohnmacht; ſie mußte ihre Stellung verlaſſen und einen Stuhl ſuchen. ... Woldemar blickte nach ihr hin. .. Er konnte nicht länger! Sein Herz hob ſich, als höbe mit ihm die Welt ſich aus ihren Angeln. "Ach, Henriette!" rief er, und ſtürzte zum letztenmahle hin vor ihre Kniee[30], "Er iſt verloren; laß ihn, rief der Teufel, in meinen[31] Armen ſterben!" Henriette war ohne Sprache; ſie drückte ihn an ſich; ſchluchzte; ſah gen Himmel ... "Ja!" fuhr ſie[32] fort, "ich bin hin; aber ſo lang ich noch lebe, muß ich Dich lieben." ... "Es iſt entſetzlich, daß ich mich an Dir betrogen habe, denn Du ſcheinſt[33] das beſte Geſchöpf

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurm.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm, laß uns nach deinen Wunden ſehen; ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt du den Götz? Der iſt lang hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Nahmen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hört ihr von Georgen? iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja Lieber! richtet euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten, was ſchöpf unter der Sonne! ... O ſoll es[34] endlich einmahl ſchwinden dies Herz, nachdem[35] es ſo oft alle ſeine Kraft von ſich geſtrömt hat!" ... "Lieber! rief Henriette weiter[36], Lieber .. Lieber .. Ach Betrogen"? Sie konnte nicht weiter. „Du liebſt ihn nicht, wie er Dich liebt[37]" ſagte der Teufel[38], "Dein Gefühl für Freundſchaft iſt anders als das meine. Seine[39] Freundſchaft konnteſt Du fahren laſſen; ... es ſey warum es wolle, Du Du konnteſt ſie fahren laſſen; ihn[40] konnteſt Du dahin geben!" "Und ich, rief Henriette, ich ... ich liege[41] hier auf den Knieen"! Der Teufel[42] ſprung mit Heftigkeit auf, ſetzte ihr beyde Fäuſte vor[43] die Stirne, und rief aus[44]: "Nur Trümmer! Und das dein[45] Alles ..: Und darum betteln!

betteln! . . . Aber was hilfts?“ Sie ſtürzte[46] ſich von neuem auf den Boden … “Beſter, Beſter[47] auf Erden, habe Mitleiden! verlaß mich nicht!“ Henriette verbarg ihr Geſicht[48] und brach in eine Fluth von Thränen aus. … “Woldemar! ſagte Henriette mit gebrochener Stimme, Dich verlaſſen’ Dich, für den ich alles verließ?“ Der Teufel ſprach[49]: “ich wollte, daß ich ſein[50] Herz faſſen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege[51], und Dich nöthigen es zu trinken, …. damit Dir alles zu Theil würde, Dir nur alles zu gut käme von ihm[52], eh es dahin iſt; … damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme“[53]. „O das nur: rief ſie auſ-

ſer

ſer ſich[54]: die Erfüllung ſeines[55] Glaubens, die Rettung meiner Liebe, der Liebe, die ich fühle, und die ich wähnte; der ein Weſen, eine ſichre Stätte auf ewig, und ich will, ohne Klage, vergehen; will verloren ſeyn!" Sie[56] ſenkte ſich wieder. Und ....[57]

Die wichtigeren Abweichungen des
urſprünglichen Woldemar ſind folgende:

[1] Ach! Die ſie aber nicht foderte,
deren ſie nicht zu bedürfen glaubte;
[2] Schwermuth [3] noch gegen Menſchen
und Glückſeeligkeit überhaupt
ſie [4] O, ich bin tauſendmahl dazu
[5] es iſt mir etwas begegnet
[6] Menſchen-Herz [7] Menſchen an
einander [8] vermiſcht [9] zu faſſen und
zu laſſen [10] hat, oder ob man nur
was hat [11] Dumpfe, taube, ungefühlige
Seelen [12] Redern! [13] Redern?
[14] kochte? [15] einander etwas ſind
[16] Trant [17] Schande [18] Reſignation
[19] ausbilden [20] gewinnen [21] erweitert
[22] Weisheit voll [23] Dir [24] machte und
fürchterliche Töne [25] Kopf [26] gegen
die er das Geſicht gequetſcht hatte
[27] gezuckt [28] Woldemar [29] den Hals
[30] ſtürzte vor ſie hin auf die Knie,
— [31] »Ich bin verloren — laß mich
in

in Deinen [32] er [33] biſt [34] O, es wird ja doch [35] Herz, endlich einmahl vergehen, nachdem [36] unterbrach ihn Henriette [37] mich nicht, wie ich Dich liebe [38] Woldemar [39] Unſere [40] mich [41] — — Und ich, ich — ich liege [42] Er [43] ſetzte beyde Fäuſte ſich vor [44] Stirne: »Gott!« rief er aus — [45] mein Alles [46] Er [47] Beſte, Beſte [48] verbarg ſein Geſicht in Henriettens Schoos, [49] »Ach!« ſagte Woldemar, indem er ſein Geſicht wieder in die Höhe richtete — [50] mein [51] Weib ihre Bruſt, [52] mir [53] dies unausſprechliche Gefühl hier, gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinſt gen Himmel ſtieg! [54] nur: die Erfüllung [55] meines [56] Er [57] Und Henriette . . . Doch genug von dieſem Auftritt, mit deſſen Beſchreibung ich mich beſſer gar nicht verſündiget hätte! Denn nur einen Moment davon darzuſtellen in Geiſt und Wahrheit — iſt unmöglich.

Um die Hauptfrage zu beantworten: rührt die vorliegende Parodie von Goethe her? müſſen wir uns der Worte erinnern, die Johanna Schloſſer aus ſeinem Munde zitiert, »daß er manche muthwillige Parodien, nicht geſchrieben, aber mündlich über den Woldemar geſchwatzt habe. Auch habe er dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß deſſelben, ſo wie es ihm einmahl aufgefallen ſey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, ſo ſey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müſſe ihn da holen«. Dieſe Angaben ſtimmen nun mit dem Text der vorliegenden Parodie ſo genau überein, daß ihre

Identität

Identität unzweifelhaft erſcheint. Die Abweichungen von dem Wortlaut des urſprünglichen Woldemar, wenig mehr als fünfzig an Zahl, haben zunächſt nur die Tendenz, den ſchwachen wankelmütigen Woldemar, gegen den ſich der Spott hauptſächlich wendet, ins Unrecht zu ſetzen, ihn als den allein ſchuldigen Teil hinzuſtellen und auf ſein bevorſtehendes Schickſal vorzubereiten. Dann leiten kecke, burſchikoſe Änderungen wie »die brennende Begierde nach Menſchenfleiſch« (für »Menſchen-Herz«), »Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen« (für »Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen«), die »Petern«, die ihre Suppe »aß« (für die »Redern«, die ſie »kochte«), »der Weißheit toll und voll« (für »voll«) oder eine beißende Anſpielung auf Jacobis Gefühlsphiloſophie (»Religion« für »Reſignation«)

ſignation«) zu der eigentlichen Parodie des Schluſſes über, die ſich auf wenigen Seiten und mit den einfachſten Mitteln abſpielt. Je weniger ſie an dem urſprünglichen Text ändert, deſto ſicherer trifft ſie ihr Ziel. Die bombaſtiſchen Worte Woldemars im Original: »und muß nun weiter, bis ich's verkündige auch den unterirdiſchen Geiſtern« lieferte die einfachſte Begründung, und die Überleitung ergab ſich wie von ſelbſt, wenn ein »röchelte« eingeſchaltet, »Flüche« ſtatt »Töne« geſetzt und die verblüffende Lesart vom umgedrehten »Hals« ſtatt »Kopf« eingeſchmuggelt wurde. Im folgenden Geſpräch zwiſchen Henriette und Woldemar brauchte dann nur der Teufel für einen von beiden einzutreten und die Parodie war folgerichtig bis zu Ende durchgeführt.

Echt Goethiſch iſt vor allem die Veränderung der ſtilloſen Worte Woldemars: »ich wollte, daß ich mein Herz faſſen könnte, wie ein Weib ihre Bruſt, und Dich nöthigen es zu trinken« in das groteske Bild des Teufels: »ich wollte, daß ich ſein Herz faſſen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege, und Dich nöthigen es zu trinken«, das ſchon Satyros, der vergötterte Waldteufel braucht [7]:

Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faſſ' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel beſpritzen,
Das iſt, bei Gott! ein ander Weſen —

von Goethe noch ſpät in der bildenden Kunſt beachtet [8].

Aber

Aber auch an andern Stellen, die ganz auf das einzelne Wort geſtellt ſind, ſo in der grauſamen Verdrehung von »damit dies unausſprechliche Gefühl hier gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinſt gen Himmel ſtieg« in »damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme«, ſcheinen mir unzweifelhaft Goethes eigene Laute durchzuklingen.

Wenn alſo, wie wir bereits ſahen, Goethe weder an dem Druck der Parodie beteiligt war, noch überhaupt etwas über den Woldemar »geſchrieben«, ſondern nur »mündlich über ihn geſchwatzt hat«, ſo müſſen wir entweder annehmen, daß während oder gleich nach ſeiner »Standrede« ein Mitglied der Hofgeſellſchaft, etwa Luiſe v. Göchhauſen, auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffe, ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Wille geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh, wie die Sonne draußen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen, auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht.

Lerſe ab.

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. Wächter ab. Maria, was bringſt du?

hauſen, die getreue Kopiſtin des »Urfauſt«, ſeine Parodie niedergeſchrieben hat, oder daß nachträglich, auf Grund gemeinſamer Erinnerung, die charakteriſtiſchen Stellen der Änderungen in einem Exemplar des Woldemar eingetragen ſind und ſo als Grundlage des Nachdruckes gedient haben. Mir ſcheint das letztere als das Wahrſcheinliche. Ob bei dieſer nachträglichen Redaktion einzelne Stellen verändert, andere ganz übergangen ſind, tut nichts zur Sache; in allen Hauptſachen dürften Goethes eigene Worte, die ſich als Kraftausdrücke leicht dem Gedächtnis einprägten, getreu wiedergegeben ſein.

Unzweifelhaft iſt an der Drucklegung der Parodie Johann Joachim Chriſtoph Bode beteiligt, der, wie eingangs bemerkt, ſeit kurzem als Geſchäftsführer der

Gräfin

Gräfin Bernſtorff in Weimar lebte. Er hatte, wie genugſam bekannt, in Hamburg gemeinſam mit Leſſing eine Buchhandlung begründet, die dem Selbſtverlage der Autoren dienen ſollte und unter andern die Hamburgiſche Dramaturgie herausbrachte, aber an den Chikanen des zünftigen Buchhandels und an dem Piratentum des Nachdrucks ſcheiterte. Einen der frechſten Vertreter desſelben, die angebliche Firma »Dodsley und Compagnie«, unter der ſich der Dykſche Handlungsdiener Schwickert in Leipzig verbirgt[9], hatte ſchon Leſſing in den letzten Stücken der Dramaturgie bekämpft und auch Bode ſetzte dieſe Firma auf die Parodie des Woldemar, teils um ſie ſchon äußerlich als Nachdruck zu kennzeichnen, teils um den primitiven Druck, der zweifelsohne auf einer

Handpreſſe

Handpreſſe hergeſtellt iſt, die dürftige Ausſtattung, die grobe Heftung der einzeln auseinander geſchnittenen Blätter zu rechtfertigen. Ob Bode auch an der Faſſung des Titels, der an die Bänkelſängerlieder und komiſchen Romanzen der Zeit erinnert, beteiligt iſt, ſteht dahin.

Die beiden Vignetten auf dem Titel und am Schluß ſind nach glaubwürdiger Angabe Böttigers von Krauſe, d. h. von Georg Melchior Kraus, dem Direktor der weimariſchen Zeichenakademie, geſtochen, von dem auch das Bild zum »Neueſten von Plundersweilern« herrührt. Die Titelvignette, der Teufel in Satyrgeſtalt und Fiſchſchwanz mit Woldemars Kopf zur Hölle fahrend, ſcheint auf einem Portrait Jacobis zu beruhen, das ſich bisher nicht nachweiſen ließ[10]; auch

auch die Schlußvignette, der Kritikus, der dem Autor und Leſer die Zunge herausſtreckt, zeigt viel Humor.

Ob Jacobi von der Drucklegung der Parodie etwas erfahren hat, erſcheint zweifelhaft; ſie wäre dann in der Polemik gegen Goethe gewiß nicht übergangen, wird aber nur von Anna Amalia und Böttiger erwähnt. — Doch die alles heilende Zeit löſte auch dieſe Spannung. Schon am 2. Oktober 1782 bot Goethe dem alten Freunde die Hand zur Verſöhnung; und er täuſchte ſich nicht in dieſer edlen Natur. Jacobis Reiſe nach Weimar im Herbſt 1784 trug dann weſentlich dazu bei, das alte Vertrauen wieder zu erwecken; und den letzten Reſt einer Mißſtimmung zu tilgen, wählte Jacobi im Jahre 1794 das vornehmſte Mittel, indem

dem er Goethen die zweite Auflage ſeines Woldemar (Königsberg 1794) widmete, in der beſonders der von jenem parodierte Schluß völlig umgearbeitet und überhaupt aus dem ganzen Buche ein faſt neues und weit wohltuenderes gemacht war. Die Dedikation, nur Goethe in ihren zarten Andeutungen verſtändlich, lautet: »Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen; ſchwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir; ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlſt dieſes Wort, alter Freund, und drükſt mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern. Zwanzig Jahre ſind verfloſſen ſeitdem unſre Freundſchaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären ſchon von Kindesbeinen an? und Du gabſt zur Antwort: dieſe Liebe wäre ſo neu, daß ſie, wenn es Wein wäre, nicht zu genießen ſein würde. — Ein edler Wein iſt ſie geworden.« Goethe dankt am 26. April 1794: »Was ſo ein Wort, das uns an frühere Zeiten ſo lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber ſo gern ſchwäzte! Geſchrieben iſt es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank daß du bey einer ſo ſchönen Gelegenheit unſrer alten Freundſchaft gedenken wollen und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich[11].»

Aber auch in dieſer neuen Bearbeitung machte Woldemar kein Glück; vergebens verſuchte Wilhelm v. Humboldt in einer ausführlichen Beſprechung der Jenaiſchen

iſchen Allgemeinen Literaturzeitung durch Hervorhebung der philoſophiſchen Vorzüge die Schwächen der dichteriſchen Kompoſition zu verdecken. Zwei Jahre darauf erſchien Friedrich Schlegels vernichtende Kritik der letzten Ausgabe von 1796, die das Urteil über den Roman dahin zuſammenfaßt: er ſei nicht eine Darſtellung der Menſchheit, ſondern nur der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit[12]. Im letzten Grunde alſo eine Beſtätigung von Goethes Spott, deſſen Herbigkeit tief in ſeiner künſtleriſchen Überzeugung begründet lag.

Anmerkungen.

[1] Zu Seite 11: Sophie la Roche an Wieland, 12. IX. 1779, bei K. Wagner, Briefe an J. H. Merck, Darmſtadt 1835, S. 180; Wielands Antwort bei R. Zöppritz, aus F. H. Jacobis Nachlaß, Leipzig 1869, II., 175, an demſelben Tage an Merck bei K. Wagner a. a. O. S. 179. — Jacobi an Goethe, 15. IX. 1779, im Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, S. 53; „Auszug aus einem Schreiben von Frau Schloſſer zu Emmendingen an F. H. Jacobi", 31. X. 1779, ebda. S. 57. Vgl. ferner Anmerkung 3.

[2] Zu Seite 18: Vgl. folgende faſt gleichzeitige Aufzeichnung in Goethes Tagebuch vom 14. Juli 1779 (I, 88): „Gedancken über den Inſtinckt zu irgend einer Sache. Jedes Werck was

was der Menſch treibt, hat möcht ich ſagen einen Geruch. Wie im groben Sinn der Reuter nach Pferden riecht, der Buchladen nach leichtem Moder und um den Jäger nach Hunden. So iſts auch im Feinern.“

[1] Zu Seite 21: Jacobi an Boie (unvollſtändig und undatiert, Herbſt 1779) bei K. Weinhold, H. C. Boie, Halle 1868, S. 221; Gräfin Auguſte zu Stolberg und Boie an Sophie la Roche (auch Klopſtocks Intereſſe an dem Klatſch bezeugend) bei R. Haſſencamp, Aus alten Briefen (Nord und Sud, Band 73, Heft 219, S. 338). — Jacobi an Johann Georg Forſter, 13. XI. 1779, Zöppritz I, 21; ein früherer Brief, der am 1. XI. 1779 in Kaſſel eintraf, iſt verloren. Forſters Antworten vom 2. und 29. XI. 1779 in J. G. Forſter's Briefwechſel, Leipzig 1829, I, 230. 239 (Gervinus VII,

131. 186) ſind, wie mir Albert Leitzmann freundſchaftlich aus den Originalen nachweiſt, ziemlich korrekt abgedruckt, nur iſt Briefwechſel I, 231, Zeile 10 für „überlaſſen" zu leſen „überliefern", 12 „Ihren ſchönen Himmel", 16. 17 „kalt von der Gloſſe triefe" (wie bei Klopſtock), 232, 1 „Feind und Freund" 10 „regen" 12 „Göthen geſehen, geſprochen" 20 „ja" fehlt 21 „ungerecht und lieblos" 233,6 „Woldemarn" „ſagte dazu" 20. 21 „Mittag" 234, 17 „ſolchen Kerlen" 237, 15 „einen nahen gänzlichen" und auf Seite 239, wie ſchon vermutet wurde, an den mit Sternchen bezeichneten Stellen „Goethe" einzuſetzen. Forſters Rezenſion des Woldemar, die bei Gervinus fehlt, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen von 1782, Stück 7. — Gleim an Jacobi, 21. XI. 1781 (Goethe

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach! aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt, er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit; er ſtarb einen Reiterstod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmahl des Tags, und ſchickt mich zehnmahl des Tags, zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

(Goethe Jahrbuch XXVIII, 241). — Heinſe an Jacobi, 8. XII. 1780 (Laube IX, 89), hier nach dem Original mit der bisher unbekannten ſcharfen Äußerung über Wieland. — Über Knebels Vermittlungsverſuch in Pempelfort, Herbſt 1780, vgl. Jacobi an Heinſe, 24. IX., 1780, bei Zöppritz I, 39. — Im April 1781 ſchickt Jacobi die ſämmtlichen Briefe an Lavater, dieſer gibt ſie am 22. April 1781 zurück (Zöppritz I, 43) und ſchreibt noch an demſelben Tage an Goethe (Schriften der Goethe-Geſellſchaft XVI, 171); Goethes Antwort vom 7. Mai 1781 ebda. S. 177. — Leſſing erfuhr davon bei Jacobis Beſuch in Wolfenbüttel, Juli 1780 (E. Schmidt ^{2}II, 601 f.); ſein Urteil darüber, gewiß nicht zu Gunſten Goethes, iſt leider nicht bekannt, ſein Dankbrief für den Woldemar

mar bei Lachmann-Muncker XVIII, 342.

[4] Zu Seite 24: J. Falk, Goethe aus näherm perſönlichen Umgange dargeſtellt, Leipzig 1836, S. 139. Gleims zweiter Beſuch in Weimar fällt in den Juli 1777, vgl. Wielands Ausgewählte Briefe III, 279f.

[5] Zu Seite 26: Eckermanns Geſpräch mit Goethe am 26. September 1827 (III, 190), A. Stahr, Weimar und Jena I, 58, Düntzer, Freundesbilder aus Goethes Leben, Leipzig 1853, S. 167.

[6] Zu Seite 29: Anna Amalia an Merck, 4. XI. 1779, bei K. Wagner, Briefe an J. H. Merck, Darmſtadt 1835, S. 189; über einen zweiten vermutlich aus derſelben Privatpreſſe hervorgegangenen Druck (F. H. v. Einſiedels „Buch vom ſchönen Wedel", Fulda 1779) vgl. den von A. Kippenberg und mir veranſtalteten

veranſtalteten Neudruck zum Leipziger Bibliophilentag, 29. XI. 1908.

[7] Zu Seite 58: Vgl. Werke (Weimariſche Ausgabe) XVI, 80.

[8] Zu Seite 58: „Myrons Kuh", Werke XLIX, 2, 10.

[9] Zu Seite 61: G. Wuſtmann, Aus Leipzigs Vergangenheit, Leipzig 1885, S. 240.

[10] Zu Seite 62: Im Goethehauſe hängt nur ein Stich von Jacobis Portrait, „Hemsterhuis amicus ad viv. delin. Düsseld. d. 2. Mart. 1781", mit der ironiſchen Notiz von fremder Hand: „H. Jacobi, ſo wie er bey J. F. Nikolai zu Berlin für 8 Groſchen zu haben iſt."

[11] Zu Seite 25: Goethe an F. H. Jacobi, 26. IV. 1794, im Briefwechſel zwiſchen Goethe und F. H. Jacobi, Leipzig 1846, S. 182, Briefe X, 153.

[12] Zu Seite 66: Wilhelm v. Humboldts Geſammelte Schriften, ed. A. Leitzmann

A. Leitzmann I, 288, Charakteriſtiken und Kritiken. Von A. W. Schlegel und F. Schlegel. Königsberg 1801, I, 28. — Die weiteren, wechſelnden Beziehungen Jacobis zu Goethe können hier nicht berückſichtigt werden; auch nach Düntzer und den beiden neueſten Unterſuchungen über Jacobis Philoſophie von Richard Kuhlmann (Leipzig 1901) und Friedrich Alfred Schmid (Heidelberg 1908) iſt noch Raum für eine zuſammenfaſſende Darſtellung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt in Leipzig
bei Poeſchel & Trepte

Goethe

Wilhelm Meiſters
theatraliſche Sendung.

Goethe

Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung

Nach der Schultheß'ſchen Abſchrift
herausgegeben von

Harry Maync.

MDCXL

4118

Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmahl ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen, quoll aus ſeinem Gebeth. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damahls führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hälteſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmahl ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach! fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Universität
München
Bibliothek

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1911 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger Stuttgart.

Druck der Union Deutsche Verlagsgeſellſchaft in Stuttgart.

Barbara Schultheß

zum Gedächtnis.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Einleitung.

1.

Bei der Erſchließung des Goethe-Archivs im Jahre 1885 hatte man gehofft, auch auf ein verſchollenes Goetheſches Jugendwerk zu ſtoßen, deſſen Verluſt man immer wieder heiß beklagt hatte, auf „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung“, die älteſte Form von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“. Wie dieſe Hoffnung getäuſcht wurde, das ſpricht mit tiefem Bedauern Erich Schmidts erſter Einleitungsſatz zu dem von ihm ſo glücklich wiedergefundenen Ur-„Fauſt“ aus. Und nun gaben wir den Ur-„Meiſter“, von dem wir ſo mancherlei aus direkten Zeugniſſen und Rückſchlüſſen wußten, für immer verloren, gleich dem Proſa-„Taſſo“, der Erwiderung auf Friedrichs des Großen „Littérature allemande“ und anderen Schriften Goethes, die trotz der gerade um ihn ſo außerordentlich bemühten Forſchung nimmer zum Vorſchein kommen wollten. Der unermeßliche literarhiſtoriſche Wert der „Theatraliſchen Sendung“ ſtand bei uns außer jedem Zweifel, wir bauten allerlei Hypotheſen auf über dem verſchwundenen Werke —

> Nur hat die Beſtätigung jedem gefehlt;
> Die habt ihr nun köſtlich in Händen!

Scharfſinnige Aſtronomen haben die Bahnen nie geſehener Sterne berechnet, und ſiehe, plötzlich eines Tages erſchienen dieſe wirklich dem Auge; ähnlich iſt in dem Kometenjahre 1910 am Goethe-Himmel unvermutet ein Stern erſter Größe aufgetaucht, ein Stern, der, obwohl nie geſchaut, uns doch nicht fremd war, den aber je noch mit Augen zu ſehen wir längſt die Hoffnung aufgegeben hatten. Seit der Entdeckung des Ur-„Fauſt“ vor nun einem Vierteljahrhundert iſt kein Goethe-Fund von ſolchem Werte gemacht worden, ja der neue überragt wohl noch den alten in ſeiner Bedeutung nicht nur für ein einzelnes Werk und ſeine Entſtehungsgeſchichte, ſondern für den Dichter und Menſchen und ihre Entwicklung überhaupt.

Nicht mir gebühret das Verdienſt, den Ur-„Meiſter“ entdeckt zu haben, und überhaupt keinem Goethe-Forſcher, ſondern einem jener Dilettanten im alten edlen Sinne des Wortes, die ſo oft ſchon die zünftige Wiſſenſchaft tief verpflichtet haben. Der eigentliche Entdecker freilich iſt auch hier wie ſo oft der Zufall geweſen. Aber Guſtav Billeter*), deſſen Name jetzt mit der Goethe-Forſchung für alle Zeit verknüpft bleibt, hat dennoch vollen Anſpruch auf perſönliche Anerkennung, weil er dieſem Zufall auf halbem Wege entgegengekommen iſt. Billeter iſt Lehrer der alten Sprachen am oberen Gymnaſium in Zürich und hat ſeine Liebe zu

---

*) Vgl. ſeine Schrift „Goethe, Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erſte Faſſung von Wilhelm Meiſters Lehrjahren“ (Zürich, Raſcher & Co., 1910); der Verfaſſer gibt darin nach einer kurzen Einführung eine von ſchöner Begeiſterung getragene erſte Würdigung und umfangreiche Textproben. Vgl. auch meine zum größten Teil in dieſer Einleitung aufgegangenen Arbeiten: „Der ‚Wilhelm Meiſter‘ und der große Züricher Goethe-Fund. Vortrag, gehalten auf Einladung des Freien Deutſchen Hochſtifts zu Frankfurt a. M. am 9. April 1910“ (Deutſche Rundſchau, Maiheft 1910) und „‚Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung‘. Der große Züricher Goethe-Fund“ (Goethe-Jahrbuch 1910, S. 43 ff.); ferner: H. G. Gräf, Goethe über ſeine Dichtungen, erſter Teil, Bd. 2, S. 696 ff. (Frankfurt a. M. 1902), G. v. Schultheß-Rechberg, Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes (Zürich 1903), Eugen Wolff, Mignon. Ein Beitrag zur Geſchichte des „Wilhelm Meiſter“ (München 1909), Hans Berendt, Goethes „Wilhelm Meiſter“. Ein Beitrag zur Entſtehungsgeſchichte (Dortmund 1911). — Ich möchte im Hinblick auf Buch 2, Kap. 6 der „Sendung“ an dieſer Stelle auch auf die in der neuen Morriſchen Ausgabe des „Jungen Goethe“ (Bd. 3, S. 100) reproduzierte Goetheſche Zeichnung „Gerichtsſzene“ hinweiſen.

Goethe auch auf ſeine Schüler zu übertragen verſtanden. Und da kommt nun einer von ihnen im Dezember 1909 zu ihm mit einer Handſchrift, die ſeit langen Jahren im Schreibtiſche ſeines Vaters liegt: ob das wohl irgendwie von Bedeutung ſei. Billeter lieſt auf dem Umſchlag: „Manuſkript von Goethes Buch Die Leiden des jungen Werther“; ein kurzes Blättern genügt, ihm zu zeigen, daß es ſich in Wahrheit um „Wilhelm Meiſter“ handelt. In der Annahme, eine Abſchrift der „Lehrjahre“ vor ſich zu haben, legt er das Manuſkript einſtweilen zurück, um erſt eine wiſſenſchaftliche Arbeit abzuſchließen. Nach deren Vollendung nimmt er, am letzten Tage des Januar 1910, die Blätter zu genauerer Prüfung wieder vor: jetzt entdeckt er auf Schritt und Tritt unbekanntes Land und ſtößt vor dem dritten Buche auf den Titel „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung“. Alsbald befragt er die gelehrte Spezialliteratur, und nicht lange, ſo weiß er, was das Glück ihm in die Hand geſpielt hat. Zu meiner Freude war es meine kommentierte Ausgabe des „Wilhelm Meiſter“*), die ihm die Aufklärung gab, und dieſem Zufall danke ich denn zum Teil auch die hohe Ehre und Freude, daß man gerade mich mit der Aufgabe der Herausgabe betraute und mir Ende Juni vorigen Jahres die koſtbare Handſchrift zur Bearbeitung übergab. Einen zweiten Grund, mir die erſte wiſſenſchaftliche Ausbeutung des großen Fundes zu übertragen, bildete der Umſtand, daß ich an einer Schweizer Univerſität das Fach der deutſchen Sprache und Literatur vertrete, und da das Werk in der Schweiz gefunden worden iſt, ſo ſollte es billig auch von der Schweiz aus hingehen in alle Welt.

2.

Rufen wir uns kurz in Erinnerung, was die Schweiz für Goethe bedeutet, berichten wir, wie es geſchah, daß „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung“ gerade hier zum Vorſchein kommen konnte.

---

*) Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Band 10 und 11 (Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut, o. J. [1903/04]).

Goethe hat zu wiederholten Malen die Schweiz aufgeſucht. In „Dichtung und Wahrheit“ erzählt er beſonders anmutig von der erſten dieſer Schweizer Reiſen im Jahre 1775, aber auch in einem ſelbſtändigen Werke, den „Briefen aus der Schweiz“, hat er ſeine Erinnerungen an dieſe erſte wie die an ſeine zweite Reiſe vom Jahre 1779 niedergelegt. Nebenher gehen mannigfach ſonſtige Reminiſzenzen an Schweizer Eindrücke. Auf dem Züricher See iſt eines der ſchönſten Lili-Lieder entſtanden, vor dem Staubbach im Lauterbrunner Tal dichtet Goethe den „Geſang der Geiſter über den Waſſern“. Ein Singſpiel „Jery und Bätely“ iſt in den Bergen des Kantons Uri lokaliſiert, und wir wiſſen, daß Goethe ſich lange mit dem Plan einer Tell-Dichtung getragen hat. Schweizer Eindrücke glauben wir zu ſpüren in herrlichen Szenen des „Fauſt“, und in Mignons Lied „Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn“ wie in den erſten Kapiteln der „Wanderjahre“ ſchwebt wohl der Gotthard mit ſeinen düſteren Höhlen und den ſeine Paßſtraße belebenden klingelnden Saumtieren vor.

Die erſte der Schweizer Reiſen iſt die Geniereiſe, die Goethe mit den Brüdern Stolberg in der bekannten Werther-Tracht unternahm. Sie dient dem Verſuch, ob er Lili, die ihn glücklich und unglücklich machte, „nicht entbehren könne“. Bald zwar zieht es ihn zurück — „vaterlandwärts, liebwärts“ —, aber was ihm die Heimat Hallers dennoch geworden iſt, ſagt ein Brief an die Karſchin: „Von meiner Reiſe in die Schweiz hat die ganze Zirkulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen.“ Und vollends bleibt allezeit ein Ruhmestitel für Helvetien ein Brief Goethes an Sophie Laroche: „Mir iſt wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz iſt; nun geh mir's wie's wolle, hab ich doch immer da eine Zuflucht.“ Schon 1779 ſucht der Goethe der Weimarer „zehn Jahre“ abermals hier Zuflucht, zu der Zeit, da die „Theatraliſche Sendung“ entſtand, wenngleich gerade für das Jahr 1779 als einziges in der mit 1777 anhebenden langen Reihe keine ſchriftliche Arbeit an dem Werke bezeugt iſt. Diesmal will Goethe nicht ſowohl ſelbſt ausſpannen und neue große Eindrücke ſuchen, als einen anderen deſſen teilhaftig werden laſſen, was ihm die Schweiz vier Jahre zuvor gegeben hat. Herzog Carl Auguſt, deſſen Erziehung auch eine der damals freiwillig übernommenen und mit Treue und Erfolg durchgeführten Miſſionen Goethes iſt, ſoll einmal ganz herausgeriſſen werden aus dem betäubenden und verflachenden Hoftreiben daheim. Der Eindruck einer erhabenen Natur und der Eindruck eines großen Mannes ſollen ihn läutern und fördern. Lavater in Zürich iſt dieſer große Mann, iſt „Siegel und oberſte Spitze der ganzen Reiſe“. Erhoben und beglückt, wie es in „Ilmenau“ heißt, kehren die beiden heim; ein Denkmal für den Weimarer Park wird geplant, das dem Dankgefühl gegen die Schweiz Ausdruck geben ſoll. An perſönlicher Bedeutung für Goethe reicht an dieſe beiden Schweizer Reiſen die dritte vom Jahre 1797 nicht heran; auf ihr iſt der Schweizer Maler Heinrich Meyer von Stäfa Goethes Genoſſe, der ja viele Jahre lang auch in Weimar als treuer und hochgeſchätzter Freund des Dichters Haus teilte.

Unter den Perſönlichkeiten des Züricher Freundeskreiſes, der ſich um den faſt vergötterten Lavater ſcharte, und mit dem auch Goethe 1775 bekannt wurde, nimmt für ihn die erſte Stelle ein Frau Barbara Schultheß, die Gattin des Fabrikanten David Schultheß zum Schönenhof. Schon in der Heimat hatte Goethe durch Lavater von dieſer trefflichen Frau gehört, ſchon vorher war er mit ihr in einen Briefwechſel getreten, der dann viele Jahre angehalten hat und aus deſſen leider nur geringen Reſten wir den ſchönſten Einblick in das Verhältnis dieſer beiden edlen Menſchen gewinnen. Frau Bäbe gebührt unter den beſten und treueſten Freundinnen Goethes allezeit ein Ehrenplatz. Sie iſt das, was Goethe eine „Natur“ zu nennen liebt. Eine Frau von warmem Gemüt und einem ausgeſprochen mütterlichen Weſen, wie es auch Frau Aja ſo herrlich ziert; dabei eine Frau von großer Selbſtändigkeit und Feſtigkeit, durch und durch geſund und tüchtig, dazu klug und fein. Eine „Männin“ und „die Immergleiche“ nennt ſie Lavater, „die Herzliche“ unſer Dichter, dem bei der liebevollen Schilderung der „Schönen-Guten“ in den „Wanderjahren“ ſicherlich ihr Bild vor Augen ſteht. Auch aus Italien hat er ihr, mit der er das „Du“ wechſelte, fleißig geſchrieben, und auf der Rückreiſe von Rom macht er einen beträchtlichen Umweg, um ſie wiederſehen zu können: in Konſtanz verleben die beiden acht glückliche Tage; Zürich wird Lavaters wegen, den Goethe jetzt mit ganz anderen Augen betrachtet, gemieden. Noch einmal ſucht Goethe ſie auf ſeiner dritten Schweizer Reiſe auf; aber ſchon hier zeigt ſich, daß er inzwiſchen ein anderer geworden iſt; der Goethe nach Italien, der gegen das Chriſtentum ſchreibt und eine Chriſtiane ins Haus nimmt, wird der frommen, ſittenſtrengen Freundin Lavaters immer fremder. Mit tiefem Schmerze ſieht ſie, wie ſich ihre Wege teilen, aber nicht ſie, die Immergleiche, iſt es, die das Verhältnis abbricht, und niemals hat ſie den Dichter vergeſſen*).

Wie Charlotte v. Stein, die von Zügen der Eiferſucht auf ſie nicht ganz frei geblieben zu ſein ſcheint, gehört auch Barbara Schultheß in den Jahren vor der italieniſchen Reiſe zu den Vertrauteſten, denen auch der Dichter Goethe ſich gern offenbart. Auch auf ſie paßt das Wort der Prinzeſſin im „Taſſo": „Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen, daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen." Mit dankbarer, verſtändnisvoller Freude empfängt ſie von Goethe nicht nur ſeine gedruckten Werke: „Wilhelm Meiſters Lehrjahre", „Hermann und Dorothea", ſondern auch ſeine noch unveröffentlichten: Gedichte, den „Taſſo" — „Wilhelm Meiſters theatraliſche Sendung". In einem Briefe des Jahres 1783 bittet Goethe ſeine Mutter, die ihr überſandte Handſchrift vom vierten Buche des „Wilhelm Meiſter" an Frau Schultheß weiterzuſchicken; er hatte ſich ein beſonderes Käſtchen anfertigen laſſen zur Aufnahme einer Ur-„Meiſter"-Abſchrift. Und nicht genug, daß Frau Bäbe das Manuſkript förmlich verſchlang (ſchon um es bald wieder nach Weimar zurückgehen laſſen zu können), ſie ſetzte ſich auch mit ihrer älteſten Tochter Bäbe hin und ſchrieb ſich nach und nach das Ganze ſein ſäuberlich ab. In der jüngeren Bäbe Tagebuch der Jahre 1783—85 können wir verfolgen, wie die „Meiſter"-Sendungen aus Weimar einlaufen, wie begeiſternd ſie wirken und wie die Abſchrift entſteht. Und dieſe Abſchrift iſt es, die uns heute den Ur-„Meiſter" darſtellt, während das Originalmanuſkript wohl vernichtet wurde. Dieſe Abſchrift iſt es, die ſich jetzt nach hundertfünfundzwanzig Jahren im Hauſe eines Nachkommen der teuren Frau zufällig vorgefunden hat. So beſitzen wir ja auch den Ur-„Fauſt" in der ſorgſamen Abſchrift einer Goetheſchen Freundin, des weimariſchen Hoffräuleins Luiſe v. Göchhauſen. Es iſt eine ſchöne Fügung, daß wir die Erhaltung zweier köſtlicher Werke des frauenhafteſten der Dichter der treuen Sorgfalt feinſinniger Verehrerinnen zu danken haben!

---

*) Man hat aus dem Umſtande, daß in Goethes Schriften Barbara Schultheß nirgends genannt wird, Schlüſſe über ſeine Stellung zu ihr ziehen wollen. Demgegenüber zeigt ein kürzlich aufgefundenes Schema zur Fortſetzung von „Dichtung und Wahrheit" (Goethe-Jahrbuch Bd. 28, S. 13), daß der Dichter die Abſicht hatte, das Bild ſeiner Schweizer Freundin an ſo bedeutungsvoller Stelle zu verewigen.

3.

Man hat den „Wilhelm Meiſter" die perſönlichſte aller Goetheſchen Dichtungen genannt. Auch dieſer Roman iſt, wie der „Fauſt", eines ſeiner ganz großen Lebenswerke, und abgeſehen vom „Fauſt" hat keines ihn länger in Anſpruch genommen: mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwiſchen den erſten Fundamentierungsarbeiten in der „Theatraliſchen Sendung" und dem Aufſetzen des letzten Notdaches in den „Wanderjahren". Der junge Goethe und der alte Goethe haben Teil daran; es iſt ein Werk, das, ganz wie der „Fauſt", die verſchiedenen Schaffensperioden in verſchiedenen Schichten der Arbeit deutlich erkennen läßt. Der „Wilhelm Meiſter" iſt kein Werk aus einem Guß, wie der „Götz" oder der „Werther", ſondern ein vielfach zuſammengeſetztes. Starke Verſchiedenheiten in bezug auf Tendenz, Stimmung, Stil beeinträchtigen die Einheit der Dichtung und erſchweren uns das Verſtändnis. Auch Goethe ſelbſt hat das ſehr deutlich empfunden und den Roman als eine ſeiner „inkalkulabelſten Produktionen" bezeichnet, zu der ihm „faſt ſelbſt der Schlüſſel fehle". Wer daher das Werk voll verſtehen will, muß vor allem ſeiner *Entſtehungsgeſchichte* nachgehen.

Das älteſte erhaltene Zeugnis für Goethes Arbeit am „Wilhelm Meiſter" fällt in den Februar des Jahres 1777, alſo nur drei Jahre nach Vollendung des „Werther":

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht. — Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbitz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freyheit! Freyheit! Er ſtirbt.

Eliſabeth. Nur droben, droben bey dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Goethe vermerkt kurz in ſeinem Tagebuche, daß er im Garten daran diktiert habe. Aber die wirklichen Anfänge reichen wohl noch weiter zurück. Wenn Goethe z. B. in den im Oktober 1776 verfaßten „Geſchwiſtern" die Liebenden Wilhelm und Mariane nennt und jenen zum Kaufmann macht: ſollten das nicht Anleihen aus dem keimenden großen Roman ſein?*) Ja, wahrſcheinlich geht deſſen Konzeption, wie Berendt gezeigt hat, gar noch in die Frankfurter Zeit (etwa bis ins Jahr 1773) zurück, die ſich ſo greifbar deutlich in ihm widerſpiegelt: nicht nur die Knabenzeit und die Freude am Puppentheater; wir denken wohl auch bei Wilhelms Krankengeſchichte in Buch 2, Kap. 1 der „Sendung" an den leidend aus Leipzig zurückgekehrten Studenten Goethe, und für die Schilderung Marianens hat doch wohl auch Lili Züge geliehen. Schon im Juli des Jahres 1777 berichtet Knebel, Goethe habe „ſeine neue Kompoſition von ‚Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung' vorgeleſen, welches ein ſehr fein Werk iſt". Aber nicht bloß die Nächſten in Weimar, ſondern, wie wir geſehen haben, auch ferne Freunde läßt Goethe an ſeinem entſtehenden Werke teilnehmen, ſo den Darmſtädter Merck, dem er im Jahre 1780 mitteilt, er ſei bereit, „das ganze Theaterweſen" in dieſem Roman vorzutragen. Fünf Jahre ſpäter meldet der Dichter der Frau v. Stein, er habe endlich das ſechſte Buch und damit den erſten Teil ſeines Romans geendigt. Dieſe ſechs Bücher ſind es, die wir jetzt in der Schultheßſchen Abſchrift wieder beſitzen; ſechs folgende ſollten die „Theatraliſche Sendung" beſchließen, aber ſchon in Buch 7 ſcheint Goethe bald ſtecken geblieben zu ſein, und der Plan des Weiteren, den er im Jahre 1785 niederſchrieb, iſt uns nicht erhalten. Die Arbeit gerät ins Stocken. Goethe überſchreitet die Waſſerſcheide „Italien", und es iſt ein anderer Dichter, der in einer zweiten großen Arbeitsetappe ein weſentlich verändertes Werk langſam zum Abſchluß bringt. Aus Rom ſchreibt er im Jahre 1787 an den Herzog Carl Auguſt,

---

*) Wilhelm heißt auch der Adreſſat der meiſten Briefe Werthers, Marianne eine Schweſter Lottes und ebenſo eine Perſon in dem Singſpiel „Lila".

1789

er möchte den Roman mit dem Eintritt ins vierzigſte Jahr endigen, aber aus demſelben Jahre bemerkt ſehr bezeichnend die „Italieniſche Reiſe“: unter dieſem Himmel möchte die Fortſetzung wohl nicht möglich ſein. Das Werk war Goethe fremd geworden, andere ließ er ihm vorgehen. Erſt im Jahre 1791 denkt er jenen Plan der Bücher 7 bis 12 wieder durch und ſpricht zwei Jahre ſpäter von ſeinem „alten Roman“, den er im nächſten Jahre „mit Gewalt“ zum Abſchluß bringen wolle. Es bedarf dazu eines äußeren Zwanges, den Goethe ſich dadurch auferlegt, daß er im Jahre 1794 den Roman an den Berliner Verleger Unger verkauft. Und nun geht, vom dritten Buch an unter Schillers eifrigem Anteil, die große Umarbeitung oder „Wiedergeburt“ des Werkes für den Druck vor ſich. Von veränderten Geſichtspunkten aus werden die alten ſechs Bücher der „Theatraliſchen Sendung“ mehr oder weniger radikal aufgelöſt, zuſammengeſtrichen und umgeſchrieben (ihnen entſprechen die vier erſten Bücher und einige Kapitel des fünften Buches der neuen gedruckten Faſſung). Sie ſtellen für Goethe, wie er einmal gegen Herder bemerkt, jetzt nichts mehr vor als eine „Pſeudokonfeſſion“, die er ſich „vom Herzen und Halſe“ ſchaffen müſſe, und jetzt erſt, an der Hand der „Theatraliſchen Sendung“, ſehen wir, wie recht der Dichter hatte, als er Schiller gegenüber verſicherte, daß er im eigentlichen Sinne nur noch der Herausgeber des vor langen Jahren Niedergeſchriebenen ſei. Auch der alte Titel des Romans mußte fallen, der neue, „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“, begegnet uns zum erſtenmal im Jahre 1793 auf einer Kopiſtenquittung; zu Anfang des Jahres 1795 erſcheint zu Berlin der erſte Band, mit vier Bänden zu je zwei Büchern wurde das Werk im nächſten Jahre vollſtändig.

4.

Schon die hier auf das knappſte ſkizzierte Entſtehungsgeſchichte läßt deutlich den Bruch im Bau und Gefüge des Romans erkennen, und Goethe ſelbſt hat wieder und wieder auf ihn hingewieſen. Wir beſitzen nicht zwei vollſtändige Faſſungen eines vollſtändigen Werkes, die man bequem miteinander vergleichen könnte, ſondern wir haben — ganz wie bei den „Wanderjahren" — einerſeits die Urgeſtalt nur der erſten Hälfte, anderſeits die abgeſchloſſene endgültige Faſſung, in deren erſter Hälfte jene Urform, mannigfach verändert, aufgegangen iſt. Wir können daher auch nur im Anſchluß an die fertigen „Lehrjahre" von der unfertigen „Theatraliſchen Sendung" ſprechen, ſoweit wir ſie nicht als ein Fragment für ſich betrachten wollen.

Es iſt nicht vereinzelt, daß ſich einem Künſtler bei einem großen Werke, das ihn lange Zeit beſchäftigt, der zu Anfang eingenommene Standpunkt verſchiebt, ja daß ſchließlich etwas ganz anderes herauskommt, als eigentlich geplant war. Ein Kunſtwerk wächſt mit ſeinem Schöpfer, ein Künſtler wächſt mit und an ſeiner Schöpfung. In ſolchen Fällen iſt es kein Wunder, wenn der Leſer, der nur das abgeſchloſſene Werk als ſolches ins Auge faßt, auf Umbiegungen, Lücken und Widerſprüche ſtößt oder Verzahnungen und Verbindungsglieder vermißt. Ein Roman, der ſo in ſeiner ganzen Anlage und Tendenz und damit auch in ſeiner künſtleriſchen Eigenart ſich während der Arbeit verändert hat, iſt z. B. Immermanns „Münchhauſen". Einem „Knaben, der ſich auf einmal in ſeinem 15. Jahre herumwirft", vergleicht der Dichter ſelbſt dieſes Werk, das von Haus aus nur ein ſatiriſcher Zeitroman werden, das äußere Leben im Hohlſpiegel auffangen ſollte, um erſt ſpäter aus tiefſtem inneren Erleben heraus der Satire die reinſte Poeſie und dem negativen das poſitive, dem peſſimiſtiſchen das optimiſtiſche Element an die Seite zu ſtellen.

Ganz ähnlich verhält es ſich auch mit dem größten deutſchen Roman, dem „Wilhelm Meiſter". Es iſt hier nicht der Ort, eine auch nur annähernd erſchöpfende Analyſe dieſes ſchier unerſchöpflichen Werkes zu geben, die ganze Bedeutung des neuen Fundes auch nur ſkizzenhaft zu erörtern; bloß einige Hauptgeſichtspunkte kann und will ich hier herausheben.

Schiller, der die Schlußredaktion der „Lehrjahre" mit den feinſinnigſten und förderndſten Erörterungen einer wahrhaft produktiven Kritik begleitet hat, geſteht dem Freunde im Juli 1796, daß er zwar bisher die Stetigkeit, aber noch nicht die Einheit des Romans recht gefaßt habe; worauf Goethe erwiderte, er glaube ſelbſt kaum, daß eine andere Einheit als die der fortſchreitenden Stetigkeit in dem Buche zu finden ſein werde. Noch mehrmals hebt Schiller des weiteren hervor, daß nach ſeinem Gefühl die Hauptidee nicht genügend ſtark herausgearbeitet ſei, und ſehr bezeichnend iſt es auch, daß eine ſo klar blickende und geſund urteilende Goethe-Leſerin wie Goethes Mutter im Schluſſe des achten Buches nicht das Ende der „Lehrjahre“ erblicken, ſondern feſt auf einen noch ausſtehenden fünften Band rechnen konnte.

Goethe war ſich von Anfang an deſſen bewußt, daß ſein urſprünglicher Plan, ſoweit er überhaupt einen ſolchen deutlich vor ſich ſah, ſich im Laufe der Arbeit mehr und mehr wandle. Er liebe das Werk, nicht wie es ſei, ſondern wie es werden könne, ſchrieb er ſchon im Jahre 1785, alſo noch bei Abfaſſung der „Theatraliſchen Sendung“, an Frau v. Stein, und namentlich während der großen Umarbeitung war ihm nicht recht geheuer zumute. „Nach den ſonderbaren Schickſalen, welche dieſe Produktion von innen und außen gehabt hat, wäre es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konfus darüber würde. Ich habe mich zuletzt bloß an meine Idee gehalten und will mich freuen, wenn ſie mich aus dieſem Labyrinthe herausleitet.“ Aber daß er auch dieſer „Idee“ nicht ganz treu geblieben ſei, bekennt er ebenfalls Schiller gegenüber: er komme ſich vor „wie einer, der, nachdem er viele große und kleine Zahlen übereinander geſtellt, endlich mutwillig ſelbſt Additionsfehler machte, um die letzte Summe aus Gott weiß was für einer Grille zu verringern“. Dieſe Idee, die ihn geleitet habe, hat Goethe in den „Annalen“ deutlich zu machen geſucht. „Die Anfänge ‚Wilhelm Meiſters‘,“ ſo entwickelt er dort, „entſprangen aus einem dunklen Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Menſch oft etwas verſuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur verſagt iſt, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzuſtehen, er kann aber nicht mit ſich ins klare kommen, und wird auf falſchem Wege zu falſchem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falſche Tendenz, Dilettantismus uſw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, ſo entſteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er ſich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerſtrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hierdurch den ſchönſten Teil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderſamen Trübſinn. Und doch iſt es möglich, daß alle die falſchen Schritte zu einem unſchätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die ſich im ‚Wilhelm Meiſter' immer mehr entfaltet, aufklärt und beſtätigt, ja ſich zuletzt mit klaren Worten ausſpricht: ‚Du kommſt mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, ſeines Vaters Eſelinnen zu ſuchen, und ein Königreich fand!'" — Gewiß, das iſt eine wohlentwickelte Idee, und ſie entſpricht auch im ganzen der Handlung des Romans, aber erſt ſehr viel ſpäter, im Jahre 1819, hat Goethe dieſe Worte niedergeſchrieben, und es iſt zum mindeſten fraglich, ob er dieſe Idee, die ihn von Anfang an geleitet habe, nicht vielmehr erſt nachträglich aus dem vollendet vorliegenden Roman abgeleitet hat, wie wir dergleichen nicht ſelten bei ihm beobachten.

Weniger allgemein und präziſer hat Schiller wiederholt die Idee der „Lehrjahre", wie ſie ſich ihm darſtellte, formuliert. Das Ziel, bei dem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlange, ſei, daß er von einem leeren und unbeſtimmten Ideal, dem des Schauſpielers, in ein beſtimmtes tätiges Leben eintrete, aber ohne die idealiſierende Kraft dabei einzubüßen; das Theater ſei die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale.

Der „Wilhelm Meiſter" iſt ein Theaterroman. „Das Schauſpiel dauerte ſehr lange", ſo lauten gleich die erſten Worte der „Lehrjahre". Wir lernen den Helden ſofort kennen als den Geliebten einer Schauſpielerin, als einen feurigen Theaterenthuſiaſten, der ſchon ſeit den Tagen ſeiner Kindheit und einer erſten Puppenſpielaufführung nichts Höheres kennt als die Bühne, und der ſich auch als dramatiſcher Schriftſteller vielfach verſucht hat. Der Kaufmannsſtand, dem er gleich Vater und Freund ſich widmen ſoll, befriedigt ihn nicht im mindeſten. „Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben herauszureißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte ... und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen Nationaltheaters, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören.“ Die vermeintliche Untreue ſeiner Geliebten erſtickt aber dieſen Plan; er ſucht und ſcheint ihn in eifriger Kontorarbeit zu vergeſſen, erklärt ihn für einen Irrtum und weiht ſeine handſchriftlichen Theaterſtücke dem Feuertode. Ein äußerer Zufall iſt es, der ihn nach einigen Jahren dennoch einer Schauſpielertruppe zugeſellt, und wieder ſchmeichelt er ſich, es möge ihm glücken, „aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen und ſie von der Schaubühne dem lechzenden Publikum“ ſeines Vaterlandes auszuſpenden. Shakeſpeare wird der leuchtende Stern, der ihn jetzt leitet; den großen Briten, mit dem er den Vornamen gemein hat, erwählt er ſich zum Paten, Shakeſpeare, der einſt für Goethe ſelbſt der Schlüſſel zum Weltverſtändnis geworden war. Von der Wandertruppe geht er über an die angeſehene ſtehende Bühne des ihm befreundeten Direktors Serlo*). Noch einmal verſucht ſein Freund und Schwager, der tüchtige Geſchäftsmann Werner, ihn vom Glück des bürgerlichen Lebens, der praktiſchen Arbeit zu überzeugen, aber ohne Erfolg. „Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabrizieren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber uneins bin?“ Nach wahrer Bildung, nach Ausbildung ſeines inneren Menſchen zu ſtreben, iſt jetzt ſein einziges hohes Ziel, und allein auf dem Theater glaubt er es erreichen zu können. Nur dem Edelmanne ſei in Deutſchland eine gewiſſe perſonelle Ausbildung möglich, dem Bürger gehe ſeine Perſönlichkeit verloren. Einzig auf den Brettern erſcheine der „gebildete Menſch ſo gut perſönlich in ſeinem Glanz als in den oberen Klaſſen“. Das eigentliche deutſche Leben ſtagnierte damals eben, und in

Sc

!!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

---

*) Wir haben bei Serlo an F. L. Schröder in Hamburg zu denken, der hier den „Hamlet“ zuerſt auf die Bühne brachte. Im Ur-„Meiſter“ wird die Stadt noch als H*** und als ein „lebhafter und gewerbereicher Ort“ (Buch 6, Kap. 8) bezeichnet.

der Bühnenwelt des ſchönen Scheins erblickten gerade die begabteſten und feurigſten unter den deutſchen Jünglingen Zuflucht, Troſt und Erſatz. Wilhelm unterzeichnet den Kontrakt Serlos; als Hamlet, deſſen Rolle gerade ihm ganz beſonders gut liegt, hat er verdienten Erfolg, und ſo erhofft er wieder „eine neue Epoche fürs deutſche Theater“. Aber nur zu bald verſchwindet dieſes Ideal, das ernſte Schauſpiel muß der leichten Oper, dem Lieblingskinde des ſchauluſtigen Publikums, weichen, die Truppe ſinkt von der erreichten Höhe und löſt ſich auf; Wilhelm ſieht ſich als entbehrlich beiſeite geſchoben. Der Auftrag der ſterbenden Schauſpielerin Aurelie führt ihn auf das Schloß ihres einſtigen untreuen Liebhabers Lothario und in den Kreis jener weiſen und tüchtigen Männer, die ſeine Erziehung zu vollenden beſtimmt ſind. Er ſieht ſie in folgerichtiger ernſter Tätigkeit für das Allgemeine, und das Bild der Bühnenwelt verblaßt vollends; nur Verirrungen ſieht er in den Etappen ſeines bisherigen Lebens. Jarno rüttelt ihn unſanft aus ſeinem Lieblingstraum, ein talentvoller Schauſpieler zu ſein, und wieder ſchreibt Wilhelm an Werner: „Ich verlaſſe das Theater und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich in jedem Sinne zu einer reinen und ſichern Tätigkeit führen muß.“ Er ſieht, daß er Bildung da geſucht habe, wo keine zu finden war. Von ſeinen Irrtümern hat er gelernt, ſeine Lehrjahre ſind vorüber: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!“ „Hier oder nirgend iſt Amerika!“ Jarno belehrt ihn: „Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vorteilhaft, wenn er ſich in einer größeren Maſſe verlieren lernt, wenn er lernt, um anderer willen zu leben und ſeiner ſelbſt in einer pflichtmäßigen Tätigkeit zu vergeſſen. Da lernt er erſt ſich ſelbſt kennen; denn das Handeln eigentlich vergleicht uns mit andern.“ Und derſelbe Jarno ſetzt ihm ſpäter auseinander, daß der Menſch nicht eher glücklich ſei, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begrenzung beſtimme. Wilhelm iſt kein wahrer Schauſpieler, ſondern ein bloßer Dilettant, der geborene Dilettant; ſeine

Miſſion war nur eine vermeintliche, eine Selbſttäuſchung; die Bühne war nur ein Durchgangsſtadium, eine Stufe auf dem Wege zur Bildung im höchſten Sinne. Der ſchwärmende Dilettant wird zu wahrer Arbeit erzogen; der ein „Meiſter“ zu ſein vermeinte, erkennt ſich als Lehrling; er hat, wie es H. Hettner fein ausdrückt, die Schauſpielkunſt geſucht und die Lebenskunſt gefunden. Dieſe höchſte Bildung, dieſe Ausbildung zum wahren und vollen Menſchen iſt jetzt das Ideal Wilhelms, wie ſie das Ideal des ganzen erziehungsfreudigen Humanitätszeitalters und des Klaſſiziſten Goethe war. Der junge Goethe des Sturmes und Dranges hatte in Shakeſpeare und ſeinen Schauſpielen ein Höchſtes geſehen und darin ſeine „Sendung“ erblickt, ein deutſcher Shakeſpeare zu werden. Dem Goethe der Weimarer zehn Jahre zeigt ſich eine andere Miſſion: er entſagt für lange Zeit der Dichtung, um, der Forderung des Tages genügend, zu ſchaffen fürs Allgemeine, fürs große Ganze. Unter dem Bilde des jungen Wilhelm ſtellt er uns ſeine eigene Entwicklung dar.

Dieſe Idee der Bildung im Sinne des Humanitätsideals iſt die Idee von „Wilhelm Meiſters Lehrjahren“, die wir hier kurz entwickelt haben, abſehend von dem Kranze ſymboliſcher Frauengeſtalten, in denen Wilhelms irrtumreicher Weg in ſtufenmäßiger Entwicklung ſich vollendet, abſehend von der geheimen und geheimnisvollen Leitung, die von den Mächten des Turmes ausgeht, abſehend von den romanhaften poetiſchſten Geſtalten des Werkes, Mignon und dem alten Harfner, abſehend von dem, was die erſt lange ungeſtillte, dann endlich erfüllte Sehnſucht nach Italien für die Dichtung bedeutet.

Iſt dieſe Idee nun wohl von Anfang an der leitende Grundgedanke des Romans geweſen, oder war das Ziel urſprünglich ein anderes, näheres? Mit anderen Worten: Iſt der Titel der „Theatraliſchen Sendung“ wörtlich und programmatiſch zu verſtehen oder nicht? Handelt es ſich, wie in Goethes gleichzeitigem Gedicht „Hans Sachſens poetiſche Sendung“ (1776), um eine ſchließlich durchgeführte und von Erfolg gekrönte wahre Miſſion, oder iſt dieſer Titel ironiſch aufzufaſſen, wie der Name Meiſter für den ewigen Schüler Wilhelm in beiden Faſſungen nicht ohne Ironie gebraucht wird; war dieſe Sendung von Anfang an nur als eine vermeintliche, eine irrige gedacht? Minor hat ſich vor Jahren zu dieſer letzten Auffaſſung bekannt. Wohl mit Unrecht, denn wenn auch der Ur-„Meiſter“ in ſich nicht einheitlich bleibt, vielmehr offenbare Wandlungen des urſprünglichen Planes verrät und auf halbem Wege abbricht, wenn auch in ihm ſchon Wilhelm zeitweilig ſeine ſtärkſte Abneigung gegen das „Irrlicht“ der Bühne äußert und der Dichter die Anſichten ſeines Helden, dem der „Vorhang des Selbſtbetruges“ ſelten verſage (Buch 3, Kap. 12; Buch 5, Kap. 2), wiederholt ironiſiert und überhaupt in der Theaterwelt wahrlich nicht nur Licht ſieht — möglich zum mindeſten iſt es doch, daß Wilhelm im alten Plan des Romans vom erfolgreichen Theaterdichter und Schauſpieler, als den wir ihn kennen lernen, zum Regiſſeur und weiter zum großen Theaterdirektor aufſteigen und als ſolcher eine Miſſion erfüllen ſollte, wie ſie dem jungen Goethe ſelbſt wohl einmal vorgeſchwebt haben mag in jener Zeit, da die Bemühungen um ein deutſches Nationaltheater — man denke nur an Leſſing und die Hamburgiſche Entrepriſe — an der Tagesordnung waren und in ihrer Bedeutung für die deutſche Geſamtkultur weit überſchätzt wurden. Warum die Tendenz des Romans ſich wandelt? Weil Wilhelm ſich nicht mehr mit Goethe deckt. Im Jahre 1782 nennt er ihn in einem Brief an Charlotte v. Stein, auch hier ſchon übertreibend, ſein „geliebtes dramatiſches Ebenbild“, zwölf Jahre ſpäter ſpricht er von dem Roman, wie ſchon erwähnt, als von einer bloßen „Pſeudokonfeſſion“.

Jedenfalls iſt das Ur-„Meiſter“-Fragment noch durch und durch ein Theaterroman und ein Abbild von Goethes ſich entwickelnden Theatererfahrungen und -anſchauungen. Äußerlich hält ſich der Dichter noch ſehr viel mehr als in den „Lehrjahren“ in der Wandertruppenſphäre des Scarronſchen „Roman comique“, an deſſen erſt neuerdings wieder von Eugen Wolff behauptete direkte Einwirkung ich übrigens durchaus nicht glaube. Zumal die ſo lebendig geſchriebenen Bücher 3 und 4, die für uns im weſentlichen Neuland darſtellen, müſſen uns als ein bedeutſames Stück Theater- und Kulturgeſchichte des

18. Jahrhunderts von größtem Intereſſe ſein. Iſt doch die ſelbſt ſchauſpieleriſch ſo hochbegabte Prinzipalin de Retti die mit ihrer Truppe Wilhelms „Belſazar“ zur Aufführung bringt, mit ihrer männlichen Energie und ſtolzen Herrſchſucht, mit ihrer ernſten Kunſtauffaſſung, in ihren bewegten Lebens- und Liebesſchickſalen, in ihrem wechſelnden Verhältnis zu den „Puriſten“ der deutſchen Literatur und mit ihrer Erklärung „ich verbannte den Hanswurſt“ ein beinahe leibhaftiges Ebenbild der berühmten Neuberin.

5.

Wie ſchon aus unſerem Abriß der Entſtehungsgeſchichte des „Wilhelm Meiſter“ hervorgegangen iſt, waren wir über Charakter und Inhalt der „Theatraliſchen Sendung“ längſt vor der Wiederauffindung der Handſchrift mannigfach unterrichtet, und es iſt nun höchſt lehrreich, feſtzuſtellen, wie weit jene Nachrichten ſich beſtätigen, wie weit die über ſie hinausgehenden Hypotheſen ſtandhalten. Im allgemeinen ſind (um das vorauszuſchicken) die Unterſchiede zwiſchen den beiden Faſſungen nicht ſo groß, wie wir anzunehmen geneigt waren, und manche kühne Vermutung wird jetzt ebenſo widerlegt, wie einſt manche „Fauſt“-Hypotheſe beim Auftauchen des Ur-„Fauſt“ in nichts zerfiel. Vor allem gilt das von den Hypotheſen Wolffs, daß die Liebesvereinigung Wilhelms mit Mignon und ihre gemeinſame Flucht in das gelobte Land Italien das Endziel der „Theatraliſchen Sendung“ geweſen ſei.

Wir kannten von der „Theatraliſchen Sendung“ nicht nur den Titel und ein einzelnes, durch Zufall auf uns gekommenes Zitat aus dem vierten Buche, ſondern auch Entſtehungszeit und ungefähren Umfang der einzelnen Bücher, letzteres aus den erhaltenen Quittungen des Goetheſchen Kanzliſten Vogel, der auf ihnen Buch für Buch die genaue Bogenzahl ſeiner Abſchrift vermerkt. Vor allem aber haben wir Berichte einiger Perſonen, denen Goethe Abſchriften ſeines werdenden Werkes mitgeteilt hatte.

Als Ludwig Tieck im Jahre 1806 während eines Frankfurter Aufenthaltes Goethes Mutter beſuchte, erzählte dieſe ihm, — ſo überliefert ſein Biograph Köpke —, ſie habe den

Die

Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel.

„alten Wilhelm Meiſter“ lange in ſechs handſchriftlichen Bänden auf ihrem Bücherbrette bewahrt: in dieſer alten Faſſung „ſollte die Heirat Wilhelms und Marianens den Abſchluß machen“. Das hat ſich ganz und gar nicht beſtätigt, und man muß, vorausgeſetzt, daß die Tieck-Köpkeſche Angabe richtig iſt, alſo annehmen, daß der Frau Rat ihre höchſt lebhafte Phantaſie einen Streich geſpielt hat.

Anders ſteht es mit einer auf Herder zurückgehenden Kunde vom „alten Wilhelm Meiſter“. Herder ſchreibt im Jahre 1795 an die Gräfin Baudiſſin: „Man lernte den jungen Menſchen von Kindheit auf kennen, intereſſierte ſich für ihn allmählich und nahm an ihm teil, auch da er ſich verirrte. Jetzt hat der Dichter ihm eine andere Form gegeben; wir ſehen ihn gleich da, wo wir ihn nicht ſehen mögen, können uns ſeine Verirrungen nur durch den Verſtand erklären; intereſſiert aber hat er uns noch nicht ſo ſehr, daß wir irgend mit ihm ſympathiſieren könnten. Ich habe dem Dichter darüber Vorſtellungen getan; er blieb aber bei ſeinem Sinn.“ Daß der Ur-„Meiſter“ dieſen wichtigen Unterſchied aufgewieſen habe, daß wir Wilhelm von Kindheit auf kennen lernen, iſt jetzt beſtätigt, und wir teilen wohl in dieſer Hinſicht Herders ſonſt vielfach ungerechte Bedenken gegen die „Lehrjahre“. Richten wir unſeren Blick auf einen der bedeutendſten Romane des 19. Jahrhunderts, einen großen Bildungsroman gleich dem „Wilhelm Meiſter“, deſſen Vorbild vielfach in ihm erkennbar wird. Auch von Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ beſitzen wir bekanntlich zwei Faſſungen. In der alten führt der Dichter uns ſeinen Helden ſogleich als Jüngling vor, der ſich anſchickt, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, um ſich in München zum Maler auszubilden. In München lieſt er dann ein altes Manuſkript wieder durch, in dem er ſchon daheim die Erinnerungen an ſeine Knabenzeit niedergelegt hatte. Dieſe im Druck faſt tauſend Seiten umfaſſende und den Fluß der Erzählung empfindlich ſtörende Jugendgeſchichte des Helden holt als Rückblick — im Ich-Stil — nach, was wir gern zu Anfang gewußt hätten, und ſo hat denn Keller unſeren vollen Beifall, wenn er in ſeiner Umarbeitung des Romans uns ſeinen Heinrich Lee von Kindheit auf kennen lernen läßt. Das Umgekehrte macht

Goethe. In der zweiten Faſſung des „Wilhelm Meiſter“ tritt uns der Held ſogleich als erwachſener junger Mann entgegen, der uns rückſchauend hie und da von ſeiner Jugend erzählt, während die erſte Faſſung ſtatt deſſen eine geradlinig fortlaufende, chronologiſch natürliche Erzählung bot, einen Werdenden zeigte. Hier, in der „Theatraliſchen Sendung“, lernen wir Wilhelm alſo von Kindesbeinen an kennen, und ſeine „theatraliſche Miſſion“ wird uns dadurch allerdings wohl deutlicher begreiflich gemacht. Im behaglichſten Erzählerton führt uns Goethe in ſeines Helden Knabenzeit, und mit allen Reizen intimer Stimmung malt er uns alsbald das epochemachende Chriſtfeſt aus: wir erleben es mit, wie Wilhelms prächtige alte Großmutter, die uns ſogleich ans Herz wächſt, den von den eigenen Eltern vernachläſſigten Kindern die Marionetten zuſammenbaſtelt. Wir ſehen ſelbſt die Spannung und das Entzücken bei der erſten Aufführung,“beobachten zumal, wie beſonders Wilhelm im Innerſten ergriffen wird, wir intereſſieren uns von Anfang an viel mehr für den ſtillen, verträumten, eigenartigen Knaben, der in ſeiner lebhaften Phantaſie ein eigenes, von den anderen unverſtandenes Innenleben führt. Mit dem ganzen Tiefblick für die Seele des Kindes und des Jünglings, die dem jungen Goethe eignet, ſchauen wir in dieſe Entwicklung hinein; ſteht doch Goethe ſeiner eigenen erſten Jugend, deren ſymboliſches Abbild uns ja der Roman vorführt, hier noch viel näher als bei Abfaſſung der „Lehrjahre“, und ſehr viel wahrer und natürlicher erſcheint uns darum auch der Knabe Wilhelm der „Theatraliſchen Sendung“, als etwa der Knabe Felix der „Lehrjahre“ oder gar der „Wanderjahre“, in denen er manches Unkindlich-Altkluge an ſich hat.

Während wir ſo in der ungebrochenen Linie der Urfaſſung mit eigenen Augen Wilhelms Theaterleidenſchaft erwachen und ſich entwickeln ſehen, müſſen wir uns in der endgiltigen Faſſung mit ſehr verkürzten retroſpektiven Einlagen begnügen. Statt des direkten Berichtes der naiv-objektiven Erzählung ſpricht hier Wilhelm als Erwachſener nur gelegentlich und nicht ohne abſchätzige Ironie von dieſen Dingen als überwundenen Entwicklungsſtufen. Und wem erzählt er in den „Lehrjahren“ davon? Erſtlich der eigenen Mutter, die ihm ſelbſt das Puppentheater geſchenkt hat, und die all das doch noch weit beſſer weiß als er, und ferner der Geliebten, die an der durch ſechs Kapitel gehenden Erzählung gar kein Gefallen findet, die der Dichter vielmehr mit ſehr bezeichnender Selbſtironie mehrmals über ihr einſchlafen läßt. Wir geben nach alledem Wieland (deſſen „Agathon“ freilich gerade das Vorbild für dieſe Umformung abgegeben hat) recht, der nach der Lektüre der „Lehrjahre“ im Jahre 1795 erklärt haben ſoll, das erſte Buch ſei in der Niederſchrift vor zehn Jahren viel lebendiger geweſen. Ja, in demſelben Jahre 1795 geſtand Goethe ſelbſt in einem Geſpräch, er ſei nicht mehr fähig, ſich ſeiner erſten Jugendeindrücke ſo lebhaft zu erinnern, als er es im „Wilhelm“ getan habe: denn die Lebhaftigkeit des Gedächtniſſes, mit der er den „Meiſter“ vor fünfzehn Jahren entworfen habe, ſei ihm nun bei der Ausfeilung ganz fremd geworden.

Im Ur-„Meiſter“ tritt uns ferner Wilhelms Vater gleich im erſten Kapitel leibhaft entgegen, während die „Lehrjahre“ erſt im elften von ihm reden. Und auch Wilhelms Liebe zu Mariane entwickelt ſich höchſt anſchaulich vor unſeren Augen; erſt im vierzehnten Kapitel des erſten Buches tritt ſie auf, während der Beginn der „Lehrjahre“ das Verhältnis ſogleich auf ſeiner Höhe zeigt.

6.

Minor hat einmal einſichtig ausgeführt, wie der „Wilhelm Meiſter“ aus „Rekapitulationen“ Goethes entſtanden ſei, und dabei das Biographiſche des Romans berührt. Und wie ſtark der autobiographiſche Gehalt, namentlich der erſten Bücher, auch noch in der zweiten Faſſung iſt, entnehmen wir unter anderm dem prächtigen Briefe Frau Ajas, in dem ſie den Empfang des erſten Bandes beſtätigt: „Lieber Sohn! Den beſten und ſchönſten Dank vor Deinen ‚Wilhelm‘! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — ſahe Dich und die andern Knaben drei Treppen hoch die Präparatorien zum Puppenſpiel machen —, ſahe, wie die Eliſe Bethmann Brügel vom älteſten Moors kriegte und dergleichen mehr.“ Aber im

Ur-„Meiſter“ iſt dieſes ſelbſtbiographiſche Element noch weit ſtärker und greifbarer; weit friſcher und lebendiger auch erzählt Goethe vom Puppentheater und anderen Kindheitserinnerungen hier, als ein Menſchenalter ſpäter in „Dichtung und Wahrheit“. In den „Lehrjahren“ iſt vollends manches davon verwiſcht und beſeitigt. So iſt hier nur ganz obenhin von Wilhelms Schweſtern die Rede, deren eine im ſpäteren Verläufe der Erzählung Werners Frau wird, ohne ſonſt ſelbſt irgendwie in die Handlung des Romans einzutreten. Demgegenüber führt uns der Ur-„Meiſter“ eine Schweſter Wilhelms als wirklich-mithandelnde Perſon vor; ihr Name Amelie — in den „Lehrjahren“ führt ſie überhaupt keinen — ~~iſt ein~~ deutlicher Deckname für Goethes eigene geliebte Schweſter Cornelie: hier hat der Dichter der treueſten, ja in gewiſſem Sinne einzigen Genoſſin ſeiner erſten menſchlichen und dichteriſchen Entwicklung ein Denkmal geſetzt, wie wir es bisher in allen ſeinen Werken vergebens geſucht haben. Amelie wächſt neben Wilhelm heran, und ſchon im zweiten Buche reicht ſie Wernern (bei dem wir hier an Corneliens Gatten Schloſſer denken) die Hand. Ganz in der Rolle von Cornelie erſcheint ſie uns vor allem in dem großen vierten Kapitel des zweiten Buches der „Theatraliſchen Sendung“. Das Ehepaar Werner und Wilhelm machen zuſammen einen Spaziergang. Man ſpricht von Wilhelms früheren dichteriſchen Verſuchen. Der Verfaſſer ſelbſt gibt ſie ſehr von oben herab als überwundene Dinge und puerile Exerzitien dem Spotte preis, während die liebende Schweſter ſie eifrig in Schutz nimmt. Sie erwähnt dabei ſelbſt, daß ſie ihm einſt gern dieſe Stücke abgeſchrieben habe — ganz wie Cornelie diejenigen ihres Bruders. Von früh an hat ſie, genau wie jene, alle poetiſchen Pläne mit dem Bruder geteilt, ſich in ſeine Stücke und Helden verliebt und die „ſchönen Stellen“ auswendig gelernt, von denen ſie ſogleich Proben rezitiert.

Irrig wäre es, wollte man annehmen, daß, wie die Schweſter, ſo auch die Eltern Wilhelms in der alten Faſſung der Familie Goethes näherſtänden. Im Gegenteil. Erſt in der Umarbeitung wird der Vater uns als ein Liebhaber und Sammler vorgeſtellt, wie es der Rat Goethe war. Im

Ur-„Meiſter“ iſt er ein in unglücklicher Ehe lebender unfreundlicher Mann, der ſich um ſeine Kinder nicht kümmert. Und vollends erſcheint Wilhelms Mutter urſprünglich als ein „Unhold“. Obwohl Mutter von fünf Kindern, ergibt ſie ſich einer Leidenſchaft für einen abgeſchmackten Menſchen und bringt damit Zwiſt und Hader ins Haus. Unbefriedigt und launenhaft, vermag auch ſie den Kindern durchaus nichts zu ſein und entfremdet ſich namentlich Wilhelm, den Älteſten. So erinnert hier das Elternpaar in nichts an dasjenige auf dem großen Hirſchgraben zu Frankfurt. Troſt und Zuflucht der Kinder, zumal Wilhelms, bildet in der „Theatraliſchen Sendung“ einzig die Großmutter väterlicherſeits; ſie iſt es hier ja auch, ganz wie es Goethes eigene Großmutter Goethe war, die den Kindern zum heiligen Chriſt das Puppentheater beſchert, und ſie, hier noch lebendiger geſchildert als ſpäter in „Dichtung und Wahrheit“, wird in den „Lehrjahren“ ganz beſeitigt. Auch andere Frankfurter Theatereindrücke vergegenwärtigt uns die erſte Faſſung deutlicher als die zweite; nach ihr hat Goethe wohl auch, was wir bisher nur vermuten durften, als Knabe wirklich den „Fauſt“ auf dem Puppentheater geſehen.

Von anderen Unterſchieden erwähne ich vor allem, daß der Geheimbund, der Wilhelmen (in uns oft ſo fremd und ſeltſam berührender Weiſe) leitet, erſt ſpätere Zutat iſt; demgemäß fehlt auch im Ur-„Meiſter“ jener Unbekannte vom Schluſſe des erſten Buches der „Lehrjahre“, der des Helden Anſichten vom „Schickſal“ in vordeutender Weiſe berichtigt, fehlt der Abbé. Ebenſo hat die fein ausgeführte Geſtalt von Marianens kuppelnder Dienerin Barbara ſich erſt mit der Zeit aus einer namenloſen alten Theaterſchneiderin entwickelt; erſt in den „Lehrjahren“ wächſt ſich Laertes, deſſen Rolle im Ur-„Meiſter“ zum Teil Wilhelmen zufällt, zu einer Geſtalt von voller Selbſtändigkeit aus, erſt hier erſcheint der blonde Perückenmacherlehrling, der in der „Sendung“ noch nicht den Namen Friedrich führte, als junger Edelmann und als Glied des glänzenden Kreiſes, in deſſen Mittelpunkt die „Amazone“ — auch den Namen Natalie hat die „Sendung“ noch nicht — ſteht; erſt in den „Lehrjahren“ wird uns von der Neigung der Gräfin zu Wilhelm erzählt. Die pathologiſchhyſteriſchen Züge in Mignon finden ſich — entgegen Eugen Wolffs Vermutung — ſchon in der Urfaſſung, dagegen iſt ihre ſpätere Geſchichte, die ihr den alten Harfner zum Vater gibt, ſicher auch ſpätere Erfindung des Dichters, der ja ſo vielfach ältere Motive während der Arbeit umbiegt und eben dadurch jene Uneinheitlichkeit in den Roman bringt. Nur eine Einzelheit möchte ich ſchließlich noch herausheben. Mignons Lied: „Kennſt du das Land, wo die Zitronen blühn“ beſchließt in den „Lehrjahren“ die erſte Strophe bekanntlich mit den Verſen:

Dahin! dahin
Möcht’ ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Dieſe Bezeichnung „Geliebter“ hat uns ſchon immer befremdet, denn ſie paßt nicht nur nicht zu den Anrufungen der beiden anderen Strophen, „o mein Beſchützer“ und „o Vater“, ſondern ſie paßt vor allem nicht zu Mignons ganzem tief verſchloſſenem Weſen, das jedes Bekenntnis ihrer Liebe zu Wilhelm ängſtlich zurückhält. Demgegenüber hat die „Theatraliſche Sendung“ in Übereinſtimmung mit einer uns ſchon aus Herders Nachlaß bekannten Faſſung das uns völlig einleuchtende „Gebieter“, das wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler zu „Geliebter“ geworden iſt. Andere Varianten desſelben Liedes laſſen uns dagegen die ſpätere Form der früheren vorziehen: „im dunklen Laub“ glühn die Goldorangen gewiß prächtiger als im „grünen Laub“, und eine Verbeſſerung auf Grund inzwiſchen in Italien gewonnener eigener Anſchauung iſt es, wenn Goethe das urſprüngliche „froh der Lorbeer ſteht“ ändert in „hoch der Lorbeer ſteht“.

Was ihm in den „Lehrjahren“ neue Zutaten zu ſein ſcheinen, hebt Schillers Freund Körner hervor in einem Briefe, der den Roman trefflich analyſiert. Hierbei bemerkt er auch, daß von den dichteriſchen Produkten des Helden zwar viel geſprochen, daß uns aber keines von ihnen gezeigt werde. Das war im Ur-„Meiſter“ anders. Kapitel 3 bis 5 des zweiten Buches der „Theatraliſchen Sendung“ geben uns einen tiefen Einblick in Wilhelms, und wir dürfen hier beſonders zuverläſſig ſagen: Goethes dichteriſche Anſänge. In chronologiſcher Reihenfolge werden des Helden dramatiſche Verſuche beſprochen, und wenn auch gerade dieſer Teil der Erzählung vielleicht etwas breit anmutet, ſo handelt es ſich doch nicht etwa um bloße Einlagen und Füllſel, um Proben aus eigenen Dramen, die Goethe hier bei den Haaren herbeigezogen hätte, vielmehr gehören dieſe Erörterungen und Muſterbeiſpiele durchaus zur Handlung des Romans und ſind innerlich mit ihr verbunden; auch handelt es ſich, techniſch angeſehen, nicht um trocken-ſachliche Aufzählung, ſondern es ſind gerade auch dieſe Kapitel in lebhafte Handlung und dramatiſch bewegten Dialog umgeſetzt. Wir hören zunächſt von jugendlich unreifen Nachahmungen des Plautus, dann von ſchäferlichen und endlich von bibliſchen Dramen; und hierbei eben wird unſere höchſt dürftige Kenntnis von Goethes erſten dramatiſchen Verſuchen, die er nachmals verbrannt hat, ſehr weſentlich ergänzt, denn kein Zweifel, es ſind Goetheſche Werke, die hier als Wilhelmſche zitiert und analyſiert werden; zumal hier erkennen wir in Wilhelm Goethes „geliebtes dramatiſches Ebenbild“, das übrigens auch einmal das Epitheton „der alte Hoffer“ (Buch 3, Kap. 10) erhält, das der Dichter in einem Brief an Knebel vom 13. Auguſt 1780 ſich ſelbſt gibt. So lernen wir hier vor allem Goethes jugendliches Bibeldrama „Belſazar“, von dem wir bisher nur zwanzig Verſe beſaßen, weit genauer kennen, und erfahren, während wir bisher nur von der „Laune des Verliebten“ wußten, von zwei völlig fertigen und einer ganzen Schar von unvollendeten Schäferſtücken. Wenn freilich die formſchönen Verſe im vierten Kapitel des zweiten Buches und das Mignonlied „Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen“ als Stücke aus dem Jugenddrama „Die königliche Einſiedlerin“ bezeichnet werden, ſo liegt eine dichteriſche Fiktion vor: dieſe Verſe ſind zweifellos Früchte der Weimarer Zeit und zwar erſt der achtziger Jahre, und ſo ſieht man ſich gewarnt, den autobiographiſchen Gehalt der „Theatraliſchen Sendung“ zu überſchätzen. Ebenſo hat man ſich etwa davor zu hüten, die Erzählungen in den erſten Büchern von „Dichtung und Wahrheit“ als aktenmäßige Belege für die Authentizität der Kindheitserinnerungen im Ur-„Meiſter“ nehmen zu wollen; vielmehr kann hier ſo gut wie in vielen anderen Fällen (ich erinnere nur an das Frankfurter Gretchen und dasjenige im „Fauſt") eine Rückwirkung ſpäterer Dichtungen auf die Berichte früheren Erlebens vorliegen.

7.

Überaus bedeutſam iſt der Ur-„Meiſter" namentlich auch dadurch, daß wir jetzt die Entwicklung von Goethes Proſaſtil viel genauer überblicken können als bisher. Zwiſchen den „Werther" und die „Lehrjahre", deren Vollendung durch ganze zwanzig Jahre voneinander getrennt iſt, tritt jetzt als hochwichtige Etappe die „Theatraliſche Sendung". Sie zeigt den Übergang vom Sturm und Drang zum Klaſſizismus, deutlicher noch als der „Egmont", ja wohl am reinſten unter allen Goetheſchen Werken. Dieſe Dichtung trägt namentlich auch in ſtiliſtiſcher Hinſicht einen Januskopf, der zugleich rückwärts und vorwärts ſchaut, und macht demnach in Goethes Schaffen etwa ebenſo Epoche wie im Schillerſchen der „Don Carlos". Daß die „Lehrjahre" am beſten die Eigenſchaften des Goetheſchen Stils zeigen, hat ſchon Herman Grimm hervorgehoben: wie ein Gebirge in ſeinen verſchiedenen Höhenregionen die Flora verſchiedener Zonen beherbergen könne, ſo fänden wir hier Stilproben aus allen Epochen Goethes. Und ſchon Schiller und Körner haben den Stil der „Lehrjahre" feinſinnig mit dem des „Werther" verglichen. Das Verhältnis der „Lehrjahre" zum Ur-„Meiſter" iſt zum guten Teil dasſelbe wie das der beiden „Egmont"-Redaktionen zueinander; der Dichter hat auch hier in der Schlußfaſſung dasjenige getilgt, was er dort „das allzu Aufgeknöpfte und Studentenhafte" ſeines Sturm- und Drangſtils nennt (an Frau v. Stein, 20. März 1782).

Mit der „Theatraliſchen Sendung" iſt uns nicht nur die umfangreichſte, ſondern auch die gehaltvollſte dichteriſche Leiſtung der Weimarer zehn Jahre beſchert worden, die man ſo lange irrig als eine Zeit der poetiſchen Brache hat anſehen wollen. Goethe übte damals in der Tat dichteriſche Entſagung und widmete ſich in erſter Linie ſeiner freiwillig übernommenen weltlichen Miſſion. Gerade in den achtziger Jahren war er Präſident der Kammer und mit Staatsgeſchäften überhäuft wie zu keiner anderen Zeit. Oft wollte er ſchier verzweifeln vor Sehnſucht nach künſtleriſchem Schaffen: „O thou sweet poetry! rufe ich manchmal. . . . Ich entziehe dieſen Springwerken und Kaskaden ſoviel möglich die Waſſer und ſchlage ſie auf Mühlen und in die Wäſſerchen, aber ehe ich mich's verſehe, zieht ein böſer Genius den Zapfen, und alles ſpringt und ſprudelt. Und wenn ich denke, ich ſitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Geſtalt, unbezwingliche Luſt und Flügel und geht mit mir durch." So iſt die „Theatraliſche Sendung" geſchrieben worden, und deutlich können wir ihr ſtückweiſes Entſtehen in ſolchen dichteriſchen Nebenſtunden durch alle die Weimarer Jahre verfolgen. So viele begonnene poetiſche Werke ließ Goethe damals liegen, aber der Roman läßt ihn nicht. Er ſteht im Mittelpunkt von Goethes ganzem Weimarer Schaffen. „Am Meiſter diktiert", „Meiſter ruckt" — ſolche Notizen finden wir zu Dutzenden in den Tagebüchern und Briefen der voritalieniſchen Periode, namentlich in den Briefen an die geliebte Frau, für die der Roman ja in erſter Linie geſchrieben wird. Der „Meiſter" iſt Goethes „Hauptgeſchäft" dieſer Zeit, wie in ſpäteren Jahren die Arbeit am „Fauſt" lakoniſch als „Hauptgeſchäft" notiert wird. Ja, während und in der Arbeit an der „Theatraliſchen Sendung" iſt ſich Goethe erſt recht klar geworden über ſeine eigene dichteriſche Sendung; er, der gerade damals faſt aufzugehen ſchien in ſeiner weltlichen Miſſion, der den Naturwiſſenſchaften und der bildenden Kunſt ernſthafteſtes Streben widmete, er erkannte gerade am „Meiſter", wozu er doch in allererſter Linie berufen ſei. Ich hebe nur eine Stelle aus einem Brief an Charlotte v. Stein hervor, vom 10. Auguſt 1782: „Heute früh habe ich das Kapitel im ‚Wilhelm' geendigt, wovon ich Dir den Anfang diktierte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftſteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe." Und er arbeitete an der „Theatraliſchen Sendung" mit ſolchem Feuer und innerem Anteil, daß er, wie wir wiſſen, wohl einmal in heiße Tränen ausbrechen konnte, als er während eines Rittes ſich ſeine „Lieblingsſituation“ wieder ausmalte. Dem gealterten Dichter der „Lehrjahre“ oder gar der „Wanderjahre“ konnte das nicht mehr begegnen. Ja, dieſer ging gerade ſolchen Ausführungen wohl gar aus dem Wege. Das erſte Kapitel der „Lehrjahre“ ſchließt damit, daß Wilhelm, ſehnſüchtigſt erwartet, endlich in Marianens Zimmer tritt; zum erſten Male ſehen wir die Liebenden beiſammen, aber anſtatt uns nun mit dichteriſcher Glut ihr Glück zu ſchildern, zieht der Dichter ſich zurück: „Wer wagte hier zu beſchreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszuſprechen!“ Nun, der Dichter der „Theatraliſchen Sendung“ hat es gewagt. Solcher Spuren des beginnenden Altersſtils weiſen die „Lehrjahre“ gar manche auf; ich erinnere nur an die ſtreng ſtiliſierte Wohlredenheit, über die hier auch die ungebildeten Perſonen verfügen, und die z. B. in der alten Barbara Erzählung von Marianens Unglück recht unrealiſtiſch und unwahrſcheinlich wirkt. Auf Schritt und Tritt beobachten wir bei der Vergleichung der beiden Faſſungen, wie Goethes Stil ſich vom Individuellen zum Typiſchen entwickelt, was dann ja in den „Wanderjahren“ ſeinen letzten, oft ſo ſteif, ja ſogar zuweilen unfreiwillig komiſch anmutenden Ausdruck erhält. Im zweiten Kapitel des Ur-„Meiſter“ wird erzählt, wie im Puppenſpiel der Hoheprieſter Samuel und der ſchöne Jonathan ihre kleinen Zuhörer ganz „vergeiſterten“. Wir ſehen die Kinder mit angehaltenem Atem und halb offenem Munde unverwandt auf die niegeahnte Wunderwelt ſchauen. Wie matt und blaß wirkt es dagegen, wenn an der entſprechenden Stelle der „Lehrjahre“ Wilhelm nur bemerkt: „Samuel und Jonathan kamen mir höchſt ehrwürdig vor!“ Überhaupt tut es uns um die Auflöſung des erſten Buches der „Theatraliſchen Sendung“ ganz beſonders leid.

Iſt auch der durch und durch epiſche Stil des Ur-„Meiſter“ mit ſeiner weit ausholenden Periodiſierung bereits merklich verſchieden von der lyriſch-dramatiſchen Knappheit des „Werther“, ſo zeigt er doch an vielen Stellen namentlich der erſten Bücher noch manches von der urwüchſigen Kraft und ſaftvollen Friſche des Sturm- und Drang-Dichters, manches von der naiven Unmittelbarkeit des jungen Goethe. Hier iſt noch

Perſonen:

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Keller.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

nichts von der künſtleriſchen und oft auch künſtlichen Objektivität, von dem Räſonnement und der allgemeinen Didaxis der „Lehrjahre", von ihrer Stiliſierung und geſuchten Symbolik, von ihrer oft weitſchweifigen, zerſtückelten und in übermäßig viel Dialog aufgelöſten Diktion, ſondern in einheitlicher Geſtaltung und ungebrochener Entwicklung fließt die Erzählung glatt und raſch dahin, in einer behaglich treuherzigen Sprache von größter Gegenſtändlichkeit, Lebendigkeit und Gemütswärme und in viel größerem Maße als ſpäter durch mundartliche Elemente gefärbt und bereichert. Der Realismus und der Humor des jungen Goethe kommt hier noch zu reicher Entfaltung. Freilich wird uns auch im Ur-„Meiſter" die äußere Umwelt nicht ſo realiſtiſch greifbar vor Augen gebracht und feſt lokaliſiert, daß wir erkennen könnten, an welchen Ort Goethe etwa bei der „mittleren Reichsſtadt M." gedacht hat; hier hätten wir allerdings mehr Frankfurtiſches (oder Wetzlariſches?) erwartet.

8.

Es iſt eine immer wieder beſtätigte Beobachtung, daß Dichter ihre Werke ſelten verbeſſern, wenn ſie ihnen in ſpäteren Jahren eine Umarbeitung angedeihen laſſen. Als Mörike von ſeinem Plan ſprach, den „Maler Nolten" von Grund aus neu zu formen, waren urteilsfähige Freunde wie Theodor Storm, Paul Heyſe und Berthold Auerbach auf das entſchiedenſte dagegen: er habe das Dispoſitionsrecht über ſein bereits der Literaturgeſchichte angehörendes Werk verloren, und es ſei untunlich, eine Jugendſtimmung „aus einer ſpäteren heraus zu korrigieren". Und in der Tat gibt es wenige Leſer, die den trotzdem umgearbeiteten Roman in allen Stücken der alten Jugendfaſſung vorziehen. Ganz ähnlich ſteht es etwa mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" oder Conrad Ferdinand Meyers Gedichten. Als Heine ſich die Frage vorlegte, ob er nicht an einigen Teilen der „Reiſebilder" Änderungen vornehmen ſolle, verneinte er ſie alsbald, da allem verjährt Geſchriebenen ein Recht der Unverletzlichkeit innewohne. Und Goethe ſelbſt bemerkt im „Werther", daß ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe einer (bereits der Leſerwelt vorgelegten) Geſchichte, und wenn ſie poetiſch noch ſo beſſer geworden wäre, ſeinem Buche notwendig ſchaden müſſe. Gleichwohl hat gerade Goethe wieder und wieder einzelne ſeiner Werke, bereits gedruckte wie noch ungedruckte, ſpäter umgeſchmolzen, zum Teil ſogar in ſehr radikaler Weiſe: den „Götz“ und den „Werther“, die Gretchen-Tragödie des „Fauſt“, die Singſpiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villabella“, die „Iphigenie“ und den „Taſſo“. Dabei hat er nicht ſelten dichteriſche Schönheiten vorwiegenden techniſchen Erwägungen aufgeopfert.

So lag es nahe, anzunehmen, daß auch die Urfaſſung des „Wilhelm Meiſter“ dichteriſch höher ſtehe als die ſpätere Form. Aber hier, wie immer, heißt es vorſichtig ſein und im erſten Freudenrauſch über das neugefundene Kleinod nicht ungerecht werden gegen das gedruckte Werk. Es heißt denn auch entſchieden zu weit gegangen, wenn etwa ein Rezenſent der Billeterſchen Schrift von der „Sünde wider den heiligen Geiſt der Inſpiration“ ſpricht, durch die Goethe „mit Schere und Kleiſter ein Bekenntnisbuch in einen wohltemperierten Roman verwandelte“. Es unterliegt vielmehr bei unbefangener Prüfung keinem Zweifel, daß als Kunſtwerk im ganzen die Lehrjahre bedeutend höher ſtehen als die „Theatraliſche Sendung“. Aus naheliegenden Gründen habe auch ich hier mehr dasjenige hervorgehoben, was uns im Ur-„Meiſter“ gelungener erſcheint. Aber gerade dem erſten Buch der Urfaſſung entſprechen auch in der Umarbeitung noch die unmittelbarſten, jugendfriſcheſten und farbenreichſten Partien des Romans. Ja, mancher mag wohl — wie J. V. Widmann — z. B. gleich den Anfang der „Lehrjahre“, der uns mit dramatiſcher Lebendigkeit ſofort auf den Höhepunkt des Liebesverhältniſſes zwiſchen Wilhelm und Mariane verſetzt, dem epiſchen Berichte der „Theatraliſchen Sendung“ vorziehen. Die chirurgiſche Operation, die Goethe an dieſer vorgenommen und die das alte Manuſkript faſt ein Drittel ſeines Umfanges gekoſtet hat, war gewaltſam und grauſam genug, und hie und da hat der Dichter bei ihr auch in das blühende Fleiſch hineingeſchnitten. Im ganzen aber können wir es doch nicht genug bewundern, mit welcher künſtleriſchen Zweckbewußtheit Goethe die ſchwere Kunſt des Streichens übt, Unorganiſches, wie die überlangen dramaturgiſchen Erörterungen des zweiten Buches, nach Möglichkeit ausſcheidet, ſkizzenhaft Gebliebenes rundet, um überall das Weſentliche und die große Linie, den reinen Kontur in reifer Simplizität deſto klarer heraustreten zu laſſen; wie er, obwohl ſeine Sprache mit ihm „geältelt" iſt und ein gewiſſer Stildualismus Platz greift, zuweilen doch auch noch den alten Ton beherrſcht, wie er auch Gutes durch Gleichwertiges oder Beſſeres zu erſetzen verſteht. Und müßten wir uns für die eine oder die andere Faſſung entſcheiden, ſähen wir uns vor die Frage geſtellt, ob wir lieber den intimeren Ur-„Meiſter"-Torſo oder das unerſchöpfliche Weltbild und vollendete Kunſtwerk der „Lehrjahre" miſſen wollten — die Antwort könnte keinen Augenblick zweifelhaft ſein.

Aber wir tun beiden Faſſungen unrecht, wenn wir ſie, in Einzelheiten vergleichend, gegeneinander ausſpielen. Denn die zweite Faſſung iſt eben nicht eine bloße Überarbeitung der erſten, und wir können ſie nicht etwa in einen textkritiſchen Variantenapparat auflöſen. Es gilt auch hier, was Michael Bernays über die „Werther"-Faſſungen bemerkt hat: „Man wird den beiden Bearbeitungen nur dann gerecht, wenn man ſie als Denkmale verſchiedener Kunſtepochen der Goetheſchen Poeſie nebeneinander gelten läßt." Wir haben es mit zwei eigenen Werken zu tun, einem fragmentariſchen und einem abgeſchloſſenen, und wir wollen uns dieſes reichen Doppelbeſitzes aus vollem und dankbarem Herzen freuen.

Goethe ſelbſt hat wahrſcheinlich ſein Originalmanuſkript der „Theatraliſchen Sendung" nach der Umarbeitung vernichtet. Warum wohl? Ein paar Verſe ſeiner „Zahmen Xenien" mögen wir als Antwort nehmen:

„Laß doch, was du halb vollbracht,
Mich und andre kennen!"
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

Auch andere Dichter haben ſich oft und ſtreng gegen das ſpätere Hervorziehen des von ihnen einſt Verworfenen ausgeſprochen. „Die Hand verdorre, die je die alte Faſſung wieder zum Abdruck bringt!" ſoll der Dichter des „Grünen Heinrich" grimmig gepoltert haben, und von demſelben Gottfried Keller ſtammen die Verſe:

Werft jenen Wuſt verblichner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkſtatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunſt, wo Raum und Licht ſo teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege ſtehn!

Und doch hat Keller ſein Trauerſpielfragment „Thereſe" nicht ins Feuer geworfen, ſondern uns aufgeſpart! Und Goethe hat ſpäter, als er anfing, ſich ſelbſt hiſtoriſch zu werden, ſorgſam alles bewahrt, was uns ſeine Entwicklung deutlicher zu zeigen irgend geeignet ſchien. Er iſt mit dieſen für uns unſchätzbaren Sammlungen ja ſelbſt der Begründer der zuweilen mit Recht, meiſt aber mit noch viel größerem Unrecht ſo arg geſchmähten Goethe-Philologie geworden. Hier haben wir es jedenfalls nicht nur mit einem neuen Stück Goethe-Philologie zu tun, nicht bloß mit einer literaturwiſſenſchaftlichen Rarität für den Liebhaber, nicht nur mit neuem Material für tiefgründige Konjekturen und gelehrte Abhandlungen, ſondern uns iſt ein neues Werk eines ganz großen Dichters geſpendet worden, ein Werk, das ſeinen eigenen Reiz und Zauber atmet, und das einen neuen Inhalt nicht nur für unſere Literaturgeſchichte, ſondern auch für unſer Leben bedeutet.

9.

Der Text dieſer und der ihr kürzlich voraufgegangenen Bibliophilen-Ausgabe desſelben Verlages ſtimmt überein mit dem der großen Weimarer Goethe-Ausgabe, in deren 51. und 52. Bande, die ebenfalls demnächſt ausgegeben werden, ich die kritiſch-wiſſenſchaftliche Edition des Ur-„Meiſter" geliefert habe. Die dort genau beſchriebene, jetzt dem Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar gehörende Handſchrift umfaßt über 600 eng beſchriebene Seiten und iſt vorzüglich erhalten. Zugrunde lag dieſer Kopie, wie wir erwähnt haben, nicht eine Originalhandſchrift Goethes, ſondern eine bloße Abſchrift von einem nicht genauer durchgeſehenen Goetheſchen Diktat, ſo daß zwiſchen dem Original und unſerer Kopie mehrere Mittelglieder fehlen. Dadurch iſt manches Urſprüngliche verwiſcht worden; ſo groß der ſachliche Wert unſerer Handſchrift iſt, ſo bedeutet ſie doch keineswegs einen genügenden Erſatz für die ſprachliche Urform des Goetheſchen Werkes, die an manchen Stellen gerade nur noch wie durch einen Palimpſeſt hindurchſchimmert. Die Schreibweiſe der Handſchrift zeigt ſo vieles, was Goetheſchem Sprachgebrauch vollkommen zuwiderläuft, vielmehr auf die Rechnung der Abſchreiberinnen zu ſetzen iſt, daß wir allen Anlaß haben, uns ſkeptiſch zu verhalten, und daß etwa ein bloßer ſklaviſcher Abdruck dieſer für Goethes Sprache ſo wenig verbindlichen Kopie mit ihren vielen Eigenmächtigkeiten, Verſehen und Verſchreibungen nicht nur für den Nichtphilologen kaum genießbar, ſondern auch philologiſch durchaus nicht gerechtfertigt wäre. Eine Normierung war deshalb unumgänglich nötig.

Einer unſerer hervorragendſten Vertreter der germaniſchen Philologie hat die Edition des Ur-„Meiſter“ als eine textkritiſche Aufgabe bezeichnet, „wie die moderne Philologie kaum eine ſchwierigere aufzuweiſen hat“. Ich habe meine editoriſchen Grundſätze im Lesartenapparat der Weimarer Ausgabe ausführlich dargelegt und muß hier um ſo mehr darauf verweiſen, als ich den Text ſelbſt in vielen Fällen ſehr konſervativ behandeln und manche — auch ſehr einleuchtende — Konjektur lieber bloß im kritiſchen Variantenapparat anregen zu ſollen glaubte.

Hier will ich nur noch meinen aufrichtigen Dank ausſprechen für alle Hilfe, die mir bei meiner Arbeit zuteil geworden iſt. Er richtet ſich in erſter Linie an meinen verehrten Züricher Kollegen Billeter, der mich vom erſten bis zum letzten Augenblick ſtets treulich durch die ſelbſtloſeſte Mitarbeit gefördert hat. Er hat nicht nur, unterſtützt von E. Gagliardi und E. Howald in Zürich, eine Kopie der Handſchrift hergeſtellt, die ich nach kritiſcher Überarbeitung als Druckvorlage benutzen konnte, ſondern er hat ſich auch an der langwierigen Korrektur der drei Ausgaben hervorragend beteiligt und ich danke ihm manche im Apparat der Weimarer Ausgabe verwertete Emendation und Konjektur. Das letztere gilt auch von Erich Schmidt in Berlin, Edward Schröder in Göttingen, S. Singer in Bern und Julius Wahle in Weimar. Für ſachliche Mitteilungen bin ich Fräulein Jenny Uſteri und Herrn Profeſſor Dr. G. v. Schultheß-Rechberg in Zürich aufrichtig verpflichtet.

Bern, im April 1911.

Harry Maync.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Es war einige Tage vor dem Chriſtabend 174—, als Benedikt Meiſter, Bürger und Handelsmann zu M—, einer mittleren Reichsſtadt, aus ſeinem gewöhnlichen Kränzchen Abends gegen Achte nach Hauſe ging. Es hatte ſich wider die Gewohnheit die Tarokpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er ſo zeitlich in ſeine vier Wände zurückkehren ſollte, die ihm ſeine Frau eben nicht zum Paradieſe machte. Es war noch Zeit bis zum Nachteſſen, und ſo einen Zwiſchenraum pflegte ſie ihm nicht mit Annehmlichkeiten auszufüllen, deßwegen er lieber nicht ehe zu Tiſche kam, als wenn die Suppe ſchon etwas überkocht hatte.

Er ging langſam und dachte ſo dem Bürgermeiſteramte nach, das er das letzte Jahr geführt hatte, und dem Handel und den kleinen Vortheilen, als er eben im Vorbeigehen ſeiner Mutter Fenſter ſehr emſig erleuchtet ſah. Das alte Weib lebte, nachdem ſie ihren Sohn ausgeſtattet und ihm ihre Handlung übergeben hatte, in einem kleinen Häuschen zurückgezogen, wo ſie nun vor ſich allein mit einer Magd bei ihren reichlichen Renten ſich wohl befand, ihren Kindern und Enkeln mitunter was zu Gute that, ihnen aber das Beſte bis nach ihrem Tode aufhub, wo ſie hoffte, daß ſie geſcheuter ſein ſollten, als ſie bei ihrem Leben nicht hatte ſehen können. Meiſter war durch einen geheimen Zug nach dem Hauſe geführt, da ihm, als er angepocht hatte, die Magd haſtig und geheimnißvoll die Thüre öffnete und ihn zur Treppe hinauf begleitete. Er fand, als er zur Stubenthüre hinein trat, ſeine Mutter an einem großen Tiſche mit Wegräumen und Zudecken beſchäftigt, die ihm auf ſeinen Guten Abend mit einem Du kommſt mir nicht ganz gelegen, antwortete; weil du nun einmal da biſt, ſo magſt du's wiſſen, da ſieh, was ich zurecht mache, ſagte ſie und hob die Servietten auf, die über's Bret geſchlagen waren, und that zugleich einen Pelzmantel weg, den ſie in der Eile über'n Tiſch gebreitet hatte, da nun denn der Mann eine Anzahl ſpannenlanger, artig gekleideter Puppen erblickte, die in ſchöner Ordnung, die beweglichen Drähte an den Köpfen befeſtigt, neben einander lagen und nur den Geiſt zu erwarten ſchienen, der ſie aus ihrer Unthätigkeit regen ſollte. Was gibt denn das, Mutter? ſagte Meiſter. — Einen heiligen Chriſt vor deine Kinder! antwortete die Alte; wenn's ihnen ſo viel Spaß macht als mir, eh' ich ſie fertig kriegte, ſoll mir's lieb ſein. Er beſah's eine Zeitlang, wie es ſchien, ſorgfältig, um ihr nicht gleich den Verdruß zu machen, als hielte er ihre Arbeit vergeblich. Liebe Mutter, ſagte er endlich, Kinder ſind Kinder, Sie macht ſich zu viel zu ſchaffen, und am Ende ſeh' ich nicht, was es nutzen ſoll. — Sei nur ſtille, ſagte die Alte, indem ſie die Kleider der Puppen, die ſich etwas verſchoben hatten, zurechtrückte, laß es nur gut ſein, ſie werden eine rechte Freude haben, es iſt ſo hergebracht bei mir, und das weißt du auch, und ich laſſe nicht davon; wie ihr klein, wart ihr immer drein vergafelt und trugt euch mit euern Spiel- und Naſchſachen herum die ganze Feiertage; euere Kinder ſollen's nun auch ſo wohl haben, ich bin Großmutter und weiß, was ich zu thun habe. — Ich will Ihr's nicht verderben, ſagte Meiſter, ich denke nur, was ſoll den Kindern, daß man's ihnen heut oder morgen gibt; wenn ſie was brauchen, ſo geb' ich's ihnen, was braucht's da heiliger Chriſt zu? Da ſind Leute, die laſſen ihre Kinder verlumpen und ſparen's bis auf den Tag. — Benedikt, ſagte die Alte, ich habe ihnen Puppen geputzt und habe ihnen eine Komödie zurechte gemacht, Kinder müſſen Komödien haben und Puppen. Es war euch auch in eurer Jugend ſo, ihr habt mich um manchen Batzen gebracht, um den Doctor Fauſt und das Mohrenballett zu ſehen; ich weiß nun nicht, was ihr mit euern Kindern wollt, und warum ihnen nicht ſo gut werden ſoll wie euch.

Wer iſt denn das? ſagte Meiſter, indem er eine Puppe aufhub. — Verwirrt mir die Drähte nicht, ſagte die Alte, es iſt mehr Mühe, als ihr denkt, bis man's ſo zuſammen kriegt. Seht nur, das da iſt König Saul. Ihr müßt nicht denken, daß ich was umſonſt ausgebe; was Läppchen ſind, die hab' ich all' in meinem Kaſten, und das bißchen falſch Silber und Gold, das drauf iſt, das kann ich wohl dran wenden. — Die Püppchen ſind recht hübſch, ſagte Meiſter. — Das denk' ich, lächelte die Alte, und koſten doch nicht viel. Der alte lahme Bildhauer Merks, der mir Intereſſe ſchuldig iſt von ſeinem Häuschen ſo lang, hat mir Hände, Füße und Geſichter ausſchneiden müſſen, kein Geld krieg' ich doch nicht von ihm und vertreiben kann ich ihn nicht, er ſitzt ſchon ſeit meinem ſeligen Mann her und hat immer richtig eingehalten bis zu ſeiner zwoten unglücklichen Heurath. — Dieſer in ſchwarzem Sammt und der goldenen Krone, das iſt Saul? fragte Meiſter; wer ſind denn die andern? — Das ſollteſt du ſo ſehen, ſagte die Mutter. Das

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Söller im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. **Sophie** gegen über, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der **Wirth** kömmt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.

hier iſt Jonathan, der hat Gelb und Roth, weil er jung iſt und flatterig, und hat einen Turban auf. Der oben iſt Samuel, der hat mir am meiſten Mühe gemacht mit dem Bruſtſchildchen. Sieh den Leibrock, das iſt ein ſchieler Taft, den ich auch noch als Jungfer getragen habe. — Gute Nacht, ſagte Meiſter, es ſchlägt juſt Achte. — Sieh nur noch den David! ſagte die Alte. Ah der iſt ſchön, der iſt ganz geſchnitzt und hat rothe Haare; ſieh, wie klein er iſt und hübſch. — Wo iſt denn nun der Goliath, ſagte Meiſter; der wird doch nun auch kommen. — Der iſt noch nicht fertig, ſagte die Alte. Das muß ein Meiſterſtück werden. Wenn's nur erſt alles fertig iſt. Das Theater macht mir der Konſtabler-Lieutenant fertig, mit ſeinem Bruder; und hinten zum Tanz, da ſind Schäfer und Schäferinnen, Mohren und Mohrinnen, Zwerge und Zwerginnen, es wird recht hübſch werden! Laß es nur gut ſein, und ſag' zu Hauſe nichts davon und mach' nur, daß dein Wilhelm nicht hergelaufen kommt; der wird eine rechte Freude haben, denn ich denk's noch, wie ich ihn die letzte Meſſe in's Puppenſpiel ſchickte, was er mir alles erzählt hat, und wie er's begriffen hat. — Sie gibt ſich zu viel Mühe, ſagte Meiſter, indem er nach der Thüre griff. — Wenn man ſich um der Kinder willen keine Mühe gäbe, wie wärt ihr groß geworden? ſagte die Großmutter.

Die Magd nahm ein Licht und führt' ihn hinunter. —

Zweites Capitel.

Der Chriſtabend nahte heran in ſeiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und ſtanden am Fenſter, in ängſtlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man ſie, und ſie traten in die Stube, wo jedem ſein wohlerleuchtetes Antheil zu höchſtem Erſtaunen angewieſen ward. Jeder hatte von dem Seinigen Beſitz genommen und war nach einem Zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in ſeine Gewahrſam zu bringen, als ein unerwartetes Schauſpiel ſich vor ihren Augen aufthat. Eine Thür, die aus einem Nebenzimmer herein ging, öffnete ſich, allein, nicht wie ſonſt zum Hin- und Widerlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Feſtlichkeit ausgefüllt, ein grüner Teppich, der über einem Tiſch herabhing, bedeckte feſt angeſchloſſen den untern Theil der Öffnung, von da auf baute ſich ein Portal in die Höhe, das mit einem myſtiſchen Vorhang verſchloſſen war, und was von da auf die Thüre noch zu hoch ſein mochte, bedeckte ein Stück dunkelgrünes Zeug und beſchloß das Ganze. Erſt ſtanden ſie alle von fern, und wie ihre Neugierde größer wurde, um zu ſehen, was Blinkendes ſich hinter dem Vorhang verbergen möchte, wies man jedem ſein Stühlchen an und gebot ihnen freundlich in Geduld zu erwarten. Wilhelm war der Einzige, der in ehrerbietiger Entfernung ſtehen blieb und ſich's zwei-, dreimal von ſeiner Großmutter ſagen ließ, bis er auch ſein Plätzchen einnahm. So ſaß nun alles und war ſtill, und mit dem Pfiff rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte eine hochroth gemahlte Ausſicht in den Tempel. Der Hoheprieſter Samuel erſchien mit Jonathan, und ihre wechſelnde Stimmen vergeiſterten ganz ihre kleine Zuſchauer. Endlich trat Saul auf in großer Verlegenheit über die Impertinenz, womit der ſchwerlöthige Kerl ihn und die Seinigen ausgefordert hatte — wie wohl ward's da unſerm Wilhelm, der alle Worte abpaßte und bei allem zugegen war, als der zwerggeſtaltete raupigte Sohn Iſai mit ſeinem Schäferſtab und Hirtentaſche und Schleuder hervortrat und ſprach: Großmächtigſter König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deſſentwillen; wenn Ihro Majeſtät mir erlauben wollen, ſo will ich hingehen und mit dem gewaltigen Rieſen in den Streit treten. Dieſer Actus endigte ſich. Die übrigen Kleinen waren alle vergakelt, Wilhelm allein erwartete das Folgende und ſann drauf; er war unruhig den großen Rieſen zu ſehen, und wie alles ablaufen würde.

Der Vorhang ging wieder auf. David weihte das Fleiſch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde. Der Philiſter ſprach Hohn, ſtampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausſchlag. Wie dann nachher die Jungfrauen ſungen: Saul hat Tauſend geſchlagen, David aber Zehentauſend, und der Kopf des Rieſen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er davor die ſchöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelmen doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz ſo zwergenmäßig gebildet wäre. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David hatte die liebe Großmutter nichts verfehlt, um beide recht charakteriſtiſch zu machen. Die dumpfe Aufmerkſamkeit der übrigen Geſchwiſter dauerte ununterbrochen fort, Wilhelm aber gerieth in eine Nachdenklichkeit, darüber er das Ballett von Mohren und Mohrinnen, Schäfern und Schäferinnen, Zwergen und Zwerginnen nur wie im Schatten vor ſich hingaukeln ſah. Der Vorhang fiel zu, die Thüre ſchloß ſich, und die ganze kleine Geſellſchaft war wie betrunken taumelnd und begierig in's Bett zu kommen; nur Wilhelm, der aus Geſellſchaft mit mußte, lag allein, dunkel über das Vergangene, nachdenkend, unbefriedigt in ſeinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung.

Drittes Capitel.

Den andern Tag war eben alles wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier war aufgehoben, man ging durch dieſe Thüre wieder frei aus einer Stube in die andre, aus der Abends vorher ſo viel Abenteuer geleuchtet hatten. Die Übrigen liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, Wilhelm allein ſchlich hin und her, als wenn er eine verlorne Liebe ſuchte, als wenn er's faſt unmöglich glaubte, daß da nur zwei Thürpfoſten ſein ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberei geweſen war. Er bat ſeine Mutter, ſie möchte es ihm doch wieder ſpielen laſſen, von der er eine harte Antwort bekam, weil ſie keine Freude an dem Spaße, den die Großmutter ihren Enkeln machte, haben konnte, da dieſes ihr einen Vorwurf ihrer Unmütterlichkeit zu machen ſchien. Es iſt mir leid, daß ich es ſagen muß, indeß iſt es wahr, daß dieſe Frau, die von ihrem Manne fünf Kinder hatte, zwei Söhne und drei Töchter, wovon Wilhelm der Älteſte war, noch in ihren ältern Jahren eine Leidenſchaft für einen abgeſchmackten Menſchen kriegte, die ihr Mann gewahr wurde, nicht ausſtehen konnte, und worüber Nachläſſigkeit, Verdruß und Hader ſich in den Haushalt einſchlich; daß, wäre der Mann nicht ein redlicher treuer Bürger und ſeine Mutter eine gutdenkende billige Frau geweſen, ſchimpflicher Ehe- und Scheidungsproceß die Familie entehrt hätte. Die armen Kinder waren am übelſten dran; denn wie ſonſt ſo ein hülfloſes Geſchöpf, wenn der

Vater unfreundlich iſt, ſich zu der Mutter flüchtet, ſo kamen ſie hier von der andern Seite doppelt übel an, denn die Mutter hatte in ihrer Unbefriedigung meiſtens auch üble Launen, und wenn ſie die nicht hatte, ſo ſchimpfte ſie doch wenigſtens auf den Alten und freute ſich eine Gelegenheit zu finden, wo ſie ſeine Härte, ſeine Rauhigkeit, ſein übles Betragen herausſetzen konnte. Wilhelmen ſchmerzte das etlichemal, er verlangte nur Schutz gegen ſeinen Vater und Troſt, wenn er ihm übel begegnet war; aber daß man ihn verkleinerte, konnte er nicht leiden, daß man ſeine Klagen als Zeugniſſe gegen einen Mann mißdeutete, den er im Grunde des Herzens recht lieb hatte. Er kriegte dadurch eine Entfremdung gegen ſeine Mutter und war daher recht übel dran, weil ſein Vater auch ein harter Mann war; daß ihm alſo nichts übrig blieb, als ſich in ſich ſelbſt zu verkriechen, ein Schickſal, das bei Kindern und Alten von großen Folgen iſt.

Viertes Capitel.

Wilhelm hatte in ſeiner Kindlichkeit eine Zeitlang hingelebt, manchmal an jenen glücklichen Weihnachtsabend überhin gedacht, immer gerne Bilder geſehen, Feen- und Heldengeſchichten geleſen, als die Großmutter, die doch auch ſo viel Mühe nicht umſonſt wollte gehabt haben, bei dem langüberlegten Beſuch einiger Nachbarskinder veranlaſſete, daß das Puppenſpiel wieder aufgeſchlagen und wieder gegeben wurde.

Hatte Wilhelm das erſtemal die Freude der Überraſchung und des Staunens, ſo hatte er zum zweiten die Wolluſt des Aufmerkens und Forſchens. Wie das zuginge, war jetzo ſein Anliegen. Daß die Puppen nicht ſelbſt redeten, das hatte er ſich das erſtemal ſchon geſagt; daß ſie ſich nicht von ſelbſt bewegten, darüber ließ er ſich nicht verirren; aber warum das alles doch ſo hübſch war und es doch ſo ausſah, als wenn ſie ſelbſt redeten und ſich bewegten, warum man ſo gerne zuſah, und wo die Lichter und die Leute ſein möchten, das war ihm ein Räthſel, das ihn um deſto mehr beunruhigte, je mehr er wünſchte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu ſein, zugleich ſeine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuſchauer eben die Freude zu genießen, die er und die übrige Kinder empfingen. Das Stück war bald zu Ende und wieder am Tanz, als er ſich liſtig der Hülle zu nähern ſuchte. Kaum war der Vorhang gefallen, man war unaufmerkſam, und er hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beſchäftigt ſei, ſo hub er den untern Teppich auf und guckte zwiſchen den Tiſchbeinen weg. Eine Magd bemerkte es haußen und zog ihn zurück, allein er hatte doch ſo viel geſehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, Mohren und Zwerge in Einen Schiebkaſten packte, und das war ſeiner halbbefriedigten Neugierde friſche Nahrung. So wie in gewiſſen Zeiten die Kinder auf den Unterſchied der Geſchlechter aufmerkſam werden und ihre Blicke durch die Hüllen, die dieſe Geheimniſſe verbergen, gar wunderbare Bewegungen in ihrer Natur hervorbringen, ſo war's Wilhelmen mit dieſer Entdeckung; er war ruhiger und unruhiger als vorher, deuchte ſich, daß er was erfahren hätte, und ſpürte eben daran, daß er gar nichts wiſſe.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben in einem wohleingerichteten und geordneten Hauſe eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuſe haben mögen, ſie ſind aufmerkſam auf alle Ritze und Löcher, wo ſie zu einem verbotenen Naſchwerke gelangen können; ſie genießen's mit einer verſtohlenen wollüſtigen Furcht, und ich glaube, daß dieſes ein großer Theil des kindiſchen Glücks iſt. Wilhelm war vor allen ſeinen Geſchwiſtern aufmerkſam, wenn irgend ein Schlüſſel ſtecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die er für die verſchloſſ'nen Thüren in ſeinem Herzen herum trug, an denen er Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die er nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um was heraus zu holen, einen verſtohlnen Blick thun durfte, deſto ſchneller war er, einen Augenblick zu benutzen, den ihn die Nachläſſigkeit der Wirthſchafterin manchmal treffen ließ. Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speiſekammer diejenige, auf die ſeine Sinnen am ſchärfſten gerichtet waren. Wenig ahndungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn ihn ſeine Mutter manchmal herein rufte, um ihr etwas heraus tragen zu helfen, und er dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder ſeiner Liſt zu danken hatte. Die aufgehäufte Schätze über einander umfingen ſeine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und ſelbſt der unangenehme Geruch von ſo mancherlei Ausdünſtungen durch einander, als da ſind: Seife, Licht, Citronen und mancherlei alte und neue Büchſen, hatte ſo eine leckere Wirkung auf ihn, daß er niemals verſäumte, ſo oft er in der Nähe war, ſich an der eröffneten Atmoſphäre auf einige Schritte wenigſtens von ferne zu weiden. Dieſer merkwürdige Schlüſſel blieb einen Sonntag Morgen, da ſeine Mutter von dem Geläute übereilt ward und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathſtille lag, ſtecken. Kaum hatte es Wilhelm bemerkt, als er etlichemal ſachte davor auf- und abging, ſich endlich ſtill und fein andrängte, die Thüre öffnete und ſich mit Einem Schritt in der Nähe ſo vieler langgewünſchter Glückſeligkeit fühlte. Er beſah Käſten, Säcke, Schachteln, Büchſen, Gläſer mit einem ſchnellen zweifelnden Blick, was er wählen und nehmen ſollte, griff endlich nach den vielgeliebten dürren Pflaumen, verſah ſich mit einigen getrockneten Äpfeln und nahm genügſam noch eine eingemachte Pomeranzenſchale dazu, mit welcher Beute er ſeinen Weg wieder rückwärts glitſchen wollte, als ihm ein paar neben einander ſtehende Kaſten in die Augen fielen, aus deren einem ein paar Drähte, oben mit Häkchen verſehen, durch den übel verſchloſſenen Schieber heraushingen. Ahndungsvoll fiel er darüber her, und mit welcher überirdiſchen Empfindung entdeckte er, daß darinnen ſeine Helden- und Freudenwelt auf einander gepackt ſei. Er wollte die oberſten aufheben, betrachten, die unterſten hervorziehen, allein gar bald verwirrte er die leichten Drähte, kam darüber in Unruh und Bangigkeit, beſonders da er die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegung machen hörte, daß er alles ſo gut er konnte zuſammendrückte, ſeinen Kaſten zuſchob und nur ein geſchriebenes Büchelchen, darin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war und das obenauf gelegen hatte, zu ſich ſteckte und ſich mit dieſer Beute leiſe die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete. —

Von der Zeit an wandte er alle verſtohlene einſame Stunden drauf, ſein Schauſpiel hin und wieder zu leſen, es auswendig zu lernen und ſich in Gedanken vorzuſtellen, wie herrlich es ſein müßte, wenn er auch die Geſtalten dazu mit ſeinen Fingern beleben könnte; er ward darüber in ſeinen Gedanken ſelbſt zum David und zum Goliath, ſpielte beide wechſelsweiſe vor ſich allein, und ich kann im Vorbeigehen nicht unbemerkt laſſen, was vor einen magiſchen Eindruck Böden, Ställe und heimliche Gemächer auf die Kinder zu machen pflegen, wo ſie, von dem Druck ihrer Lehrer befreit, ſich faſt ganz allein ſelbſt genießen, eine Empfindung, die ſich in ſpätern Jahren langſam verliert und manchmal wiederkehrt, wenn die Orte unſaubrer Nothwendigkeit eine geheime Canzlei für unglücklich Liebende abgeben müſſen. An ſolchen Orten und unter ſolchen Umſtänden ſtudirte Wilhelm das Stück ganz in ſich hinein, ergriff alle Rollen und lernte ſie auswendig, nur daß er ſich meiſt an den Platz der Haupthelden zu ſetzen pflegte und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtniß ſo mitlaufen ließ. So lagen ihm die großmüthige Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinn, er murmelte ſie oft vor ſich hin, niemand gab Acht drauf, als daß ſein Vater, der es hier und da bemerkte, bei ſich ſelbſt das gute Gedächtniß des Knaben pries, der von ſo wenigem Zuhören ſo mancherlei habe behalten können.

Sechstes Capitel.

An einem Abend, als die Großmutter ihren Wilhelm zu ſich berufen hatte und er in großer Stille bei ihr ſaß und aus Karten ſich mancherlei Geſtalten zuſammenformte, ſtellte er endlich auch einen Goliath und David auf und ließ ſie gegen einander gar trefflich peroriren, da denn am Ende Goliath einen derben Stoß bekam, daß die wächſernen Füße von dem Tiſche ſich löſ'ten und er in ſeiner Länge da lag. Sein Kopf wurde ſogleich vom Rumpfe geſondert, der kleinen Heuſchrecke auf einer Stecknadel mit wächſernem Griff in die Hand gegeben, und ſo weiter ein Dankpſalm angeſtimmt. Die Alte ſaß ganz verzaubert, hörte ihrem Enkel mit Erſtaunen zu, und wie er fertig war, ging's an ein Loben und Fragen, woher er dieſe Geſchicklichkeit habe. Er hatte zwar eine ziemliche Gabe zu lügen, aber dabei ein reines Gefühl, wo er nicht zu lügen nöthig habe. Er geſtund ſeiner guten Großmutter, daß er im Beſitz des Büchelchens ſei, bat ſie aber inſtändig, ihn dabei zu ſchützen und ihn nicht zu verrathen, weil er's gewiß nicht verderben noch verlieren wollte. Die Alte verſprach's ihm, und mit dem mündlichen Verſprechen that ſie ihm und eigentlich ſich ſelbſt noch eins, daß ſie den Vater dahin bewegen wolle, ſeinen Sohn vor irgend einer Kinderverſammlung in Geſellſchaft des Artillerie-Lieutenants das große Drama ſelbſt aufführen zu laſſen. Sie verbot alſo Wilhelmen weiter nichts von der Sache zu erwähnen, und machte ſich wenige Tage drauf an die Unterhandlung und fand einige Schwierigkeiten. Die vorzüglichſte davon war, daß ihr Sohn durch das anhaltende üble Betragen ſeiner Frau in die unangenehmſte Gemüthsverfaſſung verſetzt war. Die ganze Sorge des Handels lag auf ihm, und ſein Weib, anſtatt das zu erkennen und wieder auf eine andre Weiſe förderlich zu ſein, war ſie die erſte, ihn im Unglück aufzureiben, ſeine Handlungen zu mißdeuten, ſeine Fehler zu vergrößern und ſein Gutes nicht zu erkennen; das gab bei ſeiner angebornen bürgerlichen Thätigkeit ein trauriges Mittelgefühl von vergebenem Streben und

Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bißchen durchzubringen!

Söller.

ſummt ein Liedchen in den Bart.

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch eins ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt.
Die ganze Nacht geſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Kein Herzog iſt im Reich, der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Ermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller trinkt.

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaubres Wohlergehn! das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut!

Söller trinkt.

Mein Fiekchen, Dein Vergnügen!

Sophie.

Arbeiten, wie es die Verdammten in der Hölle haben ſollen. Und wenn er ſeine Kinder nicht gehabt hätte, auf die ein Blick ihm nicht manchmal wieder Muth und Überzeugung, daß er doch für etwas in der Welt arbeite, gegeben hätte, ſo wäre ihm nicht möglich geweſen, es auszuhalten. In ſolcher Stimmung verliert der Menſch ganz allen Sinn für die Kinderfreuden, die auch eigentlich zu erfinden und anzuwenden nicht des Vaters, ſondern der Mutter Sache iſt, und iſt dann dieſe ein Unhold, ſo bleibt der armen Familie in ihren ſeligſten Jahren gar wenig Troſt. Dieſer Troſt war ihnen hier die Großmutter. Sie wußte es denn doch ſo einzurichten, daß man ein paar Kammern, in denen nichts als Schränke ſtunden, im dritten Stock, dazu hergab, wo in der einen wieder die Zuſchauer ſitzen, in der andern die Schauſpieler ſein und die Ausſicht des Theaters, wie gewöhnlich, die Öffnung der Thüre ausfüllen ſollte.

Der Alte hatte der Großmutter das alles zu veranſtalten erlaubt; er ſelbſt ſchien nur durch die Finger zu ſehen, denn er hatte den Grundſatz, daß man den Kindern nicht müſſe merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich, man müſſe bei ihren Freuden ernſt ſcheinen und ſie ihnen manchmal verderben, damit ſie nicht in das Übermaß fielen.

Siebentes Capitel.

Der Artillerie-Lieutenant, der ein Pathe der Großmutter war, ward nunmehr beordert das Theater aufzuſchlagen und das Übrige zu beſorgen. Wilhelm merkte es wohl, da er die Woche verſchiedentlich zu ungewöhnlicher Zeit in's Haus kam. Seine Begierde wuchs nur, da er wohl fühlte, daß er vor Sonnabend keinen Theil dran nehmen durfte. Endlich erſchien der gewünſchte Samstag. Abends 5 Uhr kam der Artillerie-Lieutenant und nahm Wilhelmen mit hinauf. Mit zitternder Freude trat er mit hinein und erblickte auf beiden Seiten des Geſtells die herabhangenden Puppen in der Ordnung, wie ſie auftreten ſollten; er betrachtete ſie ſorgfältig, ſtieg auf den Tritt, der ihn über das Theater erhub, daß er über ſeiner kleinen Welt ſchwebte; er ſah nicht ohne Ehrfurcht zwiſchen die Bretchen hinunter, weil noch die Erinnerung, welch herrliche Wirkung es von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimniſſe er eingeweihet ſei, ihn umfaßte. Sie machten einen Verſuch und es ging trefflich.

Den andern Tag, da eine Geſellſchaft Kinder geladen war, deßgleichen, außer daß Wilhelm in dem Feuer der Action ſeinen Jonathan fallen ließ und er genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen und ihn zu holen, das denn die Illuſion ſehr unterbrach, ein großes Gelächter verurſachte und ihn unſäglich kränkte. Auch ſchien dieſer Fehler dem Vater ſehr willkommen zu ſein, der zwar in ſich das größte Vergnügen fühlte, ſein Söhnchen ſo fähig zu ſehen, es aber wohlbedächtlich nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stück ſich gleich an die Fehler hing und ſagte, es wäre recht artig geweſen, wenn nur dieß oder das nicht verſagt hätte. Unſern Prinzen kränkte das innig, er ward traurig für den Abend, hatte es aber den kommenden Morgen ſchon wieder verſchlafen und ward in dem Gedanken ſelig, daß er außer dem Unglück trefflich geſpielt habe; und es war dieß nicht Eigendünkel, denn er hatte kein Muſter vor ſich als den Lieutenant, gegen das er ſich meſſen konnte, der zwar in Abwechslung der groben und reinen

Stimme ein Ziemliches gethan hatte, hergegen aber auch affectirt und ſteif perorirte, wenn man bei Wilhelmen eine gute, treue, muthige Seele in den Hauptſtellen durchſah, wie zum Exempel die Aufforderung Goliaths war, und die Beſcheidenheit, womit er nach dem Siege vor dem Könige erſchien.

Achtes Capitel.

G'nug, das Theater blieb aufgeſchlagen, und da es nun die hübſche Frühlingszeit war und man ohne Feuer beſtehen konnte, lag Wilhelm ſeine Frei- und Spielſtunden in der Kammer und ließ die Puppen wacker durch einander ſpielen. Oft lud er ſeine Geſchwiſter und Cameraden hinauf, öfter aber noch war er allein. Seine Einbildungskraft und ſeine Lebhaftigkeit brüteten über der kleinen Welt, die ſo gar bald eine andere Geſtalt gewinnen mußte. Er hatte kaum das erſte Stück, wozu das Theater und die Acteurs geſchaffen und geſtempelt waren, etlichemal aufgeführet, als es ihm keine Freude mehr machte. Er hatte unter den Büchern ſeines Vaters die Teutſche Schaubühne und verſchiedene italiäniſch-teutſche Opern gefunden, in die er ſich ſehr vertiefte und jedesmal gleich vorne die Perſonen überrechnete und das Stück aufführte. Da mußte nun König Saul in ſeinem ſchwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius ſpielen, wobei zu bemerken iſt, daß die Stücke niemals ganz, ſondern meiſtentheils nur die fünften Acte, wo's an ein Todtſtechen ging, aufgeführet wurden. Es konnte auch nicht fehlen, daß ihn die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuren mehr anzog. Er

fand darin: ſtürmiſche Meere, Götter, die in Wolken
herabkommen, und, was ihn vorzüglich glücklich
machte, Bliß und Donner. Er half ſich da mit Pappe,
Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu
machen, der Bliß war fürchterlich anzuſehen, nur
der Donner gelang nicht immer, doch das hatte ſo
viel nicht zu ſagen. Auch fand ſich in den Opern
mehr Gelegenheit, ſeinen David und Goliath anzu-
bringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht
angehen wollte. Er fühlte täglich mehr Anhänglich-
keit für das enge Plätzchen, wo er ſo mannichfaltige
Freude genoß, und ich kann nicht unbemerkt laſſen,
daß der Geruch, den die Puppen aus der Speiſe-
kammer an ſich gezogen hatten, nicht wenig dazu
beitrug. Das Theater war nun in ziemlicher Voll-
kommenheit, und daß er von Jugend auf ein Ge-
ſchick gehabt hatte, mit dem Cirkel ein bißchen um-
zugehen und Pappe auszuſchneiden und zu illumi-
niren, kam ihm jetzt wohl zu ſtatten, und nun that's
ihm um deſto weher, daß ihn gar oft ſeine Perſonen
an Ausführung großer Sachen hinderten. Seine
Schweſtern, die er ihre Puppen aus- und einkleiden
ſah, erregten in ihm den Gedanken, ſeinen Helden
auch bewegliche Kleider nach und nach zu verſchaffen.
Man trennte ihnen alſo die Läppchen vom Leibe,
ſetzte ſie ſo gut man konnte zuſammen, ſparte ſich
etwas Geld, kaufte ſich neues Band und Flintern,
bettelte ſich manches Stück Taft zuſammen und
ſchaffte ſich nach und nach eine neue Theatergarderobe,
wo beſonders die Reifröcke für die Damen nicht ver-
geſſen waren. Er war wirklich nun für das größte
Stück verſehen, und man hätte denken ſollen, es
würde nun erſt recht an ein Spielen gehen, aber es
ging ihm, wie's den Kindern öfters zu gehen pflegt,
ſie faſſen weite Plane, machen große Anſtalten, auch

wohl einige Verſuche, und es bleibt alles zuſammen liegen. Mit Wilhelmen war's vollkommen ſo, die größte Freude lag bei ihm nur in der Erfindung und in der Einbildungskraft; dieß oder jenes Stück intereſſirte ihn um irgend einer Scene willen, er ließ gleich wieder ein neu Kleid dazu machen. Über dieſe Wirthſchaft waren die Kleidungsſtücke, die ſie urſprünglich anhatten, in Unordnung gerathen und verſchleppt worden, daß alſo nicht einmal das erſte Stück mehr gut aufgeführt werden konnte. Die Großmutter hütete aus Alter und Schwächlichkeit das Bette, niemand im Haus gab weiter Achtung drauf, ſo daß in kurzer Zeit das Theater in große Unordnung gerieth. Wilhelm überließ ſich ſeiner Phantaſie, probirte und bereitete ewig, ohne was zu Stande zu bringen, baute tauſend Luftſchlöſſer und ſpürte nicht, daß er noch keinen Grund zum erſten gelegt hatte.

Neuntes Capitel.

Die übrige Zerſtreuungen der Jugend, da ſeine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten auch dem einſamen ſtillen Vergnügen Eintrag. Er war wechſelsweiſe mit ihnen bald Jäger, bald Soldat, bald Reuter, wie es die Eigenſchaft der Spiele mit ſich brachte, doch hatte er immer darin einen Vorzug vor den andern, daß er im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus ſeiner Fabrik, er verzierte und vergoldete die Schlitten, und aus einem geheimen Inſtinct und alter Anhänglichkeit kam er bald drauf, ihre Miliz in's Antike umzuſchaffen. Es wurden Helme verfertigt mit papiernen Büſchen, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Nätherinnen manche Nadel zerbrachen. Einen Theil ſeiner jungen Geſellen ſah er nun wohlgeſchmückt vor ſich, die übrige, weniger bedeutende wurden auch nach und nach, doch geringer ausſtaffirt, und es war ein ganz ſtattliches Chor beiſammen; ſie marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen ſich brav auf die Schilde und auf die Köpfe, es gab manche Mißhelligkeit, die Wilhelm bald beizulegen ſuchte. Dieſes Spiel, was die andern ſehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es Wilhelmen ſchon nicht mehr befriedigte. Der Anblick ſo vieler gerüſteter Geſtalten mußte ihm nothwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die ſeit einiger Zeit, da er in's Leſen alter Romanen gefallen war, ſeinen Kopf ausfülleten. Das befreite Jeruſalem, davon er Koppens Überſetzung in die Hände gekriegt hatte, ſchlug den Zapfen aus dem Faſſe. Ganz konnte er das Gedicht nicht leſen, da waren aber Stellen, die er auswendig wußte, deren Bilder ihn immer umſchwebten. Beſonders feſſelte ihn Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Laſſen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daſeins thaten mehr Wirkung auf den keimenden Geiſt der Liebe, der ſich im Knaben zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob er gleich ihren Garten nicht verachtete. Aber hundert und hundertmal, wenn er Abends am Fenſter ſtand und in den Garten ſah und die Sommerſonne, hinter die Berge gewichen, den hauchenden Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten und aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang und der klingende Ton der Fröſche aus der Ferne durch die feierliche Stille ſchrillte, ſagte er ſich die Geſchichte ihres traurigen Todes vor. So ſehr er von der Partei der Chriſten war, ſtund er ihr doch bei, den großen Thurn anzuzünden. Arganten haßte er von Herzen und mißgönnte ihm die Geſellſchaft des Engels. Und wie nun Tancred ſie durch die Nacht entdeckt, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt und ſie gewaltig kämpfen, er konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens iſt nun voll,
und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll.

daß ihm nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſ't und zur Taufe bebend das Waſſer holt. Wie nun dann in dem bezauberten Wald Tancredens Schwert den Baum verletzt, Blut nach dem Hiebe fließt und eine Stimme ihn an's Herz trifft, daß er hier Chlorindens Wunde wieder aufreiße und er vom Schickſal beſtimmt zu ſein ſcheint, das was er liebt unwiſſend zu verderben, ging unſerm Wilhelm ganz das Herz über; es bemächtigte ſich die Geſchichte ſo ſeiner Einbildungskraft, daß ſich ihm, was er von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, ihn hinriß und er, ohne zu wiſſen wie, ernſtlich dran dachte es vorzuſtellen. Er wollte Tancred und Reinalden ſpielen und fand dazu zwei Rüſtungen ganz bereit, die er ſchon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrau Papier mit Schuppen ſollte den ernſten Tancred, die andre von Silber- und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren.

In der Lebhaftigkeit ſeiner Vorſtellung erzählte er alles ſeinen Geſpannen, die davon ganz entzückt waren und nur nicht wohl begreifen konnten, wie es an den Punct kam, daß es aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden ſollte. Allen dieſen Zweifeln half Wilhelm mit vieler Leichtigkeit ab. Er disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Geſpielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante ſie nimmermehr hergeben werde; eben ſo war's mit dem Theater, wovon er auch keine beſtimmte Idee hatte, außer daß man's auf Balken ſetzen, die Couliſſen von getheilten ſpaniſchen Wänden hinſtellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müſſe. Woher aber alles kommen ſollte, das hatte er nicht bedacht. Für den Wald fanden ſie eine gute Auskunft, ſie gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuſer, der nun Oberförſter geworden war, gute Worte, daß ihnen der junge Birken und Fichten zukommen ließ; die wurden auch wirklich herbei gebracht, und nun fand man ſich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh' die Bäume verdorrten, aufführen wolle. Nun war guter Rath theuer, es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die ſpaniſche Wände waren das Einzige, was ſie hatten. In dieſer Verlegenheit gingen ſie einen Vetter an, dem ſie eine weitläufige Beſchreibung von der Herrlichkeit machten, die es geben ſollte; der wußte es zwar nicht zu verbinden, doch war er ihnen behülflich, ſchaffte in eine kleine Stube, was von Tiſchen im Haus und Nachbarſchaft war, an einander, ſtellte die Wände drauf, machte eine hintere Ausſicht von grünen Vorhängen, die Bäume ſtunden auch gleich mit in der Reihe. Die Lichter waren angezündet, die Mädchen und Kinder hatten ſich verſammelt, es ſollte angehn, die ganze Heldenſchaar war angezogen, nun ſpürte aber jeder zum erſtenmal, daß er nicht wiſſe, was er zu ſagen habe. In der Hitze der Erfindung, da Wilhelm ganz von ſeinem Gegenſtand durchdrungen war, hatte er vergeſſen, daß doch jeder wiſſen müſſe, was und wo er's zu ſagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war's den Übrigen auch nicht beigefallen. Sie glaubten, ſie würden ſich leicht als Helden darſtellen, leicht ſo handeln und reden können, wie die Perſonen, in deren Welt ſie Wilhelms Gabe verſetzt hatte.

Sie ſtunden alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte, und Wilhelm, der ſich als Tancred vornen an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verſe aus dem Heldengedicht herzuſagen an. Weil aber das gar zu bald in's Erzählende überging und er in ſeiner eignen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, an dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, ſo mußte er eben unter großem Gelächter ſeiner Zuſchauer wieder abziehen, ein Unfall, der ihn tiefer als manche folgende Leiden in der Seele kränkte. Das war nun verunglückt. Die Zuſchauer ſaßen da und wollten was ſehen. Gekleidet waren ſie, Wilhelm raffte ſich zuſammen und entſchloß ſich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehmals das Puppenſpiel mit ihm aufgeführt, alle hatten es oft geſehen, man theilte die Rollen aus, es verſprach jeder ſein Beſtes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge mahlte ſich einen ſchwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen ſollte, ſie als Hanswurſt mit einer Poſſe auszufüllen; das ſah Wilhelm ſehr ungern, als dem Ernſte des Stücks zuwider, mußte es aber dießmal zugeben. Doch ſchwur er ſich, wenn er nur einmal aus dieſer Verlegenheit hauß wäre, ſich nie, als wohl vorher überlegt, an ein Stück zu wagen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm kam nunmehr in die Jahre, wo die körperliche Kräfte ſich meiſt zu entwickeln anfangen und wo man oft nicht begreifen kann, warum ein witziges und munteres Kind zuſehends dumpf und unbethulich wird. Er las nunmehro viel und fand in Komödien immer ſeine beſte Befriedigung, und was er von Romanen las, konnte er nicht umhin, in ſeinem Sinne zu Schauſpielen umzubilden. Er war in dem Wahn, daß alles, was in der Erzählung ergötze, vorgeſtellt noch viel treffender ſein müſſe. Auch wenn er etwa den Abriß einer Welt- und Staatengeſchichte in der Schule durchleſen mußte, zeichnete er ſich ſorgfältig aus, wo einer auf eine beſondere Weiſe erſtochen oder vergiftet wurde, weil ſich, nach ſeiner Vorſtellung, dieſes zu einem fünften Act gar trefflich qualificirte, denn die vier vorhergehende bracht' er in ſeinen Compoſitionen nicht leicht in Anſchlag, weil er ſie in keinem Stück jemals geleſen hatte. Seine Kameraden, die in den Geſchmack vom Agiren gekommen waren, veranlaßten ihn manchmal Rollen auszutheilen, und er, der eine ſehr lebhafte Vorſtellungskraft hatte und ſich in alle Rollen denken konnte, glaubte, er könne ſie auch alle vorſtellen; er nahm daher meiſtens die ſich am wenigſten für ihn ſchickten, und, wenn's nur einigermaßen angehen wollte, gewöhnlich ein paar Rollen. Es iſt ein Zug der Kindheit, aus allem alles machen zu können, ſich die augenſcheinlichſten Quiproquos nicht irren zu laſſen. So ſpielten unſere Knaben fort, und jeder dünkte ſich genug. Sie führten erſt Stücke von bloß Mannsperſonen auf, deren es nun nicht viel gibt, verkleideten nun bei andern einige aus ihrem Mittel und zogen zuletzt die Schweſtern mit

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmahl einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Menſch, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht was er iſt, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmahl ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert ſich gewiß.

Wirth.

Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.

Das iſt nun Jugendart.

Söller trinkt.

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

in's Spiel. In einigen Häuſern ſah man's als eine nützliche Beſchäftigung an, lud Geſellſchaften drauf. Ein verwandter Hageſtolz, der ſich Kenner zu ſein ausgab, miſchte ſich drein, lehrte ſie, wie ſie ſich ſtellen, declamiren und abgehen ſollten, mit welchem Unterricht Wilhelm meiſt übel zufrieden war, weil er ſich dünkte, es immer noch beſſer zu machen als der es anwies. Sie fielen gar bald auf's Trauerſpiel, ſie hatten gar oft ſagen hören und glaubten es ſelbſt, es ſei leichter ein Trauerſpiel als ein Luſtſpiel zu machen und vorzuſtellen, und waren auch durchgehends bei jenem zufriedner als bei dieſem, weil hier das Platte, Abgeſchmackte, Unnatürliche gar ſchnell in die Augen fiel, dort aber ſie ſich ſelbſt als erhabne Weſen vorkamen und nichts war, das ihnen das Schwülſtige, Affectirte, Übertriebne ihrer tragiſchen Action mißbilligte, beſonders da ſie im gemeinen Leben bemerkt hatten, daß viele Perſonen, die nichts bedeuten, ſich durch ſteifes Betragen und fremde Grimaſſen ein Anſehen zu geben glauben.

Knaben und Mädchen waren in dieſem Spiele nicht lange beiſammen, als die Natur ſich zu regen und die Geſellſchaft ſich in verſchiedene kleine Liebesgeſchichten zu theilen anfing, da denn meiſtentheils Komödie in der Komödie geſpielt ward. Die glücklichen Paare kneipten ſich hinter den Theaterwänden die Finger faſt ab und verſchwammen in Glückſeligkeit, wenn ſie ſich einander ſo geſchminkt und aufgebändert noch einmal ſo idealiſch und ſchön vorkamen, indeß gegenüber auf der andern Seite die unglückliche Nebenbuhler ſich für Neid verzehrten und oft in kindiſchem Trotz und Schadenfreude ein- und andre Stellen verdarben oder verderben machten. Bei ſolchen Gelegenheiten zeigte ſich immer Wilhelms Directorialqualität in ihrem Glanze, denn wenn er in den Proben dergleichen Zwiſte in Güte beizulegen ſuchte, nachgiebig war und über manches ein Auge zuthat, wenn ſie nur ſonſt ſich Mühe gaben und ihre Rollen wohl auswendig wußten, ſo verſtund er doch am Tage der Ausführung keinen Spaß, und ſobald er in Halbſtiefeln, in königlichem Mantel und Diadem hinter dem Vorhang ſtund, durfte nichts Profanes und Läppiſches vorfallen, und wehe dem, der ihm etwa in einer Neroniſchen Stimmung in die Quere kam, der wurde gewiß mit ſo einem gräßlichen Blick, mit ſo viel Würde des Arms und Feſtigkeit der Stimme in ſeine Schuldigkeit zurückgeſchröckt, daß für dießmal wenigſtens Ruhe ward.

Je mehr und wichtigere Stücke ſie ſpielten, je weiter ſich ihre Geſellſchaft ausbreitete, deſto ſchwerer ward Wilhelm das Amt eines Directors, das er als Stifter mit dem beſten Willen aller hergebracht hatte. Wenn ein Stück vorgeſchlagen und ausgeſucht war, gab's manchen Verdruß, bis ſie ſich in die Rollen theilten; jeder machte an die erſten, an die Liebhaber und glänzenden, Anſpruch, daß Wilhelm, dem's nur drum zu thun war, daß ein Stück geſpielt wurde, oft ſelbſt zurücktrat und großmüthig eine geringere nahm, nur daß er ſich nicht entſchließen konnte den Vertrauten zu ſpielen. Wenn nun überdieß gar eins und das andere in den Proben verdrießlich ward und etwa aus abgeſchmacktem Trutz kurz vor dem beſtimmten Tage der Aufführung ſeine Rolle abſagte, da hatte er nun freilich alle Gelegenheit, ſeine Geduld, ſeine Nachgiebigkeit, ſeine Überredensgabe zu üben. Es ging denn doch. Sein Eifer, ſeine Unverdroſſenheit, ſeine Liebe zur guten Sache, die durch die leidlichſte Eigenliebe genährt wurde, die Treue, womit die Vorzüglichſten von der Geſellſchaft an ihn gebunden waren, erleichterten ihm alle Mühe, und wie ſollte der nicht ſeinen Vorſatz zu Stande bringen, der, ſobald davon die Rede war, keine andre Leidenſchaft hatte, durch nichts abſeits gebracht werden konnte, ſondern der auf ſeinen vorgeſetzten Zweck mit der möglichſten Gradheit und dem beſten Muthe losging und die Mitwanderer durch Freundlichkeit und Gutheit auf ſeinen Pfad lockte.

Ein beſonder Schickſal war's, das hierin Wilhelms guten natürlichen Eigenſchaften zu Hülfe kam, daß keine von den Mädchen, für die er zeitig genug eine Neigung empfand, mit von der theatraliſchen Geſellſchaft ſein konnten; ſeine Liebe zum Theater blieb ganz rein, und er konnte es ohne Mitwerben anſehen, wenn jeder von den andern ſeine Prinzeſſin auf den Thron ſetzen wollte. Dieſe Unparteilichkeit mehrte das Zutrauen der Seinigen, und öfters beruhigten ſie ſich bei ſeiner Entſcheidung, die ſie in unzuvergleichenden Fällen anzugehen pflegten.

Eilftes Capitel.

Das Knabenalter iſt, glaub' ich, darum weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittler, halber Zuſtand iſt. Das Kindiſche klebt ihnen noch an, ſie noch am Kindiſchen, allein ſie haben mit der erſten Beſchränktheit die liebevolle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn ſteht vorwärts, ſie ſehen den Jüngling, den Mann vor ſich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünſche überfliegen ihren Kreis, ſie ahmen nach, ſie ſtellen vor, was ſie nicht ſein können noch ſollen. Eben ſo iſt's mit dem innern Zuſtand ihres Körpers, eben ſo mit ihrer Geſtalt. Und ſo wurd's auch mit dem

Theater unſrer jungen Freunde. Je länger ſie ſpielten, je mehr Mühe ſie ſich gaben, wie ſie nach und nach hie und da etwas aufhaſchten, wurd' ihr Spiel immer langweiliger, das Drollige ihrer erſten Unbefangenheit fiel weg, wo ſie oft die Stücke, ohne es zu wiſſen, herrlich parodirten, es ward eine ſteife einbildiſche Mittelmäßigkeit draus, die um deſto fataler war, weil ſie ſich's ſelbſt ſagen konnten und oft gar von ihren Zuſchauern hörten, daß ſie ſich um vieles gebeſſert hätten. Den größten Verderb brachte eine Geſellſchaft Komödianten, die zu der Zeit in ihrer Stadt anlangte, unter ſie. Die deutſche Bühne war damals in eben der Kriſe; man warf die Kinderſchuhe weg, ehe ſie ausgetreten waren, und mußte indeß barfuß laufen. Unter dieſen Schauſpielern war zwar manches Natürliche und Gute, das unter der Laſt von Affectation, angenommenen Grimaſſen und Eigendünkel erſtickt; und wie alles Unwahre am leichteſten nachgeahmt werden kann, ſo wie es am ſtärkſten in die Augen fällt, ſo hatten dieſe Liebhaber gar bald dieſe Krähen der fremden Federn berupft, um ſich ſelbſt damit auszuſtaffiren. Tritt, Stellung, Ton wurden unmerklich nachgeahmt, und ſie machten ſich allerſeits wohl hinterher eine Ehre draus, wenn jemand ihrer Zuſchauer ſo fein war zu finden, daß ſie accurat wie dieſer oder jener Schauſpieler anzuſehen ſeien.

Zwölftes Capitel.

Der alte Meiſter ſetzte bei zunehmenden Jahren und immer gleichem Verdruß im Haushalt ſeine einzige Hoffnung auf Wilhelmen, deſſen ſchöne Fähigkeiten ihm mitunter einen heitern Augenblick machten, nur wünſchte er, daß der Knabe ſie beſſer anwenden und ſich zeitig und ganz dem Handelsgeſchäfte widmen möchte. Auch hatte er in verſchiedenen Stücken Urſache, mit ſeinem Sohne zufrieden zu ſein. Franzöſiſch und Italiäniſch hatte er bald gelernt, im Lateiniſchen wußte er ſeinen Caſum zu ſetzen, die Correſpondenz führte er mit vieler Leichtigkeit, außer daß hie und da, und beſonders in den fremden Sprachen, ein theatraliſcher Ausdruck mit unterlief. Im Engliſchen gab er ſich auch Mühe und im Laden war er unverbeſſerlich. Erſtlich hatte er nie Langeweile, weil er an ruhigen Stunden gleich ſein Buch oder ſeine Rolle unter dem Ladentiſch hervorholte, zweitens weil er durch ſeine Leutſeligkeit und gutes Betragen viele Leute herbeizog, zur rechten Zeit etwas zuzugeben wußte und über das unendliche Wählen der Frauenzimmer nie verdrießlich ward, ihnen vielmehr mit gutem Rathe beiſtund und ſie ehrlich abzuhalten ſuchte, wenn ſie endlich für aller Wahl auf das Schlechteſte zu fallen pflegten. Die Mädchen, die ihn auf dem Theater geſehen hatten, kamen meiſtentheils kurz drauf, um ſich bei Tage zu überzeugen, wie er ausſähe, und kamen meiſt mit einander darin überein, daß er zwar nicht ſo ſchön ſei als bei Licht, geſchminkt und in der Ferne, ihnen aber doch immer noch ganz wohl gefiel. Denn das iſt gewiß, das Theater tingirt den Schauſpieler mit einem gewiſſen Glanz, der auch ſogar im gemeinen Leben nicht ganz von ihnen wegſchwindet. Ihre Imagination ſuchte immer das ſchöne Bild, das ihnen vorſchwebte, und wenn ſie gleich anfangs unbefriedigt umkehrten, ſo kamen ſie ſo lange wieder, wozu ihnen die Weitläufigkeit ſeines Handels erwünſchte Gelegenheit gab, bis ſie endlich alles zu finden glaubten oder wohl gar den friſchen wahren

Burſchen dem geſchminkten erlogenen Prinzen in der Ferne vorzogen.

Bei allen dieſen guten Eigenſchaften mangelte es ihm am wahren Geiſte des Handelsmanns. Die Liebe zu Zahlen und beſonders die Liebe zu Brüchen, in denen ſo viel zu ſtecken pflegt, ging ihm ab, Aufmerkſamkeit auf kleine Vortheile, Gefühl von dem hohen Werth des Geldes. Mit großen Schmerzen bemerkte das der Alte oft, daß ſein Sohn nie ein Rechner und vollkommner Wirth werden könne, ob er gleich ziemlich gut rechnen konnte und nichts verſchwendete.

Wilhelms Geiſt war lang über dieſe niedre Bedürfniſſe weg, beſonders da ihm in ſeines Vaters Haus nichts abging, und er war viel zu lebhaft und aufrichtig, als daß nicht manchmal, ſelbſt gegen ſeinen Vater, die Verachtung des Gewerbes durchgeblickt hätte. Er hielt es für eine drückende Seelenlaſt, für Pech, das die Flügel ſeines Geiſtes verleimte, für Stricke, die den hohen Schwung der Seele feſſelten, zu dem er ſich von Natur das Wachsthum fühlte. Manchmal gab's über irgend eine ſolche Äußerung Streit zwiſchen Vater und Sohn, an deſſen Ende der Alte meiſt erzürnt, der Junge bewegt und die Sache dadurch nichts beſſer ward, indem jede Partei nur ihrer Meinung gewiſſer zu werden ſchien, und Wilhelm, der ſeinen Vater liebte, auch nicht gerne angefahren war, ſich mehr in ſich ſelbſt verſchloß. Sein Gefühl, das wärmer und ſtärker ward, ſeine Einbildung, die ſich erhöhte, waren unverrückt gegen das Theater gewendet, und was Wunder? In eine Stadt geſperrt, in's bürgerliche Leben gefangen, im Häuslichen gedrückt, ohne Ausſicht auf Natur, ohne Freiheit des Herzens. Wie die gemeinen Tage der Woche hinſchlichen, mußte er mit unter hingehn, die alberne Langeweile der Sonn- und Feſttage machte ihn nur unruhiger, und was er etwa auf einem Spaziergange von freier Welt ſah, ging nie in ihn hinüber, er war zum Beſuch in der herrlichen Natur und ſie behandelte ihn als Beſuch. Und mit der Fülle von Liebe, von Freundſchaft, von Ahndung großer Thaten, wo ſollte er damit hin? Mußte nicht die Bühne ein Heilort für ihn werden, da er wie in einer Nuß die Welt, wie in einem Spiegel ſeine Empfindungen und künftige Thaten, die Geſtalten ſeiner Freunde und Brüder, der Helden und die überblinkende Herrlichkeiten der Natur bei aller Witterung unter Dache bequem anſtaunen konnte? Kurz es wird niemand wundern, daß er wie ſo viele andere an's Theater gefeſſelt war, wenn man recht fühlt, wie alles unnatürliche Naturgefühl auf dieſen Brennpunct zuſammen gebannt iſt.

Dreizehntes Capitel.

Mancherlei Schickſale zerſtreuten die Geſellſchaft, die ſonſt zuſammen das kleine Theater belebt hatte. Doch Wilhelm blieb die Wurzel davon, die manchmal wieder ausſchlug. Es währte nicht lange, ſo verſammelte er eine Anzahl, ein oder ein paar Stücke wurden aufgeführt, bis die gewöhnlichen Theaterzwiſte ſie wieder zerſtreuten. Wilhelm war der glücklichſte Werber und Parteimacher; wo er hin ging, folgte ſeine Theaterwelt ihm nach, wo in Geſellſchaft Langeweile war, erſuchte man ihn, einen Monolog zu declamiren, er that's, und der Beifall, den er erhielt, war mit dem heimlichen Wunſche eines jeden verknüpft, es auch ſo machen zu können. Wenn nun der Vorrath von Monologen all' war, mußte eins hintreten und die andere Rolle leſen, das gab Anlaß, Scenen zu zweien auswendig zu lernen, damit wurden mehre intereſſirt und das Stück war beiſammen.

Je lebendiger das Gefühl Wilhelmens wurde, deſto mehr fingen ihm die meiſten Stücke an zu mißfallen. Er hatte nun den ungeheuren Plunder teutſch- und franzöſiſchen Theaters durchgeleſen und kam immer mehr aus denen Jahren, wo man alles Gedruckte verſchluckt, wo man an mittelmäßigen Sachen zwar nicht leicht Freude hat, doch aber alles um etwa einiger Stellen, eines rührenden Endes willen paſſiren läßt. Er ſuchte ſich jetzo die heftigſten, höchſt zärtlichen oder wüthenden Scenen aus, und weil er von mahleriſcher Stellung vieles gehört hatte, ſuchte er ſeine Declamation mit mannichfaltigen Gebärden zu begleiten, die ihm nicht übel gelangen, weil er gut gebaut und von beweglichen Gliedern war, auch von Natur einen edeln Anſtand hatte. Doch konnte es nicht fehlen, daß meiſt der Ausdruck etwas gewaltſam ſchien und die Zuſchauer mehr ängſtigte und in Verlegenheit ſetzte als vergnügte. Dabei muß nicht vergeſſen werden, daß in müßigen Stunden das Erſtechen, Todtniederfallen und verzweiflungsvolle Hinſtürzen eifrigſt geübt wurde; er brachte es auch wirklich ſo weit, daß nicht leicht ein Schauſpieler die aufſteigende Abwechslung von zweiunddreißig Leidenſchaften in einem Monolog ſtärker ausgeführt hat.

Vierzehntes Capitel.

In der gährenden Zeit dieſer natürlichen Kunſtbemühungen wollte das Schickſal, daß die Liebe ihn mit noch feſtern Banden an's Theater knüpfte. Bisher waren ſeine kleine Geſchichtchen wie Präludien zu einem großen Muſikſtücke geweſen, wo man in mannichfaltigen Harmonien aus einem Tone in den andern übergeht, ohne eine beſtimmte Melodie vorzutragen und ohne einen andern Zweck zu haben, als das Ohr zu mehr Empfänglichkeit für das Folgende vorzubereiten und den Zuhörer unvermerkt an die Pforte zu führen, wo ſich ihm die ganze Herrlichkeit auf einmal offenbaren ſoll. Den meiſten Menſchen geht's ſo in der Liebe, und wen das Schickſal lieb hat, den leitet's ſo zu Glück und Unglück.

Wilhelm, der das Schauſpiel, das etlichemal des Jahrs in ihre Stadt kam, ſo oft beſuchte, als es mit leidlichem Verdruß zu Hauſe angehen konnte, hatte ſich unter allen Spielenden ein Mädchen gemerkt, die ihm öfters aufgefallen war, weil ſie vor den übrigen etwas in ihrem Ton hatte, das manchmal an's Herz ging, beſonders wenn ſie klagte oder etwas drollig Gutherziges ſagte. Sie gefiel ihm nicht immer, und wenn er ſie oft nicht leiden konnte, warf er die Schuld auf die Rollen, und das feine Geſichtchen und die volle Bruſt redeten ihr wieder mächtig das Wort; er beneidete jeden Bedienten, der im Stück frei mit ihr thun durfte. Die Übrigen machten's ihm ſelten recht. Um ihrentwillen ſchienen die Stücke aufgeführt zu werden, und er verglich den einem Gott, der ſeine Arme um ſie werfen und bei einer fröhlichen Wiedererkennung ſie als Bruder oder Gatte an ſich drücken durfte. Ja es ging ſo weit, daß, wenn ſie halbweg in ein Stück verflochten war, daß er, der ſonſt eine

Vorſtellung mit Kunſt- und Kenneraugen anſah, in die wahre kindliche Täuſchung aufgehoben ward und manchmal wie aus einem Traum auffuhr, wenn ein langweiliger Act oder eine von andern ſchlecht vorgetragne Scene ihn ſehr unſanft fallen ließ.

So ging es eine Weile fort, ohne daß er mit ihr bekannt wurde, ſeine bürgerliche Schüchternheit hielt ihn ab, wenn er auch auf's Theater kam, ſich ihr zu nähern, und ſo oft er ſie wieder ſah, ſchien ſich eine neue Ader in ihm zu bewegen; er machte gewiß immer einen ſchiefen Bückling, wenn er hinter den Theaterwänden nicht weit von ihr zu ſtehen kam, oder ſtieß irgendwo an, oder verbrannte ehrerbietig ausweichend ſeinen Rock. Sie ſah ihn auch etlichemal mit ſo einem bedeutenden Blick an, daß er glauben mußte, ſie bemerke ihn, und es that ihm äußerſt wohl, ob ſie gleich nicht im geringſten auf ihn Acht hatte. Denn auf dem Theater und in der großen Welt gewöhnt man ſich, die Augen bedeutungsvoll auf Gegenſtände zu richten, von denen man oft gar keine Notiz nimmt, und einer Frau beſonders, die aus der Erfahrung hat, daß ihre Augen mannichfaltig wirken, aufreizen, lebendig machen, wird's mechaniſch, mit den Leuten Katzenmäusches zu ſpielen, ohne ſie zu bemerken.

Funfzehntes Capitel.

Unter dieſer Zeit hatte Wilhelm Abends in einem Gaſthauſe, wo er Fremde auf ein Glas Wein tractirte, Bekanntſchaft mit zwei Schauſpielern gemacht. Sie fanden ihn ſo wohl vom Theater unterrichtet, ſo einen guten Begriff von der Kunſt des Schauſpielers, daß ſie an ihm den rechten Mann zu finden glaubten,

Wirth.

Zum einen Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmahl. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun ſchalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er Sich vergehn! So bös iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen,
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemahlt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bey Zeit,
So heißts da!

Söller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär' nicht täglich ſchlimmer,

Wer

dem ſie ihre Meiſterſchaft in verſchiednen Rollen mit Ehren vortragen könnten. Sie luden ihn daher auf nächſtens zu ſich, wo ſie ihm verſchiedenes zu declamiren verſprachen; ſchwer verbarg er ſeine Freude, als ſie ihm beiher ſagten, Madame B. würde auch wohl von der Geſellſchaft ſein. — Ich nenne ſie hier Madame und erinnre mich, ſie vorher als Mädchen eingeführt zu haben. Um alles Mißverſtändniß aufzuheben, will ich gleich hier entdecken, daß ſie eine Gewiſſensheurath mit einem Menſchen ohne Gewiſſen eingegangen war; er verließ kurz drauf die Geſellſchaft, und ſie war, bis auf weniges, wieder Mädchen wie vorher; den Namen, den ſie einmal hatte, behielt ſie und galt wechſelsweiſe für Jungfrau, Frau und Witwe. Wilhelmen war dran gelegen, ſie für das letzte zu halten, und er fand wirklich die ſtärkſten Gründe auf dieſer Seite.

Verlegenheit und Herzklopfen, als er ſie ſah, machten ihn lebhafter und angenehmer, er war ſehr gefällig gegen ſie, und das würde ſie auch ohne ſeine ſonſt gute äußerliche Eigenſchaften aufmerkſam auf ihn gemacht haben. Man fing damit an, was nächſtens ſollte geſpielt werden, ſprach von neuen Stücken, vom deutſchen Theater, daß wir's dem franzöſiſchen bald gleich thäten, daß es Sünde ſei nur überſetzte Stücke drauf zu ſpielen, daß große Herren anfingen ſich ſeiner anzunehmen, und vom Stande der Schauſpieler, daß er täglich ehrbarer und geehrter werde. In Ausführung dieſes letzten übertraf Wilhelm ſie alle. Es iſt ein unerhörtes Vorurtheil, rief er aus, daß die Menſchen einen Stand ſchänden, den ſie um ſo vieler Urſachen zu ehren hätten. Wenn der Prediger, der die Worte Gottes verkündiget, darum billig der Hochwürdigſte im Staat iſt, ſo kann man den Schauſpieler gewiß ehrwürdig preiſen, der uns die Stimme der

Natur an's Herz legt, der mit Fröhlichkeit, Ernſt und Schmerz wechſelnde Anfälle auf die harte Bruſt der Menſchen wagt, um ihr dunkel eingehülltes Gefühl rein zu ſtimmen und den göttlichen Klang der Verwandtſchaft und Liebe unter einander hervorzulocken. Wo iſt ein Sicherplatz gegen die Langeweile wie das Schauſpielhaus, wo verbindet ſich die Geſellſchaft angenehmer, wo müſſen die Menſchen eher geſtehen, daß ſie Brüder ſind, als wenn ſie an der Geſtalt, an dem Munde eines Einzigen hangend alle in Einer Empfindung ſchwebend empor getragen werden? Was ſind Gemählde und Statuen gegen das lebendige Fleiſch von meinem Fleiſch, gegen das andre Ich, das leidet, fröhlich iſt und jede gleichgeſtimmte Nerve in mir unmittelbar berührt? Und wo läßt ſich mehr Tugend vermuthen, bei dem gedrückten Bürger, der in ängſtlich ſchmutzigem Gewerb ſeine Nahrung zuſammen ſchleppt, oder bei dem, deſſen Kunſt, die ihm Brot gibt, zugleich die edelſten größten Gefühle der Menſchheit durchdringt, der Tugend und Laſter täglich in ſeiner Blöße ſtudirt und darſtellt und die Schönheit und Häßlichkeit am lebhafteſten fühlen muß, eh' er ſie andre ſo lebhaft empfinden laſſen kann? Ich glaube wohl, daß bei manchen durch ein herumſchweifendes Leben, Mangel und Druck ſich dieſe Würde verdunkelt, aber eben drum, wie grauſam iſt es, die Übrigen, die dem Beſſern entgegen ſtreben, durch beſchränkten Stolz zurück zu ſtoßen. Er fuhr noch eine Weile recht herzlich fort, daß alle ſehr verwundert daſtanden, und ob ihnen gleich mitunter manches eingefallen war, worauf ſeine Apologie nicht zu paſſen ſchien, waren ſie doch durchaus zufrieden und verſicherten am Ende, daß es ſehr wahr ſei, wie ihnen Unrecht geſchähe, dazu Madame B. auch eins und das andre ſagte, bald aber den Discurs auf die treffliche Art, wie Wilhelm es vorgetragen hätte, zu lenken wußte und ihm das Compliment machte, er müßte ſchon mehr agirt haben. Obgleich dieß ihm etwas unerwartet kam, weil er hier weder zu agiren noch declamiren geglaubt, ſondern friſch weg, wie's ihm um's Herz war, ausgeſchüttet hatte, ſo nahm er doch gleich das Wort auf, hielt's für einen Übergang zu einem andern Discurs, und verſicherte ſehr ehrlich, daß er immer viel Liebe zum Theater hätte, könnte ſich aber leider nie g'nug thun. Die andern verſicherten, daß es für einen Liebhaber ſchon immer viel, wenn er einigermaßen ein- oder die andre Rolle gut ſpielte, allein Theater zu haben, wie man's heißt, dazu gehöre ein großes Studium, das nur dem Acteur aufbehalten ſei. Das war Wilhelmen nicht ganz recht, er bildete ſich ziemlich ein, was ſie Kunſt nennten, zu beſitzen, doch ließ er's vorübergehn. Jeder bot nunmehr einen Monolog an vor Wilhelmen zu declamiren; der eine, der im tragiſchen Affect weder Vater noch Bruder kannte und das Kind in Mutterleib nicht ſchonte, drang vor und ſetzte mit dem belobten Selbſt- und Geiſtergeſpräch aus Richard dem Dritten ſich in Schweiß und ſeinen Gaſt in Schröcken; die Übrigen, die auf das Ende paßten, fielen theils mit komiſchen, theils mit empfindſamen Stellen ein, und jeder that ſein Möglichſtes, dem jungen Kenner vor den andern in die Augen zu fallen; er war ſo aufmerkſam, als er's bei der doppelten Hinderniß, der Nähe ſeiner Geliebten und dem Monolog, den er auch zu recitiren im Kopf herumwarf, ſein konnte, lobte erſtlich alles im Ganzen und dann noch beſonders jede Stelle, von welcher ſie ihn fragten, ob er auf dieſen oder jenen Ausdruck wohl Acht gegeben habe? Es war bei ihm dieß weder Lüge noch Kurzſichtigkeit, vielmehr verleitete

Sh

ihn der Wunſch, viel Gutes zu finden, dahin, daß er vieles gut fand, und wenn's ihm auch ſehr ſchwante, es ſei nicht ganz juſt, ließ er's doch meiſt aus Gutmüthigkeit durchwiſchen, warf die Schuld auf ſich, ſeinen Humor, oder dachte wohl gar nicht weiter drüber. Madame B. und Wilhelm konnten nun nicht einig werden, wer zuerſt ſeine Probe ablegen ſollte; endlich fand ſich's im Discurs, daß er die Rolle Mellefonts und ſie Miß Sara geſpielt hatte, auch ein Gegenwärtiger ungefähr den Norton auswendig wußte; ſo wurden ſie gar bald eins, zuſammen zu probiren. Wilhelm zog ſich ſo viel möglich in unbehagliche Düſternheit zuſammen, Sara ſchwebte in ſanften Klagen und trug den fürchterlichen Traum recht ängſtlich vor, wußte es auch dabei ſo gut zu machen, daß in den ſchmeichelnden Stellen zu unterſcheiden ſchwer war, ob ſie dem Helden des Stücks oder dem Schauſpieler ſchöne that; darüber war Wilhelm von ihrer Action ſo bezaubert, daß er ſie für die erſte Actrice von Deutſchland hielt. Man wechſelte nach geendigtem Verſuch Lob und Zufriedenheit, und gewiß, Wilhelm hatte einige Stellen, wo ſein Gefühl hinreichte, fürtrefflich ausgedruckt, auch würde ſich die Bewunderung der Zuſchauer mit Neid vermiſcht haben, wenn ſie ſich nicht ſelbſt hätten ſagen können, daß er an allen Orten, wo er in ihre Künſte einen Eingriff wagte, weit hinter ihnen zurück bliebe. Man blieb noch eine Zeit beiſammen, Wilhelm begleitete Madame nach Hauſe, wo er ihre Einladung, ob er noch mit herauf kommen wollte, leider ausſchlagen mußte, um regelmäßig Abends an ſeinem Familientiſche zu ſein, doch behielt er ſich dieſe Erlaubniß vor; und Nachts und nächſten Tags kam ihr Bild ihm ſo oft vor's Geſicht, daß er ganz zerſtreut und ungeſchickt in ſeiner Arbeit war. Abends, da er den Laden zumachte, faßte ihn eine unſichtbare Hand bei'm Schopf, er fühlte ſich fortgeführt und fand ſich wie im Traum auf dem Canapee ſitzend, an der Seite ſeiner Angebeteten.

Sechzehntes Capitel.

Ein Mädchen, das zu mehrern Liebhabern, die es unter ſich gebracht hat, noch einen friſchen gewinnt, gleicht der Flamme, wenn auf bald verzehrte Brände ein neu Stück Holz gelegt wird. Geſchäftig ſchmeichelt ſie dem ankommenden Liebling, leckt ſich an ihm bethulich hinauf, rings an ihm herum, daß er in vollem herrlichem Glanz leuchtet; ihre Gierigkeit ſcheint nur an ihm hinzuſpielen, aber mit jedem Zuge faßt ſie tiefer und zehrt ihm das Mark bis in's Innerſte aus. Bald wird er wie ſeine verlaſſ'ne Nebenbuhler am Grunde liegen und in angeſchmauchter Trauer, in ſich glühend, verglimmen.

Madame B. wußte im Anfange nicht recht, was ſie mit Wilhelmen machen ſollte. Die erſten Zeiten ihrer Bekanntſchaft gingen unter ziemlicher Geſprächigkeit hin, bis dieſe ſich endlich verlor und er in eine ſelige Stille verfiel, in der wir neben dem geliebten Gegenſtande ſelbſt aus der Langeweile eine unausſprechliche Wolluſt ſaugen. Seine Gutheit, Ergebenheit, Beſchränktheit, Unſchuld, Genügſamkeit, Verehrung und Herzlichkeit machten ſie anfangs verlegen. Sie hatte in ihren erſten Jahren gar zu bald die kindlichen Freuden der Liebe von ſich weggeſcheucht geſehen, ſie war ſich ſo mancher Erniedrigungen bewußt, denen ſie ſich in den Armen eines und des andern hatte hingeben müſſen, auch gegenwärtig opferte ſie ſich den heimlichen Vergnügungen eines reichen und unausſtehlich platten Mutterſöhnchens auf, und da ſie von Natur eine gute Seele war, wurd's ihr niemals recht wohl, wenn Wilhelm ihr die Hand mit treuem Herzen hielt und küßte, wenn er ihr mit dem vollen reinen Blick jugendlicher Liebe in die Augen ſah; ſie konnte den Blick nicht aushalten, ſie fürchtete, er möchte Erfahrenheit in den ihrigen leſen; verwirrt ſchlug ſie die Augen nieder, und der glückliche Wilhelm glaubte Ahndung, liebliches Geſtändniß der Liebe zu finden, und ſeine Sinnen gingen durch einander wie Saiten auf dem Pſalter. Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des erſten Liebebedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Echo ſtundenlang ergötzt, die Unkoſten des Geſprächs allein trägt und mit der Unterhaltung ſehr wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenmann auch nur die letzten Sylben ſeiner eignen Worte wiederholt. Mariane half ſich eine Zeitlang mit dieſer Art. Sie hatte geliebt, war liebefähig, und vor Wilhelmen hatte ſie, wie vor einem fremden Weſen, ein Gefühl, das der Ehrfurcht glich. Sie wußte ſich halb natürlich, halb theatraliſch in die Stimmung zu verſetzen, in der er war, ihre drollige Art half ihr vieles, und es währte nicht lange, ſo war ſie mit ihm bekannt; ſie kam ſich ſelbſt in ſeiner Gegenwart beſſer vor, ſie erinnerte ſich wenig glücklicher reiner Stunden ihrer Jugend, und die ganze Liebe, mit der Wilhelm ſie umfaßte, der hohe Werth, den dieſe gute Seele auf ſie legte, ihre eigne Neigung zu ihm, verwiſchte bald, beſonders in ſeiner Gegenwart, alles widrige Gefühl ihrer Unwürdigkeit. Ihr andrer Liebhaber war abweſend, und ſie ſchob das Verhältniß mit ihm im Gedächtniſſe ſeitwärts, wie man das Andenken von irgend einer Schuld aus dem

Reiche der lebhaften Erinnerungen in das Fach der hiſtoriſchen Kenntniſſe verſcheucht.

Er ſah ſie nur ſo oft er konnte, das für einen Liebenden zwar ſelten war; die Abendſtunden hatte er wohl manchmal frei, er vernachläſſigte ſeine Freunde und müßigte ſich ſonſt was ab; aber da war ſie meiſtens auf dem Theater beſchäftigt, und länger als Achte, höchſtens halb Neune, da gewöhnlich das Schauſpiel aus war, durfte er, ohne böſe Geſichter von Vater und Mutter, nicht außen bleiben. Sie wußte es denn doch zu machen; entweder er war beſtellt, wenn er ihren Namen auf dem Zettel nicht ſahe, oder ſie ließ ſich unter dem Ballett nach Hauſe führen, und da konnte er verweilen, bis ihn das Raſſeln der Kutſchen von ſeinem Glücke zu ſcheiden nöthigte.

Aus dem Parterre konnte er ihren Anblick faſt gar nicht mehr aushalten, es ſaß ihm gleich an der Kehle. Er machte ſich auf's Theater, hinter die Wände. Die perſpectiviſche Magie war weg, aber der Zauber der Liebe blieb. Stundenlang konnte er am ſchmierigen Lichtwagen ſtehn, ſich den Qualm der Unſchlittlampen an die Naſe gehen laſſen, nach ihr hinausblicken, an einem Blick von ihr erzittern und in dem Balken- und Lattengerippe ſich ein Paradies fühlen. Die ausgeſtopfte Lämmchen, Waſſerfälle von Zindel, die pappene Roſenſtöcke und die einſeitigen Strohhütten rührten in ihm die lieblichſten Bilder, die er je in Dichtern von Schäferwelt geleſen hatte, ſogar die hagere, langnäſige, weitbrüſtige Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf einem Brete mit ſeiner Einzigen ſtunden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, die ſelbſt Roſen- und Myrthenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß, auch Hobelſpäne und Papierſchnitzeln beleben kann. Sie mantel denken kann, daß das Hohe des Standes, das Edle der That nur in pausbäckiger Repräſentation dem Menſchen ſichtbar und nachahmbar wird, und daß man ſie nicht fühlen machen kann, daß das Große und Erhabene nur das Reinſte und Wahrſte des Natürlichen iſt, und daß ſich's eben drum weder vorzeigen noch nachahmen läßt.

Wie glücklich pries daher Wilhelm in ſeinem Herzen den Komödianten, den er im Beſitz ſo mancher majeſtätiſcher Kleider, in ſteter Übung eines edeln Betragens ſah, deſſen Seele einen Spiegel des Herrlichſten und Prächtigſten, was die Welt je an Geſinnungen und Leidenſchaften hergebracht, darſtellte. Er dachte ſich deſſen häusliches Leben als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beſchäftigungen, davon die Erſcheinung auf dem Theater nur die äußerſte Spitze, nur wie der Blick des Silbers ſei, das vom Läuterfeuer lange umgetrieben, aus farbiger Regenbogenſchönheit endlich blinkend vor den Augen des Arbeiters in Einem Korne daliegt.

Anfänglich machte es ihn ſtutzen, wenn er bei ſeiner Geliebten war und durch den glücklichen Nebel, der ihn umhüllte, nebenaus auf Tiſche, Stühle und Boden ſah; die Trümmern eines augenblicklichen, leichten, falſchen Putzes lagen wie das glänzende Kleid eines Fiſches, den man abgeſchuppt hat, zerſtreut in raſcher Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menſchlicher Reinlichkeit, Kämme, Seife, Tücher, Pomaden waren mit den Spuren ihrer Beſtimmung gleichfalls unverſteckt; Bücher und Schuhe, alte Wäſche und italiäniſche Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminkbüchschen und Bänder, Muſik und Strohhüte, keines verſchmähte die Nachbarſchaft des andern, alle waren durch ein gemeinſchaftliches Element von Puder und Staub vereinigt. Doch da

Wilhelm meiſt nicht wußte, wo er war, wenn er ſie ſah, da alles ihr gehörte, ſie berührt hatte, ward ihm alles lieb und ſogar fühlte er endlich in dieſer unordentlichen verworrnen Wirthſchaft einen Reiz, der ihm niemals in ſeiner ſtaatiſchen Prunkordnung das Herz geöffnet hatte. Es war ihm, wenn er hier ihre Schnürbruſt wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke auf's Bett legte, um ſich zu ſetzen, wenn ſie ſelbſt mit unbefangner Freimüthigkeit manches Natürliche, das Fremde ſonſt ſo ſehr gegen einander zu verheimlichen pflegen, vor ihm nicht zu verſtecken ſuchte, es war ihm, ſag' ich, als wenn er ihr näher wäre, als wenn eine Gemeinſchaft zwiſchen ihnen ſich mit unſichtbaren Banden befeſtigte.

Schwerer zu verdauen war die Aufführung der übrigen Schauſpieler, die er manchmal bei ihr antraf und durch ſie kennen lernte. Geſchäftig im Müßiggange, machten ſie gewöhnlich von den äußerſten Kleinigkeiten großes Aufhebens, was für Kleider ſie anziehen, von welcher Seite ſie herauskommen wollten, wie lange das Stück ſpielen würde, Klagen über die Ungerechtigkeiten des Directeurs, der ihre Talente verkenne, daß der ſeine Rolle geſtern nicht gewußt habe, daß jenes Stück nicht zu ſpielen ſei, daß das teutſche Theater täglich ſich verbeſſ're und der Komödiant immer mehr geehrt werde. Das waren die theatraliſche Discurſe. Im gemeinen Leben kamen die Kaffeehäuſer und Weingärten, Spiel, irgend ein Camerad wegen Schulden im Gefängniß, was irgend ein Acteur bei einer andern Truppe monatlich hat, ein Streit zwiſchen ein paar biſſigen Weibern, darüber die Geſellſchaft in zwei Parteien fiel, und dergleichen Dinge mehr vor. Der Schluß war immer das Publicum und ſeine Aufmerkſamkeit und Zufriedenheit, und der große wichtige

Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſt denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmahl,
Und hat nicht Herr Alceſt zwey Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde;
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ach apropos, Papa! Man ſagt mir heute früh,
In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten.
Die für America Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel, und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr käm, ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beym Glaſe Wein hört ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freyheit hoch, war jeder brav und kühn,

Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt.

Wilhelm wußte nicht, wie er das zurechte legen ſollte, er kam nicht zu Stande, ſich einen deutlichen Begriff von dieſen Widerſprüchen zu bilden, da ihm ſeine Liebe zum übrigen Nachſinnen wenig Zeit ließ.

Siebzehntes Capitel.

Es geſchieht gar ſelten, daß zwei junge, gleich unſchuldige Seelen Hand in Hand den Weg der Liebe mit einander ausgehn, harmlos vor ſich hinwallen und, in ſchlingenden Pfaden verloren, ſich wider Vermuthen an Orte geführt ſehen, die ſie ſich weit entfernt glaubten. Denn wie die Natur faſt durchaus Unerfahrenheit der Erfahrenheit untergeordnet hat, ſo iſt's auch hier; ein Theil wird immer die Rolle des Freundes ſpielen, der, in einer Gegend ſchon bekannt, den Ankömmling in ihre Schönheiten einweihen will. Schweigend lenkt er ihn unmerklich hie- oder dorthin, läßt ihm bei dieſem und jenem Anblick ſein Entzücken, ohne zu verrathen, was für Großes ihm bevorſteht, läßt ihn mühſam auf- und abſteigen, wo es nicht nöthig wäre, um eine angenehme Ausſicht von der Seite zu zeigen, wo ſie eben die meiſte Wirkung thut, und der andere, er merke die Liſt oder nicht, dankt ſeinem Führer für die liebevolle Mühe.

So beſcheiden Wilhelm war und ganz im Glauben an Marianens Tugend, ſtiegen ſeine Liebkoſungen an ihr unmerklich mit jedem Tage, und ſie, ohne ihn aus dem Beſitze deß zu ſetzen, was er ſich anmaßte, hielt ihn nur auf jeder Stufe eine Zeitlang auf, wo ihn ſeine Liebe und Ehrfurcht ohne das ein wenig ausruhen hießen. Ihre Verlegenheit, ihr ohnmächtiger Widerſtand, den ſie ſeinen Küſſen entgegenſetzte, ihr tiefes Nachdenken, in das ſie oft verfiel, ſetzte ihn in ſolche entzückte Leidenſchaft, daß er mit allen Faſern ſeines Lebens an ihr hing. Mariane lernte das Glück der Liebe, das ihr fremd war, in ſeinen Armen erſt kennen, und die Herzlichkeit, mit der er ſie an ſeinen Buſen drückte, die Dankbarkeit, der es oft an ihrer Hand g'nügte, durchdrang ſie, und täglich lebte ſie freier auf. Oft wünſchte ſie nunmehr ernſtlich bei ſich, von jener Verbindung, die wir oben erwähnten, deren Gedanke ihr täglich widriger ward, los zu ſein. Aber wie loskommen? Jeder weiß, wie ſchwer der Menſch angeht, einen entſcheidenden Schritt zu wagen, daß Tauſende eher ihr Leben in abſchleichendem Schickſal kümmerlich jedem neuen Tag hinüber ſchleppen! Und nun gar ein Mädchen, in dieſen Umſtänden! Sie hatte ſich gar bald, wie nebenher, nach Wilhelms Vermögen, nach ſeinen Verhältniſſen erkundigt, da ſie denn wohl ſah, daß ſie keinen Erſatz deſſen, was ſie ihm aufzuopfern wünſchte, hoffen könnte. Schon was ihm an Intereſſe von einem Capital, das die Großmutter ihren Enkeln noch bei Lebzeiten der Eltern beſtimmt hatte, zufiel, hatte er alles an Marianen gewendet, ſie überlegte hin und her, und wenn ſie keinen Ausweg ſah, überließ ſie ſich wieder eine Weile dem Geradewohl, dem Leben und der Liebe. Täglich aber verſanken mehr die Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Witz, wodurch ſie im Anfang ihrer Leidenſchaft einander feſt zu binden, zu unterhalten geſucht und jede Liebkoſung gewürzt hatten. Sonſt ſcherzten ſie oft in kleinen Scenen aus dieſem oder jenem Stück, verſpotteten einander mit lieblichen Neckereien irgend eines Dichters, und wenn der Gereizte ihr zuletzt um den Hals fiel und ſie mit einem Kuß beſtrafte, und ſie durch ſo eine ſelige Kataſtrophe das Vergangne zu Lügen machten, da waren's die höchſte Zeiten der Liebe, nun aber, da ſie ſich in dieſen Freuden übernahmen, hatte es eine Wirkung auf Wilhelms Kopf, als wär' er in Bier berauſcht, er ward dumpf und unbehaglich in ſeinem Sehnen, daß er auf allerlei kleine Eiferſucht und Neckereien fiel, das man ihm wohl verzeihen muß, denn er war ſchlimmer dran als der einem Schatten nachläuft, denn er hielt in ſeinen Armen, er berührte mit ſeinen Lippen was er nicht genießen, woran er ſich nicht ſättigen ſollte. Mariane, die ſeine Qual nicht verkannte, hätte wohl ſchon in manchen Augenblicken das Glück, das er ſo ſehnlich wünſchte, mit ihm getheilt, ſie fühlte in ſich, daß er weit mehrers werth war, als ſie ihm geben konnte, aber ſeine Verwirrung und ſeine Liebe verdunkelten ihm ſeine Vortheile, und ihre Stille, ihre Unruhe, ihre Thränen, ihre fliehende Umarmungen — lieblichſte Töne der ergebenden Liebe — warfen ihn außer ſich in überdrängten Schmerz zu ihren Füßen, bis ſie beide zuletzt in dämmernden Augenblicken des Taumels ſich in den Freuden der Liebe verloren, die das Schickſal den Menſchenkindern aufſpart, um ſie für ſo viel Druck und Leiden, Mangel und Kummer, Harren, Träumen, Hoffen und Sehnen einigermaßen zu entſchädigen.

Achtzehntes Capitel.

Wilhelm, der nun ohne Ausnahme glücklich war, überließ ſich ganz den Entzückungen der Liebe. War er vorher durch Verlangen und Hoffnungen an

Marianen gebunden, ſo war er es nunmehr durch die ſeligſte Befriedigung, in der er immer wieder neuen Durſt zu trinken ſchien. Das Andenken Marianens ergriff ihn in der kleinſten Abweſenheit nun immer lebhafter; denn war ſie ihm ſonſt nothwendig geweſen, ſo war ſie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menſchheit an ſie geknüpft war. In der Reinheit ſeiner Seele fand er, daß ſie die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner Seele ſei. Er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen. Auch Mariane konnte ſich eine Zeitlang täuſchen, ſie theilte die Empfindung ſeines lebhaften Glücks mit ihm. Ach, wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über's Herz gefahren wäre! Selbſt an dem Buſen Wilhelms war ſie nicht ſicher davor, ſelbſt unter den Flügeln ſeiner Liebe. Und wenn ſie nun gar wieder allein war und aus den Wolken, in denen ſeine Leidenſchaft ſie empor trug, herab in die Erkenntniß ihres Zuſtands fiel, dann war ſie zu bedauren. Denn Leichtſinn war ihre Hülfe, ſo lang ſie in niedriger Verworrenheit lebte, ſich über ihren Zuſtand betrog oder vielmehr ihn nicht kannte; da erſchienen ihr die Vorfälle, denen ſie ausgeſetzt war, nur einzeln. Vergnügen und Verdruß löſten ſich ab, ihre Demüthigung wurde durch Eitelkeit und der Mangel oft durch augenblicklichen Überfluß vergütet. Sie konnte Noth und Gewohnheit ſich als Geſetz und Rechtfertigung anführen, und ſo lange ließen ſich alle unangenehme Empfindungen von *Stund' zu Stund', von Tag zu Tag abſchütteln.* Nun aber hatte das arme Mädchen ſich Augenblicke in eine beſſere Welt hinüber gerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude in's Öde, Verworfene ihres Lebens herunter geſehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib iſt, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand ſich äußerlich und innerlich immer am vorigen Flecke. Sie hatte nun gar nichts, was ſie aufrichten konnte; wo ſie hinſah und ſuchte, war's in ihren Gedanken leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Ganz im Gegentheil ſchwebte Wilhelm, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber voll glücklicher Ausſichten. Ließ das Übermaß der erſten Freuden in etwas nach, ſo ſtellte ſich das licht vor ſeine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte: Sie iſt dein! Sie hat ſich dir hingegeben! Sie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf dir auf Treu' und Glauben hingegeben, aber ſie hat's keinem Undankbaren. Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt, ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſte Geſinnungen vor, er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden bürgerlichen Leben heraus zu reißen, das er ſchon ſo lange gewünſcht hatte. Die Uneinigkeit ſeiner Eltern lag ihm auf dem Herzen; täglicher Zeuge von ſo einem Übel zu ſein, greift das Herz an, das ſich entweder mit verzehrt oder ſich verhärtet und auf beide Art zu Grunde geht. Dazu kam, daß einer ſeiner Freunde, ein ſehr geſetzter Menſch, um ſeine ältere Schweſter ſich bewarb, und dem Vater alſo in ſeinem Handel beiſtehn und ſeine Stelle vertreten konnte.

Der Gedanke, ſeines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm leicht, kam gar nicht mit in Anſchlag. Er war jung und neu in der Welt und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar, das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und fehlen konnt' es nicht, daß er in glücklichen Augenblicken den werdenden vollkommenſten Schauſpieler und den Schöpfer eines großen National-Theaters erblickte, nach dem er ſo vielfältig hatte ſeufzen hören, und niemals ohne einige zufriedene Wendung auf ſich ſelbſt. Alles was in den innerſten Winkeln ſeiner Seele bisher geſchlummert hatte, wurde reg', und aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemählde in Nebelgrund gearbeitet, wo freilich die Geſtalten viel in einander floſſen, aber auch das Ganze eine deſto reizendere Wirkung that.

Indeſſen lebte unſer Paar mit ganz verſchiedenem Drange des Herzens eine ganze Zeit weiter. Da ihnen keine Stunde zuſammen lang wurde, ſo merkten ſie kaum, wie ſchnell die Tage flohen, und ließen einen nach dem andern vorbei, ohne einen Entſchluß zu faſſen, der ihr Schickſal hätte aufklären oder beſtimmen können.

Neunzehntes Capitel.

Wilhelms Freund und vermuthlicher Schwager war einer von denen geprüften, in ihrem Daſein beſtimmten Leuten, die gewöhnlich kalte Leute genennt werden, weil ſie bei Anläſſen weder ſchnell noch ſichtlich auflodern. Auch war ſein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwiſt, wodurch ihre Liebe ſich immer feſter knüpfte. Jeder fand ſeine Rechnung bei'm andern. Werner that ſich was zu Gute drauf, daß er denen trefflichen, obgleich leider gelegentlich ausſchweifenden Gaben Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen ſchien; und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er ſeinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit ſich fortnahm. So wetzte ſich einer am andern, und ſie wurden gewohnt, ſich täglich zu ſehen, eben darum weil keiner was vom andern hatte, ſie einander nicht verſtunden, ſich einander nicht verſtändlich machen konnten. Im Grund aber gingen ſie doch, weil ſie beide gute Menſchen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel und konnten niemals begreifen, warum keiner den andern auf eben die Geſinnungen reduciren konnte. Werner ſpürte, daß Wilhelms Beſuche ſeltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und unruhig abbrach, daß er ſich nicht mehr in lebhafter Ausbildung ſeltſamer Vorſtellungen vertiefte, welches freilich immer ein Zeichen eines unbefangenen, ſich ſelbſt genügenden, in der Gegenwart eines Freundes Ruhe findenden Herzens iſt. Werner, der ſehr pünctlich war, ſuchte den Fehler in ſeinem eignen Betragen, ſo lang bis einige Kaffeehaus-Geſpräche ihn auf die Spur brachten und einige überfließende Unvorſichtigkeiten Wilhelms ihm mehr Gewißheit gaben. Er ließ ſich auf eine nähere Unterſuchung ein, entdeckte gar bald mit großem Entſetzen: Wilhelm habe ſich an eine Komödiantin gehängt, an ein Weibsbild, das ihn verführe, ihn um's Geld bringe und noch dabei nebenher ſich von dem unwürdigſten Nebenbuhler unterhalten laſſe. Er unterließ nichts, ſich von allem pünctlich zu überzeugen, und da er das war, formirte er eines Abends auf Wilhelm ſeinen Angriff, trug ihm alles haarklein erſt gelaſſen, dann mit dem dringendſten Ernſte der wohldenkenden Wahrheit vor, ließ keinen Zug unbeſtimmt, ließ ſeinen Freund alle die Bitterkeiten koſten, mit denen ruhige Menſchen gegen Liebende ſo leicht freigebig ſind, aber er fiel auch aus den Wolken, als Wilhelm, zwar mit einiger Bewegung, doch mit großer Sicherheit verſetzte: Du kennſt das Mädchen nicht! ich weiß, daß der Schein wider ſie iſt, aber ich bin ihrer Treu' und Tugend ſo gewiß als meiner Liebe. Werner blieb feſt, erbot ſich zu Beweiſen und Zeugen, Wilhelm verwarf ſie und ging bald in einer verdrießlichen Erſchüttrung weg, wie einer, dem ein ungeſchickter Zahnarzt einen ſchadhaft feſtſitzenden Zahn gefaßt und vergebens dran geruckt hat. Mit heimlichem Unwillen ſchüttelte Wilhelm allen Verdacht aus ſeiner Einbildung, das ſchöne ganze Bild Marianens, das vor ſeiner Seele ſtund, war durch Werners Erzählung auf einige Augenblicke verſchoben und befleckt worden; es währte nicht lange, ſo hatte es Wilhelm wieder vollkommenlich geſäubert, zurechte geruckt und da er ſie gar Abends einen Augenblick wieder ſah, fing es an von neuem zu leuchten und zu glänzen.

Werner ſann nun Tag und Nacht, wie er ſeinen Freund durch Zureden und Vorſtellungen wieder zurecht bringen könnte, machte verſchiedene Verſuche, denen aber ganz gelinde ausgewichen wurde; darüber wurde er traurig und konnte nicht begreifen, wie die beſten Geſinnungen, in reiner Wahrheit vorgetragen, auf Wilhelms gutes treffliches Herz Eindruck zu machen nicht kräftig genug ſein ſollten.

Der alte Meiſter lag dieſe Zeit her an einer Krankheit nieder; Wilhelms Arbeiten nahmen ihm ſeine Tage, die Sorgfalt für ſeinen Vater die Abende weg, es blieb ihm alſo für ſeine Geliebte nur die Nacht übrig. Sie wurde auch mit ihm drauf eins, er fand eine Thüre, die aus einem Holzſtall in ein enges Gäßchen ging, ſehr bequem, um nächtlich ſein Haus zu verlaſſen.

Die ſeltſame Stimmung der Nacht, die öden Gaſſen, die er ſonſt nur voller Gewerbe gewohnt war, die flimmernde Nachtlichter ſeiner Bekannten und das Gefühl des Geheimniſſes würzten das Abenteuer, und er ſchlich, in ſeinen Mantel eingewickelt, alle Lindors und Leanders im Buſen, meiſt nachtnächtlich ein zu ſeiner Geliebten.

Zwanzigſtes Capitel.

Mariane, die ihn immer lieber gewann, war indeß in einem erbärmlichen Zuſtand. Die Freigebigkeit ihres reichen Liebhabers war durch ſeine Abweſenheit nicht unterbrochen worden, und nun hatte er ihr mit Überſchickung eines Stück Neſſeltuchs zum Nachtkleide ſeine nächſte Ankunft gemeldet.

Sie war ſchon oft in Verlegenheit geweſen und konnte in das Schickſal des folgenden Tages wie in eine trübe Ewigkeit hinſtarren. Nun dießmal war ſie von zu viel Seiten gedrängt. Zwei Liebhaber neben einander, das unter andern Umſtänden wohl angegangen wäre, wurde hier ſchon ſchwerer. Wilhelm hatte ihr in der Treue ſeines Herzens den Verdacht haarklein erzählt, den man ihm gegen ſie beibringen wollen, ſie wußte alſo, er war wenigſtens aufmerkſam; der andre war übermüthig, tölpiſch in ſeinem Betragen, und ſie war in einem Zuſtande, wo ſie's mit keinem verderben wollte, um eines gewiß zu ſein. Wilhelms Zärtlichkeit hatte über ihre Klugheit geſiegt, und ſie fühlte, daß ihr das unerwünſchte Glück, Mutter zu werden, bevorſtehe. Sie hatte es einer alten Theaterſchneiderin, die eine bewährte Vertraute in ſolchen Fällen war, entdeckt, die nach einigen grauſamen Vorſchlägen, vor denen Marianen ſchauderte, ihr den Rath gab, ſie möchte lieber, wenn es doch einmal ſein ſollte, die Schuld auf den reichen als den armen Liebhaber bringen und überhaupt gegen Wilhelmen ſich nur nichts merken laſſen, übrigens wegen geſchickter Behandlung der Sache auf ſie ein vollkommnes Vertrauen ſetzen. Eben dieſe Alte hatte ſchon Marianen vor einer feierlichen Verbindung mit Wilhelmen bewahrt, ſie hielt ihn nur vor einen Setzling, den ein kluger Fiſcher wieder in's Waſſer wirft. Was wollen Sie mit ihm, ſagte ſie oft, ſeine Eltern werden nicht leiden, daß er Sie heurathet, und mit ihm durchzugehen wäre eine unverzeihliche Narrheit; er hat nichts, und wozu einen Mann am Hals, der noch dazu in Sie verliebt wäre, und über das alles iſt unſer Director ein Mann, der keinen Spaß verſteht, ſobald ein Abenteuer eclat wird, er iſt eifrig auf die Renommée ſeiner Truppe, wie er's heißt, und eh' man ſagen ſollte, eine von ſeinen Actricen habe einen hübſchen Bürgersſohn debauchirt, er jagte ſie am Tage des Aufbruchs weg. Und wo hernach hin? Ein reiſender Komödiant iſt ein elender Geſchöpf als alle reiſende Handwerksburſche. Davor, wenn Sie ſich ihn erhalten, kommen Sie vielleicht über's Jahr wieder hierher, ſein Vater iſt indeſſen todt, und es läßt ſich immer wieder eine alte Liebe mit Vortheil anknüpfen. Die Theaterſchneiderin war von den Kindern dieſer Welt, ſie hatte Recht bis auf einen gewiſſen Punct, und behielt auch in Marianens Herze Recht, bis auf einen gewiſſen Punct, denn dieſe hatte doch keinen Gedanken, wie ſich's von Wilhelm ſcheiden ließe. Indeſſen hat die Klugheit ſo was Gebietendes, daß wir ihr oft auch wider unſre Neigung folgen. Wilhelm verſtund Marianens Be-

Und wann der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach es gibt Kerls genug, bey denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weidlich hudelt,
Da müßt's romanenhaft und wohl erhaben ſtehn,
So mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luſt von unſern Kunden triebe,
Der euch hübſch artig wär' und dann uns manchmahl ſchriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Ey nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorſaal gehen,
Wie weit's iſt, ungefähr auf meiner Karte ſehen.

ab.

---

tragen nun gar nicht; er, der ſie ganz vor ſeine Frau anſah, ſie nicht anders als ſein liebes Weibchen nannte, oft durch ſeine Liebkoſungen ſie zu einer nähern Erklärung, Beſtimmung dieſes Verhältniſſes leiten wollte, er fühlte ſie immer ausweichen auf dem Punct von Heurathen, wo die Mädchen einem ſo leicht entgegen kommen; und doch war er wieder delicat, vermuthete wieder ganz andere Delicateſſe von ihr, kam in Willens, ſich zu erklären, und ging wieder weg von der Seite, wie er gekommen war, zerſann ſich, zerſtritt ſich wieder einen Tag in ſich ſelbſt, ſtand immer auf dem Sprung und kam niemals vom Fleck. Über das alles aber wurden ſeine Ideen immer mehr beſtätigt, ſeine dunkle Ausſichten, ſeine verworrne Hoffnungen wurden zu Planen. Er hatte während der Krankheit ſeines Vaters die Heurath ſeiner ältern Schweſter mit Wernern unmerklich beſchleunigt; ſie war inſoweit richtig, nur die nothwendige Umſtändlichkeiten hielten ſie noch eine Weile auf. Er hatte ſchon in Gedanken ſeinen wieder auflebenden Vater ganz geſund gemacht, ſeinen Schwager an ſeine Stelle im Handel und Wandel der Familie untergeſchoben, und er ſchien ſich manchmal die Füße aus den ſchwer geſchloſſ'nen Ketten zum Verſuche heraus zu ziehen, wie ein künſtlicher Dieb oder ein Zauberer in der Gefangenſchaft manchmal thut, um ſich zu überzeugen, daß ſeine Rettung möglich und näher ſei, als die kurzſichtige Menſchen glauben. Wenn er denn nun in freier nächtlicher Stunde abſchüttelnd allen Druck über einen großen Platz wandelte und ſeine Hände gen Himmel reichte, er fühlte alles hinter und unter ſich; er los von allem, und nun entgegen den Umarmungen ſeiner Geliebten in verſtohlner Nacht, und wieder ſich denkend in den Umarmungen ſeiner Geliebten auf dem blendenden Theatergerüſte, und ſo Natur und Kunſt, und bewundert und beneidet, ſo war ihm immer der weite Weg durch die Stadt zu ihrem Hauſe Ein Augenblick, ununterbrochen als hie und da durch eines Nachtwächters Ruf; und wenn nun wieder Mariane ihn mit Natur und Kunſt empfing, ihren heimlichen Kummer bemeiſterte und ihr Vergnügen aufſtutzte, wenn ſie das weiße Nachtkleid, darin ſie wirklich recht engliſch ausſah, in ſeinen Armen unvermuthet einweihte, was blieb ihm, an gegenwärtigem Vergnügen erſättigt, übrig, als ſeine Geliebte mit in die frohe Zukunft zu reißen, wenn ſie, die nun niemals mitzuempfinden ſchien, auf die lieblichſte Fragen: ob er ſich Vater glauben dürfe? zugeſchloſſen und verlegen war! Er legte es freilich wieder aus, und herrlich genug, bot die ganze Zeit den Überfluß ſeiner Empfindung und ſeiner Gutmüthigkeit auf, um zurechte zu legen und Lücken zu füllen, nur daß ihm nie dabei wohl werden konnte.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Der Director unſerer Schauſpielergeſellſchaft hatte ſchon verſchiedentlich mit dem Abzug gedroht; denn obgleich die Stadt nicht ganz gering war und ſich manche wohlhabende Bürger, auch reiche Müßiggänger darinne fanden, ſo konnte er doch ſein Conto außer den Meſſen nicht finden. Vielen war das Drama von Bub', Dame, König und Aß intereſſanter, die übrige Theaterfreunde reflectirten auf den halben Gulden, oder behalfen ſich mit Freibilletts; zum Abonniren hatten ſie durchaus keinen Sinn, und ſo ging die Kunſt nach Brode, wie's in dieſer Welt hergebracht iſt, da man nicht leicht eine Idee vom Spaß haben kann als gratis. Dieß war nun zwar oft ein blinder Lärm, der aber doch das Publicum auf's neue zu kommen und Wilhelmen dringendere Anſtalten zu machen bewegte. Werner nahm nun wirklich Theil an den Handelsgeſchäften, und Wilhelm, der nie aus ſeiner Vaterſtadt gekommen war, hatte ihn, der ſich auf verſchiedenen fremden Plätzen umgeſehen hatte, überzeugt, daß für den Unerfahrnen auch eine ſolche Reiſe höchſt nöthig ſei. Sie waren über eine gewiſſe Summe Geldes übereingekommen, die Werner ſchaffen und ſich nach und nach wieder bezahlt machen ſollte; und wenn Wilhelm bei ſich dieſen Betrug ganz für heilig hielt und überzeugt war, daß ihn ſeine Eltern und Verwandten in der Zukunft dafür ſegnen ſollten, ſo war doch der Gedanke an den erſten Augenblick, da ſie's erfahren würden, ein Steinchen, an dem ſeine Imagination ſich manchmal wund ſtieß. Endlich ſchien die Geſellſchaft im Ernſt ihren Aufenthalt nicht länger friſten zu wollen. Norman, Wilhelms Nebenbuhler, beſchleunigte ſeine Reiſe, um Marianens Liebe noch wenige Tage zu genießen, und Wilhelm faßte ſich nun ſchließlich und letztens zuſammen, um ſie auf ewig zu beſitzen und ſich an's Theater mit unauflöslichen Banden zu knüpfen.

Werner, den er nun ſtärker antrieb, ihm das Mittel zur vorgegebenen Reiſe zu erleichtern, argwohnte nichts Übels, denn die Klugheit vermuthet nicht das Außerordentliche. Er dachte, es iſt gut, daß es ſich eben ſo trifft, und Wilhelm einen Ort, der ihm ſo oft eine unſchickliche Liebe in's Gedächtniß rufen muß, bald nach dem Gegenſtande verläßt.

Wilhelm war die letzte Zeit in ſeinen Gängen geheimer geworden; dieß ließ den andern eine Beſſ'rung ſchließen, hielt ihn von weitern Maßregeln ab und gab ihm alle Bereitwilligkeit, die Wilhelm wünſchen konnte.

Auf der andern Seite war es Marianen ein willkommnes Wort, als Wilhelm von ihr die Erlaubniß bat, ſie einige Tage nicht zu ſehen; ſie kriegte dadurch Luft, ihren ungeſtümen Norman, dem ihr Herz nicht entgegen ging, wenigſtens in einiger Faſſung zu bewillkommen. Wilhelm ſaß nun bei ſich zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren, muſterte ſeine Beſitzthümer, was ihm wohl bei ſeiner Wanderung in die Welt nützlich ſein könnte. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte von Büchern und ſonſt, ward alles abſeits gelegt. Nur die Werke des Geſchmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten geſtellt, und da er bisher ſehr wenig von den letzten profitirt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde darnach, als er ſie ſchamroth jetzo wieder durchſah und fand, daß ſie vom Buchbinder her noch unaufgeblättert waren. Er hatte ſie ſich in der völligen Überzeugung, wie nothwendig ſolche Werke ſeien, angeſchafft und niemals in dem Studio derſelben vom Flecke kommen können. Einen Theil der Zeit wandte er auch an, um an Marianen einen langen Brief zu ſchreiben; er bedurfte der Schrift, um alles recht rund und voll zu ſagen, wie er's bei ſich in ſeinem Herzen fühlte; denn ob er gleich auf dem Theater eine auswendig gelernte Rolle friſchweg declamirte und ſich auch im gemeinen Leben weitläufig über Meinungen und Grillen perorirend herausließ, ſo ſtockte es ihm doch oft in der Kehle, wenn er ſeine Empfindungen lebhaft mittheilen ſollte; er konnte nie große Worte g'nug finden, um das, was er fühlte, auszudrücken, und wenn er der Worte zu viel machte, fand er doch, daß es nicht recht mit dem, wie's in ihm war, zuſammen ſtimmen wollte; das Schreiben half ihm aus dieſer Verlegenheit, denn wie wir einem abweſenden Geliebten eine herrlichere Geſtalt zu geben gewohnt ſind, ſo finden wir auch nichts Ungereimtes in einem erhöhten Ausdruck unſrer Gefühle, welchen die allem Romantiſchen ſo feindſelige Gegenwart mehrentheils mißbilligt. Der Brief, den er Marianen ſchrieb, war folgender:

Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in deinen Armen bedeckte, ſitz' ich und denk' und ſchreibe an dich, und was ich ſinne und treibe, iſt um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichſten unter den Männern, iſt's wie einem Bräutigam, der, ahndungsvoll, welch eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, vor den geheiligten Teppichen ſteht, gedankenvoll, lüſtern, vor den geheimnißvollen Vorhängen, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen ſäuſelt. Ich hab' es über mich gewonnen, dich einige Tage nicht zu ſehen, es war leicht, in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung. Ewig mit dir zu ſein! ganz der deinige! Liebſte, du weißt nicht, was ich will, und doch könnteſt du's wiſſen. Wie oft hab' ich mit leiſen Tönen der Treue, die, weil ſie alles zu halten wünſcht, nichts zu ſagen wagt, an deinem Herzen geforſcht nach dem Mitverlangen einer ewigen Verbindung. Verſtanden haſt du mich gewiß, denn in deinem Herzen muß eben der Wunſch keimen; vernommen haſt du mich in jedem Kuß, in jedem Augenblicke anſchmiegender Ruhe; und nun deine Ausweichungen, deine Beſcheidenheit — wie lieb' ich dich, meine Beſte! Was eine andre durch Künſte hervor zu locken ſucht, den Entſchluß, den meiſt das Mädchen durch übrigen Sonnenſchein reif zu machen trachtet, dem entziehſt du dich und ſchließeſt die ſchon halb geöffnete Bruſt deines Geliebten durch anſcheinende Gelaſſenheit wieder zu. Ich verſtehe dich! welch ein Elender müßt' ich ſein, wenn ich an dieſen Zeichen die reine, uneigennützige, mehr für mich beſorgte Liebe nicht erkennen wollte! Sei ruhig! wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben. Nimm ſie hin, dieſe Hand, feierlich noch dieß überflüſſige Zeichen. Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es ſind neue Seligkeiten in dem beſtätigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? ſorge nicht! das Schickſal ſorgt für die Liebe, und das um ſo gewiſſer, da ſie genügſam iſt. Mein Herz hat ſchon lang meiner Eltern Haus verlaſſen, es iſt bei dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! iſt leicht ein Menſch, dem ſo gewährt iſt wie mir, ſeine Wünſche zu verbinden? was mir jetzt keinen Schlaf in die Augen kommen läßt, was mich an meine Papiere heftet, was in mir wie eine ewige Morgenröthe auf- und abſteigt, deine Liebe und mein Glück. Ich halte mich kaum, daß ich nicht auffahre, hinrenne, und bezwinge mich, um ſicher zu gehen und nicht wie ein Unbeſonnener thörichte verwegne Schritte zu thun. Ich habe mit Directeur S. Bekanntſchaft, meine Reiſe geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahr oft ſeinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſein. Denn bei eurer Truppe iſt's nichts, auch iſt S. ſo weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann.

Einen leichten Unterhalt find' ich da gleich, ich ſehe mich um im Publico, lerne ſeine Leute kennen, hole dich nach und — Mariane! du ſiehſt, was ich über mich gewältigen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich ſo lange nicht zu ſehen, dich in der weiten Welt zu wiſſen, recht lebhaft darf ich's mir nicht vorſagen — und dann wieder deine Liebe, die mich vor allem ſichert! und ich bitte dich, verſag' mir das Einzige nicht, eh' wir uns ſcheiden, gib mir deine Hand vor dem Prieſter, ich werde ruhig gehen. Es iſt nur Formel unter uns, aber ſo eine ſchöne Formel; der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde! In der Nachbarſchaft, im Ritterſchaftlichen, geht's leicht und heimlich an. Geld für den Anfang für uns beide hab' ich, wir wollen theilen, und ehe das all' iſt, wird der Himmel weiter helfen. Ja, Liebſte! es iſt mir gar nicht bange. Was mit ſo viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende nehmen. Ich habe nie gezweifelt, daß man ſein glücklich Fortkommen in der Welt finden könne, wenn's einem Ernſt iſt, und ich fühle mir Muth genug, für zwei, für mehrere einen Erwerb zu gewinnen. Die Welt iſt undankbar, ſagen ſie; ich habe noch nicht gefunden, daß ſie undankbar ſei, wenn man auf die rechte Art etwas für ſie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei'm Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menſchen in das Herz hinein zu reden, was ſie ſich ſo lang zu hören ſehnen. Wie tauſendmal iſt's freilich mir, der ich ſo von der Herrlichkeit des Theaters eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendeſten geſehen habe ſich einbilden, ſie könnten uns ein großes treffliches Wort an's Herz reden; es iſt ſchlimmer, als was durch die Fiſtel gezwungen wird, eine Verſündigung, wie's in der groben Ungeſchicklichkeit dieſer

Burſche herzugehen pflegt. Das Theater hat einen Streit mit der Kanzel oft gehabt, und ſie haben einander nichts vorzuwerfen. Es wäre zu wünſchen, daß an beiden Orten nur die edelſten Menſchen ſtünden, daß Gott und Natur immer verherrlicht würden. Es ſind keine Träume, meine Liebſte: wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe biſt, und für mich biſt, ſo ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und ſage — ich will's nicht ausſagen, aber hoffen will ich's, daß auf uns herabſteigen ſoll die große Schönheit und die ſo von allen gewünſchte Erſcheinung des Übermenſchlichen in menſchlicher Geſtalt. So gewiß, als mir an deinem Herzen Freuden gewährt waren, die von den Menſchen immer göttlich genennt werden, weil ſie in dieſen Augenblicken über ſich ſelbſt gehoben ſind. Ich kann nicht ſchließen; ich habe ſchon ſo viel geſagt und weiß nicht, ob ich dir alles ſchon geſagt habe, alles was dich angeht, denn für das Rad, wie ſich's in meinem Herzen dreht, ſind keine Worte. — Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe. Ich habe es wieder durchleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte, indeß hat's alles, was du zu wiſſen nöthig haſt, was dir Vorbereitung iſt, wenn ich nun bald mit der Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an deinen Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Ketten abfeilt. Ich ſage gute Nacht meinen ſorglos ſchlafenden Eltern und bald eine längere gute Nacht — — Leb wohl! für dießmal ſchließ' ich, die Augen ſind mir zwei-, dreimal zugefallen, es iſt ſchon tief in der Nacht.

Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Der Tag wollte, da es ſchon gegen das Frühjahr ging, gar nicht endigen, als er, dieſen Brief ſchön gefaltet in der Taſche, ſich zu Marianen hinſehnte. Endlich erſchlich er ihre Wohnung und konnte ſich in ihren Armen nach einer ſo langen Abweſenheit kaum wieder faſſen. Ihr Herz war wie in Stücken geſchnitten, getheilt mit ſich ſelbſt in ſchwer blutenden Schmerzen von jeder ſeiner Umarmungen. Sein Plan war, er wollte ſich auf die Nacht nur anmelden, ihr bei'm Weggehen den Brief in die Hand drücken und ihre Entzückungen, ihre ergreifende Freuden bei ſeiner Rückkehr in tiefer Nacht genießen, und eh' er ſich's verſah, ward's ihm ganz matt in der erwünſchten Nähe ſeiner Geliebten. Sie war krank und konnte nicht ſagen wo; unbehaglich war ſie nun ſehr, und konnte ſich auch auf den Vorſchlag, daß er heute Nacht wieder kommen wollte, nicht einlaſſen. Er, der bei einem längern Umgang dergleichen weisliche Winke zu ehren gewohnt war, ſtund in Stille ab, es war ihm aber doch, als wenn auch ſein Brief nicht in der Jahreszeit wäre, er behielt ihn bei ſich, da verſchiedene ihrer Bewegungen ihn auf eine leidliche Weiſe wegzugehen nöthigten. In dem Taumel ſeiner ahndenden Liebe raffte er noch ein Halstuch von ihr, das er auf der Commode liegend fand, zuſammen, ſteckte es in die Taſche und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er ſchlich nach Hauſe, konnte da nicht lange bleiben, kleidete ſich um, ſuchte wieder die freie Luft. Er hörte in einer Straße von Clarinetten, Waldhörnern und Fagotts eine angenehme Nachtmuſik, es ſchwoll ganz durchaus in ihm. Es waren durchreiſende Spielleute, er hatte ſchon von ihnen ſprechen gehört. Er machte ſich an ſie, und für ein

Stück Geld ſchleppte er ſie mit ſich nach Marianens Wohnung. Es waren Bäume in der Nachbarſchaft, die den Platz von alther zierten, darunter ſteckte er ſeine Sänger, er ſelbſt ruhte weiter hin, überließ ſeinen Buſen ganz den ſchwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn ſäuſelten. Unter den holden Sternen hingeſtreckt, war ihm ſein Daſein wie ein goldner Traum. Sie hört auch dieſe Flöten, ſagte er zu ſeinem Herzen, ſie fühlt, weſſen Andenken, weſſen Liebe die Nacht wohlklingend macht. Auch in der Entfernung ſind wir durch dieſe Melodien zuſammen gebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinſte Stimmung der Liebe. Ach, zwei liebende Herzen, ſie ſind als wie zwei Magnetuhren, was in dem einen ſich bewegt, muß auch das andere mit bewegen, denn es iſt nur Eins, was beide bewegt, Eine Kraft, die ſie durchgeht. Kann in ihren Armen der Menſch eine Möglichkeit fühlen, ſich von ihr zu trennen? Und doch, ich werde fern von ihr ſein, werde einen Heilort für unſere Liebe ſuchen und werde ſie immer mit mir haben. Wie oft iſt mir's geſchehen, daß ich abweſend von ihr, in Gedanken an ſie verloren, ein Buch, ein Kleid, oder ſonſt was berührte und glaubte ihre Hand zu fühlen, ſo ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuſchauers fliehen, die zu genießen Götter den ſchmerzloſen Zuſtand gleich rein ſchwebender Seligkeit verlaſſen! — zu erinnern! — als wenn Erinnerung für den Rauſch des Taumelkelchs wäre, der unſere Sinnen an himmliſchen Stricken gebunden aus aller ihrer Faſſung peitſcht — und ihre Geſtalt — — — Er verlor ſich in Erinnerungen, die Ruhe ging in Verlangen hinüber, er umfaßte einen Baum, kühlte ſeine heiße Wange an der

Zweyter Auftritt.

Sophie. Göller.

Göller.
Ha, es iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht's
doch gut.
Sophie.
Ja, gib ihm immer nach!
Göller.
Ich hab' kein ſchnelles Blut,
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu kujo-
niren!
Sophie.
Ich bitt' Dich!
Göller.
Nein, man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem
Jahr
Ein lock'rer Paſſagier und voller Schulden
war —
Sophie.
Mein Guter, ſey nicht bös.
Göller.
Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar
abſcheulich.
Sophie.
Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde
froh.

Rinde, und die Winde der Nacht ſaugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Buſen bewegt hervordrang. Er ſuchte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergeſſen, es ſtak im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, ſeine Glieder zitterten in Verlangen. Die Muſik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem ſeine Empfindungen bisher getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte ſich, da ſeine Gefühle nicht mehr an den ſanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er irrte herum und ward gegen Marianens Wohnung getragen. Er ſetzte ſich auf der Schwelle nieder, er ward ſchon beruhigter, er küßte den meſſingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte. Er ſaß wieder eine Weile ſtille. Wie er ſie ſich dachte, hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in ſüßen Träumen! und dann dacht' er ſich ſo nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, ſie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich wie die Geiſter der Dämmerung, Ruhe und Verlangen wechſelte in ihm, die Liebe lief mit ſchaudernder Hand tauſendfältig über alle Saiten ſeiner Seele, es war, als wenn der Geſang der Sphären über ihm ſtille ſtünde, um die leiſen Melodien ſeines Herzens zu belauſchen.

Hätte er den Hauptſchlüſſel bei ſich gehabt, der ihm ſonſt Marianens Thüre öffnete, er würde ſich nicht gehalten haben, würde in's Heiligthum der Liebe eingedrungen ſein. Er ſchwankte halb träumend unter den Bäumen hin, er entfernte ſich langſam; etlichemal wollte er ſeitwärts nach Hauſe und ward immer wieder umgewendet, endlich, als er's über ſich vermochte und an der Ecke noch einmal zurückſah, kam's ihm vor, als wenn Marianens Thüre ſich öffnete und eine ſchwarze Geſtalt ſich heraus bewegte; er war zu weit, um deutlich zu ſehen, eh' er ſich faßte und hinſah, war ſchon wieder in der Nacht die Erſcheinung verloren, nur ganz weit ſchien ſie ihm an einem weißen Hauſe hinzuſtreifen, er ſtund und blinzte, und eh' er ſich ermannte und nachlief, war ſie in den mannichfaltigen Gaſſen verloren. Wie einer, dem ein Blitz die Gegend in einem Winkel erhellt, der drauf vergebens mit geblendeten Augen die vorige Geſtalten, den Zuſammenhang der Pfade in der Finſterniß ſucht, ſo war's vor ſeinen Augen, ſo war's in ſeinem Herzen.

Und wie ein Geſpenſt der Mitternacht, das ungeheure Schröcken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Faſſung für ein Kind des Schröckens kann ausgedeutet werden, und Zweifel in der Seele endlos ſich auf- und abwickeln, ſo war's ihm, als er, an einen Eckſtein gelehnt, des Morgens Lichtgrau und das Geſchrei der Hahnen nicht achtete. Die frühe Gewerbe, die lebendig zu werden anfingen, trieben ihn endlich durch ſein Schlupfloch nach Hauſe.

Er hatte ſich, wie er ankam, dieſes Blendwerk mit bündigſten Gründen ziemlich aus der Seele wegräſonnirt, doch die ſchöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch wie an eine Erſcheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel ſeinem erholten Glauben aufzudrücken, zog er das Halstuch aus der vorigen Taſche; das Rauſchen eines Zettels, der heraus fiel, zog ihm das Tuch von den Lippen, er hob auf und las:

„So hab' ich dich lieb, kleiner Narre, was war dir auch geſtern? Heute Nacht komm' ich zu dir. Ich glaub' wohl, daß dir's leid thut von hier wegzugehen, aber hab' Geduld, auf die *** Meß komm' ich auch. Höre, thu' mir nicht wieder die ſchwarzgrün-braune Jacke an, du ſiehſt drin aus wie die Hexe von Endor; hab' ich dir nicht das weiße Negligé drum geſchickt, daß ich ein weiß Schäfchen in meinen Armen halten will? Schick' mir deine Zettel immer durch das alte Luder; die hat der Teufel ſelbſt zur Iris beſtellt.

N."

◆

Zweites Buch.

Erſtes Capitel.

Wilhelm war nunmehr auf der Beſſerung, und Werner kam noch redlich jeden Abend nach vollendeten Geſchäften, wie er es in den ſchlimmern Zeiten der Krankheit ſeines Freundes gewohnt worden war, um ihn mit Erzählen, Vorleſen, auch wohl oft durch die bloße Gegenwart von den heimlichen Gedanken abzubringen, in denen der Unglückliche ſein Schickſal wiederzukauen und ſich ſelbſt zu verzehren eine Wolluſt fand. Einmal, als Wilhelm in der Abenddämmerung aus dem Schlummer erwachte und die Vorhänge ſeines Bettes, um aufzuſtehen, theilte, ſah er Wernern, der, indeß angekommen, ſich, um ihn nicht zu ſtören, mit einem Buche in's Fenſter geſtellt hatte. Warum läſſeſt du nicht ein Licht kommen, ſagte der Kranke mit einem Guten Abend; was lieſeſt du? — Ich fand einen Theil des Corneille auf dem Tiſche und ſchlug eben ſeine Abhandlung über die drei Einheiten auf. Ich habe ſo viel darüber reden hören und war begierig zu leſen, was dieſer berühmte Schriftſteller darüber entſcheidet. — Entſchieden hat er nun wohl nichts, verſetzte Wilhelm. Mir ſcheint ſeine Schrift mehr eine Vertheidigung gegen allzu ſtrenge Geſetzgeber als ſelbſt ein Geſetz zu ſein, wornach ſich ſeine Nachfolger zu richten hätten. — Ich merkte auch bald, daß ich mich geirrt hatte, ſagte Werner, da ich mir aus dieſen Blättern einen Maßſtab in die Seele zu befeſtigen dachte, wornach ich künftighin die Schauſpiele beurtheilen könnte. — Wenn es auch Regeln gibt, fiel Wilhelm ein, wornach man die Werke der Dichter richten darf, ſo mögen ſie doch nicht ſo leicht anzuwenden ſein als Elle und Gewicht und die vier Species der Rechenkunſt. — Ich verſtehe das nicht, ſagte der andere, denn wenn die Vorſchrift einmal richtig und feſtgeſetzt iſt, ſo muß man ja leicht ſehen können, ob der Schriftſteller ſich darnach gerichtet hat oder nicht. Wilhelm war ſtill.

Doch ich merke, um meine Leſer zu befriedigen, werde ich die Erzählung an das Ende des vorigen Buchs anknüpfen müſſen.

Die Peſt oder ein böſes Fieber ihresgleichen raſen in einem geſunden vollſäftigen Körper, den ſie anfallen, ſchneller und ſtärker, und ſo war der arme Wilhelm von ſeinem Schickſale überwältigt, daß in einem Augenblicke ſein ganzes Eingeweide brannte. Wie wenn ungefähr unter der Zurüſtung ein Feuerwerk in Brand geräth, gingen in ſeinem Buſen Glück und Hoffnung, Wolluſt und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal ſcheiternd durch einander. In den Augenblicken ſolchen wüſten Geſchickes erſtarrt meiſtens der Zuſchauer, und dem, den es trifft, iſt es eine Wohlthat, daß ihn die Sinne verlaſſen.

Die Zeiten des lauten, ewig in ſich wiederkehrenden, unerträglichen Schmerzens folgten darauf. Doch ſind auch dieſe für eine Gnade der Natur zu achten. In ſolchen Stunden hatte Wilhelm ſeine Geliebte noch nicht ganz verloren, ſeine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Verſuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch feſte zu halten, die Möglichkeit davon in der Vorſtellung wieder zu erhaſchen.

Und wie man einen Körper, ſo lange die Verweſung dauert, nicht ganz todt nennen kann, denn die Kräfte, die vergebens in alten Beſtimmungen zu wirken ſuchen, arbeiten jetzt an der Zerſtörung, und nur dann, wenn ſich auch dieſe aufgerieben haben, wenn das Ganze in gleichgültigen Staub und Gebeine zerlegt iſt, dann entſtehet das erbärmlich leere Todtengefühl, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In ſo einer neuen, ganz lieblichen Seele war viel zu ertödten, zu zerreißen, zu zerſtören, und die ſchnellheilende Kraft, die in der Jugend iſt, gab ſelbſt der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich war zu treffend tödtlich. Werner, nun aus Noth ſein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um der gehaßten Leidenſchaft, dem Ungeheuer, auf's innerſte Leben zu gehen. Die Gelegenheit war ſo glücklich, die Zeugniſſe ſo bei der Hand, er trieb's mit ſolcher Heftigkeit und Grauſamkeit, Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das mindeſte Labſal des mindeſten augenblicklichen Betruges und vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, daß die Natur, die doch ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen laſſen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit ſeinen Folgen, den Arzneien und der Mattigkeit, die Bemühungen der Seinen um's Bette, die Nähe und Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfniß erſt recht fühlbar wird, waren ſo viele Zerſtreuungen eines veränderten Zuſtandes und eine kümmerliche Unterhaltung. Erſt wie er wieder beſſer wurde, das heißt, wie ſeine Kräfte erſchöpft waren, ſah er mit Entſetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, eine Empfindung, als wenn man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Volcans hinunter ſieht. Nunmehr machte er ſich ſelbſt die bitterſten Vorwürfe, daß er, nach erlittenem ſo großem Verluſt, noch einen ſchmerzloſen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könnte. Er verachtete ſein eigen Herz und ſehnte ſich nach dem Labſal der Thränen und des Jammers. Um dieſe wieder in ſich zu erwecken, brachte er vor ſein Andenken alle Scenen des vergangenen Glückes. Mit der größten Lebhaftigkeit mahlte er ſie ſich aus, ſtrebte er ſich wieder in ſie hinein, und wenn er ſich zur möglichſten Höhe hinaufgearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenſchein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben und den Buſen zu heben ſchien, ſah er rückwärts auf den erſchröcklichen Abgrund, labte ſein Aug' an dem Sturze, warf ſich hinunter und erzwang von der Natur die bitterſten Schmerzen. Und ſo wiederholt zerriß er ſich ſelbſt. Denn die Jugend, die ſo reich an eingewickelten Kräften iſt, weiß nicht, was ſie verſchleudert, wenn ſie dem Schmerz, den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden gleichſam nachwirft, als wolle ſie dem Verlornen dadurch noch erſt einen rechten Werth geben.

Er war ſo überzeugt, daß dieſer Verluſt der einzige, der erſte und letzte ſei, den er in ſeinem Leben machen könne, daß er jeden Troſt verabſcheute, der ihm dieſe Leiden als endlich vorſtellen wollte. Jede freudige, ſonſt theilnehmende Ader haßt' er an ſich und nährte dagegen jene ſtillſtehende, ſchleichende, in ſich gekehrte Empfindung, die heimlich den Kern des Lebens aushöhlt. Leiſe fieberhafte Bewegungen, Nachhälle ſeiner Krankheit, ſchlichen in ſeinem innerſten Bau und wurden durch eine falſche Diät Leibes und der Seele unterhalten. Er floh die Menſchen, enthielt ſich in ſeiner Stube und konnte es nie warm genug darin haben. Der Kaffee, den er bisher noch gar nicht gekannt, ſchlich ſich als Arznei bei ihm ein, dann wurde dieſer Lieblingstrank erſt einmal des Tages, darauf zweimal genommen und bald unentbehrlich. Dieſer leidige und allgemein verbreitete Gift des Körpers und des Beutels wirkte bei ihm auf das gefährlichſte. Seine Vorſtellung wurde mit ſchwarzen, leicht beweglichen Bildern erfüllt, mit welchen ſeine Imagination ein raſtloſes Drama, das die Hölle des Dante zum würdigen Schauplatz erwählet hätte, aufzuführen ſich gewöhnte. Die vorübergehende falſche Stimmung, die dieſer verrätheriſche Saft dem Geiſte gibt, iſt zu reizend, als daß man ſie, einmal empfunden, entbehren möchte, die Abſpannung und Nüchternheit, die darauf folget, zu öde, als daß man nicht den vorigen Zuſtand durch neuen Genuß wieder heraufholen ſollte.

Der Thee, ein würdiger, obgleich weitläufiger Anverwandter der verderblichen Bohne, ward als ein guter Geſellſchafter, die häusliche Langeweile zu ergötzen, auch Abends gewöhnlich aufgefordert; und da dann gleichfalls der Wein nicht immer mäßig genommen wurde, wenn gute Freunde zu Tiſche waren und die Lebhaftigkeit des Geſpräches ſich in einem ſolchen Vehikel am beſten ausbreitete, ſo entſtand daraus und aus andern Verknüpfungen ein widriges Unbehagen in ſeinem ganzen Weſen. Er ward von falſchen Launen gepeitſcht, ſeine Begriffe waren verworren und übertrieben, man erkannte ihn faſt nicht mehr gegen die vorigen Zeiten.

Leider wird dieſer faſt ſo unbeſchreiblich- als unerträgliche Zuſtand von vielen wohl verſtanden werden, die, wie unſer Freund, ſich für außerordentliche phyſiſche und moraliſche Phänomene anſehen, und jene Bewegungen, die ſie zerreißend beunruhigen, der Gewalt ihres Herzens, der Kraft ihres Geiſtes zuſchreiben; da ſie doch mit etwas mehr Ordnung in ihrer Diät, mit etwas mehr Natur in ihrem Genuſſe zu ihrer eigenen und zu der Ihrigen Zufriedenheit recht ordentliche und recht natürliche Menſchen werden würden. Ja, erlaubt mir, meine Freunde, daß ich euch ſage: Ihr erſcheint mir oft wie kleine ſachte Bäche, worein die Knaben Steine tragen, um ſie rauſchen zu machen.

Die Reſte jener erſten Krankheit ſtockten noch in Wilhelms Gefäßen. Durch ſeine Lebensart konnte die Natur nicht wieder in ihre gleiche Wege geleitet werden. Er verabſcheute jede Zerſtreuung und Bewegung. Im Schlafrocke, Pantoffeln und der Nachtmütze fand er ſeine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeiſe Toback ſein Glück. Es fehlte nun faſt nichts mehr, ihn, den Wohlgebildeten, Reinlichen, Freien, in den Zuſtand jener Menſchen zu verſetzen, die oft ohne Geiſt und innern Beruf über mißverſtandenen Büchern wie Schuſter auf dem Schemel verkümmern.

Und er wäre auch untergegangen, hätte ihn nicht die Kraft ſeiner Natur, die wieder zum Geraden und Reinen ſtrebte, gerettet. Je enger jene körperliche Feſſeln zuſammengezogen wurden, deſto mehr ſträubte ſich die innere Gewalt, brach bei der erſten Gelegenheit los und durchwühlte das ganze Gebäude. Vergebens, daß man ſie zu beſänftigen hoffte. Mit der Weisheit einer verſtändigen Zuchtmeiſterin griff ſie durch, faßte jedes Übel in der Wurzel, kehrte das Oberſte zu unterſt, warf aus was zu grob war, verzehrte das Feinere, und unbarmherzig in ihren unaufhaltſamen Wirkungen brachte ſie unſern Freund etlichemale an die Pforten des Todes. Aber auch ihre Cur war aus dem Grunde; alles Fremde und

Falſche ward vertrieben, und der wohlgebaute Körper zu ſeinem künftigen Glücke in ſeinen innerſten Verhältniſſen wieder hergeſtellt. Freilich nahmen die Kräfte alsdann ſo langſam zu, daß man oft glauben konnte, ſie ſchwänden wieder. In den gefährlichſten Augenblicken hatte er rein allem Leben entſagt, das hinter ihm zu liegen ſchien; er war los geworden von der Welt, und die Ruhe, die aus dieſem Gefühl kam, war wie ein freundliches Klima, aus dem der Geneſende gelinde Lebensſäfte zog. Dankbar nahm er nunmehro von der Quelle des Lebens das wieder an, was er in der Wuth ſeines Zuſtandes verſchleudert und mit Füßen getreten hatte; und ſo ward er wie ein Kind zum zweitenmal wieder in's Leben zurückgeführt, und wie ein Kind fiel er bei der erſten anwandelnden Munterkeit wieder über die vorigen Spielſachen her.

Was ihm zunächſt lag, waren Theaterbücher. Er las mit vielem Vergnügen die beſten Stücke wieder nach einander, die ihm doch hier und da anders als ſonſt vorkamen.

Einen ſolchen Band hatte Werner während der Mittagsruhe ſeines Freundes aufgeblättert, wie wir zu Anfange dieſes Capitels geſehen haben.

Zweites Capitel.

Werner konnte nie recht leiden, daß Wilhelm ein Geſpräch fallen ließ und eine Weile in ſich ſelbſt gekehrt blieb. Er fühlte, da es nie als Verachtung auszulegen war, daß ſeines Freundes Herz ſich bei ſolchen Anläſſen ſachte zuſchloß, daß die lebhafte Seele ſich in Reiche begab, wohin ſie keinen bedächtig ge-

Söller:

Ich werfe Dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach eine ſchöne Frau ergetzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt Du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt Du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe Dich —

Sophie.

Und doch kannſt Du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:
Daß Dich Alceſt geliebt, daß er für Dich gebrannt,
Daß Du ihn auch geliebt, daß Du ihn lang gekannt.

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ey! da genießet ſie
Wer da iſt; über's Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne Dich zu gut, um was daraus zu machen,
Ich find's nur lächerlich.

ſinnten Begleiter mitnehmen wollte. Werner hielt dafür, ein freundſchaftlicher Umgang ſei, um ſich wechſelſeitig zu unterrichten, ſich ſeine Zweifel mitzutheilen und, einer von dem andern überführt, ſich zu vergleichen.

Wilhelm ſchien dagegen hier und da bemerkt zu haben, daß der Geiſt des Menſchen ein eignes Ganzes ausmache, das ſich mit einem andern nie vereinigen, wohl aber an mehr- oder wenigern Puncten ſich berühren könnte. Er mußte bald zu dieſer Erfahrung gelangen; denn ein Geſchöpf, das im Werden iſt, hat mit den entwickelten, auch denen von eigner Art, wenig gemein. Und was ihm als Wahrheit vorſchwebte, hing an ſo vielen Fäden, war ſo gedrängt, ſo voller Ausſichten, ſo leiſe nur zu fühlen, daß er faſt nie im Stande war, in einem Geſpräche vorwärts zu kommen und hübſch rund und deutlich zu ſagen, was er wollte.

Als Knabe hatte er zu großen prächtigen Worten und Sprüchen eine außerordentliche Liebe, er ſchmückte ſeine Seele damit aus wie mit einem köſtlichen Kleide und freute ſich darüber, als wenn ſie zu ihm ſelbſt gehörten, kindiſch über dieſen äußern Schmuck. In der Folge, als der Jüngling ſich von innen heraus fühlte, ſeine Seele in Arbeit und Bewegung ſein, verſchmähte er die Worte, weil er das für unausſprechlich hielt, was in ihm aufquell. Ihm war es auch nicht in Worte zu faſſen, es dehnte ſich alles zu weit aus einander, daß er es mit den engen ängſtlichen Banden des beſtimmten Ausdruckes nicht umgränzen konnte, beſonders wenn ihm jemand widerſprach; denn das, wovon ſeine Seele voll war, einem willigen Zuhörer aneinanderhängend mitzutheilen, machte ihm das größte Vergnügen, wie wir davon Beiſpiele geſehen haben und noch ſehen werden. Zum

Dialog hingegen war er gar nicht eingerichtet; ihm war nicht leicht gegeben, ſich in die Geſinnungen der andern zu verſetzen, und wenn der Faden ſeiner Ideen durch die Eingriffe des Streitenden oft zerriſſen wurde, brachte er, um mehrerer Deutlichkeit willen, Sachen, Gleichniſſe, Geſchichten, Stellen herbei, die ganz und gar mit dem Gegenſtande, wovon man ſprach, keinen erſcheinenden Zuſammenhang hatten. Der Gegentheil behielt alſo immer Recht, und wenn er ſich ſonſt mit aller Lebhaftigkeit vertheidigt hatte und ſich zuletzt, um fertig zu werden, mit Paradoxen und Berufung an Himmel und Erde zu helfen ſuchte, wurde er meiſt überſtimmt und ausgelacht. Dadurch hatte er ſich nach und nach angewöhnt, in der Stille der Sonne entgegen zu ſtreben, die ſeine Flügel zeitigen und ausſpannen ſollte. Beſonders neuerdings, da ihm der große Knoten, an den er alles anknüpfte, abgeriſſen war, wußte er ſich meiſt in nichts zu finden. —

Werner verſuchte das entſchlüpfte Geſpräch ſachte wieder einzufädeln. Wenn dir es nicht zuwider iſt und ich dir nicht etwas verleiden ſoll, ſo erkläre mir doch einigermaßen, wie es mit den drei Einheiten ſteht, und was man davon halten darf. — Mein Kopf iſt nicht ganz frei, ſagte Wilhelm, ſonſt wollte ich gerne dein Verlangen erfüllen. Zwar geſtehe ich dir, je mehr ich es überlege, deſto mehr überzeuge ich mich, daß es gefährlich iſt, ſeinen Weg von dieſer Seite in das dramatiſche Land zu nehmen.

Gib mir doch einen Begriff, ſagte Werner, verwirfſt du denn dieſe Regeln und dieſe drei Einheiten ganz?

Wenn du nur wüßteſt, ſagte Wilhelm, was du in dieſen Worten für Begriffe verwirrſt. Ich entziehe mich keiner Regel, welche aus der Beobachtung der

Natur und aus der Eigenſchaft eines Dinges genommen iſt; ich verachte auch dieſe ſogenannten Einheiten nicht, weil ſie theils zum Nothwendigen eines Stückes, theils zu ſeiner Zierde gehören; ich halte nur die Methode für ungeſchickt, womit man uns dieſe ſonſt ganz guten und nützlichen Lehren vorträgt, weil ſie unſere Gedanken feſſelt und uns verhindert, die wahren Verhältniſſe zu erkennen. Wenn einer den Menſchen eintheilte in Seele, Leib, Haare und Kleider, ſo würde dir die Albernheit einer ſolchen Lehrart bald auffallen, ob du gleich nicht läugnen könnteſt, daß ſich an dir alle dieſe Theile befinden. Nicht viel beſſer und faſt ebenſo unphiloſophiſch iſt jene, wenn man ſie näher beleuchtet. Ein Kerbholz, wo Dinge von ganz ungleichem Werthe in einer Reihe eingeſchnitten ſind.

Die Einheit der Handlung im höheren Sinne genommen macht nicht allein den Ruhm des Dramas, ſondern eines jeden Gedichtes, und dieſe, dünkt mich, iſt indiſpenſable. Nach ihr, wie viel wichtige Dinge ſind nicht abzuhandeln, eh' wir an Ort und Zeit kommen, worüber ſo viel zu ſagen iſt und wegen welcher man faſt allen Schriftſtellern oft durch die Finger hat ſehen müſſen. Ja wenn denn am Ende Einheiten ſein ſollen, warum nur drei und nicht ein Dutzend? Die Einheit der Sitten, des Tons, der Sprache, des Charakters in ſich, der Kleider, der Decoration und der Erleuchtung, wenn du willſt. Denn was heißt Einheit, wenn es doch etwas bedeuten ſoll, anders als innere Ganzheit, Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt, Schicklichkeit und Wahrſcheinlichkeit?

Wie viel anders hat man bisher dieſes Wort als Kunſtwort gebraucht! Bei jeder der ſogenannten drei Einheiten bedeutet es etwas anders. Einheit der Handlung heißt theils Einfachheit der Handlung, theils geſchickte und innige Verbindung mehrerer. Einheit des Ortes heißt Einerleiheit, Unveränderlichkeit oder Einſchränkung des Platzes. Einheit der Zeit ſodann heißt kurzes, faßliches, einigermaßen wahrſcheinliches Maß derſelben. Du wirſt alſo mit mir überein kommen, daß man dieſe Dinge nicht hätte ſo neben einander und hinter einander rangiren ſollen. Ich habe mir alſo dieſe alte Formeln bei meiner Unterſuchung über das Drama ganz aus dem Sinne geſchlagen, um einen natürlichern und richtigern Weg zu finden; dabei bin ich ſorgfältiger als jemals, aufzuſuchen, was nachdenkende Menſchen darüber geſchrieben haben. Sogar habe ich neulich eine Überſetzung von des Ariſtoteles Poetik geleſen. — Theile mir doch etwas davon mit, verſetzte Werner. — Aus dem Ganzen, ſagte Wilhelm, weiß ich wirklich noch nichts zu machen; man müßte wohl mehrere von ſeinen Schriften geleſen haben, um mit ſeiner Art etwas bekannter zu werden, auch überhaupt von dem Alterthum unterrichteter ſein, als ich es bin. Unterdeſſen hab' ich mir vortreffliche Stellen daraus gemerkt und ſie nach meiner Art zuſammengeſetzt, ausgelegt und commentirt.

Ich kann den Wunſch unmöglich aufgeben, verſetzte Werner, einen ausführlichen und beſtimmten Maßſtab zu haben, wornach ich die Güte eines Stückes beurtheilen könne.

Du irrſt darinne, verſetzte Wilhelm, wenn du glaubſt, es könne einer dem andern dieſes Maß ſogleich in die Hand geben. Man muß ſich lange mit einer Sache beſchäftigen und ſie durchaus kennen lernen, alsdann verſteht man erſt recht, was verſtändige und gelehrte Leute darüber für Meinung hegen. Und wie der Dichter eher iſt als der Kritiker, ſo müſſen wir auch vieles ſehen, leſen und hören, ehe wir uns einſallen laſſen wollen zu urtheilen. Nicht gerechnet, daß einer, der nicht vom Handwerke iſt, am beſten thut, er überläßt ſich ſeinem natürlichen Gefühle und grübelt nicht lange, wenn ihn der Dichter oder Schauſpieler ergözt. — So habe ich es auch immer gehalten, ſagte Werner, bis man mir neuerdings gar zu viel vorgeſchwäzt und mich irre gemacht hat. Denn ſo kam ich z. E. mit großem Vergnügen aus dem Luſtigen Schuſter oder der Teufel iſt los und hatte geſehen, daß ſich die ganze Welt recht ſehr daran ergözt hatte; das nahmen mir gewiſſe Perſonen ſehr übel, die man für Kenner hält, ſpotteten über meinen ſchlechten Geſchmack und bewieſen mir ihr Recht der Länge nach. Man will doch auch nicht daſtehen, als wenn man auf's Maul geſchlagen wäre, beſonders wenn man doch ein paar Augen im Kopfe hat wie ein anderer.

Wilhelm verſezte: Es iſt ſchwerer als man denkt, gerecht zu ſein. Wie ich meine Unterſuchungen anſtelle, will ich dir ſagen; ich ſehe, daß man auf keine andere Weiſe heraus kommt. Ich ſuche nun ſchon lange Zeit und beſonders, ſeitdem mir meine Krankheit zum Leſen Raum läßt, zu finden, was zum Weſen des Schauſpieles gehört, und was nur zufällig dran iſt; freilich ſollte mehr Studium dazu, als ich habe machen können, denn man müßte die Geſchichte des Schauſpiels von ſeinem erſten Urſprunge, die Theater aller Nationen und den größten Theil ihrer Stücke kennen, man müßte unterſuchen, worin ſie mit einander überein kommen müſſen, um gute Stücke zu ſein, und worin ſie von einander abweichen können; auf dieſe Gedanken hat mich der brave Legationsrath R. gebracht, der dir auch ſo wohl gefiel. Ich ſehe aber, es iſt keine Sache für mich. Ich habe mit dem franzöſiſchen Theater anfangen wollen.

Ich nahm den Corneille vor, und kaum hatte ich einige Stücke geleſen, als eine ſolche Gährung in meinem Kopfe war und ein unwiderſtehlich Verlangen in mir entſtand, gleich eins in dieſer Art zu componiren. — Du wirſt es doch aufgeſchrieben haben, ſagte Werner, laß mich doch auch was ſehen. Du biſt immer ſo geheimnißvoll damit; wenn mir es meine Frau nicht verrathen hätte, ſo wüßte ich gar nicht, daß du ſo vielerlei geſchrieben haſt. — Vielleicht finde ich einmal eine Stunde, ſagte Wilhelm, wo ich leichtſinnig genug bin, dir von der Kindheit meiner Bemühungen Rechenſchaft zu geben. Ich bin überzeugt, daß es tauſend Schriftſtellern und andern, die ſich um Talente und Künſte bemühten, gegangen iſt wie mir. Ein Trieb jugendlicher Nachahmung führt den verwandten Geiſt auf gebahnte Wege, die großen Muſter reizen uns an, die Anfänge ſind leicht, wir laſſen uns tändelnd auf einen Pfad ein, deſſen Beſchwerden und Länge wir dann erſt bemerken, wenn ſchon ein Theil zurückgelegt iſt. Gewohnheit, Neigung heißen uns darauf beharren, meiſt mit innerm Unwillen und mit dem ängſtlichen Gefühl, daß wir hinter jenen, denen wir vorzulaufen gedachten, weit zurückblieben. Gib lieber den Corneille her, den Theil, wo Cinna drinne ſteht, und lies mir daraus einige Scenen vor.

Werner that es, und da er die franzöſiſche Verſe nicht gut declamirte, ſo ergriff Wilhelm endlich ſelbſt das Buch und las mit vielem Feuer und Erhebung der Seele, ſo daß Werner zuletzt ausrief: Herrlich und außerordentlich!

Sage mir, fuhr Wilhelm auf, iſt dir nicht auch ſo, müſſen nicht dieſe Situationen jede Menſchenſeele gewaltig angreifen? Im Ganzen ſo ſonderbar, ſo einfach und ſchön! Es iſt ſo groß und ſcheint ſo natürlich, man nimmt den innigſten Theil und wagt doch nicht, ſich ſelbſt in die Lage zu denken, man iſt und bleibt Zuſchauer und erwartet von den höhern Weſen, wie ſie ſich benehmen werden. Ja wenn der Autor Kraft und Saft hat, fähig iſt, was wir uns allenfalls nur denken und vorſtellen, lebendig hervorzuführen, wenn wir unſere Halbgötter jeden wichtigen Schritt geſetzt und feſt thun ſehen und eines jeden Betragen kernhaft und ganz iſt in der ſchröcklichen Lage, wie befriedigt werden wir und wie dankbar vergnügt kehren wir zurück, wenn uns die Verlegenheiten, die getheilten Gefühle ſo liebreich ängſtlich, ſo wohl zu dem Schröcklichen ſtimmend in unſer Herz gelegt werden. Es mag nur einer nach etwas Neuem und Fremdem ſchnappen oder er mag ſeine Bruſt zum Antheile hingeben, er findet bei ſo einem Gegenſtande immer ſeine Befriedigung, will mich dünken. Ich bitte dich, lies das Stück ganz! lies es ja!

Du haſt mich ſehr neugierig darauf gemacht und auf ſeine übrigen; ſind ſie dieſem gleich? — Wie ein Mann ſich nicht ganz gleich, nicht ganz ungleich ſein kann. — Seine Landsleute haben ihn den Großen genannt; einige, wenn ich mich nicht irre, haben ihm dieſen Ehrennamen ſtreitig gemacht. — Welchen er als Dichter verdient, wage ich nicht zu entſcheiden; ich bewundere, was über mir iſt, ich beurtheile es nicht. So viel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß. Eine tiefe innere Selbſtſtändigkeit iſt der Grund aller ſeiner Charaktere, Stärke des Geiſtes in allen Situationen iſt das Liebſte, was er ſchildert. Laß auch, daß ſie in ſeinen jüngern Stücken manchmal als Rodomontade aufſchlägt und in ſeinem Alter zu Härte vertrocknet, ſo bleibt es immer eine edle Seele, deren Äußerungen uns wohl thun. — Sollte man denn aber ſo ſicher von dem Werke auf den Verfaſſer ſchließen können? Denn es iſt eben keine große Kunſt, im Trauerſpiel edel und großmüthig zu ſein, ein Königreich zu verſchenken, einer Geliebten zu entſagen, das Leben dran zu ſetzen und dergleichen Dinge mehr, die im gemeinen Leben, ich wollte wetten, ein König ſo gut als ein anderer von ſich ablehnet. Auf den Bretern kann ein jeder ſeine Prinzen nach Belieben großthun laſſen. — Wirklich großthun kann einer auf dem Theater ſo wenig als irgendwo, wenn er nicht eine große Ader in ſich hat. Ein Schriftſteller mit einer kleinen engen Seele wird, wenn er erhabene Gegenſtände bearbeitet, das Große immer am unrechten Orte ſuchen, er wird gleich übertrieben und albern werden, und es wird's ihm kein Menſch zu Gute halten, dagegen das wirklich Edle immer Beifall und Bewunderung abzwingt. Wie uns die grauſamen Leidenſchaften zum Entſetzen und traurige Schickſale zum Mitleiden hinreißen, Falſchheit uns verachten heißt, übermüthiger Mißbrauch der Gewalt unſern Haß aufreizt und ſo jede der mannichfaltigen Leidenſchaften, die uns bewegen, einzeln oder verbunden! Gewiß, wer von allen dieſen das hohe Menſchengefühl hat, und wen die Natur zum Dichter machte, daß er dieſe Wirkung als lebendig hervorbringen kann, der wird durch viele Zeiten durch die menſchliche Seele erſchüttern und bewegen.

Werner ſuchte nun das Geſpräch, das ihm für Wilhelms Geſundheitsumſtände zu lebhaft wurde, zu verändern und gedachte noch zum Schluß etwas von den eignen Werken des jungen Dichters zu erhaſchen; allein ſo ſehr er ſich auch bemühte, war es dieſen Abend unmöglich, in dieſe Geheimniſſe zu dringen. Zu voll von dem Bilde Corneillens, und wenn man will, vom Ideale Corneillens, das ſich Wilhelm gebildet hatte, ſah er ſeine Arbeiten als Sudelpapiere der Schulübung an, die, wenn ſie der Knabe vollgeſchrieben hat, gewöhnlich zu Wickeln verſchnitten werden. Er fühlte einen Abſtand, den ihm ſein Gefühl zu überſpringen nicht erlaubte. Ein ſeltner Fall bei einem Schriftſteller, ja bei einem Menſchen überhaupt. Die Natur hat uns meiſt ſo glücklich mit uns ſelbſt verwebt, daß wir nicht leicht einen andern, ſeine Handlungen und Beſitzungen anſehen, ohne auf uns zurückzukehren, um das Unſere, wäre es auch verhältnißmäßig noch ſo klein, mit dem angenehmſten Vorgefühl zu genießen. Gütige Mutter, wie weiſe und liebreich haſt du die kleine enge Haushaltung eines jeden ſparſam reichlich ausgeſtattet!

Werner ſtund endlich ab, beſonders da er merkte, ſein Freund hatte ſich in der Lebhaftigkeit des Geſprächs zu ſehr angegriffen. Er verſparte es auf ein andermal, wo es ihm auch gelang.

Drittes Capitel.

An einem der folgenden Tage überraſchte er Wilhelmen, der beſchäftigt war, eine Menge Papiere aus einander zu kramen, wovon er einen Theil bei Werners Ankunft verſteckte. Es waren Briefe, Billetts von Marianen und andere Zettelchen, die ſich auf ſie bezogen. Haſt du etwas von deinen Schriften hier bei der Hand, ſagte der Hereintretende, ſo zeige mir's. — Wenn du es nicht Schriften nennen willſt, ſondern dem Kinde den rechten Namen gibſt, will ich es wohl über mein Herze bringen, mich vor dir lächerlich zu machen.

Er ſchob indeß die offen liegenden Blätter zuſammen, und es war ihm lieb, ſie auf eine gute Weiſe wegzubringen; denn es beunruhigte ihn oft der Gedanke, Werner möchte darauf beſtehen, daß alles übrige Andenken Marianens vertilgt und die Reſte von Briefen, die er vermuthen konnte, dem Feuer aufgeopfert werden ſollten. Und ſo ward ein Pack herbei gebracht, der, aufgebunden, in viele einzelne ſtarke und ſchwache Hefte, Bogen und Blätter aus einander fiel.

Ach, dachte Wilhelm bei ſich, wie er die Schnur aufzog, ſo hoffte ich euch nicht wieder zu öffnen! wie verändert iſt mein Schickſal, ſeit ich euch zuſammen band! Denn er hatte dieſe Sammlung mit denen übrigen Sachen, die er auf ſeiner Flucht mitnehmen wollte, bei Seite gelegt. Rühre mir nichts an, rief er, als der Neugierige zugreifen wollte. Bringe nichts in Unordnung. Du ſtellſt dir wohl nicht vor, daß dieſe Papiere in chronologiſcher Reihe hinter einander liegen. — Das iſt wohl gethan, man kann deſto beſſer ſehen, wie man zunimmt.

Ich fürchte nur, daß weder mich in der Folge noch jemanden die Schattirungen unterhalten werden. Zuvörderſt muß ich dich vorbereiten, daß du viele Plane, viele einzelne Scenen, angefangene Stücke finden wirſt, und faſt nichts geendigt. — Wunderbar! iſt es dir auch gegangen wie vielen jungen Schriftſtellern, von denen ich gehört habe? — O daß es allen ſo ginge! Wir würden ſo viele Werkchens, die immer unfertig bleiben, wenn ſie auch geendigt ſind, nicht zu ſehen bekommen; es würde nicht jeder, durch das kindiſche Beiſpiel gereizt, dem Gefühle, ähnliche Albernheit hervorbringen zu können, unmäßig nachhängen, und unſere Literatur würde nicht einer Schenke gleich werden, wo der Geringſte mit lauter Zufriedenheit ſchwelgt, weil er immer

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! Das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn Dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr um's Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beym Pfänderſpiel, und wird allmählig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmählt,
Voll Tugend wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Seinesgleichen findet, der mit ihm anſtößt. Alſo zuvörderſt hier einige Aufzüge und Scenen im Geſchmacke des Plautus. — Des Plautus? wie kömmſt du an den? — Wir explicirten ihn bei dem Magiſter, denn ich ſollte auch ein wenig Lateiniſch lernen. Er war der erſte Theaterdichter, den ich zu ſehen bekam, und ſomit wurde er auf der Stelle nachgeahmt. Von unſern Puppenſpielen, von unſern epiſchdramatiſchen Impromptus, woran nichts als der Dialog fehlte, habe ich dir ſchon ſonſt erzählt. — Lies mir etwas. — Gott bewahre mich, es iſt abſcheulich. Du kannſt denken: da iſt ein mürriſcher geiziger Alter, der betrogen wird, ein Bedienter, der betrügt, ein verliebter junger Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß. Du kannſt dir vorſtellen, daß der Alte nicht alt, der Junge nicht jung, der Knecht nicht knechtiſch iſt, ſondern daß ſie ohngefähr das Gröbſte von dem thun und ſagen, was ſie Plautus thun und ſagen läßt.

!!

Wilhelm hätte hinzuſetzen können: Der Lehrling in jeder Kunſt bildet im Anfange nur von dem Muſter nach, was er an ihm ſieht, und darin iſt er um einige wenige Grade von vielen Meiſtern unterſchieden; denn ſie bilden auch nur meiſt ihren Vorgängern und, wenn's hoch kommt, der Natur nach, was ſie an ihr ſehen. Wie ſelten tritt einer auf, der aus eigner innrer Kraft das Wahre verherrlicht und das Fürtreffliche hervorbringt.

Indeſſen mußte ich immer, fuhr Wilhelm fort, leiden, daß in meinem Kopfe allerlei Figuren ihr Spiel fortſpielten. Denn es war gar nicht willkürlich; alles, was ich erzählt las oder erzählen hörte, ging auch gleich in mir vor, und je mehr ich in der Folge Theaterſtücke verſchlang, deſto mehr baute, wenn ich ſo ſagen darf, ſich ein Theater in meinem Kopfe auf, in deſſen Gränzen alles geſchah. Hier ſiehſt du, mein Freund, ſchon Muſterſtücke der folgenden Zeiten!

Wie! Was! Verſe! Schäfernamen!

Alexandriner in aller Form und heroiſche Schäferſpiele; dieß war eine Gattung, die mich übermäßig ergötzte. Du kannſt es daraus ſehen, daß zwei völlig fertig ſind, und unvollendet eine Schaar folgt. — Du mußt mir ſie zum Scherze mitgeben. — Sehr gerne, denn du wirſt über den Ernſt, womit alles behandelt iſt, recht herzlich lachen. Meine Hauptperſonen, aus fürſtlichem Stamm geboren, durch ſeltſame Schickſale ihres Reiches verluſtig, irrend und unbekannt, halten ſich in den ſtillen Wohnungen gaſtfreier Hirten auf. Welch ein Contraſt in Leidenſchaften und Charaktern! Welcher Reichthum an Bildern! Welche Abwechslungen von Erzählungen und Beſchreibungen! Gewiß, dieſe Gattung iſt recht für den Autor als Kind gemacht, der gerne alles überall anbringt. Was die Tragödie Hohes und Rührendes, was das Luſtſpiel Ergötzendes, was das Schäferſpiel Liebliches hat, kannſt du hier in einem Bund zuſammenraffen. — Sollte man denn nicht in dieſer Art gute Stücke machen können? — Gar wohl, und man hat ihrer auch ſchon, nur meine waren's nicht. Ein Knabe, der ſich ſelbſt nicht kennt, der von den Menſchen nichts weiß, der von den Werken der Meiſter allenfalls nur ſich zueignet, was ihm gefiel, was will der dichten? — Wo nahmſt denn du nur die vielen Sachen her? — Woher? Aus meiner Einbildung, die wie ein lebendiges Rüſthaus von Puppen und Schattenbildern war, die ſich immer durch einander bewegten. Wie Liebhaber des Kartenſpiels nicht müde werden, mit wenigen Blättern gegen einander zu ſtreiten, und ſich an den mannichfaltigen Verbindungen ergötzen, in denen der aufgeſtempelte oder willkürlich angenommene Werth dieſer Helden einander bald fürchterlich wird, bald wieder unter andern Umſtänden der Held dem Knechte zu Fuße liegt, ſo ſpielte ich auch meine wenige Figuren unaufhörlich durch einander. Was in frühern Zeiten bloß Puppe, Theater, Maske geweſen war, wurde nun mit einem ſanften Geiſte angehaucht, die Geſtalten wurden ſchöner, reizender, und du kannſt denken, daß es der Geiſt der Liebe war, der hier auch ſeine belebende Kraft zeigte. — Davon werde ich ja die Spuren in dieſen Heften finden? — O ja, auf jeder Seite, und den Verfaſſer dazu. Ich fing nun an mich ſelbſt zu fühlen, mir Mährchen über mich ſelbſt zu erzählen, und nun ging es damit in's weite Land. Es hinderte mich nichts, ſo ſchön, ſo gut, ſo großmüthig, ſo leidenſchaftlich, ſo elend, ſo raſend zu ſein, als ich wollte. Ich fädelte die Abenteuer nach Belieben ein und löſ'te ſie, wie mir gut deuchte. Und da ich mich keiner Verſe befleißigte, ſo hatte ich ein doppelt und dreifach Vergnügen, wenn es fertig war, nur daß ich mich über der Arbeit meiſtens ſchon wieder klüger deuchte, als ich mich hielt, wie ich den Plan machte, und ſo immer manches große Veränderungen erlitt und die meiſten Unternehmungen gar ſcheiterten.

Werner hatte indeß in die Stücke geſehen und einige Tiraden geleſen. Die Verſe ſind nicht übel, ſagte er. — Das dachte ich damals auch; da ich niemand hatte, der mir ein Wort drüber ſagen konnte, ſo war mir Gottſcheds Bühne der Maßſtab, wornach ich meine Stücke maß, und mir kamen ſie immer intereſſanter dem Inhalte nach und an Verſen ebenſo wohlklingend vor als jene, und damit wußte ich mir viel, weil ich in meiner Unerfahrenheit meine Muſter alle für klaſſiſch hielt. — Hat dir niemand an dieſen

Verſen geholfen? — Wer ſollte? und an Verſen kann man niemand helfen, das war mir das Geringſte! Von Jugend auf hab' ich in jedem Sylbenmaße, das ich hörte oder las, gleich fortreden oder -ſchreiben können. Der Model war wohl in meinem Kopfe, wenn nur die Maſſe etwas nutze geweſen wäre, die ich hineinzugießen hatte. — Das wird nun ſchon kommen, wenn du fortfährſt, dich in müßigen Stunden zu üben. — In müßigen Stunden, ſagte Wilhelm und ſeufzte tief. — O ja, verſetzte Werner, denn du wirſt immer noch Zeit finden, da du weitläufige Geſellſchaften nicht liebſt und nicht auf's Kaffeehaus gehſt. — Wie irre biſt du, lieber Freund, wenn du glaubſt, daß eine ſolche Arbeit, deren Vorſtellung die ganze Seele füllt, könne in unterbrochnen zuſammengegeizten Stunden hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz ſich, ganz in ſeinem geliebten Gegenſtande leben. Er, der vom Himmel inwärts auf das köſtlichſte begabet iſt, der einen unzerſtörlichen Reichthum von der Natur erhalten hat, er muß auch inwärts ungeſtört mit ſeinen Schätzen in der Glückſeligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um ſich hervorzubringen ſucht. Sieh die Menſchen an, wie ſie nach Glück und Vergnügen rennen; ihre Wünſche, ihre Mühe, Geld und Zeit jagen raſtlos, und wornach? Nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl ſein ſelbſt in andern, nach einem harmoniſchen Zuſammenſein mit vielen oft unvereinbaren Dingen. Was beunruhigt die Menſchen, als daß ſie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß ſich ihnen unter den Händen wegſtiehlt, daß das Gewünſchte zu ſpät kommt, und daß alles Erreichte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde ſie in der

Ferne ahnden ließ. Gleichſam wie einen Gott hat das Schickſal den Dichter über dieſes alles hinübergeſetzt. Er ſieht das Gewirre der Leidenſchaften, Familien und Reiche ſich zwecklos bewegen, er ſieht die unauflöslichen Räthſel der Mißverſtändniſſe, denen oft nur ein einſylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unſägliche und unherſtellbare Verwirrungen verurſachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menſchenſchickſals mit; wenn der Weltmenſch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verluſt ſeine Tage hinſchleicht oder in ausgelaſſener Freude ſeinem Schickſale entgegen gehet, ſo ſchreitet die empfängliche leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag, mit leiſen Übergängen ſtimmt ſeine Harfe zu Freud' und Leid. Eingeboren auf dem Grund ſeines Herzens wächſ't die ſchöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen und von ungeheuren Vorſtellungen aus allen ihren Sinnen geängſtiget werden, ſo lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenſte, was geſchieht, iſt ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und ſo iſt der Dichter zugleich Lehrer, Wahrſager, Freund der Götter und der Menſchen. Wie willſt du, daß er ſich mit einem niedrigen Gewerbe beſudle, er, der wie ein Vogel gebaut iſt, um die Welt zu überfliegen, in den Lüften zu niſten und ſeine Nahrung von Knoſpen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechſelnd, zu nehmen, er ſollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund ſich auf eine Fährte gewöhnen oder vielleicht gar, an die Kette geſchloſſen, einen Meierhof durch ſein Bellen ſichern?

Werner hatte mit Verwunderung zugehört, und wie man ſich leicht denken kann, wenig Realität in dieſen Worten gefunden. Wenn nur auch die Menſchen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären und, ohne daß ſie ſpinnen und weben, ein holdſeliges Leben in Genuß zubringen könnten! Wenn ſie nur auch bei Ankunft des Winters ſich ſo leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen und ſich vor dem Froſte zu ſichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo die Natur noch ehrwürdiger war, und ſo ſollten ſie immer leben. Genüglich in ihrem Innerſten ausgeſtattet, bedurften ſie wenig; die Gabe, ſchöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menſchen in den ſüßten ſtimmenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt und war für ſie ein reichliches Erbtheil. An der Könige Hofe, an den Tiſchen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf ſie, indem ſich das Ohr und die Seele für alles andre verſchloß, wie man ſich ſelig preiſ't und entzückt ſtille ſteht, wenn aus den Gebüſchen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervorruft! Sie fanden eine gaſtfreie Welt, und ihr niedrig ſcheinender Stand erhöhte ſie nur ſo viel mehr. Der Held lauſchte ihren Geſängen und der Überwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne dieſen ſein ungeheures Daſein nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünſchte ſich ſein Verlangen und ſeinen Genuß ſo tauſendfach und ſo harmoniſch, als die beſeelte Lippe ihn ſchilderte; und ſelbſt der Reiche konnte ſeine Beſitzthümer, ſeine Abgötter nicht mit eignen Augen ſo koſtbar ſehen, als ſie ihm vom Glanze des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geiſtes beleuchtet erſchienen. Ja, wer hat, wenn du willſt, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, ſie zu uns hernieder gebracht, als der Dichter?

Es iſt ſchade, dachte Werner bei ſich ſelbſt, daß mein Freund, der ſonſt ſo vernünftig iſt, auf dieſen Punct ſo ausgelaſſen ſchwärmt.

Ja, mein Liebſter, fuhr der andre fort, einem ſolchen Daſein ſich ausſchließlich zu übergeben, welche Seligkeit! Bedenke nur, wie viele Menſchen ſich ſchon begabt glauben, wenn ſie mit einiger Leichtigkeit ihre Gedanken in einem Sylbenmaße vortragen, mit gefälligen Reimen zieren können, wenn man gleich ſonſt den Geiſt, der den Dichter macht, bei ihnen vermißt. Wie ängſtlich wünſchen Tauſende dieſen Vorzug, und wie vergebens arbeiten ſie, ihn zu erſtreben. — Ich habe von vielen vernünftigen Leuten urtheilen hören, daß mancher ſeine Zeit und Kräfte beſſer hätte anwenden können. — Ich glaube, daß ſich viele betrügen, daß man ſich aber auch dafür an andern betrügt. Die angeborne Leidenſchaft zur Dichtkunſt iſt ſo wenig als ein anderer Naturtrieb zu hemmen, ohne das Geſchöpf zu Grunde zu richten. Und wie der Ungeſchickte, den man ſtraft, meiſtens noch einen zweiten Fehler begeht, mit dem ernſtlichen Vorſatze, das Vergangne gut zu machen, ſo wird der Dichter, um der Dichtung zu entgehen, erſt recht zum Dichter.

Haſt du denn von Jugend auf dieſen unwiderſtehlichen Trieb gefühlt? — Das kannſt du von dieſen Papieren ſehen, und doch iſt das nur der hundertſte Theil was ich geſchrieben und der tauſendſte deß, was ich erdacht habe. Leider hat mich mein Verlangen nicht weit geführet, und ich ſehe dieſe Reſte mit Betrübniß und Verachtung an; es iſt nichts drinne, was einen Werth hätte. — Du irrſt dich hierüber vielleicht. — O nein, ich verſtehe mich wohl darauf, ich konnte mir nie lange ſchmeicheln, außer mit der Hoffnung. Ich hoffte, daß die Begierde meines Herzens mich dem Gegenſtande meines Verlangens näher bringen ſollte, und ich kann dir ſie nicht groß genug beſchreiben. Beſonders waren meine Wünſche alle auf's Trauerſpiel gerichtet, deſſen Würde für mich einen unglaublichen Reiz hatte. Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das irgendwo ſtecken muß, wo die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt und eine andre Frauensgeſtalt, in der ich das Gewerbe perſonificirt hatte, ſich um meine werthe Perſon recht wacker zankten. Die Erfindung iſt gemein und ich erinnre mich nicht, ob die Verſe was taugten; aber du ſollſt es ſehen, um der Furcht, des Abſcheues, der Liebe und der Leidenſchaft willen, die darinne herrſcht. Es iſt kindiſch und abgeſchmackt und ohne Nachdenken geſchrieben, deſto mehr beweiſ't es, was es beweiſen ſoll. Wie ängſtlich hatte ich die alte Hausmutter geſchildert, mit ihrem Rocken im Gürtel, Schlüſſel an der Seite, Brillen auf der Naſe, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkiſch und haushältiſch, kleinlich und beſchwerlich! Wie kümmerlich beſchrieb ich den Zuſtand, ſich unter ihrer Ruthe zu bücken und ſein knechtiſches Tagewerk im Schweiße des Angeſichtes zu verdienen! Wie anders trat jene dagegen auf! welche Erſcheinung ward ſie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet! In ihrem Weſen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzuſehen. Das Gefühl ihrer ſelbſt gab ihr Würde ohne Stolz, ihre Kleider ziemten ihr, ſie umhüllten jedes Glied ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten wie ein tauſendfaches Echo die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contraſt! und auf welche Seite ſich mein Herz wandte, kannſt du leicht denken. Auch war nichts vergeſſen, um meine Muſe kenntlich zu machen: Krone und

Dolche, Ketten und Masken, wie ſie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettſtreit war heftig, und du kannſt dir denken, daß die Reden beider Perſonen contraſtirten, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht gegen einander zu mahlen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Perſon geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene wie eine, die Königreiche verſchenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verſchmäht, ich ſah die mir verſprochne Reichthümer ſchon mit dem Rücken an. Enterbt und nackt übergab ich mich der Muſe, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Vergiß ja nicht es aufzuſuchen, ich bin neugierig, die beiden Frauens kennen zu lernen. Was man doch in der Jugend für tolles Zeug im Kopfe hat! — Darf ich dir's geſtehen, mein Freund, und wirſt du es nicht lächerlich finden, wenn ich dir ſage, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen und das, wenn ich mein Herz unterſuche, ſo ernſt und noch ernſter als damals. Zwar was bleibt mir Unglücklichen gegenwärtig übrig? Ach, wer mir's voraus geſagt hätte, daß die Arme meines Geiſtes ſo bald zerſchmettert werden ſollten, mit denen ich in's Unendliche griff und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfaſſen hoffte. Wer mir dieſes voraus geſagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben, und noch jetzo, da das Gericht über mich ergangen iſt, jetzt, da ich die verloren habe, die anſtatt jener Gottheit mich zu meinen Wünſchen hinüber führen ſollte, was bleibt mir übrig, als mich den bitterſten Schmerzen zu überlaſſen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich läugne es nicht, ſie war mir bei meinen heimlichen Anſchlägen wie der Kloben, an den eine Strickleiter befeſtigt iſt. Gefährlich hoffend ſchwebt der Abenteurer in der Luft, das Eiſen bricht, und er liegt zerſchmettert am Fuße ſeiner Wünſche. Es iſt auch für mich kein Troſt mehr, keine Hoffnung! Ich möchte, rief er aus, indem er aufſprang, alle dieſe unglückſelige Papiere in Stücken zerreißen und in's Feuer werfen. Er faßte in ſeiner Wuth ein paar Hefte an, zerriß ſie und warf ſie an den Boden. Werner erſchrak und hielt ihn kaum mit Gewalt ab. Laß mich, ſagte Wilhelm, was ſollen dieſe elende Blätter! Für mich ſind ſie weder Stufe noch Aufmunterung mehr; ſollen ſie übrig bleiben, um mich bis an's Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen ſie vielleicht einmal der Welt zum Geſpötte dienen, anſtatt ihr Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schickſal! Nun verſteh' ich erſt die Klagen der Dichter, der aus Noth weiſe gewordenen Traurigen. Bisher hielt ich mich für unzerſtörbar, für unverwundlich; ach! und nun ſehe ich, daß ein ſchwerer früher Schade nicht wieder ausgewaſchen, nicht wieder hergeſtellt werden kann; ich fühle, daß ich ihn mit in's Grab nehmen muß, er kann und ſoll keinen Tag des Lebens von mir weichen, der Schmerz, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken ſoll bei mir bleiben, mit mir leben und ſterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Geliebter! wenn ich von Herzen reden ſoll, der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schickſale haben ſie tauſendmal bei mir entſchuldigt. Ich bin zu grauſam geweſen, du haſt mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinnen gefangen gehalten und mich verhindert, das für ſie und für mich zu thun, was ich uns beiden ſchuldig war. Gott weiß, in welchen Zuſtand ich ſie verſetzt habe, und erſt nach und nach fällt mir's auf's

Söller.

O laß das immer ſeyn,
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Glas mit Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug, Du biſt nun mein! — Iſt es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alceſt Dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drey Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Discurs?

Söller.

Eh nun, daß man was ſpricht,
Denn zwiſchen Mann und Frau redt ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Gewiſſen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülfloſigkeit ich ſie verlaſſen habe. War's nicht möglich, daß ſie ſich entſchuldigen konnte? war's nicht möglich? Wie viel Mißverſtändniſſe können die Welt verwirren, wie viel Umſtände können dem größten Fehler Vergebung erflehen! Wie oft denke ich mir ſie, in der Stille für ſich ſitzend, auf ihren Ellenbogen geſtützt; das iſt, ſagt ſie, die Treue, die Liebe, die er mir zuſchwor! mit dieſem unſanften Schlag das ſchöne Leben zu endigen, das uns verband! Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er ſich mit dem Geſichte auf den Tiſch warf und die über einander liegenden Papiere benetzte. Werner ſtand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte ſich dieſen raſchen Übergang der Leidenſchaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er ihm in die Rede fallen, etlichemal das Geſpräch wo anders hin lenken; vergebens! er widerſtand dem Strome nicht! Auch hier übernahm die ausdauernde Freundſchaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigſten Anfall des Schmerzens vorüber, fing an die Papiere zu ordnen, legte ſie zuſammen, machte ein Zeichen, wo ſie geblieben waren, ſteckte einige Hefte zu ſich und ließ ſich von Wilhelmen verſprechen, daß er ſie wohl aufbewahren und bei Gelegenheit weiter mit ihm durchgehen wolle. Und ſo ſchieden ſie wieder von einander. Wilhelm in's ſtille Nachgefühl des Schmerzens verſenkt und der andre erſchröckt von dem neuen Ausbruch einer Leidenſchaft, die er lange bemeiſtert und durch ſeinen guten Rath und Zureden überwältigt glaubte.

Viertes Capitel.

Ihr tiefen Schatten heißet mich willkommen,
Hier fühlt die Bruſt ſich weniger beklommen,
Du ſtiller Teich, du Baum, den ich erkor,
Gewähret mir die Ruh, die ich verlor.

O Stamm, der du, was Menſchen auch empfanden,
So lange hier in feſter Ruh geſtanden,
Rings um dich her der Kinder Schaar gezeugt,
Der du, wie wir, dem Sturm dich jung gebeugt,
Befeſtigt nun mit männlich ſtarken Seiten
Dem Wetter ſtehſt und der Gewalt der Zeiten,
O ſprich mir Muth, du dauerhafter, zu,
Lehr' meine Bruſt dem Unglück ſtehn wie du.

O Lüftchen, das die ſtille Welle kräuſelt,
Das mir um Stirn und Locke freundlich ſäuſelt,
Von Aſt zu Aſt muthwillig wechſelnd fliegt,
Mit einem Hauch viel tauſend Zweige biegt:
O kannſt du mir auf deinen ſtillen Schwingen
Nicht auch den Troſt in meinen Buſen bringen?

Doch ach, vergebens ſuch' ich hier mein Glück,
Ich floh den Hof, es blieb der Schwarm zurück.
Dort ließ ich ſie, in wohl verwahrten Mauren
Mit Freundes Blick einander aufzulauren,
Ließ das Gefolg des Reichthums und der Macht,
Die Schmeichelei, die unbequeme Pracht,
Und dachte, der Natur hier übergeben,
Mit mir allein, mir ſelber aufzuleben;
Doch leider fühlt mein Herz, nun völlig frei,
Die alte Qual hier doppelt wieder neu.

Unſere Freunde hatten an einem ſchönen Frühlingstage, begleitet von Wilhelms Schweſter, nun Werners Frau, ihren Spaziergang nach einer Gegend gerichtet, welche ſie beide von Jugend auf immer angezogen hatte. Sie waren an einen Ort gelangt, wo ſie ſonſt als Kinder mit einander zu ſpielen und als Jünglinge mit Hoffnungen der Zukunft ſich zu unterhalten pflegten. Unter einer uralten Eiche ſetzten ſich die Ehleute nieder und genoſſen der ſchönen Ausſicht. Wilhelm ging auf und ab, und vor den Gegenſtänden, die ihn umgaben, recitirte er jene Stelle mit großer Wahrheit; wie er denn meiſt für jede Gelegenheit mehr oder weniger Verſe eines Schauſpieles oder ſonſt eines Gedichtes in ſeinem Kopfe in Bereitſchaft fand und, wenn er allein war oder wenn es ſich vor der Geſellſchaft ſchicken wollte, ſich nicht zurückhielt; wie er denn auch oft mechaniſch, durch eine bloße Wortreminiscenz, einen Theil ſeines Vorrathes auszukramen bewegt ward.

Werner erinnerte ſich ſogleich, dieſen Monolog in einem der heroiſchen Schäferſtücke geleſen zu haben, die ihm ſein Freund neulich anvertraut hatte. Zeither wagte er es nicht davon anzufangen, weil er die Rückkehr jener leidenſchaftlichen Schmerzen befürchtete; nunmehr aber, da er ſeinen Freund durch die bedenklichen Worte des Schluſſes der Gefahr ſeiner Lieblingsempfindung ganz nahe ausgeſetzt ſah, ſo wußte er in der Geſchwindigkeit kein Mittel, ihn davon zu entfernen, als daß er von den Stücken ſelbſt anfing und den Bewegten auf ein ruhiges Geſpräch zu leiten ſuchte. Er betrog ſich darinne nicht, es gelang ihm; denn nicht immer thun dieſelben Sachen dieſelben Wirkungen; die Veränderungen der Lagen und Umſtände verwandeln einen Gegenſtand oft ganz und gar.

Ich habe, ſagte er, dieſe Stelle ſchon in der Königlichen Einſiedlerin mit Vergnügen geleſen und mir einen Theil davon gemerkt. — Ich möchte mich, verſetzte Wilhelm, weder einer Unbeſcheidenheit noch einer übertriebenen Demuth ſchuldig machen. Die Stelle mag leidlich ſein, wenn ich nur ſie und mehrere dergleichen an denen Plätzen, wo ſie ſtehen, verantworten könnte. Dieß iſt ein Fehler, in den man ſo leicht fällt, daß man ſich in elegiſchen Empfindungen ausbreitet, daß man ſich mit Beſchreibungen und Gleichniſſen aufhält, die doch eigentlich der Tod des Dramas ſind, welches allein nach ſeiner immer fortgehenden Handlung geſchätzt werden kann. Dieſer Fehler geht faſt durch alle Stücke, die ich bisher gemacht, und deßwegen werden ſie, wenn auch erträgliche Stellen drinne ſein ſollten, immer von den Meiſtern der Kunſt verworfen werden. — Was mich betrifft, ſagte Werner, ſo ſind mir ſchöne Stellen das Liebſte an einem ganzen Stücke, denn die merkt man ſich und kann ſie zu ſeinem Nutzen ziehen. — Ich habe nichts dagegen, wenn ſie den Fortſchritt der Handlung nicht hindern, vielmehr bin ich überzeugt, daß auch ein gutes Stück viel kräftige Stellen haben, ja, wenn du willſt, aus trefflichen Stellen beſtehen kann, wenn ſie ſich gleich nicht einzeln in Stammbücher ſchreiben laſſen. Ich war ſelbſt von jener Krankheit, die im Publico ſo allgemein iſt, dahingeriſſen, und ich habe meine Bekehrung nicht mir ſelbſt, ſondern meinem vortrefflichen Freunde N. zu danken, dem ich einige von meinen Sachen wies. Wie glücklich wäre ich geweſen, wenn er ſich zu meinem Vortheile länger hier aufgehalten hätte. Was iſt z. E. in dem Stücke, deſſen du erwähneſt, aus dem ich eben die Stelle herſagte, Vorzügliches? Der bei dem Menſchen allgemeine Wunſch, ſich aus verwirrenden Verhältniſſen heraus zu ſehnen und unter harmloſen Bäumen ein ganzes Leben zu genießen, wie uns manchmal ein Sommerabend gegönnt wird!

In wie viel hundert Gedichten iſt dieſes nicht ſchon gut oder ſchlecht vorgetragen worden? Und nimm die Verſe weg, die dieſe Gefühle ſchildern, und die allenfalls eine leidliche Elegie würden gegeben haben, nimm vielleicht noch einige Gleichniſſe aus, die ein epiſches Gedicht zieren dürften, ſo iſt das Übrige entweder gemein und kindiſch, oder unwahr und übertrieben. Wie willſt du nun, daß ich mir einigermaßen Gutes von dem Stücke denken ſoll? — Der Autor, merk' ich wohl, iſt ſelten ein unparteiiſcher Richter ſeiner eigenen Sachen, er thut ſich bald zu viel, bald zu wenig. Ich wollte nur, das Stück wäre gedruckt oder würde aufgeführt; wir würden ſehen, was es für einen Beifall finden ſollte. — Dafür bewahre mich Gott, fuhr Wilhelm auf, daß ich Gelegenheit gebe, das Publicum zu verderben. Dieſes möchte ich eben ſo wenig als von ihm verdorben werden, und meiſtentheils geſchieht doch das, wie ich merke, durch wechſelſeitige Ehre und Nachgiebigkeit, die ſie einander bezeigen. Wenn ich jemals öffentlich auftreten ſollte, wünſchte ich freilich zu gefallen, ja allgemein zu gefallen; denn ich habe die Schriftſteller meiſtens nicht vor aufrichtig oder vor ſehr eingebildet gehalten, die nur bloß Kennern ihre Sachen widmen, und alle diejenigen, denen ſie nicht gefallen, unter die Heerde der Nichtkenner verwieſen. Das Gute muß freilich von den Verſtändigen erſt geprüft und, wenn ich ſagen darf, erſt geſtempelt werden; es muß aber auch, wenn es menſchlich iſt, eine allgemeine glückliche Würkung thun, vorzüglich auf diejenigen, die nicht urtheilen können. Und ich glaube, der hat den höchſten Punct erreicht, der dieſe beiden Stimmen, welche zuſammen erſt, wenn ich hier das lateiniſche Sprüchwort anwenden darf, die Stimme Gottes ausmachen, auf ſich vereinigt.

Er darf mit einiger Selbſtzufriedenheit an ſich denken, daß ſich zu ſeiner Wahl die Edeln und das Volk vereinigen. Wenn man nur früher auf das Rechte geleitet würde! Denn eben durch dieſe und andere dergleichen Fehler habe ich alle Mühe, die ich auf meine Trauerſpiele gewendet, verloren, die denn auch, wie mir mein gelehrter Freund die Augen öffnete, außer einigen wenigen Stellen, die aber doch nichts weniger als neu und erhaben ſind, meiſtentheils von falſch nachgeahmter Theaterleidenſchaft ſtrotzen, die Backen mit allgemeinen Sittenſprüchen aufpauſen und, darüber ſich ſelbſt gleichſam vergeſſend, auf ihrem Wege ſehr ungeſchickt hin und wider ſtolpern und ſich zuletzt nicht mit einem Ausgange, mit einer Entwickelung, ſondern mit einem Fall und Sturz endigen.

Du ſprichſt ja als wie von einer großen Anzahl, ſind es denn ſo viele? Man hat dir nicht angemerkt, daß du ſo fleißig warſt. — Wo ich ging und ſtund, machte ich Plane, und wo ich mich beiſeite ſtehlen konnte, ſchrieb ich Verſe. Ganz geendigt findeſt du nicht über drei bis vier Stücke. — Iſt das genug? — Mehrere aber zum größten Theil, und, wie ich dir ſchon geſagt habe, angefangen eine ganze Schaar.

Die Schweſter, welche bisher einer Magd, die einige Erfriſchungen brachte, das Körbchen und die Flaſche abgenommen und in das Gras zurecht geſetzt hatte, miſchte ſich hier auch in das Geſpräch und fing mit einiger Lebhaftigkeit, wie eins, das lange zugehört, ob es gleich auch etwas zu ſagen gehabt hätte, zu ihrem Manne an: Es iſt wirklich ſchade, daß er alles hat ſtecken laſſen; denn ich kann dir verſichern, es waren recht ſchöne Stücke, und ich habe mein Lebtag ſo keine ſpielen ſehen. Ich ſchrieb ſie ihm gerne ab und merkte mir immer dabei die Stellen, die mir am beſten gefielen. — Was für Helden wählteſt du dir? ſagte Werner. — Du wirſt dich wundern, verſetzte der andere darauf, ob es gleich ganz natürlich iſt, daß ich mir ſie aus der Bibel aufſuchte. — Aus der Bibel! rief jener, das hätte ich mir am wenigſten erwartet. — Und doch, ſagte Wilhelm, iſt es ganz natürlich. Die erſte Geſchichte, die unſere jugendliche Aufmerkſamkeit reizt und in Verwunderung ſetzt, erzählt uns von jenen heiligen Männern, an welchen Gott einen beſondern Antheil zu nehmen geruhte. Wir hören von ihnen gleichſam als von unſeren eigenen Stammvätern ſprechen, und die vorzüglichſten Männer der vorzüglichſten Nation müſſen für uns die erſten in der Welt werden. Wir unterſuchen nicht, wie intereſſant ihre Handlungen ſind, ſondern die Handlungen ſind uns merkwürdig, weil ſie von ihnen erzählt werden. — Du ſagteſt, fiel ihm Werner ein, daß einige von dieſen Stücken fertig geworden; was waren für Gegenſtände drinne ausgeführt? — Laß dir es von Amelien erzählen, ſagte Wilhelm und lächelte. Dabei wirſt du dich vielleicht wieder recht wundern, wenn du die Feinde des Volks Gottes als Hauptperſonen meiner Stücke auftreten ſiehſt; ich kann dir aber verſichern, es war in der rechtgläubigſten Abſicht, denn die Propheten thaten darinne ſehr ihre Schuldigkeit und ſagten ihnen vorneherein derb die Wahrheit; ſchröckliche Träume, Ahndungen regten ihre Gewiſſensbiſſe auf und ließen ihnen keine ruhige Stunde, daß ſie wirklich recht matt und abgehetzt waren, als ihnen der fünfte Act den Fang gab.

Amelie ließ nicht undeutlich merken, daß es ihr unangenehm ſei, wenn der Bruder dieſe Sache lächerlich mache. Es ſei ihm doch auch einmal bittrer Ernſt drum geweſen, und ihr gefallen ſie eben noch. Ihr Mann bat ſie, ihm die Helden zu nennen, und zu ſeiner großen Verwunderung hörte er die berüchtigten

Namen von Jeſabel und Belſazar. Ei, ei! rief er aus, eine Königin vom Fenſter geſtürzt! eine Hand, die aus der Wand reicht! das als theatraliſche Gegenſtände zu denken, dazu gehört viel Muth der Einbildung.

Es iſt mir lieb, ſagte Wilhelm, daß dir das Abgeſchmackte ſogleich auffällt. Noch mehr wird es dich wundern, wenn ich dir ſage, daß ich eben darum dieſe Geſchichten wählte. Sei verſichert, es geht vielen Theaterſchriftſtellern ſo. In einem Roman, in einer Geſchichte iſt etwas merkwürdig, und ſie meinen gleich, es müſſe ſo vorgeſtellt werden und gebe auch Stoff zu vier Acten voraus, ob es gleich ſo wenig zum Drama paßt als der Salto mortale meiner Königin und die drohende Wunderhand. — Wie um's Himmels willen, ſagte der Schwager, haſt du dieſe Gegenſtände behandelt? — Vielleicht glaubſt du mir kaum, wenn ich dich verſichere, daß ſie ganz mit den Regeln und mit allem theatraliſchen Anſtande ausgeführet wurden. — Du mußt ſie leſen, fiel die Schweſter ein, denn er ſagt dir doch ſonſt nicht das Rechte. — Zuvörderſt muß ich dir nur geſtehen, fuhr Wilhelm fort, ohne ſich an ihre Einwendung zu kehren, daß mich die Speculation einer beſondern Todesart auf das Sujet von der Jeſabel brachte. Ich ſah, daß alle meine Vorgänger ſich die künſtlichſte Mühe gegeben hatten, mit Dolch und Gift und andern ſchädlichen Werkzeugen auf das mannichfaltigſte zu hantiren, ſo daß dem Nachfolger faſt keine Combination mehr übrig blieb. Um deſto mehr fiel mir der Sturz in die Augen, der das Leben einer berüchtigten Königin endigte. — Werner ſchlug wider ſeine Gewohnheit in ein lautes Lachen aus und rief: Ich begreife nicht, ſollte ſie denn wirklich von oben herunter geworfen werden, wie man es in Merians Kupferbibel zu ſehen kriegt?

— Wie kannſt du dir einen ſolchen Puppenſpielſtreich von einem geübten Schriftſteller denken! Nein, meine Sachen ſollten vor dem beſten Geſchmack ausführbar ſein. Der Schauplatz iſt in einem großen Saal, von da er ſich nicht wegwendet, und in dem fünften Act, wo Jeſabel vergebens den Überwinder durch erkünſtelte Reize und Schmeicheleien zu bewegen, durch Drohungen zu erſchüttern ſucht, endigt der Held in gerechtem Eifer, mit Vorwürfen und Verwünſchungen, und ſchneidet ein ſehr wohlgeführtes Geſpräch ziemlich rittermäßig kurz ab, indem er der Wache befiehlt, ſie herabzuſtürzen. Dieſe greift zu — und der Vorhang fällt. — Bravo! rief Werner, das war gut ausgedacht. — Mir war nur bange, verſetzte Wilhelm, es möchte einmal bei einer Vorſtellung aus Verſehen der Vorhang nicht herunter gehen, wodurch denn freilich die ganze Wirkung des Trauerſpiels ſich in ein Gelächter würde aufgelöſt haben. — Du wirſt gewiß recht prächtige Stellen in dem Stücke finden, ſagte die Schweſter zu ihrem Manne, und die Königin iſt ſo gottlos, daß man ihr alles Übel gönnt. — Nicht wahr, Amelie, ſagte Wilhelm, du haſt es ihr auch beſonders übel genommen, daß ſie noch Anſprüche auf einen jungen König machte, den du allenfalls ſelbſt nicht verſchmäht hätteſt? — Nun aber Belſazar! fiel Werner ein. — Den laſſ' ich mir gar nicht nehmen, ſagte die Schweſter. Es ſind ſo ſchöne Sachen drin, die ich mir alle auswendig gemerkt habe. — Gib mir nur einen Begriff davon, ſagte Werner. — Meine Helden, verſetzte Wilhelm, waren gewöhnlich jung, weil ich nichts intereſſanter wußte als die Jugend, in der ich mich ſelbſt fühlte, und ſo war auch mein König Belſazar ein feiner junger Herr. — Erinnerſt du dich noch, ſagte die Schweſter, was der fremde Herr, deſſen

Geſchmack du ſo ſehr rühmſt, auf einem Spaziergange ſagte, als er den Morgen das Stück geleſen hatte? — Ich bin überzeugt, verſetzte Wilhelm, daß er es aus ſchonender Güte, um mich nicht ganz niederzuſchlagen, geſagt hat. Er behauptete, der junge König ſei gut geſchildert. Eigentlich iſt es ein Menſch, deren es viele in jedem Stande gibt. Er will das Gute, hat ein Gefühl für Rechtſchaffenheit und Tugend, eine dunkele unbehagliche Ehrfurcht vor dem ſtrengen Gotte der Hebräer, einen bequemen hergebrachten Dienſt ſeiner eignen Götter, leichtſinnig über ſein Reich, beſchäftigt durch ſeine Leidenſchaften, eifrig bei Feſten und Gelagen, am liebſten in der Zerſtreuung, wozu ſeine Hofleute das Ihrige willig beitragen. — Nun, das klingt ſo übel nicht, ſagte Werner. — Höre nur einmal einen Monolog, womit der König den zweiten Act anfängt, ſagte Amelie, ich kann ihn auswendig. — Recitir' ihn nur, verſetzte Wilhelm, ich will indeß auf dem Damme ſpazieren gehen. Ich mag nicht wohl leiden, wenn man mir meine Sachen vorrecitirt. — Wie würde dir es gehen, wenn ſie aufgeführt würden? — Ich weiß nicht, das würde ſich finden, verlegen würde mich's auf alle Fälle machen. Und ſo ging er von ihnen auf die Seite. Du denkſt dir, ſagte Amelie, als er weg war, daß es des Königs Geburtstag iſt, daß in der Nacht die Verſchwornen den erſten Act eröffnen und ſich, da der Tag graut, entfernen. Die Sonne gehet auf, der König, aufgeweckt von dem Trompeten- und Paukenſchall, der ſeiner Stadt das Feſt verkündigt, reißt ſich aus den Armen einer Geliebten und überſieht von der Terraſſe die Herrlichkeit Babylons. Auch bemerke ich noch, daß ein Verſchworner im vorhergehenden Acte Belſazars Furcht vor dem Donnerwetter mit Verachtung erwähnt hat.

Söller.

Ich glaube wohl, Du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er Dich liebte, he! gäbſt Du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen,
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen die nur pfeifen.
Der allerſüßte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! doch iſt der Deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in Dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt Du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt Du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt Du Dir ein Recht mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,

Fünftes Capitel.

Welch ſchöner hoher Tag verdrängt die ſüße Nacht,
Weckt mich vom Schlummer auf? Ein Tag der Luſt und Pracht!
Die Liebe hielte mich in ſanftem Arm gebunden,
Nun ruft die Freude mir zu neuen goldnen Stunden;
Von Jubel tönt die Stadt, es tönet das Gefild
Im Morgenſonnenglanz, wie Memnons Zauberbild.
Ich höre Lied um Lied aus tauſend Kehlen dringen,
Die ihres Königs Preis und Glück dem König ſingen.
Einſtimmig ladet's mich von allen Seiten ein,
Der Glücklichſte des Volks, den Göttern gleich zu ſein.
Laßt jede Stunde ſo des Lebens mir verfließen,
Was bleibt dem Wunſche mehr? ich hab's und will's genießen.
Rein wie der Himmel ſei mein ungetrübtes Glück!
Was ſteigſt du Wolke dort? Verbirg dich meinem Blick!
Wie? ſoll die Herrlichkeit des Feſts mir Einz'gen prangen
Und tief in meiner Bruſt des Donners Ahndung bangen?
O ſchwaches Menſchenherz, o leicht gefangner Geiſt,
Du ſchwillſt, du ſteigſt empor, wie dich's ein Schmeichler heißt.
Ein Volk auf ſeinen Knien kann deinen Stolz entzücken
Und ſein Gehorſam dich, der du gebiet'ſt, berücken;
Und wann der Lüfte Macht nur dich entzündend ſchlägt,
Beugſt kindiſch du das Haupt, das frech die Krone trägt.
O Glück, das du dich mir, der Liebſten gleich, ergeben,
Komm auf der Morgenluft, mich freundlich zu umſchweben!

In deinem Arm allein genieß' ich froh und leicht,
Was die Geburt mir gab und was du mir gereicht.
Wie ſchweift mein Geiſt umher und dringt nach allen Seiten,
Mein ungeheures Reich noch weiter auszubreiten,
Mit hohem Siegerſchritt durch alle Welt zu gehn,
Am letzten Meere nur unwillig ſtill zu ſtehn.
Und doch hat ſich umſonſt mein Herz ſo hoch erhoben,
Hier ruft's: du biſt nicht Herr! erkenne jenen droben!
Dein Sklave blickt herauf, du ſcheinſt ihm herrlich groß,
Sieh du auf ihn herab, ſein Loos iſt auch dein Loos.
Mag ſtolz dein golden Bild in hundert Tempeln thronen,
Du brauchſt nur engen Raum, um endlich ſtill zu wohnen.
Beherrſcheſt du den Tag? die Freude? den Verdruß?
Es reißt die Zeit dich hin, wohin ein jeder muß.
Er nur alleine lebt, und er wird ewig leben,
Der Himmel trägt ihn kaum, fühlt unter ihm ſich beben;
Im Wetter eingehüllt, tritt er mit Macht hervor,
Der Donner bringt ſein Wort in mein betäubtes Ohr.
Es tönt: du biſt ein Staub, den ich im Sturm verwehe,
Du biſt, o Herrlicher, die Blume, die ich mähe.

Amelie mußte ihrem Manne verſchiedene Verſe zweimal vorſagen, die er ſehr lobte und ſelbſt im Gedächtniß zu behalten wünſchte. Nach der Zurückkunft des Bruders fing ein Streit von neuem an, ohngefähr demjenigen gleich, den wir im vorigen Capitel erzählt haben. Die Schweſter ſprach von dem Stücke mit Entzücken, Werner gab ihr im voraus Beifall, weil er vermuthete, daß das Ganze ſo wie der Monolog geglückt ſein werde.

Wilhelm hatte viel daran auszuſetzen, und weil ihm, da er ſprach, viele Sachen gegenwärtig waren und er ein Reſultat mancher Betrachtungen, welche die andern nicht ſelbſt gemacht hatten, behauptete, da ihm vertrauliche Werke der Dichtkunſt vor der Seele ſtanden, mit denen er die ſeinigen verglich, und als ein Künſtler von den innern Federn, die ein Stück in Bewegung ſetzen, mit Leuten ſprach, die nur nach Wirkungen, die auf ſie gemacht werden, urtheilten, ſo war es ohnmöglich, daß er ſie überzeugte, beſonders da ſie, wenn man es genau betrachtete, alle drei würklich Recht hatten.

Er unterließ aber doch nicht, ſeinen Lieblingsgrundſatz aber- und abermals einzuſchärfen, daß im Drama die Handlung, inſofern ſie vorgeht und vorgeſtellt werden kann, die Hauptſache ſei, und daß Geſinnungen und Empfindungen dieſer fortſchreitenden Handlung völlig untergeordnet werden müſſen, ja daß die Charaktere ſelbſt nur in Bewegung und durch Bewegung ſich zeigen dürfen. Man gab ihm das zu und führte gleich darauf Beiſpiele an, die das Gegentheil bewieſen. Zuletzt verſicherte er, daß er ſeine bisherigen Arbeiten deßwegen durchaus verachte, weil ſie ſich alle durch dieſen Fehler auszeichneten. Sie ſind, ſagte er, wie Leute, die niemand ſchätzt, weil ſie viel ſchwätzen und wenig thun. Amelie war darüber empfindlich und ſagte ſcherzend: Zeige doch nur auch von deinen neuen Sachen etwas vor, die du gemacht haſt, ſeitdem du ſo gelehrt worden biſt. — Das werde ich nicht, verſetzte Wilhelm, denn ich halte, was ich nach meiner neuen Erkenntniß arbeite, für ziemlich gut und fürchte doch immer, ob ich gleich weiß, daß ich auf dem rechten Weg bin, ich möchte nicht Kräfte haben, darauf fortzukommen, oder in der Folge, ohne die Leitung eines geſchickten Meiſters, mich abermals und noch gefährlicher verirren. Meine alten Sachen geb' ich euch zu Lob und Tadel preis, laßt über den gegenwärtigen mich noch im Geheimniſſe brüten. Das Publicum macht ſelbſt die Meiſter irre; wir Schüler können, vom Winde hin und her getrieben, wie junge, ſchlanke, erſt gepflanzte Bäume, gar nicht Wurzel faſſen und laufen Gefahr zu verdorren. Dafür will ich euch zum Beſchluß die Fragmente eines kleinen Aufſatzes leſen, der in meiner Schreibetafel iſt, und die mir mein Freund auf verſchiedene Fragen zuſandte, die ich ihm über dramatiſche Gegenſtände that. Man hat oft unter den Kritikern gehandelt, ja wohl geſtritten, woher das Gefallen komme, das der Menſch am Drama, beſonders am Trauerſpiele hat. Man hat über den Gegenſtand deſſelben und ſeine Abſicht verſchiedene Meinungen gehegt; hier werdet ihr philoſophiſche Gedanken hören, die zwar etwas weither anzufangen ſcheinen, doch manches über dieſe Materie denken laſſen. Wilhelm ſuchte das Blatt auf und las:

Der Menſch iſt durch ſeine Natur und durch die Natur der Dinge zu verſchiedenen Schickſalen beſtimmt; Luſt und Schmerz, Glück und Unglück in ihren höchſten Graden ſind ihm gleich entfernt und gleich nah. Von dem Übel, von dem Guten iſt ihm, wenn ich es ſo nennen darf, eine Vorahndung gegeben, die zugleich innigſt mit der Kraft verbunden iſt, die Bürden des Lebens auf ſich zu nehmen und zu tragen.

Jede Seele wird in dem Gange der Tage zu dem, was ihr bevorſteht, mehr oder weniger zubereitet, ſo daß ihr meiſtens das Außerordentliche, wenn es vorkommt, beſonders ſobald die erſten Augenblicke der

Überraſchung vorüber ſind, gewöhnlich bekannt und erträglich ſcheint; und ob ich gleich nicht läugnen will, daß viele bei unvermuthetem Glück und Unglück ſich ſehr ungebärdig ſtellen, ſo finden wir doch auch, daß manche, denen wir ſonſt die Stärke der Seele nicht zuſchreiben können, ein ſeltnes Glück mit Gleichmuth und ein hereinbrechendes Unglück mit Gelaſſenheit auf ſich nehmen. Wir ſehen oft Menſchen, die durch nichts Außerordentliches bezeichnet ſind, Schmerzen, Krankheit, Verluſt der Ihrigen mit ſtiller Standhaftigkeit ertragen und ſelbſt dem eigenen Tode als etwas Bekanntem und Nothwendigem entgegen gehen.

Daß die Vorahndung des Guten bei allen Menſchen mit dem Wunſche es zu beſitzen verbunden ſei, iſt natürlich und fällt bald in die Augen; daß aber auch der Menſch eine Art Lüſternheit nach dem Übel und eine dunkle Sehnſucht nach dem Genuſſe des Schmerzens habe, iſt ſchwerer zu bemerken, mit andern Gefühlen verwandt, unter andern Symptomen verhüllt, die uns leicht von unſerer Betrachtung abführen können.

Es iſt lange geſagt worden, daß der gleichgültige Zuſtand derjenige ſei, dem der Menſch am meiſten zu entfliehen ſuche. Sobald Seele und Körper durch Schlaf und Ruhe in den Zuſtand der Behaglichkeit verſetzt ſind, ſo verlangen beide wieder ſich zu regen, zu würken, gereizt, gerührt und ſo ihres Daſeins gewahr zu werden. Tauſendfältig iſt das Verlangen, dieſen Reiz zu genießen; der einfachere Menſch bedarf des einfacheren, geringeren, ſchwächeren, der ausgebildete des mannichfaltigern, ſtärkern, wiederholtern. Dieſe Begierde iſt ſo gewaltig, daß ſie ſelten in den Gränzen ihrer Kräfte bleibt, und daß ſelbſt der Mäßigſcheinende zwar nicht jeden Tag ſeines Lebens betrunken ſchließt, doch aber die ganze Summe ſeines Daſeins früher als es beſtimmt war aufzehrt.

Von jedem was dem Menſchen Sonderbares begegnet, wird er innig gerührt. Ein Übel, das vorüber iſt, wird ihm zu einem Schatze der Erinnerung für ſein ganzes Leben. Was andern Sonderbares widerfährt, davon ſind die Geſchichten höchſt willkommen, ſie ſeien nun aus der vergangnen Zeit aufbewahrt, oder ſie werden zu uns als Neuigkeiten von fremden Weltgegenden herüber gebracht. Am ſtärkſten aber wird das Volk gerührt von allem, was unter ſeine Augen gebracht wird. Weit mehr als eine ausführliche Beſchreibung zieht ein geſudeltes Gemählde, ein kindiſcher Holzſchnitt den dunkeln Menſchen an. Und wie viel Tauſende ſind, die in dem vortrefflichſten Bilde nur das Mährchen erblicken. Die großen Bilder der Bänkelſänger drücken ſich weit tiefer ein als ihre Lieder, obgleich auch dieſe die Einbildungskraft mit ſtarken Banden feſſeln.

Was kann nun einen größern Eindruck auf die Menge machen, als wenn der Held ſelbſt gleichſam vor ihnen aus dem Grabe auferſteht, vor ihnen handelt, ſpricht, ſein Innerſtes entdeckt, leidet, und in der erdichteten Gefahr zuletzt umkommt? Wie viel Tauſende werden unwiderſtehlich nach einer Execution, die ſie verabſcheuen, hingeriſſen, wie ängſtet ſich die Bruſt der Menge für den Übelthäter, und wie viele würden unbefriedigt nach Hauſe gehen, wenn er begnadigt würde und ihm der Kopf ſitzen bliebe? Das ſprudelnde Blut, das den bleichen Nacken des Schuldigen färbt, beſprengt die Einbildungskraft der Zuſchauer mit unauslöſchlichen

Flecken; ſchaudernd, lüſtern blickt die Seele wieder nach Jahren zu dem Gerüſte hinauf, läßt alle fürchterliche Umſtände wieder vor ſich erſcheinen und ſcheut es ſich ſelbſt zu geſtehen, daß ſie ſich an dem gräßlichen Schauſpiele weidet. Viel willkommner ſind jene Executionen, welche der Dichter veranſtaltet.

Der geſunde Menſch kann durch nichts gerührt werden, daß nicht zugleich die Saiten ſeines Weſens erſchüttert werden ſollten, von denen die entzückenden Harmonien des Vergnügens auf ihn herabſtrömen. Und ſelbſt grauſame zerſtörende Begierden, worüber man ſich auch bei Kindern entſetzt, die man durch Strafen zu vertreiben ſucht, haben geheime Wege und Schlupfwinkel, wodurch ſie zu den allerſüßeſten Vergnügungen hinübergehen. Alle dieſe innerlichen Gänge und Wege werden durch Schauſpiele, beſonders durch die Tragödie mit elektriſchen Funken durchſchüttert, und ein Reiz ergreift den Menſchen; je dunkler er iſt, je größer wird das Vergnügen.

Die Begriffe, die ſich Menſchen von Menſchen und Dingen machen, ſind ſo dunkel, ſo verwirrt, ſo unvollſtändig, daß ein albernes qui pro quo ſie im mindeſten nicht irrt. Karl XII. wird an ſeinen Stiefeln und zugeknöpftem Rock, vorzüglich aber an ſeinen ſtraubigen Haaren, Heinrich IV. an ſeinem Knebelbart und Halskrauſe erkannt, und man nimmt die widerſprechendſten Repräſentanten gerne für die abgeſchiedne Majeſtät. Und ich behaupte ſogar, daß, je mehr das Theater gereinigt wird, es zwar verſtändigen und geſchmackvollen Menſchen angenehmer werden muß, allein von ſeiner urſprünglichen Würkung und Beſtimmung immer mehr verliert. Es ſcheint mir, wenn ich ein Gleichniß brauchen darf, wie ein Teich zu ſein, der nicht allein klares Waſſer, ſondern auch eine gewiſſe Portion von Schlamm, Seegras und Inſecten enthalten muß, wenn Fiſche und Waſſervögel ſich darin wohl befinden ſollen.

Indem ich die Feder niederzulegen genöthigt bin und auf das, was ich geſchrieben, zurückſehe, ſo ſehe ich, daß ich ſo verworren und unvollſtändig bin als irgend einer, der eine ſolche Materie zu behandeln gewagt hat. Laſſen Sie durch dieſe flüchtige Gedanken nur bei ſich Gedanken erregen. Vielleicht ſprechen wir nächſtens über das Poſſenſpiel und ihre vornehme Tochter, die Komödie. Dabei dürfen wir, wenn wir auf den Grund kommen wollen, weder Zigeuner noch Bärentanz, noch die gefährlichen Sprünge und Verdrehungen herumziehender Wagehälſe vergeſſen.

Unſere Freunde waren eben im Begriffe, jeder nach ſeiner Art, den ſchweren Stein dieſer Lectüre anzufaſſen, zu wälzen und womöglich ihm einige ſeiner ſcharfen Ecken abzuſchlagen (denn ſo iſt meiſtentheils der Leſer gebildet, daß er jede Sache gerne rund in ſeine Hände nehmen möchte, um ſie recht mit Bequemlichkeit zu betrachten und nachher wie eine Kegelkugel zu ſeiner Abſicht vor ſich hin zu rollen), als ſie durch eine Erſcheinung unterbrochen wurden, die ihre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Sechstes Capitel.

Es kam eine Partie gewaffneter Leute durch's Feld her, die ſie an ihren weiten und langen Röcken, an ihren großen Aufſchlägen, unförmlichen Hüten und ſchweren Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und an dem bequemen Tragen ihres Körpers ſogleich für ein Commando Landmiliz benachbarter Herrſchaft erkannten. Als dieſer Trupp näher kam, ſie grüßte, ſeine Flinte bei der großen Eiche abſtellte und ſich auf den Platz daneben bequem lagerte, um eine Pfeife Toback zu rauchen, ließen ſie ſich mit einem Unterofficier in ein Geſpräch ein und vernahmen, daß er vom Amte geſchickt ſei, hier auf der Gränze ein paar junge Leute in Empfang zu nehmen, die mit einander durchgegangen und durch Steckbriefe in der nächſten Stadt angehalten worden. Die Eiche, welche bei Wilhelmen ſolche poetiſche Gefühle erregt, war eigentlich ein Gränzbaum. Hier wollten ſie verweilen und die Ankunft des gefangenen Paares erwarten. Wilhelm ward auf dieſe Nachricht ſtutzig, noch mehr aber verwundert, als er hörte, der junge Menſch ſei ein Komödiant und das Mädchen die Tochter eines hübſchen Mannes aus dem benachbarten Städtchen. Aus der weitſchweifigen Geſchichte, die der Unterofficier erzählte, war ſo viel zu nehmen, daß vor einem halben Jahre eine Truppe bei ihnen geweſen ſei, die ſich nicht lange erhalten können. Da ſie endlich aufgebrochen, ſei ein Acteur zurückgeblieben, der nicht weiter mitziehen wollen und der, weil er ſich bequemt hätte für ein geringes Geld junge Leute Franzöſiſch und tanzen zu lehren, einige Gönner und Aufmunterer gefunden habe. In dem Hauſe des Herrn N., wo er zur Miethe geſeſſen, ſei er mit deſſen Tochter erſter Ehe, auf welche ſeine zweite Frau nicht ſonderlich Acht gegeben, bekannt geworden, ſei mit ihr viel ſpazieren gegangen, habe ſie im Garten declamiren lehren, worüber auch die Leute zu reden angefangen; es habe darüber im Hauſe Händel geſetzt, eines Morgens früh ſeien beide vermißt worden, und da die Eltern in das Amt gelaufen, habe man die benachbarte Obrigkeit requirirt, wo ſie denn auch in Verhaft gebracht, ihnen nunmehr übergeben werden ſollten.

Unſere Freunde waren bei dieſer Erzählung erſtaunt, da ihnen die Ähnlichkeit der Schickſale in umgewechſeltem Geſchlechte auffiel, und ihre Neugierde wurde ſehr erregt, das ungleiche Paar zu ſehen. Es währte nicht lange, ſo kam der Actuarius zu Pferde nach, unterhielt ſich mit ſeinem Commando und bekräftigte die Geſchichte, auf Befragen der Geſellſchaft, mit einigen noch näheren Umſtänden.

Endlich ſah man von ferne einen Wagen kommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtſchreiber ritt voraus, der mit dem gegenſeitigen Actuarius unter der Eiche am Gränzſteine ſich mit großer Gewiſſenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden complimentirte, wie es etwa Geiſt und Zauberer, der eine inner-, der andere außerhalb des Kreiſes bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen. Die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer war indeß auf den Wagen gerichtet. Die alte Kutſche, worin man die Schöne anfangs transportirte, war unterwegs gebrochen, und da man einen Bauerwagen zu Hülfe gerufen, erbat ſie ſich die Geſellſchaft ihres Freundes, der, wegen des beſondern Begriffs von Criminalität des Falles mit Ketten beſchweret, erſt nebenher ging. Sie ſaßen alſo beiderſeits auf einigen Bündeln Stroh bei einander, blickten ſich mit Zärtlichkeit an, und er

Du thuſt nicht einen Streich, und gibſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt Dir's, ſo machſt Du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden.
Und Du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann;
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das übrige kannſt Du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, Du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll,
Nun ſage mir einmahl, woher ich's nehmen ſoll?
Denn Du biſt nicht der Mann für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen bewegte, indem er ihre Hände küßte, mit vielem Anſtande die klingenden Feſſeln. Wir ſind ſehr unglücklich, rief er der Geſellſchaft zu, die ſich dem Wagen genähert hatte, aber wir ſind nicht ſo ſchuldig als wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte.

Die Fragen, die von der Geſellſchaft an ſie geſchahen, waren etwas proſaiſcher. Indeß ſie beantwortet wurden, hatten beide Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt, der Wagen ging weiter, und Wilhelm, den das Schickſal der Verliebten ſehr intereſſirte, verlangte von dem Ehepaar, daß es mit ihm in's benachbarte Amt, welches etwa eine halbe Stunde von da lag, gehen ſollte. Sie entſchuldigten ſich mit dem nähern Abend, nahmen ihren Weg nach der Stadt zurück, er aber eilte ſeinen Liebenden nach, und da er eine alte Bekanntſchaft mit dem Amtmann noch ehe ſie ankamen zu erneuern gedachte, ſo ergriff er einen Fußpfad und erreichte noch zu rechter Zeit das Amthaus, wo er alles in Bewegung und zum Empfange der Flüchtlinge bereit fand.

Der Actuarius, der bald nach ihm eintraf, erzählte mit großer Freude, wie alles glücklich gegangen und daß ſeine jungen Leute nicht weit von dem Orte entfernt ſeien. Mit mehr Zufriedenheit ſetzte er hinzu, er habe befohlen, daß der Wagen nicht zum Stadtthore hereinfahren, und daß man ſie an dem Garten, welcher durch eine kleine Pforte mit dem Amthauſe zuſammenhing, abſetzen ſollte, da ſie denn ganz in der Stille hereingebracht werden könnten.

Wilhelm, ob ihm gleich die platte und gefühlloſe Art, womit der Mann die Sache behandelte, mißfiel, konnte doch nicht umhin, ihn zu loben, daß er ſoviel Vorſicht zur Schonung des unglücklichen Paars gebraucht habe. Jener nahm zwar das Compliment ſelbſtgefällig auf, freute ſich aber eigentlich nur deßwegen in ſeinem Herzen, weil er der auf den Straßen und vor dem Amthauſe verſammelten Bürgerſchaft einen Streich geſpielt und ſie um ſo ein erwünſchtes Schauſpiel bevortheilt hatte, als die öffentliche Demüthigung eines Mädchens war, das ſonſt etwas mehr als andre auf ſich zu halten pflegte. Hierauf erzählte er dem Amtmann, wie vortrefflich ſein Pferd ginge, das er erſt geſtern von dem Juden getauſcht, und ließ ſich weitläufig über deſſen gute Eigenſchaften heraus, wodurch denn Wilhelm verhindert wurde, ſich näher nach der Angelegenheit zu erkundigen, und ſich heimlich ſehr wunderte, daß man in Erwartung ſo wichtiger Begebenheiten, mitten unter den ernſthafteſten Dienſtverrichtungen, fremde, gleichgültige, und er hätte wohl Luſt gehabt hinzuzuſetzen, alberne Dinge mit Intereſſe einſchieben könne.

Ihre Ankunft wurde gemeldet. Der Amtmann, der von ſolchen außerordentlichen Fällen kein ſonderlicher Liebhaber war, weil er meiſtentheils in deren Behandlung ein- und den andern Fehler machte und bei dem beſten Willen gewöhnlich von der fürſtlichen Regierung mit einem derben Verweiſe belohnt wurde, ging mit ſchwerem Schritte in die Amtſtube, wohin ihm Wilhelm, der Actuarius und einige andere angeſehene Bürger folgten, die ſich aus Neugier verſammelt hatten.

Zuerſt ward die Schöne vorgeführt, die ohne Frechheit ſehr gelaſſen und mit Bewußtſein ihrer ſelbſt hereintrat. Die Art, wie ſie ihre Kleider zurechtgerückt hatte, die auf der Flucht und in ihrer Gefangenſchaft eben nicht in den vortheilhafteſten Umſtänden ſein konnten, zeigte Wilhelmen an, daß ſie ein Mädchen ſei, die etwas auf ſich hielt. Sie fing auch, ohne gefragt zu ſein, über ihren Zuſtand nicht unſchicklich an.

Der Actuarius gebot ihr zu ſchweigen und hielt ſeine Feder über dem gebrochnen Blatte. Der Amtmann ſetzte ſich in Faſſung, ſah ihn an, räuſperte ſich und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt ſie ſei?

Ich bitte Sie, mein Herr, verſetzte ſie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie ſehr gut wiſſen, wie ich heiße, und daß ich ſo alt wie Ihr ält'ſter Sohn bin. Was Sie von mir wiſſen wollen, und was Sie wiſſen müſſen, will ich gerne ohne Umſchweiſe ſagen.

Seit meines Vaters zweiter Heurath werde ich zu Hauſe nicht zum beſten gehalten. Ich hätte einige hübſche Partien thun können, wenn ſie nicht meine Stiefmutter aus Furcht vor der Ausſtattung vereitelt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müſſen, und da wir die Hinderniſſe vorausſahen, die unſerer Verbindung im Wege ſtunden, entſchloſſen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu ſuchen, das uns zu Hauſe nicht gewährt ſchien.

Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war, ja ich habe noch ein anſehnliches Mütterliches zu fordern; wir ſind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeſchleppt werde. Der Fürſt iſt gerecht, er wird dieſe Härte nicht billigen. Wenn wir ſtrafbar ſind, ſo ſind wir es nicht auf dieſe Weiſe.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreifach in Verlegenheit. Die gnädigſten Ausputzer ſummten ihm ſchon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protocolls gänzlich zerrüttet. Das Übel wurde noch größer, als ſie bei wiederholten ordentlichen Fragen ſich nicht weiter einlaſſen wollte, ſondern ſich auf das, was ſie eben geſagt, ſtandhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, ſagte ſie, man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hieher geführt; es iſt eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen ſoll.

Der Actuarius hatte indeſſen immer ihre Worte nachgeſchrieben und flüſterte dem Amtmanne zu, er ſolle nur weiter gehen, ein förmliches Protocoll würde ſich nachher ſchon verfaſſen laſſen.

Der Alte nahm wieder Muth und fing nun an, nach den ſüßen Geheimniſſen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trocknen Formeln ſich zu erkundigen.

Wilhelmen ſtieg die Röthe in's Geſicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten ſich mit der reizenden Farbe der Schamhaftigkeit. Sie ſchwieg und ſtockte, bis die Verlegenheit zuletzt ihren Muth erhöhte.

Sein Sie verſichert, rief ſie aus, daß ich ſtark genug ſein würde die Wahrheit zu bekennen, wenn ich auch gegen mich ſelbſt ſprechen müßte; ſollte ich nun zaudern und ſtocken, da ſie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich ſeiner Neigung und ſeiner Treue gewiß war, als meinen Ehmann angeſehen, ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht verſagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick es zu geſtehen zauderte, ſo war es die Furcht, daß mein Bekenntniß für ihn ſchlimme Folgen haben möchte.

Wilhelm faßte, als er das hörte, einen hohen Begriff von den Geſinnungen des Mädchens, indeß ſie die Gerichtsperſonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Vorfälle in ihrer Familie entweder nicht geſchehen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm verſetzte ſeine Mariane in dieſem Augenblicke vor den Richtſtuhl, legte ihr noch ſchönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigſte Leidenſchaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte ſich ſeiner. Er verbarg ſie nicht und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es ſei ja alles ſo klar als möglich und bedürfe weiterer Umſtände nicht.

Dieſes half ſo viel, daß man das Mädchen abtreten, dafür aber den jungen Menſchen, nachdem man ihm vor der Thür die Feſſeln abgenommen hatte, herein kommen hieß. Dieſer ſchien über ſein Schickſal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren ordentlicher und geſetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroiſche Freimüthigkeit zeigte, ſo empfahl er ſich Wilhelmen hingegen durch mehr Zärtlichkeit, die aus ſeinen Reden hervorblickte.

Da auch dieſes Verhör geendigt war, welches mit dem vorigen in allem übereinſtimmte, nur daß er, um das Mädchen zu ſchonen, was ſie ſchon geſtanden hatte, hartnäckig läugnete, ließ man endlich ſie ſelbſt vortreten, und es entſtand zwiſchen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unſers Freundes ganz zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, ſah er hier in einer unangenehmen Gerichtsſtube vor Augen: den Streit wechſelſeitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Iſt es denn alſo wahr, ſagte er bei ſich ſelbſt, daß die ſchüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menſchen ſich furchtſam verbirgt und nur in abgeſonderter Einſamkeit, im tiefen Geheimniſſe zu genießen wagt, wenn ſie durch einen feindſeligen Zufall hervorgeſchleppt wird, daß ſie ſich alsdann muthiger, ſtärker, tapferer zeigt als andere brauſende und großthuigte Leidenſchaften? Er beneidete heimlich ihr Glück, und der Verluſt Marianens wurde ganz in ſeiner Seele lebendig. Wenn er ſie dadurch wieder hätte erhalten können, wie gern würde er ſich mit ihr an den Platz der beiden Liebenden geſtellt und ſich der gefühlloſen Juſtiz preisgegeben haben!

Durch ſeine Vermittlung ſchloß ſich die ganze Handlung noch ziemlich balde. Er verſchaffte, daß ſie beide in leidliche Verwahrung genommen wurden, und wenn es möglich geweſen wäre, ſo hätte er die Geliebte zu ihren Eltern dieſen Abend noch hinüber gebracht. Denn er ſetzte ſich feſt vor, hier ein Mittelsmann zu werden und die glückliche und anſtändige Verbindung beider Liebenden zu befördern. Er ſchickte ſeinem Schwager einen Boten, daß er dieſe Nacht und den morgenden Tag außenbleiben würde. Darauf begab er ſich mit des Amtmanns Erlaubniß dahin, wo man den jungen Menſchen in einem kleinen Zimmer verwahrt hielt.

Siebentes Capitel.

Schon unter dem Verhör war der Gedanke in Wilhelmen aufgeſtiegen, er müſſe den jungen Gefangenen vormals an einem andern Orte geſehen haben; das Geſicht ſchien ihm bekannt, das Weſen hingegen fremd; den Namen Melina konnte er ſich auf keine Weiſe erinnern. Indem der Gerichtsdiener ihm die Thüre der Verwahrung aufmachte, er hereintrat und den Fremden wieder in's Geſicht faßte, rief er, wie mit einer Art von augenblicklicher Inſpiration, aus: Ei Herr Pfefferkuchen, ſind Sie es, den ich wiederfinde? und iſt es möglich, daß ich Sie eine ganze halbe Stunde habe verkennen dürfen? — Sind Sie es, rief jener, mit dem ich das Vergnügen hatte in M. nebſt einigen Cameraden und unſerer angenehmen Mariane einen vergnügten Abend zuzubringen? Wahrſcheinlich hat meine veränderte Friſur, eine andere Kleidung und ein anderer Name Sie irre gemacht. Wilhelm ſtutzte und wußte bei ſich ſelbſt nicht, welchem von den dreien oder allen zuſammen er die Urſache ſeiner Verblendung geben ſollte.

Wenn es uns erlaubt iſt, in ſeine Seele eine Muthmaßung zu wagen, ſo lag es wohl darin: Jener Pfefferkuchen, den er kannte, war eigentlich ein ſtumpfer, kurzer, enger Menſch, ohne die Grazie des Adels in ſeinen Bewegungen und Betragen. Sein Weſen war ſo gemein wie ſein Name, und außer einer ſtarken Stimme und einer gewiſſen Heftigkeit, womit er leidenſchaftliche Rollen ſpielte, war nichts, das ihn einigermaßen ausgezeichnet hätte; und dieſes Bild war in Wilhelms Seele geblieben. Melina hingegen, dem er in Ketten begegnete, den er vor'm Richtſtuhle ſah, war durch ſeinen Zuſtand in eine ſtille Traurigkeit verſetzt, er rührte die andern, weil er ſelbſt gerührt war, und ein ſtandhaftes Betragen auf dem Gipfel der Gefahr erhöhte ſein Weſen einen Augenblick und verbreitete einen edeln Anſtand über ſeine ganze Perſon.

Wie ſind Sie zu dem ganz fremden Namen gekommen? ſagte Wilhelm. — Er iſt ſo gar entfernt nicht von dem vorigen, antwortete jener. Namen haben einen großen Einfluß auf die Vorſtellung der Menſchen. Der meinige gab zu Spöttereien Anlaß, und er war mir ſelbſt zuwider. Weil man auch an verſchiedenen Orten Honigkuchen ſtatt Pfefferkuchen ſagt, ſo überſetzte ich ihn Melina, ſo bald ich Gelegenheit hatte, an einem fremden Orte zum erſtenmale aufzutreten. — Ich zweifle, ob jemand die Etymologie herausfinden werde, verſetzte Wilhelm.

Melina (welchen Namen wir ihm nicht mißgönnen wollen) fing darauf an, Wilhelmen ſeine ganze Geſchichte zu erzählen, und dieſer brennte vor Verlangen, etwas Näheres von Marianen zu hören, wornach er auch, ſobald es ſich nur einigermaßen ſchickte, mit beſcheidenen Fragen ſich erkundigte. Unſere Truppe hat ſehr viel an ihr verloren, ſagte der andere. — Iſt ſie abgegangen? verſetzte Wilhelm. — Ja, ſagte jener, und zwar auf eine unangenehme Art. Als wir damals von M. weggingen, nahmen wir unſern Weg nach der *** Meſſe. Mariane war in der letzten Zeit immer traurig geweſen, und ſo blieb ſie es auch im Wagen, wo ich einige Stationen bei ihr ſaß. Gewöhnliche Streitigkeiten, die bei dem beſchwerlichen Transport einer Truppe entſtehen, waren ihr gleichgültig, ſie ließ ſich alles gefallen, ſie ſcherzte und ſang nicht wie ſonſt, und die lächerlichen Zufälle, die einem oder dem andern begegneten, konnten ihr keine freundliche Miene abzwingen. Sie wurde darüber oft berufen, aber auch dieß ſchien ihr weder Unruhe noch Verlegenheit zu machen, wir konnten nichts davon begreifen. Auf einmal hörten wir zu ***, wo wir übernachtet hatten, einen großen Streit zwiſchen ihr und dem Director. Es hatte dieſer aus der Stadt, wo wir hin wollten, wie wir nachher erfuhren, einen Brief von den Anverwandten eines jungen Menſchen erhalten, mit dem ſie in Verbindung geſtanden hatte. Der Brief war drohend und erniedrigend für ſie und den Director, der darüber heftig mit ihr zuſammen kam und ſie endlich zu dem Entſchluß brachte, die Geſellſchaft zu verlaſſen. Sie ging auch wirklich nicht weiter, ſondern blieb in dem Wirthshauſe, das wir verließen, zurück. Da aus dem Briefe ſichtbar war, daß unſere alte Theaterſchneiderin mit um die Geſchichte wußte, ſo nahm der Director, der ſie längſt gerne los geweſen wäre, dieſen Vorwand, um auch ihr den Abſchied zu geben. Die beiden Frauens blieben alſo allein, viele der Geſellſchaft bedaurten ſie. Ich habe mich in der Folge oft nach ihr erkundigt und nichts wieder von ihr erfahren.

Wilhelm ward über dieſe Geſchichte ſo nachdenklich, daß er eine ganze Weile nicht zuhörte, als Melina zu der ſeinigen überging, und über das, was ihm geſchehen war, ſich ausbreitete, vorzüglich aber wegen der Zukunft ſeine Geſinnungen erklärte. Still und in ſich gekehret, ſtarr vor ſich hinſehend ſtand Wilhelm vor ihm und jener erklärte dieſe Abweſenheit für ein nachdenkliches Aufmerken. Wie verwundert war er daher, als Wilhelm zuletzt auf ſeine Frage: Glauben Sie denn, daß ich wohl thue und bei dieſem Metier beſſer fahren werde? aufſehend und ohne ſich zu beſinnen antwortete: O ja! Ich bin überzeugt, daß Sie kein beſſeres erwählen können, und daß Ihre Gattin, ſoviel ich ſie kenne, auch auf dem Theater ihr Glück machen wird. Sie hat eine angenehme Geſtalt, einen guten Anſtand, eine gefällige Stimme und Jugend genug, um ſich in einer neuen Laufbahn zu finden.

U ol.
M en

Unſer Freund konnte ſich nicht anders denken, als daß der Schauſpieler mit ſeiner jungen Gattin das Theater aufſuchen würde. Es ſchien ihm eben ſo natürlich und nothwendig, als daß der Froſch das Waſſer ſucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, vielmehr glaubte er, das, was ihm ſeine eigene Seele ſagte, von dem andern während ſeiner Abweſenheit gehört zu haben, der ihm indeſſen ganz das Gegentheil vorgetragen hatte und mit einiger Verwunderung ſagte: Sie müſſen mich nicht verſtanden haben, mein Herr, denn ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, ſie ſei auch welche ſie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann. — Daran thun Sie ſehr übel, verſetzte Wilhelm, es iſt ſchon ohne beſondere Urſache nicht rathſam, die Lebensart, die man ergriffen hat, zu verändern, und überdieß wüßte ich keine, die Ihnen ſo viele Annehmlichkeiten darbietet als die eines Schauſpielers. — Man ſieht, daß Sie keiner geweſen ſind, verſetzte jener. — Darauf ſagte Wilhelm: Wie ſelten iſt der Menſch mit dem Zuſtande zufrieden, in dem er ſich befindet; er wünſcht ſich immer den ſeines Nächſten, aus welchem ſich dieſer gleichfalls herausſehnet. — Indeß bleibt doch ein Unterſchied, verſetzte Melina, zwiſchen dem Schlimmen und dem Schlimmern. Die Erfahrung, nicht die Ungeduld macht mich ſo handeln. Iſt wohl ein kümmerlicheres, unſichereres und mühſeligeres Stückchen Brot in der Welt? Beinahe wäre es eben ſo gut, es vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide ſeiner Mitgenoſſen, von der Parteilichkeit des Directors, von der übeln Laune des Publicums auszuſtehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in der Geſellſchaft von Affen und Hunden

Von einem guten Freund — — —
Sophie.
Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Hohlen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt Du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!
Söller.
Du haſt ja was man braucht.
Sophie.
Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſo viel man braucht und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.
Söller.
Eh nun, ſo geh doch mit: ſag' ich Dir's denn nicht immer?
Sophie.
Daß, wie die Faſnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,

an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelſacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerlei bei ſich ſelbſt, was er jedoch dem guten Menſchen nicht in's Geſicht ſagen wollte. Er ging alſo nur von ferne mit dem Geſpräch um ihn herum. Jener ließ ſich deſto aufrichtiger und weitläufiger heraus. Thäte es nicht Noth, ſagte er, daß der Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwiſchen der Meſſe ein paar Groſchen mehr an einem Orte circuliren zu machen! Ich habe den unſrigen, der inſoweit ein guter Mann war, oft bedauret, wenn er mir gleich zu anderer Zeit zu Mißvergnügen Urſache gab. Ein guter Acteur ſteigert ihn, die ſchlechten kann er nicht los werden, und wenn er ſeine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleichſetzen will, ſo iſt es dem Publicum gleich zu viel. Das Haus ſteht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer ſpielen. Nein, mein Herr, da Sie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen mögen, ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das inſtändigſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmerdienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen.

Nach noch einigen gewechſelten Worten ſchied Wilhelm mit dem Verſprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo brach er vor ſich in dieſe Worte aus: Du unglücklicher Melina, der du noch immer Pfefferkuchen heißen ſollteſt, nicht in deinem Stande, ſondern in dir liegt das Armſelige, über das du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, könnte er, müßte er nicht wie du ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſein! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit, nur der innere Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen und uns aus dem engen Kreiſe, worinnen ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. Dir ſind die Breter nichts als Breter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt, und die Zuſchauer ſiehſt du an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freilich einerlei ſein, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen und die Zinſen einzutragen, welche hungrige Unterthanen bringen. Du fühlſt nicht das zuſammenbrennende, zuſammentreffende Ganze, das allein durch den Geiſt erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlſt nicht, daß in den Menſchen ein beſſerer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Aſche täglicher Bedürfniſſe und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt und doch ſo ſpät und faſt nie erſtickt wird. Du fühlſt in deiner Seele keine Kraft ihn aufzublaſen, in deinem eigenen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich und der Mangel ängſtiget dich, die Unbequemlichkeiten ſind dir zuwider, und es iſt dir verborgen, daß in jedem Stande dieſe Feinde lauren, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden ſind. Du thuſt wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu ſehnen, denn welche würdeſt du wohl ausfüllen, die Geiſt und Muth verlangt! Gib einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geiſtlichen deine Geſinnungen, und mit eben ſo viel Recht wird er ſich über das Kümmerliche ſeines Standes beſchweren können. Ja, hat es nicht ſogar

Menſchen gegeben, die von aller Menſchlichkeit und Lebensgefühl ſo ganz verlaſſen waren, daß ſie das ganze Leben und Weſen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und ſtaubgleiches Daſein erklärt haben? Regten ſich lebendig in deiner Seele die Geſtalten würkender Menſchen, wärmte deine Bruſt ein theilnehmendes belebendes Feuer, verbreitete ſich über deine ganze Geſtalt die Stimmung, die aus dem Innerſten kommt, wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühlteſt du dich genug in dir ſelbſt, ſo würdeſt du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufſuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter ſolchen Worten und Gedanken hatte ſich unſer Freund ausgekleidet, und er ſtieg mit einem Gefühle des innigſten Behagens zu Bette und erzählte ſich einen ganzen Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, welche Phantaſien ihn in das Reich des Schlafes ſanft hinüber begleiteten und dort, von ihren Geſchwiſtern, den Träumen, mit offenen Armen aufgenommen, durch ſie geſtärkt und neu belebt, das ruhende Haupt unſres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er ſchon wieder erwacht und dachte ſeiner vorſtehenden Unterhandlung nach. Er überwand gar bald die kleine Verlegenheit, ſich ganz fremden Menſchen in einer ſo wichtigen Sache zu nähern. Er kam vor das Haus, und das Herz klopfte ihm für Unruhe. Er trug ſein Anbringen beſcheiden vor und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er ſich vermuthet hatte. Geſchehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich ſtrenge und harte Leute ſich gegen das Vergangene und nicht zu Ändernde doch mit Gewalt ſetzen und das Übel dadurch zu vermehren pflegen, ſo hat es dagegen gewöhnlich auf die Gemüther der Menſchen eine unwiderſprechliche Gewalt, und das unmöglich Geſchienene, das er wirklich ſieht, nimmt neben dem Gemeinen ſeinen Platz ein, wie wir ſchon oben zu bemerken Gelegenheit gehabt haben. Es war alſo bald ausgemacht, daß Herr Melina die Tochter heurathen ſollte, dagegen ſollte ſie wegen ihrer Unart kein Heurathsgut kriegen und verſprechen, ihr Mütterliches noch einige Jahre gegen geringe Intereſſen in des Vaters Händen zu laſſen. Der zweite Punct wegen einer bürgerlichen Verſorgung fand ſchon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen ſehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menſchen mit einer ſo angeſehenen Familie, welche ſogar mit einem Superintendenten verwandt war, ſich durch die Gegenwart nicht beſtändig aufrücken laſſen; man könne eben ſo wenig hoffen, daß die fürſtlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich ſtark dagegen, und Wilhelm, der ſehr eifrig dafür ſprach, ob er gleich im Grunde dem Menſchen, den er geringſchätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte und überzeugt war, daß er eines ſolchen Glückes nicht werth ſei, konnte er nichts ausrichten. Hätte er die geheime Triebfedern gekannt, ſo würde er ſich die Mühe gar nicht gegeben haben, ſie zu überreden, denn der Vater, der ſeine Tochter gerne bei ſich behalten wollte, haßte den jungen Menſchen, weil ſeine Frau, eh' dieſer dem Mädchen den Hof machte, ſelbſt ein Auge auf ihn geworfen hatte, und dieſe konnte in ihrer Stieftochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Ich führe die Befreiung beider Liebenden, ihre Aufnahme zu Hauſe und das Ende dieſer Geſchichte nicht weitläufig aus. Genug, Melina mußte wider ſeinen Willen mit ſeiner jungen Braut, die ſchon größere Luſt bezeigte, die Welt zu ſehen und ſich der Welt ſehen zu laſſen, nach einigen Tagen abreiſen und einen Ort ſuchen, wo eine Truppe ihre Nahrung fand. 47

Achtes Capitel.

Es war Sonntag geworden, und Wilhelm hatte ſich noch nicht wieder zu Hauſe ſehen laſſen. Sein Schwager legte es aus, wie es auch wirklich war, daß er die Zeit theils zur Verſöhnung der Familie, theils zu ſeinem Vergnügen würde angewendet haben. Es war ein Feſttag, und jedes wünſchte ſpazieren zu gehen. Vater und Mutter, Frau, Handelsdiener, Knechte und Mägde hatte Werner ausgehen laſſen und blieb zu Hauſe, wo er ſich gerne aufhielt. Wilhelms Großvater, der in dem Handel viel gewonnen hatte, erbaute das Haus zuerſt; allein unter der Verwaltung des Vaters hatte es viel von ſeinem bürgerlichen Glanze verloren, welchen Werner nach und nach wieder herzuſtellen bemüht war. Er ging herum und ſah, wie weit die Handwerksleute in der Woche gekommen waren, und was in der nächſten zu thun übrig bleiben würde. Das Dach war völlig hergeſtellt: ſtatt mehreren morſchen Balken andere eingezogen, ſtatt verfaulter und ausgewitterter Breter neue angeſchlagen; der Mauerer arbeitete, die geſprungenen Wände auszuzwicken, und der Tüncher, ihnen Glätte und Anſehen zu geben; inwendig war auch ſchon viel gethan, alle Zimmer und Säle geweißt, ſtatt des alten, verrauchten, dunkeln Tafelwerks die Wände mit neuen bunten Farben angemacht oder mit Cattunpapier beſchlagen. Genug, wo man hintrat, ſah man die Spuren des entſtehenden Lebens, das ſich zu einer langen Dauer Hoffnung machte. Werner beſah dieß alles mit großer Zufriedenheit und fing nun an, da er das Nothwendige bald geendiget fand, auch an das Vergnügliche zu denken, um ſolches, wenn es ihm die Caſſe erlauben würde, nach und nach zu vollenden.

In der Mitte des Hauſes war ein großer, mit Sandplatten belegter Hof, der auch ſeit Werners Regierung wieder im Sommer einen angenehmen Aufenthalt abgab; was ihn ſonſt anfüllte und entſtellte, war auf die Seite und jedes an ſeinen Ort in die Ställe, Remiſen und auf die Böden gebracht worden. Gereinigt diente er nunmehr zum Sammelplatze und Spaziergange der Familie. Im Grunde deſſelben, ſtand eine künſtliche Grotte, wo ehemals Waſſer geſprungen hatte, wovon aber die Röhren in Unordnung gekommen, und viele von den Zierrathen abgebrochen worden waren. Solches wieder in Ordnung zu machen, hatte Werner ſchon Perlemuttermuſcheln, Corallen, Bleiglanz, und was dazu gehört, verſchrieben und hoffte bald wieder alles in Ordnung zu ſehen, und bei dem ſpringenden Waſſer Sonntags mit guten Freunden ein Glas Wein zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. Nachdem er dieſes alles bedacht, ſtieg er auf den obern Theil des Hauſes, wo zwiſchen ein paar Dachgiebeln ein Altan angebracht war, den er in dem ſchlimmſten Zuſtande fand. Auch hier ſpeculirte er auf neue Orangenkaſten, bunte Scherben, fremde Gewächſe, womit er ſeinen hangenden Garten auszieren und ſich zwiſchen den Schornſteinen ein kleines Paradies ſchaffen wollte. Der Abend kam herbei, er ſtieg herab, beſuchte noch im Vorbeigehen die Gewölbe, ſah nach den Zuckerkiſten, Kaffeefäſſern und nach den Seronen Indigo, für welche er, weil es guter Handel war, eine beſondere Zärtlichkeit hatte. Er ſetzte ſich darauf in's Comptoir, ſchlug ſeine Handelsbücher nach und ergötzte ſich in dieſer Lectüre, da ihm der offenbare Vortheil daraus in die Augen leuchtete, mehr, als wenn es die geſchmackvollſte Schrift geweſen wäre.

Hierüber trat Wilhelm herein, der, ganz voll von ſeinem Abenteuer und den ſchönen Gegenden, die er in Geſellſchaft einiger Bekannten beſucht, ſeinen Schwager mit großer Lebhaftigkeit davon unterhielt. Dieſer gab ihm zwar mit ſeiner gewöhnlichen Langmuth Gehör, doch war er dießmal ſelbſt von eigener Leidenſchaft ſo angefüllt, daß er auf die Fragen Wilhelms, was er bisher gemacht habe, das Geſpräch auf diejenige Dinge lenkte, die ihn am meiſten intereſſirten.

Ich ging ſoeben, ſagte Werner, unſere Bücher durch, und bei der Leichtigkeit, wie ſich der Zuſtand unſeres Vermögens überſehen läßt, bewunderte ich auf's neue die großen Vortheile, welche die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne gewährt. Es iſt eine der ſchönſten Erfindungen des menſchlichen Geiſtes, und ein jeder guter Haushalter ſollte ſie in ſeiner Wirthſchaft einführen. Die Ordnung und Leichtigkeit, alles vor ſich zu haben, vermehrt die Luſt zu ſparen und zu erwerben, und wie ein Menſch, der übel haushält, ſich in der Dunkelheit am beſten befindet und die Summen nicht gerne zuſammen rechnen mag, die er alle ſchuldig iſt, ſo wird dagegen einem guten Wirthe nichts angenehmer, als wenn er ſich alle Tage das Facit ſeines wachſenden Glückes ziehen kann. Selbſt ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überraſcht, erſchröckt ihn nicht, denn er weiß ſogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagſchale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Bruder, fuhr er fort, wenn du nur einmal einen rechten Geſchmack an unſern Geſchäften kriegen könnteſt, ſo würdeſt du finden, daß man viele Fähigkeiten des Geiſtes mit Nutzen und Vergnügen dabei anwenden kann. — Es iſt möglich, verſetzte Wilhelm, daß ich einige Neigung, ja vielleicht Leidenſchaft für den Handel hätte fühlen können, wenn er mir nicht von Jugend auf in ſeiner kleinlichſten Geſtalt bange gemacht hätte. — Du haſt Recht, verſetzte jener, und die Schilderung des perſonificirten Gewerbes in einem jugendlichen Gedichte, davon du mir erzählteſt, paßt fürtrefflich auf die Krämerei, in der du erzogen biſt, nicht auf den Handel, den du kennen zu lernen keine Gelegenheit gehabt haſt. Glaube mir, du würdeſt für deine feurigſte Einbildungskraft Beſchäftigung finden, wenn du die Scharen rühriger Menſchen, die wie Ströme die ganze Welt durchkreuzen, wegführen und zurückbringen, mit dem Geiſte erkennen ſollteſt. Seitdem unſer beiderſeitiges Intereſſe ſo nahe verbunden iſt, habe ich immer gewünſcht, es möchten es auch unſere Bemühungen ſein. Ich konnte dir nicht zumuthen, in einem Laden mit der Elle zu meſſen, mit der Wage zu wägen; laß uns das durch unſere Handelsdiener nebenher betreiben und geſelle dich hergegen zu mir, um durch alle Art von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens an uns zu reißen, das in der Welt ſeinen nothwendigen Kreislauf führet. Wirf einen Blick auf alle natürliche und künſtliche Producte aller Welttheile, ſiehe, wie ſie wechſelsweiſe zur Nothdurft geworden ſind; welch eine angenehme geiſtreiche Sorgfalt iſt es, was in dem Augenblick bald am meiſten geſucht wird, bald fehlt, bald ſchwer zu haben iſt, jedem der es verlangt, leicht und ſchnell zu ſchaffen, ſich vorſichtig in Vorrath zu ſetzen und den Vortheil jedes

Augenblickes dieſer großen Circulation zu genießen. Dieß iſt, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird. Aber freilich muß man erſt in dieſer Zunft Genoſſe werden, das dir wohl ſchwerlich an dieſem Orte geſchehen kann. Ich habe ſchon lange darüber nachgedacht, und es würde dir auf alle Fälle vortheilhaft ſein, eine Reiſe zu thun.

Wilhelm ſchien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: Wenn du nur erſt ein paar große Handelsſtädte, ein paar Häfen ſollteſt geſehen haben, ſo würdeſt du gewiß mit fortgeriſſen werden; wenn du ſiehſt, wo alles herkommt, wo es hingeht, ſo wirſt du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen ſehen. Die geringſte Ware ſiehſt du im Zuſammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältſt du nichts vor gering, weil alles die Circulation vermehrt, von der dein Leben ſeine Nahrung hat.

Werner, der ſeinen richtigen Verſtand in dem Umgange mit Wilhelmen ausbildete, hatte ſich gewöhnet, auch an ſein Gewerbe, an ſeine Geſchäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue als ſein ſonſt verſtändiger und geſchätzter Freund, der, wie es ihm ſchien, auf das Unreellſte von der Welt einen ſo großen Werth und das Gewicht ſeiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieſer falſche Enthuſiasmus müſſe zu überwältigen und ein ſo guter Menſch auf den rechten Weg zu bringen ſein. In dieſer Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieſer Welt ſich der Erde bemächtiget und leben in Herrlichkeit und Überfluß von ihren Früchten. Das kleinſte Fleck iſt ſchon erobert und eingenommen, alle Beſitzthümer befeſtiget, jeder Stand wird vor das, was ihm zu thun obliegt, kaum und zur Noth bezahlt, daß er ſein Leben hinbringen kann; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigern Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt ſich der Flüſſe, der Wege bemächtigt, und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen ſtarken Gewinn, ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von einigen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Übermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegen ſtellen; ſie führt freilich lieber den Ölzweig als das Schwert, Dolch und Ketten kennet ſie gar nicht, aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſei ohne Verachtung jener geſagt, von echtem, aus dem Quelle geſchöpften Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat. Wilhelm, ob ihn dieſer Ausfall, ſo gelinde er auch war, gleich ein wenig verdroß, war doch zu gutmüthig, darauf zu antworten, und im Grunde konnte er wohl leiden, daß ein jeder von ſeinem Handwerke auf das beſte dachte, wenn man ihm nur dasjenige unangefochten ließ, dem er ſich zu widmen wünſchte. Er nahm indeß die Apoſtrophe des auf einmal feurig gewordenen Werners mit eben der Gelaſſenheit auf, wie jener die ſeinigen aufzunehmen pflegte.

Und dir, rief Werner aus, der du an menſchlichen Dingen ſo herzlichen Antheil nimmſt, was wird es dir für ein Schauſpiel ſein, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menſchen wirſt gewährt ſehen! Was iſt reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glück-

Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmahl vorbey?
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn Du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über Dich erboßt:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an Sich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmahl nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Keller tritt auf.

Herr Söller!

Söller.

He, was gibt's?

Keller.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Keller.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Sophie.

Was will er denn bey Dir?

lichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückekehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremder Zuſchauer wird hingeriſſen, wenn er die Freude ſieht, mit welcher der eingeſperrte Schiffer an's Land ſpringt, noch ehe ſein Fahrzeug es ganz berührt, ſich wieder frei fühlt und nunmehr das, was er dem falſchen Waſſer geraubt, der getreuen Erde anvertrauen kann. Wir leben im Gewinn und Verluſt, und wenn uns beides nur in Zahlen zu Geſichte kommt, ſo macht uns das eine dunkle Furcht und dagegen das andere keine innerliche herzliche Freude. Das Glück iſt die Göttin der lebendigen Menſchen, und um ſeine Gunſt recht zu fühlen, muß man leben und Menſchen ſehen, die ſich recht lebendig und ſinnlich fühlen. Werner beſchrieb dergleichen Scenen mehr, die ſeinen Freund lockten und aufmunterten. Er fühlte ſich ſchon lange wieder munter und geſund, etwas zu unternehmen; zu Hauſe gefiel es ihm nicht, und er ſann auf allerlei Gelegenheit, wie er ſich in der Welt umſehen wollte, und was alles darinne zu treiben und anzufangen ſein möchte. Es gefiel ihm daher ganz wohl, daß Werner von einer Reiſe ſprach, und er antwortete: Wenn du denkſt, daß Geld zu dieſer Ausgabe vorräthig ſei, und daß es gut angewendet ſein möchte, ſo bin ich es gerne zufrieden. Ich möchte mich freilich auch gerne einmal ein wenig umſehen, und da du ſchon ziemlich herumgekommen biſt, ſo wirſt du am beſten thun, mir einen Plan zu machen, dem ich willig folgen werde. — So viel, verſetzte Werner, wirſt du immer finden, als du brauchſt, und nach meiner Rechnung ſoll deine Reiſe noch Geld einbringen. — Das möchte ſo gar gewiß nicht ſein, verſetzte Wilhelm, ob ich dabei ſo viel lerne, das Gelds werth ſein möchte. —

So verſtehe ich's auch nicht, ſagte jener. Du kannſt unterweges mit der größten Bequemlichkeit Geſchäfte machen, die uns einträglich ſind. Ich habe aus unſern Büchern neulich alle Schulden ausgezogen, die an allen Orten und Enden unſerer Handlung zurückſtehen; ich ſetze dir die nöthigen Erläuterungen auf, gebe dir die Papiere mit, und du kannſt auf deinem Wege ſpielend nicht allein dein Reiſegeld überall mitnehmen, ſondern mir auch von Zeit zu Zeit etwas ſchicken; denn es ſind anſehnliche Summen drunter, die ich nicht ganz verloren gebe. — Es iſt freilich keine angenehme Beſchäftigung, ſagte Wilhelm, Schulden zu mahnen. — Es kommt nur auf die Gewohnheit an, ſagte Werner, und man wird leichter mit den Leuten fertig, als man denkt. Ich halte ſehr viel auf die Gegenwart, man kommt viel ſchneller mit ſeinen Schuldnern aus einander und macht ſich leicht neue Kunden; die Menſchen wollen angetrieben ſein. Wir müſſen darüber weiter ſprechen, und du wirſt gar bald und gerne dich mit meinen Gedanken vereinigen. Der Vater iſt es leicht zufrieden, es war ja ſchon vor deiner Krankheit die Abſicht. Kommſt du alsdann wieder, ſo haſt du doch alles geſehen, haſt die Leute kennen lernen und wirſt dich endlich gewiß in Geſchäften an meiner Seite gerne bearbeiten. In großen Städten ſiehſt du dich um und beſuchſt die merkwürdigen Fabriken und Gebäude, findeſt Abends gute Geſellſchaften, auch ein wohleingerichtetes Theater, welches ich dir zu ſehen wohl einmal gönnen möchte. Was hier Werner zuletzt vorbrachte, war das, woran Wilhelm zuerſt gedacht hatte, und das ſchwerſte Gewicht in ſeiner Wagſchale. Sie wurden bald des Handels einig und das Nöthige herbeigeſchafft und beſorgt.

* * *

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Verbindung einer Reiſegeſellſchaft iſt eine Art von Ehe, und man findet ſich bei ihr auch leider, wie bei dieſer, oft mehr aus Convenienz als aus Harmonie zuſammen, und die Folgen eines leichtſinnig eingegangenen Bundes ſind hier und dorten gleich. Wilhelm hatte ſich einen Lohnkutſcher bis an einen gewiſſen Ort gedungen, und um die Koſten der Fuhre nicht allein zu bezahlen, noch drei Paſſagiers aufgerafft, die eben den Weg gingen. Ein jeder hatte ſein beſonderes Intereſſe, wovon er den andern ausſchließlich unterhielt und einigen Nutzen für ſich zu ziehen hoffte. Der eine war ein Bergmeiſter, der andere ein Weinhändler, der dritte, noch der eigennützigſte, fand auf dem ganzen Wege nichts Merkwürdiges als Pferde und Mädchen. Wilhelm war wie verſiegelt in ihrer Geſellſchaft, beſonders verdroſſen ihn die unartigen Geſpräche, die rohen und übertriebenen Forderungen in den Herbergen und die ewigen Händel mit dem Poſtillon, der darum um nichts geſchwinder fuhr.

Sie hielten Mittags in einem Wirthshauſe an, wo der Bergmeiſter einige ſeiner Leute, die er hierher beſtellt hatte, vor der Thüre mitten unter einem Truppe Bauern antraf.

Jede Gattung Menſchen, die Uniform trägt, imponirt dem großen Haufen und weiß ſich ihres Vorzugs meiſtens ſehr gut zu bedienen. Die Bergleute hatten Cithern bei ſich, ſpielten, ſangen, indeß die andern um ſie herum ſtunden und die Mäuler aufſperrten. Die Geſellſchaft drängte ſich durch, und die Sänger verdoppelten ihre Bemühungen, da ſie nun auf ein gutes Trinkgeld hoffen konnten. Nach Begrüßung ihres Vorgeſetzten trugen ſie mit ihren lebhaften und grellen Stimmen verſchiedne artige Lieder vor. Auf einmal, da ſie ſahen, daß man Gefallen an ihrem Spiele hatte, erweiterten ſie ihren Kreis, und einer trat mit einer Hacke auf und ſtellte, indeß die andern ein Stück aufſpielten, die Handlung des Schürfens vor. Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge und gab ihm pantomimiſch drohend zu verſtehn, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert und erkannte erſt den zum Bauer verkleideten Bergmann, als er den Mund aufthat und in einer Art von Rezitativ den andern ſchalt, daß er es wage, auf ſeinem Acker zu hantiren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an den Landmann zu belehren, daß er ein Recht dazu habe, und gab ihm die erſten Begriffe von dem Bergbaue. Der Bauer that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuſchauer herzlich lachten. Der Bergmann ſuchte ihn zu rectificiren und bewies ihm am Ende den Vortheil, der zuletzt auf ihn fließe, wenn die unterirdiſchen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerſt mit Schlägen gedroht, wurde nach und nach beſänftigt, und ſie ſchieden als gute Freunde und beſonders der Bergmann auf die honorabelſte Art von der Welt aus dieſem Streite.

Nachdem ſie geendigt hatten, gab jeder, beſonders Wilhelm, ſein Trinkgeld gerne. Das Eſſen war bereit, und nach Tiſche entſchloſſen ſie ſich, da man dem

Gebürge nahe war und die Fahrt langſam und beſchwerlich ging, bis in das Nachtquartier zu Fuße zu gehen. Der Poſtillon beſchrieb der Geſellſchaft den Weg, und ſie verlor ſich bald aus einander, indem ein Theil voreilte und der andre zurück blieb.

Wilhelm war bald allein. Er durchſtrich mit leiſem Schritte Thäler und Berge, in der Empfindung des größten Vergnügens. Überhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er zum erſtenmale, und doch hatten ſeine frühſten Jugendträume ſchon um ſolche Gegenden geſchwebt. Er war bei dieſem Anblicke nun wieder verjüngt, alle erduldeten Schmerzen waren ganz aus ſeiner Seele weggewaſchen, und mit jugendlicher Fröhlichkeit recitirte er Stellen ſeiner erſten Dramen, Stellen anderer Dichter, beſonders aus dem Paſtor fido, die an dieſen einſamen Plätzen ſcharenweiſe ſeinem Gedächtniſſe zufloſſen. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Geſtalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahndung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menſchen, die auf einander folgend, hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen und den Weg in das Gebürg eilig fortſetzten, hatten ihn verſchiedene Male unterbrochen, ohne daß er auf ſie aufmerkſam geworden wäre. Endlich geſellte ſich ein Geſprächigerer zu ihm und erzählte die Urſache der ſtarken Pilgrimſchaft. Zu Hochdorf, ſagte er, und dieß war auch der Name des Nachtquartiers unſerer Reiſenden, wird heute Abend eine Komödie gegeben, wohin alles aus der Nachbarſchaft eilt. Wie, rief Wilhelm, in dieſen einſamen Gebürgen, zwiſchen dieſen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauſpielkunſt einen Weg gefunden und ſich einen Tempel aufgebaut? — Sie werden ſich noch mehr wundern, ſagte der andre, wenn Sie hören, durch wen es aufgeführt wird. Es iſt eine große Wachstapetenfabrik an dem Orte, die viele Leute ernährt. Der Unternehmer, der ſo zu ſagen von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Mahler und Arbeiter Winters nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat, Komödien zu ſpielen. Er leidet keine Karten unter ihnen und wünſcht ſie ſonſt von rohen Sitten abzuhalten. So bringen ſie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag iſt, geben ſie ihm zu Ehren eine Feſtlichkeit.

Bei dem Namen des Ortes und des Fabrikdirectors fiel ihm auf, daß er auch dieſen Mann auf der Liſte derjenigen habe, die ihm zu mahnen aufgetragen worden. Da kommſt du zur ungelegenen Zeit, ſagte er zu ſich, indem du dieſer Leute Sorge erneuerſt, die ſie ſich vielleicht einen Augenblick aus dem Sinne geſchlagen hatten. Dieſe Betrachtung verdarb ihm den ganzen Überreſt des Weges, und er nahte ſich nicht ohne eine geheime gutmüthige Unruhe dem Hauſe. Die übrige Reiſegeſellſchaft war ſchon vorher in dem Gaſthofe angekommen und hatte ſich, von der Neuheit des Schauſpieles angezogen, einen Eingang verſchafft, und Wilhelm wurde auch von dem Hausvater mit größter Freundlichkeit aufgenommen. Als er ſeinen Namen nannte, that der Alte ganz verwundert und rief aus: Ei, mein Herr, ſind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich ſo viel Dank und auch bis jetzt noch Geld ſchuldig bin? Ihr Herr Vater hat ſo viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht ſein müßte, wenn ich ihn nicht treulich und redlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu ſehen daß es mir Ernſt iſt. Ich habe ſeit einigen Jahren immer Aufſchub gebeten, nun aber ſind mir, Gott ſei Dank, einige anſehnliche Schuldpoſten eingegangen, und ich habe eine Eintheilung gemacht, wo Ihr Herr Vater nicht vergeſſen iſt. Ich bin ihm noch hundert Dukaten ſchuldig; zweihundert Thaler liegen gleich parat, und wegen des Überreſtes wird er mir ja wohl bis die nächſte Meſſe Credit geben. Er rief ſeine Frau herbei, welche ebenſo erfreut ſchien, den jungen Menſchen zu ſehn, verſicherte, daß er ſeinem Vater gliche, und ſehr bedauerte, daß ſie ihn wegen vieler Fremden die Nacht nicht beherbergen könnte. Wilhelm producirte ſeine Papiere und Vollmachten, der Alte führte ihn in ſein Comptoir und zahlte ihm die zweihundert Thaler auf der Stelle in Golde aus. Wenn das ſo fort geht, dachte er bei ſich ſelbſt, ſo hat Werner wohl Recht, daß es leichter iſt, als man denkt, die Menſchen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten.

Die Stunde des Schauſpieles nahte herbei, als man auf einmal die traurige Nachricht brachte, der neue Pfarrer, der erſt einige Monate angezogen war, habe das Schauſpiel unterſagen oder vielmehr ankündigen laſſen, er könne nicht zugeben, daß in ſeiner Gemeinde Komödie geſpielt würde, bis ſie eine Erlaubniß von dem Amte vorzeigten. Man hatte ihm vergebens vorgeſtellt, der Amtmann wiſſe nur ſehr wohl darum, ſei öfters ſelbſt in den Stücken geweſen, er werde gewiß nichts dagegen einzuwenden haben, man könne nur unter drei Stunden nicht hin und her kommen; vergebens! er blieb auf ſeinem Kopfe, und die ganze Geſellſchaft war in der größten Verlegenheit. Wilhelm übernahm es, ihn zu rectificiren, ging zu ihm und hielt ihm die pathetiſchſte Anrede. Der Geiſtliche war unbeweglich, und der junge Redner legte ihm Gründe aller Art vor; umſonſt! denn jener blieb auf ſeiner Meinung und verſicherte, daß er nicht abgehen könne noch wolle. Der unglückliche Abgeſandte kehrte voll Zorn und Verdruß zurück, die ganze Geſellſchaft war außer ſich. Die Acteurs kamen angezogen herbeigelaufen und erzählten mit der größten Unruhe, daß Lampen und Lichter brennten und alles zum Winke bereit ſei. Man ſchalt, man ſtampfte, man lief, man ſchrie. Als der Lärm am ärgſten wurde, kamen Pferde vor die Thüre, und der Oberforſtmeiſter mit einigen Jägern ſtieg ab. Er wunderte ſich höchlich über die Verwirrung, in der er das Haus fand, und worüber man ihm faſt die gewöhnliche Ehrerbietung zu bezeigen vergaß. Da er die Urſache davon hörte, rief er aus: Der Pfaff will euch nicht ſpielen laſſen! ei! ei! ich will ihm ein Wörtchen in das Ohr ſagen, wir ſind gute Freunde, er wird mir es gewiß zu Gefallen thun. Er ging auch wirklich zu ihm und kam bald mit der Erlaubniß zurück, ſie ſollten nur anfangen. Wilhelm wünſchte bei ſich ſelbſt die Gründe zu wiſſen, womit dieſer Cavalier den Geiſtlichen überredet hätte; denn ich habe doch, wie mich dünkt, ſagte er zu ſich ſelbſt, nichts vergeſſen, was ein vernünftiger Menſch bei dieſer Gelegenheit ſagen kann, und habe ihn nicht überzeugen können.

Die Geſellſchaft wurde nunmehro in das Schauſpielhaus geführt, welches eine Scheune war, die gleich am Garten lag. Die innere Decoration verwunderte jedermann, denn ſie war artig, obgleich ohne ſonderlichen Geſchmack. Einer von den Mahlern, welche auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei der Dresdner Oper Hand gelangt. Leinwand und Farben koſteten wenig, und ihre Mühe ward durch die Sache ſelbſt belohnt. Ihr Stück, das ſie halb von einer herumziehenden Truppe geborgt, halb nach ihrer eigenen

Weiſe zurecht geſtutzt hatten, ſo ſchlecht es war, unterhielt die Zuſchauer. Die Intrigue, daß zwei Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechſelsweiſe ſich ſelbſt entreißen wollen, brachte allerlei intereſſante Situationen hervor und machte den Gang des Stückes lebhaft. Ich ſehe daraus, ſagte Wilhelm bei ſich ſelbſt, daß die Alten Recht haben, die behaupten, daß ein Stück, wenn es voller Handlung ſei, auch ohne Sitten, ohne Schilderung wahrer Menſchheit, doch gefallen und ergötzen könne. Dieß, ſagen ſie, ſeien die Anfänge des Theaters geweſen, und ich glaube es faſt, da es auch die Anfänge des unſrigen ſind. Der rohe Menſch iſt zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen ſieht, der gebildete will empfinden, und Nachdenken iſt nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Aus ſeinen ſtillen Betrachtungen ſtörte ihn der Tobacksdampf, der immer ſtärker und ſtärker wurde. Der Oberforſtmeiſter hatte bald nach Anfange des Stücks ſeine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen ſich mehrere dieſe Freiheit aus. Noch einen ſchlimmern Auftritt machten die großen Hunde dieſes Herrn, die man zwar ausgeſperrt hatte, die aber bald den Weg zu einer Hinterthüre herein fanden, auf das Theater liefen, wider die Acteurs rannten und durch einen Sprung über das Orcheſter ihren Herrn im Parterre aufſuchten.

Zum Nachſpiel hatten ſie einen Glückwunſch zuſammengeſtoppelt, ein ſchlechtes Porträt des Alten auf einen Altar geſtellt und mit Kränzen behängt, dem ſie in demuthsvollen Stellungen huldigten. Das jüngſte Kind trat wohlaufgeputzt hervor und hielt eine Rede in ſehr mittelmäßigen Verſen, welche die ganze Familie und ſogar den Oberforſtmeiſter, der ſich dabei an ſeine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegte. Wie mächtig ſind Localumſtände auf die Herzen der Menſchen, und wie rührend iſt eine Feierlichkeit, wenn ſie auch nicht in dem beſten Geſchmacke angeſtellt iſt!

Zweites Capitel.

Nach einigen Tagereiſen kam die Geſellſchaft in eine mittelmäßige Stadt, wo ihre Verbindung aufhörte, ihr Fuhrmann wieder zurück ging, wo ſie ausruhen und ihre Geſchäfte betreiben wollten.

Wilhelm gab ſeine Empfehlungsſchreiben ab und mahnte mit ungleichem Erfolge mehrere Perſonen ſeines Verzeichniſſes. Einige zahlten, einige entſchuldigten ſich, andere nahmen's übel, andere läugneten. Nach ſeinem Auftrag ſollte er gewiſſe Herrn verklagen, er mußte deßwegen einen Advocaten aufſuchen und denſelben inſtruiren. Dieſe Arbeit lag ihm ſo ſauer auf, als man es ſich nur denken kann, doch war er gewiſſenhaft und wollte es gerne recht machen.

Die Geſellſchaft, in die er gezogen wurde, unterhielt ihn nicht beſſer. Gute Leute, die ſechs Tage der Woche ordentlich hingingen, ſich des Sonntags was Rechts zu Gute thaten und außerdem jeden Abend mit Billard oder Lomber in einem geſchloſſ'nen Kränzchen zubrachten! Dieß waren auch die Feierlichkeiten, womit ſie ihn bewirtheten, und man kann ſagen, daß ſie ihr Beſtes dabei thaten, ohne einen Augenblick zu zweifeln, ob ihr Gaſt ſich eben ſo ſehr in ihrer Geſellſchaft als ſie ſich in der ſeinigen vergnügten. In ſeinem Wirthshauſe gefiel es ihm noch am beſten, denn da ging es luſtig zu und gab allerlei Veränderungen, die ihn intereſſirten. Eine große

Söller.

Ah, er verreiſ't — *Zum Keller:* ich komm'! —
Zu Sophie: und er empfiehlt ſich mir.

Dritter Auftritt.

Sophie *allein.*

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menſchen Frau! ſo weit kamſt du zurück!
Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Scharen
Die ſüßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Ueberfluß wie eine Göttinn da;
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen;
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!

Geſellſchaft von Seiltänzern, Springern, Gauklern, die einen ſtarken Mann bei ſich hatten, waren mit einer großen Anzahl Weiber und Kinder eingezogen und machten, indem ſie ſich auf eine öffentliche Erſcheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald ſtritten ſie ſich mit dem Wirthe, bald unter ſich ſelbſt, und wenn ihr Zank unleidlich war, ſo war das Bezeigen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Auf dem Markte ſah er ein weitläufiges Gerüſte aufgeſchlagen, die Schwingbreter angebracht, die Pfoſten zu dem Schlappſeile befeſtigt und die Böcke zu dem ſtraffen Seile zurechte geſtellt. Den andern Morgen ging der Zug fort, durch den die Stadt von dem Schauſpiele benachrichtigt werden ſollte, das man ihr bereitete. Vorauf ein Tambour und der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe mit einem Kinde vor ſich, wohl mit Bändern und mit Flintern herausgeputzt, darauf Paar und Paar die übrige Truppe zu Fuße, die Kinder in abenteuerlichen Stellungen auf ihren Schultern. Palliaſſo lief unter der andrängenden Menge drollig hin und her und theilte mit ſehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritſchte, ſeine Zettel aus und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn dieſen Abend näher kennen zu lernen. In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künſte der Geſellſchaft, beſonders eines Monſieur Narciß und einer Mademoiſelle Landerinette herausgeſtrichen, welche beide als die Hauptperſonen des Stückes die Klugheit gehabt hatten, ſich von dem Zuge zu enthalten, ſich dadurch ein vornehmeres Anſehen zu geben und größere Neugier zu erwecken. Der Abend kam herbei, Wilhelm wurde in ein Haus geführt, wo große Geſellſchaft verſammelt war, und um die angezeigte Stunde füllte ſich bald der Platz mit Volk und die Fenſter mit Leuten einiger Art.

Palliaß bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und zur guten Laune vor. Einige Kinder mit ſeltſamen Verrenkungen erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, bald Mitleiden, weit mehr Vergnügen aber der Anblick, wenn die rüſtigen Springer, bald hinter einander, bald alle zuſammen, vorwärts und rückwärts ſich in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung. Nun wurde die Aufmerkſamkeit auf einen andern Gegenſtand gewendet, die Kinder eins nach dem andern mußten das Seil betreten, die ungeſchickteſten zuerſt, damit die Zeit ausgedehnet und die Schwierigkeit der Kunſt ſichtbar würde. Es zeigten ſich auch einige von den Springern und eine erwachſene Frauensperſon mit ziemlicher Geſchicklichkeit; allein es war noch nicht Monſieur Narciß, noch nicht Mademoiſelle Landerinette. Endlich traten auch dieſe aus einer Art von Zelt hinter ausgeſpannten rothen Vorhängen hervor und erfüllten durch ihre angenehme Geſtalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuſchauer. Er, ein leichtes munteres Bürſchchen von mittlerer Größe, ſchwarzen Augen und ſehr vielen Haaren, ſie nicht weniger niedlich, doch ſtark gebildet, wechſelten ſich auf einem Seile mit leichten Bewegungen, kühnen Sprüngen und ſeltſamen Poſituren ab. Ihre Leichtigkeit, ſeine Verwegenheit, die Präciſion, womit beide ihre Kunſtſtücke ausführten, erhöhete mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anſtand, womit ſie ſich betrugen, die anſcheinende Bemühung der andern um ſie gab ihnen das Anſehen als Herrn und Meiſter der ganzen Truppe, eines Ranges, deſſen ſie jeder werth halten mußte. Die Begeiſterung theilte ſich vom Volke den Zuſchauern in den Fenſtern mit, die Damens ſahen nach Narciſſen, die Herren nach Landrinetten, das Volk jauchzte und das feinere Publicum enthielt ſich nicht des Klatſchens, kaum daß man noch über Balliaſſen lachte. Die Freude und der Zauber ward ſo groß, daß jeder vergaß ſich wegzuſchleichen, als einige von der Truppe, um Geld zu ſammeln, ſich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten. Sie haben ihre Sache gut gemacht, ſagte Wilhelm zu ſeinem Reiſegefährten, der bei ihm am Fenſter ſtund. — Mitunter, verſetzte der andre, das Mädchen iſt ein wackeres friſches Ding. — Sie haben alles gut gemacht, ſagte Wilhelm; ich bewundre ihren Verſtand, womit ſie auch geringe Kunſtſtückchen, nach und nach zur rechten Zeit angebracht, geltend zu machen wußten, wie ſie von den einfachſten, ja ſogar von den Ungeſchicklichkeiten ihrer Kinder anfingen und bis zu den zuſammengeſetzteſten künſtlichſten ihrer Virtuoſen fortfuhren. Der Gefährte war nicht Wilhelms Meinung, ſondern verſicherte vielmehr, es ſei unerträgliches langweiliges Zeug von Kleinigkeiten, die zu nichts nützten als die Zeit zu verderben. Sie hätten ihre guten Kunſtſtücke nach einander weg machen ſollen, ſo wäre in einer Viertelſtunde die Sache abgethan geweſen. — Glauben Sie denn, verſetzte Wilhelm, daß das Publicum und die Leute dabei ihren Vortheil finden? Iſt's nicht einem jeden darum zu thun, eine Zeitlang abwechſelnd unterhalten zu werden, und dieſen, ihre Kunſtſtücke in dem vortheilhafteſten Lichte zu zeigen? — Es iſt ein Schlendrian und Handwerksgebrauch, ich habe es noch bei allen ſo geſehen. — Es ſei dem wie ihm wolle, ſagte Wilhelm, ſo hat die Natur und die Erfahrung ſie die beſten Regeln gelehrt, und wenn ſie die einigen Tage, die ſie hier bleiben, immer ſo ſtufenweiſe fortfahren und heben, wie ich überzeugt bin, ihre beſten Stücke zuletzt auf, ſo müſſen ſie eine große Wirkung thun und viel Geld gewinnen, welchen Geiſt und welchen Geſchmack ich manchem Schriftſteller wünſchte. Der Fremde, dem mit ſolchen abſtrakten Geſprächen nicht gedient war, fing an die Reize Landerinettens durchzugehen, indeß Wilhelm ihre Kunſtfähigkeiten beſtimmt auseinanderſetzte.

Wilhelm hatte ganz recht gemuthmaßet, denn den zweiten Tag war ihre ganze Kunſt im Steigen. Die Anfänge, wenn ich ſo ſagen darf, ließen ſie ganz weg, doch ging alles in derſelben Ordnung wie den vorigen Tag, ſie machten einige neue complicirtere und gefährlicher ſcheinende Kunſtſtücke mehr, die Späße des Pajaß waren dieſelbigen, nur ſchienen ſie immer mehr Wirkung zu thun, je mehr ſie wiederholt wurden. Und wie uns ein denkender Mann geſagt, daß Übelſtand ohne Schmerz, Größe ohne Stärke tiefe Quellen des Lächerlichen ſind, ſo kann man hinzuſetzen, daß vorſätzliche Ungeſchicklichkeit, Ungeſchicktes mit verborgener Kraft einen höchſt komiſchen und angenehmen Eindruck machen.

Ebenſo ſchnell ſtieg auch der Enthuſiasmus für Herrn Narciß und Mamſell Landerinette, das Jauchzen, das Klatſchen, das Bravorufen ward allgemein und immer allgemeiner, die Beutel thaten ſich auf und die Einnahme war anſehnlich. Ein Fremder, der mit am Fenſter war, bedaurte, daß ein gewiſſes Kind nicht mehr bei der Truppe ſei, das verſchiedene Kunſtſtücke mit großer Geſchicklichkeit und beſonders den Eiertanz ſo ſchön als er ihn niemals geſehen ausgeführt hätte. Die Künſtler verließen, da es Nacht werden wollte, das Gerüſte und wurden von dem zudringenden Volke im Triumphe nach Hauſe gebracht.

Den dritten Tag, da die Anzahl der Menſchen durch den Zulauf aus den benachbarten Ortſchaften außerordentlich zugenommen hatte, rollte ſich auch der Schneeball des Beifalls immer größer. Der Sprung über die Degen, durch das Faß mit den papiernen Böden, und was alles dazu gehört, brachte die Menge außer ſich. Der ſtarke Mann ließ zum allgemeinen Grauſen, Entſetzen und Erſtaunen, indem er ſich mit dem Kopfe und den Füßen auf ein paar aus einander geſchobne Stühle legte, auf den hohlſchwebenden Leib einen Amboß ſtellen und darauf von drei wackeren Schmiedegeſellen ein Hufeiſen fertig ſchmieden.

Die ſogenannte Herculesſtärke, wo eine Reihe Männer ſich andern auf die Schultern ſtellen und dieſen wieder andre, ſo daß es zuletzt eine lebendige Pyramide wird, die ein Kind, auf dem Kopf ſtehend, gleichſam als ein Knopf und Wetterfahne ſchließt, war noch nie in dieſen Gegenden geſehen worden, und endigte würdig das ganze Schauſpiel. Herr Narciß und Mamſell Landerinette ließen ſich in Trageſeſſeln auf den Schultern der Übrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter dem lauten Freudengeſchreie des Volkes tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Schnupftücher zu und drängte ſich, ſie recht in das Geſicht zu faſſen. Jedermann ſchien glücklich, ſie anzuſehen und von ihnen eines Anblickes gewürdiget zu werden.

Welcher Schriftſteller, welcher Schauſpieler würde nicht glücklich ſein, wenn er einen ſolchen allgemeinen Eindruck erregte, welche köſtliche Empfindung müßte das werden, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo allgemein durch einen elektriſchen Schlag ausbreiten und ein ſolches Entzücken dadurch unter den Menſchen erregen könnte, wie dieſe Leute es durch ihre ſichtbaren Stücke gethan haben; wenn man dem Volke oder den Beſten daraus das Mitgefühl alles Menſchlichen geben und ſie mit der Vorſtellung des Glückes und Unglückes, der Weisheit und Thorheit, des Unſinnes und der Albernheit entzünden und erſchüttern und ihr ſtockendes Innere in Bewegung ſetzen könnte! Dann möchte vielleicht das vorgehen, was der alte Philoſoph von dem Trauerſpiele verſpricht, daß es die Leidenſchaften reinige. Mit ſolchen Gedanken unterhielt ſich Wilhelm, als er nach Hauſe ging, nachdem er ſich in der ganzen Geſellſchaft vergebens nach einem Menſchen umgeſehen hatte, dem er dieſe Betrachtungen hätte mittheilen können.

Drittes Capitel.

Als Wilhelm in den Gaſthof kam, traf er Herrn Narciß auf dem Vorſaal ſtehend an und erſuchte ihn einen Augenblick mit ihm auf die Stube zu kommen. Er fand an ihm einen guten muntern Burſchen, der mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtſinne ſeine Schickſale erzählte und nichts weniger als Herr von der Truppe war. Als ihm Wilhelm zu ſeinem Succeſſe glückwünſchte, nahm er es mit ziemlicher Gleichgültigkeit auf. Wir ſind es gewohnt, ſagte er, daß man über uns lacht und unſere Künſte bewundert, aber wir werden durch einen außerordentlichen Beifall um nichts gebeſſert, denn der Entrepreneur zahlt bei guter wie bei ſchlechter Einnahme jedem ſeine beſtimmte Gage fort. Wilhelm erkundigte ſich nach verſchiedenem, das der andre alles pünctlich beantwortete und zuletzt eilig that und ſich beurlaubte.

— Wo wollen Sie denn ſo ſchnell hin, Monſieur Narciß? ſagte Wilhelm. Der junge Menſch lächelte und geſtand, ſeine Figur und Talente haben ihm einen Beifall zugezogen, an dem ihm mehr gelegen ſei, er habe von einigen Frauenzimmern in der Stadt zärtliche Billetts erhalten, und ſei auf dieſen Abend und dieſe Nacht dringend eingeladen. Er fuhr fort, mit der größten Aufrichtigkeit ſeine Abenteuer zu erzählen, und hätte Namen, Straßen und Häuſer angezeigt, wenn nicht Wilhelm, der ſich vor einer ſolchen Indiscretion entſetzte, es abgelehnt und ihn entlaſſen hätte.

Sein junger Reiſegefährte hatte inzwiſchen Mamſell Landerinetten unterhalten und gab bei dem Abendeſſen nicht undeutlich zu verſtehen, mit was für Hoffnungen ſie ihm geſchmeichelt habe.

Es verſtrichen noch einige Tage, die Wilhelm mit Eincaſſiren verſchiedener Schuldpoſten zubrachte, und ob er gleich nicht mit Schärfe verfuhr, ſehr gütig und nachſichtig war, ſo glückte es ihm doch, und er hätte mit dem, was er zu Hochſtädt erhalten, beinahe funfzehnhundert Thaler eingenommen. Davon Wernern in nächſtem Briefe Nachricht zu geben und ihm den größten Theil zu überſchicken, machte ihm eine außerordentliche Freude. Er empfahl ſich auch einigen Handelsleuten, denen ſein Weſen ſo wohl gefiel, daß ſie Beſtellungen machten, die er ſorgfältig notirte. Endlich fand er vor gut, ſeine Reiſe weiter fortzuſetzen, und weil hier ſeine Geſellſchaft ſich zerſchlagen hatte, nahm er eine Poſtchaiſe, packte ſeinen Koffer auf und fuhr bei guter Zeit ab, um vor Nacht auf der nächſten Station anzulangen.

Die Zeit war ihm unter allerlei Gedanken verſtrichen, die Nacht kam herbei, und er merkte, da der Poſtillon ſeinen Weg in dem Walde, in den ſie gerathen waren, bald hier- bald dorthin nahm, daß er den rechten möchte verloren haben. Er fand es auch wirklich ſo, als er ſich darnach erkundigte, doch verſicherte der Schwager, er könne nicht weit von dem Orte ſeiner Beſtimmung ab ſein. Es war tief in der Nacht, als ſie bei einem Dorfe anlangten und ſich um die Gegend erkundigten. Sie waren ganz und gar von der Straße abgekommen, und indem ſie ſich von ihr in einem faſt rechten Winkel entfernt hatten, lag die Station wo ſie hin wollten, wohin noch überdieß kein grader Weg ging, auf ſechs Stunden ab, und Wilhelm verlangte, daß der Poſtillon die Nacht über hier bleiben und ihn des andern Morgens dorthin bringen ſollte. Der Poſtillon bat dringend, daß er ihn gerade nach Hauſe wieder zurückkehren laſſen möge, er ſei noch neu im Dienſt und habe, weil er die Pferde ſo abgetrieben, alles von ſeinem Herrn zu befürchten; er wolle ſagen, daß er ihn auf die nächſte Station geliefert, und hoffe mit dieſer Lüge durchzukommen; dafür wolle er ihm gegen ein Billiges einen alten Reiſewagen des Pfarrers und Bauernpferde verſchaffen, um die er ſich ſchon erkundigt; dieſe könnten ihn an den nächſten Ort, welches eine anſehnliche Landſtadt ſei und nur drei Stunden von hier liege, morgen früh bei Zeiten bringen, wo er alsdann wieder Poſtpferde nehmen und ohne Beſchwerlichkeit in ſeine Route einfallen könnte. Der Wirth redete ihm ſelbſt zu, und weil er gutmüthig war, ſo ließ er es geſchehen.

Des andern Morgens, als ihn ſein neuer Fuhrmann gegen die Stadt brachte und er ſie liegen ſah, hörte er von demſelben, daß eine ſtarke Garniſon drinne ſei, und daß man an den Thoren ſcharf examinire. Es kommt mir immer wunderbar vor, ſagte Wilhelm bei ſich ſelbſt, wenn ich meinen Namen angeben und mich Meiſter nennen ſoll. Ich thäte wahrlich beſſer, mich Geſelle zu heißen, denn ich fürchte immer, ich werde in dem Geſellenſtande ſtecken bleiben. Ich werde es auch zum Scherze thun, beſonders da ich niemanden kenne und niemanden zu beſuchen habe. Der Namen iſt nicht wohlklingend, aber bedeutend; überſetzt kläng' er auch beſſer, doch wir wollen bei unſrer Mutterſprache bleiben. Er kam unter das Thor und wurde ſo aufgeſchrieben. Es war noch früh, als er vor dem Gaſthofe anlangte, der Wirth ſagte ihm, daß ſeine meiſten Zimmer von einer Truppe Komödianten, die ſich hier befinden, genommen ſeien, doch werde er noch ein ganz artiges Stübchen vor ſich finden, das in den Garten gehe. Muß mich denn das Schickſal, rief Wilhelm heimlich aus, immer zu dieſen Leuten führen, mit denen ich doch keine Gemeinſchaft haben will noch ſoll! Er antwortete dem Wirth, daß er kein Zimmer brauche, daß er nur einen Augenblick abtreten und alsdann Poſtpferde fordern wolle, um ſogleich weiter zu gehen.

An den Thorpfoſten war der geſtrige Komödienzettel noch angeſchlagen, und zu ſeiner größten Verwunderung fand er den Namen von Herrn und Frau Melina drauf. Ich muß ihnen doch einen Guten Morgen ſagen, dachte er, und indem kam ein junges Geſchöpf die Treppe herunter geſprungen, das ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Ein kurzes Weſtchen mit geſchlitzten ſpaniſchen Ärmeln und weiten Beinkleidern ſtund dem Kinde gar artig, lange ſchwarze Haare hatte es, in Locken und Zöpfe um den Kopf gewunden. Er ſah es ſcharf an und konnte nicht gleich einig werden, ob er es für einen Knaben oder für ein Mädchen halten ſollte, doch entſchied er ſich bald für das letztere und grüßte, als ſie bei ihm vorbei kam, mit einem Guten Morgen dieſe Erſcheinung, fragte, ob etwa Herr und Frau Melina ſchon aufgeſtanden wären. Mit einem ſchwarzen ſcharfen Seitenblick ſah ſie ihn an, indem ſie an ihm vorbei und in die Küche lief, ohne zu antworten. Er ſchickte den Wirth hinauf und trat gleich nach ihm in die Stubenthüre.

Viertes Capitel.

Madame warf, indem er hereintrat, einen weißen Mantel um, ihre tiefe Nachtkleidung zu verbergen, der Gemahl zog ſeine heruntergefallene Strümpfe hinauf und die Nachtmütze vom Kopfe. Man wollte einen Stuhl frei machen, ihn dem Hereintretenden anzubieten, aber der Tiſch, das Bett, ſelbſt der Ofen und das Fenſtergeſimſe faßten nichts mehr. Man war ſehr vergnügt ſich wieder zu finden, und Madame Melina beſonders verbarg nicht ihre Abſicht auf Wilhelms Achtung, ſie machte einigen Anſpruch auf Witz, Poeſie und was darzu noch weiter gehören mag. Sie war ehemals während ihres verlängerten eheloſen Standes das Orakel ihres kleinen Städtchens, und die Anmaßung, womit ſie ſich Wilhelmen gegenwärtig zeigte, ließ ſie freilich in keinem ſo vortheilhaften Lichte ſehen, als wie ſie damals im Glanze des Unglückes erſchien. Ihre Bemühungen ließen Wilhelm kalt, oder vielmehr, er bemerkte ſie ganz und gar nicht. Man führte Beſchwerde über die Directrice, denn es war eine Frau, die dieſe Truppe zuſammenhielt, man ſchalt ſie als eine üble Wirthin, die in guten Zeiten nicht zurücklege, vielmehr mit einem von der Truppe, den ſie ſich zum Günſtling auserſehen, alles verthue, und wenn denn ſchlimme Wochen einfielen, genöthigt ſei zu verſetzen und ihren Acteurs das

Iſt man ein Bißchen hübſch, gleich ſieht man jedem an,
Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern auf's Wort,
Ihr Männer! — auf einmahl führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle flugs beym Schmauſe,
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freyt.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vier und zwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſitz' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anbether konnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;

Verſprochene dennoch nicht bezahlen könne. Ja ſogar glaube man, ſie habe noch außerdem Schulden, und es ſtehe nicht zum beſten mit ihr, man müſſe ſich vorſehen.

Wilhelm erinnerte ſich unter den Reden der ſonderbaren Figur, die ihm begegnet war, und fragte nach ihr. Wir wiſſen ſelbſt nicht, ſagte Madame Melina, was wir aus dem Kinde machen ſollen. Vor ohngefähr vier Wochen war eine Geſellſchaft Seiltänzer hier, die ſehr künſtliche Sachen zeigte. Unter andern war auch dieſes Kind dabei, ein Mädchen, das alles recht gut ausführte, beſonders tanzte ſie den Fandango allerliebſt und machte verſchiedene andere Kunſtſtücke mit vieler Geſchicklichkeit und Anſtand, doch war ſie immer ſtill, wenn man mit ihr ſprach oder ſie lobte oder ſie um etwas fragte. Eines Tages kurz vor der Abreiſe hörten wir einen erſchröcklichen Lärm unten im Hauſe. Der Herr von dieſer Truppe ſchalt entſetzlich auf das Kind, das er zur Stube hinaus geworfen hatte und das in der Ecke des Saales unbeweglich ſtand. Er verlangte mit Heftigkeit etwas von ihm, das es, wie wir aber hörten, zu thun ſich weigerte. Er holte darauf eine Peitſche und ſchlug unbarmherzig auf das Kind zu, es rührte ſich nicht, verzog das Geſicht kaum, und es überfiel uns ein Mitleiden, daß wir herunter liefen und uns in die Sache miſchten. Der ergrimmte Mann ſchalt nunmehr auf uns und ſchlug immer zu, bis er endlich von uns aufgehalten, ſeinen Unwillen in einen ungeheuren Strom von Worten ausgoß. Er ſchrie, ſtampfte und ſchäumte, und ſoviel wir verſtehen konnten, hatte das Kind ſich geweigert zu tanzen und war weder mit Bitten noch mit Gewalt zu bewegen geweſen. Es ſollte auf das Seil, es that es nicht, viele hundert Menſchen waren herbei gelaufen, den angekündigten Eiertanz zu ſehen, man forderte ihn laut, aber vergebens. Der Unternehmer ward raſend, da das Publicum unwillig aus einander ging und unter dieſem Vorwande nicht bezahlte. Ich ſchlage dich todt, rief er aus, ich laſſe dich auf der Straße liegen, du magſt auf dem Miſte ſterben, du ſollſt von mir keinen Biſſen mehr nehmen! Unſere Directrice, die dabei ſtund und lange ein Aug' auf das Kind gehabt hatte, weil das Mädchen, welche ſonſt die Fiamette in der Gouvernante ſpielte, ihr vor kurzem entführt worden war und uns auch ein Kammermädchen abging, wozu ſie es zu brauchen glaubte, war gleich mit ihren gewöhnlichen Kunſtgriffen hinter dem erzürnten Manne her und ſuchte ihn zu überreden, das Beſte ſei, er gäbe das Kind weg. Sie erreichte auch ihre Abſicht, und in der erſten Hitze überließ er das Geſchöpf mit der Bedingung, daß man eine gewiſſe Summe für ihre Kleider bezahlen ſollte, die ziemlich hoch angeſchlagen waren. Madame de Retti, nicht faul, bezahlte das Geld auf der Stelle und nahm die Kleine mit auf ihre Stube. Es verging keine Stunde, als es den Seiltänzer reute und er das Kind wieder haben wollte. Unſere Principalin wehrte ſich tapfer, ſie drohte, daß, wenn er noch einen Augenblick drauf beſtünde, ſo wollte ſie ſeine Grauſamkeit gegen das Kind bei dem Oberamtmann anzeigen, der ein ſehr gerechter und ſtrenger Mann ſei, und er ſollte gewiß nicht mit heiler Haut davon kommen; dadurch ließ er ſich abſchröcken, und nach einigem Wortwechſel blieb das Kind unſer. Es hat uns aber ſchon hundertmal gereut, daß wir uns der Creatur angenommen haben. Sie iſt uns zu gar nichts nütze. Auswendig lernt ſie ſehr geſchwind, ſpielt aber erbärmlich. Es iſt nichts aus ihr zu bringen. Sie iſt ſehr dienſtfertig, thut nur eben das nicht, was man von ihr verlangt; wir hätten ſie hundertmal ſelbſt prügeln mögen. Den erſten Morgen, als ſie bei uns geſchlafen hatte, kam ſie in den Knabenkleidern, in denen Sie ſie geſehen haben, hervor und iſt bisher nicht zu bewegen geweſen ſie abzulegen. Als unſere Directrice ſie halb im Scherze und halb im Ernſte fragte, wie ſie nun das ausgelegte Geld wieder erſetzen wollte, antwortete ſie: Ich will dienen! Und von der Zeit an leiſtet ſie unverlangt der Directrice und der ganzen Geſellſchaft alle Dienſte, auch die niedrigſten, mit einer Eile, einer Pünctlichkeit, mit einem guten Willen, der uns wieder mit ihrem halsſtarrigen Weſen, mit ihren ſchlechten Talenten zum Theater ausſöhnt. Wilhelm verlangte ſie näher zu ſehen, und Melina ging ſie zu holen. Du haſt dem Herren, ſagte Frau Melina, als das Kind hereintrat, dieſen Morgen nicht gedankt. Es blieb an der Thüre ſtehen, als wenn es gleich wieder hinausſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt und die linke vor die Stirne und bückte ſich tief. Tritt näher, liebe Kleine, ſagte Wilhelm. Sie ſah ihn mit unſicherm Blick an und kam herbei.

Wie nennſt du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon, antwortete ſie. — Wie viel Jahre haſt du? — Es hat ſie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel iſt todt. Die letzten Worte erklärte man ihm, daß ein gewiſſer Springer, der vor kurzem geſtorben und ſich den großen Teufel nannte, für ihren Vater ſei gehalten worden. Sie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutſch und mit einer Art vor, die Wilhelmen in Verwirrung ſetzte, dabei legte ſie jedesmal die Hände an Bruſt und Haupt und neigte ſich tief.

Was ſoll nun dieſe Gebärde bedeuten, ſagte Frau

Melina, das iſt wieder etwas Neues, ſo hat ſie alle Tage etwas Sonderbares. Sie ſchwieg und Wilhelm konnte ſie nicht genug anſehen. Seine Augen und ſein Herz wurden unwiderſtehlich von dem geheimnißvollen Zuſtande dieſes Weſens angezogen. Er ſchätzte ſie zwölf bis dreizehn Jahre. Ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Knöchel und Gelenke einen ſtärkern Wachsthum verſprachen oder einen zurückgehaltnen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend, ihre Stirne kündigte ein Geheimniß an, ihre Naſe war außerordentlich ſchön und der Mund, ob er ſchon ein wenig aufgeworfen war und ſie manchmal mit demſelben zuckte, doch noch immer treuherzig und reizend. Ihre Geſichtsfarbe war bräunlich, mit wenigem Roth ihre Wangen beſprengt, überhaupt von der Schminke ſehr verdorben, die ſie auch jetzo nicht anders als mit dem größten Widerwillen auflegte. Wilhelm ſah ſie noch immer an und ſchwieg und vergaß der Gegenwärtigen über ſeiner Betrachtung. Frau Melina weckte ihn, indem ſie dem Kinde ein Zeichen gab, das nach einem Bücklinge wie oben blitzſchnell zur Thüre hinausfuhr.

Wilhelm konnte dieſe Geſtalt nunmehr nicht los werden. Er hätte gerne immer fort gefragt und immer fort von ihr erzählen hören, als Frau Melina es nun für genug hielt und das Geſpräch auf ihr eigen Talent, Spiel und Schickſal brachte.

Fünftes Capitel.

Es war bald beſchloſſen, daß Wilhelm heute bleiben, die Bekanntſchaft der Directrice und der übrigen Geſellſchaft machen, darauf dieſen Abend die

Komödie anſehen ſollte; morgen früh bei Zeiten könne er abfahren. Die Reizung war zu groß, als daß er lange hätte widerſtehen können, ob er gleich im Anfange einige Schwierigkeiten machte; denn er hatte Wernern verſprochen, einen gewiſſen Tag in einer benannten Stadt zu ſein. Dieſer Termin ruckte heran; er hatte ſich an dem letzten Orte ſchon länger als er ſollte aufgehalten, durch den Irrthum des Poſtillons war er wieder verſpätet worden. Des Gehorſames und der Ordnung von jeher gewohnt, hielt er Pflicht und Verſprechen um ſeinet ſelbſt willen heilig, weil er ſich nur achtete, inſofern er ſie erfüllte. Doch ſeine Neigung überwog alles, er blieb mit dem feſten Vorſatze, morgen ganz früh wegzureiſen. Madame Melina bat ihn zu Tiſche, er lud ſie nebſt ihrem Manne auf ſein Zimmer, beſtellte das Eſſen, und als ihn der Wirth nach ſeinem Namen fragte, den er Abends bei dem Commendanten einzureichen verpflichtet war, gab er ſich hier an wie er ſich im Thore genannt hatte, und bat ſeine Freunde, ihn auch ſo zu nennen und ſeinen bekannten Namen zu verſchweigen. Bei Tiſche ging es ſehr luſtig zu. Madame that alles Mögliche, zu gefallen, ihr Ehegatte machte mitunter einen trocknen Spaß, und Wilhelmen, dem es zum erſtenmale ſeit langer Zeit ganz frei um's Herz wurde, war offen, lebhaft und unterhielt ſich mit vielem Feuer von ſeinen Materien. Man ließ ſich den Wein, der durch einen Zufall gut war, ſchmecken und vergaß des Aufſtehens.

Es fehlte Madame Melina nicht an einer Art von Verſtand, nur war ihr Geiſt und Witz nicht ausgebildet. Sie fand manchmal das Gute, doch oft fiel ſie aus dem Übertriebenen in das Gemeine. Die Epoche ihrer erſten vorzüglichſten Bildung war in die Zeit der Bremiſchen Beiträge gefallen, ſie hatte ihre Partie wider Gottſcheden genommen und war auch meiſtens da ſtehen geblieben, außer daß Leſſings Stücke, die von Zeit zu Zeit auf dem Theater erſchienen, ihrem Geiſte wieder eine andere Wendung gegeben hatten. In ihrem ledigen Stande war ſie in Gelegenheitsgedichten und Madrigalen nicht unglücklich geweſen, und der Truppe hatte ſie einige Prologe geſchrieben und mit großem Beifall vorgebracht. Sie recitirte ihrem Wirthe einen und den andern, der daran lobte, was zu loben war. Keine fremde Sprache kannte ſie, keine auswärtige Literatur, und alſo war ihr Kreis ziemlich enge. Er durfte noch viel enger ſein, und Wilhelm hätte ſie in ſeiner Unſchuld für ein ausgebreitetes Genie gehalten, denn ſie war das, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte. Sie wußte jemanden, um deſſen Achtung es ihr zu thun war, mit einer beſondern Aufmerkſamkeit zu ſchmeicheln, in ſeine Ideen, ſo lang es reichte, einzugehen, ſo bald ſie über ihren Horizont waren, mit Ekſtaſe eine ſolche ihr neue Erſcheinung aufzunehmen, ſie verſtand zu fragen, zu ſchweigen, und ob ſie gleich kein tückiſches Gemüth hatte, mit großer Vorſicht aufzupaſſen, wo des andern ſchwache Seite ſein möchte. Thue man hinzu, daß ſie, obgleich nicht mehr jung, doch wohl erhalten war, freundliche Augen und einen hübſchen Mund hatte, wenn ſie ihn nicht verzog, ſo wird man begreifen, daß unſer Held ſich in ihrer Geſellſchaft ganz wohl befand.

Die Zeit zum Schauſpiele kam herbei, ohne daß man die Directrice geſprochen hatte. Man gab Holbergs Bramarbas. Madame Melina beſchwerte ſich über die Rolle der Leonore, über das Platte und Geſchmackloſe des Stückes, an dem das Publicum einen großen Gefallen zeige. Man ſchied, und

Wilhelm ging nach der Bude. Er fand gar bald die Acteurs, wie er ſie zu ſehen ſchon gewohnt war, meiſtens Leute, die noch in der extemporirten Komödie mitgeſpielt und ſich an einen gewiſſen individuellen Schritt gewöhnt hatten, in welchem ſie ſich ſo ſehr gefielen, daß ſie auch dieſes Stück gleichſam als ein Scenario anſahen und ihm mit Zuſätzen und Poſſen eine noch breitere Geſtalt gaben, als es von Natur hatte. Leonore war ſo artig, als ſie heraustrat, ihren Freund ſogleich mit den Augen aufzuſuchen und einige von denen guten Lehren, über die er ſich bei Tiſche ausgebreitet, ſowohl bei dem Recitiren als in ihren Gebärden nach beſter Möglichkeit anzuwenden und zu benutzen. Dieß gefiel ihm wohl, und ob ſie gleich ſelten zum Vorſcheine kam, vergaß er doch wie gewöhnlich aller Übrigen und lobte ſie ſehr, indem er ſie nach Hauſe führte, über ihr Spiel Anmerkungen machte und ſie verſicherte, daß ſie es weit bringen würde, wenn ſie aufmerkſam auf ſich ſelbſt und auf die Kunſt ſein wollte. Dieſer Discurs ward auf ihrem Zimmer, wohin ſie Wilhelm begleitete, fortgeſetzt, man vergaß auch dießmal die Directrice zu beſuchen, wie man ſich vorgeſetzt hatte, und man bemerkte nicht eher, daß es ſpät war, als bis Herr Melina in das Zimmer trat. — Ach! rief ſie aus, wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihres Unterrichtes genießen könnte! wie viel glücklicher, wenn Sie mich alle meine Rollen ſpielen ſehen könnten! wie, wenn ich von Ihnen lernen könnte ſie zu ſpielen!

Wilhelm zeigte ſein Bedauern, man drang auf ihn noch den morgenden Tag zuzugeben, wo nicht geſpielt würde, wo nur früh morgens eine Probe ſei, in welcher er Madame de Retti kennen lernen und man ſich übrigens den Tag auf das angenehmſte unterhalten könne. Die beiden Eheleute wurden dringend, und ſie beſonders that ſo artig, ſo halb vertraut und nahm es zuletzt als unmöglich an, daß ſie jetzo von ihm Abſchied nehmen könnte, daß es ihm auch ohnmöglich ward und er zu bleiben verſprach.

Als er auf ſeine Stube kam und ſeine Sachen muſterte, vermißte er die große lederne Brieftaſche, worinnen er alle Documente und die zu ſeinem Geſchäfte nöthige Papiere mit ſich führte. Anfangs erſchrak er, doch bald fiel ihm ein, daß er ſolche habe bei einem Freunde an dem Orte ſeines letzten Aufenthaltes ſtehen laſſen. Dort waren noch einige Sachen zurückgeblieben, und er hatte gebeten, man möchte ſie ihm nachſchicken, wenn er ſeine Ankunft in einer beſtimmten Stadt würde gemeldet haben. Er beruhigte ſich deßwegen bald und dachte, es mag alsdann alles mit einander kommen, der Aufenthalt kann ſo groß nicht ſein.

Des andern Morgens ſtieg er früh auf, er fand das ganze Haus noch ſtille, nur Mignon war ſchon auf dem Gange. Er that freundlich gegen das Kind, redete es an, fragte verſchiedenes. Es ſah ihm ſcharf in das Geſicht, antwortete aber auf keine Frage und bezeigte nicht die mindeſte Rührung noch Neigung zu ihm. Es ſchien ganz gefühllos. Endlich griff er in die Taſche und reichte ihm ein Stück Geld; die Geſichtszüge der kleinen Creatur wurden heiterer, ſie ſchien zu zweifeln und zauderte es zu nehmen; endlich da ſie ſah, daß es Ernſt war, fuhr ſie haſtig zu und beſah die Gabe mit einem ſichtbaren Vergnügen in ihren Händen. Er gab nachher Frau Melina ſeine Verwunderung über die ſtarke Neigung des Kindes zu dem Gelde zu erkennen. Ich kann Ihnen dieſes Phänomen erklären, ſagte ſie. Kurz nachdem die Principalin dieſes ſeltſame Geſchöpf dem Seiltänzer abgenommen hatte, ſagte ſie einmal zu ihm: Nun biſt du mein, du kannſt dich nur gut aufführen. — Ich bin dein, verſetzte Mignon, ich habe wohl geſehen, daß du mich gekauft haſt, was haſt du bezahlt? Die Principalin ſagte aus Scherz: hundert Ducaten; wenn du mir ſie wiedergibſt, ſo ſollſt du frei ſein und hingehen wo du hin willſt. Seit der Zeit merken wir, daß ſie Geld ſammelt, wir ſchenken ihr manchmal Pfenninge, und ſie hat mir eine große Schachtel mit Kupfergelde aufzuheben gegeben, daß wir auf den Verdacht gekommen ſind, ſie ſammle zu ihrer Ranzion, zumal da ſie neulich fragte, wie viel Pfenninge auf einen Ducaten gingen.

Sechstes Capitel.

Um zehn Uhr fand ſich Wilhelm auf dem Theater ein, und die ganze Truppe verſammelte ſich um ihn. Er ſah ſich um und ſuchte, ob er eine Geſtalt fände, die ihn anzöge, und glaubte bald in dieſem, bald in jenem Blicke Theilnehmung zu finden. Madame de Retti, die hereintrat, zog endlich allein ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Ihr ganzes Weſen war männlich, ihr Gang und Betragen ſtolz, ohne beleidigend zu ſein. Die andern ſtunden als ihre Hofleute um ſie herum. Dem Fremden begegnete ſie mit Freundlichkeit und Achtung. Während der Probe ſetzte ſie ſich zu dem Ankömmlinge, um ihn von theatraliſchen Angelegenheiten zu unterhalten. Dabei war ſie unverwendet aufmerkſam auf das Spiel der Acteurs. Den einen ermunterte ſie durch einen Scherz, mit dem andern ging ſie ſchon nicht ſo glimpflich um. Die Neulinge in der Kunſt wies ſie zurechte und den Eingebildeten ſagte ſie ein belehrend Wort, ohne ſie zu beleidigen oder zu beſchämen. In der Stille bedauerte ſie gegen Wilhelmen, daß es ſo wenig Schauſpielern Ernſt ſei, und beſonders daß man ſie dahin nicht bringen könne, die Proben wichtig zu tractiren. Ihre Geſinnungen hierüber hörte unſer Freund ſehr gerne, weil es die ſeinigen waren. Ein Schauſpieler, ſagte er, ſollte nichts Angelegneres haben als auf das pünctlichſte zu memoriren. Schon bei der erſten Probe ſollte er ſeine Rolle ganz auswendig wiſſen, um alsdann die vielerlei Schattirungen, die ſie annimmt, ſorgfältig zu ſtudiren. Sein Gehen und Kommen, Bleiben und Stehen, ſein Thun und Laſſen und jede Gebärde ſollte er in den verſchiedenen Proben verſchiedentlich durchdenken, um ſich dadurch des Mechaniſchen zu verſichern, daß er bei der Aufführung ſich ganz ſeinem Herzen, ſeiner Laune und dem Glück überlaſſen könnte. Dadurch würde auch eine Mannichfaltigkeit in ſein Spiel kommen, daß ein Stück bei mehreren Vorſtellungen den Zuſchauern immer neu bliebe. Wie verſchieden kann der Sänger eine einzige haltende Note, einen einzigen Gang ausdrücken, ohne aus dem Charakter der Arie hinauszugehen, wenn er Methode hat und abwechſelnde Manieren mit Geſchmack anzuwenden weiß. Ebenſo iſt es auch mit den Rollen, wo ein eingeſchränkter Acteur nur Ketten und Banden, ein kluger und gewandter Schauſpieler aber eine freie Laufbahn erblickt.

Madame de Retti war ſehr erfreut, die guten Lehren, welche ſie ſo oft ihren Schauſpielern und meiſt vergebens geprediget, aus dem Munde des Dritten zu hören. Das Geſpräch wurde lebhafter, und Wilhelm war ſchon von ihren großen theatraliſchen Einſichten ganz bezaubert. Man vergaß der Probirenden zu nicht geringem Verdruſſe der Madame Melina, die ſich unter ihnen befand und die

Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben,
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt,
— Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach welche neue Plage!
Ja vormahls, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll,
Ich weiß nicht was ich will, viel wen'ger was ich ſoll.

Aufmerkſamkeit ihres neuen Freundes von ſich abgelenkt ſah. Wilhelm war nunmehro ganz in ſeinem Elemente und faſt das erſtemal in ſeinem Leben im Geſpräch über ſeine Lieblingsmaterie mit einer Perſon, die darinne weit bekannter war als er, die durch ihre Erfahrung das beſtätigen, ausbreiten, berichtigen konnte, was er ſich in ſeinem Winkel ausgedacht hatte. Wie vergnügt war er, wenn er mit ihr zuſammentraf, wie aufmerkſam, wenn ihm etwas Neues aufſtieß, und wie ſorgfältig im Fragen und im Zergliedern, wenn ſie mit ihm nicht einer Meinung war! Sie berief ſich im Geſpräche auf verſchiedene Stücke, die er von ihr und ihrer Truppe ſollte aufführen ſehen.

Seine Zweifel waren geſchwinder als geſtern gehoben, er verſprach noch einige Tage da zu bleiben und überlegte bei ſich ſelbſt, ſeine Reiſe ſei ja ohnedieß willkürlich und eine Woche auf oder ab würde an denen Schuldforderungen, die nunmehro ſchon Jahre ſtehen, nicht viel verſchlimmern. Er überließ ſich ganz ſeiner Neigung, und in der Geſellſchaft beider Frauen, mit Geſprächen, Leſen, Recitiren, mit dem Beſuche des Schauſpieles und der Unterhaltung darüber verſtrich eine Woche und noch eine, ehe er es bemerkte.

Ehe der Menſch ſich einer Leidenſchaft überläßt, ſchaudert er einen Augenblick davor, wie vor einem fremden Elemente; doch kaum hat er ſich ihr ergeben, ſo wird er, wie der Schwimmer von dem Waſſer, angenehm umfaßt und getragen, er befindet ſich in dem neuen Zuſtande wohl und gedenkt nie eher an den feſten Boden, bis ihn die Kräfte verlaſſen oder der Krampf ihm droht, ihn unter die Wellen zu ziehen.

Auch ward ihm Mignons Geſtalt und Weſen immer reizender. In allem ſeinem Thun und Laſſen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, ſondern es ſprang, es ſtieg auf den Geländern der Gänge weg, und ehe man ſich's verſah, ſaß es oben auf dem Schranke und blieb eine ganze Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine beſondere Art von Gruß hatte, und ſeit einiger Zeit grüßte ſie ihn mit beiden über die Bruſt geſchlagnen Armen. Manche Tage antwortete ſie mehr auf verſchiedene Fragen und immer ſonderbar; doch konnte man nicht unterſcheiden, ob es Witz oder Mangel des Ausdruckes war, indem ſie ein gar gebrochenes, mit Franzöſiſch und Italiäniſch durchflochtenes Deutſch ſprach. In ſeinen Dienſten war es unermüdet, früh mit der Sonne auf; Abends verlor es ſich zeitig, und Wilhelm erfuhr erſt ſpät, daß es in einer Dachkammer auf der nackten Erde ſchlafe und durch nichts zu bewegen ſei, ein Bett oder einen Strohſack anzunehmen. Er fand ſie oft, daß ſie ſich wuſch, und ſie war immer reinlich gekleidet, obgleich faſt alles doppelt und dreifach an ihr geflickt war.

Man ſagte ihm auch, daß ſie alle Morgen ganz frühe in die Meſſe ging, und da er nach einem ſehr frühen Spaziergang, den er gemacht hatte, bei der Kirche vorbeiging und hineintrat, ſo fand er ſie in einer Ecke bei der Kirchthüre mit ihrem Roſenkranze knien und ſehr andächtig beten. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hauſe und machte ſich tauſend Gedanken über dieſe Geſtalt und konnte ſich nichts Beſtimmtes dabei denken.

Siebentes Capitel.

Da man zuſammen in einem Hauſe wohnte und Gelegenheit hatte, ſich jederzeit zu ſehen, wurde man bald vertrauter, und die beiden Frauens nahmen Wilhelmen in die Mitte, jede ſuchte ihn anzuziehen, jede fand ihn angenehm, und daß man ſpürte, er habe Geld und ſei nicht karg, ſprach ſehr mit zu ſeiner Empfehlung. Er, ohne daß die mindeſte Zärtlichkeit ſich in ſeine Empfindung gemiſcht hätte, befand ſich zwiſchen beiden Weibern ſehr behaglich. Madame de Retti erweiterte ſeinen Geiſt und vermehrte ſeine Kenntniſſe, indem ſie ihm von ſich, ihren Talenten, Unternehmungen und Schickſalen ſprach. Madame Melina zog ihn an, indem ſie von ihm zu lernen und ſich nach ihm zu bilden ſuchte. Jene erwarb ſich unmerklich eine Gewalt über ihn durch ihren entſchiedenen und herriſchen Character, dieſe durch ihre Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, ſo daß er bald allein von beider Willen abhing und ihm beider Geſellſchaft höchſt nothwendig wurde. Es währte nicht lang, ſo wurde man bekannter und vertrauter. Wilhelm verſchwieg Madame Melina ſeine Leidenſchaft zu Marianen nicht und fand in einer ſchmerzhaften Wiederholung ſeiner Geſchichte das größte Vergnügen. Der Principalin entdeckte er die Geheimniſſe ſeiner Autorverſuche, recitirte ihr Stellen aus ſeinen Stücken, die von ihr mit großem Lobe und mit vortheilhaften Vergleichungen aufgenommen wurden. Dagegen hatten ſie ihm nichts als ihre Finanzgeheimniſſe zu entdecken, dabei jene ganz aufrichtig zu Werke ging, dieſe aber nicht mehr offenbarte, als ſie glaubte, daß räthlich ſei.

Sie hatten ſich oft und ſo weitläufig über das Geiſtreiche und Vortreffliche der Kunſt unterhalten, und in der Ausführung blieben ſie leider immer weit zurück. Der Mißſtand ſchlechter und ungehöriger Kleider fiel Wilhelmen, der ſehr viel auf das Coſtüm hielt, am meiſten auf. Madame Melina zuckte die Achſeln und geſtand ihm, daß ihre beſten Sachen und zwar für eine Kleinigkeit von funfzig Thalern verſetzt ſeien, wovon die Juden ihr nur zur Noth manchmal zu einem Abend der Aufführung ein Stück wieder verabfolgen ließen, welches ſie theuer bezahlen müſſe. Kaum erfuhr dieß Wilhelm, als er mit ſich zu Rathe ging, und er fand gar bald Anlaß und Urſache genug, dieſe Summe an ſeine gute Freundin zu borgen, beſonders da er durch ihr Verſprechen, ihn auf das baldigſte wieder zu bezahlen, geſichert ward.

Der Pfandinhalter wurde herbei gerufen, es fanden ſich auch noch einige Sachen des Herrn Gemahls dabei, es waren Intereſſen zu berichtigen, ſo daß es ſich über ſiebenzig Thaler belief, die er jedoch gerne hinzahlte. Dieſe großmüthige Handlung blieb, wie natürlich, nicht verſchwiegen, und Madame de Retti fand es bequem, auch von dieſen Geſinnungen Vortheil zu ziehen. Denn wie wir ſchon oben gehört haben, ſtand es wirklich mit ihr auf dem ſchlimmſten. Sie hatte auf ihrer ganzen Fahrt durch die Welt mit allen ihren Talenten wenig erobert und nichts geſpart. Was ſie an großen Orten zu Zeiten des Glückes erworben hatte, ging auch ſogleich in luſtigem Leben wieder fort. Ihr unruhiger Character ließ ſie von glücklichen Umſtänden wenig Vortheil ziehen, und ihr herrſchſüchtiges und unbiegſames Weſen konnte ſich in böſen Zeiten zum Nachgeben und zur Gefälligkeit nicht herabſtimmen. Sie hungerte oft als Principalin, wo ſie als untergebene Actrice einer andern Truppe ein reichliches Auskommen hätte finden können.

Man ſprach von verſchiedenen Trauerſpielen und andern wichtigen Stücken, die man dem neuen Gaſte zu Ehren gern gegeben hätte. Man ließ ihn merken, daß er ſowohl Kenner als Liebhaber und Beſchützer des Theaters ſei; man wiederholte es von allen Seiten und wußte es ſo zu bringen und zu legen, daß er ſich endlich entſchloß, auch hier der bedrängten Schauſpielkunſt, die er ſo oft in Prologen durch den Apollo hatte beſchützen ſehen, in eigener Perſon zu Hülfe zu kommen. Er ſagte ſich vor, daß er auf das Geld, welches er eincaſſiret, auch wieder einiges Recht habe, um es gelegentlich anzuwenden, daß es doch nur wie verloren Geld ſei, daß er auf ſeiner Reiſe wieder ſparen wolle und daß es ja auch hier ſicher genug ſtehe, indem man ihm die ganze Garderobe zu verſchreiben verſprach. Es wurde ihm nunmehro ganz leicht, ſeiner bedrängten Freundin dreihundert Thaler zuzuſagen und letzt vierhundert Thaler auszuzahlen. Herr Melina, der zuerſt von dieſem Handel abzurathen ſchien, übernahm nunmehro die Legalität deſſelben, ließ einen Notarius kommen und die Verſchreibung in beſter Form ausfertigen. Dadurch wurden die gefangenen Helden und Sultanen befreit, die reichen Kleider los, es kam ein Leben unter die Truppe, die Abwechſelung ihrer Stücke zog Zuſchauer herbei, die Einnahme war ſtärker als jemals, Wilhelm ſchoß noch einiges Geld zu, um die alten Decorationen aufzufriſchen, man faßte neuen Muth; Madame de Retti, indem ſie ihren heimlichen Gläubigern hier und da etwas abtragen konnte, erhielt wieder Credit, man aß, man trank, lebte herrlich und in Freuden, verſicherte und ſchwur, daß man in dieſer Jahreszeit — der Frühling war ſchon weit vorgerückt — noch niemals eine ſo glückliche Theaterepoche erlebt habe.

Achtes Capitel.

Am allerluſtigſten ging es zu, wenn Wilhelm ſie einlud und auf ſeine Koſten tractirte; da zeigten ſie ſich ſo fröhlich und guten Muthes, als wenn ſie den Mangel nicht kennten oder nie zu befürchten hätten. Eines Tages, als ſie bei einer ſolchen Mahlzeit ſaßen, fiel es ihnen ein, die Charactere verſchiedener Perſonen nachzuahmen, und ein jeder wählte ſich etwas Beſonderes. Der eine ſtellte einen Betrunkenen vor, der andere einen pommeriſchen Edelmann, einer einen niederſächſiſchen Schiffer, der andre einen Juden, und als Wilhelm und Madame Melina nichts für ſich finden konnten, weil ſie in der Nachahmung nicht ſehr geübt waren, ſo ſagte Madame de Retti ſcherzend: Sie können nur die Verliebten ſpielen, denn dieß iſt wohl das allgemeinſte Talent. Sie ſelbſt machte, indem ſie einen runden Strohdeckel ſtatt des Hütchens ſich auf den Kopf band, eine Tyrolerin auf das artigſte, welches um ſo angenehmer auffiel, als ihre neckiſchen Einfälle und ihr drolliges Weſen mit der Hoheit, die man ſonſt an ihr gewohnt war, einen gefälligen Contraſt machten. Sie hatten angenommen, als wären ſie eine Geſellſchaft, die ſich auf dem Poſtwagen zuſammengefunden, im Wirthshauſe gegenwärtig abgeſtiegen und im Begriffe ſei, bald wieder fortzufahren. Ein jeder ſpannte ſeine Einbildungskraft an, aus den gemeinen Vorfällen, die ſolchen Geſellſchaften zu begegnen pflegen, die merkwürdigſten und komiſchſten Situationen herauszuziehen und ſie mit mehr oder weniger Geſchmack anzuknüpfen und auszuführen. Man beſchwerte ſich, man ſchraubte einander, Vorwürfe, Drohungen, luſtige Ausſichten, und was nur erdenklich war, wurden in Bewegung gebracht, daß

Wilhelm zuletzt, dem ſeine Rolle ohnedem dießmal nicht ſehr natürlich war, als Zuſchauer herzlich lachte und der Principalin verſicherte, daß ihn lange kein Stück ſo wohl unterhalten habe.

Wie leid iſt es mir, ſagte ſie, daß wir um das Extemporiren gebracht ſind, es hat mich hundertmal gereut, daß ich ſelbſt mit Schuld daran geweſen; nicht daß man hätte die alten Unſchicklichkeiten beibehalten und gute Stücke nicht darneben aufführen ſollen. Wenn man nur einmal die Woche extemporirt hätte, ſo wäre der Acteur in der Übung, das Publicum in dem Geſchmack an dieſer Art geblieben, und man hätte mancherlei Nutzen herausziehen können, denn das Extemporiren war die Schule und der Probirſtein des Acteurs. Es kam nicht darauf an, eine Rolle auswendig zu lernen und ſich einzubilden, daß man ſie ſpielen könne, ſondern der Geiſt, die lebhafte Einbildung, die Gewandtheit, die Kenntniß des Theaters, die Gegenwart des Geiſtes zeigte ſich mit jedem Schritt auf das klärſte; der Schauſpieler war durch die Noth gezwungen, ſich mit allen Reſſourcen, die das Theater anbietet, bekannt zu machen, er wurde darauf recht einheimiſch, wie der Fiſch im Waſſer, und ein Dichter, der Gabe genug gehabt hätte, dieſe Werkzeuge zu brauchen, würde auch auf das Publicum einen großen Effect gemacht haben. Allein ich ließ mich leider von den Kunſtrichtern hinreißen, und weil ich ſelbſt ernſthaft war, an Poſſen und Schwänken keinen Gefallen hatte und mich glücklich fand, eine Chimene, Rodogune, Zaire, Merope vorzuſtellen, hielt ich mich und meine Truppe für zu vornehm, als daß ich die Zuſchauer wie bisher beluſtigen ſollte. Ich verbannte den Hanswurſt, begrub den Harlekin, und wenn dieſen durch die Umſtände erlaubt geweſen wäre, ein eigenes

Theater zu errichten, ſo hätten ſie mich als eine Königin, die ihren Miniſter und General zu Zeit der Noth abdankt und darüber ſchwachen und platten Widerſächern in die Hände fällt, gar trefflich parodiren können. Und welcher deutſche Schriftſteller hat uns bisher für das, was wir hingegeben, entſchädigt? Wenn wir die Überſetzung der Molieriſchen Stücke nicht gehabt hätten, wir hätten uns nicht zu retten gewußt, da unſere beſten Original-Schauſpiele das Unglück haben, nicht theatraliſch zu ſein.

Wilhelm verſetzte eins und das andere dagegen, als ſie dem Acteur, der den Juden vorſtellte und gegen ihr über ſaß, zurief: Nicht wahr, Alter, wenn wir Verſtand und Glück genug gehabt hätten, unſern Plan zu rechter Zeit auszuführen, ſo hätten wir den Deutſchen ein treffliches Geſchenk machen können, das der Grund eines National-Theaters geworden wäre und von den beſten Köpfen hätte benutzt und verfeinert werden können. Wir ſprachen oft über die Vortheile der italiäniſchen Masken, über das Intereſſe, daß jeder einen beſtimmten Character, Heimath und Sprache hat, über die Bequemlichkeit, daß ein Acteur ſich in eine einzelne Perſonnage recht hinein ſtudiren kann und alsdann, wenn er geiſtreich immer in gleichem Character handelt, ſtatt das Publicum zu ermüden, jederzeit gewiß iſt es zu entzücken. Wir dachten auch etwas auf deutſche Weiſe in dieſer Art hervorzubringen; unſer Hanswurſt war ein Salzburger, unſern Landjunker wollten wir aus Pommern nehmen, unſern Doctor aus Schwaben, unſer Alter ſollte ein niederſächſiſcher Handelsmann ſein, wir wollten ihm eine Art von Matroſen als Diener geben, unſere Verliebten ſollten Hochdeutſch ſprechen und aus Oberſachſen ſein, und die ſchöne Leonore, oder wie wir ſie nennen wollten, ſollte ein Leipziger Stubenmädchen als Columbine bei ſich haben. Wir wollten den Schauplatz in Häfen, Handelsſtädte, auf große Meſſen verlegen, um dieſe Leute alle geſchickt zuſammen zu bringen. Wir wollten ſelbſt einen reiſenden Arlekin, Pantalon, Brighella aufführen und durch dieſe Contraſte unſere Stücke noch mannichfaltiger und reizender machen. Unſer Einfall war nur obenhin. Wie vieles hätte man durch Zeit und Muße dazu gewinnen können! Ein jeder neuer Acteur, der zur Truppe gekommen wäre, brachte vielleicht wieder einen neuen Einfall, eine auffallende Nachahmung irgend einer Landesart mit, wie wir denn auch beſonders die Juden nicht vergeſſen hatten. Manche Menſchen haben Scherze, die ihrem Individuo beſonders wohl anſtehen. Die Figuren hätten auch durch irgend einen Fehler, Stottern, Hinken oder was man gewollt hätte, noch eine nähere characteriſtiſche Beſtimmung erhalten, und wir glaubten wenigſtens damals, wir müßten viel Glück damit machen. Aber leider ſchlugen unſere Verſuche fehl, die wir zum Trutz der Puriſten, mit denen wir uns wieder entzweit hatten, dem Publico vortrugen. Man nahm die Beſten gegen uns ein, und die erſten Verſuche, die vor einigen Jahren gewiß Beifall erhalten hätten, fielen gänzlich. Sie leiſteten auch das nicht, was wir im Sinne hatten; die Acteurs waren aus der Übung, es fehlte uns an Leuten, die Charactere mannichfaltig zu machen, und wir mußten uns eben zurückeziehen, unſer Vorhaben aufgeben und dem Strome folgen, in dem wir noch ſchwimmen. Ich bin nun überzeugt, daß man ohne ein Wunder dieſe Epoche nicht wieder zurückebringen kann. Wir ſind wie Leute, die auf einen unbequemen oder ſchlechten Weg gerathen, aber bei dem allen nicht einmal weit vorwärts ſind, um zurückezukehren und den andern von Anfange betreten zu können.

Sie wollte noch verſchiedenes hinzufügen, als ſie draußen einen großen Lärmen hörten, kurz darauf Mignon zur Thüre hinein ſtürzte und eine fremde Mannsperſon ihr drohend folgte.

Wenn dieſe Creatur Ihnen gehört, ſagte der Unbekannte, ſo ſtrafen Sie ſolche über ihre Ungezogenheit in meiner Gegenwart ab. Sie hat mir in's Geſicht geſchlagen, daß mir noch die Ohren ſumſen und der Backen brennt. — Wie kommſt du dazu, Mignon? fragte Wilhelm. — Mignon, der ſich hinter Wilhelms Stuhl ganz ruhig hingeſtellt hatte, antwortete: Ich habe Hände, ich habe Nägel, ich habe Zähne, er ſoll mich nicht küſſen. — Wie, rief Wilhelm aus, mein Herr? alſo ſind Sie wohl der angreifende Theil? Was berechtigt Sie von dem Kinde zu fordern, was unſchicklich iſt? — Ich werde wahrhaftig, antwortete der Fremde, mit einer ſolchen Creatur keine große Umſtände machen ſollen. Ich wollte ſie küſſen, und ſie hat ſich impertinent aufgeführt, ich verlange Satisfaction. — Mein Herr, verſetzte Wilhelm, dem der Trutz des Fremden das Blut in Bewegung brachte, Sie würden am beſten thun, das Kind um Verzeihung zu bitten und ihm für die Lection zu danken, und ſo bleibt der Vortheil immer noch auf Ihrer Seite. — Darauf verſetzte der Fremde ſtolz und drohend: Wenn Sie mir verſagen, was Sie mir ſchuldig ſind, ſo will ich dem ungezogenen Ding mit der Peitſche ſchon Sitten lehren, wo ich ſie finde. — Mein Herr, rief Wilhelm aus, indem er aufſprang und ihm die Augen für Zorne funkelten, und ich ſchwöre, daß ich dem Hals und Beine brechen will, der dem Kinde ein Haar krümmt. Er wollte noch mehr ſagen, aber der Zorn verhinderte ihn, und er

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt
angekleidet, ohne Hut und Degen.

Alceſt.

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! dieß Zimmer iſt für alle.

Alceſt.

Ich fühle; jetzt bin ich für Sie wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht, wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? wohin? — Du wendeſt Dein Geſicht?
Verſagſt mir Deine Hand? Sophie, kennſt Du mich nicht?
Sieh her! es iſt Alceſt, der um Gehör Dich bittet.

hätte, um ihn auszulaſſen, wahrſcheinlich den Fremden zur Thüre hinausgeſchmiſſen, welches die erſte Gewaltthätigkeit geweſen wäre, welcher er ſich in ſeinem Leben ſchuldig gemacht, wenn ihn nicht Madame Melina heimlich bei dem Rockzipfel gefaßt und ihn gegen ſich gezogen hätte.

Der Fremde ſtutzte über dieſe Begegnung, und da es die übrige Geſellſchaft merkte, wurde auch ihr Muth lebendig, und ſie fielen alle, beſonders die Frau Principalin, mit unfreundlichen Worten über ihn her, daß er vor das Räthlichſte hielt, ſich zurückezuziehen und mit heimlichem Brummen und Drehen die Geſellſchaft zu verlaſſen. Man hielt ſich über ihn, da er weg war, auf, beſonders wurde über ſeinen linken feuerrothen Backen geſcherzt, Mignon gelobt, Wilhelm ließ noch ein paar Flaſchen Wein bringen, man ward munter, luſtig und vertraut.

Des Abends ſaß Wilhelm in ſeiner Stube und ſchrieb; es klopfte an ſeiner Thüre, und Mignon trat herein mit einem Käſtchen unter dem Arme. Was bringſt du mir? rief Wilhelm ihr entgegen. Mignon hatte die rechte Hand auf das Herz gelegt und machte, indem er den rechten Fuß hinter den linken brachte und beinah mit dem Knie die Erde berührte, eine Art von ſpaniſchem Compliment mit der größten Ernſthaftigkeit. Eine gleiche Verbeugung folgte mitten in der Stube, und endlich, als er gegen Wilhelmen herankam, kniete er ganz auf das rechte Knie nieder, ſtellte die Schachtel auf den Boden, faßte Wilhelms Füße und küßte ſie mit großem Eifer, doch ohne eine anſcheinende Bewegung des Herzens, ohne einen Ausdruck von Rührung oder Zärtlichkeit. Wilhelm, der nicht wußte, was er daraus machen ſollte, wollte ſie aufheben, allein Mignon widerſtand und ſagte in einem ſehr feierlichen Tone: Herr, ich bin dein Sklave, kaufe mich von meiner Frau, daß ich dir alleine zuhöre. Sie nahm hierauf das Käſtchen von dem Boden und erklärte ihm ſo gut ſie konnte, daß dieſes ihr Erſpartes ſei, um ſich los zu kaufen; ſie bat ihn, es anzunehmen, und, weil er reich ſei, das was an hundert Ducaten fehlte zuzulegen, ſie wollte es ihm reichlich wieder einbringen und ihn bis an ſeinen Tod nicht verlaſſen. Sie brachte das alles mit großer Feierlichkeit, Ernſt und Ehrfurcht vor, ſo daß Wilhelm bis in das Innerſte ſeiner Seele bewegt ward und ihr nicht antworten konnte. Sie kramte darauf ihre Barſchaft aus, deren Anblick Wilhelm ein freundliches Lächeln abzwang. Alle Sorten waren abgeſondert und in Röllchen und Papierchen vertheilt. Sie hatte ſich für Silber und Kupfer beſondere Kerbhölzchen gemacht und auf die verſchiedenen Seiten die verſchiedenen Sorten mit abwechſelnden Zeichen eingeſchnitten. Unbekannte und einzelne Münzen hatte ſie am unterſten Ende der Stäbchen wieder beſonders angemerkt und legte nach dieſem wunderbaren Sortenzettel ihrem Herrn und Beſchützer ihre Schätze vor. Wilhelm merkte wohl, daß der Vorfall von dieſem Mittag einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Er ſuchte ſie zu beruhigen, indem er verſprach, ihr Geld aufzuheben und für ſie zu ſorgen, und bemühte ſich vergebens ihr begreiflich zu machen, daß er ſie nicht bei ſich behalten und mitnehmen könne. Sie verließ ihn, indem ſie rückwärts zur Thüre ging mit eben den Verbeugungen, mit denen ſie gekommen war, und grüßte von der Zeit an, wo ſie ihm begegnete oder zu ihm trat, ihn jederzeit auf dieſe Weiſe, indem ſie ſich in einiger Entfernung hielt.

Neuntes Capitel.

Nach und nach hatte Madame de Retti ihrem theatraliſchen Gaſt und Freunde alle Stücke geſpielt, worauf ſie ſich etwas zu Gute that, und hatte an manchen Stellen den jungen Kenner überraſcht und in Erſtaunen gebracht. Die Übrigen von der Truppe thaten auch ihr Möglichſtes, beſonders da der Beifall des Publicums immer zunahm und eine beſſere Circulation des Geldes den Kreislauf ihres ſtockenden Humors völlig wieder herſtellte.

Nun fing endlich Wilhelm an, ernſtlich an ſeine Abreiſe zu gedenken, welche ihm ein guter warnender Geiſt manchmal in Erinnerung gebracht hatte.

Die meiſten überſetzten Trauerſpiele, welche Madame de Retti aufführen ließ, waren, wie jedermann weiß, in ſchlechte Alexandriner geſchmiedet, ſie beklagte ſich öfters darüber, und Wilhelm überſetzte ihr zu Liebe einige ſtarke Stellen in gute Verſe, die ihr beſonders wohl gefielen, daß ſie ſolche oft mit großem Vergnügen recitirte. An ruhigen Abenden hatte er manchmal etwas von ſeinen Arbeiten vorgeleſen, die großen Beifall erhielten. Er führte ſie ſorgfältiger als jene Briefſchaften im Grunde ſeines Koffers mit ſich; nur das Trauerſpiel Belſazar hatte er vorzutragen noch keine Stimmung gefunden. Er hatte es immer aufgeſchoben, und nunmehro wollte er es ihnen zum Abſchiedſchmauſe geben. Er nahm es hervor, ſah es an, corrigirte noch ein- und den andern ſchwerfälligen Vers, und ob er es gleich im Ganzen nicht billigte, ſo gefiel es ihm doch meiſtentheils, da er es wieder durchlas.

Als er damit beſchäftigt war, trat Mignon herein. Das Kind bediente ihn als ſeinen Herrn nunmehr regelmäßig, ob es gleich die andern nicht vernachläſſigte. Es trat zu ihm und ſagte: Deine Weſte iſt blau, du liebſt das Blau, ich will deine Farbe tragen. — Gerne, verſetzte Wilhelm, ich werde dich darum nur lieber ſehen, und ſchenkte ihm ein blau und weißes ſeidenes Halstuch. Du gutes Kind, dachte er bei ſich ſelbſt, was wird aus dir werden, wie kann ich für dich ſorgen, als daß ich dich deiner Frau auf das dringendſte empfehle. Wärſt du ein Knabe, ſo ſollteſt du gewiß mit mir reiſen, und ich wollte dich pflegen und dich erziehen, ſo gut ich könnte. Er ging in der Stube auf und ab, dachte dem Schickſale des Kindes nach und fühlte in einem Augenblicke, daß er es verlaſſen müſſe und daß er es nicht verlaſſen könne.

Er nahm ſein Manuſcript und ging zu Madame de Retti hinüber, wohin er eine Schale Punſch beſtellt hatte, und wo er die Auswahl der Acteurs zuſammen fand. Ich weiß nicht, ſagte er, ob Sie geſtimmt ſind ein Stück anzuhören, das vielleicht hie und da zu geiſtlich iſt?

Sie verſicherten alle, daß ſie ſehr aufmerkſam ſein würden, ob es gleich nicht durchaus wahr ſein mochte, indem einige lieber in der Karte geſpielt, andere lieber geſchwätzt hätten. Er fing an zu leſen, und es wird um der Folge willen nöthig ſein, daß wir etwas von dem Inhalte erwähnen.

Der König, ſein Character, Leben und Weſen iſt uns ſchon im vorigen Buche bekannt geworden. An ſeinem Hofe hielt ſich eine Prinzeſſin auf mit Namen Kandate, deren Vater von Nebukadnezarn ſeines Reiches entſetzt worden war. Sie hegte einen heimlichen unverſöhnlichen Haß gegen des Überwinders Sohn und ſann auf Gelegenheit, ſich und den Geiſt ihres Vaters zu rächen, ja, wenn es möglich wäre, ihren Zuſtand mit dem Throne zu vertauſchen.

Eron, ihr Freund, ein Herr vom alten Hofe, dem es unerträglich fällt, vom jungen Könige vernachläſſiget zu werden, der, um zu ſeinem vorigen Einfluſſe zu gelangen, alles auf das Spiel ſetzt, hat mit der Prinzeſſin eine Verſchwörung angezettelt, ſie haben ſich mit dem mediſchen Könige Darius in eine Unterhandlung eingelaſſen und dieſer verſprochen, ihr Rückhalt, wenn es fehl ſchlüge, zu ſein. Darius ſelbſt hat auf Babylon einen Anſchlag; er kommt in fremder Geſtalt an Hof und erſcheint vor Belſazarn als ein mediſcher Feldherr; bei den Verſchwornen zeigt er ſich an als des Geheimniſſes kundig, doch auch dieſe erkennen in ihm den König nicht. In der Nacht, die vor Belſazars Geburtstag hergeht, der zur Ausführung des Vorhabens beſtimmt iſt, verſammeln ſich die Verſchwornen nach und nach in einer Halle des Palaſtes, und der Gegenſtand der Handlung entwickelt ſich allmählich. Der Anſchlag Erons iſt, die Prinzeſſin auf den Thron zu heben und ſie mit dem Könige der Meder zu vermählen. Der verſtellte Darius gibt als Abgeſandter Hoffnung dazu, jedoch kein feſtes Verſprechen. Die Prinzeſſin empfindet, ohne ſeinen hohen Stand zu vermuthen, eine Neigung zu dem verkappten Helden und wünſcht mit ihm den Thron von Babel zu beſitzen. Aber ganz andere Wünſche, ganz andere Sorgen nährt die Bruſt des Fürſten. So ſehr er wünſcht, das Reich einem unwürdigen Könige zu entreißen, ſo widrig iſt ihm die Verrätherei, die ihm darzu die Hände bietet. Und, o ſonderbares Schickſal! es miſcht ſich auch hier die Liebe hinein. Die Gemahlin Belſazars, Nitokris, hat ſein Herz gerührt, er brennt für ſie mit der ſtärkſten Leidenſchaft und fürchtet, daß ſie dem Mörder ihres Gemahles ihr Herz und ihre Hand nie gönnen werde. Er ſucht die Verſchwornen durch allerlei Vorſtellungen zu bereden, ihr Unternehmen noch einige Zeit aufzuſchieben, und ſie gehen, zu großem Verdruſſe des Crons, unſchlüſſig aus einander.

Wilhelm, der das Stück faſt auswendig wußte, las es ſehr gut und mit vielen Nüancen des Ausdruckes. Ein jeder Zuhörer ſuchte ſich ſchon in Gedanken eine Perſon aus, die er vorzuſtellen gedachte, ein jeder pries den jungen Schriftſteller und trank ſeine Geſundheit in einem Glaſe Punſch. Die Principalin war von der Rolle der Prinzeß, als wenn ſie ihr zur Ehre geſchrieben ſei, ganz entzückt, bat ſich einen Augenblick das Manuſcript aus und las ſogleich einige ſtolze, unruhige, herriſche Stellen.

Wilhelm, der ein ſo großes Vergnügen empfand, als etwa ein Schiffbaumeiſter fühlen mag, wenn er ſein erſtes großes Fahrzeug von dem Stapel in das Waſſer läßt und es zum erſtenmal vor ſeinen Augen ſchwimmen ſieht, erhöhte ſeine Geiſter durch den feurigen Trank, fing den zweiten Act an, deſſen erſten Monolog wir in dem vorigen Buche geſehen haben.

Der junge König, des feſten Entſchluſſes, ſeinen Geburtstag mit der Verehrung der Götter und der Betrachtung über ſich ſelbſt anzufangen, will nach Danielen ſchicken, um ſich mit ihm zu unterhalten. Ein Hofmann, der dazwiſchen kommt, zerſtreut ihn, und er übergibt ſich dem Strome der für ihn zubereiteten Feſte. Kaum daß er die Glückwünſche ſeiner Gemahlin anhören mag, deren Gegenwart ihm läſtig iſt, weil er wohl fühlt, er begegne ihr, der zarteſten liebenswürdigſten Fürſtin, nicht wie er ſollte. Der Monolog trägt ihre ſtillen Klagen vor, in denen ſie Darius unterbricht. Dieſe letzte Scene wurde nicht mit dem Beifalle aufgenommen, den ſie verdiente, denn ſie war für dieſe Zuhörer zu fein angelegt. Der junge Held zeigt ſeine Leidenſchaft, indem er ſie zu verbergen ſucht, und die Empfindungen der Königin für ihn bleiben verborgen, ob ſie gleich mit offenem guten Herzen ſpricht. Auch nach vollendetem zweiten Acte wiederholte man allgemeine Lobeserhebungen, auf die ſich ein älterer und mit dem Publico näher bekannter Dichter weniger als unſer Freund zu Gute gethan hätte.

Die erſte Schale Punſch war leer, man beſtellte eine zweite, und der Wirth, der ſchon darauf vorbereitet war, brachte ſie ſogleich. Mit noch mehr Begeiſterung fing man an, den dritten Act zu leſen und zu hören. Die Königin vertraut in einem Geſpräche mit Danielen dem weiſen Manne ihr ganzes feines Herze; die ſtille Duldſamkeit ihres Schickſales, die innere Sicherheit ihres guten Weſens machen ihre Geſtalt höchſt liebenswürdig. Man ſieht den Darius neben ihrem Gemahle, die Erſcheinung des jungen Helden macht ihr einen glücklichen Eindruck, und die Empfindung ſeiner Würde leuchtet wie ein ſanfter Schein über der trüben Dämmerung ihres Zuſtandes. Sie fühlt nichts Arges in dieſer angenehmen Empfindung, und Daniel iſt weiſe genug, ſie nicht zu ſtören. Eine Hofdame der Königin tritt hinzu und erzählt den Gang des Feſtes bis zu dem Augenblicke. Der König tritt herein, umgeben von den Großen ſeines Reiches, die ihm ihre Glückwünſche bringen, die Königin und Daniel fügen die ihrigen hinzu. Man erhebt ſich zu dem Gaſtmahle, und Nitokris entſchuldigt ſich, nicht dabei zu ſein. Es wird ihr leicht zugeſtanden, und ſo ſchließt ſich der dritte Act.

Die Betrachtung, ob man hätte einen der vier großen Propheten auf das Theater bringen ſollen, wurde reiflich durchgedacht, und dieſe kritiſchen Überlegungen verminderten ein wenig den guten Eindruck dieſes Aufzuges.

Zu Anfange des vierten erſcheint Eron mit einem Verſchwornen höchſt verdrießlich, daß eine ſo koſtbare Gelegenheit, ihr Vorhaben auszuführen, ihnen entſchlüpfen ſoll. Er fängt an, dem mediſchen Abgeſandten zu mißtrauen, und möchte wohl gar vermuthen, daß dieſer andere geheime Abſichten habe, vielleicht ſeinen König ohne ihre Beihülfe auf den Thron zu ſetzen und die Prinzeſſin ganz und gar auszuſchließen. Er entdeckt ihr, die vor Verdruß über das unſinnige Schwelgen von der Tafel aufgeſtanden und herbeikommt, ſeine Vermuthung. Sie beſchließen ihren Anſchlag hinter dem mediſchen Fürſten auszuführen, ein wachſames Auge auf ihn zu haben und ihn allenfalls, bis die That vorüber, ſelbſt gefangen zu nehmen. Darius tritt eben zu ihnen mit einer lebhaften Beſchreibung des wüſten Unſinnes der Tafel, wovon er unvermerkt ſich entfernt hat. Er erzählt, daß eben die güldnen und ſilbernen Geſchirre, die dem Gotte der Juden geweiht ſeien, herbeigeholt werden und man dem König göttliche Ehre erzeige. Eron verläßt ſie, mit einem Winke an die Prinzeſſin, des Fremden Geſinnungen zu erforſchen. Ihre Unterhaltung läuft ſehr kalt ab; Eron kommt zurück, erzählt die ſchröckliche Geſchichte des erſchienenen Wunders und dringt auf die Vollbringung der That, da die Götter ſelbſt ein Zeichen geben. Darius ſucht vergebene Ausflüchte.

Zu Anfange des fünften Actes erſcheint der niedergeſchlagene König, den die Deutung der geheimnißvollen Worte ſchröckt; ſein berauſchter Geiſt ſieht überall Schröckniſſe, und nur ſeine Gemahlin ſteht ihm in dieſem traurigen Zuſtande bei. Nach einer rührenden Scene verläßt er ſie und wird in dem Augenblicke von den Verſchwornen ermordet.

Die Prinzeſſin tritt auf, maßt ſich des Reiches an, läßt die Königin bewachen. Sie befiehlt den bisher gefangen gehaltenen Fremden wieder frei zu geben; Darius, der ſeine Wache überwältigt hat, kommt ſelbſt an der Spitze mediſcher Soldaten, die durch einen geheimen Weg in die Stadt gedrungen, herein, entdeckt ſich, zeigt ſich als Herrn, die Verſchwornen fallen zu, er überläßt der Prinzeſſin einen königlichen Antheil von Gütern und Reichthümern und tröſtet die betrübte Königin auf eine ſo gute Art, daß den Zuſchauern Hoffnung genug zu ſeinem künftigen Glücke übrig bleibt, obgleich der Vorhang fällt.

Nun ging es an ein Schwätzen, an ein Schreien, ein jeder redete nur von ſich ſelbſt, und keiner hörte ſich ſelbſt vor dem andern. Das Stück müſſe geſpielt werden, waren ſie alle laut einig.

Wilhelm, der ſie alle entzündet ſah, war höchſt ergötzt, ſo viele Menſchen durch das Feuer ſeiner Dichtkunſt angeflammt zu haben. Er glaubte was in ihm loderte auf ihnen verbreitet zu ſehen, er fühlte ſie wie ſich und mit ſich über das Gemeine erhöht. Er ſprach Worte voll Geiſtes, voll Adel und Liebe.

Der ſorgfältige Wirth hatte indeß ihre Schale nie leer werden laſſen, und es ſchmeckte den Gäſten immer beſſer. Sie jauchzten ihren Beifall laut, und ihre Freude ward immer ungezogener. Sie tranken Wilhelms Geſundheit hoch und ſchrien, daß es ihm zum Abſcheu klang und ſeine durch manches Glas Punſch und die Recitation des Stückes erhöheten Geiſter gewaltſam und unbehäglich niedergedrückt wurden. Der Lärm wurde immer ärger, ſie wiederholten die Geſundheit des Dichters und der Kunſt und ſchwuren, daß nach ſolch einem Feſte niemand werth ſei, aus dieſen Gläſern und Gefäßen zu trinken, ſie ſchmiſſen mit Gewalt die Stengelkelche an die

Decke; die Principalin wehrte vergebens. Sie zerſchlugen den Punſchnapf und die Neige floß herunter. Die Gläſer, die nicht entzwei gehen wollten, wurden gewaltſam gegen die Wände geſchmiſſen und fuhren zurückprallend mit den zerſchmetternden Fenſterſcheiben klingend auf die Straße. Ein und der andere lag überfüllt in der Ecke, andere taumelten, alle raſ'ten, man ſang, man heulte, und Wilhelm, nachdem er den Wirth herbeigerufen, ſchlich ſich mit einer verworrenen, höchſt unangenehmen Empfindung in ſein Zimmer.

Zehntes Capitel.

Den Sonntagmorgen, der auf dieſe wüſte Nacht folgte, hatte Wilhelm größtentheils verſchlafen, und er fand ſich bei dem Erwachen verſtimmt. Sein Vorſatz, Abends, wenn die Vorleſung vorbei wäre, noch einzupacken, endlich an Wernern zu ſchreiben, Poſtpferde zu beſtellen und heute frühe abzufahren, war unerfüllt geblieben. Er zog ſich an und dachte nach, was er thun ſollte. Mignon kam herein, brachte wie gewöhnlich Waſſer und fragte, was er befehle. Der Anblick des Kindes ermunterte ihn, denn es hatte ſein weiß und blau ſeidenes Halstuch umgebunden, hatte ſich bei den Komödiantinnen verſchiedene Läppchen blauen Taft zuſammengebettelt und ſie als Aufſchläge und Kragen an ſein Weſtchen mit Geſchicklichkeit angeheftet, daß es ganz artig ließ. Sie brachte ein Compliment von der Principalin, die ſich das geſtrige Stück nur auf dieſen Morgen ausbat. Er ſchickte es mit der Verſicherung, daß er bald nachfolgen würde.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt Du Sophie, ſo bleib.

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg.

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur. — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, iſt ſie allein; du nahſt dich deinem Glücke.
Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen,
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemahl zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt Du Dich noch? —
Schwurſt Du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' ihn nie vergeſſen!

Als er hinüber kam, fand er Madame Melina und de Retti beide beſchäftigt, ſich das Stück, beſonders die Scenen der Prinzeſſin und Königin, vorzuleſen. Wir müſſen es ſpielen, rief ihm die Principalin entgegen, Sie müſſen es uns laſſen. Madame Melina ſchickte ihren beſten Blick nach ihm und bat auf das freundlichſte. Es war das erſtemal, daß die beiden Frauen ganz einig waren. Die Principalin fühlte ſich ſchon ganz in der Rolle der Prinzeſſin, Madame Melina wünſchte ſehnlich die junge Königin zu ſpielen. Man ſchlug einen jungen hübſchen Menſchen, der ſich zu bilden anfing, zum Belſazar vor. Ein gewandter alter Acteur ſollte den Cron machen, Daniel ward Herrn Melina zu Theil, zur Hofdame fand ſich auch eine Actrice, und die übrigen Rollen waren unbedeutend; außer der Rolle des Darius, wozu Madame de Retti ganz zuletzt und gleichſam mit Scham ihren Liebling, Herrn Bendel, in Vorſchlag brachte.

Dieſer Menſch, den wir, wenn wir es nicht für unanſtändig und ein Wortſpiel dem guten Geſchmacke ungenießbar hielten, kurz und gut Herr Bengel nennen und ſeinen Character und Weſen dadurch mit einem Worte bezeichnen würden, war eine ungeſchickte breite Figur, ohne den mindeſten Anſtand, ohne Gefühl. Er hatte nicht nur keine Eigenſchaften des Acteurs, ſondern er hatte auch alle Fehler, die einen Schauſpieler verwerflich machen. Nur eins zu bedenken, ſo nudelte er mit der Sprache, wenn wir mit dieſem Ausdrucke einen näſelnden und durch eine unbehülfliche Zunge ſchlecht articulirten Ton bezeichnen dürfen. Kleine Augen, dicke Lippen, kurze Arme, eine breite Bruſt und Rücken; genug, er hatte vor den Augen ſeiner Frauen Gnade gefunden. Wir haben uns bisher gehütet, dieſer leidigen Figur anders als nur im Vorbeigehen zu erwähnen, und thun es auch hier wider Willen, beſonders da er zu großem Verdruſſe unſers Helden zum Vorſchein kommt.

Der betroffene Schriftſteller wand verſchiedenes gegen dieſe Perſon ein, jedoch mit Mäßigung, weil er das Verhältniß kannte, allein er wurde widerlegt, und leider widerlegte ihn die Unmöglichkeit, denn es war niemand bei der Truppe, der dieſe Rolle beſſer als er ausgeführt hätte. Man meinte, daß er doch den Grafen Eſſex mit Beifall geſpielt; nur war leider dieſer Graf Eſſex, worin ihn Wilhelm wohl geſehen hatte, ein ſchwerer Stein auf des jungen Autors Herz.

Man redete ſo lang und ſo viel, daß endlich Wilhelm, der alte Hoffer, es doch wieder möglich dachte, daß der Schauſpieler durch Fleiß und Mühe bei dieſer Rolle ſich wieder verbeſſern könnte, und idealiſirte ihn ſchon in ſeinem Geiſte. Endlich gab er nach, und es ward beſchloſſen, ſo bald als möglich an das Werk zu gehen.

Man hatte bei dieſer Gelegenheit die ganze Truppe durchgegangen und auch von Mignon und von der Ungeſchicklichkeit des Kindes, irgend etwas zu repräſentiren, geſprochen. Wilhelm hatte ſie in einigen Stücken geſehen, wo ſie kleine Rollen ſo trocken, ſo ſteif und wenn man ſagen ſoll eigentlich gar nicht ſpielte. Sie ſagte ihre Lection her und machte, daß ſie fortkam. Er nahm ſie zu ſich und ließ ſie manchmal recitiren, aber auch da war er auf keine Weiſe mit ihr zufrieden. Wenn er ſie bat ſich anzugreifen, ſo war ihr Ausdruck auf gemeinen und bedeutenden Stellen gleich angeſpannt, ſie ſprach alles mit einer phantaſtiſchen Erhebung, und wenn er das Natürliche von ihr verlangte, wenn er ſie bat ihm nur nachzuſprechen, begriff ſie niemals, was und wie er es wollte.

Dagegen hörte er ſie einsmals auf einer Cither klimpern, die mit unter dem Theater-Hausrath war. Er ſorgte davor, daß ſie ordentlich bezogen wurde, und Mignon fing an, in abgebrochenen Zeiten darauf allerlei zu ſpielen und zu phantaſiren, immer, wie gewöhnlich, in wunderbaren Stellungen. Bald ſaß ſie auf der oberſten Sproſſe einer Leiter, mit über einander geſchlagenen Füßen, wie die Türken auf ihren Teppichen, bald ſpazierte ſie auf den Dachrinnen der Hofgebäude, und der klagende Ton ihrer Saiten, zu dem ſich auch manchmal eine angenehme, obgleich etwas rauhe Stimme geſellte, machte alle Menſchen aufmerkſam, ſtaunen und ſtutzen. Einige verglichen ſie einem Affen, andere anderen fremden Thieren, und darinne kamen ſie überein, daß etwas Sonderbares, Fremdes und Abenteuerliches in dem Kinde ſtecke. Man konnte nicht verſtehen was ſie ſang, es waren immer dieſelben oder doch ſehr ähnliche Melodien, die ſie nach ihren Empfindungen, Gedanken, Situationen und Grillen verſchiedentlich zu modificiren ſchien. Nachts ſetzte ſie ſich auf Wilhelms Schwelle oder auf den Aſt eines Baumes, der unter ſeinem Fenſter ſtand, und ſang auf das anmuthigſte. Wenn er ſich hinter den Scheiben blicken ließ oder ſich in der Stube bewegte, war ſie weg. Sie hatte ſich ihm ſo nothwendig gemacht, daß er Morgens nicht ruhen konnte, bis er ſie ſah, und Nachts ſpät rief er meiſtens noch nach einem Glas Waſſer, um ihr eine Gute Nacht zu wünſchen. Wenn er ſeiner Neigung gefolgt hätte, würde er ſie als ſeine Tochter behandelt und ſich ſie ganz und gar zugeeignet haben.

Eilftes Capitel.

Die Rollen wurden ausgeſchrieben und gelernt. Ein jeder nahm mehr oder weniger Wilhelms guten Rath an, las mit ihm in ſeiner Gegenwart die Scenen, ſelbſt die Directrice hörte auf ſeine Erinnerungen. Man befliß ſich einer wahren, gefühlten, ſtarken Declamation. In kurzer Zeit ward durch dieſe Einigkeit eine ſolche Harmonie in das Stück gebracht, daß auch ſelbſt die Proben angenehm und gut zu hören waren. Madame Melina gab ſich die größte Mühe, und Wilhelm verſäumte nicht, ſie in dem Eifer zu unterſtützen. Sie konnte ihre Rolle in wenig Tagen auswendig; Wilhelm mußte ſie ihr ſtellenweiſe vorſagen, ſie ſcenenweiſe mit ihr ſpielen, und ſie kam dem rechten Ausdrucke ziemlich nahe. Nur freilich war die ſtille Reinheit, die ſanfte Höhe, die innerliche Zärtlichkeit der Königin nicht in ihrem Character; es war ein gewiſſer Ton, eine gewiſſe geſetzte Rührung, die ſie nicht ausdrücken konnte, doch blieb es ſchon immer ſehr viel, und Wilhelm ward täglich zufriedner.

Mit dieſer Übereinſtimmung der Acteurs unter einander und mit dem Stücke machte die Rohheit, die Unart und Albernheit des Moſje Bendels den allerſchlimmſten Contraſt. Er war von Natur einbildiſch und hatte eine große Meinung von ſeinem Spiele; dießmal aber war er doppelt und dreifach ungezogen, weil er auf Wilhelmen, für den die Directrice ſo viele Achtung bezeigte, eine grimmige und unbändige Eiferſucht empfand, die ſich manchmal auf eine ungezogene Art und beſonders bei dem Lernen und Probiren des Stückes zeigte. Da der leidige Menſch alle Tage trank und kaum des Morgens nüchtern war, ſo wurde dadurch ſeine ſchlechte und wüſte Aufführung nur immer unleidlicher. In ſeinem Verdruſſe ſchüttete er noch mehr Wein in ſich und wurde bei ſeiner übervollblütigen Conſtitution etlichemal auf dem Theater von einer Art von Schwindel überfallen, daß man ihn nach Hauſe bringen und ihm zur Ader laſſen mußte. So ſtörete er den Frieden, die Ordnung und die Annehmlichkeit der ſtudirenden und probirenden Geſellſchaft, die ſich lange nicht ſo angenehm und einig gefühlt hatte, und die bei der Ausſicht einer reichlichen Einnahme, die ihr dieſes Stück verſchaffen ſollte, doppelten und dreifachen Eifer zeigte.

Wilhelm machte indeſſen eine neue Bekanntſchaft. In dem Schauſpiele hatte er einigemal neben einem Officiere geſeſſen und gefunden, daß er mit gutem Geſchmacke von den Stücken und den Acteurs urtheilte. Er war bisher aus langer Weile manchmal auf die Parade gegangen, wo eben dieſer Mann gewöhnlich zu ihm trat und ſich mit ihm von literariſchen Angelegenheiten unterhielt. Mit größter Verwunderung und Antheil fragte er endlich Wilhelmen, ob es wahr ſei, daß bald ein Stück von ihm ſelbſt würde aufgeführet werden. Wilhelm geſtund es, und jener bezeugte eine freundliche Theilnehmung. Der Officier war eine von den guten Seelen, die an dem, was andern widerfährt und was andere leiſten, einen herzlichen Antheil zu nehmen von der Natur beſtimmt ſind. Sein Stand, der ihn zu einem harten trotzigen Geſchäfte verdammte, hatte ihn, indem er ihn mit einer rauhen Schale umzog, in ſich noch weicher gemacht. In einem ſtrengen Dienſte, wo alles ſeit Jahren in der beſtimmteſten Ordnung ging, wo alles abgemeſſen, die eherne Nothwendigkeit allein die Göttin war, der man opferte, wo die Gerechtigkeit zur Härte und Grauſamkeit ward und der Begriff von Menſch und Menſchheit gänzlich verſchwand, war ſeine gute Seele, die in einem freien und willkürlichen Leben ihre Schönheit würde gezeigt und ihre Exiſtenz würde gefunden haben, gänzlich verdruckt, ſeine Gefühle abgeſtumpft und faſt zu Grunde gerichtet worden. Das unſchuldige Vergnügen, das ihm übrig blieb, war die aufkeimende deutſche Literatur. Er war darinne bis auf jede Kleinigkeit bekannt, er wußte, was wir hatten und nicht hatten, er hoffte, er wünſchte, und ob er gleich einige fremde Sprachen beſaß und ihre beſten Schriftſteller las, ſo gab er doch in ſeinem Herzen dem engen Haushalte ſeines Vaterlandes vor jenen Reichthümern den Vorzug, indem er ſich ihnen näher fühlte.

Er war auf ſo eine gute Weiſe parteiiſch und verſprach ſich alles, was er nicht vorzeigen konnte, von dem nächſten Geſchlechte. Man konnte ihn einen wahren Patrioten nennen, einen von denen, die in der Stille zur Aufnahme und Aufmunterung der Wiſſenſchaften bei uns, ohne es zu wiſſen und zu wollen, ſo vieles beigetragen haben.

Sie gingen manchmal zuſammen auf das Billard, manchmal ſpazieren und wurden einander wechſelsweiſe gar vieles. Wilhelm, der außer dem dramatiſchen Fache nicht ſehr bewandert war, wurde durch ihn in die weiteren Kreiſe der ſchönen Literatur hinausgeführt, und es verging kein Tag ohne Nutzen und ohne die Freude einer neuen geiſtigen Bekanntſchaft.

Als Herr von C. das Trauerſpiel ſeines jungen Freundes durchlas, war er entzückt und erſtaunt. Er gab ihm vor allen, die in deutſchen Verſen abgefaßt und bekannt waren, den Vorzug, und bat ihn, ja auf dem Wege fortzufahren, und wünſchte ihm nur mehr Welt- und Menſchenkenntniß, um ſeinen

Stücken den echten Werth und das rechte Gepräge geben zu können. Dieſes Stück, ſagte er, ſo wohl es mir gefällt, iſt nur von innen heraus geſchrieben, es iſt ein einziger Menſch, der fühlt und handelt. Man ſieht, daß der Autor ſein eignes Herz kennt, aber er kennt die Menſchen nicht. Wilhelm gab dieß gern und noch mehr zu, ſchüttete das Kind mit dem Bade aus, ließ ſich aber doch ganz gerne widerlegen, als der Officier den eigentlichen Werth des Stückes mit Kenntniß und Verſtand beſtimmte.

Zwölftes Capitel.

Madame Melina ließ unſern jungen Dichter nun gar nicht los. Sie war klug genug zu ſehen, wie vielerlei Vortheile ſie von ihm ziehen könne. Im Trauerſpiele hatte man ſie bisher mit Gleichgültigkeit aufgenommen, ſie hoffte dießmal glücklicher zu ſein. Er probirte gewöhnlich mit ihr alle Tage, und ſie ſchien von der Art, wie er den Darius machte, ganz entzückt.

Mignon ſetzte ſich meiſtentheils in eine Ecke, wenn ſie recitirten, und war überhaupt immer gegenwärtig, wenn Wilhelm las oder declamirte, verließ ihn nicht mit den Augen und ſchien ſich ſelbſt zu vergeſſen. Sie verlangte manchmal von Wilhelm eine Lection zum Auswendiglernen, die er ihr denn auch meiſtentheils aus ſeinen eigenen Stücken gab. Sie lernte auch geſchwind, nur wollte die Recitation nicht geſchickter werden.

Eines Tages, da Wilhelm und Madame Melina geendigt hatten und über verſchiedene Verſe ſprachen, fragte das Kind, ob es ſeine Rolle aufſagen dürfe.

Man erlaubte es ihm, und es fing folgende Stelle aus der Königlichen Einſiedlerin, die er ihr geſtern abgeſchrieben hatte, ſehr pathetiſch vorzutragen an. Er ging in der Stube hin und her, ohne ſonderlich auf ſie Acht zu haben, indem er an etwas anders dachte.

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die düſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen,
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tief verborgnen Quellen.

Ein jeder fühlt im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Fluth der Klagen ſich ergießen;
Allein mir drückt ein Schwur die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Wilhelm merkte nicht auf, wie ſie die erſten Verſe vortrug, doch da es an die letzten kam, ſprach ſie ſolche mit einer Emphaſe von Innigkeit und Wahrheit aus, daß er aus ſeinem Traume geweckt wurde und es ihm klang, als wenn ein anderer Menſch redete. Er war eben im Auf- und Abgehen weggewendet, er fuhr ſchnell herum, ſah das Kind an, das, nachdem es geendiget hatte, ſich wie gewöhnlich beugte.

Wilhelms Plan, mit dem er ſich beruhigte, war nunmehr gemacht. Er hatte ſich entſchloſſen, die Aufführung ſeines Stückes abzuwarten, alsdann ſogleich zu reiſen und ſich bei Wernern über ſeinen bisherigen Aufenthalt zu entſchuldigen.

Man ging immer weiter und überlegte, was man, um dem Stücke ſein Recht anzuthun, für Kleidungen und Decorationen nöthig habe. Unſer Officier half zu Büchern und Reiſebeſchreibungen, woraus man die orientaliſchen Trachten am beſten wählen könnte. Von anſtändigen tragiſchen Decorationen war auch wenig da, und obgleich das Theater nur einigemal verändert ward, ſo mußte doch auch dafür geſorgt werden, und, wie natürlich, fiel auch hier die Laſt auf den guten Dichter. Der mußte für Stoff und Zindel, Leinwand und Farbe, für Schneider und Mahler ſtehen, und er begnügte ſich mit dem Verſprechen, das ihm auch bisher nicht viel gefruchtet hatte, man wollte ihn aus der zu hoffenden Einnahme ſogleich entſchädigen, indeß ſollten ihm die anzuſchaffenden Bedürfniſſe mit dem Übrigen als Pfand verſchrieben ſein. Es rückte alles näher und näher zuſammen; ſogar hatte man die gewöhnlichen Muſikanten bei einem ſolchen Feſte zu ſpielen für unwürdig gehalten, und die Regiments-Hautboiſten erhielten die Erlaubniß, ihre Stelle gegen gute Bezahlung einzunehmen.

Alle dieſe ſchöne Ausſichten wurden durch die einige und leidige Geſtalt des bengelhaften Darius bei jeder Probe geſtört. Wilhelm that alles Mögliche, um den Vorhang des Selbſtbetrugs, der ihm ſonſt ſelten verſagte, vor die Augen zu ziehen; bald hoffte er, es würde der Menſch in einer ſchönen Kleidung ſich beſſer ausnehmen, er hoffte, die Stärke der Harmonie, worinne die andern ſpielten, würde ihn mit hinreißen, er tröſtete ſich ſogar mit der Erwartung eines Wunders, das vielleicht am Abende der Aufführung die harte Schale dieſer Natur ſprengen und noch eine angenehme Geſtalt zum Vorſchein bringen könnte, er verließ ſich zuletzt auf die Beleuchtung und auf die

Schminke, er nahm alle natürliche und unnatürliche Möglichkeiten zum Troſt und Hülfe; vergebens! ſobald jener den Mund aufthat, ward alle Illuſion zerſtört, und wenn er einestheils jenen Tag mit großer Sehnſucht erwartete, ſo war es ihm ein Schröcken, wenn er in Gedanken jene verſtimmende Natur hereintreten ſah.

Dreizehntes Capitel.

Das Publicum fing nun an, auf unſern Schriftſteller aufmerkſam zu werden. Man zeigte ſich ihn einander, daß er es ſei, von dem eheſtens ein Stück aufgeführet werden ſollte, man beſchäftigte ſich mit ihm in allen Geſellſchaften. Er machte die Bekanntſchaft vieler Officiere, Herr von C. brachte ihn in ein Haus, wo eine Dame mit ihren beiden Schweſtern das Band eines angenehmen Cirkels war. Sie konnten ihren Gellert auswendig, brachten Rabeners Späße nicht ungeſchickt an, ſangen Zachariä's Lieder und ſpielten recht hübſch auf dem Claviere. Wilhelm war überall gut aufgenommen, weil er ſehr beſcheiden und doch bei näherer Bekanntſchaft treuherzig und lebhaft war. Er befand ſich auch recht wohl in dieſer neuen Sphäre; nur daß es ihm dabei wie andern jungen Leuten erging. Aus Gutmüthigkeit und Biegſamkeit überließ er ſich dem herrſchenden Tone einer jeden Geſellſchaft; in der einen war er ſanft, zurückhaltend und unbedeutend, in der andern ſchwärmte er, mit den Officieren war er laut und trank auch wohl gelegentlich über die Maßen, welche Abwechſelung der Lebensart ihn mit ſich ſelbſt in einige Verwirrung ſetzte.

Der Titel und Inhalt ſeines Stückes war nunmehr bekannt geworden, mehrere hatten daraus

Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bothſt Du mir die ſüße Lippe dar:
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war Dein Glück mich ſehn, Dein Glück an mich zu denken:
Und jetzo willſt Du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt ich ſuche Dich, Du ſiehſt ich bin betrübt —
Geh nur, Du falſches Herz, Du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt Du mich auch noch plagen?
Sophie Dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt Du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, Du warſt mein höchſtes Gut,
Für Dich ſchlug dieſes Herz, Dir wallte dieſes Blut!
Und dieſes gute Herz, das Du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann Dich nicht vergeſſen.
Ach die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — ich liebe Dich — noch, wie ich Dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! beſtes Herz! *Er will ſie umarmen.*

recitiren hören, einige Liebhaber waren in die Probe geſchlichen, man ſprach, man urtheilte ſchon von allen Seiten. Die Geiſtlichkeit wurde aufmerkſam, da ſie hörte, daß Daniel, der vierte unter den Großen, ſollte von einem landſtreichenden Komödianten vorgeſtellet werden. Sie brachten die Sache höheren Ortes an, und in Abweſenheit des Oberamtmanns erging ein Befehl an Madame de Retti, das Stück nicht aufzuführen. Welch ein unerwarteter Fall! welch ein Verdruß! welche Sorge! Herr von C. erfuhr es bald, es ärgerte ihn, und jene Thätigkeit, die er ſtets für ſeine Freunde zeigte, war auch hier des Schriftſtellers und der Schauſpieler Hülfe. Er lief herum, er bewies, überredete. Zum Glücke war Racinens Athalie in der Reſidenz franzöſiſch geſpielet worden; er zeigte, daß dieſes Stück noch viel unverfänglicher ſei, indem, obgleich die Geſchichte davon in der Bibel ſtehe, die Schauſpieler doch lauter Heiden ſeien, bis auf den einzigen Daniel, welcher ganz vortreffliche moraliſche Sachen ſage. Seine Bemühungen und Gründe, mehr aber noch der Einfluß, den er auf einige verſtändige und ſeine Freunde auf unverſtändige Frauen hatten, brachten dieſe Sache bald wieder in das Gleis, und das Verbot wurde aufgehoben.

Der Tag war nunmehr angeſetzt, und den Abend vorher ſollte die letzte Probe ſein. Man wollte die Decorationen und die Kleider auch einmal bei Lichte ſehen. Wilhelm lief und rannte den ganzen Tag. Er hatte nicht allein das Theater auf das beſte herausſtaffirt, ſondern er ließ auch das Proſcenium und die Logen ſelbſt, die bisher mit armſeligen Lappen behängt waren, mit Leinwand, wo es nöthig war, beſchlagen und mit architektoniſchen Zierrathen bemahlen. Er hatte, um die Beleuchtung zu verdoppeln, mehrere Lampen und Blaker angeſchafft, und es war ihm dieſes Geſchäft höchſt angenehm und befriedigend, da er alle ſeine erworbene Kenntniſſe und die Ideen, mit denen er ſich bisher getragen, überall zum größten Theile anwenden und in Ausübung bringen konnte. Er putzte die Bude ſo artig heraus, als wenn es eine Chriſtbude geweſen wäre, und gefiel ſich ſo wohl darinne, daß er nicht einmal Mittags nach Hauſe ging, ſondern ſich das Eſſen hinauf bringen ließ. Er agirte, recitirte für ſich, machte Plane zu neuen Stücken, und das Herz ſchlug ihm für Freude und Erwartung, wenn er ſich ſtatt der leeren Bänke und Wände ſo viel über einander gebaute Köpfe vorſtellen konnte.

Abends kamen Herr und Frau Melina zuerſt und brachten die böſe Nachricht, daß Moſje Bendel wieder einen neuen ſchweren Anfall ſeiner Krankheit gehabt hätte. Es habe ihn mit Froſt und Hitze angegriffen, das Blut wäre ihm alles nach dem Kopfe geſtiegen, und es ſei manchmal, als wenn er gar erſticken wolle. Man habe ſogleich nach einem Arzte geſchickt, der verſicherte, es ſei ein Übergang wie der vorige auch und habe gar nichts zu bedeuten. Es zeige ſich die Wirkung einer Unmäßigkeit, und wenn er ſich die Nacht ruhig halte und die verordnete Medicin brauche, ſo werde er morgen gewiß ſpielen können. Sie ſind wohl ſo gut, ſagte Madame Melina, und nehmen heute Abend ſeine Rolle; Sie wiſſen das Stück ja ſo, daß Sie es aus dem Kopfe ſouffliren könnten, und es iſt uns allen ein großer Vortheil, daß Sie die Hauptprobe ſelbſt dirigiren, damit uns die Principalin nicht bald dieſes, bald jenes heißt, worüber ſie am Ende ſelbſt ungewiß iſt.

Die Übrigen kamen nach und führten eine gleiche Sprache. Die Muſik war auch beſtellt. Man ſuchte ſchickliche, ernſthafte, prächtige Stücke zwiſchen die Acte aus verſchiedenen Symphonien heraus. Man fing an zu probiren, und Wilhelm, der, um die anderen in's Feuer zu ſetzen, ſelbſt in's Feuer kam, übertraf ſich in Sprache und Spiel. Alle thaten das Ihrige, ſo daß ein jeder mit ſich ſelbſt und mit den andern am Ende herzlich zufrieden war.

Ach wie anders wird es ſein, ſagte Madame Melina, wenn morgen unſer ſchwerer Held auftritt, daß die Breter knarren und das Theater ſich biegen möchte! Wollte doch der Himmel, mein Freund, Sie wären zu dieſer Kunſt beſtimmt und müßten das ſchöne Talent, das Ihnen die Natur zugegeben, nicht muthwillig verbergen und vergraben! — Sie ſehen, ſagte er, meine Beſte, daß mir leider dahin der Weg verſchloſſen iſt. — Es ſcheint nur ſo, ſagte Madame Melina, ich war in dem nämlichen Falle, es iſt nur eine papierne Thüre, die man mit dem Ellenbogen einſtoßen kann.

Die Schneider, die mit den Kleidern ankamen, unterbrachen ſie, man ging bei Seite, man zog ſich an, man fand ſich ſchön, nur noch nicht reich genug, es wurde noch mehr Zindel aufzuſetzen, noch mehr Flintern anzubringen geboten. Endlich kehrte man nach Hauſe zurück, und die erſte Frage daſelbſt war, wie ſich der Kranke befinde? Man hörte, er ſchlafe, und es war das erſtemal, daß ſein Schlafen oder Wachen jemanden außer die Principalin intereſſiret hatte.

Vierzehntes Capitel.

Der andere Morgen erſchien und weckte Wilhelmen bei Zeiten. Er hörte, Bendel habe eine ruhige Nacht gehabt und ſchlafe noch. Er nahm daraus gute Hoffnung und eilte nach dem Schauplatze, wo noch verſchiedene Handwerksleute beſchäftiget waren. Gegen Mittag war alles fertig, die Verwandlungen, ob ſie gleich zwiſchen die Acte fielen, ſorgfältig probiret, und es begegneten ihm, da er nach Hauſe ging, ſchon verſchiedene Poſtkutſchen mit Fremden, die der Ruf herbeigezogen hatte. Er genoß zum erſtenmale das Vergnügen, das Publicum durch ſich in Bewegung zu ſehen. Die feuchten Komödiantenzettel liefen von Haus zu Hauſe, und der Name Belſazar ſchien ihm mit großen Buchſtaben an allen Eckhäuſern entgegen.

Als er nach Hauſe kam, fand er verſchiedene Bedienten und Leute, die Geld in den Händen hielten. Es war das erſtemal, daß ſich die Principalin nicht zu helfen wußte, denn ſchon waren alle Logen genommen und alle Billette ausgetheilet. Man hatte ſchon angefangen, noch einige beſonders nachzumachen, welches aber Wilhelm verhinderte, weil die Leute nicht alle Raum finden und ſich im Hauſe entweder erbärmlich drängen oder wohl gar wieder würden weggehen müſſen.

Bendel war indeſſen aufgeſtanden, ſtreckte ſich im Seſſel und nahm ein tüchtiges Frühſtück zu ſich. Er war der Einzige, der ſeine Rolle noch nicht recht auswendig konnte, und, was das Schlimmſte war, er hatte gleich vom Anfange einige Verſe falſch geleſen und in andern aus Unverſtand die Worte zu verſetzen ſich angewöhnt, wodurch ein alberner Sinn in verſchiedene wichtige Stellen kam. Durch vieles Einreden war er aufmerkſam darauf, allein ehe man ſich es verſah, entfuhr dem ungeſchickten Gehirne der gewohnte Irrthum. Er fing an zu ſtottern, und anſtatt den Fehler zu verbeſſern, verwirrte ſich ſeine ungelenke Zunge in einem doppelten und dreifachen

Quidproquo. Er hatte ſeine Rolle neben ſich liegen, und indem er ſie herſagte, ſchien er ſie in dieſem Augenblicke eben zur gelegenen Zeit vergeſſen zu haben. Wilhelm, der in die Stube hereintrat, konnte es nicht ausſtehen, er eilte unwillig fort und die Principalin war in der größten Verlegenheit.

Wie hundertmal iſt es bemerkt worden, daß der ſchönſte Wunſch des Menſchen, wenn er ſich ihm endlich in ſeinem ganzen Umfange erfüllt, doch meiſt durch eine irdiſche Zugabe verdorben und der angenehmſte Genuß dadurch oft zur Marter wird. Unſer Freund ſah nunmehr den Tag erſchienen, den er ſich als Knabe ſo manchmal herbei gewünſcht hatte.

Wir ſehen, daß Kinder zuerſt durch die äußere Form eines Metiers, das ihr Vater treibt oder das ſie ſonſt zu ergreifen gelockt werden, ſich rühren laſſen. Sie nehmen Stecken und machen ſich Schnurrbärte, um Soldaten, Bindfaden, um Kutſcher und papierne Umſchläge, um Pfarrer zu ſcheinen; ſo war es unſerm jungen Dichter auch gegangen; als Knabe hatte er ſchon Komödienzettel geſchrieben, worauf er eigene Stücke, die nicht gefertiget noch zu fertigen waren, mit prächtigen Titeln ankündigte. Wenn er nachher die Perſonen eines Stückes und die erſten Scenen davon ſchrieb, dachte er ſich, wie ſchön es ſein müſſe, dieß dereinſt in ſo zierlichem Formate wie die erſte Ausgabe von Leſſings Schriften gedruckt zu ſehen. Wenn er im Parterre ſaß und die angefangene Symphonie die Gemüther der Zuſchauer erhob, ach, dachte er, wenn du ſo glücklich ſein ſollteſt, vor dem Vorhange zu ſitzen, die Ouvertüre zu hören und dein eigen Stück zu erwarten! Der gute Knabe hoffte damals, es würden ihm alsdann ſeine eigene Sachen ſo außerordentlich und er ſich ſelbſt ſo ehrwürdig vorkommen als ihm gegenwärtig die über ihn erhabene Schriftſteller und ihre Werke. Und wem geht es nicht ſo, der andere in Reichthum, Rang, Titel, Ämtern und Ehren über ſich glänzen ſieht? —

Der Tag war nunmehr da, und wie viel fehlte es an jenem Entzücken, mit dem er als Kind dem häuslichen Puppenſpiele zum erſtenmale beigewohnt! Durch die Proben ermüdet, ſchien ihm das Stück beinahe ſelbſt trivial zu ſein. Scheu vor der Verantwortung gegen die Seinigen wegen ſeines langen Aufenthaltes, angefeſſelt durch das Geld, welches er leichtſinnigerweiſe verborgt und ſelbſt dieſe Tage her in ein leichtes Bretergerüſte verwendet hatte, war er von innen heraus nicht ganz heil; doch hätte ſeine Leidenſchaft alles überwogen, wenn ihn nicht der verwünſchte Darius ganz und gar aus allem Behagen geworfen hätte. Es war ihm wie einem Tänzer, der ſich ſonſt ganz friſch befindet, nur daß ihm die große Zehe, wie er das Bretergerüſte beſteiget, erbärmlich zu ſchmerzen anfängt.

Er eilte bald wieder auf das Theater, vergnügte ſich an der Ruhe und Ordnung, die oben herrſchte; der Tapezierer war eben daſelbſt und ſchlug einen großen Fußteppich von grünem Frieſe auf die Scene. Eine Ausgabe, die auch Wilhelmen ſtark in den Beutel fiel, ob er gleich überzeugt war, ſeinem Trauerſpiele dadurch die letzte Würde zu geben. Die Stunden liefen herum, und ſchon gegen Viere ſuchten die müßigſten Zuſchauer ſich die beſten Plätze, gegen Fünfe war das Haus ziemlich voll, außer den genommenen Logen. Die Muſik war angekommen und gab mit unerträglichem Stimmen und Klimpern den Zuſchauern die nächſte Hoffnung, daß ſich der Schauplatz bald eröffnen werde. Im völligen Putze traten die Acteurs nach einander an, die vorderen Lampen wurden angezündet, und es fehlten nur noch die beiden Fürſtinnen mit dem mediſchen Helden, ſonſt war alles zum Anfange bereit. Ein jeder Schauſpieler zeigte ſich in ſeiner Kleidung unſerem Freunde, der an ihnen noch einiges zurecht rückte, als einige Bedienten aus der Stadt eilig auf das Theater kamen und fragten, ob denn das Stück nicht geſpielt werde? Es wollte verlauten, als wenn ein Acteur krank geworden ſei und man das Trauerſpiel nicht geben könne. Wilhelm verſicherte, es ſei ein Irrthum, er wäre wieder beſſer, und man würde um die beſtimmte Stunde, die heranrücke, anfangen. Es war auch ein Bedienter von ſeinem militäriſchen Freunde darunter, den er mit eben dieſen Worten abfertigte.

Kaum war dieſes geſchehen, als Madame de Retti ihm ſagen ließ, er möchte doch eilig in das Wirthshaus kommen, und der Bote verbarg ihm nicht, daß Mosje Bendel einen neuen Anfall der Krankheit in dieſem Augenblicke litte. Voller Schröcken lief Wilhelm hin und fand beide Frauen im königlichen Habite um den halb angekleideten Menſchen beſchäftigt, der im Seſſel lag, ſinnlos, dem ein Arzt zur Seite ſtund und ein Chirurgus die Ader öffnete. Madame de Retti war außer ſich, Madame Melina wollte raſend werden, der Arzt ſchalt auf den unmäßigen Menſchen, der ſeine gewöhnliche Mahlzeit zu ſich genommen und ſich ſeine Flaſche Wein nicht verſagt hätte, wodurch die ohnedem in dem Körper ſteckende Krankheit neuen Trieb erhalten. Er verſicherte, ſie möchten nur keine Umſtände machen, ſich auskleiden und ein anderes Stück ſpielen. Als das Blut lief, erholte ſich der Kranke ein wenig, und der Arzt befahl dem dabei ſtehenden Theaterſchneider, daß er ihn ſchnell ſollte auskleiden und ihn in das Bett bringen helfen.

Wilhelm ſtand unbeweglich, es lag eine Laſt auf ihm wie auf einem, den der Alp drückt, er konnte kein Glied rühren, es war als wenn ſein Blut ſtockte und das Herz ſtille ſtünde. Er ging mit den beiden Frauen in ein anderes Zimmer. Was fangen wir an! rief er aus. Die Kutſchen, durch die letzte Nachricht, welche er den Bedienten gegeben, in Bewegung gebracht, fingen an zu raſſeln. Es wurde ihm ſo bange wie einem, dem eine Laſt zum Berge hinunter zu rollen anfängt, die er nicht aufhalten kann, wie einem, der im Begriffe iſt zu gleiten und hinterdrein zu rutſchen. Was fangen wir an! rief Madame de Retti und ſah der beſtürzten Madame Melina in die Augen. — Ach, rief jene mit einem bewegten Tone, es iſt nur ein Mittel! Mein Herr! Mein Freund! — Ja unſer Freund, rief die Principalin, indem ſie ihn wie jene bei der Hand nahm, Sie müſſen uns retten! Er ſtand zwiſchen beiden Weibern, deren ganze Seele durch das Schröcken, durch die Furcht, die Verlegenheit, die Sorge, die ſie in dem Augenblicke ergriff, erhöht war; er verſtand ſie nicht — und gleich darauf verſtand er ſie — und auf einmal kamen alle ſeine Lebensgeiſter in Bewegung. Mit dem Gedanken, daß man es von ihm verlangen könnte, daß es möglich ſei, wendete ſich auf einmal die Laſt, die ſeinen Buſen beſchwerte, weg, die drückende Stille war aufgehoben; aber er fühlte ſich einem Sturme von Zweifeln, Wünſchen, Muth und Bangigkeit ausgeſetzt, dem er faſt unterlag. Was ſagen Sie? rief er aus, nein, es kann nicht ſein. — Sehen Sie unſere Verlegenheit, rief Madame de Retti, fühlen Sie Ihre eigene. Wir ſind verloren, wenn wir das Publicum nicht befriedigen, unſer Schickſal hängt von Ihrem Willen ab, und dieſe ganze Verwirrung wird durch ein Wort von Ihnen gehoben, auf das ſchönſte gehoben, denn es kann dieſe Rolle niemand wie Sie ſelbſt ſpielen. — Wie ſchön war unſere Probe geſtern, rief Madame Melina, ach, wenn ich mir die heutige Aufführung ſo denke, ich komme außer mir vor Entzücken, und meine ganze Angſt verwandelt ſich in Wonne. Eine löſ'te die andere ab, jede ſagte etwas Dringenderes und Schöneres, ihre bewegten Seelen rührten die ſeinige mehr als ihre Worte; ihre ſchöne Kleidungen und edeles Betragen machten das, was ſie ſagten, noch eindringender. Sie können es nicht verſagen, rief die Prinzeſſin aus, an dem heutigen Tage hängt unſer ganzes Glück. Sie ſind auch mir es ſchuldig, denn hier iſt das einzige Mittel, daß ich aufhöre Ihre Schuldnerin zu ſein. Ich bin oft unglücklich geweſen, aber wenn wir in dem Moment das Publicum aufbringen und ſeine Erwartung täuſchen, ſo werde ich elender ſein als jemals. Die Thränen liefen ihr von den Wangen, eine Thräne glänzte in dem Auge der Madame Melina, ſeine Augen wurden naß, und er wußte nicht mehr, wie er ſie abweiſen ſollte. Wollen Sie mich zu Ihren Füßen ſehen? rief die ſtolze Prinzeſſin, indem ſie ſich vor ihm auf die Knie warf. — Können wir dringender bitten, rief die reizende Königin und fiel auf der anderen Seite vor ihm nieder. Er konnte es nicht aushalten, er zwang ſie aufzuſtehn, er konnte nicht Ja ſagen und hatte nicht die Kraft, ein entſcheidendes Nein herauszubringen. Madame de Retti ſtund auf und ging an das Fenſter, ihre Thränen zu trocknen. Entſchließen Sie ſich, ſagte Madame Melina heimlich, es weiß niemand Ihren rechten Namen als mein Mann und ich, Sie ſind hier völlig unbekannt, Ihren Verwandten iſt Ihr hieſiger Aufenthalt ein Geheimniß; ich ſchwöre Ihnen, es ſoll auf keine Weiſe jemals über unſere Lippen kommen. — Möchte doch, rief Madame de Retti, die ſich wieder zu ihm kehrte, nur der tauſendſte Theil von dem, was Sie jemals für die Schauſpielkunſt empfunden, in dieſem Augenblicke Ihre harte Bruſt erweichen.

Es ſchlug Sechſe.

Ihr Wunſch war ſchon, eh ſie ihn thaten, wirkſam geweſen. Was ſich beide Frauen in dem Drang ihrer Seelen möglich dachten, konnte er ſich endlich auch möglich denken, gerührt wie er war, wenn er es recht fühlte, in dem glücklichſten Momente! War nicht ſein eigener Wunſch erfüllt? ein guter Geiſt hatte den leidigen Sünder, der die ganze Übereinſtimmung ſeiner ſchönen Dichtung zerſtörte, gelähmt. Ihm ſelbſt war es gegeben, die Krone des Beifalles zu brechen, ihm war es aufgedrungen, das Schickſal ſeines eigenen Stückes und ſeiner Freunde zu entſcheiden. Die Zuſammenſtimmung aller Umſtände bis auf den heutigen Tag ſchien dieſes Opfer zu verlangen, das dem größten Triumphe, den ein Menſch erringen konnte, ähnlich ſah. Er ward nachdenkend, er ſchwankte, die Frauen redeten nicht mehr, ſie faßten ihn bei der Hand und ſahen ihn beweglich an. Wenn nur ein Freund gegenwärtig geweſen wäre, den er um Rath hätte fragen können.

Es ſtürzte jemand mit Ungeſtüm die Treppe hinauf und rief, ſie möchten nicht länger zaudern, ſie möchten kommen, das ganze Haus ſei angefüllt, das Publicum werde unruhig und poche ſchon eine Viertelſtunde. Ein einziges Ja, ſagten die Frauen, würde dieſem unüberſehlichen Unheile ein Ende machen. — Es iſt unmöglich, ſagte Wilhelm, wie ſoll ich mich der Rolle in dieſer Verlegenheit gewiß ganz erinnern, wo ſoll ich ein Kleid hernehmen, das in dem Augenblicke anſtändig wäre und zu den übrigen paßte, die alle neu ſind?

Da er Einwendungen machte, war er verloren.

Sophie.
Ich höre jemand gehen.
Alceſt.
Auch nicht ein einzig Wort! das iſt nicht auszuſtehen.
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und Dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, Du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemahls ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang bleib' ich Dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?
Sonſt war Dir nichts zu ſchwer, Du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
O wenn Du wollteſt —
Sophie.
Was?
Alceſt.
Wenn Du nur denken wollteſt,
Daß Du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit

Die erſte hob Madame Melina gleich, und wegen der zweiten rief die Principalin nach dem Theaterſchneider. Könnt Ihr das Kleid des Herrn Bendel geſchwind dieſem Herrn auf den Leib paſſen? ſagte ſie. — Es geht nicht an, rief Wilhelm, er iſt viel größer und ſtärker als ich. — Das hat gar nichts zu ſagen, verſetzte der Schneider, einnähen kann man geſchwinder als auslaſſen, beſſer zu groß als zu klein. In einer Viertelſtunde bin ich fertig, ſo was kommt tauſendmal vor. Die Principalin winkte ihm, er lief hinüber und holte die Kleider. Was machen Sie, ſagte Wilhelm, ich kann mich nicht entſchließen. — Es bleibt uns nichts anders übrig, verſetzte ſie. Ein zweiter Bote ſtürzte herein. Wo bleiben Sie? rief er in voller Haſt; die Zuſchauer werden unbändig, das Parterre verlangt das Stück und pocht und tobt, die gedrückte Galerie kracht vom Unfug, ein Theil fordert ſein Geld, die Logen drohen nach ihren Kutſchen zu ſchicken, die Muſik ſpielt indeſſen, was ſie kann, um den Sturm nur einigermaßen zu beſänftigen. Die zwei Boten ſtunden neben einander und harrten auf Antwort, der Schneider kam mit den Kleidern auf dem Arme. Ich ſchicke hin, rief die Principalin, damit das Publicum nur zur Geduld komme. Sie ging mit den Boten zur Thüre hinaus, Wilhelm ſagte weder Ja noch Nein und ließ ſich ankleiden. Draußen befahl ſie, der Alte, dem die Rolle des Erons zugetheilt war, ſollte vor den Vorhang treten und mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit das Publicum anreden, die Urſache anzeigen, nur um eine Viertelſtunde Aufſchub bitten und mit Demuth und Beſcheidenheit das Beſte verſprechen.

Die flinken Hände des Schneiders und einer Näherin, die man herbei gerufen hatte, bildeten ſchnell unſeren Freund zum Helden um, noch ehe er ſich beſann. Madame Melina kämmte ihm ſelbſt die Haare in fliegende Locken, die ein köſtlich geputzter Helm mit großen Federn zu drücken beſtimmt war. Der Harniſch und das Schürzchen, der Mantel und der Gürtel glänzten wie wahrhaft und paßten wie angegoſſen. Zum Glücke fanden ſich ein paar neue Schnürſtiefel, die dem Helden genau anlagen. Er war faſt in kürzerer Zeit gewaffnet als die Helden Homers, die ſich zur eiligen Schlacht rüſten.

Er beſah ſich im Spiegel, und der alte Geiſt des Schauſpieles kam über ihn. Er rückte ſelbſt die Stücke, die ihn zierten, zurechte, die Frauen putzten rechts und links und ließen ihn nicht zu ſich kommen. Er ſaß im Wagen und ſtand auf dem grünen Teppiche zum größten Erſtaunen und zur großen Freude der übrigen Acteurs, ehe er ſich beſinnen konnte.

Mit Schaudern ſah er durch die Lücke des Vorhanges in die gedrängte Verſammlung. Die Symphonie des Stückes ging an, und ſein Geiſt, der aus einer Leidenſchaft in die andere geworfen war, faßte ſich zuſammen und rufte die erſten Verſe ſeiner Rolle aus dem Gedächtniſſe hervor. Er maß etlichemal mit ſchnellen Heldenſchritten den grünen Teppich, beredete noch eins und das andere, ermahnte den Souffleur und die Handlanger, die bei den Verwandlungen angeſtellt waren, und in weniger als einer Minute ſchien er ſich mit ſeinem Zuſtande ſo bekannt, als wenn er jahrelang dabei hergekommen ſei.

Wie einer, der mühſam über den gefrornen hockrichten Boden eilt und unſicher auf ſeinen ledernen Sohlen das glatte Eis betritt, gar bald, wenn er die Schrittſchuhe nur untergebunden hat, von ihnen hinweggeführet wird und mit leichtem Fluge das Ufer verläßt, ſeines vorigen Schrittes und Zuſtandes auf dem glatten Elemente vergißt und vor den ungeſchickten herbeigelaufenen Neugierigen auf den Dämmen in ehrenvoller Schönheit dahinſchwebet; oder wie Mercur, ſobald er die goldnen Flügel umgebunden, über Meer und Erde ſich leicht nach dem Willen der Götter bewegt, ſo ſchritt auch unſer Held in ſeinen Halbſtiefeln berauſcht und ſorgenlos über das Theater hin, als das letzte Preſto der Symphonie ihn nöthigte, ſich hinter die Couliſſen zu verbergen. Der Vorhang rauſchte hinauf, und man erlaube mir, ihn hier fallen zu laſſen.

* * *

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im grünen Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und froh der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Gebieter, ziehn!

Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmor-Bilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Gebieter, ziehn!

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth:
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg; Gebieter, laß uns ziehn!

Unter denen Liedchen, die Mignon ſang, hatte ſich Wilhelm eins gemerkt, deſſen Melodie und Ausdruck ihm beſonders wohlgefiel, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er verlangte es von ihm, ließ ſich es erklären, merkte es ſich und überſetzte es in die deutſche Sprache, oder vielmehr, er ahmte es nach, wie wir es unſern Leſern mittheilen. Zwar die kindiſche Unſchuld des Ausdruckes ging mit der gebrochenen Sprache verloren, und der Reiz in der Melodie konnte mit nichts verglichen werden. Sie fing jeden Vers mit Feier, mit einer Pracht an, als wenn ſie auf etwas Merkwürdiges aufmerkſam machen, etwas Wichtiges erzählen wollte. Bei der dritten und vierten Zeile wurde der Geſang dumpfer und düſterer. Das Kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedenklich aus, in dem Dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und das Gebieter, laß uns ziehn! wußte ſie, ſo oft ſie es ſang, zu modificiren, daß es bald bittend, dringend, treibend, haſtig und vielverſprechend war.

Einsmal, als ſie es wiederholt hatte, hielt ſie nach geendigtem Liede einen Augenblick inne, ſah ihren Herrn ſcharf an und fragte: Kennſt du das Land? — Es muß wohl Italien gemeint ſein, verſetzte Wilhelm; woher haſt du das Liedchen? — Italien! verſetzte Mignon; gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier. — Biſt du in Italien geweſen, liebe Kleine? ſagte Wilhelm. Das Kind war ſtill und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Doch ich weiß nicht, warum wir uns mit der kleinen Creatur abgeben, zu einer Zeit, da wir unſern Helden ſelbſt in einer kritiſchen Situation verlaſſen haben.

Es wird kaum einer unſerer Leſer ſein, der nicht zu erfahren wünſchte, wie es Wilhelmen auf dem Theater ergangen, und doch faſt keiner, der ſich es nicht beſſer vorſtellte, als wir es erzählen könnten. Auch finden wir ihn erſt auf ſeinem Zimmer wieder nachdenklich, ausgekleidet ſitzen.

Er ſah vor ſich nieder, war in tiefen Betrachtungen, und wenn er die Halbſtiefel nicht erblickt hätte, die man ihm auszuſchnüren vergeſſen, ſo hätte er ſein ganzes Abenteuer für einen Traum gehalten. Noch klang ihm der laute Beifall, das betäubende Klatſchen der Menge in die Ohren, noch fühlte er die Bewegung von Loge zu Loge ſich bei einer ſchönen und ſtarken Stelle verbreiten, und er empfand bei dieſem erſten ſeltſamen Verſuche, was er ſich als das Glück des Meiſters ehmals gedacht hatte. Er genoß ganz den köſtlichen Eindruck, der Mittelpunct zu ſein, worauf eine Maſſe verſammelter Menſchen ihre Aufmerkſamkeit richtet, und wenn wir gleichnißweiſe reden dürfen, ſich als der Schlußſtein eines großen Gewölbes zu fühlen, wohin tauſend Steine, ohne ihn zu beläſtigen, drucken, und der ſie ohne Arbeit und Gewalt bloß durch ſeine Lage zuſammenhält, da ſie ſonſt ſchnell in einen verworrenen Schutt zuſammenſtürzen würden. Seine Einbildungskraft ließ ſie auch nach vollendetem Stück nicht aus einander, er hielt ſie noch wenigſtens dem Geiſte nach zuſammen und war überzeugt, daß jeder einzeln zu Hauſe mit den Seinigen und in den Seinigen die guten edeln Thaten und lebendigen Eindrücke des Stückes nachempfinden würde. Er hatte nicht verlangt zu Abend zu eſſen, Mignonen zum erſtenmale unbemerkt weggeſchickt, und dachte nicht eher zu Bette zu gehen, als ſein heruntergebranntes Licht ihn dazu nöthigte. Den andern Morgen, nachdem er ſich in einem langen Schlafe erholt hatte, ſtieg er auf, wie aus einem Rauſche erwachend. Der Überreſt der Schminke auf ſeinen Backen und die in wunderſamen

Locken noch durch einander fallenden Haare machten ihm ſeinen geſtrigen Zuſtand wieder lebendig und bei nüchternem Muthe einen ſeltſamen Eindruck auf ihn.

Es währte nicht lange, ſo trat Herr Melina herein, deſſen Beſuche er bisher, und beſonders ſo früh, nicht gewohnt war. Meine Frau läßt Sie grüßen, ſagte er, und wenn ich eiferſüchtig werden könnte, ſo müßte ich es dießmal ſein, denn ſie gebärdet ſich wie eine Närrin über Sie und Ihr geſtriges Spiel. — Ich danke ihr, ſagte Wilhelm, wenn ſie mit mir zufrieden ſein will. So viel kann ich verſichern, ich weiß nicht, wie ich geſpielt habe, und Sie werden mir das gerne glauben. Überhaupt dünkt mich, hätten alle ihre Sache recht gut gemacht, und ich bleibe ihnen dafür vielmals verbunden. — Nun, nun! mehr oder weniger! ſagte Herr Melina. Sie ſprachen weiter über das Stück, die Aufführung und den Effect verſchiedener Scenen. Endlich ſagte Melina: Erlauben Sie, daß ich als Freund etwas erinnre, denn ich fürchte, Sie vergeſſen eine ſehr nothwendige Sache. Der Beifall des Publicums iſt ganz hübſch und gut; nur wünſchte ich, Sie nutzten ihn auch, wie Sie ihn verdienen. Die geſtrige Einnahme war ſehr anſehnlich, und die Principalin muß einen ſchönen Thaler Geld in der Caſſe haben: Verſäumen Sie dieſen Zeitpunct nicht, wieder zu dem Ihrigen zu kommen; denn ich habe Ihnen nachgerechnet, wie viel Sie ihr theils geborgt, theils zur Aufführung des Stückes verwendet haben. In den zwei letzten Tagen ließen Sie noch vieles geſchwind beſtellen und machen, davon Ihnen die Zettel auch auf den Hals kommen. Soviel ich weiß, haben Sie den Wirth bisher auch nicht bezahlt, der Ihnen eine ziemliche Rechnung machen wird, und ich wünſchte nicht, daß Sie in Verlegenheit geriethen.

Mitten auf dem angenehmen Pfade des geiſtigen Genuſſes war es unſerm Freunde höchſt verdrießlich, auf einmal dieſe Kluft häuslicher Kümmerlichkeit vor ſich eröffnet zu ſehen. Ich will mein Geld durchzählen, ſagte er, wenn die Zettel kommen, ſie bezahlen, und gelegentlich mit der Principalin reden. — Mein Freund, rief Herr Melina, bedenken Sie, was Sie thun, und nehmen Sie dieſes Augenblickes wahr! Jetzo gleich auf der Stelle muß es geſchehen, da Madame de Retti das eingenommene Geld noch nicht ausgegeben hat oder keine Ausflüchte findet, es zu verläugnen; ich ſtehe Ihnen nicht bis gegen Mittag dafür. — Sie wird ſo ſchlecht nicht denken, verſetzte Wilhelm, und mir das Meinige vorenthalten. Sie verſprach noch geſtern in dem kritiſchen Augenblicke, mich auf das gewiſſeſte zu bezahlen, und wir thun ihr wohl Unrecht, denn vielleicht iſt ſie eben beſchäftigt, die Summe, die ſie mir ſchuldig iſt, zuſammen zu zählen und ſich von der Verbindlichkeit gegen mich zu befreien. — Sie müſſen ſie ſchlecht kennen, ſagte Herr Melina, und ſchlecht auf ihr bisheriges Betragen Acht gegeben haben. Wenn es ihr Ernſt geweſen wäre, ſo hätte ſie lange ihre Schuldigkeit thun und Sie nach und nach bezahlen können. Auf dieſem Wege richten Sie nichts mit ihr aus, und ich muß drauf beſtehen, daß Sie Ernſt brauchen. Wiſſen Sie denn, was Sie ſchon angewendet haben, und haben Sie einen Überſchlag gemacht, was Ihnen bevorſteht? — Ich denke, ſagte Wilhelm, alles mit ſechshundert Thalern zu endigen, und laſſen Sie's auch mit den ſiebzigen, die ich Ihnen geliehen, ſiebenhundert machen. Ich rechne fünfzig Thaler auf die Rechnung des Wirthes, und es bleibt mir ſo viel übrig, daß ich auf keine Weiſe in Verlegenheit kommen kann. — Sie ſcheinen mir Ihre Caſſe nicht ſehr ordentlich zu führen, verſetzte der andre. Ich wette, Sie haben ſchon achthundert Thaler ausgegeben, ſeitdem Sie hier ſind. Sehen Sie nach, ich bitte Sie, und verzeihen, daß ich ſo dringend bin.

Wilhelm ging mit einigem Widerwillen nach ſeinem Koffer und war höchſt erſtaunt, als er ſeines Freundes Rechnung eintreffen und ſeine Packete weit mehr, als er dachte, geſchmolzen fand. Sie haben Recht, ſagte er, indeſſen iſt mir doch nicht bange. — Es ſchickt ſich nicht für mich, verſetzte jener, zu fragen, wie viel Ihnen gegenwärtig übrig bleibt, nur ſo viel muß ich Ihnen ſagen, bereiten Sie ſich auf hundert Thaler Handwerkszettel und auf eine Rechnung des Wirthes von wenigſtens zweihundert Thalern. — Es iſt unmöglich! rief Wilhelm aus. — Verzeihen Sie, verſetzte der andre, meiner Neugierde, ſie hatte eine löbliche Abſicht; ich habe mir geſtern das Buch des Wirthes zeigen laſſen und finde wirklich, daß ſie ſo hoch angeſtiegen iſt. Ihre Gaſtfreiheit und Freigebigkeit konnte Ihnen nicht wohlfeiler zu ſtehen kommen. Der Überſchlag war bald gemacht, daß nach dieſer Rechnung Wilhelmen von ſeiner Barſchaft kaum hundert Thaler übrig blieben. Er war beſtürzt, und Melina drang ſchärfer auf ihn. Sie ſehen, daß da gar nicht zu ſcherzen iſt, ſagte er. Wir haben die Principalin in Händen, denn alles, was ſie hat und beſitzt, iſt Ihnen als Pfand verſchrieben, und wir können uns deſſen ſogleich bemächtigen. Ehe ſie ſich zu Grunde richten und aus der Stadt hier vertreiben läßt, thut ſie gewiß das Möglichſte, und Sie kommen zu dem Ihrigen. Beſtehen Sie drauf, daß Ihnen Ihr erſtes Capital ſogleich und das Übrige nach und nach von der Einnahme bezahlt werde, daß ſie die noch ausſtehende Handwerksleute gleichfalls übernimmt, und ſo retten

Sie noch, was möglich iſt, denn ganz ungerupft kommen Sie doch nicht davon. Ich bitte Sie, ziehen Sie ſich an und gehen zu ihr hinüber. Wenn ich es nicht mit ihr zu verderben fürchtete und es zudringlich ließe, ſo wollte ich Ihnen gern dieſen fatalen Gang erſparen.

Ein junger Prinz, der eben auf die Jagd reiten will, kann einem remonſtrirenden Finanzminiſter nicht mit größerm Widerwillen geſtiefelt und geſpornt Audienz geben, als Wilhelm in dem Augenblicke dem Verlangen ſeines Freundes folgte. Wie anders dachte er dieſen Morgen zuzubringen! Er hoffte ſich mit ſeinen Freunden und Freundinnen zu letzen, mit ihnen das geſtrige Abenteuer, das Vergnügen, den Beifall nachzukoſten und zu genießen.

Zweites Capitel.

In dem Augenblicke, als Wilhelm angekleidet war und zu der Principalin hinüber gehen wollte, erhielt er ein Billett von ſeinem Freunde, dem Herrn von C., der ihn mit großer Lebhaftigkeit des Enthuſiasmus und der Überraſchung wegen des geſtrigen Stückes und ſeines unvermutheten Spieles pries und ihn zugleich auf den Abend einlud, er wolle ihn zu ein paar vortrefflichen Frauenzimmern führen, die, um das Trauerſpiel zu ſehen, von ihren Gütern in die Stadt gekommen ſeien und ſehr wünſchten, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen. Er antwortete mündlich, daß er aufwarten wolle, und ging nach dem Zimmer der Madame de Retti.

Vor der Thüre hörte er, daß ſie in einem heftigen Streite befangen war, und er erkannte gar bald die

Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; Dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt Du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll Dir glauben,
Daß Du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?
Kennſt Du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt Du zaudern
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut' Nacht beſuch' ich Dich?
Doch kommt Dir's ſich'rer vor, ſo komm, beſuche mich.

Sophie.

Das iſt zu viel!

Stimme des Herrn Bendel, der ſich gegen ſie gar unartig bezeigte. Sie hörte nicht, als Wilhelm anpochte, und da er die Thüre eröffnete, konnte er noch ganz deutlich die Worte des rohen Menſchen verſtehen, der ausrief: Genug, Sie hätten ſich nicht ſo zu eilen brauchen, Sie konnten ja ein anderes Stück geben, und morgen würde ich ſchon ſelbſt geſpielt haben. Die Ankunft des Dritten unterbrach ſeine Heftigkeit, Wilhelm grüßte ihn und erfreute ſich ihn wohl zu ſehen, dagegen der Grobian nur einige unverſtändliche Worte brummend verſetzte, ein Käſtchen, das auf dem Tiſche ſtand, unter'n Arm nahm, hinaus ging und die Thüre hinter ſich zuſchlug.

Ich wünſchte, ſagte Madame de Retti, daß Sie dieſe Rolle von Anfange gleich übernommen und Monſieur Bendel ſie gar nicht memoriret hätte; jetzt iſt er verdrießlich, daß Sie ſie vor ihm geſpielt haben.

— Er wird Zeit genug finden, ſie nach mir zu ſpielen, verſetzte Wilhelm. Ich habe ſchon zu lange verweilt, meine Geſchäfte nöthigen mich weiter zu gehen, ich bin gekommen, es Ihnen zu eröffnen und zu bitten, daß Sie mir das Meinige, womit ich Ihnen bisher gerne ausgeholfen, wieder erſetzen, beſonders da die geſtrige Einnahme beinahe dazu hinreichen wird. — Ich weiß ſelbſt noch nicht, ſagte die Principalin, wie viel eingekommen iſt, ich habe ſoeben Herrn Bendel die Caſſe gegeben, um das Geld zu ſortiren und zu zählen. Gegen Abend werde ich Ihnen davon Rechenſchaft geben können. — Madame, verſetzte Wilhelm, ich wünſchte, daß Sie die Caſſe wieder holen ließen; ich erbiete mich das Geſchäfte ſelbſt zu übernehmen, in einer Stunde ſoll alles gemacht ſein. — Sie werden gegenwärtig nicht in mich dringen, verſetzte die Principalin, ich bin unſerm Wirthe eine anſehnliche Rechnung ſchuldig, und wenn ich noch einigen Credit von ihm hoffen will, ſo muß ich dieſe ſogleich abzahlen. — Bedenken Sie, Madame, verſetzte Wilhelm, daß meine Schuld nicht minder dringend iſt, denn ich kann mich nicht einen Tag länger hier aufhalten. — Ich muthe Ihnen das auf keine Weiſe zu, ſagte Madame, laſſen Sie mir Ihre Adreſſe, und ich verſpreche es mit Nächſtem nachzuſchicken. — Ich kann hierin nicht nachgeben, fiel er ein, überlegen Sie, daß mir die ganze Garderobe, Decorationen und alles, was nur zum Theater gehört, als Pfand verſchrieben iſt, und es ſollte mir leid ſein, wenn Sie mich nöthigten, mich meines Rechts zu bedienen. — Wären Sie fähig, rief Madame de Retti mit großer Heftigkeit aus, indem ſie eine Rolle Papier, die ſie bisher in der Hand geführet, auf den Tiſch warf und die Stube auf- und abging; wären Sie fähig, ſo hart und ungerecht gegen mich zu ſein? — Ich ſehe nichts Unbilliges, verſetzte Wilhelm, wenn ich zu dem Meinigen zu gelangen ſuche. — Nein, rief ſie aus, indem ſie mit der Hand vor die Stirne ſchlug, nein, ſo etwas dachte ich nicht zu erleben! Wie ſehr habe ich Sie bisher verkannt! wie ſehr in Ihnen geirrt! Ich vergebe es Ihnen nicht, ſo lang ich lebe! Sie fuhr noch mit lebhaftem Verdruſſe fort, ſich über ſein Betragen zu beſchweren und ihn fühlen zu laſſen, wie ſehr beleidigt ſie durch ſeine Forderung ſei. Wilhelm ſtand ganz erſtaunt, denn ſeiner Empfindung nach war er eigentlich der beleidigte Theil; er hatte ſich zu beſchweren, er hatte zu verzeihen! Und er kam ſich ſelbſt ganz wunderbar vor, indem er Madame zu beſänftigen ſuchte und ihr verſicherte, daß es ſeine Abſicht gar nicht geweſen ſei, ſie zu erzürnen und ihr Verdruß zu machen. Damit Sie ſehen, verſetzte ſie, daß es mir Ernſt iſt, ſo will ich gleich mit einer abſchläglichen Zahlung den Anfang machen und Ihnen fünfundzwanzig Thaler von der geſtrigen Einnahme geben und eben ſo viel von einer jeden folgenden, bis Capital und Intereſſen abgetragen ſind. Denn glauben Sie nicht, verſetzte ſie mit einem ſtolzen Tone, daß ich gern jemanden etwas ſchuldig bleibe. Unſer guter Freund war betäubt und beſchämt; auf ſeinen Vortheil genau zu ſein, hatte er nie gelernt, er vergaß alſo den guten Rath des Herrn Melina, den leeren Raum ſeiner eigenen Caſſe und ließ es bei ihrem Anerbieten bewenden, ohne es abzuſchlagen oder anzunehmen. Und Madame de Retti war ſo klug, ihm, als er auf ſein Zimmer ging, ſogleich die verſprochene Abſchlagsſumme nachzuſchicken.

Herr Melina, dem Wilhelm von dem Ausgange dieſer Sache, obgleich wider Willen, Nachricht gab, war höchſt mißvergnügt über die Gefälligkeit, über die Nachläſſigkeit und beſonders darüber, daß, wenn er ja eine abſchlägliche Zahlung hätte annehmen wollen, er ſich nicht größere Summen ausgemacht und die noch bevorſtehende Handwerkszettel an ſie gewieſen habe. Über die Unzufriedenheit ihres Gemahls kam Madame Melina ganz aus der Faſſung und konnte alles Angenehme, worauf ſie ſich vorbereitet hatte, ihrem theatraliſchen Freunde kaum zum hundertſten Theile ſagen, und ihre ſchönſten Gedanken mußten ökonomiſchen Geſinnungen Platz machen. Herr Melina ſann hin und her, wie er der Sache eine andere Wendung geben könnte; alleine Wilhelm wollte ſich nicht entſchließen, noch einmal mit der aufgebrachten Principalin anzubinden.

Nach Tiſche kamen, wie man vorausgeſehen hatte, einige Handwerksleute, die bezahlt ſein wollten. Man ſchickte ſie nach Herrn Melina's Rath an die Principalin, die ſie aber mit Proteſt wieder zurückgeben ließ, verſicherte, ſie habe von dem allem nichts beſtellt, ſie möchten ſich an den Herrn halten, der es angeordnet habe. So bedeutet kamen ſie wieder herüber, und Wilhelm bat nur, daß ſie ſich bis den andern Morgen gedulden möchten, wo er alles in Ordnung bringen wollte.

Abends ging er zu ſeinem Freunde, der ihn in eine ſehr angenehme Geſellſchaft brachte. Jedermann und beſonders ein paar Frauenzimmer von vortrefflichen Eigenſchaften bemühten ſich um ihn und konnten nicht genug loben, wie glücklich er ſie geſtern und auf eine große Zeit gemacht habe. Man ſprach viel von dem Stücke, ging es einzeln durch und bezeugte ſich auch mit der Übereinſtimmung der Decoration, der Kleider zufrieden; ja ſogar des grünen Teppiches ward nicht vergeſſen, daß Wilhelm vollkommen vergnügt hätte ſein können, wenn ihn nicht alle dieſe geprieſene Gegenſtände an die Verlegenheit erinnert hätten, in der er ſich ihrentwegen ſchon heute befunden und noch mehr ſich morgen befinden werde. Und ſo wurde der ganze ſchöne Genuß, der ihm bereitet war, durch die böſen Geiſter der Sorgen ihm von den Lippen weggenommen.

Drittes Capitel.

Indeſſen hatte das Publicum mit großem Verlangen den folgenden Tag erwartet, wo die Geſellſchaft verſprach, das Trauerſpiel zu wiederholen. Und auch dießmal hätte die Bude um vieles größer ſein müſſen, wenn ſie die Menge der Zudringenden hätte faſſen wollen. Denn es war in der Stadt kein Zweifel, daß der neue Schauſpieler in der Rolle des

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETAE,J.W. FN. 06898/242

Darius ſich wieder zeigen würde, ob es gleich in Wilhelms Herzen ausgemacht blieb, daß er nie das Theater wieder betreten wolle, und Monſieur Bendel ſich das Heldenkleid ſchon erweitern und auf ſeinen Leib, wie es erſt war, hatte richten laſſen. Die Principalin war ſo klug und ließ die Namen der ſpielenden Perſonen nicht, wie ſonſt gewöhnlich, auf den Zettel ſetzen, wodurch die Neugierde noch mehr erregt und jedermann in ſeinen Gedanken beſtärkt wurde.

Für Wilhelmen war es ein verdrießlicher Tag. Er mußte ſich von Madame Melina vorklagen laſſen, wie übel das Stück heute gehen werde, und von ihrem Manne beſorgliche Vorwürfe hören, daß er den guten Rath nicht befolgt und die Principalin wegen Wiederbezahlung des Geldes nicht ſchärfer gefaßt hätte. Er wurde darüber ſo ärgerlich, daß er wünſchte, niemalen den Ort betreten zu haben. Er ſchalt ſich ſelbſt, daß er das Geld nicht heute früh von der Principalin auf einmal zu erhalten geſucht, da er denn ſeinem Herzen folgen und noch dieſen Abend hätte abreiſſen können. In das Schauſpiel zu gehen, konnte er ſich nicht entſchließen, denn er fühlte ſich ſchon im voraus die Eingeweide umwenden, wenn das leidige Ungeheuer ſeine Verſe herſtolpern und durch Mißtöne und Mißgebärden das Publicum aus der Harmonie der Empfindung herausnöthigen würde. Er blieb deßwegen auch des Abends, da ſich alles rüſtete und wegging, ſtill auf ſeinem Zimmer, um mit dem Wirthe abzurechnen und ihn zu bezahlen.

Kaum war in dem Hauſe alles ſtille geworden, ſo trat Mignon mit einem angezündeten Lichte herein, worüber ſich Wilhelm verwunderte, weil es noch Tag war. Er hatte nicht Zeit um die Urſache zu fragen, denn das Kind machte den Fenſterladen zu, wodurch es in dem Zimmer ganz dunkel wurde, und ging ſchnell wieder hinaus. Nach einer kurzen Zeit that ſich die Thüre wieder auf, und der Kleine trat herein. Er trug einen Teppich unter dem Arme, den er auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ihn gewähren. Er brachte darauf vier Lichter, ſtellte ſie an jede Ecke. Ein Körbchen mit Eiern, das er holte, machte Wilhelmen die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr den Teppich hin und her und legte in gewiſſem Maße die Eier von einander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der bei der Truppe war und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrumente in die Ecke, ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen und fing zugleich mit der Muſik wie ein aufgezognes Uhrwerk an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnette begleitete. Behende, leicht, raſch, präcis führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eier hinein, bei den Eiern nieder, daß man in dem Augenblicke dachte, ſie müſſe eines zertreten oder bei ſchnellen Wendungen fortſchleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen und zuletzt halb knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam wie ein Uhrwerk lief ſie ihren Weg, und die ſonderbare Muſik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauſchenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem ſonderbaren Schauſpiele ganz hingeriſſen, vergaß ſeiner Sorgen, er folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur und war verwundert, wie in dieſem Tanze ſich ihr Character vorzüglich entwickelte. Streng, ſcharf, trocken, heftig und in ſanften Stellungen mehr feierlich als angenehm. Er empfand, was er alles für Mignon gefühlt, in dieſem Augenblicke auf einmal. Er ſehnte ſich, dieſes verlaſſene Weſen an Kindesſtatt ſeinem Herzen einzuverleiben, es in ſeine Arme zu nehmen und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende, ſie rollte die Eier ſachte mit den Füßen zuſammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beſchädigte keines und ſtellte ſich dazu, indem ſie die Binde von den Augen nahm und ihr Kunſtſtück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß ſie ihm den Tanz, den er ſo lange zu ſehen gewünſcht, ſo artig und unvermuthet vorgetragen, ſtreichelte ſie und bedaurte, daß es ihr ſauer und warm geworden ſei, verſprach ihr ein neues Kleidchen, worauf ſie heftig antwortete: Deine Farbe! und da er es ihr verſprach, nahm ſie die Eier zuſammen, nachher ihren Teppich, fragte, ob er noch etwas zu befehlen hätte, und ſagte ihm, ſie wolle nach dem Schauſpielhauſe gehen. Er erfuhr von dem Muſico, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben ihm den Tanz vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können, auch habe ſie ihm für ſeine Bemühung etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen mögen.

Viertes Capitel.

Der Wirth, den unſer Freund um dieſe Zeit beſtellt hatte, trat kurz darauf herein und überreichte das verlangte Conto. Wäre Wilhelm nicht durch Herrn Melina vorbereitet geweſen, ſo würde ihn die Summe ſehr erſchröckt haben; denn er fand wirklich, daß er über zweihundert Thaler ſchuldig ſei. Gegen die einzelnen Poſten war freilich nichts zu erinnern, denn er befand ſie bei'm Durchgehen alle richtig, und der Wirth verſicherte, daß er ihn auf das billigſte gehalten habe. Er bezahlte die Rechnung bis auf einen kleinen Abzug, wodurch ſeine Caſſe ſehr zuſammenſchrumpfte. Deſto ausgebreiteter war die Dankbarkeit des Wirthes, der ſich eben empfahl, als Mignon zur Thüre herein ſprang und rief: Komm, Herr! komm! ſie bringen ſich um! Das Kind nahm ihn bei der Hand und zog ihn mit ſich fort. Er fragte, was es bedeute, allein ſie war ſo außer Athem und ſchien ſo ſtark gelaufen zu ſein, daß ſie nichts hervorbringen konnte. Sie zog ihn auf den Vorſaal an das Fenſter und deutete, indem ſie: Dort! dort! rief, auf die Straße, wo man nach dem Schauſpielhauſe zu ging. Es ſchien ihm eine Bewegung in der Gaſſe zu ſein, die er, weil es ſchon dämmerig geworden war, nicht deutlich erkennen konnte. Kurz darauf näherte ſich ein ganzer Trupp in vollem Laufe und mit großem Geſchreie dem Gaſthofe. Wilhelm erkannte bald, daß eine Anzahl muthwilliger und ungezogener Knaben einer Mannsperſon nachliefen, die in der lächerlichſten Geſtalt vor ihnen zu fliehen ſchien und nach dem großen Thorwege zu eilte. In einem Blicke erkannte Wilhelm, daß dieſer Gejagte Monſieur Bengel ſelbſt ſei. —

Wie erſtaunte und erſchrak unſer Freund! Doch er hatte keine Zeit ſich zu erholen, der andere ſtürzte die Treppe herauf und rannte ihm athemlos entgegen. Um Gotteswillen, was gibt es? rief Wilhelm in größtem Ernſt und Beſtürzung und vergaß über die ſeltſame Geſtalt zu lachen, die vor ihm ſtand. Denn das große und breite Ungeheuer, das durch ſeine Heldenkleider, in die es ſich nicht ſchicken konnte, noch breiter und unförmlicher geworden war, hatte einen kurzen ſchwarzen Mantel umgeworfen, den Criſpin zu tragen pflegte, und den er in der Angſt ergriff, um ſeine glänzende Geſtalt einigermaßen zu verdecken. Der Helm, deſſen Bänder ſich verknüpft hatten, war im Laufen zurückgefallen und ſchlug ihm um die Schultern. Unterwärts ſah man die ſchönen Stiefel und das Schoßkleid hervorſchimmern, und ſein dummes großes Geſicht war von Zorn, Furcht und Unſinn in albernen Verzuckungen bewegt und vom Blute und Schmutz beſudelt. Um Gotteswillen, was gibt es? rief Wilhelm aus. — Sie ſollen mir es theuer bezahlen! ſtotterte der andere. Sein Geſicht glühte, die Augen ſtunden ihm vor dem Kopfe, ſeine Bruſt war voll Athem, und es ſchien, als ob er berſten wollte. Die Knaben waren die Treppe mit herauf gelaufen, drängten ſich, ſchrieen, riefen ihn als den heiligen Niklas, als Rübezahl an und wurden mit großer Noth von dem Wirthe wieder zum Thore hinaus gebracht.

Der ſchröckliche Zuſtand, in den Wilhelm den wüſten Menſchen verſetzt ſah, erregte ſein ganzes Mitleiden. Er bat ihn ſich zu beruhigen, alleine jener lief wie raſend auf dem Saale herum, zog den Mantel feſter um ſich her und brüllte ſo, daß jeder Dritte in ein lautes Gelächter ausgebrochen wäre. Mit convulſiviſchen Gebärden erholte er ſich nach und nach und ging zu einer ungeſtümen und raſenden Heftigkeit über, ſchimpfte auf Wilhelmen, drohte ihm, und da dieſer alle mögliche Mäßigkeit und Vernunft bewies, ſchien es, als ob der Tobende gar über ihn herfallen wollte. Wilhelm war nicht faul, ſprang nach einer Ecke und faßte einen tüchtigen Stock, den er daſelbſt von ungefähr erſah, und hielt ſich, indem er ihn einigemal raſch durch die Luft ſchwang, den Barbaren vom Leibe. Dieſer, der weiter nichts er-

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O! ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, Du kennſt, Du ſiehſt mein Leiden,
Und Du bleibſt ungerührt! Ich will Dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand hohes ſeyn,
Das Siegel iſt ſehr groß und das Papier iſt fein.

Alceſt

reißt den Brief auf.

faſſen konnte, griff in vollem Grimm nach dem Schwerte, das an ſeinen Seiten herum ſchlug und deſſen Klinge glücklicherweiſe nur von verſilbertem Holze war; ſie ſprang gar bald an der Keule, die unſer Held vorhielt, in Stücken, und die Streiche, die Wilhelm führte, waren ſo raſch und ernſtlich, daß der Wütherich genöthiget war, ſich zurücke zu ziehen; da er an einem Spane des Bodens hängen blieb, ſtürzte er eben der Länge nach hin, in dem Augenblicke, als der Wirth herausſprang, ſie aus einander zu bringen und ſeinem jungen, freundlichen und großmüthigen Gaſte vor allen Dingen beizuſtehen. In demſelben Momente beſetzte ein Unterofficier mit einigen Mann Wache die Treppe, und Wilhelm, da er das Getümmel auf der Straße ſich immer vermehren hörte, ſprang an das Fenſter und ſah zu ſeinem großen Erſtaunen das Kutſchthor gleichfalls beſetzt und die königliche Familie, deren Kleider durch die Dämmerung blitzten, unter Bedeckung einer Anzahl Soldaten, die das Volk aus einander trennten, anlangen. Er lief ihnen entgegen, unten an der Treppe fiel ihm Madame Melina ohnmächtig in die Arme. Man brachte ſie hinauf, und wer beſchriebe das Gedränge, die Geſtalten, den Zuſtand, die Gebärden, die Ausrufungen, und über alles, wer könnte mit Worten das Entſetzen und die Verwirrung unſeres Freundes ausdrücken, dem dieſer ganze Vorfall ein unbegreifliches Räthſel war, nach deſſen Auflöſung er vergebens fragte, denn jeder einzelne Ausruf, jedes abgebrochene Wort machte ihn nur immer neugieriger und ungewiſſer.

Fünftes Capitel.

Wenn der Commendant nicht wehrt, ſo reißen ſie die Bude ein, und wir ſind ganz und gar zu Grunde gerichtet! rief die Principalin. Mein lieber Bendel, mein Beſter! was habe ich für Sie ausgeſtanden! — —

Melina kam und forderte Wilhelmen den Schlüſſel zu ſeiner Stube heimlich ab, der ſich um die gute Königin bisher beſchäftigt hatte, die nach und nach ſich einigermaßen erholte. Ihr Mann kam bald wieder, gab Wilhelmen den Schlüſſel zurück und ward von dieſem inſtändig um eine ordentliche Erzählung, um eine Erklärung dieſer Verworrenheit gebeten. Melina zog ihn an's Fenſter und verſetzte: Das Haus ſchien noch voller als das erſtemal. Die Begierde und das Verlangen, das Stück zu ſehen und wieder zu ſehen, war allgemein, jedermann vermuthete, daß Sie wieder ſpielen würden. Als der untergeſchobene Darius auftrat, entſtand ein allgemeines Gemurmel und Geliſpel. Glücklicherweiſe hatte er im erſten Acte nicht ſo gar viel und wenig ſchwere Stellen zu ſagen. Jeder that ſein Möglichſtes. Madame de Retti ſpielte vortrefflich und wurde mit allgemeinem Beifalle und Händeklatſchen belohnt. In der letzten Scene des zweiten Actes, die das vorige Mal ſo großen Eindruck gemacht hatte, ging es deſto ſchlimmer. Auf ihm, auf der dringenden und doch beſcheidenen Zärtlichkeit des Helden ruht das ganze Glück dieſer Scene. Mir wurde ſelbſt bange für ihn. Kein gefühltes Wort ging aus ſeinem Munde. Im Parterre fingen einige an zu pochen, das Gedächtniß verließ ihn, er ſtockte mitten in einer wichtigen Stelle, und wenn ihm der Souffleur wieder einhalf, ſo eilte er mit denen Verſen, die ihm wieder in's Gedächtniß fielen, ohne Sinn und Verſtand. Der

Gegenſatz von neulich war zu auffallend; noch war die Art, wie Sie die Scene behandelt, der Eindruck in allen Gemüthern, das Pochen wurde lauter, und glücklicherweiſe, daß der Act endigte und der Vorhang fiel. Bendel lief wie wüthend von dem Theater und ſchwur, die verfluchten Breter nie wieder zu betreten. Madame de Retti that alles um ihn zu beſänftigen und ließ indeſſen den dritten Act anfangen. Meine Frau, von Furcht ergriffen, trat auf und ſprach, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die erſte Scene beſſer als jemals. Ihre Schüchternheit machte ſie dem Publico noch angenehmer, und ſie erhielt bei mehreren Stellen einen lauten Beifall. Der dritte Act, in welchem der unartige Menſch nicht erſchien, hub ſich, die Scene, wo jeder dem Könige Glück wünſchet, ging wohl von ſtatten, und das Publicum ſchien wieder beſänftiget. Indeſſen war auch Monſieur Bendel wieder beruhigt worden. Die Verſchwornen und die Prinzeſſin thaten zu Anfange des vierten Actes alles Mögliche, aber leider war dieſe Zeit über mit dem Darius keine Verwandlung vorgegangen. Die Zuſchauer erblickten ihn kaum, als ihr Muthwillen ſchon ſich wieder zu regen anfing. Er ſollte die wüſte Schwelgerei der Tafel pathetiſch beſchreiben. Unglücklicherweiſe ſind einige Verſe in dieſer Stelle vor das Unvermögen ſeiner Zunge, und die verwechſelten Buchſtaben des L und R, die uns ſchon in den Proben äußerſt lächerlich auffielen. Wie von ſeinem böſen Genius mit Fäuſten geſchlagen, hielt er immer bei ſolchen Stellen ein und ſagte, indem er den Fehler zu vermeiden glaubte, ihn dem Publico erſt als mit Vorſatz in's Angeſicht.

Es entſtand ein lautes Gelächter, er erhub ſeine Stimme nur mehr, ſtotterte bald, verfing ſich in einigen Quiproquos. Das Pochen, Pfeifen, Ziſchen, Klatſchen und Bravorufen ward allgemein. Gift und Galle, die in ihm kochten, brachen aus, er vergaß, wo und wer er war, trat bis ganz hervor an die Lampen, rief und ſchimpfte auf ein ſolches Betragen und forderte einen jeden heraus, der ſich gegen ihn ſo impertinent bewies. Kaum hatte er ausgeredet, als eine Pomeranze geflogen kam und ihn mit ſolcher Gewalt auf die Bruſt traf, daß er einige Schritte zurück wich; gleich darauf noch eine, und als er ſich bückte, die aufzuheben, ein Apfel, der ihm die Naſe gequetſchte, daß ihm ein Strom von Blut an dem Geſichte herunter lief. Außer ſich vor Wuth, ſchleuderte er den einen Apfel, den er aufgerafft hatte, in das Parterre zurück. Er mochte jemand hart getroffen haben, denn es entſtund gleich darauf ein allgemeiner Aufruhr. Ein Knabe, der Semmeln und Paſtetchen zu verkaufen herbeitrug, wurde in dem Augenblicke rein ausgeplündert und der verhaßte Gegenſtand damit bedeckt; ſogar kam eine alte Doſe geflogen, die an dem Helme ſich von einander theilte und ihm Augen und Mund mit ſtiebendem Tobacke erfüllte. Er ſtampfte, ſchäumte, nieſ'te, ſprudelte, alle andern Acteurs waren hinter die Couliſſen geflohen, er allein reizte durch den Trotz ſeiner Gegenwart den Zorn und das Gelächter der Menge, und hätte die Gefahr, die ihm drohte, beinahe zu ſpät geſehen; denn es brach eine große Anzahl mit Stecken bewaffneter Zuſchauer durch das Orcheſter durch, um das Theater zu erſteigen. Die Principalin ließ den Vorhang herunterwerfen, wodurch einige gequetſcht, andere für den Moment ausgeſchloſſen wurden. Indeſſen ſchob ſie ihren Liebling, der einen ſchwarzen alten Mantel umgeworfen hatte, zur Hinterthüre hinaus. Ein großer Theil der Zuſchauer nahm, von dem Tumulte erſchröckt, ſelbſt die Flucht, und weil die Ausgänge ſich ſperrten, drang der größte Theil des Parterres auf das Theater. Sie riſſen Stücke aus dem Vorhange, ſchnitten die Stricke ab, daß die Decorationen herunter fielen, zertraten und zerbrachen alles, was ihnen unter die Füße kam, unter einem Geſchreie und Getümmel, daß alles Zureden der Principalin übertäubt ward und unſer Schröcken ſich vermehrte; doch wurde keiner von uns beleidiget, Vernünftige bedaurten und ſchützten uns mitten unter dem Tumulte, die Ungeſtümen ſuchten das ganze Theater durch nach dem Gegenſtande ihrer Rache, und bald drohte uns und unſerm Hauſe ein völliger Untergang. Denn von außen war der verſammelte Pöbel mit Gewalt herein gedrungen; der Theil des Volkes, der am Schauſpiele den wenigſten Antheil nimmt, weil es Geld koſtet, es für eine Schule des Satans hält, Brand, theure Zeit und Landplagen von einer ſolchen Bande magnetiſch herbei gezogen glaubt. Im heiligen Eifer, der durch Raubſucht noch geſchärft wurde, ſchlugen ſie gar bald einige Breter der Wände durch, andere ſaßen, ehe man es ſich verſah, auf dem Dache und fingen an, von oben herein abzudecken. Wir ſahen unſeren Untergang vor Augen, denn wir wagten uns nicht auf die Straße, das Haus wurde jeden Augenblick unſicherer. Wir hatten ſchon lange nach der Wache gerufen, aber die wenigen Mann ſtaken unter dem Gedränge und konnten ſich ſelbſt kaum erwehren. Endlich rettete uns ein Detachement, das der Commendant, gleich als er den Lärm erfahren, hatte marſchiren laſſen. Der Officier nahm uns in Schutz, und Sie haben uns anlangen ſehen.

Sechstes Capitel.

Herr Melina ſchielte während dieſer Erzählung mit einiger Unruhe mehrmals ſeitwärts nach dem Zimmer der Principalin, worein ſie ſich mit ihrem Lieblinge, nachdem der erſte Sturm vorbei war, begab. Kaum hatte er geendiget, als ſie die Thüre aufriß und mit einer gewaltſamen Gebärde ausrief: Wir ſind verloren! wir ſind zu Grunde gerichtet! Während des Tumultes hat man mich beſtohlen, man hat die Caſſe aus meinem Zimmer getragen! Wer iſt von Fremden hier oben geweſen? Sie fragte nach dem Einnehmer, wo der ſei, um ihr das, was noch an der Thüre eingekommen, auszuliefern. Erſchröcken Sie nicht, Madame, ſagte Herr Melina ganz gelaſſen, die Caſſe iſt nicht weit, ich habe ſie in unſers Freundes Stube gleich von Anfange in Sicherheit gebracht und daſelbſt wohl verſchloſſen; auch ſteht die heutige Einnahme ganz geruhig dabei, ich habe ſie dem Alten abgenommen, als er mir im Getümmel begegnete. — Eine ſehr unnöthige Vorſicht! rief die Principalin ſpöttiſch, und ich ermahne Sie ernſtlich, mir ſogleich das Geld wieder heraus zu geben. — Mein Freund, ſagte Melina, hat den Schlüſſel zurück, indem er auf Wilhelmen deutete, der dabei ſtund, und ich denke, er wird es doch für räthlicher halten, wenigſtens bis morgen dieſen Schatz zu bewahren.

Der Streit ward heftiger, Melina blieb gelaſſen, die Principalin drang in Wilhelmen ein, der auf einen Blick ſeines Freundes den Schlüſſel nothwendig verweigern mußte, wenn er ihn auch ſelbſt heraus zu geben geneigt geweſen wäre. Madame de Retti fing an mit Schelmen und andern Schimpfwörtern um ſich zu werfen, und es war eben Zeit, daß der commandirte Officier, der den Tumult geſtillt hatte, die Treppe herauf kam. Wie, rief er aus, kann das Lumpenvolk unter ſich ſelbſt nicht Ruhe halten? was gibt es, ſoll ich auch hier Friede ſtiften? Wilhelm war über dieſe Anrede höchlich betroffen und im Begriffe, ein ſo rauhes Compliment zu erwidern, allein Herr Melina, der ganz andere Sorgen hegte, antwortete ihm gelinde und gefällig. Mein Herr, haben Sie deßwegen keine üblere Meinung von uns und kommen, uns gegen die Heftigkeit und Bosheit unſerer Principalin zu ſchützen. — Ich will ihr den Kopf ſchon zurechte ſetzen, rief jener, was fällt Ihnen ein, Madame? Melina ließ ſie nicht zum Worte kommen und ſagte: Ich habe in der Verwirrung die Caſſe in dieſes Herrn Zimmer geſtellt, damit wir alle nicht etwa unglücklich werden. Die Principalin ſchreit und thut, als wenn es ihr eigen Geld, als ob ſie beſtohlen wäre, und doch im Grunde iſt ſie uns und dieſem Herrn mehr ſchuldig, als das alles beträgt. Sie hat ſich im mindeſten nicht darüber zu beſchweren, morgen früh wollen wir die Sache in Ordnung bringen. Da Madame de Retti mit Heftigkeit und Scheltworten verſetzte, behielt ſie ſogleich in den Augen des Officieres Unrecht, der ihr zu ſchweigen gebot. Melina fuhr fort: Damit Sie ſehen, mein Herr, daß wir es ganz ehrlich meinen, ſo bitten wir Sie eine Schildwache vor die Thüre zu ſtellen und ebenfalls eine andere vor jene, worinnen unſere Garderobe befindlich iſt. Wollen Sie auch den Schlüſſel haben, ſo ſteht er zu Befehl; oder wollen Sie noch lieber verſiegeln, es iſt uns alles recht, was zur Sicherheit dient und Sie überzeugt, daß wir nichts Unbilliges ſuchen. Die Principalin wollte vor Ärger berſten; allein es half ihr nichts, der Officier nahm den Schlüſſel, ſtellte ſeine Poſten aus und ging, dem Commendanten von der Expedition Rechenſchaft zu geben. Auf der Treppe begegnete ihm ein andrer, den man ſogleich für den Adjutanten des Generales erkannte. Er verlangte mit der Principalin allein zu ſprechen, die ihn in ihr Zimmer führte. Neugierig wartete ein jeder, was das bedeutete, und bemerkte eine ſichtbare Verlegenheit an der Principalin, als er wieder von ihr wegging. Er war freundlich gegen die Übrigen, ſprach mit ihnen, doch konnten ſie nichts erfahren, was er gebracht hatte. Jedes ſuchte ſein Zimmer, und Wilhelm nahm dießmal bei Melina ſein Nachtquartier und legte ſich, nachdem ſie vorher noch vielerlei abgehandelt, mit einem wüſten Kopfe und ſehr bedrängten Herzen in ein Bette, das man ihm geſchwind in die Ecke zurecht machte.

Siebentes Capitel.

Er warf in größter Verwirrung und Verlegenheit ſein Haupt auf dem Kiſſen hin und her, der Schlaf war nicht ſo gefällig ſeinen Zuſtand zu lindern. Der Verluſt ſeines Geldes, die Angſt der Seinigen, ſeine alten Wünſche und ſeine gegenwärtigen Verbindungen wurden ihm in der Seele lebhaft. Die Schimpfworte des Officiers ſummten ihm in den Ohren, und es war ihm unerträglich, in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſein, ob er ſich gleich dadurch nicht beleidigt finden konnte. Der Wahn ſeiner Jugend zerſtreute ſich wie eine ſchöne Nebelwolke, die ſich um einen dürren Berg bewegt. Er bedauerte ſich, das Theater und die Dichtkunſt. Ach! rief er aus, möchten doch ſo viele thörichte Jünglinge durch mein Beiſpiel klug werden, die dieſem Irrlichte nachlaufen, die ſich von dieſer Sirene aus der vorgeſchriebenen Fahrt ihres Wandels locken laſſen! Er hatte einige Stunden in ſo abwechſelnden verdrüßlichen Gedanken gelegen und war einem Krieger zu vergleichen, der mit ſeiner Mannſchaft von einem Feinde unverſehens umzingelt iſt. Bald erſteigt er einen Berg, bald recognoscirt er das Thal, bald hofft er von dem Fluſſe Rettung und fängt, nachdem er den ganzen Kreis geſchloſſen gefunden, mit abwechſelnden Gedanken ſich durchzuſchlagen oder ſich zu ergeben, ſeine Unterſuchung und Überlegung wieder von vornen an.

Er hörte einiges Geräuſche in dem Hauſe, es ſchien ihm, als wenn Fremde ankämen oder abgingen, er hörte einen Wagen fahren, Koffer ſchleppen, konnte nicht genau unterſuchen, ob es hinauf oder hinab ging. Des Morgens trat Melina, der ſchon früher auf geweſen und nach den Schildwachen geſehen hatte, vor ſein Bette und rief: Stehen Sie auf, mein Freund, und beſehen mit mir das leere Neſt! Die Vögel ſind ausgeflogen und unſer Glück iſt, daß wir uns vorgeſehen haben.

Wilhelm war verwundert und konnte nicht ganz begreifen, was er meinte. Genug, die Principalin hatte ſich dieſe Nacht mit Moſje Bendel in der Stille davon gemacht. Man erfuhr nunmehr, daß ihr der Commendant habe ſagen laſſen, ſie ſolle, ohne weitere Umſtände, den wüſten Menſchen, der dem Publico ſo unangenehm ſei, hinweg ſchaffen, weil er ihr ſonſt vor nichts ſtehe und ſie ſich gewärtigen müſſe, daß ihn der Pöbel auf der Gaſſe angreifen und einen Tumult erregen würde. Sie hatte, wie alles zur Ruhe war, den Wirth hinauf kommen laſſen und ihm dieſen Befehl entdeckt, von ihm verlangt, daß er Poſtpferde und einen Wagen kommen laſſe, ſie wolle Herrn Bendel bis auf die nächſte Station begleiten und alsdann wieder zurückekehren. Er habe es im Anfange nicht glauben wollen, doch ſei er auf ihr Geheiß noch geſchwind zu dem Adjutanten gegangen, der ihm verſichert, daß es wahr ſei. Sie habe ihm darauf, um ihm ihren Ernſt zu zeigen, etwas Geld für Rechnung des Herrn Bendel auf Abſchlag gegeben und ihn auf die bewachte Caſſe und Garderobe gewieſen und dabei geſagt, es wäre ja natürlich, daß ſie dieſe nicht im Stiche laſſen würde, ſo wie ſie auch nur etwas weniges von Kleidung mitnehmen wollen.

Mein guter Freund, ſagte Melina, dießmal hat euch eure Klugheit verlaſſen, denn ihr werdet ſie nicht wieder zu ſehen kriegen, und dieſem Herrn — er deutete auf Wilhelmen — gehört die Garderobe und die Caſſe und was nur da ſein mag als Pfand und für bare Auslagen zu; doch ſeid nur ruhig, wir wollen ſehen, wie wir aus einander kommen und einer dem andern ſeinen Schaden übertragen hilft. Es befand ſich noch ein großer Koffer in ihrer Stube. Melina behauptete, man müſſe ihn aufbrechen, man werde ihn mit Stroh und Steinen ausgefüllt finden, andere waren anderer Meinung, und man ließ ihn ſtehen.

Die Nachricht verbreitete ſich mit dem anbrechenden Morgen. Alle Acteurs, die theils im Hauſe, theils auswärts wohnten, kamen eilends zuſammen. Man fragte, man rathſchlagte, man verwarf, nahm ſich vor und unterließ wieder, ein jeder rief und glaubte das Beſte gefunden zu haben, und ein jeder mußte vor der lauten Meinung ſeines Nachbars ſchweigen. Einige, die das Theater, da ſie das Wirthshaus noch mit Soldaten beſetzt ſahen, beſucht hatten, fanden dort alles in der ſchröcklichſten Unordnung. Den

Wirth vor ſich.

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt,

der den Brief flüchtig überleſen hat.

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen!
Die Rechnung!

Wirth.

Ey! ſo ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn, und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth zu Sophien.

Frag' ihn doch einmahl, gewiß, *Dir* wird er's ſagen.

Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt, und die Rechnung ſchreibt.

Sophie.

Alceſt! iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich; verlaß Sophien nicht!

meiſten war Madame de Retti noch ihre Gage ſchuldig. Ein jeder fragte nach der Caſſe, nach dem Gelde, und Melina wußte ſich recht viel, daß er wenigſtens einen Theil gerettet hatte. Er bat die Übrigen ruhig zu ſein und abzuwarten, wie ſich die Sachen aus einander legen würden.

Er holte darauf einen Notarius, der jene Pfandverſchreibung für Wilhelmen aufgeſetzt. Man ſchloß ſich ein, man überlegte, ging zum Oberamtmann, und Wilhelm war ſo verdrüßlich, ſo von der Beſchwerde und Langeweile dieſes Handels aus aller guten Laune geſetzt, wie es wahrſcheinlich unſere Leſer auch ſein würden, wenn wir fortführen, das Detail dieſes Concurſes genau zu erzählen.

Achtes Capitel.

Die Überlegungen und Plane, die man machte, wurden auf einmal durch die unvermuthete Wiederkunft der Madame de Retti unterbrochen, die gegen alles was geſchehen auf's feierlichſte proteſtirte. Melina, der hier wieder ein neues Hinderniß ſah, war aufgebracht, und als ſie ihre Verwunderung bezeigte, wie man ſo ſchnell, ohne auf ſie Rückſicht zu nehmen, habe verfahren können, verſetzte er: Madame, Sie können nicht von uns fordern, daß wir die kühnen Schritte, welche Ihnen Ihr außerordentlicher Geiſt eingibt, berechnen ſollen. In gegenwärtigem Falle wäre wohl niemand außer Ihnen fähig geweſen, eine ſolche Spazierfahrt zu wagen, die nothwendig Verdacht erregen mußte, daß Sie gar nicht wiederkommen würden. — Ich verzeihe Ihnen, ſagte ſie, daß Sie meinem Herzen nicht nachempfinden können, es iſt nicht jedermanns Sache. — Und ich, verſetzte Melina, kann freilich nicht beurtheilen, was man für einen würdigen Gegenſtand zu thun ſchuldig und im Stande iſt.

Wilhelm trat eben dazu, als dieſer Streit heftig werden wollte, und da ihm die ganze Sache höchſt verdrüßlich wurde, ſo bat er Herrn Melina, er möchte doch, ohne ſich zu erhitzen und Perſönlichkeiten drein zu miſchen, ſuchen, was möglich wäre von dem Gelde zu retten, und die allgemeine Verlegenheit, in der ſie ſich befänden, nicht noch vermehren. Ich überlaſſe Ihnen, fuhr er fort, die ganze Angelegenheit, denn ich bin nicht im Stande mehr ein Wort drüber zu denken oder zu ſagen, noch meinen Vortheil im geringſten dabei zu wahren. Ich bitte Sie, Madame, ſagte er, bedenken Sie doch auch, wie viel ich verliere, ſeien Sie genügſam und billig und vermehren nicht die Hinderniſſe. Madame de Retti fing an, ihn mit glatten Worten anzureden; allein Melina ſorgte davor, daß er ſich bald auf die Seite machte.

Wilhelm ging, um ſich zu zerſtreuen, auf die Promenade, ſeinen Herrn von C. aufzuſuchen, den er aber nicht fand. Die übrigen Officiere, die er mehr oder weniger kannte, ſahen ihn mit großen Augen an, verſammelten ſich um ihn und ließen ihn wieder ſtehen, ſo daß er etwas Beſonders in ihrem Betragen zwar fühlte, aber nicht bemerkte. Er fragte nach dem Herrn von C., man ſagte ihm mit einer beſonderen Art, daß er krank ſei. Wilhelm entſchloß ſich ihn zu beſuchen, wurde aber, als er vor die Thüre kam, abgewieſen. Man ſagte ihm, der Herr ſchlafe, ſeine Krankheit habe aber nicht ſonderlich viel zu bedeuten. Er ging eine Zeitlang ſpazieren; doch war ihm dieß nicht genug. Er wünſchte eine theilnehmende Seele zu finden, mit der er ſich unterhalten könnte; es blieb ihm nichts übrig, als zu Frau von S. zu gehen, die ſelbſt und beſonders eine ihrer Schweſtern wohlthätig für ihn war; allein auch dieſe fand er nicht zu Hauſe und ging mit Widerwillen nach ſeiner Herberge. Dort ſah er Herrn Melina ſehr vergnügt, der ihm die Einleitung erzählte, die er gemacht, und wie er hoffte, durch Nachgiebigkeit einen Vergleich zu Stande zu bringen, damit die Sache wenigſtens nicht zur Klage käme und ſie den beſten Theil davon erretteten. Wilhelm war ungeduldig und verſicherte, daß er weiter nichts von dieſem Handel hören wollte. Er wandte ſich darauf zu Madame Melina und ſagte: Ich möchte wiſſen, was meinem Freunde C. fehlet, ich höre, daß er krank iſt, und hoffe, es wird von keiner Bedeutung ſein. — Eben, verſetzte ſie, wollte ich fragen, ob Sie ihn nicht beſucht haben; wir hören, daß er ſich duelliret hat, und zwar ſoll es um Ihrentwillen geſchehen ſein. — Wie! rief Wilhelm ganz beſtürzt, wie iſt das möglich? — Es ſollen einige, verſetzte ſie, ſchon lange über den Vorzug eiferſüchtig ſein, den er in dem Hauſe der Frau von S. genießt. Sie ſuchen allerlei hervor, um ihm zu ſchaden und ihn verdrüßlich zu machen. Neuerlich haben ſie ſich über ſeinen genauen Umgang mit dem Komödianten aufgehalten und es für unſchicklich geachtet, daß er Sie in die Geſellſchaft der Dame gebracht. Er iſt darüber heftig geworden, und in einem Zweikampfe, der auf dieſen Handel folgte, hat er ſeinen Gegner zwar ſcharf verwundet, iſt aber ſelbſt nicht heil davon gekommen.

Die kalten Worte der Madame Melina waren tauſend Dolchſtiche in ſein Herz. Er verbarg ſeine Empfindungen ſo gut er konnte, eilte auf ſein Zimmer, wo er ſeinem Verdruſſe, Schmerzen und Klagen freien Lauf ließ.

Neuntes Capitel.

So überraſchend wie die Untreue Marianens, ſo unleidlich wie jener Brief des unwürdigen Nebenbuhlers war ihm dieſe Nachricht und der Zuſtand, in den er durch ſie verſetzt wurde. Er hatte nun zum zweitenmale einer angebornen Leidenſchaft folgen müſſen, hatte ſich unmerklich von ihr fortgezogen geſehen und war nun durch ſie wieder in eine ſolche Verworrenheit, in einen ſolchen ſchmerzlichen und ängſtlichen Zuſtand verſetzt, es drückte von allen Seiten ſo ſcharf auf ihn zu, daß er den Schmerzen zu widerſtehen oder ſie zu ertragen nicht vermochte. Wie! rief er aus, mußte ich von Jugend auf ſachte gereizt, gelockt, geführt werden, um am Ende in dieſe Falle zu gerathen, die ſo verderblich über mich zuſammenſchlägt?

Er ergriff die Feder und ließ in einem Billette an ſeinen Freund von C. dem heftigſten Verdruſſe freien Lauf. Er bat den braven Mann um Vergebung, daß er ihn in ſolche Verlegenheit verſetzt, ſchalt ſich und konnte nicht Worte genug finden, ſich anzuklagen und ſeinen Schmerz zu bezeigen. Der Brief ward gleich fortgeſchickt, und das Nachdenken und Sinnen ging von neuem an.

Er hatte Leiden von dieſer Art noch nicht gekannt, denn ſelbſt die erſte raſche Verzweiflung und die nachklingende ſtille Trauer über das Unglück der Liebe haben etwas Reizendes, etwas Hinziehendes; man übergibt ſich ihr gerne, anſtatt daß die Seele jeden andern Verdruß, der ihr von äußern Dingen widerfährt, je eher je lieber abſchüttelt. Auch war dieſe Zeit her unbemerkt in ſeine Seele ein männlicher Zug gekommen, ob er gleich übrigens noch ganz Jüngling war. Er fühlte mehr Zorn als Schmerz, und wenn ihm ſeine eigene Fehler lebhaft wurden, ſo war dieß eben das, was ihn am meiſten drückte. Durch ein freiwilliges Bekenntniß ſich Luft zu verſchaffen, ſetzte er ſich hin, Wernern in den lebhafteſten Ausdrücken die ganze Geſchichte zu erzählen, ſeine Thorheiten zu bekennen und um Vergebung zu bitten. Er ſchloß ſeinen Brief mit der Verſicherung, daß er annunmehr ſeine Reiſe weiter fortſetzen und ſein angefangenes Geſchäfte beſſer beſorgen wolle. Er verhielt ihm nicht, wie viel Geld aufgegangen, glaubte aber, daß es doch am Ende wohl angewendet ſei, weil er dafür theure Erfahrungen gemacht, welche ihm auf ſein ganzes Leben nützlich ſeln würden.

Es war ihm recht wohl, wie er dieſe Bürde von der Bruſt hatte, er fühlte ſich wie neugeboren, und ob ihm gleich der Verdruß über das ſchändliche Betragen des Publicums, wie es ihm vorkam, oft wieder zu Herzen kehrte, ſo ſetzte er ſich doch gar bald wieder in's Recht, entſchuldigte ſich und vergab ſich alles; dann überfiel es ihn auf's neue, er ſtampfte, knirſchte mit den Zähnen, die Thränen kamen ihm in die Augen, bald ſchämte und faßte er ſich wieder.

Iſt es möglich, ſagte er zu ſich ſelbſt, daß man eine Claſſe von Menſchen verachtet, die man überall willkommen heißt, deren Talente man rühmt und aufmuntert, deren Kunſt zu ſehen, zu hören, zu bewundern ſich jeder mit Geld in Händen drängt! Welch ein Widerſpruch! welch ein Unſinn! So bewegt ging er auf und ab, und er würde ſich wahrſcheinlich aus dieſer Lage herausgeriſſen haben, wenn ihm ein Freund oder das Schickſal eine hülfreiche Hand hätten bieten können. Unter dem Zuſiegeln fand er mit großem Verdruſſe, daß er einen Bogen genommen hatte, deſſen letzte Seite ſchon halb beſchrieben war. Dieſes und die allzuſehr vernachläſſigte Handſchrift des Briefes ſelbſt veranlaßte ihn, das Papier liegen zu laſſen, um es des andern Tages mit Mühe abzuſchreiben. Bald darauf trat ſein Geſchäftsträger Melina herein. Das heitere Geſicht dieſes Freundes verkündigte etwas Gutes. Ich habe mich, ſagte er, mit der übrigen Truppe beſprochen, und wir ſind über einen Plan einig geworden, der, wenn Sie ihn billigen, unſerm Zuſtande eine neue Geſtalt geben kann. — Was ſind Ihre Gedanken? fragte Wilhelm. — Man traut mir zu, verſetzte jener, daß ich die Verwaltung des Theaters mit Klugheit und Treue führen werde. Die Principalin ſieht wohl, daß ſie abgehen und ihrem Liebhaber folgen muß. Ich will die Garderobe gegen eine billige Taxe übernehmen und dafür Ihr Schuldner werden. Die Bude iſt, wie wir uns nun unterrichtet haben, balde wieder herzuſtellen, das Publicum läßt ſich leicht verſöhnen, wir hoffen eine glückliche Ausbeute und wünſchen nichts ſehnlicher als unſern edeln Gläubiger balde und völlig zu befriedigen.

Als ſich Wilhelm nach dem baren Gelde erkundigte, das ſich vorgefunden hatte, mußte er leider vernehmen, daß es meiſt zur Befriedigung der Acteurs, Handwerker und des Wirthes hingegeben werden müſſe; ganz entblößen könne ſich der neue Principal auch nicht, und Wilhelm ſah bald ein, daß er von ſeinem vorgeſchoſſenen Gelde wenigſtens für dießmal nichts zurückerhalten würde. Er hatte auch darauf keine ſonderliche Rechnung gemacht, ſondern ſuchte und hoffte nur, mit dem wenigen, was ihm übrig blieb, ſeine Reiſe fortzuſetzen und an Orte zu gelangen, wo es ihm an Geld und Credit nicht fehlen konnte.

Da Wilhelm des andern Tages den geſtrigen Brief mit mehrerer Ruhe und Faſſung durchſah, ſchien er ihm zu übertrieben, zu leidenſchaftlich. Was wird Werner von dir denken, ſagte er, daß du dich ſo albern gebärdeſt, und was haſt du nöthig, ſelbſt deinen eigenen Unfall und ein Verhältniß auszuſchwätzen, das dir doch in der Folge ſchädlich werden könnte. Der Brief wurde nicht abgeſchrieben, vielmehr zerriſſen, und er nahm ſich vor, Wernern auf eine klügere Weiſe nur von dem zu unterrichten, was er zu wiſſen brauchte. Eine gutherzige, gelinde und verſtändige Antwort des Herrn von C. befeſtigte dieſe Gedanken noch mehr und beruhigte ihn für Augenblicke, denn bald fing ſeine Seele wieder an, die Schmerzen, den Verdruß von neuem vorzunehmen, durchzuarbeiten und wo möglich Herr darüber zu werden.

Mignon war bisher ganz von ihm außer Acht gelaſſen worden, ſo ſehr ſich das Kind vor wie nach ihm mit Aufmerkſamkeit zu dienen mühte. Da ſie merkte, daß ſich Wilhelm zur Reiſe anſchickte, war ſie fröhlich und außerordentlich geſchäftig. Dein Koffer iſt nicht groß, ſagte ſie, ein Maulthier kann ihn recht gut tragen. — Wie, mein Kind? ſagte Wilhelm. — Wenn wir über den Berg gehen, verſetzte die Kleine. Sie war ihm aus der knechtiſchen Entfernung nach und nach ein wenig näher gekommen. Wenn ſie ihn Abends aufwickelte und Morgens friſirte, machte ſie es freilich nicht zum geſchickteſten und hielt ſich länger, als es ihm lieb war, auf, die Haare auszukämmen und zu ſtreicheln, und kehrte ſorgfältig an ihm, wenn ſie ein Fleckchen oder Stäubchen erblickte. Sie ſtund, wenn er ſchrieb oder las, manchmal vor ihm oder ſetzte ſich ſtill an ſeinen Seſſel auf die Erde nieder. Wenn er ſie anſah, glaubte er eine glühende, unter der Aſche verglühende Kohle zu erblicken. Gegenwärtig war ſie munter und rührig, ihre Seele war in

Bewegung, ſie ſchien einer angenehmen Veränderung entgegen zu ſehen. Wilhelm fühlte wohl, daß ſie mit ihm zu reiſen hoffte, es war ihm ein neuer Kummer und ein Stein auf dem Herzen.

Zehntes Capitel.

Die Principalin war abgegangen, ohne daß von Mignon die Rede geweſen wäre, wer das Kind behalten oder ſich ſeiner annehmen ſollte. Bei der Truppe war man mit der neuen Einrichtung ſehr beſchäftigt und würde in kurzer Zeit zu Ende gekommen ſein, wenn nicht die Bewegung der großen Welt dieſe kleine Stadt verſchlungen hätte. Die Nachricht eines ausbrechenden Krieges kam ganz unerwartet. Das Regiment ward beordert ſich marſchfertig zu halten, alles ging durch einander, und die ſtilleren Muſen hielten den Lärm nicht aus. Der ſchön durchdachte Plan unſers neuen Directors war auf einmal zu Grunde gerichtet; denn man konnte leicht überſehen, daß bei ſolchen Umſtänden in einer Landſtadt wenig zu verdienen ſein werde, man mußte alſo auf etwas anders ſinnen und einen Entſchluß bald ergreifen, wenn man nicht in Gefahr kommen wollte, Noth zu leiden. Das Schlimmſte war, daß man leicht vorausſehen konnte, es werde ſich der Krieg durch den größten Theil von Deutſchland verbreiten und die Schauſpielkunſt überall Mangel und Gefahren ausgeſetzt ſein. Man kannte wenig Geſellſchaften, zu denen man ſich hätte, auch unter günſtigern Umſtänden, wenden können. Endlich glaubte man, daß nach H** zu gehen wohl das Beſte ſein möchte. Die Lage des Ortes ließ Ruhe und die

Umſtände daſelbſt eine gute Aufnahme der Schauſpielkunſt vermuthen. Die Truppe, die ſich dort befand, hatte einen guten Namen, und was noch mehr war, ſo kannte Wilhelm den Director und war ſeiner Geſchäfte wegen genöthigt, dorthin zu gehen. Er konnte alſo ſeine Freunde begleiten und empfehlen und ein doppeltes Vergnügen davon einernten. Da dieſer Gedanke zuerſt Melina und ſeiner Frau eingefallen war, hielt man vor rathſam, ihn vor den übrigen Acteurs zu verbergen, um ſich nicht mit zu vielen Menſchen zu beladen und die Vortheile allein zu genießen. Wilhelm hielt ſich auch dieſes beſonders aus, weil er mit einer großen Geſellſchaft zu reiſen keine Luſt hatte.

Als man ſich mit den Anſtalten dazu beſchäftigte, kam Mademoiſelle Philine zu ihm auf's Zimmer, eine junge muntere Actrice, deren wir bisher entweder gar nicht oder im Vorübergehen erwähnt haben. Unſer Freund mußte ſich von Madame Melina oft Vorwürfe machen laſſen, als wenn er dieſer kleinen leichtfertigen Figur artiger begegne und mehr Neigung zu ihr habe, als ihr Betragen verdiene; und gewiß war es, daß er ſie mit Nachſicht und einer Art von Gefälligkeit betrachtete, ob er ſie gleich weder ſchätzen noch lieben konnte. Sie hatte von früher Zeit an mit einem unglaublichen Leichtſinne dahingelebt und jeden Tag und jede Nacht, gleichſam als wenn es der erſte und der letzte wäre, ſorglos der Freude gewidmet. Sie geſtand, daß ſie nie eine Neigung zu irgend einem Manne gefühlt, und pflegte im Scherze zu ſagen, es ſei ſo ein eintöniges Geſchlecht, daß man einen von dem andern wenig unterſcheiden könne. Sie warf nicht leicht ihre Augen auf einen, der ſich nicht auch um ihre Gunſt bemüht hätte, und es war nicht leicht einer, auf den ſie nicht ihre Augen warf. Sie war das gutherzigſte Geſchöpf von der Welt, naſchte gerne, putzte ſich und konnte nicht leben, ohne ſpazieren zu fahren oder ſich ſonſt eine Veränderung zu machen; ganz allerliebſt war ſie aber, wenn ſie ein Glas Wein im Kopfe hatte. Wer ihr dieſe Freuden verſchaffen konnte, war ihr angenehm, und wenn ſie einmal, welches doch ſelten geſchah, einiges Geld übrig hatte, ſo verthat ſie es auch wohl mit einem irrenden Ritter, der ihr leidlich gefiel und deſſen ſtarke Seite der Beutel nicht war. In reichlichen Tagen ſchien ihr nichts gut genug, und bald darauf nahm ſie wieder mit allem vorlieb. Sie pflegte ſich einem freigebigen Geliebten zu Ehren mit Milch, Wein und wohlriechenden Waſſern zu waſchen, bald that ihr der gemeine Brunnen gleiche Dienſte. Gegen Arme war ſie ſehr freigebig und überhaupt von Herzen mitleidig, nur nicht gegen die Klagen eines Liebhabers, den ſie einmal abgedankt hatte. Was ſie von Kleidern, Bändern, Hauben, Hüten und dergleichen ablegte, warf ſie gewöhnlich zum Fenſter heraus. Ihr ganzes Weſen hatte etwas Kindiſches und Unſchuldiges, das ihr in den Augen eines jeden einen neuen Reiz gab. Alle Frauen waren ihr aufſäſſig und zwar mit Recht. Auch ging ſie mit keiner um und hatte ſelbſt zu ihrer Bedienung bald einen alten Abenteurer, bald einen jungen Anfänger.

Der Leſer wird ſie genug aus dieſen Zügen kennen, wir häufen deßwegen nicht mehrere zuſammen und kommen nur zu der Verwunderung, die unſer Freund über dieſen Beſuch bezeigte, da ſie ſelten und niemals alleine zu ihm zu kommen pflegte. Sie ließ ihn nicht lange in der Ungewißheit, vielmehr zeigte ſich es, daß ihr die bevorſtehende Reiſe verrathen worden war. Sie beſtund darauf mitzugehen und

Alceſt.

Nun gut, entſchlieſſe Dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen,
Er iſt mein einz'ger Troſt. —
Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hohl' den Mann,
So biſt du Witwe! Nein, benütze dieſe Stunden,
Zum erſt- und letztenmahl ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln fliegt der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält Dich ab davon?

betrug ſich ſo artig, ſo ſchmeichelnd, ſo eifrig, daß es ihr Wilhelm wenigſtens in dem Augenblicke nicht abſchlagen konnte.

Es ſetzte, da Wilhelm dieſes, wiewohl mit einiger Schüchternheit, Madame Melina vortrug, einige Debatten; doch balde war das Project noch ruchtbarer geworden, und es drängten ſich noch mehrere hinzu, jeder mit der Überzeugung, daß die Geſellſchaft nur beſſer aufgenommen werden würde, wenn er ſich dabei befände. Und da man es einigen zugeſtand und noch eine Kutſche zu nehmen ſich entſchloß, ſo war auch gar bald der dritte Wagen nöthig; andere wollten den Weg zu Pferde machen, und zuletzt waren ſogar die Böcke beſetzt. Man behandelte Herrn Melina und ſeinen Freund als Anführer dieſer Karavane, und die Geſellſchaft machte ſich auf den Weg.

Eilftes Capitel.

Viele unſrer Leſer, die am Ende des vorigen Capitels zufrieden waren, daß wir endlich wieder den Platz veränderten, werden vielleicht ungehalten ſein, wenn wir noch einmal zurückkehren, um verſchiedener Dinge zu erwähnen, die bei'm Abſchiede vorgingen.

Die erſte Unterredung mit Herrn von C. nach jenem Vorfalle, vor der ſich Wilhelm ſo ſehr geſcheut hatte, ging leicht und ohne Anſtoß vorüber und war nunmehr leider zu Betrübniß beider Freunde die letzte. Von jener Begebenheit wurde gar nicht geſprochen. Mein Beſter, rief Herr von C. aus, als er ihn anſichtig wurde, Sie ſehen mich im Begriffe, auch auf einen Schauplatz zu eilen, wo man ernſthaftere Stücke aufführt, wo jeder ſeine Rolle nur einmal ſpielt und wo niemand, der ſeinen fünften Act geendet, wiederkehren kann. — Wie Unrecht haben Sie, mein Herr, verſetzte Wilhelm, den weiten Raum jener freien männlichen Thaten mit den engen Schranken unſrer kindiſchen Spiele zu vergleichen! wie glücklich ſind Sie, daß Ihr Schickſal Sie an Orte führt, wo der ganze Menſch ſeine beſten Kräfte anwenden kann, wo alles, was er in ſeinem Leben geworden, wozu er ſich gebildet, in einem Augenblicke wirkſam werden und ſich in ſeinem höchſten Glanze zeigen muß. Wie ſehr hoffe ich mich in meinem geringen Cirkel zu ergötzen, wenn der Ruhm mir Ihren Namen nennt und mir zugleich verſichert, daß das Glück auf Seiten des Verdienſts geſtritten hat! — Ich erwarte, mein Freund, verſetzte Herr von C., daß mein Schickſal ein viel ſtilleres und unbedeutenderes Ende nehmen werde, und ich bin auch damit ganz wohl zufrieden. Sie mögen wohl Recht haben, wenn Sie nicht erlauben wollen, daß man das, was uns begegnet, was wir unternehmen, einem Schauſpiele vergleiche, da es wirklich um ein großes Theil ernſthafter iſt, und das Wenigſte, was geſchieht, geſehen werden kann. Die guten müßigen Zuſchauer erblicken von weitem das gefährliche Getümmel, worinnen, wie in der übrigen Welt, im Verborgnen, von ſtiller Nacht oder von Rauch und Dampf bedeckt, die edelſten Thaten für die Vergeſſenheit geſchehen, indeß nur wenige, durch ein unbilliges Glück begünſtigt, den Ruhm, der vielen gebührt, auf ſich häufen und hinweg nehmen. Es iſt ein Glückſpiel; und Sie wiſſen wohl, mein Freund, wie wenig dieſes unter edlen und unedlen Menſchen, unter Verſtändigen oder Thoren, unter Tapferen oder Feigen einen Unterſchied macht. — Wie, rief Wilhelm aus, und Ihre ganze Seele glüht nicht, ſich hervor zu thun, Sie werden nicht mit ungeſtümer Begierde fortgeriſſen, Ihre Thaten, Ihren Namen als Muſter der Nachwelt zu hinterlaſſen? — Mit nichten, mein Freund, verſetzte der andere. Ich bin gewohnt, in meinem Handwerke und an dem Platze, wo ich bin, meine Schuldigkeit zu thun; ich werde meine Schuldigkeit thun und das Übrige geruhig abwarten. Wenn ich dadurch den Officieren, den Soldaten von meiner Compagnie mit einem Beiſpiele vorgehe, daß ſie in dem, was für ſie gehört, feſter, muthiger und gewiſſer handeln, und, wenn ich als ein braver Mann umkomme, es nur dieſe wiſſen, nur allenfalls mein Regiment darauf aufmerkſam wird, ſo habe ich mehr gethan als mancher, deſſen Name durch einen Zufall, der für die Seinigen von keinem Vortheile iſt, in Zeitungen ausgeſtreut wird. Glauben Sie mir, der Ruf iſt eine ohnmächtige Gottheit, er gleicht an Willkür dem Winde und hält ſich hart an den Zufall. Man gibt ihm hundert Zungen, und wenn man ſie zu Millionen vermehrte, ſo würde er nicht den millionſten Theil von dem, was täglich Gutes heimlich in allen Ständen geſchieht, verkündigen können; und wenn er es verkündigte, wer wollte darauf achten? Nur die roheſten Gunſtbezeugungen des Glückes, nur die ſtrengſten Anfälle des Übels ſind ſeinen zerſtreuten Augen bemerkbar; und was hat der Held vor allen voraus, um der gerühmteſte aller Gerühmten zu ſein? Nichts, als daß der Niedrigſte im Pöbel ſehen und begreifen kann, er habe ſeinen Feind in die Flucht geſchlagen, ihn unter die Füße getreten. Vielleicht hat ein anderer, vielleicht eben derſelbige Mann zu einer andern Zeit weit gefährlichere Feinde zu überwinden, mehr Größe des Geiſtes, mehr Stärke der Seele, mehr Heldenmuth angewendet, und wer hat es bemerkt, oder wer war fähig es zu bemerken? — Sie kennen die Welt länger und beſſer als ich, verſetzte Wilhelm, und ich ſelbſt habe nicht Urſache, das Beſte von ihr zu vermuthen; doch iſt das, was Sie mir ſagen, ſo ſehr allen Begriffen der Jugend, allen unſern Wünſchen zuwider, daß ich mich nicht entſchließen kann, Ihnen ganz Beifall zu ſchenken, daß ich geneigter bin, einem hypochondriſchen Zuge Ihres Charakters mehr Antheil an dieſen Geſinnungen zu geben, als er doch wohl nicht haben mag. Herr von C. lächelte und verſetzte: Ich möchte Sie nicht gerne anſtecken, und unſere Zeit iſt zu kurz, als daß wir dieſe Sache ausführlich durchſprechen könnten. Nur eins merken Sie ſich als dramatiſcher Schriftſteller und laſſen ſich es immer geſagt ſein, ſo ſehr wir auch ſchon lange darüber einig ſind: Lernen Sie daraus, daß man nur recht ſichtbare, ſtarke, grobe, ausgezeichnete Züge dem Volke aufſtellen müſſe, und daß das Feinere, Innigere, Herzlichere weniger Wirkung thue, als man denkt, beſonders wenn man Effect auf die Menge machen will, die doch am Ende immer bezahlt.

Sie mußten ſich in dieſem Augenblicke trennen, ſahen ſich einige Tage nachher nur auf wenige Worte wieder und verſchwanden ſich einander zuletzt, ohne recht Abſchied genommen zu haben.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm ſaß in einem Wagen mit Mignon, Frau Melina und ihrem Manne. Dieſer, der das Fahren nicht wohl vertragen konnte, mußte bald ausſteigen und ſich das Pferd eines andern erbitten. Die kluge

Philine merkte gleich dieſe Veränderung und erbat ſich den ledigen Platz, der ihr auch nicht wohl verſagt werden konnte, und ſie war kaum eingenommen, als ſie es auf Wilhelmen, den einzigen Mann in der Geſellſchaft, nach gewohnter Weiſe anlegte und bald ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen wußte. Sie ſang einige Lieder recht artig, und man ſprach von allerlei Sujets, die dramatiſch behandelt werden könnten. Dieſe Lieblingsmaterie brachte den jungen Dichter in ſeine beſte Laune, und er componirte ihnen aus dem Reichthum ſeines lebendigen Bildervorrathes ein ganzes Schauſpiel mit ſeinen Acten, Scenen, allen Eintheilungen, Charakteren und Verwicklungen, ja die Decoration ward nicht vergeſſen. Man fand für gut, einige Arien und Geſänge einzuflechten, man dichtete ſie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an und ſang ſie aus dem Stegreiſe. Wilhelm, in der fröhlichſten und freudigſten Laune, fuhr bald ernſt, bald ſcherzend fort und vergaß beinahe, indem er ſich mit der leichtfertigen Creatur abgab, ſeiner ernſteren Freundin und ſeines geliebten Kindes. Philine hatte eben heute ihren ſchönen, ſehr ſchönen Tag, ſie wußte mit allerlei Neckereien ihm nahe zu kommen, es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht geweſen.

Nach einer Reiſe von etlichen Tagen mußten ſie endlich an einem kleinen Orte ſtille liegen, weil die Gegenden nicht ſicher waren und in der Nachbarſchaft die Freichore herumſchwärmten. Wider ihren Willen mußten ſie in ein Wirthshaus zuſammenkriechen, mehrere wohnten in einer Stube und behalfen ſich, ſo gut ſie konnten, nur Philine, die auf unſern Helden einen Anſchlag gemacht hatte, nahm mit einem kleinen Kämmerchen auf dem obern Gange vorlieb, um allein und ungeſtört zu ſein.

Wilhelm hatte ſich auf Antrieb der Madame Melina in Beſitz einer hübſchen Stube gleich an der Treppe geſetzt. Seitdem ihn jene grauſame Entdeckung aus den Armen Marianens riß, hatte er ein Gelübde gethan, ſich vor dieſer zuſammenſchlagenden Falle zu hüten, das treuloſe Geſchlecht zu meiden, ſeine Schmerzen, ſeine Neigung, ſeine ſüßen Wünſche in ſich zu verſchließen. Die Gewiſſenhaftigkeit, womit er ſein Gelübde beobachtete, gab ſeinem ganzen Weſen eine innere geheime Nahrung, und wenn ſein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, ſo ward eine liebevolle Mittheilung ſeinem ganzen Weſen ein ſchmerzliches Bedürfniß. Er ging wieder, wie von dem erſten Jugendnebel begleitet, umher, ſeine Augen faßten jeden reizenden Gegenſtand mit Freuden auf, und nie war ſein Urtheil über eine liebenswürdige Geſtalt ſchonender geweſen. Wie gefährlich ihm in einer ſolchen Lage das verwegene Mädchen ward, kann man leicht begreifen, und wir brauchen wohl nicht mehr zu ſagen, um die Art von Neigung, die er für ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, empfand, vor unſern Leſerinnen einigermaßen zu entſchuldigen, da ihn unſere Leſer, wie wir überzeugt ſind, ſchon lange abſolvirt haben.

Kaum waren ſie angelangt und zu einiger Ruhe gekommen, als Madame Melina bei einem Spaziergange ihn ſehr ernſtlich über dieſe Empfindungen zur Rede ſetzte, die er bei ſich ſelbſt noch nicht bemerkt hatte. Er ſchwur hoch und theuer, und er konnte ſchwören, daß ihm nichts weniger eingefallen ſei, als ſich an dieſes Mädchen, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden, er entſchuldigte ſich ſo gut er konnte über ſein freundliches und artiges Betragen gegen ſie und befriedigte Madame Melina auf keine Weiſe.

Ihren Mann fanden ſie auch bei der Rückkunft in der übelſten Laune. Er hatte ſich an allen Orten und Enden erkundigt, ob es nicht möglich ſein ſollte, die Reiſe weiter fortzuſetzen; jedermann hatte es ihm mit den beſten Gründen widerrathen. Die Armeen waren ſo gar weit nicht aus einander, man konnte in der Gegend, worauf ſie zu wollten, eine Schlacht vermuthen, es blieb ihnen nichts übrig als zu bleiben, eine Nothwendigkeit, die faſt ebenſo gefährlich war als die Gefahr ſelbſt.

Die allgemeine Caſſe, welche Herr Melina führte und welche eigentlich aus den Reſten von Wilhelms zuſammengeſtoppelter Barſchaft beſtand, woraus die Reiſekoſten und der Unterhalt eines Theiles der Geſellſchaft beſtritten werden ſollte, ließ nach und nach den leeren Boden ſehen. Andere, die noch etwas übrig und ſich ſelbſt zu verköſtigen übernommen hatten, lebten leichtſinnig, empfanden bald Mangel und kamen dahin, wo ſie noch etwas Geld vermutheten, borgten und wollten borgen. Wir werden bald hauſiren gehen müſſen! rief Melina aus. — Sei'n Sie nicht mißmuthig, verſetzte Wilhelm, es wird ſich in kurzem zeigen. — Wenn wir nur allein wären und hätten uns die Laſt der vielen Menſchen nicht aufgeladen! ſagte jener. — Mein letzter Groſchen ſteht zu Dienſten, verſetzte Wilhelm, ich will, ſo lang wir beiſammen ſind, nichts Eigenes haben. — Wir werden nur um ein paar Tage ſpäter hungern, ſagte Melina, und wer wird uns aus dieſem Neſte erlöſen? Der andere wußte nichts darauf zu antworten.

Bei Tiſche ließ Melina ſeinen üblen Humor auch gegen die Übrigen aus, denn man aß zuſammen, und er ward nur durch die Anfrage des Wirthes unterbrochen, der einen Harfenſpieler anmeldete. Sie werden, ſagte er, gewiß Vergnügen an ſeiner Muſik und an ſeinen Geſängen finden, es kann ſich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas weniges mitzutheilen. — Laſſen Sie ihn weg, verſetzte Melina, ich bin nichts weniger als geſtimmt einen Leiermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gerne etwas verdienten. Er begleitete dieſe Worte mit einem tückiſchen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie, die ihn wohl verſtand, ergrimmte heimlich, und um ihren Verdruß nicht merken zu laſſen, wendete ſie ſich an Wilhelmen: Sollen wir den Mann nicht hören? ſagte ſie, die Langeweile wird uns zu Grunde richten! ich für meinen Theil gebe gerne etwas dazu. Melina wollte darauf antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblicke hereintretenden Mann begrüßt und ihn ſich zu nähern geheißen hätte. Die Geſtalt dieſes ſeltſamen Gaſtes machte die ganze Geſellſchaft erſtaunen, und er hatte ſchon von einem Stuhle Beſitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder ſonſt etwas vorzubringen das Herz hatte. Ein kahler Scheitel, von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen, die unter langen weißen Augbrauen hervorſahen, eine wohlgebildete Naſe, an die ſich ein weißer mittelmäßiger Bart anſchloß, mußte der Geſellſchaft ein ſonderbares Bild vorſtellen. Ein langes dunkelfarbiges Gewand bedeckte einen ſchlanken Körper vom Halſe bis zu den Füßen. Er nahm die Harfe und fing zu präludiren an. Die angenehme Töne, die er aus dem Inſtrumente hervorlockte, die muntern ſanften Melodien, die von ſeinen Saiten tönten, ſetzten bald die Geſellſchaft in die beſte Laune. Ihr pflegt auch zu ſingen, guter Alter! ſagte Philine. — Gebt uns etwas, das unſeren Geiſt ergötze, ſagte Wilhelm, denn da ich nicht Kenner bin, ſo ſind dieſe

Melodien, Gänge und Läufe meinem Ohr nicht viel mehr, als bunte Papierſchnitzel und ſchäckige Federn, die der Wind in der Luft herumtreibt, meinem Auge wären; da ſich der Geſang hingegen wie ein Schmetterling oder wie ein ſchöner Vogel lebendig in die Luft hebt und Herz und Seele ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte ſah Wilhelmen an, alsdann gen Himmel, that einige Griffe auf der Harfe und begann ſein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Geſang, pries das Glück der Sänger, warnte die Menſchen, ſie zu ehren. Er trug es mit vielem Leben und Wahrheit vor, daß es ſchien, als hätte er es in dieſem Augenblicke und bei dieſem Anlaſſe gedichtet, und Wilhelm enthielt ſich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur Scheue vor der Geſellſchaft zog ihn auf ſeinen Stuhl zurück. Er fürchtete ein lautes Gelächter, wenn er einen Fremden mit Entzücken umarmte, über den man noch ſtreitig war, ob es ein Pfaffe oder ein Jude ſei. Man fragte eifrig nach dem Verfaſſer des Liedes, worauf er keine beſtimmte Antwort gab, nur verſicherte, daß er deren ſehr viele habe und wünſche, daß ſie der Geſellſchaft gefallen möchten. Man war fröhlich und freudig geworden, ſchwatzte unter einander, ſcherzte, und er fing an, das Lob des geſelligen Lebens auf das geiſtreichſte zu ſingen; er pries die Einigkeit und Gefälligkeit mit einſchmeichelnden Tönen, trocken war ſein Geſang, rauh und verworren, als er gehäſſige Verſchloſſenheit, kurzſinnige Feindſchaft und gefährlichen Zwieſpalt bedauerte, und gern warf jede Seele dieſe drückende Schalen ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, den Preis der Friedensſtifter und das Glück der Seelen, die ſich wiederfinden, ſang.

Wilhelm fühlte ſich wie neugeboren. Sein leidiges Verhältniß hatte ihm, ohne daß er es bemerkte, eine

Feder nach der andern verleimt und ihn ſo beſtrickt und zuſammengezogen, daß er ſich, ohne es recht zu wiſſen oder zu begreifen, gefangen fühlte; nun hatte der Geiſt jenes Alten ſeine ganze Seele wieder angefacht, es war, als wenn ein Windſturm alle Wolken zerriſſen hätte, und wie der erſte Sonnenblick nach einer langen trüben Zeit auf einmal eine ganze Gegend in die alten Rechte der ſchönen Tage wieder einſetzt, ſo war es auch in ſeinem Herzen, das ſich wieder von einer unbedingten Freiheit beglückt fühlte; er ſah nicht mehr, wo noch wer er war, alle Gegenſtände veredelten ſich vor ihm, und von ſeiner alten glücklichen Thorheit ergriffen, rief er aus: Wer du auch ſeiſt, der du als ein hülfreicher Schutzgeiſt mit einer ſegnenden und belebenden Stimme zu uns kommſt, nimm meine Verehrung und meinen Dank, fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertraue uns, wenn du etwas bedarfſt!

Der Alte ſchwieg, ließ ſeine Finger über die Saiten ſchleichen, griff ſchärfer drein und ſang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor?
Was ſchallet auf der Brücken?
Es dringet bis zu meinem Ohr
Die Stimme voll Entzücken.
Der König ſprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt ihn herein, den Alten.

Gegrüßet ſeid ihr hohe Herrn,
Gegrüßt ihr ſchöne Damen!
Welch reicher Himmel Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergötzen.

Nun, willſt Du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt zum Wirth.

Herr Wirth! ich reiſe nicht!

Wirth hervortretend.

So! Zu Sophien. Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Söller.

Söller.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig drein
Und in den Schoß die Schönen.
Der Fürſt, dem es ſo wohl gefiel,
Ließ, ihn zu lohnen für das Spiel,
Ein' goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen!

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank von ſüßer Labe!
Er rief: O hochbeglücktes Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke!

Dreizehntes Capitel.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeſchenkt daſtand, ergriff und es mit freundlicher Miene, ſich gegen ſeinen Wohlthäter wendend, austrank, entſtand eine allgemeine Freude in der Verſammlung. Man klatſchte und rief ihm: es möge dieſes Glas zu ſeiner Geſundheit, zur Stärkung ſeiner alten Glieder gereichen! Er ſang noch einige Romanzen und erregte immer mehr Munterkeit in der Geſellſchaft.

Kannſt du das Lied, Alter, rief Philine: Der Schäfer putzte ſich zum Tanz? — Sonſt, ſagte er, gelang es mir, jetzt weiß ich nicht. Wollen Sie die Schäferin vorſtellen? — Von Herzen gerne, rief ſie aus, ich habe lange gewünſcht jemanden zu finden, mit dem ich es wieder einmal ſingen könnte. Nur verwirre dich nicht in den drolligen rollenden Sylben des Refrains. Sie ſtund auf und ſetzte ſich zu ihm ſcherzend an die Erde.

Da das Lied nichts weniger als ehrbar iſt, können wir es unſern Leſern nicht mittheilen, und da es eigentlich von einem tanzenden geſticulirenden Paare geſungen werden muß, ſo verlor es auch bei dieſer Aufführung etwas von ſeiner Stärke; doch wurde es mit dem größten Beifalle aufgenommen, und die ſeinen launigen Pfiffe, die geſchickten Wendungen und artigen Geberden, womit Philine die Zweideutigkeiten, indem ſie ſie verbergen zu wollen ſchien, geltend machte, fand vor aller und auch ſogar vor Wilhelms Augen Gnade. Die Geſellſchaft war ganz entzückt, da aber unſerem Freunde die böſen Folgen ihrer Luſt ſchon längſt bekannt waren, ſuchte er abzubrechen, ſteckte dem Alten für ſeine Bemühung einen reichlichen Lohn in die Hand, die andern thaten auch etwas, man hieß ihn ruhen und verſprach ſich des nächſten Abends eine wiederholte Freude von ſeiner Geſchicklichkeit.

Als er hinweg war, ſagte Wilhelm zu Philinen: Ich kann die Moralität Ihres Leibgeſanges zwar eben nicht loben, doch wenn Sie mit eben der Naivetät etwas Angenehmes und Schickliches auf dem Theater ausgeführt hätten, ſo würde Sie eine verdiente Bewunderung zum Range der erſten Actricen erhoben haben.

Wahrhaftig, dieſer Menſch beſchämt uns alle! Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatiſche Ausdruck ſeiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darſtellung in ſeinem Geſange als in unſern Perſonen auf der Bühne. Man ſollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und dieſen dichteriſchen Erzählungen eine ſinnliche Gegenwart zuſchreiben.

Er beſchämte uns in noch einem Puncte, rief Melina, als alles ſtille ſchwieg, und zwar in einem Hauptpuncte; die Stärke ſeiner Talente zeigt ſich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht in acht Tagen in Verlegenheit ſein werden, wo wir eine Mahlzeit hernehmen, bewegt er, unſere Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir ſo nöthig brauchen, um den Ort unſerer Beſtimmung zu erreichen, durch ein Liedchen aus der Taſche zu locken. Ich habe ihm ſelbſt, zwiſchen Neigung und Widerwillen, einige Groſchen beigeſteuert. Aber wahrhaftig! ich bin auch feſt entſchloſſen, und Sie werden mir nicht zuwider ſein, dieſes Lehrgeld mit Wucher auf andere zu gewinnen. — Von Herzen gerne! riefen einige, wir ſind dabei, wenn ſich Gelegenheit findet. — Die zeigt ſich überall, ſagte Melina, man muß nur nicht zu delicat ſein.

Auf dem Rathhauſe iſt ein großer Vorſaal, auf den ich heute frühe ſchon meine Speculation machte. Wenn man die Feuereimer weghinge, ein paar alte Rüſtungen und Verſchläge bei Seite ſchaffte, ſo fände ſich für Theater und Parterre Platz genug. Ich habe die Haken und Balken nachgeſehen, wo vor'm Jahre eine Seiltänzertruppe ihre Seile und Vorhänge aufhing. — Sie werden doch nicht, rief Wilhelm, mit ſolchem Geſindel ſich um die paar Pfenninge des hieſigen Publicums beeifern wollen? — Ich werde es wohl mit Ihrer Erlaubniß! verſetzte Melina heftig, denn wir ſollen doch nicht immer die großmüthigen Thoren ſpielen und wie junge Laffen unſer Capital mit ſammt den Intereſſen verzehren!

Unſerem Freunde ſtockte das Wort im Munde, denn er fühlte ſich und ſeine Gutmüthigkeit, durch die er dieſes ganze Geſchlecht ſeit einem halben Jahre war zu nähren gezogen worden, in dieſem undankbaren Vorwurfe getroffen. Er ſah den niedriggeſinnten Director mit verächtlichen Augen an und rief ihm zu, indem er die Thüre ergriff: Thun Sie, was Sie wollen, ich werde ſo bald als möglich meinen Weg weiter ſuchen und Sie Ihrer Klugheit überlaſſen.

Er ſprach's und eilte hinunter, ſich auf eine ſteinerne Bank zu ſetzen, die vor der Hausthüre ſtand.

Kaum hatte er, gedrückt von verdrüßlichen Gedanken, daſelbſt Platz genommen, als Philine ſingend zur Hausthüre herausſchlenderte und ſich zu ihm, ja man dürfte beinahe ſagen auf ihn ſetzte, ſo nahe rückte ſie an ihn an, lehnte ſich auf ſeine Schulter, ſpielte mit ſeinen Locken, ſtreichelte ihn und gab ihm die beſten Worte von der Welt: Er möchte ja bleiben und ſie nicht frühzeitig verlaſſen.

Endlich, da er ſie abzuweiſen ſuchte, ſchlang ſie ihren Arm um ſeinen Hals und küßte ihn mit dem lebhafteſten Ausdrucke des Verlangens. Sind Sie toll, Philine, ſagte Wilhelm, indem er ſich loszumachen ſuchte, die öffentliche Straße zum Zeugen ſolcher Liebkoſungen zu machen, die ich auf keine Weiſe verdiene? laſſen Sie mich los, ich kann nicht und werde nicht bleiben! — Und ich werde dich feſthalten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Straße ſo lange küſſen, bis du mir es verſprichſt. Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort, nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau, und die Ehemänner, die ſo eine anmuthige Scene entweder ſehen oder davon hören, werden mich als ein Muſter einer recht kindlich unbefangenen Zärtlichkeit ihren Weibern anpreiſen. Sie liebkoſete ihn, eben da einige Leute vorbeigingen, auf das andringlichſte, und er, um kein Scandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen.

Wenn die Leute eine Strecke vorbei waren, brach ſie in ein unerträgliches Gelächter aus, dann trieb ſie wieder voll Übermuth allerlei ausgelaſſene Ungezogenheiten; zuletzt mußte er verſprechen, daß er noch heute und morgen und übermorgen bleiben wollte. Sie ſind ein rechter Stock! ſagte ſie darauf, indem ſie ihm einen Stoß gab und von ihm abließ; ich habe wahrhaftig niemals ſo viel Freundlichkeit an den Älteſten und Härteſten umſonſt verſchwendet. Sie ſtand mit einigem Widerwillen auf und kehrte lachend zurück. Ich glaube eben darum, daß ich in dich vernarrt bin, rief ſie; ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Dießmal that ſie ihm unrecht. Denn ſo ſehr er von ihr ſich zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, wenn eine Laube ſie mit Einſamkeit umgeben hätte, ihre Liebkoſungen wahrſcheinlich nicht unerwidert gelaſſen haben.

Erinnerſt du dich nicht, ſagte ſie, habe ich mein Strickzeug mit zu Tiſche gebracht? — Ich habe nichts geſehen, verſetzte er. — So wird es auf meiner Kammer liegen. Und ſie ging, nachdem ſie ihm einen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf ihr zu folgen, vielmehr empfand er einen Widerwillen und Verdruß über ihr Betragen, doch hob er ſich, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriffe, die Thüre hinein zu treten, als ihn ein Knabe aufhielt, der die Gaſſe herauf gekommen war und ein Päckchen an einem Stocke auf dem Rücken trug. Nach ſeiner mit Puder beſtäubten Kleidung mußte man ihn für einen reiſenden Perrückenmacher halten. Mit einer offenen, dreiſten, lebhaften Zudringlichkeit fragte er Wilhelmen: Können Sie mir nicht ſagen, iſt hier eine Geſellſchaft Komödianten abgetreten? — Es wohnen einige Schauſpieler hier, verſetzte der Gefragte. Der Wirth des Hauſes trat eben herzu, und der junge Purſche fuhr fort: Es muß eine Mademoiſelle dabei ſein, die ſich Philine nennt, iſt ſie zu Hauſe? — O ja, ſagte der Wirth, oben im zweiten Stocke am Ende des Ganges iſt ihre Kammer, ich habe ſie eben hinauf gehen ſehen. — Der Fremdling hörte es mit großen blauen, von Freude leuchtenden Augen an, und ohne ſich zu verweilen, war er mit wenigen Sprüngen hinauf.

Insgeheim regte ſich ein Verdruß in Wilhelms Buſen, er war unentſchlüſſig, ob er folgen oder bleiben ſollte. Ein Reuter, der vor dem Wirthshauſe ſtille hielt, deſſen gutes Anſehen und faſt trutzige Miene ihn aufmerkſam machte, hielt ihn auf der Schwelle zurück, beſonders da ihm der Wirth mit einer ſehr bekannten Freude die Hand reichte, ihn willkommen hieß und fragte: Ei Herr Stallmeiſter, wie kriegt man Sie einmal wieder zu ſehen? — Ich will nur hier füttern, verſetzte der Fremde, ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geſchwindigkeit allerlei einrichten zu laſſen; der Graf kommt morgen mit ſeiner Gemahlin nach, ſie werden ſich eine Zeitlang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf das beſte zu bewirthen, weil er in dieſer Gegend wahrſcheinlich ſein Hauptquartier aufſchlägt. — Es iſt ſchade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, verſetzte der Wirth, wir haben gute Geſellſchaft. Ein Reitknecht, der nachgeſprengt kam, nahm dem Stallmeiſter das Pferd ab. Er beſprach ſich mit dem Wirthe leiſe, ſah Wilhelmen von der Seite an, und dieſer, da er merkte, daß von ihm die Rede ſei, begab ſich weg und ſtieg mit einer höchſt verdrüßlichen Empfindung die Treppe hinauf.

Oben nahm ihn Madame Melina in Empfang, redete ihm zu und ſuchte ihm zu zeigen, daß ihr Mann doch ſo Unrecht nicht habe. Er war ärgerlich, wollte keine Gründe hören, und es war ihm angenehm, daß er eine Urſache fand, verdrüßlich zu thun. Madame Melina, die keine üble Laune an ihm gewöhnt war, fand dieß höchſt befremdend. Ich ſehe, daß ich Ihre Freundſchaft verloren habe, rief ſie aus und begab ſich auf ihr Zimmer. Er folgte ihr nicht nach, wie es ſonſt geſchah, wenn eine kleine Verdrießlichkeit unter ihnen entſtand und er ſeinen Fehler wieder gut zu machen geneigt war.

Auf ſeiner Stube fand er Mignonen mit Schreiben beſchäftigt. Das Kind hatte ſich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles was es auswendig wußte, zu ſchreiben, und hatte ſeinen väterlichen Freund das Geſchriebene zu corrigiren und ihr Anleitung zu einer ſchönen Hand zu geben gebeten. Sie war unermüdet und wirklich in wenig Wochen ſchon weit. Sie machte Wilhelmen, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude; dießmal achtete er wenig drauf, was ihm das Kind zeigte, das ſich drüber betrübte, indem es eben ſeine Sache recht gut gemacht zu haben glaubte und einen Lobſpruch erwartete.

Die Unruhe, in der ſich Wilhelm befand, trieb ihn, nachdem er eine Zeit ſich auf dem Gange verweilt, ob er nichts von Philinen und ihrem jungen Abenteurer entdeckte, den Alten aufzuſuchen, durch deſſen Harfe er die böſen Geiſter zu verſcheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, auf ein ſchlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens und in demſelben die Treppe hinauf bis auf den Boden, wo ihm der ſüße Harfenklang aus einer Kammer entgegen ſchallte. Es waren herzrührende klagende Töne, von einem traurigen ängſtlichen Geſange begleitet. Er ſchlich ſich an die Thüre, und da es eine Art von Phantaſie war, womit der gute Alte faſt immer die nämlichen Worte begleitend wiederholte, ſo konnte der Horcher nach einer kurzen Aufmerkſamkeit ohngefähr Folgendes verſtehen:

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Die wehmüthige Klage drang tief in die Seele des Hörers, es ſchien ihm, als wenn der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren, dann klangen die Saiten allein, bis wieder leiſe in gebrochnen Lauten ſich die Stimme dazwiſchen miſchte. Wilhelm ſtand an dem Pfoſten, ſeine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten ſchloß ſein Herz auf, er widerſtand nicht dem Mitgefühle und enthielt ſich nicht der Thränen, die des Alten herzliche Klage auch aus ſeinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die ſeine Seele druckten, löſ'ten ſich zugleich auf; er überließ ſich ihnen ganz, ſtieß die Kammerthüre auf und ſtand vor dem Alten, der ein ſchlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieſer armſeligen Wohnung, zu ſeinem Sitze zu nehmen genöthiget geweſen. Was haſt du in mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter! rief er aus, alles, was in meinem Herzen ſtockte, haſt du losgelöſ't. Laß dich nicht ſtören, ſondern fahre fort, indem du deine Leiden linderſt, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufſtehen und etwas reden, Wilhelm litt beides nicht, denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungerne ſprach; er ſetzte ſich vielmehr zu ihm auf den Strohſack nieder. Der Alte trocknete ſeine Thränen und fing ganz freundlich zu lächeln an. Wie kommen Sie hierher? ich wollte Ihnen dieſen Abend wieder aufwarten. — Wir ſind hier ruhiger, verſetzte Wilhelm. Singe mir etwas, was du willſt, das zu der Lage deiner Seele paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre, es ſcheint mir, als ob du heute nicht irren könnteſt. Ich finde dich ſehr glücklich, daß du dich in der Einſamkeit ſo angenehm beſchäftigen und unterhalten kannſt, und, da du überall ein Fremdling biſt, in deinem Herzen die angenehmſte Bekanntſchaft findeſt. Der

Alte ſah auf ſeine Saiten, und nachdem er ſanft präludirt, ſtimmte er an und ſang:

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach! der iſt bald allein.
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein.
Ja, laßt mich meiner Qual!
O kann ich nur einmal
Recht einſam ſein,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein:
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach, werd' ich dann einmal
Einſam im Grabe ſein,
Da läßt ſie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmuth der ſeltſamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unſer Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm ſagte, antwortete der Alte in der reinſten Übereinſtimmung durch Anklänge, die alle verwandte Empfindungen rege machten und ein weites Feld des Denkens eröffneten. Wer einer Verſammlung Herrnhuter oder andrer Frommen, die ſich auf ihre Weiſe erbauen, beigewohnt hat, wird ſich auch einen Begriff von dieſer Scene machen können. Er wird ſich erinnern, wie der Liturg ſeiner Rede einen Theil eines Geſanges einzuflechten weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin er wünſcht, daß ſie ihren Flug nehmen möchte; wie er bald darauf aus einem

Söller.
Ich wünſche viel Plaiſir!
Alceſt.
Adieu, ſcharmante Frau!
Sophie.
Adieu, Alceſt!
Söller.
Ihr Diener!
Alceſt.
Ich muß noch erſt hinauf
Söller vor ſich.
Der Kerl wird täglich kühner.
Wirth ein Licht nehmend.
Erlauben Sie, mein Herr!
Alceſt.
es ihm aus der Hand complimentirend.
Herr Wirth, nicht einen Schritt! ab.
Sophie.
Nun, Söller, gehſt du denn? Wie wär's, Du nähmſt mich mit?
Söller.
Aha! es kommt Dir jetzt —
Sophie.
Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.
Söller.
Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird Dir warm um's Herze.
Wenn man ſo jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,

andern Liede in einer andern Melodie einen Vers hinzufügt und an dieſen wieder einen dritten knüpft, der auch die verwandten Ideen der Stelle, der er entwandt iſt, mitbringt und durch die neue Verbindung wieder neu und gleichſam individuell wird, als wenn er in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem ganz bekannten Kreiſe von Ideen, aus Liedern und Sprüchen, die vielen zuſammen gemein ſind, dieſer beſondern Geſellſchaft ihr Nöthiges zugeeignet und ſie dadurch belebt, geſtärkt und erquickt wird —: ſo erbaute der Alte ſeinen Gaſt, indem er die nahen Empfindungen und die entfernten, die wachenden und ſchlummernden, die angenehmen und ſchmerzlichen in eine Circulation brachte, wodurch unſer Freund in einen Zuſtand verſetzt wurde, der ſich von ſeinem bisherigen gedruckten und armſeligen Leben wirklich unterſchied. Die Gefühle von dem Adel ſeines Weſens, von der Höhe ſeiner Beſtimmung, das Mitgefühl des Guten und Großen unter den Menſchen hervorzubringen, ward auf's neue in ihm lebendig, er pries den Alten und beneidete ihn zugleich, daß er dieſe Stimmung in ſeiner Seele hervorgebracht hatte, und wünſchte nichts mehr, als mit ihm zu Verbeſſerung und Bekehrung der Welt gemeine Sache zu machen. Seine alten Ideen von Hoffnung und Zuverſicht, die er dem Theater geſchenkt hatte, wurden wieder rege, er knüpfte mit unglaublicher Schnelligkeit wieder das Höchſte daran, daß ein vernünftiger Menſch, der damals in ſein Gehirn hinein geſchaut hätte, ihn nothwendig müßte für wahnſinnig gehalten haben. Er verließ die elende Kammer mit dem größten Widerſtreben, als ihn die Nacht zu weichen zwang, und er war niemals unſchlüſſiger geweſen, was er thun wolle, könne, ſolle, als auf dem Wege, den er nach dem Quartiere nahm.

Kaum war er zu Hauſe angelangt, als ihm der Wirth im Vertrauen eröffnete, daß Mamſell Philine an dem Stallmeiſter des Grafen eine Eroberung gemacht habe; er ſei, nachdem er ſeinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in größter Eile zurückgekommen, habe ein Abendeſſen beſtellt, ſei eben oben bei ihr, und es ſcheine, als ob er Anſtalten mache, die Nacht da zu bleiben. Wilhelm ging, um ſeinen Verdruß zu verbergen, auf ſein Zimmer, als auf einmal ein entſetzliches Geſchrei in dem Hauſe entſtand; er hörte eine jugendliche Stimme, die mit Zorn und Drohen durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach, er hörte die Perſon, von der es kam, oben herunter an ſeiner Stube vorbei nach dem Hausplatze eilen. Als ihn die Neugierde herunter lockte, fand er den jungen Geſellen, der heute ſo eifrig nach Mamſell Philinen gefragt hatte. Der Knabe weinte, knirſchte, ſtampfte, drohte mit geballten Fäuſten und ſtellte ſich ganz ungeberdig vor Zorn und Verdruß. Mignon ſtand gegen ihm über und ſah ihm mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen dieſe Erſcheinung. Der Knabe ſei von ſeiner Aufnahme bei Philinen luſtig und munter geweſen, habe geſungen und geſprungen bis zu der Zeit, da der Stallmeiſter zurücke gekommen, wo er angefangen, ſeinen Verdruß zu zeigen, die Thüre zuzuſchlagen und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tiſche aufzuwarten, worüber er gleich ſein Mißvergnügen bezeigt, auch habe er eine Schüſſel mit Ragout, anſtatt es auf den Tiſch zu ſetzen, zwiſchen Mademoiſelle und ihren Gaſt, die ziemlich nahe zuſammen geſeſſen, hinein geworfen, worauf ihm der Stallmeiſter ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinaus geſchmiſſen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Perſonen ſäubern helfen. Er konnte nicht Worte genug finden, wie übel ſie zugerichtet ſeien. Der Knabe, als er das hörte, fing laut an zu lachen, indem ihm noch immer die Thränen die Backen herunter liefen, er ſchien ſich herzlich darüber zu freuen, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere gethan, wieder einfiel, wo er wieder von neuem zu heulen und zu drohen anfing. Wilhelm, dem alles doppelt und dreifach verdrüßlich wurde, eilte auf ſeine Stube und ging vor Langerweile und Unmuth zeitig zu Bette.

Sein unruhiger Schlaf wurde durch ein Geräuſch unterbrochen, das ihn, da er ohnedieß ein wenig erhitzt war, beinahe erſchröckt hätte. Er hörte auf dem großen Gange ein Geſchlurfe, das mit einem ganz unnatürlichen Ächzen begleitet war und mit einem geheimnißvollen Geraſſel und einem leiſen Gepolter abwechſelte. Er konnte die Töne mit nichts Bekanntem vergleichen, die Neugierde trieb ihn aufzuſtehen, und ein Schauer hielt ihn im Bette. Seine eiferſüchtige Einbildungskraft, die um Philinens Thür ſchwebte, verfolgte das Geſpenſt bis dorthin, und er glaubte zu hören, daß es ſich beſonders in dem Winkel nicht weit von der Schönen Zimmer aufhielte, als auf einmal ihn ein lauter durchdringender Schrei aufſchröckte und ihn mechaniſch aus dem Bette hob. Er hörte gleich darauf ein gewaltiges Gepolter als eines Menſchen, der eine ſteile Treppe herunter fällt, kurz darauf ein ſtärkeres, als wenn ein anderer hintendrein fiele und beide vor ſeiner Thüre zu liegen kämen. Er riß ſie auf und ſah bei'm Schein einer Glaslampe, die gegenüber hing, die ſeltſamſte Gruppe, die eher ein Klump zu nennen geweſen wäre. In ein großes weißes Leintuch gewickelt, lagen zwei Menſchen über und durch einander auf der Erde, balgten und rauften ſich auf das ernſtlichſte, und eben brachte einer den andern durch einen Vortheil unter ſich und ſchlug wacker mit Fäuſten auf ihn zu. Wilhelm hatte kaum ſeine zweifelhaften Augen auf die Geſtalten geworfen, als Philine oben an der Treppe in äußerſter Unordnung einer Nachtgeſtalt mit einem Lichte erſchien, das von einem großen Putzen ſehr dunkel brannte. Als ſie die beiden Kämpfer und Wilhelmen bei ihnen erblickte, ſchrie ſie laut, ſetzte das Licht auf den Boden und lief nach ihrer Kammer. Das ſiegreiche Geſpenſt ſchlug indeſſen immer mit einer wüthenden Begierde zu, bis Wilhelm endlich einfiel und beide auseinander brachte. Wie verwundert war er, als er in dem Siegenden, den er wegriß, den blonden Ankömmling dieſes Nachmittages, und in dem Beſiegten, der ſchnell aufſprang, den Stallmeiſter des Grafen erkannte. Beide erſchienen nicht in der anſtändigſten Figur, als das Leintuch zur Erde fiel. Der Streit ſchien ſich mit Wuth erneuern zu wollen, und Wilhelm ſtieß deßwegen den Knaben geſchwind in ſein Zimmer hinein und erſuchte den andern, der mit entſetzlichem Drohen und Fluchen vor ihm ſtand, ſich nur bis morgen früh zu beruhigen und alsdann Genugthuung zu fordern oder zu geben, wie es die Umſtände verlangten oder erlaubten. Dieſe ſanften Zureden würden wenig geholfen haben, wenn der Ergrimmte nicht die Schmerzen, die ihm der Fall verurſachet, zu empfinden angefangen hätte; er hinkte mit dem Wirthe, der auf dieſen Lärm auch herbeigelaufen kam, bei Seite, und Wilhelm bemächtigte ſich des Lichtes, das oben auf der Treppe ſtand, um ſeinen neuen Gaſt zu beleuchten und ſich dieſen wunderbaren Vorfall aufzuklären.

Vierzehntes Capitel.

Der Knabe ſprang wie ein unſinniger Bacchante in der Stube herum, als Wilhelm hinein trat, ſchlug mit den Beinen aus, warf den Kopf zurücke, vagirte mit den Armen und jauchzte mit einer ausgelaſſ'nen Fröhlichkeit. Er triumphirte über den Sieg, den er davongetragen, über die Rache, die er genommen, über die Freude, die er geſtört, und Wilhelm mußte, bis dieſer Paroxysmus vorüber war, die Fragen, die er an ihn zu thun hatte, ausſetzen.

Zwar ließ ſich das Verhältniß dieſes jungen Menſchen leicht errathen, und er erzählte nichts Unerwartetes, als er Wilhelmen ſeine Geſchichte vertraute, die kürzlich folgende war: Er habe als Lehrburſche in Abweſenheit des Geſellen Philinen friſiren müſſen, ſie habe ihn an ſich gezogen, und er habe eine Art von Bedienten bei ihr gemacht, bis er ſich zuletzt mit ihr aus Eiferſucht überworfen und von ihr gelaufen. Seine Leidenſchaft aber habe ihm keine Ruhe gelaſſen, daß er ſie immer wieder aufſuchen müſſen; dreimal habe er ſchon den Ort des Aufenthaltes nach ihr verändert, und wenn er ſich ſchon verredet und verſchworen von ihr zu laſſen, ſo habe er doch immer, wenn ſie weg geweſen, keine Raſt noch Ruhe gehabt, ſie müſſe es ihm angethan haben. Er wolle nun aber auch nichts mehr von ihr wiſſen. Bei dieſer Erzählung wurde er ſo weich, fing unbändig zu weinen an, warf ſich auf die Erde und zeigte einen ausgelaſſenen Schmerz. Wilhelm glaubte die ganze Geſchichte, ſo wie er ſie ihm erzählt hatte, ob es ſich gleich in der Folge zeigte, daß er nicht ſtreng bei der Wahrheit geblieben war; allein er erzählte ſo gut, ſo treuherzig, und wußte dem, was er wirklich empfunden, was ihm wirklich geſchehen war, ſo einen

Glanz zu geben, daß dadurch die Lücken verſteckt wurden und das Wahrſcheinliche Gewißheit erhielt. Dabei ging es unſerm Freunde wie harmloſen Leſern ſolcher Schriften, wo entweder Kunſt oder Zufall Wahrheit und Lügen durch einander geknetet haben, ſo daß der Klügere in einen ſchweren Streit geräth, ob er eins mit dem andern annehmen oder beides zuſammen verwerfen ſoll. Gegen Morgen ward bei dem jungen Abenteurer der Gedanke lebendig, daß der Stallmeiſter es wohl ſchwerlich dabei werde bewenden laſſen, und er auf alle Fälle den Kürzern ziehen müſſe. Er ſuchte deßwegen in der Stille ſein Bündelchen zuſammen, empfahl ſich Wilhelmen und eilte ſeines Wegs.

Der Morgen ging in Erwartung der hohen Herrſchaft hin, die zwar nur einen Augenblick in dem Gaſthofe abſteigen ſollte, aber doch die Aufmerkſamkeit und Neugierde aller Gäſte, wie es zu geſchehen pflegt, beſchäftigte. Man wußte von dem Grafen, daß er ein Herr von großen Kenntniſſen und vieler Welt war. Er hatte viel gereiſ't, und man ſagte von ihm, er habe in allen Sachen einen entſchiedenen Geſchmack. Die wenigen Sonderbarkeiten, mit deren Geſchichte man ſich von ihm trug, kamen nicht in Betrachtung, vielmehr konnte man von der Liebenswürdigkeit ſeiner Gemahlin zu ſprechen kein Ende finden. Indeß hatte ſich jeder ſo ſauber als möglich angezogen und ſeinen Poſten ausgedacht, wo er ſie wollte vorbeiziehen ſehen. Als ſie in einem hochbepackten engliſchen Wagen, von dem zwei Bedienten herunter ſprangen, vorfuhren, war Philine nach ihrer Art am erſten bei der Hand und ſtellte ſich unter die Thüre. Wer iſt Sie? ſagte die Gräfin im Hereintreten. — Eine Schauſpielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen und demüthigen Geſichte ſich neigte und der Dame den Rock küßte. Ihr Gemahl, als er von den Leuten, die er umher ſtehen ſah, ein Gleiches hörte, erkundigte ſich nach dem letzten Orte ihres Aufenthaltes, ihrer Anzahl und ihrem Director. Wenn es Franzoſen wären, ſagte er zu der Gräfin, ſo könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, daß er bei uns ſeine Lieblingsunterhaltung anträfe. — Es käme darauf an, ſagte die Dame; wenn dieſe Leute nicht ungeſchickt ſind, ſo wäre es doch immer etwas und unſer Secretär würde ſie ſchon zuſtutzen.

Sie gingen auf ihr Zimmer, und der wachſame Melina präſentirte ſich als Director oben an der Treppe. Ruf' Er Seine Leute zuſammen, ſagte der Graf, und ſtell' Er mir ſie vor, daß ich ſehe, was an ihnen iſt, und bring' Er mir Seine Liſte von den Stücken, die Er ſpielen könnte. Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge, und in kurzer Zeit ſtand das Völklein vor dem Grafen im Zimmer. Sie drückten ſich vor und hinter einander, die einen präſentirten ſich ſchlecht aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig in ihrer Art darſtellten. Die Frauen bezeugten der Gräfin, die außerordentlich gnädig und gut war, ihre Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die Truppe. Er ließ einen jeden ſagen, was er gewöhnlich für Rollen ſpiele, ließ ihn etwas recitiren und äußerte gegen Melina ſein Urtheil, welches dieſer jederzeit mit der größten Devotion aufnahm. Er ſagte jedem, worauf er ſich beſonders zu legen, was er in ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß alle in der größten Demuth vor ſo einem erlauchten und erleuchteten Kenner und Beſchützer ſtanden und ſich keiner Athem zu holen getraute. Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der Graf, indem er nach der Thüre zu ſah und noch einen, der ihm nicht vorgeſtellt worden war, erblickte. Es mußte ſich eine hagere Figur in einem zerriſſenen Rocke und ſchlechten Perrücke, die ſich bisher verborgen gehalten, gleichfalls nähern. Es pflegte dieſer Menſch, der ſonſt gar nicht in Betrachtung kam, gewöhnlich den Pedanten, Magiſter und Poeten zu ſpielen und mußte meiſtens die Rolle übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begoſſen werden ſollte. Er hatte ſich gewiſſe kriechende, lächerliche, furchtſame Bücklinge angewöhnt, und ſeine ſtockende Sprache, die zu ſeinen Rollen paßte, machte gewöhnlich das Volk lachen, ſo daß er doch nicht ganz verſtoßen war. Er nahte ſich auf eben die Weiſe dem Grafen, neigte ſich vor demſelbigen und beantwortete ſeine Fragen auf die Art, wie er ſich in ſeinen Rollen auf dem Theater zu geberden pflegte. Der Graf ſah ihn mit einer gefälligen Aufmerkſamkeit eine Zeitlang als wie mit Überlegung an und rief, indem er ſich zu der Gräfin wendete: Mein Kind, betrachte mir dieſen Mann genau, ich hafte dafür, dieß iſt ein großer Schauſpieler oder kann einer werden. Der Menſch machte von ganzem Herzen einen albernen verſchämten Bückling, ſo daß der Graf überlaut lachen mußte. Geh' Er nur! geh' Er nur! rief der Herr aus; Er machet Seine Sachen excellent. Ich wette, dieſer Menſch kann ſpielen, was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts Beſſerm gebraucht hat.

Dieſer außerordentliche Vorzug war für alle andere ein Donnerſchlag, nur für Melina nicht, der mit einer ehrfurchtsvollen Miene drauf verſetzte: Ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Aufmunterung gefehlt, wie wir ſie an Euer Excellenz zu finden das Glück haben. Der Graf trat zu ſeiner Gemahlin an's Fenſter und ſchien ſie über etwas zu fragen. Man ſah, daß ſie auf das lebhafteſte mit ihm übereinſtimmte und ihn eifrig zu bitten ſchien. Drauf kehrte er ſich gegen die Geſellſchaft und ſagte: Ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, ich will meinen Secretär zu euch ſchicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht und euch recht viel Mühe geben wollt, ſo bin ich nicht abgeneigt, euch auf einige Zeit zu mir zu nehmen. Jedes bezeugte ſeine große Freude darüber, und beſonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände. Sieht Sie, Kleine! ſagte die Dame, indem ſie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte, ſieht Sie, mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir. Ich will ſchon mein Verſprechen halten, Sie muß ſich nur beſſer anziehen. Philine entſchuldigte ſich, daß ſie wenig auf ihre Garderobe zu wenden habe, und zugleich befahl die Gräfin, daß ihre Kammerfrauen einen engliſchen Hut und ein ſeidnes Halstuch, das leicht auszupacken war, herauf geben ſollten. Es kam und ſie putzte ſelbſt Philinen an, die fortfuhr ſich mit einer ſcheinheiligen unſchuldigen Miene gar anmuthig dabei zu geberden und zu betragen.

Als der Graf weg war, brachte man mit großem Freudengeſchrei und Jubel dieſe Nachricht Wilhelmen. Er wünſchte ihnen Glück und ließ ſich erzählen, was vorgefallen war, welches er mit einiger Verwunderung anhörte. Philine producirte ihre Geſchenke, und da er ihr einen verdrüßlichen Seitenblick zuwarf, ging ſie ſingend aus der Stube. Melina bat ihn, er möchte ſich doch geſchwind mit ihm zuſammen ſetzen, was ſie für Stücke dem Grafen, als ob ſie ſolche ſchon geſpielt hätten, angeben könnten. Sie haben doch nichts von mir geſagt? fiel Wilhelm ein. — Ich glaubte mich nicht dazu berechtigt, ſagte Melina. — Sie werden doch auf alle Fälle mit hinüber gehen, ſagte Madame mit aller Lebhaftigkeit. — Ich bin es nicht Willens, verſetzte Wilhelm. Der Taumel, daß ſich nun wieder auf einige Wochen glückliche Ausſichten eröffneten, ergriff die ganze Geſellſchaft, und jeder ward lebendig, that Vorſchläge, ſprach von Rollen, die er ſpielen würde, und die Klügſten gingen in die Küche und beſtellten ein beſſeres Mittageſſen, als man bisher einzunehmen gewohnt war.

Funfzehntes Capitel.

Der Secretär kam. Es war ein kleiner, hagerer, lebhafter Menſch, einer von denen, welche man damals Freunde der ſchönen Wiſſenſchaften nannte und die man eigentlich Liebhaber des Unnützen und Mittelmäßigen hätte nennen ſollen; denn indem ſie den Kreis nothwendiger und brauchbarer Kenntniſſe verließen, glaubten ſie ſich dem Schönen und Angenehmen ausſchließlich zu übergeben. Allein ſie betrogen ſich hierinne gar ſehr; denn ein jeder, der in ſich die Luſt fühlte, auch etwas hervorzubringen, liebte nur das Schöne, inſofern es in ſeinem Geſichtskreiſe lag, und ſein Geſchmack ergriff gar gerne das Gemeine und Mittelmäßige für etwas Gutes und Vortreffliches, weil er alsdann mit eben dem Rechte ſeine Geburten zu demſelbigen Range erheben konnte, und ſo beglückten eine große Anzahl Junger und Alter ſich mit wechſelſeitiger Verehrung. Der Secretär, vor dem ſie ſich alle fürchteten, vor

Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein andermahl.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten,
Nur, Söller, ſey geſcheidt, und hüth' Dich vor den Karten.

Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.

Nun, gute Nacht, Papa! ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!
Ihr nachſehend. Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!

Er läuft ihr nach, und küßt ſie noch einmahl an der Thür.

Schlaf wohl, mein Schäfchen!
Zum Wirth. Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Da iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
Zu Söller. Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu! *ab.*

Söller.

Ja, ſorgen Sie für nichts.

dem Melina beſonders in Ängſten war, er möge als ein Kenner gar bald die ſchwache Seite des kleinen Haufens entdecken, gar leicht überſehen, daß ſie eigentlich keine formirte Truppe ſeien, indem es faſt in jedem vorgegebnen Stücke an den Hauptrollen fehlte, ſetzte ſie gar bald außer aller Verlegenheit, indem er ſie mit dem größten Enthuſiasmus begrüßte, ſich glücklich pries, eine deutſche Geſellſchaft ſo unvermuthet zu finden, mit ihr in Verbindung zu kommen und die vaterländiſchen Muſen in das Schloß ſeines Herrn einzuführen. Er brachte bald nach dieſem Willkommen ein Manuſcript aus der Taſche und bat ſie, eine Komödie, die er ſelbſt verfertiget, anzuhören. Willig ſchloſſen ſie einen Kreis und freuten ſich, mit ſo geringen Koſten die Gunſt dieſes nothwendigen Mannes ſich befeſtigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch fand es ſich wirklich ſo. Es war ein Stück in fünf Aufzügen von der Art, die gar kein Ende nehmen, dergleichen die Deutſchen, wenn es nicht anders ungerechte Vorwürfe flüchtiger, ausländiſch geſinnter Geiſter ſind, mehrere haben ſollen. Unter dem Leſen hatte jeder Zuhörer Raum genug an ſich ſelber zu denken und ganz ſachte aus der Demuth, in der ſie ſich noch vor einer Stunde fühlten, zu einer glücklichen Selbſtgefälligkeit empor zu ſteigen und von da aus die anmuthigen Ausſichten zu überſchauen, die ſich ihnen ſo unerwartet aufgethan hatten. Der entzückte Schriftſteller verlor auch nichts bei dieſen heimlichen Abweſenheiten, denn ſie bezeigten ihren Beifall nur deſto öfter, und wenn einer eine Stelle als fürtrefflich bezeichnete, fielen die andern im Chorus mit ein.

Der Handel war alſo bald geſchloſſen. Er verſprach ſie im Wirthshauſe auszulöſen, freie Wohnung und Tafel auf dem Schloſſe und zuletzt einen Zuſchuß zum Reiſegelde, wenn ſie wieder abgingen. Die Frauen verſicherte er, es werde ohne Geſchenke von Kleidern und kleinen Nippes nicht abgehen, ſo daß alle mit einander gleichſam durch ein Zauberwort zu andern Menſchen umgeſchaffen wurden. Statt daß ſie heute früh ſich noch in kriechender Demuth herum drückten, ganz beſcheiden ein Glas Bier von dem Wirthe forderten, gegen jedermann höflich und behutſam, auch unter einander ſtill und einig waren, ſo entſtand nunmehr ein Rufen, Schreien, Befehlen, Schelten in dem Hauſe, jeder verlangte etwas Beſſeres als der andere, verlangte es geſchwinder, daß dem Wirthe der Kopf herum ging und er glauben mußte, ſeine Hausgeſellſchaft habe ſich um das Doppelte und Dreifache vermehrt.

Frau Melina ſuchte über Wilhelmen zu gewinnen, daß er mit ihnen gehen ſollte, wozu er ſich nicht entſchließen konnte. Ich werde wohl meinen Weg endlich für mich nehmen müſſen, ſagte er zu ihr halblaut, daß es Mignon hören konnte, der ohnweit davon ſtand und auf das Geſpräch heimlich lauerte.

Sechzehntes Capitel.

Als Wilhelm für ſich allein das, was er heute geſehen und gehört, wiederholte und überlegte, rief er aus: Wie ſchwankend iſt doch das Urtheil des Menſchen, ſelbſt der Verſtändigſten! Dieſer vornehme Herr, dieſer erfahrne Weltmann, ein großer Kenner, wendet, wahrſcheinlich durch einen launigen

Irrthum des Augenblickes, ſeinen Beifall dem Elendeſten und Abgeſchmackteſten der ganzen Geſellſchaft zu, und eine witzige, kluge, fürtreffliche Dame ſchenkt ihre Gunſt einer liederlichen Creatur, die ſich die Verachtung jeder wohldenkenden Seele recht mit Fleiß zuzuziehen bemüht ſcheint, und ſie halten ihren Secretär für einen Kenner, ja wohl für einen guten Schriftſteller. Es wird nicht lange währen, ſo müſſen ihnen die Augen aufgehen, der Betrug iſt zu greifen. Indeß geſchieht doch ſo vielen andern unrecht, und der Einfluß des Höhern und Angeſehnern, der nützen und helfen ſollte, ſchadet.

Dieſe Gedanken wurden durch eine Rückkehr auf ſich ſelbſt unterbrochen; denn er ſchwankte zwiſchen Zweifel und Nothwendigkeit. Er konnte voraus ſehen, daß er mit auf das Schloß des Grafen werde gehen müſſen, und hatte tauſend Urſachen, es nicht zu thun. Wenn ſich der Menſch in Umſtänden befindet, die zu dem Raume, den ſein Geiſt einnehmen ſollte, in keinem Verhältniſſe ſtehen, wenn er eingeengt, umwunden und verſtrickt iſt und er lange dagegen gearbeitet hat, gewöhnt er ſich endlich zu einer dunkeln gutmüthigen Geduld und folgt gelaſſen den trüben Pfaden ſeines Schickſales. Wenn dann manchmal ein Blitz aus einer höheren Sphäre ihn umleuchtet, ſchaut er freudig auf, die Seele erhebt ſich, er fühlt ſich wieder, doch bald, von der Schwere ſeines Zuſtandes niedergezogen, gibt er das wieder geahndete Glück mit gelindem Murren wieder auf und überläßt ſich nach geringem Widerſtreben der Gewalt, die den Stärkern wie den Schwachen dahin reißt. Und doch kann man einen ſolchen Menſchen glücklich nennen in Vergleich mit andern, die ſich in Umſtänden befinden, in denen ſich unſer Freund befand.

Seit jener Überraſchung, die ihn auf das Theater brachte, hatte er noch nicht Zeit gehabt, zu ſich ſelbſt zu kommen. Die heimlichen Wirkungen jenes Schrittes gingen immer in ſeinem Herzen fort, ohne daß er ſich deſſen bewußt war, nur gleichſam im Traume erinnerte er ſich jenes glücklichen Abends, wo er ſich ſeiner liebſten, innigſten Leidenſchaft im Taumel ergeben hatte; die ſüße Befriedigung des Beifalles labte ihn noch in ſtiller Erinnerung, er nährte ein heftiges Bedürfniß, ſich jenen Genuß wieder zu verſchaffen. Die Anhänglichkeit des Kindes, dieſer geheimnißvollen Creatur, gab ſeinem Weſen eine gewiſſe Conſiſtenz, mehr Stärke und Gewicht, welches immer geſchieht, wenn zwei gute Seelen ſich mit einander vereinigen oder auch nur ſich einander nähern. Die flüchtige Neigung zu Philinen regte ſeine Lebensgeiſter zu einer anmuthigen Begierde, mit Harfenſpiel und Geſang erhub ihn der Alte zu den höchſten Gefühlen, und er genoß in Augenblicken mehr würkliche und würdigere Glückſeligkeit, als er ſich von ſeinem ganzen Leben erinnerte. Dagegen legten ſich alle leidige irdiſche Laſten auf die andere Schale: die Geſellſchaft, in der er ſich befand und die man beinahe ſchlecht nennen durfte, ihre Unfähigkeit als Schauſpieler und die Einbildung auf ihre Fähigkeiten, die unerträgliche Anſprüche Philinens, die enge Politik Melina's, die Forderungen ſeiner Frau, die Nothwendigkeit, das theure Kind früher oder ſpäter ſeinem Schickſale zu überlaſſen, der Mangel an Gelde und an irgend einem ſchicklichen Mittel ihm abzuhelfen. So ſchwankte die Schale herüber und hinüber, oder vielmehr, aus ſo widerſprechend gefärbten Faden war das Gewebe gewebt, daß es wie ein übel ſchielender Taft zugleich angenehme und widrige Farben aus Einer

Falte dem Auge entgegen warf, und wenn mir Gleichniſſe zu häufen erlaubt iſt, wie aus Seide und grobem Hanfe war dieſe Flechte gezwirnt, geflochten und verknotet darzu, daß es unmöglich war, eins von dem andern zu ſondern, und unſerm Helden nichts übrig blieb, als ſich in dieſe Bande zu ergeben oder alles mit einander durchzuſchneiden. Solche Umſtände ſind es, in denen ſich ein guter, auch entſchloſſ'ner Menſch jahrelang hinſchleppt und weder Hand noch Fuß zu rühren wagt, in einem immer leidenden Zuſtande bleibt, wenn ihn die größte Noth nicht zu wählen und zu handeln treibt. Aber auch alsdann iſt ihm nicht geholfen. Selten, daß der Menſch fähig iſt und daß es ihm das Schickſal zuläßt, nach einer Reihe von Leiden, nach einer Folge von Verbindungen mit ſich ſelbſt und andern ganz reine Wirthſchaft zu machen; man entſchließt ſich ſo ungern zum Bankerotte wie zum Tode und ſucht ſich mit Borgen und Zahlen und Vertröſten, mit Paliren und Flicken ſo lange hinzuhalten als möglich. Der Geiſt beſchäftigt ſich, arbeitet immer, wie er zu einem freien, ganzen, reinen Zuſtande gelangen könne, und der Augenblick nöthigt ihn immer in der Enge halb, vielleicht gar ſchief zu handeln, ein Übel für das andre zu ergreifen und, wenn das Glück groß iſt, aus dem Regen in die Traufe zu ſchwanken; dieß iſt es, was oft wiederholt, Herr über den beſten Kopf wird, was heftige leidenſchaftliche Menſchen in eine Art von Wahnſinn verſetzt, der in der Folge ganz und gar unheilbar werden muß.

Wie ſehr fühlte Wilhelm die Beſchwerden dieſes Zuſtandes, und wie vergebens arbeitete er, um ſich daraus zu verſetzen! Sein altes bürgerliches Verhältniß war ſchon wie durch eine Kluft von ihm getrennt und er in einen neuen Stand aufgenommen und eingeweiht, da er noch als Fremdling in deſſen Vorhöfen zu verweilen glaubte. Sein Geiſt ward vom Hin- und Widerſinnen müde. Er ging endlich gedankenlos im Zimmer auf und nieder, ſein gepreßtes Herz ſtrebte nach Erleichterung, und eine bängliche Wehmuth bemächtigte ſich ſeiner. Er warf ſich in einen Seſſel und war ſehr bewegt. Mignon trat herein und fragte: ob ſie ihn aufwickeln dürfe? Das Kind war eine Zeit her ſtiller und immer ſtiller geworden, Wilhelm hatte ſie, ohne es zu merken, vernachläſſigt, ſie fühlte es deſto tiefer.

Nichts iſt rührender, als wenn eine Liebe, die ſich im Stillen genährt, eine Treue, die ſich im Verborgenen befeſtiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth geweſen, zur rechten Stunde nahe kömmt und offenbar wird. Die lang und ſtreng verſchloſſene Knoſpe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher ſein. Sie ſtand vor ihm und ſah ſeine Unruhe. Herr! rief ſie aus, wenn du unglücklich biſt, was ſoll aus Mignon werden? — Liebes Geſchöpf, ſagte er, indem er ihre Hände nahm, du biſt auch mit unter meinen Schmerzen. Sie ſah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder; er behielt ihre Hände, ſie legte ihr Haupt auf ſeine Knie und war ganz ſtille. Er ſpielte mit ihren Haaren und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er eine Art Zucken durch alle ihre Glieder, das ganz ſachte anfing und ſich ſtärker verbreitete. Was iſt dir, Mignon? rief er aus, was iſt dir? Sie richtete ihr Köpfchen auf und ſah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Geberde, die Schmerzen verbeißt. Er hub ſie auf, und ſie fiel auf ſeinen Schoß, er druckte ſie an ſich und küßte ſie.

Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz feſt, und auf einmal that ſie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf und fiel auch ſogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick. Mein Kind! rief er aus, indem er ſie aufhob und feſt umarmte, mein Kind, was iſt dir? Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen ſich den ſchlotternden Gliedern mittheilte, ſie hing nur in ſeinen Armen. Er ſchloß ſie an ſein Herz und benetzte ſie mit ſeinen Thränen. Auf einmal ſchien ſie wieder angeſpannt und angeſpannter, wie eins, das den höchſten körperlichen Schmerz erträgt; und bald, mit einer neuen Heftigkeit, wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und ſie warf ſich ihm, wie ein Reſſort das zuſchlägt, um den Hals, indem in ihrem Innerſten wie ein gewaltiger Riß geſchah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geſchloſſenen Augen in ſeinen Buſen. Er hielt ſie feſt. Sie weinte und weinte und keine Zunge ſpricht die Gewalt dieſer Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Weſen ſchien in einen Bach von Thränen unaufhaltſam dahin zu ſchmelzen. Ihre ſtarren Glieder wurden gelinder, es ergoß ſich ihr Innerſtes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, ſie werde in ſeinen Armen zerſchmelzen und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt ſie nur feſter und feſter. Mein Kind! rief er aus, mein Kind! du biſt ja mein! wenn dich das Wort tröſten kann! du biſt mein! ich werde dich behalten! dich nicht verlaſſen! Ihre Thränen floſſen noch immer. Endlich richtete ſie ſich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Geſichte. Mein Vater! rief ſie, du willſt mich nicht verlaſſen! Willſt mein Vater ſein! Ich bin dein Kind!

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen, der Alte brachte ſeine herzlichſten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der ſein Kind immer feſter in den Armen haltend, des reinſten unbeſchreiblichſten Glückes genoß.

◆

Fünftes Buch.

Erſtes Capitel.

Mit wie viel froherm Muthe, mit wie viel leichterm Herzen beginn' ich dieſes Buch als das vorige, wo ich nur Hinderniſſe, Sorgen und Unluſt meinem Freunde entgegen kommen ſah! Wie wünſche ich mir und meinen Leſern Glück, daß er ſich einer Laufbahn nähert, die er mit Freude und Ehre betreten wird!

Schon gegen Ende des vorigen Buches konnte man muthmaßen, er werde ſich bereden laſſen, mit der übrigen Geſellſchaft auf das gräfliche Schloß zu gehen; er werde der großen Welt, ihren reichen und vornehmen Bewohnern näher rücken. Welcher Vortheil für ihn, daß er alle Anlage hat, ſich in dieſem neuen Klima völlig auszubilden. Denn der Druck, die Beängſtigung, Kurzſinnigkeit und Noth, die bisher faſt über ihn den Meiſter ſpielten, ſollten von ſeinem Haupte, von ſeiner Bruſt ſich hinwegheben, wenn ihn ein guter Genius aus der Enge ſeines Zuſtandes heraus führet, wenn ſeine Begriffe ſich erweitern, wenn er die Gegenſtände kennen lernt, nach denen eine edle Seele ſich ſehnen, an denen ſie haften, die ſie ſich zueignen muß, um ihrer Beſtimmung genug zu thun und ſich glücklich zu fühlen. Es wird in den höhern Claſſen nicht an Männern fehlen, die ihn zurechte weiſen, die es ihm klar machen, daß die Natur eines Menſchen nicht ſchlimmer verſchoben werden kann, als wenn er ſich einer zufälligen Leidenſchaft für niedrige Gegenſtände überläßt, wenn er einer dunkeln Anhänglichkeit an eine Geſellſchaft, deren Glieder nicht von der Art ſeines Weſens ſind, nachgibt, und dadurch der Sklave eines Zuſtandes wird, in welchem die Treue, die ſchönſte und menſchlichſte Eigenſchaft, ihn nur zur Qual und zum Verderben feſte hält.

Dreimal glücklich ſind diejenigen zu preiſen, die ihre Geburt ſogleich über die untere Stufe der Menſchheit hinaushebt, die durch Verhältniſſe, in welchen ſich manche gute Menſchen die ganze Zeit ihres Lebens abängſtigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal als Gäſte darin zu verweilen brauchen! Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpuncte werden, wie leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie ſind von Geburt an gleichſam in ein Schiff geſetzt, um bei der Überfahrt, die wir alle machen müſſen, ſich des günſtigen Windes zu bedienen und den widrigen abzuwarten, anſtatt daß andere nur vor ihre Perſon ſchwimmend ſich abarbeiten, vom günſtigen Winde wenig Vortheil genießen und im Sturme mit bald erſchöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angebornes Vermögen! und wie ſicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet iſt, ſo daß nicht jeder mißlungene Verſuch immer in Unthätigkeit verſetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdiſcher Dinge beſſer kennen, als wer ſie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann ſeinen Geiſt früher auf das Nützliche, das Nothwendige, das Wahre leiten, als der ſich von ſo vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues

Siebenter Auftritt.

Söller allein.

Was iſt nun anzufangen?
O, das verfluchte Spiel! o, wär' der Kerl gehangen!
Beym Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn,
Er haut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' ſchließen.
Er hat auch große Luſt, bey mir was zu genieſſen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang verhaßt;
Eh, nun! da lad' ich mich einmahl bey ihm zu Gaſt.
Allein, käm' es heraus, da gäb' dir's ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Söller! fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt; bin ich doch wohl gebettet:
Denn eine ſchöne Frau, hat manchen Dieb gerettet. ab.

Leben anzufangen. Heil alſo den Großen dieſer Erde! Heil allen, die ſich ihnen nähern, die aus dieſer Quelle ſchöpfen, die an dieſen Vortheilen Theil nehmen können! und nochmals Heil dem Genius unſers Freundes, der ihn dieſen glücklichen Stufen näher zu führen Anſtalt macht!

Zweites Capitel.

Der Secretär des Grafen kam oft herüber, um mit der Truppe alles in Richtigkeit zu bringen. Melina legte ihm ein anſehnliches Verzeichniß vor, was man ehemals geſpielt haben wollte. Nur ward leider bei dem einen Stücke bemerkt, daß ein unentbehrlicher Acteur inzwiſchen weggegangen, bei dem andern, daß die Garderobe nicht völlig im Stande ſei, ein drittes fiel durch irgend eine Urſache aus der Liſte. Dabei klagte man ſehr, daß die Schauſpieler, die man ſchon lange verſchrieben, denen man Reiſegeld geſchickt, nicht ankommen wollten und wahrſcheinlich durch die Kriegsunruhen auf ihrem Wege gehindert worden. Der Secretär, der einen ſehr ſtarken Glauben hatte, ließ ſich durch alles dieſes nicht abſchröcken, ſondern hoffte vielmehr mit ſeinem kleinen Heere Wunder zu thun. Man ſuchte einige Stücke aus, er gab ſelbſt von ſeinen Nachſpielen her und ſo kam man von beiden Seiten in Ordnung, und die Zufriedenheit wuchs täglich. Mit welcher entzückten Vertraulichkeit ſaßen ſie oft beiſammen, wenn ihnen der Secretär von der Gaſtfreiheit ſeines Herrn, von der Ordnung, die in dem Hauſe herrſche, von der Sorgfalt für den geringſten ſeiner Gäſte umſtändlich erzählte und ſie den Vorſchmack glücklicher Tage koſten ließ. Außerdem war ein jeder von der Truppe ſehr mit ſich und den Directoren zufrieden, indem er zu ſeinem Theile Rollen erhielt, auf die er ſonſt nicht leicht hätte Anſpruch machen können. Philine erhielt die zärtlichen und empfindungsvollen Liebhaberinnen, die jugendlichen Hauptrollen, ob ſie gleich ſehr ſchlecht memorirte und nur an das ſchnatternde Kammermädchen gewohnt war. Madame Melina, die ſich in höchſt geſegneten Umſtänden befand, mußte die ernſthafte Mütterrollen übernehmen, und ihr Mann, der zu jedem Handwerke eher als zum Acteur geboren war, ließ ſich die Väter, Onkel und dergleichen gefallen. Ein junger wohlgebildeter Menſch, welchen man, da die Truppe ſich noch beiſammen befand, als Knaben behandelt hatte, der ſchnell in die Höhe ſchoß und ſich nach und nach in dem Umgang und an dem Beiſpiele Wilhelms bildete, übernahm die erſten Liebhaberrollen. Einige Mädchen und junge Frauen mit leidlichen Geſichtern und ungeſchickten Figuren in Geſellſchaft ihrer völlig unbedeutenden Männer und Freunde theilten ſich in die untergeordneten Geſtalten. Nur Mignon, dem man die Rolle der Kammermädchen auftragen wollte, ſchlug es rund ab und betheuerte, ſie werde nicht ſpielen.

Man ſchrieb nunmehr aus, lernte fleißig, man lebte voller Hoffnung, aß und trank auf Rechnung des Grafen und genoß von dem Guten, das man erſt verdienen ſollte, manches voraus.

Indeſſen hatte Wilhelm mit dem Secretär auch ſchon Bekanntſchaft gemacht. Dieſer war entzückt über die vielen Kenntniſſe unſeres Freundes. Er bat ihn auf das dringendſte, ja mit der Geſellſchaft auf das Schloß zu kommen. Unſere Herrſchaften haben große Liebe für die Literatur, beſonders für die deutſche, laſſen ihr alle Gerechtigkeit widerfahren, und gewiß, man wird Sie ſehr wohl empfangen. Er lud ihn, als er einsmalen wiederkehrte, im Namen der Herrſchaften ſelbſt auf das dringendſte ein und konnte ihm die Ehre und das Glück, das er genießen würde, nicht lebhaft genug vorbilden. Dieſer Reiz war für unſern Freund unwiderſtehlich, ob ihm gleich der vertrauliche und nachläſſige Ton nicht gefiel, womit der junge Mann von den Herrſchaften ſprach und ſie in der Erzählung behandelte, nicht als ob er Ihresgleichen ſei, ſondern als ob ſie Seinesgleichen wären. Nur da unſer Wilhelm ſich vorgenommen hatte, mit der Truppe nicht weiter in Verbindung zu bleiben, bat er um die Erlaubniß, auf ſeine eigne Hand dorthin zu folgen und in dem Gaſthofe des benachbarten Ortes abzutreten, welches ihm denn auch gern zugeſtanden ward.

Deſto mehr ärgerte er ſich täglich über den Leichtſinn und Unverſtand, womit die Schauſpieler einem ſo erhabnen Publico entgegen gingen. Kaum daß ſie ihre Rollen recht leſen mochten, geſchweige daß ſie ordentliche Proben gehalten und ſich nach Schuldigkeit bemüht hätten. Sie glaubten nunmehr, es würde ſich das alles ſchon finden. Er unterließ nicht, ihnen das Gewiſſen zu ſchärfen, ihnen bange zu machen, daß ſie gar bald wieder entlaſſen werden könnten. Endlich bequemten ſie ſich einigermaßen, doch war es immer mehr anmuthige Hoffnung des Beifalles als Bemühung ihn zu verdienen, die ſie beſchäftigte.

Wilhelm ging ihnen von ſeiner Seite mit gutem Beiſpiele vor. Er nahm ihre Stücke durch, verbeſſerte bei Überſetzungen die Sprache, zog Scenen zuſammen, richtete Rollen nach dem Geſchicke der Acteurs mehr ein, verfertigte neue Überſetzungen einiger franzöſiſchen kleinen Nachſpiele und war damit meiſtens vom frühen Morgen bis in die tiefe

Nacht beſchäftigt. Sein Eifer blieb dem Secretär des Grafen nicht verborgen, und dieſem war das Geſchick, womit Wilhelm alles, was er angriff, zurechte brachte, etwas ganz Neues. Er war voller Verwunderung über die Lebhaftigkeit und Richtigkeit des Gefühles, womit unſer junger Dichter das Handelnde und Würkende vom Erzählenden und Lehrenden zu ſcheiden wußte, durch eine geringe Veränderung ganzen Scenen und Stücken eine andere Geſtalt zu geben verſtund und mit einem glücklichen Humor das Wohlanſtändige und Schickliche nicht zu beleidigen ſorgfältig war. Dadurch ward der Secretär, der eine außerordentlich gute Vorſtellung von ſich ſelbſt hatte, bewogen, jenen doch auf alle Weiſe ſeiner Freundſchaft werth zu achten. Er drang ſich ihm von Tag zu Tage mehr auf, vertraute ihm ſeine Gedankenanſchläge und Urtheile, wobei unſer Freund meiſtens mit einem unangenehmen Gefühl bemerkte, daß der gute Mann nur große Worte gebrauchte, die Jdeen und Sachen aber ſehr geringfügig waren.

Endlich kam die Zeit herbei, da man ſich zur Überfahrt ſchicken, die Kutſchen und Wägen erwarten ſollte, die unſere ganze Truppe nach dem Schloſſe des Grafen hinüberzuführen beſtellt waren. Es fielen ſchon zum voraus große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man ſitzen ſollte, und es ward endlich mit Mühe ausgemacht und feſtgeſetzt, doch leider ohne Würkung. Zur beſtimmten Stunde kamen weniger Wagen, als man erwartet hatte, und man mußte ſich anders einrichten. Der Secretär, der nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Urſache an, daß im Schloſſe alles in großer Bewegung ſei, weil nicht allein der Fürſt einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, ſondern weil auch unerwarteter Beſuch ſchon gegenwärtig angelangt; der Platz gehe ſehr zuſammen, ſie würden auch deßwegen nicht ſo gut logiren, als man es ihnen vorher beſtimmt, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte ſich in die Wagen, ſo gut es gehen wollte, und da es leidlich Wetter und der Weg nur einige Stunden war, machten ſich die Luſtigſten lieber zu Fuße auf den Weg, als daß ſie die Rückkehr der Kutſchen hätten abwarten wollen. Die Caravane zog mit Freudengeſchrei aus, zum erſtenmal ohne Sorgen, wie der Wirth zu bezahlen ſei. Das Schloß des Grafen ſtand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, ſie waren die glücklichſten und fröhlichſten Menſchen von der Welt, und jeder knüpfte unterweges an dieſen Tag nach ſeiner Art zu denken eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlſtand.

Ein ſtarker Regen, der unterweges einfiel, konnte ſie nicht aus dieſen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und ſtärker wurde, ſpürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünſchter konnte ihnen nichts erſcheinen als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palaſt des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte. Sie konnten die Fenſter zählen. Als ſie näher kamen, fanden ſie auch alle Fenſter der Seitengebäude erhellet. Ein jeder urtheilte heimlich für ſich, welches wohl ſein Zimmer werden möchte, und die meiſten begnügten ſich beſcheiden mit einer Stube in der Manſarde oder in den Flügeln.

Als ſie durch das Dorf und am Wirthshauſe vorbei fuhren, ließ Wilhelm halten, um dort abzuſteigen; allein der Wirth verſicherte, daß er ihm nicht den geringſten Raum anweiſen könne. Der Herr Graf habe, weil unvermuthete Gäſte gekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen, die Zimmer ſeien vom Kammerdiener geſtern alle numerirt, ein Verzeichniß darüber gefertiget und angeſchrieben worden, wer darinne wohnen ſolle. Mit größtem Widerwillen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Die Küchenfeuer in einem Seitengebäude und die Geſchäftigkeit der Köche war der erſte Gegenſtand, der ſie erquickte und entzückte. Es kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe geſprungen, und die Seele der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich alſo, da ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflös'te. Die Bedienten ſchimpften auf die Kutſcher, daß ſie hier herein gefahren; ſie ſollten umwenden und wieder hinaus, hinten nach dem alten Schloſſe zu, hier ſei kein Raum für dieſe Gäſte. Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereien hinzu und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holprichten Weg zwiſchen zwei Mauern in das alte innere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen ſtill, und die Fuhrleute, welche Anſpänner aus dem Dorfe waren, ſpannten aus und ritten ihrer Wege. Da niemand zum Empfange der Geſellſchaft ſich zeigte, ſtiegen ſie aus, riefen, ſuchten, vergebens! Es blieb alles finſter und ſtille. Der Wind blies durch das hohle Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon ſie kaum die Geſtalten in der Finſterniß unterſchieden. Sie froren und ſchauerten, die Frauen fürchteten ſich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke, und ein ſo ſchneller Glückswechſel, auf den keines von der Geſellſchaft vorbereitet war, brachte ſie alle ganz und gar aus der Faſſung.

Drittes Capitel.

Da ſie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufſchließen würde, da bald Regen, bald Sturm ſie täuſchte und ſie mehr als einmal den Tritt des erwünſchten Schloßvoigts zu hören glaubten, blieben ſie eine lange Zeit unmuthig und unthätig; es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Secretär, geblieben ſei. Sie waren in einer höchſt beſchwerlichen Lage. Endlich kamen wirklich Menſchen, und man erkennte an ihren Stimmen, daß es jene Fußgänger ſeien, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurückgeblieben waren. Sie erzählten, daß der Secretär mit dem Pferde geſtürzt ſei, ſich am Fuße ſtark beſchädigt habe, und daß man ſie auch, da ſie im Schloſſe nachgefragt, mit Ungeſtüm hierher gewieſen.

Die ganze Geſellſchaft war in der größten Verlegenheit, man rathſchlagte, was man thun ſollte, und konnte keinen Entſchluß faſſen. Endlich ſah man von weitem eine Laterne kommen und holte friſchen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlöſung verſchwand auch wieder, indem ſich die Erſcheinung näher entdeckte und aufklärte. Es war der Stallmeiſter des Grafen, dem ein Reitknecht vorleuchtete, und der ſich, als er näher kam, ſehr eifrig nach der Mademoiſelle Philine erkundigte. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr ſehr dringend anbot, ſie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für ſie bei der Kammerjungfer der Gräfin beſtimmt ſei. Sie beſann ſich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da ſie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beſchwor den Stallmeiſter, daß er endlich, um nur mit ſeiner Schönen loszukommen, alles verſprach und verſicherte, daß in kurzem das Schloß eröffnet und ſie auf das beſte einquartirt werden ſollten. Bald darauf ſahen ſie den Schein ſeiner Laterne verſchwinden und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erſchien und ſie mit einigem Troſte und Hoffnung belebte. Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre, in die ſie mit Gewalt hineindrangen. Ein jeder ſorgte nun für ſeine Sachen, ſie abzupacken, ſie herein zu ſchaffen. Das Meiſte war wie die Perſonen ſelbſt tüchtig durchgeweicht. Bei dem Einen Lichte ging alles ſehr langſam. Im Gebäude ſtieß man ſich, ſtolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einſylbigte Hausknecht ließ mit genauer Noth ſeine Laterne da, ging und kam nicht wieder.

Nun fing man an, das Haus zu durchſuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen, große Öfen, gewürkte Tapeten, verzierte Fußböden waren von ſeiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe nichts zu finden, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheure leere Bettgeſtelle, alles Schmuckes und alles Nothwendigen zur Ruhe beraubt. Die naſſe Koffer und Mantelſäcke waren zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer bequemte ſich auf den Fußboden, Wilhelm hatte ſich auf ein paar Stufen geſetzt, Mignon lag auf ſeinen Knien, das Kind war unruhig, und auf ſeine Frage, was ihm fehlte, antwortete es: mich hungert! Er hatte nichts bei ſich, um das Verlangen des Kindes zu ſtillen, die übrige Geſellſchaft war auch aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung laſſen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, ſtill in ſich gekehrt; denn er war ſehr verdrüßlich und grimmig, daß er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bei dem Wirthshauſe abgeſtiegen, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen. Die Übrigen gebärdeten ſich jeder nach ſeiner Art. Einige hatten einen großen Haufen altes Gehölz in ein ungeheures Kamin des Saales geſchafft und zündeten es an mit großem Jauchzen, daß ſie ſich wenigſtens würden trocknen können. Unglücklicherweiſe war dieſes Kamin nur zur Zierde und von oben herein vermauert; der Dampf trat ſchnell zurücke und erfüllete auf einmal die Zimmer, das dürre Holz ſchlug raſſelnd in Flammen auf, allein auch die Flamme ward heraus getrieben, der Zug, der durch die zerbrochne Fenſterſcheiben kam, gab ihr eine unſtäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer aus einander ziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon nachfolgte und einen wohlbekleideten Bedienten, der eine hohe, hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieſer wendete ſich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem ſchönen porzellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, ſagte er: Dieß ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, hinüber zur Geſellſchaft zu kommen; ſie läßt ſagen, ſetzte der Bediente hinzu, es gehe ihr ſehr wohl, und ſie wünſche ihre Zufriedenheit mit ihrem Freunde zu theilen. Wilhelm erwartete nichts weniger als dieſen Antrag, denn ſeit geraumer Zeit hatte er Philinen mit entſchiedener Verachtung begegnet und ſich ihrer kaum in ihren Rollen angenommen; er war auch ſo feſt entſchloſſen, keine Gemeinſchaft mit ihr zu haben, daß er im Begriffe ſtund, die ſüße Gabe wieder zurück zu ſchicken, nur ein bittender Blick Mignons konnte ihn vermögen, ſie anzunehmen und im Namen des Kindes dafür danken zu laſſen; die Einladung ſchlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Geſellſchaft zu tragen, und erkundigte ſich nach dem Secretär. Dieſer lag zu Bette, hatte aber ſchon, ſoviel der Bediente zu ſagen wußte, einem andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu ſorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von ſeinen Lichtern, das er in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenſtergeſims kleben mußte und nun wenigſtens bei ſeinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellet ſah. Denn es währte noch lange, ehe die Anſtalten rege wurden, die unſere Gäſte zur Ruhe bringen ſollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde weiter Deckbetten, dann Kiſſen, alles wohl durchnetzt, und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen herbeigeſchafft wurden, die, wenn man ſie zuerſt gehabt hätte, höchſt willkommen geweſen ſein würden.

Zweyter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere, und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür, und eine kleine dem Alkoven gegen über.

Erſter Auftritt.

Söller

im Domino, die Maſke vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thür herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er gefaßter hervor, nimmt die Maſke ab, wiſcht den Schweiß, und ſpricht:

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt,
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.

In der Zwiſchenzeit war auch etwas von Eſſen und Trinken eingegangen, das ohne viele Kritik genoſſen wurde, ob es gleich einem ſehr unordentlichen Abhub ähnlich ſah und von der Achtung, die man für die Gäſte hatte, kein ſonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Übermuth einiger leichtfertiger Geſellen vermehrte ſich die Unruhe und das Übel der Nacht, indem ſie ſich einander neckten, aufweckten und ſich wechſelsweiſe allerlei Streiche ſpielten. Der andere Morgen brach an unter lauten Klagen über ihren Freund, den Secretär, daß er ſie ſo getäuſcht und ihnen ein ganz andres Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die ſie kommen würden, gemacht habe. Doch zu ihrer großen Verwunderung und Troſte hatten ſie ſich kaum zuſammen gerafft, als der Graf ſelbſt mit einigen Bedienten erſchien und ſich nach ihren Umſtänden erkundigte. Er war ſehr entrüſtet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Secretär, der geführt herbei hinkte, verklagte den Haushofmeiſter, wie befehlswidrig er ſich bei dieſer Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben. Der Graf befahl ſogleich, daß alles in ſeiner Gegenwart zur möglichſten Bequemlichkeit der Gäſte geordnet werden ſollte. Es kamen einige fremde Officiere, die von den Actricen ſogleich Kundſchaft nahmen, und in ihrem Beiſein ließ ſich der Graf die ganze Geſellſchaft vorſtellen, redete einen jeden bei ſeinem Namen an und miſchte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen ſo gnädigen Herrn ganz entzückt waren.

Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den ſich Mignon anhing. Wilhelm entſchuldigte ſich ſo gut er konnte über ſeine Freiheit, der Graf hingegen ſchien es als ganz bekannt anzunehmen. Ein Herr, der neben dem Grafen ſtund, den man für einen Officier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, ſprach beſonders mit unſerm Freunde und zeichnete ſich vor allen andern aus. Große, helle blaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachläſſig waren ſeine bräunlichen Haare aufgeſchlagen, und ſeine mittlere Statur zeigte ein ſehr wackres, feſtes und beſtimmtes Weſen. Seine Fragen waren ſehr lebhaft, und er ſchien ſich auf alles zu verſtehen, wornach er fragte.

Hinterdrein erkundigte ſich Wilhelm nach dieſem Manne bei dem Secretär; dieſer wußte nicht viel Gutes von ihm zu ſagen. Er habe den Character als Major, ſei eigentlich der Günſtling des Prinzen, verſehe deſſen geheimſte Geſchäfte und werde für deſſen rechten Arm gehalten, ja man habe Urſache zu glauben, er ſei ſein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien ſei er mit Geſandtſchaften geweſen, er werde überall ſehr diſtinguirt, und das mache ihn einbildiſch und unleidlich; er wähne die deutſche Literatur aus dem Grunde zu kennen und erlaube ſich allerlei ſchale Spöttereien gegen dieſelbe. Er, der Secretär, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, darinne zu folgen. Man nenne den Fremden Jarno, wüßte aber nicht recht, was man aus dem Namen machen ſollte.

Wilhelm wußte darauf nichts zu ſagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abſtoßendes hatte, eine gewiſſe Neigung.

Die Geſellſchaft wurde in dem Schloſſe eingetheilt, und Melina befahl ſehr ſtrenge, ſie ſollten ſich nunmehro ordentlich halten, ein jeder ſeine Rollen auf das beſte lernen, die Frauen beſonders wohnen. Er ſchlug Vorſchriften und Lehren an alle Thüren an, die aus vielen Puncten beſtanden und auch die Summe der Strafgelder enthielten, die ein jeder Übertreter in eine gemeine Büchſe zu entrichten hatte. Dieſe Verordnungen wurden wenig geachtet. Es kam ein Schwarm junger Officiere nach dem andern, die nicht eben auf das feinſte mit den Actricen ſpaßten, die Acteure zum Beſten hatten und die ganze kleine Polizeiordnung, noch ehe ſie Wurzel gefaßt, zu Grunde richteten. Man jagte ſich durch die Zimmer, verkleidete ſich, verſteckte ſich, und es wurden gar bald Verſuche gemacht, paarweiſe in die Winkel zu kriechen. Melina, der anfangs einigen Ernſt zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das Äußerſte gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu ſehen, wo das Theater aufgerichtet werden ſollte, ward das Übel nur immer ärger. Die jungen Herrn erſannen ſich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Acteure wurden ſie noch plumper, und es ſchien, als wenn das ganze alte Schloß vom wüthenden Heere beſeſſen ſei; auch endigte es nicht eher, als bis es zur Tafel gerufen ward.

Der Graf hatte Melina in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schloſſe gehörte und an das neue anſtieß und zu einem kleinen Theater vortrefflich zu gebrauchen war. Er hatte ihm daſelbſt gezeigt, wie er es wollte eingerichtet haben. Melina gab dem Grafen in allem Recht, theils aus Reſpect, theils, weil er abſolut nichts von der Sache verſtund. Indeſſen kam er doch, Wilhelmen um Rath zu fragen und ihn zu bitten, daß er ihm in dieſer Angelegenheit beiſtehen möge. Es ward nun alles in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüſte aufgeſchlagen, ausgezieret, was man von Decorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet und das Übrige mit Hülfe einiger geſchickten Leute des Grafen verfertigt. Wilhelm griff ſelbſt mit an, half die Perſpective beſtimmen, die Umriſſe abſchnüren, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte, als wenn es ganz ſeine eigne Sache wäre.

Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte, wie ſie das, was ſie wirklich thaten, machen ſollten, und ließ dabei ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen. Nun fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen. Der Secretär hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin, welcher er durch ein Verſehen mit der übrigen Geſellſchaft präſentirt worden war, noch beſonders vorgeſtellt werden ſollte. Ich habe, ſagte er, dieſer vortrefflichen Dame ſo viel von Ihnen und Ihren geiſtreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß ſie nicht erwarten kann, Sie zu ſprechen und Sie ein und das andere vorleſen zu hören. Halten Sie ſich ja gefaßt, auf den erſten Wink hinüber zu kommen, denn bei dem nächſten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er nannte ihm darauf einige von ſeinen Nachſpielen, welche er zuerſt vorleſen ſollte, wodurch er ſich ganz beſonders empfehlen würde. Die Dame bedaure es gar ſehr, daß er zu einer ſolchen unruhigen Zeit eingetroffen und ſich mit der übrigen Geſellſchaft in dem alten Schloſſe ſchlecht behelfen müſſe.

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er ſeinen Eintritt in die große Welt machen ſollte. Du haſt, ſagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet und vielen Beifall von einem zahlreichen Publico für eins deiner Stücke erhalten, du mußt immer noch zweifelhaft ſein, ob du auf dem rechten Wege biſt und ob du ſo viel Talent als Neigung zum Theater haſt; vor den Ohren ſolcher geübter Kenner, im Kabinette, wo weiter keine Illuſion dazu kommt, iſt ein weit gefährlicherer Stand als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, dieſen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern. Er nahm daher einige Stücke durch, las ſie mit der größten Aufmerkſamkeit, corrigirte hier und da, recitirte ſie ſich laut vor, um auch in Sprache und durch Ausdruck recht gewandt zu ſein, und ſteckte das, welches er am meiſten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Taſche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Secretär hatte ihn verſichert, ſie würde allein mit einer guten Freundin ſein. Als er in das Zimmer trat, kam die Baroneſſe von C*** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute ſich ſeine Bekanntſchaft zu machen und präſentirte ihn der Gräfin, die ſich eben friſiren ließ, und neben deren Stuhl er mit großer Verwunderung Philinen knien und allerlei Thorheiten machen ſah. Das ſchöne Kind, ſagte die Baroneß, hat uns allerlei vorgeſungen. Endige Sie doch das angefangne Liedchen, damit wir nichts davon verlieren.

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er doch die Entfernung des Friſeurs wünſchte, eh' er ſeine Vorleſung anfangen wollte.

Man bot ihm eine Taſſe Chocolade an, wozu ihm die Baroneß ſelbſt den Zwieback reichte. Es ſchmeckte ihm kaum, weil ſeine Gedanken ganz von dem Stücke, das er vorleſen wollte, erfüllt waren, und er die Gefühle ſeines Herzens denen beiden Damen mitzutheilen ſich ſehnte. Philine war ihm auch im Wege, die ihm als Zuhörerin oft ſchon unbequem geweſen war. Er ſah mit Schmerzen dem Friſeur auf die Hände und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indeſſen war der Graf herein getreten, und er erzählte von den heut zu erwartenden Gäſten, von der Eintheilung des Tages, und was ſonſt etwa Häusliches vorkommen mochte. Da er hinaus ging, ließen einige Officiere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil ſie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indeſſen fertig geworden, und ſie ließ die Herrn herein kommen. Die Baroneſſe gab ſich inzwiſchen Mühe, unſern Freund zu unterhalten und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerſtreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuſcripte in der Taſche, hoffte auf jeden Augenblick, und faſt wollte ſeine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelaſſen wurde, der ſeine Pappen, Kaſten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete und jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eignen Zudringlichkeit vorwies. Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneß ſah Wilhelmen an und ſprach der Gräfin in die Ohren; er bemerkte es, ohne zu verſtehen, was es bedeuten ſollte, bis es ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich durchharrten Stunde weg begab. Er fand ein ſchönes engliſches Portefeuille in ſeiner Rocktaſche. Die Baroneſſe hatte es ihm heimlich beizuſtecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geſtickte Weſte überbrachte, ohne recht deutlich zu ſagen, woher ſie komme.

Fünftes Capitel.

Das Gemiſch von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Reſt des Tages, bis ihm gegen Abend Melina eröffnete, der Graf habe von einem Vorſpiele geſprochen, das, wenn der Prinz käme, zum erſtenmal gleich mit aufgeführt werden könnte. Es ſollten darinne die Eigenſchaften dieſes großen Helden und Menſchenfreundes perſonificiret werden. Dieſe Tugenden ſollten mit einander auftreten, ſein Lob verkündigen und zuletzt ſeine Büſte mit Blumen und Lorbeerkränzen umwinden, wobei ſein verzogner Name mit dem Fürſtenhute durchſcheinend glänzen ſollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Verſification und übrige Einrichtung dieſes Stückes zu ſorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes ſei, hierin gerne beiſtehen werde. Wie! rief dieſer mit einiger Ärgerlichkeit, ſind wir hier in der Wachsleinwandfabrik, wo wir Porträte, verzogene Namen und allegoriſche Figuren brauchen, um einen Fürſten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne ſchmeicheln, ſich in Effigie aufgeſtellt und ſeinen Namen auf ölgetränktem Papiere ſchimmern zu ſehen! Ich fürchte ſehr, die Allegorien würden beſonders bei unſrer Garderobe zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie es machen laſſen, ſo kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verſchont bleibe.

Melina entſchuldigte ſich, es ſei nur die ohngefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlaſſe, wie ſie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, verſetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieſer vortrefflichen Herrſchaft bei, und meine Muſe hat noch kein ſo angenehmes Geſchäfte gehabt, als zum Lob eines Fürſten, der ſo viel Verehrung verdient, auch nur ſtammelnd ſich hören zu laſſen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unſere kleine Truppe ſo zu ſtellen, daß wir doch wenigſtens einigen Effect machen. Von dieſem Augenblicke an ſann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einſchlief, hatte er alles ſchon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bei früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja ſchon einige der vornehmſten Stellen und Geſänge in Verſe und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte, den Secretär wegen gewiſſer Umſtände zu ſprechen, und legte ihm ſeinen Plan vor. Dieſem gefiel er ſehr wohl, doch bezeigte er ſeine Verwunderung, indem der Graf geſtern Abend von einem ganz andern Stücke geſprochen, welches er beſtellt und welches, wie er glaubte, in Verſe gebracht werden würde. Es iſt mir nicht wahrſcheinlich, verſetzte Wilhelm, daß es die Abſicht des Herrn Grafen geweſen ſei, gerade das Stück, ſo wie er es Melinaen angegeben, fertigen zu laſſen; wenn ich mich nicht irre, ſo wollte er bloß einen Fingerzeig geben, auf welchem Wege wir zu gehen hätten. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künſtler an, was er wünſcht, und überläßt ihm alsdann die Sorge, das Werk hervorzubringen.

Mit nichten, verſetzte der Secretär, der Herr Graf verläßt ſich drauf, daß das Stück ſo und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Ähnlichkeit damit, und wenn wir es durchſetzen und ihn von ſeiner erſten Idee abbringen wollen, ſo müſſen wir es durch die Damen machen, beſonders verſteht die Baroneß ſich meiſterlich darauf, und es wird die Frage ſein, ob ihr der Plan gefällt, daß ſie ſich der Sache annimmt, ſo wird es gewiß gehen. — Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, ſagte Wilhelm, denn es möchte unſer Perſonale und unſere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübſche Kinder gerechnet, die im Hauſe hin und wieder laufen und dem Kammerdiener und Haushofmeiſter zugehören. Darauf erſuchte er den Secretär, die Damen mit ſeinem Plane bekannt zu machen. Dieſer kam bald zurücke und brachte die Nachricht, ſie wollten ihn ſelbſt ſprechen. Heute Abend, wenn die Herren ſich zum Spiele ſetzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewiſſen Generales ernſthafter werden würde als gewöhnlich, wollten ſie ſich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er ſollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und er könne alsdann ſeine Sache auf das beſte vortragen. Dieſe Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baroneſſe beſonders freue ſich recht wie ein Kind auf dieſen Rendezvous und darauf, daß etwas heimlich und geſchickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden ſollte.

Gegen Abend um die beſtimmte Zeit ward Wilhelm abgeholt und mit Vorſicht hinaufgeführt. Die Art, mit der ihm die Baroneſſe in einem kleinen Kabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick voriger glücklicher Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Unterſuchen. Er legte ſeinen Plan mit der möglichſten Wärme und Lebhaftigkeit vor, ſo daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unſere Leſer werden erlauben, daß wir ſie auch in der Kürze damit bekannt machen.

Sechstes Capitel.

In einer ländlichen Scene ſollten Kinder das Stück mit einem Tanze eröffnen, der das Spiel vorſtellte, wo eins herumgehen und dem andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf ſollten ſie mit andern Scherzen abwechſeln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein Lied ſingen, welches auf das Lob der Treue gerichtet war. Darauf ſollte der alte Harfeniſt mit Mignon herbei kommen und ihnen ſeinen Geſang zur Ergötzung anbieten. Es ſollten ſich mehrere Landleute verſammeln, der Alte verſchiedne Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude ſingen und Mignon darauf den Eiertanz tanzen. In dieſer unſchuldigen Freude werden ſie durch eine kriegeriſche Muſik geſtört und die Geſellſchaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannsperſonen ſetzen ſich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es ſcheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, bis zuletzt eine Perſon, über deren Beſtimmung er noch ungewiß war, herbei kommt, und die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit ſei, alles zur Ruhe bringt. Hier wird der Character des Helden mit den ſchönſten Zügen geſchildert, mitten unter den Waffen Sicherheit verſprochen und der Übermuth und die Gewaltthätigkeit in Schranken gebracht. Es wird ein allgemeines Feſt zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu hohlen,
Und ſpricht: „Den Beutel her! her ohne viel zu ſperr'n!“
Mit ſo gelaßnem Blut, als ſpräch' er: Proſt, ihr Herr'n!
Ein Andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Volten, wie der Bliz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch in's Geſicht:
Ich ſtehle! Gebt wohl Acht! Er ſtiehlt, und ihr ſeht's nicht.
Mich machte die Natur nun freylich viel geringer;
Mein Herz iſt allzu leicht, zu plump ſind meine Finger:
Und doch kein Schelm zu ſeyn, iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du biſt nun einmahl drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach, alles meint im Hauſ', ich ſey die Nacht beym Balle.
Mein Herr Alceſt — der ſchwärmt, — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?

Die Damen waren mit dem Plane ſehr zufrieden; nur behaupteten ſie, es müſſe nothwendig etwas Allegoriſches in dem Stücke ſein, um es dem Herrn Grafen angenehm zu machen. Wilhelm that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen und zuletzt die Minerva herbeikommen zu laſſen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Dieſer Vorſchlag wurde mit beiden Händen angenommen und Wilhelm beredet, das Stück ungeſäumt zu ſchreiben und in Verſe zu bringen. Die Baroneſſe übernahm nachher, den Grafen zu überzeugen, daß es der von ihm angegebne Plan mit einiger Veränderung ſei; nur beſtand ſie darauf, daß bei dem Feſte, womit das Stück ſchließen ſollte, nothwendig die Büſte und die verzogene Namen erſcheinen müßten, weil ſie ſonſt alle Unterhandlung vergeblich hielte.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie fein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur mit dem größten Widerwillen in dieſem Puncte nach, überlegte ſodann, wie etwa die Rollen könnten ausgetheilt und die nöthigen Figuren herbeigeſchafft werden, und empfahl ſich ehrfurchtsvoll den Damen, die ihn mit vieler Freundlichkeit entließen. Die Baroneß, die ihn verſicherte, daß er ein unvergleichlicher Menſch ſei, begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo ſie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Befeuert durch ihre ſchönen Blicke und den aufrichtigen Antheil, den ſie an der Sache nahm, ward ihm der Plan, der durch die Erzählung ſchon wieder gegenwärtig geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen damit zu, um den Dialog ſowohl als die Lieder recht ſchön zu verſificiren. Er war ſo ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrſchaft, die eben frühſtückte, ihn ſprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baroneß kam ihm wieder zuerſt entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn ſie ihm einen guten Morgen ſagen wollte, liſpelte ſie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden. — Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie ſind recht fleißig und arbeiten an dem Vorſpiele, das wir zu Ehren des Prinzen geben wollen. Man ſagt mir, Sie werden eine Minerva darinnen anbringen, und es wird nöthig, daß wir uns bei Zeiten vorbereiten, wie die Göttin gekleidet werden ſoll, damit wir nicht gegen das Coſtume verſtoßen. Ich laſſe deßwegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin ſich das Bild derſelben befindet.

In eben dem Augenblick traten einige Bedienten mit großen Körben voll Büchern allerlei Formates in den Saal. Montfaucon, die Sammlung antiker Statuen und Gemmen, mythologiſche Schriften wurden aufgeſchlagen und die Figuren verglichen. Dieß war nicht genug, des Grafen vortreffliches Gedächtniß erinnerte ſich aller Minerven, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten, Medaillen oder ſonſt vorkommen. Der Secretär mußte ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbeiſchaffen, ſo daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern ſaß. Endlich, da ihm keine mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerve mehr in der ganzen Bibliothek ſei, und es möchte wohl das erſtemal begegnen, daß eine Bücherſammlung ſo ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß. Die ganze Geſellſchaft freute ſich über den Einfall, und beſonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuſchaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig. Nunmehr, ſagte der Graf, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, iſt es eine Hauptſache, welche Göttin meinen Sie, Minerva oder Pallas, die Göttin des Krieges oder der Künſte? — Sollte es nicht am ſchicklichſten ſein, Ihro Excellenz, verſetzte Wilhelm, wenn man es unbeſtimmt ließe und ſie eben, weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier auf eine doppelte Weiſe ſchicklich erſchiene? Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, ſie preiſ't einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt, ſie überwindet die Gewaltthätigkeit und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange würde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gräfin dazwiſchen, der ſeine Meinung geben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das beſte gefertigt werden könnte. Dieſer Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache ſehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ohnerachtet ihrer hohen Schwangerſchaft, die Rolle der himmliſchen Jungfrau übernommen hatte, ſo wurde er angewieſen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verſchnitten werden ſollten. Auf eine geſchickte Weiſe wußte die Baroneß Wilhelmen wieder bei Seite zu ſchaffen und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm ſogleich den Muſicum, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, daß dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren oder ſchickliche Melodien aus dem Muſikvorrathe aufſuchen ſollte.

Nunmehr ging alles nach Wunſche, der Graf fragte dem Stücke nicht weiter nach, ſondern war hauptſächlich mit der transparenten Decoration beſchäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuſchauer überraſchen ſollte. Seine Erfindung und die Geſchicklichkeit ſeines Conditors brachten zuſammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf ſeinen Reiſen hatte er die größten Feierlichkeiten dieſer Art geſehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geſchmacke anzugeben. Unterdeſſen endigte Wilhelm ſein Stück, gab einem jeden ſeine Rolle, und der Muſicus, der ſich zugleich auf den Tanz verſtund, richtete das Ballett ein, und ſo ging alles zum beſten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte ſich in den Weg, das ihm eine böſe Lücke zu machen drohte. Er hatte ſich den größten Effect von Mignons Eiertanze verſprochen, und wie erſtaunt war er daher, als das Kind ihm, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit, zu tanzen abſchlug, verſicherte, es ſei nunmehr ſein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er ſuchte es durch allerlei Zureden zu bewegen und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, da er denn dieſen Wunſch aufgab, den Alten allein erſcheinen ließ und die Scene ein wenig wendete.

Philine, die eins von den Landmädchen machte und in dem Reihentanz die einzelne Stimme ſingen und die Verſe dem Chore zubringen ſollte, freute ſich recht ausgelaſſen darauf. Es ging ihr auch vollkommen nach Wunſche, ſie hatte ihr beſonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die ſie mit ihren Affenpoſſen unterhielt und dafür täglich etwas geſchenkt bekam. Ein Kleid zu dieſem Stücke wurde auch für ſie zurechte gemacht, und weil ſie von einer leichten nachahmenden Natur war, ſo hatte ſie ſich bald aus dem Umgange der Damen ſo viel gemerkt, als ſich für ſie ſchickte, und war in kurzer Zeit voller Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeiſters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch ſtark auf ſie eindrangen und ſie ſich in einem ſo reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Spröde zu ſpielen und auf eine geſchickte Weiſe ſich in einem gewiſſen vornehmen Anſehen zu üben. Kalt und fein wie ſie war, fehlte es ihr nicht acht Tage, ſo kannte ſie die Schwächen des ganzen Hauſes, daß, wenn ſie eine Creatur geweſen wäre, Abſichten zu haben, ſie gar leicht ihr Glück hätte machen können. Allein auch hier bediente ſie ſich ihres Vortheils auch nur, um ſich zu beluſtigen, um ſich einen guten Tag zu machen und impertinent zu ſein, wo ſie merkte, daß es ohne Gefahr geſchehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stückes ward befohlen, der Graf wollte dabei ſein, und es fing ſeiner Gemahlin an bange zu werden, wie er es aufnehmen würde. Die Baroneſſe berief Wilhelmen heimlich, und man zeigte, je näher die Stunde herbeirückte, immer mehr Verlegenheit. Denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, ſeine gute Dienſte den Damen anzubieten. Es wäre zwar ſchlimm, ſagte er, gnädige Frau, wenn Sie ſich aus dieſer Sache nicht allein heraushelfen ſollten, doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben. Die Baroneſſe erzählte, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung, erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſei, nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heut Abend in der Probe zu ihm ſetzen und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Conditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß ja die Decoration am Ende recht ſchön ausfällt, dabei aber doch an einigen Flecken was Geringes fehlt. — Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten als Sie ſind, gnädige Frau. Ich will meinem Bedienten, ſetzte er hinzu, befehlen, daß er ſich nicht weit von Ihnen in der Probe im Saale poſtiren ſoll; geht es mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie ihm und tragen ihm eine Kleinigkeit zu holen oder auszurichten auf. Auf dieſes Zeichen will ich den Grafen aus der Probe holen und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich hab' ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft und das ich immer aus Urſachen noch aufgeſchoben habe, heute Abend aber völlig nöthig wird. Es wird ihm auch das eine Distraction geben und zwar nicht die angenehmſte.

Wilhelm eilte mit einiger Verwunderung über die Art, wie man mit dem Hausherrn umging, zu der Geſellſchaft, die memorirte, ſang und ſich auf das beſte bereitete. Einige Geſchäfte hinderten den Grafen zu Anfang der Probe zu ſein, dann unterhielt ihn die Baroneß. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig, denn indem der Graf genug zurecht zu weiſen, zu verbeſſern und anzuordnen hatte, vergaß er ſich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach ſeinem Sinne ſprach und die Illumination gut ausfiel, bezeugte er ſich vollkommen zufrieden. Doch wie alles vorbei war und ſie zum Spiele gingen, ſchien es ihm erſt aufzufallen und er den allzu großen

Unterſchied zu bemerken. Auf einen Wink fiel nun Jarno aus ſeinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, beſtätigte ſich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarſchaft campiren zu ſehen. Das Haus war voller Lärmen und Unruhe, und unſere Schauſpieler, die nicht immer zum beſten von denen unwilligen Bedienten verſorgt wurden, mußten, ohne daß jemand ſonderlich ſich ihrer erinnerte, in dem alten Schloſſe ihre Zeit in Erwartungen und Übungen zubringen.

Siebentes Capitel.

Außer den jungen Officieren, die manchmal das alte Schloß und deſſen Bewohner heimſuchten, genoß die Geſellſchaft auch oft die intereſſante Gegenwart des Herrn Baron von C***, eines Vetters der Baroneß, welche unſerm Helden ſchon ſo hülfreich geweſen war. Seine Liebe für das vaterländiſche Theater war ganz entſchieden. Er ehrte den Stand des Schauſpielers nach Verdienſt und begegnete auch dem Geringſten mit einer Achtung, die einen jeden entzückte. Es war auch kein Wunder, da er ſelbſt als Kenner, Liebhaber und Schriftſteller diejenigen ehrte, die ihm die angenehmſte Unterhaltung gaben, und von denen ſeine eigne Werke erſt das rechte Leben erhalten, durch die er ſelbſt unter den vorzüglichſten Geiſtern ſeines Vaterlandes einen Rang gewinnen ſollte. Er konnte nicht müde werden, ſich mit ihnen zu unterhalten, von theatraliſchen Regeln, von den beſten Stücken und der Kunſt des Autors zu ſprechen, und meiſtentheils hatte er die Güte, ein Manuſcript zuletzt aus der Taſche zu ziehen und alles was bisher geſprochen worden, durch ein lebhaftes Beiſpiel recht fühlbar zu machen.

Die Helden ſeiner Stücke wären außerordentliche edle Perſonen, der Gunſt der Fürſten, des größten Reichthums und des größten Glücks werth, die aber auch auf alle dieſe weltliche Güter mit dem reinſten Herzen und hellſten Sinne Verzicht zu thun bereit waren, mit einer ungemeinen Großmuth jede Beleidigung wie Kinder verziehen und jedem Wunſche wie weiſe Männer entſagten. Wir wiſſen aus dem Vorigen ſchon, daß unſere Truppe ſich nicht gern vorleſen ließ, und man kann es von jedem Schauſpieler zum voraus annehmen, daß er ſich lieber ſelbſt als jeden andern hört. Es war alſo ein Zeichen ihrer größten Achtung, daß ſie lange Stücke von fünf Handlungen anhören und ihr Gähnen verbergen konnten, welches meiſtentheils bei den feierlichſten Stellen auszubrechen drohte. Deſto angenehmer war ihm ſein Aufenthalt bei ihnen, und da er ſich freigebig erwies, bei jedem Galanteriehändler, deren ſich manche einſtellten, den Actricen ein Putzwerk einzukaufen und für die Acteure manche Bouteille Champagner extra zu verſchaffen wußte, ſo war er immer ganz angenehm. Er kam zu halben Tagen nicht von ihnen weg, ließ ſich ihre Rollen vordeclamiren und veranlaßte, daß ſie aus ſeinen Stücken auch manches auswendig lernten. Dieſe Freude hatte nicht lange gewährt, als ſie bemerkten, daß man ſich im Schloſſe über ſeine allzu genaue Verbindung mit ihnen aufhalte, welches Wilhelm ſchon früher aus einigen bittern Spöttereien Jarno's geſchloſſen hatte. Der Baron ließ ſich nicht irre machen, vertheidigte ſich, ſo gut er konnte, und wenn die andern auf die Jagd ritten oder ſich zum Spiele ſetzten, eilte er immer dahin, wo ihn eine unüberwindliche Leidenſchaft hinzog.

Endlich war der Prinz angekommen, die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, was zu gleicher Zeit eintraf, machte das Schloß einem Bienenſtocke ähnlich, der eben ſchwärmen will. Jedermann drängte ſich, den vortrefflichen Fürſten zu ſehen, und jedermann bewunderte ſeine Leutſeligkeit und Herablaſſung, jedermann erſtaunte, in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligſten und geſelligſten Hofmann zu erblicken.

Ein jedes mußte nach Order des Grafen auf ſeinem Poſten ſein, von den Schauſpielern durfte ſich niemand blicken laſſen, weil der Prinz mit dieſen unerwarteten Feierlichkeiten überraſcht werden ſollte. So ward es auch wirklich des Abends, und als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewürkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ſchien er ganz und gar nicht auf ein Schauſpiel, viel weniger auf ein Vorſpiel zu ſeinem Lobe, vorbereitet zu ſein. Alles lief auf das beſte ab, und die Truppe mußte nach vollendetem Schauſpiele herbei und ward Mann für Mann dem Prinzen vorgeſtellt, der jeden auf die geſchickteſte Weiſe etwas zu fragen, jedem auf die gefälligſte Art etwas zu ſagen wußte. Wilhelm als Autor mußte auch herbei, und ihm ward gleichfalls ſein Theil Beifall zugeſpendet.

Nach dem Vorſpiele fragte niemand ſonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn dergleichen gar nichts wäre aufgeführet worden, außer daß Jarno es gegen Wilhelm bei einer Gelegenheit ſehr verſtändig lobte, nur zu ſeiner großen Verwunderung und Befremdung hinzuſetzte: Es iſt Schade, daß Sie mit hohlen Nüſſen um hohle Nüſſe ſpielen. Mehrere Tage lag Wilhelmen dieſer Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen ſollte.

Unterdeſſen ſpielte die Geſellſchaft jeden Abend ſo gut, als ſie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte ſie auf, und in ihrem alten Schloſſe glaubten ſie nun wirklich, die große Verſammlung Perſonen, die ſich in dieſen Tagen hier zuſammen fand, komme eigentlich um ihrentwillen her, die große Anzahl Fremde ziehe ſich nach ihren Vorſtellungen, und ſie geſtunden es ſich unter einander nicht ſehr verblümt, daß ſie glaubten der Mittelpunct zu ſein, um den und um deßwillen ſich alles drehe und bewege. Wilhelm allein bemerkte zu ſeinem großen Verdruſſe das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die erſten Male von Anfange bis zu Ende auf ſeinem Stuhle ſitzend mit der größten Gewiſſenhaftigkeit abwartete, ſo ſchien er ſich doch nach und nach auf eine gute Weiſe zu dispenſiren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Discurſe als die Verſtändigſten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theaterſaale zu, übrigens ſaßen ſie im Vorzimmer, ſpielten oder ſchienen ſich von ernſthafteren Dingen zu unterhalten. Wilhelmen verdroß es, die Bemühungen, die auch er mit auf die Proben wendete, ſo gar ſchlecht belohnt zu ſehen, fuhr aber doch aus Gewohnheit, Langerweile und Treue fort, ebendasſelbige zu thun. Der Baron war immer eifrig, ſich bei ihnen zu halten, ſie von dem großen Effecte, den ſie machten, zu verſichern, wobei er nur immer bedaurte, daß der Prinz vor ſeine Perſon eine ausſchließende Neigung für das franzöſiſche Theater habe, ein Theil ſeiner Leute hingegen, worunter Jarno ſich beſonders auszeichne, den Ungeheuren der engliſchen Bühne einen beſondern Vorzug gebe.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal

Sich dem Tiſche nahend.

O komm, du Heiligthum, du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troſt der Welt;
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.

Indem er die Schatulle zu eröffnen verſucht.

Ich hatt', als Acceſſiſt, einmahl beym Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerley;
Erſt in der Ferne Brot, und täglich Plackerey,
Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb ward eingefangen!
Die Schlüſſel fanden ſich, und er ward aufgehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuförderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt — Das Schloß ſpringt auf.
O, ſchön gemünzt! ha! das iſt wahre Luſt!

morgens einen und den andern von der Geſellſchaft vor ſich rufen, da jeder denn immer Philine in beneidenswerther Gunſt und mit unverdientem Glücke fortſchwimmend erblickte. Der Graf hatte ſeinen Liebling, den Pedanten, den er ſich, wie wir aus dem vorigen Buche wiſſen, ſehr zufällig auserkoren, des Morgens oft ſtundenlang bei ſeiner Toilette. Dieſer Menſch ward nach und nach bekleidet und bis auf Uhr und Doſe equipirt und in Stand geſetzt.

Die Baroneſſe hatte ſich indeß Wilhelmen auserſehen. Sie war gegen ihn herablaſſend, gefällig, zärtlich, daß er Gefahr lief, ſeine Freiheit zu verlieren. Sie war ſo angenehm, ſo leutſelig, ſo hülfreich und that zuletzt ſo bekannt, daß er etlichemal im Begriffe war, ihr ſein Herz auszuliefern und dagegen die Erlaubniß einzutauſchen, ſich und den Abſtand zwiſchen ihnen beiden zu vergeſſen.

Daß es nicht geſchah, war niemand Schuld als der Secretär, der unſerm Freund hierin einen guten und, wie man's nehmen will, einen üblen Dienſt that. Denn als Wilhelm einmal in der Freude ſeines Herzens dieſe vortreffliche Dame gegen jenen rühmte und ihres Lobes kein Ende finden konnte, verſetzte jener: Ich merke ſchon, wie die Sachen ſtehn, unſere liebe Baroneß hat wieder einen für ihre Ställe geworben. Dieſes unglückliche Gleichniß verdroß Wilhelmen ſehr, da er wohl verſtand, daß es auf die gefährlichen Liebkoſungen einer Circe deutete. Denn jeder Fremde glaubt, fuhr der Secretär fort, daß er der erſte ſei, dem das angenehme Betragen gelte, und er irrt ſehr. Denn wir alle ſind einmal auf dieſem Wege herum geführt worden, ſie kann ein für allemal keine Mannsperſon wiſſen, er ſei wer er wolle, der nicht wenigſtens eine Zeitlang ſich ihr ergeben, ihr angehangen und ſich mit Sehnſucht um ſie bemüht hätte.

Den Glücklichen, der eben in die Gärten der Zauberin hineintritt und von allen Seligkeiten eines künſtlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraſchen, als wenn ihm, deſſen Ohr ganz dem Geſange der Nachtigallen lauſcht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt. Einen ſo böſen Eindruck machte es auch auf Wilhelmen, der nun auf der Baroneſſe Benehmen aufmerkſamer ward und ſie in der Komödie oder wo er ſie nur bemerken konnte, nicht aus den Augen ließ und bald ganz ohne Brille ſah, daß die Bitterkeit des Secretärs nicht ungerecht ſein mochte. Er ließ ſogleich auf eine ſchülerhafte Weiſe, ohne irgend einen Vortheil aus dieſer Gunſt zu ziehen, die ganze Herzensangelegenheit fallen, und ſie begriff nicht, warum ſie auf einmal durch alle Gefälligkeit nicht die mindeſte Regung in ſeiner Seele hervorbringen konnte.

Auch wurde die Geſellſchaft manchmal ſamt und ſonders nach Tafel vor die hohen Herrſchaften gefordert. Sie ſchätzten ſich es zur größten Ehre und bemerkten nicht, daß man zu ebenderſelben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde herein bringen und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen geſagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling Racine loben und dadurch auch von ſich eine gute Meinung erwecken möge. Er fand dazu an einem ſolchen Nachmittage Gelegenheit, da er auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen franzöſiſchen Theaterſchriftſteller läſe, darauf ihm denn Wilhelm mit einem ſehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürſt, ohne ſeine Antwort abzuwarten, ſchon im Begriffe war, ſich weg und zu jemand anders zu wenden, er faßte ihn vielmehr ſogleich und trat ihm beinahe in den Weg, indem er fortfuhr. Er ſchätze nicht allein das franzöſiſche Theater ſehr hoch und leſe die Werke der großen Meiſter mit Entzücken, beſonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürſt den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich kann es mir vorſtellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Perſonen einen Dichter ſchätzen müſſen, der die Zuſtände ihrer höhern Verhältniſſe ſo vortrefflich und richtig ſchildert. Corneille hat, wenn ich ſo ſagen darf, große Menſchen dargeſtellt und Racine vornehme Perſonen. Ich kann mir, wenn ich ſeine Stücke leſe, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Beſten umgeht und in die Geheimniſſe der Menſchheit dringt, wie ſie ſich hinter koſtbar gewürkten Tapeten verbergen. Wenn ich ſeinen Britannicus, ſeine Berenice ſtudire, ſo kommt es mir wirklich vor, ich ſei am Hofe, ſei in das Große und Kleine dieſer Wohnungen der irdiſchen Götter eingeweiht, und ich ſehe durch die Augen eines feinfühlenden Franzoſen Könige, die eine ganze Nation anbetet, Hofleute, die über viele Tauſende beneidet werden, in ihrer natürlichen Geſtalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anecdote, daß Racine ſich ſoll zu Tode gegrämt haben, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angeſehen, ihn ſeine Unzufriedenheit fühlen laſſen, iſt mir ein Schlüſſel zu allen ſeinen Werken, und es iſt ohnmöglich, daß ein Dichter von ſo großen Talenten, deſſen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke ſchreiben ſollte, die des Beifalles eines Königes und eines Fürſten werth ſeien.

Jarno war herbeigetreten und hörte unſerm Freunde mit Verwunderung zu. Der Fürſt, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke ſeinen Beifall gezeigt hatte, wandte ſich ſeitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anſtändig ſei, unter ſolchen Umſtänden einen Discurs fortzuſetzen und eine Materie erſchöpfen zu wollen, noch gerne mehr geſprochen und dem Fürſten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl ſeinen Lieblingsdichter geleſen. Haben Sie denn lj. 220 niemals, verſetzte Jarno, ein Stück von Schakſpearn geſehen? — Nein, ſagte Wilhelm, was ich noch gehört, hat mich nicht neugierig gemacht, dieſe ſeltſame und unſinnige Ungeheuer näher kennen zu lernen, wo der Wahrſcheinlichkeit und des Wohlſtandes ſo wenig geſchont iſt. — Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen, es kann nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie gleich ſich von allem losmachen und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins halte ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen, das Übrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen. Die Pferde ſtanden vor der Thüre und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm traurig nach. Er hätte gerne mit dieſem Manne noch vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter

Freund leicht helfen könnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge in's Waſſer fällt; griffe jemand ſogleich zu, riſſe ihn an's Land, ſo wäre es um einmal naß werden gethan, anſtatt daß er ſich wohl ſelbſt, aber am jenſeitigen Ufer, heraushilft und einen beſchwerlichen weiten Umweg nach ſeinem beſtimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er ſich's gedacht, er ſah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe und verwunderte ſich, wie einen leichten Anſtand ſie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marſche, ein fürſtlicher Held an ſeiner Spitze, ſo viel mitwürkende Krieger, ſo viele zudringende Verehrer erhöhten ſeine Einbildungskraft. In dieſer Stimmung erhielt er die verſprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom dieſes großen Genius und führte ihn einem unüberſehlichen Meere zu, worin er ſich gar bald völlig vergaß und verlor.

Achtes Capitel.

Indeſſen hatte ſich das gute Verhältniß des Barons und unſrer Schauſpieler ein wenig verſchoben. Seine Vorliebe für einige derſelben wurde von Tag zu Tage merklicher, und nothwendig mußte dieß die Übrigen verdrießen. Er erhob ſeine Günſtlinge ganz ausſchließlich und brachte dadurch Eiferſucht und Uneinigkeit unter die Geſellſchaft. Melina. der ſich bei ſtreitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand ſich in einem ſehr unangenehmen Zuſtande. Die Geprieſenen nahmen es an, ohne ſonderlich dankbar zu ſein, und die Zurückgeſetzten ließen auf allerlei Weiſe ihren Verdruß ſpüren und wußten ihrem erſt hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf ein- oder die andere Weiſe unangenehm zu machen, ja, es war ihnen ganz gefunden, als ein gewiſſes Gedicht, deſſen Verfaſſer man nicht kannte, im Schloſſe viele Bewegung verurſachte. Bisher hatte man ſich immer, doch auf eine ziemlich feine Weiſe, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten, man hatte allerlei Geſchichten auf ihn gebracht, gewiſſe Vorfälle ausgeputzt und ihnen eine luſtige und intereſſante Geſtalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entſtehe eine Art Handwerksneid zwiſchen dem Baron und einigen der Schauſpieler, die ſich auch einbildeten Schriftſteller zu ſein, und auf dieſe Sage gründete ſich das Gedicht, von welchem wir ſprachen, und welches lautet wie folget:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand,
Um Ihren Platz ſo nah am Thron
Und um manch ſchön Stück Ackerland,
Um Ihres Vaters braves Schloß,
Um ſeine Wildbahn und Geſchoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, ſo wie es ſcheint,
Weil die Natur vom Knaben ſchon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Muth und Kopf
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide, wie wir ſind:
Sie bleiben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich bleib' meiner Mutter Kind.

Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß
Und keinen ich in dem Capitel.

Da man hörte, daß der Prinz ſehr über das Gedicht gelacht haben ſollte, unterſtand ſich niemand es übel zu finden, und der Graf, der immer auf ſeine Art mit dem Baron zu ſcherzen pflegte, nahm davon Gelegenheit, ihn jämmerlich zu plagen. Man beſann ſich, wer der Verfaſſer davon ſein könnte, und der Graf, der niemanden gern im Scharfſinn vorließ, fiel auf einen Gedanken, den er ſogleich zu beſchwören bereit war; es könne ſich nur von ſeinem Pedanten herſchreiben, der ein ſehr feiner Purſche ſei und an dem er ſchon lange ſo etwas gemerkt habe. Um ſich ein rechtes Vergnügen zu machen, ließ er deßwegen an einem Morgen dieſen Schauſpieler rufen, und derſelbe mußte ihm in Gegenwart der Gräfin, der Baroneſſe und Jarno's das Gedichte nach ſeiner Art vorleſen, dafür er vieles Lob, Beifall und ein Geſchenk erhielt. Der Graf fragte ihn, ob er nicht ſonſt noch einige Gedichte von ſeiner vorigen Zeit beſitze, welches dieſer mit Klugheit abzulehnen wußte. Genug, der Pedante kam zum Rufe eines Dichters, eines Witzlinges, und in den Augen derer, die dem Baron günſtig waren, eines Pasquillanten und ſchlechten Menſchen. Der Graf klatſchte ihm immer mehr, er mochte ſeine Rolle ſpielen wie er wollte, ſo daß der arme Menſch zuletzt wirklich aufgeblaſen, ja beinahe verrückt wurde und darauf ſann, gleich Philine ein Zimmer im Schloſſe zu beziehen. Wäre dieſes ſogleich angegangen, ſo möchte er einen großen Unfall vermieden haben; denn als er eines Abends ſpät nach dem alten Schloſſe ging und dunkel in dem engen Wege herum tappte, ward er auf einmal angefallen, von einigen Perſonen feſt gehalten, indeſſen andere auf ihn wacker los ſchlugen und ihn im Finſtern ſo zerdroſchen, daß er beinahe liegen blieb und nur mit Mühe zu ſeinen Cameraden hinauf kroch, die, ſo ſehr ſie ſich entrüſtet ſtellten, über dieſen Unfall ihre heimliche Freude fühlten und ſich kaum des Lachens erwehren konnten, als ſie ihn ſo wohl durchgewalkt und ſeinen neuen und braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, beſtäubt und befleckt ſahen.

Der Graf, als er es erfuhr, brach in einen unbeſchreiblichen Zorn aus. Er behandelte dieſe That als das größte Verbrechen, qualificirte es zu einem beleidigten Burgfrieden und ließ durch ſeinen Gerichtshalter die ſtrengſte Inquiſition vornehmen. Der weißbeſtäubte Rock ſollte eine Hauptanzeige geben. Alles was nur irgend mit Puder und Mehl im Schloſſe zu ſchaffen haben konnte, wurde mit in die Unterſuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron verſicherte bei ſeiner Ehre feierlich, daß er, wenngleich dieſe Art von Scherz ihm ſehr mißfallen und die Manier, womit ſelbſt der Herr Graf, den er doch als ſeinen Freund anzuſehen alle Urſach' habe, ſich bei der Sache betragen, ihm ſehr unangenehm geweſen ſei, habe er doch geglaubt darüber hingehen zu müſſen, und an dem Unfall, der den Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, betroffen, habe er nicht den mindeſten Antheil. Die übrige Bewegung der Fremden und die Unruhe des Hauſes brachten bald die ganze Sache in Vergeſſenheit, und der unglückliche Günſtling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unſere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortſpielte und durch die Sorgfalt des Secretärs ſehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je beſſer es ihr ging, deſto größere Anforderungen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Eſſen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und ſie lagen ihrem Beſchützer an, daß er für ſie beſſer ſorgen und ihnen zu dem Genuſſe und der Bequemlichkeit, die er ihnen verſprochen, verhelfen ſolle. Ihre Klagen wurden lauter und die Bemühungen ihres Freundes immer fruchtloſer.

Wilhelm kam indeſſen faſt gar nicht mehr zum Vorſcheine. In einem der hinterſten Zimmer verſchloſſen, wozu niemand als Mignon und dem Harfner der Zutritt erlaubt war, lebte und webte er in der Shakſpeariſchen Welt, ſo daß er außer ſich nichts kannte noch empfand. Man erzählt von Zauberern, die durch magiſche Formeln eine ungeheure Menge allerlei geiſtiger Geſtalten in ihre Stube herbeiziehen. Die Beſchwörungen ſind ſo kräftig, daß ſich bald der Raum des Zimmers ausfüllt, die Geiſter, bis an den kleinen Kreis hinangedrängt, um denſelben und über dem Haupte des Meiſters in ewig drehender Fortwandlung ſich bewegend vermehren. Jeder Winkel iſt vollgepfropft, jedes Geſims beſetzt, Eier dehnen ſich aus und Rieſengeſtalten ziehen ſich in Pilzen zuſammen. Unglücklicherweiſe hat der Schwarzkünſtler das Wort vergeſſen, womit er dieſe Geiſterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. So ſaß Wilhelm, und indem eine ſo große Bewegung in ihm vorging, wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahndung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reißen, und er war ſehr unzufrieden, wenn ja eins wagte zu kommen, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten. Er wollte gar nicht hören, als ihm jemand die Nachricht brachte, es ſollte in dem Schloßhof eine Execution vorgehen und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich verdächtig gemacht, als wenn er habe ſtehlen wollen, und auch, da er den Rock eines Perrückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchelmördern geweſen. Er läugne zwar auf das hartnäckigſte, und man könne ihn deßwegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber nur wegen ſeiner Unfertigkeiten, da er als ein Vagabund einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an die Gartenmauer angelehnt und herüber geſtiegen, einen Denkzettel geben und ihn alsdann weiter jagen. Wilhelm mochte von dem ganzen Handel nichts hören, bis Mignon haſtig herein kam und ihn verſicherte, der Gefangene ſei der blonde Knabe, der die Händel mit dem Stallmeiſter gehabt, und dieſer, der ihn wiedererkannt, ſei gegenwärtig die Haupttriebfeder, daß er ſo ſtreng behandelt werden ſollte.

Wilhelm machte ſich eilend auf und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen, denn der Graf liebte die Feierlichkeit auch bei dergleichen Fällen gar ſehr. Wilhelm trat dazwiſchen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne und vorher erſt verſchiedenes ſeinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe, mit ſeinen Vorſtellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Knaben allein zu ſprechen. Dieſer verſicherte ihn, von dem Überfalle, bei dem ein Acteur ſollte mißhandelt worden ſein, wiſſe er gar nichts. Seine Abſicht, warum er um das Schloß herum geſtreift und des Nachts herein geſchlichen, ſei geweſen, Philine aufzuſuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundſchaftet gehabt und es auch gewiß würde ge-

Er ſteckt ein.

Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht, Ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!

Er ſieht noch einmahl in die Schatulle, und nimmt noch

Noch eins! Nun gut!

Er macht ſie zu, und fährt zuſammen.

Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! es geht doch ſonſt nicht um —
Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Iſt's eine Katze? Nein! das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! es dreht am Schloß —

Er ſpringt in den Alkoven.

troffen haben, wenn er nicht unterwegens aufgefangen worden wäre. Wilhelm, der aus Patriotismus die Geſellſchaft und aus Gutmüthigkeit gegen Philine das Verhältniß nicht gern entdecken wollte, ſprach mit dem Stallmeiſter und bat dieſen, nach ſeiner Kenntniß der Perſonen und des Hauſes dieſe Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien. Ehe ich zugebe, ſagte er, daß dieſer Purſche mißhandelt werde, ſo will ich lieber alles entdecken, was drüben in dem Wirthshauſe vorgefallen und was den Knaben in der Nacht hieher geführt. Sie werden um Ihrer eignen Ehre willen am beſten thun, wenn es möglich, der Sache eine andere Wendung zu geben. Der Stallmeiſter ging in ſich, verſprach und that es wirklich. Man machte eine kleine Geſchichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen ſei, doch wieder gewünſcht ſich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen das Mittel erſonnen, bei Nachtzeit einige, von denen er gewußt, daß ſie ihm wohl wollten, aufzuſuchen; man bezeugte übrigens, daß er ſich ſonſt gut aufgeführt, die Damen miſchten ſich drein und er ward entlaſſen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen ihn als ſchon bekannt in ihre Mitte und alle drei verbanden ſich nunmehr zur Aufmerkſamkeit ihrem Freunde und Beſchützer zu dienen und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Neuntes Capitel.

Philine lernte täglich beſſer, ſich bei den Damen einſchmeicheln. Wenn ſie zuſammen alleine waren, unterhielt ſich meiſtentheils das Geſpräch über die Männer, die kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man ſich beſchäftigte. Philine konnte bald merken, daß er die Baroneſſe intereſſirte. Dieſe war darüber verdrüßlich, daß er ſeit einiger Zeit auf die eigenſinnigſte Weiſe ſich ihrer Freundſchaft und Artigkeit entzogen, ſie begriff gar nicht, wie er ſich unterſtehen konnte, dagegen unempfindlich und murriſch zu ſein. Da Philine viel von ihm zu erzählen und zu reden veranlaßt wurde, war es natürlich, daß ſie bald von ſeinen theatraliſchen Talenten zu ſprechen anfing und nichts ſo ſehr wünſchte, als daß ihn die Damen auf der Bühne ſehen möchten. Sie ſetzte als ein Geheimniß hinzu, daß er wirklich ein Schauſpieler ſei, bei ihrer Truppe ſchon geſpielt habe, nun aber, ſie wiſſe nicht aus was für einer Grille, ſich vorſetze, nicht mehr zu agiren. Kaum hatten die Damen dieſe wichtige Verborgenheit entdeckt, als es ihrer Imagination einen neuen Reiz gab und ſie nun nichts ſehnlicher wünſchten und verlangten, als ihn auf dem Theater zu ſehen. Sie konnten nicht ruhen noch raſten, bis Philine verſprach, die Unterhandlung zu verſuchen, wobei ſie auf das inſtändigſte bat, nicht zu verrathen, daß ſie es entdeckt hätte. Da er ihr ſchon lange ganz und gar aus dem Wege ging und ſie nirgend ſprach, ſo verlangte ſie von der Baroneß, daß ſie ihr Gelegenheit verſchaffen ſollte, an ihn zu kommen. Es ward ausgemacht, daß man ihn ſollte rufen laſſen, als wenn die Damen mit ihm reden wollten; ſie ſollten nicht gleich zugegen ſein und Philine ſich ſtatt ihrer in dem

Zimmer finden laſſen. Die Baroneſſe war mit dem Vorſchlag zufrieden und Philine noch mehr; denn ob es gleich ihr Ernſt war, ſich den Damen gefällig zu erzeigen, ſo war es ihr noch viel mehr darum zu thun, für ſich ſelbſt zu arbeiten und den unfreundlichen Menſchen wieder auf beſſere Wege zu bringen.

Der Plan wurde ausgeführt und Wilhelm fand zu ſeinem großen Erſtaunen Philine ſtatt der Baroneſſe im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewiſſen anſtändigen Freimüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte. Zuerſt ſcherzte ſie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge und ihn auch, wie ſie wohl merke, hieher gebracht hätte, darnach warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen gegen ſie vor, ſie brach in Klagen aus, beſchuldigte ſich ſelbſt, daß ſie ſonſt wohl verdient, wie er ihr begegnet, machte ſo eine aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, geſtand alles und ſetzte hinzu, daß ſie ſich ſelbſt verachten müßte, wenn ſie nicht in ſich fühlte, daß ſie ſich ändern und ſeiner Freundſchaft werth ſein könnte.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Gebrauch von der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und beſſerungsunfähige Menſchen ſich am lebhafteſten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob ſie gleich doch nicht die mindeſte Kraft in ſich haben, von dem Wege zurückzutreten, auf den eine übermächtige Natur ſie hinreißt. Da ſie ihn endlich ein wenig erweicht fand, brachte ſie ihre Bitte vor, indem ſie ihm ſagte: wenn er nicht ſich des Theaters annehme, wenn er nicht in gewiſſen Stücken mitſpiele, ſo würden ſie ſich nicht mehr acht Tage erhalten können. Sie ſtellte es ihm ſo leicht und thulich vor, als ſie nur konnte, war aber doch nicht im Stande, ihm ein

Verſprechen abzunöthigen, ſondern mußte ſich zuletzt mit einer allgemeinen Zuſage vertröſten laſſen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Schakſpears geleſen, als die Würkung, die ſie auf ihn machten, ſo ſtark wurde, daß er darinne fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er ſuchte Gelegenheit, mit Jarnoen zu ſprechen, und konnte ihm nicht genug für die verſchaffte Freude danken. Ich habe es wohl vorausgeſehen, ſagte dieſer, daß Sie gegen die Trefflichkeiten des außerordentlichſten, wunderbarſten aller Schriftſteller nicht unempfindlich bleiben würden. — Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnre mich nicht, daß ein Buch, ein Menſch oder irgend eine Begebenheit meines Lebens ſo große Würkungen auf mich hervorgebracht als die köſtlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie ſcheinen ein Werk eines himmliſchen Genius zu ſein, der ſich den Menſchen nähert, um ſie mit ſich ſelbſt auf die gelindeſte Weiſe bekannt zu machen. Es ſind keine Gedichte, man glaubt vor den aufgeſchlagnen ungeheuern Büchern des Schickſals zu ſtehen, in denen der Sturmwind des bewegteſten Lebens ſauſ't und ſie mit Gewalt raſch hin und wieder blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe gleich erſtaunt und ſo außer aller Faſſung gebracht, daß ich nur mit Sehnſucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zuſtande befinden werde, weiter zu leſen.

Bravo, ſagte Jarno, indem er unſerm Freunde die Hand reichte und ſie ihm drückte; ſo wollte ich es haben, und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. — Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte! Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menſchheit und ihre Schickſale gehabt, die mich von Jugend auf, nur mir ſelbſt unwiſſend, begleiteten, durch die mir nach und nach die Menſchen, die mir im Leben vorkamen, die Fälle, in die ich mich und die andere verſetzt ſah, nur gleichſam als alte Bekannte begegneten; dieſe Ahndungen finde ich in Schakſpears Stücken wie erfüllt und entwickelt. Es ſcheint, als wenn er uns alle Räthſel offenbarte, ohne daß man doch ſagen kann: hier oder da iſt das Wort der Auflöſung. Seine Menſchen ſcheinen natürliche Menſchen zu ſein und ſie ſind es doch nicht. Dieſe geheimnißvollſten und zuſammengeſetzteſten Geſchöpfe der Natur handeln vor uns in ſeinen Stücken, als wenn ſie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuſe man von Kryſtall gebildet hätte, ſie zeigen nach ihrer Beſtimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das ſie treibt. Dieſe wenigen Blicke, die ich in Schakſpears Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas anders, in der würklichen Welt ſchnellere Schritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schickſale zu miſchen, die über ſie verhängt ſind, und dereinſt, wenn es mir glücken ſollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen und ſie gleich jenem großen Britten von der Schaubühne dem lechzenden Publico meines Vaterlandes auszuſpenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfaſſung, in der ich Sie ſehe, verſetzte Jarno und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Laſſen Sie dieſen Vorſatz nicht fahren und eilen Sie, die guten

Jahre, die Ihnen gegönnt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen hülfreiche Hand leiſten, ſo geſchieht's von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, für die Sie weder geboren noch erzogen ſein können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich heraus ſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können ſchnelle Wechſel des Glückes hervorbringen. Mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Dienſte widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo hab' ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, welchen eine Zeitlang bekleidet Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte ſeinen Dank nicht genug ausdrücken und war willig, ſeinem Freunde und Beſchützer die ganze Geſchichte ſeines Lebens zu erzählen. Bedenken Sie, ſprach dieſer, was ich Ihnen geſagt habe, ſagen Sie mir gelegentlich Antwort und ſchenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich verſichere Sie, es iſt mir bisher unbegreiflich geweſen, wie Sie ſich mit ſolchem Volke haben gemein machen können. Ich habe es oft mit Ekel und Verdruß geſehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelſänger und an ein albernes zwitterhaftes Geſchöpf hängen mußten.

Es war ein Glück, daß Jarno nach dieſen Worten eilig davon ging, ſonſt würde die Beſtürzung unſers Freundes ſich in ſeiner Gegenwart noch vermehrt haben. So unerträglich war ihm nicht leicht etwas aufgefallen, als aus dem Munde eines Mannes, den er hochſchätzte, zu dem er das größte Vertrauen zu faſſen Urſache hatte, diejenigen menſchlichen Weſen, die ihn jetzo am meiſten intereſſirten, ſo widerlich behandelt zu ſehen. Er ergrimmte in ſeinem Innerſten und eilte, die Einſamkeit aufzuſuchen. Dort brach er gegen ſich ſelbſt in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausſehe und aus allen ſeinen Geberden ſpreche, habe verkennen und vergeſſen mögen. Nein, rief er aus, du bildeſt dir nur ein, du abgeſtorbner Weltmann, daß du ein Freund ſein könnteſt! Alles was du mir anbieten magſt, iſt der Empfindung nicht werth, die mich an dieſe Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich noch bei Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hätte! Er ſchloß Mignon, der ihm eben entgegen kam, in die Arme und rief aus: Nein, uns ſoll nichts trennen, du gutes kleines Geſchöpf! Die ſcheinbare Klugheit der Welt ſoll mich nicht vermögen dich zu verlaſſen, noch zu vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin. Das Kind, deſſen heftige Liebkoſungen er ſonſt abzulehnen pflegte, erfreute ſich dieſes unerwarteten Ausdruckes der Zärtlichkeit und hing ſich feſt an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt los werden konnte.

Seit dieſer Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen Acht, die er gar nicht billigen konnte. Ja, es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Exempel ſtarken Verdacht, daß Jarno das Gedicht auf den Baron gefertiget, welches der arme Pedant ſo theuer hatte bezahlen müſſen. Jener hatte ſogar in Wilhelms Gegenwart über dieſen Vorfall geſcherzt, und unſer Freund hielt es für das Zeichen eines höchſt verdorbnen Herzens, einen Unſchuldigen, deſſen Leiden man verurſacht, zu verſpotten und weder an Genugthuung noch an Entſchädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm ſie ihm ſelbſt verſchafft, denn er war durch einen ſehr ſonderbaren Zufall denen Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen. Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt, daß einige junge Officiere im untern Saale des alten Schloſſes mit einem Theile der Schauſpieler und Schauſpielerinnen ganze Nächte auf eine luſtige Weiſe zubrachten. Eines Morgens, als er nach ſeiner Gewohnheit früh aufgeſtanden, kam er von ohngefähr in das Zimmer und fand die jungen Herrn, die eine höchſt ſonderbare Toilette zu machen im Begriffe waren. Sie hatten in einen Napf mit Waſſer Kreide eingerieben und trugen den Teig mit einer Bürſte auf ihre Weſte und Beinkleider, ohne ſie auszuziehen, und ſtellten alſo die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das ſchnellſte wieder her. Unſerm Freunde, der ſich über dieſe Handgriffe wunderte, fiel der weiß beſtäubte und befleckte Rock des Pedanten ein, der Verdacht wurde um ſo viel ſtärker, als er erfuhr, daß einige Verwandten des Barons ſich unter der Geſellſchaft befänden. Er ſtund im Begriffe, dem Herrn Grafen davon Anzeige zu thun, als durch den Aufbruch der Armee jede andere Angelegenheit zum Schweigen gebracht wurde.

Eilftes Capitel.

Je wohler es nunmehr der Truppe ging, je beſſer ſie zu eſſen und zu trinken bekam, deſto mehr zeigte ſich ihre innere Natur eben nicht zu ihrem Vortheile. Sie erhielten außer der völligen Verköſtigung noch wöchentlich ein Gewiſſes, und da ſie für den Augenblick nichts brauchten, hatten ſie immer etwas Geld in der Taſche und wußten vor Übermuth nicht, wie ſie ſich laſſen ſollten. Der kluge Melina benutzte das bißchen Barſchaft, das ihm übrig blieb, um ſich anſtändig zu equipiren. Er kaufte vom Kammerdiener des Grafen einige Kleider und wußte ſich gar ordentlich vom Kopf bis zum Fuße auszuſtaffiren.

Unglücklicherweiſe für ſie alle war die Armee genöthiget, weiter vorzurücken und die Gegend zu verlaſſen. Der Prinz machte Anſtalten zum Aufbruche, und da er ſich im Schloſſe ſehr freigebig bewies, wußte es die Baroneſſe dahin zu vermitteln, daß für Wilhelm eine goldne Uhr beſtimmt wurde, welche zwar von keinem großen Werthe war, doch immer von der Aufmerkſamkeit zeigen ſollte, womit man das Vorſpiel, ſo er zu Ehren des Fürſten gefertigt, aufgenommen. Die Baroneſſe wußte ſie ihm ſelbſt zuzuſtellen und ihre Freundſchaft dabei auf eine feine Weiſe gelten zu machen. Jarno ſchickte etliche Male vor der Abreiſe zu ihm und ſuchte ihn auf, allein er hatte ſich feſt vorgenommen, dem gefühlloſen Weltmann aus dem Wege zu gehen. Der Prinz reiſ'te fort und das Schloß ward leer.

Einige von der Truppe hatten nun wirklich den Gedanken, man würde ſie aus dem alten in das neue Schloß quartiren und ihnen beſſere und bequemere Zimmer anweiſen. Wie ſehr wurden ſie daher in ihrer Hoffnung getäuſcht, als ihnen angekündigt ward, daß ſie nach Verlauf von acht Tagen ſich wieder aus dieſem Paradieſe wegzubegeben hätten.

Philine that ihr Möglichſtes, unſern Helden während der Zeit noch einmal auf das Theater zu bringen, allein vergebens; dagegen legte ſie es an, daß er einige Kabinettsvorleſungen halten mußte, wobei er ſich ſehr wohl betrug und in der Gunſt der Damen befeſtigte. Er ſpürte bei ſeinem Abſchiede davon unläugbare Proben, indem ſie ihm einen Beutel, den ſie ſelbſt geſtrickt hatten, mit dreißig

Ducaten anboten. Ein Theil dieſer Summe war ihm als Geſchenk vom Hausherrn zugedacht, worzu aber die Damen, weil es ihnen zu gering ſchien, etwas aus ihrem Beutel zugelegt hatten. Er ſchlug dieſes Anerbieten, als es ihm geſchah, hartnäckig aus, daß endlich Philine in's Mittel trat, ſich ſchalkhaft verneigte und der Baroneſſe den Beutel aus der Hand nahm. Ich muß Ihnen wohl, meine Gnädigen, ſagte ſie, in ſeinem Namen danken und für die Zukunft ſeine Schatzmeiſterin ſein. Er hat auf unſerer Reiſe ſo redlich ſeine letzte Barſchaft vor uns ausgegeben, daß ich mich für verpflichtet halte, gleichfalls für ihn Sorge zu tragen. Man kam über dieſen Einfall in's Scherzen, und weil die Gräfin eben in ihrem Schreibtiſch kramte und Philine ihr wohl abgemerkt hatte, daß ſie theils Wilhelmen im Stillen nicht abgeneigt war, theils daß ihr manchmal wie einem Kinde die Luſt alles zu verſchenken ankam, ſo brachte ſie es mit der luſtigſten Unverſchämtheit gar leicht dahin, daß ihm die Dame noch ein goldnes Etui, einen artigen Ring und einige andere artige Sachen von Werth ſchenkte, die Philine auf ſein Weigern jederzeit mit einer neckiſchen Wendung einſteckte und die Damen ſehr unterhielt, indem ſie ſie plünderte. Wilhelm, dem es endlich zur Laſt wurde, beurlaubte ſich, um auch von ſeiner Seite Anſtalten zur Reiſe zu machen. Philine folgte ihm bald in's Schloß, wo ſie ihn in einiger Verlegenheit fand, wohin er ſeine Kleider und Geräthe packen ſollte, denn er hatte gutwillig ſeinen Koffer an Madame Melina abgetreten, deren Garderobe durch Gunſt der Herrſchaften während ihres Aufenthaltes ſehr zugenommen hatte. Als er ſich umkehrte, faßte Philine gleich die beſten Stücke und trug mit Hülfe des blonden blauaugigen Schelmen, der ihr auf jeden Wink zu Ge-

Zweyter Auftritt.

Der **Wirth**, mit einem Wachsſtock, zur Seitenthür herein. **Göller.**

Göller.

Behüth'! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was böſes thut.
Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was wichtiges zu leſen.
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt,
Das neuſte, was man hört, iſt immer Monathsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja, ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter müßt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging bey mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht, den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! man ſoll zu gar nichts kommen!

bote ſtand, die meiſten Habſeligkeiten hinüber in das neue Schloß und ließ ihm ſagen, ſie werde alles in ihren Koffer packen. Sie konnte es auch leicht thun, denn der Stallmeiſter hatte nicht allein für ſie, daß ſie reichlich beſchenkt ward, geſorgt, ſondern er hatte ihr auch einen trefflichen Koffer verſchafft, damit ſie alles auf das beſte und ſicherſte wegbringen könnte. Wilhelm, dem jeder Dienſt von ihr verdrießlich war, begegnete ihr mit Unwillen, wobei er weiter nichts ausrichtete, als daß ſie ihn auslachte und ihm, wenn er ſich nicht beruhigte, mit einer Umarmung drohte. Er mußte alſo das tolle Geſchöpf gewähren laſſen und ſich glücklich preiſen, wenn ſie ihn nur ſonſt im Frieden ließ.

Die Frage entſtand nun, wie man reiſen, welchen Weg man nehmen und wie man bei dieſen gefährlichen Kriegsläuften ſicher nach H*** gelangen wollte, wohin man den Weg fortzuſetzen beſchloſſen hatte. Der größte Theil dieſer Beſorgniß war ſchon durch den Herrn Grafen ſelbſt gehoben worden, denn es hatte derſelbe genau überlegt, bis wohin er ſie mit ſeinen eignen Leuten fahren laſſen könnte; er hatte ihre Reiſeroute von Ort zu Ort aufgeſetzt und für ſie bei dem Fürſten einen Paß erbeten, der ſie auch durch die Arrièregarde ſicher geleiten ſollte. Er erklärte dieſen Plan dem Director und ließ ſich verſprechen, daß man ihn genau befolgen wolle. Das Schloß wurde immer leerer, der Tag, der zu der Abreiſe des Grafen ſelbſt beſtimmt war, kam herbei, und die Geſellſchaft mußte ſich denn auch zu ſcheiden bequemen. Es ging ihnen hart ein, denn ſie erinnerten ſich ihrer ganzen Lebenszeit über keiner ſo guten Tage. Indeſſen, da ſie alle beſchenkt, mit leidlichen Umſtänden des Säckels davon reiſ'ten, ſchied der meiſte Theil in der Hoffnung, ſich anderwärts ein ähnliches gutes

Leben verſchaffen zu können. Mit großer Mühe, nicht ohne Zwiſtigkeit, waren ſie endlich mit ihren Sachen auf- und eingepackt. Der Stallmeiſter nahm zärtlich von Philine, der Secretär freundſchaftlich von allen Abſchied und ſo trat man wieder eine Reiſe an, ohne eigentliche Ausſicht eines Unterkommens, aber mit deſto mehr Gewißheit eigener Vorzüge und eines Verdienſtes, das überall geehrt zu werden die gerechteſte Anſprüche hatte.

Zwölftes Capitel.

Es würde unverantwortlich ſein, wenn wir unſere Leſer, die ſich ſchon ohnedieß hier und da über ein allzuweitläuftiges Detail beklagen dürften, nochmals mit den Abenteuern und Begebenheiten, denen unſere Geſellſchaft ausgeſetzt geweſen, unterhalten wollten; wir überſpringen vielmehr manchen Berg und manches Thal, worüber und wodurch man ſie bei üblem Wetter ſchleppte, und ſuchen ſie in einem Wirthshauſe auf, wo ſie ſich gelagert hatten, um neue Wagen und Pferde zu beſprechen und ſich indeſſen etwas zu Gute zu thun. Dieſes geſchah von einem jeden auf ſeine Art, und es war wirklich ſonderbar anzuſehen, wie ſie ſich wieder in kleine Geſellſchaften getrennt und nach ſehr verſchiedenem Geſchmacke ſich an verſchiedenen Tiſchen allerlei Geſottnes und Gebratnes hatten reichen laſſen.

Gleich zu Anfange der Reiſe vom Schloſſe aus ſuchte Melina es ihnen begreiflich zu machen, daß jeder auf ſeine Koſten den Weg zu endigen hätte. Er habe ſich zwar bisher das Anſehen eines Directors gegeben, allein er habe es nur gethan, um die Geſellſchaft gelten zu machen, übrigens aber, was er von dem Grafen erhalten, verhältnißmäßig mit einem jeden redlich getheilt. Eine gemeine Caſſe zu formiren ſei jetzt nicht rathſam. Wenn ein jeder für ſich bezahle, bliebe jedem die Wahl, zu leben wie er wolle. Alle waren mit der Einrichtung wohl zufrieden, indem ein jeder Herr von dem Seinigen blieb, und Melina gab ſehr weislich ſeine Directorialqualität in dem Augenblick auf, da ſie ihm läſtig werden konnte.

Indeſſen war Wilhelm von dem glücklichſten Humor. Zufälligerweiſe hatte er im Leben Heinrich des Vierten von Schakſpear die Geſchichte geleſen, wie ein Prinz unter geringer, ja ſogar ſchlechter Geſellſchaft ſich eine Zeitlang aufhält und ohngeachtet ſeiner edeln Natur an der ſinnlichen Rohheit, Unſchicklichkeit und Albernheit dieſer Purſche ſich ergötzt. Er hatte alſo ein Ideal, womit er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand vergleichen konnte, und es erleichterte dieſes ihm den Selbſtbetrug außerordentlich, wozu er eine faſt unüberwindliche Neigung ſpürte. Er fing an über ſeine Kleidungsſtücke nachzudenken und fand, daß eine kurze Weſte, über die man im Nothfall einen Mantel würfe, eine weit gemäßere Tracht ſei als unſere gewöhnliche. Er bediente ſich alſo einer ſolchen und fügte, weil er auf der Reiſe oft zu Fuße ging, zu etwas weitern Beinkleidern noch ein paar Schnürſtiefeln. Es währte nicht lang, ſo erſchien er mit einer um den Leib gewundenen Schärpe, die er zuerſt unter dem Vorwand, den Magen warm zu halten, trug; dagegen befreite er ſeinen Hals von der Knechtſchaft einer Binde, ließ ſich einige Streifen Neſſeltuch als Krauſe an das Hemd befeſtigen, die aber, weil ſie etwas zu breit geſchnitten waren, völlig das Anſehen eines Kragen erhielten. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer Feder mußte die ganze Zierde vollkommen machen. Genug, er trat in einer Figur auf, wie wir in folgender Zeit eine Anzahl Göttinger Studenten in Nachahmung Hamlets, theils eine ganze Nation auf Befehl ihres Königs geſehen haben. Alle fanden dieſe Tracht beſonders ſchön und die Frauen betheurten vorzüglich, wie gut ſie ihm laſſe. Philine ſtellte ſich wie vernarrt darein, wodurch ſie ſich nicht ganz übel empfahl, und unſer Freund, der nun die Übrigen, je nachdem ſie ſich betrugen, auf Prinz Harry's Manier behandelte und bald ſelbſt in den Geſchmack kam, einige tolle Streiche zu befördern und anzugeben, war von dem angenehmſten, friſcheſten, ritterlichſten Humor. Ihre theatraliſche Übungen wurden gelegentlich verſäumt, es wurden Rapiere hervor geſucht, man focht, man balgte ſich, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weines, den man angetroffen, in ſtarkem Maße. Es entſtunden allerlei Unordnungen aus dieſer Lebensart. Philine laurte dem ſpröden Helden auf, und meine ſchöne Leſerinnen würden für die Sitten ihres Freundes zu ſorgen haben, wenn nicht ein glücklicher Stern ſein Gemüth auf eine andere Weiſe beſchäftigt hätte.

Dreizehntes Capitel.

Eine ihrer vorzüglichſten Unterhaltungen, womit ſie ſich am meiſten ergötzten, war ein extemporirtes Spiel, in welchem ſie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten ſich ſehr gut die Eigenheiten des äußern Anſtandes verſchiedener vornehmer Perſonen gemerkt, und die Nachbildung derſelben wurde von der übrigen Geſellſchaft mit dem größten Beifall aufgenommen. Philine producirte aus dem geheimen Archive ihrer Erfahrungen einige beſondere Liebeserklärungen, die an ſie geſchehen waren. Als Wilhelm ſie darüber ſchalt, nahm der Klügſte das Wort und verſetzte: Man hat uns für unſer Spiel bezahlt und genährt, ſonſt aber wüßte ich nicht, daß ihr Betragen gegen uns eine ſonderliche Schonung verdiente. Dieſe Worte waren das Signal, auf welches ein jeder anfing ſich zu beſchweren, wie wenig Achtung man ihm erzeigt, wie ſehr man ihn zurückgeſetzt habe. Sie ſpotteten dann über das Betragen der Standsperſonen, auch unter ſich, über ihre zeitverderbende Beſchäftigungen und wurden immer bittrer und ungerechter.

Ihr dünkt euch ſehr viel, verſetzte Wilhelm, und weil manches Wahre in euern Beobachtungen iſt, ſo bemerkt ihr den Irrthum nicht, den ihr begeht, indem ihr dieſe Perſonen und ihre Handlungen aus einem allzu niedrigen Geſichtspuncte betrachtet. Ich kann auch nicht ſagen, daß ich auf dem Schloſſe ſonderlich erbaut worden wäre, vielmehr hab' ich Gelegenheit gehabt, gewiſſe Ideen zu berichtigen, welche ich verſtändigen Freunden ſchuldig bin. Perſonen, welche ſchon durch ihre Geburt auf einen erhabenen Platz der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt ſind, denen ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit ihres Daſeins verſchaffen, welche, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit allem Beiweſen der Menſchheit bequem und reichlich verſehen ſind, gewöhnen ſich meiſtens dieſe Güter als das Erſte und Größte zu betrachten und verlieren den Begriff des Werthes einer von der Natur allein ausgeſtatteten Menſchheit. Nicht nur ihr Betragen gegen Geringere, ſondern auch ihr Betragen unter einander iſt nach äußern Vorzügen abgemeſſen, ſie erlauben gerne einem jeden ſeinen Titel, ſeinen Rang, ſein Vermögen, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.

Dieſen Worten gab die ganze Geſellſchaft einen unmäßigen Beifall, und ſie ließen ſich in mancherlei Geſchichtchen heraus, die ſeine Meinung auf das kräftigſte unterſtützen ſollten. Scheltet ſie nicht darüber, bedauret ſie vielmehr; denn von jenem Glücke, das wir für das höchſte erkennen müſſen, weil es aus den innern Reichthümern der Natur genommen wird, haben ſie ſelten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts beſitzen, iſt es gegönnt, das Glück der Freundſchaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unſere Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunſt befördern, noch durch Geſchenke beglücken; wir haben nichts als uns ſelbſt. Dieſes ganze Selbſt müſſen wir hingeben und, wenn es einigen Werth haben ſoll, dem Freunde dieſes Gut auf ewig verſichern. Welch ein Glück! welch ein Genuß, für den Geber und Empfänger! welche überirdiſche Glückſeligkeit gewährt uns die Treue! Sie gibt dem vorübergehenden Zuſtande des Menſchen gleichſam eine himmliſche Gewißheit. Dieſe iſt es, die unſere ganze Glückſeligkeit ausmacht, die das Hauptcapital unſeres Reichthums iſt.

Mignon hatte ſich ihm unter dieſen Worten genähert, ſchlang ſeine zarten Arme um ihn und blieb ſo mit dem Köpfchen unter ſeine Bruſt gelehnt ſtehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, ſich die Gemüther zu gewinnen, ſich Herzen zuzueignen! Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menſchliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geiſter feſt zu halten! Uns kommt alles ſeltner, wird alles ſchwerer, und wie natürlich iſt es, daß wir einen großen Werth darauf legen! Welche rührende Beiſpiele treuer Diener, die ſich für ihre Herren aufopferten! Wie ſchön hat uns Schakſpear ſolche geſchildert! Ich ſehe die Treue in dieſem Falle als ein Beſtreben einer edlen Seele an, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener ſeinem Herrn gleich, der ihn ſonſt nur für einen bezahlten verachteten Sklaven anzuſehen berechtigt iſt. Und ſo ſind die Tugenden nur für den geringen Stand. Die Bequemlichkeit, ſich leichte loskaufen zu können, iſt zu groß, als daß der Menſch ihr nicht unterliegen ſollte. Ja, in dieſem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund ſein könne.

Mignon drückte ſich immer feſter an ihn an.

Nun gut, verſetzte einer aus der Geſellſchaft, der nicht eben der Feinſte war, wir brauchen ihre Freundſchaft nicht und haben ſie auch niemals verlangt, nur ſollten ſie ſich beſſer auf die Künſte verſtehen, die ſie doch beſchützen wollen. Wenn wir am beſten geſpielt haben, hat uns niemand zuhören mögen, und meiſtens hat man nur dem Albernen und Abgeſchmackten Aufmerkſamkeit und Beifall geſchenkt. — Wenn ich abrechne, verſetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie geweſen ſein mag, ſo denke ich, geht es mit der Kunſt eben wie mit der Liebe. Wie will der Weltmann in ſeinem zerſtreuten Leben die Innigkeit behalten, in der ein Künſtler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommnes hervorbringen will, und die ſelbſt denjenigen umgeben muß, der einen ſolchen Antheil am Werke nehmen will, wie ihn der Künſtler wünſcht und hofft. Glaubt mir, meine Freunde, es iſt mit den Talenten wie mit der Tugend, man muß ſie um ihrer ſelbſt willen üben oder ſie lieber ganz aufgeben, und doch werden ſie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man ſie gleich einem gefährlichen Geheimniß im Verborgenen und beinahe furchtſam treibt. — Unterdeſſen kann man Hungers ſterben, rief einer aus der Ecke. — Nicht eben das, verſetzte Wilhelm, ich habe geſehen, ſo lange einer lebt und ſich rührt, findet er immer ſeine Nahrung, und wenn ſie auch gleich nicht die reichlichſte iſt. Und worüber habt ihr euch denn zu beſchweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am ſchlimmſten ausſah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzo, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unſerer Übung zu thun und uns einigermaßen nach einer Art von Vollkommenheit in der Kunſt zu beſtreben? Wir treiben fremde Dinge und entfernen gleich wie Schulkinder alles, was uns nur an unſere Lection einigermaßen erinnern könnte.

Wahrhaftig, ſagte Philine, es iſt wahr und unverantwortlich! Hört ihr Sechſe ſchlagen? Laßt uns ein Stück wählen, wir wollen es auf der Stelle ſpielen. Jeder muß ſein Möglichſtes thun, als wenn er für dem größten Auditorio ſtünde. Man überlegte nicht lang, einige pfiffen eine Symphonie, jeder beſann ſich ſchnell auf ſeine Rolle, man fing an und ſpielte mit der größten Aufmerkſamkeit das Stück durch, würklich über die Erwartung eines jeden, auch Wilhelms, der als Zuſchauer ſich nicht enthalten konnte, mehr als einmal zu klatſchen und bravo zu rufen. Als ſie geendigt hatten, empfanden ſie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohl zugebrachte Zeit, theils weil jeder beſonders mit ſich zufrieden ſein konnte. Wilhelm ließ ſich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, ihre Unterhaltung war aufgeheitert und fröhlich.

Ihr ſolltet ſehen, rief unſer Freund aus, wie weit wir kommen müßten, wenn wir in dieſer Übung fortführen, welches Genügen wir dabei empfinden würden. Ich habe oft die Tonkünſtler gegen die Schauſpieler gehalten. Jene können ſich nicht mehr ergötzen, als wenn ſie gemeinſchaftlich ihre Übungen vornehmen. Wie ſehr bemühen ſie ſich nicht, ihre Inſtrumente überein zu ſtimmen, die Stärke und Schwäche des Tons ſo auszudrücken, wie es der Stimme gemäß iſt, die man ihnen zugetheilt hat. Nur der Ungeſchickteſte würde glauben, ſich bei dem Solo eines andern durch ein vorlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder iſt auf den Sinn des Componiſten gerichtet und trägt für ſein Theil alles dazu bei, ihn auszudrücken, es ſei viel oder wenig, was er dabei zu thun hat. Sollten Schauſpieler dieſes nicht eben unter einander vornehmen können? ihr größtes Glück und Vergnügen darein ſetzen, ſich unter einander ſelbſt zu gefallen und auch nur inſofern den Beifall des Publici zu ſchätzen, als er einer geſchmackvollen Ausführung zu Theil würde, die ſie ſich gleichſam unter einander ſelbſt garantirt haben? Alle die Kleinheiten, die dieſe edle Kunſt zu einem Handwerke erniedrigen, werden wegfallen, man wird nicht mehr um Rollen ſtreiten, man wird nicht mehr an unrechten Orten zu glänzen ſuchen, man wird ſeinem Part genug thun und für den geringſten belohnt ſein. Wie glücklich müßte ſich der Director einer ſolchen Vereinigung ſchätzen! er müßte der Sache wohl kundig ſein, einen jeden auf ſeine Fähigkeiten aufmerkſam zu machen wiſſen, ſelbſt nur die Rollen, denen er gewachſen, übernehmen, ſich kein ausſchließlich Recht über dieſe und jene Gattung anmaßen, ſo wie dieſes ſich auch kein anderer erlauben dürfte; jeder bliebe doch zuletzt, wohin ihn ſein Naturell führte, worinnen die Übung ihn beſtätigte, und auf dieſem Poſten würde er leicht von jedem andern erkannt werden. Gewiß, unter Guten iſt die republicaniſche Form die beſte und die einzige. Wenn ich etwas bei einer ſolchen Einrichtung zu ſagen hätte, ſo müßte das Amt eines Directors herum gehen und eine Art von kleinem Senate ihm beigeſetzt bleiben. — Was hindert uns, riefen ſie aus, gleich einen ſolchen Verſuch zu machen? wir ſind alle zuſammen freie Menſchen, wir haben keine Verbindung noch Verbindlichkeit. Laſſen Sie uns wenigſtens dieſe idealiſche Republik auf der Reiſe, die uns noch bevorſteht, bilden. — Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte einer, wir werden wenigſtens keine Gränzſtreitigkeiten haben. Man ſchritt ſogleich zur Sache, man erwählte Wilhelmen zum erſten Director, der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten darinne Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor, man verwarf, man genehmigte ſie, die Zeit ging unvermerkt vorüber, und man glaubte ſie noch niemals ſo angenehm zugebracht zu haben.

Vierzehntes Capitel.

Nur mit Mühe hatte man in dem kleinen Städtchen ſo viele Pferde zuſammen gebracht, als zum Transport der Geſellſchaft und ihrer Effecten nöthig waren. Endlich ſtund alles bereit, nur erſchien ein neues Hinderniß. Es lief die Nachricht ein, daß ſich in der Nachbarſchaft eben auf dem Wege, den ſie nehmen wollten, ein Freicorps habe ſehen laſſen.

Söller vor ſich.

Du guter, alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb, wie mich.

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale!

Söller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es kniſtert eben,
Als wär's ein Weiberſchuh.

Söller.

Schuh! Nein, das bin ich nicht.

Wirth

bläſ't den Wachsſtock aus, und da er in der Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen.

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

Er ſtößt die Thür auf, und fort.

Dieſer unerwartete Ruf machte einen jeden aufmerkſam, ob die Zeitung gleich ſehr ſchwankend und zweideutig war und es beinahe nach der Stellung der Armeen unmöglich ſchien, daß ein feindliches Corps ſich ſollte haben durchſchleichen können. Jedermann war beſchäftigt, unſerer Geſellſchaft die Gefahr, die auf ſie wartete, recht gefährlich zu beſchreiben und ihr einen andern Weg zu rathen. Die meiſten waren dadurch in große Furcht geſetzt, und als nach der Form der neuen Republik der Senat zuſammen gerufen wurde, um über dieſen außerordentlichen Fall zu rathſchlagen und zu entſcheiden, waren ſie faſt einſtimmig der Meinung, daß man dem Übel ausweichen und einen andern Weg erwählen müſſe. Nur Wilhelm war von Furcht nicht ſo eingenommen, daß er ſogleich einen Plan, der mit vieler Überlegung bedacht worden, hätte aufgeben ſollen. Er ſprach ihnen vielmehr Muth ein, und ſeine Gründe waren männlich und überzeugend. Noch, ſagte er, iſt es ein bloßes Gerüchte, und wie viele entſtehen deren im Kriege nicht. Viele ſagen, daß der Fall höchſt unwahrſcheinlich und beinahe unmöglich ſei; ſollten wir uns in einer ſo wichtigen Sache durch ein ungewiſſes Gerede beſtimmen laſſen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unſer Paß lautet, iſt die kürzeſte, und wir finden auf ſelbiger den beſten Weg. Sie führt uns vorerſt nach einer anſehnlichen Stadt, wo wir entweder eine gute Truppe antreffen oder uns ſelbſt zeigen und etwas verdienen können. Wir vermeiden große Beſchwerlichkeiten, gewinnen Zeit und Geld, anſtatt daß jener Weg, welchen uns das furchtſame Publicum vorſchlägt und nach dem ich mich genau erkundigt habe, uns ſo weit abwärts führt und in ſo ſchlimme Wege verwickelt, daß ich nicht weiß, ob wir Hoffnung haben können, uns vor der ſchlimmen Jahrszeit wieder heraus zu finden und das Ziel unſerer Reiſe, das wir uns vorgeſetzt, zu erreichen. Er ſagte noch ſo viel und trug ihnen die Sache von ſo mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht ſich verringerte und ihr Muth zunahm. Vielleicht iſt es noch gar ein Corps der freundlichen Armee, und da beſchützt uns der Paß, den wir bei uns haben, genug. Sind es regelmäßige Truppen der Feinde, ſo werden wir auch wenig zu beſorgen haben, denn ich wüßte nicht, was Reiſende am Streit der Könige unter einander für Antheil hätten. Sollte uns ein Trupp hergelaufnes Geſindel anfallen, ſo ſind unſerer, dünkt mich, ſchon genug, um ihnen Ehrfurcht einzuflößen und ihnen einen Widerſtand zu thun, über den ſie ſich verwundern ſollen.

Dieſe letzte Rede brachte die jungen Schauſpieler leicht auf ſeine Seite. Die Frauen, da der Vorſchlag heroiſch und ſeltſam war, traten gleichfalls bei, Madame Melina zuerſt, welche ohngeachtet ihrer hohen Schwangerſchaft ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte: nun wollte der übrige Theil der Männer nicht feige ſein, und es war niemand, der nicht von ganzem Herzen in dieſe Vorſchläge zu willigen ſchien.

Man fing nun an, ſich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirſchfänger, Wilhelm verſchaffte ſich einen Säbel und ein paar Piſtolen. Der junge Acteur, deſſen wir zu Anfange des Buchs erwähnet und den wir in der Folge nur Laertes nennen wollen, bewaffnete ſich mit einer Flinte, unter die Übrigen wurde andres alte Gewehr ausgetheilt, und ſo machte man ſich, wiewohl mit einigem Widerwillen der Fuhrleute, auf den Weg.

Den zweiten Tag ſchlugen dieſe, die der Gegend wohl kundig waren, vor, ſie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil zwar ein Dorf in der Nähe, aber ſehr unbequem liege und man eine böſe Höhle vermiede; ſie nähmen gewöhnlich bei guten Tagen ihr Futter mit und blieben an dem angezeigten Orte halten. Da die Witterung ſchön war, ſtimmte jedermann leicht in dieſen Vorſchlag ein. Wilhelm eilte voraus, und die ſonderbare Geſtalt, in der er auftrat, hätte gewiß einen jeden, dem er begegnet, ſtutzig gemacht. Zu ſeiner Kleidung, wie wir ſie oben beſchrieben haben, kam noch ein breites Wehrgehänge, das ihm über die Schultern fiel und einen großen Säbel trug. Ein paar Piſtolen hatte er in den Gürtel geſteckt, und ſo eilte er, mit ſchnellen und zufriednen Schritten, den Wald hinauf. Ebenſo wunderbar ſah die Geſellſchaft, die ihn begleitete. Mignon lief im Weſtchen nebenher und hatte gleichfalls ſeinen Hirſchfänger an der Seite, den man ihm, als ſich die Geſellſchaft bewaffnete, auf ſein ſehnliches Bitten nicht hatte abſchlagen können. Der blonde Knabe, der die Geſellſchaft auch nicht verlaſſen hatte, trug die Flinte des Laertes. Der Harfner hatte noch das friedlichſte Anſehen, er ſteckte ſein langes Kleid in den Gürtel, damit es ihn im Gehen nicht hindern konnte, er ſtützte ſich auf einen knotichten Stab, ſein Inſtrument war bei den Wagen zurückgeblieben. Nach einem Stieg, der nicht ganz ohne Beſchwerlichkeit war, fanden ſie gar leicht den angezeigten Platz. Sie erkannten ihn an den ſchönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten, an der eingefaßten Quelle und der fernen Ausſicht. Sie nahmen Beſitz, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an und erwarteten ſingend die übrige Geſellſchaft, welche nach und nach herbei kam und den Platz, die Gegend, das ſchöne Wetter mit Einem Munde begrüßten.

Funfzehntes Capitel.

Hatte man zwiſchen vier Wänden gute und fröhliche Stunden gehabt, ſo waren ſie hier gewiß noch angenehmer, da die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth höher ſtimmte. Man wußte ſich gar nichts Köſtlichers zu denken, als in einem ſo angenehmen Aufenthalt ſein Leben zuzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, welche ihr Beruf an dieſen glücklichen Wohnplätzen feſt hielte. Über alles aber pries man die Reiſe einer Zigeunerwirthſchaft, die in ſeligem Müßiggange alle abenteurliche Reize der Natur zu genießen berechtiget ſind. Man hatte indeſſen angefangen Erdäpfel zu ſieden, einige Töpfe ſtanden bei dem Feuer, gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter Bäumen und an Büſchen, ihre ſeltſame Kleidungen gaben ihnen ein fremdes Anſehen, die Waffen, die ſie mit ſich führten, machten es noch ſonderbarer, die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man dafür geſorgt hätte, die Kutſchen zu verſtecken, ſo würde die Decoration vollkommen geweſen ſein. Wilhelm genoß einer köſtlichen Freude bei dieſem Anblicke. Er konnte ſich als Anführer dieſer Partei denken, er unterhielt ſich von dieſer Idee mit einem jeden und bildete ſie ſo poetiſch als möglich aus. Die Gefühle der Geſellſchaft erhöheten ſich, man aß und trank und jubilirte, und bekannte, niemals ſchönere Augenblicke erlebt zu haben.

Wir können den Leſern hier nicht verbergen, daß dieſes die Originalſcene war, wovon man die Nachbildungen und Nachahmungen bis zum Überdruß neuerdings auf den deutſchen Theatern geſehen hat. Die Idee von wackern Vagabunden, edeln Räubern, großmüthigen Zigeunern und ſonſt allerlei idealiſirtem Geſindel hat ihren wahren Urſprung dieſem Ruheplatze zu danken, den wir ſoeben mit einer Art von Widerwillen geſchildert haben, weil es nicht anders als höchſt verdrießlich ſein kann, wenn man nicht ehe Gelegenheit findet, das Publicum mit dem Originale bekannt zu machen, als wenn die Copien ſchon den Reiz des Gegenſtandes und ſeiner Neuheit weggenommen haben.

Mit jedem Augenblicke wuchs die Luſtigkeit. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren und fingen an, ſich in dem Zweikampfe zu üben, durch welchen Hamlet ein ſo tragiſches Ende nimmt. Sie hatten ſich vorgenommen, das Stück unter ſich ſelbſt zu verſuchen, und unſerm Freunde war die Rolle des däniſchen Prinzen zugetheilt worden. Die Übrige hatten einen Kreis um ſie geſchloſſen, ſie fochten mit dem größten Eifer, und das Intereſſe der Zuſchauer wuchs mit jedem Ausfall. Auf einmal ward die Geſellſchaft in ein großes Schröcken geſetzt; denn es fiel im nächſten Buſche ein Schuß und noch einer. Als man ſich umſah, erblickte man bewaffnete Leute, die auf den Ort zu drangen, wo die Pferde nicht weit von den bepackten Kutſchen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geſchlechte, unſere Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach ihren Säbeln, eilten auf die Räuber zu und riefen, daß ſie ſtille halten und ihnen Rechenſchaft des Unternehmens geben ſollten. Da man ihnen mit ein paar Musketenſchüſſen antwortete, ſo drückte Wilhelm ſeine Piſtole auf den einen ab, der den Wagen erſtiegen hatte und die Stricke des Gepäcks aus einander ſchnitt. Er traf ihn wohl, daß er gleich herunter ſtürzte, und da Laertes auch nicht fehl geſchoſſen, zogen ſie beide ihre Seitengewehre, als ein Theil der Partei mit Fluchen und Gebrüll auf ſie los brach, gleichfalls einige Schüſſe auf ſie that und ſich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen ſetzte. Unſere junge Helden hielten ſich tapfer, ſie riefen ihren übrigen Geſellen und munterten ſie auf, ihnen beizuſtehen. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes und das Bewußtſein deſſen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwiſchen der Bruſt und Schulter traf, verwundet, von einem Hiebe, der ihm den Hut ſpaltete und faſt bis auf die Hirnſchale durchgedrungen, betäubt, fiel er nieder und mußte das unglückliche Ende des Überfalls nur erſt in der Folge aus der Erzählung anderer vernehmen.

Als er die Augen wieder aufſchlug, befand er ſich in der wunderbarſten Lage. Das Erſte, was er durch die Dämmerung, die noch ſeine Blicke trübte, bemerken konnte, war das Geſicht Philinens, das ſich über das ſeine herüber neigte. Er war zu ſchwach ſich aufzuheben, und da er ſich anſtützte, um ſich empor zu richten, fühlte er ſich in Philinens Schoß, in den er auch wieder zurück ſank. Sie ſaß auf der Erde, hatte den Kopf des vor ihr ausgeſtreckten Jünglings leiſe an ſich gedrückt und ihm in ihren Armen, ſo viel ſie konnte, ein ſanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerſtreuten blutigen Haaren an ſeinen Füßen und umarmte ſie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm ſeine blutigen Kleider anſah, fragte er mit gebrochener Stimme, was ihm und den andern begegnet? Philine bat ihn ruhig zu bleiben; die Übrigen, ſagte ſie, ſeien alle in Sicherheit und niemand als er und Laertes verwundet; weiter wollte ſie nichts erzählen und bat ihn nur immer inſtändig, ſich zu beruhigen, weil ſie befürchten müſſe, ſeine

Wunden möchten wieder aufbrechen, die nur noch ſchlecht verbunden ſeien. Er reichte Mignon die Hand und erkundigte ſich nach der Urſache der blutigen Locken des Kindes.

Als ihn dieſes gutherzige Geſchöpf verwundet ſah und nichts um ſich fand, womit es das Blut hätte ſtillen können, hatte es ſeine Haare genommen, um die Wunden ſeines Herrn und Vaters damit auszuſtopfen, hatte aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos. Philine hatte dazu Halstuch und Schürze hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah; er fragte, ob die andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu erhalten? Sie beantwortete dieſe Frage mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffers, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wieder lagen. Von Menſchen war der Platz leer, und die wunderliche Gruppe, die wir beſchrieben haben, fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wiſſen wollte. Die noch Widerſtand hätten thun können, waren leicht in Schröcken geſetzt und überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu, die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am wackerſten gehalten, waren zuletzt auch außer Stande, ſich zu wehren, in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden, die, ſobald die Sorge vor ihr Leben vorüber war, über ihren Verluſt zu jammern anfingen, eilten mit möglichſter Geſchwindigkeit dem benachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit ſich und brachten nur wenige Trümmer ihrer Schätze davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen, um ſeinem für todt zurückgelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuſpringen.

◆

Sechstes Buch.

Erſtes Capitel.

Unſere drei verunglückten Abenteurer waren noch eine ganze Zeit lang harrend und wartend in der ſeltſamen Lage geblieben, in der wir ſie zu Ende des vorigen Buches gelaſſen haben. Niemand eilte ihnen zu Hülfe, der Abend drohte herein zu brechen, Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen, Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblicke zu. Endlich, da ihnen der Wunſch gewährt ward und Menſchen ſich ihnen näherten, überfiel ſie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich, daß ein Trupp Pferde den Weg herauf kamen, den ſie auch zurückgelegt hatten; ſie dachten nicht anders, als daß es abermals eine Geſellſchaft ſolcher ungebetenen Gäſte ſein würde, die dieſen Waldplatz beſuchten, um Nachleſe zu halten. Wie angenehm wurden ſie dagegen überraſcht, als ihnen zuerſt aus den Büſchen auf einem Schimmel reitend ein Frauenzimmer zu Geſichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde. Reitknechte und Bediente folgten nach.

Philine machte zu dieſer Erſcheinung große Augen, war eben im Begriff zu rufen und die ſchöne Amazone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzu ritt und ſtille hielt.

Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage in dem Schoße der leichtfertigen Samariterin ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien. Iſt es Ihr Mann? fragte ſie Philinen. — Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte dieſe mit einer Art, die Wilhelmen höchſt zuwider war. Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet, er glaubte nie etwas Liebenswürdigeres geſehen zu haben. Ein weiter Mannsüberrock, der ihr nicht paßte, verbarg ihm ihre Geſtalt. Sie hatte, wie es ſchien, gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft, dieſes Kleid von einem ihrer Geſellſchafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen und einige abgeſtiegen, die Dame that ein Gleiches und fragte mit menſchenfreundlicher Theilnehmung nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings, worauf ſie ſich ſchnell umwandte und mit dem alten Herrn ſeitwärts nach einigen Wagen ging, welche langſam den Berg herauf kamen und auf dem Waldplatz ſtille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am Schlage der einen Kutſche geſtanden und ſich mit den Ankommenden unterhalten hatte, ſtieg ein Mann von unterſetzter Geſtalt heraus, den ſie zu unſerm verwundeten Helden führte. An dem Käſtchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Inſtrumententaſche erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren eher rauh als einnehmend, doch ſeine Hand leicht und ſeine Hülfe willkommen.

Er ſondirte genau, erklärte, es ſei keine Gefahr, er wolle den Verwundeten ſo weit verbinden, daß er in das nächſte Dorf gebracht werden könne. Jeder-

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthür mit einem Lichte herein.
Göller.

Göller im Alkoven vor ſich.
Ein Weibsgeſicht!
Höll! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.
Ich bebe
Bey dem verwegnen Schritt.

Göller.
Sie iſt's, ſo war ich lebe!
Gibt das ein Rendez-vous! — Allein, geſetzten Falls,
Ich zeigte mich! — Ja dann — es krabbelt mir am Hals!

Sophie.
Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch Anfangs nach —

Göller.
Ich möchte raſend werden!
Und darf nicht —

Sophie.
— Doch, wenn ihr Einmahl den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm, als ſie euch führt.

mann war beſorgt, am thätigſten die junge Dame. Sehen Sie nur, ſagte ſie, nachdem ſie einige Male hin- und hergegangen war und den alten Herrn wieder herbei führte, ſehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat. Und er leidet doch um unſertwillen! Der Leidende, der es hörte, verſtand nicht, was ſie damit meinte. Sie ging wie unruhig hin und wieder. Es ſchien, als könnte ſie ſich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen und als fürchtete ſie zugleich den Wohlſtand zu beleidigen, wenn ſie ſtehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus ſchnitt eben den linken Ärmel auf, als der alte Herr herbei kam und von der Nothwendigkeit den Weg fortzuſetzen ſprach. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen, und es war unſerm Freunde innig zuwider, daß ein ſo unreines Weſen jener edlen Natur ſich nahen oder ſie gar berühren ſollte. Die Dame fragte Philine verſchiedenes, das Wilhelm nicht erhorchen konnte, endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der immer noch mit einem ganz trocknen Blick dabei ſtund, und ſagte: Mein lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſein? Sie zog ſogleich den Überrock aus und man ſah, daß es in der Abſicht geſchah, um ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben. Wilhelm, den der heilſame Anblick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war erſt, als der Überrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher zu ihm und reichte ihm den Rock, indem ſie ihn ſanft über ihn hinlegte. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes hervorbringen wollte, würkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinnen, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, die ſich nach und nach über ihr ganzes Bild ausbreiteten. Der Chirurgus berührte ihn eben unſanfter, indem er die Kugel, welche ſtecken geblieben war, traf und ſie herauszuziehen Anſtalt machte. Die Heilige verſchwand vor den Augen des Hinſinkenden, er verlor die Kenntniß ſein ſelbſt, und als er wieder zu ſich kam, waren Reuter und Wagen, die Schöne ſamt ihrer Begleitung verſchwunden.

Zweites Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, zu eben der Zeit, als ein Bedienter, den die Herrſchaft nach dem nächſten Dorfe geſchickt hatte, mit einer Anzahl Bauern herauf kam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Äſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten auf und brachten ihn ſachte den Berg hinunter.

Der Harfenſpieler half ihnen, der gleichfalls wieder gekommen war; die übrigen Leute ſchleppten Philinens ſchweren Koffer, ſie ſchlich mit einigen Bündeln nach, und Mignon ſprang bald voraus, bald zur Seite durch die Büſche und blickte ſehnlich nach ſeinem kranken Beſchützer hinüber. Dieſer lag in ſeinen warmen Überrock gehüllt ruhig auf der Bahre. Eine elektriſche Wärme ſchien aus der feinen Wolle in ſeinen Körper überzugehen, ja ſogar ihn in die behaglichſte Empfindung zu verſetzen. Von ſeiner erſten Jugend an erinnerte er ſich keines ſo angenehmen Eindrucks, als den die ſchöne Beſitzerin des Kleids auf ihn gemacht hatte, er ſah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelſte Geſtalt mit Strahlen umgeben vor ſich ſtehen, und ſeine Seele eilte der Verſchwundenen in alle Weltgegenden nach.

So kam der Zug vor dem Wirthshauſe an, wo die übrige Geſellſchaft zum größten Theile ſich befand und über ihren Verluſt voller Verzweiflung war. Die einzige kleine Stube des Hauſes war von Menſchen vollgepfropft; einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen, einige hatten ſich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete in einer ſchlechten Kammer ängſtlich ihre Niederkunft, die der Schrecken und die üble Behandlung zu beſchleunigen drohten. Als die neuen Ankömmlinge gleichfalls herein und Platz nehmen wollten, entſtand ein allgemeines Murren, man empfing ſie mit Spott und Verdruß, denn man erinnerte ſich nur leider zu ſehr, daß man auf Wilhelms Rath, unter ſeiner Anführung, den gefährlichen Weg unternommen und ſich dieſem Unfall ausgeſetzt hatte.

Jedermann warf nun die Schuld eines ſo üblen Ausgangs auf ihn, man widerſetzte ſich an der Thüre ſeinem Eintritt, man verlangte, er ſolle anderswo unterzukommen ſuchen, und Philinen ſagte man gar: es werde ihr nichts ſchaden, wenn ſie eine Nacht auf der Gaſſe zubringen müßte.

Es hätte wohl auch ſo werden können, wenn nicht der Bediente, dem von ſeiner ſchönen Herrſchaft ernſtlich befohlen war, für die Verlaſſenen zu ſorgen, ſich in den Streit gemiſcht und ihn ſummariſch abgethan hätte.

Er betheurte mit gewaltigem Fluchen und Drohen, daß er ſie alle vor die Thüre ſchmeißen wolle, wenn ſie nicht zuſammenrücken und den Ankommenden

Platz machen würden. Auf dieſe kräftige Anrede bequemte man ſich bald; er bereitete Wilhelm ein Lager auf einem Tiſche, den er in die Ecke ſchob. Philine ließ ihren Koffer darneben ſtellen und ſetzte ſich darauf; jeder druckte ſich ſo gut er konnte, und der Bediente begab ſich weg, um zu ſehen, ob er nicht irgendwo ein bequemeres Quartier für das Ehepaar (dafür hielt er die beiden) ausmachen könne. Kaum war er fort, als das Gemurmel wieder laut zu werden und ein Vorwurf dem andern zu folgen anfing. Jeder erzählte, was er verloren, mit Rückblicken auf die Verwegenheit, durch die man ſo vieles eingebüßt.

Es fehlte nicht an Schadenfreude über die Wunden unſers Freundes, man enthielt ſich nicht, mit innerlichem Grimme Philinen zu verhöhnen und ihr die Weiſe, wie ſie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen zu machen. Aus allerlei Anſpielungen und Anzüglichkeiten konnte man ſchließen, ſie habe ſich gleich nach der Niederlage und Plünderung gefallen laſſen, einen Spaziergang mit dem Anführer der Bande in das Gebüſche zu thun, der ihr dagegen ihre Sachen wieder verſchafft. Man machte ſich über ſittſame Gebärden und Weigerungen luſtig, wodurch ſie den Schnurrbart in's Feuer geſetzt und ihm einen ſo hohen Preis abzunöthigen gewußt. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlöſſern ihres Koffers, um jene, die ſich darüber immer mehr ärgerten, recht von ſeiner Gegenwart zu überzeugen und die Verzweifelung über ihren eignen Schaden zu vermehren.

Drittes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes bei heftigen Schmerzen ſchwach und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels milde und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriedenen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich aufzurichten und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hub ſein verbundenes Aug' in die Höhe, und indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte, fing er folgendergeſtalt zu reden an: Ich vergebe es dem Schmerze, den ein jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen müßtet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßet, das erſtemal, da ich Hülfe von euch erwarten könnte. Es iſt mir niemals eingefallen, für irgend einen Dienſt oder eine Gefälligkeit Dank von euch zu fordern; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht, zurückzugehen und zu überdenken, was ich für euch gethan habe, es würde dieſe Berechnung mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umſtände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten, ich habe an euern Arbeiten, an euern Vergnügungen Theil genommen, ich habe euch gern mit meinen wenigen Kenntniſſen in der ſchönen Kunſt beigeſtanden, die ihr übt, in welcher ich euch vollkommen und durch welche ich euch glücklich wünſchte. Gebt ihr mir jetzo auf eine bittere Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat, ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag, dieſen Weg zu nehmen, von andern kam und nicht von mir allein, ſondern von euch allen gebilligt worden. Wäre unſere Reiſe glücklich vollbracht, ſo würde ſich ein jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er dieſen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde ſich unſerer Überlegungen und ſeines ausgeübten Stimmrechtes mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich mein inneres Bewußtſein nicht frei ſpräche, ja wenn ich mich nicht auf euch ſelbſt berufen könnte. Habt ihr dagegen etwas zu ſagen, ſo bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wiſſen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, ſo ſchweigt und quält mich nicht jetzt, da ich der Ruhe bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen ihren Verluſt von neuem weinend herzuerzählen an. Melina war ganz außer Faſſung, denn er hatte freilich am meiſten eingebüßt. Er ging wie raſend in dem engen Raum hin und wieder, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unziemlichſte, und da die Hebamme aus der Kammer trat und die Nachricht brachte, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, brummte und lärmte alles durch einander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige und kleine Sinnesart angegriffen war, fühlte ſich bis in ſein Innerſtes bewegt, und, ohnerachtet der Schwäche ſeines Körpers, die ganze Kraft ſeiner Seele lebendig.

Faſt, rief er aus, muß ich euch verachten! ſo beklagenswerth ihr auch ſein mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu beladen. Habe ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo büße ich auch meinen Theil, ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo iſt kein geringer Theil des Verluſtes auch der meinige. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, waren Sie, Herr Melina, mir ſchuldig, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiermit völlig frei.

Melina bezeugte über dieſe Erklärung wenig Zufriedenheit, denn er erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, die ihm ſo wohl ſtunden, der neumodiſchen Schnallen, der Uhr, der Hüte, der Barſchaft und noch mancher ſchönen Sachen, die verloren waren. Die andern, die mit Neid auf Philinens Koffer blickten, gaben unfein zu verſtehen, daß er nicht übel gethan habe, ſich mit dieſer Schönen zu aſſociiren und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er aus, daß ich etwas eigen und für mich haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſtemal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer! ſagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittige, die Sie mir aufzuheben gegeben, können nicht weit reichen, und wenn ſie an den redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich und was Ihre Kur koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts vorenthalten, was mein iſt, und ich weiß ohngefähr, wie weit es reicht; freilich iſt es nicht viel, doch immer genug, uns aus der Verlegenheit zu retten. Allein in dem Menſchen iſt mehr als eine Barſchaft, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, und was noch irgend in mir iſt, ſoll denen Unglücklichen gewidmet ſein, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedürfet, und was an mir iſt, will ich euch geben, wenn ihr noch einiges Vertrauen auf mich habt, wenn ich es die Zeit her, da wir zuſammen waren, um euch verdiente! Nehmt dieſes Verſprechen von mir zur Beruhigung für dieſen Augenblick! wer will es im Namen aller von mir empfangen? Hier reckte er ſeine Hand aus und rief: Ja, ich ſage euch zu, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder doppelt und dreifach ſo viel erworben, als er verloren, als bis ihr den Zuſtand, worin ihr, es ſei durch weſſen Schuld es wolle, euch gegenwärtig verſetzt ſeht, völlig vergeſſen und mit einem glücklichern vertauſcht. Er reckte ſeine Hand hin, und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſpreche es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Küſſen zurückſank. Alles war ſtille, ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine, auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Viertes Capitel.

Der Bediente kam mit einigen Leuten zurück und machte Anſtalten, den Verwundeten wegzuſchaffen; er hatte den Pfarrer des Orts überredet, den Fremden aufzunehmen und für ihn zu ſorgen, er ließ Philinens Koffer mit forttragen und fand es ganz natürlich, daß ſie folgte. Mignon ſchloß ſich an, der Kranke ward in das Pfarrhaus gebracht, und es ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange als Gaſt- und Ehrenbette für gute Freunde bereit ſtund, eingegeben. Hier bemerkte man erſt, daß die Wunde aufgegangen war und ſtark geblutet hatte; man mußte für einen neuen Verband ſorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, das ſich verſchlimmerte, je weiter es in die Nacht kam. Philine wartete ihn treulich, und als ſie die Müdigkeit übermeiſterte, löſ'te ſie der Harfenſpieler ab; Mignon war mit dem feſten Vorſatz zu wachen in einer Ecke eingeſchlafen. Des Morgens, als ſich der Kranke ein wenig erholt hatte, verlangte er den Bedienten zu ſprechen, der, wie man ihm ſagte, nur auf ſein Erwachen wartete, um wieder weg zu reiten. Er erfuhr von dieſem Menſchen, daß die vornehme Herrſchaft, die ihnen geſtern zu Hülfe gekommen, den Kriegsbewegungen auszuweichen ihre Güter verlaſſen habe, um in ſicherere Gegenden zu ziehen; er nannte den ältlichen Herrn und ſeine Nichte, den Ort, wo ſie ſich künftig aufzuhalten gedächten, er erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm Ordern gegeben, für die Verlaſſ'nen Sorge zu tragen, er habe aus dem benachbarten Städtchen einen Chirurgus herbeigeholt und wolle nun, ſobald er den Kranken wieder verbunden wiſſe, ſich aufſetzen und ſeiner Herrſchaft nachreiten. Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Dankſagungen, welche Wilhelm dem Bedienten aufzutragen angefangen hatte, jener fand die Wunde nicht gefährlich, die Contuſion am Haupte von keinen Folgen, nur verlangte er ausdrücklich, daß der Patiente ſich ruhig halten, ſich abwarten ſolle.

Nachdem der Bediente weggeritten war, erzählte Philine, die ſich gleich einfand, daß ihr derſelbe einen Beutel mit zwanzig Louisd'or zurückgelaſſen, den Hauswirth auf drei bis vier Wochen reichlich bezahlt und ihr auf das ernſtlichſte befohlen habe, den Kranken zu warten; ſie habe das um ſo viel lieber angenommen, als der Fremde ſie für Wilhelms Frau gehalten, unter welcher Qualität ſie ſich nun bei ihm introducire. Sie brachte ihm auch ſogleich Thee, machte alle Anſtalten einer Wärterin.

Philine, ſagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dieſem Unfall, der uns begegnet, ſchon manchen Dank ſchuldig worden und ich wünſchte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu ſehen. Ich bin unruhig, ſolange Sie um mich ſind, denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann; geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, ſchließen Sie ſich an die übrige Geſellſchaft an, ſuchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit, nur verlaſſen Sie mich, Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr als Sie glauben.

Sie lachte ihm in's Geſicht, als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden, ich weiß beſſer, was dir gut iſt, ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht, und wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?

Sie hatte ſich bald bei dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war; jedem etwas zu ſchenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte und dabei immer that, was ſie wollte.

Wilhelm befand ſich nicht übel dabei, der Chirurgus, ein wackerer und geſchickter Mann, brachte ihn bald auf den Weg der Beſſerung, und es würde uns von dieſer Seite für ihn wenig zu thun übrig bleiben, wenn nicht von andern neue Bekümmerniſſe aufſtiegen und neue Sorgen drohten.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freylich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß.
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Söller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt was Liebe ſey —

Söller.

Verdammt!

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Fünftes Capitel.

Mignon war einige Tage ſehr ſtill geweſen, und als man in ſie drang, geſtand ſie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt ſei. Das haſt du deiner Verwegenheit zu danken, ſagte Philine, und erzählte dabei, wie das Kind im Gefechte ſeinen Hirſchfänger gezogen und, als es ſeinen Freund in Gefahr geſehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe, bis endlich einer es bei'm Arm ergriffen und auf die Seite geſchleudert. Man ſchalt ſie, daß ſie das Übel nicht eher entdeckt, doch man merkte wohl, daß es darum geſchehen, um dem Chirurgus, der ſie immer für einen Knaben gehalten, ihr Geſchlecht nicht bekannt werden zu laſſen. Man ſorgte für ſie, und ſie mußte nunmehr den Arm in der Binde tragen.

Es war ihr das um ſo empfindlicher, da ſie den beſten Theil der Pflege und Wartung Philinen überlaſſen mußte, und die angenehme Sünderin ließ es ſich darum nur angelegener ſein.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er ſich mit ihr in einer ſonderbaren Nähe. Er war auf ſeinem weiten Lager ſchlafend ganz an die hintere Seite gerutſcht, Philine lag quer über den vorderen Theil hingeſtreckt, ſie ſchien auf dem Bette ſitzend und leſend eingeſchlafen zu ſein. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen, ſie war zurück und mit ihrem Kopf nahe an ſeine Bruſt geſunken, über die ſich ihre blonden aufgelöſ'ten Haare wie ſtromweiſe ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunſt und Vorſatz ihre Reize, eine kindiſche lächelnde Ruhe ſchwebte über ihrem Geſichte, er ſah ſie eine Zeitlang an und ſchien ſich ſelbſt über das Vergnügen zu tadeln, womit er ſie anſah, ja wir wiſſen nicht, ob er ſeinen jetzigen Zuſtand ſegnete oder verwünſchte, der ihm auch die geringſte Bewegung nicht zuließ. Einen kleinen Verſuch mochte er denn doch machen, und zwar nicht ganz geſchickt, denn ſie regte ſich bald, und indem ſie erwachte, ſchloß er die Augen leiſe zu, um ihr nicht zu bekennen, daß er ſie ſo gefunden habe; unterdeſſen konnte er nicht laſſen, mit blinzenden Augenlidern nach ihr zu ſehen, wie ſie ſich zurecht putzte und wegging, nach dem Frühſtück zu fragen.

Wilhelm hatte ſich verſchiedenemal nach Frau Melina und der übrigen Geſellſchaft erkundigen laſſen, und man war ſeinen Boten immer unartig begegnet. Es iſt kein Wunder, ſagte Philine, denn ich höre, der Bediente hat auch ihnen Geld gebracht; wenn es aufgezehrt iſt, werden ſie es ſchon näher geben. Auch kam Melina würklich nach einigen Tagen und erzählte mit einer anſcheinenden Kälte, daß er nunmehr geſonnen ſei, mit der Geſellſchaft abzureiſen. Er verlangte von Wilhelmen ohne große Umſtände einigen Vorſchuß, den er ihm, ſobald ſie in H*** wieder zuſammen treffen würden, ſogleich erſtatten wolle.

Wilhelm bewilligte die Forderung, und Philine mußte wider ihren Willen den Beutel ziehen. Sie ward verdrüßlich, als Wilhelm von ihr verlangte, ſie ſollte mit der übrigen Geſellſchaft aufbrechen, und Melina dagegen verſicherte, daß er ſie nicht mitnehmen werde. Nur kurze Augenblicke verließ ſie ihr Gleichmuth, denn ſchnell erholte ſie ſich wieder, ſagte ſcherzend: Ich brauche euch beide nicht und will auch ohne euch den Weg ſchon finden.

Nach und nach kamen einige, von Wilhelmen Abſchied zu nehmen, und als er nach dem leichtſinnigen Knaben fragte, den wir in der Geſtalt eines Perrückenmachers haben kennen lernen, vernahm er, daß derſelbe ſich vom Waldplatz verloren und nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Die Abreiſe der Geſellſchaft verzögerte ſich einige Tage, weil es bald an dieſem, bald an jenem ermangelte.

Eines Morgens brachte Mignon Wilhelmen die Nachricht an's Bette, daß Philine in der Nacht abgereiſ't ſei, ſie habe im Nebenzimmer alles, was ihm zugehöre, ſehr ordentlich zuſammen gelegt, und im Hauſe ſagten ſie: als dieſen Morgen der Poſtwagen vorbeigefahren, habe ſie halten laſſen, ihren Koffer aufgepackt und ſei mit weggefahren. Er hatte Urſache froh zu ſein, daß er ſie los geworden, auch dachte er weiter nicht ſonderlich darüber. Er hing vielmehr ſeinen Gedanken und Einbildungen nach, die ihn mehr als jemals auf das angenehmſte beſchäftigten.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüthe gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen hervorkommen, ſich ihm nähern, abſteigen, ſich bemühen, hin und wieder gehen, er ſah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen, ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzen und verſchwinden. Tauſendmal wiederholte ſeine Einbildungskraft die Scene, tauſendmal rief er ſich den Klang ihrer ſüßen Stimme zurück, eben ſo oft beneidete er Philine, die ihre Hand geküßt hatte, und eben ſo oft würde er dieſe Geſchichte für einen Traum, für ein Märchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurückgeblieben wäre, welches ihm die Gewißheit der Erſcheinung verſicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieſes Gewand war das lebhafteſte Verlangen verbunden, ſich damit zu bekleiden. Des Morgens, ſobald er aufſtand, warf er es über und war den ganzen Tag in Sorgen, es möchte ein Flecken oder ſonſt ein Schade durch den Gebrauch daran kommen. Die Geſellſchaft reiſ'te ab, und er ließ ſie unter dem Vorwande, als wenn er ſich noch nicht auf den Weg wagen dürfte, ziehen, im Herzen aber hatte er ganz andere Geſinnungen.

Die beiden waren bei ihm geblieben, der Harfner, den er brauchte, und Mignon, den er nicht entbehren konnte.

Sechstes Capitel.

Er hatte ſich einen Plan ausgeſonnen. Erſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann der wandernden Truppe nachfolgen, um, wie er es zugeſagt, bei ſeinem Freunde, dem Director in H***, für ſie die möglichſten Vortheile zu erhalten. Das Verlangen, ſeine Erretterin wieder zu ſehen, wuchs mit jedem Tage, und er beſchloß zuletzt, auf das baldigſte ſeinen Weg anzutreten. Er ging mit dem Geiſtlichen zu Rathe, wo der Ort liege, den die edle Familie zu ihrem Sitze während des Krieges erwählt, und ob nicht etwa von ihr ſelbſt einige Nachrichten irgendwo zu finden ſein möchten. Der Pfarrer, der hübſche Kenntniſſe hatte, durchblätterte Büſchings Geographie, durchſuchte die Karte, ſchlug genealogiſche Handbücher auf und konnte weder den Namen des Orts in allen niederſächſiſchen Gegenden noch unter dem ganzen Reichsadel einen ähnlichen Familiennamen finden.

Wilhelm wurde unruhiger und immer unruhiger, je länger es währte, und ſeine Unruhe verwandlete ſich endlich in Beſtürzung, als der Harfenſpieler ihm entdeckte: er habe Urſache zu glauben, daß der Bediente den wahren Namen der Herrſchaft verſchwiegen und, es ſei aus welcher Urſache es wolle, einen falſchen angegeben. Der Alte erhielt Auftrag, der Spur zu folgen, allein dadurch gewann man der Hoffnung nur wenige Tage Friſt, er kam zurück und brachte keine befriedigende Nachricht.

Bei der lebhaften Bewegung des Kriegs hatte man in den umliegenden Orten auf ſo viel Reuter mehr oder weniger nicht Acht gegeben, die Geſellſchaft hatte auch, wie es ſchien, jene Nacht noch eine Strecke Wegs zurückgelegt, ſo daß der ausgeſendete gute Alte keine Spur finden, geſchweige verfolgen konnte, ja er mußte ſich zuletzt, weil er in Gefahr kam, für einen Juden und Spion angeſehen zu werden, zurückziehen und ohne Ölblatt vor ſeinem Herrn und Freunde erſcheinen. Er legte ſtrenge Rechenſchaft ab, wie er dem Auftrage gehorcht, um allen Verdacht von Nachläſſigkeit von ſich abzulehnen. Er ſuchte auf alle Weiſe die Betrübniß Wilhelms zu lindern, rief in ſein Gedächtniß zurück, was er von jenem Bedienten erfahren, und brachte jede Muthmaßung vor, zu der ihm deſſen Reden Gelegenheit gegeben hatten. Wilhelm wurde wenig hierdurch erbaut, weil ſich dadurch nichts von allem dem, was er zu wiſſen verlangte, rathen noch ſchließen ließ. Eine einzige Aufklärung war ihm wichtig, indem er darnach einige räthſelhafte Worte der ſchönen Verſchwundenen deuten konnte.

Die räuberiſche Bande hatte eigentlich nicht der armen wandernden Truppe, ſondern jener Herrſchaft aufgepaßt, von deren Zug ſie Nachricht gehabt, und welche an dem beſtimmten Orte zu überfallen ſie nach der ganzen Stellung des Kriegstheaters höchſt ſonderbare und forcirte Märſche mußte gemacht haben, wenn es anders würklich Truppen waren, woran man noch zu zweifeln hatte. Glücklicherweiſe für die Vornehmen und Reichen waren die Geringen und Armen zuerſt auf den Platz gekommen und hatten das Schickſal erlitten, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen ſich auch die Worte der jungen Dame, deren ſich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich ſein konnte, daß ein vorſichtiger Genius ihn zum Opfer, eine vollkommene Sterbliche zu retten, beſtimmt hatte, ſo war er doch dagegen nahe an der Verzweiflung, daß er ſie nicht wieder finden, nicht wieder ſehen ſollte und dieſer ſchönen Hoffnung wenigſtens für den Augenblick gänzlich entſagen mußte.

Siebentes Capitel.

Wilhelm empfand einige Tage Philinens Abweſenheit, er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Geſellſchaft verloren, er war nicht mehr gewohnt allein zu ſein. Mignon ſuchte die Lücke auf's beſte auszufüllen, denn ſeitdem jene leichtfertige Schöne mit ihren Bemühungen und Freundlichkeiten den Verwundeten gleichſam umſtellt, hatte ſich die Kleine zurückgezogen und war ſtille für ſich geblieben, nun aber, da ſie wieder freies Feld gewann, öffnete ſich die ganze Lebhaftigkeit, mit der ſie unſerm Freunde zugethan war, ſie war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten. Auch ofte, wenn er las oder für ſich denken wollte, unterbrach ſie ihn mit Fragen, ob er Eltern habe und Geſchwiſter? und wie es in ſeinem Hauſe ausſehe? Er fing an zu antworten, und unter dem Erzählen, indem er des Kindes Verlangen befriedigte, ward ihm der Zuſtand der Seinigen, die er ſo lange aus dem Geſicht verloren, wieder lebendig.

Und nun regte ſich in ihm der alte Kampf. Er tadelte ſich und ſein unverzeihliches Hinſchlendern, daß er nicht nach Hauſe geſchrieben, nicht von ſich Nachricht gegeben; er nahm ſich's vor und verſchob's.

An eine Rückkehr zu den Seinigen war gar nicht zu denken. Er hatte in H*** zu thun, er wollte einen Brief von Melina abwarten, er fühlte ſich als Schuldner der mißgeleiteten Geſellſchaft. Er überlegte, dachte und hatte hundert Urſachen, dahin zu gehen, wohin ihn ſein Herz trieb. Und ſo verſäumte er natürliche angeborne Pflichten, indem er willkürliche ſelbſtaufgeladene heilig hielt.

Doch läßt ſich auch manches zu ſeiner Entſchuldigung ſagen, beſonders dürfen wir nicht verſchweigen, daß er ſtille die Spur Marianens aufſuchte, die er in H*** vielleicht anzutreffen hoffte. Wir haben lange dieſes Fadens nicht erwähnt, der durch ſein ganzes Daſein fortzog. Er geſtand ſich ſelbſt kaum das heimliche Verlangen, ſie wieder zu finden, ſie in ſeine Arme zu ſchließen und ſie wegen ſeiner Härte um Vergebung zu bitten. Seine erſten Träume, ſeine Hoffnungen wachten wieder bei ihm von Zeit zu Zeit auf, und die ſehnlichſten Erinnerungen banden ihn wieder an's Theater, ja ſogar an die ſchlechte Geſellſchaft. Nur ſeit der Erſcheinung jener zu bald verſchwundenen Heiligen nahm ſein Gemüth eine andere Richtung. Sich ihr nahen, wie er ſehnlich wünſchte, hieß ſchon aus dem Zuſtande heraus treten, in dem er ſich befand, und ein zwieſpältiges Verlangen zog ihn aus einer Welt in die andere.

Sein Gemüth abzuleiten, ſeinen Empfindungen eine andere Wendung zu geben, war nichts geſchickter als die Schakſpeariſchen Schriften, denen er ſich von Tag zu Tag mehr ergab. Beſonders hatte Hamlet alle ſeine Aufmerkſamkeit angezogen.

Wir haben ſchon im vorigen Buche geſehn, daß er die Rolle des Prinzen ſtudirt, und es iſt natürlich, daß er mit den ſtärkſten Stellen, den Selbſtgeſprächen und jenen Auftritten angefangen, wo Kraft der Seele, Erhebung, Lebhaftigkeit Spielraum haben und ein freies edles Gemüth in gefühlvollem Ausdrucke ſich zeigen kann. Auch die Laſt der tiefen Schwermuth war er geneigt auf ſich zu nehmen, und die Übung der Rolle verſchlang ſich dergeſtalt in ſein einſames Leben, daß endlich er und Hamlet eine Perſon zu werden anfingen.

Zuletzt, da er einzelne Stellen genug durchgearbeitet hatte, nahm er das Ganze in einer Folge vor ſich, und da wollte manches nicht paſſen; bald ſchien ſich der Charakter, bald der Ausdruck zu widerſprechen, und es kam unſerm Freunde faſt unmöglich vor, einen Ton zu finden, in welchem die ganze Rolle, mit allen ihren Abweichungen und Schattirungen, geſpielt werden könnte. Er bemühte ſich lange in dieſem Labyrinthe vergebens, bis er endlich einen Weg fand, auf dem er zu ſeinem Ziele zu gelangen hoffte. Er ging das Stück nunmehr bloß in der Abſicht durch, um zu ſehen, was von dem Charakter Hamlets vor dem Tode ſeines Vaters ſich für eine Spur zeige, und er glaubte ſie bald gefunden zu haben.

Sanft und edel geboren, wuchs die königliche Blume unter den unmittelbaren Einflüſſen der Majeſtät hervor. Der Begriff des Rechten und der fürſtlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anſtändigen und der Höhe ſeiner Geburt entwickelten ſich zugleich in ihm, er war ein Fürſt, ein geborner Fürſt, und wünſchte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut ſein möchte. Angenehm von Geſtalt, geſittet von Natur, gefällig von Herzen aus, das

Muſter der Jugend und die Freude der Welt, ohne irgend eine vorſtehende Leidenſchaft, war ſeine Liebe zu Ophelien ein ſtilles Vorgefühl ſüßer Bedürfniſſe, und ſein Eifer zu ritterlichen Übungen durch das Lob geſchärft, das man einem Dritten beilegte; er kannte die Redlichen und wußte die Ruhe zu ſchätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem aufrichtigen Buſen des Freundes genießt. Bis auf einen gewiſſen Grad hatte er in Künſten und Wiſſenſchaften das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt. Das Abgeſchmackte war ihm zuwider, und wenn in ſeiner zarten Seele der Haß aufkommen konnte, ſo war es nur eben ſo viel, um bewegliche, falſche, armſelige Höflinge zu verachten und ſpöttiſch mit ihnen zu ſpielen.

Gelaſſen in ſeinem Weſen, in ſeinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzu begierig nach Beſchäftigung, halb verwöhnt durch ein akademiſches Hinſchlendern, mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, ein guter Geſellſchafter, nachgiebig, beſcheiden, beſorgt und eher eine Beleidigung vergeſſend, die man ihm, als die man dem Rechten, Guten und Anſtändigen anthut.

Nachdem ſich Wilhelm dieſe Züge geſammelt und ſie mit Stellen belegt, ward ihm der Begriff viel leichter, nur ſah er zum voraus, daß er einen großen Theil der Stellen anders, als er ſie bisher recitirt, künftig werde behandeln müſſen.

Es war über dieſer Arbeit Abend geworden, und unvermerkt ſchwebte das Bild der hülfreichen Schönen wieder vor ſeinem Gemüthe; er hing den ſüßen Vorſtellungen nach, und ein Verlangen bemächtigte ſich ſeiner, das er nie in ſeinem Buſen gefühlt.

Mignon und der Alte hatten ſchon eine Weile in dem Nebenzimmer zur Harfe geſungen, endlich machte eine unbekannte Melodie unſern Freund aufmerkſam, er horchte, Mignon ſang:

Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.

Ach der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite!
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Ach wer die Sehnſucht kennt!
Nur wer die Sehnſucht kennt,
Weiß, was ich leide.

Achtes Capitel.

Die ſanften Lockungen des lieben Schutzgeiſtes konnten unſern Freund nicht auf den rechten Weg bringen, die Unruhe, die er empfand, ward nur durch den Geſang vermehrt, eine heimliche Gluth bewegte ſich in ſeinen Adern, beſtimmte und unbeſtimmte Gegenſtände wechſelten in ſeiner Seele und erregten ein unwiderſtehliches Verlangen; bald wünſchte er ſich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich ſchien zu bleiben, ſah er ſich erſt um, wohin er begehre.

In den Faden ſeines Schickſals hatten ſich ſo viele Knoten geknüpft, die ſich entweder immer mehr verwirren oder endlich auflöſen mußten. Oft wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte,

Söller.

Ach, das iſt nun vorbey!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderey!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſeh' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſchont den Vater nicht, mahl' ihr den Teufel vor!

ſchaute er eilig zum Fenſter hinaus, mit der Hoffnung, es werde jemand ſein, der ihn aufſuchte, und, wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte! Er machte ſich hundert Geſchichten, wie ſein Schwager Werner in dieſe Gegend kommen und ihn überraſchen könnte, wie Mariane vielleicht erſcheinen dürfte. Der Ton eines jeden Poſthorns (denn die Straße ging durch den Ort) ſetzte ihn in Bewegung. Am wahrſcheinlichſten aber war es, daß ihm Melina von ſeinem Schickſale Nachricht geben werde, und am angenehmſten beſchäftigte ihn der Gedanke, daß der Bediente wiederkommen und ihm den Aufenthalt der trefflichen Schönen entdecken könnte. Dieſer letzte Gedanke hielt ihn, ohne daß er es faſt ſelbſt wußte, an dem elenden Aufenthalt am feſteſten.

Eine angenehme Vorſtellung folgte der andern, bis ſein Gemüth durch eine Reihe von Bildern und Beobachtungen auf einen Gegenſtand geführt wurde, der immer widriger und unerträglicher wurde, je näher er ihn beleuchtete. Es war das Andenken ſeiner unglücklichen Heerführerſchaft, das ihn ſo ſehr ſchmerzte. Denn ob er ſich gleich am Abende jenes böſen Tages vor der Geſellſchaft ſo ziemlich herausgeredet hatte, ſo konnte er ſich doch ſelbſt ſeine Schuld nicht verläugnen und mußte ſie ſich auf alle Weiſe zuſchreiben. Er hatte das Vertrauen auf ſich rege gemacht, den Willen der Übrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; alle folgten muthig, es ergriff ſie eine Gefahr, der ſie nicht gewachſen waren. Laute und ſtille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Geſellſchaft nach dem empfindlichen Verluſte zugeſagt hatte, ſie nicht zu verlaſſen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher erſetzt, ſo war dieß wieder eine neue Verwegenheit, womit er ein allgemeines, ausgetheiltes Übel auf ſeine einzelne Schultern zu nehmen ſich vermaß, und es drangen ihn nicht etwa nur Aufſpannung, Laune oder Verlegenheit des Augenblicks. Jenes gutmüthige Hinreichen ſeiner Hand, die keiner anzunehmen würdigte, war nur eine leichte Förmlichkeit gegen das Gelübde, das ihnen ſein Herz gethan hatte; er ſann den Mitteln nach, ihnen nützlich und wohlthätig zu ſein, und ſo mannichfaltig er ſie auch dachte, waren ſie doch nicht hinreichend, den Druck von ſeiner Seele zu nehmen, der ihm in traurigen Stunden ſchwer auflag.

In einem ſo wunderbaren Kreiſe wurden ſeine Gedanken herumgeführt, und er wäre vielleicht noch lange in demſelben wie ein Gebannter herumgegangen, wenn ihn nicht ein Brief von Melina aus ſeiner Träumerei heraus geriſſen und ihn nach H*** gefordert hätte. Dieſer Arme befand ſich in einer bedrängten Lage, denn der Director wollte nichts von ihm noch von den Seinigen wiſſen; wenn alſo noch etwas auszurichten war, konnte es nur durch Wilhelms Gegenwart geſchehen. Er brach alſo mit ſeinen beiden Gefährten auf, und das wunderbare Kleeblatt langte bald an dem lebhaften und gewerbereichen Orte an, wo neue ſonderbare Ereigniſſe auf ſie warteten.

Wilhelm eilte ſeinen alten Freund Serlo (ſo wollen wir den Director nennen) zu beſuchen.

Dieſer empfing ihn mit offnen Armen und rief ihm von weitem entgegen: Mein lieber Meiſter, ſehe ich Sie, erkenne ich Sie wieder? — Stille, verſetzte Wilhelm, indem er ihn umarmte, ich heiße jetzo Geſelle, unter dieſem Namen habe ich nur bisher erſcheinen dürfen. — Gut, mein Freund, ſagte Serlo, indem er die Ankömmlinge betrachtete, Sie haben ſich wenig oder nicht geändert; iſt Ihre Liebe für die edelſte Kunſt noch immer ſo ſtark und lebendig? Ich erfreue mich ſo ſehr über Ihre Ankunft, daß ich faſt vergeſſe, wie ſtark ich über Sie zu klagen Urſache habe. — Wieſo? verſetzte Wilhelm, der ſchon ohngefähr merkte, wo dieſe Anrede hinaus wollte.

Sie ſind mir, ſagte Serlo, nicht wie ein guter Geſelle begegnet, Sie haben mich in Ihrem letzten Brief wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewiſſen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Sie bedenken nicht, daß wir unſer Brod verdienen müſſen. Ihr Melina mit den Seinigen iſt wahrhaftig zu gar nichts zu gebrauchen.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunſten ſprechen, aber Serlo fing an, eine ſo unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unſer Freund ſehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, die das Geſpräch unterbrach und ihm ſogleich als Schweſter Aurelia von ſeinem Freunde vorgeſtellt ward. Dieſes fürtreffliche Frauenzimmer, eine junge Witwe, empfing ihn auf das freundſchaftlichſte, und ihre Unterhaltung war ſo angenehm, daß er nicht einmal den entſchiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ſich ihres geiſtreichen Geſichts bemächtiget hatte. Man ſprach von den neuſten Stücken, über den gegenwärtigen Geſchmack. Man kam von einem in das andere, und Wilhelm verfehlte nicht, ſeinen Hamlet gelegentlich vorzubringen, der ihn ſo ſehr beſchäftigte. Serlo verſicherte, daß er gerne die Rolle des Polonius geſpielt hätte, und ſagte zu ſeiner Schweſter: Du übernimmſt wohl Ophelien? Das Lächeln, womit er es ausſprach, mißfiel Wilhelmen, denn es ſchien etwas Beleidigendes zu haben. Aurelie antwortete gelaſſen und kalt: warum nicht!

Wilhelm fing nun nach ſeiner Art an, recht weitläufig und ſehr lehrreich zu werden, wie er ſeinen Hamlet geſpielt haben wolle.

Er legte ihnen die Reſultate ausführlich hin, welche aufzuſuchen wir ihn im vorigen Capitel beſchäftigt geſehen, und gab ſich alle Mühe, ſeine Meinung annehmlich zu machen, ſo ſehr ſie ihm Serlo als Hypotheſe in Zweifel ziehen wollte. Nun gut, ſagte dieſer zuletzt, wir geben Ihnen alles zu, was wollen Sie weiter daraus erklären? — Vieles! alles! verſetzte Wilhelm. Nehmen Sie einen Prinzen, wie ich ihn geſchildert habe, deſſen Vater unvermuthet ſtirbt. Ehrgeiz und Sucht zu gebieten ſind nicht die Leidenſchaften, die ihn beleben; er hatte es ſich ſo gefallen laſſen, Sohn eines Königs zu ſein, nun ſieht er ſich auf den Abſtand, der König und Unterthan ſcheidet, aufmerkſamer zu werden erſt genöthigt. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben ſeines Vaters die Anſprüche eines einzigen Sohnes feſter gemacht und ihn zum künftigen Könige beſtimmt. Dargegen fühlt er ſich ſo arm an Gnade, an Gütern, fremd in dem, was er von Jugend auf als ſein Eigenthum betrachtete, und hier nimmt ſein Gemüth die erſte traurige Richtung; er fühlt ſich nicht mehr zu ſein als jeder Edelmann, er gibt ſich für einen Diener eines jeden. Nicht höflich, nicht herablaſſend, nein herabgeſunken, bedürftig.

Nach ſeinem vorigen Zuſtande blickt er nur wie nach einem verſchwundenen Traum. Vergebens, daß ſein Oheim ihn aufmuntert, ihm ſeine Lage aus einem andern Geſichtspuncte zeigen will, die Empfindung ſeines Nichts bleibet ihm.

Der zweite Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es iſt die Heurath ſeiner Mutter. Ihm, einem treuen zärtlichen Sohn, blieb, da ſein

Vater ſtarb, eine Mutter noch übrig. Wenn er die Heldengeſtalt jenes großen Abgeſchiedenen verehrte, konnte er es in Geſellſchaft einer hinterlaſſ'nen edlen treuen Mutter thun. Dieſe verliert er nun auch, ſchlimmer als durch den Tod. Das zuverläſſige Bild, das ſich ein wohlgerathnes Kind ſo gern von ſeinen Eltern macht, verſchwindet. Bei dem Todten iſt keine Hülfe und an der Lebendigen kein Halt. Sie iſt auch ein Weib! Unter dem allgemeinen Geſchlechtsnamen Gebrechlichkeit iſt nun auch ſie begriffen.

Nun erſt fühlt er ſich recht gebeugt, nun erſt verwaiſ't, und kein Glück in der Welt vermag ihm wieder zu geben, was er verloren hat. Er iſt nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur; dieſe Trauer, dieſes Nachdenken wird ihm zur ſchweren Bürde. So ſehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas übertreibe.

Serlo ſah ſeine Schweſter an und ſagte: Habe ich dir ein falſches Bild von unſerm Freunde gemacht? Er fängt gut an, er wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm ſchwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, ſondern überzeugen wolle, und bat nur noch einen Augenblick Geduld. Denken Sie ſich dieſen Jüngling, dieſen Fürſtenſohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie ſich ſeine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Geſtalt ſeines Vaters erſcheine; ſtehen Sie ihm bei in der ſchröcklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geiſt ſelbſt vor ihm auftritt! Ein ungeheures Entſetzen ergreift ihn, er redet die Wundergeſtalt an, ſieht ſie winken, folgt — und hört, und was hört er? Die ſchröcklichſte Anklage wider ſeinen Oheim! Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnre dich mein! Und wie der Geiſt verſchwunden, wen ſehen wir vor uns ſtehen? Einen jungen Helden, der nach Rache ſchnaubt? Einen gebornen Fürſten, der ſich glücklich fühlt, gegen den Uſurpator ſeiner Krone doppelt und dreifach aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübſinn überfällt ihn, er ſchwört, den Abgeſchiednen nicht zu vergeſſen. Er wird über die lächelnden Böſewichter bitter und ſchließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit iſt aus dem Gelenke! weh', daß ich geboren ward, ſie wieder einzurichten!

In dieſen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen, und mir iſt deutlich, daß Schakſpear habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt.

Und dieſes finde ich in dem Stücke fürtrefflich ausgeführt. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäße gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinem Schoß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen ſich aus und das Gefäß wird zernichtet.

Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann. Jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Menſchen Unmögliche, nein, das ihm Unmögliche! Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne jedoch jemals wieder froh zu werden.

Neuntes Capitel.

Ihre Unterredung ward durch mehrere Perſonen unterbrochen, die nach und nach hereinkamen, und zwar waren es Virtuoſen und Schauſpieler, deren ſehr verſchiedne Geſinnungen darin übereinkamen, daß ein jeder gerne ganz nach ſeinem Sinne lebte.

Philibert, ein junger vortrefflicher Clarinettiſte, trat in vollem Verdruß und Eifer herein, daß das Publicum ſeinem Freunde, einem trefflichen Violoncelliſten, wofür er ihn hielt, nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Es ſei ſein Freund, rief er aus, und Cabale ſolle gewiß nicht über ihn Herr werden; er wolle ſelbſt keinen Ton mehr hören laſſen, wenn jener nicht auch gehört und bezahlt würde.

Tarconi, ein gelehrter Componiſte, und einige Schauſpieler vermehrten die Geſellſchaft, und da ein jeder nur von ſich ſelbſt zu ſprechen gewohnt war, ward das Geſpräch bald allgemein, nur daß die Sprünge des Dialogs deſto ſeltſamer ſchienen. Zuletzt trat Horatio, der beliebte Violiniſt, herein. Die Größe und Schönheit ſeiner Geſtalt ergötzte jeden, der ihn ſah, die Weichheit ſeines Weſens, mit einem männlichen Anſtande verbunden, öffnete ihm die Gemüther, und wenn er gar ſein Inſtrument ergriff, ſo verzieh man Raphaelen, daß er ſeinen Apollo ſtatt der Leier mit der Violine vorgeſtellt habe. In ſich gezogen, war er von wenigen Worten, ſeine ganze Seele ſchien bloß über den Saiten zu ſchweben, um den Geiſt, der in ihnen ſchlief, zu wecken und ihn zu einer geheimen Unterredung mit dem ſeinigen einzuladen. Über dieſem Geſpräch, das er allein mit wenigen Eingeweihten ganz verſtund, ſchmolzen die Herzen ſeiner Zuhörer, und ſchon der Widerklang der Harmonie, die ihn ganz ausfüllte, konnte ſie glücklich machen.

Auch trat Melina zuletzt auf, an Weſen und Kleidern die ärmlichſte Figur, eben als wenn er das Leben der andern, ihre Geſchicklichkeit und Unarten, ihren Übermuth und Unzufriedenheit, ihre Thorheit und Schwächen höchſtens nur zum protocolliren im Stande ſein möchte.

Aber Aurelia ſchien an allem was vorging wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie an ein Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: Sie ſind uns manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar meinen Bruder nicht der übrigen guten Sachen berauben, die Sie noch auszuführen haben, laſſen wir den Prinzen und ſprechen Sie mir von Ophelien.

Von ihr läßt ſich nicht viel ſagen, verſetzte Wilhelm, wiewohl mit wenig Zügen von Meiſterhand ihre Geſtalt vollendet iſt.

Reife ſüße Sinnlichkeit! Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf deſſen Hand ſie Anſpruch machen darf, iſt ſo geradehin ſich ſelbſt überlaſſen, daß Vater und Bruder beide fürchten, warnen. Der Wohlſtand wie der leichte Flor auf ihrem Buſen kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen und wird vielmehr ſelbſt ihr Verräther. Ihre Einbildungskraft iſt angeſteckt, in ſtiller Beſcheidenheit athmet ſie Verlangen, Liebe, und wenn die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen ſchüttelt, ſo fällt die Frucht.

Und nun, ſagte Aurelie, wenn ſie ſich verlaſſen ſieht, verſtoßen, verſchmäht, in der Seele ihres wahnſinnigen Geliebten das Höchſte zum Tiefſten verkehrt, da er ihr ſtatt des ſüßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden hinreicht.

Es bricht ihr Herz, verſetzte Wilhelm, das ganze Gerüſte ihres Daſeins rückt aus ſeinen Fugen, der Tod ihres Vaters kommt dazu, und das ſchöne Gebäude ſtürzt völlig zuſammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck Aurelie ihre letzten Worte geſprochen hatte. Wenn von Kunſt die Rede war, dachte er nur an's Werk und an deſſen Vollkommenheit, nicht an die Würkung, die es auf die Menſchen thut, deren jeder nur eignen Schmerz und eigne Freude in dem Schickſale eines andern und in den Bildern der Kunſt mit- und nachempfindet.

Noch immer hatte Aurelia ihr Haupt mit ihren Armen unterſtützt und ihre Augen gen Himmel gewendet, die ſich mit Thränen füllten. Lange hielt ſie ihren Schmerz zurück, bis ſie ihn endlich nicht länger verbarg. Sie faßte den Erſtaunten bei den Händen. Verzeihen Sie! rief ſie aus, verzeihen Sie einem geängſtigten Herzen! Die Geſellſchaft ſchnürt und preßt mich zuſammen, vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen ſuchen. Ihre Gegenwart hat alle Bande aufgelöſ't. Mein Freund! rief ſie aus, ſeit einem Augenblick erſt bekannt und ſchon mein Vertrauter! Sie konnte es kaum ausſprechen und ſank an ſeine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, ſagte ſie ſchluchzend, daß ich mich Ihnen ſo ſchnell eröffne, daß Sie mich ſo ſchwach ſehn! ſei'n Sie, bleiben Sie mein Freund! ich verdien' es. Er redete ihr mit der freundlichſten Stimme zu, umſonſt! ihre Thränen floſſen und erſtickten ihre Worte.

In dieſem Augenblick öffnete jemand die Thür. Sehr unwillkommen trat Serlo herein, und ſehr unerwartet Philine, die er bei der Hand hielt! Hier iſt Ihr Freund, ſagte Serlo zu ihr, und deutete auf Wilhelmen; er wird ſich freuen, Sie zu begrüßen. —

Wie, verſetzte Wilhelm erſtaunt, muß ich Sie hier ſehen? Mit einem beſcheidnen geſetzten Weſen ging ſie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der ſie bloß auf Hoffnung, ohne ihr Verdienſt, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen, und that gegen Wilhelm ſelbſt zwar freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung. Dieſe Verſtellung währte nicht länger, als die beiden andern zugegen waren. Aurelia ging, ihren Schmerz zu verbergen, weg, und Serlo ward abgerufen. Philine ſah erſt recht genau nach den Thüren, ob ſie auch gewiß fort ſeien, dann hüpfte ſie wie thörig in der Stube herum, ſetzte ſich an die Erde und wollte für Kitzel und Lachen erſticken. Dann ſprang ſie auf und ſchmeichelte unſerm Freunde und freute ſich über alle Maßen, wie klug ſie es gemacht, daß ſie voraus gegangen, das Terrain recognoscirt und ſich eingeniſtet.

Hier geht es bunt zu, ſagte ſie, juſt ſo wie mir's recht iſt. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit dem Baron J*** gehabt, der jung, reich, ſchön und klug ſein ſoll, und er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, oder ich müßte mich ſehr irren. Wenn's ein Ebenbild iſt, muß der Papa allerliebſt ſein. Sie hat einen Knaben bei ſich ohngefähr von drei Jahren, ſchön wie die Sonne. Ich kann ſonſt die Kinder nicht leiden, dieſer Junge hat mich gefreut. Ich habe nachgerechnet; der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, alles trifft zuſammen.

Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen, ſeit einem Jahr ſieht er ſie nicht mehr, und ſie iſt darüber außer ſich und untröſtlich. Die Närrin! Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige, denen er aufwartet, und nun ſteh' ich auch auf der Liſte. Der Narr! Von den Übrigen, ſie ſah nach der Thür,

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett — Wer weiß wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel,
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bäth' ihn: hohl' mir ſie, da haſt du all mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen?

ſollſt du morgen hören, und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennſt; die Erznärrin! iſt in dich verliebt! Sie ſchwur hoch, daß es wahr ſei, und betheurte fluchend, daß es ein rechter Spaß ſei. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben, dann würde die Hetze erſt angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach! wenn das nicht Luſt auf ein Halbjahr gibt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Roman hinzuwirft. Sie bat ihn, er möchte den Handel nicht verderben und ihr die Achtung bezeigen, die ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wollte.

Zehntes Capitel.

Den nächſten Morgen dachte Wilhelm Madame Melina zu beſuchen, er fand ſie nicht zu Hauſe; er fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, ſie waren nicht anzutreffen. Endlich erfuhr er, Philine habe ſie alle zum Frühſtück eingeladen. Er fand ſie auch aufgeräumt und getröſtet. Die kluge Dirne hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet und ihnen merken laſſen, noch ſei die Ausſicht nicht verſperrt. Sie hoffe durch ihren Einfluß Serlo zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſei, ſo geſchickte Leute zu ſeiner Truppe zu geſellen. Sie hörten ihren Reden aufmerkſam zu, ſchlürften eine Taſſe nach der andern und fanden das Mädchen gar nicht ſo verabſcheuungswürdig, als ſie ihnen vor einigen Wochen vorgekommen war. Auch nachdem man ſie entlaſſen hatte, redeten ſie das Beſte von ihr und fanden dem eignen Vortheil gemäß, jene leichtfertigen Geſchichten zu verſchweigen. Glauben Sie denn, ſagte Wilhelm, der mit Philine allein geblieben war, daß Serlo ſich entſchließen kann, entweder alle oder doch einige zu behalten? — Mit nichten, verſetzte Philine. Es iſt mir auch gar nichts daran gelegen. Ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort, und ich will ſehen, wie ich ſie wegbringe. Allein ein anders Anliegen beunruhigt mich. O könnten Sie ſich doch entſchließen, zu uns zu treten, eine Kunſt zu ergreifen, zu der Sie geboren ſind und die Ihnen Ehre bei einem reichlichen Auskommen bringen müßte! — Es iſt nicht daran zu gedenken, verſetzte Wilhelm. Sie haben doch, hoffe ich, nicht verrathen, daß ich ſchon auf dem Theater geweſen bin. — Wie können Sie mir ſolch einen Unverſtand zutrauen! verſetzte jene. — Gut, ſagte er, ich verlaſſe mich darauf, denn ich bin im Begriff, meinen Namen wieder zu bekennen und die Freunde meines Vaters zu beſuchen. — Eilen Sie nicht damit, ſagte Philine, und ſo gingen ſie aus einander.

Wilhelm hatte von Serlo die Erlaubniß verlangt, in die Probe kommen zu dürfen, welches ihm dieſer nicht zugeſtanden, ſondern ihn zur Aufführung ſelbſt verwieſen. Sie müſſen uns erſt von der beſten Seite kennen lernen, ehe wir zugeben, daß Sie uns in die Karte ſehen.

Mit großer Zufriedenheit wohnte er den Abend darauf dem Schauſpiele bei; es war das erſtemal, daß er das Theater in ſolcher Vollkommenheit ſah. Schauſpieler von vortrefflichen Gaben, glücklichen Anlagen, Fleiß und einem hohen Begriff von ihrer Kunſt, die, wenn ſie auch nicht alle gleich waren, doch einander wechſelsweiſe hielten, trugen und anfeuerten. Serlo zeichnete ſich ſehr zu ſeinem Vortheile aus. Laune und Lebhaftigkeit, durch einen allgemeinen

Geſchmack geleitet, mußte man an ihm, wie er auf das Theater trat, wie er den Mund eröffnete, bewundern, man fühlte ihm die innerliche Behaglichkeit ſeines Daſeins an, die ſich über alle Zuhörer ausbreitete; eine außerordentliche Übung ſeiner Kunſt hatte ihn geſchickt gemacht, die feinſten Schattirungen der Rollen mit der größten Leichtigkeit auszudrücken.

Seine Schweſter Aurelia blieb nicht hinter ihm und erhielt noch größern Beifall, indem ſie die Gemüther der Menſchen rührte, die er nur zu erfreuen im Stande war.

Doch ich enthalte mich, von ihr und den übrigen Schauſpielern weiter zu ſprechen, wir werden ſie handeln, ſie agiren ſehen, und der Leſer wird ſelbſt urtheilen können.

Den andern Morgen verlangte Aurelia nach unſerm Freunde, er eilte zu ihr und fand ſie auf dem Canapee liegen. Sie ſchien an Kopfweh und an einem Fieber zu leiden. Ihr Auge erheiterte ſich, als ſie den Hereintretenden ſah. Vergeben Sie! rief ſie aus; das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich ſchwach gemacht. Ich kann mein Geheimniß, meine Schmerzen nicht mehr für mich behalten, was mir bisher eine Stärkung und Troſt gab. Sie haben, ohne es zu wiſſen, die Bande der Verſchwiegenheit gelöſ't, und Sie werden auch nun, ohne es zu wollen, Theil an dem Kampfe nehmen müſſen, den ich gegen mich ſelber ſtreite. Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich und verſicherte ſie, daß ihm dieſe Nacht ihr Bild und ihre Schmerzen beſtändig vor der Seele geſchwebt, daß er ſie um ihr Vertrauen bitte, daß er ſich ihr zum Freund widme.

Indem er dieſes ſprach, wurden ſeine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde ſaß und ſich mit allerlei Spielwerk beſchäftigte. Er mochte, wie ihn Philine angegeben, ohngefähr drei Jahr alt ſein, und Wilhelm verſtand nun erſt jenes Gleichniß, da die Leichtfertige, in ihren Ausdrücken ſelten Erhabne das Kind an Schönheit der Sonne verglichen; denn um die offnen blauen Augen und das volle Geſicht kräuſelten ſich die ſchönſten goldnen Locken, auf blendend weißer Stirne zeichneten ſich dunkele, leis bogige Augenbraunen, und die lebhafte Farbe der Geſundheit glänzte auf ſeinen Wangen. Setzen Sie ſich zu mir, ſagte Aurelia. Sie ſehen das glückliche Kind mit Verwunderung an. Gewiß, ich habe es mit Freuden angenommen, ich bewahre es mit Sorgfalt, nur fühl' ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen, weil ich den Werth einer ſolchen Gabe nur ſelten empfinde.

Erlauben Sie mir, fuhr ſie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schickſale rede, denn es iſt mir ſo ſehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte nun einige gelaſſene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen. Sie ſind da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlaſſenes Geſchöpf mehr in der Welt! werden Sie ſagen. Sie ſind ein Mann und denken: wie gebärdet ſie ſich über ein nothwendiges Übel, gewiſſer als der Tod, über die Untreue eines Mannes! Die Thörin! O mein Freund, wäre mein Schickſal gemein, ich wollte gern ein gemeines Übel ertragen, aber es iſt ſo außerordentlich. Warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es zu erzählen! O wäre ich verführt, überraſcht und dann verlaſſen wie Ariadne, dann würde in der Verzweiflung noch Troſt ſein. Ich bin weit ſchlimmer dran, ich habe mich ſelbſt hintergangen, mich ſelbſt wider Wiſſen betrogen, dieß iſt es, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei Geſinnungen, wie die Ihrigen ſind, können Sie nicht ganz unglücklich ſein, verſetzte der Freund.

Und wiſſen Sie, wem ich dieſe Geſinnungen ſchuldig bin? fragte Aurelia. Der allerübelſten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen verderbt werden ſollen, dem ſchlimmſten Beiſpiele, um Sinne und Neigung zu verführen. Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die ſchönſten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die ſich zum Geſetz machte, das Geſetz der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ ſie ſich einer jeden Neigung, ſie mochte über den Gegenſtand gebieten oder ſein Sklav' ſein, wenn ſie nur in wildem Genuß ihrer ſelbſt vergeſſen konnte.

Wir Kinder, denen der richtige Blick der Unſchuld alles rein und deutlich ſehen ließ, was für Begriffe mußten wir uns von dem männlichen Geſchlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreiſt, ungeſchickt war ein jeder, den ſie herbeireizte, wie ſatt, übermüthig und abgeſchmackt jeder, der ſeiner Wünſche Befriedigung gefunden hatte. So hab' ich dieſe Frau Monate lang unter dem Gebote der ſchlechteſten Menſchen erniedrigt geſehen. Was für Begegnungen mußte ſie nicht erdulden, und mit welcher Stirne wußte ſie ſich in ihr Schickſal zu finden, ja mit welcher Art noch dieſe ſchändlichen Feſſeln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geſchlecht kennen, mein Freund, und wie rein haßte ich's, da ich auch ſonſt leidliche Menſchen in dem Verhältniſſe gegen das unſrige jeden Überreſt von Gutem verlieren ſah.

Ein bejahrter Freund, der mich als Tochter behandelte, ſchloß mir völlig die Augen auf. Ich lernte auch mein Geſchlecht kennen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechzehn Jahren war ich klüger, als ich jetzt nicht bin, jetzt, wo ich mich ſelbſt kaum verſtehe —

warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind! ſo klug, um immer thöriger zu werden!

Der Knabe machte Lärm und Aurelia ward ungeduldig; ſie klingelte, es kam ein altes Weib herein, ihn wegzuholen. Haſt du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelia zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte. Noch faſt unleidlich, verſetzte dieſe mit dumpfer Stimme, hub den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelia bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als weinen und klagen, rief ſie aus, und ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie ſollten von mir hören, wie mich die Liebe der Kunſt hinauf ſtimmte, wie ich erſt von meiner Nation alles hoffte und dann gar wieder an ihr verzweifelte. Sie ſtockte und ſchwieg zuletzt; ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte und ſonſt nichts zu ſagen hatte, drückte ihre Hand und ſah ſie eine Zeitlang an; dann nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Schakſpears Schriften, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thüre herein kam und mit einer kurzen Frage nach dem Befinden ſeiner Schweſter in das Buch ſchaute, das unſer Freund in der Hand hielt, rief aus: Finde ich Sie wieder über Ihrem Hamlet! eben recht! es ſind mir wieder einige Zweifel aufgeſtoßen, die mir das canoniſche Anſehn, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu verringern ſcheinen. Wie iſt es mit dem Plane? beſonders der zwei letzten Acte, nachdem Hamlet ſeine Mutter geſprochen? es will nicht gehen noch rucken, weder reichen noch langen. Die Engländer haben es ſelbſt bekennt. Wilhelm verſetzte: Es iſt wohl möglich, daß einige Glieder der Nation, die ſolche Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, ſelbſt das Beſte verkennen; das kann uns aber nicht hindern, mit eignen Augen zu ſehen und gerecht zu ſein; weit entfernt zu glauben, daß der Plan dieſes Stückes zu tadeln ſei, halte ich vielmehr dafür, daß kein größerer jemals erſonnen worden. Ja, er iſt nicht erſonnen, er iſt ſo. — Wie wollen Sie das machen? fragte Serlo. — Ich will nichts machen, ſagte Wilhelm, ich will es Ihnen nur vorſtellen, wie ich mir's denke.

Aurelia hob ſich von ihrem Küſſen auf und ſtützte ſich auf ihre Hand; ſah unſern Freund an, der mit der größten Verſicherung ſeines Rechtes zu reden fortfuhr.

Es gefällt uns ſo wohl, es ſchmeichelt uns ſo ſehr, wenn wir einen Helden ſehen, der durch ſich ſelbſt handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm ſein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hinderniſſe abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Die Geſchichtſchreiber und Poeten haben uns glauben laſſen, daß ein ſo ſtolzes Loos dem Menſchen fallen könnte. Unſer Stück lehrt anders. Hier hat der Held keinen Plan, aber das Stück hat einen. Hier iſt nicht ein trivialer Gedanke von Rache, durch die eine Übelthat beſtraft wird: nein, es geſchieht eine ungeheure That, ſie wälzt ſich mit ihren Folgen fort, reißt Unſchuldige mit, ſie ſcheint dem Abgrunde, der ihr beſtimmt iſt, ausweichen zu wollen und ſtürzt hinein, da wo ſie ihren Weg auszulaufen gedenkt. Denn das iſt die Eigenſchaft der Greuelthat, daß ſie viel Böſes über den Unſchuldigen, wie der guten Handlung, daß ſie viel Gutes auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß oft der Urheber von beiden geſtraft oder belohnt werde. Hier wie wunderbar! das Fegefeuer ſendet ſeinen Geiſt und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umſtände kommen zuſammen und treiben die Rache, vergebens! weder Irdiſchen noch Unterirdiſchen gelingt es, das auszurichten, was ſich das Schickſal allein vorbehalten hat. Die Gerichtsſtunde kommt. Der Böſe fällt mit dem Guten! Ein Geſchlecht wird weggemäht und das andre tritt ein.

Nach einer Pauſe, daß ſie einander anſahen, nahm Serlo das Wort. Sie machen der Vorſehung kein ſonderbar Compliment, indem Sie Ihren Dichter erheben, und dann ſcheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters wie andre zu Ehren der Vorſehung ihm Endzwecke und Plane zuzuſchreiben, an die er nicht gedacht hat.

Eilftes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelia, auch eine Frage thun? Ich habe Opheliens Rolle wieder durchgeſehen und bin zufrieden damit und getraue mir ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen; nur ſagen Sie mir, dürfte man die Wahnſinnige nicht andere Liedchen ſingen laſſen, es könnten ja auch Fragmente aus Balladen ſein, nur nicht ſolche Zweideutigkeiten und Zoten, wozu das?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann nicht ein Jota nachgeben, auch darin liegt ein großer Ausdruck. Wir ſehen, womit das gute Kind im Gemüthe beſchäftigt war. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und ſie wollte wie eine unkluge Wärterin ihre Sinnlichkeit zur Ruhe ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach erhalten mußten. Stille lebte ſie vor ſich hin, und kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht und ihre Wünſche. Jetzt, da ihr jede

Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt, da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergötzt ſie ſich vor König und Königin an dem Nachklange ihrer lieben loſen Lieder der Einſamkeit: vom Mädchen, das gewonnen ward, vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemale auf der Stube auf und ab gegangen und hatte ſich unmerklich an dem Nachttiſche Aureliens vorbeigeſchlichen; auf einmal griff er ſchnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thüre zu. Aurelie, die es bemerkte, fuhr auf, warf ſich ihm in den Weg, griff ihn mit unglaublicher Leidenſchaft an und war geſchickt genug, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ganz im Ernſte, er lachte, ſie ereiferte ſich. Sie drehten und wanden ſich mit einander herum, und als Wilhelm hinzu eilte, ſie zu beſänftigen, ſie aus einander zu bringen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolche in der Hand auf die Seite ſpringen und Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, halb verdrießlich vor ſich auf die Erde werfen. Wilhelm trat erſtaunt zurück, und ſeine verwunderte Miene ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können.

Sie ſollen, ſprach Serlo, Schiedsrichter ſein zwiſchen uns. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen. Dieſer Dolch geziemt keiner Schauſpielerin. Spitz und ſcharf wie Meſſer und Nadeln, zu was die Poſſe? Heftig wie ſie iſt, thut ſie ſich einmal von ohngefähr ein Leid. Ich habe einen innerlichen Haß gegen ſolche Sonderbarkeiten. Ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt. — Ich hab' ihn wieder! rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt. Ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeihe mir! rief ſie aus, indem ſie den Stahl küßte, daß ich dich ſo vernachläſſigt!

Serlo ſchien im Ernſte böſe zu werden. Nimm es wie du willſt, Bruder, fuhr ſie fort; ich finde dich ungerecht; weißt du denn, ob nicht etwa unter dieſer Form mir ein köſtlicher Talisman beſcheert iſt; was für Hülfe und Rath ich zur ſchlimmen Zeit bei ihm finde; muß denn eben alles ſchädlich ſein, was gefährlich ausſieht?

Dergleichen Reden, worin kein Verſtand iſt, können mich toll machen, ſagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimm das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch in der Scheide, die ſie von der Erde nahm, und ſteckte ihn zu ſich. Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, wo es der unglückliche Bruder geſtört hat, fiel ſie ein, als Wilhelm einige Fragen über den ſonderbaren Streit vorbrachte.

Ich muß es wohl geſchehen laſſen, wenn Sie die gute Ophelie ſo ſchildern, denn es mag des Dichters Abſicht geweſen ſein; ich kann ſie eher bedauren als mit ihr empfinden. Und erlauben Sie mir zu ſagen, daß ich, als wir eben unterbrochen wurden, mit einer Betrachtung beſchäftigt war, zu der Sie, mein Freund, mir ſchon in der kurzen Zeit Gelegenheit gegeben haben. Mit Verwunderung bemerkte ich an Ihnen den großen und richtigen Blick, mit dem Sie Dichtung und beſonders dramatiſche Dichtung beurtheilen. Die tiefſten Abgründe ſind Ihnen nicht verborgen, und

Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch? —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? ein Teufel? Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

Er macht Geberde hervorzuſpringen.

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. Die Vorigen.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam Dir zuvor.

die feinſten Schattirungen ſind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenſtände in der Natur gekannt zu haben, erkennen Sie ſolche im Bilde; es ſcheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, die durch die harmoniſche Berührung der Dichtkunſt geregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr ſie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein! Ich habe nicht leicht jemanden geſehen, der die Menſchen, mit denen er lebt, ſo von Grund aus verkennt wie Sie. Erlauben Sie mir es zu ſagen, wenn man Sie Ihren Schakſpear erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, die ſich beredet, Menſchen nach eigenem Bilde zu machen, und wenn Sie mit Leuten umgehn, ſehe ich in Ihnen das erſte groß geborne Kind der Schöpfung, das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt und ſie treuherzig als ſeines Gleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen.

Ich geſtehe mein ſchülerhaftes Weſen und bitte um Vergebung, verſetzte er. Ich habe von Jugend auf mehr einwärts als auswärts geſehen, und da iſt es ſehr natürlich, daß ich den Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad habe kennen lernen, ohne mich auf die Menſchen im geringſten zu verſtehen.

Gewiß, ſagte Aurelie, ich habe im Anfange geglaubt, Sie hielten ſich über uns auf, wenn Sie von den Leuten, die Sie bei uns ſahen, ſo manches Gute ſprachen. Ihr vortrefflicher Tarconi iſt nichts mehr und nichts weniger als ein Pedante und ein Marktſchreier dazu. Die Freundſchaft zwiſchen Philibert und Celio iſt ein einfaches Poſſenſpiel; dieſer, ein mittelmäßiger Muſicus, ein ſchlechter Menſch, macht jenen glauben, was er will, ſchmeichelt ihm und kommt ſeinen Lüſten und Begierden zuvor, nur damit der lebhafte, überall wohl aufgenommene, talentreiche junge Künſtler ihn mit ſich ſchleppe und alle Vortheile mit ihm theile. Was iſt Ihre ganze Geſellſchaft, die Sie meinem Bruder empfohlen, für ein erbärmliches Volk! Daß Sie ſich an Horatio betrogen, verzeihe ich Ihnen eher. Dieſe prächtige Apollosfigur, dieſer Anſtand, dieſes Betragen ſcheint etwas zu verkündigen, und man ſollte nicht denken, daß das Ganze ein lebloſer Klotz ſein würde, wenn nicht glücklicherweiſe der Fidelbogen erfunden wäre, um einige Töne aus ihm hervor zu ziehen. Wilhelm ſtand beſchämt vor ihr, niemand hatte ihn ſo mit ſich ſelbſt bekannt gemacht; er antwortete nichts, ſondern dachte zurück und ſann über ſich ſelbſt, es war, als wenn ihm ein Nebel von den Augen fiel.

Sie dürfen nicht darüber betreten ſein, rief Aurelie, das iſt eine ſchöne Eigenſchaft eines jungen Dichters und Künſtlers, denn beides ſind Sie, wenn Sie auch ſich nicht dafür ausgeben wollen. Dieſe Dunkelheit und Unſchuld iſt wie jene Hülle, die eine Knoſpe einſchließt und nährt; Unglücks genug, wenn wir zu früh hinausgetrieben werden. Gewiß iſt es gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

So war mir es auch, als ich mit dem höchſten Begriff von meiner Nation auf der Bühne erſchien. Was waren die Deutſchen nicht! was konnten ſie nicht ſein! Zu dieſer Nation ſprach ich, über die mich ein kleines Gerüſte erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennten, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenſtände vor mir genau zu unterſcheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der mir da herauf tönte, und welch eine köſtliche Maſſe war das Geſchenk, welches von ſo vielen Händen mir einſtimmig dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich ſo hin. Wie ich würkte, würkte die Menge wieder auf mich zurück, ich und mein Publicum waren in dem beſten Vernehmen, in der beſten Harmonie mit einander; und im Gefolge meines Publicums erblickte ich jederzeit die Nation, alle Edle und Gute! Unglücklicherweiſe war es nicht die Schauſpielerin allein, die einen großen Theil der Theaterfreunde intereſſirte, ſie machten an das junge lebhafte Mädchen mehr Anſprüche. Viele wünſchten, daß ich die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, mit ihnen theilen möchte, und leider war das gar meine Sache nicht; ich wünſchte ihre Gemüther zu erheben, an das, was ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten Anſpruch, und nun war mir immer einer nach dem andern zur Laſt. Alle Stände, Alter und Charactere, jeder machte Verſuche nach ſeiner Art, und ich ließ jeden nach meiner Art ablaufen. Nichts war mir verdrüßlicher, als daß ich mich nicht wie ein andres ehrliches Mädchen in meinem Zimmer verſchließen und ſo mir manche Mühe erſparen konnte. Die Männer zeigten ſich nun alle auf der Seite, wie ich ſie bei meiner Tante zu ſehen gewohnt war; ſie würden mir auch hier wieder abſcheulich geweſen ſein, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie auf dem Theater und auch im Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, alle auszulauren, und mein alter werther Freund, der die Welt fürtrefflich kannte, half mir wacker dazu, und wenn Sie denken, daß von dem abgeſchmackten Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannsſohn bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem gerad eingreifenden Prinzen alle nach und nach bei mir vorbeigegangen, der eine ſeinen Roman von vorn, der andre ihn von hinten anzuknüpfen Anſtalt machte, ſo werden Sie mir zugeben, daß ich allenfalls glauben durfte, mit meiner Nation ziemlich durchgekommen zu ſein.

Den phantaſtiſch aufgeſtutzten Studenten, den demüthig verlegenen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genügſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den unwiſſenden Baron, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſ'nen Reichen ſowie den ſchnell ſpeculirenden beweglichen Kaufmann, alle hab' ich das Vergnügen gehabt manoeuvriren zu ſehen, und bei'm Himmel, nur wenige fanden ſich darunter, die mir ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären, vielmehr war es mir äußerſt verdrüßlich, den Beifall der Narren im Einzelnen mit größter Beſchwerlichkeit und Langerweile einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir als große Maſſe ſo gern zueignete. Ich fing nun an, ſie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation ſich recht vorſätzlich durch Abgeſandte bei mir hätte proſtituiren wollen. Sie kamen mir im Ganzen ſo links vor, ſo übel erzogen, ſo ſchlecht unterrichtet, ſo gefälligen Weſens leer, ſo geſchmacklos; denn, ſagte ich oft, es kann ein Deutſcher keinen Schuh zuſchnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat.

Sie ſehen, wie verblendet hypochondriſch ich war, und je länger es währte, deſto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich hängen können, allein ich fiel auf ein ander Extrem, ich verheurathete mich, oder vielmehr, ich ließ mich verheurathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünſchte ſehr einen Gehülfen zu haben, mein alter Freund wollte mich vor ſeinem Ende verſorgt wiſſen, ihre Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder beſaß: Genie, Leben, Geiſt und raſches Weſen, an dem ſich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köſtliche Gabe haushalten, mit Geld umzugehen.

Er iſt mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zuſammen gelebt, ohne daß ich recht weiß warum; genug, unſre Sachen gingen gut, wir nahmen viel ein; daran war die Anſtelligkeit meines Bruders Urſache; wir kamen damit aus, und dieß war das Verdienſt meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und die Nation verachtete ich, oder vielmehr ich dachte gar nicht an ſie. Wenn ich auftrat, that ich es, um zu leben, und wenn ich den Mund aufthat, geſchah es, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache! Eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſichten meines Bruders ergeben, ihm war um Beifall und Geld zu thun (denn unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel). Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühle, nach meiner Überzeugung, ſondern wie er es anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen, ich zog meine Tage ohne Freude, ohne Antheil dahin, meine Ehe war kinderlos und dauerte kurze Zeit. Mein Mann war krank, und wie ſeine Kräfte im Abnehmen waren und ich außer der Sorge für ihn in einer allgemeinen Gleichgültigkeit lebte, machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und ſchnelleres, denn es wird mich frühzeitiger bei Seite bringen.

Sie ſchwieg eine Zeitlang ſtille, dann fuhr ſie fort: Auf einmal ſtockt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun! Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen, und wenn wir allein bleiben, ſo ſollen Sie nicht weggehen, ohne ausführlicher zu wiſſen, was Ihnen ſchon bekannt iſt. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein und hören, was er will.

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer geweſen. Da es hörte, daß man bei ſeiner Ankunft leiſer ſprach, hatte es ſich wieder weggemacht und ſaß auf dem Saale ſtill und wartete.

Als man ſie herein kommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die erſten Landkarten geſehn und ſich durch hundert Fragen, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet; ihr unmäßiges Verlangen etwas zu lernen ſchien durch dieſe neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen, ſie habe dem Bildermann ihre ſilberne Schnallen dafür eingeſetzt und wolle ſie, weil es heut Abend zu ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, ſie ſchlug nun das Buch mit großer Freude auf und fing an, dasjenige, was ſie wußte, theils her zu ſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu machen. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anſtrengung ihr alles ſehr ſchwer wurde. Ein Gleiches ſah man an ihrer Handſchrift, über welcher ſie ſich ſo viel Mühe gegeben hatte. Sie ſprach noch immer ſehr gebrochen deutſch, und nur wenn ſie den Mund zum Singen aufthat, wenn ſie die Cither rührte, ſchien ſie ſich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch ſie ihr Inneres aufſchließen und mittheilen konnte. Wir müſſen, da wir von ihr ſprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die ſie neuerdings unſern Freund verſetzte. Bei einer jeden Gelegenheit des Kommens oder Gehens, eines guten Morgens oder einer guten Nacht ſchloß ſie ihn ſo feſt in ihre Arme und küßte ihn mit ſolcher Inbrunſt, daß es ihm vor der Heftigkeit dieſer aufkeimenden Natur oft angſt und bange ward. Die zuckende Lebhaftigkeit vermehrte ſich in ihrem Betragen, und ihr ganzes Weſen bewegte ſich in einer raſtloſen Stille. Oft wenn ſie gelaſſen dazuſtehen ſchien, bemerkte man, daß ſie mit den Zähnen zuſammen ſchlug oder ganz leiſe knirſchte, ſie mußte auch immer etwas in den Händen haben, ein Tuch, das ſie knetete, einen Bindfaden, den ſie drehte, und immer nicht mit einem leichten Ausdruck des Spielens, ſondern nur, als wenn eine innerliche heftige Erſchütterung dadurch abgeleitet würde.

Da ſie dießmal ihren Fragen kein Ende machte, ward Aurelia ungeduldig, die ſich eben in einer Stimmung befand, um mit unſerm Freunde über einen Gegenſtand, der ihr ſo ſehr am Herzen lag, weiter eine Unterredung zu wünſchen; man gab es der Kleinen deutlich genug zu verſtehen und ſchickte ſie endlich, da es nicht helfen wollte, fort.

Jetzt oder niemals, ſagte Aurelie, muß ich Ihnen den Überreſt meiner Geſchichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter ungerechter Freund nur wenige

Meilen von hier, ich würde ſagen, ſetzen Sie ſich zu Pferde, machen Sie auf irgend eine Weiſe Bekanntſchaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, ſo haben Sie mir verziehen und bedauren mich. Eben zu der kritiſchen Zeit, da ich für meines Mannes Tage beſorgt war, lernte ich ihn kennen, er war von Reiſen zurückgekommen, und ſein Geſellſchafter trennte ſich von ihm.

Er begegnete mir mit einem gelaſſ'nen Anſtande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, ſprach über mich ſelbſt und meine Lage, mein Spiel, daß mich ſeine erſte Unterredung gleich aufmerkſam machte. Seine Urtheile waren richtig, ohne abſprechendes Weſen, treffend, ohne lieblos zu ſein; wurde er auch manchmal hart, ſo ſtand's ihm nicht übel, und ſein Muthwille war zugleich gefällig. Er ſchien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu ſein, das machte mich aufmerkſam; er war keineswegs ſchmeichelnd und andringend, das machte mich ſorglos.

Er ging mit wenigen um, war meiſt zu Pferde und beſuchte ſeine vielen Bekanntſchaften in der Gegend; kam er zurück, ſo ſtieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, ſchaffte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem was mich betraf Theil nahm, ließ er mich auch an dem Seinigen Theil nehmen. Er erzählte mir, wie er als zweiter Sohn erſt dem Soldatenſtande, zu dem er eine unüberwindliche Neigung fühle, gewidmet geweſen, wie er nachher durch den Tod ſeines ältern Bruders genöthigt worden, ſich den Abſichten der Familie zu fügen; er habe reiſen, ſich mit Dingen beſchäftigen müſſen, die ihn wenig intereſſirten. Genug, er hatte nichts Verborgenes vor mir, er entwickelte mir ſeine Seele, ſeine Geſchichte, ſeine Fähigkeiten, ſeine Leidenſchaften, alles nahm mich mit, alles, alles riß mich hin.

Zwiſchen dieſem verlor ich meinen Mann, ohngefähr wie ich ihn genommen hatte, und die Sorge für das Ganze fiel nach ſeinem Tode auf mich. Denn mein Bruder wollte nur agiren und leben und nicht ſorgen; ich ward höchſt geſchäftig, ſtudirte meine Rollen fleißiger als jemals und ſpielte wieder wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und Leben. Nicht immer ſpielte ich zum beſten, wenn ich wußte, daß mein edler Freund im Schauſpiel war; einigemal behorchte er mich, und wie angenehm mir alsdann ſein unvermutheter Beifall entgegen kam, mögen Sie denken. Gewiß, ich bin ein ſeltſames Geſchöpf! wenn ich eine Rolle ſpielte, war mir es eigentlich nur immer, als wenn ich ihn lobte, denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens ſein wie ſie wollten. Wußte ich ihn unter den Zuhörern, ſo ſchämte ich mich mit der ganzen Gewalt zu ſprechen und zu agiren, als wenn ich ihm das Lob nicht geradezu in's Geſicht ſagen wollte; war er abweſend, alsdann hatte ich freies Spiel und gewiß, ich ließ es an nichts fehlen. Auch war mir wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zu der ganzen Nation verändert. Sie erſchien mir auf einmal wieder in dem vortheilhafteſten Lichte, ich kann nicht ſagen, wie ich erſtaunte, und noch iſt mir unbegreiflich, wie ſolche Veränderung der Vorſtellungsart in uns geſchehen könne.

Wie unverſtändig, ſagte ich oft zu mir, warſt du, als dir ehemals die Nation mißfiel, eben weil ſie eine Nation iſt. Eine Maſſe von Menſchen, unter die eine Menge von Anlagen und Kräften vertheilt iſt, ohne daß ſie eigentlich einen gemeinen Endzweck haben, ohne daß ſie einzeln intereſſant ſind; denn dadurch werden ſie eben zuſammen zu einem Elemente, auf das ein vorzüglicher Menſch würken kann. Ich freute mich darüber, daß ſie geboren ſeien, um geführt zu werden, ich liebte ſie deßwegen, denn ich glaubte ihnen einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar hatte mir immer die Deutſchen von der Seite ihrer Tapferkeit vorgeſtellt und mich verſichert, daß keine bravere Nation in der Welt ſei, wenn ſie recht geführt werde. Dieß fiel mir auf und ich ſchämte mich, daß ich niemals an dieſe erſte Eigenſchaft gedacht hatte. Ich fing nun bald an, meine Denkensart zu verbeſſern, ich fragte nicht mehr nach Bildung, nach Art und Weiſe, und ließ mir die rauhe und unanſehnliche Schale des trefflichen Kerns wegen gefallen. Nun ſprach ich wie begeiſtert, mittelmäßige Verſe wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte ein Dichter mir beigeſtanden, ich hätte Wunder der Würkung hervorgebracht. So lebte Ihre junge Witwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, ich war höchſt unglücklich, wenn er ausblieb; er zeigte mir die Briefe ſeiner Verwandten, ſeiner fürtrefflichen Schweſter, er war von jeder Kleinigkeit meines Zuſtandes unterrichtet, eine vollkommnere innigere Einigkeit iſt nie gedacht worden, der Name der Liebe ward nicht genannt.

Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, iſt es hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Zwölftes Capitel.

Unſer Freund ſtand nun zwiſchen Bruder und Schweſter inne, die ihm gleich werth waren und deren jedes eine Hälfte ſeines Weſens ergriff, nährte

Alceſt.
Du zitterſt?
Sophie.
Die Gefahren!
Alceſt.
Nicht! Weibchen! Nicht!
Söller.
Du! Dir! das ſind Präliminaren.
Sophie.
Du fühlteſt, was dieß Herz um Deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!
Alceſt.
Sophie!
Sophie.
Verzeihſt Du ihn, ſo fühl ich keine Reue.
Söller.
Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?
Sophie.
Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.
Söller.
Ich weiß es nur zu wohl!
Sophie.
Es iſt mir wie ein Traum.
Söller.
Ich wollt' ich träumte!

und beſchäftigte. Das Schickſal Aureliens rührte ihn tief, ohne daß er Zärtlichkeit für ſie empfunden hätte, ihr leidenſchaftlicher Verſtand rief ſeine Gutmüthigkeit aus ihrem kindlichen Taumel zurück und leitete ihn aus der idealiſchen Welt in die wahre herüber; er erſtaunte, indem er ſich gleichſam ſelbſt erſt gewahr wurde und durch die Vergleichung mit andern auf ſeinen eignen Platz gewieſen ward. Auch konnte er keinen erwünſchtern Lehrer und Führer in ſeiner Lieblingskunſt antreffen, als Serlo war, der nicht allein auf dem Theater wie in ſeinem eignen Elemente auf das vortheilhafteſte erſchien, ſondern auch über die Kunſt, die er von Jugend auf übte, gedacht hatte. Er war im eigentlichſten Verſtand auf den Bretern geboren, hatte als Kind ſchon den Harlekin, der aus dem Ei kriecht, der aus einer Wolke kommt und den allerliebſten Schornſteinfegerjungen mit der kleinen weißen Leiter zum großen Vergnügen des Publicums vorgeſtellt. Als Knabe übte er ſeine erſten ſchelmiſchen Talente an der Monotonie der übrigen Schauſpieler und wußte jeden ſo vollkommen in Stimme und Weſen und Gebärden nachzuahmen, daß jeder, ob er ſich gleich verſpottet fühlte, dennoch über ihn lachen mußte. Ein vortreffliches Gedächtniß kam ihm zu Hülfe, er wußte ganze Stücke auswendig, und ſein glückliches Naturell fand jeden Ausdruck, nur das Rührende, Herzliche nicht. Unruhe und Furcht vor den Folgen einiger leichtfertiger Streiche trieben ihn, da er kaum vierzehn Jahr alt war, von den Seinigen weg. Wenig verlegen, ſein Fortkommen zu finden, wagte er vor Hohen und Niedern, vor dem Volke und vor Kennern ein noch unerhörtes Schauſpiel, indem er ganz allein ganze Trauer- und Luſtſpiele aufzuführen ſich unterſtand, in jedem Zimmer, in jedem Garten ſich aus dem Stegreife ein Theater zurecht zu bauen wußte und ohne Illuſion der Scene durch glücklichen Vortrag den Zuſchauer unterhielt und ergötzte. Alle forcirten Charactere ahmte er vortrefflich nach, die Stimme der Weiber und Kinder gleichfalls bis zum Bethören, und niemand hat wohl beſſer als er die Carricatur eines jüdiſchen Rabbinen vorgeſtellt; den vertrackten Eifer, den ſinnlichen ekelhaften Enthuſiasmus, die verrückten Gebärden, das verworrene Gemurmel, das ſcharftönende Geſchrei, die weichlichen Bewegungen und augenblicklichen Anſpannungen, die Verſchrobenheit eines veralteten Unſinns hatte er ſo fürtrefflich ergriffen und gab ſie in einem ſolchen Brennpuncte wieder, daß dieſe Abgeſchmacktheit einen jeden geſchmackvollen Menſchen auf eine Viertelſtunde glücklich machen konnte. Er hatte die Gefälligkeit, unſern Freund nach und nach mit allen ſolchen Kunſtſtücken zu bewirthen, und dieſer hatte ſeine außerordentliche Freude daran; denn obgleich dieſes alles völlig außer ſeiner Manier lag, ſo war es doch das Erſte, was er im wahren dramatiſchen Geiſt und Sinne kennen lernte, und er konnte auch für ſich daraus Lehren und Beiſpiel nehmen.

Es wäre dieſes alles fürtrefflich und gut geweſen, wäre nicht Melina mit den Seinigen manchmal als ein böſer Geiſt im Hintergrunde erſchienen. Dieſe Unglücklichen, denen es allenthalben zu fehlen anfing, trauten einige Zeit lang Philinens Worten, auch hatten ſie noch nicht ganz aufgegeben, durch ſie zu Brode zu kommen, nur ſetzten ſie Wilhelmen ſchärfer zu, daß er auch das Seinige beitragen ſolle. Dargegen hatte er ſeinen Freund Serlo zu bereden geſucht, dieſen aber beredete man zu nichts, was nicht zu ſeinem Vortheile war, vielmehr ſuchte er nach und nach unſerm Freunde begreiflich zu machen, wie ſchön es ſei, wenn er ſich ſelbſt entſchlöſſe auf das Theater zu gehen. Beſonders war er dringender nach der Entdeckung, die ihm Philine heimlich gemacht hatte, daß Wilhelm ſchon einmal geſpielt habe, und daß es alſo deſto wahrſcheinlicher ſei, man werde ſeine Leidenſchaft für die Bühne eher nützen und ihn feſſeln können.

Nachdem auf dieſe Weiſe Wilhelm einen ganzen Nachmittag bei Serlo zugebracht hatte, eilte er zu Aurelien, die er auf ihrem Ruhebette fand.

Sie ſchien ſtille. Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er. — O ja, verſetzte ſie lebhaft, Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. Wenn ich nur ein Mittel wüßte, um das Klatſchen unſers Parterres abzulehnen, ſie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dachte ich, das Herz müßte mir reißen. Sonſt konnte ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel, wenn ich lange ſtudirt, mich vorbereitet hatte und das willkommene Zeichen, es ſei gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzo! ich ſage nicht, was ich will, nicht, wie ich's will, ich bin hingeriſſen, ich verwirre mich, und mein Spiel macht weit größern Eindruck, der Beifall wird lauter, und ich denke: wüßtet ihr, was euch entzückt! daß es die tiefſten Schmerzen der Seele ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt!

Grillparzer,
Abschied von
Gastein

Heute früh hab' ich gelernt, jetzt wiederholt, verſucht und bin müde und zerbrochen, morgen geht es wieder von vorn an, morgen Abend ſoll geſpielt werden, und ſo ſchlepp' ich mich, ſtehe auf und gehe zu Bette. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir; dann treten alle leidige Tröſtungen vor mir auf, dann werfe ich ſie weg und verwünſche ſie. Ich will mich nicht ergeben, warum ſoll das nothwendig ſein, was mich zu Grunde richtet? Vielleicht könnte es auch anders ſein! Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutſche bin. Es iſt der Character der Deutſchen, daß ſie über allem ſchwer werden, und daß alles über ihnen ſchwer wird.

Ja, meine Freundin, wenn Sie es nicht ſo hart nähmen!

Es iſt hart genug! fiel ſie ihm ein.

Bleibt Ihnen denn nichts, verſetzte er, Ihre ſchönen Tage, Ihre Geſundheit, Ihre Kunſt? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verſchulden verloren haben, müſſen Sie das Übrige alles hinterdrein werfen? iſt das auch nothwendig?

Sie ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr ſie von neuem auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb iſt, nichts als Zeitverderb iſt die Liebe! was hätte ich nicht thun können! thun ſollen! es iſt nichts, alles rein nichts geworden, ich bin ein armes, armes, verliebtes Geſchöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott ich bin ein armes Geſchöpf. Und nach einer Pauſe rief ſie aus: Sie ſind gewohnt, daß ſich Ihnen alles an den Hals wirft, nein, Sie können es nicht fühlen, es iſt kein Mann, der den Werth eines Weibes fühlen kann, das ſich zu ehren weiß. Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz zu erſchaffen vermag, es iſt nichts Süßeres als eine weibliche Seele, die ſich ergibt. Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen Weiber zu heißen, und das alles — —! ich will verzweifeln, recht abſichtlich verzweifeln! es ſoll nicht ein Blutstropfen in mir ſein, der nicht geſtraft wird, keine Faſer, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie, lachen Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft!

Wilhelm fühlte ſich weit entfernt von jeder Anwandlung zum Lachen, er war von dem entſetzlichen, halb natürlichen und halb erzwungenen Zuſtande ſeiner Freundin auf's innerlichſte gepeiniget, er empfand die Folter der unglücklichen Anſpannung mit, ſein Gehirn zerrüttete ſich und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden und ging in der Stube hin und wieder. Ich ſage mir alles vor, rief ſie aus, warum ich ihn nicht lieben ſollte, ich weiß auch, daß er es nicht werth iſt, ich wende mein Gemüthe ab dahin und dorthin, ich beſchäftige mich. Bald nehme ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe, ich übe die alten, die ich durch und durch kann, fleißiger und fleißiger in's Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welch entſetzliche Arbeit iſt es, ſich ſo mit Gewalt von ſich zu entfernen!

Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt, und um mich vom Wahnſinn zu retten, überlaſſe ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe — ja ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! rief ſie unter lauten Thränen, ich lieb' ihn! und ſo will ich ſterben!

Er faßte ſie bei der Hand und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß den Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt! Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſt zu knüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach. Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen.

Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: Können

Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keine mit leichtſinniger Betheurung, frevelhafter Galanterie, herzlockenden Schwüren zu Ihren Wünſchen zu neigen geſucht? — Ich kann es, verſetzte Wilhelm, ohne mich zu rühmen; mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, gibt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das der Natur meines Herzens ganz angemeſſen iſt, deſſen Förmlichkeit durch die Rührung, in die Sie mich verſetzt haben, geheiligt wird! Jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichen in meinem Buſen bewahren, kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an und entfernte ſich, als er ihr die Hand zum Gelöbniß reichte, um einige Schritte.

Es iſt nichts daran gelegen, ſagte ſie: ſo viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch, fuhr ſie fort, indem ſie ſich umkehrte, unter Tauſenden Eine! das iſt doch etwas, von Tauſenden Ein Redliches, es iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd, und hielt ſeine Hand hin. Ich nehme es an, verſetzte ſie — — Wilhelm hatte die Hand noch ausgeſtreckt, ſie machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, und er glaubte, ſie würde die ſeine faſſen. Aber ſchnell fuhr ſie in die Taſche, riß den Dolch wie der Blitz heraus und fuhr mit Spitze und Schneide ihm raſch und leicht über die Hand weg; er zog ſie ſchnell zurück, aber ſchon lief das Blut herunter. Man muß euch Männer ſcharf zeichnen, wenn ihr merken ſollt, rief ſie mit einer Zufriedenheit aus, die aber bald in emſige Haſtigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte ſeine Hand damit, um das erſte hervordringende Blut zu ſtillen. Verzeihen Sie, rief ſie aus, einer Halbwahnſinnigen und laſſen Sie ſich dieſe Tropfen Bluts nicht reuen, ſie haben mich wieder zu mir ſelbſt gebracht, auf meinen Knieen will ich es abbitten. Ich will Sie heilen, das iſt meine Sache. Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand, Pflaſter und Geräthe, ſtillte das Blut und beſah die Wunde ſorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie und lief unter dem kleinen Finger aus; ſie verband ihn ſtille und mit einer nachdenklichen Bedeutſamkeit in ſich gekehrt. Er fragte einigemal: Beſte, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen? — Still! erwiederte ſie, indem ſie den Finger auf den Mund legte, ſtill!

Dreizehntes Capitel.

Serlo, dem nichts angelegener war, als Wilhelmen bei ſeiner Truppe zu beſitzen, hatte von ihm ausgeforſcht, was er für Handelsfreunde in der Stadt habe, mit denen ſein Vater in Verbindung ſtehe. Sobald als er es erfahren, wußte er ſich gar bald zu erkundigen, was für Nachrichten von dem Meiſteriſchen Hauſe hier und da eingelaufen. Man hinterbrachte ihm, es ſeien ſchon ſeit einiger Zeit Briefe da, welche den Tod des alten Meiſters meldeten, die Wittib, glaube man, werde kaum das Trauerjahr abwarten, um einen lang und viel geliebten Freund zu heurathen. Der Schwiegerſohn Werner habe die Handlung völlig übernommen, und der ältere Sohn ſei auf einer Reiſe unſichtbar geworden; man denke, da er von Jugend auf etwas Beſonderes gezeigt und zur Handlung nicht viel Luſt empfunden, er ſei bei ausgebrochenem Kriege unter die Soldaten gegangen, um auf dieſem Wege ſein Glück zu verſuchen.

Serlo hielt dieſe Nachrichten zu ſeiner Abſicht ſehr willkommen, eilte damit zu Aurelien und gab ihr nicht undeutlich zu verſtehen, daß er dieſen Plan auch mit um ihretwillen gemacht habe. Mein lieber Bruder, ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer, ich wünſche deinen Unternehmungen alles Gute, und ich bin überzeugt, daß du an dieſem jungen Manne eine ſehr gute Eroberung machen würdeſt; was mich betrifft, wünſchte ich nicht, daß jemand auf mich Rückſicht nehme, ich gehöre nicht mehr unter die Zahl der hoffenden Weſen, und wer auf mich rechnet, würde ſich wahrſcheinlich ſehr betrogen finden. — Hoffnung, verſetzte Serlo, iſt das ſchönſte Erbtheil der Lebendigen, deſſen ſie ſich nicht einmal, auch wenn ſie wollten, entäußern könnten, und wenn du zu heilen biſt, meine Gute, ſo iſt es dieſer Freund allein im Stande.

Bruder, verſetzte Aurelie, du haſt die böſe Unart, Dinge zu ſagen, die man beſſer verſchwiege und der Zeit überließe.

Er lächelte und fragte: ob ſie Wilhelmen die Nachrichten überbringen oder es ihm überlaſſen wollte? Sie bat ihn, es ſelbſt zu thun.

Es vergingen einige Tage, ehe Serlo Gelegenheit fand, unſern Freund von dem Schickſale ſeiner Familie zu unterrichten, indeſſen verging kein Tag, daß dieſer nicht Aurelien näher geworden wäre.

Die Nothwendigkeit, ſich von ihr verbinden zu laſſen, ihre Sorgfalt, ihre Trauer und Gutmüthigkeit gewannen ihr die freundſchaftlichſten Geſinnungen ſeines Herzens, und ſie fand ſich in ſeinem Umgange ſehr erleichtert.

Sie hatte einen gar zierlichen Überzug von ſchwarzem Taffet über ſeine Hand verfertigt. Ich hoffe, ſagte ſie mit Ernſt, Sie ſollen bald geheilt ſein, aber ich denke auch, das Merkmal dieſer Wunde ſoll ſich Ihr Leben durch nicht verwachſen. Sie ſind redlich, mein Freund, doch welcher Mann bedarf nicht einer ſteten Erinnerung! Verließe Sie Ihr guter Geiſt und wagten Sie es, Ihre Hand auszuſtrecken und wider Ihr Gelübde ein Weib zu locken, der Ihr Herz ſich nicht geweiht hätte, dann ſehen Sie auf die Schramme und ziehen zurück, da es noch Zeit iſt.

Serlo ergriff die erſte Gelegenheit, unſerm Freunde die Nachricht vom Zuſtande der Seinigen ohne große Vorbereitung zu hinterbringen, und wir können denken, wie ſehr Wilhelm davon betroffen war. Ohne ihn zu ſich kommen zu laſſen, wiederholte Serlo eifrig ſeinen Antrag. Sie können es nun ohne Bedenken thun, fügte er hinzu; weil Ihre Familie die Sorge ſchon überſtanden hat, Sie in der Kriegsgefahr zu glauben, ſo wird es ihr zu doppelt- und dreifachem Troſte gereichen, Sie mit einem angenehmen gefälligen Gewerbe beſchäftiget zu ſehen.

Wilhelm hatte ihm nicht viel einzuwenden, als daß ihm dieſer Schritt unüberwindlich ſchiene. Sein Herz war dazu geneigt, und ein Etwas, das keinen Namen hat, widerſetzte ſich ſeinem Verlangen.

Serlo beſtürmte ihn auf alle Weiſe, er bot ihm anſehnliche Vortheile an, ja endlich einen Theil des Gewinnſtes, und da das alles nicht helfen wollte, trat er mit dem ſtärkſten Argumente hervor, das er bis zuletzt aufgeſpart hatte.

Sie können mein Verlangen, Sie dem Theater zu gewinnen, nicht beſſer erkennen, als wenn ich Ihnen noch anbiete, Ihre ganze Geſellſchaft zugleich mitzunehmen und Sie dadurch eines beſchwerlichen Verſprechens zu entledigen.

Und wie? ſagte Wilhelm halb unwillig, werden die Menſchen, die Sie bisher ſo ſehr verachtet, dadurch beſſer?

Beſſer werden ſie nicht, antwortete Serlo, aber es iſt die einzige Art, wie ſie mir brauchbar werden können. Ich will Ihnen meinen Plan vorlegen, und Sie werden ſehen, daß er ohne Sie nicht ausgeführt werden kann. Sie wiſſen, daß der Acteur, der die erſten Liebhaberrollen bei mir ſpielt, ob er gleich eine gute Figur und angenehme Stimme hat, doch weit entfernt von der Vollkommenheit iſt, die man einem ſolchen Gegenſtande wünſchen mag. Es fehlt ihm ein gewiſſes Feuer, ein Nachdruck, der ſich durch ein ſchmachtendes und gefälliges Weſen nicht erſetzt. Dem ungeachtet habe ich nicht allein mit ihm zufrieden ſein müſſen, ſondern ich muß auch ſeine Frau und ſeinen ganzen Anhang menagiren. Kann ich ihn entbehren, ſo mögen die Übrigen auch ziehen, und ich kann Ihre ganze Truppe alsdann mehr oder weniger brauchen oder unterſtecken.

Die Frau meines erſten Liebhabers ſpielt Mütterrollen, Königinnen und dergleichen; Madame Melina würde ſie nicht ſchlimmer, vielleicht beſſer machen. Sein Bruder würde durch den ſogenannten Laertes erſetzt, der wenigſtens Hoffnung gibt, noch um vieles beſſer zu werden. Zugleich geht ein Frauenzimmer ab, an deren Stelle unſre Philine treten kann, einige andere ſchicke ich ohnedieß fort, bei deren Rollen es gleichgültig iſt, ob ſie ein wenig beſſer oder ſchlimmer geſpielt werden; der Pedante und alle ſollten ihr

Sophie.
Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu Dir.
Alceſt.
Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.
Sophie.
Ein ſympathetiſch Herz wie Deines fand ich nie.
Söller.
Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortreflich!
Sophie.
Mußt' ich nur Dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von Dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.
Alceſt.
Ich kenn's!
Söller.
Ja, ja, ich auch!
Sophie.
So liebenswerth Du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Mann's! Wie können wir beſtehn?

Plätzchen finden. Melina ſoll Garderobemeiſter werden, um den Motten zu wehren.

Sehen Sie, daß ich mir jetzt nicht widerſpreche, indem ich diejenigen anzunehmen erbötig bin, gegen die ich mich ſo ernſtlich gewehrt habe. Löſchen Sie ſich aus dem Plane weg, und Sie werden finden, daß nicht mehr der geringſte Theil daran auszuführen iſt. Denken Sie meinen Vorſchlägen nach und bedenken, was Sie durch einen ſolchen Entſchluß ſich, uns, der verlaſſenen Geſellſchaft und dem Publico für einen weſentlichen Dienſt erzeigen.

Noch ein Wort, ſagte Serlo, als er die Thür in der Hand hatte; wenn Sie ſich jetzo nicht entſchließen, ſo thun Sie es vielleicht in vierzehen Tagen. Ich habe gegründete Hoffnung, daß ein Frauenzimmer meine Bühne betreten wird, die noch auf keiner erſchienen iſt, die aber im Stillen wie Sie unſere Kunſt mit Leidenſchaft geübt hat. Die ſchönſte anſehnlichſte Geſtalt, ein herrliches Organ der Stimme, eine reine beſtimmte Ausſprache, ein Betragen! genug, was man wünſchen kann. Ich ſage das nicht, daß Sie ſich in ſie verlieben ſollen, ich ſage es nur, damit Sie ſich überzeugen, daß wir Ihrer nicht ganz unwerth ſind, und gewiß, es wird noch viel beſſer werden, wenn Sie ſich erſt zu den Unſrigen rechnen.

Vierzehntes Capitel.

Es iſt die Eigenſchaft der menſchlichen Seele, daß ſie ſich dann am ſchnellſten erhebt, wenn ſie am ſtärkſten niedergedrückt wird.

Zu denen Laſten, die unſerm Freunde auflagen und ihn nach und nach gleichſam eingequetſcht hatten, geſellte ſich nun der Tod ſeines Vaters, das Schickſal der Seinigen, und preßte ſein Gemüth ſo gewaltſam zuſammen, daß er irgendwo einen Ausgang ſuchen mußte. Bedauren und Schmerz über den Verluſt des guten Alten, deſſen Exiſtenz mit der ſeinigen von den erſten Jahren her verwebt war, halb fremdes Gefühl gegen ſeine Mutter, weniges Intereſſe am Gewerbe ſeines Schwagers, ſeine eigne Fehler, ſeine Geſchichte, alles wendete und kehrte ſich auf und nieder und mehr als einmal durch einander. Endlich fühlte er die ganze Stärke ſeiner Jugend, ſchüttelte ſich und trat mit einem freien muthigen Blick vor die Gegenwart, hinter welche ſich fröhliche Bilder der Zukunft drängten.

Da ſteh' ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, nicht am Scheidewege, ſondern am Ziele und wage nicht den letzten Schritt zu thun, wage nicht es zu ergreifen.

Ja, wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, ſo iſt es dieſe. Alles geſchieht gleichſam bloß zufällig und ohne mein Zuthun, und doch alles, wie ich mir es ehemals ausgedacht, wie ich mir's vorgeſetzt. Sehr ſonderbar! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſein als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und erhält, und doch, wenn ſie ihm einſt begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles was ich mir vor jener unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, ſteht vor mir und bietet ſich mir ſelbſt an. Hieher wollte ich flüchten, und ich bin ſachte hieher geleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen ſuchen, er ſucht nun mich und macht mir Bedingungen, die ich als ein Anfänger nicht erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich an's Theater feſſelte? oder war es die Liebe der Kunſt, die mich an ſie feſter knüpfte? war jene Ausſicht, jener Ausweg nach dem Theater bloß einem unordentlichen unruhigen Menſchen willkommen, der ein Leben fortzuſetzen wünſchte, das ihm die Verhältniſſe der bürgerlichen Welt nicht geſtatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? Und wenn ſo damals deine Geſinnungen waren, welchen Anlaß haſt du gehabt, ſie zu verändern? und iſt jetzo der Schritt nicht viel mehr zu billigen, da er keine Nebenabſichten hat als ſolche, die niemand zweideutig finden kann? Er ging nun die Umſtände alle wieder durch, die ihn einluden, reizten, drangen, und er fand zuletzt, daß er dazu genöthigt ſei. Daß er ſeinen Mignon bei ſich behalten könne, daß er ſeinen Harfner nun nicht zu verſtoßen brauche, ſchienen wichtige Gründe der Entſcheidung.

Und doch, wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, wenn ſich die ganze Schwere der Überzeugung auf eine Schale gelegt hat, wirft ſich auf einmal das ganze Gegengewicht in die andere und hindert den Entſchluß. Doch auch dieſes fiel für die Sache vortheilhaft aus. Das erſtemal, daß ich das Theater betrat, ſagte er zu ſich ſelbſt, ward ich überraſcht und hingeriſſen, auch war es nur ein flüchtiger Verſuch; jetzo, da es auf's Leben dauern ſoll, habe ich Zeit und Muße, alles genug zu überdenken und zu erwägen.

Als er bei ſich dieſe Betrachtungen hin und wieder warf, öffnete ſich ſeine Thür, und es traten Aurelie, Philine und Serlo unvermuthet herein; es war ein Einfall von Philinen, welchem Serlo gerne folgte, von dem ſich Aurelie gleichſam mitziehen ließ, ob ſie ſchon die Urheberin deſſelben ohnerachtet ihrer Verſtellung durch und durch ſah und von Herzen haßte. Sie begrüßten ihn auf das freundlichſte, und Philine ſagte ſcherzend: Wir ſind gekommen, ein

Jawort zu holen. Wilhelm wollte einiges darauf verſetzen. Ein Ja, ſagte ſie, oder kein Wort, wir wollen Ihnen gern erlauben zu ſchweigen, aber wenn Sie den Mund aufthun wollen, ſo ſei es, um uns alle glücklich zu machen. — Ich habe kein Recht, ſagte Aurelie, Sie um eine ſo wichtige Gefälligkeit zu bitten, aber wenn ich es hätte, ſo würde ich es gebrauchen, um den mancherlei Gründen, die Sie entſcheiden müſſen, noch ein größeres Gewicht zu geben; alſo ein Ja, wenn es möglich iſt. — Ein Ja, ſagte Serlo, ein kleines Wort! Die Unentſchloſſenheit taugt zu nichts, es iſt der ſchlimmſte Zeitverderb! Wenn man einmal ſeinen Vorſatz gefaßt hat, gibt ſich das Übrige alles von ſelbſt.

Ein kleines Ja, ſagte Philine ſchmeichelnd. — Ja denn, verſetzte Wilhelm. Aurelia faßte ſeine noch verbundene Rechte mit einer beſcheiden-wahren Freude, Philine ergriff die Linke, und indem ſie ſich herunter neigte und zugleich ſchnell die Hand nach ihren Lippen führte, drückte ſie einen lebhaften Kuß darauf, dem er nicht wehren konnte; Serlo umarmte ihn froh und treuherzig. Er konnte ihnen nichts wiedergeben, denn er ſtand wie betäubt in ihrer Mitte und fiel ohngeachtet ihrer Gegenwart in ein ſtilles Nachſinnen. Seine Gedanken ſchweiften hin und wieder, und auf einmal erfüllte der Waldplatz wieder ſeine Einbildungskraft. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm, ſtieg ab, ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie gehen und kommen, ſie ſtand, das Kleid fiel von ihren Schultern und deckte den Verwundeten, ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzte wieder auf und verſchwand.

* * *

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Goethes
Sämtliche Werke
Jubiläums-Ausgabe
In 40 Bänden. Groß-Oktav

In Verbindung mit
Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köſter, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, Auguſt Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel
herausgegeben von Eduard von der Hellen

Preis des Bandes:
Geheftet M. 1.20. In Leinwand geb. M. 2.—
In Halbfranz gebunden M. 3.—

Die Jubiläums-Ausgabe kann ſowohl vollſtändig in 40 Bänden auf einmal als auch nach und nach in einzelnen Bänden durch alle Buchhandlungen bezogen werden. — Proſpekt gratis.

Mit dieſer Ausgabe iſt alles auf dieſem Gebiete bisher Dargebotene zweifellos übertroffen. Die Nation

Der reichhaltige, neue Kommentar, den dieſe Cotta'ſche Ausgabe bietet, macht auch für alte Freunde Goethes die einzelnen Bände zu erfreulichen neuen Geſchenken.
Kreuzzeitung

Wir glauben nicht, daß für eine ſo ſchöne Ausſtattung jemals in Deutſchland billigere Bücherpreiſe gefordert wurden.
Hamburger Fremdenblatt

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J. W. FN. 06899/243

Erwin und Elmire

ein Schauſpiel
mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflück' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir,

Frankfurt und Leipzig,
1775.

Perſonen.

Olimpia.
Elmire, ihre Tochter.
Bernardo.
Erwin.

Der Schauplatz iſt nicht in Spanien.

Olimpia tritt herein, und findet Elmiren traurig an einem Tiſche ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen, und ſucht ſie zu ermuntern.

Olimpia.

Liebes Kind, was haſt du wieder?
Welch ein Kummer drückt dich nieder?
Sieh! wie iſt der Tag ſo ſchön;
Komm, laß uns in Garten gehn.
War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!
Sieh! die Blumen blühen all,
Hör! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt du? ich bitte dich, was haſt du? klage, ſo lange du willſt, nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man giebt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olimpia. Wenns Humor wäre, wollt' ich kein Wort ſagen. Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß du einen Morgen nichts reden magſt, oder bey Tiſche das Maul hängſt, ſag' ich da was druber? Hat man iemals eine ſchönere Haushaltung geſehn, als unſre, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors iſt? Mein Liebchen, du ſollſt nicht lachen, wenn dirs weinerlich iſt: aber ich wollte, daß dirs nicht weinerlich wäre. Was iſt dir, was fehlt dir? ſags! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olimp. Da ſey Gott vor, daß du ſo ohne Urſache den Kopf hängſt. Nein, das iſt nichts. Und doch begreif' ich nicht — daß ein Madel den Kopf hängt, die auf Erlöſung paßt, wenn die nicht kom-

Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller gerührt auf ſeine Art.

Nein doch, die arme Frau iſt wahrlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben;
Was hab' ich nicht geredt, was hab' ich nachgegeben!
Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke,
Was er für Klugheit hält, ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt.

Söller.

Ich ſeh, ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

kommen will, das iſt naturlich! daß eine verdrießlich iſt, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fangt, ſehr naturlich. — Iſt denn das dein Fall? Du, die du ſechſe haben kannſt fur einen, die du eine Mutter haſt, die ſagt: nimm, welchen du wilt von den ſechſen, und wenn dir ein ſiebenter etwa in die Augen ſticht, dir etwa am Herzen liegt; ſag mir ihn, nenn mir ihn! Wir wollen ſehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Trähnen in den Augen! biſt du krank, willſt mirs nicht ſagen?

Elmire. Ich bin ia luſtig.

(Sie lächelt, und wiſcht ſich die Augen).

Olimpia. Das iſt eine aparte Art von Luſtbarkeit. Unterdeß ich wills ſo annehmen. (treffend) Ich weiß wohl, wo dirs ſtickt!

Elmire. (lebhaft) Liebe Mama!

Olimpia (nach einer Pauſe) An all dem Mißvergnügen, der ublen Laune unſrer Kinder ſind wir ſelber Schuld, iſt die neumodiſche Erziehung Schuld. Ich fühls ſchon lang!

Elmire. Liebe Mama, daß ſie doch nie die Sorge gereuen möchte, die ſie auf mich verwendet haben.

Olimpia. Nicht das, meine Tochter. Ich ſagts deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus dir gemacht haben, du wurdeſt's und biſt nicht glücklicher.

Elmire. Sie ſchienen doch ſonſt mit mir zufrieden zu ſeyn.

Olimpia. Und bin's noch, und hätte gar nichts zu klagen, wenn du nur mit dir ſelbſt zufrieden wärſt. Wie ich iung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor: ſie lobten thöricht das Vergangene, und verachteten das Gegenwärtige, weil ſie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr. Wie ich iung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, ſo wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man iezt

die

die Kinder gewöhnt. Man ließ uns leſen lernen und ſchreiben, und übrigens hatten wir alle Freyheit und Freuden der erſten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unſre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild ſeyn, und die Mutter fürchtete nicht für unſern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verſchmutzen, keine Bänder zu verderben; unſre leinene Kleidchen waren bald gewaſchen. Keine hagre Deutſch-Franzöſinn zog hinter uns her, ließ ihren böſen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir ſollten ſo ſteif, ſo eitel, ſo albern thun, wie ſie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben ſehn. Nicht anders ſiehts aus, als wenn ein Kerl in der Meſſe ſeine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitſche vor ſich her in Ordnung und auf zwey Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen geſeegnet, wenn die Natur wiederkehrt, und ſie Luſt kriegen, einmal à leur aiſe auf allen vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich ſagen Mama, daß ſie ungerecht ſind, ein wenig übertreiben, und die gute Seite nicht ſehen wollen. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung! die doch noch lang nicht allgemein iſt.

Olimpia. Deſto beßer! Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu ſeyn. So war unſere Jugend. Wir ſpielten, ſprangen, lärmten, und waren ſchon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballſpiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Aſſemblee, von Kartenſpiel, und Geld zu wiſſen. Wir lieſen in unſern Hauskleidern zuſammen, und ſpielten um Nüſſe und Stecknadeln, und waren herrlich dabey; und eh man ſich's verſah, paff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer, und iſt auch luſtig.

Olimpia. Aber wie? Da führen ſie ihre Kinder zuſammen. Sie ſitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren

Kaffee

Kaffee aus der Hand, wie die Damen, ſtatt daß man ſie ſonſt um einen Tiſch ſezte und es ihnen bequem machte; ſo müßen ſie anſtändig ſeyn, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen: und ſind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil ſie gleich von Anfang ihres Lebens nicht ſeyn dürfen, was ſie ſind.

Elmire. Unterdeßen, unſre Lebensart verlangts doch iezt. Wenn wir erzogen würden, wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Geſellſchaft ſpielen.

Olimpia. Was für eine Figur, Mädgen? die Figur, die eure Mütter geſpielt haben, und deren ihr euch nicht zu ſchämen haben würdet. Glaubſt du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtſchaffne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu ſeyn. Dein Vater hat weder Schande an mir in der großen Welt erlebt, noch hatte er ſich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich ſage dir, die Kinderſchuhe treten ſich von ſelbſt aus, wenn ſie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menſchenverſtand hat, kann ſie ſich in alles fügen. Gewiß! die beſten, die ich unter unſerm Geſchlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigſten gewendet hatte.

Elmire. Unſre Kenntniße, unſre Talente!

Olimpia. Das iſt eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerey nichts; wir tappelten unſer Liedchen, unſern Menuet auf dem Klavier, und ſangen und tanzten dazu, jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bey ihren Inſtrumenten, ſie werden auf die Geſchwindigkeit dreſſirt, und müſſen, ſtatt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das ſie ängſtigt und nicht unterhält; und wozu? Um ſich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? — Vor

Leuten,

Leuten, die's nicht verſtehen, oder plaudern, oder nur herzlich paßen, bis ihr fertig ſeyd, um ſich auch zu produziren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatſcht zu werden.

Elmire. Das iſt nie meine Art geweſen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die ſich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von ieher das Glück meines Lebens.

Olimpia Und machen iezt dein Elend. Was ſind alle die edelſten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo ſie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten ſcheint! giebt das nicht Anlage zum tiefſten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olimpia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünſchen? Jugendliche Freuden

zu

zu haben? die erlaub' ich dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich laße dirs an nichts fehlen. Zu gefallen? Mi[illegible] dauchte, du gefielſt. Freyer zu haben? daran fehlt dirs nicht. Einen gefälligen rechtſchaffnen wohlhabenden Mann zu bekommen? du darfſt nur wählen! Und hernach iſt es deine Sache, eine brave Frau zu ſeyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und deiner Haushaltung vorzuſtehen; und das giebt ſich dunkt mich alles von ſelbſt. Alſo Summa Summarum (Sie klopft ihr auf die Backen) biſt du ein Narrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire. (in Bewegung) Ich möchte!

Olimpia Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, du giengſt ietzo ins Kloſter, wenn man dir die Freyheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olimpia. Liebes Kind, ich verſichre dich, es würde dir dort nicht beßer werden, als dirs hier iſt. Ein Bißchen ſchwer iſts, ſich mit ſich ſelbſt ver-

vertragen, und doch im Grund das einzige, woraufs ankame. Jezt da der junge Erwin; der hatte auch ſolche Knopfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er ſeiner Mutter macht. Ich begreifs nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war ſonſt auch ein Menſch nicht zur Ausſchweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt iſts, die ihn in's Elend ſturzt.

Elmire. (bewegt) Glauben ſie Mama!

Olimpia. Was iſt natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in Noth kommen, er wird kummerlich ſein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olimpia. Ich verſichre dich, wenn dadrauſſen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hätten uns in die Städte nicht eingeſperrt.

Elmire.

Elmire. (Verlegen) Erwin!

Olimpia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonſt ſo ſtill, ſo ſanft! Wie beliebt war er bey Hofe! Seine Geſchicklichkeit, ſein Fleiß erſetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er iſt von gutem Hauſe, ihm würd' es an Verſorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieſer Entſchließung gebracht hat — Höre Liebchen! Wenn du nicht in Garten willſt, ſo geh ich allein.

Elmire. Erlauben ſie Mama —

Olimpia. Ich will dich nicht irren. Komm nach, wenn du willt.

(ab)

Elmire allein.

Liebſte, beſte Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und ſind für ihre dringendſten Empfindungen taub; und dieſe Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innerſten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertrau' ich ihr nicht ſchon lang meine

Liebe

Söller.
Nur heraus!
Sophie.
Daß mich Alceſt noch liebet.
Alceſt.
Er liebt, er klagt, wie Du.
Sophie.
Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigſtens, von Dir beklagt zu ſeyn.
Alceſt, bey dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich Dich, behalte mir Dein Herz beſtändig!
Söller.
Höre,
Wie ſchön ſie thut!
Sophie.
Dieß Herz, das nur für Dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt als mir von Deiner Hand.
Ich kenne für dein Herz kein Mittel.
Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.
Söller.
Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!
Sophie.
Mein Freund!
Söller.
Nein, nun wird's matt.

Liebe und nicht meine Quaal? Warum nicht eh? Armer Erwin! Sie wiſſen nicht, was ihn quälte, ſie kannten ſein Herz nicht! — Weh dir Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachteſt! Wie rein, wie zartlich war ſeine Liebe! War er nicht der edelſte von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltſinn mit anſcheinender Verachtung begegnen, bis ſein Herz brach, bis er, in dem Ueberfall des heftigſten Schmerzens, ſeine Mutter, ſeine Freunde, und ach! Vielleicht die Welt verließ —— Schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;

Kein Gott erhöret meine Noth.

Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,

O Liebe! gieb mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!

Die Wangen! Welches friſche Blut!

Und

Und ach! in ſeinen naßen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesgluth.
Erwin, o ſchau, du wirſt gerochen,
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen.
O Liebe! gieb mir den Tod.

Bernardo kommt.

Gnädiges Fräulein, wie ſtehts? Ums Himmelswillen, welche Miene! Verſprachen ſie mir nicht, ſich zu beruhigen?

Elmire. Habt ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein,

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühls euch an, das iſt wieder das unerträgliche Alletagsgeſicht, das ihr macht.

Bernardo. Sonſt war ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich, ſie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch alles, was man nicht hat. Und einem jungen wühlenden Herzen, wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenſchein über euern Augenbraunen ſeyn!

Bernardo. Iſts denn nichts?

Elmire. Stille nur, du ergrimmſt mich. Wenn man euch kennen lernt, und ſo ſieht, daß all eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt, und daß ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſeht, weil euch das mangelt, was wir doch haben —

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin?

(Bernardo ſchweigt.)

Elmire. Er iſt verlohren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlaßen ſie der Zeit dieſen Schmerz zu lindern. Glauben ſie mir, alle Empfindungen werden nach und nach ſchwächer, und wie eine Wunde verwächſt, ſchwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abſcheulich! abſcheulich!

Bernardo. Was hab' ich verbrochen, daß ſie auf mich zürnen? Weil ich ihnen Muth zuſpreche, ſind ſie aufgebracht? Nehm' ich nicht am wärmſten Antheil an Erwinens Schickſal, liebt' ich den Knaben nicht, wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle ſterblich ſind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Ver-

Verweine nicht die ſchönſten Zeiten;
Ich wett', ich freye dir den zweiten,
Jung, ſchön, und reich; keine Gefahr!
Wie manche truge kein Bedenken,
Dem andern Herz und Hand zu ſchenken,
So würdig auch der erſte war!

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth,
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Elmire. Ich erkenne dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen, wie ein Schleyer. So hab' ich dich noch nie geſehen. Oder biſt du betrunken? ſo geh', und laß deinen Rauſch bey einem Kammermädchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du ſiehſt, ich möchte dich vertheidigen. Biſt du nicht der Mann, der in meiner erſten Jugend mir das Herz zu beſſern Empfindungen öfnete, der nicht nur mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, ſondern auch mein Freund und Vertrauter war. Du kommſt, meines Schmerzens zu ſpotten, ohngefähr, wie ein reicher wollüſtiger Eſel ſeine Gemeinſprüche bey ſo einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich ſie verderben? Soll ich ihnen mit leerer Hofnung ſchmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewiſſen, wenn ich ſie auf alle Weiſe zu bewegen ſuche, ſich dem Schickſal zu ergeben?

Elmire. Wenn ihr nur begreifen könntet, daß das gar nicht angeht. Schmerzenvolle Erinnerung, du biſt das Labſal meiner Seele. Wäre er nicht ſo ſittſam, ſo gut, ſo demüthig geweſen, ich hätte ihn nicht ſo geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hätte merken müßen, daß ich mich oft nach ihm umſah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht ſeine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht ſeine Früchte — doch immer fällts über mich, unerwartet fällts über mich in dem Augenblick, da ich mich ſehnlichſt entſchuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das ſo fort geht, will ich mich empfehlen. Das iſt nicht auszuſtehen, wie ſie ſich ſelbſt quälen!

Elmire. Und ihn, ich hab' ihn nicht gequält? Habe nicht durch eitle leichtſinnige Launen ihm den tiefſten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwey Pfirſchen brachte, auf die er ſo lang ein wachſames Auge gehabt hatte, die ein ſelbſt gepfropftes Bäumchen zum erſtenmahle trug. Er brachte mir ſie, mir klopfte das Herz, ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtſinn genug, nicht Leichtſinn, Bosheit! auch das drückts nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präſentirte ſie an die gegenwärtige Geſellſchaft. Ich ſah ihn zurückweichen, erblaßen, ich hatte ſein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte ſo ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl in ſo einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerſt du mich daran! Schwebt mirs nicht immer vor Seel und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und iedesmahl da ichs ende, iſt mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingeſogen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekandt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Da kam eine iunge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,

Daher!

Daher! Daher!
Die Wieſe her und ſang.

Ach denkt, das Veilchen wär ich nur,
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach! nur ein kleines Weilchen.
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt,
Ach nur! Ach nur!
Ein Viertelſtündchen lang.

Ach aber, ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und ſank und ſtarb und freut ſich noch,
Und ſterb ich denn, ſo ſterb ich doch
Durch ſie! durch ſie
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und ſchön, nur ſeh ich kein End' in der Sache. Daß ſie, mein Fräulein, ein zärtliches liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß ſie es unter dieſer gleichgültigen manchmal ſpottenden Auſſenſeite verbergen können, das iſt ihr Glück; denn dieß hat ſie doch von manchem Windbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch ſcheinende gute Eigenſchaften einigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden iſt, haben ſie ſich nicht zuzuſchreiben.

Elmire. Ich weiß, daß du Unrecht haſt, und kann dir doch nicht widerſprechen; heißt man das nicht einen Sophiſten, Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleyen wirſt du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn ſie von mir nicht abſolvirt ſeyn wollen, ſo nehmen ſie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem ſie mehr Vertrauen haben.

Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!

Sophie.

Grauſamer, laß mich los.

Göller.

Verflucht, wie ſie ſich ziert!
„Grauſamer! laß mich los!" das iſt kapitulirt.
„Pfui, ſchämen Sie Sich doch!" die abgedroſchne Leyer,
Wenn's nun Berg unter geht — Ich gäbe keinen Dreyer
Für ihre Tugend!

Sophie ſich losmachend.

Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und Du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich Dich liebe
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.

Elmire. Spotteſt du? Ich ſage dir Alter, daß in ſolcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen iſt, als den uns der Himmel durch ſeine heiligen Diener gewährt. Gebet, thränenvolles Gebet, das mich auf meine Knie wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, iſt das einzige Labſal meines gequälten Herzens, der einzige troſtvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes edelſtes Mädchen, mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt ſich ſchneller, wenn ich ſie ſehe, wenn ich ihre Stimme höre. Ich bitte ſie, verkennen ſie mich nicht. Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an ſie. Jede gute Stunde wünſcht ich mit ihnen zu theilen. Ach! ehegeſtern, wie hab' ich an ſie gedacht, wie hab' ich ſie zu mir gewünſcht!

Elmire. Iſt ihnen auf ihrer Spazierreiſe eine trefliche Gegend aufgeſtoßen? Haben ſie ein Schauſpiel reizender Unſchuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?

Bernardo. O meine beſte! wie ſoll ich's innen ausdrucken, wie ſoll ich's ihnen erzahlen! Ich ritt früh von meinem Freunde dem Pfarrer weg, um zeitig in der Stadt zu ſeyn. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das ſchöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunter wallte; ich ritt über die Furth, und ſollte nun queer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinab ſah, gar zu ſchön! gar zu ſchön das Thal hin; ich denke: du haſt Zeit, findeſt dich unten ſchon wieder, und ſo weiter — ritt ich am Fluß ganz gelaſſen hinunter.

Elmire. Du wünſchteſt mich gewiß zu dir; ſo ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören ſie, mein Fräulein! ja, ich dachte an ſie, an ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schickſal, das die beſten Herzen zu ſolcher Noth geſchaffen hat. Ritte dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken, und fand,

daß

daß ich meine Direction verlohren hatte. Ich zerſtudirte mich nach der Sonne, ſtieg ab, führte mein Pferd durch unwegſames Gebüſch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerſtolperte mich, und ſtund, eh ich michs verſah, wieder mit der Naſe vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinabläuft. Es wurde felſiger, ſteiler; ich konnte weder auf, noch ab; weder hinter mich, noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten ſie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüſche mit freundlicher trauriger Stimme einen Geſang ſchallen hörte! Es war ein ſtilles andächtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich ſchleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erſcheint mir ein Mann, voll Würde, edlen Anſehens, mit langem weißem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben ſeine Geſichtszüge in unzählige bedeutende Falten geprägt.

Elmire. Wie wurd's ihnen bey dem Anblick?

Bernardo. Wohl! ſehr wohl! ich glaubte an Engel und Geiſter mehr, als iemals, in dieſem Augenblick. Als er den Verirrten ſah, bat er mich, in ſeine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erhohlung, und er verſprach mir, die Pfade durchs Gebüſch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen ſollten, und ſo folgt ich ihm. O meine Beſte, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantiſchen Gegenden geträumt haben, hält dieſes Plätzchen in einem. Zwiſchen Felſen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein ſanftſteigender Wald, tiefer hinab eine Wieſe, und ſein Gärtchen, das alles überſchaut, und ſeine Hütte, die Reinlichkeit, die Armuth, ſeine Zufriedenheit! — Was beſchreib ich! Was red ich! Sie ſollen ihn ſehn.

Elmire. Wenns möglich wäre.

Bernardo. Sie ſollen! Sie müßen! Nie wird aus meinem Herzen der Ein-

druck

druck verloſchen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus ſeinem Munde floſſen. Sie ſollen ihn ſelbſt hören, ſie ſollen entzückt werden; und beruhigt in ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja Bernardo. Aber allein mit dir will ich hin! Will hin! die Würklichkeit des Traums, der Hofnung zu ſehen, die ich mir in einſamen Stunden mache, ſo entfernt der Welt in mich ſelbſt gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Buſen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzuſaugen.

Ich muß, ich muß ihn ſehen
Den Göttergleichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann!

Elmire.

Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet deine Wunde,
Beſeeliget dein Herz.

(Elmire ab.)

Bernardo allein.

Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein paar gute junge Leute zuſammen zu bringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind! weine nur! es ſoll dir wohl werden. — Hab ich ihn doch wieder! und die Mutter iſts zufrieden, wenn ich ihm ein Amt ſchaffe; und das giebt der Miniſter gern, wenn ich ihm nur Erwinen wieder ſchaffe. Sie mag ihm dann noch eine hübſche Ausſteuer dazugeben. Die Sache iſt richtig. Schön! treflich ſchön! wenns auch ſo ein paar Geſchöpfchen drum zu thun iſt,

iſt, ſich zu haben, ſoll man nicht alles dazu beytragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe ſehe, iſt mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zween Liebende zu ſehn!
Das liebſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn,
Nach einander ſehn,
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein daurend Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild ihr Götter!
Ihr Götter, euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

(Erwin im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehen, an dem die Blumen ſchon abfallen.)

Erwin.

Ihr verblühet ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk ich traurend,
Als ich Engel an dir hieng;

Auf das erſte Knöspchen laurend,
Früh zu meinem Garten gieng,
Alle Blühten, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hofnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht.
Blühtet, ach! dem Hofnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Was hab' ich gethan! Welchen Entſchluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr ſehn! Abgerißen von ihr! Und fühlſt du nicht Armſeeliger, daß der beſte Theil deines Lebens zurückgeblieben iſt, und das übrige nach und nach traurig abſterben wird! O mein Herz! Wohin! Wo treibſt du mich hin! Wo willſt du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeſchloßen biſt, der ſie umgiebt? Täuſche mich Phantaſie! wohlthätige Zauberin täuſche mich! Ich ſehe ſie hier, ſie iſt immer gegenwärtig vor meiner Seele. Die liebliche Geſtalt ſchwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! In denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu leſen glaubte — und ſollte meine Geſtalt nicht auch ihr vorſchweben, ſollte ich, den ſie ſo oft ſah, nicht auch in zufälliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erſcheinen! — Elmire, und achteſt du nicht auf dieſen Schatten? Hältſt du ihn nicht freundlich einen Augenblick feſt? Fragſt du nicht: was haſt du angefangen? Erwin? wo biſt du hin Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. — Vergebens! Vergebens! In den Zerſtreuungen ihrer bunten Welt vergißt ſie den abgeſchiednen, und mich umgiebt die ewig einfache, die ewig neue Quaal, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechſelnde Hofnung und Verzweiflung beſtürmen meine raſtloſe Seele.

Inneres

Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit
Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl, und glaube nur, daß ich die Deine ſey.

Söller.

Das Ungewitter zieht mir nah' am Kopf vorbey.

Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie beyde in der Ferne zuſammen ſtehn.

Söller.

Für dießmal nimm vorlieb! hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luft, nur friſch mit dir von hinnen!

Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthür ab.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen;
Immer verlangen,
Nimmer erlangen;
Fliehen und ſtreben,
Sterben und leben,
Hölliſche Quaal
Endig' einmal.

Bernardo kommt

Erwin!

Erwin. Bernardo! grauſamer Bernardo! verſchonſt du mich nicht mit deiner Gegenwart! iſt es nicht genug, daß du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann; mußt du mir ſo oft wieder erſcheinen, iedes verklungene, iedes halb eingeſchlafene Gefühl auf das menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt du? Was haſt du mit mir? Laß mich, ich bitte dich!

Bernardo. Immer noch in deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloßen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich heraus gerettet habe. Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß um's Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.
Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdennoth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchaft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich dich nicht ſo lieb hatte —

Erwin. Haſt du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß du zu Grunde gehſt!

Erwin. Nur nicht, daß ich dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen, ich kehre nicht zurück!

Bernardo Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir. Du weißt, wie mein Herz in ſich kämpft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach! warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt dein Herz nicht, es wird dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernardo. Denn glaub mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach ſo einem Herzen.

Sie ſcheinen zu ſpielen,
Voll Leichtſinn und Trug;
Doch glaub mir! ſie fühlen:
Doch glaub, ſie ſind klug.

Ein feuriges Weſen!
Ein trauriger Blick!
Sie ahnden, ſie leſen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit iſt's, die ſie etwa höchſtens einigen Antheil an uns nehmen läßt. Uns an ihrem Triumpowagen auf und ab zu ſchleppen! — Wenn ſie Langeweile haben, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, da ſehnen ſie ſich freylich nach etwas; und dann iſt ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommnes Geſchöpf. Den ſtrauchlen und halten ſie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken, und von ſich zu ſtoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gepelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenſtand in die Sinnen fallen, auf und davon ſind ſie, und vergeßen alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch ſo nah am Herzen läge.

Bernardo. Wohl geſprochen.

Erwin. Unterhalten, amuſirt wollen ſie ſeyn, das iſt alles. Sie ſchätzen dir einen Menſchen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen ſpielt, ſo hoch, als den, der Leib und Leben für ſie hingiebt.

Bernardo. Wichtiger Menſch! Was haſt du denn noch für ein Mädchen gethan, daß du dich über ſie beklagen darfſt. Nimm ein liebenswürdig Weib, verſorge ſie, und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr; und ich verſichre dich, ſie wird dankbar ſeyn, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie ſind kalt, ſie ſind flatterhaft.

Bernardo. Iſts nicht ſchlimm für eine, wenn ſie warm, wenn ſie beſtändig iſt; wenn ſie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bey ihr ſucht, eine daurende Verbindung hoft, dem lügenhaften Schein traut, und ſich einbildet, eine Ausſicht von ganzem Glück ihres Lebens vor ſich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte ſie für ewig! Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hoft' ich durch meinen Fleiß ſie ſo anſtändig zu verſorgen, als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hatte ich gethan, um ſie zu beſitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern giengſt du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenſchaft erſticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,

Und Götter ſo verachtet ſeyn!

Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freylich nicht, was man ſonſt zu ſagen pflegt: daß Verliebte ſo ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hörnern, um zu ſpühren, ob man ihnen wohl will, oder nicht.

Erwin. Wem auch das ſein Herz nicht ſagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Eſel, ſonſt kämſt du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht ſagen: leb wohl! denn ich bin zu Hauſe.

Bernardo. Alſo wenn ich mich zu Gnaden empföhle —

Erwin. Bernardo —

Bernardo. Nähmſt du's nicht übel.

Erwin. Menſch ohne Gefühl! der du dies Heiligthum meines Schmerzens mit kalten Sophismen und Spott entweihſt; hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherſchwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Weſens ein Ende machen — zog' er nicht den Kopf aus dem ſchwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn einer ihn zupfte, und rief: ſie liebt dich?

Erwin. Es iſt falſch!

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu ſeyn,

Iſt das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht ſichs zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter ſo verachtet ſeyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Erwin?

Erwin. Bernardo?

Bernardo. Sieh mich an?

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! ſieh mich ſtarr an, und gut, und feſt! Erwin! — Erkennſt du deinen Bernardo?

Erwin.

Fünfter Auftritt.

Alceſt zurückkommend.

Was willſt du nun mein Herz? — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldne Stunden
Des erſten Liebeglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt noch nicht hier herausgeſpült.
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt dir ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur was dich hieher getrieben,
Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an lieben,
Und die Freygeiſterey, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan, den du gemacht —

Erwin. Was willſt du mit mir?

Bernardo. Sey ruhig und ſieh mich an! — Bin ich Bernardo, der dein ganzes Zutrauen, dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der dich nie betrog, nie deiner Empfindung ſpottete, ſie nie täuſchte, — willſt du mir glauben?

Erwin. Wer widerſtünde dieſer Stimme, dieſem Ausdruck des edelſten Herzens! Rede Bernardo! rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt dich.

Erwin. (In äuſſerſter Bewegung ſich wegwendend.) Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt dich!

Erwin.

Erwin. (Ihm um den Hals fallend) Ich bitte dich, laß mich ſterben!

(Nach einer Pauſe hört man von weiten Elmiren ſingen, Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — das iſt ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen lauft! Rede! Rede! — Sie iſts!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? Wohin?

Bernardo. Geſchwind in die Hütte. Du ſollſt mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen ſehen, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Scene an einen Baum geworfen) Hier hab ich deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann. Erhole dich, du biſt auſſer dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.

Elmire. (Kommt ſingend das Thal her)

Mit vollen Athemzügen
Saug ich Natur aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt
Wie bebt
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde,
Flohene Freuden
Ach! ſäuſeln im Winde,
Faßen die bebende
Strebende
Bruſt.

Himmliſche Zeiten!
Ach! wie ſo geſchwinde!
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt!

Du lachſt mir liebes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt mich wiederum einmal
Mit aller ſußen Frühlingswonne.
Weh mir! Ach! ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen.
Verbirg dich Sonne meiner Pein,
Verwildre dich Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Durr ab in's Thal.

Auf

Auf ſteiler Höhe
Am nackten Felſen
Lieg' ich, und flehe
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen
Geſtöber und Regen,
Fühl ich und flieh ich
Und ſuche die Quaal.

Bernardo. Ach! ſind ſie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich ſchlenderte ſo das Thal herauf, wie du es haben wollteſt.

Bernardo. Was haben ſie? Wie iſt ihnen?

Elmire. (Sich erholend) Gut, recht gut. — Wie im Paradieſe! — und die Hütte — ſie iſts! kann ich ihn ſehen! — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen ſoll.

Bernardo Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen — aber was übel iſt: er gab mir durch Zeichen zu verſtehen, daß er ein Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indeßen treten ſie keklich zu ihm, eröfnen ſie ihm ihr Herz. Er wird ihre Leiden fühlen, und ſein Schweigen ſelbſt wird ihnen Troſt ſeyn, ſeine Gegenwart. Vielleicht giebt er ihnen ſchriftlich ein tröſtend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder beſuchen, ſo iſt die Bekanntſchaft gemacht.

(Erwin mit langem Kleide, weißem
Bart verhüllt tritt aus der Hütte.)

Bernardo.

Bernardo. Er kommt, ich laſſe ſie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bey ſeinem Anblick!

(Erwin tritt näher; ſie grüßt ihn; er iſt in der äuſerſten Verlegenheit, die er zu verbergen ſucht)

Elmire.

Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angſt und Kummer, Reu und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die ſchuldigſte der Welt.

Ach! es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut,

Ach! ſo redlich liebt' er mich,
Ach! ſo heimlich quält er ſich —
Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren ſehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die ſchuldigſte der Welt.

Ach! ſo neid'ſcht' und quält' ich ihn,
Und ſo iſt der arme hin!
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verlohren! Er iſt todt!

Sieh

Sieh mich Heilger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen, und giebt ſie ihr. Sie will es aufmachen, er hält ſie ab, und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Elmire. Ich verſtehe dich, würdiger Sterblicher: ich ſoll weg, ſoll dich deinen heiligen Gefühlen überlaßen, ſoll dieſe Tafel in deiner Gegenwart nicht eröfnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küßen, in mich trinken?

(Erwin deutet in die Ferne)

Elmire. Wenn ich werde an iene hohe Linde gekommen ſeyn, die an dem Pfade neben dem Fluß ſteht?

(Erwin nickt)

Elmire. Leb wohl! für diesmahl wohl! du fühlſt, daß mein Herz bey dir zurückbleibt.

(ab)

(Erwin mit ausgeſtreckten Armen ſchaut ihr einige Augenblicke ſtumm nach, dann reißt er die Maſke weg, und den Mantel, und die Muſik fällt ein)

Ha ſie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Ha! ſie liebt mich!
Sie liebt mich!

Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das Nöthigſte! ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund' iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja es wird reichen.
Wär ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmahl nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.

Er macht die Schatulle auf.

Ha! rings ſo anders!
Biſt du's noch Sonne?
Biſt du's noch Hütte?
Trage die Wonne
Seeliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Bernardo hervortretend.

Ja, ſie liebt dich,
Sie liebt dich!

Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet;
Immer, ach immer
Hat ſie dich geliebet.

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach! ihre Thränen
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen,
Fließe mein Blut.
Sie liebt mich?

Bernardo.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinab geſchickt, um nicht von Full und Freude des Tods zu ſeyn. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! nur einen Augenblick in dies Geſträuch.

(Sie verbergen ſich)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder,
O Hofnung! o Glück!
Wo geh ich? Wo ſuch ich?
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter erhört mich!

O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin. Elmire,

(Er ſpringt hervor)

Elmire. Weh mir!

Erwin. (Zu ihren Füßen) Ich bin's.

Elmire. (An ſeinem Hals) Du biſt's.

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken)

Bernardo.

O ſchauet hernieder,
Ihr Götter, dies Glück!

Da haſt du ihn wieder,
Da nimm ſie zurück.

Erwin.

Ich habe dich wieder,
Hier bin ich zurück!
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder,
Mir trübt ſich der Blick.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang eurer Glückſeeligkeit! dieſer Augenblick heilet alle Wunden eurer Herzen, die Welt wird wieder neu fur euch, und ihr ſchaut in eine grenzenloſe Ausſicht von liebevoller ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt ich ſie in meinen Armen! Sie iſt mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch, wird ſie in unſer Gluck willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth ſcheinen? —

Bernardo. Da ſeyd unbeſorgt vor! es iſt, war ihr ſo angelegen, als mir, euch Narrchen zuſammen zu bringen. Und wir beyde haben mit großter Sorgfalt auch ſchon euern häuslichen und politiſchen Zuſtand in Ordnung gebracht,

voran

woran ſich's meiſtentheils bey ſo idealiſchen Leutchen zu ſtoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was ſoll ich ſagen?

Bernardo. Nichts! das iſt das ſicherſte Zeichen, daß dirs wohl iſt, daß du dankbar biſt! Nun kommt! unſer Wagen hält eine Strecke das Thal droben. Ich bring' euch an das Herz eurer Mutter, welcher Jubel für die rechtſchaffne liebevolle Alte! kommt.

Erwin. Kommt!

(Sie gehen, Erwin hält auf einmahl, und kehrt ſich nach der Hütte)

Ich gehe, und ſchaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! ſage dir kein Lebewohl, du freund-

lichſte

lichſte Wirthin meines Elends — (Entzückt zu Elmiren) O Mädchen, Mädchen, was macht ihr uns nicht vergeßen!

(Gegen die Hütte)

Vergieb mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier
Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

(Zu Elmiren)

Engel des Himmels
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich dir!

(Gegen

(Gegen die Hütte)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freyer,
Du haſt mir vergeben.
All mein künftig Leben
Liebſter! weih ich dir.

Bernardo.

Zu dem heilgen Orte
Kehrt ihr einſt zurücke,
Fühlet alles Glücke
Alles Lebens hier.

Erwin.

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich dir.

Was Teufel? was iſt das? faſt die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld iſt nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bey mir. Ich hab' die Schlüſſel immer
Erſt ſeit dem Nachmittag! wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie? Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? — O der liegt an einem ſichern Ort;
Er ſchläft. — Der gute Kerl, er iſt gewiß nicht ſchuldig!
Allein wer ſonſt? — Bey Gott! Es macht mich ungeduldig.

Propyläen.

Eine periodiſche Schrifft

herausgegeben von Goethe.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

Tübingen, 1798.
In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunſt ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben, bald in das innerſte Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er ſich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine ſolche Betrachtung hat unſern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwiſchen dem Innern und Aeuſſern, zwiſchen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle ſeyn, auf der wir uns mit unſern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch beſonders, bey dem Worte Propyläen ſich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſiſchen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, ſo iſt auch dies nicht gegen unſere Abſicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein ſolches Werk der Kunſt und Pracht hier ſelbſt aufzuführen. Unter dem Nahmen des Orts verſtehe man das, was daſelbſt allenfalls hätte geſchehen können, man erwarte Geſpräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes geweſen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künſtler angelockt, ſich in ihren beſten Stunden in jene Gegenden zu verſetzen? unter einem Volke, wenigſtens in der Einbildungskraft, zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünſchen, und nie erreichen, natürlich war, bey dem in einer Folge von Zeit und Leben ſich eine Bildung in ſchöner und ſtätiger Reihe entwickelt, die bey uns, nur als Stückwerk vorübergehend, erſcheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunſtbildung? und, in gewiſſen Fächern, welche mehr als die Deutſche?

So viel zur Entſchuldigung des ſymboliſchen Titels, wenn ſie ja nöthig ſeyn ſollte. Er ſtehe uns zur Erinnerung, daß wir uns ſo wenig als möglich vom klaſſiſchen Boden entfernen, er erleichtere durch ſeine Kürze und Bedeutſamkeit die Nachfrage der Kunſtfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu intereſſiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen, harmoniſch verbundner Freunde, über Natur und Kunſt enthalten ſoll.

Derjenige, der zum Künſtler berufen iſt, wird auf alles um ſich her lebhaft acht geben, die Gegenſtände und ihre Theile werden ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, und, indem er practiſchen Gebrauch von ſolchen Erfahrungen macht, wird er ſich nach und nach üben, immer ſchärfer zu bemerken, er wird in ſeiner frühern Zeit alles ſo viel möglich zu eignem Gebrauch verwenden, ſpäter wird er ſich auch andern gerne mittheilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherley Umſtänden, von uns ſeit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unſern Leſern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer beſcheidet ſich nicht gern, daß reine Bemerkungen ſeltner ſind, als man glaubt? Wir vermiſchen ſo ſchnell unſere Empfindungen, unſere Meynung, unſer Urtheil mit dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zuſtande des Beobachters nicht lange verharren, ſondern bald Betrachtungen anſtellen, auf die wir kein gröſſer Gewicht legen dürfen, als in ſo fern wir uns auf die Natur und

Ausbildung unſers Geiſtes einigermaſen verlaſſen möchten.

Was uns hierinn eine ſtärkere Zuverſicht zu geben vermag, iſt die Harmonie, in der wir mit mehreren ſtehen, iſt die Erfahrung, daß wir nicht allein, ſondern gemeinſchafftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unſere Vorſtellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns ſo oft überfällt, wenn andere gerade das Gegentheil von unſerer Ueberzeugung ausſprechen, wird erſt gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wieder finden; dann fahren wir erſt mit Sicherheit fort, uns in dem Beſitze ſolcher Grundſätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf dieſe Weiſe zuſammen leben, daß ſie ſich Freunde nennen dürfen, indem ſie ein gleiches Intereſſe haben, ſich fortſchreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden ſie gewiß ſeyn, daß ſie ſich auf den vielfachſten Wegen wieder begegnen, und daß ſelbſt eine Richtung, die ſie von einander zu entfernen ſchien, ſie doch bald wieder glücklich zuſammen führen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in ſolchen Fällen das Geſpräch gewährt! allein es iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verlohren, durch welche man dazu gelangt iſt.

Ein Briefwechſel bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchafftlichen Fortſchrittes, jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt.

Kurze Aufſätze, in die man von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken, ſeine Ueberzeugungen und Wünſche niederlegt, um ſich nach einiger Zeit wieder mit ſich ſelbſt zu unterhalten, ſind auch ein ſchönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines verſäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemeßnen Zeit und die vielen Hinderniſſe bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege ſtehen.

Daß hier beſonders von einem Ideenwechſel ſolcher Freunde die Rede ſey, die ſich, im allgemeinern, zu Künſten und Wiſſenſchafften auszubilden ſtreben, verſteht ſich von ſelbſt, ob gleich ein Welt- und Geſchäfftsleben auch eines ſolchen Vortheils nicht ermangeln ſollte.

Bey Künſten und Wiſſenſchafften aber iſt nicht allein eine ſolche engere Verbindung, ſondern auch das Verhältniß zu dem Publikum eben ſo günſtig als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend allgemeines denkt oder leiſtet, gehört der Welt an, und das, was ſie von den Bemühungen der einzelnen nutzen kann, bringt ſie auch ſelbſt zur Reife. Der Wunſch nach Beyfall, welchen der Schriftſteller fühlt, iſt ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas höherem anzulocken, er glaubt den Kranz ſchon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühſamere Ausbildung jeder angebohrnen Fähigkeit nöthig iſt, um die öffentliche Gunſt feſt zu halten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente, erlangt werden kann.

So bedeutend iſt für den Schriftſteller, in einer frühern Zeit, ſein Verhältniß zum Publikum, und ſelbſt in ſpätern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch beſtimmt ſeyn mag, andere zu belehren, ſo wünſcht er doch ſich denen mitzutheilen, die er ſich gleichgeſinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerſtreut iſt, er wünſcht ſein Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen, und, in der letzten Generation, ſich wieder andere für ſeine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünſcht der Jugend die Umwege zu erſparen, auf denen er ſich ſelbſt verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienſtlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In dieſem ernſten Sinne verband ſich eine kleine Geſellſchaft, eine heitere Stimmung möge unſere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufſätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob ſie gleich von mehrern verfaßt ſind, in Hauptpuncten hoffentlich niemals mit einander in Widerſpruch ſtehen, wenn auch die Denkart der Verfaſſer nicht völlig die gleiche ſeyn ſollte. Kein Menſch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verſchiedene Charactere werden oft Einen Grundſatz, den ſie ſämmtlich anerkennen, verſchieden anwenden.

Ja, der Menſch iſt ſich, in ſeinen Anſchauungen und Urtheilen, nicht immer ſelbſt gleich, frühere Ueberzeugungen müſſen ſpätern weichen. Möge immerhin das Einzelne, was man denkt und äuſſert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf ſeinem Wege gegen ſich ſelbſt und gegen andre wahr bleibt!

So ſehr nun auch die Verfaſſer untereinander und mit einem großen Theil des Publikums in Harmonie zu ſtehen wünſchen und hoffen, ſo dürfen ſie ſich doch nicht verbergen, daß ihnen von verſchiedenen Seiten mancher Miston entgegen klingen wird. Sie haben dies um ſo mehr zu erwarten, als ſie von den herrſchenden Meinungen, in mehr als Einem Puncte, abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meiſtern oder verändern zu wollen, werden ſie ihre eigne Meinung feſt ausſprechen, und, wie es die Umſtände geben, einer Fehde ausweichen, oder ſie aufnehmen; im Ganzen aber immer auf einem Bekenntniſſe halten, und beſonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künſtlers unerläßlich ſcheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun iſt, der muß Parthey zu nehmen wiſſen, ſonſt verdient er nirgends zu wirken.

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Der Wirth

im Schlafrock, im Seſſel neben dem Tiſch, worauf ein halb abgebranntes Licht, Kaffeezeug, Pfeifen, und die Zeitungen. Nach den erſten Verſen ſteht er auf, und zieht ſich in dieſem Auftritte und dem Anfange des folgenden an.

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf
und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen
zu!
Unmöglich ſcheint es mir das Räthſel aufzulöſen:
Wenn man was böſes thut, erſchrickt man vor
dem Böſen.

Er

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen verſprechen, ſo müſſen wir zugleich anzeigen, daß es beſonders ſolche ſeyn werden, die ſich zunächſt auf bildende Kunſt, ſo wie auf Kunſt überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künſtlers beziehen.

Die vornehmſte Forderung, die an den Künſtler gemacht wird, bleibt immer die: daß er ſich an die Natur halten, ſie ſtudiren, ſie nachbilden, etwas, das ihren Erſcheinungen ähnlich iſt, hervorbringen ſolle.

Wie groß, ja wie ungeheuer dieſe Anforderung ſey, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künſtler ſelbſt erfährt es nur bey fortſchreitender Bildung. Die Natur iſt von der Kunſt durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie ſelbſt, ohne äuſſere Hülfsmittel, zu überſchreiten nicht vermag.

Alles, was wir um uns her gewahr werden, iſt nur roher Stoff, und wenn ſich das ſchon ſelten genug ereignet, daß ein Künſtler durch Inſtinkt und Geſchmack, durch Uebung und Verſuche, dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äuſſere ſchöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das

Beſte auszuwählen, und wenigſtens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; ſo iſt es, beſonders in der neuern Zeit, noch viel ſeltner, daß ein Künſtler ſowohl in die Tiefe der Gegenſtände, als in die Tiefe ſeines eignen Gemüths zu dringen vermag, um in ſeinen Werken nicht blos etwas leicht- und oberflächlich wirkendes, ſondern, wetteifernd mit der Natur, etwas geiſtiſch-organiſches hervorzubringen, und ſeinem Kunſtwerk einen ſolchen Gehalt, eine ſolche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erſcheint.

Der Menſch iſt der höchſte, ja der eigentliche Gegenſtand bildender Kunſt! Um ihn zu verſtehen, um ſich aus dem Labyrinthe ſeines Baues herauszuwickeln, iſt eine allgemeine Kenntniß der organiſchen Natur unerläßlich. Auch von den unorganiſchen Körpern, ſo wie von allgemeinen Naturwirkungen, beſonders wenn ſie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunſtgebrauch anwendbar ſind, ſollte der Künſtler ſich theoretiſch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er ſich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers, dasjenige mühſam ausſuchen ſollte, was zu ſeinem Zwecke dient; ja es iſt die Frage: ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigſte ſeyn muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfniſſe ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß ſie an das eingeſchränkte, beſondere Bedürfniß des Künſtlers denken ſollten. Deshalb iſt unſere Abſicht hier ins Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht vorausſehen, die nöthige Arbeit ſelbſt vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen eine Ueberſicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menſchliche Geſtalt kann nicht blos durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile ſondern, die Verbindungen derſelben bemerken, die Verſchiedenheiten kennen, ſich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgne, Ruhende, das Fundament der Erſcheinung ſich einprägen, wenn man dasjenige wirklich ſchauen und nachahmen will, was ſich, als ein ſchönes ungetrenntes Ganze, in lebendigen Wellen, vor unſerm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Weſens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, ſieht man erſt! denn wie derjenige, der ein kurzes Geſicht hat, einen Gegenſtand beſſer ſieht, von dem er ſich wieder entfernt, als einen, dem er ſich erſt nähert, weil ihm das geiſtige Geſicht nunmehr zu Hülfe kommt, ſo liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anſchauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeſchichte, der zugleich Zeichner iſt, die Gegenſtände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Character des Ganzen entſpringt, einſieht, und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menſchlicher Geſtalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künſtler äuſſerſt fördert, ſo iſt auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenſtände höchſt nützlich, vorausgeſetzt, daß der Künſtler fähig iſt, ſich zu Ideen zu erheben, und die nahe Verwandtſchaft entfernt ſcheinender Dinge zu faſſen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organiſche Naturen vorbereitet, ſie führt uns von Geſtalt zu Geſtalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über ſie alle, um ihre Eigenſchafften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir daſſelbe feſt, ſo finden wir erſt, daß unſere Aufmerkſamkeit, bey Beobachtung der Gegenſtände, eine beſtimmte Richtung nimmt, daß abgeſonderte Kenntniſſe durch Vergleichung leichter gewonnen, und feſt gehalten werden, und daß wir zuletzt, beym Kunſtgebrauche, nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie ſie bey Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigſtens einigermaſen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künſtler auf, auch von unorganiſchen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, ſo können wir es um ſo eher thun, als man ſich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und ſchnell unterrichtet. Der Mahler bedarf einige Kenntniß der Steine, um ſie characteriſtiſch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeiſter um ſie zu nutzen, der Steinſchneider kann eine Kenntniß der Edelſteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach ſtreben.

Haben wir nun zuletzt dem Künſtler gerathen, ſich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn beſonders intereſſiren, theils um ſich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das, was ihn betrifft, beſſer zu verſtehen; ſo wollen wir auch über dieſen bedeutenden Punct noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Mahler die Lehre des Phyſikers von den Farben nur anſtaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künſtlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine practiſche Nothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegenſätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entſteht, er bezeichnete gewiſſe Eigenſchafften derſelben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr ſind, durch welche er dieſe Phänomene den allgemeinſten Naturgeſetzen auf ſeine Weiſe näher brachte. Vielleicht beſtätigt ſich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, ſo gut als die magnetiſchen, electriſchen und andere, auf einem Wechſelverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erſcheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen, in einer entſchiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Dieſe Lehre umſtändlich und für den Künſtler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um ſo mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen ſey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Inſtinkt gethan, auszulegen, und auf Grundſätze zurück zu führen bemüht ſeyn werden.

So viel von dem, was wir zuerſt in Abſicht auf Natur, mitzutheilen hoffen, und nun das Nothwendigſte in Abſicht auf Kunſt.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art iſt, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieſelben ſogar theilweiſe, vorlegen werden, dabey aber unſer Wunſch iſt, nicht ein Ganzes zu zerſtücken, ſondern aus mannigfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zuſammen zu ſetzen; ſo wird es nöthig ſeyn, bald möglichſt, allgemein und ſummariſch dasjenige vorzulegen, worüber der Leſer nach und nach im einzelnen unſere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächſt ein Aufſatz über bildende Kunſt beſchäfftigen, worinn die bekannten Rubriken, nach unſerer Vorſtellungsart und Methode, vorgetragen werden ſollen. Dabey werden wir vorzüglich darauf bedacht ſeyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunſt vor Augen zu ſtellen, und zu zeigen: daß der Künſtler keinen derſelben zu vernachläſſigen habe, wie es leider ſo oft geſchehen iſt und geſchieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo ſich zeigt, wie die Kunſt ihre Stoffe ſich ſelbſt näher zubereite.

Indem der Künſtler irgend einen Gegenſtand der Natur ergreift, ſo gehört dieſer ſchon nicht mehr der Natur an, ja man kann ſagen: daß der Künſtler ihn in dieſem Augenblicke erſchaffe, indem er ihm das Bedeutende, Characteriſtiſche, Intereſſante, abgewinnt, oder vielmehr erſt den höhern Werth hineinlegt.

Auf dieſe Weiſe werden der menſchlichen Geſtalt die ſchönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charactere gleichſam erſt aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutſamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Beſtes gerne niederlegt, wenn ſie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und ſich ins Gleichgültige verliehrt.

Ebendaſſelbe gilt von zuſammengeſetzten Kunſtwerken, ihrem Gegenſtand und Inhalt, die Aufgabe ſey Fabel oder Geſchichte.

Wohl dem Künſtler, der ſich bey Unternehmung des Werkes nicht vergreift! der das Kunſtgemäße zu wählen, oder vielmehr daſſelbe zu beſtimmen verſteht!

Wer in den zerſtreuten Mythen, in der weitläufigen Geſchichte, um ſich eine Aufgabe zu ſuchen, ängſtlich herum irrt, mit Gelehrſamkeit bedeutend, oder allegoriſch intereſſant ſeyn will, der wird, in der Hälfte ſeiner Arbeit, oft bey unerwarteten Hinderniſſen ſtocken, oder nach Vollendung derſelben ſeinen ſchönſten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar ſpricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten dieſen Punkt ſo wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Iſt nun der Gegenſtand glüklich gefunden, oder erfunden, dann trit die Behandlung ein, die wir in die geiſtige, ſinnliche und mechaniſche eintheilen möchten.

Die geiſtige arbeitet den Gegenſtand in ſeinem innern Zuſammenhange aus, ſie findet die untergeordneten Motive, und wenn ſich bey der Wahl des Gegenſtandes überhaupt die Tiefe des künſtleriſchen Genies beurtheilen läßt; ſo kann man an der Entdeckung der Motive, ſeine Breite, ſeinen Reichthum, ſeine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich und durch einen milden Reitz unentbehrlich wird.

Die mechaniſche, zuletzt, wäre diejenige, die, durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſeyn, ihre Wirklichkeit verſchafft.

Indem wir nun auf ſolche Art dem Künſtler nützlich zu ſeyn hoffen, und lebhaft wünſchen, daß er ſich manches Rathes, mancher Vorſchläge bey ſeinen Arbeiten bedienen möge, ſo dringt ſich uns, leider, die bedenkliche Betrachtung auf: daß jedes Unternehmen, ſo wie jeder Menſch, von ſeinem

Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht
mich an;
Und doch für einen Wirth iſt es nicht wohlgethan
Zu zittern wenn's im Hauſ' rumort und geht
und kniſtert;
Denn mit Geſpenſtern ſind die Diebe noh verſchwiſtert.
Es war kein Menſch zu Hauſ', nicht Söller,
nicht Alceſt;
Der Keller konnt's nicht ſeyn, die Mägde ſchlieſſen feſt.
Doch halt! — in aller Früh', ſo zwiſchen
drey und viere
Hört' ich ein leis Geräuſch, es ging Sophiens
Thüre.
Sie war vielleicht wohl ſelbſt der Geiſt, vor
dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben ſo.
Allein was that ſie da? — Man weiß, wie's
Weiber machen,
Sie viſitiren gern und ſehn der Fremden Sachen
Und Wäſch' und Kleider gern. Hätt' ich nur
dran gedacht,
Ich hätte ſie erſchreckt und dann ſie ausgelacht.
Sie hätte mit geſucht, der Brief wär nun gefunden;
Jetzt iſt die ſchöne Zeit ſo ungebraucht verſchwunden!

Zeitalter eben ſowohl leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall iſt, und wir können bey uns ſelbſt die Frage nicht ganz ablehnen: welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles iſt einem ewigen Wechſel unterworfen, und, da gewiſſe Dinge nicht neben einander beſtehen können, verdrängen ſie einander. So geht es mit Kenntniſſen, mit Anleitungen zu gewiſſen Uebungen, mit Vorſtellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menſchen bleiben ziemlich immer dieſelben, man will jetzt noch ein guter Künſtler und Dichter ſeyn, oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, ſind nicht jedem klar, und warum ſollte man leugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen groſſen Vorſatz ſpielend ausführen könnte.

Natürlicherweiſe hat das Publikum auf die Kunſt groſſen Einfluß, indem es für ſeinen Beyfall, für ſein Geld, ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genieſſen ſey, und meiſtens wird ſich der Künſtler gern darnach bequemen, denn er iſt ja auch ein Theil des Publikums, auch er iſt, in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe, er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glüklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter, von ihren Künſtlern entzückt, ſo wie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne daß beyde nur den mindeſten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſeyn.

Anſtatt uns hierüber ins allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die ſich beſonders auf bildende Kunſt bezieht.

Dem deutſchen Künſtler, ſo wie überhaupt jedem neuen und nordiſchen, iſt es ſchwer, ja beynahe unmöglich, von dem Formloſen zur Geſtalt über zu gehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, ſich dabey zu erhalten.

Jeder Künſtler, der eine Zeitlang in Italien gelebt hat, frage ſich: ob nicht die Gegenwart der beſten Werke alter und neuer Kunſt in ihm das unabläſſige Streben erregt haben, die menſchliche Geſtalt, in ihren Proportionen, Formen, Characteren zu ſtudiren und nachzubilden, ſich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um ſich jenen Kunſtwerken, die ganz auf ſich ſelbſt ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ſinnliche Anſchauen befriedigt, den Geiſt in ſeine höchſten Regionen erhebt? er geſtehe aber auch, daß er nach ſeiner Zurückkunft, nach und nach, von jenem Streben herunter ſinken müſſe, weil er wenig Perſonen findet, die das Gebildete eigentlich ſehen, genießen, und denken wollen, ſondern meiſt nur ſolche, die ein Werk obenhin anſehen, dabey etwas beliebiges denken, und, nach ihrer Art, etwas dabey empfinden und genießen wollen.

Das ſchlechteſte Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft ſprechen, indem es ſie in Bewegung ſetzt, los und frey macht, und ſich ſelbſt überläßt; das beſte Kunſtwerk ſpricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freylich verſtehen muß; es feſſelt die Gefühle, und die Einbildungskraft, es nimmt uns unſre Willkühr, wir können mit dem Vollkommenen nicht ſchalten und walten, wie wir wollen, wir ſind genöthigt, uns ihm hinzugeben, um uns ſelbſt von ihm, erhöht und verbeſſert, wieder zu erhalten.

Daß dieſes keine Träume ſind, werden wir nach und nach im einzelnen ſo deutlich als möglich zu zeigen ſuchen, beſonders werden wir auf einen Widerſpruch aufmerkſam machen, in welchen ſich die Neuern ſo oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, ſie geſtehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen ſich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beſtändig ausübten.

Indem wir nun von dieſem wichtigen Punkte ausgehen, und oft wieder auf denſelben zurückkehren werden, ſo finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen iſt.

Eines der vorzüglichſten Kennzeichen des Verfalles der Kunſt iſt die Vermiſchung der verſchiedenen Arten derſelben.

Die Künſte ſelbſt, ſo wie ihre Arten, ſind unter einander verwandt, ſie haben eine gewiſſe Neigung, ſich zu vereinigen, ja ſich in einander zu verliehren; aber eben darinn beſteht die Pflicht, das

Verdienſt, die Würde des ächten Künſtlers, daß er das Kunſtfach, in welchem er arbeitet, von andern abzuſondern, jede Kunſt und Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen, und ſie aufs möglichſte zu iſoliren wiſſe.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunſt zur Mahlerey, alle Poeſie zum Drama ſtrebe, und es kann uns dieſe Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte geſetzgebende Künſtler ſtrebt nach Kunſtwahrheit, der Geſetzloſe, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit, durch jenen wird die Kunſt zum höchſten Gipfel, durch dieſen auf ihre niedrigſte Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunſt, eben ſo verhält es ſich auch mit den Arten derſelben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden, als der Mahler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halb erhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flach erhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöſte, zuletzt Gebäude und Landſchaften anbrachte, und ſo halb Mahlerey, halb Puppenſpiel darſtellte, gieng man immer abwärts in der wahren Kunſt, und leider! haben treffliche Künſtler der neuern Zeit ihren Weg auf dieſe Weiſe genommen.

Wenn wir nun künftig ſolche Maximen, die wir für die rechten halten, ausſprechen werden, wünſchten wir, daß ſie, wie ſie aus den Kunſtwerken gezogen ſind, von dem Künſtler practiſch geprüft werden. Wie ſelten kann man mit dem andern über einen Grundſatz theoretiſch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar ſey, iſt viel geſchwinder entſchieden. Wie oft ſieht man Künſtler bey der Wahl ihrer Gegenſtände, bey der für ihre Kunſt paſſenden Zuſammenſetzung im Allgemeinen, bey der Anordnung im Beſondern, ſo wie den Mahler bey der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann iſt es Zeit einen Grundſatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entſcheiden ſeyn: ob wir durch ihn den großen Muſtern und allem, was wir an ihnen ſchätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empiriſchen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung ſtecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künſtlers, zur Leitung deſſelben in mancher Verlegenheit, ſo werden ſie auch bey Entwicklung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunſtwerke dienen, und wieder wechſelsweiſe aus der Betrachtung derſelben entſtehen. Ja, es iſt um ſo nöthiger, ſich auch hier daran zu halten, weil, ohnerachtet der allgemein geprieſnen Vorzüge des Alterthums dennoch, unter den Neuern, ſowohl einzelne Menſchen, als ganze Nationen, oft eben das verkennen, worinn der höchſte Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derſelben wird uns am meiſten für dieſem Uebel bewahren. Deßhalb ſey hier nur ein Beyſpiel aufgeſtellt, wie es dem Liebhaber in der plaſtiſchen Kunſt zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Critik der ältern ſowohl als der neuern Kunſtwerke ſey, wenn ſie einigermaßen Nutzen bringen ſoll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein ſtumpfer, unvollkommner Gipsabguß eines trefflichen alten Werks, noch immer eine große Wirkung thun, denn in einer ſolchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das Allgemeinſte noch übrig; ſo viel als man mit ſchlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunſt durch ſolche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung iſt dem Gegenſtande gleich, es wird mehr, ein dunkles unbeſtimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenſtand, in ſeinem Werth und in ſeiner Würde, ſolchen angehenden Kunſtfreunden erſcheinen ſollte. Solche ſind es, die gewöhnlich den Grundſatz äußern: daß eine allzugenaue critiſche Unterſuchung den Genuß zerſtöre, ſolche ſind es, die ſich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu ſträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bey weiterer Erfahrung und Uebung, ein ſcharfer Abguß ſtatt eines ſtumpfen, ein Original ſtatt eines Abguſſes vorgelegt wird, dann wächſt mit der Einſicht auch das Vergnügen, und ſo ſteigt es, wenn Originale ſelbſt, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man ſich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne ſo wie das Ganze vollkommen iſt, ia man lernt einſehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maaſe kennen lernt, in ſo fern man das Mangelhafte einzuſehen im Stande iſt. Die Reſtauration von den urſprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterſcheiden, in dem kleinſten Fragmente noch die zerſtörte Herrlichkeit des Ganzen zu ſchauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es iſt ein groſſer Unterſchied, ein ſtumpfes Ganze mit duncklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beſchauen, und zu faſſen.

Wer ſich mit irgend einer Kenntniß abgibt, ſoll nach dem Höchſten ſtreben! Es iſt mit der Einſicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktiſchen muß ſich jeder bald beſcheiden, daß ihm nur ein gewiſſes Maas von Kräften zugetheilt ſey; zur Kenntniß, zur Einſicht aber ſind weit mehrere Menſchen fähig, ia man kann wohl ſagen, ein jeder, der ſich ſelbſt verleugnen, ſich den Gegenſtänden unterordnen kann, der nicht, mit einem ſtarren, beſchränkten Eigenſinn, ſich und ſeine kleinliche Einſeitigkeit in die höchſten Werke der Natur und Kunſt überzutragen ſtrebt.

Um von Kunſtwerken, eigentlich und mit wahrem Nutzen für ſich und andere, zu ſprechen, ſollte es freylich nur in Gegenwart derſelben geſchehen. Alles kommt aufs Anſchauen an, es kommt darauf an, daß bey dem Wort, wodurch man ein Kunſtwerk zu erläutern hofft, das beſtimmteſte gedacht werde, weil ſonſt gar nichts gedacht wird.

Daher geſchieht es ſo oft, daß derjenige, der über Kunſtwerke ſchreibt, blos im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Leſern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der, mit dem Buche in der Hand, vor das Kunſtwerk hintrit.

Aber eben deswegen werden wir in mehreren Abhandlungen, vielleicht in dem Falle ſeyn, das Verlangen der Leſer mehr zu reizen, als zu befriedigen; denn es iſt nichts natürlicher, als daß ſie ein vortreffliches Kunſtwerk, das genau zergliedert wird, ſogleich vor Augen zu haben wünſchen, um das

Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man gutes denkt, kommt meiſt erſt hinterdrein.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.
Mein Vater! denken Sie!

Wirth.
Nicht einmahl guten Morgen?

Sophie.
Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf iſt voller Sorgen.

Wirth.
Warum?

Sophie.
Alceſtens Geld, das er nicht lang erhielt,
Iſt miteinander fort.

Wirth.
Warum hat er geſpielt?
Sie bleiben nicht davon!

Sophie.
Nicht doch, es iſt geſtohlen!

Ganze, von dem die Rede iſt, zu genieſſen, und, was die Theile betrifft, die Meinung, die ſie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfaſſer für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils geſehen haben, theils künftig ſehen werden; ſo hoffen ſie für ſolche, die ſich in keinem der beyden Fälle befinden, dennoch das mögliche zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen, wo Abgüſſe von alten Kunſtwerken, alte Kunſtwerke ſelbſt, beſonders den Deutſchen, ſich näher befinden, und ſo ächter Liebhaberey und Kunſtkenntniß, ſo viel an uns liegt, zu begegnen ſuchen.

Denn nur auf dem höchſten und genauſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte beruhen, nur wenn man das vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt, ſo wie in andern Fächern nahm, wo erſt eine beſchränkte Thätigkeit, in einer trocknen ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden ſo wie des Bedeutenden verweilte, ſich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernſt und Strenge, unter günſtigen Umſtänden, die Kunſt bis zum höchſten hinaufſtieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das ſich von allen dieſen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunſtwerke, die mit ſolcher Leichtigkeit ausſprechen, die dem Menſchen ein bequemes Gefühl ſeiner ſelbſt, die ihm Heiterkeit und Freyheit einflöſen, bey dem nachſtrebenden Künſtler, den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem ſey. Da der Gipfel deſſen, was Kunſt und Genie darſtellen, eine leichte Erſcheinung iſt, ſo werden die Nachkommenden gereizt, ſich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

So verliehrt die Kunſt ſich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen ſo wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anſchaulichen Begriff bilden wollen, ſo müſſen wir ins Einzelne des Einzelnſten hinabſteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beſchäfftigung iſt, wofür aber der ſichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entſchädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bey Betrachtung der alten und mittlern Kunſtwerke gewiſſe Maximen bewährt hat, ſo bedürfen wir ihrer am meiſten bey Beurtheilung der neuen und neuſten Arbeiten, denn da, bey Würdigung lebender oder kurz verſtorbener Künſtler, ſo leicht perſönliche Verhältniſſe, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge ſich einmiſchen, ſo brauchen wir Grundſätze um ſo nöthiger, um über unſere Zeitgenoſſen ein Urtheil zu äuſſern. Die Unterſuchung kann alsdann ſogleich auf doppelte Weiſe angeſtellt werden. Der Einfluß der Willkühr wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundſatz ſelbſt ſo wie deſſen Anwendung prüfen, und wenn man ſich auch nicht vereinigen ſollte, ſo kann der ſtreitige Punct doch ſicher und deutlich bezeichnet werden.

Beſonders wünſchten wir, daß der belebende Künſtler, bey deſſen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern fänden, unſere Urtheile auf dieſe Weiſe bedächtig prüfe. Denn jeder, der dieſen Nahmen verdient, iſt zu unſerer Zeit genöthigt, ſich, aus Arbeit und eignem Nachdenken, wo nicht eine Theorie, doch einen gewiſſen Inbegriff theoretiſcher Hausmittel zu bilden, bey deren Gebrauch er ſich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er, auf dieſem Wege, ſich ſolche Maximen als Geſetze aufſtellt, die ſeinem Talent, ſeiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß ſind. Er unterliegt einem allgemeinen menſchlichen Schikſal. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben dieſe Weiſe! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung ſetzen. Jeder Künſtler, wie jeder Menſch, iſt nur ein einzelnes Weſen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deswegen hat der Menſch auch das, was ſeiner Natur entgegengeſetzt iſt, theoretiſch und practiſch, in ſo fern es ihm möglich wird, in ſich aufzunehmen. Der Leichte ſehe nach Ernſt und Strenge ſich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Weſen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird ſeine eigne Natur nur deſto mehr ausbilden, je mehr er ſich von ihr zu entfernen ſcheint. Jede Kunſt verlangt den ganzen Menſchen, der höchſtmögliche Grad derſelben die ganze Menſchheit.

Die Ausübung der bildenden Kunſt iſt mechaniſch, und die Bildung des Künſtlers fängt in ſeiner früheſten Jugend, mit Recht, vom Mechaniſchen an, ſeine übrige Erziehung hingegen iſt oft vernachläſſigt, da ſie doch weit ſorgfältiger ſeyn ſollte, als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben aus dem Leben ſelbſt Vortheil zu ziehen. Die Geſellſchaft macht einen rohen Menſchen bald höflich, ein geſchäftiges Leben den offenſten vorſichtig, litterariſche Arbeiten, welche, durch den Druck, vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerſtand und Zurechtweiſſung; nur der bildende Künſtler allein iſt meiſt auf eine einſame Werkſtatt beſchränkt, er hat faſt nur mit dem zu thun, der ſeine Arbeit beſtellt und bezahlt, mit einem Publikum, das oft nur gewiſſen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes Neue mit ſolchen Lob und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit dieſe Einleitung zu ſchlieſſen, damit ſie nicht, an ſtatt dem Werke blos voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigſtens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken, wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß ſich erſt nach und nach entwickeln. Theorie und Critik der Dichtkunſt wird uns hoffentlich bald beſchäfftigen, was uns das Leben überhaupt, was uns Reiſen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, ſoll nicht ausgeſchloſſen ſeyn, und ſo ſey denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenbliks geſprochen.

Für die Bildung des Künſtlers, für den Genuß des Kunſtfreundes, war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte ſich Kunſtwerke befanden; es war eine Zeit in der ſie, geringere Dislokationen abgerechnet, meiſtens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat ſich eine groſſe Veränderung zugetragen, welche für die Kunſt, im Ganzen ſowohl, als im Beſondern, wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Urſache als jemals, Italien als einen groſſen Kunſtkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch beſtand. Iſt es möglich davon eine Ueberſicht zu geben, ſo wird ſich alsdann erſt zeigen, was die Welt in dieſem Augenblicke verliehrt, da ſo viele Theile von dieſem groſſen und alten Ganzen abgeriſſen wurden.

Was in dem Act des Abreiſſens ſelbſt zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darſtellung jenes neuen Kunſtkörpers, der ſich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode, wie ein Künſtler und Kunſtliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird ſich angeben laſſen, ſo wie dabey noch eine wichtige und ſchöne Frage zu erörtern iſt: was andere Nationen, beſonders Deutſchland und England, thun ſollten, um, in dieſer Zeit der Zerſtreuung und des Verluſtes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bey Künſten und Wiſſenſchafften ſtatt finden kann, die mannigfaltigen Kunſtſchätze, die bey ihnen zerſtreut niedergelegt ſind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entſchädigen vermöchte.

So viel im Allgemeinen von der Abſicht eines Werkes, dem wir recht viel ernſthafte und wohlwollende Theilnehmer wünſchen.

Inhalt.

Einleitung. Veranlaſſung des ſymboliſchen Titels — Das Werk ſoll eigentlich Bemerkungen und Betrachtungen, harmoniſch verbundner Freunde, über Natur und Kunſt enthalten — Aufmerkſamkeit des Künſtlers auf die Gegenſtände — Bemerkungen — Practiſcher Gebrauch — Mittheilung — Betrachtungen — Gefahr der Einſeitigkeit — durch Verbindung mit mehrern Gleichdenkenden vermindert — Freundſchaftliche Verbindung zu fortſchreitender Ausbildung — Vortheile des Geſprächs — eines Briefwechſels — kurzer Aufſätze — Verhältniß des Schriftſtellers zum Publikum — in früherer Zeit — in ſpäterer — Wünſche — — Uebereinſtimmung der Verfaſſer im Ganzen — Abweichung im einzelnen — Harmonie mit einem Theil des Publikums — Disharmonie mit einem andern — Beharrlichkeit auf Einem Bekenntniſſe — — Natur — Forderung an den Künſtler daß er ſich an die Natur halten ſolle — Größe dieſer Forderung — Naturſtoffe — practiſche Ausbildung ſie zu beherſchen — theoretiſche Ausbildung — Nöthige Kenntniſſe — Schwierigkeit aus der Schule des Anatomen, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers aufzuſuchen, was zum Zweck des Künſtlers dient — Die menſchliche Geſtalt kann nicht allein durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden — in der Kenntniß liegt die Vollendung des Anſchauens — Beyſpiel vom Naturbeſchreiber, der zugleich Zeichner iſt — Ueberblick über organiſche Naturen überhaupt — die vergleichende Anatomie erleichtert ihn — organiſches Verfahren der Natur — organiſirendes Verfahren des Künſtlers — Unorganiſche Naturen — Kenntniß derſelben erleichtert — Allgemeine Naturwirkungen — Nöthige Einſicht in ihre Geſetze — Töne — Farben — — Kunſt — Aufſatz über bildende Kunſt zunächſt verſprochen — Natur als Schatzkammer der Stoffe im Allgemeinen — Gegenſtand durch den Künſtler ergriffen — Kunſtkreiß abgeſchloſſen — Fabel, Inhalt des Kunſtwerks — Sorgfalt bey der Wahl — ausführliche Abhandlung zunächſt — Behandlung — geiſtige — ſinnliche — mechaniſche — — Der Menſch leidet von ſeinem Zeitalter, wie er von demſelben Vortheil zieht — Einfluß des Publikum auf die Kunſt — Einſtimmung des Künſtlers — Zufriedenheit beyder mit einander — Einzelnes Beyſpiel, Schwierigkeit von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen — Wirkung eines Aufenthalts in Italien auf den Künſtler — Sein Schickſal nach ſeiner Zurückkunſt — Wirkung ſchlechter und guter Kunſtwerke

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ey, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den ſoll der Teufel hohlen,
Den Dieb! Wer iſt's? Geſchwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Hauſ'?

Sophie.

Ja, von Alceſtens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wenn?

Sophie.

Heut Nacht!

Wirth vor ſich.

Das iſt für meine Neugierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.

Sophie vor ſich.

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth vor ſich.

Hat es Sophie wohl ſelbſt? verflucht! das wär' noch ſchlimmer!

auf Empfindung und Einbildungskraft — Die Neuern nennen die Alten ihre Lehrer und entfernen ſich von ihren Maximen — einzelne Beyſpiele — Vermiſchung der Kunſtarten, als Zeichen des Verfalls — Beyſpiel von der Bildhauerkunſt — Auszuſprechende Maximen — Sie ſind aus den Kunſtwerken gezogen — ſind von dem Künſtler practiſch zu prüfen — ſind bey Beurtheilung alter und neuer Kunſtwerke zum Grunde zu legen — Eine genaue Critik der ältern ſowohl als neuern Kunſtwerke nöthig — Beyſpiel von der wachſenden Kenntniß des Liebhabers in der plaſtiſchen Kunſt — Höchſter Grad der Einſicht — mehrere Menſchen können darnach ſtreben — — Von Kunſtwerken ſollte man eigentlich nur in ihrer Gegenwart ſprechen — doch läßt ſich auch für ſolche Leſer ſchreiben, welche die Werke geſehen haben, und ſehen werden — Wie man auch den übrigen nützlich ſeyn kann? — Nur auf dem höchſten und genauſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte ruhen — Pſychologiſch-chronologiſcher Gang des Auf- und Abſteigens der bildenden Kunſt — Beurtheilung der alten und neuern Kunſt nach Grundſätzen — Maximen am nöthigſten bey Beurtheilung der gleichzeitigen Künſtler — — Ausdehnung des Werks auf andre Gegenſtände — Theorie und Critik der Dichtkunſt wird ſich beſonders an dieſe Arbeit anſchlieſſen — — Ueber Kunſtlokal — Italien, als ein groſer Kunſtkörper, wie er vor kurzem noch beſtand — Zerſtücklung deſſelben — Kunſtkörper in Paris — Was Deutſchland und England thun ſollte, einen idealen Kunſtkörper bilden zu helfen — Die ausführlichen Vorſchläge künftig.

Ueber Laokoon — Kunſt und Naturwerke ſind unausſprechlich — Bey einem trefflichen Kunſtwerke iſt nöthig, von der ganzen Kunſt zu reden — Beſchäftigung der hohen Künſte mit dem Menſchen — Erforderniſſe eines hohen Kunſtwerks — Organiſation und Leben — Character — Ruhe oder Bewegung — Ideal — Anmuth — Schönheit — Laokoon erfüllt jene Bedingungen — Geſchloſſenheit des Gegenſtandes — Entkleidung von allem Fremden — Darſtellung des Moments — Zuſtand der drey Figuren — Stellung des Vaters aus phyſiſcher Urſache erklärt — Geiſtige Einwirkung — die ſämmtlichen Theile der Gruppe — Doppelte Handlung aller Figuren — Gipfel des Moments — Augenblick nachher — allgemeine Betrachtung und Wiederholung — Verhältniß des Gegenſtandes zur Poeſie.

Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt — Wahl des Gegenſtandes höchſt wichtig — Ein Werk der bildenden Kunſt ſoll ſich ſelbſt ganz ausſprechen — Eintheilung der Gegenſtände — vortheilhafte — gleichgültige — widerſtrebende — — von den vortheilhaften — Rein menſchliche Darſtellungen — Madonnenbilder — der Brand im Borgo — hiſtoriſche Darſtellungen ſtehen höher, ſind mit den erfundenen oder poetiſchen verwandt — Kunſtwerke die ganz für ſich beſtehen. Laokoon, Niobe, Schlacht des Conſtantins — Hiſtoriſcher Cyklus — Rafaeliſcher Cyklus des alten Teſtaments in den Logen — Cykliſche Darſtellungen der Alten — Characterbilder erheben ſich über die hiſtoriſchen — Schule von Athen — Parnaß von Rafael — Gemählde des Polygnotus — Mediceiſche Vaſe — Portraite, die ſich zu dieſem Range erheben, von Rafael und Tizian — Erfundene, mythiſche, allegoriſche Darſtellungen — Aurora des Guido Rheni — Schlafende Venus mit Amorinen, von Hannibal Caracci — Arbeiten des Julius Romanus im Pallaſt del T zu Mantua — Wenige Reſte dieſer Art aus dem Alterthum

— Gemählde zu Portici — Nachrichten des Philoſtratus — Allegorien — Amor und Pſyche — Amor mit den Spolien der Götter — Beyſpiele bey den Neuern — Aurora des Guercin, — Fortuna des Guido Rheni — Ueber Anſpielung und beſondere Motive — Symboliſche Darſtellungen — ſtehen am höchſten — Cyklus der obern und untern Gottheiten — Symbole der neuern — Gott Vater — Chriſtus — die Madonna — die Apoſtel und Evangeliſten — dieſer Cyklus iſt niemals vollkommen ausgeführt und vollendet worden.

Ueber Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke. Auf einem deutſchen Theater ward ein ovales, gewiſſermaſen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemahlt ſind, als wenn ſie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen, manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas Unwahres und Unwahrſcheinliches aufzubinden gedächte. Bey dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ohngefährer Inhalt aufgezeichnet iſt.

Ueber etruriſche Monumente. Erſter Brief — Etruskiſche Reſte plaſtiſcher Kunſt zu Florenz — Verwandtſchaft der Etrurier und Griechen im urſprünglichen Styl — die Griechen gehen vorwärts, die Etrurier bleiben zurück — Aechtheit der etruskiſchen Monumente zu Florenz — Gruppe des Sarpedon — ſilberne Vaſe — Bruchſtücke einer flacherhobenen Arbeit in Sandſtein mit ſechs Figuren — Pateren — Ueber die römiſche Wölfin — Haruſpex zu Florenz — Chimäre — Graburnen — die flacherhobne Figuren oft mit Farben angeſtrichen — Beſchreibung verſchiedner Urnen — Allgemeine Betrachtungen

— Etruskiſche und altgriechiſche Werke werden abgeſondert — Keines von der letzten Art findet ſich zu Florenz — Keine ſind mit etruriſchen Buchſtaben beſchrieben — Die Etrurier verliehren auch den Anſpruch auf die irdnen gemahlten Gefäſſe — Frage, was ihnen denn eigentlich noch übrig bleibe? — Die Etrurier bildeten von uralten Zeiten her — Verwandſchaft der etruriſchen und griechiſchen Kunſt — erſtere geht nicht vorwärts — ſchwerfälliger und trauriger Character der Etrurier — keine fortſchreitende Naturen — als nur im mechaniſchen — ſie fanden zuletzt die Griechen zu weit voraus — Ahmten ſie nach, ohne vollkommner zu werden — einzelne Bemerkungen zum Schluß — Verbindung mit den Egyptiern — Carrikaturen, wahrſcheinlich aus ſpäterer Zeit — Verwandſchaft mit den Graubündtern und Tyrolern.

Zweyter Brief. Architectoniſche Reſte — Fieſole — Lage der Stadt — Weg dahin von Florenz — ſchöne Ausſicht auf halbem Weg — ſteiler Berg — Landgut des Baccio Bandinelli — Stadt Fieſole — Franciskaner Kloſter — herrliche Ausſicht — Thal des Arno — Florenz — Betrachtung über den Urſprung beyder Orte — Reſte der uralten Stadtmauer — an und auf derſelben Gärten angelegt — Abzugskanäle — Bogen eines alten Stadtthors — Terraſſenartige Strebepfeiler — Umfang der alten Stadtmauer — Rückweg — Kirche St. Domenico — Fluß Mugnone — Hupfbrücke — Florentiniſche Spaziergänge.

Rafaels Werke beſonders im Vatikan — Vorerinnerung — Keine Beſchreibung der Kunſtwerke wird geliefert — Abſicht den Geiſt und Character des Meiſters daraus zu entwickeln — ſein angebohrnes Talent zu ſchildern — die Stufen ſeiner Bildung zu verfolgen — Lehrjahre — Zeichnungen zu Werken, welche, zu Siena, von Pinturicchio ausgeführt wurden — Gemählde für Perugia, jetzt in Colonna — Gemählde in der Tribune zu Florenz — Grablegung in Borgheſe — Unvollendetes Bild zu Florenz — Deckenbilder im Vatikan. Diſputa — Parnaß — Schule von Athen — ſymboliſche Figuren. —

Ueber die beigefügten Kupfer.

Die Kupfer, welche wir dem gegenwärtigen Stücke beyfügen, ſo wie diejenigen, die allenfalls in den künftigen folgen möchten, können nur den Zweck haben, dem Leſer eine ſchnelle, allgemeine, ſinnliche Anſchauung von Gegenſtänden zu geben, die eben zur Sprache kommen.

Die erſte Tafel ſtellt einen Umriß der Gruppe des Laokoons vor, weil nicht leicht jemand ſich der ſehr verwickelten Anordnung derſelben, worauf doch ſo viel, bey jedem Worte das man darüber äuſſert, ankommt, deutlich erinnern möchte.

Auf der zweyten Tafel befinden ſich drey landſchaftliche Ausſichten, deren in dem zweyten Brief über Etruriſche Kunſtreſte gedacht iſt. Das übergebliebene, verſchüttete Thor von Fieſole, die Terraſſenartige Widerlagen der Stadtmauer und die Hupfbrücke bey Florenz.

Propyläen.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Ueber Laokoon.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich; es wird angeſchaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, vielweniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden. Was alſo hier über Laokoon geſagt iſt, hat keinesweges die Anmaſſung dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen, es iſt mehr bey Gelegenheit dieſes trefflichen Kunſtwerks als über daſſelbe geſchrieben. Möge dieſes bald wieder ſo aufgeſtellt ſeyn, daß jeder Liebhaber ſich daran freuen und darüber nach ſeiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunſtwerke ſprechen will, ſo iſt es faſt nöthig von der ganzen Kunſt zu reden, denn es enthält ſie ganz, und jeder kann, ſoviel in ſeinen Kräften ſteht, auch das Allgemeine aus einem ſolchen beſondern Fall entwickeln; deswegen ſey hier auch etwas Allgemeines vorausgeſchikt.

Alle hohe Kunſtwerke ſtellen die menſchliche Natur dar, die bildenden Künſte beſchäftigen ſich beſonders mit dem menſchlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur von dieſen. Die Kunſt hat viele Stufen, auf jeder derſelben können vorzügliche Künſtler erſcheinen, ein vollkommenes Kunſtwerk aber begreift alle Eigenſchafften, die ſonſt nur einzeln ausgetheilt ſind.

Die höchſten Kunſtwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganiſirte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntniß des menſchlichen Körpers in ſeinen Theilen, Maaſen, innern und äuſſern Zweken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charactere. Kenntniß des Abweichens dieſer Theile in Geſtalt und Wirkung. Eigenſchafften ſondern ſich ab und ſtellen ſich einzeln dar; hierdurch entſtehen die Charactere, und es können die verſchiedenen Kunſtwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, ſo wie auch, wenn ein Werk zuſammengeſezt iſt, ſeine Theile ſich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenſtand iſt:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder ſeine Theile können entweder für ſich beſtehend, ruhig ihr

Sie wollte geſtern Geld und war heut Nacht im Zimmer.

Laut.

Das iſt ein dummer Streich! gib Acht! der thut uns weh:
Wohlfeil und ſicher ſeyn iſt unſre Renommee

Sophie.

Ja, Er verſchmerzt es wohl, uns wird es ſicher ſchaden,
Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth vor ſich.

Aha, es wird ihr bang.

Laut, etwas verdrüßlicher.

Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie vor ſich.

Es ſcheint die Reue kommt ihm ein.

Laut.

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn bloßes Daſeyn anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenſchaftlich ausdruksvoll dargeſtellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künſtler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn ſich geſellen muß, um den Gegenſtand in ſeinem ganzen Umfange zu überſehen, den höchſten darzuſtellenden Moment zu finden, und ihn alſo aus ſeiner beſchränkten Wirklichkeit herauszuheben, und ihm in einer idealen Welt Maas, Grenze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenſtand aber und die Art ihn vorzuſtellen, ſind den ſinnlichen Kunſtgeſetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenſtellung ꝛc. wodurch er für das Auge ſchön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner iſt er dem Geſetz der geiſtigen Schönheit unterworfen, die durch das Maas entſteht, welchem der, zur Darſtellung oder Hervorbringung des Schönen, gebildete Menſch alles, ſogar die Extreme, zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunſtwerke fodern, zum voraus angegeben habe, ſo kann ich mit wenigen Worten viel ſagen, wenn ich behaupte, daß unſere Gruppe ſie alle erfüllt, ja daß man ſie aus derſelben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweiß erlaſſen, daß ſie Kenntniß des menſchlichen Körpers, daß ſie das characteriſtiſche an demſelben, ſo wie Ausdruk und Leidenſchaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenſtand gefaßt ſey, wird ſich aus dem folgenden ergeben; daß man das Werk ſchön nennen müſſe, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maas erkennt, womit das Extrem eines phyſiſchen und geiſtigen Leidens hier dargeſtellt iſt.

Hingegen wird manchem parador ſcheinen, wenn ich behaupte, daß dieſe Gruppe auch zugleich anmuthig ſey. Hierüber alſo nur einige Worte.

Jedes Kunſtwerk muß ſich als ein ſolches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir ſinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunſtwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müſſe, bezeichneten ihre Kunſtwerke als ſolche, durch gewählte Ordnung der Theile, ſie erleichterten dem Auge die Einſicht in die Verhältniſſe durch Symmetrie, und ſo ward ein verwikeltes Werk faßlich. Durch eben dieſe Symmetrie und durch Gegenſtellungen wurden in leiſen Abweichungen die höchſten Contraſte möglich. Die Sorgfalt der Künſtler, mannigfaltige Maſſen gegen einander zu ſtellen, beſonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äuſſerſt überlegt und glüklich, ſo daß ein jedes Kunſtwerk, wenn man auch von dem Inhalt abſtrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinſten Umriſſe ſieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erſcheint. Die alten Vaſen geben uns hundert Beyſpiele einer ſolchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich ſeyn, ſtufenweiſe von der ruhigſten Vaſengruppe bis zu der höchſt bewegten des Laokoons, die ſchönſten Beyſpiele einer ſymmetriſch künſtlichen, den Augen gefälligen Zuſammenſetzung, darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen: daß die Gruppe des Laokoons, neben allen übrigen anerkannten Verdienſten, zugleich ein Muſter ſey von Symmetrie und Mannigfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegenſätzen und Stufengängen, die ſich zuſammen, theils ſinnlich theils geiſtig, dem Beſchauer darbieten, bey dem hohen Pathos der Vorſtellung eine angenehme Empfindung erregen, und den Sturm der Leiden und Leidenſchaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es iſt ein großer Vortheil für ein Kunſtwerk, wenn es ſelbſtſtändig, wenn es geſchloſſen iſt. Ein ruhiger Gegenſtand zeigt ſich blos in ſeinem Daſeyn, er iſt aldurch und in ſich ſelbſt geſchloſſen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schooß, eine Juno, die auf ihrer Majeſtät und Frauenwürde ruht, eine in ſich verſenkte Minerva, ſind Gegenſtände, die gleichſam nach auſſen keine Beziehung haben; ſie ruhen auf und in ſich und ſind die erſten, liebſten Gegenſtände der Bildhauerkunſt. Aber in dem herrlichen Zirkel des mythiſchen Kunſtkreiſes, in welchem dieſe einzelnen ſelbſtſtändigen Naturen ſtehen und ruhen, gibt es kleinere Zirkel, wo die einzelnen Geſtalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet ſind, z. E. die neun Muſen, mit ihrem Führer Apoll, iſt jede für ſich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannigfaltigen Chor wird ſie noch intereſſanter. Geht die Kunſt zum leidenſchaftlich bedeutenden über, ſo kann ſie wieder auf dieſelbe Weiſe handeln; ſie ſtellt uns entweder einen Kreis von Geſtalten dar, die unter einander einen leidenſchaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder ſie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Urſache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der ſich den Dorn aus dem Fuſſe zieht, der Ringer, zweyer Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoons.

Die Bildhauerkunſt wird mit Recht ſo hoch gehalten, weil ſie die Darſtellung auf ihren höchſten Gipfel bringen kann und muß, weil ſie den Menſchen von allem, was ihm nicht weſentlich iſt, entblößt. So iſt auch bei dieſer Gruppe, Laokoon ein bloſer Nahme, von ſeiner Prieſterſchaft, von ſeinem trojaniſch-nationellen, von allem poetiſchen und mythologiſchen Beyweſen haben ihn die Künſtler entkleidet, er iſt nichts von allem, wozu ihn die Fabel macht, es iſt ein Vater mit zwei Söhnen, in Gefahr zwey gefährlichen Thieren unterzuliegen. So ſind auch hier keine göttergeſandte, ſondern blos natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menſchen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Geſtalt noch Handlung, auſſerordentliche, rächende, ſtrafende Weſen. Ihrer Natur gemäß ſchleichen ſie heran, umſchlingen, ſchnüren zuſammen, und die eine beißt erſt gereizt. Sollte ich dieſe Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derſelben bekannt wäre, erklären; ſo würde ich ſie eine tragiſche Idylle nennen. Ein Vater ſchlief neben ſeinen beyden Söhnen, ſie wurden von Schlangen umwunden und ſtreben nun erwachend, ſich aus dem lebendigen Neze loszureiſſen.

Aeuſſerſt wichtig iſt dieſes Kunſtwerk durch die Darſtellung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden

Kunſt ſich wirklich vor dem Auge bewegen ſoll, ſo muß ein vorübergehender Moment gewählt ſeyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen ſich in dieſer Lage befunden haben, kurz hernach muß jeder Theil genöthigt ſeyn, dieſe Lage zu verlaſſen, dadurch wird das Werk Millionen Anſchauern immer wieder neu lebendig ſeyn.

Um die Intention des Laokoons recht zu faſſen, ſtelle man ſich in gehöriger Entfernung, mit geſchloſſnen Augen, davor, man öffne ſie und ſchlieſſe ſie ſogleich wieder, ſo wird man den ganzen Marmor in Bewegung ſehen, man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffnet, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte ſagen, wie ſie jezt daſteht, iſt ſie ein fixirter Bliz, eine Welle, verſteinert im Augenblicke da ſie gegen das Ufer anſtrömt. Dieſelbe Wirkung entſteht, wenn man die Gruppe Nachts bey der Fakel ſieht.

Der Zuſtand der drey Figuren iſt mit der höchſten Weisheit ſtufenweiſe dargeſtellt, der älteſte Sohn iſt nur an den Extremitäten verſtrikt, der zweite öfters umwunden, beſonders iſt ihm die Bruſt zuſammengeſchnürt, durch die Bewegung des rechten Arms ſucht er ſich Luft zu machen, mit der linken drängt er ſanft den Kopf der Schlange zurük, um ſie abzuhalten, daß ſie nicht noch einen Ring um die Bruſt ziehe, ſie iſt im Begriff unter der Hand wegzuſchlüpfen, *keineswegs aber beißt ſie.* Der Vater hingegen will ſich und die Kinder von dieſen Umſtrikungen mit Gewalt befreyen, er preßt die andere Schlange, und dieſe, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters ſowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers, zu erklären, ſcheint es mir am vortheilhafteſten, das augenblikliche Gefühl der Wunde als die Haupturſache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebiſſen, ſondern ſie beißt, und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des reſtaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben, glüklicherweiſe haben ſich noch die Reſte der beyden Kinnladen, an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht dieſe höchſt wichtigen Spuren bey der jetzigen traurigen Veränderung auch verlohren gehen! Die Schlange bringt dem unglüklichen Manne eine Wunde an dem Theile bey, wo der Menſch gegen jeden Reitz ſehr empfindlich iſt, wo ſogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt ſehen: der Körper flieht auf die entgegengeſezte Seite, der Leib zieht ſich ein, die Schulter drängt ſich herunter, die Bruſt tritt hervor, der Kopf ſenkt ſich nach der berührten Seite; da ſich nun noch in den Füſſen, die gefeſſelt, und in den Armen, die ringend ſind, der Ueberreſt der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, ſo entſteht eine Zuſammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anſtrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert ſich in Erſtaunen über die Weisheit der Künſtler, wenn man verſucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Gebärde würde verändert ſeyn, und auf keine Weiſe iſt ſie ſchiklicher denklich. Es iſt alſo dieſes ein Hauptſatz: der Künſtler hat uns eine ſinnliche Wirkung dargeſtellt, er zeigt uns auch die ſinnliche Urſache. Der Punct des Biſſes, ich wiederhole es, beſtimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorſtreben der Bruſt, das Niederzuken der Achſel, und des Hauptes, ja alle die Züge des Angeſichts ſeh ich durch dieſen augenbliklichen, ſchmerzlichen, unerwarteten Reitz entſchieden.

Fern aber ſey es von mir, daß ich die Einheit der menſchlichen Natur trennen, daß ich den geiſtigen Kräften dieſes herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken ableugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen ſollte. Angſt, Furcht, Schreken, väterliche Neigung ſcheinen auch mir ſich durch dieſe Adern zu bewegen, in dieſer Bruſt aufzuſteigen, auf dieſer Stirn ſich zu furchen, gern geſteh ich, daß mit dem ſinnlichen auch das geiſtige Leiden hier auf der höchſten Stufe dargeſtellt ſey, nur trage man die Wirkung, die das Kunſtwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk ſelbſt über, beſonders ſehe man keine Wirkung des Gifts, bey einem Körper, den erſt im Augenblike die Zähne der Schlange ergreifen, man ſehe keinen Todeskampf bey einem herrlichen, ſtrebenden, geſunden, kaum verwundeten Körper. Hier ſey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunſt von Wichtigkeit iſt; der höchſte pathetiſche Ausdruk, den ſie darſtellen kann, ſchwebt auf dem Uebergange eines Zuſtandes in den andern. Man ſehe ein lebhaftes Kind, das, mit aller Energie und Luſt des Lebens rennt, ſpringt und ſich ergözt, dann aber etwa unverhoft von einem Geſpielen hart getroffen oder ſonſt phyſiſch oder moraliſch heftig verlezt wird; dieſe neue Empfindung theilt ſich wie ein electriſcher Schlag allen Gliedern mit, und ein ſolcher Ueberſprung iſt im höchſten Sinne pathetiſch, es iſt ein Gegenſatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geiſtige ſowohl als der phyſiſche Menſch. Bleibt alsdann bey einem ſolchem Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zuſtande, ſo entſteht der herrlichſte Gegenſtand für die bildende Kunſt, wie beym Laokoon der Fall iſt, wo Streben und Leiden in Einem Augenblik vereinigt ſind. So würde z. B. Euridice, die im Moment, da ſie mit geſammelten Blumen fröhlich über die Wieſe geht, von einer getretnen Schlange in die Verſe gebiſſen wird, eine ſehr pathetiſche Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, ſondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten, der doppelte Zuſtand des fröhlichen Vorſchreitens und des ſchmerzlichen Anhaltens ausgedrükt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in dieſem Sinne gefaßt haben, ſo können wir auf die Verhältniſſe, Abſtufungen und Gegenſätze ſämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freyen und ſichern Blike hinſehen.

Der gewählte Gegenſtand iſt einer der glüklichſten, die ſich denken laſſen. Menſchen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Maſſen oder Gewalten ſondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zuſammengefaßten Widerſtand fordern, ſondern die nach ihrer ausgedehnten Organiſation fähig ſind, drey Menſchen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paraliſiren. Durch dieſes Mittel der Lähmung wird, bey der großen

Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth vor ſich.

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!
Laut.
Du biſt ein gutes Kind und mein Vertrau'n zu Dir —
Wart nur! Er geht nach der Thür zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Bey Gott! er kömmt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne Dich, Sophie, Du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt als Ihnen was verſchwiegen.
Drum hoff' ich dießmahl auch wohl zu verdienen—

Wirth.

Schön!
Du biſt mein Kind, und was geſchehn iſt, iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß Du im Zimmer warſt, das weiß kein Menſch als ich.

Bewegung, über das Ganze ſchon eine gewiſſe Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen ſind ſtufenweiſe angegeben. Die eine umſchlingt nur, die andre wird gereizt, und verlezt ihren Gegner. Die drey Menſchen ſind gleichfalls äuſſerſt weiſe gewählt: Ein ſtarker, wohlgebauter Mann, aber ſchon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerſtehen. Man denke ſich an ſeiner Statt einen rüſtigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren! Mit ihm leiden zwey Knaben, die, ſelbſt dem Maaſe nach, gegen ihn klein gehalten ſind; abermals zwey Naturen empfänglich für Schmerz.

Der Jüngere ſtrebt ohnmächtig, er iſt geängſtigt aber nicht verlezt; der Vater ſtrebt mächtig aber unwirkſam, vielmehr bringt ſein Streben die entgegengeſezte Wirkung hervor. Er reizt ſeinen Gegner und wird verwundet. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrikt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erſchrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung ſeines Vaters, er ſchreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuß abzuſtreifen ſucht, hier iſt alſo noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bey der That, und das Werk iſt abgeſchloſſen.

Was ich ſchon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch beſonders bemerken: daß alle drey Figuren eine doppelte Handlung äuſſern, und ſo höchſt mannigfaltig beſchäftigt ſind. Der jüngſte Sohn will ſich durch die Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt, mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurük, er will ſich das gegenwärtige Uebel erleichtern, und das gröſſere verhindern; der höchſte Grad von Thätigkeit, der ihm in ſeiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater ſtrebt ſich von den Schlangen loszuwinden, und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biſſe. Der älteſte Sohn entſetzt ſich vor der Bewegung des Vaters, und ſucht ſich von der leicht umwindenden Schlange zu befreyen.

Schon oben iſt der Gipfel des vorgeſtellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieſes Kunſtwerks gerühmt, und hier iſt noch beſonders davon zu ſprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit ſeinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bey Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns ſähen. Die erſten Augenblicke des Umwindens im Schlafe ſind ahndungsvoll, aber für die Kunſt unbedeutend. Man könnte vielleicht einen ſchlafenden jungen Herkules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, deſſen Geſtalt und

Ruhe uns aber zeigte, was wir von ſeinem Erwachen zu erwarten hätten.

Gehen wir nun weiter und denken uns den Vater, der ſich mit ſeinen Kindern, es ſey nun wie es ſey, von Schlangen umwunden fühlt, ſo gibt es nur Einen Moment des höchſten Intereſſe: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht iſt, wenn der andere zwar wehrhaft aber verlezt iſt, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem erſten Falle iſt der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man verſuche noch einen andern Fall zu finden! man ſuche die Rollen anders, als ſie hier ausgetheilt ſind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß ſie gegenwärtig auf dem höchſten Punct ſteht, ſo werden wir, wenn wir die nächſtfolgenden und fernern Momente bedenken, ſogleich gewahr werden, daß ſich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der dieſem an Kunſtwerth gleich ſey. Der jüngſte Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erſtikt, oder, wenn er ſie reizen ſollte, in ſeinem völlig hülfloſen Zuſtande, noch gebiſſen. Beyde Fälle ſind unerträglich, weil ſie ein leztes ſind, das nicht dargeſtellt werden ſoll. Was den Vater betrift, ſo wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebiſſen, wodurch die ganze Lage ſeines Körpers ſich verändern muß, und die erſten Biſſe für den Zuſchauer entweder verloren gehen, oder wenn ſie angezeigt werden ſollten, eckelhaft ſeyn würden; oder die Schlange kann auch ſich umwenden, und den älteſten Sohn anfallen, dieſer wird alsdann auf ſich ſelbſt zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der lezte Schein von Hoffnung iſt aus der Gruppe verſchwunden, es iſt keine tragiſche, es iſt eine grauſame Vorſtellung. Der Vater, der jezt in ſeiner Größe, und in ſeinem Leiden auf ſich ruht, müßte ſich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Menſch hat bey eignen und fremden Leiden, nur drey Empfindungen, Furcht, Schreken, und Mitleiden, das bange Vorausſehen eines ſich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen, alle drey werden durch dieſes Kunſtwerk dargeſtellt und erregt und zwar in den gehörigſten Abſtufungen.

Die bildende Kunſt, die immer für den Moment arbeitet, wird, ſobald ſie einen pathetiſchen Gegenſtand wählt, denjenigen ergreifen, der Schreken erweckt, da hingegen Poeſie ſich an ſolche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bey der Gruppe des Laokoons erregt das Leiden des

Vaters Schreken und zwar im höchſten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunſt ihr höchſtes gethan; allein, theils um den Zirkel aller menſchlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruk des Schrekens zu mildern, erregt ſie Mitleiden für den Zuſtand des jüngern Sohns, und Furcht für den ältern, indem ſie für dieſen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künſtler, durch Mannigfaltigkeit, ein gewiſſes Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vollendeten ſowohl ein geiſtiges als ein ſinnliches Ganze.

Genug wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieſes Kunſtwerk ſeinen Gegenſtand erſchöpfe, und alle Kunſtbedingungen glüklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meiſter ſein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenſtänden einflößen kann, ſich doch eigentlich daſſelbe in ſeiner höchſten Energie und Würde zeige, wenn es bey Bildung mannigfaltiger Charaktere ſeine Kraft beweiſt, und die leidenſchaftlichen Ausbrüche der menſchlichen Natur, in der Kunſtnachahmung, zu mäßigen und zu bändigen verſteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beſchreibung der Statuen, welche unter dem Nahmen der Familie der Niobe bekannt ſind, ſo wie auch der Gruppe des farneſiſchen Stiers, ſie gehören unter die wenigen pathetiſchen Darſtellungen, welche uns von alter Sculptur übrig geblieben ſind.

Gewöhnlich haben ſich die Neuern bey der Wahl ſolcher Gegenſtände vergriffen. Wenn Milo, mit beyden Händen in einer Baumſpalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, ſo wird die Kunſt ſich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anſtrengung, ein hülfloſer Zuſtand, ein gewiſſer Untergang können nur Abſcheu erregen, wenn ſie nicht ganz kalt laſſen.

Und noch zulezt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenſtandes zur Poeſie.

Man iſt höchſt ungerecht gegen Virgilen und die Dichtkunſt, wenn man das geſchloſſenſte Meiſterwerk der Bildhauerarbeit, mit der epiſodiſchen Behandlung in der Aeneis, auch nur einen Augenblik vergleicht. Da einmal der unglükliche vertriebene Aeneas ſelbſt erzählen ſoll, daß er und ſeine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, ſo muß der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entſchuldigen ſey? Alles iſt auch darauf angelegt, und die Geſchichte des Laokoons ſteht hier als ein rhetoriſches Argument, bey dem eine Uebertreibung, wenn ſie nur zwekmäßig iſt, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Prieſters, der das Pferd verlezt hatte, umwikeln ſie, beiſſen ſie, begeifern ſie; umwinden, umſchlingen darauf Bruſt und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglükliche unter ihren Wendungen vergebens um Hülfe ſchreit. Das Volk entſezt ſich und flieht beym Anblik, niemand wagt es mehr ein Patriot zu ſeyn, und der Zuhörer, durch die abentheuerliche und ekelhafte Geſchichte erſchrekt, giebt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So ſteht alſo die Geſchichte Laokoons im Virgil blos als Mittel zu einem höhern Zweke, und es iſt noch eine groſſe Frage, ob die Begebenheit an ſich ein poetiſcher Gegenſtand ſey?

II.

Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt.

Indem der bildende Künſtler ein Werk hervorzubringen gedenkt, hat er bey der Wahl des Gegenſtandes beſonders vorſichtig zu ſeyn, indem ſowohl der Fortgang ſeiner Arbeit als das Glük ſeines vollendeten Werks von derſelben abhängt. Ein guter und vortheilhafter Gegenſtand hebt und trägt den Genius, befördert, giebt Muth und Kräfte das Angefangne mit Luſt zu vollenden, hingegen legt der ſchlechte oder widerſtrebende Gegenſtand immerfort neue Hinderniſſe in den Weg, ermüdet und ſchlägt nieder; es wird weder der Künſtler ſeines Werkes froh, noch der Beſchauer deſſelben vollkommen befriedigt werden können.

Indem wir nun in dieſer wichtigen Angelegenheit unſern Kunſtgenoſſen, nach beſter Einſicht und Ueberzeugung, einigen Rath zu geben wünſchen, halten wir uns nicht im allgemeinen auf, welches an einem andern Orte ſeinen Platz finden wird, ſondern wenden uns unmittelbar zu der Materie, welche wir diesmal zu behandeln, uns vorgenommen haben.

Man fordert von einem jeden Kunſtwerke, daß es ein Ganzes für ſich ausmache, und von einem Werke der bildenden Kunſt beſonders, daß es ſich ſelbſt ganz ausſpreche. Es muß unabhängig ſeyn, die vorgeſtellte Handlung, der Gegenſtand muß, im Weſentlichen, ohne äuſſere Beyhülfe, ohne Nebenerklärung, die man aus einem Dichter oder Geſchichtſchreiber ſchöpfen müßte, gefaßt und verſtanden werden. So wie wir ein Gedicht tadeln würden, deſſen Fabel und Motive nur aus angehängten Noten verſtändlich werden konnten, ſo haben wir Urſache mit Gemählden oder Statuen unzufrieden zu ſeyn, deren Bedeutung nicht vor unſerm Auge liegt, ſondern erſt nachgeleſen oder erzählt werden müßte.

Von den Gegenſtänden überhaupt.

Sondern wir von Werken der bildenden Kunſt aller Art dasjenige ab, was ihnen durch Form und Farben, durch geiſtige und mechaniſche Behandlung geliehen wird, ſo bleiben nur noch die Stoffe, die Gegenſtände, zur Betrachtung übrig; wir unterſcheiden dreyerley Arten:

Die erſten ſind die vortheilhaften, der Kunſt angemeſſen und bequem. Das Werk liegt gleichſam ſchon im Keime darinn, und wächſt unter der pflegenden Hand des Künſtlers ſchnell hervor.

Die andern, welche man gleichgültige oder unthätige Gegenſtände nennen möchte, hängen ganz von der Behandlung ab, ſie ſind unbedeutend, wenn nicht das Genie des Künſtlers Gehalt hineinlegt.

Die dritte Art ſind die widerſtrebenden, welche, den erſten Forderungen zuwider, ſich nicht ſelbſt ausſprechen. An ihnen iſt alle Mühe verlohren, weil ſie dem Beſchauenden nicht deutlich werden können. Geſchmack und Kunſt erſchöpfen ihre Kräfte umſonſt daran, und werden zwar endlich ein angenehmes, wohl in die Augen fallendes Bild zuwege bringen, aber bedeutend, allgemein wirkend kann es nicht werden.

Von den vortheilhaften Gegenſtänden.

Die einfache Darſtellung rein menſchlicher Handlungen ſcheint der Kunſt und durch ſie uns ſelbſt wieder am nächſten zu liegen; es bedarf bey ihnen keiner Erklärung, ſie wirken unmittelbar. Wir gehen deswegen von ihnen aus, und denken ſie uns auf einer gewiſſen Stufe. Höher hinauf ſetzen wir die hiſtoriſchen Darſtellungen, einzeln oder

Sophie erſchrocken.

Sie wiſſen? —

Wirth.

Ich war drin, Du kamſt, ich hörte Dich.
Ich wußt' nicht wer es war, und lief als käm' der Teufel.

Sophie vor ſich.

Ja ja, er hat das Geld! Nun iſt es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein, ich hört' Dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch an Sie.
Ich fand den Wachsſtock. —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich.

Wirth.

Schön bey meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: Herr Alceſt! verſchonen Sie mein Haus,
Das Geld iſt wieder da, ich hab den Dieb heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit verführet;

im Cyklus, dann folgen die Charakterbilder, ferner die erfundenen (poetiſchen) mythiſchen und allegoriſchen Bilder, ganz zu oberſt ſetzen wir die ſymboliſch bedeutenden, ebenfalls einzeln oder im Cyklus.

Haben wir nun auf dieſe Weiſe die höchſte Höhe erreicht, ſo finden wir tiefer als die reinmenſchlichen, die Scenen des gemeinen Lebens; auch gebührt den Thierſtüken und den Landſchaften ein Platz unter den Gegenſtänden, welche für die Darſtellung tauglich ſind, weil ſie nach ihrer Art wirkſam und bedeutend ſeyn können, ob ſie gleich immer ein geringeres Intereſſe einflößen, als diejenigen, welche menſchliche Handlungen und Figuren zum Grunde haben.

Rein menſchliche Darſtellungen.

Unter rein menſchliche Darſtellungen ſind vornehmlich zu zählen alle diejenigen ſogenanten Madonnenbilder und heiligen Familien, deren Figuren, in Geſtalt und Zügen, nicht über ſchöne Natur und Menſchheit erhoben ſind, wenn wir einige conventionelle Zeichen, z. B. den goldenen Schein um die Köpfe, und allenfalls epiſodiſche Nebenfiguren von Engeln, oder dem weiſſagenden kleinen Johannes dabey überſehen wollen, ſo können beynahe alle insgeſammt unter dieſe Klaſſe gerechnet werden; denn die neuere Kunſt erhob ſich in wenigen von dieſen Bildern bis zur höhern ſymboliſchen Bedeutung, und was ſind die übrigen anders als Mütter, welche ihre Kinder pflegen, tränken, ankleiden, zart und liebend in die Arme ſchlieſſen? Selbſt die Madonna della Seggiola * z. B. iſt nicht mehr, als vielleicht nur das fürtreflichſte Bild dieſer Art. Wahrſcheinlich iſt ſie ein Bildniß, oder ſie könnte es doch ſeyn, denn es leben gewiß zu allen Zeiten, und in jedem Lande eben ſo ſchöne Frauen, und vielleicht mehrere als man denken möchte. Gedachtes Bild hat nichts von dem Hohen, Heiligen, Himmliſchen, was wir mit der Idee von der Mutter Gottes zu verbinden pflegen, oder verbinden müßten, ſondern es iſt blos reine, treue Darſtellung der reinſten Menſchlichkeit, und gerade daher fließt der unendlich unwiderſtehliche Reitz, daher liegt es allen Wünſchen und Hoffnungen eines jeden Herzens ſo nahe, und bedarf keines fernern Zweks, keiner andern Bedeutung. Der kleine Johannes iſt eine Epiſode, ein Attribut, welches das Kunſtwerk mehr rundet, und die Anordnung deſſelben vollkommen macht, aber deswegen die Darſtellung in ihrem innern Character nicht ändern kann. Es darf kaum noch angemerkt werden, daß

---

* Meiſterſtück von Rafael, im Pallaſt Pitti, zu Florenz.

dieſes Fach nicht nur das Ruhige und Reizende, ſondern auch das Rührende und Pathetiſche, und alles, was zwiſchen dieſen beyden Extremen liegt, umfaſſen kann. Ein ſehr ſchönes Beyſpiel von der lezten Art iſt das Incendio di Borgo,* in welchem Rafael, mit weiſer Ueberlegung, das Hiſtoriſch-bedingte, Dunkle und Myſtiſche dem Rein-menſchlichen aufgeopfert hat. Es iſt die allgemeine Vorſtellung von einer bey Nacht ausbrechenden Feuersbrunſt. Aus Verwirrung, Noth, Schreken und Gefahr, welche in ſolchem Falle zu entſtehen pflegen, ſind die rührenden Motive gezogen, wodurch das Werk einem jeden Beſchauer ſo werth und ſo intereſſant wird. Der Papſt, welcher den Segen ſpricht, und damit dem Feuer Einhalt thut, iſt weit zurük, als entfernter Zuſchauer, in den Hintergrund verwieſen, wo er auf die Wirkung und den erſten Eindruk des Ganzen keinen entſchiedenen Einfluß haben kann. Die Vergleichung dieſes Bildes mit der Anlandung der Sarazenen zu Oſtia,** iſt beſonders lehrreich, weil derſelbe groſſe Meiſter darinnen eine faſt ähnliche Aufgabe, ganz im entgegengeſezten Sinne, aber auch mit ſehr verſchiedenem Erfolg behandelt hat. Hier thront der Papſt im Vordergrunde und betet, Gefangene werden vor ihn gebracht, in der Ferne iſt der Streit vorgeſtellt. Es fehlt gewiß auch dieſem Stück nicht an Verdienſten des Styls, der Zeichnung und Ausführung, aber wenn von Rafaels Bildern im Vatikan die Rede iſt, ſo erwähnt man doch immer deſſelben kaum oder nur beyläufig, denn es intereſſirt nicht und iſt undeutlich, der Gegenſtand ward jetzt durch die Umwendung myſtiſch, und für die Darſtellung widerſtrebend, man muß das Vergnügen, welches die Anſchauung gewährt, mit der Mühe erkaufen, die Bedeutung zu entziffern, da hingegen das Incendio di Borgo auf einmal, mit allem was es iſt und vermag, vor unſern Augen, vor unſerer Seele ſteht, ganz überſchaut und begriffen wird.

---

* Eins der groſſen Wandgemählde im Vatikan.

** Ebendaſelbſt, und eigentlich das Nebenſtück vom Incendio di Borgo.

Hiſtoriſche Darſtellungen.

Hiſtoriſche Darſtellungen, wenn ſie auf der Baſis des Reinmenſchlichen der Handlung ruhen, und ſich ſelbſt ausſprechen, alſo die Bedingungen eines Kunſtwerks als Gegenſtand erfüllen, haben darum ein größeres Intereſſe, weil überdem, daß ſie das Gemüth anſprechen, der Verſtand noch einen andern Bezug an ihnen ausfindig macht.

Sie verſezen uns in andere Zeiten, und machen uns mit merkwürdigen Menſchen und Thaten bekannt, es treten Weiſe und Helden, ja zuweilen ſelbſt Götter darinnen auf. Wir machen hier abſichtlich keinen Unterſchied zwiſchen Gegenſtänden, die aus der wahrhaften Geſchichte und denen, die aus der Fabel genommen ſind, denn obſchon ſie verſchiedene Gattungen auszumachen ſcheinen, und die leztern beſonders ſich nahe an das poetiſche, oder mythiſche Fach anſchmiegen, ſo würde durch ſolche Trennung das Ganze vielleicht zu ſehr vereinzelt, und doch für die Entwiklung der Regeln, um welche es hier zu thun iſt und die ſich über das Ganze erſtreken, nichts gewonnen werden. Die hiſtoriſche Darſtellung kann zwar jeden Character annehmen, ſie findet gute Gegenſtände von der ſanften und gefälligen Art, doch am liebſten wählt ſie rührende, erſchütternde Gegenſtände.

Laokoon, Niobe, der Kindermord, die Peſt unter den Philiſtern und die Schlacht Conſtantins gegen den Maxentius *, als die gröſten Meiſterſtücke der Kunſt in die-

---

* Laokoon, Niobe, bekante Antiken. Schlacht des Conſtantin, groſſes Wandgemählde im Vatikan, von Rafael erfunden, von Julius Roman ausgeführt. Peſt unter den Philiſtern, ein ſeltener Kupferſtich des Marc Anton nach Rafaels Zeichnung.

ſer Art, ſind außer den Kunſtzwecken noch auf große Wirkung berechnet, und dem zufolge wären Gegenſtände, wo Ernſt, Traurigkeit, und Schmerz, wo das Pathetiſche und Tragiſche herrſcht, für hiſtoriſche Darſtellungen vor allen andern paſſend und bequem. Es gereicht dabey dem Künſtler zum Vortheil, daß die wilden Leidenſchaften, die Grauſamkeit, Elend und Noth, welche er bildet, durch die Autorität der Geſchichte von ihm ſelbſt abgelehnt werden. Vielleicht würde man ihm verargen, wenn er den Mord unſchuldiger Kinder, die Angſt und das Leiden der Familie Laocoons ſelbſt erfunden hätte; ſo aber ſtellt er ſeinen Gewährsmann dafür, und gegen eine Thatſache läßt ſich weiter nichts einwenden.

Indeſſen ſey hier von Vorſtellungen grauſer und ekelhafter Märtyrerſcenen das Wort nicht geredet: die meiſten dürften, bey der Unterſuchung, als unbequeme Gegenſtände für die bildende Kunſt erfunden werden, wenn gleich ein geſchmackvoller Künſtler vielleicht einige dergeſtalt behandeln konnte, daß weder Auge noch Gefühl beleidigt würde.

Die Bedingung, daß ein Werk der bildenden Kunſt ſich ſelbſt ganz ausſprechen müſſe, verengt freylich den Kreis hiſtoriſcher Darſtellungen, beſonders für einzelne Bilder, deswegen iſt es rathſam aus mehrern zuſammen

Cyklus zunächſt. Der berühmteſte ausgeführte Cyklus iſt in den Logen des Vaticans, wo Rafael die Geſchichte des alten Teſtaments, von der Schöpfung an bis auf Chriſtum, in zwey und fünfzig Bildern, durch ſeine Schüler mahlen laſſen, auch einige davon ſelbſt, ausgeführt, andere retouſchirt, zu allen aber die Zeichnungen hergegeben hat. In jeden von den dreyzehen Bogen dieſer Logen ſind am Gewölbe jedesmal vier Bilder gemahlt, die im nächſten Bezug mit einander ſtehen und ein abgeſondertes Ganze unter ſich ausmachen. Die Geſchichte Moſis allein iſt in acht Gemählden, durch zwey Bogen fortgeſezt, und der Auszug Loths aus Sodom hat drey Stücke zu Nachbarn, welche den Abraham betreffen.

In Rückſicht auf die Wahl der Gegenſtände zum Cyklus ſind zwar dieſe Gemählde keine vollkommenen Muſter, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Rafael darinn nicht ſeinem eigenen Gutdünken gemäß handeln konnte, ſondern eine gegebene Vorſchrift zu befolgen hatte; wir bedienen uns ihrer indeſſen doch als Beyſpiele, weil ſie verſchiedene nothwendige Bemerkungen herbeileiten, und wir vorausſetzen dürfen, daß wenigſtens die Kupferſtiche davon faſt allen unſern Leſern wohl bekannt ſind.

In den Bildern, welche die Geſchichten Moſis enthalten, ſcheinen uns die Gegenſtände am beſten angegeben.

Zuerſt die Errettung des Kindes aus dem Fluſſe, hernach ſeine Berufung zum Führer des Iſraelitiſchen Volks, da ihm der Herr im feurigen Buſch erſcheint, wodurch die beyden Wunder von dem Durchgang durchs rothe Meer, und wie, bey Berührung mit dem Stabe, Waſſer aus dem Felſen ſpringt, ſchon vorbereitet werden. Darauf folgt der Empfang der Geſeztafeln auf dem Berge Sinai, und endlich wie Moſes ſolche dem Volk vorhält. So weit könnte das Ganze wirklich für ein Muſter cykliſcher Darſtellung gelten, die Geſchichte wäre ſummariſch, deutlich und in ihren Hauptmomenten vorgetragen; aber zwiſchen die beyden lezten Stüke iſt der Tanz ums goldne Kalb und die Anbetung der Wolkenſäule nicht glüklich eingeſchoben, ſie ſtehen ſo müßig als überflüſſig da, und ſind, für ſich allein betrachtet, zwar treffliche, verdienſtvolle Bilder, aber aus dem Geſichtspuncte, unter welchem wir hier die Sache anſehen müſſen, blos Lückenbüßer, die dem Hauptzweke der Deutlichkeit mehr ſchaden als nuzen; denn im erſten iſt Moſes eine ſehr entfernte Nebenfigur, und das andre gehört eigentlich nicht zur Geſchichte und unterbricht die Folge derſelben.

Im erſten von den vier Bildern, welche ſich auf David beziehen, wird ſeine Salbung vorgeſtellt, im andern erlegt er den Rieſen Goliath, im dritten ſieht man die

Batſeba ſich baden; dadurch aber entſteht eine ſo groſſe Lücke in der Reihe, daß kein Zuſammenhang mehr zwiſchen dieſem und dem vorigen Bilde wahrgenommen werden kann, auch bereitet es den folgenden Triumph nicht vor, und derſelbe bleibt alſo wieder ohne anſchauliche Urſache.

Den vier Geſchichten von Noah, oder eigentlich der Sündfluth, mangelt, um ein vollkommner Cyklus zu ſeyn, der Anfang. Ihnen müßte ein Bild vorangehen, welches den verderbten irdiſchen Wandel der Menſchen darſtellte, und hingegen den Noah mit den Seinen als frömmer, beſſer, der Errettung werth zeigte; erſt dadurch würde die Erbauung der Arche und die Sündfluth vorbereitet werden, denn dieſe leztere, oder eine jede Ueberſchwemmung und Waſſersnoth, iſt, als allgemein menſchliche Darſtellung, ein vortrefflicher Gegenſtand für die bildende Kunſt; ſoll ſie aber hiſtoriſch bedeutend werden, ſo muß man nothwendig die Arche darin ſehen, und um zu wiſſen, was und warum dieſe da iſt, muß ihre Erbauung, und früher die Urſache der Erbauung vorangehen; nur alsdann, wenn die Sündfluth hiſtoriſchbedeutend worden iſt, kann ſich der Ausgang aus der Arche an dieſelbe anreihen und verſtanden werden. Endlich macht das Opfer gleichſam

Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn
Sie ihm! — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden ſeyn.

Wirth.

So was zu fädeln, haſt Du eine ſeltne Gabe,

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich, wenn ich's nur erſt habe.

Sophie.

Sie habens nicht?

Wirth.

Ey nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! woher? Gabſt Du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

den Schlußſtein des Ganzen aus, der Cyklus iſt dadurch rund und fertig. Man mache den Verſuch und nehme dieſes Bild von den andern weg, ſo wird das Ganze nicht mehr vollendet erſcheinen; man ſeze im Gegentheil noch ein Bild hinzu, ſo wird dieſes wieder andere fordern, weil damit ein neuer Cyklus anfängt, es wird nicht recht zurückgreifen, weil der erſte geendigt war. Als ein einzelnes Bild wäre das Opfer Noah, wie Rafael ſolches hier vorgeſtellt hat, ein unbedeutender Gegenſtand, näher bedingt aber, wie in einem Bilde des Nicolaus Pouſſin im Pallaſt Corſini zu Rom, völlig widerſtrebend.

Nun bemerken wir noch unter dieſen Rafaeliſchen Arbeiten Gegenſtände von einer ganz andern Natur, welche zwar für einzelne Bilder, wenn auch nicht vortheilhaft, doch mehr oder weniger brauchbar ſind, hingegen in den Cyklus nicht paſſen. Von dieſer Art wären die Geſchichten Jacobs, die Himmelsleiter, die Töchter Labans beym Brunnen, und der Zug nach Kanaan, keines fordert das andre, keines weißt auf das andre zurük, ſie ſind ſich alle ganz fremd. Da wo Jacob mit dem Laban wegen der verwechſelten Braut zürnt, hat Rafael in der Bearbeitung eines widerſtrebenden Gegenſtandes das Möglichſte, ja wir möchten wohl ſagen, ein Wunder gethan.

Hier brechen wir ab, um den Artikel von den vatikaniſchen Lagen nicht über die Gebühr auszudehnen, denkende Künſtler werden auf die angegebene Weiſe nun leicht die übrigen Stücke, nebſt allem, was ihnen ſonſt in dieſem Fache noch vorkommen kann, zu beurtheilen wiſſen, ſie werden von dem Guten lernen und auch das Fehlerhafte oftmals als Warnung benuzen.

Aus dem Alterthum haben ſich auf verſchiedenen Graburnen cykliſche Darſtellungen erhalten. Eine der ſchönſten iſt in der Villa Borgheſe, wo, in vier geſonderten Bildern, die Geſchichte des Actäon, mit trefflicher Kunſt, in flach erhobener Arbeit, vorgeſtellt iſt. Im erſten Stük, zur Seite rechts, ſieht man ihn als Jäger mit Hunden beſchäfftigt, im andern belauſcht er die badende Diana, im dritten erſcheint er mit dem Hirſchhaupte und wird von ſeinen Hunden angefallen (dieſe beyden lezten Stücke ſind auf der Vorderſeite) im vierten zur Seite links, iſt er wieder in völlig menſchlicher Geſtalt als Leiche zu ſehen, ein Mädchen beweint ihn und eine Alte hebt ſeine Füße auf. Die Hauptmomente der vorgeſtellten Geſchichte ſind in dieſem Werk mit Verſtand gewählt und man wird dadurch vollkommen von Actäons Stand, Beſchäfftigung, Abentheuer und tragiſchem Ende unterrichtet.

Auf einer andern großen Urne, in der florentiniſchen

Gallerie,* iſt der ganze Lebenslauf eines vornehmen Römers, ſeine Beſchäfftigungen, ſeine Würden im Krieg und Frieden vorgeſtellt, nicht, wie im vorigen Werk, in beſondere Bilder getheilt, ſondern alles hängt zuſammen und macht ein Ganzes aus. Auf der rechten Seite empfangen die Parzen das Kind von der Mutter, und ſchreiben ſein Schickſal auf eine Kugel, dann wird der Knabe von ſeinem Lehrer in den Wiſſenſchafften und Künſten unterrichtet, zum Manne gereift vermählt er ſich, bringt Opfer, ſtehet auf einem erhöhten Poſtament, der Friede hinter ihm, eine Frau und ein kleines Mädchen ſcheinen um Schutz zu bitten. Er jagt wilde Thiere, ſitzt endlich und ruht aus, in der Hand einen Zepter haltend, die Rüſtung wird ihm abgenommen. Ein Triumphbogen zeigt ſeine Siege an.

Charakterbild.

Das Charakterbild unterſcheidet und erhebt ſich als Gegenſtand über die hiſtoriſche Darſtellung dadurch, daß alle Figuren deſſelben für ſich intereſſiren müſſen und die Handlung ihnen nur zur nähern Bezeichnung, oder Verſinnlichung des Charakters beygelegt, auerfunden und am deswillen untergeordnet iſt. Im hiſtoriſchen Bilde hingegen ſind die Figuren um der Handlung willen da, ſie ſtellen ſolche dar, jene aber werden durch die Handlung dargeſtellt, dort iſt ſie das Mittel, hier der Zwek.

---

* Abgebildet in den Monumenti inediti des Guattani, 1784. pag. 43.

Das reinſte und vollkommenſte Beyſpiel in dieſer Gattung von Kunſtwerken, wäre nach unſerer Meinung die Schule von Athen, von welcher auch die obigen Beſtimmungen hergenommen ſind, neben derſelben wird der Parnaß ſeinen Plaz behaupten können. Auch des Guido herrliches Bild von S. Peter und Paul * muß unter den vorzüglichſten genannt werden, wiewohl es von kleinerm Umfange iſt. Der Disputa über das Sacrament wird alsdann gedacht werden, wenn von myſtiſchen Gegenſtänden die Rede ſeyn wird, wiewohl ſie von Rafael als Characterbild, um der Schule von Athen entgegen zu ſtehen, behandelt worden.

Sonder Zweifel hat auch die alte Kunſt in dieſem Fache viel vortrefliches geleiſtet und man kann die vom Pauſanias beſchriebenen Gemählde des Polygnetus, in der Leſche zu Delph, füglich hieher rechnen. Auch iſt uns

---

* Im Pallaſt Zampieri, zu Bologna.

in dem Basrelief auf der berühmten Mediceïſchen Vaſe* ein eigentliches Charakterbild übrig geblieben, denn der Künſtler hat, wie es ſcheint, keinesweges eine Opferung der Iphigenia vorſtellen wollen, die Figuren ſtünden wohl ſonſt nicht ſo geſondert um das Gefäß her, und wären durch Handlung mit einander verbunden, auch nehmen ſich weder Agamemnon noch Iphigenia, als Hauptfiguren, über die andern beſonders aus, und der Altar mit der Bildſäule der Diana, an welchem dieſe leztere ſizt, kann für nichts anders als für ein beygelegtes Zeichen, oder Attribut gelten, wodurch die Figur kenntlich gemacht wird. Dieſes Werk wäre alſo, nach allen Abzeichen, ein Charakterbild der vornehmſten griechiſchen Heroen, die in der Geſchichte des Trojaniſchen Kriegs berühmt ſind.

Zu dem Rang des Charakterbildes erheben ſich auch Bildniſſe von der Art wie Leo X. zwiſchen zwey Cardinälen, die Halbfigur vom Cardinal Faedra, und das Knieſtük von Julius II, alle zu Florenz von Rafael; der ſogenannte Schulmeiſter, Machiavel und Cäſar Borgia in der Gall: Borgheſe und das nicht ausgemahlte Bildniß von Paul III mit ein paar andern Figuren, zu Capo di Monte in Neapel, von Tizian. Die Handlung der vergeſtellten Perſonen zeigt den Charakter an, alles iſt bedeutend, wahrhaft lebendig. Alles ſtimmt in ſich ſelbſt überein. Es ſind Abbildungen vom Menſchen ſelbſt, von ſeinem Weſen, ſeinem Innern, nicht nur eine unbedeutende Aehnlichkeit mit der äuſſern Geſtalt deſſelben.

---

* In der Florentiniſchen Gallerie.

Erfundene (poetiſche im engern Sinn) mythiſche, allegoriſche Darſtellungen.

Poetiſche Bilder im engern Sinn, welche erfundene Gegenſtände darſtellen, mythiſche und allegoriſche Bilder ſcheinen in der bildenden Kunſt noch höher als das Charakterbild zu ſtehen, weil ſie meiſtens aus ſymboliſchen, bedeutenden Figuren zuſammengeſezt ſind. Hier iſt das Wunderbare eigentlich am Plaz, es ſind großentheils Scenen aus dem goldnen Zeitalter, oder Erſcheinungen, die im Aether ſchweben. In ihrer ganzen Darſtellung muß mehr Schwung und Glanz herrſchen als bey hiſtoriſchen Gegenſtänden, und ſie ſollten immer durch etwas Außerordentliches, Uberraſchendes, Unerwartetes den Zuſchauer in ein angenehmes Erſtaunen ſezen. Es iſt ſchwer die Gränze auszumachen, wo die erfundenen Gegenſtände in der bildenden Kunſt gegen die hiſtoriſchen und allegoriſchen aufhören. Vielleicht lößt ſich der Knoten am leichteſten dadurch. wenn man alles Wunderbare, Uebernatürliche poetiſchen Gegenſtänden beyzählt. Rein allegoriſche Gegenſtände würden wir aber diejenigen nennen, welche, unter der Außenſeite des poetiſchen, hiſtoriſchen oder ſymboliſchen Bildes, eine wichtige, tiefe Wahrheit verbergen, die der Verſtand erſt dann entdeckt, nachdem der befriedigte Sinn nichts mehr zu erwarten hat. Allegorien überſchreiten daher gewiſſermaſen, ſchon als ſolche, die Grenzen der Kunſt, und ſind nur in dem Falle zu dulden, wenn ſie richtig und treffend ſind; und nur wenn ſie es in außerordentlichem Grade ſind, können ſie auf Lob und Bewunderung Anſpruch machen, um des außerordentlichen Aufwands willen von Geiſt und von Genie, welcher dazu erforderlich iſt.

Künſtler, die dergleichen Gegenſtände behandeln wollen, dürfen darum das Gewagte ihres Unternehmens nie vergeſſen, und ſollten ſich, um der fernern Beziehung willen, auf welche ihr Bild angelegt iſt, keine einzige von den Bedingungen und Forderungen, die man ſonſt an ein Kunſtwerk machen kann, erlaſſen glauben. Ueberdem mögen ſie ſich ja hüten, die Allegorie zu verſtecken. Sie muß klar, faßlich, reich an Gehalt ſeyn, und keine falſche Auslegung, oder Zweydeutigkeit zulaſſen, nur dem Scheine nach verborgen, aber wirklich ſo nahe liegend, daß auch ſelbſt der beſchränkte Verſtand ſie entdeken kann.

Die poetiſche Form der Kunſtwerke erſcheint uns, bey den neuern, nirgends reiner und eleganter als in der Aurora des Guido Rheni, im Pallaſt Roſpiglioſi zu Rom. Den zweyten Plaz behauptet die ſchlafende Venus mit Amorinen umgeben, ein Meiſterſtük des Hannibal Carracci, in der Gallerie zu Capo di Monte in Neapel, und auf dieſe folgt Rafaels Galathea, in der Farneſina. Die Aurora des Guercino in der Villa Ludoviſi, weniger edel im Styl, iſt darum nicht weniger naiv und gefällig. * Albano hat ſich in der Gallerie Veroſpi und vielen andern Werken ſehr zierlich und elegant, oft ſogar fein gezeigt, weswegen er auch mit Recht in poetiſchen Darſtellungen unter die erſten Meiſter gezählt zu werden verdient, doch haben ſeine Gedanken meiſtentheils mehr Schein und Glanz als Tiefe und Gewicht. Wir möchten daher den Julius Romanus ihm vorziehen, welcher zwar überhaupt nicht ſo lieblich und anmuthig, aber groß und weit kräftiger iſt, und den Beſchauer durch das Unerwartete zu überraſchen weiß. Seine poetiſche Ader ſtrömt freylich nicht immer ganz rein, aber immer voll, und wird bisweilen ein mächtiger reißender Strom. Der Pallaſt del T. zu Mantua enthält mehrere Beyſpiele poetiſcher Erfin-

---

* Beyde leztern gleichfalls zu Rom.

bungen, die dieſem Meiſter Ehre machen, und vorzüglich ſind die Eilf Bilder am Gewölbe des kleinen Portikus im Gartengebäude ein ſchönes zykliſches Ganze dieſer Art. Das Bildchen, im Pallaſt Pitti zu Florenz, welches den Apollo mit den Muſen tanzend vorſtellt, verdient ebenfalls als vorzüglich angemerkt zu werden.

Unter den Werken der alten Kunſt iſt uns kein Hauptſtück von der poetiſchen Gattung übrig geblieben, und hierüber müſſen wir uns an den Nachrichten des Philoſtratus und anderer genügen laſſen. Indeſſen ſind wir doch nicht ganz leer ausgegangen. Die Bachantin, welche den Centaur mit dem Tyrſus antreibt, unter den herculaniſchen Gemählden, iſt ein kleines doch vortreffliches Werk, und es wären noch andere aus eben der Sammlung zu erwähnen. Wir erinnern uns eines Basreliefs, wo Cybele auf dem Löwen reitet, und die Jahrszeiten ihr folgen. Ferner iſt der Onix im florentiniſchen Cabinet, wo man in der Mitte auf einem hellen runden Flek den Sonnenwagen und am Rande des Steins rund umher den Zodiakus eingeſchnitten ſieht, ſchön erfunden.

In den Allegorien ſind die Alten ſehr glücklich geweſen. Die bekannte Gruppe von Amor und Pſyche* iſt Allegorie und Simbol zugleich. Schwerlich iſt iemahls in eines Menſchen Geiſt etwas lieblicheres und zarteres aufgeſtiegen, der Verſtand iſt befriedigt, das Gemüth erfreut, das Herz iſt entzückt, und ſchlägt dem Werk froh entgegen, welches reizt, ergreift und unſere ſchönſten Empfindungen aufregt, die Kunſt überſchüttet uns darinn mit allen ihren Wohlthaten.

---

* Die bekannteſte war im capitoliniſchen Muſeum; eine noch

Eine faſt eben ſo vollkommene Allegorie iſt der Amor mit der Beute des Herkules,* die liebliche Verkappung des Knaben, ſeine harmloſe kindiſche Freude darüber! Das ganze iſt ſo natürlich, ſo innig den Neigungen und Scherzen der Kinder angepaßt. Haben wir uns nun an der Natur, der Naivität des Bildes erfreut, ſo bemerken wir endlich, daß der Knabe Flügel hat, es iſt Amor, der ſich nicht kindiſch freut, in der Löwenhaut zu ſtecken, die Keule zu tragen, er freut ſich und triumphirt, daß er den Herkules bezwungen hat. Der Verſtand entdeckt nun des

---

beſſer gearbeitete iſt zu Dresden, von dem Reſtaurateur zu Kaunus und Biblis umgeſchaffen; eine befindet ſich in der florentiniſchen Gallerie und andre anderswo. Auch kommt die Vorſtellung auf Basreliefen und ſonſt häufig vor.

* Eine Vorſtellung, die ſehr oft ſowohl auf Gemmen als in Statuen vorkömmt, die ſchönſte von dieſen iſt in der Villa Pamphili.

Sophie.
Wo thaten Sie's denn hin?
Wirth.
Ich glaub', du biſt geſchoſſen!
Haſt Du's denn nicht?
Sophie.
Ich?
Wirth.
Ja!
Sophie.
Wie käm' ich denn dazu?
Wirth.
Eh! Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.
Sophie.
Ich verſteh' Sie nicht!
Wirth.
Wie unverſchämt biſt Du!
Jetzt, da Du's geben ſollſt, gedenkſt Du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui Dir mit ſolchen Streichen!
Sophie.
Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten mir vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!
Wirth.
Du Kröte! Ich's gethan! Iſt das die ſchuld'ge Liebe,

Künſtlers Abſicht, der da ſagen will: Die Liebe beſiegt auch die Stärkſten. In der That es war ohnmöglich, dieſe Wahrheit deutlicher auszuſprechen, und lieblicher einzukleiden.

Ueberhaupt war die Liebe, dieſes große Triebrad der Welt und des menſchlichen Lebens, für die Kunſt, beſonders bey den Alten ein ſehr fruchtbarer Stoff zu Allegorien, wir ſehen daher den Eros und Anteros, auf einer Gemme in der florentiniſchen Sammlung, das Weltall halten. Bald iſt Amor ein Bildner, bald mißhandelt er Pſychen, und ſchleppt ſie bey den Haaren hinter ſich her, ferner errichtet er ein Siegeszeichen, er zerbricht Jupiters Donnerkeil. Ein Basrelief im capitoliniſchen Muſeum hat Amorinen, welche die Attribute aller Götter im Triumph aufführen.

Wenn Hercules oder Pallas eine Victoria in der Hand tragen, wie man jenen auf einem Basrelief am Bogen des Conſtantin, und dieſe auf geſchnittenen Steinen vorgeſtellt ſieht, ſo iſt zwar der Begriff, daß durch Stärke oder durch Weißheit der Sieg erlangt wird, leicht faßlich, und die Allegorie gut, aber doch ſchon nicht mehr ſo vollkommen, wie Amor und Pſyche, oder der Amor mit der Beute des Hercules, dieſe erfreuen uns als Abbildungen der ſchönſten Natur, ungetheilt, und ſcheinen nichts weiter hinter ſich zu verbergen, man bewundert ſie nachher, indem man ihre zweyte Seite betrachtet, wo ſie blos als Gedanke erſcheinen, und als ſolcher nun nicht weniger vollkommen ſind. Alle die andern, welche wir angeführt haben, ſind ſchon mehr Zeichen, ſie verrathen ſich ſchon dem erſten Anblik als Räthſel, die einen weitern Sinn haben, und täuſchen nicht ſo durch das Natürliche, wie die erſten, in doppelter Rückſicht vollkommenen Werke.

Bey den neuern findet ſich zwar kein Beyſpiel von dieſer höchſten Vollkommenheit, doch mehrere die wohlgerathen und löblich ſind, wo der Künſtler dem Ziele wenigſtens nahe gekommen, wenn er daſſelbe auch nicht vollends zu erreichen vermochte.

Die Liebes Götter, welche die Vögel wecken, in der Aurora des Guercino, * ſind in der That eine Allegorie voll Anmuth und Naivität. Es iſt ſo natürlich, daß Kinder hinter Vögeln her ſind, dieſelben necken und jagen, es iſt ſo wahr, daß alle Creaturen von der Liebe beunruhigt werden. Man möchte vielleicht nur blos überhaupt dagegen einwenden, daß der ernſte Sinn in ein zu ſcherzhaftes Bild eingehüllt ſey, und auch nicht unzweydeutig, klar und faßlich genug in demſelben liege, um für eine

---

* Villa Ludoviſi zu Rom.

ganz vollkommene Allegorie gelten zu können; nichts deſto weniger bleibt ſie eine der glücklichſten, welche die neuere Kunſt hervorgebracht hat.

Ein anderes trefliches Werk iſt die Fortuna des Guido Rheni.* Sie iſt aber ſchon mehr Zeichen; Zepter, Krone und Palme, die ſie hält; der Erdball, über welchem ſie ſchwebt, laſſen ſogleich einen allegoriſchen Sinn vermuthen, und wir haben vorhin gezeigt, daß dieſer den Genuß und Eindruck des erſten Anblicks nicht ſtören ſoll. Der Genius hingegen, der die flüchtige Fortuna bey den Haaren faſſt, und zurückhält, iſt vollkommen glücklich gedacht, es iſt ſo naiv und natürlich, daß der kleine, muthwillige Knabe mit den flatternden Haaren des Mädchens ſpielt, ſie zupft und faßt und nicht laſſen will, und, wenn der Gedanke an den Unbeſtand, an die Flüchtigkeit des Glüks für ſich ſelbſt etwas trauriges hat, ſo wird er hier, durch eine gefällige Umwendung tröſtlich und ermunternd. Der Genius hält das Glück feſt! und wer iſt nicht mit dieſem Ausſpruch zufrieden?

Genau erwogen, wäre die Außenſeite oder die Form an dem vorgedachten Beyſpiele von Guercino allerdings günſtiger, weil die Allegorie mehr bedeckt iſt, aber an Guidos Bild iſt das Innere oder der Bezug mehr werth. Der Unterſchied zwiſchen beyden iſt nur, daß jenes, wenn es auch nicht verſtanden wird, nichts zu verliehren ſcheint, und allemal noch ein anmuthiges vollendetes Bild bleibt, dieſes aber muß ſchon verſtanden werden, ſonſt geht das beſte davon verlohren.

---

* Ehemals in der capitoliniſchen Gallerie, jezt in Frankreich. Sie iſt in der Scola Italica in Kupfer geſtochen.

Wir würden zwar noch mehrere Beyſpiele von guten und trefflichen Allegorien aufſtellen können, allein die Reſultate, welche aus den angeführten herzuleiten ſind, möchten hinlänglich ſeyn, zur Beſtimmung der Erforderniſſe dieſer Art von Gegenſtänden an Kunſtwerken.

Eine untergeordnete Art der Allegorie möchten wir die Anſpielung nennen, * und dem Künſtler darum beſtens empfehlen, weil ſie ſich in jedem Bilde anwenden läßt. Es kann nämlich in Benehmen und Handlung der Figuren etwas bedeutendes liegen, welches noch mehr errathen läßt, als wirklich dargeſtellt iſt; der Beſchauer wird alsdann von dem Künſtler und dem Kunſtwerk bis über die Grenzen der Kunſt hinausgeführt, und in dieſer Art war Rafael der größte Meiſter, dem auch ſeine Charakterbilder häufig Gelegenheit darboten, ſein Talent zu zeigen. So iſt

---

* Sie gehört eigentlich in die Lehre von den Special-Motiven.

z. B. an der Figur des Abraham, ein Gemählde von der Diſputation über das Sacrament, der innere Schmerz, welchen er zurükhalten will, und die ſtürzenden Thränen eine ſchöne Anſpielung auf die Aufopferung Iſaaks. Es wird auf dieſe Art der Gehorſam, die Unterwerfung des Patriarchen in den Willen Gottes, ohne Zweifel, edler bedeutet, als durch den widerſtrebenden Gegenſtand des Opfers ſelbſt hätte geſchehen können.

Im Parnaß betrachtet und bewundert Horaz den Pindar, Petrarch ſchaut mit Liebe auf ſeine Laura, Socrates unterrichtet, Diogenes ſitzt allein und abgeſondert in der Schule von Athen, dieſes läßt uns ihre Neigungen, Geſinnungen, Lebensweiſe ſehen. Dergleichen feine Züge, die einzeln in den Theilen eines Bildes zerſtreut ſind, erhöhen das Intereſſe deſſelben ungemein, ſie ſind nicht ſowohl eine Forderung, die wir an den Künſtler zu machen befugt ſind, als vielmehr ein Zumaas, welches er uns aus der Fülle ſeines Vermögens zu geben im Stande war, und wofür er unſre Bewunderung in Anſpruch nimmt.

Correggio hat zuweilen in Nebenwerken auf den Carakter ſeiner Figuren angeſpielt, wie mit dem weißen Haaſen in der ſogenannten Zingara und dem Stieglitz in der

Vermählung der heiligen Catharina [*], die Nähe dieſer ſcheuen Thiere, und daß ſie ihrer Furcht vergeſſen, ſoll den Begriff der Unſchuld und Reinigkeit der handelnden Perſonen erhöhen, die Ruhe und Stille der Scene bezeichnen. Wir ſehen eben dieſes auch auf einem Sarkofag im Capitol. Muſeum, wo die Genien des Schlafs und des Todes vorgeſtellt ſind, und Haaſen ſitzen zu ihren Füßen, ebenfals als Anſpielung auf die Stille des Schlafs. Man kann aber bey dieſer Manier die Vorſicht und Mäſſigung nicht dringend genug empfehlen. Correggio ſelbſt iſt in ſeiner Jo [**] zu weit gegangen, daß er einen trinkenden Hirſch angebracht hat, um dadurch auf die Brunſt des Jupiter anzuſpielen. Wie ſollte, durch ein ſo unbeſtimmtes Zeichen, der Ausdruk oder die Bedeutung vermehrt werden können? da das Bild die Umarmung, und alſo die Sache ſelbſt, welche bedeutet werden ſoll, dem Beſchauer vor Augen ſtellt.

---

[*] Beyde in der Gallerie auf Capo di Monte in Neapel; das erſte iſt eine Mutter Gottes, mit dem ſchlafenden Kinde, in einer einſamen Gegend ſitzend, und ruhend. Ihr Gewand und Kopfputz nach Orientaliſcher Art, iſt an dem uneigentlichen Beynahmen la Zingara (die Zigeunerinn) ſchuld.

[**] Berühmtes Gemählde, ehemals in der Sammlung der Königinn Chriſtina, aus deren Verlaſſenſchaft es an den Herzog von Orleans kam. Aus frommem Eifer ward es verſtümmelt, in der Folge aber wieder reparirt, und ſoll jezt im Pallaſte Sanſouci aufbewahrt werden. Dû Change hat daſſelbe ſchön in Kupfer geſtochen.

Symboliſche Darſtellungen.

In ſymboliſchen Figuren der Gottheiten oder ihrer Eigenſchaften, bearbeitet die bildende Kunſt ihre höchſten Gegenſtände, gebietet ſelbſt Ideen und Begriffen uns ſinnlich zu erſcheinen, nöthigt dieſelben in den Raum zu treten, Geſtalt anzunehmen, und den Augen anſchaulich zu werden; ja wir würden dieſe Wunder ſchwerlich für möglich halten, wenn nicht die Alten ſolche wirklich geleiſtet und in ihren Werken aufgeſtellt hatten. Der große Cyklus der zwölf oberſten Gottheiten, und die kleinere der Muſen, der Grazien, Horen, Parzen u. ſ. w. greifen alle, wie Räder eines Uhrwerks, zum Zweck eines vollendeten Ganzen in einander; ſie umfaſſen, füllen und begränzen auch, wie es ſcheint, das ganze Gebiet der Kunſt im Characteriſtiſchen, im idealiſch Erhabenen, im Gefälligen, Reizenden und Schönen.

Den Göttern, als Weſen, die über alle Noth, Gebrechen und Dürftigkeit erhaben ſind, kommen die Leidenſchaften nicht zu, und die beſte Kunſt hat daher alle Bilder derſelben in Ruhe dargeſtellt. Die Schönheit, das Große in den Formen, ihr Ernſt, ihre majeſtätiſche Würde, zwingt Ehrfurcht ab, ſetzt in Erſtaunen. Da wo ſie ſich näher zum Menſchen hinneigen, und zärtliche Gefühle erregen, wo Huld, Freundlichkeit und Liebe eintritt, werden wir angezogen, und Venus, die ſchweſterlichen Grazien, Amor und Pſyche herrſchen nicht durch Hoheit, nicht durch Gewalt, ſondern durch die Wahl unſerer Herzen. Bey Geſtalten, welche ſchreken ſollen, wie z. B. die Furien, nimmt ſich die ächte Kunſt vor dem Scheußlichen und Verzerrten in acht, ſie erreicht ihren Zweck edler durch Großheit, welche bis zum Strengen, zum Furchtbaren getrieben werden kann.

Obſchon die alten großen Muſter der neuern Kunſt den Weg gebahnt, ſo hat dieſelbe ſich doch in ihren Symbolen nie zu gleicher Höhe empor ſchwingen können. Die beſten Figuren von Gott Vater ſind immer ernſt und von ſehr ſtrengem Character, und kommen dem Jupiter der Alten nicht gleich, welcher ſie nicht nur in ſchöner Form der Glieder übertrift, ſondern neben dem Erhabenen und Gewaltigen, auch noch väterlich, milde und gütig iſt. Chriſtus iſt liebreich, ſanft, fromm, duldend und gut, aber in unſern Bildern meiſtentheils auch ſchwach, und darf oft nicht anders vorgeſtellt werden, wenn das Bild mit ſich ſelbſt und der vorgeſtellten Handlung in Einheit bleiben ſoll, wie wir weiterhin ausführlicher darthun werden.

Hingegen gewährt keine von allen uns bekannten Mythen der bildenden Kunſt als Gegenſtand ſo viele Vortheile als die Madonna. Der ſanfteſte Reiz, das höchſte Anziehende und Tröſtende liegt in ihr, der Himmel knüpft ſich gleichſam mit der Erde zuſammen, in der allmähligen Steigerung ihres Characters durch verſchiedene Stufen vom Menſchlichen zum Göttlichen. Wo ſie menſchlich handelt, mit ihrem Kinde beſchäftigt iſt, daſſelbe pflegt, herzt, u. ſ. w. da iſt ſie uns das Symbol der Mutterliebe, des gemüthlichſten, reinſten und zarteſten Triebes im Menſchen; ſie verliert darum an Innigkeit, an dem Anziehenden und Rührenden für uns, wenn ſie in ihrem menſchlichen Zuſtande anders als eine liebende Mutter dargeſtellt erſcheint, denn wir haben ja von der Mutterliebe keinen höhern, keinen ſchönern Begriff als die Mutterliebe ſelbſt. Deswegen iſt auch Michel Angelo zu tadeln, daß er ſeiner trefflichen Statue von der Madonna, in der Sacriſtey zu S. Lorenzo in Florenz, einen Junoniſchen großen Character beyzulegen ſtrebte, da ſie doch das Chriſtkind an ihrer Bruſt tränkt.

Wo ſie menſchlich handelt, auf Erden iſt und lebt, da ſey ſie menſchlich, ſie werde unſchuldig, zart, ſanft, ſo edel und liebenswürdig als möglich gebildet, wie Raphael gethan, von deſſen Bildern mehrere auf dieſer Seite wenig zu wünſchen übrig laſſen, und vielleicht hat er in der Madonna della Sedia die Vollkommenheit erreicht, und in Rückſicht des Zarten und Innigen gar über die Alten triumphirt. Wo ſie aber verklärt oder als Erſcheinung auftritt, ſchwebend von Engeln getragen, angebetet, wo ſie Mutter Gottes, Himmelskönigin iſt, da erhalte ſie einen göttlichen hohen Character, nicht junoniſch und ſtolz, auch nicht kalt und ſtrenge, wie Pallas, darf ſie ſeyn, ſondern dem Erhabenen ſey Liebe und Güte beygemiſcht; der genannte große Meiſter hat dißfals in ſeinem herrlichen Bilde zu Dresden gewiß ſchon vieles geleiſtet, aber es war freylich weder in ſeinem noch irgend eines andern neuern Künſtlers Vermögen, alle Forderungen zu erfüllen, die an einem ſolchen Gegenſtand gemacht werden können.

Wenige von den Symbolen, welche in dem Bezirk der chriſtlichen Mythe liegen, und alſo der neuern Kunſt ausſchließlich angehören, ſind von ihr nach Vermögen bearbeitet, und es iſt hier ein weites ergiebiges Feld faſt ganz unbenutzt liegen geblieben. Die Alten hatten für alle Symbole der höhern und niedern Gattung eine gemeſſene Form oder Typus, welchen die vortrefflichſten Meiſterſtücke angegeben, und wovon die Kunſt, da ſie ihn

Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da Du die Diebinn biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt Du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſ't das gleich?

Wirth.

Ja.

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich faß Dich bey den Haaren,
Wenn du nicht ſchweigſt und gehſt!

Sie geht weinend ab.

Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bildt ſie ſich ein mit Läugnen durchzukommen;

einmal als gut und unübertrefflich anerkannt hatte, nicht mehr abwich. Obſchon der Styl ſich änderte, ſo blieb doch die Form immer dieſelbe, es gab zwar beſſere und ſchlechtere Bilder, aber ſie waren alle nach Einem Geſetz gemacht; die Neuern hingegen ſcheint die Liebe zum Neuen von der verbeſſerten Reproduction ſchon vorhandener Geſtalten und Charactere abgehalten zu haben, und ſo konnte kein beſtändiger feſter Typus entſtehen, denn derſelbe Character erheiſcht allemal auch eine Annäherung an eben dieſelbe Form; ſie entfernten ſich aber gefliſſentlich von derſelben, um dem Vorwurf der Nachahmung auszuweichen, und legten die Bedeutung ihrer Figuren in das Attribut. Alſo erkennen wir den S. Petrus nicht an ſeiner Geſtalt, nicht aus ſeinen Zügen, ſondern durch die Schlüſſel, den Paulus nur an dem Schwerdte u. ſ. w.

Die Figuren von Gott Vater, und beſonders die von Chriſtus verhalten ſich in Geſtalt und Zügen noch am meiſten gleich und beſtändig, wiewohl das Ideal von beyden vielleicht glüklicher gedacht ſeyn könnte. Aber warum hat beynahe ein jeder Mahler ſeine eigne Form für Madonnen? und warum folgte man nicht allgemein, wenigſtens in denen vom höhern Character dem oben angeführten Beyſpiele von Rafael nach? Eben dieſer große Meiſter ſtellte Johannes den Täufer als Jüngling und als Mann faſt unübertrefflich dar. Gleichwohl haben die Nachfolger ſich dieſe Muſter nicht wie ſie gekonnt und geſollt hätten, zu nutze gemacht, und ſind vielfältig davon abgewichen.

Einen Hauptirrthum gegen den Geſchmack und das vorhin aufgeſtellte Princip der Kunſt in ſymboliſchen Geſtalten, haben faſt alle neuere Künſtler darin begangen, daß ſie die böſen Geiſter nicht gräßlich, nicht verwünſcht und abſcheulich genug darſtellen zu können glaubten. Es war umſonſt, daß die Furien, Meduſen und andere Schreckgeſtalten der alten Kunſt ihnen einen beſſern Weg zeigten. Man beklagt ſich ſo oft darüber, daß unſere Mythen dem Künſtler den Vortheil nicht gewähren, welchen die Alten von den ihrigen ziehen konnten. Im Ganzen genommen iſt dieſes unſtreitig wahr. Aber wir haben ja auch das nicht benutzt, was uns von den unſrigen angeboten wurde. Die Apoſtel hätten ein ſchöner Cyklus werden mögen, eben ſo die Evangeliſten, Propheten und Sibillen. Nun iſt freylich keine Zeit mehr, das Verſäumte nachzuholen, und die Erkenntniß des Schadens muß uns genügen.

(Wird fortgeſetzt.)

III.

Ueber
Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Ein Geſpräch.

Auf einem deutſchen Theater ward ein ovales, gewiſſermaſen amphitheatraliſches Gebäude vorgeſtellt, in deſſen Logen viele Zuſchauer gemahlt ſind, als wenn ſie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuſchauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen ſo etwas unwahres und unwahrſcheinliches aufzubinden gedächte. Bey dieſer Gelegenheit fiel ein Geſpräch vor, deſſen ohngefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwald des Künſtlers. Laſſen Sie uns ſehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuſchauer. Ich begreiſe nicht, wie Sie eine ſolche Verſtellung entſchuldigen wollen.

Anwald. Nicht wahr, wenn Sie ins Theater gehen, ſo erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen ſehen werden, wahr und wirklich ſeyn ſoll?

Zuſchauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigſtens alles wahr und wirklich ſcheinen ſolle.

Anwald. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele läugne, und behaupte: Sie verlangen das keinesweges.

Zuſchauer. Das wäre doch ſonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe ſich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien aufs genauſte nach den Regeln der Perſpectiv zu ziehen, alle Gegenſtände nach der vollkommenſten Haltung zu mahlen? warum ſtudirte man aufs Koſtum? warum ließe man ſich es ſoviel koſten ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu verſetzen? Warum rühmt man den Schauſpieler am meiſten, der die Empfindungen am wahrſten ausdrukt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächſten kommt, der mich täuſcht, daß ich nicht eine Nachahmung ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen glaube?

Anwald. Sie drüken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur iſt es ſchwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzuſehen, was man empfindet. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatraliſche Darſtellungen keinesweges wahr ſcheinen, daß ſie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuſchauer. Ich werde ſagen: daß ſie eine Subtilität vorbringen, die wohl nur ein Wortſpiel ſeyn könnte.

Anwald. Und ich darf Ihnen darauf verſetzen: daß, wenn wir von Wirkungen unſers Geiſtes reden, keine Worte zart und ſubtil genug ſind, und daß Wortſpiele dieſer Art ſelbſt ein Bedürfniß des Geiſtes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegenſätze zu operiren, die Frage von zwey Seiten zu beantworten, und ſo gleichſam die Sache in die Mitte zu faſſen ſucht.

Zuſchauer. Gut denn! nur erklären Sie ſich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beyſpielen.

Anwald. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. alſo wenn Sie in der Oper ſind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollſtändiges Vergnügen?

Zuſchauer. Wenn alles wohl zuſammenſtimmt, eines der vollkommenſten, deren ich mir bewußt bin.

Anwald. Wenn aber die guten Leute da droben, ſingend ſich begegnen und becomplimentiren, Billets abſingen die ſie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenſchaften ſingend darlegen, ſich ſingend herum ſchlagen, und ſingend verſcheiden, können Sie ſagen, daß die ganze Vorſtellung, oder auch nur ein Theil derſelben, wahr ſcheine? ja ich darf ſagen auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuſchauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, ſo getraue ich mich das nicht zu ſagen. Es kommt mir von allem dem freylich nichts wahr vor.

Anwald. Und doch ſind Sie dabey völlig vergnügt und zufrieden.

Zuſchauer. Ohne Widerrede. Ich erinnre mich zwar noch wohl, wie man ſonſt die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrſcheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher demohngeachtet das größte Vergnügen dabey empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner ſie geworden iſt.

Anwald. Und fühlen Sie ſich nicht auch in der Oper vollkommen getäuſcht?

Zuſchauer. Getäuſcht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwald. Hier ſind Sie ja auch in einem völligen Widerſpruch, der noch viel ſchlimmer als ein Wortſpiel zu ſeyn ſcheint.

Zuſchauer. Nur ruhig, wir wollen ſchon ins Klare kommen.

Anwald. Sobald wir im Klaren ſind, werden wir einig ſeyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punct, wo wir ſtehen, einige Fragen zu thun.

Zuſchauer. Es iſt Ihre Pflicht, da Sie mich in dieſe Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

Anwald. Sie möchten alſo die Empfindung, in welche Sie durch eine Oper verſetzt werden, nicht gerne Täuſchung nennen.

Zuſchauer. Nicht gern, und doch iſt es eine Art derſelben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt iſt.

Anwald. Nicht wahr, Sie vergeſſen beynah ſich ſelbſt?

Zuſchauer. Nicht beynahe, ſondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut iſt.

Anwald. Sie ſind entzückt?

Zuſchauer. Es iſt mir mehr als einmal geſchehen.

Anwald. Können Sie wohl ſagen, unter welchen Umſtänden?

Zuſchauer. Es ſind ſo viele Fälle, daß es mir ſchwer ſeyn würde ſie aufzuzählen.

Anwald. Und doch haben Sie es ſchon geſagt; gewiß am meiſten, wenn alles zuſammenſtimmte.

Zuſchauer. Ohne Widerrede.

Anwald. Stimmte eine ſolche vollkommne Aufführung mit ſich ſelbſt, oder mit einem andern Naturproduct zuſammen?

Zuſchauer. Wohl ohne Frage, mit ſich ſelbſt.

Anwald. Und die Uebereinſtimmung war doch wohl ein Werk der Kunſt?

Zuſchauer. Gewiß.

Anwald. Wir ſprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß ſie keineswegs das, was ſie nachahmt, wahrſcheinlich darſtelle; können wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Conſequenz eines Kunſtwerks entſpringt, ableugnen?

Zuſchauer. Wenn die Oper gut iſt, macht ſie freylich eine kleine Welt für ſich aus, in der alles nach gewiſſen Geſetzen vorgeht, die nach ihren eignen Geſetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenſchaften gefühlt ſeyn will.

Anwald. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunſtwahre und das Naturwahre völlig verſchieden ſey, und daß der Künſtler keineswegs ſtreben ſollte, noch dürfe, daß ſein Werk eigentlich als ein Naturwerk erſcheine.

Zuſchauer. Aber es ſcheint uns doch ſo oft als ein Naturwerk.

Anwald. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig ſeyn?

Zuſchauer. Warum das nicht! Es iſt ja doch unter uns diesmal nicht auf Complimente angeſehen.

Anwald. So getraue ich mir zu ſagen: nur dem ganz ungebildeten Zuſchauer kann ein Kunſtwerk als ein Naturwerk erſcheinen, und ein ſolcher iſt dem Künſtler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der unterſten Stufe ſteht. Leider aber nur ſo lange, als der Künſtler ſich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden ſeyn, niemals wird er ſich mit dem ächten Künſtler erheben, wenn dieſer den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, ſein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuſchauer. Es iſt ſonderbar, doch läßt ſichs hören.

Anwald. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht ſchon ſelbſt eine höhere Stufe erſtiegen hätten.

Zuſchauer. Laſſen Sie mich nun ſelbſt einen Verſuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu geben, laſſen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwald. Deſto lieber.

Zuſchauer. Nur dem ungebildeten, ſagen Sie, könne ein Kunſtwerk als ein Naturwerk erſcheinen.

Anwald. Gewiß, erinnern Sie ſich der Vögel, die nach des großen Meiſters Kirſchen flogen.

Zuſchauer. Nun beweißt das nicht, daß dieſe Früchte fürtreflich gemahlt waren?

Anwald. Keineswegs, vielmehr beweißt mir, daß dieſe Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuſchauer. Ich kann mich doch deswegen nicht erwehren, ein ſolches Gemählde für fürtreflich zu halten.

Anwald. Soll ich Ihnen eine neuere Geſchichte erzählen?

Zuſchauer. Ich höre Geſchichten meiſtens lieber als Raiſonnement.

Anwald. Ein großer Naturforſcher beſaß, unter ſeinen Hausthieren, einen Affen, den er einſt vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort ſaß das Thier an der Erde, und hatte die Kupfer eines ungebundnen, naturgeſchichtlichen Werkes um ſich her zerſtreut. Erſtaunt über dieſes eifrige Studium des Hausfreundes, nahte ſich der Herr, und ſah zu ſeiner Verwunderung und zu ſeinem Verdruß, daß der genäſchige

Das Geld iſt einmahl fort, und gnug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenfrack.

Der Wirth.

Wirth verlegen und bittend.

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß! —
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütig zu verſchweigen,
Ich will das meine thun. Ich hoff' es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freu'n die Neider ſich,
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Affe die ſämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgeſpeißt habe.

Zuſchauer. Die Geſchichte iſt luſtig genug.

Anwald. Und paſſend hoffe ich. Sie werden doch nicht dieſe illuminirten Kupfer dem Gemählde eines ſo groſſen Künſtlers an die Seite ſetzen.

Zuſchauer. Nicht leicht.

Anwald. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen.

Zuſchauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen ſonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deswegen verlangen, daß ein Kunſtwerk natürlich ſey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weiſe genieſen können.

Anwald. Ich bin völlig dieſer Meinung.

Zuſchauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künſtler ſich erniedrige, der auf dieſe Wirkung losarbeite.

Anwald. Es iſt meine feſte Ueberzeugung.

Zuſchauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerſpruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch ſonſt ſchon die Ehre, mich wenigſtens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwald. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege ſind, Kenner zu werden.

Zuſchauer. Nun ſo ſagen Sie mir: warum erſcheint auch mir ein vollkommnes Kunſtwerk als ein Naturwerk?

Anwald. Weil es mit Ihrer beſſern Natur übereinſtimmt, weil es übernatürlich, aber nicht auſſernatürlich iſt. Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes, und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerſtreuten Gegenſtände in eins gefaßt, und ſelbſt die gemeinſten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, ſo iſt es über die Natur. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſeyn, und dieſer findet das Fürtrefliche, das in ſich Vollendete, auch ſeiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem Markte antrift, aber der wahre Liebhaber ſieht nicht nur die Wahrheit des nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, das Ueberirdiſche der kleinen Kunſtwelt, er fühlt, daß er ſich zum Künſtler erheben müſſe, um das Werk zu genieſſen, er fühlt, daß er ſich aus ſeinem zerſtreuten Leben ſammeln, mit dem Kunſtwerke wohnen, es wiederholt anſchauen, und ſich ſelbſt dadurch eine höhere Exiſtenz geben müſſe.

Zuſchauer. Gut, mein Freund, ich habe bey Gemählden, im Theater, bey andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ohngefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch beſſer auf mich und auf die Kunſtwerke acht geben; wenn ich mich aber recht beſinne, ſo ſind wir ſehr weit von dem Anlaß unſers Geſprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die gemahlten Zuſchauer in unſerer Oper zuläſſig finden ſolle; und noch ſehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch dieſe Lizenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie dieſe gemahlten Theilnehmer bey mir einführen wollen.

Anwald. Glüklicherweiſe wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden ſie doch nicht verſäumen wollen?

Zuſchauer. Keineswegs.

Anwald. Und die gemahlten Männer?

Zuſchauer. Werden mich nicht verſcheuchen, weil ich mich für etwas beſſer, als einen Sperling, halte.

Anwald. Ich wünſche, daß ein beyderſeitiges Intereſſe uns bald wieder zuſammen führen möge.

IV.

Ueber Etruriſche Monumente.

Erſter Brief.

Reſte plaſtiſcher Kunſt.

Florenz; September 17[illegible].

Sie verlangen, geliebter Freund, einige Nachrichten von Etruriſchen Monumenten, vom Styl und Werth der bildenden Kunſt bey dieſem Volke, und zwar nur in ſo fern, als ich die wenigen Reſte derſelben, die mir täglich hier vor Augen ſind, Ihnen, ſo viel es durch Beſchreibung möglich iſt, zum Anſchauen bringen kann.

Da ich weiß, daß Sie unter dieſer Rubrik keine großen Dinge von mir erwarten, ſo komme ich um deſto lieber ſogleich Ihrem Wunſche entgegen. Sie ſind mit mir überzeugt, daß die beſten unter den Kunſtwerken, welche man ſonſt den Etruriern zuſchrieb, eigentlich den gebildetern Griechen zugehören, und daß von jener Nation in einer Kunſtgeſchichte, mehr um der Vollſtändigkeit, als um der Vortreflichkeit der Werke willen, die Rede ſeyn kann. Ueberdieß mögen wahrhaft Etruriſche Werke in allen Kunſtſammlungen ſelten ſeyn. Ich gedenke nur von den hieſigen zu ſprechen, und ſo muß dieſer Aufſatz das Fragment eines Fragments werden.

Die Florentiner thaten ſonſt, bekanntermaſen, ſich auf dieſe ihre Ahnen viel zu gute, und daher enthält die hieſige Gallerie alles, was ſich nur auffand, ſorgfältig bewahrt. Nächſt den Gefäßen von gebrannter Erde, von denen künftig die Rede ſeyn wird, ſind viele kleine und gröſſere Werke von Erz und Silber, auch goldenes Geſchmeide in dem Zimmer der antiken Bronzen bewahrt; ſo wie eine Menge Graburnen, Aſchenkrüge und noch manches der Art, auf der Terraſſe der Loggia de Lanzi, welche an der Gallerie liegt, in guter Ordnung aufgeſtellt ſind.

Das Alterthum der Etrurier, und ihr Abſtammen von den Pelasgern, welche ſie mit den Griechen gemein hatten, mag durch Mythen und Geſchichte glaubwürdig genug beſtätigt ſeyn, ſie mögen auch wohl eben ſo früh, als ihre Stammbrüder, Verſuche in den bildenden Künſten angeſtellt haben; manche etruriſche geſchnittne Steine, Vaſen und Bronzen können von ſehr hohem Alterthum, und vielleicht eben ſo alt, als irgend ein griechiſches Werk ſeyn. Ja, ich glaube, nach wiederholter Betrachtung, daß es nicht nur überaus ſchwer, ſondern zuweilen gar unmöglich ſey, die uralten Monumente beyder Völker von einander zu unterſcheiden.

Als, in der folgenden Zeit, die Kunſt bey den Griechen vollkommner ward, blieben die Etrurier zurük, und ſcheinen es nicht weit über das Mittelmäßige gebracht zu haben. Sie gelangten auch niemals zu einer weſentlich unterſchiednen, eigenthümlichen Behandlungsweiſe, ſondern die griechiſche Kunſt, von der ſie durch Schiffahrt und Handel Kenntniß genug gehabt haben mögen, bleibt ihnen immer das unerreichte Muſter und Vorbild, ſelbſt in ihren beſten und ausgeführteſten Werken, zu denen auch griechiſche Fabel und Geſchichte manchmal den Stoff leihen mußte.

An die Aechtheit der hier in Florenz befindlichen etruriſchen Monumente, kann man um ſo ſichrer glauben, als es gewiß iſt, daß ſie alle in der Nähe von Volterra, Arezzo, Cortona, Chiuſi, Monte Pulciano und in der Gegend um andere alte Städte in Toſkana gefunden worden, viele von den merkwürdigſten ſind noch überdem mit etruriſcher Schrift bezeichnet.

Eine kleine, ziemlich unförmlich gearbeitete Gruppe von Bronze, welche den Leichnam des Sarpedon, von den beyden Genien des Schlafs und des Todes getragen, vorgeſtellt, ſcheint aus der älteſten Zeit herzukommen. Sarpedon iſt gewaffnet, die Genien haben große Flügel, und lange Untergewande, mit Ermeln, von krauſen, oder gekniſſenem Zeuge, das Uebergewand geht von der rechten Schulter quer über die Bruſt, unter dem linken Arm durch, und liegt ihnen knapp am Leib an. Sie ſehen in dieſem Aufzug ziemlich den Engeln gleich, wie Giotto und Orgagna ſolche in ihren Werken vorgeſtellt haben.

Eine ſilberne Vaſe, ohngefähr 8 bis 10 Zoll hoch, ſauber und zierlich gemacht, hat die Geſtalt eines Eyes, welchem das ſtumpfe Ende mangelt, und iſt mit einem Henkel verſehen. Die eingeſtochenen Streifen, Zierrathen mit Figuren und Thieren, an denen man die Manier der ſchwarzen, ſilhouetartigen Figuren auf den älteſten Gefäßen in gebrannter Erde wieder erkennt, laſſen vermuthen, daß auch dieſes Werk ſehr alt ſeyn müſſe, obſchon es noch recht gut und unbeſchädigt erhalten iſt.

Wenigſtens eben ſo alt ſcheint auch das Bruchſtük, einer halb=erhobenen Arbeit, aus feinem Sandſteine, zu ſeyn, worauf ſechs beſchädigte Figuren zu ſehen ſind, von eben der Art und Manier, wie ſie auf den uralten Gefäßen gemahlt vorkommen. Von der erſten Figur hat ſich wenig mehr, als die untere Hälfte erhalten, ſie iſt in einen Mantel eingewikelt, die zweyte iſt gewaffnet, mit Beinrüſtung, Harniſch, Lanze, Schild und einem Helm, der einen lang herunter hängenden Schweif hat. Sie ſcheint ſich gegen einen Angriff vertheidigen zu wollen, der Kopf iſt abgebrochen, doch hat ſich von dem Untertheile des Geſichts noch etwas erhalten.

Der dritten Figur fehlt der Kopf und die Bruſt, um die Lenden iſt ſie gegürtet, oder hat eine Art von Jacke an, das weite Unterkleid reicht bis unter die Waden, und in der Hand ſcheint ſie etwas getragen zu haben.

Die vierte Figur ſtellt einen alten Mann vor, welcher, in den Mantel gehüllt, ſich mit der Linken auf einen krummen Stab ſtüzt. Die Rechte hat er an die Hüfte geſezt, es mangelt ihm ebenfals der Kopf, ſo wie der fünften Figur, welche etwas gröſſer als die andern und ganz nackend iſt. Sie ſcheint einen Helden, den Anführer der übrigen vorzuſtellen. Alle treten der ſechsten Figur, einem Manne im Mantel, welcher in der rechten

Hand einen Stock hält, entgegen, und dieſer ſcheint ſie anhalten zu wollen. Auch ihm fehlt der Kopf. Alle Figuren ſind ins Profil geſtellt, etwas lang und hager, doch nicht übel proportionirt, leicht und mehr [illegible] entworfen, als ſorgfältig ausgearbeitet. Die Muskeln ſind ſtark angedeutet, und nicht übel verſtanden, auch bemerkt man an den Händen die ſteifgeſtrekten, zuſammengehaltenen Finger, eben wie an den alten griechiſchen Werken; demohngeachtet kan es dem ruhigen Beobachter nicht ſchwer fallen, den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dieſen und unſerm Fragment zu entdeken. Nicht nur die Arbeit iſt roher, ſondern auch der durchgehende Sinn und Geiſt barbariſcher, wilder, und das Coſtum der Figuren überhaupt ganz anders.

Einige Pateren mit eingeſtochenen Figuren und Etruriſcher Schrift unterſcheiden ſich von den angeführten Werken, durch fließendere Contoure, etwas Beweglicheres und Mannigfaltigeres in der Darſtellung, und ſcheinen deswegen auf eine ſpätere Epoche zu deuten, obſchon ihr Kunſtgehalt nicht gröſſer iſt.

* Das bedeutendſte Stük unter allen etruriſchen Monumenten, jedoch aus einer ſpätern Zeit, iſt der ſogenannte Haruſpex von Erz, eine ſtehende, männliche Figur in Lebensgröße, ſchon bey Jahren, doch ohne Bart, ſeine Haare ſind kurz geſchoren, an den Beinen trägt er Halbſtiefeln, auf gewöhnliche Weiſe, mit Riemen gebunden, das Unterkleid hat kurze Ermel und über daſſelbe iſt der Mantel geſchlagen, auf deſſen Saum etruriſche Schriftzüge ſtehen, er ſcheint etwas vorzutragen, oder in einer Rede begriffen. Der Kopf hat einen gar natürlichen, individuellen Character, und iſt ohne Zweifel ein wohlgetroffnes Bildniß, genau und gut, nach der Aehnlichkeit einer beſtimmten Perſon gearbeitet.

---

* Um eine groſſe Lücke, die ſich hier zeigt, auszufüllen, will ich der berühmten Wölfin von Erz, eines Etruriſchen Werkes, das in Rom, auf dem Capitol, in dem Pallaſt der Conſervatoren ſteht, als Einſchaltung gedenken. Styl und Zeichnung daran ſind ſteif und gradlinigt, und deuten auf frühe Zeiten. Die Locken der Haare am Hals, ſind, wie an den älteſten Werken, wenig erhoben, und liegen in Reihen, übrigens ſind die Verhältniſſe nicht unrichtig, und ohngeachtet der ziemlich rohen Manier, hat das Thier Geiſt und Ausdruck. Die beiden Kinder ſind beſſer und wahrſcheinlich ſpäter zugeſezt, von derbem Styl und ganz anderm Character, gut gearbeitet, und ſcheinen antik.

Alceſt.
Ein hundert Thaler!
Wirth.
Ey!
Alceſt.
Doch hundert Thaler —
Wirth.
Peſt! ſind keine Kinderey!
Alceſt.
Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.
Wirth.
Ey! wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hanns und wenn und wie er's wär'?
Alceſt vor ſich.
Mein alter Diener! nein! der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben.
Wirth.
Sie brechen Sich den Kopf? Es iſt vergebne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.
Alceſt.
Mein Geld?

Der Guß an dieſer Figur iſt zwar ſauber, und der Künſtler hat viel Sorgfalt auf die Ausarbeitung verwendet, indem ſelbſt die Näthe des Untergewandes angedeutet ſind, bey allem dem iſt ſie noch immer kein Werk von außerordentlichen Verdienſten, weder in wiſſenſchaftlicher Hinſicht noch in dem Schönen und Groſſen der Formen, noch in geſchmakvoller Zierlichkeit. Der Styl zeigt zwar gebildete Zeiten der Kunſt, nicht aber ein hohes Alterthum an, und ich finde keinen zureichenden Grund von dieſer Seite, ſolche höher hinauf, als kurz vor die Zeiten der römiſchen Kaiſer zu ſetzen.

Die bekannte Chimära von Bronze mag wohl auch nicht viel älter ſeyn, ſie hat wenigſtens ein ungleich moderneres, politeres Anſehen, als die römiſche Wölfin. Auf der rechten Vorderpfote ſind etruriſche Buchſtaben eingegraben, darum, und weil ſie zu Arezzo gefunden worden, gilt ſie für eine etruriſche Arbeit. Wenn man aber auch dieſes zugiebt, ſo iſt ſie doch unſtreitig den Griechen nachgeahmt, denn man findet ſie in eben der Geſtalt und Stellung auf mehrern griechiſchen Monumenten. An Kunſtwerth iſt übrigens dieſes Stük nicht geringer als der vorgenannte Haruſper. Der Character des Kopfs iſt wild und grimmig, Knochen und Muskeln ſind ſtark angegeben, und die Umriſſe zwar etwas hart, welches aber dem Gegenſtand angemeſſen iſt, der Schweif des Thiers, der in eine Schlange endigt und in das Horn der Ziege beißt, iſt, ſammt dem Ende des Horns, neu. *

Unter den Graburnen ſind die beſten von volteraniſchem Alabaſter, andere von Marmor, andere Sandſtein. Es giebt auch eine gute Anzahl von gebrannter Erde, mit flach erhobenen Figuren, mit Farben angeſtrichen. Man kann ſie als eine Art von Fabrikwaaren anſehen, da die gleichen Gegenſtände, oft und in eben derſelben

---

* Wenn einmal eine Chimära gebildet werden ſollte, ſo kann man ſagen, daß dieſe glücklich genug motivirt ſey. Der Ziegenhals, der aus dem Rücken des Löwen hervorragt, iſt durch einen Wurfſpies verwundet, und das Haupt des ſchwachen Thieres ſinkt tödtlich getroffen rückwärts, der in der Ziege verwundete Löwe, wird dadurch nur grimmiger, und geht auf ſeinen Gegner los, indem die Schlange, als Schweif des Ungeheuers, von ihrer Seite Schmerz und Grimm an dem Ziegenhorn ausläßt, das ſie beißend ergreift. Vollkommner konnten wohl die disparaten Theile eines Phantaſiegeſchöpfs, bey ſinnlicher Darſtellung, nicht unter einander in Verhältniß gebracht werden.

Größe wiederholt, zu erkennen geben, daß ſie in Formengedrukt werden. Die Farben darauf ſind nicht eingebrannt, denn ſie laſſen ſich abſchaben, ſie ſitzen aber doch ziemlich feſte auf dem Thon, und ſind an einigen noch lebhaft und friſch erhalten.

Die Etrurier waren überhaupt geneigt, erhoben gearbeitete Figuren, mit Farben, ihrer Meinung nach zu verſchönern, denn auch an den Urnen von Alabaſter und Marmor ſind meiſtens die Augenbraunen, und Augen mit brauner, der Mund aber mit rother Farbe bemahlt, andere Dinge, Zierrathen und dergleichen wurden zuweilen vergoldet. Doch es wird ſich noch Gelegenheit zu ſolchen Bemerkungen finden, wenn ich einige von dieſen Graburnen, welche des Gegenſtandes oder der Arbeit wegen merkwürdig ſind, näher beſchreibe.

Zwey Helden faßen jeder ein Weib bey den Haaren, und ſcheinen ſie erſtechen zu wollen, die eine liegt auf dem Bett in einem Alkoven, ſie iſt ſonderbar gekleidet, und der Held ſelbſt gewiſſermaſſen vermummt, denn er hat den Untertheil des Geſichts mit einem Tuch oder einer Art von Binde bedekt, die andere weibliche Figur kniet in reizender Stellung an der Erde, und der Held ſteht über ihr. Zu äuſſerſt, links, ſteht noch eine kurz gekleidete, weibliche Figur, mit Stiefelchen an den Beinen, faſt auf die Weiſe wie man zuweilen die Roma vorgeſtellt ſieht, und wie ſich einige Victorien finden, welches wohl auch ihre eigentliche Bedeutung ſeyn mag.

Auf der gleich darneben ſtehenden Urne iſt ein bacchiſches Feſt vorgeſtellt. Zwey Figuren liegen auf dem Ruhebett angelehnt, vor demſelben ſcheint ſich ein alter halb nackender Mann an die Erde zu bücken, oder hinzufallen, am Boden liegt eine Vaſe und eine Patera, hinter ihm hält eine andere Figur etwas in der Hand empor, welches zerbrochen iſt, und wie ein Rad ausſieht; der letzte zur linken hat die Geſtalt eines Helden, er ſcheint eben herein zu treten, und die Scene mit anzuſehen. Beyde Urnen ſind von volteraniſchem Alabaſter, und die Vorſtellung auf der letzten ganz in griechiſchem Coſtum. Sie haben vor allen andern Verdienſte um die Kunſt, und ſind, nach der Chimära und dem Haruſper, das Beſte, was mir von eigentlich etruriſchen Werken jemals unter Augen gekommen iſt. Die Knochen und Gelenke an den Figuren ſind zwar deutlich, doch nicht eben übertrieben ſtark angegeben, die Muskeln noch mäßiger, und alle gut genug verſtanden. Gewaltſame Stellungen finden ſich keine, und weder im Styl noch in den Formen iſt etwas Eigenthümliches zu bemerken, vielmehr ſind die Geſichtszüge der Helden offenbar griechiſchen Idealen nachgebildet. Der Faltenſchlag iſt natürlich, zierlich, doch etwas gehäuft, und darum ſind die Maſſen nicht groß. Sie nähern ſich in dieſem Stück ſowohl, als in andern zartern Puncten, die man beſchreibend nicht recht deutlich machen kann, ob ſie gleich bey Anſchauung und Vergleichung wohl zu faſſen ſind, den ſpätern griechiſchen Werken aus den Zeiten der Ptolomäer, erreichen aber freylich die Verdienſte derſelben bey weitem nicht.

Eine andere Urne von eben dieſem Styl iſt hübſch angeordnet, kommt aber der erwähnten in der Arbeit nicht ganz gleich. Ein Mann auf phrygiſche Weiſe gekleidet, hält auf einem ſchöngezierten, mit vier Pferden beſpannten Wagen, ein Weib in den Armen, welche bis unter die Brüſte entblößt iſt, und ſcheint ſie entführen zu wollen. Ein anderer Mann ebenfals phrygiſch gekleidet, mit ganz ſonderbaren Stiefeln oder Strümpfen, welche geſtrikt zu ſeyn ſcheinen, eilt zu Fuße nach, und will dem Räuber die Beute wieder entreiſſen. Die Frau wendet ſich gegen ihn um, und fällt in ſeine Arme. Ein Gewaffneter liegt zu Boden geworfen, unter den Pferden; eine geflügelte und bekleidete Figur hält über den Pferden eine Fackel, und noch eine andere, halb nackend und auch geflügelt, führt dieſelben. *

Eine Urne, die in Rückſicht der Arbeit zu den beſſern Stücken der Sammlung gehört, ſtellt den Kampf des Theſeus gegen den Minotaurus vor. Dieſer hat zwar Menſchengeſtalt, aber einen Ochſenkopf, er iſt im Begriff zu fliehen, allein der Held faßt ihn am Horn und holt aus, das Ungeheuer zu erſchlagen, hinter dem Theſeus her geht eine Victoria, leicht und kurz bekleidet, hochgegürtet, geſtiefelt, am Haupt und an den Schultern beflügelt, in der einen Hand hält ſie das Schwerdt, und in der andern die Scheide. Ihr folgt ein anderer Held, welcher nur die Chlamys um hat, (Theſeus iſt mehr bekleidet), mit Schild und Lanze, und ſcheint zum Angriff vorzudringen. Die letzte Figur iſt Ariadne, mit einem hohen Diadem auf dem Haupt, ſie ſcheint ſich

---

* Eben dieſe Vorſtellung iſt mit weniger Veränderung noch einmal vorhanden.

über den Kampf zu entſetzen und davon zu eilen. Alle ſind ſuelte Geſtalten und die Geſichtszüge durchaus regulär, ganz von der Art wie die Herren auf den griechiſchen Werken immer gebildet ſind.

Die Vorſtellung von Ulyſſes, wie er bey den Sirenen vorbey fährt*, gehört zwar auch unter die leidlich gearbeiteten Stücke, ich führe ſie aber hauptſächlich deswegen an, weil ſie ganz in griechiſchem Coſtume iſt; denn Ulyſſes ſteht, die Hände auf dem Rücken, nur mit der Chlamys um die Schultern angethan, und iſt ſelbſt mit ſeiner gewöhnten ſpitzen Müze bezeichnet, grade ſo wie er auf ächt griechiſchen Werken vorkömmt, ſeine Geſellen ſind ganz gekleidet, die Sirenen haben keine Vögelfüße, ſondern ſind wie Muſen vorgeſtellt, ſitzend, die eine ſpielt auf der Leyer, die andere hat Flöten, die dritte eine Rohrpfeife. Im ganzen Werk iſt nichts, was ſich als etruriſch ankündigte, ausgenommen die bemahlten Augenbraunen und Lippen der Figuren; das Segel hat rothe Quadrate, und ſo ſind auch noch einige Zierrathen des Schiffs gefärbt, andere aber und vornehmlich der Schiffsſchnabel ſind vergoldet geweſen, und die Vergoldung hat ſich zum Theil noch erhalten.

---

* Der gleiche Gegenſtand kömmt wenig abgeändert noch einmal vor.

Auf den bemahlten Urnen von gebrannter Erde kommen einige Gegenſtände, wie ſchon bemerkt worden, oft wiederholt vor. Unter dieſen verräth beſonders das Gefecht des Eteokles mit dem Polynices ſeine griechiſche Abkunſt. Denn nicht nur daß dieſer, aus der griechiſchen Nationalgeſchichte genommene, Gegenſtand mit Etrurien nichts zu ſchaffen hat, ſo iſt auch der ganze Charakter des Werks, ſammt der ungemein einfachen und dabei allen Forderungen der Kunſt Genüge leiſtenden Anordnung deſſelben, ein hinreichender Beweiß dafür. Die beyden Figuren der Fechtenden machen eine ſchöne Kegelgruppe, der eine ſtößt dem andern das Schwerdt in die Bruſt, dieſer liegt auf den Knieen, und verwundet ſeinen Gegner am Schenkel, auf jeder Seite ſteht eine Furie mit Fackeln in den Händen. *

---

* Es ſind fünf Urnen mit dieſer Vorſtellung in Florenz, eine gleiche befindet ſich in Verona, in der Maffeiſchen Sammlung.

Auf andern dergleichen Urnen iſt ein Gefecht abgebildet, wo ein Held zu Boden liegt, und ſich gegen zwey, die ihn angreifen, vertheidigt, zwey andere von ſeiner Seite kommen ihm zu Hülfe. Ob ſchon die Geſchichte unbekannt iſt, ſo läßt doch das Coſtum ſowohl als die Anordnung auch hier die griechiſche Kunſt nicht verkennen.

Am häufigſten wiederholt findet ſich noch ein ander Gefecht, wo der Held, oder die Hauptfigur eine Pflugſchaar als Waffe in den Händen hält. * Auch hier ſind alle Zeichen für die Vermuthung eines urſprünglichen griechiſchen Werks.

Nach dieſer nähern Prüfung der merkwürdigſten Etruriſchen Denkmähler, in der florentiniſchen Sammlung, möchten nun noch einige allgemeine Betrachtungen erwartet werden.

Etruriſche und altgriechiſche Werke vermiſchte man lange Zeit, erſt vor kurzem ſind ſie durch die Alterthumsforſcher nach und nach geſondert worden. Meine Ueberzeugung hierüber habe ich an einem andern Orte umſtändlicher ausgeführt, und die daſelbſt näher bezeichneten pla-

---

* Iſt 14 mal wiederholt vorhanden.

ſtiſchen Arbeiten gehören mit unter die Stufen, auf welchen die griechiſche Nation zu der Höhe ihrer bewunderungswürdigen Kunſt gelangt iſt, aus deren Geſchichte ſie nicht weggerükt werden dürfen.

Die neuere italiäniſche Kunſt hatte das groſſe Muſter der Alten immer vor ſich, und konnte doch nur nach und nach emporſteigen, ſie konnte mit Hülfe derſelben vielleicht etwas ſchneller vorrücken, und ſie mußte gleichwohl die ganze Bahn ſchrittweiſe durchlaufen. Wie ſollte nun die griechiſche, die ohne Vorbild aus ſich ſelbſt hervorgieng, groſſe Zwiſchenräume überſprungen haben? Wie ſollte es ihr möglich geweſen ſeyn, erſt eine lange Zeit ſtille zu ſtehen, um alsdann, gleichſam mit einem einzigen gewaltigen Sprung, zu einem Ziele zu gelangen, das nie wieder erreicht wurde, da ein ewiges Naturgeſetz ſie zum immerwährenden Fortſchreiten, zum Steigen oder zum Fallen nöthigte.

Laſſen Sie mich auch einiger äuſſern Argumente bey dieſer Gelegenheit erwähnen.

Kein Kunſtwerk der Art, welche man gegenwärtig mit Recht den Griechen zuſchreibt, findet ſich zu Florenz, und mir iſt nicht bekannt, daß eins derſelben in den Grenzen des alten Etruriens ausgegraben worden.

Auf keinem der gedachten Werke ſtehen etruriſche

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ey, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch jemand aus dem Hauſ'?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein.

Alceſt.

Der Keller hat's doch nicht?

Wirth.

Der Keller kann's nicht ſeyn.

Buchſtaben, da hingegen hat das bekannte Basrelief des Kallimachus im capitoliniſchen Muſeum eine griechiſche Inſchrifft, von welcher es nicht erwieſen iſt, daß ſie unächt ſey.

So wie nun auf dieſe Weiſe den Etruriern die intereſſanteſten Reſte plaſtiſcher Kunſt entzogen werden, ſo verliehren ſie auch, wie dem Liebhaber des Alterthums bekannt iſt, die Anſprüche auf die irdenen gemahlten Gefäße, die ihnen vor einiger Zeit noch ausſchlieslich zugeſchrieben wurden. Viele von dieſen ſetzen eine ſehr hohe Bildung voraus, und ich werde künftig hiervon auch meine Ueberzeugungen mittheilen.

Wenn wir nun den Etruriern ſo vieles nehmen, ſo fragt ſich, was ihnen denn eigentlich noch übrig bleibt?

Da ein jedes Volk mit den erſten Schritten zur Cultur auch Verſuche gemacht hat, zu bilden; ſo kann es weder befremden, noch wird man leugnen wollen, daß bey den Etruriern von uralten Zeiten her gemahlt, gegoſſen, und geſchnitzt worden, wovon denn auch die für ächt gehaltnen Monumente unleugbar zeugen.

Die älteſten Producte der griechiſchen und etruriſchen Kunſt, als Zweige eines Stammes, haben wohl die gröſte Aehnlichkeit, und man möchte ſie wohl ſchwerlich von einander unterſcheiden können; allein die Etrurier mögen bald zurückgeblieben ſeyn; ihre Fortſchritte waren nicht bedeutender, als ich ſie ſchon oben bey Recenſion der Werke geſchildert habe. In dem Fragment des flacherhobenen Werks von Sandſtein bemerkt man zwar eine Verwandtſchafft, aber doch nur eine Seitenverwandtſchafft, ſowohl der eigentlich artiſtiſchen als mechaniſchen Behandlungsart, nicht des innern Gehalts, des Fleiſſes der Wiſſenſchafft, des Geiſts und der Ausführung mit jenen altgriechiſchen Statuen und Basreliefs.

Daß die Etrurier den erſten Römern, einem rohen Volke, als Halbkünſtler und Handwerker willkommen waren, und dieſe, in den erſten Zeiten ihres Staats, öffentliche Gebäude und Bilder der Götter von jenen verfertigen ließen, darüber kann man ſich nicht wundern, ſo wenig als über die Menge der Statuen, die nach dem Zeugniſſe des Plinius aus dem eroberten Volſinium nach Rom gebracht worden ſind. Es ſollen ihrer zweytauſend geweſen ſeyn, wahrſcheinlich viele kleine Figuren darunter. Ueberhaupt leugnet man nicht, daß die Etrurier gebildet und viel gebildet, ſondern daß ſie einen hohen Grad der Kunſt erreicht haben.

Sie hatten einen ſchwerfälligen und traurigen Character, wovon ihre abergläubiſch-religioſe Stimmung und Richtung ein unwiderſprechliches Zeugniß giebt. Solche Naturen halten nothwendig auf einem Puncte ſtill, die Ueberlieferung gewiſſer beſchränkter Vorſtellungsarten iſt ihnen heilig, ehrwürdig das uralte, nicht das, nur nach und nach ſich entwickelnde, Wahre und Schöne; ſo werden ſie immer irgendwo feſt gehalten, und wer in Einer Geſinnung nicht verſchreiten kann, bleibt in der ganzen Bildung zurück.

Auch die architectoniſchen Reſte ſprechen für dieſe Meinung. Die Cloaca maxima und der Carcer Tullianus zu Rom ſind ſehr ſtarke und ſolide Werke, ſo wie die alten Stadtmauern von Cortona und Fieſole, welche der Zeit und der Zerſtörung getrotzt haben, aber ſie geben dadurch noch keine Beweiſe von dem guten Geſchmack ihrer Erbauer, ſo wenig als die Reſte von dem ſogenannten Grabmahl der Horatier und Curiatier bey Albano, welches, wie aus verſchiedenen Basreliefs zu ſchlieſſen iſt, auf welchen Grabmähler, mit eben ſolchen Kegeln abgebildet ſtehen, auch ein etruriſches Werk ſeyn muß.

Das Grabmahl des Porſenna mag im Ganzen eine ähnliche, wenig lobenswürdige Structur gehabt haben, ja man darf wohl ſagen: das, was in der Beſchreibung deſſelben nicht unglaublich iſt, das iſt abgeſchmackt. Es ſcheint, als wenn Egypter und Chineſen ſich verbunden hätten, das ungeheuer Abentheuerliche ihrer National-Idioſynkraſien bey dieſem Gebäude zu realiſiren.

Bey einem ſolchen langen Stillſtande und beynahe nur mechaniſchen Fortſchritten mag es den Etruriern, wie andern Nationen und Menſchen in eben dieſem Falle gegangen ſeyn, ſie fanden, daß die Griechen durch natürliche Entwiklung höhere Stufen erreicht hatten, ſie ahmten nach, ohne fortzuſchreiten, ſie giengen von Ernſt und Strenge zu dem Weichern, Gefälligern und Bequemern, aus dem engern Ideenkreis in den weitern und mannigfaltigern über, ohne ſich deswegen weſentlich zu vervollkommnen, ja ſie verlohren vielmehr einen Theil ihres Werthes an innerm Gehalt, Stärke, Geiſt und Wiſſenſchafft, und äfften die Griechen blos nach, indem ſie nach dem äuſſern Scheine griffen, ohne für das Innere einen Sinn zu haben.

Es kann uns daher nicht wundern, daß ſo viele Gegenſtände aus der griechiſchen Geſchichte und Fabel auf etruriſchen Denkmählern vorkommen, und wenn auch zuweilen etwas fremdes eingemengt iſt, ſo möchte dieſes nicht ſowohl in dem eigenthümlichen Character etruriſcher Kunſt ſeinen Grund haben, ſo wenig als jederzeit in einer beſondern Sage, welcher ein Künſtler in dieſer Nation gefolgt ſeyn möchte, ſondern es geſchah wahrſcheinlich aus Laune, aus Nachläſſigkeit, aus Mangel an gebildetem Geſchmak, auch vielleicht darum, weil der beſondere Zweck der Werke, die meiſtens Graburnen ſind, eine Abänderung erfordern möchte. So ſehen wir auch an verſchiedenen Figuren von Gottheiten, oder Dämonen, welche zuweilen vorkommen, daß dem eignen Boden der etruriſchen Kunſt keine angenehme Geſtalten entwachſen ſind. Der grelle unordentliche Farbenanſtrich an Basreliefen und der Urnen von gebrannter Erde, bemahlte Lippen und Augen an andern von Marmor und Alabaſter, welche leztern dazu noch unter die beſten Producte ihrer Kunſt gehören, machen den Geſchmack der Etrurier auch von dieſer Seite ſehr verdächtig.

Und hier nur noch zum Beſchluß einige einzelne Bemerkungen.

Die Etrurier ſcheinen gleichfalls in Verbindung mit den Egyptiern geſtanden, und eine Neigung zu dem Style dieſer Nation gehabt zu haben.

Wenn von der großherzoglichen Sammlung von Gefäßen aus gebrannter Erde die Rede ſeyn wird, muß zweyer Vaſen, von ſchwarzem Thon, gedacht werden, welche Nachahmung des egyptiſchen Styls ſind. Unter den Graburnen finden ſich noch ein paar dieſer Art. Es ſind nämlich zwey Aſchenkrüge von gebranntem Thon, welche die Geſtalt von Canopen haben, beyde ſehr ſchlecht und unförmlich gemacht. Der eine iſt röthlich, wie gebrannte Erde gewöhnlich ausſieht, der andere hat hingegen eine braune Holzfarbe, ſo daß man ihn für den erſten Blick leicht für wirkliches Holz nimmt.

Auch giebt es verſchiedne plaſtiſche Werke, Graburnen und mehrere kleine Bronzen, welche wahrſcheinlich Producte aus ſpätern Zeiten ſind. Die Figuren ſind plump und ſchwerfällig, arten zu Carricaturen aus und ſind zuweilen an einigen Theilen bemahlt. Dieſe Manier, oder Unnatur aber iſt ſehr weit von dem ſtrengen, etwas ſteifen Styl der alten griechiſchen Kunſtwerke entfernt und eigentlich gerade das Gegentheil. Es iſt nicht Anfang der Kunſt, ſondern ihr Ende. Dieſe Arbeiten ſind wirklich abgeſchmakt, und wenn ich nicht ſehr irre, auch in ſpätern Zeiten gemacht, als die Kunſt ſchon überall im Verfalle war.

Zum Beſchluß muß ich nur noch anmerken, daß der, von neuern Schriftſtellern aus alten Nachrichten unternommene Beweis, von der Abkunft der Graubünder, Tyroler und anderer Bewohner der Alpen, von den alten pelasgiſchen Stämmen, und alſo auch ihre Verwandſchaft mit den Etruriern mir darum nicht unwahrſcheinlich vorkommt, weil in Graubünden, an dem Zimmerwerk der hölzernen Häuſer, eben dieſelben Zierrathen geſchnitzt und gemahlt zu finden ſind, wie auf den älteſten Etruriſchen und griechiſchen Monumenten, und es läßt ſich glauben, daß ſie nicht nachgeahmt ſind, ſondern von alten Zeiten her überliefert worden.

Zweyter Brief.

Architectonische Reste.

Florenz October 1796.

Als eine Fortſezung meiner Nachrichten über etruriſche Monumente, theile ich Ihnen das wenige mit, was ich von Reſten der alten Stadt Fieſole bemerken konnte, und, damit mein Brief nicht gar zu mager erſcheine, beſchreibe ich Ihnen die Lage und die Gegend umher. Möge dieſe Vorarbeit einſtweilen als Stoff einer künftigen topographiſchen Darſtellung der zwölf uralten etruriſchen Städte bey Ihnen verwahrt liegen.

Die Einwohner der neuen Stadt Fieſole, welche auf den Trümmern der alten erbaut iſt, nähren ſich vom Weinbau und Olivenpflanzungen, und der ärmere Theil derſelben bricht Steine, welche ſehr gut und dauerhaft ſind, weswegen man ſich derſelben auch in Florenz häufig zum Bauen bedient. Ueberall, wo man in dieſer Stadt eine freye Ausſicht genießt, fällt der hohe Hügel von Fieſole, als die anziehendſte Parthie der ganzen Landſchaft, in die Augen. Er ſteigt regelmäßig, in koniſcher Form, aus einem Kranz von Fruchtbäumen in die Höhe, ſeine Seiten ſind mit Wein, Feigen und Olivenbäumen bedekt, und auf den Abſätzen ſtehen zierliche Landhäuſer und Klöſter. Ganz zu oberſt auf der Spitze haben die Franziskaner ihren Sitz genommen, und der Platz vor der Kirche iſt mit einer Gruppe hoher Zypreſſen geziert, welche das Ganze lieblich endigt. Zwar kann man unter einer ſtarken Stunde nicht von Florenz bis auf dieſe Spitze gelangen, und der Weg wird zuletzt ſteil und mühſam, doch es lokten mich beydes die reizende Anſicht ſowohl, als die Hoffnung merkwürdige Alterthümer aufzufinden, und da ein des Weges kundiger Freund ſich erboten hatte mich zu begleiten, ſo machten wir uns jüngſt, da eben der ſchönſte Morgen zum Spazierengehen einlud, dahin auf die Reiſe.

Die nächſte Straße führt aus der Porta Pinti, und nun wandelten wir eine gute Strecke weit, zwiſchen Gärten, wohlangebauten Feldern und Olivenhainen hinauf, in den Weinbergen war man eben überall beſchäftigt, unter frölichen Liedern, die reichen Gaben des dießjährigen Herbſtes einzuſammeln. Ehe noch der ſteile Berg bey der Kirche St. Domenico anhebt, geht der Weg zwiſchen niedrigen Wänden von geſchnittenen Zypreſſen fort. Rechter Hand, unter dem Gitterthor eines Fahrwegs, welcher zu einem Gut führt, iſt die Ausſicht zum Entzücken ſchön. Zwiſchen Feigen und Oehlbäumen hindurch, über eine Vertiefung oder kleines Thal, ſtellt ſich der niedrigere Hügel, auf welchem ſonſt die eigentliche Stadt Fieſole gelegen hatte, unausſprechlich herrlich und groß in mahleriſcher Pracht dem Auge dar. Einige Villen, die an demſelben auf hohen gemauerten Terraſſen liegen, unterbrechen, mit ihren Gärten, das blaſſe Grün der Olivenbäume, die ihn überdeken. An der Seite, wo ſich ein anderer Hügel dieſem anſchließt, liegt einſam und vertraut, unter dem Schutze hoher Zypreſſen, ein kleines Kloſter, romantiſcher und reizender als man ſich ſolches zu denken vermag. Die mächtigen Bäume haben ſich, wie zur Hut, um daſſelbe hergeſtellt, und laſſen nur die Ausſicht aus der Halle des Kloſters, den Hügel herab, nach Florenz und über die weite Ebene hin, frey; darhinter zieht ſich die Schlucht hinauf, ein Gebüſch oder Wäldchen, mit Mauer umſchloſſen, und ſo bildet ſich alles zuſammen zum anmuthigſten Ganzen aus. Niemand kann es anſchauen und ſich des Wunſches erwehren, hier ſeine Tage in friedlicher Ruhe ſtill hinzubringen.

Unweit von der Stelle, wo wir dieſer ſchönen Anſicht genoſſen hatten, beginnt der ſteile Berg. An demſelben gehörte ein kleines Landgut, rechter Hand, ehemals dem berühmten Bildhauer Baccio Bandinelli zu. An der

Alceſt.
Die Köchinn iſt gewandt —
Wirth.
Im Sieden und im Braten.
Alceſt.
Der Küchenjunge Hanns?
Wirth.
Es iſt nun nicht zu rathen!
Alceſt.
Der Gärtner könnte wohl —
Wirth.
Nein, noch ſind Sie nicht da!
Alceſt.
Der Sohn des Gärtners?
Wirth.
Nein.
Alceſt.
Vielleicht —
Wirth halb vor ſich.
Der Haushund? — Ja.
Alceſt vor ſich.
Wart nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!
Laut.
So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! Er thut als ging er weg.
Wirth.
Ja wohl!

Ecke des Gartens fällt aus einem antiken Löwenkopfe ſchönes Waſſer in das vorliegende Becken. Weiter hinauf kommt man zu einer kleinen Kirche, über deren Thüre Blumen und Früchte von gebrannter Erde und farbiger Glaſur, von des Luca della Robbia Arbeit, eingeſezt ſind, an dem Hauſe daneben iſt das Fragment eines Basreliefs mit zwey männlichen nackenden Figuren zu ſehen, welches vermöge der Inſchrift bey Fieſole gefunden worden, und daher für etruriſch angegeben wird, jedoch fehlen ihm durchaus die Kennzeichen des etruriſchen Styls, und es iſt entweder griechiſch, oder wenigſtens einem griechiſchen Original nachgeahmt und hat in der Ausführung einiges Verdienſt. Der Weg zieht ſich von hier aus immermehr in die Höhe, und man gelangt endlich, durch ein paar Gaſſen von Fieſole, bis zum Franziskanerkloſter hinauf, welches auf der oberſten Spitze des Hügels liegt. Die weite herrliche Ausſicht auf dieſer heitern Höhe vergütete uns nun reichlich alle ausgeſtandnen Beſchwerden.

Florenz liegt, als ein gedrungener mächtiger Klumpe von Häuſern, unten in der Ebne, die ſich, vom Arno durchſtrichen, hinauf gegen die Gebirge der Caſentiniſchen Provinz und ſehr weit hinunter nach dem Meere zu ausbreitet, ſie iſt fruchtbar, ein Wald von Bäumen, und beſäet mit unzähligen Villen, mit Dörfern, Flecken und Städten. An keinem andern Orte erſcheint die hohe Kuppel des Doms ſo fürſtlich und herrſchend wie hier, es iſt gleichſam als wenn ihr die Stadt nur zur Baſe diente, über welche ſie ſich ſtolz erhebt. Der Arno, wie ein ſilbernes Band, dem grünen Teppich eingewebt, zeigt und verbirgt ſeinen Lauf vielmahls; irrend ſcheint er bald die Kette der jenſeitigen Hügel aufzuſuchen, bald ſie zu fliehen, bis er ſich endlich ganz in der Ferne verliert. Ich werde zwar nicht behaupten, daß dieſe Ausſicht zu den beſonders mahleriſch-ſchönen gerechnet werden könne, darinnen wird ſie freylich von der vorhin angeführten ſehr übertroffen, aber ſie iſt überaus erfreulich, weit und frey, es dürfte ſchwer ſeyn, ein fruchtbareres und beſſer angebautes Gefild zu finden, als das iſt, welches an dieſer Stelle überſchaut werden kann. Auch ſelbſt die ganze Geſchichte von Fieſole, deſſen Entſtehung, Wachsthum und Abnahme liegt alles hier vor Augen. Was war natürlicher als daß neue Ankömmlinge dieſen Hügel erwählten, welcher ſich zierlich und fruchtbar über alle andere in der ganzen Gegend herum ausnimmt. Sein freyer Gipfel gewährte ihnen Sicherheit, und von demſelben konnte auch die Ebene beherrſcht werden. Hier wurde alſo die erſte Burg angelegt, und unter dem Schutz.

derſelben breitete ſich alsdann die Stadt aus. Als aber die Geſellſchaft gebildeter und friedlicher wurde, als man mehr Sicherheit und Ruhe genoß, ſo folgte daraus, daß um beſſerer Bequemlichkeit willen, zuerſt einige, nach und nach mehrere Familien ſich in der Ebne niederließen, und Häußer am Fluße gebaut wurden, beſonders da ſchon in früherer Zeit eine Furth oder Brücke die nähere Veranlaſſung gegeben haben mag. Auf dieſe Weiſe ſcheint Fieſole, es ſey nun in frühern oder ſpätern Zeiten geſchehen, Florenz erzeugt zu haben, wäre der Arno am Fuß des Hügels gefloſſen, wie er im Gegentheil an dem Hügel vorbey läuft, ſo würde wahrſcheinlich alles zuſammen immerfort nur Eine Stadt geblieben ſeyn, und Fieſole wäre alsdenn die Citadelle von Florenz geworden, ohngefähr wie die alte Burg zu Bergamo, jetzt auch die neue gewerbtreibende Stadt, um ihren Fuß her, auf der Ebne ſich ausbreiten ſieht.

Die Verſchiedenheit des gegenwärtigen Zuſtandes beyder Orte, iſt ebenfals als eine nothwendige Folge der Natur ihrer verſchiedenen Lage anſchaulich. Fieſole war, nach den Verhältniſſen der neuern und gebildeten Zeiten, auf der Höhe ſehr unbequem gelegen, und mußte alſo in eben dem Maas abnehmen als Florenz, welches in der Tiefe und am Fluſſe weit bequemer lag, Zuwachs erhielt, daher verdient auch die Sage keinen Glauben, daß die Florentiner ihre Mutterſtadt aus Eiferſucht zerſtört haben. Wahrſcheinlicher weiſe iſt ſolches blos deswegen geſchehen, weil ſie in den mittlern Zeiten aus derſelben immer beunruhigt und beraubt worden ſeyn mochten.

Auf der Abend und Mittagsſeite unter dem Kloſter ſind noch einige Reſte der uralten Stadtmauer zu ſehen, welche, ſo wie man ihrer Spur gegen Oſten zu, über den niedrigeren Theil des Hügels hinaus nachgeht, immer anſehnlicher werden. Sie iſt durchaus auf lebendigen Fels gegründet, und es giebt mehrere, noch ziemlich wohl erhaltne Stellen, auf und an welchen nun die neuern Etrurier Gärten und Häuſer angelegt haben. Sie bauen Oehl, Wein, Feigen, und andere Früchte, und ſcheinen ſich bey dieſer humanen Anwendung der Beſtungswerke ihrer Vorfahren recht wohl zu befinden.

Auf natürlichen Terraſſen, die aus den Trümmern entſtanden ſind, liegt hier über alle maßen reizend ein kleines Bauergüthchen. Zwiſchen Quaderſtücken hervor wachſen Olivenbäume, und bilden einen kleinen Hain, durch welchen der gekrümmte Pfad zum rothbemahlten Hüttchen hinanführt, froh und verſtohlen, ſchaut es aus ſeinen friedlichen Schatten, an die alte mit Epheu bedekte Mauer gelehnt, und von ihr gegen den Nordwind geſchüzt, welcher die Wipfel der umherſtehenden Bäume ſchüttelt; neben an liegen freundliche Lauben, überrankt von Kürbiſſen und edeln Reben, mit großen Purpurtrauben beſchwert; ein Paar kleine geebnete Flekchen ſind zum Küchengarten eingerichtet.

Am öſtlichen Abhange des Hügels hat ſich die Mauer noch am beſten und faſt ununterbrochen erhalten, ſie beſteht ganz aus großen gehauenen Steinen, immer zwey hinter einander gelegt, ſo daß ihre ganze Dicke ohngefähr 8 Fuß betragen wird. Eigenthümliches hat die Bauart an derſelben nichts, ſondern iſt auf gleiche Weiſe beſchaffen, wie am Carcer Tullianus und an der Cloaca Maxima zu Rom, nur ſind die Steine nicht ſo ſauber zugehauen und gefugt wie dort.

Auf der Nordſeite zeigen ſich die Oeffnungen von zwey Abzugskanälen (Cloacæ), ohngefähr ſo groß, daß ein Mann gebückt durchgehen könnte, ſie haben kein Gewölb, ſondern es liegen nur obenher groſſe Steine quer über. Den einen etwas gröſſern heiſſen die Einwohner il Bugo delle Fate (Hexenloch), zwiſchen beyden findet man noch ein bis an den Bogen verſchüttetes altes Stadtthor, welches mehrere Fuß vor die Mauer heraustritt, der Bogen

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

deſſelben hat ſich merkwürdigerweiſe noch ganz erhalten, ob ſchon er keine Widerlagen hat, und die Steine nicht mit Eiſen zuſammen verbunden zu ſeyn ſcheinen. Da wo ſich die alte Mauer auf dieſer Seite wieder, gegen den Kloſtergarten der Franziskaner, den Hügel hinaufzieht, erhebt ſie ſich, ſtufenweiſe, über abſchüſſige niedrige Terraſſen, die wie eine Art von Strebepfeilern an dieſelbe angelegt ſind. Sonderbar iſt es allerdings, daß auch hier überall Löcher, zwiſchen den zuſammenſtoßenden Fugen der Steine, wie am Coloſſeum und andern alten römiſchen Gebäuden wahrgenommen werden, und man kann eben ſo wenig begreifen, wann und zu welchem Endzweck ſolche gemacht worden ſind.

Der ganze von dem Fieſolaniſchen alten Stadtmauern umſchloſſne Raum kann wohl eine Viertelſtunde Weges lang ſeyn, aber hingegen kaum das dritte Theil oder noch weniger breit. Wahrſcheinlich war die Burg oder der höhere Gipfel, wo jetzt das Franziskaner-Kloſter liegt, durch eine Zwiſchenmauer von der Stadt ſelbſt abgeſondert, es ſind aber keine deutlichen Spuren mehr davon übrig.

Auf der Rükkehr wandten wir uns, um einen andern Weg zu nehmen, bey der Kirche St. Domenico rechts ab, und kamen an der Abtey vorüber, welche Brunelleſchi erbaut haben ſoll. Das Auswendige läßt wenig vermuthen, und die, nach altem Geſchmack, mit weiß und ſchwarzem Marmor inkruſtirte Facade der Kirche ſcheint kaum zu verdienen, für das Werk eines berühmten Künſtlers gehalten zu werden. Unweit von hier gelangt man an den Mugnone, und der Weg wird an den mit Pappeln beſezten Ufern deſſelben bis gegen die Stadt hin ſehr angenehm. Auch pflegen die Florentiner davon zu erzählen: daß Salv. Roſa und Lorenzo Lippi, berühmte Mahler und ſatyriſch komiſche Dichter im vorigen Jahrhundert, gewöhnlich hier ſpazieren gegangen, um ihren poetiſchen Gedanken frey nachzuhängen.

Ein beſonderer Steig, wie ich mich nicht erinnere ſonſt irgendwo geſehen zu haben, iſt den Fußgängern zum Beſten angelegt, damit ſie, um über das Waſſer zu kommen, nicht den Umweg bis nach der Brücke in der groſſen Straße, welche nach der Pforte St. Gallo führt, machen müſſen. Es ſind nämlich ſechseckige ſteinerne Pfeiler, von ohngefähr einem Fuß im Durchmeſſer, eingeſenkt, die zwey Fuß oder vielleicht etwas mehr über den Grund heraus ragen, und etwa eine Elle weit aus einander ſtehen. Bey groſſen Ergieſſungen, die ſchnell kommen und verlaufen, geht die Fluth darüber weg, gewöhnlich aber iſt nur wenig Waſſer, und mit einiger Kunſt, das Gleichgewicht zu halten, hüpft man leicht von einem Pfeiler zum andern, und kömmt ſo durch.

Wenige Schritte davon tritt man in die neuangelegten Spatziergänge vor der Pforte St. Gallo, die ſehr ordentlich und rein gehalten werden, und wo die florentiniſche ſchöne Welt ſich, beſonders an Feſttagen, häufig einzufinden pflegt.

V.

Rafaels Werke

beſonders im Vatikan.

Vorerinnerung.

Gegenwärtiger Aufſaz iſt vornehmlich der Betrachtung jener groſſen, weltberühmten Meiſterſtücke des Rafaels gewiedmet, womit er die vatikaniſchen Sääle und Logen geſchmückt oder vielmehr zu Tempeln der Kunſt gemacht hat.

Man wird keine umſtändliche Beſchreibung deſſelben erwarten, weil dergleichen weitläufige Werke auf dieſem Wege nicht zur deutlichen Anſchauung gebracht werden können, und vorauszuſetzen iſt, daß die Liebhaber der Kunſt ſchon damit bekannt ſind; der Verfaſſer wird ſich alſo nur auf dasjenige einſchränken, was ſein näherer Zweck, den Geiſt und Character des Meiſters aus dieſen ſeinen Werken zu entwickeln, erheiſcht, und dieſes geſchieht zum Behuf aller derer, welche entweder die Originalbilder zu ſehen Gelegenheit haben, oder auch nur aus

Copien oder Kupferſtichen ſich davon unterrichten wollen; denn es iſt zwiſchen Anſchauen und Begreifen oft ein mächtiger Unterſchied, eine gewaltige Kluft befeſtigt, einige gelangen erſt nach unſäglicher Mühe und viele gar niemals zur Erkenntniß; bey manchem aber hat es nur an Leitung und Winken gemangelt, um ſie zu belehren. Wie viel leichter würden die Künſtler über die Schwierigkeiten der Kunſt ſiegen, wenn ſie, im Theoretiſchen und Practiſchen, die Erfahrungen anderer zu benutzen Gelegenheit hätten, und nicht ein jeder, ſich ſelbſt überlaſſen, die Kunſt für ſich gleichſam neu erfinden müßte. Möchte doch dieſe Schrift das Verdienſt haben, fähigen Jünglingen das ſchwere Studium der Kunſt einigermaßen zu erleichtern, und ihnen wenigſtens die gerade Straße zu zeigen, welche ſo oft verfehlt wird.

Einige kurze Notizen aus Rafaels Leben ausgehoben und, im Vorübergehen, ein Blik auf die merkwürdigſten Arbeiten ſeiner frühern Jahre, werden einleitend die Leſer mit ſeinen angebohrnen Talenten bekannt machen, und die Stufen angeben, auf welchen er zu der Höhe geſtiegen, wo wir ihn in ſeinen erſten vatikaniſchen Werken finden, und in den übrigen dann immer weiter fortſchreitend beobachten werden.

Alceſt
als wenn ihm etwas einfiele.

Herr Wirth! mein Dintenfaß
Iſt leer und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ey was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemahl! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth als der Spaß.

Wirth.

O das geht wie im Spiele,
Da kommt ein einz'ger Brief und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! der geſtrige enthält
Viel wichtig's. Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt!

Wirth.

Nichts aus America?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen

Rafael.

Der Nahme dieſes Künſtlers glänzt unter den berühmteſten aller Zeiten, und bezeichnet gewiſſermaßen den Begriff der Vollkommenheit in der Mahlerey. Jedermann, der einiges Intereſſe an den Künſten nimmt, kennt und verehrt denſelben, und wer ſeine Werke geſehen hat, muß ihn bewundern und lieben, keiner wendet ſich ohne Zufriedenheit, wenige ganz ohne Belehrung von ihm, die Wände der vatikaniſchen Säle ſind Zeugen ſeines Lobs, und der Nachhall deſſelben wird ſich über die entfernteſte Zukunft verbreiten.

Rafael war Anno 1483 gebohren, liebender Eltern einziges Kind, mit Sorgfalt gepflegt und erzogen; die Muſen hatten mit den Grazien gewetteifert, dieſem Lieblinge die beſten Gaben zuzuwenden. Seine Talente wurden noch durch Schönheit der Geſtalt, durch Beſcheidenheit, Güte, Gefälligkeit und Anmuth des Umgangs erhöht, er genoß nicht nur die Ehre eines großen Künſtlers, ſondern auch den noch ſchönern Ruhm des liebenswürdigſten Menſchen. Den erſten Unterricht in der Kunſt ertheilte ihm ſein Vater, und brachte den Knaben hernach in die Schule des bekannten Pietro Perugino, welcher in manchem Betracht für den beſten Mahler der damaligen Zeiten gelten konnte. Dieſes ſeines Meiſters Manier und Behandlungsweiſe hat Rafael auch in ſeinen erſten Werken nachgeahmt. Sie unterſcheiden ſich aber doch ſchon durch eine eigenthümliche Grazie, und zeigen die edlere freyere Natur ihres Urhebers an. Seine Phantaſie ſchwärmt in jugendlicher Unſchuld, wie eine Biene unter Roſen, umher, ihr Flug aber, ihr Streben wird noch durch das beſchränkte Vermögen der Kunſt aufgehalten.

Erſte Werke zu Siena.

Unſer Held hat noch nicht zwanzig Jahre erreicht, und tritt ſchon, der Leitung ſeines eignen Genius überlaſſen, als Erfinder und Zeichner der großen Gemählde in der Bibliothek am Dom zu Siena auf.[*] Eine von dieſen Zeichnungen iſt in der großherzoglichen Sammlung zu Florenz befindlich[**] und noch wohl erhalten, ſauber ausgeführt, mit der Feder umriſſen, und braun getuſcht. Die Erfindung iſt reich und natürlich, aber ohne Kunſt geordnet, die Formen ſind ſchmächtig, und beynahe hager, haben aber dabey etwas Feines und Zierliches, es athmet im Ganzen ein Geiſt der Liebe, des Gefälligen, Sanften, welcher den Beſchauer erfreut und gewinnt.

---

[*] Sie ſind von Pinturicchio in bunter, unruhiger Manier ausgeführet und nach Art dieſes Mahlers iſt hie und da Stuccatur darin angebracht.

[**] Tom. 62. N. 92.

Gemälde für Perugia jezt in Colonna.

Wir wiſſen die Urſache nicht genau, welche Rafaeln bewogen haben mag, die Ausführung jener Bilder ſeinem Gehülfen, dem Pinturicchio, alleine zu überlaſſen, und nach Florenz zu gehen. Vaſari ſagt, es ſey die Begierde geweſen, des Leonard da Vinci und des Michel Angelo Buonarotti Arbeiten zu ſehen, allein die Fortſchritte, welche ſich in einem bald nachher für die Nonnen zu St. Antonio in Perugia verfertigten Altarblatt zeigen,* ſcheinen mehr auf dem Wege der Natur als durch Betrachtung und Nachahmung von Kunſtwerken erlangt, es iſt nichts Groſſes, nichts Gewaltiges, weder im Style noch in den Formen dieſes Werks, die Falten ſind nicht zum beſten gewählt, und in dem Wiſſenſchaftlichen der Zeichnung möchte daſſelbe ohngefähr neben die

---

* Jezt in der Gallerie Colonna zu Rom. Es beſteht aus zwey Stücken, auf dem unteren und gröſſeren Theil iſt die Madonna mit dem Kinde, der kleine Johannes mit den Heiligen, Catharina, Cecilia, Peter und Paul vorgeſtellt; auf dem obern Theil Halbfiguren von Gott Vater nebſt zwey Engeln.

Arbeiten ſeines Meiſters, des Peter Perugino, geſetzt werden. Gott Vater hat keine Majeſtät, ſondern iſt nur ein ernſter alter Mann, nicht größer oder würdiger als die beyden Apoſtel, es fehlt durchaus an der Unterordnung der Theile des Werks, und der Künſtler ſcheint an jeder Figur deſſelben ſein möglichſtes gethan zu haben. Hingegen iſt alles, was Empfindung und Gemüth hervorbringen können, vortrefflich, ja ſogar wunderſam, die beyden Kinder voll Naivetät und Unſchuld, die Weiber mit himmliſcher Anmuth geſchmückt. Es ſind ſchöne Erſcheinungen, beglückende Träume aus dem goldenen Zeitalter.

Gemählde in der Tribune zu Florenz.

An einer Madonna mit dem Chriſtkind, welchem der kleine Johannes einen Vogel bringt, in der Tribune zu Florenz, ſind alle Theile ſchon gröſſer und freyer, das Ganze iſt männlicher gedacht, die Anordnung zierlicher, die Kunſt überhaupt verbeſſert, und an zartem Gefühl nichts verlohren. Die jungfräuliche Mutter ſitzt, und ſchaut mit inniger Liebe auf das Spiel der Kinder, ihre Seele iſt ein reiner Spiegel, nie vom Hauche der Leidenſchaft getrübt, Gottes Friede wohnt in ihr, und iſt über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen. Die beyden Kinder ſind harmloſe unſchuldige Geſchöpfe, fromm und gut, aber man ſieht in ihren Formen immer noch die befangene Art der peruginiſchen Schule, welche auch in dem ſanften gelblichten Ton des Colorits wieder erkannt wird. Vaſari erzählt, daß Rafael dieſes Bild für einen Lorenzo Naſi verfertigt habe; irrt ſich aber ohne Zweifel, wenn er dafür hält, daß ſolches zur Zeit ſeines erſten Aufenthalts in Florenz, und bald nach der Ankunft von Siena geſchehen ſey, wodurch alſo das peruginiſche, jetzt colonneſiſche Bild zu einer ſpätern Arbeit gemacht würde. Aber die beſſere Manier, oder um einen richtigern Ausdruck zu brauchen, die verbeſſerte Methode am Florentiniſchen beweißt augenſcheinlich das Gegentheil.

Um dieſe Zeit, welche ohngefähr in das vier und zwanzigſte Lebensjahr unſers Künſtlers fällt, ſcheint derſelbe, mit beſonderm Fleiß, die Werke des Maſſaccio ſtudirt, und aus ihnen die ungezwungenen, natürlichen Motive, die Oekonomie der Figuren, die Wahrheit und Simplicität in Stellungen und Bewegungen, in höherm Grade, erlernt, oder vielmehr beſſere Maximen über dieſe Puncte ausgefunden zu haben. * Man

---

* Von Rafaels Studien-Zeichnungen nach den Gemählden

ſpürt die Erinnerung an dieſe Schule noch zuweilen ſelbſt in Meiſterwerken aus ſeiner beſten Zeit, wie z. B. in der Predigt Pauli zu Athen, der Uebergebung der Bindeſchlüſſel, Thomas ꝛc. In der Vertreibung aus dem Paradies hat er den Maſſaccio wirklich nachgeahmt, nur mit verbeſſertem Style.

Grablegung in Borgheſe.

Die Frucht ſolcher Studien wendete Rafael nun in dem Gemählde von der Grablegung an, und zeigte darin ſeine vermehrten Einſichten in allen Theilen der Kunſt, er berichtigte die Zeichnung, machte die Formen mannigfaltiger, breiter, ſtärker und kräftiger, er wählte mit Sorgfalt, und arbeitete mit Fleiß, mit Liebe, und zugleich mit meiſterhafter Leichtigkeit aus; ſeine Motive ſind vortreflich erdacht, überaus zweckmäßig, der Ausdruck lebendig und rührend, aus keinem ſeiner

---

des Maſſaccio in der Capelle Brancacci al Carmine zu Florenz iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach uns noch eine übrig geblieben. Sie befindet ſich in der grosherzoglichen Sammlung T. 192. N. 27. ſtellt die ganze Gruppe von Chriſtus und den Apoſteln vor aus dem Gemählde, wo der Zöllner Tribut fordert, iſt mit Rotſtein gezeichnet, in des Meiſters gewohnter Manier behandelt, und daran zu erkennen.

Bilder ſpricht die Empfindung gewaltiger in Höhe und Tiefe, er trifft das Herz, und dieſer Theil ſeines Kunſtcharakters kann hier allbereits für vollendet angeſehen werden, indem Rafael nie weiter gekommen iſt. Hingegen die Anordnung, die Maßen, die Meiſterſchaft in der Behandlung, hauptſächlich aber der Styl der Zeichnung, welcher eher natürlich als groß, mehr fein als kühn iſt, ſind noch keineswegs vollkommen, und in allen dieſen Theilen darf das Gemählde von der Grablegung nicht mit Rafaels ſpätern Werken verglichen werden.

Unvollendetes Bild zu Florenz.

Er begann nach dieſem ein noch größeres Bild, welches für die Kirche S. Spirito zu Florenz beſtimmt war *; die Madonna iſt auf einem Throne ſitzend vorgeſtellt, und hält das Chriſtkind vor ſich auf dem Schoos, auf beyden Seiten ſtehen vier Heilige, unten an den Stufen des Throns zwey kleine Engel, die als eine der lieblichſten Gruppen berühmt ſind, ſie halten ein Papier und ſingen Noten ab, oben im Bilde ſchweben zwey gröſſere Engel, mit leicht flatterndem Gewand, und

---

* Gegenwärtig hängt daſſelbe noch ſehr wohl erhalten in der Gallerie des Pallaſts Pitti.

halten den Baldachin über der Madonna. Obſchon dieſes Bild nicht fertig geworden und ganz ſymmetriſch angeordnet iſt, ſo erkennt man nichts deſto weniger die immer weiter fortſchreitende Bildung des Künſtlers in denſelben, und, gegen die Grablegung gehalten, ſind Styl und Maſſen größer und beſſer, dieſe hat zwar, weil ſie vollendet iſt, überhaupt mehr Feines, und intereſſirt uns auch mehr um des Gegenſtandes willen. Das Colorit verhält ſich ohngefähr gleich, es iſt ſanft, angenehm, fällt aber zu ſehr ins Gelbe.

Rafael ließ wie gedacht dieſes Bild unvollendet, weil er abgerufen wurde, ſeine große und glänzende Laufbahn im Vatikan zu betreten, wo der Kranz ihn erwartete.

Deckenbilder im Vatican.

Die erſten Arbeiten daſelbſt waren am Gewölbe des Zimmers della Signatura, welches ſeit der Zeit, durch die Schule von Athen, einen bekanntern Nahmen erhalten hat, vier runde Bilder, mit ſymboliſchen Figuren der Theologie, der Philoſophie, der Gerechtigkeit und der Poeſie, bezüglich auf die großen Gemählde an den Wänden. Jede dieſer Figuren hat ein paar Kinder oder

Genien neben ſich, welche Tafeln mit Inſchrifften halten, der Grund, worauf ſie gemahlt ſind, iſt vergoldet und ſtellt Moſaik vor. Wahrſcheinlich wurde die Gerechtigkeit zuerſt gemahlt, denn ſie iſt mit mehr Fleiß als die andern ausgeführt, ſehr zierlich und fein geſtaltet, ihr Geſicht zeigt einen reinen, leidenſchaftloſen, ſtillen Character an, und gleicht den Madonnen in des Meiſters frühern Werken; die Stellung aber iſt voll Leben, Bewegung und Handlung, das Gewand könnte zwar überhaupt gröſſere Maſſen haben, doch ſind die Falten niedlich gelegt, und der Bewegung der Figur wohl angemeſſen. Am Mantel wäre einiges weniger ſteif und die ſcharfen Brüche weg zu wünſchen, auch ſcheint der rechte aufgehobene Arm, in welchem ſie das Schwerdt hält, nicht gut gezeichnet, die Hand zu ſchwer und nicht mit den zierlichen Füßen übereinſtimmend. An den Genien bemerkt man ſchöne gemüthliche Köpfe und überhaupt gute Formen; aber die Muskeln ſind etwas zu ſtark bedeutet, vorzüglich an demjenigen, welcher vom Rücken geſehen wird; der auf der linken Seite, tief, faſt im Profil ſitzt, und das Geſicht herum wendet, iſt am beſten gelungen.

Die drei andern Figuren ſind alle ſchon in einem gröſſern Style gezeichnet, auch frey behandelt. Die Philoſophie hat die mächtigſten Formen und einen Kopf von edlerem Character; ſie iſt aber, wie die Theologie, nicht recht bequem geſtellt, an beyden geriethen die Füſſe nicht wohl, und eben ſo wenig ihre Gewänder. An der Philoſophie beſteht daſſelbe aus vier Streifen über einander, welche durch Farbe und Stickerey auf die Elemente anſpielen. Die Poeſie wird als die reizendſte, allen übrigen vorgezogen, und ihr vortrefflicher Kopf gehört in der That zu den gemüthlichſten und anziehendſten, die Rafaels Pinſel hervorgebracht hat. Die Stellung der Figur iſt eben ſo natürlich als zierlich, ihr Anputz reizend, und die Falten des Gewandes ſind ſehr artig gelegt. Es könnte an ihr getadelt werden, daß der rechte Arm etwas zu viereckt ausſieht, und daß Knochen und Sehnen, ſowohl an den Füſſen als an der linken Hand, mit welcher ſie die Leyer hält, gar zu ſtark angedeutet ſind, wodurch dieſe Glieder einen etwas männlichen Character erhalten. Die Genien haben gute Formen, und den reizenden Ausdruck kindiſcher Naivetät. Derjenige, welcher der Theologie zur Rechten ſteht, verdient in dieſer Rückſicht noch mehr Lob. Die beyden neben der Philoſophie zeichnen ſich durch gröſſern Styl aus, beſonders iſt der zur Linken vortrefflich, welcher das Geſicht ganz von vorne zeigt.

An den Winkeln der Decke ſtehen viereckige Bilder

Wirth.
Iſt Friedrich wieder krank?
Alceſt.
Sie werden's nicht erfragen.
Wirth.
Aus Heſſen, bleibt's dabey? gehn wieder Leute —
Alceſt.
Nein!
Wirth.
Der Kaiſer hat was vor?
Alceſt.
Ja, das kann möglich ſeyn.
Wirth.
In Norden iſt's nicht juſt!
Alceſt.
Ich wollte nicht drauf ſchwören.
Wirth.
Es gährt ſo heimlich nach.
Alceſt.
Wir werden manches hören.
Wirth.
Kein Unglück irgend wo?
Alceſt.
Nur zu! bald ſind Sie da!
Wirth.
Gab's wohl beym letzten Froſt —
Alceſt.
Erfrorne Haſen? — Ja!

mit Figuren, ohngefähr in halb Lebensgröße, ebenfalls auf vergoldetem Grunde, ſie enthalten Gegenſtände, welche mit den großen Wandgemählden ſowohl als mit den oben angeführten ſymboliſchen Figuren in Verhältniß ſtehen. Das Urtheil Salomons, neben der Gerechtigkeit, iſt bey weitem das vorzüglichſte, und wahrſcheinlich auch ſpäter als die übrigen gemacht. In allen Theilen deſſelben herrſcht Zierlichkeit, Adel, Einfalt und Natur. Die Zeichnung iſt richtig und edel, der Ausdruck vortrefflich, Erfindung und Anordnung untadelhaft, der Geſchmack der Falten auserleſen zierlich, ſchöner und beſſer als in keinem andern Bild dieſer Decke.

Auf die Theologie bezieht ſich die Vorſtellung von Adam und Eva, beyde Figuren haben edle, etwas völlige Formen, und ſind ebenfalls ſehr gut gezeichnet; doch iſt die Zeichnung nicht in dem Grade meiſterhaft und unbefangen, wie in dem Urtheil Salomons; an der Eva könnte hie und da der Contour flieſſender ſeyn, ſie iſt aber ſchön geſtellt, in freyer Bewegung. Die ſimple kunſtloſe Anlage des ganzen Bildes ſchickt ſich zum Gegenſtand wohl, und thut eine ſehr gefällige Wirkung.

In dem dritten Gemählde neben der Philoſophie ſteht eine weibliche Figur, über eine Sphäre gebückt, und betrachtet dieſelbe; in ihrem Geſicht iſt tiefes Nachdenken und in der Gebärde Verwunderung über das, was ſie ſieht, ausgedrükt. Die Stellung iſt angenehm, das Gewand hat niedliche Falten; am rechten Arm, auf welchem ſie ſich ſtüzt, ſcheinen die Muskeln gar zu ſtark angegeben.

Das vierte von dieſen Bildern iſt am Werth das geringſte, und ſtellt die Strafe des Marſyas vor. Zum Marſyas ſcheint die bekannte antike Statue als Muſter gedient zu haben, er iſt, ſo wie der Scythe trefflich gezeichnet, und weich gemahlt, auf die Weiſe, wie das Urtheil Salomons, Apollo hingegen und der, welcher ihm einen Lorbeerkranz aufſetzt, haben in ihren Formen wenig zierliches, ſie ſind hart gemahlt, mit rothbraunen Schatten, greilen Lichtern und ſchneidenden Reflexen. Rafaels Meiſterhand und Kunſt iſt nicht darin zu ſehen, und ſie müſſen entweder von einem ſeiner Schüler gemacht oder aufgemahlt ſeyn.

In allen Bildern dieſer Decke, das Urtheil Salomons und die zwey beſſern Figuren in der Strafe des Marſyas ausgenommen, welche, wie ſchon erinnert worden, ſpäter gemacht zu ſeyn ſcheinen, bemerkt man zwar durchaus einen ſchönen Geiſt, ein zartes Gefühl und meiſt feine, richtige Gedanken, denen aber nicht alle Vortheile durch Kunſtbehandlung abgewonnen ſind. Man bemerkt, mit Einem Wort, einen fähigen, großen Künſtler, auf dem

Wege zur Bildung, aber noch nicht vollendet, ſondern im Werden. Sein Geſchmak ſchwankt noch, er ordnet nicht immer untadelhaft an, iſt nicht immer gewandt und zierlich genug, die Linien begegnen ſich öfter auf eine unangenehme Weiſe, die Maſſen überhaupt ſind weder groß noch wirkſam genug, das Colorit zu grell, in den Schatten braunroth, die Mitteltinten oder Halbſchatten fallen ins Grüne, und gränzen an rothe Flecken, welche an allen Stellen, wo der Halbſchatten zum Licht übergeht, angebracht ſind, endlich erſcheinen die Lichtpartien ſelbſt etwas zu weiß und abſtechend.

Man könnte zwar annehmen, daß Rafael bey dieſer Art von Farbengebung etwas auf die Entfernung gerechnet habe. Da die Gemählde an der Decke weiter als die andern vom Auge abſtehen, und blos durch reflectirendes Licht beleuchtet werden, wäre vielleicht ein grelleres Colorit zu entſchuldigen, ja ſogar faſt nothwendig; allein wenn der Meiſter wirklich dieſe Abſicht gehabt hätte, ſo würde er ohne Zweifel alle gleichgehalten haben, da jedoch unſere Leſer ſchon aus dem vorhergehenden wiſſen, daß das Urtheil Salomons und die zwey beſſern Figuren in der Strafe des Marſyas in einer andern Art, und weit ſanfter, gemahlt ſind. Der Farbenton iſt milder natürlicher, auch Licht und Schatten iſt beſſer in Maſſen gehalten.

Diſputa.

Es iſt eine überall paſſende Bemerkung, daß die Kunſt im allgemeinen ſowohl als im beſondern, ja im individuellen immer eben dieſelben Wege fortgeht. Die Stufen, über welche ſie ſich durch Geſchlechter und Jahrhunderte durch erhebt, liegen in eben der Ordnung, wie ſie jeder Künſtler auf dem Wege ſeiner eignen Bildung betritt; was uns alſo in dieſem Falle die allgemeine Geſchichte der Kunſt lehrt, iſt auch auf den Gang unſers Künſtlers anzuwenden. Man wird demnach für höchſt wahrſcheinlich annehmen dürfen, er habe die meiſten von den gedachten Gemählden am Gewölbe früher gemahlt als das große Bild an der Wand, welches unter dem Nahmen der Disputa über das Sacrament jedem bekannt iſt, ob ſchon ſolches von vielen für ſeine erſte Arbeit in Rom gehalten wird. Es ſind auch wirklich verſchiedene Figuren, beſonders in den obern Theilen des Werks, die, im Style, mit Rafaels frühern Werken große Aehnlichkeit haben, auch erinnert der gelblichte Farbenton noch an dieſelben, und gleichwohl iſt die große Verſchiedenheit des einen und andern in den Bildern an der Decke vorhin ſchon angemerkt worden. Man bedenke aber dabey, daß Rafael an einfachen Zuſammenſezungen und einzelnen Figuren damahls verſuchen und wagen konnte, was er im Großen ſich noch nicht zu thun unterfieng. Jene Bilder an der Decke ſind gleichſam als ein Streifzug ins Land der Ideen anzuſehen, in dem weitläufigen Werke der Disputa, wo die Mannigfaltigkeit der Charactere ein Hauptbedingniß war, hat er für räthlicher geachtet, in den gewohnten Bezirken zu bleiben, und bediente ſich der geläufigern Methoden. Dieſe Vermuthung erhält noch einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit dadurch, daß alle die Fehler, welche dort gegen Wiſſenſchafft und Regeln begangen worden, hier, wo nicht ganz vermieden, doch mehr und mehr verbeſſert ſind. Der Geſchmack im Ganzen iſt reiner, männlicher, kräftiger, in der Anordnung herrſcht ſchon mehr Gewandtheit, mehr Kunſt und Regel, die Verhältniſſe ſind beſſer, die Zeichnung überhaupt gründlicher. Es giebt zwar einige Hände, Füße und dergleichen, welche nicht ganz fehlerfrey ſind; doch ſtimmen ſie alle mit dem Character der Figuren, denen ſie angehören, zuſammen. Auch die Falten ſind beſſer, zuweilen fürtrefflich angelegt, faſt durchaus muſterhaft gezeichnet, oft aber reichen ſie doch noch bis auf die höchſten Stellen der Glieder, laufen gar über dieſelben weg, zeigen die Formen nicht genug, und verwirren die Maſſen, ſie ſind auch manchmal noch zu klein, und zu häufig. In den Kindern, welche über dem Altar die Evangelien halten, im Chriſtus, der Maria und dem Johannes, auch in der Figur Adams und beſonders in den Gruppen ſchwebender Engel, zu oberſt im Bilde, wo wahrſcheinlich angefangen wurde zu mahlen, behalten die Mitteltinten noch immer etwas von der grünlichten Farbe, welche an den Gemählden der Decke getadelt worden iſt, untenher in den Figuren der Kirchenväter verſchwindet dieſes allmählig, und es bleibt nur noch eine leiſe Spur davon übrig, das Colorit wird immerfort kräftiger, wärmer, natürlicher, friſcher, die Behandlung zwang- und mühloſer, meiſterhafter. Die Betrachtung dieſes allmähligen Zunehmens und Fortſchreitens iſt ungemein merkwürdig, man verfolgt dabey den Künſtler Schritt für Schritt auf dem Wege ſeiner Bildung, und nimmt den Gewinn jedes Tages wahr. Das größte Intereſſe aber für Beſchauer aller Art erhält dieſes Gemälde von der Mannigfaltigkeit, die darinn herrſcht, alles iſt Leben, Bewegung, Handlung, es iſt Natur und Menſchlichkeit aus ihrer reinſten Quelle geſchöpft, weder erhöht noch erniedrigt. Die Wahrheit und Abwechslung der Charactere in den Köpfen erregt Bewunderung, jeder Strich iſt Bedeutung, iſt Seele und Geiſt, alles ſpricht den Menſchen an, fordert ſeine Erinnerung auf, alles iſt ein Spiegel der Welt, der Natur mit unübertrefflicher Treue dargeſtellt. Wahrſcheinlich iſt hierin die Urſache zu ſuchen, warum die Disputa, von ſo vielen Liebhabern und Künſtlern, Rafaels andern Bildern vorgezogen wird.

Parnaſſ.

Im Parnaſſ ahndet man, in einigen Muſen, immer noch etwas von der Art zu coloriren, die wir in den Bildern der Decke und verſchiedenen Figuren in der Disputa geſehen; aber der Styl iſt größer und edler geworden, in einigen Theilen ſogar erhaben. Die Maſſen ſind durchgehends beſſer beobachtet, und in den Falten iſt mehr Wahl und Geſchmack, es webt im Ganzen ein kühnerer, freyerer, mehr gebildeter Geiſt. Das Freundliche und Heitere, welches in dieſem Bilde herrſcht, ſchadet weder der zarten Empfindung, noch der Würde der Geſtalten. Die Muſen ſind lauter Luſt und Liebe, die Dichter eine gute, verſtändige Geſellſchaft. Laura ſpricht, mit höchſter Milde und Sanftmuth, ſüße Worte zum Alcäus, und macht ihn auf Homers Geſang aufmerken, Anakreon und Sappho wenden ſich um, und hören, was ſie ſagt. Erſterer lehnt ſich, behaglich, an einen Lorbeerbaum. Petrarch iſt unerſättlich im Anſchauen ſeiner Geliebten, und ſieht nur auf ſie.

Die Zeichnung iſt nicht durchaus gleich gut, noch immer ſind einige Stellen tadelhaft, manches andere aber fürtrefflich, von auserleſener Form. Wenn Rafael, möchte man ſagen, in der Diſputa das Natürliche in der Natur abzubilden verſucht, ſo hat er hier dem Mahleriſchen und Dichteriſchen nachgeſtrebt. In den Stellungen, in Gewändern, im Haarputz, ſelbſt in den Minen und im Ausdruck der Muſen iſt ſo viel Verſchiedenheit, ſo gefällige Wendungen, reizende Nachläſſigkeit, unſchuldige Laune, ſanfter Muthwille, Zärtlichkeit, Huld und Gemüth, daß ſie dadurch ſämmtlich unausſprechlich liebenswürdig werden. Eben ſo ſehr muß man die fein und treffend gezeichneten Charactere, in den Figuren der Dichter, bewundern. Pindar iſt unübertrefflich gelungen, voll hoher prophetiſcher Würde. Der feine, polirte Horaz, in zierlich geſchürztem Gewand, nähert ſich mit Anſtand, in abgemeſſnen Schritten, und bewundert den Mann. Pindar weißt ihm den Weg, welchen er nehmen ſoll, Ovid, bedächtig und in ſich gekehrt, merkt auf die Lehre.

Die Behandlung iſt in dieſem Bilde weit leichter und freyer als in der Diſputa. Die Schraffirungen ſind ſparſamer, und ſehen wegen der breitern Striche milder aus, das Colorit iſt überhaupt beſſer, und einige Stellen hell und blühend, doch findet man überhaupt noch nicht ſolche ſchöne Maſſen und Töne der Farben wie in der

Schule von Athen.

Hier iſt unſer Künſtler ſchon mehr Mahler, mehr Coloriſte geworden, er wechſelt in den Tönen ſchön ab, ohne der Uebereinſtimmung des Ganzen zu ſchaden, weder das Mechaniſche noch das Wiſſenſchaftliche in der Kunſt hinderten das freye Streben und Wirken ſeines Geiſtes mehr, alles iſt kühner gedacht, mit mehr Freyheit und Geſchmack angelegt, geordnet, vertheilt, die Falten der Gewänder ſind breiter, zierlicher, ſorgfältiger gewählt, die Maſſen von Licht und Schatten reiner, größer, weniger unterbrochen, und daher wirkſamer und deutlicher. Man könnte vielleicht die Hauptbilder, welche Rafael im Vatikan gemahlt hat, alſo characteriſiren, daß man ſagte: in der Disputa ſey die Natur am getreueſten und gewiſſenhafteſten nachgeahmt; im Parnaſſ habe er am ſchönſten gedichtet; in der Schule von Athen den feinſten Geſchmack und den weiteſten Umfang ſeiner Gedanken gezeigt, ſie ſey, nicht ſowohl wegen Vollkommenheit in einzelnen Theilen der Kunſt, als wegen ihrer Verdienſte im Allgemeinen, das ſchönſte Muſter für Künſtler; im Heliodor ſey der Styl größer, — die Gedanken nähmen einen erhabenen Schwung; die Meſſe von Volſena hingegen habe unter allen das ſchönſte Colorit, die kühnſte Behandlung.

Bei der Vergleichung der Disputa, des Parnaſſus und der Schule von Athen, ſieht man Rafaels Geiſt und Kunſt ſich ſtufenweiſe immer mehr ausbilden, freyer und vollkommner werden. So wie er ſich im Colorit und in den übrigen angeführten Theilen der Malerey verbeſſert hat, ſo geſchahe es auch in der Zeichnung und ſelbſt in der Behandlung. In der Schule von Athen kömmt nichts Schiefes, Krummes, oder Verſchobenes mehr vor, keine Hand, kein Fuß, die falſch geſtellt, ſteif oder ſchlecht bewegt wären, ſondern alles iſt an ſeiner Stelle, thut gute Wirkung, und iſt im Ganzen richtig, wiewohl manches beſſer ausgeführt, auch wohl zartere und gereinigtere Umriſſe haben konnte. Die Farben ſind richtiger, in beſſern Maſſen angelegt, und daher auch die Schraffirung in den Schatten weniger nothwendig geworden, die Striche ſind jetzt viel breiter, freyer und gelinder, das heißt, ſie unterſcheiden ſich weniger von der Maſſe, welche ſie heben oder vertiefen ſollen, keine Falten ſind über die hohen Stellen der Glieder weggezogen.

Symboliſche Figuren.

Ueber dem Fenſter, dem Parnaſſ gegenüber, ſind die Figuren der Klugheit, der Mäßigkeit und der Stärke, in Verbindung mit einigen Genien, gemahlt, und ſchei-

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertrau'n von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiethe.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth confundirt und begierig.

Ach, allzuviele Güte!

Vor ſich.

Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl den andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bey meiner Ehre.

Wirth vor ſich.

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!
Allein wie? wenn Sophie — Eh nun! da mag ſie ſehn!

nen, ſo viel ſich aus Behandlung ſchlieſſen läſſt, ſpäter als die Schule von Athen verfertigt zu ſeyn. Ihre Formen ſind von einem gröſſern Character, und zum Theil ſehr ſchön, die Farben, nach Weiſe der Oelmahlerey, ſanft ineinander vertrieben, und nur äußerſt ſelten Schraſirungen angebracht, das Colorit iſt blühend, die Wirkung des Ganzen auf Maſſen berechnet, und daher kommt es, daß die Schattenpartieen in Verhältniß des Effects, welchen ſie hervorbringen, gar nicht ſtark ſind. Die Gewänder haben nach eben dem Prinzip der Maſſen, breite Falten, ſind aber nicht ſo zierlich wie in der Schule von Athen. Wenn man dieſe zur Norm von Rafaels Kunſtvermögen annimmt, ſo ſind die Falten am Gewand der Stärke zu ſcharf gebrochen, an der Klugheit nicht ſchön gelegt, und an der Mäßigkeit ſcheinen ſie ebenfalls zu ſcharf gebrochen und zu wenig abwechſelnd.

Unter dieſem Gemählde zur rechten und linken Seite des Fenſters ſtehen ein paar andere, die aber ziemlich verblaſſt ſind. Das zur Rechten iſt am beſten erhalten, und ſtellt Gregor den Neunten vor, der die Decretalen hinreicht. Es iſt klug angeordnet, ſo daß der Papſt ſich über die andern Figuren hervorhebt, und die Hauptmaſſe des Bildes ausmacht. In den Köpfen, welche faſt alle Bildniſſe zu ſeyn ſcheinen, iſt viel natürlicher Ausdruck, der Character der Zeichnung iſt leicht und groß, die Falten ſind es ebenfalls und die Behandlung ſehr meiſterhaft.

Im andern Bilde zur linken, welches einen beſchränkten Raum und weniger Figuren hat, ertheilt Kaiſer Juſtinian ſeine Geſetze, es hat mit dem vorigen faſt gleiche verdienſtliche Eigenſchafften und die Figur des Kaiſers iſt vorzüglich gut drappirt.

Wir gehen jetzt aus dem Zimmer der Schule von Athen, in den Saal des Heliodors über.

In den letzten Bildern des vorigen Zimmers hatte ſich Rafael ſchon eine ſehr große Leichtigkeit und Meiſterſchafft in der Behandlung erworben, auch in Rückſicht der Formen einen edlen und zuweilen ſogar großen Styl angenommen. Beyde Eigenſchafften ſind nun, in einem noch höhern Grade, allen den Bildern gemein, welche er ſpäterhin im Saale des Heliodors mahlte. Wir haben geſehen, daß Erfindung, Anordnung, richtige Zeichnung, Geſchmack und Zierlichkeit in der Schule von Athen bereits auf dem höchſten Puncte ſtehen, wohin er es bringen konnte, und ſo blieb ihm in der Folge nur noch übrig die Formen zu vergrößern, und eine leichtere, kühnere Behandlung anzunehmen. Dadurch würde nun auch ſein Colorit in Fresko noch beſſer, heller und blühender, mit dieſem gröſſern Styl, mit der leichtern Behandlung nahm er zugleich eine höhere Denkart an, ſuchte immer mehr mit weniger Mitteln zu bedeuten, und hat zuletzt, über dem Streben nach dem blos Geiſtigen und Bedeutenden, die Ausführung ein wenig vernachläſſigt, wie die Betrachtungen über dieſe Bilder näher darthun werden.

Deckengemählde.

Die vier Gemählde der Decke, welche dreyeckig ſind, und die Winkel des Kreutzgewölbes ausfüllen, ſtellen den Noah, welchem Gott befiehlt, die Arche zu bauen, die Aufopferung Iſacks, den feurigen Buſch und Jacobs Traum von der Himmelsleiter vor, ſie haben wahrſcheinlich durch oben eingedrungene Feuchtigkeit einen Theil von der urſprünglichen Krafft ihres Colorits verlohren, und ſind blaß und fleckicht geworden. Indeſſen iſt doch noch ſo viel davon ſichtbar, daß ihre ehemaligen Verdienſte, wo nicht beurtheilt, doch wenigſtens errathen werden können. In der Zeichnung herrſcht ein großer, edler Styl, die Maſſen von Schatten und Licht ſind ausnehmend ſchön, auch verdienen die Gewänder, wegen ihrer Einfalt und guten breiten Falten, Lob.

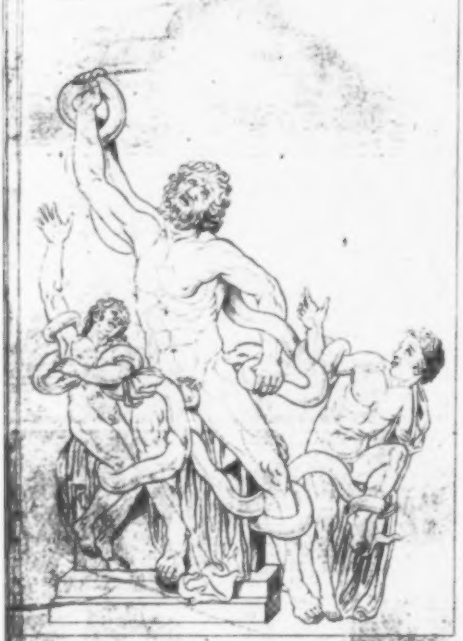
Man muß das Bild, auf welchem Gott dem Noah befiehlt, die Arche zu bauen, als ein Meiſterſtück guter Anordnung bewundern. Es beſteht aus drey kleinen Gruppen von guter Form, welche einander ſchön entgegengeſetzt ſind. Gott-Vater herabſchwebend und von zwey Engeln getragen, hat einen majeſtätiſchen, erhabenen Character. Noah, der anbetend auf den Knien liegt, iſt eine herrliche Geſtalt voll Würde und Andacht, ſchön mit dem kleinen Knaben zuſammen geordnet, der an dem Buſen, zwiſchen den Armen des Vaters, ſich ſträubt. Die Frau mit zwey Kindern, die aus der Hütte tritt, iſt unſtreitig eines der vorzüglichſten Meiſterſtücke unſers Künſtlers.

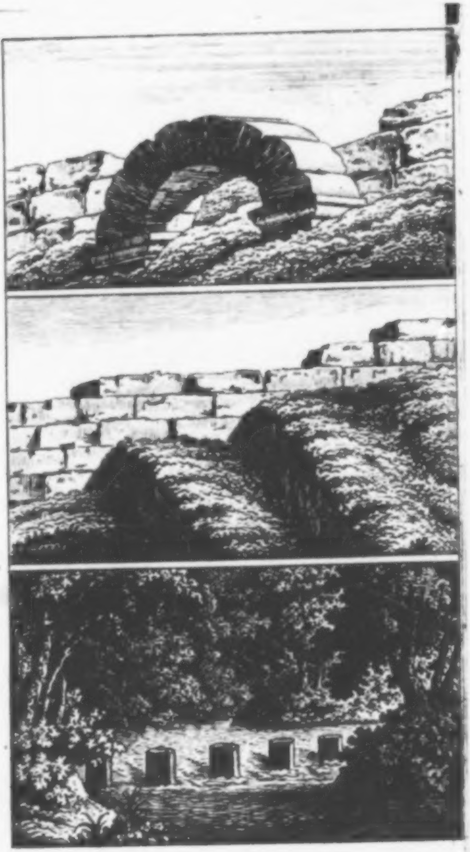
Das Bild vom flammenden Buſch hat ſich beſſer erhalten. Gott Vater iſt ebenfalls in einem hohen Sinne dargeſtellt, und Moſes, der die Hände vor dem Geſicht hält, indem er den Glanz der Gegenwart des Allmächtigen nicht erträgt, unübertrefflich.

Der ſchlafende Jacob, vor der Himmelsleiter, hat ſchöne Falten, und iſt vortrefflich beleuchtet, ſeine Stellung oder Lage bedeutet Ruhe und tiefen feſten Schlaf, die herauf und herabſteigenden Engel machen ein angenehmes Gewimmel, und beleben das Ganze.

In dem vierten Bild, welches die Aufopferung Iſacks vorſtellt, hat die Figur des Knaben zwar ſchöne jugendliche Formen, iſt aber zuſammen gekrümmt, und erhält dadurch den ſehr paſſenden Ausdruck von Dulden und Ergebung. Der Engel, welcher aus der Höhe herabfährt, und den ausholenden Abraham zurückhält, hat ungemein viel Bewegung, und ſchießt gleichſam durch die Luft, ſein Gewand iſt fürtrefflich. Der andere Engel, welcher den Widder zum Opfer bringt, fährt ebenfalls ſchnell herab, er ſchwebt und ſchwinkt ſich durch, als ob er Widerſtand fühlte, herunter zu kommen. Abraham ſelbſt iſt eine edle Figur, die Falten ſeines Gewandes ſind ſchön, und der Ausdruck im Geſicht, ſo viel man noch abnehmen kann, gut.

(Die Fortſezung folgt.)





Die Reitzung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er wäſſert mir das Maul wie ein gebeitzter Haſe.

Alceſt vor ſich.

So ſtach kein Schlucken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth

beſchämt, nachgebend und noch zaudernd.

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt vor ſich.

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

Zweifelnd und halb bittend.

Verſprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt reicht den Brief hin.

Den Augenblick!

Wirth

der ſich langſam dem Alceſt mit unverwandten Augen auf den Brief nähert.

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,
Iſt —

Propyläen.

Eine periodiſche Schrifft

herausgegeben von Goethe.

Erſten Bandes Zweites Stück.

Tübingen, 1799.
In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Inhalt.

I. **Diderots Verſuch über die Mahlerey**, überſezt und mit Anmerkungen begleitet. Erſter Brief über die Zeichnung.

II. **Von den Gegenſtänden der bildenden Kunſt.** Noch einiges von den günſtigen, dann wird von den gleichgültigen und widerſtrebenden gehandelt.

III. **Rafaels Werke beſonders im Vatikan.** Heliodor, Meſſe von Bolſena, Attila, Petri Gefängniß, Landung der Saracenen, Brand im Borgo, Krönung Carl des Großen, Schwur des Papſtes Leo III. Allegoriſche Figuren. Schlacht des Conſtantin, Taufe Conſtantins, Schenkung. — Von der Erfindung in Rafaels Werken. Von der Anordnung. Rafaels Ausdruck. Rafaels Zeichnung (Form.) Von dem Pinſel in Rafaels Werken. Vom Colorit. Von der Wirkung durch Maſſen und Beleuchtung. Von Gewändern. Von beſonders ſchönen einzelnen Theilen, an deren der junge Künſtler zu ſtudiren hätte. Von Kupferſtichen nach Rafaels Werken.

IV. Ueber Holzſchnitte. Bey Gelegenheit der neuern engliſchen Arbeiten von Bewik und Anderſon.

V. Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoons und ſeiner Söhne. Im März 1796.

Druckfehler.

Stück 1. Seite 90 letzte Zeile ſtatt kemiſcher Form lies koniſcher Form.

Stück 2. Seite 59 Zeile 13 ſtatt ware lies wäre.
— • — 60 — 18 — Gang lies Hang.
— • — 65 — 4 — Dinge lies Dirce.
— • — — — 12 — Zetheus lies Zethus.
— • — 68 — 2 — Eppoſition lies Expoſition.
— • — — — 10 — herabtritt lies herabeilt.
— • — 71 — 13 — Hyeroglyphe lies Hieroglyphe.

1.

Diderots Verſuch über die Mahlerey.

Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geſtändniß des Ueberſetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, ſich doch ſo ungern entſchließt, über eine Materie, die uns geläufig iſt, eine zuſammenhangende Abhandlung zu ſchreiben? eine Vorleſung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff ſich vergegenwärtigt, ihn ſo gut man nur konnte, geordnet, man hat ſich aus allen Zerſtreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demſelbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns geſtöhrt, und von unſerm Gegenſtande hinweggeführt; aber, unvermuthet lenkt ſich das Geſpräch auf denſelben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Geſinnungen merken, oder er drükt das Gegentheil unſerer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollſtändig vor, das wir beſſer zu überſehen glauben, oder erhöht unſere eigne Vorſtellung, unſer eignes Gefühl, durch tiefere Einſicht, durch Leidenſchafft für die Sache. Schnell ſind alle Stockungen gehoben, wir laſſen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meynungen gleichen Schrittes, bald durchkreutzen ſie ſich, das Geſpräch ſchwankt ſo lange hin und her, kehrt ſo lange in ſich ſelbſt zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet iſt. Man ſcheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man ſich für diesmal nichts weiter zu ſagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorleſung nicht gefördert. Die Stimmung iſt erſchöpft, man wünſcht, daß ein Geſchwindſchreiber das vorüberrauſchende Geſpräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert ſich mit Vergnügen der ſonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch

Widerſpruch und Einſtimmung, durch Zweyſeitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege ſo wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umſchrieben und beſchränkt werden, und jeder einſeitige Vortrag, er ſey noch ſo vollſtändig, noch ſo methodiſch gefaßt, kommt uns traurig und ſteif vor.

Daher mag es kommen! Der Menſch iſt kein lehrendes, er iſt ein lebendes, handelndes und wirkendes Weſen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und ſo iſt auch dieſe Ueberſetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entſtanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunſt, nach unſerer Ueberzeugung, zu entwerfen, fällt mir Diderots Verſuch über die Mahlerey, zufällig, wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs neue, ich tadle ihn, wenn er ſich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zuſammentreffen, ich eifre über ſeine Paradoxe, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit ſeiner Ueberblicke, ſein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freylich das letzte Wort, da ich mit einem abgeſchiednen Gegner zu thun habe.

Ich komme, wieder zu mir ſelbſt! Ich bemerke, daß dieſe Schrifft ſchon vor dreyßig Jahren geſchrieben iſt, daß die paradoxen Behauptungen vorſätzlich gegen pedantiſche Manieriſten der franzöſiſchen Schule gerichtet ſind, daß ihr Zweck nicht mehr ſtatt findet, und daß dieſe kleine Schrifft mehr einen hiſtoriſchen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß ſeine Grundſätze, die er mit eben ſo viel Geiſt als rhetoriſch ſophiſtiſcher Kühnheit und Gewandheit, gelten macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen, und eine Revolution zu veranlaſſen, als ein neues Kunſtgebäude zu errichten; daß ſeine Geſinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantiſchen, zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen ſollten, in der neuern Zeit als theoretiſche Grundmaximen fortſpucken, und ſehr willkommen ſind, indem ſie eine leichtſinnige Practik begünſtigen; dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeſchiednen Diderot, nicht mit ſeiner, in gewiſſem Sinne, ſchon veralteten Schrifft, ſondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künſte, welche er hauptſächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem ſie ſich auf der breiten Fläche des Diletantismus und der Pfuſcherey, zwiſchen Kunſt und Natur hinſchleifen, und eben ſo wenig geneigt ſind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunſt zu befördern.

Möge denn alſo dieſes Geſpräch, das auf der Gränze zwiſchen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf ſeine Weiſe wirken! und die Geſinnungen und Grundſätze, denen wir ergeben ſind, bey allen, denen es Ernſt iſt, befeſtigen helfen.

Erſtes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

Die Natur macht nichts incorrectes. Jede Geſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſeyn, hat ihre Urſache, und unter allen exiſtirenden Weſen iſt keins, das nicht wäre, wie es ſeyn ſoll.

Die Natur macht nichts inconſequentes, jede Geſtalt, ſie ſey ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen, die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre, wie ſie ſeyn kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas heiſſen ſollte. Diderot fängt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, Recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! dürfte man eher ſagen. Correction ſezt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und darnach mehr den äuſſern Schein als das innere Daſeyn eines Geſchöpfes beurtheilt; die

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand.

Meine Tochter!

Alceſt erſtaunt.

Wirth

fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen.

„Hochwohlgeborner Herr"

Alceſt

kriegt ihn bey der Schulter.

Sie wär's? Nein, ſagen Sie
Die Wahrheit!

Wirth ungeduldig.

Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich?

Er lieſt.

„Inſonders" —

Alceſt wie oben.

Nein, Herr Wirth! Sophie! das iſt unmöglich!

Wirth

reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort.

„Hochzuverehrender"

Geſetze hingegen nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten, innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Urſache betrachten kann. Wenn eins gegeben iſt, ſo iſt das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſeyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſeyn beſtimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in Einem Theile verletzt werden, ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräffte, den verletzten Theil wieder herzuſtellen, und ſo wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus geſtöhrt werden muß. Das Geſchöpf wird nicht mehr, was es ſeyn ſollte, ſondern was es ſeyn kann. Nimmt man in dieſem Sinne den folgenden Paragraphen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden.

Sehet dieſe Frau an, die, in der Jugend, ihre Augen verlohren hat. Das allmählige Wachsthum der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, ſie ſind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entſtanden iſt, ſie haben ſich zuſammengezogen. Die obern haben die Augenbraunen mit fortgeriſſen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem ſie dieſer Bewegung nachgab, hat ſich gleichfalls in die Höhe gezogen, und ſo ſind alle Theile des Geſichts geſtört worden, je nachdem ſie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß dieſe Entſtellung ſich blos in das Oval eingeſchloſſen habe? glaubt ihr, daß der Hals völlig frey geblieben ſey? und die Schultern und die Bruſt? Ja freylich für eure Augen und für die meinen. Aber, ruft die Natur herbey, zeigt ihr dieſen Hals, dieſe Schultern, dieſe Bruſt, und ſie wird ſagen: dieß ſind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verlohren hat.

Wendet einen Blick auf dieſen Mann, deſſen Rücken und Schultern eine erhobene Geſtalt angenommen haben. Indeſſen die Knorpel des Halſes vorn auseinander giengen, drückten ſich hinten die Wirbelbeine nieder, der Kopf iſt zurückgeworfen, die Hände haben ſich an den Gelenken des Arms verſchoben, die Ellenbogen ſich zurückgezogen, alle Glieder haben den gemeinſchafftlichen Schwerpunct geſucht, der einem ſo verſchobenen Syſtem zukam; das Geſicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühſeeligkeit angenommen. Bedeckt dieſe Geſtalt, zeigt der Natur ihre Füſſe, und die Natur, ohne zu ſtocken, wird euch antworten: es ſind die Füſſe eines Bucklichten.

Vielleicht ſcheint manchem die vorſtehende Behauptung übertrieben, und doch iſt es im ſchärfſten Sinne wahr: daß die Conſequenz der organiſirenden Natur, im geſunden Zuſtande ſowohl als im kranken, über alle unſere Begriffe geht.

Wahrſcheinlich hätte ein Meiſter der Semiotik die beyden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beſchreibt, beſſer dargeſtellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müſſen ſehen, wozu er ſeine Beyſpiele brauchen will.

Wenn die Urſachen und Wirkungen uns völlig anſchaulich wären, ſo hätten wir nichts beſſeres zu thun, als die Geſchöpfe darzuſtellen, wie ſie ſind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Urſachen, deſto zufriedener würden wir ſeyn.

Hier kommen die Grundſätze Diderots, die wir beſtreiten werden, ſchon einigermaßen zum Vorſchein. Die

Neigung aller ſeiner theoretiſchen Aeuſſerungen geht dahin, Natur und Kunſt zu confundiren, Natur und Kunſt völlig zu amalgamiren, unſere Sorge muß ſeyn, beyde in ihren Wirkungen getrennt darzuſtellen. Die Natur organiſirt ein lebendiges, gleichgültiges Weſen, der Künſtler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künſtler ein ſcheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beſchauer erſt Bedeutſamkeit, Gefühl, Gedanken, Effekt, Wirkung auf das Gemüth ſelbſt hinbringen, im Kunſtwerke will und muß er das alles ſchon finden. Eine vollkommne Nachahmung der Natur iſt in keinem Sinne möglich, der Künſtler iſt nur zur Darſtellung der Oberfläche einer Erſcheinung berufen. Das Aeuſſere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unſern geiſtigen und ſinnlichen Kräften ſpricht, unſer Verlangen reizt, unſern Geiſt erhebt, deſſen Beſitz uns glüklich macht, das Lebevolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin iſt der Künſtler angewieſen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerſtören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues, wie dem Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmüden, vor ſeiner Seele feſt halten.

Der lebendig genießende Menſch, ſo wie der Künſtler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tieſen blickt, in welchem der Naturforſcher, als in ſeinem Vaterlande, herum wandelt, dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler, er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmakhafte Fleiſch des Pſirſigs verzehrt, und den Schaz der Frucht, den Zwek der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unſeres Autors genau an, ſo verlangt er eigentlich vom Künſtler, daß er für Phyſiologie und Pathologie arbeiten ſolle, eine Aufgabe, die das Genie wohl ſchwerlich übernehmen würde.

Nicht beſſer iſt der folgende Periode, ja noch ſchlimmer, denn dieſe leidige, groß und ſchwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl ſchwerlich in einem Kunſtwerke dulden, wenn ſie auch noch ſo organiſch conſequent wäre. Ueberdieß kan ſie auch der Phyſiolog nicht brauchen, denn ſie ſtellt die menſchliche Geſtalt nicht im Durchſchnitte vor; der Patholog eben ſo wenig, denn ſie iſt nicht krankhaft, noch monſtros, ſondern nur ſchlecht und abgeſchmakt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wollteſt du deine großen Geiſteskräffte lieber brauchen, um durcheinander zu werfen, als zu recht zu ſtellen? Sind denn die Menſchen, die ſich, ohne Grundſätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin ſchon übel genug dran.

Ob wir nun gleich die Wirkungen und Urſachen des organiſchen Baues nicht kennen, und aus eben dieſer Unwiſſenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, ſo würde doch ein Künſtler, der dieſe Regeln vernachläſſigte, und ſich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geſchwollener Knie, läſtiger und ſchwerer Köpfe entſchuldigt werden müſſen.

Zu Anfang des vorſtehenden Perioden legt der Verfaſſer ſchon ſeine ſophiſtiſchen Schlingen, die er hinter her feſter zuziehen will. Er ſagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bey der Organiſation verfährt, und wir ſind deswegen über gewiſſe Regeln überein gekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermanglung einer beſſern Einſicht, zu richten pflegen. Hier iſt es, wo ſich gleich unſer Widerſpruch laut erheben muß.

Ob wir die Geſeze der organiſirenden Natur kennen oder nicht, ob wir ſie beſſer kennen als vor dreyßig Jahren, da unſer Gegner ſchrieb, ob wir ſie künftig beſſer kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimniſſe dringen können? darnach hat der bildende Künſtler kaum zu fragen. Seine Kraft beſteht im Anſchauen, im Auffaſſen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl daß eine Kenntniß die durchs Studium erlangt wird, nöthig ſey, und beſonders im Gefühl was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig ſey; damit er ſich nicht zuweit aus ſeinem Kreiſe entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verſäume.

Ein ſolcher Künſtler, eine Nation, ein Jahrhundert ſolcher Künſtler, bilden durch Beyſpiel und Lehre nachdem die Kunſt ſich lange empiriſch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunſt. Aus ihrem Geiſte und ihrer Hand entſtehen Proportionen, Formen, Geſtalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; ſie conveniren nicht über dies und jenes, das aber anders ſeyn könnte, ſie reden nicht mit einander ab, etwas ungeſchicktes für das Rechte gelten zu laſſen, ſondern ſie bilden zuletzt die Regeln aus ſich ſelbſt, nach Kunſtgeſetzen, die eben ſo wahr in der Natur des bildenden Genius liegen, als die große allgemeine Natur die organiſchen Geſetze ewig thätig bewahrt.

Es iſt hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde? unter welcher Nation? zu welcher Zeit? man dieſe Regeln entdekt und befolgt habe. Es iſt die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umſtänden davon abgewichen ſey? ob man hie und da etwas Conventionelles dem Geſezmäßigen ſubſtituirt habe? Ja es iſt nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden ſind? ſondern man muß kühn behaupten, daß ſie gefunden werden müſſen, und daß, wenn wir ſie dem Genie nicht vorſchreiben können, wir ſie von dem Genie zu empfangen haben, das ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Ausbildung fühlt, und ſeinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was ſollen wir aber zu dem folgenden Perioden ſagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüſſige;

ſie iſt paradox hingeſtellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

Eine krumme Naſe beleidigt nicht in der Natur, weil alles zuſammenhängt, man wird auf dieſen Umſtand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten, und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Naſe, indem das übrige an ſeinem Platze bliebe, ſo würde es übel ausſehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochne Naſe.

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was ſoll das hier bedeuten? was beweiſen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Geſicht wird entſtellt, wenn man die Naſe auf die Seite biegt, und warum? weil die Symetrie geſtört wird, auf welcher die gute Bildung des Menſchen beruht. Von einem Geſichte, das im Ganzen verſchoben iſt, dergeſtalt, daß man gar keine Foderung einer ſymetriſchen Stellung der Theile an daſſelbe macht, ſollte gar nicht die Rede ſeyn, wenn man auch von Kunſt nur zum Scherz ſpräche.

Bedeutender iſt folgende Periode, hier geht der Sophiſt ſchon mit vollen Segeln.

Wir ſagen von einem Menſchen, den wir vorbey gehen ſehen, er ſey übel gemacht. Ja nach unſern armen Regeln; aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir ſagen von einer Statue: ſie habe die ſchönſten Proportionen. Ja nach unſern armen Regeln, aber was würde die Natur ſagen.

Mannigfaltig iſt die Complication des Halben, Schiefen und Falſchen in dieſen wenigen Worten. Hier iſt wieder die Lebenswirkung der organiſchen Natur, die ſich in allen Stöhrungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewiſſes Gleichgewicht zu ſetzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigſte beweißt, der vollendeten Kunſt entgegengeſezt, die auf ihrem höchſten Gipfel keine Anſprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, ſondern die Natur auf dem würdigſten Punkte ihrer Erſcheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um ſie ihr ſelbſt wieder vorzuſchreiben.

Die Kunſt übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momen

Alceſt wie oben.
Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.
Wirth.
„Herr" —
Alceſt wie oben.
So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?
Wirth.
Hernach will ich's erzählen.
Alceſt.
Iſt's denn gewiß?
Wirth.
Gewiß!
Alceſt im Abgehen zu ſich.
Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen!

Vierter Auftritt.

Der Wirth
lieſt und ſpricht dazwiſchen.
„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit
„Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht

dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſezliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchafft.

Die Natur ſcheint um ihrer ſelbſt willen zu wirken, der Künſtler wirkt als Menſch, um des Menſchen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, leſen wir uns, im Leben, das Wünſchenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künſtler dem Menſchen entgegen bringt, ſoll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreitzend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geiſt nährend, bildend und erhebend ſeyn, und ſo giebt der Künſtler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweyte Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menſchlich vollendete zurück.

Soll dieſes aber geſchehen, ſo muß das Genie, der berufne Künſtler, nach Geſetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur ſelbſt vorſchrieb, die ihr nicht widerſprechen, die ſein größter Reichthum ſind, weil er dadurch ſowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum ſeines Gemüths beherrſchen und brauchen lernt.

Es ſey mir erlaubt den Schleyer von meinem

Bucklichen auf die medicäiſche Venus überzutragen, ſo daß man nur die Spitze ihres Fußes gewar werde. Uebernehme nun die Natur zu dieſer Fußſpitze eine Figur auszubilden, ſo würdet ihr vielleicht, mit Verwunderung, unter ihrem Griffel ein häßliches und verſchobenes Ungeheuer entſtehen ſehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geſchähe.

Der flache Weg, den unſer Freund und Gegner mit den erſten Schritten eingeſchlagen, vor dem wir bisher zu warnen ſuchten, zeigt ſich nun hier in ſeiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, ſo haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre perſonificirte, göttliche Geſtalt für ſo täppiſch halten ſollten, in die Schlingen eines Sophiſten einzugehen, und, um ſeinen Scheingründen einiges Gewicht zu verſchaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand, eine Fratze zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt ſey? hier auch dieſe ungeſchikte Zumuthung beſchämen.

Sie tritt vor das verſchleyerte Bild, ſieht die Fußſpitze und vernimmt warum der Sophiſt ſie aufgerufen hat. Streng; aber ohne Unwillen ruft ſie ihm zu: du verſuchſt mich vergebens durch eine verfängliche Zweydeutigkeit! Laß den Schleyer hängen, oder hebe ihn weg, ich weiß, was drunter verborgen iſt. Ich habe dieſe Fußſpitze ſelbſt gemacht, denn ich lehrte den Künſtler, der ſie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Character einer Geſtalt, und aus dieſem Begriff ſind dieſe Proportionen, dieſe Formen entſtanden; es iſt genug, daß dieſe Fußſpitze zu dieſer, und zu keiner andern Statue paſſe, daß dieſes Kunſtwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubſt, mit ſich ſelbſt, in Uebereinſtimmung ſey. Ich ſage dir: dieſe Fußſpitze gehört einem ſchönen, zarten, ſchamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend ſteht! Auf einem andern Fuße würde die würdigſte der Frauen, die Götterköniginn ruhen, auf einem andern eine leichtſinnige Bachantin ſchweben. Doch dieſes merke: der Fuß iſt von Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und ſo iſt der Cörper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieſer Künſtler etwa die thörige Forderung, ſeinen Fuß neben einen organiſchen zu ſtellen? dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkſt; aber du haſt ihn nicht gekannt, oder ihn mißverſtanden, kein ächter Künſtler verlangt ſein Werk neben ein Naturproduct, oder gar an deſſen Stelle zu ſetzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeſchöpf, aus dem Reiche der Kunſt zu verſtoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine intereſſante Situation in der Phantaſie zu erregen, ſeinen Bildhauer in eine ſelbſthervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derſelben andichtet, wenn er ſie endlich in ſeinen Armen erweichen läßt. Das giebt wohl ein lüſternes Geſchichtchen, das ſich ganz artig anhört; für den bildenden Künſtler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition ſagt: daß brutale Menſchen gegen plaſtiſche Meiſterwerke von ſinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künſtlers aber zu ſeinem trefflichen Werk iſt ganz anderer Art; ſie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion ſeiner Statue begehren können, ſo wäre er ein Pfuſcher geweſen, unfähig eine Geſtalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunſtwerk oder als Naturwerk geſchätzt zu werden.

Verzeihe, o Leſer und Zuhörer, wenn unſere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, geſprochen hat. Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in ſeiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

Eine menſchliche Figur iſt ein Syſtem ſo mannigfaltig zuſammengeſetzt, daß die Folgen einer, in ihren Anfängen unmerklichen, Inconſequenz, das vollkommenſte Kunſtwerk auf tauſend Meilen von der Natur wegwerfen müſſen.

Ja! der Künſtler verdiente dieſe Demüthigung, daß man ihm ſein vollkommenſtes Kunſtwerk, die Frucht ſeines Geiſtes, ſeines Fleiſſes, ſeiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabſetzte, wenn er es neben, oder an die Stelle eines Naturproducts hätte ſetzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unſerer ſupponirten Göttin, weil unſer Gegner ſich auch wiederholt, und weil gerade dieſes Vermiſchen von Natur und Kunſt die Hauptkrankheit iſt, an der unſere Zeit darnieder liegt. Der Künſtler muß den Kreiß ſeiner Kräffte kennen, er muß innerhalb der Natur ſich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künſtler zu ſeyn, wenn er mit in die Natur verflieſſen, ſich in ihr auflöſen will.

Wir wenden uns abermals zu unſerem Autor, der eine geſchickte Wendung nimmt, um von ſeinen ſeltſamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzukehren.

Wenn ich in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht wäre, ſo wüßte ich vielleicht, wie weit der Künſtler ſich den angenommenen Proportionen unterwerfen ſoll; und ich würde es euch ſagen.

Wenn es der Fall ſeyn kann, daß der Künſtler ſich Proportionen unterwerfen ſoll, ſo müſſen dieſe doch etwas Nöthigendes, etwas Geſetzliches haben, ſie dörfen nicht willkührlich angenommen ſeyn, ſondern die Maſſe der Künſtler muß hinreichende Urſache, bey Beobachtung der natürlichen Geſtalten und in Rückſicht auf Kunſtbedürfniß gefunden haben, ſie anzunehmen. Das iſts, was wir behaupten, und wir ſind ſchon zufrieden, daß unſer Verfaſſer es einigermaſen zugeſteht. Nur geht er leider zu geſchwind über das, was Geſetzlich ſeyn ſoll, hinaus, er lehnt es bey Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Beſtimmungen, auf Ausnahmen zu leiten, und aufmerkſam zu machen, denn er fährt fort:

Aber das weiß ich, daß ſie gegen den Deſpotismus der Natur ſich nicht halten können; daß das Alter, der Zuſtand auf hunderterley Art Aufopferungen bewirken.

Dies iſt keinesweges ein Gegenſatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künſtlergeiſt ſich erhoben hat, den Menſchen auf der Höhe ſeiner Geſtalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch ſind ja die Proportionen entſtanden. Niemand wird die Ausnahmen leugnen, wenn man ſie gleich erſt bey Seite ſetzen muß, wer würde eine Phyſiologie durch pathologiſche Noten zu entkräfften glauben.

Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn ſie ihre äuſſere Organiſation deutlich ſehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit tägliche Beſchäfftigungen auszuüben, wohl ausgedruckt iſt.

Wenn eine Figur ihre äuſſere Organiſation deutlich ſehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden; ſo hat ſie gewiß, wo nicht ſchöne, doch characteriſtiſche Proportionen und kann in einem Kunſtwerke gar wohl ihre Stelle finden.

Dieſe Beſchäfftigungen beſtimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen; daher ſehe ich das Kind entſpringen, den erwachsnen Mann und den Greis; den wilden, ſo wie den gebildeten Menſchen, den Geſchäfftsmann, den Soldaten und den Laſtträger.

Niemand wird läugnen, daß Functionen groſſen

Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu dieſem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beſchäfftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Laſtträger machen. Die Natur muß das ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen ſoll.

Wenn eine Figur ſchwer zu erfinden wäre, ſo müßte es ein Menſch von zwanzig Jahren ſeyn, der ſchnell, auf einmal, aus der Erde entſtanden wäre, und nichts gethan hätte; aber dieſer Menſch iſt eine Chimäre.

Dieſer Behauptung kann man nicht gerade zu widerſprechen, und doch muß man ſich gegen das Captioſe, das in ihr liegt, verwahren. Freylich laſſen ſich keine Glieder eines Erwachsnen denken, die ſich ohne Uebung, in einer abſoluten Ruhe, ausgebildet hätten, und doch denkt ſich der Künſtler, indem er ſeinen Idealen nachſtrebt, einen menſchlichen Körper, welcher, durch die mäßigſte Uebung, zu ſeiner größten Ausbildung gekommen iſt; allen Begriff von Mühe, von Anſtrengung, von Ausbildung zu einem gewiſſen Zweck und Character muß er ablenken. Eine ſolche Geſtalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunſt hervorgebracht werden, und iſt alsdenn keineswegs eine Chimäre, ſondern ein Ideal.

Die Kindheit iſt beynahe eine Carricatur, daſſelbe kann man von dem Alter ſagen; das Kind iſt eine unförmige, flüſſige Maſſe, die ſich zu entwickeln ſtrebt, ſo wie der Greis eine ungeſtaltete und trockne Maſſe wird, die in ſich ſelbſt zurückkehrt, um ſich nach und nach auf nichts zu reduciren.

Wir ſtimmen mit dem Verfaſſer völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der ſchönen Kunſt zu verbannen ſind. In ſo fern der Künſtler auf Character arbeitet, mag er auch einen Verſuch machen, dieſe zu wenig oder zu viel entwickelte Naturen in den Cyklus ſchöner und bedeutender Kunſt aufzunehmen.

Nur in dem Zwiſchenraum der beyden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künſtler ſeine Geſtalten der Reinheit, der ſtrengen Genauigkeit der Zeichnung, da iſt es, wo das poco piu und poco meno, eine Abweichung hinein oder heraus, Fehler oder Schönheiten hervorbringen.

Nur äuſſerſt kurze Zeit kann der menſchliche Körper ſchön genannt werden, und wir würden, im ſtrengen

Sinne, die Epoche noch viel enger als unſer Verfaſſer begränzen. Der Augenblick der Pubertät iſt für beyde Geſchlechter der Augenblick, in welchem die Geſtalt der höchſten Schönheit fähig iſt; aber man darf wohl ſagen: es iſt nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung koſtet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menſchen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunſt, daß ſie dasjenige dichteriſch bilden darf, was der Natur unmöglich iſt, wirklich aufzuſtellen. So wie die Kunſt Zentauren erſchafft, ſo kann ſie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es iſt ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachſenen Kindern, iſt mit dem erſten Reiz jungfräulicher Brüſte gebildet. Ja in der weiſen Vereinigung dieſer Widerſprüche, ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier ſind wir alſo mit unſerm Verfaſſer völlig einig. Bey ſchönen Proportionen, bey ſchönen Formen iſt allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne iſt ein enger Kreis, in dem man ſich nur beſcheiden regen darf.

Wir laſſen uns von unſerm Autor weiter führen, er bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Mir, hoff' ich, dießmahl auch." — Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie Sich mit mir freuen."
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobey mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechſten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab" — der Balg! Der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn" —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur! das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Hauſ'!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen?
Dürft' ich ihn wieder nur wie er's verdient tractiren,
Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!

Aber, werdet ihr ſagen, wie ſich auch das Alter und die Functionen erhalten mögen, indem ſie die Formen verändern, zerſtöhren ſie doch die Organe nicht — das gebe ich zu — ſo muß man ſie alſo kennen? — das will ich nicht läugnen. Ja, hier iſt die Urſache, warum man die Anatomie zu ſtudieren hat.

Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel ſeine Vortheile, aber ſollte nicht zu fürchten ſeyn, daß dieſer Geſchundne beſtändig in der Einbildungskrafft bleiben, daß der Künſtler auf der Eitelkeit beharren werde, ſich immer gelehrt zu zeigen, daß ſein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, ohngeachtet der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel ſehe, ſeinen Urſprung, ſeine Befeſtigung, ſein Einſchmiegen! wird er nicht alles zu ſtark ausdrücken? wird er nicht hart und trocken arbeiten? werde ich nicht den verwünſchten Geſchundnen auch in Weiberfiguren wieder finden?

Weil ich denn doch einmal nur das Aeuſſere zu zeigen habe, ſo wünſchte ich, man lehrte mich das Aeuſſere nur recht gut ſehen, und erlieſſe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergeſſen ſoll.

Dergleichen Grundſätze darf man jungen und leichtgeſinnten Künſtlern nur merken laſſen, ſie werden ſich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele ſpricht. Nein, werther Diderot! drücke dich, da dir die Sprache ſo zu Gewalt ſteht, beſtimmter aus. Ja, das Aeuſſere ſoll der Künſtler darſtellen! Aber was iſt das Aeuſſere einer organiſchen Natur anders, als die ewig veränderte Erſcheinung des Innern. Dieſes Aeuſſere, dieſe Oberfläche iſt einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau ſo genau angepaßt, daß ſie dadurch ſelbſt ein Inneres wird, indem beyde Beſtimmungen, die äuſſere und die innere, im ruhigſten Daſeyn, ſo wie in der ſtärkſten Bewegung ſtets im unmittelbarſten Verhältniſſe ſtehen.

Wie dieſe innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künſtler Anatomie ſtudiren ſoll, damit ſie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig ſchildert, iſt hier der Ort nicht, auszumachen; aber ſo viel kann man im Allgemeinen ſagen: du ſollſt den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lernteſt, beleben, nicht vergeſſen. Der muſikaliſche Componiſt wird, bey dem Enthuſiasmus ſeiner melodiſchen Arbeiten, den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaas nicht vergeſſen.

Die Geſetze, nach denen der Künſtler arbeitet, vergißt er ſo wenig, als den Stoff den er behandeln will. Dein Muskelmann iſt Stoff und Geſetz, dieſes mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrſchen wiſſen! und willſt du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler ſeyn; ſo hüte ſie für unnützen Kenntniſſen und für falſchen Maximen, denn es hält ſchwer, das Unnütze wegzuwerfen, ſo wie eine falſche Richtung zu verändern.

Man ſtudirt die Muskeln am Leichnam nur deshalb, ſagt man, damit man lerne, wie man die Natur anſehen ſoll, aber die Erfahrung lehrt, daß man, nach dieſem Studio, gar viel Mühe hat, die Natur nicht anders zu ſehen, als ſie iſt.

Auch dieſe Behauptung beruht nur auf ſchwankend gebrauchten Worten. Der Künſtler, der an der Oberfläche nur herumkrabelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bey ſchönem Talente, immer angenehm erſcheinen; der Künſtler der ſich ums Innere bekümmert, wird freylich auch das ſehen, was er weißt, er wird, wenn man will, ſein Wiſſen auf die Oberfläche übertragen, und hier iſt auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entſcheidet, ob er wohl, oder übel thut.

Hat nun bisher unſer Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, ſo zieht er nun gleichfalls gegen das academiſche Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariſer academiſchen Anſtalten, und ihrer Pedanterey zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu dieſem Punkte bewegt er ſich durch einen raſchen Uebergang.

Ihr, mein Freund, werdet dieſen Aufſatz allein leſen, und darum darf ich ſchreiben, was mir beliebt. Die ſieben Jahre, die man bey der Academie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? und wollt ihr wiſſen, was ich davon denke? Eben während dieſen ſieben mühſeligen und grauſamen Jahren, nimmt man in der Zeichnung eine Manier an; alle dieſe academiſchen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie ſie ſind, alle die Handlungen, die kalt und ſchief, durch einen armen Teufel, ausgedrückt werden, und immer durch ebendenſelben armen Teufel, der gedungen iſt, dreymal die Woche zu kommen, ſich auszukleiden, und ſich durch den Profeſſor, wie eine Gliederpuppe behandeln zu laſſen, was haben ſie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? der Mann, der in eurem Hofe Waſſer aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen richtig vorgeſtellt, der nicht dieſelbe Laſt zu bewegen hat und, mit zwey Armen in der Höhe auf dem Schulgerüſt, dieſe Handlung ungeſchickt ſimulirt. Wie verhält ſich der Menſch, der vor der Schule zu ſterben ſcheint, zu dem, der in ſeinem Bette ſtirbt, oder den man auf der Straße todtſchlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer in der Academie zu dem auf meiner Kreutzſtraße? welches der Mann, der auf Befehl bittet, bettelt, ſchläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der für Müdigkeit ſich auf die Erde ſtreckt, zu dem Philoſophen, der neben ſeinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erſtickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? gar keins! mein Freund, gar keins!

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskelkörper vorhin geſagt werden. Das Studium des Modells und die Nachbildung deſſelben iſt Theils eine Stufe, die der Künſtler zwar nicht überſpringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen ſollte, theils iſt es eine Beyhülfe bey Ausführung ſeiner Werke, die er, ſelbſt als vollendeter Künſtler, nicht entbehren kann.

Das lebendige Modell iſt für den Künſtler nur ein roher Stoff, von dem er ſich nicht muß einſchränken laſſen, ſondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unſer Freund von dem, freylich ewigen, Studium des Modells in der Academie geſehen, verdrießen ihn ſo ſehr, daß er fortfährt.

Eben ſo gut möchte man die Künſtler, um ja das Abgeſchmackte zu vollenden, wenn man ſie dort entläßt, zu Veſtris, oder Gardel, oder zu irgend einem andern Tanzmeiſter ſchicken, damit ſie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergeſſen, die Einbildungskrafft füllt ſich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falſcher, zugeſchnittner, lächerlicher und kälter ſeyn könnten. Da ſtecken ſie im Magazin, und nun kommen ſie heraus, um ſich ans Tuch zu hängen. So oft der Künſtler ſeinen Stifft, oder ſeine Feder nimmt, erwachen dieſe verdrießlichen Geſpenſter, und treten vor ihn, er wird ſie nicht los, und nur ein Wunder kann ſie aus ſeinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menſchen, voll Geſchmack, der, ehe er den mindeſten Zug auf die Leinwand that, Gott auf ſeinen Knien anrief und vom Model befreyt zu werden hat. Wie ſelten iſt es gegenwärtig ein Gemählde zu ſehen, das aus einer gewiſſen Anzahl Figuren beſteht, ohne, hie und da, einige dieſer Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die academiſch ſind, einem Mann von Geſchmack unerträglich mißfallen, und nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd iſt. Daran iſt denn doch das ewige Studium des Schulmodelles ſchuld.

Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinſtimmung der Bewegungen, die Uebereinſtimmung die man ſieht und fühlt, die ſich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und ſchlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf ſinken läßt, ſo werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen, ſie hebe den Kopf wieder auf, und halte ihn gerade, ſogleich gehorcht die ganze übrige Maſchiene.

Durch die Behandlung bey der franzöſiſchen Academie, wobey man die Stellungen vervielfaltigen mußte, entfernte man ſich von dem erſten Zweck des Modells den Körper phyſiſch kennen zu lernen, und um der Mannigfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrucken. Da denn unſer Freund freylich ganz im Vortheil ſteht, wenn er dieſe erzwungenen und falſchen Darſtellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann ſich des Spottens nicht enthalten.

Freylich iſt es eine Kunſt, eine große Kunſt das Modell zu ſtellen, man darf nur ſehen, was der Herr Profeſſor ſich darauf zu gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel ſagen könnte: mein Freund ſtelle dich ſelbſt! mache was du willſt! viel lieber giebt er ihm eine ſonderbare Bewegung, als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen lieſſe. Indeſſen iſt das nun einmal nicht anders.

Hundertmal war ich verſucht, den jungen Kunſtſchülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen, Freunde wie lange zeichnet ihr da? Zwey Jahre. Das iſt mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Cartheuſern dort werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit ſehen. Heute iſt Abend vor dem großen Feſte, geht in die Kirche, ſchleicht euch zu den Beichtſtühlen, dort werdet ihr ſehen wie der Menſch ſich ſammelt, wie er bereut. Morgen geht in die LandSchenke, dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menſchen ſehen; miſcht euch in die öffentlichen Begebenheiten, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häuſern, und ihr werdet richtige Begriffe faſſen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. Seht! gleich hier! zwey von euren Kameraden ſtreiten. Schon dieſer Wortſtreit giebt, ohne ihr Wiſſen, allen Gliedern eine eigne Richtung. Betrachtet ſie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lection eures geſchmackloſen Profeſſors, und die Nachahmung eures geſchmackleeren Modelles vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an dem Platz aller dieſer Falſchheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des le Sueur ſetzen wollt; und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu ſeyn verlangt.

Dieſer Rath wäre an ſich gut, und nicht genug kann ſich ein Künſtler unter den Volksmaſſen umſehen; allein unbedingt wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erſt wiſſen, was er zu ſuchen hat, was der Künſtler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunſtzwecken brauchen ſoll. Sind ihm dieſe Vorübungen fremd, ſo helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unſere Zeitgenoſſen, das Gewöhnliche, Halbintereſſante, oder das, auf ſentimentalen Abwegen, falſch Intereſſante darſtellen.

Etwas anders iſt eine Attitude, etwas anders eine Handlung. Alle Attitude iſt falſch und klein, jede Handlung iſt ſchön und wahr.

Diderot braucht das Wort Attitude ſchon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung überſetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben ſchien, hier iſt es aber nicht überſezlich, denn es führt ſchon einen mißbilligenden Nebenbegriff bey ſich. Ueberhaupt bedeutet Attitude, in der franzöſiſchen academiſchen Kunſtſprache, eine Stellung, die eine Handlung, oder Geſinnung ausdrückt, und in ſo fern bedeutend iſt. Weil nun aber die Stellungen academiſcher Modelle dieſes was von ihnen gefordert wird, nicht leiſten, ſondern nach der Natur der Aufgaben und Umſtände, gewöhnlich anmaslich, leer, übertrieben, unzugänglich bleiben müſſen, ſo gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutſches Wort übertragen können, wir müſ-

Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!

Er faßt ſich in die Perücke.

Verfluchter Ochſenkopf! biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?

Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.

Tret' einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie nur jetzt hier, die mich ſonſt ſchikaniren;
Ich würd' ſie alle, Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,
Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!

Er ſtößt auf ſeinen Seſſel und prügelt ihn aus.

Ha! biſt du ſtaubig! komm! An dir will ich mich laben!

ten denn etwa academiſche Stellung ſagen wollen, wobey wir aber um nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über und mit Recht. Denn aus der mannigfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannigfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſtellter Figuren, entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurigſten Urſachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contraſt, als den der aus dem Grunde der Handlung entſpringt, aus der Mannigfaltigkeit der Organe, oder des Intereſſe. Wie geht Rafael, wie le Sueur zu Werke? manchmal ſtellen ſie drey, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andre, und die Wirkung iſt herrlich. Bey den Cartheuſern, in der Meſſe oder der Veſper, ſieht man in zwey langen parallelen Reihen, vierzig bis fünfzig Mönche. Gleiche Stolen, gleiche Verrichtung, gleiche Bekleidung und doch ſieht keiner aus wie der andre. Sucht mir nur keinen andern Contraſt als den, der dieſe Mönche unterſcheidet! hier iſt das Wahre! alles andere iſt klein und falſch.

Auch hier iſt er, wie bey der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunſtmittel und empiriſch dilettantiſch in ſeinem Rath. Aus ein paar ſymmetriſchen Mönchs-Reihen hat Rafael gewiß manches Motiv zu ſeinen Compoſitionen genommen, aber es war Rafael der es nahm, das Kunſtgenie, der fortſchreitende, ſich immer mehr ausbildende und vollendete Künſtler. Man vergeſſe nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunſtanleitung zur Natur hinſtößt, von Natur und Kunſt zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er ſchon oben gethan, durch eine unbedeutende Phraſe zu einer fremden Materie über, er will den Kunſtſchüler, beſonders den Mahler, aufmerkſam machen: daß eine Figur rund und vielſeitig ſey, daß der Mahler die Seite, die er ſehen läßt, ſo lebhaft darſtellen müſſe, daß ſie die übrigen gleichſam in ſich enthalte. Was er ſagt, deutet ſeine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

Wenn unſere jungen Künſtler ein wenig geneigt wären meinen Rath zu nutzen, ſo würde ich ihnen ferner ſagen: iſt es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenſtandes ſeht, die ihr nachbildet? verſucht meine Freunde, euch die Figur als durchſichtig zu denken und euer Auge in den Mittelpunct derſelben zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äuſſere Spiel der Maſchiene beobachten, ihr werdet ſehen, wie gewiſſe Theile ſich ausdehnen, indeſſen andere ſich verkürzen, wie dieſe zuſammenſinken, jene ſich aufblähen, und ihr werdet immer, von dem Ganzen durchdrungen in der Einen Seite des Gegenſtands, die euer Gemählde mir zeigt, die ſchickliche Uebereinſtimmung mit der andern fühlen laſſen, die ich nicht ſehe; und ob ihr mir gleich nur Eine Anſicht darſtellt, ſo werdet ihr doch meine Einbildungskrafft zwingen, auch die entgegengeſetzte zu ſehen. Dann werde ich ſagen, daß ihr ein erſtaunlicher Zeichner ſeyd.

Indem Diderot Künſtlern den Rath giebt, ſich in die Mitte der Figur in Gedanken zu verſetzen, um ſie nach allen Seiten wirkend und belebt zu ſehen, iſt ſeine Abſicht, beſonders den Mahler zu errinnern, daß er nicht flach, und gleichſam nur von einer Seite gefällig zu ſeyn ſuchen ſolle. Denn gewiß ſchon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten erſcheint rund, ſo wie vor und zurüktretend. Warum erſcheint eine Silhouette ſo belebt? weil der Umriß der Geſtalt richtig iſt, daß man ſowohl die vordere, als Rükſeite der Figur hin-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETAE,J.W. FN. 06900/244

ein zeichnen könnte. Der junge Künſtler, dem unſers Verfaſſers Rath nicht ganz deutlich ſeyn ſollte, mache den eben angezeigten Verſuch mit der Silhouette, und ſein Auge, von zwey Seiten auf denſelben Contour gerichtet, wird das ohngefähr wirklich ausüben können, was Diderot; durch Abſtraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zuſammen gezeichnet iſt, ſo erinnert der Verfaſſer nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen ſchaden, ſondern daſſelbe vollenden möge. Wir ſind, mit ihm, überzeugt daß die höchſten Geiſteskräffte, ſo wie der geübteſte Mechanismus des Künſtlers hierbey aufgerufen werden müſſen.

Aber es iſt nicht genug, daß ihr das Ganze gut zuſammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen, ohne daß die Maſſe zerſtört werde. Das iſt das Werk der Begeiſterung, des Gefühls, des auserleſnen Gefühls.

Und ſo würde ich denn eine Zeichenſchule folgendermaaſen eingerichtet wünſchen: wenn der Schüler, mit Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden, zu arbeiten weiß, ſo halte ich ihn zwey Jahre vor dem academiſchen Modell des Manns und der

Frau. Dann ſtelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsne, ferner ausgebildete Männer, Greiſe, Perſonen von verſchiedenem Alter und Geſchlecht, aus allen Ständen der Geſellſchafft genommen, genug alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen, wenn ich ſie gut bezahle, ſo werden ſie ſich in Menge bey meiner Academie melden, lebe ich in einem Sclavenlande, ſo hieße ich ſie kommen.

Der Profeſſor bemerkt bey den verſchiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter, in den Formen Veränderung bewirken.

Ein Schüler ſieht das academiſche Modell nur alle vierzehen Tage, und dieſem überläſſt der Profeſſor ſich ſelbſt zu ſtellen. Nach der Zeichnungsſitzung erklärt ein geſchickter Anatom meinem Lehrling den abgezognen Leichnam, und wendet ſeine Lection auf das Lebendige, Belebte, Nackende an. Höchſtens zwölfmal des Jahrs zeichnet er nach der todten Zergliedrung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleiſch auf Knochen, und freyes Fleiſch ſich nicht überein zeichnen läſſt, daß hier der Strich rund, und dort gleichſam winklich ſeyn müſſe; er wird einſehen, daß wenn man dieſe Feinheiten vernachläſſigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blaſe, oder wie ein Wollſack ausſieht.

Daß der Vorſchlag zu einer Zeichenſchule unzulänglich, die Intention des Verfaſſers nicht klar genug, die Epochen, wie die verſchiednen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen ſollen, nicht beſtimmt genug angegeben ſeyen, fällt jedem in die Augen; doch iſt hier der Ort nicht mit dem Verfaſſer zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einſchränkenden Pedantismus verbannt, und das beſtimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künſtlern unſerer Zeit, ſowohl an Körpern als Gewändern keine aufgedunſene Blaſen und keine ausgeſtopften Wollſäcke wieder ſehen.

Es gäbe nichts manierirtes, weder in der Zeichnung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewiſſenhafft nachahmte. Die Manier kommt vom Meiſter, von der Academie, von der Schule, ja ſogar von der Antike.

Fürwahr, ſo ſchlimm du angefangen haſt, endigſt du, wackrer Diderot, und wir müſſen zum Schluſſe des Capitels in Unfrieden von dir ſcheiden. Iſt die Jugend, bey einer mäßigen Portion Genie, nicht ſchon aufgeblaſen geung, ſchmeichelt ſich nicht jeder ſo gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, ſelbſt ergriffner Weg, ſey der beſte, und führe am weiteſten? und du willſt deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Profeſſoren der Pariſer Academie vor dreyßig Jahren werth, ſo geſcholten und discreditirt zu werden, das kann ich nicht entſcheiden, aber, im allgemeinen genommen, iſt in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhafft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhafft gegen die Kunſt ſeyn. Durch die treuſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk, aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſeyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeihe du abgeſchiedner Geiſt, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht. Doch das wirſt du im Ernſte ſelbſt nicht läugnen, von dem Meiſter, von der Academie, von der Schule, von der Antike, die du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann eben ſo gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl ſagen: welches Genie der Welt wird, auf Einmal, durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und ſich ſelbſt eine alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſtgenie iſt ein weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entſtünde, und vollendete Glieder hätte, ohne ſie jemals gebraucht zu haben.

Und ſo lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaſſteſt zu ſtreiten, zu ſchwätzen, uns zu ereifern, und wieder kühl zu werden. Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl. Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder.

II.

Ueber die Gegenſtände der bildenden Kunſt.

Fortſezung.

Nachdem wir die günſtigen und bequemen Gegenſtände, und zwar ſolche, welche ſich über die rein menſchlichen erheben, bis zu den ſymboliſchen, durchgegangen, ſo iſt es nun Zeit von andern zu ſprechen, welche man zwar tiefer als die rein menſchlichen ſetzen, jedoch, ob ſie gleich niedrigere Kunſtgattungen ausmachen, gleichfalls für die bildende Kunſt ſtatthaft und bequem erklären muß, ſobald ſie ſich ſelbſt nur deutlich ausſprechen, welches ſie gewöhnlich leiſten, eben weil ſie aus der wirklichen Natur genommen ſind, und keine ſehr hohen Anſprüche machen.

Hier hat beſonders der äuſſere Sinn des Künſtlers ſich zu zeigen, ſein Auge muß ſich als zartfühlend für Farbe und Haltung legitimiren, ſein Pinſel muß, in den meiſten Fällen, fein und reinlich arbeiten. Der höchſte Grad der Ausführung gereicht ihm zum Lobe, und, ob

Fünfter Auftritt.

Der Wirth ſchlägt immer zu. **Söller** kömmt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maſke auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuſchchen.

Söller.

Was gibt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut.
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das beſte wär', ich ging! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth ohne Söllern zu ſehn.

Ich kann nicht mehr! o weh! es ſchmerzt mich Rück und Arm!

Er wirft ſich in den Seſſel.

Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller vor ſich.

Ja, ja, Motion macht warm.

Er zeigt ſich dem Wirth.

Herr Vater!

Wirth.

Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hauſe?
Da trägt der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,

ihm gleich Anſprüche an höhere Wirkungen nicht verſagt ſind, ſo iſt doch meiſtens ſein Zweck nur heiter und ſinnlich zu wirken. Dieſes gilt beſonders von

Scenen des gemeinen Lebens.

Die Welt, welche durch dieſe Art von Kunſtwerken dargeſtellt wird, iſt die wirkliche Welt, die wir anſchauen, in der wir leben, deren Gegenſtände uns bekannt und deutlich ſind, wenn ſie auch nicht immer bedeutend ſeyn ſollten.

Galante Unterhaltungen zwiſchen Männern und Frauen, Marktſchreyer, Obſt- und Geflügelhändler, Tobacksgeſellſchafften, trinkende Bauern und andere dergleichen Vorſtellungen, welche uns beſonders die niederländiſche Mahler hinterlaſſen haben, reitzen durch Wahrheit und Natürlichkeit, oft durch eine wackre und markige, oft durch eine äuſſerſt ſaubere Behandlung.

Doch erfreuen uns Bilder dieſer Art am meiſten, wenn der Künſtler nicht blos das gewöhnlich Natürliche darſtellt, ſondern ſolche Motive zu erhaſchen weiß, die ſich durch Naivität auszeichnen. Wir werden künftig Gelegenheit finden hiervon mehrere Beyſpiele anzuführen, gegenwärtig halten wir uns bey dieſer Gattung nicht auf.

weil viele unſerer Leſer ſie gar wohl kennen, ja vor Augen haben, und die meiſten wohl mit unſerer kurzen Aeuſſerung einſtimmig ſeyn werden.

Thierſtücke.

Darſtellungen aus dem Thierreiche haben zwar ihrer Natur nach ein geringeres Intereſſe als Darſtellungen menſchlicher Handlungen, die uns näher angehen. Unſere Theilnahme an ſolchen Gegenſtänden wird jedoch erregt durch den mannigfaltigen Ausdruck von Ruhe, Bewegung Begierden und Leidenſchafften. Das Krafftvolle, das Pathetiſche, ſpricht uns auch hier an, und die Geſtalten ſind edler Formen fähig.

Da bey den Thieren überhaupt weniger Individualität als bey den Menſchen gefunden wird, und ein jedes ſeine ganze Gattung repräſentirt, da ihnen die Sprache fehlt, der größte Theil ihrer Aeuſſerungen ſich auf den Ausdruck der Gebärde reducirt, ſo folgt nothwendig daraus, daß faſt alle mögliche Fälle ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe, Handlungen und Neigungen zur Anſchauung gebracht werden können, und als Gegenſtände für die bildende Kunſt zwar von mehrerm oder minderm Intereſſe ſind; aber doch durchaus für ſtatthaft gelten müſſen.

Wir erinnern uns auch nicht leicht eines Thierſtücks, von alter oder neuer Kunſt, deſſen Gegenſtand nicht vollkommen deutlich gefaßt werden könnte, und einer Auslegung benöthigt wäre.

Jedoch iſt nicht zu läugnen, daß auch in dieſem Fach Gegenſtände vorkommen können, die widerſtreben, und ohnmöglich deutlich zu machen ſind; wenn man nämlich von der allgemeinen Darſtellung der thieriſchen Welt, auf beſondere Begebenheiten, übergehen, wenn man Thiergeſchichten, oder Dichtungen von Thieren vorſtellen wollte, welche noch etwa gar einen moraliſchen oder poetiſchen Sinn hätten, wie die Fabeln des Aeſops, des la Fontaine und dergleichen.

Beyſpiele des höchſten Sinnes, in Darſtellungen der Thiere müſſen wir, wie in ſo mancher andern Kunſtgattung, unter den Reſten der alten Kunſt ſuchen. Der Eber zu Florenz, der große Löwe vor dem Arſenal zu Venedig, der Löwe, welcher das Pferd zerreißt, im Capitol, der Juſtinianiſche Bock ꝛc., ſind in ihrer Art ſo vollkommen als irgend andere von den bewunderteſten Kunſtwerken.

Auf dem Wege des Groſſen und Mächtigen und Pathetiſchen folgte ihnen, in neuern Zeiten, Sneyders und einige ſeiner Schüler. Hingegen Baſſano, Bergheim, Potter, Roos u. a. haben den ſtillen, ruhigen Zuſtand der Viehheerden, treffend und ſehr natürlich dargeſtellt.

Landſchafften.

Darſtellungen, aus der belebten, ſich bewegenden Natur üben ohne Zweifel mehr Macht über unſere Empfindungen aus und behaupten allerdings den Vorzug vor den Landſchafften, die mit einer weit mäßigern Wirkung zufrieden ſeyn müſſen; ſie ſind aber dennoch gute, und brauchbare Gegenſtände, für die bildende Kunſt, oder vielmehr ausſchließlich, nur für die Mahlerey. Sie ruhen auf ſich ſelbſt, ſind klar, und keiner Zweydeutigkeit unterworfen. Ueberdieß können ſie auf die verſchiedenſte Weiſe behandelt werden, und ſind durch Mannigfaltigkeit ihres Characters fähig, unſer Gemüth angenehm zu beſchäfftigen, zur Fröhlichkeit, oder zum Ernſt zu ſtimmen. Wem wird nicht wohl zu muthe, wenn Claude Lorrain ihn unter heitern Himmel, in angenehme Gegenden führt, wo ſanfte Lüfte in den Bäumen ſpielen, das Meer am Ufer plätſchert, und Strahlen der ſinkenden goldenen Sonne auf den Wellen tanzen? Caspar Pouſſin erhebt das Herz durch große einfache Naturſcenen. H. Schwanefelds einſame und ruhige Gegenden laden zum ſtillen

Genuß ſeiner ſelbſt ein, und die Wildniſſe des Salvator Roſa, wo über öden Klippen drohende Gewitter aufziehen, erregen ein ſchauerliches Gefühl in uns.

Von den gleichgültigen Gegenſtänden.

Wir nennen gleichgültige Gegenſtände für die bildende Kunſt diejenigen, welche an und für ſich nichts Bedeutendes, Anziehendes oder Rührendes enthalten, welche uns in Ruhe und Unthätigkeit laſſen, wenn ſie gleich darſtellbar und faßlich ſind. Hier tritt der Fall ein, daß der Künſtler, im eigentlichſten Sinne, das Kunſtwerk ſelbſt erſchafft, weil er nothwendig dafür ſorgen muß, durch Ausbildung des Ganzen, durch kluge Erfindungen im Einzelnen, welche nach den Umſtänden von ſeiner Willkühr abhängen, dem Werk ein Intereſſe zu geben. Da der Stoff ſelbſt keinen Werth hat, ſondern blos leidend iſt, ſo kommt es ganz darauf an, was er aus demſelben machen will und kann.

Die Künſtler alter und neuer Zeiten haben, öfter als man vermuthen ſollte, ſich mit dieſer Art von Gegenſtänden beſchäfftigt, und ſie vielleicht deswegen ſo reitzend gefunden, weil ſie dem Genie den weiteſten Spielraum geſtatten, da hingegen die Strengbeſtimmten, Gehaltreichen, auch eine ernſte gemeſſne Form verlangen, welche ausgefüllt werden muß, und nicht überſchritten werden darf.

Gleichgültige Gegenſtände ſind uns alſo: myſtiſche Bilder, pompoſe Darſtellungen, als Opferaufzüge, Triumphe, Mahlzeiten, ſodann Bildniſſe von der gewöhnlichen Art, landſchafftliche Ausſichten, Frucht- und Blumenſtücke, todtes Wild und dergleichen.

Myſtiſche Bilder.

Myſtiſche Bilder nennen wir diejenigen, in welchen Geheimniſſe, Meinungen und Lehren, beſonders der chriſtlichen Religion vorgeſtellt ſind.

Von wenig Gegenſtänden, welche man aus der chriſtlichen Ueberlieferung wählen möchte, kann man ſagen: die hiſtoriſche Seite derſelben ſey deutlich, ſie könne durch Darſtellung vollendet werden, und dieſe möchten allenfalls den Gegenſtänden ähnlich ſeyn, die wir vorhin poetiſche oder mythiſche genannt haben, darunter iſt die Geburt Chriſti, die Auferſtehung und Himmelfahrt, nebſt der Himmelfahrt der Madonna zu zählen.

Manche ſind widerſtrebend, von denen unten gehandelt werden ſoll, von den gleichgültigen aber ſey hier die Rede.

Dahin gehört vornehmlich jene Menge von Bildern, worauf die Madonna, nebſt heiligen Patronen von Städten, Familien, Kirchen und Klöſtern, zuſammen auf Eine Tafel beſtellt worden. Nach der Einfalt der frühern Kunſt ſind dergleichen Figuren ganz ohne Verbindung, oder doch ohne intereſſantes Verhältniß neben einander hingeſtellt, hingegen pflegten die größten Meiſter der ſchönſten Zeit eine paſſende Handlung dazu zu erfinden, wodurch das Gleichgültige oder vielmehr Froſtige des Gegenſtandes bezwungen wurde.

Dieſes Verfahren mag dieſelbigen Schwierigkeiten haben, welche der Dichter findet, wenn er ein Gelegenheitsgedicht, oder ein Gedicht in obligaten Reimen zum Werke des Genies machen ſoll, und wir haben in der bildenden Kunſt ſolche Wunderwerke z. B. die Madonna dell Impannato von Rafael und die Madonna di St. Girolamo von Coreggio, dieſen ſieht man den Zwang ſo wenig an, daß die Kunſtrichter bisher die Schwierigkeiten, welche die groſſen Künſtler zu bekämpfen hatten, gar nicht in Anſchlag brachten, vielmehr noch Urſache zu haben glaubten, über Verletzung der Chronologie zu klagen. Eine nähere Anzeige dieſer Bilder wird unſere Leſer in den Stand ſetzen, näher von der Sache zu urtheilen.

Die Madonna dell Impannato hängt in der Gallerie des Pallaſts Pitti zu Florenz, und war ehemals das Altarblatt einer Hauscapelle der medicäiſchen Familie. Ihren Nahmen erhielt ſie daher, weil Rafael, im Grunde des Bildes, ein mit Papier oder Leinwand überzogenes Fenſter, nach alter Italiäniſcher Sitte, angebracht hat. Die Madonna ſteht, und iſt im Begriff das Chriſtkind der h. Eliſabeth zuzureichen, dieſe ſitzt und hält die Hände hin, daſſelbe zu empfangen. Maria Magdalena ſteht hinter ihr, zeigt auf Johannes, und ſpricht freundlich zum Chriſtkind, welches noch an der Mutter Hals hängt, und ſich gegen die Maria Magdalena umwendet, lachend und ſcherzend, voll Freude und Liebe. Johannes ſitzt im Winkel rechts zuvorderſt im Bilde auf einem Tigerfelle, und ſcheint mit aufgehobener Hand von dem Erlöſer zu prophezeyen. Er iſt als ein Knabe von ohngefähr acht oder neun Jahren vorgeſtellt, das Chriſtkind hingegen nur als ohngefähr anderthalb oder zwey Jahre alt, und hierinn liegt der getadelte Anachronismus, den der Mahler mit gutem Vorſatz begangen zu haben ſcheint, damit Johannes, als Florentiniſcher Schutzheiliger eine Hauptfigur würde, und mannigfaltigere Geſtalten im Bilde ſich zeigten.

Man hat noch keinen recht guten Kupferſtich von dieſem fürtrefflichen Werk.

Das berühmte Gemählde des Correggio, la Madonna di St. Girolamo genannt, wurde ſonſt in der Pilota zu Parma aufbewahrt, und iſt jetzt nach Frankreich gebracht worden. Die Madonna ſitzt und hält das Chriſtkind auf dem Schoos, vor ihr, zur rechten, kniet M. Magdalena und küßt dem Kinde den Fuß, dieſes ſpielt mit ihren gelben Locken. Auf der entgegengeſetzten Seite ſteht ein Engel, welcher mit ihm zu ſcherzen und zu ſprechen ſcheint, er blättert in dem Buche des heiligen Hieronymus, nach welchem das Kind verlangt, der alte Kirchenvater ſteht ganz zu vorderſt und ſchaut mit ernſtem Nachdenken auf den kleinen Erlöſer, unten im Bilde ſitzt ein kleiner Engel mit dem Salbengefäß der Maria Magdalena, in Anſpielung auf den Wohlgeruch der Salbe riecht er in daſſelbe. Die Kritiker ärgern ſich an dem h. Hieronymus, welcher hier ſchon als ein alter Mann auf dem Bilde erſcheint, ob er gleich vierhundert Jahre ſpäter als Chriſtus gelebt hat.

Es giebt zwey geſchätzte Kupferſtiche von dieſem Bilde, der eine iſt von Auguſtinus Carracci meiſterhaft gearbeitet, der andere von Robert Strange, zart ausgeführt, übrigens aber nicht zum beſten gerathen.

Andere vortreffliche Bilder myſtiſchen Inhalts, welche den Gegenſtänden nichts, ſondern alle ihre Vorzüge der

Behandlung verdanken, ſind: die Verherrlichung des Sacraments, gewöhnlich Diſputa genannt, von Rafael im Vatikan. Es iſt als Charactergemählde behandelt, und den myſtiſchen Ernſt, die Düſternheit ausgenommen, welche im Ganzen herrſchen, und von dem Gegenſtand herkommen, iſt es kein unwürdiges Gegenbild der Schule von Athen.

Hierher rechnen wir auch das Geſicht Ezechiels von eben dem Meiſter, Gott Vater der auf den Zeichen der Evangeliſten herabſchwebt, ein kleines fleiſſig ausgeführtes Oehlgemählde im Pallaſt Pitti zu Florenz. Ein höchſt ehrwürdiges Kunſtwerk von welchem künftig umſtändlicher die Rede ſeyn wird.

Ferner eine Diſputa über die Dreyeinigkeit, ein Oehlgemählde des Andrea del Sarto, von Figuren in Lebensgröße, ebendaſelbſt. In dieſem Bild, welches nur aus ſechs Figuren beſteht, hat der Künſtler auch ein Characterſtück liefern wollen, und die Dreyeinigkeit, als Veranlaſſung des Bildes, blos weit zurück in den Wolken ſehen laſſen.

Pompoſe Darſtellungen.

Dieſe tragen vornehmlich den Character des Reichen, Prächtigen und Gleiſſenden an ſich, der Künſtler muß durch

Und lacht, wenn hier im Hauſ' der Teufel Faſtnacht hält!

Göller.

So aufgebracht!

Wirth.

O, wart', ich will mich nicht mehr quälen!

Göller

Was gab's?

Wirth.

Alceſt! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen?

Göller.

Nein! Nein!

Wirth.

Wär't Ihr gehohlt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu! ab.

Sechſter Auftritt.

Göller

mit Carricatur von Angſt.

Was gab's? Weh dir! vielleicht in wenig Augenblicken —

Reichthum und Schmuck uns zu blenden und in Verwunderung zu ſetzen wiſſen. Dergleichen Werke erfordern eine leichte, reiche Erfindung, es muß lauter Fülle, Ueberfluß, Bewegung und Thätigkeit darinn herrſchen.

Mahlzeiten, öffentliche Feſte, oder Schauſpiele, auf Plätzen, in Kirchen und Sälen, welche Tiefe und Höhe fordern, wo Figuren nahe beyſammen in Haufen ſtehen, wollen gemahlt ſeyn, und es kommen ihnen helle abwechſelnde, friſche Farben zu. Die Meiſter der venetianiſchen Schule, vor allen Paul Veroneſe, haben das Vorzüglichſte geliefert.

Feyerliche Aufzüge, Märſche, Triumphe und dergleichen, die viele Breite erfordern, werden ſich am beſten für ein Fries in Basrelief gearbeitet, oder grau in grau gemahlt, ſchicken. Es ſind Beyſpiele dieſer Art in vielen antiken, halberhobenen Arbeiten, aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer noch übrig. Das Raiſonnirteſte aber von allen wäre, nach unſerm Bedünken, der Triumph, oder Zug, des Heers Kaiſer Sigismunds, welchen Julius Romanus gezeichnet, und durch ſeinen Schüler Primaticcio, im Pallaſt T. zu Mantua, in Stukatur ausarbeiten laſſen. Auch Polidor von Carravaggio hat viel fürtreffliche Sachen ähnlicher Art grau in grau gemahlt.

Bildniſſe.

Es ſind hier die von der gewöhnlichen Art gemeynt, denn von den andern iſt ſchon bey Gelegenheit der Characterſtücke geredet worden. Man ſieht hier Abbildungen einer menſchlichen Geſtalt, ohne Handlung, Ausdruck oder Bedeutung, Bilder, weder für den tiefen Sinn, weder für Herz noch Geiſt, ſelten für den Verſtand, ſondern blos für die Erinnerung. Das Beſtreben des Künſtlers, und der Wunſch des Abgebildeten gehen beyde nur auf äußere Aehnlichkeit der Geſichtszüge, der weitere, edlere Zwek des Kunſtwerks, in Darſtellung des Characters, wird dabey weder gefordert, noch gekannt, dadurch bleibt der Gegenſtand eines ſolchen Bildniſſes, oder vielmehr Gleichniſſes, völlig gleichgültig, das Bild hat kein allgemeines Intereſſe, wenn auch übrigens die mechaniſche Behandlung an demſelben gut ſeyn kan.

Landſchaftliche Ausſichten.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit dieſen, wenn ſie nur die Aufzählung der Berge, Häuſer, Bäume, Büſche, Felder und Wieſen in einer Gegend enthalten, wenn dieſer nicht das Characteriſtiſche abgewonnen, und rein dargeſtellt iſt, wenn nicht ein bedeutender Sinn durchgeht, darüber ſchwebt, ſo erklärt ſie die bildende Kunſt mit Recht für gleichgültig.

Stilleben.

Todtes Wild, Blumen, Fruchtſtücke und dergleichen haben keinen geiſtigen Werth, der Gegenſtand iſt ohne höheren Ausdruck, er kann an ſich keine Theilnahme erregen, nur eine treue, ja erhöhende Nachahmung kann uns an dergleichen Werken intereſſiren. Wir ſehen die Kunſt und den Künſtler, nicht aber die vorgeſtellte Sache.

Widerſtrebende Gegenſtände.

Widerſtrebend und unſtatthaft für die bildende Kunſt ſind alle diejenigen Gegenſtände, welche nicht ſich ſelbſt ausſprechen, nicht im ganzen Umfange, nicht in völliger Bedeutung, vor den Sinn des Auges gebracht werden können. In einem Kunſtwerke, welches an die wiſſenſchafftlichen Kenntniſſe des Beſchauers appelliren muß, iſt eigentlich nur die geringere Hälfte in dem Bilde ſelbſt enthalten, daſſelbe liefert uns nur eine gewiſſe äußere Geſtalt der Dinge, welche der Künſtler eigentlich hat darſtellen wollen; den beſſern Theil, die Bedeutung aber muß der Beſchauer ſelbſt dazu beytragen, und gewiſſermaßen das Werk vollenden. Aber wenn er auch die

Kenntniſſe beſitzt, und überdieß den beſten Willen dazu, ſo wird doch im erſten Moment das Gemüth gehemmt ſeyn, der Eindruck getheilt und geſchwächt werden, und dieſer Moment iſt der wichtigſte, in welchem wir unwillkührlich entſcheiden, entflamt oder abgekühlt werden; verſtriech er umſonſt, ſo iſt der Zauber dahin und wir werden zwar die Kunſt noch bewundern, aber niemals wieder lebhaften Antheil an dem Werk nehmen, nie uns von demſelben angezogen oder hingeriſſen fühlen.

Man wende nur nicht ein, daß gangbare, allgemeine bekannte Sagen und Lehren hievon auszunehmen ſeyen, und einen Gegenſtand für die Darſtellung geſchickt machen könnten, wenn er es ohne dieſes nicht wäre. Ein Bild rührt uns, als Kunſtwerk betrachtet, nur durch das, was wirklich dargeſtellt iſt. Was wir uns dabey denken, gehört nicht ihm, ſondern gehört uns an. Der glaubige Haufe ergießt vor Puppen ſein Herz, er ſieht nicht, aber er iſt angewieſen ſich die Madonna, den Erlöſer, ihre Frömmigkeit und Tugenden dabey zu denken. Wir ſind aber beynahe im ähnlichen Falle, wenn ein Bild den Scipio, und das ſchöne ſpaniſche Weib mit ihrem Vater und Manne vorgeſtellt, und uns zugemuthet wird, die Mäſſigung des Helden, ſeine Enthaltſamkeit und Großmuth zu erkennen, und davon gerührt zu werden; oder wenn Brutus mit ſtrengem Geſicht, das Urtheil über ein paar Gefangene ausſpricht, und wir uns dabey des eifrigen Patrioten erinnern ſollen, welcher, unerbittlich ſtrenge, das Blut ſeiner eignen Söhne, zum Wohl des Vaterlandes, vergißt.

Gegen dieſe Geſetze oder, wenn man will, dieſe Forderungen der Kunſt, haben nicht nur geringe Künſtler, ſondern auch die großen Meiſter, ja die Alten ſelbſt zuweilen geſündigt, es ſey nun aus Nothwendigkeit geſchehen, oder manchmal auch aus Laune. Vielleicht haben ſie ſich in dieſer Sache blos dem Gefühl überlaſſen, und ſind ſich keines Grundſatzes deutlich bewußt geweſen. Alles dieſes kann uns hier gleich viel gelten, da wir ſie nicht zu tadeln und auch nicht zu vertheidigen gedenken, ſondern uns aus ihnen blos belehren wollen.

Der Zuſtand, in welchem die Kunſt gegenwärtig iſt, der Hang zum Neuen, zur Abwechslung, ihr wirkliches Ausarten in manchen Theilen, ſcheint uns dringend zur Beobachtung der Regeln aufzufodern. Wir dürfen kein Haar breit vom geraden Wege abweichen. Denn je mächtiger und vollendeter die Kunſt iſt; deſto weiter erſtreckt ſich auch ihre Gewalt, deſto mehr kann ſie unternehmen, deſto kühner darf ſie werden; je ſchwächer, je dürftiger ſie ſich aber befindet, deſto mehr muß ſie ſich einſchränken, und an ſich halten.

Wir gehen jetzt zu Beyſpielen von widerſtrebenden Gegenſtänden über.

Das gänzliche Mißverhältniß der Kunſt zu dem Gegenſtand, ihr Unvermögen, darüber Herr zu werden, zeigt ſich am aller auffallendſten, wenn Bilder etwas vorſtellen ſollen, welches nicht vor den Sinn des Auges gebracht, noch durch denſelben gefaſſt werden kann; dem zu Folge ſind muſikaliſche Concerte, oder hiſtoriſch beſtimmte Unterredungen, deren Ausdruck nicht in den Gebärden liegt, ſondern in Worten und Sprüchen beruht, und andere dergleichen Dinge alle unzuläſſig. Domenichio, Guido und andere berühmte Künſtler haben zwar, bey Gelegenheit muſikaliſche Chöre gemahlt, und dieſe Bilder ſind, wegen der eminenten Kunſt der Ausführung, ſehr ſchätzbar; aber der Gegenſtand läſſt ſich dadurch kaum entſchuldigen, noch weniger rechtfertigen, und der Beſchauer derſelben gleicht einem Gaſt, welcher mit dem bloſen Geruch der Speiſen bewirthet wird. Die Carracci ſtellten in einem Gemählde des farneſiſchen Cabinets den Ulyſſes vor, der bey den Syrenen vorüberſchifft, und dieſelbe Geſchichte findet ſich, wahrſcheinlich von einem griechiſchen Kunſtwerke entlehnt, zweymal auf etruriſchen Graburnen zu Florenz. In der That man begreift nicht wie Künſtler den Einfall haben konnten, einen ſo durchaus widerſtrebenden Gegenſtand zu wählen. Man hört den Zaubergeſang der Syrenen nicht, und die verſtopften Ohren der Geſellen des Ulyſſes laſſen ſich ſchwerlich anſchaulich machen, es iſt darum ganz unmöglich zu bedeuten, aus welcher Urſache der Held an den Maſtbaum angebunden ſteht, warum er los zu werden trachtet, wornach er ſo heftig verlangt und warum hingegen ſeine Geſellen ſo ruhig bleiben?

Auf einem alten Basrelief, in der Villa Albani, * erkennt man den Ulyſſes an ſeiner Mütze, und eine andere alte ſitzende Figur mit langem Gewand, großem Bart, den Staab in der Hand, wird für den Tireſias gehalten, welcher jenem ſein künftiges Schickſal enthüllen ſoll. Wenn aber nun hier alles auf das ankommt, was Ulyſſes fragt, und Tireſias ihm antwortet, und man doch nichts davon erfährt, ſo iſt die ganze Mühe der Kunſt an dieſem Werke verlohren. Eben dieſes gilt von einem andern Basrelief

---

* Es iſt in Winkelmanns *Monumenti antichi inediti*. Tab. 157. abgebildet.

im derſelben Villa,* die Unterredung des Alexanders mit dem Diogenes vorſtellend, und noch von einem andern, im Pallaſt Matthei, wo Oedipus das Räthſel der Sphynx löſet, welche Geſchichte auch unter den Gemählden des Grabmahls der Naſonen auf mehreren geſchnittenen Steinen und auf einer Grablampe beym Paßeri ** vorkommt.

Bey dem Urtheil, beſonders über dergleichen Werke, deren übrige Verdienſte in anderer Rückſicht Achtung fordern, hat man immer ſorgfältig darauf zu achten, welcher Gattung ein jedes Kunſtwerk eigentlich angehöre. Es kömmt viel und manchmal alles auf dieſen Punct an. Wir haben vorhin ſchon erwähnt, daß bey mythologiſchen oder hiſtoriſchen Gegenſtänden die Handlung Hauptſache und die Figuren um derſelben willen da ſind, daß aber umgekehrt im Characterbild die Handlung der Figur nur als Nebenſache zugelegt ſey. Wenn deßhalb die Künſtler der zwey Basreliefe der V. Albani, welche wir ſo eben als Beyſpiele angeführt haben, allenfalls nicht, wie man gemeiniglich dafür hält, Geſchichten haben liefern wollen, ſondern, aus einer uns unbekannten Urſache, und zu einem beſondern Zwecke nothwendig fanden, den Ulyſſes mit dem Tireſias, den Alexander und Diogenes als Charactere zuſammen zu ſtellen, und dieſe ihre Abſicht vielleicht ehemals unter Umſtänden deutlich war, ſo wäre ihnen nichts weiter vorzuwerfen, denn nur unter dem Titel eines Characterſtückes finden wir Urſache, jenes Basrelief der medicäiſchen Vaſe * für gut behandelt gelten zu laſſen, wollte man ſolches aber als die Geſchichte von der Aufopferung der Iphigenia betrachten, ſo wäre es eine höchſt fehlerhafte Darſtellung.

---

* Iſt auch in den Monum. ant. inediti T. 174. abgebildet.

** Tom. II. Tab. CIIII.

Wenn bey tragiſchen und poetiſchen Gegenſtänden die Urſache des Todes verborgen iſt, wie z. B. an der Niobe und ihren Kindern, der Peſt unter den Philiſtern; oder von Thieren herkommt, wie beym Laokoon, der Geſchichte von der ehernen Schlange u. ſ. w. ſo verbinden wir den Begriff von Unglück, von unvermeidlichem Schikſal leicht damit, und das Intereſſe wird allemal reiner und ungetheilter ſeyn, als wenn Menſchen dem Menſchen entgegenſtehen, wo wir gleichſam zwiſchen zwey Partheien wählen müſſen. Beſonders entſteht oft Zweydeutigkeit und manchmal gar ein falſcher Sinn bey Geſchichten, wo

---

* Abgebildet in den Admir. Rom. Tab. 18 & 19.

die leidenden Perſonen für begangenes Unrecht büßen müſſen, und beſtraft werden, die handelnden und wirkenden aber ſich an ihnen rächen. Deswegen kann die Fabel von der Beſtrafung der Dirze, wenn ſie ſchon in einem der vorzüglichſten Kunſtwerke des Alterthums, dem ſogenannten farneſiſchen Stier, vorgeſtellt iſt * nicht für einen guten tauglichen Gegenſtand gelten, denn wie konnte es, ſelbſt da das Werk noch unbeſchädigt war, je anſchaulich und deutlich werden, daß die Rache an der Dirze rechtmäßig ſey? und wenn man dieſes nicht ſehen konnte, ſo iſt die Scene brutal und grauſam, erſchreckt und empört, alsdann ſind Zetheus und Amphion nicht mehr Helden, ſondern Mörder, und ihre Geſtalt, der hohe ſchöne Character, welchen die Kunſt ihnen gegeben, ſteht mit der Handlung in Widerſpruch. Die meiſten dieſer Bemerkungen ſind auch gegen die beyden Basreliefs anzuwenden, wo Oreſt und Pylades an der Clytemneſtra und Aegiſt Rache ausüben. ** Wie kann die Rechtmäßigkeit dieſer

---

* War ehemals im farneſiſchen Pallaſt zu Rom, und wurde nach Neapel gebracht wo er jetzt öffentlich aufgeſtellt iſt.

** Das eine im Juſtinianiſchen Pallaſte, und von Bartholi admir. Rom. N. 52 in Kupfer geſtochen, das andere im Clementiniſchen Muſäum; alle beyde ſind einander ähnlich und wahrſcheinlich, Nachahmungen eben deſſelben Originals.

Gib deinen Schädel Preis! parire nur den Rücken!
Vielleicht iſt's 'raus! o weh! o, wie mir Armen grauſt!
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Fauſt
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Hahnrey in der Mitten!

Er läuft, wie unſinnig, herum; endlich beſinnt er ſich.

Ach, des geſtohlnen Guts wird keiner jemahls froh!
Geh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.

Er erblickt Alceſten, und läuft fort.

O weh! er iſt's! er iſt's! er faßt mich bey den Haaren.

Rache bedeutet werden? und iſt es eine Heldenthat, daß zwey junge rüſtige Männer eine Frau und einen Alten umbringen? doch möchten uns die Furien einen Wink geben, und auf einen Cyklus hinweiſen. Einzeln, wie es gegenwärtig ſteht, iſt es lange Zeit, ſelbſt Alterthumsforſchern, unerklärlich geblieben.

Die alte Kunſt beſchränkt ſich faſt immer auf den Kreis ihrer Mythologie, hingegen hat ſich die neuere Kunſt und vornemlich die Mahlerey eigentlicher hiſtoriſcher Thatſachen angenommen. Die Geſchichte faſt aller Zeiten und Völker, hauptſächlich aber griechiſche, römiſche, und in religioſem Bezug, auch die jüdiſche, haben zu unzähligen Bildern Stoff gegeben, wo wir, ſelbſt bey den größten Meiſtern, Beyſpiele von mißlungener Wahl des Gegenſtandes entdecken; wir werden einige derſelben anführen, bemerken aber zugleich, daß eben im hiſtoriſchen Fach vortheilhafte Gegenſtände nicht ſo häufig vorkommen als man dafür zu halten pflegt; ſelbſt von den brauchbaren ſind die meiſten noch enge bedingt, und fügen ſich demnach lieber in die cykliſche Form als zur Darſtellung im einzelnen Bilde.

Selbſt in den Stanzen des Vatikans, iſt die Strafe des Marſyas von Rafael kein tauglicher Gegenſtand für die Kunſt, der Mahler hatte zwar freylich ſo viel Geſchmack den Marſyas nur angebunden vorzuſtellen, ehe die blutige Operation des Hautabziehers beginnt, wobey Apollo die Rolle eines böſen Tyrannen ſpielen würde, wenn er auch blos befehlen und zuſehen ſollte; aber wofür leidet der arme Satyr?

An allen vier runden Bildern, welche Dominichino in der Kirche zu St. Silveſter, auf Monte Cavallo gemahlt hat, * iſt der Gegenſtand zu tadeln. Wie David vor der Bundeslade hertanzt, iſt weder merkwürdig, noch bedeutend, eben ſo wenig die Bathſeba, welche neben Salomo auf dem Throne ſitzt; es könnte nur durch vorhergehende Bilder deutlich werden, daß ſie des Königs Mutter iſt, und hier von ihm geehrt wird. Auch das herrliche Bild von der Judith, welche des Holofernes Haupt dem Volke zeigt, wäre blos im Cyklus ſtatthaft, wenn andere Bilder das vorhergehende und das was nachfolgt darſtellten; aber ſo einzeln hat es keine Bedeutung, man weiß nicht woher das Haupt kömmt? warum das Volk erfreut iſt? u. ſ. w. In der Vergleichung zur Poeſie iſts

---

* Sie ſind von G. Audran, und ein andermal von Jac. Frey in Kupfer geſtochen.

ohngefähr als ob der vierte Act eines Schauſpiels, von Expoſition und Auflöſung getrennt, vorgetragen würde.

Die Eſter vor dem Ahasverus iſt ein vortreffliches Kunſtwerk, wenn ihm die hiſtoriſche Bedingung erlaſſen wird, wenn man keine Urſache wiſſen und die Folge des Auftritts nicht erforſchen will, ſondern allein das Menſchliche welches in der Handlung und Aeuſſerung der Figuren liegt, betrachtet. Wie die ſchöne Königinn in Ohnmacht ſinkt, und ihr Gemahl, ſeiner Majeſtät vergeſſend, vom Throne herabeilt, der Geliebten beyzuſtehen, ſo erfreuen wir uns innig daran die natürlichen Regungen des Herzens über Zwang und Formeln, triumphiren zu ſehen; aber dieſes iſt auch die beſſere Seite des Bildes, worinn der Mahler ſich zeigt und durch ſein zartes Gefühl, durch tiefe pſychologiſche Kenntniſſe unſere Achtung erwirbt. Betrachten wir hingegen das Werk unter der Anſicht eines hiſtoriſchen Gegenſtandes, ſo ſagt uns daſſelbe nichts; denn es war unmöglich zu bedeuten, daß Haman die Juden vertilgt wiſſen wollte, daß die Eſther gegen das Verbot vor den Ahasverus tritt, um das Unglück von ihrem Volk abzuwenden, daß der Miniſter geſtürzt und beſtraft wird u. ſ. w. Nic. Pouſſin hat eben dieſen Gegenſtand behandelt, und den König, mit ernſtem Blicke, im Majeſtätsgefühl, auf dem Throne ſitzend vorgeſtellt. Die anſchauliche Bedeutung iſt durch dieſe Wendung um nichts vermehrt worden, hingegen das Menſchliche, Gemüthliche welches Dominichino ſeinem Bilde ertheilt, verlohren gegangen. Pouſſins Werk hat kein anderes Intereſſe als dasjenige welches ihm die Ausführung geben konnte.

Es wurden oben einige Beyſpiele myſtiſcher Gegenſtände angeführt, welche zwar für ſich ſelbſt nicht vortheilhaft, doch dem Künſtler die Freyheit laſſen, etwas hinzu zu thun, den Figuren gefällige, oder bedeutende Handlungen und Verhältniſſe beyzulegen, alſo daß das Myſtiſche darin nur als die zweyte, weitere Bedeutung erſcheint, wenn Auge und Gemüth, durch den erſten Anblick und Eindruck des Reinmenſchlichen, von lieblichem oder ernſtem Character, ſchon befriedigt ſind. Es giebt aber auch im Gegentheil, manche andere welche für die Darſtellung völlig untauglich, und widerſtrebend zu ſeyn ſcheinen.

Setze man z. B. die Kunſt habe in einem Cruzifix ihr möglichſtes geleiſtet, ſo werden wir ſchöne Formen der Glieder, edle, ja wir wollen zugeben, göttliche Züge und übermenſchlichen Character, nebſt einem leidenden, ſchmerzhaften Ausdruk ſehen. Die Kunſt kann Mitleiden erwecken, uns Theil zu nehmen nöthigen, ſie kann uns überreden, daß der Edle unſchuldig leidet; daß er aber freywillig zum Heil und Erlöſung der Welt leide und ſterbe, kann ſie unmöglich darſtellen; der göttliche Charakter wird, oder würde vielmehr (denn die neuern Künſtler haben es nie ſo weit gebracht) zu einer anſchaulichen Ungereimtheit. Wie kann die göttliche Natur unterliegen, bezwungen werden, leiden? Wir fragen einen jeden der die albaniſche oder die juſtinianiſche Minerva, die Juno oder den Apollo geſehen, ob er ſich eine von dieſen Figuren durch ſchlechte Menschen überwunden, geſchmählt, gegeiſelt, ans Kreuz geheftet, denken könne? Wir glauben wenigſtens, daß dieſes unmöglich ſey, wenn man nicht gerade zu abgeſchmackt werden, und allem Gefühl fürs Schikliche rein abſagen wollte.

Die Kunſt hätte alſo, wenn ſie ſich auch wieder bis zur Vollkommenheit der Alten erheben könnte, dennoch immer die Unbequemlichkeit daß ſie der Figur Chriſti zweyerley Charactere beylegen müßte. Im leidenden Zuſtand, wo er gefangen, gegeiſelt, verſpottet, ausgeführt, gekreuzigt wird, müßte er menſchlich, edel, gütig und duldend; hingegen groß, göttlich, mächtig dargeſtellt werden, wo Wunder geſchehen, wo er auf dem Meere wandelt, auferſteht, verklärt, und in den Himmel aufgenommen wird.

Die Vorſtellung von der Dreyeinigkeit iſt ebenfalls ein widerſtrebender Gegenſtand für die bildende Kunſt. Wenn wir den ewigen Vater mit dem Leichnam Chriſti im Schooße, oder das Kruzifix haltend erblickten; ſo iſt ſolches dem Begriff von göttlicher Allmacht entgegen, und ſowohl bey dieſer, als bey edlern Vorſtellungen der Dreyeinigkeit, z. B. in der Disputa über das Sacrament, von Rafael, und verſchiedenen Gemählden von der Krönung der Maria, wo die Figuren des Vaters und Sohnes mit vieler Würde dargeſtellt ſind, bleibt doch immer die Taube, nicht mehr, und nicht weniger als eine Hyeroglyphe, ein blos conventionelles Zeichen, eben ſo wie das Lamm Gottes, der Triangel und das Wort Jehova in einer Glorie. Die unbefleckte Empfängniß iſt zwar ostermahls von großen Meiſtern vortrefflich gemahlt worden, dennoch bedarf es wohl keines weitern Beweiſes für unſern kunſtverſtändigen Leſer daß dieſer ſupermyſtiſche Gegenſtand weder anſchaulich noch bedeutend darzuſtellen iſt, und alſo zu den widerſtrebenden gehört.

Eben ſo wenig vermag die Kunſt im Abendmahl Chriſti den myſtiſchen Sinn auszudrücken. Rafael und

Leonardo da Vinci mögen dieſes wohl empfunden haben, und daher ſuchten beyde dieſen Gegenſtand als Geſchichte zu behandeln. * Sie ſtellen in ihren Bildern das Erſtaunen, die Bewegung vor, welche das Wort des Heilands „Einer aus euch wird mich verrathen" unter den Apoſteln hervorbringen mußte, und da Vinci hat in der That alles mögliche gethan. Wir ſehen in ſeinem Bilde die Beſtürzung herrſchen, die Jünger fahren alle zu Hauf, Chriſtus allein bleibt ruhig und ſtille; es iſt aber doch immer noch ein widerſtrebender Gegenſtand, und, troß der Mühe, der Kunſt und des tiefen Verſtands, die der große Meiſter in alle Theile gelegt, ohne anſchauliche Bedeutung. Woher entſteht die Bewegung? was rührt die Apoſtel ſo heftig? kann der Beſchauer fragen, ohne ſich die Frage aus dem Bilde ſelbſt beantworten zu können. In ſo fern das Chor der Apoſtel in Charactere getheilt worden, würde es ſich zum Characterbilde neigen, und alſo zwiſchen dieſer, der myſtiſchen und der hiſtoriſchen Art in der Mitte ſchweben.

Meiſtens erfährt auch die Kunſt ihr Unvermögen bey Gegenſtänden, welche Sittenſprüche oder Geſinnungen

---

* Rafael in den Logen des Vatikans L. d'Vinci im Kloſter della Vittoria zu Mailand.

ausdrücken ſollen, durch welche man moraliſch auf den Menſchen wirken will. Der Mahler, welcher Potifars Weib mahlt, wird kein Lob verdienen, wenn er dieſelbe nicht ſo reizend, lüſtern und verführeriſch darſtellt, als in ſeinem Vermögen iſt; alsdann nur kann ſein Werk anziehend werden. Wenn daſſelbe aber den Zweck haben ſoll, Keuſchheit und Enthaltſamkeit zu predigen, ſo wird dieſer ſchwerlich dadurch erreicht. Kinder, welche einen alten Mann mit Ruthen ſtreichen, ſind ein empörender Anblick, und erſt indem wir uns erinnern, oder belehrt werden, daß die Jugend von Valerii, auf Befehl des Römiſchen Feldherrn, ihren Schulmeiſter, der ſie verrathen hatte, alſo behandelt, ſöhnen wir uns mit dem Bilde aus. * In dieſer Art, wo Abſicht und Wirkung einander ganz entgegengeſetzt ſind, könnten noch viele andere Beyſpiele angeführt werden. Diogenes, welcher mit der Laterne herumläuft, ſieht wie ein Verrückter aus, denn das Wort, welches ſeiner Handlung Sinn giebt, und den Spott gegen die wendet, die ihn belachen, kann der bildende Künſtler nicht darſtellen, und ſo giebt er uns immer nur die ſchlechtere Hälfte der Geſchichte, die anſcheinende Narrheit des Diogenes, zum beſten, da doch

---

* Dieſe Geſchichte iſt von Pouſſin gemahlt worden.

ſeine Abſicht iſt, uns denſelben als einen Weiſen zu zeigen. Eben ſo wird die Abſicht verfehlt, wenn vorgeſtellt wird, wie Tomyris das Haupt des Cyrus in ein Gefäß mit Blut tauchen läßt, denn dieſe Handlung hat den Anſchein einer verhöhnenden Grauſamkeit, da der Sinn doch im Gegentheil gerechte Vergeltung des Blutdurſts und unrechtmäßigen Angriffs ſeyn ſoll. Zum wenigſten muß man ſich bey ſolchen Bildern immer das Weſentliche hinzu denken, und der Künſtler ſollte doch hier, ſo wie bey allen andern Gegenſtänden, welche in die Klaſſe der Widerſtrebenden gehören, die Demüthigung fühlen, die ihm dadurch widerfährt, daß nicht ſein Bild den Beſchauer rührt, ſondern allenfalls nur das, was derſelbe mitbringt, und ſelbſt hineinlegt.

Sentimentale Gegenſtände ſind darum nicht zur Darſtellung geſchickt, weil die ſchöne Schwärmerey des Sentimentalen, die ſich in edelmüthiger Geſinnung, in Aufopferung ſeiner ſelbſt äußert, von der realiſtiſchen, ſinnlichen Kunſt, nicht bis zur deutlichen Anſchauung gebracht werden kann. Daher iſt ſehr zu zweifeln, ob die Alceſte, die für ihren Admet ſtirbt, ein tauglich Sujet zu einem Bilde abgeben könne. Das Rührende dieſer Geſchichte beſteht ohne allen Zweifel darin: daß die Alceſte, ihren

Mann zu erhalten, ſich in den Tod giebt; die Kunſt aber kann nur die ſterbende Alceſte, nicht die Urſache ihres Todes, ihre Liebe, den Adel, die uneigennützige heroiſche Entſchlieſſung darſtellen, um welcher willen ſie ſtirbt.

Pouſſin berühmtes Bild vom Teſtament des Eudamidas iſt ein bündiger Beweis, wie wenig ein ſolcher Gegenſtand der Kunſt angemeſſen ſey, die Figuren ſind edel, der Ausdruck gut, es iſt ſchön geordnet, und es fehlt ihm an nichts, als daß gerade dasjenige nicht bedeutet werden konnte, was nothwendig bedeutet ſeyn ſollte. Man ſieht einen ſterbenden alten Mann, ſein betrübtes Weib und Tochter und Einen der auf ein Blatt ſchreibt, aber das ſichere Vertrauen des Eudamidas auf ſeinen Freund, die ſeltene Tugend und Edelmuth von dieſem müſſen wir wiſſen, und es muß uns belieben, ſolche dazu zu denken. Was auf dem Bilde wirklich vorgeſtellt iſt, läßt ſich auf einen jeden Mann der noch geſtorben iſt, und ein Weib und eine Tochter hinterlaſſen hat, eben ſo gut als auf den Eudamidas von Corinth anwenden.

Man könnte noch mehr andere Beyſpiele aus Pouſſins Werken anführen, in denen ſich dieſer Mahler nach der Seite des Sentimentalen hin verirrt hat. Eins der tadelnswertheſten iſt abermals ein ſehr berühmtes Bild

Siebenter Auftritt.

Alceſt

angekleidet, mit Hut und Degen.

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz
noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Fantaſie
Des zärtlichen Alceſts das Bild der Tugend
ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe
lehrte,
Ihm Gottheit, **Mädchen**, Freund, in Allem
Alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich ließ ſie, als ein Weib, bey andern Weibern
ſtehen;
Allein ſo tief! ſo tief! das treibt zur Raſerey.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer
bey.
Wie Klein! Kannſt du denn das nicht über dich
vermögen?
Ergreif das ſchöne Glück! es kommt dir ja ent-
gegen.
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig
liebſt,
Braucht Geld. Geſchwind, Alceſt! Der Pfen-
nig, den du gibſt,

von ihm, wo der neugebohrne Moſes in den Nil geſetzt wird. Da ſchiebt eine Frau das im Korbe liegende Knäbchen vom Ufer ab, der Mann geht in tiefſter Betrübniß davon, und ein anderer kleiner Knabe folgt ihm. Ein Mädchen weißt auf die im Hintergrund ſpatzierende Prinzeſſin, und läßt uns die Errettung des Kindes im voraus ahnen. Eine Statue des Nilſtroms und die Stadt mit ragenden Tempeln, Pyramiden und Obelisken bezeichnen den Ort der Scene, rauchende Ziegelhütten ſpielen noch weiter auf die Dienſtbarkeit und Beſchäfftigungen der Iſraeliten in Egypten an. Aus allem erhellet genugſam des Mahlers Ernſt und guter Wille, jeden Umſtand zur Bedeutung zu benutzen, doch machte es ihm der widerſtrebende Gegenſtand vollkommen ohnmöglich, die Handlung ſelbſt gehörig zu motiviren. Man begreift die Urſache nicht, welche dieſe Menſchen nöthigt, das Kind in den Fluß zu ſetzen, und dadurch wird die Rührung und Theilnahme aufgehalten, es iſt nicht das Ganze, im Zuſammenhange auch nicht die Gefahr des Kindes, was uns in dem Werk intereſſirt, und alſo nicht der Gegenſtand, ſondern die Kunſt der Behandlung, der lebhafte Ausdruck in den einzelnen Köpfen und Figuren.

Die neuern Mahler der ſogenannten Geſellſchafftſtücke, Greuze an ihrer Spitze, und alle ſeine Nachahmer oder Zunftgenoſſen, ziehen in dieſer Rückſicht unzähligemale den Tadel auf ſich, obſchon ihre Werke vielen gefallen, und faſt überall Eingang gefunden haben.

Eins der berühmteſten Stücke in dieſer Art iſt der Abſchied des Calas von ſeiner Familie, daſſelbe kann uns als Beyſpiel für alle andere gelten. Es erhält zwar, durch die geiſtreiche Ausführung, einen unläugbaren Kunſtwerth; iſt aber ein widerſtrebender Gegenſtand, welcher nicht ſo viel bedeutet, als der Künſtler beabſichtigt hatte. Wir ſehen einen ſchwachen guthmüthigen alten Mann in Ketten, und ſeine Familie weinend um ihn verſammelt, allein das weitere, nehmlich den unrecht verfolgten, den unſchuldig getödteten Calas müſſen wir uns hinzu denken, und alſo alles dasjenige, was der Geſchichte ein höheres Intereſſe giebt. Es iſt weder die Urſache noch die Folge der dargeſtellten Scene anſchaulich.

Dergleichen Auftritte wären allenfalls nur im Cyklus zu dulden, wenn das vorhergehende und das nachfolgende Bild deutlich und klar ſind. Doch ein Künſtler der es wagt, ſolche in einzelnen Bildern ohne Verbindung darzuſtellen, fordert unſtreitig zu viel vom Beſchauer, und er müßte, wie zwar oft bey Kupferſtichen, aber nicht immer bey Gemählden geſchieht, billigermaßen uns durch eine Inſchrifft anzeigen, was in ſeinem Werke zu ſehen, und was dabey zu empfinden ſey.

Wahrlich man geräth oftmals in Verſuchung, zu glauben, die Künſtler von dieſer Art hätten den Begriff von Freyheit und Selbſtſtändigkeit ihrer Kunſt gar nicht zu faſſen vermocht, indem ſie dieſelbe ſo weit herabwürdigen, ihren Zweck verſchieben, den Ausdruck ſchwächen, ihr die Ehre, durch ſich ſelbſt zu bedeuten und zu wirken, rauben, und ſie gleichſam zu Bildern für Bänkelſänger mißbrauchen.

Die ſymboliſchen Figuren der alten Kunſt ſind, wie ſchon gedacht worden, ſinnliche Darſtellungen abſtracter Begriffe, es ſcheint indeſſen als habe die Kunſt, ſo zu ſagen, nicht genug Breite und Raum für eine große Zahl derſelben, und ihre Deutlichkeit nehme in eben dem Maaſe ab, als die Charactere ſich einander mehr nähern. Je weniger der darzuſtellende Begriff an ſich einfach und von den andern unterſchieden war, je mehr mußte er durch beygelegte Attribute bezeichnet werden, da ſie aber ihre Bedeutung nun nicht mehr ganz ſich ſelbſt, oder ihrer Geſtalt, ſondern zum Theil dieſen beygelegten Zeichen dankten, ſo waren ſie auch nicht mehr vollkommene Gegenſtände. Wenn die Beſchreibungen von des Lyſippus Statue der Gelegenheit, und von des Apelles Gemählde der Verläumdung wahrhaft ſind, ſo war damals ſchon die Grenzlinie übertreten, und ſo wie die Kunſt von ihrer Höhe herabſtieg, wurden auch die beygelegten Zeichen immer wichtiger, und hingegen die Geſtalten ſelbſt unbedeutender. In neuern Zeiten aber iſt alles gar übertrieben worden, man ſcheint zu glauben, es ſey ſchon genug, wenn eine Geſtalt nur dem Begriff, welcher vorgeſtellt werden ſoll, nicht grob widerſpricht, und iſt gewohnt, die Bedeutung aus den Attributen zu errathen, welche nicht einmal immer dieſelben ſind.

Rafael ſelbſt hat die Gerechtigkeit einmal mit Schwerdt und Wage, und ein andermal ohne Schwerdt mit der Wage und dem Vogel Strauß, welcher ihr zur Seite ſteht, gemahlt. Nach ihm ſcheinen die meiſten Künſtler gar nicht mehr auf den ſymboliſchen Character der Geſtalt gedacht zu haben, ſie achteten es für hinreichend, jeder Figur ein Zeichen zu geben, und mit denſelben, wie mit Zahlpfennigen zu ſpielen, ſie hielten die Symbole zuſammengenommen für eine Zeichenſprache, die Figuren im Einzelnen für Buchſtaben, und glaubten damit alles ohne Ausnahme vorſtellen zu können. In dieſer Rückſicht möchten wir es nicht gerne übernehmen, ſelbſt die berühmten großen allegoriſchen Deckengemählde des Peter von Cortona in den Palläſten Pitti und Barbarini zu rechtfertigen, und eben ſo wenig die noch berühmtere Gallerie Luxenburg von Rubens; zwar ſind die Erfindungen ſinnreich, und mancher einzelne Gedanke verdient Lob; doch iſt im Ganzen ſo weit ausgeholt, ſo viel poetiſcher Schwulſt und Geräuſch, die Entzifferung aller der Zeichen ſo mühſam und ſchwer, daß es ſcheint man habe uns gleichſam ein Geheimniß aus dem, was vorgeſtellt iſt, machen wollen.

Selbſt Dominichino, welcher die Kunſt übrigens ſtreng und bedächtlich geübt hat, mochte zuweilen wähnen, durch Zeichen ſich hinreichend deutlich ausgedrückt zu haben, und vernachläſſigte darüber ebenfalls den ſymboliſchen Character ſeiner Figuren wie z. B. in den vier Tugenden, in den Winkeln unter der Kuppel zu St. Carlo Catinari in Rom, die ihren Zügen und Bildungen nach wenig von einander verſchieden ſind, und, die Stärke ausgenommen, füglich die Attribute und den Platz mit einander vertauſchen könnten, ohne deswegen etwas mehr oder weniger zu bedeuten. Wie undankbar war eben dieſes Meiſters Mühe, und wie bedauernswerth verſchwendete er Verſtand und Talente zu kümmerlichem Zwecke als er das boromäiſche Wappen, ſtückweiſe, in die Compoſition dieſer Bilder zu verweben unternahm. Guido Reni, deſſen Kunſt freylich nicht immer zureichen mochte, den ſymboliſchen Character der Figuren in allegoriſchen Bildern auszudrücken, war doch in der Erfindung derſelben oft glücklich, zierlich, fein, naiv und faßlich, wie wir an ſeiner Fortuna ein ſchönes Beyſpiel aufzuſtellen Gelegenheit fanden. Im Gegentheil kennen wir aber auch ein Bild dieſes Meiſters * von ſehr dunklem und verſtecktem Sinne, wo ein Genius die Pfeile des daneben angebunden ſtehenden Amors, nebſt verſchiedenen muſikaliſchen Inſtrumenten, zu verbrennen beſchäfftigt iſt. Man ſagt, Guido habe hier die geiſtige Liebe vorſtellen wollen, durch welche die ſinnliche gebändigt werde. Was aber auch ſeine Abſicht geweſen ſeyn mag, er hat dieſelbe nicht deutlich machen können, und das Bild iſt uns ein Beyſpiel mißlungener Allegorie und eines ſchwer zu behandelnden Gegenſtands.

---

* Im Pallaſt Chigi zu Rom.

III.

Rafaels Werke

beſonders im Vatikan.

Erſte Fortſetzung.

Heliodor.

In der Reihe der großen Wandgemählde, folgt die Geſchichte des Heliodor, eigentlich auf die Schule von Athen, denn obſchon vorhin bemerkt worden, daß wahrſcheinlich die allegoriſche Vorſtellung der Klugheit, Stärke und Mäßigkeit, in der Zwiſchenzeit, und in einer Manier welche gleichſam den Uebergang von dem einen zum andern ausmacht gemahlt worden, ſo ſind ſie doch einander an Umfang, Ruhm, und gewiſſermaßen auch als Gegenſtand, näher verwandt. In der Vergleichung nun, iſt Styl und Sinn im Heliodor, weit ernſter, größer, kühner und gewaltiger, als in der Schule von Athen, die Behandlung noch leichter und freyer, geiſtreicher und meiſterhafter, als ſelbſt in den genannten allegoriſchen Figuren, die Pinſelſtriche ſind noch kecker und breiter, daher auch das Colorit beſſer, friſch, und mit ſchöner Abwechslung der Lokaltinten.

Die Zeichnung im Heliodor kann im Ganzen vortrefflich genannt werden, doch hat der Meiſter allerdings mehr auf die allgemeine gute Form und Verhältniß der Figuren und Glieder, als auf die genaue Ausführung einzelner Theile Acht gehabt; die Erfindung iſt einfach, groß, der Sache ganz angemeſſen, ein hoher Sinn, und ein tiefer Verſtand haben ſie gemeinſchaftlich hervorgebracht. Die ſo oft getadelte Epiſode, daß der Papſt in den Tempel getragen wird, ſcheint zwar in der That etwas fremd, aber ſie läßt ſich entſchuldigen und gar rechtfertigen, denn der heilige Vater ſieht der Beſtrafung des Heliodors zu, ſeine Gegenwart ſcheint das Wunder zu bewirken, und das Gemählde iſt im Ganzen nicht wie Darſtellung einer Geſchichte, ſondern als Anſpielung auf die damaligen Zeitumſtände und deſſen was Julius II gethan hatte zu betrachten; der Einfall iſt an ſich ſelbſt nicht ungeſchickt aber freylich ein wenig grob pfaffiſch, und daher dem Rafael auch nicht als eigne Erfindung zuzutrauen, er verdient indeſſen Lob, daß er die Gruppe vom Papſt, und denen die ihn tragen, ſo gut ins Bild zu ordnen gewußt, und den Begleitern des Heliodor entgegen geſetzt hat; es fehlt ihr übrigens ihrer Natur und Bedingung nach, etwas an Bewegung und Mannigfaltigkeit als daß ſie gerade für ein Muſter gelungener künſtlicher Anordnung gelten könnte. Hingegen iſt die große Hauptgruppe des Bildes von dem erſcheinenden Reuter und den zwey Jünglingen, welche herbeyfahren, und den zu Boden liegenden Heliodor züchtigen wollen, ein Meiſterſtück dieſer Art, leicht, los und frey, iſt alles durchſichtig, ſchwebt halb, und ſcheint ſich wirklich vor unſern Augen zu bewegen. Auf der entgegengeſetzten Seite iſt der gedrungene Klumpe von Weibern und Kindern, welche im Schrecken vor der Erſcheinung zuſammenfahren, nicht weniger lobenswerth, Licht und Schatten fällt auf jede einzelne Figur in groſſen ſchönen Maſſen, aber dieſe Maſſen erſtrecken ſich nicht über ganze Gruppen, oder Hauptparthien des Bildes zu einem allgemeinen Effect, welchen Rafael auch nie ernſtlich geſucht zu haben ſcheint. Alle Falten der Gewänder ſind gut, groß, breit und deuten die Bewegung der Figuren ſehr wohl an. Allein nach Maasgabe der leichtern Behandlungsart dieſes Bildes ſind ſie nicht ſo ſorgfältig gezeichnet und ausgeführt, wie in der Disputa über das Sacrament, auch nicht ſo zierlich wie in der Schule von Athen, machen aber gröſſere Maſſen und Parthieen aus.

Meſſe von Bolſena.

Die ſogenannte Meſſe von Bolſena ſtellt ein Wunder vor, da ein Prieſter, der nicht an die Verwandlung im Abendmahl glaubte, aus der Hoſtie Blut fließen ſah. Dieſes Bild iſt der Triumph von Rafaels Colorit und weißt ihm ohne Widerſpruch einen vorzüglichen Rang unter den größten Meiſtern in dieſem Fach an. Die Figur des Papſts, vor welchem Meſſe geleſen wird, der Prieſter, die beyden Cardinäle, ein paar Köpfe der wachehabenden Schweizer u. a. m. ſind unübertrefflich, wahrhaft, warm und natürlich colorirt, die Behandlung iſt noch vollkommner als in den vorigen Bildern, oder doch zum wenigſten leichter und kecker, ja man möchte ſagen beynahe verwegen, kein Streich iſt umſonſt geſchehen, alle ſind äußerſt bedeutend, nach Verſchiedenheit der Stoffe, die ſie vorſtellen ſollen, verſchieden und in der That bewundernswürdig; die goldnen Treſſen, der Sammt, das weiße Zeug der Chorhemden u. a. d. iſt überaus natürlich, leicht und meiſterhaft dargeſtellt.

In der Anordnung dieſes Bildes iſt Rafael zwar von

Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmahl mit Tugend kommen!
Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Madam, Sie haben doch das Geld genommen? Gut!
Es iſt mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht bedienen
Sie ſich des wenigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Dann den vertrauten Ton, ſo halb, wie Mann und Frau —
Und ſelbſt die Tugend nimmt nicht alles ſo genau,
Wenn man hübſch ſachte geht. Weit eher wird ſie weichen.
Sie kommt! Du biſt beſtürzt? Das iſt ein ſchlimmes Zeichen!
Du glaubſt dich laſterhaft, allein noch iſt es Trug;
Dein Herz iſt übrig böſ', nur noch nicht klar genug.

dem Fenſter, welches unter dem Bilde iſt, und bis in die halbe Höhe deſſelben hinauf reicht, gehindert worden; er wußte ſich aber mit ſo viel Geſchicklichkeit und guter Art in den Raum zu fügen, daß ſein Werk durch das überwundene Hinderniß noch mehrere Verdienſte erhalten zu haben ſcheint, auch die übrige Anordnung der Gruppen und Theile iſt ſeiner werth, ob ſchon man nicht ſolche ausgezeichnet ſchöne Stücke findet wie in der Schule von Athen, oder im Heliodor. Einige Schattenfarben ſind, der Natur der Freskomahlerey gemäß, etwas zu grau und trocken ausgefallen, doch nicht ſo daß ein übler Effect daraus entſtünde, oder dem Werk deswegen ein Vorwurf gemacht werden könnte. Die Formen ſind im Verhältniß eben ſo groß und edel wie im Heliodor, die Zeichnung auf eben die Art, im Ganzen gut und richtig, aber in der Ausführung der Theile noch etwas leichter und vielleicht zu leicht und nachläſſig. Schatten und Licht iſt, eben ſo wie in jenem Bilde, auf den Figuren, im einzelnen, in ſchönen Maſſen vertheilt, und ſo haben auch die Gewänder breite Falten und große ruhige Parthien.

Attila.

Das Gemählde von Attila ſcheint ſpäter als Heliodor und die Meſſe von Bolſena verfertigt zu ſeyn, weil die

Figur des Papſts, welcher dem Attila entgegen zieht, das Bildniß von Leo X iſt, dahingegen die beyden Päpſte in jenen Bildern noch Julius II vorſtellen. Einige Theile dieſes Gemähldes mögen fleißiger gezeichnet ſeyn, übrigens aber iſt daſſelbe mit faſt ähnlicher Kühnheit und Geiſt behandelt wie die Meſſe von Bolſena, und hat ebenfalls groſſe Verdienſte um das Colorit, kömmt ihr aber doch an Wärme und Uebereinſtimmung nicht vollkommen gleich, und ſcheint von der urſprünglichen Heiterkeit und Krafft der Farben mehr eingebüßt zu haben. Bunte changeante Gewänder, welche im vorigen Bilde ganz weggelaſſen ſind, bemerkt man wieder in dieſem, daher auch jenes beſſere Wirkung thut, ſatter und ruhiger erſcheint. Rafael hat aber hierbey ohne Zweifel mit Bewußtſeyn und nach Grundſätzen gehandelt; indem er im gegenwärtigen Bilde Bewegung und Unruhe ausdrücken wollte, welches er auch glücklich erreicht hat, beſonders in der Stelle gleich hinter dem Attila, wo zum Rückzug geblaſen wird, welche in Abſicht auf Entgegenſetzung der Farben ein wahres Kunſtſtück iſt.

Die Erfindung des ganzen Werks iſt ſchön und poetiſch, die Anordnung und Verbindung der Theile künſtlich, ohne es zu ſcheinen, der Ausdruck überhaupt vortrefflich; im Papſt und ſeinen Begleitern ruhig und ſicher, in den Apoſteln erzürnt und drohend, im Attila erſchrocken, das Heer iſt in Verwirrung, Furcht und Schrecken haben alle ergriffen. Die beyden Apoſtel ſind ſchon oft getadelt worden, und es iſt wahr, daß Petrus in Vergleichung mit andern ſchwebenden Figuren unſers Meiſters ein wenig ſteif ausſieht, und daß ſein gelbes breitgefaltetes Gewand faſt zu grell in die Augen fällt. Paulus hingegen hat ſchon mehr Leichtigkeit und Bewegung, er ſchwebt ſchnell herab, der entzündete Ton ſeiner Carnation verſtärkt den drohenden Ausdruck im Geſicht und Gebärde.

Licht und Schatten iſt wie in den andern Bildern ausgetheilt, hier aber iſt dieſe Art paſſender, weil der Ausdruck der Verwirrung und des Getümmels dabey gewinnt.

Petri Gefängniß.

Die Befreyung Petri aus dem Gefängniß, über dem Fenſter, der Meſſe von Bolſena gegenüber, iſt des Effects wegen ſehr berühmt, und mit Recht, indem das Mittel oder Hauptſtück über die beyden Seiten vortrefflich gehoben und dieſe doch nicht ganz aufgeopfert ſind. Denn es beſteht das Werk eigentlich aus drey Theilen, oder, wenn man ſolches als ein Ganzes betrachten will, ſo hat daſſelbe eine dreyfache Handlung, weil in der Mitte der Engel den ſchlafenden Apoſtel im Gefängniß aufweckt, ihn zur Rechten herausführt, indem man zur Linken die erwachenden Hüter vorgeſtellt ſieht. Im erſten oder Mittelſtück machen die Figuren eine fürtrefflich geordnete Gruppe aus, ſowohl der Engel und der Apoſtel für ſich allein, als wenn man noch die beyden zur Seite ſtehenden Wächter dazu rechnet. Im Engel iſt ein wahrer Himmelsbote dargeſtellt, ganz in Sonnenlicht gehüllt, lieblich, zart, jugendlich ſchön; er weckt, mit ſanfter Berührung, den Apoſtel, welcher ruhig im Gebet entſchlafen zu ſeyn ſcheint. Auf der Seite zur rechten, wo er befreyt weggeführt wird, iſt ſein Ausdruck ernſt, er folgt dem Engel, feſt entſchloſſen, dieſer wendet ſich ſanft und freundlich gegen ihn um und ſcheint ihm Muth zuzuſprechen, ſein Geſicht iſt noch ſchöner als des erſten, und die Drapperie fürtrefflich, er iſt ebenfalls mit Glanz umgeben, über die beyden Soldaten auf der Treppe waltet eiſerner Schlaf. Die andere Seite, wo die Hüter erwachen, iſt weniger gelungen und in der That nicht das beſte Stück, welches Rafaels Kunſt uns geſchenkt hat. Styl und Behandlung ſind übrigens im allgemeinen ſo wie im Heliodor und Attila groß, leicht und geiſtreich.

* * *

Nun folgen in dem Zimmer des Incendio del Borgo, ſonſt Torre di Borgia genannt:

Anlandung der Sarazenen zu Oſtia.

Dieſes Bild hat viel gelitten, und iſt an verſchiedenen Stellen blaß und undeutlich geworden, man erkennt aber Rafaels eigene Hand durchgehends, an dem blühenden Colorit und an der Behandlung, die nicht nur kühn und leicht, ſondern hier gar, in Vergleich mit ſeinen frühern Werken, etwas nachläſſig iſt. Es enthält übrigens geiſtreiche Köpfe, einen großen Styl im Ganzen, edle Formen in einzelnen Theilen, und einen Reichthum ſchöner Gedanken, beſonders in den entferntern Gegenſtänden, wo der Schiffſtreit vorgeht und wo ein paar Reuter gegen einen Haufen Sarazenen anrennen, welche auf der Spitze einer Erdzunge gelandet haben. Die ganze Compoſition des Werks hat aber nicht das Gefällige, Ueberzeugende, Treffende an ſich, wie ſo viele andere Arbeiten Rafaels, welche unverbeſſerlich jede Forderung erfüllen und jedem Wunſch zuvorkommen. Die nächſten Gegenſtände, der Papſt auf dem Throne ſitzend und betend, von ſeinem Hofſtaat umgeben und die Gefangenen, welche vor ihn gebracht werden, intereſſiren weniger als der Streit in der Ferne. Der Beſchauer eines Bildes will beſchäfftigt oder unterhalten ſeyn; man mag gerne ohne Gefahr eine Schlacht mitmachen und ſich im Getümmel des Streits befinden, bey der Nachhut oder beym Gepäcke unter dieſen Umſtänden müßig zu ſitzen, iſt verdrießlich und langweilig. Es kann ſeyn, daß Rafael hierin nach der Vorſchrifft handeln mußte und ſeine Figuren auf ſolche Weiſe zu ordnen genöthigt war, aber dieſes iſt allenfalls doch nur eine Entſchuldigung für ihn und nicht für das Bild.

Licht und Schatten ſind, nach des Meiſters gewöhnlicher Art, in einzelnen guten Maſſen gehalten, aber überall zerſtreut, es ſcheint nirgends keine triumphirende Hauptmaſſe zu geben, welche das Auge auf ſich ziehen und feſt halten könnte, ſondern alle Figuren des Vordergrundes werden beynahe gleich ſtark beleuchtet. Die wenigen Falten ſind groß und breit, doch nicht vom auserleſenſten Geſchmack.

Der Brand im Borgo.

Das Intereſſe, welches dem Bilde von der Anlandung der Sarazenen mangelt, findet man hingegen auf das reichlichſte im Incendio del Borgo, auf der andern Wand. Alle Gegenſtände ſind wichtig, anziehend, alles lebt und bewegt ſich. Der Beſchauer wird ergriffen, theilt die Noth, leidet mit und möchte mit helfen. Man vergiſſt beynahe über den dargeſtellten Dingen die Art wie ſie dargeſtellt ſind. Es iſt ein gemahltes vollkommenes Gedicht, aber kein vollkommenes Gemählde. Der Styl iſt groß, und im Durchſchnitt größer und gewaltiger als in keinem andern von Rafaels Bildern im Vatikan. Die Behandlung leicht und ſogar ein wenig flüchtig, die Zeichnung ſo wie die Formen, ſind im Ganzen gut und ſchön, aber in den Theilen findet ſich nicht mehr die Sorgfalt, Richtigkeit und Fleiß, wie bey den frühern Werken bemerkt und gelobt worden. Hingegen kann die Anordnung des Ganzen nicht minder als der Theile durchaus für muſterhaſt, und die große Hauptgruppe, in der Mitte des Bildes, als ein Meiſterſtück gelten. Der Ausdruck iſt ſehr ſtark, lebendig, voll Seele, doch nicht ſo zart und natürlich wie in der Diſputa über das Sacrament, und nicht ſo fein wie in der Schule von Athen, ſondern es nähert ſich das ganze Bild, ſeiner Art und Style nach, mehr dem Heliodor, oder dem Attila, kömmt ihnen aber im Colorit und Uebereinſtimmung der Farben, im Ganzen, nicht gleich, und mag auch wohl nie große Verdienſte in dieſen Theilen der Kunſt gehabt haben.

Wenn man annimt, daß der Vorfall bey Nachtzeit geſchieht, und daß entweder Feuer oder Mondſchein oder beydes die Urſache der Beleuchtung in dieſem Bilde ſeyn ſoll, ſo iſt der Effect davon keineswegs natürlich gerathen, man könnte vermuthen, daß Dämmerung bedeutet wäre, allein die Figuren werfen Schlagſchatten auf die Erde, und doch iſt dem Licht des Feuers keine Wirkung zugeſtanden worden. Uibrigens ſind die Maſſen von Licht und Schatten hübſch, groß und breit, auch kräftig genug und heben die Gegenſtände vortrefflich. Es iſt mehr als wahrſcheinlich daß dieſes Bild nicht durchaus von Rafaels eigner Hand gemahlt iſt, es fehlt nicht nur die Uebereinſtimmung, ſondern der Jüngling, welcher den Alten trägt, der Knabe, welcher neben her geht, der Mann, welcher ſich von dem brennenden Gebäude herunterläßt und andere Figuren mehr, haben ein ſchmuziges, graueres Colorit als die ächten Arbeiten unſers Meiſters in Fresko zu haben pflegen. Hingegen iſt das blaugekleidete Mädchen, welches den löſchenden Männern Waſſer zureicht, ſich umwendet und der Frau, die Waſſer bringt zuruft, hell und blühend gemahlt, ſo zeichnet ſich auch die genannte Frau, die, wegen ihres herrlichen, vom Sturm bewegten Gewandes, ſehr berühmt iſt, durch ein warmes kräfftiges Colorit beſonders aus.

Krönung Carl des Großen.

Das dritte Bild dieſes Zimmers ſtellt die Krönung Kaiſer Karl des Großen vor, und ſoll, nach Rafaels Zeichnung, von Julius Romanus ausgeführt ſeyn. Es iſt mit vielem Fleiß und Sorgfalt behandelt, hat ein zwar ſchmuziges und trocknes, dabey aber kräftiges Colorit und viele geiſtreiche, treffliche Köpfe. Man muß die Erfindung und Anordnung dieſes Werks im Ganzen loben, ob ſie gleich nicht die angenehmſte iſt, denn bey einer ſolchen Menge gleichgekleideter Figuren, die alle der Ceremonie zuſehen, war es in der That keine leichte Sache die Einförmigkeit zu vermeiden; der gewandte Künſtler hat aber mit verſchiedenen kleinen, wohlerſonnenen Motiven dieſem Uebel zum Theil abzuhelfen gewußt. Daß der Gegenſtand jedoch dürftig und für mahleriſche Darſtellung unbequem war, zeigt die beygebrachte Epiſode von Männern, welche eine Bank und Gefäße herreintragen, nur allzudeutlich.

Schwur des Papſtes Leo III.

Die Erfindung des vierten Bildes, wo Papſt Leo III ſeine Unſchuld beſchwört, ſoll ebenfalls Rafaeln angehören. Sie iſt einfacher, gefälliger und mehr in ſeiner gewöhnlichen Manier, auch iſt Julius Romanus in der

Ausführung glücklicher geweſen und hat ſich, mit mehr meiſterlicher Freyheit benommen. Nur ſchade daß dieſes Werk, weil es über dem Fenſter ſteht, und blos vom Reflex beleuchtet wird, wenig genoſſen werden kann.

Allegoriſche Figuren.

Im Saale Conſtantins hat Rafael nicht mehr als die beyden Figuren der Freundlichkeit (Comitas) und der Gerechtigkeit, mit Oehlfarben, auf die Mauer und wahrſcheinlich kurz vor ſeinem Tode gemahlt, die andern Bilder ſind erſt nachher von Julius Romanus, und, unter deſſelben Anleitung, von andern Schülern in Fresko ausgeführt worden. Es iſt zu vermuthen, daß Rafael nur zu der Schlacht gegen den Maxentius eine vollendete Zeichnung hinterlaſſen und daß zu den übrigen drey groſſen Bildern nur flüchtige Skizzen vorhanden geweſen; wenigſtens hat Julius Romanus, ſowohl in dem Bild von Uebergebung der Stadt Rom, als in dem andern wo Conſtantin ſein Heer anredet, Gelegenheit gefunden, ſeine eigenen Erfindungen mit anzubringen. Außerdem rühren noch alle übrige allegoriſche und andere Figuren und Bilder unter und neben den vier großen Gemählden von ihm her.

Die beyden Figuren der Freundlichkeit und Gerechtig-

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.
Was machen Sie, Alceſt! Sie ſcheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel Sie anzuziehen?
Alceſt.
Für dießmahl weiß ich nicht, was mich beſonders zog,
Und ohne viel Raiſon gibt's manchen Monolog.
Sophie.
Zwar der Verluſt iſt groß, und kann Sie billig ſchmerzen.
Alceſt.
Ach! es bedeutet nichts, und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.
Sophie.
Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.
Alceſt.
Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.
Sophie.
Wie ſoll ich das verſtehn?
Alceſt lächelnd.
Das?

keit ſind in einem groſſen Styl gezeichnet und gemahlt, und im Verhältniß gegen die übrigen Mahlereyen des Saales nur zu kräftig. Die Freundlichkeit hat einen ſchönen Kopf und reizenden Haarputz, auch iſt ſie gut beleuchtet; aber die Falten ihres Gewandes ſind nicht ſo zierlich und einfach ſchön wie an manchen andern Rafaeliſchen Figuren. Wenn ſchon die Ausführung überhaupt ſehr meiſterhaft und leicht iſt, ſo iſt doch die Zeichnung in den Theilen nicht vernachläſſigt, nur das linke Auge ſcheint etwas zu groß und zu offen, und da wo der linke Arm an die Bruſt gränzt, giebt es zu viele Falten. Die Stelle ſcheint, nicht mit genug Rückſicht, treu der Natur nachgeahmt.

Es fragt ſich ob das Lamm, auf welches die Figur den Fuß geſetzt hat, ein hinlänglich bedeutendes Atribut zur Beſtimmung des Characters derſelben ſey?

Die Gerechtigkeit iſt etwas grauer und ſchmuziger colorirt als die Freundlichkeit und ihr Kopf weniger natürlich und gemüthlich, dagegen ſind die Falten beſſer gerathen, die Stellung ſehr zierlich, und die Zeichnung im Ganzen vortrefflich. Beſonders iſt der erhobene linke Arm ſehr ſchön.

Ihr zur Rechten ſteht ein Strauß als Atribut, die Bedeutung deſſelben iſt ſchwer zu errathen.

Schlacht des Conſtantin.

Die Schlacht des Conſtantin, oder vielmehr der Sieg deſſelben über den Maxentius, iſt, in ſeiner Art, ein vollkommenes Gedicht, wie das Incendio del Borgo in einer andern, und gehört ohne Zweifel mit unter die vorzüglichſten Producte von Rafaels Geiſt. Er hat darin, mit bewundernswürdiger Kunſt und Verſtand, den bedeutendſten Moment und die beſten Motive, welche kriegriſche Auftritte darbieten, gewählt, und auf dieſem Wege, nicht nur ſeinen Gegenſtand, ſondern gewiſſermaſen dieſes ganze Fach erſchöpft. Die Schlacht des Conſtantin ſcheint in Rückſicht der Erfindung wirklich ein unübertreffliches Werk zu ſeyn, denn ſie hat bis jetzt allen Künſtlern, welche einen ähnlichen Gegenſtand behandelt, zum Canon gedient, und ſelbſt die beſten ſind genöthigt geweſen, in intereſſanten Stellen, mehr oder weniger offen oder verſteckt, von ihr zu borgen.

Julius Romanus hat ſich mit der Ausführung dieſes Bildes Ehre gemacht, er erreicht freylich die Arbeiten des Meiſters weder im Colorit noch im lebendigen Ausdruck, noch in der Uebereinſtimmung der Formen und Farben; aber man ſieht überall die beſte Intention und viel Fleiß. Die Behandlung iſt auf die Art, wie im Heliodor und

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Attila, die Farben wohl in einander vertrieben, und nur ſelten Schraffirungen gebraucht, doch ſind die Striche nicht ſo kühn und leicht, deswegen auch die Contouren alle ein wenig hart und ſchwer ausfallen. Die Zeichnung iſt an ſich ausführlich, aber nicht immer untadelhaft, das Colorit iſt ſtark genug, nur ein wenig troken und roh. Im Licht ſind die Fleiſchtinten ziegelfarbig, in den Schatten ſchwarz und ſchmutzig.

Taufe Conſtantins.

Die Taufe Conſtantins hat Franz Penni, il Fattore genannt, ausgeführt. In Vergleichung mit der Schlacht iſt es ſchwächer, verwiſchter und unentſchloßner, ſowohl in Farbe als Behandlung, man bemerkt hin und wieder verſchobene, kleinliche, unrichtig gezeichnete Stellen, aber daneben auch viel Wahres und Gemüthliches im Ausdruck, welches, ſo wie der auf die Ausführung verwendete Fleiß, gelobt werden muß. Die Gewänder ſind hübſch gelegt, ihre Maſſen aber werden oft unterbrochen, und verlieren daher das Auffallende, Wirkſame.

Schenkung.

Das Gemählde von der Schenkung der Stadt Rom an den Papſt Silveſter wurde von Rafael da Colle ausgeführt. Es iſt ſehr beſtimmt, meiſtens auch gut gezeichnet, und der Ausdruck in den Geſichtern lebhafter als im vorigen Bild, die Behandlung kecker, und das Colorit nähert ſich in Stärke und Ton der Schlacht des Conſtantin. Es iſt rußig in den Schatten, im Licht ziegelfarbig und grell aufgehöht. Die Gewänder ſind zum Theil ſchön gelegt, nur ſollten die Maſſen reiner gehalten ſeyn, es fehlt überhaupt im ganzen Werk die Ruhe.

Nachdem wir nun die einzelnen Kunſtwerke Rafaels durchgegangen, erheben wir uns zu einem allgemeinen Blick über ſein Talent, und betrachten ſelbiges nach den verſchiednen Rubriken, in welche man die Eigenſchafften und Erforderniſſe eines Bildes einzutheilen pflegt.

Von der Erfindung in Rafaels Werken.

Die Gabe der Erfindung hat kein neuerer Künſtler in dem Grade beſeſſen, wie Rafael, keiner ſo glücklich, wie er, jeden Gegenſtand von der beſten und treffendſten Seite aufzufaſſen und darzuſtellen gewußt. Bey der Fruchtbarkeit, der großen Mannigfaltigkeit ſeiner Gedanken, bey dem poetiſchen Talent, welches ihn immer nach der Höhe zieht, und zum kühnern Fluge reizt, miſcht er doch ſelten etwas überflüſſiges in ſeine Werke. Die Hauptſache behält immer die Herrſchafft, die Nebenſachen werden niemals zu mächtig. * Unbeſtochen und ſtreng prüft er alles, ordnet alles, und wählt die nächſten einfachſten Mittel, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen, darum ſcheint Rafael in ſeinen beſten Werken nicht eigentlich zu erfinden oder zu dichten, ſondern er läßt uns glauben, alles ſey unmittelbar aus der Sache ſelbſt, und gleichſam ohne ſein Zuthun, entſprungen, es könne und müſſe nur ſo und nicht anders ſeyn. Dieſen Character der Ueberredung, des Natürlichen, Ungezwungenen, der höchſten Wahrſcheinlichkeit tragen faſt durchaus alle, ſelbſt die feinſten und glänzendſten Gedanken in Rafaels Bildern, und werden dadurch noch um ſo

---

* Es giebt unſers Wiſſens nur zwey Beyſpiele, wo man ihn des Geſuchten oder Spitzfindigen zeihen könnte, das eine wo, zum wenigſten in der Anwendung, nicht ſein gewohnter Geſchmack herrſcht, kömmt in einem der Deckengemählde im Zimmer der Schule von Athen vor, an der Figur der Philoſophie, deren Gewand querdurch aus vier Streifen zuſammengeſetzt iſt, welche, mit Stickerey und Farben, auf die vier Elemente anſpielen; das andere iſt der Vogel Straus, bey der Figur der Gerechtigkeit, im Saale Conſtantins, deſſen Bedeutung dunkel, ungewohnt und deswegen nicht recht faßlich iſt.

viel anziehender. Einigemal iſt es ihm gelungen, ſeinen Gegenſtand ganz zu erſchöpfen, oder mit andern Worten, demſelben alles Bedeutende und Zweckmäßige ſo rein und vollkommen abzugewinnen, daß die nachfolgenden Künſtler keine unbenutzte Motive, oder eine andere eben ſo intereſſante Seite für die Darſtellung ausfindig machen konnten, und alſo ſein Werk als Canon anerkennen, daſſelbe wiederholen, oder nothwendig ſchlechter werden mußten. In dieſem Falle haben ſich ſelbſt die größten Meiſter befunden, welche ſeit Rafaels Zeiten eine Verklärung, einen Kindermord, oder die Peſt zu mahlen unternommen. Eben ſo hat die Bataille von Conſtantin allen Künſtlern, welche, im heroiſchen Sinne dieſes Fachs der Kunſt, namhafte Werke geliefert, zum Muſter dienen müſſen. Sie ſind nebſt noch mehrern andern, die zwar nicht ſo oft nachgeahmt worden, * als Darſtellung im Ganzen betrachtet, vollendete Werke, und in ſo ferne ſich von dem Möglichen urtheilen läßt, unübertrefflich. Es gibt ſogar ein paar Beyſpiele, wo Rafael ſelbſt, indem er eine Geſchichte zum zweytenmale darſtellte, aus Ueberzeugung das Beſte, Zweckmäßigſte und Ausdruckvollſte gefunden

---

* Das Incendio del Borgo, das Opfer zu Lyſtra, Pauli Predigt zu Athen, der Tod Ananias u. a. m.

zu haben, genöthigt war, ſich zu wiederholen, wie ſolches in den Figuren des Moſes und Jacobs, in den Gemählden vom feurigen Buſch und der Himmelsleiter geſchehen iſt, welche in den Logen, ſo wie in den Stanzen, auf ähnliche Art gebildet ſind.

Aus eben dieſem Grund, aus der Ueberzeugung vom Guten und Wahren, hat unſer Künſtler in mehreren ſeiner Bilder den Maſſaccio vor Augen gehabt, und beſonders in der Vertreibung des Adams und der Eva aus dem Paradieſe, in den Logen; jenes Gemählde in der Capelle Brancacci, all Carmine, zu Florenz verbeſſert nachgeahmt. Die Figur des Kaiſers Conſtantin in der Bataille gegen den Marenz ſoll aus einem Basrelief im Pallaſt Juſtiniani entlehnt ſeyn, und im Opfer zu Lyſtra diejenigen, welche den Ochſen ſchlachten wollen, aus einem andern Basrelief, welches jetzt in der florentiniſchen Sammlung iſt. Freylich hat es auch nicht an Tadlern gefehlt, welche ihm deswegen Armuth der Erfindung vorgeworfen, und ſein großes, ſchöpferiſches Talent läugnen wollten; ſie ſcheinen aber den Unterſchied nicht bedacht zu haben, der ſich in dieſem Fall zwiſchen einem mittelmäßigen und einem vortrefflichen Künſtler findet, jener wird aus Mangel, Armuth und Trockenheit des Geiſtes zum Raube verleitet, er macht eine ungeſchickte Anwendung deſſelben, das Mißverhältniß zwiſchen ſeinem eigenen Erzeugniß und dieſen fremden Theilen zeigt ſich auffallend zu ſeiner Schmach und zum Verdruß des Beſchauers. Wenn hingegen ein großer Mann, wie Rafael, auf welchen kein Verdacht fallen kann, es habe ihm an eigner Erfindung gemangelt, eine Figur oder den Theil eines fremden Kunſtwerks unverbeſſerlich gedacht und zu ſeinem Zwecke paſſend findet, wenn er ſie darum in ſein Werk aufnimmt, und mit den Elementen deſſelben ſo verwebt, daß ſie nun ein gleichartiger, mitwirkender Theil davon werden; ſo erwirbt er ſich ohnſtreitig ein Recht darauf, und eignet ſich ſolche an. Hätte er ſie nicht gefunden, da er ihrer bedurfte, ſo würde er etwas ähnliches erfunden haben, und es geſchieht wohl öfters, als man gemeiniglich glaubt, daß große Künſtler ſich in Gedanken begegnen, und daß ihre Werke ſich in einigen Theilen ähnlich ſind, ohne daß einer die Abſicht gehabt, den andern zu copiren. Wenn aber Rafael die genannten Stücke auch wirklich abſichtlich entlehnt, ſo verdient er noch immer Lob dafür, daß er, weiſe und beſcheiden, das Gute überall zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, und aus Liebe zum Beſten, zur Wahrheit, dem Ruhme neu zu ſeyn, entſagt hat. Möchte nur dieſer Geiſt, der einzige, welcher uns ſicher vorwärts zum

Guten leitet, länger gedauert haben, oder zum Beſten der Kunſt jetzt unter uns wieder erwachen.

Von der Anordnung.

Das Capitel über die Anordnung in Rafaels Werken könnte ſehr weitläufig werden, wenn man, da er hierinn unter den neuern der vollkommenſte Meiſter war, alle ſeine vatikaniſchen Bilder mit Rückſicht auf dieſen Theil der Kunſt, von Stück zu Stück durchgehen, und ihre Verdienſte gehörig aus einander ſetzen wollte; wir müſſen aber jedem wackern Künſtler und ächten Liebhaber wünſchen, daß er ſie ſelbſt ſehen möge, denn ſie ſind die vorzüglichſte, ja man kann hinzuſetzen auch die einzige Schule, in welcher man hierüber deutlichen Unterricht erlangt. Mit dem größten Ernſt und Eifer kann der Schriftſteller nicht vollkommen anſchaulich und deutlich werden, und den Kupferſtichen fehlt es in dieſem Falle, wenigſtens im Detail, meiſtentheils an gehöriger Strenge und Genauigkeit. Wir wollen daher, um wenigſtens in der Ueberſicht von Rafaels Kunſtcharacter keine Lücke zu laſſen, im Allgemeinen und Beſondern nur das Nothwendigſte anzeigen, und uns dabey ſo kurz und deutlich als möglich zu faſſen ſuchen.

Die allgemeine Anordnung eines Bildes iſt von der beſondern Anordnung ſeiner Theile, Gruppen, einzelner Figuren und Glieder ſorgfältig zu unterſcheiden, jenes ſind die allgemeinen großen Schönheiten, die im Plan des Ganzen liegen, dieſes einzelne Zierrathen, womit der Meiſter ſein Werk geſchmückt, angenehmer und unterhaltender gemacht hat. Man erlaube uns bey der Verwandſchafft der bildenden und redenden Künſte, zur nähern Verſinnlichung dieſer Sache ein Gleichniß von der Poeſie herzunehmen. Die allgemeine Anordnung eines Bildes iſt der Diſpoſition der Materien im Gedichte gleich, und die beſondere Anordnung der Glieder iſt, wie der Versbau, Klang und Wortfall; jene gehört faſt ganz der Erfindung an, oder iſt zum wenigſten innigſt mit derſelben verbunden, das Genie übt ſie zwar faſt immer, ohne ihre Regeln genau zu kennen, und ohne Genie wird es wohl umſonſt ſeyn, ſie nach Regeln ausüben zu wollen; dieſe aber iſt eine Tochter des Fleiſſes, gewandter Uebung und Geſchmacks, man kann ohne dieſelbe ein großer Künſtler ſeyn, und ſie allein macht ihn nicht aus; doch wird er eine ſolche nicht verſchmähen, leicht faſſen, anwenden, und ſeinen Werken dadurch noch mehr Werth ertheilen können.

In der allgemeinen Anordnung eines Bildes wird

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmahl fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen,
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie erſtaunt.

So wiſſen Sie?

Alceſt

mit Zärtlichkeit; er ergreift ihre Hand, und küßt ſie.

Ihr Vater! — Ja ich weiß, geliebteſte Sophie.

Sophie

verwundert und beſchämt.

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß Dich mir, und hat uns nicht getrennt;
Dein Herz iſt immer mein, mein's immer Dein geblieben.

wohl immer mit Recht eine gewiſſe Symetrie beobachtet. Es iſt dem Beſchauer angenehm den Hauptgegenſtand gerade vor ſich zu ſehen, er will aber auch das Uebrige, das Minderwichtige, nicht gerne verlieren, er will nicht gerne auf einmal ſehr angeſtrengt und gleich darauf wieder müßig und gleichgültig ſeyn. Dieſe Bedingungen machen in jedem Bilde eine Mitte und Gegenſätze hüben und drüben nothwendig, damit Gleichgewicht im Ganzen entſtehe, welches der Mahler um ſo weniger aus der Acht laſſen darf, als er auch dafür ſorgen muß, das Intereſſe auf die ganze Fläche ſeines Bildes ſo auszutheilen, daß keine leere Stelle, die nichts Anziehendes enthält, in demſelben übrig bleibe.

Rafael ſcheint dieſe Grundſäze ſtets gegenwärtig gehabt zu haben, er hielt indeſſen die Bedeutung und den Ausdruck, mit Recht, für höhere Pflichten, als daß er nicht, wo es dieſelben erfoderten, Ausnahmen von der Regel gemacht haben ſollte. Niemand wußte ſo gut wie er, ſich in einen gegebenen Raum zu fügen, und ſeine Gewandheit in dieſem Stück iſt in der That bewundernswürdig. Die ſonderbaren Formen, welche Thüren, Fenſter und Gewölbe oft zur Bedingung ſeiner Bilder gemacht haben, ſcheinen ihm nicht nur keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſondern müſſen blos dazu dienen um ſeiner Kunſt noch mehr Glanz zu leihen.

Die Disputa über das Sacrament iſt in Rückſicht auf Anordnung überhaupt zwar das ſchwächſte von Rafaels Bildern im Vatikan, indeſſen ſieht man doch an demſelben die Befolgung der oben angegebenen Regeln. In der Mitte theilt die Dreyeinigkeit und das ausgeſetzte Abendmahl auf dem Altar das Gemählde, auf jeder Seite iſt den Heiligen, Kirchenvätern, Patriarchen und Engeln ohngefähr ein gleiches Maas von Intereſſe zugetheilt. Man kann dieſer Anordnung des Ganzen vorwerfen, daß ſie etwas zu auffallend ſymetriſch ſey, zwar nicht wegen dem gleichen Gewicht, welches auf jede Seite des Bildes gelegt iſt, ſondern weil die in der Höhe ſchwebenden Engel die Linie von der Reihe Patriarchen und Heiligen wiederholen, welche neben Chriſtus zu beyden Seiten auf Wolken ſitzen, und weil die Dreyeinigkeit mit goldner Glorie ſich ſehr ausnimmt, und in einer ganz geraden Linie über dem Altar und der Hoſtie ſteht. Maria und Johannes Bapt. ſollen zwar eine Art von Kegelgruppe damit formiren helfen, ſind aber mit den göttlichen Figuren nicht innig genug verbunden, noch von den übrigen hinlänglich abgeſondert.

Der Parnaß iſt im allgemeinen ohngefähr nach eben der Regel angeordnet wie die Disputa, nur iſt die Kunſt der Anordnung gebildeter und verſteckter. Apollo ſitzt in der Mitte, zu beyden Seiten die Muſen, deren Gruppen durch die zunächſt ſtehenden Dichter mit den größern Hauptgruppen in den Winkeln des Bildes verbunden ſind. Fein iſt der Gedanke und ſchön in die Anordnung verſchlungen, daß Homer gleichſam für eine Muſe gerechnet wird, zwar gehört ſeine Figur nicht zur Gruppe der vier Muſen zur linken, ſteht aber zunächſt bey denſelben und zeichnet ſich durch mehr Bewegung und Handlung von den übrigen Dichtern aus, wodurch das Gleichgewicht auf dieſer Seite hergeſtellt wird.

Die Schule von Athen iſt als ein herrliches Muſter der Anordnung zu betrachten, Plato und Ariſtoteles mit zwey Reihen ihrer Zuhörer, ſtehen in der Mitte, Socrates unterweißt auf der einen Seite; ihm und der Gruppe ſeiner Zuhörer entgegen ſteht der Philoſophe, welcher einem die Stufen hinan ſteigenden Jüngling den Weg zeigt, und ein anderer, der einem Schüler dictirt ꝛc die beyden großen Gruppen vom Pythagoras und Archimedes ſtehen im Vordergrund einander ebenfalls gegenüber, Diogenes füllt den leeren Raum auf der Treppe in der Mitte aus;

weil aber die Gruppe vom Pythagoras und was derſelben anhängt weiter als die Gruppe des Archimedes in das Bild hineintritt, ſo liegt er etwas weiter nach dieſer Seite zu, und hilft das Gewicht derſelben vermehren. Ueberall iſt die Gruppe der Gruppe, Handlung der Handlung entgegengeſetzt, jedes Gewicht hat ſein Gegengewicht erhalten, Symetrie und Contraſt herrſchen durch das ganze Bild und in allen Theilen deſſelben.

Heliodor beſteht eigentlich nur aus zwey Hauptſtücken, hier die Beſtrafung des Tempelräubers, und am andern Ende das erſchrockne Volk, das durch die Gegenwart des Papſtes beſchützt zu ſeyn ſcheint, der, ruhig und ernſt, der Strafe zuſieht, ſieht wie die Kraft ſeines Willens am Heliodor vollzogen wird. Der betende Hoheprieſter iſt als ein Nebenwerk oder untergeordnete Figur behandelt und dient in der Anordnung blos dazu die beyden Hauptgruppen zu verbinden.

Attila iſt ohngefähr auf gleiche Weiſe angeordnet. Attila mit ſeinem Heer iſt dem Papſt und ſeinen Begleitern entgegengeſezt, auf der Seite von dieſen ſind noch die drohenden Apoſtel, und ſo wiegen die wenigen Figuren der einen Seite die gröſſere Zahl der andern, durch die Zugabe von mehrerer Kraftäußerung auf.

In der Meſſe zu Bolſena ſteht der Prieſter, als Hauptfigur des Bildes, faſt in der Mitte deſſelben und als ſolche erhält er durch die Chorknaben, mit denen er gruppirt, das Uebergewicht über die Figur des Papſts, der gegenüber kniet, und als die andere Hauptfigur zu betrachten iſt. Die Cardinäle und Schweitzer wiegen durch Gröſſe, Maſſe und helle Farben die entgegenſtehende Gruppe des Volks auf. Man wird leicht bemerken, wie Rafael im Heliodor, Attila in der Meſſe zu Bolſena zwar etwas mehr Freyheit gehabt, aber ſich auch zugleich freyer benommen, als er zuvor in der Diſputa über das Sacrament, im Parnaſſ und in der Schule von Athen gethan hatte. Das Incendio del Borgo war ihm zu dieſer freyen Art anzuordnen noch mehr behülflich. Da der Gegenſtand ſelbſt den Ausdruck der Verwirrung, der Noth und Angſt erfordert, und alſo die Symetrie mehr zu verſtecken befiehlt; ſo iſt ſolche darum in dieſem Gemählde noch weniger auffallend und nur im Allgemeinen beobachtet. Die Mittelgruppe der flehenden Figuren und der Frau, welche ihr Kind im Schoße zu bergen ſucht, iſt mit der andern fliehenden Frau und den vor derſelben herlaufenden zwey Kindern genau verbunden, ſo daß ſie faſt nur ein Ganzes auszumachen ſcheinen. Dieſe fliehende Frau, das Mädchen, welches denen, die löſchen, Waſſer reicht, nebſt dem Manne, welcher die Gefäße abnimmt, ſind den Figuren des jungen Mannes der ſich von der Mauer herabläßt und demjenigen, welcher ſich auf die Zehen hebt, um das Kind zu empfangen, das ihm von der Frau aus dem brennenden Hauſe zugereicht wird, entgegengeſetzt, und eben ſo der Jüngling, welcher ſeinen Vater rettet, der berühmten Figur des Weibes mit den Waſſerkrügen.

Die Schlacht Conſtantins verdient in Rückſicht auf die Kunſt der Anordnung unter die größten Meiſterſtücke unſers Künſtlers gezählt zu werden, wir halten ſie auch dießfalls in ihrer Art für eben ſo vollkommen und preißwürdig als die Schule von Athen in der ihrigen iſt. Denn, wenn das auffallend Zierliche, Geordnete, Abgewogne bey dieſer ſich zu der ruhigen Würde des Gegenſtandes ſehr gut ſchickt, ſo hatte die Kunſt doch wenigſtens den Vortheil, daß ſie ſich zeigen durfte. In der Schlacht Conſtantins aber, wo Unruhe und Getümmel herrſchen mußte, konnte ſie nur verſteckt wirken, alſo wurde hier ohne Zweifel ein noch gröſſerer Aufwand erfordert, um zu gleichem Grad der Vortrefflichkeit zu gelangen. Der Kaiſer Conſtantin iſt eigentlich Mittelpunct und die Hauptperſon des Ganzen, das ſiegende Heer folgt ſeinem Führer und vor ihm her iſt Flucht und Niederlage der Feinde. Bey aller anſcheinenden Verwirrung, Unruhe und Geräuſch iſt dennoch immer einer jeden Gruppe, oder Maſſe von Figuren, eine andere entgegengeſezt, die ihr das Gleichgewicht hält; kein Theil des ganzen, großen Bildes iſt müßig, oder leer, keiner überwiegt, ſondern das Intereſſe iſt, von der Mitte aus, mit unübertrefflicher Kunſt und weiſem Bedacht gegen die Enden des Bildes gleich abnehmend ausgetheilt.

Dieſen Betrachtungen über Rafaels Werke, die Anordnung im allgemeinen betreffend, wollen wir nun noch einiges von der Anordnung der einzelnen Theile beyfügen.

Der Wohlklang eines ſchönen Verſes ergözt das Ohr des Hörers, auch ohne daß derſelbe die Urſache, welche dieſes Vergnügen bewirkt, einſieht, und eben dieſe Bewandniß hat es in der bildenden Kunſt mit der Vertheilung und ſchönen Anordnung der Glieder und Theile von Figuren, oder ganzen Gruppen; ſie gefällt und vergnügt allgemein und zum wenigſten ſinnlich, wenn auch die geheime Kunſt davon nicht begriffen wird. Rafael erkannte dieſes viel zu gut, als daß er nicht die möglichſte Sorgfalt und allen Fleiß darauf verwendet haben ſollte; und in der That, an Geſchmack, Zierlichkeit, Gewandheit und leichter freyer Bewegung, da wo die Umſtände ihm enge Feſſeln anlegen, hat ihn von allen neuern keiner je erreicht. Immer ungezwungen und natürlich, ſcheinen ſeine ausſtudirteſten Gruppen ein Werk des Zufalls zu ſeyn, und demohngeachtet ſind einige derſelben von ſolcher bewundernswürdigen Eleganz, daß ſie ſelbſt den beſten Werken der Alten nahe kommen.

In den vier allegoriſchen Figuren der Decke im Zimmer der Schule von Athen und in den vier andern Bildern daſelbſt, das Urtheil Salomons allein ausgenommen, welches künſtlicher und zierlicher geordnet iſt, bemerkt man noch nichts ausgezeichnet gutes von dieſer Art, unſer Künſtler ſcheint damals noch mit dem bloßen Contraſt zufrieden geweſen zu ſeyn. In der Disputa über das Sacrament iſt aber alles ſchon viel kunſtreicher; doch bediente er ſich auch hier meiſtens nur noch der dreyeckigten Form, wie die ſchönſten Stellen dieſes Bildes zeigen, im Parnaß verſuchte er, in den Gruppen der Muſen mit dem Apollo, die Extremitäten der Figuren, Hände, Füße, Köpfe mehr in einem Kreiſe herum anzuordnen, welches die vollkommenſte Form iſt. Sie gelang ihm zwar nicht ganz rein, unterdeſſen ſind beyde Gruppen doch ſehr zierlich, anmuthig und von großer Mannigfalrigkeit. Bey der Schule von Athen iſt die Stellung der Hände des Plato und des Ariſtoteles vorzüglich ſchön und beſonders die Gruppe des Archimedes mit ſeinen Schülern, ein Meiſterſtück der Anordnung, die entgegengeſezte Gruppe vom Pythagoras und den Figuren um ihn her iſt ebenfalls ſchön, obſchon ſie jener nicht gleich kömmt.

Das Gemählde von der Klugheit, der Mäßigkeit und Stärke iſt überhaupt reizend angeordnet, der Knabe, welcher eine Fackel hält, füllt den Raum zwiſchen der Klugheit und der Mäßigkeit ſehr ſchön aus, auch die beyden Kinder, deren das eine neben der Stärke Zweige von der Eiche bricht, das andere der Klugheit den Spiegel vorhält, können für muſterhaft gelten, weil ſie zugleich Contraſt und Symetrie haben. Die Gruppe vom Heliodor, dem Reuter und den zwey herabſchwebenden Jünglingen, kann als vortreffliche Anordnung, ſelbſt neben der vom Archimedes und ſeinen Schülern beſtehen, auch iſt die von den Weibern in eben demſelben Gemählde ſehr ſchön. Wir bemerken ferner als vorzülich die Weiber mit Kindern, welche in der Meſſe von Bolſena, zur linken im Bilde ſitzen, den Attila und beſonders den Noah, welchem Gott befiehlt die Arche zu bauen, in der Decke dieſes Zimmers, auch die Gruppen der Weiber und Kinder auf dem Vordergrunde im Incendio del Borgo iſt werth hier angeführt zu werden.

Die Schlacht Conſtantins wurde ſchon oben, in Rückſicht der Anordnung des Ganzen, als ein Meiſterſtück gelobt und ſie enthält auch, wenn wir die Anordnung ihrer Theile betrachten, eine Menge Schönheiten. Die Gruppe von dem Alten Krieger, welcher den erſchlagenen Jüngling aufhebt, iſt bekannt und ſo vortrefflich, daß es unnöthig wäre, noch andere Beyſpiele zum Beweiß anzuführen.

Rafael hat ſich immer in acht genommen, die Figuren mit Gliedern quer zu durchſchneiden. Er wählte auch niemals Stellungen wo von irgend einem Theile der Figur nur wenig erſcheint, welches insgemein Undeutlichkeit verurſacht, ſondern ein Glied, Gliedestheil, Gewand, und was es ſonſt ſeyn mag, iſt entweder ganz verborgen, oder es kömmt ſo viel von demſelben zum Vorſchein, daß ſeine Form unzweifelhaft und deutlich in die Augen fällt. Nie läßt er zwey Glieder, oder Theile in gleicher Richtung mit einander laufen, ſo daß nur ein Streifen dazwiſchen bliebe, noch weniger darf

Mein Geld iſt Dein, ſo gut, als wär' es Dir verſchrieben:
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut, wie ich.
Nimm, was Du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!

Er umarmt ſie, und ſie ſchweigt.

Befiehl! du findeſt mich zu allem gleich erböthig.

Sophie

ſtolz, indem ſie ſich von ihm losreißt.

Reſpect vor ihrem Geld'! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, ſah ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt piquirt.

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fordert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie erſtaunt.

Vergeht? Wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie aufgebracht.

Was ſoll das heißen, Herr?

ſich ihr Contour nur blos berühren, ſondern er tritt entweder beträchtlich weit herein, oder bleibt ſo entfernt, daß nie eine Zweydeutigkeit ſtatt finden, das Auge ohne Mühe jedes Ding leicht unterſcheiden kann, und nirgends Einförmigkeit oder Wiederholung, ſondern überall Contraſt, Wechſel und Mannigfaltigkeit entſteht.

Da wo Contoure zuſammen ſtoſſen, ſich abſchneiden, ſah unſer Künſtler ſich allemal wohl vor, daß ſolches nicht in einem ſpitzen Winkel geſchehe, und dadurch ein kleines magres Ausſehen gewönne, ſondern ſorgte, auf allerley Weiſe, daß jedes Zuſammenſtoſſen und Durchſchneiden der Linien in möglichſt ſtumpfen Winkeln und, dem zufolge, ſanft und gefällig ſeyn möge.

Rafaels Ausdruck.

Ausdruck der Leidenſchafften iſt dasjenige von unſers Künſtlers Verdienſten, welches am meiſten anerkannt iſt, und worinn er allgemein für den größten Meiſter geachtet wird. Seine Bilder ſind auch in der That vorzüglich vor allen andern, ganz Herz, Gemüth und Seele.

Dieſe glänzende Seite in Rafaels Kunſtcharacter wird ſich am deutlichſten entwickeln laſſen, wenn wir uns die Mühe nehmen, eins von ſeinen einfachern Gemählden in den Stanzen, blos in Rückſicht auf den Ausdruck zu betrachten. Es iſt die Meſſe von Bolſena. Der Mahler hatte in dieſem Bilde die verſchiedenen Grade des Affects darzuſtellen, welche die Wundererſcheinung, daß aus einer geweihten Hoſtie Blut fließt, in den Perſonen nach dem beſondern Character einer jeden hervorbringt. Wir werden ſehen, wie er dieſe Aufgabe behandelt, und ob es ihm gelungen, dieſe Wirkungen angemeſſen und deutlich auszudrücken.

Mit Erſtaunen ſieht der Prieſter die blutige Hoſtie an, das befleckte Tuch will der ſich öffnenden Hand entfallen. Es iſt dem Mahler geglückt, ſelbſt das Unbewegliche, das gleichſam Verſteinerte, im Augenblick des Erſtaunens, in die Stellung des Prieſters zu legen. Den Papſt, welcher gegenüber kniet und die Hände zuſammengelegt hält, kann der Vorfall in ſeinem Gebet kaum ein wenig aufhalten, er ſieht auf den Prieſter, ſieht ſeine Verwunderung und die Urſache derſelben. Ihm iſt das Wunder kein Wunder. Er weiß alles, faßt alles, und ihn bewegt nichts. Von den beyden Cardinälen, die zunächſt hinter dem Papſt auf den Stufen knien, ſieht derjenige, welcher die Hände auf die Bruſt gelegt hat, grimmig auf den Prieſter hin; er ſieht, daß die

Wundererſcheinung von deſſelben Unglauben herrührt, und glüht darum auf, in heiligem Eifer, er iſt ganz Bewegung und Leben, ſeine Augen funkeln, das graue Haar fliegt, die Finger ſcheinen ſich zitternd zu bewegen, von zorniger Wallung geröthet. Sein Nachbar von minder lebhaftem Temperament und blaſſem Geſicht, bleibt gelaſſener, er ſieht mehr auf das ſo geſchieht, als auf die Urſache deſſelben, und betet zum Herrn, der im Wunder erſchienen iſt. Hinter den Cardinälen knien zwey Prälaten. Der jüngere ſieht aufmerkſam auf das was vorgeht, doch ohne viel weitern Antheil zu nehmen, hingegen dem nähern, bejahrten, blaſſern, deſſen Geſichtszüge faſt an Karrikatur gränzen, iſt die Sache ſehr bedenklich; erſtaunt zieht er die Augenbraunen hoch empor, und überlegt was wohl daraus entſtehen könne, und werde. Die Schweizer ſind natürliche gute Weſen, mit Knechtsgeſichtern, nicht fähig in die Sache und Urſache einzudringen; der hinterſte ſieht blos den Papſt an, ein anderer bleibt ganz ungerührt, und ſchaut aus dem Gemählde heraus, der vorderſte zeichnet ſich vor den andern durch edlere Züge aus. Ehrlichkeit und Bonhomie ſind auf ſein Geſicht geprägt. Liebliche Bilder ſchöner harmloſer Jugend erblickt man in den vier Chorknaben. Der ſo zunächſt am Prieſter kniet, mit einer wahren

Engelsphyſiognomie, hat ſchon geſehen und begriffen, und wendet ſich zu dem hinterſten um,* dieſer iſt das anmuthigſte Bild jugendlicher Gutmüthigkeit, Unſchuld und Einfalt, blühend von Farbe, lichtbraune Locken hängen ihm von der Scheitel herab, er ſieht bewegt und erſtaunt zu, und öffnet die Lippen, wie zum ſprechen und dem andern zu antworten; der Dritte iſt jünger, noch kaum über die Jahre der Kindheit hinaus und hat den ungemiſchten Ausdruck von Aufmerken und Begierde zu ſehen was vorgeht, der nächſte hat am meiſten Jahre und Unterricht, die Hand auf der Bruſt, ſcheint er die Hoſtie zu verehren, und das Wunder glaubig anzuſchauen.

In dem Haufen des Volks, womit die Motive allgemeiner und einförmiger ſind, iſt die Abwechslung und zarte Verſchiedenheit des Ausdrucks noch mehr bewundernswerth. Von den beyden Männern, welche erhöhet auf einer Art Bühne ſtehen, macht einer den andern auf das was geſchieht aufmerkſam, dieſer überlegt mit tiefem

---

* Rafael ſcheint ſich zwiſchen dieſen beiden Figuren ein näheres Verhältniß gedacht zu haben, entweder Brüder oder innige Freunde.

Nachdenken, unten drückt eine Figur, von deren Geſicht man wenig ſieht, mit aufgehobener Hand, ihre Verwunderung aus; ein Jüngling mit ſchlichten ganz ſchwarzen Haaren, und etwas ſtarken Colorit, als ob er viel der Sonne ausgeſetzt geweſen, ehrlich, überaus ſanft und gutmüthig, ſchlägt ſich glaubig, mit der einen Hand, die Bruſt, in der andern die Mütze haltend; er giebt der Hand eines äuſſerſt Verwunderten, der hinter ihm ſteht, laut wird, und aufſchreyt, nach, da ihm derſelbe, um beſſer ſehen zu können, den Kopf auf die Seite ſchiebt; über die Schulter des letzten ſchaut wieder ein anderer, mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit, herüber, neugierig auf das was geſchieht, und hält ſich an ſeinem Vormann an. Ein Bauer mit kurzem Bart und ſchlichten, an den Enden gelockten Haaren, deſſen ſtarke nervige Arme, hohe Backenknochen, eingefallene Muskeln, nebſt dem Gewand ſeinen Stand anzeigen, betet an. Eine alte Frau hält, bewundernd, beyde Hände empor, und iſt im Begriff ſie zuſammen zu ſchlagen. Eine mit beynahe ganz verhülltem Geſicht, welche nicht ſehen kann; betet mit zuſammengehaltenen Händen. Die vorderſte ſtehende weibliche Figur, ganz Einfalt und Gemüth, ſchlägt ebenfalls die Bruſt und ruft den Herrn an. Eine von den Frauen welche unten auf der Erde ſitzen, drükt ihren

Säugling, mit unausſprechlicher Liebe und Inbrunſt, an ſich, ihr Kuß iſt ganz Seele, ſie möchte den Liebling und ſein ganzes Weſen gleichſam in ihr Herz aufnehmen. Die andere hält ihr etwas gröſſeres Kind ebenfalls mit beyden Händen an ſich, und wendet ſich nach zwey kleinen Knaben um, die ſchön ſind, hold wie Lieblingsgötter, und einander umarmt halten.

Wenn man alle dieſe zarten Abſtufungen einer einzigen Leidenſchaft betrachtet, welche die Urſache der Bewegung und Handlung in dieſem Bilde iſt, ſo wird man mit Verwunderung über den Verſtand und das große Talent des Mahlers erfüllt werden, der, wie ein geſchickter Gärtner, alle Theile ſeines Bodens aus einer einzigen Quelle nach mannigfaltiger Abſicht und Bedürfniß befeuchtet und fruchtbar zu machen weiß.

Vielleicht dürfte man über dieſes noch zu behaupten wagen, unſer Künſtler habe in jeder Figur, aus denen das beſchriebene Bild zuſammengeſezt iſt, einen ganzen Stand der menſchlichen Geſellſchaft repräſentiren wollen; denn es iſt keinesweges unwahrſcheinlich oder übertrieben, ſich ſeine Gedanken ſo tief und ſeinen Geiſt ſo umfaſſend zu denken. Wir ſehen ja, daß die meiſten Figuren in der Schule von Athen, über das was ſie im Bilde wirklich ſind und darſtellen, noch eine weitere Beziehung haben. Character, Handlung, Stellung, manchmal ſogar Nebenwerke erinnern uns an ihre Lehre, Leben und Schickſale. * Eben derſelbe tiefeindringende Sinn hat auch in der Disputa gewirkt, und den Parnaß belebt, nur iſt er dort ernſter, hier aber heiterer und poetiſcher, wie der verſchiedene Gegenſtand es erfordert. Der Ausdruck in Rafaels Werken iſt allemal der Handlung genau angemeſſen, nie frazenhaft übertrieben, immer wahr, oder doch wenigſtens wahrſcheinlich; wie ein anderer Proteus tritt er in tauſend verſchiedenen Geſtalten auf, ernſt, zärtlich, empfindſam, ſchwach, weiſe, kühn, ein Held bald und bald ein Schäfer. Bis zu den oberſten Stufen der Menſchheit, ſelbſt zu den Engeln, empor tragen ihn die Flügel ſeines Genius; und wenn er es bedarf, ſo läßt er ſich wieder bis zu den Bettlern und Elenden in die Hütten herab, vergißt ſeines Zwecks nie, und nie der

---

* Wir ſehen den erhabenen etwas ſchwärmeriſchen Plato nach der Höhe zeigend, den beweiſenden, kühlen Ariſtoteles, den Sonderling Diogen für ſich einſam ſitzend. Den ſinnenden Epiktet, mit ſeinem einſt zerbrochnen Beine, den unterrichtenden Socrates, den lehrbegierigen jungen Alexander, den eleganten Alzibiades, den ſtrengen, erfindenden Pythagoras ꝛc. ꝛc.

Würde; ſelbſt die niedrige Natur wird bey ihm nicht verächtlich oder niederträchtig. Jeder kleine Umſtand iſt mit Klugheit benutzt, der Gemüthszuſtand ſeiner Figuren offenbaret ſich nicht nur aus dem Geſichte, oder der Handlung, ſondern wirkt und breitet ſich durch alle Glieder und Gliedesglieder aus.

Rafaels Kunſt läßt uns faſt in allen ihren Theilen ein Fortſchreiten bemerken, und ſo iſt auch einige Abänderung im Character ſeines Ausdrucks. In den Werken aus der frühern Zeit iſt er rein, natürlich und von der ſtrengſten Wahrheit, als er aber weiter gekommen war, und anfing die Wirkung, oder das Wahrſcheinliche zu ſuchen, da erlaubte er ſich mehr, und jene Gränze der ſtrengen Wahrheit wurde zuweilen ein wenig übertreten. In der Diſputa über das Sacrament ſehen wir die Menſchen mit Neigungen und Leidenſchaften, wie im Spiegel, ganz ſo wie ſie ſind, wie ſie leiben und leben, man befindet ſich in der wirklichen Welt; der Parnaß iſt hingegen ein poetiſches Land, etwas gemüthlich zärtliches, wohlbehagliches, eine milde Schwärmerey verbreitet ſich über das ganze Bild, die Figuren nähern ſich einander in Sitte und Neigungen, als wenn ſie alle zu Einer Familie gehörten, aus Einem Stamme entſproſſen wären.

In der Schule von Athen haben ſie wieder mehr Verſchiedenheit, vom Streit der Meynungen, den Unterſchied der Begriffe erzeugt; doch herrſcht darinn die Uebereinſtimmung, welche eine Geſellſchaft von cultivirten Menſchen zu verbinden pflegt, und heftige Leidenſchaften ſind in dieſem Werk nicht gebildet. Verglichen mit der Diſputa iſt der Ausdruck in der Schule von Athen zwar überhaupt eben ſo natürlich, aber von edlerer Art, ſo wie auch der Sinn und Styl des ganzen Werks freundlicher und ſchöner iſt.

Im Heliodor, im Attila, und in der Meſſe von Bolſena erhebt ſich der Styl und mit ihm der Ausdruck, der Mahler gewinnt fortſchreitend mehr Ueberſicht über das Ganze, er herrſcht unbeſchränkter und freyer im Reiche ſeiner Kunſt, macht immer weniger Striche, aber ſie werden immer bedeutender. Nach und nach verſchwindet das Ueberflüſſige, und was nothwendig iſt bleibt allein noch übrig.

Auf dieſem Wege der Betrachtung iſt es auch, wie wir glauben, am leichteſten möglich, alle Werke des Rafael, jedes nach ſeinem eigenthümlichen Verdienſt, ſchätzen zu lernen; denn es geſchieht oft, daß Kenner und Künſtler die Bilder der ſogenannten zweyten Manier, das iſt diejenigen, welche Rafael kurz vor ſeiner Ankunft in Rom und in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts daſelbſt gemahlt, den ſpätern, von der ſogenannten dritten Manier, verziehen und vorgezogen wiſſen wollen. Dieſem Mißgriff ſetzt man ſich dadurch aus, wenn unbedingt ein Bild gegen das andere verglichen wird; unſere Neigung entſcheidet alsdann nicht ſelten da, wo nur der Verſtand das Urtheil ſprechen ſollte. In jenen frühern Werken bezaubert unſer Künſtler durch die Grazien des jugendlichen Sinnes, durch ſeine Unſchuld und Einfalt, durch die Treue und Wahrheit, mit welcher er die Natur nachgeahmt hat; in den ſpätern Arbeiten iſt hingegen ein höherer Geiſt, eine verborgnere Weisheit, dort möchte er allen gefällig, allen verſtändlich werden, hier will er der Menge blos imponiren, und nur ſeinen Freunden ſich offenbaren. Wenn man daher in einigen Figuren, als zum Beyſpiel im Heliodor, in den herabſchwebenden Jünglingen, in dem Soldaten hinter dem Heliodor, welcher eine Vaſe trägt, auch in dem zu vorderſt knienden Mädchen, und, im Incendio del Borgo, in der Frau mit den Waſſerkrügen, in der andern, welche halb angezogen flieht, und in dem Manne, der ſich von der Mauer herunterläßt, einen ſehr ſtarken, beynahe an Uebertreibung gränzenden, Ausdruck bemerkt, ſo muß dabey er-

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie mit Zorn.

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sopie

mit einem Ausbruche von Heftigkeit.

Was? ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie wie oben.

Nun! das!

Alceſt.

Eh nun! daß Sie — daß Sie das Geld
genommen.

Sophie

mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet.

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm
gekommen?

Alceſt bittend.

Sophie!

Sophie weggewendet.

Sie ſind nicht werth —

Alceſt wie oben.

Sophie!

wogen werden, daß ſolches mit Bedacht, und um der Wirkung willen geſchehen. Sie ſtehen an ihrem Orte, in Verbindung mit dem Ganzen, ſind wie tiefe Schatten gemacht, die lieblichen heitern Partien zu erheben. Auf einer andern Seite vergleichen ſie ſich mit dem was wir in den Formen das Groſſe nennen, welches innerhalb der Gränzen des eigentlich Wahren in der Natur ſelten in dem Maaſe ſtatt findet, wie die Kunſt deſſen bedarf, und daher auch nur dem Geſetz der Wahrſcheinlichkeit unterworfen iſt. Wir ergreifen hier die Gelegenheit einiges über die Frage beyzufügen: ob Rafael, da ihm Größe der Formen und, dem zu Folge, Anſpruch auf das Idealiſche in der Kunſt eingeraumt werden muß, mit den Alten zu vergleichen ſey? und ob er dieſelben in ihren hohen Ideen erreicht habe? Es läßt ſich, wie uns dünkt, ohne Bedenken darauf mit Nein antworten. Rafael war nie ganz zu den hohen Begriffen des Erhabenen und Groſſen gelangt, wie ſolche in den Werken der Alten zu finden ſind, und ſeine Figuren der Gottheiten halten keine Vergleichung mit den ihrigen aus. Das Große, welches wir in ſeinen Arbeiten entdecken, ſcheint er größtentheils dem Michel Angelo zu verdanken, er iſt demſelben in einigen Figuren auch nahe gekommen, * und hat ſich dabey doch

---

* Incendio del Borgo, Sybillen in der Kirche della Pace.

niemals den Vorwurf der Uebertreibung oder gezwungener Stellungen zugezogen. — Was die Schönheit der Formen anbetrift, ſo ſind Rafaels beſte Arbeiten, und ſelbſt das Vorzügliche in denſelben, doch noch immer nicht mit den Werken der Alten zu vergleichen. Seine Madonnen und Muſen könnten Bildniſſe ſeyn, und ſind es auch, ohne Zweifel meiſtentheils, denn ihr Vorzug liegt nicht ſowohl in der reinen Schönheit der Formen, als im Natürlichen, im Lebendigen und Geiſtreichen, in dem Ausdruck von Huld und Gemüth, womit ſie über unſere Herzen ſiegen. Eben ſo gelangen ihm oft Chriſtkinder und Engel vortrefflich; es ſind Weſen von himmliſcher Unſchuld und Einfalt, aber als Schönheiten können ſie nicht gegen den Amor oder die Genien der Alten beſtehen. Wenn nun bey den Köpfen keine Vergleichung, zu Gunſten unſers Künſtlers, ſtatt findet, ſo iſt leicht zu begreifen, daß ſolches mit den Formen der Glieder noch weniger der Fall ſeyn kann. Wollte man endlich Rafaels Ausdruck für ſtärker, lebendiger, natürlicher und wahrhafter halten, als die Alten dieſen Theil der Kunſt beſeſſen haben, ſo wäre ſolches zuverläſſig eine Ungerech-

---

Profet in St. Agoſtino, in der Verklärung und den Cartons zu den bekannten Tapeten.

tigkeit gegen dieſe, denn wir ſind von ihrer Mahlerey wenig unterrichtet, und Werke aus Marmor ſind wegen Mangel der Farbe und um des Widerſtandes willen, den die Materie leiſtet, zu ſehr von Gemählden unterſchieden, um eine billige Vergleichung anſtellen zu können; allein die Alten haben ja eben den Weg betreten, auf welchem Rafael gegangen iſt, ſie ſuchten durch den Ausdruck der Leidenſchaften ihren Werken Intereſſe, Deutlichkeit und Wahrheit, ſey es auch blos poetiſche Wahrheit, zu ertheilen, ſie hatten alſo mit unſerm Künſtler gleiches Bedürfniß, gleichen Zweck, und ſchöpften, ſo wie er, aus der Quelle der Natur, auch war ihr Vermögen nachzuahmen, nicht geringer als das ſeinige, nur ſtellten ſie, vermöge des ganzen Characters, den ihre Kunſt angenommen hatte, wir möchten ſagen dem Geſchmack der Schule gemäß, die Figuren meiſtentheils würdiger, nach einer höhern Idee, und, dem zu folge, ſtiller und ruhiger vor. Wir müſſen ſie überhaupt betrachten, als um eine Stufe höher hinauf gerückt, ohngefähr in dem Verhältniß, welches in der Meſſe zu Bolſena der Papſt gegen die übrigen Figuren hat, der ruhig bleibt, weil er würdiger, weiſer, unterrichteter und zuverſichtlicher iſt, als die Menge die in verſchiedenen Graden von Leidenſchaften bewegt wird.

Dem Ausdruck verwandt iſt auch jene große Kunſt, mit welcher Rafael die Eigenſchafften, oder den Character einer jeden Sache, darzuſtellen gewußt hat. Wir ſehen in ſeinen Werken immer einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen Muskeln, Knochen, Sehnen, Haaren, Gewändern, Stein, Erz, u. ſ. w. beobachtet, nicht nur in der Form dieſer Dinge überhaupt, ſondern in der Art der Linien die ihren Contour beſchreiben, dieſe drücken allemal genau die Härte, Weichheit, Stärke, mit Einem Wort die Eigenſchafften der Dinge aus, die Knochen eckiger, die Sehnen gerader. In den Haaren ſchwingen ſich die Linien, und ſetzen nie ab, im Gewand ſind ſie ein wenig auswärts gebogen, und brechen ſich von Zeit zu Zeit, die harten Körper haben ſcharfe Ecken und Brüche, alles dieſes geht durch unzählige Nüanzen des Mehr oder Weniger fort, wie der individuelle Character einer jeden Sache es erheiſcht.

Dieſer Anweiſung gemäß betrachte man die Figuren in Rafaels Gemählden, zum Beyſpiel etwa den Epictet in der Schule von Athen, und die Verſchiedenheit der Linien und des Characters derſelben in Fleiſch, Knochen, Sehnen und Haaren ꝛc. wird auffallend ſeyn, man wird auch ohne Mühe bemerken, daß ſeine ledernen Stiefeln einen weichern Contour haben als ſein Gewand, das geübtere Organ wird ſogar in eben demſelben Gemählde zwiſchen dem weißen, mit Gold beſäumten Mantel des Jünglings, welcher die Treppe hinaufſteigt, und dem gelben Gewand des Bembo gleich darneben einen weſentlichen Unterſchied wahrnahmen, und ſehen können, daß die Falten des erſten etwas ſteifer und ſchärfer gebrochen, als ob er Leinwand wäre, des leztern hingegen runder und weicher als dichteres Wollenzeug gezeichnet ſind.

Man könnte mit leichter Mühe noch mehrere dergleichen Beyſpiele anführen, allein die gegebenen ſind ſowohl zum Beweis hinreichend, als auch um den aufmerkſamen, fähigen Beobachter von Rafaels Werken, zur genauern Unterſuchung derſelben zu leiten. Wir fügen nur noch die allgemeine Bemerkung hinzu: daß man dieſen Ausdruck des Characteriſtiſchen ſchon in dem Gemählde von der Diſputa über das Sacrament angewendet ſieht, aber mit groſer Beſcheidenheit und Sorgfalt, nicht ohne den Schein der Mühe; im Parnaß handelt Rafael, wie gedacht, ſchon freyer, und in der Schule von Athen, welche für die Blüthe aller ſeiner Kunſt angeſehen werden kann, iſt auch dieſer Theil zur ſchönſten Ausbildung gelangt. Keine Kunſt, kein Zwang, keine

Mühe fällt mehr auf, alles iſt jetzt Eigenthum unſers Künſtlers, iſt ihm natürlich geworden. In den folgenden Bildern, wo ſein Styl gröſſer und kühner wird, geht er auch in dieſem Stück immer freyer zu Werke, er wendet nunmehr das Characteriſtiſche in den Formen, aus theoretiſchen Grundſätzen, und als Maxime an, er herrſcht jetzt unumſchränkt über die Kunſt, und bedient ſich ihrer blos als Werkzeug, wie man ſich einer Schrifft oder Sprache, als eines Mittels, bedient, um damit Begriffe und Gedanken auszudrucken und andern mitzutheilen.

Rafaels Zeichnung (Form.)

Wenn man unter der Zeichnung das Ganze der menſchlichen Figur verſtehen will, nämlich daß alle Glieder richtig geſtellt ſind, wohl zuſammenhängen, gehörige Proportion haben, und ſich in ihrem Character nicht widerſprechen, da iſt Rafael ein vortrefflicher Meiſter, und unſtreitig der beſte von allen neuern. Er hat mit groſſer Genauigkeit die Wendungen der Glieder beobachtet, und die Richtung oder Mittellinie iſt ihm nie entgangen, man trifft daher in allen ſeinen Gemählden keine einzige ſteife Figur an, und keine welche nicht in ihren Theilen übereinſtimmte, oder ein auffallend Mißverhältniß hätte. In allen dieſen Stücken iſt unſer Künſtler unvergleichlich und muſterhaft.

Hingegen in der genauen Richtigkeit und Schönheit des Umriſſes, haben es andere Meiſter, vermittelſt der Nachahmung antiker Formen, zum wenigſten eben ſo weit als Rafael gebracht.

Wenn man alle ſeine Bilder durchgeht und prüft, ſo finden ſich nur wenige Glieder oder Theile von Figuren, welche vermöge ihrer Form, abgeſondert vom Zuſammenhange und der Uebereinſtimmung mit dem Ganzen, und dem Ausdruck, wozu ſie mitwirken, im ſtrengen Sinne, ſchön zu nennen wären.

Diejenigen, welche der Schönheit, oder jenem höhern, von den alten Statuen abſtrahirten Begriff derſelben am nächſten kommen, ſind:

In der Disputa über das Sacrament.

Der rechte Arm des Adam, ein paar Arme der Engel, welche oben im Bilde ſchweben, der rechte Arm der ſtehenden männlichen Figur von groſſem Styl zur Linken im Bilde.

Im Parnaß.

Das übergeſchlagne Bein des Jünglings, welcher Homers

Geſang aufſchreibt, der Arm der Muſe mit der tragiſchen Maske. Die Beine des Apollo, Pindars linke Hand und ſein vorgeſetzter Fuß.

In der Schule von Athen.

Das ſtehende Bein des Knaben, welcher ſchreibt. Der rechte Arm des ſtehenden Knaben, der dem Archimedes zuſieht, die Muskeln ſind zwar ein wenig ſtark angegeben, aber der Umriß überhaupt iſt vortrefflich. Der rechte Arm des jungen Menſchen, welcher Schriftrollen herbeyträgt. Die rechte Hand des Pythagoras u. a. m.

Im Gemählde von den drey ſymboliſchen Figuren.

Der linke Arm der Stärke. Der Knabe, welcher der Klugheit den Spiegel vorhält. Der rechte Arm der Mäſſigkeit.

Im Heliodor.

Der unbekleidete Vorderarm des Mädchens, welches auf die Wundererſcheinung zeigt. Der Fuß des Heliodor.

Im Attila.

An den beyden Soldaten, welche zuvorderſt in der Mitte des Bildes ſtehen, an dem einen das Bein und Fuß, welche man ganz in der Façe ſieht, am andern der ausgeſtreckte Arm und das vorgeſetzte Bein nebſt dem Fuß.

Der linke Arm von der Juſtizia im Saale Conſtantins.

Im Incendio del Borgo.

Das Bein und die Arme des Mädchens, welche den Männern, die löſchen, Waſſer zureicht.

Dieſes ſind, unſern Beobachtungen zufolge, die ſchönſten und gelungenſten Formen in Rafaels Bildern im Vatikan. Es wären aber im Gegentheil eine nicht geringere Anzahl anzuführen, welche in Rückſicht der Form tadelhaft ſind. Z. B. in der Schule von Athen: die Beine des Alzibiades und des Mannes, welcher hinter ihm ſteht. Im Parnaß die ausgeſtreckte Hand des Homers und die der Laura. Arm und Hand des Apollo womit er die Geige hält ꝛc.

Von dem Pinſel in Rafaels Werken.

Wir haben in der Beſchreibung der vatikaniſchen Gemählde ſchon verſchiedenes über ihre Behandlung einflieſſen laſſen, weil ſolches mit dem allgemeinen Gang und Fortſchritt von Rafaels Kunſt in Verbindung ſteht, und wir dürfen hoffen, daß es hinreichend ſeyn werde, die Meynung zu berichtigen, welche bey ſo vielen Künſtlern und Kunſtliebhabern, entweder aus überliefertem Vorurtheil oder wegen unzulänglicher Kenntniß, noch immer die herrſchende iſt, daß nehmlich Rafaels Pinſel nicht meiſterhaft, nicht leicht, nicht keck genug, und er überhaupt, in dieſem Theile der Kunſt, kein nachahmenswürdiger Meiſter ſey.

Als Nebenbemerkung erinnern wir hier noch, für diejenigen, welche Gelegenheit haben, Rafaels Werke im Vatikan ſelbſt zu ſehen, daß es äußerſt merkwürdig iſt, zu beobachten, wie gute und ſchlechte Stimmung auf ſeine Kunſt gewirkt, und Verſchiedenheit in der Behandlung zuwege gebracht habe. Man wird ſolches in dem Gemählde von der Disputa über das Sacrament am leichteſten gewahr. Einiges iſt in demſelben ſchon äußerſt leicht und keck, mit wenigen geiſtreichen Strichen gemacht, wie z. B. die ganze Figur Abrahams, und beſonders ein weißbartiger, ernſter Alter, links im Bilde, gleich hinter dem Prinzen von Ferrara, der Kopf iſt ein wundervolles Kunſtſtück von ſicherem, meiſterhaftem Pinſel, vollendet, ohne einen einzigen überflüſſigen Strich, der müßig daſtünde, nicht bedeutend und bildend wäre, ja man möchte ſagen, daß er unmöglich mit weniger eben ſo gut hätte ausgeführt werden können; hingegen giebt es wieder andere Figuren, welche mit vieler Mühe und Fleiß ſchrafirt ſind, und dem Mahler im Verhältniß ein wenig ſauer geworden zu ſeyn ſcheinen, wie z. B. die Figur Adams, der Prinz von Ferrara u. a. m.

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt, um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! — Mein Vater hat das Geld. Eilig ab.

Neunter Auftritt.

Alceſt. Hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheidt! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun aus einander leſen!
Zwey Menſchen, beyde gut und treu ihr Lebenlang,

Vom Colorit in Rafaels Werken.

Die vier runden Gemählde, mit ſymboliſchen Figuren an der Decke im Saal der Schule von Athen, haben, wie ſchon vorhin angezeigt, zwar ein kräftiges, aber doch dabey etwas grelles Colorit, ihre Schatten fallen überhaupt etwas zu ſehr ins Rothbraune, die Halbſchatten ins Grünlichte, alle Uebergänge des Lichts zum Halbſchatten ſind gar zu ſtark geröthet, und die Lichter beynahe weiß; doch gibt es einige vorzüglich gut colorirte Stellen wie z. B. die halbbeſchatteten Füße der Poeſie, an welchen die dunkeln Partien ſo ſaftig und klar ſind, daß ſie in dieſem Stück den Arbeiten des Correggio verglichen werden dürften; die beyden Knaben in eben demſelben Gemählde haben das Verdienſt eines blühenden Tons.

Im Gemählde von der Disputa über das Sacrament iſt zwar immer noch manches von den grünlichten Halbſchatten, rothen Uebergängen ꝛc der Deckenſtücke übrig geblieben, aber die Töne der Farben ſind abwechſelnder und, dem Character der Figuren gemäß, bald zart und jugendlich blühend, bald ſtark und von kräftigen, warmen Farben, ſchwächlich und blaß, braun, von Luft und Sonne gebeizt, gelb und abgelebt, alles mit größter Treue und Wahrheit der Natur nachgeahmt. Man wird alſo das Colorit der Diſputa zum wenigſten natürlich nennen können, einzelne trefflich gelungene Schattenparthien fehlen auch in dieſem Bilde nicht: die linke Hand des heiligen Gregorius, welcher vor dem heiligen Hieronimus ſitzt, die beſchatteten Stellen an den Beinen des Bramante u. a. m. ſind ausnehmend ſchön und klar, überhaupt ſind alle Schatten des Fleiſches ziemlich gut, nach dem verſchiedenen Ton deſſelben eingerichtet, bald mehr oder weniger ſtark, nach Beſchaffenheit kälter und grauer oder wärmer und mehr ins röthlich Braune fallend.

Die guten Eigenſchaften, welche Rafaels Colorit in der Diſputa lobenswerth machen, vermehren ſich im Parnaß. Die Töne der Farben werden angenehmer, friſcher, blühender, und das ganze Bild gewinnt mehr Uebereinſtimmung.

In der Schule von Athen iſt alles noch beſſer geworden, daſelbſt ſind die Töne der Farben überhaupt ſehr gut und meiſterhaft abgewechſelt, ſind friſch, warm, blühend und, ſo viel man noch erkennen kann, im allgemeinen Einklang und Verbindung unter ſich ſelbſt. In dieſem Gemählde verdient nun Rafael ohne Widerrede ſchon den Nahmen eines guten Coloriſten, ob er gleich die Lichter meiſtentheils noch zu weiß und die Schatten etwas zu braun gehalten hat. Im Heliodor und im Attila mäßigt er ſeine Lichter mehr, und weil die Behandlung freyer iſt, ſo ſind auch die Farben friſcher. Die Schatten der Gewänder, welche im Parnaß und in der Schule von Athen oft nur von einer dunklern Farbe ſind, werden nunmehr natürlicher und, beſonders im Heliodor, mehr gemiſcht und gebrochen, auch kömmt das Changeant weit ſeltener vor. Endlich übertrifft die Meſſe von Bolſena, in Rückſicht des Colorits, alle andere Werke unſers Künſtlers. Verſchiedene Figuren in derſelben z. B. der Papſt, die beyden Cardinäle, die Schweitzer, der hinterſte Chorknabe und der Jüngling mit der Mütze in der Hand wären des Tizians nicht unwerth, und Rafael erwirbt ſich dadurch den gegründeſten Anſpruch auf den Ruhm eines großen Meiſters auch im Colorit.

Von der Wirkung durch Maſſen und Beleuchtung.

Den Einfluß harmoniſcher Farben, der Widerſcheine und des Tons auf die Wirkung eines Gemähldes, ſcheint Rafael niemals zum Gegenſtand ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit gemacht zu haben. Von der Harmonie der Farben wird ein andermal beſonders gehandelt werden, hier iſt es genug zu erinnern, daß unſer Künſtler ſich mit einfachen Regeln des Contraſts und gleicher Vertheilung der bunten, vornehmlich der rothen Gewänder begnügte. Widerſcheine, oder Farben, die ſich andern mittheilen, bemerkt man in ſeinen Werken nie, und dasjenige was in der Kunſtſprache Ton genannt wird, um eine allgemeine Farbe anzuzeigen, die ſich über das ganze Bild verbreitet, iſt eine ſpätere Erfindung der niederländiſchen Schule. Unſere Betrachtungen über die Wirkung in Rafaels Bildern werden ſich alſo blos auf die Beleuchtung im allgemeinen beziehen.

Rafael erkannte, daß ununterbrochene große Maſſen von Licht und Schatten einen angenehmen, friedlichen Effect machen, daß die Figuren deutlicher in die Augen fallen, und ſich durch Gegenſatz von Hell und Dunkel beſſer heben, mit dieſer Ueberzeugung ließ er ſein Licht auf jede Figur, ſo wie es nach ihrer Stellung ihrem Verhältniß zu den übrigen angehen konnte, breit auffallen, und unterbrach ſolches ſo wenig als möglich; die beſchatteten Partien ſtellte er, mit groſſer Sorgfalt und Geſchicklichkeit hellen Stellen entgegen, und lichte Partien ſuchte er hinwieder gegen dunkle abzuſetzen. In der ſtrengen Beobachtung dieſer Grundſätze ſcheint die Urſache zu liegen, warum Rafaels Figuren alle, wenn ſie auch nicht groß ſind, doch gleichwohl in beträchtlicher Entfernung deutlich in die Augen fallen, wie z. B. die Gemählde in den Logen des Vatikans von unten aus dem Hofe ganz beſtimmt erkannt werden können.

Dieſer Maxime vom Ab- und Entgegenſetzen des Hellen und Dunkeln iſt Rafael in allen ſeinen vatikaniſchen Werken immer treu geblieben, und hat nur in einigen ſeltnen Fällen, die gleichſam Ausnahmen von der Regel machen, und Nothbehelfe zu ſeyn ſcheinen, Reflexe von einer andern Farbe gebraucht, um ſeine Figuren deſto beſſer von einander zu unterſcheiden.

Schon in den Deckengemählden, im Zimmer der Schule von Athen, und vorzüglich an der Figur der Gerechtigkeit, bemerkt man es deutlich, daß unſer Künſtler die Maſſen von Licht und Schatten geſucht hat. In der Diſputa ſind ihm einige ſehr gut gelungen, bey andern aber hat er ſeinen Zweck darum nicht ganz vollkommen erreicht, weil die Falten noch immer ein wenig mager ſind, und bisweilen auf und ſogar über hohe Stellen der Glieder laufen.

Im Parnaß werden die Maſſen überhaupt ſchon reiner, beſſer, weniger unterbrochen,[*] und in der Schule von Athen ſind ſie vortrefflich,[**] eben ſo im Incendio del Borgo, im Heliodor, im Attila, in der Meſſe zu Bolſena und in der Befreyung Petri; am allerſchönſten aber ſcheinen ſie uns in den Deckengemählden, wo Gott dem Noah befiehlt, die Arche zu bauen,[***] und in Jacobs Traum von der Himmelsleiter gelungen, wo Rafael die groſſe ſimple Manier der Alten ſehr glücklich nachgeahmt hat.

Die Beleuchtung im Allgemeinen iſt in unſers Künſtlers Werken faſt immer ſimpel, kunſt- und anſpruchlos. Es ſind nur ein paar Fälle bekannt, wo er für die Bedeutung Nutzen daraus gezogen, und man kann annehmen, er ſey nicht dahin gekommen, ſich ein Bild, in Rückſicht der Beleuchtung, als eine Einheit zu denken, ſondern er hat, im Ganzen, wie es ſcheint, Licht und Schatten blos für das Mittel angeſehen, ſeinen Figuren Rundung und Deutlichkeit zu verſchaffen.

---

[*] Alcäus, die gelbgekleidete Muſe, die in weißem Gewand mit der Trompete, nehmen ſich vorzüglich aus.

[**] Alexander, der Jüngling, welcher die Treppe hinaufſteigt, der Prinz von Urbino, der Philoſoph, welcher dictirt, Socrates, Epicharmes, Bembo, Ptolomäus, Epictet ꝛc.

[***] Die vortreffliche Figur der Frau mit den Kindern, welche aus der Hütte tritt.

Im Anfang befließ er ſich, wie in allen übrigen, ſo auch hier, der Wahrheit, und ahmte die Natur genau nach; wenn daher in einigen Bildern Gruppen von vorzüglich ſchöner Wirkung vorkommen, wie z. B. in der Disputa die Reihe zur Linken von den oben in Wolken ſitzenden Heiligen und Patriarchen, die Gruppe von der Laura, Petrarch, Anakreon ꝛc. im Parnaſſ, und die Gruppe der Muſen, zur rechten Hand, eben daſelbſt, die Reihe von den Zuhörern des Plato und Ariſtoteles, rechts wo Bembo ſteht, in der Schule von Athen, u. a. m. ſo ſcheint ſolches mehr zufällig, durch die Richtung des einmal fürs Ganze angenommenen Lichts, als wirklich mit Abſicht und Zweck geſchehen zu ſeyn, weil eben dieſe Stellen, vermöge ihrer gröſſern Wirkung, eine Art von Uebergewicht im Bilde verurſachen. Auch in den Bildern aus ſpäterer Zeit iſt die Beleuchtung von eben der Art, nur hat er ſich bey denſelben etwas mehr Freyheit genommen, in der Meſſe von Bolſena ſcheint die Beleuchtung nicht durchaus wahr und richtig zu ſeyn.

Von den Gewändern in Rafaels Werken.

Der Originalgeiſt unſers Künſtlers erſcheint nirgends in einem ſchönern Glanz als in ſeinen Gewändern. Alte Bildſäulen hat er ſelten [*] und in gröſſern Gemählden niemals copirt, ſondern den Sinn derſelben überhaupt erforſcht, und in der Ausübung angewandt. Mit ihnen wetteifernd bildete er ſich zum gröſten Meiſter ſeiner Zeit aus, und iſt für die Nachfolger, alle ohne Ausnahme, ein unerreichbares Muſter geblieben; man könnte daher vielleicht nicht mit Unrecht auf Rafaels Gewänder jenes Sprichwort von den Verſen des Homers wieder anwenden, und ſagen, daß es leichter ſey, dem Herkules die Keule zu rauben, als ihm eine einzige Falte.

Zuerſt hat Rafael, nach ſeines Meiſters Weiſe, in Gewändern die Natur ein wenig ſteif und trocken, jedoch mit beſſerm Geſchmack nachgeahmt. Sie beſſern und verſchönern ſich aber von Bild zu Bild, und in der Disputa ſind ſchon beynahe alle zierlich gelegt, doch nur wenige groß und breit,* die meiſten hingegen noch etwas zu häufig, zu mager und zu klein; ihre Maſſen entſtehen von der Beleuchtung und, weil die lichten Partien hell und vorſichtig behandelt ſind, nicht immer daher, daß ſie in der Anlage ſelbſt breite Flächen bildeten,** oft ſind ſie vielleicht etwas zu ſcharf gebrochen,*** doch im Ganzen vortrefflich gezeichnet, und mit äußerſter Sorgfalt ausgearbeitet.

---

[*] Die ſogenannte Cleopatra kommt in den Einfaſſungen der Tapeten vor, wo das Leben Leo X wie Basrelief vorgeſtellt iſt, die tanzenden Horen und andere Figuren aus bekannten alten Basreliefs, findet man unter den Stukaturzierrathen in den Logen nachgeahmt.

Im Parnaß äuſſert ſich die verbeſſerte Anlage in reinern Maſſen und einem weit ſichern Geſchmack, man nimmt unterdeſſen doch noch in dem großen, gelben Gewand der Muſe, welche vom Rücken geſehen wird, etwas zu ſcharfe Brüche war, es ſind auch die Falten des fliegenden Gewandes, an der tragiſchen Muſe, ein wenig ſchmal und dünne, beynahe noch eben ſo, wie die Gewänder der ſchwebenden Engel in der Disputa.

---

* Am Abraham und St. Auguſtin.

** Der Ermel des Knaben, der aufſchreibt, was der heilige Auguſtin dictirt, das zierliche Gewand des Mannes, der vor dem heiligen Gregorius ſteht, und ſpricht, das Gewand des Bramante. Das weiße Uebergewand des Knaben, der gebückt ſich dem Altar nähert.

*** Das Gewand des heiligen Auguſtin, das rothe Gewand des gröſſern Knaben von denen, welche ſich dem Altar nähern wollen ꝛc.

Die angeſtellten Betrachtungen über Rafaels Kunſtcharacter zeigten uns ein beſtändiges Fortſchreiten ſeines Geiſts, und wir ſehen ihn von Bild zu Bild immer gröſſer und vollkommner werden; doch ſcheint ſeine Kunſt bereits in der Schule von Athen den höchſten Gipfel erreicht zu haben; wenn ihm auch in ſpätern Werken einiges, das unmittelbar zur Ausübung und nicht blos zum höhern Wirken des Geiſtes gehört, noch beſſer gelang; ſo ſind es doch nur einzelne Theile, wie z. B. das Colorit, in der Meſſe von Bolſena, der erhabene Ausdruck des erſcheinenden Ritters, im Heliodor, die Maſſen der Beleuchtung, in der Frau des Noah und im ſchlafenden Jacob; allein im Zuſammenhang übertrifft doch die Schule von Athen alle ſeine andern Bilder, und ſo haben auch die Falten in derſelben den feinſten Geſchmack, die größte Zierlichkeit; ihre Maſſen ſind größer und reiner als in der Disputa oder im Parnaß, und der Grund dazu liegt nicht nur in der Ausführung, ſondern ſchon in der Anlage ſelbſt. Auch iſt die Behandlung freyer und leichter, man findet durchaus nichts kleines, mageres, oder zu ſcharf gebrochenes mehr, von den höchſten

Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſtemahl, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchöne lange Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beym Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie? der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt; das ließ ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kautzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller

in gewöhnlicher Kleidung, mit einer Weinlaune.

Da ſitzt der Teufelskerl, und ruhet aus vom Schmauſen,
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt vor ſich.

Da kommt er, wie beſtellt. Laut. Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf' herum.

Er reibt die Stirn.

Er thut mir gräulich weh.

Stellen der Glieder, wo ſie immer glatt aufliegen, ſenken ſie ſich, ihrer natürlichen Schwere gemäß, hernieder und brechen ſich in den hohlen Stellen, mehr oder weniger breit und tief, nach dem Verhältniß als ſie ſich ausdehnen oder zuſammenziehen. Sie geben der Bewegung der Glieder nach, und zeigen die Form derſelben an der Seite, wo ſie aufliegen, deutlich, doch niemals gar zu genau an, und laſſen den entgegengeſetzten Contour, oder die andere Seite des Gliedes, uns gleichſam nur errathen. Das nahe anliegende Gewand der Frau mit den Waſſerkrügen, im Incendio del Borgo, welches vom Sturme angedrückt wird, und die Formen der Glieder ſehr beſtimmt zeigt, macht zwar eine Ausnahme, aber es iſt auch eine beſondere Urſache die ſolches bewirkt, und ſowohl in dieſem als in andern fliegenden Gewändern, welche Rafael in ſeinen Werken angebracht hat, iſt die Bewegung, das Flattern im Winde unverbeſſerlich ausgedrückt, die Falten ſchweben und fließen in runden wallenden Formen, leicht und locker dahin, ihre freyen, ſich ſchwingenden Linien werden hie und da kaum merklich unterbrochen.

Mengs hat ſchon irgendwo die feine Bemerkung gemacht, daß Rafael in ſeinen Falten oft den vergangenen

Moment d. i. die Lage, welche ein Glied kurz zuvor gehabt hat, darzuſtellen gewußt, und man findet bey genauer Beobachtung in der That einige Figuren, wo er dieſe ſchwere Aufgabe glücklich gelößt hat,* und unſre Bewundrung dafür in Anſpruch nimmt.

Es iſt vielleicht nicht ganz überflüſſig den Betrachtungen über Rafaels Gewählde in den Vatikaniſchen Sälen hier noch ein Verzeichniß der vorzüglichſten Theile, beſonders der Köpfe beyzufügen. Jungen Künſtlern, die ſich nach dieſen Muſtern üben und bilden wollen, bleibt es zwar überlaſſen, in der Wahl ihrer Studien dem eigenen Urtheil und Neigung zu folgen, unterdeſſen wird mancher, in zweifelhaften Fällen, die Meinung eines andern gerne hören, und ſich von ihr leiten laſſen, den Liebhabern, welche dieſes Sanctuarium der Kunſt beſuchen, kann es ebenfalls angenehm ſeyn, wenn ſie, nach der Ueberſicht des Ganzen, auch wiſſen, auf welche einzelne Theile ſie ihre Aufmerkſamkeit richten ſollen. Endlich hoffen wir denjenigen, welche unſern Helden und Meiſter nur aus Kupferſtichen kennen, einen Gefallen zu erweiſen, wenn wir ihnen Anlaß geben, einige Stellen dieſer Schattenriſſe, in Gedanken fertig zu mahlen; zwar wäre zu ihrem Behuf, eine zartere Beſchreibung des eigenthümlichen Ausdrucks und Characters, beſonders der Köpfe, nothwendig, als wir hier zu geben vermögen, indem dieſer Anhang nicht, ſo wie die übrigen Betrachtungen, im Anſchauen der Originalgemählde geſchrieben iſt, und wir befürchten müſſen, daß die Hülfsmittel einer lebhaften Erinnerung, geſammelte Noten und Zeichnungen, doch nicht allemal hinreichen möchten, ſo beſtimmt, wahrhaft, und genau zu ſeyn, als es die Sache erfordert; denn der paſſende, der richtige und mahlende Ausdruck einer Beſchreibung von Kunſtwerken kann nur durch ſie allein eingegeben werden.

---

* Z. B. der Jüngling, welcher die Treppe hinaufſteigt, in der Schule von Athen, im Parnaß. Horaz und die blaugekleidete Muſe.

In den Deckengemählden des Zimmers der Schule von Athen nimmt ſich der Kopf der Poeſie vorzüglich gut aus, er iſt äuſſerſt ſchwer nachzuzeichnen, und der Verfaſſer hat ihn nie recht gelingen ſehen, der Ausdruck ſüßen Behagens und einer höchſt zufriedenen ruhigen Gemüthsſtimmung, der in demſelben iſt, ſcheint ſo ſchwer, und beynahe unnachahmlich zu ſeyn.

Beyde Genien neben der Philoſophie haben das Verdienſt einer gewiſſen eleganten Pracht der Formen, welche ſich dem Großen nähert, es ſind derbe, kräftige, und dabey ſehr edle Naturen.

Das Gemählde von der Diſputa über das Sacrament, enthält im einzelnen große Schätze, ſowohl zur Nachahmung für den ſtudirenden jungen Künſtler, als zur Betrachtung für Liebhaber. Wir können, in dieſer Rückſicht, beſonders die Köpfe der oben im Bilde auf Wolken ſitzenden Figuren empfehlen, ſie ſind, wie das ganze Bild, mit Fleiß und Liebe ausgeführt, und überdem noch vortrefflich wohl erhalten. Chriſtus iſt ſchon oft getadelt worden, und die Geſtalt der Figur im Ganzen kann wirklich nicht zu den eleganteſten in Rafaels Werken gezählt werden, aber der Kopf hat große Verdienſte, er wird im Ausdruck der Geduld, der Sanftmuth, der ſich hingebenden Güte und Liebe gewiß von keinem andern übertroffen. Der Evangeliſt Johannes, in der Reihe zur Linken ſitzend, und ſchreibend, iſt ein zarter, ſchöner Jüngling, mit goldgelben Locken, die von ſeinem Haupt herabwallen; neben ihm hebt ſich David hervor, der würdigſte Alte, wohlgebildet, noch ungeſchwächt an Geiſt und an Kräften. Gegenüber Abraham, mit dem auf das Opfer ſeines Sohnes anſpielenden Ausdruck von tiefem innerlichem Schmerz, den er zurückhalten will, die Bewegung des Gemüths, der Gram des zerriſſenen Herzens preßt Thränen aus ſeinen Augen, er kämpft dagegen, die Augenbraunen ſind gewaltſam aufgezogen, die Stirn in Falten gelegt, der Mund geſchloſſen. Nur wenig Köpfe ſind dem Rafael ſo ergreifend, lebendig und geiſtreich, wie dieſer gelungen. Man bemerkt aus der Form und den allgemeinen Zügen des Geſichts, daß der Künſtler dabey den Laokoon vor Augen gehabt hat.

Im untern Theil des Bildes zeichnet ſich, zur Linken, beſonders der im Artikel von der Behandlung ſchon erwähnte Alte, mit ſchneeweißem Bart, und kahlem Kopf, als vortrefflich aus; weiterhin, etwas entfernt, und deswegen kleiner gehalten, unterreden ſich vier Geiſtliche, verſchiednen Standes, mit einander, und machen gleichſam für ſich ein kleines Bild aus, alles Köpfe voll Natur und Geiſt. Zwei Jünglinge, welche ſich dem Altar, mit bewundernder Ehrfurcht und Aufmerkſamkeit, nähern, gehören ebenfalls zu den beſten Figuren des Bildes, beſonders der jüngere, der, tiefer gebückt, ein langlockiges, gelbes Haar, grünes Unter- und weißes Uebergewand hat. Auf dieſer Seite ſind auch St. Hieronimus und Chriſoſtomus, beide vortrefflich, Hieronimus iſt ernſter und ſtrenger, er ließt mit tiefem Nachdenken in dem Buche, welches er vor ſich auf den Knien hält. St. Chriſoſtomus, eben ſo edel, aber weit milder und ſanfter, ſpricht zu ihm, und deutet mit beyden Händen nach der aufgeſtellten Hoſtie. Neben ihm, hinter dem Altar, kniet ein Chorknabe, mit geſchornem Kopf, und zuſammengehaltenen Händen, das anmuthigſte jugendliche Geſicht. Auf der andern Seite ſteht, zunächſt am Altar, Petrus Lombardus in die Höhe weiſend, er iſt alt, voller Runzeln und Falten, doch nicht abgelebt, die Farbe iſt blühend, und die Gebärde lebhaft. St. Auguſtin, der ſitzt, und einem Knaben dictirt, hat einen vortrefflichen Kopf, und die ganze Stellung der Figur kann weder wahrhafter, noch der Handlung angemeſſener ſeyn. Dante wird ebenfalls zu den geiſtreichſten Köpfen gerechnet. Endlich iſt auf dieſer Seite noch eine große ſtehende Figur zu bemerken, welche, durch gröſſern Styl und freyere Behandlung, ſich von den andern ſo unterſcheidet, daß man faſt vermuthen möchte, Rafael habe ſolche erſt ſpäter hinzugeſetzt; das Gewand hat ſchöne Falten, und der rechte entblößte Arm iſt herrlich gezeichnet.

Im Parnaß ſind die Muſen vorzüglich reizend, zwey zur Linken, welche ſich an einander lehnen, ſcheinen in ſüßen ſeligen Gefühlen zu zerſchmelzen, zwey andere, auf der entgegengeſetzten Seite, ſtreiten mit ihnen um den Preiß der Huld und Anmuth. Laura, oder die Figur, welche dieſen Nahmen führt, iſt überaus zart gebildet, ihr ganzes Weſen Sanftmuth und Liebe. Die Sappho mag ein Bildniß von Rafaels Geliebten, der bekannten Fornarina, ſeyn. Sie hat volle runde Formen, und den Character froher, guthmüthlicher Sinnlichkeit, welches vielleicht mit dem Begriff, den wir uns von der Sappho machen, nicht zum Beſten übereinſtimmt; aber man wird der Liebe des Mahlers eine ſolche Freyheit gerne vergeben. Er hat uns dafür mit dem vortrefflichen Kopf und einer gewiſſen kühnen Wendung in der Stellung der Figur entſchädigt, wodurch dieſelbe zu einer der anziehendſten wird. Pindar iſt, ohne Ausnahme irgend eines Theils, der Intention ſowohl als der Ausführung nach, ein Meiſterſtück, zum Studium und zur Betrachtung für Künſtler und Liebhaber gleich merkwürdig.

Man wird ſich leicht vorſtellen, daß die Schule von Athen eine Menge vortrefflicher Köpfe und Figuren enthalte, allein ſie hat mehr gelitten, als der Parnaß oder die Disputa über das Sacrament. Nach dem gegenwärtigen Zuſtand des Bildes ſcheinen uns vorzüglich merkwürdig und fürs Studium empfehlenswerth.

Plato und Ariſtoteles. Der ſogenannte Sardanapalus, mit ganz kahlem Kopf und einem weiten gelben Gewand, welchen man für das Bildniß des Cardinals Bembo hält. Der junge Alexander. Ein ſchöner Jüngling der angelehnt ſteht, und ein alter Mann ohne Bart, das Haupt mit eine Mütze bedeckt, welche beyde aufmerkſam dem Sokrates zuhören; alle dieſe Figuren ſtehen in der Höhe über den Stufen, und haben durchgehends weniger gelitten als die, welche tiefer im Vordergrunde des Bildes ſtehen. Von dieſen zeichnen ſich vornehmlich aus: ein bärtiger Alter im Profil, ernſt und ſehr edel gebildet, von dem man glaubt, er ſey das Bildniß Papſt Jul. II. bey ihm ein herrliches nackendes Kind. Hinter dem Fußgeſtelle, auf welchem Epikur in ein Buch ſchreibt, ſchaut ein ſchöner weiblicher Profilkopf hervor, mit einer grünen goldgeſtickten Mütze, oder Helm, welcher die Aſpaſia vorſtellen ſoll. Der blühende, vollwangige Jüngling über ihr, mit braunen Haaren, führt den Nahmen des Architas; weiterhin ſteht der ſchöne Prinz von Urbino, und gilt mit vollem Recht für eine von Rafaels eleganteſten Figuren, hat aber leider ſchon viel gelitten, eben dieſes iſt auch am Pythagoras zu beklagen. Etwas beſſer erhielt ſich der Jüngling, mit zierlich gelockten blonden Haaren, der ihm eine Tafel vorhält. Diogenes iſt zwar nicht unbeſchädigt, doch immer noch deutlich genug, daß junge Künſtler die ganze Figur mit Nutzen ſtudiren und nachbilden können; ſie iſt, als Character, wegen Uebereinſtimmung der Theile, eine der achtbarſten und vortrefflichſten. Der älteſte von den Schülern des Archimedes, der, zunächſt bey dem Meiſter, ſich auf ein Knie niedergelaſſen, die Figur, welche derſelbe vorzeichnet, begriffen zu haben ſcheint, darauf zeigt, und ſich zu dem von ſeinen Mitſchülern wendet, der ſich über ihn hereinbückt, muß ehemals ein großes Kunſt- und Meiſterſtück geweſen ſeyn, noch iſt die Wahrheit, das Natürliche und Sprechende an demſelben bewundernswerth, obſchon er ſehr gelitten hat, und von C. Maratti hin und wieder retouchirt worden. Der Jüngſte, welcher gebückt auf der Ferſe ſitzt, und aufmerkſam zuſieht, iſt eine reitzende Figur, aber auch an einigen Stellen beſchädigt und ausgebeſſert.

Wer das ganze Gemählde der Schule von Athen, in ſeinen einzelnen Theilen, betrachtet und ſich an den mannigfaltigen Schönheiten deſſelben ergötzt hat, wird zuletzt noch gerne dankbar einen Augenblick bey dem Bildniß des Urhebers verweilen, der mit dem größten Recht ſich hier den Weiſen, ſo wie im Parnaſſ den Dichtern zugeſellt. Er ſteht beſcheiden, ganz am Ende des Bildes, neben ſeinem Lehrer P. Perugino, dem er aus Liebe und Dankbarkeit in dem ſchönſten von ſeinen unſterblichen Werken ein ehrenvolles Denkmahl ſtiften wollte.

Im Gemählde von den drey ſymboliſchen Figuren über dem Fenſter darf man das ſchöne Doppelgeſicht der Klugheit nicht überſehen. Die Stärke hat große Züge, die ſich etwas zum Männlichen herüber neigen, welches ſich für ihren Character ſehr gut ſchickt. Von den Kindern iſt, wie ſchon vorhin gemeldet, dasjenige, welches der Klugheit den Spiegel vorhält, das ſchönſte.

Die Köpfe in dem Bild, wo Juſtinian ſeine Geſetze ertheilt, können dem Künſtler gegenwärtig nicht mehr dienen, um Studien darnach zu zeichnen, denn ſie ſind blaß und undeutlich geworden; das Nebenbild hat ſich beſſer erhalten, in dieſem iſt der Kopf desjenigen der vor dem Papſt kniet der vorzüglichſte.

Im Zimmer des Heliodorus wird man wie in eine höhere Sphäre gehoben, alles iſt hier geiſtiger, gröſſer, leichter behandelt und erfordert, ſowohl von dem betrachtenden Liebhaber, als von dem nachahmenden und ſtudi-

Alceſt.
Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?
Söller.
Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.
Alceſt.
Ging's brav?
Söller.
Gar ſehr!
Alceſt.
Was tanzten Sie?
Söller.
Ich hab' nur zugeſehn.
Vor ſich. Dem Tanz von heute früh.
Alceſt.
Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?
Söller.
Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.
Alceſt.
Und ging es nicht?
Söller.
Ey! nein! im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.
Alceſt
Ey!

renden Künſtler, mehr Einſicht, mehr Bildung und Bekanntſchafft mit dem Meiſter, ſo wie mit der Kunſt überhaupt. Wir möchten daher einem jeden rathen ſich erſt mit den vorigen Bildern, von der Disputa über das Sacrament anfangend, ſo im Ganzen wie im Einzelnen der Theile zu befreunden, und ſich gleichſam mit denſelben um den Einlaß abzufinden. Im Heliodor wird alsdann dem Geübten die Figur des Reuters, und ins beſondere ſein herrlicher Kopf, vor allem andern gefallen. Bey der ſchönen jugendlichen Form hat derſelbe gleichwohl etwas erſchreckliches und geiſtermäßiges. Er iſt unwiderſtehlich gewaltig, und könnte den erſchrocknen Heliodor, ſamt ſeinen Geſellen vertilgen, will ſich aber ſeines Arms nicht gegen ſie bedienen; zornig rollen die Augen, Stirn und Augenbraunen ziehen ſich zuſammen, die Nüſtern der Naſe ſind gebläht, er glüht vor Unwillen, und auf den geſchloſſenen Lippen ſitzt ungemeſſene Verachtung. Seine beyden Begleiter ſind in Form und Character etwas tiefer gehalten, ſie ſchweben mit drohendem Geſchrey heran die über den Heliodor verhängte Strafe zu vollziehen. Dieſer iſt ein derber, kraftvoller ſoldatiſcher Character, er hat viel Großes, aber nichts Edles, liegt erſchrocken zu Boden und ſucht ſich aufzuraffen, einer von ſeinen Soldaten, der ein geraubtes Gefäß trägt, reißt von ungeheurem

Schrecken betroffen, den Mund unmäßig auf. Ein anderer feſter roher Kerl, von Geſtalt kurz und derb, ein rechtes Ebenbild frecher Verwegenheit, will das Schwerdt ziehen.

Der Kopf des Reuters iſt von allen dieſen der ſchwerſte abzuzeichnen, und in der That faſt unnachahmlich, auch gilt er den Mahlern für einen Prüfſtein ihrer Geſchicklichkeit; an den beyden herbeyſchwebenden Jünglingen iſt zwar die Form leichter zu treffen, aber das Geiſtige, Bedeutende ſetzt beynahe eben ſo viele Schwierigkeiten entgegen, denn entweder leidet die Krafft des Ausdrucks oder ſie fallen ins Uebertriebene. Beyde haben gelitten, und erfordern auch ſchon darum mehr Kunſt und Wiſſenſchafft. Heliodor ſelbſt iſt überhaupt beſſer erhalten, ſein Geſicht hat vortreffliche Parthieen von Licht und Schatten, dieſes und das Große der Formen machen den Kopf deſſelben zu einem ſehr nützlichen Uebungsſtück. Unter der Gruppe von Weibern gibt es herrliche Köpfe. Zwey zeigen aufſchreyend auf die Wundererſcheinung, die eine iſt ein raſches ſchönes Mädchen, mit dunkelbraunen Haaren, die andere eben ſo ſchön, dabey ſanfter und milder, eins der liebenswürdigſten Weſen die in der Rafaeliſchen Welt vorkommen. Dahin gehört auch noch ein anderes Mädchen, welches, kaum über die Kinderjahre hinaus, furchtſam den Blick in die Höhe richtet und die Hände betend zuſammenhält, alle drey ſind vortrefflich colorirt.

Die vorzüglich ſchönen Köpfe in der Meſſe von Bolſena, wurden alle ſchon in dem Abſchnitt über den Ausdruck angezeigt, wohin wir alſo den Leſer verweiſen. Auch im Attila giebt es viele ſehr ſchöne und lobenswürdige Köpfe, doch iſt keiner, welcher einzeln für ſich betrachtet, dem Liebhaber eben ſo intereſſant oder für den Künſtler in dem Maße lehrreich wäre wie die erwähnten im Heliodor.

Das gleiche könnte man auch von der Befreyung Petri ſagen, indeſſen ſind beyde Köpfe der Engel ſchön und die der Apoſtel würdig, beſonders deſſen der mit dem Engel herausgeht.

Die Gemählde an der Decke im Saal des Heliodors litten ſämmtlich zu viel als daß ihre Schönheiten im Einzelnen, welche ſie ſonſt gehabt haben mochten, noch jetzt genoſſen werden könnten; dasjenige, was Zeit und Zufall uns davon noch übrig gelaſſen, iſt bereits in den Abſchnitten von der Anordnung und den Maſſen angeführt worden. Die Anlandung der Saracenen zu Oſtia iſt ebenfalls nicht mehr ſo friſch und deutlich, daß die Theile zur Betrachtung oder zum Studium Anlaß geben könnten.

Im Incendio del Bergo gehört die Figur des blaugekleideten Mädchens, welches den Männern, die löſchen, Waſſer reicht, zu Rafaels allerbeſten Producten, beſonders iſt der Kopf deſſelben überaus ſchwer nachzuzeichnen, zum Beweiß hievon wird folgende Anecdote erzählt: der Mahler Cignani kam bereits als ein geſchickter Künſtler bekannt nach Rom, und beſuchte, bald nach ſeiner Ankunft, den Carl Maratti, welcher damals den höchſten Ruhm hatte, dieſer fragte ihn im Geſpräch, ob er Rafaels Werke im Vatikan ſchon geſehen, worauf Cignani mit Ja antwortete und etwas kalt hinzu ſetzte, es wären ganz hübſche Sachen. Maratti ließ ſich nun weiter nichts merken, ſondern bat ihn beym Scheiden er möchte ihm doch einen Entwurf von dem Kopf des erwähnten Mädchens machen, weil er deſſen bedürfe und gerade ſelbſt keine Zeit dazu habe, welches Cignani ohne Bedenken verſprach; als er aber am folgenden Morgen ſich an die Arbeit machte, und von mehreren Verſuchen ihm keiner Genügen thun wollte, zerriß er ungeduldig das Papier, lief zum Marratti, und bekannte nun Rafael ſey ein unnachahmlicher Meiſter.

Die Frau mit den Waſſerkrügen iſt zwar als eine gemeinere Natur, nicht ſo zierlich und ſchön geſtaltet, wie jenes Mädchen, aber, wegen des groſſen Styls der Formen und wegen dem ſo herrlichen Gewand, kann ſie nicht hoch genug geſchätzt, nicht ernſt und eifrig genug ſtudiert werden.

Der Greis, welcher von dem jungen Manne getragen wird, der Knabe, welcher voran geht, das alte Mütterchen, ſo ihnen folgt, haben zwar alle vortreffliche Theile; allein da es ziemlich wahrſcheinlich iſt, daß ſie nicht von Rafael ſelbſt ausgeführt ſind, ſo möchten wir ſolche, obſchon ſie groſſe Achtung verdienen, den Künſtlern doch nicht als Muſter zu ihren Studien vorſchlagen; eben ſo wenig die trefflichen Köpfe in der Krönung Carls des Großen, oder in dem Schwur von Leo III. Auch empfehlen wir ihnen nicht die Taufe Conſtantins, oder die Uebergabe der Stadt Rom, die Bataille Conſtantins, noch wie derſelbe ſein Heer anredet; denn die beſten Schüler des Rafael erreichten, auch in ihren glücklichſten Momenten, doch niemals den Geiſt und die Freiheit des Meiſters; immer geht etwas vom Characteriſtiſchen, dem Uebereinſtimmenden und Lebendigen verlohren, welches ſich in ſeinen eignen Werken findet, und iſt man einmal im Vatikan, um zu ſtudiren, zu lernen, warum ſollte man ſich nicht vorzugsweiſe an das Allerbeſte und Vortrefflichſte halten? Aus dieſem Grunde beziehen wir uns des weitern, in Rückſicht der einzelnen Glieder, nur noch auf diejenigen, welche, im Abſchnitt von der Zeichnung, als Beyſpiele ſchöner, oder ſich der Schönheit nähernden Formen, angeführt worden; denn der Zögling der Kunſt wird ſich aus denſelben über die beſondern Erforderniſſe der Mahlerey hinlänglich belehren können, um alsdann zu den antiken, als noch vollkommnern Muſtern der Form, überzugehen.

Da Rafaels Gewänder, wenigſtens in der Behandlung, ein Canon für die Mahler ſind, nach welchem ſie ſich bilden müſſen, ſo können junge Künſtler, um den Character der Linien in Biegungen, Wendungen und Brüchen kennen zu lernen, im Anfange kein beſſeres Studium wählen, als das bekleidete Bein des jungen Menſchen, welcher in der Disputa über das Sacrament hinter dem Bramante ſteht, und in das Buch deſſelben zeigt, es iſt mit bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt, und recht zum Muſter geeignet. Des Fleiſſes und der Deutlichkeit wegen ſind in eben dem Gemählde das Gewand des Prinzen von Ferrara und der Mantel des Alten, der gegen den Altar hingeht, zum Nachzeichnen zu empfehlen. Erſt nachdem man durch das Studium von dieſen mit den Grundſätzen der Behandlung hinlänglich bekannt geworden, möchte es thunlich ſeyn, ſich an die Gewänder im Parnaß und in der Schule von Athen zu machen, und darin den zierlichen Geſchmack und die leichtere Ausführung zu erlernen. Durch ſolches allmähliges Steigern der Vorbilder muß der junge Künſtler ſich den Zugang zu den gröſſern und einfachern, im Heliodor, in der Meſſe, im Incendio del Borgo u. ſ. w. bahnen, welche er ſonſt ſchwerlich gut abzeichnen und faſſen, noch weniger den großen Geſchmack derſelben in ſeinen eignen Werken reproduciren wird.

Und nun zum Schluß noch ein Wort von den Kupferſtichen nach Rafaels Werken, in den Sälen des Vatikans. Von der Disputa, der Schule von Athen, dem Parnaß, dem Heliodor, dem Incendio del Borgo und der Anlandung der Sarazenen zu Oſtia, ſind ältere radirte und geſtochene Blätter, von beſſerm und geringerm Werth, vorhanden; die neuſten bekannteſten und auch in der That diejenigen, welche das gefälligſte Ausſehen haben, und von der allgemeinen Wirkung der Bilder einen, wiewohl nicht immer ganz richtigen und deutlichen, Begriff geben, ſind von J. Volpato und ſeinem Schwiegerſohn R. Morghen geſtochen. Sie enthalten alle die großen Wandgemählde, welche Rafael ſelbſt, oder doch größtentheils, ſelbſt ausgeführt hat, auch die vier ſymboliſchen Figuren an der Decke im Zimmer der Schule von Athen. Die Gerechtigkeit und die Freundlichkeit im Saale Conſtantins hat der Engländer R. Strange ſehr zierlich geſtochen, aber die Formen und den Character dieſer Figuren, nicht getroffen. Die Bataille Conſtantins gegen den Maxentius hat man in ſehr groſſem Format auf vier Blättern, von P. Aquila, meiſterhaft radirt, und von ſeinem Bruder Fr. Aquila die übrigen Bilder alle in einer Folge von Blättern, welche als ein figurirter Catalogus anzuſehen ſind, und wodurch man ſich eine Ueberſicht über das Ganze verſchaffen kann.

IV.

Ueber den Hochſchnitt.

Die Hochſchnitte, welche man von Seiten der Kunſt ſowohl als von Seiten der Handarbeit eine Zeitlang, wo nicht vergeſſen, doch vernachläſſigt hatte, und welche in Deutſchland nur von wenigen Perſonen, und zwar noch ſelten genug gefertigt wurden, kommen jetzt lebhaft zur Sprache, da die Engländer in dieſer Art zu arbeiten beſonders auffallende und anziehende Werke geliefert haben. Hier ſtehe etwas weniges zur Ueberſicht, ſowohl deſſen, was geſchehen iſt, als deſſen, was noch wahrſcheinlich gethan werden könnte.

Das Hochſchneiden, (Holzſchneiden, Formſchneiden) aus dem die Buchdruckerkunſt ſich entwickelte, hielt ſich eine Zeitlang an derſelben feſt, und ſubordinirte ſich ihr. Es war nichts ſeltenes, daß Buchdrucker und Formſchneider ſich in Einer Perſon vereinigte.

Wie ſich das mechaniſche Talent des Formſchneiders vermehrte, wollte er ſich auch in einem höhern Kreiſe zeigen, daher entſtanden die vortrefflichen Arbeiten, welche im ſechzehnten Jahrhundert, in Deutſchland und in Italien, von verſchiednen bekannten und unbekannten Meiſtern, verfertigt worden. Dieſe, ſo wie mehrere Blätter, die Albrecht Dürers Nahmen führen, haben den Gehalt geiſtreicher Zeichnungen mit der Feder. Eben ſo vortrefflich in ihrer Art ſind die meiſten Figuren in dem großen anatomiſchen Werke des Andreas Veſalius und man wird, beſonders von Knochen, wenig andere eben ſo gute und characteriſtiſche Abbildungen aufzuweiſen haben. Aehnliches Lob verdienen auch verſchiedne Vögel im großen Geßneriſchen Thierbuche; allein das Schätzbarſte und, in gewiſſem Sinne, auch Kunſtgerechteſte der ganzen Gattung ſind wohl die, mit drey Stöcken gedruckten, Blätter, von italiäniſchen Künſtlern, welche getuſchte und weiß aufgehöhte Zeichnungen nachahmen. Von einigen ſehr ſeltenen Stücken, nach Zeichnungen von Parmegianino, wird behauptet, daß er ſie ſelbſt geſchnitten habe, welches man ſich um ſo leichter überredet, als ſie mit unvergleichlicher Kunſt und Geiſt gearbeitet ſind. Wir haben einſt Gelegenheit gehabt, ein ſolches Blatt mit der wirklichen Originalzeichnung zu vergleichen, und wir fanden im Weſentlichen die Vorzüge des Originals nicht

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren,
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind?

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon ſeitdem Sie bey uns ſind,
Und länger.

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ey, laß Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben.
Vielleicht verzieht es ſich!

Söller vor ſich.

Ich glaub', er ſpottet noch!
Laut. Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende gibt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmahl mitgenommen,

überwiegend. Auch war die übrige Aehnlichkeit ſo täuſchend, daß dieſer Holzſchnitt, in der berühmten Sammlung, wo die Vergleichung angeſtellt worden, lange für eine Zeichnung gegolten hat.

Nehmen wir nun aber nach dem, was oben geſagt worden, im Allgemeinen an; daß die meiſten Holzſchnitte, von den Mahlern der damaligen Zeit, den Formſchneidern vorgezeichnet worden, ſo könnte man darin ſchon den Keim zum Verderben, zum ſucceſſiven Abſterben dieſes Zweigs der Kunſt vorbereitet finden. Denn die Mahler dachten blos daran, eine zierliche und geiſtreiche Zeichnung mit der Feder zu machen, kannten aber die Schwierigkeiten des Schnitts nicht, und wenn ſie ſolche kannten, hatten ſie wenigſtens kein großes Intereſſe ihnen auszuweichen, oder auf andere Manieren zu denken, wodurch man die Hinderniſſe vermieden, und zugleich die Vortheile des Holzſchnittes benutzt hätte; welches um ſo mehr zu wünſchen geweſen wäre, weil man dadurch dieſer Arbeit mehr Anmuth gegeben, und ihre Ausübung fortgepflanzt hätte. Es kam aber bald dahin, daß die Kupferſtiche und radirte Blätter einen großen Vorzug im Zierlichen und Gefälligen über die Holzſchnitte erlangten, wodurch ſich die Liebhaberey allmählig auf jene wendete, und den Fall dieſer nach ſich zog. Denn die ganze Arbeit und Behandlung hing von dem Kupferſtecher ab, der auf ſeine Weiſe die zarteſte ſchraffirte Zeichnung noch übertreffen konnte.

Die Formſchneider, welche nicht zurückbleiben wollten, ſuchten ſich mit ihrer Arbeit den Kupferſtichen zu nähern, mußten aber nothwendig auf dieſem Wege, da ihnen Materie und Mechanismus widerſtrebten, zurückbleiben. Anſtatt auf eigenem Wege zu wetteifern, ſuchten ſie vergebens den Kupferſtecher auf dem ſeinigen zu erreichen, und müdeten ſich an Schwierigkeiten ab, wodurch doch zuletzt keine proportionirte Wirkung hervorgebracht wurde. Man könnte ſie einem Trompeter vergleichen, der auf ſeinem Inſtrumente den Flötenſpieler nachahmen wollte.

Indeſſen lag in den Holzſchnitten der frühern Zeit ein fruchtbarer Keim, der erſt in unſern Tagen, und zwar von den Engländern, entwickelt wurde.

Der Zeichner, wenn er eine Federzeichnung für den Holzſchneider arbeitete, kam, beſonders wo es ihm um Krafft der Haltung, vollkommnen Schatten, dunkle Localfarben zu thun war, in den Fall, daß er wünſchen mußte, ganz dunkle Räume anzulegen, um ſie mit hellen Strichen wieder beleben zu können.

Unter den Düreriſchen Holzſchnitten findet ſich der

Fall ſelten. Nur die Augen des großen Ecce Homo und der Kaiſerliche Adler, über Maximilians Bildniß, ſind auf dieſe Weiſe behandelt. Was aber ganz hieher gehört ſind diejenigen Blätter, wo auf runden, ſchwarzen Schilden eine helle geflochtene Dratharbeit gezeichnet iſt.

So findet man auch auf andern Holzſchnitten, die nicht ſowohl in ſchraffirter Manier, als umrißweiſe behandelt ſind, die Localtinten der Hüte, Schuhe, Sammtbänder und dergleichen, durch eine ſchwarze Fläche angedeutet; ja wir haben einen Hochſchnitt vor uns, wo, auf der Schattenſeite eines durchaus dunklen Meßgewandes, der Reflex eingeſchnitten und alſo auf dem Abdruck durch weiſſe Striche hervorgebracht iſt.

Ob nun die neuern Engländer auf dieſe ältern Beyſpiele aufmerkſam geworden, (die Geßneriſchen Vögel haben ſie ohnſtreitig im Auge gehabt,) oder ob die allgemeine Richtung ihrer Nation, welche nach Haltung und Helldunkel vorzüglich hinſtrebt, ſie auf die neue Art zu arbeiten geführt? wollen wir nicht entſcheiden. Genug, wenn die ältere und bisherige deutſche Art ſich ausſchlieslich der Nachahmung einer ſolchen Zeichnung nähert, die mit ſchwarzen Strichen auf weiß Papier gezogen iſt, ſo gleicht die engliſche, wenigſtens in den Schattenparthien, einer Zeichnung, da das Schwarze mit Weiß aufgehöht werden.

Die engliſchen Formſchneider, von denen wir Arbeiten kennen, ſind zwey Brüder Bewick, ein anderer heißt Anderſon.

Der jüngere von den Bewiks, Thomas, gab eine History of quadrupeds heraus, wovon wir nur wenige Blätter geſehen haben. Die Pelze der Thiere ſind auſſerordentlich fein und zart ausgeführt, wenige aber nach ihrem characteriſtiſchen Zug und Schwung, den Gliedmaſen, über welche ſie ſich herlegen, gemäß dargeſtellt; auch ſcheint dieſes ſein Lehrlingswerk geweſen zu ſeyn, denn in der History of brittish birds ſind die Vögel ſowohl als die Vignetten äuſſerſt fein und zierlich geſchnitten; doch iſt die Arbeit, womit die prächtige Ausgabe von Sommervills Gedicht, the Case, geziert iſt, noch vollkommner; die Titel nähmlich, nebſt Vignetten, zu Anfang und am Ende von jedem der vier Bücher. Sie ſind von dem älteren Bewick, der vor Vollendung des Werkes ſtarb, ſämtlich gezeichnet. Alles iſt mit ungemeiner Sauberkeit gearbeitet, vorzüglich aber überraſchen die Titel, und unter dieſen wieder beſonders die beyden zum dritten und vierten Buche, durch

Glanz und Zierlichkeit der Striche, durch Krafft, harmoniſche Abſtufung der Töne, und daher entſtehende gute Wirkung, ſo daß ſie die Vergleichung mit den ſauberſten Kupferſtichen nicht zu ſcheuen brauchen. Gute Druckfarbe, ſchönes Papier, ſorgfältiger Abdruck, tragen freylich das ihrige zu dieſem Effect bey.

Von Anderſon kennen wir verſchiedene Arbeiten, unter denen ſich beſonders eine Ankündigungskarte, mit einem einfachen ländlichen Gegenſtande, auszeichnet, ſie fällt durch Zierlichkeit des Schnittes, durch Krafft und Wirkung eben ſo gut in die Augen, als die Bewickiſchen Stöcke.

Allein um ſolche Arbeiten gehörig zu ſchätzen, muß man vor allen Dingen den Zeichner von dem Formſchneider, und wenn ſie auch in Einer Perſon zuſammentreffen ſollten, unterſcheiden.

Das hohe Characteriſtiſche, beſonders in der Zeichnung, das die Alten, die wir oben gerühmt haben, vorzüglich zum Entzwecke hatten, wird man in den Bewickiſchen Arbeiten nicht ſuchen. Die Vögel haben ein gutes natürliches Anſehen, in Abſicht aber auf die bedeutenden Züge können ſie ſich mit den beſſern im Geßneriſchen Werke nicht meſſen. Dagegen iſt das Einzelne, die Lage der Federn; ihre verſchiedene Localtinten, und was hierzu gehören mag, bey einigen im höchſten Grade zu loben.

Es läßt ſich alſo leicht begreifen, daß dieſe neuern Holzſchnitte mit jenen ältern ſoliden Arbeiten nicht verglichen werden können. Denn wenn man Anforderungen an Form, Geiſt, Gedanke, Ausdruck u. ſ. w. machen wollte, ſo würden ſie dabey ſehr zu kurz kommen. Sie ſind Dinge von einer ganz andern Art, und man kann ſagen auch wohl zu einem ganz andern Zweck.

Die alten Künſtler bekümmerten ſich wohl nicht um die Striche als Striche, wie glänzend und fein ſie ausfallen, wie ſie liegen, und welchen Effect ſie in dieſem Sinne thun ſollten; ſie ſtrebten vielmehr einzig darnach das hohe Ziel der darſtellenden Kunſt, in Bedeutung und Form zu erreichen. Ein gewiſſer Grad von Ordnung und Reinlichkeit folgte ſchon von ſelbſt aus dieſem Begriff.

Die neuern Engländer ſind mehr als geſchickte Handarbeiter zu betrachten, deren höchſter Zweck iſt ſaubere Arbeit zu machen. Neigt ſich nicht aber die Kupferſtecherey, ja wir möchten beynahe ſagen, die Kunſt überhaupt, um ſich nach der Zeit zu bequemen, gegen dieſe Seite hin? der herſchende Geſchmack fordert vom wahrhaft Guten, ja vom Schönen ſelbſt, daß es im gleiſenden Gewande auftrete, wenn es Eingang finden will. Was Wunder alſo daß die alte Art in Holz zu ſchneiden faſt gänzlich abgekommen, woran aber nicht ſowohl die Formſchneider als die Zeichner Schuld ſeyn mögen, und ſo ehrwürdig ſie auch iſt, doch jetzt wenig Liebhaber mehr findet; ja daß Holzſchnitt und Holzſchnittsmanier ſogar zur Gleichnißrede dienen müſſen, um eine rohe ungeglättete Arbeit anzudeuten.

Dagegen iſt nichts natürlicher als daß die neuern engliſchen Holzſchnitte mit Beyfall aufgenommen werden, und eine ſehr lebhafte Senſation erregen, da ſie ſo ganz dem Bedürfniß der Zeit angemeſſen ſind. Fein, niedlich, angenehm, ins Auge fallend und, was wahrſcheinlich nicht die letzte Empfehlung ſeyn wird, obendrein noch wolfeil.

Nun aber bleibt uns noch die Frage zu unterſuchen übrig: ob dieſe neuen engliſchen Holzſchnitte, von Seiten der Behandlung, einigen Vortheil über die Alten haben und es ſcheint in der That als ob hier ein nicht unbeträchtlicher Gewinn erhalten worden, und noch mehr für die Zukunft zu hoffen ſey.

Derjenige, der zuerſt dieſe neue Manier in Holz zu ſchneiden aufgebracht, verdient Lob, daß er die Natur dieſes Kunſtzweiges wohl unterſucht, erkannt und darauf die Verbeſſerung der Behandlungsmanier gegründet hat.

Die Schwierigkeiten ſind dabey nicht geſucht ſondern vermieden und, was uns beſonders zweckmäßig dünkt, der ſtarke Schatten wird überhaupt als eine dunkle Maſſe angeſehen, und nur auf verſchiedne Weiſe mit den lichten Parthien vereinigt; die Reflexe ſind in denſelben hinein gearbeitet, da hingegen der gewöhnliche Holzſchnitt das Ganze als Licht betrachtet und ſeine Striche, wie, bey einer Zeichnung mit der Feder, auf weiß Papier, geſchieht, vervielfacht oder verſtärkt, je nachdem ein tieferer Schatten ausgedruckt werden ſoll. Weil nun jener Begriff der Mahlerey und der Lehre von den Maſſen weit näher liegt, als dieſer, ſo iſt man bey der neuen Art in Holz zu ſchneiden, des Effects ohne Zweifel ſicherer als ſelbſt bey gewöhnlichen Kupferſtichen, und genießt in dieſem Stück ohngefähr die Vortheile einer eben ſo milden Wirkung des Schattens wie ſie die ſchwarze Kunſt gewährt.

Was die Abſtufung der Töne, zur Andeutung der Localfarben und der Haltung betrifft, ſo zeigen die vor uns liegenden Verſuche, daß der Holzſchnitt auch von dieſer Seite allen Forderungen der Kunſt Genüge leiſten kann.

Vorausgeſetzt alſo, daß man Mittel fände große Stöcke in dieſer neuen Art zu verfertigen, und welches vielleicht nicht die kleinſte Schwierigkeit ſeyn dürfte, ſie gut abzudrucken; ſo läſſt ſich als wahrſcheinlich vermuthen, daß die Holzſchnitte, da ſie von guten Künſtlern gearbeitet, aller der gefälligen Eigenſchaften fähig ſind, wodurch ſich die geſtochnen, geſchabten und geätzten Blätter empfehlen, fortan auch in beſſerm Rufe ſtehen, und gleich dieſem Ehre und Gunſt beym Publikum genießen werden.

Ob wir nun gleich für die Kunſt im höhern Sinne von beyden erwähnten Holzſchnittsarten nichts zu erwarten haben, denn die Kunſt kann wohl auf den Mechanismus, der Mechanismus aber umgekehrt nicht auf ſie eine günſtige Wirkung äußern; ſo werden wir doch, in Betracht daß jede Ausübung eines vorzüglichen Talents, welches in dem gegenwärtigen Falle noch beſonders zu Verbreitung nützlicher Kenntniſſe dienen kann, allemal ſchätzbar ſeyn muß, gelegentlich wieder auf dieſen Gegenſtand zurückkehren.

Ueber die Behandlungsart des ältern bisher bekannten Holzſchnittes könnte uns Herr Unger, als welcher darinn vorzügliche Geſchicklichkeit beſitzt, am beſten aufklären, vielleicht würden wir indeß auch mit den engliſchen Handgriffen bekannt, um ſolche nach Deutſchland über zu pflanzen.

V.

Einige Bemerkungen über die Gruppe Laokoons und ſeiner Söhne.

Im März 1796.

Das rechte Bein des ältern Knaben iſt von höchſt erfreuender Zierlichkeit.

Die Schwingung und Wendung der Glieder überhaupt und der Muskeln iſt durch das ganze Werk bewundernswürdig. In den Beinen des jüngern Knaben, die nicht ſehr elegant ſind, iſt eine ſolche Natürlichkeit, die von dieſem zart gewendeten bewirkt wird, welche vermuthlich gar nicht ihres Gleichen hat. Die Beine des Alten, beſonders das rechte, ſind von dieſer Seite betrachtet ebenfalls wunderſchön.

Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

Söller.

Ach! ſie bleibt gern zu Hauſ', und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten gibt.

Alceſt piquirt.

Wie ſo verblümt!

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich außerm Hauſ'.

Alceſt mit Ahndung.

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller mit Hohn.

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern;

Reſtaurationen.

An den Schlangen iſt ein beträchtlicher Theil neue Arbeit, und wahrſcheinlich beyde Köpfe.

An der Figur des Laokoon. Der rechte Arm bis nahe ans Schultergelenk. Die fünf Zehen des linken Fußes; der rechte Fuß iſt hingegen ganz unbeſchädigt geblieben.

Am ältern Sohn. Die Spitze der Naſe. Die rechte Hand. Die drey erſten Zehen des linken Fußes. Am rechten Fuß die Spitze des Daums. Der Bauch iſt auf der rechten Seite ein wenig beſchädigt, und die Beſchädigung ausgebeſſert.

Am jüngern Sohn. Die Naſenſpitze. Der rechte Arm. Zwey Finger der linken Hand. Alle fünf Zehen des rechten Fußes.

Nur der reſtaurirte rechte Arm des Laokoons iſt gut gearbeitet, von gebrannten Ton und, wie die meiſten behaupten, von Bernini, welcher ſich aber darin ſelbſt übertroffen haben muß. Die andern angezeigten Ergänzungen ſind von Marmor, zwar fleißig gemacht aber von ſchlechter Kunſt, im Geſchmack der Berniniſchen Schule krampfhaft verdreht. Ein gewiſſer Cornachini ſoll ſie verfertigt haben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Propyläen.

Eine periodiſche Schrift

herausgegeben von Goethe.

Zweyten Bandes Erſtes Stück.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1799.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Phöbos und Hermes.

Delos ernſter Beherrſcher und Majas Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünſcht jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beyden das Herz;
Denn raſch drängt ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend,
Schlägt das goldene Spiel, wild, mit dem Eiſen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der ſchadenfrohe, doch Phöbos
Und den Muſen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

II.

Diderots Verſuch über die Malerey.

Zweytes Capitel.

Meine kleine Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geiſt und Verſtand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er ſich, bey Behandlung dieſer Materie, ſeiner Stärke und ſeiner Schwäche bewußt ſey. Schon in der Ueberſchrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten ſollen.

Wenn er in dem erſten Capitel uns mit biſarren Gedanken über Zeichnung drohte, ſo war er ſich ſeiner Ueberſicht, ſeiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüſtigen Streiter, gegen den wir Urſache hatten alle unſere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er ſelbſt, mit einer beſcheidnen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er ſich unrecht, ſie ſind nicht klein, ſondern meiſtentheils richtig, den Gegenſtänden angemeſſen und ſeine Bemerkungen treffend; aber er ſteht in einem engen Kreiſe beſchränkt, und dieſen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und ſelbſt das nahe liegende iſt ihm nicht alles deutlich.

Aus dieſer Vergleichung der beyden Capitel folgt nun von ſelbſt daß ich, um auch dieſes mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu ſondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt geſetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wiſſenſchaftlichen Rückenhalt an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, ſeinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit ſelbſt zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künſtlern, von wahren Freunden der Wiſſenſchaften längſt empfunden worden.

Da man aber, geſetzt auch man wäre fähig dazu, eine ſolche Darſtellung, bey Gelegenheit eines fremden, unvollſtändigen Aufſatzes, wohl ſchwerlich bequem finden würde, ſo habe ich einen andern Weg eingeſchlagen um meine Arbeit, bey dieſem Capitel, Freunden der Kunſt nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach ſeiner bekannten ſophiſtiſchen Tücke, die verſchiednen Theile ſeiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns, wie in einem Irrgarten, herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuſpiegeln. Ich habe daher ſeine Perioden getrennt und ſie unter gewiſſe Rubriken, in eine andere Ordnung, zuſammengeſtellt. Es war dieſes um ſo mehr möglich, da ſein ganzes Capitel keinen innern Zuſammenhang hat und vielmehr deſſen aphoriſtiſche Unzulänglichkeit nur durch eine deſultoriſche Bewegung verſteckt wird.

Indem ich nun auch in dieſer neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, ſo mag eine gewiſſe Ueberſicht desjenigen, was geleiſtet iſt, und desjenigen, was zu leiſten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeichnung giebt den Dingen die Geſtalt, die Farbe, das Leben; ſie iſt der göttliche Hauch der alles belebt.

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe aufs Auge macht, iſt die Folge einer Eigenſchaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erſcheinungen, nur durch das Geſicht, gewahr werden. Man muß die Farbe geſehen haben, ja man muß ſie ſehen, um ſich von der Herrlichkeit dieſes kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

Seltenheit guter Coloriſten. Wenn es mehrere treffliche Zeichner giebt, ſo giebt es wenig große Coloriſten. Eben ſo verhält ſichs in der Litteratur, hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, zehen große Redner gegen Einen fürtrefflichen Poeten. Ein großes Intereſſe kann einen beredten Menſchen ſchnell entwickeln und, Helvetius mag ſagen was er will, man macht keine zehen gute Verſe ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf ſtünde.

Hier ſpielt Diderot nach ſeiner Art, um das Mangelhafte ſeiner beſondern Kenntniſſe zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins allgemeine, und blendet mit einem falſch angewendeten Beyſpiel aus den redenden Künſten. Immer wird alles dem guten Genie zugeſchoben, immer ſoll die Stimmung alles leiſten. Freylich ſind Genie und Stimmung zwey unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunſtwerk hervor gebracht werden ſoll; aber beyde ſind, um nur von der Malerey zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur

Beleuchtung, wie zur Färbung und zum Ausdruck, ſo wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, ſo muß man das genialiſche Leben in allen ſeinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und ſagen: Es giebt mehr gute Coloriſten als Zeichner; oder, wenn wir anders billig ſeyn wollen: es iſt in einem Fall ſo ſchwer als in dem andern vortrefflich zu ſeyn. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloriſten gelten ſoll, ſo hoch, oder ſo tief als man will, ſo wird man immer zum wenigſten gleiche Zahl der Meiſter finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloriſten antrifft. Man darf nur an die niederländiſche Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturaliſten genannt werden.

Hat es damit ſeine Richtigkeit und giebt es wirklich eben ſo viel gute Coloriſten als Zeichner, ſo führt uns dies zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bey der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigſtens gewiſſe Grundſätze, gewiſſe Regeln und Maaße die ſich überliefern laſſen; bey dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundſätze, noch irgend etwas das ſich überliefern läßt. Der

Schüler wird auf Natur auf Beyſpiele, er wird auf ſeinen eignen Geſchmack verwieſen. Und warum iſt es denn doch eben ſo ſchwer gut zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung ſehr viel Kenntniſſe erfordert, viel Studium vorausſetzt, weil die Ausübung derſelben ſehr verwickelt iſt, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewiſſe Strenge fordert; das Colorit hingegen iſt eine Erſcheinung, die nur aus Gefühl Anſpruch macht und alſo auch durchs Gefühl gleichſam inſtinktmäßig hervor gebracht werden kann.

Ein Glück daß es ſich alſo verhält! Denn ſonſt würden wir, bey dem Mangel von Theorie und Grundſätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr giebt hat mancherley Urſachen. Diderot bringt in der Folge verſchiednes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſern Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen wenn man z. B. den Artikel Colorit, in Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, mit den Augen eines Künſtlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo iſt da nur eine theoretiſche Spur? wo iſt da nur eine Spur, daß der Verfaſſer auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigſtens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurück

Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt mit zurückgehaltenem Zorne.

Was Mann! Mann oder nicht! ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie Sich noch einmahl was zu ſagen —

Söller erſchrickt. Vor ſich.

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?
Laut. Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reitz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! nichts was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's gemerkt, beſonders Reitz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und war zum Hahnrey ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt herausbrechend.

Herr Söller!

Söller keck.

gewieſen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen ſetzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt geſtoßen, dort ſoll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da ſoll er beobachten, da ſoll er lernen, da ſoll er, wie ein Kind das man ausſetzt, ſich in der Fremde durch eigne Kräfte forthelfen. Schlägt man deswegen das Buch eines Theoriſten auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unſicherheit einzelner zerſtreuter Beobachtungen, in die Verirrungen einer ungeübten Denkkraft zurück gewieſen zu werden? Freylich iſt das Genie, im allgemeinen, zur Kunſt, ſo wie im beſondern, zu einem beſtimmten Theile der Kunſt unentbehrlich; wohl iſt eine glückliche Diſpoſition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewiſſes Gefühl für die Harmonie derſelben von Natur erforderlich, freylich muß das Genie ſehen, beobachten, ausüben und durch ſich ſelbſt beſtehen; dagegen hat es Stunden genug in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken, über die Erfahrung, ja, wenn man will, über ſich ſelbſt erhoben zu werden. Dann nähert es ſich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung ſeines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meiſter der Kunſt ſind die wahren Richter der Zeichnung, die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.

Hierein können wir keinesweges einſtimmen. Zwar iſt die Farbe in doppeltem Sinne, ſowohl in Abſicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des Dargeſtellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in ſo fern ſie unmittelbar an geſunde Sinne ſpricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunſtproducte, kann doch nur der Meiſter, ſo wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewiſſe Allgemeinheit, oder ein im beſondern harmoniſches Bild, kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meiſter, oder ein entſchiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menſchen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildniſſes frappirt, es giebt gar vieles das ein geſundes Auge im einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverläßig zu ſeyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit ſelbſt nicht natürlich finden? und vielleicht war Diderot auch in demſelben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muſter des Colorits anführt.

Ein Halbkenner überſieht wohl in der Eile ein Meiſterſtück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zuſammenſetzung; das Auge hat niemals den Coloriſten vernachläſſigt.

Von Halbkennern ſollte eigentlich gar die Rede nicht ſeyn! Ja, wenn man es ſtreng nimmt, giebt es gar keine Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunſtwerke angezogen oder abgeſtoßen wird, macht auf Kennerſchaft keinen Anſpruch, der ächte Liebhaber wächſt täglich und erhält ſich immerfort bildſam. Es giebt halbe Töne, aber auch dieſe ſind harmoniſch im Ganzen; der Halbkenner iſt eine falſche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und grade beharrt er auf dieſem falſchen Ton, da ſelbſt ächte Meiſter und Kenner ſich nie für vollendet halten.

Seltenheit guter Coloriſten. Aber warum giebt es ſo wenig Künſtler, die das hervorbringen könnten was jedermann begreift?

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falſchen Sinne, der dem Worte *begreifen* gegeben iſt. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben ſo wenig als die Ordnung einer ſchönen Zuſammenſetzung. Freylich werden beyde nur deſto leichter gefaßt je vollkommner ſie ſind, und dieſe Faßlichkeit iſt eine Eigenſchaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunſt, dieſe Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieſes reizlos, ja abgeſchmackt ſeyn kann, lange Weile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menſchen auf die höchſten Stufen ſeiner Exiſtenz erhebt, ihn dort gleichſam ſchwebend erhält und um das Gefühl ſeines Daſeyns ſo wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homers Geſänge werden ſchon ſeit Jahrtauſenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas ähnliches hervor? Was iſt faßlicher, was iſt begreiflicher als die Erſcheinung eines trefflichen Schauſpielers? Er wird von tauſenden und aber tauſenden geſehen und bewundert und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenſchaften eines ächten Coloriſten.

Wahrheit und Harmonie. Wer iſt denn für mich der wahre, der große Coloriſt? Derjenige, der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegenſtände gefaßt hat und der zugleich ſein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.

Ich würde lieber ſagen: Derjenige welcher die Farben der Gegenſtände am richtigſten und reinſten, unter allen Umſtänden der Beleuchtung, der Entfernung u. ſ. w. lebhaft faßt und darſtellt und ſie in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen weiß.

An wenig Gegenſtänden erſcheint die Farbe in ihrer urſprünglichen Reinheit, ſelbſt im vollſten Lichte, ſie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen ſie erſcheint, ſchon modificirt und überdieß ſehen wir ſie noch, durch ſtärkeres oder ſchwächeres Licht, durch Beſchattung, durch Entfernung, ja endlich ſogar durch mancherley Trug auf tauſenderley Weiſe, beſtimmt und verändert. Alles das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen, geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen, die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen, ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert und man kann eben ſo gut ſagen, wenn das Auge eine Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann die Farbe welche das Auge neben einer andern fordert iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde ſpricht uns mehr an, als die wahre Farbe, ſie iſt dem Unwiſſenden wie dem Unterrichteten verſtändlich.

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr; doch iſt es nöthig zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bey allem, was nicht menſchlicher Körper iſt bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt, und die Farbe iſt es alſo wodurch wir viele Gegenſtände eigentlich erkennen, oder wodurch ſie uns intereſſiren. Der einfärbige, der unfarbige Stein, will nichts ſagen, das Holz wird durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Farbe nur bedeutend, die Geſtalt des Vogels iſt uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechſel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewiſſermaßen eine individuelle Farbe, wenigſtens eine Farbe der Geſchlechter und Arten; ſelbſt die Farben künſtlicher Stoffe ſind nach Verſchiedenheit derſelben verſchieden, anders erſcheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Tafft, Atlas, Sammt, obgleich alle von ſeidnem Urſprung, bezeichnen ſich anders dem Auge und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuſchen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemälde das beſtimmte, lebhafte, individuelle eines Gegenſtandes, wodurch er uns zeitlebens angeſprochen, wodurch er uns allein bekannt iſt, wieder erblicken? Alle Darſtellung der Form ohne Farbe iſt ſymboliſch, die Farbe allein macht das Kunſtwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenſtände.

Farbe des Fleiſches. Man hat behauptet, die ſchönſte Farbe in der Welt ſey die liebenswürdige Röthe womit Unſchuld, Jugend, Geſundheit, Beſcheidenheit und Schaam die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas feines, rührendes, zartes, ſondern auch etwas wahres geſagt; denn das Fleiſch iſt ſchwer nachzubilden; dieſes ſaftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu ſeyn; dieſe Miſchung von roth und blau, die unmerklich durch (das gelbliche) dringt, das Blut, das Leben, bringen den Coloriſten in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleiſches erreicht hat, iſt ſchon weit gekommen, das übrige iſt nichts dagegen. Tauſend Maler ſind geſtorben, ohne das Fleiſch gefühlt zu haben, tauſend andere werden ſterben, ohne es zu fühlen.

Diderot ſtellt ſich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bey phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Phänomenen bemerken und abgeſondert erblikken, werden, wie alle andere Stoffe der Natur, veredelt, indem ſie organiſch angewendet werden. Das höchſte organiſirte Weſen iſt der Menſch, und man erlaube uns, die wir für Künſtler ſchreiben, anzunehmen, daß es unter den Menſchenracen innerlich und äußerlich vollkommner organiſirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organiſation, die ſchönſte Farbenharmonie zeigt, über die unſere Begriffe nicht hinaus gehen. Das Gefühl dieſer Farbe des geſunden Fleiſches, ein thätiges Anſchauen derſelben, wodurch der Künſtler ſich zum Hervorbringen von etwas ähnlichen geſchickt zu machen ſtrebt, erfordert ſo mannigfaltige und zarte Operationen, des Auges ſowohl als des Geiſtes und der Hand, ein friſches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geiſtesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigſtens alles andere in dieſer höchſten Fähigkeit begriffen zu ſeyn ſcheint. Eben ſo iſt es mit der Form. Wer ſich zu der Idee von der bedeutenden und ſchönen menſchlichen Form empor gehoben hat, wird alles übrige bedeutend und ſchön hervor bringen. Was für herrliche Werke entſtanden nicht wenn die großen, ſogenannten Hiſtorienmaler ſich herabließen

Landſchaften, Thiere und unorganiſche Beywerke zu malen!

Da wir übrigens mit unſerm Autor ganz in Einſtimmung ſind ſo laſſen wir ihn ſelbſt reden.

Ihr könntet glauben daß um ſich im Colorit zu beſtärken ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht ſchaden könnte. Nein, mein Freund! niemals wird euch dieſe Nachahmung das Gefühl des Fleiſches geben. Was wird aus Bachelier wenn er ſeine Roſe, ſeine Jonquille, ſeine Nelke aus den Augen verliert? laßt Madame Vien ein Portrait malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen ſeiner Mitbrüder ſo ſehr um ihm die Wahrheit zu ſagen; aber bewegt ihn, der Fleiſch zu malen verſteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirſche zu malen ihr werdet ſehen wie herrlich er ſich heraus zieht. Und Chardin! warum nimmt man ſeine Nachahmung unbelebter Weſen für die Natur ſelbſt? eben deswegen weil er das Fleiſch hervorbringt wann er will.

Man kann ſich nicht muntrer, feiner, artiger ausdrucken; der Grundſatz iſt auch wohl wahr. Nur ſieht

Latour nicht als glückliches Beyſpiel eines großen Farbekünſtlers, er iſt ein bunt übertriebner oder vielmehr manierirter Maler aus Rigauds Schule, oder ein Nachahmer dieſes Meiſters.

In dem folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet indem das Fleiſch an und für ſich nicht allein ſo ſchwer nachzuahmen iſt, ſondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß dieſe Oberfläche einem denkenden, ſinnenden, fühlenden Weſen angehört, deſſen innerſte, geheimſte, leichteſte Veränderungen ſich blitzſchnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit beſonderer Anmuth und ohne ſich von der Wahrheit zu entfernen.

Aber was dem großen Coloriſten noch endlich ganz den Kopf verrückt das iſt der Wechſel dieſes Fleiſches, das ſich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indeſſen der Künſtler ſich an ſein Tuch heftet, indem ſein Pinſel mich darzuſtellen beſchäftigt iſt, habe ich mich verändert und er findet mich nicht wieder. Iſt mir der Abbé Leblanc in die Gedanken gekommen, ſo mußte ich vor langer Weile gähnen, zeigte ſich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, ſo ſehe ich ironiſch aus. Erſcheint mir

Soll er was?

Alceſt zurückhaltend.

Ich ſag' Ihm, ſey er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbiethen will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm, wer es wäre!

Söller halb laut.

Er ſchlüge Sich wohl gar um meiner Frauen Ehre,

Alceſt.

Gewiß!

Söller wie erſt.

Es weiß kein Menſch ſo gut wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja wie's ſteht.
Nur ſtill! ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen.
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihresgleichen
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

mein Freund Grimm, oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet ſich über mein Geſicht, die Freude ſcheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinſten Blutgefäße wurden erſchüttert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüſſigen hat über alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte ſchon verändern ſich vor dem aufmerkſamen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual iſt nicht für ſie das Geſicht des Menſchen! Dieſe Leinwand, die ſich rührt, ſich bewegt, ſich ausdehnt und ſo bald erſchlafft, ſich färbt und mißfärbt, nach unendlichen Abwechslungen dieſes leichten und beweglichen Hauchs den man die Seele nennt.

Wir ſagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, ſie wäre unüberwindlich wenn der Maler nicht das beſäße was ihn zum Künſtler macht, wenn er von dem hin- und wiederblicken zwiſchen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verſtünde als was er ſieht. Aber das iſt ja eben das Künſtlergenie, das iſt das Künſtlertalent, daß es anzuſchauen, feſtzuhalten, zu verallgemeinen, zu ſymboliſiren, zu characteriſiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunſt, in Form ſowohl als Farbe. Dadurch iſt es eben ein Künſtlertalent, daß es eine Methode beſitzt, nach welcher es die Gegenſtände behandelt, eine, ſowohl geiſtige, als practiſch mechaniſche Methode, wodurch es den beweglichſten Gegenſtand feſt zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künſtlichen Exiſtenz zu geben weiß.

Aber bald hätte ich vergeſſen euch von der Farbe der Leidenſchaft zu reden und doch war ich ganz nahe dran. Hat nicht jede Leidenſchaft ihre eigne Farbe? verändert ſie ſich nicht auf jeder Stufe der Leidenſchaft? Die Farbe hat ihre Abſtufungen im Zorn. Entflammt er das Geſicht, ſo brennen die Augen, iſt er auf dem höchſten Grad, ſo verengt er das Herz, anſtatt es auszudehnen. Dann verwirren ſich die Augen, die Bläſſe verbreitet ſich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, ſüßer Genuß, glückliche Befriedigung! färbt nicht jeder dieſer Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?

Von dieſem Perioden gilt was von dem vorigen geſagt worden; auch hier iſt Diderot zu loben, daß er dem Künſtler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt iſt; wenn er ihn auf die Mannigfaltigkeit der Naturerſcheinungen aufmerkſam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten ſucht. Ein gleiches hat er im folgenden zur Abſicht.

Die Mannigfaltigkeit unſerer gewirkten Stoffe, unſerer Gewänder hat nicht wenig beygetragen das Colorit vollkommner zu machen.

Schon oben iſt in einer Anmerkung hierüber etwas geſagt worden.

Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn ohne falſch zu ſeyn.

Daß die Lokalfarbe, ſowohl in einem ganzen Bilde, als durch die verſchiednen Gründe eines Bildes gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenſtänden gemäß bleiben kann, daran iſt nicht der mindeſte Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir oben ſchon einiges geäußert, der aber nicht hier ſondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

Man ſagt daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat recht wenn man darunter verſteht: daß es ſolche giebt die ſich ſchwer verbinden, die dergeſtalt neben einander abſetzen daß Licht und Luft, dieſe beyden allgemeinen Harmoniſten, uns kaum die unmittelbare Nachbarſchaft erträglich machen können.

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmoniſche und disharmoniſche Farben eingeſtehen mußte, zugleich aber bemerkte daß ſtärkeres oder ſchwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewiſſe Vermittlung zu machen ſchien, da man bemerkte daß die Luft, indem ſie die Körper umgiebt, gewiſſe mildernde und ſogar harmoniſche Veränderungen hervorbringt, ſo ſah man beyde als die allgemeinen Harmoniſten an, man vermiſchte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel, auf eine unzuläſſige Weiſe, wieder mit demſelben, man brachte die Maſſen herbey, man redete von Luftperſpectiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man ſehe das Sulzeriſche Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben ſey? nicht heraus gehoben, ſondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verſchüttet wird. Dieſe Arbeit iſt alſo noch zu thun, und vielleicht zeigt es ſich, daß eine ſolche Harmonie, wie ſie unabhängig und urſprünglich im Auge, im Gefühl des Menſchen exiſtirt, auch durch Zuſammenſtellung von gefärbten Gegenſtänden äußerlich hervor gebracht werden kann.

Ich zweifle daß irgend ein Maler dieſe Parthie beſſer verſtehe als eine Frau, die ein wenig eitel iſt, oder ein Sträußermädchen die ihr Handwerk verſteht.

Alſo ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verſtehen ſich auf die Harmonie der Farben! die eine weiß was ihr wohl anſteht, die andere, wie ſie ihre Waare gefällig machen ſoll. Und warum begiebt ſich der Philoſoph, der Phyſiolog nicht in dieſe Schule? Warum nimmt er ſich nicht die kleine Mühe zu beobachten wie ein liebenswürdiges Geſchöpf verfährt um dieſen Elementarkreis zu ihren Gunſten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht was ſie ſich zueignet und was ſie verſchmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben iſt zugeſtanden, der Maler iſt darauf hingewieſen, jeder fordert ſie von ihm und niemand ſagt ihm was ſie ſeyn. Was geſchieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er ſich nicht zu helfen. Und wie benimmt er ſich? Er weicht der Farbe ſelbſt aus, er ſchwächt ſie und glaubt ſie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

Der allgemeine Ton der Farbe kann ſchwach ſeyn ohne daß die Harmonie zerſtört werde, im Gegentheil läßt ſich die Stärke des Colorits mit der Harmonie ſchwer verbinden.

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter ſey ein ſchwaches Colorit harmoniſcher zu machen als ein ſtarkes; aber freylich wenn das Colorit ſtark iſt, wenn die Farben lebhaft erſcheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben ſchwächt, einige hell, andere gemiſcht, andere beſchmutzt im Bilde braucht, dann weiß freylich niemand ob er ein harmoniſches oder disharmoniſches Bild ſieht; das weiß man aber allenfalls zu ſagen daß es unwirkſam, daß es unbedeutend ſey.

Weiß oder hell zu malen ſind zwey ſehr verſchiedne Dinge. Wenn unter zwey verſchiednen Compoſitionen übrigens alles gleich iſt, ſo wird euch die lichteſte gewiß am beſten gefallen; es iſt wie der Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht.

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht ſeyn.

Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieſelben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelſten Zuſtande genommen, werden einen ernſten, ahndungsvollen Effect hervor bringen; aber freylich iſt es ein anderes hell malen als ein weißes, kreidenhaftes Bild darſtellen.

Noch eins! Die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den ſtarken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte ſonſt Spagnolett zu ſeiner Zeit den Guido überwiegen können?

Es giebt eine Zauberey vor der man ſich ſchwer verwahren kann, es iſt die, welche der Maler ausübt der ſeinem Bilde eine gewiſſe Stimmung zu geben verſteht. Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken ſoll! Hier auf dem Gemälde ſteht eine Frau, in weißen Atlas gekleidet! deckt das übrige Bild zu und ſeht das Kleid allein, vielleicht erſcheint euch dieſer Atlas ſchmutzig, matt und nicht ſonderlich wahr. Aber ſeht dieſe Figur wieder in der Mitte der Gegenſtände von denen ſie umgeben iſt und alſobald wird der Atlas und ſeine Farbe ihre Wirkung wieder leiſten. Das macht daß das Ganze gemäßigt iſt, und indem jeder Gegenſtand verhältnißmäßig verliert, ſo iſt nicht zu bemerken was jedem einzelnen gebricht, die Uebereinſtimmung rettet das Werk. Es iſt die Natur bey Sonnenuntergang geſehen.

Niemand wird zweifeln daß ein ſolches Bild Wahrheit und Uebereinſtimmung, beſonders aber große Verdienſte in der Behandlung haben könne.

Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten in der Kunſt die Ordnung des Regenbogens umzuſtoßen. Der Regenbogen iſt in der Malerey was der Grundbaß in der Muſik iſt.

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt ſich dabey was die franzöſiſche Malerſchule darüber ausgeſprochen haben mag. Indem der Phyſiker die ganze Farbentheorie auf die prismatiſchen Erſcheinungen und alſo gewiſſermaßen auf den Regenbogen gründete, ſo nahm man wohl hier und da dieſe Erſcheinungen gleichfalls bey der Malerey als Fundament der harmoniſchen Geſetze an, die man bey der Farbengebung vor Augen haben müſſe, um ſo mehr als man eine auffallende Harmonie in dieſer Erſcheinung nicht leugnen konnte. Allein der Fehler den der Phyſiker beging, verfolgte mit ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auch den Maler. Der Regenbogen, ſo wie die prismatiſchen Erſcheinungen, ſind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfaſſenden, tiefer zu begründenden harmoniſchen Farbenerſcheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma ſie uns zeigen, ſondern dieſe genannten Phänomene ſind harmoniſch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Geſetzen auch ſie ſtehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Muſik verglichen werden, jener umfaßt ſogar nicht einmal alle Erſcheinungen die wir bey der Refraction gewahr werden, er iſt ſo wenig der Generalbaß der Farben als ein Duraccord der Generalbaß der Muſik iſt; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, ſo iſt ein Duraccord harmoniſch. Forſchen wir aber weiter ſo finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccorde, wohl aber in dem ganzen Kreiſe muſikaliſcher Harmonie begriffen iſt.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beſchränktes Phänomen und deſſen allenfallſige Erklärung gezwängt werden kann, ſondern daß jedes Einzelne ſich in den Kreis mit allen übrigen ſtellen, ſich ordnen, ſich unterordnen muß; ſo wird auch dieſe Unbeſtimmtheit, dieſe Verwirrung in der Kunſt dauern, wo man im practiſchen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anſtatt daß der Theoretiker die Frage nur ſtille bey Seite lehnen und eigenſinnig behaupten darf: alles ſey ja ſchon erklärt!

Aber ich fürchte daß kleinmüthige Maler davon ausgegangen ſind um auf eine armſelige Weiſe die Grenzen der Kunſt zu verengen und ſich eine leichte und beſchränkte Manier zu bereiten, das was wir ſo unter uns ein Protokoll nennen.

Diderot rügt hier eine kleine Manier in welche verſchiedene Maler verfallen ſeyn mögen, welche ſich an die beſchränkte Lehre des Phyſikers zu nahe anſchloſſen. Sie ſtellten, ſo ſcheint es, auf ihrer Pallete die Farben in der Ordnung, wie ſie im Regenbogen vorkommen und es entſtand daraus eine unleugbare harmoniſche Folge, ſie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichſam alles verzeichnet war was geſchehen konnte und ſollte. Allein da ſie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatiſchen Geſpenſtes kannten, ſo wagten ſie es nicht bey der Arbeit dieſe Reihe zu zerſtören, oder ſie dergeſtalt zu behandeln daß man jenen Elementarbegriff dabey verlohren hätte, ſondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wieder finden.

Alceſt.
Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie Sich unterfangen —
Söller.
O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch als röch' ich Zwiebeln.
Alceſt zornig und entſchloſſen.
Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.
Söller herzhaft.
Eh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.
Alceſt.
Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?
Söller.
Wie man's nimmt,
Vom Hören und vom Sehn.
Alceſt.
Ha!
Söller.
Nur nicht ſo ergrimmt!
Alceſt mit dem entſchloſſenſten Zorne.
Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?
Söller erſchrocken, will ſich wegbegeben.
Erlauben Sie, mein Herr!

die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Pallete, nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialiſche Behandlung in ein harmoniſches Ganze organiſch verwebt. Diderot greift dieſe Künſtler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine ſolche Gemälde geſehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzuſtellen was er meynt.

Fürwahr es giebt ſolche Protokolliſten in der Malerey, ſolche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beſtändig errathen kann, was ſie machen werden. Wenn ein Gegenſtand dieſe oder jene Farbe hat, ſo kann man gewiß ſeyn dieſe oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Iſt nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, ſo weiß man alles übrige. Ihr ganzes Lebenlang thun ſie nichts weiter als dieſe Ecke zu verſetzen; es iſt ein beweglicher Punkt der auf einer Fläche herum ſpatzirt, der ſich aufhält und bleibt wo es ihm beliebt, der aber immer daſſelbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit ſeinem Hof immer in einerley Kleidern erſchiene.

Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet nicht Chardin. Ihr unerſchrockner Pinſel weiß mit der größten Kühnheit die größte Mannigfaltigkeit und die vollkommenſte Harmonie zu verbinden und ſo alle Farben der Natur mit allen ihren Abſtufungen darzuſtellen.

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine ſolche Behandlung verliert ſich freylich alles ſtoffartige, elementare, rohe, materielle, indem der Künſtler die mannigfaltige Wahrheit des einzelnen, in einer ſchön verbundnen Harmonie des ganzen verborgen, vorzuſtellen weiß, und ſo wären wir zu denen Hauptpunkten von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinſtimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig iſt der folgende Punkt, über den wir erſt Diderot hören und dann unſere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

> Und demohngeachtet haben Vernet und Chardin eine eigne und beſchränkte Art der Farbenbehandlung! Ich zweiſle nicht daran und würde ſie wohl entdecken wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß der Menſch kein Gott iſt und daß die Werkſtatt des Künſtlers nicht die Natur iſt.

Nachdem Diderot gegen die Manieriſten lebhaft geſtritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen ſeine Lieblungskünſtler, Vernet und Chardin entgegen geſetzt, ſo kommt er an den zarten Punkt daß denn doch auch dieſe mit einer gewiſſen beſtimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas eignes, etwas beſchränktes Schuld geben könnte, ſo daß er kaum ſieht wie er ſie von den Manieriſten unterſcheiden ſoll. Hätte er von den größten Künſtlern geſprochen, ſo wurde er doch in Verſuchung gerathen ſeyn eben daſſelbe zu ſagen; aber er wird billig, er will den Künſtler nicht mit Gott, das Kunſtwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterſcheidet ſich denn alſo der Künſtler, der auf dem rechten Wege geht von demjenigen, der den falſchen eingeſchlagen hat? Dadurch daß er einer Methode bedächtig folgt, anſtatt daß jener leichtſinnig einer Manier nachhängt.

Der Künſtler, der immer anſchaut, empfindet, denkt, wird die Gegenſtände in ihrer höchſten Würde, in ihrer lebhafteſten Wirkung, in ihren reinſten Verhältniſſen erblicken, bey der Nachahmung wird ihm eine ſelbſtgedachte, eine überlieferte, ſelbſtdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bey Ausübung dieſer Methode ſeine Individualität mit ins Spiel kommt, ſo wird er doch durch dieſelbe, ſo wie durch die reinſte Anwendung ſeiner höchſten Sinnes- und Geiſteskräfte, immer wieder ins allgemeine gehoben, und kann ſo bis an die Grenzen der möglichen Production gefuhrt werden. Auf dieſem Wege erhuben ſich die Griechen bis zu der Höhe auf der wir beſonders ihre plaſtiſche Kunſt kennen, und warum haben ihre Werke aus den verſchiednen Zeiten und von verſchiednem Werthe einen gewiſſen gemeinſamen Eindruck? Doch wohl nur daher weil ſie der Einen, wahren Methode im Vorſchreiten folgten, welche ſie ſelbſt beym Rückſchritt nicht ganz verlaſſen konnten.

Das Reſultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegenſatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchſten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig iſt, deswegen nähern ſich alle große Künſtler einander in ihren beſten Werken. So hat Rafael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichſten gerieth. Die Manier hingegen individualiſirt, wenn man ſo ſagen darf, noch das Individuum. Der Menſch, der ſeinen Trieben und Neigungen unaufhaltſam nachhängt, entfernt ſich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja ſogar von denen die ihm allenfalls noch ähnlich ſeyn könnten, er macht keine Anſprüche an die Menſchheit und ſo trennt er ſich von den Menſchen. Dieſes gilt ſo gut vom ſittlichen als vom kunſtlichen, denn da alle Handlungen des Menſchen aus Einer Quelle kommen ſo gleichen ſie ſich auch in allen ihren Ableitungen.

Und ſo edler Diderot wollen wir bey deinem Ausſpruch beruhen, indem wir ihn verſtärken.

Der Menſch verlange nicht Gott gleich zu ſeyn, aber er ſtrebe ſich als Menſch zu vollenden. Der Künſtler ſtrebe nicht ein Naturwerk aber ein vollendetes Kunſtwerk hervor zu bringen.

Irrthümer und Mängel.

Caricatur. Es giebt Caricaturen der Farbe wie der Zeichnung und alle Caricatur iſt im böſen Geſchmack.

Wie eine ſolche Caricatur möglich ſey, und worin ſie ſich von einer eigentlich disharmoniſchen Farbengebung unterſcheide, läßt ſich erſt deutlich aus einander ſetzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf ſie beruht, einig geworden; denn es ſetzt voraus daß das Auge eine Uebereinſtimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beyden entſtehen, unterrichtet ſey. Alsdann ſieht man erſt ein, daß es eine dritte Art geben könne, die ſich zwiſchen beyde hinein ſetzt. Man kann mit Verſtand und Vorſatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Characteriſtiſche hervor, geht man aber weiter, übertreibt man dieſe Abweichung, oder wagt man ſie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, ſo entſteht die Caricatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird und wofür ſich jeder Künſtler ſorgfältig hüten ſollte.

Individuelles Colorit. Warum giebt es ſo vielerley Coloriſten? indeſſen es nur Eine Farbenmiſchung in der Natur giebt.

Man kann nicht eigentlich ſagen daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe, denn beym Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menſchen der die Farbe ſieht, im Auge aufnimmt und zuſammen hält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raiſonnements zu gerathen, daß alle geſunde Augen alle Farben und ihr Verhältniß ohngefähr überein ſehen. Denn auf dieſem Glauben der Uebereinſtimmung ſolcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verſchiedenheit in Abſicht auf Farben ſich befindet, kann man am beſten bey dem Maler ſehen, der etwas ähnliches mit dem was er ſieht hervor bringen ſoll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Geſehene ſchließen und mit Diderot ſagen:

Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bey. Ein zartes und ſchwaches Auge wird ſich mit lebhaften und ſtarken Farben nicht befreunden und ein Maler wird keine Wirkungen in ſein Bild bringen wollen die ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände ſeines Zimmers bedeckt, er wird ſeine Leinwand mit ſchwachen, ſanften und zarten Tönen färben und gewöhnlich durch eine gewiſſe Harmonie erſetzen was er euch an Kraft entzog.

Dieſes ſchwache, ſanfte Colorit, dieſe Flucht vor lebhaften Farben, kann ſich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herſchreiben. Wir finden daß geſunde, ſtarke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute ſich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben ſo finden wir auch daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil ſein Organ geſchwächt iſt, theils weil er das auszeichnende, das characteriſtiſche vermeidet.

Bey dem Künſtler hingegen iſt die Unſicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld wenn ſein Colorit unbedeutend iſt. Die ſtärkſte Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer ſtarken Farbe und nur wer ſeiner Sache gewiß wäre wagte ſie neben einander zu ſetzen. Wer ſich dabey der Empfindung, dem Ohngefähr überläßt bringt leicht eine Caricatur hervor, die er, in ſo fern er Geſchmack hat, vermeiden wird; daher alſo das Dämpfen, das Miſchen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie die ſich in ein Nichts auflöſt, anſtatt das Ganze zu umfaſſen.

Warum ſollte der Character, ja ſelbſt die Lage des Malers nicht auf ſein Colorit Einfluß haben? Wenn ſein gewöhnlicher Gedanke traurig, düſter und ſchwarz iſt, wenn es in ſeinem melancholiſchen Kopf und in ſeiner düſtern Werkſtatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus ſeinem Zimmer vertreibt, wenn er Einſamkeit und Finſterniß ſucht, werdet ihr nicht eine Darſtellung zu erwarten haben die wohl kräftig aber zugleich dunkel, mißfarbig und düſter iſt? Ein Gelbſüchtiger, der alles gelb ſieht, wie ſoll der nicht über ſein Bild denſelben Schleyer werfen den ſein krankes Organ über die Gegenſtände der Natur zieht und der ihm ſelbſt verdrießlich iſt, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen ſieht?

Seyd gewiß, daß ein Maler ſich in ſeinen Werken eben ſo ſehr, ja noch mehr, als ein Schriftſteller in dem ſeinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus ſeinem Character, überwindet die Natur und den Hang ſeines Organs. Er iſt wie ein verſchloßner, ſchweigender Mann, der doch auch einmal ſeine Stimme erhebe; die Exploſion iſt vorüber, er fällt in ſeinen natürlichen Zuſtand in das Stillſchweigen zurück. Der traurige Künſtler, der mit einem ſchwachen Organ gebohren iſt, wird wohl Einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervor bringen, aber bald wird er wieder zu ſeinem natürlichen Colorit zurückkehren.

Unterdeſſen iſt es ſchon äußerſt erfreulich, wenn ein Künſtler einen ſolchen Mangel bey ſich gewahr wird und äußerſt beyfallswürdig wenn er ſich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr ſelten findet ſich ein ſolcher und wo er ſich findet, wird ſeine Bemühung gewiß belohnt und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortſchritt verſprechen.

Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft iſt, auf welche Weiſe es wolle, ſo wird es einen Dunſt über alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerſt leiden muß.

Nachdem alſo Diderot den Künſtler aufmerkſam gemacht hat was er an ſich zu bekämpfen habe, ſo zeigt er ihm auch noch die Gefahren die ihm in der Schule bevorſtehen.

Einfluß des Meiſters. Was den wahren Coloriſten ſelten macht iſt daß der Künſtler ſich gewöhnlich Einem Meiſter ergiebt. Eine undenkliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Meiſters, ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt ſich durch fremde Augen zu ſehen und verliert den Gebrauch der ſeinigen. Nach und nach macht er ſich eine gewiſſe Kunſtfertigkeit die ihn feſſelt und von der er ſich weder befreyen noch entfernen kann: die Kette iſt ihm ums Auge gelegt, wie dem Sclaven um den Fuß, und das iſt die Urſache daß ſich ſo manches falſche Colorit verbreitet. Einer der nach la Grenee copirt wird ſich ans glänzende und ſolide gewöhnen,

Alceſt ihn zurückhaltend.

Wohin?

Söller.

Beyſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller vor ſich.

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts. Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt dringend zornig.

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt

heftiger, und auf ihn losgehend.

Geſchwinde.

Söller in Angſt.

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

Herzhaft. Ich rufe dem Geſinde!

Alceſt kriegt ihn beym Kragen.

Wer war's?

Söller will ſich losreiſſen.

Was? Hölle!

Alceſt hält ihn feſter.

Wer? Sie übertreiben mich!

Er zieht den Degen.

wer ſich an le Prince hält wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violet, wer Chardin ſtudirt iſt wahr! Und daher kommt dieſe Verſchiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe ſelbſt unter Künſtlern; der eine ſagt daß Pouſſin trocken, der andere daß Rubens übertrieben iſt, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen ſanft auf die Schulter und bemerke daß ſie eine Albernheit geſagt haben.

Es iſt keine Frage daß gewiſſe Fehler, gewiſſe falſche Richtungen ſich leicht mittheilen, wenn Alter und Anſehen beſonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweiſen daß man lernen könne mit andern Augen ſehen; aber ſo gut ein falſcher Unterricht böſe Früchte bringt und das manierirte fortpflanzt, eben ſo gut wird auch durch dieſe Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünſtigt. Wir rufen dir alſo wackrer Diderot abermals, ſo wie beym vorigen Kapitel zu: indem du deinen Jüngling vor den Afterſchulen warnſt, ſo mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig.

Unſicherheit im Auftragen der Farben. Der Künſtler, indem er ſeine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer welche Wirkung ſie in dem Gemälde hervor bringen wird und freylich! womit vergleicht er dieſe Farbe, dieſe Tinte auf ſeiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit urſprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet ſie an dem Orte wo er ſie bereitet hat und überträgt ſie in Gedanken an den Platz wo ſie angewendet werden ſoll. Wie oft begegnet es ihm nicht daß er ſich bey dieſer Schätzung betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Scene ſeiner Zuſammenſetzung übergeht wird die Farbe modificirt, geſchwächt, erhöht, ſie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der Künſtler herum, handthiert ſeine Farbe hin und wieder und quält ſie auf alle Weiſe. Unter dieſer Arbeit wird die Tinte eine Zuſammenſetzung verſchiedner Subſtanzen welche mehr oder weniger (chemiſch) auf einander wirken und früher oder ſpäter ſich verſtimmen.

Dieſe Unſicherheit kommt daher, wenn der Künſtler nicht deutlich weiß was er machen ſoll und wie er es zu machen hat, beydes, beſonders aber das letzte, läßt ſich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen ſind, die Folge, in welcher ſie zu brauchen ſind, von der erſten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wiſſenſchaftlich, ja beynahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emaillemaler ganz falſche Tinten auftragen muß und nur im Geiſte die Wirkung ſieht, die erſt durchs Feuer hervor gebracht wird, ſo ſollte doch der Oehlmaler, von dem hauptſächlich hier die Rede iſt, wohl eher wiſſen was er vorzubereiten und wie er ſtufenweiſe ſein Bild auszuführen habe.

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers den er lobt und begünſtigt aufführen müſſen.

Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat heftet ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt halb geöffnet, er ſchnaubt, (ächzt, lechzt,) ſeine Palette iſt ein Bild des Chaos. In dieſes Chaos taucht er ſeinen Pinſel und zieht das Werk ſeiner Schöpfung hervor. Er ſteht auf, entfernt ſich, wirft einen Blick auf ſein Werk. Er ſetzt ſich wieder und ihr werdet ſo die Gegenſtände der Natur lebendig auf ſeiner Tafel entſtehen ſehen.

Vielleicht iſt es nur der deutſchen Geſetztheit lächerlich einen braven Künſtler hinter ſeinem Gegenſtande, gleichſam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem

Wilde her, mit offnem Munde ſchnauben zu ſehen. Vergebens verſuchte ich das franzöſiſche Wort haleter in ſeiner ganzen Bedeutung auszudrücken, ſelbſt die mehreren gebrauchten Worte faſſen es nicht ganz in die Mitte; aber ſo viel ſcheint mir doch höchſt wahrſcheinlich daß weder Rafael bey der Meſſe von Bolſena, noch Coreggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veroneſe vor einer Hochzeit zu Cana mit offnem Munde geſeſſen, geſchnaubt, geächzt, gelechzt, geſtöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl ſo ein franzöſiſcher Fratzenſprung ſeyn, vor dem ſich dieſe lebhafte Nation in den ernſteſten Geſchäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes iſt nicht viel beſſer.

Mein Freund! geht in eine Werkſtatt und ſeht den Künſtler arbeiten. Wenn er ſeine Tinten und Halbtinten recht ſymetriſch, rings um die Palette, geordnet hat, oder wenn nicht wenigſtens nach einer Viertelſtunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander geſtrichen iſt; ſo entſcheidet kühn daß der Künſtler kalt iſt und daß er nichts bedeutendes hervor bringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen ſchweren Gelehrten der eben die Stelle eines Autors nöthig hat.

Der ſteigt auf ſeine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibetiſch, copirt die Zeile die er braucht, ſteigt die Leiter wieder hinan und ſtellt das Buch an den Platz zurück. Das iſt fürwahr nicht der Gang des Genies.

Wir ſelbſt haben dem Künſtler oben zur Pflicht gemacht die materielle Farbenerſcheinung der abgeſonderten Pigmente, durch wohlverſtandene Miſchung, zu tilgen, die Farbe, ſeinen Gegenſtänden gemäß, zu individualiſiren und gleichſam zu organiſiren; ob aber dieſe Operation ſo wild und tumultuariſch vorgenommen werden müſſe, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutſcher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes deſto dauerhafter ſeyn je ſichrer der Maler von der Wirkung ſeines Pinſels, je kühner, je freyer ſein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehandthiert und gequält, je einfacher und kecker er ſie angewendet hat. Man ſieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinſtimmung verlieren, man ſieht alte die ſich, ohnerachtet der Zeit, friſch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieſer Vortheil ſcheint mir nicht ſowohl eine Wirkung der beſſern Eigenſchaft ihrer Farben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bey der Arbeit zu ſeyn.

Ein ſchönes und ächtes Wort von einer wichtigen und ſchönen Sache. Warum ſtimmſt du, alter Freund, nicht immer ſo mit dem Wahren und mit dir ſelbſt überein? Warum nöthigſt du uns mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu ſchließen?

O mein Freund, welche Kunſt iſt die Malerey! Ich vollende mit einer Zeile was der Künſtler in einer Woche kaum entwirft und zu ſeinem Unglück weiß er, ſieht er, fühlt er, wie ich und kann ſich durch ſeine Darſtellung nicht genug thun. Die Empfindung, indem ſie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das was er vermag, er verdirbt ein Meiſterſtück, denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Grenze ſeiner Kunſt.

Freylich iſt die Malerey ſehr weit von der Redekunſt entfernt und wenn man auch annehmen könnte der bildende Künſtler ſehe die Gegenſtände wie der Redner, ſo wird doch bey jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bey dieſem. Der Redner eilt von Gegenſtand zu Gegenſtand, von Kunſtwerk zu Kunſtwerk, um darüber zu denken, ſie zu faſſen, ſie zu überſehen, ſie zu ordnen und ihre Eigenſchaften auszuſprechen. Der Künſtler hingegen ruht auf dem Gegenſtande, er vereinigt ſich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beſte ſeines Geiſtes, ſeines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bey der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anſchlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenſtandes verfließen? Welcher ächte Künſtler weiß von Zeit indem er arbeitet? Das was dich den Redner ängſtigt das macht des Künſtlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchteſt fühlt er das ſchönſte Behagen.

Und deinem andern Freunde der, ohne es zu wiſſen, auf den Gipfel der Kunſt geräth und durch Fortarbeiten ſein treffliches Werk wieder verdirbt, dem iſt am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich ſo weit in der Kunſt, wenn er wirklich ſo brav iſt, ſo wird es nicht ſchwer halten ihm auch das Bewußtſeyn ſeiner Geſchicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel ſchon ausübt, die uns lehrt, wie das beſte zu machen ſey und uns zugleich warnt nicht mehr als das beſte machen zu wollen.

Und ſo ſey auch für diesmal dieſe Unterhaltung geſchloſſen. Einſtweilen nehme der Leſer das, was ſich in dieſer Form geben ließe, geneigt auf, bis wir ihm ſowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das maleriſche Colorit im beſondern, das Beſte was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung, mittheilen und überliefern können.

III.

Niobe mit ihren Kindern.

Da Götter noch die Erde beſuchten, mit den Menſchen lebten und umgingen, oft, weiſe und gerecht, Lohn und Strafe austheilten, oft aber auch, willkührlich, von Leidenſchaften hingeriſſen, kleine Vergehungen und Beleidigungen rächten und dabey nicht immer den Unſchuldigen verſchonten; in dieſer fabelhaften Zeit lebte Niobe des Tantalus Tochter, Amphions Gemahlin, des Sängers und Königs zu Theben. Sie war ſtolz auf eine ganze Schaar blühender Kinder, erhob ſich deswegen über Latona und zur Rache für dieſes Vergehen wurden alle ihre Söhne und Töchter von Apoll und Dianen mit Pfeilen erſchoſſen; die unglückliche Mutter ſchweifte darauf, vom Schmerz bezwungen, in der Irre umher und wurde, nach der Dichter Sage, zum Felſen verwandelt. An der phrygiſchen Küſte ſoll ſie ſtehen und aus nie verſiegender Quelle raſtloſe Thränen weinen.

Bey den Alten war dieſe Fabel ein beliebter und oft bearbeiteter Gegenſtand der bildenden Kunſt und es haben ſich, unter den übrig gebliebenen Reſten, noch verſchiedene Darſtellungen derſelben erhalten. Ein Basrelief in der Villa Borgheſe iſt unvergleichlich ſchön, wenn gleich völlig ſymmetriſch angeordnet. Ein anderes, im clementiniſchen Muſäum, zeichnet ſich durch Lieblichkeit und Reiz aus. Ein drittes in der Villa Albani, welches nur Bruchſtück iſt, und einige todtliegende Söhne der Niobe zeigt, hat das Verdienſt vorzüglich guter Arbeit. Ein viertes, in der Sammlung des Grafen Pembroke, in England (*), muß nach der Angabe beträchtlich groß ſeyn, und iſt alſo wahrſcheinlich ebenfalls eine von den andern unterſchiedene Vorſtellung. Alle angezeigten Werke werden aber, ſo an Ruhm wie an Verdienſt, von den bekannten Statuen der Niobe und ihren Kindern, in der florentiniſchen Gallerie, übertroffen, welche zum Theil Haupt- und Meiſterſtücke der alten Kunſt ſind.

Da jedoch ihr Werth vielleicht mehr allgemein zugegeben als deutlich erkannt iſt, auch nur wenige von ihrem gegenſeitigen Verhältniß und eigentlichen Zuſtand unter-

---

(*) Man ſehe das weitere über dieſe Kunſtwerke in einem Nachtrag am Ende der Abhandlung.

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller fällt vor Angſt auf die Knie.

Ich.

Alceſt drohend.

Was haben Sie geſehn?

Söller furchtſam.

Ey nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt wie oben.

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.

Das heiſt? —

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Söller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt immer wie oben.

Es heiſt? Beym Teufel!

richtet ſeyn können, ſo ſey es erlaubt hier den Verſuch einer berichtigenden, genauern Beſchreibung, wißbegierigen Liebhabern der Kunſt, vorzulegen.

Dieſe Bilder wurden zu Rom auf dem esquiliniſchen Berge ausgegraben, und aus einem Briefe des florentiniſchen Bildhauers Cioli ſcheint zu erhellen daß ſolches um das Jahr 1535 (*) geſchehen ſey, ſo wie daß der Eigenthümer ſolche damals für eine mäßige Summe an den Großherzog überlaſſen wollte. Sie wurden auch nachher wirklich erſtanden, in den Garten der Villa Medicis geſtellt und blieben lange Zeit eine der vornehmſten Zierden deſſelben. Als, vom Jahre 1770 an, nach und nach, die Kunſtſchätze aus dieſer Villa auf Florenz geſchafft wurden, ſo ließ endlich Großherzog Leopold auch die Familie der Niobe nachholen und, in einem, eigens für ſie eingerichteten, prächtigen Saal, aufſtellen, wo man dieſelbe noch gegenwärtig ſieht.

Der Ruhm dieſer Werke ſcheint mit den Zeiten gewechſelt zu haben. Gleich nach ihrer Wiederauffindung mochte man ihren Werth ohne Zweifel nicht ganz erkennen, wie aus dem niedrigen Kaufpreis zu ſchließen iſt

---

(*) In wiefern ſich an dieſer Angabe zweifeln laſſe wird in dem Nachtrage weiter ausgeführt werden.

und aus dem Umſtand daß ihnen nur im Garten ein Platz gegönnt wurde, da die geſchätzteſten Antiken ſonſt in der Gallerie ſtunden. Denn zu derſelben Zeit hielten die Alterthumsforſcher, faſt ausſchließlich, nur dasjenige hoch was auf die römiſche Geſchichte Bezug hatte. Auch war die herrſchende Manier in der Kunſt viel zu weit von der reinen Einfalt entfernt als daß die Künſtler Gefallen daran hätten finden können. Es iſt ferner in neuern Kunſtwerken keine Spur vorhanden daß Niobe oder ihre Kinder auf die Geſtalten gewirkt, bis auf Guido Rheni, welcher das Ideal ſeiner aufwärts ſehenden Köpfe von denſelben hergenommen zu haben ſcheint. Nachher wurde abermals eine lange Zeit wenig auf ſie geachtet, bis endlich Winkelmann, durch ſeine ſchöne Beſchreibung in der Kunſtgeſchichte, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Bilder richtete. Damals war er ohne Zweifel mit ſeinem Freunde Mengs hierüber einerley Meinung, und wir müſſen es alſo mehr einem Anfall von Laune als dem Reſultate wiederholter Beobachtungen zuſchreiben, wenn dieſer nachher, in einem Briefe an Monsign. Fabroni (*), alle unbedingt blos für Copien nach andern und beſſern Originalſtücken halten will.

(*) Opere di Ant. Raf. Mengs. p. 359

Dieſe vorläufigen Nachrichten von der Geſchichte und den Meynungen über den Gegenſtand unſerer Abhandlung führen uns zu der nähern Beſchreibung deſſelben.

Zur Familie der Niobe werden, außer der Gruppe der Mutter mit ihrer jüngſten Tochter im Schoos, noch ſechszehen andere Figuren gerechnet, darunter zwey völlig fremde ſich befinden, eine von den Töchtern zweifelhaft iſt und zwey Söhne doppelt vorhanden ſind. Das eigentliche ganze Werk, oder was wir von demſelben noch beſitzen, beſteht alſo aus der Mutter, fünf Töchtern (die zweifelhafte nicht mit gerechnet), ſechs Söhnen und dem Pädagogen.

I.

Gruppe der Niobe mit ihrer jüngſten Tochter.

Niobe iſt als Frau in reifen Jahren vorgeſtellt, in welchen die Natur alle ihre Würde, Größe und Kraft erreicht hat und noch nicht abnimmt, ſondern in ihrer vollkommenſten Fülle und Pracht erſcheinet. Eine Mutter vieler Kinder, alle genährt aus der vollen Bruſt, die nicht abgeſtorben, nicht ſchlaff, nicht hängend iſt, ohne Ueberfluß reich und voll, der gewaltigen Natur und Form der ganzen Figur angemeſſen.

Sie ſiehet, nicht als wenn ſie eilends vorwärts ſchreiten wollte, ſondern als wenn ſie eben zur Seite auswiche, um durch ihre Wendung das Kind zu bergen, welches im mütterlichen Schooße Zuflucht ſucht, erſchrokken, jammernd, abwehrend ſich windet, und die kommenden Pfeile ſchon in dem zarten Körper zu fühlen glaubt. Die Mutter bückt ſich über und drückt das Kind, mit der rechten Hand, zärtlich und ſchützend, in den Schoos, hält es zwiſchen ihren ſich ſchließenden Knien. Sie iſt etwas nach der linken zu gewendet, indem ſie, vorwärts und nach der rechten hin, über ſich ſchaut, wo die Gefahr herkommt, welcher ſie ausweichen will. Im hohen, ſchmerzhaften Gefühl der Mutterliebe, ernſt und klagend, nicht ſtolz, wie einige zu ſehen geglaubt haben, auch nicht verzweifelnd, welches gegen den Adel ihrer hohen Natur wäre, ſondern beſorgt und in Aengſten, doch weniger für ſich als für das Kind ihres Herzens Liebling. Die linke faßt und zieht den Mantel über die Schulter, als wollte ſie auch dieſen zum Schutz anwenden, ſich und das Mädchen mit demſelben bedecken.

Dieſes hängt an der Mutter, es faßt ſie mit der linken um die Hüfte, die Rechte iſt über das Haupt gebogen, kommende Pfeile aufzufangen, abzuwenden; es kniet, aber nicht auf der Erde, ſondern ſchwebt, gleichſam in ängſtlicher Bewegung, nur etwa auf der Spitze des rechten Fußes ruhend, der, mit Gewand bedeckt, nicht ſichtbar iſt, das linke Knie ſteht weiter zurück als das rechte und berührt, ſammt dem Fuß, die Erde nicht. Die Haare der Niobe, ſimpel von einem Band gefaßt, verbreiten ſich reichlich im Nacken und auf dem Rücken, einzelne Locken fallen über die Schultern gegen den Buſen herab. Das Untergewand hat keine Aermel, ſondern läßt ihre Arme frey; weit und lang, bedeckt es die Füße zum Theil und iſt unter der Bruſt, einfach, mit einem Gürtel gebunden. Der Mantel ſchlägt ſich, vielgefaltet, um den Schoos zuſammen und geht, von der rechten Seite, über den Rücken hinauf, bis nach der linken Schulter, über welche er gezogen iſt und von da wieder in den Schoos niederfällt. Die Schuhe ſind mit beynahe zollhohen Sohlen verſehen.

Das Mädchen hat die Haare gleich der Mutter gebunden, ſie fallen unter der Hand derſelben reichlich über den Nacken herab. Sein Untergewand, ebenfalls ohne Aermel, wird unter der Bruſt, mit einer Schnur oder einem ſchmalen Bändchen, an den Leib gehalten, es hat nur wenig flache, wellenförmige Falten und liegt nahe an, als habe ſich der Künſtler das Gewand feucht und genau anliegend gedacht, daher zeigen ſich die Formen des Körpers in aller ihrer Schönheit und jugendlichem Reiz, der Mantel oder das Uebergewand iſt zierlich um die Schenkel gewunden, es bedeckt dieſelben, nebſt dem linken Bein, bis an den Knöchel des Fußes, und fällt noch, in einem Haufen Falten, zur Seite, auf die Erde.

In Rückſicht der Erfindung betrachtet dürfte es ſchwer ſeyn an dieſem Werk einen einzigen Flecken auszuſpüren, der Gedanke iſt groß, edel, rund ausgebildet, alle Kunſtforderungen, welche man an ein Kunſtwerk machen kann, ſind erfüllt, und dabey geſteht man gern daß es zugleich zart, innig, tief, geiſtreich, empfunden, zärtlich und rührend ſey. Wir intereſſiren uns für die Figuren, ihre Würde erfüllt uns mit Achtung, ihre Huld und Schönheit zieht uns unwiderſtehlich an, ihr Zuſtand, ihre Gefahr macht uns beſorgt, dringt uns Seufzer ab. Dieſe Sinneseinheit herrſcht und wirkt durchaus, in Stellung und Bewegung, durch Glieder und Gliedesglieder, überall zum großen Ausdruck des Ganzen.

Niobe mit ihrer Tochter gehört nicht zu den eleganteſten Gruppen der alten Kunſt, die Anordnung hat zwar große Verdienſte, doch ſind einige Werke vom ſpätern griechiſchen Style in dieſer Hinſicht ohne Zweifel vollkommnere Muſter. Die Wendung beyder Figuren iſt vortrefflich, an der Mutter voll Würde, an dem Mädchen voll Zärtlichkeit, in beyden von unvergleichlichem Ausdruck. Wahrſcheinlich hatte der Künſtler die Abſicht aus dem Kopf des Mädchens und deſſen Armen, mit dem Arm und der Hand der Mutter, den Mittelpunkt der Gruppe, die größte anziehende Maſſe, den Kern des Ganzen zu machen, welche Intention jedoch nicht ganz gelungen iſt; denn der Blick des Beſchauers bleibt immer zuletzt auf dem Kopf der Niobe haften, der mit doppelter Gewalt, der Schönheit und des Affects, die Aufmerkſamkeit feſt hält. Die Anordnung der übrigen Glieder iſt regelmäßig und künſtlich, wenn gleich noch nicht völlig ſo vollendet, gewandt und unübertrefflich wie wir ſie am Laokoon, den Ringern und andern Gruppen vom ſpätern Style bewundern müſſen, über welche hinaus weder Gedanke noch Wunſch reichen kann.

Einige Betrachtungen über Zeichnung, Character, Styl und muthmaßliche Zeit der Entſtehung dieſer Gruppe beziehen ſich auch zugleich auf alle andere, zur Familie der Niobe gehörige Figuren, welche auf Originalität Anſprüche haben, und ſcheinen hier um ſo viel mehr am Plane zu ſtehen als die Beſchreibung der Statuen ſelbſt dadurch an Kürze und Deutlichkeit gewinnen wird.

Das Große und Schöne war der Zweck des Künſtlers und er hat denſelben herrlich erreicht. Dem Mädchen gab er den Zauber des Reizes und der Huld. Schlank und fließend, eben ſo wohl verſtanden als zierlich, ſind die Formen deſſelben. Der Rücken, die Hüfte, die Seiten, unter dem dünnen anliegenden Gewand, nichts kann ſchöner, reiner, anziehender ſeyn, ſo wie das reine Contour des Haupts, die freye Stirne. Es iſt unmöglich eine anmuthigere, lieblichere, holdſeligere, zartere Geſtalt hervor zu bringen!

Die Mutter beſucht uns nicht durch die Grazien der Jugend, ſie iſt die reife, ausgebildete Schönheit. Juno iſt nicht erhabener, ſondern nur ſtolzer, gewaltiger; Pallas nicht ſchöner, nicht reiner von Zügen, ſondern nur kälter, gleichgültiger, ſelbſtgenügſamer in ihrer göttlichen Natur. Hier ſehen wir eine Frau vor uns, eine Königin, eine Mutter, ihr leiht die Menſchheit, die Noth ſelbſt, unter welcher ſie nicht erliegt, welche ſie nur duldet, Reize und bringt ſie uns näher. Wir fühlen erwartend und biegen ſelbſt aus vor den Pfeilen, welche das Kind in ihrem Schooße treffen ſollen, möchten ihr helfen, daſſelbe bergen und ſchützen, der drohenden Gefahr abwehren. Wir ſind bekümmert, wir ſeufzen und ängſtigen uns mit ihr, der liebenden Mutter! Vielleicht kann die Kunſt mehr erſchüttern, inniger kann ſie das Herz nicht rühren!

Das wiſſenſchaftliche der Zeichnung ſcheint vollkommen gut, wir ſagen abſichtlich nur es ſcheint, denn der wägende, forſchende Verſtand wird von der Unterſuchung dieſes Werks, durch die Macht welche daſſelbe über unſere Empfindungen ausübt, immer abgezogen, es läßt uns nie Zeit den Maaßſtab der Regeln anzuſchlagen, unſer Herz iſt gewonnen, kein Argwohn findet Statt, wir ſind immer nur zur Bewunderung und niemals zum Tadel geneigt.

Die Behandlung iſt überhaupt ſehr fleißig und ſorgfältig, alle Theile, beſonders die Geſichter, ſind mit Vorſicht, mit Liebe ausgeführt, gerundet, fein und zärtlich, ſehr beſtimmt, doch ohne Härte. In den Haaren nimmt man ein breites, kühn geführtes Eiſen wahr. Die Arbeit an denſelben kömmt mit der Arbeit an den Haaren der groſſen ludoviſiſchen Juno ziemlich überein, ſie iſt weder ſo ſteif und drathartig als an den beyden albaniſchen Minerven, oder andern frühern Bildern des hohen Styls; entfernt ſich aber doch, ſo wie der Geiſt und die Behandlung des Ganzen überhaupt, noch weit mehr von dem weichlichen und ſanften, welches wir z. B. an der Venus im Capitolium und an der von Bupalus im clementiniſchen Muſäum bemerken. Die Künſtler dieſer Figuren bemühten ſich alle Ecken und Winkel ſorgfältig zu vermeiden, der Meiſter der Niobe hingegen wollte nichts ſchwebend und unbeſtimmt laſſen, ſondern alles ausbilden und mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt vollenden. Die Ausführung der Falten iſt ebenfalls glatt und fleißig, nur an wenigen Stellen wird der Meißel ſichtbar, die Zeichnung iſt vortrefflich ſchön, abwechſelnd, nach der Natur des Zeuges ſanft eingebogen und gebrochen. Die Maſſen hingegen ſind nicht nach der Regel beobachtet, es kommen viele kleine, mit dem Bohrer getriebene, tiefe Falten und Brüche vor, laufen zuweilen über hohe Stellen der Glieder weg und laſſen das Auge nirgends Ruhe finden.

Diejenigen haben indeſſen ſchwache Gründe welche bezweifeln wollen daß die Niobe ein Originalwerk ſey. Kein Nachahmer hat jemals oder wird jemals mit ſo viel Liebe, Geiſt und Sorgfalt arbeiten, ſeiner Copie dieſen lebendigen Odem, dieſe Seele einhauchen können. Die Beſchreibung welche hier gegeben wird, iſt gewiß nicht übertrieben, ſondern, ohne Anſpruch und ohne Abſicht zu loben, vor dem Bilde ſelbſt, abgefaßt; ungeſchmückt, der einfache Ausdruck von Empfindungen welche das Anſchauen deſſelben bey dem Verfaſſer erregte, und in

Söller.
Nun, es heißt ein Rendez-vous.
Alceſt erſchrocken.
Er lügt!
Söller vor ſich
Er iſt erſchreckt.
Alceſt vor ſich
Wie hat er das erfahren?
Er ſteckt den Degen ein.
Söller vor ſich.
Courage!
Alceſt vor ſich.
Wer verrieth, daß wir beyſammen waren?
Erhohlt.
Was meinen Sie damit?
Söller trotzig.
O wir verſtehn uns ſchon.
Das Luſtſpiel heute Nacht! ich ſtand nicht weit davon.
Alceſt erſtaunt.
Und wo?
Söller.
Im Cabinet!
Alceſt.
So war Er auf dem Balle!
Söller.
Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwey Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,

jedem Gemüth wo Sinn und Empfänglichkeit für Schönheit und Kunſt wohnen erregen muß. Wenn die Niobe eine Copie ſeyn könnte, ſo wäre ſie zum wenigſten ſo vortrefflich daß die gewohnten Begriffe von der Möglichkeit zu copiren dadurch übertroffen würden und müßte alſo dem Urbild gleich, oder doch ſehr nahe kommen. Allein zugegeben die Nachbildung habe jenes nicht erreicht, worin ſollen oder können wir uns denn daſſelbe als viel vortrefflicher gedenken?

Dieſer Frage iſt kaum auf eine andere Art auszuweichen als durch die Behauptung: daß es keinen eigentlichen Maaßſtab für das volle Vermögen der alten Kunſt gebe, indem uns keine authentiſch erwieſene Arbeit von einem ihrer großen Meiſter übrig geblieben ſey. Allein dieſes iſt doch immer nur eine ſchwache Ausflucht, welche wieder andere Schwierigkeiten nach ſich zieht, mit denen man Mühe hat ſich abzufinden. Die Zerſtörung in den barbariſchen Zeiten muß mittelmäßige Kunſtwerke ja wohl eben ſo gut wie die vortrefflichſten betroffen haben, und es wäre doch ein ſeltſamer, böſer Zufall wenn unter der ganzen übrig gebliebenen Menge kein einziges Werk eines vorzüglichen Meiſters mehr vorhanden wäre, ſo daß uns alſo auch nicht einmal von den verſchütteten Broſamen des großen Gaſtmahls etwas zu koſten übrig geblieben'

Aber um wahrſcheinlich zu machen, um zu zeigen daß die ſchönſten Stücke welche wir noch beſitzen, in Vergleichung mit denen die verlohren gegangen, nicht mehr als nur mittelmäßig ſind, müßte vorerſt dargethan werden: daß die bildende Kunſt bey den Griechen alle anderen Künſte und vornehmlich die poetiſche Kunſt verhältnißmäßig weit übertroffen habe, und wer wird ein ſolches Paradox behaupten wollen, da wir ſie immer gleichen Schritt halten und auf ähnliche Weiſe den Character ändern ſehen? Zu einer Zeit waren ſie kühn und groß, mit einander wurden ſie gefälliger und ſchön und arteten zuſammen auch wieder aus. Nun ſind noch unſtreitig ächte Stücke der griechiſchen Poeſie vorhanden welche hinreichen können um uns einen allgemeinen und deutlichen Begriff zu geben was und wie viel ſie geleiſtet hat, dagegen fordern wir alle die zu Kennern und Kunſtrichtern berufen ſind auf, uns zu ſagen: ob nicht Laokoon, Niobe, die albaniſche und juſtinianiſche Pallas, Caſtor, Apollo, Herkules, und andere mehr eben ſo vortrefflich, eben ſo auf hoher Stufe ſtehend und in ihrer Art eben ſo unerreichbar ſind als jene Gedichte, die für vorzügliche Producte des griechiſchen Genies und als Werke berühmter Männer anerkannt werden? Haben wir poetiſche Originale, warum ſollen wir keine plaſtiſche haben? Fehlt es etwa bloß an Namen und Inſchriften um uns zu überzeugen? etwa daran daß die Schriftſteller dieſer Werke nicht deutliche Erwähnung thun? Iſt denn nicht der Geiſt, welcher aus allen dieſen Bildern ſpricht ein noch beſſeres, unverdächtigeres, bewährteres Zeugniß?

Wenn nun die Niobe für ein Originalwerk angeſehen werden darf, ſo läßt ſich aus den bemerkten Eigenſchaften des Styls, der Anordnung, der Behandlung, aus der Anlage der Drapperie u. ſ. w. auch die Zeit ihrer Entſtehung mit wahrſcheinlichen Gründen folgern, indem wir ſie andern ältern und jüngern Kunſtwerken des Alterthums vergleichend entgegen ſetzen.

Die Baſe welche das ganze Gebäude ſolcher Muthmaßungen und Schlüſſe tragen muß, iſt, daß man als ausgemacht annimmt, was uns Beyſpiele und Erfahrung lehren, es ſey die bildende Kunſt zuerſt vom Harten, Steifen, Aengſtlichen, zum Strengen und Großen, und von dieſem alsdann zum Weichen und Gefälligen übergegangen. Gegen dieſe Prämiſſen ſcheint keine bedeutende Einwendung gemacht werden zu können, und ſo kündigt uns alſo der hohe Sinn, die Großheit der Formen, die Simplicität und das ſublime Schöne in der Niobe, ein Werk des hohen Styls an. Wir erkennen dieſen Styl in den ſchon gedachten Bildern der albaniſchen und juſtinianiſchen Minerva, der Amazone und andern, und wir wiſſen daß um die Zeit des Perikles bey den Griechen ſeine Epoche war.

Es findet ſich aber an der Niobe in allen Theilen, und beſonders in der Arbeit der Haare, ein Nachlaſſen von der Strenge jener Bilder, und ſie muß daher ſpäter und zu einer Zeit verfertigt worden ſeyn da die Kunſt ſchon dem weicherm, gefälligern und freyern Style, um einige Schritte, näher gekommen war. Dieſer blühete um Alexanders des Großen Zeit und wir können die ſogenannte Ariadne und den ſterbenden Alexander (*) mit Zuverſicht als ächte Werke deſſelben betrachten. Die Copien berühmter Werke des Praxiteles, Apollo Sauroctonos, der ſich anlehnende junge Faun, Amor welcher den Bogen prüft, und, wie an einem andern Ort zu erweiſen verſucht werden ſoll, auch die medicäiſche Venus und ähnliche Figuren, machen uns noch näher mit den

---

(*) Zwey herrliche allen Liebhabern der Kunſt wohlbekannte Köpfe. Der erſte iſt aus dem capitoliniſchen Muſäum jetzt nach Paris geſchafft worden, und könnte vielleicht nicht die Ariadne ſondern den Bacchus vorſtellen, der andere iſt eine der ſchönſten Zierden der florentiniſchen Gallerie; von beyden gedenken wir im Verfolg dieſes Werks nähere Rechenſchaft zu geben.

Eigenſchaften, oder wenigſtens mit den Grundſätzen dieſes Styls bekannt. Sie überzeugen uns daß derſelbe ausgebildeter, weicher, gewandter, mehr auf Maſſe und Wirkung berechnet iſt, und daß nicht nur in dieſen Stükken, ſondern auch ſelbſt in der mechaniſchen Behandlung des Marmors, ein großer Unterſchied, ungleich mehr Leichtigkeit, Spiel, Meiſterſchaft und Keckheit herrſcht, als an der Niobe, welche darum nothwendig früher gearbeitet ſeyn muß. Vom Perikles bis auf den Alexander beträgt die Zwiſchenzeit ohngefähr 150 Jahre, und die nähere Verwandſchaft unſers Werks ſowohl mit dem hohen, als mit dem gefälligen Style, giebt Anlaß zu glauben daß es in der erſten Hälfte dieſes Zeitraums entſtanden ſey.

Viele antike Nachahmungen von Figuren, welche zur Familie der Niobe gehören, ſetzen außer allen Zweifel daß ſie bey den Alten ein ſehr geſchätztes und berühmtes Werk geweſen ſey. Wir wiſſen aus dem Plinius daß zu ſeiner Zeit in Rom ein ſolches vorhanden war, und man darf glauben daß unſere Niobe eben dieſes berühmte Werk ſey. Sie wurde damals von einigen für eine Arbeit des Praxiteles gehalten, von andern aber dem Scopas zugeeignet. Dieſe ſchwankenden Meinungen, welche freylich von der Beſtimmtheit römiſcher Kunſtkenntniſſe keinen ſonderlichen Begriff geben, gründeten ſich ohne

Zweifel auf irgend eine Tradition, aber wenigſtens war man doch allgemein überzeugt, daß das Werk von einem großen und berühmten griechiſchen Meiſter herrühre. Nun haben wir ſchon oben deducirt daß Praxiteles nicht der Meiſter von der Niobe ſeyn kann, weil ſie eine frühere Zeit und einen andern Styl anzeigt; wenn alſo die Nachricht des Plinius nicht ganz verworfen werden ſoll, ſo müſſen wir ſie für des Scopas Arbeit halten, der um die 87ſte Olympiade florirt haben ſoll, welches ſehr gut mit unſern Bemerkungen übereinſtimmt. Ja, wir können vermuthen, daß ein älterer Schriftſteller, aus welchem Plinius dieſe Zeitbeſtimmung genommen, damit eben auf die Epoche von der Verfertigung der Niobe, als des Werks wodurch der Künſtler hauptſächlich ſeinen Ruhm gegründet, habe deuten wollen. Dem zufolge aber müßte derjenige Scopas, welcher die eine Seite an dem berühmten Grabmal des Mauſolus verzierte, ein ganz anderer und jüngerer Künſtler geweſen ſeyn, denn dieſer König ſtarb in der 106ten Olympiade, als wahrſcheinlich der Meiſter der Niobe nicht mehr am Leben war.

II.

Als Kunſtwerk betrachtet ſtreitet die dritte Tochter mit der Mutter um den Vorzug. Bey einem eilenden Gange hebt ſie jammernd das Haupt empor, das ſie etwas nach der rechten Seite hinneigt, die linke Hand will das Uebergewand, vom Nacken her, über die Schulter herein ziehen, mit der rechten hält ſie daſſelbe vor dem Schooße, welcher, nebſt dem Rücken und dem rechten Schenkel, davon bedeckt wird, die Enden fallen über den linken Schenkel und Arm und werden, bey der eilenden Bewegung, rückwärts getrieben, ſo wie auch die Falten des langen Untergewandes gegen die Füße hin; dieſes iſt ohne Aermel und nur unter der Bruſt mit einem ſchmalen Band gebunden. Die Haare ſind von der Stirne zurück genommen, hinten in einen Knoten gebunden und nur ein kleiner Wulſt, welcher das Geſicht umkränzt, iſt ohngefähr drey Finger breit ſichtbar, die übrigen ſind zuſammen gefaßt und verborgen unter eine Haube, wie ſolche noch jetzt die römiſchen Weiber tragen und Rete nennen. Die Haarlöckchen ſelbſt ſind etwas gekrümmter und krauſer als an der Mutter, der Künſtler ſcheint das Haar feiner und gelber gedacht zu haben.

Umſonſt ringt und bemüht ſich unſer Geiſt, die Unſchuld, Huld und Reinigkeit dieſer Geſtalt zu überfliegen, ſich menſchliche Natur edler und ſchöner vorzuſtellen, er klimmt aufwärts und fällt immer wieder zurück von der unerreichbaren Höhe. Schönheit der Züge, ſchlanke zarte

Geſtalt; jugendliche Huld Anmuth und Einfalt in Weſen und Gebärde, ſtatten ſie mit unwiderſtehlichem Reiz aus, ſelbſt ihr Leiden und ihre Noth machen ſie deſto liebenswürdiger. Der Buſen, welcher kaum zu ſchwellen beginnt, iſt von bewundernswürdiger Schönheit und hebt ſich, nebſt dem Haupte, aus dem ſchönen Ganzen noch als vorzüglich ſchön hervor. An den Umriſſen dieſer Figur äußert ſich die feinſte Kunſt, ſie haben einen etwas ſtärkendern Character als an der Niobe, um das Weiche und Zarte jugendlicher Natur und ihrer Formen auszudrücken, ſonſt iſt weder im Styl, noch in der Behandlung, noch in der Ausführung, welche eben ſo ſorgfältig und fleißig iſt, einiger Unterſchied zu bemerken. Es zeigt ſich in allen Theilen die Hand ebendeſſelben Meiſters.

III.

Die vierte Tochter läuft, als ſuchte ſie der Gefahr zu entrinnen, mit erhobenem, etwas nach der linken Seite hingeneigtem Haupte, erſchrocken, jammernd; mit der rechten Hand nimmt ſie hinter dem Nacken herauf den Mantel, welcher um ihren Leib liegt, und deſſen beyde Enden um und über den gebogenen linken Arm geſchlagen ſind. Dieſes Gewand flattert bey der eilenden

Bewegung am rechten Schenkel zurück, in großen Falten leicht ſchwebend.

Das Unterkleid ſcheint aus einem ſehr dünnen Zeuge zu beſtehen und wirft eine Menge kleiner Falten. Um die Beine wird es vom Wind zurück getrieben und zeigt die ganze Schönheit ihrer Umriſſe, ſelbſt die Knoſpen der jungen ſchwellenden Brüſte ſind durch daſſelbe ſichtbar, es iſt mit Aermeln verſehen, unter den Armen durch, über die Schultern, mit Schnüren oder ſchmalen Bändern befeſtigt und unter der Bruſt ebenfalls gebunden.

Das Haar iſt ſehr ſimpel und zierlich von der Stirne zurück genommen und im Nacken in einen Knoten gewunden, ohne daß ein Band ſichtbar wäre, im Character kommt es mit dem an der vorigen Figur überein. Arbeit und Styl überhaupt ſind eben ſo vortrefflich wie an jener, beyde Schweſtern ſind einander werth, und die würdigſten Gegenbilder; man wendet ſich von einer zur andern und bleibt immer unentſchieden welcher der Vorzug gebühre. Jene ſcheint dem Himmel entſtiegen, eine reinere, ſublimere Schönheit, mit mehr Adel, Simplicität und der ſtillen hohen Grazie begabt; dieſe, im Paradieſe entſproſſen, hat beynahe eben ſo reine Formen, vielleicht gar eine zärtere, feinere, zierlichere Geſtalt. Nur iſt ſie nicht ganz ſo gut erhalten.

IV.

Der jüngſte Sohn iſt in einem Alter von ohngefähr 9 bis 10 Jahren vorgeſtellt und das jüngſte von allen Kindern der Niobe. Er flieht, die erhobene rechte Hand vor ſich hin ausgeſtreckt. Mit der linken faßt er das Gewand, welches, von ſeinen Schultern herab geſunken, um den Arm ſich ſchlägt und hinten bis auf die Erde nieder fällt. Das rechte Bein wird ganz davon bedeckt, oben über dem Schenkel liegen reichliche Falten, tiefer ſchmiegen ſie ſich glatt an und füllen, zum Haufen geſammelt, wiederum den Raum aus, welcher zwiſchen beyden Beinen durch den Schritt entſteht, den der Knabe vorwärts thut. Sein Oberleib, nebſt dem linken Schenkel und Bein zeigen ſich frey, in nackender Schönheit. Er ſchaut zurück nach der kommenden Gefahr, welcher er entfliehen will und alle Sinneswerkzeuge ſind aufs äuſſerſte geſpannt, die Augen weit aufgethan, das Ohr ſcheint zu horchen und iſt überaus fleißig ausgeführt. An den Mundwinkeln erkennt man noch daß auch der Mund zur Bedeutung des ſchreckhaften, ſorglichen Erwartens geöffnet war. Schlicht und ſchön, wie an einem Amor, fallen die Haare von ſeiner Scheitel und ſammeln ſich um den Nacken in zierlichen Locken, ein Paar derſelben ſind über der Stirne geknüpft, damit ſie

Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dohlen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten,
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerley, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht Sich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß gehörnt herum zu gehen.
In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau,
Ich ſtahl dem Herrn Sein Geld und Er mir meine Frau.

Alceſt drohend.

Was ſtahl ich?

frey erſcheine. Die Fußbekleidung iſt ungemein zierlich und gehört zu den eleganteſten aus dem Alterthum.

Man darf nicht zweifeln daß auch dieſe Figur zur Familie der Niobe gehöre, und ein wirkliches Originalwerk ſey. Die Arbeit ſcheint von eben der Hand und iſt eben ſo vortrefflich wie an der Mutter und den beſchriebenen Schweſtern, es zeigt ſich derſelbe Styl, dieſelbe hohe Schönheit und Größe der Formen, auch die Marmorart iſt eben dieſelbe.

Der Kopf wird durch Beſchädigungen und Reſtaurationen zwar ſehr entſtellt, doch verdienen die wohl erhaltnen Theile deſſelben unbedingtes Lob. Der Leib, welcher weniger gelitten hat, iſt bewundernswerth, die reinen Formen der zarten jugendlichen Natur, das fließende und weiche iſt mit der Kraft der Bedeutung und mit den ſchönſten Proporzionen im Bunde.

Obſchon das Gewand dieſer Figur in eben der Art und Manier gearbeitet iſt wie die Gewänder der Mutter und Schweſtern, ſo ſcheint doch die Anlage deſſelben beſſer gerathen und größere Maſſen zu haben. Das glatt anliegende Stück, von welchem das rechte Bein bis über das Knie bedeckt iſt, contraſtirt, als Maſſe, vortrefflich mit dem Haufen von Falten die über dem Schenkel und zwiſchen den Beinen liegen, und eine einzige große Falte, welche am Knie entſteht und zurück fliegt, bereitet den Uebergang unverbeſſerlich.

V.

Die zweyte Tochter ſchaut nieder, wahrſcheinlich auf den todten Bruder, welcher ihr zunächſt liegen mochte. Ihr Haar iſt mit einem Band ſehr zierlich, doppelt kreuzweiſe, gebunden und im Nacken in einen Knoten zuſammen genommen. Das Untergewand beſteht aus zwey Stücken, deſſelben Obertheil reicht bis auf den halben Leib, das andere kommt darunter hervor und geht bis auf die Füße, beyde Theile ſind unter der Bruſt mit einem Gürtel gebunden, der Mantel iſt über den rechten Schenkel gelegt und bedeckt das Bein, er geht hinter dem Rücken durch, wo ſie ihn mit der linken über die Schulter herein zieht und ſich damit zudecken will.

Allemal wird dieſe Figur einen Platz unter den beſſern Bildern welche zu der Familie der Niobe gehören, mit Recht verdienen; aber ſo lobenswerth ſie auch für ſich ſelbſt iſt, ſo findet man doch, bey genauer Betrachtung, beſonders in den Haaren, eine verſchiedene Behandlungsart und überhaupt weniger Feinheit, weniger Sorgfalt und nicht ganz das abgewogene, ausgeſuchte der Formen wie in den vorher beſchriebenen Bildern.

Die Arbeit iſt gut und ſchön, aber es fehlt dem Werk doch, im Gegenſatz mit jenen, noch etwas, welches nur der Meiſter ſeinem eignen Erzeugniß geben kann. Im allgemeinen weicht die Idee des Kopfs nicht von den andern ab, er iſt beynahe eben ſo ſchön, ſo hold und gemüthlich, und dabey von weicherem, ſchmelzenderm Character. Der quellende Buſen wird etwas voller und runder als an der jüngern Schweſter ſeyn, doch nicht überflüſſig, jene ſcheint noch jugendlich unbefangen, kaum an die Grenze der mannbaren Jahre gelangt, dieſe iſt ſchon eine vollkommene Jungfrau, deren zärtliches Herz von ſanften Empfindungen überfließt.

VI.

Die älteſte Tochter. Sie ſteht faſt ganz gerade, hat den linken Fuß auf einen Stein geſetzt, indem die Laſt des Körpers auf dem rechten ruht, ihre Arme ſind verbreitet und über dem linken iſt das Ende des Mantels geworfen, welcher um den Rücken hängt, das Unterkleid iſt einfach, lang, unter der Bruſt gebunden und läßt vom Buſen nichts bloß, die Aermel deſſelben reichen bis an das Gelenke der Hand, wo ſie ein wenig umgeſchlagen ſind. An den Füßen hat ſie Sohlen, nach der alten Weiſe mit Riemen gebunden.

Man darf nicht zweifeln daß dieſe Figur ein wahres Original, und mit der Mutter, dem jüngſten Bruder und den drey jüngern Schweſtern von Einer Hand gearbeitet ſey. Denn derſelbe Styl, dieſelbe Einfalt, Reinheit und Eleganz der Formen läßt ſich, in den unbeſchädigten Theilen, nicht verkennen, allein ſie hat viel gelitten. Der Kopf iſt modern und aus der Schule des Bandinelli, er iſt hart, mühſam und unangenehm, obſchon der Ergänzer ſonſt die Form, ſo gut es ihm gelingen wollte, von den andern Töchtern der Niobe abgeſehen hat. Die Brüſte ſind abgearbeitet, ganz flach und ſehen gar nicht mehr weiblich aus, man bemerkt daß die linke ſtark beſchädigt war; wahrſcheinlich wurde die rechte derſelben gleich gemacht und hernach auf beyde neue Falten gezogen; eine ähnliche Operation mag auch an der linken Hüfte vorgenommen worden ſeyn, und noch ſchlimmer wurde das linke Bein behandelt, ſo daß der Fuß gegenwärtig nicht mehr daran paßt. Dieſe und andere Barbariſmen fallen zum Theil offenbar in die Augen, zum Theil werden ſie durch den Gegenſatz der Schönheit in den unverletzten Theilen entdeckt. Der rechte Arm, welcher überarbeitet iſt, könnte wohl alt ſeyn.

VII.

Der Pädagoge. Man war ſonſt geneigt in dieſer Figur den Amphion zu erkennen, doch iſt der Character für den Gemahl der Niobe, den Vater ihrer Kinder, gewiß viel zu niedrig. Seine Geſtalt iſt verhältnißmäßig etwas kurz und derb von Muskeln und Knochen, er hat daher allerdings eher das Anſehen eines Bedienten als eines Königs und Helden. Dieſe Muthmaßung wird dadurch beſtätigt daß auf dem Basrelief im clementiniſchen Muſäum ebenfalls eine männliche, dienende, etwas caricaturmäßige Figur, in faſt ähnlichem Anzuge vorkömmt, hingegen iſt im Basrelief in der Villa Borgheſe Amphion groß und herrlich als ein Held nackend abgebildet, er hebt ſeinen Schild empor, um damit den Knaben welcher ihm über das Knie liegt, gegen die Pfeile zu beſchirmen. Wir wollen darum den Namen eines Pädagogen als den paſſendern für unſere Figur beybehalten und anmerken daß ſie original und wirklich zur Familie der Niobe zu gehören ſcheint. Die Aehnlichkeit des Styls, die Art Falten zu legen und zu bearbeiten, die ganze Ausführung, die Excellenz der unbeſchädigten Theile, ſelbſt der Marmor, von ebendemſelben Korn, wie an der Niobe, geben dafür Zeugniß.

Er iſt ebenfalls in heftiger Bewegung, wie vor der Gefahr erſchrocken, nach der rechten Seite hin zurückfahrend vorgeſtellt. Das Untergewand reicht kaum bis auf die Knie, hat Aermel, und iſt über den Hüften mit einem Riemen oder Gürtel gebunden, unter dem Gürtel ſcheint es zurück genommen und über den Schenkeln, um den Unterleib, noch einmal gebunden, ohne daß jedoch der zweyte Gürtel ſichtbar wäre. Der Mantel liegt über beyde Schultern her, und iſt auf der rechten zuſammen geheftet, vor und rückwärts frey, nach der linken Seite zu fliegend und ohngefähr von derſelben Länge wie das Untergewand.

Die Beine ſind mit kurzen Stiefelchen angethan, welche bis an die Waden reichen, etwas übergeſchlagen, von den Füßen herauf zugeſchnürt und einfach verziert.

VIII.

Der älteſte Sohn ſucht laufend zu entfliehen, eben als wollte er der Gefahr, welche von oben herkömmt, ausweichen und darunter durchgehen. Sein Blick iſt gerade vor ſich hin nach der Höhe gerichtet, um den rechten Arm hat er den Mantel gewickelt und ſcheint damit das Haupt bedecken und ſchützen zu wollen, das übrige des Gewandes fällt den Rücken herab, nach der linken Seite zu und iſt über den Schenkel geworfen, von dem es wieder bis auf die Erde fällt. Der linke Arm iſt ausgeſtreckt und vor ſich hin nieder gehalten. Alle Glieder haben edle Formen und gute Verhältniſſe, der Leib nimmt ſich beſonders ſchön aus, auch iſt der Kopf gut und nach derſelben Idee wie die Mutter und die ſchönen Schweſtern gebildet; demohngeachtet vermißt man überall den Geiſt welcher an den erſten Figuren entzückt, das Feine das Gewählte mangelt; an deſſelben Platz tritt etwas ſteifes, mühſames und verräth uns dieſes Werk für eine Copie. Geſtalt, Leben, Ausdruck ſind weggeblieben. Er hat Ohren von der aufgequollenen Art, welche Pankratiaſten-Ohren genannt werden, und die Haare kurz abgeſchnitten.

IX.

Der dritte Sohn liegt todt auf dem Gewand ausgeſtreckt, die Füße über einander geſchlagen, ſeine linke Hand ruht unter der Bruſt, neben der Stelle wo der tödtliche Pfeil durchfuhr, die rechte iſt über das Haupt gebogen. Die ganze Stellung deutet Ruhe an, es könnte ein tiefſchlafender ſeyn, aber in den halb zugeſunkenen Augen, dem geöffneten Munde iſt todtes Erſtarren ausgedrückt. Bey ſehr vielen Verdienſten der Form und der Verhältniſſe, welche man dieſer Figur zugeſtehen muß, hat ſie doch weder die Reinheit und Genauigkeit des Contours, noch die zarte und geiſtreiche Ausführung der bedeutenden Theile in ſo vollem Maaße als die Originalfiguren, überall, ſelbſt in der Drapperie, herrſcht, mit jenen verglichen, das froſtige und ſteife, wodurch ſich Copien zu verrathen pflegen.

Winkelmann hat die unter der Bruſt liegende, bis auf den Zeigefinger erhaltene Hand für eine der ſchönſten halten wollen und ſie hat in der That viel Gutes, doch ſind die Fingerſpitzen etwas ſtark übergebogen, auch könnte die Arbeit weicher und ausführlicher ſeyn, wie ſich nach dem was ſchon über den Werth und Character der ganzen Figur geſagt worden vermuthen läßt.

X.

Ein andrer Sohn, wahrſcheinlich der zweyte, eilt und ſchaut ängſtlich zurück, ſein Gewand iſt über und um den linken, vorwärts hoch ausgeſtreckten Arm geſchlagen, das eine Ende welches auf den Schenkel herab fällt, deutet das flüchtige Streben des Jünglings und wie er im Begriff iſt den Arm nach der rechten Schulter hin zu bewegen, ſehr ſchön an. Das andere Ende geht hinter dem Rücken durch und ſchlägt ſich wieder um den rechten, vorwärts nieder gehaltnen Arm herum. Der linke Fuß iſt auf einen hohen Stein geſetzt, als ob er aus der Tiefe herauf ſtiege. Seine Ohren ſind nicht wie an dem ältern Bruder geſchwollen, ſondern ſchön frey und offen gebildet, die Haare dagegen eben ſo wie an jenem und auch an dem todtliegenden kurz geſchoren.

Formen und Falten, die Idee des Kopfs, wie überhaupt das ganze Weſen der Figur, iſt, dem Sinne nach, mit den andern Kindern der Niobe übereinſtimmend; in der ſehr verſchiednen Manier der Arbeit aber, in einer flüchtigern Behandlung wird ein jedes, ſelbſt wenig geübtes Auge doch, ohne Mühe, die Copie und andere Zeiten erkennen. Unabhängig und für ſich betrachtet hat indeſſen das Werk viele Verdienſte, der Kopf iſt gut, wie auch das linke Bein und der Fuß ſogar vortrefflich. Hingegen ſind die Hüften und der Unterleib nicht gerathen, die Bruſt und die rechte Schulter ſind nicht elegant genug, woran eigentlich die Stellung der Figur Schuld hat, welche zwar Flucht und ſchnelles Forteilen wohl ausdrückt, aber nicht ſo zierlich und glücklich erfunden iſt wie an den anderen Brüdern und Schweſtern.

XI.

Der vierte Sohn ſcheint, ſterbend, die letzten Kräfte zu ſammeln. Er iſt auf das linke Knie nieder geſunken und ſtützt ſich mit der Hand auf einen Stein, über welchen der Mantel liegt; das rechte Bein iſt vor ſich hin ausgeſtreckt, der Fuß gegen einen Stein geſtemmt und die geſchloſſene Hand, unter der Hüfte, in die Biegung des Schenkels geſetzt, als ob er damit eine Wunde zuhalten wollte. Er vermag das Haupt kaum noch zu halten, es will eben zurück ſinken und der erſtarrende Blick iſt nach der linken Seite hin aufwärts gerichtet. Seine Geſichtszüge gleichen dem ältern Bruder, auch die Haare ſind, wie an demſelben, kurz abgeſchnitten.

Man wird dieſer Figur zwar das Verdienſt eleganter Formen zugeſtehen, ſo wie daß ihre Glieder ſehr gut zuſammen hängen, dem ohngeachtet iſt ſie leicht für eine Copie zu erkennen; denn es ſind einige Stellen etwas hart ausgeführt, der Contour der Augen iſt unſicher und und das linke beträchtlich kleiner als das rechte. Die Falten ſind nicht rein und entſchieden genug gezeichnet. Ueber alles dieſes giebt die blanke Politur dem Werk einen ſteifen, ja man möchte faſt ſagen, gläſernen Character.

XII.

Gleich neben dieſer ſteht eine ähnliche Figur, welche höchſt wahrſcheinlich das ächte Original iſt; allein

Söller.
Nichts, mein Herr! es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.
Alceſt.
Soll —
Söller.
Da muß ich wohl ſchweigen.
Alceſt.
An Galgen mit dem Dieb'!
Söller.
Erinnern Sie Sich nicht,
Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?
Alceſt.
Herr Söller!
Söller macht ein Zeichen des Köpfens.
Ja, man hilft Euch Näſchern auch vom Brote.
Alceſt.
Iſt Er ein Practicus und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.
Söller zeigt auf die Stirn.
Gebrandmarkt bin ich ſchon.

unglücklicherweiſe durch Ueberarbeiten ſo ſehr mißhandelt und verdorben, daß nur noch der rechte Arm, der rechte Fuß und die äußere Seite des Beins unbeſchädigt geblieben ſind, deren Vortrefflichkeit den Verluſt des übrigen nur deſto empfindlicher macht; denn man ſieht gleichſam das Zucken des nahenden Todes darinnen. Vermuthlich haben kleine Beſchädigungen der Epiderme und das unreine Ausſehen des ſchiefrigen Marmors einem Reſtaurator Anlaß gegeben das Werk zu verderben.

XIII.

Der fünfte von den Söhnen der Niobe, oder der zweyte vom jüngſten an gerechnet, iſt ebenfalls doppelt vorhanden und die eine Figur mit zurück gewandtem Geſicht iſt wahrſcheinlich ebenfalls das ächte Original. Er hat eine gewaltſame, weit ausſchreitende, vorwärts hinauf ſtrebende Stellung, der Mantel, welcher auf der rechten Schulter zuſammen geheftet iſt, wird hinten und vorne zurück genommen, um den rechten Arm geſchlagen, und bedeckt denſelben bis an den Ellenbogen. Mit der Hand faßt er die Enden, in halber Hohe des Schenkels, zuſammen und zieht die Falten auf dem Rücken und der Bruſt an, um ſich das Laufen und Davoneilen zu erleichtern, der rechte Arm iſt erhoben vor ſich hin ausgeſtreckt.

Man hat den eigentlichen Sinn, die Beſchaffenheit dieſer Figur ſo überſehen oder mißverſtanden daß die falſche Seite derſelben dem Beſchauer preis gegeben und hingegen die beſſer ausgearbeitete (Rückſeite) gegen die Wand verborgen worden. Die Statue muß nothwendig von ihrer linken Seite und von hinten angeſehen werden, weil dieſes der einzige Geſichtspunkt iſt aus welchem ſie fertig und ſchön von Formen erſcheint. Der rechte Schenkel in ſeiner Verkürzung und vorzüglich das Bein mit dem Fuß, in ihrer angeſtrengten Stellung, ſehen alsdann ganz vortrefflich aus; nicht geringer wäre auch das Verdienſt des linken Beines, wenn daſſelbe nicht am Fuß, an der Wade und in der Biegung des Knies überarbeitet wäre. Ja es haben noch mehr andere Stellen auf eben dieſe Weiſe gelitten z. B. die linke Hand.

Wahrſcheinlich gehört der Kopf nicht zur Figur, er iſt von einer andern und gemeinern Natur als die Kinder der Niobe, dicker, fleiſchiger, hat eine kürzere Naſe, kleinere Augen und paßt nicht gut auf den Rumpf, ſondern iſt verhältnißmäßig zu groß, der Hals zu dick.

Der hohe Begriff, welchen wir uns von der Kunſt und Einſicht des Urhebers der Niobe und ihrer Kinder machen, würde allerdings in engere Grenzen zurückgewieſen werden, wenn derſelbe wirklich eines ſeiner Bilder ſo nachläßig erfunden und behandelt hätte als dieſe Figur erfunden und behandelt zu ſeyn ſcheint, von der Seite her betrachtet welche jetzt dem Auge blos geſtellt iſt. Er wäre freylich nicht darüber zu entſchuldigen daß er das rechte Bein hinter ein Stück Marmor welches zum Halt dient verborgen, den Schenkel unrichtig an die Hüfte angeſetzt, den linken Fuß halb begraben, die Bruſt über die Gebühr flach gehalten u. ſ. w.

Dieſen Gebrechen kommt nun unſer Vorſchlag zu Hülfe, man wende das Werk nur um und ſehe ſolches aus dem angegebenen Geſichtspunkte an, ſo wird es ganz anders und in allen ſeinen Theilen vortreflich erſcheinen (*).

XIV.

Die Nachahmung von dieſer Figur hat, als ſolche betrachtet, viele Verdienſte. Ihre Drapperie unterſcheidet ſich durch die etwas veränderte Lage einzelner Falten, der Kopf iſt auch anders geſtellt und nicht ſo viel als an dem Urbild gewandt, wahrſcheinlich iſt

---

(*) Wir müſſen hier anmerken daß der Kupferſtich bey Fabroni faſt aus dem Geſichtspunkt gezeichnet zu ſeyn ſcheint, den wir für den rechten halten, die Figur ſieht nur ſchlanker und älter aus als ſie im Original iſt.

auch dieſe Stellung urſprünglich die rechte; denn wie man das Geſicht aus dem angegebenen Geſichtspunkte von vorne ſieht, ſo erblickt man ſolches hingegen hier im Profil. Der Character des Kopfs paßt gut zur ganzen Figur, er hat kurz geſchnittene Haare und iſt ganz der Idee von den übrigen Kindern der Niobe gemäß, leider ſehr beſchädigt.

XV.

Eine jugendlich weibliche ſich bückende Figur, welche furchtſam von oben etwas zu erwarten ſcheint, gilt ebenfalls für eine Tochter der Niobe und hat, in Geſtalt und Zügen, ſelbſt in der Anlage des Gewandes, allerdings viel welches dieſe Benennung zu rechtfertigen ſcheint. Indeſſen iſt auf dem Rücken derſelben ein viereckigtes Stück eingeſetzt, woraus ſich ſchließen läßt daß ſie ehemals Flügel gehabt und alſo die Pſyche vorſtellen ſoll. Im capitoliniſchen Muſäum iſt wirklich eine ähnliche Figur der Pſyche mit großen Schmetterlingsflügeln, die zum Theil noch alt ſind. Sie kommt aber auch in ebendemſelben Muſäo ein andermal, ohne Flügel, als antike Copie einer Tochter der Niobe, neben ihrem Bruder, dem vierten Sohne vor. Von allen Bildern welche zur Familie der Niobe gerech net werden, hat dieſes die wenigſten Verdienſte und die Arbeit an demſelben deutet auf ſpäte Zeiten.

XVI.

Eine andere weibliche Figur wird ebenfalls für eine Tochter der Niobe gehalten, die nach unſerer Ueberzeugung, ob ſie ſchon weit beſſer als die vorige gearbeitet und in der That ein verdienſtliches Werk iſt, keinen Anſpruch auf dieſen Titel machen kann. Sie iſt kleiner als ſelbſt die jüngſte der Töchter, und doch kein Kind, ſondern ein ganz ausgebildetes Mädchen, mit ziemlich erhobenen Brüſten und der Styl hat mehr den gefälligen als großen Character. Ihre Haare ſind lockig und weich georbeitet, die Falten ſehr zierlich geworfen und trefflich ausgeführt. Sie iſt nicht erſchrocken oder furchtſam, ſondern fröhlich, ſie flieht nicht, ſondern tanzt. Wahrſcheinlich iſt es die Muſe Erato. Sie erhebt ſich zierlich auf die Spitzen der Füße, fortſchreitend, ohne Haſt. Die linke Hand iſt in die Höhe gehoben, mit der rechten faßt ſie den über die linke Schulter geworfnen kurzen Mantel, welcher unter dem rechten Arm durchgeht und dieſe Seite bis an das Knie deckt. Ihr Untergewand iſt, wie an der zweyten Tochter der Niobe, lang, doppelt, ohne Aermel, die Haare ſimpel mit einem Bande gebunden.

XVII.

Eine jugendlich männliche Figur wurde ehemals für den Adonis gehalten, und iſt jetzt auch bey der Familie der Niobe, als ein Sohn derſelben, aufgeſtellt. Er bückt ſich, die linke Hand am rechten Knie, die rechte hoch empor haltend. Ganz in derſelben gewaltſamen Stellung und Bewegung wie der bekannte Diskuswerfer, im Hauſe Maſſimi zu Rom, und ein anderer ähnlicher im clementiniſchen Muſäum, von welchen man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit vermuthet daß ſie Copien eines im Alterthum ſehr berühmten Werks des Myron ſeyen. Der fallende Fechter im Capitolium iſt ebenfalls ein Sturz von dergleichen Figur, vortrefflich gearbeitet, jedoch weil ihn der Ergänzer nicht erkannt in einen Fechter verwandelt worden. Noch ein andrer ſteht im innern Garten der Villa Pamphili. Unſere Figur oder vielmehr auch nur Sturz, denn es iſt nur der Rumpf mit dem rechten Schenkel und linken Arm übrig geblieben, iſt ganz gut gearbeitet, vielleicht nur etwas zu weich und fließend, wenn er doch Nachahmung eines Werks älterer Zeit und von ſtrenger Manier ſeyn ſoll, wie dieſes auch wirklich aus den Haarlöckchen über den Geſchlechtstheilen erhellet, die ganz kurz, kraus und nach alter Art reihenweiſe gelegt ſind. Der Kopf verdient Aufmerkſamkeit, ob er gleich nicht zur Figur gehört. Er iſt weich und gefällig gearbeitet, und zugleich von einer hohen Idee. Man erkennt in der mächtigen Stirne, an den aufſteigenden und mit den Spitzen ſich niederneigenden Haarlocken und den großen offnen Augen Jovis Sohn den Caſtor. Vielleicht möchte auch dieſer Kopf nur eine antike Copie eines vortrefflichen Urbilds ſeyn, denn die Idee iſt in der That weit höher als die Ausführung; demohngeachtet bleibt er noch immer ein ſchätzbares Kunſtwerk, beſonders da er faſt gar nicht beſchädigt iſt.

Ehemals wurde auch die berühmte Gruppe der Ringer für Söhne der Niobe gehalten und dieſes mochte vielleicht um der Köpfe willen geſchehen ſeyn, welche in der That dafür gelten könnten, wie ein andermal gezeigt werden ſoll, aber der Character der Arbeit an den Figuren ſelbſt kann dieſe Vermuthung vollkommen widerlegen. Sie ſind keinesweges ſtrenge ſondern gefällig und weich gearbeitet und mit jener äußerſten vollendeten Kunſt geordnet und in einander verſchlungen, daß ſie in dieſem Stück gewiß von keinem andern alten Werk übertroffen werden. Bey der Niobe und ihren Kindern geht der Zweck des Künſtlers auf das Große, Edle und Schöne und die einfachſten Mittel ſind angewandt worden um zu demſelben zu gelangen. Es iſt mehr eine hohe als eine ſubtile Kunſt, welche letzte man an den Ringern findet, dem zufolge ſie für jünger zu achten und wahrſcheinlich ein Werk des ſpätern Styls der Kunſt bey den Griechen ſind.

Eben ſo wurde auch dafür gehalten daß ein ſpringendes Pferd, welches jezo im Vorſaale der Gallerie ſteht, zur Niobe gehöre und ehemals war daſſelbe in der Villa Medicis auch wirklich bey der Familie aufgeſtellt. Es iſt ein achtbares Werk, von ächter griechiſcher Kunſt, obgleich nicht ohne Fehler; Arbeit und Styl geben uns daher weniger Urſache ſolches auszuſchließen, als die Betrachtungen über den muthmaßlichen Stand der Figuren welche zur Familie der Niobe gehören, zu welchen wir nun übergehen wollen.

Wahrſcheinlich haben dieſe Bilder niemals zuſammen eine Gruppe, das heißt ein künſtlich zuſammen hängendes, auf einmal zu überſehendes Ganzes ausgemacht, man müßte in dieſem Fall doch nothwendig Spuren bemerken wo ſie einander berührt hätten, dergleichen ſich nirgends zeigen. Hingegen iſt an allen Figuren immer eine Seite mehr als die andere ausgearbeitet, welches beweiſt daß ſie beſtimmt waren gegen eine Wand geſtellt zu werden. Einige ſind hinten am Sokel abgerundet.

woraus ferner zu ſchließen iſt daß ſie in Niſchen geſtanden haben.

Man müßte ſich alſo ein rundes, oder vielleicht auch ein halbrundes Gebäude denken, wo jedes Bild für ſich in einer Niſche geſtanden hätte. In der Mitte deſſelben wäre der eigentliche Standpunkt geweſen aus welchem der Beſchauer ſie hätte anſehen ſollen. Der todte Sohn ſcheint allein frey, wahrſcheinlich vor der zweyten Tochter, die nieder ſieht und über ihn klagt, gelegen zu haben. Ob er urſprünglich die einzige rings herum freye Figur war? oder ob noch mehrere dergleichen zu dem Werke gehörten? ob dieſelben verlohren, oder nicht erkannt ſind? darüber müſſen wir freylich erſt von dem weiter fortgeſetzten Fleiß der Alterthumsforſcher Entdeckung und Aufſchluß erwarten.

Die Antwort auf eine andere verwandte Frage: ob nämlich Apollo und Diana, von welchen das Unglück der Familie herrührt, wirklich vorgeſtellt waren oder nicht? hat unſers Bedünkens weniger Schwierigkeiten. Wir glauben Nein.

Das Leiden der Niobe und ihrer Kinder rührt uns, die zürnenden Götter könnten nichts als ſchrecken. Sie müßten, da die Figuren faſt alle aufwärts ſehen, einen ſehr hohen Standort gehabt haben, müßten alſo entweder Coloſſen, oder zu ſehr von dem Beſchauer entfernt geweſen ſeyn. Im erſten Falle hätten ſie die Familie, durch größere Wirkung, gleichſam verdrängt und die Aufmerkſamkeit von ihr ab auf ſich geleitet, im andern wären ſie ſelbſt nur Nebenfiguren geblieben.

Niobe muß, ſo viel ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden urtheilen läßt, immer die Hauptfigur des ganzen Werks geweſen ſeyn und alſo wahrſcheinlich in der Mitte geſtanden haben. Ihr zur Seite die beyden Gegenbilder, der zwey älteſten Töchter, die erſte zur linken, die zweyte zur rechten und dann wieder links und rechts die zwey andern Gegenbilder der dritten und vierten. Ueber den Standort der Söhne und des Pädagogen würde ſich vielleicht durch Verſuche das wahrſcheinliche ausfindig machen laſſen. Auf jeden Fall kann man für gewiß annehmen daß die Ordnung nach welcher alle dieſe Bilder gegenwärtig aufgeſtellt ſind von derjenigen welche der Meiſter derſelben beabſichtigt hatte, ſehr verſchieden iſt.

Wer die Niobe und ihre Kinder recht beſehen will muß ſich ihnen gerade ſo gegenüber ſtellen wie an den meiſten Figuren die Richtung des Sokels angiebt, denn die wenigſten ſtehen wie ſie ſollten auf ihren jetzigen Fußgeſtellen. Man iſt dieſe Aufmerkſamkeit ſeinem eignen

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth. Sophie.

Sophie im Fond.

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth im Fond.

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Wirth erblickt Alceſten.

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth zu Alceſten.

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie auf der andern Seite.

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt.

ſieht ſie beyde lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend.

Er iſt der Dieb!

Söller vor ſich.

Nun Haut, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Genuſſe eben ſowohl als dem Künſtler ſchuldig, welcher wie vorhin bedeutet worden ſeine Bilder für Niſchen arbeitete und alſo nur die eine Seite zum Anſchauen berechnete.

Die Niobe ſelbſt iſt deswegen jetzt etwas von der rechten Seite her anzuſchauen, von da fällt ſie am beſten ins Auge, ihr herrlicher Kopf, gleichſam als die Krone des Ganzen, ſo wie der künſtlich verſchlungene Knoten ihres Arms, der Arme des Kindes und des Kopfs deſſelben. Wem es auffallen ſollte daß die Contoure dieſer Glieder nicht ganz gut auf einander ſtoßen, der muß wiſſen daß der rechte Arm der Niobe urſprünglich mehr angezogen war, die Hand tiefer gelegen und weniger vom Geſicht des Kindes bedeckt hat. Der linke Arm von dieſem war ſonſt auch gebogner und die Hand ſtand tiefer wie Spuren am Gewand der Mutter deutlich zeigen.

Die älteſte Tochter muß ebenfalls etwas von der rechten Seite her angeſehen werden.

An der zweyten iſt der Sokel abgerundet worden und kann alſo den Standpunkt nicht mehr angeben. Sie ſcheint indeſſen ziemlich richtig auf das Fußgeſtelle geſetzt und nach dieſem mag man ſich richten.

Die dritte Tochter ſteht nur ein wenig verſchoben auf ihrem Fußgeſtelle, man muß um ſie anzuſehen links treten und ſie etwas von der rechten Seite her ins Auge faſſen.

Die vierte ſteht recht.

Der jüngſte Knabe ſteht verſchoben, um ihn anzuſehen iſt es nöthig ſich etwas nach der rechten Seite hin zu begeben.

Bey dem älteſten Sohne muß man abermals etwas links hintreten und

Eben ſo bey dem zweyten.

IV.

Ueber
Reſtauration von Kunſtwerken.

Mancherley Umſtände welche von der Zeit, der Unwiſſenheit, von barbariſcher Geringſchätzung und Zerſtörungsſucht herbey geleitet worden, haben immerfort zum Verderben der Kunſtwerke gearbeitet. Die Liebe zur Kunſt hingegen, der Begriff von dem Werthe, von der Koſtbarkeit ſolcher Monumente, verbunden mit der Liebe zur Pracht, ſind bemüht ſie zu erhalten, das ſchadhafte auszubeſſern und das alte wieder aufzufriſchen. Doch iſt dieſes Bemühen, ohngeachtet der beſſern Abſicht, oft ſchädlich geworden und man mag ohne Bedenken behaupten daß durch Reſtauration eine Menge trefflicher Kunſtwerke aller Art zum Untergange befördert worden. Deswegen werden die beſten Kenner der Kunſt z. B. ein Gemälde allemal höher ſchätzen wenn ſolches noch unberührt, oder, nach der Italiäniſchen naiven Art ſich auszudrükken, *Vergine* iſt, und werden ſogar lieber eine ſichtbare Beſchädigung, woran die Zeit oder der Zufall Schuld hat überſehen, als wenn ſolches ausgeputzt und gefirnißt erſcheint, dabey aber Spuren von ehemals ſchadhaft geweſenen und nun ausgebeſſerten Stellen zeigt. Eben ſo iſt es auch mit den Werken der Bildhauerey, wo ein antiker Sturz, ſo verſtümmelt er iſt, mehr befriedigt und reiner genoſſen wird als eine fehlerhaft ergänzte Statue.

Wer indeſſen hieraus nun ſchließen wollte daß gar alle Art der Reſtauration unzuläſſig und verderblich ſey, würde zu weit gehen, denn manches vortreffliche Gemälde welches dem Untergang nahe war iſt durch geſchickte Behandlung ausgebeſſert, noch auf lange Zeit erhalten worden, andere, die ganz verdunkelt geweſen, hat man zu reinigen gewußt und dadurch zur heitern fröhlichen Anſchauung zurück gebracht. Desgleichen geben wir auch die Möglichkeit zu, antike Bildhauerwerke richtig zu ergänzen und dadurch ihre Wirkung und ihren Genuß zu erhöhen, allein es iſt immer ein äußerſt ſchweres Unternehmen, zumal wenn wichtige Theile fehlen. Tiefe Kunſtkenntniß, Vorſicht und Mäßigung ſind bey dem Reſtaurationsgeſchäft überhaupt, es werde nun an Gemälden oder an Statuen geübt, dringende Erforderniſſe, und man kann als Regel annehmen daß es ſchwer iſt zu wenig zu thun, da hingegen durch zu viel ſchon oft Schaden angerichtet worden. Aus dieſem Geſichtspunkt ſind die gegenwärtigen Betrachtungen über Reſtauration von Kunſtwerken angeſtellt die wir unſern Leſern vorlegen, den entſtehenden Nutzen und Schaden in Verfolg der Abhandlung etwas näher unterſuchen und das practiſche Verfahren, in ſofern der Verfaſſer deſſelben kundig iſt, angeben wollen.

Reſtauration der Werke plaſtiſcher Kunſt.

Ohnſtreitig iſt die Alterthumskunde durch irrige Reſtaurationen antiker Statuen aufgehalten worden und umgekehrt hat die irre geleitete Alterthumskunde wiederum falſche Reſtaurationen veranlaßt, wovon ſich viele Beyſpiele anführen ließen; es wird aber zum Beweis genug ſeyn nur des ſterbenden Seneka in der Villa Borgheſe zu gedenken, welcher urſprünglich das Bild eines Sclaven, des fallenden Fechters im capitoliniſchen Muſäum der aus einem Diſcobulus in dieſe Geſtalt umgeſchaffen worden. Nicht ſelten hat man um ein Ganzes zu bekommen und die Koſten der Ergänzung zu vermindern barbariſcher Weiſe Stücke zuſammen geflickt welche einander ganz fremd ſind, und dadurch faſt unauflösliche Knoten gewunden. Der Verfaſſer hat ſelbſt in einer berühmten Sammlung einen Sturz der Minerva von alt-griechiſcher Arbeit mit einem Kopf gefunden welcher Alexander den Großen vorſtellt und ſpät unter den Kaiſern gemacht zu ſeyn ſchien.

Dergleichen Vergehen die leider häufig vorkommen ſind ärgerlich, und der Künſtler ſowohl als der Alterthumsforſcher wird ſich um ihrentwillen manchmal geneigt fühlen zu wünſchen daß alle Antiken immer in dem Zuſtand wie ſie ausgegraben worden geblieben ſeyn möchten, ſelbſt für das Publikum und in Rückſicht auf allgemeine Geſchmacksbildung dürften nicht unwichtige Vortheile daraus erwachſen ſeyn, denn bey Bruchſtücken werden die Beſchauer ſich mehr an die Schönheit der Formen halten weil ſie, um zur Betrachtung der Vorſtellung des Ganzen überzugehen ſich die Mühe geben müſſen das Fehlende hinzu zu denken. Dem Ungeübten iſt zwar freylich eine jede Reſtauration willkommen weil ſie ihn dieſer Anſtrengung überhebt; wenn ſie aber falſch iſt, und den urſprünglichen Sinn und Character des Ganzen verſchiebt, ſo entſteht innere Zweydeutigkeit und Widerſpruch in dem Werk, welches nothwendig auf die Bildung des Geſchmacks ſchädlich wirken muß. Wollte man in der Menge, oder ſolchen Liebhabern deren Eifer um die

Kunſt bald kalt werden möchte, den Genuß erleichtern, ſo könnten allenfalls diejenigen Theile welche fehlend unangenehme Empfindungen zu erregen pflegen, wie z. B. Naſen, Lippen ꝛc. ergänzt werden.

Auf ſolche Art würden wir ohne Zweifel den nützlichſten und weiſeſten Gebrauch von den Ueberbleibſeln der alten Kunſt machen; aber die Liebe für ſie iſt leider nur ſelten ganz rein und uneigennützig, man hat ſie immer mehr begehrt als geachtet, hat ſie meiſtens wie todte Schätze behandelt, nicht wie lebendige lehrreiche Denkmale ſchöner Geiſter und ſchöner Zeiten.

Wenn eine antike Statue richtig ergänzt iſt, ſo wird ohnſtreitig die Wirkung dadurch vollſtändiger größer, der eigentliche Sinn und Bedeutung derſelben für den Beſchauer faßlicher ſeyn als wenn er ſolche nur als Fragment betrachten muß, ſollten auch gleich die ergänzten Theile an Kunſt und Schönheit der Formen den urſprünglich ächten und alten nicht ganz gleich kommen. Im Gegentheil hindert eine falſche unrichtige Ergänzung den Genuß welchen uns das alte Bruchſtück ohne dieſelbe verſchaffen würde.

Die beſten Künſtler neuerer Zeit ſtehen nicht nur allein in wiſſenſchaftlicher Kenntniß des menſchlichen Körpers und in der Schönheit und Eleganz der Formen, ſondern auch in der Grazie, im Naiven der Stellung und Bewegung der Glieder, und vielleicht noch am allermeiſten in Rückſicht der künſtlichen Anordnung den Alten nach. Dieſes möchte wohl die vornehmſte Schwierigkeit geweſen ſeyn, wodurch Michelangelo, wie man ſagt, abgehalten wurde den bekannten Torſo zu reſtauriren und wahrſcheinlich hat er aus eben dem Grunde auch den Arm zum Laokoon unvollendet gelaſſen. Daß Bernini in der Folge weniger Bedenken gefunden iſt nicht ſowohl ein Beweis ſeiner größern Anmaßung als vielmehr daß er eben die Schwierigkeiten der künſtlichen Anordnung dabey nicht in Anſchlag gebracht, weil er und ſeine Zeitgenoſſen auf dieſen Theil der Kunſt weniger achteten. Auch entſteht die üble Wirkung welche der von ihm angeſetzte Arm an der Figur des Laokoons thut, nicht aus der ſchlechten Form ſondern daraus daß derſelbe nicht in das Gebäude der Gruppe paßt, das Auge des Beſchauers aufhält, irrt und ableitet.

Die Formen der Ergänzungen haben einige Künſtler unſerer Zeit, welche dieſes Geſchäft treiben, durch Nachahmung anderer Antiken von verwandtem Character, in ſcheinbare Uebereinſtimmung mit dem alten zu bringen gewußt und damit die von ihnen ergänzten Werke, wenigſtens für den erſten Anblick, gefällig gemacht; man hat

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

auch, mit größerer Sorgfalt und beſſerm Erfolg als ſonſt geſchehen, nach der urſprünglichen Bedeutung der zu ergänzenden Fragmente geforſcht und es kommen nunmehr ſelten noch dergleichen grobe Irrthümer vor wie vorhin angezeigt worden; aber jene Erforderniſſe der Anordnung und künſtlichen Verkettung der Theile und Glieder eines Werks können in der Reſtauration nicht füglich wieder hergeſtellt werden. Hier weht der Geiſt der alten Kunſt mit ſeinem zarteſten Hauche und wird überdem von dem Eigenthümlichen der Abſicht und des Genies eines jeden Künſtlers noch feiner nüanzirt, aus dieſer Urſache ſtören bey anhaltender Betrachtung auch ſelbſt die gelungenſten Ergänzungen alter Statuen allemal die wohlthätige Empfindung, welche nur aus einem rein harmoniſchen Ganzen entſpringen kann und jemehr wir berechtigt ſind ſolche von einem Kunſtwerke zu erwarten, je geübter das Organ des Beſchauers iſt, je unangenehmer wird ihm das Disparate zwiſchen dem Alten und den neuen hinzu geſetzten Theilen erſcheinen.

Der Ernſt dieſer Betrachtungen hat keineswegs zur Abſicht eine Gewohnheit welche in nöthigen Fällen ſelbſt von den Alten ſchon geübt worden und bey den neuern ſeitdem man die Antiken wieder geſucht und entdeckt hat allgemein gebräuchlich iſt (*) in Abnahme zu bringen, die angeführten Schwierigkeiten aber welche die Ergänzung antiker Statuen für uns hat und der Schaden, die Verwüſtung welche dadurch ſchon angerichtet worden, wovon beynahe ein jedes Muſäum traurige Beyſpiele enthält, mögen wenigſtens diejenigen welche im Beſitz von Antiken ſind und die Abſicht haben ſolche reſtauriren zu laſſen warnen dieſes Geſchäft nur einem Künſtler von bewährter Geſchicklichkeit, Liebe und Kenntniß des Alterthums anzuvertrauen, der nichts unſchickliches anbringe und von welchem man ſicher hoffen kann er werde das Alte unter ſeiner Hand keinen Schaden nehmen laſſen. Künſtlern, welche im Falle ſind Antiken zu reſtauriren, ſey es dringend, um der Kunſt und ihres eignen Ruhms willen empfohlen ſolches doch ja nicht für eine Brotarbeit anzuſehen und leichtſinnig zu behandeln, ſondern mit möglichſter Schonung zu werke zu gehen und mit einer frommen Scheue die heiligen Reſte der alten für uns

---

(*) Der alte Coſimo di Medicis ließ ſchon ſeine Antiken die er geſammelt und in ſeinem Garten aufgeſtellt hatte reſtauriren; Vaſari erwähnt eines Marſias welcher vom Donatello reſtaurirt worden und an dem einen Marſias in der florentiniſchen Gallerie ſind wirklich die Ergänzungen im alten Geſchmack der florentiniſchen Schule.

Alceſt.
Sie haben's beyde nicht; er hat's!
Wirth.
Schlagt einen Nagel
Ihm durch den Kopf, auf's Rad!
Sophie.
Du?
Söller vor ſich.
Wolkenbruch und Hagel!
Wirth.
Ich möchte Dich —
Alceſt.
Mein Herr! ich bitte nur Geduld!
Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.
Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —
Zu Söllern.
Sie waren ja zugegen!
Sophie erſtaunt.
Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —
Söller.
Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.
Alceſt zum Wirth.
Doch Sie?
Wirth.
Aus Neugier war ich auch hinauf gekommen.

unerreichbaren Kunſt zu berühren. Auf diejenigen Theile welche hinzu zu fügen ſind werde die äußerſte Sorgfalt verwendet, ſowohl in Rückſicht der Form und des Characters, als hauptſächlich auf Stellung und Bewegung, in ſofern ſie zum Ausdruck beytragen und in die Anordnung eingreifen. Wer hierauf achtet wird bald die Erfahrung machen daß dieſe beyden letzten Bedingungen, obſchon ſie ſelten in Betracht gekommen doch bey weitem am ſchwerſten zu erfüllen ſind, denn für jene erſten laſſen ſich Muſter und Beyſpiele finden deren man ſich bedienen kann, welche leiten und helfen; bey dieſen hingegen iſt ein jeder ſich ſelbſt überlaſſen, er muß ſich in den Geiſt einer andern Welt, einer höhern Kunſt verſetzen, einem größern vollendetern Künſtler in die Seele erfinden. Sey nun einer auch noch ſo geübt, reich an Kunſt und Talenten, ſo wird es ihm doch allemal ſchwer, ja ſogar ſchwerer werden harmoniſche Theile zu einem fremden Werk zu machen als ein eigenes Ganze hervor zu bringen.

Verſchiedenes was oben im allgemeinen angemerkt worden, wird im beſondern und einzelnen vielleicht ſich noch überzeugender darſtellen indem wir nun die ganze Folge des mechaniſchen Verfahrens bey der Reſtauration antiker Bildwerke näher angeben. Der Fall kommt öfter vor, daß die alten Werke von Marmor mit einer Rinde von Tartar überzogen gefunden werden, um ſie davon zu befreyen wäſcht man ſie mit verdünntem Scheidewaſſer ab, welches den Tartar auflöſt; wenn aber dieſer hart iſt und ſich feſt angeſetzt hat, ſo greift das Scheidewaſſer endlich den Marmor ſelbſt an, und die leidenden Theile bekommen alsdann ein mattes, verwiſchtes und geiſtloſes Anſehen (*). Hat das Werk in der Erde feucht gelegen, oder war ſolches der Witterung lange ausgeſetzt, ſo leidet gemeiniglich die Epiderme d. i. die weichern, zartern Theile des Marmors löſen ſich auf der Oberfläche auf, während die feſtern Körner ſtehen bleiben, wodurch das Ganze ein mehr oder weniger rauhes Ausſehen bekommt, welches, zumal an kleinen Werken, ſelbſt den Formen ſchadet. Dieſer und ein anderer faſt ähnlicher Fall, da weiche und blättrige Stellen im Marmor ſich nach und nach conſumirt haben, iſt ſchon öfter Urſache geweſen daß vortreffliche alte Werke ganz oder zum Theil überarbeitet, und ſo die gute Form zerſtört worden. Das gleiche iſt auch wegen geringer Beſchädigungen von Stößen u. dgl. begegnet, wo die Stelle rund umher ſo

---

(*) Der Verfaſſer erinnert ſich mehrerer Statuen in verſchiedenen Sammlungen welche auf dieſe Weiſe ſcheinen gelitten zu haben z. B. ein ſchöner Herkules zu Dresden.

weit als nöthig war bemeißelt oder abgeraſpelt werden um alles wieder glatt zu haben. Entſtandenen Schaden in Beyſpielen von beyderley Art haben wir in der Beſchreibung von der Niobe und ihren Kindern mit Bedauern angemerkt.

Wenn ein Werk alter Bildhauerey nun wirklich zum Ergänzen in Arbeit genommen werden ſoll, ſo modellirt man vors erſte die fehlenden Theile auf gewöhnliche Weiſe in Erde daran, ſo daß nun wieder ein Ganzes daſteht; nachher werden die modellirten Theile in Gips abgegoſſen, aus dem Groben in Marmor gearbeitet, dann angefügt und weiter vollendet. Zur Anfügung bedient man ſich eines Kitts der aus Maſtix und Marmorſtaub bereitet iſt, warm aufgetragen werden muß und ſehr feſte bindet; zu mehrerer Befeſtigung pflegt man noch überdem einen eiſernen Pflock von verhältnißmäßiger Stärke in der Mitte der zuſammen gefügten Theile einzuſetzen (*). Die Stelle wo das alte mit den Ergänzungen

---

(*) Die Alten nahmen Erz dazu, doch giebt es auch Fälle wo ſie ſich des Eiſens bedienten. Der Verfaſſer hat ſo eben eine Hand vor ſich die ein Wunder der Ausführung und gewiß eins der vollkommenſten Werke alter Kunſt iſt, verlohrne Finger waren ſchon ehemals reſtaurirt und von drey derſelben ſteckt noch die Hälfte der eiſernen Nägel in der Hand.

zuſammen ſtößt leidet faſt allemal ein wenig, weil die beyden Theile zuſammen gepaßt und verglichen werden müſſen.

Oft kömmt der Fall vor daß die Epiderme der antiken Statuen, in der Erde, durch Feuchtigkeit gelitten hat, oder der Marmor gelb und fleckig geworden iſt, ſo daß die neu angeſetzten Theile von den alten, durch die hellere Farbe und ein glätteres Anſehen, ſehr auffallend abſtechen. Man giebt alsdann den Reſtaurationen jenen gelblichten Ton des alten Marmors durch Anſtreichen mit einer Beitze, welche aus Spiegelruß und Urin bereitet wird. Das rauhe Anſehen aber einer beſchädigten Epiderme, oder den angeſetzten Tartar nachzuahmen bedienen ſich die Ergänzer einer Salbe die, ſo viel wir wiſſen, aus pulveriſirtem Tuffſteine beſteht und überſtreichen damit meiſtentheils mehr als nothwendig iſt. Dieſer Anſtrich ſieht, wenn er trocken geworden, in der That dem wirklichen Tartar vollkommen ähnlich. Beſchädigungen von erlittenen Stößen, oder ſolche Brüche wo die alten Stücke nicht mehr genau auf einander paſſen, werden mit Gips oder Stucco ausgeglichen und erhalten hernach ebenfalls die Schminke von falſchem Tartar. Dergleichen Künſte laſſen ſich indeſſen nie anders als auf Koſten der Form anwenden und ſind deßwegen nicht zu billigen noch weniger anzurathen.

Das Verfahren bey der Reſtauration der Werke von Erz iſt, mit Unterſchied der Materie und ihrer Bearbeitung, ohngefähr eben daſſelbe wie bey den Werken von Marmor. Wenn das Modell zur Ergänzung fertig iſt ſo wird eine Form darüber gemacht, nach dem Guſſe das nöthige ausgebeſſert und nun die neuen Stücke an das Alte angelöthet. Und ſo wie dem Marmor Tartar gegeben wird, bekömmt das Erz einen künſtlichen grünen Roſt, damit das Neue dem Alten deſto ähnlicher ſehe.

Antike Gemmen wenn ſie zerbrochen ſind werden durch die Faſſung zuſammen gehalten, oder auch auf einen andern Stein aufgelegt, die allenfalls fehlenden Stücke werden mit Gold erſetzt und das nöthige bey den tiefgeſchnittenen eingeſtochen, um den Stein ungehindert abdrucken zu können; bey Cameen aber wird erhobene Arbeit hinzu gefügt (*). Dieſe Weiſe der Reſtauration verdient allerdings wegen ihrer Unſchädlichkeit und Beſcheidenheit das meiſte Lob, alles Neue unterſcheidet ſich

---

(*) Die ſchönſte von dergleichen Ergänzungen finden die Liebhaber der Kunſt in der großherzoglichen Sammlung zu Florenz; ein altes herrliches Fragment ſtellt eine im Wagen von zwey Pferden gezogene ſitzende weibliche Figur vor, der obere Theil derſelben und das meiſte von den Pferden iſt reſtaurirt und vortreffliche Arbeit des B. Cellini.

dabey von dem Alten durch die Materie und durch die Farbe, und der reſtaurirende Künſtler ſcheint damit nur ſeine Meinung zu ſagen, oder einen Vorſchlag zu thun wie das Werk wieder zu ergänzen ſeyn möchte. Inzwiſchen iſt man doch nicht immer bey dieſer guten Manier geblieben und es ſind dem Verfaſſer ſelbſt mehrere Gemmen bekannt welche wirklich mit Steinen ergänzt ſind.

Hierbey iſt zu bemerken daß in den Sammlungen auch urſprünglich antike Steine vorkommen welche von moderner Hand über- oder nachgearbeitet ſind.

Reſtauration von Werken der Malerey.

Da die Gemälde ihrer Natur nach weniger Widerſtand leiſten können als die Statuen, ſo ſind auch die Urſachen ihres Verderbens weit mannigfaltiger. In den Kirchen leiden ſie oft von der Feuchtigkeit, ſie werden von Schmutz, Staub und Rauch verdunkelt, oft werden ſie auch von den gar zu nahe ſtehenden Kerzen auf den Altären beſchädigt. In den Gallerien werden ſie nicht ſelten durch unvorſichtiges Waſchen, durch den Ueberzug ſchädlicher Firniſſe zu Grunde gerichtet. Die hölzernen Tafeln ſpalten ſich und werden von Würmern zerfreſſen. Vom Kupfer ſpringen die Farben gerne ab

Die Leinwand zerreißt leicht und geringe Stöße laſſen Beulen in derſelben zurück. Von den Mauren endlich löſt ſich der Anwurf und fällt in Stücken ab.

Die Moſaik iſt ohnſtreitig von aller Art der Malerey die dauerhafteſte, demohngeachtet nimmt ſie doch oft von der Feuchtigkeit Schaden. So feſt und bindend der Kitt auch iſt welcher die Stifte zuſammen hält, ſo giebt er doch endlich nach, und wird aufgelöſt. An verſchiedenen großen moſaiſchen Werken (*) die in dieſem Zuſtande waren hat man die lockern Stellen wieder friſch nachgeſetzt und ſie auf dieſe einfache Weiſe ausgebeſſert.

Indem man in Ruinen alter Gebäude viele Fußboden von Moſaik gefunden, die man gerne weggenommen und anders wohin verſetzt hätte, ſo wurden dieſelben in dieſer Abſicht zuerſt mit Gips übergoſſen, ſtückweiſe aufgenommen und, nachdem ein friſches Bindungsmittel darunter gebracht war, an dem für ſie beſtimmten Ort wieder zuſammen geſetzt. Dieſe Operation iſt mit allen moſaiſchen Fußboden im clementiniſchen Muſäum vorgenommen worden und überall vortrefflich gelungen.

(*) Wie z. B. die alten Moſaiken in der St. Markuskirche zu Venedig, die im Battiſterium zu Florenz u. a. m.

Beſchädigte Freskomalereyen können am beſten mit Leimfarben, oder mit den Italiänern zu ſprechen a tempera, ausgebeſſert werden, die man bekanntlich auch ſchon zum Retouſchiren dieſer Art von Malerey braucht (*), weil ſich die mit Kalk gemiſchten Freskofarben auf trocknem Grund nicht anwenden laſſen. An Gewölben, wo durch betaſten kein Schaden entſtehen kann, hat man auch ſchon Paſtellfarben zum Ausbeſſern gebraucht, wie in der Farneſina durch Carl Maratti geſchehen ſeyn ſoll, eben daſelbſt wurden die lockern Stellen des Anwurfs mit kupfernen Nägeln wieder befeſtigt und ſo iſt man auch mit dem Gemälde vom Heliodor im Vatikan verfahren, wo in der Gruppe von dem Reuter und den herbey ſchwebenden Jünglingen beträchtlich große Stücke abzufallen drohten.

Um ſolche Gemälde vom Staub zu befreyen werden ſie mit Brotkrumen gerieben, der feſtklebende Schmutz und die Unreinigkeit geht durch ſorgfältiges Waſchen mit

---

(*) Der Maler Bottani, ehemaliger Director der Academie zu Mantua, hat auf ſolche Weiſe die berühmten Malereyen des Julius Romanus im Pallaſte dell. T. mit gutem Erfolg wieder genießbar gemacht. Wir gedenken in einem der folgenden Stücke der Propyläen unſere Leſer mit einer Nachricht von dieſen Meiſterwerken zu unterhalten.

dem ſogenannten griechiſchen Weine ab, welches ein ſehr ſchwacher Weingeiſt, oder eigentlich der einmal übergezogene Wein iſt. Allein dieſes Waſchen nimmt ſchon alle Retouſchen mit, welche wie oben gedacht bey Freskogemälden mit Leimfarbe gemacht werden und iſt alſo nicht rathſam, ausgenommen bey Bildern die entweder ganz ungenießbar geworden, oder wo man verſichert iſt daß der Meiſter alles im Naſſen vollendet hat.

Bilder von Leimfarben können am leichteſten ausgebeſſert werden weil ebendaſſelbe Material womit ſie verfertigt ſind immer wieder dazu anwendbar iſt. Dieſelben ſind hingegen wenn ſie ſchmutzig geworden ſchwer zu reinigen, und es giebt, ſo viel wir wiſſen, kein anderes Mittel als, wie vorhin gedacht, den Staub mit Brotkrumen abzureiben.

Seit nicht gar langer Zeit hat man verſucht Bilder in Leimfarbe, zu beſſerer Erhaltung derſelben, nachdem ihnen Eyweiß gegeben iſt, mit dem gewöhnlichen Firniß aus Maſtix und Terpentinöhl bereitet zu überziehen, wodurch ſie Glanz und überhaupt den Character von Oehlgemälden bekommen. Die Retouſchen können allenfalls mit Farben die mit eben dieſem Firniß angerieben worden gemacht werden, man kann hernach auch die gewöhnlichen Laſurfarben darauf anwenden und ſie überhaupt wie Oehlgemälde behandeln.

Mignatur- und Paſtellgemälde erfordern zur Ausbeſſerung keine eigenen Kunſtgriffe, ſondern werden mit eben den Farben und auf eben die Weiſe behandelt wie ſie anfänglich gemalt worden. Man hat ſich ſonſt viele Mühe gegeben eine Methode zur Fixation der Paſtellgemälde ausfindig zu machen und die Verſuche ſollen befriedigend ausgefallen ſeyn; jedoch läßt ſich in der That nicht abſehen daß von dieſem Kunſtſtücke auch wirklich ein weſentlicher Vortheil zu erwarten ſey. Denn das Glas iſt einem Paſtellgemälde durchaus nothwendig, weil es die Stelle der Firniſſe vertritt, und beſonders den Schattenparthien Kraft und Wahrheit giebt, welche ohne daſſelbe trocken erſcheinen würden und wenn, aus dieſem Grunde, das Glas nicht wegzulaſſen iſt, ſo gilt es gleich viel, ob die Farben feſt ſitzen oder nicht. Die Paſtellmalerey hat überdem keine weſentlichen Vorzüge vor andern Arten, vielleicht iſt die Behandlung leichter, aber dieſes iſt kein Grund warum wir ſie höher ſchätzen oder auf Koſten von jenen in Aufnahme bringen ſollten, dadurch daß ihr eben ſolche Dauer und Feſtigkeit verſchafft würde. Es iſt auch nicht der Fall daß irgend eine Eigenſchaft der nachzuahmenden Gegenſtände beſſer oder wahr-

Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen.
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelbſten mit.

Alceſt zu Sophien.

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie.

Gerne!

Sie gibt ihm die Hand.

Da!

Alceſt zum Wirth.

Allons!

Wirth gibt Söllern die Hand.

Stiehl nicht mehr!

hafter durch ſie ausgedruckt werden könnte als es in Oehl, Fresko oder ſelbſt mit Waſſerfarben geſchieht. Ueberdies haben die Striche mit dem Pinſel ungleich mehr Mannigfaltigkeit, Reiz, Zierlichkeit und Genauigkeit als möglicher Weiſe die Striche mit Kreide haben können.

Wir kommen jetzt auf die Oehlmalerey, welche an Saft und Glanz der Farben, an Schmelz und Weichigkeit und Kraft alle andern Arten übertrifft, ſie verträgt das Waſchen und es können die größten Bilder, auf Leinwand gemalt, leicht transportirt werden. Wegen aller dieſer Vorzüge wird ſie am meiſten geſchätzt und geübt. Dagegen hat ſie aber auch die nachtheilige Eigenſchaft an ſich daß beſonders die ſaftigen Schattenfarben nachdunkeln und wo ſie reichlich gebraucht ſind ganz verdüſtern. Dieſes iſt beynahe der gewöhnlichſte Fall welcher die Reparatur nothwendig macht. Es begiebt ſich ferner zuweilen daß, beſonders bey alten Bildern, welche auf Holz gemalt ſind, die Breter reiſſen, oder die Farben, durch den Wechſel von feucht und trocken, ſich nach und nach von dem Kreidegrund, deſſen man ſich beſonders in der ſchönſten Zeit der neuern Kunſt bediente, abheben und zuſammen rollen. Oft ſind die Bilder von ſchädlichen Firniſſen ganz ſchmutzig und dunkel geworden, oft haben ungeſchickte Menſchen wegen kleiner Beſchädigung einen breiten Fleck übermalt und man hat Beyſpiele wo das übermalen mehrere male wiederholt iſt.

Das Regiſter der mancherley Arten von Beſchädigungen würde ohne große Mühe noch anſehnlich vermehrt werden können, allein die Liebhaber und Kenner der Kunſt werden ſich die Fälle entweder ſelbſt hinzu denken, oder es wird ihrer bey der folgenden Angabe der Mittel und des Verfahrens beym Ausbeſſerungsgeſchäft gedacht werden.

Das erſte was mit einem beſchädigten Oehlgemälde, wenn es auf Leinwand gemalt iſt, vorgenommen wird iſt die Unterſuchung des Zuſtandes der Leinwand ſelbſt. Wenn beträchtliche Riſſe darinnen ſind, oder Ungleichheiten welche durch Stöße entſtanden, oder wenn ſie durch Alter und Staub morſch geworden, oder die Farben des Gemäldes an einigen Stellen abzubröckeln anfangen; ſo iſt es wohl gethan eine friſche Leinwand unter zu ziehen. Zu dieſem Ende wird das alte Bild von ſeinem Rahmen genommen, auf einer glatten Tafel ausgebreitet, vom Staube gereinigt, nachher mit einem Kleiſter, welcher aus zwey Drittheilen Waizenmehl, einem Drittheil Leim und einem Zuſatz von Terpentin bereitet iſt, überſtrichen und wenn es etwas erweicht iſt nöthigenfalls noch einmal, damit der Kleiſter überall faſſe und keine Blaſen entſtehen. Alsdann wird die neue Leinwand aufgelegt und das Werk, auf der Rückſeite, mit einem marmornen Läufer, wie er zum Farbenreiben gebraucht wird, ſorgfältig übergangen und auf allen Punkten feſt angedrückt. Der Blindrahmen darf mit Keilen verſehen ſeyn um, wenn es nöthig wäre, etwas auseinander getrieben werden zu können.

Iſt nun das auf friſche Leinwand gezogene Bild trocken, ſo wäſcht man ſolches mit lauem Waſſer ſauber ab, und bereitet aus Kreide, die mit gekochtem Oehl (dem ſogenannten Oehlfirniß, oder trocken Oehl) ſo dick als möglich abgerieben iſt, eine Maſſe, womit alle Lücken der beſchädigten Theile der übrigen Fläche gleich ausgefüllt und ſomit ein friſcher Grund für die neu zu malenden Theile gemacht wird. Im Verfolg giebt man dem Bilde nur den Maſtixfirniß (*), mit welchem überhaupt

---

(*) Dieſer Firniß iſt oder ſollte doch allen Künſtlern und Kunſtliebhabern wohl bekannt ſeyn weil er der brauchbarſte und unſchädlichſte von allen iſt. Denſelben zuzubereiten darf man nur 1 Pfund Terpentinöhl, oder, wenn man es habhaft werden kann, Aqua di Ragia von Venedig und ½ Pfund reine Maſtixthränen in eine Flaſche thun und ſolche an die Sonne, oder auf den warmen Ofen ſetzen und oft ſchütteln. Wenn ſich der Maſtix aufgelöſt und das unreine niedergefallen ſo iſt der Firniß zum Gebrauche fertig.

viel bey der Reſtauration ſchadhafter Malereyen gethan wird. Dieſer giebt nun den Farben ihr Fett und ihren Glanz wieder und hat die Eigenſchaft alle Unreinigkeit an ſich zu ziehen. Er löſt ſich nach Bedürfniß ganz oder zum Theil wieder auf, wenn man Flocken von Baumwolle, mit Lauge aus der Aſche von Weintreſtern, oder mit ſchwachem Weingeiſte benetzt, und das Bild ſachte damit reibt. Auf dieſe Weiſe, wenn man wiederholt Firniß giebt und denſelben immer wieder abnimmt, kann das Gemälde ſo rein geputzt werden als man es für nothwendig befindet; unterdeſſen iſt auch hier das Nicht zu viel eine goldne Regel, welche man nie vergeſſen darf, weil man leicht Schaden anrichten kann. Ein Gemälde ganz abſcheuern heißt nicht daſſelbe reſtauriren ſondern verderben, und es iſt allemal am ſicherſten die Patina, oder denjenigen Farbenton welchen ihm die Zeit gegeben hat, ſtehen zu laſſen und blos zu verſuchen die gedunkelten Schattenparthien wieder ein wenig zu erhellen. Auf dieſe Weiſe wird man am wenigſten Gefahr laufen der Harmonie der Bilder zu ſchaden und den eigenthümlichen Character ihrer Wirkung zu ſtören. Dieſes gilt übrigens nur von Bildern welche noch nicht in ſchlechtem Zuſtande ſind, ſondern nur überhaupt in den Schatten dunkel geworden und in einzelnen beſchädigten Stellen der Ausbeſſerung bedürfen. Wenn die Farben im Ganzen, auch im Licht wo der Auftrag gewöhnlich dick iſt mangelhaft und ſo zerriſſen ſind daß viel punktirt werden muß, ſo wird man freylich weniger ſchonend verfahren können, die Harmonie des Ganzen wird fürs erſte leiden und hernach wieder hergeſtellt werden müſſen, wobey aber immer das beſte vom Kunſtwerke verlohren geht.

Zum Erſatz der mangelnden Farben die, nach dem technologiſchen Ausdruck, Körper haben, d. i. gebraucht werden eine größere oder kleinere Lücke in dem ſchadhaften Bilde auszufüllen, nehmen Einige alte zähe Farben die ſchon einige Zeit auf der Palette gelegen, weil ſie ſich weniger als die friſchen ändern ſollen und alſo das Ausgebeſſerte dem Alten ähnlicher bleibt; ſie verdünnen ſolche mit Terpentinöhl, um ſie zum Gebrauch tauglich zu machen. Andere reiben die trockenen Farben gar nur mit dem oben gedachten Maſtixfirniß an, und ſetzen beym Gebrauch immerfort ſo viel als nöthig iſt Terpentinöhl hinzu. Solchergeſtalt werden ſie ſich wahrſcheinlicherweiſe noch weniger verändern, ſind aber auch noch um ſo viel ſchwerer zu behandeln. Die ſaftigen, durchſcheinenden, oder ſogenannten Laſurfarben, deren man ſich bedient und welche blos zum Tongeben beſtimmt ſind, werden eben ſo wie gewöhnlich bereitet und gebraucht.

Aſphalt thut vorzüglich gute Dienſte weil er ſich zu keiner Farbe ſehr entſchieden hinneigt, ſondern nur dämpft; iſt aber mit Vorſicht zu bereiten und zu gebrauchen (*). Die Mumie wäre auch gut, fällt aber ſchon entſchiedener in's braune. Hiernächſt können Ultramarin, die feinen Lacke, das dunkle Schüttgelb und die gebrannte Terra di Siena gebraucht werden.

Das Verderben vieler Bilder kömmt von ſchädlichen Firniſſen, zu welchen man Bernſtein, Bergöhl, Sandrac u. ſ. w. genommen. Sie ſind ſehr hart, vergelben, zie-

---

(*) Die Bereitungsart iſt folgende. 2 Unzen Aſphalt zerſtoßen, 1 Unze venetianiſcher Terpentin und ½ Unze Aqua di Ragia oder Terpentinöhl werden in einem irdenen glaſirten Gefäß über gelindes Kohlfeuer geſetzt; wenn alles wohl erwärmt iſt und zu kochen anfängt, ſo thut man etwas peruvianiſchen Balſam hinzu und rührt ſolches wohl unter einander. Wenn keine Korner vom Aſphalt mehr bemerkt werden, ſondern alles geſchmolzen und ſich auf's beſte mit einander vermiſcht hat, ſo wird's vom Feuer genommen und man gießt noch etwas Mohnöhl dazu. Soll nun dieſe Maſſe wirklich zur Malerey oder Reſtauration angewendet werden, ſo nimmt man davon ſo viel als man zum Gebrauche nothwendig zu haben glaubt, läßt ſolches in einem blechernen Löffel über einem Licht zergehen und ſetzt noch ſo viel Mohnöhl dazu bis es ſich auf der Palette mit dem Pinſel füglich behandeln läßt.

hen die Farbe zuſammen und machen Riſſe. Man bringt ſie nur mit vieler Mühe und ſelten ohne weſentlichen Schaden des Bildes herunter, ja es giebt Fälle wo man gar das Meſſer anwenden und ſie abkratzen muß; eben ſo muß auch mit den übermalten Stellen verfahren werden, von welchen man die Farben gern herunter bringen möchte.

Man liebte ſonſt ſehr mit Oehlfarben auf einen weiſſen Grund von Leim und Kreide zu malen, welcher die Farben heiterer erhält und weniger verändert als ein Grund von Oehlfarben, vorzüglich wenn er dunkel iſt. Aber es geſchieht nicht ſelten daß jener weiße Grund, bey Bildern die auf Holz gemalt ſind, ſich von der Tafel ablöſt und mit der Farbe überall aus jedem Riß ſich zuſammen krümmt. Bilder in dieſem Zuſtand, denen der Untergang zunächſt bevorzuſtehen ſcheint, werden auf folgende Weiſe gerettet. Es wird ein ſtarkes Leimwaſſer, welches ein wenig mehr als lauwarm ſeyn kann, auf das Bild geträuft, oder mit einem weichen Pinſel ſachte aufgetragen und wenn es etwas angezogen hat, ſo wird ein öhlgetränkt Papier aufgelegt und über demſelben mit einem erwärmten Bügeleiſen ſachte hin und wieder gefahren und alles platt auf die Tafel angedrückt. Der Leim, welcher ſich zufällig auf die Oberfläche des Bildes angeſetzt haben könnte, wird durch Waſchen mit dem Schwamm und die darauf folgende oben erwähnte Operation mit dem Firniß, der Lauge oder Weingeiſt wieder weggebracht.

Da das Holz ſich dehnt und zuſammen zieht, ſo geſchieht es ſelten daß an großen Bildern nicht eine oder mehrere Fugen ſichtbar würden, und dieſem Uebel iſt nur, nach Beſchaffenheit des Holzes mehr oder weniger, und vielleicht nie ganz vollkommen abzuhelfen. An kleinen Bildern, welche nur aus einem Bret beſtehen und zufällig geſpalten ſind, legt man auf der Rückſeite wenn ſie erſt zuſammen getrieben worden ein eiſernes Blech mit Schrauben an wodurch ſie feſt gehalten werden.

Die Löcher von Wurmſtichen werden mit Wachs, oder auch mit der oben angegebenen Maſſe von Kreide und Oehlfirniß ausgefüllt und man malt darüber. Einige behaupten das Arkanum zu beſitzen die Würmer ganz aus dem Holz zu vertreiben und ſo die Bilder zu ſichern, dieſes kann immer von Nutzen ſeyn, indeſſen haben die Würmer uns wohl nicht den beträchtlichſten Schaden an alten Gemälden zugefügt.

Gemälde vom Holz und ſogar von der Mauer abzunehmen und auf Leinwand überzutragen iſt ein Kunſtſtück welches man vor nicht gar langer Zeit erfunden zu haben vergab, die Sache machte damals viel Geräuſch und es wurde in Menge darüber geſchrieben und geſprochen; das Geheimniß iſt aber, ſo viel wir wiſſen, nie öffentlich bekannt gemacht worden und gegenwärtig nun alles wieder vergeſſen, oder wenigſtens nicht mehr in Uebung. Auch iſt der Gewinn welcher ſich davon erwarten läßt überhaupt nicht groß. Denn wenn man ſich's auch als möglich denkt ſo ſcheint die Arbeit doch immer mit ſo vieler Schwierigkeit und mit ſo vieler Gefahr für das Kunſtwerk nothwendig verknüpft zu ſeyn, daß niemand gerne ein gutes Bild daran wagen wird.

Nun noch überhaupt ein Wort von dem Nutzen und Schaden welcher aus dem Putzen der Gemälde entſteht. Wir bemerkten vorhin daß bey Reſtauration von Statuen durch die neu angefügten Theile leicht der Sinn und die Schönheit ihrer urſprünglichen Anordnung verfehlt werde und dadurch eine unangenehme Zweydeutigkeit der allgemeinen Wirkung des Werks entſtehe. Die Gemälde und beſonders Oehlgemälde haben zwar von dieſer Seite weniger zu befürchten, denn ihre Beſchädigungen ſind ſelten ſo groß daß ganze Glieder von Figuren bis auf die Spur verloren ſind; aber ſie leiden durch Waſchen und Ausbeſſern als Gemälde deſto mehr, d. i. die allgemeine Wirkung und Uebereinſtimmung der Theile durch Abſtufung, wie ſie der erſte Meiſter beabſichtigt hatte, verſchwindet, indem die gedunkelten Laſurfarben abgenommen werden. Stellt der Reſtaurateur ſolche wieder her, ſo erhalten wir nur das was derſelbe in ſolchem Fache zu leiſten vermag. Es läßt ſich alſo leicht urtheilen daß der Originalgeiſt des Werks ſehr dabey leiden und das Ausſehen überhaupt verändert werden müſſe. Wenn man noch überdem in Anſchlag bringt daß ſelten ein guter, in den Geheimniſſen der Kunſt gründlich unterrichteter Künſtler ſich mit dem Ausbeſſerungsgeſchäft, welches ein wahrer Prüfſtein der Geduld iſt, abgiebt, ſondern lieber den Arbeiten von eigner Erfindung ſeine Zeit widmet, ſo wird es niemanden weiter befremden wenn man ſo viele Bilder überall antrifft die durch Waſchen und unter dem Titel der Reſtauration verdorben worden. Ein wahrer Liebhaber der Kunſt tritt darum allemal mit Schrecken in eine Gallerie oder ein Cabinet worin ihm alle Bilder gereinigt, friſch und glänzend, gefirnißt in die Augen fallen, weil er dabey ſchon zum voraus den Schaden ahnden kann über welchen er bey der nähern Beſchauung ſich zu betrüben haben wird.

Alle Kunſtwerke gehören als ſolche der geſammten gebildeten Menſchheit an und der Beſitz derſelben iſt mit der Pflicht verbunden Sorge für ihre Erhaltung zu tra-

Söller.
Die Länge bringt die Ferne!
Alceſt.
Allein, was macht mein Geld?
Söller.
O Herr, es war aus Noth;
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod,
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden,
Hier iſt das übrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.
Alceſt.
Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.
Söller.
Für dießmahl wär's vorbey!
Alceſt.
Allein ich hoff', Er wird ſein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er Sich noch einmahl anzufangen —
Söller.
So! — Dießmahl bleiben wir wohl alle ungehangen.

gen. Wer dieſe Pflicht vernachläſſigt, wer mittelbar oder unmittelbar zum Schaden oder zum Ruin derſelben beyträgt, ladet den Vorwurf der Barbarey auf ſich und die Verachtung aller gebildeten Menſchen jetziger und künftiger Zeiten wird ſeine Strafe ſeyn. Freylich kann man ſagen daß der Schade ſelten vorſätzlicher Weiſe, vielmals aus Nachläſſigkeit, oft ſogar aus gutem Willen, meiſtentheils aber aus Unverſtand, angerichtet werde; dadurch vermindert ſich aber das Unheil welches ſchon geſchehen und noch täglich geſchieht nicht im geringſten.

Möchte man doch die Wichtigkeit dieſer Erinnerungen allgemein fühlen! Möchte doch der Verfaſſer ſo glücklich ſeyn allen denen welche dieſe Schrift leſen werden und im Beſitz von koſtbaren Kunſtwerken ſind, oder dergleichen unter ihrer Aufſicht haben, dergeſtalt an's Herz zu reden daß ſie in Abſicht auf Reinigung und Ausbeſſerung von Gemälden immer nur das Nothwendige, ja nur das Allernothwendigſte vornehmen und vornehmen laſſen! Wenn Gemälde jeder Art nur vor ihrem hauptſächlichſten Feind, der Feuchtigkeit, geſchützt ſind, ſo können ſie ſich lange erhalten. Es giebt Bilder von Giotto, die noch in eben dem Zuſtande ſind wie ſie aus ſeiner Werkſtätte hervor gegangen und ſogar von den herkulaniſchen antiken Gemälden haben ſich einige in vollkommenem Glanz und Pracht ihrer Farben unverſehrt erhalten, blos aus der Urſache weil dieſe unter der Erde verborgen ruheten und jene nicht geachtet, vergeſſen an den Wänden und auf Altären ohne Pflege ruhig hängen blieben. So iſt es auch mit den Oehlgemälden. Werke vom Peter von Perugia, von Johann Bellini, und ſelbſt vom Johann von Eyck, ſind oft beſſer erhalten als ſolche die in dieſem Jahrhundert verfertigt worden; denn weil ſie glatt und hell auf Gipsgrund gemalt ſind, ſo waren ſie weder dem Staub noch dem Verdunkeln ausgeſetzt und bedurften darum des Ausputzens nicht.

Wir ſind vollkommen überzeugt daß ein Oehlgemälde, wenn daſſelbe, wohl bewahrt, im Trocknen hängt und nicht eher als bis die Farben eingeſchlagen ſind, bis es durch Staub verdunkelt iſt, kurz wenn der Genuß deſſelben gehindert worden, jedesmal nur mit Waſſer ſorgfältig abgewaſchen, mit dem oben angezeigten Maſtixfirniß, welcher nach allen Erfahrungen der beſte und unſchädlichſte iſt, überzogen würde, viele Jahrhunderte ausdauern könnte. Freylich wird dieſe einfache Conſervations-Methode nicht immer ausreichen und man wird in jeder Sammlung die Bilder nach dem Zuſtande behandeln müſſen in welchem ſie ſich eben befinden, man wird ſich vielleicht genöthigt ſehen, nach der Reihe, alle vorhin abgehandelte Reſtaurationskünſte zu exerziren; aber man ſuche ſich in jedem Fall der einfachen und unſchuldigen Methode zu nähern, welche blos erhalten, nicht erneuern will und thue nichts überflüſſiges, ſondern ſchränke ſich jedesmal auf das ein was eben dringend erfordert wird. Wenn eine oder mehrere Stellen Schaden gelitten haben, wenn die Farbe abgefallen iſt, ſo beſſere man ſie ſo ſorgfältig als möglich aus und wenn Schattenparthien ſchwarz und düſter geworden ſeyn ſollten, ſo werde verſucht dieſelben ein wenig zu erhellen. Dieſes wird immer beſſer und unſchädlicher ſeyn als wenn die geſammten Laſurfarben, und damit alles was man die letzte Hand des Meiſters nennt, herunter gewaſchen werden. Wähne niemand daß durch den Schein von Erneuerung etwas gewonnen ſey. Man wird kaum die Unwiſſenden, kaum den Pöbel betrügen; aber der Kenner bemerkt nur zu bald den Schaden welcher durch Putzen und Abſcheuern geſtiftet worden.

Einzig diejenigen Bilder welche bereits viel gelitten haben, und die man deswegen für faſt verlohren anſehen muß, mögen, damit ſich wenigſtens das Andenken derſelben erhalte, einem in dieſem Fache erfahrnen und geſchickten Manne überantwortet werden, und hier ſind dann alle Reſtaurationskünſte an ihrem Platz anwendbar, gut und empfehlenswerth; denn es iſt beſſer etwas erhalten und wenn es auch nur ein Schein und Schatten des Guten wäre als alles verlieren, ſo unweiſe es im Gegentheil iſt das Weſentliche aufzuopfern um einen Schein zu erhalten.

Wir fügen nur zum Beſchluß noch ein Wort von Kupferſtichen hinzu. Man hat ſolche, wenn ſie ſchmutzig ſind zu waſchen und die gelbgewordnen zu bleichen unternommen, allein weder das eine noch das andere geſchieht ohne ihren Schaden. Wenn an alten Blättern hie und da abgeriebene Stellen ſich finden, ſo kann man ſolche mit einem feinen Pinſel und chineſiſcher Tuſche ſo ausbeſſern daß ſie füglich überſehen werden. Das gleiche wird oft mit ſchlechten Abdrücken vorgenommen, aber ein geübtes Auge entdeckt den Betrug leicht, und wird für ein ſolches Blatt nie den vollen Preis bezahlen, oder ſolches in eine auserleſene Sammlung aufnehmen. Wahrſcheinlich gilt aus eben dem Grund, wenigſtens bey den Italiäniſchen Kunſthändlern, der Umſtand daß ein Blatt nie auf anderes Papier aufgeklebt geweſen ſey und einen Rand habe für eine gute Empfehlung und erhöhet den Preis, weil man deſto ſicherer ſeyn kann daß es nicht beſchädigt iſt und alſo auch nicht ausgebeſſert zu werden nöthig gehabt habe.

V.

Chalkographiſche Geſellſchaft zu Deſſau.

Die Entſtehung und Verfaſſung dieſes, für Kunſt und Kunſthandel, ſo bedeutenden Inſtituts können wir bey unſern Leſern wohl ſchon als bekannt vorausſetzen, indem den meiſten derſelben gewiß jene Blätter zu Handen gekommen ſind durch welche man das Publikum ſchon früher davon unterrichtete.

Gleicherweiſe halten wir das Verdienſtliche einer ſolchen Anſtalt ſo ſehr in die Augen fallend, daß wir ſie deshalb im Allgemeinen zu loben billig unterlaſſen.

Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt, und jedermann wird einſehen wie bedeutend es für Maler und Kupferſtecher ſeyn müſſe wenn zu einer Zeit, welche im Ganzen die Künſte ſo wenig begünſtigt, ſich ein Mittelpunkt feſt ſtellt, von da aus manches treffliche Werk, manche gute Arbeit gefördert werden kann.

Legt man das ganze Portefeuille der bis jetzt herausgegebenen Blätter vor ſich, ſo kann man die Geſchichte der Entſtehung und des Fortgangs dieſes Inſtituts ſich leicht vergegenwärtigen. Bey Anfängen einer ſolchen Art iſt manches zufällig, genug wenn die Fortſchritte immer zweckmäßig bleiben. Liebhaberey führt zu ſolchen Unternehmungen, Kenntniß gründet und befeſtigt ſie.

Indem man nun alſo, bey Beſtimmung der Arbeiten, die Wahl auf ernſthafte und bedeutende Gegenſtände richtet, ſo iſt doch keineswegs zu tadeln daß man ſich auch theilweiſe nach dem Geſchmack des Publikums bequemt, die Käufer anlockt, um ſie, nach und nach, zu einer höhern Liebhaberey auszubilden.

Solchen Rückſichten verdanken wohl die Proſpecte von Wörlitz, beſonders die buntgedruckten, ihre Exiſtenz. Denn wer möchte nicht gern aus jenen reizenden Anlagen wenigſtens ein Schattenbild mit nach Hauſe nehmen, um ſich des genoßnen Vergnügens einigermaßen zu erinnern?

Eben ſo gut finden wir berechnet daß man den Freunden der Natur und Kunſt einige ganz- und halbnackte ſchöne Sünderinnen vorzeigt, die denn wohl, unter geiſtlichen, moraliſchen und mythologiſchen Rubriken, vor den keuſchen Augen unſerer Landesleute Gnade finden werden.

Was aber den eigentlichen Kunſtfreund ergötzen muß, ſind diejenigen Blätter, durch welche man dem Anſchauen von älteren Meiſterwerken nachhilft, wie hier durch Arbeiten nach Domenichin, Correggio, Pouſſin und Mengs geſchehen, und nicht weniger neue, verdiente Meiſter dem Vaterland und dem Auslande bekannter macht.

Auch die Landſchaften kann man nur mit Vergnügen anſehen. Hier trifft glücklicherweiſe die Liebhaberey des Publikums, das Verdienſt des Malers, Zeichners und Kupferſtechers faſt durchgängig zuſammen. Viel iſt von dieſer Seite ſchon geliefert worden, und man kann ſich bey fortgeſetzter Arbeit noch viel treffliches verſprechen.

Sowohl die idealiſchen Gegenſtände, nach Claude, Roos und Hackert, als die wirklichen Ausſichten nach Birrmann und Wocher, ſind glücklich gewählt und in der Ausführung gut gerathen.

Wir wenden uns nun vom Allgemeinen ins Beſondere und werden zuletzt ſolche Wünſche nicht verbergen, die zum Theil ſchon in Erfüllung gehen und aus der Ueberzeugung fließen: daß eine Anlage, die auf ſolchen Boden gegründet iſt, lange beſtehe, unter einer Aufſicht wie die gegenwärtige immer zunehmen und, nicht allein den Liebhaber befriedigen, ſondern auch wahre Kunſt befördern könne.

Der Triumph der Omphale
und
Der raſende Herkules.

beyde nach Domenichin, und Gegenbilder, aus der Münchner Gallerie.

Es war ein glücklicher Gedanke zwey Bilder, welche die einzigen beträchtlichen Stücke von Domenichin ſind die Deutſchland aufweiſen kann, durch den Kupferſtich bekannter zu machen.

Es kommt wohl hier nicht auf die Frage an was an den Gegenſtänden derſelben in maleriſcher Hinſicht auszuſetzen ſeyn möchte? oder in wiefern der große Meiſter die glücklichſten Motive gewählt habe? Die Hauptſache iſt daß der Begriff von Kunſtwerken höherer Art gangbarer werde.

Faſt immer geſchieht es, und muß geſchehen, daß unter zwey Werken von demſelben Meiſter, welche Gegenbilder ſind, das eine die meiſten Vorzüge habe und das andere, wenn auch nicht an Kunſt, doch an Reiz und Anmuth übertreffe. So wird man ſich auch hier leicht für den Triumph der Omphale vor dem raſenden Herkules entſcheiden, wiewohl das letztere Bild ebenfalls, an der Schönheit einzelner Theile und deren Ausführung, große Vorzüge hat. Wir glauben auch zu bemerken daß ſelbſt Herrn Pichlers Arbeit im Ganzen an der Omphale noch etwas mehr Luſt, Liebe und Fleiß zeige.

Indeſſen wird niemand leugnen daß durch Beyde die Originalgemälde recht treu und gut dargeſtellt werden. In den Formen überhaupt, ſo wie auch im Character und Ausdruck der Köpfe, erkennt man den Domenichin wieder, und man wird nur eine kleine Anzahl ſo treu geſtochener Blätter nach dieſem Meiſter aufzuweiſen haben, ſo daß ſie alſo, auch aus dieſem Grunde, jedem Sammler willkommen ſeyn müſſen.

Maria Magdalena
und
Johannes in der Wüſte.

beyde nach Battoni aus der Dresdner Gallerie.

Daß beyde Bilder zu Battonis guten Arbeiten gehören und beſonders die Maria Magdalena eines der allerbeſten und gefälligſten Werke dieſes Malers ſey, iſt bekannt und ſie behalten auch noch im Kupferſtich, von der Farbe entkleidet, ihren Werth, als recht hübſche kunſtgerechte Darſtellungen.

Maria Magdalena iſt eine niedliche Sünderin, die durch Buße und Einſamkeit nichts von ihren Reizen verliert und gewiß ihrer ſeits nicht Schuld iſt wenn jemanden, der ſein Zimmer mit dieſem Bilde geſchmückt hat, die lange Weile heimſucht. Die Stellung iſt angenehm, zierlich, vielleicht nicht ganz bequem, ſie componirt mit dem Buche, in welchem die Schöne lieſt, recht gut.

Gegen die Beleuchtung wäre zu erinnern daß die Maſſe des Hauptlichtes ganz auf das äußerſte Ende der Figur fällt, wofür ſich der Maler freylich hätte hüten ſollen.

Johannes hat eben den Fehler, iſt aber ebenfalls mit viel Verſtand und Kunſt angeordnet.

Von Seidelmann gezeichnet.

An der Figur von Maria Magdalena ſcheint im Allgemeinen der Character ziemlich getroffen, Johannes aber vielleicht ſchwerfälliger zu ſeyn als im Original. Er hat ein etwas rieſenhaft, derbes Anſehen, die Muskeln der Bruſt und beſonders der linken Schulter und des Armes dürften, anatomiſch unterſucht, wohl nicht richtig befunden werden. So iſt es auch mit dem linken Knie. Der linke Fuß iſt ſtärker als der rechte. Wie viel oder wenig hievon auf Rechnung des Originalgemäldes kommt können freylich nur die entſcheiden, welche ſolches mit der Zeichnung und dem Kupferſtiche zu vergleichen Gelegenheit haben. So viel wir uns erinnern möchte

J. Mansfield sc.

wenigſtens jener Verdacht, als ſey der Character verfehlt, gegründet ſeyn; denn Battonis Bild hat blos das Anſehn einer jugendlichen Mannesgeſtalt, ohne Nebenbegriff.

Von Pichler in ſchwarze Kunſt geſchabt.

Der Kupferſtecher hat ſich ſehr brav gehalten und verdient für beyde Blätter Lob; doch würden wir den h. Johannes dem Gegenbilde vorziehen. Die Töne wechſeln weit beſſer ab und ſind daher deutlicher und klarer. Beſonders iſt der Kopf einer der geiſtreichſten die je in ſchwarzer Kunſt, und, wir möchten wohl ſagen, überhaupt in Kupfer geliefert worden. Nur die beyden weiſſen Punkte in den Augen ſind ein wenig manierirt, indem ſie nicht den natürlichen Glanz des Auges vorſtellen, ſondern eben weiß aufgeſetzt ſcheinen. Die Haare ſehen wie Flammen aus und ſind nicht gut der Stirn angeſetzt; beydes aber kommt wohl vom Mahler oder Zeichner her und iſt nicht des Kupferſtechers Fehler. In der Maria Magdalena iſt der Kopf auch recht hübſch und dem Original ähnlich, obwohl nicht ganz ſo geiſtreich wie Johannes gerathen. Der Schädel, auf welchem das Buch aufliegt, könnte wohl fleißiger und beſſer gemacht ſeyn, er iſt undeutlich und gleicht eher einem Naturſpiel aus Tuffſtein als einem organiſchen Knochengehäuſe. Es ſcheint zwar eine Kleinigkeit, iſt aber in ſofern nicht unbedeutend als Künſtler, welche im Ganzen gute Arbeit liefern, durch Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten nur vollkommene Werke zuwege bringen können.

Der Tod des Germanikus.

nach Pouſſin.

Dieſes ſo berühmte Bild von Pouſſin erfüllt nur unvollkommner weiſe die ſtrengeren Forderungen der Kunſt. Nicht allein daß der Gegenſtand an ſich ſelbſt nicht günſtig iſt, indem das Intereſſe deſſelben und ſeine Urſachen ohnmöglich zur Anſchauung gebracht werden können und alſo das Bild ohne Erklärung unbedeutend bleiben muß; ſondern der Künſtler hat auch die Hauptmotive ſeiner Geſchichte mehr politiſch wichtig als menſchlich und rührend gewählt. Die vielen Figuren der Krieger bringen ein unruhiges Getümmel in die ernſte Scene und es ſcheint als ob man des Inhalts eben darum nicht kundig würde.

Daß Agrippine das Geſicht verbirgt iſt vielleicht gelehrt, in Anſpielung auf den Agamemnon des Timanthes; aber wohlgethan iſt es nicht, denn da ihr Jammer, ihre Seufzer nicht gehört werden und der Ausdruck ihres Schmerzes in den Zügen nicht ſichtar iſt, ſo erregt ſie wenigſtens minder unſrer Theilnahme, und, gewiß! der Ausdruck alles Schmerzens war in den übrigen Figuren nicht erſchöpft, oder der Maler hat wenig Vermögen beſeſſen den Affect zu ſchildern.

Oft bemerkt man in Pouſſins Werken Nachläſſigkeit in der Anordnung der Theile und dieſes iſt auch hier der Fall. Es ſind mehrere Beyſpiele von unſtatthaftem Zuſammenſtoßen der Linien u. ſ. w. Dem vornehmſten Krieger, welcher vor dem Germanikus die Hand aufhebt und ſchwört ſeinen Tod zu rächen, iſt der Mantel wirklich ſo geſchmacklos und unglücklich umgehangen als möglich und er iſt doch eine der Haupt- und hervorſtechendſten Figuren des Werks. Die Gruppe der Weiber iſt nicht übel zuſammen geſetzt und Germanikus gut gezeigt und erhält das Hauptlicht. Das Ganze hat das Anſehen einer pomphaften Theaterſcene.

In ſchwarzer Kunſt von Freidhof.

Derſelbe hat ſich bey dieſer großen Platte und den vielen Figuren ſehr gut und wacker benommen. Die Formen ſind getroffen, Falten, Waffen ꝛc. ſauber und fleißig ausgeführt. Die Köpfe ſind nicht leer, ſondern haben alle etwas geiſtreiches. Germanikus ſollte freylich edler ſeyn, aber dieſes iſt Fehler des Originals, nicht des Kupferſtechers. Daher kommt es auch daß das ganze

Bild in ſeinem Grund von Architectur und in den etwas zurückſtehenden Figuren etwas mattes hat und nicht genug aus einander geht, denn eben dieſes iſt ein Character von Pouſſins Bildern und ſtellt den bräunlichten Farbenton vor, in welchem er die entfernteren Gegenſtände zu malen pflegte.

Maria mit dem Kinde.

von Correggio.

Liebliche Gruppe in Correggios Geiſt der Huld und Anmuth, zart empfunden und ſehr angenehm geordnet. Auch die Formen verdienen Lob, ſie ſind rundlicht aber übereinſtimmend.

In ſchwarzer Kunſt von Freidhof.

Den Augen der Madonna und dem Munde des Kindes fehlt es an Geiſt. Vielleicht hat der Zeichner, vielleicht der Kupferſtecher die Schuld. Uebrigens iſt das Blatt recht gut gemacht.

Joſephs Abſcheu vor Laſter,

gemalt von Cignani, Dresdner Gallerie.

Von Seidelmann gezeichnet.

Von Freidhof in ſchwarzer Kunſt geſchabt.

Gegen das berühmte Originalgemälde des Cignani möchte manches einzuwenden ſeyn. Wir wagen wenigſtens nicht es für ein ſehr vorzügliches Kunſtwerk auszugeben, indem ſolches zwar fleißig ausgeführt und bis auf wenige tadelhafte Stellen auch gut geordnet iſt; aber übrigens in Rückſicht auf Geiſt, Ausdruck und Formen keine großen Verdienſte hat. Es wäre dann daß man den buhleriſchen wilden Affect, der in dem Geſichte der Frau glücklich genug ausgedruckt iſt, und auch zu ihren Zügen paßt, aber keineswegs reizend oder maleriſch, auch nicht einmal geiſtreich iſt, hoch anrechnen wollte.

Joſeph ſagt und bedeutet in der That nichts. Es iſt kein Fortſtreben, Losreiſſen, weder Abſcheu noch Ueberwindung der entzündeten Begierde. Er ficht ſonderbar mit ſeinen Händen in der Luft herum und es wäre in der That ſchlimm wenn die Tugend in Verſuchungen ſich ſo wunderlich benehmen ſollte. Was die Arbeit des Kupferſtechers betrifft, ſo iſt dieſelbe ſchön, ſehr fleißig und er hat vollkommen ſo viel geleiſtet als von ihm zu fordern war. In dieſer Rückſicht gehört dieſes Blatt unter die Zahl der beſten der Sammlung.

Man ſieht daß die Anordnung der Figuren von Cignani auf einen achteckigten Raum berechnet iſt und daher erſcheinen die im Kupferſtich angeſetzten Ecken etwas leer und müßig.

Sappho ſich vom leukadiſchen Felſen ſtürzend.

gezeichnet von Nahl.

Man möchte überhaupt wünſchen daß die Figur der Sappho in Verhältniß zu den Nebenwerken etwas mehr Kraft hätte, und ſich nicht nur durch das auf ſie geſammelte Licht ausnähme, ſondern auch durch die Energie der dunkeln Parthien. Die Kunſt würde alsdann weniger daran auffallen, indem auch auf die übrigen Theile des Raſens, des Felſens, der Kräuter im Vordergrunde etwas mehr Licht hätte verſpendet werden dürfen.

Die Zeichnung iſt zwar weder ſtreng richtig noch der Ausdruck ſtark und bedeutend, aber im Ganzen iſt Geſchmack und Zierlichkeit herrſchend. Die Grazie des Albano, welche Herrn Nahl ſchon lange befreundet war, hat ihn auch hier nicht verlaſſen. Sollten wir ihm rathen dürfen, ſo würden wir ihm lieber angenehme muntere Gegenſtände, ſie könnten ja auch heroiſch ſeyn, als pathetiſche zur Behandlung empfehlen.

Geſchabt in ſchwarzer Kunſt von Freidhof.

Sauber gemacht. Vielleicht ſind die Unrichtigkeiten der Formen am Hals und vom Knie auf, wenigſtens zum Theil, vom Kupferſtecher zu verantworten.

Chriſtus Bruſtbild.

nach Hannibal Carracci.

Wenn der Character von Chriſto eine heitere, ſtille Seelenruhe, unbedingte Güte und dabey das gemüthliche der großen Huld und Liebe erfordert, ſo war Hannibal ſchon der Maler nicht welcher dieſes in einem hohen Grad leiſten konnte. Irren wir nicht ſehr ſo iſt gegenwärtiges Blatt eine Nachbildung des bekannten Chriſtuskopfs in der Gallerie zu Dresden.

Jenes Original iſt mit Meiſterhand gemalt, die Formen ſind rein und zierlich, wer weiß von welcher Antike genommen, Character aber, eigentlich feines Gefühl und Empfindung iſt nicht darin. Das Geſicht iſt unbedeutend und vielleicht eben deswegen ſo beliebt, indem jedermann ſehr bequem hinein legen kann was er mitbringt.

In ſchwarzer Kunſt geſchabt von Freidhof.

Daß die Formen des Originals hier nicht zu ihrem Vortheil verändert ſind, mag, wir ſind es geneigt zu glauben, nicht ganz an Herrn Freidhof liegen, vielleicht war die Copie die er nachgeahmt hat unvollkommen.

So ſcheint z. B. die Naſe im Kupferſtiche gebogen, im Gemälde iſt ſie es nicht, und darf es auch nicht ſeyn. Der Hals iſt mager, nicht gut verſtanden, und das iſt im Originalgemälde ebenfalls nicht ſo. Das rothe Gewand iſt hier im Kupfer von viel zu dunkler Tinte. Der Blick hat etwas ſtarres, unangenehmes, ſtrenges. Der Mund iſt dagegen fade und ſchwach; im Verhältniß zu den ſchwarzen Augen hätte er auch wohl einige ſtärkere Striche gelitten. Der kurze Zwickelbart hat mehr den Character von Schaafswolle als von menſchlichen Barthaaren, der Natur entgegen ſcheint er weicher als die Haare, die ſchönlockig vom Haupt auf die Schulter fallen.

Kapuziner.

von **Mengs.**

Scheint einer der beſten Köpfe dieſes Meiſters zu ſeyn. Ausdruck einer anſpruch- und harmloſen alten Kapuzinernatur. Die Sorgen haben ihm, wie man wohl ſieht, nicht viel im Leben zu ſchaffen gemacht.

Schwarze Kunſt von **Pichler.**

Schön gemacht. Der Character beybehalten. Vielleicht wäre nur den Augen etwas mehr Feuer, der Kutte mehr Licht und Schatten zu wünſchen geweſen, damit der Kopf nicht die einzige auffallende Parthie im Bilde bliebe.

Er ſollte die auffallendſte ſeyn, aber nicht allein. Ein Bild muß in Uebergänge vom Hellen zum Dunkeln, vom Licht zum Schatten und ſo umgekehrt eingetheilt ſeyn, iſt es anders ſo wird's Monoton und thut keine Wirkung mehr. So wie ein jeder Theil nur abſtufungsweiſe aus einem Extrem ins andere übergehen kann, ſo muß auch das Ganze in einander übergehen. Ohne dieſe Vorſicht wird der Effect ſogleich geſucht erſcheinen und alle Anmuth verſchwinden. Vielleicht lag die Schuld hievon am Zeichner, der die Lokalfarbe der braunen Kutte nicht in acht nahm, und zu dunkel anlegte.

Der Bart iſt im Character recht gut von den kurz geſchornen Haupthaaren unterſchieden und etwas ſtärker und ſteifer gehalten.

Wilhelm II. Prinz von Oranien.

nach Vandyk, von Michelis in ſchwarzer Kunſt.

Der Kopf iſt recht gut, geiſtreich, das Ganze kräftig. Der Maler hat gefehlt daß er dem kleinen Knaben die Gebärde eines erwachsnen Menſchen gegeben und ihn dadurch der kindiſchen Grazie beraubt hat.

Der Mittag.

von Claude.

Eine der vier herrlichen Landſchaften in der Gallerie zu Caſſel.

Gezeichnet von Nahl, geätzt von Schlicht und Schlotterbeck.

Eins der vortrefflichſten Blätter, welche die neuere Aetzkunſt, oder ſogenannte Aqua tinta hervor gebracht haben, von ſolcher Kraft und ſo feiner Abſtufung der Töne daß, wenn man auch annimmt die Zeichnung des Herrn Nahl ſey ſo vortrefflich geweſen als ſie von ihm, nach einem ſolchen herrlichen Meiſterſtück, zu erwarten war, ſo haben dem ohngeachtet die beyden Kupferſtecher nicht geringes Lob verdient und ihre Kunſt als wahre Künſtler, mit Einſicht und Verſtand vortrefflich ausgeübt. Wir möchten niemand zu nahe treten und das verdiente Lob gern unpartheyiſch allen mit gleicher Wage zuwägen; wenn aber die Eiche des Silvan und die Ausſicht von Maria-Stein, von denen nachher die Rede ſeyn wird, mit nicht weniger Kunſt gemacht ſind, ſo ſteht doch dieſes Blatt, wegen dem poetiſchen Werth ſeines Urbildes, höher und, nach unſerm Gefühle, fällt aus dieſer Urſache immer Wahl und Neigung vor allen auf daſſelbe. Es iſt aber nicht nur als Gegenſtand anziehend, ſondern auch als Kunſtwerk unterrichtend. Die große Kunſt des größten Meiſters der Landſchaft, Schatten und Licht zu vertheilen, iſt darin ſichtbar. Es iſt übereinſtimmend und ſanft und doch dabey deutlich und

Goethe's

Schriften.

DRITTER BAND.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

macht Effect, ohne die Affectation ſchwarzer übertriebener Schatten. Mit dem ſpähenden Blicke der Kritik haben wir, ohne aus den Schranken vernünftiger Billigkeit zu treten, keinen Fehler von Belang daran ausfinden können, außer daß uns die Luft nicht den heitern leichten Character zu haben ſcheint wie man ſolche in den Werken von Claude zu ſehen gewohnt iſt. Ob ſolche im Originalbild Schaden genommen, ob der Fehler auf den Zeichner oder auf die Kupferſtecher fällt wiſſen wir nicht zu entſcheiden.

Eiche des Silvans.

Zeichnung von Hackert.

Vielleicht mehr ein Kaſtanienbaum. Es iſt ein ſchönes, einfaches Bild, weil eben der Baum als Hauptgegenſtand das ganze Blatt ausfüllt. Die übrigen Bäume, welche im zweyten und dritten Grund ſtehen, ſind faſt nur als Nebenwerke anzuſehen. Unter dem Baum ſteht eine Herme des Silvan und Hirtenmädchen die ſie kränzen. Das ganze Werk ſcheint mit großer Practik und ſehr methodiſch, in Anſehung des Auftrags der Tinten, gemacht und mag derohalben eine der guten Arbeiten von Hackert in dieſer Art ſeyn.

Geätzt von Schlotterbeck und Hackert ſelbſt zugeeignet.

Der eigenthümliche Character von Hackerts Zeichnung iſt in dieſem Blatt ſo meiſterhaft ausgedrückt daß man denſelben erkennen würde wenn gleich der Name nicht dabey geſetzt wäre. Seine freye und ſichere Methode auf jedem Grund von hinten herein die Tinten zu verſtärken, iſt recht deutlich hier angegeben. Der große Baum ſelbſt als Hauptgegenſtand iſt von vortrefflich ſchöner Form, das Blätterwerk überaus zierlich und deutlich gezeichnet, in große Parthien gehalten, die Aeſte laufen leicht, frey, natürlich. Die Beleuchtung verdient Lob, die Lichter ſind nicht grell, aber zuſammen gehalten und thun darum doch Wirkung. An der vorderſten Maſſe von Schatten, welche etwas ſtark iſt, merkt man das Bedürfniß der Kunſt.

Ausſicht vom Kloſter Maria-Stein

im Canton Solothurn.

von **Birrmann** gezeichnet, geätzt von **Haldewang**.

Auch ein wirkliches Meiſterſtück in ſeiner Art. Proſpect in ein ſehr fruchtbares und maleriſches Thal, das wohl angebaut und mit der üppigſten Vegetation geziert iſt. Faſt zu hinterſt liegt, auf der Höhe eines Felſens, das Kloſter. Wo die Kunſt ſich am meiſten zeigt iſt am Vordergrunde, wo eine große Eiche die triumphirende

Hauptpartie des Bildes ausmacht. Blätter, Moos, Rinde des Stammes ſind allerdings muſterhaft, eben ſo am Fuße des Baums die Kräuter und das Buſchwerk, welche den Vorgrund reichlich ſtaffiren. Ein einziger Buſch nur, der das Licht empfängt, iſt heller gerathen als er, vermöge ſeiner grünen Lokalfarbe, ſeyn dürfte und läßt daher ein wenig zu grell und affectirt. Im fernen Hintergrund möchte die Originalzeichnung vielleicht flüchtig gemacht ſcheinen. So iſt auch die Luft etwas flach.

Anſicht von Tells Capelle.

von eben denſelben.

Man erkennt ſich in der Gegend leicht wieder, doch iſt das Große, Majeſtätiſche der Natur nicht in die Zeichnung übergetragen. Die Berge ſcheinen nicht groß, nicht hoch genug. Die Luft iſt etwas düſter, als ob ein Gewitter da ſtünde. Den Wellen des Sees fehlt es an Mannigfaltigkeit, ſie ſind flüchtig practiſch gemacht und, ſo zu ſagen, über einen Kamm geſchoren.

Der Kupferſtecher iſt der Arbeit wegen nicht zu tadeln. Wenn dieſes Blatt ſein Gegenbild, das obige, nicht erreicht, ſo ſcheint es eher der Zeichnung zuzuſchreiben, welche nicht mit dem Fleiß gemacht ſeyn mag wie jene.

Thal Oberhasli mit dem Dorfe Meyringen.

Zeichnung von Birrmann.

Wahrſcheinlich fällt auf den Zeichner die Schuld daß das ganze Bild wenig Abwechslung von Schatten und Licht zeigt und daher ein etwas düſteres Anſehen bekommt. Die Berge der rechten Seite, auf welche das Licht fällt, contraſtiren nicht genug mit denen der linken, die im Schatten ſtehen. Man kann jedoch den Künſtler, den man zwar hieran erinnern muß, doch eigentlich nicht ſchelten, denn der Mangel ſcheint aus einer ſehr löblichen Abſicht und eigentlich aus ſeinem Wunſch die Natur treu nachzuahmen entſprungen zu ſeyn. Er hielt ſich an die Localfarben und wollte das Grüne, Thauige der reichen Vegetation dieſes Alpthals, wie es ſcheint bey Morgenlicht, ausdrucken und hielt alſo ſelbſt die lichtempfangende Seite gedämpft; da nun, zufolge der Beleuchtung, die ganze linke Seite mit dem Vordergrund beſchattet iſt und der Künſtler, gegen ſeinen eignen Vortheil, ſein Bild in einer beträchtlichen Ferne vom Standpunkte anfangen läßt (Bäume, welche die nächſten Objecte ſind, haben kaum den vierten Theil der Höhe des Bildes) ſo erhält es keine großen Maſſen von tiefen Schatten und kann auch kein energiſch Licht entgegen ſetzen. Es entſteht überdem noch hieraus der Nachtheil daß die Größe der Gegenſtände überhaupt ſchwindet und, weil alles gewiſſermaßen unter einem verkleinerten Maaßſtab gebracht iſt, ſo ſieht das Bild reich aus, aber nicht groß.

Aqua tinta.

Herr Haldewang hat ſein Vorbild trefflich nachgeahmt, den Character der Zeichnung recht gut beybehalten und, mit einem Wort, ſich als achtenswerthen Künſtler bewieſen. Die Luft iſt, ſo wie in vielen Blättern von Aqua tinta, auch hier etwas zu düſter, wodurch der Effect überhaupt leidet, oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, der Tag, die Heiterkeit, das Fröhliche verlohren geht.

Anſicht des Jungfrauhorns im Lauterbrunner Thal.

von Wocher.

Dadurch daß das Blatt in die Höhe gezeichnet, auch die Gegenſtände des Vordergrundes größer ſind und alſo das Bild in einer angemeßnern Nähe vom Standpunkt anfängt, hat Herr Wocher den Vortheil erlangt in ſeinem Gegenſtand den Character des Großen mehr zu treffen als es Herrn Birrmann im vorigen Bilde gelang.

Auch ſeine Beleuchtung iſt nicht monoton ſondern läßt Licht auf den Vorgrund fallen; doch iſt es beſonders auf den nächſten Bäumen etwas zu hell und grell gehalten und druckt die Localtinten nicht gut aus. Ueberhaupt hat der Baumſchlag, ſo wie das Ganze, in Vergleichung mit Birrmanns Arbeit, einen etwas manierirten Character, iſt nicht völlig ſo treu der Natur nachgeahmt, ſondern es läßt ſich darin mehr conventionelle Kunſt, gelernte, angenommene Weiſe ſehen.

Aqua tinta von Haldenwang.

Der Kupferſtecher hat wirklich viel gethan, da er in dieſem und dem vorigen Blatt die zarten Unterſchiede des Characters der Zeichnung beyzubehalten wußte.

Anſicht des Waſſerfalls und der Mühle bey Ragaz in Graubündten.

Gegenbild.

Nicht ſo groß, aber vielleicht noch wilder, romantiſcher. Der Waldſtrom tobt aus einer Felsſchlucht hervor und die Häuſer ſind am hohen Ufer, am Fuß ſteiler Gebirge und unter überhangenden Klippen angelegt.

Aqua tinta von Haldenwang.

Herrn Haldenwangs Arbeit iſt faſt eben ſo gut gerathen wie im obigen und überhaupt noch etwas kräftiger.

Selbſt die dunkelſten Schatten ſind noch klar und die Gegenſtände in denſelben deutlich. Beyde Blätter haben wirklich ein täuſchendes Anſehen ſchöner Zeichnungen.

Waſſerfall der Aar, zu Unterweſen, Canton Bern.

gezeichnet von **Birrmann.**

Heitere, freundliche, maleriſch ländliche Gegend am Fluſſe, belebt vom mäßigen Fall deſſelben, ſo wie von Gebäuden und Mühlen die am Ufer liegen. Ein Paar Schiffer ſind mit ihrem Nachen beſchäftigt. Das Ganze hat den Character des Angenehmen, Zierlichen, mehr lieblich als groß. Der Zeichner und Kupferſtecher haben alle beyde die Aufgabe mit Kunſt und Fleiß gelöſt.

Aqua tinta von **Haldenwang.**

Der Berg iſt beſonders vortrefflich gelungen, mit der ganzen Nüanzirung von Licht und Schatten, die Gegenſtände alle deutlich und das Ganze übereinſtimmend.

Der Schiffbruch

von **Vernet** und

Der Wetterſtrahl

von **Hackert** gemalt.

Beyde von **Haldenwang** geäzt. Sie ſind nach der, aus vorigen Blättern ſchon bekannten Geſchicklichkeit dieſes Künſtlers, ſauber gearbeitet. Wir werden blos durch die Bilder, welche zum Muſter gedient haben, zu einigen Betrachtungen veranlaßt.

In Vernets Bild fehlt es an Ausdruck. Es ſind berghohe Wellen und Schiffe die ſchon an Felſen brechen, ertrunkne Menſchen, andre die ſich retten und doch kein Getümmel, kein Sturm, oder vielmehr keine Anſchauung des Sturms.

Hackerts Werk iſt zwar beſſer, doch auch einige Anmerkungen! Es iſt Sturm bey einem nächtlichen Gewitter. Zwey Wetterſtrahlen zucken aus den Wolken und erleuchten die Scene. Ein felſiges Geſtade mit Bäumen an einem kleinen See, deſſen Ausfluß über Steine rollt. In einiger Entfernung ſteht ein runder Tempel, hinten ſind niedrige Berge. Vorne verſtecken ſich acht weibliche Figuren in einer Grotte, drey ſtehen im Freyen und erſchrecken vor dem Blitze. Die fernen Gegenſtände ſind alle deutlich, obſchon kein ander Licht als von dem Blitz das Bild beleuchtet. Ein Baum iſt vom Sturm abgebrochen, darniederliegend. Der Blitz ſchlägt nirgends ſichtbar ein, fährt hinter den Bäumen die bey dem Tempel ſtehen, nieder, äuſſert alſo ſeine gewaltſam verheerende Wirkung nicht. Das Ganze iſt blos auf Beleuchrung, nicht auf Wirkung fürs Auge, nicht auf Ergreifen des Gemüths berechnet.

Die Gebärden der Figuren ſind nicht wie ſie ſeyn ſollten. Mehr jammernd, als in der Verwirrung ſich bückend, zuſammenfahrend, ſich bergend und Schutz ſuchend.

Der Waldſtrom.

von Huck in ſchwarzer Kunſt mit Rouletten.

Der Waſſerfall.

von Freidhof ganz ſchwarze Kunſt, beyde nach Ruysdael.

In beyden iſt das ſtürzende Waſſer ſehr gut nachgeahmt, es gleitet klar und verwandelt ſich in Schaum. Nicht leicht iſt dergleichen beſſer dargeſtellt worden.

Die Originalbilder ſcheinen ein wenig verdüſtert zu ſeyn; die Luft iſt ſehr traurig, voll Wolken und im erſten auch die Bäume ſchwarz. Vielleicht hätten dieſe Gemälde nicht geſtochen werden ſollen? denn ihr Verdienſt iſt nur noch an dem einzelnen Theile, dem Waſſer, ſichtbar und die Ausführung des übrigen iſt nicht mehr deutlich. Man mußte alſo dazu und davon thun. Und da geht es denn wie bey Reſtaurationen, wo man nicht weiß ob Lob oder Tadel den erſten Meiſter oder den Reſtaurator trifft.

Schwarze Kunſt iſt wohl überhaupt nicht die bequemſte Manier für Landſchaften.

Ausſicht bey Vietri

am Meerbuſen von Salerno

und

Grotte des Neptuns

bey Tivoli.

Beyde nach guten Zeichnungen, von Hackert, doch nicht mit der Eiche Sylvans zu vergleichen. Die erſte hat das Heitere und Freye einer Meeresgegend gut wiedergegeben.

Felſengeſtade bey Sorrento.

Zwey Stücke.

beyde nach leichten Zeichnungen von Hackert.

No. 1 iſt die beſſere. Der Kupferſtecher hat das Vorbild gut nachgeahmt, Hackert iſt unverkennlich, der Fels iſt gut, das ruhige Waſſer ſehr klar, die Luft ruhig und heiter.

In der Grotte Neptuns iſt das Waſſer des kleinen Falls, im Vordergrunde, etwas ſteif gearbeitet.

Die Hirten an den Appenninen.

von H. Roos.

In der Münchner Gallerie.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

No. 1. Stellt ruhendes Vieh, Hirten und Ruinen vor. Ein heiteres, liebliches Bildchen, angenehm gedacht. Es hat alle Ruhe, welche einer ſolchen Paſtoralſcene zukommt, und ſcheint den Mittag vorzuſtellen.

No. 2. Einſame, ſtille Gegend, durch ein Waſſer wird Vieh getrieben. Es ſcheint Abend zu ſeyn.

Beyde geäzt von Oſtermeyer.

Dieſer Künſtler verſteht ebenfalls vortrefflich die Aqua tinta zu behandeln. Das leicht duftige in dem Baumſchlag von No. 1 iſt in der That meiſterhaft gerathen, das Ganze thut einen hübſchen Effect, weil Licht und Schatten von dem Maler des Originals gut vertheilt und hier wieder gut nachgeahmt ſind.

No. 2. Iſt in Betracht des Aetzens noch hübſcher gemacht, beſonders die heitere Luft, mit leichten ſchwebenden Wolken, trefflich und beſſer als in allen andern Blättern. Der Baumſchlag iſt auch leicht, doch nicht ſo duftig wie in No. 1. Hie und da ſind auf Bäumen und Steinen grelle Lichterchen angebracht, welche, der Harmonie des Ganzen wegen, wegzuwünſchen wären und der Ruhe etwas ſchaden. Es ſcheint jedoch dieſes nicht ſowohl auf Rechnung des Kupferſtechers als des Malers zu kommen.

Die Melkerey.

Landſchaft von Rubens.

Mit Kühen und Hirten.

Geäzt von Oſtermeyer.

Welcher dem Ganzen das Anſehen einer Federzeichnung mit Tuſche ausgeführt, gegeben und das Geiſtreiche, Kecke, das Rubens in ſeiner Landſchaft zeigt, wohl getroffen hat.

Character der Künſtler.

Aqua tinta.

Haldenwang und Schlotterbeck ſind in rühmlichem Wettſtreit. In des erſten Ausſicht von Maria Zell und des andern Eiche des Sylvan iſt das Kräftige, ſo wie der Baumſchlag, faſt gleiches Lobes werth. Beyde Blätter zeichnen ſich hierin aus, man irrt unentſchieden von einem zum andern. Dort reizt der Reichthum der Ausſicht, hier der einfache Gegenſtand, aber das Kunſturtheil entſcheidet nicht eigentlich.

Im Weichen, Sanften, Angenehmen, Glatten, Vereinigten der Tinten iſt das Oberhaslithal von erſterm ebenfalls meiſterhaft, dagegen iſt von eben dieſer Seite die Landſchaft nach Claude nicht minder zierlich, heiter, erfreulicher, milde von Effect. Bey allem Sanften aber

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J. W. FN. 06901/245

größer, Schatten und Licht ſind künſtlicher, beſſer verſtanden. Wir wiſſen nicht wie viel Theil Schlicht, den wir weiter nicht kennen, daran gehabt; es macht ihm aber immer Ehre auch nur einiges an einer ſolchen Platte gearbeitet zu haben.

Oſtermeyer iſt ebenfalls ein tüchtiger Künſtler in dieſer Manier. Wir haben bemerkt daß die Luft in ſeinem No. 1 nach Roos die beſtgerathene iſt unter allen dieſen Blättern. Die Bäume des Mittelgrundes in No. 2 ſind hübſch duftig, nur geht der Baumſchlag etwas in's Kleinliche. In dieſem Stück ſind Schlotterbeck und Haldenwang ihm überlegen, indeſſen mag dergleichen auch wohl von den Bildern herkommen, deren Manier er nachzuahmen hatte. Derſelbe ſollte nun ebenfalls einen Verſuch nach einer Zeichnung von Hackert, Birrmann oder Nahl machen.

Schwarze Kunſt.

Wenn man Herrn Pichlers und Freidhofs Arbeiten gegen einander hält, ſo ſcheint ſich die Wage zum Vortheil des erſtern zu neigen. Den Triumph der Omphale gegen den Germanikus, den Johannes gegen die Sappho, den Kapuziner gegen die Madonna mit dem Kinde gehalten, iſt in den erſten mehr Kraft mehr Fähigkeit den Character auszudrücken, auch mehr Freyheit; aber Freidhof iſt zart, fleißig, lieblich und hat ſich, wenn er auch nicht an Pichler reicht, im Tod des Germanikus als ein guter Künſtler erwieſen und verdient viel Lob; ſo iſt es auch mit dem Blatt nach Cignani.

Michelis hat Vorzüge vor Huck und in Abſicht auf Kraft und Wirkung iſt er mit Freidhof zu vergleichen.

Nun noch einiges über ſolche Inſtitute überhaupt und über gegenwärtiges im beſondern.

Hat ein Unternehmen dieſer Art den blos kaufmänniſchen Zweck, bey dem es darauf ankommt der Laune, dem Bedürfniß eines jeden das ihre zu reichen, den Hang des Tages auszuſpähen und um geringes Geld ſchlechte Waare zu liefern, ſich geſchwinden Abſatz und einigen Profit zu verſchaffen, um vielleicht eine größere Entrepriſe von gleichem Gehalt, in derſelben Abſicht, anzufangen; ſo finden wir darüber nichts zu ſagen, es gehört nicht in unſern Sprengel und man nehme mit dem Gewinn auch ſeinen Lohn dahin; hat aber eine ſpeculirende Geſellſchaft zugleich den gemeinnützigen Zweck, durch die Kupferſtecherkunſt ſchöne Ideen großer Künſtler zu verbreiten, ſie zur allgemeinern Anſchauung zu bringen und dadurch auf den Geſchmack der ganzen Nation, oder mehrerer Nationen zu wirken, deſſen Verbeſſerung zu bewirken, oder wenigſtens ſo viel möglich dazu beyzutragen, wie es bey der deſſauiſchen Chalkographie der Fall iſt; ſo wird es Pflicht nach einer Darſtellung des Geleiſteten, auch einige Gedanken und Vorſchläge zu Förderung des guten Vorſatzes nachzubringen.

Wenn das Inſtitut ſeinen Zweck erreichen und wirken ſoll, ſo muß es beſtehen können und bey den beſten Abſichten muß es alſo dem Geſchmack des Publikums entgegen kommen. Es kann ihn nicht zwingen und mit Gewalt beſſern; aber es kann ihn lenken. Da nun der allgemein herrſchende Geſchmack noch zur Zeit nicht unbedingt das Ernſte, Große, Erhabene ertragen kann, ſo bleibt nur übrig ſich auf das Gefällige einzuſchränken und ſich auf dieſer Mittelſtraße zu erhalten. Der Fall wird zuweilen eintreten daß man, im einzelnen, der Forderung, dem Hang, der Zeit zu Liebe, abwärts weichen muß, man wird im Gegentheil aber auch wieder Gelegenheit finden, auf der andern Seite, gegen das Beſte und unbedingt Edle und Große einen Schritt zu wagen und Stücke dieſer Art von Zeit zu Zeit gleichſam unterzuſchieben, um den ſchwächern Geſchmack auch allmählig daran zu gewöhnen.

Iſt es nun nothwendig Bilder zu wählen welche ſich zu einem gewiſſen Geſchmack und Character neigen, ſo iſt es zum wenigſten eben ſo wichtig acht zu geben ob ein Gemälde ſich auch im Kupferſtich gut ausnehmen werde? ob diejenigen Eigenſchaften um welcher willen es als Gemälde gefällt in den Kupferſtich übertragen werden können? oder ob ſie von der Art ſind daß ſie der Malerey ausſchließlich angehören?

Alle Gemälde deren Hauptvorzüge im Colorit, im lieblichen Farbenton, der ſich über das Ganze verbreitet, im ſchönen Pinſel und in großer Ausführlichkeit und Sauberkeit beſtehen, ja ſelbſt diejenigen welche blos durch das Geiſtreiche der Ausführung gefallen, können niemals mit vollkommen gutem Erfolg in Kupfer geſtochen werden. Der Kupferſtecher könnte ſeine Schuldigkeit daran gethan haben und das Blatt würde, blos um dieſes Mißgriffs willen, doch keinen Beyfall finden. Hingegen wird große Wirkung durch Licht und Schatten, erleſener Geſchmack in Formen und Falten, vorzügliche Anordnung, es werden ſchöne Gedanken überhaupt und rührende Motive im einzelnen, ſich gut in den Kupferſtich übertragen laſſen und gewiß eine günſtige Aufnahme finden.

Dieſen Beſtimmungen zufolge iſt alſo manches in gewiſſen Rückſichten fürtreffliche Bild nicht geeignet um in Kupfer geſtochen zu werden, ja die Zahl derjenigen welche es ſind wird, in ſofern man ſich blos an's Gefällige halten ſoll, noch mehr eingeſchränkt. Wir haben dieſe Beſchränkung zum Theil ſelbſt gefühlt indem wir uns bemüheten der Geſellſchaft für's künftige einige Bilder vorzuſchlagen, die, nach allem dem was wir oben bemerkt haben, ſowohl den Geſchmack des Publikums erheben und bilden, als auch der Geſellſchaft in Rückſicht des Abſatzes Vortheile bringen könnten.

Nach dem herrlichen Probeſtück welches ihre Künſtler im Landſchaftsfache durch die große Landſchaft von Claude abgelegt, müſſen wir angelegentlichſt den Wunſch äußern: daß ſie nicht nur die drey übrigen, welche ſich in der Sammlung zu Caſſel befinden, bald liefern, ſondern auch überhaupt von Bildern dieſes Künſtlers, von denen ſie gute Zeichnungen erlangen können, ſo viele als möglich in Umlauf zu bringen ſuchen möchten.

Sodann empfehlen wir ihnen vor allen andern den Caſpar Pouſſin. Seine großen Gedanken, durch die er, oft mit ſcheinbar wenig Aufwand, ſo viel bedeutendes und ſo großen Effect hervorbringt, das Romantiſche, Antike, das uns gleichſam in die Vorzeit verſetzt, ſeine Maſſen von Schatten und Licht, ſo wie das Characteriſtiſche ſeiner Zeichnung laſſen, wenn Herr Schlotterbeck, oder Herr Haldenwang von ſeinen wirklich guten Bildern in Kupfer bringen, auf außerordentliche Dinge hoffen, die wohl gar einen ſehr glücklichen Umſchwung des Geſchmacks in dieſem Fach bewirken könnten; weil alles das Kleinliche und Schwache, das Helle, Geſtaltloſe, mit welchem leider! die Märkte überladen ſind, davor verſchwinden, oder in ſeiner ganzen Blöße erſcheinen müßte.

Hermann Schwanefeld iſt ebenfalls einer der großen, gehaltvollen Künſtler in der Landſchaft, deſſen Bilder empfehlenswerth ſind. Neben ihm beſteht Johann Both, mit ſeinen einfachen, ſtillen Gegenden im Abendſchein. Einige Bilder von Bergheim, in der Dresdner Gallerie, ſind wahrhaft poetiſch gedacht. Auch wollen wir wohl erhaltene Bilder von Ruysdael nicht ausſchließen, obgleich er auf alle Weiſe zu denen gehört deren Hauptverdienſt in der Ausführung beſteht.

Für hiſtoriſche Blätter wären vielleicht diejenigen Bilder des Parmegianino, in welchen er ſich dem Hang zum Sonderbaren nicht überlaſſen, als vorzüglich brauchbar vorzuſchlagen. Er iſt in Gedanken ſchön und gefällig, ſeine Grazie verſteckt ſich nicht, ſondern wünſcht bemerkt zu werden, ſein Styl iſt gut, Licht und Schatten ſind in große Maſſen getheilt. Aus dieſen Urſachen darf man glauben daß z. B. ſeine berühmte Madonna della Roſa ein vorzügliches Blatt abgeben müßte. Eben ſo hat man auch noch keinen guten Kupferſtich von dem Amor welcher den Bogen ſchnitzt ꝛc.

Das ſchöne Bild von Franz Mola, Ceyx und Alzyone vorſtellend, auch in der Dresdner Gallerie, hat ebenfalls die Eigenſchaften welche zu unſerm Zweck erforderlich ſind. Die Geſchichte iſt an ſich ſelbſt bekannt, die Figuren haben viel Gefälliges im Styl, der Effect von Licht und Schatten iſt ſehr kräftig.

Eben ſo müßte auch die heilige Familie von C. Procaccini ein ſchönes Blatt werden; ingleichen die kleine ruhende Madonna mit dem Kinde von F. Barozzi, Loth mit ſeinen Töchtern, die beyden kleinen Bilder von Nic. Pouſſin und andere mehr von dieſem Schlag und Gehalt.

Es müßte der Geſellſchaft auch leicht möglich ſeyn ſich Zeichnungen von den vortrefflichen Bildern in Italien, die ſie zu ihrem Zweck tauglich finden, zu verſchaffen. Welch ein Geſchenk machten ſie nicht allen Kunſtfreunden mit dem Wunderbild des Guido, die Apoſtel Peter und Paul vorſtellend, in der Gallerie Zampieri, zu Bologna, wenn Herr Pichler ſolches in ſchwarzer Kunſt arbeitete! Was würde nicht dieſer Künſtler geleiſtet und welchen Ruhm und Dank ſich erworben haben, wenn er,

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauſpiel.

anſtatt des Johannes von Battoni, den Johannes von Rafael geliefert hätte! Wir können uns das Vergnügen nicht verſagen, wenigſtens in der Zukunft, dergleichen Blätter von der Geſellſchaft zu hoffen. Wie wenig ſind noch die reizenden Gedichte des Julius Romanus aus dem Pallaſte del T. zu Mantua, die herrlichen Werke der Caracchen im Pallaſte Fava Magnani, und im farneſiſchen Cabinet bekannt! Wir haben noch nicht einmal gute Kupferſtiche weder von der Venus, noch von Rinald und Armida, zwey Meiſterſtücken des Hannibal, in der Gallerie zu Capo di Monte zu Neapel. Eben dieſes Meiſters Landſchaften, welche man hin und wieder ſieht, würden dieſes Fach würdig vermehren. Eben ſo die von Domenichino, von Viola, von Johann Baptiſt Mola, von Tintoret, von Albano und von Guercin.

Nach der Wahl der Bilder hat die Geſellſchaft nun noch auf die Zeichnungen nach welchen geſtochen werden ſoll vorzügliche Aufmerkſamkeit zu verwenden.

Es iſt nicht genug daß eine ſolche Zeichnung fleißig und ſauber ausgeführt und daß die Umriſſe u. ſ. w. richtig ſeyen, es erfordert noch weiter eine reife Kunde der maleriſchen Wirkung und ein beſonderes Studium des Verhältniſſes der ſämmtlichen Farben zu der Einen Farbe, zu der Unfarbe, in welche nun das Gemälde, um ſo zu ſagen, überſetzt werden ſoll. Dieſes iſt eine Sache von der größten Wichtigkeit, von welcher die ſchöne Wirkung der Kupferſtiche ganz abhängt. Wir haben aus dem Grund weil dieſes ſo wenig erwogen worden noch bis jetzt keinen Kupferſtich nach Correggio der die liebliche Wirkung der Bilder, worin doch eins der vorzüglichſten Verdienſte derſelben liegt, wir wollen nicht ſagen ausdruckte, ſondern nur ahnden ließe.

Wir ſagen etwas was den meiſten Künſtlern bekannt iſt: daß nämlich ein gelbes, rothes, blaues, grünes Gewand im Kupferſtich durch mehr und weniger hell bedeutet wird, aber auch die Wirkung, wie eine Farbe mehr als die andere das Auge lockt und anzieht muß in Anſchlag kommen und kann ebenfalls durch mehr oder weniger Energie des Lichtes und des Schattens nachgeahmt oder wenigſtens bedeutet werden.

Wir wiſſen zwar daß wir hiermit viel fordern, wir wiſſen aber auch durch das Zeugniß der vorhin beurtheilten Blätter daß wir viel von den Kupferſtechern der Geſellſchaft erwarten dürfen, und es iſt alſo blos zu ſorgen daß ſie ſo gut als möglich durch Zeichnungen unterſtützt werden. Gewiß das Bischen mehr Aufwand, welches dieſes allenfalls verurſachen könnte, verdient nicht in Betracht gezogen zu werden und muß reichlich wieder einkommen. Eine vorzüglich gute Zeichnung nach einem vortrefflichen Bild behält ja auch, nachdem ſie benutzt iſt, noch immer ihren Werth, da hingegen eine mittelmäßige, nach einem unbedeutenden Bild, ſchwerlich einen Liebhaber findet. Der Kupferſtecher wird überdem nach einer guten Vorſchrift mit mehrerer Luſt arbeiten und im entgegengeſetzten Fall wird er eben ſo viel Zeit bedürfen ein mittelmäßiges, wenig erfreuliches Blatt hervor zu bringen.

VI.

Nachricht an Künſtler
und
Preisaufgabe.

Die Abhandlung über jene Gegenſtände, an welche ſich der bildende Künſtler vorzüglich halten ſollte, hat, wie uns eingegangene Nachrichten und Anfragen von Freunden, nicht weniger die öffentlichen Urtheile gezeigt, erwünſchte Theilnahme gefunden. Es wäre der gegenwärtigen Abſicht nicht angemeſſen Einwürfe, welche von einigen gemacht worden, zu widerlegen, oder ſich umſtändlich über eins und das andere erklären zu wollen, das ſie mißverſtanden zu haben ſcheinen; der Zweck den man damit zu erreichen ſuchte iſt erreicht und eine Frage die der Kunſt von der größten Wichtigkeit ſeyn muß, aber von den Künſtlern lange nicht genug beherzigt worden, wieder in Anregung gebracht; doch es darf hiebey nicht bleiben wenn gute Wirkungen entſtehen, wenn andere ſich der Sache weiter annehmen und das was wir angefangen fortführen ſollen.

Ein jeder Künſtler wird bey einem einzigen Verſuch, den er aus eignem Triebe macht, oder zu machen veranlaßt wird, über alles tiefer nachdenken und dahin eindringen wohin ihn keine Schrift, wie gut ſie auch abgefaßt wäre, je leiten könnte. Aus dieſem Grund ſchien es uns wohl gethan wenn wir einem jeden, der Luſt ſich zu verſuchen hat, Gelegenheit gäben jene aufgeſtellten Maximen practiſch zu prüfen. Wir ſchlagen in dieſer Abſicht, zur Concurrenz für alle Künſtler einen für die Darſtellung, nach unſerer Ueberzeugung tauglichen Gegenſtand vor, und ſagen demjenigen, der ſolchen in einer Zeichnung, am beſten behandelt, eine Prämie von zwanzig und dem der ſich zunächſt anſchließt eine Prämie von zehen Ducaten zu.

Homers Gedichte ſind von jeher die reichſte Quelle geweſen, aus welcher die Künſtler Stoff zu Kunſtwerken geſchöpft haben und wir wollen uns daher auch im gegenwärtigen Falle an dieſelbe halten. Vieles iſt bey ihm ſchon ſo lebendig ſo einfach und wahr dargeſtellt, daß der bildende Künſtler bereits halbgethane Arbeit findet ferner hat die Kunſt der Alten in dem Kreis, den dieſer

Dichter umſchließt, ſich eine Welt geſchaffen, wohin ſich jeder ächte moderne Künſtler ſo gern verſetzt, wo alle ſeine Muſter, ſeine höchſten Ziele ſich befinden.

Vielleicht bietet ſich uns ein andermal Gelegenheit dar eine allgemeine Ueberſicht von den zur Darſtellung vorzüglich bequemen Gegenſtänden zu geben, die in der Ilias und in der Odyſſee enthalten ſind, ſo wie wir alsdann auch vor den widerſtrebenden warnen wollen, an denen ſich, unerklärlicherweiſe, die Künſtler ſo oft zu vergreifen pflegen.

Bey unſerer jetzigen Abſicht haben wir, in der Wahl eines Gegenſtandes, ſorgfältig darauf Bedacht genommen daß er jene, als Regel aufgeſtellte, Bedingung erfülle und ſich ſelbſt ausſpreche. Er ſollte für Maler und Bildhauer gleich günſtig ſeyn, damit beyderley Künſtler bey der Concurrenz gleiche Vortheile genöſſen. Ferner ſchien dabey das Gefällige dem Pathetiſchen vorzuziehen, weil wir wünſchen daß das Unterhaltende der Arbeit viele reizen möge ihre Kräfte zu verſuchen, und ein jeder, er mag nun den Preis erhalten oder nicht, zu ſeinem Werke hernach deſto leichter einen Liebhaber finde und ſich nicht umſonſt bemüht habe.

Die Scene, am Ende des dritten Buchs der Ilias, wo Aphrodite (Venus) dem Alexandros (Paris)

die Helena zuführt, vereinigt in ſich alle erforderlichen Eigenſchaften. Man mag ſie als Geſchichte, als ſymboliſche Darſtellung, oder blos in Rückſicht auf das rein Menſchliche betrachten, ſo ſpricht ſie ſich allemal ſelbſt vollkommen aus, wirkt angenehm auf jedes Auge, jedes Gefühl und über alles dieſes hat ſie für die gegenwärtige Abſicht noch den Vortheil weniger Figuren, wodurch der Künſtler in Stand geſetzt wird auf kunſtgerechte Ausbildung des Ganzen deſto mehr Fleiß zu verwenden.

Es iſt nicht das erſtemal daß dieſer Gegenſtand durch bildende Künſtler behandelt wird, wir finden denſelben auch in Flaxmanns in Kupfer geſtochnen Zeichnungen zur Ilias, in der That geiſtreich gefaßt; doch iſt Anordnung ſowohl als die Zeichnung ſehr fehlerhaft, welches wir hier nur, beyläufig, zur Nachricht für diejenigen Concurrenten welche jene Kupferſtiche geſehen haben, oder allenfalls ſelbſt beſitzen, anmerken wollen.

Wir laden alſo alle Künſtler, denen dieſe Blätter zeitig genug zu Handen kommen, ein, erſuchen jeden, der die Kunſt würdig treibt und ſich ſeine eigne Bildung angelegen ſeyn läßt, unſern Vorſchlag gefällig anzuhören, daran thätigen Antheil zu nehmen und um den oben erwähnten Preis mit zu arbeiten, der freylich nicht als

Belohnung, ſondern nur als Anlaß und Ermunterung angeſehen werden kann.

Diejenigen nun, welche uns in dieſem Falle keine Fehlbitte thun laſſen, haben die Güte ihre Zeichnungen, an den Herausgeber der Propyläen, dergeſtalt frankirt abzuſenden, daß ſie längſtens den fünf und zwanzigſten Auguſt dieſes laufenden Jahres in Weimar einlangen können. In den erſten Tagen des Septembers wird der Entſchluß gefaßt und dann ſogleich einem jeden ſein Werk wieder zurückgeſendet werden. Auch ſelbſt diejenigen welche den Preis empfangen erhalten gleichwohl ihre Zeichnungen wieder zurück; denn das ganze Unternehmen hat blos den reinen Zweck der Kunſt und dem Geſchmack zu nützen, indem es die Talente in Bewegung ſetzt, ohne irgend eine andere Nebenabſicht.

Deswegen hält man es auch für überflüſſig die Namen der Künſtler verſiegelt zu begehren, vielmehr iſt ein jeder gebeten Namen und Wohnort recht deutlich hinten auf ſeiner Zeichnung zu bemerken, damit, bey der Rückſendung, keine Verwechslung geſchehen könne.

Zweifle indeſſen Niemand an der ſtrengſten Unpartheylichkeit des Urtheils, welches nach unſerer beſten und innigſten Ueberzeugung gefällt werden ſoll.

Doch um jeden Verdacht zu begegnen, der ſo oft die Preisertheilungen verfolgt, ſoll ſo offenbar als möglich gehandelt werden. Die ſämmtlichen Zeichnungen ſollen bey der Ausſtellung unſerer Zeichenſchule vor die Augen des einheimiſchen Publikums gebracht werden, und auch das auswärtige ſoll über unſere Entſcheidung urtheilen können.

Zu dieſem Zwecke wird das erſte Stück des dritten Bandes der Propyläen, welches zu Michaelis ausgegeben wird, die motivirten Urtheile über die beyden Zeichnungen, denen die Preiſe zuerkannt worden, enthalten, und zugleich werden von beyden leichte Contoure hinzugefügt werden. Von den übrigen Zeichnungen geſchieht nur kurze Erwähnung, ohne die Verfaſſer zu nennen, ſie werden blos mit Nummern bezeichnet und dabey angemerkt um welcher Urſache willen ſie denen, ſo den Preis erhalten, nachgeſetzt worden. Auf dieſe Weiſe erfährt jeder, durch die correſpondirende Nummer, auf der rückgehenden Zeichnung, den Platz welcher ſeinem Werke angewieſen worden, ohne deßhalb öffentlich genannt zu werden.

Man beſtimmt keine Größe, kein Format für die Zeichnungen, jedem ſteht es frey das Ganze nach Belieben anzuordnen und zu gruppiren, nur wird bedungen daß die Figuren wenigſtens neun Zoll, Leipziger Maaß, hoch ſeyen, damit ſich deſto richtiger über Ausdruck, Geſtalt, Wiſſenſchaft u. ſ. w. urtheilen laſſe.

Wir empfehlen dringend die größte Einfachheit und Oekonomie in der Darſtellung. Alles Unnütze oder Ueberflüſſige (man verſtehe uns hier wohl), wäre es auch nur ein Nebenwerk, und übrigens noch ſo zierlich, werden wir als einen Fehler betrachten.

Es wird keine Manier vorgeſchrieben in welcher die Zeichnungen verfertigt ſeyn müſſen, ein jeder bediene ſich derjenigen in welcher er ſich am beſten geübt fühlt. Auch der Grad der Ausführung ſey eines jeden Neigung und Gutdünken überlaſſen. Allenfalls iſt ein beſtimmter, reinlicher Umriß mit der Feder, an welchem die Schatten lavirt, die Lichter entweder ausgeſpart oder mit weiß aufgehöht ſind, hinlänglich; wer ſich aber lieber der Kreide bedienen will, oder ſich gar mit Farben bedeutender und beſſer auszudrücken glaubt, mag es immerhin ohne Einſchränkung thun.

Wenn Bildhauer concurriren wollen, auf die wir bey der Wahl des Gegenſtandes nicht weniger als auf die Maler Bedacht gehabt haben; ſo braucht es nicht durch Modelle zu geſchehen, ſondern ſie können ebenfalls nur Zeichnungen einreichen. Dieſe wird man mit billiger

Perſonen.

Iphigenie.
Thoas, König der Thaurier.
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:

Hain vor Dianens Tempel.

Hinſicht auf die beſondern Bedingungen der Bildhauerkunſt beurtheilen, man wird keine große Uebung in fleiſſiger Ausführung, oder zierlicher zarter Behandlung, auch nicht künſtliche Vertheilung und Abſtufung von Licht und Schatten von ihnen fordern, und, im Wiſſenſchaftlichen, aus dem was blos angedeutet iſt auf die Fähigkeit zu vollenden ſchließen. Jedoch verlangen wir beſonders daß die Anlage zu einem guten Basrelief darin enthalten ſey.

Bey allen eingehenden Zeichnungen, ſie ſeyen nun Producte von Malern oder Bildhauern, wird hauptſächlich die Erfindung unſer Urtheil lenken. Es wird als das höchſte entſchiedenſte Verdienſt angerechnet werden, wenn die Auflöſung der Aufgabe ſchön gedacht, und innig empfunden iſt, wenn alles bis aufs geringſte motivirt ſeyn wird, wenn die Motive aus der Sache fließen und Gehalt haben. Die naiven Motive werden allemal vor den bloßen Verſtands- oder wiſſenſchaftlichen Motiven den Vorzug erhalten, weil ſie mehr intereſſiren und auf das Gemüth wirken.

Nach der Erfindung wird hauptſächlich der Ausdruck, das iſt, das Lebendige, Geiſtreiche der Darſtellung in Betracht gezogen. Alsdann erſt die Zeichnung und die Anordnung, weil dieſes Dinge ſind die ſchon mehr von der Wiſſenſchaft als vom angebornen Talent abhangen. Bey Licht und Schatten ſoll vornehmlich auf die Maſſen geſehen werden. Den Künſtler, welcher die Beleuchtung bedeutend zu machen weiß ſchätzen wir vorzüglich. Willkührliche, manierirte Beleuchtung, Schlagſchatten, ohne ſichtbare Urſache, wodurch der Künſtler blos dem Bedürfniß abhilſt oder vielmehr ſeine Dürftigkeit zu erkennen giebt, und wäre der Effect noch ſo groß, kommen als Fehler in Anſchlag.

Da mancher Künſtler wenn er dieſe Blätter lieſt in der Lage ſeyn kann daß ihm der Homer nicht gleich zur Hand iſt; ſo laſſen wir die ganze Stelle hiernächſt abdrucken:

— Doch jenen (Alexandros) entrückt' Afrodite
Sonder Müh, als Göttin, und hüllt' in Nebel ihn ringsher;
Setzt' ihn drauf in die Kammer, von duftender Würze durchräuchert;
Schnell dann Helena ſuchend enteilte ſie. Jene noch fand ſie
Dort auf ragendem Thurm, und umher viel troiſche Weiber.

Leiſ' ihr feines Gewand voll Nektarduft ihr bewegend,
Redete ſie, in Geſtalt der wollekrämpelnden Greiſin,
Hochbetagt, die ihr einſt in heimiſcher Burg Lakedämons
Liebliche Wolle gezupft, und ihr am meiſten geliebt war;
Dieſer gleich an Geſtalt, begann Afrodite die Göttin:
Komm; dich ruft Alexandros, mit mir nach Hauſe zu kehren.
Jener ruht in der Kammer auf zierlichem Lagergeſtelle,
Strahlend in Reiz und Feyergewand. Kaum ſollteſt du glauben,
Daß er vom Zweykampf komme; vielmehr er gehe zum Reigen,
Oder er ſitz' ausruhend vom fröhlichen Reigen ein wenig.
Jene ſprachs, und erregt' ihr das wallende Herz in dem Buſen.
Aber ſobald ſie bemerkte den lieblichen Nacken der Göttin,
Auch den Buſen voll Reiz, und die anmuthſtrahlenden Augen;
Tief erſtaunte ſie jetzt, und redete, alſo beginnend:
Grauſame, warum ſtrebſt du, mich nochmals ſchlau zu verleiten?
Soll ich vielleicht noch weiter die wohlbevölkerten Städte
Frygiens, oder der holden Mäonia Städte durchwandern,
Wenn auch dort ein Geliebter dir wohnt der redenden Menſchen!

Drum weil jetzt Menelaos den edlen Held Alexandros
Ueberwand, und beſchleußt mich heim, die Verhaßte, zu führen;
Darum ſchleichſt du mir jetzo daher voll trüglicher Argliſt?
Setze zu jenem dich hin, und verlaß der Unſterblichen Wandel;
Und nie kehre dein Fuß zu den ſeligen Höhn des Olympos:
Sondern theile des Sterblichen Weh, und pfleg' ihn mit Sorgfalt,
Bis er vielleicht zum Weibe dich aufnimmt, oder zur Sklavin!
Dorthin geh' ich dir nimmer, denn unanſtändig ja wär' es,
Ihm ſein Bett zu ſchmücken hinfort. Deß würden mich alle
Troerinnen verſchmähn; und Gram ſchon laſtet das Herz mir!
Aber voll Zorns antwortete drauf Afrodite die Göttin:
Reize mich nicht, o Thörin! ich könnt' im Zorne mich wenden,
Und ſo ſehr dich haſſen, als innig mein Herz dich geliebet!
Beid' entflammt' ich die Völker ſodann zu verderblicher Feindſchaft,
Troer ſowohl wie Achaier; dann raffte dich böſes Verhängniß!
Jene ſprachs; und verzagt ward Helena, Tochter Kronions.
Eilend ging ſie, geſenkt den ſilberglänzenden Schleyer,

Still, unbemerkt den übrigen Fraun; und es führte die Göttin.
Als ſie nunmehr Alexandros geprieſene Wohnung erreichten,
Wandten die dienenden Mägde ſich ſchnell zur befohlenen Arbeit.
Jene trat in ihr hohes Gemach, die edle der Weiber.
Einen Seſſel ergriff die holdanlächelnde Kypris,
Trug und ſtellt' ihn, die Göttin, dem Held Alexandros entgegen.
Helena ſetzte ſich drauf, des Aegiserſchütterers Tochter,
Wandte die Augen hinweg, und ſchalt den Gemahl mit den Worten:
  Kommſt du vom Kampfe zurück? O lägeſt du lieber getödtet
Dort vom gewaltigen Manne, der mir der erſte Gemahl war!
Ha, du pralteſt vordem, den ſtreitbaren Held Menelaos
Weit an Kraft und Händen und Lanzenwurf zu beſiegen!
Gehe denn nun, und berufe den ſtreitbaren Held Menelaos,
Wiederum zu kämpfen im Zweykampf! Aber dir rath' ich,
Bleib' in Ruh, und vermeide den bräunlichen Held Menelaos,
Gegen ihn anzukämpfen den tapferen Kampf der Entſcheidung,
Ohne Bedacht; daß nicht durch ſeinen Speer du erliegeſt!

Aber Paris darauf antwortete, ſolches erwiedernd:
Frau, laß ab, mir das Herz durch bittere Schmähung zu kränken.
Jetzo hat Menelaos mir obgeſiegt mit Athene;
Ihm ein andermal ich; denn es walten ja Götter auch unſer.
Komm, wir wollen in Lieb' uns vereinigen, ſanft gelagert.
Denn noch nie hat alſo die Glut mir die Seele bewältigt,
Auch nicht, als ich zuerſt aus der lieblichen Flur Lakedämon
Segelte, dich entführend in meerdurchwandelnden Schiffen,
Und auf Kranaens Au mich geſellt' in Lieb' und Umarmung;
Als ich anjetzt dir glühe, durchbebt von ſüßem Verlangen.
Sprachs, und nahte dem Lager zuerſt; ihm folgte die Gattin.
Beide ruheten dann im ſchöngebildeten Bette.

(Voſſ. Ueberſ. III, 380-448.)

Es verſteht ſich daß bey unſerer Preisaufgabe nur die zweyte Hälfte der hier abgedruckten poetiſchen Stelle gemeynt ſey.

Inhalt.

I. Phebos und Hermes.
II. Diderots Verſuch über die Malerey
III. Niobe mit ihren Kindern.
IV. Ueber die Reſtauration von Kunſtwerken
V. Deſſauer Chalkographiſche Geſellſchaft.
VI. Nachricht an Künſtler und Preisaufgabe

Gedruckt bey den Gebrudern Gadicke in Weimar.

Propyläen.

Eine periodiſche Schrift

herausgegeben von Goethe.

Zweyten Bandes Zweytes Stück.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1799.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttinn ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum erſtenmahl beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach! mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage,

I.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttin wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und hönte ſie: Freylich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein dir mein Spiegel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Seees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

II.

Ueber Lehranſtalten,

zu Gunſten der bildenden Künſte.

Der Einfluß, welchen die bildenden Künſte auf Kultur des Menſchen, auf Sitten, Geſinnungen, Leben und Bequemlichkeit haben, iſt ſo bedeutend und groß, daß wir uns gewöhnlich für berechtigt halten, den Werth der Zeiten und Völker nach dieſem Maaßſtab zu ſchätzen. Wir ehren und bewundern die einen, bey denen die Künſte geblüht, und eine Art von Geringſchätzung verfolgt die andern, die ſich zu dieſer Stufe der Entwicklung nicht erheben konnten, es ſey nun daß Roheit ſie abhielt, oder eine glückliche Gelegenheit ihnen fehlte.

Innerlich fühlen wir uns überzeugt, daß Sinn und Liebe für das Schöne dem Menſchen die höchſte Ausbildung gewähren, ſein Gemüth ſanfter und heiterer ſtimmen, das Herz zarten Genüſſen aufſchließen und ihn dem Guten überhaupt näher bringen. Wir gerathen, wer kann es leugnen! beym Anblick ſchöner Kunſtwerke in eine behagliche Stimmung; wenn ihre Anmuth gefällt und ergötzt, ſo wird unſer Gemüth durch Ernſt und Größe erhoben, bewundernd gehen wir dann in Gedanken von den Bildern auch auf die Urheber derſelben über, achten den Künſtler oder das Volk hoch, bey welchem wir ſo richtige Gedanken, ſo ſchöne Gefühle antreffen, wir gefallen uns bey ihnen, finden Freunde, Verwandte und meiſtentheils Muſter.

Der beleidigende Anblick von Unformen und Abgeſchmack bewegt uns hingegen zum Mitleid, oder reizt gar zur Verachtung derjenigen die ſolche Werke hervorbrachten. Wer fühlte wohl je in einem barbariſchen Gebäude, in den düſtern Gängen einer gothiſchen Kirche, ſein Gemüth zu einer freyen thätigen Heiterkeit geſtimmt? Nur wer trüb in ſich verſchloſſen gern Geſpenſter ahnden mag, ſich an feuchten Schauern ergötzen, dem modrigen Geruch und der Verweſung was abgewinnen kann, wird daſelbſt ein trauriges, ſtockendes Behagen empfinden: jede ſtrebende Kraft aber verläßt ſobald möglich ein ſolches Lokal, holt in freyer Luft wieder friſchen Athem und ſchätzt ſich glücklich, daß die Zeiten, in welchen ſolche Werke entſtehen konnten, längſt vorüber ſind.

Wie anders iſt die Empfindung zwiſchen den Reſten edler, heitrer Kunſt! Indem ſie uns gegenwärtig beleben, laſſen ſie kaum den Gedanken an Vergangenheit aufkommen, wir vergeſſen den Schutt und die Gräber, wir denken nicht, daß wir über Feuergrüften wandeln. Alles was uns umgiebt ſpricht uns an, erzeugt angenehme Gefühle, wir werden in beſſere Zeiten, zu trefflichen weiſen Menſchen verſetzt, welche die Gaben des Lebens vernünftig und froh zu genießen wußten.

Wenn wir nun auch zu unſerer Zeit den Flor der Künſte wünſchen, um uns theils ſelbſt immer mannigfaltiger auszubilden, theils bey jetzt lebenden und künftigen Geſchlechtern der Menſchen Achtung und Ehre zu erwerben; ſo ſind dieſes edle Beweggründe, welche noch von andern unterſtützt werden, die einem großen Theile der Menſchen näher liegen; denn es läßt ſich ſehr leicht zeigen, welch einen Nutzen, unmittelbar, die Künſte dem Gewerb und Handel gewähren.

Ein jegliches Volk zahlt Tribut, oder macht ſich andere zinsbar, nach dem Maas als Kunſtſinn und Geſchmack bey ihm walten, ſich thätig zeigen, oder ſchlummern.

Wer hiernächſt ſeine Blicke von den einzelnen Nationen auf das Ganze des Zeitalters richten will, kann bemerken, daß alle Bequemlichkeit, Anmuth und Genuß des Lebens, größtentheils, von den Künſten abhängt. Durch ſie webt der Geiſt des Schönen, Wohlgeſtalteten, Sinnreichen und Zweckmäßigen in allem was uns zur Kleidung, Wohnung, oder zum Geräthe dient; durch die Macht der Künſte wird uns alles dieſes gleichſam mit Liebe zugethan, befriedigt nicht allein das Bedürfniß, ſondern weiß überdieß auch noch zu gefallen.

Alle dieſe guten Einflüſſe nehmen unfehlbar in dem Verhältniß zu oder ab, in welchem ihr Urquell, die hohe Kunſt, entweder reichlicher ſtrömt, oder abnimmt und trocknet. Mit dem Sinken des Geſchmacks verliert ſich bald die ſchöne Form, was einfach und zierlich geweſen, wird überladen, das Intereſſe verſchwindet und in kurzer Zeit iſt nur noch das Nothwendige übrig geblieben, der Zwang arbeitet jetzt, die Nothdurft und nicht mehr die Liebe, jede Neuerung iſt blos ein weiteres Abirren vom Guten und Schönen.

Dieſe Betrachtungen, welche keinem aufmerkſamen Beobachter der Weltbegebenheiten entgehen können, überzeugen uns ſowohl von dem Werth als dem Nutzen der bildenden Künſte für die Geſellſchaft, deren Pflege man von jeher für einen wichtigen Gegenſtand gehalten hat.

Hier wird nun, wie billig, die große Frage abermals aufgeworfen: welches die Urſache des Flors der Künſte zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Völlern geweſen? wie man die Aufnahme derſelben befördern und ihren Verfall hindern könne? Vieles iſt hierüber ſchon geſagt, manches zu wiederholen und einiges hinzuzufügen.

Indem man ſich zu Beantwortung dieſer Frage anſchickt, hält man ſich gewöhnlich an die Griechen und iſt der Meynung, daß die Staatsverfaſſung dieſes Volks, ihre Sitten, Spiele, Wettkämpfe, die ſchöne geſtaltreiche Mythologie, die Ehre, der Ruhm, welche die Künſtler genoſſen, ſo wie das milde Clima, der heitere griechiſche Himmel den Künſten vorzüglich günſtig und Urſache geweſen, daß jene Nation der Vollkommenheit ſo nahe gekommen.

Ohne dieſen mannigfaltigen Umſtänden ihren Theil an der Wirkung abzuſprechen, ſo zeigt uns doch die Geſchichte, daß hauptſächlich Athen und Corinth die Pflegerinnen der Muſen waren und daß alſo jene allgemeine Wirkungen nicht ſo entſcheidend geweſen.

Zur Aufnahme der Kunſt, zur immer fortſchreitenden Entwicklung hat wohl das meiſte die Gelegenheit beygetragen, die der Künſtler fand ſeine Werke öffentlich aufzuſtellen, Tempel, Plätze, Hallen mit Statuen und Gemälden zu ſchmücken, das Intereſſe der Menge zu erregen und durch dieſes Intereſſe ſelbſt wieder gefördert zu werden.

Die Künſtler fanden eine Menge würdiger Beſchäftigungen, und daher entſtand der Wetteifer unter ihnen, ein Streben ins Höhere, ins Vollendete. Indem die Künſte durch eine allgemeine Theilnahme erhalten und befördert wurden, hielten ſie dieſe Theilnahme wieder feſt an ſich und ſtiegen auf einen Grad, der nachher nie wieder erreicht wurde.

Es ſey nun daß die menſchliche Natur nicht weiter kann, oder daß andere Urſachen damals keine weitere Entwicklung zuließen, genug es konnte zuletzt nichts Beſſeres, ſondern allenfalls nur etwas Neues erfunden werden. Von da fängt ihr Sinken an und ſie ſteigen von Stufe zu Stufe wieder herunter, bis zur völligen Gleichgültigkeit, die ganz von allem Verdienſt entkleidet iſt.

Die Künſtler und das Publikum ſtehen jederzeit in dem genauſten Wechſelverhältniß. Hatten die Künſte nirgends ſo ſchön geblüht als in Griechenland, ſo hatten ſie auch nirgends einen ſo reinen Sinn der Theilnahme, eine ſo allgemeine, ſtete Neigung gefunden und konnten daher einen deſto größern Kreis ſchließen. So lange die Künſte auf ihrem ernſten Gange verharrten, Bewunderung erregten, Anhänglichkeit hervorbrachten und das Volk leiteten, ſo lange konnten ſie wachſen und ſteigen; als man aber zuletzt, durch das Gefällige, das Intereſſe auf ſich zu ziehen ſuchte, durch Neuheit reizen und dem leidenſchaftlichen Geſchmack der Menge ſchmeicheln wollte, ſo war der Fall bereitet. Die Kunſt muß ſich frey und ſelbſtſtändig fühlen, ſie muß, in gewiſſem Sinne, herrſchen, wenn ſie gedeihen ſoll; wenn ſie aber beherrſcht und gemeiſtert wird, wenn ſie ſich nach der Zeit richten ſoll, dann wird ſie abnehmen und vergehen.

Die neuere Kunſt konnte ſich ohnmöglich bis zur Höhe der Alten erheben, denn es war ihr ein kürzeres Ziel geſteckt, ſie mußte ſich ſchnell und nach Muſtern ausbilden; indeſſen iſt ſie doch ohngefähr von denſelben Urſachen geweckt und genährt worden. Im vierzehnten, beſonders aber im funfzehnten Jahrhundert herrſchte eine ſo allgemeine Thätigkeit und Liebhaberey in einigen Theilen von Italien, daß man über die außerordentliche Menge von Bildern aller Art erſtaunt, die in derſelben Zeit entſtanden ſind. Die Künſtler wurden zwar damals für wenig mehr als ehrſame Meiſter, eines ehrſamen Handwerks, gehalten, ſie fanden aber eine Menge Arbeiten die für würdig gelten konnten, indem ſie meiſtens beſtimmt waren, Kirchen oder andere öffentliche Gebäude zu zieren.

Glaube oder behaupte doch niemand, dem es um Erforſchung und Ausbreitung der Wahrheit zu thun iſt, daß die chriſtliche Religion den bildenden Künſten hinderlich geweſen; ohne dieſelbe wären ſie vielmehr wahrſcheinlich nie wieder erſtanden. Es bedurfte des Enthuſiasmus des Chriſtenthums, wenn der mächtige, dauernde Anſtoß bewirkt werden ſollte, deſſen ſchönes Reſultat wir nun in ſo manchem Meiſterſtück großer Künſtler bewundern. Die Einwendung welche dagegen gemacht werden möchte: daß in Deutſchland, England und Frankreich um dieſe Zeit ebenfalls die chriſtliche Religion geherrſcht, Kirchen und Klöſter erbauet worden, ohne daß ſolches die Kunſt gefördert, iſt unerheblich, weil ſich aus eben dem Grunde fragen ließe: warum ſie in Italien nicht ſchon früher emporgekommen? Denn da die Kunſt ein Theil der ſittlichen Kultur des Menſchen und unſtreitig eine der höchſten Stufen ſeiner Ausbildung iſt; ſo erſcheint ſie und kann nur erſt alsdann erſcheinen, wenn dieſe ſchon beträchtliche Fortſchritte gemacht hat, und ſo waren die Italiäner ohne Zweifel, unter den Abendländiſchen Völkern, dasjenige, welches ſich zuerſt von der alten Barbarey loswand, wo ſich Induſtrie, Wohlſtand, Geſetzlichkeit und bürgerliche Verhältniſſe geſichert fanden und die regen Kräfte im Menſchen nach Wiſſenſchaft und Kunſt ſtreben konnten.

Wie günſtig der chriſtlich-religiöſe Antrieb auf die bildenden Künſte gewirkt hat, erhellet ferner daraus, daß ſobald derſelbe anfing ſchwächer zu werden, ſie auch ihr höchſtes Ziel erreicht hatten. Von dieſer Zeit an ſuchten ſie zu gefallen, oder eigentlich zu blenden und erhielten ſich nur noch durch den Hang zur Pracht und Verſchwendung. In ſolchem Zuſtande wanderten ſie, gleichſam als Dienende, durch Städte und Länder und ſanken immer tiefer, indem ſie ſich überall nach den Launen und Bedürfniſſen derer bequemen mußten, welche ſie beherbergten. Aus dieſem Geſichtspunct betrachtet können ohne Schwierigkeit alle Phänomene, die in der Geſchichte der Kunſt vorkommen, erklärt werden, ihr Steigen, Sinken und ihre Erſcheinung an verſchiedenen Orten, in mancherley Manier und Geſchmack.

Die Urſache alſo, warum die Künſte gegenwärtig ſo ohnmächtig, ſo unthätig ſind, daß man befürchten muß, ſie werden immer ferner ſinken, ja zuletzt vielleicht gar aufhören, iſt nicht eine beſondere, die durch den Willen einzelner Perſonen gehoben werden könnte, ſondern eine allgemeine, welche in der Neigung, den Sitten,

Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Aeltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg.
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo
Sich Mitgeborne ſpielend feſt und feſter
Mit ſanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zuſtand iſt beklagenswerth.
Zu Hauſ' und in dem Kriege herrſcht der Mann,
Und in der Fremde weiß er ſich zu helfen.
Ihn freuet der Beſitz; ihn krönt der Sieg;
Ein ehrenvoller Tod iſt ihm bereitet.
Wie eng gebunden iſt des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Iſt Pflicht und Troſt; wie elend, wenn ſie gar
Ein feindlich Schickſal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernſten, heil'gen Sclavenbanden feſt.
O, wie beſchämt geſteh' ich, daß ich dir
Mit ſtillem Widerwillen diene, Göttinn,
Dir, meiner Retterinn! Mein Leben ſollte
Zu freyem Dienſte dir gewidmet ſeyn.
Auch hab' ich ſtets auf dich gehofft, und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,

den Gewohnheiten, dem Glauben des Volks, ja nicht nur Eines Volks, ſondern aller Völker, die gegenwärtig auf Cultur Anſpruch machen, ihren Grund hat. Unſere Zeit bedarf, im Verhältniß gegen die vergangene, wenig beträchtliche Kunſtwerke und darum werden auch wenige hervorgebracht. Wir haben unſere Exiſtenz aus dem großen öffentlichen Leben meiſtens in beſchränkte, häusliche Verhältniſſe zurückgezogen, alles um uns her iſt mehr zum Privateigenthum, iſt enger, kleiner, getheilter, unbedeutender geworden. Es mag wohl ſeyn, daß wir deswegen eben nichts deſto unglücklicher ſind; aber der bürgerliche Gemeinſinn, die Ehre der Zeit und der Nationen haben wenig dabey gewonnen. *Sollen die Künſte ſteigen und blühen; ſo muß eine allgemeine Liebhaberey herrſchen, die ſich zum Großen* neigt. Die Künſtler müſſen in bedeutenden weitläuftigen Werken, würdig und mannigfaltig beſchäftigt werden.

Es mögen große, vielleicht unüberwindliche, Schwierigkeiten der Erfüllung dieſer Bedingung entgegen ſtehen; allein eben ſo unmöglich ſcheint es uns, auf andere Weiſe jenes hohe Ziel wieder zu erreichen.

Man hat darauf gedrungen, daß die Künſtler mehr geehrt und beſſer belohnt werden ſollten! Dies wäre als Folge einer ſchon erreichten höhern Kunſtſtufe natürlich, billig und ſchön; aber man erlaube uns hier zu behaupten: kein ächtes, lobenswürdiges Kunſtwerk entſteht, oder kann anders entſtehen, als um ſeiner ſelbſt willen. Das Vergnügen ein ſolches hervorzubringen, der Beyfall von den trefflichſten, unterrichtetſten Menſchen und über alles dieſes ein ſüßes Bewußtſeyn, eine innere Zufriedenheit welche der Künſtler genießt, bleibt der größte der anziehendſte Lohn. Vermeint wohl jemand, daß alle Schätze der Welt uns eine zweyte Ilias oder Odyſſee, eine andere Niobe, einen Laokoon, eine Verklärung oder Schule von Athen erzwingen könnten? Gewiß nicht! Schon die Natur hat zwiſchen jedem Zeitalter gleichſam eherne Mauren errichtet, die kein Menſch überſpringt; der Glücklichſte, der Vorzüglichſte vermag allenfalls ſich auf der Zinne ſehen zu laſſen, hinüberzuſchauen; doch aus ihrem Umkreis zu treten wurde keinem noch je gegönnt. Man ſehe es deshalb auch nur immer für etwas unmögliches an, die Künſte auf einmal in die Höhe zu bringen, denn ſolches kann nicht anders als durch eine Folge von Zeiten und Geſchlechtern geſchehen.

Daß man zur Ermunterung der Künſtler Prämien austheilen, ihnen größere Ehre und Belohnungen wünſchen muß, ihr Talent zu wecken, ſie zur Anſtrengung ihrer

Kräfte zu reizen, das beweiſt uns eben, daß die gegenwärtige Zeit den Künſten nicht günſtig iſt; denn wäre ſie ſolches, ſo bedürfte es dergleichen nicht! Alle guten Künſtler würden beſchäftigt ſeyn und vom Ertrag ihrer Arbeit leben können. Ein weiſer Mann verlangt nicht mehr! Ehre und Achtung erwirbt er ſich durch die Vortrefflichkeit ſeiner Werke, Ueberfluß trägt gewiß zur Hervorbringung derſelben nichts bey, auch wiſſen wir ja, daß einige der beſten Bilder von wenig begüterten Künſtlern und um geringen Preis ſind verfertigt worden; viele hingegen die man theuer bezahlte ſind weniger gut, manche ganz ſchlecht gerathen. Wie könnte es auch anders ſeyn? Sollte der Sporn der Habſucht, oder der Eitelkeit Macht haben den großen Künſtler zu ſtimmen, den geringern über ſeine gewöhnliche Mittelmäßigkeit zu erheben? Wer in jeglicher Kunſt etwas vorzügliches leiſten, Beyfall oder Bewunderung verdienen will, muß begeiſtert ſeyn, ganz in den vor ſeiner Seele ſchwebenden Gegenſtand verloren, in einem exaltirten Zuſtand des Gemüths, über die Grenzen des irdiſchen Daſeyns hinausgerückt, in eine andere höhere Welt verſetzt, wo keine Sorgen ſind, wo man weder hungert noch dürſtet, noch dem Wahn Opfer bringt.

Wir wollen uns zum Beyſpiel den Rafael denken, einen Mann deſſen Geiſt und Gemüth auf jener lichten

Höhe geſtanden, wohin ſo wenige Menſchen gelangt ſind, der eine Welt in ſich trug und überſchaute, der ſo beſcheiden war und doch, erfüllt vom billigen Selbſtgefühl, ſich in ſeinen Bildern als Philoſophen und als gekrönten Dichter dargeſtellt hat. Man betrachte ſeine Werke und frage ſich: ob es glaublich iſt, daß ein ihm zugedachter Cardinalshut, oder die dreyfache Krone ſelbſt ſeinen Genius zum höhern Fluge gereitzt, ſeine Kräfte, oder ſein Streben in der Kunſt vermehrt hätte? Wir zweifeln; und ſo war es verhältnißmäßig mit jedem andern vorzüglichen Künſtler beſchaffen und wird immer ſo bleiben. Selbſt die Natur ſeiner Beſchäftigungen hebt ſeinen Geiſt empor und wendet ihn von allem Aeußern ab. Wer daher zu gleißen begehrt, einen andern Stempel nothwendig zu haben glaubt, als den ihm die Natur, mit liebender Hand, in die Seele gedrückt, der bemühe ſich nicht um die Gunſt der Muſen, denn ſie werden ihm nie hold werden. Wer andern Reichthum verlangt als Schätze des Herzens, anderm Rang oder Ehre nachtrachtet als dem Adel der Geſinnungen, wird uns nie überreden, daß er zum Künſtler berufen ſey, und ſchwerlich werden ſeine Werke unſern Unglauben beſchämen.

Was wir alſo dem Künſtler wünſchen iſt reichliche Arbeit und billiger Lohn. Wir wünſchen daß er zu Werken eingeladen werden möge die, öffentlich aufgeſtellt, allgemeine Theilnahme erregen und die Nacheiferung ins Höhere, Beſſere erwecken. Vergebens hofft man, daß Zierlichkeit, Geſchmack, Zweckmäßigkeit ſich durch alle Gewerbe wohlthätig verbreite! denn dieſes kann nur alsdann geſchehen, wenn der Kunſtſinn allgemein iſt und die ſchöne Form überall gefordert wird.

Wo ſtehn wir denn aber gegenwärtig? Es iſt wahr daß ſeit Mengs und Winkelmann ſich Geſchmack und Styl verbeſſert haben. Es iſt wahr wir bedienen uns der antiken Muſter fleißiger als die Künſtler des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts gethan, denn ſie folgten, in theoretiſcher Hinſicht, andern Maximen und hatten darin vielleicht Unrecht; allein wer möchte behaupten, daß die Werke unſerer beſten Meiſter, denen des Peter von Cortona, Andreas Sacchi, Carl Maratti u. a. an innerem Geiſt, Leben, Einklang und Wirkung auf das Gemüth des Beſchauers überlegen ſind? und dieſes iſt doch am Ende der Maasſtab, nach welchem allein man den wahren, weſentlichen Werth der Kunſt und Kunſtwerke beurtheilen kann. Wir können alſo mit völliger Ueberzeugung wiederholen, als Reſultat von allem dem was wir über dieſen Gegenſtand bemerkt und gedacht haben: die bildenden Künſte ſinken und laſſen befürchten, daß ſie immer mehr ſinken werden, aus der Urſache weil faſt gar kein Bedarf von großen bedeutenden Werken mehr iſt. Zuverläßig ſind vor zwey und drey Jahrhunderten, in einer einzigen Stadt wie Bologna, Venedig oder Florenz allein, mehr große Bilder verfertigt worden als jetzt in ganz Deutſchland zuſammengenommen. Dieſes ſoll jedoch keineswegs unſerer Nation zum Vorwurf, ſondern blos zur Vergleichung der Zeiten geſagt ſeyn; denn es iſt anderwärts, ſo viel wir wiſſen, eben nicht beſſer und der Grund davon ſcheint allerdings in dem Wechſel der Gewohnheiten, Geſinnungen und Neigungen der Völker zu ruhen.

Unſere Hoffnung wird durch den Ernſt ſolcher Betrachtungen, durch das gleichſam nackte Anſchauen des gegenwärtigen Zuſtands der bildenden Künſte zwar gemäßigt, allein unſere Sorgfalt für die Erhaltung derſelben darf um deswillen nicht geringer werden, vielmehr ſoll ſie ſich verdoppeln. Kann man gleich nicht mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen ſie höher empor zu bringen, ſo muß man zum wenigſten ſuchen ihrem fernern Abnehmen, wo möglich, zu ſteuern und dieſem Zweck werden wir am beſten dadurch entgegen arbeiten, wenn wir uns immer mehr bemühen, richtige Grundſätze feſt zu ſtellen und ſolche unter den Künſtlern zu verbreiten. Das Talent, dem es jetzt an Gelegenheit fehlt, fruchtbar und thätig zu ſeyn, kann ſich wenigſtens von Seiten der Wiſſenſchaft und Erkenntniß ausbilden, die Kritik welche ſich auf Erfahrung ſtützt, Vergleichungen anſtellt und darnach urtheilt, kann, da ſie jetzt die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte überſchaut, an den Alten Muſter, an den Neuern Beyſpiele findet, natürlicher Weiſe reiner, ſchärfer, beurkundeter und mit mehr Kraft auftreten als jemals. Sie muß ſich, wie ein Damm, dem einbrechenden Verderben entgegenſetzen, den Sturz aufhalten, jede Unart des Geſchmacks rügen, denſelben vor jeder Verirrung, zu der er ſich neigen möchte, bewahren.

Schon um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, als das Verſchwinden der großen Lichter der Kunſt bemerkt wurde, glaubte man zu Florenz durch Vereinigung der beſten Künſtler zu einer Geſellſchaft, unter dem unmittelbaren Schutz des Großherzogs, Nutzen zu ſtiften und gab ihr den Nahmen einer Academie. Dieſe Academie behielt ziemlich die alte Form einer geiſtlichen Brüderſchaft bey, ſie hat noch jetzt ihre eigne Kapelle und begeht jährlich ein eignes Feſt mit religiöſen Gebräuchen. Ihre erſte Beſtimmung war, die Kunſt zu befördern, oder dem anfangenden Verderben derſelben vorzubeugen. Nach dieſem Muſter wurden bald andere geſtiftet und um die Zeiten der Caracci nahmen auch die Schulen der Mahler denſelben Nahmen an. Als dieſe nach und nach eingingen, ſo wurden nun, zum Erſatz, die Academien in öffentliche Lehranſtalten der Kunſt verwandelt, erhielten Vorſteher, welche vom Staate beſoldet wurden und dafür die Pflicht übernehmen mußten, den Schülern Anweiſung zu geben.

Aus dem Zuſammenhang dieſer kleinen Ueberſicht wird das immer ſteigende Bedürfniß guter Lehre in der Kunſt anſchaulich; und wer gegen unſer Jahrhundert nicht unbillig ſeyn will wird geſtehen müſſen; daß wenn das Bedürfniß der Lehre und Anſtalten zugenommen, auch das Gefühl von der Nothwendigkeit derſelben lebhafter als jemals geweſen. Es war, beſonders in Deutſchland, kaum ein Staat, kaum eine beträchtliche Stadt, wo man nicht im größern oder im kleinern etwas gethan hätte. Der Wille iſt in der That gut und an Aufwand hat man es ebenfalls nicht fehlen laſſen. Der ſtrengſte Tadler wird uns dieſes nicht abſtreiten, er wird blos einwenden können: daß man nicht allemal zweckmäßig verfahren ſey und ſich öfter das Anſehen habe geben wollen, als geſchähe alles um den Künſten aufzuhelfen und ſie in Flor zu bringen, da doch eigentlich alles geſchehen mußte, auf daß ſie nicht in gänzlichen Verfall geriethen. Allein dieſes iſt am Ende ein unbedeutender Streit um Worte; auch würde es nicht ſchwer fallen, das Unzweckmäßige in den Anſtalten überall zu verbeſſern.

Man kann übrigens mit Zuverſicht behaupten, daß der Aufwand für Kunſtwerke von allerley Art, welchen das Publikum im Allgemeinen gegenwärtig macht, jenen der Griechen oder Italiäner, in den blühendſten Zeiten der Kunſt aufwiegt, oder wohl noch übertrifft. Allein es iſt freylich mehr Verſchwendung als vernünftiger Aufwand zu nennen, weil alles, ins unzählige, an unbedeutende, mittelmäßige und ſchlechte Dinge verſplittert wird. Welches wohl noch eine Weile fortwähren möchte.

Der Geſchmack will im Allgemeinen nur gelenkt ſeyn, man kann ihm nicht gebieten, oder ihm eine Richtung mit Gewalt aufdringen und den Unarten deſſelben iſt wohl nur durch allgemeinen guten Unterricht, durch Erziehung tüchtiger Künſtler, deren Werke das Schlechte und Abgeſchmackte in ſeiner Blöße und Unwürdigkeit zeigen, Einhalt zu thun. Dieſer doppelte Zweck ließe ſich wahrſcheinlich durch beſſere Einrichtung der Lehranſtalten erreichen und in Betracht des mächtigen Einfluſſes der Künſte, auf ſittliche Cultur ſowohl, als des Nutzens, welchen ſie uns in andern Rückſichten gewähren, iſt die Sache von zu groſſer Wichtigkeit, als daß nicht derjenige wohl aufgenommen werden ſollte, welcher das, was er über dieſe Materie erfahren und gedacht, mitzutheilen geneigt iſt.

Lehranſtalten überhaupt.

Die Lehranſtalten für zeichnende Künſte müſſen, wenn ſie ihre Abſicht nicht verfehlen ſollen, von zweyerley Art ſeyn, welche beyde nie mit einander vermiſcht werden dürfen. Die einen nennen wir hohe Schulen der Kunſt, oder Academien, wo Künſtler erzogen, wo die bildenden Künſte alle, im ausgedehnteſten, höchſten und ſtrengſten Sinne, gelehrt werden. Die andern ſind Zeichenſchulen, wo die Jugend überhaupt, im Geſchmack, in Nachbildung der Formen, das Nothwendige und Nützliche, was im gemeinen Leben anwendbar und in den mancherley Geſchäften deſſelben zu brauchen iſt, erlernen kann.

Kunſtacademien ſind in großer Anzahl, weder möglich noch nöthig, ſie erfordern beträchtlichen Aufwand, an Beſoldungen, nebſt einem ſehr koſtbaren und ſeltnen Apparat und die gegenwärtige Zeit vermag nicht viele Künſtler und beſonders viele gute Künſtler zu beſchäftigen. Der Welt wird in jedem überflüßigen Mahler oder Bildhauer ein nützlicher Bürger entzogen; darum iſt es

Des größten Königes verſtoßne Tochter,
In deinen heil'gen, ſanften Arm genommen.
Ja, doch der Zevs, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängſtigteſt;
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir ſein Liebſtes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach ſeinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattinn ihm, Elektren und den Sohn,
Die ſchönen Schätze, wohl erhalten haſt;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweyten Tode.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König ſendet mich hierher, und beut
Der Prieſterinn Dianens Gruß und Heil.
Dieß iſt der Tag, da Tauris ſeiner Göttinn
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer',
Zu melden, daß er kommt, und daß es naht.

allerdings ſchon genug wenn ſich jederzeit nur ſo viele Talente zur Kunſt ausbilden, als erforderlich ſind den Geſchmack im Allgemeinen aufrecht zu erhalten und die untergeordneten Inſtitute der Zeichenſchulen mit tüchtigen Lehrern zu verſehen.

Dieſe letzte Art von Anſtalten iſt hingegen überall nothwendig und ſollte, ſo viel als möglich iſt, noch vermehrt werden, denn kaum iſt ein Städtchen, eine Gemeinde ſo gering und klein, wo eine Zeichenſchule überflüßig ſcheinen könnte, weil kaum ein Handwerk, eine bürgerliche Beſchäftigung iſt, bey welcher ein angemeſſener Unterricht im Zeichnen nicht nützlich ſeyn ſollte.

Wenn der Handwerker einen gewiſſen Kunſtbegriff mit ſeiner Arbeit verbindet, ſo wird er alles mit weit mehr Zierlichkeit und Genauigkeit machen. Nicht nur die äußern Formen ſeiner Werke, ſondern auch die übrigen weſentlichen Eigenſchaften der Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit werden dabey gewinnen. Man klagt ſo viel über die ſchiefen Linien, unrichtigen Winkel ꝛc. an den Arbeiten der Zimmerleute, Tiſchler, Tüncher, Glaſer, Schloſſer, Schmiede, Wagner ꝛc. und wie leicht wäre es dieſem Uebel zu ſteuern, dadurch daß die Handwerker überhaupt, im Zeichnen mit einiger Sorgfalt unterrichtet würden, damit ihnen das Schiefe, Krumme in dem Auge ſelbſt weh thäte, und ſie das Unſchickliche, Abgeſchmackte haſſen lernten.

Indem nun aber unſere Handwerker ſelten einen Unterricht in den erſten Grundſätzen des Nothwendigen, Gehörigen, Geſchmackvollen erhalten; ſo ſind ſie ſogar genöthigt, daß ſie durchaus Selbſterfinder ſeyn müſſen; oder kaum finden ſich hier und da, bey großen Fabriken, ſchlechte Halbkünſtler angeſtellt, welche die Modelle verfertigen. Vormals war dieſes anders, denn wir ſehen öfters, an geringem Hausgeräthe der Alten, die Schöpfung eines ſchönen Geiſts, Gedanken und Erfindungen vorzüglicher Künſtler und ſo ſollte es auch bey uns ſeyn! Denn indem wir den Handwerker zum Erfinden nöthigen, machen wir ihn zum Pfuſcher, weil er den ihm angewieſenen Bezirk überſchreiten muß. Er ſollte ſich blos mit der mechaniſchen Ausführung zu beſchäftigen haben, nach Vorſchriften arbeiten; aber äußerſt ſauber und genau, gefügig, paſſend, dauerhaft. Dieſes ſind unerläßliche Forderungen: um aber ſolche erfüllen zu können, muß er eine Zeichnung, einen Grund- und Aufriß verſtehen, mit Zirkel, Lineal und Winkel umgeben lernen. Deswegen und auf daß ein jeder einigermaßen gebildet werde, Gefühl und Erkenntniß vom beſſern und ſchlechtern der Formen; vom Zweckmäßigen, vom Schicklichen erlange, und den Künſtler verſtehen und ſchätzen lerne, von dem er Vorſchrift und Anleitung zu erwarten hat, ſoll er im Zeichnen unterrichtet werden.

Man ſieht, daß wir unſere Forderungen an den Handwerker gar nicht übertrieben und demohngeachtet ſind nur wenige zu finden, welche ſie erfüllen. Selbſt die geſchicktern haben das, wodurch ſie ſich auszeichnen, meiſt aus eigenthümlichen Talent, durch ſich ſelbſt, durch tappende Nachahmung, mit unverhältnißmäßigem Aufwand von Fleiß und Anſtrengung, nur unvollkommen erlernt; bey geſundem Unterricht würden ſie es ohne Zweifel, mit geringerer Mühe, viel weiter gebracht haben.

Da nun das ganze Erforderniß auf Dingen beruht, welche auch den mäßigſten Fähigkeiten erreichbar ſind, ſo möchte man wohl fragen: warum man nicht ſchon längſt auf zweckmäßige Mittel gedacht, dem aus der Vernachläßigung entſtehenden Unheil, wo nicht ganz, doch größtentheils abzuhelfen? Wir werden dasjenige, was uns in dieſem Fall das Nützlichſte und Thunlichſte dünkt, weiter unten, wenn von Einrichtung der Zeichenſchulen gehandelt wird, vortragen.

(Wird fortgeſetzt.)

III.

Der Sammler und die Seinigen.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied, nach den zwey vergnügten nur zu ſchnell verfloßnen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beygefügten Manuſcripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſers Geſprächs wieder erinnert, ich habe die ähnlichen Geſinnungen in Ihren Papieren wieder angetroffen und mich jetzt, wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammen treffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meynung, ſo wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und praktiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal ſtoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunſturtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder ſchwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befeſtigt iſt und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagſchalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie heraus zu geben gedenken, durch dieſe Probeſtücke meine Hoffnungen und meine ſtille Theilnahme verſtärkt und gern will ich auch auf irgend eine Weiſe, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Abſichten mit beytragen. Theorie iſt nie meine Sache geweſen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, ſteht von Herzen zu Dienſten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich ſogleich an, Ihren Wunſch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geſchichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente ſchon manchen überraſcht haben, wenn er gleich durch den Ruf ſchon genugſam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen iſt es alſo gegangen. Sie wunderten ſich über den ſeltſamen Reichthum in den verſchiedenſten

Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch geſtiegen ſeyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allem Kenntniß zu nehmen, was ich beſitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigſten zu ſagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir ſelbſt Ihre Aufmerkſamkeit auf alles das, was ſich von ihm herſchrieb. Sie hefteten ſich vorzüglich an dieſen Pfeiler unſers ſeltſamen Familiengebäudes, mit einer ſolchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bey jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig ſind. Freylich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungs-Geiſt, zwey Neigungen, die ſich oft im Menſchen finden, ihre Richtung nehmen ſollen und eben ſo viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umſtänden, unter denen er ſich befindet, von gleichzeitigen Künſtlern und Kunſthändlern, von den Ländern die er zuerſt beſucht, von den Nationen mit denen er in irgend einem Verhältniß ſteht. Gewiß von tauſend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zuſammentreffen, um ihn ſolid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weiſe beſchränkt, überſchauend oder einſeitig zu machen!

Dem Glücke ſey es gedankt, daß mein Großvater in die beſte Zeit, in die glücklichſte Lage kam, um das an ſich zu ziehen was einem Privatmanne gegenwärtig faſt unmöglich ſeyn würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf ſind noch in meinen Händen und wie unverhältnißmäßig ſind die Preiße gegen die jetzigen, die eine allgemeinere Liebhaberey aller Nationen ſo hoch geſteigert hat.

Ja, die Sammlung dieſes würdigen Mannes iſt für mich, für meine übrigen Beſitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdner Sammlungen für Deutſchland ſind, eine ewige Quelle ächter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundſätze und für einen jeden, ſelbſt für den flüchtigſten Beſchauer heilſam; denn das Fürtreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausſpruch, meine Herren, daß keines dieſer Werke, die ſich von meinem guten Alten herſchreiben, ſich neben jenen königlichen Schätzen ſchämen dürfte, hat mich nicht ſtolz, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieſes Urtheil ſchon ſelbſt gewagt.

Ich ſchließe dieſen Brief, ohne meinen Vorſatz erfüllt zu haben. Ich ſchwätzte anſtatt zu erzählen. Zeigt ſich doch in beyden die gute Laune eines Alten ſo gern. Kaum habe ich noch Platz Ihnen zu ſagen: daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen und daß Julie beſonders ſich öfter und lebhafter nach der langen verzögerten Dresdner Reiſe erkundigt, weil ſie hoffen kann unterwegs ihre neuen und ſo lebhaft verehrten Freunde wieder zu ſehen. Und fürwahr auch keiner ihrer alten Freunde ſoll ſich herzlicher als der Oheim unterzeichnen.

Ihren treu verbundnen.

Zweyter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der ſich mit einem Briefe von mir bey Ihnen vorſtellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zuſtande, Ihren Arbeiten und Vorſätzen verſchafften.

Dieſe lebhafte Unterhaltung über Sie, in den erſten Augenblicken ſeiner Wiederkunft, verbarg mir wie ſehr er ſich in ſeiner Abweſenheit verändert hat. Als er auf Academien zog, verſprach er viel. Er trat aus der Schule, ſtark im Griechiſchen und Lateiniſchen, mit ſchönen Kenntniſſen beyder Litteraturen, bewandert in der alten und neuen Geſchichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch alles erfordert wird, um dereinſt ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unſerer größten Betrübniß als Philoſoph zurück. Der Philoſophie hat er ſich vorzüglich, ja ausſchließlich gewidmet und unſere kleine Societät, mich eingeſchloſſen, die wir denn freylich keine ſonderlichen philoſophiſchen Anlagen zu haben ſcheinen, iſt ſämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verſtehen, intereſſirt ihn nicht und was ihn intereſſirt, verſtehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache und wir ſind zu alt, ſie ihm abzulernen.

Was iſt das mit der Philoſophie und beſonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In ſich ſelbſt hineinzugehen, ſeinen eignen Geiſt über ſeinen Operationen zu ertappen, ſich ganz in ſich zu verſchließen, um die Gegenſtände deſto beſſer kennen zu lernen! Iſt das wohl der rechte Weg? Der Hypochondriſt, ſieht der die Sachen beſſer an, weil er immer in ſich gräbt und ſich untergräbt? Gewiß dieſe Philoſophie ſcheint mir eine Art von Hypochondrie zu ſeyn, eine falſche Art von Neigung, der man einen prächtigen Rahmen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem practiſchen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben und es ſoll der Philoſophie gewiß auch nicht gelingen; alſo geſchwind, ins Aſyl der Kunſt! Geſchwind zur Geſchichte, die ich verſprochen habe, damit nicht dieſem Briefe gerade das mangle weswegen er angefangen iſt.

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erſt, daß er nur für eine gewiſſe Art von Kunſtwerken eine entſchiedne Liebhaberey habe, ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Waſſerfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erſt ſchaffte er nur ſolche Blätter an, dann hielt er ſich einige Mahler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muſcheln mit der größten Genauigkeit mahlen mußten. Nichts merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinſel aufs Papier fixirt worden wäre, und ſo hat er manche Abweichungen verſchiedner Geſchöpfe bewahrt, die wie ich ſehe, den Naturforſchern äußerſt intereſſant ſind.

Nach und nach gieng er weiter, er erhub ſich zum Portrait. Er liebte ſeine Frau, ſeine Kinder; ſeine Freunde waren ihm werth, daher die Anlage jener Sammlung von Portraiten.

Sie erinnern ſich auch wohl der vielen kleinen Bildniſſe in Oehl auf Kupfer gemahlt. Große Meiſter hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus

Iphigenie.
Wir ſind bereit, ſie würdig zu empfangen,
Und unſre Göttinn ſieht willkomm'nem Opfer
von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.
Arkas.
O, fänd' ich auch den Blick der Prieſterinn,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns Allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerſtes;
Vergebens harren wir ſchon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Bruſt.
So lang' ich dich an dieſer Stätte kenne,
Iſt dieß der Blick, vor dem ich immer ſchaudre;
Und wie mit Eiſenbanden bleibt die Seele
In's Innerſte des Buſens dir geſchmiedet.
Iphigenie.
Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.
Arkas.
Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſ't?
Iphigenie.
Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?
Arkas.
Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.
Iphigenie.
Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts

Freundſchaft, dergleichen verfertigt, es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Mahlerey geworden, auf welche ſich beſondere Künſtler legten.

Dieſes Format hatte ſeine eigne Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf, oder ein Knieſtück, nimmt, für das Intereſſe das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann ſollte ſich und ſeine Familie, und zwar in verſchiedenen Epochen des Lebens, mahlen laſſen. Von einem geſchickten Künſtler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgeſtellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle ſeine guten Freunde um ſich her verſammeln, und die Nachkommen würden für dieſe Geſellſchaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicher Weiſe, beſonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Beſitzer den Erben Platz und die Moden verändern ſich ſo ſehr, daß eine, ſelbſt gutgemahlte, Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerſchmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr paſſen kann.

Indeſſen hängt der Künſtler vom Liebhaber ſeiner Zeit, ſo wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künſtler ab. Der gute Meiſter, der jene kleinen Portraite faſt noch allein zu machen verſtand, war geſtorben, ein anderer fand ſich der die lebensgroßen Bilder mahlte.

Mein Vater hatte ſchon lange einen ſolchen in der Nähe gewünſcht, ſeine Neigung ging dahin ſich ſelbſt und ſeine Familie in natürlicher Größe zu ſehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Inſect, das vorgeſtellt wurde, genau ausgemeſſen ward und, außer ſeiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenſtand übereinſtimmen mußte, ſo wollte er auch, accurat wie er ſich im Spiegel ſah, auf der Leinwand dargeſtellt ſeyn. Sein Wunſch ward ihm endlich erfüllt, ein geſchickter Mann fand ſich, der ſich auch eine Zeit lang bey uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater ſah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schweſter übertraf alle ihre Landsmänninnen an Schönheit und Reitz; nun ging es an ein Mahlen und man hatte nicht an Einer Vorſtellung genug. Beſonders wurde meine Schweſter, wie ſie geſehen haben, in mehr als Einer Maske vorgeſtellt. Man machte auch Anſtalt zu einem großen Familiengemählde, das aber nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man ſich weder über Erfindung noch Zuſammenſetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künſtler hatte ſich in der franzöſiſchen Schule gebildet, die Gemählde waren harmoniſch, geiſtreich und ſchienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde verglichen, ließen ſie vieles wünſchen und einige derſelben wurden, da der Künſtler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater ſein Wunſch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unſeres Künſtlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bey einem Oheim, den er beerben ſollte, einem Deutſchen, von Jugend auf in der Lehre geweſen war, beſuchte ſeinen Vater und der meinige entdeckte in ihm ein Talent das ihn völlig befriedigte. Meine Schweſter ſollte ſogleich von ihm dargeſtellt werden und es geſchah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geſchmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entſprang. Da ſtand ſie nun wie ſie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in ſtarken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den ſchönſten Nelken, die der Vater beſonders ſchätzte, ausgefüllt und eine Pfirſche in der Hand, von einem Baume, der dieſes Jahr zuerſt getragen hatte.

Glücklicherweiſe fanden ſich dieſe Umſtände ſehr wahr zuſammen ohne abgeſchmackt zu ſeyn, mein Vater war entzückt und der alte Mahler machte ſeinem Sohne gerne Platz, mit deſſen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unſerm Hauſe ſich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteſte Zeit ſeines Lebens anſah. Jede Perſon ward nun gemahlt, mit allem, womit ſie ſich gewöhnlich beſchäftigte, was ſie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von dieſen Bildern nichts weiter ſagen, Sie haben gewiß die neckiſche Geſchäftigkeit meiner Julie nicht vergeſſen, die Ihnen nach und nach faſt das ganze Beyweſen der Gemählde, in ſo fern ſich die Requiſiten noch im Hauſe fanden, zuſammenſchaffte, um Sie von der höchſten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabacksdoſe, ſeine große ſilberne Taſchenuhr, ſein Stock mit dem Topasknopfe, die Nählade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte ſelbſt noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das ſie auf einem Gemählde als Kind in der Hand hat, ſie ſtellte ſich mit eben der Gebärde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr und ich erinnere mich unſerer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in Zeit von einem Jahre, nun auch faſt der ganze Hausrath abgemahlt und der junge Künſtler mochte, bey der nicht immer unterhaltenden Arbeit, ſich öfters durch einen Blick auf meine Schweſter ſtärken, eine Cur die um deſto heilſamer war als er in ihren Augen das was er ſuchte zu finden ſchien. Genug die jungen Leute wurden einig mit einander zu leben und zu ſterben. Die Mutter begünſtigte dieſe Neigung, der Vater war zufrieden ein ſolches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in ſeiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht daß der Freund noch erſt eine Reiſe durch Deutſchland thun, die Einwilligung ſeines Oheims und Vaters beybringen und ſodann auf immer der unſere werden ſollte.

Das Geſchäft war bald vollzogen und ob er gleich ſehr ſchnell zurück kam, ſo brachte er doch eine ſchöne Summe Geldes mit, die er ſich an verſchiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden und unſere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein ſehr wohlgebildeter, im Leben ſehr bequemer Mann, ſein Talent genügte meinem Vater, ſeine Liebe meiner Schweſter, mir und den Hausgenoſſen ſeine Freundlichkeit. Er reiſte den Sommer durch, kam wohlbelohnt wieder nach Hauſe, der Winter war der Familie gewidmet, er mahlte ſeine Frau, ſeine Töchter gewöhnlich des Jahres zweymal.

Da ihm alles, bis auf die geringſte Kleinigkeit, ſo wahrhaft, ja ſo täuſchend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine ſonderbare Idee, deren Ausführung ich Ihnen beſchreiben muß, weil das Bild ſelbſt, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden iſt, ſonſt würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die beſten Portraite hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer iſt, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen ſcheint, allein ſie iſt blind, und wenn man ſie ſonſt eröffnete, zeigte ſich ein mehr überraſchender als erfreulicher Gegenſtand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichſam heraus und erſchreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umſtände, theils durch die Kunſt hervorgebracht war; Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gaſtmahl, aus einer Geſellſchaft, nach Hauſe kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte, mit aller Sorgfalt gemahlt, die Figuren aus einem gewiſſen Standpuncte genau perſpectiviſch gehalten und die Kleidungen, mit der größten Sorgfalt, zum entſchiedenſtrn Effecte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenſter verrückt und alles ſo geſtellt, daß die Täuſchung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunſtwerk, das ſich der Wirklichkeit möglichſt näherte, auch gar bald die Schickſale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Thürbekleidung befeſtigt und ſo den Einflüſſen einer feuchten Mauer ausgeſetzt, die um ſo heftiger wirkten als die verſchloßne Thüre alle Luft abhielt, und ſo fand man nach einem ſtrengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerſtört, worüber wir uns um ſo mehr betrübten, als wir ſie ſchon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, ſchien nichts weiter ſeine Freude dieſer Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künſtler meldete ſich und ſchlug vor die Familie über die Natur in Gips abzugießen und ſie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzuſtellen. Das Bildniß eines jungen Gehülfen, den er bey ſich hatte, zeigte ſein Talent und mein Vater entſchloß ſich zu der Operation.

Sie lief glücklich ab, der Künſtler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Geſicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perücke, ein damaſtner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet und ſo ſitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zuſammen. Meine Schweſter ſtarb noch jung und ſchön, ihr Mann mahlte ſie im Sarge. Seine Töchter, die, wie ſie heranwuchſen, die Schönheit der Mutter, gleichſam in zwey Portionen, darſtellten, konnte er vor Wehmuth nicht mahlen. Oft ſtellte er die kleinen Geräthſchaften, die ihr angehört hatten und die er ſorgfältig bewahrte, in Stillleben zuſammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte ſie den liebſten Freunden, die er ſich auf ſeinen Reiſen erworben hatte.

Es ſchien, als wenn ihn dieſe Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er ſonſt nur alles Gegenwärtige gemahlt hatte. Den kleinen, ſtummen Gemählden fehlte es nicht an Zuſammenhang und Sprache. Auf dem einen ſah man in den Geräthſchaften das fromme Gemüth der Beſitzerinn, ein Geſangbuch mit rothem Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen geſtickten Beutel mit Schnüren und Quaſten, woraus ſie ihre Wohlthaten zu ſpenden pflegte, den Kelch, woraus ſie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er, gegen einen beſſern, der Kirche abgetauſcht hatte. Auf einem andern Bilde ſah man, neben einem Brote, das Meſſer, womit ſie den Kindern gewöhnlich vorzuſchneiden, ein Saamenkäſtchen, woraus ſie im Frühjahr zu ſäen pflegte, einen Kalender, in den ſie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einſchrieb, einen gläſernen Becher, mit eingeſchnittnem Nahmenszug, ein frühes Jugendgeſchenk vom Großvater, das ſich, ohngeachtet ſeiner Zerbrechlichkeit, länger als ſie ſelbſt erhalten hatte.

Er ſetzte ſeine gewöhnlichen Reiſen und übrigens ſeine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig das Gegenwärtige zu ſehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verluſt erinnert, konnte ſein Gemüth ſich nicht wieder herſtellen, eine Art von unbegreiflicher Sehnſucht ſchien ihn manchmal zu überfallen und das letzte Stillleben das er mahlte, beſtand aus Geräthſchaften die ihm angehörten und die, ſonderbar gewählt und zuſammengeſtellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieſer Arbeit einigemal nachdenkend und pauſirend, was ſonſt ſeine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zuſtande — und Sie verzeihen mir wohl wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Faſſung zu ſetzen, aus der mich dieſe Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unverſehens gerückt hat.

Und doch ſoll dieſer Brief mit einem ſo traurigen Schluſſe nicht in Ihre Hand kommen, ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu ſagen —

Mein Oheim giebt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu ſagen wie ſehr er Ihnen ergeben ſey. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu ſcheiden. Uns andern iſt das nun ſchon nicht gelehrt worden; ein ſolcher Knicks ſcheint uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wirs nun um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorſamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie verſichre, daß Ihnen die Nichten ſo ergeben ſind

Zu dringen ſtrebten; leider! faßte da
Ein fremder Fluch mich an, und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit ehrner Fauſt entzwey. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief-geheimnißvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas, dir, als einer Gottgegeb'nen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen.
Und dieſes Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil niemand unſer Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht
Nach altem Brauch, ein blut'ges Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frey athmen macht das Leben nicht allein.
Welch Leben iſt's, das an der heil'gen Stätte,

wie der Onkel? Er hat mir verboten ſein letztes Blatt zu leſen, ich weiß nicht was er böſes oder gutes von mir geſagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel wenn ich denke daß er von mir geſprochen hat. Genug er hat mir erlaubt den Anfang ſeines Briefes zu leſen, und da finde ich daß er unſern guten Philoſophen bey Ihnen anſchwärzen will. Es iſt nicht artig noch billig vom Oheim einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum ſo ſtrenge zu tadeln weil er ſo ernſthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er ſich nun einmal zu bilden glaubt. Seyn Sie aufrichtig und ſagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deswegen manchmal beſſer ſehen als die Männer, weil wir nicht ſo einſeitig ſind und gern jedem ſein Recht wiederfahren laſſen. Der junge Mann iſt wirklich geſprächig und geſellig. Er ſpricht auch mit mir und wenn ich gleich ſeine Philoſophie keinesweges verſtehe, ſo verſtehe ich doch, wie mich deucht, den Philoſophen.

Doch am Ende hat er dieſe gute Meynung, die ich von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kupfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verſchafften ihm freylich ſogleich die beſte Aufnahme.

Wie ich für dieſes Andenken, für dieſe Güte meinen Dank einrichten ſoll, weiß ich ſelbſt nicht recht, denn es ſcheint mir als wenn hinter dieſem Geſchenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gehorſamen Dienerinn ſpotten, als Sie ihr dieſe elfenhaften Luftbilder, dieſe ſeltſamen Feen und Geiſtergeſtalten aus der Werkſtatt meines Freundes Füeßli zuſendeten? Was kann die arme Julie dafür daß etwas ſeltſames, geiſtreiches ſie aufreitzt, daß ſie gern etwas wunderbares vorgeſtellt ſieht und daß dieſe durch einanderziehenden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl ſehe daß ich mir eine neue Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweyten Oheim annahm. Als wenn mir der erſte nicht ſchon genug zu ſchaffen machte! denn auch der kann es nicht laſſen die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält ſich meine Schweſter beſſer als ich, dieſe läßt ſich gar nicht einreden. Und weil in unſerer Familie denn doch eine Kunſtliebhaberey ſeyn muß, ſo liebt ſie nur das was anmuthig iſt und was man immer gern um ſich herum ſehen mag.

Ihr Bräutigam (denn alles iſt nun richtig, was bey Ihrer Durchreiſe noch nicht ganz entſchieden war) hat ihr aus England die ſchönſten gemahlten Kupfer geſchickt, womit ſie äußerſt zufrieden iſt; aber was ſind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleyern! Was ſind das nicht für intereſſante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das alles einmal unter Glas und Mahagonirahmen, geziert mit den metallnen Stäbchen, die auch bey der Sendung waren, auf einem Lillagrund, das Kabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freylich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beſchäftigt, nicht in die Geſellſchaft bringen.

Nun ſieht es aus als ob ich mich über meine Schweſter aufhalte! denn das iſt ja wohl das klügſte was man thun kann um ſich Ruhe zu verſchaffen, daß man gegen die andern ein wenig unverträglich iſt. Und ſo wäre ich denn mit dieſen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre ſo nahe an den untern Rand unverſehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Nahme Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl ſagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachſchrift dem Philoſophen das Wort geredet, leider ſtimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer beſondern Methode, die mir keinesweges einleuchtet, ſondern ſein Geiſt iſt auch auf ſolche Gegenſtände gerichtet über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung ſogar, durch die ich faſt mit allen Menſchen in ein Verhältniß komme, ſcheint ſich nicht einmal ein Berührungspunct zu finden. Selbſt den hiſtoriſchen, den antiquariſchen Antheil, den er ſonſt daran zu nehmen ſchien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beſchäftigt ihn beſonders; das Naturrecht, das ich nicht vermiſſe, weil unſer Tribunal gerecht und unſere Polizey thätig iſt, verſchlingt ſeine nächſten Forſchungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühſten Jugend ſchon durch meinen Oheim verleidet wurde, ſteht als das Ziel ſeiner Ausſichten. Da iſt es nun um die Unterhaltung, von der ich mir ſo viel verſprach, beynahe gethan, und es hilft mir nichts daß ich ihn als einen edeln Menſchen ſchätze, als einen guten liebe, als einen Verwandten zu befördern wünſche, wir haben einander nichts zu ſagen. Meine Kupfer laſſen ihn ſtumm, meine Gemählde kalt.

Wenn ich nun ſo für mich ſelbſt, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der deutſchen Comödie, meinen Unmuth auslaſſe, ſo zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich daß es der Weg nicht ſey ſich mit den Menſchen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenſchaften exageriren durch welche ſie von uns allenfalls getrennt erſcheinen.

Wir wollen alſo lieber abwarten wie ſich das künftig machen kann, und ich will indeſſen meine Pflicht gegen Sie nicht verſäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier ſehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verſchiednen Staatsgeſchäften und zuletzt bey ſehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte faſt alle Fürſten ſeiner Zeit und hatte durch die Geſchenke, die mit ihren Bildniſſen in Emaille und Mignatur verziert waren, eine Liebhaberey zu ſolchen Kunſtwerken gewonnen. Er verſchaffte ſich nach und nach die Portraits verſtorbner ſowohl als lebender Potentaten, wenn die goldnen Doſen und brillantnen Einfaſſungen zu den Goldſchmieden und Juwelenhändlern wieder zurück kehrten, und ſo beſaß er endlich einen Staatskalender ſeines Jahrhunderts in Bildniſſen.

Da er viel reiſte wollte er ſeinen Schatz immer bey ſich haben und es war möglich die Sammlung in einen ſehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er ſie vor ohne daß ihm das Bildniß eines lebenden oder verſtorbenen, aus irgend einem Schmuckkäſtchen, zugeflogen wäre; denn das eigne hat eine beſtimmte Sammlung daß ſie das Zerſtreute an ſich zieht, und ſelbſt die Affection eines Beſitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Maſſe, gleichſam aufhebt und vernichtet.

Von den Portraiten, unter welchen ſich auch ganze Figuren, z. B. allegoriſch, als Jägerinnen und Nymphen, vorgeſtellte Prinzeſſinnen fanden, verbreitete er ſich zuletzt auf andere kleine Gemählde dieſer Art, wobey er jedoch mehr auf die äußerſte Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunſtzwecke ſah, die freylich auch in dieſer Gattung erreicht werden können. Sie haben das beſte dieſer Sammlung ſelbſt bewundert; nur weniges iſt gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Beſitzer, doch auch oft genug incommodirten Cuſtoden, der wohlbekannten und wohlbelobten Samm lung zu reden, ſo war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberey meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengeſetzt.

Ob die etwas ernſthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es ſo oft bey Kindern findet, aus Geiſt des Widerſpruchs, mit vorſätzlicher Unart, mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entſcheiden, genug wenn jener durch die genauſte Nachahmung, durch die ſorgfältigſte Ausführung das Kunſtwerk mit dem Naturwerke völlig auf einer Linie ſehen wollte, wenn dieſer eine kleine Tafel nur in ſo fern ſchätzte als ſie, durch die zarteſten Puncte, gleichſam ins Unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bey der Hand hielt und dadurch das Wunder einer ſolchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte; ſo konnte ich kein ander Vergnügen an Kunſtwerken finden als wenn ich Skizzen vor mir ſah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die treflichen Blätter von dieſer Art, welche ſich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hätten belehren können daß eine Skizze mit eben ſo viel Genauigkeit als Geiſt gezeichnet werden könnte, dienten meine Liebhaberey anzufachen, ohne ſie eben zu leiten

Das kühne, hingeſtrichne, wild ausgetuſchte, gewaltſame reitzte mich, ſelbſt das was, mit wenigen Zügen, nur die Hieroglyphe einer Figur war, wußte ich zu leſen und ſchätzte es übermäßig; von ſolchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortſetzte.

Auf dieſe Weiſe blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beſtändig im Widerſpruch, der ſich um ſo mehr verlängerte und befeſtigte, als keiner die Art, ſich mir oder mich ihm zu nähern verſtand.

Ob ich gleich, wie geſagt, nur meiſtens die geiſtreiche Hand ſchätzte, ſo konnte es doch nicht fehlen daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es ſelbſt recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geiſtreichen Entwurf zu einer geiſtreichen Ausführung ſchätzen, ich lernte das Beſtimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that daß der beſtimmteſte Strich zugleich auch empfunden ſeyn ſollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verſchiedner Italiäniſcher Meiſter, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das ihrige treulich bey und ſo war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollſtändigkeit waren die beyden Eigenſchaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünſchte, ich las die Geſchichte der Kunſt, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meiſtern und Jahren, ich machte Catalogen und muß zu meinem Lobe ſagen, daß ich den Nahmen keines Meiſters, die Lebensumſtände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer ſeiner Arbeiten zu bemühen, um ſein Verdienſt nicht nur in Worten nachzuſprechen, ſondern es wirklich und anſchaulich vor mir zu haben.

So ſtand es um meine Sammlung, um meine Kenntniſſe und ihre Richtung als die Zeit heran kam die Academie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wiſſenſchaft, welches nun einmal die Medicin ſeyn ſollte, die Entfernung von allen Kunſtwerken, die neuen Gegenſtände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberey in die Tiefe meines Herzens zurück und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem beſten zu üben was wir von Abbildungen anatomiſcher, phiſiologiſcher und naturhiſtoriſcher Gegenſtände beſitzen.

Noch vor dem Ende meiner academiſchen Laufbahn ſollte ſich mir eine neue und für mein ganzes Leben entſcheidende Ausſicht eröffnen, ich fand Gelegenheit Dresden zu ſehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem

Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Gallerie! Wie manche Ahndung ward zum Anſchauen! wie manche Lücke meiner hiſtoriſchen Kenntniß ward nicht ausgefüllt! und wie erweiterte ſich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunſt! Ein ſelbſtgefälliger Rückblick auf die Familienſammlung, die einſt mein werden ſollte, war von den angenehmſten Empfindungen begleitet und da ich nicht Künſtler ſeyn konnte, ſo wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht ſchon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler beſtimmt geweſen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich ſonſt noch gethan um in der Kenntniß nicht ſtehen zu bleiben und wie dieſe Liebhaberey neben allen meinen Beſchäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeiſt begleitet, davon will ich Sie nicht unterhalten, genug daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf meine Wiſſenſchaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis faſt meine ganze Thätigkeit verſchlang, und daß eine ganz heterogene Beſchäftigung meine Liebe zur Kunſt, meine Leidenſchaft zu ſammeln nur zu vermehren ſchien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen hinzuſetzen.

Gleich einem Schatten um ſein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's, ſelbſtvergeſſend,
Die Trauerſchar der Abgeſchied'nen feyert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod;
Dieß Frauenſchickſal iſt vor allen mein's.

Arkas.

Den edeln Stolz, daß du dir ſelbſt nicht g'nügeſt,
Verzeih' ich dir, ſo ſehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.
Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grauſamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr
Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewiſſen Tod'
In's Vaterland ſo oft zurück geſchickt?
Hat nicht Diane, ſtatt erzürnt zu ſeyn,
Daß ſie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein ſanft Gebeth in reichem Maß erhört?
Umſchwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein beſſer Loos,
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang geführet, nun ſich auch der Milde

Als mein Vater ſtarb und dieſer Schatz nun zu meiner Dispoſition gelangte, war ich gebildet genug um die Lücken die ich fand nicht, als Sammler, nur auszufüllen weil es Lücken waren, ſondern einigermaßen, als Kenner, weil ſie ausgefüllt zu werden verdienten. Und ſo glaube ich noch daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meynung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte übereinſtimmend finde. Ich bin nie in Italien geweſen und doch habe ich meinen Geſchmack, ſo viel es möglich war, ins Allgemeine auszubilden geſucht. Wie es damit ſteht kann Ihnen nicht verborgen ſeyn. Ich will nicht leugnen daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hätte reinigen können und ſollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben!

Für diesmal und für immer genug von mir ſelbſt. Möge ſich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit ſey übrigens das Loſungswort, das Ihnen von niemand lebhafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der ſich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundſchaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die erſten Stücke der Propyläen nicht nur ſo bald zugeſendet, ſondern mir außerdem noch manches im Manuſcripte mitgetheilt, das mir, bey mehrerer Breite, Ihre Abſichten deutlicher, ſo wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schluſſe meines vorigen Briefes recht ſchön und freundlich erwiedert und ich danke Ihnen für die günſtige Aufnahme, womit Sie die kurze Geſchichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geſchriebenen Blätter riefen mir und den Meinigen jene angenehme Stunden zurück, die Sie mir damals verſchafften, als Sie, der üblen Jahrszeit ohngeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genug that und deren Beſitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundſchaft beglückt ward. Die Grundſätze, die Sie damals äußerten, die Ideen, womit Sie ſich vorzüglich beſchäftigten, finde ich in dieſen Blättern wieder, ich ſehe Sie ſind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie ſind vorgeſchritten und ſo darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Intereſſe vernehmen werden wie es mir, in meinem Kreiſe, ergangen iſt und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geſchichte meiner Sammlung iſt in Ihren Händen, auch darauf kann ich weiter bauen; denn nun habe ich Ihnen einige Wünſche, einige Bekenntniſſe vorzulegen.

Bey Betrachtung der Kunſtwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bey Beurtheilung deſſen, was der Künſtler geleiſtet hat, den großen Maasſtab anzuſchlagen, der nach dem Beſten, was wir kennen, eingetheilt iſt, eifrig das Vollkommenſte aufzuſuchen, den Liebhaber ſo wie den Künſtler immer an die Quelle zu weiſen, ihn auf hohe Standpuncte zu verſetzen, bey der Geſchichte, wie bey der Theorie, bey dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichſam auf ein letztes zu dringen, iſt löblich und ſchön und eine ſolche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weiſe die edlern Metalle zu reinigen, um ein beſtimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entſchiednen Maasſtab aller Vermiſchungen, die ihm vorkommen, feſt zu ſetzen! Man bringe alsdann ſo viel Kupfer als man will wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silbergeſchirre nach gewiſſen Conventionen, alles iſt recht gut! die ſchlechteſte Scheidemünze, ja das Gemünder Silber ſelbſt, mag paſſiren; denn der Probierſtein, der Schmelztiegel iſt gleich bereit, eine entſchiedene Probe des innern Werthes anzuſtellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernſtes wegen Ihrer Strenge zu tadeln möchte ich, im Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewiſſe mittlere Fächer aufmerkſam machen, die der Künſtler ſo wie der Liebhaber fürs gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu dieſen Wünſchen und Vorſchlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen! Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundſchaft völlig unwerth zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es ſey daher gewagt! Jeder Fortſchritt iſt ein Wageſtück und nur durch Wagen kommt man entſchieden vorwärts. Und nun hören Sie geſchwind, damit Sie das was ich zu ſagen habe nicht für wichtiger halten als es iſt.

Der Beſitzer einer Sammlung, der ſie, wenn er ſie auch noch ſo gern vorweiſt, doch immer zu oft vorweiſen muß, wird nach und nach, er ſey übrigens noch ſo gut und harmlos, ein wenig tückiſch werden. Er ſieht ganz fremde Menſchen, bey Gegenſtänden die ihm völlig bekannt ſind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und Gedanken äußern. Mit Meynungen über politiſche Verhältniſſe gegen einen Fremden herauszugehen findet ſich nicht immer Veranlaſſung und die Klugheit verbietet es; Kunſtwerke reitzen auf und vor ihnen genirt ſich niemand, niemand zweifelt an ſeiner eignen Empfindung und daran hat man nicht Unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit ſeines Urtheils und daran hat man nicht ganz recht.

So lange ich mein Cabinet beſitze iſt mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wiſſe, er ſagte zu mir: ich habe nur kurze Zeit, laſſen Sie mich in jedem Fache das Beſte, das Merkwürdigſte, das Seltenſte ſehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn verſicherte daß er der erſte ſey der ſo verfahre und ich hoffe ſein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigſtens ſchien er äußerſt zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht ſagen daß er ein beſonderer Kenner oder Liebhaber geweſen wäre, auch zeigte vielleicht eben ſein Betragen von einer gewiſſen Gleichgültigkeit, ja, vielleicht iſt uns ein Mann intereſſanter der einen einzelnen Theil liebt als der, der das Ganze nur ſchätzt; genug dieſer verdiente erwähnt zu werden, weil er der erſte war und der letzte blieb dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur geſtehe, haben meiner ſtillen Schadenfreude einige Nahrung gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Geſicht brachte — verzeihen Sie ich mußte heimlich lächeln wenn Sie von dem Antikenſchrank, von den Bronzen, die wir eben durchſahen, immer nach der Thüre ſchielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verſchwunden und hatten den Frühſtückswein mit den Zwiebacken ſtehen laſſen, mein Wink hatte ſie entfernt, denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerkſamkeit verſchaffen. Verzeihen Sie dieſes Bekänntniß und erinnern Sie ſich daß ich Sie des andern Morgens möglichſt entſchädigte, indem ich Ihnen im Gartenhauſe nicht allein die gemahlten, ſondern auch die lebendigen Familienbilder vorſtellte und Ihnen, bey einer reizenden Ausſicht auf die Gegend, das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verſchaffte — Nicht allein ſagte ich — und muß wohl, da mir dieſe lange Einſchaltung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bey Ihrem Eintritt auch eine beſondere Ehre, indem Sie anzunehmen ſchienen daß ich Ihrer Meynung ſey, daß ich diejenigen Kunſtwerke welche Sie ausſchließlich ſchätzten auch vorzüglich zu ſchätzen wiſſe und ich kann wohl ſagen meiſtens trafen unſere Urtheile zuſammen, hie und da glaubte ich eine leidenſchaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Aufmerkſamkeit auf verſchiedene unſcheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge überſehen hatte.

Nach Ihrer Abreiſe blieben Sie ein Gegenſtand unſerer Geſpräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bey uns eingeſprochen hatten und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unſerer Beſuche geleitet. Wir fanden eine große Verſchiedenheit der Liebhabereyen und Geſinnungen, doch zeigten ſich gewiſſe Neigungen mehr oder weniger in verſchiedenen Perſonen wieder, wir fingen an die ähnlichen wieder zuſammen zu ſtellen und das Buch worinn die Nahmen aufgezeichnet ſind half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unſere Tücke in Aufmerkſamkeit verwandelt, wir beobachteten unſere Gäſte genauer und rangirten ſie zu den übrigen Gruppen.

Menſchenkinder die Ihre Schrift leſen ſollen, und wenn ſie nur von denen geleſen würde die meine Sammlung geſehen haben, noch einiges zum beſten der Kunſt und der Kunſtfreunde wünſchen und zwar eines theils daß Sie eine gewiſſe heitere Liberalität gegen alle Kunſtfächer zeigten, den beſchränkteſten Künſtler und Kunſtliebhaber ſchätzten, ſobald jeder nur ohne ſonderliche Anmaßung ſein Weſen treibt; anderntheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerſtreit gegen diejenigen empfehlen die von beſchränkten Ideen ausgehen und, mit einer unheilbaren Einſeitigkeit, einen vorgezogenen und beſchützten Theil der Kunſt zum Ganzen machen wollen. Laſſen Sie uns, zu dieſen Zwecken, eine neue Art von Sammlung ordnen, die diesmal nicht aus Bronzen und Marmorſtücken, nicht aus Elfenbein noch Silber beſtehen ſoll, ſondern worinn der Künſtler, der Kenner und beſonders der Liebhaber ſich ſelbſt wieder finde.

Freylich kann ich Ihnen nur den leichteſten Entwurf ſenden, alles was Reſultat iſt zieht ſich ins Enge zuſammen und mein Brief iſt ohnehin ſchon lang genug. Meine Einleitung iſt ausführlich und meinen Schluß ſollen Sie mir ſelbſt ausführen helfen.

Unſere kleine Academie richtete, wie es gewöhnlich geſchieht, erſt ſpät ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und bald fanden wir in unſerer Familie faſt für alle die verſchiedenen Gruppen einen Geſellſchafter

Es giebt Künſtler und Liebhaber welche wir die Nachahmer genannt haben und wirklich iſt die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und ſchätzbaren Punct getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchſte Freude: mein Vater und mein Schwager gehörten dazu und die Liebhaberey des einen ſo wie die Kunſt des andern ließ in dieſem Fache faſt nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen bis ſie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten ſetzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinlichkeit erfordert wird, ſo ſtehet ihnen eine andere Claſſe nah, welche wir die Punctirer genannt haben; bey dieſen iſt die Nachbildung nicht das vorzüglichſte, ſondern die Arbeit. Ein ſolcher Gegenſtand ſcheint ihnen der liebſte bey dem ſie die meiſten Puncte und Striche anbringen können. Bey dieſen wird Ihnen die Liebhaberey meines Oheims ſogleich einfallen. Ein Künſtler dieſer Art ſtrebt gleichſam den Raum ins unendliche zu füllen und uns ſinnlich zu überzeugen daß man die Materie ins unendliche theilen könne. Sehr ſchätzbar erſcheint dieſes Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Perſon dergeſtalt ins kleine bringt daß wir das

In deiner Gegenwart erfreut, und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert.
Das nennſt du unnütz? wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt;
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirſt,
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereiteſt?
Iphigenie.
Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.
Arkas.
Doch lobſt du den, der, was er thut, nicht ſchätzt?
Iphigenie.
Man tadelt den, der ſeine Thaten wägt.
Arkas.
Auch den, der wahren Werth zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.
Glaub' mir, und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit dir redet, ſo
Erleichtr' ihm, was er dir zu ſagen denkt.
Iphigenie.
Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.
Arkas.
Bedenke, was du thuſt, und was dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er wenigen der Seinen mehr,

was unſer Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unſerm Auge, mit allen ſeinen äußern Eigenſchaften, neben und mit Kleinodien erſcheinen ſehen.

Auch hat die Naturgeſchichte ſolchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieſer Klaſſe ſprachen mußte ich mir wohl ſelbſt einfallen, der ich, mit meiner frühern Liebhaberey, eigentlich ganz im Gegenſatze mit jenen ſtand. Alle diejenigen die mit wenigen Strichen zu viel leiſten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Puncten oft vielleicht zu wenig leiſten, nannten wir Skizziſten. Hier iſt nämlich nicht die Rede von Meiſtern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden ſoll, zu eigner und fremder Beurtheilung, erſt hinſchreiben, denn dieſe machen erſt eine Skizze; Skizziſten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und alſo nie das Ende der Kunſt, die Ausführung, erreichen; ſo wie der Punctirer den weſentlichen Anfang der Kunſt die Erfindung, das Geiſtreiche oft nicht gewahr wird.

Der Skizziſte hat dagegen meiſt zu viel Immagination, er liebt ſich poetiſche, ja phantaſtiſche Gegenſtände und iſt immer ein bischen übertrieben im Ausdruck.

Selten fällt er in den Fehler zu weich oder unbedeutend zu ſeyn, dieſe Eigenſchaft iſt vielmehr ſehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige herrſchend iſt hat ſich Karoline ſogleich erklärt und feyerlich proteſtirt daß man dieſer Klaſſe keinen Spitznahmen geben möge; Julie hingegen überläßt ſich und ihre Freunde, die poetiſch geiſtreichen Skizziſten und Ausführer, dem Schickſal und einem ſtrengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweiſe auf die Holzſchnitte und Kupferſtiche der frühern Meiſter, deren Werke, ohngeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, uns durch einen gewiſſen derben und ſichern Character noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verſchiedene Arten ein, die aber vielleicht ſchon in die vorigen eingetheilt werden können, als da ſind Carrikaturzeichner, die nur das bedeutend widerwärtige, phiſiſch und moraliſch häßliche herausſuchen, Improviſatoren, die mit großer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künſtler, deren Werke man nicht ohne Commentar verſteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachſte natürlichſte Werk nicht ohne Commentar laſſen können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr ſagen will; für diesmal aber ſchließe ich mit dem Wunſche daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit giebt ſich über meine Anmaßung luſtig zu machen, Sie mit dem Anfange deſſelben verſöhnen möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geſchätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig ſcheint, ſchelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel, Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir daß Sie mein Brief in der beſten Stimmung angetroffen und Ihnen dieſe herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geſchenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel ſeltner in Geſellſchaft kommt als das Unglück, ſo habe ich diesmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünſchter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können und Ihre Anmerkung zu meinen wunderlichen Claſſificationen hätten nicht leicht geſchwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick da ſie, wie ein ſchon keimender Saame, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Laſſen Sie mich alſo die Geſchichte des geſtrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Geſtirn Ihres Briefs in eine ſo glückliche Conjunction tritt.

Geſtern meldete ſich bey uns ein Fremder an, deſſen Nahme mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freute mich bey ſeinem Eintritt, machte ihn mit meinen Beſitzungen im allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein ſehr gebildetes Auge für Kunſtwerke, beſonders für die Geſchichte derſelben. Er erkannte die Meiſter ſo wie ihre Schüler, bey zweifelhaften Bildern wußte er die Urſachen ſeines Zweifels ſehr gut anzugeben und ſeine Unterhaltung erfreute mich ſehr.

Vielleicht wäre ich hingeriſſen worden mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Vorſatz meinen Gaſt auszuhorchen mir gleich beym Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele ſeiner Urtheile trafen mit den meinigen zuſammen, bey manchen mußte ich ſein ſcharfes und geübtes Auge bewundern. Das erſte was mir an ihm beſonders auffiel war ein entſchiedener

Haß gegen alle Manieriſten. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid und ich war um deſto mehr aufgefordert zu unterſuchen aus welcher Quelle eine ſolche Abneigung wohl fließen möchte.

Mein Gaſt war ſpät gekommen und die Dämmerung verhinderte uns weiter zu ſehen, ich zog ihn zu einer kleinen Collation, zu der unſer Philoſoph eingeladen war, denn dieſer hat ſich mir ſeit einiger Zeit genähert, wie das kommt muß ich Ihnen im Vorbeygehen ſagen.

Glücklicherweiſe hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer vorausſah, ein Mittel bereitet das ſie eben ſo oft verbindet als entzweyt, mein Philoſoph ward von Juliens Anmuth, die er als Kind verlaſſen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim ſo wie die Nichte zu unterhalten und unſer Geſpräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen bey den Leidenſchaften des Menſchen.

Ehe wir noch alle beyſammen waren, ergriff ich die Gelegenheit meine Manieriſten gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich ſprach von ihrem ſchönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth, doch ſetzte ich, um mich zu verwahren, hinzu dies will ich alles nur ſagen um eine gewiſſe Duldung zu entſchuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe

Schönheit, das höchſte Prinzip und der höchſte Zweck der Kunſt, freylich noch etwas ganz anders ſey.

Mit einem Lächeln das mir nicht ganz gefiel, weil es eine beſondere Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken ſchien, erwiederte er darauf: Sie ſind denn alſo auch den hergebrachten Grundſätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunſt ſey?

Mir iſt kein höheres bekannt, verſetzte ich darauf.

Können Sie mir ſagen was Schönheit ſey? rief er aus.

Vielleicht nicht! verſetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Laſſen Sie uns, auch allenfalls noch bey Licht, einen ſehr ſchönen Gipsabguß des Apolls, einen ſehr ſchönen Marmorkopf des Bachus, den ich beſitze, noch geſchwind anblicken, und wir wollen ſehen ob wir uns nicht vereinigen können daß ſie ſchön ſeyen.

Ehe wir an dieſe Unterſuchung gehen, verſetzte er, möchte es wohl nöthig ſeyn daß wir das Wort Schönheit und ſeinen Urſprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein, ſie iſt ein Schein und kann als das höchſte Ziel der Kunſt nicht gelten, das vollkommen characteriſtiſche nur verdient ſchön genannt zu werden, ohne Charakter giebt es keine Schönheit.

Betroffen über dieſe Art ſich auszudrücken verſetzte ich: zugegeben, aber nicht eingeſtanden, daß das Schöne charakteriſtiſch ſeyn müſſe, ſo folgt doch nur daraus daß das Charakteriſtiſche dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber daß es eins mit dem Charakteriſtiſchen ſey. Der Charakter verhält ſich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menſchen. Niemand wird leugnen daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organiſirten Geſtalt liege, er begründet, er beſtimmt die Geſtalt, er iſt aber nicht die Geſtalt ſelbſt und noch weniger bewirkt er die letzte Erſcheinung die wir, als Inbegriff und Hülle eines organiſchen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichniſſe kann ich mich nicht einlaſſen, verſetzte der Gaſt, und aus Ihren Worten ſelbſt erhellet daß die Schönheit etwas unbegreifliches, oder die Wirkung von etwas unbegreiflichem ſey. Was man nicht begreifen kann das iſt nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann das iſt Unſinn.

Ich. Können Sie denn die Wirkung die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das iſt wieder eine Inſtanz auf die ich mich nicht einlaſſen kann. Genug was Charakter ſey läßt ſich nachweiſen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn ſonſt würde ſie leer und unbedeutend ſeyn. Alles Schöne der Alten iſt blos charakteriſtiſch und blos aus dieſer Eigenthümlichkeit entſteht die Schönheit.

Unſer Philoſoph war gekommen und hatte ſich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig ſprechen hörte, trat er hinzu und mein Gaſt, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichſam angefeuert, fuhr fort.

Das iſt eben das Unglück wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienſt ſolche falſche Grundſätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand ſpricht ſie lieber nach als wer den Gegenſtand nicht kennt und verſteht. So hat uns Leſſing den Grundſatz aufgebunden daß die Alten nur das Schöne gebildet, ſo hat uns Winkelmann mit der ſtillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeſchläfert, anſtatt daß die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint; aber die Herren verweilen nur bey Jupiter und Juno, bey den Genien und Grazien, und verhelen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die ſtrippichten Haare, den ſchmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzlichte Haut des entſtellten Alters, die vorliegenden Adern und die ſchlappen Brüſte.

Um Gottes Willen! rief ich aus, giebt es denn aus der guten Zeit der alten Kunſt ſelbſtſtändige Kunſtwerke, die ſolche abſcheuliche Gegenſtände vollendet darſtellen? oder ſind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunſt die ſich nach äußern Abſichten bequemen muß, die im Sinken iſt?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß und Sie mögen ſelbſt unterſuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirze mit ihren Stiefſöhnen ſelbſtſtändige Kunſtwerke ſind werden Sie mir nicht leugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und ſehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erſtickenden Schmerz, krämpfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gährung, ſtockenden Umlauf, erſtickende Preſſung, und paralitiſchen Tod.

Der Philoſoph ſchien mich mit Verwunderung anzuſehen und ich verſetzte: man ſchaudert, man erſtarrt nur vor der bloßen Beſchreibung. Fürwahr wenn es ſich mit der Gruppe Laokoons ſo verhält, was will aus der Anmuth werden die man ſogar darin, ſo wie in jedem ächten Kunſtwerke finden will. Doch ich will mich darein nicht miſchen, machen Sie das mit den Verfaſſern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengeſetzten Meynung ſind.

Das wird ſich ſchon geben, verſetzte mein Gaſt, das ganze Alterthum ſpricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entſetzlicher als bey den Darſtellungen der Niobe?

Ich erſchrack über eine ſolche Aſſertion, denn ich hatte noch kurz vorher freylich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeyholte und aufſchlug. Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation, unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Charakter erſcheint nur noch in den allgemeinſten Linien, welche durch die Werke, gleichſam wie ein geiſtiger Knochenbau, durchgezogen ſind.

Er. Laſſen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir ſchlugen ſie auf.

Ich. Von allem entſetzlichen, aufrichtig geſagt, ſehe ich auch hier nicht das mindeſte. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier ſehe ich nur Figuren mit ſolcher Kunſt durcheinander bewegt, ſo glücklich gegen einander geſtellt, oder geſtreckt, daß Sie, indem ſie mich

Und dieſen Wenigen nicht mehr, wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edeln Sohn,
Als ſeines Reiches Folger, an; er fürchtet
Ein einſam hülflos Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt in's Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt, zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt, von weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken.
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorſetzlich Mißverſtehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen, was mich bedroht?

Arkas.

Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es iſt die ſchrecklichſte von allen mir.

Arkas.

Gib ihm für ſeine Neigung nur Vertrau'n.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arkas.

Warum verſchweigſt zu deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Prieſterinn Geheimniß ziemt.

an ein trauriges Schickſal erinnern, mir zugleich die angenehmſte Empfindung geben. Alles Charakteriſtiſche iſt gemäßigt, alles natürlich gewaltſame iſt aufgehoben und ſo möchte ich ſagen: das Charakteriſtiſche liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde, das höchſte Ziel der Kunſt iſt Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteriſtiſchen verbunden werden kann, fällt beſonders bey dieſem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zierrathen geordnet? Es iſt die höchſte Schwelgerei der Kunſt! ſie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, ſie verziert mit menſchlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor ſich hingerafft zu ſehen. Ja, der ſchöne Genius, der mit geſenkter Fackel bey dem Grabe ſteht, hat hier bey dem erfindenden, bey dem arbeitenden Künſtler geſtanden und ihm zu ſeiner irdiſchen Größe eine himmliſche Anmuth zugehaucht.

Mein Gaſt ſah mich lächelnd an und zuckte die Achſeln. Leider, ſagte er, als ich geendigt hatte, leider ſehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie ſchade, daß ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrem Geiſt nicht einſehen will daß das alles nur leere Worte ſind und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verſtand als ein Traum erſcheinen muß, den er freylich nicht in die Wirklichkeit verſetzen mag, ſondern vielmehr widerſtrebend findet.

Mein Philoſoph ſchien während des letzten Theiles unſers Geſpräches etwas unruhig zu werden, ſo gelaſſen und gleichgültig er den Anfang anzuhören ſchien, er rückte den Stuhl, bewegte ein paar mal die Lippen und fing, als es eine Pauſe gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte mag er Ihnen ſelbſt überliefern! Er iſt dieſen Morgen bey zeiten wieder da, denn ſeine Theilnahme an dem geſtrigen Geſpräch hat auf einmal die Schalen unſerer wechſelſeitigen Entfernung abgeſtoßen und ein Paar hübſche Pflanzen im Garten der Freundſchaft zeigen ſich.

Dieſen Morgen geht noch eine Poſt, womit ich die gegenwärtigen Blätter abſchicke, über denen ich ſchon einige Patienten verſäumt habe, weßhalb ich Verzeihung vom Apoll. in ſo fern er ſich um Aerzte und Künſtler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Dieſen Nachmittag haben wir noch ſonderbare Scenen zu erwarten. Unſer Charakteriſtiker kommt wieder.

zugleich haben ſich noch ein halb Duzend Fremde anmelden laſſen, die Jahrszeit iſt reizend und alles in Bewegung.

Gegen dieſe Geſellſchaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philoſoph und ich; es ſoll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erſt den Schluß unſerer geſtrigen Disputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem

zwar diesmal eilfertigen, doch immer
beſtändigen, treuen Freund und Diener.

Sechſter Brief.

Unſer würdiger Freund läßt mich an ſeinem Schreibtiſch niederſitzen, und ich danke ihm ſowohl für dieſes Vertrauen, als für den Anlaß den er mir giebt mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philoſophen, er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte wie ſehr ich mich zu bilden, wie ſehr ich zu lernen wünſche. Doch leider hat man ſchon vor den Menſchen, wenn man ſich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Anſehen.

Daß ich geſtern Abend mich in ein Geſpräch über bildende Kunſt lebhaft einmiſchte, da mir das Anſchauen derſelben fehlt, und ich nur einige litterariſche Kenntniſſe davon beſitze, werden Sie mir verzeihen, wenn Sie meine Relation vernehmen und daraus erſehen daß ich bloß im Allgemeinen geblieben bin, daß ich mein Befugniß mit zu reden mehr auf einige Kenntniß der alten Poeſie gegründet habe.

Ich will nicht leugnen daß die Art wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr mich entrüſtete. Ich bin noch jung, entrüſte mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um deſto weniger den Titel eines Philoſophen. Die Worte des Gegners griffen mich ſelbſt an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunſt das Schöne nicht aufgeben darf; ſo muß der Schüler der Philoſophie ſich das Ideal nicht unter die Hirngeſpinſte verweiſen laſſen.

Nun, ſo viel ich mich erinnere, wenigſtens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Geſprächs.

Ich. Erlauben Sie daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gaſt. (etwas ſchnöde) Von Herzen gern und wo möglich nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poeſie der Alten kann ich einige Rechenſchaft geben, von der bildenden Kunſt habe ich wenige Kenntniß.

Der Gaſt. Das thut mir leid! ſo werden wir wohl ſchwerlich näher zuſammen kommen.

Ich. Und doch ſind die ſchönen Künſte nahe verwandt, die Freunde der verſchiedenſten ſollten ſich nicht mißverſtehn.

Oheim. Laſſen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienſchreiber verfuhren mit dem Stoff den ſie bearbeiteten völlig wie die bildenden Künſtler, wenn anders dieſe Kupfer, welche die Familie der Niobe vorſtellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gaſt. Sie ſind leidlich genug, ſie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falſchen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir ſie in ſo fern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienſchreiber?

Ich. Sie wählten ſehr oft, beſonders in der erſten Zeit, unerträgliche Gegenſtände, unleidliche Begebenheiten.

Gaſt. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ohngefähr wie Ihre Beſchreibung des Laokoons.

Gaſt. Dieſe finden Sie alſo unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beſchreibung ſondern das Beſchriebene.

Gaſt. Alſo das Kunſtwerk? –

Ich. Keineswegs! aber das was Sie darin geſehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Skelet, das was Sie charakteriſtiſch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich ſo vor unſern Augen ſtünde wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das iſt wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun alſo zu dem Trauerſpiele der Alten.

Gaſt. Zu den unerträglichen Gegenſtänden.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, ſchön, anmuthig machenden Behandlung.

Gaſt. Das geſchähe denn alſo wohl durch Einfalt und ſtille Größe?

Ich. Wahrſcheinlich.

Gaſt. Durch das mildernde Schönheitsprinzip?

Ich. Es wird wohl nicht anders ſeyn.

Gaſt. Die alten Tragödien wären alſo nicht ſchrecklich?

Ich. Nicht leicht, ſo viel ich weiß, wenn man den Dichter ſelbſt hört. Freylich wenn man in der Poeſie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man vom Kunſtwerke ſpricht als hätte man, an ſeiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann laſſen ſich wohl ſogar ſophokleiſche Tragödien als ekelhaft und abſcheulich darſtellen.

Gaſt. Ich will über Poeſie nicht entſcheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunſt.

Gaſt. Ja, es iſt wohl das beſte daß jeder in ſeinem Fache bleibt.

Ich. Und doch giebt es einen allgemeinen Punkt in welchem die Wirkungen aller Kunſt, redender ſowohl als bildender ſich ſammeln, aus welchem alle ihre Geſetze ausfließen.

Gaſt. Und dieſer wäre?

Ich. Das menſchliche Gemüth.

Gaſt. Ja! ja! es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu ſpielen, und bequemer iſt es freylich die Welt nach der Idee zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Streite die Rede.

Gaſt Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, laſſe ſich unabhängig von dem Menſchen denken, die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben; denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll das führen?

Ich. Sie ſelbſt, indem Sie der Kunſt das Charakteriſtiſche zum Ziel ſetzen, beſtellen den Verſtand, der das Charakteriſtiſche erkennt, zum Richter.

Gaſt. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verſtand nicht begreife exiſtirt mir nicht.

Ich. Aber der Menſch iſt nicht blos ein denkendes, er iſt zugleich ein empfindendes Weſen. Er iſt ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte und zu dieſem Ganzen des Menſchen muß das Kunſtwerk reden, es muß dieſer reichen Einheit, dieſer einigen Mannigfaltigkeit in ihm entſprechen.

Gaſt. Führen Sie mich nicht in dieſe Labyrinthe, denn wer vermöchte uns heraus zu helfen.

Ich. Da iſt es denn freylich am beſten, wir heben das Geſpräch auf und jeder behauptet ſeinen Platz.

Gaſt. Auf dem meinigen wenigſtens ſtehe ich feſte.

Ich. Vielleicht fände ſich noch geſchwind ein Mittel daß einer den andern auf ſeinem Platze, wo nicht beſuchen, doch wenigſtens beobachten könnte.

Gaſt. Geben Sie es an.

Ich. Wir wollen uns die Kunſt einen Augenblick im Entſtehen denken.

Gaſt. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunſtwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gaſt. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die ſteilen Pfade der Spekulation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben daß ich ganz von vorn anfange.

Gaſt. Recht gern.

Ich. Der Menſch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenſtand. Sey es ein einzelnes, belebtes Weſen.

Gaſt. Alſo etwa zu dieſem artigen Schooshunde.

Julie. Komm Bello! es iſt keine geringe Ehre als Beyſpiel zu einer ſolchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr der Hund iſt zierlich genug! und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, ſo würde er dieſes Geſchöpf auf irgend eine Weiſe darzuſtellen ſuchen; laſſen Sie aber auch ſeine Nachahmung recht gut gerathen, ſo werden wir doch nicht ſehr gefördert ſeyn, denn wir haben nun allenfalls nur zwey Bellos für einen.

Gaſt. Ich will nicht einreden, ſondern erwarten was hieraus entſtehen ſoll.

Ich. Nehmen Sie an daß dieſer Mann, den wir wegen ſeines Talents nun ſchon einen Künſtler nennen, ſich hierbey nicht beruhigte, daß ihm ſeine Neigung zu eng, zu beſchränkt vorkäme, daß er ſich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergeſtalt daß zuletzt nicht mehr das Geſchöpf ſondern der Begriff des Geſchöpfs vor ihm ſtünde, und er dieſen endlich durch ſeine Kunſt darzuſtellen vermöchte.

Gaſt. Bravo! Das würde mein Mann ſeyn. Das Kunſtwerk würde gewiß Charakteriſtiſch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel.

Gaſt. Und ich würde mich dabey beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber ſteigen weiter.

Gaſt. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Verſuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entſtanden ſeyn, muſterhaft, wiſſenſchaftlich ſchätzbar, aber nicht befriedigend fürs Gemüth.

Gaſt. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieſes lieben Gemüths genug thun?

Arkas.

Dem König ſollte nichts Geheimniß ſeyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch,
Und fühlt es tief in ſeiner großen Seele,
Daß du ſorgfältig dich vor ihm verwahrſt.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So ſcheint es faſt. Zwar ſchweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß ſeine Seele ſich den Wunſch
Ergriffen hat, dich zu beſitzen. Laß,
O, überlaß ihn nicht ſich ſelbſt! damit
In ſeinem Buſen nicht der Unmuth reife,
Und dir Entſetzen bringe, du zu ſpät
An meinen treuen Rath mit Reue denkeſt.

Iphigenie.

Wie? ſinnt der König, was kein edler Mann,
Der ſeinen Nahmen liebt, und dem Verehrung
Der Himmliſchen den Buſen bändiget,
Je denken ſollte? Sinnt er, vom Altar
Mich in ſein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entſchloßne Göttinn, an,
Die ihren Schutz der Prieſterinn gewiß,
Und Jungfrau einer Jungfrau, gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltſam neues Blut
Treibt nicht den König, ſolche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er ſinnt,

Ich. Es iſt nicht wunderlich, es läßt ſich nur ſeine gerechten Anſprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns daß die Elohim einſt unter einander geſprochen: laſſet uns den Menſchen machen, ein Bild das uns gleich ſey, und der Menſch ſagt daher mit vollem Recht: laſſet uns Götter machen, Bilder die uns gleich ſeyen.

Gaſt. Wir kommen hier ſchon in eine ſehr dunkle Region.

Ich. Es giebt nur Ein Licht uns hier zu leuchten.

Gaſt. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gaſt. In wie fern ſie ein Licht oder ein Irrlicht ſey iſt ſchwer zu beſtimmen.

Ich. Nennen wir ſie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab die der Geiſt an ein Kunſtwerk macht. Eine beſchränkte Neigung ſoll nicht nur ausgefüllt, unſere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unſere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das höhere was in uns liegt will erweckt ſeyn, wir wollen verehren und uns ſelbſt als verehrungswürdig fühlen.

Gaſt. Ich fange an nichts mehr zu verſtehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe will ich durch ein Beyſpiel zeigen. Nehmen wir an daß jener Künſtler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den Scepter Jupiters ſetzen. Glauben Sie daß er dahin vollkommen paſſen würde?

Gaſt. Es käme darauf an.

Oheim. Ich ſage Nein! Der Künſtler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gaſt. Was denn?

Oheim. Das iſt freylich ſchwer auszudrücken.

Gaſt. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe ſich vielleicht durch Annäherung etwas thun.

Gaſt. Nur immer zu.

Ich. Er müßte dem Adler geben was er dem Jupiter gab um dieſen zu einem Gott zu machen.

Gaſt. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freylich nicht kennen würden wenn es der Menſch nicht fühlte und ſelbſt hervorbrächte.

Gaſt. Ich behaupte immer meinen Platz und laſſe Sie in die Wolken ſteigen. Ich ſehe recht wohl Sie wollen den hohen Styl der griechiſchen Kunſt bezeichnen, den ich aber auch nur in ſo fern ſchätze als er charakteriſtiſch iſt.

Ich. Für uns iſt er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung; die aber doch noch nicht die höchſte iſt.

Gaſt. Sie ſcheinen ſehr ungenügſam zu ſeyn.

Ich. Dem der viel erlangen kann geziemt viel zu fordern. Laſſen Sie mich kurz ſeyn! Der menſchliche Geiſt befindet ſich in einer herrlichen Lage wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenſtand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in dieſem Zuſtand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über ſich ſelbſt; nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beſchränktheit zurück zu kehren und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthſel glücklich löſte! Sie giebt dem Wiſſenſchaftlichen erſt Leben und Wärme, und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgießt, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

Gaſt. Sind Sie fertig?

Ich. Für diesmal! der kleine Kreis iſt geſchloſſen, wir ſind wieder da wo wir ausgegangen ſind; das Gemüth hat gefordert, das Gemüth iſt befriedigt und ich habe weiter nichts zu ſagen. (Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gaſt. Es iſt die Art der Herren Philoſophen daß ſie ſich hinter ſonderbaren Worten, wie hinter einer Aegide, im Streite einher bewegen.

Ich. Diesmal kann ich wohl verſichern daß ich nicht als Philoſoph geſprochen habe, es waren lauter Erfahrungsſachen.

Gaſt. Das nennen Sie Erfahrung wovon ein anderer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gaſt. Wohl ein beſonderes?

Ich. Kein beſonderes, aber eine gewiſſe Eigenſchaft muß es haben.

Gaſt. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gaſt. Was produciren?

Ich. Die Erfahrung! Es giebt keine Erfahrung die nicht producirt, hervorgebracht, erſchaffen wird.

Gaſt. Nun das iſt arg genug!

Ich. Beſonders gilt es von dem Künſtler.

Gaſt. Fürwahr! was wäre nicht ein Portraitmaler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er ſeine ſämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne ſie mit ſo mancher Sitzung zu incommodiren!

Ich. Vor dieſer Inſtanz fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: kein Portait kann etwas taugen als wenn es der Maler im eigentlichſten Sinne erſchafft.

Gaſt. (aufſpringend) Das wird zu toll! Ich wollte Sie hätten mich zum beſten und das alles wäre nur Spas! Wie würde ich mich freuen wenn das Räthſel ſich dergeſtalt auflöſte! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie ſind, die Hand reichen!

Ich. Leider iſt es mein völliger Ernſt! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gaſt. Nun ſo dächte ich wir reichten einander zum Abſchied wenigſtens die Hände; beſonders da unſer Herr Wirth ſich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präſidenten bey unſerer lebhaften Diſputation machen konnte. Leben Sie wohl Mademoiſelle! Leben Sie wohl mein Herr! Ich laſſe morgen anfragen ob ich wieder aufwarten darf?

So ſtürmte er zur Thüre hinaus und Julie hatte kaum Zeit ihm die Magd, die ſich mit der Laterne parat hielt, nachzuſchicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Karoline hatte ſich ſchon früher entfernt. Ich glaube es war nicht lange hernach als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Charakter, für fade erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, ſagte Julie, nach einer kurzen Pauſe. Wenn er mir nicht ganz recht zu haben ſcheint, ſo kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beyfall geben; denn es war doch wohl blos um ihn zu necken als Sie zuletzt behaupteten: der Portraitmaler müſſe das Bildniß ganz eigentlich erſchaffen.

Schöne Julie, verſetzte ich darauf, wie ſehr wünſchte ich mich Ihnen hierüber verſtändlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geiſt ſich in alle Regionen bewegt, die den Künſtler nicht allein ſchätzt, ſondern ihm gewiſſermaßen zuvor eilt, und ſelbſt das was Sie nicht mit Augen geſehen, ſich, als ſtünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie ſollten am wenigſten ſtutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede iſt.

Julie. Ich merke Sie wollen mich beſtechen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Laſſen Sie uns vom Menſchen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht ob es ein wenig biſarr klingt was wir von ihm ſagen. Giebt doch jedermann zu daß der Poet gebohren werden müſſe! ſchreibt nicht jedermann dem Genie eine ſchaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas paradoxes zu ſagen. Wir leugnen es nicht von den Werken der Phantaſie: aber warlich der unthätige, untaugende Menſch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an ſich noch an andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns ſelbſt entſpränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! iſt nicht die Handelsweiſe zugleich mit dem Handeln ihm eingebohren? Iſt es nicht die Fähigkeit zur guten That die ſich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunſch das Gefühlte darzuſtellen? und was ſtellen wir denn eigentlich dar was wir nicht erſchaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da ſey, ſondern damit es wirke, immer wachſe und wieder werde und wieder hervorbringe. Das iſt ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu ſingen und zu ſagen, daß ſie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes neu hervorbringt, in den kleinſten Theilen ausbildet, im Ganzen umfaßt, bey Tage nicht raſtet, bey Nacht nicht ruht, ſich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erſtaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem ſüßeſten aller Geſchäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment iſt ſeine Geburtsſtunde.

Ich habe heute ſehr geſündigt, ich handelte gegen meinen Vorſatz, indem ich über eine Materie ſprach die ich nicht ergründet habe, und in dieſem Augenblick bin ich auf dem Wege noch ſtrafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menſchen, der ſich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu ſeyn. Laſſen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt ſcheltenswerth ſey.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war ſehr bewegt, ſie hielt mich freundlich feſt. Ich darf es ſagen. Gebe der Himmel daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim kam zurück. Er war freundlich genug das an mir zu loben was ich an mir tadelte, war zufrieden daß meine Ideen über bildende Kunſt mit den ſeinigen zuſammen träfen. Er verſprach mir, in kurzer Zeit, die Anſchauung zu verſchaffen deren ich bedürfen könnte. Julie ſagte mir ſcherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich geſprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte — und ich fühle ſchon recht gut daß ſie alles aus mir machen kann was ſie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, ſie war ſehr vergnügt über ſeine Freygebigkeit, denn er hatte ihr ein anſehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte ſie ſeine Artigkeit. Er hatte ſie mit freundlichen Worten entlaſſen und ſie obendrein ſchönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor ihn zu ſchonen und rief aus: o ja! das kann einem leicht paſſiren der das Ideal verleugnet, daß er das Gemeine für ſchön erklärt!

Julie erinnerte mich ſcherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal ſey, wornach der Menſch zu ſtreben habe.

Es war ſpät geworden, der Oheim bat mich um einen Dienſt, durch den ich mir zugleich ſelbſt dienen ſollte, er gab mir eine Abſchrift jenes Briefs an Sie, meine Herren, worinn er die verſchiedenen Liebhabereyen zu bezeichnen ſuchte. Er gab mir Ihre Antwort, verlangte daß ich beydes geſchwind ſtudiren, meine Gedanken darüber zuſammen faſſen und alsdann gegenwärtig ſeyn möchte wenn die angemeldeten Fremden ſein Cabinet beſuchten, um zu ſehen ob wir noch mehr Klaſſen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberreſt der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigſtens luſtig iſt, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke daß dieſer Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtiſche liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geſchriebene wieder überleſen dürfen. Wie manches wäre anders zu ſagen, wie manches beſſer zu beſtimmen geweſen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, ſo ſollten dieſe Blätter eher ins Feuer als auf die Poſt. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden ſollte, wie ſchlecht würde es überhaupt um Unterhaltung ausſehen! Indeſſen ſoll unſer Gaſt geſegnet ſeyn daß er mich in eine Leidenſchaft verſetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir dieſe Unterhaltung mit Ihnen verſchaffte und zu neuen, ſchönen Verhältniſſen Anlaß gab.

Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird;
Denn ſeine Seel' iſt feſt und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, ſey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannſt.

Iphigenie.

O, ſage, was dir weiter noch bekannt iſt.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich ſeh' den König kommen;
Du ehrſt ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie allein.

Zwar ſeh ich nicht,
Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll.
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir, daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Juliens Hand! Sie ſehen dieſe Federzüge wieder, von denen Sie einmal phyſiognomiſirten, daß ſie einen leicht faſſenden, leicht mittheilenden, über die Gegenſtände hinſchwebenden Geiſt andeuteten.

Gewiß, dieſe Eigenſchaften ſind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen ſoll, die mir im eigentlichſten Sinne aufgedrungen worden; denn ich fühle mich weder dazu beſtimmt noch fähig; aber die Herren wollen es ſo und da muß es ja wohl geſchehen.

Die Geſchichte des geſtrigen Tages ſoll ich aufzeichnen! die Perſonen ſchildern, die geſtern unſer Cabinet beſuchten, und zuletzt Ihnen Rechenſchaft von dem allerliebſten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künſtler und Kunſtfreunde, die an einem einzelnen Theile feſt halten, die ſich nicht zum Ganzen erheben, eingeſchachtelt und aufgeſtellt werden ſollen. Jenes erſte, in ſo fern es hiſtoriſch iſt, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich ſchon ſehen wie ich dieſen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wiſſen wie ich gerade diesmal dazu komme Sie zu unterhalten, ſo will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was geſtern Abend beym Abſchied vorgefallen.

Wir hatten lange beyſammen geſeſſen (verſteht ſich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Philoſoph aufgeführt ſeyn will, und die beyden Schweſtern) wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns ſelbſt, ſo wie auch alle bekannte Freunde in die verſchiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir auseinander gehen wollten fing der Oheim an: nun wer giebt unſern abweſenden Freunden, die wir heute ſo oft zu uns gewünſcht, deren wir ſo oft gedacht haben, nunmehr auch ſchnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Vorſchritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung, ſowohl unſerer ſelbſt als anderer gemacht haben? An dieſer Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und ſo der Schneeball ſich immer fortwälze und vergrößere.

Ich verſetzte darauf: mich ſollte dünken daß dieſes Geſchäft nicht in beſſern Händen ſeyn könnte, als wenn unſer Oheim die Geſchichte des Tags aufzeichnete, und unſer Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufſatz zu machen ſich entſchlöſſe.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, verſetzte der Freund, muß ich ſchon mit Entſetzen zurücktreten und mich losſagen, ſo gern ich Ihnen auch in allem gefällig ſeyn wollte. Ich weiß nicht was mich dieſe Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillſchweigen gebrochen und über bildende Kunſt geſchwatzt, die ich erſt ſtudiren ſollte, ſo laſſe ich mich bereden etwas, das theoretiſch ſcheinen könnte, über einen Gegenſtand aufzuſetzen, den ich nicht überſehe. Laſſen Sie mir das ſüße Gefühl daß ich dieſe Schwachheiten aus Neigung gegen meine wertheſten Freunde begangen habe; aber ſparen Sie mir die Beſchämung mich mit dieſen Unvollkommenheiten vor Perſonen ſehen zu laſſen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht ſo ganz im Nachtheil erſcheinen möchte.

Hierauf verſetzte ſogleich der Oheim: was mich betrifft ſo bin ich nicht im Stande, unter den erſten acht Tagen, an einen Brief zu denken; meine einheimiſchen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerkſamkeit, ich muß beſuchen, Conſultationen ſchreiben, aufs Land fahren. Seht liebe Kinder wie ihr zuſammen überein kommt. Ich dächte Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Hiſtoriſchen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert ſich des Geſchehenen recht gut, und an ihren Späſſen habe ich geſehen daß ſie auch im Raiſonnement uns manchmal zuvor läuft

Es kommt nur auf guten Willen an und den hat ſie meiſt.

So ward von mir geſprochen und ſo muß ich von mir ſchreiben. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich läugne nicht daß ein Paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun ſind alſo meine Gedanken an Sie gerichtet, meine Herren, meine Feder eilt gleichſam zu Ihnen hin, es ſcheint mir als wenn ich, indem ich ſchreibe, nach und nach den Weg zurücklege der uns trennt. Schon bin ich bey Ihnen! laſſen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten geſtern Mittag kaum abgegeſſen als man uns ſchon zwey Fremde meldete, es war ein Hofmeiſter mit ſeinem jungen Herrn.

Schalkhaft geſinnt, und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir ſogleich ſämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübſcher ſtiller junger Mann, der Hofmeiſter hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang ſah er ſich unter den Gemälden um, bat ſich die Erlaubniß aus die vorzüglichſten ſchriftlich anzumerken. Mein

Oheim zeigte ihm gutmüthig die beſten Stücke jedes Zimmers, der Fremde notirte ſich mit einigen Worten den Namen des Malers und den Gegenſtand, dabey wünſchte er zu [illegible]. Um wie viel das Stück gekoſtet haben möchte? Wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth ſey? Worinn man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerkſam, er ſchien bey einſamen Landſchaften, felſigen Gegenden und Waſſerfällen am meiſten zu verweilen.

Nun kam auch der Gaſt des vorigen Tages, den ich künftig den Charakteriſtiker nennen werde. Er war heiter und guter Laune, ſcherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den geſtrigen Streit, und verſicherte daß er ſie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich geſprächig vor ein intereſſantes Gemälde, der Freund ſchien düſter und verdrießlich, worüber er von mir ausgeſcholten wurde. Er geſtand daß ihn die Behaglichkeit ſeines Gegners einen Augenblick verſtimmt habe, und verſprach mir heiter zu ſeyn.

Wir konnten bemerken daß der Oheim mit ſeinem Gaſte ſich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwey Reiſegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieſes Beſuches, zum beſten geputzt hatten, eilten ihr ſogleich entgegen und hießen ſie willkommen. Sie war freundlich und geſprächig und ein gewiſſer Ernſt befremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemeſſen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schweſter und ich, ſchien ſie doch auf uns herabzuſehen und ſich der Superiorität ihres Geiſtes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten ſie was ſie zu ſehen beliebe? Sie verſicherte daß ſie in einer Gallerie, in einem Cabinet am liebſten allein herum gehe, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen. Wir überließen ſie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anſtändigen Entfernung.

Als ich hörte daß ſie über einige niederländiſche Bilder und deren unedle Gegenſtände ſich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache recht gut zu machen indem ich ein Käſtchen auf die Staffeley hob, worin ſich eine köſtliche, liegende Venus befindet. Man iſt über den Meiſter nicht einig, aber einig daß ſie vortrefflich ſey. Ich öffnete die Thüren und bat ſie ins rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte ſie einen Blick auf die Tafel geworfen, als ſie die Augen niederſchlug und mich alsdann ſogleich mit einigem Unwillen anſah. Ich hätte, rief ſie aus, von einem jungen beſcheidnen Mädchen nicht erwartet daß ſie mir einen ſolchen Gegenſtand gelaſſen vor die Augen ſtellen würde — Wie ſo? fragte ich — und Sie können fragen! verſetzte die Dame.

Ich nahm mich zuſammen und ſagte mit ſcheinbarer Naivität: Gewiß, gnädige Frau, ich ſehe nicht ein warum ich Ihnen dieſes Bild nicht vorſtellen ſollte, vielmehr indem ich dieſen Schatz unſerer Sammlung den man gewöhnlich nur erſt ſpät zeigt, gleich vom Anfang vorſtelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Alſo dieſe Nacktheit beleidiget Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht wie mich das Schönſte beleidigen ſollte was das Auge ſehen kann; und überdieß iſt mir der Gegenſtand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf geſehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben die ſolche Gegenſtände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten ſie das ſollen? und wie hätten ſie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeſchichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fiſche nicht, und man hätte mir ſollen ein Geheimniß aus der Geſtalt des Menſchen machen, wohin alles weiſt, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich geweſen ſeyn? Gewiß! hätte man mir alle Menſchen mit Kutten zugedeckt, mein Geiſt hätte nicht eher geraſtet und geruht bis ich mir eine menſchliche Geſtalt ſelbſt erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menſchen vor dem Menſchen verheimlichen? und iſt es nicht eine gute Schule der Beſcheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübſch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiſelle, und die reine Beſcheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man ſeine Neugierde bezähmen lernt, wenn man ſeinen Vorwitz zu bändigen weiß und ihn wenigſtens von Gegenſtänden ablehnt, die in ſo manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menſchen geben, gnädige Frau, die zu ſolchen negativen Tugenden bildſam ſind. Was meine Erziehung betrifft, ſo müßten Sie darüber meinen werthen Oheim tadeln. Er ſagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich ſelbſt zu denken, gewöhne dich ans freye Anſchauen der Natur, ſie wird dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen die daraus entſtehen.

Die Dame wendete ſich um und ſprach engliſch zu ihrem ſtummen Begleiter. Sie ſchien, wie mir es verkam, mit meiner Freyheit nicht ganz zufrieden, ſie kehrte ſich um, und da ſie nicht weit von einer Verkündigung ſtand, ſo begleitete ich ſie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerkſamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren beſonders natürliche Abbildung.

Nachdem ſie ſich lange dabey aufgehalten eilte ſie endlich zu einen Ecce Homo bey dem ſie mit Entzücken verweilte. Da mir aber dieſe leidende Miene keinesweges wohlthätig iſt, ſuchte ich Karolinen an meine Stelle zu ſchieben, ich winkte ihr und ſie verließ den jungen Baron, mit dem ſie im Fenſter ſtand und der eben ein Blatt Papier wieder einſteckte.

Auf meine Frage: womit ſie dieſer junge Herr unterhalten habe? verſetzte ſie: er hat mir Gedichte an ſeine Geliebte vorgeleſen, Lieder, die er auf Reiſen aus der größten Entfernung, an ſie gerichtet. Die Verſe ſind recht hübſch, ſagte Karoline, laß dir ſie nur auch zeigen.

Ich fand keine Urſache ihn zu unterhalten, denn er war eben zur Dame getreten und hatte ſich ihr, als ein weitläuftiger Verwandter vorgeſtellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Chriſtus ſogleich den Rücken, um den

Herrn Vetter zu begrüßen, die Kunſt ſchien auf eine Weile vergeſſen zu ſeyn, und es entſpann ſich ein lebhaftes Welt- und Familiengeſpräch.

Unſer junger philoſophiſcher Freund hatte ſich indeſſen an den einen Begleiter der Dame geſchloſſen, er hatte an ihm einen Künſtler entdeckt und ging mit ihm ein Gemälde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher verſicherte; allein er fand ſeine Wünſche nicht befriedigt, obgleich der Mann ſchöne Kenntniſſe zu haben ſchien.

Seine Unterhaltung führte auf manches tadelnswürdige im einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perſpectiv nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinſel nicht loben. Eine Schulter ſaß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth, hier ſtand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder ſtörten.

Um meinen Freund zu befreyen, der, wie ich merkte, nicht ſehr erbaut war, rief ich den Hofmeiſter herbey und ſagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichſten Bilder und ihren Werth bemerkt, hier iſt ein Kenner der ſie auch mit

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern ſegne dich
Die Göttinn! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunſches Fülle dir!
Daß, der du über viele ſorgend herrſcheſt,
Du auch vor vielen ſeltnes Glück genieſſeſt.

Thoas.

Zufrieden wär' ich, wenn mein Volk mich
rühmte:
Was ich erwarb, genieſſen andre mehr
Als ich. Der iſt am glücklichſten, er ſey
Ein König, oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.
Du nahmeſt Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, beſten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geiſt beſaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,
Bleibt mir zu Hauſe nichts, das mich ergötze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmuth ſtill gedämpft.

den Fehlern bekannt machen kann und es iſt wohl intereſſant auch dieſe zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt als wir faſt in einen ſchlummern Zuſtand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernſt und einſam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu ſprechen und bedauerte daß in ſo wenig Bildern das Koſtum beobachtet ſey! Beſonders ſagte er ſeyen ihm die Anachronismen unerträglich! Denn wie könne man ausſtehen daß der heilige Joſeph in einem gebundnen Buche leſe, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Catharina mit dem Chriſtkinde auf Einem Bilde ſtehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor als daß man in einer Gemäldeſammlung ſich mit Behaglichkeit umſehen könnte.

Der Oheim hatte ſich zwar, der Höflichkeit gemäß, ſowohl mit der Dame als den übrigen, von Zeit zu Zeit, unterhalten; allein mit dem Charakteriſtiker ſchien er ſich doch am beſten zu vertragen. Dieſer erinnerte ſich dann auch der Dame ſchon in irgend einem Cabinet begegnet zu ſeyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu ſprechen, die Mannigfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, ſo daß man zuletzt, mitten unter Kunſtwerken, ſich von der Kunſt um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die gröſte Aufmerkſamkeit zog endlich gar unſer alter Bedienter auf ſich. Dieſen könnte man wohl den Unterkuſtode unſerer Sammlung nennen. Er zeigt ſie vor, wenn der Oheim verhindert iſt, oder wenn man gewiß weiß daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieſer hat ſich bey Gemälden gewiſſe Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preiſe der Bilder in Erſtaunen zu ſetzen, er führt die Gäſte zu den Vexirbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien, und ergötzt die Zuſchauer beſonders durch die Künſte der Automaten.

Diesmal hatte er die Dienerſchaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Perſonen dieſes Schlags und ſie auf ſeine Art beſſer unterhalten als unſere Weiſe uns bey den übrigen Gäſten gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künſtlichen Trommelſchläger, den mein Oheim ſchon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor ſeinem Publiko ein Stückchen aufſpielen, die vornehme Geſellſchaft verſammelte ſich auch umher, das Abgeſchmackte ſetzte jedermann in einen behaglichen Zuſtand und ſo ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung geſehen hatte. Die Reiſenden konnten ſich nicht einen Tag länger aufhalten, eilten ſämmtlich ins Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unſere Gäſte nicht immer liebevoll mit den Gemälden verfuhren, ſo will ich nicht leugnen daß wir dafür mit den Beſchauern ziemlich lieblos umgingen.

Karoline beſonders ward ſehr geplagt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des jungen Herrn nicht von ſeiner entfernten Geliebten ab und auf ſich zu ziehen gewußt. Ich behauptete: es könne einem Mädchen nichts ſchrecklicher ſeyn als ein Gedicht auf eine andere vorleſen zu hören! Sie aber verſicherte das Gegentheil und behauptete: daß es ihr ſchön, ja erbaulich vorgekommen ſey. Sie habe auch einen abweſenden Liebhaber, und wünſche nichts mehr als daß ſich derſelbe, in Gegenwart anderer Mädchen, auch ſo muſterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bey einer kalten Collation, bey der wir Ihre Geſundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert ſeine Ueberſicht über Künſtler und Liebhaber vorzulegen und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt kann ich heute ohnmöglich überliefern. Meine Finger ſind müde geworden und mein Geiſt iſt abgeſpannt. Auch muß ich ſehen ob ich nicht etwa dieſes Geſchäft von mir abſchütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unſeres Beſuchs mochte hingehen, allein mich tiefer einzulaſſen finde ich bedenklich und vor heute erlauben Sie daß ich ganz ſtille aus Ihrer Gegenwart wegſchlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute iſts mein freyer Wille, ja gewiſſermaßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich antreibt Ihnen zu ſchreiben. Nachdem ich mich geſtern ſo ſehr geſperrt hatte die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was noch übrig iſt Rechenſchaft zu geben, ſo ward feſt geſetzt daß heute Abend eine ſolenne Academiſche Sitzung gehalten werden ſollte, in welcher man die Sache durchſprechen wollte, um ſie ſchließlich an Sie gelangen zu laſſen. Nun ſind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wozu ſie mir ihren Beyſtand großmüthig zuſagten, und ich hoffe ſie dieſen Abend angenehm zu überraſchen. Denn wie manches unternehmen die Männer was ſie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingrifſen, und das leichtbegonnene, ſchwer zu vollbringende gutmüthig beförderten.

Es trat ein ſonderbarer Umſtand ein, als wir die Liebhaber die uns geſtern beſuchten auch mit in unſere Eintheilung einrangiren wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für ſie.

Als wir darüber unſern Philoſophen tadelten, verſetzte er: meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre daß, außer dem Charakteriſtiker, niemand Ihrer übrigen diesmaligen Gäſte in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur Einſeitigkeiten, welche als Mängel anzuſehen ſind, wenn die Natur den Künſtler dergeſtalt beſchränkte, als Fehler, wenn er mit Vorſatz in dieſer Beſchränkung verharrt. Das Falſche, Schiefe, fremd Eingemiſchte aber findet hier keinen Platz. Meine ſechs Klaſſen bezeichnen die Eigenſchaften, welche alle zuſammen verbunden, den wahren Künſtler, ſo wie den wahren Liebhaber, ausmachen würden die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir mitgetheilten Papieren ſehe, nur leider zu oft einzeln erſcheinen.

Nun zur Sache!

Erſte Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieſes Talent als die Baſe der bildenden Kunſt anſehen. Ob ſie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künſtler damit an, ſo kann er ſich bis zu dem höchſten erheben, bleibt er dabey kleben, ſo darf man ihn einen Copiſten nennen und mit dieſem Wort gewiſſermaßen einen ungünſtigen Begriff verbinden. Hat aber ein ſolches Naturell das Verlangen immer in ſeinem beſchränkten Fache weiter zu gehen; ſo muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entſtehen, die der Künſtler zu leiſten, der Liebhaber zu erfahren ſtrebt. Wird der Uebergang zur ächten Kunſt verfehlt, ſo findet man ſich auf dem ſchlimmſten Abwege; man gelangt endlich dahin daß man Statuen malt und ſich ſelbſt, wie es unſer guter Großvater that, im damaſtnen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenriſſen hat etwas das ſich dieſer Liebhaberey nähert. Eine ſolche Sammlung iſt intereſſant genug, wenn man ſie in einem Portefeuille beſitzt. Nur müſſen die Wände nicht mit dieſen traurigen, halben Wirklichkeitserſcheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte, ohne etwas hinzu zu thun, oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchſt beſchränkte Daſeyn hinein, wir erſtaunen über die Möglichkeit dieſer Operation, wir empfinden ein gewiſſes Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunſtwahrheit als ſchöner Schein. Sobald auch dieſer nur einigermaßen eintritt, ſo hat das Bildniß ſchon einen großen Reiz, wie wir bey manchen deutſchen, niederländiſchen und franzöſiſchen Portraiten und Stillleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand ſehen, glauben, daß das alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erſt unterſtreichen was ich buchſtäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterſtrichen worden. Sie werden am beſten ſehen wo ich nur referire, ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Zweyte Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieſer Geſellſchaft ſind unſere Freunde gar zu luſtig umgeſprungen. Es ſcheint als wenn der Gegenſtand ſie reizte ein wenig aus dem Gleiſe zu treten, und ob ich gleich dabey ſaß, mich zu dieſer Klaſſe bekannte, und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte; ſo konnte ich doch nicht verhindern daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten ſcheinen. Man nannte ſie Poetiſirer, weil ſie, anſtatt den poetiſchen Theil der bildenden Kunſt zu kennen und ſich darnach zu beſtreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen deſſelben nachjagen und ihre eignen Vortheile verkennen und verſäumen. Man nannte ſie Scheinmänner weil ſie ſo gern dem Scheine nachſtreben, der Einbildungskraft etwas vorzuſpielen ſuchen, ohne ſich zu bekümmern in wie fern dem Anſchauen genug geſchieht. Sie wurden Phantomiſten genannt, weil ein hohles Geſpenſterweſen ſie anzieht, Phantaſmiſten weil traumartige Verzerrungen und Incoherenzen nicht ausbleiben, Nebuliſten weil ſie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verſchaffen.

Ja zuletzt wollte man nach deutſcher Reim- und Klangweiſe, ſie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete ſie ſeyen ohne Realität, hätten nie und nirgends ein Daſeyn, und ihnen fehle Kunſtwahrheit als ſchöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falſche Natürlichkeit zuſchrieb, ſo blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falſchen Natur nicht befreyt, und was dergleichen Anſchuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar daß man darauf ausging mich zu reizen und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böſe zu werden.

Ich fragte ſie: ob denn nicht das Genie ſich hauptſächlich in der Erfindung äußere? und ob man den Poetiſirern dieſen Vorzug ſtreitig machen könne? Ob es nicht auch ſchon dankenswerth ſey wenn der Geiſt durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? ob nicht in dieſer Eigenſchaft, die man mit ſo vielen wunderlichen Namen anſchwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchſten Kunſt begriffen ſey? Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Proſa wirke, als eben dieſe Fähigkeit neue Welten zu ſchaffen? ob es nicht ein ſeltnes Talent, ein ſeltner Fehler ſey, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht ſprechen müßte?

Die Herren ergaben ſich bald. Sie erinnerten mich daß hier nur von Einſeitigkeit die Rede ſey; daß eben dieſe Eigenſchaft, weil ſie ins Ganze der Kunſt ſo trefflich würken könne, dagegen ſo viel ſchade, wenn ſie ſich als einzeln, ſelbſtſtändig und unabhängig erkläre.

Der Nachahmer ſchadet der Kunſt nie, denn er bringt ſie mühſam auf eine Stufe wo ſie ihm der ächte Künſtler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen ſchadet der Kunſt unendlich, weil er ſie über alle ihre Grenzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genies ſie aus ihrer Unbeſtimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunkt, in ihren eigentlichen, angewieſenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder geſtritten, zuletzt ſagten ſie: ob ich nicht geſtehen müſſe daß auf dieſem Wege die ſatyriſche Karrikaturzeichnung, als die kunſt- geſchmack- und ſittenverderblichſte Verirrung, entſtanden ſey und entſtehe?

Dieſe konnte ich denn freylich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht leugnen will daß mich das häßliche Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieſer Erb- und Schoosſünde aller Adamskinder, als eine pikante Speiſe nicht ganz übel ſchmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakteriſtiker.

Mit dieſen ſind Sie ſchon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieſer Art hinreichend unterrichtet ſind.

Ein jeder ſinnt, was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bietheſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Abkunft
Vor mir wie vor dem Letzten ſtets dich hülleſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer ſchreckt die Fremden: das Geſetz
Gebiethet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangner Gaſt nach eignem Sinn
Und Willen ihres Tages ſich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Aeltern Nahmen und
Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrau'n. Denn vielleicht, ach wüßteſt du,

Wenn dieſer Klaſſe an meinem Beyfall etwas gelegen iſt; ſo kann ich ihr denſelben verſichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen ſpielen ſollen; ſo muß erſt etwas Charakteriſtiſches da ſeyn. Wenn mir das Bedeutende Spas machen ſoll; ſo kann ich wohl leiden daß jemand das Bedeutende ernſthaft aufführt. Wenn uns alſo ein ſolcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetiſirer keine Phantasmiſten werden, oder ſich gar ins Schwebeln und Nebeln verlieren; ſo ſoll er mir gelobt und geprieſen bleiben.

Der Oheim ſchien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für ſeinen Kunſtfreund eingenommen, ſo daß er die Parthey dieſer Klaſſe nahm. Er glaubte man könne ſie auch in einem gewiſſen Sinne Rigoriſten nennen. Ihre Abſtraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künſtler und Kunſtfreunde gehalten, ſey der Charakteriſter beſonders ſchätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philoſoph aber zeigte auch hier wieder ſeinen Zahn, und behauptete: daß ihre Einſeitigkeit, eben wegen ihres ſcheinbaren Rechtes, durch Beſchränkung der Kunſt, weit mehr ſchade als das Hinausſtreben des Imaginanten, wobey er verſicherte: daß er die Fehde gegen ſie nicht aufgeben werde.

Es iſt eine curioſe Sache um einen Philoſophen daß er in gewiſſen Dingen ſo nachgiebig ſcheint, und auf andern ſo feſt beſteht. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu habe wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerley Unnamen verfolgt. Er nennt ſie *Skeletiſten*, *Winkler*, *Steife*, und bemerkt in einer Note: daß ein blos logiſches Daſeyn, bloße Verſtandsoperation in der Kunſt nicht ausreiche, noch aushelfe. Was er damit ſagen will darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner ſoll den Charaktermännern die ſchöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunſt zu denken ſey. Das will ich denn auch wohl gelten laſſen.

Vierte Abtheilung.

Unduliſten.

Unter dieſem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die ſich mit den vorhergehenden im Gegenſatz befinden, die das weichere und gefällige ohne Charakter und Bedeutung, lieben, wodurch denn zuletzt höchſtens eine gleichgültige Anmuth entſteht. Sie wurden auch *Schlängler* genannt, und man erinnerte ſich der Zeit da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabey viel gewonnen zu haben glaubte. Dieſe Schlängeley und Weichheit bezieht ſich, ſowohl beym Künſtler als Liebhaber, auf eine gewiſſe Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewiſſe kränkliche-Reizbarkeit. Solche Kunſtwerke machen bey denen ihr Glück, die im Bilde nur etwas mehr als nichts ſehen wollen, denen eine Seifenblaſe die bunt in die Luft ſteigt, ſchon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunſtwerke dieſer Art kaum einen Körper, oder andern reellen Gehalt haben können, ſo bezieht ſich ihr Verdienſt meiſt auf die Behandlung, und auf einen gewiſſen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft und deswegen ſind ſie im allgemeinen willkommen, ſo wie die Nullität in der Geſellſchaft. Denn von rechtswegen ſoll eine geſellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts ſeyn.

Sobald der Künſtler, der Liebhaber einſeitig ſich dieſer Neigung überläßt, ſo verklingt die Kunſt wie eine ausſchwirrende Saite, ſie verliert ſich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und ſchwächer werden. Aus den Gemälden verſchwinden die Farben, die Striche des Kupferſtichs verwandeln ſich in Punkte und ſo wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schweſter die, wie Sie wiſſen, über dieſen Punkt keinen Spas verſteht, und gleich verdrießlich iſt wenn man ihre duftigen Kreiſe ſtört, gingen wir im Geſpräch kurz über dieſe Materie hinweg. Ich hätte ſonſt geſucht dieſer Klaſſe das Nebuliſtiſche aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreyen. Ich hoffe meine Herren Sie werden bey Reviſion dieſes Proceſſes vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünſtler.

Dieſe Klaſſe kam noch ſo ganz gut weg. Niemand glaubte Urſache zu haben ihnen aufſäßig zu ſeyn, manches ſprach für ſie, wenig wider ſie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, ſo ſind ſie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punktiren ſie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Käſtchen verwahren. In ſo fern ihre Arbeit lobenswürdig iſt mag man ſie wohl Mignaturiſten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geiſte, haben ſie kein Gefühl fürs Ganze, wiſſen ſie keine Einheit ins Werk zu bringen, ſo mag man ſie Pünktler und Punktirer ſchelten.

Sie entfernen ſich nicht von der wahren Kunſt, ſie ſind nur im Fall der Nachahmer, ſie erinnern den wahren Künſtler immer daran daß er dieſe Eigenſchaft, welche ſie abgeſondert beſitzen, auch zu ſeinen übrigen haben müſſe, um völlig vollendet zu ſeyn, um ſeinem Werk die höchſte Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort ſchon gut und leidlich von dieſer Klaſſe geſprochen worden, und wir wollen daher dieſe friedlichen Menſchen auch nicht weiter beunruhigen, ſondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünſchen.

Sechster Abſchnitt.

Skizziſten.

Der Oheim hat ſich zu dieſer Klaſſe ſchon bekannt und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu ſprechen, als er uns ſelbſt aufmerkſam machte daß die Entwerfer eine eben ſo gefährliche Einſeitigkeit in der Kunſt befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunſt ſoll, durch den äußern Sinn, zum Geiſte nicht nur ſprechen, ſie ſoll den äußern

Sinn ſelbſt befriedigen. Der Geiſt mag ſich alsdann hinzugeſellen und ſeinen Beyfall nicht verſagen. Der Skizziſt ſpricht aber unmittelbar zum Geiſte, beſticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichſam ſymboliſch dargeſtellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geiſt, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraſchte Liebhaber ſieht was nicht da ſteht. Hier iſt nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zuſammenſtellung, Uebereinſtimmung, Ausführung die Rede, ſondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geiſt ſpricht zum Geiſte und das Mittel wodurch es geſchehen ſollte, wird zu nichte.

Verdienſtvolle Skizzen großer Meiſter, dieſe bezaubernde Hieroglyphen, veranlaſſen meiſt dieſe Liebhaberey und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der geſammten Kunſt, von der er, ſobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurückkehren wird. Der angehende Künſtler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er ſich im Kreiſe des Erfindens und Entwerfens anhaltend herum dreht; denn wenn er durch dieſe Pforte am raſcheſten in den Kunſtkreis hinein tritt; ſo kommt er dabey gerade am erſten in Gefahr an der Schwelle haften zu bleiben.

Dies ſind ohngefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künſtler vergeſſen, die bey einem ſchönen Talent, das ſehr viel verſprach, ſich auf dieſer Seite beſchränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte nicht erfüllt haben.

Mein Onkel beſaß, in ſeiner Sammlung, ein beſonderes Portefeuille von Zeichnungen ſolcher Künſtler, die es nie weiter als bis zum Skizziſten gebracht, und behauptet: daß dabey ſich beſonders intereſſante Bemerkungen machen laſſen, wenn man dieſe mit den Skizzen großer Meiſter, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man ſo weit gekommen war dieſe Sechs Klaſſen von einander abgeſondert eine Weile zu betrachten; ſo fing man an ſie wieder zuſammen zu verbinden, wie ſie oft bey einzelnen Künſtlern vereinigt erſcheinen, und wovon ich ſchon im Lauf meiner Relation einiges bemerkte. So fand ſich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünſtler zuſammen, auch manchmal mit dem Charakteriſtiker. Der Skizziſte konnte ſich auf die Seite des Imaginanten, Skeletiſten, oder Unduliſten werfen, und dieſer konnte ſich bequem mit dem Phantomiſten verbinden.

Jede Verbindung brachte ſchon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einſeitigkeit, welche ſogar, wenn man ſie in der Erfahrung aufſuchte, nur in ſeltenen Beyſpielen aufgefunden werden konnte.

Auf dieſem Weg gelangte man zu der Betrachtung von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich, nur durch die Verbindung der ſechs Eigenſchaften der vollendete Künſtler entſtehe, ſo wie der ächte Liebhaber alle ſechs Neigungen in ſich vereinigen müſſe.

Die eine Hälfte des halben Duzends nimmt es zu ernſt, ſtreng und ängſtlich, die andere zu leicht und loſe. Nur aus innig verbundenem Ernſt und Spiel kann wahre Kunſt entſpringen, und wenn unſere einſeitigen Künſtler und Kunſtliebhaber je zwey und zwey einander entgegenſtehen,

Der Nachahmer dem Imaginanten,
Der Charakteriſtiker dem Unduliſten,
Der Kleinkünſtler dem Skizziſten;

ſo entſteht, indem man dieſe Gegenſätze verbindet, immer eins der drey Erforderniſſe des vollkommenen Kunſtwerks, wie, zur Ueberſicht, das Ganze folgendermaßen kurz dargeſtellt werden kann.

Ernſt	Ernſt und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung ins Allgemeine,	Individuelle Neigung,
Manier.	Styl.	Manier.
Nachahmer.	Kunſtwahrheit.	Phantomiſten.
Charakteriſtiker.	Schönheit.	Unduliſten.
Kleinkünſtler.	Vollendung.	Skizziſten.

Hier haben Sie nun die ganze Ueberſicht! mein Geſchäft iſt vollendet und ich ſcheide abermals um ſo ſchneller von Ihnen, als ich überzeugt bin daß ein beyſtimmendes, oder abſtimmendes Geſpräch eben da anfangen muß wo ich aufhöre. Was ich noch ſonſt auf dem Herzen habe, eine Confeſſion, die nicht gerade ins Kunſtfach einſchlägt, will ich nächſtens beſonders thun und mir dazu eigens eine Feder ſchneiden, indem die gegenwärtige ſo abgeſchrieben iſt, daß ich ſie umkehren muß um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja diesmal, wie immer, freundlich anſehen mögen.

Julie.

Wer vor dir ſteht, und welch verwünſchtes Haupt
Du nährſt und ſchützeſt; ein Entſetzen faßte
Dein großes Herz mit ſeltnem Schauer an,
Und ſtatt die Seite deines Thrones mir
Zu biethen, triebeſt du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; ſtießeſt mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht iſt,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von ſeinem Hauſ' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir ſey,
Und was ſie deinem Hauſ' und dir gedenken;
So fehlt es doch, ſeitdem du bey uns wohnſt
Und eines frommen Gaſtes Recht genießeſt,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte ſchwer zu überreden ſeyn,
Daß ich an dir ein ſchuldvoll Haupt beſchütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gaſt.

Thoas.

Was man Verruchten thut, wird nicht geſegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern;
Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttinn übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warſt, ſo warſt du's mir.
Auch ſey ihr Wink noch künftig mein Geſetz:

IV.

Die Familie der Niobe.

Nachtrag.

1.

Ergänzungen.

Niobe. Die Naſe, die Spitze der Oberlippe, die Unterlippe größtentheils, das Kinn ſcheint beſchädigt und iſt mit falſchem Tartar überſchmiert, ferner die rechte Hand und beynahe die Hälfte des Vorderarms.

An der jüngſten Tochter, welche ſich in ihrem Schooße verbirgt, der ganze rechte Arm, am linken iſt die Schulter zerbrochen und wohl größtentheils neu, die Ellenbogen beſchädigt, die Hand neu und die Unterlippe abgebrochen. Ueberdem iſt die ganze Naſe ein neuer Zuſatz, wie auch ein Theil der Haare, welche, unter der Hand der Mutter, über den Rücken fallen, ſo auch der linke Fuß, bis über das Gelenk, wo das Bein vom Gewand bedeckt wird.

Die älteſte Tochter. Beyde Hände ſind neu, die Vordertheile beyder Füße, bis über die Zehen, ein Stück vom Gewand, ſo auf der rechten Seite herunterhängt und die große Falte welche vom linken Knie herabfällt, auch das Stück vom Mantel, welches auf der rechten Schulter liegt. Des modernen Kopfs und der durch Abarbeiten verdorbenen Theile iſt ſchon oben in der Beſchreibung gedacht worden.

Zweyte Tochter. Das linke Ohr, die Naſe, beyde Arme, die rechte Schulter und Bruſt, ſammt dem rechten Fuß iſt alles neu. Von der Draperie, welche ſie mit der linken Hand hinter der Schulter herauf zieht, alles was über dem Arm iſt und von dem Theile unter dem Arm die Enden. Es ſind ferner am Gewand noch andere Reſtaurationen, die weniger bedeuten, hin und wieder iſt ſolches auch überarbeitet.

Dritte Tochter. Die untere Hälfte der Naſe iſt neu und die Unterlippe ein wenig beſchädigt. Im übrigen iſt ihr unvergleichlicher Kopf vollkommen wohl erhalten. Die Füße ſind alle beyde neu, der rechte Arm ſcheint es auch zu ſeyn, iſt aber trefflich gemacht, der linke erhobene mag vielleicht zum Theil alt ſeyn, man kann denſelben, ſo wie die Figur jetzt aufgeſtellt iſt, nicht wohl genau unterſuchen. Am Gewand ſind einige Ergänzungen von geringer Bedeutung.

Vierte Tochter. Die Naſe iſt ganz neu und die Oberlippe beſchädigt, die Spitze derſelben ſcheint von dem Eiſen des Reſtaurateurs, welcher nachhelfen wollte, weggenommen zu ſeyn, wodurch das Profil entſtellt iſt und viel von ſeinem urſprünglichen Reiz verlohren hat. An der rechten Seite werden zwey kleine Beſchädigungen bemerkt. Der Hals iſt nahe am Halsgrübchen beſchädigt und ein wenig überarbeitet. Der rechte Arm iſt von der Schulter, der linke vom Ellenbogen an neu, ſammt dem Stück Draperie, welches frey von demſelben herunter hängt. Ferner beyde Füße, der linke bis über den Knöchel. Das luftfaſſende Ende des Unterkleides in dieſer Gegend, iſt durch Ueberarbeiten verdorben und ein ähnliches Stück über dem rechten Fuß ganz neu.

Der jüngſte Sohn hat folgende Ergänzungen: Die Naſe iſt größtentheils neu, ſo auch beyde Lippen, der rechte Arm und Vorderfuß. Die linke Hand, mit dem Stück Gewand welches ſie hält, ferner die Geſchlechtstheile. Dieſe ſind auch zu weit nach der linken Seite zu angeſetzt und die Gegend der Saamengefäße, gegen den rechten Schenkel hin, überarbeitet, wodurch dieſe Stelle ſehr unförmlich geworden iſt. Das linke Knie ſcheint ebenfalls überarbeitet. Bey Unterſuchung des linken Oberarms, der zu kurz ſcheint, entdeckt ſich daß ſolches eigentlich nicht ein Fehler des Werks iſt, ſondern daß der beſchädigte Ellenbogen nachgearbeitet und dadurch dem Oberarm ſo viel benommen worden. Die Zehen des linken Fußes ſind zum Theil beſchädigt, zum Theil ergänzt, einige Haarlocken am Nacken ſind abgebrochen, die Augen, die Augenknochen, das Kinn und die rechte Wange beſchädigt. Der Kopf war am obern Theil des Halſes abgebrochen, die Fugen und Beſchädigungen ſind mit Stuck verſchmiert, am Leib giebt es gleichfalls ein Paar dergleichen ähnliche Flecke, auch an der linken Hüfte, wo der Schenkel, und über dem Knöchel, wo der Fuß abgebrochen war.

Aelteſter Sohn. Die Naſe, die Unterlippe, der niedergehaltene Arm, von der Schulter an, der rechte, welchen er über den Kopf hält, bis nahe an den Ellenbogen, der rechte Fuß und die Zeichen des männlichen Geſchlechts ſind alles neue Theile. Das rechte Bein iſt, um das Knie her, mehrmals zerbrochen und hängt mit dem Fuß ſchlecht zuſammen, die linke Hüfte iſt ebenfalls doppelt zerbrochen, der Hauptbruch geht durch den Schmeerbauch, bis nach dem Trochanter des rechten Schenkels.

Zweyter Sohn. Die Spitze der Naſe, die Oberlippe, die linke Seite des Kinns und der ganze rechte Arm von der Schulter an. Vielleicht iſt der ausgeſtreckte linke Arm, mit dem größern Theile des Gewandes eine ältere Reſtauration, aus der Zeit da die Figur wieder gefunden wurde, er iſt zerbrochen und zuſammengeſetzt, und nicht gut genug um für antik und wirklich zur Figur gehörig gehalten zu werden. Gleiche Bewandniß hat es auch mit dem rechten Beine bis über das Knie.

Der dritte Sohn, welcher todt ausgeſtreckt liegt. Die Naſe iſt neu, ingleichen der rechte Arm bis an die Schulter; er ſollte auch etwas mehr gebogen ſeyn, indem man Spuren ſieht wo der alte ſonſt das Haupt berührt hat. Ferner der Zeigefinger der linken Hand, die Zeichen des Geſchlechts, der rechte Fuß, bis eine Hand breit über das Gelenk hinauf, am linken Fuß die drey größern Zehen und ein kleines Stückchen vom Beine, zwiſchen der Wade und dem Fußgelenk.

Der vierte Sohn. (Original-Figur) Nur die Spitze der Naſe und das Zeichen des männlichen Geſchlechtes ſind ergänzt, ſonſt iſt er durchaus ganz.

An der Copie ſind die Spitze der Naſe, der Mund, das Kinn, der Daum und das obere Gelenk des Mittelfingers, an der linken Hand, auf welche er ſich ſtützt, nebſt den vier erſten Zehen des rechten Fußes neu.

Der fünfte Sohn. (Original-Figur) Der Mund iſt ſehr beſchädigt und die Naſe neu, doch hat ſich das Naſenläppchen auf der rechten Seite noch erhalten. Wenn der ausgeſtreckte rechte Arm alt iſt, ſo iſt es wenigſtens die Hand und ein Stück von der Schulter nicht. Am rechten Schenkel ſind, gegen das Knie hin, Stücke eingeſetzt und dieſes ſcheint überarbeitet. Am Fuß iſt der Daum und die kleine Zehe neu. Ueber dem Gelenk des linken Fußes finden ſich ein Paar Stücke eingeſetzt, Bein und Fuß ſind durch Ueberarbeiten verdorben.

An der Copie. Naſe, Mund, Kinn, der größere Theil von beyden Ohren, der rechte ausgeſtreckte Arm, das linke Bein, zwiſchen dem Knie und dem Gelenk des Fußes, die Zeichen des Geſchlechts und einige Zehen an beyden Füßen, ſind alles moderne Stücke.

Der Pädagoge. Sein Kopf iſt modern und ſcheint nach einem von den überwundenen Barbaren copirt, welche von den Sieges-Denkmählern aus Trajans Zeit übrig geblieben ſind. Man ſieht daß urſprünglich der alte Kopf ſonſt auch an dieſer Figur abgeſondert gearbeitet und auf die Bruſt eingeſetzt war, wie an der Niobe und einigen ihrer Töchter. Beyde Arme ſind neuere Reſtauration ſowohl als der Kopf. Am Gewand ſind einige kleine Stückchen eingeſetzt und die rechte Bruſt mag durch Ueberarbeiten gelitten haben. Das rechte Knie iſt an der inwendigen Seite verletzt und mit Stuck ausgeſtrichen, an der äußern Seite der Wade iſt ein Stück eingeſetzt, beyde Füße ſind überarbeitet und am linken die Ferſe neu.

Die fünfte Tochter. Beyde Arme, die Naſe, die Unterlippe und die im Nacken zum Knoten geſchnürten Haare, ſind neue Zuſätze.

Ihr Kopf iſt ebenfalls auf die Bruſt zwiſchen die Schultern eingefugt. Auf dem Rücken, wo vielleicht ehemals Flügel geſtanden haben, muß ſie ſehr beſchädigt geweſen ſeyn, es iſt ein großes viereckiges Stück Marmor eingeſetzt.

2.

Antike Copien.

Wir gedenken nun auch noch kürzlich der antiken Copien, welche ſich von Figuren, die zur Familie der Niobe gehören, in verſchiedenen Sammlungen finden und eben ſo viel Zeugniſſe von dem ehemaligen Ruhm und der Schätzung des Werks ſind.

Es iſt ſchon in der Beſchreibung bemerkt worden daß, ſelbſt unter den zu Florenz beyſammen aufgeſtellten Figuren, fünf Söhne, wahrſcheinlich auch die zweyte Tochter, und, wenn die ehemalige Pſyche für die fünfte angenommen werden ſoll, auch dieſe, keine ächten Originale, ſondern Nachahmungen ſind. Die Verſchiedenheit des Styls, der Arbeit und des Marmors zeigen daß ſie zu verſchiedener Zeit und an verſchiedenen Orten entſtanden ſeyn müſſen. Der älteſte Sohn und die zweyte Tochter dürften wohl die älteſten Copien ſeyn, der Marmor an dieſer letztern ſcheint von derſelben Art wie an den Originalfiguren, Styl und Arbeit ſind nur ein wenig lockerer. Der zweyte und fünfte Sohn haben ſehr grobkörnigen Marmor (Mormo Salino) und die Manier iſt noch mehr gerundet, noch lockerer und unbeſtimmter. Dem zufolge könnten ſie zwar griechiſche Arbeiten ſeyn, aber aus ſpätern Zeiten. Der dritte, todtliegende, und der vierte Sohn ſcheinen aus Carrariſchem Marmor gearbeitet; er hat ein feines Korn, iſt glänzender und ſieht unbändiger und ſpröder aus. Es wäre alſo glaubwürdig daß dieſe Figuren in Italien gemacht ſind, nachdem die Originale aus Griechenland herübergeſchafft waren. Die fünfte Tochter iſt ſonder allem Zweifel zuletzt und nicht vor der Antoninen Zeiten gemacht, wie die Manier der Arbeit deutlich zeiget.

Es kömmt, bey dieſen Beobachtungen, nicht ſowohl auf den innern Werth der Bilder, als auf die äußern Kennzeichen des Marmors und des Styls der Arbeit an. So iſt z. B. die zweyte Tochter ohnſtreitig das Werk eines tüchtigen Meiſters; andere aber mögen blos Uebungsſtücke ſeyn und von Schülern herrühren. Die Originalbilder zeichnen ſich zwar freylich am meiſten durch die vortreffliche Ausführung vor den Copien aus, dabey iſt jedoch nicht überflüſſig anzumerken daß ſie ſich auch, mit Einſchluß der zweyten Tochter, durch den Marmor unterſcheiden, welcher ungemein ſchön iſt, von feinem Korn, auf den hohen Stellen glänzend, als ob er fett wäre. Seine Farbe iſt warm und angenehm, wie aus Milch und Wachs gemiſcht.

Unter den Antiken zu Dresden befindet ſich eine Wiederholung des liegenden todten Sohnes, welche ſehr viele Verdienſte hat und in manchen Theilen nicht geringer iſt als das florentiniſche Exemplar.

Im capitoliniſchen Muſeum ſteht eine recht gute Copie des vierten Sohnes, und bey demſelben die fünfte Tochter, welche in einem andern Zimmer, zum zweyten male, als Pſyche vorkömmt. Eine dergleichen Figur, beſſer gearbeitet, ſteht auch in der Villa Borgheſe, und eben daſelbſt finden ſich auch zwey ſchöne Köpfe von der zweyten Tochter. Der eine iſt dem Tronk einer Hekate oder Diane aufgeſetzt, welche in einem kleinen runden Tempel im Garten ſteht; der andere, vorzüglichere, einer Büſte mit vielen gekräuſelten Falten, im Saale der Venus, gleich an der Thüre welche auf die Treppe nach dem obern Zimmer führt.

Ein trefflich gearbeiteter Kopf der Niobe ſelbſt ſteht, faſt ganz dem Auge entzogen, im capitoliniſchen Muſeum, über dem Fronton der Thüre, welche von der Gallerie, oder dem Coridor, in den großen Saal führt und dürfte daher nur wenigen bekannt ſeyn. Vielleicht iſt es eben derſelbe welcher zu Rom in alten Gypsabgüſſen curſirt, und zuweilen ſchon zum Argument dienen mußte daß die Statue der Niobe zu Florenz kein ächtes Original ſey. Man will eine weichere Behandlung und mehr Rundung in gedachtem Gyps wahrgenommen haben, welches wir auch gelten laſſen, aber eben daraus einen neuen Beweis für die Originalität der Florentiniſchen ziehen; denn

Wenn du nach Hauſe Rückkehr hoffen kannſt,
So ſprech' ich dich von aller Fordrung los.
Doch iſt der Weg auf ewig dir verſperrt,
Und iſt dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöſcht,
So biſt du mein durch mehr als Ein Geſetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein langverſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmahl vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens ſichre Wohnung, ſchadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geſchlecht.

Thoas.

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.
Nennſt du Den deinen Ahnherrn, den die Welt
Als einen ehmahls Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Iſt's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An deſſen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Geſprächen Götter ſelbſt,
Wie an Orakelſprüchen ſich ergötzten?

Iphigenie.

Er iſt es; aber Götter ſollten nicht
Mit Menſchen, wie mit ihres Gleichen wandeln;
Das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.

eine Copie von guter Hand und aus guter Zeit muß nothwendig, als ein ſpäteres Werk, weicher und in allen Theilen abgerundeter ſeyn, das Original hingegen wird und muß ſie hinwieder an reiner Form, an Geiſt und Genauigkeit übertreffen.

In der Villa Albani iſt eine weibliche Figur, ohngefähr halb Lebensgröße, welche für eine Tochter der Niobe gilt; allein der Geiſt in dem ſie gedacht iſt läßt vermuthen daß ſie zu einem ganz andern Werke aus ſpätern Zeiten gehörte.

Ueber dieſe angeführten Stücke ſoll ſich noch eine Figur aus dieſer Familie in England, eine andere im Hauſe Colonna befinden. In Verona liegt der todte Sohn im Pallaſt Bevi l' Acqua, noch einer ſoll in Wien gezeigt werden, von denen allen der Verfaſſer keine nähere Nachricht geben kann.

3.

Fabronis Nummern

mit den Nummern unſerer Abhandlung, zu mehrerer Bequemlichkeit des Nachſchlagens zuſammengeſtellt.

Fabroni		Propyläen
I.	Der Pädagoge, welchen Fabroni für den Amphion hält	VII.

Fabroni		Propyläen.
II.	Niobe mit der jüngſten Tochter im Schooß. Etwas zu ſehr von der rechten Seite her gezeichnet.	I.
III.	Der todtliegende Sohn. Der Augpunkt iſt zu tief genommen	IX.
IV.	Das Pferd.	
V.	Die zweyte Tochter.	V.
VI.	Der älteſte Sohn.	VIII.
VII.	Der zweyte Sohn	X.
VIII.	Der fünfte Sohn. Iſt nach der Intention des Künſtlers von der Rückſeite gezeichnet und alſo ehe die Figuren auf gegenwärtige Weiſe geſtellt waren; allein er ſieht nicht jugendlich genug aus und ſcheint nach der Copie, nicht nach dem Original, gemacht zu ſeyn.	XIII.
	Die Nachahmung von dieſer Figur . .	XIV.
IX.	Der vierte Sohn auch nach der Copie gezeichnet, und etwas zu viel von der linken Seite	XI.
	Repetition dieſer Figur wahrſcheinlich das ächte Original.	XII.

Fabroni		Propyläen.
X.	Der jüngſte Sohn zu ſuelt gezeichnet. Er ſieht deswegen nicht jugendlich genug aus.	IV.
XI.	Die älteſte Tochter.	VI.
XII.	Die vierte Tochter	III.
XIII.	Die dritte Tochter.	II.
XIV.	Die Muſe	XVI.
XV.	Die Pſyche	XV.
XVI.	Die Ringer.	

4.

Halberhobene Arbeiten,

die Fabel der Niobe vorſtellend.

Das Basrelief in der Villa Borgheſe findet ſich abgebildet in Winkelmanns Monumenti antichi inediti, tab. 89.

Das Basrelief im Clementiniſchen Muſeum, ſo wie das in der Villa Albani, kann man bey Fabroni ſehen in ſeiner Dissertazione sulle statue appartenenti alla Favola di Niobe.

Eines vierten, in der Sammlung des Grafen Pembrok, in England, erwähnt Winkelmann, in den Monumenti, parte seconda, p. 119 u. 120.

Noch eines Bruchſtücks von einem Basrelief, welches dem in der Villa Borgheſe ähnlich geweſen ſeyn mag, das ſich im Pallaſt Rondinini befinden ſoll, gedenkt Winkelmann am erſten angezeigten Orte, und Fabroni, wahrſcheinlich aus Winkelmann, in der oben citirten Diſſertation.

In dem angeführten Basrelief in der Villa Borgheſe ſowohl, als in dem andern, im Clementiniſchen Muſeum, ſteht die Arbeit mit der Erfindung und Anordnung in keinem Verhältniß und zeigt daß es Nachahmungen von beſſern, vor Alters berühmten Werken ſeyn müſſen.

Nach dem Pauſanias war die Fabel der Niobe am Throne des olympiſchen Jupiters, vom Phidias, abgebildet und wir haben Grund zu glauben daß eben das Borgheſiſche Basrelief eine Nachahmung deſſelben ſeyn dürfte. Das ſymetriſche in der Anordnung, da, von der Mittelgruppe an, allemal einer jeden Figur oder Gruppe wieder eine andere, faſt ähnliche, gegen über geſtellt iſt, und das Ganze endlich an der einen Seite mit der Niobe und an der andern mit dem Amphion endigt, ſetzt außer Zweifel daß das Urbild kein für ſich allein beſtehendes Kunſtwerk geweſen ſeyn könne, ſondern zum Zierrath gedient habe und nach dem Erforderniß dieſes bedingten Zwecks erfunden worden ſey. Aus dem hohen Sinn und dem Ernſt der Motive, aus der ſtrengen Symmetrie in der allgemeinen Anordnung aber, zeigt ſich daß es eine Erfindung aus den Zeiten des hohen Styls ſeyn müſſe.

Das Basrelief auf der Graburne im Clementiniſchen Muſeum iſt hingegen in ſeiner ganzen Erfindung und Anordnung auf das Gefällige und Angenehme berechnet. Es deutet auf Zeiten wo die Kunſt freyer und leichter zu Werke ging, und das ſymetriſche mehr zu verbergen bemüht war. Wir wiſſen daß auf den Thüren eines Apollo-Tempels, welchen Auguſtus auf dem Palatiniſchen Hügel erbauen laſſen, die Fabel von der Niobe und ihren Kindern in Elfenbein geſchnitzt war, und alſo könnte unſere Urne für eine Nachahmung dieſes Schnitzwerks gehalten werden.

Doch wir haben an einem andern Orte ſchon bemerkt daß unter den Kaiſern die Zeit der ſchönen Erfindungen in der Kunſt vorbey war, und wenn alſo das Schnitzwerk auf den Thüren nicht auch einem ältern Kunſtwerke nachgeahmt war, ſo hatte daſſelbe wahrſcheinlich nichts mit gedachter Urne gemein, deren Basrelief früher, in ſchönern Zeiten der Kunſt erdacht zu ſeyn ſcheint. Auch iſt die Compoſition wohl urſprünglich zu dem Zwecke gedacht welchen ſie hier erfüllt: denn die todtliegenden Figuren von fünf Söhnen und eben ſo vielen Töchtern, womit der lange und ſchmale Raum der Vorderſeite des Deckels geziert iſt, ſind eben ſo lieblich gedacht, künſtlich und zierlich geordnet als das übrige, mit welchem ſie alſo ohne Zweifel einerley Urſprung haben mögen.

Das Fragment des Basreliefs in der Villa Albani iſt in der Anordnung von den andern weſentlich verſchieden. Die Linie der Figuren erhebt ſich gegen die Seite zu wo das Werk abgebrochen iſt. Wenn ich nicht irre, ſo erzählt Pauſanias daß die Geſchichte der Niobe im Fronton eines Tempels vorgeſtellt geweſen und giebt den Praxiteles als den Meiſter davon an. Man dürfte alſo, da unſer Fragment in eine ſolche Form zu paſſen ſcheint, wohl vermuthen, daß auf demſelben ein Theil von jenem Basrelief im Fronton des Tempels abgebildet ſey; zumal da der herrſchende Geſchmack in den Figuren auf ein Werk des ſchönen, gefälligen Styls deutet.

5.

Epoche der Auffindung.

Der Brief des Bildhauers Cioli, nach welchem wir das Jahr 1583 als das Jahr der Entdeckung angegeben, findet ſich unter der alten Correſpondenz über die mediceiſche Kunſtſammlung, welche in der Gallerie zu Florenz aufbewahrt wird, einen Schatz merkwürdiger Nachrichten enthält und wohl verdiente bekannt gemacht zu werden.

Dagegen giebt Fabroni in ſeiner oben angeführten Diſſertation das Jahr 1583 an. Durch die verſchiedenen Urkunden, aus welchen er Auszüge abdrucken läßt, werden wir von dem Orte, wo die Statuen gefunden worden, dem Namen der Grundeigenthümer und der Arbeiter, welchen ebenfalls ein Theil des Gefundnen zukam, unterrichtet. Ferner theilt er einen Brief mit, von einem Stephan Perignoni, an Hieronymus Vareſe, mit dem Datum des 24 Juni 1583. worin der Schreiber Entſchluß verlangt, ob er den Kauf abſchließen ſolle. Sodann enthält der vierte Beleg die Nachricht, daß ein Drittheil von dem was für die Statue der Niobe mit ihren Kindern, und der vierte Theil deſſen was für die Gruppe der Ringer bezahlt worden, 450 Scudi ausgemacht, welches der Antheil der Arbeiter geweſen.

Wir ſind daher wegen des von uns angegebenen Datum einigermaßen zweifelhaft, ob wir uns nicht an der von dem Bildhauer Cioli niedergeſchriebenen Jahrzahl geirrt, und die Ziffer Achte für eine Drey genommen haben konnten? welches bey einer Italiäniſchen

Handſchrift, aus dem Sechszehnten Jahrhundert, leicht möglich wäre.

Jedoch führt Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt (*), wo er von der Gruppe der beyden Ringer redet, einen Kupferſtich vom Jahr 1557 an. Da nun dieſe Gruppe mit der Niobe und ihren Kindern, wie aus dem vorhergehenden zu erhellen ſcheint, zugleich gefunden worden und man ſie auch deswegen hauptſächlich für Söhne derſelben hielt; ſo bleibt uns auch die Fabroniſche Angabe ungewiß.

Da aber die Nachrichten, welche Vaſari von dem Bildhauer Cioli giebt, ſich mit einem Aufenthalte deſſelben in Rom im Jahr 1535, nicht wohl vereinigen laſſen; ſo mag die, für Kunſtgeſchichte, nicht unintereſſante Auffindungsepoche, künftig von einem Liebhaber und Forſcher näher beſtimmt werden.

(*) Theil II. S. 657. Wiener Ausgabe.

V.

Ueber Lehranſtalten,

zu Gunſten der bildenden Künſte.

Fortſetzung.

Akademien.

Wir haben in der Einleitung die Grundſätze ſchon angegeben warum eigentliche Akademien, oder hohe Schulen der Kunſt, nicht in großer Anzahl vorhanden ſeyn dürfen, jetzt möchten wir noch hinzuſetzen: es ſey dem Staatsintereſſe gemäß jungen Leuten, welche ſich der Kunſt widmen wollen, die erſten Schritte nicht allzubequem zu machen, damit keine Unberufene gelockt werden; diejenigen hingegen, welche, durch natürlichen Hang zur Kunſt gewaltig getrieben, alle anfänglichen Hinderniſſe überwinden, ſind es werth daß man deſto größere Sorgfalt auf ihre Ausbildung wende. Aus dieſen Rückſichten wäre alſo eine einzige Akademie der bildenden Künſte ſchon für einen beträchtlich großen Staat hinreichend; denn je mehr Schüler beyſammen ſind, je mehr Talente ſie haben, je thätiger und ſtrebender wird alles ſeyn, ſie werden mit einander wetteifern, ſich ſelbſt beurtheilen, unterrichten, wechſelſeitig anreizend und gereizt, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten beſſer ausbilden.

Für eine dergleichen Anſtalt wird faſt allemal die Haupt- oder Reſidenzſtadt der bequemſte Ort ſeyn, weil ſich daſelbſt immer noch am meiſten Beſchäftigung und Erwerb für Künſtler hoffen läßt, wie auch daß wahrſcheinlicherweiſe die meiſten guten Kunſtwerke dort vorgefunden werden. Denn dieſe ſind ein äußerſt nothwendiges Erforderniß, und wo es an ſolchen mangelt wäre das Unternehmen, eine Akademie der bildenden Künſte zu errichten, für eine mißliche Sache anzuſehen.

Wir ſetzen alſo unter die erſten Bedingungen eine gute, anſehnliche Sammlung von Gemälden, welche den Zöglingen Vorbilder zeigt und den Lehrern Gelegenheit giebt alles zu belegen und gleich anſchaulich zu machen. Die Anweiſungen werden alsdann klarer, lehrreicher und von doppelter Kraft und Wirkung ſeyn, es wird kein Zweifel keine Mißdeutung ſtatt finden, weil die Zeugniſſe vor Augen ſtehen. Die Bilder ſelbſt werden wieder durch Erklärung gewinnen, der Lehrer wird die verſteckte Kunſt in denſelben den Schülern offenbaren, die verſchie-

Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war
Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermuth
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen düſtern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das ſchönſte Weib,
Des Oenomaus Tochter, Hippodamien.
Sie bringt den Wünſchen des Gemahls zwey Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn
Aus einem andern Bette wachſend an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt

denen Manieren der Zeiten, der Schulen, der Meiſter vergleichen und jedem einen richtigen allgemeinen Begriff von der Kunſt der Malerey beybringen. In gleicher Hinſicht hat die Akademie ein Muſeum von antiken Statuen und Büſten, oder wenigſtens eine Sammlung guter Abgüſſe der beſten Werke der alten Kunſt, nothwendig, um den Geſchmack der Schüler zu reinigen, zu bilden, die Zeichnung zu regeln, ihnen das Schöne in den Formen zu zeigen, ſie mit dem hohen Werth und der Würde des Alterthums überhaupt bekannt zu machen.

Auch würde es nicht ohne Nutzen ſeyn bey der Akademie der bildenden Künſte eine kleine Bibliothek, eine Sammlung von Kupferſtichen und allenfalls auch von guten Handzeichnungen anzulegen. Die Bibliothek müßte alle Werke der Dichter und Geſchichtſchreiber enthalten, welche Künſtler bedürfen; die Alten könnten in guten Ueberſetzungen, die neuern aber, wenigſtens die in den gangbaren Sprachen, im Original vorhanden ſeyn. Es müßte ferner nichts fehlen was zur Kunſtgeſchichte dient, ſo wenig als die vorzüglichſten Werke über Architektur und Alterthumskunde; durch dieſe ſchlöſſen ſich die Bücher wieder an das Muſeum, die Gallerie und die Sammlung der Kupferſtiche an, welche letztere zwar zum Theil aus den ſchönſten geſtochenen

Blättern beſtehen müßte, damit die Kupferſtecher ſich darin Raths erholen und Muſter ſuchen können; doch iſt ſie hauptſächlich beſtimmt die Ueberſicht über die Kunſt im allgemeinen zu erweitern, und man müßte darum alle die groſſen Compoſitionen z. B. des Rafaels Bilder im Vatikan, die Gallerie Farneſe und Farneſina, die Gallerie Luxenburg, die Schlachten Alexanders ꝛc. mit Einem Wort alles was für Erfindung, Anordnung, oder ſonſt für einen andern weſentlichen Theil der Kunſt von Nutzen ſeyn, oder die Schüler mit den berühmten Werken der beſten Meiſter vorläufig bekannt machen kann, hier zum Unterricht verſammelt finden. Gute Handzeichnungen vorzüglicher Künſtler möchten wir deswegen wünſchen, weil ſie, als leichte Entwürfe, den Originalgeiſt eines jeden Meiſters unverſtellt zeigen und den Gang der Gedanken in ſeinen Werken, von der Entſtehung bis zur völligen Ausbildung, lehrreich und offen, uns vor Augen legen.

Vormals wurde bey den Akademien z. B. bey der von den Caracci geſtifteten, Mythologie und Hiſtorie in ordentlichen Lehrſtunden abgehandelt, gegenwärtig ſcheint dieſes nicht mehr ſehr nothwendig, weil überhaupt mehr geleſen wird als zu jener Zeit, und es läßt ſich glauben daß eben, vermittelſt der zum Behuf der Zöglinge vorgeſchlagenen Bibliothek, hinlänglich für das Wiſſenſchaftliche dieſer Art geſorgt wäre. Allenfalls könnte man von den vorzüglichſten alten Dichtern und Geſchichtſchreibern mehrere Exemplare anſchaffen und ſolche den Schülern leihen, wodurch ſie in Stand geſetzt würden von ſelbſt, in Nebenſtunden, ſich hinlängliche Kenntniſſe zu erwerben und die nothwendigern Studien deſto ununterbrochner fortzuſetzen. Für Anatomie, für die Anfangsgründe der Mathematik und für Perſpective hingegen dürfte es wohl am beſten ſeyn ordentliche Lehrer zu beſtellen, welche zu beſtimmten Zeiten und Stunden Unterricht gäben, wozu die Schüler der Akademie ſich pflichtmäßig einfinden müßten. Es verſteht ſich jedoch daß Landſchaftmaler und Baumeiſter von der Anatomie, die ihnen nicht nöthig iſt, befreyt und die Bildhauer über die Perſpective leicht zu behandeln ſind. Allein man müßte ſtrenge darauf halten daß ein jeder dasjenige, was ihm von den Hülfswiſſenſchaften in ſeiner Kunſt nützlich und nöthig iſt, gründlich erlerne; wir ſehen es ſogar keineswegs für unbillig an, hierüber zwingende Maaßregeln einzuführen, weil ſowohl die Anatomie, als die Mathematik und die Perſpective den Anfänger eben nicht ſehr reizen und daher ſo leicht vernachläſſigt werden.

Die Hauptperſonen bey der Akademie, von deren Bemühungen der Erfolg des Ganzen abhängt ſind, drey Lehrer der verſchwiſterten Künſte, Malerey, Bildhauerkunſt und Baukunſt und wir ſetzen voraus daß ein jeder derſelben, in ſeinem Fach, zu den vorzüglichſten Künſtlern des Zeitalters gehören, daß er aber auf dieſen Ruhm nicht nur um des Talents willen Anſpruch mache, ſondern die Wiſſenſchaft ſeiner Kunſt vollkommen inne habe, und ſie andern mitzutheilen wiſſe. Oft kann ein Künſtler kraft ſeiner natürlichen Gaben höchſt ſchätzbare Werke liefern, die Natur treu und mit großer Geſchicklichkeit nachahmen. Ein feines Gefühl, ein zart empfindendes Herz, der Hang fürs Gefällige, Heitere, Angenehme, Zierliche leitet ihn, und durch alle dieſe Eigenſchaften, die er gleichſam inſtinktmäßig ausübt, entzücken uns ſeine Werke und er iſt allerdings ein großer Künſtler, aber darum noch kein guter Lehrer; ein ſolcher muß alles aus Grundſätzen ableiten, muß die Urſachen anzugeben wiſſen, den Schülern darthun und erklären.

Man ſagt die Caracci ſeyen im Stand geweſen, oder hätten wenigſtens darnach getrachtet, von einem jeden Strich in ihren Werken Rechenſchaft abzulegen, und in der That ihre Schule kann uns noch jetzt in manchen Stücken zum Muſter einer guten Lehranſtalt der

Kunſt dienen; wir müſſen dabey nur immer mit Rückſicht auf die gegenwärtige Zeit und veränderten Umſtände handeln. Das aber worin unſere Lehrer hauptſächlich ſuchen ſollten die Carracci nachzuahmen, iſt die Faßlichkeit des Unterrichtes, die Gewandheit ſich in jedes Talent der Schüler zu finden, wodurch ſo viele große Künſtler, mit ſo verſchiedner Manier, in ihrer Schule ſich bildeten.

Der Mangel an Faßlichkeit der Lehre ſcheint gegentheils, in neuerer Zeit, an der Unfruchtbarkeit der mengſiſchen Schule einige Schuld gehabt zu haben. Denn Mengs war, wie aus ſeinen Schriften erhellet, keineswegs arm an theoretiſchen Kenntniſſen; aber er plagte ſich und andere mit einer gewiſſen ſchwermüthigen Idealität, die alles in der Weite ſucht; er pflegte die Kunſt noch ſchwieriger vorzuſtellen als ſie wirklich iſt, und dadurch wurden die Schüler erſchreckt, ihr Streben gehemmt; man thut aber beſſer ihnen durch das Angenehme und Lockende erſt Muth zu machen, und ſie dann, nach und nach, wenn ſie ohne Gefahr mehr ertragen können, in die Tiefen des Nachdenkens zu führen.

Wollen wir nun die Verrichtungen der Lehrer unſerer Akademie im einzelnen betrachten und unterſuchen; ſo wird man von dem Maler ohne Zweifel den größten

Umfang von Kenntniſſen zu fordern haben; er wird den manigfaltigſten Unterricht ertheilen und darum als der Vorſteher des Ganzen erſcheinen; allein im Weſentlichen dürfte es doch nie rathſam ſeyn irgend eine Rangordnung gelten zu machen, denn die Künſte haben keine vor der andern einen Vorzug. Deshalb wäre es vielleicht am beſten die gewohnten Titel von Direktor, Profeſſor, Zeichenmeiſter u. ſ. w. ganz aufzuheben, weil ſie einen Unterſchied von höherm und geringerm Stand anzudeuten ſcheinen, welches nicht ſelten Neid und Eiferſucht erweckt und dadurch für die Kunſt ſchädliche Folgen hat. Man könnte wahrſcheinlich dem, von dieſer Seite, zu beſorgenden Unheil ganz, oder zum Theil, dadurch vorbeugen, wenn für jedes Fach der Kunſt nur ein einziger, wackerer, ſeiner Beſtimmung vollkommen gewachſener Mann, unter der Benennung eines Lehrers der Malerey Bildhauerey ꝛc. beſtellt würde. Ein jeder ächter Künſtler wird ſich durch dieſen Titel geehrt genug finden, und da alsdann keiner von den Lehrern des andern Gebiet zu berühren hat, ſo werden ſie ſich über Meynungen und Grundſätze eher vertragen und wenig Anlaß zu Zwiſtigkeiten haben. Auch wird der Unterricht, von Einem allein gegeben, allemal wirkſamer und die Schüler werden keinem ſchädlichen Zweifel ausgeſetzt ſeyn. Sie wer den, feſten Glaubens, ſich an die Lehre und Methode ihres Lehrers halten, welches, wenn wir annehmen dürfen daß dieſer auf dem rechten Wege ſey, kein geringer Gewinn iſt. Denn die größten Talente haben auch ihre unmündige Zeit, wo ſie, irre gemacht, zwiſchen entgegengeſetzten Meynungen und Lehren ſich nicht entſcheiden können, und dadurch in ihren Fortſchritten aufgehalten werden.

Der Unterricht muß vollkommen frey den Schülern ertheilt werden. Wir wiſſen zwar daß es vorzeiten anders war, und daß die Meiſter von ihren Zöglingen, wie billig, bezahlt wurden; heut zu Tage aber iſt ſolches an den meiſten Orten nicht mehr Sitte, und es iſt wahrſcheinlich auch beſſer der herrſchenden Gewohnheit zu folgen; denn alles hat ſich geändert, und das wechſelſeitige Intereſſe der Schüler und Meiſter gegen einander iſt geringer worden. Jene hatten ehemals Ausſichten auf einen ſichern Erwerb, dieſe erzogen ſich nützliche Gehülfen zu großen Arbeiten. Gegenwärtig ſehen weder die einen noch die andern ſo gute Hoffnungen vor ſich. Die Kunſtſchulen mußten öffentliche, vom Staat unterhaltene Anſtalten werden und das zeigt uns eben die Nothwendigkeit den Jünger aller Koſten zu entledigen, dem Lehrer den Unterricht zur Bedingung und Pflicht zu machen. Dieſer müßte daher gehalten ſeyn allen ſeinen Schülern freyen Zutritt bey ſich zu geben, um ihre Arbeiten vorzuzeigen, von ihm Rath und Nachweiſung zu erlangen, er müßte überdem noch gewiſſe Tage und Stunden ganz auf ihren Unterricht verwenden und alsdann die Kunſt im Ganzen ſowohl als im einzelnen der Theile theoretiſch abhandeln. Ohngefähr auf eben die Weiſe wie die akademiſchen Lehrer der Wiſſenſchaften ihre Collegien leſen. Hierzu wird weniger Wohlredenheit als ein gründlicher Verſtand der Sache erfordert. Es kann Männern von Fähigkeiten und Einſichten, wie wir ſolche von unſern Lehrern zu fordern berechtigt ſind, ohnmöglich ſchwer fallen ihre Kunſt faßlich zu erklären, beſonders wenn ſie der Hülfsmittel einer Gemäldeſammlung, Statuen oder Abgüſſe nicht entbehren. So könnte einer z. B. blos vorzügliche Bilder großer Künſtler vornehmen, dieſelben, ihrem ganzen Weſen und Gehalt nach, ſeinen Schülern erklären und ſicher ſeyn daß er unendlich viel Gutes ſtiftete. Wie muß ein junger Künſtler nicht, um ſein Urtheil zu bilden, von einer Stufe der Erkenntniß zur andern mühſam klimmen! wie muß er aufhorchen, und wie oft irrt er und hat ſeinen Irrthum zu beklagen! Man beſchuldigt den größten Theil der Künſtler, nicht ohne Grund, daß ſie in

Sachen der Kunſt meiſtens einſeitig und ſchief urtheilen, daher mag es auch kommen daß ein Kenner von Kunſtwerken und ein Künſtler gewöhnlich nicht in Einer Perſon aufgeſucht werden. Wahrlich es iſt hohe Zeit künftig, bey den Akademien der zeichnenden Künſte, nicht nur Handgriffe der Kunſt, ſondern auch die Wiſſenſchaft derſelben zu lehren!

Die Sammlung von Gemälden, antiken Statuen, oder Abgüſſen derſelben ſollen den Schülern Gelegenheit geben ſich nach vorzüglichen Meiſterwerken zu üben, und um alle Hinderniſſe, die ihren Fleiß beſchränken könnten, abzuwenden, iſt es nothwendig daß die Lehrer der Akademie zu Oberaufſehern dieſer Sammlung geſetzt ſeyen, welches in jeder Rückſicht wohlgethan ſeyn wird, indem man von ihnen die beſte Kenntniß, und daher auch die meiſte Sorgfalt für die Erhaltung der Kunſtwerke erwarten darf. Nach Erforderniß der Umſtände werden ſie denn ihren Schülern zu copiren erlauben, ihnen vorſchlagen, rathen und überhaupt alles ſo anordnen daß dieſe ihre Zeit beſtmöglichſt benutzen können. Nicht ſelten hängt von dergleichen das Gedeyen oder Stocken einer ganzen Anſtalt ab, denn wir könnten allenfalls Orte namhaft machen, wo der beſte Wille der Regierung, koſtbare Anſtalten und herrliche Kunſtſammlungen wenig oder nichts fruchten, blos weil die Einſchränkung auf Jahreszeiten und gewiſſe Stunden des Tages, die Schüler zur Eile und zu einer nachläſſigen Ausführung ihrer Arbeit zwingt.

Der beſte Vorſchlag, den wir zu Vermeidung ſolcher ſchädlichen Unbequemlichkeiten thun können, iſt dieſer, daß die eigentliche Gallerie, oder große Gemäldeſammlung nur zu beſtimmten Tagen und Stunden und in der rauheſten Jahreszeit blos auf beſonderes Begehren den Liebhabern geöffnet werde; daß man hingegen in einem eigenen Saal, der im Winter mäßig erwärmt werden kann, diejenigen Bilder bringe und in ein günſtiges Licht ſtelle, welche die Schüler zu copiren verlangen und die ihnen vom Lehrer als zweckmäßig und nützlich verwilligt worden ſind. Hier mag alsdann ein jeder, ohne Einſchränkung, den ganzen Tag ſeiner Arbeit obliegen und es wird nur ein vertrauter Aufwärter erforderlich ſeyn, welcher das Zimmer öffnet, ſchließt, zu Zeiten reinigt und dem Lehrer von allenfalls vorfallenden Unordnungen Bericht abzuſtatten hat.

Um aber die Originalgemälde, welche man aus der Gallerie zum Studium der Schüler hierher bringt, keiner Gefahr auszuſetzen, ſo könnte man ſie durch weite Drathgitter ſchützen, deren Oeffnungen zum wenigſten Fuß

Das Paar im Brudermord die erſte That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderinn, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und ſie entleibt
Sich ſelbſt —

Thoas.

Du ſchweigeſt? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertrau'n dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe,
Den Hörer unterhält und ſtill ſich freuend
An's Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Böſer oder Guter
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebiethen Atreus und Thyeſt der Stadt,
Gemeinſam-herrſchend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyeſt
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückiſch hatte ſchon
Thyeſt, auf ſchwere Thaten ſinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den ſeinen ſchmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Bruſt mit Wuth und Rache
Und ſendet ihn zur Königsſtadt, daß er
Im Oheim ſeinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorſatz wird entdeckt; der König

groß und regulär viereck ſeyn müßten. Dieſe würden den Schülern zugleich ſtatt der Fäden dienen, welche ſie ſonſt in horizontaler und paralleler Richtung darüber zu ziehen pflegen, um ſich die Entwerfung des Ganzen zu erleichtern. Das Durchzeichnen mit dem Florrahmen oder durch Oehlpapiere darf überhaupt niemals zugegeben werden, weil die Gemälde, an denen ſolches geſchieht, leiden, und weil das beſte und nützlichſte Studium gerade darin beſteht daß die Schüler ihr Augenmaaß üben und ihre Figuren von freyer Hand aufzeichnen lernen.

Die ruhige, ungeſtörte Muße, welche die Beſchäftigungen der Kunſt nothwendig erfordern, iſt nicht der unerheblichſte Grund warum wir wünſchen daß die copirenden Schüler von der Gallerie abgeſondert ſeyen; denn der Konkurs von Fremden und Liebhabern ſtört ſie daſelbſt zu oft in ihrer Arbeit, leitet ihre Aufmerkſamkeit ab und raubt ihnen die Zeit; weil es aber auf der andern Seite unbillig wäre den Liebhabern das Anſchauen der Bilder, welche copirt werden, ganz zu entziehen, ſo könnte ihnen der Eingang in das Zimmer, wo copirt wird, in den Mittagsſtunden und an Feſttagen geſtattet werden.

Im Muſeum der antiken Statuen, oder in der Sammlung von Gypsabgüſſen würden die Schüler ebenfalls vollkommene Freyheit genießen; ihnen zum Beſten würde man ſuchen die Statuen alle, oder doch wenigſtens die vorzüglich muſterhaften, geräumig aufzuſtellen, damit ſie aus gehörigen Geſichtspunkten von den Zeichnern, und von denen welche modelliren bedürfenden Falls auch von der Seite und von hinten, angeſehen werden könnten. Statuen, welche urſprünglich beſtimmt waren frey von allen Seiten geſehen zu werden, ſollten zum umdrehen eingerichtet ſeyn. Das Licht mag auf alle zwar hoch einfallen, doch nicht ganz von oben, welches wenigen Statuen vortheilhaft und noch weniger den Studirenden bequem iſt, denn für dieſe hat die Deutlichkeit mehr Werth als der Effect. Am beſten wäre es wenn man die hochſtehenden Fenſter nach Belieben öffnen und zuziehen könnte, um auf eine jede Figur Licht fallen zu laſſen wie ſolches am angemeſſenſten iſt.

Um Beſchädigungen zu verhindern könnte man Schranken vor und um die Statuen ſetzen, damit ſich denſelben niemand zu ſehr nähern dürfte. Die welche zeichnen, oder modelliren wollen, müſſen ohnehin in einer gewiſſen Entfernung ſtehen, um, wie ſchon oben bemerkt iſt, das Ganze überſchauen zu können. Man darf nicht ſorgen daß, wegen einer ſolchen Vorrichtung, für die Deutlichkeit und daher auch für das Studium etwas verlohren gehe; denn, bey gutem Licht, werden alle Theile eines vorzüglichen Kunſtwerks, gewiß hinreichend deutlich in die Augen fallen; ſie ſind ja auf den Effect berechnet.

Wenn die Schüler, um ſich mit den ſchönen Verhältniſſen näher bekannt zu machen, Ausmeſſungen anſtellen wollten und ſich alſo, um dieſer Urſache willen, den Statuen mehr nähern müßten, ſo wäre es gut wenn ſolches jedesmal unter Aufſicht und mit Beyhülfe eines Lehrers geſchähe, indem ohnehin Methode und gründliche Vorkenntniſſe dazu gehören, falls ein ſolches Bemühen nützlich ſeyn ſoll.

Da, unter den rauhern Himmelsſtrichen, die Härte des Winters alle Arbeit der Schüler im Muſeum unterbricht, ſo könnte ein heizbares Zimmer, mit einigen guten Abgüſſen verſehen, in dieſer Jahreszeit benutzt werden. Vielleicht wäre es am ſchicklichſten hierzu dasjenige zu wählen, wo Abends nach dem Nackenden gezeichnet wird, um die idealen Muſter der menſchlichen Geſtalt mit der Natur zu vergleichen.

Viele betrachten die Akademie des Abends, wo man bey der Lampe, ein paar Stunden nach dem nackenden Modell zeichnet, als eine Hauptanſtalt zur Bildung und Erziehung junger Künſtler: ſie legen aber, nach unſerer Meynung, gar zu vielen Werth darauf; denn für das Studium des Umriſſes iſt ſolches Zeichnen unzulänglich, weil die beſchatteten Partien gewöhnlich zu dunkel und undeutlich werden; wollte man aber die Nachtbeleuchtung in Rückſicht auf Licht und Schatten empfehlen, ſo iſt dagegen einzuwenden daß Lampenlicht die Bedingungen nicht erfüllt, welche der Maler in ſeinen Bildern, und beſonders in größern Compoſitionen nöthig hat. Wer überdem den ganzen Tag beſchäftigt geweſen, wird in den Abendſtunden kaum mehr mit Aufmerkſamkeit und Eifer zeichnen mögen; wer aber müßig gegangen, dürfte alsdann wohl ſchwerlich das Verſäumte nachholen.

Indeſſen iſt es für junge Künſtler gewiß ſehr nützlich Studien von ganzen Figuren nach der Natur zu machen, noch mehr, wir halten ſolches für unentbehrlich nothwendig; aber man mache dergleichen bey Tage, mit ganzer Zeit und ungetheilter Aufmerkſamkeit, führe ſie fleißig aus, wähle mit Sorgfalt zierliche, nicht unbedeutende, noch weniger gewaltſame Stellungen und bleibe, um des Wiſſenſchaftlichen willen, immer nahe bey der natürlichen Größe. Den Malern empfehlen wir ſich dabey lieber der Farben zu bedienen, als mit weißer und ſchwarzer Kreide zu zeichnen, um ſich zu gleicher Zeit auch im Colorit und in der Behandlung des Pinſels zu üben. Auf die gedachte Weiſe werden zwar niemals mehr als drey, oder vier Schüler, auf einmal, nach dem gleichen Modelle ſtudiren können, indem ſie wegen der Größe ihrer Nachbildung geräumig ſitzen, und ſich doch gleichwohl einzig an die Seite halten müſſen, wo Formen und Beleuchtung ihnen ſchöne Maſſen bieten; wenn alſo die Akademie eine beträchtliche Anzahl Schüler hat, ſo kann ſie ſich mit einem einzigen Modell, wie gewöhnlich, nicht behelfen, ſondern muß mehrere wohlgeſtaltete Menſchen, zu dieſem Zweck, beſolden. Man darf den Aufwand, welcher dadurch verurſacht werden möchte, keinesweges ſcheuen, er iſt, in Verhältniß zu den Vortheilen die zu erreichen ſind, nicht groß. Wenn die Schüler immerfort das gleiche Vorbild vor Augen haben, ſo nehmen ſie auch das Individuelle deſſelben mit in ihren allgemeinen Begriff von menſchlicher Geſtalt auf und es iſt alsdann ſchwer ſie vor einer gewiſſen Einförmigkeit zu bewahren, welche nicht ſelten die Bilder ſonſt guter Künſtler verunziert. Zuweilen dürfte es gut ſeyn Uebungen nach Gewändern, auf eben dieſe Weiſe wie nach dem Nackenden, anzuſtellen, die Lehrer müßten ſie aber allemal ſelbſt legen und beleuchten, den Schülern zeigen wie die Maſſen zu ſchonen, die überflüſſigen kleinen Theile auszulaſſen ſind; wozu viele Kunſt und Kenntniß erfordert wird. Die ſchwerſten Theile der Kunſt dürfen nicht anders als mit vorzüglichem Ernſt und Aufmerkſamkeit behandelt werden.

Um wieder auf die akademiſchen Uebungen im Zeichnen nach der Natur, in den Abendſtunden, zurückzukehren, ſo ſind dieſelben als ein nützlicher Zeitvertreib anzuſehen und wir möchten ſie keineswegs abgeſtellt wiſſen; indeſſen könnten ſolche vielleicht vortheilhafter als bisher eingerichtet werden, dadurch daß die Schüler ſich zuweilen nur an Stellungen ganzer Figuren üben, auf Verhältniſſe und Wendungen hauptſächlich acht gäben, zu Zeiten aber einzelne Glieder, auf die man volles Licht werfen kann, in größerm Format zeichneten und fleißig ausführten.

Damit auch hier Aufſicht und Unterweiſung nie mangle, ſo iſt die Ordnung gut, welche an den meiſten Orten ſchon eingeführt iſt, daß die Lehrer, wöchentlich abwechſelnd, pflichtig ſind dieſen abendlichen Akademien beyzuwohnen.

Bey der vorgeſchlagenen Bibliothek und Kupferſtichſammlung müßten die Schüler der Akademie immer freyen Zutritt haben, ſtudiren und abzeichnen können was ihnen beliebt; hiſtoriſche und poetiſche Werke würden ihnen, wie ſchon gedacht, auf Verlangen geliehen; im übrigen hätten die Lehrer darauf zu ſehen daß kein Mißbrauch, weder von der Zeit, noch von der geſtatteten Freyheit gemacht würde.

Jeden Winter könnte die Zerlegung von wenigſtens Einem Cadaver vorgenommen werden. Ein in der Anatomie hinlänglich erfahrner Mann würde, mit Hinſicht auf die Bedürfniſſe der Kunſt, denſelben bereiten, Muskel für Muskel abnehmen, ſeine Verrichtung, Lage u. ſ. w. den Schülern demonſtriren, und ihnen gehörige Zeit laſſen alles von verſchiedenen Seiten abzuzeichnen, damit ſie ſich die nöthigen Kenntniſſe erwerben.

Die Uebungen in der Perſpective wären zu gelegner Zeit und Stunde, und vielleicht am beſten im Sommer zu veranſtalten. Wir glauben zwar daß dem bildenden Künſtler vollkommne Einſicht in dieſer Wiſſenſchaft lange nicht ſo unerläßlich nothwendig ſey als in der Anatomie, nichts deſto weniger ſoll der Maler die Hauptregeln wohl inne haben und ſich beſtändig darnach richten. Der Bildhauer iſt zwar weniger daran gebunden; aber beym Basrelief können doch Fälle vorkommen wo ihm die Wiſſenſchaft der Perſpective nützlich iſt. Landſchaftsmaler, Kupferſtecher und Baumeiſter bedürfen ihrer nothwendig.

Alle bisher vorgeſchlagenen Einrichtungen, bey der Akademie der bildenden Künſte, zweckten dahin ab die Schüler in dem theoretiſchen, oder wiſſenſchaftlichen Theile der Kunſt beſſer zu unterrichten; allein es iſt eben ſo nothwendig ihnen auch praktiſche Kenntniſſe von den praktiſchen Vortheilen, welche nur durch Zuſehen und Selbſthandeln erlernt werden können zu verſchaffen; denn es fehlt den meiſten Künſtlern, (wir ſprechen hier von denen welche große hiſtoriſche Bilder unternehmen) eben ſowohl an methodiſcher Behandlung, als es ihnen an Wiſſenſchaft und Kenntniß mangelt. Demnach glauben wir daß es überhaupt nützlich ſeyn würde wenn die Lehrer an der Akademie, Maler und Bildhauer, pflichtig wären von Zeit zu Zeit, auf billige Bedingungen, Werke von einigem Umfang zu liefern; ſie könnten ſich allenfalls dabey der Hülfe ihrer geſchickteſten Schüler bedienen, und die übrigen genöſſen alle den Vortheil das methodiſche Verfahren beobachten zu können. Der Unterricht des Meiſters ſelbſt würde in allen Theilen an Klarheit und Deutlichkeit ſehr gewinnen, weil er ſich alsdann auf Ausübung ſtützen und von der täglichen Erfahrung unterhalten würde, und falls man, überzeugt daß unſere Zeit und Gewohnheit keine große Anzahl Künſtler mehr tragen mag, nur in den Hauptſtädten beträchtlicher Staaten, Akademien ſtiften, oder die beſtehenden zweckmäßig einrichten wollte; ſo iſt es wohl nicht zu viel verlangt wenn wir, um ſo zu ſagen die Künſte nothdürftig über Waſſer zu erhalten, darauf antragen alljährlich, oder auch nur zu zwey Jahren ein größeres Gemälde und eine Statue oder Marmorgruppe entſtehen zu laſſen. Es wäre doch wahrlich traurig wenn der Geſchmack ſchon jetzt ſo ſehr entartet ſeyn ſollte, daß bedeutende Zierrathen, in Palläſten und öffentlichen Gebäuden gar nicht mehr geduldet, oder doch zum wenigſten für überflüſſig und unnütz gehalten würden.

Eben ſo könnte man auch die praktiſchen Kenntniſſe junger Künſtler beſonders fördern, wenn man eine Abänderung in den gewohnten Prämien bey den jährlichen Konkurſen der Schüler belieben wollte. Anſtatt der Medaillen oder der Preiſe in Geld, welche ausgetheilt werden, möchten wir lieber rathen die gewinnenden Zöglinge Bilder ausführen zu laſſen, die man ihnen nach Billigkeit bezahlen und zur Auszierung irgend eines öffentlichen Gebäudes anwenden könnte; dadurch würde ihr Fleiß Nahrung bekommen, ihr Ehrgeiz gereizt, ihr Studium verdoppelt, und überhaupt für die Kunſt manches Gute gewonnen werden. Die Konkursſtücke würden alsdann blos aus reinlich gezeichneten Entwürfen und aus Modellen beſtehen, welches auch in anderer Rückſicht manchen Vortheil gewährte. Denn es iſt ſelbſt für Meiſter ein undankbares Geſchäft, hiſtoriſche Gegenſtände in Zeichnung vollendet auszuführen, um ſo viel weniger darf man ſolches den Schülern zumuthen, da Fleiß, Aufmerkſamkeit und Anſtrengung ſich ſo leicht, von Gedanken und von der Anordnung hinweg, auf die zarte und ſaubere Ausführung wenden. Diejenigen, welche Fähigkeit haben den Gedanken gut durchzuführen ermüden darüber; und diejenigen, welche zum fleißigen und zartgeendigten geſchickt ſind, vernachläſſigen die Erfindung. Auf die vorgeſchlagene Weiſe wird auch das Urtheil, welches über die Konkursſtücke zu fällen iſt, allemal gerechter ſeyn können, weil die zu beurtheilenden Werke gleichartiger ſind, und das natürliche Talent unverſtellter ſich zeigt.

Man hört bey allen Akademien, von den jungen Künſtlern, ewige Klagen führen über Gunſt und Partheilichkeit, in Vertheilung der Prämien. So ungegründet die Sache an ſich ſelbſt meiſtentheils ſeyn mag, und ſo wenig ſie aus dieſem Grunde Rückſicht zu verdienen ſcheint, ſo ſind doch die Folgen, welche daher entſtehen nicht gleichgültig. Denn ſobald der Glaube an die Gerechtigkeit des Urtheils über die Konkurrenzſtücke bey den Schülern wankend iſt; ſo verfehlt die ganze

Straft grauſam den geſandten Mörder, wähnend
Er tödte ſeines Bruders Sohn. Zu ſpät
Erfährt er, wer vor ſeinen trunknen Augen
Gemartert ſtirbt; und die Begier der Rache
Aus ſeiner Bruſt zu tilgen, ſinnt er ſtill
Auf unerhörte That. Er ſcheint gelaſſen,
Gleichgültig und verſöhnt, und lockt den Bruder
Mit ſeinen beyden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, ſchlachtet ſie
Und ſetzt die ekle ſchaudervolle Speiſe
Dem Vater bey dem erſten Mahle vor.
Und da Thyeſt an ſeinem Fleiſche ſich
Geſättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre ſchon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinſend
Ihm Haupt und Füße der Erſchlagnen hin.
Du wendeſt ſchaudernd dein Geſicht, o König;
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleiſe.
Dieß ſind die Ahnherrn deiner Prieſterinn;
Und viel unſeliges Geſchick der Männer,
Viel Thaten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit ſchweren Fittichen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmerung ſehn.

Thoas.

Verbirg ſie ſchweigend auch. Es ſey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von dieſem wilden Stamme Du entſprangſt.

Anſtalt der Preisaustheilung ihren Zweck, und hat keinen Nutzen mehr. Man müßte alſo hierin eben ſowohl eine ſtrenge Unpartheilichkeit beobachten, als auch, in der äußern Form der Beurtheilung, alles ſorgfältig vermeiden, was nur den Schein der Möglichkeit einer Begünſtigung veranlaſſen könnte. Vielleicht wäre es zweckmäßig, wenn zwey oder mehrere Akademien ſich unter einander verſtehen wollten, daß die Konkurrenzſtücke der einen durch die andere beurtheilt würden; doch, wenn dieſer Vorſchlag zu viel Weitläuftigkeit, Koſten und Aufſchub verurſachen, vielleicht gar die Nationaleitelkeit beleidigen ſollte; ſo müßten wenigſtens die Lehrer der Akademie ſich die Mühe geben, über alle Arbeiten, der um die Preiſe konkurrirenden Schüler, motivirte Urtheile zu fällen und ſolche öffentlich bekannt zu machen.

Die Lehrer müßten ferner ſorgfältig darauf bedacht ſeyn ſolche Gegenſtände vorzuſchlagen, welche für die Darſtellung bequem ſind; denn es iſt durchaus nicht rathſam die Schüler mit unnöthigen Schwierigkeiten kämpfen zu laſſen. Man ſoll ſie zwar zur genauen Befolgung der Regeln anhalten, ihnen aber übrigens alles ſo leicht als möglich machen. Dem zufolge hätten die Lehrer den zur Konkurrenz vorgeſchlagenen Gegenſtand allen insgeſammt deutlich zu erklären, zu zeigen von welchem Charakter derſelbe überhaupt ſey, was für Seiten er biete, welche Hauptmotive daraus gezogen werden können, auf was hauptſächlich hinzuarbeiten ſey u. ſ. w. Wir, und hoffentlich mit uns alle kunſtliebenden, kunſtverſtändigen Menſchen ſind vollkommen überzeugt daß eine ſolche Ordnung, ein ſolches Verfahren ungemein vortheilhaft auf die Bildung junger Künſtler wirken müßte. Sie würden ohne Zweifel ſchnellere Schritte machen, ſicherer denken, entſchloßner arbeiten, wenn ſie, bey ihren erſten Werken, den unterrichtenden Rath des Meiſters genöſſen, und, gleichſam über jeden Strich, deſſelben Gedanken und Urtheil hören und benutzen könnten. Wäre ihre Bildung nun dadurch ſo weit gefördert, ſo würden ſie auf Reiſen ohne Zweifel mit ungleich mehr Ueberſchauung, freyerem und geſunderem Urtheil alles ſehen und das Nützliche ſich leichter aneignen.

Der Unterricht, welchen der Lehrer der Bildhauerkunſt ſeinen Zöglingen zu ertheilen hat, unterſcheidet ſich von dem ſo die Maler empfangen in manchen Stücken, jedoch nicht ſowohl darin, wo man die Kunſt überhaupt unter Einen Begriff faſſen und als ein Ganzes betrachten kann, denn in dieſem Fall gehen Bildhauerey und Malerey von gleichen Grundſätzen aus, als vielmehr in demjenigen was die Verſchiedenheit des Materials, der Behandlung, des Charakters und der Wirkung in beyderley Kunſtwerken erforderlich macht.

Bey näherer Betrachtung wird man bemerken daß der Bildhauer ein enger begränztes Feld zu bearbeiten hat: ſeine Kunſt iſt mehr als die Malerey auf einzelne Figuren und Gruppen beſchränkt, große Compoſitionen ſcheinen nicht einmal recht mit dem Geiſt derſelben übereinzuſtimmen, auch erfordert ſie die Menge und Verſchiedenheit von Nebenwerken nicht, welche dem Maler zuweilen ſo viel zu ſchaffen machen; dagegen muß ſie uns von der wiſſenſchaftlichen Richtigkeit in der Anatomie und den Proportionen genau Rechenſchaft geben, weil ſich alles dieſes pünktlich nachſehen, ſogar ausmeſſen läßt. Auch iſt die Anordnung an Statuen unſtreitig weit ſchwerer und mühſamer als an Gemälden, denn ſie werden nicht immer aus demſelben Standpunkt, und die freyſtehenden gar von allen Seiten angeſehen.

Der Bildhauer hat im Verhältniß zum Maler ebenfalls mehr gegen die Schwierigkeiten zu kämpfen welche der Stoff entgegenſetzt. Er genießt aber auch des Vortheils, an den antiken Statuen weit vollkommnere Muſter der Behandlung vor ſich zu haben, als jener an den Gemälden der Neuern findet. Dieſes iſt einer der wichtigſten Gründe warum wir wünſchen müſſen daß jede Akademie bildender Künſte eine Sammlung antiker Statuen in der Nähe habe, weil ſich die Feinheiten und Verſchiedenheiten der Behandlung an Gipsabgüſſen niemals deutlich zeigen laſſen.

Was eine jede Zeit und ein jeder Styl in der Manier eigenthümliches gehabt, in wie fern dieſe Eigenthümlichkeiten gut kalkulirt, nachahmenswerth, vereinbar oder nicht ſind, darin möchten wir unſere jungen Zöglinge wohl unterrichtet wiſſen. Denn, man darf es nicht verhelen, die beſten Bildhauer unſers Zeitalters verdienen den Vorwurf daß ſie, beſonders in den Formen des Nackenden, die Antiken ſtückweis, in andern Theilen aber die Natur mit Aengſtlichkeit nachahmen, und auf dieſem Irrweg charakterlos werden, dem Einzelnen in ihren Werken wird man daher oft, der Form, des Fleißes, oder der Darſtellung wegen, Lob ertheilen; mit dem Ganzen hingegen nur höchſt ſelten zufrieden ſeyn können. Ernſte Ueberlegung, Einſicht der Gebrechen und künftig beſſerer Unterricht, müßte ſonder Zweifel auch von dieſer Seite heilſame Wirkungen für die Kunſt erzeugen.

Noch eine Sache ſcheint uns für das Aufnehmen der Bildhauerey von ſolcher Wichtigkeit, daß wir ſie zur Beherzigung vorlegen und empfehlen wollen. Der

Maler ſtudirt nach Statuen mit Gewinn für ſeine Kunſt, rückſichtlich auf Zeichnung und Formen, ſollte nun umgekehrt nicht auch der Bildhauer von Gemälden Nutzen ziehen, wenn er ſie, in Rückſicht auf Beleuchtung und Maſſen von Licht und Schatten ſtudirte? Wir ſind davon überzeugt, und merken an, daß die ganze Lehre von der Wirkung durch Licht und Schatten in plaſtiſchen Werken, nicht nur wenig geübt werde, ſondern gleichſam in Vergeſſenheit gerathen zu ſeyn ſcheine. Wären aber die Regeln hierüber den Bildhauern bekannter, und würden ſie von ihnen beſſer in acht genommen, ſo müßte die gute gefällige Wirkung ihrer Arbeiten ſehr dabey gewinnen; auch wahrſcheinlich die Liebhaberey und Nachfrage nach denſelben ſich vermehren. Der Verfaſſer, weit von der Anmaßung entfernt daß er hiemit etwas ganz neues oder fremdes vorgebracht habe, räth denjenigen, welche allenfalls noch zweifeln möchten, nur einen einzigen aufmerkſamen Blick auf die antiken Werke vom ſchönen Styl zu werfen, um zu ſehen mit welcher Sorgfalt und mit welcher Kunſt man damals auf die Maſſen von Licht und Schatten geachtet und die ſchöne Wirkung derſelben geſucht hat. Dabey wird man geſtehen müſſen daß wir uns ſelbſt eines Theils des Genuſſes an dieſen herrlichen Reſten berauben, indem wir ſie willkührlich aufſtellen und es im übrigen dem Zufall zu überlaſſen pflegen ob er ihnen das Licht, für welches ſie der Meiſter gearbeitet hat, wieder ſchenken will.

Die welche Baukunſt ſtudiren ſchlagen einen von den Malern und Bildhauern etwas verſchiedenen Weg ein, ſie haben zu ihrer Kunſt der Geſchichte und Mythologie weniger, der anatomiſchen Kenntniſſe gar nicht nöthig, dagegen bedürfen ſie der mathematiſchen Wiſſenſchaft. Ihrem Lehrer liegt der Unterricht in den Regeln und im Geſchmack ob. Die Abbildung und Maaße vortrefflicher alter und neuer Gebäude, in den beſten Schriften über Architektur, welche die Bibliothek enthalten wird, können ihnen als Beyſpiele dienen, und, um praktiſche Kenntniſſe zu erwerben, wird es auch nicht an Gelegenheit fehlen, wenn, nach unſerm Vorſchlag, die Akademie in einer Hauptſtadt iſt, und der Lehrer der Architektur, als der beſte und geübteſte in dieſem Fach, dem ganzen Bauweſen vorſteht und ſich ſeiner Schüler als Gehülfen bedienen kann.

Es iſt eins der dringendſten Bedürfniſſe unſerer Zeit daß, eben in der Baukunſt, tüchtige Lehrer tüchtige Schüler bilden, und dem entarteten Geſchmack wieder zurecht helfen. Kaum ſind wir dem gothiſchen und chineſiſchen Unweſen entronnen, ſo tritt dafür die egyptiſche Schwerfälligkeit ein, und jetzt ſieht man faſt überall nur Ruſtick, und päſtumiſche Säulen, als wenn es nie andere Ordnungen gegeben hätte. Der Charakter an den Gebäuden, der das harmoniſche Ganze bewirkt, der ihren Zweck und Beſtimmung ankündigen ſoll, wird meiſtentheils nicht nur nicht beobachtet, ſondern verleugnet. Man kann die Belege zu dieſer Anklage in allen Gärten, oder in Büchern und Kupferſtichen welche ſolche Gartenanlagen mit Gebäuden darſtellen, finden. Es iſt daher ſehr zu wünſchen daß bald ein Mann aufſtehen möge, von geprüftem Geſchmack, ein Lehrer und Meiſter der ſeine Schüler, von Anfang an, vor ſolchen Irrthümern ernſtlich warnt und auf beſſeren Weg leitet. Eine ganze Schule muß ſich verbinden dem beſtehenden Gebrechen entgegen zu arbeiten, wenn etwas fruchtbares ausgerichtet werden ſoll, und derjenige, der das Glück hat dieſes zu bewirken, einen reinern Geſchmack einzuführen, iſt ein Wohlthäter ſeiner Zeit.

Für die Landſchaftsmalerey und fürs Kupferſtechen würden, bey unſerer vorgeſchlagenen Akademie der bildenden Künſte, zwar Lehrer beſtellt, welche diejenigen Schüler, die eins von dieſen Fächern wählen werden, im praktiſchen unterweiſen; weitere Anſtalten hingegen ſcheinen nicht nothwendig. Die Liebhaberey des Publikums neigt ſich ohnehin auf dieſe Seiten, und trägt alſo die Kunſt nicht nur, ſondern würde ſogar im Stande ſeyn ſie zu heben, wenn man nur auf Mittel dächte ihr eine ernſtere, ſolidere Richtung zu ertheilen. Ein einzelner Mann, mit ächt philoſophiſchem Geiſt, könnte die Landſchaftsmalerey bald hoch empor bringen und große Dinge thun. In der Nachahmung der Gegenſtände hat man es zwar weit gebracht, doch, was die Erfindung betrifft, iſt das ganze Genre, in dem Zuſtand wie wir es gegenwärtig üben, eigentlich noch kunſtlos. Faſt der ganze poetiſche Theil iſt noch unbearbeitet und von der Wahl der Formen ahndet man kaum etwas. Doch wir verſparen dieſes an einem andern Orte weitläuftiger auseinander zu ſetzen.

Die Kupferſtiche werden fortſchreitend zwar immer gefälliger fürs Auge, der Mechanism gewinnt immerfort; doch verſchwindet in eben dem Maaße auch die Spur ächter Kunſt immer mehr und mehr daraus. Es kann nur dadurch geholfen werden daß die Kupferſtecher überhaupt beſſer zu zeichnen, mehr auf Geiſt und Ausdruck in treuer Nachahmung ihrer Vorbilder zu ſehen, angehalten werden. Sie könnten auch, durch ernſteres Studium über Harmonie, Stärke, Schwäche und Verhältniß der Farben gegen einander, ihre Kunſt beträchtlich verbeſſern und erweitern. Die Blätter würden dadurch nicht nur an Reiz und Anmuth gewinnen, ſondern das Unbeſtimmte, Verblaſene, wodurch ſie jezt gefällig zu werden und das Auge zu beſtechen ſuchen, müßte dem Deutlichen, aber Uebereinſtimmenden, mit einem Wort der beſſern Kunſt, nächſtens Platz machen. Denn eben darum weil die meiſten der neuen herauskommenden Kupferſtiche gar nicht geeignet ſind durch ächte Kunſt zu intereſſiren, die mannigfaltige Nüanzirung der Farben eines Gemäldes, durch ihr weiß und ſchwarz, dem Auge angenehm darzuſtellen; ſo ſprechen ſie die krankhafte Empfindſamkeit, durch ſentimentale Gegenſtände, das Auge durch ein kindiſches Spielwerk von Farbe an, und es iſt ſchlimm genug ſowohl für die Kupferſtecherkunſt ſelbſt, als für den Geſchmack überhaupt, daß ſie ſo vielen Eingang gefunden haben.

(wird fortgeſetzt.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

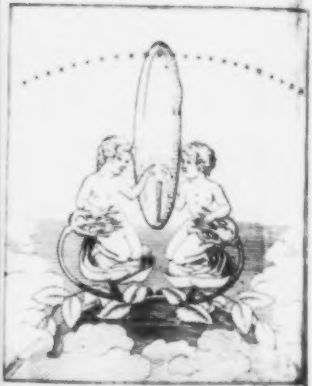
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

I. Spiegel der Muſe.
II. Lehranſtalten zu Gunſten der bildenden Künſte.
III. Der Sammler und die Seinigen.
IV. Niobe. Nachtrag.
  1. Ergänzungen.
  2. Antike Copien.
  3. Fabroni's Nummern.
  4. Halberhabene Arbeiten.
  5. Epoche der Auffindung.
V. Lehranſtalten. Fortſetzung.

Iphigenie.

Des Atreus älteſter Sohn war Agamemnon,
Er iſt mein Vater. Doch ich darf es ſagen,
In ihm hab' ich ſeit meiner erſten Zeit
Ein Muſter des vollkommnen Manns geſehn.
Ihm brachte Clytemneſtra mich, den Erſtling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrſchte
Der König, und es war dem Hauſe Tantals
Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Aeltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beyden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs; als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren groſſen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs älteſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttinn dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt;
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel



Gedruckt in Weimar bey den Gebrüdern Gädicke.

Propyläen.

Eine periodiſche Schrift

herausgegeben von Goethe.

Dritten Bandes Erſtes Stück.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1800.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Maſaccio.

Noch ſind die Betrachtungen über Rafaels Werke nicht ganz beendigt und unſere Leſer werden in der Folge noch verſchiedenes von den vatikaniſchen Logen ſowohl, als von andern Freskogemählden, in Kirchen und Palläſten, auch von ſeinen bekannteſten Bildern in Oelfarbe erfahren. Eine kleine Pauſe kann indeſſen nicht ſchaden und wir verſetzen uns, für diesmal, auf daß die Unterhaltung mannigfaltiger werde, ohngefähr um achtzig Jahre rückwärts in die vergangene Zeit, wo die noch übrigen Werke eines andern großen Künſtlers uns anziehen, der, enger gebunden, zwar nicht ſo viel geleiſtet wie Rafael, aber doch auf die Kunſt mächtig gewirkt hat, dem der hohe Ruhm gebührt den größten und bewunderteſten Künſtlern neuerer Zeit den Weg gezeigt, ihnen vorangeleuchtet und die anfänglichen Muſter aufgeſtellt zu haben, an denen ſie ſich bildeten.

Maſaccio, da S. Giovanni di Valdarno, hieß dieſer Mann und war 1402 gebohren. Nur wenige von ſeinen Werken ſind noch vorhanden, die meiſten, welche er in einem raſtlos thätigen, ganz der Kunſt hingegebenen Leben, von zwey und vierzig Jahren, hervorgebracht, mögen untergegangen ſeyn, oder erwarten doch, vergeſſen und unerkannt, ihre Zerſtörung. Aus dieſem Grunde iſt es nicht möglich dem Gange der Kunſt unſers Künſtlers, ſo wie wir es wünſchten, von Anfange an bis zu ihrer letzten Vollendung, zu folgen; das Urtheil von ſeinen Verdienſten wird ſich vielmehr hauptſächlich auf einige Freskogemählde, in der Capelle Brancacci al Carmine, zu Florenz ſtützen; wo man, ob ſchon Brand und Retouſchen viel Schaden angerichtet haben, doch noch die bewundernswürdigen Spuren eines großen, vielumfaſſenden Talents, in dem Grad von Entwicklung welche ihm durch ſich ſelbſt zu Theil werden konnte, deutlich wahrnimmt. Auſſer dieſen befindet ſich noch ein Altarblatt in der Kirche St. Ambrogio, welches früher gemahlt zu ſeyn ſcheint und die Grosherzogliche Gallerie enthält, nebſt einigen Handzeichnungen, einen in Fresko gemahlten jugendlichen Kopf, welcher eine

Arbeit von Maſaccio und zugleich ſein Bildniß ſeyn ſoll (*).

Um unſern Leſern den Standpunkt anzuweiſen von welchem Sie dieſe Bilder richtig anſchauen, und dann unſer Urtheil über dieſelben prüfen können, müſſen wir ſie erſt, im allgemeinen, mit dem Zuſtand der Kunſt, zu und vor des Maſaccio Zeiten, etwas näher bekannt machen. Ein kurzer Entwurf mag für die gegenwärtige Abſicht hinreichen, bis der Verfaſſer, in Beyträgen zur Geſchichte der früheſten Epoche der neuern Kunſt, weitläufiger und genauer von allem dem Rechenſchaft zu geben hoft, was jetzt nur leiſe und wie im Vorübergehen berührt wird.

Cimabue und ſein Schüler Giotto führten die Mahlerey auf die Nachahmung der Natur zurück und brachten ſie dadurch wieder auf den Weg eine Kunſt zu werden, welchen Namen ſie vor ihnen eine lange Zeit nicht mehr verdient hatte. Beſonders gelang es dem

---

(*) Vaſari erwähnt im Leben des Maſaccio T. II. p. 267 und 268. verſchiedener Fresko Gemählde in der Badia und in S. Maria Novella zu Fiorenz, die nicht mehr ſind. Zwey Altarbilder in S. Maria Maggiore und S. Nicolo haben ſich verlohren, ſo wie ein drittes in S. Maria Maggiore zu Rom.

letztern die manierirte Weiſe griechiſcher Mahler der mittlern Zeiten, ganz abzulegen. In ſeinen Bildern ging eine neue Welt auf, ſie gefallen wegen der Einfalt in der Darſtellung, wegen der Naivität ihrer Motive, obſchon das Vermögen Formen nachzuahmen gering, der Ausdruck ſchwach iſt, und wiſſenſchaftliche Kenntniſſe gänzlich fehlen. Ein überall durchſcheinendes großes Talent gewinnt unſere Zuneigung, und vergütet dasjenige reichlich was die ſtrenge Kritik, gegen die Unvollkommenheit der Ausführung, einzuwenden haben möchte. Nach dem Giotto wurden durch den S. Memmi, die Gaddi, beyde Orgagna, den Giottino und den Lorenzo di Bicci, faſt alle Theile der Mahlerey allmählig beſſer ausgeſtattet. Das Colorit wurde heiterer, friſcher, abwechſelnder, durch beſſere Anwendung von Licht und Schatten auch kräftiger, die Zeichnung genauer und wiſſenſchaftlicher, ſelbſt die Formen erhielten mehr Mannigfaltigkeit; denn die Künſtler betrachteten jetzt die Natur ſorgfältiger im einzelnen der Theile, und lernten ſie daher treuer, oder zum wenigſten ſtrenger nachahmen. Auch die Perſpective wurde um dieſe Zeit vom Paolo Uccello zuerſt nach Regeln ausgeübt. Doch ungeachtet dieſer Verbeſſerungen herrſchte noch immer eine widrige Einförmigkeit in den langen ſteifen Figuren, der Zeichnung fehlte es, bey allem Bemühen nach ſtrenger Genauigkeit, am wiſſenſchaftlich Gerechten und Gründlichen, keiner der genannten Künſtler vermochte ſich bis zum Schönen oder auch nur bis zum Zierlichen der Form zu erheben. Ihre Gewänder ſind oft artig, mit einer gewiſſen Unſchuld und gutem Glück geworfen, die für ſie einnimmt; aber die Falten ſind alle flach und zu wenig verſchieden. Man kannte damals weder die Regeln der Anordnung, noch der Haltung. Die Bewegung mangelt in dieſen Bildern, es fehlt ihnen, um ſo zu ſagen, das Lebensprinzip, wodurch ſich wahre Kunſt der Natur ähnlich zu machen ſucht.

Bis dahin hatte die Plaſtik einen großen Vorzug über die Mahlerey behauptet, die Nachahmung der Formen war ihr nicht nur leichter, ſondern ſie beſchäftigte ſich auch größtentheils nur mit der Form, und die meiſten der erwähnten Schwierigkeiten, an denen ſich die Mahler mit kleinem Gewinn abmüdeten, war für ſie nicht vorhanden. Giottos eigene Arbeiten in Marmor (*) und ſeine Erfindungen, welche Andreas Pi-

---

(*) Am Glockenthurm bey der Domkirche zu Florenz ſind unter vielen Bildhauerarbeiten von verſchiedenen Meiſtern zwey Basreileſe welche dem Giotto zugeſchrieben werden.

ſani, an der Pforte des Battiſterium zu Florenz, in Erz ausgeführt, ſind ohne Zweifel kunſtgerechter als ſeine Gemählde; noch mehr übertrift die Madonne zwiſchen zwey Engeln, über der Seiten-Pforte der Domkirche, welche, nach Vaſari (*) vom Giovanni Piſani gearbeitet ſeyn ſoll, alle Mahlereyen aus derſelben Zeit. Ein gleiches Verhältniß bemerkt man zwiſchen den Skulpturen des Nino Piſani, des And. Orgagna und des Dello gegen die Gemählde ihrer Zeitgenoſſen und ihre eigenen.

Kurz nachher arbeiteten drey große Männer Bruneleſchi, Donato und Ghiberti mit mehr Geſchmack und Kunſt in Holz, Marmor und Erz. Der erſte hat einem Crucifix von Holz, welches noch in der Kirche S. Maria Novella zu Florenz vorhanden iſt, edle Formen gegeben und, nicht ohne Erfolg, den göttlichen Character des Heilandes auszudrücken verſucht. Donatello ſtellte zwar die Natur ohne Wahl, aber mit bewunderungswürdiger Treue und Wahrheit in ſeinen Werken dar. Ghiberti war vor allen ein Liebling der

---

Das eine ſtellt einen arbeitenden Bildhauer, das andere einen Mahler an der Stafeley vor.

(*) Vite de Pittori Scultori et Architetti. P. 1. p. 20.

Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttinn Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhohle meinen erſten Antrag;
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich ſolchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttinn, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht,
Und ſie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug geſtraft, vielleicht
Zur ſchönſten Freude ſeines Alters hier.
Vielleicht iſt mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefeſſelt?
Ein Zeichen bath ich, wenn ich bleiben ſollte.

Thoas.

Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt.
Such' Ausflucht ſolcher Art nicht ängſtlich auf.
Man ſpricht vergebens viel, um zu verſagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte ſind es, die nur blenden ſollen;
Ich habe dir mein tiefſtes Herz entdeckt.
Und ſagſt du dir nicht ſelbſt, wie ich dem Vater,

Grazien, unter deſſen Händen alles eine anmuthige Geſtalt annehmen mußte. Er erkannte das Schöne der Antiken und verſtand die Kunſt ſolches bey ſeinen eigenen Arbeiten zu benutzen. Nirgends iſt daraus ein Mißklang entſtanden, das Entlehnte und das Eigenthümliche verbinden ſich überall einträchtig. Man kann wohl ſagen daß Ghiberti im Geiſt der Alten gearbeitet habe; aber nur nicht mit ihrer Wiſſenſchaft ausgerüſtet geweſen ſey.

Die Arbeiten dieſer Künſtler hatten nun die Mahlerey zwar noch mehr verdunkelt; aber ſie bereiteten auch überhaupt einen beſſern, gebildetern Styl in der bildenden Kunſt vor, und das Gleichgewicht zwiſchen beyden Zweigen konnte und mußte hergeſtellt werden, ſo wie ſich vorzügliche Talente fanden, deren Neigung ſich für den Pinſel entſchied.

Maſolino da Panicale, einer von denen welche dem Ghiberti ſeine berühmten Pforten von Bronze ausarbeiten halfen, erkannte, als er in der Folge zum Mahler geworden, die Abweichung, Stärke und Schwäche von Licht und Schatten richtiger als ſeine Vorgänger, er wählte für ſeine Figuren beſſere Verhältniſſe, erweiterte die Formen, befliß ſich einer weichern, freyern Manier in der Behandlung, und war ſo glücklich das Steife, Unbeholfene, welches in den Bildern aus Giotto's Schule herrſcht, größtentheils aus den ſeinigen zu verbannen und hingegen mehr Bewegung und Lebendigkeit hineinzulegen.

Sein Schüler und Nachfolger Maſaccio war ihm an Fähigkeiten noch überlegen. Mit tief eindringendem Verſtand ſpürte er den Geheimniſſen der Kunſt nach, und hat dieſelbe faſt in allen ihren Theilen weſentlich gefördert. Dem Ghiberti kömmt er zwar in der Grazie nicht gleich, übertrifft ihn aber im Geiſtreichen, in Wahrheit und Treue der Nachahmung und kann hierin dem Donato an die Seite geſetzt werden. In dem Paſſenden, Zweckmäßigen der Charactere, der Erfindung, Anordnung, der Oekonomie und Umſchreibung einer Geſchichte, müſſen ihm alle beyde den Vorzug einräumen. Seine Werke, und vornehmlich die in der Capelle Brancacci, galten wegen dieſer Eigenſchaften ſo lange als Muſter für Künſtler (*), bis die großen Lichter am Ende des funfzehnten Jahrhunderts alles überglänzten, und die neuere Kunſt auf den Gipfel beförderten.

Nach dieſer einleitenden Ueberſicht wollen wir nun die uns bekannten Werke des Maſaccio beſchreiben, und, weil zwey noch übrige Bilder von Maſolino, in der

---

(*) Artige Anekdoten davon finden ſich in Cellinis Leben.

genannten Kapelle Brancacci, mit ihnen zu einem Ganzen verbunden ſind, wir auch ſelbſt glauben Maſaccio habe das größere Stück zum Theil verfertigt; ſo kann es nicht überflüßig ſcheinen, wenn wir ſie ebenfalls aufnehmen und mit Betrachtungen über ſie den Anfang machen.

Erſtes Bild von Maſolino,
der Sündenfall.

Am Pfeiler des Bogens.

Adam und Eva ſtehen unter dem Baum des Erkenntniſſes des Guten und des Böſen, auf demſelben befindet ſich die Schlange, wie gewöhnlich mit einem weiblichen Menſchengeſicht vorgeſtellt. Eva ſpricht zum Adam, in der linken Hand hält ſie die verſuchende Frucht, den rechten Arm um den Baum geſchlungen, und ſcheint daher mit der Schlange, die auch zum Adam ſpricht, Parthie zu machen. Derſelbe hört ihnen zu, ſcheint zwar noch zweifelhaft, doch bereits zugebend, und beynahe überredet. Alles dieſes iſt in ſeiner ganzen Gebärde wahrhaft und deutlich, mit lobenswürdiger Kunſt ausgedrückt. Die Anordnung ſcheint nur durch Zufall entſtanden zu ſeyn und verdient daher keinen Beyfall. In der Zeichnung entfernt ſich Maſolino zwar von der trocknen Magerkeit des Giotto und ſeiner Schüler, doch fehlt es ihm noch am Zierlichen und eben ſo ſehr an der Richtigkeit. Sein Colorit iſt, die weißlichten Lichter und etwas zu ſehr ins rothe fallenden Schatten abgerechnet, von guter Art, im Ganzen heiter gehalten. Eva hat zarte Tinten, Adam einen kräftigern Ton. Als die paſſive Figur des Bildes hat er auch den meiſten Schatten, Eva als die thätige und handelnde hingegen das meiſte Licht erhalten, welches zur Ehre des Künſtlers nicht unbemerkt bleiben darf, indem kein früheres Beyſpiel moderner Kunſt ſich findet, wo Licht und Schatten in ſo gute Maſſen vertheilt, und die Wirkung derſelben zur Bedeutung angewendet worden.

Zweytes Bild von Maſolino,

die Apoſtel machen vor der Pforte des Tempels einen Lahmen geſund.

Im Innern der Capelle an der Wand unter dem Geſims.

Die Scene iſt ein freyer, mit Häuſern umgebener Platz. Zur Linken in der Ecke deuten ein Paar Säulen, welche freylich ſehr mager und prachtlos gerathen ſind, die Halle des Tempels an. Hier liegt, oder kniet vielmehr, der Lahme auf der Erde und ſcheint von den

Apoſteln, die eben kommen und herein gehen wollen, Almoſen zu begehren (*). Petrus wendet ſich zu ihm und heißt ihn aufſtehen. Hinter den Apoſteln, in einiger Entfernung, gehen zwey Männer vorüber, die keinen Theil an der Handlung nehmen, ſondern blos als Epiſode da ſind, um den Raum zu beleben, das Oeffentliche des Ortes, Platz, Straße, Stadt zu bezeichnen.

Auf der rechten Seite des Bildes iſt, ohne beſtimmte Abſonderung von der vorigen Geſchichte, das Wunder mit der Thabita vorgeſtellt. Die Apoſtel erwecken eine Weibsperſon, welche auf der Bahre liegt und ſich eben aufrichtet; ein Mann, in morgenländiſcher Kleidung, erſchrickt und will fliehen, zwey andere edelgeſtaltete alte Männer, in rothen Mänteln, mit ehrwürdigen weißen Bärten ſehen erſtaunt zu und verwundern ſich über den Vorfall, ein Paar Weiber, ſchwarz, als Nonnen gekleidet, knien neben der Erwachenden, fromm, voll Glaubens und Erbauung.

(*) Das verkürzte Bein des Lahmen, welches Vaſari im Leben des Maſolino P. II. p. 197. lobt, iſt beſchädigt und die Stelle ſchmutzig geworden, deswegen läßt ſich nicht mehr füglich darüber urtheilen.

Dieſer Theil des Bildes iſt, wenn man ſo ſagen darf, runder gedacht und beſſer angeordnet als derjenige wo der Lahme geheilt wird, auch haben alle Figuren, die Apoſtel allein ausgenommen, die jenen ähnlich ſind welche den Lahmen heilen, einen größern Charakter, vorzüglich nimmt ſich der eine Alte, der, erſtaunt über das Wunder, die Hände verbreitet, als eine der würdigſten Figuren in der ganzen Capelle aus, ſein Mantel iſt vortreflich gelegt. In gleicher Hinſicht verdienen auch die beyden, als Nonnen gekleideten, weiblichen Figuren großes Lob; beſonders hat das Gewand der vorderſten wohlgeworfne breite Falten. Je genauer man nun dieſe Seite des Bildes gegen die andere vergleicht, je mehr wird man Verſchiedenheiten des Styls bemerken, welche zu der Vermuthung Anlaß geben: Maſolino habe das Werk unvollendet nachgelaſſen und an der Geſchichte der Thabita nichts als die beyden Apoſtel gemahlt, die übrigen Figuren aber ſeyen erſt nachher vom Maſaccio hinzugefügt worden, mit deſſen Arbeiten ſie auch in der That in allen Theilen vollkommen übereinſtimmen. Wir benutzen den Umſtand, daß beyde Meiſter hier an Einem Bilde gearbeitet, um über ihre wechſelſeitigen Verdienſte vergleichende Betrachtungen anzuſtellen, welche, in ſo fern ſie dem Maſaccio angehen werden, ſich, wie wir hoffen, aus der fortgeſetzten Beſchreibung ſeiner Werke des weitern bewähren ſollen.

In der Erfindung zeigt Maſolino ein ſchönes Talent, welches ihn auf den rechten Weg geleitet; und wenn er auch das höchſte Ziel nicht erreichte, ſo hat er doch, im richtigen Gefühl des Wahren und Zweckmäßigen, alle frühern Meiſter übertroffen. Das Gemählde vom Sündenfall iſt zart und wahrhaft poetiſch gedacht; in der Heilung des Lahmen verbirgt ſich die gefällige Spur der Unſchuld und Einfalt, man möchte ſagen die liebenswürdige Schwäche der alten Zeit und Kunſt nicht, doch ſind alle drey handelnden Figuren untadelich richtig angegeben. Die Epiſode von den beyden Vorübergehenden läßt ſich in ſo fern entſchuldigen als ſie bedeutend iſt; allein die Geſchichte verlangte ſie nicht unmittelbar, als den zunächſt liegenden, angemeſſenſten Umſtand zur faßlichen Darſtellung.

Maſaccio hat ſich in allen ſeinen Bildern diesfalls gefaßter, runder, zuſammenhängender, mit Einem Wort, als ein größerer, mehr ausgebildeter Künſtler benommen, eben ſo ſcheint er einen beſſern Begriff von der Anordnung gehabt zu haben, er ſtellte ſeine Figuren angenehmer zuſammen, in Gruppen geſammelt. Er übertrift ſeinen Meiſter ebenfalls weit in der Zeichnung, alle

Figuren des Maſolino ſind noch etwas zu lang, ihre Stellung und Handlung iſt zuweilen noch ein wenig unbequem. Maſaccio hat durchgängig beſſere Formen und Verhältniſſe, ahmte die Natur in Stellungen und Bewegungen mit unübertreflicher Wahrheit nach, ſein Ausdruck iſt lebendiger, kraftvoller und die Charactere haben mehr Mannigfaltigkeit; im Colorit waren beyde, ſoviel man noch urtheilen kann, einander ziemlich gleich. Maſaccio bedient ſich ebenfalls der rothen Schattenfarben im Ueberfluß, pflegt aber ſein Licht gewöhnlich etwas mehr von der Seite einfallen zu laſſen, wodurch größere Schattenparthien entſtehen und die Wirkung der Bilder vermehrt wird, ſeine Maſſen ſind reiner gehalten, größer angelegt und die Gewänder fallen etwas freyer als beym Maſolino, welcher übrigens ſeine Figuren auch recht gut zu drappiren weiß.

Erſtes Bild des Maſaccio,
die Vertreibung Adams und Eva aus dem Paradieſe.

Am Pfeiler, dem Gemählde des Maſolino vom Sündenfall gegenüber.

Von den Pforten des Paradieſes hinweg eilen verſtoßen, nackt, um die Hüften mit Blättern gegürtet, Adam und Eva. Die Frau geht voraus, jammernd, das Haupt erhoben, im Gefühl ihrer Blöße, Bruſt und Schoos mit den Händen bedeckend, der Mann folgt nach und hält ſich beſchämt das Geſicht zu, über ihnen ſchwebt drohend der Engel, das Schwerdt in der Rechten und mit der linken deutet er in die Weite hin.

Es iſt ohnmöglich die Erfindungsgabe des Maſaccio mit höherm Lob zu ehren als wenn wir bemerken: daß Rafael welcher, in den Logen des Vatikans, die gleiche Geſchichte zu behandeln hatte, daſelbſt dieſes Bild, mit geringer Abänderung, nachgeahmt. Adam und Eva ſind in Gebärde und Stellung ganz dieſelben Figuren geblieben, aber der Engel ſchwebt nicht, ſondern geht hinter ihnen, welches der Anordnung des Ganzen ein gefälligeres Anſehen giebt. Wobey jedoch die günſtigere Form eines beynahe viereckigten Feldes gegen die Schwierigkeit, welche der lange und ſchmale Raum am Pfeiler für Maſaccio haben mußte, in Anſchlag zu bringen iſt. Die weſentlichſte Verbeſſerung des Gedankens in Rafaels Bild iſt dieſe, daß er den Engel milder vorgeſtellt und mit Glanz umgeben hat. Als Bote des Himmels, Vollſtrecker eines höhern, unſichtbaren Willens, droht er nicht und zürnt noch weniger, ſondern legt mitleidig dem Adam die Hand auf die Schulter, und drängt ihn mit ſanfter Gewalt fort. Die Vorzüge der künſtlichern Anordnung einzelner Glieder und Theile, wie auch des beſſern Styls und Geſchmacks überhaupt, welche man dem rafaeliſchen Werke zugeſtehen muß, können gegen den Maſaccio nicht geltend gemacht werden, denn ſie ſind Früchte der Zeit.

Die Bewegung in dem Bilde von dem wir hier ſprechen iſt ſehr ſchön, das Auge des Beſchauers glaubt den Figuren nachzufolgen auf ihrer Flucht und bey ihrem ſchnellen Forteilen ſie zu begleiten. Der Engel ſchwebt leicht über ihnen, auf purpurnen Flügeln, angethan mit einem ebenfalls rothen Gewand, welches, in einfachen Falten, luftfaſſend, ſich zierlich um ſeine Glieder windet. Man ſieht die Pforte und die Ringmauern des Paradieſes. Ungeachtet die Höhe des Bildes zur Breite deſſelben kein gutes Verhältniß hat, ſo iſt doch der Raum geſchickt ausgefüllt. Was die Zeichnung betrifft ſo hat Adam wirklich gute Formen, und nimmt ſich dadurch vortheilhaft vor den andern Figuren aus. Rafaels edler Styl und ſchöne Wahrheit wird hier bereits geahndet, nur die Arme ſcheinen etwas zu kurz, ſonſt iſt der ganze Oberleib ſchön, auch ziemlich wohl verſtanden. Wir halten dieſe Figur für eine der älteſten wo die neuere Mahlerey, mit Freyheit, die Natur nachgeahmt und die Feſſeln der

Der Mutter, den Geſchwiſtern mich entgegen
Mit ängſtlichen Gefühlen ſehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal ſtille meinen Nahmen liſpelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den ſchönſten Kranz von Säul' an Säulen ſchlinge.
O ſendeteſt du mich auf Schiffen hin!
Du gäbeſt mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt;
Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt,
Hält vom Verräther ſie kein heilig Band,
Der ſie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und ſchweigt in ihrer Bruſt die raſche Gluth,
So dringt auf ſie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willſt du mein Zutrau'n ſo erwiedern? Du
Schienſt vorbereitet, alles zu vernehmen.

Thoas.

Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch ſollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht,
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

ältern, trocknen, ängſtlichen Manier ganz abgeworfen hat. In den Formen der Eva war der Künſtler weniger glücklich, hingegen iſt der Ausdruck vortreflich gerathen. Jammer und Verzweiflung auf ihrem Geſicht, Gefühl der Nacktheit, der Blöße im ganzen Weſen und Gebärde. Adam möchte ſich vor Schaam verbergen, er bedeckt mit beyden Händen das Geſicht, ſie eilen und fliehen alle beyde. Der Engel iſt ſchön, jugendlich, zwar nicht ergrimmt, aber doch ernſt und drohend. Die oben gedachte Bearbeitung dieſer Geſchichte von Rafael bewährt, wenigſtens in Rückſicht der Figuren von Adam und Eva, daß es kaum möglich iſt Affecte richtiger anzugeben, in ihrem ganzen Umfange inniger zu empfinden, deutlicher, mit mehr Kraft und Nachdruck darzuſtellen als Maſaccio hier wirklich gethan hat.

Das Colorit ſcheint urſprünglich warm und blühend geweſen zu ſeyn, rothe Farbe war die herrſchende, durch große kräftige Schattenpartien, die ſich ihr entgegen neigen, auch wegen den Flügeln und dem Gewand des Engels. Die Wirkung mochte auch im Anfange ſehr kräftig geweſen ſeyn, wie ſich aus den erhaltenen Theilen des Werks ſchließen läßt; zu dieſen rechnen wir den Engel, deſſen Kopf nebſt dem Obertheil der Figur, noch ziemlich unverſehrt und nur der rechte Schenkel retouſchirt zu ſeyn ſcheint. Dem Adam geſchah eben dieſes an Schenkeln und Beinen, der Eva am rechten Arm, an der Bruſt und am Schenkel.

Zweytes Bild des Maſaccio.

Geſchichte vom Schatzpfennig. Matth. 17. Cap.

Im Innern der Capelle an der Seitenwand unter dem Geſims.

Chriſtus und die Apoſtel insgeſamt ſtehen in einer großen Gruppe beyſammen, der Zollner fordert Tribut von ihnen und Chriſtus befiehlt dem Petrus zu zahlen. Die andern Apoſtel ſtaunen und ſehen zu was da werden will. Zur Linken, etwas in der Entfernung, ſieht man den Apoſtel dem Fiſche den Pfennig aus dem Mund nehmen, zur rechten bezahlt er den Zöllner. Der Grund des Bildes zeigt uns eine öde Gegend am Ufer des Meers, mit einigen entlaubten Bäumen und nackten Bergen. Rechts ſteht ein Haus mit vorliegender Halle, nach der ältern italiäniſchen Weiſe. Wahrſcheinlich ſoll daſſelbe das Zollhaus vorſtellen

Gewiſſe Kunſtrichter werden den Maſaccio wegen der dreyfachen Handlung dieſes Bildes und der dadurch verletzten bekannten Regel, der Einheit der Zeit und der

Perſonen tadeln; doch für uns entſteht daraus die Frage: ob er wirklich ohne Entſchuldigung gefehlt, oder in wie fern ſich etwas zu ſeiner Vertheidigung ſagen laſſe? Man wird unbedingt zugeben müſſen daß eine jede der dargeſtellten Handlungen, für ſich betrachtet, ein widerſtrebender Gegenſtand iſt und daß ſie zuſammen, ſelbſt als Zyklus behandelt, des myſtiſch wunderbaren wegen, nie recht zur deutlichen Anſchauung zu bringen ſind. Wenn aber angenommen wird, daß dieſe Geſchichte einmal gemahlt werden mußte, ſo hat unſer Künſtler allenfalls blos darinn gefehlt, daß er ſein Bild nicht in drey Theile abgeſondert. Allein er entging auf die Weiſe wie er ſolches behandelt einer Schwierigkeit, die alsdann unvermeidlich geweſen wäre, nämlich im erſten Gemählde hätte Chriſtus zur Haupt- und Petrus zur Nebenfigur werden müſſen. Gegenwärtig kündigt ſich dieſer dadurch, daß ſeine Figur dreymal wiederholt daſteht, wirklich als Hauptfigur; aber, wenn uns der Ausdruck erlaubt iſt, freylich nicht auf eine legale Weiſe an, und das Bild wird dadurch zu einer Art von Symbol der Geſchichte welche es darſtellen ſollte. Alles erwogen ſcheint unſer Künſtler am Ende noch das beſte gewählt, wenigſtens die möglichſte Deutlichkeit erzweckt zu haben, da der Gegenſtand einmal ungünſtig war und ihn zu irgend einer Lizenz nöthigte.

Weniger als dieſes möchte hingegen zu vertheidigen ſeyn, daß, wie unſere Leſer ſich erinnern, die Geſchichten von der Heilung des Lahmen und der Erweckung der Thabita, die gar keinen Bezug aufeinander haben, unabgeſondert in Einem Bilde vorkommen. Die Umſtände geben aber dort zu erkennen daß die Schuld davon nicht ſowohl auf den Maſaccio, als auf den Maſolino falle. Nach dieſer Abſchweifung, zu welcher die Erfindung des beſchriebenen Bildes Anlaß gegeben, lenken wir nun wieder ein, und ſetzen unſere Betrachtungen, rückſichtlich auf die Anordnung und den Ausdruck fort.

Aus der großen viereckigen Mittelgruppe heben ſich Chriſtus, Petrus und der Zöllner, durch Handlung und Ausdruck, am meiſten hervor. Chriſtus ſpricht zwar mit Ruhe, aber ernſt, zuverläſſig und ſicher; Petrus zweifelnd, heftig bewegt, zeigt mit der Rechten nach dem Meere hin ob er dort Geld holen ſolle? Die Linke hebet er auf und dehnet die Finger aus, als ſchien ihm der Erfolg ungewiß; der Zöllner beſteht auf ſeiner Forderung, will keine Ausrede hören, Johannes tritt bekümmert zum Meiſter, einige von den übrigen Apoſteln ſchauen auf Chriſtus, andere auf Petrus, ſie horchen und warten was jener ſagt, dieſer beginnen wird; noch andere werfen ihre Augen auf den Zöllner, beſonders einer, der vortrefflich drappirt iſt und zuäußerſt zur rechten ſteht, ſieht ihn unwillig an.

Die kleinere Nebengruppe wo Petrus dem Zöllner das Geld giebt, iſt ebenfalls von viereckiger Form und, ihrer großen Einfalt wegen, ſehr gefällig. Beſonders iſt die Figur Petri äußerſt natürlich. Sorglos und mit gleichgültiger Zufriedenheit zählt er dem Zöllner das Geld in die Hand, die dieſer hinreicht und nachzuzählen ſcheint ob es auch recht und richtig ſey. Jene entferntere Figur des Apoſtels, wo er begriffen iſt das Geld in dem Fiſche zu ſuchen, iſt auch, des gelungenen Ausdrucks wegen, ſehr merkwürdig. Man ſieht in der That, wie Vaſari ſchon bemerkt hat, daß ihm, da er ſich bückt und ſchwer bemüht, das Blut ins Geſicht tritt und die Wangen hoher färbt.

Tiefgegründete Wiſſenſchaft und ſorgfältige Wahl ſchöner Formen in der Zeichnung darf freylich beym Maſaccio überhaupt niemand ſuchen, unterdeſſen hat er in dieſem Fach bei weiten mehr als Maſolino, oder irgend ein anderer Mahler zu und vor ſeiner Zeit gethan. Doch handelte er wahrſcheinlich noch nicht nach feſtbeſtimmten Regeln, ſondern zeichnete blos nach dem Augenmaaß und daher mag es kommen daß ſich in dieſem Bilde, im vorigen und in den folgenden einzelne Theile finden, deren Proportion fehlerhaft iſt. Vermöge ſeines Hangs zur Bedeutung, zum Ausdruck gab unſer Künſtler überaus genau auf das Eigenthümliche der Stellungen und Wendungen der Figuren acht. (*) Beyde Zöllner z. B. ſind, in ſolcher Rückſicht, Meiſterſtücke und unübertrefflich.

Sein Styl oder, wenn man lieber will, der durchgehende Geſchmack in den Formen, hat durchaus nichts Mageres, nichts Gemeines, oder Unedles; die Gewänder fallen in einer freyen, großen Manier, nur verhüllen ſie die Contoure der Glieder zu oft, oder zeigen dieſelben wenigſtens nicht rein und deutlich genug.

Licht und Schatten breiten ſich, in großen reinen Maſſen, über jede einzelne Figur, dem Licht iſt faſt überall, mit vieler Gewandheit, Schatten, dem Schatten Licht entgegengeſetzt, daher heben ſich alle Theile ziemlich gut von einander ab. Bis auf dieſen Punkt reicht die Kunſt des Maſaccio in der Beleuchtung und

---

(*) Die Italiäner nennen dieſes in ihrer Kunſtſprache *Prontezza*, ein Wort welches wir im Deutſchen ohnmöglich in ſeiner ganzen Kraft und Bedeutung wiedergeben können.

dieß iſt eins ſeiner hervorſtechendſten Verdienſte. Allgemeine Wirkung des Ganzen in einem großen Gemälde, wußte er freylich nicht zu erzwecken, denn ſolches iſt, wie man weiß, eine viel ſpätere Erfindung.

Das Colorit iſt von gutem Ton, nur fallen die Schattenfarben zu ſehr ins rothbraune. An Feinheiten der Nüanzierungen, in ſo ferne ſie zur Bedeutung wirken, fehlt es nicht, wie das Beyſpiel von dem ſich bückenden und ſich bemühenden S. Peter dargethan. Die Behandlung iſt von ungemeiner Facilität, doch ohne daß der Ausführung dadurch etwas abgeht. Dieſes Bild hat viel gelitten, manche Stellen deſſelben ſind blaß geworden, andere retouſchirt.

Drittes Bild des Maſaccio.

Petrus predigt in einer gebirgigen wüſten Gegend dem Volk.

An der Wand über dem Altar.

Der Apoſtel ſteht, den linken Fuß etwas vorgeſetzt, das Gewicht ſeines Körpers ruht auf dem rechten, ſeine linke Hand hält das Gewand zuſammen, die Rechte erhebt er, lehrend und zugleich warnend; denn ſein Geſicht iſt voll ſtrengen Ernſts. Vor ihm ſitzend und ſtehend iſt die verſammelte Menge gebildet. Ein ſitzender alter Mann im Mantel mit weißem Bart und geſenkten Haupt, tief nachdenkend, neben ihm eine ſchwarzgekleidete Frau, die gläubig zuzuhören ſcheint, nehmen ſich unter den Zuhörern als vorzügliche Figuren aus; desgleichen von drey Mönchen welche hinter ihnen ſtehen der mittelſte, der, äußerſt aufmerkſam, die Worte des Apoſtels gleichſam zu verſchlingen ſcheint.

Maſaccio hat hier, mit ächtem Künſtlergeiſte, wenige, aber die bedeutendſten Motive gewählt und ſeine Geſchichte, ohne Ueberfluß, zur möglichſt vollkommenen Anſchauung gebracht; ihm gebührt darum die Ehre, in dieſer höchſten Kunſt der Geſchichtsmahlerey, der erſte geweſen zu ſeyn, welcher den wahren Weg gefunden und gezeigt hat. Rafael ſamt allen den größten Künſtlern können hierin als ſeine Schüler betrachtet werden.

Man findet in dieſem Bilde, ſo wie in den vorigen, die Zeichnung mehr im Ganzen als in den Theilen lobenswerth. Schön wechſelnde Charaktere, durchgehends von edler Art, vortrefflichem Ausdruck, kräftig, ohne Uebertreibung, geiſtreich, wahrhaft und lebendig, wie in der Natur ſelbſt. Dieſer denkt, jener überlegt, der horcht auf, einer zweifelt, der andere iſt überzeugt. Mit einem Worte! der Künſtler hat viel gethan. Ja, wir möchten ſagen, er hat beynahe alles erſchöpft, man kann nicht mehr fordern und wenig mehr wünſchen.

Die beſchatteten Parthien ſind verhältnißmäßig größer als die beleuchteten, wie Maſaccio es liebte. Dem Apoſtel, als der handelnden Hauptfigur, gab er den würdigſten Charakter, die größten Maſſen, das kräftigſte Licht und Schatten, wodurch ſich derſelbe von den Zuhörern ausnimmt. Sein Gewand iſt überdem eins der gelungenſten, die Falten beſonders wohlgezeichnet. Raſael ſelbſt würde ſich des gelben Mantels, wie er um den untern Theil der Figur geworfen iſt, nicht ſchämen dürfen. Eben ſo vortheilhaft, durch große einfache Falten, zeichnet ſich das rothe Gewand des ſitzenden Alten, der tief nachdenkt aus, ferner das Gewand des vorderſten Mönchs, deſſen Figur man ganz ſieht.

Dieſes Bild ſcheint, ſo wie das folgende, nicht ſehr beſchädigt zu ſeyn; doch hat die Zeit an beyden manche Farben ſchwächer und verſchiedene Stellen etwas undeutlich gemacht, dazu kommen auch wohl noch einige Retouſchen.

Viertes Gemählde des Maſaccio.

Petrus tauft das Volk.

neben dem vorigen und in gleicher Größe.

Die Erfindung und Wahl der Motive iſt auch in dieſem Gemälde von nicht geringerm Gehalt als im vorigen. Einfach, treffend, ſcheinbar leicht und ungeſucht. Die Hauptzüge der Geſchichte ſind herausgehoben, mit weiſer Sparſamkeit, nur die bedeutendſten Punkte derſelben berührt.

Petrus ſteht auf dem erhöhten Ufer eines kleinen Fluſſes, gleich auf beyden Füßen, mit der linken hält er das Gewand, mit der rechten gießt er Waſſer, aus einer Schaale, über einen Mann, der vor ihm in dem Fluſſe kniet; hinter demſelben, am jenſeitigen Ufer, ſteht ein anderer und wartet, ſchon ausgezogen, auf die Taufe, er zittert vor Froſt; weiter zurück ſieht man einen der ſchon getauft iſt und ſich abtrocknet. Mehrere Figuren, mit verſchiedenen Affecten, ſehen der Handlung zu. Der Grund ſtellt ebenfalls eine öde Berggegend vor.

Hier ſowohl, als im Bild von der Predigt, iſt die Anordnung des Ganzen lobenswürdig, einfach und natürlich, dem Gegenſtand vollkommen wohl angemeſſen. Selbſt in der Diſpoſition der einzelnen Theile und Glieder findet ſich wenig tadelhaftes; auch die Zeichnung ſcheint dem Meiſter vorzüglich gelungen. Der kniende Mann, welcher eben getauft wird, macht ein gutes Ganze aus, in Form und Verhältniſſen. Wir möchten ihn diesfalls dem berühmten zitternden noch verziehen, der weniger der Correktheit wegen, als um ſeiner unge-

Iphigenie.
Schilt nicht, o König, unſer arm Geſchlecht.
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel ſind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du ſelber kenne.
Du wähneſt unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band wird uns zum Glück vereinen,
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringſt du in mich, daß ich mich fügen ſoll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß ſie mir
Die Feſtigkeit gegeben, dieſes Bündniß
Nicht einzugehen, das ſie nicht gebilligt.

Thoas.
Es ſpricht kein Gott; es ſpricht dein eignes
Herz.

Iphigenie.
Sie reden nur durch unſer Herz zu uns.

Thoas.
Und hab' Ich, ſie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.
Es überbrauſt der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.
Die Prieſterinn vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie.
Vor allen andern merke ſie der Fürſt.

Thoas.
Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tiſch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

gemein natürlichen und ausdrucksvollen Stellung, merkwürdig und überdem nicht ſo gut wie jener erhalten iſt.

Der Apoſtel hebt ſich abermals durch Würde ſeines Charakters ſowohl, als durch die großen kräftigen Maſſen von Schatten und Licht, ſchön, als Hauptfigur, aus dem Ganzen hervor, auch hat ſein Gewand treffliche Falten. Im Colorit bemerkt man überhaupt verſtändige, geſchickte Abwechslung der Töne. Der frierende Mann iſt blaß gehalten, der welcher die Taufe empfängt kräftiger, ſeine Schatten fallen nur gar zu ſehr ins rothbraune.

Tiefer zu beyden Seiten des Altars ſind noch zwey andere etwas kleinere Stücke von Maſaccio, die aber ſehr gelitten haben, auch ſehr, und nicht mit gehöriger Kunſt und Sorgfalt ausgebeſſert ſind. Das zur rechten, oder in der Ordnung der wir folgen

das fünfte Gemählde

Geſchichte des Ananias.

Der Künſtler hat, wenn wir ihn anders recht verſtehen, nicht den günſtigſten Moment der Geſchichte zur Darſtellung gewählt. Ananias liegt bereits todt an der Erde und die Apoſtel theilen das Geld an die Armen aus. Die ganze Seite zur rechten, wo die handelnden Hauptfiguren ſind, iſt verdorben und aufgemahlt, ſo daß kein Urtheil darüber mehr ſtatt findet. Eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, welche Almoſen empfängt, muß von bewundernswürdiger Naivität geweſen ſeyn, denn ſie iſt, obgleich völlig verunſtaltet, doch noch von anziehender Natürlichkeit. Am Rande zur Linken haben ſich ein Bettler, welcher an Krücken herbey hinkt, und hinter ihm eine alte Frau beſſer erhalten, deren Vortrefflichkeit uns den Verluſt des übrigen nur noch deſto empfindlicher macht. Er iſt kahl, ſie hat ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. In dieſen beyden Köpfen, welche dem Auge am nächſten und eben nicht weſentlich beſchädigt ſind, können die Liebhaber und Kenner ſich am beſten mit der Kunſt des Maſaccio bekannt machen, und ohne Zweifel werden ſie ſich mit uns darüber verwundern, wie ſehr er ſich ſchon dem Rafael nähert, im allgemeinem Sinne ſowohl als in Geiſt und in der Kunſt der Ausführung.

Das Gegenſtück.

Sechſtes Gemählde

zur Linken am Altar

Der Apoſtel, welcher Blinde und Lahme durch die Kraft ſeines Schattens geſund macht.

Wahrlich, kein günſtiger Gegenſtand zur Bearbeitung für den Mahler! Es hat, ſo wie das vorige Werk, ſehr gelitten und iſt ebenfalls, mit Ausnahme weniger Stellen, übermalt. Das übrig gebliebne giebt uns einen ſehr vortheilhaften Begriff von den ehemaligen Verdienſten des Ganzen. So iſt z. B. der Kopf des Apoſtels von ſehr edlem Charakter, voll ſtrengen Ernſtes und hoher Würde. Der Lahme, welcher zuvorderſt im Bilde an der Erde liegt, kann in ſeiner Art vortrefflich genannt werden, er iſt treue Nachahmung gemeiner, niedriger Natur, doch weder häßlich noch verzerrt; auch der Blinde iſt wohlgerathen.

Das ſiebente Bild.

wurde vom Maſaccio unvollendet nachgelaſſen und iſt in der Folge vom jüngern Ph. Lippi geendigt worden, welcher in dieſer Capelle auch noch vier andere Bilder gemalt hat, die wir übergehen, weil ſie nicht zu unſerm gegenwärtigen Zweck gehören. Das genannte große Stück, woran Maſaccio noch einen Theil verfertigt hat, ſtellt eine Geſchichte vor, wo der Apoſtel einen Knaben vom Tode erweckt. Der erſte Meiſter fing ſeine Arbeit wie man ſieht zur rechten an und iſt bis ohngefähr in die Mitte gekommen, von wo der andere nach der Linken zu fortgefahren und alle Figuren, die auf dieſer Seite ſtehen, gemalt zu haben ſcheint. Vermuthlich gehört auch die Erfindung deſſen, was Lippi hinzugeſetzt, nicht dem Maſaccio an, ſondern nur von demjenigen wo ſeine Hand, ſeine Einfalt, ſein tiefer Sinn und Ernſt unverkennbar iſt. Lippi hat an ſeinem Ort natürliche Geſichter nnd Gebärden dargeſtellt, es fehlt weniger am Geiſtreichen und Lebendigen als an Kraft und Tiefe des Ausdrucks. Will man ſtrenge darüber urtheilen ſo findet man größtentheils überflüſſige Figuren, welche in jedes andere Gemählde eben ſo gut paſſen würden, zwar naive, doch gewichtloſe, wenig bedeutende Motive, ohne Wahl, wie das tägliche Leben, der Marktplatz, ſie anbietet. Leute die ſtehend und ſitzend mit einander ſprechen, oder ohne Theilnahme irgend einem gleichgültigen Vorfalle zuſehen. Lippi colorirt übrigens beſſer als Maſaccio. Alles dasjenige was von dieſem herrührt, zeichnet ſich durch zu ſehr ins rothbraune fallende Schattenfarben aus, thut aber, durch größere Maſſen, mehr Wirkung und zeigt, in der freyen genialiſchen Behandlung, den angemeſſenen Ausdruck, die beſſern Anlagen, den höhern Sinn des Meiſters. Einige von den Figuren, die dem Wunder zuſchauen, äußern den höchſten Grad von Verwunderung und Erſtaunen. Die Figur des Apoſtels ſelbſt nähert ſich im Charakter denen in den vorhin beſchriebenen Gemälden der Predigt und der Taufe; doch erreicht er nicht ganz die Größe und Würde derſelben. Zuäußerſt, rechts im Bilde ſitzt ein anderer Apoſtel, auf einer Art von Thron, oder biſchöflichen Stuhl, und betet, mit zuſammengelegten, erhobenen Händen, voll heißer Andacht, Glauben und Zuverſicht. Eine ſehr würdige ernſte Geſtalt. Vor ihm knien drey Männer, die man ſämtlich vom Rücken ſieht, zwey ſind roth, der dritte, in Mönchshabit, weiß gekleidet, noch zwey andere dergleichen Figuren ſtehen, dem Apoſtel zur Rechten, an ſeinem Thron, und ſchließen ſich an die große Volksgruppe an, drey zu ſeiner Linken ſcheinen aufmerkſam zu horchen, und endigen das Bild von dieſer Seite.

Geiſtreiche Behandlung, Ausdruck, Anordnung, Zeichnung, Geſchmack in den breitgefalteten, ſimplen Gewändern, machen, alles zuſammen genommen, dieſes

Stück zu einem der achtungswertheſten aus dem Nachlaß des Maſaccio. Es iſt zwar nicht ohne ausgebeſſerte Stellen; aber doch im ganzen noch hinlänglich deutlich und genießbar.

Das oben erwähnte Gemählde unſers Künſtlers in der Kirche S. Ambrogio hängt auf dem erſten Altar, linker Hand. Es ſtellt in Figuren von ohngefähr halb Lebensgröße, die Madonne mit dem Kinde, der heiligen Anna zu Füßen, oder eigentlich im Schooße ſitzend, vor. Zwey Engel halten einen Teppich hinter ihnen empor, welcher den dunkeln Grund ausmacht, wovon ſich die Figuren abheben.

Wenn auch dieſes Bild den beſchriebenen Freskogemählden in der Capelle Brancacci nicht gleich kömmt und wahrſcheinlich früher als dieſelben verfertigt worden; ſo iſt ſolches doch um deßwillen merkwürdig, weil es uns den Künſtler, welchen wir dort vollendet betrachtet haben, noch mitten im Laufe ſeiner Bildung zeigt.

Mit den Stellungen der Figuren kann man zufrieden ſeyn. Sie ſind angemeſſen und nicht ohne Zierlichkeit. Die heilige Anna hat ein edles Geſicht, an der Madonne ſind die Hände gut gezeichnet, das Chriſtkind nimmt ſich durch derbe, kräftige Bildung ſeiner Gliedmaſten aus. Gleichwohl zeigen ſich noch viele Spuren der alten Manier, ja es neigt ſich dieſes Werk faſt noch mehr zu derſelben hin, als die oben beſchriebenen Bilder des Maſolino. Indeſſen iſt doch auch die Annäherung zum Uebergang in den beſſern neuern Geſchmack unverkennbar. Die Augen ſind nicht mehr ſo lang, ſchmal und ſpitzig, wie in den Gemählden des Giotto und ſeiner Schüler, ſondern, nach Vorſchrift der Natur, und der Antike, gewölbt und offen. Der Mund, beſonders an der Madonne, hat ebenfalls eine beſſere Geſtalt erhalten, am deutlichſten nimmt man an den Formen ihrer Stirne wahr daß Antiken zum Muſter gedient haben.

Das rothe Gewand der heiligen Anna ſcheint aufgemalt, das blaue an der Madonne erhielt ſich hingegen beſſer, iſt gut gelegt und gezeichnet, die Umriſſe der Falten liegen und brechen ſich ſanft

Die Farben an dieſem ganzen Werk und beſonders die Farben des Fleiſches mögen ein wenig geſchwunden ſeyn. Im Geſicht der Madonne iſt ſolches am auffallendſten, am Chriſtkind neigen ſich die Schatten zu ſehr in's Rothe, wie wir ſolches an unſers Künſtlers übrigen Werken bemerkt haben, die Hände der heil. Anna ſind im Verhältniß zu ihrer Figur etwas zu klein.

Eine Capelle in der Kirche Sankt Clemente zu Rom mit wohlerhaltenen Freskogemählden, ſoll, nach gemeiner Sage, die ſich auf das Zeugniß des Vaſari gründet, ebenfalls Arbeit vom Maſaccio ſeyn. Eine Kreuzigung Chriſti nimmt die ganze Wand über dem Altar ein. Zur Seite ſind Geſchichten der heilkgen Catharina, am Gewölbe die vier Evangeliſten und auswendig am Pfeiler ein St. Chriſtofel.

Wer die vorhin beſchriebenen Werke unſers Künſtlers geſehen hat wird ihn hier ſchwerlich wieder erkennen, weil alles ſo hager, ſteif und ganz nach alter Art iſt. Auch die Erfindung enthält nichts, woraus man die künftige Entwicklung eines hohen Geiſtes ahnden könnte. Iſt das Angeben des Vaſari wirklich begründet, ſo wäre allenfalls St. Chriſtofel, als die beſte Figur zu bemerken, wenn nämlich derſelbe von eben dem Meiſter herrührt, der im Innern der Capelle gearbeitet hat. Sein Kopf iſt nicht ohne Ausdruck; aber von unangenehmer Strenge und Steifigkeit, ganz im Widerſpruch mit der freyen, gewandten Art den Pinſel zu führen, deren ſich Maſaccio ſonſt in ſeinen Werken bediente.

Die großherzogliche Gallerie zu Florenz hat, in ihrer berühmten Sammlung von Mahlerbildniſſen, ein in Fresko gemahltes Bruſtbild, welches unſern Künſtler vorſtellen und von ihm ſelbſt gemahlt ſeyn ſoll. Man weiß zwar nicht in was für einem Gemählde es geſtanden hat, noch wo es ausgeſägt iſt und alſo beruht ſeine Aechtheit vielleicht nicht auf allzuſichern Gründen. Indeſſen iſt die Manier des Bildes dem Vorgeben angemeſſen; auch ſtimmen die Geſichtszüge mit dem Apoſtel in dem Gemählde vom Zinsgroſchen, welcher, nach Vaſari, auch des Maſaccio Bildniß ſeyn ſoll, ziemlich überein, nur ſieht er hier jünger aus. Er iſt in einem Alter von ohngefähr fünf und zwanzig Jahren, glücklich gebildet, mit einer durch Gutmüthigkeit anziehenden harmloſen Miene. Man muß die Zeichnung des Ganzen überhaupt, und beſonders der Augen und des ein wenig geöfneten Mundes ſehr loben. Die Ausführung iſt leicht und geiſtreich, nur wenige keke Striche, aber alle bedeutend und eines großen Meiſters werth. Im ganzen hat das Werk zwar nicht den Adel, aber doch die Wahrheit und Treue welche Rafael ſeinen Köpfen gegeben, die Schatten fallen auch hier etwas ins röthliche.

An eben dem Ort findet man in der großen Sammlung von Handzeichnungen (*) (*T.* 113 *univerſ. No.* 11. dreyzehn Stücke welche den Nahmen des Maſaccio führen, wahrſcheinlich ſind aber nur fünfe davon ächte Originale die wir ausheben und anzeigen wollen.

No. 5. iſt Einer der ſitzt und zeichnet, darunter ſteht mit alter Handſchrift geſchrieben: vo esere uno buono diſsegnatore, buon ventore, uno buono architettore. No. 6. enthält zwey Figuren, einer der liegt und ſchläft und ein anderer der ſitzend eingeſchlafen iſt, mit der Feder contournirt ohne weitern Schatten. No. 7. Ein Mann der auf einem Stuhle ſitzt, die Arme verſchränkt, die Füße über einander geſchlagen, auch mit der Feder umriſſen und getuſcht. No. 3. Einer der an der Erde ſitzt und zeichnet. No. 10. Wieder ein Zeichner, dieſer iſt vor allen am kräftigſten ſchattirt.

(*) Was für ein Schickſal dieſe Sammlung, in dieſen letzten Zeiten, betroffen haben mag weiß man noch nicht beſtimmt; aber es läßt ſich mit nur zu großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen daß ſie zerſtreut worden iſt, in ſolchem Fall hat die Geſchichte der neuern Kunſt, von der Zeit ihrer Wiederherſtellung an, einen unerſetzlichen Schaden gelitten.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertrau'n das du erzwangſt.

Thoas.

Ich bin ein Menſch; und beſſer iſt's wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Prieſterinn
Der Göttinn, wie ſie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane, daß ich ihr
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unſerm Ufer;
Von Alters her iſt ihm der Tod gewiß.
Nur Du haſt mich mit einer Freundlichkeit,
In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald ſtille Neigung einer Braut zu ſehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefeſſelt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hatteſt mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen ſie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab' ich's nie begehrt.
Der mißverſteht die Himmliſchen, der ſie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grauſamen Begierden an.
Entzog die Göttinn mich nicht ſelbſt dem
Prieſter?

Die Reinheit, Deutlichkeit und Sicherheit der Umriſſe in dieſen Zeichnungen iſt ſo groß, die Oekonomie der Striche ſo bewundernswürdig, daß man ſich in der That auf keine andere Weiſe als nur durch unmittelbare Anſchauung einen ganz deutlichen Begriff davon zu machen vermag. No. 6. und 7. ſind die vorzüglichſten. An der erſten iſt der Contour wirklich unverbeſſerlich, geiſtreich, ſcharf und ſicher; die andere iſt unbegreiflich wahrhaft aufgefaßt, man möchte glauben und ſagen: es ſey ohnmöglich eine menſchliche Geſtalt natürlicher und mit weniger Aufwand darzuſtellen.

T. 232. findet ſich No. 4. noch eine Originalzeichnung von Maſaccio. Sie ſtellt einen Theil des Gemähldes von der Weyhe der Kirche del Carmine vor, welches ehemals im Kreuzgange des Kloſters grau in grau gemahlt war und vom Vaſari als ein Meiſterſtück gelobt wird. Auf dieſem Bruchſtück gehen einige Figuren Paar und Paar neben einander, ſie haben einfach gefaltete Gewänder, überaus geiſtreiche Köpfe. Das Ganze iſt mit der Feder umriſſen, getuſcht und mit jener glücklichen Leichtigkeit behandelt, die man ſonſt an Rafaels Zeichnungen bewundert.

Wir erinnern hier beyläufig daß ſich in gemeldetem T. 113 univ. No. 11. auch ein Paar Zeichnungen von Maſolino finden.

Die erſte hat vier mit der Feder leichtgezeichnete und getuſchte Figuren. Eine weibliche hat einen Kranz in den Händen und hat ein einfaches, ſehr zierliches Gewand, mit ſanft angegebenen Brüchen, welches die Formen der Glieder durchſcheinen läßt, drey männliche Figuren ſcheinen fortzugehen und ſich von dieſer entfernen zu wollen. Sie ſind in eben dem Geſchmack, durchaus herrſcht viel Leben und Bewegung.

Die andere Zeichnung iſt auf blauem Papier, getuſcht, mit weiß aufgehöht. Sie ſtellt zwey nackende Figuren vor, nach der Natur gezeichnet. Eine ſitzt an der Erde, das linke Bein untergeſchlagen, welches trefflich verkürzt iſt, die andere zeigt den Rücken und hält einen Stab in der Hand. Beyde ſind, in Betracht der Zeit und des Meiſters, ſehr wohl verſtanden, treu und fleißig gezeichnet, ſchön beleuchtet.

Unſere Leſer, welche ſich für die Kunſtgeſchichte intereſſiren, und die Werke des ehrwürdigen Maſaccio als merkwürdige Monumente derſelben mit uns betrachtet haben, können, in ſofern ihnen die einleitende Betrachtung des Ganges der neuern Kunſt, vom Cimabue und Giotto bis zum Maſolino und Maſaccio, nicht überflüſſig geſchienen, nun auch verlangen daß wir ihnen die

Stufenfolge derſelben bis auf des Rafael und Michel Angelo Zeiten, das iſt bis auf den höchſten Punct, den ſie in neuern Zeiten erreicht hat, ebenfalls in einer allgemeinen Ueberſicht bekannt machen.

Der erſte, der ſich nach dem Maſaccio in der Mahlerey rühmlich hervor that, war Frate Philippo Lippi, welcher gewiſſermaßen als ſein Schüler betrachtet werden kann, indem er ſich nach deſſelben Werken gebildet hat, ſo daß man damals zu ſagen pflegte: der Geiſt jenes Künſtlers wohne in ihm. Indeſſen beſteht die Aehnlichkeit ihrer Arbeiten doch meiſtens nur in der Farbe, da Lippi die Schatten ebenfalls zu ſehr ins Rothe fallen ließ, und hiernächſt im allgemeinen Geſchmack, der zwar freylich zum Theil von dem Studium nach des Maſaccio Werken herkommen konnte; aber doch wohl hauptſächlich in dem herrſchenden Geiſt der Zeit ſeinen Grund hatte, und nicht dem Lippi allein ſondern allen guten Künſtlern damals eigen war.

In der Erfindung, in der Wahl, im Feinen und Treffenden der Gedanken erreichte Lippi ſeine Muſter nicht, in der Kunſt anzuordnen übertraf er dieſelben wenigſtens nicht, und blieb vielleicht auch im Paſſenden, in dem was zur Sache gehört, was Ausdruck und Deutlichkeit erheiſchen, zurück; aber ſeine Zeichnung iſt ſtrenger, ein jeder Gegenſtand iſt bey ihm mehr bis ins Detail ausgebildet. Daher erſcheint alles fleißiger und ausführlicher, obſchon man nicht ſagen kann daß die Darſtellung überhaupt wahrhafter ſey als beym Maſaccio.

Lippi mahlte zuweilen kleine Bilder, die mit bewundernswürdigem Fleiß und Geiſt ausgeführt ſind, ſo daß mancher Kenner ſie mit Arbeiten von And. Mantegna verwechſeln dürfte. Eins ſeiner ſchätzbarſten Werke in dieſer Art iſt ein heil. Auguſtinus in der florentiniſchen Gallerie. Unter den großen Bildern von ihm verdient ohne Zweifel das Altarblatt, in der Sakriſtey der Kirche St. Spirito zu Florenz, vor allen andern den Vorzug. Daſelbſt hat er der Madonne einen großen, würdigen Charakter gegeben, und war, ſo viel uns bewußt iſt, der erſte dem dieſes gelang.

Ein Zeitgenoße des Lippi, doch wahrſcheinlich einige Jahre jünger als derſelbe, iſt Andrea del Caſtagno. Von allen Künſtlern jener Zeit mochte er wohl die gründlichſte Kenntniß vom menſchlichen Körper beſitzen. Seine Zeichnung iſt daher noch ſtrenger als des Lippi; man möchte faſt ſagen eigenſinnig und ſcharf. Die Köpfe haben viel Geiſtreiches, aber dabey meiſtens einen finſtern Character und ſelten edle Züge. Das was ihm beſonders eigenthümlich war, wodurch er die Kunſt erweitert hat, ſind raſche, zum Theil gewaltſame Bewegungen, wie ſie vorher noch niemand gewagt hatte.

Sandro Botticelli und Domenico Ghirlandajo hielten ſich näher an die genaue Nachahmung der Natur, oder, beſſer geſagt, ſie ſuchten hauptſächlich die Darſtellung des Natürlichen. Ihre Werke ſind fleißig ausgeführt, zwar oft überſchwenglich reich an Sachen, doch macht die fromme Unſchuld und naive Anſpruchloſigkeit in ihrem Weſen, daß ſie, ohngeachtet des Schmucks, durch Einfalt gefallen. Man kann beſonders von des Ghirlandajo Bildern ſagen daß ſie äußerſt wahrhaft ſind, wo es nicht auf elegante Formen und Darſtellung des Schönen ankömmt. Viele Figuren in ſeinen hiſtoriſchen Werken ſind wirklich Bildniſſe. Männer und Greiſe gelangen ihm zuweilen unübertroffen natürlich; einigemal hat er es auch gewagt Frauenzimmer, welche zur damaligen Zeit ihrer Schönheit wegen berühmt waren, mit anzubringen (*) und gerade dieſe Figuren ſind verhältnißmäßig am wenigſten gerathen.

(*) Z. B. im Chor der Kirche S. Maria Novella im Gemählde v. der Heimſuchung Mariä die Ginevra Benci, welche für eins der ſchönſten Mädchen jener Zeit gehalten wurde u. a. m.

Wir bemerken einen ähnlichen Fall in den Werken von Albrecht Dürer und Holbein, welche ſich auch nicht bis zur Nachahmung des Schönen in der Natur erheben konnten. Sie arbeiteten indeſſen weit feiner, nüanzirter, zarter und beſſer als Botticelli oder Ghirlandajo, es wohnt ein höherer Geiſt in ihnen, hingegen haben dieſe beyden Italiäner mehr unbefangenes, freyes, heiteres in ihren Bildern. Man ſpürt den Einfluß des mildern Himmels.

Zu gleicher Zeit lebte auch in Florenz ein Bildhauer, Nahmens Antonio Roſſellino, deſſen Werke ihrer Anmuth wegen als Wundererſcheinungen in der Kunſtgeſchichte zu betrachten ſind. Selbſt die Mahlerey hat bis auf den Correggio nichts von ſo weichlichem Character aufzuweiſen und dieſes iſt um ſo viel merkwürdiger, weil Roſſellino dadurch gleichſam der Zeit vorgriff; denn damahls herrſchte in allen Kunſtwerken eine große Strenge und, durch dieſe, noch eine gewiſſe unangenehme Steifheit. Allein ſeine Arbeiten ſind von ſolchen Mängeln vollkommen frey, ſie fallen ſogar ein wenig ins allzuweiche und rundliche.

Denkende Beobachter des Ganges der bildenden Künſte ſeit ihrer Wiederherſtellung werden nicht ohne Verwunderung bemerken wie die Plaſtick immer vorangeſchritten iſt und ſelbſt in Sachen, die der Mahlerey weit näher verwandt ſcheinen, doch gewöhnlich den erſten Verſuch gemacht hat. Vom Ghiberti ſehen wir in den Basreliefs ſeiner bronzenen Thüre, die verſchiedenen Gründe und Entfernungen, durch hinten flacher gehaltene und vorwärts mehr erhobene Figuren angegeben, ehe ein Mahler an Haltung gedacht zu haben ſcheint. Kein Mahler zeigte eine Spur von gewählten Formen, als Brunelleſchi ſein Crucifix verfertigte und keiner zeichnete die Falten richtig und charakteriſtiſch, da Donato, mit großer Treue und Natürlichkeit, dieſelbe in Marmor nachahmte. Die Erſcheinung des Sanften, Runden, Weichlichen im Marmor früher als in Gemählden, iſt indeſſen allerdings noch überraſchender; weil nicht nur ein weiteres Vorrücken in der Anſchauung der Natur erfordert wurde, ſondern auch die vollkommene Beſiegung alles Widerſtands, den die Materie dem Künſtler entgegen ſetzt.

Ein anderer Zeitgenoſſe dieſer Künſtler war **Antonio Pollaiuolo**, der vom Goldſchmidt, zur Arbeit in Erz überging und endlich ein Mahler wurde. Nach unſerm Bedünken hat er den Pinſel mit mehr Glück als den Meiſel geführt und ſeine Werke aller Art ſind ganz das Gegentheil von des Roſſellino Arbeiten, äußerſt beſtimmt, ſtreng, Muſter des Wiſſenſchaftlichen für die damalige Zeit. Pollaiuolo zeigte ſeine Kunſt vornehmlich in nackenden Figuren und Stellungen derſelben, wo Kraft und Anſtrengung geäußert wird. Zwey Schützen, die ihre Bogen ſpannen, in einem großen Gemählde von der Marter des heiligen Sebaſtian in der Capelle Pucci, an der Serviten Kirche zu Florenz, waren ehemals berühmte Figuren. Ihre Gebärde iſt in der That zum Bewundern wahrhaft und ausdrucksvoll, die Zeichnung ungemein richtig, aber die Formen mager und die Ausführung hart.

Andreas Verocchio gelangte, in Hinſicht auf Styl und Formen, etwas weiter. Die Gruppe von Chriſtus und Thomas in Erz, über Lebensgröße, an der Kirche Or S. Michele zu Florenz hat, bey nicht minder wiſſenſchaftlichem Verdienſt, eine größere Fülle der Geſtalten. Auch die Anordnung derſelben verräth ſchon Kunſt und die Falten haben eine gute Lage, nur brechen ſie ſich etwas ſcharf; beynahe auf eben die Weiſe wie an Albrecht Dürers Werken.

Peter Perugino des Verocchio Schüler erreichte den Meiſter nicht ganz, weder im Wiſſenſchaftlichen noch im Geſchmack der Formen; auch iſt er in ſeinen Bewegungen weniger frey. Die Verdienſte dieſes Künſtlers beſtehen im Colorit und in einer vor ſeiner Zeit noch unbekannten Feinheit der Umriſſe. Keiner hat mehr Gemüth und Innigkeit ſeinen Werken zu geben gewußt, in allen bemerkt man den Erguß einer ſanften liebenden Seele, die alles heftige ſcheut, nicht weit um ſich zu greifen vermag; aber auch nicht verlangt aus dem Kreiß ihrer zarten Gefühle zu treten.

Hier verweilen wir einige Augenblicke um die Wirkungen zu betrachten welche die Werke des Maſaccio in der Kunſt hervorgebracht. Die erwähnten Künſtler, beſonders die Mahler, hatten alle nach den Gemählden in der Capelle Brancacci ſtudirt, welche damals mit Recht für die beſten Muſter galten und ohngefähr die Stelle vertraten, die nachher jene berühmten Cartons des Leonardo da Vinci und Michel Angelo, und endlich Rafaels Bilder im Vatikan eingenommen haben. Wir finden jedoch keinen, der in den Geiſt des Maſaccio eingedrungen wäre, ſondern ſie hielten ſich alle an ein gewiſſes Aeußere, an die Natürlichkeit der Geſichtszüge und Stellungen, bemerkten wie er ſich der Natur in ſeinen Werken bedient hatte und bedienten ſich ihrer auf gleiche Weiſe, ahmten ſogar ſeine Manier nach, wie z. B. Frate Philippo Lippi und S. Botticelli, in mehrern Bildern, mit den röthlichten Schattenfarben, gethan haben.

Die Kunſt neigte ſich übrigens durch Anhänglichkeit an das Natürliche, durch das Beſtreben nach genauer, pünktlicher Nachahmung, zum Strengen, und Deutlichen. Das Geiſtreiche, Lebendige erhielt ſich in voller Kraft. Man forſchte, man erwarb ſich nach und nach mehr Wiſſenſchaft und ſo ſchwanden von dieſer Seite die Hinderniſſe, welche den endlichen Verbeſſerungen im Wege gelegen. Die Kunſt hatte alſo, wir möchten in einem ausgedehnten Sinne wohl ſagen, im Materiellen gewonnen; aber von Seiten des geiſtigen, bedeutenden Inhalts, ſeit Maſaccio wieder eingebüßt. Keiner von ſeinen Nachfolgern erreichte ihn im Geſchmack, in dem was der Erfindung und Anordnung zukömmt. Sie wußten zwar ihre Figuren reiner zu zeichnen, er aber hat mehr Styl, mehr Eleganz; ſeine Gewänder ſind auch glücklicher, mit beſſerm Geſchmack geworfen und die Falten breiter, einfacher, größer. Botticelli, Ghirlandajo und andere brachten oft überflüſſige Figuren und Nebenwerke an, da Maſaccio hingegen in allem ſehr ökonomiſch handelt, und ſelten mehr gethan hat als die Nothwendigkeit erforderte. Er gleicht einem ernſten, verſtändigen Redner, der alle Worte abmißt, wägt und prüft;

Ihr war mein Dienſt willkommer, als mein
Tod.

Thoas.

Es ziemt ſich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unſerm Sinn zu deuten und zu lenken.
Thu deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwey Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Verſteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts gutes bringen, ſind in meiner Hand.
Mit dieſen nehme deine Göttinn wieder
Ihr erſtes, rechtes, lang' entbehrtes Opfer!
Ich ſende ſie hierher; du weißt den Dienſt.

Vierter Auftritt.

Iphigenie allein.

Du haſt Wolken, gnädige Retterinn,
Einzuhüllen unſchuldig verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,

ſeine Nachfolger aber größtentheils geſchwätzigen Plauderern, voll Phraſen und Umſchweife. Bey ihnen findet man auch die Anordnung wieder mehr, nach der ältern Art, auffallend ſimetriſch eingerichtet, desgleichen iſt die Wirkung ihrer Bilder geringer, weil ſie die Maſſen von Schatten und Licht, durch ängſtlich genaue Nachahmung von Kleinigkeiten, zu oft unterbrachen.

Bis dahin, wo unſere Leſer die Kunſt jetzt gelangt ſehen, war ſie faſt ausſchließlich nur in Toskana, durch die Florentiniſche Schule und was zu derſelben gerechnet werden könnte, gebracht worden. Nun traten auch im obern Italien zwey verdienſtvolle Künſtler auf, deren wir mit wenigem gedenken müſſen. Andreas Mantegna und Giovanni Bellini.

Man betrachtet dieſen letzten als den Vater der Venezianiſchen Schule, der den Grund zu dem großen Colorit derſelben legte, wodurch ſie in der Folge berühmt geworden iſt. Mantegna arbeitete ſeine Werke mit unglaublichem Fleiße und Genauigkeit aus. Haarſcharf ſind die Umriſſe und freylich nicht ſelten hart, aber dieſe Härte iſt mit ſolchem Geiſt und Lebendigkeit des Ausdrucks begleitet, die nie übertroffen worden ſind. In Gewändern und in Nebenwerken zeigte er einen durch

Studium der Antiken genährten Geſchmack und iſt deßhalb oft ſehr zierlich.

Nur einige Jahre ſpäter als dieſer erſchien Leonardo da Vinci, Mitſchüler des P. Perugino beym A. Verocchio. Ein großer weit umfaſſender Geiſt, Univerſalgenie wenn je eines gebohren worden. Er verbeſſerte Licht und Schatten indem er die Regeln fand, nach welchen ſie verſtärkt oder gemäßigt werden müſſen. Allen Theilen gab er gehörige Rundung und Abweichung, benahm den Umriſſen ihre vormahlige Härte, durch ihn erhielt alles ein gefälligeres, weicheres Ausſehen. Da Vinci brachte auch die Kunſt der Anordnung nach den Geſetzen, die er in den Werken der Alten beobachtet fand zur Vollkommenheit, begriff, wir wiſſen nicht ob als Folge oder Urſache von ſeinen übrigen Einſichten, das Schöne der Formen in der Natur und ahmte ſolches glücklich nach. Ueber alle dieſe Vorzüge gab er ſeinen Werken noch den der äußerſten Vollendung.

Giorgione, des Bellini Schüler zu Venedig machte, ohngefähr um eben dieſe Zeit, ungemein wichtige Verbeſſerungen im Colorit. Er hat die Maſſen der Farben gefunden, hat ſie kräftiger und wärmer gemacht, reichlicher aufgetragen, mit großer Keckheit und Leichtigkeit des Pinſels behandelt, und das trockene magere Weſen, die dürftige Aengſtlichkeit ganz aus ſeinen Bildern verbannt.

Frate Bartholomeo, aus dem Orden der Predigermönche zu Florenz zeichnete ſich ebenfalls rühmlich aus, denn er wußte ſeinen Werken nicht weniger Kraft und Rundung zu geben als da Vinci, und wenn ſie gleich nicht ſo außerordentlich fleißig ausgeführt ſind, ſo beſaß er dafür ein wärmeres, blühenderes Colorit und der Charakter ſeiner Formen iſt gewöhnlich größer.

Andreas Contucci, von ſeinem Geburtsort in Toskana, gewöhnlich nur il Sansovino genannt, beförderte die Bildhauerey eben ſowohl als die drey genannten Künſtler die Mahlerey gefördert hatten. Er arbeitete durchaus im reinern Geſchmack, mit beſſerer Wiſſenſchaft als ſeine Vorgänger und befliß ſich ebenfalls die ſchönen Formen der Natur nachzuahmen.

So erhob und bildete ſich die Kunſt durch allmähliches Fortſchreiten, gewann an Umfang und an Vermögen, bis ſie auf dem Punkte ſtand daß die groſſen Führer und Lichter derſelben nun kommen konnten ihr den Kranz aufzuſetzen und ſie auf die höchſte Stufe zu heben, die ſie in neuern Zeiten erreichen ſollte. Einer von dieſen war Michel Angelo Buonarotti, ein gewaltiger kühner Geiſt, der alle Zweige der bildenden Kunſt umfaßt, nie anders als ernſt und groß gedacht und gewirkt hat. Wenige Jahre ſpäter kam Rafael zur Welt, welchem der Vorzug vor allen gebührt. Er verſchönte die Kunſt und veredelte ſie zugleich; man verbindet mit ſeinen Werken allemahl den höchſten, vollendeteſten Begriff von der Mahlerey.

An ihn ſchließt ſich Tizian von Cadore an, das Haupt der venezianiſchen Schule und der größte Coloriſt.

Ant. da Correggio, noch einige Jahre ſpäter gebohren, ſchließt den ganzen Kreis, indem er alles Anmuthige, dem Auge Wohlgefällige in ſeinen Werken verſammelt hat. Der Schein, die Nuanzierung, die künſtliche Anwendung von Licht und Schatten erlangten durch ihn völlige Ausbildung.

II.

Ueber Lehranſtalten,

zu Gunſten der bildenden Künſte.

Fortſetzung.

Zeichenſchulen.

Der Vorſteher und Lehrer bey einer ſolchen Anſtalt hat zwar nicht den weiten Umfang von Kenntniſſen nothwendig, wie die Lehrer und Vorſteher an der Akademie der Künſte, hier gilt es nicht Künſtler zu bilden, ſondern blos Menſchen, von mehr und weniger Fähigkeiten, mit den Formen und mit der Fertigkeit ſie nachzuahmen in ſo fern bekannt zu machen, als ſolches nach eines jeden Beſtimmung im bürgerlichen Leben nothwendig iſt. Demohngeachtet muß der Mann ein geſchickter Künſtler ſeyn, und es iſt Pflicht mit Sorgfalt und ohne Gunſt den beſten zu wählen der ſich nur findet; denn je mehr er ſelbſt verſteht, je beſſer und zweckmäßiger wird ſein Unterricht ſeyn. Er ſollte wenigſtens hinlängliche

Fähigkeit und Wiſſenſchaft beſitzen um diejenigen Schüler, welche vorzügliche Talente zeigen, und ſich deswegen der Kunſt ganz widmen wollen, mit den Anfangsgründen bekannt zu machen und ſie ſo weit heranzuziehen, bis ſie für höhere Lehren empfänglich werden. Dieſes iſt deſto wünſchenswerther, weil von der guten oder ſchlechten Beſchaffenheit des erſten Unterrichts ungemein viel abhängt. Es giebt leider! in unſern Tagen nur wenige Künſtler, denen die Wohlthat guter und zweckmäßiger Anweiſung, gleich von Anfange an, zu theil geworden iſt, und diejenigen, welche dieſes Glück zufällig genoſſen haben, werden ſich gewiß als vorzüglich auszeichnen.

Die erſte Eigenſchaft, die wir dem Lehrer einer Zeichenſchule wünſchen iſt, daß er, von dem Nutzen, den er im allgemeinen ſtiften kann und ſoll, überzeugt, ſein Amt hoch achte und darum mit Fleiß und Liebe verwalte. Es iſt ein übel angebrachter kleinlicher Stolz, der gemeinlich den mittelmäßigen Künſtlern anklebt, daß ſie ſich zu wichtigen Unternehmungen berufen glauben, für die Stelle zu gut dünken, welche ſie eben bekleiden, und daher nachläſſig ſind. Dieſes iſt ebenfalls ein Hauptgrund weswegen man immer einen geſchickten Künſtler wählen ſoll; denn der beſte iſt gewöhnlich auch der vernünftigſte, und ein vernünftiger, edler Mann hält ſich überall für wohl angeſtellt, wo er Gutes wirken kann.

Der Unterricht ſelbſt muß den Fähigkeiten, und vorzüglich der Beſtimmung der Schüler gemäß eingerichtet werden. Der Meiſter verliert ſeine Zeit und der Schüler die Frucht ſeiner Bemühungen, wenn man hierauf nicht ſorgfältig achtet. Ein Knabe, der ein mechaniſches Handwerk treiben ſoll, darf weder Landſchaften noch Figuren zeichnen, ſondern er ſoll ſeinen Fleiß auf Dinge wenden, die ihm unmittelbar nützen können. Mäurer, Zimmerleute und dergleichen ſollen vornehmlich mit Winkeln, Lineal und Zirkel umgehen lernen. Steinhauer, Schloſſer, Tiſchler, Wagner bedürfen ſchon etwas mehr; man muß ihnen, wenn ſie erſt jenes begriffen haben, Zierrathen und Laubwerk vorlegen, weil ſie bey ihrer Arbeit oft dergleichen bedürfen. Schnitzer, Stuckaturarbeiter und Goldſchmiede nähern ſich bereits den Künſtlern und müſſen es, im Fach der Ornamente, bis zu einem gewiſſen Grad der Meiſterſchaft gebracht haben.

Dieſes ſind zwar alles ſchon bekannte Sachen und, um weniges auf oder ab, iſt es auch faſt überall ſo zu halten verordnet. Aber man bleibt eben auch faſt überall nicht bei der Regel, bald wegen Unvermögen, oder Nachläſſigkeit der Lehrer, bald wegen Mangel an

Vorſchriften, und bald weil man gegen die Launen der Schüler zu ihrem Schaden nachſichtig iſt. Ein heilſamer Unterſchied wäre indeſſen leicht zu machen. Möchten doch Söhne und Töchter begüterter Bürger, bey denen man den Unterricht im Zeichnen blos als einen Theil ihrer ſittlichen Bildung betrachtet, immerhin mehr Freyheit genießen; denn bey dieſen kömmt hauptſächlich die Neigung in Anſchlag, und für ſie iſt dasjenige jedesmal als das beſte zu betrachten, worinn ſie wahrſcheinlich die meiſten Fortſchritte machen werden; allein der Handwerker muß vor allem andern lernen und verſtehen was zu ſeinem Geſchäft dient.

Bey allen Schülern muß der Lehrer auf ihre Fähigkeiten wohl acht geben, und ſeinen Unterricht darnach regeln. Diejenigen welche Luſt und gute Talente zeigen ſind hauptſächlich durch Zuſpruch, Erklärung und Gründe zu belehren. Ein Wort giebt ihrem Verſtand, ihrer Aufmerkſamkeit, oft mehr Aufſchluß als viele Vorbilder. Sie überlegen, faſſen, begreifen, wenden an und es iſt genug wenn man ihnen nur die Methode, zu entwerfen und auszuzeichnen praktiſch zeigt, übrigens blos raiſonirt und ſie ſelbſt machen läßt. Gegen dieſe Regel verſtoßen die meiſten Lehrer der Zeichenkunſt, aus Unfähigkeit, oder weil ſie ſelbſt nicht beſſer unterrichtet worden ſind, und thun damit unglaublichen Schaden. Es iſt wahrlich! traurig zu ſehen wie manches ſchöne Talent, Jahre lang, ſich vergebens bemüht und beſtrebt, weil ihm aber die Anfangsgründe nicht richtig gezeigt, keine Methode gelehrt worden, doch noch immer nicht im Stand iſt etwas leidliches hervorzubringen.

Denen die wenig Talent verrathen, und welchen alſo das Zeichnen unverhältnißmäßig ſchwer fällt, mag der Meiſter immerhin nachhelfen, damit ſie nicht überdrüßig werden; ſie bringen es zwar gewöhnlich nicht weit, doch iſt fürs Ganze immer ſchon etwas gewonnen, wenn auch nur eine oberflächliche Bekanntſchaft mit den Werken der Kunſt und des Geſchmacks, unter den Menſchen, welche auf Bildung Anſpruch machen, allgemein im Gang iſt.

Ein einziger Lehrer iſt, wie wir glauben, wohl im Stande auf die vorgeſchlagene, zweckmäßige Weiſe, fünfundzwanzig bis dreyßig Schülern auf einmal Unterricht zu geben; wenn die Anzahl größer iſt, ſo müßte er, verhältnißmäßig, einen oder mehrere Gehülfen neben ſich haben.

Der Unterricht muß durchaus frey und ohne Unterſchied ertheilt werden. Dieſes iſt um ſo nothwendiger, weil, wie ſchon gedacht, beſonders die Handwerker deſſelben bedürfen und alſo der Zweck der Anſtalt verlohren geht, wenn ihnen der Zutritt verleidet wird, oder Koſten verurſacht.

Es könnte als Geſetz gelten daß Mädchen zum wenigſten 10, die Knaben 12 Jahre erreicht haben müßten, ehe man ſie als Schüler annimmt. In früherem Alter ſind ſie höchſtens fähig einige Handgriffe zu lernen, können aber nichts verſtändig begreifen und alſo auch keinen weſentlichen Nutzen davon haben. Sie fordern überdem allzugroße, anhaltende Aufmerkſamkeit des Lehrers, die er den andern entziehen muß. Ereignete ſich der Fall, daß eine ganz vorzügliche Neigung zur Kunſt ſich ſchon im frühern Alter zeigt, ſo kann man es alsdann den Eltern wohl zumuthen daß ſie, bis zur beſtimmten Zeit, für Privatunterricht ſorgen.

Um gute Ordnung zu erhalten, und auch in Rückſicht des verſchiedenen Zwecks des Unterrichts, ſcheint es rathſam daß Knaben und Mädchen in geſonderte Claſſen abgetheilt werden, deren jede ſich in Stunden verſammelt, wenn andere Geſchäffte nicht darunter leiden. Zwey Stunden möchten vielleicht das ſchicklichſte Maaß für den jedesmahligen Unterricht ſeyn, in einem ſolchen Zeitraum wird die Aufmerkſamkeit der jungen Leute nicht gar zu ſehr ermüdet, und doch haben ſie

Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunde lauern — und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zeit etwas auszuführen. Denjenigen welche beſondere Luſt und Geſchick zeigen, oder deren Beſtimmung eine vorzügliche Geſchicklichkeit im Zeichnen erfordert, müßte Gelegenheit verſchafft werden noch außer den geſetzten Stunden, wenn auch nicht des Unterrichts zu genießen, doch wenigſtens ſich zu üben.

Nach Verhältniß der Anzahl der Schüler ſind für die Zeichenſchule einer oder auch mehrere geräumige Säle erforderlich, welche dem Sonnenlicht nicht zu ſehr ausgeſetzt ſeyn dürfen und im Winter mäßig erwärmt werden können. In Abſicht der Lage ſehe man ja darauf, daß ſie mitten in der Stadt und alſo allen Schülern bequem ſey. Denn ein kleines Verſehen dieſer Art kann den Erfolg der ganzen Anſtalt hindern. Es iſt eine bekannte Erfahrung daß man die Menſchen niemals ſchonender behandeln muß als wenn man ihnen zu nutzen gedenkt.

Die Anſtalt muß auch mit einem gewandten Aufwärter verſehen ſeyn, der die Säle rein halte, des Winters einheitze und in den Stunden, da Unterricht ertheilt wird, den Schülern reiche was ſie nothwendig haben mögen, der, wenn die Stunden verfloſſen, die Vorſchriften ſammle und in Ordnung lege, auch die

Zeichnungen und Portefeuillen der Schüler, welche ſie zurück laſſen, in Verwahrung nehme, u. ſ. w.

An vielen Orten iſt es gebräuchlich daß man den Schülern Papier, Kohle, Reißbley, und was ſonſt zum Zeichnen erforderlich iſt, frey giebt, und, wenn kein Mißbrauch damit getrieben wird, ſo hat die Sache wirklich ihren guten Nutzen; denn gemeiniglich ſind die Werkzeuge, welche die Schüler mitbringen, unbrauchbar und erſchweren die Arbeit, welche ihnen ohnehin ſchon ſo ſchwer wird, noch mehr. Man müßte alſo wenigſtens Anſtalt treffen daß, in der Nähe von der Zeichenſchule, alles was zum Zeichnen und Mahlen erforderlich iſt, von guter Qualität und um billigen Preiß, zu haben wäre. In der Schule ſelbſt müßten einige Lineale, Zirkel und Winkel, blecherne Waſſerbecher, weiße Teller, oder Scherben, zum Miſchen der Waſſerfarben, vorräthig ſeyn, deren ſich die Schüler bedienen können.

Zur Unterweiſung derer, welche blos das Lineal, den Winkel und Zirkel brauchen, enthalten die bekannteſten Schriften über Architectur allerley Plane zu Gebäuden, vom einfachſten bis zum zuſammengeſetzteſten, welche der Lehrer die Schüler ins Große zeichnen laſſen und ſie ihnen zugleich erklären kann. Ebenfalls ſind Bücher vorhanden, welche Holzconſtructionen für Zimmerleute abbilden, die zu dieſem Gebrauch paſſend ſind.

Er giebt ferner verſchiedene in Kupfer geſtochene Sammlungen von allerley Meubeln, und es kommen dergleichen mehrere, ſelbſt in Deutſchland, heraus. Keine erfüllt zwar ganz den Zweck, welchen ſie eigentlich erfüllen ſollte, und der Geſchmack wird gar manches daran ausſetzen, indeſſen enthalten ſie doch was unſere Zeit eben verlangt und wenn der Lehrer nur klug zu wählen weiß, ſo wird er ſich ihrer mit Nutzen bedienen können,

Vorſchriften von Zierrathen, für die Anfänger, geben einige franzöſiſche Blätter in Röthelmanier, welche allerley Laubwerk und Schnirkel, nach antiken Basreliefs gezeichnet, enthalten, ſie ſind zwar etwas zu eckigt und ſteif; aber weil ſie einzelne Stücke, und in beträchtlicher Gröſſe, darſtellen, ſo können ſie dennoch dienen. Einige Blätter im Labacco, wenn man deren habhaft werden kann, ſind noch beſſere Muſter, zwar kleiner aber nicht weniger deutlich, ungemein ſauber geſtochen, und haben den wahren eigenthümlichen Charakter.

Die Anſtalt muß ferner die in Kupfer geſtochenen Zierrathen aus den Logen des Rafaels beſitzen, die Bäder von Titus, eine Sammlung von ſechszehn Blättern, blos Umriſſe von Decken alter Gebäude, mit Mahlerey und Stukatur, ſodann die Werke von Piraneſe.

Dieſe Werke umfaſſen beynahe alles was der gute Geſchmack, im Fache der Zierrathen, hervorgebracht hat.

Zur Vollendung und eigentlich zur Ausbildung der Schüler im Zeichnen dieſer Art, ſind endlich auch einige gute Gipsabgüſſe von antiken Zierrathen, mit Laubwerk und dergleichen höchſt nothwendig, wo man das Schöne und Geiſtreiche der Ausführung, in ſeiner ganzen Vollkommenheit, zeigen und zur Nachahmung vorlegen kann.

Muſter zum Sticken für Frauenzimmer finden ſich in verſchiedenen Büchern, die davon handeln und eigens zu Vorſchriften für dieſe Arbeit beſtimmt ſind, für Anfänger mag man die beſten und geſchmackvollſten auswählen, doch werden ſie, in der Folge mit beſſerm Nutzen Zierrathen aus den Logen des Rafaels ſtudiren, und das Paſſende auf ihr Fach übertragen lernen.

Blumen, welche man in botaniſchen Werken findet ſind zwar, in Hinſicht auf die Theile, richtig, nur iſt dabey ſelten auf die Schönheit der Formen gehörig acht gegeben. Die ſchöne Wirkung von Schatten und Licht und die mahleriſche Zuſammenſtellung liegt gar außer ihrem Zweck, ſie können alſo den Schülern nicht als Muſter vorgelegt werden. Zum Behuf derjenigen, welche Neigung für dieſes Fach haben, müßte die Zeichenſchule mit ſchönen, nach der Natur gezeichneten Muſtern verſehen ſeyn. Ja es wäre ſogar gut wenn ſie ein oder ein Paar Blumengemählde, von guten niederländiſchen Meiſtern beſäße.

Im Fach der Landſchaften wäre zu wünſchen daß man den Anfängern gut gezeichnete Studien, nach einzelnen Partien, aus Caspar Pouſſins Bildern, vorlegen könnte, um den Baumſchlag und überhaupt das Charakteriſtiſche der Zeichnung daraus zu lernen. Wenn dieſes nicht möglich iſt; ſo muß man ſich auf andere Weiſe einzurichten ſuchen. Die Deſſauiſche chalkografiſche Geſellſchaft hat einige Zeichnungen von Hackert, in Aquatinta Manier, herausgegeben, wo vortrefflich geblätterte Bäume ſind, welche den Schülern wohl als Vorſchrift dienen können, Die Aquarell Mahlerey iſt gegenwärtig ſo beliebt und allgemein, daß Zeichnungen dieſer Art nicht leicht an einem Ort fehlen und wenn die Handgriffe davon erſt gezeigt ſind, ſo werden die Schüler leicht auch Oehlgemählde in Waſſerfarben nachahmen und dadurch ſich nur noch mehr ans Kräftige gewöhnen.

Am ſchwerſten iſt denjenigen zu helfen, deren Neigung auf die menſchliche Geſtalt geht. Man kann behaupten daß es uns bis jetzt noch durchaus an einem zweckmäßigen Zeichenbuch mangle, wo der Schüler gute Vorſchriften findet, von den erſten Anfangsgründen an, weiter und weiter, bis er ſich ſo viel Fertigkeit erworben hat, als er nöthig hat um nach dem runden zeichnen zu können. Es iſt fürwahr traurig daß man ſich mit Preislers Zeichenbuch behelfen ſoll, falls der Lehrer der Zeichenſchule nicht, wie wir jedoch hoffen wollen, ſelbſt eigene Studien beſitzt, die dem Bedürfniß angemeſſen ſind, oder im Stand iſt zum Behuf der Schüler dergleichen zu verfertigen. Man hat auch eine Sammlung von allerley einzelnen Theilen nach Antiken gezeichnet, welche zu Rom bey Volpato herausgekommen, die zwar freylich beſſer ſeyn könnten; aber doch im Nothfalle brauchbar ſind. Ferner exiſtirt eine Sammlung von Köpfen nach Rafael von Cunego, nach Mengs Zeichnungen geſtochen. Ehemahls hielt man beſonders viel auf die Kupferſtiche nach La Fage, und weil ihre Figuren meiſtens gute Formen haben, auch in wiſſenſchaftlicher Hinſicht wohl verſtanden ſind, ſo würden ſie allerdings zum Unterricht brauchbar ſeyn, wenn nur die Geſetze anſtändiger Zucht und Ehrbarkeit nicht ſo oft verletzt wären. Die Blätter in Rötelmanier, welche man faſt überall den Schülern als Muſter vorlegt, können wir mit gutem Gewiſſen nicht empfehlen, ſie haben zwar das äußere Anſehen von Freyheit und Meiſterhaftigkeit der Behandlung; allein die Umriſſe, worauf es doch hauptſächlich ankömmt, ſind an den meiſten ſehr manierirt und unrichtig. Des Gerhard Laireße Zeichenbuch, ein andres welches den Namen des Carracci an der Spitze trägt, ein vor kurzem in England herausgekommenes und in Deutſchland nachgeſtochenes, nach Zeichnungen von Cipriani, nebſt noch vielen andern, ſind ſämmtlich unzweckmäßig.

Einige gute Abgüſſe von antiken Büſten und Statuen, welche bey einer jeden Zeichenſchule, als nothwendiges Bedürfniß anzuſchaffen ſind und die Anweiſung des Lehrers, müſſen alſo beym Unterricht wohl das beſte thun. Wir möchten deswegen überhaupt rathen, einen jeden jungen Menſchen der Talente zeigt, nur ganz kurze Zeit mit den Anfangsgründen zu beſchäftigen und ſchneller, als es ſonſt gewöhnlich zu geſchehen pflegt, zur Zeichnung des Runden, erſt nach plaſtiſchen Werken und dann nach der Natur anzuhalten.

III.

Ueber die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne.

Aus Briefen.

Paris im Auguſt 1799.

— Beſonders über die Schauſpielkunſt hatte ich Urſache viel zu denken und es iſt mir über ſie manches neue Licht aufgegangen.

Ich bin weit entfernt zu behaupten daß die hieſigen Schauſpieler, auch die beſſern, mehr und etwas höheres wären als unſere guten, oder wenigſtens als dieſe ſeyn würden, wenn bey uns dieſe Kunſt mehr begünſtigt wäre; aber die Mimik iſt hier mit den bildenden Künſten in genauere Verbindung gebracht. Wenn ſie bey uns nur zur Einbildungskraft, zur Empfindung ſpricht, ſo gewährt ſie hier auch dem bloßen Auge einen größern Reitz. Da man in dem franzöſiſchen Schauſpiele zugleich den Mahler, den

Bildhauer und den pantominiſchen Tänzer vereinigt ſieht, da auch derjenige Theil ſeines Spiels, der an ſich nicht bedeutend iſt, künſtleriſche Harmonie und Schönheit beſitzt; ſo glaubt man einen engern Bund aller Künſte zu erblicken und ahndet eine, vielleicht minder große und tiefe, aber gewiß eine äſthetiſche Stimmung. Der Menſch, blos als Menſch betrachtet, hat ohnſtreitig bey dem hieſigen Theater einen kleinern Genuß; allein einen deſto höhern der Künſtler. Beſonders würde der fremde Schauſpieler gezwungen werden hier über ſeine Kunſt nachzudenken, zu reflectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunſtfleißes als bey uns entdecken müßte.

Freylich aber iſt die franzöſiſche tragiſche Bühne jetzt eigentlich wenig; was ich hier ſage habe ich blos von einem einzigen Schauſpieler abſtrahirt, von Talma.

Was die übrigen betrift, ſo kann man nur bey einigen die Vorzüge dieſes Mannes in ſehr mäßigem Grade, bey andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Carrikatur ſehen. Zwar giebt es noch ſehr gute Schauſpieler für die Comödie, Molé, Fleury, Mlle Contat, Baptiſte, Dugazon, Grandmesnil, von welchen nachher einige Worte beſonders. Gegenwärtig von den tragiſchen Schauſpielern.

Talma iſt erſt ſeit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater, er hat le Kain nicht mehr geſehen und niemand zum Muſter nehmen können. Er ſpielt jetzt, und ſchon ſeit der Revolution, ſehr oft, da man die alten Stücke ſelten giebt, Rollen die vor ihm nie geſpielt worden ſind, und die er neu hat ſchaffen müſſen. Er hatte alſo einige Freyheit und nähere Veranlaſſung ſich einen eignen Styl zu bilden und ob es gleich für den, der die ältern und beſten franzöſiſchen Schauſpieler nicht mehr geſehen hat, bedenklich iſt eine ſolche Behauptung zu wagen; ſo glaube ich doch mit Grunde ſagen zu können: daß die franzöſiſche Schauſpielkunſt durch ihn eine Erweiterung genommen hat. In der mahleriſchen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden ſeyn, da ihn für dieſen Theil der Kunſt ſchon die Natur ſo ſehr begünſtigt hat.

Zwar iſt er eher klein als groß und ſo geht ihm etwas allerdings für den Ausdruck der Würde verlohren; allein ſonſt iſt er eine der wohlgebildetſten und harmoniſchſten Geſtalten die man ſehen kann. Sein Geſicht iſt zugleich von feinem und kraftvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas eingebogne, aber fein geſchnittne Naſe, ſchwarze, feurige Augen, ſehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangen-

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt.

Es iſt der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller.
Als ich Apollen bath, das gräßliche
Geleit der Rachegeiſter von der Seite
Mir abzunehmen, ſchien er Hülf' und Rettung
Im Tempel ſeiner vielgeliebten Schweſter,
Die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen
Gewiſſen Götterworten zu verſprechen;
Und nun erfüllet ſich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden ſoll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zuſammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen.
Und ſollen Atreus Enkel in der Schlacht

züge, beſonders um den Mund herum. Sein Wuchs iſt ſchlank und fein, die Arme, auf die es beym Heldenkoſtüm, wo man ſie oft nackt ſieht, ſehr ankommt, gut gebildet, die Lenden, Schenkel und Füße von muſterhafter Schönheit.

Mit dieſer Geſtalt verbindet er offenbar eine ſehr mahleriſche Einbildungskraft. Er hat, wie ſeine Kunſt überhaupt, ſo insbeſondere das Koſtum ſehr ſorgfältig und nach den beſten Hülfsmitteln ſtudirt. Er zeichnet ſelbſt und man ſieht ihm an daß jede Situation die er ſich denkt, auch vor ſeiner Phantaſie als mahleriſche Geſtalt daſteht. Auf dem Theater iſt jede ſeiner Bewegungen ſchön und harmoniſch, ſein Anſtand durchaus edel und gratios. Er mag ſitzen, ſtehen, niederknien, ſo wird es der Mahler immer werth finden dieſe Stellungen zu ſtudiren. Wenn man bey andern Schauſpielern wohl hie und da einzeln ein ſchönes Gemählde, wie man es hier nennt, bemerkt, ſo zeigt ſein Spiel eine ununterbrochene Folge derſelben, einen harmoniſchen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch denn das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der dieſe Art zu ſpielen, einzeln genommen, ſchlechterdings heraustritt.

In dieſem Theil der Kunſt mag indeß Talma ſeine Vorgänger nur erreicht oder übertroffen haben, eigen iſt wohl ſein Studium des Koſtum, in welchem er ohnſtreitig unübertreffbar iſt, ſo wie auch daß er, dasjenige was die übrigen vielleicht nur als bloßen Anſtand und Heldenwürde angeſehen haben, auf eine ächt künſtleriſche Weiſe, als ſchöne und mahleriſche Natur, behandelt.

Worinn er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu ſeyn ſcheint iſt die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man ſieht daß er nicht, wie es ſonſt die Art der hieſigen Schauſpieler iſt, welche die meiſten ihrer Rollen durch Tradition empfangen, nur andere Schauſpieler, ſondern daß er die Natur ſelbſt ſtudiert hat, und es iſt nicht unwahrſcheinlich daß ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichen Stoff dargeboten haben.

Sein Minenſpiel iſt erſtaunlich ausdrucksvoll, ſeine Gebärden natürlich und minder regelmäßig abgemeſſen. Er läßt den Zuſchauer nie kalt, ſondern reißt ihn hin und erſchüttert ihn. Das bloße rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen.

Er nimmt ſich mehr Freyheiten als es die franzöſiſche Bühne ſonſt erlaubt. Er ſpricht wirklich mit den Perſonen des Stücks, nicht wie es hier noch meiſtentheils geſchieht, mit den Zuſchauern. Er thut, wenn es Gelegenheit giebt, einige Schritte gegen den Hintergrund des

Theaters und zeigt den Zuſchauern den Rücken, er hält nie, wie andere, in einzelnen Gemählden, auch wenn ihn der Beyfall des Publikums unterbricht, ſo ſtatuenhaft inne, mit einem Wort er iſt bey weitem ungebundener und natürlicher.

Einige haben behaupten wollen daß er ſich nach der engliſchen Bühne gebildet habe, aber dies Vorgeben ſcheint keinen Grund zu haben. Zwar iſt er größtentheils in England erzogen worden, doch da er ſich damals noch nicht zum Schauſpieler beſtimmte, ſo hat er, wie ich ihn ſelbſt bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können. Seinen eigentlichen Schauſpielerunterricht hat er in der école Dramatique, die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und ſein beſonderer Lehrer iſt Dugazon geweſen, ein guter komiſcher Schauſpieler, der auch ſonſt viel Theaterkenntniß beſitzen ſoll.

Seine gewöhnlichen Rollen, ſo viel ich ſie kenne ſind: Titus im Brutus, Nero im Britannicus, und in dem neuen Legouviſchen Stück Neron et Epicharis, Oreſt in Iphigenie von de la Touche, Aegiſth im Agamemnon, Macbeth und Othello, in den Umarbeitungen dieſer Stücke von Ducis, Carl IX., in Chenier Stück, Moncaſſin in den Venitiens von Arnault (einem Stück das viel tragiſches Talent verräth) u. ſ. f.

Carl IX. hat ihm zuerſt Namen verſchafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen ſeiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, ſchon einige von dieſen ſehr herauszuheben verſtand.

Sein Organ, das vielleicht keinen ſehr großen Umfang hat, weiß er ſehr geſchickt zu brauchen und in ſich hat es einen unendlich tragiſchen Ton, der unmittelbar das Innerſte ergreift.

Talma's Stärke überhaupt liegt wohl in dem Ausdruck der hochtragiſchen, finſtern und melancholiſchen Momente, wo der Geiſt und die Leidenſchaft über ſich ſelbſt brüten und die letztere noch verhalten iſt. Wenigſtens hat er auf mich in dieſen Stellen einen größern Eindruck gemacht, als in denen wo die Leidenſchaft in Heftigkeit ausbricht; ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer beſitzt, ſondern ſich immer mit Weisheit mäßigt und beherrſcht. Ob ihm das blos zärtliche und rührende gut gelingen würde? möchte ich nicht ſagen.

Ich habe erſt hier ein ſehr ſonderbares Stück kennen lernen Abufar von Ducis. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwicklung wegen, iſt es kaum eine Tragödie zu nennen; aber es mangelt ihm nicht an tragiſchem Stoff.

In der Familie eines Anführers einer arabiſchen Horde, verliebten ſich Bruder und Schweſter in einander. Der Bruder entflieht um, ſeiner Leidenſchaft zu entgehen, allein eben dieſelbe treibt ihn wieder zurück; und da er auch jetzt nicht hoffen kann, auf irgend eine Weiſe in ſeiner Liebe glücklich zu ſeyn, ſo entſchließt er ſich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt es ſeiner geliebten Zulima und ſein Vater Abufar erfährt nun das Geheimniß. Es zeigt ſich jetzt daß Zulima nur ein angenommenes Kind, nicht deſſen Tochter iſt und beyde Liebende werden mit einander verbunden.

Dies iſt der einfache Plan dieſes ſonderbaren, aber an ſchönen Verſen und dichteriſchen Nebenbeſchreibungen reichen Stücks, das durch eine Epiſode noch einigermaßen verwickelt wird.

Talma ſpielt die Rolle des Pharan, des entflohenen und zurückkehrenden Sohnes und ſie gelingt ihm vortrefflich. Er weiß die fürchterliche und ſchwarze Stimmung, welche der Seele die hoffnungsloſe Verzweiflung, eine von Göttern und Menſchen gemißbilligte Leidenſchaft, das Verlaſſen eines geliebten und, nach den Sitten ſeines Volks, beynah göttlich verehrten Vaters, und der Entſchluß zu einer Fluche in die Wüſte, bey der er ſich jeden Gedanken an Rückkehr abſchneidet, einflößt, auf eine ſolche Art zu ſchildern, daß man ſich ganz in dieſe Lage verſetzt und in die Empfindung mit fortgeriſſen fühlt.

Er wird auch hier ſehr gut durch die Schauſpielerin, welche Zulima ſpielt, unterſtützt. Mlle Vanhove beſitzt ein vorzügliches tragiſches Talent, das beſonders in einigen Rollen eine bewundernswürdige Wirkung hervorbringt. Am beſten finde ich ſie in der Caſſandra, in Lemercies Agamemnon, eine Rolle die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, da bisher auf der franzöſiſchen Bühne keine ähnliche vorhanden war.

Mit großem Vergnügen habe ich neulich auch Talma im Cid geſehen. Er hatte, was viel ſagen will, Würde genug um das Gigantiſche dieſes Stücks nicht lächerlich erſcheinen zu laſſen. Die Scene, wo er zwiſchen Liebe und Ehre kämpft, die Scene wo er in Chimenes Haus tritt, und andere, ſpielt er meiſterhaft. Was ſoll man überhaupt zu dieſem Stücke ſagen! Es gehört doch etwas dazu, einen ſolchen Stoff und zum Theil eine ſolche Ausführung zu wagen und noch jetzt hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es iſt äuſſerſt ſchwer bey einer ſo ſchnell vorübergehenden Kunſt wie die Mimik iſt Vergleichungen zwiſchen zwey verſchiedenen Stylen anzuſtellen, wenn man den einen unmittelbar vor ſich hat und den andern blos im

Gedächtniß trägt. Wie man in einer Gallerie von dem Bilde eines Meiſters zu dem eines andern übergeht, ſo habe ich oft gewünſcht mich in wenig Minuten von hier auf ein deutſches oder engliſches Theater verſetzen zu können.

Die franzöſiſche Bühne hat indeß doch einige ſehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteriſtiſch an ihr nenne.

Der franzöſiſch: tragiſche Schauſpieler hat durchaus einen mehr leidenſchaftlichen Ausdruck als der Deutſche. Er ſpielt, wenn ich ſo ſagen darf, mehr die Leidenſchaft als den Charakter, hält den Zuſchauer mehr bey dem augenblicklichen Zuſtand ſeines Gemüths feſt, läßt ihn weniger in das Innere ſeiner Seele und den Gang ſeiner Empfindungsart ſchauen. Daher iſt in verſchiedenen Rollen weniger Abwechslung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragiſchen Helden im allgemeinen entwerfen, und würde in einzelnen Rollen daſſelbe Bild, mit ziemlicher Vollſtändigkeit, wieder finden.

Eben daher iſt, ohngeachtet der, bey guten Schauſpielern freylich ſehr künſtlich berechneten Steigerung des Affekts, doch der Ausdruck auch gleich von Anfang herein bewegter und leidenſchaftlicher als bey uns.

Bey ſeinem erſten Hereintreten ſieht man es dem Schauſpieler an, daß er von Leidenſchaften beſtürmt, mit ſchrecklichen Ereigniſſen im Kampf ſeyn werde. Der Ausdruck der Leidenſchaft ſelbſt iſt weit mehr der phiſiſche der Natur, als der höhere und idealiſche. Die Leidenſchaft iſt vorzüglich von der Seite des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen, und es iſt vergeſſen daß ſie auf der andern Seite, in edlen und großen Individuen, aus einer Tiefe herſtammt, die wir ſelbſt nicht ergründen können, und daß ſie dort ſelbſt mit unſern höchſten Kräften, ſogar mit der Vernunft in Uebereinſtimmung ſtehen kann, der ſie nur, entweder in einzelner Anwendung, oder in dem was wir uns mit Begriffen deutlich zu machen und zu entziffern verſtehen, widerſpricht.

Der franzöſiſche Schauſpieler fühlt nicht, und läßt den Zuſchauer nicht empfinden daß die Leidenſchaft oft Ausbruch einer Seele iſt, die, aus Unvermögen unentwickelter Kräfte, alſo aus Dumpfheit; oder aus Fülle und Größe der Kraft, wo alsdann der Moment der Leidenſchaft zugleich der Moment der höchſten Klarheit iſt, ſich ſonſt nicht verſtändlich zu machen weiß.

Was ich bey den hieſigen Schauſpielern Naturausdruck von Leidenſchaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beiſpiele deutlich machen.

Unter den Schauſpielerinnen zeigt jetzt Mlle Raucour unſtreitig am meiſten die Reſte der ehemaligen großen Talente. Niemand kann ihr abſprechen daß ſie ihre Rollen mit vieler Einſicht behandelt, daß ſie den Ausdruck der Leidenſchaft in ihrer Gewalt hat, daß ſie mit dem ſpielt was man hier Ame nennt, und was ich zu ſchwach mit Empfindung, und nicht ganz richtig mit Seele überſetzen würde; da dies letztere Wort bey uns eine ſanftere und feinere Bedeutung hat.

Ich habe ſie meiſtentheils ſtolze, ehrgeitzige und heftige Rollen ſpielen ſehen. Ihre Geſtalt und ihr jetzt zu ſtarkes, männliches Organ machen ſie dazu vorzüglich geſchickt; aber ſtellenweiſe findet ſich manches Anſtößige. Plötzliche und raſch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochne Bewegungen der Arme, ein, und wenigſtens, oft widriges Werfen des Kopfs, ein affectirter Gang und beſonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäuſſerten Affects, nicht der einer tief empfundenen Leidenſchaft iſt, kurz wenn man es ſtark ausdrücken ſoll: wie man es bey wirklich ſchlechten

Schauſpielern ſieht, ein ſtolzes und anmasliches Weſen, das unmittelbar ans Gemeine grenzt.

Ich beſcheide mich daß Clairon und Dumesnil noch weniger in dieſe Fehler verfallen ſind; aber Gattung und Styl müſſen im Ganzen immer dieſelben geweſen ſeyn.

Bey kämpfenden Leidenſchaften fehlt dem hieſigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punkts aus dem ſie, im Innern der Seele, gemeinſchaftlich entſpringen. Zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung dargeſtellt, die andere als entſtünde ſie aus Betrachtung des fremden Urtheils und ſo verliert das Ganze an Idealität.

So erinnere ich mich daß z. B. die Raucour jene Stelle in der Phädra, wo dieſe in eine Art wahnſinniger Träumerey verſinkt, meiſterhaft ſpielte und vorzüglich die ſchönen Verſe:

Dieux! que ne ſuis-je aſſiſe aux ombres des forets!
Quand pourrai je au travers d'une noble pouſſiere
Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carriere.

vortreflich ſagte.

Wie ſie nun aber wieder zu ſich kam waren Ton und Gebärde zu brüsque, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äuſſere Urtheil berechnet.

Ein ſiegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater
Als Opferthier im Jammertode bluten:
So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh', ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder träufend meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags ſoll euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner grüne Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ſeyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort bindet alle dann
Ein gleich Geſchick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.

Statt inneren Schmerzens und innerer Verwirrung über dieſe unglückliche Zerrüttung ihres Gemüths, ſchien ſie nur in Verdruß auszubrechen, ſich ſo verrathen zu haben und das höhere und idealiſche Gefühl wurde dem kleinlichen aufgeopfert. Freylich zeigte ihr der Dichter hier ſelbſt das Spiel an; allein die wahrhaft ſeelenvolle Schauſpielerin würde den Contraſt hier lieber gemildert haben, ſtatt ihn herauszuheben.

An Talma würde man ſo etwas nicht ſehen. Er iſt durchaus edel und zeigt die ächte Würde des Characters, nicht den blos angeerbten Heldenſtolz. Er iſt in allem natürlicher und freyer, aber auch in ihm iſt der Naturausdruck der Leidenſchaft ſtärker als wir es wenigſtens immer wünſchen. Die Arbeit ſeines Gemüths zeigt ſich oft für uns zu ſtark in ſeinen Athemzügen und ſeinen Stellungen; ſeine Geſichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, und wenn Homers Helden ſich nicht ſcheuen zu weinen, ſo ſcheut der franzöſiſche Schauſpieler ſich nicht die phiſiſche Anſtrengung der Leidenſchaft zu zeigen, ſollte auch das Erliegen unter derſelben ins unmännliche übergehen. Ja er hütet ſich ſogar nicht immer für unäſthetiſchen Verzerrungen des Geſichts. Sein Spiel drückt alſo mehr Leidenſchaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenſchaft mehr in ihren phiſiſchen Aeuſſerungen, als in ihrer innern Geſtalt, ihren Wirkungen auf die Empfindung. Er ſtellt weniger den idealiſchen als den Naturmenſchen dar.

Wird dieſe Manier übertrieben, ſo iſt ſie entſetzlich und weder Natur noch Idealität, ſondern die, mit ſichtbarer, und daher natürlicherweiſe manierirter Kunſt, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit.

Iſt ſie durch natürliches Gefühl und äſthetiſchen Sinn gemäßigt, ſo macht ſie eine große und ſtarke Wirkung; aber ich habe wenigſtens immer dabey zu empfinden geglaubt daß die Seele nicht ganz befriedigt wird und daß noch etwas höheres erwartet wird.

Doch ſind bey den guten Schauſpielern die Schattirungen natürlich ſehr fein, und es fehlt da nur die letzte Vollendung der innern Harmonie der Empfindung. Die Wirkung iſt nur nicht ſo geiſtig als man wünſchte, ſie ſetzt unſer Gemüth nicht in eine ſo energiſche und fruchtbare Bewegung.

In dem Gebärdenſpiel iſt der franzöſiſche Schauſpieler, wie ſchon oben bemerkt worden, mehr mahlend als der Deutſche, der nur faſt ausdrückende Geberden kennt; doch läßt ſich bey guten Schauſpielern hierinn nur ſelten eine Uebertreibung wahrnehmen.

Es ſind nicht die häufiigen Geſten der mittäglichen Völker; aber es ſind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinn der Rede wenigſtens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen. Es ſcheint vielmehr als müſſe der Rhythmus und die Cadence der Verſe zugleich durch eine eben ſolche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da wo der Sinn mehr Gewicht bekömmt eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Verſifikation der Stücke zuſammen, mit der Feyerlichkeit der ganzen Kompoſition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation.

Die Declamation iſt zwar ganz frey, der Reim wird ſogar abſichtlich verſteckt, und der Vers in andere Glieder zertheilt, als ihm die Scanſion anweiſ't; allein da die franzöſiſche Sprache und Declamation keinen Sylbenaccent kennt, da die Franzoſen im Leſen mit einer beſondern Eigenthümlichkeit, die, ſo viel ich weiß, keine andere Nation hat, nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder doch wenigſtens nicht beſtändig und regelmäßig vertheilen, ſondern hierin mehr einem, durch Gebrauch und Wohlklang beſtimmten Rhythmus folgen, nach welchem oft das Adjectivum vor dem Subſtantivum, oft eine Partikel vor beyden, und meiſtentheils das unbedeutende Endwort eines Comma's vor ſeinen bedeutenden Vorgängern, den Vorzug erhält; da in der poetiſchen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird; ſo muß auch das Gebärdenſpiel, das die Declamation begleitet, ſolchen Geſetzen folgen.

In dieſes miſcht ſich nun aber vornehmlich das Beſtreben nach mahleriſchen Bewegungen, das überall auf der Bühne herſchend iſt, daher ſieht man auch oft Attitüden verlängern, die bei uns ſchneller wechſeln würden. So geht der Schauſpieler, nach einer bedeutenden Scene, mit einer gleichſam verlängerten Gebärde von der Bühne ab, da wir es nicht billigen würden, wenn ſich jemand, z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und, bis er vor dem Zuſchauer verſchwindet, ſo bleiben wollte.

Wenn es bey uns geſchähe, würde es wenigſtens mit Heftigkeit und Schnelligkeit geſchehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen äſthetiſchen Stellungen eigen iſt.

Das Mahleriſche des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus, nnd hierin muß man, glaub ich, einen Vorzug ſelbſt über das zugeſtehen, was wir von unſern Schauſpielernauch nur wünſchen.

Dies für uns fremdartige Gebärdenſpiel mag, ob ich es gleich hiſtoriſch nicht weiß, verſchiedne Stufen durchgegangen ſeyn. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetiſcher Würde und man bewegte die Arme vermuthlich eben ſo regelmäßig als man die Alexandriner, nach ihren Abſchnitten, herrollen lies. Nachher miſchte ſich einerſeits der Verſtand hinein und brachte das Mahlen hervor, und anderſeits gab der beſſer gebildete, äſthetiſche Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie, ſpät erſt haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten.

Was mir Talmas Spiel ſo werth macht iſt daß er dies alles ſo gut verbunden hat, daß er das Mahleriſche der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feyerlichkeit, die man der franzöſiſchen Tragiſchen Bühne ſchlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen ſelbſt alle darauf berechnet ſind, vollkommen mit einander zu verſchmelzen weiß.

Der letzte charakteriſtiſche Zug der franzöſiſchen Schauſpieler ſcheint mir endlich der: daß ſie mehr als unſere an das Publikum denken. Wie unſere Schriftſteller oft nur für ſich ſchreiben, ſo ſpielen auch unſere Schauſpieler oft nur für ſich, und glücklich genug, wenn ſie nur noch an die Perſonen denken mit denen ſie reden. Dies wird dem Franzoſen nie begegnen; aber er verfällt in den entgegengeſetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden.

Ueber die Art wie ſie ſich im Geſpräch gegen einander ſtellen ließe ſich überhaupt, beſonders wenn man im Ganzen nicht blos von den beſten redet, mancherley ausſetzen.

Sobald ſie mit einander in Uneinigkeit ſind, ſo wenden ſie ſich leicht, auf eine wirklich unhöfliche Weiſe, von einander ab, und drehen ſich, ſo viel ſie nur können, den Rükken zu, als wollten ſie nun auch gar nichts mehr von einander wiſſen und hören.

Im Ganzen ſcheint es mir alſo, als gäbe uns zwar die franzöſiſche Schauſpielkunſt ein weniger hohes und idealiſches Bild von dem Menſchencharakter, als das iſt nach dem wir bey uns ſtreben; aber ſie trägt offenbar mehr den Character der Kunſt, im beſten Verſtande, an ſich, iſt immer äſthetiſch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künſte.

Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuſchreiben, und unſtreitig nicht ohne Grund. Die Franzoſen ſelbſt glauben hingegen jetzt der Natur ſo nahe zu ſeyn, als es nur immee möglich iſt ihr zu kommen. Wie ſoll man dieſen Widerſpruch auflöſen?

Eine Auflöſung iſt eigentlich nicht möglich; erklären läßt er ſich aber vielleicht dadurch: daß jede Nation einen eignen Begriff von Natur hat, daß ſie das ſo nennt was ihr leicht und gewöhnlich iſt. Kein

Begriff iſt bey der Kenntniß materieller Verſchiedenheiten ſo wichtig, und keiner vielleicht müßte, zum Behuf der Characterbildung, ſo ſorgfältig beſtimmt werden. Denn wer ſich den reinſten und würdigſten Begriff von dem was man Natur nennt zu eigen gemacht hat, iſt unſtreitig auch der gehaltvollſte Menſch, da man immer von ſelbſt alsdann zu einer ſolchen Natur hinſtrebt.

Die Franzoſen verbinden mit dem Ausdruck Natur faſt ausſchließend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltnen. Da ſie nun auch die Kunſt nur faſt von eben dieſer Seite, der Seite des Geſchmacks, der ſich nichts Anſtößiges erlaubt, kennnen; ſo verbinden ſich dieſe beyden Begriffe leicht miteinander und ſo iſt es begreiflich daß ſie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geſchmack nichts übertriebnes enthält. Wenn wir gleich, was eben freylich mehr die Schuld der Dichter als der Schauſpieler iſt, den Gehalt, die Wahrheit und die auf ſich ſelbſt beruhende Freyheit der Natur vergebens darin aufſuchen. An einen reinen Gegenſatz der Natur und Kunſt iſt, ſo ſcheint es, bey ihnen nicht zu denken; aber weil ſie einen ſehr leicht gereitzten Ekel vor der rohen und ſelbſt der derben Wirklichkeit haben; ſo erſcheinen ſie oft äſthetiſcher als ſie eigentlich ſind.

Iſt aber der Begriff der Kunſt und Natur irgendwo ſchwer zu unterſcheiden, ſo iſt er es in der Schauſpielkunſt, welche die Kunſt der Kunſt, nicht die Darſtellung der Natur, ſondern die Darſtellung einer andern vorhergegangenen künſtleriſchen Darſtellung iſt.

Welche Veränderung geht eigentlich mit der Natur vor wenn ſie zum Kunſtwerk gemacht wird? ſie wird in einen Gedanken umgeſchaffen, dadurch erhält ſie zweyerley: ſie wird der menſchlichen Natur ähnlicher gemacht, da menſchliche Kräfte ſie in ihrer Vorſtellung zuſammenfaſſen, und ſie erhält eigne, einſchränkende Grenzen und wechſelſeitige Beſtimmung ihrer Theile von der Phantaſie, weil aus dem unermeßlichen All der Natur ein Stück herausgeriſſen und in ein ſelbſtſtändiges Ganze verwandelt iſt.

In der Natur iſt immer mehr als in der Kunſt, immer etwas unendliches; aber dieſen Character uns mit unſerer Einbildungskraft vorzuſtellen kann uns nur ein Kunſtwerk begeiſtern, weil es uns, an einem Theil der Natur, ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche ſie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unüberſehbaren Ganzen an ſich trägt. Die Kunſt führt nie wieder auf die Kunſt, ſondern nur auf die Natur hin und Niemanden wird es einfallen ſich, bey Leſung einer Tragödie, die Schauſpieler und nicht die handelnden Perſonen zu denken.

Da alle Kunſt ihrem Weſen nach Nachahmung iſt; ſo hat der Künſtler immer ein Vorbild, das er auf ſeine Weiſe darſtellt. Das Vorbild des Schauſpielers nun iſt nicht gerade die Natur, ſondern ein vor ihm und ſogar unabhängig von ihm gemachtes Kunſtwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunſt iſt daher gebundner als andre und das Natürliche oder Unnatürliche ſeines Spiels darf daher nicht mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, ſondern durch eine mittelbare, mit der Behandlung derſelben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen: könnte Agamemnon, könnte Clitemneſtra dieſe Bewegungen machen? ſondern: könnte es der Agamemnon, der dieſe Geſinnungen äußert, dieſe Worte ſagt?

Die Kunſt verräth ſich durch zweyerley als Kunſt, durch ihre höhere, über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität, und durch das was in ihr, als einem Machwerk des Menſchen, an Willkühr und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen deſto größern Antheil davon wird man auch im Schauſpieler ertragen, ohne ſein Spiel unerträglich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil ſonſt offenbar die nothwendige Harmonie geſtört iſt. Darum können die Franzoſen, die einmal, aus andern Gründen, ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauſpielern ein entgegengeſetztes Urtheil fällen. Sie können ſie nicht einmal da übertrieben nennen, wenn ſie uns ſo erſchienen. Denn es gehört mit zu der, durch den Dichter und mit Bewilligung des Zuſchauers, feſtgeſetzten Uebereinkunft, daß der tragiſche Held ein anderer Menſch iſt als der gewöhnliche Menſch, und daher auch ſtärkere Aeuſſerungen ſeiner Empfindung hat, wozu denn die größere natürliche Lebhaftigkeit der Nation noch außerdem das ihrige beyträgt.

Gegen den Dichter gehalten, iſt dann der Schauſpieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anſchaulich macht und dies neue Verhältniß bringt auch neue Momente in unſerer Beurtheilung hervor. Bey allem Kunſtgenuß macht die Einbildungskraft allein die Unkoſten, es iſt nie das Kunſtwerk ſelbſt und allein das uns entzückt, es iſt das Bild das wir, durch dieſelbe begeiſtert, vielleicht eben ſo ſehr in daſſelbe hinein, als aus ihm herausſehen. Nun zerfallen alle darſtellenden Künſte in zwey Klaſſen, ſolche wo die Einbildungskraft den Gegenſtand ſelbſt, ganz oder zum Theil, bilden muß, und ſolche, die ihn

Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterinn.
Schon unſre Locken weihend abzuſchneiden
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung
Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhebe
Von dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Beſchleunigeſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der
Schweſter
Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Electra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schooß,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bey ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

ſelbſt unmittelbar hinſtellen und wo ſie nun gleichſam das Idealiſche darin mit hervorbringen hilft. Die letztern, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, müſſen einen weit höhern Grad der Vollkommenheit beſitzen um einen gleich ſtarken Eindruck zu machen. Von einem Gemählde und von einer Statue z. B. die gleich mittelmäßig ſind wird doch das erſtere noch mehr intereſſiren, weil es uns doch wenigſtens das Geſchäft auferlegt uns die dargeſtellte Scene, die dort nur in Umriſſen und Farben gezeichnet iſt, wirklich vorzuſtellen.

Die Statue läßt uns durchaus kalt und iſt uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der ſchlechte Schauſpieler geräth ſogar in Gefahr uns Ekel zu erregen; und je reizbarer der Zuſchauer gegen die rohe Wirklichkeit iſt, deſto mehr muß ſich jener auf der Linie der Kunſt halten. Die Franzoſen nun beſitzen nicht nur dieſe Reizbarkeit in hohem Grade, ſondern ſie ſuchen auch in der Kunſt weniger die hoch idealiſirte Natur als nur die Kunſtmanier, die Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Simetrie, die den Künſtler verräth. Sie nennen daher die letzte Linie natürlich, von der man nicht tiefer herabſteigen dürfte, ohne ihren Begriffen nach, dem Kunſtcharacter zu ſchaden. Eine Linie, die wir ganz anders beſtimmen würden.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06902/246

Der deutſche Schauſpieler, könnte man vielleicht ſagen, ſetzt mehr, nur auf ſeine Weiſe, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck ſind ihm das erſte, oft das einzige worauf er ſieht. Der franzöſiſche verbindet mehr mit dem Werke des Dichters das Talent des Muſikers und des Mahlers, darum iſt er aber auch weniger ſtark in dem Charakterausdruck und macht eine weniger tiefe Wirkung. Allein eigentlich iſt ſelbſt dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunſtmanier als künſtleriſch dargeſtellte Natur hat.

Wenn man ſich ein Ideal eines Schauſpielers denkt; ſo iſt kein Zweifel daß derſelbe beyde Vorzüge mit einander verbinden ſollte. Er ſoll den handelnden Menſchen, und zwar in ſeiner ganzen Perſönlichkeit, darſtellen, und wenn gleich in der Natur gewiß nicht alle Stellungen und Bewegungen, ſelbſt des am meiſten idealiſch gebildeten Menſchen, immer edel und gratios ſind; ſo iſt der Schauſpieler dafür Künſtler daß er ſich dieſe Ungleichheit in der Natur nicht zu Schulden kommen laſſen ſoll. Da er als Künſtler die Natur durch eigne Mittel nachahmt, ſo iſt er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künſtleriſch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen.

In der Wirklichkeit kann und muß vieles unbedeutend bleiben, man verzeiht ſogar eins um des andern willen und compenſirt das einzelne gegen einander, indem man ſich allein an das Reſultat hält. In der Kunſt hingegen iſt nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihuug, oder Entſchuldigung rechnen. Auf dem Theater beſonders, wo das ganze Leben eines Menſchen in wenige Stunden zuſammengedrängt wird, muß alles bedeutend ſeyn, alles ſich wechſelſeitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauſpieler auch nur einen einzigen Augenblick ſeine Natur ſehen läßt, erinnert er daran daß der Ueberreſt Kunſt iſt. Dieſe Bedeutung jedes, auch des kleinſten, einzelnen Theils, dieſe enge Verbindung aller, dieſes genaue Zuſammenſchließen derſelben in ein engbeſchränktes Ganzes, giebt gerade das nothwendige und weſentliche Gepräge eines Kunſtwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es begleiten muß, wenn der feiner gebildete, denn der andere bemerkt ihn nicht, oder liebt ihn nicht einmal, einen ächt künſtleriſchen Genuß daran finden ſoll.

Daß die Franzoſen dies mehr und ſtrenger fordern, würde wirklich mehr äſthetiſchen Sinn in ihnen beweiſen, wenn ſie theils das innere Weſen der Kunſt tiefer fühlten, theils ſtark genug beleidigt würden, wenn jener höhere

Glanz der Kunſt nicht mehr blos als die natürliche Blüthe eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, ſondern als willkührlich aufgetragene Schminke erſcheint. Denn gewiß iſt die Grenzlinie hier fein gezogen und der Geſchmack ſehr ſelten, welchen die manierirte Kunſt eben ſo anekelt als die rohe Natur.

Uns Deutſchen kann man, glaub' ich, den Vorwurf machen daß wir auf dieſen eigentlichen Kunſtglanz zu wenig Gewicht legen. Die Urſache mag darin zu ſuchen ſeyn, daß wir nicht ſinnlich genug ausgebildet ſind, unſer Ohr nicht muſikaliſch, unſer Auge nicht mahleriſch genug. Mir iſt oft aufgefallen daß der Deutſche, in Vergleichung mit dem Franzoſen, ich möchte ſagen mit dem Ausländer, aber ich wage nicht über meine Betrachtungen hinaus zu gehen, weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, daß er unmittelbar und unabhängig von denſelben auf die Sache zu gehen ſtrebt

Der Franzoſe, dies giebt ſchon die gemeinſte Beobachtung, hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der ungebildete ſpricht geläufig, klar und präcis; der Deutſche ſucht ſeinen Ausdruck mit Mühe, ſtockt nicht ſelten und auch der fertigſte ſpricht nicht immer ſo rund als er wünſcht. Jener zählt blos ſein

Geld, dieſer prägt ſich ſeine Münze ſelbſt. Daher giebt der Franzoſe, weil in dieſem Tauſchhandel kein Wechſeln gilt, bald mehr bald weniger als er ſollte, und ohne es zu wiſſen, da der Deutſche ſich immer bewußt iſt, wie vollwichtig, oder nicht ſeine Münze ſey.

Wollen Sie andere Beweiſe, ſo nehmen Sie den verſchiedenen Geiſt beyder Sprachen, auf deren Bildung nichts ſo viel Einfluß gehabt hat als dieſe Eigenthümlichkeit. Nehmen ſie wie der Franzos, im Geſpräch, bey ſeinen Schriftſtellern, ſeinen Dichtern, immer beym Ausdruck zuerſt ſtehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht und nicht ſelten der gemeinſten Empfindung, dem gewöhnlichſten Gedanken, wegen einer glücklichen Wendung, Eingang verſtattet. Wie gutmüthig dagegen der Deutſche immer gleich nach dem Sinn haſcht, Dunkelheit und ſelbſt Uncorrektheit verzeiht, wenn nur ſein Herz und ſein Geiſt Befriedigung findet.

Nehmen Sie wie die franzöſiſche Metaphyſik, wenn es eine ſolche giebt, faſt einzig in dem Einfluß der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philoſophie vergraben glaubt und alles auf Wortſtreit zurückführen will. Ein Wahn, den bey uns nur die Popularphiloſophie gehegt, unter unſern eigentlichen

Philoſophen aber nur Mendelſon, in ſeinen letzten Zeiten, begünſtigt hat.

Der Deutſche möchte unmittelbar mit ſeinem Geiſt und ſeiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überſpringen, die Seyn von Seyn und Kraft von Kraft ſo trennt, daß ſie ſich nur durch vermittelnde Zeichen verſtändlich machen können. Was er fühlt und denkt ſtellt ſich nicht ſogleich in Ausdruck dar, dem Sprechenden nicht in beſtimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Mahler und Bildner nicht ſogleich in Geſtalt und vor allen dem Schauſpieler, weil wir wirklich eine ſehr gebärdenloſe Nation ſind, nicht ſogleich in Mine und Gebärde. Er hat in der That weniger Sprache als andere Nationen, und doch, ich ſage es frey, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann, hätte er ſich ſo viel mehr und beſſers zu ſagen.

Der Kunſt kann dieſe Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht daß unſere Dichter z. B. meiſtentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der ſinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den Alten, ſondern oft auch den Neuern nachſtehen und dadurch, wenn nicht geringere Kraft, doch wenigſtens geringern poetiſchen Schwung beſitzen.

Es iſt, dieß im Vorbeygehen zu bemerken, wunderbar daß ein ächt deutſch gebildetes Genie, daß ein Mann der, wenn gleich mit allen Muſen des Auslands vertraut, gewiß keiner nachahmend gehuldigt hat, daß gerade Voß hierin die Ausnahme macht. Wenn man erſt, was jetzt noch lange der Fall nicht iſt, dahin gekommen ſeyn wird allgemein zu verſtehen was er fordert und leiſtet; ſo muß in dieſem Punct eine Revolution entſtehen, die um ſo wohlthätiger ſeyn wird, als ſie blos uns ſelbſt angehört.

Wie unendlich mehr iſt, eben von dieſer Seite, an unſerm Schauſpiel zu vermiſſen! Man hat oft geklagt, daß es auf unſerer Bühne an edlem, feinem und gratiöſem Anſtand fehle; allein was ich hier meyne iſt noch mehr und etwas anders.

Es geſchieht bey unſerer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in äſthetiſcher und noch weniger in ſinnlicher Rückſicht. Und doch wäre wenigſtens das erſtere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten mahleriſchen Compoſition, daß die verſchiedenen Gruppen, auch nur als Maſſen und Formen, und ohne Rückſicht auf den Sinn der Darſtellung betrachtet, in angenehmen Verhältniſſen ſtehen und gefällige Umriſſe bilden ſollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhytmiſchen Verhältniſſe der Perioden bey dem Dichter und ſelbſt dem Proſaiker, und ſogar von einer Reihe nach einander erregter Empfindungen wollen wir noch daß ſie, wie eine Reihe zuſammenſtimmender Töne, eine harmoniſche Folge ausmachen. Es giebt mit einem Wort eine eigne Energie unſerer Einbildungskraft, vermöge welcher ſie blos mit leeren Formen ſpielt und die bloßen Theile des Raumes und der Zeit in gefälligen Verhältniſſen an einander zu reihen ſtrebt, und dies reine äſthetiſche Bedürfniß unſerer Phantaſie fordert bey jedem Werk Befriedigung, das irgend einen Anſpruch auf Kunſt zu machen wagt. Dieſe Befriedigung darf auch der Schauſpieler dem Zuſchauer nicht verſagen, und er, der beſtimmt iſt zugleich als redender und als bildender Künſtler zu wirken, leiſtet nur das erſtere, wenn er jenen Vorzug vernachläſſigt. Selbſt den bloß ſinnlichen Theil der Kunſt ſollte man weniger verachten. Decoration, Koſtum und, wenn der Schauſpielerkunſt eine eigne Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers ſelbſt, ſollte mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freylich müßten denn auch unſere Tragödien um eine Stufe höher ſteigen und ſich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geſchieht ſchon dadurch daß die Verſification zu einem weſentlichen Erforderniß gemacht wird, auf dieſen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauſpieler bleibt immer das Weſentliche das: daß er das Dichteriſche und Mahleriſche ſeiner Kunſt nicht trenne und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume, denn ſonſt ſinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunſt herab, ſondern verſperrt ſich auch auf ewig allen Rückweg dazu. Keine Kunſt iſt der Schauſpielkunſt in gewiſſer Rückſicht ſo nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer ſich nie begnügt einzelne Schönheiten zu zeigen, ſondern nach Schönheit und Harmonie im Ganzen ſtrebt, wie er nie einzelne edle und gratioſe Bewegungen, ſondern einen Körper zeigen will, der ſich nicht anders als edel und gratios zu bewegen vermag, wie er den Zuſchauer endlich dahin bringt nichts als die innere organiſche Kraft zu bewundern, die ſich in tauſend mannichfaltigen Geſtalten entwickelt und alle beherrſcht und in allen äſthetiſch harmoniſch erſcheint; ſo muß der Schauſpieler die Einbildungskraft ſeines Zuſchauers allein auf die Seele verſammeln die ihn belebt, und die zugleich aus ſeiner Stimme, ſeinen Mienen und Gebärden hervorſtrahlt.

Pylades.
O laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinn'rung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben
Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orkus ging.
Oreſt.
O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt.
Pylades.
So haben die, die dich erhielten,
Für mich geſorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn Du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.
Oreſt.
Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haus die freye Stätte gab,
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halb erſtarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling'
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir deine Luſt in meine Seele ſpielteſt;

Dies thut der franzöſiſche nie und kann es nicht, bis ſein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und mahlt den ganzen Zuſtand der Seele, die Empfindung, die Leidenſchaft, den Entſchluß; aber nicht das von Empfindungen zerriſſne, von Leidenſchaften beſtürmte, zu kühnen und raſchen Entſchlüſſen geſtählte Herz ſelbſt.

Wie könnte aber der Schauſpieler darſtellen, was ſeinem Weſen nach nicht darſtellbar iſt? Freylich kann er uns nur die Aeußerungen zeigen; aber es giebt unleugbar eine Stimmung im Menſchen, wo, in der engſten Verbindung aller Empfindungen und Geſinnungen, jeder ſein individuelles Weſen ganz und rein fühlt. Wenn ſich der Schauſpieler in dieſe Stimmung verſetzt, wenn er Stimme, Miene, Gebärde allein nur aus ihr abfließen läßt; ſo erregt er dieſelbe Stimmung in uns und es entſteht nun wirklich, was bey jedem großen Kunſteffect der Fall iſt, daß der Zuſchauer mehr ſieht als der Künſtler unmittelbar darzuſtellen vermag.

Es iſt in der That eine ungeheure Aufgabe, alle Gefühle der Menſchheit zu erregen, die tiefſten und mächtigſten Kräfte der Natur zu beſchwören und ſie doch nur als Kunſt wirken zu laſſen und äſthetiſch zu beherrſchen. Und dies iſt doch, was wir vom Schauſpieler verlangen, deſſen Kunſtſprache, wenn ich ſo ſagen darf, das ganze menſchliche Empfinden, Reden und Handeln iſt. Das Studium ſeiner Kunſt führt auf die äußerſten Feinheiten der Pſychologie. Wie jeder Künſtler iſt er verbunden zu idealiſiren, ſein Idealiſiren aber beſteht darin daß er ſeiner Rolle durchaus Character giebt, daß er alle Eigenſchaften die ihr der Dichter beylegt als Individualität darſtellt. Wie individuell auch die Poeſie ſey, ſo hat ſie immer als bloßes Gedankenbild etwas Vages und Unbeſtimmtes, dies ſoll der Schauſpieler fixiren und zwar fixiren in ſeiner wirklichen Perſon, die ihm oft faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg legt. Was er alſo zu ſtudiren hat iſt die Form des Characters, die Art wie der Menſch durchgängige Einheit und Nothwendigkeit beſitzen kann.

In der Wirklichkeit wäre dieſe Aufgabe unausführbar, denn ſie hieße nichts anders als ein idealiſch gebildeter Menſch, und noch dazu in einer fremden Individualität ſeyn. Er ſoll ſie aber vor der Einbildungskraft und durch dieſelbe ausführen, machen daß alle ſeine einzelnen Aeußerungen aus einer Einheit herzuſtammen ſcheinen und uns veranlaſſen dieſe zu ſuchen, zu ahnden und zu finden. Das letzte iſt ohne Täuſchung nicht möglich und dieſe Täuſchung hervorzubringen iſt das Geheimniß des Schauſpielers. Er muß in allem was Ausdruck von Gedanken, Empfindung und Geſinnungen iſt, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beſchäftigt ſcheinen und im Zuſchauer alles wecken was darauf Bezug hat; zugleich aber muß ſein Spiel durchaus künſtleriſch berechnet ſeyn, Stimme, Miene und Gebärde müſſen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechſelbeſtimmung des gebundenſten Kunſtwerks beſitzen, beydes muß er ſo eng verbinden, daß auch der geübteſte Zuſchauer es nicht mehr trennen kann. Dieſe Verbindung wird ihm unfehlbar gelingen ſobald er in ſeinem Studium ganz Künſtler iſt, in der Ausführung aber nur den Menſchen zu zeigen ſucht, alsdann iſt der Zuſchauer ganz und gar, wie bey den Franzoſen faſt nie der Fall ſeyn kann, mit der Geſinnung und dem Character der handelnden Perſon, alſo mit dem Weſentlichen des Gedichts, beſchäftigt und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundnen Form des Kunſtvortrags liegt, in dieſem zu erblicken und ſo iſt die Idealiſirung geſchehen, welche der Schauſpieler der Idealiſirung durch den Dichter hinzufügt.

Denn hinzufügen ſoll er, nicht bloß den Dichter begleiten. Verſäumt er die feinere Kunſtform, die Regelmäßigkeit und Schönheit ſeines Spiels, ſo thut er, im beſten Falle, nichts als die Wirkung des Dichters, durch den lebendigen Vortrag, verſtärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, ſo wirkt er gar nicht mehr als Künſtler, ſondern ſo wie es der Anblick der Natur, wenn man ſie ohne künſtleriſche Abſicht bloß nachahmt, thun würde und verläßt entweder den Dichter, oder zieht ihn mit zu ſich herab.

An eine eigentliche Verſchmelzung des Menſchen mit dem Künſtler im Schauſpieler iſt in Frankreich nicht zu denken, vielmehr ſucht er, ſo wie ſein Publikum, hier immer nur eine bloße Verbindung declamatoriſcher, muſikaliſcher, mimiſcher und mahleriſcher Schönheiten. Darum iſt auch das hieſige Spiel ſo oft manierirt, ein Fehler, von dem ſelbſt die beſten Schauſpieler nicht frey ſind. Bald ſind ſie manierirt in dem mahleriſchen Theile, man ſieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechſeln, das dem hieſigen Geſchmack vielleicht piquant vorkommt; aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will herfließen ſehen, nur ſtört. Eine andere Art des Manierirten iſt die Uebertreibung und nicht gehörig abgemeſſene Abſtufung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bey guten Schauſpielern am ſeltenſten vorkommt, mir aber auch am meiſten widerſteht, iſt die Wiederholung gewiſſer Tiraden von Geſten, wenn ich ſo ſagen darf, die ein Schauſpieler dem andern nachmacht und die gleichſam Theatergewohnheit ſind. Vorzüglich in Momenten des heftigſten Affects fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo derjenige, der an die hieſige Bühne gewöhnt iſt, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen vorausſieht, die ihm bevorſteht.

Wie unſere Bühne und beſonders, wie unſere dramatiſchen Dichter, auf der einen Seite den ſinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die reine äſthetiſche Freyheit und Vollendung, die uns im Ganzen, meiner Meynung nach, noch fehlen, erlangen können, glaube ich deutlich einzuſehen, es iſt dazu nur ein Fortſchreiten nöthig. Wie dagegen die franzöſiſche Tragödie zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer ſeelenvollen und idealiſchen Darſtellung der Menſchheit kommen ſolle, ſehe ich nicht ab. Ich glaube in der That ſie müſſen erſt zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe ſie wieder an eine heroiſche denken können. Ein ſolches Umkehren aber iſt ein ſaurer Schritt; denn offenbar iſt das Drama, das ſie jetzt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. Indeß glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken und dieſe macht daß ich am meiſten Lemerciers Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinſte Bild der ehemaligen Gattung giebt.

Wunderbar iſt es daß die ſonſt ſo verſchiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen; denn ich ſtimme ganz ihrer Meynung bey: daß einige Stücke des Euripides ſich zum Drama hinneigen. Es iſt nicht mehr die furchtbare Herrſchaft des Schickſals, es ſind mehr menſchliche Leidenſchaften und Geſinnungen, es ſind nicht mehr die tragiſche Furcht und das Schrecken, es iſt mehr Rührung, es iſt endlich nicht mehr der raſche gebundene Gang, es iſt mehr Laxität und Breite. Ich finde ſchon im Euripides nicht mehr die Kraft und Größe ſeiner Vorgänger, ich ſehe nicht, wie man nach ihm in dieſer noch hätte weiter kommen können. Ewig ſchade daß Agathon und andere für uns verlohren ſind und daß wir kein Stück haben, deſſen Stoff ſelbſt dem Dichter angehört, wie ſie deren beſaßen.

Wie überall, ſo kommt es auch bey dem Schauſpieler außerordentlich darauf an in welchen Geſichtspunkt er ſich ſtellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen; allein ſein Spiel iſt anders, je nachdem er ſich einen oder den andern Theil dieſes Geſchäfts mehr oder minder deutlich denkt.

Der franzöſiſche Schauſpieler iſt weit mehr Declamator ſeiner Rolle, das heißt er geht mehr davon aus und bleibt ſtrenger dabey ſeine Rolle herzuſagen und mit Gebärden zu begleiten und ſpielt weniger frey aus ſich heraus, um eigentlich den Character der ihm angewieſen iſt darzuſtellen. Er äußert mehr Achtung für den Dichter und hebt jede einzelne Schönheit ſorgfältiger in ihm heraus, als der Deutſche, der nur zu oft dem Dichter Unrecht thut und blos auf den Effect im Ganzen hin arbeitet. Außer dem, den Franzoſen, wie ich ſchon oben äuſſerte, eigenthümlichen größern Reſpect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter ſehr viel. Es iſt ganz etwas anders Proſa, als Verſe und wieder gereimte Alexandriner, als Jamben vorzutragen. Der franzöſiſche Schauſpieler geht wirklich in Feſſeln, in denen ſich nur eine außerordentliche Kraft noch mit Freyheit und Leichtigkeit bewegen kann.

Wahrſcheinlich aber kommt es von der Gewohnheit dieſes Zwanges daß die franzöſiſchen Schauſpieler ſo wenig im Drama befriedigen. Ich wenigſtens geſtehe gern daß ich hier auch bey den guten, wie z. B. Molé, Monvel, der Contat, (Talma ſpielt es nur außerordentlich ſelten) bald Stücke tragiſchen bald comiſchen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe.

Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu mahleriſchen Schönheiten da iſt, und ſich auch nicht die geſellſchaftliche, ganz unpathetiſche Leichtigkeit der guten Comödie, in der ſie wohl unübertroffne Meiſter ſind, zeigen kann, ſo verliert ihre Kunſt den größten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, daß Monvel mit großer Kunſt und Einſicht ſpielt, daß ſeine Declamation und ſein Mienenſpiel eine ungewöhnliche Stärke und Wahrheit beſitzen, daß er auf der franzöſiſchen Bühne ſich ſeinen eigenen Character geſchaffen hat, und in dieſem allein daſteht; aber weil er alt iſt, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabſtimme hat, weil er nichts Mahleriſches in ſeinen Stellungen und Bewegungen beſitzt, ſo erſcheint ſein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erſchütterung hervor, oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir ſehen ihn gern, aber vorzüglich nur weil wir ihn immer ſtudiren können, er hat einige Hauptvorzüge ſeiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchſte erreicht, es fehlt ihm beſonders an Schönheitsſinn, an äſthetiſcher Harmonie und Milde.

Ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Schauſpieler iſt es noch, wie ich ſchon oben ſagte, daß bey dieſem letztern das Gefühl der

Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft iſt, da die erſtern dieſelbe wirklich manchmal zu vergeſſen ſcheinen. Sie erinnern ſich vielleicht daß Diderot vorgiebt ſeinen natürlichen Sohn geſehen zu haben, wie ihn die handelnden Perſonen, als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit, ſpielten. Er läßt deutlich merken daß er nur da eigentlich Natur und Wahrheit geſehen habe, daß da der Dichter und Schauſpieler gleich viel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung ſeyn eine intereſſante Scene des Lebens gleichſam theatraliſch zu wiederholen, was das aber für ein Kunſtwerk ſeyn könnte, das auf keinen Zuſchauer berechnet wäre, begreife ich nicht und eben ſo wenig, was Diderot als Künſtler, in ſeiner Ecke, in der er verſteckt ſaß, daraus lernen konnte; er ſah wenigſtens gewiß weder Natur noch Kunſt und ein drittes iſt doch nun einmal nicht zu finden.

In Paris indeß begreift man es dennoch wie Diderot auf dieſen bizarren Einfall gerathen konnte, denn unter allen Mißbräuchen der hieſigen Bühne iſt das Buhlen um das Beyfallklatſchen des Publikums das unangenehmſte in meinem Auge. Indeß iſt auch das Publikum ſelbſt ſchuld daran. Auf der einen Seite zwar iſt es offenbar kritiſcher als das unſrige und kommt größtentheils, um den Dichter, den Schauſpieler zu beurtheilen, aber dieſen trennt es von ſeiner Rolle, ergetzt ſich an tours de force. Es bleibt mit ſeinem Beyfall und Tadel bey dem Einzelnen ſtehen, und überſieht das Spiel nicht im Ganzen. Der eigentliche Genuß wird ſelbſt durch das häufige, lange und entſetzliche Klatſchen, mir wenigſtens, auf eine unleidliche Weiſe geſtört; aber dieſe ſtarken Aeußerungen des Beyfalls gehören zur Lebhaftigkeit der Nation. Man klatſcht hier auch in einer Geſellſchaft wo jemand ſingt, ſpielt, oder ein Gedicht herſagt; man klatſcht in den öffentlichen Verſammlungen des Inſtituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz ſehr oft da wo bey uns ein ſo dreiſt ertheilter und lärmender Beyfall unanſtändig ſcheinen würde.

Wenn man von den Mängeln ſpricht, die allen Schauſpielern eines Volks gemeinſchaftlich ſind, ſo klagt man eigentlich mit Unrecht ſie an. Der Schauſpieler ſteht ſo gedrängt und gebunden zwiſchen dem Dichter und der Nation, daß er nur den Richtungen folgen darf die beyde ihm geben. Er kann keine andern Charactere zeigen als er vom Dichter empfängt und dieſe nicht anders darſtellen als die Nation ſich ſelbſt darſtellt. Wenn der franzöſiſche nur Leidenſchaft und faſt niemals eigentlichen Character ſchildert, ſo iſt das die Schuld ſeiner Dichter, die auch nur Leidenſchaft zeichnen und faſt nie lebendige

Daß ich, vergeſſend meiner Noth, mit dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt.

Sag: meine Noth begann, und du ſprichſt wahr.
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich, wie ein verpeſteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage;
Daß, wo ich den geſund'ſten Ort betrete,
Gar bald um mich die blühenden Geſichter
Den Schmerzenszug langſamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der nächſte wär' ich dieſen Tod zu ſterben,
Wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittiche
Zu großen Thaten.

Oreſt.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn!
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten, und dereinſt
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig ſaßen,
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag;

Individuen ſchaffen, die Schuld der Philoſophen die, faſt nur mit dem logiſchen Theil ihrer Wiſſenſchaft beſchäftigt, das Gebiet der Empfindung und Geſinnungen nicht genug in ſeiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphyſiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen was urſprünglich und unerklärbar iſt.

Wenn die franzöſiſchen Schauſpieler oft manierirt ſind, wenn ſie, auch noch in pathetiſchen Stellen, das Frappirende und Contraſtirende ſuchen und überhaupt, zum Nachtheil des Ganzen, das Einzelne herausheben; ſo iſt es die Schuld der Nation, die das will und oft ſelbſt thut. Eben ſo ließen ſich die Fehler der unſrigen erklären, nur mit dem Unterſchiede daß die franzöſiſche Bühne wohl ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unſrige hinter den Fortſchritten der übrigen Künſte zurück zu ſeyn ſcheint.

An eine vollſtändige Zergliederung der Schauſpielkunſt einer Nation müßte ſich alſo eine gleich ausführliche ihrer Dichtkunſt und ihres Characters überhaupt anſchließen. Um ganz zu begreifen wie die franzöſiſchen Schauſpieler dieſen hohen Grad von Vollkommenheit beſitzen und doch zu keinem höhern hinaufſteigen, müßte man aus dem Leben und den Schriftſtellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindung und Charactere ſchildern und zergliedern, ein Bild der franzöſiſchen Empfindungsweiſe zuſammentragen; aber ich erſchrecke vor dem Umfange eines ſolchen Geſchäfts und breche eine Erörterung ab, die ſchon bey weitem zu lang für einen Brief iſt.

IV.

Neue Art die Mahlerey zu lehren.

Daß alle bildenden Künſte, und insbeſondere die Mahlerey, gewöhnlich viel zu empiriſch gelehrt werden läßt ſich nicht leugnen. Der ganze Unterricht, welchen junge Künſtler genießen, beſchränkt ſich meiſtens nur auf mechaniſche Fertigkeit, auf Nachahmung eines Vorbildes, und die wenigen Regeln, welche den Schülern mitgetheilt werden, giebt man ohne weitere Erklärung. Zum Selbſtdenken, zum Unterſuchen werden ſie nicht angewieſen. Die Entwicklung der Urſachen, warum dieſes und jenes geſchieht und geſchehen müſſe, bleibt ihm ſelbſt überlaſſen und daher kommt es daß ſo ſelten einer wegen des Wie? und Warum? in ſeinen Werken gehörig zur Rede ſtehen kann. Man wird alſo gerne Nachrichten von einem Manne hören, der eine entgegengeſetzte Methode bey ſeinem Unterrichte einſchlägt, der die Schüler, ſchon von Anfang an, zum Selbſtdenken und Handeln anhält.

Dem Urtheile nachdenkender und kunſtliebender Leſer, über dieſe neue Lehrart, greifen wir nicht vor, gedenken aber auch unſere Meynung darüber nächſtens mitzutheilen.

Jean Baptiste Forestier aus Valogne, Departement de la Manche, iſt der Erfinder dieſer Lehrart, welche er ſeit ohngefähr zwey Jahren, durch Unterricht, bekannt gemacht hat; denn er hat nichts Schriftliches darüber herausgegeben.

Der Künſtler erfindet, ordnet und ſichtet. Einbildungskraft und Verſtand müſſen bey ihm in ſteter Verbindung wirkſam ſeyn. Beyde, vom erſten Anfange an, bey dem angehenden Schüler in Thätigkeit zu ſetzen und ſie nie durch knechtiſche Nachahmung unverſtandener Muſter zu lähmen, iſt das wahre Mittel, natürliche Anlagen frey zu entwickeln und jedem ſeine Eigenthümlichkeit unverfälſcht zu erhalten. Um die Natur und die Werke großer Meiſter mit Nutzen zu ſtudiren, muß er wiſſen was er finden ſoll, ehe er ſucht, damit er nicht Irrthum zur Wahrheit und zufällige Erſcheinungen zur Regel mache. Zu Rathe ziehen muß er, aber immer nach höherer Vollkommenheit und Wahrheit trachten, als ihm der Gegenſtand in der Wirklichkeit darbietet.

In der lebendigen Natur ſind die Geſtalten beſtändig. Man kann alſo jede Thierart auf Verhältniſſe bringen, deren richtige Beſtimmung die Wahrheit und Schönheit der Darſtellung in bildenden Künſten vorzüglich erleichtert. Beſtändige Größen aber laſſen ſich durch Conſtruction finden, unabhängig von wirklicher Anſchauung des Gegenſtandes.

Zeichenkunſt im ſtrengen Verſtande genommen kennt nur Linien. Die Verknüpfung weniger mathematiſcher Figuren mit einigen Längen- und Breitenmaaßen, könnte alſo hinlänglich ſeyn die Hauptumriſſe beſtändiger Geſtalten zu zeichnen. Uebung prägt die nöthigen Abweichungen zu genauern Umriſſen leicht ein, weil immer eine gegebene Größe zum Grunde liegt.

Lebloſe Gegenſtände aller Art in wechſelnden Geſtalten erſcheinen zugleich mit der lebendigen Natur. Auch in Abſicht ihrer iſt Darſtellung aus bloßer Theorie möglich, ohne die wirkliche Anſchauung unmittelbar zur Hand zu nehmen. Helldunkel und Farbengebung, das heißt, Mahlerey im engern Verſtande, ſind auch einer Art von Conſtruction fähig, wenn es erlaubt iſt einen ſo uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen. In der Mahlerey ſo wie in der Natur giebt es keine Linien oder Umriſſe, alles iſt Fläche. Die Geſtalt jeder Fläche läßt ſich auf die einfachſten mathematiſchen Körper zurückbringen, und Helldunkel nach faßlichen, beynahe ganz praktiſch-optiſchen Sätzen beſtimmen. Die Eintheilung der Farben in zurückweichende oder Schattenfarben und vortretende oder Lichtfarben, giebt der Farbengebung einen zuverläſſigen Gang.

Eine ſo allgemeine Ueberſicht des Geſichtspunkts, von welchem der Erfinder dieſer Lehrart ausgegangen iſt, dürfte vielleicht undeutlich ſeyn. Eine kurze Beſchreibung des eigentlichen Unterrichts wird die beſte Erläuterung geben.

Der Schüler bekömmt nie ein Vorbild. Er fängt ſogleich mit einer ganzen menſchlichen Figur an, ohne ſich vorläufig mit einzelnen Theilen derſelben zu beſchäftigen. Mit Hülfe einiger Mittellinien, verſchiedener gleichlaufenden, geraden und krummen Linien, Zirkel, Ovale, Vierecke, und der erforderlichen Längen- und Breitenmaaße ſagt ſie ihm der Lehrer in die Reißfeder. Hände und Füße werden vernachläſſigt, die Stelle der Geſichtstheile und die Hauptmuskeln ſorgfältig angedeutet. Alles geſchiehet mit beſonderm Abmeſſen. Es gewöhnt das Auge an ſtrenge Richtigkeit und ſelbſt geringe Fehler beleidigen es ſehr bald. Von einem gegebenen Punkte zum andern bewegt ſich die Hand mit mehr Freyheit, als bey dem gewöhnlichen Nachzeichnen geſchehen kann, und die Umriſſe werden früher rein und dreiſt. Die vier Grundfiguren, von vorne, von hinten und von beyden Seiten, ſind ohne Bewegung, nach Egyptiſcher Art. Darauf denkt ſich der Lehrling verſchiedene Stellungen und bringt ſie mit denſelben Hülfsmitteln aufs Papier. Er zeichnet Hände und Füße nach gleicher Weiſe, und verbindet ſie mit ſeinen Figuren. Die Muskeln werden vollſtändiger angedeutet, ihre Deckungen durch Zuſammenſetzung halber Figuren von vorne und von hinten, anſchaulicher gemacht. Die Verkürzungen ſind viel weniger ſchwierig als man glauben ſollte, weil die unveränderlichen Längen, die veränderlichen mehrentheils an die Hand geben.

Nach und nach werden die Muskeln aller Theile vollſtändig ausgeführt und die Knochen hineingezeichnet. Nun bringt der Schüler mehrere Figuren zuſammen und lernt bald zuſammengeſetzte Handlungen darſtellen. Alsdann führt ihn der Meiſter zum Helldunkeln. Auch hier arbeitet er ohne Vorbild, er muß alles in ſeiner Einbildungskraft nach Gründen aufſuchen. Die Kugel hohl und erhaben, der eyförmige Körper, der körperliche Winkel ſind ſeine Anfänge. Von dieſen geht er zu Köpfen über, welche, vermöge zweckmäßiger Eintheilungen auch was die Geſichtszüge betrifft, auf die Körper welche die Anfänge des Helldunkeln ausmachen, gebracht ſind. Weiß der Schüler Köpfe in verſchiedenen Stellungen wohl zu beleuchten, ſo verſucht er es mit ganzen menſchlichen Figuren. Sobald er hierin hinlängliche Fertigkeit erworben hat, bekömmt er Pinſel und Pallette in die Hand.

Die Farbenmiſchung erreicht er nach oben erwähntem Satze der zurückweichenden und vortretenden Farben. Er fängt mit Köpfen an, eben ſo eingetheilt, wie bey der Anwendung der Anfänge des Helldunkeln; Ründung, richtige Abſtufung der Lichter und Reinheit der Farbe machen ſeinen Hauptzweck aus. Es wird auf durchſichtiges Firnißpapier gemahlt. Die Farben werden ringförmig ſo dick als möglich aufgetragen, und von Ring zu Ring in einander vertrieben; die verſchiedenen Theile werden einzeln etwas ſorgfältiger ausgeführt, aber auch ohne Vorbild, nach Regel; das Auge z. B. als Kugel betrachtet u. ſ. w. Nun iſt der Lehrling mit Theorie hinlänglich ausgerüſtet, er nimmt die Natur und vorzügliche Werke großer Künſtler zur Hand, und kann ſie mit Beurtheilung benutzen.

Die Landſchaft iſt in Abſicht auf Helldunkel und Haltung weit umfaſſender als die bloße Darſtellung menſchlicher Figuren. Vorzugsweiſe wird der Winter zur Landſchaft gewählt, um den Schüler zu hindern vor der Zeit die Natur zu Rathe zu ziehen. Der Himmel und der Geſichtskreis werden als zwey, von oben und unten ausgehende Flächen angeſehn, die ſich in der Entfernung durchſchneiden, deren Theile die unmerkliche Abſtufung der Farben vom Vorgrunde bis zur Durchſchnittslinie ausdrücken muß. Hieraus ergiebt ſich dem Lehrlinge die Hauptregel der Haltung. Die Anfänge des Helldunkeln und der Farbengebung ſind auf die Landſchaft vollkommen anwendbar. Anhaltendes Nachſuchen in der Einbildungskraft bringt ihn auf das Eigenthümliche der verſchiedenen Gegenſtände, und mündliche Bemerkungen des Lehrers berichtigen die Fehler. In dieſer Lehrart legt der Lehrer überhaupt nie ſelbſt Hand an; er macht den Lehrling auf jeden begangenen Fehler aufmerkſam, dieſer muß aber alles ſelbſt ausführen.

Die Arbeiten aller derjenigen, die dieſer Lehrart folgen, ſind Beweiſe ihrer ſchnellen Fortſchritte. Sie machen Hoffnung, daß künftig weniger Jahre hinlänglich ſeyn werden einen Künſtler zu bilden, und daß Mahlerey nicht unzweckmäßig einen ſehr ſchätzbaren Theil jeder liberalen Erziehung ausmachen kann.

V.

Verſöhnung der Römer und Sabiner.

Gemählde von David.

Um unſern Leſern die nachfolgende Beſchreibung, von dem neuſten Werk des berühmten franzöſiſchen Mahlers David, deſto anſchaulicher zu machen, ſetzen wir derſelben einige nähere Nachrichten von den Eigenſchaften der Kunſt dieſes Künſtlers vor, die größtentheils auf wiederholte Betrachtung ſeines bekannten Bildes, vom Schwur der Horazier, gegründet ſind, durch welches er ſich hauptſächlich berühmt und bekannt gemacht hat.

David ſcheint vorzüglich hiſtoriſch-pathetiſche Gegenſtände zu lieben, ſolche die in der Geſchichte ſelbſt hervorragen und dadurch intereſſiren, dagegen ſind ſtille, innige, welche das Gemüth ſanft bewegen, erheitern, erfreuen, nicht von ſeiner Wahl, oder gelingen ihm

Da fuhr wohl einer manchmahl nach dem Schwert,
Und künſt'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie ſie wächſt und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön was unſre Väter thaten,
Wenn es in ſtillen Abendſchatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe ſchlürft;
Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und ſehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß ſie ſo früh durch dich ſo viel gethan.

Oreſt.

Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheren,
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er ſein Reich vermehrt, die Gränzen ſichert,
Und alte Feinde fallen oder fliehn;

wenigſtens nicht ſo gut. Dieſer Neigung zufolge ſucht er auch vornehmlich die ſtarken, auffallenden Motive und überſieht zuweilen ſogar die näher liegenden, von der naiven Gattung, die, aller Erfahrung zufolge, für bildende Kunſt die angemeſſenſten ſind.

Seine Anordnung iſt regelmäßig, die Zeichnung wiſſenſchaftlich, ſehr feſt und nur ſelten unrichtig, die Formen ſind alle derb und kräftig, zuweilen nähern ſie ſich ſelbſt dem Gewaltigen und Großen; das Schöne, Gefällige ſanfter weiblicher Geſtalten, wo Anmuth und Weichlichkeit und Liebe herrſchen müſſen, dürfte wohl nicht oft in Davids Bildern gefunden werden. Eben ſo wird, in Hinſicht auf den Ausdruck der Leidenſchaften, mehr der heftige als der zarte, herzrührende in ſeiner Gewalt ſeyn, er wird vielleicht ſchrecken können, doch ſchwerlich Seufzer oder Thränen entlocken. Seine Farbe iſt ſehr kräftig, mit ſtarken Gegenſätzen von Licht und Schatten, wozu ihm Quercin und Valentin die Vorbilder geliehen zu haben ſcheinen. Die Gewänder ſind meiſtens gut gelegt, und breit gefaltet.

Am glänzendſten wird Davids Verdienſt erſcheinen, wenn man blos Styl und Ausführung an ſeinen Bildern betrachtet. Sie enthalten eine gelernte Kunſt, aus den Meiſterwerken der Alten und Neuern gezogen, die mit ausharrendem Fleiß erworben worden, unter der Pflege günſtiger Umſtände ſich ausgebildet hat und mit Ernſt geübt wird.

David hat in ſeinem neuſten Werk die von den Römern geraubten Sabinerinnen dargeſtellt, welche, mit ihren Kindern, ſich zwiſchen die zum Kampf gerüſteten Heere ihrer Männer und Anverwandten werfen um Frieden zu ſtiften.

Die Figuren ſind ohngefähr in natürlicher Größe und das Ganze kann 16 Fuß Höhe und 24 Fuß Breite haben.

Die beyden Heerführer ſtehen, im wirklichen Kampf begriffen, einander gegenüber. Romulus hohlt eben aus um die Lanze zu werfen, Tatius hat die ſeine ſchon geworfen, ſie liegt am Boden, ihre Spur aber iſt auf dem Schilde des Gegners zu ſehen.

Man erblickt die ganze Figur des Tatius von vorn, mit nichts als mit einem von der Schulter wegwehenden Mantel bekleidet, in der Linken hält er den Schild zur Vertheidigung, vor ſich hin, mit der Rechten hat er ſo eben das Schwerdt ergriffen.

Den Romulus, der, wie gedacht, aushohlt, um die Lanze zu werfen, hat der Künſtler ſo geſtellt daß man den Rücken, die innere Fläche des rechten Schenkels und Beines, und das linke Bein, mit welchem er vorſchreitet, von der Seite ſieht. Er iſt ganz unbekleidet, nur deckt der Schild einen Theil ſeines Körpers.

Zwiſchen dieſen beyden Kämpfern iſt eine Gruppe vieler Weiber und Kinder, worunter Herſilia, als Hauptfigur, zuerſt in die Augen fällt. Sie kniet, mit dem linken Knie, auf einem abgebrochenen Würfel von Stein, die Arme ausbreitend. Sehr fein und ſchön hat der Künſtler ihren Händen die Verſchiedenheit gegeben, daß ſie gegen den Vater die innere Seite der rechten Hand wendet, gegen den Gemahl hingegen die äußere. Sie hat blondes Haar und iſt mit einem ganz weißen Gewand bekleidet, welches unter der Bruſt mit einem rothen Gürtel gebunden, auf der linken Seite getrennt und nur über dem Knie einmal geheftet iſt, ſo daß man den Schenkel, ſamt der Hüfte, zum Theil entblößt ſieht; die Falten, welche vom Knie herunterfallen ſind vortreflich.

Vor der Herſilia liegen zwey Knaben, ein dritter darneben und hinter ihm ſeine Mutter auf den Knien. Sie ſtreckt beyde Arme gegen das Kind aus, das Geſicht und der innig bittende Blick aber iſt gegen den Tatius gewendet. Sie hat ein rothes Gewand.

Eine andere Frau, deren ganze Geſtalt auf die Erde hingegoſſen iſt, hat, mit den rechten Arme, des Tatius linken Fuß umfaßt, im Linken hält ſie ihr Kind. Das Haupt iſt erhoben und feſt gegen das Knie des Tatius gelehnt.

Hinter jener Frau im rothen Gewand kniet, gegen den Romulus gekehrt, eine Alte, grün gekleidet. Sie reißt mit beyden Händen das Gewand von der Bruſt und zeigt ſie ihm. Vor ihr liegt ein kleines Kind, welches den Finger in den Mund ſteckt. Die Idee des Mahlers hierbey ſoll ſeyn daß die Alte das neugeborne Knäbchen ihres Sohnes gebracht, welches die noch in den Wochen liegende Mutter nicht ſelbſt hertragen konnte.

Neben dieſer Alten ſtehen mehrere Frauen, unter denen eine, in rothem Gewand, ſich durch den leidenſchaftlichen Ausdruck ihres Geſichts, vorzüglich bemerklich macht. Sie hält beyde Hände kreutzweiſe übereinander geſchlagen, vor der Stirne, und ſcheint laufend eben gekommen zu ſeyn.

Zur Seite, und etwas hinter der knieenden Herſilia, ſteigt eine Frau auf ein abgebrochenes Poſtament. Es iſt eine wundervolle Bewegung in dieſer Figur. Sie ſteigt eben mit dem rechten Fuß hinauf, welcher das ganze Gewicht ihres Körpers trägt, und zieht den linken

Fuß nach. In den hoch aufgehobenen Armen hält ſie ein ſchreyendes Kind. Man ſieht ihr Geſicht im Profil. Der Kopf iſt ein wenig rückwärts gebogen, das gelbe Gewand und ein weißer Schleyer wehen im Winde.

Hinter dem Romulus hält ein halberwachſener Knabe ſein Roß. Es iſt hellbraun, ohne Zügel und Zaum, von ſehr edler Form. Gleicherweiſe wird dem Tatius ſein braunes Pferd, von welchem man aber nur den Kopf ſieht, gehalten. Die beyden Knaben an den Pferden ſind ſchöne Figuren.

Hinter den Anführern erblickt man ihre Heere, deren mannichfaltige Gruppen ich, um nicht gar zu weitläufig zu werden, nicht umſtändlich beſchreiben will. Einige drohen noch mit erhobenen Lanzen, andere ſcheinen den Streit durch die Dazwiſchenkunft der Weiber und Kinder bereits als geendigt anzuſehen. Der alte Krieger, auf weißem Pferde, der hinter des Romulus Streitroß hält, ſteckt ſchon das Schwerdt ein. Frauen mit zarten Kindern ſtehlen ſich durch Reuter und Waffen hindurch. Vor dem Pferde des Romulus liegt, an der Erde, ein getödeter Römer, das Schwerdt noch in der Hand. Vortreffliche Figur.

VI.

Der hülfloſe Blinde.

Gemählde von Gerard.

Der Knabe, welcher den Blinden bisher geführt, iſt von einer Schlange in den Fuß verwundet, der Alte hat ihn auf den Arm genommen und ſucht nun, mit Hülfe ſeines Stocks, ihn und ſich ſelbſt zu retten. So ſieht man den Alten alſo, wie er den eben ſterbenden Knaben, deſſen Kopf auf ſeine Schulter gelehnt iſt, im Arme hält daſtehn, oder vielmehr, wie er eben im Begriff iſt weiter zu gehen. Er befindet ſich am Abhange des ſteilen Ufers eines Sees, und alſo in augenſcheinlicher Gefahr herunter zu ſtürzen. Er ſucht ſeine Schritte, durch ſeinen Stock zu ſichern, die Ungewißheit des Tritts iſt ſehr gut ausgedruckt. Jenſeit des Sees liegt ein friedliches Dorf und hinter dieſem geht die Sonne unter, von deren letzten Strahlen die beyden Figuren prächtig beſchienen werden.

Der vereinte Ausdruck des Schmerzes, der Hülfloſigkeit und des innern Muths der Seelengröße, iſt in des Alten Geſicht fürtrefflich gehalten und gemäßigt. So tiefrührend das Ganze iſt, ſo ſehr behält es doch Würde und Grazie. Die Kenntniß daran iſt nicht geſucht und nicht ein Schatten von Manier in dem ganzen Bild, vielmehr hat es eine Harmonie und Ruhe die ich mich kaum in irgend einem modernen Bild gefunden zu haben erinnere.

Es iſt das erſte, das der, noch jetzt ſehr junge Gerard, öffentlich ausſtellte.

Zur Erklärung des Vorfalls läßt er die Schlange noch um den Fuß des Knaben, wo ſie gebiſſen, gewickelt. Sie ſcheint getödtet, der Kopf und ein Stück Hals hangen ſchlaff herab, der Rachen iſt geöffnet, der hintere Theil zeigt noch Leben.

Die Wahl des Süjets, ſo wie deſſen Behandlung giebt zu mancherley Betrachtungen Anlaß.

Die Figuren ſind große Lebensgröße.

Das Bild gehört dem Bürger Meyer, der vor einigen Jahren hier holländiſcher Geſandter war und hängt noch jetzt im Hauſe der holländiſchen Geſandtſchaft.

VII.

Oeſer.

Vor kurzer Zeit hat Deutſchland in dieſem Manne einen ſeiner älteſten und berühmteſten Künſtler verloren, welcher die Ehre genoß einſt für den Nebenbuhler von Mengs zu gelten. Wir halten es deswegen dem Zweck unſerer Schrift für angemeſſen, zu ſeinem Andenken und zur Berichtigung der Meinungen über ihn einige Worte zu ſagen. Sein Leben und ſeine Schickſale zu erzählen, ein Verzeichniß ſeiner gefertigten Arbeiten herauszugeben müſſen wir andern überlaſſen, die beſſer davon unterrichtet ſeyn können; wir ſchränken uns blos auf eine kurzgefaßte Würdigung des Kunſtcharacters und der Fähigkeiten dieſes Künſtlers überhaupt ein.

Da Oeſer nicht in Italien ſtudirt hatte, auch von Natur wenig Neigung beſitzen mochte die Regeln der Kunſt mit pünktlicher Strenge in acht zu nehmen; ſo würde man ihn unbillig behandeln, wenn man ſeine

Werke dem ganzen Ernſt einer kritiſchen Zergliederung unterwerfen wollte.

In der Erfindung zeichnen ſie ſich gewönhlich nicht durch hohe Gedanken, wohl gewählten poetiſchen Schmuck, oder glückliche Allegorien aus. Auch iſt die Zeichnung vernachläſſigt, meiſtens unbeſtimmt und ohne viel wiſſenſchaftlichen Gehalt, die Anordnung hält nur die Figuren überhaupt als ein Ganzes zuſammen, erſtreckt ſich aber nicht bis auf die Theile, wo ein beſtändiges, wechſelſeitiges Aufheben des Beſſern und Schlechtern, des Gefälligen und Störenden bemerkt wird. Dem Ausdruck fehlt es an Lebendigkeit und Kraft, die Behandlung wäre ſorgfältiger zu wünſchen, das Colorit in den hellen Stellen wirkſamer, in den Halbſchatten weniger grau und grünlicht. Die dunkeln Partien ſind zu rußig.

Oeſer gehört, wenn man ſeine ganze Kunſt unter einen allgemeinen, ſummariſchen Begriff faſſen will, zu der Klaſſe derjenigen, welche in den Briefen des Sammlers Nebuliſten genannt worden ſind. Seine beſten, ausgeführteſten Arbeiten haben noch zu viel Schwebendes, Unbeſtimmtes, zu leichten Sinn und halb aufgelößte Geſtalten. Im übrigen aber ſind es meiſt anmuthige Bilder, Ergießungen einer harmloſen kindlichen Seele, eines ſchön begabten Geiſtes.

Von dieſer Seite betrachtet, in Rückſicht des angebohrnen Talents glauben wir ihn kaum hoch genug erheben zu können: Er war ohne Zweifel einer der begabteſten Menſchen unſers Jahrhunderts und, um ihn mit Mengs zu vergleichen, müßte man ſagen: dieſer habe durch äußerſte Anſtrengung, durch raſtlos fortgeſetzten Ernſt und Fleiß, ein wunderſames Beyſpiel vollendeter Ausbildung mäßiger Talente gegeben. Hingegen ſey Oeſer bis auf die Stufe, wohin er gelangt iſt, wie ſpielend, aus freyer Gunſt der Natur geſtiegen, die, mütterlich freygebig, das Füllhorn ihrer Gaben über dieſen Liebling ausgeſchüttet.

Hätte er in ſchönern Zeiten der Kunſt gelebt und den Vortheil genoſſen ſich in einer guten Schule zu bilden, ſo würde er ohne Zweifel unter den größten Künſtlern glänzend leuchten. Spuren vorzüglich glücklicher Anlagen zur Kunſt zeigen ſich auffallend in allen Theilen ſeiner Arbeiten.

Er iſt unbefangen, gewandt; wenn ſchon nicht oft erhaben, doch immer reich an Ideen, und geſchmückt mit einer unſchuldigen Grazie, welche ihn durch ſein ganzes Leben begleitete, ja ſelbſt im höchſten Alter ihm noch treu und hold geblieben iſt. Er zeigt uns Kinder, anmuthig und naiv wie ſie Correggio gedacht und

Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erſte, letzte Luſt gegönnt.
Mich haben ſie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und eine Schandthat ſchändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, ſoll nicht ſchuldlos, ſoll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Miſſethat nicht an dem Sohn;
Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Aeltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was ſie dir gebiethen und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beyde dann vereint zu Delphis,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

empfunden, junge Mädchen mit der ſanften liebreizenden Weiblichkeit von Albano's Nymphen, freundliche Gegenden in Aurorens Purpur getaucht, oder mit der Abendröthe Glut übergoſſen.

Selbſt das Unbeſtimmte, welches unter den Unvollkommenheiten ſeiner Kunſt erwähnt worden, ſcheint aus einer natürlichen, aber nicht gebildeten Anlage zum ſanften Harmoniſchen entſtanden zu ſeyn. Die Nachläſſigkeit der Behandlung hätte, geleitet und gepflegt, füglich in jene ſchöne Leichtigkeit verwandelt werden mögen, die wir an den Werken manches großen Künſtlers ſo hoch ſchätzen und deren Mangel denen, welche ſie nicht beſeſſen haben, zum Vorwurf gereicht. Licht und Schatten hat Oeſer zwar oft zu willkührlich vertheilt, ſie ſind aber doch meiſtens, ſo wie die Gewänder, in breiten Maſſen angelegt und zur gefälligen Wirkung benutzt.

Noch einen Beweis von dem Umfang ſeiner Fähigkeiten, dem ſtrebenden Geiſt, der Leichtigkeit ſich in jedem Fache zu rechte zu finden, geben ſeine radirten Blätter, die leicht und geiſtreich behandelt ſind, einige plaſtiſche Arbeiten in Marmor und die Architektur Verzierungen im Innern der Sanct Nicolaus Kirche, zu Leipzig. Dieſe letztern ſind beſonders zierlich, mit

Geſchmack erdacht und dem Ort ſowohl als ihrer unmittelbaren Beſtimmung beſtens angemeſſen.

Wir erinnern endlich noch, daß Oeſer bey ieder Gelegenheit eine beynahe feindſchaftliche Abneigung gegen die ſogenannten grotesken Zierrathen zu äußern pflegte, welches man freylich nicht billigen kann, jedoch wünſchten wir ebenfalls nicht daß ihm ſolches zum Nachtheil angerechnet werde. Denn die Neigung oder die Mode des Geſchmacks bewegt ſich, wie Tage und Jahreszeiten, in beſtändigem Kreislauf, die eine bringt überflüſſig hervor was in den andern nicht gedeyen mag und umgekehrt. Es würde ſchwer halten darzuthun daß eine ſo unmäßige Anwendung, als man jetzt von den gedachten Zierathen überall macht, lobenswürdiger oder nützlicher ſey als unbedingtes Verwerfen derſelben, auch kann der Ueberdruß daran nicht lange mehr ausbleiben. Wahre Kunſt und gereinigter, ächter Geſchmack werden jedoch für oder gegen etwas ſich niemals partheyiſch erklären, vielmehr prüfen ſie alles, wählen das beſte und wenden ſolches an wie ihr vorgeſetzter Zweck es fordert..

VIII.

Preiſertheilung und Recenſion

der

eingegangenen Concurrenzſtücke.

Bey der, im dritten Stück der Propyläen, aufgeſtellten Preisaufgabe für Künſtler, konnte man die Abſicht nicht haben vortreffliche Kunſtwerke, in Rückſicht der Ausführung, zu erzwecken; denn dazu war die Zeit zu kurz und der Preis ſelbſt nicht anſehnlich genug. Allein diejenigen Künſtler, welche es mit der Kunſt ernſtlich meynen, die weiter ſtreben und weiter zu gelangen fähig ſind, ſollten dadurch vermocht werden, den Gedanken eines Bildes mit möglichſter Sorgfalt durch zu arbeiten, und aus dieſer Uebung hoffte man, wenn ſie wetteifernd alle ihre Kräfte in Bewegung ſetzen würden, ſollten ſie von der Wirkung des eigenen Fleißes, ſo wie von fremdem Urtheil, Nutzen für ihre Bildung ziehen. Zu dem

Ende wurde ein Gegenſtand ausgeſucht, welcher das Höchſte erforderte, der gleichſam die Gränzen der Kunſt ausfüllte.

Man glaubte dabey auf der einen Seite vom Künſtler ſehr viel verlangen zu dürfen, verlangen zu müſſen, auf der andern aber ſollte er keine unnützen Schwierigkeiten, in Abſicht auf deutliche Darſtellung zu bekämpfen haben. Beyde Bedingungen ſchienen uns, durch die aufgegebene Scene, aus dem dritten Buche der Ilias, erfüllt. Der dichtende Künſtler hatte darin dem bildenden in die Hände gearbeitet, hatte ihm alles gegeben was er geben konnte und nichts beygemiſcht das von dem Eigenthümlichen der Poeſie ſchwer zu trennen ſeyn dürfte. Bey dem was der Dichter gewährt käme es nun für den bildenden Künſtler, der ſein Werk, in möglichſter Vollkommenheit, ausführen ſollte, auf nichts geringeres an, als die ſchönſten Formen und die feinſte, innigſte Empfindung zu vereinen. Er müßte verſtehen vom Sinnlichen und Geiſtigen die zarteſten Blüthen zu brechen. Je näher er jenes im edlern Sinne faſſen, und dadurch Heiterkeit und Anmuth bewirken könnte; jemehr es ihm gelänge auch von dieſem hinein zu legen, damit dem Werk die Tiefe, der Ernſt, nicht fehlte, deſto beſſer würde die Aufgabe gelößt ſeyn.

Wir verlangten indeſſen, aus oben angeführten Gründen, von den Künſtlern, die um den ausgeſetzten Preis concurriren wollten, alles dasjenige was zur Ausführung gehört in keinem vorzüglichen Grade der Vollkommenheit, und wenn auch auf zierliche Formen, auf Kunſt und Fleiß der Arbeit, Rückſicht genommen werden ſollte, ſo wollten wir uns doch allemahl mit dem abfinden laſſen, was zur Bedeutung, zur klaren faßlichen Darſtellung erforderlich iſt. Deſto ſtrenger ſollte hingegen über den Gedanken, über alles was im Gebiete der Erfindung liegt geurtheilt werden.

Denn wir ſind feſt überzeugt daß, wenn gegenwärtig der Kunſt Vortheile zuwachſen ſollen, ſie dieſelben hauptſächlich daher zu erwarten hat: daß der Künſtler ſeine Gedanken ernſtlicher prüfen, ſie in einer ſtrengern Folge zu ordnen lernt, als gewöhnlich geſchieht, daß er ihnen die möglichſte Rundung und Einheit zu geben ſich bemüht.

Darum wäre zu wünſchen daß ein jedes Talent, von dieſer Seite, die möglichſte Ausbildung erhalten und alle Pflege, deren man die Kunſt im allgemeinen genießen läßt, zu gleichem Zweck wirken möchte. Gewiß unſere Zeit würde ſich einen wohlgegründeten, ſchönen Ruhm erwerben, wenn ſie, bey ſo wenig günſtigen

Umſtänden, doch die Künſte bewahrte, wenn man, durch zweckmäßige Anſtalten, durch geſchicktes Benehmen, ſie ſogar in einer gereinigtern Form der Zukunft überlieferte.

Dahin zu gelangen iſt nicht ohnmöglich, es iſt blos nothwendig daß die wenigen Bilder, welche noch immer entſtehen, wohl gedacht und mit Ueberlegung ausgeführt ſeyn. Die gute Methode lebendig zu erhalten, den Geſchmack bewachen daß er keine falſche Richtung nehme, iſt was wir vor jetzt thun können, thun müſſen.

Ein jeder Ort, ein jedes Land, welches künftig, durch größere, ernſtlichere Liebhaberey, der Kunſt mehr Uebung verſchaffen wird, kann dadurch unfehlbar auch geübte Meiſter hervorbringen. Es wird nie an ſolchen fehlen, die richtig zeichnen, die ein brillantes Colorit haben, die den Pinſel frey und keck zu führen wiſſen; nur Unarten des Geſchmacks, verſchobene Richtung der Gedanken, laſſen ſich ſo leicht nicht herſtellen, wovon die ganze Kunſtgeſchichte Zeugniß giebt.

Indem wir uns nun zur allgemeinen Betrachtung der eingeſandten Concurrenzſtücke wenden, und daraus den herrſchenden Geiſt in der Kunſt bey unſerer Nation wahrnehmen; ſo haben wir uns zu freuen und uns Glück zu wünſchen, weil man in allen ein löbliches Streben bemerkt und, was zu den beſten Hoffnungen berechtigt, nirgends etwas Geſchrobenes, Spitzfindiges, Abentheuerliches, ſondern eine ſchlichte, gerade Richtung. Das Rechte iſt entweder rein getroffen, oder es iſt mehr und weniger nicht erreicht worden. Keiner hat ſich auf falſchem Wege betreten laſſen, woher keine Wiederkehr mehr iſt. Mit einem eben ſo billigen als ſtolzen Gefühl können wir uns daher auf einen höhern Standpunkt erheben, und, wenn wir von daher die Kunſt aller andern Nationen überſchauen, zuverſichtlich behaupten: daß unter uns noch der friſcheſte Keim vorhanden ſey, der ſich herrlich zu entwickeln die Kraft hätte, wenn freundliche Geſtirne ihm leuchteten.

A.

Zeichnung mit ſchwarzer und weißer Kreide, auf grau Papier, von Herrn Ferdinand Hartmann, aus Stuttgard.

Herr Hartmann hat ſein Bild unſtreitig unter allen am beſten gedacht und zu einem wohlgeordneten, angenehmen Ganzen verbunden.

Die Figuren ſind in gutem Verhältniß mit den Nebenwerken, und ihre Stellungen, in Bezug auf die darzuſtellende Handlung, zweckmäßig. Der Sinn der

Geſchichte, und dieſes will viel ſagen, iſt glücklich gefaßt und im allgemeinen deutlich dargeſtellt.

Darum ſcheint uns der Künſtler keinen Tadel zu verdienen daß er, mit poetiſcher Freyheit, den Amor beygefügt hat, welcher die ſcheue, zögernde Helena gegen den verlangenden Paris hinzuſtoßen ſich bemüht.

Zwar iſt dieſer Zuſatz eigentlich eine Tautologie und weniger im Homeriſchen als im modernen Sinne; allein das Kunſtwerk hat, als ein ſolches, mit dem Homer nun weiter nichts zu ſchaffen, ſondern iſt für die heutige Welt, welche ſchon längſt gewohnt iſt, den Amor überall als Begleiter der Venus zu erblicken und nicht weiter darüber nachdenkt. Ueber dies gewann das Bild dadurch an Mannigfaltigkeit der Geſtalten, auch die Gruppe bekam eine beſſere Form.

Daß Paris auf dem Bette liegt und die Arme öffnet um das ſchöne geliebte Weib, aufzunehmen, iſt allerdings trefflich wohl gedacht. Die Liebe, das Verlangen drückt ſich ſchön aus. Der Künſtler führet den Beſchauer über den dargeſtellten Moment hinaus und läßt ahnden, was vorzuſtellen nicht erlaubt war.

Eben ſo zufrieden ſind wir damit daß ſeine Venus auf leichten Wolken einherſchreitet und dadurch als Göttin kenntlicher wird.

Die Anordnung iſt, im Ganzen genommen, recht gut, nur daß die beyden weiblichen Figuren dem Paris vielleicht hätten etwas näher gerückt und alles dadurch in eine geſchloßnere Gruppe geſammelt werden mögen.

Das Hauptlicht fällt auf die Helena, wo es eine ſchöne, große Maſſe macht. Hätte der Künſtler ſolches überhaupt im Bilde mehr einzuſchränken geſucht, ſo würde die Wirkung dadurch gewonnen haben.

Wir geſtehen übrigens, zum verdienten Lobe des Herrn Hartmanns, gerne daß uns wenig Arbeiten jetzt lebender Künſtler, ſelbſt der berühmteſten, vorgekommen ſind, die ſo rein und makellos gedacht waren als die ſeinigen. Möge er ſich der ſchönen Naturgaben, die er erhalten hat freuen und ſeinen Weg in den Theilen der Kunſt, wo es mehr auf Uebung und Wiſſenſchaft ankommt, unverdroſſen fortſetzen.

B.

Große, getuſchte Zeichnung, mit Weiß und Gelb aufgehöht, von Herrn Heinrich Kolbe aus Düſſeldorf.

In der fleißigen, kraftvollen Ausführung, im geiſtreichen, lebendigen Ausdruck der Geſichter, in verſchiedenen Gliedern von eleganter Form, in zierlich gelegten Falten, beſonders am Gewande der Helena, hat dieſer Künſtler einige Vorzüge über Herrn Hartmann.

Die Helena gelang ihm beſonders gut, ſie iſt ſchön und ſchlank, niedlich geputzt und wird noch reizender durch den ſüßen Ausdruck von Verlangen und Weilen, von Liebe und Schaam, der in ihrem Geſicht und Gebärde ſehr glücklich dargeſtellt iſt.

Der Venus wäre ein höherer Character zu wünſchen und dem Paris, welcher ſonſt zierlich, im Styl der antiken Vaſengemählde, gezeichnet iſt, eine ſignificantere Stellung.

Hätte Herr Kolbe noch überdem die beyden weiblichen Figuren etwas näher gegen den Paris hingerückt; ſo müßte ohne Zweifel die Anordnung ſeines Werks dadurch gewonnen haben. Das Ganze hätte mehr Zuſammenhang, mehr Maſſe erhalten.

Dem Zimmer möchte etwas abzubrechen ſeyn, damit die menſchlichen Geſtalten im Raume des Bildes größer erſchienen.

Dieſes iſt, im Vorbeygehen geſagt, eine Regel welche der Künſtler nie aus der Acht laſſen darf. Der Grund, wenn er auch noch ſo reich und zierlich wäre, iſt immer als ein müßiger Raum im Bilde anzuſehen. Je weniger nun die Figuren dergleichen übrig laſſen, deſto

Oreſt.
So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.
Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im ſtillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diane ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.
Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in eins zuſammen.

Pylades.
Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edlen Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt die ihn verehrt.

Oreſt.
Bin ich beſtimmt, zu leben und zu handeln;
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig

beſſer iſts, deſto größer und bedeutender fallen ſie in die Augen.

Die beſten Künſtler befolgten dieſe Maxime, vor andern Polidor Caravaggio, deſſen Figuren immer faſt die ganze Höhe und Breite des Bildes einnehmen und eben darum meiſtens größer erſcheinen als ſie wirklich ſind.

Noch eine kleine Erinnerung haben wir gegen die geraden Linien zu machen, welche Herr Kolbe in einigen Theilen ſeiner Zeichnung, z. B. in der Drapperie, nicht ſorgfältig genug vermieden und dadurch der Grazie Abbruch gethan hat.

Seine Beleuchtung iſt kräftig, er ſucht große, energiſche Schattenparthien anzubringen, und unterbricht die Einförmigkeit derſelben mit ſanften Wiederſcheinen. Indeſſen iſt Licht und Schatten nicht ganz ſo zweckmäßig gedacht wie in Herrn Hartmanns Zeichnung; wenn ſchon die Ausführung weit ſorgfältiger und der Effect lebhafter iſt.

Baukünſtler werden vermuthlich gegen die Architektur des Grundes manches einwenden und in der That, wir können die ungleichen und zum theil viel zu großen Zwiſchenräume der Säulen, zumahl von doriſcher Ordnung, nicht gut heißen; in Hinſicht auf das Gehörige ſcheinen uns auch die Triglyphen und Balkenköpfe nicht recht am Platze, weil ſie eigentlich zu den äußern Zierrathen der Gebäude gehören, hier aber ein inneres, geheimes Zimmer angedeutet ſeyn ſoll.

Bey Schätzung der Verdienſte eben erwähnter Zeichnungen wagten wir es nicht einer vor der andern den entſchiedenen Vorzug zu geben. Wenn Herr Hartmann, inſofern man einzig die Erfindung und Anordnung des Ganzen in Anſchlag bringen will, unſtreitig den erſten Platz verdient, ſo hat doch die Arbeit ſeines Nebenbuhlers, des Herrn Kolbe, in andern Theilen, ſo manche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich einen ſichern Vorrang zu erwerben ſcheint. Wir haben daher, bey dieſer Art von Gleichgewicht, den ganzen Preiß unter beyde in gleiche Theile vertheilt, und glauben dadurch, ſo wie durch nachſtehende Recenſion der übrigen Stücke, von unſerer Aufmerkſamkeit auf jede Art von Verdienſt ein hinlängliches Zeugniß abzulegen.

C.

Gemählde in Oehlfarbe, in die Höhe.

Venus hebt der ſitzenden Helena den Schleyer weg, die, ſchamhaft, mit geſenktem Haupt nach dem Paris blickt, welcher vor ihr ſteht, die linke Hand auf die

Bruſt legend und mit der rechten nach dem Bette hindeutend. Im Grunde des Zimmers, deſſen Architektur doriſch iſt, lodert die Flamme auf einem Dreyfuß, und durch die Bogenſtellung erblickt man die Stadtmauer.

Die Behandlung iſt ſehr meiſterhaft, das Colorit harmoniſch, die Wirkung von Licht und Schatten angenehm.

In allen Theilen bemerkt man, daß dieſes Künſtlers Neigung hauptſächlich auf das gefällige, freye Spiel der Kunſt gerichtet ſey und wir hätten uns ohne Zweifel für ihn entſcheiden müſſen, wenn wir nicht die Pflicht gehabt hätten hauptſächlich auf Klarheit und Zweckmäßigkeit der Darſtellung zu ſehen.

Mit dem Paris kann man, in Anſehung des Characters, beſſer als mit Venus und Helena zufrieden ſeyn; jene iſt nicht göttlich dieſe nicht edel genug, er aber iſt ein ſchöner Held und am beſten drappirt.

Wir haben nur eine antiquariſche Bemerkung zu machen: daß nehmlich die Enden der phrigiſchen Mütze, nach gewöhnlicher Art, aufgebunden ſeyn ſollten und nicht herabhängend wie hier; denn es läßt ſich, nach verſchiedenen Basreliefs, und beſonders nach einem Bruchſtück in der Villa Borgheſe, auf welchem Priamus, der den Achill um Hectors Leichnam bittet, vorgeſtellt iſt, vermuthen daß losgebundene, frey herunterhängende Enden der phrigiſchen Mütze, bey den Alten, Zeichen der Trauer waren und hier alſo zweckwidrig ſind.

Dieſe Bemerkungen ſollen und können übrigens dem Werk nicht ſchaden, es behält immer das große Verdienſt der gefälligen Wirkung aufs Auge und wir ſind dem braven Künſtler Dank dafür ſchuldig, deſſen Nahmen wir zwar hier nicht nennen, aber wohl ſagen dürfen daß er den verdienteſten in Deutſchland beygezählt wird.

D.

Auch ein Oehlgemählde, überaus fleißig ausgeführt, in die Breite.

Paris deſſen Character und Stellung nicht glücklich getroffen ſind, und weder den Helden noch den Schäfer andeuten, ſitzt und ſpricht; ihm gegenüber Helena, mit übereinandergeſchlagenen Beinen. Sie ſieht ihn aber nicht an, ſondern nach der andern Seite hin, äußerſt aufmerkſam horchend, und gleichſam erſtaunend. Die rechte Hand ausgeſtreckt, die Linke berührt mit dem Zeigefinger das Kinn.

Venus ſteht auf der Seite des Paris, gelehnt an eine Art von hohem Altar, auf welchem Räucherwerk brennt, ſie ſieht nach der Helena und ſcheint ihre Verlegenheit zu belächeln. Die Tauben ſchnäbeln ſich, eine derſelben ſitzt auf dem Altar, die andere der Göttin auf dem Arm und wird von ihr geſtreichelt.

Im Grunde des Bildes ſind, zu beyden Seiten, Vorhänge angedeutet, übrigens ohne Architektur oder Perſpective.

Helena und Venus ſind beyde weiß gekleidet, Paris hat ein hellgelbes Untergewand und eine gleichfarbige Mütze, der Mantel iſt Purpurroth.

Es erhellet aus dieſer Ueberſicht daß ſich der Gedanke, weder im Ganzen, noch in den einzelnen Theilen ſehr empfehle. Die Anordnung iſt eben ſo wenig kunſtgerecht, desgleichen die Vertheilung von Licht und Schatten.

Das Verdienſtliche der Form einzelner Glieder z. B. der Hände und Füße ſcheint weniger in der Wiſſenſchaft des Verfaſſers gegründet, als in dem Fleiß und der Genauigkeit, womit er einen vorliegenden Gegenſtand nachahmt. Licht und Schatten ſind nicht nach den Regeln der Kunſt, weder zur Bedeutung, noch zur mahleriſchen Wirkung angewendet, auch hat das Colorit überhaupt zu wenig Abwechslung.

Das Verdienſtliche dieſes Werks beſteht in lobenswürdigem Fleiß und in Sauberkeit der Arbeit. Einzelne

Stellen ſind ausnehmend gut gelungen, worunter wir vornehmlich den Buſen und den ausgeſtreckten rechten Arm der Helena rechnen. Daſſelbe gilt auch von einem Seſſel, mit übergeworfnem Gewand, der im Halbſchatten ſteht. Eben ſo ſchön iſt einiges an den Gewändern der Venus und der Helena ausgeführt. Nur muß überhaupt angemerkt werden: daß die Falten etwas zu klein und zu häufig ſind, auch fehlt es ihnen an Bewegung, welches beſonders am Paris auf eine unangenehme Weiſe auffällt.

Wir wünſchen indeſſen daß dieſer Künſtler durch unſere kritiſche Beurtheilung ſeiner Arbeit weder niedergeſchlagen noch abgehalten, ſondern vielmehr zur fortgeſetzten Thätigkeit ermuntert werden möge. Es iſt kein Zweifel daß er einen ſehr bedeutenden Grad von Geſchicklichkeit wird erreichen können, wenn er ſich das Wiſſenſchaftliche der Kunſt ernſtlich angelegen ſeyn läßt. Denn daſſelbe Talent, wodurch ihm das Einzelne ſo gut gelungen, muß ſich auch bis auf das Ganze erweitern laſſen.

E. F.

Zwey Zeichnungen von einem verdienſtvollen Bildhauer. Die Aufgabe iſt als Basrelief entworfen.

In beyden ſcheint der Hauptgedanke der zu ſeyn: daß Paris über die Schönheit der Helena erſtaunt, welche von der Venus herbeygeführt wird, die ihr den Schleyer, der ſie bedeckt abnimmt.

In der erſten ſitzt Paris auf einem Stuhl, woran ſein Schild gelehnt ſteht. In der andern iſt er aufgerichtet vorgeſtellt, ohne Waffen. Hier hält Amor eine brennende Fackel und ſcheint dem Paris damit zu drohen, dort zeigt er blos auf die Helena.

Beyde Stücke ſcheinen den gemeinſchaftlichen Fehler zu haben daß ſie nicht beſtimmt unſere Aufgabe aus dem dritten Buch der Ilias darſtellen, ſondern eben ſo gut auf die Geſchichte, wie Paris die Helena zum erſtenmahle erblickt, bezogen werden könnten.

Der ſitzende Paris, in ſo fern dadurch, wie der angelehnte Schild zeigt, auf die Ermüdung in dem vorhergegangenen Zweykampf hingedeutet wird, kömmt dem eigentlichen Sinn ſchon näher, als der andere, welcher den zwey Frauen gleichſam auf dem Wege zu begegnen ſcheint. In jener Zeichnung iſt das Herbeyführen der Helena deutlicher angegeben, in dieſer aber gerieth ihre Figur bey weitem beſſer. Das Gewand iſt beſonders zierlich, vielleicht dem Antiken nachgeahmt und die Gebärde. beynahe eben ſo gedacht wie bey Herrn Hartmann und Kolbe, hat aber noch mehr Grazie. Die Gruppe wird durch den Amor hübſch geſchloſſen und die

Allegorie, daß dieſer mit brennender Fackel auf den Paris zuzufahren ſcheint, kann auf den Brand von Troja, der aus des Paris Liebe zur Helena entſtehen ſollte, gedeutet werden.

G.

Zeichnung mit ſchwarzer und rother Kreide.

Dieſer Künſtler hat, wie es ſcheint, die Vorwürfe darſtellen wollen, welche Homer durch die Helena dem Paris machen läßt. Sie ſitzt auf ihrem Seſſel, lebhaft bewegt, dem Paris gegenüber und deutet mit raſcher zürnender Gebärde in die Ferne hinaus. Er ſcheint ſie beſänftigen zu wollen. Liebeflehend ſtreckt er die Arme nach ihr aus. Venus, zwiſchen beyden, ſteht an den Tiſch gelehnt, die eine Hand in die Seite geſtützt. Alle drey Figuren ſind in eine zierliche Gruppe geordnet. Die Falten an den Gewändern der Helena und des Paris verdienen auch Lob; hingegen kann man der Zeichnung ſehr erhebliche Fehler vorwerfen. Paris hat überdem einen ſchwachen, keineswegs heldenmäßigen Character. Venus ſteht müßig da, ohne weſentlichen Antheil an der Handlung zu nehmen, und die Helena gewinnt durch ihr Zürnen und Schelten nicht an Reizen. Es iſt auch nicht zart und nicht weiblich daß ihre Beine ſo weit auseinander geſetzt ſind.

II.

Getuſchte Zeichnung, auf gelb Papier, mit Weiß gehöht.

Venus will ſich entfernen, nachdem ſie dem Paris die Helena bereits übergeben hat. Er umfaßt die ſäumende Schöne und leitet ſie nach dem Lager hin, welches ſie aufnehmen ſoll.

Dieſes Stück iſt wohl ein Erſtling des Verfaſſers, im hiſtoriſchen Fach. Er beſitzt noch wenig Gewandtheit und hat deswegen Antiken benutzt, wie uns denn die beyden weiblichen Figuren an bekannte Venusbilder erinnern. Auch Paris ſcheint von einem Meleager oder Antinous geborgt.

Unterdeſſen ſoll dieſes keineswegs zum Nachtheil des Künſtlers geſagt ſeyn. Ein zarter gemüthlicher Hauch weht durch das ganze Werk. Es iſt gar nicht übel gedacht und eine gewiſſe Eleganz, ein glückliches Talent gefällt und zieht an, ob gleich die meiſten Forderungen, die man an ein Kunſtwerk zu machen berechtigt iſt, nicht befriedigt werden.

Wir rathen dieſem jungen Künſtler alſo ernſtes Studium guter Kunſtwerke, und unausgeſetzten Muth und Fleiß zu neuen Verſuchen; alsdann iſt nicht zu zweifeln daß er in kurzer Zeit die größten Schwierigkeiten, welche ihn jetzt noch hindern, überwunden haben und verdientes Lob ärndten wird.

I.

Getuſchte Zeichnung, mit Farben wenig illuminirt.

Als die Concurszeichnungen zur Schau öffentlich ausgeſtellt waren, hat keine dem Publikum ſo viel Unterhaltung gewährt als dieſe. Manche wollten einen chineſiſchen Geſchmack darin wittern, die meiſten behaupteten: es ſey dem Verfaſſer gar nicht Ernſt bey der Sache geweſen und er habe ſich über uns und unſere Preisaufgabe blos luſtig machen wollen. Man überſah, man vergaß beynahe die andern Stücke und unterhielt ſich faſt ausſchließlich nur von dieſem. Eine Sammlung von witzigen und unwitzigen Einfällen, welche bey dieſer Gelegenheit zu Tage gefördert wurden, müßte nicht ohne pſychologiſches Intereſſe ſeyn; ja wir könnten ſonder Zweifel manchem unſerer Leſer einen Gefallen erweiſen wenn wir die beſten Späſe davon hier mittheilten; doch das liegt außer unſerm Beruf und wir erlauben uns nur einige allgemeine Bemerkungen.

Das Publikum gilt zwar freylich für einen Machthaber in Sachen der Kunſt, beſonders in ſofern es

Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.
Pylades.
Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich.
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beyde ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.
Oreſt.
Ich hört' Ulyſſens Reden.
Pylades.
Spotte nicht.
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich geſtehn:
Mir ſcheinet Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.
Oreſt.
Ich ſchätze den, der tapfer iſt und g'rad.
Pylades.
Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Geſetz gefeſſelt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebeth
Bringt ſie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, ſie entſpringe

bezahlt; aber es zeigt ſich nicht immer als einen gültigen, unpartheyiſchen Richter. Es iſt blind gegen die Fehler ſeiner Lieblinge und dichtet ihnen ſogar Schönheiten an, welche ſie nicht beſitzen; hingegen müſſen ſich diejenigen, denen es nicht günſtig iſt, Unarten nachſagen laſſen, die ſie in der That nicht begangen haben.

Dieſes ſey unſerm Künſtler zum Troſt eröffnet. Wir ſelbſt beurtheilen ſein Werk billiger und finden daſſelbe nicht ſo verwerflich.

Freylich hat er die Dichtung des guten Homers etwas proſaiſch behandelt. Sein Paris ergreift die ſitzende Helena beym Arm und will ſie nach dem Bette hinführen, auf welches er zeigt, ſie weigert ſich züchtig, ſchamroth lächelnd und blickt, aus niedergeſchlagenen Augen, verſtohlen auf das Lager. Venus iſt gar nicht auf der Scene.

Es laſſen ſich noch überdem die ſehr unrichtige Zeichnung, fehlerhafte Verhältniſſe, kleinliche, ſteif geworfene, Falten, Verſehen gegen die Perſpective und ein greller Effect, (der Grund hinter den Figuren iſt weiß gelaſſen) tadeln; allein es iſt ein, zwar gemeiner, ſinnlicher, doch dabey natürlicher Begriff und Ausdruck im Ganzen, nach welchem man vermuthen kann daß der Verfaſſer, wenn er ſich nicht in das heroiſche Feld wagt und ſich auf Scenen aus dem gemeinen Leben einſchränkt, wo keine beſondere Erhebung nothwendig iſt, nicht ohne Succes arbeiten werde. Jedoch müßte er ſich mit Ernſt ans Zeichnen geben, müßte die Wirkungen von Licht und Schatten ſtudiren und anwenden lernen, auch in der Perſpective mehr Kenntniſſe zu erwerben ſuchen.

IX.

Zwey Italiäniſche Landſchaften.

von Gmelin.

Zwey Ausſichten, die eine über den Lago d'Albano, die andere über das ſogenannte Mare morto oder Lago d'Averno, am Meerbuſen von Baja, beyde von dem, ſchon durch andere Blätter rühmlichſt bekannten Herrn W. F. Gmelin, nach der Natur gezeichnet und in Kupfer geſtochen, 27 Zoll breit und 19 Zoll hoch, ſind uns als höchſt erfreuliche Erſcheinungen deutſcher Kunſt und Fleißes zu Geſichte gekommen. Beyde geben eine treue, bis ins kleinſte Detail gehende Abbildung von den Gegenden, die ſie uns darſtellen ſollen.

Die zuletzt genannte Ausſicht wird von der aufgehenden Sonne beleuchtet, die erſte hat Abendlicht. Beyde Blätter ſind trefflich und man bleibt unentſchieden, welchem man, als Gegenſtand betrachtet, den Vorzug einräumen ſoll; da jene Gegenden, die ſie uns zur Anſchauung bringen, bekanntermaßen zu den vorzüglich ſchönen und anmuthigen gehören und der Künſtler den Standpunkt in der einen ſo wie in der andern mit Verſtand gewählt hat.

Die Ausſicht über den Lago d'Averno iſt reicher, romantiſcher, ihre Vegetation üppiger, der rauchende Veſuv, die Erdzunge, die Vorgebürge, Inſeln; im Vordergrunde die Ruinen alter Gräber, eine ragende Palme, Aloen, Stachelfeigen u. ſ. w. ſind ſeltene Dinge und darum vielleicht für die meiſten anziehnder; aber das Bild vom Lago d'Albano iſt ſtiller, ruhiger, componirt beſſer und, irren wir nicht, ſo verdient es auch in Rückſicht der Kunſt der Ausführung den Vorzug. Die Haltung und das was in der Kunſtſprache der Ton genannt wird, iſt glücklicher getroffen, die Luft iſt leicht und heiter; dünner, ſchwebender Duft breitet ſich über die Ferne und den Mittelgrund aus, die Gegenſtände im Vordergrund ſind ſehr kräftig gerathen, ohne deswegen düſter zu ſeyn. Mit einem Wort, die Wirkung des Ganzen verdient großes Lob.

Hiermit laſſen wir blos den Einſichten des Künſtlers in der Anwendung von Schatten und Licht, ſo wie ſeiner Geſchicklichkeit in der Haltung ihr Recht wiederfahren;

er erhält aber auch überdem unſern Beyfall noch wegen des Characteriſtiſchen in der Zeichnung. Die verſchiedenen Pflanzen, die Bäume u. ſ. w. weiß er, in Stamm und Blättern, ſehr ſchön und in großer Verſchiedenheit gegen einander abſtechend zu bilden; er hat überhaupt einem jeden Dinge ſeine Eigenthümlichkeit bewahrt und ſich als einen aufmerkſamen Beobachter der Natur gezeigt.

Betrachtet man die Kunſt des Kupferſtechers für ſich, ſo verbindet Herr Gmelin Reinlichkeit und Fleiß mit einer angemeſſenen, meiſterhaften Freyheit. Er verſchmäht den Glanz des Grabſtichels nicht; bedient ſich aber deſſelben nicht um zu blenden, ſondern damit als einem Mittel, Zwecke der Kunſt zu erreichen. Er hat deswegen auch, wie uns dünkt, beſonders in der Ausſicht vom Albaniſchen See, das Steife, dieſe gefährliche Klippe für Kupferſtecher im landſchaftlichen Fach, meiſt glücklich vermieden. Im andern Blatte iſt es ihm, beſonders in einigen Stellen der Luft, nicht immer ganz gelungen.

Wir danken dem Künſtler für den Genuß, welchen er uns durch dieſe ſchönen Blätter verſchaft hat; ſo wie uns jeder Liebhaber, den gegenwärtige Anzeige erſt mit ihnen bekannt macht, danken und eilen wird ſich gute Abdrücke davon zu verſchaffen.

X.

Etwas
über
Staffage landſchaftlicher Darſtellungen.

Bey Gelegenheit der, im vorigen Artikel, recenſirten Kupfer.

Hiſtoriſche oder mythologiſche Figuren in eine Landſchaft zu introduciren iſt allemahl bedenklich, weil ſie die Aufmerkſamkeit, vom Ganzen ab, auf ſich ziehen, ja das Bild ſelbſt blos als ein unverhältnißmäßiger Grund derſelben erſcheint. Ueberdies weiſen ſie die Bedeutung des Werks außer daſſelbe hinaus, welche im Gegentheil in demſelben geſammelt werden ſollte; die Figuren alſo, deren man ſich zur Staffirung einer Landſchaft bedient, werden nur alsdann für ſchicklich gelten, wenn ſie mit dem Character des ganzen Bildes übereinſtimmen und als untergeordnete, aus demſelben entſprungene Theile angeſehen werden können.

Nach dieſem Grundſatz paſſen an die Ufer von Seen und Flüſſen Schiffe und Fiſcher, auf grasreiche Auen ſetze man Hirten und Vieh hin, unter hohe ſchattenreiche Bäume ruhende Figuren. Mit einem Wort, der Zuſtand, das Gute, das die Natur, in der dargeſtellten Gegend, die lebenden Geſchöpfe genießen läßt, muß zur Anſchauung gebracht werden.

Zuweilen möchte es vielleicht gar vortheilhaft ſeyn keine Figuren, wenigſtens nicht menſchliche anzubringen z. B. wo der Vorgrund mit ernſten Gegenſtänden als durch die Zeit zerſtörten Werken der Vorwelt, Ruinen, Gräbern und dergleichen angefüllt iſt.

Hiernach wäre alſo in Herrn Gmelins Kupferſtich, von der Ausſicht über das Mare Morto, die an den Gräbern ſitzende weibliche Figur, im antiken Koſtume gekleidet, mit zwey nackenden Kindern im Schooß, nicht gut zu heißen.

Sie ſoll ein Symbol der Nacht ſeyn; allein man verwirrt ſich, wenn man ihr Verhältniß zu verfallnen Grabmählern, zur Gegend um Bajä, zum rauchenden Veſuv, zur aufgehenden Sonne, zu den übrigen vorgeſtellten Naturgegenſtänden aufſucht.

Man könnte auch gegen die Anordnung und gegen die manierirte Zeichnung dieſer Gruppe einiges einwenden;

allein hierin darf man nicht zu ſtrenge ſeyn, eben aus dem Grund: daß Figuren womit Landſchaften ſtaffirt werden nicht als Hauptſache, ſondern als untergeordnete Dinge zu betrachten ſind.

Die Figuren in der Ausſicht über den See von Albano befriedigen uns ſchon beſſer. Ein Paar Landleute gehen die Straße dahin, ihr Knabe läuft hinterher und zeigt dem Vater einen gehaſchten Vogel, von der andern Seite kommt ein Kapuziner, von einem Jungen begleitet, und treibt ſeinen Eſel. Dieſes ſind wenigſtens natürliche Motive. Sie könnten wohl gehaltreicher, und dem allgemeinen Zweck des Bildes näher verwandt ſeyn; aber ſie ſind wahrhaft local, und hinlänglich, um die Scene zu beleben.

Wenn wir nun zuletzt den am Wege ſitzenden Zeichner tadeln, ſo geſchieht es um die ſämmtlichen Landſchaftsmahler dringend zu erſuchen: daß ſie doch künftig von der, faſt allgemein hergebrachten, Gewohnheit, ſich ſelbſt in ihren Darſtellungen darzuſtellen, abgehen möchten.

Der Künſtler gehört hinter ſein Werk, nicht vor, nicht neben, nicht in daſſelbe. Der Landſchaftsmahler hat das große Verdienſt uns in eine freye Welt, in eine fremde Natur, in eine uns unbekannte Lebensweiſe zu verſetzen. Laſſe er uns doch dort allein! überlaſſe er uns den Gefühlen und den Betrachtungen, zu denen er uns nöthigt. Sitze er nicht gleich, wie ein Bekannter, an einer Ecke, um uns, durch ſeine Geſellſchaft und Nähe, zu ſtören, um uns, wenn der Gegenſtand ſeines Bildes den Geiſt in die Weite lockt, wenn eine treffliche Behandlung vor unſerer Einbildungskraft die Kunſt der Natur unterſchiebt, gleich wieder an den Künſtler zu erinnern und uns zuzurufen: das iſt nicht Natur, das iſt Kunſt was ihr ſeht! dieſe Gegend iſt mahlenswerth, iſt mahleriſch, iſt gemahlt!

Wir wollen deswegen nicht läugnen daß uns die ſo häufig vorkommenden Figuren, mit dem Portefeuille auf dem Knie, einen ſehr unangenehmen Eindruck machen; daß ſie uns an Perſonen erinnern, die ihr Wapen überall anbringen; oder an die Schneider, die, auf die Ecken ihrer Schürzen, aus Scharlach geſchnittene Scheeren aufſticken, damit einer, der in die Werkſtatt hineintritt, ja nicht zweifeln möge, daß es ein Schneider ſey, der da näht.

XI.

Die capitoliniſche Venus.

Der Raub der italiäniſchen Kunſtwerke hat gewiß jedem ächten Liebhaber der Kunſt, jedem Freunde des Guten und Schönen ſchmerzhafte Gefühle verurſacht. Durch ihn, der mit unſäglich viel anderm Unheil verknüpft war, worüber die Menſchheit Thränen vergießt, hat die Kunſt, das Studium derſelben und insbeſondere die Alterthumskunde, indem viele Sachen von ſichrer Stelle gerückt, die wichtigſten Sammlungen vereinzelt, zerſtreut und manches barbariſch verdorben worden, unſäglichen, unerſetzlichen Schaden gelitten, der freylich jetzt noch blos geahndet, aber in der Zukunft erſt recht empfunden und ſichtbar werden wird.

Für die wahren, unbefangenen Freunde des Guten und Schönen iſt es darum, zwar eine geringe, doch immerhin wohlthätige Tröſtung geweſen, als man in öffentlichen Blättern die Nachricht las: daß, bey dem letzthin bewirkten Abzug der Franken aus Rom, viele

Vom Stamm der Amazonen, ſey geflohn,
Um einem großen Unheil zu entgehn.

Oreſt.

Es ſcheint, ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſ't den alten Brauch
Von ſeinen Feſſeln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.
Allein ein Weib bleibt ſtät auf einem Sinn,
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Nahmen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

ſchon eingepackte Kunſtwerke zurück bleiben mußten, und unter andern auch eine Venus, aus dem capitoliniſchen Muſeum.

Wenn dieſe Nachricht ſich bewährt, ſo iſt in der genannten Venus allein, für Rom ſchon ein groſſer Schatz wieder gewonnen worden; denn das capitoliniſche Muſeum enthielt keine andere Venus, von einigem Werth, als dieſe berühmte, die nach der Medicäiſchen für das ſchönſte Bild dieſer Göttin gehalten wurde. Glücklicherweiſe ſind wir im Stande unſern Leſern, die ſich dafür intereſſiren, nähere Nachrichten über Werth und Kunſt dieſer Statue mitzutheilen. Der Zuſtand, die Ergänzungen u. ſ. w. ſind im Jahre 1796 aufgezeichnet, als ſie noch eine der vornehmſten Zierden des ehemaligen capitoliniſchen Muſeum ausmachte.

Dieſe Bildſäule hat ganz die Stellung der Medicäiſchen; iſt aber, um ohngefähr eine Kopfslänge, größer und ſtatt des Delphins ſteht ihr ein hohes Gefäß zur Seite, über welches ein Gewand hängt, mit Franzen beſetzt. Sie iſt eine der wohlerhaltenſten antiken Figuren und nur wenige können, hinſichtlich auf Wahrheit, Weichheit, Fluß und Schmelz der Umriſſe mit dieſer verglichen werden.

Es iſt als wenn lebendiger Odem ihre Bruſt erhübe und ein freundliches, holdes Wort auf ihren Lippen ſchwebte. Der Blick iſt ganz Sanftmuth, unausſprechliche Liebe und Güte. Nie hat Verdruß, oder eine heftige Leidenſchaft die reine, heitere Stirne getrübt. Der Hals und beyde Schultern, beſonders aber die rechte, ſind bewundernswürdig ſchön, lieblich gerundet, und das Halsgrübchen wie von Amors Finger gebildet.

Vielleicht mögen die Brüſte nicht ganz ſo ſchön ſeyn als an der mediceäiſchen Venus; denn unſere Figur iſt nicht ſo jugendlich dargeſtellt wie jene; darum erſcheinen ſie etwas völliger, und gränzen näher zuſammen; aber die Zuſammenfügung mit den Armen iſt ſehr lieblich, und vorzüglich die Arbeit ſo weich daß man ſagen möchte: der Marmor ſcheine ſeine Natur abgelegt und ſich unter des Künſtlers Händen in weichen Pflaum verwandelt zu haben.

Der Bauch, die Hüften und Schenkel können für große Meiſterſtücke gegeben werden, ſowohl um der Zierlichkeit ihrer Form willen, als wegen der wunderbaren, unnachahmlichen Schwingung des ſanft dahin gleitenden Umriſſes, der ſich immer verliert und immer wieder erwächſt, dem das Auge mit unerſättlichem Vergnügen folgt, der ihm immer entflieht und immer wieder aufgefangen wird.

Nicht minder zu bewundern iſt auch das linke Bein, auf welchem des Körpers ganze Laſt ruht, die ſanfte Biegung deſſelben, wie die Muskeln ſich blähen, Widerſtand leiſten, das Knie ſchwillt, der Fuß ſich feſt ſtellt, die Zehen ſich halten und ſteifen und über denſelben liebliche Grübchen ſich bilden, Am andern Bein und Fuß hingegen iſt alles Bewegung und Spiel.

Dieſe reizende Wahrheit, die weiſe Treue, womit die Kunſt hier ſchöne Natur abgebildet hat, läßt ſich nicht mit Worten ausdrücken, iſt ſelbſt für den Pinſel und Meiſel unnachahmlich.

An der linken Hand ſind noch drey Finger alt und niemals abgebrochen geweſen. Sie iſt reizend bewegt und im Gelenk vortrefflich mit dem Arm zuſammengeſetzt. Den Knochen der Ulna hat der Künſtler ziemlich ſtark angedeutet. Was die Form betrifft, ſo hat die rechte Hand vor der linken noch einigen Vorzug, wiewohl ſie abgebrochen war und auch wenigſtens ein paar Finger verlohren hat. Vorzüglich zeichnet ſich der Arm um den Ellenbogen als wunderſchön aus.

Weil die Figur urſprünglich beſtimmt war frey zu ſtehen, ſo iſt auch der Rücken fleißig ausgeführt, beſonders ſind die Schulterblätter, das Kreutz mit den zarten Grübchen, welche am Hüft- oder heiligen Bein zu entſtehen pflegen, ungemein ſanft und lieblich angedeutet.

Das linke Bein und der Schenkel zeigen ſich auch von dieſer Seite ausnehmend ſchön. Der rechte Schenkel ſchmiegt ſich, unvergleichlich lind und lieblich, dem linken an. Einen benachbarten Theil hat der Künſtler mit großer Kunſt ebenfalls ſehr weich und ſchön geformt.

Für Künſtler, und vorzüglich für Bildhauer, muß die Arbeit an dieſer Figur und die Regeln, welche dabey beobachtet worden, hauptſächlich merkwürdig ſeyn, weil ihnen dieſelbe, in Hinſicht auf das Weiche, Gefällige der Behandlung ein wahrer Canon ſeyn kann. Da wir nicht unmittelbar zur Gilde gehören, ſo dürften unſere Kenntniſſe freylich kaum für alles zureichen, was ſich über dieſen Punkt ſagen und beobachten läßt; indeſſen wollen wir doch einige Bemerkungen nicht zurückhalten, wäre es auch nur um andere zur Aufmerkſamkeit anzureizen und zu zeigen, welch eine ergiebige Quelle, für praktiſche Kunſt, ſich dem forſchenden Künſtler hier öffnet.

Der Meiſter der Venus hat ſeinen Zweck, der äußerſten Weichheit und Rundung, nie aus den Augen verlohren und darum, mit ungemeiner Sorgfalt, überall die ſcharfen Winkel vermieden. Nie iſt eine Vertiefung unmittelbar neben eine hohe, beleuchtete Stelle geſetzt, ſondern immer noch ein Mittel gelaſſen, wo das Licht ſich brechen und ein ſanfter Uebergang zum Schatten entſtehen kann.

Die größte Kunſt aber ſcheint hauptſächlich auf die Stellen verwendet zu ſeyn, wo die Umriſſe auf einander ſtoßen. Daſelbſt entſtehen niemals Ecken, ſondern immer nur Hohlungen, die Umriſſe ſchmelzen gleichſam zuſammen und fließen wieder auseinander.

Die Falten des über die Vaſe geworfnen Gewandes, ſind wohl auch abſichtlich etwas tief gearbeitet, um den milden, zerfließenden Halbtinten (möchten wir ſagen) des weichen, gerundeten Fleiſches, ſtarke Schatten entgegen zu ſetzen und ſolches dadurch noch ſanfter erſcheinen zu laſſen.

Dieſe Regeln oder vielmehr Maximen, denen der Künſtler mit großer Treue gefolgt iſt, geben dem ſeltenen Werk die ſchöne, herrſchende Uebereinſtimmung, den Character. Durch ſie erhielt es auch wahrſcheinlich jenen unendlichen Reiz, der unſer innerſtes Gemüth ſo wohlthätig bewegt.

Reſtaurationen.

Die moderne Naſe, von plumper Form und ſcharfen Kanten, thut der Schönheit des Geſichts in der That Abbruch, und war vermuthlich Schuld daß man dem Kopf ſonſt nicht ſo viel Verdienſt zugeſtehen wollte als der übrigen Figur.

Daum und Zeigefinger der linken Hand, ſo wie auch Daum und Mittelfinger der rechten Hand ſcheinen neu zu ſeyn, und vielleicht ſind es einer, oder ein Paar, der andern Finger ebenfalls. Man kann indeſſen nicht genau darüber urtheilen, weil beyde Hände, um die Fügungen und Reſtaurationen zu verſtecken, über und über mit falſchem Tartar beſchmiert ſind, eben daſſelbe iſt auch mit der Naſe am Geſicht geſchehen.

Die Lippen haben ein wenig gelitten, beſonders die Oberlippe. Denn der Marmor dieſer Statue iſt nicht außerordentlich feſt, grobkörnig und von der ſchönen Art, welche in Italien Marmo salino greco genannt wird.

Verſchiedene Bemerkungen und Fragen, welche bey dieſer Gelegenheit gemacht werden könnten, ſparen wir für ein andermal, und gedenken uns gegenwärtig blos darauf einzulaſſen: ob die beſchriebene Statue der

Venus für eine Originalfigur, oder für eine Copie zu halten ſey.

Ohne Zweifel iſt ſie, im entſchiedenen ſtrengen Sinne genommen, weder das eine noch das andere. Von keiner andern antiken Statue ſind ſo häufig ähnliche Abbildungen aller Art vorhanden, woraus ſich ſchließen läßt: daß für alle ſämmtlich ein Werk zum Muſter gedient, welches das vorzüglichſte Bild der Göttin war.

Dieſes iſt eine der Urſachen, warum wir glauben daß die Cnidiſche Venus des Praxiteles, das berühmte Urbild für alle dieſe Werke geweſen, und wir werden die fernern Gründe dafür vorlegen, wenn wir nächſtens von der medicäiſchen Venus handeln.

Dem vortrefflichen Werk, deſſen Beſchreibung wir ſo eben geliefert haben, kann man es an verſchiedenen Theilen, welche erwähntermaßen von außerordentlicher Schönheit ſind, und eben ſo wohl an einigen andern, die nicht ſo erleſene Formen haben, anſehen, daß Natur und zwar die individuelle Natur darin nachgeahmt worden, wiewohl das Ideal, oder, um uns noch beſtimmter auszudrücken, der einmal angenommene Typus der Venus, in den Zügen, der Stellung und wohl auch zum Theil in den Verhältniſſen zum Grunde liegt.

Indem nun die übrigen Künſtler, welche den gleichen Gegenſtand behandelt, eben ſo zu Werke gingen, Typus und Stellung zum Grunde des Werks legten und bey der Ausführung ſich an die Natur hielten; ſo iſt nicht zu verwundern daß die verſchiedenen Repetitionen, die bis zu uns gekommen ſind, mehr und minder jugendlich dargeſtellt erſcheinen.

Die mediceiſche Venus z. B. und der vortreffliche Sturz einer andern zu Dresden, ſind jugendlicher als die capitoliniſche; eine andere, die nach England gegangen, iſt noch unentwickelter; ein Paar von denen, die im Saal der Villa Borghese ſtehen ſind hingegen mehr entwickelt; woraus erhellet daß ſie ſämmtlich keine eigentliche Copie eines beſtimmten Originalwerks ſeyn können, ſondern freye Nachahmungen einer gegebenen, bekannten Idee, die von den Künſtlern mehr oder weniger vollkommen und alſo dem großen Vorbild ähnlicher und unähnlicher ausgedruckt worden, je nachdem ſich ihre Meiſter bis dahin zu erheben vermochten oder nicht.

Hiermit aber leugnen wir die Exiſtenz wirklicher Copieen keinesweges, vielmehr läßt ſich gar nicht zweifeln daß die größere Zahl der antiken Venusbilder dergleichen ſind (*). Eine ganz mäßige Erfahrung und Aufmerkſamkeit wird hinreichend ſeyn dieſe von jenen zu unterſcheiden.

(*) Eine ſolche Copie, welche jetzt im Palleſt Chigi zu Rom ſteht, iſt um der Inſchrift willen berühmt, die uns ſagt, daß Menophantes dieſes Werk einer Venus nachgebildet habe, die ſich zu Troas befunden. Die Stellung iſt die gewöhnliche, nur hält ſie mit der linken Hand, die vor dem Schooß liegt, das Ende einer mit Franzen beſetzten Draperie, die auf den Würfel herabſinkt, auf welchem die

Wenn wir nun die Wahrſcheinlichkeit dargethan hätten, daß die capitoliniſche Venus, kraft ihrer innern Verdienſte, unbeſchadet anderer vortreflichen Figuren dieſer Art, wenn auch nicht der Erfindung, doch wenigſtens der Ausführung nach, als eine Originalarbeit angeſehen werden darf; ſo legt uns endlich das Intereſſe der Kunſtgeſchichte noch die Pflicht auf zu unterſuchen, in welche Zeit ihre Entſtehung zu ſetzen ſey.

Unſere Ueberzeugung neigt ſich, wie oben gedacht, dahin daß in der cnidiſchen Venus des Praxiteles das Ideal der Göttin ſeine endliche Vollendung erhalten, und als nunmehr unverbeſſerlich angenommen worden. Dieſes vorausgeſetzt kann mit ziemlicher Gewißheit vermuthet werden: daß unſere Venus eine der älteſten ſeyn müſſe, welche von dieſer Art noch übergeblieben ſind. Denn die verſteckte Kunſt der Behandlung, die allen Schein von Anſpruch vermeidet, worin ſich weder von der in die Augen fallenden Kühnheit des Meiſels, noch von der ſpäter erfolgten Glätte etwas äußert, machen ſie den Werken aus den Zeiten des Alexanders und folglich auch des Praxiteles zu ähnlich, als daß man ſie in eine beträchtliche Entfernung von denſelben ſetzen dürfte.

---

gedachte Inſchrift ſteht und ſo der Figur zum Halt dient. Der Kopf hat viel Lieblichkeit, die Formen ſind überhaupt zierlich, fleißig und laſſen auf ein treffliches Original ſchließen. Beſonders wenn man das vorgehaltene Gewand, als eine ſehr überflüßige Zugabe, auf Rechnung des Renovantes bringen wollte. Reſtaurirt ſind die Naſe und beyde Arme. Auch iſt die Drapperie an einigen Stellen ergänzt. Geringere Beſchädigungen zeigen ſich an den Ribben. Die Arbeit deutet auf Zeiten der römiſchen Kaiſer und zwar nicht auf die frühern.

XII.

Preisaufgabe

fürs Jahr 1800.

Der gute Erfolg, deſſen wir uns bey der diesjährigen Preisaufgabe zu erfreuen gehabt, nährt die Hoffnung daß ein fortgeſetztes Inſtitut dieſer Art für die Kunſt nicht ohne Nutzen bleiben werde, und wir haben uns daher entſchloſſen, auf das nächſte Jahr denſelbigen Verſuch anzukündigen.

Damit aber mehrere Künſtler zu concurriren geneigt ſeyn möchten, ſo ſind zwey Aufgaben aus der Ilias gewählt worden, deren jede für ſich als ein Aeußerſtes gelten kann. Wir wünſchen dadurch den eigenthümlichen Neigungen der Künſtler dergeſtalt entgegen zu kommen, daß keiner vor dem andern begünſtigt ſey, und jeder ſich nun an denjenigen Gegenſtand halten könne, den er am beſten zu behandeln glaubt.

Die erſte Aufgabe iſt der Abſchied des Hectors von der Andromache. Ilias VI. vom 395. Vers an.

Die andere Ulyß und Diomed, welche das trojaniſche Lager nächtlich überfallen, den Rheſus mit ſeinen Geſellen ermorden und die ſchönen Pferde erbeuten. Ilias X. vom 377. Vers an.

Der erſte Gegenſtand fordert zartes Gefühl und Innigkeit des Gemüths; der Künſtler muß aus dem Herzen arbeiten, wenn er ihn gut behandeln, zum Herzen dringen und Beyfall verdienen will.

Das Zweyte iſt von ganz entgegen geſetztem Character. Ein verwegnes Unternehmen zweyer Helden, ihre Kraft,

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen,
als einem Scythen, dich vergleichen ſoll.

Sie nimmt ihm die Ketten ab.

Gefährlich iſt die Freyheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab, was euch bedroht!

Pylades.

O, ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton!
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich, Gefangner, neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O, ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht
Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt.

Kühnheit, Vorſicht, ſollen dargeſtellt werden. Die Gruppen der erſchlagnen Thrazier, als Gegenſätze der erbeuteten weißen Pferde gebraucht, werden den Effect begünſtigen.

Es iſt hier um mahleriſche Wirkungen zu thun. Es iſt ein Bild aufzuſtellen, welches, durch Anordnung, durch Wirkung von Licht und Schatten u. ſ. w. zu gefallen ſucht und die Forderungen der Kunſt von dieſer Seite befriedigt.

Ohne weiteres anzudeuten überlaſſen wir nun den Künſtlern die günſtigſten Momente der Darſtellung auszuheben; weil es vorzüglich die Abſicht dieſer Preisaufgabe iſt, das Studium der Motive, das in unſerer Zeit theils vernachläſſigt wird, theils eine falſche Richtung nimmt, zu empfehlen. Hier iſt der Punct, wo unſer Urtheil über die Arbeiten anheben muß.

Die Bedingungen bleiben die vorigen. Wir erſuchen die Künſtler ſolche in dem dritten Stück der Propyläen nochmals nachzuleſen. Wir wiederholen kürzlich nur folgende:

Die Figuren der Zeichnungen oder Gemählde ſollen wenigſtens acht Zoll hoch ſeyn, damit ſich über Formen und Ausdruck deſto richtiger urtheilen laſſe.

Die Concurrenzſtücke werden vor dem 25ten Auguſt 1800 an den Herausgeber der Propyläen nach Weimar, ſo weit als möglich, poſtfrey eingeſendet.

Der Preis iſt 30 Ducaten. Doch behalten wir uns vor, denſelben, in zwey gleichen, oder ungleichen Theilen, oder, wenn ſich ein Künſtler beſonders auszeichnen ſollte, das Ganze Einem zuzuerkennen.

Die ſämmtlichen Stücke, auch die gekrönten, werden wieder zurückgeſendet.

Die motivirten Urtheile, nebſt den in Kupfer geſtochenen Umriſſen werden bekannt gemacht.

Ein Künſtler kann zu den beyden Aufgaben concurriren.

XII.

Einige Scenen aus Mahomet,

nach

Voltaire,

von dem Herausgeber.

Kein Freund des deutſchen Theaters wird den Aufſatz über die gegenwärtige franzöſiſche tragiſche Bühne (oben Seite 66) mit Aufmerkſamkeit leſen, ohne zu wünſchen daß, unbeſchadet des Originalgangs, den wir eingeſchlagen haben, die Vorzüge des franzöſiſchen Theaters auch auf das unſrige herüber geleitet werden möchten.

Er wird ſich überhaupt an Ifflands obligates Spiel, und beſonders an die Darſtellung des Pygmalion und des Oberprieſters der Sonne ſogleich erinnern und ſich freuen daß wir dasjenige, was wir im Ganzen wünſchen, im Einzelnen ſchon beſitzen.

Ein jeder deutſcher Schauſpieler, der ſich nach dieſer Seite hinneigt und in ſich Naturell und Talent fühlt ſeine Kunſt zu erheben, wird die Winke, die er in gedachtem Aufſatze findet, gewiß benutzen.

Die Nothwendigkeit unſer tragiſches Theater, durch Verſifikation, von dem Luſtſpiel und Drama zu entfernen wird immer mehr gefühlt werden.

Die Aufführung der Wallenſteiniſchen Folgen, der Merope und Zaire nach Gotter und Eſchenburg, ja des Hamlets, nach der Wilhelm Schlegeliſchen Ueberſetzung, wodurch die Berliner Direction ein nachahmungswürdiges Beyſpiel gegeben hat, läßt uns hoffen daß dieſe Bemühung, dieſe Neigung allgemeiner werden und die Scheue, welche ſo manchen, der ſich einen dramatiſchen Künſtler nannte, bisher ergriff, wenn ihm etwas rhytmiſches angeboten wurde, endlich radikal kurirt werden könne.

Um eine ſolche Epoche beſchleunigen zu helfen, den Schauſpieler zu einem wörtlichen Memoriren, zu einem gemeßnen Vortrag, zu einer gehaltnen Action zu veranlaſſen, iſt dieſe Bearbeitung des Voltairiſchen Mahomets unternommen worden. Die Allgemeinheit ſeines Intereſſe, die Klarheit der Behandlung, die Entſchiedenheit der Charactere; das Pathetiſche der Situationen begünſtigt von innen, ſo wie die Beſchränktheit des Perſonals von außen einen Verſuch dieſer Art auf jedem Theater; um ſo mehr als die Aufführung zu keinen Koſten nöthigt und ein orientaliſches Koſtum in den Garderoben vorausgeſetzt wird.

Man hat zwey Scenen abgedruckt, damit die Schauſpieler, in deren Fach die Hauptrollen gehören, aus dieſen Muſterſtücken das Ganze beurtheilen und, da ihnen das Verdienſt des Originals gewiß nicht unbekannt iſt, unſerer Bearbeitung vielleicht einige Neigung ſchenken möchten.

Des Zweyten Aufzugs

Erſter Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? ſoll
Mein Jammer enden? ſeh' ich dich, Seide!

Seide.

O ſüßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Troſt.
Wie viele Thränen haſt du mich gekoſtet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß.
Vergebens widerſtand ich ſeiner Macht,
Die in das Heiligſte des Lagers drang;
Vergebens ſtürzt' ich mich den Räubern nach,
Nur einen Augenblick errang ich dich!
Bald lag ich unter Todten hingeſtreckt,
Am Saibar, verzweifelnd. Mein Geſchrey,
Das dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund ſtürzte,
Geliebteſte Palmire, dein Verluſt
Mein armes Herz! Mit jammervollen Sorgen
Bedacht ich die Gefahren um dich her.
Entbrannt von Wuth irrt ich und ſchalt, verwegen,
Der Rache Zaudern. Stürzte mich im Geiſt
Auf dieſe Mauern. Ich beſchleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes und ſchon flammte

Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer einackerkert hält.
Vergebens! meine rege Phantaſie
Verſchwand in Finſterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In ſeiner Plane Göttertiefe ſpähen?
Er ſendet Omar fort, nach Mecca hör' ich,
Um einen heilgen Stillſtand einzugehen.
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich ich ihn,
Man fordert Geiſeln und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein und hier
Bleib' ich bey dir gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommſt mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieſer Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen, flehend, hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben iſt im Lager. Wie du mich von dort
Entführteſt, ſende mich zurück und gieb
Das einzge Gut, das du geraubt, mir wieder.
Vergebens floſſen meine Thränen, hart
Verſagt' er meine Bitten, mir verſchwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es ſchien
Auf ewig nun zu ſtocken, alles war
Für mich verlohren, und Seide kommt!

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerſtehn?

Palmire.

Sopir. Er ſchien gerührt von meinem Jammer;
Doch bald, verhärtet und verſtockt, erklärt er:
Es ſey umſonſt, er gebe mich nicht los.

Seide.

Du irrſt Barbar! dir drohet Mohomet
Und Omar, auch Seide darf ſich nennen

Nach dieſen großen Nahmen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm ſich ſehnte,
Und dem nun hier die ſchönſte Palme winkt.
Wir brechen deine Ketten, trocknen deine Thränen!
Gott Mahomets! Beſchützer unſrer Waffen!
Du deſſen heiliges Panier ich trug,
Der du Medinens Mauern niederriſſeſt;
Auch Mecca ſturze nieder, uns zu Füßen.
Omar iſt in der Stadt! Geruhig ſieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehn.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreyet mich,
Verbindet uns. Zwey Herzen die ihm ganz
Gehören: aber ach! er iſt entfernt,
Wir ſind in Ketten.

Des Zweyten Aufzugs
Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O welche Laſt zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen ſoll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zuſammen bringt; ſo komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Sopir.

Erröthen ſollt ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis, mit Gewalt und Liſt, er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt.
Für dich, der hier nur Miſſethaten ſä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Nahme ſchon zerrüttet unſ're Häuſer,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillſtand iſt für dich nur Mittel, uns
Zu untergraben, wo du ſchreiteſt, drängt
Der Bürgerkrieg ſich deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! und du wollteſt hier
Mir Friede geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Spräch ich mit einem andern als mit dir;
So ſollte nur der Gott, der mich begeiſtert, reden.
Das Schwert, der Koran, in der blutgen Hand,
Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerſchläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen ſäh ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech ich als Menſch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich ſo groß daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir ſind hier allein!
Du ſollſt mich kennen lernen, höre mich.
Mich treibt die Ehrſucht, jeden Menſchen treibt ſie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Prieſter,
Ein Feldherr, oder Bürger, ſolchen Plan
Wie ich empfangen, oder ausgebildet.
Von mir geht eine raſche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verſpricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde ſchon
Geglänzt an ſeiner Stelle, durch Geſetz,

Durch Künſte, doch beſonders durch den Krieg.
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüſten, unbekannt,
Vergräbt es lange ſeinen hohen Werth.
Blick auf und ſieh die neuen Siegestage
Herannahn. Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt verſunken, Perſien in Blut,
Schwach Indien, in Sclaverey Egypten
Erniedrigt, und der Glanz der Mauern Conſtantins
Verfinſtert; ſieh das Reich, dem Rom gebot
Nach allen Seiten aus einander brechen!
Zerſtückt den großen Körper! ſeine Glieder,
Zerſtreut, und ohne Hoffnung traurig zucken.
Auf dieſe Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben, neuen Gottesdienſt
Bedürfen ſie, bedürfen neue Hülfe,
Die tiefgeſunknen, einen neuen Gott.
Einſt gab Oſiris den Egyptern, einſt
Den Aſiaten Zoroaſter, Moſes
Den Juden, in Italien gab Numa,
Halb wilden Völkern, unzulängliche
Geſetze; nun nach tauſend Jahren, komm ich
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falſchen Götter ſtürz' ich; neuer Gottesdienſt,
Die erſte Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mit Unrecht tadelſt du
Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein
Ich raub' ihm ſeines Götzendienſtes Schwäche,
Und unter Einen König, Einen Gott,
Vereint es mein Geſetz. Wie es mir dient;
So ſoll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir.

Das ſind nun deine Plane! Kühn gedenkſt du
In andere Geſtalt, nach deinem Willen,

Die Welt zu modeln. Willſt, mit Mord und Schrecken,
Dem Menſchen deine Denkart anbefehlen.
Und du, Verheerer, ſprichſt von Unterricht!
Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeiſt im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringſt du ein
Uns zu erleuchten? Wer ertheilte dir
Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen? Das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieſes Recht
Giebt ſich der hohe Geiſt, der große Plane
Zu faſſen und beharrlich zu verfolgen
Verſtehet, ſelbſt, und fühlet ſich gebohren
Das dunkle, das gemeine Menſchenvolk zu leiten.

Sopir.

Und jeder muthige Betrüger dürfte
Den Menſchen eine Kette geben? Er
Hat zu betrügen Recht, wenn er mit Größe
Betrügt?

Mahomet.

Wer ſie und ihr Bedürfniß kennt
Und es befriedigt, der betrügt ſie nicht.
Sie ſehnen ſich nach neuem Gottesdienſt,
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen ſie. Was brachten deine Götter
Hervor? wann haben ſie wohlthätig ſich gezeigt?
Entſpringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menſchen und entnervt ſie,
Macht ſie beſchränkt und ſtumpf; doch meine Lehre
Erhebt den Geiſt, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerſchütterlich, und mein Geſetz
Erſchafft ſich Helden!

Sopir.

Räuber magſt du ſagen!
Bey mir kann deine Lehre nicht gedeihn.
Rühm' in Medina deines Truges dich,
Wo deine Meiſter unter deinen Fahnen,
Verführt, ſich ſammeln, wo ſich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet ſchon lange nicht geſehen.
Bezwungen iſt Medina, Mecca zittert,
Dein Sturz iſt unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen ſchallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirſt du nicht
Betrügen.

Mahomet.

Brauch' ich das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, worum
Ich heute dich erſuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken ſehen, heute
Will Mahomet dein Freund ſeyn.

Sopir.

Freunde! wir!
Auf welch ein neues Blendwerk rechneſt du?
Wo iſt der Gott, der ſolch ein Wunder leiſtet?

Mahomet.

Er iſt nicht fern, iſt mächtig! ſein Gebet
Wird ſtets befolgt, er ſpricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Iphigenie.
Die Prieſterinn, von ihrer Göttinn ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; ſage, wer du ſeyſt,
Und welch unſelig-waltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht?

Pylades.
Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O, könnteſt du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Adraſts;
Ich bin der jüngſte, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennte ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er beutereich zurücke kam,
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum Aelteſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.

Sopir.

Nein!
Eh' uns ein ſolches Band vereinen ſoll,
Eh' mag die Hölle ſich dem Himmel paaren.
Der Vortheil iſt dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und ſolche Feinde ſchließen
Kein ſicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagſt du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuſchlagen? Iſts vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willſt du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergoſſeſt?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! du beweinſt
So lange deine Kinder und ſie leben.

Sopir.

Sie leben! ſagſt du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich ſoll ichs erfahren!

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? ſie, meine Kinder dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich ſie und zog ſie auf.

Sopir.

Und du erſtreckteſt nicht den Haß auf ſie?

Mahomet.

An Kindern ſtraf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! ſprich! enthüll' ihr ganz Geſchick.

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig Wort, und ſie ſind dein.

Sopir.

Ich kann ſie retten? Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauſchen.
Willſt du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite.
Durch dein Gewicht befeſtige das Reich.
Verlaſſe deinen Tempel, übergieb
Mir Mecca, ſey gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eifrer mir;
Frey iſt dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich geſpart?
Ja ich bin Vater! Mahomet! ich fühle,
Nach funfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück
Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch einmal ſchlöſſe. Gerne wollt' ich ſterben,
Von ihren Armen einmal noch umfangen;
Doch wenn du forderſt daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In ſchnöder Heucheley vor dir erniedrige;
So fordre lieber daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre, meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel ſchweben.
(Sopir geht ab).

Mahomet.

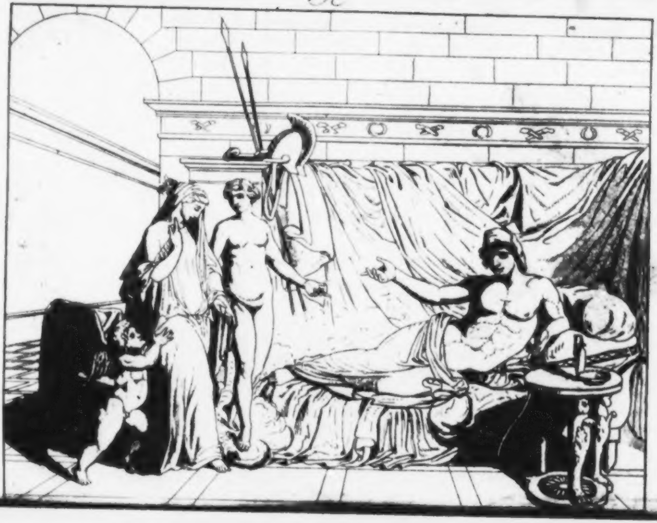
Geh ſtolzer Bürger, eigenſinnger Greis!
Du forderſt ſelbſt zur Grauſamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Inhalt.

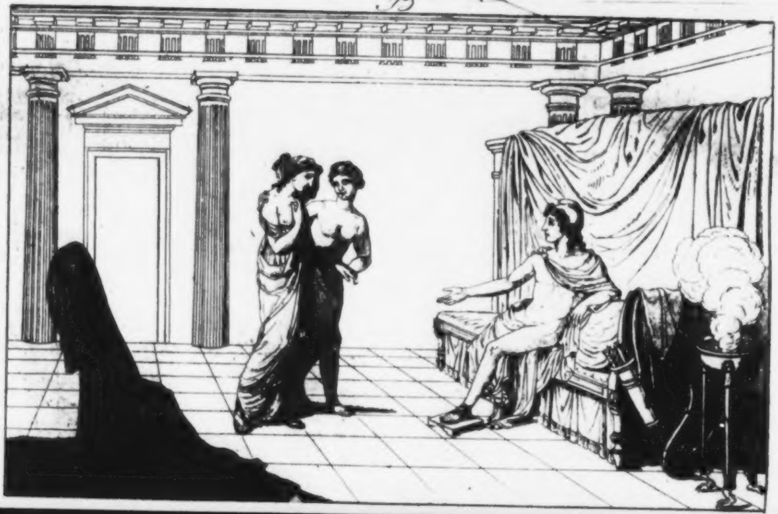
I. Maſaccio.
II. Lehranſtalten. Zeichenſchulen.
III. Franzöſiſches tragiſches Theater.
IV. Neue Lehrart der Mahlerey.
V. Verſohnung der Römer und Sabiner. Gemählde von David.
VI. Der hülfloſe Blinde. Gemählde von Gerard
VII. Oeſer.
VIII. Preisertheilung.
IX. Zwey Italiäniſche Landſchaften von Gmelin.
X. Etwas über Staffage landſchaftlicher Darſtellungen.
XI. Die capitoliniſche Venus.
XII. Preisaufgabe.
XIII. Einige Scenen aus Mahomet, nach Voltaire.

Gedruckt in Weimar bey den Gebrüdern Gädicke.

A



B



Lafontaine's

Damenkalender

auf 1800.

Je günstiger die Aufnahme der beyden vorhergehenden Jahrgänge dieses Damenkalenders war, desto mehr muſsten wir uns bemühen, diesem neuen Nachkömmling auch neue Vorzüge zu geben.

Was Huber, Lafontaine und Pfeffel in den vorhergehenden leisteten, das haben sie auch in diesem, nur in reichlicherem Maaſse, geleistet. Ersterm verdanken wir den niedlichen Commentar zu den Kupfern, so wie „die Frau von vierzig Jahren," eine Lebensbeschreibung voll der unterhaltendsten und belehrendsten Scenen für das schöne Geschlecht. Die schöne Darstellungsgabe, der richtige und feine Beobachtungsgeist, die die Produkte dieses berühmten Schriftstellers auszeichnen, wird man auch hier bewundern.

Lafontaine schildert uns in einer hinreissenden Erzählung die Folgen eines so gewöhnlichen, aber nichts destoweniger selten hinlänglich erwogenen Lasters — des Hochmuths.

Der ehrwürdige Pfeffel erfreute uns mit einer beträchtlichen Anzahl Gedichte, die alle das Gepräge des unnachahmlichen Dichters an sich tragen. Es war schwer, diesem schätzbaren Kleeblatt gleiche Verdienste beyzugesellen. Wir waren aber glücklicher, als wir hoffen konnten, indem die verehrungswürdige Hand, der wir Agnes von Lilien verdanken, unser Taschenbuch mit einem ähnlichen Produkt, Robert und Nanny, zierte, das viele jenem Meisterstück noch vorziehen, alle aber gewiſs ihm an die Seite setzen werden. Man findet sich, wenn man diesen Roman, so wie die oben angeführten von Huber und Lafontaine, liest, ins wirkliche Leben versetzt; alles ist Natur, alles reiſst uns unwiderstehlich ins Interesse der handelnden Personen; man lebt nur in diesen, und je treffender die Bemerkungen sind, auf die man hier stöſst, desto groſser muſs bey einer solchen Darstellung ihr Eindruck seyn, und desto stärker die Wirkung auf das zarte weibliche Herz, dem dieses Taschenbuch geweihet ist. Und je strenger die Auswahl der aufgenommenen Beyträge war, je mehr diese einzig und allein nur nach dem Zwecke dieses Almanachs — auf dem Wege der Unterhaltung zum Ziel der Vervollkommnung aller weiblichen Tugenden fortzuschreiten — beurtheilt wurden, desto gewisser wird nach dem Angeführten ein so edler Zweck erreicht werden. Vater Pfeffels Gedichte werden auch hiezu das Ihrige beytragen, und die übrigen poetischen Blumen, die wir einer zweyten Sappho, die sich mit A. unterzeichnete, Conz, Haug, Wilhelmine Maisch und Matthisson verdanken, gereichen ebenfalls zur Zierde dieses Taschenbuchs.

Einen solchen innern Werth suchten wir durch das Aeuſserliche zu erhöhen. Wir wählten daher die Kupfer im nämlichen Geist, wie die vorigenmale. Das Titelkupfer stellt die Cornelia, Mutter der Gracchen, dar, wie sie einer Dame, die ihre Juwelen vor ihr auskramte, ihre Kinder zeigte und sagte: dies sind meine Schätze!

Die sechs darauf folgenden Kupfer stellen die Hauptepochen des weiblichen Lebens, in Kontrasten zwischen frivoler und lobenswerther Erziehung und Bildung, vor.

Wenn in dem einen das Kind sich selbst überlassen ist, und die sorglose Mutter genug gethan zu haben glaubt, daſs sie es elegant gekleidet, modisch aufgeputzt und mit einer Menge Spielsachen versehen hat: so finden wir in dem andern die zärtliche Mutter, der die Befolgung ihrer höchsten Pflicht, für das physische und moralische Wohl ihrer Kinder zu sorgen, die gröſste Freude gewährt.

Im gleichen Konstraste ist das zwölfjährige Mädchen dargestellt. Hier ist das eine noch ganz mit Kinderspielen beschäftigt, ihrer jugendlichen Thätigkeit kein andrer Spielraum gegeben, als dieser; und dort hingegen unterrichtet die sorgliche Mutter ihre heranwachsende Tochter selbst, und giebt ihr in gutem Beyspiel die beste Lehre.

Das mannbare Mädchen giebt noch auffallendere Konstraste. Bey dem einen hat die Erziehung nichts als die Eitelkeit erweckt, die Gefallsucht genährt, ohne die Mittel zu geben, wodurch das schöne Geschlecht immer und ewig gefallen muſs. In ihrer Kleidung vermiſst man den feinen Wohlstand, ihr Zimmer zeugt von der Bewohnerin desselben. Das andere hingegen ist zweckmäſsig beschäftigt, ihre Kleidung erhebt ihre körperliche Schönheit, ohne ihrer weiblichen Würde etwas zu vergeben, ihr Zimmer ist das Bild der Reinlichkeit und Ordnung. Auf diese folgen:

Kindliche Pflege im Alter.

Kindliche Liebe nach dem Tode guter Eltern. Wer möchte nicht zu beyden das schöne Beyspiel gegeben haben und geben!

Die zwey letzten Kupfer stellen Familienscenen vor. In der einen der weibliche Theil einer Familie durch Fleiſs, Liebe und Liebesdienste verbunden, in der andern theilt der Mann mit den Seinigen weise Lehren und geistigen Genuſs am Wochenbette seiner Gattin. „Mit einer Mutter," sagt der Commentar zu diesem Kupfer, „kommen wir durch alle Zeiten und alle Himmelsstriche und alle Sitten fort. Auf Deutschlands und Englands Bühnen

Gefangen ſind wir, und hierher gebracht,
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir!

Pylades.

Es liegt. O, ſichre du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O, ſag' ihm bald ein gutes, holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner, wenn du mit ihm ſprichſt,
Das bitt' ich eifrig; denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz, und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne, freye Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten, heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr, Götterbilder, auch zu Staub!

hallt es wieder: Der Name Mutter ist ein Freypaſs, von der Natur unterzeichnet — und auf allen Bühnen Deutschlands und zu Drury Lane, in Albions gold- und verderbenreicher Weltstadt, flieſst aus hunderttausend Augen Eine und dieselbe Thräne bey diesen Worten. Eine römische Mutter zeigtest du mir zuerst, eine deutsche zuletzt, und beydemal fiel mir in den Sinn die Stelle des Dichters:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

Diese Kupfer sind von zween der vorzüglichsten Meister gezeichnet, und werden jeden Liebhaber und Kunstfreund erfreuen. Sie sind eben so schön von dem berühmten Heſs in Düsseldorf gestochen, und für die Freunde der punktirten Manier von Karcher und D'Argent wiederholt.

Ein geschmackvolles Aeuſsere ziert dieses Taschenbuch, das in dem Laufe dieses Monats in allen Buchhandlungen und Kalender-Bureaus für 2 Fl. 24 Kr. zu haben ist. Wer sich bis Ende dieses Monats unmittelbar an uns wendet, erhält gegen Vorausbezahlung das Exemplar für 2 Fl., und wer 6 Exemplare auf einmal nimmt, zahlt nur 11 Fl. Wir erbitten uns aber die Beſtellungen so frühzeitig als möglich, indem bey den beyden vorhergehenden die Liebhaber nicht alle befriedigt werden konnten.

Tubingen den 7. Sept. 1799.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Propyläen.

Eine periodiſche Schrift

herausgegeben von Goethe.

Dritten Bandes Zweites Stück.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1800.

I.

Mantua

im Jahre 1795

Auf der Höhe des Brenners, gleich da wo das Gebirg nach der Italiänischen Seite hin abhängig wird, entſpringt, nur wenige Schritte von der Straße, die Eiſach aus warmer Quelle. Ein kleines, rinnendes Bächlein, welches ſich mehr durch den aufſteigenden Dampf als durch die Menge ſeines Waſſers bemerklich macht. Abgekühlt erhält ſie ſchnell Zufluß, vergrößert ſich immer mehr, ſpringt, gaukelt und ſtürzt, in ſchäumenden Wellen von Stein zu Stein; wie ein heller Kriſtall gleitet ſie über bunte Kieſel und wäſcht die Wurzeln der Erlen, welche hier häufig wachſen. Bald murmelt ſie ſanft, bald ſtürmt ſie gedrängt, mit brauſendem Toben, durch tiefe Schlünde.

Man könnte behaupten daß die Ausſichten im Tirol, an der nördlichen ſowohl als an der ſüdlichen Seite der Gebirge, weniger Grosheit, einen nicht ganz ſo edlen Styl haben als die in der Schweiz, wohl aber mehr ſonderbares, ja manchmal etwas ſo überraſchend eigenthümliches, daß man ſie, in der Kunſtſprache, Capricen der Natur nennen möchte.

Ueber Brixen fängt die Gegend an etwas milder zu werden, ſchon gedeihen Kaſtanien und Nußbäume, allmählig zeigen ſich auch Weinſtöcke. Weiter hinab, unter Deutſchen, gewinnt alles einen mahleriſchen Charakter; der Fluß hat ſich hier zwiſchen mächtigen Granitfelſen ſein Bette gewühlt und daneben nur noch Raum für die Straße übrig gelaſſen, jenſeits den Berg hinauf ſind Terraſſen über Terraſſen angelegt und mit ſorgfältig gepflegten Reben bepflanzt. Darüber liegen, auf heitern Höhen, friedliche Wohnungen der Winzer. Bäche ergießen ſich aus den Schluchten der Felſen und bilden gleichſam natürliche Abtheilungen der Beſitzthümer. Bald öffnet ſich das Thal, oder vielmehr ein anderes läuft quer vorbey und da wo beyde zuſammenſtoßen liegt die Stadt Bozen, angenehm umgeben, doch ihr Inneres ſchmuzig, enge, feucht und daher wenig erfreulich. Dagegen ſcheint ſie lebhaft, gewerbreich und hat einen ziemlichen Umfang.

Unſere Sprache hat ſich auf der nach Italien zu abhängigen Seite des Tirols beträchtlich weit ausgedehnt und verliert ſich nicht eher als bis gegen Trient hin. Dieſes iſt um deswillen bemerkenswerth, weil im Gegentheil in der Schweiz und Graubünden, ſowohl am Gothard, als auf dem Splügen, ſich die Sprachen gleich auf der Höhe der Gebirge ſcheiden. Die Urſache hievon mag wohl blos darin liegen, weil die Päſſe durchs Tirol bequemer ſind und den alten Andrang der Deutſchen nach Italien mehr begünſtigten. Hauptſächlich mögen die großen Expeditionen der Kaiſer an dieſem Uebergreifen Urſache geweſen ſeyn.

Trient ſelbſt liegt in einer fruchtbaren, geräumigen Ebne, mit hohen Bergen umgeben, die gut angebaut und auf den Gipfeln mit Wald bekrönt ſind, aus dem Schoos ihrer Felſen ſtürzen ſich hohe Bäche prächtig in die Gründe nieder. Die Stadt ſelbſt iſt beträchtlich groß, wohlbevölkert, nahrhaft. Sie hat nach Art alter Städte enge Straßen und ſieht düſter aus.

Vor der Domkirche iſt eine große Fontaine, mit ziemlich mittelmäßigen Bildhauerarbeiten; hingegen finden die Liebhaber der Kunſt auf dem Hauptplatz und in der Nähe deſſelben, ein Paar auswendig bemahlte Häuſer, welche bemerkt zu werden verdienen. Die Manier iſt anmuthig; in der Farbe ſowohl als in den Umriſſen herrſcht viel heiteres und gefälliges, etwas von dem ſanften und fließenden Style des Correggio. Von den Gemählden in der Domkirche ſind verſchiedene nicht ohne Verdienſt, das beſte hängt auf dem erſten Altar, linker Hand, am Haupteingange.

Unter allen tiroliſchen Gegenden, vom Brenner herunter, vereinigt die unter Trient die meiſten Schönheiten; ſie erhält beſonders an einer Stelle einen wahrhaft erhabenen Character. Da ſtrömt in ruhigem Lauf die Etſch durch das Thal, jenſeits erhebt ſich das Gebirg und dreyfach liegen Dörfer ſtufenweis übereinander an ſeinem fruchtbaren Abhange. Noch höher hinauf ſind grünende Weiden und endlich eine Krone von Wald, aus welcher nackende Felsgipfel hervorragen, von Wolken umfloſſen.

Iſt man Roveredo vorbey, ſo nimmt der Reiz der Anſichten ſehr ab, gegen das veroneſiſche Gebiet hin bekommen ſie ſogar ein ziemlich wüſtes Anſehen, bey la Chiuſa wird alles wild und ſchauerlich. Der Fluß rauſcht unten in der Kluft, die er ſich ſelbſt gebrochen zu haben ſcheint. An der Felswand her ſchmiegt ſich die enge Straße, mit Mauern gegen den Abgrund geſichert; weiterhin liegt die Veſtung, welche den Paß ſperren kann, ni den Felſen eingehauen, überhangen von demſelben. Salvator Roſa hat kaum jemals in ſeinen Bildern etwas ſo wildes, romantiſch wunderbares und ſchauerliches dargeſtellt, als die Natur hier in der Wirklichkeit, und was den Eindruck noch mehr vermehrt, ja gleichſam der Erinnerung unverwüſtlich einprägt, iſt der Contraſt, zu welchem man nun plötzlich übergeht. Denn kaum hat man dieſen Felsſchlund verlaſſen, ſo entfalten ſich, auf dem kurzen Wege nach Verona, alle Reize, mit denen Italien geſchmückt iſt. Klöſter und prächtige Kirchen, Dörfer, Meyerhöfe und zierliche Landhäuſer, Auen voll weidenden Viehes. Die wohlbeſtellten Aecker ſind mit Reihen von Maulbeerbäumen bepflanzt, Reben umſchlingen ſie und jeder iſt mit dem andern durch Traubengehänge verbunden.

Zwiſchen Verona und Mantua ſind Fruchtbarkeit und Feldbau ohngefähr eben dieſelben, wie auf dem Strich von la Chiuſa bis nach Verona, nur iſt die Gegend überhaupt hier flächer und offener, man befindet ſich wirklich ſchon in der lombardiſchen Ebne. Näher bey Mantua ſcheint auch die Vegetation etwas üppiger zu werden, ſo wie der Grund allmählich feuchter wird. Der Weg führt durch verſchiedene ſchöne Dörfer und an einigen allerliebſt angelegten Landhäuſern vorüber, von denen ſich zwar nicht mit Zuverläſſigkeit beſtimmen läßt, ob ſie nach der Angabe des Palladio aufgeführt ſind:

aber ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß der Geſchmack derſelben, der Sinn, in welchem ſie gedacht ſind, von den muſterhaften Gebäuden dieſer Art hergenommen iſt, mit denen dieſer Künſtler die Gegend um Vinzenza ſchmückte. Ihm, und den Bemühungen ſeiner Schüler, hat man es allein zuzuſchreiben, daß Oberitalien in dieſem Fache der Baukunſt unſtreitig die beſten neuern Muſter beſitzt.

Die Situation von Mantua, mitten in einem ſumpfigen See, iſt ſo bekannt als ſonderbar. Aehnliche Umſtände wie diejenigen, welche zur Gründung von Venedig Anlaß gegeben, mögen früher auch die Entſtehung von Mantua bewirkt haben. Menſchen, die gegen feindlichen Ueberfall Schutz ſuchten, bauten ſich hier an und fanden in der Lage des Orts Sicherheit. So entſtand nach und nach eine Stadt, an welche ſich die umliegende Gegend, entweder freywillig, oder überwältigt anſchloß, und einen Staat bildete, der endlich wieder durch Zufälle Theil eines größern werden konnte. Dieſes iſt das allgemeine einer Geſchichte von Mantua, welches ſich, als von der Nothwendigkeit bedingt, gleich beym erſten Blick auf dieſe Stadt, dem Geiſte darſtellt. Die Ausſicht auf dieſelbe gewährt zwar keine beſonders mahleriſche Wirkung, indeſſen liegt ſie doch, prächtig und mit impoſanter Größe, da auf ihrem Waſſerſpiegel. Reizender iſt hingegen die Ausſicht aus der Stadt nach den Gebirgen hin, zumal in den heitern Abendſtunden, von der Brücke St. Giorgio, wenn die ſinkende Sonne den Schmuck tauſend herrlicher Farben verbreitet. Aus der baumreichen Ebne heben ſich Hügel empor, hinter ihnen größere Hügel, Berge und Alpen, endlich die hohen, himmelanſtrebenden Eismaſſen, in unabſehbarer Reihe nach Oſten und Weſten, unendlich mannichfaltig nüanzirt, ein prächtiges, wundervolles, erhebendes Schauſpiel.

Wenig Reiſende würden indeſſen Mantua beſuchen, weil es außer dem Wege liegt, man mag die venetianiſche Terra Firma durchziehen, oder von Mailand die große Straße nach Bologna einſchlagen. Allein die Künſtler und Liebhaber der Kunſt werden von den herrlichen Werken angezogen, welche Julius Pippi, des Raphaels Schüler, daſelbſt nachgelaſſen hat. Mit ihnen machen wir daher, weil unſere Abſicht hauptſächlich auf die Betrachtung der Kunſtwerke gerichtet iſt, billig den Anfang.

Der Pallaſt del T. iſt vor allen berühmt und wird als die größte Merkwürdigkeit des Orts betrachtet. Er liegt an der Abendſeite der Stadt, zwey bis dreyhundert

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax, Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er ſchweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erſchlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn ſehn. O, hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch ſelig ſind die Tauſende, die ſtarben
Den bitterſüßen Tod von Feindes Hand!
Denn wüſte Schrecken, und ein traurig Ende,
Hat den Rückkehrenden, ſtatt des Triumphs,
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menſchen Stimme nicht zu euch?
So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten, die geſchah'n.
So iſt der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederhohlten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klytemneſtra hat,
Mit Hülf' Aegiſthens, den Gemahl berückt,
Am Tage ſeiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verehreſt dieſes Königs Haus!
Ich ſeh' es, deine Bruſt bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Biſt du die Tochter eines Freundes? biſt
Du nachbarlich in dieſer Stadt geboren?
Verbirg es nicht, nnd rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erſte dieſe Gräuel melde.

Schritte vor der Pforte St. Sebaſtian, ein wenig in der Tiefe. Dieſes, nebſt den hohen, auf dem Platz vor demſelben gepflanzten Pappeln, mag wohl die Urſache ſeyn, warum er beym erſten Anblick etwas niedrig erſcheint. Die doriſche Ordnung ſchickt ſich übrigens ſehr gut zu dem weiten Umfang des Gebäudes und giebt demſelben ein ernſtes, würdiges Ausſehen, welches auch mit ſeiner ſtillen, abgeſonderten Lage übereinſtimmt. Sowohl die Architektur des äußern, als die geſammten innern Verzierungen ſind von der Erfindung des erwähnten Julius Pippi, den wir künftig nach ſeinem bekannten Nahmen Julio Romano nennen wollen. Vermuthlich iſt eben die gemeinſchaftliche Abſtammung aller Theile aus Einem Geiſte Urſache an dem übereinſtimmenden Character derſelben, welcher den ſo wohlthätigen Totaleindruck des Ganzen hervorbringt, deſſen ſich jeder empfängliche Beſchauer zu erfreuen hat. Man tritt wie in den Zauberkreis eines guten Geiſts, der uns mit ſeinen Wundern entzückt und gleichſam zu umſtricken weiß. Selbſt das ſonderbare, die genialiſchen Freyheiten, welche er ſich hier und da kühn genug herausgenommen, ſtechen nie grell ab, ſondern verſchmelzen wieder in dem allgemeinen Ton, der, alles mildernd und verbindend, über dem Ganzen ſchwebt.

Unſer Künſtler macht ſeine Gäſte, ſchon gleich beym Eingange, mit ſich ſelbſt, mit dem Reichthum der Kunſt, der ſie überſchütten ſoll, aber auch mit ſeinen Launen bekannt; vier Säulen im Portikus A., oder der Einfahrt in den Hof, haben Schäfte, die nur grob zugehauen ſind, als wenn ſie nicht fertig wären und noch erſt überarbeitet werden ſollten. Die Decke iſt hingegen, mit großer Sorgfalt, reichlich verziert, wie auch die Niſchen an den Seitenwänden. Man tritt nun in den Hof, welcher weitläufig iſt und in der That ein ſehr edles Anſehen hat. Vermittelſt der Durchſicht durch die offene Loge, gegen den Garten, erhält er noch überdem etwas angenehmes, freundliches und freyes, welches dem Meiſter und Erfinder Ehre bringt, der uns indeſſen auch dieſen Genuß nicht ohne eine kleine Neckerey gönnen wollte und deswegen im Fries mehrere Triglyfen alſo geſtellt hat, daß ſie geſunken zu ſeyn ſcheinen und herunter fallen wollen.

Wer rigoriſtiſch mit ihm hierüber hadern will, dem geben wir gerne zu daß dieſer Scherz allenfalls unterbleiben konnte, daß derſelbe, bey dem maſſiven und durchaus ernſten Character des Gebäudes, ſogar etwas unzeitig angebracht iſt und keineswegs zur Nachahmung empfohlen werden darf; nur laſſe man ſich dadurch die Theilnahme, am übrigen Guten, Lobenswürdigen und Vortreflichen nicht rauben, oder beſchränken.

Wir wenden uns nun, in der Abſicht das Innere des Pallaſts näher zu betrachten, links nach einer Halle B., deren Gewölbe mit ſehr zierlichen Arabesken bemahlt iſt. Ein Paar Figuren über Lebensgröße, von kräftiger Zeichnung, in den beyden Lünetten, ſcheinen die Poeſie und die Philoſophie vorzuſtellen, letztere hat ſich noch faſt unbeſchädigt erhalten, und iſt in einer ruhigen Stellung, tief nachdenkend, abgebildet. Ueber den Thüren ſind als anſpielender Zierrath (*) Genien gemahlt, durch welche Adler gezügelt werden. Trefflich gedacht und gruppirt.

Es liegen, zur Linken, an dieſer Loge drey kleine Zimmer, in die wir zuerſt uns begeben wollen, um hernach die übrigen, reich an berühmteren Kunſtwerken, welche ihr rechts liegen, ohnaufgehalten, der Reihe nach, durchgehen zu können.

Die gewölbte Decke des erſten Zimmers, iſt in kleine, niedlich umfaßte, rhomboidaliſche Felder eingetheilt, jedes mit einer leicht ſchwebenden Figur geziert,

---

(*) Aus dem fürſtlich Mantuaniſchen Wapen.

auf hellgrünem Grunde, meiſt nach antiken Muſtern, vom Primaticcio, dem beſten Schüler des Julius Romanus, in Stucko gearbeitet. Ueber den Thüren hat derſelbe noch einige andere dergleichen Figuren, in größern und viereckigen Feldern angebracht. Es ſoll auch das Deckengemählde, nach des Meiſters Zeichnung, von ihm ausgeführt ſeyn.

In einem länglicht viereckigen Feld lenkt Phöbus an der einen Seite ſeinen Wagen und die müden Roſſe herab, ihm folgt Luna am andern Ende und treibt ihr Geſpann herauf. Der Gedanke iſt glücklich, von ächtpoetiſchem Gehalt, es läßt gleichſam als ſey die Decke durchgeſchnitten und man ſehe aus der Oeffnung einen Theil der Himmelsbahn. Gleichfalls iſt die Bewegung der Figuren, wie ſie einander nachfolgen, herab und hinaufſteigen, geiſtvoll ausgedrückt. Das Auge des Beſchauers wird mit fortgeriſſen, unaufhaltſam, und man bildet ſich ein, im Mittelpunkt des unermeßlichen Kreiſes zu ſtehen. Die kühnen Verkürzungen dieſer Figuren ſind zu bewundern, ihre Zeichnung iſt, wie in den meiſten Werken des Julius Romanus und ſeiner Schule, zwar etwas manierirt, aber in einem edlen, den Antiken abgeborgten Style. Die Schatten mögen nachgedunkelt haben, waren aber doch wohl anfänglich ſchon zu ſtark für eine ätheriſche Scene. Dem Colorit fehlt im Ganzen Heiterkeit und Blüthe. (*)

Das anſtoßende kleinere Zimmer N. 2. hat einen breites Fries, mit ſchönen Arabesken und Kindern bemahlt, welche leider alle durch Rauch verdüſtert und beynahe unſichtbar geworden ſind.

Das dritte und letzte Zimmer auf dieſer Seite, N. 3. von der Größe des vorigen, hat ebenfalls einen breiten gemahlten Fries, mit ſehr zierlichen kleinen Bildern geſchmückt, abwechſelnd landſchaftlichen und hiſtoriſchen Inhalts. Die Landſchaften ſind beynahe alle verloſchen, die hiſtoriſchen Stücke haben zwar auch viel gelitten, doch erkennt man noch an den meiſten den Gegenſtand hinlänglich deutlich.

(*) Die Großherzogliche Sammlung von Handzeichnungen in der Gallerie zu Florenz hat Univers. Tom. IV. nebſt andern Zeichnungen von Primaticcio auch 2 Stücke aufzuweiſen, welche für dieſen Plafond gemacht zu ſeyn ſcheinen. In dem einen No. 9. ſieht man das ganze Bild, ohngefehr ſo wie es wirklich ausgeführt werden; das andere Stück No 18. zeigt nur den Apollo auf ſeinem Wagen, der ein wenig anders geſtellt und geordnet iſt als jener in No. 9. Hieraus läßt ſich muthmaßen daß Jul. Rom. den Gedanken zum Werk wahrſcheinlich nur in einer leichten Skizze entworfen, die übrige Ausführung aber ſeinem Schüler ganz überlaſſen habe.

1. Stellt den Wettſtreit des Apollo mit dem Marſias vor. Eine weibliche Figur ſetzt dem Sieger den Kranz auf.

2. Eine bacchiſche Scene, mit dem Liber Pater. Es ſcheint, der Mahler habe bey der Erfindung dieſes Stücks das bekannte antike Basrelief, gewöhnlich vom Trimalzion benannt, im Auge gehabt.

3. Zwey Bacchantninen tanzen mit einem Satyr.

4. Orpheus bittet den Pluto und die Proſerpina um ſeine geliebte Euridice. Iſt vortrefflich componirt.

5. Hat ſehr gelitten, es ſcheint die Rache, welche Apollo am Marſias genommen, darzuſtellen.

6. Das Urtheil des Paris.

7. Die Hochzeit des Bacchus mit der Ariadne: ſchöne Compoſition.

8. Tanzende Faunen und Nymphen. Eine leichte, fröhliche Darſtellung.

Wir kehren nun wieder in die zuerſt beſchriebene Halle zurück und treten in die Zimmer, welche rechts an derſelben liegen.

Das erſte N. 4. iſt ein großer Vorſaal, wo die Bildniſſe von ſechs ſchönen Pferden in Fresko gemahlt ſind, über dieſen ſtehen Thaten des Herkules, zum Theil nach alten Basreliefs, gelb in gelb gemahlt.

zwiſchen den Bildern der Pferde, ſind Venus, Minerva, Jupiter, Juno und über dem Camin ein alter Mann, wahrſcheinlich Saturn, alle als Statuen in Niſchen, grau in grau, über den Fenſtern aber auf gleiche Weiſe Büſten gemahlt. Von den Figuren ſcheinen die Venus, und der zuletzt erwähnte Alte, den Vorzug vor den übrigen zu verdienen.

Die herrlich gezierte, mit reicher Vergoldung und Schnitzwerk verſehene Decke dieſes Saals, nebſt dem ſchönen Fries, welcher mit zierlichem Laubwerk und Genien in verſchiedenen reizenden Stellungen, bemahlt iſt, ſind Werke des beſten Geſchmacks, ſchön gedacht, und in allen ihren Theilen vortrefflich ausgeführt.

An dieſem Saal liegt ein andres, nicht ſo großes Zimmer N. 5. welches, von den darin befindlichen Darſtellungen aus der Fabel der Pſyche, den Nahmen führt. Decke und Wände ſind überſchwänglich reich mit Mahlereyen geziert, eine wahre Schatzkammer der Kunſt. Unterdeſſen haben nicht alle hier vorhandene Gemählde auf die Begebenheiten der Pſyche Bezug; es ſind verſchiedene, an denen man nicht einmal ein Verhältniß zu jenen wahrnehmen kann, als nur in ſo ferne ſie alle verliebte Abentheuer zum Gegenſtande haben.

Zwölf in Fresko gemahlte Lünetten bilden eine Art von großem Fries und ſtellen die Folge der Leiden und Arbeiten der Pſyche dar. Mehrere von den in Oehl gemahlten Deckenſtücken, welche überhaupt gar zu kräftig gerathen ſind, beziehen ſich auf die Vermählung der Pſyche mit dem Amor. Ein großes Freskogemählde, das die ganze Wand des Saals zur rechten einnimmt, enthält das Beylager dieſes liebenden Paares, ein anderes, von ähnlicher Größe, auf der Seite des Eingangs, ſtellt ein Götterfeſt vor. Gegenüber erblickt man, über dem Camin, den Rieſen Polyphemus und über den beyden Fenſtern darneben Olympia. Die vierte Seite hat ein einziges Fenſter und an den Seiten deſſelben zwey Bilder, Mars, mit der Venus im Bad, von Amorinen bedient und Mars, welcher den Adonis verfolgen will, von der Venus aber zurückgehalten wird. In der Höhe, über den Fenſtern, ſtellt ein drittes Bild den Bacchus mit der Ariadne, einen Satyr und einen ſchwebenden Liebesgott vor.

Dieſe Gemählde können nicht alle, in Rückſicht der Ausführung, auf gleichen Werth Anſpruch machen, weil ſie von verſchiedener Hand verfertigt ſind; aber im Styl, in der Anordnung und im Charakter der Zeichnung bemerkt man eine durchgängige Aehnlichkeit, erkennt darin überall den Julius Romanus wieder. Jenen unerſchöpflichen Reichthum kühner Gedanken, Energie mit Eleganz verbunden in den Formen und ſtrenge Beobachtung der Regeln der Kunſt, beſonders in der Anordnung einzelner Gruppen und Theile derſelben. Aber freylich man vermißt dabey auch oft das Feine und Zärtliche, noch öfter das Natürliche und Wahrhafte. In den Bildern der Decke hat er Pomp mit kühnen Verkürzungen gemacht und dieſelben, beſonders im Mittelſtück, wo die Trauung von Amor und Pſyche dargeſtellt iſt, mit bewundernswürdiger Kunſt, zur gefälligen und bedeutenden Anordnung benutzt. Die zwölf Lünetten ſind meiſt kunſtgerechte Darſtellungen, gut gedacht und ſchön geordnet, es kann auch die Zeichnung und Ausführung derſelben, verglichen mit den übrigen Bildern, als vorzüglich gelten, weil ſie weder durch Retouſchiren entſtellt, noch ſonſt beſchädigt ſind. Einige mögen auch noch überdem, in verſchiedener Rückſicht, als preiswürdige Muſter aufgeſtellt werden z. B. Pſyche, welche die Körner aus einander geſondert hat und nun von der Arbeit müde ſitzt. Ermattung und Traurigkeit iſt in der ganzen Figur ungemein glücklich ausgedrückt. Vortrefflich gelang die Compoſition des Stücks gleich neben dem vorigen, wo Pſyche bey den Haaren geſchleift wird und auf

Befehl der Venus gegeiſſelt werden ſoll; daſſelbe zeichnet ſich auch durch gutes Colorit und angenehme Behandlung vortheilhaft aus. Venus, welche die Pſyche beym Jupiter verklagt, Venus, die dem Amor droht, Pſyche, die das Waſſer aus dem Lethe, das von Drachen bewacht wird, durch Jupiters Adler erhält, ſind alle meiſterhaft angegeben, das letzte iſt vorzüglich ſchön poetiſch erfunden (*).

Bacchus und Ariadne über dem Seitenfenſter. Dieſes Stück kann, ſowohl des Colorits als der Ausführung wegen, unter die beſten Stücke gerechnet werden, auch gehört es zu denen, die noch am beſten erhalten und nicht ſtark retouſchirt ſind.

Ohngefähr ähnlichen Gehalts mit dieſem Bilde, ebenfalls ohne weſentliche Beſchädigungen und Retouſchen, ſcheinen auch die Paſiphae und die Olympia zu ſeyn. Der Sage nach ſind alle beyde von Julius Romanus ſelbſt ausgeführt.

Auch der Polyphem wird für eigne Arbeit dieſes Meiſters gehalten und war ſonſt eine ſehr geſchätzte Figur. Der große rieſenhafte Character iſt auch ſehr

---

(*) Die vortreffliche Originalzeichnung zu dieſem Gemählde befindet ſich in der großherzogl. Samml. zu Florenz T. 147.

Iphigenie.
Sag' an, wie ward die ſchwere That vollbracht?
Pylades.
Am Tage ſeiner Ankunft, da der König
Vom Bad' erquickt und ruhig, ſein Gewand
Aus der Gemahlinn Hand verlangend, ſtieg,
Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künſtlich ſich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er, wie von einem Netze, ſich
Vergebens zu entwickeln ſtrebte, ſchlug
Aegiſth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten, dieſer große Fürſt.
Iphigenie.
Und welchen Lohn erhielt der Mitverſchworne?
Pylades.
Ein Reich und Bette, das er ſchon beſaß.
Iphigenie.
So trieb zur Schandthat eine böſe Luſt?
Pylades.
Und einer alten Rache tief Gefühl.
Iphigenie.
Und wie beleidigte der König ſie?
Pylades.
Mit ſchwerer That, die, wenn Entſchuldigung
Des Mordes wäre, ſie entſchuldigte.
Nach Aulis lockt' er ſie, und brachte dort,
Als eine Gottheit ſich der Griechen Fahrt
Mit ungeſtümen Winden widerſetzte,
Die älteſte Tochter, Iphigenien,

wohl getroffen und im Ganzen herrſcht ein kühner, kraftvoller Styl. Allein von dem urſprünglichen blieb wenig mehr als eine leiſe Ahndung übrig, ſo ſehr iſt das Werk beſchädigt und durchaus retouſchirt.

Den beyden Gemählden, Venus und Mars im Bade, Mars der den Adonis verfolgen will, mag des Meiſters Hand nur ſparſam zu Theil geworden ſeyn, indem mehrere Stellen, ſowohl in der Zeichnung als in der Ausführung, ſchwach und etwas ſchülerhaft ſind.

Die zwey großen Hauptbilder dieſes Zimmers gehören zu den merkwürdigſten, ſo wie zu den weitläufigſten Werken des Julius Romanus und zeigen uns ſeine Kunſt beynahe in ihrem ganzen Umfange. Sie ſind poetiſch, mit üppigem Ueberfluß erfunden, nicht durchaus von dem Künſtler ſelbſt, ſondern mit Hülfe ſeiner beſten Schüler ausgeführt, aber im Ganzen von ihm übergangen, wie Vaſari berichtet. Diejenigen Stellen, welche ganz von ſeiner eigenen Hand herzurühren ſcheinen, zeichnen ſich durch elegante Sicherheit der Umriſſe, geiſtreichere Behandlung und ein ſanfteres Colorit aus. Dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit, nebſt den neuern Retouſchen mancher beſchädigten Stellen, iſt weder der Haltung, noch der Harmonie des allgemeinen Farbentons zuträglich; es kann uns indeſſen an Beurtheilung und Würdigung des Kunſtcharacters unſers Künſtlers nicht hindern, weil er die beyden genannten Eigenſchaften ohnehin in keinem vorzüglichen Grad beſeſſen hat. Wir gedenken alſo, um möglichſter Kürze und Deutlichkeit willen, nur die beſten einzelnen Theile und Figuren, aus dem Götterfeſt, oder dem ſogenannten Convito di Mercurio, anzuzeigen, und werden hernach das andere Bild vom Beylager, zumahl da es überwiegende Verdienſte hat, ſtrenger mit critiſchem Ernſt unterſuchen.

In jenem erſten Bild alſo nehmen ſich beſonders Merkur und der Genius, welcher Früchte auf die Tafel ausſchüttet, durch Eleganz, Venus aber, die am Tiſche ſteht und ſich mit dem Merkur unterhält, durch Großheit der Formen aus. Auch verdienen einige Kinder bemerkt zu werden, z. B. der kleine Knabe, den die Nymphe ſäugt, ein anderer mit einem Blumenkranz und noch ein dritter, den eine Nymphe im Arm trägt. Alle Figuren, welche oben auf einer Art von Balkon Muſik machen, Blumen auf die Tafel herab ſtreuen ꝛc. ſind trefflich gerathen, und noch am beſten erhalten. Die weibliche Geſtalt, welche Becken ſchlägt, iſt beſonders leicht und zierlich bewegt.

Das andere Bild, mit der Hochzeit des Amors und der Pſyche, kann uns, bis auf weniges, welches wir im Giganten Sturz nachholen werden, zum allgemeinen Regulativ der Verdienſte des Julius Romanus dienen. Es iſt, wie ſchon vorhin angemerkt worden, poetiſch gedacht, ein friſcher, voller Strom glänzender Gedanken, doch ſind die Epiſoden dem Hauptgegenſtand weder ſo nahe verwandt, noch entwickeln ſie ſich aus demſelben, wie es eigentlich ſeyn ſollte. Von der Anordnung läßt ſich ebenfalls ſagen, daß ſie im einzelnen zwar vortrefflich, ja muſterhaft, doch im Ganzen nicht tadellos ſey. Denn die Gruppe des Brautpaars iſt ganz bis an das Ende des Gemähldes verwieſen, die Laube und der Tiſch mit den Gefäßen hingegen fallen mitten in demſelben, zuerſt ins Auge, und ſo ſcheint eigentlich der Hochzeitſchmaus, nicht die Vermählten, der Hauptgegenſtand. Die Zeichnung iſt meiſterhaft, kühn, von edlem Styl und Formen, vorzüglich am Amor, der Pſyche, dem Bacchus, Silen und ein Paar Mädchen von der Gruppe rechts neben dem Tiſch. Silen iſt die beſtausgeführte Figur im ganzen Bilde, für die reizendſte aber halten wir ein Weib im Mittelgrunde, welches einen Korb mit jungen Tauben am Arm und über die Schulter einen Stock trägt, daran ein Haaſe, eine Gans, ein Reh und ein Stachelſchweinchen hängen; neben ihr her läuft ein Hund, ſie iſt ganz im Sinn der Antike gezeichnet, ein Muſter von freyer Bewegung, Geſchmack und Zierlichkeit in Geſtalt und Anzug.

Wenn man zur Betrachtung des Ausdrucks in dieſem Bilde übergeht, ſo verdient der Geiſt deſſelben, die Freude und Fröhlichkeit, die im Ganzen webt, mehr gelobt zu werden, als das was die Kunſt der Ausführung dargeſtellt hat. Es fehlen beynahe gänzlich anmuthige, zarte Geſichtszüge. Amor und Pſyche ſelbſt haben nicht die holde Miene, den zärtlichen Blick, den Ausdruck wechſelſeitigen ſüßen Verlangens, der ihnen zukömmt. Aehnliche Einwendungen würden ſich auch gegen mehr andere Figuren machen laſſen.

Was Licht und Schatten betrifft, ſo iſt unſern Leſern ſchon bekannt daß Rafael ſelbſt weniger aufmerkſam auf die Beleuchtung eines ganzen Gemähldes, als auf die einzelnen Theile deſſelben war und ſein Schüler befolgte hierin ähnliche Grundſätze. Manche Figuren haben zwar, einzeln betrachtet, ſchöne Maſſen von Hell und Dunkel, ſie runden ſich gut, fallen ſehr deutlich ins Auge; die allgemeine Wirkung aber des ganzen Bildes iſt nicht groß, nicht anziehend, hat keine Einheit; wozu freylich auch der Mangel an harmoniſcher Vertheilung der Farben und der nicht immer ſtreng beobachteten Geſetze der Haltung etwas beyträgt.

Die Falten ſind meiſt alle von gutem Geſchmack und beſonders in dieſem Gemählde. Beyde Mädchen, an der rechten Seite des Tiſches, welche ſchon unter den am beſten gezeichneten Figuren angeführt worden, ſo wie ſie auch zu den beſtausgeführten gehören, ſind in der That vortrefflich drappirt und machen eine Ausnahme von dem, was ſich ſonſt überhaupt gegen die Gewänder unſers Künſtlers erinnern läßt, daß ſie nehmlich mehr in Maſſen gemahlt als gelegt ſind, zuweilen über hohe Stellen der Glieder weglaufen, einen zu fließenden Umriß und zu runde Brüche haben.

Seinem Colorit fehlt beynahe durchaus jene blühende Heiterkeit und das Wohlgefällige abwechſelnder Töne. Es iſt meiſtens unangenehm, in Oehl faſt immer zu dunkel, hier in Fresko fallen die Farben etwas zu ſehr ins ziegelrothe; nur die Figur des Silens und das eine von den mehr erwähnten Mädchen nehmen ſich beſſer und heiterer aus.

Rinaldo Mantuano und Benedetto Pagni da Pescia, Schüler von Julius Romanus, werden als ſeine Gehülfen an den Gemählden im Zimmer der Pſyche angegeben, und man hält dafür daß von dem erſtern hauptſächlich die in Oehl gemahlten Deckenſtücke ausgeführt ſeyen, deren Colorit ſchmuzig und dunkel gerathen iſt.

Vermuthlich haben andere Schüler, nach des Meiſters Zeichnungen, die ſechzehn runden Bilder ausgeführt, welche, in einem breiten Fries, an den Wänden des zunächſt liegenden kleinern Zimmers oder Cabinettes N. 6. in Fresko gemahlt ſind; denn ſie unterſcheiden ſich durch hellere, mitunter ſogar etwas bunte Farben. Wir können uns nicht zu der Meynung des Vaſari (*) bequemen, daß die Vergnügungen und Arbeiten, welche man in den Monaten und Jahreszeiten vorzunehmen pflegt, in denſelben abgebildet ſeyen, vielmehr will uns wahrſcheinlich dünken, der Künſtler habe damit auf den ſittlichen Character des Erbauers dieſes Pallaſts, ſeine Privatliebhabereyen und Regententugenden anſpielen wollen, indem ſich auch aus der allgemeinen Eintheilung der Zimmer ergiebt daß eben dieſes Cabinett zur eigentlichen Wohnung und Aufenthalt deſſelben beſtimmt geweſen, wo alſo perſönliche Beziehungen in der Dekoration nicht unſchicklich angebracht waren.

(*) Vita di Giulio Rom. T. II. p. 335.

Unſere Leſer mögen ſelbſt aus dem Inhalt dieſer Bilder urtheilen.

Das erſte ſtellt einen Renner im Wagen, mit vier Pferden beſpannt, vor.

Das zweyte ein Opfer.

Das dritte Jagd auf Waſſergeflügel.

Das vierte ein ländliches Feſt.

Im fünften ſieht man ein Gefecht mit Drachen, Löwen, Bären, wilden Schweinen und Ochſen.

Das ſechſte hat den Fiſchfang zum Gegenſtand.

Das ſiebente eine Jagd auf Haaſen, Hirſche und Schweine.

Das achte den Wettlauf des Hippomenes und der Atalante.

Im neunten ſind Fechterſpiele im Cirkus abgebildet.

Im zehnten Tanz.

Im eilften Baden und Schwimmen.

Im zwölften werden Delfine gefangen.

Auf dem dreyzehnten iſt ein ſitzender Feldherr abgebildet, Victoria krönt ihn, überwundene Feinde werden vorgeführt.

Das vierzehnte zeigt einen Marktſchreyer und Gaukler mit Schlangen, der Pöbel ſieht ihn verwundernd an, hinten ſteht ein betrachtender Philoſoph.

Das funfzehnte iſt ein Proſpect von dem Halbzirkel mit Arkaden und Waſſerwerken zu Ende des Gartens am Pallaſte del Te.

Das ſechszehnte über dem Fenſter ſtellt ein Gefängniß vor, wo Miſſethäter im Stock ſitzen.

Rückſichtlich auf Erfindung und Anordnung ſind No. 1. 3. 5. 9. 10. 13. und 16 wohl die ſchätzbarſten, beſonders No. 13.

Die Decke iſt in viel kleine Felder eingetheilt. Mahlerey, Stukatur und Vergoldung zieren ſie reichlich, einige von den kleinen Gemählden ſind angenehm erfunden z. B. die ſechs Knaben, welche von einem Baum Früchte pflücken, über dem Fenſter. Vortrefflich gruppirt iſt eine Diana mit zwey Hunden, beynahe in der Mitte der Decke.

Die Stukaturen am Camin und am Geſims, unter den runden Bildern, verdienen wegen ihrer Zierlichkeit Bemerkung.

Das folgende Cabinett N. 7 von gleicher Größe, hat in der Mitte ſeines Gewölbes ein achteckigtes Gemählde, mit dem Sturz des Phaetons, welches ehemals ein ſehr berühmtes Werk war. Die Verkürzungen ſind außerordentlich kühn, man möchte ſagen vermeſſen und die Anordnung der Gruppe von dem fallenden

Jüngling, dem Wagen und den Pferden vortrefflich, weiter läßt ſich nicht mehr davon urtheilen, indem es ſehr verdorben war und durchaus retouſchirt iſt. Nebſt dieſem großen Bild enthält dieſe Decke noch einen großen Schatz von Gemählden, Stukaturen und Arabesken, alles auserleſen, zierlich, geſchmackvoll. Der Künſtler hat, mit vollen Händen und königlichem Sinne, den Reichthum ſeiner Kunſt daran verſpendet. Vier und zwanzig kleine Gemählde ſind in vier, gegen das Plafond zu laufenden, niſchenartigen, ziemlich flachen Hohlungen angebracht und beziehen ſich alle auf Gottheiten des Alterthums, durch Attribute derſelben; die Manier iſt kräftig, faſt in allen reizt der ſchöne Gedanke, das ſcherzhaft poetiſche. Sie ſind auch meiſtens vortrefflich gruppirt, eines um das andere zieht die Augen, die Neigung auf ſich und läßt kaum die Wahl frey. Folgende haben uns indeſſen die vorzüglichſten geſchienen.

Amor auf Jupiters Thron mit dem Donnerkeil in der Hand.

Ein Amor iſt auf den Cerberus geſtiegen, ein anderer treibt den Hund mit Plutons Gabel zum Gehen an.

Ein Amor ſpielt mit dem Panther des Bacchus, ein anderer pflückt Trauben.

Zwey Amorinen halten die Leyer des Apollo und ſitzen auf ſeinem Wagen, der Greif will ſie anfallen.

Zwey Amorinen reichen dem auf ſeinem Eſel taumelnden Silen zu trinken, ein dritter führt das Thier.

Die Frieſe unter den Vertiefungen, in welchen dieſe kleinen Bilder ſtehen, hat ebenfalls Gemählde, die noch ſchöner ausgeführt ſind. Auf der einen Seite iſt ein Gefecht zwiſchen Tritonen um geraubte Nymphen vorgeſtellt, auf der andern eine Amazonenſchlacht, auf der dritten fechten Zentauren um Weiber, die einen ſcheinen ſie rauben, die andern vertheidigen zu wollen. Auf der vierten Seite über dem Fenſter fallen wilde Thiere einander an.

Alle vier Stücke ſind gar vortrefflich. Wenn indeſſen entſchieden werden ſollte, ſo würden wir uns für das dritte erklären.

Die Stukaturen ſind des Primaticcio Arbeit und vom beſten Geſchmack.

An dieſem Zimmer liegt die große offene Halle, C, welche den Durchgang aus dem Hof nach dem Garten zu frey läßt. Stukatur, Vergoldung und Mahlerey, ſowohl in Zierrathen als Geſchichten, müſſen ſich ebenfalls zur Auszierung des Gewölbes vereinigen, über den

Vor den Altar Dianens, und ſie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, ſagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß ſie dem Werben
Aegiſthens ſich ergab, und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens ſelbſt umſchlang.

Iphigenie ſich verhüllend.

Es iſt genug. Du wirſt mich wieder ſehn.

Pylades allein.

Von dem Geſchick des Königs-Hauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſey,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt,
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz!
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Pfeilern ſind, in langen Feldern, Knaben gemahlt, Fruchtkränze haltend.

Die bedeutenden Bilder ſtellen Scenen aus der Geſchichte des Königs David vor. In den Bogen der zwey geſchloſſenen Arkaden, gegen den Hof des Pallaſts, ſieht man ihn einen Löwen und Bären erwürgen. In den Hauptlünetten, rechts und links an der Halle, dort den Goliath überwinden, hier die Harfe rühren zum Triumph-Geſang; das Haupt des Rieſen liegt unter ſeinem Fuß und neben bey hängt deſſelben Schwerdt am Stamme eines Baums.

Drey große achteckige Stücke am Gewölbe, die mit den Arkaden correſpondiren, enthalten die Geſchichten mit der Bathſeba. In einem badet ſie ſich, von ihrer Magd bedient, David ſieht, in Geſellſchaft einer andern männlichen Figur, aus dem Fenſter herunter.

Im zweyten beſchäftigen ſich drey weibliche Figuren, die Bathſeba zu ſchmücken, eine kämmt ſie, die andere hält ihr den Spiegel vor, die dritte hebt ein Band in der Hand empor. Die Kunſt, mit welcher dieſe Figuren in eine der zierlichſten Gruppen zuſammengeſtellt ſind, iſt bewundernswürdig.

Im dritten Stück ſitzt David mit der Bathſeba zu Tiſche. Ein bärtiger Alter, von dem man nicht recht begreift, wen er vorſtellen ſoll, vielleicht den Urias, iſt vom Stuhle gefallen. Diener ſind beſchäftigt ihn wegzuziehen oder vielleicht aufzurichten. Er hält einen Krug in der Hand, und iſt mit weißen Hoſen und einem grünen Wammes angethan.

Man muß den großen Styl in allen dieſen Gemählden, ihre Formen von ſtarkem, auffallendem Character loben; die Mahlerey iſt hingegen ſchwach und trocken, unterdeſſen ſind die Lünetten etwas kräftiger colorirt, als die Bilder am Gewölbe. Alle haben mehr oder weniger Schaden gelitten; doch nicht ſo daß ſolches der Deutlichkeit Abbruch thut.

Es lohnt ſich der Mühe, ehe man dieſe Halle verläßt, noch einen Blick auf die architectoniſchen Verhältniſſe derſelben zu werfen und ihre Wirkung im Ganzen, die äußerſt freundlich und einladend iſt, zu betrachten.

Das erſte von den Zimmern, welche ihr zur rechten liegen, iſt ein Cabinett, N. 8. deſſen ganze reiche Verzierung aus Stukaturen beſteht, die Primaticcio gearbeitet hat. Den ſehr breiten, vortrefflich gedachten und nicht weniger gut ausgeführten Fries, wo in zwey, auf allen vier Seiten umherlaufenden Streifen übereinander, der Zug eines Kriegsheers, in Figuren von beträchtlicher

Größe dargeſtellt iſt, kennen die Liebhaber der Kunſt ſchon aus den Kupferſtichen des P. S. Bartoli.

Dieſes Werk ſcheint nicht urſprünglich zur Decoration dieſes Zimmers gezeichnet, ſondern nur auf Verlangen dazu angewendet worden zu ſeyn. Die zwey Streifen übereinander machen daß das Fries, verhältnißmäßig zum Zimmer, viel zu breit, die Wand unter demſelben erdrückt und zu niedrig ausſieht. Auch iſt alles zu gedrängt; mehr auseinander gerückt würden ſich die Figuren beſſer von dem grünlichten Grund abheben, das Ganze würde an Ruhe gewinnen und überhaupt deutlicher in die Augen fallen.

Das Gewölbe dieſes Cabinets iſt, ſchön und reich, in fünf Reihen Vertiefungen eingetheilt, deren innere Felder, ſtatt der gewöhnlichen Roſen, mit niedlichen Basreliefs, ebenfalls auf hellgrünem Grunde geziert ſind. Beyde Lünetten haben jede fünf dergleichen, auf die Reihen der Vertiefungen ſtoßende Felder, mit Victorien und Trophäen geſchmückt, überdem, in vergoldeten Hohlungen, die wie das obere Theil einer Niſche geſtaltet ſind, lebensgroße ſitzende Figuren, in ganz erhobener Arbeit. Die eine Figur über dem Fenſter ſtellt den Herkules, die auf der andern Seite den Mars vor.

In dem folgenden Cabinett, N. 9. ſoll Primaticcio das mittelſte Deckenſtück, nach des Meiſters Zeichnung, in Fresko gemahlt haben. Der Gegenſtand deſſelben iſt nicht ganz deutlich; aber wahrſcheinlich ſtellt es den Julius Cäſar vor, der die Proſcriptionsliſten verbrennen läßt. Drey Gruppen, aus welchen das Ganze beſteht, ſind wohl mit einander verbunden, die mittelſte, wo der Held ſitzt, iſt am zierlichſten geordnet.

An den vier Seiten, oder Abtheilungen, des herrlich verzierten Spiegelgewölbes, mahlte Julius Romanus ſelbſt, in einer weit kräftigern und dunklern Manier, ſechs ſtehende Figuren in Oehl, die man für Alexander, Cäſar, Numa, Scipio und die Simbole des Kriegs und des Friedens halten könnte. Zwiſchen den vier erſten Figuren, welche auf den beyden längern Seiten angebracht ſind, ſtehen noch zwey runde Gemählde, von welchen das eine den Alexander vorſtellt, wie er die Bücher des Homers in einen Kaſten legt, das andere die Enthaltſamkeit des Scipio. Sie ſind ebenfalls, in Oehl, von Julius Romanus ſelbſt gemahlt, überflüſſig kräftig, aber trefflich gedacht und fleißig ausgeführt, an Gehalt und Styl den beſſern Stücken in den Logen des Rafael vergleichbar.

Zunächſt folgt nun der Saal, N. 10. mit dem berühmten Gigantenſturz, der, von den Kunſtrichtern, aus ſo verſchiedenem Geſichtspunct angeſehen worden. Wir halten uns ohne Bedenken zu denen, welche das Werk gelobt haben, glauben ſogar, es gehöre mit zu dem beſten, was die neuere Kunſt hervorgebracht hat. Der Gedanke, den ganzen Raum der Wände und des Gewölbes zu einem Bilde zu vereinigen, iſt nicht fremder oder ſonderbarer, als es ſo viele Mahlereyen in Kuppeln ſind. Uebrigens iſt er unläugbar poetiſch und glücklich gefaßt.

Eine von den Launen, die an unſers Künſtlers Werken immer Theil genommen und über welche man ihm keine ſtrenge Rechenſchaft abfordern muß, verleitete ihn unten, wo die Titanen liegen, ſtürzen und verſchüttet werden, auf drey Seiten des Zimmers eine Felsgrotte, auf der vierten aber das Innere eines Corinthiſchen Tempels darzuſtellen. Eben ſo unzweckmäßig iſt es, und gereicht dem Gemählde, oder der Wirkung, welche durch daſſelbe beabſichtigt worden, keinesweges zum Vortheil, daß oben am Gewölb die Architectur einer Kuppel gemahlt iſt, aus welcher die Götter herunter ſchauen; es verengt den Raum, begränzt ihn, und giebt einen Maasſtab für die Götter und die Titanen an, der Begriff von ihrer Größe, von ihen Kräften wird dadurch unnöthig bedingt. Hingegen iſt der Künſtler dafür zu loben, daß er alle Aeußerung von Kraft und Gewalt gegen die Rieſen ganz dem Jupiter beygelegt, die andern Götter aber alle, mehr und weniger, erſchrocken vorgeſtellt, ja zum Theil flüchten ließ. Dadurch werden die ſchon meiſt überwältigten Rieſen deſto fürchterlicher, Jupiters Macht und Vorzug um ſo viel auffallender. Auch iſt derſelbe, mit weiſer Kunſt, im Styl der Formen größer als irgend eine der übrigen Figuren gehalten und hierin nimmt ſich die bey ihm ſitzende Juno ebenfalls vor den andern Göttinnen aus, ſie äußert ebenfalls weniger Furcht, iſt aber doch nicht ganz davon frey, ſondern birgt ſich unter den Schutz ihres Gemahls, zeigt mit der einen Hand auf die entſetzlichen Rieſen, hilft mit der andern die Blitze lenken, welche er eben in den dickſten Haufen ſchleudern will.

Wenn der Ausdruck überhaupt wenig abwechſelnd ſcheint, ſo erinnere man ſich, daß ſolches dem Gegenſtand gemäß iſt. Die Furcht, das Entſetzen herrſchen im Chor der Götter, die Titanen kämpfen mit Noth und Tod.

Im Charakter der Formen findet ſich ſchon mehr Mannigfaltigkeit; die Rieſen ſind gemeine Naturen, alles

Edle war bey ihnen ſorgfältig zu vermeiden, ſie ſind nur groß, mit gewaltigen Muskeln und Sehnen, eckigen, ausſprigenden Umriſſen, ihre ungeheure Stärke anzudeuten. Jupiter iſt, wie gedacht, in göttlicher Majeſtät gehalten; und ſo empfing abweichend jede Figur ihr Eigenthümliches, bis, in der Luna, den Grazien, Nymphen und Horen, die Geſtalten endlich ins Zärtliche übergehen. Doch muß man geſtehen, daß unſerm Künſtler robuſte Geſtalten, wo er die Wiſſenſchaft nicht verbergen mußte, immer am beſten gelungen ſind.

Wir haben ſeine Anordnung bereits zu verſchiedenen mahlen gelobt; indeſſen können wir doch nicht hier vorübergehen, ohne zu bemerken, daß dieſe Kunſt beſonders am Gewölb ihrer methodiſchen Vollkommenheit nahe gebracht iſt.

Das etwas zerſtreute Licht ſchadet dem Ganzen nicht, weil Unruhe und Verwirrung dadurch nur anſchaulicher werden und alſo die Bedeutung gewinnt. Die einzelnen Figuren haben alle gute Maſſen und leiſten, von dieſer Seite, den Forderungen der Kunſt vollkommen Genüge.

Keinem aufmerkſamen Beobachter kann es entgehen, daß das ganze Werk nicht von einer Hand und alſo auch nicht durchaus vom Meiſter ſelbſt gemacht iſt. Apollo, Cybele, Ceres, Luna, die Klugheit, ein Faun, eine Nymphe, die bey Flußgöttern ſitzt und noch mehrere Figuren heben ſich vor den andern, durch beſſeres Colorit, hervor, desgleichen ein rücklingsſtürzender Rieſe im Mittelgrund.

Das Ganze hat ſich immer noch leidlich genug erhalten, obgleich der Pallaſt T. überhaupt etwas feucht liegt und mancherley Schickſale erfahren hat. Am Gewölb iſt beynahe alles noch in gutem Zuſtande, die Farben mögen bloß von ihrer urſprünglichen Lebhaftigkeit etwas verlohren haben. Was an den Wänden umher war, litt freylich weit mehr, beſonders die Figuren der Rieſen nahe an der Erde, allein ſie ſind nicht ungeſchickt ausgebeſſert; und weil die Umriſſe anfänglich tief in den Anwurf eingedrückt waren, ſo iſt wenigſtens die Form noch übrig geblieben.

Hinter dem Saale der Giganten kommt man in einige andere Zimmer, von welchen viere N. 11. 12. 13 und 14. mit niedlichen Arabesken und Stukaturzierrathen verſehen ſind. Das letzte, N. 14. iſt merkwürdiger als die andern, weil fünf Vertiefungen in der Decke deſſelben ſchöne Bilder enthalten, die von Schülern des Julius Romanus verfertigt zu ſeyn ſcheinen. In der mittelſten Vertiefung iſt ein von vier Knaben gehaltenes Wappen, in den übrigen halbe Figuren. Ein betagtes Weib, welches einem Knaben den Kopf reinigt. Ein Mädchen mit einem Blumentopf. Ein anderes, welches ſich kämmt, und eins, welches Wäſche zum Trocknen ausbreitet. Das Fries iſt untermiſcht mit Mahlerey und Stukatur geziert. In den Winkeln ſtehen zwey Victorien mit Lorber und Palme, nebſt zwey andern Figuren, die Fackeln emporhalten. Alle vier geflügelt, zierlich geſtaltet und gekleidet.

Wir begeben uns nun, durch den Garten, nach dem ſogenannten Apartement der Grotte, welches ein Gartengebäude iſt, ebenfalls von Julius Romanus und ſeinen Schülern decorirt.

Das erſte von dieſen Zimmern, N. 15. hat eine hochgewölbte Decke, deren Felder in der Mitte ein Achteck übrig laſſen, worin mehrere allegoriſche Figuren, von dunkler Bedeutung, ſehr verkürzt gemahlt ſind. An den Seiten des Gewölbes ſtehen vier länglichte Vierecke, zwiſchen eben ſo vielen fünfeckichten Feldern. In den erſten ſind die Simbole der Gerechtigkeit, der Liebe, der Stärke und der Wahrheit vorgeſtellt. Im erſten der Fünfecke ſieht man den Tod des Regulus, im andern Zaleucus und im dritten ſpricht Brutus das Urtheil über ſeine Söhne. Horatius Cokles iſt auf dem vierten dargeſtellt.

Dieſe Mahlereyen ſind alle kräftig, mit warmem Colorit gemahlt, nicht ganz in der ſtrengen, bedeutenden Manier, die wir ſonſt an Werken aus der Schule des Julius Romanus gewohnt ſind. Die Decke hat nebenbey noch hübſche Zierrathen von Stukatur, gemahlte Arabesken und Vergoldung.

Ein anſtoßendes größeres Zimmer, N. 16. hat ebenfalls eine ſehr niedliche Decke, von kleinen rautenförmigen Feldern, roth und blau abwechſelnd. Der Platfond iſt niemals ausgeführt worden.

Noch findet man ein kleines Cabinett, N. 17. deſſen ovale Kuppel überaus artig in Felder eingetheilt iſt, die ehemals auch bemahlt waren, nun aber verloſchen und ganz unkenntlich ſind.

Um in den kleinen Garten zu kommen, der vor der Grotte liegt, begiebt man ſich zurück, in ein kleines hochgewölbtes Vorzimmerchen, N. 18. mit ungemein zierlichen Arabesken bemahlt. Günſtig geſtimmt, erfreut von den lieblichen, ſcherzhaften Bildern, kömmt man nun in die kleine Halle, N. 19. an welche unſer Künſtler ſein ganzes Vermögen gewendet, um ſie zum behaglichen, frohen Aufenthalt zu machen. Die Luſt und Anmuth der

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher! ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freyheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte, lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbothe. Noch
kann ich es mir, und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterinn Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;

Gedanken, die Zierlichkeit der Ausführung in den gemahlten Arabesken und vergoldeten Stukaturzierrathen, womit Wände und Decke geſchmückt ſind, iſt nicht genug zu bewundern. Beyde Lünetten und neun Bilder am Gewölbe, in länglicht viereckichten Feldern, enthalten einen Cyklus ſymboliſcher Darſtellungen des menſchlichen Lebens.

Wir geben hier ein kurzes Inhaltsverzeichniß derſelben

Erſtes Bild am Gewölb. Das Kind wird von der Natur zwey Genien, einem weißen und einem braunen übergeben, zur Seite ſitzt eine Figur und zündet die Fackel an, Aurora ſteigt aus dem Meere.

Zweytes Bild. Häusliches Mahl. Das Kind wird geſäugt.

Drittes Bild. Die Arbeit. Einer pflügt mit einem Paar Ochſen, ihrer zwey ſind mit Hacken beſchäftigt. Eine Frau ſpinnt und der Mann liegt ermüdet ihr im Schoos.

Lünette. Arbeiter haben ſich um einen Haufen Garben her ruhend gelagert.

Viertes Bild. Eine Gruppe von vier tanzenden Figuren, andere ſpielen auf Inſtrumenten, ein Paar koſen, Amor zielt auf dieſelben. Herrlich componirt.

Beſonders iſt die Gruppe von den tanzenden Figuren über alle maßen ſchön, leicht und lieblich.

Fünftes Bild. Eine vortreffliche Gruppe von Streitern zu Pferd.

Sechstes Bild. Ein Kranker, der zu Bette liegt, wird geſchröpft, der Arzt beſieht Urin, den ihm eine Frau dargereicht hat und ſeinen Rath zu vernehmen ſcheint.

Lünette. Ein Opfer.

Siebentes Bild. Der Menſch ſtirbt, die Genien verlaſſen ihn, Erben theilen ſeine Habe, der Mond leuchtet am Himmel.

Achtes Bild. Die Seele wird von Engeln in den Himmel getragen.

Neuntes Bild. Der Nachruhm.

Die Rückwand und beyde Seitenwände ſind mit folgenden Bildern geziert.

Ein länglichtes Feld mit Nymphen, Tritonen und Centauren; ſehr ſchön. An den Seiten deſſelben, Silen von einem Faun unterſtützt, auf einem Wagen mit Böcken beſpannt, Bacchus und Ariadne von Tygern gezogen. Beyde Gemälde haben anmuthige, landſchaftliche Gründe.

Acht Medaillons mit kleinern Figuren, welche ſich alle auf den Dienſt des Bacchus beziehen. Alle ſind ſcherzhaft gedacht, leicht und munter, überdem vortrefflich angeordnet.

Es verdient noch angemerkt zu werden, daß die Bilder der Decke alle nur leicht und beynahe ſkitzenhaft behandelt ſind; doch ſchadet dieſe Leichtigkeit ihrem innern Gehalt nicht, vielmehr haben ſie, durch den flüchtigen, keckgeführten Pinſel mehr Bewegung, Geiſt und Leben bekommen. Auf die drey Bilder an der Rückwand wurde mehr Fleiß verwendet, ſie ſind auch kräftiger, aber ſie haben, durch Retouſchiren, fremden Zuſatz erhalten und dafür an Originalgeiſt eingebüßt.

Die Grotte, N. 20. deren Waſſerwerke jetzt nicht mehr im Stande ſind, iſt mit grobem Moſaik in Farben ausgelegt, ſie liegt der Halle gegenüber, am Ende eines kleinen Gärtchens, N. 21. welches von dieſen Gebäuden umſchloſſen iſt. Die Mauren rund um daſſelbe ſind mit Stukaturen geziert.

Von dem größern Garten des Pallaſts del T. läßt ſich wenig ſagen, er ſcheint ſeit langer Zeit nicht mehr unterhalten worden zu ſeyn. Noch ſtehen beſchädigt ein Paar trockene Fontainen, mit zierlichen Schaalen da, alle Springwaſſer ſind eingegangen und die Abtheilungen in bloße Raſenplätze umgewandelt.

Bevor wir der übrigen Werke erwähnen, welche Julius Romanus zu Mantua hinterlaſſen hat, ſind einige Rückblicke auf die ſo eben beſchriebenen nothwendig, um unſern Leſern von dem Charakter ſeiner Kunſt, dem Maaß, der Richtung und Ausbildung ſeiner Talente noch nähern Aufſchluß zu geben.

Im Pallaſt del T. legte er faſt in allen Gattungen mahleriſcher Darſtellung Proben ab. Vom Kleinen bis zum Coloſſaliſchen, vom Einfachſten bis zum Zuſammengeſetzteſten, von anmuthigen, ſanften Scenen, bis zu geräuſchvollen, wilden und ſchrecklichen, begleitet ihn überall ſein Hang zum Auffallenden, poetiſch Glänzenden. Die Freyheit, das Kühne in ſeinen Wendungen gefällt. Dagegen fehlt ihm, wenn wir ſo ſagen dürfen, die Stätigkeit. Selten kann er einen Gedanken auf geradem Wege verfolgen, das Gehörige, Schickliche daran anreihen; hinüber und herüber reißt ihn der gewaltige Drang, der ungeſtüme, tobende Strom ſeiner glühenden Fantaſie, welchen er nicht zu dämmen, nicht in Schranken zu halten vermag. Dieſes iſt in allen ſeinen gröſsern, aus vielen Figuren zuſammengeſetzten Werken, beſonders aber in den cykliſchen der Fall, wo in der

Wahl der Gegenſtände meiſtens die Deutlichkeit der Folge verfehlt worden. Der Beſchauer vermißt das vor- und rückwärts weiſende eines jeden Bildes, woraus ſich der Sinn und Zuſammenhang des Ganzen entwickeln ſollte. Die Geſchichte der Pſyche iſt, von dieſer Seite betrachtet, noch eines der regelmäßigſten; wahrſcheinlich darum, weil Rafaels frühere Bearbeitung derſelben unſerm Künſtler zum Leitfaden gedient; in den Bildern hingegen, wo er auf die ſittlichen Eigenſchaften des Fürſten und auf den Gang des menſchlichen Lebens anſpielt, hat ihn ſein Zeitgenoß und angeblicher guter Freund, Vaſari, ſelbſt nicht verſtanden, welches freylich zum Theil deſſen eigene Schuld war; doch iſt auch nicht zu läugnen, daß für die Deutlichkeit, in Folge und Wahl der Gegenſtände, nicht gehörig geſorgt iſt.

Wenn man nun alles dieſes in Erwägung zieht; wenn man ſich noch dazu erinnert, daß die leicht und flüchtig ausgeführten Bilder, in der Loge des Gartengebäudes, die geiſtreichſten ſind; wenn man überdem noch das Zeugniß ſeines Biographen in Anſchlag bringt und ſich aus eigner Anſchauung überführt hat, daß er Zeichnungen in unendlicher Menge und mit unglaublicher Leichtigkeit verfertigt habe, hingegen Bilder, welche er ſich mit Bedacht auszuführen vorgenommen, nur mit großer Mühe zu Stande gebracht; ſo gehört Julius Romanus, als Künſtler, in die Klaſſe der Skizziſten im höchſten Sinne, er ſteht gleichſam als das Ideal, oder, wenn man lieber will, als Repräſentant derſelben, vor unſern Augen.

Wir ſehen bey dem Worte Skizziſt viele ſich über das anſcheinende Paradox verwundern und manche den Irrthum belächeln. Man wird uns an die Richtigkeit ſeiner Umriſſe, an die ſchönen Formen erinnern, das berühmte Bild der Madonna del Bacino zu Dresden, als eins der mühſamſt ausgeführten, nebſt mehrern andern von dieſer Art, citiren und alsdann fragen: ob dieſes Skizzen genannt werden können?

Skizziren heißt aus entzündeter Imagination Gedanken, Einfälle, eilfertig und leicht, hinwerfen. Der Zeichner überläßt ſich dabey der Begeiſterung und ſeinem Genius, ſtellt dar, was der Moment in ſeiner Seele erzeugt, ohne weitere Prüfung und dieſes iſt durchgängig der Fall bey den Erfindungen unſers Künſtlers. Die ſtrömende, unerſchöpfliche Fülle der Gedanken drängt ihn, er ſucht ſie in Bildern auszuſchütten. Ueberall, wo er ſeinen Gegenſtand ganz umfaſſen kann, wo es mit einem einzigen Einfall gethan iſt; oder wo Motive ohne Unterordnung, ohne zarte, bedeutende Verbindung, neben einander beſtehen können, iſt er untadelhaft; dagegen wo das Genie kühler Ueberlegung gehorchen ſollte, reißt ihn ſein Feuer, ſeine Fruchtbarkeit, ſeine Laune hin. Das Studium, die Wiſſenſchaft, die Schule, deren Zögling er war, die vortrefflichen Muſter, nach denen er ſich gebildet, ſind Urſache des richtigen Umriſſes, der vortrefflichen Anordnung, des edlen Styls; darin aber wirkt nicht ſein Naturell ſondern die erlernte Kunſt.

Selbſt das erwähnte Bild zu Dresden widerſpricht dem, was wir geſagt haben nicht; die Erfindung deſſelben mag ihn vielleicht eben ſo wenig als eine andere gekoſtet haben, an die Ausführung wendete er wohl darum ſo viele Mühe, weil er das Werk ſehr ernſt behandeln wollte. Ein ſolcher Mann mußte, vermöge ſeiner Wiſſenſchaft, einen ſtrengen Begriff von der Kunſt und dem haben, was ſie in der Ausführung leiſten müſſe. Hierin verfuhr er denn freylich eher rigoriſtiſch, als ſkitzenhaft; ſeine Naturanlage aber zeigt ſich wieder in dem etwas rohen Ausdruck, den er, als Skitziſte, immer mehr ſtark und bedeutend, als wahrhaft und innig zu machen ſuchte.

Im ehemaligen Reſidenz-Pallaſte der Beherrſcher von Mantua, oder, wie die Einwohner ihn nennen, la Corte, iſt noch ein großer Saal mit Freskogemählden von unſerm Künſtler geziert, deren Gegenſtände alle ſich auf die Geſchichte des trojaniſchen Krieges beziehen. In Rückſicht der Erhaltung haben ſie Vorzüge vor denen im Pallaſt del T. in Rückſicht des Styls der kühnen Zeichnung, der Formen und der Anordnung ſind ſie denſelben ähnlich. Von ihrem cykliſchen Zuſammenhang gilt das, was oben im allgemeinen bemerkt worden. Die Bilder im einzelnen, und noch mehr die Gedanken im einzelnen, zeugen von dem Dichtergeiſt des Künſtlers. Die ſchlafende Helena, Vulkan, der Achilles Waffen ſchmiedet, ſind ſchön und Minerva, welche den Ajax, des Oileus Sohn, erſchlägt, unſers Bedünkens, unübertrefflich glücklich erfunden.

Vor dieſem Saal liegt eine offene gewölbte Loge, deren treffliche Stukaturzierrathen und gemahlten Arabesken von den Schülern des Julius Romanus, nach ſeiner Angabe, ausgeführt ſind.

Wir haben nun noch des Wohnhauſes unſers Künſtlers und der Domkirche, beyder von ſeiner Architectur, Erwähnung zu thun.

Das Haus, welches nahe bey der Kirche St. Barnaba liegt, iſt zwar klein, hat aber an Zierlichkeit wenig ſeines gleichen. Außer dem Bodengeſchoß hat daſſelbe nur ein Stockwerk, mit fünf Fenſtern in der Fronte, der untere Theil beſteht aus einer ſehr maſſiven Ruſtick, worauf denn die zierlich eingefaßten Fenſter ſtehen, über ihnen ſind Masken angebracht und das Ganze endigt ſich mit einem ſchön gezierten Fries und Geſims.

Ueber dem Eingang ſteht, in einer Niſche, eine antike Statue des Merkur, vortrefflich gearbeitet, die modernen Beine derſelben von Stucco ſoll, wie man behauptet, Julius Romanus ſelbſt verfertigt haben.

An der Domkirche rührt nur die innwendige Architectur von unſerm Künſtler her. Sie hat vier Reihen corinthiſche, cannelirte Säulen, dieſe, nebſt den ſchönen Stukaturzierrathen und Vergoldungen, geben ihr ein reiches Ausſehen, doch ohne Ueberladung; alles iſt mit Geſchmack angegeben und das Ganze hat einen edeln, prächtigen Character.

Mantua iſt neben dem Julius Romanus auch noch auf den Andreas Mantegna ſtolz, der früher die Stadt mit vortrefflichen Kunſtwerken geziert hat. Beſonders merkwürdig iſt ſein größtes Meiſterſtück in Oehlfarbe, in dem Oratorio de Padri di St. Filippo Neri (*). Da es der Inbegriff der ganzen Kunſt des Mantegna iſt, ſo

---

(*) Gegenwärtig in Paris.

begegnen wir vielleicht dem Wunſch manches unſerer Leſer, wenn wir ihm daſſelbe etwas näher beſchreiben.

Man hat dieſes Gemählde einem Gelübde zu danken, welches einer der ehemaligen Beherrſcher von Mantua, nach erfochtenem Siege, der Madonna löſen wollte; dieſelbe iſt daher auf dem Throne ſitzend dargeſtellt, ſie hält das auf ihrem Schoos ſtehende Chriſtkind und dieſes ertheilt, dem in voller Rüſtung knieenden, bittenden Marcheſe, den Segen. Der Erzengel St. Michael ſteht neben demſelben und ſcheint ihn mit dem Mantel der Madonna überdecken zu wollen. An der andern Seite des Throns ſind S. Georg, S. Mauritz, Joh. Baptiſt und die heilige Eliſabeth, letztere knieend, abgebildet. Der Sokel des Throns iſt mit den Geſchichten des Sündenfalls geziert, der Grund ſtellt eine Laube vor, wo Vögel auf den Zweigen ſitzen und die heitere Luft freundlich durch grüne Blätter ſieht.

Die Zeichnung in dieſem Werk übertrifft alle andern uns bekannten Arbeiten des Mantegna; er iſt hier keineswegs dürr oder hager, wie gewöhnlich, ſondern ein treuer Nachahmer der Natur, in ſchönen Formen. Beyde Kinder und die heilige Eliſabeth ſind in der That ſehr edle Geſtalten; nächſt dieſen nimmt ſich der Erzengel vorzüglich gut aus und ſcheint die Lieblings-

So wähle er eine meiner Jungfrau'n mir
Zur Folgerinn, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beyzuſtehn.
O, werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen;
Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Aeltern her verehren lernte,
Entgegen bringet, und das innre Herz
Mit neuer, ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Nahmen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes, unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt:
Doch wohl erinnr' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan,
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!

figur des Mahlers geweſen zu ſeyn. Sein Kopf iſt jugendlich ſchön und hold, der weiche, fleiſchige Hals und die Bruſt, bis da wo ſie an den Harniſch gränzt, mit großer Kunſt behandelt, der Ausdruck in einem hohen Grade geiſtreich, wie auch dem Sinn und Character der Figur ſehr angemeſſen. Die Madonna ſieht gütig und ſanft aus, das Chriſtkind freundlich, Johannes erhebt, in Anſpielung auf ſeinen künftigen Beruf, weiſſagend die Hand, der ſchützende Engel ſieht mit ſorgſamer Milde auf den Marcheſe hernieder, dieſer betet andächtig und die beyden Ritter, voll Ehrfurcht, ſprechen ſtille zuſammen. Alle ſcheinen nicht gemahlt, ſondern wirklich zu ſeyn, zu leben, Seele und Odem zu haben.

Das Gewand der heiligen Eliſabeth hat ſehr zierlich gelegte und mit äußerſter Sorgfalt gezeichnete Falten, welches man auch von allen übrigen Gewändern im ganzen Bilde rühmen kann, ja ſie würden untadelhaft ſeyn, wenn es ihnen nicht an Maſſe fehlte. Oft laufen ſie auch über hohe Stellen der Glieder weg.

Die äußerſt fleißige Behandlung, welche, in dieſem Bilde, nicht, wie ſonſt in den meiſten Werken des Mantegna, mit unangenehmer Härte begleitet iſt, ſchadet der Heiterkeit des Colorits nicht. Der Kopf der Madonna, das Chriſtkind und St. Michael haben warme blühende

Tinten; an allen lichten Stellen iſt die Farbe ſehr wahrhaft, nur die Schatten fallen zuweilen etwas zu grau und ſchmutzig aus.

Die Beleuchtung iſt nicht ſtark, doch hinreichend kräftig; natürlich, aber nicht mit Kunſt angelegt. Die Widerſcheine ſchneiden ſich öfters etwas zu grell gegen dunkle Partien ab.

Einige kleine Beſchädigungen abgerechnet, iſt das ganze Bild vollkommen wohl erhalten und nirgends retouſchirt.

Den wichtigſten Arbeiten des Mantegna iſt ein in Fresko gemahltes Zimmer, in der Burg, beyzuzählen, welches jetzt zum Archiv dient, die Bilder ſtellen Familiengeſchichten des Hauſes Gonzaga vor und ſind alle ſehr beſchädigt; indeſſen iſt auch das Einzelne, ſo ſich erhalten hat, der Aufmerkſamkeit, ja ſogar der Bewunderung werth. Es giebt daſelbſt einige vortreffliche Köpfe, die im höchſten Grade natürlich, geiſtreich und lebendig ſind. Man bemerkt ebenfalls einige ſchön gezeichnete Kinder.

Das Gemählde, auf welchem zwey Männer, ein Pferd und zwey Hunde abgebildet ſtehen, hat ungemein viel Verdienſt; die Männer ſprechen mit einander, der eine Hund iſt ſehr richtig in Verkürzungen gezeichnet, der andere ſteht wie lebendig da; auch das Pferd iſt ſehr gut gemacht.

In einem andern Bilde, wo ein Cardinal über zwey Knaben den Segen zu ſprechen ſcheint, ſind die Köpfe, eines jungen Mannes, welcher dem Cardinal zur Rechten und eines bejahrten, der ihm zur Linken ſteht, beyde ausgezeichnet natürlich und geiſtvoll. Von nicht geringerer Kunſt ſind ein Paar Frauenköpfe, in einem größern Bild, auf der andern Wand.

Die gewölbte Decke iſt grau in grau gemahlt, den colorirten Plafond in der Mitte ausgenommen, der eine Gallerie oder Ballüſtrade darſtellt, von welcher verſchiedene Figuren herunterſchauen, zwey oder drey derſelben haben äußerſt belebte Köpfe. Acht Stücke von den grau in grau gemahlten Medaillons in der Decke, enthalten Bruſtbilder römiſcher Kaiſer, die übrigen andere Figuren, alle im Geſchmack antiker Basreliefs. Sie ſind mit vieler Kunſt und Fleiß behandelt und ſehen wirklich erhobenen Arbeiten ähnlich.

Die Geſchicklichkeit, welche And. Mantegna in der Baukunſt beſeſſen, iſt wenig bekannt, als nur in ſo ferne ſich aus den Gebäuden, die in ſeinen Gemählden vorkommen, darauf ſchließen läßt. Indeſſen hat er, in ſeiner ehemaligen Wohnung zu Mantua, welche jetzt der

Familie Lanzoni gehört, einen kleinen Hof nach ſeiner Angabe und Zeichnung ausführen laſſen. Er iſt wie eine offene Rotonde gebaut, mit vier Thüren, die zwar mäßig, aber im beſten Geſchmack verziert ſind, ſo wie die Geſimſe. Alle Ornamente ſind von gebrannter Erde (*), und das Ganze thut eine überaus freundliche Wirkung.

Dieſes ſchöne Denkmahl von den Verdienſten des Mantegna, im Fache der Architectur, läßt vermuthen, daß er auch in der Kirche S. Andrea, von welcher gleich mehr geſagt werden ſoll, die Capelle angegeben habe, wo ſein Grabmahl mit einer trefflich gearbeiteten metallnen Büſte zu ſehen iſt. Zum wenigſten hat der Geſchmack der Verzierungen mit denen in dem erwähnten kleinen Hofe Aehnlichkeit.

Gedachte Kirche des heiligen Andreas iſt ein herrliches Gebäude, von dem berühmten Leon Baptiſta Alberti; Halle und Giebel geben ihrem Aeußern ganz

---

(*) In Mantua waren die architectoniſchen Zierrathen aus gebrannter Erde ſonſt ſehr gebräuchlich, man findet eine Menge, größtentheils in ſehr gutem Geſchmack gearbeitete Frieſe an Häuſern und Palläſten, die einen Fremden und Liebhaber der Kunſt auf ſeinen Wanderungen durch die Stadt ſehr angenehm unterhalten.

das Anſehen eines alten Tempels und das Innere entſpricht dem äußern Character ſehr wohl. Im Ganzen herrſcht ein ſimpler, edler Sinn, daher iſt die allgemeine Wirkung groß und gut, obſchon die Theile faſt gar zu reichlich geziert ſind. Alberti hatte, wie man auch an ſeinen Gebäuden zu Florenz bemerkt, viel Neigung zum Geſchmückten, und ſie ſteht ihm auch meiſtens wohl an; er aber, ſo wie Brunelleſchi, wußten, bey ihrem Studium der alten Monumente, noch keinen genauen Unterſchied des verſchiedenen Styls und Geſchmacks zu machen, und verſahen es daher oftmals, daß ſie bey Ornamenten, und beſonders bey Anwendung derſelben, Gebäude aus ſpäter Zeit zum Muſter nahmen.

In der Halle iſt das Grabmahl eines Grafen Andreaſi, in der freylich ſehr verkleinerten Form eines alten Triumphbogens, bemerkenswerth, weil der Geſchmack daran gut iſt und dem Ganzen des Gebäudes nicht widerſpricht, obſchon das Monument wahrſcheinlich nicht vor der Zeit des Julius Romanus errichtet worden. In den Winkeln, über dem Bogen, ſchweben ein Paar Genien, die angezündete Fackeln halten. Die Pilaſter ſind reich geziert und oben ſteht die Urne von ſchwarzem Marmor, auf welcher die Statüe des Verſtorbenen, in einer ruhigen, genießenden Stellung liegt.

Sehr verdorbene Mahlereyen über der Kirchthüre, nebſt einer Pieta und einer Madonne, in den Lünetten des Gewölbes der Halle, werden für Arbeiten des Correggio ausgegeben, die er, noch als Schüler des Andreas Mantegna, verfertigt haben ſoll. Wiewohl nun die Frage immer noch unentſchieden iſt: ob Correggio wirklich bey Mantegna gelernt, und ob dieſe Mahlereyen überhaupt von ihm herrühren; ſo kann man doch nicht in Abrede ſeyn, daß, in ſo fern ſich noch darüber urtheilen läßt, ſie in der That einige Aehnlichkeit mit den Werken von der erſten Manier des Correggio zu haben ſcheinen.

Im Innern der Kirche ſind, in verſchiedenen Capellen, treffliche Bilder, in Oehl und Fresko, aus der Schule des Julius Romanus, zum Theil nach ſeinen Zeichnungen, ausgeführt. In der oben ſchon erwähnten Capelle, wo des Mantegna Denkmahl ſteht, hängen an den Wänden noch ein Paar, von Schmuz und Staub verdunkelte Bilder, die vielleicht gar von deſſelben eigner Hand ſind. Das eine ſtellt die Taufe Chriſti im Jordan vor.

So wie man aus dem Schiff in das Kreutz der Kirche tritt, hat auch der gute Geſchmack in der Architectur und in den Zierrathen ein Ende. Die Kuppel, das Chor und die Schenkel des Kreutzes ſind zu Anfang dieſes Jahrhunderts erbaut, und erſtere zum wenigſten iſt, wenn wir nicht irren, von der Angabe des Juvarra.

Die bekannten drey Gemählde von Rubens, in der Kirche S. Trinita, haben zwar in Rückſicht der Lebhaftigkeit und des Glanzes ihres Colorits, ſo wie des reichen, vollen Pinſels, allerdings viele Verdienſte; ſie werden aber doch gewöhnlich zu ſehr erhoben. Unmaßgeblich halten wir ſie zwar für gute Arbeiten des berühmten Haupts der Niederländiſchen Schule, können ſie aber doch nicht unter die beſten Werke deſſelben zählen.

Das erſte Stück ſtellt das Innere eines Tempels vor. Oben ſchwebt die Dreyeinigkeit, unten ſind verſchiedene betende Perſonen, aus der fürſtl. Familie Gonzaga, abgebildet. Mit den einzelnen Köpfen, als Bildniſſe betrachtet, hat man Urſache zufrieden zu ſeyn. Die Farben ſind friſch, der Auftrag keck; allein es gleißt alles, alles iſt voll Prunk, voll Unruhe und Geräuſch von ſeidnen Gewändern. Wie verträgt ſich aber dieſes mit der Andacht, der Demuth des Gebets, in Gegenwart der Gottheit?

Das zweyte Bild iſt eine Verklärung Chriſti, mit den Apoſteln, die einen beſeſſenen Knaben geſund machen wollen. Rubens hat ſeine meiſten Motive aus Rafaels berühmtem Gemählde entlehnt und ſogar den Kopf des Mannes, welcher den beſeſſenen Knaben hält, daraus copirt. Bey ihm geht es übrigens etwas wilder her als beym Rafael. Er unterſcheidet ſich auch dadurch, daß er die topographiſche Wahrſcheinlichkeit ſtrenger beobachtet und die Verklärung ſelbſt auf einem, in einiger Entfernung liegenden, niedrigen Hügel vorgehen läßt. Dieſe Erfindung wird von vielen gelobt, die das Symboliſche und Poetiſche in der Kunſt nicht lieben; eigentlich aber iſt ſie dem Endzweck des Bildes entgegen, wenn daſſelbe anders die Verklärung darſtellen ſoll, denn die Figur Chriſti wird in eben dem Maaße unbedeutender als ſie kleiner und entfernter dargeſtellt iſt. Sie iſt zum Nebenwerk herabgeſetzt, da ſie doch der Hauptgegenſtand des Bildes ſeyn ſollte.

Bey der allgemeinen Anordnung ſcheint des Mahlers Zweck hauptſächlich auf ein Ganzes und auf Maſſen gegangen zu ſeyn, und wenn man ſich damit begnügen will; ſo iſt wenig dagegen einzuwenden. Die Apoſtel auf der einen Seite und die Leute mit dem beſeſſenen Knaben auf der andern, ſind in zwey große Gruppen zuſammengehalten, welche durch ein, in gelbe Seide gekleidetes Weib, wobey er den Geſchmack des Paul

Veroneſe nachzuahmen geſucht, mit einander verbunden werden. Das Colorit iſt gut und warm, beſonders in den vorderſten Figuren.

Im dritten Gemählde iſt die Taufe Chriſti im Jordan deutlich und gut dargeſtellt, ohne Abweichung vom gewöhnlichen. Chriſtus gehört unter die edelſten, am beſten geſtellt und gezeichneten Figuren, die in den Werken des Rubens vorkommen, er iſt überdem fürtrefflich colorirt. Die Gruppe nackender Männer, welche die Taufe empfangen haben, oder darauf warten, hat ſehr nachgedunkelt, welches der Wirkung nicht zuträglich iſt, indem das Auge des Beſchauers nun ganz von der Seite des Bildes angezogen wird, wo ſich der beleuchtete Chriſtus, die Engel, welche ſein Purpurgewand tragen, und Johannes befinden.

Mantua beſitzt auch eine Sammlung von Alterthümern, die zwar nicht außerordentlich zahlreich iſt, auch keine ſehr berühmten Werke enthält, doch hat ſie verſchiedene merkwürdige Stücke, welche angeführt zu werden verdienen.

Zwey ägyptiſche Köpfe ſtehen auf cannelirten Säulen von Porphyr.

Zwey herrlich gearbeitete Basreliefs, mit dem Silen und andern bacchiſchen Figuren.

Ein anderes ſehr ſchönes Basrelief mit dem Pluto, der verhüllten Proſerpina und dem Merkur vor beyden.

Ein fürtrefflicher Kopf, wahrſcheinlich von einer Venus Urania. Er iſt, wie eine Juno, mit dem gipflichen Diadem geziert, doch ſind die Züge des Geſichts ganz ſo, wie wir ſie an Bildern der Venus zu ſehen gewohnt ſind, nur geht ein höherer, ernſterer Sinn durch. Die Augen ſcheinen etwas nachgemeißelt worden zu ſeyn und daher iſt der Contour derſelben undeutlich geworden. Auch finden ſich noch andere Beſchädigungen von geringerer Bedeutung im Geſicht.

Der wohlerhaltene Kopf, nebſt dem obern Theil der Figur, ohne Arme, von der Statue eines Fauns, oder vielleicht eines Ringers. Dieſes fürtrefflich gearbeitete Fragment gehört unter die ſchätzbarſten Stücke der Sammlung. Es ſtellt eine vielgeübte, abgehärtete Natur mit bewundernswürdiger Kunſt dar. Der Kopf mit kurzen, gelockten Haaren hat etwas ſehr natürliches, doch keinen edeln Character, auch keine beſonders ſchöne Züge, ſondern neigt ſich in Geſtalt und Phyſiognomie ein wenig gegen das Faunengeſchlecht, ſo wie man ebenfalls den Leib, wenn der Kopf nicht daran wäre, für einen Faun halten würde.

O, ſage mir! Er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthus Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So habe Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſät!
Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd,
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindes Kindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! — Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt, des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth,

Ein ſchönes Basrelief, auf welchem ein römiſcher Imperator abgebildet iſt, den überwundene Feinde um Friede zu bitten ſcheinen. Ein Krieger, welcher hinter dem Feldherrn reitet, iſt vorzüglich gut drappirt und gearbeitet.

Bruchſtück eines runden Werks, worauf man die ganze Figur einer tanzenden Bacchantin und den Reſt von einer ihr nachfolgenden Figur ſieht; die Arbeit iſt vortrefflich und aus der beſten Zeit der Kunſt.

Noch ein Paar Bruchſtücke kleiner Basreliefe, von welchen das eine Ringer darſtellt, das andere eine Figur, welche die Leyer ſpielt.

Ein herrlicher Sturz einer Venus von grobkörnigem Marmor (Marmo Salino) der aber viel gelitten hat. Er ſteht auf einem zierlichen, viereckigen Fußgeſtelle, worauf tanzende Figuren abgebildet ſind.

Ein anderer Sturz einer Venus iſt ebenfalls gut gearbeitet; kömmt aber doch dem vorigen lange nicht gleich.

Figuren eines Fauns und einer Bacchantin in Basrelief.

Ein gutes Bruſtbild vom Kaiſer Hadrian.

Ein wohlgearbeitetes Basrelief mit Thaten des Herkules.

Der ſchöne Sturz einer jungen männlichen Figur.

Ganze Figur eines Jünglings, die ein Bildniß zu ſeyn ſcheint; um den Stamm, welcher ihr zum Halt dient, windet ſich eine Schlange.

Ein Sturz einer Venus, mit Gewand um den Unterleib.

Eine tragiſche Muſe, deren Kopf wahrſcheinlich nicht urſprünglich zur Figur gehört hat und wohl ein Apollo ſeyn könnte.

Ein trefflich gearbeitetes Bruſtbild von Markus Aurelius, über Lebensgröße.

Der Kopf des Virgils, welchen die Mantuaner als eine Art von Palladium verehren, hat viel gelitten, und iſt mit Stucco ausgebeſſert. Dieſe Reſtaurationen mögen zum Theil ſchuld ſeyn, daß er etwas ſchief ausſieht. Die Phyſiognomie iſt ſehr edel und ungemein liebenswürdig, die Arbeit im Ganzen genommen gut und deutet wirklich auf die Zeiten des Auguſtus, ſo daß von dieſer Seite, der etwas fabelhaften Sage: man habe dem Virgil noch bey ſeinen Lebzeiten zu Mantua eine Statue errichtet, die in der Folge einmal von Feinden in den See geworfen worden, und von welcher ſich, nach viel angewandter Mühe, endlich nur dieſer Kopf wieder habe auffiſchen laſſen, wenigſtens nicht zu widerſprechen iſt.

Ein ſchöner Kopf, von der Art derer, die man für Bildniſſe des Euripides hält.

Zwey Vaſen mit Laubwerk, gut gearbeitet. Ein treffliches Bruſtbild des Lucius Verus, welches ein etwas jugendlicheres Ausſehen hat, als die Bilder dieſes Kaiſers ſonſt gewöhnlich zu haben pflegen, gleichwohl iſt es bärtig dargeſtellt.

Eine Iſis, oder Muſe vielleicht, die ganz gerade ſteht und die Füße zuſammenhält. Sie ſcheint eine römiſche Nachahmung des ägyptiſchen Styls zu ſeyn und zwar aus ſpätern Zeiten, wie die Falten zeigen.

Eine gute Statue des Merkur.

Ein Held opfert; neben ihm, etwas weiter zurück, ſteht ein Pferd, vor ihm bemerkt man eine Schlange, welcher vermuthlich das Opfer gebracht wird. Kleines flachgearbeitetes Basrelief, von altgriechiſchem Styl und guter Zeichnung.

Von einem Coloſſalkopf der Juno läßt ſich nicht genau urtheilen, weil er hoch ſteht; er ſcheint aber ein treffliches, edles Werk zu ſeyn.

Drey kleine niedliche Basreliefs, mit Amorinen, welche die Waffen des Mars halten.

Ein Basrelief mit den Attributen des Jupiters, Adler, Thron und Scepter, trefflich gruppirt und gearbeitet (*).

Das untere Theil einer alten ägyptiſchen Statue mit Hieroglyphen.

Zwey ſehr ſchöne Füße und eine vortreffliche Hand.

Ein ſchlafender Amor. Schlangen züngeln über ſeinem Leib. Vortrefflich gedacht und gearbeitet. Wahrſcheinlich iſt dieſes Werk modern und könnte wohl gar von Michel Angelo ſeyn, mit deſſen frühern Arbeiten es in mehrern Stücken Aehnlichkeit hat (**).

Eine faſt ganz erhoben gearbeitete kleine Figur, des Philoktet. Ueberaus verdienſtlich, doch wahrſcheinlich eben ſo wenig antik als der Amor (†).

Wir glauben in dieſem Verzeichniß keineswegs alle gute Werke der Sammlung angezeigt zu haben, ſondern nur überhaupt diejenigen, welche, in verſchiedenen Hinſichten, den Liebhaber der Kunſt am meiſten intereſſiren können (††).

(*) Eine Nachbildung davon befindet ſich in Weimar.

(**) Abguß davon in Weimar.

(†) Gleichfalls.

(††) Unter dem Titel: Museo della Reale Academia di Mantova wird ein Verzeichniß ausgegeben, nach welchem

Die Mahleracademie iſt ſehr gut eingerichtet und mit ſchönen Gipsabgüſſen der beſten Antiken, wie auch mit einer Sammlung Kupferſtiche verſehen. Ebenfalls hat man, zum Behuf der Schüler, in ein Paar Zimmern Gemählde aufgeſtellt, unter denen ein großes Bild von Ludwig Caracci, die Marter der heiligen Urſula und ihrer Jungfrauen vorſtellend, das bedeutendſte Stück iſt. Es iſt wohl angegeben, gut gezeichnet, ſchön beleuchtet und mit großer Kraft gemahlt; aber nicht wohl erhalten. Ueberdem iſt noch eine Madonne, welche das Jeſuskind anbetet, von Francia Bologneſe, ferner ein Bild von B. Garofalo und einige andere aus der Carracciſchen Schule bemerkenswerth.

In der Kirche S. Mauritz findet man, auf dem Altar der vierten Capelle rechter Hand, die Marter einer Heiligen, von Hannibal Caracci. Kopf, Bruſt und die Schultern der Hauptfigur ſind ganz vorzüglich ſchön gezeichnet und gemahlt, weniger gut iſt ihr Gewand gelungen; es fehlt demſelben an Maſſen und die Wendung des Körpers deutet ſich nicht an. Auch gruppirt die Figur des Henkers nicht glücklich mit der Heiligen;

---

künftig ein Reiſender die Sammlung revidiren und die fehlenden anzeigen könnte.

hingegen zeichnen ſich im Bild einige Köpfe der Zuſchauer ſehr vortheilhaft aus. Beyde Lateralbilder ſtellen ebenfalls Märtyrer Scenen vor, ſie ſind von Schülern des Caracci verfertigt und haben viel Verdienſte.

Es giebt in Mantua noch mehrere ſehenswürdige Gemählde, z. B. in der Kirche Madonna del Orto, David mit dem Haupte Goliaths, Halbfigur von Michael Angelo Caravaggio. In der Domkirche, in der erſten Capelle rechter Hand, ein Bild von Guercino, wie S. Eligius einem Pferde den abgehauenen Fuß wieder anſetzt. Ferner ſind die Werke vom Bruſaſorci, P. Farinati, und andern Mahlern, zum Theil aus der Schule des Julius Romanus, nicht ſelten, die alle in einem zwar manierirten, dabey aber kühnen und großen Styl gearbeitet haben.

Im Schloß findet man gewirkte Tapeten (Arazzi) nach den bekannten Cartons von Rafael. Sonſt ſoll das Exemplar ganz vollſtändig geweſen ſeyn; weil aber ein Paar Stücke davon abhanden gekommen, ſo hat man dieſelben mit Leimfarbe auf Leinwand gemahlt und ſo die Lücken ausgefüllt.

Wir können Mantua nicht verlaſſen, ohne des Franceſco Manſignori mit einigen Worten zu erwähnen, weil ſich auswärts keine von deſſen Bildern finden, oder zum wenigſten nicht erkannt werden. Er war ein trefflicher Schüler von Andreas Mantegna und arbeitete in deſſelben Manier, nur hat ſein Colorit weniger Kraft und Wärme. Etwas gefälliger und weichlicher als der Meiſter mag er wohl ſeyn; allein in Hinſicht auf das Geiſtreiche und Lebendige des Ausdrucks kömmt er demſelben nicht ganz bey. Die Falten ſeiner Gewänder ſind etwas breiter angelegt und die Beleuchtung iſt beſſer, wie man an zwey wohlerhaltenen Halbfiguren des St. Ludwig und Bernhard, welche den Nahmen Jeſus halten, an der Kanzel in der Kirche St. Franzesco, wahrnimmt. Im Refectorio des Kloſters ſind größere Werke des Künſtlers zu ſehen, die aber gelitten haben.

II.

Ueber Lehranſtalten,

zu Gunſten der bildenden Künſte.

Beſchluß.

Privatunterricht.

Von der Wichtigkeit des Unterrichts in der Zeichenkunſt, als Theil der Erziehung betrachtet, kann man ſich am beſten überzeugen, wenn man bedenkt, daß dem Menſchen, durch dieſen Unterricht, eine ſchöne und edle Erweiterung ſeines Genuſſes an der Sinnenwelt zuwächſt. Das ganze Reich der Formen und Farben ſchließt ſich ihm auf, ein neues Organ wird belebt, die heiterſten Begriffe erwachen, er lernt die ſchöne Natur kennen, ſie hochachten, lieben und ſich ihrer erfreuen.

Sollten dieſe Bewegungsgründe auch nicht allen Aeltern und Erziehern, in gehöriger Klarheit, vor Augen ſtehen, ſo ſieht doch beynahe ein jeder die Sache als ein weſentliches Erforderniß an, und es liegt wohl großentheils nur an fehlerhafter Einrichtung der öffentlichen Lehranſtalten die Schuld, daß Privatunterricht faſt durchgehends vorgezogen wird. Unſerer Ueberzeugung zufolge iſt dieſes ein Mißgriff, und, um demſelben, ſamt den daraus entſpringenden Nachtheilen, ſo viel wir vermögen, vorzubeugen, wollen wir dasjenige, was Erfahrung und Nachdenken uns über dieſen Gegenſtand gelehrt haben, hier wohlmeinend mittheilen.

Jene Vorliebe für Privatunterricht, die auch gewöhnlich nicht von gebührender Sorgfalt in der Wahl der Lehrer begleitet iſt, ſcheint indeſſen hauptſächlich daher zu entſtehen, weil man einen zu geringen Begriff hat von dem Werthe der Zeichenkunſt, den Vortheilen, welche ſie verſchafft, und den Schwierigkeiten, die, um ſie zu erlernen, überwunden werden müſſen. Man unterſcheidet die Zeichenkunſt nicht genug von denjenigen Fertigkeiten, die blos mechaniſch erlernt werden können und müſſen, wie z. B. das Leſen und Schreiben, welche ein jeder hinlänglich inne haben und alſo ein ganz erträglicher Lehrer ſeyn kann; beym Zeichnen aber iſt es nicht blos, wie die meiſten irrig wähnen, und woraus eben der Schade entſteht, um die mechaniſche Fertigkeit des Zeichnens, nein, es iſt um den Begriff der Kunſt und alſo um etwas hohes, geiſtreiches und unendliches zu thun, wo der beſte Lehrer noch immer kein vollkommener iſt, der ſchlechte aber, oder auch der nur mittelmäßige geradezu untauglich bleibt. Wenn man aber auch auf jenes köſtlichſte und beſte, was der Unterricht in der Zeichenkunſt gewähren ſollte und könnte, auf Bildung des Geſchmacks, Erhebung des Gemüths, durch Liebe und Genuß am Schönen der Formen, Verzicht thun und ſich blos auf dasjenige einſchränken wollte, was wir mechaniſche Fertigkeit des Zeichnens genannt haben; ſo wird, bey ſchlechtem Unterricht, doch auch ſelbſt dieſer geringe Zweck nur unvollkommen erreicht werden. Denn der Lehrer ſollte doch, auf alle Fälle, etwas überliefern, das an die Stelle des Kunſtbegriffs träte, da die Hand ja nie allein arbeiten kann. Dabey kommt ſo viel auf Methode an, auf Einſicht in Regeln, auf zarte Bemerkungen und endlich auf die Kunſt, den Schüler nach ſeinen eigenthümlichen Fähigkeiten zu beurtheilen und ihn auf die angemeſſenſte Weiſe zu behandeln. Alle dieſe Erforderniſſe laſſen ſich blos von einem tüchtigen Künſtler erwarten; wer ſelbſt keine Fähigkeiten beſitzt, wird ſolche ſchwerlich an andern entwickeln können.

Durch unzweckmäßigen Unterricht wird aber nicht nur verſäumt, es wird auch geſchadet. Ueble Gewohnheiten und ein mißleiteter Geſchmack laſſen ſich nicht ſo

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06873/217

leicht wieder verbeſſern. Das Vermögen, ein wenig zu kritzeln, oder mittelmäßige Vorſchriften, mit ſchwerer Geduld und Mühe, nachzuahmen, wird wahrlich niemanden für den unerſetzlichen Verluſt der Zeit, die er zu Erlangung deſſelben aufwenden müßte, entſchädigen können; denn das Leben des Menſchen hat eine zu kurze Dauer, als daß man nicht ſtreng haushalten ſollte, und für vieles iſt uns die Faſſungsgabe nur während unſerer Jugend verliehen.

Die angeführten Gründe, nebſt andern minderwichtigen, die wir übergehen, geben das endliche Reſultat: daß man beym Unterricht im Zeichnen, wofern dadurch nicht eigentlich ein Künſtler gebildet, ſondern nur dasjenige bewirkt werden ſoll, was ein Menſch von guter Erziehung, im gewöhnlichen Leben, von der Zeichenkunſt bedarf, nicht, wie gewöhnlich geſchieht, blos um Erlangung practiſcher Fertigkeit ſich bemühe, nicht blos ſuche zu ſcheinen, den Firniß einer in die Augen fallenden, gehaltloſen Geſchicklichkeit zu beſitzen, ſondern hauptſächlich auf Bildung des Geſchmacks und Entwicklung des Begriffs der Kunſt ſehe; denn dieſes iſt das weſentlich Nothwendige und dadurch werden auch ſelbſt diejenigen, welche jene Fertigkeit im Practiſchen wünſchen, ſicherer dazu gelangen.

Indem wir aber dem Zeichnen hierdurch mehr Wichtigkeit geben und ſolches zu einer Verſtandesſache erheben, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß man den Verſtand erſt muß reifen laſſen und früher Unterricht nicht anzurathen ſey. Nur ſolche Fälle ausgenommen, wo außerordentliche Neigung ſich ſchon frühzeitig äußert und man alſo das Kind ſeinem Trieb überlaſſen und zum Künſtler beſtimmen will. Alsdann mag man wohl mit der Anweiſung in den Handgriffen früh anfangen, die Meiſterſchaft im Practiſchen wird alsdann nothwendig, und es iſt kein geringer Vortheil, wenn ſchon im zarten Alter der größte Theil derſelben erworben wird, die Schwierigkeiten, welche dem werdenden Künſtler von dieſer Seite im Wege liegen, bereits überwunden ſind, ehe noch der Geiſt anfängt ernſt zu überlegen.

Bey Menſchen, welche die Natur allmächtig zur Kunſt zieht, iſt man auch der Sorge entbunden, daß ihr Eifer vielleicht abnehmen möchte; dieſe werden, nur immer wärmer und ſtrebender, Lehren und Regeln auffaſſen und anzuwenden ſuchen; mit den andern aber, die nicht ſo viel Gaben für die Kunſt empfangen, iſt es weit anders beſchaffen, dieſe haben, wenn ſie auch das Gefallen an Kunſtwerken nicht verlieren, doch nur, ſo zu ſagen, einen Moment der Faſſungkraft und Bildſamkeit, ſo lang ihnen die Sache noch neu iſt, ſo lange ſie nicht, durch andere Beſchäftigungen angezogen, von der Kunſt ab, in den Strudel des weiten Lebens geführt werden, oder ſich unter die Bedingungen ihrer nähern Beſtimmung fügen müſſen. Dieſer günſtige Moment nun muß behende, zum Weſentlichſten und Nützlichſten, angewendet werden. Hier gilt es nicht ſäumen, man muß die vorübergleitenden, gleichſam wie rohe Münzen, mit Einem Streiche ausprägen.

Könnte es auf dieſe Weiſe je möglich werden, den gewöhnlichen Unterricht im Zeichnen über das unnütze Machwerk hinauf zu erheben, ihn mehr auf die Geſchmackslehre, auf das Gründliche, das Geiſtige der Kunſt zu lenken, alsdann wäre ohne Zweifel auch dem ſchädlichſten Kunſtverderb, dem immer mehr überhandnehmenden Dilettantismus, ſo gut als abgeholfen. Pfuſcher und Pfuſchereyen hätten weniger Beſchützer, weniger Lobredner, Liebhaber und Nachahmer zu hoffen; dagegen würden mehr Freunde ächter Kunſt aufſtehen, und würdigen Kunſtwerken ein verſtändiges Urtheil nie fehlen.

Kinder, die keine Neigung zum Zeichnen blicken laſſen, ſollte man überhaupt nicht lange damit plagen, weil Zeit und Mühe ohne Frucht verlohren geht und der

Zwang, den ſie erdulden, leicht Widerwillen, ja oft gar Haß gegen die Kunſt erzeugen kann, wodurch ſie gebildeten Menſchen lächerlich werden. Dagegen ſollte man dafür ſorgen, ſie mit den Regeln des guten Geſchmacks bekannt zu machen, in dem Sinne, wie man ihnen auch die Regeln eines anſtändigen Betragens und guter Lebensart einflößt; denn ſie ſind es der gebildeten Geſellſchaft eben ſowohl ſchuldig, ſie nicht durch abgeſchmackte und ungeſchickte Urtheile zu ärgern, als ſie es ihr ſchuldig ſind, keine Ungezogenheiten von anderer Art zu begehen.

Aller Unterricht, welcher die bildende Kunſt betrifft, es ſey nun daß damit die Geſchmackslehre, oder auch zugleich die practiſche Fertigkeit im Zeichnen und Mahlen gemeint ſey, wird allemal unumgänglich einen wohl unterrichteten, tüchtigen Künſtler erfordern; weil aber Privatunterricht von einem ſolchen, falls ſich auch einer dazu verſtünde, eine Sache iſt, die nicht mit den Vermögensumſtänden eines jeden, der ſie ſeinen Kindern wünſcht, in Verhältniß ſteht; ſo halten wir immer für das Beſte, ſich der öffentlichen Anſtalten zu bedienen, vorausgeſetzt, daß dieſe, wie es ſeyn ſollte, mit guten Lehrern verſehen ſind. Iſt es nicht alſo, dann muß man ſich freylich zu behelfen ſuchen.

Erreicht hätten wir unſere Abſicht, wenn alles, was hier und in den vorhergehenden Abſchnitten, über den Unterricht in den bildenden Künſten geſagt worden, zur deutlichen Anſchauung bringen könnte, wie wichtig und im allgemeinen von welchem großen und nützlichen Einfluß es ſey, ſowohl bey öffentlichen Anſtalten, als in Privatverhältniſſen, mit ſorgfältigem Bedacht, jedesmahl die beſten Lehrer zu wählen, die unter gegebenen Umſtänden zu haben ſind; daß der Unterricht, der, jungen Leuten, welche Künſtler werden wollen, ertheilt wird, gewöhnlich viel zu empiriſch practiſch ſey; daß er überhaupt bey allen mehr den Verſtand in Anſpruch nehmen, denſelben öffnen, von Grundſätzen ausgehen, die Anwendung der Grundſätze zeigen, den Geſchmack bilden, nicht blos der Hand einige Fertigkeit verſchaffen ſollte; endlich, daß ſchlechte Anweiſung dem wichtigen Zweck der Geſchmacksbildung hinderlich ſey und vielleicht noch weniger tauge als gar keine, weil in dieſem letzten Falle doch wenigſtens der Sinn einer beſſern Gelegenheit friſch und offen bewahrt wird, in jenen aber man Gefahr läuft, durch ſchiefe Richtung, weit, und ohne Rückkehr, vom vorgeſetzten Ziele abzuirren.

III.

Rafaels Werke im Vatikan.

Zweyte Fortſetzung.

Die Logen.

Vor den Sälen, welche Rafael gemahlt hat, iſt eine offene Gallerie, (Loggie) die einen der größern Höfe des Pallaſts auf drey Seiten umſchließt. In der Kunſtſprache verſteht man indeſſen, wenn die vatikaniſchen Logen genannt werden, gewöhnlich nur die eine Seite jener Gallerie, welche Rafaels Schüler, nach des Meiſters Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht, mit bewundernswürdigen Bildern, prächtig geſchmückt haben.

Wir übergehen für diesmal die ſchönen, zum Theil antiken Stukaturen, ſo wie die herrlich gemahlten Fruchtgehänge und Grotesken auf den Wänden und Pilaſtern (*) von Giov. da Udine ausgeführt, welche un-

---

(*) Die Lambris war mit ſchönen, in Basreliefſtyl, gelb in gelb gemahlten Bilden geziert, die aber ſämtlich bis auf einige undeutliche Spuren verſchwunden ſind. P. S. Bartoli hat ſie auf zwölf Blättern in Kupfer radirt.

übertroffen als ein Canon in ihrer Art gelten können, und wenden unſere Betrachtungen zu den Gemählden, die, an den Seiten der Spiegelgewölbe, der dreyzehn Bogen dieſes Theils der Gallerie, ſtehen und die heilige Geſchichte, von der Schöpfung an bis auf Chriſtum darſtellen. Wer nicht ganz fremd in der Kunſt iſt, kennt dieſelben aus Kupferſtichen, unter dem Nahmen der Bibel des Rafael und daher iſt keine nähere Anzeige weder ihres Inhalts, noch ihrer Folge, ſondern nur die der allgemeinen Eintheilung nothwendig.

Die vier Gemählde am Gewölbe des erſten Bogens ſtellen die Geſchichte der Schöpfung dar.

Im zweyten beziehen ſie ſich auf Adam und Eva.

Im dritten auf Noah.

Im vierten iſt ein Gemählde, wie Loth mit ſeinen Töchtern aus Sodom geht, die übrigen drey ſind Geſchichten Abrahams.

Alle vier Stücke im fünften Bogen gehören zur Geſchichte Iſaaks.

Die im ſechsten betreffen den Jacob.

Im ſiebenten den Joſeph.

Geſchichten Moſes nehmen den achten und neunten Bogen ein.

Die von Joſua den zehnten.

Zu den Bildern des eilften und zwölften ſind die Gegenſtände aus der Geſchichte von David und Salomon genommen.

Endlich zeigt der dreyzehente Bogen, als Schluß des Ganzen, die Geburt Chriſti, die Anbetung der Könige, die Taufe im Jordan und das Abendmahl.

Rafaels Gemählde in den Stanzen offenbaren dem Beſchauer das fruchtbare, ſchaffende Genie dieſes Künſtlers, ſeinen richtigen Verſtand, Geſchmack, Grazie und andere großen Verdienſte, die wir uns bemüht haben, in den vorigen Abſchnitten dieſer Betrachtungen gehörig aus einander zu ſetzen. In den Logen fühlt man ſich geneigt zu behaupten, daß die Stanzen blos die Schule ſeines Geiſtes geweſen, der nun erſt mit vollendeter Bildung auftrete. An jenen weitläufigen Werken hat uns ſein Talent, ſeine Erfindungsgabe, ſeine Kunſt und Gewandheit in Erſtaunen geſetzt; hier müſſen wir ſeine Weisheit, ſeine Ueberſicht und den waltenden, großen Verſtand bewundern. Verdiente jemahls ein Mahler den ehrenvollen Beynahmen eines Philoſophen, ſo war es Rafael, und nirgends macht er mit größerm Recht Anſpruch darauf, als in dieſen Gemählden. Alle ſind rein gedacht, die Geſchichte iſt nur mit den Hauptzügen treffend bezeichnet, ſelten giebt er mehr, als was zur

Bedeutung, zur Darſtellung des Gegenſtands unmittelbar gehört, alles iſt voll Sinn, voll Gehalt und bey der ſtrengſten Prüfung werden ohne Zweifel nur ſehr wenig überflüſſige Figuren, oder ſonſt etwas fremdes, unzweckmäßiges gefunden werden. Daher entſteht die reizende Einfalt in allen dieſen Bildern, daher die Befriedigung, die ein jedes gewährt.

Es dürfte ſchwer ſeyn, zu entſcheiden, welches das beſte und gefälligſte von allen ſey, denn alle ſind gut und gefällig; noch ſchwerer müßte ſich das geringſte ausfindig machen laſſen, denn es iſt keines, welches, in Hinſicht der Theile, die von Rafael ſelbſt herrühren, den Forderungen, die man billigerweiſe an ein Kunſtwerk machen kann, nicht Genüge leiſtet. Wir hoffen unſern Leſern einen deſto würdigern Begriff von dem Verdienſte dieſer Werke zu verſchaffen, wenn wir den Inhalt eines Bildes und zwar von denjenigen, welche ſonſt für die geringſten gehalten werden, auseinanderſetzen und prüfen.

Es iſt David, welcher dem überwundenen Goliath den Kopf abſchlägt. Goliath liegt gewaffnet zu Boden, David hat ihm das linke Knie auf den Rücken geſetzt und erhebt mit beyden Händen das Schwerdt, ihn zu tödten. Auf der linken Seite fliehen die Philiſter erſchrocken, keiner denkt an Gegenwehr. Im Vorgrund läuft einer ihrer Anführer, mit Ausdruck von Furcht und Entſetzen ſieht er ſich nach der Scene um. Die Iſraeliten auf der rechten Seite, voll Muths, ſind im Begriff, den Flüchtenden nachzuſetzen, werfen Lanzen, ſchießen mit Pfeilen.

Man ſieht die That nebſt ihren Folgen, die Geſchichte iſt ſprechend dargeſtellt, in ſo fern ſie es ſeyn kann.

Wer Schwierigkeiten zu machen gedächte, könnte vielleicht einwenden und ſagen: es giebt keine deutliche Anſchauung, weder von dem Muth, noch von der Stärke Davids, daß er dem wehrlos zu Boden liegenden Goliath den Kopf abſchlagen will. Hätte alſo der Moment anders gewählt werden ſollen? früher oder ſpäter? wir wollen ſehen, was aus dem einen und andern entſtehen kann und welche Vortheile dadurch zu erlangen wären.

Wenn früher Goliath noch ſteht und den David drohend höhnt, ſo iſt der Ausgang des Gefechtes unentſchieden, ja es iſt gar wahrſcheinlich, daß der Rieſe den Hirtenknaben überwältigen werde. Man kann die Folgen des Zweykampfes weder ſehen, noch vermuthen, nicht daß Goliath umkommen wird, noch weniger die Niederlage der Philiſter.

So bändige dein Herz, und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein jäher Rückfall in die Schmerzen ſeyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnon's Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht ich noch? Oreſt, Elektra leben!

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytemneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab

Iphigenie.

Vergoß ſie reuig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Bothen einer That, die ich ſo gern
In's klanglos-dumpfe Höhlenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf

Der ſpätere Moment, wenn David dem Goliath das Haupt ſchon abgehauen und ſolches ſiegreich erhebt, die Iſraeliten Muth faſſen und die Philiſter hingegen erſchrecken und fliehen, hat unſtreitig viel Gutes und es wäre zu wünſchen, daß ein tüchtiger Künſtler denſelben bearbeiten möchte, falls ſolches nicht ſchon geſchehen iſt, obſchon wir wenigſtens von keinem vorzüglichen Werk dieſer Art Kunde haben. Indeſſen behält Rafaels Bild immer den weſentlichen Vortheil, daß David die activſte Figur auf dem Bilde iſt, ſeine Großthat darf nicht erſt vermuthet werden, ſondern geſchieht wirklich vor unſern Augen. Der Rieſe lebt aber noch und zappelt ſinnlos, dadurch wird der Tod deſſelben gerechtfertigt und nothwendig, die Gefahr für den jungen Helden iſt noch nicht vorüber, der Beſchauer, der ſich für ihn intereſſirt, muß wünſchen, daß der gewaltige Streich, den er ausholt, ſchnell falle und dem Kampf ein Ende mache.

Den Spies Goliaths und die Schleuder Davids vermißt man und ſieht die Urſache nicht ein, warum Rafael ſie beyzubringen unterlaſſen hat, da ſie doch wenigſtens in Beziehung auf die Geſchichte bedeutend geweſen wären; aus eben dem Grund hätte auch das Schwerdt, welches David mit beyden Händen führt, größer werden ſollen, damit man ſehen könnte, daß es dem Rieſen genommen iſt.

Die Nebenfiguren, durch welche der Künſtler die Folgen des Zweykampfs zwiſchen David und Goliath angedeutet hat, ſind unübertrefflich weiſe und zweckmäßig erfunden. Von den Philiſtern zeigt er uns nur drey Figuren, ein Paar Köpfe, zwey Arme und noch ein Bein. Von den Iſraeliten ſind ebenfalls nicht mehr als drey ganz, ein vierter ohngefähr zur Hälfte, nebſt verſchiedenen Armen und Beinen ſichtbar. Dennoch ſcheinen es zwey Heere zu ſeyn, die Philiſter haben eine Fahne bey ſich, alles flieht, der Anführer ſcheint der letzte geweſen zu ſeyn und weicht geſchreckt zur Seiten aus. Die Iſraeliten dringen mit großer Gewalt und Eile nach, es ſind ihre tapferſten, die vorderſten ihres ganzen Heerhaufens.

Bekanntlich gehören die Gemählde in den Logen zu Rafaels ſpätern Producten, als ſeine Kunſt und ſein Geiſt der höchſten Stufe ihrer Ausbildung bereits nahe gekommen waren, deswegen darf man, beſonders in Rückſicht auf die Anordnung, große Schönheiten erwarten. Es herrſcht in der allgemeinen Form der Gruppen ungemein viel Mannichfaltigkeit und Abwechſelung. Denn obſchon Rafael ohne Zweifel wohl gewußt hat daß piramidale Gruppen in Betracht ihrer Eleganz vorzüglich ſind, ſo ließ er ſich doch niemals verleiten etwas weſentlicheres dafür aufzuopfern. Das poetiſch Wahrſcheinliche, das Schickliche, Ungezwungene war, nächſt der Bedeutung, immer ſein Hauptzweck, ſeine Gruppen ſcheinen vom Gegenſtand gefordert zu werden und ſich aus den Figuren, welche das Bild componiren, gleichſam ohne Zuthun der Kunſt, von ſelbſt gebildet zu haben. Dieſes ſcheint die Urſache zu ſeyn, warum auch viereckigte Gruppen öfters eine vortreffliche Wirkung thun, wie z. B. die vom Noah im Ausgang aus der Arche; Loth, der ſeine Töchter aus Sodom führt und Joſeph mit den drey Brüdern, welche hinter ihm ſtehen, in dem Bild wo er ſeinen Traum erzählt. Wo indeſſen der Zweck des Natürlichen in der Darſtellung es zuließ, oder zu erheiſchen ſchien, da hat er nicht unterlaſſen ſchöne Kegelgruppen anzubringen, wovon die Eva mit ihren Kindern, der junge Mann, der den Leichnam ſeines ertrunkenen Weibes hält, in der Sündfluth und Iſak, welcher mit der Rebecca koſet, herrliche Beyſpiele ſind. Noch ſchöner, ja man kann ſagen, von unübertrefflicher Kunſt ſind die beyden rautenförmigen Gruppen von der Frau mit zwey Kindern, in Jakobszug nach Kanaan, und der vorderſten Figuren, im Durchgang der Iſraeliten durchs rothe

Meer; dieſe letztere hebt ſich im Bilde, durch die Schuld deſſen, der es ausgeführt hat, nur nicht genug von den weiter zurück ſtehenden Figuren ab.

Wir haben, in den Betrachtungen über die großen Gemählde in den Stanzen, bereits einige Beyſpiele von glücklich gelungener Anordnung einzelner Theile gegeben. Die Bilder in den Logen ſtellen dergleichen in noch größerer Menge auf; wir erwähnen indeſſen zur Erweckung derjenigen, die in Rom ſelbſt Beobachtungen anſtellen können, uur die künſtlich vertheilten Hände der meſopotamiſchen Kaufleute und deſſen von Jakobs Söhnen, welcher das Geld für den verkauften Joſeph empfängt, wie auch die ſchöne Anordnung des Kinds, der Arme und des Kopfs von dem Mädchen, welches den Korb hält, in der Findung Moſes; weil die Copiſten dergleichen dem gebildetern Kunſtſinn allein bemerkbare Schönheiten meiſtentheils überſehen haben und alſo zu befürchten iſt, ein langes Verzeichniß ähnlicher Stellen möchte denen, welche des Anblicks der Originalbilder nicht genießen können, weder Vergnügen noch Nutzen ſchaffen.

Rafael hat, zufolge aller Berichte, und wie überdem noch der Augenſchein unwiderſprechlich beweißt, an den wenigſten von den Bildern in den Logen ſelbſt Hand angelegt, darum iſt auch der Ausdruck der Köpfe ſelten in einem vorzüglichen Grade zart, lebhaft, oder geiſtreich; hingegen gränzt derſelbe, in allem was in den Stellungen der Figuren liegt und in dem Bezug, ſo ſie wechſelſeitig auf einander haben, an die Vollkommenheit. Gott Vater, der das Chaos theilt, die Figur eben deſſelben in der Erſchaffung der Thiere, Adam im Bild von der Erſchaffung der Eva, alle drey Figuren in der Vertreibung aus dem Paradies, die ſämmtlichen Figuren im Vorgrund des Gemähldes von der Sündfluth, Loth mit ſeinen Töchtern, Labans Töchter beym Brunnen, das ganze Bild, wo Jakob mit Laban zürnt, das ganze Bild von dem Zuge Jakobs nach Canaan, das ganze Bild, wo Joſeph dem Pharao den Traum auslegt, die Gruppe vom meſopotamiſchen Kaufmann, ſeinem Geſellen, welcher den Beutel hält, Joſeph und ſein älterer Bruder, dem das Geld gezählt wird. Die Figur Moſes, in der Geſchichte vom feurigen Buſch, nebſt noch vielen andern ſind in dieſer Hinſicht unübertrefflich gelungen. Ja es ließe ſich ohne Uebertreibung behaupten, daß die Gemählde in den Logen, in dem was ſprechende Darſtellung, bedeutenden Ausdruck, in Handlung und Stellung der Figuren betrifft, das vortrefflichſte muſterhafteſte Product neuerer Kunſt ſeyen. Die Fülle an groſsen und ſchönen Gedanken, die Anmuth und edle Einfalt, welche den Character des Ganzen ausmacht, der überall hervorleuchtende tiefe Verſtand, der beſchäftigt und unterrichtet, oft überraſchend uns Bewunderung abzunöthigen weiß, macht daß man ſo willig iſt, die Fehler der Ausführung zu überſehen. Keine andere Bilder haben jemals die Kritik ſo entwafnet, ſo die Aufmerkſamkeit von den fehlerhaften Formen auf den fehlerloſen Sinn zu lenken, das Glück gehabt wie dieſe. Nie hört man in den Logen, wie ſonſt überall, (die Verklärung und die Antiken ſelbſt nicht ausgenommen) das Einzelne tadeln, bemerken wie ſchlecht dieſer Arm, jenes Bein gezeichnet! wie übel der Kopf gerathen! die Falten gelegt ſeyen! ꝛc. hier ertönen immer einſtimmig nur Lob und Beyfall; wiewohl nicht kann geleugnet werden, daß nur weniges ſchön ausgeführt und richtig gezeichnet iſt. Haltung und Colorit ſind ebenfalls ſelten zu loben, alles aber hat Bedeutung, hat Character, jede Figur, jeder Theil einer Figur giebt den richtigen Begriff von dem was er darſtellen ſoll, alles iſt zweckmäßig, nichts müßig, oder überflüßig, jedes Beywerk trägt nicht allein zur Zierde, ſondern auch zum Verſtändniß des Ganzen das ſeine bey, iſt ein Rad, welches die Maſchine in Bewegung ſetzen hilft.

Wegen der hellen Farben und vielen changeanten Gewänder könnte man die Gemählde in den Logen wohl überhaupt etwas buntfarbig nennen, wenn ſich nicht gewöhnlich dem Worte Bunt auch der Begriff vom Unruhigen anzuſchließen pflegte; unruhig ſind ſie indeſſen nicht, weil die Maſſen groß und breit gehalten ſind, daher entſteht, von den hellen, mannichfaltigen Farben, eine fröhliche, heitere Wirkung, die zu den meiſten Gegenſtänden nicht übel paßt; zuweilen iſt das changeante der Gewänder, als Mitteltinte, zu ſanftern Uebergängen von Licht zum Schatten, angewendet, zuweilen auch um hell und dunkel noch auffallender zu machen. Mit einem Wort, wenn dieſe Art die Farben auszutheilen ſonſt nicht unbedingt zur Nachahmung empfohlen werden darf; ſo ſcheint ſie doch hier ziemlich am Platze zu ſeyn, und thut keine unangenehme Wirkung.

Hinſichtlich auf die Beleuchtung hat Rafael, in den Logen, nach eben denſelben Grundſätzen gehandelt, wie in ſeinen Gemählden in den Stanzen geſchehen iſt. Es genügte ihm, wenn die Figuren durch Licht und Schatten Deutlichkeit und Rundung erhielten, ſich von einander durch Gegenſätze von Hell und Dunkel ablößten. Die Maſſen im einzelnen ſind überhaupt muſterhaft vortrefflich und man findet viele Figuren in jener großen Manier beleuchtet, die wir auch in einem Paar der Deckengemählde im Saal des Heliodor beobachtet und an einem Ort erwähnt haben. Wir zeigen hier nur die allervorzüglichſten an, als: Mehrerere Figuren im Abendmahl. Die Königin von Saba. Im Triumph Davids, die Pferde, der Gefangene und David ſelbſt. Wo Moſes dem Volk die Geſetztafeln zeigt, Moſes und die Figuren, welche bey ihm ſtehen. Moſes und Gott Vater, im Bilde von der Geſetzgebung auf Sinai. Mehrere Figuren, im Tanz ums goldne Kalb. Beyde Figuren, im Gemählde vom feurigen Buſch. Joſeph und Potifars Weib. Einige Figuren, im Gemählde wo Joſeph ſeinen Brüdern den Traum erzählt. Andere im Gemählde, wo er verkauft wird, im Auszug aus Sodom, im Bild, wo die Arche gebaut wird, in der Vertreibung aus dem Paradieſe ꝛc.

Die Falten in den Gemählden der Logen könnten und ſollten wohl von rechtswegen allen Künſtlern zum Muſter dienen. Meiſtens groß, geſchmackvoll, nie gekünſtelt, immer einfach, zweckmäßig nach der Lage und Bewegung des Körpers eingerichtet, den ſie bekleiden. Die fliegenden Gewänder ſind vorzüglich ſchön und leicht ſchwebend; freylich bemerkt man wohl, daß die ſämmtlichen Drapperien überhaupt hier nicht mit der Sorgfalt und Genauigkeit gelegt und nach der Natur gezeichnet worden ſind, wie in mehrern, von des Meiſters frühern Gemählden, in den Stanzen geſchehen ſeyn muß. Aber Rafael hat die trefflichen Maximen, welche er dort erworben hatte, hier ſehr wohl angewendet und wenn ſchon die Gewänder in den Logen, an Feinheit und Zierlichkeit, die in der Disputa, oder in der Schule von Athen nicht erreichen, noch weniger in Abſicht der Ausführung mit ihnen verglichen werden können; ſo ſind ſi hingegen einfacher und durchgängig in einem größern Styl gedacht. Die gute Regel iſt, möchten wir ſagen deutlicher und faßlicher in denſelben vorgetragen. Als Muſter zeichnen ſich vorzüglich aus: Faſt alle Figuren im Gemählde vom Abendmahl, beſonders aber iſt der gelb gekleidete Apoſtel, welcher ſich umwendet, ein Meiſterſtück. Johannes Baptiſt in der Taufe. Der vorderſte von den Richtern, im Urtheil Salomons, der Gefangene, im Triumph Davids. Die gelbgekleidete knieende Figur, im Tanz ums goldene Kalb. Moſes, im Gemählde vom feurigen Buſch, mag ſelbſt unter den vorzüglichen Stücken noch als eins der vorzüglichſten gelten. Faſt alle Gewänder im Durchzug durch das rothe Meer und in der Findung Moſis. Joſeph, welcher Potifars Weibe entflieht. Jakob, im Traum von der Himmelsleiter. Die Mädchen beym Brunnen. Das herrliche Gewand der Rebecca, welche Jacob dem Iſaak bringt daß er ihn ſegne. Das Gewand des Mannes, der bey Melchiſedech iſt und auf das Brod und die Gefäße mit Wein zeigt. Der weite große Mantel an der Figur von Gott Vater, im Gemählde wo die Arche gebaut wird. Das Gewand des Engels, in der Vertreibung aus dem Paradies. Das Gewand von Gott Vater, in der Erſchaffung der Eva, nebſt noch mehr andern. Weil aber, wie vorhin erwähnt worden, in den Logen nicht alles mit eben ſo großer Sorgfalt und ämſigem Studium gemacht iſt, wie in den Hauptbildern der Stanzen; ſo darf man ſich nicht wundern, wenn auch an einigen einzelnen Stellen die Gewänder nicht vollkommen gelungen ſind, und da es aus verſchiedenen Rückſichten nicht überflüſſig ſeyn kann, ſie hier anzuzeigen, ſo bemerken wir demnach folgende. An der Figur, von Gott Vater, welcher dem Noah befiehlt die Arche zu bauen, läßt das Gewand die Form des linken Beins gar zu deutlich durchſcheinen, gleiche Einwendung kann man auch gegen das Gewand machen, mit welchem ein Mann um die Hüften bekleidet iſt, im Gemählde, wo Melchiſedech Abrahams Kriegsleuten Wein und Brod reichen läßt. An der ſchwebenden

Auch etwas ſchmerzlich's fordern, und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder. Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier, des Königs Tod
Zu rächen. Unverſehen, fremd gekleidet,
Erreichen ſie Mycen, als brächten ſie
Die Trauernachricht von Oreſtens Tode
Mit ſeiner Aſche. Wohl empfänget ſie
Die Königinn; ſie treten in das Haus.
Elektren gibt Oreſt ſich zu erkennen;
Sie bläſ't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In ſich zurück gebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo ſein Vater fiel,
Wo eine alte, leichte Spur des frech-
Vergoßnen Blutes oft gewaſchnen Boden
Mit blaſſen, ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge ſchilderte
Sie jeden Umſtand der verruchten That,
Ihr knechtiſch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geſchwiſter
Von einer ſtief gewordnen Mutter warteten;
Hier drang ſie jenen alten Dolch ihm auf!

Figur von Gott Vater, der dem Iſaak befiehlt nach Egypten zu ziehen, ſind alle Muskeln des Arms und der Schulterblätter unter dem Gewande zu ſichtbar. An der Figur Jakobs, in ſeinem Zug nach Kanaan, erſcheinen ebenfalls die Formen des linken Beins allzudeutlich. An dem rothen Gewand des zuvorderſt knieenden Mannes, im Tanz ums goldene Kalb, und an ein Paar Stellen der Gewänder, in der Salbung Davids, iſt der Wurf der Falten ſelbſt nicht glücklich gerathen.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: welche von den Gemählden in den Logen in Betracht der Ausführung das meiſte Verdienſt haben? ſo wird man ohne Zweifel die Taufe im Jordan und das Abendmahl vor allen andern nennen müſſen. Beyde werden dem Rafael ſelbſt zugeſchrieben, das erſte hat in der That den großen Vorzug eleganter Formen und richtiger Zeichnung; iſt aber, ſo wie mehrere von den Bildern, die an den Gewölben nach der Seite des Hofes ſtehen, beſchädigt und dieſes ſetzt uns außer Stand, über das wahrſcheinliche oder zweifelhafte dieſes Angebens mit völliger Sicherheit zu urtheilen *), das Abendmahl zeichnet ſich durch ſehr fri-

---

*) Joh. Baptiſta, Chriſtus, der ſchön gezeichnete Mann, welcher ſein Hemd auszieht und der nicht minder ſchöne, der ſich

ſches Colorit aus, auch ſind die Gewänder vortrefflich ausgeführt, nur haben die Köpfe der Apoſtel den lebendigen und ſeelenvollen Ausdruck nicht, in dem hohen Maaße, erhalten als man von einem Werk, welches von Rafaels eigner Hand ausgeführt ſeyn ſoll, erwarten darf. Der Kopf Chriſti wäre ſeiner am wenigſten würdig. Nächſt dieſen iſt das Gemählde von den Töchtern Labans beym Brunnen eins der beſt ausgeführten Stücke. Daſſelbe iſt von einigen ebenfalls für Rafaels Arbeit gegeben, und vermuthlich mag er wohl die Figuren retouſchirt haben, welche Gunſt auch dem Moſes, im Gemählde vom feurigen Buſch wiederfahren zu ſeyn ſcheint. Ungemein deutlich zeigen ſich die edeln Striche des großen Meiſters am Kopf, ſo wie auch an dem einen Arm und Fuß von Potiſars Frau, welche den Joſeph zurückhalten will. Beſonders ſind ſie am Arm meiſterhaft aufgeſetzt, unterſcheiden ſich durch friſche Farbe und berichtigen den Contour vortrefflich. Der Sage nach ſoll Gott Vater, welcher das Chaos theilt, ebenfalls von Rafael

---

abtrocknet, haben ſich noch ziemlich wohl erhalten. Die beyden ſchwebenden Engel ſind hingegen ſchwarz geworden und der Grund des Bildes iſt größtentheils verblichen.

ſelbſt ausgeführt ſeyn, indeſſen will uns dünken, er ſelbſt habe an dieſer Figur nur den Kopf mit dem hohen Ausdruck von Ernſt, Würde und Allmacht gemahlt, eine leichte Behandlung überhaupt und einzelne kecke Striche, im Haar und Bart, verrathen die Hand des Meiſters, die man auch in wenigen Retouſchen an den Händen und Füßen wahrnimmt, welche ſonſt keine beſonders ſchönen Formen und ein ſchmuziges Colorit haben. Es giebt ferner noch einige kühne Meiſterſtriche, in der Figur von Gott Vater, der die Pflanzen aus der Erde hervorgehen heißt, und in der andern, wo er Sonne und Mond an den Himmel ſetzt, desgleichen ſcheinen noch die Gemählde von der Anbetung der Hirten und der Könige von ihm ſelbſt übergegangen zu ſeyn (*). Hauptſächlich vermuthen wir, er möchte wohl an dem ſanften Profil der Madonne, in dem erſten von dieſen beyden Bildern, das Beſte gethan haben.

Nächſt den angezeigten Stücken, in welchen wir, mehr oder weniger, die Spuren von Rafaels eigner Hand ehren, ſind diejenigen am beſten ausgeführt, die

---

(*) Beyde gehören, in Rückſicht des Colorits ſowohl als der Ausführung überhaupt, zu den beſſern Stücken in den Logen.

von Julius Romanus gemahlt zu ſeyn ſcheinen. Man glaubt dieſen Künſtler an dem kräftigem, aber dabey ein wenig düſtern Colorit zu erkennen, an den etwas harten Uebergängen und an den ſtreng beſtimmten Umriſſen, die, wenn ſie ſchon hier noch nicht fehlerfrey, doch wenigſtens richtiger als die ſeiner Mitarbeiter ſind. Alle vier Bilder von den Geſchichten Josephs haben die angegebenen Kennzeichen, desgleichen die Königin von Saba, das Urtheil Salomons, die Geſetzgebung auf dem Berge Sinai, der Tanz ums goldne Kalb, wie Moſes dem Volk die Tafeln der Geſetze vorhält. Abraham und Mechiſedech, wie auch die Figur von Gott Vater in der Erſchaffung der Thiere (*). Die Thiere ſelbſt aber, welche in dieſem letzten Bild vortrefflich ſind, nebſt der Landſchaft, die für jene Zeit, als die Landſchafsmahlerey gleichſam noch in der Wiege lag, ein Wunder und noch gegenwärtig für Tag und Ton eins der ſchönſten Muſter iſt, halten wir für des Giov. da Udine Arbeit. Derſelbe mag auch die Ausſicht in dem

---

(*) Vasari (Vite de Pittori Parte 3. V. 1) ſchreibt dem Jul. Rom. auch noch die Erſchaffung der Eva, wie Gott Vater dem Noah befiehlt die Arche zu bauen, das Opfer nach der Sündfluth und die Findung Moſis zu.

Bild, wo Joſeph dem Pharao den Traum auslegt, gemacht haben, ebenfalls ungemein heiter und angenehm. Des Perin del Vaga Manier, ſein helles und übereinſtimmendes, doch dabey etwas mattes Colorit in Fresko, zeigt ſich in den vier Geſchichten vom Joſua. Davids Kampf mit Goliath, die Geſchichte mit der Bathſeba und der Triumph, mögen ihm auch zugeſchrieben werden (*). Franz Penni, genannt il Fattore, hat gewöhnlich rohe, ziegelfarbige Fleiſchtinten, ſchmuzige, und zuweilen auch etwas matte Schatten. Es läßt ſich vermuthen, dieſer habe die Geſchichte Iſaks, die Engel, welche dem Abraham im Thal Mammre erſcheinen und vielleicht auch das Bild vom feurigen Buſch, mit Ausnahme deſſen, was angezeigtermaaßen an der Figur Moſes dem Rafael ſelbſt zugehört, gemahlt.

(*) Vasari will behaupten (Vite de Pittori. P. 3 V. 1) auch die Geburt Chriſti, die Taufe im Jordan und das Abendmahl ſeyen Arbeiten des P. del Vaga. Wie ſollte aber dieſer Künſtler ſeine eigenthümliche Manier, welche man in den Geſchichten Joſuä deutlich erkennt, ſo haben verſtecken, im Abendmahl gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit ein ſo friſches Colorit annehmen, und, beſonders in der Taufe im Jordan, ſich ſelbſt in allen Stücken ſo ſehr übertreffen können, da er doch noch ein Schüler war?

Man weiß, daß Pelegrino da Modena in den Logen mitgearbeitet hat. Seine Werke unterſcheiden ſich zwar nicht ſo beſtimmt als die der andern Künſtler aus Rafaels Schule; indeſſen iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Salbung Davids und der Sündenfall von ihm ausgeführt ſind.

Dem Verfaſſer ſind drey ununterbrochene Folgen von Kupferſtichen nach den Gemählden in den Logen bekannt. Die, welche man am öfterſten ſieht, iſt von P. Aquila und Cäſare Fantetto radirt, klein quer Folio. Eine andere, ohngefähr in gleicher Größe, rührt von dem franzöſiſchen Mahler N. Chapron her, beyden iſt gewöhnlich der Prophet Jeſaias, nach Rafaels berühmtem Gemählde, in der Auguſtiner Kirche zu Rom, beygefügt. Die dritte Folge haben Joh. Lanfranchi und Sixtus Badalochi in kleinerm Format ſkizzenhaft aber geiſtreich radirt und dem Annibal Carracci zugeeignet. Es war ein ſonderbarer Einfall, doch gewiß keine glückliche Verbeſſerung, daß ſie in verſchiedenen Blättern die Figur von Gott Vater weggelaſſen und dafür einen Lichtkreis mit dem Wort Jehovah an die Stelle geſetzt. Ohngefähr in gleichem Format hat auch Franz Villamena einige Stücke ſehr meiſterhaft geſtochen. Nur Schade, daß ſein Werk nicht vollſtändig geworden iſt. Endlich ſind noch ohnlängſt 13 Bilder, mit den umgebenden Zierrathen, von Joh. Ottaviani in Kupfer gebracht, bey Volpato herausgekommen.

IV.

Die Preisaufgabe betreffend.

1.

Preisertheilung 1800.

Als die Verfaſſer der Propyläen den Vorſatz faßten über bildende Kunſt, mit welcher ſie ſich, mehr oder weniger, ihr Leben hindurch beſchäftigt hatten, einiges öffentlich auszuſprechen, waren ſie ſich ihrer Kräfte wohl bewußt; ſie konnten hoffen manches mitzutheilen, das den Liebhaber intereſſirte, den Kenner und den Künſtler förderte. Weit entfernt auf Theorie, im ſtrengern Sinne, Anſpruch zu machen, war ihre Abſicht Confeſſionen des Künſtlers und Kunſtfreundes zu liefern, welche für den Augenblick wirken und dem Philoſophen künftig, wenn er mit der Aeſthetik mehr im Reinen wäre, als Data dienen ſollten, die er, nach ſeiner Ueberzeugung ordnete, aus höhern Quellen ableitete und ihren Werth beſtimmte.

Wir haben bisher was Zeit und Umſtände erlauben wollten geleiſtet, gedenken auf dieſem Wege fortzufahren und erbitten uns, auch für die Zukunft, den Antheil der Kunſtverwandten.

Was uns, bey unſerm Unternehmen, gleich zu Anfang am meiſten beſorgt machte, war die Erfahrung, daß zwiſchen Künſtler und Künſtler, Kenner und Kenner, Liebhaber und Liebhaber, nicht weniger wechſelsweiſe unter dieſen drey Klaſſen, unauflösliche Misverſtändniſſe obwalten. Man darf nur die Kunſtſammlungen Roms, in größerer Geſellſchaft, durchwandelt, man darf nur das griechiſche Kaffeehaus, die römiſche Börſe der Künſtler, beſucht, die Meinungen der Künſtler, Ciceronen und Fremden mit einander verglichen haben; ſo wird man die Hoffnung aufgeben Geſinnungen ſo verſchiedener Menſchen vereinigen zu wollen, die ſich nicht leicht, weder über das was geleiſtet werden ſoll, noch über das Schätzenswerthe am Geleiſteten vergleichen werden. Und wie ſollte das auch möglich ſeyn? da jedermann eine Kunſt vorausſetzt, ohne ſich genauer um ihre Forderungen zu erkundigen, ſo wie man im Leben den Menſchen vorausſetzt, ohne viel von ihm zu wiſſen. Im einzelnen lobt und verwirft, liebt und haßt man und gelangt nur ſelten zu einer Art von Ueberſicht des Ganzen.

Indeſſen fand ſich manchmal ein Anſchein näherer Harmonie, beſonders da wo etwas augenblicklich entſtand. Es war eine Zeit, in welcher deutſche Künſtler manchmal am Abend ſich verſammelten, auf der Stelle ſich über eine Preisaufgabe verglichen und ſie ſogleich ausführten. Der Moment belehrte über das im Moment entſtehende; bey dieſem geiſtreichen Spiel ſchwiegen die Anforderungen, das Verdienſtliche wurde erkannt und gelobt, die Unterhaltung war unpartheiiſcher und angenehmer als jemals.

Gewiß iſt dieſes auch der Gang, den die Kunſt, in ihren glücklichen Tagen, im Großen nimmt. Der Künſtler drückt ſeine Geſinnung mit dem Griffel aus, das Genie ſtellt eine neue Schöpfung in die Mitte, Kenner und Liebhaber unterhalten ſich über das eben fertig gewordne, das, wenn das Glück will, auf der Stufe der gegenwärtigen Cultur ſteht. Ein anderer gleichzeitiger Künſtler betrachtet das Werk ſeines Rivalen, eignet ſich das Wirkſame daraus zu, und ſo wird eine Arbeit aus der andern hervorgebracht.

Alsdann wandelt die Kunſt auf dem rechten Wege zum Ziel, wenn, indem darauf gearbeitet wird, daß Ein Kunſtwerk vollendet ſey, zugleich ſich die Ausſicht öffnet, daß ein vollkommneres möglich werde.

Solche und verwandte Betrachtungen bewogen uns jährliche Aufgaben aufzuſtellen und die Künſtler zu deren Bearbeitung einzuladen. Hierdurch konnten wir hoffen, uns von dem Zuſtande der Kunſt in unſerm Vaterlande nach und nach unterrichtet zu ſehen, und, nach unſern Kräften, auf den Moment zu wirken.

Schon bey der geringen Anzahl eingeſendeter Stücke, im vorigen Jahr, hatten wir uns mancher angenehmen Erſcheinung, mancher intereſſanten Bekanntſchafft

Der ſchon in Tantals Hauſe grimmig wüthete,
Und Klytemneſtra fiel durch Sohnes-Hand.

Iphigenie.

Unſterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken ſelig lebet,
Habt ihr nur darum mich ſo manches Jahr
Von Menſchen abgeſondert, mich ſo nah
Bey euch gehalten, mir die kindliche
Beſchäftigung, des heil'gen Feuers Gluth
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit
Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauſes Gräuel ſpäter
Und tiefer fühlen ſollte? — Sage mir
Vom Unglückſel'gen! Sprich mir von Oreſt! —

Oreſt.

O könnte man von ſeinem Tode ſprechen!
Wie gährend ſtieg aus der Erſchlagnen Blut
Der Mutter Geiſt
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch iſt er geweiht!"
Sie horchen auf, es ſchaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um ſich her.
Sie rühren ſich in ihren ſchwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leiſ' herbey:
Vor ihnen ſteigt ein Dampf vom Acheron;
In ſeinen Wolkenkreiſen wälzet ſich
Die ewige Betrachtung des Geſcheh'nen

zu erfreuen; ungleich mehr aber noch dieſesmal, indem die Zahl der Concurrenzſtücke gegen Dreißig angeſtiegen, worunter ſich Meiſterwerke fanden, die uns für den Augenblick befriedigten, Arbeiten jüngerer Männer, welche uns auf die Zukunft die ſchönſten Ausſichten geben.

Dabey war es uns beſonders erfreulich, die meiſten Künſtler, welche uns voriges Jahr mit ihrem Zutrauen beehrt, auch diesmal wieder zu finden und zu ſehen, wie getreulich ſie in ſo kurzer Zeit ihre Talente geſteigert.

Faſt hätten wir uns, wir dürfen es wohl geſtehen, bey dieſem glücklichen Zudrange, des geringen Preiſes geſchämt, den wir anzubieten hatten, wir hätten ihn größer, wir hätten ihn vielfacher gewünſcht, theils um Künſtlern, welchen der erſte Preis zuerkannt werden mußte, einen gewichtigern Dank abzuſtatten, theils um die Acceſſit honoriren und die wackern Künſtler, die ſolche verdient, gleichfalls nennen zu dürfen.

Allein wir können, in unſerer Beſchränkung, uns deſto mehr beruhigen, da ſowohl der Effect überhaupt, als auch die beſondern Aeuſſerungen mehrerer Künſtler, welche ihren Arbeiten gefällige Briefe beygelegt, uns von der Uneigennützigkeit, von dem wahren Streben nach Kunſt, nach Unterhaltung mit Kunſtfreunden über dieſelbe, wovon unſere deutſchen Künſtler belebt ſind, hinlänglich überzeugen konnten.

Möge alſo auch künftig dieſer Preis als Anlaß dienen, mehrere Strebende zu Einem Zweck zu vereinigen; wogegen unſere Bemühung ſeyn wird, unſer Juſtitut, ſowohl ihnen, als dem Publikum immer nützlicher zu machen.

Schon gegenwärtig können wir es als ein ſchönes Reſultat anſehen, daß wir vier verdiente Künſtler vor ihrem Vaterlande nennen dürfen. Die Herren Hartmann und Kolbe, welche voriges Jahr den Preis erhalten, die Herren Nahl und Hoffmann, welchen diesmal der erſte Platz zugeſprochen worden.

Ehe wir uns nun zu der Recenſion der eingeſandten Werke ſelbſt wenden, haben wir noch einiges vorläufig anzuzeigen.

Was die Ordnung betrifft, in welcher wir die eingeſendeten Arbeiten aufführen werden, ſo iſt beliebt worden: von dem Tode des Rheſus, welchen Herr Joſeph Hoffmann aus Kölln eingeſandt, dem Ein Drittheil des Preiſes mit zehen Ducaten zuerkannt worden. ſtufenweiſe hinunter zu ſteigen, dann von dem geringſten Abſchiede des Hectors; bis zu dem beſten Werke der ganzen Sammlung, einer Zeichnung des Herrn Profeſſor Nahl aus Kaſſel, welchem zwey Drittheile des Preiſes mit zwanzig Ducaten zugeſprochen worden, wieder hinauf zu ſteigen, ſo daß Anfang und Ende unſerer Recenſion, ſich, als die Gipfel unſerer diesjährigen Ausſtellung, neben einander zeigen mögen.

Ferner werden wir uns, bey Erwähnung der einzelnen Stücke, umſtändlichere Beſchreibungen um ſo mehr zur Pflicht machen, als wir, dieſes Jahr, Umriſſe im Kleinen von den Preisſtücken, wie es vorjährig geſchehen, zu liefern nicht im Stande ſind.

Die Schwierigkeiten eine Zeichnung, die im Großen gedacht und ausgeführt iſt, ins Kleine zu bringen und ſolche durch den Kupferſtecher, nur einigermaßen leidlich, darſtellen zu laſſen, iſt überhaupt ſchon groß genug und wird ſelten, auch bey hinreichender Zeit und aufgewendeten Koſten, durch ein glückliches und zweckmäßiges Reſultat belohnt. In dem gegenwärtigen Falle, iſt der Verſuch gar nicht zu unternehmen.

Herrn Hoffmanns Rheſus, eine reiche Compoſition von vielen Figuren, würde ſich kaum in quer Folio deutlich machen laſſen, ſo wie ſich, durch einen Umriß, Herrn Nahls Verdienſt zwar, im Allgemeinen, was die Zuſammenſetzung betrifft, aber nicht im einzelnen, wodurch ſie ſich in Form, Character, Reinheit und Geſchmack der Ausführung auszeichnet, darſtellen ließe.

2.

Recenſion

der eingegangenen Stücke.

Tod des Rheſus.

1. Dieſes Bild, mit ſchwarzer Kreide und Tuſche, auf grau Papier, hat uns vorzüglich angenehm überraſcht, indem es die vergangenen Zeiten Rubenſiſcher Schule und Kunſt wieder zur Gegenwart bringt. Daß

s dieſes auf keine gemeine Weiſe thut, daß es nicht etwa eine gewöhnliche, ſchwache, geiſtloſe Nachahmung von Rubens Bildern, oder, was die Nachahmer dieſes Meiſters am öfterſten gethan haben, ſeiner Fehler ſey, ſondern aus einem vollſtändig aufgefaßten, geiſtreichen Begriff und Beſitz jener Kunſt entſtanden, wollen wir den kundigen Liebhabern der Kunſt, durch eine nähere Beſchreibung deſſelben, darzuthun verſuchen.

Diomed ſteht in der Mitte des Bildes, mit der Hand hält er den Wagen des Rheſus gefaßt, den er, nach dem Dichter, mitnehmen wollte; ihm zu Füßen, am Wagen, liegt der erſchlagene Rheſus, auf ſeinen Waffen, ſchön verkürzt; neben ihm der mit einer Krone gezierte Helm. Pallas erſcheint dem Helden und gebietet ihm den Rückzug. Unwillig zaudert er ihr zu gehorchen. Die Göttin, leicht auf Wolken einherſchreitend, nimmt die linke Seite des Bildes ein, ſie iſt zierlich drappirt und überhaupt eine gefällige Geſtalt. Ihr gegenüber, auf der andern Seite des Bildes, hält Ulyſſes vier weiße Pferde, die von der Erſcheinung ſcheu ſich bäumen, und mit dem rüſtigen, gewandten Helden eine ungemein mahleriſche Gruppe ausmachen. Im Vordergrund liegt ein Haufe erſchlagener Thrazier, die, wie der Dichter ſagt, von Ulyſſes bey Seite geſchleppt worden, in dieſem Sinne verſtändig geordnet und nur durch Reflex beleuchtet; einem einzigen wird das Haupt, die Arme und ein überliegendes Gewand vom Licht, welches aus den Wolken um die Pallas herkommt, beſtreift, und macht, auf eine ſehr künſtliche Weiſe, den Uebergang von dieſer großen Schattenparthie, zu dem beleuchteten Raum, wo die handelnden Hauptfiguren des Bildes ſtehen. Etwas weiterhin liegt die ſichtbare Halbfigur eines Erſchlagenen, ganz vom Lichte getroffen, bey welcher der Künſtler ohngefähr ebendenſelben Zweck beabſichtigt und erreicht hat. Auf der Seite des Ulyſſes und der Pferde öffnet ſich das Bild, man ſieht, über der weiten Ebene, das Geſtade des Meeres, das griechiſche Lager und die Schiffe.

Die niederländiſche Schule und, an ihrer Spitze, Rubens, ſuchten hauptſächlich durch den Totaleindruck ihrer Werke zu reizen. Sie bewirkten das Gefällige fürs Auge, vermittelſt eines klugen Gegenſatzes der Figuren und Gruppen, durch ein verſtändiges Steigern der Licht- und Schattenparthien und durch den Contraſt der Farben, die Harmonie dieſer letztern aber meiſtentheils durch das künſtliche Mittel des Tons. Sie ſtrebten ferner nach dem Lebendigen und Bewegten in der Darſtellung überhaupt und ihre Forderungen an Kunſt gingen, wie es ſcheint, nur ſelten auf etwas noch höheres als auf die Nachahmung der Natur, unter obigen Bedingungen.

Die Italiäner hingegen, oder die römiſche Schule, in beſtändigem Anſchauen der plaſtiſchen Werke griechiſcher Kunſt, hatten einen weit ernſtern Zweck, ſie bemühten ſich hauptſächlich um Richtigkeit der Zeichnung, Schönheit und Eleganz der Formen; auch iſt ihr Ausdruck meiſtentheils würdiger und gemäßigter, kurz, ihre Abſicht ging dahin eine edlere Natur darzuſtellen, wozu ſie ſich der vorhandnen Natur mit Wahl bedienten. Manche vernachläſſigten vielleicht zu ſehr das Colorit und andere Theile der Kunſt, welche das Auge reizen und befriedigen.

Man könnte daher ſagen: daß die Künſtler der römiſchen Schule zwar einem höhern Zweck nachgeſtrebt, die Niederländer aber den ihrigen allgemeiner erreicht haben.

Dieſer Unterſchied, der uns den Geſichtspunct andeutet, aus welchem Kunſtwerke überhaupt und vorzüglich die der niederländiſchen Schule zu beurtheilen ſind, welchen man wenigſtens beym Beurtheilen derſelben nie vergeſſen muß, iſt, billigerweiſe, auch bey der Hoffmanniſchen Zeichnung zu machen, indem wir oben ſchon erwähnten, daß der Künſtler ſich hauptſächlich nach Rubens gebildet zu haben ſcheine. Sein Bild iſt, als ein Ganzes, ungemein wohlgefällig, die Gruppe der weißen Pferde würde, wenn die Farbe dazu käme, das Hauptlicht, oder, um uns genauer auszudrücken, die zuerſt in die Augen fallende Parthie ſeyn. Pallas mit den leichten Wolken, die ſie umgeben, wäre, der Energie nach, das zweyte Licht, hingegen eine größere ruhigere Parthie. Diomed ſteht in der Mitte verbindend, ſeine glänzende Rüſtung zieht das Auge an; eigentlich hat er, als Hauptfigur, das hellſte glänzendſte Licht, aber in geringerer Maſſe als die andern. Eine gleiche Abſtufung iſt auch mit den Schatten beobachtet, die Maſſe im Vordergrund iſt ſehr ſtark, doch wird ſie, von dem Helldunkel der Leichen, angenehm unterbrochen, und balanzirt ſo den dunkeln, nur ſchwach, wie vom Mondenlicht und dem anbrechenden Morgen, erhellten Hintergrund. Der Wagen des Rheſus bildet, als dritte

Schattenparthie, gleichſam den Uebergang zu dieſen beyden und iſt, im Mittel der Scene, die Figuren zu heben, wohl angebracht.

Der Ausdruck gelang dem Künſtler recht gut. Die raſche Gebärde der Göttin, die dem Helden befiehlt ſich zu entfernen, das halb unwillige Weichen des Diomed, das Erſchrecken und die Wildheit der Pferde, Ulyß, der ſie hält und ohne Erſtaunen ſich nach der Erſcheinung umſieht.

Der Dichter iſt, im Sinn und Geiſt von Rubens, ungemein vollſtändig, mit ſehr lobenswürdigem Verſtand und Geiſt, in die Sprache der Kunſt übertragen, wobei der Künſtler gewiſſermaßen muſterhaft gezeigt hat, wie man ſich an den Buchſtaben des Poeten zu halten habe, indem ihm auch kleine Züge, die er brauchen konnte und die ſein Bild dem Gedicht, welches ihm den Gegenſtand geliefert, näher brachten, nicht entgangen ſind. Diomed trägt eine lederne Haube ohne Buſch, die Löwenhaut hängt ihm von den Schultern bis auf die Knöchel nieder; dem Ulyſſes fehlt nicht jener Helm, mit Zähnen des Ebers dicht beſetzt, den Merion ihm, mit Köcher und Bogen, gegeben, und in allem iſt ein gewiſſer Geſchmack von ächt altem Schrot und Korn, der zu Gunſten des Verfaſſers einnimmt und den Kenner befriedigt.

Das Ganze iſt zwar ausführlich, doch nicht mit ängſtlichem Fleiß, geiſtreich und mit geübter Hand gemacht.

Möge Herr Hoffmann auf dem Wege, den er eingeſchlagen und der ſeinen Talenten gewiß der angemeſſenſte iſt, fröhlich immer weiter fortſchreiten und möge ihm die Aufmunterung und Belohnung nie fehlen, deren ſich ſeine Kunſt ſo werth bewieſen.

2. Große Zeichnung, mit weiß und ſchwarzer Kreide und Tuſche, auf grau Papier. Minerva erſcheint, mit Glanz umgeben. Indem ſie mit der einen Hand nach der Ferne weißt, macht ſie mit der andern eine bedeutende, nachdenkliche Gebärde. Diomed ſteht, mit noch gezucktem Schwerd, ſinnend über den Leichen der von ihm erſchlagenen Trazier, Ulyß hält am Zügel zwey wild ſich bäumende Pferde und ſcheint dem Gefährten zu winken. Der Mond ſteht am Himmel, in der Ferne ſchlafende Krieger, Zelte und die Veſte von Troja.

Der Styl, welcher in der Anlage des Ganzen herrſcht, zeugt von ächtem Kunſtſinn und von dem Studium des Künſtlers, nach den großen Muſtern alter und neuer Zeit. Er faßte, wie man aus der Umſchreibung des Ganzen geſehen, den Gegenſtand wirklich poetiſch und ſcheint auch die Einheit der Wirkung dadurch ſchön beabſichtigt zu haben, daß er die ganze Beleuchtung von der erſcheinenden Göttin ausgehen läßt. Einzelne Theile, z. B. das linke Bein des Ulyſſes, ſind, was den Styl der Form anbetrifft, ganz vorzüglich zu loben; ſo iſt auch die, von der eilfertigen Bewegung des Helden zurückflatternde Chlamys, ungemein gut gerathen, nur vielleicht etwas zu faltenreich; daſſelbe gilt auch von dem über den Arm geworfnen Gewand der Minerva, ſo wie derjenige Theil des Uebergewandes, welches ihr um den Leib liegt, ſehr ſchöne, große, wohlgewählte Falten hat.

Der Verfaſſer hat den Wagen des Rheſus dargeſtellt; ihn den König ſelbſt aber unter den Erſchlagenen, wie doch gefordert wurde, nicht ausgezeichnet.

Daß Diomed, indem er mit dem einen erhobenen Fuß auf einer Leiche ruht, blos tiefſinnig nachdenkt, zu horchen ſcheint und nicht nach der Göttin hinſieht, die zu ihm ſpricht, können wir nicht billigen; indem dieſe dadurch als unſichtbar, als gleichbedeutend mit dem innern Sinn und dem Rath des Helden, den er mit ſich ſelbſt pflegt, geſetzt wird. Durch eine ſolche Behandlung, die einer Art von proſaiſcher Exegeſe gleicht, wird das Poetiſche, in Werken plaſtiſcher Kunſt, zerſtört, und hier um ſo mehr, als die Stellung dem kraft- und thatvollen Heldencharacter des Diomedes nicht günſtig iſt, beſonders im Gegenſatz der raſchen Bewegung des Ulyſſes.

Der Hintergrund, mit der Anſicht nach der Stadt, iſt wohl auch nicht ſo glücklich gewählt als in Herrn Hoffmanns Zeichnung, wo wir das griechiſche Lager und die Schiffe ſehen, wodurch deutlich wird, daß die Helden von dort her ſind. In dem gegenwärtigen Werke möchte man eher vermuthen, daß ſie einen Ausfall aus der Stadt gethan.

Ohne Zweifel würde die Anordnung gewonnen haben, wenn die Minerva, mehr nach dem Ulyſſes zu, gegen die Mitte des Bildes, gerückt wäre, die handelnden Figuren würden alsdann, in eine einzige große Gruppe geſammelt, eine beſſere Einheit des Ganzen bewirkt haben. Von der Beleuchtung, die ſo treffend gedacht iſt, würde ſich der Künſtler, falls er ſein Werk je weiter ausführen wollte, durch vergrößerte weniger unterbrochne Maſſen, einen ſchönen Effekt verſprechen können.

Mit nicht geringem Vergnügen haben wir bemerkt, daß der Verfaſſer dieſer Zeichnung ſeit vorigem Jahre ſein Vermögen in mehreren Theilen der Kunſt beträchtlich erhöht hat. Wir wünſchen ihm Glück dazu, ſo wie wir hoffen ferner Zeuge zu ſeyn, wie ſo vorzügliche Fähigkeiten, durch fortgeſetztes ernſtes Studium, ſich immer mehr ausbilden. Eine einzige Warnung wagen wir hinzu zu fügen: daß er ſich hüte, bey ſeinen ausgebreiteten ſchönen Kenntniſſen, nicht zu gelehrt und, bey ſeiner Fähigkeit eines gründlichen Nachdenkens, nicht zu ſubtil im Anlegen ſeiner Werke zu verfahren.

3. Der Moment den die Verfaſſer der beyden vorher beſchriebenen Zeichnungen gewählt haben, wenn die That bereits vollbracht iſt, die erſcheinende Minerva wegzueilen beſiehlt, ihr Glanz die Scene erhellt und dem Beſchauer gleichſam was geſchehen offenbar macht, iſt ohnſtreitig für die mahleriſche Darſtellung der geſchickteſte. Drey Künſtler, deren Arbeiten jetzt folgen, haben einen frühern gewählt, wenn Diomed noch mit Morden beſchäftigt iſt, Ulyſſes die Pferde hält und ſie wegführen will.

In der Erſten von dieſen Zeichnungen, die groß, auf grau Papier, mit der Feder umriſſen, getuſcht und weiß aufgehöht iſt, liegt Rheſus, verkürzt, in der Rüſtung, ſchlafend, vor ſeinem Wagen; Diomed ſteht neben ihm und hebt eben das kurze Schwerdt auf, um

Verwirrend um des Schuld'gen Haupt umher.
Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbeſäten Erde ſchönen Boden,
Von dem ein alter Fluch ſie längſt verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu ſchrecken Raſt.

Iphigenie.

Unſeliger, du biſt in gleichem Fall,
Und fühlſt was er, der arme Flüchtling, leidet!

Oreſt.

Was ſagſt du mir? Was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngſter Bruder ſchon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,

ihm den tödlichen Stoß beyzubringen; näher gegen den Vordergrund, links, liegen nackt, in einer Gruppe, getödete Trazier, weiter zurück eine andere dergleichen Gruppe. Auf der rechten Seite, im Vorgrund, steht Ulyß zwiſchen zwey Pferden, die er hält, von denen das eine ſich bäumt, das andere ruhig fortſchreitet. Der Grund zeigt die Stadt Troja, auf der Höhe liegend. Die Beleuchtung geſchieht von der linken Seite, wie vom Tageslicht und iſt ſehr energiſch, ſo daß Schlagſchatten entſtehen.

Wenn man dieſe Beſchreibung mit unſrer Schilderung der zwey erſten Zeichnungen zuſammenhält; ſo wird man gar bald einſehen, daß jene Künſtler den Gegenſtand in einem höhern poetiſchen Sinn und glücklicher aufgefaßt. Wir hörten jemanden, mit feinem Gefühl für Recht und Schicklichkeit, bemerken: man könne dem Diomed nicht gut darum ſeyn, daß er einen ſo ruhig Schlafenden morde.

Man lernt daraus wie ungemein ſorgfältig der bildende Künſtler ſichs angelegen ſeyn laſſen muß, das Gefühl zu ſchonen, indem er, durch das Auge, den zarteſten und reizbarſten aller Sinne, zum Menſchen zu ſprechen hat. Der epiſche Dichter, der durch ſeine Erzählung blos die Imagination beſchäftigt, wird ſeines Orts viel ſeltner eine Bemerkung dieſer Art zu fürchten haben.

Uebrigens hat der Verfaſſer ſeine Figuren mit Kunſt und Verſtand meiſterhaft gezeichnet. Vornehmlich verdienen in dieſer Hinſicht die getödeten Trazier Lob, man kann ſie faſt alle als gute Akademien betrachten. In

Hinſicht des Characters der Helden wäre zu wünſchen geweſen daß beſonders Ulyſſes eine etwas kürzere und gedrungnere Geſtalt ſeyn möchte.

Die Maſſen von Licht und Schatten ſind, was die Beleuchtung jeder einzelnen Figur betrifft, wohl in acht genommen, kräftig, breit und daher völlig wirkſam.

Da dieſer Künſtler, in Fertigkeit und Kunſtwiſſenſchaft, eine bedeutende Stufe erreicht und ſein Talent in den beyden Zeichnungen die er eingeſendet (Hector und Andromache No. 25. iſt auch von ihm) auf eine entſchiedene Weiſe offenbaret hat, auch ſeine Fortſchritte, innerhalb Jahresfriſt, allerdings rühmlich ſind und auf die ſchönſten Hoffnungen deuten; ſo erlauben wir uns den Wunſch: daß er, wenn er einen Gegenſtand zu bearbeiten vornimmt, den ganzen Umfang der darin enthaltenen Motive jederzeit genau überdenken, den poetiſchen Gehalt ſowohl, als die plaſtiſche Darſtellbarkeit prüfen, den rechten Moment ausſuchen und, durch die Kunſtmittel, die ihm zu Gebote ſtehen, eine Totalität der Forderungen hervorbringen möge.

So ſchwer dieſe Materie theoretiſch zu behandeln ſeyn mag; ſo ſehr glauben wir daß Künſtler ſich gefördert finden werden, wenn ſie die Beſchreibung der diesmaligen Concurrenzſtücke, mit unſern Anmerkungen, in dieſem Sinne, aufmerkſam durchleſen.

4. Zeichnung, von eben der Größe und Art wie die vorige. Auch iſt das Ganze, in der Hauptſache, ohngefähr auf dieſelbe Weiſe gedacht. Diomed im Begriff dem ſchlafenden Rheſus das Haupt abzuſchlagen. Ulyſ-

ſes hält die Pferde, umher liegen ermordete Trazier. Das Licht fällt in der nehmlichen Richtung ein und iſt, im Allgemeinen, faſt auf eben die Art vertheilt. Die Maſſen ſind weniger entſchieden, es herrſcht mehr Geräuſch im ganzen Werk, weniger Bedeutung, aber mehr Schmuck und Fülle. Der ſtrenge Kritiker wird mehrere Verſehen gegen Zeichnung und Perſpective rügen, nicht weniger die Neigung welche das Werk zeigt zum manierirten Style der ältern Deutſchen und Niederländer; aber die Liebhaber werden dem Verfaſſer gewogen ſeyn, um der natürlichen Gabe des Eleganten und Gefälligen willen, die ſich in allen Theilen ſeines Werks äußert.

5. Näher zuſammengefaßt und, als ein Ganzes, anmuthiger ins Auge fallend, oder vielmehr dem Auge auffallender, iſt dieſe Zeichnung, daher ſie auch beym Publikum faſt am meiſten Gunſt gefunden. Der Künſtler hat viel, ja, wir möchten ſagen, beynahe zu viel für den Effekt gethan, indem er allein auf die Pferde Licht fallen laſſen, die übrigen Figuren aber alle gedämpft und wie in Halbſchatten geſetzt hat. Diomed iſt beſchäftigt den Rheſus zu morden, Ulyß die Roſſe zu halten. Beyde Helden unterſcheiden ſich wohl zu wenig vortheilhaft durch Geſtalt und Character, ſtehen verhältnißmäßig zu weit zurück und ſind ebenfalls den Pferden aufgeopfert. Indeſſen hat Ulyſſes einen geiſtreichen Kopf. Den Vordergrund nehmen die übereinander geworfnen Leichen der vom Diomed getödeten Trazier ein, ſie vereinigen und ſchließen das Bild recht gut. Auch iſt der Ausdruck in den Köpfen, beſonders

in der Figur mit dem Schuppenpanzer trefflich gelungen; man könnte nur allenfalls einwenden, daß das Detail der Anordnung nicht hinlänglich beſorgt ſey, worüber in Armen, Beinen ꝛc. Verwirrung entſteht.

Ein Verſehen von eben der Art, welches keine gute Wirkung thut, iſt daß des einen Pferdes linkes Vorderbein, mit dem rechten Schenkel und Bein des Ulyſſes in gleicher Linie läuft und denſelben zudeckt. Die vorkommenden Falten ſind wohl gelegt, die Ausführung iſt weich, gefällig, mit leichter Hand. Sie trägt unverkennbare Spuren eines vorzüglichen Talents, welches ſich aber mehr zum Gefühlvollen, Zärtlichen zu neigen ſcheint, als zu Gegenſtänden von der Art des Rheſus.

6. Gleicht dem folgenden darin daß beyde die Erſcheinung der Minerva wieder darſtellen. Hier ſteht Diomed, auf das Schwerdt geſtützt, die Hand in die Seite geſtemmt und horchend was die Göttin ſagt, die, in einer Wolke, gleichſam vor ihm aufſteigt, nur zur Hälfte ſichtbar. Dieſer Gedanke iſt wirklich lobenswerth.

Ulyſſes ſitzt auf dem einen Pferde und hält das andere am Zügel. Ermordete liegen nackt in der Ecke des Vordergrundes.

Da dieſes Werk mit der Feder umriſſen und nur wenig mit Tuſche lavirt iſt; ſo läßt ſich Licht und Schatten nicht beurtheilen. Was die Zeichnung betrift, iſt wohl die Göttin am beſten gerathen, beyde Helden ſcheinen etwas zu kurz und ſchwerfällig, auch wäre den Köpfen derſelben mehr Edles, mehr Verſchiedenheit des

Characters ſo wie der Anordnung, überhaupt mehr Eleganz zu wünſchen. Hingegen im Ausdruck bemerkten wir faſt durchaus eine gute Intenzion. In der rechts vornen liegenden ganzen Figur, eines von den ermordeten Traziern, hat der Künſtler die Zuckungen und Krämpfe des Todes anzudeuten verſucht.

7. Iſt mit vielem Fleiß ausgeführt. Minerva geht mit den Helden und ſpricht mit ihnen; der Künſtler hat kein Zeichen der wunderbaren göttlichen Erſcheinung beygefügt. Die Gewänder ſind meiſtens zierlich gefaltet.

Der Künſtler, deſſen Talent, wie es ſcheint, ſanftere Gegenſtände fordert, zeigt übrigens nicht gemeine Anlagen; er müßte ſich nur, mit Ernſt, um theoretiſche Kenntniſſe bemühen, vor allem aber ſich in der Zeichnung üben; denn obgleich ſeine Figuren keine auffallende Mißgeſtalt, vielmehr leidliche Verhältniſſe haben; ſo iſt doch der Umriß ſchwankend und unbeſtimmt, beſonders in den kleinern Theilen, wodurch das Bedeutende ſehr leidet.

Freylich mag der Ort, an dem er lebt, ihm wenig Hülfsmittel zu Studien von dieſer Art anbieten. In gänzlicher Ermangelung von Abgüſſen antiker Statuen, oder guten Gemählden, aus der italiäniſchen Schule, könnte ihm ſchon das bekannte, bey Volpato geſtochne Zeichenbuch, oder der kürzlich, im Frauenholziſchen Verlag zu Nürnberg, erſchienene Nachſtich deſſelben zu einem etwas deutlichern Begriff von der Form der einzelnen Theile verhelfen.

8. Zeichnung, mit der Feder umriſſen und mit Tuſche lavirt. Ulyß hält die Pferde, Diomed das Schwerdt gezückt. Er ſcheint den Mord an den Traziern noch nicht vollbracht zu haben. Tücher, an Bäume geſpannt, bilden ein Zelt, darunter ſieht man Schlafende. Beyde Helden ſind im Geſpräch mit einander. In Gebärde, Stellung und Form zeigt ſich zu wenig Freyes und Heroiſches, indeſſen iſt der Kopf des Diomed nicht ohne Geiſt gezeichnet, nur zu abgezehrt und hager. Einige Falten ſind ziemlich glücklich gelegt, nur ſind ſie durchaus zu eckicht, ſteif und ſcharf gebrochen.

9. Oehlgemählde, oder vielmehr Skitze. Minerva ſpricht zum Diomed, Ulyſſes hält und bändigt die Pferde. Die menſchlichen Figuren ſind gegen die Pferde zu klein gerathen. Den Figuren fehlt es überhaupt an Würde, dem Ganzen an kunſtmäßiger Anordnung; auch iſt Licht und Schatten nicht glücklich angegeben. Der Mantel des Ulyſſes iſt diejenige Parthie des Bildes, welche am beſten gelang. Minerva hat, gegen das Coſtum, einen Panzer der ihr bis auf die Hüften reicht.

Abſchied des Hectors.

10. Der Verfaſſer dieſer in Oehl gemahlten Skitze ſcheint kein geübter Künſtler zu ſeyn. Er hat, außerdem daß ſeine Zeichnung mangelhaft iſt, den Figuren ein theatraliſches Air gegeben, welches vorzüglich am Hector, und nicht mit Unrecht, getadelt worden; man kann ihm hingegen das Verdienſt inniger Empfindung

nicht abläugnen. Andromache hängt am Hals ihres Gatten, das Kind im Arm, von bitterem Schmerz zerrissen, die Amme hinter ihr jammert ebenfalls. Mit festerem Gemüth umfaßt Hector die Frau und das Kind. In der Entfernung sind noch zwey unbedeutende Figuren, ein Weib und ein Bewaffneter, die von einer Gallerie herniederschauen. Der Grund iſt überhaupt nicht glücklich gedacht und dem Lokal, welches die Geſchichte fordert, wenig angemeſſen. Dem Colorit läßt ſich der Vorwurf eintöniger Düſternheit machen; Licht und Schatten ſollten mehr nach Kunſtregeln, vertheilt ſeyn.

Das Beſte was wir dem Verfaſſer, für ſeinen bezeigten guten Willen, wünſchen können, iſt Unterricht und Rath eines tüchtigen Lehrers, um die glücklichen Anlagen auszubilden, welche durch dieſen unvollkommenen Verſuch hindurch ſcheinen.

11. Zeichnung mit Tuſche auf graues Papier, weiß gehöht. Auch hier vermißten wir gerne das Theatraliſche, das dem Beſchauer aus dieſer Darſtellung entgegen kommt.

Der bildende Künſtler ſollte möglichſt ſich hüten, durch Kunſt an Kunſt, oder, in dem Sinne, wie wir es hier nehmen, an etwas Manierirtes, an Zwang und Unnatur zu erinnern.

Hector, im Begriff den Soldaten zu folgen, bietet der Andromache zum Abſchied die Hand. Sein Fortgehen und ſelbſt das zärtliche Gefühl gegen Frau und Kind iſt in ſeinem Geſicht und Gebärde gut genug ausgedrückt; allein wir finden ihn von Geſtalt gar zu hager und ſchmächtig. Andromache iſt keine gefällige Figur, die Amme, welche das Kind tränkt, ſehr verzeichnet, eine Zofe, welche der Andromache den Zipfel des Gewands aufhebt, obſchon nicht unangenehm, doch überflüſſig. Einer von den drey Kriegern hat ein ſehr liebliches jugendliches Geſicht und blickt, mit zärtlicher Theilnahme, nach den handelnden Figuren hin, nur ſchade, daß dieſer Kopf, das Beſte des Bildes, nicht einer Hauptfigur zu Theil ward.

Der Grund iſt mit Wolken und Nebel angefüllt, wodurch das Manierirte, welches wir in der Anlage getadelt haben, noch vermehrt wird.

12. Kleine Zeichnung, mit der Feder und braun getuſcht. Hector hält den Sohn auf den Armen und empfiehlt ihn den Göttern. Andromache betet ebenfalls für denſelben, die Amme ſteht etwas zurück und iſt blos Zuſchauerin, tiefer im Grund wandeln Krieger. Das Ganze iſt voll Herzlichkeit und ernſter frommer Empfindung. Da dieſes auszudrucken der Hauptzweck des Künſtlers geweſen zu ſeyn ſcheint; ſo war es conſequent gedacht den Hector als einen bejahrten Mann, die Andromache beynahe als Matrone darzuſtellen. Die Figuren bilden eine viereckichte Gruppe, die aber nicht unrecht geordnet iſt. Die Falten ſind glücklicher geworfen als gezeichnet, wie denn überhaupt die Zeichnung etwas ſchwach iſt und den Wunſch veranlaßt, daß der Verfaſſer ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf dieſen Theil wenden möge.

Auch mangelt dem Grunde des Bildes die entſchiedne Bedeutung; man ſieht nur Säulengänge, da doch das Thor ſelbſt, nicht nur vermuthet, ſondern geſehen werden ſollte.

13. Wir können es nicht billigen, daß der Verfaſſer dieſes kleinen Oehlgemähldes die Mauren von Troja mit unzähligen Kriegern beſetzte, vor deren Angeſicht, gleichſam ihnen zu lieb, unten auf dem Plan, die zärtliche Scene vorgeht.

Die Wirkung von Licht und Schatten fehlt, ſo wie Maſſen und Gradation, Spiel und Uebereinſtimmung der Farben, nicht weniger die ausfüllenden, rundenden und ſchmückenden Nebenwerke, mit Einem Wort: wenig minder als alles was die Kunſt gewöhnlich an einem guten Gemählde thut.

Dennoch müſſen wir geſtehen, daß wir eine herzliche, bey wiederhohltem Anſchauen ſtets ſich vermehrende Neigung zu dieſem Werk empfinden. Denn es leuchtet uns daraus die Gabe eines zarten, ſchön empfindenden Gemüths, mit ſeltener Reinheit entgegen. Aus dem Herzen gefloſſen, ſpricht es zum Herzen und rührt deſſen zarteſte Saiten. Wir wollen verſuchen, unſere Leſer von demjenigen, was ſo wohl gefallen, näher zu unterrichten.

Hector gerüſtet, ſteht in der Mitte, nach der Amme gewendet, ſpricht und ſchmeichelt, mit der Linken, freundlich dem Kind auf ihrem Arm, welches zurückweicht und ſich an ihren Hals verbergen will; ſie ermuntert es, freundlich lächelnd und zeigt ihm den Helden und Vater.

Auf deſſen Schulter hat Andromache Hand und Haupt ſanft hingelegt, ihre Rechte liegt in der ſeinen, mit verſchränkten Fingern zärtlich gedrückt. Voll ſtiller Beſorgniß um den Geliebten, ſchaut ſie mit inniger Mutterfreude nach dem Kinde und dieſe Miſchung von Luſt und Schmerz, die ihr Geſicht verſchönt und belebt, mit hohem Gefühl ihren Buſen hebt, iſt fürtrefflich gedacht und gar nicht unglücklich ausgedruckt; die Falten ihres weißen Gewandes ſind von gutem Geſchmack.

Säume der Verfaſſer doch ja nicht, wofern ſeine Lage es ihm erlaubt, ſich nähere Bekanntſchaft mit den Regeln der Kunſt zu verſchaffen und ſich darnach durch Anwendung fleißig zu üben. Die Natur hat ſehr viel an ihm gethan, der Kunſt hat er beynah nichts zu verdanken. Einzig in den Formen und Falten iſt ein gewiſſer Styl zu bemerken, welcher ahnden läßt, daß ſein Talent nicht ganz ſich ſelbſt überlaſſen war; aber an gründlichem, zweckmäßigem Unterricht ſcheint es ihm gleichwohl ſehr gemangelt zu haben. Möge er noch ſo glücklich ſeyn, dieſes nachzuholen!

14. Erhält ſeinen beſten Werth ebenfalls von dem gefühl- und liebevollen Geiſt welcher ſich darin äußert. Andromache, mit dem Kind auf ihrem Arm, ſinkt thränend an Hectors Bruſt hin, der gerührt auf ſie niederſchaut, ſie mit dem linken Arm umfaßt und in der rechten Hand zärtlich die ihrige hält und drückt. Die Wärterin des Kindes, ein junges, liebliches Mädchen, ſieht mit ungemeiner Naivetät der Szene zu und iſt wohl die reizendeſte von den vier Figuren des Bildes.

Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

Er entfernt ſich.

Iphigenie.

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig ſcheinen
Was Tauſenden ſchon Reichthum iſt; ſo kennt
Man euch, ihr Götter, an geſparten, lang'
Und weiſe zubereiteten Geſchenken.
Denn ihr allein wißt was uns frommen kann,
Und ſchaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern und Nebelhülle
Die Ausſicht uns verdeckt. Gelaſſen hört
Ihr unſer Flehn, das um Beſchleunigung
Euch kindiſch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig ſie
Ertrotzend, ſaure Speiſe ſich zum Tod'
Genießt. O laßt das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeſchiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach ſchmerzlicher vorübergehn!

Wir müſſen dem Verfaſſer dieſes Werks hauptſächlich ein ernſtes Studium der Zeichnung und der Verhältniſſe, nach guten Gemählden, oder antiken Statuen empfehlen, denn ſeine Figuren ſind zu lang und ragend; der Umriß faſt durchaus mangelhaft. Der lebhafte Ausdruck der in den Köpfen liegt, muß wohl mehr einer natürlich glücklichen Anlage und lebhaftem Gefühl als der Kunſtfertigkeit beygemeſſen werden. Licht und Schatten ſind zwar nicht ganz nach Gebühr ausgetheilt, aber doch in Maſſen gehalten; die Falten theils zu locker und rundlicht, wie am Gewand der Andromache und der Wärterin, theils zu eckicht, wie am Mantel des Hectors.

15. Zeichnung, mit ſchwarz und weißer Kreide auf gelblicht weißes Papier.

Die Behandlung iſt fleißig und beſorgt, ſo wie nur irgend an einem andern der eingeſandten Stücke. Was man noch weiter daran zu loben findet iſt ein Theil der, zwar etwas zu kleinen, aber ſehr zierlich gelegten und ausnehmend ſauber ausgearbeiteten Falten des Gewandes der Andromache, auch einige am Gewand der Amme. Doch liegt dieſes Gewand überhaupt wohl etwas zu nahe an und wird in den freyen Partien wie vom Winde bewegt, indeß die Figur ſelbſt ganz ruhig daſteht, welches den Ausdruck der Bewegung in der Andromache ſchwächt, deren Figur die beſte iſt. Auch gerieth das Kind nicht übel. Hingegen wurde allgemein gefunden, daß Hector zu kurz und ſchwerfällig, die Amme von gar zu gemeinem Character ſey. Der Grund zeigt die Stadtpforte, durch welche der Zug des Troiſchen Heers geſehen wird. Die Architectur erhält freylich, durch die Inſchriften, Basreliefe und Trophäen, ein etwas modernes Anſehen, iſt aber übrigens recht ſchön und von guter Wirkung.

16. Oehlgemälde. Die Scene iſt ein freyer Platz am Thore, Hector hält das Kind in die Höhe und empfiehlt es den Göttern, Andromache ſcheint ihr Gebet mit dem ſeinen zu vereinigen. Betrübt ſteht die Amme neben ihr und erhebt ebenfalls den Blick. Etwas entfernter warten zwey Zofen, eine an die andere gelehnt. Unter dem Thor ſprechen ein paar Krieger mit einander, an der Erde liegen Hectors Waffen.

Beyde Hauptfiguren, des Hectors und der Abromache, ſind, in Hinſicht der Stellungen welche der Künſtler für ſie gewählt hat, nicht gelungen. Das Kind iſt etwas beſſer, es ſcheint ſich von der Höhe wieder herunter zu ſehnen, die Amme verdient Lob; Kummer und Betrübniß ſind deutlich auf ihrem Geſicht ausgedruckt, ſie, nebſt den beiden Zofen ſcheinen uns die beſten Figuren des Stücks zu ſeyn. Ihre Gewänder geben des Künſtlers Bekanntſchaft mit den Werken der großen Meiſter zu erkennen. Das Uebergewand der Andromache hat artige Falten und iſt mit Fleiß ausgeführt. Dem Kopf mangelt es nicht an Geiſt; aber die ganze Geſtalt hat etwas matronenhaftes, reizloſes; Hector entbehrt das kraftvolle, in Geſtalt und Gebärde bedeutende Weſen, welches den Heldencharacter ausmacht.

An richtiger Vertheilung von Licht und Schatten, nach Erforderniß mahleriſcher Zwecke, fehlt es im Ganzen. Dabei iſt der Hintergrund zu hell in Farben gehalten, in allen Theilen zu deutlich, welches der Wirkung ſehr ſchädlich iſt. Die Geſetze der Anordnung hat der Künſtler nicht nur dadurch verletzt daß er die Figuren in keine zierliche Gruppe geordnet hat, ſondern das ſchlimmſte iſt, daß er das Kind, welches ja, da der Anruf an die Götter geſchieht, zur Hauptfigur wird, zu äußerſt auf die linke Seite gebracht hat, wodurch das Gefühl erregt wird, als wenn auf derſelben Seite etwas fehlte und der Beſchauer ſich genöthigt ſieht einen unangenehmen Sprung, von der Anſpannung zur Ruhe, vom Bedeutendem zum Unbedeutenden zu thun.

17. Das gegenwärtige Oehlgemählde verliehrt zwar gegen dem vorigen, wenn die Zeichnung der Figuren, der Geſchmack an den Gewändern und ihre fleißige Ausführung, in Anſchlag gebracht werden. Aber es hat ein blühenderes Colorit, beſſere Haltung, Harmonie der Farben, kräftigere Schattenpartien und den großen Vortheil einer regelmäßigern Anordnung zum mahleriſchen Ganzen.

Die Figur des Hectors, welcher das Kind auf den Armen hält und den Göttern empfiehlt, der Andromache welche die Hand auf des Gemahls Schulter legt und den Knaben zärtlich anſieht, der Amme, die auf der entgegeſetzten Seite ſteht und keine weitere Theilnahme als blos die ihr zukommende am Kinde zeigt, machen eine recht angenehme Gruppe, in deren Mittelpunkt das Kind ſich befindet und das Intereſſe des ganzen Bildes auf ſich verſammelt.

Der Ausdruck iſt eigentlich nur in der Amme ganz befriedigend. Die Andromache zeigt blos mütterliche Liebe zum Kinde; aber nichts von Traurigkeit, von Sorge über den Abſchied des Hectors, ja es iſt dieſer Abſchied überhaupt nicht im Bilde angedeutet, ſondern blos Hectors Gebet für das Kind. Dieſer verdient wohl überhaupt den Vorwurf daß in ſeiner Geſtalt und Gebärde zu wenig der Mann und der Held ſich zeigen. Die ſtarken Locken und die weiße Binde um den Kopf vermehren das Mädchenhafte ſeines unbärtigen Geſichtes. Die Scene iſt vor dem Thor, an der Mauer, auf welcher ein Schilderhäuschen, ziemlich nach moderner Art, zu bemerken iſt.

18. Zeichnung, mit weiß und ſchwarzer Kreide, auf gefärbtes Papier.

Auch dieſer Künſtler hat nicht mehrere Figuren gebraucht als der vorige, ausgenommen, daß man einen bewaffneten Mann zum Thore hinaus gehen ſieht. Die Gruppe würde ſich noch mehr der regelmäßigen pyramidaliſchen Form nähern, wenn die Amme etwas mehr herangerückt worden wäre. Der Künſtler hat ſich des ſchönen naiven Motivs des Dichters bedienen wollen, da das Kind ſich vor dem Buſch auf Hectors Helm fürchtet, wenigſtes ſcheint es uns ſo, indem die Augen des Knaben nach dem Helmbuſch gerichtet ſind. Die Abſicht wird aber dadurch undeutlich, weil Hector zu weit abſteht und die Arme nach dem Kinde ausſtreckt. Dieſes müßte, indem ſich der Vater zu ihm, oder vielmehr über daſſelbe herböge von dem Buſch faſt berührt werden, wenn ſein Scheuen im Werke der bildenden Kunſt hinlänglich motivirt ſeyn ſoll. Hier wimmert es und ſchreyt, wodurch das edle Heroiſche, welches die Darſtellung fordert, ins Gemeine herabgezogen wird.

Andromache iſt zärtlich betrübt und ſcheint den Hector zurückhalten zu wollen; ihr Kummer, der Ausdruck ihrer Gebärde wird, in der blos ſinnlichen Anſchauung des Bildes, viel eher auf die Agitation des Kindes, als auf die Gefahr und den Abſchied des Hectors bezogen werden.

Die Amme iſt eine gute, mahleriſch geſtellte und bekleidete Figur, ihr Character paſſend, ſie verräth Studium nach guten Bildern und faſt möchte man vermuthen, daß ſie entlehnt ſeyn könnte, weil der Künſtler, wahrſcheinlich nicht ohne Noth, ihr einen großen Stein mitten in den Weg geworfen, nur um ihren rechten Fuß darauf zu ſetzen und einen deſto ſchönern Contraſt in der Stellung hervorzubringen.

Hector iſt eine etwas zu ſchmächtige, ſchwache Geſtalt für einen Helden; der Ausdruck aber von Huld und Freundlichkeit gegen den Knaben iſt nicht übel gerathen. Andromache hat in den Knien etwas ſteifes, das nicht gut läßt. Der Verfaſſer hat die Schatten, durch richtig angegebene Reflexe, ſehr ſchön klar zu halten gewußt.

19. Grau in grau gemahltes Bild, in Oehl, mit einiger Abwechslung des Farbentons, beſonders in den Gewändern.

Hector hält das Kind auf dem Arm und richtet die Blicke gen Himmel, Andromache kömmt, etwas gebückt, herangeſchritten und ſcheint ebenfalls, indem ſie mit der Rechten zärtlich ein Händchen des Knaben faßt, die Götter für ſeine Erhaltung anzuflehen. Liebevoll ſchlingt Hector die Hand um ihren Nacken, die Amme bewegt ſich auf der andern Seite herbey und ſieht theilnehmend der Scene zu. An der Erde liegen die Waffen des Helden.

Dieſe Figuren ſind in eine zierliche Pyramidalgruppe, doch nicht ganz mit gehörig verſteckter Kunſt, geordnet. Der Ausdruck iſt in den ſämmtlichen Köpfen lebhaft und geiſtreich gerathen. Einen Zug von Trauer und Bekümmerniß, der ſich in Hectors Geſicht äußert, hätten wir indeſſen lieber der Andromache und dieſer überhaupt mehr Frauenwürde gewünſcht. Das Kind hat in Geſtalt und Gebärde kindliche Anmuth und Unſchuld. Hingegen fiel das Geſicht der Amme etwas zu jugendlich aus.

Einige Unrichtigkeiten in der Zeichnung müſſen billig überſehen werden, da der Künſtler kein vollendetes Werk, ſondern blos eine Skizze liefern wollte und, in verſchiedenen, beſſer ausgearbeiteten Theilen, gezeigt hat daß er mehr leiſten kann. Licht und Schatten ſind in großen Parthien gehalten, das Gewand der Andromache beſonders zierlich gelegt und alles mit einem meiſterhaften Pinſel gemahlt.

Wäre der Grund etwas reicher mit Nebenwerken geſchmückt worden, ſo hätte auch, abgeſehen von dem was dabey allenfalls für die Bedeutung geſchehen konnte, das Bild als ein Ganzes, an Fülle und Rundung, gewonnen. Gegenwärtig entſteht, da man nur die kahle Stadtmauer erblickt, eine für das Auge unangenehme Leere.

In der Ausſtellung erhielt dieſes Werk vom Publikum allgemein, zur unterſcheidenden Bezeichnung, den Beynahmen des Blaſſen. Dieſes Gefühl von Mangel an Farbe und der unbefriedigten Forderung derſelben, ſcheint uns der Künſtler dadurch erregt zu haben, daß er mit grauen und braunen Tönen abgewechſelt, wodurch einige Theile wie z. B. Haar und Gewand der Andromache, das Haar des Kindes, das Gewand der Amme, Helm und Schild ꝛc. eine Art von wahrſcheinlichem Colorit erhalten haben, während die übrigen ſich als farblos darſtellen.

20. 21. Zwey Zeichnungen, braun getuſcht und weiß gehöht, in welchen die Aufgabe, durch einen talentvollen Bildhauer, als Basrelief behandelt, gehörig auf das Symetriſche der Anordnung geachtet und vom Symboliſchen ein ſehr zweckmäßiger, kluger Gebrauch gemacht iſt.

In der erſten ſteht Hector, nach Art der Heroen, nackt und nur mit der Chlamys bekleidet und hält den Knaben auf ſeinen Armen empor, ihn dem Schutz der Götter empfehlend. Andromache wankt herbey, von der Amme geleitet, ein weiter Schleyer liegt über ihr Haupt, mit der Hand hat ſie ihn aufgefaßt und verhüllt damit, zum Zeichen der Trauer, den untern Theil des Geſichts. Die Amme winkt dem Kinde, das ſich, von der Höhe herab, nach ihr ſehnt, Ruhe zu. Eine Zofe hat ſich auf die Knie geworfen und bricht in laute Klagen aus. Vier Krieger halten, auf Hectors rechter Hand, Pferd und Waffen. Sie machen für ſich eine recht gut angeordnete Gruppe aus.

In der zweyten Zeichnung erſcheint Hector gleichfalls nackt und mit der Chlamys bekleidet. Den Helm auf dem Haupt und in der Hand die Lanze, tritt er aus einer Halle hervor, eben im Begriff die Stufen herab zu ſteigen, Andromache hängt an ihm, mit großer Traurigkeit, ſeine Hand in der ihrigen haltend und druckend, er ſieht ſich mit zärtlicher Theilnahme nach ihr um ohne jedoch im Fortgehen inne zu halten. Dieſe Hauptgruppe iſt pyramidaliſch angeordnet.

Auf der Seite der Andromache ſteht die Amme mit dem Kind und zwey Zofen, deren eine dem Knaben das Händchen küßt; auf der Seite des Hectors ſieht man drey Krieger mit einem Pferde. Sie harren auf den Helden.

Jemand, der die Ausſtellung ſelbſt geſehen, könnte vielleicht glauben, daß wir dieſe beyden Arbeiten, nach Maasgabe des Verdienſtes, das ſie als Zeichnung ſehen laſſen, in der Ordnung, in welcher die Concurrenzſtücke beſchrieben worden, auf einen zu hohen Platz geſetzt; wir geben aber zu bedenken, daß von dem Entwurf eines Bildhauers nicht mahleriſche Wirkung und Kunſtfertigkeit im Zeichnen verlangt werden darf und daß, wenn ihm kein Unrecht geſchehen ſoll, der Kunſtrichter blos den Werth ſeiner Gedanken zu prüfen hat und nur dann über die Ausführung Rechenſchaft von ihm fordern kann, wenn er rund oder erhoben arbeitet.

Wir geſtehen, daß uns dieſe beyden Zeichnungen, trotz der Unvollkommenheiten, welche rigoriſtiſche Beurtheiler im Umriß und den Formen rügten, großes Vergnügen gemacht haben. In beyden fanden wir den Gegenſtand glücklich aufgefaßt, nichts geſuchtes in der Darſtellung und doch Originalität. Der Verfaſſer hat, wie man an den ſchöngelegten Gewändern wohl ſieht, fleißig die Werke der alten Kunſt ſtudirt und ſich nicht blos mit den äußern Formen beſchäftigt, ſondern den Sinn, der in ihnen waltet, zu erforſchen geſucht.

22. Zeichnung auf gefärbt Papier mit Tuſche, ſchwarzer Kreide und aufgehöhtem Weiß. Die Figuren angenehm und natürlich zuſammengeſtellt, Fleiß und Kraft in der Ausführung, geſchickte Vertheilung von Licht und Schatten, guter Geſchmack in den Falten, nebſt viel Zartheit und Gefühl im Ausdruck. Ferner ein angenehm erfundener, die Figuren trefflich hervorhebender Grund, ſind die weſentlichſten Vorzüge des gegenwärtigen Kunſtwerks.

Wir tadeln an demſelben daß in der Handlung der Andromache die Einheit nicht beobachtet iſt. Sie herzt und liebkoſet das Kind, umfaßt den Gemahl und blickt, mit traurig zärtlichem Ausdruck, nach ihm hin. Dieſe Empfindung iſt zwar natürlich, es läßt ſich denken, daß ein gutes Weib und Mutter ihre Liebe zwiſchen Mann und Kind theilt und ihr beyde gleich theuer ſeyn können, ja es macht dem Künſtler, der dieſe edlen zarten Regungen gedacht und lebhaft empfunden hat, Ehre; aber es iſt immer gewagt dergleichen zur Anſchauung bringen zu wollen, wenigſtens iſt die Wirkung, welche hier daraus entſtanden iſt, nicht die beſte und hat, für den der das Werk anſieht, etwas irrendes und beſchwerliches. Die thätige Liebkoſung des Kindes, das an dem Hals der Mutter, an ihrer Wange liegt und ihren Kuß verlangt, ſcheint auch ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen zu müſſen, zumal da ihr Arm, der, gleichſam nur durch einen Machtſpruch des Künſtlers, dem Hector zugetheilt worden, hinter ſeinen Rücken verborgen iſt und nur die Fingerſpitzen auf der Schulter wieder zum Vorſchein kommen, wodurch alſo auch die Theilnahme an ihm, das gleichſam ſinnliche Beſitznehmen ſeiner Perſon, weniger in die Augen fällt und das Kind dadurch abermahls mehr Recht auf die ungetheilte Aufmerkſamkeit der Andromache erlangt. Ferner ſchwebt daſſelbe mehr auf Hectors Armen, als es von ihnen getragen wird; der Vater hält es nicht hoch genug empor, wodurch die Handlung das Feyerliche verliert, wenn nämlich der Künſtler zur Abſicht hatte, die Empfehlung des Knaben an die Götter darzuſtellen.

Auch war manchem Beſchauer anſtößig, daß Hector das Geſicht nach der Seite, aufwärts, von dem Kinde wegwendet. Sonſt iſt der Kopf des Helden, ſo wie ſeine Stellung edel und voll eines ernſten, be-

Oreſt, der wieder zu ihr tritt.
Rufſt du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Nahmen nicht mit euerm.
Du retteſt den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich geſell'ſt, und theileſt Fluch und Noth.
Iphigenie.
Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.
Oreſt.
Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhüllteſt du
In deinen Schleyer ſelbſt den Schuldigen;
Du birgſt ihn nicht vorm Blick der immer Wachen,
Und deine Gegenwart, du Himmliſche,
Drängt ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht.
Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reiſender
Sich rettete. Da draußen ruhen ſie
Gelagert; und verlaß' ich dieſen Hain,
Dann ſteigen ſie, die Schlangenhäupter ſchüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor ſich her.
Iphigenie.
Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

ſorgten, frommen Ausdrucks. Andromache iſt gleichfalls eine edle Geſtalt, zärtlich bekümmert; ihr ganzes Weſen weich, weiblich und anmuthig. Das Kind rührt durch Naivetät und kindiſche Unſchuld; die Amme wurde von dem Künſtler, mit Mäßigung, im Character niedergehalten, ſie iſt natürlich ohne unedel zu ſeyn und gefällt deswegen ſehr, weil ſie vollkommen das darſtellt was ſie an ihrem Platze darſtellen ſoll.

23. Getuſchte Zeichnung mit Andeutung der Hauptmaſſen der Farben.

Die Gruppe, welche in dieſem Werk ebenfalls aus dem Hector, dem Kind, der Andromache und der Amme beſteht, iſt den Kunſtregeln gemäßer angeordnet als in dem vorigen, ſie neigt ſich ziemlich zur pyramidaliſchen Form und man kann wohl ſagen, daß ihre Anordnung, unter allen Concurrenzſtücken, als eine der beſtgelungenen, bemerkt zu werden verdient. Der Grund iſt zwar nicht zierlich, denn er hat überflüſſige, die Regeln der Architectur beleidigende Säulen, aber bedeutend; man ſieht durch das Thor, Soldaten auf der Mauer, einen Bewaffneten zu Pferd und einen zu Fuß, die nach der Schlacht eilen. Im Wiſſenſchaftlichen der Zeichnung mögen ſich beyde Künſtler ohngefähr gleich ſeyn; aber in der Wiſſenſchaft Schatten und Licht zu vertheilen, Effect zu bewirken iſt der Vorige erfahrner, ſeine Arbeit fällt weit kräftiger in die Augen; der Gegenwärtige neigt ſich, im Ausdruck und im Character ſeiner Figuren, mehr zum Wirklichen, wir möchten ſagen, er führt uns in das bürgerliche Leben ein. Jener ſtellt uns freylich auch nicht homeriſche Helden dar; aber es ſchwebte ihm doch ein gewiſſes poetiſches Ideal der menſchlichen Natur vor, nach welchem er ſeine Figuren ſchuf.

Unſer Künſtler zeigt ſonſt in ſeinem ganzen Werk ein ſehr entſchiedenes und achtungswerthes Talent zur Kunſt, er hat über ſeinen Gegenſtand gedacht und denſelben, mit Fleiß und Geiſt, ſehr ſchmeichelhaft für das Auge ausgeführt. Der Knabe iſt eine weiche, reizende Geſtalt; ſeine Gebärde, das Verlangen nach der Mutter, wahr und naiv. Andromache, mit gefalteten Händen, nach dem Kinde und ihrem Gemahl ſchauend, drückt Bekümmerniß und Sorge recht lebhaft aus; der ganze obere Theil ihres Körpers iſt trefflich gerathen, der Kopf beſonders zeichnet ſich als ſchön, natürlich und geiſtreich aus. Das Gewand hat zwar etwas lockere Falten, iſt aber übrigens zierlich gelegt. Die Amme winkt dem Kinde zu, um es an ſich zu ziehen, und hat weniger Edles in Geſtalt und Weſen als Andromache, demohngeachtet iſt ſie eine reizende Figur, ein wenig koquett in Gebärde und Anzug. Am Hector wäre, wenn er nur edlere Geſichtszüge hätte, nicht viel auszuſetzen; er ſteht gut, hält das Kind mit Anſtand. Rüſtung und Gewand ſind mit Geſchmack gedacht und fleißig ausgearbeitet. Wir ſind überzeugt, daß Hectors Kopf, der freylich keinen Helden-Character hat, dem ganzen Bilde, in Abſicht auf Wirkung, ſchädlich war, da es im übrigen recht gemacht zu ſeyn ſcheint dem Pubkikum zu gefallen.

24. Der Verfaſſer dieſes, wohl und freundlich in die Augen fallenden und mit manchen Verdienſten geſchmückten Oehlgemähldes, hat, wie uns dünkt, ſich durch Verknüpfung mehrerer Motive geſchadet, indem dadurch etwas unſicheres in das Bild gekommen iſt und die befriedigende Einheit geſtört wird.

Hector iſt daherſchreitend vorgeſtellt, er hält ſeine Arme ausgeſtreckt, zwiſchen welche hin Andromache, troſtlos, an ſeine Bruſt geſunken, liegt. Er ſchenkt der Gattin keine Aufmerkſamkeit und greift über ſie hinaus, nach dem Kinde, welches, vor der Gegenwart des Vaters erſchrocken, ſich gewaltſam und mit Ausdruck heftiger Furcht, der Amme, die es hält und freundlich auf daſſelbe hinabſieht, gegen die Schulter wirft.

Der Hintergrund iſt ſehr einfach gehalten, die Mauer dient den Hauptfiguren zum Grunde, aus dem Thore geht ein Krieger hinaus.

Hector iſt ein gewaltig großer Mann, im Homeriſchen Sinne, ohne Zweifel die beſte Heldengeſtalt unter allen, welche eingeſendet worden ſind. Ja, er ſtellt ſich, gegen die Frauen als ein Rieſe dar.

Andromache contraſtirt zu ſehr mit ihm. Sie iſt wohl überhaupt etwas zu zart und ſchwächlich gerathen, ſo wie ihr Hinſinken an Hectors Bruſt allzuaufgelöſt und hingegeben erſcheint. Da nun, noch überdem, Hector ihr keine Aufmerkſamkeit ſchenkt, ferner ihr Obergewand weiß, ihre Unterkleider von ſchwachen Farben ſind; ſo verliert ſie ſich gleichſam aus der Mitte welche ſie einnimmt; um ſo mehr als ſie von beyden

Seiten von energiſchen Geſtalten und Farben eingefaßt iſt.

Die Amme iſt ſtärker als die Frau gehalten.

In Hinſicht des Ausdrucks der Geſichter konnte uns Hector allein befriedigen. Kräftig, ernſt, männlich, mild, mit einem Wort, ganz paſſend zum Helden und zu der Handlung, die ihn der Mahler vornehmen läßt.

Andromache drückt hingegen weniger Beſorgniß und Schmerz über den Abſchied, als vielmehr ein ſchwaches Hinſinken aus. Die Amme blickt auf das Kind und ſchlägt daher die Augen nieder; aber es läßt als ob ſie geſchloſſen wären. Der Knabe fürchtet ſich ſehr, ſchreyt, runzelt die Stirn und verdreht die Augen.

Hat ſich der Künſtler bey der Mutter von dem Schönen, deſſen mittlere Höhe er darzuſtellen gewiß im Stande iſt, ins Schwache verlohren, ſo hat er, was den Knaben betrifft, ſich auf die Gegenſeite ins Gewaltſame begeben, welches wir beydes nicht billigen können, weil die Kunſt, in ihrer höhern Region, ſich vor rein pathologiſchem Ausdruck allerdings zu hüten hat.

Die Gewänder verdienen durchaus großes Lob. Einige Falten des gelben Unterkleides am Hector, welches, unter der Rüſtung hervor, um ſeine Schenkel liegt, ſind, nach unſerm Bedünken, unverbeſſerlich. Sein purpurner Kriegsmantel fällt, ebenfalls in ſchönen Falten, von der Schulter, wo er angeheftet iſt, herab. An der Andromache ſind die Falten des weißen Uebergewandes, ſo wie der hellrothen Tunika um die Beine und Füße ſehr zierlich. Das gelbgrüne Gewand der Amme hat uns an Rafaels Logen erinnert; welches beynahe das höchſte

Lob iſt, das ſich zu Gunſten des Geſchmacks an demſelben vorbringen läßt.

Dagegen finden wir bey der Rüſtung des Helden manches einzuwenden. Die Beinrüſtung, wenn ſie ſchon im alten Kriegs-Koſtum gegründet iſt, kleidet doch nicht gut und dieſes mag wohl die Urſache ſeyn, warum wir auf Denkmählern der alten Kunſt ſo ſelten Krieger mit Beinrüſtungen bewaffnet finden. Der Schild iſt ſchwer und unförmlich. Dem Helm hätten wir nicht dieſe Zuckerhutform gewünſcht, welche, die ohnehin große Geſtalt des Helden, noch rieſenhafter aufthürmt. Wenn auch Dacier, oder Scythen, etwa auf der Trajaniſchen Säule, Helme von dieſer Geſtalt tragen, ſo hätten wir doch lieber hier die bekannte, ſchöne griechiſche Form beybehalten geſehen, um ſo mehr als in der Kleidung der Andromache und der Amme das griechiſche Koſtum herrſcht.

Der Helmbuſch gab zu einer ſtörenden Bemerkung Anlaß und zwang dem aufmerkſamen Beobachter ein Lächeln ab. Er wechſelt nämlich regelmäßig mit roth, blau und weißen Farben ab. Da ſie an ſich nicht harmoniſch, weder untereinander noch zu dem Bilde ſind; ſo war der Künſtler genöthigt ſie ganz blaß und gedämpft zu halten, demohngeachtet ſtören ſie die reine Anſchauung des Werks, durch die Erinnerung an ein ſo ganz modernes Abzeichen und verletzen die Einheit der Zeit auf eine ſonderbare Weiſe.

Die Schuhe des Helden, die eine ſchmutzig rothe Farbe, etwa wie Juchtenleder, haben, thun den Fleiſchtinten der Beine und Füße Schaden, von denen ſie ſich nicht genug unterſcheiden.

Bey dem trefflichen Talente des Künſtlers ſcheinen noch andere Mängel aus der Eile entſtanden zu ſeyn, womit vielleicht das Werk gefertigt worden. Man ſieht zwar in den Armen und Beinen des Hectors, ſo wie in den Gewändern überhaupt, daß er im Ganzen die Natur fleißig zu Rathe gezogen; doch ſind manche Theile nicht richtig gezeichnet. Der linke Schenkel des Hectors iſt um ein beträchtliches zu kurz, die Lage der rechten Hand der Andromache, die über des Gemahls Schulter zum Vorſchein kommt, indem ſupponirt wird, daß ſich der rechte Arm über ſeine Schulter um den Nacken ſchlänge, iſt, dem Verhältniß der Stellung nach, gar nicht möglich, ihr linker Fuß, ſo wie die beyden Füße der Amme, hängen nicht mit den Beinen zuſammen.

Schwer würde es uns fallen nach dem Grundſatze, von welchem wir bey Beurtheilung der Concurrenzſtücke ausgehen, zu entſcheiden, welchem, von den drey zuletzt erwähnten Bildern, der Vorzug über die andern gebühre. Denn obwohl man, im Fall es um den Beſitz des einen oder des andern zu thun wäre, das Oehlgemählde, als das vollendeteſte, wählen würde; ſo halten ſie doch in Rückſicht des Gedankengehalts einander ziemlich die Wage.

Der Verfaſſer von No. 22. beſitzt eine ſchöne Anlage zum Idealen, er hat überhaupt einen edlen Begriff in ſein Werk gelegt. Er verſteht Licht und Schatten gut, und ſeine Arbeit thut, als Bild betrachtet, eine ſehr angenehme Wirkung. Möchte es ihm doch gefallen, in Gedanken, ſo wie in der Zeichnung, künftig einer etwas ſtrengern Form zu folgen.

Der Künſtler, dem wir No. 23. verdanken und den wir näher zu kennen das Vergnügen haben, hat ohne Zweifel alles gethan, was in ſeiner Lage billigerweiſe von ihm zu fordern iſt. Wir wünſchen ihm Gelegenheit und Muſe, die ihm gegenwärtig faſt gänzlich mangeln, nach guten Muſtern zu ſtudiren; denn das viele Gute, was in ſeinem Werk bemerkt worden iſt, ſind wir blos ſeinem ſchönen Talent ſchuldig, welches vornehmlich zum Gefälligen und rührend Wahrhaften zu ſtreben ſcheint. Im Styl, in der Zeichnung und im Geſchmack würden ihm wahrſcheinlich Darſtellungen im Idyllen-Character am beſten gelingen. Der Küras hingegen und der Cothurn möchten ihn weniger kleiden, da er, wie wir geſehen, in ſeinem Bild ſich nicht über die Sphäre des bürgerlichen Lebens erhoben hat.

Das Gemählde No. 24. ließe, theilweiſe, auf einen der Vollendung nahen Meiſter ſchließen, dem es nur diesmal nicht gelungen iſt, die Strahlen ſeines Talents in Einen Brennpunct zu verſammeln. Geräth es ihm einen gegebenen Gegenſtand, mit allen ſeinen Motiven, von Grund aus zu entwickeln, ohne ſich durch ableitende Gedanken irre führen zu laſſen; ſo muß es ihm, bey ſolchen Kräften, nicht fehlen, einen höhern poetiſchen Schwung zu nehmen, dem Werk mehr Rundung, Ausdehnung und Bedeutung zu geben.

Eine elegantere Anordnung würde, als eine Folge der Einheit des in ſeinen Theilen glücklich aufgefaßten Ganzen, entſtehen und wenn er, beym Aufzeichnen, Verhältniſſe und Formen ſorgfältig beſtimmt hat; ſo wird die ſchöne geübte Leichtigkeit des Pinſels, die ſeinem Werke ſo viel Reiz giebt, durch eine vollendete freye Ausführung, ihm einen vorzüglichen Platz unter den lebenden Künſtlern anweiſen.

25. Ein hoher Geiſt, ein vermögendes Talent blickt aus dieſer Zeichnung, welche auf graues Papier getuſcht weiß und gelb aufgehöht iſt. Sie iſt elegant geordnet, edel gedacht, mit viel Ausdruck von Leidenſchaft, Bewegung, Ernſt und Sinn im Ganzen.

Hector ſtellt ſich hier jugendlich dar, ohne Bart. Körper und Beine hätten wohl etwas ſtärker werden dürfen, in Verhältniß zu den kräftig muskulirten Armen, auf welchen er das Kind empor hebt und den Göttern empfiehlt. An ſeiner Seite, die gefalteten Hände auf ſeine rechte Schulter gelegt, hängt Andromache an ihm, zuſammenſinkend, mit zum Himmel gewandtem Antlitz, voll Kummer. Wir haben an ihrer Figur nichts auszuſetzen, als nur, daß ſie etwas anmuthiger gewendet ſeyn möchte, anſtatt, daß ihre Stellung, die auf die Gebärde des Hectors berechnet, oder eigentlich durch das Bedürfniß des Künſtlers aus derſelben entwickelt zu ſeyn ſcheint, ein etwas theatraliſches Anſehen gewonnen hat. Das Kind verlangt furchtſam von der Höhe herunter nach der Amme, welche, den Rücken gewandt, weinend, dem Hector auf der andern Seite ſteht und ſchön mit den andern Figuren gruppirt. Wenn dieſe Amme ganz unſers Künſtlers Eigenthum iſt, ſo müſſen wir ihm von Herzen Glück wünſchen. Wenig Kunſtprodukte unſerer Zeit haben wir geſehen von ſo vorzüglich gutem Styl und in ſich ſelbſt ſo herrlich zum Ganzen geordnet. Sie iſt eine faſt noch edlere Geſtalt als Andromache und die Stellung iſt weit glücklicher; allein ſie wird demohngeachtet wieder zur Nebenfigur, dadurch daß man ſie vom Rücken ſieht und bewirkt, durch den Contraſt, eine Mannigfaltigkeit, welche dem ganzen Bilde ſehr vortheilhaft iſt. An der Erde liegen Hectors Waffen, die recht gut in die Anordnung des Ganzen eingreifen.

Der Grund zeigt das Thor und das Aeuſſere der Stadtmauer, hinter derſelben ſteigen Bäume empor und ein ſteiler Hügel, die zuſammen der Ausſicht ein pitoreskes Anſehen geben.

Der Künſtler ſcheint es überſehen zu haben, wie wohlthätig und nothwendig zur Deutlichkeit der Darſtellung des aufgegebenen Gegenſtandes, zweckmäßig erfundene Nebenfiguren ſind und daß durch ſie nur das Werk bis zur Selbſtſtändigkeit erhoben werden konnte.

Die Falten ſind durchaus von gutem Geſchmack, das Gewand der Amme aber bey weitem am beſten gelegt.

Licht und Schatten machen breite, deutliche Maſſen. Daß das Hauptlicht auf die Andromache fällt und dadurch das Auge nach der Seite des Bildes angezogen wird, iſt nicht zu billigen.

26. Wir kommen nun endlich auf die große, mit Sepia getuſchte, Zeichnung des Herrn Auguſt Nahl, welcher wir, mit Vergnügen, den Kranz ge-

reicht, indem ſie die Aufgabe, in Hinſicht des Gedankens ſowohl, als der Ausführung, vor allen andern am beſten darſtellt; ja ſie iſt nicht nur, verglichen mit den eingegangenen Concurrenzſtücken, ſondern auch, unabhängig von dieſen, ganz für ſich ſelbſt betrachtet, ein treffliches, dem Zeitalter Ehre bringendes Kunſtwerk. Nichts was bedeuten, was rühren, was den Gegenſtand heben, zur Anſchauung bringen konnte, hat der Künſtler unbenutzt gelaſſen. Doch wir brauchen keine nähere Beſchreibung der Figuren und ihrer Handlung zu verſuchen, weil ein Freund, der Verfaſſer eines ſo eben eingehenden und hiernächſt abzudruckenden Aufſatzes, ſolches mit geübterer Feder bereits geleiſtet hat.

Wir erinnern nur daß vielen auch gebildeten Beſchauern, ja uns ſelbſt, beym erſten Anſehen des Werks, die Amme, wegen ihrer lebhaften Bewegung vor den übrigen Figuren, welche ruhiger da ſtehen, in die Augen fiel und es daher ſchien, ſie nehme ſich, als bloße Nebenfigur, zu ſehr aus, obgleich der Künſtler ihr ihren Platz etwas weiter zurück angewieſen und noch einen großen Schlagſchatten vom Hector auf ſie hat fallen laſſen. Bey genauerer Prüfung aber fand ſich, daß die Motivirung dieſer Figur allerdings zu billigen iſt, weil einzig der Amme eine lebhafte Aeußerung der Leidenſchaft zukommen konnte, die hingegen dem Helden und ſeiner Gemahlin nicht geziemt. Weil nun durch die kniende, mit ringenden Händen betende Amme, der gefahrvolle Zuſtand näher angedeutet wird, ſo iſt ſie

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualen ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfluſſes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die älſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bey Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen, und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckenbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Gluth denn ewig,
Vorſetzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Genährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?

keineswegs ein überflüſſiges, oder übel angereihtes Glied in der Gedankenkette des ganzen Werks.

Die Hauptfiguren ſind in eine Pyramidalgruppe geſammelt, deren Anordnung dem Künſtler Ehre macht; allein da ein jedes Kunſtwerk nur als Annäherung an Vollkommenheit, welche ein Unendliches iſt, angeſehen werden muß und alſo ſelbſt das beſte noch Wünſche übrig läßt, ſo wäre auch hier zu wünſchen, daß der leere Raum zwiſchen dem Hector und der Amme, auf irgend eine Weiſe, ausgefüllt worden ſeyn möchte.

Die Gruppe der Hauptfigur ſteht nicht ganz in der Mitte der Zeichnung, ſondern etwas nach der linken Seite zu, den größern Raum auf der Rechten nehmen im Mittelgrund die Figuren der Krieger ein, welche unter und vor dem Thor, mit dem Wagen und den Pferden des Helden, harren, und gleichſam ein zweytes, untergeordnetes, kleines, zierlich componirtes Bild, voll Bewegung und Leben, ausmachen.

Die ſimple Architectur des Grundes wird, durch einen großen Schlagſchatten, faſt ganz in Halbſchatten geſetzt und die Figuren heben ſich auf demſelben ungemein gut ab.

Die vortrefflichen Falten, beſonders am Gewand der Andromache, um die Knie und das übergeſchlagene linke Bein, die edlen Formen an allen Figuren überhaupt, die holde, unſchuldige Grazie des Kindes, Hectors männliche Kraft, der Frauen Schönheit und Würde, in ſtiller Traurigkeit, die gefällige Geſtalt der Amme, alles bewährt das lange und gründliche Studium des Künſtlers, nach den erhabenen Muſtern des Alterthums.

Einzig möchte man vermuthen, der rechte Arm der Andromache, mit welchem ſie das Gewand faßt, ſey ein wenig zu kurz ausgefallen.

Die Beleuchtung kömmt von der linken Seite und bewirkt große Partien von Licht und Schatten; nur iſt's geſchehen, daß die Hauptmaſſe des Lichts auf die Hüfte der Andromache und daher nicht auf die Mitte der Gruppe, ſondern auf die Seite derſelben fällt und das Auge dahin leitet.

Ein nochmaliger allgemeiner Ueberblick über alle, aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands eingegangene, Concurrenzſtücke gewährt uns zugleich den Ueberblick über Geiſt, Cultur und Talent der Nation, wie ſie im Fache der bildenden Künſte im gegenwärtigen Augenblick herrſchen und beſtehen. Dieſer Ueberblick iſt allerdings ſehr befriedigend, ja noch mehr, er iſt erfreulich. Wir ſagen erfreulich. Denn niemand wird ohne frohe Empfindungen bemerken, wie durchaus etwas wackeres, rechtliches, gutes, meiſt ein edles und zartes Gefühl, auch ſelbſt bey denen herrſcht, die es in der Kunſt eben noch nicht weit gebracht haben. Dieſes iſt ein guter Grund, aus welchem ſicherlich das Schöne und der Geſchmack, wenn er gepflegt wird blühend erwachſen kann. Die gekrönten Künſtler, und einige andre, die ihnen nahe gekommen ſind, haben ſich in dem was wir das Wiſſenſchaftliche der Kunſt nennen wollen, ſo brav und unterrichtet gezeigt, daß ſie mit den beſſern Künſtlern der Nationen, welche jetzt ſich des größten Ruhms anmaßen, wohl zu vergleichen ſind.

In Hinſicht der Reinheit, Schönheit, des Werthes der Gedanken, der natürlichen, bündigen, anſchaulichen Darſtellung, der Erkenntniß des Gebiets der Kunſt und ihrer Grenzen, kurz in dem was den ächten Geiſt der Kunſt, das weſentlich Nützliche derſelben ausmacht, indem es die unendlichen Geiſtesfähigkeiten des Menſchen bilden und veredeln hilft, darin haben ſie, wir mögen es wohl behaupten, aus den obenerwähnten Urſachen, mehr gethan, als auch in den am lauteſten geprieſenen Werken jener andern nachzuweiſen iſt.

Beklage ſich deswegen niemand, unbillig, wie ſo oft geſchieht, über die Langſamkeit, Schwerfälligkeit und das ſekundäre Weſen des deutſchen Genies, damit nicht unſere jungen Künſtler, vom Ruhme der Ausländer geblendet, dieſelben nachzuahmen ſuchen. Dem beſcheidenen, wenig ruhmredigen Deutſchen, iſt der Glaube an ſich ſelbſt von jeher etwas ſchwer geworden und doch kann ohne denſelben nichts vollkommen wohl gedeyhen.

Wollte man nur, im Allgemeinen, in ſich gehen und Vorurtheile über den Zweck der Künſte ablegen, welche uns noch aus frühern Zeiten her ankleben und uns wenigſtens retardiren, wenn ſie auch nicht völlig aufhalten können; würden die Beſten, welche das Wort führen, mit uns ſich vereinigen, die ſchädlichen Irrthümer und Schiefheiten im Geſchmack des Publikums zu bekämpfen, würden endlich die Mächtigen, nicht mit neuem Aufwand, die bildende Kunſt begünſtigen, nein, die ſchon vorhandenen Fonds, welche zum Beſten derſelben beſtimmt ſind, zweckmäßig verwenden; bald müßten die Früchte davon im Großen, Bedeutenden, Allgemeinen ſich zeigen, wie ſie ſich, zur Gewährleiſtung, daß ſie nicht ausbleiben würden, im Verhältniß unſerer Bemühungen und unſerer kleinen Anſtalt, gezeigt haben. Der allgemeine Geſchmack würde ſich unſtreitig bald beſſern, wie wir ſchon in den Urtheilen des Weimariſchen Publikums, bey der jetzigen Ausſtellung, gegen die vorjährige, mit Vergnügen bemerkt haben. Die Liebe zur ächten Kunſt, welche ſo ſelten geworden, müßte ſich nach und nach wieder vermehren und bald Talente, die jetzt, ungenützt, verborgen dahin welken, ſich glänzend entwickeln; ein neuer Tag könte für die Kunſt erwachen und ſie mit ihren ſchönen Gaben uns erfreuen.

Anhang.

No. 27. 28. Zwey Zeichnungen, von demſelben Künſtler verfertigt, wollten ſich nicht mit den andern in eine Stufenleiter bringen laſſen und wir ſehen uns deswegen genöthigt ihrer hier beſonders zu erwähnen. Wir haben gar nicht die Abſicht ſie dadurch herabzuſetzen, auch iſt es keinesweges Mangel an Kunſt, was ſie aus der Reihe ausſchließt, ſondern das Eigenthümliche der Darſtellungsweiſe.

Wir waren in der That nicht wenig verwundert, den Geſchmack der Coppel und ihrer Kunſtbrüder noch lebendig zu ſehen, oder, um manchen unſerer Leſer verſtändlicher zu werden, die manierirten Hofesſitten, aus Ludwig XIV. Zeiten, einen gewiſſen Opernprunk und Anſtand, in jetzt verfertigten Werken zu finden, da die bildende Kunſt überhaupt einen ſo ganz andern Weg eingeſchlagen hat. Man muß indeſſen zu des Künſtlers Rechtfertigung geſtehen, daß, ſobald man ihm ſeine Darſtellungsweiſe, die er für die ächte gehalten, zugiebt, die beyden Zeichnungen übrigens recht ordentlich gedacht ſind.

In der erſten will Hector eben zu Pferde ſteigen und reicht ſeiner Gemahlin zum Abſchied die Hand, dieſe ſteht zwiſchen ihm und der Amme, welche das Kind hält, und deutet auf daſſelbe es ſeinem Andenken empfehlend. Die Armee iſt zum Abmarſch fertig, Vexillen werden hoch empor getragen, Trompeten blaſen zum Abzug. Die Handlung geht zwiſchen der innern Stadtpforte und der äußern Mauer vor.

Auf der zweyten Zeichnung geht es noch etwas vornehmer her, zugleich auch etwas moderner; denn es ſind Fahnen auf dem Stück und nicht, wie auf dem andern, römiſche Feldzeichen; der dargeſtellte Moment iſt, wie Hector das Kind auf den Armen hält und ſich an die Götter wendet. Er hat wirklich das Anſehen eines Fürſten, ſo wie auch der Schmuck der Rüſtung fürſtlich iſt, er gebärdet ſich mit dem Anſtand eines ſolchen, der, in einer feyerlichen Handlung, öffentlich repräſentiren muß. Er hat ein Tuch ſchön über die Arme gebreitet, um den kleinen Prinzen, wie ſichs gebührt, zu halten, hinter ihm ſteht der Wagen, mehr zum Staat als zum Gefecht eingerichtet, ſchön mit Waffen aufgeſchmückt und von drey prächtig angeſchirrten Pferden gezogen, der lorbeergekränzte Helm liegt an der Erde. Zur Seiten ſteht Andromache, das Diadem auf dem Haupt. Ihr fehlt es nicht an weiblicher Zartheit und lebendigem Ausdruck der Bekümmerniß und des Schmerzens, wiewohl ſie ebenfalls beſorgt ſcheint das Decorum nicht zu verletzen. Die Amme oder Hofdame, welche neben ihr ſteht, nimmt es ſchon weniger genau und ſpricht mit dem nächſten Offizier, die Soldaten zu Fuß und zu Pferd harren, ein Trompeter bläſt zum Abzug. Die Scene iſt vor Hectors Pallaſt nahe bey der Stadtpforte, aus welcher man die Lanzen und Fahnen des Gros der Armee erblickt.

In beyden Zeichnungen laſſen ſich mehrere gemüthliche, ſelbſt im Ausdruck wohlgelungene Köpfe und, in dem Sinne, den wir als im Ganzen herrſchend angedeutet haben, auch vollſtändige Motive loben. Die Anordnung iſt ganz theatraliſch. In der Mitte ſteht nicht ſowohl eine Gruppe, als ein Hauſe von Figuren, welche die Acteurs vorſtellen, weiter entfernt Statiſten. Zuförderſt auf beyden Seiten am Rande Figuren, gleichſam Zuſchauer zwiſchen den Couliſſen, die dem Künſtler zu Repouſſoirs dienen ſollten.

Die Zeichnung hat beträchtliche Unrichtigkeiten, doch kommen überhaupt keine beleidigende Mißgeſtalten vor. Licht und Schatten ſind ſehr zerſtreut und daher das Ganze geräuſchvoll und unruhig. Die Architectur der Gründe erinnert abermahls an Decorationen des Theaters.

5.

An

den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwey letzten Preißaufgaben veranlaßt wurden und noch lebhaft mit dieſen Eindrücken beſchäftigt, verſuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszuſprechen, welche dieſe intereſſanten Kunſterſcheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß ſie keinen müßigen Genuß zulaſſen, ſondern den Geiſt des Beſchauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunſtwerk führt auf die Kunſt zurück, ja es bringt erſt die Kunſt in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey dieſen Preißaufgaben nur auf den Künſtler abgeſehen; aber auch dem bloßen Beſchauer haben Sie durch dieſes Inſtitut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröfnet. Dieſe neunzehn und wieder dieſe neun Ausführungen des nehmlichen Gegenſtandes gewähren ein ganz eignes Intereſſe des *Verſtandes*, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der ſich den Eindrücken künſtleriſcher Werke nur gedankenlos hingiebt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meiſterſtücke, aber von verſchiedenem Inhalt, würde uns unſtreitig einen höhern Kunſtgenuß, aber vielleicht keinen ſo reichen Begriff von der Kunſt verſchafft haben, als dieſe vielſeitige Behandlung deſſelben Thema mir wenigſtens gegeben hat.

Zuerſt ein Wort von den Preißaufgaben ſelbſt. In Sachen der ſchönen Kunſt wird die Möglichkeit nur durch die That bewieſen; aus Begriffen kann man höchſtens voraus wiſſen, daß ein gegebenes Thema der künſtleriſchen Darſtellung nicht widerſtreitet. Der Erfolg hat die Wahl der beiden Sújets gerechtfertigt, denn aus beyden ſind wirklich, unter geſchickten Händen, ſprechende, ſelbſtſtändige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunſt unzertrennlich und eins iſt, und beyde, Phantaſie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig ſeyn müſſen, ſo giebt es doch Kunſtwerke der Phantaſie und Kunſtwerke der Empfindung, je nachdem ſie ſich einem dieſer beyden äſthetiſchen Pole vorzugsweiſe nähern; zu einer von beiden Klaſſen aber muß jedes künſtliche und poetiſche Werk ſich bekennen, oder es hat gar keinen Kunſtgehalt. Sie haben bey dieſen zwey Preißaufgaben dafür geſorgt, daß jeder Künſtler in ſeiner Sphäre beſchäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug ausſtattete, auf beyden Feldern der Kunſt glänzen konnte.

Hectors Abſchied qualifizirte ſich zu einem naiven und ſeelenvollen Empfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rheſus, ein Nachtſtück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantaſiebilde geeignet. Beyde Aufgaben konnten, in Abſicht auf den innern Kunſtgehalt, für gleichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künſtlers mußte alſo die Wahl entſcheiden und es ließ ſich vorausſehen, wohin ſich das Uebergewicht neigen würde. Der erſte Gegenſtand ſpricht an das Herz und der Deutſche hat ſeinen ſchätzbaren Charakter auch bey dieſer Gelegenheit nicht verläugnet.

Indem die Gegenſtände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentſchieden gelaſſen; hier alſo war das Feld der Erfindung. Zwey Helden, dem Begriffe gemäß den wir uns von Diomed und Ulyſſes bilden, zeigen ſich in der Finſterniß der Nacht in dem trojaniſchen Lager, wo thraziſche Krieger mit ihrem Könige ſchlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtiget ſich Ulyß der ſchönen weißen Pferde des Königs. Sie müſſen eilen, um nicht überfallen zu werden und Diomed verläßt ungern den Schauplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchſten Bedeutung. Der Künſtler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darſtellen. Blieb er bey dem erſten Momente ſtehen, ſo war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung ſchlafender Menſchen hat etwas Schändendes für einen Helden. Der König welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperſon, unſer Mitleid wurde intereſſirt und das Bild bekam einen pathetiſchen Charakter, den es durchaus nicht haben ſollte. Wählte hingegen der Künſtler den Augenblick nach der That, wo beyde Helden auf ihre Entfernung denken, ſo kam ein ganz anderer Geiſt in das Gemählde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Maſſe noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denſelben einen Anſpruch an unſre Theilnahme machte; wir ſchauen nicht unmittelbar an ſondern erfahren nur durch einen Schluß, daß ſie im Schlaf ermordet worden und was die Hauptſache iſt, Ulyß und Diomed ſind dann die eigentlichen Helden des Bildes, es iſt ihre Kühnheit die uns intereſſirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beſchäftiget.

Aber auch ſo wird dem Bilde noch immer ein weſentlicher Theil der ſinnlichen Bedeutſamkeit und der Würde abgehen. Ulyß und Diomed werden immer nur als zwey nächtliche Mörder und Räuber erſcheinen, die Handlung wird alſo, auch wenn ſie ihr Empörendes verliert, wenigſtens gemein und gleichgültig für uns ſeyn. Etwas muß geſchehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben; dieß geſchieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künſtler durfte dieſe nicht weit ſuchen; auch im Homer erſcheint die Pallas und treibt beyde Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird, für den Gedanken, noch dieſes gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre Geſte die Nothwendigkeit der Flucht

Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttinn?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! ſieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!
Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ſich
Ein unauslöſchlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verſchloſſen, ſterben.

ſinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entſteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künſtler, der keinen tiefen Gedankengehalt in ſein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, ſchon der Effekt der Maſſen und Kontraſte anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geſchickte Verfertiger des Bildes No. 5., wo in der Mitte des Ganzen zwey milchweiße Pferde ſich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen iſt, und beyde Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verſchwinden, ſcheint ſich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild iſt ſanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke iſt gemein und der Künſtler hat von ſeinen Gegenſtand nur das nächſte proſaiſche ergriffen. Denn warum zwey Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun iſt, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleben geleiſtet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieſes Bild bei vielen Zuſchauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen iſt unfehlbar, es ſetzt nichts voraus, und läßt ſich völlig gedankenlos genießen.

Zwey andere größere Bilder (No. 5 und 4.) deſſelben Inhalts ſtellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch ſchlafend, das Schwerdt iſt über ihm gezückt, Ulyſſes hat ſich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung iſt kräftiger, die Handlung reicher, als bey dem vorerwähnten Bilde, die Helden ſind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt ſich nicht über das Gemeine, das Bild ſpricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geſchickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geiſt nicht erſetzen.

Zwey andere Bilder (No. 6 und 7.) zeigen uns zwar ſchon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob ſie gleich eine höhere Intention des Künſtlers verräth. Der Moment iſt bedeutender, die Ermordung iſt geſchehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet ſind, hat ſich Ulyß auf eins der Pferde geſchwungen, der Augenblick des Forteilens iſt ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene iſt zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höheren Geiſt ſind zwey andere Bilder deſſelben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erſcheint (No. 2.) über den erſchlagenen Leichen und das Licht das ſie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt ſich das Schwert in die Scheide zu ſtecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand um ihn zu warnen und mit der ausgeſtreckten Linken zeigt ſie ihm den Weg. Ulyſſes den Bogen in der Hand hält die ſich bäumenden Pferde am Zügel und ſtrebt ſchon in einer raſchen Bewegung fort, nach dem ſäumenden Gefährten zurückſchauend. Beyde Helden ſind nakt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß und ein Löwenfell hängt über den Rücken des

Diomedes. Jener, deſſen kräftig gezeichnete Figur am meiſten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhafte Bewegung, welche gegen die ſinnende Ruhe des Diomedes einen vielleicht nur zu ſtarken Abſtich macht.

Mit dieſem Bilde ſind wir in die geiſtige Welt der Kunſt eingetreten. Das gemeine Wirkliche iſt uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende iſt aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1.), mit dem ſich dieſe Gallerie der Rheſusbilder würdig abſchließt.

Der vorige Künſtler hatte uns das trojaniſche Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umſchränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechiſchen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu ſetzen, aus dem wir dadurch gleichſam herausgetrieben werden. Er öfnet mit einem kühnen Griff ſeinen Schauplatz und wir überſehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Flucht.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns ſogleich durch ganz verſchiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerſt dem lebhafteſten Lichte folgt, fällt auf eine mahleriſche, ſchön pyramidenförmig geordnete Maſſe von vier milchweißen Pferden, welche Ulyſſes eben fort treiben will. Er wendet dem Zuſchauer den Rücken, nur der Kopf iſt ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, ſo wie die Mähnen und Decken der Pferde ſind in einer fliegenden Bewegung; dieſer hellglänzenden und raſch bewegten Gruppe ſetzt ſich die ruhige dunkle Maſſe leblos liegender Körper im Vordergrund und die ſtillliegende Ferne des Hintergrundes ſchön entgegen.

Sobald der erſte gewaltſame Sinnenreiz nachläßt, ſo wendet ſich der Verſtand zu dem Bedeutungsvollen; dieß findet er hier ſehr geiſtreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, ſteht an dem Wagen des Rheſus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er ſich denſelben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erſchlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in ſchön verkürzter Lage hingeſtreckt. So raſch ſich Ulyß und die Pferde bewegen, ſo ruhig ſteht Diomedes, nur das Geſicht iſt unzufrieden nach der Erſcheinung zur Linken hingerichtet.

Hier ſchwebt in einer Wolkenumgebung, ſchlank und ſchön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgeſtreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke in der ſie erſcheint, wälzt ſich mahleriſch wie ein daherſtrömender Nebel um den Wagen des Rheſus herum und faßt auf dieſe Art die ganze Mordſcene mit einem geheimnißvollen Vorhange ein, der ſich nur auf der rechten Seite öfnet, um den Blick nach dem griechiſchen Schifflager zu erweitern. Alle Parthien des Bildes ſchmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bey dieſem Bilde den heitern Einfluß einer phantaſiereichen Kunſt, nach Kunſtideen iſt Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes iſt der gemeinen

Wirklichkeit abgeborgt, alles repräſentirt nur und hat nur Daſeyn für den Gedanken und durch denſelben.

Es ließ ſich für dieſe beyden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Raub der Pferde des Rheſus iſt, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz; hier mußte alſo die Phantaſie ihre Macht beweiſen und der Gedanke ſtatt des wirklichen Gegenſtandes eintreten. Wurde dieſes Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, ſo mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben dieſe natürliche Wahrheit iſt das Geſpenſt der Zeit und dem Deutſchen insbeſondere wird es ſchwer, ſich mit freyer Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Dieſem Stoffe alſo, der kein Gefühl nicht anſprach, konnte ein Künſtler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen und eben dieß ſcheint die meiſten von dieſem Süjet zurückgeſchreckt zu haben.

Der Abſchied des Hectors iſt ſchon als Stoff und ohne allen Zuſatz der Kunſt ein rührender Gegenſtand, und konnte mit einem mäßigen Aufwand von Phantaſie, ſelbſt durch naive Wahrheit ein ſprechendes Bild abgeben. Aber hier war der ſentimentaliſche Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunſt auch auf dieſem Felde wie auf dem poetiſchen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten und ſie ſind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da ſie ſich leicht von ſelbſt heraus finden.

Es war in dieſem einfach ſcheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszudrücken; Hector ſollte als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erſcheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieſer Verhältniſſe ſein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verſtoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptſache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war und die Kunſt beſtand darin, die prägnanteſte zu wählen.

Einige der concurrirenden Künſtler haben ſich begnügt, bloß den Abſchied des Gatten von der Gattin vorzuſtellen, und ſind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter iſt nur ein Zeuge der Handlung. Hector ſelbſt iſt ſo jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abſchied zweyer Liebenden vor ſich zu ſehen glaubt. Dieß iſt unſtreitig der unglücklichſte Einfall, der ſich am weiteſten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm ſeiner Vaterſtadt ſeyn ſoll, iſt hier nun gar nicht zu denken. Es iſt auf eine Rührung angelegt, die dieſem Stoffe ganz und gar fremd iſt.

Andre ſchlugen den entgegengeſetzten Weg ein; indem ſie den Vater ausſchließend mit dem Kinde beſchäftigen, laſſen ſie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle ſpielen. Dieſe entfernten ſich weniger von dem Geiſt der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters ſich mit dem männlichen Ernſt des

Helden ſehr wohl verträgt. Und da die Mutter ſich durch ſich ſelbſt ſchon in die Handlung einmiſchen kann, ſo konnte ſie nicht bedeutungslos erſcheinen.

Auf einem der vorzüglichſten Stücke in der Sammlung (No. 24.), einem Oehlgemählde, ſcheint der Künſtler beabſichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zuſammen zu faſſen. Hector breitet ſeine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß ſich Andromache zwiſchen dieſen, nach dem Kinde ausgeſtreckten Armen, an ſeinen Leib ſchmiegt; aber er ſelbſt zeigt ſich keineswegs mit ihr beſchäftigt, ſeine ganze Bewegung bezieht ſich auf das Kind, ſie ſcheint überflüſſig und eher ein Hinderniß zu ſeyn.

Nun war die zweyte Frage, für das Pathetiſche der Situation den wahrſten und zugleich würdigſten Ausdruck zu finden — denn es ſollte der Abſchied eines Helden ſeyn, der Gattin und Kind zurückläßt um in eine Todesgefahr zu gehen; man ſollte einen letzten ewigen Abſchied ahnden. Auf der andern Seite ſollte ſich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache ſollte ſich auch in dieſer ſchmerzlichen Situation ſeiner werth beweiſen, unſer Herz ſollte nicht zerriſſen, ſondern durch die Rührung ſelbſt geſtärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künſtler (No. 15.), dem die Natur einen heitern Sinn und ein ſchönes naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen ſcheint verſagt zu haben, hat ſich auf die einfachſte Weiſe aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienſcene verwandelt, worin von dem tragiſchen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu ſpüren iſt. Hector unterhält ſich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin iſt und ſich vor dem Vater zu ſcheuen ſcheint. Die Amme deutet mit einer ſprechenden Bewegung auf den Vater, als ob ſie das Kind mit demſelben bekannt machen wollte. An Hectors rechte Seite ſchmiegt ſich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde ſchmeichelnd entgegenſtreckt. Jede der drey Figuren belebt ein naiver, äußerſt glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln ſpielt um den Mund des Vaters, und Andromache's ſeelenvoller Blick ſchwimmt zwiſchen Heiterkeit und Thränen. Alles accordirt zu einer ſchönen lieblichen Gruppe und ſpricht das Gemüth ſchnell und entſcheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunſtfoderungen nach, weil man einer ſchönen Natur begegnet und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze mahleriſche Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unſchicklichkeiten überladen findet. Denn der Künſtler ſchien das Heroiſche, das er in die Handlung ſelbſt nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachhohlen zu wollen und erfüllt deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million Spießtragender Trojaner, welche auf dieſe Familiengruppe herabſchauen.

So wie man auf dieſem Bilde das Pathetiſche ganz vermißt, ſo iſt demſelben auf zwey andern, ſonſt ſehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben und von dem heroiſchen Character des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewiſſes peinliches Gefühl und man mag nicht gern dabey verweilen. Auf dem einen misfällt noch beſonders die abgewandte Stellung des Hectors und der Ausdruck hilfloſen Schmerzens in ſeiner Gebärde. Dem andern (No. 19.) ſcheint eine gewiſſe kranke Bläſſe zu ſchaden, welche dadurch entſteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt iſt und auf einen Farbeneffekt Anſpruch macht, aber gerade da, wo die energiſche Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden iſt.

Mehrere und zwar die geſchickteſten Meiſter laſſen ihren Helden ſich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Dieſe Handlung iſt ſchicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und ſelbſt im Affekt beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feyerlichen Character. Das Kind auf den Armen des Vaters, beſonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwey vorzüglichſten (No. 25 und 26.) Bildern in dieſer Reihe der Fall iſt; bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülfloſen Stadt, beyde ſcheint Hector in die Hand der Götter zu geben.

Es finden ſich zwey, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21.), wo der Künſtler im Geiſt der alten Bildhauerwerke des Pathetiſchen nicht bedurfte, um bedeutend zu ſeyn. Ernſt und ruhig ſteigt der gewaffnete Hector die Stufen ſeines Hauſes herab, ſein Körper iſt ſchon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Geſicht kehrt ſich nach der Andromache, die ſich mit leidender Miene an ihn anſchmiegt und ihn nicht laſſen will. Ihr zur Seite ſteht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weiſen Bedeutſamkeit der Alten hat uns hier der Künſtler die Situation mehr durch ſymboliſche Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles ſtellt mehr vor als es iſt; es gilt zwar für ſich ſelbſt und weiſ't doch auf etwas andres hin, es iſt nur der ſinnvolle Buchſtabe, in welchem der Geiſt verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauſes, welches von dem Hausvater jetzt verlaſſen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernſte doch nicht traurige Herabſteigen des Helden ſteht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf ſich ſelbſt; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin iſt dem Ganzen gemäß. Nur ſie ſelbſt iſt zu klein und zu dürftig gegen die coloſſaliſche Figur des Helden und ſtört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne ſchwächliche Erſcheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat ſich das Genie der verſchiedenen Künſtler characteriſirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenſtandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht und dieſe iſt dann die gelungenſte Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte

Iphigenie.

Du wirſt nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löſe meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten mich auch ſicher werden.
Es wälzet ſich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reiß't
Mein Innerſtes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterinn?

Iphigenie.

O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen.
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's gold'ne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,
Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.

der Künſtler der beliebten Natürlichkeit mit dem mindeſten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geſchmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der ſtupiden Gleichgültigkeit an bis zur koketten Leichtfertigkeit iſt ſie auf dieſen Bildern durchgeführt worden. Dieſen letztern Charakter trägt ſie auf einer bunt getuſchten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwey unſchicklich angebrachten Säulen, die das Thor verſperren, bezeichnet haben will. Das Bild iſt auf das gefälligſte, nach Art eines bunten engliſchen Kupferſtichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber beſonders geiſtreich gedacht. Nur einen Hector wußte der Künſtler ſich nicht zu denken und ſich überhaupt nicht zu der Höhe ſeines Gegenſtandes zu erheben.

Dagegen iſt auf den zwey vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor ſeinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23.) ſteht ſie in einer ſehr geiſtreich gedachten Stellung abgewendet und es iſt dem Künſtler gelungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, deſto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26.), deſſen ich nachher noch umſtändlicher gedenken werde, hat ihr der Künſtler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bey dieſer Abſchiedsſcene Hektors war das Lokale keineswegs unwichtig und die Handlung konnte nur vermittelſt deſſelben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn ſich der Künſtler nicht der Freyheit der Symbole bediente, ſo mußte er die Scene unter oder an das trojaniſche Thor verlegen und je ſprechender er die Umgebung machte, deſto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es iſt daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt iſt. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten ſo gemäß iſt; obgleich das andre Extrem, wo der Künſtler einen opernmäßigen Hofſtaat um ſeine Perſonen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Urſache, ſich über den Fleiß, über die Kunſtfertigkeit, über das Sentiment, über den Geiſt und Geſchmack zu erfreuen, die bey dieſen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erſcheinung gekommen ſind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunſt anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch ſie ſich frey und ſelbſtſtändig erklärt und zu der geiſtreichen vollendenden Anmuth, wodurch ſie ſich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, ſind Proben gegeben worden. Mehrere dieſer Bilder ſind wahrhaft ſchön gedachte Ganze, andre empfehlen ſich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Abſicht auf gewiſſe Theile der mahleriſchen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, ſo wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26.) der braunen Zeichnung, wie ſie das Publikum nannte, ehe man den Namen des Künſtlers, Hrn. Nahls, erfuhr, zurückkehren, welche auch den Blick zuerſt angezogen hat.

Hector hebt den Aſtyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine ſchöne Geſtalt im Geiſt der Antiken gezeichnet, lehnt ſich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte ſcheint ſie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entſtellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hectors in weiterem Abſtand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt von ihm geſchieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helden mit einem ſchmerzvollen Flehen aus tiefer geängſteter Bruſt begleitend. Auf ſie, als die niedrigere Natur, hat der weiſe Künſtler die ganze Schaale der Leidenſchaft ausgegoſſen, die er für dieſe Scene bereit hielt; aber in ihrem Affekt iſt nichts unwürdiges, es iſt nur das Heftige der Inbrunſt, was ihn bezeichnet. Die Handlung geſchieht unter dem Thor, deſſen edle Architektur würdig zum Ganzen ſtimmt. Hinter der Amme öfnet ſich daſſelbe in einem ſchönen freyen Bogen; man ſieht den Wagen Hectors, der Führer hält die Pferde an, ein Krieger iſt näher getreten und ſetzt die Hauptſcene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dieß iſt der poetiſche Gedanke des Bildes; aber der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man fühlt ſich thätig, klar und entſchieden; die ſchönſte Wirkung die die plaſtiſche Kunſt bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantaſie belebt, der Geiſt aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verſtand beſchäftigt und befriedigt.

4.

Die neue Preisaufgabe

auf 1801.

Achill auf Scyros.

Achill iſt auf Scyros, unter den Töchtern Lykomeds verborgen, Ulyß und Diomed werden abgeſchickt um ihn zu entdecken; unter allerley Putzwerk bringen ſie auch Waffen mit, Achill erfreut ſich daran, indeſſen die Frauen nach den gefälligen Waaren greifen; es entſteht ein kriegeriſch Getöſe, er rüſtet ſich zum Kampf und iſt entdeckt. Sein Verhältniß zu Deidamien, der Tochter Lykomeds, die ihn nicht entbehren will, vielleicht auch zu einem Knaben, der Frucht ihrer heimlichen Liebe, die eben jetzt zum Vorſchein kommt, macht die Scene intereſſanter.

Wir greifen dem Künſtler nicht vor und ſagen nur ſo viel: daß dieſes Sujet nur Einen Moment hat, in welchem alle Motive zuſammen treffen.

Betrachtet man es näher, ſo iſt es dem Abſchiede des Hectors ſehr ähnlich, nur erſcheint hier alles leidenſchaftlicher, bewegter und ganz realiſtiſch. Die Umgebungen ſind reicher, bedeutender und das Ganze in dieſem Sinne für die Kunſt günſtiger.

Wir können alſo hoffen, daß die Künſtler, die ſich dieſes Jahr bemüht haben, ſich auch zur Auflöſung dieſer Aufgabe gereizt fühlen werden, ſo wie unſer Wunſch iſt, daß noch mehrere dadurch angelockt werden mögen.

Jedes mythologiſche Werk giebt über die Fabel nähere Auskunft.

Der Kampf Achills mit den Flüſſen;

Oder, wenn man lieber will, Achill in Gefahr von den erzürnten Flüſſen überwältigt zu werden. Wir wählten aber jenen Ausdruck um zu bezeichnen: daß wir mehr den Helden, der ungeheuern Naturkräften widerſteht, als den der ihnen unterzuliegen fürchtet, gebildet ſehen möchten.

Dieſe Aufgabe hat mehrere Momente in welchen ſie gefaßt werden kann. Wir erſuchen daher die Künſtler, den 21ſten Geſang der Ilias ganz zu leſen. So wie wir bey dieſer Gelegenheit jedem Künſtler, der mit uns in Verbindung ſteht, oder zu treten geneigt iſt, empfehlen ſich die Voſſiſche Ueberſetzung des Homers anzuſchaffen, ſich an die Sprache derſelben zu gewöhnen und dieſe Werke, als den Grundſchatz aller Kunſt, fleißig zu ſtudiren.

Die Bedingungen ſind die des vorigen Jahres. Wobey wir nur die Bitte wiederholen: daß die Concurrenzſtücke vor dem 25ſten Auguſt 1801, ſo weit als möglich poſtfrey, anlangen mögen.

Die Ausſtellung dauert bis Michael. In der zweyten Hälfte des Octobers werden die Stücke zurückgeſchickt.

Künſtler die uns ihren Geburtsort und ihr Alter anzeigen, auch von ihrem Leben und ihren Studien einige Nachricht geben wollen, werden uns beſonders verbinden.

5.

Flüchtige Ueberſicht über die Kunſt in Deutſchland.

Eine allgemeine Ueberſicht über die Kunſt an verſchiedenen Orten Deutſchlands, wie ſie uns, theils durch die Concurrenzſtücke, theils durch die andern Data, hat werden können, glauben wir nützlich mitzutheilen, ſo fragmentariſch ſie auch iſt. Möchten freymüthige, einſichtsvolle Einheimiſche jedes Orts, oder Reiſende, welche der Sache gewachſen ſind, uns bald mit einzelnen, ausführlichen Darſtellungen beſchenken! Wollte man ſie dem Herausgeber der Propyläen mittheilen, ſo würde derſelbe ſchicklichen Gebrauch davon zu machen wiſſen.

In Stuttgard und Kaſſel zeigt ſich die glückliche Nachwirkung deſſen, was einige Fürſten zu Gunſten der bildenden Künſte gethan. Hier findet man das Studium nach der Antike und den beſten Modernen, an der Quelle. Styl, Form, Symbol der Darſtellung, vollendete Ausführung. Die Herren Rahl und Hartmann haben uns davon, durch Concurrenzſtücke, ſchönen Beweiß gegeben.

In Kölln iſt uns, durch Herrn Joſeph Hoffmann, das Fortleben einer alten Schole bekannt geworden. Wir hoffen künftig mehr von den dortigen Verhältniſſen ſagen zu können.

In Düſſeldorf zeigt ſich der Einfluß eines einſichtsvollen, geſchickten und thätigen Lehrers, der eine Gallerie, Zeichenſammlung und antike Muſter die Seinigen benutzen lehrte. Man möchte ſagen, daß dieſe Schule ſich für zu viel Practik und der Einwirkung des mechanographiſchen Inſtituts zu hüten habe.

Herr Kolbe, ein vorzügliches Mitglied derſelben, wird dieſes Jahr nach Paris gehen, wohin ihn unſere guten Wünſche begleiten, mit der Hoffnung daß er auch von dort her ſein Verhältniß zu uns fortſetzen werde.

In Niederſachſen findet man feine Talente, nur ſind ſie auf dem ſentimental-theatralen Wege. Wie kann es aber anders ſeyn, wenn man Empfindung ſtatt der Anſchauung geben will und eine fremde Kunſt zum Muſter derjenigen macht, in welcher man arbeitet.

Sollte nicht, durch kaufmänniſche Spekulation, eine Sammlung von Gipsabdrücken, die jetzt fürtrefflicher als jemals in Rom, für ein leidliches Geld, zu haben ſind, nach Hamburg oder Bremen geſchafft werden können? Man müßte ſie zweckmäßig aufſtellen und gegen ein billiges Einlaßgeld ſehen laſſen. Das Kapital würde ſich gut verintereſſiren und ein nach Norden verbanntes Kunſtgenie nicht alles Lichtes entbehren.

In Berlin ſcheint, außer dem individuellen Verdienſt bekannter Meiſter, der Naturalismus, mit der Wirklichkeits- und Nützlichkeitsforderung, zu Hauſe zu ſeyn und der proſaiſche Zeitgeiſt ſich am meiſten zu offenbaren.

Poeſie wird durch Geſchichte, Character und Ideal durch Portrait, ſymboliſche Behandlung durch Allegorie, Landſchaft durch Ausſicht, das allgemein Menſchliche durchs Vaterländiſche verdrängt.

Vielleicht überzeugt man ſich bald: daß es keine patriotiſche Kunſt und patriotiſche Wiſſenſchaft gebe. Beyde gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freye Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden, in ſteter Rückſicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt iſt, gefördert werden.

Man macht Bibliotheken und Gallerien den Vorwurf daß ſie durch ihre impoſante Gegenwart, durch ein gewiſſes unzuſammenhängendes Zudrängen auf den menſchlichen Geiſt, der reinen Entwicklung des Talents mehr ſchädlich als förderlich ſeyen.

In Dresden ſcheint ſo etwas obzuwalten. Dieſe feſtſtehenden, zwiſchen Vollkommenheit und Unvollkommenheit meiſtens ſchwankenden Muſter einer ſo großen Gallerie, das immer wiederholte Copiren derſelben, machen den Geiſt ſtillſtehen und ſtocken, indem practiſche Fähigkeiten und Einſichten vermehrt werden.

Vielleicht liefern uns die Verfaſſer der Pirnaiſchen deutſchen Kunſtblätter, welche von Einſicht, Unpartheilichkeit und Muth ſchon Proben gegeben, einmal eine genaue Schilderung jenes Zuſtandes. Wobey nach unſerm Rath der ältere Künſtler, als ein ausgebildetes Individuum, mit Achtung behandelt und mit ſich ſelbſt verglichen, der jüngere aber, ohne Schonung, auf die höhern, allgemeinen Forderungen der Kunſt hingewieſen würde.

Wenn in Dresden die Gegenwart und Menge großer Kunſtwerke den Geiſt der Künſtler feſſelt, ſo ſcheint in Leipzig der entgegengeſetzte Fall eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Seitdem die Winkleriſche Sammlung den Künſtlern und Kunſtfreunden nicht mehr zugänglich iſt, ſind Oeſers Werke faſt noch das Einzige wornach ſich ihr Geſchmack formt. Und der Einfluß derſelben offenbart ſich in den Werken, die uns von dort her zugekommen, nicht unbedingt günſtig für die Kunſt.

In Wien ſcheint auch das Hiſtoriſche ſtatt des Poetiſchen, das Allegoriſche ſtatt des Symboliſchen und im Ganzen eine gewiſſe bequeme Manier zu herrſchen. Selbſt in den Werken der beſſern, berühmten Künſtler bemerkten wir oft zu viel Willkührliches, zu wenig ſtrenge Beobachtung der Regeln, Vernachläſſigung des Wiſſenſchaftlichen; mehr das Beſtreben dem Auge zu gefallen als den Geiſt zu befriedigen.

Es wäre zu wünſchen daß, vornehmlich die jüngern Studierenden, ſich nach alten ernſten, ſorgfältig geendeten Muſtern üben möchten, denn ſie haben weniger Gefahr in Härte oder Trockenheit zu verfallen, als in das Aufgelößte, Characterloſe.

Berichtigende und beſtimmende Data von dem gegenwärtigen Zuſtande deutſcher Kunſt, ſo wie Nachrichten von den Fortſchreiten derſelben werden wir gern aufnehmen und benutzen.

V.

Dramatiſche Preisaufgabe.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Abſicht auf bildende Kunſt, hat man ſich bewogen gefunden, etwas ähnliches auch auf dem Felde der Poeſie, und zwar der dramatiſchen, zu verſuchen, welche gegenwärtig im Beſitz iſt am meiſten unter allen poetiſchen Gattungen auf den Volksgeſchmack zu wirken.

Man giebt hierbey dem Luſtſpiel den Vorzug vor dem Trauerſpiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel iſt und das Neue darin am meiſten gefodert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer ſind, ſo kann unſre Bühne ſich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja ſelbſt durch das Alterthum bereichern und das Vortreffliche in dieſer Gattung veraltet nie, da die Leidenſchaften auf der unbeweglichen Baſe der menſchlichen Natur gegründet und

Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich biethen willſt;
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne zu. Er irr't umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Gefund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreyfach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttinn weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterinn die Schweſter.

Oreſt.

Unſeligs! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick' und Leiden friſte.
Gut, Prieſterinn! ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte
Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten

folglich weit beſtändiger ſind als die Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Comédie, das luſtige Luſtſpiel, bey uns Deutſchen durch das ſentimentaliſche zu ſehr verdrängt worden und es iſt allerdings ein herrſchender Fehler auf unſerer komiſchen Bühne, daß das Intereſſe noch viel zu ſehr aus der Empfindung und aus ſittlichen Rührungen geſchöpft wird. Das Sittliche aber ſo wie das Pathetiſche macht immer ernſthaft und jene geiſtreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen das ſchöne Ziel der Comédie iſt, läßt ſich nur durch eine abſolute moraliſche Gleichgültigkeit erreichen; es ſey nun, daß der Gegenſtand ſelbſt ſchon dieſe Eigenſchaft habe, oder daß der Dichter die Kunſt beſitze, die moraliſche Tendenz ſeines Stoffs durch die Behandlung zu überwinden.

Man unterſcheidet aber auch in der reincomiſchen Gattung noch Characterſtücke und Intriguenſtücke; und es iſt eine alte, nicht ungegründete Bemerkung, daß der deutſche Genius in jener erſten Klaſſe nie ſehr glänzend erſcheinen wird. Characterſtücke ſtellen uns entweder Gattungen (die Molieriſche Comédie) oder Individuen (die engliſche Comédie) dar. Für die letztern iſt der deutſche Character an Originalen zu arm, und für die erſte, kältere Gattung iſt der Zeitmoment vorüber. Die Charactercomédie erfodert im Ganzen eine größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters und von Seiten des Schauſpielers ein tieferes Studium, als man in unſern Tagen glaubt vorausſetzen zu dürfen.

Es bleibet alſo nur das Feld der Intriguenſtücke offen, das Feld iſt reich und nicht ſo leicht als das der Characterſtücke zu erſchöpfen.

In dem Intriguenſtücke ſind die Charactere bloß für die Begebenheiten, in dem Characterſtücke ſind die Begebenheiten für die Charactere erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beyder Gattungen auf eine glückliche Art zu vereinigen wiſſen.

Ein Preiß von Dreißig Dukaten wird hiermit auf das beſte Intriguenſtück geſetzt.

Die Manuſcripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche ſich zu einer Vorſtellung qualificiren, werden aufgeführt.

Sämmtliche Arbeiten werden in den Propyläen recenſirt, dabey wird von den Eigenſchaften des Intriguenſtücks überhaupt die Rede ſeyn.

Das Eigenthum ſo wie die freye Diſpoſition bleibt den Verfaſſern.

VI.

Kurzgefaßte Miscellen.

Aus Paris wird folgendes gemeldet: Der Bilhauer Tiek aus Berlin hat in dieſen Tagen den Preis gewonnen, der alle Jahre, für die angehenden Mahler, Bildhauer und Architekten ausgeſetzt wird und iſt in der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinſtituts gekrönt worden.

Ein ungenannter Kunſtfreund, der uns ſchon vor geraumer Zeit ſeine Bemerkungen über Herrn Hartmanns Preiszeichnung mitgetheilt, wird erſucht ſich uns zu entdecken, indem wir ihm einiges zu eröffnen haben.

Die Cottaiſche Buchhandlung in Tübingen bietet Abgüſſe von der Portraitbüſte des Erzherzogs Karl K. H., die Herr Profeſſor Dannecker in Stutgard gearbeitet, um billige Bedingungen an. Wir ſahen das Werk noch unter den Händen des Künſtlers und bemerkten mit Vergnügen daran die treue, bis ins zarteſte Detail, mit ungemeinem Fleiß durchgeführte Nachahmung der Natur.

Aus Liebe zur Kunſt muß man alſo wünſchen, daß die Abgüſſe dieſes Werks im Publikum zahlreiche Liebhaber finden mögen, damit des Künſtlers Talent nach Verdienſt bekannt und geachtet werde.

In zwey neuen Holzſchnitten übte Herr Unger in Berlin, mit glücklichem Erfolg, die Manier aus, deren ſich die Engländer Bewick und Anderſon bedient haben, von welchen wir im zweyten Stück des erſten Bandes der Propyläen Nachricht gegeben. Das eine der erwähnten Stücke iſt eine kleine Vignette, vor dem ſiebenten Theil, der neuen Schriften des Herausgebers, das andere, etwas größer, mit mehreren allegoriſchen Figuren. Beſonders iſt die Ausführung des letztern muſterhaft ſauber gerathen.

Nachſtehendes Eingeſendete machen wir dankbar bekannt.

Ew. werden mir erlauben, Ihnen eine Berichtigung einer Stelle des Aufſatzes über Oeſer, in dem neueſten Stücke der Propyläen S. 128. mitzutheilen, welche den Urheber der Architektur-Verzierungen in der Nikolai-Kirche zu Leipzig betrift. Dieſe Verzierungen werden unſerm Oeſer zugeſchrieben und, unter andern, als ein Beweis von dem Umfange ſeiner Fähigkeiten angeführt. Allein das Lob, das ihnen beygelegt wird und das ihnen mit allem Rechte gebührt, kommt nicht Oeſern zu, ſondern dem Herrn Baudirector Dauthe, der allein dieſe Verzierungen angegeben hat und unter deſſen Aufſicht ſie ausgeführt wurden. Da ich, mit beyden Künſtlern ſehr gut bekannt, oft Zeuge ihrer Arbeiten war und ſie oft auf dem Gerüſte beſuchte, ſo weiß ich genau, was einem jeden gehört, dem Hrn. Dauthe die Angabe jener Verzierungen und überhaupt die ganze Decoration der Kirche, Oeſern aber die Gemählde.

Ueberdieß war Oeſers Geſchmack in dieſem Theile der Kunſt nicht genug gebildet, er verwarf ſo leichte und gefällige Verzierungen wie die ſind, welche die Nikolai-Kirche ſchmücken, und liebte das Schwere, die ſchwerfälligen Schnörkel und Feſtons im Geſchmack des Blondel und la Foſſe, wie verſchiedene Säle beweiſen, deren Decoration er angegeben hat. Er hätte daher auch gern die Nikolai-Kirche in dieſem Styl verziert geſehn, und er war mit der Anordnung des Hrn. Dauthe ſo wenig zufrieden, daß er ſie nicht eher billigte, als bis das Ganze vollendet war, da ihm denn die gute Wirkung deſſelben nicht entgehen konnte.

Um nun einem jeden das Seine zu laſſen und dem Hrn. Dauthe den Ruhm nicht zu entziehn, der ihm gebührt, bitte ich Ew. dieſe Berichtigung in dem nächſten Stücke der Propyläen bekannt zu machen.

Paläophron
und
Neoterpe.

Ein Feſtſpiel

zur Feyer des 24ſten Octobers 1800.

von Göthe.

Der Herzogin Amalia von Sachſen Wemiar Durchl. widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabey die Abſicht an alte bildende Kunſt zu erinnern und gleichſam ein bewegliches, belebtes plaſtiſches Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

In dem erſten Stücke des vierteljährigen Taſchenbuchs, welches Hr. von Seckendorf zu Weimar herausgiebt, wird der Text abgedruckt werden.

Hierdurch läßt ſich aber nur ein Theil des Ganzen dem Publikum vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnnngen and die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehrere Umſtände berechnet war.

Um jedoch die Einbildungskraft des Leſers einigermaaßen zu beſtimmen, wird eine bedeutende Situation, worin beyde Hauptfiguren, nebſt denen ſie begleitenden vier Masken, zuſammen erſcheinen, nächſtens, in Kupfer geſtochen und illuminirt, wahrſcheinlich durch den Weg der Zeitung für elegante Welt, welche bey Voß und Comp. in Leipzig angekündigt iſt, verbreitet werden.

Inhalt.

I. Mantua im Jahr 1795.

II. Ueber Lehranſtalten, zu Gunſten der bildenden Künſte. Privatunterricht.

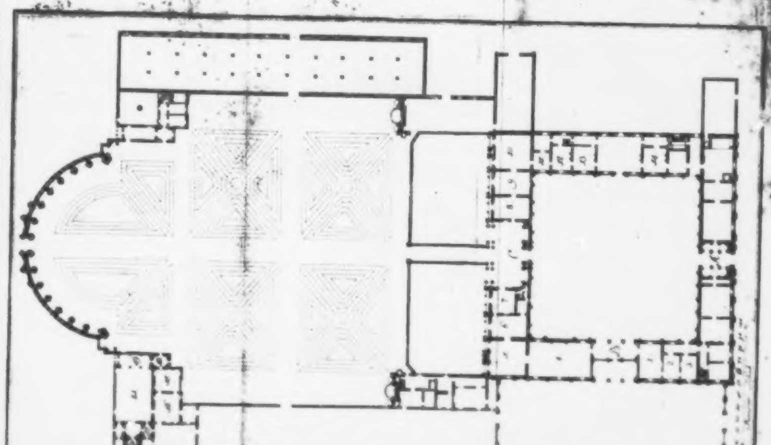
III. Rafaels Werke im Vatikan, zweyte Fortſetzung.

IV. Die Preisaufgabe für bildende Kunſt betreffend.

1. Preisertheilung 1800.
2. Recenſion der eingegangenen Stücke.
   Tod des Rheſus.
   Abſchied des Hectors.
3. Sendſchreiben an den Herausgeber.
4. Neue Aufgabe auf 1801.
5. Flüchtige Ueberſicht über bildende Kunſt in Deutſchland.

V. Dramatiſche Preisaufgabe.

VI. Kurzgefaßte Miſcellen.



Das

Römische Denkmal in Igel und seine Bildwerke,

mit
Rücksicht auf das
von
H. ZUMPFT
nach dem Originale ausgeführte 19 Zoll hohe Modell,
beschrieben
und durch Zeichnungen erläutert
von

CARL OSTERWALD.

Mit einem Vorworte von Goethe.

COBLENZ 1829.
In Commission bei Karl Baedeker.

(Andreaeische Buchdruckerei in Frankfurt a. M.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Beſchloſſen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie ſich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verſchlingen,
Zerſtört ſich ſelbſt das wüthende Geſchlecht;
Komm kinderlos und ſchuldlos mit hinab!
Du ſiehſt mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch ſein geſchwung'ner Arm traf ihre Bruſt.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geiſt!
Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauſpiel bey,
Dem letzten gräßlichſten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache ſchärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schweſter wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du haſt nicht Schuld.
Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter.
Ja, ſchwinge deinen Stahl, verſchone nicht,
Zerreiſſe dieſen Buſen, und eröffne
Den Strömen, die hier ſieden, einen Weg.

Er ſinkt in Ermattung.

Iphigenie.

Allein zu tragen dieſes Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo biſt du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

Sie entfernt ſich ſuchend.

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter waren schon niedergeschrieben und nebst den Platten, welche die Zeichnungen enthalten, bereit zur Presse gesandt zu werden, als wir zu unsrer freudigsten Ueberraschung in Stand gesetzt wurden, dieselben auf eine, des erhabenen Denkmals würdige, Weise in die Welt einzuführen.

Wir hatten es gewagt, einen bronzenen Abguss eines nach dem Igeler Monument in verjüngtem Maasstabe geformten Modells, Sr. Excellenz, dem Herrn Geheimen-Rathe von Goethe zu übersenden, und um geneigte Beurtheilung unserer Arbeit zu bitten. Diese Bitte ward uns in einer, unsere höchsten Erwartungen übertreffenden, Weise durch den hier unten folgenden brieflichen Aufsatz gewährt, mit welchem dieser allverehrte Dichter und Kenner uns durch Vermittelung des Königl. Ober-Bergraths und Professors

Herrn Dr. Noeggerath in Bonn zu beehren die Güte hatte, und zu welchem Er überdiess so gefällig war, die Erlaubniss der beliebigen Benützung hinzuzufügen.

Indem wir daher von dieser unschätzbaren Erlaubniss Gebrauch machen, und den brieflichen Aufsatz, in jeder Beziehung von hohem Werthe, als Vorwort hier abdrucken lassen, sind wir überzeugt, dadurch zugleich den Bewunderern jenes Römischen Denkmals einen erwünschten Dienst zu leisten.

Uns bleibt daher noch übrig dem hochverehrten Künstlergreise für das uns bezeigte hohe Wohlwollen unsern innigsten Dank hier öffentlich darzubringen und damit jenen zu verbinden, zu welchem Herr Ober-Bergrath und Professor Dr. Noeggerath in Bonn uns durch seine Einführung bei Sr. Excellenz zu verpflichten die Gefälligkeit hatte.

Saynerhütte im Juni 1829.

Carl Osterwald.
Heinrich Zumpft.

BRIEFLICHER AUFSATZ

SEINER EXCELLENZ

DES HERRN GEHEIMEN-RATHS von GOETHE.

Bei dem erfreulichen Anblicke des mir übersendeten löblichen Kunstwerkes eilte ich zuvörderst mich jener Zeit zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umständen, zuerst bekannt geworden. Ich suchte die Stellen meines Tagebuchs der Campagne 1791 wieder auf, und füge sie hier bei als Einleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äussern gedenke.

August 1791.

« Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Ygel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wussten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fliesst unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet. Die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architectonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist, und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloss.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufe in diese Gegend führen, und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdriessen lassen, das Denkmal auszumessen, und, insofern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne dass irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit, aber man sieht immer noch die Lust und Liebe seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaus't im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegs-Commissarien, die sich und den Ihrigen dies Monument errichteten, zum Zeugniss, dass damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sey.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architectonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Iahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Den 22. October.

Ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Ygel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden, als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer von trefflicher Kunst noch so viel Eigenschaften übrig, dass es uns im Ganzen anmuthig-ernst zuspricht, und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte. »

Seit der Zeit versäumte ich nicht, jenen Eindruck, und war es auch nur einigermaassen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen. Z. B. ein englischer Kupferstich, eine französische Lithographie nach Gen. de Howen, so wie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Rutland. Jene ersten beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle dieses Alterthums in nordischer ländlicher Umgebung. Viel näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Quednow, so wie der Herren Hawich und Neurohr. Letzterer hatte sich besonders auch über die Literatur und Geschichte, in so fern sie dieses Denkmal behandelt, umständlich ausgebreitet; da denn die verschiedenen Meinungen über dasselbe, welche man hiebei erfuhr, ein öfteres Kopfschütteln erregen mussten. Diese zwar dankenswerthan Vorstellungen liessen jedoch manches zu wünschen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiss und Sorgfalt verwendet war, so gab doch der Totaleindruck die Ruhe nicht, welche das Monument selbst verleiht, und im Einzelnen schien die Lithographie das Verwitterte roher, und das Ueberbliebene stumpfer vorgestellt zu haben, dergestalt, dass zwar Kenntniss und Uebersicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber, und eine wünschenswerthe Einsicht nicht gegeben ward.

Beim ersten Anblick Ihrer höchst schätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünschteste entgegen. Dieses Facsimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten so vollkommen vor die Seele, dass ich geneigt war Ihrem Werke unbedingtes enthusiastisches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin, und oft gemerkt habe, dass man Gegenständen der Kunst, so wie auch Personen, für die man ein günstiges Vorurtheil gefasst hat, alles nachsieht und in Gefahr kommt, ihre Vorzüge zu überschätzen; so verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle, und eine Sicherheit für dieselben in dem Ausspruch eines unbestechbaren Kenners.

Glücklicherweise stand mir nun ein längst geprüfter Freund zur Seite, dessen Kenntnisse ich seit vielen Jahren immer vermehrt, sein Urtheil dem Gegenstande immer angemessen gesehen. Es ist der Director unserer freien Zeichenschule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weissen Falkenordens, der, wie so oft, mir auch diesmal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Gespräche in Gegenwart des allerliebsten Kunstwerkes, verschiedene daraus entsprungene Aufsätze verschafften nun die innigste Bekanntschaft mit demselben. Nachstehendes möge als Resultat dieser Theilnahme angesehen werden, ob wir es gleich auch nur aufstellen als unsere Ansicht unter den vielen möglichen, voraussehend, dass über dieses Werk, in so fern es problematisch ist, die Meinungen sich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegensatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menschlicher Art erhalten werden.

A. *Amtsgeschäfte.*

1) Hauptbasrelief im Basement der Vorderseite: An zwei Tischen mehrere Versammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika: Zwei Sitzende, zwei im Stehen Theilnehmende; kann als Rentkammer, Comptoir und dergl. angesehen werden.

B. *Fabrication.*

3) Hauptbild in der Attika: eine Färberei darstellend. In der Mitte heben zwei Männer ein ausgebreitetes, wahrscheinlich schon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Kessel eingefügt zu denken ist, sieht unten hervor. Auf unsrer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggeben, ein Fertiges davon tragend.

4) Langes Basrelief im Fries: mag irgend eine chemische Behandlung vorstellen, vielleicht die Bereitung der Farben und sonst.

C. *Transport.*

Sieht man am Vielfachsten und öftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beischaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegs-Commissarien ist und bleibt.

5) Wassertransport, sehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach dem Ueberbliebenen zu schliessen, sämmtlich scheint eingenommen zu haben. Häufige sogenannte Meerwunder, hier wohl blos im Allgemeinen als Wasserwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flusstransport einzig deutet.

6) Seitenbild in der Base: Ein schwer beladener Wagen mit drei Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hinlenkend.

7) Seitenbild in der Attike: Ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schosse sitzt, den Wagen führen, beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, dass diese Geschäfte erblich in der Familie gewesen, und dass man die Jüngsten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das Wichtigste blieb.

8) Bergtransport, gar artige halbsymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwei Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D. *Familien- und häusliche Verhältnisse.*

9) Grosses Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: Drei männliche Figuren, die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die grössere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drei Medaillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries: Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Natural-Abgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen, mit Stäben, als bereite Boten gegenwätig; alles wohl auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein Hinterster bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderseite des Frieses: An beiden Seiten eines Tisches, auf Lehnsesseln, sitzen zwei Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwei dienende, oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Heerd und Schüsseln; ein Koch bereitet Speisen, ein anderer scheint auftragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung, der Schenktisch mit Gefässen; ein Mann ist beschäftigt einen Krug herabzuheben, ein anderer giesst Getränk in eine Schaale.

E. *Mythologische Gegenstände.*

Sie sind gewiss sämmtlich auf die Familie und ihre Zustände im Allgemeinen zu deuten, wenn dieses auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückseite: In der Mitte eines Zodiaks Herkules auf einem Viergespann, seine Hand einer aus der Höhe sich herunterneigenden Figur hinreichend. Ausserhalb dieses Kreises, in den Ecken des Quadrats, vier grosse Köpfe, herausschauend, Vollgesichter, jedoch sehr flach gehalten, von verschiedenem Alter, die vier Winde vorstellend. Man beschaue diese ganze Abtheilung recht aufmerksam und frage sich: Könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweise reicher und entschiedener ausdrücken?

13) Ist nun hiedurch der Jahr- und Witterungslauf angedeutet, so erscheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh springt zur Seite hervor. Nur die Hälfte des Bildes ist übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrscher des Tages, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorspringenden Pferde sind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attike der Rückseite: Ein Jüngling, zwei hochbeinige Greife am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relai gelegt hätte.

16) Im Fronton der Hauptseite: Hylas von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der sich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieses, wie das vorige Bild, wahrscheinlich auf früh verstorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken classischen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde Mars zur schlafenden Rhea herantretend auf den römischen Ursprung der Familie und ihren Zusammenhang mit dem grossen Weltreiche zu deuten seyn.

19 und 20) Zur Erklärung und Rangirung der beiden sehr beschädigten hohen Nebenseiten der Hauptmasse des Monuments werden umsichtige Kenner das Beste beitragen, welche sich wohl ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woraus man mit einiger Sicherheit diese Lücken restauriren und ihren Sinn erforschen könnte. Es sind allerdings mythologische Gegenstände, welche hier höchst wahrscheinlich in Beziehung auf die Schicksale und Verhältnisse der Familie abgebildet sind. Denn dass nicht alle hier vorhandenen Bilder, besonders die poetischen, von Erfindung der ausführenden Künstler seyen, lässt sich vermuthen; sie mögen, wie ja alle decorirende Künstler thun, sich einen Vorrath von trefflichen Mustern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieses Monuments fällt, ist nicht mehr productiv, man nahm schon längst zum Nachbilden seine Zuflucht, wie späterhin immer mehr.

Ein Werk dieser Art, das in einem höhern Sinne collectiv ist, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geschmack zusammengestellt ist, lässt sich nicht bis auf die geringsten Glieder dem Verstande vorzählen; man wird sich immer bei Betrachtung desselben in einer gewissen Lässlichkeit erhalten müssen, damit man die Vorzüge des Einzelnen scharf und genau kenne, dagegen aber Absicht und Verknüpfung des Ganzen eher behaglich als genau sich in der Seele wieder erschaffe.

Offenbar sind hier die realsten und ideelsten, die gemeinsten und höchsten Vorstellungen auf eine künstlerische Weise vereinigt und es ist uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre einen so widersprechenden Reichthum, mit solcher Kühnheit und Grossheit, der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu stellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darstellung abschrecken zu lassen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen gesucht, und wie überdem diese niedergeschriebenen Worte ohne die Gegenwart des so höchst gelungenen Modells, auch nicht im mindesten befriedigen können, so haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in diesem Falle besonders gilt: was man nicht gesehen hat, gehört uns nicht und geht uns eigentlich nichts an. Hienach beurtheile man die versuchte Darstellung der einzelnen Bilder unter gewissen Rubriken.

Die Verbreitung eines so bedeutenden Kunstwerkes durch sorgfältige Abgüsse wünschend und hoffend

In beharrlicher Theilnahme

Weimar
den 1. Juni 1829.

J. W. v. GOETHE.

Einleitung.

Das römische Denkmal zu Igel ist bisher so oft ein Gegenstand archäologischer Untersuchungen gewesen, dass es überflüssig, ja sogar gewagt scheinen kann, nochmals etwas darüber zu sagen. Die ausserordentliche Pracht und der Reichthum in den Bildern des erhabenen Denkmals auf der einen, und das Dunkel, welches über dessen Zweck und Entstehung verbreitet liegt, auf der andern Seite, reizte von jeher die Alterthumsforscher und Wissbegierigen sich mit der Entzifferung desselben zu beschäftigen. Die Geschichte hat uns keine bestimmte Nachrichten über das Monument hinterlassen, und die Namen der in der Inschrift genannten Personen finden sich nirgends aufgezeichnet; man kann daher nur *aus dem Denkmal selbst* schöpfen. Dieses gab aber stets zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Veranlassung, die seltsamsten Deutungen und Hypothesen wurden darüber aufgestellt, und diese zum Theil mit vielem Scharfsinn und grosser Gelehrsamkeit durchzuführen gesucht.

Obgleich nun über dieses berühmte Denkmal von jeher so viel geschrieben ist, auch stets eine Menge Beschauer herbeigeführt werden, — denn selten wird ein Fremder jene Gegend verlassen, ohne eine Wanderung nach Igel gemacht zu haben —, so ist es doch nicht zu läugnen, dass demselben nur selten, ja man mögte sagen noch nie diejenige genaue und aufmerksame Untersuchung geschenkt worden ist, welche dieses Kunstwerk in jeder Hinsicht, und um so mehr verdient, da die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3

GOETHE,J.W. FN. 06903/247

Zweyter Auftritt.

Oreſt

aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend.

Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen -
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggeſpült; bald flieſſet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laſſt in eurer Ruhe ſich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben! —
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſeln?
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes! — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen,
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ſie her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feyerlichen Zug mich miſchen.

Aufschlüsse nur in den Bildern desselben zu suchen sind. Dieses hat aber wohl nur darin seinen Grund, dass eine genaue Untersuchung mit mancherlei Schwierigkeiten und Umständen verbunden ist, welche theils durch die unvortheilhafte Lage, theils durch die beträchtliche Höhe herbeigeführt werden. Das Denkmal liegt nämlich unmittelbar am Fusse eines Berges, welcher hier nicht ganz die Höhe desselben erreicht. Nur die Mittagseite bietet einen freien Anblick dar. Die Beschauung der übrigen Seiten wird durch die Nähe elender Bauernhütten, und die an dem ganzen Abhange des Berges stehenden Bäume sehr erschwert, und macht den Anblick aus einer angemessenen Ferne unmöglich. Wir überzeugten uns, dass man selbst mit Hülfe eines guten Dollondschen Fernrohrs nur einen geringen Theil derjenigen Bildwerke genau zu erkennen, und mit Sicherheit nachzubilden im Stande ist, welche wir ganz in deren Nähe aufzufinden, so glücklich waren.

Aber auch Diejenigen, welche dem Denkmale ihre ganze Aufmerksamkeit widmeten, und den daran sichtbaren Reliefs eine Deutung, so wie dem Ganzen eine Stelle in der Geschichte anzuweisen sich bemühten, zeugen häufig von einer zu flüchtigen Beobachtung.

Die Vortrefflichkeit dieses Denkmals veranlasste unter andern die damaligen Provinzialstände des Herzogthums Luxemburg, im Jahre 1765 den Theodor Lorent von Echternach [1]) zu beauftragen, das ganze Gebäude zu berüsten, um die beschadigten oder fehlenden Theile zu ergänzen, und eine Hauptreparatur mit dem Ganzen vorzunehmen, damit dieses kostbare Kunstwerk von seinem nahen Untergange gerettet werde. Da Lorent sich vor Allem bemühete, das seltene Monument zu entziffern, und die beste Gelegenheit hatte, mittelst eines Gerüstes alle Theile desselben einer genauen Prüfung zu unterwerfen, so setzten wir mit Recht voraus, dass die in seiner Schrift [1]) enthaltenen Angaben und Beschreibungen richtig, und genügend seien. Allein dieser Gelehrte hatte uns für unsere Untersuchungen so mancherlei übrig gelassen, dass wir erstaunt waren, wie Gegenstände, welche von grossem Interesse, und für eine Aufklärung über den Ursprung und den Zweck des Monuments vielleicht von Wichtigkeit sind, einem aufmerksamen Blicke entgehen konnten.

---

[1]) Theodor Lorent, gebürtig von Remich an der Mosel, hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet, und vielseitige Kenntnisse erworben. Nachdem er schon mehrere andere Posten bekleidet hatte, wurde er Vorsteher des damaligen berühmten Archivs der Abtei St. Clemens Willebrord in Echternach, und verwaltete diesen Posten mit vielem Ruhm und Fleiss. Später wurde er Stadtschultheiss von Echternach, welchem Amte er viele Jahre zur Zufriedenheit seiner Mitbürger vorstand. Er endigte sein thätiges Leben zu Echternach im Jahre 1785. S. Neurohr Abbildung des römischen Monuments in Igel etc. Seite 5. (3)

Herr Dr. J. M. Neurohr in Trier, hat uns in seinem Werke über das Igeler Monument [2]) eine in jedem Betracht vollständige und erschöpfende Nachricht gegeben, was bisher über dieses Monument geschrieben und überhaupt bekannt geworden ist, auch welche Deu-

---

1) Cajus Igula, ou l'Empereur Cajus César Caligula, né à Igel le 31. Août de l'an 764 de Rome ou 11^{me} de J. C. Ere commune. Essai etc. Luxembourg 1769. Lorent sucht in diesem Werke mit einem grossen Aufwande von Gelehrsamkeit zu beweisen, dass das Denkmal im Jahre 12 der christlichen Zeitrechnung zu Ehren des Germanicus, Sohn des Drusus, und dessen Gemahlin Agrippina, bei Gelegenheit der im vorhergehenden Jahre in Igel erfolgten Geburt ihres Sohnes Cajus Caesar Caligula errichtet worden sey. Die dem Werke beigefügten Zeichnungen sind ungemein schlecht, wahre Karikaturen. Es ist sehr zu bedauern, dass sowohl Lorent wie einige andere, welche über das Denkmal schrieben, nicht eben so grosse Kunstkenner als Gelehrte waren.

2) Abbildung des Römischen Monuments in Igel, gezeichnet und lithographirt von Chr. Hawich etc. mit einem erläuternden Texte von Joh. Math. Neurohr, Doctor der Arzneikunde etc. Trier 1826. Da Herr Neurohr im Besitze des grössten Theiles aller bisher über unser Monument erschienenen Werke, oder Handschriften war, so haben wir alle fernern Nachrichten, so weit wir deren für den gegenwärtigen Zweck bedurften, mit Ausnahme der Lorent'schen Schrift, welche wir durch die Güte des Herrn Neurohr erhielten, aus dem genannten Werke geschöpft, und zum Theil wörtlich wiedergegeben. Wir können daher auch Diejenigen, welche über diesen Gegenstand weiter nachforschen wollen, auf dasselbe verweisen.

Was die, dem Werke beigefügten, von Herrn Hawich ausgeführten Zeichnungen betrifft, so können wir sie nicht mit gleichem Lobe erwähnen. Im Ganzen haben die Abbildungen den Charakter des Monuments verfehlt, und im Einzelnen drücken dieselben nicht eine einzige Schönheit aus, deren dasselbe so viele enthält, der vielen Fehler und Vernachlässigungen in den architektonischen Verhältnissen der wohlerhaltenen Theile nicht zu gedenken.

tungen die Archäologen in die Bilder des Monuments gelegt, um über das Räthselhafte, welches auf demselben ruht, einiges Licht zu verbreiten. Allein ganz offenbar wurden viele von ihnen von einem gewissen, einmal angenommenen Systeme geleitet, welches sie das Wahre in manchen Bildern, dessen Daseyn noch heute von Niemand bestritten werden kann, nicht immer erkennen oder ganz übersehen liess. Andere haben wieder so verworrene und wunderbare Beschreibungen und Erklärungen von demselben gegeben, dass man von aller Wahrheit der Sache gänzlich abgeleitet wird.

Neurohr sagt daher in seinem oben angeführten Werke Seite 9: « Wenn man nun alle über dieses Römische Monument von jeher geäusserte und hier der Reihe nach aufgezählte Meinungen zusammenfaſst, so ergiebt sich: daſs entweder dieselbe aus der Sache selbst (den allegorischen und symbolischen Figuren und ganzen Bildern) oder aus den in der Inschrift genannten Personen (den Secundinern) ausgegangen sind. Die Archäologen stellten dabei ihre Meinungen meistens an die Spitze, erklärten dann erst die Figuren und die ganzen Bilder, und passten dieselben oft sehr willkührlich und sonderbar ihren gefassten Meinungen an.

Die entgegengesetzte Erklärungsart, zuerst die Handlungen, die in den allegorischen und symbolischen Figuren und Bildern verborgen liegen, zu erforschen, und dann daraus auf die vorzustellenden Personen, und den Zweck zu schliessen, wurde nie ganz eingeschlagen ».

Die von den Archäologen bisher aufgestellten verschiedenen Haupt-Erklärungssysteme lassen sich füglich auf folgende zurückführen. Die erste und älteste Meinung ist, dass das Monument zu Ehren der Vermählung des Kaisers Constantius Chlorus mit der Helena errichtet worden sey. Diese Sage soll sich in einem alten Manuscripte aus dem 13. und 14. Jahrhunderte befinden, wird auch zum Theil bei Brower, vorzüglich bei Masenius erwähnt. In neuerer Zeit wurde sie hauptsächlich von Herrn v. Haupt vertheidigt. Die zweite, ebenfalls sehr alte Meinung, ist die, dass es zu Ehren des Germanicus und der Agrippina, und zur Feier der Geburt des Cajus Caligula errichtet worden sey. Diese wurde von JOH. HEROLD, vornehmlich aber von LORENT behauptet. Der dritten, am meisten verbreiteten Meinung, dass es ein Ehrendenkmal der Familie der Secundiner sey, wurde von ORTELIUS, BERTELS, BROWER, ALEX. WILTHEIM, MASENIUS, BERTHOLET, von HONTHEIM, WYTTENBACH, MÜLLER, HETZRODT, QUEDNOW, STORCK u. a. m. angenommen.

Die Meinung, dass es eine Apotheose irgend eines berühmten Römischen Feldherrn, vielleicht des Drusus sey, hat zum Autor den JACOBUS CAMPIUS, und diejenige, dass hier Bachus und die Bachusfeste oder Dionysius und dessen Feste Dionysia vorgestellt werden, hat der gelehrte Prof. NELLER allein geäussert. S. NEUROHR mehr gen. Schrift S. 9.

Der Herr Modelleur Heinrich Zumpft von Saynerhütte fand sich veranlasst ein Modell von diesem Monumente auszuführen, und ging zu dem Ende im Monat July vorigen Jahres nach Igel, um das Modell, in einer Höhe von 19 Zoll, welches beiläufig den 45. Theil der natürlichen Grösse ausmacht, nach dem Originale anzufertigen. Obgleich Herr Zumpft diese Arbeit durch die äusserste Anstrengung und unter sehr ungünstigen Umständen innerhalb vier Wochen glücklich vollendete, so verliess er das Monument in der Ueberzeugung, dass man mit Hülfe eines Gerüstes um dasselbe wohl noch manches zu entdecken im Stande seyn würde. Allein die Kosten dieses Gerüstes, so wie der um diese Zeit anhaltende Regen, und ein, durch die Anstrengung herbeigezogenes Augenübel, setzten seinen genauern Beobachtungen Grenzen, so dass verschiedene Theile, nur in der Anlage begriffen, seinem Gedächtnisse überlassen, erst nach der Rückkehr vollendet werden sollten.

Als bald hierauf im Monat August der Königliche Oberberghauptmann und Chef des gesammten Salz- Berg- und Hüttenwesens etc. Herr Gerhard, und der Königliche Geheime Oberbergrath und Berghauptmann etc. Herr Graf von Beust hier anwesend waren, so hatte diese Arbeit das Glück, Beifall zu erhalten. Da jedoch zugleich die

Nothwendigkeit erachtet wurde, das Monument nochmals, hauptsächlich in den obern Theilen zu untersuchen, und eine genaue Prüfung des Modells sowohl hinsichtlich der Dimensionen wie der darauf befindlichen Reliefs anzustellen, so erhielten wir von dem Herrn Berghauptmann Grafen von Beust den ehrenvollen Auftrag, dieses an Ort und Stelle, und zwar mit Hülfe eines zu erbauenden Gerüstes vorzunehmen. Wir reisten daher am 31. August nach Igel, errichteten mittelst der von Trier herbeigeschafften Werkleute und Materialien, ein leichtes Gerüste, und erreichten am 5. September die Spitze des Denkmals.

Ein ganz vorzüglich glücklicher Umstand begünstigte unsere Untersuchungen und Beobachtungen so sehr, dass wir diesem fast einzig das erhaltene Resultat verdanken. Dieser bestand nämlich in dem, während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts, von frühe bis spät, ohne alle Unterbrechung dauernden Sonnenschein. Die ungleiche, meistens sehr dunkele Farbe des Gesteins, macht das Erkennen der Bilder so schwierig, dass man viele derselben nur in den, zu den verschiedenen Tageszeiten nach den abwechselnden Richtungen der Sonnenstrahlen entstehenden Schlagschatten, je mehr und mehr deutlich wahrnehmen kann. Dieser Umstand gab uns einen Beweis, mit welcher Genauigkeit die meisten, nur auf flüchtigen Wanderungen hierher entstandenen Beschreibungen entworfen seyn müssen.

Ein anderer sehr erschwerender Umstand ist die, an dem ganzen Monument mehr oder minder sichtbare Zerstörung durch Verwitterung oder sonstige Zufalle. Von einigen Bildern ist fast gar nichts, andere sind nur theilweise, wenige ganz gut erhalten. Selbst die verschiedenen Wirkungen der Verwitterung sind für den flüchtigen Beschauer sehr störend. Viele Werkstücke haben aller Einwirkung Trotz geboten, andere sind in dünne Schaalen abgelöst, noch andere haben sich bis auf eine gewisse geringe Tiefe in Sand aufgelöst, so dass das früher auf ihrer Oberfläche befindliche Bild jetzt vielleicht um einen halben bis einen Zoll tiefer liegt, wodurch dasselbe zwar mehr gerundet, dennoch aber deutlich zu erkennen ist. Hier und da bemerkt man auch Steine, welche eine natürliche schiefrige Textur haben, oder harte Adern enthalten, wodurch deren Oberfläche ein gestreiftes Ansehen erhalten hat. Hierzu kommen endlich noch die ausgewitterten und wieder verschmierten Fugen, oder auch neu eingesetzte Steine von anderer Farbe. An alle diese Dinge gewöhnt man sich indessen bald, wenn man durch anhaltende Beschauung einzelner Bilder sich mit dem Charakter des Ganzen bekannt gemacht hat.

Wenn nun gleich viele der an diesem Denkmale enthaltenen vortrefflichen Bilder keiner weitern Beschreibung bedürfen, als der, welche schon so häufig von denselben gegeben worden ist, so haben wir doch durch unsere Bemühungen das Glück gehabt, einige ganz neue von allen Schriftstellern bisher sehr verunstaltete, oder gar nicht erwähnte Bilder zu entdecken, sehr viele andere zu vervollständigen. Indem wir, ohne die geringste vorgefasste Meinung, unsern Hauptzweck, die Berichtigung und Vervollständigung des Modells verfolgten, war es uns angenehm, die bisher bekannten Bilder des prachtvollen Denkmals um einige bereichern zu können, welche nicht ohne Interesse, und vielleicht geeignet sind, dem Ursprunge desselben näher zu kommen.

Die Umstände, unter denen die gegenwärtige Aufnahme gemacht wurde, liessen uns bei unserer Arbeit mit Sicherheit zu Werke gehen. Wer das Denkmal einer genauen Prüfung unterwerfen will, muss die Morgenseite desselben von frühe bis gegen die Mittagstunde, die Mittagseite von 10 Uhr Morgens bis gegen 5 Uhr Nachmittags, die Abendseite von 3 Uhr bis zu Untergang der Sonne betrachten. Die Mitternachtseite empfängt jedoch nur im höchsten Sommer, gegen 6 Uhr Abends das Sonnenlicht. Kann man nun mit der Betrachtung aus einer angemessenen Ferne, welche freilich überall durch die Lokalitäten bedingt wird, die Anschauung in der Nähe verbinden, so werden alle Zweifel bis auf die in einem gewissen Grade verwischten Bilder gänzlich gehoben werden.

Auf diese Weise gelangten wir zur Erfüllung unseres Zwecks, nämlich zur *Vollendung des Modells.* Die Herausgabe einer weitern Darstellung durch Zeichnungen und Beschreibung lag Anfangs keineswegs in den Grenzen dieses Zwecks, und wurde erst später beschlossen. Die bisherigen meistens sehr abweichenden Darstellungen mit denen wir uns erst nachher genauer bekannt machten; die Besorgniss, dass das Modell, obgleich mit aller möglichen Sorgfalt ausgeführt, dennoch in einem oder andern Theile unrichtig erkannt werden möchte, scheinen Umstände zu seyn, welche zu dem Entwurfe einer Beschreibung aufforderten.

Es ist keineswegs die Absicht, in den gegenwärtigen Blättern zugleich eine *historische Erklärung* der Bilder zu geben. Sie sollen durchaus nicht deutend seyn, und nur eine *treue Darstellung dessen enthalten, was wirklich da ist.* Hiervon schien uns indessen die Bezeichnung des Charakters, welchen der Künstler in seine Figuren oder ganze Darstellungen augenfällig zu legen bemüht war, unabhängig, und glaubten wir daher die Eindrücke, welche die Bilder bei uns hinterliessen, hie und da andeuten zu müssen.

Da in den Kunstwerken der Alten häufig nur in scheinbaren Kleinigkeiten, oder zarten Andeutungen der wahre Sinn einer Darstellung verborgen liegt, so haben wir uns bemüht, nichts zu übergehen, und es möge dieses zur Entschuldigung dienen, dass in der gegenwärtigen Beschreibung einige Bilder selbst in ihren Einzelnheiten nicht übergangen sind.

Um nun auch entferntern Kunstfreunden eine genauere Kenntniss von dem Igeler Monumente zu verschaffen, so verfertigen wir nach dem Modelle *Original-Abgüsse* in Bronze und Gyps; indem wir uns in dieser Hinsicht auf die, diesem Werke beigefügte Anzeige beziehen, muss noch besonders bemerkt werden, dass an dem Modelle alle aus der Ergänzung herrührende Steine sorgfaltig durch eine etwas tiefer liegende Fläche bezeichnet, oder aber, wie z. B. an den Frontons, durch eine glatte Oberfläche, und die mit den Werkstücken nicht correspondirenden Fugen, zu erkennen sind. Da ferner an dem Modelle viele Theile der Figuren ausser Verhältniss, z. B. mit zu kleinen Köpfen, und schwachen Armen und Beinen etc. erscheinen werden, so bedarf es in der Hinsicht noch der Bemerkung, dass diese sich an dem Originale wirklich so verhalten, und nur durch Verwitterung und sonstige Beschädigungen ihre jetzige Gestalt bekommen haben. Bei der vorgeschriebenen treuen Darstellung durfte hierin auch an dem Modelle nichts geändert werden.

Aus vielen Gründen schien uns jedoch auch die Nothwendigkeit hervorzugehen, eine Hauptzeichnung von den vier Seiten des Monuments hierbei zu geben, damit sowohl dem Forscher wie dem Reisenden eine bequemere Uebersicht verschafft werde. Die sämmtlichen Zeichnungen sind durch den Bruder des Verfassers, George Osterwald, nach dem Original-Modelle, und mit Hülfe grösserer Detailzeichnungen, hier mit der äussersten Sorgfalt auf Stein gezeichnet, damit der Charakter des Monuments möglichst wiedergegeben werde. In wiefern die Zeichnungen gelungen zu nennen sind, überlassen wir dem Urtheile eines kunstliebenden Publikums.

Saynerhütte im April 1829.

Carl Osterwald,
Kön. Pr. Hüttenbeamter.

Beschreibung des Monuments.

I. Von der Lage, der Bauart und dem gegenwärtigen Zustande desselben.

In dem jetzigen Preussischen Regierungsbezirke Trier, zwei Stunden oberhalb dieser Stadt auf dem linken Ufer der Mosel, einige tausend Schritte aufwärts des Zusammenflusses der Saar und der Mosel, und etwa eine Stunde unterhalb der Einmündung der Sauer, liegt das Dorf Igel, in einer sehr reizenden Gegend. In der Mitte dieses Dorfes, etwa 20 Schritte rechts von der von Trier nach Luxemburg führenden Strasse, unmittelbar am Fusse eines Berges, liegt das hier zu beschreibende Monument, gewöhnlich die *Igel-Säule* genannt. Darüber sind alle Schriftsteller einig, dass weder auf deutschem Boden, noch überhaupt ausserhalb Italien ein ähnliches Römisches Kunstwerk aufzuweisen sey. Wir finden zwar so manche vortreffliche Reste aus der Römerperiode, namentlich auch in Trier und der dortigen Gegend, die an Grösse und Umfang das Igeler Monument bei weitem übertreffen; allein wir erblicken in jenen immer nur Theile eines Ganzen, während dieses, einige wenige unausbleibliche Beschädigungen ausgenommen, sich in seiner ganzen Vollständigkeit bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Man erstaunt in der That mit vollem Rechte, nicht weniger über die Pracht dieses ausserordentlichen Denkmals, wie über die Möglichkeit seiner Erhaltung bis auf unsere Zeit, wenn man bedenkt, welchen natürlichen Einwirkungen und zufälligen oder gewaltsamen Zerstörungen dasselbe in einer Reihe von vielen Jahrhunderten widerstanden, und hauptsächlich in dem obern, sehr schwachen Theile der pyramidalen Abdachung diesen Einwirkungen dennoch Trotz geboten hat.

Die Lage desselben ist, selbst der unangenehmen und störenden Umgebungen nicht zu gedenken, für die Betrachtung höchst ungünstig, und man wirft sich wohl die Frage auf, warum die Erbauer des Denkmals gerade diesen Punkt wählten, und dasselbe nicht auf einen freien Platz stellten, wo man das Ganze besser übersehen, und dessen Reichthum sich dem Auge leichter entfalten könnte. Leicht geräth man auf die Vermuthnng, dass eine, die Grösse des Gebäudes erhebende Stelle andern Zwecken, welche mit demselben verbunden seyn konnten, geopfert werden musste. Man wird überrascht, an dieser Stelle einen solchen Verkündiger ehemaliger Römischer Grösse vor sich zu sehen. Dennoch muss man gestehen, dass der Punkt sehr glücklich gewählt ist, indem man gerade diesem Umstande die Erhaltung des ganzen Denkmals verdankt. Die Nähe des Berges gewährt sowohl vor der zerstörenden Einwirkung der Witterung, wie auch vor andern zufälligen oder gewaltsamen Beschädigungen einen bedeutenden Schutz.

Diejenige Seite des Denkmals, welche als die Hauptseite betrachtet werden kann, ist gegen Mittag gekehrt, daher die vier Seiten desselben gewöhnlich durch die Mittags-, Morgen-, Mitternachts- und Abendseite bezeichnet werden. Diese Bezeichnung ist auch in der gegenwärtigen Beschreibung beibehalten.

Das ganze Gebäude besteht aus einem feinkörnigen weissgrauen Sandsteine, welcher sich gut zu Bildhauer-Arbeiten der vorliegenden Art zu eignen scheint, und nach Analogie seiner äussern Kennzeichen ganz unbezweifelt in der Gegend des Dorfes Aach, eine Stunde von Trier auf der Strasse nach Bitburg, gebrochen ist. Das dortige Sandsteingebirge gehört zur Formation des bunten Sandsteins. Man bezieht noch jetzt zu Trier diesen weissgrauen Stein von Aach. Der zu dem Denkmale verwendete Stein ist von ungleicher Farbe, theils heller, theils dunkeler

Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamm der letzte Mann;
Was ihr geſä't, hat er geärntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab.
Doch leichter träget ſich hier jede Bürde:
Nehmt ihn, o nehmet ihn in euern Kreis! —
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyeſten;
Wir ſind hier alle der Feindſchaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmahl
Im Leben ſah! — Biſt du's, mein Vater?
Und führſt die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytemneſtra die Hand dir reichen;
So darf Oreſt auch zu ihr treten
Und darf ihr ſagen: ſieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unſerm Hauſe
Der Gruß des Mordes gewiſſe Loſung,
Und das Geſchlecht des alten Tantalus
Hat ſeine Freuden jenſeits der Nacht.
Ihr ruft, Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe ſaß.
Ihr ſcheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was iſt es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbruſt grauſame Qualen
Mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet.

oder grauer. Der letztgenannte scheint von grösserer Festigkeit zu seyn, indem er der Verwitterung bei weitem besser widerstanden hat, als der erste, und es ist wirklich sehr zu bedauern, dass die Erbauer den grauen Sandstein nicht durchgängig dazu verwendeten.

Die Werkstücke, aus denen das Gebäude errichtet ist, sind von verschiedener Grösse. Mehrere solcher Stücke bilden jedesmal eine Lage, oder Schichte, welche regelmässig um das ganze Gebäude geht. Die grössten Werkstücke welche man antrifft, sind 5 bis 6 Fuss lang, 2 Fuss hoch und 2½ bis 3 Fuss breit. Andere haben 2½ Fuss Höhe und etwa 3 bis 3½ Fuss in die Länge und Breite. Die grössten Stücke halten daher nicht über 36 Cubikfuss. Obgleich zwischen vielen Steinen Fugen bemerkt werden, welche nicht blos durch Verwitterung, sondern durch Ausweichen der Steine entstanden sind, so sieht man doch an vielen Stellen deutlich, dass die Stücke trefflich auf einander gefügt, und vielleicht auf einander geschliffen waren. Ein Cement oder sonstiges Bindemittel zwischen denselben konnten wir nicht entdecken.

Das beträchtliche Alter des Monuments lässt auf eine höchst sorgfältige Verankerung und Verbindung der Werkstücke mittelst irgend eines Metalles schliessen. Es ist bei dem jetzigen Zustande desselben noch nicht möglich, hierüber etwas mit Gewissheit zu erforschen. Folgender Umstand könnte jedoch zu der Vermuthung Veranlassung geben, dass im Innern des Gebäudes Kupfer enthalten sey. Wir bemerkten nämlich an mehreren Fugen einen Ueberzug von schöner grüner Farbe, und lösten hiervon eine Quantität ab, die uns zu einer chemischen Untersuchung hinlänglich schien. Nach unserer Rückkehr wurde diese Substanz chemisch untersucht, und es zeigte sich bald, dass wir uns in unserer Vermuthung nicht geirrt hatten. Die Auflösung geschah mittelst Essigsäure, unter Aufbrausen, und der Kupfergehalt war so stark, dass eine in die Auflösnng getauchte blanke Klinge in einigen Minuten einen Kupferüberzug erhielt. Mehrere durch andere Reagentien bewirkte Niederschläge zeigten ebenfalls einen starken Kupfergehalt an.

Auch der obere, sehr schwache Theil der pyramidalen Abdachung dürfte einen Beweis für die sorgfältige Verankerung im Innern abgeben.

Dieser Theil trägt auf einem Flächenraum von 2 Fuss 5 Zoll Länge und 1 Fuss 11 Zoll Breite, den obersten Aufsatz, oder das Capitäl, mit dem beträchtlichen Gewicht von etwa 120 Ctr. Es ist um so auffallender, dass dieser Theil des Monuments sich eine so geraume Zeit erhalten hat, da derselbe wirklich schon um einige Zolle aus der Mitte, und zwar nach der Westseite gewichen ist, was man nach blossem Augenmaasse sehen kann. Sollte sich hier wohl das beste Schmiedeeisen erhalten haben, da durch die Fugen überall das Wasser eindringen kann?

Fast die ganze Oberfläche des Denkmals ist mit einer unzähligen Menge kleiner Vertiefungen übersät, welche von Steinwürfen herrühren, und man sieht leicht, dass viele Stellen zur Zielscheibe des Muthwillens gedient haben. Man kann in dieser Hinsicht den Wunsch nicht unterdrücken, dass hierin dem Ungestüm der Kinder ein Ziel gesetzt werden möchte. An den obern Theilen sieht man auch viele runde Vertiefungen, von abgeschossenen Flintenkugeln, welche meistens auf die Köpfe der Figuren gerichtet waren, und bedeutende Beschädigungen verursacht haben.

Der Zustand, in welchem der Haupttheil des Monuments sich noch jetzt befindet, giebt zwar der Hoffnung Raum, dass sich dieser noch eine lange Reihe von Jahren erhalten werde. Jedoch sey es erlaubt, eines Umstandes zu erwähnen, welcher uns höchst bedenklich schien. Es wurde schon oben bemerkt, dass im Jahre 1765 eine Hauptreparatur des Gebäudes durch Lorent statt gefunden habe. Dieser Reparatur wurde vorzüglich auch der obere Theil in der Gegend der Frontons und der Abdachung unterworfen, wovon die vielen neu eingesetzten Steine zeugen. Allein wir fanden diesen Theil schon wieder so zerstört, dass viele Steine, sowohl ursprüngliche wie von der Ergänzung herrührende, ganz lose aufliegen, und durch eine schwache Berührung hätten herabfallen können. Ganz natürlich muss der Regen und besonders auch der Frost durch diese Fugen bis in das Innere des Gebäudes dringen, und so eine unaufhaltsame Zerstörung hervorbringen, und wirklich sieht man auch bei anhaltendem Regen in dem mittlern Theile durch die Fugen das Wasser hervordringen. Sehr wünschenswerth schien es uns aus diesem Grunde, dass hier wieder eine sorgfältige Ausbesserung, und hauptsächlich eine Verdichtung der Fugen vorgenommen werden möchte. Auf Veranlassung des Königl. Regierungs- und Bauraths Herrn Quednow wurden daher auch bei dieser Gelegenheit die nothwendigsten Reparaturen unter unsern Augen bewerkstelligt. Indessen gestattete die Leichtigkeit des Gerüstes, und der vorhabende Zweck nicht, etwas Gründliches vorzunehmen.

Sollte demnächst einmal eine Hauptreparatur vorgenommen werden, so würde es erforderlich seyn, dass solche beständig unter den Augen, ja zum Theil mit eigener Hand eines Kunstverständigen geschähe, damit durch Unkunde der Arbeiter nicht das Geringste verdeckt werde, was bei der Lorent'schen Reparatur leider nur zu oft der Fall war.

Ob übrigens vor der genannten schon eine Reparatur, und zwar vor mehrern hundert Jahren vorgenommen, wie an andern Orten berichtet wird, lässt sich an dem Denkmale selbst schwer nachweisen; allein man wird sehr geneigt dieses zu glauben, wenn man die Zerstörungen erblickt, welche der Zeitraum von 63 Jahren seit der Lorent'schen Reparatur angerichtet hat. Dieser selbst bemerkte, dass das Denkmal an mehreren Stellen ausgebessert gewesen sey.

Es herrschen mancherlei Vermuthungen darüber, ob in dem Innern des merkwürdigen Gebäudes nicht etwas enthalten sey, was über dessen Zweck einen Aufschluss geben könnte. Allein es wird schwierig seyn, hierüber, unbeschadet des Gebäudes, jemals einige Gewissheit zu erhalten.

II. Von den architektonischen Verhältnissen des Monuments.

Das Denkmal ist seiner Hauptform nach einem viereckigen Thurme, mit zwei gegenüberstehenden breiten und zwei schmalen Seiten nicht unähnlich, welcher mit vier Frontons, und über diesen mit einer pyramidalen, bauchförmig geschweiften Abdachung versehen ist. Auf den vier Kanten der Haupt-Etage ist derselbe mit verzierten Pilastern, und die sämmtlichen Flächen sind mit Reliefs geschmückt. Die abgestumpfte Spitze der Abdachung ist mit einer Art von Capitäl geziert, über welchem eine Kugel, von vier Caryatiden getragen, ruht; auf dieser erhebt sich der Rumpf eines im Auffluge begriffenen Adlers.

Das ganze Denkmal besteht aus folgenden Haupttheilen:

1) dem *Säulenstuhl*, oder *Piedestal*, mit Einschluss des Sockels 16 Fuss 3 Zoll hoch [1];
2) der *Haupt Etage*, mit Einschluss des Gebälkes über derselben 20 Fuss 2 Zoll hoch;
3) der *Attike*, mit Einschluss des Gesimses 7 Fuss 10 Zoll hoch;
4) den über der Attike befindlichen *Frontons*.

Die Höhe der geschweiften Abdachung von dem Gesimse über der Attike an gerechnet, beträgt 14 Fuss 10 Zoll, die des Capitäls mit Einschluss der Platte 3 Fuss 11 Zoll. Von da bis auf den äussersten Punkt der Kugel beträgt 5 Fuss.

Rechnet man nun hierzu die jetzige Höhe des Adler-Rumpfes mit 3 Fuss 3 Zoll, so erhält man die ganze Höhe des Denkmals mit 71 Fuss 3 Zoll.

Der *Säulenstuhl* besteht aus dem Sockel, drei verzierten Absätzen, dem sogenannten Würfel von gedrückter Form, und der Cornische. Der Sockel, von 2 Fuss Höhe, und auf der langen Seite 16 Fuss 4 Zoll, auf der schmalen 13 Fuss 7 Zoll, ist ohne Verzierung, und aus ganzen Werkstücken von verschiedener Länge zusammengesetzt. Die untersten beiden Absätze sind jeder 23 Zoll hoch; der erste misst in den beiden Seiten 15 Fuss 9 Zoll und 13 Fuss. Der oberste oder dritte Absatz ist 19 Zoll hoch, und hält 14 Fuss 7 Zoll und 11 Fuss 8 Zoll. Die Kanten der drei Absätze bilden einen schwach vorstehenden Rand, welcher die darauf befindlichen Reliefs rahmenförmig einschliesst. Das Glied zwischen dem obersten Absatze und dem Würfel scheint eine einfache flache Hohlkehle gewesen zu seyn. Ob solche verziert war, lässt sich nicht mehr mit Gewissheit erkennen. Jeder der drei Absätze, der oberste mit Einschluss der Hohlkehle, bildet eine ganze Schichte von Werkstücken.

---

[1] Das hier angenommene Maas ist das Preussische oder Rheinländische.

Der sogenannte Würfel, mit Reliefs geschmückt, ist 5 Fuss 11 Zoll hoch, hält 12 Fuss 9 Zoll und 9 Fuss 8 Zoll, und besteht aus drei Schichten von Werkstücken. Die Cornische, 2 Fuss hoch und 13 Zoll ausladend, besteht aus einer ganzen Lage von Werkstücken, und ist aus einer Hohlkehle und einem Rinnleisten mit dem dazu gehörigen Riemen zusammengesetzt. Beide Glieder waren, wie einige auf der Abendseite noch übrige Eragmente beweisen, mit vortrefflichen Akanthusblättern verziert. Aus diesen ist die Zeichnung auf Taf. I. fig. 1. zusammengesetzt. Die Cornische schliesst sich oben mit einer flach geschweiften Abdachung.

Ueber dem Säulenstuhl erhebt sich die *Haupt-Etage*, deren Haupttheil von der Cornische bis zum Architrav 14 Fuss 5 Zoll hoch ist, und 12 Fuss 2 Zoll und 9 Fuss hält. Sie ist aus 6 Lagen von Werkstücken errichtet. An den Kanten befinden sich Pilaster, deren Sockel 18 Zoll hoch und 2 Fuss 2 Zoll breit sind. Der Schaft, mit Einschluss des Stäbchens unter dem Capitäl, ist 10 Fuss 9 Zoll hoch und 18 Zoll breit. Die Capitäle sind 2 Fuss 2 Zoll hoch und von zusammengesetzter Ordnung in gutem Geschmacke. Der Raum zwischen je zwei Schnecken ist mit einem Kopf verziert.

Auf den Pilastern ruht das Gebälke, bestehend aus dem Architrav 17 Zoll hoch, und 11 Fuss 8 Zoll auf der langen, und 8 Fuss 10 Zoll auf der schmalen Seite; dem Fries, 2 Fuss 5 Zoll hoch und 11 Fuss 7 Zoll und 8 Fuss 10 Zoll; dem Kranz 23 Zoll hoch und 21 Zoll ausladend.

Der Architrav besteht aus einem Unter-, einem Oberstreifen und der Hohlkehle mit Riemen, und enthält nur eine Lage von Werkstücken. Es ist bemerkenswerth, dass auf der Mittag- und Abendseite ein Theil dieser Hohlkehle mit einer Blatt-Verzierung versehen, auf den übrigen Seiten dagegen das reine architektonische Glied, jedoch so vorhanden ist, als sollte die Verzierung an demselben noch gebildet werden. Auf dem Oberstreifen an der Mittagsseite ist auch eine bogenförmige Anlage sichtbar; es scheint, als ob das Denkmal in diesem Theile nicht vollendet sey. Dieser Umstand könnte den Beweis liefern, dass das Gebäude in den roh ausgearbeiteten Hausteinen errichtet, und hierauf erst das Ganze dem Meisel des Bildhauers unterworfen wurde.

Der Fries wird durch eine Lage von Werkstücken gebildet.

Der Kranz, ebenfalls nur eine Lage von Werkstücken enthaltend, besteht aus einer Hohlkehle und 2 Rinnleisten mit den dazu gehörigen Riemen, und ist mit schönen Akanthusblättern verziert. Die beiliegende Zeichnung Taf. I. Fig. 2. stellt diese Verzierung so dar, wie sie wirklich ist.

Auf dem Hauptgesimse erhebt sich die *Attike*, 6 Fuss 6 Zoll hoch, und 11 Fuss 6 Zoll auf der langen und 8 Fuss 10 Zoll auf der schmalen Seite; diese besteht aus 3 Schichten von Werkstücken. Auf derselben ruht ein Gesimse von 16 Zoll Höhe und 4 Zoll ausladend. Dieses enthält eine Lage von Werkstücken, und ist aus zwei Kranzleisten mit dazu gehörigen Riemen zusammengesetzt, welche ebenfalls mit, theilweise noch sehr wohl erhaltenem, geschmackvollen Akanthuslaube verziert sind. Auf Taf. I. Fig. 3. ist dieses Gesimse dargestellt.

Ueber dem Gesimse erheben sich die *Frontons*, deren Höhe zwei Fünftel der Breite betragen. Das Gesimse dieser Frontons ist eine einfache flache Hohlkehle.

Auf den vier Ecken der Attike sieht man, zwischen je 2 und 2 Frontons, würfelartige Vorsprünge, welche sehr zerstört sind. Nur zwei derselben, nämlich die, welche die Süd- und Westseite, und die Nord- und Ostseite gemeinschaftlich haben, sind noch ursprünglich vorhanden; die beiden andern rühren von einer Ergänzung her.

Auf den Spitzen der Frontons, namentlich auf der Westseite, sind noch Spuren von Erhöhungen bemerkbar, welche wohl als Postamente gedient haben können. Es scheint, als habe man mittelst der auf den schmalen Seiten angebrachten Erhöhungen die Höhe der

Frontons auf den breiten Seiten erreichen wollen. Aber auch auf den letztern waren dergleichen, nur in geringerer Höhe, vorhanden, welches die auch hier über den Spitzen der Frontons in der Abdachung sichtbaren Vertiefungen, die zum Verbande der Postamente gedient haben können, beweisen. Sollte das Denkmal nicht vielleicht mit Sculpturen, welche auf diesen Erhöhungen standen, geschmückt gewesen seyn?

Ueber den Frontons und den obengenannten Vorsprüngen erhebt sich nun die bauchförmige, unten auswärts und oben einwärts geschweifte Abdachung, welche so wie das ganze Gebäude aus grossen Werkstücken zusammengesetzt ist. Die abgestumpfte Spitze misst 23 und 29 Zoll. Die Flächen der Abdachung sind schuppenartig ausgearbeitet, wie eine Eindeckung von Ziegelsteinen, oben klein und nach unten grösser. An dem untern Theile der Bedachung sind viele neue Steine eingesetzt. Dieser obere Theil des Gebäudes, vom Gesimse über der Attike bis an das Capitäl, besteht aus 8 Schichten von Werkstücken.

Die Spitze dieser Bedachung trägt eine Art von Capitäl, mit Einschluss des Stäbchens unter demselben, und des Abacus, 3 Fuss 11 Zoll hoch. Der Abacus ist quadratförmig, und zwar auf allen Seiten 3 Fuss 3 Zoll breit; mithin hat dieser Theil kein mit dem übrigen Gebäude analoges Längen- und Breiten-Verhältniss. Er bildet vielmehr einen gefälligen Uebergang zu den Dimensionen der darauf ruhenden Kugel. Die Profile der Glieder lassen sich nicht mehr deutlich erkennen. Dieses Capitäl ist mit Ausnahme der auf demselben ruhenden Platte aus einem einzigen Steine gehauen.

Auf den vier Ecken des Abacus erheben sich vier Caryatiden, eine Kugel tragend, welche in verticaler Richtung eine etwas länglichte Form hat. Die Höhe dieses Theiles beträgt 5 Fuss; der grösste Horizontaldurchmesser der Kugel ist jetzt noch 3 Fuss 3 Zoll. Der Theil bis an die obere, jedoch etwas kleinere Hälfte der Kugel ist, einschliesslich der Platte, worauf solche ruht, aus einem Stücke. Die obere Halbkugel ist dagegen aus zwei Stücken bestehend, und von Morgen gegen

Abend getheilt. Das nördliche Viertel macht mit dem im Auffluge gegen Mittag gekehrten Adler ein Stück aus. Die auf den vier Seiten noch sichtbaren Vertiefungen beweisen, dass die Stücke der Kugel mit Klammern an einander befestigt waren.

Glücklicherweise besteht der ganze obere Theil des Monuments aus sehr festem grauem Sandstein, sonst würde sich derselbe schwerlich erhalten haben. An den Caryatiden zeigt sich auffallend durch die Verwitterung die schiefrige Textur des Steines.

III. Beschreibung der an dem Monumente befindlichen Bildwerke [1].

In den uns bekannten Darstellungen des Monuments werden die vier Seiten desselben, nämlich die Süd-, Ost-, Nord- und Westseite von einander getrennt, und die an einer solchen Seite befindlichen bildlichen Darstellungen theils von unten nach oben, theils umgekehrt der Reihe nach aufgezählt. Es scheint uns jedoch, dass dieses Verfahren nicht ganz zweckmässig ist, indem die Bilder eines jeden architektonischen Theils rings um das Gebäude mehr oder weniger in einem gewissen Zusammenhange stehen, und mit einander correspondiren. In der gegenwärtigen Beschreibung ist daher auch folgende Ordnung beobachtet, nämlich:

1) die Bilder des Säulenstuhls, bestehend in denen der drei untersten Absätze und des Würfels,

2) die Bilder der Haupt-Etage,

---

[1] Zur richtigen und verständlichen Beschreibung der Bilder schien es uns, zufolge des auch sonst üblichen Gebrauchs, am zweckmässigsten, unsere Leser *vor* die Bilder, mithin *in* dieselben schauend, zu führen. Auffallend war es uns aber, in der Beschreibung des Herrn Neurohr *zur Rechten* angenommen zu finden, was wir *zur Linken* hatten, und umgekehrt. Hr. Neurohr muss sich also bei der Beschreibung als *aus* den Bildern heraussehend gedacht haben, welches Verfahren jedoch wohl hätte bemerkt werden sollen, indem es zu grossen Irrthümern führen könnte.

3) die Bilder des Frieses,
4) die Bilder der Attike,
5) die Bilder der Frontons,
6) das auf der Abdachung ruhende Capital.

Da die Mittagseite die Hauptseite des Monuments ist, so wird jedesmal mit dieser der Anfang gemacht.

1) *Die Bilder des Säulenstuhls.*

a) Die drei Absätze desselben.

Auf den über dem rohen Sockel sich erhebenden drei Absätzen der Mittagseite lässt sich nur eine schwache Spur von darauf befindlich gewesenen Bildwerken nachweisen. Nur an dem Ende des obersten Absatzes links sind einige Anzeigen vorhanden, die sich jedoch nicht entziffern lassen. Schon zu Lorents Zeiten war davon nichts mehr zu erkennen. Mit Ausnahme der Ecken rechts, bestehen die 3 Absätze aus den ursprünglichen Steinen [1]).

Die Absätze der Morgenseite bestehen fast ganz aus neuen Steinen, welche vor mehreren Jahren hier eingesetzt wurden; die Ecken rechts dagegen aus den ursprünglichen Werkstücken, auf welchen jedoch keine Spur von Reliefs mehr vorhanden ist. Lorent will am Ende des untersten Absatzes rechts eine Nymphe, welche auf einer umgelegten Urne ruht, bemerkt haben.

Die drei Absätze auf der Mitternachtsseite zeigen eine Reihe von trefflich erhaltenen Bildern. Man verdankt dieses dem Umstande, dass der untere Theil des Monuments lange im Schutte verborgen lag, wodurch jedoch leider die, unmittelbar über der Erde hervorragenden, Bilder des Würfels an der Morgen- und Mitternachtsseite, indem diese dem Muthwillen zunächst ausgesetzt waren, sehr zerstört sind. Die

---

[1]) Frühere Beschreibungen geben unrichtig an, dass diese Absätze durch neue glatte Steine ersetzt worden seyen. Wahrscheinlich findet hier eine Verwechslung mit der Morgenseite statt.

Befreiung des Fusses von der umgebenden Erde fand vor mehreren Jahren statt.

Auf dem untersten Absatze sieht man zwei Tritonen nebst zwei Seepferden, welche eine gegenseitige kämpfende Stellung haben; erstere sind mit grossen Steinen statt einer Waffe versehen. Bei dem ersten Paare links sieht man den Triton dem Seepferde sich nähern, dieses dagegen sich zurückziehen; bei dem zweiten Paare ist es umgekehrt. In der Mitte des zweiten Absatzes sieht man einen Nachen, welcher von zwei Menschen durch die Fluthen gezogen wird. Der Nachen ist mit zwei Ballen belastet, und auf dem Hintertheile sitzt eine Figur, welche auf einem Instrumente zu blasen scheint. Am Ende dieses Absatzes ruht auf einer umgelegten Urne, welcher Wasser entströmt, eine, wahrscheinlich männliche Figur. Die rechte Hand dieser Figur ist auf eine Art von Stab gelegt, dessen oberes Ende in zwei ∽ förmige Krümmungen ausläuft. Auf dem obersten Ende sieht man fünf Delphine mit eben so vielen Knaben, welche zum Theil auf ersteren reiten, und mit ihnen zu scherzen scheinen.

Die drei Absätze auf der Abendseite sind mit ganz ähnlichen Bildern wie auf der Mitternachtsseite geschmückt. Der unterste Absatz enthält zwei Seepferde, vor welchen ein Triton flieht, im Rücken aber wieder von einem Triton verfolgt werden. Der zweite Absatz zeigt wieder einen Nachen mit zwei Ballen und einer blasenden Figur, welcher von zwei Menschen gezogen wird. Auf dem obersten Absatz erkennt man noch die Spuren von Delphinen mit auf denselben reitenden Knaben.

Dieser unterste Theil des Monuments enthält offenbar nur allegorische und symbolische Bilder.

b) Die Bilder des Würfels.

Auf dem Felde des Würfels an der Mittagseite sieht man ein Bild, welches zwar sehr zerstört, aber doch nicht so wenig zu erkennen ist, wie frühere Beschreibungen angeben. Alle kommen darin überein,

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra:
Ein güt'ger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! Komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bey Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel biethet,
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den einz'gen ſpätgefundnen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hülfe geben;
So löſ' ihn von den Banden jenes Fluchs,
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

dass nur *ein* Tisch vorhanden, um welchen nach einigen 7, nach andern 11 und nach Alex. Wiltheim 13 Personen versammelt seyen. Lorent sagt von diesem Bilde in seiner Schrift Seite 84.: «Je passe au moïen de ce au tableau de la base qui présente une grande salle, un rideau à chaque bout, une longue table au milieu, en tête un personnage assis tenant et lisant un libelle, derrière lui un licteur, et autour de la table onze autres personnages graves et respectables par leur âge et par leur robe magistrale.»

Ortelius und Brower glaubten, es sey hier die Darstellung einer versammelten Menge, welcher eine Person, wie von einer Bühne herab, etwas verkündige. Masenius hielt es für einen Dictator, der einer Versammlung aus stehenden und sitzenden Personen Gesetze vorträgt, und Alex. Wiltheim für eine Schola Agentium in rebus. Es stehen, nach ihm, um einen mit einem Teppich belegten Schreibtisch 13 corporirte Agentes in rebus; auf dem Lehnsessel habe den Vorsitz entweder der Magister officiorum, oder der Adjutor, die Befehle des Fürsten aus dem Codex vortragend. Dieser Meinung war auch Bertholet. S. Neurohr pag. 12

Allein ganz unverkennbar sind auf dem Bilde *zwei* Tische vorhanden, um welche 13 Personen versammelt, und wahrscheinlich *zwei Scenen oder Handlungen bildend*, zu erkennen sind.

Zu der ersten Annahme hat ohne Zweifel der Umstand veranlasst, dass man die, in der Mitte zwischen den beiden Tischen sichtbare Vertiefung als eine zufällige, durch Zerstörung entstandene, angesehen hat, was jedoch ein Irrthum war. Der Beweis für unsere Annahme liegt zwar in der Gruppirung der Figuren selbst; allein man erkennt auch ohne Mühe die zwei Füsse eines jeden Tisches, selbst zum Theil noch die schräg aus dem Bilde laufenden Seitentheile derselben.

Von den Personen bemerken wir zunächst links die einzige in der Vorstellung auf einem Sessel sitzende, welche etwas einer Tafel nicht unähnliches in den Händen hält, dieses gegen den Tisch lehnt, und darin zu lesen scheint. Der Kopf dieser Figur ist nicht mehr, der ganze übrige Theil des Körpers dagegen sehr wohl erhalten. Hinter dieser

Person steht eine zweite, welche ihre Rechte auf den Sessel stüzt, und ziemlich gut erhalten ist. Diese und die die dritte, sehr beschädigte Figur, scheinen der lesenden zuzuhören. Hierauf kommen zwei Figuren hinter dem Tische; die erste derselben hat die linke Hand bis in die Gegend der Brust gehoben. Aus der Stellung dieser beiden Figuren geht hervor, dass ihre Fronte mehr gegen die lesende gewendet war. Die Köpfe derselben sind sehr beschädigt; der übrige Theil bis auf die Hände ziemlich wohl erhalten. Hierauf erblickt man die sechste, auch gegen die lesende gewendete Figur, welche im Hintergrunde steht, und in einem flachen Profile erhalten ist. Der obere Theil des, ein wenig gesenkten Kopfes fehlt. Die rechte Hand ist gegen das Gesicht gerichtet, und zwar so dass der Mittel- und Zeigefinger gegen das Kinn gestüzt, die übrigen Finger einwärts geschlagen sind. Der Charakter dieser Figur drückt Nachdenken oder Aufmerksamkeit aus. Sie wird von der folgenden siebenten Figur grösstentheils verdeckt. Obgleich diese ebenfalls sehr beschädigt ist, so kann man doch nicht verkennen, dass die linke Schulter derselben halb aus dem Bilde, mithin deren Fronte auch gegen die lesende gewendet ist. Die achte Figur steht hinter der lezt genannten, und hat sich ebenfalls gegen die lesende gewendet. Diese macht gleichsam den Schluss um den ersten Tisch. Man sieht hier mithin um die lesende *Sieben Personen* versammelt. Die Personen des zweiten Tisches beginnen mit der neunten, welche die rechte Schulter aus dem Bilde, mithin ihre Fronte der lesenden *abgewendet* hat. In dieser Figur liegt der Beweis, dass in dem Bilde mehr als *eine* Handlung vorgeht, und dass hier *zwei* Tische befindlich sind; lezteres dadurch, dass die ganze Figur, hauptsächlich der rechte Fuss und das herabhängende Gewand sichtbar sind, welche andernfalls durch den Tisch verdeckt seyn müssten. Neben dieser steht die zehnte, sehr beschädigte Figur, mit ihrer Fronte aus dem Bilde gekehrt. Zwischen dieser, und den drei lezten, welche rechts das ganze Bild beschliessen, ist ein Raum, grösstentheils aus neu eingesezten Steinen bestehend. Wahrscheinlich waren auch hier eine oder mehrere Figuren vorhanden. Von den drei lezten, freistehenden Figuren sind zwei fast ganz, die dritte zwischen diesen, in einem schönen wohlerhaltenen flachen Kopfe sichtbar.

Die Gewänder der Figuren dieses Bildes sind reich, und scheinen nicht blos gewöhnliche Tuniken zu seyn.

Es ist in der That sehr zu bedauern, dass der grösste Theil des Raumes über dem zweiten Tische, und dieser selbst, so sehr zerstört ist. Gleich über dem letztern, und unterhalb der Richtung, in welcher alle übrige Köpfe der Figuren stehen, sieht man eine Erhöhung, aus den ursprünglichen Steinen bestehend, in der man die Züge eines Kopfes, mit in die Scene gewendetem Gesichte zu sehen, leicht versucht werden kann. Wir wagen es daher auch zu bezweifeln, dass hier wirklich ein *Tisch* vorgestellt sey. Es verdienen noch einige Umstände angeführt zu werden, welche in der Vermuthung, dass hier ein *Krankenbett* vorhanden ist, bestarken. Der Tisch links ist nämlich kürzer, als der sogenannte Tisch rechts. Auch die Füsse derselben sind verschieden; um ersteren lauft ein schmales Bändchen, welches am letztern nicht zu finden ist. Die vordere Fläche des erstern war glatt, wie einige noch erhaltene Stellen beweisen; an letzterem sieht man dagegen deutliche Spuren von Draperie. Alex. Wiltheim hat schon diese Draperie bemerkt. Nach ihm stehen 13 Personen um einen mit einem *Teppich belegten* Schreibtisch.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass hier in Gegenwart des Praetors und der erforderlichen sieben Zeugen unter den sonst vorgeschriebenen Formalitäten ein Testament gemacht werde.

Da diese Darstellung ohne Zweifel ein Hauptbild des ganzen Denkmals ist, und einen grossen historischen Werth für dieses haben mag, so widmeten wir demselben unsere ganze Aufmerksamkeit; allein die günstigste Beleuchtung vermochte nicht, unsere Zweifel darüber ganz zu heben. Wir überzeugten uns vielmehr, dass schwerlich jemals eine von allem Zweifel freie Beschreibung wird gegeben werden können, wenn nicht eine Erklärung des Bildes und der hier verborgen liegenden Handlungen zu Hülfe kommt.

Der Ort, an welchem diese Handlungen vorgehen, stellt einen grossen Saal vor. In den Ecken rechts und links erblickt man Draperien, oder Vorhänge, und unter dem Plafond eine Art von Consolen, oder Vorsprüngen, zwei grössere gegen die Enden, und mehrere kleinere in der Mitte. Die Flachen zwischen diesen Consolen sind der Länge nach gestreift.

Das Feld des Würfels auf der Morgenseite ist so sehr zerstört, dass man links nur eine schwache Spur einer menschlichen Figur erkennen kann. Lorent beklagt sich schon hierüber, glaubte aber in den Zügen dieser Figur einen Zusammenhang mit dem Bilde auf der Abendseite zu finden.

Das Bild des Würfels auf der Mitternachtseite ist zwar ebenfalls sehr zerstört; allein die noch übrigen Reste von menschlichen Figuren lassen keinen Augenblick bezweifeln, dass hier ein Kampf vorgestellt sey. Viele Archäologen, welche eine Erklärung der Bilder gegeben haben, hielten die gegenwärtige Darstellung für einen Tanz von Bachanten. Masen erklärt dieses Bild für einen Schiffbruch des Securus, und erkennt in der einen nackten Figur eine Person, die einem wilden Thiere oder einem Meerungeheuer einen Dreizack, oder sonst ein anderes Instrument entgegen halte. Dabei strecke eine andere wie beim Sturme zu geschehen pflege, die Hände ringend zum Himmel, wobei eine dritte zu entfliehen suche. Bertholet sieht in denselben die Riesen, oder Himmelsstürmer, oder den Kampf des Apoll gegen diese Ungeheuer u. s. w. Nach der Meinung Lorents wird in diesem Bilde eine Gruppe Bachanten vorgestellt, wie sie den jugendlichen Herkules (Caligula) in ihren Tanz fortreissen u. s. w. Auch Herr Baurath Quednow und Herr v. Haupt sahen hier einen Bachanten-Tanz. S. Neurohr p. 14.

Schon die sehr ungraziöse Stellung der Figuren, als tanzender, widerspricht dieser Behauptung. Man erblickt vielmehr rechter Hand eine Figur, welche man nach den noch sichtbaren Resten der Kleidung für einen Krieger halten möchte, mit einer Lanze gegen Etwas zu ihren Füssen im Kampfe begriffen, und von trefflicher Haltung. Links von dieser sieht man von dem, etwas nach vorne übergebogenen, Oberkörper einer Figur Fragmente des rechten Arms, der Brust und eines Gewandes, wahrscheinlich einer weiblichen angehörend. Noch weiter links von einer Figur den Kopf, Brust, und die emporgehobene Rechte. Links zu Ende des Bildes einen Kopf, welcher ein weiblicher zu seyn scheint; und unterhalb desselben endlich die Reste einer andern Figur, welche die Stellung einer kämpfenden verräth. Auf dem Vorgrunde dieser Scene sieht man etwas, welches mit Schlangenartigen Thieren grosse Aehnlichkeit hat.

Es ist nicht mehr möglich, diese Fragmente von Figuren mit einiger Gewissheit in Zusammenhang zu bringen.

Das Feld des Würfels auf der Abendseite zeigt ein noch sehr gut erhaltenes Bild von einem vierräderigen Frachtwagen, unter einem gewölbten Thore, und mit 3 Maulthieren bespannt. Die hochaufgeladenen Waaren sind mit kreuzweis gebundenen Seilen befestigt; auf dem Vordertheile sitzt auf dem Sitzbocke der Wagenführer, welchem Kopf und Arme fehlen.

Dieses Bild, wie auch das vorige, ist mit vieler Präcision ausgeführt.

2) *Die Bilder der Haupt-Etage.*

An dem untern Theile der Haupt-Etage auf der Mittagseite sieht man auf einem 9 Fuss 3 Zoll langen und 3 Fuss 4 Zoll hohen Felde eine Inschrift, welche theilweise schon sehr zerstört ist. Diese Inschrift ist derjenige Theil des Denkmals, welcher durch viele und genaue Untersuchungen wohl schon am meisten erschöpft wurde. Es wird häufig behauptet, dass die jetzige Inschrift untergeschoben sey, und zu dem Denkmale nicht passe, indem die ursprünglichen Buchstaben, von denen hin und wieder noch Fragmente zu sehen, durch spätere verdrängt worden seyen. In dem Werke des Herrn Neurohr finden wir eine Zusammenstellung der mannigfaltigen Lesearten dieser nur zum Theil noch lesbaren Inschrift, in chronologischer Ordnung, welcher Herr Neurohr auch seine eigene, mit vieler Aufmerksamkeit und Geduld copirte

Inschrift beigefügt hat. Wir haben uns bemüht, solche gleichfalls treu nach dem Originale zu copiren, und auf der beiliegenden Zeichnung Taf. II. wiedergegeben, indem wir gefunden, dass die unsrige mit der vorerwähnten beinahe ganz übereinstimmend war.

Es ist nicht zu läugnen, dass nur wenige Buchstaben noch so klar dastehen, dass man sie für sich leicht und ohne Zweifel erkennen könnte; viele sind nur aus dem Zusammenhange der Wörter zu entziffern, noch andere fast ganz verwischt. Dennoch müssen wir bekennen, dass wir wirkliche Spuren von Buchstaben, welche früher dagestanden und durch neuere verdrängt worden seyen, nicht entdecken konnten. Es erscheinen zwar viele derselben tiefer und schärfer eingehauen, als andere, welche nur flach und nicht so regelmässig sind; allein dieses hat wohl nur in Verwitterung und Muthwillen seinen Grund. Die Steine, welche das Feld der Inschrift bilden, sind glücklicherweise von grosser Dauerhaftigkeit, sonst dürfte schwerlich noch so viel von den Buchstaben zu finden seyn, um so weniger, da diese Seite zunächst dem Verderben ausgesetzt ist. Gewiss hat der vorsichtige Baumeister diesen Vorzug der dunkelgrauen Steine gekannt, aus denen z. B. der ganze obere Theil des Denkmals besteht, und solche absichtlich hieher gelegt.

Es wird sich unter den obwaltenden Umständen schwerlich ermitteln lassen, ob die Inschrift, wie sie noch heute ist, ursprünglich auf dem Monumente gewesen, oder ob man sich durch Anwendung gewisser Verfalschungsmittel bemüht hat, diese theilweise oder ganz zu verdrängen, und hierdurch dem ganzen Werke einen neuen Sinn unterzuschieben. Ein Herausnehmen der alten, und Einsetzen neuer Steine ist wegen der Schwierigkeiten, welche der innere Verband der Werkstücke dargeboten haben würde, nicht wohl denkbar [1]).

---

1) Herr Baurath Quednow hat in seinem Werke: «Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen, aus der gallisch-belgischen und römischen Periode. Erster Theil. Trier 1820.», nach der von den Herren Neller und Clotten ergänzten Inschrift, folgende deutsche Uebersetzung gegeben: «Dem Secundinus Securus, der den Ort, Aegla genannt, zuerst mit dem Secundinus Aventinus gründete; den Söhnen des Secundinus Securus und der Publia Pacata, der Gemahlin des Secundinus Aventinus,

Ueber dieser Inschrift erhebt sich nun ohne Zweifel das Hauptbild des Monuments. Drei Figuren von colossaler Grösse und majestätischer Haltung fesseln vor allem den Blick des Beschauers. Die sehr reichen Gewänder und der Sinn der Handlung selbst, lassen auf das Daseyn von Personen höheren Ranges schliessen. Aber auch dem Künstler, welcher dieses Bild mit dem ganzen Aufwande seiner Kunst schuf, muss man volle Bewunderung zollen. Die Gruppirung des Ganzen, die schönen Verhältnisse der Figuren und der wohlgeordnete Faltenwurf der reichen Gewänder verkündigen die Meisterhand.

Die beiden äussersten 8 Fuss hohen Figuren tragen ganz den Charakter männlicher Personen. An den zarten Verhältnissen der in der Mitte stehenden, etwas kleinern Figur, erkennt man dagegen eine weibliche. Die Figur rechts reicht jener in der Mitte ihre Rechte, und diese ebenfalls jener. Dieses ist ganz unbestreitbar der Hauptact in der gegenwärtigen Darstellung. Die Figur links ist dagegen wohl nur auf irgend eine Weise ein Zeuge dieses Acts. Offenbar hat diese nicht das Edle und Majestätische in der Stellung, welches die beiden andern Figuren, namentlich die männliche zur Rechten, ganz besonders auszeichnet. Der Kopf der Figur zur Linken ist unbedeckt; Spuren von einem Lorbeerkranze oder einer Kopfbedeckung, welche mehrere Alterthumsforscher bemerkt haben wollen, konnten wir nicht entdecken. Die Züge des Gesichts sind verwischt. Auffallend ist es, dass der Oberarm dieser Figur etwas zu kurz ist. Die mittlere weibliche Figur ist zum Theil sehr beschädigt. Kopf und Brust fehlen; an deren Stelle sind neue glatte Steine eingesetzt. Das faltenreiche Gewand, wahrscheinlich in den linken Arm gelegt, reicht bis auf die Knöchel. Auch die Figur rechter Hand ist leider sehr beschädigt. Der Kopf fehlt fast ganz. Es muss besonders bemerkt werden, dass der rechte Fuss und ein Theil des

---

und dem Lucius Saccius Modestus und dem Modestius Macado, dem Sohne desselben, dem Richter, ihren verstorbenen Voräitern und sich selbst für ihr einstiges Ableben haben Secundinius Aventinius und Secundinius Securus noch bei ihrem Leben, als Wiederhersteller dieser Strasse, dieses Denkmal gesetzt.»

Gewandes über demselben sehr ungeschickt aus formlos gehauenem Sandstein in neuerer Zeit ergänzt ist, wodurch das Majestätische der Haltung, welches besonders in dem obern Theile des Körpers zu erkennen ist, verunstaltet wird, und die ganze Stellung überhaupt sehr zweifelhaft erscheint. Ebenso hat man den Kopf, auch den linken Arm in unverhältnissmässiger Kürze in die Gegend der Hüften gelegt, von Cement erganzt; letzteres ist an dem Modelle weggelassen.

Sehr problematisch erschien uns immer derjenige Theil des Gewandes bei der Figur zur Linken, welcher von den Armen in schönen breiten Falten herabhängt. Offenbar wird dieses Gewand von der Figur in den Armen getragen, scheint aber keinesweges zur Bekleidung derselben zu gehören. Die einzige Andeutung hierüber fanden wir in dem Werke des Herrn Neurohr, wo es von diesem Bilde Seite 16. heisst: «Ohne Zweifel wird auf der mittäglichen Seite die Vermählung des Stammvaters dieser Familie (der Secundiner) wahrscheinlich mit einer Trierin vorgestellt. Man bekleidet eben die junge Gemahlin mit einem Mantel der Römischen Frauen.»

Dieses Bild ist in einem edlen und grossen Style ausgeführt. Die Falten der Gewänder bilden nur grosse Massen, und die durch die beträchtliche Erhöhung der Figuren entstehenden Schlagschatten vermehren den Eindruck desselben. Die ganze Gruppe befindet sich in inere nischenartigen Vertiefung.

Es ist wirklich auffallend, wie so viele Alterthumsforscher den wahren Sinn dieses Bildes verkennen, und ein gegenseitiges Händereichen zwischen den beiden äussersten Figuren statt finden lassen konnten. Wenn man von diesem so nahe liegenden Umstande auf die Beschreibung der übrigen Bilder schliessen wollte, man könnte ihnen in der That wenig Glauben schenken. Nach dieser Ansicht hielt man denn die Figur zur Rechten für eine männliche, und die zur Linken für eine weibliche, oder umgekehrt; die in der Mitte aber für den Hymenäus, den Deus fidius, den Praetor, oder sonst ein ähnliches Sinnbild. Lorent hat das Bild in Hinsicht des Händereichens richtig erkannt. Seinem Systeme getreu sah er in demselben die Adoption des Germanicus, indem

Zeichnung von der Ostseite des Monuments (welche, wie alle übrigen, äusserst schlecht ist), sind nicht einmal die noch jetzt erhaltenen schönen Züge des Gesichts angedeutet.

In der obersten Abtheilung ist dagegen ein Bild enthalten, welches vom höchsten Interesse und noch so wohl erhalten ist, dass man bei genauer Betrachtung über den wahren Inhalt nicht im Zweifel bleiben kann. Da die Beschreibung, welche hier von diesem merkwürdigen Bilde gegeben wird, ganz neu ist, so sey es erlaubt, die früheren Meinungen der Archäologen in den Worten des Herrn Neuroir pag. 15. anzuführen.

« Masen sieht hier ein Opfer, welches zur Erinnerung an die Vergänglichkeit der Menschen der Göttin Venus libitina gebracht würde, die sowohl der Geburt, als auch dem Leichengepränge vorstand. Alex. Wiltheim hält dafür, dass hier die hesperischen Schwestern und ihr Garten vorgestellt seyen, um dadurch den Handel mit Wolle überhaupt und für die Färberei insbesondere, anzudeuten [1]); und Lorent meint, es zeige den Ueberfluss unter Caligulas Regierung an. Die Vorstellung im untern Abschnitte enthalte die Fabel des Endymion, welcher auch das Kind der Sicherheit genannt werde; durch diese allegorische Darstellung solle nämlich auf die Sicherheit, welcher die Trierer unter Germanicus sich zu freuen hatten, und auf die zukünftige Regierung des jungen Prinzen Caligula hingewiesen werden. Die nämliche Ansicht hat Herr v. Haupt, nur deutet er diese allegorische Darstellung auf die Sicherheit des Landes und den gesegneten Ueberfluss durch Constantius Erhebung zu seiner Würde als Cäsar. »

Lorent's Beschreibung dieses Bildes lautet pag. 103.: « Celui d'en-haut présente les traits presqu'éffacés de trois femmes autour d'un arbre; l'une a une pomme en main, l'autre une corne d'amalthée, la troisième est assise; il devroit encore y avoir une chèvre et un serpent;

---

[1]) Diese Meinung Alex. Wiltheims bezieht sich auf die Bilder des Frieses auf der Ostseite, welches er für eine Purpurfärberei, und der Attike auf der Südseite, welches er für eine Untersuchung des Purpurs aus der kaiserlichen Färberei hielt.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter,
Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faß'
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt zu Iphigenien.

Laß mich zum erſtenmahl mit freyem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windes-Brauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet;
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank, verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.

mais le tems nous en a dérobé les traits. Je crois avec le P. Wiltheim que c'est le jardin des Hespérides; ce père en fait application à la pourpre, et de là aux Secundins, comme Procuratores Baphiorum; mais cette application est trop outrée: les savans sont revenus depuis long-tems de cette tournure de la fable, ils conviennent tous qu'elle signifie les richesses des îles Hespérides. Pour suivre mon système, je pense que ce tableau est encore un pronostic flatteur de l'abondance qu'on espérait du règne de Caligula etc.»

Wenn man dieses obere Bild recht aufmerksam in den Morgenstunden bei Sonnenschein betrachtet, so bemerkt man nur zwei grosse Figuren und ein kleines Kind. Die erste Figur links, in liegender Stellung, mit halb aus dem Bilde gewendetem Rücken, und nach dem noch erhaltenen Kopfputz unbezweifelt eine weibliche, hat den nackten Oberkörper auf den linken Arm gestützt. Ihre Rechte ruht dagegen entweder auf einem ihrer Knie, oder ist zur Empfangnahme des dargebotenen Kindes ausgestreckt. An dem untern Theile des Körpers bemerkt man noch Draperien, welche bis zur Erde herabhängen. Die zweite Figur, rechts, von 6 Fuss Höhe, ist stehend, oder vielmehr gegen die erste schreitend, und scheint eine männliche zu seyn. Auch diese ist nur zum Theil bekleidet. Unter dem rückwärts gerichteten linken Arme kommt eine Art von Draperie hervor, welche bogenförmig über den Kopf geht, und unter dem rechten Arme endigt. Der obere Theil des Körpers ist nackt. Ein Gewand, welches die Hüften umgibt, scheint aufgeschürzt, und das noch vorhandene linke Bein entblösst. Die ganze Stellung der Figur ist wie heraneilend, welches durch das über dem Haupte segelartig fliegende Gewand sich besonders ausdrückt. In der Rechten hält diese Figur ein kleines ganz nacktes Kindlein, welches sie sonderbarerweise am rechten Schenkel erfasst hat, so dass der Kopf nach unten, und der Rücken des Kindes aus dem Bilde gekehrt ist. Die Beine des letztern fehlen, der ganze übrige Körper ist bis auf einige kleine Beschädigungen vollkommen erhalten. Die Aermchen hängen am Kopf herunter; die Hände, sogar die einzelnen Finger sind noch sehr wohl wahrzunehmen.

Da das obere Werkstück, auf welchem der fehlende Theil des rechten Arms und der Hand des Mannes, welche den Schenkel des Kindes umschlungen hat, auch die Füsse des letztern sich befanden, nicht so dauerhaft als das darunter liegende Werkstück ist, so sind diese Theile gänzlich zerstört. Glücklicherweise ist aber der kleine und Goldfinger dieser Hand noch ganz erhalten, wodurch alle Zweifel hierüber verschwinden.

Im Hintergrunde dieser Scene erblickt man einen Baum mit drei büschelförmig belaubten Aesten.

Dieses ist der wahre Inhalt des einfachen und doch sehr räthselhaften Bildes, welches, unbegreiflich genug, bisher noch von keinem Archäologen in seiner wahren Gestalt erkannt wurde, und zu den seltsamsten Vermuthuugen und Deutungen Anlass gegeben hat.

Ob nun die gegenwärtigen beiden Bilder in einem nahen Zusammenhange stehen, in dem obern eine Geburt, und in dem Kindlein ein neugebornes dargestellt sey, wagen wir nicht zu entscheiden. Diese auffallende Ueberreichung des Kindes ist gewiss ein schwer zu lösendes Problem. Die beiliegende Zeichnung Taf. III. zeigt eine treue Abbildung des Kindes im 3ten Theile der wirklichen Grösse.

Auch hier sind die Pilaster, ganz ähnlich denen auf der Mittagseite, mit acht tanzenden Knaben geschmückt.

Das Feld der Mitternachtseite zeigt uns den Thierkreis, mit den mehr oder weniger gut erhaltenen zwölf Himmelszeichen. In der Mitte des Kreises sieht man einen zweirädrigen Wagen, von vier neben einander gespannten flüchtigen Rossen gezogen. Auf dem Wagen erblickt man einen schönen bärtigen Mann, von herkulischer Gestalt, in der Linken eine Keule haltend. Die Rechte des Mannes ist gegen eine in dem obern Theile des Kreises hervorragende Figur mit einem Helme, — von den Archäologen für die Pallas gehalten —, ausgestreckt, auch dessen Blick dahin gerichtet. Diese hat dagegen ihr Gesicht und ihre Rechte dem Manne zugewendet.

In den vier Ecken über und unter dem Thierkreise sind kolossale Köpfe, die vier Hauptwinde darstellend, angebracht; die untern sind bedeutend grösser als die obern. Auf dem zur Rechten sitzt ein Vogel, wahrscheinlich ein Falke oder Adler, mit ausgebreiteten Flügeln. Auch auf dem Kopfe zur Linken sind die Reste eines solchen zu erkennen. Alle vier Köpfe sind mehr oder weniger stark beschädigt.

Die Meinungen der Archäologen über den in der gegenwärtigen Allegorie verborgen liegenden Sinn, — welche, wenn auch nur in der Kürze hier anzuführen, zu weit führen würde —, waren eben so verschieden, wie die von ihnen angenommenen Erklärungs-Systeme. Allein so lange der wahre Zweck des Monuments nicht dargethan ist, wird jede noch so scharfsinnig gedachte Auslegung dieses Bildes mehr denn von irgend einem andern, Hypothese bleiben.

Die in den acht Feldern der Pilaster angebrachten kleinen Figuren unterscheiden sich wesentlich von denen auf den drei übrigen Seiten. Einige derselben in rein menschlichen Formen, zum Theil Waffen tragend; andere wahre Halbmenschen, die Füsse schlangenartig endigend. Ein Abscheu erregendes Gemisch von menschlichen und monströsen Figuren; von tanzenden, hüpfenden, kämpfenden und krampfhaften Bewegungen.

Das Feld der Abendseite ist ebenfalls, wie jenes auf der Morgenseite, in zwei Abtheilungen, welche zwei verschiedene Vorstellungen enthalten, gebracht. In der untern Abtheilung links sieht man die Reste von einer sehr beschädigten, übrigens schönen weiblichen Figur, in sitzender Stellung. Der rechte Arm ist rückwärts gerichtet, und der linke Fuss ruht höher als der rechte. Man möchte diese Figur mit einer badenden vergleichen. Rechts entdeckt man nur einige Fragmente eines menschlichen Körpers und eines Gewandes, die wir aber, bei aller Aufmerksamkeit, in Zusammenhang zu bringen, in Folge der ausserordentlichen Zerstörung, nicht im Stande waren. Indessen glaubt man aus dem gebogenen rechten Knie, und einigen schwachen Spuren des rechten Arms, welcher nach dem über der erstgenannten Figur hervorragenden belaubten Baume gerichtet ist, auf die Richtung der ganzen Figur gegen diesen Baum schliessen zu können. Der linke Arm, über welchen ein Gewand herabhängt trägt einen Stab.

In der obern Abtheilung sehen wir links eine zum Theil noch gut erhaltene unbekleidete Figur, eine schöne kräftige Männergestalt, in etwas rückwärts gebogener Stellung. Die Rechte ist mit einer Waffe, ohne Zweifel einem Schwerdte versehen; dieses, und die ganze Haltung der Figur zeigt unbezweifelt einen Kampf an. Leider aber kann man den Gegner derselben nicht mehr mit Gewissheit erkennen. Ob hier ein Zweikampf mit einer zweiten Person rechts, von welcher nur der ausgestreckte Arm und einige andere verstümmelte Fragmente zu sehen sind, oder mit einer Schlange, die sich zwischen beiden Figuren gegen die zur Linken in die Höhe richtet, dargestellt wird, ist schwer zu entscheiden. Wir möchten das Erstere glauben. Ueber den beiden Figuren erscheint wieder die Pallas, das schön profilirte Gesicht gegen die Figur rechts gewendet, und dieser gleichsam den Sieg verleihend. Zu den Füssen der lezten, gegen die Ecke des Bildes, sieht man eine Schaale, in halbmondförmiger Gestalt, in frühern Beschreibungen eine Seemuschel genannt.

Die Pilaster sind hier wieder ganz so wie auf der Mittag- und Morgenseite in vier Felder getheilt, in denen sich tanzende Knaben bewegen.

Wir schliessen die Beschreibung dieser Reihe von trefflich ausgeführten Bildern der Haupt-Etage mit dem herzlichen Bedauern, von den beiden leztern auf der Abendseite nur eine so ungenügende, und dem wahren Inhalte derselben sicher nur wenig entsprechende Beschreibung geben zu können. So oft wir auch mit der äussersten Aufmerksamkeit, und in der Hoffnung, den Schlüssel dazu aufzufinden, vor diese Bilder traten, eben so oft kehrten wir nur sehr wenig befriedigt von denselben zurück.

Es scheint, als wenn die Archäologen bei diesen beiden Bildern mehr als bei irgend einem andern in Verlegenheit gewesen wären. Lorent bezieht das untere auf die Beständigkeit der Agrippina, indem sie ihrem Manne in die Wälder der Ardennen folgte, und die

Gefahren mit ihm theilte. Herr v. **Haupt** sah hier die Göttin Pales, und ihr gegenüber den Apoll. Die männliche Figur in dem obern Bilde wurde meistentheils auf den Aeskulap bezogen. **Lorent** glaubt, es könne hier auch Perseus vorgestellt seyn, indem er die Medusa tödte, und die Andromeda befreie u. s. w.

3) *Die Bilder des Frieses.*

Die Felder des Frieses der vier verschiedenen Seiten des Denkmals enthalten eine Reihe von Bildern, an denen man nur unbedeutende Beschädigungen wahrnimmt.

Auf der Mittagseite sieht man einen Speisesaal; zwei Säulen bilden rechts und links zwei kleinere Zimmer. In der Mitte steht ein Tisch, an welchem vier Personen sitzen. Es ist schwer zu sagen, welche von diesen männliche oder weibliche seyn sollen. Bisher wurden die, rechts und links zu Ende des Tisches sitzenden Personen für eine männliche und eine weibliche, die beiden hinter dem Tische aber für aufwartende gehalten. Letzteres war uns nicht wahrscheinlich, indem die Köpfe derselben, im Falle es stehende Personen wären, höher hinaufreichen müssten. Die Köpfe der beiden Figuren links sind einander zugewendet, und die folgende dritte Person credenzt ihrem Nachbar zur Linken. Dieses Bild hat ziemlich stark gelitten.

In der Abtheilung des Bildes links, hinter der Säule, steht der Credenztisch. Auf und unter demselben sieht man Gefässe von mannigfaltigen Formen, und eine Person, welche mit Absetzen oder Herabnehmen eines Gefässes beschäftigt ist. Neben dieser eine andere, welche aus einer Kanne ein Trinkgefäss anfüllt. Diese Parthie ist sehr gut erhalten. Weniger ist dieses der Fall bei der Gruppe in der Abtheilung zur Rechten, wo man ebenfalls einen Tisch nebst zwei Schüsseln, und neben diesem eine Figur bemerkt, welche im Begriffe ist, eine Schüssel zu reinigen; eine andere scheint die Speisen herbeizutragen.

Masen und Brower hielten dieses Bild für ein Gastmahl nach alter Art, wobei die Weiber zu sitzen, und die Männer zu liegen pflegten, doch lassen sie es unentschieden, ob es ein Götter- oder Hochzeitsmahl sey. Alex. Wiltheim und Bertholet halten es für ein Göttermahl. Lorent will die beiden Sitzenden für den Germanicus und die Agrippina erkennen, welche einen Abschiedsschmauss halten, und Herr v. Haupt darin ein feierliches Hochzeitsmahl des Constantius Chlorus und der Helena sehen. S. Neurohr pag. 11.

Das Feld der Morgenseite stellt unbedenklich eine Küche vor, in welcher von mehrern Personen auf die mannigfaltigste Weise Speisen zubereitet werden. Dieses Bild ist ganz vorzüglich gut erhalten. Links zu Anfang desselben sieht man eine Figur unter einem Bogengange hervorkommen, wahrscheinlich etwas herbeitragend. Eine zweite, über die rechte Schulter blickend, ist an dem Anrichttisch allem Anscheine nach beschäftigt, etwas zu zerschneiden; zwei Schüsseln stehen ihr zur Seite, und mehrere grössere Gefässe unter dem Tische. Eine dritte Figur ist an einem kleinern Tische, wahrscheinlich eine Speise mit der rechten Hand in einer grossen Schüssel einzurühren beschäftigt, mit der Linken diese haltend. Rechts zu Ende des Bildes steht der Heerd, mit einem grossen Kochgeschirre; zu jeder Seite desselben eine Figur, von denen eine die Speise umrührt, eine andere aus einem kleinen Gefässe etwas in das Kochgeschirr schüttet.

Es scheint uns keinen Augenblick zweifelhaft zu seyn, dass das gegenwärtige Bild eine Küche vorstelle, welcher Meinung auch die meisten Archäologen waren. Alex. Wiltheim erkannte darin eine Purpurfärberei, und in sofern stehe dieses Bild mit der Attike der Mittagseite in Verbindung. Herr Baurath Quednow sagt darüber, es scheine, dass hier ein chemisches Laboratorium vorgestellt sey, in welchem für einen Kranken, den man in dem darüber befindlichen Bilde der Attike anzutreffen glaube, Arzneien zubereitet werden.

Auf der Mitternachtseite sieht man an den beiden Ecken ein Haus, in der Mitte einen Berg, und auf dessen Spitze ein kleines Häuschen.

Zwei beladene Maulthiere werden von ihren Führern, das eine herauf, das andere herabgeführt. Dieses Bild ist ebenfalls sehr gut erhalten.

Die gegenwärtige Darstellung wurde für einen Transport von Getreide-Vorrath gehalten, ein Geschäft, welches die agentes in rebus zu besorgen gehabt haben. Nach Alex. Wiltheim könne der Berg wohl die Alpen, und die beiden Häuser Fruchtmagazine bedeuten, deren eins sich bekanntlich zu Trier befunden habe. Lorent sah hier einen Transport von Geschenken, welche zur Feier der Geburt des Caligula herbeigeführt würden.

Auf dem Felde der Abendseite bemerkt man rechts unter einem aufgeschlagenen Vorhange eine Person, welcher von 6 andern Gegenstände, die in Wildprett, Fischen, Gefässen u. dgl. bestehen, dargebracht werden. Die Figuren, zum Theil mit Stäben versehen, kommen unter einem, linker Hand befindlichen, Thore hervor. Dieses Bild hat nur hin und wieder einige Beschädigungen erhalten.

Nach Masen hat diese Vorstellung auf Käufer und Verkäufer von Esswaaren Bezug, und Alex. Wiltheim erklärt dasselbe für ein gemeines, den Laren gebrachtes Opfer. Lorent sah hier Geschenke, welche von Landleuten aus den Ardennen bei Gelegenheit der Geburt des Caligula dargebracht würden.

Die hier beschriebenen Bilder des Frieses stehen in der Ausführung allen übrigen Vorstellungen des Denkmals bei weitem nach. Man vermisst an ihnen jene Correctheit der Zeichnung, welche die übrigen auszeichnet.

4) *Die Bilder der Attike.*

Auf der Mittagseite dieses architektonischen Theils des Monuments sieht man ein gewölbtes Zimmer; in der Mitte desselben eine tischähnliche Erhöhung, an welcher zunächst zwei Personen mit Betrachtung eines Gegenstandes beschäftigt sind. Letzterer wird von den Archäologen für ein ausgebreitetes Tuch gehalten; wir können dieser Meinung nur beipflichten. Die beiden Personen, welche das Tuch die eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand halten und ausbreiten, sind ziemlich gut erhalten. Der obere Raum zwischen diesen beiden Figuren besteht grösstentheils aus neu eingesetzten Steinen; es zeigt sich hier nur ein Fragment eines Kopfes. Ohne Zweifel waren hier noch mehrere Figuren vorhanden. Links zu Ende des Bildes scheint eine Figur ein Stück Tuch herbeizubringen, welches sie auf der linken Schulter trägt, vorn und hinten bis an die Knie herabhängend. Ihre Rechte ergreift das Tuch etwas nach unten, der linke Arm ist um dieses geschlungen und nur die Hand ist sichtbar. Unterhalb dieser sieht man einen andern (linken) Arm, und oberhalb noch eine Hand. Beide gehörten offenbar einer Figur an, von der keine weitern Spuren mehr vorhanden sind, und die ohne Zweifel bemüht war, das Stück Tuch abzunehmen. Von dieser Figur ist noch nirgends Erwähnung geschehen.

Zu Ende der Darstellung rechts steht eine, an mehreren Theilen stark beschädigte Figur, mit halb aus der Scene gewendeter Fronte, etwas auf dem Arme tragend, oder vielleicht auch eine Schrift lesend. Es ist schwierig die Function derselben, und in wie fern solche mit der übrigen Handlung im Zusammenhange steht, zu entziffern. Die schärfsten Beobachtungen liessen uns darüber im Zweifel. Hinter dieser ist von einer andern, der Mitte des Bildes zugewendeten Figur noch der Kopf und ein Theil der Schulter sichtbar.

Die Figuren sind sämmtlich etwas unter menschlicher Grösse, und mit einer Art von Tunika, mit Aermeln, bekleidet, die jedoch weder hier noch auf einer der übrigen Vorstellungen mit einem Gürtel um die Hüften gebunden ist. Lorent will diese Kleidung für eine gallische erkennen; er hielt die mit dem Ausbreiten des Tuchs zur Linken beschäftigte Figur für eine weibliche, Agrippina, und diejenige zu Ende des Bildes rechts für einen Ausrufer (Clamydatus). Beides ist schwer zu behaupten

Die Meinungen der Archäologen stimmen fast alle darin überein, dass in diesem Bilde eine Untersuchung von Tuch, oder Purpurstücken aus der kaiserlichen Färberei statt fände. Lorent war derselben Meinung, glaubte aber darin Geschenke zu sehen, welche dem Germanicus gebracht worden seyen. Masen will darin die Vorstellung eines Opfers gefunden haben, und Herr v. Haupt deutet es auf die Verkündigung der Erhebung des Constantius Chlorus zum Cäsar.

Auf der Ostseite der Attike sieht man einen Tisch, und um denselben vier Personen, von denen eine in einem Armstuhle sitzt, auf einer Tafel oder Schrift zu lesen, und eine männliche zu seyn scheint; sie ist ziemlich gut erhalten, hat aber keineswegs das Ansehen eines Kranken oder gar Sterbenden, wie an andern Orten berichtet wird. Die zweite Figur, hinter der vorbemerkten, ein bärtiger Mann, mit auf den Tisch geheftetem Blicke, ist sehr beschädigt. Die dritte, gegenüber den beiden vorerwähnten, ebenfalls sehr beschädigte Figur, lehnt sich gegen den Tisch. Diese Stellung, und die auf dem Tische befindlichen Hände, lassen allerdings vermuthen, dass dieselbe Geld zähle, was von den meisten Archäologen behauptet wird. Dagegen können wir der Meinung über die vierte und letzte stehende männliche Figur, dass diese das Ansehen einer bittenden habe, keineswegs beitreten. Wir fanden vielmehr, dass solche, — eine überaus schöne Figur —, mit der rechten Hand etwas gegen das Gesicht hält; wahrscheinlich eine Schrift, in welcher sie zu lesen im Begriffe ist.

Die Figuren dieses Bildes, etwas unter menschlicher Grösse, sind mit bis auf die Knie reichenden Gewändern bekleidet; bei der letzterwähnten sieht man einen vom Halse bis unter die Schultern überhängenden Theil des Gewandes. Lorent erklärt diese Kleidung für eine gallische. Auch diese Scene findet in einem gewölbten Zimmer statt.

Alex. Wiltheim und Bertholet glaubten, die sitzende Person lese etwas aus dem Codex vor, und sahen in diesem Bilde überhaupt die Secundiner als Handhaber der Gesetze, und als Vorsteher des öffentlichen Schatzes. Lorent sagt über dasselbe S. 103.: « Celui qui est assis est un Questeur, Germanicus est à son côté pour vieiller sur sa conduite, et faire grâce selon les circonstances; le troisième paie le tribut, le quatrième demande grâce ou un délai. » Herr Baurath

Quednow hat darüber die Meinung aufgestellt, es sey glaublich, dass die auf dem Lehnstuhl sitzende Figur den sterbenden Secundinus Aventinus, für welchen in dem darunter befindlichen Bilde (des Frieses) Arzneien zubereitet würden, und die drei übrigen Figuren Familien-Glieder vorstellen, welche ihn trösten und beklagen.

Auf dem Felde der Mitternachtsseite finden wir eine männliche Figur, die mittelst eines Zügels zwei Greife zu halten sich bemüht, und in der Stellung einige Anstrengung verräth. In dem vollen und kräftigen Körperbau, und dem wild herabhängenden Haar, glaubt man eher das Jünglingsalter, als das eines Mannes zu erkennen. Die Gesichtszüge sind verwischt; übrigens ist das Bild noch wohl erhalten. Die gute Arbeit an den Greifen darf man nicht verkennen.

Alex. Wiltheim ist bei dieser Allegorie im Zweifel, ob er die Figur für den Antinous, oder den Apoll als Anspielung auf das Staatsfuhrwesen, dem die Secundiner als Agentes in rebus vorstanden, ansehen soll. Bertholet nimmt an, die Greife seyen der Sonne heilig, und Bewahrer der Schätze; sie deuteten daher auf die Treue der Secundiner in Bewahrung des kaiserlichen Schatzes. S. Neurohr p. 14. Lorents Meinung von diesem Bilde lautet Seite 96: « Il est tout simple, que cet hercule enfant est Caligula; que ces deux monstres signifient deux nations barbares; par exemple les Parthes et les Allemands. ». Herr v. Haupt hält diese Figur für den Constantin, als Ideal jugendlicher Männlichkeit, die ihm geweihten Greife bändigend.

Auf der Abendseite befindet sich ein noch sehr gut erhaltenes Bild. Ein zweirädriger Wagen, mit zwei Pferden oder Maulthieren bespannt, kommt unter einem Thore hervor. Auf demselben sitzen zwei kleine Figuren, im Knabenalter, von denen die eine die Pferde an den verzierten Zügeln leitet, in der Rechten einen Stock haltend; die andere etwas grössere und zurücksitzende, die rechte Hand erhoben hat. Ueber den Pferden erhebt sich in der Form einer abgestumpften Säule, wahrscheinlich ein Meilenstein, auf welchem die Zahl LIIII sichtbar ist. Es dedarf kaum einer Erwähnung, dass hier keine viereckige Tafel, oder ein sogenannter Anschlag (affiche), welcher

Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind, der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

diese Zahl enthalte, wie Lorent und Andere bemerkt haben wollen, sondern eine Säule oder ein Stein sich befindet. Auch ist es keinem Zweifel unterworfen, dass hier nicht die Zahl CLIIII zu lesen ist; eine kleine, kaum merkbare Vertiefung, welche vor dem Buchstaben L zu sehen ist, kann die Meinung, dass noch ein C davorgestanden, bei denjenigen leicht hervorgebracht haben, die nicht ganz in die Nähe des Bildes gekommen sind. Allein man überzeugt sich bald, dass eine geringe Beschädigung der Oberfläche den Buchstaben C nicht bis zur Unkenntlichkeit verwischt haben könnte, falls ein solcher dagestanden hätte. Die aufgehobenen Finger der zurücksitzenden Figur lassen vermuthen, dass sie auf diese Zahl hindeute.

Masen und Alex. Wiltheim bezogen dieses Bild auf die Functionen der Secundiner als principes agentium in rebus, oder indem einer derselben als Prätor bei gewissen Feierlichkeiten vorgestanden habe. Lorent sah hier die Abreise des Germanicus nach Rom, nachdem er zum Consul erwählt worden, indem er hier zu Igel seine Gemahlin Agrippina zurücklasse. Das Zeichen L IIII (lapis quartus) scheine dieses zu bestätigen, indem es mit der Entfernung Igels von Trier übereinstimme. Auch Herr v. Haupt glaubte in dem Zeichen die Entfernung von Trier, nämlich 4 Römische Meilen, zu erkennen; hielt aber den Wagen für denjenigen, auf welchem Constantius nach seiner Erhebung zum Cäsar mit der Helena den Einzug in Trier halte.

5) *Die Bilder der Frontons.*

In dem Felde des Frontons auf der Mittagseite sehen wir ein Bild, welches zwar leider schon sehr zerstört, aber seinem Hauptinhalte nach nicht zu verkennen ist. In der Mitte erhebt sich eine, nahe an 4 Fuss hohe männliche Figur, in der rechten Hand eine Kanne, in der linken einen Stab haltend. Ein leichtes Gewand bedeckt einen Theil der Brust, und geht über die Schultern und Rücken, bis in die Gegend der Knie herab. Zwei andere, weibliche Figuren, in knieender Stellung, zu beiden Seiten des Mannes, scheinen mit diesem zu scherzen, und ihm Gefäss und Stab entreissen zu wollen. Beide Figuren sind stark beschädigt; von den Gewändern sind nur einzelne Fragmente zu erkennen. Links in der Ecke des Bildes ist eine *umgelegte Urne* angebracht, welcher Wasser entströmt, die aber nur zur Hälfte noch vorhanden, und deren, so viel uns bekannt ist, in keiner früheren Beschreibung erwähnt wird.

Diese Darstellung trägt offenbar einen freudigen und scherzhaften Charakter. Wir stimmen der Meinung mehrerer Archäologen, welche die schöne männliche Figur für einen Bacchus, und die weiblichen für Bacchantinnen halten, bei. Obgleich das Bild sehr gelitten hat, so kann man in demselben doch ein schönes Ebenmaas der Figuren, und überhaupt eine vorzügliche Ausführung nicht übersehen.

Die Meinungen einiger Archäologen über dieses Bild waren, wie uns Herr Neurohr berichtet, höchst sonderbar. Ein Mann mit zwei Genien, oder ein Krieger, vielleicht Eurilochus, von seinen Kriegsgefährten genöthigt, den Giftbecher zu leeren, oder auch Pluto, indem er als Gott der Hölle über zwei zu seinen Füssen hingeschiedene Verstorbene seine Herrschaft ausübe, u. s. w. Lorent sah hier den Bacchus mit dem Thyrsusstabe und einem Trinkgefäss, nebst zwei Bacchantinnen, als Sinnbilder von Feierlichkeiten und öffentlichen Festen.

Das Feld der Morgenseite besteht nur zur Hälfte rechts noch aus den ursprünglichen Steinen, welche ebenfalls nur die Hälfte eines grossen Kopfes enthält. Zur Seite desselben erhebt sich eine Hirschkuh. Dieses Bild hat sehr gelitten. Frühere Beschreibungen geben noch das Bild des Mondes im ersten Viertel an, auf welchem der Kopf ruhe. Wir konnten hiervon nur unzuverlässige Spuren entdecken. Auch hier, in der Ecke rechts, sieht man eine, jedoch nur schwache Spur von einer Wasserurne.

Auch von diesem Bilde waren die Meinungen sehr verschieden. Lorent sah in demselben die Neomanien dargestellt, und in dieser Mondes-Phase eine Anzeige grosser Feste; glaubte aber, dass die Geburt Caligulas, oder doch die Feier derselben, in dieses Viertel falle.

Auf ähnliche Weise bezog es auch Herr v. Haupt auf die Vermählung des Constantius Chlorus mit der Helena, und die Geburt Constantins des Grossen u. s. w.

In der Mitte des Frontons der Mitternachtseite erblickt man einen colossalen Kopf, ohne Zweifel das Haupt des Sonnengottes, umgeben mit einem Strahlenkranze. Der untere Theil des Halses lässt einige Spuren eines Gewandes wahrnehmen; noch tiefer ist das Bild sehr stark beschädigt. Zu jeder Seite des Kopfes erheben sich zwei flüchtige Rosse. In der Ecke links sind wieder Fragmente einer Urne zu sehen, aus welcher Wasser fliesst. Auch dieses Bild ist von vortrefflicher Arbeit.

Lorent glaubte, dass dieses Sinnbild in Beziehung auf die Geburt Caligula's stehe, als eine neu aufgehende Sonne, welche die Welt erleuchten werde. Ebenso deutete es Herr v. Haupt auf den Constantin.

Auf der Abendseite sehen wir eine Allegorie, eben so anziehend durch den darin verborgen liegenden Sinn, wie bewundernswürdig durch die vortreffliche Ausführung. Es ist in der That unbegreiflich, dass diese einfache und schöne Darstellung so häufig verkannt, und selbst von denjenigen, welche dieselbe in der Nähe zu betrachten Gelegenheit hatten, ihrem wahren Inhalte nach noch nicht erkannt wurde. Ein junger Krieger, von kräftiger Haltung, wie der Kriegsgott mit Schild und Speer bewaffnet, nähert sich mit starken Schritten einer liegenden weiblichen Figur mit abgewendetem Antlitze. Ausser einem Helme und einem leichten fliegenden Gewande, vom linken Arme herabhängend, ist der Krieger ganz nackt. Die weibliche Figur umschlingt mit der Linken eine Kanne, indem ihre Rechte auf dem Kopfe ruht. Die ganze Stellung der Figur hat viel Aehnlichkeit mit der einer schlafenden. Rechts in der Ecke sieht man eine *umgelegte Urne*, welcher Wasser entströmt. In dieser sahen die Archäologen bisher ein schlangenartiges Ungeheuer, welches sich von einem Felle empor zu heben strebe; das goldene Vliess, von einer Schlange oder einem Drachen bewacht u. s. w. Das gegenwärtige Bild ist besser denn irgend ein anderes an dem ganzen Monumente erhalten. Nur ein Theil der Kanne und des Gewandes der weiblichen Figur ist beschädigt.

Masen sieht den nackten Krieger für einen Gladiator an, dessen Gegner bereits zu Boden gestreckt liege. Bertholet glaubt, es sey der Gott Mars, indem er den Adonis erlege, und Lorent meint, es sollen hier Jason, Medea, und (in der Wasserurne) das goldne Vliess vorgestellt seyn («derrière elle est comme une toison, sur laquelle est spiralement couché un serpent»). Auch Herr v. Haupt erkennt hier den Jason und die Medea mit ihrer Zauberbüchse, und das von einem Drachen bewachte goldne Vliess u. s. w. S. Neurohr p. 12.

Das Gesims dieser Frontons, eine flache Hohlkehle bildend, ist mit einer seltsamen arabeskenartigen Verzierung geschmückt, deren noch kein Schriftsteller früher Erwähnung gethan hat. Nur Herr Neurohr hat einen Theil davon bemerkt, und ohne Zweifel hat ihn die beträchtliche Höhe und die wenigen Reste, welche davon übrig sind, verhindert, diese schöne Verzierung in ihrer Wirklichkeit zu erkennen, welches uns auch nur in deren Nähe möglich war. Diese Arabeske ist Taf. I. fig. 4. abgebildet, und zwar so wie sie ursprünglich vorhanden war. Obgleich in keinem Fronton mehr vollständig erhalten, und an vielen Stellen neue Steine eingesetzt sind, so kann man solche doch leicht aus den noch übrigen Resten zusammensetzen, indem dieselbe in allen 8 Hohlkehlen der vier Frontons sich gleich war. Am vollständigsten sieht man sie noch auf der Nordseite. Zwei schöne freundliche Köpfe, welche vermöge ihrer Lage in der Hohlkehle aufwärts schauen, werden an einer auf- und abwärts gehenden, seltsamen Art von Kopfputz, von einem zwischen denselben schwebenden Genius, von schönen körperlichen Verhältnissen, gehalten. Die auf- und abwärts auslaufende Kopfbedeckung ist geschuppt, und die beiden nach der Mitte gehenden Theile endigen in einer Akanthusknospe. Der Genius hat den Blick gegen den obern Kopf gewendet. Oben in der Spitze der Frontons, und unten auf dem Gesimse der Attike machen zwei Schilder den Schluss, von denen das obere beiden Hohlkehlen eines Frontons gemeinschaftlich dient.

Es ist zu bemerken, dass die beiliegende Zeichnung ungefähr rechtwinklich gegen die Sehne des Bogens der Hohlkehle, an einer breiten Seite des Denkmals gesehen, gezeichnet ist.

6) *Das auf der Abdachung ruhende Capitäl.*

Die abgestumpfte Spitze der Abdachung trägt ein viereckiges Capitäl, dessen vier Kanten mit eben so viel stark vorspringenden Caryatidenartigen Figuren verziert sind, deren Unterleib und Beine in Schlangen auslaufen. In den etwas eingebogenen Flächen des Capitäls sieht man vier Menschenköpfe, welche ohne Zweifel die vier Menschenalter bezeichnen sollen; nämlich auf der Morgenseite den Kopf eines Kindes, auf der Mitternachtseite den eines Jünglings, auf der Abendseite den eines Mannes, und auf der Mittagseite den eines Greises. Jeder Kopf wird von zwei Schlangen, die sich wie an einem Merkuriusstab umschlingen, und mit den schlangenförmigen Beinen der Figuren vereinigen, eingeschlossen.

Auf den vier Ecken dieses Capitäls erheben sich colossale weibliche *Caryatiden*-Brustbilder mit aufgelösten Haaren, welche von den Archäologen bisher irrthümlich für *Sphynxe* gehalten wurden, und was die von diesen getragene Kugel betrifft, so wurde schon von Lorent die bis dahin bestandene Meinung, dass solche hohl oder von Eisen sey, richtig widerlegt.

Auf dieser Kugel ruhen nun endlich die Reste eines Adlers, dessen zwei halbentfaltete Flügel von der Mittagseite, Rumpf und Schweif aber von der Mitternachtseite ganz unverkennbar wahrzunehmen sind. Vorn in der Gegend der Brust geht zu beiden Seiten eine Draperie, bis beinahe auf die Kugel herunter, und unterhalb dieses Gewandes sieht man die Fragmente des untern Theils eines menschlichen Körpers. Der rechte Fuss, bis an das Knie noch erhalten, berührt kaum mit den Zehen die Kugel; der linke bis an den Schenkel, liegt etwas tiefer seitwärts ausgestreckt. Diese Stellung, und der äusserst zarte Bau der Füsse verrathen unverkennbar eine emporschwebende menschliche Figur im Jünglingsalter.

In neuerer Zeit haben Viele die alte Meinung, dass nämlich dieser Torso von einem Adler herrühre, zu bestreiten angefangen. Lorent scheint von diesen der vornehmste gewesen zu seyn, indem er behauptete, es sey ein geflügelter Genius, eine Fama u. s. w., was die Reste eines menschlichen Körpers deutlich bewiesen. Wir müssen aber vollkommen der Meinung des Herrn Dr. Neurohr beitreten, dass es eine Jünglingsfigur sey, welche von einem Adler schwebend in die Luft getragen wird. Die Flügel sind offenbar zu colossal und ausser Verhältniss zu den zarten Füssen der menschlichen Figur, als dass sie dieser selbst angehören könnten. Es scheint uns dieses so ganz ausser Zweifel zu seyn, dass wir glauben, es würde niemals eine andere Meinung darüber geherrscht haben, wenn nicht Lorent sich bemüht hätte, mit so vieler Emphase zu verkündigen, dass hier ein geflügelter Genius vorhanden sey. Es bleibt freilich immer zu bedauern, dass der Kopf und Hals des Adlers nicht mehr erhalten ist; allein schwerlich dürfte von Kennern bei einer ganz aufmerksamen Untersuchung jemals eine andere Deutung in diesen Torso gelegt werden können.

Hiermit schliessen wir die Darstellung des Denkmals in Igel. Ein Werk wie dieses, woran die Plastik eine so kühne Verbindung weit auseinander liegender Ideen zeigt, ist einer ernstern Betrachtung werth. Diese Verbindung der Ideen eben mag wohl bisher der Stein des Anstosses gewesen seyn, warum die Ausleger des Denkmals so verschiedene Richtung nahmen. Jedem fiel der Zusammenhang der Bildwerke schwer; dem Pedanten am schwersten. Auf Kaiser oder sonst hohe Potentaten glaubte man, zum wenigsten, die Entstehung des Denkmals beziehen zu müssen: es entstand Widerspruch mit der Inschrift, die Nachforschungen wurden labyrintisch. Vermögen doch auch Privatleute Denkmäler zu setzen!

Die Zeit der Errichtung des Denkmals deutet freilich auf den Wendepunkt der römischen Kunst; aber das grosse Verdienst des Künstlers beruht hier in der kühnen Anwendung der antiken Vorbilder zu seinem Zweck. Ohne Zweifel ist es das alteste, würdigste Denkmal plastischer Kunst diesseits der Alpen. Warm und kühn trug der Künstler die poetischen Bilder des Südens auf nordischen Boden über. Das Leben der Familie, für die es erbaut war, steht da in seinem Umfange, mit seinen Freuden und Schicksalen, seinem Ursprunge, seiner irdischen und höchsten Bestimmung, und tritt mit dem grossen Wechsel alles Lebens in die kühnste Verbindung. Man betrachte die herrliche Mitternachtsseite und gehe zur Spitze über, worin dies hauptsächlich ausgedrückt ist. Nicht ohne Grund hat man hier neben den rollenden Lebenswagen die Genien an den Pilastern, in Vergleich mit den übrigen Seiten, in so gewaltsamer Stellung und so ausgearteter Körperbildung dargestellt. Hier ist alles Allegorie, deren Zusammenbildung dem Beschauer überlassen ist. In den Frontispitzen sind Tag und Nacht, nebst zwei Bildern fröhlichen Lebens abgebildet. Wasser entströmt den in den Ecken liegenden Urnen. Alles antike Verbindungen des stets jugendlichen Lebens. Das schöne Capital mit den vier Köpfen des Menschenalters giebt hoch über allen den Wechsel des Lebens wieder, welches Ganymed himmelan trägt. Fast sollte man glauben die kühne Spitze habe sich der in ihr enthaltenen stets blühenden Idee wegen bis auf den heutigen Tag erhalten; der Adler des Jupiter scheint zu schweben, man vermag nicht einmal eine metallene Befestigung zu entdecken.

Die Architektur des Denkmals ist, wenn auch in den einzelnen Gliedern schon ausgeartet, doch in den Verhaltnissen des Ganzen rein. Die Glieder sind mit vortrefflichen Mustern von Ornamenten geziert, welche aus der besten Zeit herrühren.

Die erschienenen Abbildungen des Monuments waren bisher so oberflächlich und mangelhaft, dass es in der That zu verwundern ist, wie dies auf teutschem Boden befindliche Werk so unbeachtet blieb. Jeder Rest des Alterthums, und stände er in tiefster Einöde, wird erforscht und dessen Abbildung zum Prachtwerk erhoben, während hier täglich eine Zahl von Fremden aus allen Ständen das schöne Denkmal bewundert, und viele mit dem Wunsche scheiden, eine genügende Abbildung von demselben zu besitzen.

Seit dem Feldzuge von 1814, wo der Verfasser das Glück hatte das Igeler Denkmal zum erstenmale zu sehen, lebte der Wunsch in ihm dieses Werk naher kennen zu lernen und es Kunstkennern und Liebhabern näher zu bringen. Durch die Verbindung mit Herrn ZUMPFT [1], welcher zu gleichem Zwecke ein Modell zu fertigen sich vorgenommen, gedieh dieser Wunsch zur Wirklichkeit. Ist nun auch in der gegenwärtigen Darstellung und dem ausgeführten Modelle nicht alles erschöpft, und hätten wir auch gerne einen grössern Maasstab gewählt, was nur mit grossen Schwierigkeiten und beträchtlicher Erhöhung der ohnehin schon sehr bedeutenden Kosten verbunden war; so hoffen wir doch durch unsere *treue Darstellung* bei dem hochverehrten Publikum grösseres Interesse zu erwecken, und den forschenden Archäologen auf einen sicherern Weg gewiesen zu haben, als dies bisher durch die unvollkommnen Abbildungen geschehen konnte.

Wir schliessen mit dem Wunsche, dass bald auf höhere Veranlassung ein grosses Modell entstehen möge, indem das Gebäude, dessen Dauer nicht vorausgesehen werden kann, über kurz oder lang doch zusammen stürzen wird.

---

[1] Herr H. ZUMPFT wurde von der *Königl. Akademie der Künste in Berlin*, wegen der von ihm unter andern durch Modellirung des altrömischen Denkmals zu Igel bewiesenen ausgezeichneten Geschicklichkeit, durch Patent vom 27. Juni 1829 zum *akademischen Künstler* erwählt.

* * *

Bemerkung.

Zur Verbreitung des von uns herausgegebenen Modells von dem Römischen Denkmale in Igel, verfertigen wir nach demselben *Original-Abgüsse* in Bronze und Gyps, welche mit der grössten Sorgfalt unter unsern Augen ausgeführt werden. Die Bronze-Abgüsse werden von einer besondern Legirung *rein* und *sehr scharf* gegossen, so dass alles Ciseliren und Nacharbeiten, wodurch die Treue der Bilder leiden könnte, vermieden wird. Da es indessen nur mit grossen Kosten und Schwierigkeiten verbunden seyn würde, wenn an alle Buchhandlungen zugleich auch Exemplare der Abgüsse versandt werden sollten, so haben wir an folgenden Orten Niederlagen derselben errichtet:

Berlin bei Herren Gebrüder
a. M. bei Hrn. C. Jügel.
Trier bei Hrn. A. Rauth.
Bonn bei Hrn. A. Marcus
Cölln bei Hrn. M. Dumont Schauberg.
Düsseldorf bei Herren Arnz et Comp.
Coblenz bei Hrn. Karl Bædeker.
Sayn bei den Verfassern.

Der Preis von einem Bronze-Abguss ist . . . Preuss. Court. 20 Thlr. —
» » » » Gyps-Abguss . . . . 3 Thlr. 25 Sgr.
» » der Beschreibung des Monuments nebst Zeichnungen, einschliesslich einer lithographirten Abbildung der 4 Seiten, gezeichnet von George Osterwald, gedruckt bei G. Engelmann in Paris . . . . 2 Thlr. —
» » der letztern Abbildung allein . . . . 1 Thlr. —

Etwaige Liebhaber der Bronze- oder Gypsabgüsse werden gebeten, sich an eine der obigen Handlungen mit ihren Bestellungen zu wenden, oder auch an die ihnen zunächst gelegene Buchhandlung, die jedoch für ihre Mühe eine billige Vergütung anrechnen müsste. Die oben genannten Handlungen sind in den Stand gesetzt, die Abgüsse ohne irgend eine Vergütung für den obigen Preis zu liefern.

Damit nun aber auch für die Käufer sowohl wie für uns eine Sicherheit bestehe, dass nur *Original-Abgüsse* in die Hände der Ersteren kommen, so werden wir jeden Abguss mit einem, mit unserer Namensunterschrift versehenen Scheine in folgender Art begleiten:

Original-Bronze (Gyps-)-Abguss

von einem Modelle
des

RÖMISCHEN DENKMALS IN IGEL

im verjüngten Maasstabe.
Herausgegeben von

Carl Osterwald Heinrich Zumpft

Taf I

Fig 4

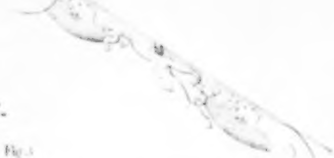


Fig 3

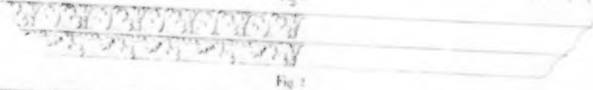


Fig 2

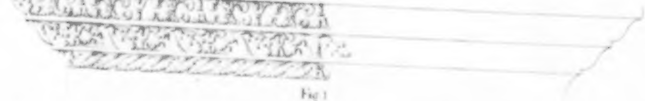
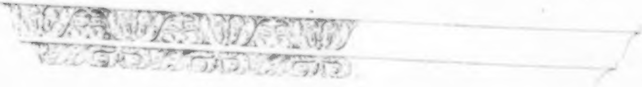


Fig 1



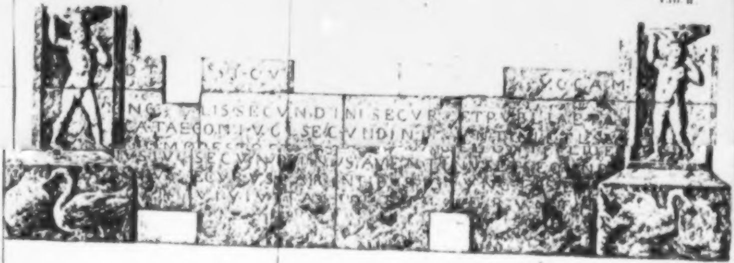
Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

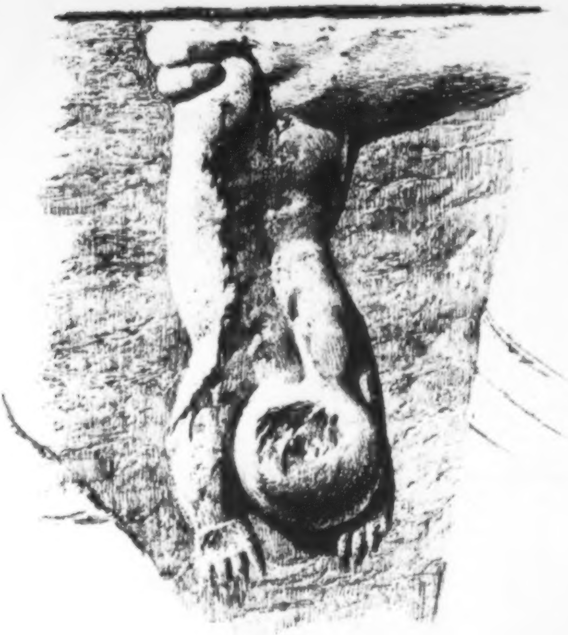
Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief-erſchütternden Uebergang;
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſey,
Einen ruhigen Freund.
O ſegnet, Götter, unſern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er iſt der Arm des Jünglings in der Schlacht,

Tab. II.


D
S·I·CV
CCA M
NG LISSECVNDINI SECVR TPVBLLAE
CATAECONI·IVG LSEC VNDINI
SECVN SAM

Tab. III.

⅔ der wirklichen Grösse



ged. bei F. C. Vogel in Frkft

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Des Greiſes leuchtend Aug' in der Verſammlung:
Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahr't
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,
Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den ſtaunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr, die uns umgibt.
Jetzt gehn ſie ihren Anſchlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht verſteckt auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mir dringender gebiethet. Ach! ich ſehe wohl,
Ich muß mich leiten laſſen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzuliſten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreyet nicht,
Wie jedes andre wahrgeſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den, der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedruckter Pfeil von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt

Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an?
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bothe
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es trübt ſich meine Seele,
Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterinn!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arkas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arkas.
So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde:
Denn er beſchloß bey ſich der Beyden Tod.
Iphigenie.
Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der ältſte dieſer Männer trägt die Schuld.
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Uebel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfrau'n, an dem Meere
Der Göttinn Bild mit friſcher Welle netzend
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre niemand unſern ſtillen Zug!
Arkas.
Ich melde dieſe neue Hinderniß
Dem Könige geſchwind, beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh' bis er's erlaubt.
Iphigenie.
Dieß iſt allein der Prieſt'rinn überlaſſen.
Arkas.
Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.
Iphigenie.
Sein Rath wie ſein Befehl verändert nichts.
Arkas.
Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.
Iphigenie.
Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arkas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch Eine Bothſchaft bringen,
Die alles löſ'te, was uns jetzt verwirrt:
Denn du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderſt du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmahl nicht in unſrer Macht.

Arkas.

Du hältſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch dich trügt.

Arkas.

Willſt du denn alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas.
Ich ſage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüth.
Ja mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetrieben an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegnet
O wende nicht von uns was du vermagſt!
Du endeſt leicht was du begonnen haſt:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,
Sich ſelbſt und banger Ahndung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.
Erſchütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt.

Arkas.
So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederhohlung.

Iphigenie.
Du machſt dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen;
Vergebens beydes: darum laß mich nun.

Arkas.
Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es ſind Freunde, Gutes rathen ſie.
Iphigenie.
Sie faſſen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen ſie den Widerwillen nicht.
Arkas.
Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?
Iphigenie.
Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.
Arkas.
Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.
Dem Fürſten ſag' ich an, was hier geſcheh'n.
O wiederhohlteſt du in deiner Seele,
Wie edel er ſich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis dieſen Tag!

Dritter Auftritt.

Iphigenie allein.

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Buſen.

Auf einmahl umgewendet. Ich erſchrecke! —
Denn wie die Fluth mit ſchnellen Strömen wachſend
Die Felſen überſpült, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: ſo bedeckte ganz
Ein Freudenſtrom mein Innerſtes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es ſchien ſich eine Wolke wieder ſanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttinn
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich horchte nur auf ſeines Freundes Rath;
Nur ſie zu retten drang die Seele vorwärts.
Und wie den Klippen einer wüſten Inſel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: ſo
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft
Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb'
Und bang verkenneſt du die Welt und dich

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Bothſchaft unſrer Rettung bringe!
Iphigenie.
Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.
Pylades.
Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freyes Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich ſeine Retterinn und mich zu retten.
Iphigenie.
Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!
Pylades.
Ich bringe mehr als das: denn ſchön begleitet,
Gleich einem Fürſten pflegt das Glück zu nah'n.
Auch die Gefährten haben wir gefunden.

In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und ſie bathen dringend
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel.
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen.
Ich bin allein genug der Göttinn Bild
Auf wohl geübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehn' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.

Du ſtehſt und zauderſt — ſage mir — du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag' an!
Haſt du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirſt du ſchelten.

Ein ſchweigender Verweis war mir dein Anblick!
Des Königs Bothe kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen, und verlangte dringend,
Die ſeltne Feyer erſt dem Könige
Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt du nicht
In's Prieſterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus, und lehrte dich,
Auch dieſer Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen, oder unbeſonnen

Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Bothen,
Und dann ſteh feſt, er bringe, was er will;
Denn ſolcher Weihung Feyer anzuordnen,
Gehört der Prieſterinn, und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſeh'n,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt,
So lehn' er ab, als hielteſt du uns beyde
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff' uns
Luft,
Daß wir auf's eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frey, geheilt! — Mit dem Befreyten,
O, führet uns hinüber, günſt'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel, die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus gold'nen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben
wieder,
Entſühnſt den Fluch, und ſchmückeſt neu die
Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.
Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.
Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren.
Dann komm' ich ſchnell zurück, und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink —
Was ſinneſt du? Auf einmahl überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freye Stirne.

Iphigenie.
Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.
Fürchte nicht!
Betrieglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beyde ſind Geſellen.

Iphigenie.
Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweyter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betriegen, zu berauben.

Pylades.
Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.
Iphigenie.
Es iſt derſelbe, der mir Gutes that.
Pylades.
Das iſt nicht Undank, was die Noth gebeut.
Iphigenie.
Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entſchuldigt's.
Pylades.
Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.
Iphigenie.
Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt.
Pylades.
Zu ſtrenge Ford'rung iſt verborgner Stolz.
Iphigenie.
Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.
Pylades.
Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.
Iphigenie.
Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.
Pylades.
So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſeyn; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet;
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft!
Daß keiner in ſich ſelbſt, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;

Zu wandeln, und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht;
Denn ſelten ſchätzt er recht, was er gethan,
Und was er thut, weiß er faſt nie zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung, wo die Wahl verſagt iſt?
Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten,
Iſt nur ein Weg; fragt ſich's, ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O, laß mich zaudern! denn du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein
Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da du dem großen Uebel zu entgehen,
Ein falſches Wort nicht einmahl opfern willſt.

Iphigenie.

O, trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt!

Pylades.

Du weigerſt dich umſonſt; die ehrne Hand
Der Noth gebiethet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unberathne Schweſter.

Was ſie dir auferlegt, das trage; thu',
Was ſie gebeut. Das andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie.

Ich muß ihm folgen; denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schickſal macht mir bang' und
bänger.
O, ſoll ich nicht die ſtille Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geſchlecht mit einem neuen Segen
Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich! Warum nicht der Fluch?
So hofft' ich den vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder

Vom grimm'gen Uebel wundervoll und ſchnell
Geheilt; kaum naht ein lang' erflehtes Schiff
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laſter
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige,
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben, und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O, daß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwillen keime! der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geyerklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's, und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das ſie grauſend ſangen,
als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel;
Sie litten mit dem edlen Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt,
Den ſie je erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im finſtern gebunden,
Gerechten Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die eh'mahls geliebten,

Still redenden Züge
Des Anherrn zu ſehn.

So ſangen die Parzen;
Es horcht der Verbannte,
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel,
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verſtoh'len ſinnen? Iſt's die Prieſterinn,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht:
Das Schiff, das dieſe beyden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterinn herbey!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell,
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttinn.
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt, und greift ſie an;
Wo ihr ſie findet, faßt ſie, wie ihr pflegt.

Zweyter Auftritt.

Thoas allein.

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen;
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sclaverey gewöhnt der Menſch ſich gut,
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freyheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont:
Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt, und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt,

Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verweg'nen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeicheley gewann ſie mir das Herz;
Nun, widerſteh' ich der, ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! was bringt dich zu uns her?
Thoas.
Du ſchiebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?
Iphigenie.
Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.
Thoas.
Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.
Iphigenie.
Die Göttinn gibt dir Friſt zur Ueberlegung

Thoas.

Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhärtet iſt: ſo ſollteſt du nicht kommen!
Ein König, der Unmenſchliches verlangt,
Find't Diener g'nug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Bothen bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterinn! nur Agamemnons Tochter.
Der Unbekannten Wort verehrteſt du,
Der Fürſtinn willſt du raſch gebiethen? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Aeltern und dann einer Gottheit,
Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frey; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Geſetz, nicht ich, gebiethet dir.

Iphigenie.
Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Geboth,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.
Es ſcheinen die Gefangnen dir ſehr nah
Am Herzen: denn für Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reitzen ſoll.

Iphigenie.
Red' oder ſchweig' ich; immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloßnes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert,
Und feyerlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;
Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen!

Thoas.
Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.
Laß ab! beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frey geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt was ſich nicht gebührt:
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.
Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.
Das Loos der Waffen wechſelt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelaſſen.
Sie gab zur Liſt ihm Freude, lehrt' ihn Künſte;
Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.
Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.
Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.
Sprich unbehutſam nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.
O ſäheſt du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall muthig abzutreiben!

So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die ſchöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtößeſt du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttinn um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beyden Fremden Schickſal macht
Unmäßig dich beſorgt. Wer ſind ſie? Sprich!
Für die dein Geiſt gewaltig ſich erhebt.

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut?

Iphigenie

nach einigem Stillſchweigen.

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederhohlenden Erzähler?
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,
Wie unverſehen eine Flamme wüthend

Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt.
Wird der allein geprieſen? der allein,
Der einen ſichern Weg verachtend kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſeyn, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch ſchwerem Uebel wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeyd; wie ihr geprieſen werdet;
So zeigt's durch euern Beyſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff' am Ufer warten, auf.
Der ält'ſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Nahmen Pylades.

Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm
Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreyung.
Uns beyde hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Hauſ', in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfſt.

Thoas.

Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. — Was ſinnſt du mir,
O König, ſchweigend in der tiefen Seele?
Iſt es Verderben? ſo tödte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorſetzlich ſtürzte. Weh! ich werde ſie
Gebunden vor mir ſehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abſchied nehmen.

Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen ſchaun!

Thoas.

So haben die Betrüger künſtlich-dichtend
Der lang' Verſchloßnen, ihre Wünſche leicht
Und willig Glaubenden, ein ſolch Geſpinnſt
Um's Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; dieſe
Sind treu und wahr. Wirſt du ſie anders finden,
So laß ſie fallen und verſtoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Inſel traurig Ufer.
Iſt aber dieſer Mann der langerflehte,
Geliebte Bruder: ſo entlaß uns, ſey
Auch den Geſchwiſtern wie der Schweſter freundlich.
Mein Vater fiel durch ſeiner Frauen Schuld,
Und ſie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unſer Haus entſühnen.
Du hältſt mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt
Du mich zu laſſen; und ſie iſt es nun.
Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden

Auf einen Augenblick entferne; noch
Verſpricht er auf den Fall, den er nicht hofft:
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.
Thoas.
Unwillig, wie ſich Feuer gegen Waſſer
Im Kampfe wehrt und giſchend ſeinen Feind
Zu tilgen ſucht, ſo wehret ſich der Zorn
In meinem Buſen gegen deine Worte.
Iphigenie.
O laß die Gnade, wie das heil'ge Licht
Der ſtillen Opferflamme, mir umkränzt
Von Lobgeſang und Dank und Freude lodern.
Thoas.
Wie oft beſänftigte mich dieſe Stimme!
Iphigenie.
O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.
Thoas.
Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.
Iphigenie.
Um Gut's zu thun braucht's keiner Ueberlegung.
Thoas.
Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.
Iphigenie.
Der Zweifel iſt's, der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht; gewähre wie du's fühlſt.

Vierter Auftritt.

Oreſt gewaffnet. Die Vorigen.

Oreſt

nach der Scene gekehrt.

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter.

Zu Iphigenien ohne den König zu ſehen.

Komm, wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!

Er erblickt den König.

Thoas

nach dem Schwerte greifend.

In meiner Gegenwart führt ungeſtraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttinn Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebiethet euerm Volke Stillſtand, höret
Die Prieſterinn, die Schweſter.

Oreſt.

Sage mir!
Wer iſt es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweyter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder; doch mein kindlich Herz
Hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand
Gelegt. Geſtanden hab' ich euern Anſchlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbiethet mir die Antwort.

Oreſt

der das Schwert einſteckt.

So ſprich! du ſiehſt, ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas, beyde mit bloßen Schwertern.

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unſrigen zuſammen; weichend werden

Die nach der See langſam zurückgedrängt.
Welch ein Geſpräch der Fürſten find' ich hier!
Dieß iſt des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelaſſen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehſt du den Feinden gegen über. Gleich
Iſt die Verwegenheit beſtraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff iſt unſer:
Ein Wort von dir; ſo ſteht's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiethe Stillſtand meinem Volke! Keiner
Beſchädige den Feind, ſo lang' wir reden.

Arkas ab.

Oreſt.

Ich nehm' es an. Geh', ſammle, treuer Freund,
Den Reſt des Volkes; harret ſtill, welch Ende
Die Götter unſern Thaten zubereiten.

Pylades ab.

Sechſter Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreyt von Sorge mich, eh' ihr zu ſprechen
Beginnet. Ich befürchte böſen Zwiſt,

Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebiethen willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aelter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn
Und dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bath
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' einen aus den Edlen deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegen über.
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!
Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freyheit,

Laß mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Fall' ich, ſo iſt ihr Urtheil mit dem meinen
Geſprochen: aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; ſo betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth ſcheineſt du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn.
Groß iſt die Zahl der edeln, tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick.
Der raſche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der überbliebnen, der verlaßnen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag- und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch-abgeſchied'nen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.
Mich ſelbſt hat eine Sorge gleich gewarnt,

Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom ſichern Schutzort reiße, mich der Knechtſchaft
Verrathe. Fleißig hab' ich ſie befragt,
Nach jedem Umſtand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß iſt nun mein Herz.
Sieh hier an ſeiner rechten Hand das Mahl
Wie von drey Sternen, das am Tage ſchon
Da er geboren ward, ſich zeigte, das
Auf ſchwere That mit dieſer Fauſt zu üben
Der Prieſter deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt dieſe Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune ſpaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, raſch und unvorſichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen ſtürzen.
Er ſchlug auf einen Dreyfuß auf — Er iſt's —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Verſich'rung nennen?

Thoas.

Und hübe deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Bruſt:
So würden doch die Waffen zwiſchen uns
Entſcheiden müſſen; Friede ſeh' ich nicht.
Sie ſind gekommen, du bekenneſt ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttinn mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dieß gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;

Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entzweyen!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleyer um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreyung bath ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; ſo löſet ſich der Fluch.“
Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum letztenmahle, und ſchüttelte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttinn Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerinn des Hauſes;

Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen.
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, gibſt du uns alles wieder.
Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe
Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem g'raden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr' es bald.

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer

Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an den Aermſten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Clavigo.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, deſſen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Act.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo

vom Schreibtiſch aufſtehend.

Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn du mir's nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir damahls deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füßen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damahls mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den das Publicum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt, und warſt du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen.

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umſäheſt, es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand' iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, und da gilt kein Feyern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Nahmen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Erſten des Königreichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da koſtet's Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narr, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie an gar nichts. Auch ſag' ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, tröſte mich nicht Monathe lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeit lang herum, und kaum ſind ſie ein Bißchen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorſchlägen, die ich fürchte, wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo.

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmahl in der Welt, hat nur Einmahl dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heirathen! heirathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll! ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt', die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreiſe den Menſchen nicht. Ich liebte ſie wahrlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du das erwünſchte Ziel erreicht haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heirath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmahl durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt? warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben? Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Witwe gegen über —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge. Ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſeyn muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich für uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange; ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt. Schellt dem Bedienten. Tragt das Blatt in die Druckerey?

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut ſeyn. Wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiteten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen. ab.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich ſagt's ihr geſtern Abend. Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt! Es ſind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie aufſtehend. Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich ſeiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen, er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unſer Vater hieher ſchickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. „Wenn Du ſchuldig biſt," ſchreibt er, „ſo erwarte keine Vergebung; über Dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt Du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther!" — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere! nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo.

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang' unſer alte Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben ausquält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiſelle!

Marie. Ob's ihm wohl einerley iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich! daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſeyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Haſſenswürdigen!

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich haſſe? — Haſſen! Ja manchmahl kann ich ihn haſſen, manchmahl, wenn der Spaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, ſein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich her warf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich

Spanierinn in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenco? Alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf Einmahl war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel daran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen? wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſinn in Spanien nicht Franzöſinn ſeyn. Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen; mich dünkt, ſie machen's bey uns auch ſo.

Buenco. Er hat eine feyerliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis in's innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn. Für mich rang er nach Nahmen, Stand, Gütern; er hat's, und ich! — —

Guilbert kommt.

Heimlich zu ſeiner Frau. Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — zittert, man führt ſie in einen Seſſel. Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais kommt.

Meine Schweſter! von der älteſten weg, nach der jüngſten zu ſtürzend. Meine Schweſter! Meine Freunde! O Schweſter!

Marie

Marie. Biſt du da? Gott ſey Dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch. Lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaſſener zu ſehen.

Beaumarchais. Gelaſſener! Seyd ihr denn gelaſſen? Seh' ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe? Und elender — denn ich ſeh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edeln braven Mann in Ihnen bey'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien ſolche Herzen zu finden, wie das Ihre iſt; das hat mich angeſpornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beyſtimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freyheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall gibt's trefliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub; nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. Sie führen ſie weg.

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. Marie, Sophie, ab. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euern Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte. Die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Act.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — und wär' ich Marien mehr ſchuldig, als mir ſelbſt? und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. ab.

Beaumarchais. Saint George.

Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig, wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Außenſeite. Meine Schweſter! meine Schweſter! Wer glaubte, daß du ſo unſchuldig als unglücklich biſt? Es ſoll an den Tag kommen, du ſollſt auf das grimmigſte gerächet werden. Und du guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewähreſt, daß ich mit aller Mäſſigung in dem entſetzlichen Schmerz, und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was ſie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm' ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie ihre Rolle gut, er ſoll nichts wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O! ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo kommt wieder.

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd ſeyn, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften Sich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihro Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringe Dienſte, und das Publicum viel Nachſicht für die unbedeutenden Verſuche meiner Feder; ich wünſchte, daß ich einigermaßen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beytragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um deſſen willen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſte und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen Ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Nahmen: der Denker, ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo. macht eine verbindliche Beugung.

Beaumarchais. Und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzenden Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Character und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſeyn, meine Herren: ich ſehe dadurch die angenehmſten Hoffnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel den Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können; ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird: ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwiſchenkunſt zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Producte den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein

Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freymüthigkeit eine ſo angenehme Bothſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden: denn ich ſage Ihnen zum voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bey Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbiethen mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel ſeyn, er iſt ſattſam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo betrachtet Saint George mit Aufmerkſamkeit.

Beaumarchais. Ein Franzöſiſcher Kaufmann, der bey einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viele Correſpondenten in Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: „Gebt mir zwey von euern Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß' ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien.“

Man vertraute ihm die Aelteſte und eine der jüngern Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen Franzöſiſchen Waaren zu verſehen, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die älteſte hatte unterdeſſen geheirathet, und unerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo wird immer aufmerkſamer.

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.

Beaumarchais. Ungeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine groſſe Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit groſſe Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Nahmen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte, Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des Engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehen; man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen groſſen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heirathsvorſchlag zu thun.

Man gibt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," ſagt die älteſte, „und wenn euch ein Amt, die Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie euch denn andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht verſagen."

Clavigo bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel.

Beaumarchais. Die jüngſte ſchlägt verſchiedene anſehnliche Partien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen: ſie intereſſirt ſich für ſein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit.

Beaumarchais ganz kalt. Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Production ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heirath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach ſechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiligen Verſicherungen von Seiten des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz außer ſich iſt.

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufſehen gemacht, als daß man die Entwicklung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren auf's höchſte aufgebracht und ſuchten Rache.

Man wendete ſich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in die Cabalen des Hofs initiiret war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt, den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, in's Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er biethe ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtänden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeyn.

Das arme Mädchen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die älteſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's ſchrecklichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen, er iſt im Fluge von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unſchuldige unglückliche Schweſter zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache und aller Entſchloſſenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen, und der Verräther — biſt Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, ſeyn Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemahls ſeit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, Sich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemahls!

Beaumarchais aufſtehend. Und warum Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr, wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! *Zu Saint George.* Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehen Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, brauche keine Zeugen.

Clavigo *ſteht auf.* *Saint George geht.*

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! *Beyde ſetzen ſich nieder.* Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil Sie glaubten, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beyſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ſie ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat, und mit dieſer Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und übermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und ſie mir ſelbſt Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib' ich von dieſem Augenblick bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüſſig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehen, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß' ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in den Wagen, und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal; ſo hab' ich das Meine gethan, und ſo lachen Sie denn auf unſere Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück!

Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoßenden Gallerie ſpazieren, die Gemählde betrachtend.

Clavigo. Luſt! Luſt! — Das hat dich überraſcht, angepackt wie einen Knaben — Wo biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchrecklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey geſtürzt hat! *Greift nach dem Degen auf dem Tiſche.* Ha! Kurz und gut! — *läßt ihn liegen.* — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abſcheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menſchen Blut zu ſehen! — Und ſo den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſten Stunden ihrer Bekanntſchaft mit ſo viel Reitzen anzog! Und da du ſie verließeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beſchließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt.

Ich

Ich fürchtete, meine Plane, meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn; ich würde die anſehnlichſten Vortheile von dieſer Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größeſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattinn und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das iſt alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo ſehr verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann? das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſt's, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo nach dem Tiſch zugehend. Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais gehend. Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo ihn zurückhaltend. Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt' ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurück meſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten, reuvollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihlem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie ſo nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beyden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo ſich ſetzend. Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo nimmt Papier. Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoßenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! Klingelt. Ein Bedienter. Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo ſchreibt.

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. Bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederhohlte Heirathsverſprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meineids veranlaſſet hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich, und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung der ſie unterworſen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weßwegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo hält inne.

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß, wenn dieſe Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo ſteht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier. Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hoffnung hab' ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab' ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie Sich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir geſehen haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte; ſchlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! Er will ſeine Hand nehmen. Beaumarchais hält ſie zurück.

Clavigo allein. So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung, ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, ſo unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was haſt du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung, was gibt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bey Guilberts war und der mir nun trätſcht, weiß es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los seyn. Ich habe den Weg über ſchon geſponnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung?

eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheidtſte. Wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache ſteht anders, als du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all' das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel! biſt du kindiſch geworden? Man ſpürt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen! Siehſt du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen Marien zu heirathen. Freywillig, aus innerm Trieb'. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormahls; aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen: denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht.

Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick. ab.

Carlos ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend. Da macht wieder jemand einmahl einen dummen Streich. ab.

Dritter Act.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehen? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehen.

Sophie. Ich war auſer mir, als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füſen. — Schweſter! es iſt ſo was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft. Es iſt noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft; es iſt, als wenn dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du red'ſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh' ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward, und dich verließ! Und daß er wieder kommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reiſſen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erſte Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für kein n Widerwillen. Dein Herz ſpricht mehr für ihn, als du es glaubſt, und eben darum trauſt du dich nicht ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß du ihn verachteteſt, daß er dir gleichgültig wäre, ſo wollt' ich kein Wort weiter reden, ſo ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert kommen Sie! Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt, da es gilt.

Buenco. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft ſich mir im Leib' herum bey dem Gedanken: Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? — wodurch macht er das alles wieder gut, was er verbrochen hat?

— Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmahl beliebt, wiederzukehren, und zu ſagen: „Jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie.“ Juſt als wäre dieſe treffliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch ſchon durch die niedrigſten Gebothe und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſpräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten, bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig', als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kennet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im ſtillen ſeinem Heldengange zugeſehen, und wünſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche daß Marie ſich entſchließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — lächelnd, ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt ganz gut, daß man edel denkt und fühlt, nur ſich um die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt böth' er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenco, biſt du ſo jung? Ein Hoffmann ſollte keine Meuchelmörder im Sold haben?

Buenco. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern, die ihn umſchließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Ich muß! Ich muß!

Marie thut einen Schrey, und fällt Sophien in die Arme.

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns! Guilbert und Buenco treten zu ihr.

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für ſie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr

mehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dieß Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Warum ſollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen, unglücklichen Seereiſe lange für verloren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? Und habe ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere dieſe Zeit geſchwebet? Sind unſere Leidenſchaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht ſchrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener ſeligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns liegen ſahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein; die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt wie allen andern, und wollen wir uns ſtrafbar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoßen, das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſeyn müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! Er wirft ſich nieder. Marie! Kennſt du meine Stimme nicht mehr? Vernimmſt du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küſſen. Sie vergibt mir, Sie liebt mich! umarmt den Guilbert, den Buenco. Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemahls, wo kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais *tritt auf.* Ha!

Clavigo *ihm entgegenfliegend.* Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergibſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn. *Man führt ſie weg.*

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie *kommt zurück.* Sie vergibt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhohle! Ich vergeb' ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo *ihr die Hand küſſend.* Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais *umarmt ihn.* Von Herzen denn. Ob ich euch ſchon ſagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und ſomit ſeyd ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's. Er nimmt's aus der Brieftaſche, zerreißt es und gibt's ihm hin.

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo ſie rings umarmend. Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel. ab.

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte, es wäre anders. Lächelnd. Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf, ſo ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Geſandten, daß ihm Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath dieſe verdrießliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er iſt euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in euerm Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haß' ihn nun einmahl bis an's jüngſte Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menſchen ihr zu thun habt. ab.

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen.

ab.

Vierter Act.

Clavigo's Wohnung.

Carlos.

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff' ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt, wie ſonſt, ſo iſt's eben noch Zeit, dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey deinem lebhaften, empfindlichen Character, das Elend deines Lebens machen, und dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo nachdenkend.

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortreffliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid dazu kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt. Bey unſerer Hochzeit werden keine geſtickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feyerlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In denen Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! was meinſt du mit denen Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht und liegt und ſich verhält.

Clavigo. Höre Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehen. Ich weiß, du biſt nicht [illegible] dieſe Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt: ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn alles im Gleiſe ginge. Man hätte nichts, ſich zu verwundern, nichts, die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts, in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehen wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädchen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen gibt's gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was macht man mir nicht um deinetwillen für Complimente! Denn wahrlich, weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötchen, ſo unorthographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchen nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duenna iſt mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemahls rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes! Ich habe keinen Freund als dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und ſchick' ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereſſiren als für ſich ſelbſt; die Menſchen ſind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindſeligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich auf's neue ganz darein verſinke, wer iſt Schuld daran als du? Ich ſagte zu mir: Was ſoll ihm jetzt die vortheilhafteſte Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte, aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projecte. Es gibt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehen, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem feſten Vorſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh' ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem Könige. Dieſer gibt ſeinen Nahmen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um.

Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Abkunſt zugeblinkt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweyten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab. Und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben, unzählige Nebenſchößlinge; es gibt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heirath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath, dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markte ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laß' ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beyfall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andre thut, thut nichts für ſich; und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freylich dacht' ich, daß das verborgene Qualitäten seyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gottes willen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmahl ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtandes. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reitzend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer. Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehen. Da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigo, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierinn im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen ſchienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schlepprock ſo weit hinten aus im Winde ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Franzöſinn, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren und nicht begreifen können —

Clavigo ihn bey der Hand faſſend. Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrak, als ich Marien wiederſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt. O das iſt meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmahl, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! ſo alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die die Peſt unter deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſeyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich dir ſagen, als ich ſie wieder ſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte munter zu ſeyn, wieder vor denen Menſchen, die mich umgaben, den glücklichen zu ſpielen: es war alles vorbey, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich. Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willſt ſie heirathen?

Clavigo ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten.

Carlos. Du biſt hin! verloren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergeſſen, laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen, über das Schickſal deiner Verblendung. Ha! das alles! ſich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmahl dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem ſie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehen! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen! das muß ein braver Kerl ſeyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat ſich nicht getraut, ihm die Spiße zu biethen. Ha! werden unſre ſchwadronirende Hofjunker ſagen, man ſieht immer, daß er kein Cavalier iſt. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo *fällt in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strom von Thränen dem Carlos um den Hals.* Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, dieſe jugendlichen Rasereyen, dieſe ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemahls ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! *Wirft ſich in einen Seſſel.*

Car-

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer iſt, als andrer Herzen; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit allen deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich.

Clavigo richtet ſich auf, ſieht Carlos an, und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.

Carlos. Auf! auf mein Freund! und entſchließe dich. Sieh, ich will alles bey Seite ſetzen, ich will ſagen: hier liegen zwey Vorſchläge auf gleichen Schalen. Entweder du heirathest Marien, und findeſt dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führſt auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will alles bey Seite ſetzen und will ſagen: die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden

Schalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchließe dich. — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts ſie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gib Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Wirkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen — Entſchließe dich; ſo will ich ſagen, du biſt ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er ſchläft in dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vormahlen; ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit bar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtanden, ehe der Franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß der, deſſen Werk es iſt, ein großes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläſſiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben; Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun Clavigo!

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gib Rath, da ſchaff' Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach' mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich habe ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich, Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heirathen; die Urſache könne er erfahren, wenn er ſich heut Nacht von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wolle. Und ſomit ſignirt.“ — Komm Clavigo, ſchreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo geht nach dem Tiſche.

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unſers Gleichen achten. Alſo hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals: er ſoll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Prozeß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut bey'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenne dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe und dabey war, da dem Erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtanden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand, du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, 'gibt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos: es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten, um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern!

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt betubt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſey's denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich, und alles geht zu Grunde. Drum begib dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Herrmandad ſelbſt nicht findet. Ich hab' ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais *mit Arbeit.*

Marie. So ungeſtüm iſt Buenco fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. *Ihr die Arbeit zeigend.* Mich dünkt, ich mach' es ſo? Ich ziehe das hier ein, und das Ende ſteck' ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie *fährt zuſammen und ſieht nach der Thür.*

Sophie. Was haſt du?

Marie *beklemmt.* Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie *auf die Bruſt deutend.* Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in ſeinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüße einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken ſoll — Es haben ſich alle große Eigenſchaften, die ehmahls in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth — und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais kommt.

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — aufſpringend und ihm um den Hals fallend. Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag' mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf den Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach, ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten, unverdorbenen

Seele auf deiner Stirn. Du haſt etwas, das dich ſtutzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſt's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreiſ't, er wiſſe nicht wohin? es wiſſe niemand, wie lange? Wenn er ſich verläugnen ließe! wenn er wirklich verreiſ't wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! *faßt ſie in ſeine Arme,* an dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht biſt! Höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräßlichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — Du ſollſt gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie ſetzt ſich.

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie reicht ihr Waſſer. Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's? — Nun meinetwegen, gib her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Buenco? Schicke nach ihnen, ich bitte dich.

Sophie ab.

Beaumarchais. Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

So eben gibt ein Courier dieſen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen.

Sophie. Mein Bruder! hebt den Brief auf und lieſt.

Marie. Laß mich ihn ſehen! ich muß — will aufſtehen. Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais aufſpringend. Er verräth uns! an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt. Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! Wohin? — Was? — Ich ſehe nichts, nichts! keinen Weg! keine Rettung! wirft ſich in den Seſſel.

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen Nahmen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben, und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängniß, daraus ihn zu befreyen, der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais aufſpringend. Ja, ſie ſollen's! ſie ſollen's! ſollen mich in's Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt, aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt! wie alles an mir nach ihm hin ſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerächet werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſch, meinen Gaumen nach ſeinem Blut. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jetzt mit

Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder.

Sophie. Führ' ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco kommt.

Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, ſag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! Fällt zurück. Clavigo! —

Sophie. Hülfe, ſie ſtirbt!

Marie. Verlaß' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt. Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie ſpottend. Retter! — Rächer! — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gib mir ſie wieder! Und dann geh in Kerker, geh auf's Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gib mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte dich uns! Ihm um den Hals fallend. Mein Bruder, erhalte dich uns! unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberg Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais fällt auf Marien und küßt ſie. Schweſter! Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat. Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich! ab.

Fünfter Act.

Straße vor dem Hauſe Guilberts. Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben.

Bedienter geht zu den Männern. Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich.

Bedienter kommt zurück. Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo aufſpringend. Mußteſt du's wiederhohlen, Verräther! Das Donnerwort wiederhohlen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich! ab.

Clavigo. In der Ferne die **Leichenmänner.**

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in den Weg ſtellt — geht auf ſie los. Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! Es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr? — Kannſt du's faſſen? — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner, Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innigſten Glückes dieſe Schwelle verlaſſen, durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! Eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen. Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmahl ſehen! Er geht auf's Haus los. Ha! wem, wem wag' ich's unter's Geſicht zu treten? wem in ſeinen entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? Ihren Freunden? Ihrem Bruder? dem wüthender Jammer den Buſen füllt! Die Muſik geht wieder an. Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme!

— Welche Angſt umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!

Die Muſik fängt zum drittenmahle an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thür, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenco in tiefer Trauer.

Clavigo hervortretend. Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! Die Träger ſtehen.

Buenco. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! Er wirft das Tuch ab und den Deckel. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.

Buenco. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! Er fällt vor dem Sarge nieder.

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, troß dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln! Leiche! Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos darüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.

Clavigo der an der andern Seite des Sargs aufſteht. Marie! Marie!

Beaumarchais auffahrend. Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang' der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn.

Clavigo. Ich fürchte deine glühende Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier her, dieſes geſchloſſene Auge, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt.

Clavigo ſinkend. Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. Er ſinkt auf den Sarg.

Beaumarchais ihn wegreiſſend. Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! Die Träger halten ihn.

Beaumarchais. Blut! Blick' auf, Marie, blick' auf deinen Brautſchmuck und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Bruder! Gott, was gibt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen; ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, begleite dich. — Sophie — vergib mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! wie mit ſeinem wegfliehenden Leben meine Wuth verſchwindet! Auf ihn losgehend: Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie. Und eure! Buenco zaudert.

Sophie. Gib ſie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergib mir auch! —

Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Nahme! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den ewigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſieheſt hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! Bedienter ab.

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ah!

Carlos mit dem Fuße ſtampfend. Clavigo! Clavigo!

Clavigo ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen. Marie! deine Hand! Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.

Sophie zu Beaumarchais. Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' Ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais fällt Sophien um den Hals.

Sophie. umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen.

Die
Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel

in einem Act.

Perſonen.

Wilhelm, ein Kaufmann.

Marianne, ſeine Schweſter.

Fabrice.

Briefträger.

Wilhelm

an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren.

Dieſe Woche wieder zwey neue Kunden! Wenn man ſich rührt, gibt's doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſeyn, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten franco halb.

Wilhelm. Gut! ſehr gut! Notir' Er mir's zum übrigen.

Briefträger ab.

Wilhelm den Brief anſehend. Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerad bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart juſt doppelt. Indem er die Schatulle aufmacht und zählt. In vorigen

Zeiten, wo ich ein Bißchen bunter wirthſchaftete, konnt ich die ſtillen Gläubiger am wenigſten leiden. Gegen einen, der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und alles was daran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz, und fordert am dringendſten, da er mir ſein Anliegen überläßt. Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch. Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! Er hebt ein Buch auf. Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchläuderte. — Und ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geſchöpf nicht wäre, ſäß' ich hier, und vergliche Brüche? — O Marianne! wenn du wüßteſt, daß der, den du für deinen Bruder hältſt, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! ach! — es iſt doch bitter — — Sie liebt mich — ja als Bruder — Nein, pfuy! das iſt wieder Unglaube, und der hat nie was gutes geſtiftet. — Marianne, ich werde glücklich ſeyn, du wirſt's ſeyn, Marianne!

Marianne. Was willſt du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinvexirſt?

Wilhelm. Du ſiehſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein Paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend miteſſen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie ſind bald fertig, du darfſt's nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gar was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn du hernach bey Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange, das dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerley zu thun. Adieu. — Nun gib mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten ſind, ſollſt du eine zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwünſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, der ſprängen Wände hoch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. ab.

Wilhelm. Engel! lieber Engel! daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehſt du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? — Ja, ſie wiſſen von uns droben! ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles, was ich bedurfte, knüpfteſt mich an's Leben! Ich liebte ſie als dein Kind — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traume des Lebens nicht konnte! nicht ſollte! — Glücklich! glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich; es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreyhundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wil.

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Witwe, wie du ſie kennen lernteſt?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat.

Er geht nach der Schatulle.

Fabrice vor ſich. Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu, denn es geht ihm immer von Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe, ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ſie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich denn zurück und mein väterliches Vermögen, von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbiethen, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erſtenmahl den Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich heraus zu reiſſen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahndeſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende — Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief, du haſt mir ihn neulich geleſen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, ſie ſey noch da — Sie iſt auch noch da! — *Man hört ein Kind ſchreyen.* Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. *an der Thür.* Marianne, ſey ſtill mit dem Jungen, oder ſchick' ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. *Er ſteht in ſich gekehret.*

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reitzen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's! dieſe letzten! der Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels. *Er legt den Brief wieder zuſammen.* Du haſt recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth die vergangenen ſelig-elenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzählteſt du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hätteſt wenigſtens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran ſich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm *ſich lebhaft nach ihm wendend.* Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's — Es iſt zu viel, was das Schickſal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles ſagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmahl um's Herz iſt.

Wilhelm. Warum ſollt' ich nicht —

Marianne mit einem Knaben. Er will noch gute Nacht ſagen, Bruder. Du mußt ihm kein finſter Geſicht machen, und mir auch nicht. Du ſagſt immer, du wollteſt heirathen, und möchteſt gerne viel Kinder haben. Die hat man nicht immer ſo am Schnürchen, daß ſie nur ſchreyen, wenn's dich nicht ſtört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn! Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn. Ich habe Chriſteln ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabieren; er lernt's bey mir.

Wilhelm. Und da meinſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerley ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der würd' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und empfiehlt ſich. Sie führt ihn zu Wilhelmen. Hier, gib eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice vor ſich. Sie iſt gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne das Kind zu Fabricen führend. Hier dem Herrn auch.

Wilhelm vor ſich. Sie wird dein ſeyn! Du wirſt — Es iſt zu viel, ich verdien's nicht. — Laut. Marianne ſchaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachteſſen; ich will nur ein Paar Gaſſen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag geſeſſen.

Marianne ab.

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freyen Athemzug! — Mein Herz iſt ſo voll, ich bin gleich wieder da! ab.

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägſt, wird's doch nicht reifer. Du haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt, die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaſſ' ich's. Manchmahl erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich was er kann; manchmahl kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice halb vor ſich. Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice. Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne ſteht in Gedanken.

Fabrice ſieht ſie eine Zeit lang an. Macht Sie der Nahme Mutter traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmahl ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmahl ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Ausſicht möchte auch noch ſo reißend ſeyn.

Fabrice. Das iſt doch wunderbar! Wenn ſie in einer Stadt bey einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O Nimmermehr! Wer ſollte hernach ſeine Wirthſchaft führen? wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht ſein Freund ſeyn? Könnten Sie drey nicht eben ſo eine glückliche, eine glücklichere Wirthſchaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in ſeinen ſauern Geſchäften erleichtert werden? — Was für ein Leben könnte das ſeyn!

Marianne. Man ſollt's denken. Wenn ich's überlege, iſt's wohl wahr. Und hernach iſt mir's wieder ſo, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es iſt nun ſo. — Wenn ich aufwache, horch' ich', ob der Bruder ſchon auf iſt; rührt ſich nichts, huy bin ich aus dem

Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Waſſer über und über kocht, bis die Magd aufſteht, und er ſeinen Kaffee hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann ſetze ich mich hin und ſtricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthſchaft, und meſſe ſie ihm zehnmahl an, ob ſie auch lang genug ſind, ob die Wade recht ſitzt, ob der Fuß nicht zu kurz iſt, daß er manchmahl ungeduldig wird. Es iſt mir auch nicht um's Meſſen, es iſt mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmahl anſehen muß, wenn er ein paar Stunden geſchrieben hat, und er mir nicht hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich anſieht; ich ſeh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmahl heimlich, daß er thut, als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt, als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bey dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmahl ſtell' ich mir's auch vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gut gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „ich will euch lieb haben," und müßte gleich dazu ſetzen: „lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zählen ließe wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bey einem Manne würde das alles erſt werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht. Wenn er ſo bey Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmahl ſo zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe.. — Freylich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich iſt, wenn er ſorgt; freylich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von *ihm* drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe Launen, ich fühl' ſie doch manchmahl. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung wegſtößt. — Es trifft mich! freylich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubiethen?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor Sich. Soll ich eine lange Rede halten? ſoll ich Ihnen hinſchütten, was mein Herz ſo lange bewahrt? Ja, liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biethe Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem, der ſie ſieht, erregen muß, als Dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet, wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherley Schickſale gehabt, war mehr als Einmahl entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben, er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden. Er faßt ihre Hand.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice kniet. Engel! Allerliebſte!

Marianne einen Augenblick ſtill. Gott! was hab' ich geſagt! ab.

Fabrice. Sie iſt Dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändeley mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabey verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu lieben, und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hübſch! Er ſoll freyere Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt; und du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die mit der Brille auf der Naſe beym Stümpfchen Licht ein Stück nach dem andern auf die Wage legte und ab- und zuſchnitt, bis die Käuferinn ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt, kriegt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß, wie ſauer ein Thaler wird, wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt. Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viel Sachen auf einmahl und durcheinander eingefallen, — und das, was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — Er wird nachdenkend.

Fabrice vor ſich. Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen, was vorgegangen iſt. — Laut. Wilhelm! ſag' mir!

du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm zerſtreut. Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns beyde erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock; und den untern könnteſt Du einnehmen; du verheiratheſt dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und gibſt mir einen leidlichen Hauszins, ſo iſt uns beyden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir wahrlich auch manchmahl eingefallen, wenn ich zu dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah; und ich muß mich ſo ängſtlich behelfen. — Dann ſind wieder andere Sachen — — — Man muß es eben ſeyn laſſen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hätteſt du mit deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's eben ſo wohl.

Wilhelm lächelnd. Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm iſt ſtill.

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib dein Wort. Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang' überlegt: ſie allein, du allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen, als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie

Wilhelm *verworren.* Du weißt nicht, was du willſt.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen, was mir fehlt, und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm *aus Gedanken auffahrend, haſtig.* Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? — Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn du einen Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum *mich* nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt; ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine, und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen, der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm *ſtumm.*

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gib du nur dein Wort, deine Einwilligung! ſag ihr, daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte, als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön!

Wilhelm. Nein! nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle, du haſt keinen Widerwillen gegen mich; und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag' meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm ſtumm in ſtreitenden Qualen.

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahndet's! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! — Mein Einziges — mein Alles.

Fabrice *ihn ſtumm anſehend.*

Wilhelm. Nimm ſie! — und daß du weißt, was du mir nimmſt — *Pauſe. Er rafft ſich zuſammen.* Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel, der meinen Händen entwich, und mir ſein Ebenbild eine Tochter hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt *nicht* meine Schweſter!

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von *dir* hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht, und verſchloß dir mein Haus, wie jedem in den erſten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmahl ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie! —

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. *ab.*

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmahl — Am Abgrunde! und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen —! — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht, daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt! — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? — Verzeiht! es iſt lange! ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, der Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! Er bleibt ſtille.

Marianne naht verlegen. Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm ſich zuſammen nehmend. Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm halb bitter. Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen, ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du biſt gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte. Ein für allemahl, ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm ſteht auf und nimmt ſie bey der Hand. Wie Marianne?

Marianne. Er war da, und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerley vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang ſo, und in der Unbeſonnenheit ſagt' ich, er ſollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort, und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir geſprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe, die ich zu dir habe, bey all' der Liebe, mit der du mich liebſt, mach' es wieder gut, bedeut' ihn.

Wilhelm vor ſich. Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böſe! Er ſoll auch nicht böſe ſeyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer ſo fort. — Denn nur mit Dir kann ich leben, mit dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieſes hat's herausgeſchlagen, gewaltſam herausgeſchlagen — Ich liebe nur Dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Beſter Bruder! Dieſe Viertelſtunde über, — ich kann dir nicht ſagen, was in meinem Herzen auf und ab gerannt iſt. — Es iſt mir wie neulich, da es auf dem Markte brannte und erſt Rauch und Dampf über alles zog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in Einer Flamme ſtand. — Verlaß mich nicht! ſtoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer ſo bleiben.

Marianne. Das eben ängſtet mich ſo! — Ich will dir gern verſprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich ſorgen, immer, immer ſo fort. — Da drüben wohnen ſo ein Paar alte Geſchwiſter zuſammen; da denk' ich manchmahl zum Spaß: wenn du ſo alt und ſchrumplich biſt, wenn ihr nur zuſammen ſeyd.

Wilhelm ſein Herz haltend, halb vor ſich. Wenn du das aushältſt, biſt du nie wieder zu enge.

Marianne. Dir iſt's nun wohl nicht ſo; du nimmſt doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich ſie auch noch ſo gerne lieben wollte. — Es hat dich niemand ſo lieb wie ich, es kann dich niemand ſo lieb haben.

Wilhelm verſucht zu reden.

Marianne. Du biſt immer ſo zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu ſagen, wie mir's iſt, und wag's nicht. Gott ſey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löſ't.

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du ſollſt mich nicht hindern, laß mich alles ſagen! Dann will ich in die Küche gehen und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmahl dich anſehen als wollt' ich ſagen: du weißt's! —

Wilhelm ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden.

Marianne. Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod' unſerer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bey dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmahl lachteſt, wenn ich Romanen las: es geſchah einmahl mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermahl ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bey mir alle aus wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpazieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

Sie lacht vor ſich.

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam, und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch ein gar treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! *Weggewendet.* Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bey Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allen konnt' ich am wenigſten leiden, wenn ſich ein Paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus, daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! — Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! *Sie wendet ſich, und weint bitterlich.*

Wilhelm *auffahrend an ihren Hals.* Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! ewig laß' ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice tritt auf.

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice kalt und bitter. Ich dacht' es, Wilhelm, wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſtre nicht in dem Augenblick, und raub' dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice halb ſpottend. Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice getroffen. Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm *ihr um den Hals fallend.* Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurückgeben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — *Zu ihren Füßen.* Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

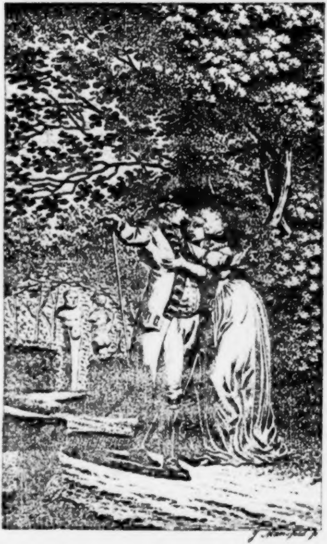
Marianne. Sag' mir, wie war's möglich? —

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmahl geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden, euch zu erklären.

Marianne *ihn anſehend.* Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte! meine Gattinn.

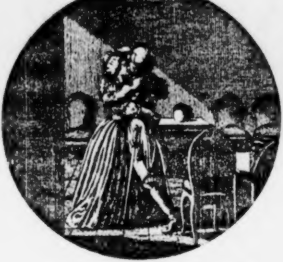
Marianne *an ſeinem Hals.* Wilhelm, es iſt nicht möglich!



Goethe's

Schriften.

VIERTER BAND.



Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

Stella.

Ein Schauſpiel
für
Liebende.

Perſonen.

Stella.

Cecilie, anfangs unter dem Nahmen Madame Sommer.

Fernando.

Lucie.

Verwalter.

Poſtmeiſterinn.

Annchen.

Carl.

Bediente.

Erſter Act.

Im Poſthauſe.

Man hört einen Poſtillion blaſen.

Poſtmeiſterinn.

Carl! Carl!

Der Junge kommt.

Was is?

Poſtmeiſterinn. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck'; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? Der Junge ab.

Poſtmeiſterinn *ihm nachrufend.* Wart'! ich will dir dein muſſig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum, einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer, das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie, *in Reiſekleidern.* **Carl.**

Lucie *einen Mantelſack tragend, zu Carl.* Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' er meiner Mutter die Schachtel ab.

Poſtmeiſterinn. Ihre Dienerinn, meine Frauenzimmer! Sie kommen beyzeiten. Der Wagen kommt ſonſt nimmer ſo früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, luſtigen, hübſchen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unſerer ſind nur zwey, und wenig beladen.

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie zu ſpeiſen belieben, ſo ſind Sie wohl ſo gütig zu warten; das Eſſen iſt noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter verſorgen?

Poſtmeiſterinn. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Poſtmeiſterinn. So gut ſie da iſt. ab.

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht laſſen kannſt! Du hätteſt, dünkt mich, die Reiſe über ſchon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt, als verzehrt; und in unſern Umſtänden! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren daran.

Poſtillion tritt herein.

Lucie. Nun, braver Schwager, wie ſteht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Poſtillion. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapoſt?

Lucie. Das heißt, du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Poſtillion. Auch ohne Pferde ſteh' ich zu Dienſten.

Lucie. Da!

Poſtillion. Danke, Mamſell! Sie gehen nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmahl hier.

Poſtillion. Adies! ab.

Madame Sommer. Ich ſeh' an ſeinem Geſicht, daß du ihm zu viel gegeben haſt.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie ſagen immer, Mama, ich ſey eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht, was ich dir ſage. Deine Offenheit ehr' ich, wie deinen guten Muth und die Freygebigkeit; aber es ſind nur Tugenden, wo ſie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben iſt wohl der Dame, der ich künftig Geſellſchaft leiſten ſoll?

Madame Sommer. Mich freut's, wenn der Ort deiner Beſtimmung dir angenehm iſt.

Lucie. Stille mag's ſeyn, das merk' ich ſchon. Iſt's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſeyn; wir wollen ſehen, wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie Sich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damahls war's anders! Mir iſt nichts ſchmerzlicher, als in ein Poſthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff Sich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Urſache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damahls, da dein Vater noch mit mir reiſ'te; da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in freyer Welt genoſſen; die erſten Jahre unſrer Ehe! Damahls hatte alles den Reitz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe.

Lucie. Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir denn nach einem heißen Tag', nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmen Weg' im Winter, wenn wir eintrafen, in manche noch ſchlechtere Herberge wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaßen, unſern Eyerkuchen und abgeſottene Kartoffeln zuſammen aßen — — Damahls war's anders!

Lucie. Es iſt nun einmahl Zeit, ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer. Weißt du, was das heißt: Vergeſſen! Gutes Mädchen, du haſt, Gott ſey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward, er habe mich verlaſſen, iſt alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir ſelbſt; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette ſaß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am weh'ſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen, was du verlorſt.

Annchen mit der Suppe. Die Poſtmeiſterinn. Carl.

Annchen. Hier iſt die Suppe für Madam.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das Ihr Töchterchen?

Poſtmeiſterinn. Meine Stieftochter, Madame; aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie ſind in Trauer?

Poſtmeiſterinn. Für meinen Mann, den ich vor drey Monathen verlor. Wir haben nicht gar drey Jahre zuſammen gelebt.

Madame Sommer. Sie ſcheinen doch ziemlich getröſtet.

Poſtmeiſterinn. O Madame, unſer eins hat ſo wenig Zeit zu weinen, als leider zu bethen. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmahl auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied ſingen hört. Carl, ein Paar Servietten! deck' hier am Ende auf.

Lucie. Wem iſt das Haus da drüben?

Poſtmeiſterinn. Unſrer Frau Baroneſſe. Eine allerliebſte Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich dieß von einer Nachbarinn beſtättigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bey ihr bleiben und ihr Geſellſchaft leiſten.

Poſtmeiſterinn. Dazu wünſche ich Ihnen Glück, Mamſell.

Lucie. Ich wünſche, daß ſie mir gefallen möge.

Poſtmeiſterinn. Sie müßten einen ſonderbaren Geſchmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.

Lucie. Deſto beſſer. Denn wenn ich mich einmahl nach jemanden richten ſoll: ſo muß Herz und Wille dabey ſeyn; ſonſt geht's nicht.

Poſtmeiſterinn. Nun, nun! wir reden bald wieder davon, und Sie ſollen ſagen, ob ich wahr geſprochen habe. Wer um unſre gnädige Frau lebt, iſt glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, ſo ſoll ſie ihr wenigſtens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf ſein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie ſie nur ſehen! Sie iſt ſo lieb! Sie glauben nicht, wie ſie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehen? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erſt zurecht machen, und will auch noch eſſen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau ſagen, daß die Mamſell gekommen iſt.

Poſtmeiſterinn. Geh nur!

Madame Sommer. Und ſag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tiſch' aufwarten. Annchen ab.

Poſtmeiſterinn. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch iſt ſie die beſte Seele von der Welt, und ihre ganze Freude iſt mit Kindern. Sie läßt ſich von Bauersmädchen aufwarten, bis ſie ein Geſchick haben, hernach ſucht ſie eine gute Condition für ſie; und ſo vertreibt ſie ſich die Zeit, ſeit ihr Gemahl weg iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſeyn kann, und dabey ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Witwe?

Poſtmeiſterinn. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drey Jahren weg, und hört man und ſieht nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden, wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es gibt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letztenmahl ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterinn. Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterinn. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterinn. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hieher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damahls blutjung, nicht älter als ſechzehn Jahr, und ſchön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' ſie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterinn. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald; im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedeley dabey angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bey Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeligkeit der beyden Leute, ſo lang' ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehen, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterinn. Aber wie's geht. Man ſagte, der Herr hätte curioſe Principia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott, und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmahl hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreiſ't, und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer vor ſich. Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterinn. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hieher zog, auf Michael ſind's eben drey Jahre. Und da wußt' jedes was anders, ſogar ziſchelte man einander in die Ohren, ſie ſeyen niemahls getraut geweſen; aber verrathen Sie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben, und was man alles ſagt. Ja, wenn ein junges Mädchen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr Lebenlang daran abzubüßen.

Annchen kommt.

Die gnädige Frau läßt Sie ſehr bitten gleich hinüber zu kommen; ſie will Sie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Lucie. Es ſchickt ſich nicht in dieſen Kleidern.

Poſtmeiſterinn. Gehen Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort, daß ſie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! Die Poſtmeiſterinn entfernt ſich. Daß du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schickſal. Begegne ihr ehrerbiethig.

Lucie. Laſſen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach America, iſt todt; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. Lucie. Wollten Sie nicht ein Bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthinn weiſ't Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett' an.

Poſtmeiſterinn. Ich hab' eben ein hübſches ſtilles Zimmerchen im Garten. Ich wünſche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge. Lucie mit Annchen ab.

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein Bißchen oben aus.

Poſtmeiſterinn. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterinn. Kommen Sie, Madame; wenn's gefällig iſt. ab.

Man hört einen Poſtillion.

Fernando in Officierstracht. Ein **Bedienter.**

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring meine Sachen dort hin. Bedienter ab.

Fernando an's Fenſter tretend. So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Gallerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehen ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und ſollte in ihrer Einſamkeit Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt, als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf in's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmahl! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn, wie ſie war. Ja, Stella, du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen ſchlägt! aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erſt erhohlen, muß mich erſt überzeugen, daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlſt du nicht meine Näherung? in deinen Armen alles zu vergeſſen! — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergib mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah' und ſo ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß von den Gefühlen verſchnaufen, oder ich erſticke zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterinn kommt.

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſtmeiſterinn. O ja! Wir warten nur auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterinn. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmahl da. Was macht ihr Gemahl?

Poſtmeiſterinn. Weiß Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterinn. Freylich! Verlöſt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterinn. Meinen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterinn. Das thun Sie. Manchmahl läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmänninn, die Frau Pfarrerinn und mich, und discurirt mit uns von allerley. Freylich hüten wir uns, ſie nicht an den gnädigen Herrn zu erinnern. Ein einzigmahl geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erhohlen können.

Fernando vor ſich. Das haſt du um ſie verdient! — Laut. Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterinn. Eine Treppe hoch. Carl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

Fernando mit dem Jungen ab.

Lucie, Annchen kommen.

Poſtmeiſterinn. Nun, wie iſt's.

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch' mit meiner Mutter und dem Gepäck' zu kommen.

Poſtmeiſterinn. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun, als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Böſen gleich das erſtemahl kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterinn. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehen. ab.

Poſtmeiſterinn. Carl! da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwey ſchmeiſſen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando kommt.

Poſtmeiſterinn. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch' kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterinn. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; ſie wird künftig der gnädigen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterinn. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie kommt.

Lucie. Ihre Dienerinn!

Fernando. Ich bin glücklich, eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Lucie neigt ſich.

Poſtmeiſterinn. Hieher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterinn?

Poſtmeiſterinn. Wenn ich einmahl ruhe, ruht alles. ab.

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tiſch dazwiſchen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben Sich entſchloſſen, der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht fehlen, einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre, als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht darum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Lucie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punct ſehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum, daß ich einen hatte. Ich war jung, da er uns verließ eine Reiſe nach America zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabey?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe, daß er uns verlaſſen hat; denn was geht dem Menſchen über ſeine Freyheit? ſo möcht' ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner worden, dafür auch ich alle Tage größer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der gibt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das gibt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider iſt ſie, die verliert; nicht ich. Ich dank's meinem Vater, daß er mich auf die Welt geſetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn geſetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmahl verlaſſen — — Das muß was entſetzliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; aufſtehend, aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! Er nimmt ihre Hand. Sie haben mich erſtaunen gemacht.

O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Lucie. Wie meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück! ab.

Lucie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! Er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Zweyter Act.

Stella. Ein Bedienter.

Stella. Geh hinüber, geſchwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte ſie.

Bedienter. Sie verſprach gleich zu kommen.

Stella. Du ſiehſt ja, ſie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter ſoll ja mit kommen!

Bedienter ab.

Stella. Ich kann ſie kaum erwarten. Was das für ein Wünſchen, ein Hoffen iſt, bis ſo ein neues Kleid ankommt! Stella! du biſt ein Kind. Und warum ſoll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonſt da er dich noch liebte, noch in deinem Schooſe lag, füllte ſein Blick deine ganze Seele; und

— O Gott im Himmel! dein Rathſchluß iſt unerforſchlich. Wenn ich von ſeinen Küſſen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem ſeinen glühte, und ich mit bebenden Lippen ſeine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf ſah, und aus vollem Herzen zu dir ſprach: Laß uns glücklich, Vater! du haſt uns ſo glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann ſchnell auf, und drückt ihre Hände an's Herz. Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie kommen.

Stella. Ich habe ſie! Liebes Mädchen, du biſt nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freye Seele. O ich hab' dir's ſchon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen, was ich Ihnen bringe und laſſe.

Stella nach einer Pauſe, in der ſie Madame Sommer angeſehen hat. Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geſchichte berichtet, ich weiß, daß ich Perſonen von guter Familie vor mir habe; aber Ihre Gegenwart überraſcht mich. Ich fühle im erſten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz geſteht, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie ſind nicht wohl; wie iſt's Ihnen? Setzen Sie Sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau! Dieſe Reiſe in den Frühlingstagen, die abwechſelnden Gegenſtände, und dieſe reine, ſegensvolle Luft, die ſich ſchon ſo oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich ſo gut, ſo freundlich, daß ſelbſt die Erinnerung abgeſchiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Wiederſchein der goldnen Zeiten der Jugend, und Liebe in meiner Seele aufdämmern ſah.

Stella. Ja die Tage! die erſten Tage der Liebe! — Nein, du biſt nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgibſt noch jedes Herz in den Momenten, da ſich die Blüthe der Liebe erſchließt.

Madame Sommer ihre Hände faſſend. Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angeſicht glänzt, wie das Angeſicht eines Engels, Ihre Wangen färben ſich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie ſchwillt's vor Ihnen!

Stella Sie haben geliebt! O Gott ſey Dank! Ein Geſchöpf, das mich verſteht! das

Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen drein blickt! — Wir können ja doch einmahl nicht dafür, daß wir ſo ſind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles verſucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — juſt das — und keine Welt, und ſonſt nichts in der Welt — Ach! der Geliebte iſt überall, und alles iſt für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh' ich mich's verſah, wieder ſein Bild! — So richtete er ſich auf, in der und jener Geſellſchaft, und ſah ſich nach mir um — So kam er dort über's Feld hergeſprengt, und warf ſich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus ſah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen —— Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräuſch der Welt — er iſt da! Wenn ich ſo in der Loge ſaß, und gewiß war, wo er auch ſteckte, ich mochte ihn ſehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufſtehen, mein Niederſitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbuſches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen rings um, und daß alle Muſik nur Melodie zu dem ewigen Liede ſeines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir biſt!“

Lucie. Kann man denn einander ſo lieb haben?

Stella. Du fragſt, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man iſt noch ein groſſes Kind, und es iſt einem ſo wohl dabey — Eben wie die Kinder ſich hinter ihr Schürzchen verſtecken, und rufen Pip! daß man ſie ſuchen ſoll! — — Wie ganz füllt das unſer Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenſtand unſrer Liebe zu verlaſſen, bey uns ſehr eifrig feſtſetzen; mit welchen Verzerrungen von Stärke der Seelen treten wir wieder in ſeine Gegenwart! wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie platzt es zuletzt alles wieder auf Einen Blick, Einen Händedruck zuſammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigſten, reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchten die Seligkeit nicht aufzuwiegen der erſten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſens ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhigathmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Theure! Wo ſind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahndungen von Seligkeit erfüllen ſie unſer Herz! Welche neue, unbekannte Gefühle und Hoffnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jeder unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Buſen hinſtrömte! Ich bath ihn um Gotteswillen, ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens! — Bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo iſt denn nun der Himmelsſtrich für dieß Geſchöpf um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenſchaften betrügen ſie ſich ſelbſt, warum ſollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das ſeyn, was ſie uns hätten werden ſollen! Wir wollen zuſammen bleiben! — Ihre Hand! — Von dieſem Augenblick an, laß ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in dieſem Vorſchlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun, wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein ſeyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeſchafft; ich lehre kleine Mädchen ſtricken und knöpfen, nur um nicht allein zu ſeyn, nur um was außer mir zu ſehen, das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt; wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben ſcheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geſchäften des Tages; dann iſt mir's wohl, dann treib' ich eine Zeit lang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freyheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geſchäftigkeit und Wohlthätigkeit ſind eine Gabe des Himmels, ein Erſatz für unglücklichliebende Herzen.

Stella. Erſatz? Entſchädigung wohl, nicht Erſatz — Etwas anſtatt des Verlornen, nicht das Verlorne ſelbſt mehr — Verlorne Liebe, wo iſt da Erſatz für? — O wenn ich manchmahl von Gedanken in Gedanken ſinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahnde, und ſo in des Mondes Dämmerung, meinen Garten auf und ab walle; dann mich's auf einmahl ergreift! ergreift, daß ich allein bin; vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausſtrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang, einer Fülle ausſpreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunter ziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüſch' antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! und dann, auf einmahl das Grab meines Kindes zu meinen Füßen! —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beſte! O Gott, du hatteſt mir dieſe Seligkeit auch nur zu koſten gegeben, um mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn ſo ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unſchuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es ängſtlich liebend in die Höhe, küß' es hundertmahl; mein Herz iſt zerriſſen, die Thränen ſtürzen aus meinen Augen, und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beſchwerlichkeit weniger.

Stella lächelt und klopft ihr die Achſeln. Wenn ich nur noch empfinden kann! wie die ſchrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knoſpe! und ich ſtand — verſteinert im innerſten Buſen — ohne Schmerz — ohne Bewußtſeyn — — ich ſtand! — Da nahm die Wärterinn das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmahl: es lebt! — Ich fiel auf ſie, ihr um den Hals, mit tauſend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und ſie hatte ſich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender gräßlicher Verzweiflung.

Sie wirft ſich in einen Seſſel.

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! wohl, ſehr wohl iſt mir's, daß mein Herz ſich wieder öffnen, daß ich das alles losſchwätzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmahl anfange von Ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Portrait ſehn! — ſein Portrait — O mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem, was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella eröffnet ihr Cabinet und führt ſie hinein. Hier, meine Lieben; hier.

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können, die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! O mein Herz, das fühlſt du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen, heut' aß ich drüben mit einem Offizier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betrügſt dich! Du betrügſt mich!

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella zieht die Schelle. Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird ſich nicht ſchicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter kommt.

Stella. Wilhelm, hinüber in's Poſthaus! hinüber! Ein Offizier iſt drüben, der ſoll — der iſt — Lucie, ſag's ihm —. Er ſoll herüber kommen.

Lucie. Kannte Er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich ſelbſt.

Lucie. So geh' Er in's Poſthaus; es iſt ein Offizier drüben, der ihm außerordentlich gleicht.

gleicht. Seh' Er, ob ich mich betrüge. Ich ſchwöre, er iſt's.

Stella. Sag' ihm, er ſoll kommen, kommen! geſchwind! geſchwind! Wär' das überſtanden! — Hätt' ich ihn in dieſen, in — Du betrügſt dich! es iſt unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben! Laßt mich allein! —

Sie ſchließt das Cabinet hinter ſich.

Lucie. Was fehlt Ihnen, Meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das iſt der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal!

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! — Das iſt mein Gemahl! Es iſt dein Vater!

Lucie. Mutter! beſte Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! — wird in Ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblick, da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig! —

Fernando, Bedienter kommen.

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach, daß Sie wieder da ſind!

Fernando vorbey, über ſie hinſehend.

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — Ich bin verloren!

Dritter Act.

Stella *in aller Freude hineintretend mit* Fernando.

Stella *zu den Wänden.*

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? er iſt wieder da! *Vor das Gemählde einer Venus tretend.* Siehſt du ihn, Göttinn? er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörinn auf und ab gelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttinn! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber! Du warſt lang weg — Aber du biſt da! *Ihm um den Hals fallend.* Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen, als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! *An ihrem Halſe.* Gott im Himmel, du gibſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in dieſen ausgetrockneten, verſtürmten, zerſtörten Buſen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — *Er hängt an ihrem Munde.*

Stella. Beſter!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo Du athmeſt, ſchwebt alles in genüglichem, jungen Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden feſſeln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlſt nicht, was Himmelsthau dem Dürſtenden iſt, der aus der öden, ſandigen Welt, an deinen Buſen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! ſein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an ſein Herz zu drücken?

Fernando *zu ihren Füßen.* Meine Stella!

Stella. Auf, Beſter! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen ſehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; beugt ſich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verſtehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir iſt wie in den erſten Augenblicken unſerer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich ſauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen, und taumle, und frage mich ſtaunend, ob ich wache oder träume.

Stella. Nun, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheuter biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott vor! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen, machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann bethen, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug dringe, und drin mich mit Forſchen verliere; ſo mein' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnt, als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleine Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchüttelſt du den Kopf? —

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando ihre Locken ſtreichelnd. Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind. — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.

Stella. Muthwille!

Fernando ſeine Arme drein wickelnd. Rinaldo wieder in den alten Ketten.

Bedienter kommt.

Gnädige Frau! —

Stella. Was haſt du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; du weißt, die

Geſichter ſind mein Tod, wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwey Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich ſage. Ich ſeh' die Tochter in's Poſthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, ſie hätten Extrapoſt beſtellt, weil der Poſtwagen hinunter ſchon fort iſt. Ich redete mit ihnen; ſie bath mich, die Mutter, in Thränen, ich ſollte ihnen ihre Kleider heimlich hinüber ſchaffen, und der gnädigen Frau tauſend Segen wünſchen; ſie könnten nicht bleiben.

Fernando. Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir jetzt dieſe Verwirrung machen, Fernando!

Fernando. Was mag ihnen ſeyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren möcht ich ſie nicht gern — Hab' ich doch Dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn, in dieſen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando — — Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! Der Bediente geht ab. Sprich mit ihr; ſie ſoll Freyheit haben. —

Fernando, ich will in's Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebſte Liebe!

Stella an ihm hangend. Und du kommſt doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! Stella ab.

Fernando allein. Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frey! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles, was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; jede Sorge, jedes ängſtliche Zurückerinnern, was war — und was ſeyn wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Und doch; wenn ich dich anſehe, deine Hand halte, Stella! flieht alles, verliſcht jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter kommt.

Ihm die Hände küſſend. Sie ſind wieder da?

Fernando die Hand wegziehend. Ich bin's.

Verwalter. Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Biſt du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwey Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthſchaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenſchaft abzulegen — Sie ſollen erſtaunen, wie wir das Gut verbeſſert haben. — Darf ich denn fragen, wie es Ihnen ergangen iſt?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles ſagen? Du verdienſt's, alter Mitſchuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott ſey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen geſengt und gebrennt.

Fernando. Du ſollſt's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlinn? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe ſie nicht gefunden. Ich traute mich ſelbſt nicht in die Stadt; allein aus ſichern Nachrichten weiß ich, daß ſie ſich einem Kaufmann, einem falſchen Freunde vertraut hat, der ihr die Kapitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Verſprechen größerer Procente ablockte und ſie darum betrog. Unter dem Vorwande, ſich auf's Land zu begeben, hat ſie ſich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrſcheinlicher Weiſe durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, ſie hatte Muth und Character genug, ſo etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie ſind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie ſo lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hauſe mit meiner Frau und zwey Kindern ſo wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt verſucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es iſt doch am Ende nichts anders und nichts beſſers.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergeſſen könnte!

Verwalter. Die uns bey mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Cecilien ſo liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unſere jugendliche Freyheit nicht geſchwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine ſchöne, glückliche Zeit.

Verwalter. Wie ſie uns ein munteres, lebhaftes Töchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiß manches verlor.

Fernando. Verſchone mich mit dieſer Lebensgeſchichte.

Verwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umſah'n, wie wir endlich dieſen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, ſondern wir uns entſchließen mußten, entweder die eine oder die andere unglücklich zu machen; wie wir es endlich ſo bequem fanden, daß ſich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verluſt uns davon machten, den Engel raubten, und das ſchöne, mit ſich ſelbſt und der Welt unbekannte Kind hierher verbannten.

Fernando. Wie es ſcheint, biſt du noch immer ſo lehrreich und geſchwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewiſſens? als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob ſo ganz aus reinem Verlangen, Ihre Gemahlinn und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, Sich wieder weg ſehnten, und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich ſeyn mußte.

Fernando. So weit für dießmahl.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann iſt alles gut. ab.

Bedienter kommt.

Madame Sommer!

Fernando. Bring' ſie herein.

Bedienter ab.

Fernando allein. Dieß Weib macht mich ſchwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt iſt! Dieſe Frau! ihrer Tochter Muth hat mich zerſtört; was wird ihr Schmerz thun?

Madame Sommer tritt auf.

Fernando vor ſich. O Gott! und auch Ihre Geſtalt muß mich an meine Vergehen erinnern! Herz! Unſer Herz! o wenn's in dir liegt, ſo zu fühlen, und ſo zu handeln, warum haſt du nicht auch Kraft, dir das Geſchehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Geſtalt meiner Frau! — O, wo ſeh' ich den nicht! Laut. Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünſchte, daß Sie meiner Stella Geſellſchaft leiſten wollten und mir! Setzen Sie Sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden iſt dem Glücklichen zur Laſt! Und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? ſie, die ganz Liebe, ganz Gottheit iſt?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünſchte heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando vor ſich. Welche Stimme! Welche Geſtalt! Laut. Madame! Er wendet ſich ab. — Gott, es iſt meine Frau! — Laut. Verzeihen Sie! Eilend ab.

Madame Sommer allein. Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in dem geltenden Stande ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde, wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando kommt zurück.

Vor ſich. Sollte ſie mich kennen? — Laut. Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir Ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, an einem Tage, da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's Ihnen, und mir! Die Erinnerung der erſten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie ſind nicht immer unglücklich geweſen?

Madame Sommer. Sonſt würd' ich's jetzt in dem Grade nicht ſeyn. Nach einer Pauſe, mit erleichterter Bruſt. Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich feſſelte; eine große Anzahl wünſchte mir gefällig zu ſeyn. Für wenige fühlte ich Freundſchaft, Neigung, doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und ſo vergingen die glücklichen Tage der roſenfarbenen Zerſtreuungen, wo ſo ein Tag dem andern freundlich die Hand biethet. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben ſah', und Freud' und Leid ahndete, die des Menſchen warten, da wünſcht' ich mir einen Gatten, deſſen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beſchützer, mir ſtatt meiner Aeltern geworden wäre, die ich um ſeinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich ſah' den Mann! Ich ſah' ihn, auf den ich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes ſchien mit ſolch einer Treue des Herzens verbunden zu ſeyn, daß ſich ihm das meinige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundſchaft, und ach, wie ſchnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn ſein Haupt an meinem Buſen ruhte, wie ſchien er dir für die Stätte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hatteſt! Wie floh' er aus dem Wirbel der Geſchäfte und Zerſtreuungen wieder zu mir, und wie unterſtützt' ich mich in trüben Stunden an ſeiner Bruſt!

Fernando. Was konnte dieſe liebe Verbindung ſtören?

Madame Sommer. Nichts iſt bleibend — Ach er liebte mich ſo gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte, als mich glücklich zu ſehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteſte Zeit des Lebens, die erſten Jahre einer Verbindung, wo manchmahl mehr ein Bißchen Unmuth, ein Bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüſte allein zu laſſen.

Fernando immer verwirrter. Und wie? Seine Geſinnungen, ſein Herz!

Madame Sommer. Können wir wiſſen, was in dem Buſen der Männer ſchlägt? — Ich merkte nicht, daß ihm nach und nach das alles ward — wie ſoll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht ſagen. Er liebte mich immer, immer! Aber er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mir ſeinen Wünſchen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerinn; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Nahmen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! In dem Augenblick, da ich die Früchte, der geopferten Blüthe einzuärnten gedachte — verlaſſen! — verlaſſen! — Alle Stützen des menſchlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachſendes Vermögen, Ausſicht über eine zahlreiche, wohlverſorgte Nachkommenſchaft, alles ſtürzte vor mir zuſammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unſrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz ſank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlaſſenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer mit zurückgehaltener Wehmuth. Er iſt's nicht! — Ich bedaure den Mann, der ſich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer gelinde ſpottend, ihre Rührung zu verbergen. Nein, gewiß! Ich ſeh' ihn als einen Gefangenen an. Sie ſagen ja auch immer, es ſey ſo. Er wird aus ſeiner Welt in die unſere herüber gezogen, mit der er im Grund' nichts gemein hat. Er betrügt ſich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehen! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts ſeyn, als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem feſteſten Beſtreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn ſorgſam zu ſeyn; die dem Wohl ihres Hauſes, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freylich ſich mit ſo viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüſte ward, daß ſie keine unterhaltende Geſellſchafterinn war, daß er mit der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes meinen Umgang nothwendig ſchal finden mußte. Er iſt nicht ſchuldig!

Fernando *zu ihren Füßen.* Ich bin's!

Madame Sommer *mit einem Strom von Thränen an ſeinem Hals.* Mein!

Fernando. Cecilie! — mein Weib! —

Cecilie *von ihm ſich abwendend.* Nicht mein — Du verläßt mich, mein Herz! — *Wieder an ſeinen Hals.* Fernando! — wer du auch ſeyſt — laß dieſe Thränen einer Elenden an deinem Buſen fließen — Halte mich dieſen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es iſt nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cecilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! ſchone mich! —

Cecilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur dieſen Augenblick! — Gönne meinem Herzen dieſe Ergießung, es wird frey werden, ſtark! Du ſollſt mich los werden —

Fernando. Eh' ſoll mein Leben zerreiſſen, eh' ich dich laſſe!

Cecilie. Ich werde dich wieder ſehen, aber nicht auf dieſer Erde! Du gehörſt einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene ſelige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein iſt's Troſt in dieſem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando ſie bey der Hand faſſend, anſehend, ſie umarmend. Nichts, nichts in der Welt ſoll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cecilie. Gefunden, was du nicht ſuchteſt!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich geſucht; Dich, meine Verlaſſene, meine Theure! Ich fand ſogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geſchöpf meine Tochter ſeyn? — — Ich habe dich aufgeſucht überall. Drey Jahre zieh' ich herum.

An dem Ort unſers Aufenthalts fand ich, ach! unſere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geſchichte des Verluſt's deines Vermögens. Deine Entweichung zerriß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner ſelbſt und des Lebens überdrüſſig, ſteckt' ich mich in dieſe Kleider, in fremde Dienſte, half die ſterbende Freyheit der edeln Corſen unterdrücken; und nun ſiehſt du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Buſen, mein theuerſtes, mein beſtes Weib!

Lucie tritt auf.

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Liebſter, beſter Vater! wenn Sie mein Vater wieder ſind!

Fernando. Immer und ewig!

Cecilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's ſchnell ſeyn. Die Unglückliche! Warum, Lucie, dieſen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz ſchlug mir; du weißt, wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erſpart! Stella! wir hätten ihr dieſe Schmerzen erſpart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr ſagen, ihr beſtündet darauf, euch zu entfernen, wolltet ſie mit euerm Abſchied nicht beſchweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geſchwind hinüber; laß eine Chaiſe zu dreyen anſpannen. Meine Sachen ſoll der Bediente zu den eurigen packen! — Bleib noch hüben, theuerſte Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles beſtellt iſt, komm herüber; und verweilt im Gartenſaal, wartet auf mich. Ich will mich von ihr losmachen, ſagen, ich wollt' euch hinüber begleiten, ſorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Poſtgeld für euch bezahlen! — Arme Seele, ich betrüge dich mit deiner Güte! Wir wollen fort! —

Cecilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß ſeyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

Cecilie und Lucie ab.

Fernando allein. Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchſtich würde allen dieſen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühlloſigkeit ſtürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Biſt du da; Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in ſtarker Genügſamkeit gegen den Armen ſtand'ſt, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühlteſt, in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja die Glücklichen! die die Glücklichen! — Eine Stunde früher, dieſe Entdeckung, und ich wäre geborgen; ich hätte ſie nicht wieder geſehen, ſie mich nicht; ich hätte mich überreden können: ſie hat dich dieſe vier Jahre her vergeſſen, verſchmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie ſoll ich vor ihr erſcheinen, was ihr ſagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird ſchwer in dieſen Augenblicken über mir! — Verlaſſen, die beyden lieben Geſchöpfe! Und ich, in dem Augenblick, da ich ſie wieder finde, verlaſſen von mir ſelbſt! Elend! O meine Bruſt!

Vierter Act.

Einſiedeley in Stella's Garten.

Stella.

Du blühſt ſchön, ſchöner als ſonſt, liebe, liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lockſt mich nicht mehr — mir ſchaudert vor dir — kühle, lockre Erde, mir ſchaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich ſchon Haupt und Bruſt dahingegeben in den Mantel des Todes, und ſtand gelaſſen an deiner Tiefe, und ſchritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da ſollteſt du, Verweſung, wie ein liebes Kind, dieſe überfüllte, drängende Bruſt ausſaugen, und mein ganzes Daſeyn in einen freundlichen Traum auflöſen — Und nun! — Sonne des Himmels, du ſcheinſt herein — es iſt ſo licht, ſo offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er iſt wieder da! — und in einem Wink ſteht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues, wärmeres, glühenderes Leben will ich von ſeinen Lippen trinken! — Zu ihm — bey ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier ſoll er mich finden, hier an meinem Roſenaltar, unter meinen Roſenzweigen! dieſe Knöspchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ ich ihn in dieſe Laube. Wohl, wohl war's, daß ich ſie doch, ſo eng ſie iſt, für zwey eingerichtet habe — Hier lag ſonſt mein Buch, ſtand mein Schreibzeug — Weg Buch! und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlaſſen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Iſt er da? —

Fernando kommt.

Stella. Wo bleibſt du, mein Beſter? Wo biſt du? Ich bin lang', lang' allein! Aengſtlich. Was haſt du?

Fernando. Die Weiber haben mich verſtimmt! — Die Alte iſt eine brave Frau; ſie will aber nicht bleiben, will keine Urſache ſagen, ſie will fort. Laß ſie, Stella.

Stella. Wenn ſie nicht zu bewegen iſt, ich will ſie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauchte Geſellſchaft — und jetzt — an ſeinem Hals, jetzt, Fernando! Ich habe Dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte, der Tag wäre vorbey! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — alles unerwartet, auf einmahl! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in dieſem allen!

Fernando vor ſich. Ich Elender! Sie verlaſſen? Laut. Laß mich, Stella!

Stella. Es iſt deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dieſen Nahmen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang'! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube, du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblick, da ich dich zum erſtenmahl ſah', wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bey meinem Onkel? Wie du zu uns hereintratſt? Wir ſaßen unter den großen Kaſtanienbäumen hinter dem Luſthaus! —

Fernando. vor ſich. Sie wird mir das Herz zerreiſſen! — — Laut. Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns tratſt? Ich weiß nicht, ob du bemerkteſt, daß du im erſten Augenblick meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald, daß deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik; du nahmſt Violine, und wie du ſpielteſt, lagen meine Augen ſorglos auf dir; ich ſpähte jeden Zug in deinem Geſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe ſchlugſt du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegſah'! Du haſt es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegſah'ſt, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die ſüßeſte Confuſion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder gerad anſehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinſten Umſtand! — vor ſich. Unglückliches Gedächtniß.

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt, wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bey dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft, als wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando? Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundinn, die du vor mir kennen lernteſt, durch's Boſket ſtreifteſt, und ſie rief: Stella! — und du riefſt, Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört, und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer war confuſer, ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in deinen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt dir das ſo auf? Iſt's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannſt du in Stella's Munde ſo was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freylich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, deſſen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort, wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hatteſt — deine Geſpielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne Dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir geſtehen, daß ich manchmahl in einſamen Stunden dachte: warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? warum mußten wir fliehen? warum nicht im Beſitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden! Und wenn's Grille wäre, ſagte ich! — Wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen ſo heimlich als Beute für ſich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen ſo allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannſt denken, daß mein Stolz nicht wenig daben intereſſirt war, ſich das Beſte glauben zu machen; und ſo kamſt du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergehe!

Annchen kommt.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann? Alles iſt aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen. Die Mamſell hat ſchon ein Laufens, ein Befehlens heut' verführt! daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' ſie hinüber; zahl' das Poſtgeld für ſie, aber ſey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamſell hat eine Chaiſe zu dreyen beſtellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das iſt ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freylich ſieht's curios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; ſeit ſie bey Tiſch Bekanntſchaft mit Ihnen gemacht hat. Das war wohl ein zärtlicher Abſchied, als Sie ihr zur geſegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella verlegen. Fernando!

Fernando. Es iſt ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es iſt alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

Annchen ab.

Stella. Reiß mich aus der entſetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſiert mich das Kindergeſchwätz. — Du biſt bewegt! Fernando! — Ich bin deine Stella!

Fernando ſich umwendend, und ſie bey der Hand faſſend. Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchreckſt mich, Fernando! Du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig'; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando mit Wuth und Zittern. Und nur nicht ſehen ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

Sie will ſinken und hält ſich an ihn.

Fernando. Stella! die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — kalt. Ich verlaſſe dich!

Stella verwirrt lächelnd. Mich!

Fernando mit Zähnknirſchen. Dich! mit dem Weibe, das du geſehen haſt! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella ſieht ihn ſtarr an, und läßt die Arme ſinken.

Fernando. Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! Er bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt. Stella! Er bringt ſie auf einen Sitz. Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cecilie, **Lucie** kommen.

Fernando. Seht! ſeht den Engel! Er iſt dahin! Seht! — Hülfe! Sie bemühen ſich um ſie.

Lucie. Sie erhohlt ſich.

Fernando ſtumm ſie anſehend. Durch dich! durch dich! ab.

Stella. Wer? wer? — Aufſtehend. Wo iſt er? Sie ſinkt zurück, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen. Dank euch! Dank! — — Wer ſeyd ihr? —

Cecilie. Beruhen Sie Sich! Wir ſind's.

Stella. Ihr? — Seyd ihr nicht fort? — Seyd ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — Cecilie bey den Händen faſſend. Nein! ich halt's nicht aus!

Cecilie. Beſte! Liebſte! Ich ſchließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — Es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — biſt du —

Cecilie. Ich bin — ich bin ſein Weib! —

Stella *aufſpringend, ſich die Augen zuhaltend.* Und ich? — *Sie geht verwirrt auf und ab.*

Cecilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerſt du mich? Was iſt mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles ſo fremd wird? — Verſtoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cecilie. Geh, Lucie, ſuch' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cecilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebſt mich? Du drückſt mich an deine Bruſt? — — Nein! Nein! — Laß mich! — Verſtoß mich! — *An ihrem Halſe.* Noch einen Augenblick! es wird bald aus mit mir ſeyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müſſen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet, euch geraubt euer Alles — Ihr im Elend'; und ich — welche Seligkeit in ſeinen Armen! *Sie wirft ſich auf die Knie.* Könnt' ihr mir vergeben?

Cecilie. Laß! Laß! *Sie bemühen ſich ſie aufzuheben.*

Stella. Hier will ich liegen, flehen, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — Sie ſpringt auf. — Vergebung? — Troſt gebt mir! Troſt! Ich bin nicht ſchuldig! — Du gabſt mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn feſt, wie die liebſte Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cecilie. Unſchuldige Liebe!

Stella an ihrem Halſe. Ich leſe in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt' mich! trag' mich! ich gehe zu Grunde! Sie vergibt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cecilie. Schweſter! meine Schweſter! erhohle dich! nur einen Augenblick, erhohle dich! Glaube, daß, der in unſer Herz dieſe Gefühle legte, die uns oft ſo elend machen, auch Troſt und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich ſterben!

Cecilie. Kommen Sie! —

Stella nach einer Pauſe, wild wegfahrend. Laßt mich alle! Siehe, es drängt ſich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt ſie ganz mit unſäglichen Schmerzen — Es iſt unmöglich — unmöglich! — So auf einmal! — Iſt nicht zu faſſen, nicht zu tragen! —

Sie ſteht eine Weile niederſehend ſtill, in ſich gekehrt, ſieht dann auf, erblickt die beyden, fährt mit einem Schrey zuſammen, und entflieht.

Cecilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte ſie! Lucie ab.

Cecilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöſ't werden; heiliger Gott im Himmel! zerreiß' ihn nicht!

Fünfter Act.

Stella's Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella.

Sie hat Fernando's Portrait, und iſt im Begriffe, es von der Blendrahme loszumachen.

Fülle der Nacht, umgib mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! —— Ich muß, ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgibſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnet habe, Stätte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergangenheit allſchmachtend zu genießen hoffte; von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſey Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du kannſt ihn nicht faſſen, den Gedanken: Verbannt ſeyn! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb wohl! — Lebt wohl? — Nimmer wieder ſehn? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! *Sie ergreift das Portrait.* Und dich ſollt' ich zurück laſſen? — *Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel los zu brechen.* O, daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreiſſenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — *Das Gemählde nach dem Monde wendend.* Ha, Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht, welch Heiligthum ſich dir eröffnete, als ſich mein

Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſank'ſt nicht? Entfloh'ſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken; und am Weg' gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — Ha Edler! — Meine Jugend! — meine goldne Tage! — Und du trägſt die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir wars frey in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles alles Eine Hoffnung — — Wo biſt du, Stella? — *Das Portrait anſchauend.* So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — *Sie zuckt mit dem Meſſer nach dem Gemählde.* Fernando! — *Sie wendet ſich ab, das Meſſer fällt, ſie ſtürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.* Liebſter! Liebſter! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter *kommt.*

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde ſind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäſche iſt aufgepackt. Vergeſſen Sie nicht Geld! —

Stella. Das Gemählde!

Bedienter nimmt das Meſſer auf, und ſchneidet das Gemählde von der Rahme und rollt's.

Stella. Hier iſt Geld.

Bedienter. Aber warum —

Stella einen Moment ſtillſtehend, auf und umherblickend. Komm! ab.

Saal.

Fernando. Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all' der ſchrecklichen Verworrenheit! — So kalt, ſo graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verſchuldet — — Und ſie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mir zu fordern? — Was iſt nun des Sinnes Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer ſchrecklicher! — — Sich die Stirn haltend. Wo's zuletzt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwey? Dieſe drey beſte weibliche Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir — Wenn ich klagen könnte, könnt' verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in ſtumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzeſt: „Was hab ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?“ — Cecilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich, um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! — Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreyfache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! —— Sie wird elend ſeyn! — Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? das Bewußtſeyn dein ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt? — Er nimmt eine Piſtole vom Tiſche. Doch, auf alle Fälle! — Er ladet.

Cecilie kommt.

Mein Beſter! wie iſt's uns? — Sie ſieht die Piſtolen. Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando legt ſie nieder.

Cecilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cecilie? Was willſt du, mein Weib?

Cecilie. Nenn' mich nicht ſo, bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und drum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen! Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cecilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando ſpottend. Kurz und gut?

Cecilie. Meinſt du, man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen, um zu verlaſſen, was man liebt?

Fernando. Cecilie!

Cecilie. Ich werfe dir nichts vor; und glaube nicht, daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verluſt, ich härmte mich ab, über das, was ich nicht ändern konnte: Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe, den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! Mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cecilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich!

Cecilie. Du ſollſt glücklich ſeyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen ſcheiden, ohne getrennt zu ſeyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich ſeyn, du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſeyn, und die meinen ſollen dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — Und ſo bleibſt du mein, biſt nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo, Fernando, gib mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſ't den Knoten nicht. Was du ſagſt, klingt ſchön, ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betrügſt, indem du die marterndſten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cecilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte? was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cecilie. Nun denn! — Und Stella? —

Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.

Cecilie. Wer betrügt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cecilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jetzo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ', als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cecilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund' hinzujammern? Geſchieden ſeyn von ihrer lieben Welt! — von dem, der ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibs? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreiſſeſt du das Zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schickſal! und Gott erbarme ſich euer! Er wirft ſich in einen Seſſel.

Cecilie tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand. Es war einmahl ein Graf —

Fernando will aufſpringen, ſie hält ihn.

Cecilie. Ein Deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlinn, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cecilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sclaverey erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſ'te ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreiſe! — zu ſeinem edeln Weibe! Und ſein Mädchen? — Er fühlte Menſchheit! — Er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wackre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, ſieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben ſeine Ritter, mit ſtolzer Ehre von ihren Roſſen ſich auf den vaterländiſchen Boden ſchwingend; ſeine Knechte abladend die Beute, ſie zu ihren Füßen legend; und ſie ſchon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, ſchon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beſchenkend — Edles, theures Weib, der größte Schatz iſt noch zurück! — Wer iſt's, die dort verſchleyert mit dem Gefolge naht? Sanft ſteigt ſie vom Pferde — — „Hier!“ — rief: der Graf, ſie bey der Hand faſſend, ſie ſeiner Frau entgegen führend, — „Hier! ſieh das alles — und ſie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halſe geſchloſſen, ſie hat den Winden befohlen, ſie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr ſchuldig? — Da haſt du ſie! — Belohn' ſie.“

Fernando liegt ſchluchſend, mit den Armen übern Tiſch gebreitet.

Cecilie. An ihrem Halſe, rief das treue Weib, in tauſend Thränen rief ſie: „Nimm alles, was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede ſoll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und, rief ſie an ſeinem Halſe, zu ſeinen Füßen: Wir ſind dein!“ — — Sie faßten ſeine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute ſich der Liebe, und ſein heiliger Statthalter ſprach ſeinen Segen dazu. Und ihr Glück, und ihre

Liebe faßte ſelig eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel, der du uns Engel ſendeſt in der Noth, ſchenk' uns die Kraft, dieſe gewaltige Erſcheinungen zu tragen! — — Mein Weib! —

Er fällt wieder zuſammen.

Cecilie eröffnet die Thüre des Cabinets und ruft: Stella!

Stella ihr um den Hals fallend. Gott! Gott!

Fernando ſpringt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cecilie faßt ihn. Stella! nimm die Hälfte deß, der ganz dein iſt — Du haſt ihn gerettet — von ihm ſelbſt gerettet — Du gibſt mir ihn wieder!

Fernando. Stella! Er neigt ſich zu ihr.

Stella. Ich faß' es nicht!

Cecilie. Du fühlſt's.

Stella an ſeinem Halſe. Ich darf? —

Cecilie. Dankſt du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella an ihrem Halſe. O Du! —

Fernando beyde umarmend. Mein! Mein!

Stella ſeine Hand faſſend, an ihm hangend. Ich bin dein!

Cecilie ſeine Hand faſſend, an ſeinem Halſe. Wir ſind dein!

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Perſonen.

Andraſon, ein humoriſtiſcher König.
Mandandane, ſeine Gemahlin.
Dieſelbe noch einmahl.
Feria, ſeine Schweſter, eine junge Witwe.
Mana,
Sora,
Lato,
Mela,
Hoffräulein der Feria.
Oronaro, Prinz.
Merkulo, ſein Cavalier.
Der Oberſte, ſeiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Aſkalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal,

im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora begegnen einander.

Mana.

Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freye Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Princeſſinn?

Sora. In ihrem Zimmer! Sie probirt mit der kleinen Mela einen Tanz, und läuft zu den Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr, woran man iſt. Sonſt wurden ſie Monathe lang voraus angekündigt, und wenn ſie ſich näherten, war alles in Bewegung; die Couriere ſprengten herbey, man konnte ſich ſchicken und richten. Jetzo, eh' man ſich's verſieht, ſind ſie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig das letztemahl hat er mich in der Nachtmütze überraſcht.

Sora. Darum warſt du heut' ſo frühe fertig?

Mana. Ich finde keine Luſt daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang'; ich denke gleich, es iſt wieder einmahl ein König oder ein Kaiſer, der ſeinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmahl iſt er nun gar zu Fuße. Andre laſſen ſich doch ins Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht ſo; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand trat er ſeine Reiſe an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theſeus Zeiten gelebt hat!

Ferla tritt auf, mit ihr **Mela.**

Ferla.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet iſt!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürſtinn. Die Gefahren und der üble Humor ſcheinen ſich beyde vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick ſprechen und dann gleich wieder fort.

Lato tritt auf.

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andraſon kommt.

Feria. Sey uns willkommen! Herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verlieſſeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Gora. Herr!

Andraſon. Gebietherinn!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt, daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana vor ſich. Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Gora. Hat das Orakel nichts gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar!

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahndungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lato vor ſich. Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andraſon. Daß ein ſchönes Kind Puncte über Puncte tüpfelt, nachſchlägt und ſucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu iſt? und ſo weiter, das find' ich wohlgethan.

Mela vor ſich. Er iſt ein Hexenmeiſter! Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts beſſers.

Andraſon. Aber wer ein poſitives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fällt zu kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt, was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführt werde —

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt: denn es geht ihm nichts ab; alles was die Götter einem Menſchen gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit kurzem unglücklicher Weiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schickſal! gib mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das hieße ſich deutlich erklären?

Lato. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſeh' und horche, und

es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. O!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lato. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

Alle. O! oh! Ey! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen Geſpenſt und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt, bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederhohlt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert
Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her,

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem
Verliebten vereinet:
Denn kommt Ruhe und Glück,
Fragender, über dein Haus.

Sora. Nein, das iſt nicht möglich!

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmahl ſehr ihrer poetiſchen Freyheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andraſon. Freylich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

Andraſon bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre

Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerin an, dieſes munter und angenehm zu machen; deßwegen ihnen überlaſſen bleibt die Stelle zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederholungen iſt, das Publicum mit dem Orakelſpruch recht bekannt zu machen.

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andraſon. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schooß legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein; helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird eh'ſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens und Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm gebiethen, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weiſer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier.

Feria. Möge alles zum beſten ausſchlagen! – Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte obthun; ich laſſe dir die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſchlechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich miſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. ab.

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andraſon. Thun, als ob das Orakel nichts geſagt hätte, mit meinem Uebel beladen wieder nach Hauſe gehn, und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpazieren, ſchlummert an Waſſerfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt zum Orakel zu thun; iſt's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem ſie großes Vergnügen findet, iſt, daß ſie Monodramen aufführt.

Mana. Was ſind das für Dinge?

Andraſon. Wenn ihr Griechiſch könntet, würdet ihr gleich wiſſen, daß das ein Schauſpiel heißt, wo nur eine Perſon ſpielt.

Lato. Mit wem ſpielt ſie denn?

Andraſon. Mit ſich ſelbſt, das verſteht ſich.

Lato. Pfuy, das muß ein langweilig Spiel ſeyn!

Andraſon. Für den Zuſchauer wohl. Denn eigentlich iſt die Perſon nicht allein, ſie ſpielt aber doch allein; denn es können noch mehr Perſonen dabey ſeyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Oreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeiſter, aber eigentlich ſpielt ſie für ſich, es bleibt ein Monodrama. Es iſt eben eine von den neuſten Erfindungen; es läßt ſich nichts darüber ſagen. Solche Dinge finden großen Beyfall.

Sora. Und das ſpielt ſie ganz allein für ſich?

Andraſon. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen iſt — denn es geht meiſtens etwas bunt her — wenn eine ſchreckliche Stimme aus dem Felſen oder durch's Schlüſſelloch zu rufen hat, ſolche wichtige Rollen nimmt der Prinz über ſich, wenn er da iſt, oder in ſeiner Abweſenheit ihr Kammerdiener, ein ſehr alberner Burſche; aber das iſt eins.

Mela. Wir wollen auch einmahl ſo ſpielen.

Andraſon. Laßt's doch gut ſeyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr ſpielen wollt, ſo ſpielt zu zweyen wenigſtens; das iſt ſeit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheidteſte geweſen. Nun noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bey den Göttern, ſondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Soza. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe, ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbey kommen, euch ſeine Ehrerbiethung zu bezeugen, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig ſeyn und ihm Quartier anbiethen; ihm anbiethen, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich in's Gebürge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttinn verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreyt.

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern, was Männer an ſich untereinander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehen! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

Sie beginnen einen lebhaften Tanz.

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meint ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht! Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

Sanſte Muſik.

Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor; womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem geholt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beydes eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

Zweyter Act.

Saal,

in Chineſiſchem Geſchmacke, der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana.

Nun das heiß' ich ein Gepäcke! der ganze Hof iſt voll Kiſten, Kaſten, Mantelſäcke und ungeheurer Verſchläge.

Sora *läuft an's Fenſter.* Wir werden ihm den ganzen Flügel des Pallaſtes geben müſſen, nur ſeine Sachen unterzubringen.

Mana. Es iſt abſcheulich, wenn Mannsperſonen reiſen, als ob ſie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten ſie ſich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen in's Bad gehen, der Schachteln, Käſtchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und ſich erlauben ſie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die ſie uns übel nehmen.

Ein Bedienter kommt.

Der Cavalier des Prinzen läßt ſich melden.

Mana. Führt ihn herein. Bedienter ab. Sieh zu, es hat ſich doch nichts an meinem Kopfputze verſchoben?

Sora. Halte! — Die Locke hier! — Er kommt.

Merkulo tritt herein.

Vollkommene Damen! Es ſind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich ſo glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonſt werden wir arme Diener meiſtentheils bey verdrießlichen Angelegenheiten vorgeſchoben, bey angenehmen Ereigniſſen ſtehen wir zurück; aber dießmahl erhebt mich mein Prinz über ſich ſelbſt, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reitze ſendet.

Mana. Sie ſind ſehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben ſo viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu ſehen.

Merkulo. Mein Fürſt iſt glücklich, daß er ſchon in der Entfernung Ihre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch ſeine Gegenwart Ihre Gunſt erhalten ſollte; ſo kann er ſich als den glücklichſten der Menſchen preiſen. Dürfte ich indeß Ihrer Prinzeſſinn nicht aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgeſtellt werden können. Sie hat uns befohlen, Ihnen dieſe und die anſtoßenden Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie Sich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben, daß ich unſere Geräthſchaften, deren freylich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo mit einer Verbeugung ab.

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig, was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. **Merkulo** voraus, der **Oberſte**, die **Wache**, ſodann **Trabanten**, welche

Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier **Mohren**, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgehen das Theater. Die Kaſten werden auf beyden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehen alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben:

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die andern ſind junge Edelleute, militariſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und loſe Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit Sich! Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der von nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen: allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reitze! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen; nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube?

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Characters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht ſo ſehr ſchätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das iſt ein Mann für uns! Wir gehen auch gar zu gern im Mondſchein ſpazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da iſt Eins zu bedauern, meine vortreffliche Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äuſerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor der Luft, und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freylich unter freyem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues halten die Leibärzte für höchſt ſchädlich, den Duft des Mooſes und der Quellen bey heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünſtungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den ſchönſten, wärmſten Mondnächten ſind die Mücken juſt am unerträglichſten. Hat man ſich auf dem Raſen ſeinen Gedanken überlaſſen, gleich ſind die Kleider voll Ameiſen, und die zärtlichſte Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne geſtört. Der Prinz hat durch ſeine Akademien Preiſe ausgeſetzt, um zu erfahren, ob dieſen Beſchwerden, zum Beſten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es ſind auch verſchiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber iſt bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden ſollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmliſchen Entzückungen aufgefahren iſt, erinnert einen das leidige Geziefer mit ſeinen Stacheln und krabligen Füßen gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwiſchen, meine ſchöne Damen, hat der Prinz, der ſeinen Genuß weder verſchoben noch unterbrochen haben will, den Entſchluß gefaßt, durch tüchtige Künſtler ſich eine Welt in der Stube zu verſchaffen. Sein Schloß iſt daher auf die angenehmſte Weiſe ausgeziert, ſeine Zimmer gleichen Lauben, ſeine Säle Wäldern, ſeine Cabinette Grotten, ſo ſchön und ſchöner als in der Natur; und dabey alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Reſſorts nur geben können.

Sora. Das muß ſcharmant ſeyn!

Merkulo. Und weil der Prinz ſo ſehr daran gewöhnt iſt, wie er denn in jedem Luſtſchloß ſeine Natur hat: ſo haben wir auch eine Reiſenatur, die wir auf unſern Zügen überall mit herumführen. Unſer Hof-Etat iſt mit einem ſehr geſchickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeiſter, Directeur de la nature, gegeben haben. Dieſer hat eine große Anzahl von Künſtlern unter ſich. Ein würdiger Schüler von ihm iſt dieſer Mann hier, der unſere Natur auf der Reiſe beſorgt, und den ich die Ehre habe Ihnen in dieſer Qualität zu präſentiren. Was uns allein noch abgeht, das ſind die kühlen Lüftchen. Die Verſuche davon ſind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch dieſem Mangel nächſtens abgeholfen zu ſehen.

Sora. Um Vergebung, was iſt in dem Kaſten da? Darf man's wiſſen?

Merkulo. Geheimniſſe, meine ſchöne Fräulein, Geheimniſſe! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimniſſe meines Herzens aufzulöſen, ſo daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichſten Glückſeligkeiten empfindſamer Seelen bey uns. In dieſem Kaſten ſind ſprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in dieſem iſt der Geſang, der lieblichſte Geſang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in dieſem größern iſt Mondſchein eingepackt.

Sora. Es iſt nicht möglich! Laſſen Sie's uns doch ſehen.

Merkulo. Es ſteht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß dieſe Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu ſetzen. Er ganz allein darf ſie fühlen: ich konnte Ihnen nur den groben Stoff ſichtbar machen.

Mana. O wir müſſen den Prinzen bitten, daß er uns die Maſchinen einmahl ſpielen läßt.

Merkulo. Um's Himmels willen laſſen Sie Sich nichts merken! und beſonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz ſeine Liebhabereyen nicht erkennen. Jeder Menſch, meine ſchöne Fräulein, treibt ſeine Liebhabereyen ſehr ernſthaft, meiſtens ernſthafter als ſeine Geſchäfte. Indeſſen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, ſo viel an mir iſt, zu befördern, und wollte Ihnen gern unſre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieſer eingeſchloßnen Natur übereinſtimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! Ein Bedienter kommt. Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunter laſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

Muſik.

Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als ſich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln ſich die Kaſten in Raſenbänke, Felſen, Gebüſche und ſo weiter. Der Kaſten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird ſorgen, daß das Ganze übereinſtimmend und reitzend ſey, und mit der verſchwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contraſt mache.

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie ſchön!

Sie beſehen alles auf das emſigſte ſo lange die Muſik fortdauert.

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern *künſtliche Natur* nennen wir das; denn das Wort *Natur*, merken Sie wohl, muß überall dabey ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Schatmant! Allerliebſt! das könnten Sie allenfalls auch von einer Florſchürze, von einem Häubchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es ſey was es wolle, ſehen Sie es ſteif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch, was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Waſſer, Geſtalten und Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein Bißchen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie Sich aber nur an's allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder, der dabey ſteht, ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht — daß die Sache einen beſondern Effect thut.

Mana. Mit allen dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freylich nahe mit einander verwandt. Dabey iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen!

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bey Sich?

Merkulo. Das nicht! Wir ſind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meiſtentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir ſchon gehört.

Merkulo. Ey! — Sehen Sie, meine Damen, das iſt eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unſern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, ſchon auf dem römiſchen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero —

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Merkulo. Es iſt wahr, er taugte von Haus aus nichts; war aber drum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte bloß Monodramen. Denn erſtlich ſagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unſerer Akademiſten über dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neuſten Werke, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwey Perſonen, Duodramen zu dreyen, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ey geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deswegen es auch manchmahl Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein: Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen, Sie ſollen recht lange bey uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bey uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß ſo eine Einladung aus einem ſo ſchönen Herzen käme! Es iſt aber leider eins der gewöhnlichen Hofkomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um ſich zu verſichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen ſchon allerley Scherze von unſrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten ſollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünſche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie ſein Herz, ſein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Liebreitz aus der ſanften Traurigkeit ziehen, in der er verſchmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das iſt juſt recht unſere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Jo, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübſche Melodie finden, ſingen wir ſie meiſt todt, daß ſie kein Menſch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O, deren haben wir verſchiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo ſingt.

Du gedrechſelte Laterne
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O Pfuy! das iſt gar nichts empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

Er ſingts auf die Melodie: *Monſeigneur voyez nos larmes*, und die Fräulein ſangen an mitzuſingen.

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

Merkulo und die Fräulein gehen ſingend ab.

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer ſanften Muſik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen ſich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in ſich ſelbſt verſunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Muſik einen Augenblick pauſirt, ſpricht:

Merkulo vor ſich.

Das ſind recht Homeriſche Sitten, wo die ſchönen Töchter des Hauſes ſich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Luſt, mich in's Bad zu ſetzen und mich abreiben zu laſſen.

Die Muſik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich ſehen, eilen ſie verdrießlich davon, und es bleiben:

Prinz und Merkulo.

Prinz. Geſegnet ſeyſt du, liebe Einſamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich ſeit dem Eintritt in dieſes Haus zwingen müſſen!

Merkulo. Das muß ich Euer Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmahl unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie Sich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht Langeweile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſeyn? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden, auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehen gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit in die Elyſäiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammen nimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden. Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe iſt z. E. was vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgeſpickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht ſolche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar ſeyn, wenn ich es nicht geſtände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebiether, bin ich ohnehin ſicher. Ihre fürſtliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an ſich, daß wir andern vor'm Einſchlagen ganz geſichert ſind.

Prinz. Iſt es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich ſeyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feyerlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlaſſen. Es iſt eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eigene Gefühle gewidmet ſind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauſpielen konnte das Feyerlichſte, Schrecklichſte bey hellem Tage und unter freyem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und ſchwarze Tücher läßt ſich nichts rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Piſtolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erſchießen Sie Sich nicht einmahl!

Prinz. Sey ruhig! Es ſchlägt eilfe. Es ſchlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar keinen feyerlichen Ton hat. Es klingt, als wenn man auf Blech hämmerte: mich könnte nun ſo etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichſten Faſſung bringen.

Die Muſik gibt einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.

Prinz. Schweige, Unheiliger! und entflieh!

Merkulo. Ab! ab.

Prinz.

Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterbliche Mädchen! das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die Geiſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beſeligen.

Die feyerliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Meiner hohen Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten ſäuſelſt du mir
In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deuteſt mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtätte!
Ach verzeih! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih dem flüchtigen!

Nach der Laube gekehrt.

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es ſchlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberey
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O! den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

Die Laube thut ſich auf, man ſieht ein Frauenzimmer darin ſitzen: ſie muß vollkommen an Geſtalt und Kleidung der Schauſpielerinn gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.

Prinz.

Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieſes Herz,
Geliebte, ſüße Freundinn!
Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.

Ach, in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich ſchaudernd mich verſchweben!

Ha! vor Wonne ſtockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Bruſt!

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieſes heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löſet auf die ſchöne Luſt!

Während der letzten Cadenz, da die Inſtrumente die Stimme zu lange nachahmen, ſetzt ſich der Prinz auf eine Raſenbank, und ſchläft endlich ein. Man gibt ihm verſchiedenemahl den Ton an, damit er einfallen und ſchließen möge; allein er rühret ſich nicht, und es entſteht eine Verlegenheit im Orcheſter; endlich ſieht ſich die erſte Violine genöthigt die Cadenz zu ſchließen, die Inſtrumente fallen ein, die Laube geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt ſich:

Ein Vorſaal.

Feria und die vier Fräulein.

Feria.

Mich dünkt, der Prinz pflegt ſeiner Ruhe ziemlich lange. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein Mann in unſerm Schloſſe ungeſtraft die Morgenröthe herbeygeſchlafen habe! Sind die Klappern bey der Hand und die Raſſeln? Wir wollen ihm ein Scharivari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unſre verhaßte Nebenbuhlerinn von ſeinen Augen peitſchen.

Lebhafter Tanz zu fünfen mit Caſtagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt **Feria** ſolo. Der **Oberſte** kommt, die Prinzeſſinn zu bitten, daß ſie des Prinzen Ruhe nicht ſtören möge, indem die **Wache** die Fräulein aufhalten will. Dieſe machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf, das Theater iſt wieder wie zu Anfang des Acts; **Merkulo** tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von ſeiner Raſenbank in die Höhe, ergrimmt und ſingt:

Ja ihr ſeyd's Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hofft' im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! Mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

Während der Arie begibt ſich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein:

Prinz und **Merkulo**.

Merkulo. Mein Prinz, faſſen Sie Sich.

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Schariwari!

Prinz. Ich will weg! dieſen Augenblick mich in die Einſamkeit des Gebirges verlieren.

Merkulo. Was wird die Prinzeſſinn, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken ſie doch auch nicht, wen ſie vor ſich haben. Ohne das mindeſte Gefühl für das Hohe, Ueberirdiſche meiner Stimmung, raſſeln ſie mit knirſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geſchäftig, ein Dejeuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenſtern mit Bratwürſten in der Hand und einem vortreflichen Glas Cyperwein bewillkommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Geſicht im Glanz der erſten Morgen-Sonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genieſt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entſchließungen ſind raſch und feſt.

Merkulo vor ſich. Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's ſchärfſte dieſes Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. ab.

Vierter Act.

Andraſons Schloß,

eine rauhe und felſige Gegend, Höhle im Grunde.

Mandandanens Kammerdiener als Arkalophus tritt auf mit einem Reverenz, und ſpricht den Prologus.

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier iſt Plutons Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch ſtelle,
Das ich zuerſt bedeuten muß,
Ich nenne mich Arkalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge iſt hier unten neu:
Denn eh'mahls war Elyſium dadrüben.

Die rauhe Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben ſo dabey. —

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elyſium zu ſchön.
Man ſprach ſo lang', bis daß der ſeltne Guſto ſiegte,
Und Pluto ſelbſt den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu ſehn.

Da ſchleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Siſyphus mit eingeſchloſſen,
Raſtlos geſchunden und verdroſſen,
Gar manches ſchöne Berg und Thal
Zuſammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müſſen die ewigen Felſen jetzt!
Und gält's tauſend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht geſetzt.

Um Eins nur iſt es Jammerſchade,
Um's ſchöne Erdreich in Elyſium!
Aber es iſt keine Gnade,
Wir gehn damit ganz ſündlich um.
Sonſt dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! ſechs Meilen herum ſind keine

Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht
ſatt;
Damit verſchütten wir den Boden,
Wo das weichſte Gras,
Die liebſten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannigfaltigen willen.
Ein friſcher Wald, eine feine Wieſe,
Das iſt uns alles alt und klein;
Es müſſen in unſerm Paradieſe
Dorn und Diſteln ſeyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elyſiums die ſchönſten Bäume aus,
Und ſetzen ſie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal ſeyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine ſchöne Schal' ein.
So verſtecken wir zum Exempel,
Einen Schweinſtall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, verſteht mich ſchon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' iſt, wenn ein Fremder drin ſpaziert,
Daß alles wohl ſich präſentirt;
Wenn's dem denn hyperboliſch dünkt,

Poſaunt er's hyperboliſch weiter aus.
Freylich der Herr vom Haus
Weiß meiſtens wo es ſtinkt.

Wie ich alſo ſagte, unſre Elyſiſche Bäume
Schwinden wie Elyſiſche Träume,
Wenn man ſie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen ſtill:
Denn in einem Park iſt alles Prunk;
Verdorrt ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! ſagen ſie, da ſeht die Spur,
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider ſtark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte
Weimuthsfichten, Babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbögen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kiosken, Tings,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und einem Bogen von Hängewerk,
Die iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn erſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.
Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communication wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice verſa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon;
Doch leider Acheron und Periphlegeton
Speyen ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſcheidten Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Plutons ſchönes junges Weib
Geht gewöhnlich hieher ſpazieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bey den armen Todten

So ſchöne Gegenden, wie auf Siciliens Boden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach lieſen wir weit;
Holzbirn, Schlehen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bey uns gedeiht.

Zwey höfliche Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.

Drum hab ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und brüte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde kleben,

Er macht alles zurechte wie er's ſagt.

Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königinn vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. ab.

Vorbereitende Muſik, ahndend ſeltene Gefühle.

Mandandane

als

Proſerpine.

Halte! halt' einmahl, unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nicht vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die liebe Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter du des Jupiters,
Wie tief biſt du verloren! —
Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,

Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupt unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederhohlen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen aufleſ't,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooſe fallen ließ,
Ihr ſteht und ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orcus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott!
Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde,
Muſt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königinn hier!
Königinn?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück,
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttinn! Königinn!
Selbſt Sklavinn des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Irions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue
Der armen Danaiden Geſchäftigkeit!
Leer und immer leer,
Nicht Einen Tropfen Waſſers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Waſſers in ihre Wannen!

Leer und immer leer!
Ach ſo iſt's mit dir auch, mein Herz!
Woher willſt du ſchöpfen? — und wohin —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg iſt nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer liſpelnden Wohnung,
Rauſcht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Luſt
Der Seligkeit Fülle. —

Iſt's auf ſeinen düſtern Augenbraunen,
Im verſchloſſenen Blicke?
Magſt du ihn Gemahl nennen?
Und darfſt du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffneteſt du ſein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußteſt,
Es werde ſich wieder auf ewig verſchließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und ſetzte ſie neben ſich
Auf ſeinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du;
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde.
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin. —

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht,
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beſchwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter iſt! —

Vater der Götter und Menſchen!
Ruhſt du noch oben auf deinem goldnen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobſt,
In deinen Händen mich ſcherzend
Gegen den endloſen Himmel ſchwenkteſt,
Daß ich kindiſch droben zu verſchweben bebte?
Biſt du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau

Des feuerdurchwebten Himmels.
Hier! hier! — —

Leite ſie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus dieſem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder
Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle.

O du hörſt mich
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreyt von langer, ſchwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Fels, nicht Moos mehr;
Dieſe Berge
Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieſes welke Blatt,
Es lebt noch,

Harre

Harrt noch
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam! ſeltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war —

Sie bricht den Granatapfel ab.

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergeſſen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertaumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmliſchen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward! —

Sie ißt einige Körner.

Labend! labend!

Wie greift's auf einmahl
Durch dieſe Freuden,
Durch dieſe offne Wonne,
Mit entſetzlichen Schmerzen,
Mit eiſernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum ſchafft
Die erſte Freude hier mir Qual?
Was iſt's? was iſt's? —
Ihr Felſen ſcheint hier ſchrecklicher herabzuwinken,
Mich feſter zu umfaſſen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schooſe des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen,
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen unſichtbar.

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn:
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer:
Königinn, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verfluchte die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königinn!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen konnte!
O wäre der Kocyt nicht euer ewig Bad,
Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königinn,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal!
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir!
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königinn!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haſſ' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haſſ' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königinn!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!

Rufe die Qualen aus Stygiſchen Nächten empor!
Sie ſteigen deinem Wink entgegen,
Nicht meine Liebe.
Wie haß' ich dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schickſal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer! unſer! hohe Königinn!

Andraſon erſcheint bey den Worten: Abſcheu und Gemahl ꝛc. **Mandandane** richtet die Apoſtrophe an ihn, und flieht vor ihm mit Entſetzen. Er erſtaunt, ſieht ſich um, und folgt ihr voller Verwunderung.

Fünfter Act.

Vorſaal.

Mana. Sora. Lato. Mela.

Sora.

Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun, und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt' es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich an, und guckte durch einen Riß in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was ſahſt du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns ſo unempfindlich blieb, ſo verachtend von uns wegging!

Lato. Ach! er iſt ein ſchöner Geiſt von der neuen Sorte, die ſind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt ſeine Geliebte mit ſich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ey wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufſpürte! In dem verfluchten Kaſten, in der geheimnißvollen Laube ſitzt ſie. Mich wundert nur, wie ſie ſich mag ſo herumſchleppen laſſen, ſo ſtille ſitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleſeln getragen!

Mela. Wie ſieht ſie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide ſehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entſtand ein Geräuſche; da ruſcht' ich fort.

Lato. O laßt uns ſehen!

Mana. Wenn ſich's nur ſchickte!

Sora. Es iſt ja Nacht, kein Menſch wird es erfahren. Ich habe ſchon den Hauptſchlüſſel. Nun ſpielt mit der Wache hübſch die Mädchen.

Muſik.

Die Frauenzimmer ſpielen unter ſich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und ſehen zu; ſie rufen einander herbey, endlich miſchen ſie ſich in die Spiele. Die Fräulein thun erſt fremd, dann freundlich, endlich bringen ſie Wein und Früchte; die Jünglinge laſſen ſich's wohl ſchmecken. Tanz und Scherz gehe fort, bis die Wache anfangt ſchläfrig zu werden; ſie taumeln hin und her, zuletzt in die Couliſſen, und die Mädchen behalten das Feld.

Sora. Nun friſch ohne Zeitverluſt in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reiſſen, ihre Schande zu unſerm Triumph offenbaren! Alle ab.

Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert ſich in die Waldſcene Nacht ohne Mondſchein Um die Laube iſt alles düſter und ſtille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin ſie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie eröffnen die Laube, leuchten ſtarrend hinein, und fahren zurück.

Sora. Was iſt das? Mandandane!

Lato. Ein Geſpenſt oder Andraſons Gemahlinn!

Mela. Eine Maske. Was ſteckt darunter?

Sie nähern ſich wieder allmählig.

Mana. Wir wollen ſie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt ſich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte es ſteckt Zauberey dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehen.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's aufführt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora die es anrührt und zurück fährt. Ha!

Mana. Was gibt's?

Mela. Es iſt wahrlich lebendig! Sollt' es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato indem ſie ſich immer weiter entfernt. Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an.

Sora die ſich furchtſam nähert. Wer du auch ſeyſt, ſeltſame unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gib uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Hierſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' eins hin und nehm' ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andere nach ſich, bis zur Laube.

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor an's Theater; ſie gehen drum herum, machen allerley Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrey.

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgeſtopfte Nebenbuhlerinn!

Lato. O ein ſchönes Gehirn!

Sora. Wenn ſie eben ſo ein Herz hat.

Mana. Die ſoll uns nicht umſonſt vexirt haben. Auskleiden ſoll man ſie und in den Garten ſtellen, die Vögel damit zu ſcheuchen.

Lato. So was iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es iſt doch ein ſchönes Kleid.

Mana. Man ſollte ſchwören, es gehöre Mandandanen.

Mela. Ich begreiſe nicht, was der Prinz mit der Puppe will.

Sie verſuchen an der Puppe verſchiedenes, endlich bringen ſie aus der Bruſt einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geſchrey.

Sora. Was iſt in dem Sack? laßt ſehn, was iſt in dem Sack?

Mana. Häckerling iſt drin, wie ſich's anfühlen läßt.

Sora. Es iſt doch zu ſchwer —

Lato. Es iſt auch etwas feſtes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt ſehn!

Andraſon kommt.

Ihr Kinder, wo ſeyd ihr? Ich ſuch' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommſt eben zur gelegenen Zeit! Da ſieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana ihm den Sack zeigend. Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon auffahrend. Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andraſon aus tiefen Gedanken. Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzuckt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt! —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiſlich Geſpenſt
von ſchönen Händen entgeiſtert.

Sora. Nichts kann klärer ſeyn!

Andraſon.

Und der leinene Sack ſein Eingeweide gibt her.

Nun aufgemacht ihr Kinder, laßt uns vor allem ſehn, was der enthält!

Sie binden ihn auf, und wie ſie ihn umſchütteln, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermiſcht heraus.

Andraſon. Gebt Acht, das werden Zauberbücher ſeyn. Er hebt eins auf. Empfindſamkeiten!

Mana. O gebt's her!

Die andern haben indeſſen die übrigen Bücher aufgehoben.

Andraſon. Was haſt du? Siegwart, eine Kloſtergeſchichte in drey Bänden.

Mana. O das muß ſcharmant ſeyn! Gib her, das muß ich leſen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müſſen wir kennen lernen.

Sora. Da iſt ja auch ein Kupfer dabey!

Mela. Das iſt gut, da weiß man doch, wie er ausgeſehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht intereſſant ausgeſehn.

Es bleibt den Schauſpielern überlaſſen, ſich hier auf gute Art über ähnliche Schriften luſtig zu machen.

Andraſon. Eine ſchöne Geſellſchaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andraſon. Laßt ſehn! Iſt das alles? Er wendet den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Häckerling heraus. Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sora. O laßt ſehn!

Andraſon. Die neue Heloiſe — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig ſeyn.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet's zu.

Mane. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt; wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Andraſon. Es iſt zu eurem Beſten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt wahrlich zu euerm Beſten. Nur in's Feuer damit!

Mana. Laßt ſie nur erſt der Prinzeſſinn ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit! *Nach einer Pauſe.* Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh'! ich ſeh', die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andraſon. Hört, was das Orakel ferner geſagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Daß von dieſer lieblichen Braut die Rede ſey, das iſt wohl keine Frage mehr. Wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, das ſeh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, das iſt klar, und das iſt unſere Sache!

Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geſchehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gehörige Poſitur geſetzt.

Sora. Ich verſtehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen mit ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einſiehſt.

Mana. Nun, ſo ſeyd nicht ſo geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchöne Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talismann ſteckt, daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſtopfte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabſteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinene Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken und der Mitwirkung der Götter für's Folgende gewiß ſeyn.

Mana. Andraſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd.

Andraſon. Ein ſeltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bey uns an?

Andraſon. Laßt's euch ſagen und klagen, meine liebe Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hauſe. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu ſehen, wurde immer größer bey mir: Ich fühlte mich ſchon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abweſenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hinein trete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrauſe, ein Getöne, Rufen, hohles Anſchlagen und eine Wirthſchaft durcheinander, daß ich nicht anders dachte, als der wilde Jäger ſey bey mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich ſchreyen und rufen, als wenn ſie unſinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finſter wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenſchaft und mit entſetzlichen Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheuſal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie verſteint daſtehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gotteswillen, was war ihr denn?

Andraſon. Wie ich's beym Licht beſah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz curios ſeyn.

Andraſon. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit ſagen: ſie iſt mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hieher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch-theatraliſchen Wuth ein Bißchen erhohlt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerley um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmahl zu ſehn; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeyn, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammen zu bringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria kommen.

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine recht unvermuthete Freude. — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt das ſein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? was iſt das?

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andraſon vor ſich. Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben dieſe ausgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Göttinn, die ſeine vollkommene Anbethung hat.

Mandandane. Es iſt Verleumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem ſchalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bey mir findet. — Ihn mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, heißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen: daß er euer Andenken ſo werth hält, und euer Bild überall mit ſich herum trägt, um ſich mit ihm wie mit Euch ſelbſt zu unterhalten.

Andraſon leiſe zu ihr. Halte dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! ſollte ſein Andenken ſo eine erlogene, abgeſchmackte Nahrung brauchen; ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſeyn; er würde nicht mich, ſondern eine Wolke lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu modeln Belieben trüge.

Andraſon. Wenn du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt.

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo ſollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Andraſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

Die Mädchen ſetzen indeſſen die Puppe wieder in die Laube.

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechſten ſpielen!

Andraſon. Das iſt außer aller Art.

Sora. Ihr ſeyd ein Deutſcher, und auf dem Deutſchen Theater geht alles an.

Andraſon. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Menſch woran er iſt.

Sora. Das geſchieht ihnen oft.

Andraſon. Sie könnten denken, wir wollten ſie zum Beſten haben.

Sora. Würden ſie ſich ſehr irren?

Andraſon. Freylich! denn eigentlich ſpielen wir uns ſelber.

Sora. Ich habe ſo etwas gemerkt.

Andraſon. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht, wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuſchauer Geduld und dieſem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen ſollen.

Sechſter Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz

auf dem Raſen liegend.

Merkulo vor ſich. Der Beſuch beym Orakel iſt meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, ſo iſt er jetzt außer ſich. Könnt' ich ſeinen Schmerz nur zu Worten bringen! Zum Prinzen. Theuerſter Herr! Hat die kurze Abweſenheit Ihr Herz ſo gegen mich zugeſchloſſen, daß Sie mich nicht würdigen, der Vertraute Ihres Schmerzes zu ſeyn, da ich ſo oft der Vertraute Ihres Entzückens geweſen bin?

Prinz. Ich verſtehe nicht, was ſie ſagen — und doch iſt mir's, als wenn die Götter etwas großes über mich verhängten. Mein Gemüth iſt von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausſpruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte ſind zweydeutig, und was mich am meiſten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zuſtand ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bath ſie, mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe ſtürmiſche Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes Tantaliſche Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich erſättiget werden würde? wann ich für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtättigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies. *Er giebt ihm eine Rolle.*

Merkulo lieſt.

Wird nicht ein kindiſches Spiel
vom ernſten Spiele vertrieben,

Wird dir lieb nicht und werth, was du beſitzend nicht haſt;
Gibſt entſchloſſen dafür, was du nicht habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein antithetiſches Orakel!

Er lieſ't weiter:

Was du thöricht geraubt, gib du dem Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.
Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Fürchte Tantals Geſchick hier und über dem Fluß.

Prinz. Warum mußt' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederhohlen, Anmerkungen machen rc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.

Merkulo. Bey dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie Sich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. *Gegen die Laube gekehrt.* Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freylich laſſen ſich allenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz.

Es iſt allzugrauſam!
Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.

Ich verliere dieſe Freuden!
Mir verſchwindet dieſes Licht!

Merkulo vor ſich.

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und ſie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weit beſſer zu erquicken
Gibts noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es iſt ein entſetzlicher Entſchluß, der in meiner Seele ſich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf und abſteigen, die mir dieſen Entſchluß bald zu erleichtern, bald zu erſchweren ſcheinen! — Laß mich allein, und ſey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieſes Hauſes zuſammen zu rufen: denn was ich thun will, iſt eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Beſter Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht.

Merkulo im Weggehen umkehrend. Noch eins! Andraſon iſt wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andraſon!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durcheinander gehn, zurechte zu legen. Merkulo ab.

Prinz allein, nach einer Pauſe.

Faſſe dich: entſchließe dich: denn du mußt! — Weggeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich weggeben! Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maſke vor dem Geſicht ſitzt drein. Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff' ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureiſſen! und doch! — Er fährt zuſammen und von der Laube weg. Was iſt das in mir! wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehn? Zum erſtenmahl fühl' ich den Zug, der mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich verringern! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſt's möglich? in meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: du kannſt, du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! Er geht auf ſie los. Geliebteſte! Er wendet kurz wieder um. Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt nicht hier! In fremden Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit — Mir iſt's, als wenn du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O ihr Götter! die ihr ſo grauſam ſeyd, welche ſeltſame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das ſo erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! von Ungefähr iſt Andraſon nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und ihr, himmliſche Geiſter, gebt euerm folgſamen Sohn aus den Weiten der Welt neues unbekanntes Glück! Er ruft: Merkulo!

Merkulo kommt.

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zuſammen rufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſeyn! Merkulo ab.

Der Prinz verſchließt die Laube. Unter einer feyerlichen Muſik kommen, der Oberſte, die Wache, das ganze **Gefolge**, nach ihnen die **Fräulein**, alles ſtellt ſich zu beyden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen **Feria**, und **Andraſon** mit **Merkulo**. Die Muſik hört auf.

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beſte Hälfte des Weibes, das du liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich ſie dir zurück. Nimm als ein Heiligthum wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon laut. Was ſoll das heißen? Vor ſich. Was wird das geben?

Prinz eröffnet die Laube, man ſieht Mandandane ſitzen. Hier erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt?

Prinz. Dieß ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. Er greift nach dem Schwert, Zenia hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr. Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! Nach einem Augenblick, ſtille vor ſich. Ich erſtaune! Wieder entbindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir gütige Götter! Laut. Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt die Zauberey oder eine andere geheime Kraft, die der Menſchen Sinne zwieſpaltig mit ſich ſelbſten macht. Was ſoll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schwur. Dieſe nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig beſitze.

Prinz. Wie?

Andraſon. Bringt ſie her!

Die Sklaven ab.

Prinz. Sollte ich nach ſo viel Leiden noch glücklich werden können?

Andraſon. Vielleicht thun hier die Himmliſchen ein Wunder, um uns beyde zur Ruhe zu bringen. Laß uns dieſe beyde als Schweſtern betrachten, jeder darf Eine beſitzen, und jeder die ſeinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andraſon. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte.

Die Mohren heben den Seſſel aus der Laube und ſetzen ihn an die linke Seite des Grundes.

Mandandane im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andraſons Hals. O Andraſon!

Andraſon der ſie nicht aufſtehn noch die Maske abnehmen läßt. Still Püppchen! Stille, Liebchen! Es naht der entſcheidende Augenblick!

Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf ſie los und fällt vor ihr nieder.

Prinz. Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's! Seligkeit thauet herab!

Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber geſetzt. Hier muß die Aehnlichkeit weder dem Zuſchauer noch Illuſion machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf angeſehen iſt.

Andraſon. Komm und gib mir deine Hand! aller Groll höre unter uns auf, und feyerlich entſag' ich hier dieſer zweyten Mandandane,

dane, und vereine ſie mit dir auf ewig! Er legt ihre Hände zuſammen. Sey glücklich! Vor ſich, mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht, wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauber-Strudel hingeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. Zu Mandandanen. Verzeih' und leb' wohl! Auf die Puppe deutend. Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht.

Mandandane
Die die Maske abwirft, zu Andraſon.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Puppe.

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt, ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!

Himmel und Erde ſcheint uns Ekel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane zu Andraſon.

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz zur Puppe.

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand.

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, mehr hervortretend gegen die Zuſchauer, und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

Ein großes Ballet zum Schluſſe.

Die Vögel.

Nach dem Ariſtophanes.

Perſonen.

Treufreund, als Scapin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

Waldiges felſiges Thal

auf einem hohen Berggipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut

von der einen Seite oben auf dem Felſen.

O gefährlicher Stieg! o unglückſeliger Weg!

Treufreund auf der andern Seite in der Höhe, ungeſehen. Still! Ich hör' ihn wieder. — Houp!

Hoffegut antwortend. Houp!

Treufreund. Auf welche Klippe haſt du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund.

Hoffegut. Ich ſtecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelaſſen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betrügriſchen Moos ſchwindl' ich am Abhang des Felſens.

Treufreund. Immer ruhig! — Mach dich herunter! Da ſeh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur ſachte! Ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege ſchon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben.

Hoffegut *auf der Erde liegend.* O daß den böſen Verführer, den landſtreicheriſchen Geſellen, den wagehalſigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was ſchreyſt du?

Hoffegut. Ich verwünſche dich!

Treufreund *den man oben auf dem Felſen auf allen Vieren erblickt.* Hier iſt der Muſcus cyperoides polytrichocarpomanidoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier iſt der Lichen caneſcens pigerrimus, welch' eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir ſind alle Gebeine zerſchellt.

Treufreund. Siehſt du, was die Wiſſenſchaft für ein Nothanker iſt! in den höchſten Lüften, auf den rauhſten Felſen findet der unterrichtete Menſch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte, du müßteſt im tiefſten Meersgrund' ein Conchiliencabinet zuſammenleſen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Iſt dir's nicht wohl? Es iſt ſo eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich ſpür's am Athem!

Treufreund. Haſt du dich umgeſehen? Welche treffliche Ausſicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du biſt wie ein Stein —

Hoffegut. Wenn die Kälte ausſchlägt! ich ſchwitze über und über.

Treufreund herunter kommend. Das iſt heilſam; und ich verſichre dich, wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte, wir wären wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nächſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, gerad auf, aber ein Paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund hebt ihn auf. Nu, nu, du hängſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O müß' es allen denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind.

Treufreund. Faß' dich, faß' dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu ſchmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. Solange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer daran wie wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rennen und was tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund gegen die Zuſchauer. Unſere Geſchichte iſt mit wenigen Worten dieſe: Wir konnten's in der Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, ſo kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir ſchränkten uns auf alle mögliche Weiſe ein, und konnten niemahls auskommen. Wir lebten gern auf unſere Weiſe, und konnten ſelten eine Geſellſchaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir ſehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Weg' vortrefflich verbeſſert.

Treufreund. Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienſte bleiben in den neuern Zeiten ſelten verborgen, es gibt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieſes überhobenen Bergs ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden iſt, und dem wir deßwegen große Kenntniſſe zuſchreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Criticus. Er ſitzt den Tag über zu Hauſe, und denkt alles durch, was die Leute geſtern gethan haben, und iſt immer noch einmahl ſo geſcheut, als einer, der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen, daß er alle Städte, obwohl nur bey Nacht, wie der hinkende Teufel, wird geſehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unſer Leben zubringen mögen. Sieh doch, ſieh, das ſchöne Gemäuer dahinten! Iſt's doch, als wenn die Feen es hin gehext hätten.

Hoffegut. Entzückſt du dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Iſt niemand zu Hauſe?

Papagey tritt auf und ſpricht ſchnarrend. Herren! meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier oben aufzuſuchen.

Hoffegut. Und haben faſt die Hälſe gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht, um die Bekanntſchaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen ſeyn. Wenn er gleich kein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern, wenn man ihn beſucht.

Treufreund. Sind Sie ſein Diener?

Papagey. Ja, ſo lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie iſt denn Ihr Nahme?

Papagey. Man heißt mich den Leſer.

Treufreund. Den Leſer!

Papagey. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das iſt mir ſehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir ſind von allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondere Liebhabereyen?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bey Tag und Nacht kann ich ſtehen und ihnen zuhören, und ſo entzückt ſeyn, ſo ſelig ſeyn, daß ich manchmahl meine, die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern Seite; wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's beym Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier eben leben laſſen, und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagey. Das hilft nichts, wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſollet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagey. Das geſchieht auch, ſo lang's möglich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe findt er ſo delicieux wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabilirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er iſt nun einmahl Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in ſeiner Wüſte, und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde daran zu Hunderten in der Luft herum ſängen; da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen!

Papagey. Ach, wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun ſo macht, daß ihr von ihm los kommt.

Papagey. Wie ſoll ich's anfangen?

Hoffegut. Gibt er euch denn ſo gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen ſelbſt ſuchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe freſſen könnte; das iſt alles, was er von ſeinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der ſo einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur ſtille, ſtille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen ſtört, da iſt er ſo unartig als wie ein Kind; ſonſt iſt er ein recht geſetzter Mann. Doch ich höre, daß er eben von ſeinem Mittagsſchläfchen erwacht, ſich ſchüttelt; da iſt er am freundlichſten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier ſind ein Paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel iſt bedeckt, es wird euern Augen nichts ſchaden.

Schuhu tritt auf.

Ueber was verlangen die Herren mein Urtheil?

Treufreund. Nicht ſowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das iſt eben recht ſeine Sache. Ich habe noch nicht geſehen, daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Naſe auf's beßre geſtoßen hätte.

Schuhu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit Leuten ſpricht, die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß.

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen, wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt, daß ich ihm ſeine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen, wie er ihnen hätte ſollen ſchärfere Flügel, rüſtigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befänden, als da, wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher dienen. Seyn Sie verſichert, kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das Schlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verbothen, und wenn wir es ja einmahl doch probirten, wurden wir für unſere gute Meinung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu! He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut!

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinſen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahre.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthuſiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geſchrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem frey gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftſteller?

Treufreund. Ey wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freylich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beytragen können, ſo ſorgen Sie, daß wir beſſer bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter nicht gleich ſo gräßliche Geſichter ſchnitten, wenn man ſich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zuſtande eines unverheiratheten wohlgeſinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuſter noch Schneider, weder Fleiſcher noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir ſelbſt ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmahl gewußt habe, ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen ſeyd?

Treufreund. Wie ſo?

Schuhu. Wo finde ich Worte, die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonſt habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was ſchlimmer iſt, abſcheulich! und was ſchlimmer iſt, gottlos! und was ſchlimmer iſt, abgeſchmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erſtiegen.

Schuhu. Für euch iſt kein Weg als in's Zucht- oder in's Tollhaus. ab.

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht ihr, ihr Herren? Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute, und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am wenigſten vertragen können.

Papagey. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht ſein Neſt aus Quark,

Hoffegut. Oder dem Guckguck, denn er legt ſeine Eyer in fremde Neſter.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagey. Ach meine Leiden ſind viel grauſamer! es ſind Seelenleiden. Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſchon finden. Ich dächte, ihr rettetet indeß die Hausehre und gäbt uns was zum beſten.

Papagey. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſeyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun ſollt ihr ſie hören, meine lieblichen, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude umkränzende Sängerinnen.

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, auffpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, du Gaſt der friſchgeflügten Erde, laß deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger! heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufreund. Gibt's keine Heidelbeere, Himbeere, Mehlbeere, Brombeere hier oben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen könnte?

Papagey. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Huldinn, die Beſeelerinn der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! belebe mit Wolluſt jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmahl in's Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdrehen, wenn ſie aufhören ſoll.

Nachtigall hinter der Scene, eine lange zärtliche Arie nach Belieben.

Papagey. Brav! brav! Das iſt ein Ausdruck! eine Mannigfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's, als wär' ich in der Deutſchen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme, ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was humoriſtiſches in ihrem Geſange.

Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt, und zuletzt Bewegungen macht, wie einer der tanzen will.

Papagey. Um Gottes willen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das einzige, was ich von der Muſik höre; da fährt's einem ſo recht in die Beine.

Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für ſich zu tanzen.

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schuhu kommt und ruft:

Schuhu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

Treufreund kriegt den Schuhu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! bravo! — Hinter der Scene entſteht ein Getümmel.

Hoffegut. Was hör' ich? welch ein Geſchrey? welch ein Geräuſch?

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre piepſen und kraſſen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel kommen nach und nach herein.

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Criticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger ausgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich unter einander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's hüpft, ſcheut, und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke von ſcheuslichen Kreaturen! welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir die Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt du mir das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt du mir darum ſolche Lehren gegeben? mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahr alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäſſig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt du mir nicht eine brave, niedliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — und nun ſoll ich ſo ſchändlich untergehen! Hätt' ich das eh' gewußt, ich hätte mir wollen mein Bißchen junges Leben zu nuße machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnäbel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frey, drücke den Schlapphut in's Geſicht, und wehre dich mit dem Ermel. Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's! unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweyter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe;
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner ſie dem andern gönnend,
Um die vielgeliebten Augen;
Schlänkert die geliebten Biſſen
Sie gemächlich zu verſchlucken!
Jagt euch um die Leckerbiſſen!
Selig wer den Fraß verſchlingt!

Hoffegut. Wer wird ſich der Menge entgegen ſetzen?

Treufreund. Freylich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verſchanzungen. Hier, mein Freund, iſt das Rüſt- und Zeughaus unſers alten großglasäugigen Criticus. Dieſe Geräthſchaften und Waffen ſind uns gerade willkommen. Hier iſt ein Ballen, noch einer, und noch einer.

Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beyden Freunden herausgeſchafft, und eine Art von Feſtung aufgebaut. An den Ballen kann auſſen angeſchrieben ſtehen, aus welchem Fache die Bücher ſind.

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recenſirt hat! Hier ſind die großen Lexica, die großen Krambuden der Litteratur, wo jeder einzeln ſein Bedürfniß pfennigweiſe nach dem Alphabet abhohlen kann! — nun wären wir von unten auf geſichert, denn jene verfluchten kleinen Kröten ſcheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt' hier! halt' feſt.

Hoffegut. Was ſoll ich weiter hohlen? Es geht verflucht langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur ſtill, das iſt Homeriſch.

Die nachbenannten Geräthſchaften müſſen coloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Dintenfaß.

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Criticus alles junge Geziefer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogner macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perücken ſchießt — und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Dintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit dem erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemeſſen ſind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Papagey. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweyter Vogel. Er hat ſie eingeführt, er muß mit ihnen ſterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

Sie hacken auf den Papagey und treiben ihn fort.

Treufreund. Sie ſcheinen getheilt. Man muß ſie nicht zu Athem kommen laſſen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Dieſe Nation iſt in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Honnetetät am erſten betrügen kann. Ich werde dieſe Stöcke wegwerfen, wirf die Peitſche aus der Hand! Siehſt du, wie ſie Acht geben und ſich verwundern?

Hoffegut. Ich ſehe, wie ſie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entäuſsere mich dieſer Feder, ich ſetze das Dintenfaß bey Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt du raſend?

Treufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am erſten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines groſsen Mannes ihm alle ſeine Feinde verſöhnt?

Hoffegut. Wenn ſie Narren ſind.

Treufreund. Das iſt eben, was wir verſuchen wollen.

Hoffegut. Nun ſo mach deine Sache!

Treufreund tritt vor. Nur einen Augenblick euern raſchen, auf unſer Verderben gerichteten Entſchluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! die ihr vor andern eures Geſchlechts ſo ausgezeichnet ſeyd, daß ihr nicht bloß mit Gekraſſe und Geſchrey in den Lüften hin und her fahret; ſondern durch die himmliſche Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu verſammeln und gemeinſchaftlich zu handeln vermöget! Großes Geſchenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vornehmen, kann uns der gröſte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig iſt, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören; die, bekannter mit uns verborgenen Umſtänden, unſerm raſch gefaßten Entſchluß eine beſſere Richtung zu geben wiſſen.

Erſter Vogel. Er ſpricht gut.

Zweyter Vogel. Ganz allerliebſt!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es iſt, als wenn ein Franzos unter die Deutſchen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt ſie nicht reden! folgt euerm Entſchluß! Wer Gründe anhört, kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut zu Treufreund. Es wird dir nichts helfen.

Treufreund. Gib nur Acht wie ich pfeiſſe. Zu den Vögeln. Ihr ſeyd in Gefahr, euch ſelbſt einen groſen Schaden zu thun, indem ihr eure nächſten Verwandte und beſten Freunde aus Mißverſtändniß zu tödten bereit ſeyd.

Erſter Vogel. Mit keinem Menſchen ſind wir verwandt noch Freund. Ihr ſollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freylich, das ganz unwahrſcheinliche vorauszuſehen und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir ſcheinen euch feindſelig hier zu ſeyn, und ſind die beſten, edelſten, uneigennützigſten von euern Freunden, ſind keine Menſchen, ſind Vögel.

Zweyter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverſchämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir ſind in der Mauſe; wir haben ſie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geſchlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer vom Südpole haben uns mitgebracht. Dieſes iſt der Otahitiſche Miſtfinke, nach dem Linne' Monedula ryparocandula; und ich bin von den Freundsinſeln, der groſe Hoſenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der iſt aber nicht ſo rar.

Erſter Vogel zu den andern. Was haltet ihr davon?

Dritter Vogel. Es ſieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr ſeyn.

Treufreund. Von Menſchen unſerer Freyheit beraubt, in der wir ſo angenehm auf den Zweigen ſaßen, uns wiegten, Kirſchkerne aufknackten, Ananas beſchnupperten, Piſangs naſchten, Hanfſamen knuſperten.

Erſter Vogel. Ach, das muß gut geſchmeckt haben!

Treufreund. In böſe Käfige geſteckt, auf dem langweiligen Schiffe! dem Umgange eines verdrießlichen Capitains und grober Matroſen! mit ſchlechter Koſt; ein trübſeliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweyter Vogel. Sie ſind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheuſale angeſtaunt, von Standesperſonen nach Belieben, von Bürgern um vier Groſchen, von Kindern um ſechs Pfennige, und von Gelehrten und Künſtlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmahl ſo daran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten, uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, ſondern Mandelkerne und Nüſſe aus den Händen ſchöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachſüchtiger auf dem Engliſchen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyranniſche Wohlthäter, ſchmiedeten einen doppelten heimlichen, großen Anſchlag — unſerer Freyheit und ihres Verderbens. — Iſt es der Beſcheidenheit erlaubt, Aufmerkſamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! ſo laßt mich euch bemerken machen, daß ſonſt jeder geflügelte Gefangene ſchon ſich ſelig fühlt, wenn das Thürchen ſeines Kerkers ſich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er ſich mit einem ſchnellen Schwung aus dem Angeſichte ſeiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders geſinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freyheit; andere Plane wechſelten wir im Buſen, und ſaſſen lauſchend und getroſt indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachſen, ich werde zum Vogel, wenn du ſo fortfährſt.

Treufreund. Wer lügen will, ſagt man, muß ſich erſt ſelbſt überreden. Zu den Vögeln. Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeſchick ter Betrug. Ach! — ſeufzeten wir ſo oft in der Stille — ſoll dieß Volk, ſo unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebſtahl des Prometheus verrätheriſch zugewandte Herrſchaft ſo mißbrauchen, und ſie den urälteſten Herren, dem erſten Volke vorenthalten!

Erſter Vogel. Wer iſt das erſte Volk?

Treufreund. Ihr ſeyd's! Die Vögel ſind das erſte, urälteſte Geſchlecht, vom Schickſale beſtimmt, Herren zu ſeyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menſchen, ſondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie ſitzen auf euern väterlichen Thronen; und ihr indeß; wie armſelige Vertriebene, einzelne Ausſchößlinge einer alten Wurzel, werdet auf euerm eignen Boden, wie in einem fremden Garten als Unkraut behandelt.

Zweyter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Aeltern von Reich und Krone vertrieben worden; der ſeiner Sicherheit wegen

gen in armſeligen Hütten bey Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt, ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehrerer Rührung die Kniee des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit wahrerer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbiethen, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmahl ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie geberden ſich wie Faſanen, die man bey der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! Zu den Vögeln. Es wird euch bekannt ſeyn, ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben nichts geleſen.

Treufreund der den Perioden in eben dem Ton wieder aufnimmt. Ihr werdet nicht geleſen haben, es wird euch nicht bekannt ſeyn, daß nach dem uralten Schickſal, die Vögel das Aelteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſ't ihr das?

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und im Schooſe der Urwelt, voll ruhender innrer Geburten
Lag das Ey des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ey hergekommen ſeyn, wenn es kein Vogel gelegt hat?

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ey geweſen ſeyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das iſt lange noch nicht alles; hört weiter; er fährt fort:

Und auf die ſtockende Nacht ſenkt die urſprüngliche Liebe
Mit den Fittichen ſich und brütet über den Weſen.

Ihr ſeht alſo deutlich, wo will die Liebe Fittiche hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine geweſen ſind? und wenn ihrer geweſen ſind, ſind ſie nicht älter als die Liebe? Ja, ſogar ſind verſchiedene der Meinung, daß die Liebe ſelbſt ein Vogel geweſen ſey. — Nun, was ſagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bey den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden ſie's nicht, ſo iſt's ein Verſehen; denn wenn ſie, wie ich eben bewieſen habe, von den Vögeln herkommen, ſo müſſen ſie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zuſammenhängend.

Vögel. O anſchauliche Lehre! o ehrenvolles Denkmahl!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das iſt Saturnus! Das zweyte Geſchlecht der herrſchenden Götter war von euerm Stamme geſetzt; ſeine Frau aber hat wohl keine gehabt; da entſtanden die letzten Baſtarde, Jupiter und ſeine Geſchwiſter und Kinder — ihnen waren die Flügel verſagt, das Schickſal und die Vögel ihnen gram! Sie legten ſich auf's Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günſtlingen, um ihnen das Recht auf die Herrſchaft vergeſſen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelbothen Mercur, negotiirte Jupiter ſelbſt zwey Paar Flügel. Dem Siege wußten ſie Fittiche zu verſchaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es iſt wahr, ich hab' ſie alle ſo gemahlt geſehen.

Treufreund. Und, was ſag' ich? Amorn, den loſeſten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der

Herr iſt der Götter und Menſchen, iſt unſtreitig ein Vogel! Er ſetzt die erſte uralte Gewalt eures Geſchlechts fort. Und ſo hat die Liebe bloß von den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger iſt, will ich euch auch ſagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kinderſinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus, als ein weiſer vorſichtiger Vater, ſtatt des ſo ſehr beneideten Flämmchens, ſeinen Menſchen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er ſeinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schickſal und euern Ahnherrn, die ihm ſeine klugen Sinne verdunkelten. Denn in ſo mannigfaltiger Kunſt als die Menſchen ſich geübt haben, iſt doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunſch, eine eitle Bemühung geweſen. Sie ſcheinen ihre eigene Vorzüge darüber zu vergeſſen, ſtehn mit aufgereckten Mäulern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felſen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Waſſer hält einen Verliebten auf; mit den Fiſchen eifern ſie in die Wette: aber Euer Reich iſt unzugänglich, und zu euern Künſten ein Sterblicher zu plump. Im Traume finden ſie die höchſte Seligkeit, wenn ſie zu fliegen wähnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken ſeufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwey Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unſere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider ſind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefſten Herzen iſt eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geſchlecht zu Geſchlechten beugen ſie ſich, ohn' es zu wiſſen, vor dem uralten Recht eurer Herrſchaft, wenigſtens im Bilde.

Zweyter Vogel. Sag' uns keine Räthſel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken, noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinſtimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden ſich ein, ſehr viel Imagination zu haben; und wenn ſie den vortrefflichſten unter ſich mit etwas rechts vergleichen wollen, ſo können ſie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr ſeyd ſo weit herum gekommen in der Welt, ihr ſolltet wiſſen —

Vögel. Wir wiſſen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren ſo vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entſtanden iſt, der nicht gewünſcht hätte einem ihrer Bürgermeiſter oder Stadtwachtmeiſter ähnlich zu ſeyn — Rom, ſag' ich, das freye Rom, das keinen König über ſich leiden konnte, ſetzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu ſeinen Füßen! So ließen ſie ihn dem Heer vortragen, und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als ſeine Söhne, als ſeine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, indeß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen ſcheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Naſe darauf ſtoße!

Vögel. Wie es dir beliebt.

Treufreund. Es iſt ſchon lange, daß von der Macht Roms und ſeiner Herrlichkeit kaum einige Backſteine mehr übrig ſind. Aber andere Völkerſchaften haben ſich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemahls entgehen kann. In Norden iſt jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall ſeht ihr's aufgeſtellt, und wie vor einem Heiligen neigen ſich alle Völker, wenn er auch von dem ſchlechteſten Sudler gemahlt oder geſchnitzt iſt. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, ſperrt er ſeinen Schnabel aus einander, ſtreckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landſtraßen, iſt das Entſetzen aller Schleichhändler, Tobakskrämer und Deſerteure. Es wird niemanden recht wohl, der ihn anſieht — Und was ſoll ich von dem zweyköpfigen ſagen? —

Erſter Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn ſelbſt nicht wohl leiden.

Treufreund. Dieſe Ehre iſt euch allen gemein. Denn wenn Fürſten und Könige ſich und die Ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantne Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweyter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr unter einander ſelbſt als unſere Vorzüge preiſen? Götter und Menſchen beſitzen unſer Reich, und wir irren als Fremdlinge zwiſchen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelaſſen; euer Vaterland, euer Reich ſind ſie untüchtig einzunehmen. Noch iſt es frey wie vom Anfang' her.

Vögel. Zeig' es uns.

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin.

Dritter Vogel. Gibt's Wicken, gibt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naſchen und flattern —
Rühmliche Wonne!
Mandeln zu knuspern!
Erbſen zu ſchlucken,
Würmchen zu leſen!
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr ſeyd drin.

Vögel. Du ſtellſt uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet näher! — hierher! Nun ſeht euch um! hier in die Höhe! Was ſeht ihr da oben?

Erſter Vogel. Die Wolken und den uralten ausgeſpannten Himmel.

Dritter Vogel. Er ſteht wohl ſchon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es iſt mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie jedermann bekannt iſt, ſeit vielen Jahrtauſenden die Götter. Nun ſeht hinunter, was ſeht ihr da?

Zweyter Vogel. Zwiſchen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwiſchen.

Vögel. Nun, nun, da ſehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O, ihr ſeyd ja faſt ſo blind wie die Menſchen! Seht ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an alles grenzt, dieſen luftigwäßrigen See, der alles umgibt, dieſen ätheriſchen Wohnplatz, dieſes mittelweltiſche Reich?

Vögel. Was meinſt du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt ſie als ihr? wer beſchifft ſie, wer begibt ſich darin von einem Orte zum andern? wem gehört ſie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben; eine regulirte Miliz einzurichten; die Grenzen wohl zu beſetzen; eine Acciſe anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren!

Hoffegut. Da gibt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweyter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Treufreund. Wir laſſen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt uns einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja ohnehin gewohnt damit umzugehn. Wir laſſen keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchläfrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtandes entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Bley, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren! Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut haushält oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein Arges daran. Widerſetzen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt! Wir wollen's machen wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben ſie in den Händen. Wir handeln den Götern den Regen ab, legen große Ciſternen an, und vereinzeln ihn an die Irdiſchen, wenn's Dürrung gibt, ſo viel jeder für ſeinen Acker und Garten braucht. Sie ſollen alle zufriedner ſeyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail iſt unüberſehbar. Kurz, ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen ſind; die Menſchen als überwundene Provinzen; die Thiere, beſonders die Inſekten, die in unſerm Reich doch leben müſſen, als Kaiſerliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römiſchen Reich.

Vögel. Nur gleich! nur gleich! wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich! gleich! Das geht ſo geſchwind nicht. Ueberlegt's wohl. Wählt ein Dutzend oder wie viel ihr wollt, aus euern Mitteln, die das große Werk mit geſammten Kräften unternehmen.

Vögel. Mit nichten! Du haſt's erfunden, führ' es aus! Sey du unſer Rathgeber, unſer Leiter, unſer Heerführer!

Treufreund. Ihr beſchämt mich!

Hoffegut. Du bedenkſt nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unſer Glück iſt gemacht.

Vögel auf Hoffegut zeigend. Und dieſer? Was ſoll der? Darf er hier bleiben? Zu was iſt er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vögel. Was kannſt du? Worin übertriffſt du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vögel. Schön! o ſchön! o ein köſtlicher, ein nothwendiger Bürger. Wir ſind ein glückliches Volk von dieſem Tag' an! Zu Treufreund. Du ſollſt uns regieren, er ſoll uns pfeifen. Was geht uns noch ab?

Treufreund beſchämt. Soll es ſo ſeyn?

Vögel. Du nimmſt's an?

Treufreund neigt ſich.

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrſchaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

Der erſte, der den Inhalt dieſes Stücks
Nach ſeiner Weiſe auf's Theater brachte,
War Ariſtophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unſer Dichter, dem nichts angelegner iſt,
Als euch ein Stündchen Luſt
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach ſeiner Weiſe zu verſchaffen,
In ein und anderem geſündigt hat;
So bittet er durch meinen Mund
Euch allſeits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig ſeyd, ſo werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch iſt er ſich bewußt,
Mit ſoviel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Böſewichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er ſich eures Beyfalls ſchmeicheln darf.
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken iſt dem Menſchen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden iſt,
Die niemals nach ſo ganz gemeßnem Maß

Und reinlich abgezogenem Gewicht geſchlagen
werden.
Wir haben nur gar kurz gefaßt
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgeſtellt,
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieſer wunderbaren doch wahrhaftigen
Geſchichte
Nach unſern beſten Kräften vorzutragen.

Erwin und Elmire.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Erwin.
Elmire.
Roſa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land- und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio

kommen mit einander ſingend aus der Ferne.

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmahl
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.
Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beyde.
Die Tage der Jugend, ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.
Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemahls quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.
Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergib, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mich einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mir dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.
So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.
O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,

Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwey Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand nach Hand,
Und ein ſchaudervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Valerio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Geliebte ausgedrückt hat, faßt ſie zuletzt in den Arm, und ſie umſchließt ihn mit dem ihrigen.

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.

Zu zwey.

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abtreten wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſcheinen ſie ſich zu beſinnen, und kommen, gleichſam ſpazierengehend, wieder hervor.

Roſa.

Doch laß uns auch an unſre Freundinn denken.
Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bey ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie iſt
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der ſie ſo ſehr geliebt, und dem ſie ſelbſt
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, ſcheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerſtes, welch eine Seele ſie
Gequält, und welche Liebe ſie verſcherzt.

Roſa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen! ſie
Mit fröhlichen Geſprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir ſo glücklich ſind,
Den Schmerzen andrer lindernd beyzuſtehn.

Zweyter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Roſa und Valerio ihr entgegen gehend, zu zwey.

Liebes Kind, du ſiehſt uns wieder!
Komm begleite dieſe Lieder!
Dieſen Tag, ſo ſchön, ſo ſchön,
Laß im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach! mich hält der Kummer nieder.
Sey der Tag auch noch ſo ſchön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Roſa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blüthen die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erſt erfüllt
Iſt ſchon geſtillt?

Elmire.

Und das Verlangen
Und das Erwarten;
„Säh' ich den Liebſten
Wieder im Garten!“
Iſt nicht erfüllt,
Wird nicht geſtillt.

Roſa und Valerio.

Soll umſonſt die Sonne ſcheinen?

Elmire.
Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!
Roſa und Valerio.
Sieh', die Blumen blühen all!
Hör', es ſchlägt die Nachtigall!
Elmire.
Leider, ſie verblühen all!
Traurig ſchlägt die Nachtigall!
Zu drey.
Töne, töne, Nachtigall!
Elmire. Meiner Klagen }
Roſa u. Valerio. Neuer Freuden } Wiederhall.
Roſa.
O ſüße Freundinn! Will denn keine Luſt
Mit dieſem Frühlingstage dich beſuchen?
Valerio.
Iſt dieſer Schmerz ſo eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde ſich entfernet?
Elmire.
Ach leider, ach! beſtürmen dieſes Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue,
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröſtliche,
Bringt keine Freude, keinen Troſt zu mir.
Bin ich allein; ſo darf ich wiederhohlen,
In's tauſendfache wiederhohlen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.
Valerio.
Im Buſen eines Freundes wiederhallend
Verliert ſich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.
Ich lauſche gern dem ſchmerzlichen Geſang,
Der wie ein Geiſterlied das Ohr umſchwebt.
Roſa.
Die Freuden andrer locken nach und nach
Und aus uns ſelbſt zu neuen Freuden hin.
Elmire.
Wenn andre ſich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, nein! Verlaß mich, daß im ſtillen Hain
Mir die Geſtalt begegne, die Geſtalt
Des Jünglings, den ich mir ſo gern entgegen
Mit ſeiner ſtillen Miene kommen ſah.
Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder andre mir
Mit ungeſtümen Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt' es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Scheltet mich, und ſcheltet
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreyheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück, mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück, zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur

Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt; ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Elmire.

Ich halt euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt;
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt — ?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laſſ't uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Zitther rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.
Das eine wünſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.
Roſa.
Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.
Valerio.
Da kam eine junge Schäferinn
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher! daher!
Die Wieſe her und ſang.
Elmire.
Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Weilchen;
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!
Ach nur! Ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!
Roſa.
Ach, aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Valerio.
Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

Zu drey.

„Und ſterb' ich denn; ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!“

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn,
Oft hab' ich ihn gereitzt, ſein Lied gelobt,
Ihn wiederhohlen laſſen, was er mir
Ins Herz zu ſingen wünſchte; dann auch wohl
Ein andermahl gethan, als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

Du klagſt dich ſtreng', geliebte Freundinn, an.

Elmire.

Weit ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn dir vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erſt jetzt
Erſtaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio.
Ich kenne dich in deiner Schildrung nicht.
Elmire.
Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwey Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepfropften Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten.
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
dieß erſte Paar der lang' erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damahls nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Both ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin.
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
war es ein Todesſtoß. Es ſind die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!
Valerio.
Wenn es auch edel iſt, ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt
Verbeſſern; o ſo kann es keine Tugend, nicht
lobenswürdig ſeyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.
Elmire.
Befreye mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir

Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reiſſen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen,
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesglut!

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth
Mein Stolz hat mir das Herz gebrochen,
O Liebe, gib mir den Tod.

Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu tröſten, beſonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmahl nach den beyden unruhig und verdrüßlich um.

Roſa für ſich.

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundinn mehr zu wirken,
Als eine Freundinn. Gut, ich kann ja wohl
Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

Sie geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Menſch; und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löſ't' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn, ſo ſollſt du zu ihm hin,
Ich führe dich, und Roſa geht mit uns.

Elmire.

Wo iſt ſie hin?

Valerio.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felſenwand am Fluſſe ſtill
Uns ſtehen hieß. Der kleine Steg, der ſonſt
Hinüberführt, war von dem Strom vor kurzem
Hinweggeriſſen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergeſtellt. Dieß iſt der Weg,
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüſch;
Und auf der Wieſe kennen wir gar leicht
Den Fußſteg linker Hand, und dieſer führt
Uns ſtets am Fluſſe hin, um Wald und Fels,
Durch Buſch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirſt du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felſen ſehn; es wird dir wohl
Auf dieſem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichſt.

Elmire.

O bring mich hin! der Tag iſt lang, ich ſehne
Mich nach dem ſtillen Gange, nach den Worten
Des guten Greiſes, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht, was ich an ihm bemerkte;
So weiß er mehr, als andre Menſchen wiſſen.
Sein ungetrübtes freyes Auge ſchaut

Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schickſals, die um uns
In tauſend Kreiſen klingend ſich bewegt,
Vernimmt ſein Ohr; und wir erhaſchen kaum
Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrüg' ich mich nicht ſehr, ſo wird der Mann
Dir mit dem Troſt zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft ſind wir um nichts
Berg-auf, Berg-ab geſtiegen, ſind gegangen
Nur um zu gehen. Laß uns dieſes Ziel,
So bald als möglich iſt, erreichen. Roſa! Wo
Iſt unſre Freundinn?

Valerie.

Gleich! Ich hohle ſie.
Auch wünſch' ich ſehr, daß ſie ihn einmahl ſehe.
Aus ſeinem Mund' ein heilſam Wort vernehme.
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich ſtets,
Sie macht mich elend: denn die Eiferſucht
Nagt ihre Bruſt wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft wenn ſie die Freuden
Die reinſten mir vergällt, verzweifl' ich faſt,
Und der Entſchluß ſie zu verlaſſen, ſteigt
Wie ein Geſpenſt in meinem Buſen auf.

Elmire.

Geſchwind, geſchwind, daß uns der weiſe Mann
Zuſammen rathe, Troſt und Hülfe gebe,
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt iſt.

Indem ſie dringend Valerios Hände nimmt.

Ich muß, ich muß ihn ſehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio,

der ihre Hände feſthält und ihre Freundlichkeit erwiedert.

Ich will mit Freude ſehen,
Wie ſchön er tröſten kann.

Roſa,

die ungeſehen herbeykommt und ſie beobachtet, für ſich.

Was muß, was muß ich ſehen,
Du böſer, falſcher Mann!

Elmire wie oben.

Der Troſt aus ſeinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio wie oben.

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz.

Roſa wie oben.

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire wird ſie gewahr.

Komm, mit Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unſre Sonnenhüte nehmen. Du
Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundinn unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch,
Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit [illegible] meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das [illegible] viel, zu viel! Du ſiehſt mich hier
Mit [illegible]n Herzen einer edlen Freundinn
In [illegible] Stunde beyzuſtehn bemüht.
Iſt [illegible]errath?

Roſa.

Und ſie ſcheint ſehr getröſtet.

Elmire.

Kann deine Leidenſchaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Roſa nicht das ſchöne Herz.
Geh' in dich ſelbſt, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter ſagt, und was dir ſchon
Dein eigen Herz ſtatt meiner ſagen ſollte.

Roſa

weinend und ſchluchzend, indem Valerio ſich um ſie bemüht.

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.

Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und lieble dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles iſt Trug.

Sie wendet ſich von ihm ab; und da ſie ſich auf die andere Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, ſie zu beſänftigen.

Freundinn, du Falſche,
Sollteſt dich ſchämen!
Laßt mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug.

Valerio.

So iſt es denn nicht möglich daß du dich
Bemeiſtern kannſt? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmahl klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.
Wie? dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundinn beyzuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, du magſt ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?
Nein! Nein, ich folge jenem Trieb', der mir

Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon lange
Mich deiner Tyranney auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl. Es iſt geſchehn!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihren Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefühl ſich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieſelnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun verſiegend hin.

Höret alle mich ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte ſchauet:
Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach, ich hab in deinen Armen,
Mehr gelitten als genoſſen!
Nun es ſey, es iſt beſchloſſen!
Ende, Glück, und ende Pein! ab.

Elmire.

Hörſt du, er hat geſchworen;
Ich fürcht', er macht es wahr.

Roſa.

Sie ſind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß dich haſſen;
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Roſa.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemahls mein.

Es kommt ein Knabe, der ein verſiegeltes Blättchen an Roſa bringt.

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, ſage mir, wer gab dir's?
Doch er ſchweigt und eilet fort.

Roſa.

Elmiren das Blatt gebend.

Ach, an mich iſt's überſchrieben!
Liebe Freundinn, lies, o lies es,
Und verſchweige mir kein Wort.

Elmire lieſt.

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen
„Und mit den Freuden
„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehſt mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!"

Roſa.

auf das Blatt ſehend.

O weh' o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!

Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch iſt alles nicht verloren,
Nein, du wirſt ihn wiederſehn.

Roſa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geſchworen,
Ach, es iſt um mich geſchehn.

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil' o eile!
Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort, den eignen Schmerz zu heilen,
Find ich einen heil'gen Mann.

Roſa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Dieſe Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.

Zwey Mädchen ſuchen
Mit Angſt und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was ſie verlor.

Roſa.

O laß die Buchen
Am ſtillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den ſie erkor.

Beyde.

Und zwiſchen Felſen
Und zwiſchen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweyter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten dabey.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöpschen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens, jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht ich bin's."
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig, als der Stern, der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, jemehr ich nach ihm greife.

Gegen Hütte und Garten gekehrt.

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede,
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte. Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach.

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Gegen die andere Seite gekehrt.

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

Wie oben.

Welch ein Lispeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell

Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind' in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Zweyter Auftritt.

Valerio

eine blonde Haarlocke in der Hand tragend.

Nein, es iſt nicht genug die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt
An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einſamkeit den ganzen Reſt
Von meinem Leben. Felſen und Gebüſch,
Du hoher Wald, du Waſſerfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es iſt mein feſter Wille,
Euch, ihr Nymphen dieſer Stille,
Weih' ich dieſes ſchöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.

Er legt die Locke auf den Felſen.

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio

ohne Erwin zu ſehen.

Mein Herz iſt nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heil'gen Manne zeigen.

Erwin

in der Thür der Hütte.

Vergebens will ich fliehn; ſie zieht mich an,
Die Stimme, die mich ſonſt ſo oft getröſtet.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib, du ſiehſt —

Er erſtaunt und tritt zurück.

Erwin.

Vergib, mein Freund, du ſiehſt nur ſeinen Schüler.

Valerio.

Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?

Valerio.

Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!

Erwin.

Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerio.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßten Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte; ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerio.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich!
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! — Dorthin! wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die

Dem edeln Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab' ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzu großes Glück von ihrer Seite.
Ach wehe! weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmahl, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmahl faßt mich die Erinn'rung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück, als du dir hoffen darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.
Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch, was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio,

der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Leidenſchaft zu merken, mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen.

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwey Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon
Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die geliebte wandeln!"
Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr

Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert,
Ich finde dich ſtatt jenes edeln Weiſen;
Ich weiß die Freude, die noch deiner wartet;
Ich fühle, daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreiſſen.

Erwin

nach der Seite ſehend.

Sie kommen g'rad herauf; ſie ſind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt, und wie verloren
Sie ſich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; ſie ſcheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund, ich laſſe mich
Vor keinem Menſchen ſehn, der aus der Stadt
Zu kommen ſcheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart, ſie nicht zurecht zu weiſen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machſt du es mit deinen Dienern gut!
Sie ſind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie ſind es! freue dich!
Das Ende deines Leidens iſt gekommen.

Erwin.

Du täuſcheſt mich.

Valerio.

Die allerliebſten Mädchen,
Roſette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerio.

Sieh' hin! Erkennſt du ſie!

Erwin.

Ich ſeh' und ſehe
Mit offnen Augen nichts; ſo blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerio.

Elmire ſteht an einem Felſen ſtill.
Sie lehnt ſich an und ſieht hinab in's Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wieſ' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt ſie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

aus tiefen Gedanken.

O wecke mich nicht auf.

Valerio.

Roſette ſchreitet heftiger voraus.
Geſchwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erſchrecke ſie mit dieſem kurzen Haar,
Mit Ernſt und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit ſchöner Freude kränzen!

Vier-

Vierter Auftritt.

Valerio an der Seite auf einem Felſen ſitzend. **Roſa.**

Roſa.

Hier iſt der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er iſt's! So hat mein Herz,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!
Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machſt du hier? Was hab ich zu erwarten?
Du höreſt meine Stimme, wendeſt nicht
Dein Angeſicht nach deiner Liebſten um?
Doch ja, du ſiehſt mich an, du blickſt nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du ſchweigſt und bleibſt? O Himmel, ſeh' ich recht!
Dein ſchönes Haar haſt du vom Haupt geſchnitten,
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannſt du nicht beſänftigt werden?
Bleibſt du ſtill und einſam hier?
Ach, was ſagen die Geberden,
Ach, was ſagt dein Schweigen mir?

Haſt du dich mit ihm verbunden,
Iſt dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach ſo iſt mein Glück verſchwunden,
Iſt auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerſt mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troſte ſag' ich dir: Noch iſt nicht alles,
Was du zu fürchten ſcheinſt, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In dieſem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß verſagen.
Entferne dich dorthin, und ſetze dich
Auf jenen Felſen; bleibe ſtill und nähre
Den feſten Vorſatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Roſa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben biſt. Dein freundlich-ernſtes Wort
Dein Blick gebiethet mir; ich geh' und hoffe.

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was haſt du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was ſoll ich denken? Denn von ungefähr
Sind dieſe Frauen nicht hieher gekommen.
Grauſamer Freund, du haſt die ſtille Wohnung
Doch endlich ausgeſpäht, und kommſt mit Liſt,
Mit glatten Worten, mit Verſtellung, mich
Erſt einzuwiegen; führeſt dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's neue regt, das weder Troſt noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur ſtille, lieber Mann; ich ſage dir
Bis auf das Kleinſte, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe ſie.

Valerio.

Du ſollſt ſie ſprechen!

Erwin.

Ich verſtumme ſchon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir ſtehn.

Erwin.

Sie nähert ſich. Ihr Götter, ich verſinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie hofft, den weiſen Alten
Hier oben zu beſuchen. Haſt du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid iſt da;
Man ſchenkt' es ihm zuletzt, allein er wollte
In ſeinem alten Rock begraben ſeyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerey?
Was er verließ, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es iſt kein Scherz; du ſollſt nur Augenblicke
Verborgen vor ihr ſtehn, ſie ſehn, ſie hören,
Ihr inners Herz erkennen, wie ſie liebt,
Und wen?

Erwin.

Was ſoll ich thun?

Valerio.

Geſchwind, geſchwind!

Erwin.

Doch mein Geſicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; ſoll ich dann beſchämt,
Verloren vor ihr ſtehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenſchaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar,

Er nimmt das Haar vom Felſen.

An's Kinn gepaßt, macht dich zum weiſen Mann.

Erwin.

Noch immer wechſelſt du mit Ernſt und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geſchwind.

Erwin.

Ich folge; ſey es nun
Zum Leben oder Tod; es iſt gewagt.

Sie gehen in die Hütte.

Sechſter Auftritt.

Elmire allein.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden
Ach, ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt.

Du lachſt mir angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllt ſeit langer Zeit zum erſtenmahl
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach, ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen;
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen.

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen,
Durch Sturm und Regen,

Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.
Welch eine Klage tönet um das Haus?
Elmire.
Welch eine Stimme tönet mir entgegen?
Valerio.
Es iſt ein Freund, der hier ſich wieder findet.
Elmire.
So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.
Valerio.
Ach, meine Freundinn, heute gab ich dir
Den beſten Troſt, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich ſelbſt des Troſtes bald
Auf immer mangeln würde.
Elmire.
Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare ſind vom Scheitel abgeſchnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O ferne ſey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das wenige
Was nöthig iſt. Du willſt den Edeln ſehen,
Der hier nun glücklicher als ehmahls wohnt.
Er ſaß in ſeiner Hütte ſtill, und ſah
Die Ankunft zwey bedrängter Herzen ſchon
In ſeinem ſtillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tauſend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz iſt offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern geſtehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte.

Elmire kniet.

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Er hebt ſie auf, und verbirgt die Bewegungen ſeines Herzens.

Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt ihn zehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin.
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt.
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderinn.

Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchlägt die Tafel zu, und gibt ſie Elmiren. Eilig will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlaſſe dich der Einſamkeit,
Ich ſtöre nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blätter öffnen? wann die heil'gen Züge
Mit Andacht ſchauen, küſſen, in mich trinken?
Er deutet in die Ferne.
An jener Linde? Wohl! So bleibe dir
Der Friede ſtets, wie du ihn mir bereiteſt.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke. ab.

Erwin.

ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel und die Maske ab.

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire.
Nachher Roſa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehſt du, die Seele
Haſt du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, ſie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.
Nein, ihre Thränen
Thun ihr nicht gut.
Erwin.
Sie zu verſöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!
Valerio.
Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?
Erwin.
Ich ſchickte ſie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Für Füll' und Freude brechen ſollte. Nun
Hat ſie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort geleſen:
„Er iſt nicht weit!“
Valerio.
Sie kommt! geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

Sie verſtecken ſich.

Elmire.
Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,

Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin hervortretend.

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin
zu ihren Füßen.

Ich bin's.

Elmire
an ſeinem Halſe.

Du biſt's!

Valerio hereintretend.

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! ab.

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich ſinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt ſich der Blick.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Roſa,

welche ſchon, während Elmirens voriger Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Verſöhnung mit dem Geliebten pantomimiſch ausgedrückt.

Da hab' ich ihn wieder!
Du haſt ihn zurück!
O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieſer Erde Glück zu finden
Suchet ihr umſonſt allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieſer Erde Glück zu finden
Müſſet ihr zu Paaren ſeyn.

Erwin.

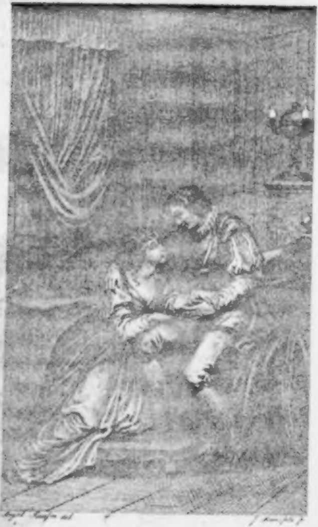
Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thräne kann ich laſſen,
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Roſa. Valerio.

Oft, durch unſer ganzes Leben
Bringen wir der ſtillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was ſie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Dank auf Dank ſey unſer Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben,
Es erhalte, was es gab!



[illegible] del. [illegible]

Goethe's

Schriften.

FÜNFTER BAND.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Egmont.

Ein Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen,

- Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften, Regentinn der Niederlande.
- Graf Egmont, Prinz von Gaure.
- Wilhelm von Oranien,
- Herzog von Alba,
- Ferdinand, ſein natürlicher Sohn.
- Machiavell, im Dienſte der Regentinn.
- Richard, Egmonts Geheimſchreiber.
- Silva, } unter Alba dienend.
- Gomez, }
- Clärchen, Egmonts Geliebte.
- Ihre Mutter.
- Brackenburg, ein Bürgersſohn.
- Soeſt, Krämer, } Bürger von Brüſſel.
- Jetter, Schneider, }
- Zimmermann, }
- Seifenſieder, }
- Buyck, Soldat unter Egmont.
- Ruyſum, Invalide und taub.
- Vanſen, ein Schreiber.
- Volk, Gefolge, Wachen u. ſ. w.

Der Schauplatz iſt in Brüſſel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger mit Armbrüſten.

Jetter, Bürger von Brüſſel, ein Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt. Soeſt, Bürger von Brüſſel, ein Krämer.

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drey Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck,
ein Holländer, Soldat unter Egmont.

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinſt, traktire die Herren: ich bin ſo ſchon lange hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, ſo iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabey. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck ſchießt. Nun Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwey! Drey, Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermahl hoch!

Buick. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Ruyſum,
ein Frießländer, Invalide und taub.

Daß ich euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Ruyſum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. „Mit der Büchſe trifft er erſt, wie keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bey ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es iſt unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Geſetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du biſt ja ärger als der Spanier; der hat ſie uns doch bisher laſſen müſſen.

Ruyſum. Was?

Soeſt laut. Er will uns gaſtieren; er will nicht haben daß wir zuſammenlegen, und der König nur das doppelte zahlt.

Ruyſum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das iſt auch ſeines Herrn Art, ſplendid zu ſeyn, und es laufen zu laſſen wo es gedeyht.

Sie bringen Wein.

Alle. Ihro Majeſtät Wohl! Hoch!

Jetter zu Buyck. Verſteht ſich Eure Majeſtät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch ſo ſeyn ſoll.

Soeſt. Wohl! Denn unſerer Spaniſchen Majeſtät Geſundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruyſum. Wer?

Soeſt laut. Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruyſum. Unſer allergnädigſter König und Herr! Gott geb ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frey ſeyn, wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht, daß er uns wohl will; weil ihm die Fröhlichkeit, das freye Leben, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch iſt's, die erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruyſum. Ueberwinder bey St. Quintin!

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruyſum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Büchſe mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die Wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein' wir trafen ſie! Ihre alten handfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber, herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmahl kam's, wie vom Himmel herunter, von der Mündung des Fluſſes, bau! bau! immer mit Kanonen in die Franzoſen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeyfuhren. Zwar viel halfen ſie uns nicht; ſie konnten nur mit den kleinſten Schiffen herbey, und das nicht nah' genug; ſchoſſen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälſchen und hob unſern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geſchlagen, alles in's Waſſer geſprengt. Und die Kerle erſoffen, wie ſie das Waſſer ſchmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beydlebig ſind, ward erſt wohl im Waſſer wie den Fröſchen; und immer die Feinde im Fluß zuſammengehauen, weggeſchoſſen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, ſchlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Miſtgabeln todt. Mußte doch die Wälſche Majeſtät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden ſeyd ihr uns ſchuldig, dem großen Egmont ſchuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermahl hoch! und abermahl hoch!

Jetter. Hätte man uns den ſtatt der Margarete von Parma zum Regenten geſetzt!

Soeſt. Nicht ſo! Wahr bleibt wahr! Ich laſſe mir Margareten nicht ſchelten. Nun iſt's an mir. Es lebe unſre gnädige Frau!

Alle. Sie lebe!

Soeſt. Wahrlich, treffliche Weiber ſind in dem Hauſe. Die Regentinn lebe!

Jetter. Klug iſt ſie, und mäßig in allem, was ſie thut; hielte ſie's nur nicht ſo ſteif und feſt mit den Pfaffen. Sie iſt doch auch mit ſchuld, daß wir die vierzehn neue Biſchofsmützen im Lande haben. Wozu die nur ſollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einſchieben kann, wo ſonſt Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir ſollen glauben, es ſey um der Religion willen. Ja, es hat ſich. An drey Biſchöfen hatten wir genug, da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da ſetzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und ſchüttelt, deſto trüber wird's.

Sie trinken.

Soeſt. Das war nun des Königs Wille; ſie kann nichts davon noch dazu thun.

Jetter. Da ſollen wir nun die neuen Pſalmen nicht ſingen. Sie ſind wahrlich gar ſchön in Reimen geſetzt, und haben recht erbauliche Weiſen. Die ſollen wir nicht ſingen;

aber Schelmenlieder, ſo viel wir wollen. Und warum? Es ſeyen Ketzereyen drin, ſagen ſie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch geſungen; es iſt jetzt was neues, ich hab' nichts drin geſehn.

Buyck. Ich wollte ſie fragen! In unſrer Provinz ſingen wir was wir wollen. Das macht, daß Graf Egmont unſer Statthalter iſt, der fragt nach ſo etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern ſingt ſie, wer Belieben hat. *Laut.* Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ey wohl! es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geweſen. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf, was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen, was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen. Und der Adel muß auch bey Zeiten ſuchen, ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt, in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen Franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabey, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber, weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bey einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen, die aus Deutſchland gekommen ſind; auf der Stelle heiß ich ein Rebell, und komme in Gefahr, meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört' ich einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Geköch, als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit Lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg; ſagte, wie ſie uns bisher hätten bey der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſag's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soeſt. Das glaub' ich, wo man was Gutes hören kann, und was Neues.

Jetter. Und was iſt's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen laſſen nach ſeiner Weiſe.

Buyck. Friſch ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich, man könnte ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabey zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt, und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und bey einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und einer gewinnt, der andre verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo."

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die Spaniſchen Beſatzungen los waren, hohlten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Vexir' Er Sich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bey dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube, dem Bette.

Sie lachen.

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun, da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch Eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit!

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soeſt. Ordnung und Freyheit!

Buyck. Brav! das ſind auch wir zufrieden.

Sie ſtoßen an und wiederhohlen fröhlich die Worte, doch ſo, daß jeder ein anders ausruft und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freyheit!

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma, in Jagdkleidern.
Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentinn.

Ihr ſtellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er ſoll zu mir kommen.

Alle gehen ab.

Der Gedanke an dieſe ſchreckliche Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerſtreuen; immer ſind dieſe Bilder, dieſe Sorgen vor mir. Nun wird der König ſagen, dieß ſeyen die Folgen meiner Güte, meiner Nachſicht; und doch ſagt mir mein Gewiſſen jeden Augenblick, das räthlichſte, das beſte gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes dieſe Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte, ſie zu umſtellen, ſie in ſich ſelbſt zu verſchütten. Ja, was ich mir ſelbſt ſage, was ich wohl weiß, entſchuldigt mich vor mir ſelbſt; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, iſt es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat ſich täglich erhöht; ſie haben unſer Heiligthum geläſtert, die ſtumpfen Sinnen des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeiſt unter ſie gebannt. Unreine Geiſter haben ſich unter die Aufrührer gemiſcht, und ſchreckliche Thaten ſind geſchehen, die zu denken ſchauderhaft iſt, und die ich nun einzeln nach Hofe zu berichten habe; ſchnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke, man wolle noch mehr verheimlichen. Ich ſehe kein Mittel, weder ſtrenges noch gelindes, dem Uebel zu ſteuern. O was ſind wir Große auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen, und ſie treibt uns auf und nieder, hin und her. . .

Machiavell tritt auf.

Regentinn. Sind die Briefe an den König aufgeſetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet Ihr ſie unterſchreiben können.

Regentinn. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umſtändlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerſt um St. Omer die bilderſtürmeriſche Wuth ſich zeigt. Wie eine raſende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken, verſehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Klöſter anfallen, die Andächtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreiſſen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemählde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreiſſen, zertreten. Wie ſich der Hauſe unterwegs vermehrt, die Einwohner von Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie ſie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüſten, die Bibliothek des Biſchofs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unſinn ergriffen, ſich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerſtand findet, und wie faſt durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verſchwörung ſich erklärt und ausgeführt iſt.

Regentinn. Ach, wie ergreift mich auf's neue der Schmerz bey deiner Wiederhohlung! Und die Furcht geſellt ſich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen Eure Hoheit, meine Gedanken ſehen Grillen ſo ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Dienſten zufrieden war't, habt ihr doch ſelten meinem Rath folgen mögen. Ihr ſagtet oft im Scherz: „Du ſiehſt zu weit, Machiavell! du ſollteſt Geſchichtſchreiber ſeyn: wer handelt, muß für's nächſte ſorgen.“ Und doch, habe ich dieſe Geſchichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus geſehen?

Regentinn. Ich ſehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tauſend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt ſie gelten, ſondert ſie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt ſie in die bürgerliche Ordnung, ſchränkt ſie ein; und ſo habt ihr die Aufrührer auf einmahl zur Ruhe gebracht. Jede andere Mittel ſind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentinn. Haſt du vergeſſen, mit welchem Abſcheu mein Bruder ſelbſt die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens auf's eifrigſte empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Koſten der Religion nicht hergeſtellt wiſſen will? Hält er nicht ſelbſt in den Provinzen Spionen, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer ſich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unſrer Verwunderung uns dieſen und jenen genannt, der ſich in unſrer Nähe heimlich der Ketzerey ſchuldig machte; Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich ſoll gelind ſeyn? ich ſoll Vorſchläge thun, daß er nachſehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bey ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch ſeine Abſichten wiſſen. Ihr ſollt Ruhe und Friede wieder herſtellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblaſen wird. Bedenkt, was ihr thut. Die größten Kaufleute ſind angeſteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es, auf ſeinen Gedanken beharren, wenn ſich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geiſt Philippen eingeben, daß es einem Könige anſtändiger iſt, Bürger zweyerley Glaubens zu regieren, als ſie durch einander aufzureiben...

Regentinn. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik ſelten Treu' und Glauben halten kann, daß ſie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unſern Herzen ausſchließt. In weltlichen Geſchäften iſt das leider nur zu wahr; ſollen wir aber auch mit Gott ſpielen, wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unſre bewährte Lehre ſeyn, für die ſo viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die ſollten wir hingeben an die hergelaufne, ungewiſſe, ſich ſelbſt widerſprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deßwegen nicht übler von mir.

Regentinn. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verſtändiger Mann ſeyn kann, wenn er gleich den nächſten beſten Weg zum Heil ſeiner Seele verfehlt hat. Es ſind noch andere, Machiavell, Männer die ich ſchätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentinn. Ich kann es geſtehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentinn. Durch ſein gewöhnliches, durch Gleichgültigkeit und Leichtſinn. Ich erhielt die ſchreckliche Bothſchaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entſteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König ſich alles verſprach?"

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentinn. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebenſache wäre, verſetzte er: Wären nur erſt die Niederländer über ihre Verfaſſung beruhigt! Das übrige würde ſich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm geſprochen. Wie ſoll Zutrauen entſtehen und bleiben, wenn der Niederländer ſieht, daß es mehr um ſeine Beſitzthümer, als um ſein Wohl, um ſeiner Seele Heil zu thun iſt? Haben die neuen Biſchöfe mehr Seelen gerettet als fette Pfründen geſchmauſ't, und ſind es nicht meiſt Fremde? Noch werden alle Statthalterſchaften mit Niederländern beſetzt; laſſen ſich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß ſie die größte, unwiderſtehlichſte Begierde nach dieſen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach ſeiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erſt im Lande ſich wieder Beſitzthümer auf Unkoſten aller zu erwerben ſuchen, die einen fremden Maßſtab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrſchen?

Regentinn. Du ſtellſt dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verſtande ganz auf der unſrigen ſeyn.

Regentinn. Wenn du ſo willſt, ſo thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentſchaft ab; denn Egmont und Oranien machten ſich große Hoffnung, dieſen Platz einzunehmen. Damahls waren ſie Gegner; jetzt ſind ſie gegen mich verbunden, ſind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentinn. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien ſinnt nichts Gutes, ſeine Gedanken reichen in die Ferne, er iſt heimlich, ſcheint alles anzunehmen, widerſpricht nie, und in tiefſter Ehrfurcht, mit größter Vorſicht thut er, was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freyen Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentinn. Er trägt das Haupt ſo hoch, als wenn die Hand der Majeſtät nicht über ihm ſchwebte.

Machiavell. Die Augen des' Volks ſind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentinn. Nie hat er einen Schein vermieden; als wenn niemand Rechenſchaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Nahmen Egmont. Graf Egmont, freut ihn, ſich nennen zu hören; als wollte er nicht vergeſſen, daß ſeine Vorfahren Beſitzer von Geldern waren. Warum nennt er ſich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloſchne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentinn. Wenn er wollte, wie verdient könnte er ſich um die Regierung machen; anſtatt daß er uns ſchon, ohne ſich zu nutzen, unſäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Geſellſchaften, Gaſtmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichſten heimlichen Zuſammenkünfte. Mit ſeinen Geſundheiten haben die Gäſte einen dauernden Rauſch, einen nie ſich verziehenden Schwindel geſchöpft. Wie oft ſetzt er durch ſeine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie ſtutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Abſicht.

Regentinn. Schlimm genug. Wie ich ſage: er ſchadet uns, und nutzt ſich nicht. Er nimmt das Ernſtliche ſcherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachläſſig zu ſcheinen, müſſen das Scherzhafte ernſtlich nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden ſucht, das macht ſich erſt recht. Er iſt gefährlicher als ein entſchiednes Haupt einer Verſchwörung; und ich müßte mich ſehr irren, wenn man ihm bey Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen, es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, ſehr empfindlich macht.

Machiavell. Er ſcheint mir in allem nach ſeinem Gewiſſen zu handeln.

Regentinn. Sein Gewiſſen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen iſt oft beleidigend. Er ſieht oft aus, als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe, er ſey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen laſſen, wolle uns ſo gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde ſich ſchon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt ſeine Offenheit, ſein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr ſchadet nur ihm und euch.

Regentinn. Ich lege nichts aus. Ich ſpreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländiſcher Adel und ſein golden Vließ vor der Bruſt ſtärken ſein Vertrauen, ſeine Kühnheit. Beydes kann ihn vor einem ſchnellen, willkürlichen Unmuth des Königs ſchützen. Unterſuch' es genau, an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, iſt er doch nur allein ſchuld. Er hat zuerſt den fremden Lehrern nachgeſehen, hat's ſo genau nicht genommen, und vielleicht ſich heimlich gefreut, daß wir etwas zu ſchaffen hatten. Laß mich nur! Was ich auf dem Herzen habe, ſoll bey dieſer Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umſonſt verſchießen; ich weiß, wo er empfindlich iſt. Er iſt auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zuſammen berufen laſſen? Kommt Oranien auch?

Regentinn. Ich habe nach Antwerpen um ihn geſchickt. Ich will ihnen die Laſt der Verantwortung nahe genug zuwälzen; ſie ſollen ſich mit mir dem Uebel ernſtlich entgegenſetzen oder ſich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden, und bringe mir ſie zur Unterſchrift. Dann ſende ſchnell den bewährten Vaska nach Madrit; er iſt unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerſt durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn ſelbſt noch ſprechen, eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle ſollen ſchnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verſchont mich, Clärchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum verſagt ihr mir dieſen kleinen Liebesdienſt?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn ſo feſt vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter im Seſſel ſtrickend.

Singt doch eins! Brackenburg ſecundirt ſo hübſch. Sonſt war't ihr luſtig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonſt.

Clare. Wir wollen ſingen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübſch munter und friſch weg! Es iſt ein Soldatenliedchen, mein Leibſtück.

Sie wickelt Garn und ſingt mit Brackenburg.

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen geſpielet!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein,
Und Hoſen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor' aus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde ſchon weichen,
Wir ſchießen darein.
Welch Glück ſonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu ſeyn!

Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angeſehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme ſtocken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht an's Fenſter. Clärchen ſingt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, ſie ſteht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt halb unſchlüſſig wieder um, und ſetzt ſich.

Mutter. Was gibt's auf der Gaſſe, Brackenburg? Ich höre marſchiren.

Brackenburg. Es iſt die Leibwache der Regentinn.

Clara. Um dieſe Stunde? was ſoll das bedeuten? Sie ſteht auf und geht an das Fenſter zu Brackenburg. Das iſt nicht die tägliche Wache, das ſind weit mehr! Faſt alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmahl was es gibt? Es muß etwas Beſonderes ſeyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. Er reicht ihr abgehend die Hand; ſie ihm die ihrige.

Muttter. Du ſchickſt ihn ſchon wieder weg?

Clare. Ich bin neugierig. Und auch verdenkt mir's nicht. Seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht, wie ich mich gegen ihn betragen ſoll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es ſo lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es iſt ein ſo treuer Burſche.

Clare. Ich kann's auch nicht laſſen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt ſich oft unverſehens zu, wenn die ſeine mich ſo leiſe, ſo liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihn betrüge, daß ich in ſeinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel daran. Weiß Gott, ich betrüg' ihn nicht. Ich will nicht, daß er hoffen ſoll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln laſſen.

Mutter. Das iſt nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube, ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärſt du immer mit ihm geweſen.

Clare. Wäre verſorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das iſt alles durch deine Schuld verſcherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich ſo nachdenke, wie es gegangen iſt, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen bethen ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur, ob er mich liebt; und ob er mich liebt, iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird? Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare *gelaſſen.* Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeyritt und ich an's Fenſter lief, ſchaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht ſelbſt an's Fenſter? Wenn er herauf ſah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht ſelbſt in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare gerührt. Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten, daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht ſelbſt mit heimlicher Freude? Rieſt ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben ſtand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich, daß es ſo weit kommen ſollte?

Clare mit ſtockender Stimme und zurückgehaltenen Thränen. Und wie er uns Abends, in den Mantel eingehüllt, bey der Lampe überraſchte, wer war geſchäftig ihn zu empfangen, da ich auf meinem Stuhl wie angekettet und ſtaunend ſitzen blieb?

Mutter. Und konnte ich fürchten, daß dieſe unglückliche Liebe das kluge Clärchen ſo bald hinreiſſen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter —

Clare mit ausbrechenden Thränen. Mutter! Ihr wollt's nun! Ihr habt eure Freude, mich zu ängſtigen.

Mutter weinend. Weine noch gar! mache mich noch elender durch deine Betrübniß. Iſt mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geſchöpf iſt?

Clare aufſtehend und kalt. Verworfen! Egmonts Geliebte, verworfen? — Welche

Fürſtinn neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an ſeinem Herzen! O Mutter — meine Mutter, ſo redetet ihr ſonſt nicht. Liebe Mutter, ſeyd gut! — Das Volk, was das denkt, die Nachbarinnen, was die murmeln — Dieſe Stube, dieſes kleine Haus iſt ein Himmel, ſeit Egmonts Liebe darin wohnt.

Mutter. Man muß ihm hold ſeyn! das iſt wahr. Er iſt immer ſo freundlich, frey und offen.

Clare. Es iſt keine falſche Ader an ihm. Seht, Mutter, und er iſt doch der große Egmont. Und wenn er zu mir kommt, wie er ſo lieb iſt, ſo gut! wie er mir ſeinen Stand, ſeine Tapferkeit gerne verbürge! wie er um mich beſorgt iſt! ſo nur Menſch, nur Freund, nur Liebſter.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft an's Fenſter gehen ſehen? Habt ihr nicht bemerkt, wie ich horche, wenn's an der Thür rauſcht? — Ob ich ſchon weiß, daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufſtehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit ihm gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warſt immer ſo ein Springinsfeld; als ein kleines Kind ſchon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehſt du dich nicht ein wenig beſſer an?

Clare. Vielleicht, Mutter! Wenn ich Langeweile habe. — Geſtern, denkt, gingen von ſeinen Leuten vorbey und ſangen Lobliedchen auf ihn. Wenigſtens war ſein Nahme in den Liedern; das übrige konnt' ich nicht verſtehen. Das Herz ſchlug mir bis an den Hals — Ich hätte ſie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Weſen verdirbt noch alles; du verräthſt dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bey dem Vetter, wie du den Holzſchnitt und die Beſchreibung fandſt und mit einem Schrey riefſt: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht ſchreyen ſollen? Es war die Schlacht bey Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchſtaben C. und ſuche unten in der Beſchreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geſchoſſen wird." Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeſchnitzten Egmont, der ſo groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabey und die Engliſchen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmahl erinnere, wie ich mir ſonſt eine Schlacht vorgeſtellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn ſie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürſten — und wie mir's jetzt iſt!

Brackenburg kommt.

Clare. Wie ſteht's?

Brackenburg. Man weiß nichts Gewiſſes. In Flandern ſoll neuerdings ein Tumult entſtanden ſeyn; die Regentinn ſoll beſorgen, er möchte ſich hierher verbreiten. Das Schloß iſt ſtark beſetzt, die Bürger ſind zahlreich an den Thoren, das Volk ſummt in den Gaſſen. — Ich will nur ſchnell zu meinem alten Vater.

Als wollte er gehen.

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich ſehe gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder ſo eine Hiſtorie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg *ſeine Hand reichend.* Eure Hand!

Clare *ihre Hand verſagend.* Wenn ihr wieder kommt. *Mutter und Tochter ab.*

Brackenburg *allein.* Ich hatte mir vorgenommen, gerade wieder fort zu gehen; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher!

cher! und dich rührt deines Vaterlandes Geſchick nicht? der wachſende Tumult nicht? — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert, und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war: „Brutus Rede für die Freyheit, zur Uebung der Redekunſt;“ da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo über einander geſtolpert. — Damahls kocht'es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſeyn, was mir ein Freund neulich in's Ohr ſagte? daß ſie Nachts einen Mann heimlich zu ſich einläßt, da ſie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hauſe treibt. Nein, es iſt nicht wahr, es iſt eine Lüge, eine ſchändliche verleumderiſche Lüge! Clärchen iſt ſo unſchuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen geſtoßen — — Und ich ſoll ſo fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiſte heftiger bewegt, und ich ſterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reitzt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, ſchimpflicher Zuſtand. Es iſt beſſer, ich end' auf einmahl. Neulich ſtürzt' ich mich in's Waſſer, ich ſank — aber die geängſtete Natur war ſtärker; ich fühlte, daß ich ſchwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergeſſen, da ſie mich liebte, mich zu lieben ſchien! Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir dieſe Hoffnungen allen Genuß des Lebens aufgezehrt, in dem ſie mir ein Paradies von weitem zeigten. — Und jener erſte Kuß! Jener einzige! — Hier, die Hand auf den Tiſch legend, hier waren wir allein — ſie war immer gut und freundlich gegen mich geweſen — da ſchien ſie ſich zu erweichen — ſie ſah mich an — alle Sinne gingen mir um, und ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb, Armer! Was zauderſt du? Er zieht ein Fläſchchen aus der Taſche. Ich will dich nicht umſonſt aus meines Bruders Doctorkäſtchen geſtohlen haben, heilſames Gift! Du ſollſt mir dieſes Bangen, dieſe Schwindel, dieſe Todesſchweiße auf einmahl verſchlingen und löſen.

Zweyter Aufzug.

Platz in Brüſſel.

Jetter und ein Zimmmermeiſter treten zuſammen.

Zimmermeiſter.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft ſagt' ich, es würde ſchwere Händel geben.

Jetter. Iſt's denn wahr, daß ſie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeiſter. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben ſie Kirchen und Kapellen. Nichts als die vier nackte Wände haben ſie ſtehen laſſen. Lauter Lumpengeſindel! Und das macht unſre gute Sache ſchlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und ſtandhaft unſere

Gerechtſame der Regentinn vortragen und drauf halten ſollen. Reden wir jetzt, verſammeln wir uns jetzt; ſo heißt es, wir geſellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja, ſo denkt jeder zuerſt: was ſollſt du mit deiner Naſe voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zuſammen.

Zimmermeiſter. Mir iſt's bange, wenn's einmahl unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk, das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müſſen, und bringen das Land in Unglück.

Soeſt tritt dazu.

Guten Tag, ihr Herren! Was gibt's neues? Iſt's wahr, daß die Bilderſtürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeiſter. Hier ſollen ſie nichts anrühren.

Soeſt. Es trat ein Soldat bey mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentinn, ſo eine wackre kluge Frau ſie bleibt, dießmahl iſt ſie außer Faſſung. Es muß ſehr arg ſeyn, daß ſie ſich ſo geradezu hinter ihre Wache verſteckt. Die Burg iſt ſcharf beſetzt. Man meint ſogar, ſie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeiſter. Hinaus ſoll ſie nicht! Ihre Gegenwart beſchützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verſchaffen, als ihre Stutzbärte. Und wenn ſie uns unſere Rechte und Freyheiten aufrecht erhält; ſo wollen wir ſie auf den Händen tragen.

Seifenſieder tritt dazu.

Garſtige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht ſchief aus! — Hütet euch, daß ihr ſtille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soeſt. Da kommen die ſieben Weiſen aus Griechenland.

Seifenſieder. Ich weiß, da ſind viele, die es heimlich mit den Calviniſten halten, die auf die Biſchöfe läſtern, die den König nicht ſcheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

Es geſellt ſich nach und nach allerley Volk zu ihnen und horcht.

Vanſen tritt dazu.

Gott grüß' euch Herren! Was Neues?

Zimmermeiſter. Gebt euch mit dem nicht ab, das iſt ein ſchlechter Kerl.

Jetter. Iſt es nicht der Schreiber beym Doctor Wiets?

Zimmermeiſter. Er hat ſchon viele Herren gehabt. Erſt war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmſtreiche halber; pfuſcht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk, und iſt ein Branntweinzapf.

Es kommt mehr Volk zuſammen, und ſteht truppweiſe.

Vanſen. Ihr ſeyd auch verſammelt, ſteckt die Köpfe zuſammen. Es iſt immer redenswerth.

Soeſt. Ich denk' auch.

Vanſen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die Spaniſchen Ketten auf einmahl ſprengen.

Soeſt. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geſchworen.

Vanſen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt ſich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der verſteht's! Der hat Pfiffe.

Vanſen. Ich hatte einen alten Patron, der beſaß Pergamente und Briefe, von uralten

Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarſten Bücher. In einem ſtand unſere ganze Verfaſſung: wie uns Niederländer zuerſt einzelne Fürſten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unſere Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürſten gehabt, wenn er ſie regiert wie er ſollte; und wie ſie ſich gleich vorſahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, ſo klein ſie war, hatte ihre Staaten, ihre Landſtände.

Zimmermeiſter. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtſchaffener Bürger iſt, ſo viel er braucht, von der Verfaſſung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soeſt. Er hat ganz Recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vanſen. So ſeyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur ſo in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb' von euern Aeltern überkommen habt, ſo laßt ihr auch das Regiment über euch ſchalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Hiſtorie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Verſäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soeſt. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und ſagt einem ſo etwas?

Vanſen. Ich ſag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zuſammen beſitzt, darf doch nicht drin ſchalten und walten, anders als die kleinen Fürſten, die ſie ehemahls einzeln beſaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vanſen. Es iſt ſo klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vanſen. Hat der Brüßeler nicht ein ander Recht, als der Antwerper? der Antwerper, als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bey Gott!

Vanſen. Aber, wenn ihr's ſo fortlaufen laßt; wird man's euch bald anders weiſen. Pfuy! was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soeſt. Ja, ja! Die alten Fürſten haben's auch ſchon probiert.

Vanſen. Freylich! — Unſere Vorfahren paßten auf. Wie ſie einem Herrn gram wurden, fingen ſie ihm etwa ſeinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bey ſich, und gaben ihn nur auf die beſten Bedingungen heraus. Unſere Väter waren Leute! die wußten, was ihnen nütz war! die wußten etwas zu faſſen und feſt zu ſetzen! Rechte Männer! Dafür ſind aber auch unſere Privilegien ſo deutlich, unſere Freyheiten ſo verſichert.

Seifenſieder. Was ſprecht ihr von Freyheiten?

Das Volk. Von unſern Freyheiten, von unſern Privilegien! Erzählt noch was von unſern Privilegien.

Vanſen. Wir Brabanter beſonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir ſind am herrlichſten verſehen. Ich habe alles geleſen.

Soeſt. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vanſen. Erſtlich ſteht geſchrieben: Der Herzog von Brabant ſoll uns ein guter und getreuer Herr ſeyn.

Soeſt. Gut! Steht das ſo?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweytens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunct. Niemanden geſtatten, auf keinerley Weiſe.

Banſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentinn gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tropfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen, wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Banſen. Mancherley, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſtlichen Stand nicht verbeſſern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soeſt. Iſt das ſo?

Banſen. Ich will's euch geſchrieben zeigen, von zwey drey hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Biſchöfe? Der Adel muß uns ſchützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir laſſen uns von der Inquiſition in's Bockshorn jagen?

Banſen. Das iſt eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die ſorgen für unſer Beſtes.

Banſen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifenſieder. Du Hund!

Er ſchlägt ihn.

Andere widerſetzen ſich und rufen. Biſt du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Anderer. Den Gelahrten?

Sie fallen den Seifenſieder an.

Zimmermeiſter. Um's Himmels willen, ruht! Andere miſchen ſich in den Streit.

Zimmermeiſter. Bürger, was ſoll das?

Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an, Bürger ſtehen und gaffen, Volk läuft zu, andere gehen gelaſſen auf und ab, andere treiben allerley Schalkspoſſen, ſchreyen und jubiliren.

Andere. Freyheit und Privilegien! Privilegien und Freyheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Ruhig, ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander.

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentinn dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen, wenn ihr an Werktagen feyert. Was war's?

Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und alle ſtehen um ihn herum.

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Euers Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mit an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Nahme iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe niemanden leicht, den ich einmahl geſehen und geſprochen habe. — Was an euch iſt, Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr ſeyd übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freyheit als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! das iſt eben unſre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die ſtänkern aus Langerweile, und ſcharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie uns gern mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beyſtand ſollt ihr finden; es ſind Maßregeln genommen, dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt nicht, durch Aufruhr befeſtige man Privilegien. Bleibt zu Hauſe; leidet nicht, daß ſie ſich auf den Straſſen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

Indeſſen hat ſich der größte Haufe verlaufen.

Zimmermeiſter. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. Egmont ab. Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar ſo nichts Spaniſches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soeſt. Das läßt der König wohl ſeyn. Den Platz beſetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Haſt du das Kleid geſehen? Das war nach der neueſten Art, nach Spaniſchem Schnitt.

Zimmermeiſter. Ein ſchöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Freſſen für einen Scharfrichter.

Soeſt. Biſt du toll? was kommt dir ein?

Jetter. Dumm genug, daß einem ſo etwas einfällt. — Es iſt mir nun ſo. Wenn ich einen ſchönen langen Hals ſehe, muß ich gleich wider Willen denken: der iſt gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt ſie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burſche ſchwimmen, und ich ſeh' einen nackten Buckel; gleich fallen ſie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen ſtreichen ſehen. Begegnet mir ein rechter Wanſt, mein' ich, den ſeh' ich ſchon am Pfahl braten. Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Luſtbarkeit, jeden Spaß hab' ich bald vergeſſen; die fürchterlichen Geſtalten ſind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

an einem Tiſche mit Papieren, er ſteht unruhig auf.

Er kommt immer nicht! und ich warte ſchon zwey Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern ſo zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es iſt ſo viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freylich ſieht er einem auch einmahl durch die Finger. Doch hielt' ich's beſſer, wenn er ſtrenge wäre, und ließe einen auch wieder zur beſtimmten Zeit. Man könnte ſich einrichten. Von der Regentinn iſt er nun ſchon zwey Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont tritt auf.

Wie ſieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drey Bothen warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang' geblieben; du machſt ein verdrüßlich Geſicht.

Secretär. Eurem Befehl zu gehorchen, wart' ich ſchon lange. Hier ſind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böſe auf mich werden, wenn ſie hört, daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr ſcherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigſt einen guten Geſchmack. Sie iſt hübſch; und es iſt mir ganz recht, daß du auf dem Schloſſe eine Freundinn haſt. Was ſagen die Briefe?

Secretär. Mancherley, und wenig erfreuliches.

Egmont. Da iſt gut, daß wir die Freude zu Hauſe haben und ſie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Iſt viel gekommen?

Secretär. Genug und drey Bothen warten.

Egmont. Sag' an! das nöthigſte.

Secretär. Es iſt alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geſchwind!

Secretär. Hauptmann Breda ſchickt die Relation, was weiter in Gent und der umlie-

gen-

genden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat ſich meiſtens gelegt.

Egmont. Er ſchreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verſchone mich damit.

Secretär. Noch ſechs ſind eingezogen worden, die bey Verwich das Marienbild umgeriſſen haben. Er fragt an, ob er ſie auch wie die andern ſoll hängen laſſen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man ſoll ſie durchpeitſchen, und ſie mögen gehen.

Secretär. Es ſind zwey Weiber dabey; ſoll er die auch durchpeitſchen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen laſſen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft, ihr werdet's ihm abſchlagen. Es ſind ſo viele Weiber bey den Haufen, ſchreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarſch, ſondern einem Zigeuner-Geſchleppe ähnlich ſehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es iſt ein ſchöner junger Kerl; er bath mich noch dringend, gar eh' ich wegging. Aber nun ſoll's keinem mehr geſtattet ſeyn. So leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug ſind, ihren beſten Spaß zu verſagen.

Secretär. Zwey von euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter, übel mitgeſpielt. Sie kriegten ſie allein, und die Dirne konnte ſich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen iſt, und ſie haben Gewalt gebraucht; ſo ſoll er ſie drey Tage hinter einander mit Ruthen ſtreichen laſſen, und wenn ſie etwas beſitzen, ſoll er ſo viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausſtattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern iſt heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er ſchwört, er ſey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl ſoll er enthauptet werden.

Egmont. Sie ſollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm verſichern, daß er das zweytemahl nicht ſo wegkommt.

Secretär. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er ſchreibt: es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe ſchwerlich ſchicken; der Tumult habe in alles die größte Confuſion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbey; er mag ſehen, wie er es zuſammenbringt.

Secretär. Er ſagt: er werde ſein Möglichſtes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch ſo lange ſchuldig iſt, verklagen und in Verhaft nehmen laſſen.

Egmont. Der hat ja verſprochen zu bezahlen.

Secretär. Das letztemahl ſetzte er ſich ſelbſt vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiß Ernſt, wenn er ſieht, ihr ſpaßt nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Wittwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühr einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nöthiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn, daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deswegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht. Er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun, die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter viel Verhaßtem iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut nach, ſchreib in meinem Nahmen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünſchte ſelbſt, daß ihm auf ſeine Bedenklichkeiten was recht beruhigendes geſchrieben würde.

Secretär. Sagt mir nur ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort ſchon aufſetzen und ſie euch vorlegen. Geſchrieben ſoll ſie werden, daß ſie vor Gericht für Eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. Nachdem er hineingeſehen. Guter ehrlicher Alter! Warſt du in deiner Jugend auch wohl ſo bedächtig? Erſtiegſt du nie einen Wall? Bliebſt du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück; und fühlt nicht, daß der ſchon todt iſt, der um ſeiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm: er möge unbeſorgt ſeyn; ich handle wie ich ſoll, ich werde mich ſchon wahren;

ſein Anſehn bey Hofe ſoll er zu meinen Gunſten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß ſeyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was ſoll ich mehr ſagen? Willſt du mehr Worte machen; ſo ſteht's bey dir. Es dreht ſich immer um den einen Punct: ich ſoll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, das iſt mein Glück; und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu muſtern. Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; ſeyd nicht ſo harſch und rauh gegen den guten Mann. Ihr ſeyd ja ſonſt gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort; das den edeln Freund beruhige. Seht, wie ſorgfältig er iſt! wie leiſ' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer dieſe Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir dieſe Ermahnungen ſind; ſie machen nur irre, ſie helfen nichts. Und wenn ich ein

Nachtwandler wäre, und auf den gefährlichen Gipfel eines Hauſes ſpatzierte; iſt es freundſchaftlich, mich bey'm Nahmen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden ſeines Pfades gehn; er mag ſich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu ſorgen; aber wer euch kennt und liebt —

Egmont in den Brief ſehend. Da bringt er wieder die alten Märchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geſelligkeit und des Weins getrieben und geſprochen; und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut, wir haben Schellenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Aermel ſticken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen, wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnahmen, dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen; wir wollen ſie Schülern und Höflingen überlaſſen. Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen wohin ſie können, erſchleichen was ſie können. — Kannſt du von allem dieſem etwas brauchen, daß deine Epiſtel kein Buch wird; ſo iſt mir's recht. Dem guten Alten ſcheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unſre Hand gehalten, ſie ſtärker noch einmahl, wenn er ſie laſſen will.

Secretär. Verzeiht mir. Es wird dem Fußgänger ſchwindlich, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam?

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen; ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ein ſelbſt verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit vielen Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit meinen guten Kriegsgeſellen um kleinen Gewinſt das blutige Loos zu werfen; und ſollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freyen Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht, was für Worte ihr ſprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zuſammen. Oranien kommt. Fertige aus, was am nöthigſten iſt, daß die Bothen fortkommen, eh' die Thore geſchloſſen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; verſäume nicht Elviren zu beſuchen, und grüße ſie von mir. — Horche, wie ſich die Regentinn befindet; ſie ſoll nicht wohl ſeyn, ob ſie's gleich verbirgt. Secretär ab.

Oranien kommt.

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr ſcheint mir nicht ganz frey.

Oranien. Was ſagt ihr zu unſrer Unterhaltung mit der Regentinn?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen, nichts außerordentliches. Ich habe ſie ſchon öfter ſo geſehen. Sie ſchien mir nicht ganz wohl.

Oranien. merktet ihr nicht, daß ſie zurückhaltender war? Erſt wollte ſie unſer Betragen bey dem neuen Anfruhr des Pöbels gelaſſen billigen; nachher merkte ſie an, was ſich doch auch für ein falſches Licht darauf werfen laſſe; wich dann mit dem Geſpräche zu ihrem alten gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle gute Art, ihre Freundſchaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß nichts einen erwünſchten Ausgang nehmen wolle, daß ſie am Ende wohl müde werden, der König ſich zu andern Maßregeln entſchließen müſſe. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdeſſen an was anders. Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß ſich alles unter ihr ſanftes Joch gelaſſen ſchmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte. Daß, weil ſie friedlich geſinnt ſind, die Gährung, die ein

Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, ſich durch Ein freundlich Wort beylegen ließe, und die widrigſten Elemente ſich zu ihren Füßen in ſanfter Eintracht vereinigten. Das iſt ihr Fall; und da ſie es dahin nicht bringen kann, ſo hat ſie keinen Weg als launiſch zu werden, ſich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen, daß ſie fortgehen will.

Oranien. Glaubt ihr dasmahl nicht, daß ſie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich ſie ſchon reiſefertig geſehen! Wo will ſie denn hin? Hier Stadthalterinn, Königinn; glaubſt du, daß ſie es unterhalten wird, am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaspeln? oder nach Italien zu gehen, und ſich in alten Familienverhältniſſen herumzuſchleppen?

Oranien. Man hält ſie dieſer Entſchlieſſung nicht fähig, weil ihr ſie habt zaudern, weil ihr ſie habt zurücktreten ſehen, dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umſtände treiben ſie zu dem lang verzögerten Entſchluß. Wenn ſie ginge? und der König ſchickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zuſammenhalten wolle; und würde heut mit dieſer Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniſſe finden, einen Monath mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeſchlagene Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehen, der Kopf ſchwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, ſtatt weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchſegeln, Gott danken mag, wenn er ſein Schiff in dieſem Sturme vom Felſen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Verſuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu ſehen, was der Rumpf ohne Haupt anfienge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her alle unſre Verhältniſſe am Herzen, ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele, und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürſten, die Geſinnungen, die Rathſchläge aller Parteyen zu kennen. Ich habe Urſach' einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt, er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sonſt war's Sorge; nach und nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſre Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewärtig, in dem, was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zuſchriebe, und Treuloſigkeit nennte, was wir heißen, auf unſre Rechte halten.

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ſich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich. Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht das Panier der Tyranney ſo hoch aufzuſtecken. Der Windhauch, der dieſe Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spaniſchen Nahmen würde ſich gewaltſam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentinn wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentinn wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Auf's neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüſſen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Nahmen des Königs bey ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß, daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit Einemmahle zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß du mit Entſetzen daſtehſt, und nicht mehr weißt, weſſen Sache du vertheidigſt; da die zu Grunde gehen, für deren Freyheit du die Waffen ergreifſt. Und wie wird dir's ſeyn, wenn du dir ſtill ſagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich ſie.

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich, uns für Tauſende hinzugeben: ſo ziemt es ſich auch, uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont, muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt, kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel, das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn, dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehen.

Egmont. Bey ſo großer Gefahr kommt die leichteſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bey Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt! Er iſt Carls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns, eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich, zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmahl nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du, du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bey dir. Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beyde auf Einmahl verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſieheſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringt, wie er die Stadt beſetzt, was für Macht die Regentinn behält, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien ihn bey der Hand faſſend. Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb wohl. ab.

Egmont allein. Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorgloſigkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirn die ſinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Pallaſt der Regentinn.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen ſollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor ſich hinlebt, denkt man immer, man thue das Möglichſte; und der von weitem zuſieht und befiehlt, glaubt, er verlange nur das Mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt, daß es mich ſo verdrießen könnte. Es iſt ſo ſchön zu herrſchen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht, wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell erſcheint im Grunde.

Regentinn. Tretet näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wiſſen, was er enthält?

Regentinn. So viel zärtliche Aufmerkſamkeit für mich, als Sorgfalt für ſeine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte ſeiner Majeſtät in dieſen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir das unbändige Volk ſo viel zu ſchaffen mache. Er iſt von der Tiefe meiner Einſichten ſo vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens ſo außerordentlich zufrieden, daß ich faſt ſagen muß, der Brief iſt für einen König zu ſchön geſchrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es iſt nicht das erſtemahl, daß er euch ſeine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentinn. Aber das erſtemahl, daß es redneriſche Figur iſt.

Machiavell. Ich verſteh' euch nicht.

Regentinn. Ihr werdet. — Denn er meint, nach dieſem Eingange: ohne Mannſchaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur ſpielen! Wir hätten, ſagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unſre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Beſatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken laſtet, verbiethe ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerſt aufbringen.

Regentinn. Der König meint aber, hörſt du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, ſo einer, der gar keine Raiſon annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und ſchickt deßwegen mit einem ſtarken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentinn. Du wunderſt dich?

Machiavell. Ihr ſagt: er ſchickt. Er fragt wohl, ob er ſchicken ſoll?

Regentinn. Der König fragt nicht; er ſchickt.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in euern Dienſten haben.

Regentinn. In meinen Dienſten? Rede gerad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentinn. Und ich möchte mich verſtellen. Es iſt mir empfindlich, ſehr empfindlich. Ich wollte lieber, mein Bruder ſagte wie er's denkt, als daß er förmliche Epiſteln unterſchreibt, die ein Staatsſecretär aufſetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einſehen? —

Regentinn. Und ich kenne ſie inwendig und auswendig. Sie möchtens gern geſäubert und gekehrt haben; und weil ſie ſelbſt nicht zugreifen, ſo findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Beſen in der Hand kommt. O mir iſt's, als wenn ich den König und ſein Conſeil auf dieſer Tapete gewirkt ſähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentinn. Es fehlt kein Zug. Es ſind gute Menſchen drunter. Der ehrliche Rodrich, der ſo erfahren und mäßig iſt, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Freneda, der feſte Las Vargas, und noch einige, die mitgehen, wenn die gute Partie mächtig wird. Da ſitzt aber der hohläugige Toledaner mit der ehernen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehemahls von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentinn. Geſteht nur, Machiavell; In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls mahlen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der Er mahlt. Jeder iſt bey ihm gleich ein Gottesläſterer, ein Majeſtätsſchänder, denn aus dieſem Kapitel kann man ſie alle ſogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, ſieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut iſt. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbey iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterey, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt, ſie fräßen ſich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bey uns lange vergeſſen iſt. Da faßt er einen recht herzlichen Haß auf die armen Leute; ſie kommen ihm abſcheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er ſieht ſich nach Feuer und Schwert um, und wähnt, ſo bändige man Menſchen.

Machiavell. Ihr ſcheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentinn?

Regentinn. Das kenn' ich. Er wird eine Inſtruction bringen. — Ich bin in Staatsgeſchäften alt genug geworden, um zu wiſſen, wie man einen verdrängt, ohne ihm ſeine Beſtallung zu nehmen. — Erſt wird er eine Inſtruction bringen, die wird unbeſtimmt und ſchief ſeyn; er wird um ſich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Inſtruction vorſchützen; wenn ich ſie ſehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich darauf beſtehe, wird er mir ein Papier zeigen, das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun, als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan; und was ich wünſche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt', ich könnt' euch widerſprechen.

Regentinn. Was ich mit unſäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grauſamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren ſehen, und überdieß noch ſeine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentinn. So viel Gewalt hab' ich über mich, um ſtille zu ſeyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der beſten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So raſch dieſen wichtigen Schritt?

Regentinn. Schwerer als du denkſt. Wer zu herrſchen gewohnt iſt, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schickſal von Tauſenden in ſeiner Hand liegt, ſteigt vom Throne wie in's Grab. Aber beſſer ſo, als einem Geſpenſte gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Anſehen einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun beſitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie geſehen; ich glaubte, ſie ſey nur in Heldengeſchichten.

Clärchen geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwiſchen den Lippen ſummend.

Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig freundlich thäteſt, wenn du wollteſt, er heirathete dich noch.

Clärchen ſingt.

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es iſt ein kräftig Lied. Hab' ich doch ſchon manchmahl ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt.

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßeſt du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg ſollteſt du in Ehren halten, ſag' ich dir. Er kann dich noch einmahl glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit — Ihr Kinder ſeht nichts voraus, und überhorcht unſre Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen ſchaudert, ſchweigt und fährt auf. Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Daran vorzudenken iſt ſchreckhaft! — Und wenn er kommt! wenn wir müßen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren! — In Thränen. Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Egmont
in einem Reitermantel, den Hut in's Geſicht gedrückt.

Clärchen!

Clärchen thut einen Schrey, fährt zurück. Egmont! Sie eilt auf ihn zu. Egmont! Sie umarmt ihn und ruht an ihm. O du guter, lieber, ſüßer! Kommſt du? biſt du da?

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen, daß ihr ſo lang ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſungen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freylich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bey mir iſt, hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben, wenn ich bey ihm bin.

Egmont. Meinſt du?

Clärchen ſtampft mit dem Fuße und kehrt ſich unwillig um.

Egmont. Wie iſt dir?

Clärchen. Wie ſeyd ihr heute ſo kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angebothen. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind. Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber, die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer ſteht und dem

Feinde etwas abliſten möchte, da nimmt er ſich zuſammen, faßt ſich ſelbſt in ſeine Arme und kaut ſeinen Anſchlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht ſetzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts, wenn ihr da ſeyd. Ihr müßt vorlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille iſt die beſte Würze. *Mutter ab.*

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willſt.

Clärchen. Vergleicht ſie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuförderſt alſo. *Er wirft den Mantel ab und ſteht in einem prächtigen Kleide da.*

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frey. *Er herzt ſie.*

Clärchen. Laßt! ihr verderbt euch. *Sie tritt zurück.* Wie prächtig! da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt du zufrieden? Ich verſprach dir, einmahl ſpaniſch zu kommen.

Clärchen. Ich bath euch zeither nicht mehr drum; ich dachte, ihr wolltet nicht — Ach, und das goldne Vließ!

Egmont. Da ſiehſt du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiſer umgehängt?

Egmont. Ja, Kind! und Kette und Zeichen geben dem, der ſie trägt, die edelſten Freyheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeiſter des Ordens mit dem verſammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O, du dürfteſt die ganze Welt über dich richten laſſen. — Der Sammet iſt gar zu herrlich, und die Paſſement-Arbeit! und das Geſtickte! — Man weiß nicht, wo man anfangen ſoll.

Egmont. Sieh dich nur ſatt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet: es ſey ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — Ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie eben ſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie, weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein, die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille, mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bey der Regentinn?

Egmont. Ich war bey ihr.

Clärchen. Biſt du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmahl ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat ſeine eigne Abſichten. Das thut nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſähe tief genug, wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Fäſſern an, mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas Geheimes vorhabe; und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirn, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentinn, und du fragſt?

Clärchen. Verzeiht, ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr, und nicht weniger, als jeder, der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib als wir Nätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmahl iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmahl einen Anfall vom Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majeſtätiſche Frau! Ich ſcheute mich, vor ſie zu treten.

Egmont. Du biſt doch ſonſt nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen ſchlägt die Augen nieder, nimmt ſeine Hand und lehnt ſich an ihn.

Egmont. Ich verſtehe dich! liebes Mädchen! du darfſt die Augen aufſchlagen.

Er küßt ihre Augen.

Clärchen. Laß mich ſchweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen ſehen; alles drin finden, Troſt und Hoffnung und Freude und Kummer. Sie umarmt ihn und ſieht ihn an.

Sag' mir! Sage! ich begreiſe nicht! biſt du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der ſo viel Aufſehn macht, von dem in den Zeitungen ſteht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehſt du, Clärchen! — Laß mich ſitzen! — *Er ſetzt ſich, ſie kniet vor ihm auf einem Schemel, legt ihre Arme auf ſeinen Schoos und ſieht ihn an.* Jener Egmont iſt ein verdrießlicher, ſteifer, kalter Egmont, der an ſich halten, bald dieſes bald jenes Geſicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt iſt, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen iſt; umgeben von Freunden, denen er ſich nicht überlaſſen darf; beobachtet von Menſchen, die ihm auf alle Weiſe beykommen möchten; arbeitend und ſich bemühend, oft ohne Zweck, meiſt ohne Lohn — o laß mich ſchweigen, wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe iſt. Aber dieſer, Clärchen, der iſt ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt, von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt. *Er umarmt ſie.* Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeiſter.

Jetter.

He! pſt! he, Nachbar, ein Wort!

Zimermeiſter. Geh deines Pfads, und ſey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeiſter. Nichts, als daß uns vom neuen zu reden verbothen iſt.

Jetter. Wie?

Zimmermeiſter. Tretet hier an's Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bey ſeiner Ankunft einen Befehl ausgehen laſſen, dadurch zwey oder drey, die auf der Straße zuſammen ſprechen, des Hochverraths ohne Unterſuchung ſchuldig erklärt ſind.

Jetter. O weh!

Zimmermeiſter. Bey ewiger Gefangenſchaft iſt verbothen, von Staatsſachen zu reden.

Jetter. O unſre Freyheit!

Zimmermeiſter. Und bey Todesſtrafe ſoll niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtbothen eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bey dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hauſe.

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen, daß ſie weder am Leibe, noch Ehre, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh, wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's, als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter, daß man ſich bücken müſſe um nicht daran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt das iſt eine andere Art von Krebſen, als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfuy! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengrad', mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen, und du gehſt an einem vorbey; iſt's, als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgekrätſchten Beinen da, hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben: dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!" und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt tritt dazu.

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentinn iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott.

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf einmahl und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden, ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel, daß er uns dieſe neue Geißel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien. Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen! die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein Beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Vanſen tritt auf.

Find' ich endlich ein Paar, die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr ſchon durchgeheilt?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte; wäre ſein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein Bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach, ſeyd nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus, als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte, und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen wie andre Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange geht's raſch; nachher wird er auch finden; daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Geht nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß andere, denen es beſſer wäre, ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schneiderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel und könnte ein ganzes Jahr leben, von dem was er in einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahrs geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt mußte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneußen geſehen? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern? Willſt du einen Aufruhr erregen, wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen ſie nachäffend. Ih! Oh! Ah! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler rechtſchaffner Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protokoll abzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Banſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt ſachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles gerad zu, was ein Verſtändiger verbürge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf, wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an; und läßt ſich der dumme Teufel betreten, daß er hier etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen; dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichre euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabricant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken, wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne; nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere.

Jetter. Egmont iſt Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von ſeines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom geſammten Orden. Dein loſes Maul, dein böſes Gewiſſen verführen dich zu ſolchem Geſchwätz.

Vanſen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht ſeyn. Es iſt ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts ſchon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabſchiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch ſelbſt. Dort ſeh' ich wieder eine Runde antreten; die ſehen nicht aus, als wenn ſie ſo bald Brüderſchaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten und nur ſachte zuſehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth: wenn ſie von denen gekoſtet haben, und werden dann nicht zahm; ſo ſind ſie ausgepichte Wölfe.

Der Eulenburgiſche Pallaſt.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und **Gomez**
begegnen einander.

Silva. Haſt du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünctlich. Alle tägliche Runden ſind beordert, zur beſtimmten Zeit an verſchiednen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; ſie gehen indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt, der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Pallaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt, blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge? da bald der Ausgang beweiſ't, daß er recht befohlen hat.

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der Alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ebenen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bey Tafel von einem frohen freundlichen Menſchen ſagen: er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Brantwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hieher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee aus Italien hierher brachte, der hat etwas geſehen. Wie er ſich durch Freund und Feind, durch die Franzoſen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweitzer und Verbundnen gleichſam durchſchmiegte, die ſtrengſte Mannszucht hielt, und einen Zug, den man ſo gefährlich achtete, leicht und ohne Anſtoß zu leiten wußte! — Wir haben was geſehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Iſt nicht alles ſtill und ruhig, als wenn kein Aufſtand geweſen wäre?

Gomez. Nun es war auch ſchon meiſt ſtill, als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen iſt es viel ruhiger geworden; und wenn ſich noch einer bewegt, ſo iſt es um zu entfliehen. Aber auch dieſem wird er die Wege bald verſperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erſt die Gunſt des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegner als uns die ſeinige zu erhalten. Wenn der König hieher kommt, bleibt gewiß der Herzog, und jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubſt du, daß der König kommt?

Silva. Es werden ſo viele Anſtalten gemacht, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt.

Gomez. Mich überreden ſie nicht.

Silva. So rede wenigſtens nicht davon. Denn wenn des Königs Abſicht ja nicht ſeyn ſollte zu kommen; ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß, daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, Alba's natürlicher Sohn.

Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez leiſe zu Silva. Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba,

Wie er herein und hervor tritt, treten die andern zurück.

Gomez!

Gomez tritt vor. Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's genauſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Gallerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Pallaſte beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! ab.

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles, was ich von jeher an dir geſchätzt habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen, daß ich der Alte bin.

Alba. So bald die Fürſten bey mir eingetreten ſind, dann eile gleich, Egmonts Geheimſchreiber gefangen zu nehmen. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet ſind, zu fahen?

Silva. Vertrau' auf uns. Ihr Schickſal wird ſie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünctlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er iſt der einzige, der, ſeit du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd' auf's andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bey Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie bleiben bey ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus, als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch! eh' ſie uns wider Willen geneſen.

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen, das räthlichſte ſey zu entfliehen. Keiner wagt einen Schritt, ſie zaudern, können ſich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun, hält ſie der Gemeingeiſt ab. Sie möchten gern ſich jedem Verdacht entziehen, und machen ſich immer verdächtiger. Schon ſeh' ich mit Freuden deinen ganzen Anſchlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geſchehene; und auch über das nicht leicht: denn es bleibt ſtets noch übrig, was uns zu denken und zu ſorgen gibt. Das Glück iſt eigenſinnig, oft das Gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürſten kommen; dann gib Gomez die Ordre, die Straßen zu beſetzen, und eile ſelbſt, Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet ſind. Iſt es gethan; ſo komm' hieher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe dieſen Abend vor dir ſtehen zu dürfen.

Alba geht nach ſeinem Sohne, der bißher in der Gallerie geſtanden.

Silva. Ich traue es mir nicht zu ſagen; aber meine Hoffnung ſchwankt. Ich fürchte, es wird nicht werden wie er denkt. Ich ſehe Geiſter vor mir, die ſtill und ſinnend auf ſchwarzen Schalen das Geſchick der Fürſten und vieler Tauſende wägen. Langſam wankt das Zünglein auf und ab; tief ſcheinen die Richter zu ſinnen; zuletzt ſinkt dieſe Schale, ſteigt jene, angehaucht vom Eigenſinn des Schickſals; und entſchieden iſt's. ab.

Alba mit ſeinem Sohn **Ferdinand** hervortretend.

Alba. Wie fand'ſt du die Stadt?

Ferdinand. Es hat ſich alles gegeben. Ich ritt als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf

Straſ' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht ſo angeſpannt, daß ſie ſich nicht zu liſpeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rohes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen, Pferde zuzureiten; wir werden ſie bald brauchen!" rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehen, ſagte er, und komme auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehen.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint, wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn deiner Mutter, der mir ſie unbedingt in die Arme lieferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich der Anſchein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildſam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtſinnige Wohlwollen, dieſe unachtſame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem

Werke ich geſandt bin, und welchen Theil ich dir daran geben möchte.

Ferdinand. Erinnert mich, und ſchont mich nicht, wo ihr es nöthig haltet.

Alba nach einer Pauſe. Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürſten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es iſt nicht Mißtrauen, daß ich dir erſt jetzt entdecke, was geſchehen ſoll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehen.

Ferdinand. Was ſinneſt du?

Alba. Es iſt beſchloſſen, ſie feſtzuhalten — Du erſtaunſt! Was du zu thun haſt, höre; die Urſachen ſollſt du wiſſen, wenn es geſchehen iſt. Jetzt bleibt keine Zeit, ſie auszulegen. Mit dir allein wünſcht' ich das Größte, das Geheimſte zu beſprechen; ein ſtarkes Band hält uns zuſammengefeſſelt; du biſt mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht' ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünſcht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein großes Erbtheil, dem Könige den brauchbarſten Diener zu hinterlaſſen; dich mit dem beſten was ich habe auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt, unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich nicht dir für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert.

Alba. Nun höre, was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder Zugang zum Pallaſte beſetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den Verdächtigſten gefangen zu nehmen. Du hältſt die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen beſetze dieſe Zimmer hier neben mit den ſicherſten Leuten; dann warte auf der Gallerie, bis Silva wieder kommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß ſein Auftrag ausgerichtet iſt. Dann bleib' im Vorſaale bis Oranien weggeht, folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu ſagen hätte. Am Ende der Gallerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre ſchnell den gefährlichſten Mann; und ich faſſe Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum erſtenmahl mit ſchwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es iſt der erſte große Tag, den du erlebſt.

Silva tritt herein.

Ein Bothe von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bothe?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beyden, und ſie ziehen ſich in die Gallerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile. Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er, ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmahl wider Vermuthen der Kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Seigers, und ein groſſes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt: denn es iſt weder nachzuhohlen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt, was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's neue durch die Seele ſchwankt. — Iſt's räthlich, die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? — Schieb' ich es auf, und laß' Egmont mit den Seinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind. So zwingt dich das Geſchick denn auch, du Unbezwinglicher? Wie lang' gedacht!

Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan! Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! Und nun im Augenblick des Entſcheidens biſt du zwiſchen zwey Uebel geſtellt; wie in einen Loostopf greifſt du in die dunkle Zukunft; was du faſſeſt, iſt noch zugerollt, dir unbewußt, ſey's Treffer oder Fehler! Er wird aufmerkſam, wie einer der etwas hört, und tritt an's Fenſter. Er iſt es! — Egmont! Trug dich dein Pferd ſo leicht herein, und ſcheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiſte mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig' ab! — So biſt du mit dem einen Fuß im Grab'! und ſo mit beyden! — Ja ſtreichl' es nur, und klopfe für ſeinen muthigen Dienſt zum letztenmahle den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum zweytenmahl ſich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva treten eilig herbey.

Ihr thut was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehen will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht haſt. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geſchick das groſſe Verdienſt, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. Zu Silva. Eile! Zu Ferdinand. Geh' ihm entgegen. Alba bleibt einige Augenblicke allein, und geht ſchweigend auf und ab.

Egmont tritt auf.

Ich komme, die Befehle des Königs zu vernehmen; zu hören, welchen Dienſt er von unſerer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünſcht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenſtand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid, daß er uns eben in dieſer wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung wünſcht der König, wie dieſe Staaten wieder zu befriedigen. Ja er hofft, ihr werdet kräftig mitwirken, dieſe Unruhen zu ſtillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt beſſer wiſſen als ich, daß ſchon alles genug beruhigt iſt, ja noch mehr beruhigt war, eh' die Erſcheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr ſcheint andeuten zu wollen, das räthlichſte ſey geweſen, wenn der König mich gar nicht in den Fall geſetzt hätte, euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte ſchicken ſollen, ob nicht vielmehr die Macht ſeiner majeſtätiſchen Gegenwart allein ſtärker gewirkt hätte, iſt meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer iſt da, Er nicht. Wir aber müßten ſehr undankbar, ſehr vergeſſen ſeyn, wenn wir uns nicht erinnerten, was wir der Regentinn ſchuldig ſind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr ſo kluges als tapferes Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Anſehen, mit Ueberredung und Liſt zur Ruhe, und führte zum Erſtaunen der Welt ein rebelliſches Volk in wenigen Monathen zu ſeiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult iſt geſtillt, und jeder ſcheint in die Gränzen des Gehorſams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkühr ab, ſie zu verlaſſen? Wer will das Volk hindern, loszubrechen? Wo iſt die Macht, ſie abzuhalten? Wer bürgt uns, daß ſie ſich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille iſt alles Pfand, das wir haben.

Egmont. Und iſt der gute Wille eines Volks nicht das ſicherſte, das edelſte Pfand? Bey Gott! Wenn darf ſich ein König ſicherer halten, als wenn ſie alle für Einen, Einer für alle ſtehen? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden ſollen, daß es jetzt hier ſo ſteht?

Egmont. Der König ſchreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man ſehen, wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder, der die Majeſtät des Königs, der das Heiligthum der Religion geſchändet, ginge frey und ledig hin und wieder! Lebte den andern zum bereiten Beyſpiel, daß ungeheure Verbrechen ſtraflos ſind!

Egmont. Und iſt ein Verbrechen des Unſinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entſchuldigen als grauſam zu beſtrafen? Beſonders wo ſo ſichre Hoffnung, wo Gewißheit iſt, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht ſicherer? Werden ſie nicht von Welt und Nachwelt geprieſen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden ſie nicht eben deßwegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß iſt, als daß an ihn jede Läſterung reichen ſollte?

Alba. Und eben darum ſoll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir ſollen für das Anſehen des Königs ſtreiten. Was der Obere abzulehnen verſchmäht, iſt unſre Pflicht zu rächen. Ungeſtraft ſoll, wenn ich rathe, kein Schuldiger ſich freuen.

Egmont. Glaubſt du, daß du ſie alle erreichen wirſt? Hört man nicht täglich, daß die Furcht ſie hie und dahin, ſie aus dem Lande treibt; Die Reichſten werden ihre Güter, ſich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird ſeine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man ſie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürſten, Ernſt von jedem Statthalter; nicht nur Erzählung wie es iſt, was werden könnte, wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem groſen Uebel zuſehen, ſich mit Hoffnung ſchmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmahl drein ſchlagen, wie im Faſtnachtsſpiel, daß es klatſcht und man doch etwas zu thun ſcheint, wenn man nichts thun möchte; heißt das nicht, ſich verdächtig machen, als ſehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte?

Egmont im Begriff aufzufahren, nimmt ſich zuſammen, und ſpricht nach einer kleinen Pauſe, geſetzt: Nicht jede Abſicht iſt offenbar, und manches Mannes Abſicht iſt zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es ſey des Königs Abſicht weniger, die Provinzen nach einförmigen und klaren Geſetzen zu regieren, die Majeſtät der Religion zu ſichern, und einen allgemeinen Frieden ſeinem Volke zu geben; als vielmehr, ſie unbedingt zu unterjochen, ſie ihrer alten Rechte zu berauben, ſich Meiſter von ihren Beſitzthümern zu machen, die ſchönen Rechte des Adels einzuſchränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, ſagt man, ſey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anſchlag nur deſto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knieen, bethet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauſcht der Vogelſteller, der ſie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Geſinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren geſprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freyheit?

Alba. Freyheit? Ein ſchönes Wort, wer's recht verſtände. Was wollen ſie für Freyheit? Was iſt des Freyeſten Freyheit? — Recht zu thun! — und daran wird ſie der König nicht hindern. Nein! nein! ſie glauben ſich nicht frey, wenn ſie ſich nicht ſelbſt und andern ſchaden können. Wäre es nicht beſſer abzudanken als ein ſolches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit den nächſten nur beſchäftigt iſt, und der König verlangt Beyſtand; dann werden ſie uneins unter ſich, und verſchwören ſich gleichſam mit ihren Feinden. Weit beſſer iſt's ſie einzuengen, daß man ſie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Beſten leiten kann. Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindiſch.

Egmont. Wie ſelten kommt ein König zu Verſtand! Und ſollen ſich viele nicht lieber Vielen vertrauen als einem? und nicht einmahl dem Einen, ſondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken ſeines Herren altert. Das hat wohl allein das Recht, klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es ſich nicht ſelbſt überlaſſen iſt.

Egmont. Und darum niemand gern ſich ſelbſt überlaſſen möchte. Man thue, was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhohle: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es ſind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für ſich, ein kleiner König, feſt, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer iſt's ihr Zutrauen zu verdienen; leicht, zu erhalten. Starr und feſt! Zu drücken ſind ſie; nicht zu unterdrücken.

Alba, der ſich indeß einigemahl umgeſehen hat. Sollteſt du das alles in des Königs Gegenwart wiederhohlen?

Egmont. Deſto ſchlimmer, wenn mich ſeine Gegenwart abſchreckte! Deſto beſſer für ihn, für ſein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte, noch weit mehr zu ſagen.

Alba. Was nützlich iſt, kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm ſagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Herde Schafe vor ſich hintreiben, der Stier zieht ſeinen Pflug ohne Widerſtand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willſt, mußt du ſeine Gedanken ablernen, du mußt nichts unkluges, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünſcht der Bürger, ſeine alte Verfaſſung zu behalten, von ſeinen Landsleuten regiert zu ſeyn, weil er weiß wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an ſeinem Schickſal hoffen kann.

Alba. Und ſollte der Regent nicht Macht haben, dieſes alte Herkommen zu verändern? und ſollte nicht eben dieß ſein ſchönſtes Vorrecht ſeyn? Was iſt bleibend auf dieſer Welt? Und ſollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß ſich verändern, und eben darum eine alte Verfaſſung die Urſache von tauſend Uebeln werden, weil ſie den gegenwärtigen Zuſtand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, dieſe alten Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, ſich verbergen oder durchſchleichen kann.

Egmont. Und dieſe willkürliche Veränderungen, dieſe unbeſchränkten Eingriffe der höchſten Gewalt, ſind ſie nicht Vorbothen, daß Einer thun will, was Tauſende nicht thun ſollen? Er will ſich allein frey machen, um jeden ſeiner Wünſche befriedigen, jeden ſeiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weiſen Könige, ganz vertrauten, ſagt er uns für ſeine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rückſicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns ſeine Diener, ſeine Nächſten ſendet, die ohne Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe nach Belieben ſchalten und walten, keinen Widerſtand finden, und ſich von jeder Verantwortung frey wiſſen.

Alba, der ſich indeß wieder umgeſehen hat. Es iſt nichts natürlicher, als daß ein König durch ſich zu herrſchen gedenkt, und denen ſeine Befehle am liebſten aufträgt, die ihn am beſten verſtehen, verſtehen wollen, die ſeinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben ſo natürlich iſt's, daß der Bürger von dem regiert ſeyn will, der mit ihm geboren und erzogen iſt, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als ſeinen Bruder anſehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit dieſen ſeinen Brüdern ſehr ungleich getheilt.

Egmont. Das iſt vor Jahrhunderten geſchehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menſchen ohne Noth geſendet, die ſich zum zweytenmahle auf Unkoſten der Nation bereichern wollten, ſähe man ſich einer ſtrengen, kühnen, unbedingten Habſucht ausgeſetzt; das würde eine Gährung machen, die ſich nicht leicht in ſich ſelbſt auflöſ'te.

Alba. Du ſagſt mir, was ich nicht hören ſollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's ſage, zeigt dir, daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch ſo, wünſcht' ich es nicht von dir zu hören. Der König ſandte mich mit Hoffnung, daß ich hier den Beyſtand des Adels finden würde. Der König will ſeinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung geſehen, was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Abſicht iſt, ſie ſelbſt zu ihrem eignen Beſten einzuſchränken, ihr eigenes Heil, wenn's ſeyn muß, ihnen aufzudringen, die ſchädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weiſen Regierung genieſſen können. Dieß iſt ſein Entſchluß; dieſen dem Adel kund zu machen, habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in ſeinem Nahmen, *wie* es zu thun ſey; nicht *was*: denn das hat Er beſchloſſen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beſchloſſen, was kein Fürſt beſchlieſſen ſollte. Die Kraft ſeines Volks, ihr Gemüth, den Begriff, den ſie von ſich ſelbſt haben, will er ſchwächen, niederdrücken, zerſtören, um ſie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Abſicht, ſie glücklicher zu machen. Er will ſie vernichten, damit ſie Etwas werden, einander etwas. O wenn ſeine Abſicht gut iſt, ſo wird ſie mißgeleitet! Nicht dem Könige widerſetzt man ſich; man ſtellt ſich nur dem Könige entgegen, der einen falſchen Weg zu wandeln die erſten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du geſinnt biſt, ſcheint es ein vergeblicher Verſuch uns vereinigen zu wollen. Du denkſt gering vom Könige und verächtlich von ſeinen Räthen, wenn du zweifelſt, das alles ſey nicht ſchon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag, jedes Für und Wider noch einmahl durchzugehen. Gehorſam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Erſten, Edelſten, Rath und That als Bürgen dieſer unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unſre Häupter; ſo iſt es auf Einmahl gethan. Ob ſich der Nacken dieſem Joche biegen, ob er ſich vor dem Beile ducken ſoll, kann einer edeln Seele gleich ſeyn. Umſonſt hab' ich ſo viel geſprochen; die Luft hab' ich erſchüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand kommt.

Verzeiht, daß ich euer Geſpräch unterbreche. Hier iſt ein Brief, deſſen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir, daß ich ſehe, was er enthält. Tritt an die Seite.

Ferdinand zu Egmont. Es iſt ein ſchönes Pferd, das eure Leute gebracht haben, euch abzuhohlen.

Egmont. Es iſt nicht das ſchlimmſte. Ich hab' es ſchon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, ſo werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehen.

Alba winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht.

Egmont. Lebt wohl! entlaßt mich: denn ich wüßte bey Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert, deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß, wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite ohne ihn beygelegt zu ſehen, und wünſche nur, daß uns der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederhohltes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten, die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba, der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt. Halt Egmont! — Deinen Degen! — Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Gallerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.

Egmont, der ſtaunend eine Weile geſchwiegen. Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? Nach dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte. Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. Zugleich treten von beyden Seiten Gewaffnete herein.

Egmont nach einer Stille. Der König? — Oranien! Oranien! Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend. So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. Er geht durch die Mittelthür ab; die Gewaffneten, die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen, der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg.

Liebchen, um Gottes willen, was nimmſt du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menſchen nicht kennen; wir befreyen ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich ſchwöre es, in ſich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem koſtbaren Leben abzuwenden, und dem Freyeſten die Freyheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme, die ſie zuſammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz friſch, was ſie ihm ſchuldig ſind! und daß ſein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wiſſen ſie. Um ſeinet- und ihretwillen müſſen ſie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchſten unſer Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth iſt, wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! Du ſiehſt nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefeſſelt hat.

Clärchen. Sie ſcheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechſeln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie iſt es mit Egmont?

Zimmermeiſter. Was will das Kind? Laß ſie ſchweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir ſachte reden, bis wir einig ſind und ſtärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick verſäumen! Die freche Tyranney, die es wagt ihn zu feſſeln, zuckt ſchon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängſtlicher. Ich fürchte dieſe Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit ſchnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu ſeinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder, und unſer Strom reißt einen jeden mit ſich fort. Die Feinde ſehen ſich umringt und überſchwemmt, und ſind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerſtehen? Und Er in unſrer Mitte kehrt zurück, ſieht ſich befreyt, und kann uns einmahl danken, uns, die wir ihm ſo tief verſchuldet worden. Er ſieht vielleicht — gewiß er ſieht das Morgenroth am freyen Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverſtehen? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Nahmen nicht! Er iſt tödtlich.

Clärchen. Den Nahmen nicht! Wie? Nicht dieſen Nahmen? Wer nennt ihn nicht bey jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In dieſen Sternen hab' ich oft mit allen ſeinen Lettern ihn geleſen. Nicht nennen? Was ſoll das? Freunde! gute, theure Nachbarn, ihr träumt, beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bey Seite. Ich ruf' euch ja nur zu, was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigene Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Kniee, ihn mit ernſtlichem Gebeth vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freyheit oder den Tod!“

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Nahmen weg, dem ihr euch ſonſt ſo froh entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!" da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn ihr ſeine Pferde ſchallen hörtet, warf jeder ſeine Arbeit hin, und über die bekümmerten Geſichter, die ihr durch's Fenſter ſtecktet, fuhr wie ein Sonnenſtrahl von ſeinem Angeſichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürſchwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das iſt Egmont, der größte da! Er iſt's! Er iſt's, von dem ihr beſſere Zeiten, als eure arme Väter lebten, einſt zu erwarten habt." Laßt eure Kinder nicht dereinſt euch fragen: „Wo iſt er hin? Wo ſind die Zeiten hin, die ihr verſpracht? — Und ſo wechſeln wir Worte! ſind müßig, verrathen ihn.

Soeſt. Schämt euch, Brackenburg! Laßt ſie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter ſagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinſt du, ich ſey ein Kind, oder wahnſinnig? Was kann vielleicht? —

Von dieſer ſchrecklichen Gewißheit bringſt du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr ſollt mich hören, und ihr werdet: denn ich ſeh's, ihr ſeyd beſtürzt und könnt euch ſelbſt in euerm Buſen nicht wieder finden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangne dringen, das kurz Vergangne. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit ſeinem Athem flieht der letzte Hauch der Freyheit. Was war er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für Euch. Die groſſe Seele, die euch alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſchen Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeiſter. Gevatter kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch allen eben fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff' ſie bey Seite, ſie dauert mich. Bürger ab.

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehen, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt und genickt, wenn er auf die Memmen herabſah. O ich hatte ſie ſo lieb, wie ſie ihn ehrten! Wäre er Tyrann geweſen, möchten ſie immer vor ſeinem Falle ſeitwärts gehen. Aber ſie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen grifft, zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir ſie? — Dieſe Arme, die ihn ſo oft feſt hielten, was thun ſie für ihn. — Liſt hat in der Welt ſo viel erreicht — Du kennſt Wege und Stege, kennſt das alte Schloß. Es iſt nichts unmöglich, gib mir einen Anſchlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hauſe gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke ſeh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältſt du mich für feig? Glaubſt du nicht, daß ich um deinetwillen ſterben könnte? Hier ſind wir beyde toll, ich ſo gut wie du. Siehſt du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßteſt! du biſt außer dir.

Clärchen. Außer mir! Abſcheulich! Brackenburg, ihr ſeyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat rieft, wenn er kam; da ſtand ich in meinem Winkel, ſchob das Fenſter halb auf, verbarg mich lauſchend, und das Herz ſchlug mir höher als euch allen. Jetzt ſchlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch, da es noth iſt, verläugnet ihn, und fühlt nicht, daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe.

Clärchen. Noch Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt, durch die du ſittſam nach der Kirche giengſt, wo du übertrieben-ehrbar zürnteſt, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offnen Welt; beſinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hauſe! Ja ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe. Weißt du, wo meine Heimath iſt? ab.

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont allein.

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freyes Haupt herunter, und kühlteſt wie ein ſchöner Myrthenkranz der Liebe meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſ'ten, Aſt und Wipfel ſich knirrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was erſchüttert den feſten treuen Sinn? ich fühl's, es iſt der Klang der Mordaxt, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahndung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wenn begegnet der Tod dir fürchterlich? mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit den übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt. — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild; dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht zu entſcheiden war, mit wiederkehrenden Geſprächen überlegten, und zwiſchen düſtern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, ſobald es möglich war, und raſch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohlthat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reiſſen; wo wir die Menſchheit ganz, und menſchliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu beſiegen, zu erhaſchen, ſeine Fauſt zu brauchen, zu beſitzen, zu erobern durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat ſein angebornes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt, und in fürchterlicher Freyheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht, und keine Gränzen kennt, die Menſchenhand gezogen.

Du biſt nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks, das ich ſo lang beſeſſen, wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod vor'm Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, und vorm Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentinn Freundſchaft, die faſt, (du darfſt es dir geſtehn,) faſt Liebe war; ſind ſie auf einmahl wie ein glänzend Feuerbild der Nacht verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln, und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einſchließt, ſo vieler Geiſter wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen ſonſt ſich über ſie ergoß, der kehre nun aus *ihren* Herzen in meines wieder. O ja, ſie rühren ſich zu Tauſenden! ſie kommen! ſtehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunſch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und ſteigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; ſo ſeh' ich ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt vor ihren Händen ein, und der Freyheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärſt du Mann; ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freyheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer; ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt an's Fenſter.

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch niemand? Es war niemand! Ich will die Lampe in's Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? entſetzliche Gewißheit! — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Herzog? Und die Regentinn entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläßigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre boſ' genug, den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug, den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? doch iſt es ſo — es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos, und ich frey! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich, damit ich nicht verzweifle; und werft mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freyheit winſ'le, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frey! Und in der Freyheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fähig ein Glied nach ſeiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleine Theil von deinem Weſen, dein Clärchen iſt wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach, zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg tritt auf.

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt, durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir geſtohlen.

Clärchen. Erzähl' wie iſt's?

Brackenburg. indem er ſich ſetzt. Ach Cläre, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen floß mein Leben von mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch?

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyranney ermordet in der Nacht den Herrlichen; vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider! es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel; gewaltſam jedes Herz, das nach Freyheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dorten fielen, daß auf dem Markte geheimnißvoll ein Schrekniß zubereitet werde. Ich ſchlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vetters Hauſe, und ſah aus einem Hinterfenſter nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreiſe Spaniſcher Soldaten hin und wieder. Ich ſchärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht ſtieg mir ein ſchwarzes Gerüſt entgegen, geräumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geſchäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und ſichtbar war, mit ſchwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten ſie zuletzt auch ſchwarz, ich ſah es wohl. Sie ſchienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehen. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgeſteckt. Ich ſah, und ſah die ſchreckliche Gewißheit immer gewiſſer. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählig wichen ſie und erloſchen. Auf einmahl war die ſcheußliche Geburt der Nacht in, ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun ſtill! Laß dieſe Hülle auf meiner Seele ruhen. Verſchwunden ſind die Geſpenſter, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in ſich gährt, ſie trägt nicht länger die abſcheuliche Laſt, reißt ihre tiefen Spalten grauſend auf, und knirſcht das Mordgerüſt hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeugen ihrer Wuth geſchändet; vor des Bothen heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freyheit ſanft und ſtill. Und auch mein Weg geht heimlich in dieſer Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Clärchen. Bleib! du ſollſt leben, du kannſt leben. — Steh' meiner Mutter bey, die ohne dich in Armuth ſich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr ſeyn kann, lebt zuſammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den, der es allein erhalten konnte. Das heutige Geſchlecht wird dieſen Jammer nicht los; die Wuth der Rache ſelbſt vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr iſt. Heut ſteht die Welt auf einmahl ſtill, es ſtockt ihr Kreislauf, und mein Puls ſchlägt kaum noch wenige Minuten! Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödteſt uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu beyden Seiten ſtehen, und immer achtſam ſoll die Liebe den ſchönſten Troſt in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unſer! Unſer! Ich darf nicht ſagen, mein.

Clärchen. Leiſe, Brackenburg! Du fühlſt nicht, was du rührſt. Wo Hoffnung dir erſcheint, iſt mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrunds, ſchau' hinab, und ſieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht, ſuch'ſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreiſſeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja er wird grauen, der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehen und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Flecken zurück; er ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. — Neu leidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; Sie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! nun iſt es Zeit, mich ſcheucht des Morgens Ahndung in das Grab. Sie tritt an's Fenſter, als ſähe ſie ſich um, und trinkt heimlich.

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer. Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche dich ſachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder ſcheinen willſt. ab.

Brackenburg. Sie läßt mich zum leztenmahle wie immer. O könnte eine Menſchenſeele fühlen, wie ſie ein liebend Herz zerreiſſen kann. Sie läßt mich ſtehn, mir ſelber überlaſſen; und Tod und Leben iſt mir gleich verhaßt. — Allein zu ſterben! — Weint, ihr Liebenden! Kein härter Schickſal iſt als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und ſchickt mich weg! von ihrer Seite weg! Sie zieht mich nach, und ſtößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Sieges aus ihrer Hand iſt dein, ſie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und ſoll ich folgen? wieder ſeitwärts ſtehn? den unauslöſchlichen Neid in jene Wohnungen hinübertragen? — Auf Erden iſt kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel biethen gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglückſeligen willkommen! —

Brackenburg geht ab, das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Muſik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt; die Lampe, welche Brackenburg auszulöſchen vergeſſen, flammt noch einigemahl auf, dann erliſcht ſie. Bald verwandelt ſich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont liegt ſchlafend auf dem Ruhebette. Es entſteht ein Geraſſel mit Schlüſſeln und die Thür thut ſich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer ſeyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen ſchüttelt. Was künden eure trotzigen, unſichern Blicke mir an? Warum dieſen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns ſchickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringſt du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, ſo wirſt du wiſſen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm ſchändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag dieſe freche That der Ungerechtigkeit ſich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägſt; hier iſt mein Haupt, das freyeſte, das je die Tyranney vom Rumpf geriſſen.

Silva. Du irrſt! Was gerechte Richter beſchließen, werden ſie vor'm Angeſicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So überſteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva *nimmt einem dabeyſtehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lieſ't.* „Im Nahmen des Königs, und Kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Bließes zu richten, erkennen wir —“

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverrathes ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vorm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſolleſt. Gegeben Brüſſel am“ *Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo, daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.*

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe.“

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt

Ferdinand und zwey Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.

Egmont hat eine Weile, in ſich verſenkt, ſtille geſtanden, und Silva ohne ſich umzuſehen abgehn laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn. Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen, mein Entſetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willſt du noch etwa die willkommene Bothſchaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmſüchtigen, wird man es erſt hinter den Schultern leiſe liſpeln, dann laut und lauter ſagen, und wenn er einſt von dieſem Gipfel herabſteigt, werden tauſend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hieher gebracht. Um ſein ſelbſt willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat dieſe ungeheure Verwirrung erregt, damit man ſeiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer ſeines niedrigen Haſſes, ſeines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es ſagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es ſagen: mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange geſonnen und gedacht.

Schon damahls, als wir noch jünger mit

Würfeln ſpielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von ſeiner Seite zu mir herübereilten; da ſtand er grimmig, log Gelaſſenheit, und innerlich verzehrt' ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über ſeinen Verluſt. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätheriſchen Bläſſe, als wir an einem öffentlichen Feſte vor vielen tauſend Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beyde Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lautes Freudengeſchrey der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegeszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich iſt von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beyzeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe laſten wie Keulſchläge auf einem Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffſt mich, du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen

Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiele bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß du der ſchändlichen Verſchwörung deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung, und haſt ein glückliches Anſehen. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich dich ſah, war ich mit deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſtellt, verſtellter als er, lockſt du mich in das Netz. Du biſt der Abſcheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf ſeine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr, dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich ſammle, die Welt, und dich zuerſt vergeſſe! —

Ferdinand. Was ſoll ich dir ſagen? Ich ſtehe und ſehe dich an, und ſehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entſchuldigen? Soll ich dich verſichern, daß ich erſt ſpät, erſt ganz zuletzt des Vaters Abſichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloſes Werkzeug ſeines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magſt? Du biſt verloren; und ich Unglücklicher ſtehe nur da, um dir's zu verſichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche ſonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Troſt begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines erſten, meines faſt einzigen Feindes, du bedauerſt mich, du biſt nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen ſoll ich dich halten?

Ferdinand. Grauſamer Vater! Ja, ich erkenne dich in dieſem Befehle! Du kannteſt mein Herz, meine Geſinnung, die du ſo oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter ſchalteſt. Mich dir gleich zu bilden, ſandeſt du mich hierher. Dieſen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkührlichen Todes zu ſehen, zwingſt du mich, daß ich den tiefſten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schickſal, daß ich unempfindlich werde, es geſchehe mir, was wolle.

Egmont. Ich erſtaune! Faſſe dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir ſagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer ſchrecklichern That; ich will dir danken, ich will ſagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierſt dich. Wo biſt du?

Ferdinand. Laß dieſe Leidenſchaft raſen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht ſtandhaft ſcheinen, wenn alles in mir zuſammenbricht. Dich ſoll ich hier ſehn? — Dich? — es iſt entſetzlich! Du verſtehſt mich nicht! Und ſollſt du mich verſtehen? Egmont! Egmont! Ihm um den Hals fallend.

Egmont. Löſe mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich ſo tief das Schickſal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du biſt mir nicht fremd. Dein Nahme war's, der mir in meiner erſten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung iſt der Jüngling, des Jünglings der Mann. So biſt du vor mir hergeſchritten; immer vor, und ohne Neid ſah ich dich vor, und ſchritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu ſehen, und ſah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir beſtimmt, und wählte dich auf's neue, da ich dich ſah. Nun hofft' ich erſt mit dir zu ſeyn, mit dir zu leben, dich zu faſſen, dich — Das iſt nun alles weggeſchnitten, und ich ſehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, ſo nimm die Verſicherung, daß im erſten Augenblicke mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechſeln. Sage mir: iſt es der ſtrenge, ernſte Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er iſt's.

Egmont. Dieſes Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängſtigen, durch Furcht und Drohung zu ſtrafen, mich zu erniebeugen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs ſchmeichelte ich mir mit dieſer ausweichenden Hoffnung; und ſchon da empfand ich Angſt und Schmerz, dich in dieſem Zuſtande zu ſehen. Nun iſt es wirklich, iſt gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele ſo gewaltſam dringt, mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabſcheuſt, die mich gefeſſelt hält, ſo rette mich! Die Augenblicke ſind koſtbar. Du biſt des Allgewaltigen Sohn, und ſelbſt gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt ſeyn. Nur dieſe Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löſe die Bande, bringe mich zu ihnen und ſey unſer. Gewiß, der König dankt dir dereinſt meine Rettung. Jetzt iſt er überraſcht, und vielleicht iſt ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majeſtät muß das Geſchehene billigen, wenn ſie ſich auch davor entſetzet. Du denkſt? O denke mir den Weg der Freyheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig! o ſchweige! Du vermehrſt mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier iſt kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Bruſt. Ich habe ſelbſt das Netz zuſammengezogen; ich kenne die ſtrengen feſten Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder Liſt die Wege verrennt ſind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefeſſelt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles verſucht? Zu ſeinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebethen. Er ſchickte mich hierher, um alles, was von Lebensluſt und Freude mit mir lebt, in dieſem Augenblicke zu zerſtören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont mit dem Fuße ſtampfend. Keine Rettung! — — Süßes Leben! ſchöne freundliche Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens! von dir ſoll ich ſcheiden! So gelaſſen ſcheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräuſch der Waffen, in der Zerſtreuung des Getümmels gibſt du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmſt keinen eiligen Abſchied, verkürzeſt nicht den Augenblick der Trennung. Ich ſoll deine Hand faſſen, dir noch einmahl in die Augen ſehen, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entſchloſſen losreißen und ſagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich ſoll daneben ſtehn, zuſehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage? Welches

Herz flöſſe nicht aus ſeinen Banden vor dieſem Jammer.

Egmont. Faſſe dich!

Ferdinand. Du kannſt dich faſſen, du kannſt entſagen, den ſchweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehen. Was kann ich? Was ſoll ich? Du überwindeſt dich ſelbſt und uns; du überſtehſt; ich überlebe dich und mich ſelbſt. Bey der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' ſcheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein ſonderbares Schickſal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesſchmerzen empfindet, für mich leidet, ſieh mich in dieſen Augenblicken an; du verlierſt mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachteſt; ſo ſey es auch mein Tod. Die Menſchen ſind nicht nur zuſammen, wenn ſie beyſammen ſind; auch der Entfernte, der Abgeſchiedne lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit raſcher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewiſſen mir ſie zeigte. Nun endigt ſich das Leben wie es ſich früher, früher, ſchon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb auch du, mein Freund, gern und mit Luſt, und ſcheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hätteſt dich für uns erhalten können, erhalten ſollen. Du haſt dich ſelber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich ſprachen; feindſelige, wohlwollende, ſie ſtritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten ſie ſich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder geſtand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünſcht' ich, dich warnen zu können! Hatteſt du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punctweiſe alle dieſe Beſchuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug, dich zu entſchuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreyen —

Egmont. Dieß ſey bey Seite gelegt. Es glaubt der Menſch ſein Leben zu leiten, ſich ſelbſt zu führen; und ſein Innerſtes wird unwiderſtehlich nach ſeinem Schickſale gezogen. Laß uns darüber nicht ſinnen; dieſer Gedanken entſchlag' ich mich leicht — ſchwerer der Sorge für dieſes Land; doch auch dafür wird geſorgt ſeyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Friede bringen, ſo fließt es willig. Leider wird's nicht ſo werden. Doch es ziemt dem Menſchen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken ſoll. Kannſt du die verder-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06874/218

bende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken; ſo thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beſte empfohlen ſeyn! Ich habe gute Menſchen zu Dienern; daß ſie nicht zerſtreut, nicht unglücklich werden! Wie ſteht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er iſt dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitſchuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geiſt gewaltſam beſchäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderſtehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, ſo legt der Müde ſich noch einmahl vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirſt ſie nicht verachten, weil ſie mein war. Nun ich ſie dir empfehle, ſterb' ich ruhig. Du biſt ein edler Mann; ein Weib, das den findet, iſt geborgen. Lebt mein alter Adolph? iſt er frey?

Ferdinand. Der muntere Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derſelbe.

Ferdinand. Er lebt, er iſt frey.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an ſein Ende, daß er dir den Weg zu dieſem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont ihn nach der Thür drängend. Leb' wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abſchied.

Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt ſich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernet ſich eilend.

Egmont allein.

Feindſeliger Mann! Du glaubteſt nicht, mir dieſe Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängſtlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es iſt vorbey, es iſt beſchloſſen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das ſchläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

Er ſetzt ſich auf's Ruhebett. Muſik.

Süßer Schlaf! Du kommſt wie ein reines Glück ungebethen, unerfleht am willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf zu ſeyn.

Er entſchläft; die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freyheit im himmliſchen Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſeyn, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freyheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie ſie ſich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer, der ſich im Schlafe regt, dergeſtalt, daß er mit dem Geſicht aufwärts gegen ſie lieget. Sie hält den Kranz über ſeinem Haupte ſchwebend: man hört ganz von weitem eine kriegeriſche Muſik von Trommeln und Pfeifen: bey dem leiſeſten Laut derſelben verſchwindet die Erſcheinung. Der Schall wird ſtärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäſſig erhellt. Seine erſte Bewegung iſt, nach dem Haupte zu greifen: er ſteht auf und ſieht ſich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.

Verſchwunden iſt der Kranz! Du ſchönes Bild, das Licht des Tages hat dich verſcheuchet! Ja ſie waren's, ſie waren vereint, die beyden ſüßeſten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freyheit, von meiner Geliebten borgte ſie die Geſtalt; das reitzende Mädchen kleidete ſich in der Freundinn himmliſches Gewand. In einem ernſten Augenblick erſcheinen ſie vereinigt, ernſter als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat ſie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es ward nicht umſonſt vergoſſen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttinn führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, ſo brecht, ſo reißt den Wall der Tyranney zuſammen, und ſchwemmt erſäufend ſie von ihrem Grunde, den ſie ſich anmaßt, weg.

Trommeln näher.

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieſer Schall zum freyen Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich ſchreite einem ehrenvollen Tode aus dieſem Kerker entgegen; ich ſterbe für die Freyheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spaniſcher Soldaten beſetzt, welche Hellebarten tragen.

Ja, führt ſie nur zuſammen! Schließt eure Reihen, ihr ſchreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu ſtehen, und rings umgeben von dem drohenden Tod' das muthige Leben nur doppelt raſch zu fühlen.

Trommeln.

Dich ſchließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höheren Muth! Im Rücken habt ihr Aeltern, Weiber, Kinder!

Auf die Wache zeigend.

Und dieſe treibt ein hohles Wort des Herrſchers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! und euer Liebſtes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beyſpiel gebe.

Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Muſik fällt ein und ſchließt mit einer Siegesſymphonie das Stück.

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtellvecchio, unter dem Nahmen Pedro von Rovero.
Carlos von Caſtellvecchio, unter dem Nahmen Rugantino.
Basco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz iſt in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beyden Seiten des Saals ſind Kleider, Stoffe, Gefäße, Geſchmeide, mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde, mit zwey Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen; zu ihr **Alonzo**, der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint.

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt was ihr befahlt.
Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich ſelber trieb;
Ihr könnt die Tochter lieben,
Mir iſt die Nichte lieb.

Zu Zwey.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt.

Lucinde.

Heut ſeyd ihr zu beneiden,
Wie ſich's empfinden läßt.

Alonzo und **Lucinde.**

Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

Pedro kommt.

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Gold und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu ſtolz;
Die zärteſten zu wählen
Ging ich durch Wieſ' und Holz.

Zu Drey.

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde zu Pedro.

Heut iſt er zu beneiden.

Pedro zu Alonzo.

Heut ſeyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt.
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das gröſte Feſt.

Der herannahende Zug wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiednem Alter, die Kinder voran, treten Paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beyde Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt kommt Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich gekleidet, herein. Kurz eh' ſie eintritt, fällt der Geſang ein.

Alonzo, Lucinde, Pedro,

mit den Landleuten.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen,
Biſt uns ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen,
Fröhlicher,

Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen,
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle, außer Claudinen.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle, außer Claudinen.

Sieh, wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Roſen und Nelken,
Zieren den Schleyer,
Den ich zur Feyer
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,

Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd vergnügteſt,
Wenn du die Träumen,
Die Nächte dich wiegteſt
Hab' ich mit eigener
Hand ihn geſtickt.

Alle, außer Claudinen.
Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.
Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach, es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle, außer Claudinen.
Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.
Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle, außer Claudinen.
Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen an.

Claudine ihren Vater umarmend.
Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!
Zu Lucinden und den übrigen.
Könnt' ich an Schranken
Allen euch danken!
Sie wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.
Könnt' ich —

Sie hält an, die Muſik macht eine Pauſe, der Geſang fält ein.

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug geht unter dem Geſange ab; es bleiben

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.

Claudine

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden, wie ich fühle. Dieſe Gaben
Erfreuen mich, wie ihr es wünſcht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum,
Mich erſt zu faſſen; dann vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu ſprechen, was
Das Herz auf einmahl fühlt, und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Feſtes Vater-Thorheit!

Ich weiß, du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl. Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt;
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich, daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt;
So fehlt' ich ſehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunſt verſcherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verſtohlen
Und unter fremden Nahmen hergeſchlichen,
Dich zu beſuchen. Denn ſo eben kam
Der Fürſt von Rocca Bruna, der ſo viel
Bey Hofe gilt, auf ſeine Güter, nie
Würd' es der ſtolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht beſuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht
Und jene Sorge, hier entdeckt zu werden.

Alonzo.
Ich faſſe mich, und danke, daß du freundlich
Uns dieſen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu ſagen,
Eh' du uns ſcheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübſt; komm mit! Lebt wohl!
Alonzo und Pedro ab.

Claudine. Lucinde.

Lucinde.
Er geht, Claudine, geht; du hältſt ihn nicht?
Claudine.
Wer gäbe mir das Recht ihn aufzuhalten?
Lucinde.
Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.
Claudine.
Verſchon', o Gute, mich mit dieſem Scherze!
Lucinde.
Du willſt, o Freundinn, mir es nicht geſtehn.
Vielleicht haſt du noch ſelbſt dir's nicht geſtanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt
Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb: denn er iſt brav!
Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremden Nahmen wieder her,

Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm, geſteh!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues.
Claudine, ſieh mich an! Ich, liebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß du mir
Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kämſt
Vergnügt zu einer Freundinn, ſie zu fragen,
Wie dich es kleidet. Sage mir geſchwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß es iſt wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,

Vom Morgen bis zur Nacht geſchäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauſes, biſt du auch
Wie eine Müßiggängerinn gefangen?

Lucinde.

Und was noch ſchlimmer iſt —

Claudine.

Noch ſchlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht ſehr —

Claudine.

Du ſeufzeſt lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur ſpotteſt.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frey und weiſe ſich
Vor ſeinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen ſcheint.
Du ſiehſt den Fall, und du verwunderſt dich?
Das klügſte Mädchen macht den dümmſten Streich.

Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen
Von dem ſchlanken goldnen Bogen;
Mäd-

Mädchen, ſeyd ihr nicht getroffen?
Es iſt Glück! Es iſt nur Glück.
Warum fliegt er ſo in Eile?
Jene dort will er beſiegen;
Schon iſt er vorbey geflogen;
Sorglos bleibt der Buſen offen;
Gebet Acht, er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht, wie du ſo leicht
Das alles nimmſt.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch ſage ſchnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es iſt geſchehn.
Wenn ich auch ſagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß ſich ein Mann mir in den Weg geſtellt,
Und mich gegrüßt und angeſehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir geſagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir ſchon lange nach,
Und liebe mich, und wünſche, daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch ſo iſt's.
Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte, nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn wer er ſey?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willſt!" Ich ſah'
Ihn wieder an, und weiß doch nicht, was ich
An ihm zu ſehen hatte. G'nug, ich ſah'
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!"
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen

Un[illegible] blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah
Er aus?

Lucinde.

Genug, genug: und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will, daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen, wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl. Ein andermahl! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten. ab.

Claudine allein.

Sie beſieht unter dem Ritornell die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Lieb von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt;

Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,
Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings; nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld, noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte, daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht, ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat
Gelernt, ſich eine Freude zu verſagen,
Doch wir, wir andre Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es iſt ein ander, froher Leben, ſeit
ihr zu uns kamt. Iſt's denn gewiß,
Gewiß ſo nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es iſt.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater ſtarb; ich habe ſeine Güter
Auf dieſer ſchönen Inſel nun bereiſ't.
Er ſah ſie lang nicht mehr, ſeitdem der König
Ihn mit beſondrer Gnade feſtgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überſchreiten:
Schon kenn' ich alles, was das Haus beſitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das Meine halten könnte.
Allein ich bin der älſte nicht, und nicht
Der einzige des Hauſes. Denn es ſchwärmt
Ein älterer Bruder, den ich kaum geſehen,
Im Reich' herum, und führt, ſo viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch ſo wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein ſtrenger rauher Mann.
Ich habe niemahl recht erfahren können,
Warum er ihn verſtieß; auch ſcheint mein Bruder
Ein harter Kopf zu ſeyn. Er hat ſich nie
In dieſen Jahren wieder blicken laſſen.
Genug, mein Vater ſtarb, und hinterließ
Mir alles, was er jenem nur entziehn
Nach den Geſetzen konnte; und der Hof
Beſtätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht beſitzen, was ein fremder Mann
Aus Unvorſichtigkeit, aus Leichtſinn einſt
Verlor; geſchweige denn mein eigner Bruder.
Ich ſucht ihn auf. Denn hie und da erſcholl
Der Ruf, er habe ſich mit frechen Menſchen
In einen Bund gegeben, ſchwärme nun
Mit losgebundnem Muthe, ſeiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-geſinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die ſich mir zeigte;
Allein umſonſt. Und nun verzweifl' ich faſt
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er iſt ſchon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes dieſe ſtille
Verlaßne Wohnung aus den Augen blenden.
Ich möchte gern nichts ſagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln ſcheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um ſchnell zurück zu kehren.
Ich ſage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth,
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.
Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre rufet laut:
„Säume nicht du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.
Jenes Rufen! Dieſes Liſpeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?
Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? ab.

Claudine.

Er flieht! Doch es iſt nicht das letzte Wort;
Ich weiß, er wird vor Abends nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.
Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.

Sie geht ſingend ab.

Einſame Wohnung im Gebirge.

Rugantino mit einer Zither, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe. **Vagabunden** am Tiſche, mit Würfeln ſpielend.

Rugantino.
Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.
Vagabunden.
Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen;
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbey.
Rugantino.
Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.
Vagabunden.
Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh;
Das iſt das A und O.
Rugantino
erſt allein dann mit den übrigen.
So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.

Bedenkt in Wohl und Weh'
Dieß goldne A B C.

Rugantino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Geſang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Iſt mir's, daß Basco ſich nicht ſehen läßt;
Er darf nicht fehlen: denn die That iſt kühn.
Ihr wißt, daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe ſie; der Anblick dieſer Schöne
Hat mich, wie keiner je, gefeſſelt. Streng'
Beherrſcht mich Amor, und ich muß ſie bald
An meinen Buſen drücken; ſonſt zerſtört
Ein innres Feuer meine Bruſt. Ihr habt
Mir alles ausgeſpürt; ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerſtreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beyſammen; wir beſprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl.

Die Vagabunden ab.

Basco tritt auf.

Rugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt, dich ſuch' ich eben auf.

Rugantino.
So treffen wir ja recht erwünſcht zuſammen.
Heut fühl' ich erſt, wie ſehr ich dein bedarf.
Basco.
Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willſt du? Sprich, was haſt du vor?
Rugantino.
Ich will heut Nacht zum Schloß von Villa Bella
Mich heimlich ſchleichen, will verſuchen, ob
Lucinde mich am Fenſter hören wird.
Und hört ſie mich; erhört ſie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich iſt's ihr nicht;
Ich weiß, ſie kann die eine Seitenthüre
Des Schloſſes öffnen.
Basco.
Gut, was brauchſt du da
Für Hülfe? Wer ſich was erſchleichen will,
Erſchleiche ſich's auf ſeinen eignen Zeh'n.
Rugantino.
Nicht ſo mein Freund! Läßt ſie mich in das Haus,
Beglückt ſie meine Liebe, —
Basco.
Nun, ſo ſchleicht
Der Fuchs vom Taubenſchlage wie es tagt,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.
Rugantino.
Du räthſt es nicht: denn du begreifſt es nicht —

Basco.
Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.
Rugantino.
So laß mich reden! Du begreifſt es nicht,
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.
Basco.
Wie?
Rugantino.
Entführen will ich ſie.
Basco.
Ha! Biſt du toll?
Rugantino.
Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmahl ein,
Dann droh' ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und geb' ihr gleich die allerbeſten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß,
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reiſſen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige,
Wie ich ſie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig ſchätzen werde. Ja, ſie folgt
Aus dem Pallaſt mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich ſelbſt verlaſſen;
Genießt mit mir in dieſen ſchönen Bergen,
Im Aufenthalt der Freyheit, erſt ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn ſie ſich
Entſchließen ſollte, wie ich ganz und gar

Es hoffen muß, daß ihr am Fuß des Berges
Euch finden laſſet; daß ihr eine Trage
Bereitet, ſie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken ſichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen ſollte.

Basco.

Verſteinert bleib' ich ſtehn, und ſehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Rugantino!
Du biſt beſeſſen. Farfarellen ſind
Dir in den Leib gefahren! Was? du willſt
Ein Mädchen rauben? Statt die Laſt dem andern
Zu überlaſſen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willſt du dir
Und deinen Freunden dieſen ſchweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es iſt
Kein Menſch ſo klug, daß er nicht eben toll
Bey der gemeinſten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur; ſie weiden dir
Den Klee ab, wo er ſteht, und ſammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge ſtehn
Der Blumen viel für unſre Herden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land geſät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,
Es iſt nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und ſchleiche wieder weg, und danke Gott,
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Basco, denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino.
Du ſollſt ein Zeuge ſeyn, wie es geräth.
Basco.
Nur heute wird's unmoglich dein zu ſeyn.
Rugantino.
Was kann euch hindern, wenn ich euch gebiethe?
Basco.
Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.
Rugantino.
Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?
Basco.
Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet, daß es laut bey Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl,
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.
Rugantino.
Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.
Basco.
O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.
Rugantino.
Was ſoll das geben? Sage, was es gibt?

Basco.
Gehſt du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Rugantino.
Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.
Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit keinem Knaben hier zu thun.

Rugantino.
So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.
Wie glücklich, daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr in's Stocken kommen!

Rugantino.
Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.
Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteuer beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Rugantino.
So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

Basco.

Du
Haſt nichts beſonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hauſe rauben, iſt
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt.
Wer iſt der Thor?

Rugantino.

Wer glaubſt denn du zu ſeyn,
Daß du mich ſchelten willſt: du Kürbiß?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne du! Es ſollen
Die Männer nicht zu deinen Poſſen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willſt du deine Schöne
Zu hohlen gehn; ſo wird es uns erfreuen,
In unſrer Küche ſie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hauſe ſeyd als wir; und ſey gewiß,
Wir wollen ihr auf's beſte dankbar ſeyn,
Wenn ſie nur nicht die guten Freunde trennt.

Rugantino.

Was hält mich ab, daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe.

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Baga.

Vagabunden treten auf.
Horchet doch, was ſoll das geben,
Daß man hier ſo heftig ſpricht?
Rugantino.
Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angeſicht!
Basco.
Nur als Knecht bey dir zu leben!
Junger Mann, du kennſt mich nicht.
Vagabunden.
Was ſoll das geben?
Was ſoll das ſeyn?
Zwey ſolche Männer
Die ſich entzweyn!
Rugantino.
Es iſt geſprochen!
Es iſt gethan!
Basco.
So ſey's gebrochen!
So ſey's gethan!
Vagabunden.
Aber was ſoll aus uns werden?
Den zerſtreuten, irren Herden
Im Gebirge gleichen wir.
Rugantino und Basco.
Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer ſtehet hier.

Vagabunden.
Euer Zwiſt, er ſoll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.
Rugantino und Basco.
Euer Führer ſtehet hier.
Vagabunden.
Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?
Rugantino.
Die Ehre, das Vergnügen,
Sie ſind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir.
Basco.
Der Vortheil nach den Siegen,
Die Luſt bey guter Beute,
Sie finden ſich bey mir.
Rugantino.
Wem hab' ich ſchlimm gerathen?
Wen hab' ich ſchlecht geführt?
Basco.
Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.
Beyde.
Tretet her auf dieſe Seite.
Rugantino.
Ehr' und Luſt!
Basco.
Luſt und Beute!
Beyde.
Kommt herüber! folget mir.

Die Vagabunden theilen ſich. Ein Drittheil ſtellt ſich auf Rugantino's, zwey Drittheile auf Basco's Seite.

Vagabunden.
Ich begebe mich zu dir.
Vagabunden
auf Basco's Seite.
Kommt herüber!
Vagabunden
auf Rugantino's Seite.
Nein, wir bleiben;
Kommt herüber!
Vagabunden
auf Basco's Seite.
Nein, wir bleiben.
Vagabunden.
Kommt herüber; wir ſind hier.
Rugantino.
Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Stimmen zählest;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Beſten ſind bey mir.
Basco.
Du haſt, du haſt gewonnen,
Wenn du die Mäuler zähleſt;
Allein, mein Freund, du fehleſt,
Die Arme ſind bey mir.
Alle.
Laßt uns ſehen, laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Basco und die Seinen.
Geht nur, gehet in den Garten,
Sehet, wo die Nymphen ruhn.
Rugantino und die Seinen.
Geht und miſchet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.
Alle.
Laßt uns ſehen, Laßt uns warten,
Was wir ſchaffen, was wir thun.

Zweyter Aufzug.

Nacht und Mondſchein.

Terraſſe des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führet zu einem eiſernen Gitter, das die Gartenthür ſchließt. An der Seite Bäume und Gebüſch.

Rugantino mit ſeinem Theil Vagabunden.

Rugantino.

Hier, meine Freunde, dieſes iſt der Platz!
Hier bleibet, und ich ſuche durch den Garten
Gelegenheit, dem Fenſter mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie ſchläft allein,
In einem Seitenflügel dieſes Schloſſes.
So viel iſt mir bekannt. Ich locke ſie
Mit meiner Saiten Ton an's Fenſter. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der ſtets geſchäftig
Und wirkſam iſt, wo ſich ein Paar begegnet.

Nur bleibet ſtill und wartet, bis ich euch
Hier wieder ſuche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören ſolltet;
Es wäre denn, ich ſchöſſe; dann geſchwind'!
Und ſehet, wie ihr durch Gewalt und Liſt
Mir helfen könnt. Lebt wohl. — Allein wer
kommt?
Wer kommt ſo ſpät mit Leuten? — Still —
es iſt —
Ja es iſt Don Rovero, der ein Gaſt
Des Hauſes war. Er geht mir recht gelegen
Schon dieſe Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die ſich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Verſteckt euch nur.

Pedro zu ſeinen Leuten.

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Folg' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde ſtehn; ich komme gleich.

Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachſet in der Himmels-Luft:
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang' iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. ab.

Rugantino hervortretend.
Er iſt hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten ſeh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondſchein wandern. Still! Verbergt euch nur.
Wir müſſen ſehen, was das geben kann.
Vielleicht iſt mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bey Seite!

Claudine auf der Terraſſe.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Wandl' ich ſchmachtend und alleine.
Dieſes Herz iſt liebevoll,
Wie es gern geſtehen ſoll.

Rugantino

unten und vorne für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine,
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach ſo ſüß, ſo liebevoll,
Wie die Zitther locken ſoll.

Mit der Zitther ſich begleitend, und ſich nähernd.

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe;
Du bathſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Claudine hat eine Zeit lang auf die Zither gehört, und iſt vorübergegangen. Es tritt **Lucinde** von der andern Seite auf die Terraſſe.

Lucinde.

Hier im ſtillen Mondenſcheine,
Ging ich freudig ſonſt alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jezt ein liebes Bild.

Rugantino
unten und vorne, für ſich.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin ſo unruhvoll,
Was ich thun und laſſen ſoll.

Sich mit der Zither begleitend und ſich nähernd.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Indeß iſt Claudine auch wieder herbeygekommen, und hat mit Lucinden dem Geſange Rugantino's zugehört.

Claudine und **Lucinde.**

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.

Käm' ſie nur näher,
Sie ſteht ſo ferne;
Nun kommt ſie näher,
Nun iſt ſie da.

Rugantino
zugleich mit ihnen.

Es ſcheint, ſie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich ſtand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino ſich begleitend.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gitterthür geſtellt; Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bey ihnen an der Seite der Thür ſteht.

Pedro.

mit gezogenem Degen.

Sie ſind entflohn!
Entflohen, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hierher entflohn.

Rugantino.

indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter.

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen?
Pedro! Er iſt's
Den glaubt' ich ferne ſchon.

Claudine und Lucinde,

die ſich wieder auf der Teraſſe ſehen laſſen.

Trete zurück!
Zurück! Was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

Die Vagabunden ſind indeß zu Rugantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.

Rugantino.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hör' ich ein Rauſchen! —
Wer da! Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Memmen,
Tretet hervor.

Rugantino zu den Seinigen.

Bleibet zurück!
Der ſoll bey Seite,
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!
Claud. u. Lucinde. Sie ſind auf einmahl ſtille!
Pedro Es wird auf einmahl ſtille!
Rugant. u. Vagab. Er iſt auf einmahl ſtille!
Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Rugantino.

Eine Degenſpitze!

Pedro.

Sie ſucht ihres Gleichen!
Hier!

Sie fechten.

Claudine und **Lucinde.**

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.
Es ſoll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.
Rugantino.
Dich ſoll mein Degen,
Willſt du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.
Vagabunden.
Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.
Claudine und **Lucinde.**
O ruf den Vater,
Und hohl' die Leute;
Es gibt ein Unglück;
Was kann geſchehen!
Vagabunden.
Hier ſind die Deinen,
Bewährte Leute,
In jedem Falle
Dir beyzuſtehn.
Pedro.
Ich ſteh' allein;
Doch ſteh' ich feſte.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu ſtehn.
Rugantino.
Laßt mich alleine,
Ich ſteh' ihm feſte;

Du ſollſt nicht Räuber,
Sollſt Männer ſehn.

Während dieſes Geſangs fechten Rugantino und Pedro, mit wiederhohlten Abſätzen. Zuletzt entfernen ſich die Frauenzimmer; die Vagabunden ſtehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und ſtellt ſich gegen Rugantino.

Rugantino.

Laßt ab, ihr ſeyd verwundet!

Pedro.

Noch genug
Iſt Stärk' in dieſem Arm, dir zu begegnen.

Rugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redeſt menſchlich.
Wer biſt du? Willſt du meinen Beutel? Hier!
Du kannſt ihn nehmen; dieſes Leben ſollſt
Du theuer zahlen.

Rugantino.

Nimm bereite Hülfe,
Du Fremdling an und wenn du mir nicht trauſt,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! ich ſchwanke! Blut auf Blut entſtrömt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich.

Wer ihr auch ſeyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Rugantino.

Hier! unterſtützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unſrer Wohnung ſchnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hin nach Villa Bella.

Er wird ohnmächtig.

Rugantino.

Nicht!
Er ſoll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und ſorgt für ihn auf's beſte. Dieſe Nacht
Iſt nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raubgeſellen. Geht,
Ich folge bald.

Vagabunden mit Pedro ab.

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmahl leiſe ſchleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entſagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente
inwendig an der Gartenthür.

Alonzo.

Schließt auf! und macht mir ſchnell die ganze Runde
Des Schloſſes; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.
Ein ſchöner Fall! Nun gilt es muthig ſeyn.
Alonzo.
Die Frauen haben ein Geräuſch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.
Bediente ab, ohne Rugantino zu bemerken.

Rugantino.
Am beſten iſt's, der drohenden Gefahr
In's Angeſicht zu ſehen. Laßt mich erſt
Durch meine Zither mich verkünd'gen. Still,
So ſieht es dann recht unverdächtig aus.

Cupido, kleiner loſer, ſchelmiſcher Knabe.
Alonzo.
Was hör' ich! Eine Zither! Laßt uns ſehen.
herabtretend.
Wer ſeyd ihr, daß ihr noch ſo ſpät zu Nacht
In dieſer Gegend ſchleicht, wo alles ruht.
Rugantino.
Ich ſchleiche nicht, ich wandle nur für mich,
Wie's mir gefällt, auf breiter freyer Straße.
Alonzo.
Um unſre Mauern lieben wir nicht ſehr
Das Nachtgeſchwärm'; es iſt uns zu verdächtig.
Rugantino.
Mir wär' es lieber, eure Mauern ſtänden
Wo anders, die mir hier im Wege ſtehen.
Alonzo für ſich.
Es iſt ein grober Gaſt, doch ſpricht er gut.

Rugantino.
Er möchte gern an mich, und traut ſich nicht.
Alonzo.
Habt ihr nicht ein Geſchrey vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?
Rugantino.
Nichts dergleichen.
Alonzo für ſich.
Der kommt von ungefähr, ſo ſcheint es mir.
Rugantino für ſich.
Ich will doch höflich ſeyn, vielleicht geräth's.
Alonzo.
Ihr thut nicht wohl, daß ihr um dieſe Stunde
Allein auf freyen Straßen wandelt; ſie
Sind jetzt nicht ſicher.
Rugantino.
O ſie ſind's für mich.
Geſang und Saitenſpiel, die größten Freunde
Des Menſchenlebens, ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.
Alonzo.
Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?
Rugantino.
Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen.
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Rugantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu ſeinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo bey Seite.

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Rugantino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin ſo durſtig; denn ſchon lange treibt
Die Luſt zu wandeln mich durch dieſe Felder.
Ich bitt euch, mich durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Waſſer freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten ſo. Was? glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre laſſe? Kommt herein.
Nur einen Augenblick Geduld. Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeſchickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Geſchrey von Fechtenden.

Die Bedienten kommen.

Was gibt's? Ihr hörtet niemand? fandet keinen?

Die Bedienten machen verneinende Zeichen.

Es iſt doch ſonderbar, was meine Frauen
Für Geiſter ſah'n? Wer weiß es, was die Furcht

Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr ſollt euch laben, ſollet anders nicht
Als wohl begleitet, mir von hinnen ſcheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt; ſo findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Rugantino.

Ihr macht mich ganz beſchämt, und zeiget mir
Mit wenig Worten euern edeln Sinn.

Für ſich.

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!

Laut.

Ich komme.

Beyde durch die Gartenthür ab.

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundinn, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie? des deinen?

Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann für Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder,
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.

Rugantino zu Alonzo.

Ich bin beſchämt von eurer Güte;
Zu den Damen: bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen. War't ihr bey dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.

Lucinde für ſich.

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und ab gehend.

Rugantino heimlich zu Lucinden.
So find' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.
Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe,
Verſchonet meinen Nahmen, ſtill! nur ſtill!

Alonzo zu den Bedienten.
Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf,
Bringt eine Flaſche Wein von Syrakus.

Zu Rugantino.
Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt
Euch künftig mehr in acht, und naht ſo ſpät
Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwey, drey Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſchützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bey Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Rugantino.
Gewiß gehorch' ich euerm guten Rath.

Alonzo.
Ich hoff', es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.

Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Rugantino.

Ich weiß, er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

Für ſich.

Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Rugantino.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton
Der zarten Grillen, die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Rugantino.

Wer dichtet nicht?
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?

Leiſe zu Lucinden.

Dem es beſcheert war, nur ein einzigmahl
In dieſes Aug' zu ſehen. Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah' mich Amor und erbarmte ſich.

Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
Verwegen-dringend. Ihr verkennt mich ſehr;
Nun ſchweigt!

Rugantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's ein's,
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine.

die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeytritt.

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr,
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.

Rugantino.

Wie gern!
Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Zitther begleitend.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen, warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,

Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Alonzo.

hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſtlich geſprochen. Man konnte aus ihren Geberden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu betheuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

Er geht wieder zu den Bedienten, und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beyden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.

Alonzo zu den Bedienten.

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?
Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennſt ihn ganz genau? Geſtehſt mir nun,
Selbſt unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir ſoll's nicht ſchaden, daß du es geſtehſt.

Seht ihn noch einmahl an, daß ihr mich nicht
Zu einem falſchen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder ſingen machen, daß
Wir ſchicklich noch zuſammen bleiben können.

Er tritt zu den andern.

Wie geht es? Habt ihr's ausgemacht? Ich dächte,
Ihr gäbt ihm das zurück als kluge Mädchen!

Die Bedienten beobachten den Rugantino heimlich und genau, und verſichern von Zeit zu Zeit ihrem Herrn, daß ſie der Sache gewiß ſind; indeß ſingen

Claudine und Lucinde.

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzu viel zu ſagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt ſich ein Wörtchen ſagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Rugantino.

Um einen Mann zu ſchätzen, muß man ihn
Zu prüfen wiſſen.

Lucinde.

Ein Verſuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Alonzo zu den Bedienten.

Ihr bleibt dabey? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn; ſo ſind die andern bald
Von ſelbſt zerſtreut. Du feiner Vogel, kommſt

Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das ſchon ſo gut
Als ein Gefängniß iſt und doch nicht ſcheint.

Laut.

Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bey uns.
Ich laſſe
Euch nicht hinweg, ihr ſollt mir ſicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag euch das Geleite.

Rugantino.

Ich danke tauſendmahl. Schlaft, werthe Freunde,
Auf's ruhigſte nach einem frohen Tag.

Zu Lucinden.

Entſchließe dich! Mir brennt das Herz im Buſen:
Und ſagſt du mir nicht eine Hoffnung zu;
So bin ich meiner ſelbſt nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das äußerſte zu wagen.

Lucinde für ſich.

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen,
Ich will ihm leider nur ſchon allzu wohl.

Rugantino für ſich.

Ich muß noch ſuchen alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine ſchöne gibt
Zuletzt wohl nach. O Glück! o ſüße Freude!

Laut.

Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt, es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt ich euch
Von ewig-unbegränzter Liebe ſagen!

Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft
Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied. Es ſchwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich löſche dieſe Lichter aus; und eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Geſang den Abſcheu meiner Seele
Zugleich mit jenen ſchwarzen Thaten melde.

Das Theater iſt verfinſtert bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen ſetzen ſich, Claudine zunächſt an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und ſteht meiſt an der andern Seite des Theaters. Rugantino ſteht bald zwiſchen den Frauenzimmern, bald an Lucindens Seite. Er fliſtert ihr zwiſchen den Strophen geſchickt einige Worte zu; ſie ſcheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abweſend. Alonzo nachdenklich und aufmerkſam. Kein Bedienter iſt auf dem Theater.

Rugantino.

Es war ein Buhle frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,

Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.
  Das braun' Mädel das erfuhr, vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und beth' und ſchwur'
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.
  Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten.
Hinüber, herüber, hin und her;
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit ſieben Tag' und ſieben Nacht,
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht.
Die Fluthen reiſſen über.
  Und reit im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk' entgegen,
Bindt's Pferd Haus=an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.
  Und als er ſich ermannt vom Schlag',
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen:
Er rafft ſich auf und kraxelt nach:
Die Lichtlein ferne weichen,

Irrführen ihn die Quer und Läng,
Trepp=auf Trepp=ab, durch enge Gäng'
Verfallne wüſte Keller.
Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumahl
Und winken ihm zum Feſte.
Er ſieht ſein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't ſich —

Der Geſang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.

Zwey Bediente Alonzo's.
Herr, o Herr, es ſind zwey Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

Alonzo.
Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwey Bediente Pedro's.

Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,

Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf' und Rettung rufen wir.
Alonzo und **Claudine.**
Redet, redet!
Rugantino und **Lucinde.**
Saget, ſaget.
Zu vier
Saget an was ſoll das hier?
Pedro's Bediente.
Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt
Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herrn;
Er verlor ſich in die Nacht.
Claudine.
Welch ein Unheil, welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.
Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beyzuſtehn.
Alonzo.
Wo ergriffen euch die Räuber?
Bediente.
Noch im Wald' von Villa Bella.
Claudine.
Wo verlor't ihr euern Herrn?
Bediente.
Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.
Habt ihr ihm denn nicht gerufen?
Bediente.
O gewiß, und laut und öfter.
Rugantino.
Habt ihr das Gepäck gerettet?
Bediente.
Alles wird verloren ſeyn.
Alonzo für ſich.
So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrüßt,
So nutz' ich doch,
Gebrauch' ich die Gelegenheit
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit,
Daß ich erſt dieſen Vogel fange!
Claudine.
O bedenkt euch nicht ſo lange!
Alonzo.
Liebes Kind, ich geh', ich gehe!
Lucinde.
Eilt! er iſt wohl in der Nähe.
Rugantino.
Laß mich euern Zweyten ſeyn.
Alonzo zu den Bedienten.
Alle zuſammen! ſattelt die Pferde!
Hohlet Piſtolen! Hohlet Gewehre!
Eilig verſammelt euch hier in dem Saal!
Die Bedienten gehen meiſtens ab.
Rugantino.
Ich bin bewaffnet, hier iſt mein Degen!

Hier ſind Piſtolen, hier wohnt die Ehre.
Meine Geſchäftigkeit zeig' ich einmahl.

Alonzo.

indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt.

Ach wozu nützen dieſe Piſtölchen!
Nur euch zu hindern ſchlaudert der Degen.

Zu den Bedienten.

Bringt ein Paar andre, bringet ein
Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet.
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreyfach iſt ſie mir werth.

Alonzo

Lucinden die Terzerolen gebend.

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, gehet, verwahrt ihn.

Rugantino

indem er Lucinden den Degen gibt.

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laß' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Euers entwaffneten zärtlichen Knechts.

Lucinde geht mit den Waffen ab, Alonzo und Rugantino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.

Claudine für ſich.

Voller Angſt und auf und nieder
Steigt der Buſen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich ſinke!
Meine kranke Seele flieht.

Lucinde,

die wieder hereinkommt und zu Claudinen tritt.

Nein gewiß, du ſiehſt ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

Bey Seite, heimlich nach Rugantino ſich umſehend.

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geſchieht!

Rugantino

zwiſchen beyde hineintretend.

Trauet nur! Er kommt euch wieder.
Ja, wir ſchaffen den Geliebten.

Heimlich zu Lucinden.

Ach, ich bin im Paradieſe,
Wenn dein Auge freundlich ſieht.

Zu drey, jedes für ſich.

Claudine.

Ach ſchon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft — wer tröſtet mich?

Rugantino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, ſie liebt — ſie lebt für mich.

Lucinde.

Lucinde.
Ach! wie bin ich ihm gewogen;
Ach wie ſchön — Wie liebt er mich!

Indeſſen haben ſich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde verſammelt.

Alonzo
zu den Bedienten.
Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?
Bediente.
Alle zuſammen, alle bereit.
Alonzo.
Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —
Auf Rugantino deutend.
Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen.
Claudine und **Lucinde.**
Himmel, was hör' ich?
Alonzo.
Nehmt ihn gefangen.
Rugantino.
Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!
Alonzo zum Chor.
Gehorchet mir.
Rugantino.
Haltet!

Bediente zu Alonzo.

Gehorchen dir.

Zu Rugantino.

Gib dich!

Rugantino zu Alonzo.

Verräther, nahmſt mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll das?

Alonzo zu den Bedienten.

Greifet ihn an!

Rugantino.

Haltet!

Nach einer Pauſe.

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

Für ſich, indeß die andern alle ſuſpendirt ſtehen.

Noch iſt ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? — Nimmer! Ich duld' es nie!

Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bey der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle außer Rugantino.

Götter!

Rugantino zu Alonzo.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

Zu drey.

Alonzo und Lucinde.
Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!
Claudine.
Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?
Rugantino.
Zurück! Zurück!
Alle außer Rugantino.
Götter!
Alonzo. Claudine. Lucinde.
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?
Rugantino.
Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!
Zu drey.
Alonzo und Lucinde.
Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!
Claudine.
Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?
Rugantino.
Zurück! Zurück!
Alle außer Rugantino.
Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? wer ſteht uns bey?

Claudine.
Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig; und mache mich frey.
Rugantino.
Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen!
Laß mich los, und ſie iſt frey.
Lucinde.
Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch, und gib ſie frey.
Alonzo.
Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — Doch ja, ich laß' ihn frey.
Alle außer Rugantino.
Ach wer rettet? Wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bey?
Rugantino zu Alonzo.
Ja du retteſt, du erbarmeſt
Dich dein ſelbſt, und machſt ſie frey.
Alonzo.
Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort.
Du haſt mich gebunden,
Du haſt überwunden,
Da haſt du mein Wort!
Rugantino
noch Claudinen haltend.
Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllſt;

Und verſprich, daß zu der Pforte
Du mich ſelbſt begleiten willſt.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllſt;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du mir *ſie* laſſen willſt.

Rugantino.

Dieß Verſprechen, dieſe Worte
Sind ihr Leben, ſind dein Glück.

Zu Lucinden.

Bring' ſogleich mir meine Waffen,
Bring', o Schöne, ſie zurück.

Claudine.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine zu Alonzo.

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Rugantino.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück!

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr.
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

Indeſſen hat Lucinde die Waffen dem Rugantino zurückgegeben, Alonzo begleitet ihn hinaus, die Bedienten folgen und die Frauenzimmer gehen durch eine Seitenthür ab.

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro allein.

Langſam weichen mir die Sterne,
Langſam naht die Morgenſtunde:
Blicke mit dem Roſenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.

Wie ſehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie ſehnlich auf den Bothen, der mir Nachricht
Von Villa Bella ſchleunig bringen ſoll.
Ich bin bewacht von ſonderbaren Leuten;
Sie ſcheinen wild und roh und guten Muth's.
Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

Vagabund

tritt herein und gibt Pedro ein Billet.

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Nahmen ſchrieb! Ich küſſe
Dich tauſendmahl. Was wird ſie ſagen? Was?

Er lieſ't.

„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter.
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befrey'n, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es heilet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?
„Es eilt der Bothe; keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden."
O ſüßes Herz! wie dringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her,
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

Zum Vagabund.

Du ſtehſt, mein Freund, du warteſt, ach verzeih!
Nimm deinen Lohn! Für Freude hab' ich dich

Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch beſſer lohnen.
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

Beyde ab.

Basco mit ſeinen Vagabunden, welche Mantelſäcke und allerley Gepäcke tragen.

Basco.

Herein mit den Sachen,
Herein, nur herein!
Das alles iſt euer,
Das alles iſt mein.
So haben die andern
Gar treulich geſorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie ſorglich gefaltet!
Wie zierlich gepackt!
Auf unſere Reiſe
Zuſammengepackt.

Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen, Basco hält ſie ab.

Nein, Freunde, laſſen wir es noch zuſammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen ſichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwey, drey Orte, wo wir gut

Und ſicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück beſtimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino ſich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, ſo könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müſſen ihn nicht laſſen; ſind wir ſchon
Nicht immer gleicher Meinung, iſt er doch
Ein braver Mann, den wir nicht miſſen können.

Pedro, der hereintritt.

Was ſeh' ich! Meine Sachen! Welch Geſchick!

Basco für ſich.

Was will uns Der? Beym Himmel! Don Rovero.
Wie kommt er hier herauf? Das gibt ein Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hauſe ſind.

Pedro.

Wer ihr auch ſeyd, ſo muß ich leider ſchließen,
Daß ihr die Männer ſeyd, die mich beraubt.
Ich ſehe dieß Gepäck; es iſt das meine,
Hier dieſe Bündel, dieſe Decken hier.

Basco.

Es kann wohl ſeyn, daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht ſtreiten. Beſſer
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob ſie gefällt.

Pedro.

Hier ſind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reiſe nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze ſchätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt die Summe. —
Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort:
Daß ich, was ich verſpreche, pünctlich halte.

Basco.

Das läßt ſich hören; nur iſt hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuförderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreyßig Unzen, ſie zu haben.

Basco zu den Seinen.

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.
Daß ſie nicht verloren wäre!
Basco.
Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreyßig Unzen in den Beutel.
Rugantino.
mit der Brieftaſche, welche er eröffnet hat, und die Papiere anſieht.
Kaum trau' ich meinen Augen. Dieſe Briefe,
An meinen Bruder leſ' ich ſie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt ſich
Pedro
Von Caſtelvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe ſeyn? ich bin beſtürzt.
Pedro zu Basco.
Da kommt er eben recht mit meiner Taſche.
Iſt dieſer von den Euern?
Basco.
Ja, der beſte,
Möcht' ich wohl ſagen, wenn ich ſelbſt nicht wäre.
Laut.
Du fandeſt glücklich dieſe Taſche wieder;
Hier, dieſem jungen Mann gehört ſie zu.
Rugantino zu Pedro.
Gehört ſie dir?
Pedro.
Du haſt in deinem Blick,
In deinem Weſen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich geſteh' es dir:
Ich bin vom Hauſe Caſtellvecchio.

Rugantino.

Du?

Pedro.

Der zweyte Sohn. Doch ſtill, ich ſage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Nahmen
Auf dieſer Reiſe nennen laſſe, gern.

Rugantino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Taſche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O ſage mir,
Wie komm ich aus den Händen dieſer Männer?

Rugantino.

Du ſollſt es bald erfahren. Laß mich nur.

Pedro ab.

Rugantino zu Basco.

Das ſind die Sachen dieſes Fremden?

Basco.

Ja.
Sie waren unſer, und ſie ſind nun wieder
Auf leidliche Bedingung ſein geworden.

Rugantino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Basco.

Hier iſt nicht lang' zu zaudern; fort! nur fort!
Ich fürchte ſehr, der Fürſt von Rocca Bruno
Schickt ſeine Garden aus, noch eh' es tagt.

Rugantino.

Noch eh' es tagt, ſind wir gewiß davon.

Allein.
Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hieher?
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.
Nach einigem Schweigen.
Ihr Zweifel! Weg! Laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße.
Gegen die Scene gekehrt.
Ich rufe dich o Fremder, auf ein Wort.

Pedro, der auftritt.

Sag an, was du verlangſt; ich höre gern.
Rugantino.
Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt, er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Rugantino,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Aelteſte des Hauſes, Carlos
Mit Nahmen! Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?
Pedro.
O Himmel! welche Nachricht gibſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſichrung,
Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben: denn ich bin's

Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſiehſt in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O ſieh mich an.
Wo iſt er? Sage mir wo iſt er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter iſt's gewiß!

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

Sie gehen nach dem Grunde, und ſprechen leiſe unter lebhaften Geberden.

Basco.

Was haben die zuſammen? Wie vertraut!
Ich fürchte faſt, das nimmt ein böſes Ende.
Die Leidenſchaft des Thoren zu Lucinden
War ſchon der lieben Freyheit ſehr gefährlich.
Und wie man ſonſt ein theatraliſch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unſer ſchwärmend luſtig Leben
Wird ſich mit einer ſchalen Ordnung ſchließen.
Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr, daß der Tag
Zu grauen ſchon beginnt, und daß der Fürſt
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten hohlen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß iſt mein Bruder.

Basco.

Hätteſt ihn ſchon lang',
Wenn du ihn ſuchen wollen, finden können.
Das iſt ein rechtes Glück!

Carlos.

Du ſollſt es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung
Verſagt er nicht, wenn ſie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die Meine. Du, mein Freund
Sollſt dann mit mir, wenn es der König fodert
In ſeinem Dienſte zeigen, was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! ich ſcheide nun von euch.
Sagt an, wie ihr die Sachen löſen wollt?
Nur kurz; denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite fünfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frey und ungepfändet laſſen magſt?

Basco,

der indeß den Mantelſack eröffnet und das Geld herausgenommen hat.

Ich dächte, Herr! ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieſer Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro.
einen Beutel aus der Taſche ziehend.
In dieſem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Iſt's genug?
Carlos.
Es muß und ſoll; Es iſt, bey Gott, zu viel.
Basco.
Nun, nun, es ſey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu laſſen
Verdröß' mich ſehr; du biſt ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sklaven
Schnell umgemeiſtert hätte. Fahre wohl.
Ich geh', mit freyen Leuten Freyheit finden.
Carlos.
Leb' wohl du alter Trotzkopf! Denke mein.

Basco geht mit ſeinen Vagabunden ab; zu den übrigen, die bleiben, ſpricht

Carlos.
Ihr folgt uns beyden; wir verſprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.
Pedro.
Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen laſſe.
Geſchwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt.

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundinn, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'?
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf' um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

Sie geht nach dem Grunde.

Basco mit den Seinigen.

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprachs der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundinn, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehen. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.

Ich folge bald; es wird ein froher Tag.
Die Vagabunden gehen; er erblickt Claudinen.
Was ſeh' ich dort? wird mir ein Morgentraum
Vor's Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann;
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen gnug zu thun,
Und kümmre mich um nichts, was andre treiben.

Claudine.

Dort ſeh' ich eine Wohnung; iſt's die eure?

Basco.

Die meine nicht; ſie ſteht nicht weit von hier
Um dieſe Felſen. Kommt! Noch ſchläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwund'ten aus, nach dem ihr bangt.
Da er im Begriff iſt ſie wegzuführen, kommen

Carlos, Pedro.

Carlos.

Nur dieſen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.
Was ſieht mein Auge! Götter, iſt's Claudine!
Claudine.
Ich bin es theurer Freund.
Pedro.
Wie kommſt du her?
O Himmel! Du, hieher!
Claudine.
Die Sorge trieb
Mich aus dem Schloſſe, dich zu ſuchen. Niemand
War in dem Hauſe mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten ſchnell
Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.
Pedro.
Ich faſſe mich und meine Freude nicht.
Carlos.
Mein werthes Fräulein!
Claudine.
Muß ich euch erblicken!
Pedro.
Daß ich dich habe!
Claudine.
Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.
Pedro.
Himmel, welch ein Glück!
Claudine.
O geht und ſucht, Lucinde kam mit mir,
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Wämmschen an; es ziert ein Federhut,
Es ſchützt ein Degen ſie. O geht und ſucht.

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

Carlos ab.

Basco für ſich.

Ich gehe nach, und fällt ſie mir zuerſt
In meine ſtarke Hände; ſoll ſie nicht
So leicht entſchlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe wie es wolle. Nur geſchwind! ab.

Claudine

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unſer Haus mit Schrecken
Und Sorgen dieſe Nacht gefüllt. Wer iſt's?

Pedro.

Was dir unglaublich ſcheinen wird; mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer ſich auf's andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünſchter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Iſt nicht gefährlich?

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du biſt auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An dieſem Baum erkenn' ich's; ja wir ſind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Iſt von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürſt von Rocca Bruna ſtreifen läßt.

Lucinde.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da ſich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es ſelbſt? Bin ich hieher gekommen?
Es weicht die Finſterniß; die Binde fällt,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geſchlungen;
Ich ſehe mich, und ich erſchrecke nun
Mich hier zu ſehn. Was hab' ich unternommen?
Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.
Kann ich vor dem Vater ſtehen?
Pedro.
Laß uns nur zuſammen gehen.
Beyde.
Ja, es bricht der Tag heran.
Claudine.
Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?
Pedro.
Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.
Claudine.
Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.
Pedro.
Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmahl.

Faſſe, faſſe dich, Geliebte,
Ja bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.
Claudine.
Es ermannt ſich die Betrübte,
Höret auf das Wort der Liebe;
Ja ſchon fühl' ich mich geheilt.
Beyde.
Nun geſchwind in dieſen Gründen
Unſre Freundinn aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.

Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieſer Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bange Qualen heilt. ab.

Felſen und Gebüſch.

Lucinde in Mannskleidern. Voraus **Vasco**, beyde mit bloßen Degen.

Lucinde.
Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege ſie mir.
Vasco weichend.
Junker, wo anders mach' dir zu ſchaffen.
Für ſich.
Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?
Lucinde.
Wandrern zu drohen wagſt du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehſt du den Streit.
Vasco der ſich ſtellt.
Zwiſchen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir ſind, o Liebchen,
Noch nicht ſo weit.
Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und ſteht in ſich gekehrt und beſtürzt da.
Vasco.
Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.
Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!
Basco.
Sieh, wir wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Laß dich küſſen.
Seht den Affen! —
Welch Entſetzen,
Welch ein Blick!
Lucinde.
Möcht' ich wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Ach, zu miſſen
Meine Waffen,
Welch Entſetzen,
Welch Geſchick!
Carlos tritt eilig auf.
Hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.
Lucinde.
Seltenes Schickſal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreyt?

Pedro und **Claudine.**

Claudine.

Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht weit.

Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären; indeſſen ſingt

Vasco.

Hat ſich das Völkchen zuſammen gefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſelige Stunden.
Eilet, o eilet, verbindet uns heut.

Basco mit ihnen bey Seite.

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürſten Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet euch umher zu ſtellen!
Hier, hier find' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden, indem ſie anſchlagen.

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.
Hier auf fremden Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.
Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,
Beyde ſind nun einig worden,
Beyde Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.
Weh o Weh! Was iſt geworden!
Weh o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Garden ſtellen ſich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.

Alonzo
mit Gefolge, alle bewaffnet.
Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.
Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos, **Lucinde**, die den Hut in die Augen drückt, und **Vasco** treten vor Alonzo.
Werther Herr, laßt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.
O von allen euren Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

Jene drey Perſonen treten zurück, Pedro kommt hervor.

Pedro.
Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?
Alonzo nach einer Pauſe.
Ach, die Freude macht mich ſchweigen.
Ihn umarmend.
Lieber Freund und lieber Sohn.

Carlos. Lucinde. Basco.

Die eilig nach einander herkommen, indeß Claudine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht liegt.

Ach Hülf' und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht!
Was iſt geſchehn!
Sie kehren eilig wieder um.
Pedro.
Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!
Er eilt nach dem Grunde.
Alonzo.
Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

Indeſſen hat ſich Claudine erhohlt; ſie wird langſam hervorgeführt.

Claudine.
Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren gibt?
Alonzo.
Kind erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es gibt.
Lucinde die ſich entdeckt.
Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen, den ſie liebt.
Pedro.
Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.
Carlos.
Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.
Basco für ſich.
Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

Dieſe ganze Entwicklung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführt, wird durch das Spiel des Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwundrung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die lebhaftere Leidenſchaft Carlos und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Basco's nicht von der Stelle zu dürfen: alles werden die Schauſpieler lebhaft, angemeſſen und übereinſtimmend ausdrücken und durch eine ſtudirte Pantomime den muſikaliſchen Vortrag beleben.

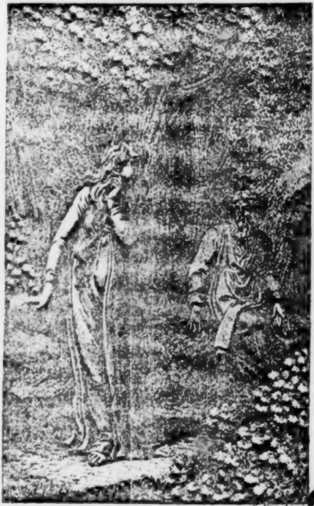
Alonzo zu den Garden.

Dieſe Gefangenen
Geben ſich willig.
Es iſt ein Irrthum
Heute geſchehen.
Dieß iſt mein Boden:
Alle ſie führ' ich
Eilig nach Hauſe.
Grüßet den Fürſten,
Ich wart' ihm auf.

Die Garden entfernen ſich.

Alle.

Welch ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den ſchönſten Tag heran.
Und es tragen Freud' und Wonne
Unſre Seelen himmelan.



Goethe's
Schriften.

SECHSTER BAND.

Neue Auflage.

Mannheim.
1801.

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Alphons, der zweyte, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfinn von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsſecretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Du ſiehſt mich lächlend an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelbſt an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundinn wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtinn, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beyde hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.

Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand,
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen.
Den zarten ſchlanken Lorber dir gewählt.

Prinzeſſinn.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.

Sie kränzt die Herme Virgils.

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

Sie kränzt Arioſtens Herme.

Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon auf's Land gebracht,
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume

Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen, ſchwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſinn.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundinn mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtinn, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſinn.

Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.

Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſinn.

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall, was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther ſich, die eurer würdig ſind,
Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freyen Denkens an,
Als noch die Barbarey mit ſchwerer Dämmerung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Nahme Hercules von Eſte ſchon,
Schon Hyppolit von Eſte voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen! oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Nahmen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.

Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſinn.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du.
Gar oft beneid' ich dich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz
Sogleich zu ſagen was ich lebhaft fühle,
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht dich nicht, die Schmeicheley
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an dein Ohr:
Feſt bleibt dein Sinn und richtig dein Geſchmack,
Dein Urtheil g'rad, ſtets iſt dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeicheley
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ſeinen Theil an deiner Bildung geben,
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzeſſinn.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beyder Töchter jemahls gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich dir verſichern, hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann, wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt,
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt.
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes Stoff

Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorberhainen auf.

Prinzeſſinn.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen! wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundinn und Geſpielinn,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint, das wir nicht kennen,
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen,

Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er ſcheint ſich uns zu nah'n, und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſinn.

Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert,
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuzieh'n und feſt zu halten.
Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Aepfeln gleich, ein neu Heſperien
Uns duftend bilden. Erkennſt du ſie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der ſchönen Blätter auch.

Mit mannigfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leiſ' ihr ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Buſen
Mit ſeiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reitzend Leid, die ſel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzeſſin.

Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So gibt er ihm den Nahmen Leonore.

Leonore.

Es iſt dein Nahme, wie es meiner iſt.
Ich nähm' es übel, wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es, daß er ſein Gefühl für dich
In dieſem Doppelſinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bey dieſes Nahmens holdem Klang gedenkt.
Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte.
Wenn er in ſel'ger Betrachtung ſich
Mit deinem Werth beſchäftigt, mag er auch

An meinem leichtern Weſen ſich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih, daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Nahmen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das höchſte, was wir lieben können.

Prinzeſſinn.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beynahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerinn des Plato! nicht begreifen?
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt,
Es müßte ſeyn, daß ich zu ſehr mich irrte,
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind:
Es iſt der Jüngling, der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

Prinzeſſin.

Da kommt mein Bruder, laß uns nicht verrathen
Wohin ſich wieder das Geſpräch gelenkt,
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bey euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzeſſinn.

Ich ſah' ihn geſtern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht, und lieber frey im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag,
So kann ich doch nicht loben, daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet, den die Freunde ſchließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, ſo wirſt du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir geſtern ſagte,

Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er ſorgt nur kleine Züge zu verbeſſern,
Und deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er ſoll willkommen ſeyn, wenn er es bringt,
Und losgeſprochen ſeyn auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in manchem Sinn das groſe Werk
Mich freut und freuen muß, ſo ſehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert ſtets, ruckt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah' geglaubt.

Prinzeſſinn.

Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchlieſſen ſich
So viele Reime feſt in eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb,
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen.
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reitzend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;

Und wenn die Nachwelt mit genießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu beyder Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmahl ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andere
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es *will* der Feind — es *darf* der Freund nicht ſchonen:
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Character in dem Strom der Welt.

O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur, wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet, wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frey Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ſo,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherey
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſinn.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen?

Alphons.

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bey mir, ſo laß' ich's unterſuchen;
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bey.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen,
Er kommt von Rom und hohlt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben,
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſinn.

Erlaubſt du uns daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freyer Luſt.

Prinzeſſinn.

Du kannſt nicht bey uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt, zurück:
Dann ſoll er euch erzählen und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt auf's neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſinn
nach der Scene gekehrt.

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmahl ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht, und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſeh'n, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo.
mit einem Buche in Pergament geheftet.

Ich komme langſam dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.
Allein, war ich beſorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen.
Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!

Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreuen:
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!

Er übergibt den Band.

Alphons.

Du überraſcheſt mich mit deiner Gabe
Und machſt mir dieſen ſchönen Tag zum Feſt.
So hal't ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewiſſem Sinne mein!
Lang' wünſcht ich ſchon, du möchteſt dich entſchließen
Und endlich ſagen: Hier! es iſt genug.

Taſſo.

Wenn Ihr zufrieden ſeyd, ſo iſts vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah' ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich ſagen: dieſes Werk iſt mein.
Doch ſeh' ich näher an, was dieſer Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde gibt,
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkühr freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen:
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuren Aeltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu ſingen,

So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warſt allein, der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freyheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freyheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn Euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweytenmahl verdienſt du jedes Lob
Und ehrſt beſcheiden dich und uns zugleich.

Taſſo

O könnt' ich ſagen wie ich lebhaft fühle
Daß von Euch nur habe was ich bringe!
Der thatenloſe Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth
Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt du mir nicht, o kluger tapfrer Fürſt,
Das alles eingeflößt, als wäreſt du
Mein Genius, der eine Freude fände

Sein hohes, unerreichbar hohes Weſen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzeſſinn.

Genieße nun des Werks, das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beyfalls jedes Guten,

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich.

Taſſo.

Mir iſt an dieſem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich ſann und ſchrieb,
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons.

Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,

Das ſelbſt der Held, der ſeiner ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.
Auf die Herme Virgils deutend.
Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug,
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

Alphons winkt ſeiner Schweſter, ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.

Leonore.
Du weigerſt dich? Sieh, welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!
Taſſo.
O laßt mich zögern, ſeh' ich doch nicht ein
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.
Alphons.
In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſinn
indem ſie den Kranz in die Höhe hält.
Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.
Taſſo.
Die ſchöne Laſt aus deinen theuren Händen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt.

Er kniet nieder, die Prinzeſſinn ſetzt ihm den Kranz auf.

Leonore applaudirend.
Es lebe der zum erſtenmahl Bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

Taſſo ſteht auf.

Alphons.
Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Kapitol dich zieren ſoll.
Prinzeſſinn.
Dort werden laut're Stimmen dich begrüßen,
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.
Taſſo.
O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken!
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft

Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

Leonore.

Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! Daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht, was er einmahl beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht

Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee! noch einmahl
Siehſt du, o Fürſtinn, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte nimm ihn weg!
Daß wie aus einem ſchönen Traum erwacht
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſinn.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das ſchönſte ſind, was wir dir geben können.
Wem einmahl, würdig, ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen!
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen.
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,

Wer mag der Abgeſchiedne ſeyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Nahmen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!
O ſäh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt!
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweyer Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie
Die größten Seelen nun vereint zu ſehen!

Leonore.

Erwach! Erwache! Laß uns nicht empfinden
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennſt.

Taſſo.

Es iſt die Gegenwart, die mich erhöht,
Abweſend ſchein ich nur, ich bin entzückt.

Prinzeſſinn.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt und hör' es gern.

Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Bothſchaft bringſt.

Prinzeſſinn.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu ſagen welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor Euren Augen find' ich alles wieder
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem, was ich gethan, was ich vollbracht,
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben, da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang?
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will Alles nehmen, geben Nichts;
Und kommt man hin, um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin
Und glücklich, wenn man da noch 'was erhält.

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht ſeinen Meiſter? vieles traf zuſammen
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet dich.
Der Greis, der Würdigſte, dem eine Krone
Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
So fern ſie redlich iſt. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur, was dir am meiſten half!

Antonio.

Gut, wenn du willſt: der hohe Sinn des Papſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.

Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bey ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſinn.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick
Als wie der Vortheil ſeines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt, was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt
Als einen Fürſten ſehn, der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich jene Welt einmahl
Recht nah zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?

Denn bloß beſchau'n wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundinn,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten — Nicht?

Leonore zu Alphons

Du willſt mich reitzen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut in deiner Schuld
Verzeih, und ſtöre meine Fragen nicht.

Zu Antonio.

Hat er für die Nipoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger, noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit Einer Sorge zwey verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft ſo fern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſo fern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Pallaſt und Tempel

Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Nahmenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen,
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt;
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.
Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwey Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung da ich kam.

Taſſo.
Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt;
So wünſch' ich, daß du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.
Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſinn.
Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beyfalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.
Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer drückte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

Leonore.
Dieſe Hand

Antonio.
Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön,
Als ihn der Lorber ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,

So hüllt er alles, was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung uud Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Fürs wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
In ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben,
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.
Von ſeltenen Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Herden Wieſ' und Buſch erfüllt,
Die Schalkheit lauſcht im Grünen halb verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint
Und doch im ſchönſten Tact ſich mäßig hält.
Wer neben dieſem Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage, wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,

Das ſeltne feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſinn.

Wer ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl.

Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſinn. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtinn, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuliſpeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum

Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſinn.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick, da er uns wiederſieht,
Sich wieder gleich wie ehmahls finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Auf's neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen was du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt: ſo ſtellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen dir entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach meine Fürſtinn, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergetzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,

Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſinn.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?

Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweytenmahl beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt du ſie einzeln durch, da findeſt keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken ſich.
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang
Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß

In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzeſſinn.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh und Streben damahls dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewähren.
Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damahls prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah' ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah' lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmahl trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lukretia voll frohen Lebens
Herbey und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.

Da hofft' ich viel für dich und mich, auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Pallaſts
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O! Vergib!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſinn.

Es fingen ſchöne Zeiten damahls an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen ungetrübten Glück verſchwunden.
Doch leider jetzt vermiſſen wir zu ſehr

Den frohen Geiſt, die Bruſt voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo.

Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage
Da ſie von hinnen ſchied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu erſetzen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schweſter nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſeyn?
Iſt denn kein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloſchen?
Und war die Eine Frau, ſo trefflich ſie
Auch war, denn alles? Fürſtinn! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmahl an mich ſelbſt und wünſchte
Dir etwas ſeyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſeyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich ſchmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unklug, was du löſen wollteſt,

Und fühlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſinn.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jedem, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Taſſo.

Tadle mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann?
Die Frau? mit der ich wie mit dir
Aus freyem Buſen wagen darf zu reden.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freyheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frey zu ſeyn.
Und für den Edeln iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen, wenn er ſpricht,
Und thun wenn er gebiethet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſinn.

Das iſt der Fall bey meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmahls, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſinn.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet, was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich, wo du dir fehlſt.
Ihr müßt verbunden ſeyn! Ich ſchmeichle mir
Dieß ſchöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht, wie du es pflegſt:
So haben wir Leonoren lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieſer haſt du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht wie es iſt, konnt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſeyn, und wenn ſie auch
Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſinn.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr
Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtinn aus!
Die goldne Zeit wohin iſt ſie geflohn?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freyen Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;

Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freyen Luft
Und jedes Thier durch Berg und Thäler ſchweifend
Zum Menſchen ſprach: erlaubt iſt, was gefällt.

Prinzeſſinn.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbey:
Allein die Guten bringen ſie zurück;
Und ſoll ich dir geſtehen wie ich denke,
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt,
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt;
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: erlaubt iſt, was ſich ziemt.

Taſſo.

O wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,
Was ſich denn ziemt! Anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey auch ſchicklich, was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles,

Prinzeſſinn.

Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt;
So frage nur bey edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beyde fragen:
Nach Freyheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſinn.

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bliebe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmahl uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reitzt nicht mehr, und was nicht reitzt, iſt todt.

Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feyerten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſinn.

Was meinſt du, Taſſo? rede frey mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln,
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſinn.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können.
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Wog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrey die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,

Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichſte begegnen, es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen:
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reitz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben!
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth.
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Prinzeſſinn.

Und ſoll ich dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unvermerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?
Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verſtehn,
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo.

Welch einen Himmel öffneſt du vor mir,
O Fürſtinn! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niederſteigen.

Prinzeſſinn.

Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So, ſagt man, ſey die Tugend, ſey die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Zweyter Auftritt.

Taſſo.

Iſt dir's erlaubt die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt du's umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen was ſie ſprach?
Und haſt du Zeugen, dieſe ſtumme Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt

Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Hernieder ſteigend hebt die Göttinn ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will, erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahndung, freudetrunken, ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du gibſt mir viel,
Du gibſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke,
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen,
Und ſo verdienen, daß du mir vertrauſt.
Was that ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich thun, um ihrer werth zu ſeyn?
Sie konnte dir vertrau'n und dadurch biſt du's.
Ja, Fürſtinn, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willſt, denn ich bin dein!
Sie ſende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Im ſtillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:

Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tauſendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt ich dann genug
Die unausſprechliche Verehrung aus.
Des Mahlers Pinſel und des Dichters Lippe,
Die ſüßeſte, die je von frühem Honig
Genährt war, wünſcht' ich mir. Nein, künftig ſoll
Nicht Taſſo zwiſchen Bäumen, zwiſchen Menſchen
Sich einſam, ſchwach und trübgeſinnt verlieren!
Er iſt nicht mehr allein, er iſt mit Dir.
O daß die edelſte der Thaten ſich
Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach Ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das, was du empfandſt, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konnteſt?
Das war dein Vorſatz, war dein kluger Wunſch.
Doch ſey es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl

Es habe fordern dürfen. Blicke freudig,
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt!
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin.
— Schwelle Bruſt! — O Witterung des Glücks
Begünſt'ge dieſe Pflanze doch einmahl!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freuden bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen reichen Aeſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmahl erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freygebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.

Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beyde klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat.

Taſſo.

So ſey's! Ich habe meine Pflicht gethan,
Der Fürſtinn Wort, die uns zu Freunden wünſcht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſeyn.
Zeit und Bekanntſchaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die du jetzt
So kalt bey Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor andern glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelſt was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne.

Taſſo.

Du biſt berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es ſteht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundinn an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich insgeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäft'gen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem, was er ſey.

Taſſo.

Mit Beyfall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkſt du wohl bey dieſen Worten
Ganz etwas anders, als ich ſagen will.

Taſſo.

Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.
Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſetzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſey auch wer er ſey. Der Fürſtinn Wort
Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß, daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt,
An Andre denkſt du, Andern ſtehſt du bey,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich dich.
Und was wär' ich, ging ich dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den du bewahrſt?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffneſt;
Ich weiß, du biſt mein Freund, wenn du mich kennſt:
Und eines ſolchen Freunds bedurft ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir um's Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt,

Taſſo.
In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fordern.
Dich ruf' ich in der Tugend Nahmen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.
Und ſoll ich dir noch einen Nahmen nennen?
Die Fürſtinn hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttinn treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele biethen,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmahl! — Hier iſt meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.
Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden,
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern, allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo.
Es ſey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbey;
Der Muth stellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von ſehr verſchiedner Art, ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frey gewährt
Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder, wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör ichs gern, denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufäll'gen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſeyn. Es iſt genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne

Für's ganze Leben dich. O kennte ſo
Dich meine Fürſtinn auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homeren,
Virgilen ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreyfach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreyfach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freylich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden,
Allein Verachtung hab ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtinn Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinſen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die raſche Glut
Nicht dir zu mir, noch dir an dieſem Orte.

Taſſo.

Was du dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Pallaſt der freye Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Groſſen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie ſie nicht jedem
Die Reihe groſſer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit ſollte hier ſich ängſtlich fühlen,
Der Neid, der ſich zu ſeiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne ſchmutziges Gewebe
An dieſen Marmorwänden haften ſoll:

Antonio.

Du zeigſt mir ſelbſt mein Recht dich zu verſchmähn!
Der übereilte Knabe will des Mann's
Vertraun und Freundſchaft mit Gewalt ertrotzen?
Unſittlich, wie du biſt, hältſt du dich gut?

Taſſo.
Viel lieber was ihr euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.
Antonio.
Du biſt noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines beſſern Wegs belehren kann.
Taſſo.
Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.
Antonio.
Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Ziehſt du als Held und Sieger wohl davon.
Taſſo.
Verwegen wär' es meine Fauſt zu rühmen,
Denn ſie hat nichts gethan, doch ich vertrau' ihr.
Antonio.
Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.
Taſſo.
Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun;
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Glut auf Glut, es kocht
Das inn're Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann, der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.
Antonio.
Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertrau'n, Verehrung Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl
Das brauſ't, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum dem Buſen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Kommt mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.
Mit Freuden kann ich dieſem Schuß entſagen.
Antonio.
Vergib dir nur, dem Ort vergibſt du nichts.
Taſſo.
Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.
Er zieht den Degen.
Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll.

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.
In welchem Streit treff ich euch unerwartet?
Antonio.
Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn.
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.
Taſſo.
Ich bethe dich als eine Gottheit an,
Daß du mit einem Blick mich warnend bändigſt.
Alphons.
Erzähl', Antonio, Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Männer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns beyde nicht, ich glaub' es wohl:
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch ſich gegen mich betragen.
Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend, drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glut gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort,
Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur,
Beleidige dich ſelbſt zum Zweytenmahle,
Und zeuge wider dich! dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat, iſt eine weite Frage,
Die wohl zuförderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beyden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchweigen;
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen noch mich ſelbſt vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbiethen.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freyer Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;

Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und tratſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor deinem Blick.

Alphons zu Taſſo.

Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frey.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Auf's höchſte mich getrieben. O du kennſt
Du kennſt ihn nicht und wirſt ihn niemahls kennen,
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.
Auf keinem Boden darf ich niedrig ſeyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.

Wenn dieſes Herz, es ſey auch wo es will,
Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße,
Und laß mich nie dein Auge wiederſehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch ſo, mein Fürſt,
Ob alle deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;

Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langen ſchönen Frieden
In das Gebieth der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beyde ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteyiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genugzuthun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! bleib' auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.
Erkenneſt du des Vaters Milde nicht?
Taſſo zu Antonio.
Mit dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.
Zu Alphons.
O Fürſt, es übergibt dein ernſtes Wort
Mich freyen der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.
Alphons.
Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.
Taſſo.
Mir bleibt es unbegreiflich, wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmahl winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.

Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall,
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte,
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir geſinnt bin, fühlſt du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verläugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmſt dir ſelbſt, was keiner nehmen konnte
Und was kein Gott zum zweytenmahle gibt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;

Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:
Wir öffnen willig unſre Hände, daß
Unwiderbringlich uns ein Gut entſchlüpfe.
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! es iſt
Erlaubt das holde Zeichen unſrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Geſelle dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geſchlungen
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beyde willig dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

Auf des Fürſten Wink, hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Mahlt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und alles über alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gib, o Fürſt, ihm ſeine Freyheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſeyn.
Doch ſprich, wie haſt du ſeinen Zorn gereitzt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.
Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt.
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons.

So ſchien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweyen, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten ſtünde
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit:
Hier iſt kein Fall, der euch zu ſtreiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her, du kannſt es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erſt
Mit zarter Lippe zu beſänft'gen ſuchen:
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Nahmen
Die volle Freyheit wieder, und gewinne
Mit edeln, wahren Worten ſein Vertrau'n.
Verrichte das, ſo bald du immer kannſt;
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen,
Und dir iſt nichts unmöglich, wenn du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,

Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel, meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebiethet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſinn allein.

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich, was geſchah,
Kaum weiß ich, wer von beyden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht und was es werden kann.

Zweyter Auftritt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Was bringſt du, Leonore? ſag mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frey umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten, Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſinn.

Gewiß hat ihn Antonio gereitzt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſinn.

Ach daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von beyden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! es widerſtrebt ſich alles,
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleißnerinn, ſie ſind vernünftig beyde,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;

Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen,
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn.
Das Uebel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gib mir einen Rath! was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwey Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beyden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;
Dann ſtünden ſie für Einen Mann, und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durch's Leben hin.

So hofft' ich ſelbſt, nun ſeh' ich wohl, umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſey er wie er ſey,
Iſt beyzulegen; doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am beſten, dächt' ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundinn wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, dir auf's neue
Und deinen Freunden näher bringen; ſo
Gewährte das, was jetzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit vielleicht, die vieles gibt.

Prinzeſſinn.

Du willſt dich in Genuß, o Freundinn, ſetzen,
Ich ſoll entbehren; heißt das billig ſeyn?

Leonore.

Entbehren wirſt du nichts, als was du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſinn.

So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen.

Leonore.

Wenn er es ſieht, wie wir, ſo gibt er nach.

Prinzeſſinn.
Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen.
Leonore.
Und dennoch retteſt du den Freund in dir.
Prinzeſſinn.
Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.
Leonore.
So warte noch ein größres Uebel ab.
Prinzeſſinn.
Du peinigſt mich, und weißt nicht ob du nützeſt.
Leonore.
Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.
Prinzeſſinn.
Und ſoll es ſeyn, ſo frage mich nicht länger.
Leonore.
Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.
Prinzeſſinn.
Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſey,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht etwa künftig Mangel leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe.
Sprich mit Antonio, denn er vermag
Bey meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.
Leonore.
Ein Wort von dir, Prinzeſſinn, gälte mehr.
Prinzeſſinn.

Ich kann, du weißt es, meine Freundinn, nicht,
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht, nun hab' ich überwunden,
Es ſchalt mich eine Freundinn oft darum:
Du biſt uneigennützig, ſagte ſie,
Das iſt recht ſchön; allein du biſts ſo ſehr,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannſt. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürſtinn, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundinn auch mich zeigen kann,
Er iſt kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſinn.

So nimm ihn weg, und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen andern ſey er dir gegönnt!
Ich ſeh' es wohl, ſo wird es beſſer ſeyn.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick

Von Jugend auf, ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich, ſo ſchön du es verdienſt,
Glücklich zu ſehn!

Prinzeſſinn.

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen, denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich?
Das ſchöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet ſie, und läßt ſie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unſrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum
ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun iſt ſie todt,
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
Betrachte was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzeſſinn?

Prinzeſſinn.

Was mir bleibt?

Geduld, Eleonore! üben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bey Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt,
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergetzte,
Die Freude des Geſangs; ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt, ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg; ſein ſtreng Geboth
Hieß mich verſtummen; leben ſollt ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Troſt ſollt ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden ſich zu dir,
Und nun biſt du geſund, biſt lebensfroh.

Prinzeſſinn.

Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen Freund —

Leonore.

Du haſt ihn noch.

Prinzeſſinn.
Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen: ſtill beſcheiden blickt ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung reinſten Balſam ein.
Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu ſeh'n, und freundliche Geſtalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Leonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.
O meine Fürſtinn, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen, iſt Gewinſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Prinzeſſinn.
Zu fürchten iſt das Schöne, das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.

Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertrau'n am leicht'ſten auf.

Prinzeſſinn.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach, meine Freundinn! Zwar ich bin entſchloſſen,
Er ſcheide nur! allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ~~ſein ſchön verklärtes~~ Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſeyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn,
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.

Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart, iſt öd' und tief
In Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahndung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

Leonore.

Die Zukunft gibt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſinn.

Was ich beſitze! mag ich gern bewahren:
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt;
Erſt ſagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,

Und meiner Sehnſucht ſchiebt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundinn Wort nicht tröſten kann;
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzeſſinn.

Wohl iſt ſie ſchön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um Einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmahl die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore allein.

Wie jammert mich das edle, ſchöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach ſie verliert — und denkſt du zu gewinnen?
Iſt's denn ſo nöthig, daß er ſich entfernt?
Machſt du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu beſitzen,
Die du bisher mit einer andern theilſt
Und ungleich theilſt? Iſt's redlich ſo zu handeln?
Biſt du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das haſt du alles, und du willſt noch ihn
Zu dieſem allen haben? Liebſt du ihn?
Was iſt es ſonſt, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magſt? Du darfſt es dir geſtehn.
Wie reitzend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück
Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann biſt du erſt beneidenswerth! Du biſt,
Du haſt das nicht allein, was viele wünſchen,
Es weiß, es kennt auch jeder, was du haſt!
Dich nennt dein Vaterland und ſieht auf dich,

Das iſt der höchſte Gipfel jedes Glücks.
Iſt Laura denn allein der Nahme, der
Von allen zarten Lippen klingen ſoll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben! ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beyfalls Woge treibt:
Das, was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.
Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht

Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen;
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.
Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden; ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Fauſt entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feyerliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gehorcht.
Antonio.
Ich muß den Tadel, ſchöne Freundinn, dulden,
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius dir an der Seite,
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's dießmahl
Auf meiner Freunde Koſten ihm gebracht.
Leonore.
Du haſt um fremde Menſchen dich ſo lang'

Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder ſiehſt,
Verkennſt du ſie, und rechteſt wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundinn, die Gefahr!
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie nützen ſollen.
Allein bey Freunden läßt man frey ſich gehn
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am erſten die, die wir am zärt'ſten lieben.

Leonore.

In dieſer ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maß verlor.
Allein geſtehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas menſchlich's in dem Buſen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch

Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt.
Und keiner braucht den andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.
Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beyden Schätzen;
Der Lorber iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hätteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können.
Denn ein Verdienſt, das außerirdiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.

Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit ſie einer Schuld
Auf's leicht'ſte ſich entlade. Du mißgönnſt
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Um's kahle Haupt wohl ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorberkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe,
So ſehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen.
Der Dienſt, mit dem du deinem Fürſten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindeſt,
Iſt wirkend, iſt lebendig, und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſeyn.
Dein Lorber iſt das fürſtliche Vertrau'n,
Das auf den Schultern dir, als liebe Laſt,
Gehäuft, und leicht getragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutrau'n.

Antonio.

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt du nichts,
Die willſt du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrſt ſie nicht,
Und leichter wäre ſie dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann nicht iſt.
Denn ſag', gelång' es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für dich zu ſorgen dächte,
Mit dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bey dir iſt alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für dich, wie du für andre ſorgſt,
Du haſt, was man dir geben möchte. Jener
Beſchäftigt uns in unſerm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tauſend Kleinigkeiten, die
Zu ſchaffen eine Frau ſich gern bemüht.
Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid
Mit etwas Stickerey, das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib nicht dulden, alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſtehn.
Und dennoch hat er kein Geſchick, das alles
Sich anzuſchaffen, wenn er es beſitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgſamkeit, bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reiſe wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil ſeiner Sachen fehle. Bald
Beſtiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu ſorgen.

Antonio.

Und dieſe Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man ſeine Mängel
Zur Tugend rechnet, dem ſo ſchön vergönnt iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen, der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßteſt mir verzeihen, ſchöne Freundinn!
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du ſagſt nicht alles, ſagſt nicht was er wagt,
Und daß er klüger iſt, als wie man denkt.
Er rühmt ſich zweyer Flammen! knüpft und löſ't
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit *ſolchen* Künſten *ſolche* Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt das beweiſ't ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauſchten,
Belohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt, und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freywilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrau'ns!

Leonore.

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteyiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —
Auf einmahl, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,

Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er andre nur zu ſehr.
Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtinn ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur, allein genug
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken. Denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
ſo werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.
Nun hoffſt du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.
Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der einz'ge, den wir dulden.

Leonore.
So ohne Leidenſchaft, ſo unparteyiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Antonio.
Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen ſey.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig iſt,
So bald du glaubſt, daß meine Gegenwart

Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indeſſen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore allein.

Für dießmahl, lieber Freund, ſind wir nicht eins,
Mein Vortheil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Taſſo. allein.

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmahl dich verlaſſen?
Hat dich nach einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freyer Sehnſucht

Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit off'nen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück,
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.

Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch Werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrau'ns, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mit der ſchönſten Gunſt
Auf einmahl unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalen Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche zweydeutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt?
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umſauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweyter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt, was ihm gehört,

Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe? —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmahl du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bey Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich! ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie du es ſagſt. Erklär' dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's

Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.
Taſſo.
Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundinn —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler,
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.
Leonore.
Du ſcheineſt mehr als billig iſt, bewegt.
Taſſo.
Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das, was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frey und offen iſt das Feld.
Leonore.
Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —
Taſſo.
Den laß' ich ganz bey Seite, nehme nur

Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du beſſer
Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpät, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur,
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn, der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frey will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt du ſagen, fein und klug,
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zum Tadel wird, und daß

Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von dir
Und dem Talente ſprach, das dir vor vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß,
Das, was du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neid's entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt du ſelbſt, das haſt du wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt.
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,

Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſ'ten Jüngling gaben.

Leonore.

O ſäheſt du ſo klar wie ich es ſehe,
Du irrſt dich über ihn, ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf es nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand,
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum,
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich lang', o ſchöne Freundinn, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtinn mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um deinet'- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertrau'n iſt das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freyheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundinn!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt vorbey!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider! meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider! bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg, ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden — werd' auch mir

Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Ach in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Und hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederhohlen.
Soll ich dir rathen, ſo begibſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundinn wird
Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,
Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.

Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich.

Taſſo.

Gar reitzend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu: ich bitte dich
Laß mich bedenken, ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas beſſers denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundinn! ſage mir,
Wie iſt die Fürſtinn gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frey.

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bey ihr verloren? ſchmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu meinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.
Werd ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?
Leonore.
In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.
Taſſo.
Und laſſen wir die Fürſtinn ganz allein?
Du gehſt hinweg und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.
Leonore.
Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf, ſo wie er kommt.
Taſſo.
Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.
Leonore.
Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du ſcheideſt, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich druckt und neckt!
Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, leider dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe.
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun.

Um es entzwey zu reiſſen, daß du frey
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

Ich ſoll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich, daß ich unrecht habe,
Und manchem unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt!
Ich ſoll es tief empfinden, wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt!
Daß er betrogen iſt, kann er nicht ſehen,
Daß ſie Betrüger ſind, kann ich nicht zeigen,
Und nur damit er ruhig ſich betrüge,
Daß ſie gemächlich ihn betriegen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt ſo klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore ſelbſt, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundinn! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je!
Sie war nicht redlich, wenn ſie noch ſo ſehr
Mir ihre Gunſt, mir ihre Zärtlichkeit
Mit ſüßen Worten zeigte! Nein, ſie war
Und bleibt ein liſtig Herz, ſie wendet ſich
Mit leiſen klugen Tritten nach der Gunſt.

Wie oft hab' ich mich willig ſelbſt betrogen,
Auch über ſie; und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte ſie, und ſchmeichelte mir ſelbſt.
So iſt ſie gegen andre, ſagt' ich mir,
Doch gegen dich iſt's offne treue Meinung.
Nun ſeh' ich's wohl, und ſeh' es nur zu ſpät:
Ich war begünſtigt, und ſie ſchmiegte ſich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt ſie als ein Werkzeug meines Feindes.
Sie ſchleicht heran und ziſcht mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberiſche Töne.
Wie lieblich ſchien ſie! Lieblicher als je!

Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeicheley nicht lang'
Den falſchen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geſchrieben
Von allem was ſie ſprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen ſucht
Und es nicht herzlich meint. Ich ſoll hinweg?
Soll nach Florenz, ſobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wohl.
Dort herrſcht der Mediceer neues Haus,
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand,
Die edelſten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen. Leicht gelång' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was ſoll ich hier? wer hält mich hier zurück?
O ich verſtand ein jedes Wort zu gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhaſcht' ich's kaum,

Und weiß nun ganz, wie die Prinzeſſinn denkt —
Ja, ja, auch das iſt wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlaſſen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O! fühlte
Sie eine Leidenſchaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod, als dieſe Hand,
Die kalt und ſtarr mich von ſich läßt. — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundſchaft oder Güte täuſchen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügſt.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.
Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.
Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt,
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.
Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freyer Bruſt.

Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Nahmen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien.

Taſſo.

Die Willkür macht mich frey, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieſer reitzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt, die Meinnng andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erhohlt ſich ſchwer.

Antonio.

Jetzt iſt's an mir, daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,

Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſendet.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gebe nach.
Es ſey verziehn, ſo fern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehen.

Antonio.

Ich danke dir, und wünſche, daß du mich
Und meinen Willen dir zu dienen gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich dir nützlich ſeyn? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bietheſt an, was ich nur wünſchen kennte.
Du brachteſt mir die Freyheit wieder, nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt du meinen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde find' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet: vieles hab' ich

Benutzen können, manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſcheh'n iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürſten ſelbſt zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich, daß du dich entfernſt
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürſten und der Fürſtinn dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Ernte;
Man muß geſchäftig ſeyn, ſobald ſie reift.
Entfernſt du dich, ſo wirſt du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttinn;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu *fürchten* hab' ich nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich *hoffe*, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erſchleichen; nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte, daß er's gab.

Antonie.

So fordre nicht von ihm, daß er dich jetzt
Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebethen wird,
Und du vermagſt es wohl, ſobald du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt, iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte,
War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt
Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere,
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig, was ich that,
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier, mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende *hier* dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der letzte ſeyn, der mich belehrt.
Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe *muß* ich ſehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Nahmen ſind's!
Vertrau'n und Sorge flößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir

Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebothne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick, was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyranney
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneyen
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders, und du glaubſt deßwegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befreyen!
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frey erklärt, und dieſe Thür
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freyen Wegs mich Eilenden umgibt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebiethen kann.
Nur Feſſeln ſind es, die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frey.

Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freyheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken;
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben,
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählſt
Der Ausgang mag entſcheiden, wer ſich irrt!
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor;
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben: Schmerz,

Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo allein.

Ja gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt, was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns zu ſcheinen, ja
Zu ſeyn wie jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht

Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtinn Blick.

Man ſoll mich halten, meint er; habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt,
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düſtern Sinn.
Es ſey nicht anders, einmahl habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet,
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm
Was Freude bringen kann am guten Tage
Als unerwarteten Gewinſt genießen,
Im übrigen, wie er geboren ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick

Hat nicht die Ankunft dieſes Mann's allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in Einer Stunde?
Nicht dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren? Muß ich's heut?
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reiſſen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!
Geliebte Fürſtinn, du entziehſt dich mir.
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft

Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen, kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreuen.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn!
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum,
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! auch Sie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich, wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel, ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?

Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh' du es fürchten konnteſt!
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhohle nur, auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweytemahl
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab.
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrüßlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut, ich halt' ihn nicht:

Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt.
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem, was heut geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig,
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;

Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzuwohl was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihm
Zu fordern hätte. Ueber vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind

Von allem reitzen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen.
Er ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn;
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich
Was einen Menſchen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieſes Uebel," ſagt er bänglich,
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihre eure Kunſt?
„Schafft mir Geneſung!" Gut, verſetzt der Arzt,
So meidet das und das — Das kann ich nicht" —
So nehmet dieſen Trank — „O nein! der ſchmeckt
„Abſcheulich, er empört mir die Natur" —
So trinkt denn Waſſer — „Waſſer? nimmermehr!
„Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebißner — "
So iſt euch nicht zu helfen — „Und warum?" —
Das Uebel wird ſich ſtets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr

Und mehr mit jedem Tag euch quälen — „Schön!
„Wofür ſeyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel,
„Ihr ſolltet auch die Mittel kennen, ſie
„Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
„Der Leiden los zu ſeyn, recht leiden müſſe.“
Du lächelſt ſelbſt und doch iſt es gewiß,
Du haſt es wohl aus ſeinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab’ es oft gehört und oft entſchuldigt.

Antonio.

Es iſt gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns ſchwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was iſt ſein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbrochne Schlöſſer, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,

Der Buſen keines Freundes kann ihn laben.
Und willſt du einem ſolchen Ruh' und Glück,
Willſt du von ihm wohl Freude dir verſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte?
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad' und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürſt? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.
So jung hat er zu vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angebothen wird;
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an,
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn

Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertrau'n und Gunſt, und will an ſeine Seite
Vor andern ihn erheben, ſey's im Krieg,
Sey's in Geſchäften oder im Geſpräch;
So dächt' ich, könnte der beſcheidne Mann
Sein Glück mit ſtiller Dankbarkeit verehren.
Und Taſſo hat zu allem dieſem noch
Das ſchönſte Glück des Jünglings: daß ihn ſchon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, ſein launiſch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polſter ſeines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzuſuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erſt nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünſcht in Belriguardo zu verweilen.
Das nöthigſte, was er zur Reiſe braucht,
Will er durch einen Freund ſich ſenden laſſen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schweſter geht
Mit ihrer Freundinn gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hauſe ſeyn.
Du folgſt uns bald, wenn du für ihn geſorgt.

Dem Caſtellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann,
So lang' er will, ſo lang' bis ſeine Freunde
Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt! Leb' wohl!

Zweyter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo.

mit Zurückhaltung.

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir in vollem Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging,
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertrau'n,
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt auf's neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich deiner Gunſt auf's neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann
Den doppelten Gewinſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſo.

Du überhäufſt, o Fürſt, mit Gnade den,
Der ſich unwürdig fühlt, und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart, allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geiſt der großen Männer ſchwebt,
Und wirkſam ſchwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beyfalls ſich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beſchämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirſt mir nicht an dieſem Tage nehmen,
Was du mir kaum an dieſem Tag gebracht?
Laß zwiſchen dich und zwiſchen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten; hüte dich
Durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tauſendfältigen Gedanken vieler
Verſchiedner Menſchen, die im Leben ſich
Und in der Meinung widerſprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und ſcheut ſich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch
Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bey mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhohle nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben, ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden, was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb, der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freyen Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich der Fleiß geſund.
Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freyer Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reißend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiethe du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du gibſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens, lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemahl,

Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gib nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus,
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.
Nach einer Pauſe.
Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtinn kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein, es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſinn. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzeſſinn.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe, nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzeſſinn.

Darfſt du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Taſſo.

Du warneſt recht, ich hab' es ſchon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.

Ich ſchleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tauſende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hauſe kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schweſter, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Aeltern war.
Im Schiffe bin ich ſtill, und trete dann
Auch ſchweigend an das Land, ich gehe ſacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serſale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerinn die Straße, ſie
Bezeichnet mir das Haus. So ſteig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und ſchauen
Das wilde Haar, den düſtern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen ſteht
Die Thüre ſchon, ſo tret' ich in das Haus —

Prinzeſſinn.

Blick' auf, o Taſſo, wenn es möglich iſt,
Erkenne die Gefahr, in der du ſchwebſt!
Ich ſchone dich; denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel nur allein an ſich zu denken,
Als kränkteſt du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen wie mein Bruder denkt?

Wie beyde Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Taſſo wendet ſich weg.

Prinzeſſinn.
Wie tröſtlich iſt es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freywillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.
So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt,
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze
Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr

Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja wählet den entferntſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich euer ſeyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbſt mit Bretern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen, rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſeyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Pallaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemählden ſchade;
Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern,
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen,
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken,
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſinn.

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,
Und finde keinen Troſt für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,

Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchönſte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?
Und konnteſt du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget. Sag mir an.

Prinzeſſinn.

Gar wenig iſt's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,

So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten,
Und leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmahl,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kam'ſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerey? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen; ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Prinzeſſin.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frey wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mir
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin.

Er fällt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.

Prinzeſſinn.

ihn von ſich ſtoßend, und hinweg eilend.

Hinweg!

Leonore.

die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbey eilend.

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

Sie geht der Prinzeſſinn nach.

Taſſo.

Im Begriff ihnen zu folgen.

Gott!

Alphons.

der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio genähert.

Er kommt von Sinnen, halt' ihn feſt.

ab.

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt ſo wie du immer glaubſt
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bey dir, wie würd er triumphiren?
Unglücklicher, noch kaum erhohl ich mich!
Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo.

nach einer langen Pauſe.

Vollende nur dein Amt, ich ſeh' du biſt's!
Ja du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!

Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen,
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beydes an!

Gegen die Scene.

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konnteſt dich
Nicht bis zuletzt verſtellen, triumphire!
Du haſt den Sclaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich haſſe dich, ich fühle ganz
Den Abſcheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

Nach einer Pauſe.

So ſeh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verſtoßen und verbannt als Bettler hier?
So hat man mich bekränzt, um mich geſchmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte:
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt ſeh' ich wohl, warum ich feyern ſoll.
Es iſt Verſchwörung, und du biſt das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Nahme ſich nicht mehr verbreite,

Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergeſſe;
Drum ſoll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen.
O werthe Freundſchaft, theure Sorglichkeit!
Abſcheulich dacht' ich die Verſchwörung mir,
Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann,
Allein abſcheulicher iſt es geworden.
Und du, Sirene, die du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe nun
Dich auf einmahl! O Gott, warum ſo ſpät!
Allein wir ſelbſt betrügen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht;
Nur die Galerenſclaven kennen ſich,
Die eng' an eine Bank geſchmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, die kennen ſich!
Wo jeder ſich für einen Schelmen gibt,
Und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.
Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerinn, die kleine Künſte treibt.
Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun
Entblößt von allen Reitzen — ja, du biſt's!
Von dir hat ahndungsvoll mein Lied geſungen!

Und die verſchmitzte kleine Mittlerinn!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiethe dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſt'rung nur ein leiſer Schmerzenslaut.
Ich will hinweg! Und wenn du redlich biſt,

So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederhohlen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmahl ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmahl noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart

Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du gibſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreu'n, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft verloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da, und ich bin nichts;
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beyſpiel der Geſchichte mehr?

Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemahls litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, alles iſt dahin! Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio.

tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand.

Taſſo.

O edler Mann! Du ſteheſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön

Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beyden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Lila.

Perſonen,

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenſtein.

Sophie Lucie	Lila's Schweſtern.

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlinn.
Marianne, deſſen Schweſter.
Graf Friedrich, Graf Altenſteins Sohn.
Verazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Oger.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangne.

Der Schauplatz iſt auf Baron Sternthals Landgute.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beyderley Geſchlechts in Hauskleidern, ergetzen ſich in einem Tanze, es ſcheint ſie wiederhohlen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich tritt zu ihnen.

Friedrich.

Nun doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig, und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter geht uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns drum die alte Luſt nicht wieder einmahl in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns auch nicht um's Herz wäre, wir ſollten doch tanzen und ſpringen, daß wir die andern nur ein Bißchen luſtig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schweſter lange nicht geſehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbiethet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo ſie ſich aufhält.

Sophie. Sie iſt mir ein einzigmahl begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie ſchien mit ſich ſelbſt in Zweifel zu ſeyn, ob ich auch ihre Schweſter ſey. Und da ſie mich lange betrachtet hatte, bald ernſthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ ſie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Faſſung brachte.

Friedrich. Das iſt eben das gefährlichſte ihrer Krankheit. Das Gleiche iſt mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantaſien den Kopf verrückt haben, traut ſie niemanden, hält alle ihre Freunde und Liebſte, ſogar ihren Mann für Schattenbilder und von den Geiſtern untergeſchobene Geſtalten. Und wie will man ſie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Geſpenſt verdächtig iſt?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anſchlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unſere Hoffnungen und Wünſche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da ſeyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das iſt ſchon gut! Heute iſt doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneyen fortgeſchickt habt, ſo wird euch doch der vielleicht mit ſeiner Subtilität dran kriegen. Denn witzig ſieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich ſo ruſchlich ſeyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, ſo ſpürt ihr doch, daß das eine andre Art von Krebſen iſt, als die Quackſalber bisher?

Lucie. Es iſt ein Arzt, und darum hab' ich ſchon eine Averſion vor ihm. Gut iſt er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arzneyen plagten, und er wohl ſah, daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Doſe wohlriechender und wohlſchmeckender Schäfereyen.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beydes für mich behalten. Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich nach und nach verliert.

Lucie, die ihr nachgeht. Sage doch!

Marianne tritt auf.

Friedrich, der ihr entgegen geht. Liebſte Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtſinne dieſer unbekümmerten Geſchöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen ſeyn könnte? Ich habe dieſe ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton geſungen. Wie ſchwer wird es mir, den heftigen Character meines Bruders zu beſänftigen, der das Schickſal ſeiner Frau kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an dieſe geliebte Perſon die Schickſale ſo vieler Menſchen geknüpft ſind! Auch unſers, theuerſte Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlaſſen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, ſo lang ſeine Gemahlinn in dem betrübten Zuſtande bleibt; und ich indeſſen muß meine treue heftige Leidenſchaft in mich verſchließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt gibt uns die beſte Hoffnung. Könnt er auch *unſer* Uebel heilen! Beſter Graf, wie freudig wollte ich ſeyn!

Friedrich. Gewiß Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Berazio tritt auf.

Friedrich. Theuerſter Mann, was für Ausſichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Berazio. Es ſieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müſſen Sich nicht abweiſen laſſen.

Berazio. Wir wollen alles verſuchen.

Friedrich. Ach, Sie heilen gar viele Schmerzen auf Einmahl.

Berazio. Ich habe ſo etwas gemerkt. Nun wir wollen ſehen! — Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal tritt auf.

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunſt zuwider iſt, ſo verzeihen Sie, daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenſtein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider ſieht, daß ſeine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es iſt nicht Undankbarkeit gegen ſeine Fürſorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunſt, es iſt Mißtrauen in mein Schickſal. Nach ſo viel fehlgeſchlagnen Verſuchen, die Geſundheit ihrer Seele wieder herzuſtellen, muß ich glauben, daß ich auf die Probe geſtellt werden ſoll, wie lieb ich ſie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir ſo viel Glück mit ihr verſprach? Ich will auch nicht widerſpenſtig ſeyn, und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menſchen nicht geben ſollen.

Verazio. Ich ehre dieſe Geſinnungen, gnädiger Herr. Nur find' ich hart, daß Sie mir ſogar die näheren Umſtände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen, ſie zu ſehen, und mir dadurch den Weg abſchneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas Beſtimmtes über die Hülfe zu ſagen, die man ihr leiſten könnte.

Sophie zu den andern. Und er möchte auch wieder mit unſerer armen Schweſter Haut ſeine Erfahrungen erweitern. Es iſt einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn ſie nur was zu ſeciren, klyſtiren, elektriſiren haben, ſind ſie bey der Hand, um nur zu ſehen, was eins für ein Geſicht dazu ſchneid't, und zu verſichern, daß ſie es wie im Spiegel voraus geſehen hätten.

Baron, der bisher mit Friedrich und Berazio geſprochen. Sie plagen mich!

Berazio. Jeder, der in ſich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeiſt ſeyn. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortſchickt. Er muß ſeyn, was Homer an den Helden preiſ't, er muß ſeyn wie eine Fliege, die, verſcheucht, den Menſchen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich iſt er wenigſtens; er beſchreibt den Marktſchreyer deutlich genug.

Berazio. Laſſen Sie's nur gut ſeyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Berazio. Denn, wie ich an Ihren Augen ſehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er iſt wohl gar ein Phyſiognomiſt? ab.

Friedrich. Höre doch wenigſtens, Vetter.

Baron. Ja, ſo iſt mir's ſchon mehr gegangen. Man läßt ſich nach und nach einnehmen, und unſere Hoffnungen und Wünſche ſind von ſo kindiſcher Natur, daß ihnen Mögliches und Unmögliches beydes von Einer Art zu ſeyn ſcheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen ſind!

Baron. Das ſagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es iſt erſtaunlich, wenn unſere Einbildungskraft einmahl auf etwas heftig geſpannt iſt, was man ſtufenweiſe zu thun fähig wird. Mir ſchaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre, zu was für weitern Grauſamkeiten gegen ſie man mich verleiten wollte, und faſt verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verſtand geraubt; die meinige ſoll ihr wenigſtens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich ſtelle mir das Schreckliche der Lage vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattinn in ſolchem Elend vor Sich ſehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenſtein. Die Vorigen.

Graf Altenſtein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geſchickt?

Baron. Es iſt recht brav, daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntſchaft, die Sie mir verſchafft haben. Wir ſind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden; nur einig ſind wir noch nicht.

Graf Altenſtein. Warum? Haſt du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beſte! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenſtein. Wenn du ihn hätteſt reden hören, ehegeſtern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — Es war mir ſo begreiflich, ſo deutlich, ich meinte, ich wollte nun ſelbſt curiren, ſo ſchön hing alles zuſammen. Wenn ich's nur behalten hätte.

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und andern in der Predigt —

Graf Altenſtein. Wo iſt deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält ſie ſich noch immer auf, ſchläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle Menſchen, und wandelt des Nachts in ihren Phantaſien herum. Manchmahl verſteck' ich mich, ſie zu belauſchen, und ich verſichre Sie, es gehört viel dazu um nicht raſend zu werden. Wenn ich ſie herumziehen ſehe mit loſem Haar, — im Mondſchein einen Kreis abgehen — Mit halb unſicherm Tritt ſchleicht ſie auf und ab, neigt ſich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Räſen, umfaßt einen Baum, verliert ſich in den Sträuchen wie ein Geiſt! — Ha! —

Graf Altenſtein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt wild zu ſeyn, ſollteſt du die Vorſchläge des Doctors anhören.

Berazio. Laſſen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin faſt, ſeit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Euren abgehen, oder wenigſtens ſehr behutſam damit ſeyn müſſe. Wie lang iſt's her, daß die gnädige Frau in dem Zuſtande iſt?

Graf Altenſtein. Laßt ſehen! Auf den Dienſtag zehn Wochen. Es war juſt Pferdemarkt in der Stadt geweſen, und Abends, wie ich nach Hauſe ritt, ſprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre, ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müſſen, lieber Onkel.

Graf Altenſtein. Schade für's Pferd! wahrlich Schade! ab.

Berazio. Woher kam denn das falſche Gerücht? Wer beging die entſetzliche Unvorſichtigkeit ſo etwas zu ſchreiben?

Baron. Da gibt's ſolche politiſche alte Weiber, die weitläufige Correſpondenzen haben, und immer etwas Neues brauchen, woher es auch komme; daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt iſt im Grunde des Guten ſo viel als des Böſen; weil aber niemand leicht was Gutes erdenkt, dagegen jedermann ſich einen großen Spaß macht, was Böſes zu erfinden und zu glauben, ſo gibt's der favorablen Neuigkeiten ſo viel. Und ſo einer —

Friedrich. Nun, ſeyn Sie nicht böſe! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hohle! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Bleſſirt war ich, das mußte jedermann und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein Freund war, warum mußte er der erſte ſeyn, der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Berario zu Friedrich. Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr ſchon einige Monathe Geſellſchaft geleiſtet. Sie war bey der Abweſenheit ihres Mannes immer in Sorgen.

Ihre Zärtlichkeit ſtellte ſich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten was wir konnten; die Mädchen unſerer beyden und der benachbarten Häuſer waren immer um ſie; man ließ ſie wenig allein, und vermochte doch nichts über ihren Trübſinn.

Baron. Ich hab' es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde.

Friedrich. Wir tanzten um ſie herum, ſangen, ſprangen —

Baron. Und verliebtet euch unter einander, wie ich jetzt ſpüre, da ich nach Hauſe komme.

Verazio. Nun das gehört auch zur Sache.

Friedrich. Wir ſind's geſtändig. Alles ſchien ihre Traurigkeit zu vermehren. Zuletzt kam die Nachricht, ihr ſeyet bleſſirt. Da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr: den ganzen Tag ging's auf und ab; bald wollte ſie reiſen, bald bleiben. Mit jeder Poſt mußte man einen Brief wegſchaffen; mit jeder Poſt wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorſtellte. Sie fing uns an zu mißtrauen, glaubte, wir hätten ſchlimmere Nachrichten, wollten's ihr verhehlen, und das ging an Einem fort.

Verazio. Haben Sie damahls nichts an ihr verſpürt?

Friedrich. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaube ich, daß ihr Wahnſinn ſchon damahls ſeinen Anfang genommen hat; aber wer unterſcheidet ihn von der tiefen Melancholie, in der ſie vergraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da ſie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, ſchien ſie wenig verändert; nur war faſt gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden ſcheu und unſicher; ſie ſchien jedermann, den ſie ſah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir ſie mit der Ungewißheit tröſten wollten, nahm ſie ſich's gar nicht an, bemächtigte ſich alles, was ſie an uns von ſchwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing ſich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm mit eurer Erzählung! Genug ſo iſt's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, ſie floh mich wie ein Geſpenſt, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich ſie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenſchlichen Behandlung eines Marktſchreyers überließ, der ſich bey mir anzuſtreichen gewußt hatte. Er tritt zurück.

Friedrich. Es iſt wahr, ſie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und verſteckte ſich daſelbſt. Man machte vergebens gütliche Verſuche, ſie heraus zu bringen, und der Baron beſteht darauf, er leide keine Gwalt mehr gegen ſie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin ſie ſich bey Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Geſchöpf, dem ſie traut, wenig einfache Speiſen heimlich ſchaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unſere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Geſang, Feſten und Ergeßungen ſchwebte, ſtreicht an einander weg wie Geſpenſter, und es wäre kein Wunder, wenn man ſelbſt den Verſtand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir ſagen, kann ich noch Hoffnung ſchöpfen.

Graf Altenſtein kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen.

Graf Altenſtein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen; was ſagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen, zu der ihr Vertrauen auch bey ihrem Wahnſinn geblieben iſt, unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit verſichert, daß ſie wohl wiſſe, woran ſie ſey: es ſey ihr offenbaret worden, ihr Sternthal ſey nicht todt, ſondern werde nur von feindſeligen Geiſtern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freyheit ſtrebten, deswegen ſie unerkannt und heimlich herumwandern müſſe, bis ſie Gelegenheit und Mittel fände, ihn zu befreyen.

Baron. Deſto ſchlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geſchichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was ſie alles auszuſtehen habe, bis ſie mich wieder erlangen könne.

Berazio. Iſt die Nette weit?

Graf Altenſtein. Sie iſt hier im Hauſe.

Berazio. Dieß beſtättigt in mir einen Gedanken, den ich ſchon lang' mit mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorſchlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Berazio. Es iſt hier nicht von Curen noch von Quackſalbereyen die Rede. Wenn wir Phantaſie durch Phantaſie curiren könnten, ſo hätten wir ein Meiſterſtück gemacht.

Baron. Wodurch wir ſie aus dem Wahnſinn in Raſerey werfen könnten.

Graf Altenſtein. So laß ihn doch ausreden.

Berazio. Muſik, Tanz und Vergnügen ſind wie das Element, darin Ihre Familie bisher gelebt hat. Glauben Sie denn, daß die todte Stille, in der Sie verſunken ſind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerſtreuung iſt wie eine goldne Wolke, die den Menſchen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, ſeinem Elend entrückt; und Sie alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden seyn wie Menſchen, die in einer vaterländiſchen Luft ſich von Mühſeligkeit und Krankheit auf einmahl wieder erhohlen.

Baron. Und wir ſollten eine Weile Thorheiten treiben, indeſſen die elend iſt, um deretwillen wir uns ſonſt nur zu vergnügen ſchienen?

Verazio. Eben von dieſem Vorwurf will ich Sie befreyen. Laſſen Sie uns der gnädigen Frau die Geſchichte ihrer Phantaſien ſpielen! Sie ſollen die Feen, Ogern und Dämonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nähern ſuchen und ihre Umſtände ausforſchen. Aus dem, was Sie mir erzählen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie hält Sie nicht mehr für todt, die Hoffnung lebt in ihr, Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Muſik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in die ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantaſien beſtärkte, das es gewiß thun wird: ſo hätten wir ſchon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen.

Ich will nichts verſprechen, nichts hoffen laſſen —

Graf Altenſtein. Der Einfall iſt vortrefflich, iſt ſo natürlich, daß ich nicht weiß, warum wir nicht ſelbſt darauf gefallen ſind. Sie glauben alſo, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantaſie unſerer Nichte ſchmeicheln, etwas über ſie vermögen werden?

Verazio. Zuletzt wird Phantaſie und Wirklichkeit zuſammen treffen. Wenn ſie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den ſie ſich ſelbſt wieder errungen, wird ſie wohl glauben müſſen, daß er wieder da iſt.

Graf Altenſtein. Von Ogern erzählt ſie, die ihr nach der Freyheit ſtreben? Ich will den Oger machen; etwas Wildes iſt ſo immer meine Sache; und Feen, ſchöne Feen haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſcheut anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbey, für das übrige laſſen Sie mich ſorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erſt überlegen.

Graf Altenſtein. Ueberleg' du's, und wir wollen indeß Anſtalten machen. Kommen Sie, Doctor, laſſen Sie uns nach Netten gehen. Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen! In unſern beyden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit fourniren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbey! Suche Muſik aus, und laß probiren, wie es in der Eile gehen will.

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammen gehext werden!

Graf Altenſtein. Item, es geht!

Verazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie ſollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen ſoll's gewiß nicht ermangeln.

Zweyter Aufzug.

Romantiſche Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! ſüßer Tod! komm und leg' mich in's kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht, die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was iſt das, das mir oft ſo in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich Schwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt, auf Kopf und Herz deutend. Es iſt hier ſo! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er iſt nicht „auf ewig dir entriſſen, daure nur aus! Er „ſoll wieder dein ſeyn!" — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich ſchwinde, verſchwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Iſt das Leben?
Iſt's Traum?

Ich ſollte nicht behalten,
Was mir das Schickſal gab.
Ich dämmre! Ich ſchwanke!
Komm, ſüßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!

Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor

Der Magus, der ſie bisher beobachtet, Kräuter ſuchend. Euch, die ihr auf wandernden Geſtirnen über uns ſchwebt, und ihre gütigen Einflüſſe auf uns herab ſendet, euch danke ich, daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde dieſe niedrigen Kinder der Erde in meinen Schooß zu verſammeln! Sie ſollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehen durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila ſich nähernd. Wie kommt der Alte hieher? Was für Kräuter mag er ſuchen? Iſt's wohl ein harmloſer Menſch, oder ein Kundſchafter, der dich umſchleicht, zu forſchen, wo man dir feindſelig am leichteſten beykommen mag? Daß man doch in dieſer Welt ſo oft hierüber in Zweifel ſchweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus für ſich, aber laut. Auch ſie, die in dieſen einſamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz! daß aus der Dunkelheit ſich ihre Geiſter aufrichten, daß ſie nicht trübſinnig den großen Endzweck verſäume, dem ſie heimlich ſehnend entgegen hofft.

Lila. Wehe mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila zu ihm tretend. Wer du auch ſeyſt, verbirg unter dieſer edeln Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſeyn, nur fröhliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchönſter Troſt. Vermeide niemand, der dir begegnet. Du findeſt leicht einen, dem du hilfſt, einen, der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Iſt es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was ſoll ich thun?

Magus. Gütige Geiſter umgeben dich, und möchten dir beyſtehen. Sie werden dir ſogleich erſcheinen, wenn ſie dein Herz ruft.

Lila. So nah' ſind ſie?

Magus. So nah' die Belehrung, ſo nah' die Hülfe. Sie wiſſen viel, denn ſie ſind ohne Beſchäftigung; ſie lehren gut, denn ſie ſind ohne Leidenſchaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirſt glauben bekannte Geſtalten zu ſehen, und du irrſt nicht.

Lila. O dieſe gefährlichſte Liſt kenne ich, wenn uns falſche Geiſter mit Geſtalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieſes Mißtrauen und dieſe Sorgen. Nein, meine Freundinn! die Geiſter haben keine Geſtalten; jeder ſieht ſie mit den Augen ſeiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich ſie zu berühren, denn ſie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann faſſeſt, was du in deinen Armen hältſt, das iſt wahr, das iſt wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirſt die Deinigen wieder finden, wirſt den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! Und ſollt' ich zum ſtillen Fluſſe des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieſes Fläſchchen, und wenn du Erquickung bedarfſt, ſalbe deine Schläfe damit. Es iſt eine Seele in dieſen Tropfen, die mit der unſrigen nahe verwandt iſt, freundlich ſich zu ihr geſellt, und ſchweſterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo ſie ſchaffen und wirken ſoll und eben ermangeln will.

Lila zaudert.

Magus. Wenn du mir mißtraueſt, ſo wirf's in's nächſte Waſſer.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen ſo nöthig iſt. Es herrſchen die holden Feen über das zarteſte, was der Menſch zu ſeinem Genuß nur ſich auswählen möchte. Sie werden dir Speiſe vorſetzen. Verſchmähe ſie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Koſt.

Magus. Dieſe wird dich reitzen. Sie iſt ſo edel als ſchmackhaft, und ſo ſchmackhaft als geſund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht ſich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubſt du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich deſſen enthälteſt, was der Natur gemäß iſt? Freundinn! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich ſelbſt nicht retten kannſt. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf ſeinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme gibt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, ſo erſchrecke ich über den ängſtlichen Ton, der darin wiederhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frey.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten,
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbey.
ab.

Lila allein. Er geht: Ungern ſeh' ich ihn ſcheiden. Wie ſeine Gegenwart mir ſchon Muth, ſchon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an ſeiner Hand meinen Wünſchen entgegen gehe? Nein, ich will mich einſam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Geſellſchaft erfreuen, die mich umgibt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geiſter! Zeigt euch mir! Erſcheinet, freundliche Geſtalten!

Chor der Feen, erſt in der Ferne, dann näher. Zuletzt treten ſie auf, an ihrer Spitze **Almaide**.

Chor.

Mit leiſem Geflüſter,
Ihr luſt'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal.
Erfüllet die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die Lichten,
Die Sternlein im Thal.

Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie eure heilige Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen, daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!

Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille
Weihen
Den Reihen,
Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

Im Grunde eröffnet ſich eine ſchön erleuchtete Laube, worin ein Tiſch mit Speiſen ſich zeigt, daneben zwey Seſſel ſtehen.

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier.

Lila wird von den Feen in die Laube genöthigt, ſie ſetzt ſich an den Tiſch, Almaide gegen ſie über. Die tanzenden Feen bedienen beyde, indeß das ſingende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt iſt.

Chor.

Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille,
Weihen
Den Reihen,

Lieben die Sterblichen,
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

Lila ſteht auf und kommt mit Almaiden hervor.

Almaide. Du biſt mit wenigem geſättigt, meine Freundinn. Faſt könnteſt du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen ſaugen, und ſo uns zu nähren gewohnt ſind.

Lila. Nicht die Freyheit eines leichten Lebens ſättigt mich, der Kummer eines ängſtlichen Zuſtandes raubt mir die Luſt zu jeder Speiſe.

Almaide. Da du uns geſehen haſt, kannſt du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geiſt ſteigt auf, und ſinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe ſteigen, kaum raſten, zurück nie treten. Auf! meine Freundinn!

Lila. Was räthſt du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter, hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Dämons, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahndet' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckſt.

Lila. So iſt er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher Thronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will ich an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehn und mich ſeiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann fang' ich leiſe, leiſe nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache mein Beſter! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er dann auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte, wo er ſein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht ſogleich erwachen will, faß' ich ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheide, und ſchüttl' ihn ſtärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es iſt ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberſchlaf, den deine Gegenwart leicht zerſtreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte ſeiner Ruhe vermögen wir nicht ſogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwiſchen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ſelbſt war Schuld, daß ſich dieſe Gefahren, dieſe Hinderniſſe nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle deine Verwandte, alle deine Freunde in ſeine Gewalt gelockt; und wenn du ſäumſt, wird er auch dich überliſten, denn auf dich iſt gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ſie befreyen? Komm! Hilf mir! Kommt!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Menſch hilft ſich ſelbſt am beſten. Er muß wandeln ſein Glück zu ſuchen, er muß zugreifen es zu faſſen; günſtige Götter können leiten, ſegnen. Vergebens fordert der Läſſige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, ſo iſt's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile dieſe Nacht. Mit dem fröhlichen Morgen ſollſt du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her ſäuſelt die Stimme des Windes lieblicher, als deine ſüße Lippe mich locken kann.

Almaide für ſich. O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel geſagt! Laut. Hier in dieſer Laube ſteht für dich ein Ruhebette.

Bediene dich ſein, indeſſen wir unſre ſtille Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, ſchweſterlich für dich ſorgen und deine Pfade ſegnen.

Lila. Es iſt vergebens, ich kann nicht ergreifen, was ihr biethet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Waſſer durch die faſſenden Hände.

Almaide für ſich. Unglückliche, was iſt für dich zu hoffen? Laut. Du mußt bey uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken,
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!

Mir iſt's im Gemüthe
Bald düſter, bald heiter,
Ich ſehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin.

ab.

Almaide. Sie verliert ſich in die Büſche. Sie entfernt ſich nicht weit. Auf Schweſtern, ſingt ihr ein Lied, daß der Ton des Troſtes um ihren Buſen ſchalle.

Almaide mit dem Chor.

Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah'.
Rufen die Armen
Unſer Erbarmen;
Gleich ſind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus.

Göttliche Fee! was du mir erzählſt, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Dieſe Rückfälle müſſen uns nicht erſchrecken. Jede Natur, die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen, ungewohnten Anſtrengung zu erhohlen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müſſen nicht verzagen, wir haben mehr ſolche Scenen zu erwarten. Genug, daß ſie einige Speiſe zu ſich genommen, daß ſie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es, die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir ſie nicht zu geſchwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis ſie fähig iſt ſeine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen, ihr Platz machen. Sie kommt hierher, wo neue Erſcheinungen auf ſie warten. Beyde ab.

Lila mit dem Fläſchchen in der Hand. Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balſam würde mir es ſchwer geworden ſeyn, dieſen düſtern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten ſind geſchieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne ſind geſchwunden! Ein rauher, ahndungsvoller Wind ſchwebt um mich her!

Chor der Gefangenen von innen.

Wer rettet!

Lila. Es bangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor von innen.

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, ſchwaches Herz! Du biſt ſo elend und fürchteſt noch?

Chor von innen.

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag.

Lila. Es ruft dir! dir um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es ſind die Deinen. Ihr Götter! Hier ſind ſie verſchloſſen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koſte was es wolle. Ich muß ſie ſehen, ſie tröſten, und, wenn es möglich iſt, ſie retten.

Gefangne treten auf in Ketten, beklagen ihr Schickſal in einem traurigen Tanze; da ſie zuletzt Lila erblicken, ſtaunen ſie und rathen ihr pantomimiſch ſich zu entfernen.

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlaſſen. Vielleicht bin ich beſtimmt euch zu befreuen und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zuſammen, daß beyder Elend gehoben werde.

Friedrich tritt auf.

Wer iſt die Verwegne, die ſich dem Aufenthalt der Angſt und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila biſt du's?

Lila. Friedrich! darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du biſt es! Sie faßt ihn an. Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in dieſem Zuſtande?

Friedrich. Soll ich dir's ſagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir ſind in dieſem Zuſtande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerſt du dich? Es iſt kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieſer Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu ſehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir ſie flehend. Du eilteſt nur ſchneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch ſeinen grauſamen Oger verfolgen ließ. Hätteſt du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frey, und hätten zur Freyheit deines Gemahls zuſammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehſt du hier dieſe? Du kennſt ſie alle. Den frohen Carl, den ſchelmiſchen Heinrich, den treuen Franz, den dienſtfertigen Ludwig, dieſe gute Nachbarn hier, du erkennſt ſie. Küßt ihr die Hand! Freut euch ihrer Gegenwart!

Einige der Gefangnen treten zu ihr, geben pantomimiſch ihre Freude zu erkennen, und küſſen ihr die Hände.

Lila. Ihr ſeyd's! Ihr ſeyd mir alle willkommen! — In Ketten find ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigſtens zuſammen! Wie lang' iſt's, daß wir uns nicht geſehen haben? Wie kann ich euch retten? Sie ſieht ſie voll Verwunderung an, ſchweigt und ſieht ſie immer ſtarrer und ſtarrer an. Endlich wendet ſie ſich ängſtlich hinweg. Wehe mir, ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlaſſen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Uebel entgegen gehen können, willſt du fliehen?

Lila. Ach, es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe! Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehen, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.
Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe, du wirſt uns befreyen:
Freundliche Götter verleihen
Den ſchönſten Augenblick.

Lila.
Ach, mir iſt nicht beſchieden
Der Erde mich zu freuen,
Feindliche Götter ſtreuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.
Laß dich die Liebe laben!

Lila.
Ach ſie iſt mir entflohn!

Friedrich.
Mit allen Himmelsgaben
Sollſt du ihn wieder haben,
Iſt er ſo nahe ſchon.

Lila.
Ach alle Himmelsgaben
Sollt ich im Traume haben?
Wandre zum Grabe ſchon!

Lila geht ab, Friedrich und die übrigen ſehen ihr verlegen nach.

Magus. Folgt ihr nicht. Haltet ſie nicht auf. Ich habe euch und ſie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günſtigen Ausgange.

Ich werde ihr folgen, ihr Muth einſprechen, ſie hieher zurück bringen. Es iſt die Zeit, da der Oger von der Jagd zurück kehrt. Da ſie der Liebe wenig Gehör gibt, laßt uns ſehen, ob Gewalt und Unrecht ſie nicht aus dem Traume wecken. Magus ab.

Der Oger kommt von der Jagd zurück und freut ſich ſeiner Beute. Er läßt ſich von den Gefangenen bedienen, ſie formiren einen Tanz, der Oger tritt in die Höhle.

Lila, welche eine Zeit lang von der Seite zugeſehen, tritt hervor. Nun erſt erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an dieſen fürchterlichen Platz ſehnſuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen ſchuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringſt du uns, Geliebte?

Lila. Mich ſelbſt. Es iſt nur ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schickſal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir iſt offenbart worden: ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reitzen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, ſollen mir die Ketten willkommen ſeyn, die mich an eure Geſellſchaft ſchlieſſen.

Friedrich. Du wagſt viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eimer, den das Schickſal in den Brunnen wirft, um euch heraus zu ziehen.

Der Oger tritt auf, erblickt Lila.

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme iſt die Stimme der Götter! Gib dieſe los! oder erwarte die Rache der Immergütigen!

Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger ſeine Verachtung ihrer Schwachheit; er gebiethet den Seinigen, Ketten herbey zu bringen, welche ihr angelegt werden.

Lila.

Ich biethe dir Trutz!
Gib her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.
Ich ſoll vor dir erzittern?
Mir regt ſich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt ſich erſt der Muth.

Der Oger geht ab.

Friedrich. Jetzt, da du dich ſo männlich bezeigſt, kann ich dir erſt ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überſchreiten durfte. Ja, du konnteſt allein durch dieſe That uns alle retten. Halte dich feſt an unſre Geſellſchaft.

Lila. Iſt's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat ſeine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefeſſelt; er wird ſich einen Brand in's Haus tragen, der ſein ganzes Reich verzehren ſoll.

Lila. Sage weiter. Ich ſehe nur Männer hier! Wo ſind meine Schweſtern, unſre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das ſeltſamſte gefangen. Sie ſind genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden, wie wir den Garten zu beſorgen und im Pallaſte zu dienen. Du wirſt ſie ſehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beyſtand der Geiſter nicht eilen; ſie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide. Chor der Feen treten auf.

Almaide. Theure Schweſter, find' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen! Gefangen hier mit dieſen Geliebten. Ihre Gegenwart tröſtet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurück ziehen. Gehe vorwärts, und du erlangſt deine Wünſche.

Lila. Laßt mich bald ans Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unſern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt biſt ſo eile an den nächſten Brunnen, dein Geſicht und deine Hände zu waſchen; ſogleich werden dieſe Ketten von deinen Armen fallen. Eile ſodann in die Laube, die mit Roſenbüſchen umſchattet iſt. Dort wirſt du ein neues Gewand finden, bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und ſchmücke dich wie es einer Siegerinn ziemt. Lege den geſtickten Schleyer um's Haupt, dieſer ſchützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun, das übrige iſt dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Dieſe Freunde werden dir alles erklären. Dein Geiſt wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir ſagen, dein Gemahl, dein Geliebter iſt nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er iſt nicht ferne!
Liebe Geiſter, kann es geſchehn,
Laſst mich die Stätte des Liebſten ſehn.
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret!
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frey.
Ja ich fühl beglückte Triebe!
Liebe
Löſ't die Zauberey.

Friedrich und **Almaide** mit dem **Chor der Feen** und **Gefangnen.**

Gerne! Gerne!
Er iſt nicht ferne!
Nur geduldig, es ſoll geſchehn!
Du ſollſt die Stätte des Liebſten ſehn.

Wir, die wir das Schickſal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machſt du den Geliebten frey!
Sey nicht bange, ſey nicht trübe,
Liebe
Löſ't die Zauberey.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich.

Nur einen Augenblick, meine Beſte, Welche Qual, dir ſo nahe zu ſeyn, und dir kein Wort ſagen zu können! Dir nicht ſagen zu dürfen, wie ſehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders, als dieſen einzigen Troſt! Wenn mir auch der geraubt werden ſollte —

Almaide. Entfernen Sie Sich, mein Freund! Es ſind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können ſie ſehen, was ſie nicht ſchon wiſſen: daß unſre Gemüther auf ewig verbunden ſind.

Almaide. Laſſen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unſrer unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlaſſe dich! Deine Hand! meine Theure.

Er küßt ihre Hand.

Magus. Find' ich euch ſo zuſammen, meine Freunde? Verſpracht ihr mir nicht heilig, ihr wolltet auf euren Poſten bleiben? Graf! Graf! man wollte ſich klug betragen. Sie wiſſen, daß der Baron nicht immer guter Laune iſt, daß man ihn oft auf ſeine Schweſter eiferſüchtig halten ſollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wiſſen nicht, was ein Herz wie das meinige leidet.

Alle dieſe lange Stunden
Könnt' ich ihr kein Wörtchen ſagen,
Eben hab' ich ſie gefunden,
Darf ich nicht mein Leiden klagen,
Wenn ich lang' beſcheiden war?

Zum Magus.

Ja ich gehe, theurer Meiſter,
Du beherrſcheſt unſre Geiſter.

Zu Almaiden.

Ja ich bleibe, wie ich war.

Zum Magus.

Laß ein tröſtlich Wort mich hören!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

Für ſich.

Klug hat er es unternommen;
Lila ſoll Verſtand bekommen.
Ach, und ich verlier' ihn gar!

Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.

Der hintere Vorhang öffnet ſich, man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt, an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwey Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.

Die Chöre der Gefangnen ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet.

Graf Friedrich und der **Magus** treten herein. Der Magus ſcheint mit dem Grafen eine Abrede zu nehmen, und geht ſodann auf der andern Seite ab. Friedrich gibt den Chören ein Zeichen. Sie ſtellen ſich an beyde Seiten.

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Gange,
Schlaft nicht ſo lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Chor der Frauen von innen.

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu.
Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne!
Laßt uns die Ruh',
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu.
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange,
Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu.

Es laſſen ſich Hände ſehen, die aus den Oeffnungen heraus greifen, Rocken und Spindel faſſen und zu ſpinnen anfangen.

Chor der Männer.
Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!
Chor der Frauen von innen.
Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, ſind ſo leichte
Nicht wieder gefunden!
Chor der Männer.
Spinnet dann, ſpinnet dann
Immer geſchwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Es eröffnen ſich die ſieben Thüren, Marianne tritt ohne Maske aus der mittelſten, Sophie und Lucie aus den nächſten beyden. Das ſingende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in eine gewiſſe Ordnung hervor. Das ſingende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem Chor der Männer, Marianne zu Friedrichen; die beyden tanzenden Chöre vereinigen ſich in einem Ballette; indeſſen ſingen

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.
Am Rocken zu ſitzen
Und fleißig zu ſeyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es ſchläfert euch ein.
Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Muth.

Vorſtehendes Tutti wird mit Abſätzen geſungen, zwiſchen welchen der Balletmeiſter in Geſtalt des **Dämons** ein Solo und mit den erſten Tänzerinnen zu zwey auch zu drey tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anſtalt des vierten Actes völlig ſeinem Geſchmacke überlaſſen.

Lila, welche ſich während des vorher gehenden Tanzes manchmahl blicken laſſen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und fröhlichen Farben geziert. So find' ich euch denn alle hier zuſammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müſſen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie iſt's durch deine Gegenwart! Sey uns willkommen, Schweſter!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, biſt du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundinn! Alle begrüßen ſie, umarmen ſie, küſſen ihr die Hände.

Lila. Wie wunderlich ſeyd ihr angezogen?

Lucie. Bald hoffen wir von dieſen Kleidern, von dieſem läſtigen Schmucke befreyt zu ſeyn.

Lila. Welch eine ſeltſame Erſcheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennſt du mich nicht, meine Freundinn?

Lila. Sagt mir, woran ich bin? Es kommt mir alles, ich komme mir ſelbſt ſo wunderbar vor. Iſt das nicht unſer Garten? Iſt das nicht unſer Gartenhaus? Was ſoll die Mummerey am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, ſo ſcheinſt du älter als du biſt. Dieſer Bart ſchließt nicht recht an's Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken ſiehſt du mich wieder. Du biſt am Ziele; ergebe dich mit den Deinigen, bald ſollſt du deinen letzten Wunſch befriedigt ſehe. Du ſollſt deinen Gemahl in deine Arme ſchließen. ab.

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle
Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.
Ihr Gütigen!
Ihr könnt mich nicht laſſen!
Laßt mich ihn faſſen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron. Graf Altenſtein. Verazio in Hauskleidern treten auf.

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, ſo iſt es Zeit, daß wir uns ihrer verſichern! Lila! Meine Geliebte, meine Gattinn!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommſt du her? So erwartet und ſo unerwartet? Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

Während der Freude des Wiedererkennens ſingt

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geiſter geben

Dir ſein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben;
Komm in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in ſeinen Küſſen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück:
Was Lieb' und Phantaſie entriſſen,
Gibt Lieb' und Phantaſie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überſtand die Todesleiden,
Du haſt vergebens dich gequält:
Zu unſerm Leben, unſern Freuden
Haſt du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben;
Komm in unſern
Arm zurück!

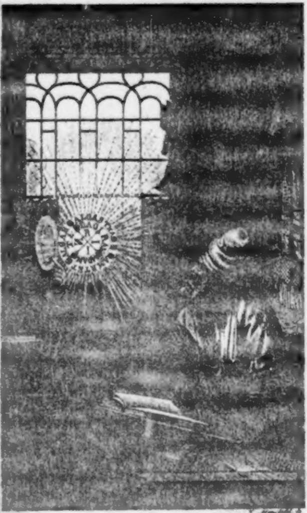
Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o beſter Mann!

Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht faſſen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne ſey dir!
Kommt ihr entronnenen,
Wieder gewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!



Goethe's
Schriften.

*

SIEBENTER BAND

Neue Auflage.

Mannheim,
1801.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Fauſt.

Ein Fragment.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothiſchen Zimmer, Fauſt unruhig auf ſeinem Seſſel am Pulte.

Fauſt.

Habe nun, ach! Philoſophie,
Juriſterey und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus ſtudirt, mit heißem Bemühn!
Da ſteh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin ſo klug als wie zuvor;
Heiße Magiſter, heiße Doctor gar,
Und ziehe ſchon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daß wir nichts wiſſen können!

Das will mir ſchier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich geſcheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magiſter, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür iſt mir auch alle Freud' entriſſen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wiſſen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menſchen zu beſſern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir, durch Geiſtes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit ſaurem Schweiß,
Zu ſagen brauche, was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innerſten zuſammen hält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O ſähſt du, voller Mondenſchein,
Zum letztenmahl auf meine Pein,
Den ich ſo manche Mitternacht
An dieſem Pult herangewacht:
Dann über Bücher und Papier,
Trübſel'ger Freund, erſcheinſt du mir!
Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geiſtern ſchweben,
Auf Wieſen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wiſſensqualm entladen,
In deinem Thau geſund mich baden!
Weh! ſteck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo ſelbſt das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht.
Beſchränkt mit dieſem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umſteckt;
Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,

Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! Das heißt eine Welt!
Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp und Todtenbein.
Flieh! auf! hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkenneſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſt,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,

Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokoſmus.

Ha! welche Wonne fließt, in dieſem Blick,
Auf einmahl mir durch alle meine Sinnen?
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück,
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das innre Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und, mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!

„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"

Er beſchaut das Zeichen.

Wie alles ſich zum Ganzen webt!
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf- und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all das All durchklingen!
Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faſſ' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!

Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein.
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu ſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt!
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!

Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt abgewendet.

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du flehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?

Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug, und hegte? Die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang?
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines gleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben.

So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah' fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt,
Nicht mir!

Verſchwindet.

Fauſt zuſammenſtürzend.

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmahl dir!

Es klopft.

O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr las't gewiß ein Griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,
Und ſieht die Welt kaum einen Feyertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.

Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt,
Sitzt ihr nur immer! leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen aus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht.
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?

Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich, wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang;
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bey meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament, iſt das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen,
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen, wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln.
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bey dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja, was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind bey'm rechten Nahmen nennen?
Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrennt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmahl unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern bis morgen früh gewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.

Fauſt.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

— — — — — — — —

Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu Ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß in der Wieg' und auf der Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze
Iſt nur für einen Gott gemacht;
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephhiſtopheles.

Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang';
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſociirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edle Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,

Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch mit warmen Jugendtrieben
Nach einem Plane zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herr Mikrokoſmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Kronen zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephiſtopheles.

Du biſt am Ende — was du biſt.
Setz' die Perücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibſt doch immer was du biſt.

Fauſt.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menſchengeiſt's auf mich herbeygerafft,
Und wenn ich mich am Ende niederſetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſſen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freylich Händ und Füße
Und Kopf und H—— die ſind dein;
Doch alles was ich friſch genieße,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum friſch! laß alles Sinnen ſeyn,

Und g'rad' mit in die Welt hinein.
Ich ſag' es dir: ein Kerl, der ſpeculiert,
Iſt wie ein Thier, auf einer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennüyieren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

Er kleidet ſich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

Fauſt ab.

Mephiſtopheles in Fauſts langem Kleide.

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt —
Ihm hat das Schickſal einen Geiſt gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und deſſen übereiltes Streben

Der Erde Freuden überſpringt.
Den ſchlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben,
Er wird Erquickung ſich umſonſt erflehn,
Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erſt kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu ſprechen, und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephiſtopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich ſehr!
Ihr ſeht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch ſonſt ſchon umgethan?

Schüler.

Ich bitt euch, nehmt euch meiner an.
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und friſchem Blut,
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen,
Möchte gern was rechts hieraußen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort:
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,

Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt, erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur,
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabey mit Seele und Leib;
Doch freylich würde mir behagen

Ein wenig Freyheit und Zeitvertreib
An ſchönen Sommerfeyertagen.

Mephiſtopheles.

Gebraucht der Zeit, ſie geht ſo ſchnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerſt Collegium Logicum.
Da wird der Geiſt euch wohl dreſſirt,
In Spaniſche Stiefeln eingeſchnürt,
Daß er bedächt'ger ſo fort an
Hinſchleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die kreuz und quer
Irlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr ſonſt auf einen Schlag
Getrieben, wie Eſſen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig ſey.
Zwar iſt's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meiſterſtück,
Wo Ein Tritt tauſend Fäden regt,

Die Schifflein herüber hinüber ſchießen,
Die Fäden ungeſehen fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt:
Der Philoſoph der tritt herein,
Und beweiſ't euch, es müßt ſo ſeyn.
Das Erſt' wär' ſo, das Zweyte ſo,
Und drum das Dritt' und Vierte ſo;
Und wenn das Erſt' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will 'was lebendig's erkennen und beſchreiben,
Sucht erſt den Geiſt heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in ſeiner Hand,
Fehlt leider! nur das geiſtige Band.
Encheireſin naturae nennt's die Chimie!
Spottet ihrer ſelbſt, und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verſtehen.

Mephiſtopheles.

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klaſſificiren.

Schüler.

Mir wird von allem dem ſo dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephiſtopheles.

Nachher vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphyſik machen!
Da ſeht, daß ihr tiefſinnig faßt,
Was in des Menſchen Hirn nicht paßt;
Für, was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Dienſten ſteht.
Doch vorerſt dieſes halbe Jahr
Nehmt ja der beſten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinne mit dem Glockenſchlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,

Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymahl ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit, fort,

Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der, den ihr belehrt!
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudieren.

Mephiſtopheles.

Ich wünſchte nicht euch irr zu führen.
Was dieſe Wiſſenſchaft betrifft,
Es iſt ſo ſchwer den falſchen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr ſo viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney iſt's kaum zu unterſcheiden.
Am beſten iſt's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meiſters Worte ſchwört.

Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die ſichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bey dem Worte ſeyn.

Mephiſtopheles.

Schon gut! Nur muß man ſich nicht allzu ängſtlich quälen,
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mit Worten ein Syſtem bereiten,
An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein, ich muß euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen ſagen?
Drey Jahr' iſt eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld iſt gar zu weit,

Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt ſich's ſchon eher weiter fühlen.

Mephiſtopheles für ſich.

Ich bin des trocknen Tons nun ſatt,
Muß wieder recht den Teufel ſpielen.

Laut.

Der Geiſt der Medicin iſt leicht zu faſſen;
Ihr durchſtudirt die groß' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſſen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wiſſenſchaftlich ſchweift,
Ein jeder lernt nur, was er lernen kann.
Doch der den Augenblick ergreift,
Das iſt der rechte Mann.
Ihr ſeyd noch ziemlich wohl gebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur ſelbſt vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Beſonders lernt die Weiber führen;
Es iſt ihr ewig Weh und Ach

So tauſendfach
Aus Einem Puncte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr ſie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß ſie erſt vertraulich machen,
Daß eure Kunſt viel Künſte überſteigt,
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Sieben Sachen,
Um die ein andrer viele Jahre ſtreicht,
Verſteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und faſſet ſie, mit feurig ſchlauen Blicken,
Wohl um die ſchlanke Hüfte frey,
Zu ſeh'n, wie feſt geſchnürt ſie ſey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie.

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein
Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermahl beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.

Er ſchreibt und gibt's.

Schüler *lieſ't.*

Eritis ſicut Deus ſcientes bonum et malum.

Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange, Dir wird gewiß einmahl bey deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein mit meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken.
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich alles geben,
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bey dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beydes.

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus, wer ſich entzweyt!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreyt!
Auf! Holla! ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Froſch.

So recht, hinaus mit dem, der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Froſch.

Die Kehlen ſind geſtimmt.

Singt.

Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander.

Ein garſtig Lied! Pfuy! ein politiſch Lied
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen,
Daß ihr nicht braucht für's Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papſt erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausſchlag gibt, den Mann erhöht.

Froſch ſingt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehntauſendmahl.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! ich will davon nichts hören!

Froſch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirſt mir's nicht verwehren!

Singt.

Riegel auf! in ſtiller Nacht.
Riegel auf! der Liebſte wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie;
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſcheert,

Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut,
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander auf den Tiſch ſchlagend.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben.
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neu'ſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit.

Er ſingt.

Es war ein Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt,
Als wie der Doctor Luther.

Die Köchinn hatt' ihr Gift geſtellt,
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus jauchzend.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen,
Sie thät gar manchen Aengſteſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam für Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterinn noch:

Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſteh'n wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt, wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Froſch.

Wahrhaftig du haſt Recht! Mein Leipzig lob'
ich mir!
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Froſch.

Laß mich nur gehn; bey einem vollen Glaſe,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burſchen leicht die Würmer aus der Naſe.
Sie ſcheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie ſehen ſtolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktſchreyer ſind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht!

Froſch.

Gib Acht, ich ſchraube ſie.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie bey'm Kragen hätte.

Fauſt.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

Leiſe Mephiſtopheles von der Seite anſehend.

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephiſtopheles.

Iſt es erlaubt uns auch zu euch zu ſetzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Geſellſchaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr ſcheint ein ſehr verwöhnter Mann.

Froſch.

Ihr ſeyd wohl ſpät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erſt zu Nacht geſpeiſ't?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbey gereiſ't;
Wir haben ihn das letztemahl geſprochen.

Von ſeinen Vettern wuſt er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

Er neigt ſich gegen Froſch.

Altmayer leiſe.

Da haſt du's! Der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun warte nur, ich krieg' ihn ſchon.

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wieder klingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! Die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt
iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.

Singt.

Es war einmahl ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Froſch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh iſt mir ein ſaub'rer Gaſt.

Mephiſtopheles ſingt.

Es war einmahl ein König,
Der hatt' einen großen Floh,

Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.
Da rief er ſeinen Schneider,
Der Schneider kam heran.
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an.

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuſchärfen,
Daß er mir auf's genauſte mißt,
Und daß, ſo lieb ſein Kopf ihm iſt,
Die Hoſen keine Falten werfen!

Mephiſtopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bey Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Chorus jauchzend.

Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Froſch.

Bravo! Bravo! das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freyheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.
Ich tränke gern ein Glas, die Freyheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Bißchen beſſer wären.

Siebel.
Wir mögen das nicht wieder hören.

Mephiſtopheles.
Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich.
Sonſt gäb ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller 'was zum Beſten.

Siebel.
Nur immer her, ich nehm's auf mich.

Froſch.
Schafft ihr ein gutes Glas, ſo wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren ſoll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer leiſe.

Sie ſind vom Rheine, wie ich ſpüre.

Mephiſtopheles.

Schafft einen Bohrer an.

Brander.

Was ſoll mit dem geſchehn?
Ihr habt doch nicht die Fäſſer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug ſtehn.

Mephiſtopheles nimmt den Bohrer.

Zu Froſch.

Nun ſagt, was wünſchet ihr zu ſchmecken?

Froſch.

Wie meint ihr das, habt ihr ſo mancherley?

Mephiſtopheles.

Ich ſtell es einem jeden frey.

Altmayer zu Froſch.

Aha! du fängſt ſchon an die Lippen abzulecken.

Froſch.

Gut, wenn ich wählen ſoll, ſo will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbeſten Gaben.

Mephiſtopheles,

indem er an dem Platz, wo Froſch ſitzt, ein Loch in den Tiſchrand bohrt.

Verſchafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen.

Altmayer.

Ach! das ſind Taſchenſpielerſachen.

Mephiſtopheles zu Brander.

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,
Und recht mouſſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles

bohrt, einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verſtopft.

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter Deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel.

indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert.

Ich muß geſtehn, den ſauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten ſüßen!

Mephiſtopheles bohrt.

Euch ſoll ſogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir ins Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ey, ey, mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein Bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur g'rad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang' gefragt.

Nachdem die Löcher alle gebohrt und verſtopft ſind.

Mephiſtopheles mit ſeltſamen Geberden.

Trauben trägt der Weinſtock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier iſt ein Wunder glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt.

Alle.

indem ſie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.

O ſchöner Brunnen, der uns fließt!

Mephiſtopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt.

Sie trinken wiederhohlt.

Alle ſingen.

Uns iſt ganz kanibaliſch wohl,
Als wie fünf hundert Säuen.

Mephiſtopheles.

Das Volk iſt frey, ſeht an, wie wohl's ihm geht!

Fauſt.

Ich hätte Luſt nun abzufahren.

Mephiſtopheles.

Gib nur erſt Acht, die Beſtialität
Wird ſich gar herrlich offenbaren.

Siebel

trinkt unvorſichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme.

Helft! Feuer! helft! Die Hölle brennt!

Mephiſtopheles die Flamme beſprechend.

Sey ruhig freundlich Element!

Zu dem Geſellen.

Für dießmahl war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll das ſeyn? Wart! ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß er uns das zum zweytenmahle bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles!

Still altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart nur! es ſollen Schläge regnen.

Altmayer

zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen.

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!
Stoßt zu! Der Kerl iſt vogelfrey!

Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.

Mephiſtopheles mit ernſthafter Geberde.

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land!

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier, unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Er faßt Siebeln bey der Naſe, die andern thun es wechſelſeitig und heben die Meſſer.

Mephiſtopheles wie oben.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel ſpaße.

Er verſchwindet mit Fauſt, die Geſellen fahren aus einander.

Siebel.

Was gibts?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander zu Siebel.

Und deine hab ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder.

Froſch.

Nein ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleyſchwer in den Füßen.

Sich nach dem Tiſche wendend.

Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch, als tränk ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. Eine Meerkatze ſitzt bey dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt, daß er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen ſitzt darneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen!
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,
In dieſem Wuſt von Raſerey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?

Und ſchafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Dich zu verjüngen, gibts auch ein natürlich Mittel.
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Kapitel.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn

In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub'!
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen.

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Die Thiere erblickend.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! Das iſt der Knecht!

Zu den Thieren.

Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Bey'm Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schorſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lang' wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt, als ich nur etwas ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Discurs wie dieſer da,
Iſt g'rade der, den ich am liebſten führe.

Der Kater

macht ſich herbey und ſchmeichelt dem Mephiſtopheles.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,

Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen.

Mephiſtopheles.

Wie glüklich würde ſich der Affe ſchäzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto ſezen!

Indeſſen haben die jungen Meerkäzchen mit einer großen Kugel geſpielt, und rollen ſie hervor.

Der Kater.

Das iſt die Welt;
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig.
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!

Du mußt ſterben!
Sie iſt von Thon,
Es gibt Scherben.

Mephiſtopheles.

Was ſoll das Sieb?

Der Kater holt es herunter.

Wärſt du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.
Er läuft zur Kätzinn und läßt ſie durchſehen.
Sieh durch das Sieb!
Erkennſt du den Dieb,
Und darfſt ihn nicht nennen?

Mephiſtopheles ſich dem Feuer nähernd.
Und dieſer Topf?

Kater und Kätzinn.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Keſſel!

Mephiſtopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier
Und ſetz' dich in Seſſel!

Er nöthigt den Mephiſtopheles zu ſitzen.

Fauſt

welcher dieſe Zeit über vor einem Spiegel geſtanden, ſich ihm bald genähert, bald ſich von ihm entfernt hat.

Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild.
Ach wenn ich nicht auf dieſer Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich ſie nur als wie im Nebel ſehn! —
Das ſchönſte Bild von einem Weibe!
Iſt's möglich, iſt das Weib ſo ſchön?
Muß ich an dieſem hingeſtreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln ſehn?
So etwas findet ſich auf Erden?

Mephiſtopheles.

Natürlich, wenn ein Gott ſich erſt ſechs Tage plagt,
Und ſelbſt am Ende Bravo ſagt,
Da mußt' es 'was geſcheidtes werden.
Für dießmahl ſieh dich immer ſatt;
Ich weiß dir ſo ein Schätzchen auszuſpüren,
Und ſelig wer das gute Schickſal hat,
Als Bräutigam ſie heim zu führen!

Fauſt ſieht immerfort in den Spiegel. Mephiſtopheles, ſich in den Seſſel dehnend und mit dem Wedel ſpielend, fährt fort zu ſprechen.

Hier ſitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch
die Krone.

Die Thiere,

welche bisher allerley wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephiſtopheles eine zerbrechne Krone mit großem Geſchrey.

O ſey doch ſo gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Sie gehn ungeſchickt mit der Krone um und zerbrechen ſie in zwey Stücke, mit welchen ſie herum ſpringen.

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen;

Fauſt gegen den Spiegel.

Weh mir! ich werde ſchier verrückt.

Mephiſtopheles auf die Thiere deutend.

Nun fängt mir an faſt ſelbſt der Kopf zu
ſchwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es ſich ſchickt,
So ſind es Gedanken!

Fauſt wie oben.

Mein Buſen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geſchwind!

Mephiſtopheles in obiger Stellung.

Nun wenigſtens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten ſind.

Der Keſſel, welchen die Kätzinn biſher außer Acht gelaſſen, fängt an überzulaufen; es entſteht eine große Flamme, welche zum Schornſtein hinausſchlägt. **Die Hexe** kommt durch die Flamme mit entſetzlichem Geſchrey herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Verſäumſt den Keſſel, verſengſt die Frau!
Verfluchtes Thier.

Fauſt und Mephiſtopheles erblickend.

Was iſt das hier?
Wer ſeyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer ſchlich ſich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Keſſel, und ſpritzt Flammen nach Fauſt, Mephiſtopheles und den Thieren. Die Thiere winſeln.

Mephiſtopheles,

welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläſer und Töpfe ſchlägt.

Entzwey! Entzwey!
Da liegt der Brey,
Da liegt das Glas!
Es iſt nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey!

Indem die Hexe voll Grimm und Entſetzen zurücktritt.

Erkennſt du mich, Gerippe! Scheuſal du!
Erkennſt du deinen Herrn und Meiſter?
Was hält mich ab, ſo ſchlag' ich zu,
Zerſchmettre dich und deine Katzen-Geiſter!
Haſt du vor'm rothen Wamms nicht mehr Reſpect?
Kannſt du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angeſicht verſteckt?
Soll ich mich etwa ſelber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo ſind dann eure beyden Raben?

Mephiſtopheles.

Für dießmahl kommſt du ſo davon;
Denn freylich iſt es eine Weile ſchon,
Daß wir uns nicht geſehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel ſich erſtreckt;
Das Nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen,
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bey Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe tanzend.

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Nahmen, Weib, verbitt' ich mir.

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wapen, das ich führe.

Er macht eine unanſtändige Geberde.

Die Hexe lacht unmäßig.

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muß ich euch um's äl'ſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im mind'ſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.

Leiſe.

Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gib ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

mit ſeltſamen Geberden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pulte dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten.

Fauſt zu Mephiſtopheles.

Nein! ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ey Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!

Sie muß als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten. Die Hexe mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren.

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier,
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmahl-Eins!

Fauſt.

Mich dünkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunſt iſt alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum ſtatt Wahrheit zu verbreiten.
So ſchwätzt und lehrt man ungeſtört!
Wer will ſich mit den Narr'n befaſſen?
Gewöhnlich glaubt der Menſch, wenn er nur Worte hört,
Es müſſe ſich dabey doch auch was denken laſſen.

Die Hexe fährt fort.

Die hohe Kraft
Der Wiſſenſchaft,
Der ganzen Welt verborgen!

Und wer nicht denkt,
Dem wird ſie geſchenkt,
Er hat ſie ohne Sorgen.

Fauſt.

Was ſagt ſie uns für Unſinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tauſend Narren ſprechen.

Mephiſtopheles.

Genug, genug, o treffliche Sybille!
Gib deinen Trank herbey, und fülle
Die Schale raſch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieſer Trunk nicht ſchaden:
Er iſt ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

mit vielen Ceremonien, ſchenkt den Trank in eine Schale; wie ſie Fauſt an den Mund bringt, entſteht eine leichte Flamme.

Mephi-

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe löſ't den Kreis.

Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun f[illegible]aus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles zur Hexe.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles zu Fauſt.
Komm nur geſchwind und laß dich führen,
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch inn- und äußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.
Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.
Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſeh'n.
Leiſe.
Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Fauſt. Margarethe vorüber gehend.

Fauſt.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarethe.

Bin weder Fräulein, weder ſchön,
Kann ungeleitet nach Hauſe gehn.

Sie macht ſich los und ab.

Bey'm Himmel, dieſes Kind iſt ſchön,
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich,
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Mephiſtopheles tritt auf.

Fauſt.

Hör, du mußt mir die Dirne ſchaffen!

Mephiſtopheles.

Nun, welche?

Fauſt.

Sie ging juſt vorbey.

Mephiſtopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der ſprach ſie aller Sünden frey;
Ich ſchlich mich hart am Stuhl vorbey.
Es iſt ein gar unſchuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Fauſt.

Iſt über vierzehn Jahr doch alt.

Mephiſtopheles.

Du ſprichſt ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für ſich,

Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunſt, die nicht zu pflücken wär':
Geht aber doch nicht immer an.

Fauſt.

Mein Herr Magiſter Lobeſan,
Laß er mich mit dem Geſetz in Frieden!
Und das ſag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das ſüße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht,
So ſind wir um Mitternacht geſchieden.

Mephiſtopheles.

Bedenkt, was gehn und ſtehen mag!
Ich brauche wenigſtens vierzehn Tag'
Nur die Gelegenheit auszuſpüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos.
Drum bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen.
Was hilft's nur g'rade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerley Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht',
Wie's lehret manche Welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß:
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- vor allemahl nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff' mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!

Schaff mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bey einer Nachbarinn ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie.

ab.

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren! —
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz,
Ich muß ein Bißchen revidiren.

ab.

Abend,

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarethe

ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus,

Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen.

ab.

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt nach einigem Stillſchweigen.

Ich bitte dich, laß mich allein.

Mephiſtopheles herumſpürend.

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.

ab.

Fauſt rings aufſchauend.

Willkommen, ſüßer Dämmerſchein,
Der du dieß Heiligthum durchwebſt!
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein,
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,

In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.

O nimm mich auf, der du die Vorwelt ſchon
Bey Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

Er hebt einen Bettvorhang auf.

Was faßt mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind, mit warmen Leben
Den zarten Buſen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte ſich das Götterbild,

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willſt du hier? Was wird das Herz dir ſchwer?
Armſel'ger Fauſt, ich kenne dich nicht mehr.

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's ſo g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte ſie den Augenblick herein,
Wie würdeſt du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie ſo klein!
Läg', hingeſchmolzen, ihr zu Füßen.

Mephiſtopheles.

Geſchwind! ich ſeh' ſie unten kommen.

Fauſt.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephiſtopheles.

Hier iſt ein Käſtchen leidlich ſchwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein;
Ich ſchwör' euch, ihr vergehn die Sinnen,
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind iſt Kind und Spiel iſt Spiel.

Fauſt.

Ich weiß nicht, ſoll ich?

Mephiſtopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüſternheit
Die liebe ſchöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu ſparen.

Ich hoff' nicht, daß ihr geitzig ſeyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

Er ſtellt das Käſtchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.

Nur fort, geſchwind —
Um euch das ſüße junge Kind
Nach Herzens Wunſch und Will' zu wenden;
Und ihr ſeht drein,
Als ſolltet ihr in den Hörſal hinein,
Als ſtünd' leibhaftig vor euch da
Phyſik und Metaphyſika!
Nur fort —

ab.

Margarethe mit einer Lampe.

Es iſt ſo ſchwül, ſo dumpfig hie,

Sie macht das Fenſter auf.

Und iſt doch eben ſo warm nicht draus.
Es wird mir ſo, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n Leib —
Bin doch ein thöricht furchtſam Weib!

Sie fängt an zu ſingen, indem ſie ſich auszieht.

Es war ein König in Tule
Gar treu bis an das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt im Reich,
Gönnt alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale.
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm ſinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkäſtchen.

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf?
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl, ich mach es auf!

Was iſt das? Gott im Himmel! ſchau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck, mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feyertage gehn!
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn.
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles! Ach wir Armen!

Spaziergang.

Fauſt in Gedanken auf und abgehend.
Zu ihm Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Bey aller verſchmähten Liebe! Bey'm hölliſchen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte 'was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Fauſt.

Was haſt? was kneipt dich denn ſo ſehr?
So kein Geſicht ſah' ich in meinem Leben!

Mephiſtopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur ſelbſt kein Teufel wär'!

Fauſt.

Hat ſich dir 'was im Kopf verſchoben?
Dich kleidet's, wie ein Raſender zu toben!

Mephiſtopheles.

Denkt nur, den Schmuck, für Grethchen angeſchafft,
Den hat ein Pfaff' hinweggerafft — —
Die Mutter kriegt das Ding zu ſchauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen;
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebethbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabey nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut,
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margrethlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul,
Und wahrlich gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;

Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen;
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet, der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine liebe Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring,
Als wären's eben Pfifferling,
Dankt nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',
Versprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.
Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder, was ſie will noch ſoll,
Denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.
Fauſt.
Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geſchmeid!
Am erſten war ja ſo nicht viel.
Mephiſtopheles.
O ja, dem Herrn iſt alles Kinderſpiel!
Fauſt.
Und mach', und richt's nach meinem Sinn!
Häng' dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel, doch nur nicht wie Brey,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbey.
Mephiſtopheles.
Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.
Fauſt ab.

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

ab.

Der Nachbarinn Haus.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.

Sie weint.

Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarethe kommt.

Margarethe.

Frau Marthe!

Marthe.

Grethelchen, was ſoll's?

Margarethe.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find ich' ſo ein Käſtchen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß ſie nicht der Mutter ſagen,
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarethe.

Ach ſeh' ſie nur! ach ſchau' ſie nur!

Marthe putzt ſie auf.

O du glückſel'ge Kreatur!

Margarethe.

Darf mich, leider, nicht auf der Gaſſen,
Noch in der Kirche mit ſehen laſſen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unſer Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Feſt,
Wo man's ſo nach und nach den Leuten ſehen läßt,
Ein Kettchen erſt, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter ſieht's wohl nicht, man macht ihr auch 'was vor.

Margarethe.

Wer konnte nur die beyden Käſtchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Es klopft.

Margarethe.

Ach Gott! mag das meine Mutter ſeyn?

Marthe durch's Vorhängel guckend.

Es iſt ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frey g'rad' herein zu treten,
Muß bey den Frauen Verzeihn erbethen.

Tritt ehrerbietig vor Margarethen zurück.

Wollte nach Frau Marthe Schwerdlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles tritt zu ihr.

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freyheit, die ich genommen,
Will nach Mittage wieder kommen.

Marthe laut.

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarethe.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr iſt gar zu gut,
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.
Ach! es iſt nicht der Schmuck allein.
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freu't mich's, daß ich bleiben darf.

Marthe.
Was bringt Er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.
Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt Sie grüßen.

Marthe.
Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarethe.
Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.
So hört die traurige Geſchicht'!

Margarethe.
Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben,
Bey'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer:
Laß Sie doch ja für ihn drey hundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,

Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarethe.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch bethen.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarethe.

Ach nein, das geht jezt noch nicht 'an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil' ein Galan.
Es iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarethe.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es gibt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette.
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halb gefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand, daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.
Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!

Ach! die Erinnerung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben!

Marthe weinend.

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmahl mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerey bey Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bethet' ich für Frau und Kinder brünſtig;
Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des groſſen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich's gebührte,
Mein wohlgemeßnes Theil davon.

Marthe.

Ey wie? Ey wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;

Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! Der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an euerm Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herz'ger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.

Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring.

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu ſcherzen!

Mephiſtopheles für ſich.

Nun mach' ich mich bey Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel ſelbſt bey'm Wort.

Zu Gretchen.

Wie ſteht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarethe.

Was meint der Herr damit?

Mephiſtopheles für ſich.

Du gut's, unſchuldig's Kind!

Laut.

Lebt wohl ihr Frauen!

Margarethe.

Lebt wohl!

Marthe.

O ſagt mir doch geſchwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wenn mein Schatz geſtorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund geweſen,
Möcht ihn auch todt im Wochenblättchen leſen.

Mephiſtopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Geſellen,
Den will ich euch vor den Richter ſtellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja.

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da?
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſ't,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſ't.

Margarethe.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich euch im Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut' Abend ſollt' ihr ſie bey Nachbars Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen.
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heiliger Stätte ruhn.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta ſimplicitas! Darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Iſt es das erſtemahl in euerm Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich drin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben,
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewußt!

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt in allen Ehren
Das arme Grethchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb ihr ſchwören.

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Nahmen ſuche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

Fauſt.

Hör' — merk' dir dieß.
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm, ich hab' des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarethe an Fauſtens Arm. Marthe mit Mephiſtopheles auf und ab ſpazierend.

Margarethe.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen,
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

Er küßt ihre Hand.

Margarethe.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt' ihr ſie nur küſſen,
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

Gehn voruͤber.

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmahl nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frey durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

Gehn vorüber.

Margarethe.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger als ich bin.

Fauſt.

O Beſte! glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarethe.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarethe.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarethe.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen
ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!

Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh' als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage:
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmahl alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarethe.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie ſie damahls lag,
Und ſie erhohlte ſich ſehr langſam, nach und nach.

Da konnte ſie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein,
Auf meinem Arm, in meinem Schooß
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarethe.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett, es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markte und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort wie heut ſo morgen.

Da gehts', mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

Gehn vorüber.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine: ob ihr niemahls Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in euerm Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht.

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

Gehn vorüber.

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarethe.

Saht ihr es nicht? Ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeih'ſt die Freyheit, die ich nahm?
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarethe.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehen;
Es konnte niemand von mir übels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne g'rade hin zu handeln.
Geſteh' ich's doch! Ich wußte nicht was ſich
Zu euerm Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böſer werden konnte.

Fauſt.

Süß Liebchen!

Margarethe.

Laßt einmahl.

Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern.

Fauſt.

Was ſoll das? Einen Strauß?

Margarethe.

Nein, es ſoll nur ein Spiel.

Fauſt.

Wie?

Margarethe.

Geht! ihr lacht mich aus.

Sie rupft und murmelt.

Fauſt.

Was murmelſt du?

Margarethe halb laut.

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Fauſt.

Du holdes Himmels-Angeſicht!

Margarethe fährt fort.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

Das lezte Blatt ausrupfend, mit holder Freude.

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort

Dir Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!

Er faßt ihr beyde Hände.

Margarethe.

Mich überhäuſt's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen,
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarethe.

drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe kommend.

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich böth' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered' wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephiſtopheles.

Iſt den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er ſcheint ihr gewogen.

Mephiſtopheles.

Und ſie ihm auch. Das iſt der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarethe ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarethe.

Er kommt!

Fauſt kommt.

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff' ich dich!

Er küßt ſie.

Margarethe

ihn faſſend und den Kuß zurück gebend.

Beſter Mann! Von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt ſtampfend.

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe.

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarethe.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarethe.

Auf baldig Wiederſehn!

Fauſt und Mephiſtopheles ab.

Margarethe.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

. . . eb.

Grethchens Stube.

Grethchen

am Spinnrade allein.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Iſt mir das Grab,
Die ganze Welt
Iſt mir vergällt.

Mein armer Kopf
Iſt mir verrückt,
Mein armer Sinn
Iſt mir zerſtückt.

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur ſchau' ich
Zum Fenſter hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer,
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin,
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!
Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarethe. Fauſt.

Margarethe.
Verſprich mir, Heinrich!
Fauſt.
Was ich kann!
Margarethe.
Nun ſag', wie haſt du's mit der Religion?
Du biſt ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'ſt nicht viel davon.
Fauſt.
Laß das, mein Kind! Du fühlſt, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ' ich Leib und Blut,
Will niemand ſein Gefühl und ſeine Kirche rauben.
Margarethe.
Das iſt nicht recht, man muß d'ran glauben!

Fauſt.

Muß man?

Margarethe.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!

Du ehrſt auch nicht die heil'gen Sacramente.

Fauſt.

Ich ehre ſie.

Margarethe.

Doch ohne Verlangen.

Zur Meſſe, zur Beichte biſt du lange nicht gegangen.

Glaubſt du an Gott?

Fauſt.

Mein Liebchen, wer darf ſagen,

Ich glaub' an Gott?

Magſt Prieſter oder Weiſe fragen,

Und ihre Antwort ſcheint nur Spott

Ueber den Frager zu ſeyn.

Margarethe.

So glaubſt du nicht?

Fauſt.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angeſicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden?
Und ſich unterwinden
Zu ſagen, ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht hier auf.
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar ſichtbar neben dir?

Erfüll' davon dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür! Gefühl iſt alles;
Nahme iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarethe.

Das iſt alles recht ſchön und gut;
Ungefähr ſagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Bißchen andern Worten.

Fauſt.

Es ſagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmliſchen Tage,
Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarethe.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daß ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarethe.

Der Menſch, den du da bey dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt:
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarethe.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,

Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muß auch ſolche Käuze geben.

Margarethe.

Wollte nicht mit ſeines Gleichen leben!
Kommt er einmahl zur Thür herein,
Sieht er immer ſo ſpöttiſch drein,
Und halb ergrimmt,
Man ſieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es ſteht ihm an der Stirn' geſchrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's ſo wohl in deinem Arm,
So frey, ſo hingegeben warm,
Und ſeine Gegenwart ſchnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du!

Margarethe.
Das übermannt mich ſo ſehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich ſogar, ich *liebte dich* nicht mehr.
Auch wenn er da iſt, könnt' ich nimmer bethen,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch ſo ſeyn.
Fauſt.
Du haſt nun die Antipathie!
Margarethe.
Ich muß nun fort.
Fauſt.
Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Buſen hängen,
Und Bruſt an Bruſt und Seel' in Seele drängen?
Margarethe.
Ach wenn ich nur alleine ſchlief!
Ich ließ dir gern heut' Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter ſchläft nicht tief,

Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Fauſt.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier iſt ein Fläſchchen, drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarethe.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht ſchaden!

Fauſt.

Würd' ich ſonſt, Liebchen, dir es rathen?

Margarethe.

Seh' ich dich, beſter Mann, nur an,
Weiß nicht, was mich nach deinem Willen
treibt;
Ich habe ſchon ſo viel für dich gethan,
Daß mir zu thun faſt nichts mehr über bleibt.

ab.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Der Grasaff'! iſt er weg?

Fauſt.

Haſt wieder ſpionirt?

Mephiſtopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen.
Herr Doctor wurden da katechiſirt;
Hoff' es ſoll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels ſind doch ſehr intereſſirt,
Ob einer fromm und ſchlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Fauſt.

Du, Ungeheuer, ſiehſt nicht ein,
Wie dieſe treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,

Der ganz allein
Ihr ſelig machend iſt, ſich heilig quäle,
Daß ſie den liebſten Mann verloren halten ſoll.

Mephiſtopheles.

Du überſinnlicher, ſinnlicher Freyer,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Fauſt.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephiſtopheles.

Und die Phyſiognomie verſteht ſich meiſterlich;
In meiner Gegenwart wird's ihr, ſie weiß nicht wie,
Mein Mäsken da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht — ?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran.

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen

mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sybille ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Grethchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!

Sie füttert zwey, wenn ſie nun ißt und trinkt.

Grethchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spatzieren,
Auf Dorf und Tanzplatz führen,
Mußt' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekoſ' und ein Geſchleck';
Da iſt denn auch das Blümchen weg!

Grethchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunter ließ;
Stand ſie bey ihrem Buhlen ſüß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Grethchen.

Er nimmt ſie gewiß zu ſeiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung.
Er iſt auch fort.

Gretchen.

Das iſt nicht ſchön!

Lieschen.

Kriegt ſie ihn, ſoll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reiſſen die Buben ihr
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

ab.

Gretchen

nach Hauſe gehend.

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmählen,
Sah ich ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war.

Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was mich dazu trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Wald und Höhle.

Fauſt allein.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bath. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft ſie zu fühlen, zu genieſſen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freund's, zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſ't und knarrt,

Die Rieſenfichte, ſtürzend, Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme, quetſchend, nieder ſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich:
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber, ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,

Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmahl probirt!
Dann aber wieder zu was neuen.

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laß' dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,

Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüyirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Von Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wärſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfen Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft,
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja würdeſt du es ahnden können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen.
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —

Mit einer Geberde.
Ich darf nicht ſagen wie zu ſchließen.

Fauſt.

Pfuy über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen,
Ihr habt das Recht geſittet pfuy zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen;
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.

Erſt kam deine Liebeswuth übergefloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überſteigt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen,
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! So geht ihr Geſang
Taglang, halbe Nächte lang.
Einmahl iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmahl recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie's ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles für ſich.

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter, hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es dann? Sie meint, du ſeyſt entfloh'n,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen und verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Ums' Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Fauſt.

Entfliehe, Kuppler!

Mephiſtopheles.

Schön! Ihr ſchimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen ſchuf,
Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein großer Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehauſ'te,
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?

Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug
Daß ich die Felſen faßte
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen,
Was muß geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn!

Mephiſtopheles.

Wie's wieder ſiedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröſte ſie, du Thor!
Wo ſo ein Köpfchen keinen Ausgang ſieht,
Stellt er ſich gleich das Ende vor.

Es lebe wer ſich tapfer hält!
Du biſt doch ſonſt ſo ziemlich eingeteufelt.
Nichts abgeſchmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel, der verzweifelt.

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater doloroſa, Blumenkrüge davor.

Gretchen

ſteckt friſche Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tauſend Schmerzen
Blickſt auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickſt du,
Und Seufzer ſchickſt du
Hinauf um ſein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Buſen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenſter
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir dieſe Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett' ſchon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. Böſer Geiſt hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebethe lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen.
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?

Beth'ſt du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüber
ſchlief?
— Und unter deinem Herzen
Regt ſich's nicht quillend ſchon,
Und ängſtet dich und ſich
Mit ahndungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae dies illa
Solvet Saeclum in favilla.

Orgelton.

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!

Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im tiefſten löſ'te.

Chor.

Iudex ergo cum ſedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler
Befangen mich!

Das Gewölbe,
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid ſum miſer tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix juſtus ſit ſecurus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid ſum miſer tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarinn! Euer Fläſchchen! —

Sie fällt in Ohnmacht.

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Bergige Gegend, im Grund eine Hütte am Felſen, von dem ein Waſſer herabſtürzt; an der Seite geht eine Wieſe abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt iſt. Vorne an der Seite ein ſteinerner Tiſch mit Bänken.

Bätely

mit zwey Eimern Milch, die ſie an einem Joche trägt, kommt von der Wieſe.

Singe, Vogel, ſinge,
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir ſind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand iſt begoſſen, die Kühe ſind gemolken, ich habe gefrühſtückt, die Sonne iſt über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe, mit dem ich ſchwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein ſeyn. Sie nimmt Rocken und Spindel. Wenn er mich hört, pflegt er aufzuſtehen.

Vater tritt auf.

Vater. Guten Morgen Bätely.

Bätely. Vater guten Morgen!

Vater. Ich hätte gern noch länger geſchlafen, und du weckſt mich mit einem luſtigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du biſt artig und unartig zugleich.

Bätely. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hätteſt mir die Ruhe gönnen ſollen! Weißt du doch nicht, wenn ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bätely. Ihr hattet gute Geſellſchaft.

Vater. Das war auch nicht artig, daß du ſo früh hineinſchlupfteſt, als wenn dir der ſchöne Mondſchein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er ſaß bis nach Mitternacht bey mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bätely. Ihr ſeyd gleich ſo mitleidig, wenn er klagt und druckſt und immer eben daſſelbe wiederhohlt, hernach eine Viertelſtunde ſtill iſt, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir iſt's ganz anders dabey, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch ſelbſt, daß du dich zu etwas entſchlöſſeſt.

Bätely. Wollt ihr mich ſo gerne los ſeyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beyde beſſer und bequemer.

Bätely. Wer weiß? Ein Mann iſt nicht immer bequem.

Vater. Beſſer iſt beſſer. Wir verpachteten das Gütchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteln. Sind wir's doch einmahl ſo gewohnt! Unſer Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unſre Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu eſſen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch ſo viel, daß wir uns ein hübſches Kleid auf den Leib ſchaffen können, ſind hieroben allein und geben niemand ein gutes Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube beſſer getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabey? Es gibt nur mehr zu thun und zu ſorgen, und man kann doch nicht mehr eſſen, trinken und ſchlafen als vorher. Euch wollt' ich's freylich bequemer wünſchen.

Vater. Und mir wollt' ich wünſchen, daß ich nicht mehr um dich zu ſorgen hätte. Freylich werde ich alt und ſpüre denn doch, daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer ſteifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmahl abgehe, kannſt du allein gar nicht beſtehen; du mußt heirathen und weißt nicht welchen Mann du kriegſt. Jetzt iſt's ein guter Menſch, der dir ſeine Hand anbiethet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und ſorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bätely.

Alle Sorgen
Nur auf morgen.
Sorgen ſind für morgen gut.

Was hat denn Jery geſagt?

Vater. Was hilft's? Du gibſt doch nichts drauf.

Bätely. Ich möchte hören, ob 'was Neues drunter wär.

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts Neues zu ſagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmſt.

Bätely. Es iſt mir leid um ihn; er könnte recht vergnügt ſeyn: er iſt allein, hat vom Vater ſchöne Güter, iſt jung und friſch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben und juſt mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er juſt mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bätely. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bätely. Mir iſt er's auch nicht. Er iſt hübſch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der ſich mit Schwingen groß machte, rechtſchaffen an den Boden. Er gefällt mir ſonſt ganz wohl. Wenn ſie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmahl freundlich mit ihnen iſt, einem hernach den ganzen Tag aufſägen.

Vater. Es iſt erſt ſeit einem Monath, daß er ſo oft kommt.

Bätely. Es wird nicht lange währen, ſo iſt er wieder da; denn ganz früh ſah ich ihn auf die Matte ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittageſſen.

Bätely. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch.

Vater ab.

Bätely. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünctlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hingehn;
Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hinziehn:
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery

der ſich ihr indeſſen genähert

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Lieb
Der Treuen geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bätely. Was bringt ihr Neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely!

Bätely. Hier oben haben wir Altes genug! Wenn ihr uns nichts Neues bringen wollt! wo kommt ihr ſo früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke wir werden einig.

Bätely. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönn't euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schooß. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb' es auf. Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bätely. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirſt an vielem Uebel Schuld ſeyn. Schon oft haſt du mir den Kopf ſo toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich ſie nun hätte, und wäre ſie gleich müde, und ſähe immer und immer, das iſt nicht Bätely! Ich wär' auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine ſchöne nehmen, die reich iſt und gut; ſo eine wird man nimmer ſatt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch beſſere.

Ich verſchone dich mit Klagen,
Doch das Eine muß ich ſagen,
Immer ſagen, dir allein
Iſt und wird mein Leben ſeyn.

Willſt du mich nicht wieder lieben?
Willſt du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen biſt du mein,
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannſt recht hübſche Lieder, Jery, und ſingſt ſie recht gut. Nicht wahr, du lehrſt mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten ſatt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun dieſen Morgen; der Vater ruft. ab.

Jery.

Gehe!
Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirſt mich vertreiben,
Um Luſt zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben.

Verſchmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Thomas tritt auf.

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer ſeyd ihr?

Thomas. Kennſt du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, biſt du's?

Thomas. Hab' ich mich ſo geändert?

Jery. Ja wohl, du haſt dich geſtreckt; du ſiehſt vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat ſieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht er iſt mehr geplagt.

Jery. Du biſt auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abſchied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hauſe.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de gout, wenn einer auf ſeine eigne Hand 'was buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz andrer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hieher? Wo ſchwärmſt du herum?

Thomas. Zu Hauſe bey meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochſen zuſammengekauft und auf Credit genommen, alle ſchwarz und ſchwarzbraun wie die Nacht; die trieb' ich nach Mailand, das iſt ein guter Handel; man verdient etwas und iſt luſtig auf dem Wege. Da hab ich meine Geige bey mir, mit der mach' ich Kranke geſund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie iſt denn dir, alter Zell? Du ſiehſt nicht friſch drein. Was haſt du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmahl fort, hätte auch gern einmahl ſo einen Handel verſucht. Geld hab' ich ohnedieß immer liegen, und zu Hauſe gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du ſiehſt nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du ſiehſt trübe und verdroſſen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das iſt mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer, wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen ſind nur nicht gar abſcheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der iſt ſo gut wie todt.

Jery. Ich ſehe du biſt geworden wie die andern; es iſt nicht genug, daß ihr luſtig ſeyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verſtehſt du nicht, Gevatter! Dein Zuſtand iſt ſo gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erſtemahl anwandelt, meint ihr gleich, Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf:
Ein Mädchen konnt' ihn faſſen,
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' ſich brav:
Nun da ſie ihn genommen,
Iſt alles wiederkommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Nun, ſage, willſt du heirathen?

Jery. Ich freye um ein allerliebſtes Mädchen.

Thomas. Wann iſt die Hochzeit?

Jery. So weit ſind wir noch nicht.

Thomas. Wie ſo?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie iſt nicht geſcheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübſches Gut, ein ſchönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, ſie ſollen's gut bey mir haben.

Thomas. Und ſie will dich nicht? Hat ſie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie iſt toll. Sie ſoll Gott danken und mit beyden Händen zugreifen! Was iſt denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um ſie. In dieſem Hauſe wohnt ſie bey ihrem Vater. Sie nähren ſich von dem kleinen Gute hierbey. Alle junge Burſche hat ſie ſchon weggeſcheucht, die ganze Nachbarſchaft iſt unzufrieden mit ihr. Dem einen hat ſie einen ſchnippiſchen Korb gegeben, dem andern hat ſie einen Sohn toll gemacht. Die meiſten haben ſich kurz reſolvirt und haben andre Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, ſo hübſche Mädchen man mir auch ſchon angetragen hat.

Thomas. Man muß ſie nicht lange fragen. Was will ſo ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater ſtirbt, was will ſie anfangen? Da muß ſie ſich dem erſten beſten an Hals werfen.

Jery. Es iſt nicht anders.

Thomas. Du verſtehſt es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein Bißchen derb. Iſt ſie zu Hauſe?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freyersmann ſeyn. Was krieg' ich, wenn ich ſie dir kupple?

Jery. Es iſt nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willſt.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willſt du's anſtellen?

Thomas. Geſcheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will ſie fragen, was ſie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das iſt Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater ſtirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und wenn ſie krank wird?

Jery. Nun ſprich recht gut.

Thomas. Und wenn ſie alt wird?

Jery. Du haſt reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Hiſtorien erzählen.

Jery. Recht ſchön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burſchen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich herausſtreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verſpricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Iſt die gröſte Wohlthat nicht.

Jery ab.

Thomas allein.

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bey meinem Ochſenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen ſollte. Ich will doch ſehen, was das für ein Drache iſt, und ob ſie kein vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely kommt aus der Hütte.

Thomas für ſich.

Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

Laut.

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe ſchon drey Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten Italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ey! ey! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwey. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken hohlen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da hauſſen ſtehen? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. Er nimmt ſie bey der Hand und hält ſie.

Bätely macht ſich los. Ey was ſoll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit Sich reden. Er faßt ſie an.

Bätely wie oben. Meint Er? Kennt Er mich ſchon?

Thomas.

Nicht ſo eilig, liebes Kind!
Ey ſo ſchön und ſpröde!

Bätely.

Weil die meiſten thöricht ſind,
Meint Er, iſt es jede?

Thomas.

Nein, ich laſſe dich nicht los,
Mädchen ſey geſcheidter!

Bätely.

Euer Durſt iſt wohl nicht groß,
Geht nur immer weiter!

Bätely ab.

Thomas allein.

Das hab' ich ſchlecht angefangen! Erſt hätt' ich ſie ſollen vertraut machen, mich einniſten, eſſen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du biſt immer zu huy! Denk' ich denn auch, daß ſie ſo wild ſeyn wird! Sie iſt ja ſo ſcheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmahl verſuchen. Nach der Hütte zu. Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely am Fenſter. Geht nur eurer Wege! Hier iſt nichts für euch. Sie ſchlägt das Fenſter zu.

Thomas. Du grobes Ding! Wenn ſie's ihren Liebhabern ſo macht, ſo nimmt mich's Wunder, daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery ſchlecht zurechte! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe, wie ſie hinein ſchreyt.* Das trotzige Ding, dünkt ſich hier oben ſo ſicher! Wenn einer auch einmahl ungezogen würde, müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt, ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. *An der Hütte ſtark anpochend.* Nun ohne Spaß, Jungfer, mache ſie auf; ſey ſie ſo gut und geb' ſie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bätely *wie oben am Fenſter.* Hier iſt kein Wirthshaus und pack' Er Sich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er Sich nur keine Mühe. *Sie ſchmeißt das Fenſter zu.*

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wie wollen ſehen, wer ihr beyſteht! und wenn ſie einmahl gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann, wills ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Herde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha! Ha! — Sie ſollen ihr die Matten ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendemmeln, Er ruft nach der Scene. He da! He!

Ein Knecht tritt auf.

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf. Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein. — Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. — Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen.

Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen. Der Knecht geht ab. Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ey was um das Bißchen Strafe! Ich denke, die Cur ſoll anſchlagen; und hilfts nichts, ſo ſind wir alle auf einmahl gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. Er tritt auf das Felſenſtück nahe beym Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater. Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! — Junge hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbey;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nagelneu.

Vater
eilig aus der Hütte.

Was gibt's? was unterſteht ihr euch?
Wer gibt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Pohlen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas wie oben.

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan?

Thomas wie eben.

Pardonnés moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

ab.

Bätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bätely.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbey!

Vater ab.

Bätely.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Wuth mein Herze,

Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas kommt wieder.

Gib mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bätely.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bätely.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Bätely.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Wuth!

Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür; er will das Fenſter aufſchieben, da ſie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben und im Taumel zerſchlägt er die übrigen.

Thomas bedenklich hervortretend. St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernſt aus dem Spiele. Du hätteſt deine Probe geſcheidter anfangen können. Ein Freyersmann ſollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekurpelt habe, und da iſt's nicht übel, gerade und ohne Umſchweife zu tractiren. — Was iſt zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß ſehen, daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht ausſieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, muſicirt und ſo ſachte retirirt. Er geht, auf der Violine ſpielend nach der Wieſe.

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Böſewicht! Nun fühl' ich erſt, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen ſitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm iſt, daß meine Füße nicht mehr fort wollen! Wart nur! Wart nur! Von den Nachbarn rührt ſich keiner, ſie ſind mir alle wegen des Mädchens aufſäſſig. Ich rufe, ich ſpreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja ſie ſpotten beynahe mich aus. *Nach der Wieſe gekehrt.* Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und muſicirt! Die Planken zerriſſen! *Nach dem Hauſe.* Die Fenſter zerſchlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß ſie mir's ſo denken ſollten. Ja! Ja! ſo iſt's! Sie ſehen zu, ſie machen höhniſche Geſichter. Eure Tochter iſt keck genug ſagt der eine, laßt ſie ſich mit dem Burſchen herumſchlagen. — Hat ſie nun keinen, ruft der andre, den ſie an der Naſe herumführt, der ſich ihr zu Liebe die Rippen zerſtoßen ließe? Mag ſie's für meinen Sohn haben, der um ihretwillen aus dem Lande gelaufen iſt, ſagt ein dritter. — Vergebens! — Es iſt erſchrecklich, es iſt abſcheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte!

Bätely kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, ſie lehnt ſich auf ihn. Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Dieſe Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery tritt auf.

Vater. Jery, ſey willkommen, ſey geſegnet.

Jery. Was geſchieht hier? Warum ſeyd ihr ſo verſtört?

Vater. Ein Fremder verwüſtet uns die Matten, zerſchlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Iſt er toll?. Iſt er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Beſtraf' ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelaſſen, meine Beſten, ich will ihn packen, ich ſchaff' euch Ruhe, ihr ſollt gerächt werden.

Bätely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreuſt du mich! Sey unſer Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beyſeite, verſchließt euch in's Haus. Laß euch nicht bange ſeyn! Laßt mich gewähren. Ich ſchaff' euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

Vater und Bätely gehen ab.

Jery.

allein, indem er einen Stock ergreift.

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Bruſt.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Luſt!

Er tritt gegen die Wieſe.

Weg von dem Orte!
Ich ſchone keinen.

Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.

Thomas.

Spare die Worte,
Es ſind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Biſt du von Sinnen?
Haſt du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich ſchlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, ſey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich ſchlag' dir
Den Schädel entzwey!
Liebe, o Liebe,
Du ſteheſt mir bey.

Jery treibt Thomaſſen vor ſich her, ſie geben ſich ſchlagend ab. Bätely kommt ängſtlich aus der Hütte, die beyden Kämpfenden kommen wieder aufs Theater, ſie haben ſich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!
Wollt ihr gar nicht hören?

Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren.

Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.

Thomas ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt. Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! Zu Bätely, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden. Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt, daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn. Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bey dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen. ab.

Jery der indeſſen von Bätely begleitet an den Tiſch im Vordergrunde gekommen, und ſich geſetzt hat. Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erhohlen; ich ſtreite für dich und werde beſiegt. Laß mich, Laß mich!

Bätely. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch überwunden haſt du, geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bätely. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmahl war es ein Zufall, du haſt wo angeſtoßen. Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bätely. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmahl! Ja ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bätely. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bätely. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt?

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bätely. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bätely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. ab.

Jery allein.

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmahl
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas der an der Seite hereinſieht. Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwey Worte, die ich dir zu ſagen habe.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmahl wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Jery. Du willſt mich lehren? Toller ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet, daß ein wackrer Mann ein guter Beyſtand iſt. Gewiß ſie bekehrt ſich — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen; du biſt ſelbſt Schuld, daß ich dich nieder geworfen, dich beſchädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles ſich ſchicken muß. Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt dich, ſie wird dich lieben. Nun ſey nicht ſäumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmahl ſagen: ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein Bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.

Thomas. Glaubſt du denn, daß ich ſie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenſtreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptſache iſt, daß ſie deine Frau wird; und dann iſt's einerley, wie der Freyersmann ſich angeſtellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. ab.

Vater tritt auf.

Jery, welch ein ſonderbar Geſchick iſt das? Soll ich's ein Unglück, ſoll ich's ein Glück nennen? Bätely iſt umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint' um dich. Sie iſt gerührt, wie ich ſie nie geſehen habe.

Jery. Könnt' ich eine ſolche Belohnung erwarten?

Vater. Sie iſt betroffen. In ſich gekehrt ſteht ſie am Herde, ſie denkt an's Vergangne und wie ſie ſich gegen dich betragen hat. Sie denkt was ſie dir ſchuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, ſie beſchließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beyde wünſchen.

Jery. Soll ich ſie beſitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Plaz.

ab.

Bätely

mit einem Topfe und Leinwand.

Ich bin lang', ſehr lang' geblieben,
Komm, wir müſſen's nicht verſchieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery

indem ſie ihn verbindet.

Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beſchämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Bätely

die geendigt hat.

Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.

Liebſte, ſie ſind lang' verbunden;
Seit dein Finger ſie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz geſpürt.

Bätely.

Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen in's Geſicht!

Findeſt du mich nicht abſcheulich?
Jery, aber ſchmeichle nicht!
Der du ganz dein Herz geſchenkt,
Die du nun ſo ſchön vertheidigt,
Oft wie hat ſie dich beleidigt,
Weggeſtoßen und gekränkt!

Hat dein Lieben ſich geendet,
Hat dein Herz ſich weggewendet,
Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden,
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe
Der Treuen geſchicht;

Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Sie ſehen einander an, Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bätely.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter, ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.

Verweile!
Uebereile
Dich nicht!
Mir lohnet ſchon g'nüglich
Ein freundlich Geſicht.

Bätely
nach einer Pauſe.

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dir?

Jery
ſeine rechte Hand aufhebend.

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely
die ihrige hinreichend.

Jery, nun ſo gib ſie mir.

Jery

ein wenig zurück tretend.

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirſt du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery

einſchlagend.

Ich bin auf ewig
Nun dein, und ſey mein!

Sie umarmen ſich.

Beyde.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die erſten ſeyn!

Vater tritt auf.

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bätely.

Willſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

Zu Drey.

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bätely und Jery
knieend.

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

Zu Jery.

Segen und Glück.

Thomas kommt.

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bätely.

Welche Verwegenheit!

Jery.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.

Ruſet die Aelt'ſten,
Den Schaden zu ſchätzen;
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.

Heimlich zu Jery.

Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln,
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth."

Laut zu Bätely.

Gebe dich!

Zum Vater.

Höre mich!

Zu Jery.

Bitte für mich.

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jedem ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bätely und Vater

zu Jery.

Ich gebe dir nach.

Zu Thomas.

Dir iſt verziehen.

Alle.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

Goethe's

Schriften.

ACHTER BAND.

Neue Auflage

Mannheim.
1801.

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Scapin.

Scapine.

Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren, ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen.
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hätt' uns doch ihr Bißchen Geld,

Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Scapin am Fenſter.

Biſt du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! daß wir ihn nicht
wecken.

Er tritt zurück.

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur, es wacht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?

Warte, du bereuſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin

in krüppelhafter Geſtalt.

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine

zurück tretend.

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin.

näher tretend.

Jemand bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!
Scapin! biſt du's?

Scapin

ſich aufrichtend.

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht bey'm Kopf
Mit beyden Händen faſſe, und auf einmahl
Für meinen langen Mangel mich entſchäd'ge.

Scapine.

Laß ſeyn! Geduld! Wenn's jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!

Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was gibt's? —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.
Arm und elend ſollt' ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!

In der Perſon des Doctors.

Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.

Als Bettler.

Ach weit bittrer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.

Als Doctor.

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in dir ſteckt.

Als Bettler.

Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.

Als Doctor.

Wie? nicht eſſen?

Als Bettler.

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

Als Doctor.

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

Als Bettler.

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten, und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die gröſte Noth:

Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brot.
Ich ſah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen
Als er ſich auf einmahl beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter, lieber, armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu
Was man mir aufträgt, gern verrichten.
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu.
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,
Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: Mein Tiſch empört dir nicht das Blut,
Du kannſt getroſt in meinem Hauſe bleiben.
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach,
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von ſeinem Geitze, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun, wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Caſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,

Von jenen hundert köſtlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen,
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Gold zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.

Scapine.

So glaubſt du, jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzuſetzen?

Scapin.

Ganz gewiß!
Verlaſſe dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke!

Scapin.

In ſeinem Zimmer ſtehen zwey Geſtelle
Mit Gläſern, eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und Schachteln:
Dieß iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemahlt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchſen ſtehn.
Doch dieſe kannſt du nicht verfehlen;
Sie ſteht zuletzt, allein,
Und iſt die einzige von ihrer Art
In dieſer Reihe.
In dieſer Büchſe iſt das Rattengift
Verwahrt,
Arſenik ſteht auch außen angeſchrieben:
Das merke dir.

Scapine.

Wie? Auf dem Geſtelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchſe?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arſenik ſteht daran,
Und ſie iſt roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennſt ſie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir muſtern eben ſeine Flaſchen und ſeine Büchſen,
Notiren was an Arzeneyen abgeht,
Da bring' ich bey Gelegenheit die Sachen durch einander,
Daß ein Verſehn noch mehr wahrſcheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens ſoll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchteſt nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! Wenn du die Kunſt
Ohnmächtig dich zu ſtellen noch verſtehſt,
Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn *mir* der Kopf am alten Flecke ſteht.
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!

Deine Hand! und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen.
Der Jäger ein Wild zu ſchießen
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen.
Auch wir ſind angewieſen,
Ein jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Mädchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft iſt Malz und Hopſen
Bey allen gar verloren;

Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts kühnes wagt.

Beyde.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen,

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Beyde.

Wenn ihr nichts kühnes wagt.

Scapin.

Es iſt nun deine Sache.
Ich weiß wie klug du biſt.

Süß iſt die Rache
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück.

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beyde.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergötzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Zweyter Act.

Zimmer, Geſtelle mit Arzeneybüchſen und Gläſern im Grunde, Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor
mit Geldzählen beſchäftigt.

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt, und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das Bißchen Geld verwahrt,
Ah! da iſt alles ihre.
Zuckerwerk und andre Näſchereyen,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —
Und das Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Barſchaft erſt vertändelt,
Dann adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen!
Kind, geh nach Hauſe!

Nein, nein! ſo ſoll mir's niemahls werden.
So lang' ich dich beſitze,'
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?
Soll mich ein Wagen
Mit zwey ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!

Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen! —
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.

Laut.

Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor

als gähnte er.

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin

herein tretend.

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es ſoll.
Haſt du indeſſen
Den Umſchlag fleißig gebraucht?
Haſt du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das verſäum' ich nie!
Wie ſollt' ich auch den eignen Leib ſo haſſen,

Nicht alles thun, was ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu ſpüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen haſt,
Brauchſt du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt du zuletzt gehabt?

Scapin

am Geſtelle ceurend.

Hier! dieſe.

Doctor.

Wohl, wir müſſen eilen,
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzeney,
Von jeder Species mir abgeht,
Daß ich bey Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert,
Es fehlt mir hier und da.

Scapin

ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht.

Rhabarbar! iſt zur Hälfte leer.

Doctor

am Schreibtiſch.

Wohl.

Scapin.

Der Lebens-Balſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.
Ihr wißt ja ſonſt recht wohl zu ſparen,
Verſchwendet ihr ſo die köſtlichſte der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du haſt dich nicht geirrt;
Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich ſtets die Perlen klein zu mahlen;
Für dießmahl ſind es Auſterſchalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie ſchön glänzt dieſe volle Flaſche!
Mein guter Herr, erlaubt mir, daß ich naſche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß ſie nur ſtehen! Laß ſie ſeyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs iſt aller Welt bekannt,
Von ſeiner Wirkung königlich genannt;
Es ſchlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

Es klopft.

Doch fahre hübſch in einer Reihe fort.
Was ſoll das ſeyn? Du biſt bald hier bald dort!

Es klopft.

Doctor.

Mich dünkt, es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend iſt ſchon nicht mehr weit.
Geh' hin und ſieh; es iſt ſonſt nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

Scapin ab. Der Doctor beſchäftigt ſich während des Ritornells mit dieſem und jenem.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06875/219

Scapin kommt zurück.

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' geſehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön.

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget ſie zu ſehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

Zu Zwey.

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!

Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß ſich faſſen;
Tret' Sie getroſt herbey,
Sie darf vor aller Welt ſich freyn,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie! Sie darf ſich mir vertrau'n.
Wie ſoll man mehr auf äuſſres Anſehn bau'n!
Wer Sie nur ſähe, ſollte ſchwören,
Sie ſey recht wacker und geſund.
Ich glaub' es ſelbſt, es muß Ihr ſchöner Mund
Mich eines andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiſer Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch ſagen kann.

Sie reicht ihm den [illegible]

Doctor.

Ey! ey! was iſt das?
Wie geſchwind!
Wie ungleich!
Bald früher, bald ſpäter.
Das kindiſche, unſchuldige Geſicht! —
Im Herzchen iſt kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls iſt ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Geſteh', wie es in deinem Herzen ſteht.

Scapine.

Ach! wie ſollt' ich das geſtehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.
Fühlen Sie mein Herz; es ſchläget,
Es beweget
Meine Bruſt ſchon allzu ſehr!
Ach! was ſoll ich denn geſtehen? —
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

Sie hat ſich während der Arie manchmahl nach Scapin umgeſehen, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete.

Doctor.

Ich verſtehe dich;
Du trauſt mir wohl,
Doch willſt du dich vor dieſem Burſchen da
Nicht expliciren.
Ich lobe die Beſcheidenheit.

Zu Scapin.

Haſt du nichts zu thun, als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar, mir murrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

Er greift ihr an die Wange.

Doctor.

Willſt du! — Unverſchämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Biſſen iſt für dich zu fein.

Er treibt ihn fort.

Nun, ſchöner Schatz, ſind wir allein.
Geſtehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel haſt, was dir fehlet.

Scapine.

O ſonderbar und wieder ſonderbar
Iſt mein Geſchick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es iſt ſo ſeltſam und ſo wahr!

Gern in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeyen
Den Schäfer nur blaſen,
Gleich möcht' ich mit zum Reihen.

Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perúken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen.

Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes was ſie ſingt, gleich an ihm auslaßt.

Hör' ich Schalmeyen;
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchläudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich erhohlt hat, fällt ſie wieder ein,

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bey dieſem ſanften Paroxiſmus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Dämon nicht ſein Spiel
Zum zweytenmahl mit meiner Naſe treibe.

Wie ſie eine muntere Geberde annimmt, fährt er zuſammen.

Noch niemahls hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertrau'n zu mir?

Scapine

freundlich und zuthätig.

Vertrau'n? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertrau'n —

Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.

Was man Vertrauen heiſt,
Wodurch die Arzeney erſt kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heſtigkeit verſpricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.

Bey Seite.

Ich muß ihr Arzeneyen geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

Während des Ritornells des folgenden **Duetts** bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.

Doctor.

Aus dem Becher, ſchön verguldet,
Sollſt du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht ſinken,
Es iſt bitter, doch geſund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verſchuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich verſprech's mit Hand und Mund.

Doctor

der jedesmahl hin und wieder läuft, und von den Repoſitorien Büchſen und Gläſer hohle und davon in den Becher einſchüttet, ſie aber zuſammen auf dem Tiſche neben dem Becher ſtehen läßt.

Drey Meſſerſpitzen
Von dieſem Pulver!
Drey Portiönchen
Von dieſem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von dieſen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von dieſem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfriſchet;
Du haſt ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach miſchet! miſchet
Nicht ſo viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun miſceatur, detur, ſignetur.
Wühlendes, ſpühlendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köſtlicher hab' ich
Nie 'was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch,
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, ſetzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt.

Scapin

außen in einiger Entfernung.

Hülfe!

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchrey'n?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn ſchrey'n.

Scapin herein tretend.

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?

Scapin ab.

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor

ihr eine Schatulle reichend.

Hier! Nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geſchlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

mit ein Paar Eimern.

Hier bring' ich Waſſer.
Auf! Waſſer getragen!
Es mehrt ſich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entſetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löſchet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

Sie dringt dem Doctor die Eimer auf, ſie rennen wie unſinnig durch einander, endlich ſchieben ſie den Doctor zur Thüre hinaus, Scapin hinter ihm drein. Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da ſie ſich allein ſieht, in ein lautes Lachen aus.

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortrefflich gut gegangen!

Sie gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Geſchwind, daß ich das Beſte nicht vergeſſe!
Wo ſteht die Büchſe?

Sie ſieht ſich an den Repoſitorien um.

Hier! das muß ſie ſeyn.

Sie ſteigt auf dem Tritt in die Höhe.

Arſenik! Ja getroffen, ſchnell getauſcht. —
Dieſe hier iſt ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieſer wie in jener.

Sie verwechſelt die Büchſen, ſetzt die eine auf das Tiſchchen, die andere hinauf.

Gut!
Welch Entſetzen wird den Alten faſſen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch ſeine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geſchwind, zu ſehen wo ſie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.
Nur unverzagt!
Es iſt vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unſinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverſtänd'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häusliche Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläſer,
Büchſen und Schachteln,
Mein halb Diſpenſatorium
Hinunter ſchlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu ſpühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohne dieß
Gar manche Arzeneyen
Auf's neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bey euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine kommt.

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.

Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unter'm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

Scapin ab.

Doctor

ſieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen.

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es friſch hinein?

Scapine

die indeſſen allerley Geberden des Uebelſeyns gemacht hat.

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Glut! O welche Pein! —
Mir iſt's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen ſtillen?
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geſchick!

Scapine.

Ich verſchmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es ſoll die Facultät entſcheiden,
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreiſſen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon ſteig:n bittre Todes-Leiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein ſchönes, allerliebſtes Puppchen!
O ſetze dich.

Er führt ſie zum Seſſel.

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, iſt unſchuld'ge Arzeney;
Sie ſollte eigentlich,
Faſt ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb ſchädliches dabey.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirn,
Was iſt geſchehn? Was iſt dir? Rede frey!

Scapine auffahrend.

Welch ein ſchreckliches Licht
Fährt auf einmahl vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!

Ja, es iſt Gift!
Ich bin verloren! Und du biſt der Mörder!

Doctor.

Du fabelſt, kleiner Schatz.

Scapine.

Widerſprich mir nicht,
Geſtehe mir! Ich fühl' es, ich muß ſterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

nach einer Pauſe, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn los fahrend.

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todes-Leiden
Mein bald zerriſſen Herz.

Sie geht in ein Geberdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.

Doctor.

Welche Geberden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charons Nachen.
Herbey! herbey! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! näher heran!

Zum Doctor.

Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.

Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein,
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze ſeyn.

Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmahl an ihm feſte, und geberdet ſich in der folgenden Arie wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
An's Ufer hinan;
Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Aechzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? ſind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

Sie macht die Geberden als wenn ſie ausſtiege, den Fuhrmann bezahlte u. ſ. w.

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nur ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob jemand hier zu Hauſe ſey.

Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.

Scapine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Pallaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten böſen Reiſe.

Sie ſchiebt den Schämel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

Doctor

indem er vergebens verſucht zu entkommen.

Wie komm' ich zur Thüre?
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:

Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür zu ſitzen und zu ruhen.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir 'was poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt ſie an.

Wau! Wau!
Mach Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!
Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

Da er ihr zu nahe kommt, gibt ſie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.

Scapine aufſtehend.

Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten ſoll.
Ja! ja! du Böſewicht,
Dein Maß iſt voll!
Hervor mit dir, ſie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt.
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirſt.

Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbey gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?
Verdient er ſchon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Coloniſten reich beſetzt;
Vergeſſet, daß ihr ihn als Unterhändler ſchätzt;
Wollt ihr parteyiſch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich ſtell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finſtern Hauſe
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich ſchleppp' ihn bey den Haaren,
Ich zerr' ihn bey der Krauſe,
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geiſter ſich ſchon!

Die Pantomime der vorhergehenden Arie giebt ſich von ſelbſten. Am Ende wirft ſie ſich in den Seſſel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Geberden des Schmerzens; ſie ſcheint zu ſich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet ſich ängſtlich. Sie ſtößt von Zeit zu Zeit ſchmerzhafte Seufzer aus. Dieſes ſtumme Spiel wird von Muſik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Geſang fällt und Scapin zugleich ſich von außen hören läßt.

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Geſundheit.
Sieh, ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

Er tritt herein.

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Dieſe ſtirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeney'n
Umgebracht zu ſeyn.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

Doctor zu Scapin.

Du glaubſt es nicht,
Du kenneſt mich zu gut.

Scapin.

Iſt's möglich — Herr! — Warum? —
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe ſich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur dieſe kleine Friſt
Zu bitten: ſey gerecht! —
Wenn du nicht ſein Helfers-Helfer biſt.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns ſie überſtehn?

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn! —

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen? —
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Beym heiligen Hippocrates,
Galenus und bey Socrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bey allen Pfennigen, die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.

Nähm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Häuten ſeyn.
Hier ſteht noch alles, wie ich's eingefüllt.

Scapin tritt hinzu.

Was gibt's? Was iſt dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt! du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieſer Büchſe ſteht
Arſenik angeſchrieben.

Doctor.

A — Ar — Arſenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht ſeyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückſeliger! Wie kam ſie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug ſie ſteht nun hier,
Und ſchwerlich läßt ſich ein Verſehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich ſtumm.
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin

ihm die Büchſe vorhaltend.

Seht an! Seht her!
Es ſey nun wie es ſey.
Welch Unheil habt ihr angeſtiftet!
Das arme Mädchen iſt vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach! er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne holde Blick!

Hier iſt es beſſer weit entfernt zu ſeyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke du was ich an dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff', auch du kannſt ſchweigen.
Sieh dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt dein, wenn du ſie zuſammenraffſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Bey'm Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut' Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,
Werf' ſie in den Canal, lehn' ſie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunſt gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor.

geht nach der Schatulle, nimmt heraus.

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!

Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,

Es vergeht mir das Geſicht!

Nimm die dreyßig —

Scapin.

Laßt doch ſehen!

Scapin nimmt das Geld, läſst's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daſs es der Alte annimmt.

Dreyſsig? es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

Scapin läſst ſich in den Beutel zählen, dann wie oben.

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber.
Ich laufe! ich eile,
Ich ſags dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!
Was hab ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daſs ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,

Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.
Scapin.
Herr! Nun, habt ihr bald gethan?
Doctor.
Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!
Scapin beyſeite.
Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.
Doctor.
Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.
Scapin.
Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrey' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.

Stille, ſtille
Bringe ſie fort!

Sie ſchieben ſie mit dem Seſſel hinaus.

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine

kommt zur Thür heraus und ſieht ſich um.

Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jeßt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jeßt ein Bild der Luſt.
Nacht, o Holde! —

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Druckt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin

ſieht zur Seitenthüre herein.

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:

Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich und freudig
Druckt er dich an die Bruſt.

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beyde.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

Zu Zwey.

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? von ferne durch die Nacht

Ein Wetter zieht herbey. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine allein.

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher Himmels-Stimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, ſenget!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Scapin

ſchaut zur Thür herein.

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen,
Dein Toben hatt' ihn aus dem Bett geſprengt.

Nichts wird der Furcht und dem Entſetzen gleichen;
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!

Scapin ab. Scapine horcht und zieht ſich in die hintere Thür zurück.

Doctor
mit einer Laterne.

Still' iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille,
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der ſo tobte und ſchlug?
Still' iſt es, ſtille!

Scapine

inwendig ganz leiſe, kaum vernehmlich.

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine

mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe.

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine

lauter.

Weh!

Doctor

an der Vorderſeite niederfallend.

O weh!

Scapine.

immer inwendig leiſe und geiſtermäßig.

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Doctor

immer an der Erde.

Ach ſie kommt wieder,
Denn in dem Sacke
Trug ſie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine

wie oben.

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut.

Doctor

der ſich aufzuheben ſucht und wieder hinfällt.

O wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh ſollt' ich ſterben;
Frühe vergehen.

Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine

im weißen Schleyer an die Thür tretend.

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!

Sie kommt weiter hervor.

Wie trüb' iſt mir's,
Wie ſchwankt der Fuß,
Wie matt!

Sie erblickt den Alten auf der Erde.

Ihr Götter! welch ein Nachtgeſicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —

Laß ab! Quäle mich nicht.
Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine
wankend.

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! Wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor
indem er aufſteht.

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach, nun erkenn' ich dich! Weh mir!
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch, und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben;
Vollende, was du gethan!

Doch wie? in deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann,
Ich will dirs hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Therlak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!

Im Begriff ſie wegzuführen hält er inne.

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

Beyſeite.

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.

Laut.

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte,
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.

Er will fort.

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreiſſen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrey tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Stille, ſtille, laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,

Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchlieſse dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig bare Ducaten,
Daſs ich gehe,
Mich curiren laſſe.
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daſs mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weiſst du auch, was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weiſst du auch, was das heiſst,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten,
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen,
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmahl zu bezahlen!
Himmel das iſt zu viel!

Auf den Knieen.

Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einemmahle
Fort! hin! fort! hin!

Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.

Scapin der hervor tritt.

Zu Zwey.

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht noch ein:
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!

Da ſie den Alten hören, verbirgt ſich Scapin.

Doctor
mit einem Beutel.

Laß mich noch an dieſem Blicke,
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt,

Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.

Den Beutel an ſich drückend.

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt.

Glaubſt du, daß mir armen Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

Sie reißt ihm den Beutel weg.

Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

nimmt die Laterne auf und leuchtet.

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte,
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin hervor tretend.

Geh, Alter, geh zu Bette!

Zu Zwey.

Geh zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!

Zu Zwey.

So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beyde.

Höre nur und ſieh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?

Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn herbey!
Ich werde beſtohlen.

Scapine zu Scapin.

Eile! O eile,
Die Wache zu hohlen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine

wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüppels annimmt.

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine mit Zuckungen.

Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!"

Scapine an der einen, **Scapin** an der andern Seite.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?

Sie ſchütteln ihm mit der Beute vor den Ohren.

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beyde.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beyde.

Kling ling! Kling ling! ling.

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder! Gift!

Scapine

in der Stellung wie oben.

Ich ſterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.

Wer darf ſich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beyde.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine
in obiger Stellung.

Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen ſie?
Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beyde.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur, ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach, es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beyde.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Seyd doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Neueröffnetes
moraliſch-politiſches
Puppenſpiel.

Et prodeſſe volunt et delectare Poetae.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publico dieß Blättchen bring;
So Luſt und Klang gibt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ach ſchau ſie, guck ſie, komm herbey
Der Papſt und Kaiſer und Cleriſey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,

Trottiren und ſtäuben zu hellen Scharen,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um,
Was all der tollen Reiterey
Für Anfang, Will' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,
Und fliegt einmahl und kriecht einmahl,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, ſey's Lakey;
Genug, daß einer drinnen ſey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach ſieh, wie ſchöne pflanzt ſich ein

Das Völklein dort im Schattenhain;
Iſt wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder ſich ſein kleines Gut,
Beſchneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und ſingt ſein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt ſeine Aepfel, beſchläft ſein Weib:
Sich drauf die Bürgerſchaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt ſich ſchon.
Da kommt mir ein Titanenſohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk iſt's bang)
Und trägt ſie eben in Einem Lauf
Zum Schämel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n erſten beſten Strahl er nimmt,
Und ſchmeißt den Kerl die kreuz und quer
Hurlurli burli in's Thal daher.

Und freut ſich ſeines Siegs ſo lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.
So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fühlt alles doch ſein Endeloos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann;
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das

Jahrmarkts-Feſt

zu Plundersweilern.

Ein Schönbartſpiel.

Marktſchreyer.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit,
Daß Plundersweilern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn Wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff', es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.

Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß, was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Comödia?

Marktſchreyer.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,
Seitdem in jeder groſſen Stadt
Man überreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Marktſchreyer.

Könnt' ich nur meinen Hannswurſt curiren.
Der macht' euch ſicher groſſe Freud',
Weil ihr davon ein Kenner ſeyd.

Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und groſſen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn!
Doch wenn wir droben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Ey pfuj, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brot erwerben!

Marktſchreyer.

Man ſagt: es könne den Character verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.

Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,
Und haben viel Kummer unterm Herzen;
Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu beſohlen.
Unſre Helden ſind gewöhnlich ſchüchtern,
Auch ſpielen wir unſre Trunkene nüchtern.
So macht man Schelm und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Rollen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreyer.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreyer.

Ihre Talente, die ſeht ihr heute;
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreyer.

Das geht noch ziemlich, Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laß' ſie gelaſſen ſich entzweyen;
Jeden Tag gibt's neue Parteyen.
Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,

Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

Der zweyte Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Brettergerüſte des Marktſchreyers, Links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie geht alles, doch in ſolcher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen der Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

Der Bauer ſtreift mit den Beſen an den Tyroler und wirft ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beyden; während deſſen Marmotte von den zerſtreuten Sachen einſteckt.

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein,
Schroff und rein,
Braun und weiß,
All aus friſchem Birkenreis;
Kehrt die Gaſſe, Stub' und St —
Beſenreis, Beſenreis!

Der Gang des Jahrmarktes geht fort.

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Hündlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kiſtchen und Pfeifer,
Kutſchen und Läufer,
Huſar und Schweizer;
Nur ein Paar Kreuzer.

Iſt alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute ſchreyen wie beſeſſen.

Doctor.

Es gilt um's Abendeſſen.

Tyrolerinn.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerinn.

Gemahlt neumodiſch Band,
Die leicht'ſten Palatinen
Sind bey der Hand;
Seh'n Sie die allerliebſten Häubchen an,
Die Fächer! was man ſehen kann!
Niedlich, ſcharmant!

Der Doctor thut artig mit der Tyrolerinn, während des Beſchauens der Waaren; wird zuletzt dringender.

Tyrolerinn.

Nicht immer immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt ſich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich iſt die Schneck in ihrem Haus,
Und er macht ſo! —

Sie wiſcht dem Doctor das Maul.

Wagenſchmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenſchmer,
Daß die Achſen nicht knirren
Und die Räder nicht girren,
Yah! Yah!
Ich und mein Eſel ſind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durch's Gedränge; er hält ſich bey dem Pfefferkuchenmädchen auf; die Gouvernante iſt unzufrieden.

Gouvernante.

Dort ſteht der Doctor und mein Fräulen,
Herr Pfarrer laſſen ſie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha,
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, ſüß und gut,
Friſches Blut
Guten Muth
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geſchwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie ſie befehlen.

Zigeunerhauptmann und ſein Burſch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerburſch.

Die Piſtolen
Möcht ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.
Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Beſtienhaufen!
Kinder und Fratzen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über ſie!

Zigeunerburſch.
Wetter! wir wollten ſie!

Zigeunerhauptmann.
Wollten ſie zauſen!

Zigeunerburſch.
Wollten ſie lauſen!

Zigeunerhauptmann.
Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeunerburſch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmänninn kommt aus der Hausthür.

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkomm'ner Beſuch!

Doctor.

Iſt heut doch des Lärmens genug.

Bänkelſänger kommt mit ſeiner Frau und ſteckt ſein Bild auf; die Leute verſammeln ſich.

Bänkelſänger.

Ihr lieben Chriſten allgemein,
Wenn wollt ihr euch verbeſſern?
Ihr könnt nicht anders ruhig ſeyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laſter weh dem Menſchen thut;
Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

Die folgenden Verſe ad libitum.

Amtmann.

Der Menſch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme ſchon durch manche Land,
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu eſſen fand,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' geſehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.
Hab' auch geſehn die Jungfer ſchön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinem ſehn,
Avecque la marmotte.
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht ſo gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte.
Die Burſchen eſſen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque, ſi, avecque la,
Avecque la marmotte.

Die Geſellſchaft wirft dem Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf.

Zitterſpielbub.

Ai! Ai, meinen Kreutzer,
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Iſt nicht wahr, iſt mein.

Balgen ſich. Marmotte ſiegt, Zitterſpielbub weint.

Symphonie.

Lichtputzer,

in Hanswurſttracht, auf dem Theater.

Wollen's gnädigſt erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.
Wie die Schöpſe laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen!

Schweinmetzger.
Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochſenhändler.
Die Ochſen langſam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Herde iſt verſorgt.

Hannswurſt.
Ihr mehnt, i bin Hannswurſt, nit wahr?
Hab ſei Krage, ſei Hoſe, ſei Knopf;
Hätt' i au ſei Kopf,
Wär' i Hannswurſt ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaſter, Laxier!

Hab ſo viel Durſt,
Als wie Hannswurſt.
Schnupftuch rauf!

Marktſchreyer.

Wirſt nit viel angeln, iſt noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern
's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklappen und Grauſen gepaart;
Daß nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſeyn,
Denn 's ſind viel Lichter drein.

Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman allein.

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Mir die Gedanken füllſt, und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt ſich mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet,
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt?
Wenn ſich ein einziger nicht in dem Staube ſchmiegt.

Was hilft's auf ſo viel Herrn und Fürſten wegzugehen,
Wenn es ein Jude wagt, mir in's Geſicht zu ſehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbefleckte s Blut;
So lehr' ihn unſre Macht des Tempels grauſe Gluth,
Und wie Jeruſalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O kochte nur, wie hier, erſt Ahasverus Blut!
Da er ein König iſt, ach, iſt er viel zu gut.

Ahasverus
tritt auf und ſpricht:

Sieh Haman, — biſt du da?

Haman.
Ich warte hier ſchon lange.

Ahasverus.

Du ſchläfſt auch nie recht aus, es iſt mir um dich bange.

Sezt ſich.

Haman.

Erhabenſter Monarch, da deine Majeſtät
Wie immer, ſeh' ich wohl, auf Roſ' und Pflaumen geht;
Welch einen Dank ſoll man den hohen Göttern ſagen,
Für dein ſo ſelten Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir ſo wenig Müh'!
Das iſt nur Götterkraft; von ihnen haſt du ſie.
So läßt ſich ein Gebirg' in feſter Ruh' nicht ſtören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf ſeinem Haupt ſich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und ſo regiert von jeher mein Geſchlecht.
Mit Müh hat keiner ſich das weite Reich erworben,
Und keiner jemahls iſt aus Sorglichkeit geſtorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigſter, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen ſtören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu ſagen habt, bitt' ich euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Ruh', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verſtieß,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;

Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt, ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß ſie durch ein Geſetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn ſie ſtörrig ſind, durch Flamm' und Schwert bekehren!

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andre ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerley, wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich ſeh, Großmächtigſter, Dir nur gehört das Reich,
Du biſt an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch iſt das nicht allein: ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget, die Fremden zu berauben,
Und der Verwegenheit ſtehn deine Völker bloß.
O König, ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt ſogar auf einmahl kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch iſt's das eben nicht, wovon die Rede war:

Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeſchnitten ſind.

Haman.

Das alles ließe ſich vielleicht auch noch verſchmerzen:
Doch finden ſie durch Geld den Schlüſſel aller Herzen,
Und kein Geheimniß iſt vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln ſie nach einer eignen Art.

Sie wiſſen jedermann durch Borg und Tauſch zu faſſen;
Der kommt nie los, der ſich nur Einmahl eingelaſſen.
Mit unſern Weibern auch iſt es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machſt mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eiferſüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigſter! Doch iſt's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch.

Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrſt dich, guter Mann! Wie könnte das geſchehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl; dir iſt zwar niemand gleich,
Doch gibt's viel große Herrn und Fürſten in dem Reich,
Die dein ſo ſanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch ſtecken ſie in Schulden;

Es iſt ein jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
Und dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den faſt getüſchten Brand,
Und eh' wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das iſt das erſtemahl nicht, daß uns das begegnet;
Doch unſre Waffen ſind am Ende ſtets geſegnet:
Wir ſchicken unſer Heer und feyern jeden Sieg,
Und ſitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
Allein durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang' als ich drauf ſitze!
Man weiß, wie da herab ich gar erſchrecklich blitze;
Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach warum drängſt du mich, dir alles zu
erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum
zu quälen;
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeit-
vertreib.

Haman.

Ach Herr, ſie wagen ſich vielleicht an deinen
Leib.

Ahasverus zuſammenfahrend.

Wie? was?

Haman.

Es iſt geſagt. So fließet denn, ihr
Klagen,
Wer iſt wohl Manns genug, um hier nicht zu
verzagen?

Tief in der Hölle ward die ſchwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter ſchützen;
Du ſollſt nicht Babylon, nicht mehr dein Reich beſitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherey
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwey;
Dein Blut, wofür das Blut von Tauſenden gefloſſen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegoſſen
Weh heulet im Pallaſt, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienſt ſich aufgeopfert hat!

Dein hoher Leichnam wird wie ſchlechtes Aas
geachtet,
Und deine Treuen ſind in Reihen hingeſchlachtet!
Zuletzt, vom Morden ſatt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen ſchändlich Werk durch allgemeinen
Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz
grün und blau!
Ich glaub', ich ſterbe gleich. — Geh, ſag es
meiner Frau!
Die Zähne ſchlagen mir, die Kniee mir zuſammen,
Mir läuſt ein kalter Schweiß! ſchon ſeh' ich
Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es iſt wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk iſt ſtets zu deinem Dienſt bereit.
Du wirſt den Redlichſten an ſeinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt ſie gleich verbrennen.

Haman.

Man muß behutſam gehn; ſo ſchnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweile ſtechen ſie mich zwanzigmahle todt.

Haman.

Das wollen wir nun ſchon mit unſern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war ſo vergnügt als unter meinen
Kindern!
Mir wünſchen ſie den Tod? Das ſchmerzt
mich gar zu ſehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmahl ſtirbt, der ißt und
trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht ſchrecklich
gnug beſtrafen.

Haman.

Du ſollteſt ſchon ſo früh bey deinen Vätern
ſchlafen?

Ahasverus.

Ey pfuy! mir iſt das Grab mehr als der
Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun
ſtill! ich bin gefaßt.

Nun ſoll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmahl zehntauſend Galgen bauen.

Haman knieend.

Unüberwindlichſter! hier lieg' ich, bitte Gnade!
Es wär' um's viele Volk — und um die Waldung Schade.

Ahasverus.

Steh auf! Dich hat kein Menſch an Großmuth überſchritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde ſelbſt zu bitten.
Steh auf! Wie meinſt du das?

Haman.

Gar mancher Böſewicht
Iſt unter dieſem Volk; doch alle ſind es nicht;

Und vor unſchuld'gem Blut mög' ſich dein Schwert behüten!
Beſtrafen muß ein Fürſt, nicht wie ein Tieger wüthen.
Das Ungeheu'r, das ſich mit tauſend Klauen regt,
Liegt kraftlos, wenn man ihm die Häupter niederſchlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir ſie, nur ohne viel Geſchwätze!
Der Kaiſer will es ſo, ſo ſagen's die Geſetze.
Wer ſind ſie, ſag mir an?

Haman.

Ach das iſt nicht beſtimmt;
Doch geht man niemahls fehl, wenn man die Reichſten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeyte Brut, du ſollſt nicht länger leben!
Und Dir ſey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geſchenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erſt in Sinn?

Haman.

Der erſt' iſt Mardochai, Hofjud' der Königinn.

Ahasverus.

O weh! da wird ſie mir kein Stündchen Ruhe laſſen!

Haman.

Iſt er nun einmahl todt, ſo wird ſie ſchon ſich faſſen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geſchwind, und laſst ſie nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt ſo nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo iſt ein Galgen nur? Hängt ihn eh's jemand ſpüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorſorglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beſchloſſen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.

ab.

Hannswurſt.

Der erſte Actus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweyte.

Marktſchreyer.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menſchenlieb' und Freundlichkeit,
Sorge für eure Geſundheit
Und Leibeswohl, zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt,
Das ſeyd ihr alle perſchwadirt;
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet ihr, lieben Freunde, mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerinn aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,
Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.

Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzeney, köſtlich und gut,
Die Waare ſich ſelber loben thut.
Wozu es alles ſchon gut geweſen,
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigſüße,
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür einen Batzen begehrt,
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf.

Die Zuſchauer kaufen beym Marktſchreyer.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!
Sie ſind gut,
Und ſind nicht theuer,
Friſch wie's einer nur begehrt!

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding;
Ich kauft' ihr wohl ſo einen zinnernen Ring.

Zigeunerburſch.

O ja, mir wär' ſie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerſt der Herr und dann der Knecht.

Beyde.

Wie verkauft ſie ihre Eyer?

Milchmädchen.

Drey, ihr Herrn, für einen Dreyer.

Beyde.

Straf mich Gott, das ſind ſie werth.

Sie macht ſich von ihnen los.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!

Beyde ſie halten ſie.

Nicht ſo wild
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freyer?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eyer!
Dann ſeyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding geziemlicher faſſen.

Doctor.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gehenkt erſcheine

Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf.

Marktſchreyer.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweyten Act beginnen.
Indeſſen können ſie ſich beſinnen,
Ob ſie von meiner Waare was brauchen.

Hannswurſt.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Muſik.

Eſther und Mardochai treten auf.

Mardochai
weinend und ſchluchzend.

O gräuliches Geſchick! o ſchreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königinn, muß ich vor dir erſcheinen.

Eſther.

So ſag mir was du willt, und hör nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü, es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Eſther.

Geh, weine dich erſt ſatt, ſonſt bringſt du nichts heraus.

Mardochai.

Hú hú, es wird mir noch, hú hú! das Herz
zerſprengen.

Esther.

Was gibts denn?

Mardochai.

U hu hu, ich ſoll heut Abend hängen!

Esther,

Ey, was du ſagſt mein Freund! Ey, woher
weißt du dieß?

Mardochai.

Das iſt ſehr einerley, genug es iſt gewiß.
Darf denn der Glückliche dem ſchönſten Tage
trauen?
Darf einer denn auf Fels ſein Haus geruhig
bauen?
Mich machte deine Gunſt ſo ſicher, Königinn,
Wie zittr' ich, da ich nun von den Verworf-
nen bin!

Eſther.

Sag, wem gelüſtet's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der ſtolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmſt, nicht eilſt mir beyzuſtehn,
Nicht ſchnell zum König gehſt, ſo iſt's um mich geſchehn.

Eſther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren;
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erſt begehren.
Tritt einer unverlangt dem König vors Geſicht,
Du weißt, der Tod ſteht drauf! Gewiß dein Ernſt iſt's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du haſt gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit ſieht, der kann dir nichts verſagen.
Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vaſti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So iſt dir denn der Tod des Freundes einerley?

Eſther.

Allein was hülf es dir? Wir ſtürben alle zwey?

Mardochai.

Erhalt mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Esther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich ſeh', dein hartes Herz ruf' ich vergebens an.
Gedenk, Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen erſten Tagen,
Ich habe dich gelehrt, bey Hof dich zu betragen.
Du hätteſt lange ſchon des Königs Gunſt verſcherzt,
Er hätte lange ſchon ſich ſatt an dir geherzt,
Du biſt oft gar zu g'rad, und wäreſt längſt verkleinert,

Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht
verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unter's
Joch.
Und durch mich ganz allein beſitzeſt du ihn
noch.

Eſther.

Von ſelbſten hab' ich wohl nicht Gunſt noch
Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längſt
geſtorben.

Mardochai.

O ſtürb' ich für mein Volk und unſer heilig
Land!
Allein ich ſterb' umſonſt durch die verruchte
Hand.
Dort hängt mein graues Haupt, dem ungeſtü-
men Regen,

Dem glüh'nden Sonnenſchein und bittern Schnee
entgegen!
Dort naſcht geſchäftig mir zum Winter-Zeit-
vertreib,
Ein garſtig Rabenvolk das ſchöne Fett vom
Leib!
Dort ſchlagen ausgedörrt zuletzt die edlen
Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und
wieder!
Ein Gräuel allem Volk; ein ew'ger Schandfleck
mir,
Ein Fluch auf Iſrael, und, Königinn — was
dir?

Eſther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch, kann ich es er-
langen,
So ſollſt du mir nicht lang' am leid'gen Galgen
hangen;

Und mit ſorgfält'gem Schmerz vortreflich balſamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es ſich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirſt du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie ſonſt erſcheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den du ſo eifrig nahmſt,
Wenn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamſt;
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geiſt erſcheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Geſtalt von Schätzen aus der Gruft,

Und wenn du's faſſen willſt, verſchwindet's in die Luft.

Eſther.

Ey, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Capital in deinem Teſtamente.

Mardochai.

Wie gerne thät ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! iſt mein Gut auch ſämmtlich confiſcirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch beſorgen!
Kein Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.
Der ſchöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unſre Induſtrie dir künftig mehr zur Hand.

Die kleinſte Zofe wird nichts mehr an dir beneiden;
Dich werden, mägdegleich, inländ'ſche Zeuge kleiden;
Und endlich wirſt du ſo mit hoffnungsloſer Pein
Die Sclavinn deines Manns, und ſeiner Leute ſeyn!

Eſther.

Das iſt nicht ſchön von dir! Was brauchſt du's mir zu ſagen?
Kommt einmahl dieſe Zeit, dann iſt es Zeit zu klagen.

weinend.

Nein! Wird mir's ſo ergehn?

Mardochai.

Ich ſchwör' dir anders nicht!

Eſther.

Was thu' ich.

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh mir vom Geſicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königinn, ich bitte dich, erhöre!
Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt', — daß alles anders wäre.

ab.

Mardochai allein.

Bey Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes Wort verdrießen,
Ich laß' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch entſchließen.

ab.

Marktſchreyer.

Seiltänzer und Springer ſollten nun kommen;
Doch haben die Tage ſo abgenommen.
Allein morgen früh bey guter Zeit
Sind wir mit unſrer Kunſt bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenſpielmann

hinter der Scene.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey,

Doctor.

Laßt ihn herbeykommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!
Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
In's Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schatttenſpielmann.

Orgelum, orgeley! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſterniß is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab ſie all nicks auf dieſer Erd geſehn.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie ſie all durk einander gehn,

Die Element alle vier,
In ſechs Tag alles gemacht is,
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier,
Orgelum, orgeley!
Dudeldumbey!
Steh ſie Adam in die Paradies,
Steh ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt,
Nausgejagt,
Mit Dorn und Diſteln
Geburtsſchmerzen geplagt,
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!
Habe geſunge, gebett!
Glaube mehr an keine Gott,
Is 'e Schand und 'e Spott!
Seh ſie die Ritter und Damen
Wie ſie zuſammen kamen,
Sich begeh, ſich begatte
In alle grüne Schatte,

Uf alle grüne Halde:
Kunn das unſer Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!
Fährt da die Sündfluth 'rein,
Wie ſie gottverbärmlick ſchreyn;
All all erſaufen ſchwer,
Is gar keine Rettung mehr!
Orgelum :,:
Guck ſie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieſer Noth;
Dank ſey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmahl ſatt.

Doctor.

Jeder Tag ſeine eigne Plage hat.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Ein

Faſtnachtsſpiel

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zu Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonders Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

Würzkrämer

in ſeinem Laden.

Junge! hohl mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verſchoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigſt' Waar' ſtund bey der Hand,
Tobak und Caffee, ohn' den zu Tag
Kein Hökeweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein in's Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt,
Sagt, wir wären unordentlich,
An Sinn und Rumor den Studenten gleich,
Könnt' unſre Haushaltung nicht beſtehen,
Müßten all' ärſchlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten ſeiner Führung

Uns übergeben, und geiſtlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf ſeinen Bart,
Darin er freylich hat nicht viel Haar:
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: Verflucht! das ſind mir Schwein'!
Wie alles durch einander ſteht?
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.
Da kriegt er meinen Kaſten Caffee,
Und ſetzt mir ihn oben auf in's C,
Und ſtellt mir die Tobaksbüchſen weg,
Dort hinten in's T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter,
Ging weg und ſprach: So beſteh's jetzunder.
Da macht er ſich an meine Frauen,
Die auch ein Bißchen umzuſchauen;
Ich bath mir aber die Ehr' auf einandermahl aus;
Und ſo ſchafft' ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:

Sonſt hielten wir's mit der Nachbarinn,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweyt.
Man ſieht ſie faſt nicht die ganze Zeit;
Doch da kommt ſie ſo eben her.

Nachbarinn kommt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, was iſt Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarinn.

Hätte gern für zwey Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ey ſieh, 's ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmahl hat die Ehr'!

Sibylla.

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht ſehr.

Würzkrämer.

Red Sie das nicht. Es war ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbarsleut',

Und borgten einander Schüſſeln und Beſen:
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtraun, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red Er mir nichts über'n Herrn Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabey,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An Fremden verbot'nen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Balandrino ſagen,
Wenn er zurückkäm in dieſen Tagen,
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt,

Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blöckt und trottelt wie ein Lamm?

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul.
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen,
Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen;
Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarinn, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels henken;
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, beym Blut,
Daß mein Maidel was böſes thut?

Würzkrämer.

Was böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag', wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen
Hinten an Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädlein traun,
Gingen auf und ab ſpatzieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Mit einander in's Bett oder in's Himmelreich.

Sibylla.

Dafür habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geiſtlich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen.
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

Frau Sibylla, die Nachbarinn, ab.

Balandrino,

der Dragoner Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauſ't,
Und manche Republik gezauſ't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob, wie in der Stadt man ſagt,
Sie ſich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank!
Haben Euch halt erwart't ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freylich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergiſt't?
Da hat einer ein' böſ' Eh' geſtiſt't.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,
Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

Sie gehen ab.

Wird vorgeſtellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpatzieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Lebensfreude!
Doch wir ſind indeß beyſammen heute,
Und ergetzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergetzen,
Erkennen Euer edel Geblüt,
Frey und liebevolles Gemüth!
Und wie Ihr wollet allen gut,
Niemahls zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

Sie gehen vorüber.

Tritt auf Balandrino der Hauptmann, verkleidet in einen alten Edelmann, mit weißem Bart und Ziegenperücke, und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht';
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gips und Kalk verſtreichen,
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren.
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein Bißchen nur beyſeit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

geht ab.

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrey?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten ſeyn;
Ich ſchick' ihn Ihnen gleich herein. ab.

Der Pfaff

tritt auf und ſpricht:

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frey, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müſſen's Ihrem Ruf zuſchreiben.

Ich hab ſo viel gut's vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten Sich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann.

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der all das guberniren kann.
Es geht, geht alles durch einander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bey den Buben,
Die Kinder hofiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Ach, da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan diſponiren:
Da muß alles calculirt ſeyn,
Da darf kein einzeln Geſchöpf hinein,
Mäuſ' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müſſen alle beytragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das Recht', mit Gunſt;
Es geht ein jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich, das dauert nicht lang':

Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis an's End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völklein, da ich gerne ſäh',
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt' da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben,
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben:
Sie reden alle durch die Naſen
Haben Wänſte ſehr aufgeblaſen,
Und ſchnauzen jeden Chriſten an,
Und laufen davon vor jedermann.

Pfaff.

Da iſt der Fehler, da ſitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich ſind;
Doch das verbeſſert ſich geſchwind.
Hab' ich doch mit Geiſtesworten

Auf meinen Reiſen aller Orten
Aus rohen, ungewaſchnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zuſammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Mayenlämmelein
Sich und die Geiſtesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar ſoll Euch begleiten.

Pfaff.

Der iſt ſonſt nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint

Sie gehen ab.

Hauptmann

kommt zurück und ſpricht:

Nun muß ich noch ein Bißchen ſehn,
Wie's thut mit Leonoren ſtehn.
Ich thu' ſie wohl unſchuldig ſchätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und ſchwätzen.

Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange.
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hoffiren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut!
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

wirft Perücke und Bart weg und entdeckt ſich.

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', biſt treu genug;
Wärſt du geweſen auch ſo klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls ſind vom Teufel beſeſſen,

Schnoppern herum an allen Eſſen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen ſich gar zu wohlgezogen,
Niſten ſich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Filzläuſ', ſind nicht heraus zu kriegen,
Aber ich hab' ihn proſtituirt.
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren ſchön!

Nachbar Würzkrämer

kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff iſt raſend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm ſagt', er wär' am Platz:
Er ſäh', ſie redten durch die Naſen,
Hätten Bäuche ſehr aufgeblaſen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,

Schnauzten und biſſen ſich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott;
Möcht' ſie nun machen all' honett,
Und die frömmſt' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker raſen?

Würzkrämer.

Viel Flüch' und Schimpf aus'm Rachen blaſen.
Da kommt er ja gelaufen ſchon.

Pfaff außer Athem.

Wo hat der Teufel den Cujon?

Erſchrickt, da er den Hauptmann ſieht.

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias ſingen:
Doch mag Er frey ſeiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwey Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht beſtehen,

Wenn er nicht thät' drauf herumhergehen;
Bild't ſich ein wunderliche Streich'
Von ſeinem himmliſch geiſt'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbeſſern,
Ihre Glückſeligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und ſo gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fäng' Er uns nur einmahl die Mücken!
Aber da iſt nichts recht und gut,
Als was Herr Pater ſelber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er ſie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' ſich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! damit Er uns beweiſ't
Daß ohne Ihn die Erde reiſ't,
Zuſammenſtürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und ſterb' Er einmahl;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinſtall nur zuſammenfällt,

So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbethen.

Der Pfaff zieht ab.

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lorchen mein,
Warſt gleich ei'm Wickelkindelein,
Das ſchreyt nach Brey und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angſt und bang':
Ihr Brey iſt noch nicht gar und recht;
Drum nimmt ſie ſchnell ein Lümpchen ſchlecht,
Und kaut ein Zuckerbrot hinein,
Und ſteckt's dem Kind' in's Mündelein.
Da ſaugt's und zutſcht denn um ſein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erſt allen Zucker aus,
Und ſpeyt den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küſſen
Von Pfaffen, die ſonſt nichts wollen noch wiſſen;

Denn wer möcht' einen zu Tiſche laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geiſtlicher Anfang, leiblich Mittel, fleiſchlich End.

Prolog

zu den neueſten

Offenbarungen Gottes,

verdeutſcht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Die Frau Profeſſorinn tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Pult ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Caffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
ſein geſchrieben Blatt anſehend.
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolg treten herein. Die Frau Doctorinn thut einen Schrey. Matthäus mit dem Engel. Marcus begleitet vom Löwen. Lucas vom Ochſen. Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:
Uns wird die Chriſtenheit zu enge,
Wir ſind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Geſellſchaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes ſeyn:
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden ſich entſetzen:
Sie ſind nicht gewohnt ſolche Bärte breit,
Und Röcke ſo lang und Falten ſo weit;
Und eure Beſtien, muß ich ſagen,
Würde jeder andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt
Seitdem uns unſer Herr beſtellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, ſo nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Marcus.

Und wie und was verlangſt denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich ſagen thu':
Es iſt mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern ſchwer,
Das Silber fein geprobet ſehr,
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Geputzt, geſtutzt, glatt, — 's gilt ſonſt keiner
Im ſeidnen Mantel und Kräglein flink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lucas der Mahler.

Möcht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehen,
Hab' juſt noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon weggeſchlichen.
Und Bruder Marcus mit entwichen.

Des Lucas Ochs

kommt Bahrdten zu nah, er tritt nach ihm.

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lucas.

Mögen gar nichts weiter verkehren mit dir.

Die Evangeliſten mit ihrem Gefolg ab.

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran!

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffeley. Er hat eben das Portrait einer fleiſchigen, häßlichen, koquet ſchielenden Frau aufgeſtellt. Vom erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!

Er thut das Bild bey Seite.

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

Er tritt ans Fenſter.

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge, wie ſelig dir entgegen zu weinen!

Er ſetzt ein lebensgroſſes Bild der Venus Urania auf die Staffeley.

Meine Göttinn, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt,
Wo mein Pinſel dich berührt, biſt du mein:
Du biſt ich, biſt mehr als ich, ich bin dein,
Uranfängliche Schönheit! Königinn der Welt!
Und ich ſoll dich laſſen für feiles Geld?
Dem Thoren laſſen, der am bunten Tand
Sich weidet an einer ſchäckigen Wand?

Er blickt nach der Kammer.

Meine Kinder! — Göttinn, du wirſt ſie letzen!

Du gehſt in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu ſetzen,
Und ich trag' ihnen Brot heraus.
Und er beſitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnſt bey mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Kreatur!
In dir verſunken,
Fühl ich mich ſelig, an allen Sinnen trunken.

Man hört in der Kammer ein Kind ſchreyen.

Ae, ä!

Künſtler.

Lieber Gott!

Künſtlers Frau erwacht.

' s is ſchon Tag!
Biſt ſchon auf? Lieber, geh doch, ſchlag
Mir Feuer, leg Holz an, ſtell Waſſer bey,
Daß ich dem Kindel koch den Brey.

Künſtler

einen Augenblick vor ſeinem Bilde verweilend.

Meine Göttinn!

Sein älteſter Knabe

ſpringt aus dem Bette, und läuft barfuß hervor.

Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künſtler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring klein Holz in die Küch'.

Zweyter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

ſtellt das leidige Porträt wieder auf.

Da muß ich thun als hätt' ich gemahlt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und **Madame** treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

Darf man die Stück in der Eck' beſehn?

Künſtler.

Sie machen Sich ſtaubig. Zu Madame. Belieben ſich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo noch nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler heimlich.

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr

nimmt ein Gemählde aus der Ecke.

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame

einen flüchtigen Blick darauf werfend.

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau

mit dem Korbe am Arm, heimlich.

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' nichts

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber ihre Manier iſt jetzt gröſſer.

Künſtler.

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr zur Staffeley tretend.

So! ſo! da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler vor ſich.

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe

ungeſehn von den andern, tritt zu ihm.

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen;
Haſt Zeit genug dich zu ergetzen
An dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeit lang hacken und graben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemähldegallerie vorgeſtellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Perſonen auf und ab. An einer Seite ſitzt ein Schüler, und iſt beſchäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler,

indem er aufſteht, Pallette und Pinſel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt.

Da ſitz' ich hier ſchon Tage lang,
Mir wird's ſo ſchwül, mir wird's ſo bang'
Ich mahle zu und ſtreiche zu,
Ich ſehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet iſt es durch's Quadrat;

Die Farben, nach des Meiſters Rath,
So gut mein Aug' ſie ſehen mag,
Ahm' ich nach meinem Muſter nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh ich wie ein geneſtelter Mann,
Und ſehe hin und ſehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich ſtehe hinter meinem Stuhl
Und ſchwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freyes Leben hat,
Das iſt hier trocken, ſteif und matt;
Was reitzend ſteht und ſitzt und geht,
Iſt hier gewunden und gedreht;
Was dort durchſichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf ausſieht,
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht ſehe was mir fehlt.

Ein Meiſter tritt hinzu.

Mein Sohn, das haſt du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirſt ſehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeyd zu gut und ſagt mir nicht,
Was alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf Einer Stufe bleibſt

Will hier und da noch was gebrechen;
Wollen wir's ein andermahl beſprechen.
Entfernt ſich.

Schüler das Bild anſehend.

Ich habe weder Ruh' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege Sich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt.
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wag' ich es ein andermahl;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Liebhaber ſich wegwendend.

Nun ſeh' ich ſchon das Wo und Wie;
Der gute Menſch hat kein Genie!

Schüler ſich niederſetzend.

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermahl noch dran.

Ein zweyter Meiſter

tritt zu ihm, ſieht ſeine Arbeit an und wendet ſich um, ohne etwas zu ſagen.

Schüler.

Ich bitt' euch, geht ſo ſtumm nicht fort,
Und ſagt mir wenigſtens ein Wort.
Ich weiß, ihr ſeyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunſch am allererſten ſtillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigſtens durch meinen guten Willen.

Meiſter.

Ich ſehe was du thuſt, was du gethan,
Bewundernd halb und halb voll Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren:
Du fühlſt die tiefe Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſt zu halten;
Du übſt die angeborne Kraft,
Mit ſchneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir ſchon und wird noch beſſer glücken;
Allein —

Schüler.

Verhehle mir nichts!

Meiſter.

Allein du übſt die Hand,
Du übſt den Blick, nun üb' auch den Verſtand.
Dem glücklichſten Genie wird's kaum einmahl gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinct allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen:
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meiſter gehen;

Allein, o Meiſter, der Verſtand,
Der übt ſich nur mit Leuten, die verſtehen.
Es iſt nicht ſchön, für ſich allein
Und nicht für andre mit zu ſorgen:
Ihr könntet vielen nützlich ſeyn,
Und warum bleibt ihr ſo verborgen?

Meiſter.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht ſich zu bequemen:
Das Lied, das ich ſo gerne ſingen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O ſagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?

Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.

Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Iſt es Verluſt, iſt es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen andern ſchätze,

Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich ſtets nach ihm und ſeinen Werken übe?

Meiſter.

Ich tadl' es nicht, weil er fürtrefflich iſt;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling biſt:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltſam ſich bewegen.
Der Mann iſt vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannſt dich lang' an ſeinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunſt, und nicht das Muſter lieben.

Schüler.

Ich ſähe nimmer mich an ſeinen Bildern ſatt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beſchäft'gen ſollte.

Meiſter.

Erkenne, Freund, was er geleiſtet hat,
Und dann erkenne, was er leiſten wollte:

Dann wird er dir erſt nützlich ſeyn,
Du wirſt nicht alles neben ihm vergeſſen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunſt hat nie ein Menſch allein beſeſſen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meiſter.

Ein andermahl, mein lieber Sohn.

Gallerieinſpector tritt zu ihnen.

Der heut'ge Tag iſt uns geſegnet,
O, welch ein ſchönes Glück begegnet!
Es wird ein neues Bild gebracht,
So köſtlich, als ich keins gedacht.

Meiſter.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahndet mir.

Auf das Bild zeigend, das er copirt.

Von dieſem?

Inſpector.

Ja, von dieſem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunſch erfüllt!
Die heiße Sehnſucht wird geſtillt!
Wo iſt es? Laßt mich eilig gehn.

Inſpector.

Ihr werdet's bald hier oben ſehn.
So köſtlich, als es iſt gemahlt,
So theuer hat's der Fürſt bezahlt.

Gemähldehändler tritt auf.

Nun kann die Gallerie doch ſagen,
Daß ſie ein einzig Bild beſitzt.
Man wird einmahl in unſern Tagen
Erkennen, wie ein Fürſt die Künſte liebt und ſchützt.
Es wird ſogleich herauf getragen;
Es wird erſtaunen, wer's erblickt.
Mir iſt in meinem ganzen Leben

Noch nie ein ſolcher Fund geglückt.
Mich ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

Man bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffeley.

Hier! wie es aus der Erbſchaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm
Hier braucht es keine Kunſt noch Liſt.
Seht, wie es wohl erhalten iſt!

Alle verſammeln ſich davor.

Erſter Meiſter.

Welch eine Practik zeigt ſich hier!

Zweyter Meiſter.

Das Bild, wie iſt es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich iſt das Bild gemacht!

Händler.

In ſeiner trefflichſten Manier.

Inſpector.

Der goldne Rahm wird ſchon gebracht.
Geſchwind herbey! geſchwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale ſeyn.

Das Bild wird in den Rahmen befeſtiget und wieder aufgeſtellt.

Der Prinz

tritt auf und beſieht das Gemählde.

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Caſſier

hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tiſch und ſeufzet.

Händler zum Caſſier.

Ich prüfe ſie erſt durch's Gewicht.

Caſſier aufzählend.

Es ſteht bey euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet ſich, die Muſe den Künſtler an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.

Wohin, o Freundinn, führſt du mich?

Muſe.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.

Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Muſe.

Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier

Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein kluger Fürſt, er ſteht entzückt,
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!
In ſeinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.
So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf ſeines Gleichen:

Denn was ein guter Menſch erreichen kann,
Iſt nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach ſeinem Tode fort,
Und iſt ſo wirkſam als er lebte;
Die gute That, das ſchöne Wort,
Es ſtrebt unſterblich, wie er ſterblich ſtrebte.
So lebſt auch du durch ungemeßne Zeit.
Genieße der Unſterblichkeit!

Künſtler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zevs für ein ſchönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieſer Stunde ſchenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieſer Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn ſeine Liebſte fern und eingeſchloſſen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl ſich tröſten können,
Weil Eine Sonne ihn und ſie beſcheint?

So hab' ich ſtets entbehren müſſen,
Was meinen Werken nun ſo reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundinn, mir, zu wiſſen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmahl nur das Gold beſeſſen,
Das dieſen Rahm jetzt übermäßig ſchmückt!
Mit Weib und Kind mich herzlich ſatt zu eſſen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der ſich mit mir ergetzte,
Ein Fürſt, der die Talente ſchätzte,
Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner;
So hab' ich, emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält. —

Hinab auf den Schüler deutend.

Und willſt du dieſen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinſt erheben,
So bitt' ich, ihm bey ſeinem Leben,
So lang' er ſelbſt noch kau'n und küſſen kann.

Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muſe liebt,
Wenn leicht und ſtill die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel ſelbſt betrübt,
Laß ihn dereinſt, wie mich, doch freudiger genießen.

Die Geheimniſſe.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet:
Vernehmt es gern und jeden ruft herbey.
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frey,
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:
Gar viele müſſen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weiſe
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachſ'nen Gründen
Ein gaſtfrey Dach für dieſe Nacht zu finden.
Am ſteilen Berge, der nun vor ihm ſtehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu ſehn,

Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß ſich ſteigend um die Felſen drehn;
Bald ſieht er ſich hoch über's Thal erhöhet,
Die Sonne ſcheint ihm wieder freundlich ſchön,
Und bald ſieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor ſeinen Augen liegen,
Und neben hin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Wolken thront;
Er ſammelt Kraft die Höhe zu erſteigen,
Dort hofft er ſeine Mühe bald belohnt.
Nun, ſpricht er zu ſich ſelbſt, nun muß ſich zeigen,
Ob etwas menſchlichs in der Nähe wohnt!
Er ſteigt und horcht und iſt wie neu geboren,
Ein Glockenklang erſchallt in ſeinen Ohren.
Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes ſanft geſchwungnes Thal,
Sein ſtilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde ſieht er auf einmahl
In grüner Au' ein ſchön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:

Er eilt durch Wieſen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.
Schon ſieht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloſnen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er ſteht und ſinnt und liſpelt leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt,
Er ſteht und ſinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt und es verklingt das Läuten!
Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.
Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,

Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Es ſteht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.
Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreyfacher Strahlen, die aus einem Puncte dringen;
Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.
Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.

Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höh're Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tieſe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir alle ſtehn beklommen
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt

Das ſchönſte Glück, ach, wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:
Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet,
Doch will er weder Art noch Stunde nennen:
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittrer Leiden.

Du ſieheſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies;
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens-Luſt und Laſt erfahren,

Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.
Dem edeln Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?
Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:
Wir hören dann aus ſeinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die ſichre Kunde
Im kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.
Zwar vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmahl von allen dieſen Dingen,
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.
Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freyer,
Wie ihn ein Geiſt der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bey ſeiner Taufe-Feyer
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,

Und wie mit weiten Fittichen ein Geyer
Im Hofe ſich bey Tauben niederließ;
Nicht grimmigſtoßend und wie ſonſt zu ſchaden,
Er ſchien ſie ſanft zur Einigkeit zu laden.
Dann hat er uns beſcheidentlich verſchwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um ſeiner Schweſter Arm ſich ſchmiegen,
Um die Entſchlafne feſt gewunden fand.
Die Amme floh und ließ den Säugling liegen;
Er droſſelte den Wurm mit ſichrer Hand:
Die Mutter kam und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.
Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trocknem Felſen ſprang.
Stark wie ein Bach, ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:
Noch quillt ſie fort ſo raſch, ſo ſilberhelle,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hie und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort:
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreyt der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Wie frühe [illegible], daß ſein Herz ihn lehrte,
Was ich bey ihm kaum Tugend nennen darf;

Daß er des Vaters ſtrenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und ſcharf
Der Jugend freye Zeit mit Dienſt beſchwerte,
Dem ſich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, älternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe!
Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerſt zu Fuß bey Sturm und Sonnenſchein,
Die Pferde warten, und den Tiſch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienſtbar ſeyn.
Gern und geſchwind lief er zu allen Zeiten
Bey Tag und Nacht als Bothe durch den Hain;
Und ſo gewohnt für andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.
Wie er im Streit mit kühnem muntern Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich geneſen.

Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten!
Und nur der Vater ſchien nicht ſein zu achten.
Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der älterlichen Lehre,
Gehorſam war ihr erſt und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.
Zuletzt gab ſich auch dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf einmahl ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und ſo trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleich geſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag ſich gern bequemen
Zwiefach erfreut für wahr es anzunehmen.
Und fragſt du mich, wie der Erwählte heiße,
Den ſich das Aug' der Vorſicht auserſah,
Den ich zwar oft, doch nie genugſam preiſe,
An dem ſo viel unglaubliches geſchah?
Humanus heißt der Heilige, der Weiſe,
Der beſte Mann, den ich mit Augen ſah:
Und ſein Geſchlecht, wie es die Fürſten nennen,
Sollſt du zugleich mit ſeinen Ahnen kennen.
Der Alte ſprach's und hätte mehr geſprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,

Als gegen ſeinen Gaſt das Herz am ſtärkſten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm aus dem Munde nahmen.
Und da nun Marcus nach genoßnem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt,
Erbath er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale,
Worin ſich ihm ein ſeltner Anblick zeigt.
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewiſſenhaft beſchreiben.
Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreyzehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,
Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh und ein geſellig Leben.

Zu Häuptern ſah er dreyzehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte für Verlangen
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweytenmahl, ein Kreuz mit Roſenzweigen.
Die Seele kann ſich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort,
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Aufleſen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!
Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebeth gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,

In denen ſich andächt'ge Freude nährt;
Dann ſegnen ſich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die andern gehen,
Mit einigen im Saale ſchauend ſtehen.
So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beyden Schilder hingen gleicher Weite
Beym Roſenkreuz zur recht und linken Seite.
Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß dieſe Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan.
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,

Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahndeſt wohl, wie manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erſtritten.
Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor,
Das, was du ſiehſt, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Geliebt es dir, ſo magſt du dich bereiten:
Du kamſt, o Freund, nur erſt durch's erſte Thor;
Im Vorhof biſt du freundlich aufgenommen.
Und ſcheinſt mir werth in's Innerſte zu kommen.
Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt unſern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſ'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.
Geſchwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus zur Kirche ſchon,

Gehorſam, ruhig, durch Gebeth beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.
Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Dreymahl ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durch einander ſchlängen.
Er eilt an's Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift,
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht, das durch den Garten ſchweift:
Drey Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

41
935

41

Kurzer
Briefwechſel

zwiſchen

[illegible]

Klopſtock und Goethe

im Jahre 1776.

Leipzig 1833.

[illegible]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

1.

Klopſtock an Goethe.

Hamburg den 8ten May 1776.

Hier einen Beweis meiner Freundſchaft, liebſter Goethe! Er wird zwar ein wenig ſchwer, aber er muß gegeben werden. Laßen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja ſchweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Laßen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in dieſem oder jenem andere Grundſätze haben als ich, ſtrenge beurtheile: Aber Grundſätze, Ihre und meine, beiſeite, was wird denn der unfehlbare Erfolg ſeyn, wenn es fortwährt; der Herzog wird, wenn er ſich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anſtatt, wie er ſagt, ſeinen Körper dadurch zu ſtärken, erliegen, und nicht lange leben. Es haben ſich wohl ſtarkgebohrne Jünglinge, und das iſt denn doch der Herzog gewiß nicht, auf dieſe Art früh hingeopfert. Die Deutſchen haben ſich bisher mit Recht über Ihre Fürſten beſchwert, daß dieſe mit ihren Gelehrten nichts zu ſchaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürſten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geſchehen ſeyn, was ich fühle, daß geſchehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können, denn ſie denkt ſehr männlich. Aber dieſer

Schmerz wird Gram werden. Und läßt ſich der denn auch etwa niederhalten? Louiſens Gram, Goethe! — Nein! rühmen Sie ſich nur nicht, daß Sie lieben wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stollberg ſagen. Er kommt aus Freundſchaft zum Herzog. Er ſoll alſo doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf ſeine Weiſe? Nein! er geht, wenn er ſich nicht ändert, wieder weg. Und was iſt dann ſein Schickſal? Nicht in Copenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stollberg ſchreiben, was ſoll ich ihm ſchreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem

Herzog dieſen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts darwider. Im Gegentheil; denn da iſt er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund ſagt, nicht hören mag.

Klopſtock.

2.

Goethe an Klopſtock.

Verſchonen Sie uns künftig mit ſolchen Briefen, lieber Klopſtock! Sie helfen uns nichts, und machen uns immer ein paar böſe Stunden. Sie fühlen ſelbſt, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anſtimmen, oder ſophiſtiſch entſchuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemiſch von allen Dreyen heraus, und wozu? Alſo kein Wort mehr zwiſchen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Exiſtenz überbliebe, wenn ich auf alle ſolche Anmahnungen antworten ſollte. —

Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopſtock wäre. Er liebt und ehrt Sie, von mir wißen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stollberg ſoll immer kommen. Wir ſind nicht ſchlimmer, und will's Gott beßer als er uns geſehn hat.

Weimar den 21. May 1776.

Goethe.

3.

Klopſtock an Goethe.

Hamburg den 29. Aug. 1776.

Sie haben den Beweis meiner Freundſchaft ſo ſehr verkannt, als er groß war, beſonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchſt ungerne in das miſche, was Andere thun. Und da Sie ſogar unter all ſolche Briefe, und all ſolche Anmahnungen (denn ſo ſtark drücken Sie ſich aus) den Brief werfen, welcher dieſen Beweis enthielt, ſo erklär ich Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth ſind, daß ich ihn gegeben habe.

Stollberg ſoll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er ſich ſelbſt hört.

Klopſtock.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Briefe
von
Goethe
an
Lavater.

Aus den Jahren 1774 bis 1783.

Herausgegeben
von
Heinrich Hirzel.

Nebſt einem Anhange und zwei Facſimile.

Leipzig,
Weidmann'ſche Buchhandlung.
1833.

Univ. Bibl.
München

AD BIBL
UNIVERS
MONAC

Vorwort.

Die nachfolgenden Briefe von Goethe an Lavater wurden dem Herausgeber von Freunden in Zürich, welche nicht genannt ſeyn wollten, zur öffentlichen Mittheilung anvertraut. Ebendenſelben verdankte er die chronologiſche Anordnung der Briefe, denen häufig das Datum, wenigſtens die Jahrszahl fehlt. Nur ihrer umſichtigen und unverdroſſenen Bemühung konnte es gelingen, durch Nachſuchen und Vergleichen mit Papieren die außer ihnen niemanden zugänglich waren, dieſem Uebelſtand großen Theils abzuhelfen.

Wie die Briefe hier gedruckt vorliegen, ſo ſind ſie geſchrieben. Selbſt Orthographie und Interpunction ſind faſt unverändert beibehalten worden. Nur ſehr wenige, auf reine Familien-Angelegenheiten ſich beziehende Stellen, deren Mittheilung nicht das geringſte Intereſſe für das größere Publikum haben konnte, mußten aus Rückſichten für Lebende zurück gehalten werden.

Uebrigens iſt der Brief, mit welchem die Sammlung ſchließt, zwar der letzte der vorhandenen, aber keinesweges der letzte, den Lavater von Goethe empfangen hatte. Gleicherweiſe mögen den zwei erſten Briefen noch mehrere vorangegangen ſeyn. Aber auch dieſe haben ſich bis jetzt nicht auffinden laſſen.

Die Verlagshandlung wird für den beigefügten Anhang keiner Entſchuldigung bedürfen. Ohne Zweifel gehört der erſte Brief zu den älteſten handſchriftlichen Denkmalen von Goethe. Später, während die Phyſiognomik gedruckt wurde, ſtand Goethe mit Reich fortwährend in Briefwechſel. Bloß zum Zeugniß dieſer lebendigen Theilnahme an der Phyſiognomik ſind aus der anſehnlichen Zahl einige Briefe hier abgedruckt worden.

Ueber alles Dieſes und noch viel Anderes, worüber die Freunde Goethe's und Lavaters nach Leſung dieſes Büchleins Aufſchluß verlangen möchten, gedachte der Herausgeber in ſeinem Vorwort zu berichten. Aber der Tod über=

raſchte ihn während des Druckes der Briefe. Er ſtarb in Zürich im Februar dieſes Jahres, im 66ſten Jahr ſeines Alters, ſchmerzlich beweint und vermißt von Allen, denen das Glück ſeines Umgangs zu Theil ward. Er war der Verfaſſer der in 3 Auflagen erſchienenen „Eugenia's Briefe“.

Die Herausgabe dieſer Goethe'ſchen Briefe hat ſeine letzten Stunden beſchäftigt, und gewiß werden die Freunde Goethe's dieſelbe als ein Verdienſt um die deutſche Literatur betrachten.

Die Verlagshandlung.

Briefe
Goethe's
an
Lavater.

1.

An Lavatern.*)

Bruder, was neckſt du mich wegen meines **Amusements.** Ich wollt ich hätt eine höhere Idee von mir und meiner Beſtimmung, ſo wollt ich weder meine Handlungen **Amusements** nennen, noch mich ſtatt zu handeln amüſiren. Doch du haſt deinen Zweck erreicht.

An Pfenninger.

Danke dir lieber Bruder für deine Wärme um deines Bruders Seeligkeit. Glaube mir es wird die Zeit kommen da wir uns verſtehen werden. Lieber Du redeſt mit mir als einem Unglaubigen der begreifen will, der bewieſen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem iſt gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirſt viel Erläuterung finden in dem Mſbt. das ich Euch bald ſchicke. Bin ich nicht reſignirter im Begreifen und Beweiſen als ihr? Hab ich nicht eben das erfahren als ihr? — Ich bin vielleicht ein Tohr daß ich euch nicht den Gefallen thue mich mit euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmahl durch eine reine Experimental Pſychologie meines Innerſten, euch darlege daß ich ein Menſch bin und daher nichts anders ſentiren kann als andre Menſchen, daß das alles was unter uns Widerſpruch ſcheint nur Wortſtreit iſt der daraus entſteht weil ich die Sachen unter andern Combinationen ſentire und drum ihre Relativität ausdrückend, ſie anders benennen muß. Welches aller Controverſien Quelle ewig war und bleiben wird.

---

*) Dieſe Zeilen fallen, gleichwie der nächſtfolgende, an Lavaters Seelenfreund, den Diakon Pfenninger gerichtete Brief, obſchon ohne Datum, in die Zeit vor Lavaters Abreiſe nach Frankfurt. Dieſe fand Statt am 12. Juni 1774. Man ſehe Goethes Werke 26r. Bd. S. 266, von den Worten an: „Unſer erſtes Begegnen war herzlich, u. ſ. w.“

A. d. H.

Und daß du mich immer mit Zeugniſſen packen willſt! Wozu die? Brauch ich Zeugniß daß ich bin? Zeugniß daß ich fühle? — Nur ſo ſchätz, lieb, bet ich die Zeugniſſe an, die mir darlegen, wie tauſende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und ſtärket.

Und ſo iſt das Wort der Menſchen mir Wort Gottes es mögens Pfaffen oder Huren geſammelt und zum Canon gerollt oder als Fragmente hingeſtreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals Moſes! Prophet! Evangeliſt! Apoſtel, Spinoza oder Machiavell. Darf aber auch zu iedem ſagen, lieber Freund geht dirs doch wie mir! Im einzelnen ſentirſt du kräfftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf ſo wenig als in meinen.

2.

An Lavatern.

Dein Schwager bringt dir nichts. Doch will ich verſchaffen daß ein Mſpt. dir zugeſchickt werde. Denn bis zum Druck währts eine Weile. Du wirſt groſen Teil nehmen an den Leiden des lieben Jungen den ich darſtelle. Wir gingen neben einander, an die ſechs Jahre ohne uns zu nähern. Und nun hab ich ſeiner Geſchichte meine Empfindungen geliehen und ſo machts ein wunderbares Ganze.

Da ſchick ich dir ein Profil. Der Kerl (ſagt man) war Steuermann, hat in der Sklaverey zu Tunis viel ausgeſtanden, und zieht nun in der Welt herum Mitleiden zu erregen. Ich hab ihn nach dem Leben gezeichnet. Das iſt nur indeß flüchtige Copie davon, das Original drückt beſſer den Eigenſinn im Leiden, und das niedergedrückte einer ſtarken Menſchheit aus. Du ſollſts auch haben.

Die Stirn Höhe iſt übertrieben. Oder vielmehr ſas er zu Zeiten mehr als Profil, da wölbte es ſich ſo ſtark. Adieu Bruder ich bin nicht laß, ſo lang ich auf der Erde bin erobre ich wenigſtens gewiß meinen Schritt Lands täglich! Steiner hat gefunden daß mein Portrait das du haſt nicht ich ſey. Er iſt ein gar lieber Mann. Am 26. Apr. 1774.

3.

Zimmermann iſt fort, und ich bin bis zehn Uhr im Bette liegen blieben um einen Catharr auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottloſe Geſchwärme der Tage her ganz zerſplittert hatte. Vater und Mutter ſind vors Bett gekommen, es ward vertraulich diskurirt, ich hab meinen Thee getrunken und ſo iſts beſſer. Ich hab wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt.

Z. und ich waren trefflich zuſammen — du ſtellſt dirs vor. Und hätte dir vieles zu ſagen. Sein Betragen gegen dich bleibt beſſer unentſchuldigt, es iſt beſſer daß einem ſo was unerklärlich bleibt — ich hab ihn ſehr darüber gepeinigt, ob er gleich mit einer Captat. benev.

die Geſchichte anfieng. Seine Tochter iſt ſo in ſich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten iſt ſie, und hat die Thüre leis angelehnt. Es würde ſie ein leiſe liſpelnder Liebhaber eher als ein pochender Vater oeffnen. Es that ihm ſehr weh dich ſo geängſtet zu haben, und du Guter es wird dir nicht das Leztemal ſo gegangen ſeyn.

C'est le Sort d'un Amour extreme
De faire toujours des Ingrats.

Mir wird ie länger ie mehr das Treiben der Welt und der Herzen unerklärlich. Einzelne Züge die ſich überall gleichen, und doch nie daran zu denken daß der groſe menſchliche Kopf ein Ganzes der Menſchen Wirthſchafft überſehen werde.

Hab geſtern ein Bißgen über die vier Wahnſinnigen und Brutus geklimpert. Bruder

Bruder wie ſchwer iſts das todte Kupfer zu beleben, wo der Charackter durch mißverſtandene Striche nur durchſchimmert, und man immer ſchwankt warum das was bedeutet und doch nichts bedeutet. Beym Leben wie anders!

Es giebt der Zerſtreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar iſt hier, wird nun bald Louiſen davon tragen. Könnteſt mir nicht einen Storchſchnabel ſenden. Grüs Bäben, ſie ſoll mir doch etwas über ſich und dich ſchreiben!

Ich bin ſeit 14. Tagen ganz im Schauen der groſen Welt!

Juny 1775. G.

4.

Lieber Bruder, Louiſens Portrait das ich für dich in Händen habe, ſollſt eheſtens erhalten. ich hab ihr geſchrieben. Das Gedicht an ſie, iſt das Beſte was du je gemacht haſt.

Gott ſegne deinen Buben, dein Weib und alles. Mein Vater macht ihr eine Galanterie in die Wochen, nehmts freundlich auf.

Schick mir doch auch eheſtens was für die Phyſiogn. Ich ſizze in Ofenbach, wo freilich Lilli iſt. Ich hab ſie von dir gegrüßt. Ich ſchicke dir eheſtens ihre Silhouette weiblich. Mach ihr etwas in Verſen das ſie im Guten ſtärcke und erhalte. Du kannſt Guts thun, und du willſt.

Den 14. Auguſt.

Geſtern waren wir ausgeritten. Lilli, Dorwille und ich. Du hätteſt den Engel im

Reitkleide zu Pferde ſehen ſollen! In Oberrad wartete die übrige Geſellſchaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürſtinn von Waldeck mit ihren Töchtern der Herzogin von Curland, und der Fürſtinn von U. in unſer Haus und Saal. Da ſie mich erkannten, wurde gleich viel nach dir gefragt, und die alte Fürſtinn hat mit ſolcher Wahrheit und Wärme von dir geredt daß mirs wohl wurde. Sie ſagte, wenn ihm heute nicht die Ohren klingeln, ſo halte ich nicht viel auf ſeine Ahndungskrafft, an uns liegt die Schuld nicht. Sie läßt dich herzlich grüßen.

Lilli grüßt dich auch! —

Und mir wird Gott gnädig ſeyn. B., ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Luſt an dem Herrn, und ſing ihm Pſalmen von denen du eheſtens eine Schwingung erhalten ſollſt.

Ade.

Ich bin ſehr aufgeſpannt, faſt zu ſagen

über

doch wollt ich du wäreſt mit mir, denn da iſt wohl ſeyn in meiner Nachbaarſchafft.

Schreibe doch du auf was du wollteſt daß ich für dich ſähe, wenn ich nach Italien gieng.

im July 1775. G.

5.

1775.

Freitag den 21. Dez. Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meiſt in freyer Luft Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wielanden zugebracht habe, ziemlich müd und ausgelüfftet von der Eisfahrt, ſiz ich bey W. und will ſehen was ich an dich zuſammen ſtopple über die mir geſchickten Cap. der Phiſ: — kurz genug und wills Gott bündig und treffend, das iſt alles. Denn Ausſpinnens iſt jezt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirthſchafft, und Zerſtreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. Wieland hat mir ſeine Gefühle gegeben, und ſo wird alles gut werden. Ich geh auch wohl nach Leipzig, haſt du nun da was ſo ſchreibe bey Zeiten und laß michs ausrichten.

Weiter braucht der Herzog einen Generalſuperintendenten. Er fragte mich drum, ich nannt ihm Herdern. Der wie du vielleicht weißt noch nicht ganz gewiß nach Göttingen geht. Der Herzog trug mir auf dich zu fragen: wen du vorſchlügſt? ſag mir alſo ein Wort hierüber, und wen du ſonſt in Ermanglung Herders vorſchlagen könnteſt.

Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener.

Grüs mir alles! Von Paßavant hab ich liebe Briefe. Auch von Zimmermann, der mir deinen guten Muth meldet.

Morgen geh ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menſchen aufzuſuchen. Addio. Mir geht alles nach Herzenswunſch, auch Dir geh es ſo.

G.

Bäben kann ſich auch wieder einmal erheben mir zu ſchreiben. Grüß dein Weib. Sey mir nicht gar zu Lakoniſch.

6.

Wie du miſſeſt ſoll dir wieder gemeſſen werden, ſey wegen der Phil. auſſer Sorgen. Ich bin noch in Türingen, immer höchſtens anderthalb Tagreiſen von Leipzig. Will ſchon machen und leiten. Wieland erkennt dich. Ich bin dein. Thomaſele mir nicht. Ich lerne täglich mehr ſteuern auf der Woge der Menſchheit. Bin tief in der See. Erfurt d. letzten des Jahrs 75.

G.

7.

Lieber Br. ſey nur ruhig um mich, und ermatte dich nicht Müdling ohne Noth, ich hab all deine Phiſiognomik. Aber der 2 Theil wird zuviel ſtärker, wie ich's iezt überlege, und will drum mit Reichen reden daß das auch gut werde.*) Verlaß dich — Ich bin nun ganz eingeſchifft auf der Woge der Welt — voll entſchloſſen: zu entdecken, gewinnen, ſtreiten, ſcheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu ſprengen. Aber laß mich von dir hören! es iſt nicht 'genug daß du mich liebſt. Ob das gleich alles iſt, auch durch Amanuenses iſt ſchon gut. d. 6. März 76.

Weimar.

G.

---

*) Siehe den Anhang.

8.

Weil ihr lieb wart und habt mir gleich geſchrieben, ſo auch von mir hier eine Ejakulation die ihr freundlich mögt aufnehmen.

Lieber Bruder daß du nicht willſt Ständigkeit kriegen, nicht kannſt kriegen, ängſtigt mich manchmal wenn ich peccata mundi im Stillen trage. Ich bin nun ſeit einem Jahr in ganz decidirten moraliſch politiſchen Augenblicks-Verhältniſſen und mein Herz das mir ſo treu und du — Nun, es ſoll ſo ſeyn — über E... und L... ſey ruhig, wo die Götter nicht ihr Poſſenſpiel mit den Menſchen treiben, ſollen ſie doch noch eins der glücklichſten Paare werden wie ſie eines der beſten ſind, nichts menſchliches ſteht dazwiſchen, nur des unbegreifflichen Schickſaals verehrliche Gerichte. Wenn ich dir erſcheinen und dir erzählen könnte was unſchreibbar iſt, du würdeſt auf dein Angeſicht fallen und anbeten den der da iſt, da war und ſeyn wird. Aber glaub an mich, der ich an den Ewigen glaube. Grüß alles und Kayſern. Lenz iſt unter uns wie ein krankes Kind, und Klinger wie ein Splitter im Fleiſch, er ſchwürt, und wird ſich herausſchwüren leider. d. 16. Sept. 76.

G.

Schick mir zeitig etwas zum dritten Theil. Gern ſollſt du haben was ich geben kann, in der unendlich beweglichen Welt in der ich lebe tauſend Beobachtungen! und in einem guten Augenblick ſchöpf ich dir die Butter ab! — ꝛc. — Balleney auch nicht! — Genug was ich kann! — —

Allwills Briefe ſind von Frch. Jakobi — nicht von mir. —

Taglang Nachtlang ſtand mein Schiff befrachtet.
Günſtger Winde harrend ſas mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend
Ich im Haſen.

Und ſie wurden mit mir ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe
Gern die hohe Fahrt dir. Güter-Fülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird rükkehrendem in unſern Armen
Lieb und Preis dir.

Und am frühen Morgen wards Getümmel
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe;
Alles wimmelt alles lebet webet,
Mit dem erſten Seegenshauch zu ſchiffen.
Und die Segel blühen in dem Hauche.
Und die Sonne lokt mit Feuerliebe.
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken.
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hofnungslieder nach im Freudetaumel,

Reiſefreude wähnend wie des Einſchiffmorgens
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber Gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſtekten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten
Treu dem Zwek auch auf dem ſchiefen Wege.
Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leiſewandelnd ſich der Sturm an,
Drükt die Vögel nieder aufs Gewäßer
Drükt der Menſchen ſchwellend Herze nieder.
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen
Streicht der Schiffer weis die Segel nieder.
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an ienem Ufer drüben ſtehen
Freund und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach der Sturm! Verſchlagen weg vom Glüke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen!
Ach er ſollte! Ach er könnte! Götter!

Doch er ſtehet mannlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen.
Herrſchend blikt er in die grimme Tiefe
Und vertrauet landend oder ſcheiternd
Seinen Göttern.

Den 11. Sept. 76. G.

9.

Deinen Abraham erwart ich freundlich. Weiß zwar kein Wort wie ich ihn hätte dramatiſiren dörfen, doch will ich deiner Poeſey gern förderlich und dienſtlich ſeyn.

Ueber die Platten hab ich nur ſo was hingeworfen, damit der Band fertig werde. Wenn du mich nur anbläſeſt, denn ich ſage dir, was du von mir begehreſt, dazu ſieh bald.

Geſtern tief in dem Getreibe der Meßgeleits-Zeremonien, fiel mir Arioſtens Wort vom Pöbel ein: Werth des Todes vor der Geburt.

Hätteſt du mir Neuton geſchickt — der wäre geſät und geerndtet worden. Du mußt mich kennen lernen wenn du mich brauchen willſt, du biſt zwar dadrinnen ſonſt ein feiner

Schelm, aber ich will dichs noch weiter lehren.

Peſtaluz hat mir ſeine Ankunft melden laſſen.

Deinen Abraham hab ich nun. Deinet will ihn drucken, und ich will thun dran wie mirs um's Herz iſt, bin ich doch nicht weder in Abrahams Fall noch Iſaacks — das Stück wird gute weite Wirkung thun. Will auch einen Würzruch drein dämpfen hier und da meines Fäßleins, denk ich.

Peſtaluz war ſehr gut. Ich ſagt ihm gleich ich wünſchte du kennteſt deine Landsleute beſſer und ſie dich beſſer — — Er redete ganz für dich — ohne aber. Gott geb aus einem ſeinen Herzen.

1776. G.

10.

Ich habe zwey Pakete von dir erhalten, dazwiſchen eine Lücke war; ſieh nach. In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel, es mag ſo lang währen als es will, ſo hab ich doch ein Muſterſtückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenoſſen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unverſehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausſtaffirt; es iſt eine treffliche Wirthſchaft. Und bey dem allem l. Br., Gott ſey Dank, in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünſche als die ich wirklich mit ſchönem Wanderſchritt mir entgegen kommen ſehe.

Es iſt dein Schickſaal daß ich an dir dieſe Freude nicht erleben ſoll. Leb wohl, grüs alles.

Vor Weimar im Garten
d. 8. Jan. 77.

G.

Lied
des Phiſiognomiſchen Zeichners.

O daß die innre Schöpfungskrafft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Safft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Ich kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl, ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Wenn ich bedenk wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchlieſſet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Jezt Freudenquell genieſſet;
Da ahnd ich ganz Natur nach dir,
Dich frey und lieb zu fühlen,
Ein luſtger Springbrunn wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen;

Wirſt alle deine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn hier
Zur Ewigkeit erweitern.

G.

11.

Da haſt du von dem herrlichen Lindau einige Blätter. Zimmerm. ſchreibt mir er ſey todt, ich glaube kein Wort davon. Deine Phiſ. geht immer richtig durch meine Hände, ich kann nichts dafür thun als hie und da ausſtreichen. Bey Raphael hab ich einen groſen Schnitt gemacht und mir ſelbſt von einem Tag zum andern verſprochen den Riß wieder auszufüllen, es ging aber nicht.

Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und bin ſtiller in mir, als ie, ſchreibe niemanden, höre von niemanden, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts.

Kaufm. iſt wieder da, ich hab ihn nur einen Blick geſehn, er ſitzt bey Lyndern auf dem Gute.

Linnaeus Petern erwart ich mit dem Frühjahr, ich will ſehn obs glückt was ich mit ihm vorhabe. Herder iſt wohl und vergnügt. Leb wohl, grüs dein Weibele, Buben und Kayſern.

W. d. 19. Febr. 77. G.

Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübgen, da mir drauſſen über Schnee und hellen Mondenſchein, Waldhörner übers Thal herüber blaſen.

12.

Da ſchicke ich dir Briefe von Peter Baumgartner die du weiter ſpediren ſollſt. Mich machts lachen, daß er zum Anfang einen Spiesruthen lauffen, und einen ausprügeln ſieht, das er, wie er ſagt, nicht wieder ſehen mag. Der Junge iſt nun mein, und wenn ichs recht kann, ſo ſoll er, wenn ich die Augen zuthue, oder ihn verlaſſe, oder er mich, von niemandem abhängen, weil er von allem abzuhängen fühlen muß. Adio man ſagt immer was Dummes wenn man was allgemeines, oder was künftig zu thuendes ſagt.

Schreib mir auch ein Wort von Lindaus Vermächtniß für den Buben, ich denke wir werden kein Kraut damit fett machen.

Schreib mir auch ein Wort von dir. Sag Kayſer daß ich ihm das Verlangte ſchicken werde. Adio.

Weimar d. 14. Auguſt
1777.

13.

Der Jakobis Portrait ſind angelangt, ich ſchick ſie dir aber nicht, ſie ſind abſcheulich. Friz grüßt dich ſehnlich, und wird dir von hier aus ſchreiben.

Der Herzog hat mir ſechs Schädel kommen laſſen, habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Dienſten ſtehn, wenn dieſelben ſie nicht ohne mich fanden.

Caſſir doch, ich bitte dich, die Familientafel von uns, ſie iſt doch ſcheuslich. Du proſtituirſt dich und uns. Meinen Vater laß ausſchneiden, und brauch ihn als Vignette, der iſt gut. Ich bitte dich inſtändig drum. Mit meinem Kopf mach auch was du wit, nur meine Mutter ſoll nicht ſo daſtehn. Haſt du noch einige Abdrücke, ſchick mir ſie mit denen um die ich auf beyliegendem Zettel bitte — es iſt nur der Vater herauszuſchneiden.

Hier Linien von Fettmilchs Kopf. Das Kurz- und ſtarrſinnige drückt ſich auf dem ſchlechten Kupfer, wovon es genommen iſt, noch ſtärker, hat auch zugleich etwas Thieriſch-niedriges, das der Umriß nicht hat. Was hältſt du von der Idee? wär in Silhouetten herrlich auszuführen. Du kennſt Hogarths Schönheitslinie von der Verzerrung bis zum Lebloſen. Der reine Punkt der Schönheitslinie iſt die Linie der Liebe, Stärke und Schwäche ſtehn ihr zu beyden Seiten. Liebe iſt der Punkt wo ſie ſich vereinigen. Gieb mir Beyträge dazu, und wir wollen ein herziges Kapitelgen machen, vielleicht kein ganz unreiner Faden aus dem groſen Gewebe ausgezogen.

Ich ſchicke dir hier eine Bouteille Himbeerenſafft. Grüs mir Herr Schmoll.

Der Friede Gottes, der ſich täglich mehr an mir offenbaret, walte auch über dich und die deinigen, und daß dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh hier wieder daß er mich überwindet. Ich hab deinen Brief, und ſende dir ſogleich was über Homer. Adieu! Ich will dir einige Sachen zeichnen und ſchicken.

1778.

14.

An Herrn Caſpar Lavater nach Zürich.

Thun d. 8. Oktbr. 79.

So nah bin ich bey dir l. Br. wie dir der Ruf ſchon wird gemeldet haben.

Wir ſind im Begriff auf die Gletſcher ſo weit es die Jahrszeit erlaubt zu gehen. Dann ſolls noch durch einen Umweg zu dir.

Schreibe mir doch mit umlaufender Poſt nach Bern in den Falken ein Wort ob etwa in Bern Lauſanne Genf Luzern Zug ꝛc. einige Menſchen ſind, die du kennſt und die zu kennen mir auch Freude machte, ich will ſie beſuchen und von dir grüſen und dir Ihre Grüſe bringen.

Ja lieber Bruder dich wieder zu ſehen, iſt einer meiner beſtändigſten Wünſche dieſe vier Jahre her und wird nun auch bald erfüllt.

Ich habe dir viel zu ſagen, und viel von dir zu hören, wir wollen wechſelsweis Rechnung von unſerm Haushalten ablegen, einander ſeegnen, und für die Zukunft ſtärken, wieder ganz nah zuſammenrudern und uns freuen daß wir noch in einer Luft athemholen. Von dem was ich mitbringe unterhalt ich dich nicht im Voraus.

Mein Gott dem ich immer treu geblieben bin hat mich reichlich geſeegnet im Geheimen, denn mein Schickſal iſt den Menſchen ganz verborgen, ſie können nichts davon ſehen noch hören. Was ſich davon offenbaren läßt, freu ich mich in dein Herz zu legen. Adieu Bruder. Bisher ſind wir glücklich gereiſt, bete auch daß uns die himmliſchen Wolken günſtig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehn. G.

Sonntag d. 10ten denk ich ſollſt du dieſen Brief haben und Dienſtag den 12 könnte nach der Poſtrechnung ein Brief von dir wieder in Bern ſeyn. Auf alle Fälle ſchreibe ſo bald du kannſt.

15.

Lieber Bruder, deine Leute hier hab ich meiſt geſehen, Kirchbergern noch heut Abend ſpät anderthalb Stunden auf ſeinem Landhaus geſprochen. Es iſt ein Mann mit dem ſich gut reden läßt und ich habe die Zapfen meiner Gefäſe, wie er angeklopft hat, gar freundlich ausgezogen, und mir auch dagegen von dem ſeinigen reichen laſſen. Auf alles was er gefragt hat, hab ich ihm in meiner Art geantwortet, und durch Gleichniſſe und Anſchlagen wurden wir bald bekannt. Auch hab ich ihm hie und da mehr geſagt, als er gefragt hat, denn es hängt alles gar hübſch bey ihm zuſammen und er hat für ſein Alter und daß er viel für ſich durchdacht hat, eine ſchöne Gelenkſamkeit der Gedanken.

Nun wirds weiter gehn. Verſchiedene Packete ſollen an dich geſchickt werden, hebe mir ſie auf. Wir gehen auf Lauſanne und Genv. Bey Neuburg ſind wir ſchon geweſen und thut mir leid die S*** nicht zu ſehen, ich ſchick ihr deinen Brief. Wenn du mir was noch zu ſagen haſt, ſo ſchicks an Toblern den ich gewiß aufſuche. Von Genf hörſt du weiter von mir.

Was der treue Cameraliſche Okuliſt mit dem Gr. Herzog will, verſteh ich außer dem Zuſammenhang nicht. Wenn's ſo iſt wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein Paar Jahrhunderte aufſchieben, und es ſoll auch dann wills Gott nicht paſſen. Es iſt nur ſeit man den Kazzen weisgemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geſchlecht, daß ſich ieder ehrliche Hauskater zutraut er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tazze reichen und ſich brüderlich mit ihnen herumſielen die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet ſind. Adieu. Eh wir Zürich nahen hörſt du mehr von mir. Bern d. 17. Okt. 79.

Grüs dein Weib und die kleine, es ſoll mich wundern ob und wie wir uns verändert finden.

16.

Genf d. 28ten Okt. (1779) L. Br. Deinen Brief hat mir Tobler gegeben, der mich nur in Gegenwart Diodatis geſprochen hat, wo's ihm nicht ſo von der Bruſt will, und ich bin auch nicht ſo in Geſellſchaft mich aufzuknöpfen. Wir ziehen langſam, bis jetzt noch mit ſchönem Glück und Vorteil, ſind vorgeſtern in der Vallée du lac de Joux und auf der Dole geweſen beym ſchönſten Wetter und Umſtänden. Heut warten wir das trübe in Genv ab.

Noch weis ich nicht wenn wir kommen, du ſollſt noch mehr von mir hören. Ich halte ſonſt viel vom überraſchen, diesmal iſt das Herumziehen eh wir uns ſehn auch gut. Nicht allein vergnüglich ſondern geſeegnet uns beyden ſoll unſre Zuſammenkunft ſeyn. Für ein

Paar Leute die Gott auf ſo unterſchiedne Art dienen ſind wir vielleicht die einzigen, und denke wir wollen mehr zuſammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit ſeinen Pfaffen, Huren und Mauleſeln. Eins werden wir aber doch wohl thun daß wir einander unſere Partikular-Religionen ungehudelt laſſen. Du biſt gut darinne aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler deine Offenb. Joh. gegeben, an der iſt mir nun nichts noch als deine Handſchrift, darüber hab ich ſie auch zu leſen angefangen. *) Es hilft aber nicht, ich kann das

---

*) In dieſem Briefe ſpricht Goethe — was zu Verhüthung von Mißverſtändniſſen nicht unbemerkt gelaſſen werden darf — von der homiletiſchen Bearbeitung der Offenbarung Jeſu an Johannes, welche Lavater bald nach ſeinem Antritte des Diakonates zu St. Peter in Zürich (1778) für ſeine wöchentlichen Abendpredigten zu erklären anfing. Um

göttliche nirgends und das poetiſche nur hie und da finden, das Ganze iſt mir fatal, mir iſts als röch ich überall einen Menſchen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat der da iſt A und O. Siehſt du l. Br. wenn nun deine Vorerinnerung grade das Gegentheil beſagt und unterm 24 September 1779!! da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein ſittſam Wort zuſammen ſprechen, ich bin ein ſehr irdiſcher Menſch, mir iſt das Gleich-

---

eben dieſe Zeit aber bearbeitete L. in der Vollkraft ſeines Geiſtes und folgend dem Triebe ſeiner raſtloſen, man möchte beynahe ſagen, übermenſchlichen Thätigkeit dasſelbe Buch auch poetiſch in einem Gedichte, welches im Jahre 1780, unter dem Titel: Jeſus Meſſias oder die Zukunft des Herrn, in vier und zwanzig Geſängen, in Zürich ans Licht trat. Siehe Lavaters Lebensbeſchr. von ſeinem Tochtermann G. Geßner, Bd. II. S. 222. u. f. Auf dieſes poetiſche Werk beziehn ſich die, mit den vorliegenden gar ſehr contraſtirenden, Aeußerungen Goethes im 17, 20. u. 21ſten Briefe. A. d. H.

niß vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groſchen ꝛc. ꝛc. göttlicher (: wenn ie was göttlich's da ſeyn ſoll:) als die ſieben Botſchafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu ſeyn, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher. Gegen deine Meſſiade hab ich nichts, ſie lieſt ſich gut, wenn man einmal das Buch mag, und was in der Apokalypſe enthalten iſt, drückt ſich durch deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt. Das willſt du da, wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht ſticht und kein Spiel gewinnt, weil ſie kein Menſch gelten läßt. Du ſiehſt, Bruder, ich bin immer der alte, dir wieder von eben der Seite wie vormals zur Laſt. Auch bin ich in Verſuchung geweſen das Blatt wieder zu zerreiſſen. Doch da wir uns doch ſehn werden ſo mag es gehn.

Vom Herzog ſag ich dir nichts voraus, noch haben ihn die geſcheutſten Leute falſch beurtheilt. Du ſollſt ihm das Haupt ſalben wie mit köſtlichem Balſam und ich will mich mit dir im ſtillen über ihn freuen; denn weil Gott außer der Sonne und dem Mond und den ewigen Sternen, laſſ ich neuerdings niemand zu Zeugen des was mich freut oder ängſtet.

Du biſt ein beſcheidener Menſch daß du nur eine Ahndung von meinem Biß auf das neue Systema naturae in deinen Gliedern geſpürt haſt. Sey nur ruhig, alter Paradiesvogel, man darf dich wohl mit anderm rarem Vieh für gleiches Geld ſehen laſſen.

Dein Strumpfwürker iſt von Frankfurt aus beſorgt und wird ſein Geld haben. Nun leb wohl. Es iſt ſpät verzeih mir mein Weſen, und ſieh an dem Brief wie wohl mir's iſt dir nahe zu ſeyn, und nach der ganzen Schweiz noch den reinen Eindruck von dir mit fortzunehmen.

Grüs dein Weib, ſey hübſch fleiſig, vor 14 Tagen kommen wir noch nicht. Du hörſt indeß wieder von mir. Ich liebe dich wie ich lieben kann.

d. 29. früh.

NB. in Lauſanne habe ich die gar liebliche Br. zwey mal geſehn, und über ſie den Bruder vernachläſſigt und den Dubois vergeſſen. Sie war ſo artig mir wenigſtens glauben zu machen, daß ich ſie intereſſire, und ihr mein Weſen gefalle, und das glaubt man dieſen Sirenen gerne. Mir iſt herzlich lieb daß ich nicht an Matthäis Platz bin denn es iſt ein verfluchter Poſten das ganze Jahr par devoir wie Butter an der Sonne zu ſtehn.

Grüs mir herzlich die Sch. und Pfenninger und Kayſern. Was von Fueslin bey dir iſt zu ſehn verlangt mich ſehnlich. Adieu. Schreib mir doch ein Wörtchen auf Luzern früh oder ſpat find ich's da.

17.

Genf den 2. Novbr. 1779.

Eh ich von hier weggehe noch einige Worte lieber Bruder eh wir uns tiefer in die Gebirge verlieren in die wir unter Garantie des Herrn de Saussure einen Verſuch wagen, von hier aus gehts in die Savoiiſchen Eisgebirge und ins Wallis.

Deine Offenbahrung hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich habe ſie recht und vieles davon mehr als einmal geleſen. Schon da Tobler mir ſagte du habeſt darüber von Amtswegen geprebigt, gabs mir ein ganz neues Intereſſe, denn ich konnte nun mehr begreiffen, wie du mit dieſem Buche ſo lange beſchäftigt, es ganz in dich hinüber empfunden haſt und es in einem ſo fremden Vehiculo ohne fremden, vielmehr eigentlich heterogenen Zuſaz wieder aus dir heraus quellen laſſen konnteſt, denn nach meiner Empfindung macht deine Ausmahlung keinen andern Eindruk als die Original Skize macht, wenigſtens einer Seele aus dieſem Jahrhundert, wo man die Ideen die du hineinlegſt ſelbſt von Kindheit an gröſtentheils hinein zu legen pflegt. Die Arbeit ſelbſt iſt dir glücklich von ſtatten gangen, einige trefliche Züge der Auslegung und Erfindung ſind drinne. Ausgemahlt ſind viele Stellen ganz treflich, beſonders alle die der innern Empfindung von Zärtlichkeit und Kraft, w. z. B. die Verheiſſung des ewigen Lebens, das Weiden der Schaafe unter Palmen, das ſiegende Gefühl der Engel, eh und indem ſie die Schlacht anfangen. In einigen Geſtalten und Gleichniſſen haſt du dich auch gut gehalten, nur ſchwinden deine Ungeheuer für mich zu ſchnell in allegoriſchen Dampf auf, doch iſt auch dies wenn ichs recht bedenke das klügſte Theil das du ergreiffen konnteſt. Es iſt mir leid daß ich die zwölf folgenden Geſänge nicht gleich habe. Bey dieſer Gelegenheit lies ich mir den griechiſchen Text wieder geben und ſah auch Piscators Ueberſezung an.

Nun noch ein herzlich Wort der Sehnſucht an dich, und der Hoffnung, ſie wird alle Tage ſtärker. Laſſ uns ia einander bleiben, einander mehr werden, denn neue Freunde und Lieben mach ich mir nicht.

Mit Toblern weis ich nicht wies war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir. Aber leider fühl ich meine 30 Jahr und Weltweſen!! ſchon einige Ferne von dem werdenden, ſich entfaltenden, ich erkenns noch mit Vergnügen, mein Geiſt iſt ihm nah aber mein Herz iſt fremd. Groſe Gedanken die dem

Jüngling ganz fremd ſind, füllen iezt meine Seele, beſchäftigen ſie in einem neuen Reiche, und ſo komm ich nicht als nur geborgt nieder ins Thal des Thaus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben. Er ſagt dir vielleicht wies ihm mit mir war. Wohl iſts uns zuſammen nicht worden.

Adieu guter. Meine Seele iſt immer bey dir.

G.

18.

d. 14. Nov. 79.

Auf dem Gotthart bei den Capuzinern.

Eh wir abſteigen dir einen guten Morgen l. Br.

Seit Genf haben wir das Thal Chamouny durchſtrichen, ſind von da ins Wallis gefallen habens aufwärts ganz durchzogen und ſind endlich über die Furka hier angekommen. Mit dem preiswürdigſten Glücke durch die erhabenſten Gegenden. Nun l. Br. gehts nach dir zu. Den 19. od. 20. bin ich bey dir, und ſo ſteht mir das liebſte von der ganzen Reiſe noch vor. Mache mir ein Bett zurechte daß ich allenfalls bey dir übernachte. Grüs deine Frau und theile meine Freude.

G.

19.

Ich kann nicht weiter gehn ohne dir über eine Idee zu ſchreiben die mir ſehr am Herzen liegt. Du weißt wie wichtig in vielem Betracht dieſe Reiſe dem Herzog geweſen iſt, und wie gewiß eine neue Epoche ſeines und unſers Lebens ſich davon anfängt. Wenn wir nach Hauſe kommen, ſo lebt er wieder in ſeinen Gärten und Gebüſchen fort, dorthin an einen ſchönen Plaz möcht ich ihm ein Monument dieſer glücklich vollbrachten Reiſe ſezen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es ſind auch Nebenabſichten dabey. Ueberall ſpielt man iezt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälſe und Bäuche ihm immer fatal geweſen ſind. In den kleinen Anlagen die er gemacht hat, ſieht noch gar nichts dergleichen, dieſes wär' das erſte und wahrhafftig wahre, denn wir haben unterwegs mancherley Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu wiedmen, und das ex voto iſt keine bloſe Phraſe. Wir haben bey uns einen Bildhauer, einen Mann von leichtem Begriff und ſchneller Hand, der ſich täglich durch das Studium der Natur und der Antike beſſert, dem es aber an Imagination fehlt, und der wenn man ihm ſo was überläßt, wie andere ſeines gleichen in den neuen, leeren Decorations Guſto verfällt. Zu dieſem Monument habe ich in meinem Kopf allerley Gedanken und Bilder herum getrieben, und mir etwas, was ich durch die Künſtler die um mich ſind, könnte zuſammen poſſeln laſſen herbey geſucht, doch ſeh' ich zum Voraus, es wird eine Plakerei geben, und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, ſeitdem mich der

Gedanke beſchäfftigt, habe ich gewünſcht: du möchteſt Füeßly bereden können, daß er aus ſeinem ungeheuren Reichthum etwas zu dieſem guten Werke herüber gäbe! das iſt der einzige Weeg, wenn alsdann unſer Bildhauer nicht ganz von Gott verlaſſen iſt, daß wir etwas auserordentliches und wills Gott vollkommenes kriegen können.

Mein erſter Gedanke war ſo: Ich wollte dem Monument eine viereckigte Form geben, etwas höher als breit, wie man in den alten Ueberbleibſeln dergleichen Steine mit einem eingekerbten Dach findet. Von drey Seiten ſollte iede eine einzelne bedeutende Figur, und die vierte eine Innſchrifft haben.

Zuförderſt ſollte das gute heilſame Glück ſtehen, durch das die Schlachten gewonnen und die Schiffe regiert werden, günſtigen Wind im Naken, die launiſche Freundinn und Belohnerin kecker Unternehmungen mit Steuerruder und Kranz; im Felde zur Rechten hatte ich mir den Genius, den Antreiber, Wegmacher, Wegweiſer, Fakelträger muthigen Schrittes gedacht. In dem Felde zur Linken ſollte **Terminus**, der ruhige Grenzbeſchreiber, der bedächtige, mäſige Rathgeber ſtillſtehend mit dem Schlangenſtabe einen Gränzſtein bezeichnen — Jener lebend rührig vordringend, dieſer ruhend ſanft, in ſich gekehrt, zwey Söhne einer Mutter — der ältere iener, der iüngere dieſer. Das hinterſte Feld hatte die Innſchrifft:

FORTUNAE
DUCI REDUCI
NATISQUE
GENIO
ET
TERMINO
EX VOTO.

Du ſiehſt was ich für Ideen dadurch zuſammenbinden wollte. Es ſind keine Geheimniſſe noch tiefe Räthſel, aber ſowohl auf dieſer Reiſe als im ganzen Leben ſind wir dieſen Gottheiten ſehr zu Schuldnern geworden. Das erſtemal daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freye Welt kommen, zuſammen den erſten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem ſchönſten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der ſpäten Jahrszeit, alles mit günſtiger Sonne und Geſtirnen. Den ganzen Weg den wir machen begleitet von einem guten Geiſte, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß wenn ich zurückſehe wir, zu ſo manchem das unſere Reiſe ganz macht, nicht durch unſere Wege und Wollen geleitet worden ſind, und dann am Ende, daß wir auch durch den ſchönen

Glücksſohn bedeutet wurden, wo wir aufhören ſollten, wo wir einen Gränzbogen beſchreiben, und wieder zurückkehren ſollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unſere Zurückgelaſſenen hat, und haben wird. Das alles zuſammen giebt mir eine Empfindung die ich nicht ſchöner zu ehren weis, als womit alle Zeiten durch die Menſchen Gott verehrt haben.

Im Beyweſen und Verzierungen dacht' ich manches anzubringen was eine Schweizerreiſe, deren beſter Theil zu Fuß gemacht worden, bezeichnete. Wanderſtab mit Eiſen beſchlagen, und mit Gemshorn zum Knopf. Gott weiß was weiter.

Meine Gedanken wollt ich einigen Künſtlern mittheilen, ſie hinüber, herüber mit ihnen durchtreiben, und ſehen ob ihnen einer vielleicht einen beſſern Körper gebe. Seitdem ich aber bey dir Fueßlis lezte Sachen geſehen habe, kann ich dich nicht loslaſſen, du mußt verſuchen ob du ihn bewegen kannſt eine Zeichnung dazu zu machen. Den Gedanken und Entzweck weißt du, den ſag ihm ganz rein und einfach, und da es ihm fatal ſeyn muß, wenn ihm iemand was vorerfinden oder angeben will, ſo geb ich gern meine Form des Ganzen, meine einzelnen Figuren, und die Innſchrifft dazu auf, wenn er ſich des Dings annehmen will. Er wird gewiß die Idee ſtärker, gröſer, treffender und neuer ausdrücken. Du müßteſt ihn bitten, er mag nun bey meinem Vorſchlag bleiben oder nicht, daß er eine beſtimmte Zeichnung von der Form des Ganzen mit den Maſen gäbe, auch ſo von den einzelnen Figuren, und ſie auf eine Weiſe zeichnete daß ſich leicht ein Basrelief darnach arbeiten lieſe. Vielleicht ſind ihm, der alles mit Geiſt und Feuer durcheinander arbeitet, die einzeln ſtehenden Figuren widrig, er bringe ſie zuſammen auf eins wenn er will, allenfalls nehme er ſtatt des Vierecks eine runde Form, doch das würde freilig wieder bey der Ausführung in Stein mehrere Hinderniſſe geben. Noch muß ich dir dabey ſagen, daß wir einen auserordentlich ſchönen lichtgrauen ſanften Stein, der an den Marmor gränzt und keiner Witterung weicht, zu dieſer Arbeit haben. Du müßteſt Fueßlien bitten, daß er ſelbſt die Größe vom ganzen Monument nach ſeinen Gedanken angäbe, daß man allenfalls, um es etwas aus dem Auge zu rüken, auf einen Raſen gegen ein Felsſtück ſezen könnte. Genug er denke ſich das wie ers wolle ſo wird es gut ſein, und wir haben ſo viel und mancherley Stücke Steine vorräthig, daß wir zum Zuſammenſezen des Ganzen nicht verlegen ſein werden. Sieh, ob du etwas über ihn vermagſt, und ob du der frölichen Zeiten, die wir wieder gelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unſere Wohnung drucken kannſt. Wenigſtens hat er gewiß in ſeinem Leben manchen Strich gemacht, der nicht ſo erkannt und ihm ſo gedankt worden iſt, als wie das ſo ich durch dich hoffe.

Welchen Preis er auch auf dieſe Arbeit ſezen möge, iſt völlig einerley. Nun iſt aber noch ein Hauptpunkt, nemlich die Geſchwindigkeit. Ich wünſche es dieſen Winter fertig zu bringen, und auf das Frühjahr zum erſten Willkomm mit den Blüthen und Blättern aufzuſtellen. Verſuche alſo, ich bitte dich, deine Wunderkräfte, um mir zu verſchaffen was nicht ein eitler Wunſch iſt. Schaff daß er es macht, nnd ſchnell macht, und krône mir auch dieß Jahr und ſein Glück mit dieſem lezten Zeichen.

Nov. 1779.

Ob Füeßli ſpäter die gewünſchte Zeichnung noch machte, iſt mir unbekannt, aber daß wenigſtens im Frühjahr 1780 zu Lavaters großem Leidweſen, auf wiederholte Bitten, noch keine Antwort darüber von F. da war, iſt gewiß.

Anm. d. H.

20.

Weimar den 7. Febr. 1780.

Ich muß dir von dem was bisher vorgefallen Nachricht geben. Angekommen iſt, auſſer deinem lezten Transp. von dem du ſchreibſt wo bei der Corregge iſt, alles ganz glüklich. Der Hamilton zulezt, und zugleich dein Paquet mit der Abſchrift der Offenbahrung. Ich muß ſagen ie mehr ich die erſten Capitel leſe, ie mehr gefallen ſie mir, auch finden ſie bei iedermann Beifall. Nicht ſo iſt es mit der zweiten Hälfte des Buchs. Ich glaube aber auch zu finden, worinn mich andere beſtärken, daß die andre Hälfte des Buchs bei weitem nicht den Werth wie die erſte hat. Ihr habt, wie ich höre, eure Stimmen über Herders Buch viritim geſammelt und ihm zugeſchikt. Ich habe ſie noch nicht zu ſehen gekriegt.

Deine Albrecht Dürers, Martin Schön und Lukas von Leiden, die du von Toggenburg und von Heideggern haſt, ſind alle ſchon recht ſchön von ihren alten Papieren los gelöst und warten nur drauf bis der lezte Transport deines eignen ankommt um wieder in recht ſchöner Ordnung aufgetragen zu werden. Ich hoffe du ſollſt an dieſer Sammlung, wenn ſie fertig iſt ein Vergnügen haben. Ich werde dir ieden Meiſter beſonders halten und von denen wo ichs wiſſen kann den Werth der Blätter und Abdrüke beſtimmen. Bei der Albrecht Düreriſchen Sammlung will ich ſo viele Blätter als mir Stüke fehlen frei laſſen und die Nummern drauf ſchreiben, daß du ſie wenn du ſie künftighin überkommſt nur einkleben darfſt. Von den Martin Schöns und Lukas von Leiden kenn ich keinen kompletten Catalogus kann es alſo damit nicht eben ſo machen. Einige Blätter, die dem Herzog in ſeiner Sammlung fehlen, werd ich dir zurükbehalten, dafür wirſt du aber die er doppelt beſizt und die ich ſonſt für dich auftreiben kann bei den deinigen mit eingeheftet finden. Das getuſchte Portrait von dir, das in der Offenbahrung lag hab' ich ſogleich als wenn dus vor mich hineingelegt hätteſt angenommen. Es iſt wenn man ſich erſt mit der Trokenheit und Beſtimmtheit verglichen hat, wie mich dünkt, ein ſehr gutes Bild.

Ich bitte dich mir auf das baldeſte ein kleines producibles Avertiſſement zu ſchreiben deine franzöſche Phiſiognomik betreffend, ſo wohl, welchen Weeg du einſchlägſt das Buch dem Publiko nüzlich zu machen, als auch vorzüglich wie viel man dafür bezahlen ſoll und wenn man das Buch erhalten wird, was ich dir alsdann auf dieſe beſtimmte Anzeige für

Subſcribenten verſchaffen kann will ich gern thun, denn gegenwärtig ſcheut ſich iedermann, ſich in ein Werk einzulaſſen das ſo weit wie dein teutſches Werk führen und ſo theuer zu ſtehen kommen könnte.

. . . .

. . . . . Wenn wir einander etwas zu Gefallen thun können wollen wir's thun und andre ungeplagt laſſen.

Semlers ganzen Brief an dich mögt ich ſehen.

Ich habe vierzehn Tage eine Art von Catharſieber gehabt und muß noch iezo mit meiner Arbeit ganz ſachte zugehen. Vergiß doch ia nicht mir die Lotte kopieren zu laſſen. Schmieds Bibel wirſt du haben.

Die Cenci und zwei Gluks warten auf einen Fuhrmann.

Grüſe deine Frau und deine Kleinen, Bäben und Pfenningern. Schreib mir manchmal was du machſt daß wir beiſammen bleiben.

G.

NB.

Einige meiner Freunde denen ich ſagte du hätteſt dem Buche wollen Meſſiade Johannis zum Titel geben, haben ihn ſehr ſchiklich gefunden, ſie ſagen zwar auch mit mir daſſ der Seitenblik auf Klopſtock einen Augenblick anſtoſe, es ſey aber weil doch dieſes Buch weit mehr als ein anderes und in deiner Behandlung tauſendmal mehr als Klopſt. Gedicht den Meſſias vergöttre, ein guter Gedanke dies Buch Meſſiade zu heiſſen, und dadurch das Licht auf den Leuchter zu ſtecken. Thu was du meinſt. Ich habe oft für lauter Recht würklich unrecht. G.

21.

Weimar den 6. Merz 1780.

Es iſt nun lieber Bruder alles nach und nach angekommen und ich vermiſſe nichts als den ſchönen Hieronymus des Herzogs von Füeslien gekauft. Haſt du ihn etwa aus dem Rahmen gethan und unter die andern Kupfer gelegt? Unter deinen ſind vier Abdrücke von dieſem Stück, doch keiner der mir ſo ſchön däucht als die Erinnerung von ienem. Deine lezten Albrecht Dürers ſind endlich auch angekommen, ſind beim Buchbinder der ſie los weicht und es ſoll nicht lange mehr währen ſo ſind ſie in Ordnung, doch hätt' ich geglaubt du wärſt reicher als du nicht biſt. Ich will dir deswegen gleich ein Verzeichnis der fehlenden ſchiken damit du von deiner Seite, wie ich von der meinigen arbeiten kannſt, ſie zuſammen zu ſchaffen. Denn ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menſchen, der, wenn man ihn recht im Innerſten erkennen lernt an Wahrheit Erhabenheit und ſelbſt Grazie nur die erſten Italiener zu ſeinesgleichen hat. Dieſes wollen wir nicht laut ſagen. Lukas von Leyden iſt auch ein allerliebſter Künſtler.

An dem Bild der Madonna in Egypten das du geſchikt haſt iſt alles vortreflich wo die Spur der erſten Hand noch ſichtbar iſt. Und wenn es nicht ſo viel von Ausbeſſerern übermahlt wäre ſollt es ein unſchäzbar Bild ſeyn. Laß mir doch lieber Bruder einen Riß von eurer Dörrmaſchine machen und einen kleinen Aufſaz darüber fertigen.

Für die Skize von Füesly dank ich dir recht herzlich.

Heideggern magſt du im Namen des Herzogs danken. Was ſoll des Menſchen Zuthulichkeit? Ich glaube es iſt das geſcheutſte man läßt ihm einmal ein paar hübſche Landſchaften von Krauſe ausführen und ſchickt's ihm dagegen.

Ich habe ſelbſt eine ſchöne Sammlung von geiſtigen Handriſſen, beſonders in Landſchaften, auf meiner Rükreiſe zuſammengebracht, paſſe doch ein wenig auf, dir geht ia ſo viel durch die Hände, wenn du ſo ein Blat findeſt, woraus die erſte ſchnellſte unmittelbarſte Aeuſſerung des Künſtler Geiſtes gedrukt iſt, ſo laß es ia nicht entwiſchen wenn du's um leidliches Geld haben kannſt. Mir macht's ein beſonders Vergnügen. Deine Offenbahrung findet überall vielen, und den rechten Beifall, wegen des übrigen ſei unbeſorgt; dein Buch muß ſein und bleiben was es iſt. Meine

Grillen gehören nicht hierher, denn wenn mir auffällt daß durch den Text ſo wohl als durch deine Arbeit die raſche Geſinnung Petri worüber Malchus ein Ohr verlohr durchgehet, ſo hat das bei tauſend und tauſenden nichts zu bedeuten. Ich will auch nicht behaupten daß mein Gefühl das reinſte iſt, ich kann mich aber nicht überwinden den Inhalt des Buchs für evangeliſch zu halten. Jezt da es andre leſen und mir ſagen wie es ihnen vorkommt, ſeh ich erſt recht die trefliche Art wie du es behandelt haſt und dein poetiſches Verdienſt bei der Sache ein. Schreib mir doch wer der Rammont in Colmar iſt der an Petern noch was zu fordern hat. Ich habe endlich das Geld gekriegt und auf der Frankfurter Meſſe wird unſer Banquier auch die Schuld an Salis berichtigen, obgleich das was er von Thomas Feurern zu fordern hat, das nicht ich ſonder Lindaus Erben zu bezahlen haben, zurückbleibt.

Halte künftighin meine Briefe hübſch in Ordnung und laß ſie lieber heften wie ich mit den Deinigen auch thun werde, denn die Zeit vergeht, und das wenige was uns übrig bleibt wollen wir durch Ordnung Beſtimmtheit und Gewißheit in ſich ſelbſt vermehren. Daß du ſo geplagt biſt mit kleinen Geſchäften iſt nun einmal Schickſal. In der Jugend traut man ſich zu daß man den Menſchen Palläſte bauen könne, und wenn's um und an kömmt ſo hat man alle Hände voll zu thun um ihren Miſt beiſeite bringen zu können. Es gehört immer viel Reſignation zu dieſem ekeln Geſchäft, indeſſen muß es auch ſein.

Steiner iſt nicht zu uns gekommen, ſondern wie ich höre in Dresden. Ich habe die zwei Carolin an Herdern bezahlt der ſie ihm übermachen wird. Grüſe Bäben, ich ſchreib und ſchike ihr bald. Grüſe Frau und Kinder, und was Kayſer dir giebt ſchicke mir bald.

Adieu

G.

Dein Br. vom 26. kommt noch vor Abgang dieſes. Verdirb nichts an der Apokalypſe. Werke des Gedankens feilt und ſäubert man nie genug, aber ſo was verliert wenn du das weg nimmſt was Auswuchs ſcheinen könnte. Ich müßte zu weitläufig werden um etwas beſtimmtes zu ſagen, ich weis es ia du verſtehſt mich. Es thut dein Werk den Menſchen wohl und zeugt von dir.

Daß du mit meinem Inri nichts gemeines haſt verſteht ſich, ich dachte nicht daß dus leſen würdeſt. Es ſind ſo viel Stufen, Gruppen, Treppen und Thürgen von deiner Giebelſpize bis zu ſo einem Hauswinkelgen, die du Gott ſey Dank nie auch nur aus Neugierde heruntergehen kannſt.

Adieu! Adieu!

Der Herzog hat ſich die Haare abſchneiden laſſen, es iſt eine ganz neue Dekoration, ich will dir zum Spas die Silhouette ſchicken.

Des armen ſchleſiſchen Schaafs erbarme ſich Gott und des Lügenpropheten der Teufel.

G.

22.

Deine Briefe und Beylagen habe ich erhalten. Hier ſchicke ich dir einige neue treffliche Bogen von Hamann. Ich weiß nicht ob dich die Sache intereſſirt; auf alle Fälle wirds viel Vergnügen machen.

Deine Albrechts ſind nunmehr ſchön geordnet, Bertuch hat ſie aufgetragen und numerirt. Auf der Leipziger Meſſe hat dir der Herzog noch einige Kupfer von deinen fehlenden gekauft, worunter Marienbilder ſind die dir faſt ganz abgehen.

Suche du übrigens durch das Treiben Jehu ſo viel du kannſt von dieſer Sammlung zuſammen zu bringen; wenn du ſie auch ſchon hätteſt, ſo ſchadets nichts, es iſt vielleicht ein beſſerer Abdruck, und auf alle Fälle kann man ſie vertauſchen. Denn das verſichere ich dir, je mehr man ſich damit abgiebt, und beym Handel auf Kopie und Original acht geben muß, deſto gröſere Ehrfurcht kriegt man für dieſem Künſtler. Er hat nicht ſeines Gleichen.

Das Manuſkript das beiliegt ſind einzelne flüchtige Bemerkungen des Statthalters von Dalberg. Schreib doch wenn du Muſe haſt, deine Gedanken auf den Rand, und ſchick mirs wieder zurück. Ermuntre ihn und gieb ihm einige Winke, wo du es nöthig glaubſt — er iſt ſehr für die Phiſiognomick paſſionirt, kommt viel in der Welt herum, und kann, wie mirs vorkommt, auch von ſeiner Seite dir einigermaßen nüzlich ſeyn. Er wird das was er bey ſeinem Umgang mit der Welt zu bemerken glaubt, nach und nach aufzeichnen.

Wenn ich an deiner Statt die lateiniſche Oration halten müßte, ich gäbe mir nicht die

Mühe die du dir giebſt; ich machte den Entwurf dazu, ließ mir ſie machen, und lås ſie ab — und hielts gar nicht geheim, denn am Ende iſts doch nur ein Talent, und ich ſehe nicht ein wie man von mir pråtendiren könnte bey einer Feierlichkeit die pedantiſche Pråtenſion auszuhängen, und auf einem Inſtrument Solo zu ſpielen, das ich in zwölf Jahren nicht in die Hand genommen håtte.

Von dem Herzog ſchick mir Abdrücke ſo viel du willſt, das Kupfer iſt nun ſchon wieder etliche Schritte weiter vom Original in einen ganz fremden Charackter hinein.

Halte doch ja das was du für den Herzog und mich auslegſt in Ordnung. Meine Auslagen für dich ſind auch aufgeſchrieben; Laß uns etwa Johanni abrechnen, und auch ſo wieder ein neues Hembd anziehen.

Grüſe deine Frau und Kinder, und wenn

dein Knabe gelegentlich ſchreibſeliger wird, ſo laß mir ihn manchmal etwas von euerer Haushaltung ſchreiben, wie's ihm vor die Feder kömmt.

An Bäben gieb Inliegendes, vielleicht erhält ſie einen Brief mit der reitenden Poſt noch eh'r als du dieſes.

G.

Weimar den 1. May 1780.

Haben ſo viele Krieger im Kupfer in der linken Fauſt das Schwert, mag wohl unſer Engel den Stern auf der rechten Bruſt haben.

23.

Du biſt immer braver als man denkt, weil du doch immer das Aeußerſte thuſt — aber deßwegen noch kein Poet.

Laß mich bald hören daß du wieder wohl biſt. Ein Geiſtlicher auf dem Harz hat geweiſagt daß ihr alle untergehn ſollt vom Gotthart bis an den Mayn.

Der Fürſt v. Deſſau der dir ſelbſt ſagen will, daß er dich liebt und ſchäzt, iſt auch einer von denen die ſich jezo verwundern daß man ſich von dem falſchen Propheten die Eingeweide konnte bewegen laſſen. Alle auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menſchen, die einmal des Nachts vom Alp beſchwert worden ſind, und bey Tage ſich davon keine Rechenſchafft zu geben wiſſen.

Vielleicht ſchick ich dir ehſtens ein Portrait von dem Herzog Bernhardt aus dem hieſigen Hauſe, um mirs von Lipſen ſtechen zu laſſen. Wenn er aber, wie du ſchreibſt, balde verreiſt, ſo muß ich damit einen andern Weeg nehmen. Ich ſcharre nach meiner Art Vorrath zu einer Lebensgeſchichte dieſes als Helden und Herrſchers wirklich ſehr merckwürdigen Mannes, der in ſeiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schickſaals und der Menſchen geweſen iſt, zuſammen und erwarte die Zeit wo mirs vielleicht glüken wird ein Feuerwerk draus zu machen. Seine Jahre fallen in den dreiſſigjährigen Krieg. Sein und ſeiner Brüder Familien-Gemälde intereſſirt mich noch am meiſten da ich ihren Urenkeln, in denen ſo manche Züge leibhaftig wieder kommen, ſo nahe bin. Uebrigens verſuche ich allerley Beſchwörungen und Hocus pocus um die Geſtalten gleichzeitiger Helden und Lumpen in Nachahmung der Hexe zu Endor wenigſtens bis an den Gürtel aus dem Grabe ſteigen zu laſſen, und allenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's Bockshorn zu jagen.

Das Kupfer nach Juel's*) Bild iſt ſehr fatal. Nicht eben an der Phyſiognomie, aber mir kommts vor, als wenn ein Geiſt hätte wollen eines guten Freundes Geſtalt anziehen, und hätte damit nicht zurecht kommen können, und guckte einen aus bekannten Augen mit einem fremden Blick an, ſo daß man zwiſchen Bekanntſchaft und Fremdheit in einer unangenehmen Bewegung hin und wieder gezogen wird.

---

*) Juel war ein däniſcher Maler, der ſich um dieſe Zeit in der Schweiz aufhielt. Der Name iſt aber in der Handſchrift nicht ganz deutlich.

Die apokalyptiſche Vignetten ſind ſehr kleinlich gegen den groſen Innhalt und deine groſe Manier.

In weniger Zeit wird Herr v. Knebel der bey dem Prinzen Conſtantin iſt, und nun eine kleine Reiſe für ſich macht, zu dir kommen; du wirſt viel Vergnügen in ſeinem Umgange haben, und begegne ihm wohl.

G.

Weimar d. 5. Juny 1780.

24.

Mit Verlangen erwart' ich die Fortſezung deiner Briefe über Waſern. Biß iezt ſind nur die zwei erſten angekommen. Es geht mit dieſer Sache, wie mit allen wichtigen Begebenheiten, iedermann ſpricht davon und urtheilt drüber und niemand iſt davon unterrichtet. Lipſen erwarten wir. Du wirſt wohl thun mir etwas von dem Plane zu ſchreiben, den du mit ihm haſt, worauf er ausgeht und wohin er geht.

Mochels Urne hab' ich auch geleſen, oder vielmehr etlichemal hin und her geblättert, denn durchzuleſen war ich's nicht im Stande. Dein Lob iſt übertrieben. Wie kannſt du ſagen: Vortreflich geſchrieben? da der Verfaſſer weder Freiheit im Begriff noch im Stil hat, es ſind Seiten wo die Perioden ſo in einander geknüttet ſind, daſſ man ſie etliche mal leſen muß um zu rathen, was er will. Ich will nicht ſagen daß es ſchlecht geſchrieben, aber es iſt doch ſo eng! und an den Hauptpunkten ſind ihm die Gedanken wie weggeſchnitten. Die Armſeeligkeit ſieht, wie einzelne Felsgen aus einem groſſen See, hier aus der weitläuftigen Märte von Stuben-Experimental-Pſychologie heraus, daß man gar wohl ſchlieſſen kann, auf was vor einem Grund und Boden das Gewäſſer ruht. Kaufmannen hätte man noch weit treffender ſchildern können, und was von dir und ſeinen übrigen Freunden geſagt iſt läßt ſich noch ſehr halten, ich wollte allenfalls den Spargel ſchon tiefer aus der Erde herausgehoben haben, dieſer Ehrenmann iſt billig genug, ihn nur ſo weit er grün iſt und hervorguckt abzuſchneiden.

Herder hat wieder einen Preiß in Berlin gewonnen, wie du wohl ſchon aus den Zeitungen wiſſen wirſt. Ich hab die Abhandlung noch nicht geleſen. Es war zu gleicher Zeit in einem andern Fach einer aufgeſtellt den er auch hätte gewinnen können wenn er nur gewollt hätte.

Wieland iſt gegen dich ſehr gut geſinnt. Er hat ſeine Launen und bedenkt, ſonderlich in Proſa, nicht immer alles was er ſchreibt. Ich weis es zwar nicht, aber es iſt möglich, daß dir zu Ohren gekommen iſt, er habe in einer und der andern Stelle dich zu necken geſchienen, es iſt aber gewiß nichts als höchſtens eine Art von humoriſtiſchem Leichtſinn, der ſich dieſes und ienes ohne Conſequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu ſelbſt drüber gefragt und er hat mich verſichert daß er ſich keiner als guter Geſinnungen gegen dich bewußt ſey.

Sein Oberon wird, ſo lang Poeſie Poeſie, Gold Gold und Cryſtall Cryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.

Daß der alte Bodmer, der einen groſen Theil des zurückgelegten 18ten Jahrhunderts durchgedichtet hat, ohne Dichter zu ſein, über eine ſolche Erſcheinung wie der Schuhu über eine Fakel ſich entſezt, will ich wohl glauben. Der arme Alte, der ſich bei ſeinem ewigen Geſchreibe nicht Einmal durch den Beifall des Publici hat anerkannt geſehen, was doch weit geringern als ihm paſſirt iſt, muß freilich bei allen ſolchen Produktionen einen unüberwindlichen Ekel empfinden. Ob Oberon dir etwas ſein wird glaub ich nicht, davon iſt aber auch die Rede nicht. Von Hirzeln hab' ich den zweiten Theil ſeines philoſophiſchen Weltweiſen nicht erhalten, ſag ihm daß ich darüber betrübt bin, es iſt aber eine Lüge, denn es iſt mir ſcheuslich, was dieſer Menſch von ſich giebt.[*])

Der Prophet der euch den Untergang drohet heißt Ziehen war Pfarrer zu Zellerfeldt auf dem Harz. Er iſt vor kurzem geſtorben. Die Erdbeben die er vorausgeſagt hat ſind eingetroffen. Was ich noch von ihm geſehen habe daraus ſcheint mir ein tiefes Gefühl, aber eine kurzſinnige, durch ausgebreitete Beleſenheit nicht aufgeheiterte Combinationsart hervorzuſcheinen. Er hängt alles an einander, und citirt die Bibel wie die Evangeliſten das alte Teſtament.

Grüs deine Frau und Kinder. Ich wünſche dir herzlich wieder ein bleibendes Geſchöpf mehr ins Haus, und ihr Geſundheit und guten Muth zur Schwangerſchafft.

---

[*]) Hans Kaspar Hirzel † 1803, bekannt durch ſeine Schriften: „Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers (Kleinjogg)“ und „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweiſen.“

Schicke die Zeichnung der Dörrmaſchine. Einandermal laß uns akkordiren eh wir beſtellen. Ich dächte wir könnten das gelernt haben.

Grüs Bäben. Sie mag mir ia die Compoſition von Kayſern auf meine Waſſertropfen ſchicken. Laß dir Waſers Nachrichten angelegen ſeyn, auch eine Silhouette von ihm. Knebeln gönnſt du gewiß was du von Zeit entübrigen kannſt.

Wären wir nur um 100 Stunden näher. Schreibe mir oft daß man ſich lebendig bleibt.

Paſſe ia auf die Dürers auf.

Die Genci iſt angekommen leider ein wenig verſchoben, laß künftig die Packer aufmerkſamer ſeyn. Die Kupfer meiſt verwiſcht. Auch an den Füslis. Wofür ich dir danke. Lebe aber und abermal wohl, und laß uns einander ſtärken im Edlen, und erhalten im Licht, denn des lumpigen und dämmrigen iſt gar zu viel in der Welt.

d. 3. Juli 80.

G.

NB. Ich bin Freimaurer geworden! Was ſagt ihr dazu?

25.

Mir iſt herzlich lieb, daß du uns durch Kn. näher kommſt. Gewiß iſt, daß an ſo einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moraliſcher Exiſtenzen ſich an einander reiben, eine Art von Gährung entſtehen müſſe, die einen lieblich ſäuerlichen Geruch hat, nur gehts uns manchmal wie einem der den Sauerteig ſelbſt eſſen ſollte. Es iſt eine böſe Koſt. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderem Maal gebracht wird, gar ſchmackhaft und heilſam.

Daß du Freude an meiner Iphigenie gehabt haſt, iſt mir ein außerordentlich Geſchenk. Da wir mit unſern Exiſtenzen ſo nah ſtehen, und mit unſern Gedanken und Imaginationen ſo weit aus einander gehn, und wie zwey Schützen, die mit dem Rücken an einander lehnend, nach ganz verſchiedenen Zielen ſchießen; ſo erlaub ich mir niemals den Wunſch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten. Ich freue mich deswegen recht herzlich, daß ich auch mit dieſem wieder ans Herz gekommen bin.

Adieu. Die Dürers ſchick ich gleich wenn die, die du dazu ſchicken willſt, einrangirt ſind. Du haſt recht ich treibe die Sachen, als wenn wir ewig auf Erden leben ſollten.

Knebeln inliegendes.

Ich bin neugierig, ob du an der Apokalypſe nichts verdorben haſt. Mir iſts neulich ſo gegangen, daß ich habe aus einem Stück ein Duzzend Verſe heraus korrigirt, die ich, da es der Herzog zu ſehen kriegte, wieder reſtituiren mußte.

Grüſe Bäben. Schicke von Waſern bald. Adieu Beſter. Der Herzog grüßt.

d. 24. Jul. 80. G.

Wir werden zwar in unſerm Leben keine groſſe Phiſiognomen werden, doch thuſt du wohl, wenn du uns auch etwas mittheileſt. Bei Gelegenheit von Wielands Oberon brauchſt du das Wort Talent als wenn es der Gegenſatz von Genie wäre, wo nicht gar, doch wenigſtens etwas ſehr ſubordinirtes; wir ſollten aber bedenken, daß das eigentliche Talent nichts ſein kann als die Sprache des Genies. Ich will nicht ſchikaniren, denn ich weiß wohl, was du im Durchſchnitt damit ſagen willſt, und zupfe dich nur beym Ermel. Denn wir ſind oft gar zu freigebig mit allgemeinen Worten, und ſchneiden, wenn wir ein Buch geleſen haben, das uns von Seite zu Seite Freude gemacht, und aller Ehren werth vorgekommen iſt, endlich gern mit der Scheere ſo grade durch, wie durch einen weiſen Bogen Papier. Denn wenn ich ein ſolches Werk auch blos als ein Schnitzbildgen anſehe, ſo wird doch der feinſten Scheere unmöglich, alle kleinen Formenzüge und Linien, worinn der Werth liegt, heraus zu ſondern. Es iſt nachher noch eins, was man nicht leicht an ſo einem Werke ſchätzt, weil es ſo ſelten iſt; daß nemlich der Autor nichts hat machen wollen und gemacht hat als was eben da ſteht. Für das Gefühl, die Kunſt und Feinheit ſo vieles wegzulaſſen gebührt ihm freilich der größte Dank, den ihm aber auch nur der Künſtler und Mitgenoſſe giebt.

Was deine dickhirnſchaaligen Wiſſenſchaftsgenoſſen in Zürich betrift und was ſie von Menſchen die unter einem andern Himmel gebohren ſind, reden, bitt ich dich, ia nicht zu achten. Die größten Menſchen die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demüthig und wußten, was ſie Stufenweis zu ſchäzen hatten. Solches Kandidaten und Kloſtergeſindel ziert allein der Hochmuth. Man laſſe ſie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels ſich ein wechſelſeitiges Conzert vorraſſeln. Unter dem republikaniſchen Druck und in der Atmosphäre durchſchmauchter Wochenſchriften und gelehrter Zeitungen würde ieder vernünftiger Menſch auf der Stelle toll. Nur die Einbildung, Beſchränkung und Albernheit erhält ſolche Menſchen geſund und behaglich.

G.

Sage Kayſern, daß ich indeß auf 12 Exemplare ſubſcribire. Grüſe B.

26.

Weimar den 8. Auguſt 1780.

Die Kiſte iſt wirklich angekommen, und ich finde den Riß ſehr ſchön und gut. Er iſt juſt nicht wohlfeil, aber der Preis iſt ſo ungeheuer nicht, wie du ihn machſt. Deswegen wirſt du künftig hin ſo gut ſein und immer gleich ſchreiben, was eine Sache koſtet, damit man nicht inzwiſchen denke es gelte Haut und Haar. Nun aber bitte ich dich, denn es fehlt noch die Hauptſache, der Proceß wie es gemacht wird, wie viel Zeit man braucht, wie viel Leute dabey angeſtellt ſind u. ſ. w.

Mit groſem Verlangen ſehe ich dem Waſeriſchen Ende entgegen, nimm dich zuſammen ſo bald möglich, und ſchick mirs.

Untern den neuern Kupfern die du geſchickt haſt waren vier bis fünf Albrecht Dürers die du noch nicht beſaſeſt, und einige beſſere Abdrücke, ich hab ſie ſchon eingeordnet, und du erhältſt ſie nächſtens. Der Holzſchnitte ſind noch zu wenig. Unterdeß habe ich auch von Martin Schön und Lucas von Leiden ſehr gute Sachen die dein gehören, dieſe ſollen nach und nach auch zierlich zuſammengebracht werden, und folgen.

Ferner ſchicke ich dir mit der fahrenden Poſt das Manuſkript das der alte Bodmer verlangt hat; der Herzog hat ſich dafür bey dem Herzog von Gotha verbürgt, und es kommt ihm hauptſächlich darauf an daß du eine Sicherheit zu erhalten ſuchſt, das Buch wenn der Alte ſtirbt ohne Umſtände aus dem Nachlaſſe heraus nehmen zu können. Ueberleg es, und händige es ihm nicht anders als gegen einen Schein aus.

Knebeln iſt es im Urſern Thale ganz

wohl geworden, ich glaube er blieb drey Tage drinn.

Mit dem zweyten Portrait des Herzogs iſt es wieder ein Unglück; man verkauft doch ſonſt die groſen Herrn in den ſchändlichſten Karikaturen. Das Unglück bey dieſem iſt aber, daß es mit Geiſt in ein ganz fremdes Weſen übergetragen iſt. Die ganze Welt wünſcht nichts mehr als ein Bild vom Herrn, und wenn ich dieſe iemand anbiete, ſo iſt als wenn ſie Brod verlangten, und ich gäb Ihnen einen Stein.

Schreibe mir was vom Befinden deiner Frau. Adieu Lieber!

G.

27.

Oſtheim vor d. Rhön. Auguſt 1780.

Erſt heute erhalte ich deine Briefe vom 2ten und 9ten dieſes Monats, wir ſind in einigen entfernten Aemtern geweſen des Fürſtenthums Iſenach, und ſahen verſchiedene neue, gute und nüzliche Veranſtaltungen in der Nähe, die ſeit vergangenem Frühiahr im Werck ſind.

Das Tagewerck das mir aufgetragen iſt, das mir täglich leichter und ſchwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, dieſe Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünſcht ich's den größten Menſchen gleich zu thun, und in nichts größerm. Dieſe Begierde, die Pyramide meines Daſeyns, deren Baſis mir angegeben und gegründet iſt, ſo hoch als möglich in die Luft zu ſpizzen, überwigt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergeſſen zu. Ich darf mich nicht ſäumen, ich bin ſchon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schickſaal in der Mitte, und der Babyloniſche Thurm bleibt ſtumpf unvollendet. Wenigſtens ſoll man ſagen es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, ſollen wills Gott die Kräffte bis hinauf reichen.

Auch thut der Talismann einer ſchönen Liebe womit die St. mein Leben würzt ſehr viel. Sie hat meine Mutter, Schweſter, und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind.

Adieu Liebſter, bleibe mir nah im Geiſt. Mit den Dürers die langſam gehen, kommen Blumen und Kräuterbüſchel die ich am Weg ſammle. Laß ſie nur wenige ſehen, und nur keinen prätendirenden Schriftſteller, die Buben haben mich von ieher aus und nachgeſchrieben, und meine Manier vor dem Publiko lächerlich und ſtinckend gemacht.

Schicke mir was dich däucht.

Auf deine Offenbarung wart ich, deine Veränderungen ſollen mir Unterhaltung mit dir und ein Studium ächter Kritik ſeyn.

Herder fährt fort ſich und andern das Leben ſauer zu machen.

Der Herzog iſt ſehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann. Die Feſſeln an denen uns die Geiſter führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an andern die ſchönſte Freiheit hat.

Seitdem ich keine Phiſiognomiſche Prätenſion mehr mache, wird mein Sinn ſehr ſcharf und lieblich, ich weiß faſt in der erſten Minute wie ich mit den Leuten dran bin.

Im Phiſiognomiſchen ſind mir einige Hauptpunkte deutlich geworden, die dir wohl längſt nichts neues ſind, mir aber von Wichtigkeit wegen der Folgen.

Hab ich dir das Wort

Individuum est ineffabile

Woraus ich eine Welt ableite, ſchon geſchrieben?

Wegen des Bodm. Manuſcripts iſt es gut. Grüße B. und deine Frau.

G.

28.

Beſtelle beyliegenden Brief an Knebeln ſorgfältig, es iſt Geldswerth drinn. Ich bin dir immer nah und mir iſts wohler daß du uns näher und näher geworden biſt.

Brankoni iſt ſo artig geweſen und iſt auf ihrem Rückweg über Weimar gegangen. Ich habe ſie anderthalb Tage bewirthet, und herum geführt, u. ſ. w. Sie iſt liebenswürdig wie immer, und grüßt dich herzlich.

Wie iſt die Geſundheit deiner Frau? Leb wohl und ſchreib mir bald, es ſey was es wolle. Grüs alles. Adieu lieber Menſch!

W. an meinem 31. Geburtstag
den 25. Aug. 80.

G.

29.

Deine Schrift über Waſern iſt nunmehro ganz bey mir angekommen, und ich danke dir in meinem und vieler Menſchen Namen daß du dir dieſe Mühe geben wollen. Es iſt ein Meiſterſtück von Geſchichte und ich darf dir wohl ſagen, daß du, als Menſch, Bürger und Schriftſteller mich mehr dabey intereſſirt haſt, als der Held ſelbſt. Ich meine noch nie ſoviel Wahrheit der Handlung, ſolchen pſychologiſchen und politiſchen Gang ohne Abſtraktion beyſammen geſehen zu haben; und eins von den größten Kunſtſtücken, das dich aber die Natur und der Ernſt bey der Sache gelehrt hat, iſt iene anſcheinende Unparteylichkeit, die ſogar widrige Fakta mit der größten Naiveté erzählt, iedem ſeine Meinung und ſein Urteil frey zu laſſen ſcheint, da ſich doch am Ende jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu ſeyn. Du haſt in allem Sinne ſehr wohl gethan in dieſer Sache auch ein Wort mit zu reden, es iſt ein ſchön Monument für die Nachkommenſchaft und dein Vaterland hat dafür Dank zu ſagen. Was das groſſe Publikum betrift, ſo hätte es um deſſentwillen weniger bedurft, alle honnette Leute, die außerordentlich für Waſern portirt ſind, haben gleich kreuzige! geſchrien, ſo bald ich ihnen verſicherte, er habe noch neben her geſtohlen und falſche Obligationen gemacht, auf dieſes hat man ihn ohne weiters dem Henker übergeben und die Herren von Zürich völlig entſchuldiget und ſo thu' ich deinen Willen indem ich den Beſten das Manuſcript vorleſe, und den andern einen Auszug erzähle, der nach ihrem

Sinne iſt. Ueber den Menſchen ſelbſt iſt nichts zu ſagen. Ich wenigſtens habe mit der Beſchreibung davon genug, und ergötze mich am Anſchauen deſſelben wie an der Beſchreibung und Abbildung eines andern Meerwunders ohne ihn klaſſifiziren oder drüber pragmatiſiren zu wollen. Schlözer ſpielt eine ſcheußliche Figur im Roman, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch ſein ganzer Briefwechſel die Unternehmung eines ſchlechten Menſchen iſt.

Ich danke dir für den Thomas Morus, er iſt ganz vortrefflich gezeichnet. Wollte Gott Lips hätte bey ſeinem ſchönen Talent auch einen ſolchen Sinn an der Natur. Meine Iphigenie mag ich nicht gern, wie ſie jezo iſt, mehrmals abſchreiben laſſen, und unter die Leute geben, weil ich beſchäftigt bin, ihr noch mehr Harmonie im Stil zu verſchaffen und alſo hier und da dran ändere. Sei ſo gut und ſag das denenienigen zur Entſchuldigung, die eine Abſchrift davon verlangten. Ich habe es ſchon öfters abgeſchlagen.

Lebe wohl lieber Menſch und fahre fort mit uns zu leben. Knebel iſt angekommen, und hat dich wieder recht lebhaft zu uns gebracht. Adieu. Schreib mir auch einmahl wieder einen ausführlichen Brief.

d. 13. Oktbr. 80.

G.

Eben erhalt ich deinen Brief vom 30. 7br. Für die Schöne und dich iſt mir's leid daß ihr euch nicht geſehn habt. Es iſt eine ſchöne Sache ums ſehn. Wollte Gott ich wäre dir die Hälfte näher und könnte alle Jahr dich einmal acht Tage haben.

Daß du über mich glauben magſt ohne

zu ſehn iſt mir ſehr lieb. Du wirſt auch wenig ſehn. Gewiß auch haſt du recht daß der Gedanke im Menſchen das Beſte iſt von dem Capital, das er doch hat und wie mit wuchern möchte, um es aufs tauſendfältige zu treiben, es entſtehe draus Gewinnſt oder Verluſt.

Den guten Lands und Hausvater würdeſt du näher, mehr bedauern. Was da auszuſtehn iſt ſpricht keine Zunge aus. Herrſchaft wird niemand angebohren, und der ſie ererbte, muß ſie ſo bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er ſie haben will, und bitterer.

Es verſteht dieß kein Menſch der ſeinen Würkungskreis aus ſich geſchaffen und ausgetrieben hat.

Danke für die SilhouettenAuslegung,

hier iſt wieder eine. Du thuſt mir eine Wohlthat, ich ſchicke dir wenn du mir antworteſt manchmal ſolch ein Geſicht. Ich hab ohne Beſtimmtheit unendlich ähnlich Gefühl zu dem deinen.

30.

Auch wieder lieber Bruder einige Worte nach dem A. B. C.

a) Die Kupfer die noch hier ſind, wäre mir lieb wenn du ſie dem Herzog überlieſeſt, er ſammlet iezt und hat ſchöne Freude und Sinn dran. Für dich ſind unter der ganzen Menge höchſtens ein halb Duzzend Lukas von Leyden ſchäzbaar. Dagegen will ich dir die Albrecht Dürer was mir in die Hände kommt ausantworten.

b) Gott ſeegne dich für deine Freude an meiner Künſteley. Ich kanns nicht laſſen ich muß immer bildeln.

c) Deine Waſeriſche Geſchichte gehört eben recht dir, weil ſie ſo aus Noth dem innerſten entriſſen iſt.

d) Lies doch wo du Zeit findeſt das

Diarium der Revolution in Neapel durch Maſaniello; wenn du es noch nicht kenneſt. Dir gewiß wie mir unſchäzbar.

e) Das von Herdern kenn ich nicht.

f) Haſt du denn ſelbſt eine Iphigenie?

g) Laß mir wo möglich durch Bäben ein näher Wort ſagen wie dir iſt. L. Br. laß uns immer näher zuſammenrücken. Die Zeit kommt doch bald wo wir zerſtreut werden, in die Elemente zurückkehren aus denen wir genommen ſind.

h) Täglich wächſt der Herzog und iſt mein beſter Troſt.

i) Was thuſt du für Gera? Du Treiber.

k) Ich ſammle neuerdings zur Mineralogie, will mir dein Bruder Docktor etwas von ſeinem Ueberfluß zukommen laſſen, ſo macht mirs viel Vergnügen. Kannſt du mir ſonſt ſo was ohne viel Umſtände verſchaffen, ſo thus. Es müßte wohl eingepackt nach Frankfurt an meine Mutter mit einem Fuhrmann geſchickt werden, daß das Porto nicht ſo hoc[illegible]käme.

l) Dank für die Worte über die Silhouette. Es iſt eine edle Seele und liebt dich wie man lieben kann. Schick mir doch dein Bild für ſie, ich hab ihr meins geborgt.

m) Grüſe Frau und Kinder und alles.

n) Schreib mir immer es ſey was es wolle.

o) Gieb meine Sachen der Bäben die weiß womit hin.

Adieu!

den 3. Nov. 80. Goethe.

31.

1781.

Du haſt deinen Huſten wieder? wie gehts —

Ich bin auch zeither kranck, meiſt ohne es zu ſagen, daß niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Ich halt es offt mit den Zähnen wenn die Hände verſagen. Sonſt geht alles recht gut, die Herzoginn giebt uns Hoffnung zu einem Prinzen, der Herzog wächſt ſchnell, und iſt ſich ſehr treu.

Ich lade faſt zu viel auf mich, und wieder kan ich nicht anders. Staatsſachen ſollte der Menſch der drein verſetzt iſt ſich ganz wiedmen, und ich möchte doch ſo viel anders auch nicht fallen laſſen.

Den 19. Febr.

Soweit war ich als dein Brief kam. Du haſt den C. geſehen, laß mir doch durch Bäben wenigſtens etwas ausführliches ſagen, es iſt dächt ich der Mühe werth.

Die lezten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienſte der Eitelkeit zugebracht. Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen offt eigne und fremde Noth. Ich tracktire dieſe Sachen als Künſtler und ſo gehts noch. Reime, bey dieſer Gelegenheit gemacht, ſchickt dir vielleicht Kayſer. Wie du die Feſte der Gottſeligkeit ausſchmückſt, ſo ſchmück ich die Aufzüge der Thorheit.

Kayſer läßt ſich gut an, ich hoffe ſein Leben hier ſoll ihn geſchmeidiger machen. Er hat Gelegenheit in ſeiner Kunſt manches zu ſehen und zu hören.

Uebrigens wollte Gott daß wir nicht ſo weit auseinander wären! Adieu lieber Bruder antworte mir bald. Grüſe Frau und

Kinder und Pfenningern. Bäben ſchreib und ſchick ich nächſtens, ſie ſoll mir meine Sachen wieder ſchicken, es ſind die einzigen Abſchriften.

G.

32.

Den 18. März 1781. Die Stille von Sonntagsfrüh will ich benutzen um mich mit dir mein Lieber zu unterhalten.

Was du mir in dem Brutus ſchenkteſt haſt du wohl gewußt. Ich danke dir tauſendmal. In der Mäßigkeit und Mittelmäßigkeit des Lebens tritt eine ſolche Erſcheinung ungeheuer würkend auf. Wir legens aus, daß es der Moment ſey wo er den Geiſt ſieht. Iſt's ſo gemeynt? Deine Auslage erſez ich mit Freuden.

Auf die überſchickten Gemählde wart ich mit Schmerzen, das Groſe iſt ſo ſelten. Halten wir die Trümmer der Statuen ſo wehrt, klauben wir ſie aus dem Greuel der Verwüſtung und der Reſtauration ſo ängſtlich hervor, warum nicht Gemählde.

Es iſt mir leid daß dir in meinem didacktiſchen Briefe etwas mißfallen hat. Ich habe die Art wenn eine Sache auseinander zu ſezzen iſt grade mit dem Schwerdt drein zu gehn, es offt zu ſcharf, und nicht immer fein genug zu nehmen. Zu dieſem Fehler bekenn ich mich im allgemeinen, ziehe auch in dieſem Falle das ab, und zweifle nicht an meinem Glauben an dich Ganzen.

Du machſt mir wohl da du ſagſt daß du geſund ſeyſt. Erhalt uns Gott lange auf dieſer ſchönen Welt, und in Krafft ihr zu dienen und ſie zu nutzen. Mit mir ſtehts auch gut. Beſonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiſte fallen mir täglich Schuppen und Nebel daß ich denke er müßte zulezt ganz nackend daſtehn, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug.

Die Mannsſilhouette will mir verſtändig, wohl einſehend, feſt, fein, und kältlich ſcheinen. Sag mir mehr und recktifizire, fern von dir und deinem Einfluß lern ich täglich zurück.

Caglioſtro iſt immer ein merkwürdiger Menſch. Und doch Stock Narr mit Kraft, und Lump ſo nah verwandt. Ich darf nichts drüber fragen. Ich bin über dieſen Fleck unbeweglich. Doch laſſen ſolche Menſchen Seiten der Menſchheit ſehen, die im gemeinen Gange unbemerkt blieben.

Daß du meiner mit Br. im Guten gedacht haſt erfreut mich. Das gewiſſe Andenken guter Menſchen hat einen gröſern Einfluß auf unſer Leben, Charackter und Schickſaal als man ſonſt den Sternen zuſchreibt.

Ueber Peter im Baumgarten ein beſonderes Blätgen das du an Tſcharner ſchicken kannſt.

Haſt du des alten Königs Schrift über die D. Litteratur geleſen und was ſagſt du dazu? Leſſings Tod hat mich ſehr zurückgeſezt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn.

Nun weis ich bald nichts mehr.

Kayſer iſt recht gut hier, er hört und ſieht viel Muſick und Menſchen. Ich habe Abſichten mit ihm, davon mehr wenn ſie reiſer ſind.

Grüs Bäben! Ihr bin ich lange einen Brief ſchuldig. Leb wohl. Grüs Frau und Kinder und ſage mir etwas von ihnen.

Nun fang ich wieder an zu leben da um mich herum alle Knospen ſich zu regen anfangen. Adieu. Nochmals Dank für den Brutus.

G.

33.

Zum Morgengruß erhalt ich deinen Brief vom 31. März.

In dem Buche des Erreurs et de la vérité das ich angefangen habe, welche Wahrheit! und welcher Irrthum! Die tiefſten Geheimniſſe der wahrſten Menſchheit mit Strohſeilen des Wahns und der Beſchränktheit zuſamen gehängt.

In der Silhouette hätt ich ſo viel innerliches nicht geſucht, mehr ſinnliches.

Wenn ich vom alten König höre iſt mirs als wenn mich der Prediger auf einen hohen Berg führte, und mich dort einen Trauerblick auf die Menſchen und ihre Herr-

Univ. Bibl.
München

lichkeit thun hieſe. Dem Kayſer gönne ich allen Seegen. Gieb acht! gieb acht! ſein Kopf ſteht gut. Irr ich nicht ſehr, ſo fehlts am Herzen, das zum groſen Menſchen, zur That wie zur Kunſt, unentbehrlich iſt, und durch Vernunft nicht zu erſezzen iſt.

Die nächſten Wochen des Frühlings ſind mir ſehr geſeegnet, ieden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die ſtille, reine, immer wiederkehrende Leidenloſe Vegetation tröſtet mich oft über der Menſchen Noth, ihre moraliſchen noch mehr phiſiſchen Uebel.

Haſt du bey deiner Reiſe durch Colmar auf einen jungen Grafen Wartensleben geachtet, ſeine Mutter ſchrieb dir einmal über ihn? Sag mir etwas was du dich von ihm erinnerſt.

Die Gemähl̈de erwart ich alſo ſtündlich von Leipzig und freue mich ſehr darauf. Grüß Frau und Kinder.

den 9. Apr. 81. G.

34.

Wenn ich ein Quartblat von dir ſehe, ergözze ich mich iederzeit, Dank für deine beyden Briefe.

Ueber die Gemählde möcht ich wohl gegenwärtig mit dir ſprechen wie über vieles! Warum ſind wir ſo ferne.

Daß dir meine Büſte lieb war macht mir groſe Freude um meinet und des Künſtlers willen. Der Herzog ſchickt ſie dir, wie auch den crayonirten Kopf — ſag ihm etwas über Beydes.

Ja lieber Bruder du könnteſt mich ſchon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen, was könnte nicht die Liebe des Alls wenn es lieben kann wie wir lieben. In mir reinigt ſichs unendlich, und doch geſteh ich gerne, Gott und Satan, Höll' und

Himmel, die du ſo ſchön bezeichneſt, in mir Einem. Oder vielmehr, mein lieber, mögt ich das Element woraus des Menſchen Seele gebildet iſt, und worin ſie lebt, ein Fegfeuer nennen, worinn alle hölliſchen und himmliſchen Kräfte durcheinander gehn und würcken.

Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeſchichte kann ich dir nichts ſagen, das Facktum iſt wahr. Eigentlich iſts eine verlegne und verjährte Geſchichte, eine Albernheit, die du am beſten ignorirſt. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, ſo könnt ich dir wohl das nähere ſagen, es iſt aber nicht der Mühe werth. Sehn wir uns wieder und es fällt dir ein, ſo frage. Da du mich kennſt, sollteſt du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtſinnig trunkne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und beſonders gegen den Geruch von Prätenſion wüthen, ſind dir in mir zu wohl bekannt. Und die nicht ſchonenden launigen Momente voriger Zeiten weist du auch.

Viel von dieſem allem wird verſchlungen in thätiger Liebe. Vielleicht von den Erreurs de la vérité ein andermal mehr. Möchteſt du mir auch von deinem innern etwas entdecken!

Tobler iſt gar lieb, ich kann offen gegen ihn ſeyn. Knebel hat ihm Quartier gegeben. Es wird dir auch wohl thun durch ihn von uns zu hören. Er erinnert mich in Momenten recht lebhafft an dich. Beſonders wenn er munter und ſcherzhaft wird.

Iſts wahr, was ich in den Zeitungen leſe, daß der Abbt Raynal den drey erſten Eidgenoſſen auf der Imgrütlins Wieſe ein Monument will aufrichten laſſen? Der 30. Fus hohe Obelisk wird ſich armſelig ausnehmen zwiſchen der ungeheuren Natur. Was ſich der Menſch doch mit ſeiner Nadelſpizze von Marmor einbildet, ich hoffe es ſoll nicht zu Stande kommen. Ihr Monument iſt eure Conſtitution.

Adieu liebſter der Menſchen. Spreche manchmal einen Seegen auf meine Büſte, daß ich auch das genieſe. Schreibe mir viel, und ſtihl dir eine Viertelſtunde für mich. Ich heiſe Legion, du thuſt vielen wohl wenn du mir wohl thuſt.

den 7. May 1781.

G.

35.

Ehe ich auf einige Zeit von hier weggehe, muß ich dir noch einmahl ſchreiben. Zuförderſt danke ich dir, du Menſchlichſter, für deine gedruckten Briefe. Es iſt natürlich daß ſie das Beſte von allen deinen Schrifften ſeyn müſſen. Wie du vorausgeſehen haſt, nehmen dir viele, und auch gute Menſchen, dieſen Schritt übel, doch du weiſt am beſten was du thun kannſt, und fühlſt wohl daß dir erlaubt iſt was keinem. Das Menſchliche und dein Betragen gegen Menſchen darinnen iſt höchſt liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders leſe als du ſie geſchrieben haſt, daß ich den inneren Zuſammenhang der manichfaltigen Aeußerungen erkenne. Denn für den eigentlichen Menſchenverſtand, was man gewöhnlich ſo nennet, und worauf eine gewiſſe Gattung von Köpfen die andere modelt, iſt und bleibt auch hierinn wie in allen deinen Sachen, manches unverſtändlich. Selbſt deinen Chriſtus hab ich noch niemals ſo gern als in dieſen Briefen angeſehen und bewundert. Dein 122. Brief über dich ſelbſt iſt vortrefflich, und du verfehlſt deines Endzweckes nicht, dich durch dieſe Aeuſerungen deinen Freunden und Liebſten immer näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erſcheinen.

Deine Poeſien, davon mir Reich ein Ex. verehrt hat, ſind auch mir als Aufſchluß deines Innerſten, und als Bild deines äuſern Lebens ſehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht haſt du ſie deinen Freunden gewidmet, denn ſie ſchlieſſen ſich ſo an deine Individualität an, daß niemand der dich nicht liebt, und nicht kennt, eigentlich was damit zu machen weiß.

Unſer Bildhauer hat eine vortreffliche Büſte von Herder gemacht, davon dir auch ein Abguß zugeſchickt werden ſoll. Du wirſt, auch ohne ihn zu kennen, an ihrer wahren Unwahrheit wieder deine groſe Freude haben.

Was die geheimen Künſte des Calioſtro betrifft, bin ich ſehr mistrauiſch gegen alle Geſchichten. Glaube mir, unſere moraliſche und politiſche Welt iſt mit unterirdiſchen Gängen, Kellern und Cloacken miniret wie eine groſe Stadt zu ſeyn pflegt, an deren Zuſammenhang, und ihrer Bewohnenden Verhältniſſe wohl niemand denckt und ſinnt, nur wird es dem, der davon einige Kundſchafft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einſtürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht, und hier wunderbare Stimmen gehört werden.

Ich habe der Schultheß den Anfang eines

neuen Dramas geſchickt, lies es auch wenn du Zeit findeſt, und zeigt mir es ſonſt niemand. Tobler wird dir geſchrieben haben ſeitdem er von uns weg iſt, wir haben ihn gar lieb gewonnen, und es iſt ihm bey uns ſo wohl geweſen, als unter ſeinen Umſtänden möglich war.

Grüſe deine Frau, und gedenckt meiner am braunen Tiſche. Grüſe auch Pfenninger und die Orells.

Schließlich bitte ich dich fortzufahren, mir mit deinem Geiſte und deiner Art wohl zu thun und nüzlich zu ſeyn, und mir, wenn du etwas über, vor, oder wider mich weiſt, es nicht zu verheelen, ſondern wie bisher, und wo möglich noch mehr, eine gute und lebendige Wirckung unter uns zu erhalten.

Weimar den 22. Juny
1781.
G.

36.

Arbeiten und Zerſtreuungen haben mich abgehalten dir früher für deinen Brief zu danken.

Ich bin geneigter als iemand noch eine Welt außer der ſichtbaren zu glauben und ich habe Dichtungs= und Lebenskraft genug, ſogar mein eigenes beſchränktes Selbſt zu einem Schwedenborgiſchen Geiſteruniverſum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das alberne und eckelhafte menſchlicher Erkremente durch eine feine Gährung abgeſondert und der reinlichſte Zuſtand in den wir verſezt werden können, empfunden werde.

Das mir überſchickte Portrait gefällt mir ausnehmend wohl, und zeigt von einem männlichen Mahler. Es iſt wohlgeſehen und wohl angelegt, Schade daß er nicht Zeit gehabt hat es weiter auszuführen.

Der Charackter ſcheint mir ſprechend und die Stellung gut gemahlt zu ſeyn. Nur hat es mich wundern müßen, daß einige unbefangene Perſonen, und beſonders ein Kind, das ſehr wohl organiſirt, und in allen ſeinen Urtheilen über ſinnliche Dinge höchſt zuverläßig iſt, es nicht erkannt haben. Ich machte darüber meine Betrachtungen, beſonders da der Knabe auf einige verwandte Geſichter rieth, und ich glaube es liegt vorzüglich in der Farbe und in der mehreren Männlichkeit und Stärke der Züge die das Original freilich nicht hat. Genug es gefällt mir ſo wohl, daß ich es für mich behalten werde und danke dir alſo auf das Beſte dafür.

Knebel iſt hier weg und wird ſich dieſen Winter bey den Seinigen aufhalten. Er iſt die Urſache daß Tobler ſo lange gezögert hat. Dieſer wird nun bey dir angelangt ſeyn und dir mehr von uns erzählen können und mögen als in vielen Briefen ichs nicht thun könnte, und dürfte. Ich wünſche daß es ihm bey euch wohl gehen möge, welches, da er durch den Genuß der weitern Welt ziemlich verwöhnt ſeyn mag, vielleicht im Anfange ſchwerer halten wird.

Mit dem nächſten Poſtwagen geht an B. der vollendete zweyte Act meines Taßo ab. Ich wünſche daß er auch für dich geſchrieben ſeyn möge.

Die Unruhe in der ich lebe läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten bleiben, und ſo ſehe ich auch noch nicht den Raum vor mir die übrigen Acte zu enden. Es geht mir übrigens wie es den Verſchwendern geht, die in dem Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überſpannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichſam von einem Geiſte des Widerſpruches außer ſich geſezt, ſich in neue Verbindungen von Unkoſten zu ſtürzen pflegen.

Auf deinen Pilatus bin ich ſehr begierig, ſchicke wenn du kannſt und willſt ein Stück davon.

Die Frau von der Lühe habe ich in Gotha geſehen. Sie findet ſich nach ihrer Art daſelbſt wohl. Er iſt eine ſehr gute Art Menſchen, verſtändig und gewißenhafft. Man legt ihm keine Hinderniße bey ſeiner Erziehung in den Weg, und der Herzog beträgt ſich auf das Beſte gegen ihn.

Auf unſerer Zeichnungsakademie habe ich mir dieſen Winter vorgenommen mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menſchlichen Körpers durchzugehen, ſowohl um ihnen als mir zu nuzen, ſie auf das merckwürdige dieſer einzigen Geſtalt zu führen und ſie dadurch auf die erſte Stufe zu ſtellen, das bedeutende in der Nachahmung ſichtlicher Dinge zu erkennen und zu ſuchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran ſich alles Leben und alles menſchliche anhängen läßt, habe dabey den Vortheil zweimal die Woche öffentlich zu reden, und mich über Dinge die mir werth ſind mit aufmerkſamen Menſchen zu unterhalten. Ein Vergnügen welchem man in unſerm gewöhnlichen Welt-, Geſchäfts- und Hofleben gänzlich entſagen muß. Diejenigen Theile die abgehandelt werden, zeichnet alsdenn ein ieder und macht ſie ſich zu eigen. Dabey habe ich mir vorgenommen das Wort Phiſiognomik und Phiſiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem jeden einleuchten zu laßen.

Vielleicht kann dir etwas von dem was ich bey näherer Betrachtung der thieriſchen Oekonomie bemerke, zu deinen Arbeiten in der Folge einen nüzlichen Beytrag geben.

Weimar den 14. Nov. 1781.

G.

37.

Du hatteſt l. Bruder eine Abſchrifft meiner Iphigeni für den General Koch verlangt, ich ſchlug es ab, weil ich ſie noch einmal durchgehn wollte, dieß iſt, zwar leider nach meinen Umſtänden nur flüchtig geſchehen.

Gegen Weynachten kann eine Abſchrifft fertig ſeyn. Willſt du ſie nun an den General ſchicken? oder ſoll ich es thun?

Im lezten Fall ſchreibe mir wo er ſich aufhält, ſeinen Tittel, ob er die Exzellenz hat ꝛc. daß man mit einem ſolchen Fremden in Curialibus nicht anſtoſe. Lebe wohl, ſchreibe mir bald und liebe mich. Mit meinem Leben rückt es ſtarck vor, und ich fange nun bald an zu begreifen warum wir, ſobald wir uns hienieden einzurichten angefangen haben, wieder weiters müſſen. Tauſendmal Adieu.

d. 26. Nov. 81. G.

38.

Deinen Brief erhalte ich ſo eben, und da ich daraus ſehe, daß deine franzöſiſche Phiſiognomick bald fertig werden wird, bewegt mich dies, dir gleich wieder zu ſchreiben. Habe die Güte mir zwölf von den erſten Exemplaren zuſchicken zu laſſen, ich getraue mir dieſe, vielleicht noch mehrere abzuſezzen. Nur wünſche ich freilich ſie gleich zu Anfang zu haben wenn das Buch herauskommt und Senſation macht.

Tobler wird dich näher zu uns bringen als viele Briefe nicht thun würden. Man iſt niemals im Stande, dem Freunde das von ſich zu ſchreiben, was ihme am intereßanteſten wäre, weil man eigentlich ſelbſt nicht weiß, was an einem intereßant iſt.

Grüße Toblern und Pfennigern recht herzlich.

Den Taſſo werdet ihr nun haben.

Von Knebels Hegire hat wohl Tobler geſprochen.

Lebe wohl, ſchreibe und ſchicke bald.

Weimar den 3. Dez. 1781. G.

39.

Der Fürſt Deſſau, der uns heute ſehr angenehm überraſchte, hat ſich wie ich hoffte ſehr gut mit dir gefunden, ich gönne dir, daß du dieſen merkwürdigen Sterblichen auch haſt kennen lernen. Da die Nachricht kam du ſeyſt in Frankfurt ſagte die Herzoginn er kommt gewiß, der H. er wird wohl kommen, und ich ſagte ich glaub es nicht. Leider war meine Divination die richtigſte. Schön, ſehr ſchön wäre es geweſen. Nun es konnte wohl nicht ſeyn.

Du verwendeſt und verthuſt manchen Augenblick, gönne mir auch über Menſchen und Sachen, die du auf dieſer Reiſe geſehn haſt, ein Wort, ich verdiens und brauch es. Ich muß wieder eine Anmuthung von dir haben wie mir der Fürſt heute gegeben hat.

Da ich zwar kein Widerkriſt, kein Unkriſt, aber doch ein dezidirter Nichtkriſt bin, ſo haben mir dein Pilatus und ſo weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und ſeine Kinder ſtellſt. Deinen Pilatus habe ich ſogar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb um mich länger als eine Stunde damit amüſiren zu können.

Drum laß mich deine Menſchenſtimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht.

Von mir hab ich dir nichts zu ſagen als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts ſuche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.

Damit du einen Faden habeſt, ſo bitt ich dich um Worte über

Prinz Ferdinand
Erbprinz von Hanau.
Marckgraf v. Baden.
Marckgräſinn.
Edelsheim.
Fürſt v. Deſſau vor allen.
Seinen Sohn.
Walterſee.
Pfeffel.
Lerſé.
Calioſtro.
Brankoni.
Bode.
Frau von Diede.
Etwa iemand neues ꝛc.

Treibe Tiſchbein daß er mir balde näher antwortet. Der Herzog von Gotha iſt ungeduldig zu wiſſen wie und wann er nach Italien gehn will.

Segne ihn noch recht ein auf Treue und Wahrheit, Reinheit und Reinlichkeit.

Ich möchte gerne das Portrait das er von dir gemacht hat, behalten.

Lebe wohl und gedenke meiner in Liebe.

W. d. 29. Jul. 82 G.

40.

Lieber Bruder. Knebel liebt dich ſo zärtlich als man kan, und nimmt weit nähern Antheil an den zartgeſponnenen Saiten deines Weſens als mir ſelbſt, bey meiner rohern Natur nicht gegeben iſt. Er hat mir zuerſt nach ſeiner Rückkunft mit ſehr treffender Wahrheit verſchiedene Dinge an dir, mit denen ich nicht recht ſtimmen kan, ſo ſchön zurecht gelegt, daß ich ſeit der Zeit inniger mit dir bin als iemals — und ſeine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtung vieler Schatirungen in dir geholfen; der ich mir ſelbſt überlaſſen gewiſſe Strahlenbrechungen zu ſtarck und andere zuwenig ſehe.

Wenn dir recht iſt was ich dir hier ſende, o fahr ich fort; ich muß meinen Ton halten, unſre beyde zu vermiſchen geht nicht, aber ſo nach einander mags ſeine Würkung thun. Gott erhalte dich.

Ich bin dein immer bewegter, im höchſten und niedrigſten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener

den 23. Aug. 82. G.

41.

Weimar den 4. Oktober 1782.

Vor das viele Gute was du zeither an uns gethan haſt, habe ich dir noch nicht danken können, und auch iezo habe ich nicht ſo viel Sammlung um dir etwas dagegen von dem meinigen zu geben, denn daß man immer von dir empfängt biſt du gewohnt.

Die kurze Schilderung der Perſonen die du auf deiner Reiſe im Fluge berührteſt, hat mir viele alte Bekanndtſchaften neu und mich auf unbekante aufmerkſam gemacht. Was du von dem Fürſten von Deſſau ſagſt beſtätigt mein Verhältniß zu dieſem würdigen Manne noch mehr. Zwar ſind wir bisher einander noch nichts geworden, und ich bin alle Tage auch gegen gute und trefliche Menſchen weniger andringend, genug wenn man weiß daß eine ſchöne und große Natur irgendwo exiſtirt, und daß man ſie, wie es ſo tauſendfältig geſchieht, nicht verkennt.

Der erſte Theil deiner Bekenntniße, wie ich ſie nennen will, hat mir großes Vergnügen gemacht. Es iſt immer ſehr intereſſant dergleichen zu leſen, ob ich gleich wieder dabey die Bemerkung gemacht habe, daß wenn ich ſo ſagen darf, der Leſer eine eigene pſychologiſche Rechnungsoperation zu machen hat um aus ſolchen Datis ein wahres Facit heraus zu ziehen. Ich kann meine Idee iezo nicht auseinander legen, nur ſo viel davon: Das was der Menſch an ſich bemerkt und fühlt, ſcheint mir der geringſte Theil ſeines Daſeyns. Es fällt ihm mehr auf was ihm fehlt, als das was er beſizt, er bemerkt mehr was ihn ängſtiget, als das was ihn ergözt und ſeine Seele erweitert; denn in allen angenehmen und guten Zuſtänden verliert die Seele das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, wie der Körper auch und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an ſich erinnert; und ſo wird meiſtentheils, der über ſich ſelbſt und ſeinen vergangenen Zuſtand ſchreibt, das enge und ſchmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Perſon, wenn ich ſo ſagen darf, zuſammenſchrumpft. Hierzu muß erſt wieder das, was wir von ſeinen Handlungen geſehen, was wir von ſeinen Schriften geleſen haben chymiſch hinzugethan werden und alsdann entſteht erſt wieder ein Bild des Menſchen, wie er etwa mag ſeyn oder geweſen ſeyn. Dieß von vielen tauſend Betrachtungen Eine.

Daß du mir in deinem Briefe noch einmahl den innern Zuſammenhang deiner Religion vorlegen wollteſt, war mir ſehr willkommen, wir werden ia nun wohl bald einmal einander über dieſen Punkt kennen und in Ruhe laßen. Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz eines ieden lebenden Weſens auch ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenfliken kann; und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft. Mein Pflaſter ſchlägt bey dir nicht an, deins nicht bey mir, in unſers Vaters Apotheke ſind viel Recepte. So habe ich auf deinen Brief nicht zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu ſtellen habe ich vieles. Wir ſollten einmahl unſere Glaubensbekenntniße in zwey Columnen neben einander ſezen und darauf einen Friedens= und Toleranzbund errichten.

An Tiſchbeinen habe ich heute geſchrieben und ihn an dich gewieſen. Du wirſt meinen Brief wohl verſtehen, aber er nicht ganz; ich kann ihm weder gewähren noch verſchaffen, was er gerne mögte, denn der Herzog von Gotha ſiehts anders an und hat ſeine feſtgeſezten Begriffe über die Sache, auf die ich weiter nicht wirken kann. Rede ihm ia zu, daß er ſich beſonders gegen Reifenſteinen leidlich beträgt, denn dieſer Mann hat Einfluß auf die Großen. Freylich mag dem guten Tiſchbein, der Gott ſey Dank in weltlichen Dingen noch nicht geübt iſt, ſo ein Verhältniß ganz und gar fatal und unerträglich ſcheinen; indeß iſt immer beſſer er weiß ſo etwas voraus, und richtet ſich einigermaßen darnach, als daß er in ſeinem Weſen hingeht und wir in einem halben Jahr den Lärmen haben. Es wird ohnedies nicht ganz ohne alles abgehen; du weißt es am beſten lieber Bruder, daß wo Menſchen zuſammen zu ſchaffen haben, es mehr oder weniger Friktion giebt. Je älter man wird deſto gewißer ſieht man das wie und wo voraus und kann ſie doch weder bey ſich ſelbſt noch andern immer, ſo gerne man wollte verhüten. Beſonders treib ihn daß er fortkommt, denn der Herzog iſt ſchon über das Zaudern und über meine Vorſtellungen, die ich nicht geſpart habe, verdrießlich. Wenn wir unter einander etwas haben, ſo können wir herüber hinüber markten, ein großer Herr will gehorcht ſeyn. Sie ſind nicht alle wie der Herzog von Weimar, der ieden gerne auf ſeine Weiſe das Gute thun läßt und doch daran Theil nimmt. Adieu Bruder! Ohne Berührung ſagſt du iſt keine Religion;

ohne Berührung iſt keine Freundſchaft. Lebe herzlich wohl alter Chriſte und grüße Bäben.

G.

Sag mir doch gelegentlich ein Wort über das Portrait Karls des fünften von Albrecht Dürer, das du bey Merck geſehen haſt, wir haben es gegenwärtig hier. Es iſt ganz herrlich, ich mögte auch dich drüber hören.

42.

Frau von Langefeld mit ihren beyden Töchtern und Hr. v. Beulwiz aus Rudolſtadt werden dir l. Bruder Kraft dieſes empfohlen, und das Maas des Guten was du ihnen geben willſt und kannſt, deinem Gefühle und den Umſtänden überlaſſen in denen ſie dich antreffen werden.

Weimar d. 7. Apr. 83.

G.

43.

Ohne Datum.

Sonntag Nachts. Ich will wenigſtens wieder einmal einen Brief an dich anfangen, daß wir uns nur einmal wieder berühren. Eine herrliche M[illegible]nacht! ich bin über die Wieſe nach me[illegible] Garten eben herausgegangen, habe [illegible] in Nachtdämmer gelezt und denke an [illegible] — Lieber Br. daß du juſt ſo geplag[illegible] mußt zur Zeit da ich ſo glücklich bin, da mir das Schickſal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig ſey, eine würkende Entfaltung für die Zukunft. Gute Nacht.

Montag d. 26. Heut iſt deine Büſte von Frankfurt angekommen glücklich, hat mir viel Freude gemacht. Hier haſt du einen Schatten vom Herzog. — Ich fühl' erſt iezo wie weit wir aus einander kommen ſind, ich kann dir nichts ſchreiben. Reſultate und Abſtraktionen mag ich nicht, Geſchichten und Einzelnheiten kann ich nicht.

Freytag d. 30. Ich will dir nur das grade ſchicken. Denn mehr kann ich doch jezt nicht ſagen. Grüs Bäben, Dank der Herzlichen für Ihren Brief. Hier ein paar Zeilen meines Gefühls auf dem Türinger Walde geſchrieben d. 3. Aug. Morgends unter dem Zeichnen.

Dem Schickſaal.

Was weis ich was mir hier gefällt
In dieſer engen kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergeſſen hier
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet
Und, ach ich fühls, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb du gabſt uns das Gefühl:
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,

Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maas getroffen
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Ade, grüs Kayſern, dank ihm für die Muſik. Denkt denn dein Wibele noch an mich und hat ſie mich noch lieb. Der Gr. Wartensleben hab ich gerathen ihren Sohn nach Deſſau zu thun. Hier ihre Silhouette.

Schreib mir doch!

G.

Was ſagſt du zu dieſer durchs Verkleinern und Ausſchneiden noch unendlich verrenkten Weiblichkeit?

Anhang
einiger Briefe
von
Goethe
an den Buchhändler
Reich.

Franckf. am 20. Febr. 70.

Theuerſter Herr Reich,

Es giebt gemiſchte Empfindungen, die Mendelsſohn ſo richtig zeichnen, und Wieland ſo ſüſſe mahlen kann, und von denen wir andre ſchweigen müſſen. Davon war es eine die mich überfiel, als ich Ihren lieben Brief, mit dem angenehmſten Geſchencke erhielt.

Nichts war mir neu. Denn daſſ Wieland ſo ein Autor iſt, daſſ Sie ſo ein Verleger und ſo gütig gegen mich ſind, das weiſſ ich ſeitdem ich Sie und Wielanden kenne; allein in dem Grade! unter dieſen Umſtänden! war mir alles neu. Meine Danckbarkeit werden Sie leicht nach dem Werth

Ihrer Freundſchafft, nach der Fürtrefflichkeit des Buchs, und nach dem Vergnügen meſſen können, das man in dieſer Franckfurter Hungersnoth des guten Geſchmacks, ſehr lebhafft fühlen muſſ, wenn man ein neues Buch geſchwind in die Hände kriegt. Und auch darum laſſe ich meine Erkenntlichkeit gerne ſchweigen; denn wahrhaftig Sie müſſten ſehr müde werden Dankſagungen anzuhören, wenn Ihre beſondere Gütigkeit, nicht gleich iedem den Sie verbinden, ein ehrfurchtsvolles Stillſchweigen auflegte.

Oeſers Erfindungen haben mir eine neue Gelegenheit gegeben, mich zu ſeegnen, daſſ ich ihn zum Lehrer gehabt habe. Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meiſter ſeinem Schüler mitzutheilen, und eine Uebung von wenigen Jahren, thut in den bildenden Künſten, nur was mittelmäſſiges; auch war unſre

Hand, nur ſein Nebenaugenmerck; er drang in unſre Seelen, und man muſſte keine haben um ihn nicht zu nutzen.

Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit ſey Einfalt und Stille, und daraus folgt, daſſ kein Jüngling Meiſter werden könne. Es iſt ein Glück wenn man ſich von dieſer Wahrheit nicht erſt durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht. Empfehlen Sie mich meinem lieben Oeſer.

Nach ihm und Schäckespearen, iſt Wieland noch der einzige, den ich für meinen ächten Lehrer erkennen kann, andre hatten mir gezeigt daſſ ich fehlte, dieſe zeigten mir wie ichs beſſer machen ſollte.

Meine Gedancken über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und ſchweigen iſt alles was man bei dieſer

Gelegenheit thun kann; denn ſo gar loben ſoll man einen groſen Mann nicht, wenn man nicht ſo gros iſt wie er. Aber geärgert habe ich mich ſchon auf Wielands Rechnung, und ich glaube mit Recht. Wieland hat das Unglück offt nicht verſtanden zu werden, vielleicht iſt manchmal die Schuld ſein, doch manchmal iſt ſie es nicht, und da muſſ man ſich ärgern wenn Leute ihre Miſſverſtändniſſe dem Publicko für Erklärungen verkaufen. Jüngſt ſagte ein Recenſent: die Rede vom Mann im Monde ſey eine feine Satyre auf die Philoſophie der damaligen Zeiten, und ihre Thorheit. Wem könnte ſo was einfallen? doch ia! Er hat einen Geſellſchaffter an dem Ueberſetzer des Agathon. Tableau des moeurs de l'ancienne Grece! So ohngefähr wird der Tittel ſeyn. Ich glaube der Menſch hielte das Buch für eine Archaiologie.

Ich weiſſ nicht ob ſich W. auch drüber ärgert, wenigſtens hätte er's Urſach.

Wenn Sie dieſem groſen Autor, Ihrem Freunde ſchreiben, oder ihn ſprechen, ſo haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menſchen bekannt zu machen, der zwar nicht Mann's genung iſt ſeine Verdienſte zu ſchätzen, aber doch ein genung zärtliches Herz hat ſie zu verehren; mit deſſen aufrichtigſter Empfindung er ſich auch nennt,

Ihren ergebenſten Diener

Goethe.

Hochedelgebohrner
inſonders Hochzuehrender Herr.

Es iſt mir ſehr angenehm gleich mit dem Anfange des Neueniahrs Gelegenheit zu finden Sie an Ihre alte Gewogenheit gegen mich zu erinnern. Lavater trägt mir auf Ihnen beigehenden Anfang des Phiſiognomiſchen Manuſcripts zu überſenden mit dem es folgende Bewandniß hat. Die Ueberſezung der Einleitung habe ich zu beſorgen, dahingegen Sie die Fragmente ſelbſt von p. 7. an von Herrn Hubern überſezen laßen werden. p. 17. wo ein † mit Bleiſtifft gezeichnet ſtehet, wie auch p. 21. werden vielleicht noch einige Zuſäze eingeſandt werden, ſollten dieſe aber außen bleiben, ſo iſt an beiden Orten zur Nachricht dem Sezer ſchon angemerkt daß dieſe Zeichen auf weiter nichts Beziehung haben. Wollten Sie mir den Empfang dieſer Papiere gefälligſt berichten, und zugleich etwa ſonſt einiges zu Beförderung und Ausführung dieſes Werks gehöriges mir zu wißen thun, ſo will ich alles mit dem beſten Eifer beſorgen, da ohnedem die Spedition des Manuſcripts meiſtens durch meine Hände gehen wird, da ich denn öfters die Ehre haben werde Sie derjenigen Hochachtung zu verſichern mit der ich mich nenne

Ew. Hochedelgeb.

Frankfurt den 2. Jenner
1775.

ganz ergebenſten Diener
Goethe.

Frankfurt den 14. Hornung 1775.

Ihr leztes geehrtes Schreiben habe durch Herrn Jonas richtig erhalten, wie auch geſtern die Probebogen die ich ſogleich weiter ſpediren werde. Wegen der Vignetten hab ich ſchon an Lavatern geſchrieben. Der Judas nach Holbein iſt nicht Vignette ſondern große Platte, und ich glaube zuverläßig der Chriſtus auch, ob ich ihn gleich noch nicht geſehn habe, doch das ſollen Sie mit einander hören. Vielleicht hat Ihnen Herr Jonas geſchrieben was wir auf ihr leztes vor das erſte vorgekehrt. Da das Bücher-Commiſſariat eine förmliche Anzeige verlangt, ſo wird ſolche der Herr Bruder in Büdingen verfertigen, worinne die Darlegung des vierten und fünften Theils Gellertiſcher Schrifften, den klarſten und einfachſten Beweis gebrochener Kayſerl. allerhochſter Verfügung abgiebt, da ich denn gerathen habe, daſſ man von der Commiſſion ein Requiſitionsſchreiben an den Magiſtrat verlangen ſoll, wordurch derſelbige in Obliegenheit geſezt wird wenigſtens vorerſt gegen den Schiller zu verfahren. Was die Niederlage der Sächſiſchen Bücher allhier betrifft, ſehe ich die Sache zu wenig ein, als daſſ ich eine gegründete Meinung darüber faſſen könnte, ſchweer würde es immer ſeyn einen Buchhändler dazu zu finden und zu engagiren. Was ich in dieſer Sache dienen kann werd ich mit viel Vergnügen thun. Belieben Sie mich nur mit gefälliger Nachricht und Weiſung zu verſehen.

Mit der geſtrigen Poſt ſind abermals Zugaben zu dem neunten Phiſiognomiſchen

Fragmente an Sie abgegangen, wobei zugleich ein Einſchluß an Hrn. Prof. Deſer iſt den ich gütig abzugeben bitte.

Goethe Dr.

Ich bitte Sie lieber Hr. Reich mir unſchweer zu melden, wie lange Zeit ich habe biſſ ich wieder etwas Manuſcript zu ſchicken brauche — die Urſache iſt die — Aus Lavaters Hand liegt nun alles fertig bey mir, aber ich möchte noch einige Zugaben machen, woran ich würcklich angefangen habe — Indeſſen kann alles wenns ſeyn muſſ ſtündlich an Sie abgehn. Leben Sie recht wohl. Frfurt d. 28. May 1775.

G.

Das noch zu Beendung des XXII Fragments abgehende Blat ſende nächſtens. Bitte mir zu melden wie viel Bogen abgedruckt ſein und wieweit Sie mit dem Mſpt. kommen ſind. Ich habe noch ſehr viel in Händen und fürchte der zweyte Theil möge zu ſtarck werden. Weimar d. 10. Mærz 1776.

Goethe.

Univ. Bibl.
München

Am [illegible]

Lieber Br. sey nur ruhig
um mich, und verwandle dich
nicht Müdling ohne Noth
Ich hab alle Deine Schriften
gemerkt. Aber der 2.
Theil wird zu [illegible]
Stunden wenn ichs erst
überlegen, und will
dann nicht Kriegen
werden dass das auch
gut [illegible] werde. Wartest
dich — Ich bin nun
ganz eingeschifft auf
die Woge der Welt —
voll entschlossen: zu
entdecken, gewinnen,
streiten, scheitern
oder mich mit aller
Ladung in die Luft
zu sprengen. Aber
lass mich dann die Ferne.
ob ichs nicht ganz dass
du mich liebst. Die
des [illegible] alles [illegible] auch
[illegible] Amanuensis ist [illegible]
gut. d. 16. März 76. Weim

Ganz richtig! über Apollo ist die 21. Zugabe. 8 — [illegible] hab ich erhalten. Noch [illegible]. 16 [illegible] hab ich eine Zugabe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] haben werden. Das [illegible] nicht wieder auch [illegible] machen. Ich hoffe gleich morgen. 17

W. 14 März 1795.

Goethe

Sechsunddreissig Briefe
von Goethe.

mitgetheilt von

W. Arndt, C. v. Beaulieu-Marconnay, A. Cohn,
W. Creizenach, K. Goedeke, L. Hirzel, W. L.
Holland, H. Hüffer, G. v. Loeper, F. Muncker,
C. C. Redlich, L. Urlichs, G. Weisstein.

Sonder Abdruck aus dem Goethe-Jahrbuch.
Erster Band 1880.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Universitäts-
München
Bibliothek

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

SECHSUNDDREISSIG BRIEFE VON GOETHE.

MITGETHEILT VON

W. ARNDT, C. V. BEAULIEU-MARCONNAY, A. COHN,
W. CREIZENACH, K. GOEDEKE, L. HIRZEL, W. L.
HOLLAND, H. HÜFFER, G. V. LOEPER, F. MUNCKER,
C. C. REDLICH, L. URLICHS, G. WEISSTEIN.

VORBEMERKUNG.

Von den nachfolgenden 36 Briefen von Goethe ist Nr. 1 von *F. Muncker*, 2 und 36 von *L. Hirzel*, 3—5, 7—11, 17, 27, 29, 30 von *L. Urlichs*, 6 und 14 von *G. v. Loeper*, 12 von *K. Goedeke*, 13, 16, 21, 34 von *W. Arndt*, 15, 19, 23, 31 von *G. Weisstein*, 18 und 24 von *W. Creizenach*, 20 und 32 von *H. Hüffer*, 22 von *W. L. Holland*, 25 von *A. Cohn*, 26 von *C. C. Redlich*, 28, 33, 35 von *C. v. Beaulieu-Marconnay* mitgetheilt. Die Genannten haben auch den von ihnen veröffentlichten Briefen die Einleitungen, Anmerkungen und erklärenden Abhandlungen hinzugefügt, von mir rührt nur die Anordnung her.

L. G.

9 20339

1.

(An Prof. Batsch. *18. December 1789.)*

In der seit kurzer Zeit der herzoglich braunschweigischen Bibliothek in *Wolfenbüttel* einverleibten *Mengen'schen* Autographensammlung befindet sich folgender bisher ungedruckter Brief *Goethe's* an den Botaniker *Aug. Joh. Gg. Karl Batsch* (28. October 1761 bis 29. September 1802, seit 1786 ausserordentlicher, 1792 ordentlicher Professor in Jena), ganz eigenhändig mit deutschen Lettern geschrieben, 8vo:

Ew. Wohlgeb.

sende ich den botanischen Versuch über welchen ich mich Morgen mit Ihnen vorzüglich zu unterhalten wünschte. Ich habe ihn weder völlig endigen, noch genugsam ausarbeiten können, indess wird er auch wie er da liegt Stoff zum Gespräch geben.

Ich wünschte Ihre Meinung:

1) Ueber die Idee im Ganzen und wiefern Sie damit einstimmen.
2) Ueber den Vortrag ob Sie ihn einleuchtend halten.
3) Wünschte ich dass Sie mir mehrere Beyspiele anzeigten welche meine vorgelegte Theorie entweder einschränken oder bestätigen.

Ich habe die §§ einsweilen mit Bleystift numerirt, wenn Sie bey einem oder dem andern sich etwas notiren wollten.

Das übrige mündlich.

Es freut mich recht sehr dass sich die Weimarischen Gartenknechte gut halten.

W. d. 18 D. Ew. Wohlgeb.
1789 ergebenster
Goethe.

Es kann zweifelhaft erscheinen, ob das Datum in dem Original »18 D.« oder »18 J.« zu lesen ist. Die Angabe des Ortes erhellt das Dunkel nicht; denn in Weimar war Goethe am 18. Dec. 1789 ebensowohl als an demselben Tage des Januars, Junis und Julis. Dagegen spricht vielleicht die Handschrift selbst, namentlich aber der Inhalt des Briefes für den December. Unter dem botanischen Versuch, um den es sich darin handelt, kann nur die Schrift über *die Metamorphose der Pflanzen* gemeint sein, welche im Januar 1790 vollendet wurde und, da Göschen den Verlag ablehnte, bei Ettinger in Gotha 1790 erschien. Etwa seit dem Juni 1789 arbeitete Goethe daran, besonders eifrig seit dem October desselben Jahres. Unser Brief stammt aus einer Zeit, da Goethe die Resultate seines Forschens bereits in eine zusammenhängende Form gebracht hatte; das Schriftchen war schon für den Druck ausgearbeitet, aber noch nicht vollendet. Das weist uns entschieden auf das Ende des Jahres 1789. Am 18. und 19. December war Goethe wegen der Anwesenheit des Prinzen Constantin an der herzoglichen Tafel in Weimar; unmittelbar darauf begab er sich nach Jena, um sich mit Batsch über seinen botanischen Versuch zu besprechen; an der auf den 21. December bestimmten Jagd nahm er nicht Theil. An Knebel schrieb er am 22. December aus Jena: »Ich melde Dir, mein Lieber, dass es mir wohl geht, und dass Batsch die

Sache sehr gut aufgenommen hat. Ich habe wieder neue psychologische Erfahrungen bei dieser Gelegenheit gemacht und sehe wohl, dass der Umfang des Ganzen schwer zu denken ist. Ich arbeite es nun aus und es mag hingehen. Die Hauptsache wird nun sein, dass ich die Idee weiter ausarbeite und durch Beispiele und Tafeln erläutere.« Er dachte erst am 25. December Abends heim zu kommen, kehrte aber eher wegen der Geburt seines ersten Sohnes zurück. Höchst wahrscheinlich kündigte er durch unsern Brief dem Jenaer Forscher seinen Besuch an, der ursprünglich wohl auf den 19. December festgesetzt war (»über welchen ich mich Morgen mit Ihnen vorzüglich zu unterhalten wünschte«), aber durch das Bleiben des Prinzen Constantin sich um einen Tag verzögerte, wenn man nicht annehmen will, dass Goethe noch am 19. December Abends nach Jena ging. Batsch erhielt die Schrift noch einmal, nachdem sie vollendet war, im Januar 1790 zur Durchsicht; in dem Briefe vom 19. Januar, mit dem er sie zurücksandte, erinnerte er sich freudig der schönen Stunden, die er jüngst mit Goethe verlebt hatte, und bezog sich auf die damals mündlich gemachten Bemerkungen[1]. Die wenigen bisher bekannten Briefe Goethe's an Batsch, den er wegen seiner Begabung und seines unermüdlichen Strebens sehr schätzte und nach Kräften förderte (vgl. Goethe, Geschichte meines botanischen Studiums), beginnen erst im Jahr 1790; der früheste vom 9. Juli ist in der deutschen Romanzeitung (Berlin 1871, Nr. 12, Spalte 944) gedruckt.

---

[1] Zur deutschen Literatur und Geschichte, ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlass, herausgegeben von Heinrich Düntzer. Nürnberg 1858. I. 132 ff. — Ueber die Metamorphose der Pflanzen vgl. noch die Briefe Goethe's an den Herzog vom 6. Febr. 1790 und an Knebel vom 9. Juli 1790.

2.

(An Prof. Batsch[1]. *14. Februar 1794.)*

Ew. Wohlgeb.

übersende einen Aufsatz, den ich Ihrer und Ihrer Naturforschenden Freunde bester Aufmerksamkeit empfehle; er ist in jedem Sinne Concept und Sie würden mich durch jede Art der Anmerkung, beyfällig oder abfällig, abnehmend oder hinzufügend, sehr verbinden.

In der botanischen Angelegenheit habe das verabredete Promemoria Serenissimo übergeben und Hrn. Hofgärtner Reichart um ein Gutachten über den Gewächshaus-Bau ersucht. Von den Resultaten gebe seiner Zeit Nachricht. Leben Sie recht wohl und grüssen Sie Hrn. Dr. Scherer.

W. den 14. Febr. 94. Goethe.

3.

(An Böttiger. — Eigenhändig[2]. *26. October 1798.)*

Unserm würdigen Schröder glaubte ich, bey Gelegenheit der Wallensteinischen Vorstellungen, einen freundlichen Gruss schuldig zu seyn, es freut mich, dass er ihn so gut aufgenommen hat. Seine Antwort ist mir beruhigend, indem ich dadurch aus der Ungewissheit gezogen werde, und, mit mehrerer Zuversicht, meine kleinen Plane für diesen Winter verfolgen kann[1]. Der ich dankbar den mitgetheilten Brief zurücksende und recht wohl zu leben wünsche.

---

[1] Das Original dieses Briefes besitzt Hr. Seminarlehrer Markwart in Wettingen bei Baden im Kanton Aargau.

[2] Dr. Scholl, Sohn eines Königlich Sächsischen Zahlmeisters, der aus politischen Gründen ausgewandert war, theilte in Philadelphia seinem Freunde Vezin mehrere an Böttiger gerichtete Briefe mit (von Herders Frau, Jean Paul, Klopstock, Kotzebue, Joh. Müller, Voss, ferner Pestalozzi an Wieland), welche er oder sein Vater ohne Zweifel in Dresden von dem Besitzer erhalten hatte. Hrn. Vezins Schwester, Frau Ernst Hasenclever, hat mir erlaubt sie abzuschreiben.

Weimar am 26. October 1798. Goethe.

4.

(*An Niemeyer. — Unterschrift eigenhändig*[2]. *13. November 1802.*)

Sehr gern ergreif' ich die Gelegenheit, welche mir beyliegendes Bändchen[3] darbietet, um Ew. Wohlgeb. an die Augenblicke zu erinnern, welche wir zusammen in Halle, Lauchstädt und Weimar dieses Jahr über genossen und die, wenigstens für mich, so manches erfreuliche und nützliche erzeugten. Möchten Sie sich bey diesen dramatischen Arbeiten, deren Zweck und Werth Sie mehr als andere zu beurtheilen wissen, jene Stunden wieder ins Gedächtniss rufen, in denen wir uns über das Allgemeine und Ausgebreitete besprachen, da diese kleinen Arbeiten freylich nur das Besondre und Beschränkte ausdrücken. Wie sehr wünschte ich das nächste Jahr Verhältnisse fortzusetzen, welche sich auf eine so erfreuliche Weise gebildet haben und das Mädchen von Andros persönlich auf das Lauchstädter Theater einzuführen[1].

---

[1] Schiller hatte gehofft, Schröder, welcher sich der bekannten Streitigkeiten halber vom Hamburger Theater zurückgezogen hatte, würde den Wallenstein in Weimar spielen, und Goethe hatte ihn zu diesem Gastspiel eingeladen. Die Verhandlungen gingen, wie es scheint, durch Böttigers Hände, welcher Schröder in Hamburg besucht hatte (Sch. an Gr. Nr. 363). Aber Schröder konnte sich nicht zur Rückkehr auf die Bühne entschliessen. Goethe hatte den ungünstigen Ausgang vorausgesehen. Die schliessliche Absage erhielt er durch Böttiger, wie es scheint, mit einer *Zuschrift des Schauspielers*. Denn der gleich am folgenden Tage an Schiller gegebenen Nachricht (Nr. 347) liess er auf dessen Wunsch den Brief Schröders folgen (Nr. 348—[illegible]0).

[2] Von der Schwiegertochter des Kanzlers, der verwitweten Frau Consistorialdirector Niemeyer in Greifswald, nebst Nr. 5 mitgetheilt.

[3] Das Vorspiel »Was wir bringen« mit »Mahomet« und »Tancred« in ein Bändchen zusammengeheftet, wie das am 28. Nov. an Knebel gesandte Geschenk (Nr. 241).

Einen Wunsch, der Ihnen, so viel ich weiss, nicht ganz unbekannt ist, wage ich noch, im Vertrauen auf Ihre Gefälligkeit, hinzu zu fügen. Wenn es nämlich Ihre Verhältnisse erlauben, so wird es mir viel Vergnügen machen den kleinen Merkur in meiner Sammlung aufstellen zu dürfen, wo er sich in Gesellschaft von seines Gleichen befinden würde, da er bisher nur einzeln und einsam aufbewahrt wurde. Ich würde mir die Freyheit nehmen dagegen ein bedeutendes Werk zu übersenden, das zu pädagogischen Zwecken sehr brauchbar und sowohl zur Unterhaltung, als Belehrung

[1] Niemeyer, den Goethe in Lauchstädt und Halle kennen gelernt hatte (W. 27, 115), übernahm, nachdem Einsiedel »Die Brüder« nach Terenz zur Aufführung gebracht hatte, die Andria für die Maskenspiele, welche »Paläophron und Neoterpe« eröffnet hatten. Schon am 15. September sandte G. das Stück an Schiller (Nr. 875). In Lauchstädt wurde es am 25 Juni 1803 aufgeführt (Weber, Weim. Theater, S. 81).

zuzueignen ist. Der Titel liegt hierbey[1], nicht um Ihre mir schon erprobte Gefälligkeit zu bestechen, sondern zu erfahren ob dieses Werk sich nicht etwa schon in Ihrer Bibliothek befinden möchte. Sollte ich auch ausserdem noch irgend förderlich und behülflich seyn können, so würde ich es mir zur angenehmen Pflicht rechnen.

Empfehlen Sie mich den werthen Ihrigen und erhalten mir ein freundschaftliches Andenken, so wie meinen Hausgenossen in deren Nahmen ich meine Grüsse zu verdoppeln habe. Weimar am 11. Nov. 1807

Goethe.

5.

(An Niemeyer. — *Datum und Unterschrift eigenhändig.*
8. Juni 1804.)

Ew. Wohlgeb.

ist es gewiss interessant zu vernehmen, dass *die Fremde aus Andros* gut gegeben[2] und gut aufgenommen worden. Ich hoffe beydes soll auch in Lauchstädt zu Ihrer Zufriedenheit geschehen. In Hoffnung Sie und die Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, diesen Sommer wieder zu sehen, unterzeichne ich mich

W. d. 8. Juni
1804

Ew. Wohlgeb.
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

---

[1] Fehlt.

[2] Am 6. Juni. Im November 1803 wurde sie auf Frau v. Staël's Verlangen nochmals aufgeführt (Carl Aug. an G. Nr. [illegible]). Vgl. W. [illegible]

6.

(An Riemer. *10. September 1803.)*

In den 1846 von Riemer in seinen »Briefen von und an Goethe« herausgegebenen mit dem Jahre 1804 beginnenden Briefen fehlt ein für das Verhalten Goethe's zu jüngeren Männern seiner Umgebung besonders charakteristisches Dokument, sein Brief an Riemer vom 19. Mai 1809, der zuerst 1861 in der Berliner Goethe-Ausstellung mitgetheilt und nachher von mir erworben wurde. Er ist ganz von des Dichters eigner Hand (2 Seiten Folio), während das vorausgehende gleichfalls in meinem Besitz befindliche Billet vom 10. September 1803, also die *erste* schriftliche Spur ihres Verkehrs, von ihm diktirt und nur unterzeichnet ist. Andere Ergänzungen der gedruckten Korrespondenz finden sich in meinen Noten zum dritten Theile von Dichtung und Wahrheit, Textrevision, S. 224 bis 226.

Wenn Herrn Frommann und Ihnen, mein werthester Herr Riemer aus einem achttägigen Aufenthalt in Jena Vergnügen und Nutzen erwachsen kann, so ist es auch mir sehr angenehm, ob ich gleich die Ungeduld des kleinen Schülers kaum zu mildern weiss, der mit Leidenschaft seinen neuen Lehrer erwartet.

Der ich recht wohl zu leben wünsche

Weimar am 10. Sept. 1803. Goethe.

7.

(An J. M. Wagner[1]. *— Unterschrift eigenhändig. 18. Nov. 1803.)*

Mit Vergnügen habe ich Ihnen, mein verehrter Herr Wagner, anzuzeigen: dass Ihnen der Preis unserer diessjährigen Ausstellung mit 60 Ducaten zuerkannt worden[1].

---

[1] Nr. [illegible] 11 in der Würzburger Sammlung, dem v. Wagner'schen Kunstinstitut.

Da ich aus Ihrem Briefe vom 8. Juli fast vermuthen konnte dass Sie indessen eine Reise angetreten: so frage ich durch gegenwärtiges noch: ob Sie sich noch in Würzburg befinden? um Ihnen gedachte Summe, nebst der Zeichnung, wenn der kleine Umriss danach genommen ist, ungesäumt zuzusenden.

Wollten Sie mir, in Ihrem nächsten Schreiben, doch einige Nachricht von Ihrem Geburtsorte Ihrer Kunstbildung und sonstigen Schicksalen geben: so würde es mir sehr angenehm seyn.

Ich würde dagegen ein Empfehlungsschreiben an des Herrn Grafen von Thürheim Exzellenz beylegen, da mir die besondere Gunst dieses Herrn gegen Gelehrte und Künstler genugsam bekannt geworden.

Sollten Sie in der Folge nach Paris oder Rom gehen: so würde ich Ihnen dahin noch einige bedeutende Addressen geben können.

Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar, d. 18. Nov. 1805. Goethe.

Der Schreiber beyliegenden Briefes, der auch ausserdem sehr viel mit der diessjährigen Kunstausstellung zu thun hat, empfiehlt sich bey Gelegenheit der Uebersendung des Preises von 60 Duc: hiermit bestens und hofft dass ihm von einem billigdenkenden und den Preis gewinnenden Künstler, für seine vielfältig gehabten Bemühungen ein kleines Gratial nicht verweigert werde, welches gewöhnlich in 2 Ducaten bestand. Doch möchte er nicht vorschreiben sondern es dem gutdenkenden Geber überlassen.

---

[1] Mit einer Zeichnung über das Thema »Polyphem und Odysseus«. G. W. 27, S. 114. I. B. der Jen. L. Z. 1805, Nr. 6 unter dem Strich. An Eichstädt Nr. 60, 22. Vgl. meine Schrift J. M. von Wagner, ein Lebensbild (1866), S. 3 ff.

Die Addresse ist

An Ludwig Geist
bey dem Herrn Geh. Rath von Göthe
in Weimar.

8.

(An Wagners Vater, den Hofbildhauer Peter Wagner in Würzburg. — Unterschrift eigenhändig. 23. März 1804.)

Des Herrn Grafen von Thürheim Excell. haben in einem, vor kurzem an mich abgelassnen Schreiben wegen Ihres lieben Sohnes die günstigsten Gesinnungen geäussert und zugleich für räthlich gefunden dass die Preiszeichnung nach München gesendet werden möge.

Indem ich nun, in so fern ich dabey einige Stimme habe, in dieser Absendung die gnädigen Gesinnungen Sr. Excell. verehre, so will ich Ihnen, mein werthester Herr Hofbildhauer, die weitere Erklärung deshalb und die Besorgung dieser Sache völlig überlassen. Vielleicht sprächen Sie mit Herrn Professor *Schelling* darüber, dem ich mich bestens zu empfehlen bitte.

Inliegendes haben Sie die Gefälligkeit zu bestellen.

Weimar d. 24. März 1804. Goethe.

9.

An Herrn / Martin Wagner / Mahlern / nach Paris.

(Unterschrift eigenhändig. *24. März 1804.)*

Moses, der die Quelle aus dem Felsen hervorruft, ist zum Gegenstand der Rückseite einer Medaille vorgeschlagen. Man wünscht nicht mehr Figuren als nöthig und die Hauptmotive der Handlung mit Sparsamkeit darzustellen.

Moses, der im Sinne Rafaels (siehe dessen Bibel) das Wasser mit einem kurzen Stabe mehr hervorlockt, als gewaltsam hervorschlägt (ein langer Stab ist ohnehin nicht plastisch vielleicht liesse man auch einen [illegible] aus der Composition.)

Mit dem Moses wenige Figuren (vielleicht nur zwey oder drey) doch gross gehalten, dass sie den runden Raum völlig und glücklich ausfüllen.

Verschiedene Künstler wollen die Gefälligkeit haben mir umrissne und ausgetuschte Entwürfe zu diesem Zwecke mitzutheilen. Darf ich Dieselben durch Gegenwärtiges auch darum ersuchen. Die Grösse des Rundes der Zeichnung wünscht man etwa einen Fuss im Durchschnitt.

Durch eine Zeichnung nach vorstehender Anleitung würden Sie mir eine besondere Gefälligkeit erzeigen. Was zu Ihren Gunsten in Würzburg geschehen ist und in München vielleicht noch geschehen wird, erfahren Sie durch Ihren Herrn Vater. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören womit Sie sich beschäftigen und wie es Ihnen geht. Wenn Sie nach Rom gehen sollten sind Sie Herrn v. *Humboldt* empfohlen. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar am 25. März 1804. Goethe

(Dazu Zettel:)

Mrs. Corbay. Perolle Parfumeur Rue de la Maure
No. 10 Paris.

Pour Mrs. Desport et Comp. de Weimar.

Was Sie mir zu schicken haben geben Sie gefällig an vorstehende Personen in Paris ab so wird es ganz sicher an mich gelangen.

10.

(An denselben eigenhändig. — Gerändertes Blättchen.
28. März 1804.)

Hier der Kürze wegen einige Empfehlungs-Blättchen. Ich wünsche Glück zu allem guten was Ihnen wiederfährt und ersuche Sie mir Nachricht zu geben wenn Sie in Rom angekommen sind.

W. d. 28 März 1804. Goethe

11.

A Monsieur / Monsieur Wagner / de Wurtzbourg / Peintr. d'Histoire / a / Rome

(Unterschrift eigenhändig. 4. August 1804.)

Die Nachricht, dass Sie glücklich in Rom angekommen sind[1], war mir sehr erfreulich, so wie ich

---

[1] Am 31. Mai

Ihnen vielmahls danke, dass Sie meinen Wunsch wegen einer Zeichnung haben erfüllen wollen. Möchten Sie dieselbe um ein Stäbchen rollen und, in Wachstuch wohl eingenäht, unter meiner Addresse dem Courier mitgeben. Personen, welche sich länger in Rom befinden, werden Ihnen hierinn mit Rath an Handen geben[1].

Wenn Sie einige Zeit in Rom sind so lassen Sie mich doch etwas näheres von Ihren Studien wissen, auch was Sie unter den neuen Gegenständen vorzüglich angezogen hat.

Wenn ich nicht irre so kommt Herr von *Humboldt* manchmal auf kurze Zeit in die Stadt, versäumen Sie doch nicht sich darnach zu erkundigen und ihn bald aufzusuchen. Es wird mich immer freuen zu hören dass Sie sich wohl befinden und vorwärts gehen.

Die Zeichnung des Polyphems werde ich, wenn sie zurückkommt, als ein freundliches Andenken aufbewahren.

Weimar d. 4 Aug.
1803. Goethe.

12.

(An Heyne. 2. Juli 1805.)

Ein glücklicher Zufall brachte mir einige an den Göttinger Professor Christian Gottlob Heyne gerichtete

---

[1] Die Zeichnung befindet sich auch in dem Würzburger Kunstinstitut.

Briefe, die nach Amerika verhandelt werden sollten und nun dahin abgegangen sein mögen, vor Augen. Darunter befindet sich ein ganz eigenhändiger Brief Goethe's.

Ew. Wohlgeb.

erhalten mit vielem Danke die aus Ihrem Bücherschatze mir anvertrauten Bände zurück, nebst der Bitte mir auch künftig einen so schätzenswerthen litterarischen Beystand nicht zu versagen.

Den Antheil den Ew. Wohlgeb. an W. Briefen genommen ist mir höchst erfreulich und erinnert mich an die schönen Stunden in denen ich unter mancherley heitern Gesprächen auch dieser Ueberbleibsel gegenwärtig gedachte. Verwahren Sie beykommendes Exemplar zu meinem Andenken und erhalten mir Neigung und Gewogenheit.

Weimar d. 2. Juli
1805.

Goethe.

Die zurückerfolgenden Bände waren der Göttinger Bibliothek entliehen und wurden für die Farbenlehre benutzt. Das an Heyne gesandte Exemplar ist, wie leicht erkennbar, das Buch Goethe's über Winkelmann. Orthographie und Interpunction sind genau wie im Originale.

13.

(An Zach. Werner.

28. April 1809.)

Sie erhalten, lieber Werner, hiebey das Original *vom 24. Februar*; eine Copie so wie die ausgeschriebenen Rollen bleiben in meinen Händen. Wir dürfen uns nicht läugnen, dass die Aufführung des Stücks einige Gefahr hat. Deswegen lassen Sie mich damit so lange zaudern bis ich mit Muth und Ueberzeugung daran gehen kann, und glauben Sie, dass ich auch hierbey Ihr Bestes im Sinne habe.

Weimar
den 28. April
1809.
Goethe.

Die unter Nr. 13, 16, 21, 34 mitgetheilten Briefe sind von mir der in der kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Radowitz'schen Autographensammlung entnommen, in welcher sie die Nummern 7171, 7166, 7167 und 7172 führen. Aus Nr. 13 und 16 gab Hübner-Trams, der Verfertiger des Catalogs dieser Sammlung, bereits — keineswegs genügende — Auszüge, vgl. Catalogue de la collection précieuse de lettres autographes laissée par feu Mr. J. de Radowitz, troisième partie etc. Berlin 1864. S. 569—571.

Der Brief an Zacharias Werner besteht aus einem halben Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers, der zu Quart zusammengefaltet. Nur der kurze Reverenzstrich und die Namensunterschrift ist von Goethe eigenhändig hinzugefügt. — Ueber die Entstehung des Werner'schen Trauerspiels »Der Vierundzwanzigste Februar«, hat Düntzer in seinem Buche: Zwei Bekehrte, Leipzig 1873, S. 158 fgg. Mehreres mitgetheilt. Goethe und Werner hatten »einen Wettkampf in einem einaktigen Drama verabredet, in welchem Werner die Folgen des Fluches, Goethe die des Segens darstellen sollte«. In der Note zu dem von Werner »am Abend des Tages des heiligen Apostels Mathias (24. Februar) 1814« geschriebenen Prolog zu seinem Stücke, wird berichtet, dass dies im Februar 1809 unter Goethe's Auspicien zu Tage gefördert, »von diesem grössesten Kunstkenner und Musageten Deutschlands und Europas einer huldvollen Aufnahme gewürdiget, ja sogar unter seiner Leitung und auf eine seiner würdige, nämlich vollkommen und durchaus meisterhafte Weise, späterhin zu Weimar dargestellt worden ist«. Goethe war im Frühjahr 1809 wegen der von der Jagemann gegen seine Theaterleitung angezettelten Intriguen überaus verstimmt, musste es namentlich auch dem von ihm so begünstigten Werner auf's Aeusserste verdenken, dass derselbe Ende März im Hause der fürstlichen Geliebten Wohnung genommen, in dieser, und in Weimar selbst, bis zum 4. Juni weilte. So verschob sich die Inscenirung des 24. Februars. Am 4. Mai (vgl. Teichmanns Liter. Nachlass S. 329 fgg.) übersendet Werner das Stück an Iffland, als »sein neuestes dramatisches Product, welches Goethe für mein gelungenstes erklärt, auch zu der Aufführung desselben bereit ist, insofern nur die jetzigen Zeitverhältnisse ihm Zeit, Musse und Heiterkeit genug verstatten, das Stück einstudiren zu lassen«. Weiter schreibt er, dass er nach Goethe's Meinung die Triebfeder der griechischen Tragödie, den Fluch, sehr zweckmässig in's Spiel gebracht, dass Goethe auch das Motiv des Stückes sehr billige. Das Urtheil Goethe's wird uns durch eine am 30. April 1810 zu Henriette von Knebel (aus Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, S. 440) gethane Aeusserung, dass Werner in seinem Leben kein besseres Stück machen würde, bestätigt; schon am 22. Februar 1810 hat Henriette dem Bruder geschrieben (a. a. O. S. 418), dass Goethe es unter die »vorzüglichsten Geistesoperationen« und unter die »geistigsten Produkte« Werner's zähle. Nach den Tag- und Jahresheften (§ 730) ist die Aufführung des Vierundzwanzigsten Februars bereits im Jahre 1809 von Goethe mit grosser Sorgfalt vorbereitet worden; an »seinem Tage« 1810 fand dieselbe dann statt, nach Goethe (Tag- und Jahreshefte § 760) »ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig«. Auch Henriette von Knebel (a. a. O. S. 418) hebt das ganz vortreffliche Spiel hervor, am interessantesten sind aber die Aufzeichnungen, die Genast aus den Tagebüchern seines Vaters, Goethe's treuem Wöchner, uns mitgetheilt (Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, I., S. 173).

14.

(An Riemer. *19. Mai 1809.)*

Den gestrigen Vorfall sehe ich als ein günstiges Ereigniss an, denn die böse Laune, der Sie Sich zeither übergeben musste früher oder später eine Scene herbeyführen, und ich gestehe Ihnen Sie haben meine Geduld auf starke Proben gestellt. Doch will ich gern, da das Uebel einmal einen Ausbruch genommen hat, und Sie aus unerfreulicher Erfahrung wissen wohin wir geführt werden können, mich beruhigen und wir wollen es weiter zusammen versuchen. Indessen mache ich Ihnen zur Pflicht an Selbstbeherrschung, ja an Selbstständigkeit zu denken und sich nach einem Amte umzusehen, deren manche Sie mit Ehren begleiten [sic] könnten und geschähe es nur um die Ueberzeugung bei Sich zu nähren: dass in jeder Lage des Lebens eine bestimmte Thätigkeit von uns gefordert wird und dass wir nur in sofern für etwas gelten als wir den Bedürfnissen anderer auf eine regelmässige und zuverlässige Weise entgegen kommen.

Vom Besondern erwähne ich nichts, als dass ich Ihnen eine sorgfältige Prüfung der Manuscripte[1] empfehle eh sie dem Druck übergeben werden. Doch dieses und alles andre wird sich leicht finden, wenn Sie Ihre schönen Einsichten auf die augenblicklichen Lebenspunkte wirksam conzentriren. Und so lassen Sie uns wieder zusammenkommen als wenn nichts gewesen wäre. Jena den 19ten May. 1809. G.

15.

(An Silvie von Ziegesar. *25. Juli 1809.)*

Von Goethe's zahlreichen Briefen an die Familie des im Jahre 1813 als Generallandschaftsdirektor von Weimar, Eisenach und Jena verstorbenen Freiherrn von Ziegesar, insbesondere von den an dessen Tochter Silvie gerichteten, ist bisher wenig bekannt geworden. Einige sind im zweiten Bande von »Schelling's Leben. In Briefen. 1870« veröffentlicht und ein Billet, kurz nach dem Tode der Frau Rath geschrieben, hat Biedermann mitgetheilt (Goethe-Forschungen S. 395). Eine stattliche Reihe ungedruckter Briefe an Silvie aus den Jahren 1801 bis 1814 verzeichnet Diezel als im Besitze des Freiherrn von Werther befindlich.

Weder aus den bisher veröffentlichten Briefen, noch aus den erwiesenermassen an Silvie gerichteten Gedichten

---

[1] Der Wahlverwandtschaften und des Anfangs der Wanderjahre.

»Zum 21. Juni 1808«, »Bergschloss« (Hempel I, 60) lässt sich mit Genauigkeit Goethe's Verhältniss zu der um sechsundzwanzig Jahre jüngern Freundin feststellen. Auch das nachfolgende eigenhändige Billet, dessen Schluss sich auf die Wahlverwandschaften zu beziehen scheint, ist nicht geeignet, wesentlichen Aufschluss über das Verhältniss des Dichters zu der später (1814) mit einem Pastor verheiratheten Freundin zu geben. Da Goethe berichtet, er sei am 23. Juli »wieder« nach Jena gegangen (Tag- u. Jahreshefte 721), so ist der Brief in Jena geschrieben. Er lautet:

Heut war meine Hoffnung Sie in kleinerer Gesellschaft zu sehen, und Sie gehen gleich auf und davon. Leben Sie recht wohl, liebste Silvie, und gedenken Sie mein.

Sobald ich in meinen Arbeiten Licht sehe, bin ich bey Ihnen und hoffe Sie vergönnen's auf einige Zeit.

d. 25. Jul. 1809. G.

16.

(An Prinzessin Friederike Caroline von Mecklenburg-Strelitz, 16. November 1813.)

Durchlauchtigste Fürstinn,
gnädigste Frau.

Die Härte der Zeit, die mir so lange jede Annäherung an Ew. Hoheit untersagte, habe ich nie schwerer gefühlt, als da ich verhindert ward beykommendes Werk, welches schon geraume Zeit bey mir liegt, schuldigst zu übersenden. Nunmehr zaudre ich nicht es zu thun, damit in einer so ersehnten Epoche, durch Erinnerung an frühere Zeit, Ew. Hoheit etwas angenehmes entgegen komme. Denn gewiss macht es Höchstdenselben ein reines Vergnügen des würdigen Mannes zu gedenken, der die beyden Bände verfasst hat, sein edler Sinn drückt sich darin vollkommen aus, und man versetzt sich dabey so gern in jene Tage da man persönlich ein Zeuge so vieler sittlichen Vollkommenheiten seyn durfte.

An diese Erinnerungen schliesst sich bey mir nothwendig die lebhafte Vorstellung an, wie Ew. Hoheit mich, durch Ihro Gunst und Gnade beglücken wollen und rege wird der Wunsch dass es mir bald wieder so wohl werden möge Ew. Hoheit jrgendwo zu begegnen, um mich Ihrer theilnehmenden belebenden Güte abermals zu erfreuen.

Der ich, unter den angelegentlichsten Empfehlungen an Ihres Herren Bruders hochfürstl. Durchl. mich mit der gefühltesten Verehrung unterzeichne

Weimar
d. 16. Nov.
1813.

Ew. königl. Hoheit
unterthänigster
J. W. v. Goethe

Der Brief besteht aus einem Quartbogen etwas feinern Papiers, als sonst damals gebräuchlich. Er ist ganz und gar von Goethe's eigener Hand, mit dem entschiedenen Bestreben nach kalligraphischer Schönheit, geschrieben. Der Text ist auf 3 Seiten vertheilt. Die Adressatin des Briefes kann Niemand anders sein als die Prinzess Friederike

Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz, die in erster Ehe mit Friedrich Ludwig Karl Prinz von Preussen vermählt, seit dem Jahre 1798 die Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels war. Zum zweitenmal im Jahre 1814 Wittwe geworden, vermählte sie sich am 29. Mai 1815 mit Ernst August Herzog von Cumberland, dem spätern König von Hannover. Sie starb am 29. Juni 1841. Auf sie allein, von allen fürstlichen Personen, die im Jahre 1813 lebten und mit Goethe in Verbindung standen, passt die Anrede am Anfang und Ende unseres Briefes. Ihr im Briefe erwähnter Bruder ist der Erbherzog Georg Friedrich Karl Joseph, der am 12. Aug. 1779 geboren, nach dem am 6. November 1815 erfolgten Tode seines (durch den Wiener Kongress zum Grossherzog erhobenen) Vaters, die Regierung antrat und sie zum Segen seines Ländchens bis zu seinem am 6. September 1860 erfolgten Abscheiden führte. Aus dem von seinem Sohn, Herzog Georg, warm geschriebenen Lebensbild: »Zum 17. October 1866. Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger«, entnehmen wir, wie jener im August des Jahres 1810 Goethe's persönliche Bekanntschaft in Teplitz gemacht, seit der Zeit dem Dichter treu zugethan geblieben. Bekannt ist die zarte Aufmerksamkeit, mit welcher der Grossherzog den Dichter an seinem Geburtstage 1828 erfreute, indem er die im Studirzimmer des jungen Goethe zu Frankfurt ehemals vorhanden gewesene Standuhr ankaufen liess und sie als Geschenk dem greisen Dichter zum 28. August 1828 darbrachte. Goethe's schönen, tief empfundenen Dankbrief aus Schloss Dornburg, theilt der Verfasser des oben genannten Lebensbildes (S. 64. 65.) mit.

Die Fürstin wird in der »Belagerung von Mainz« 1793, Werke (Hempel) 25. 239, dann in den Tag- und Jahresheften 1807 (§ 655) erwähnt (Goethe's Aufenthalt in Carlsbad). Die Worte aber, mit denen dies geschieht, »Zu-

Univ. Bibl.
München

nächst hab' ich nun der Fürstin Solms, einer gebornen Prinzessin von Mecklenburg, zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies«, lassen allerdings die Deutung zu, dass die persönliche Bekanntschaft mit derselben schon früher stattgefunden. Die Frau Rath hatte die Prinzessin schon 1790 kennen gelernt, da sie mit ihrer Schwester Louise — der spätern unvergesslichen Königin von Preussen — und ihrem Bruder Georg, während der Kaiserkrönung Leopolds II., im Goethehause einlogirt war. Wer kennt nicht die reizende Erzählung, wie die beiden Prinzessinnen zum Gaudium der Frau Rath, und zum Entsetzen der gestrengen Oberhofmeisterin, am Hofbrunnen nicht satt genug Wasser pumpen konnten?

Auch nach dem Jahre 1807 blieb Goethe in steter Verbindung mit der Fürstin. Ob er sie im Jahre 1810, während seines in den August fallenden Badeaufenthaltes in Teplitz gesehen, ist fraglich, da sie dort damals auf den Tod krank war (vergl. Zum 17. Oct. 1866. S. 40). Ein Brief an sie vom 3. Jan. 1812 soll sich im Geh. Haus-Archiv in Weimar befinden (Diezel's Verz. Nr. 277). Am 15. Aug. 1815 empfing Goethe auf der Gerbermühle bei Frankfurt ihren, so wie ihres (dritten) Gemahls Besuch. Am 20. August erwiderte Goethe denselben. Ein weiteres Zusammentreffen fand im October 1818 in Weimar statt (vergl. Th. Creizenach Marianne von Willemer, S. 45—47 u. S. 112). Am 11. Juni 1826 endlich sandte der Dichter der Herzogin die von Anton Radl gravirten Ansichten: Frankfurt von der Gerbermühle aus und die Gerbermühle von der Frankfurter Seite aus gesehen, so wie die Rösel'sche Zeichnung vom Hof des Goethehauses in Frankfurt mit dem darin befindlichen Brunnen; eine Sendung, die er mit einer besondern Widmung und je einem Vers begleitete. Unter der Zeichnung des Brunnens stand das bekannte: »An diesem

Brunnen hast auch Du gespielt« (vergl. Th. Creizenach a. a. O. S. 83 u. 84, und dessen frühern Aufsatz: »Goethe's und Klinger's Geburtshäuser« Preuss. Jahrbücher, Bd. 25, S. 70).

Wer der »würdige Mann, der die beyden Bände verfasst hat«, ist, vermag ich natürlich nicht — da alle weiteren Angaben fehlen — mit Bestimmtheit anzugeben; zunächst wird man ohne Zweifel an den am 20. Januar 1813 gestorbenen Wieland denken müssen.

17.

An Frau Hofrath von Schiller (Eigenhändig, ohne Datum, 17. Januar 1814?)

Der gute *Ernst* ist wieder in Jena, sonst hab' ich durch August mittelbar auf ihn gewirkt. Jetzt wünsche ich mit Ihrer Einstimmung etwas direct für ihn zu thun. Er will Jurisprudenz studieren und da ist die schönste Gelegenheit in's Lateinische und Römische zu gelangen und sich die Verdienste und Vortheile dieser Sprache und Nationalbildung zuzueignen. Für sich das zu thun ist schwer, ja unmöglich. Daher würde ich Herrn *Eichstedt* veranlassen, den jungen Mann an sich heran zu ziehen und ihn in die lateinische Gesellschaft aufzunehmen, und ihn zum Fleisse nöthigend,

---

[1] Nr. 17 ist aus der Sammlung des Freiherrn Friedrich v. Schiller von dem Verstorbenen abschriftlich mitgetheilt worden.

ihn fort zu leiten. Geschieht dies mit Ihrem Beifall, so thue ich's heute[1]. Alles Gute.

G.

18.

(An Willemer. *26. April 1815.)*

Auch nach dem Erscheinen der zweiten Auflage des Goethe-Willemer'schen Briefwechsels sind eine Reihe von Aufsätzen in Zeitschriften erschienen, die interessantes und wichtiges neues Material beibringen; so vor allem der von Hüffer in der deutschen Rundschau, Bd. XVI S. 405 ff., in welchen zwei bisher unbekannte Briefe Goethe's an Willemer mitgetheilt sind. Zu meiner Freude kann ich nunmehr noch einen weitern ungedruckten Brief Goethe's an Willemer mittheilen. Derselbe begleitete die Uebersendung des Gedichtes »Reicher Blumen goldne Ranken«, das vom 12. Februar datirt ist, aber erst mehr als zwei Monate später in Frankfurt eintrat[2]. Der ganz eigenhändige Brief lautet[3]:

---

[1] Die Zustimmung der Mutter wird gleich erfolgt sein, denn am 17. Januar erliess G. das Empfehlungsschreiben an Eichstädt (B. a. E. Nr. 172), worin er mit grosser Zartheit die mangelhafte Vorbereitung Ernst's andeutet. Unter den Hauslehrern, welche die Söhne erhielten, gerieth Abeken über die Methode der Erziehung in eine Differenz mit der Mutter, die er in einem erhaltenen Brief ohne Datum bespricht. Nach seinem Abgange besuchte Ernst die Schule und genoss den Unterricht von Jos. Schulze; später die Universität Heidelberg; während August v. Goethe sich zum Staatsdienst vorbereitete, bezog Ernst wieder die Universität Jena, wo er nach der Mutter Zeugnisse (Charl. v. Schiller I. 372) fleissig studirte.

[2] Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne.

[3] Im Original deutsche Lettern, blos das *Cursiv* gesetzte lateinisch.

Möge die Verspätung des beykommenden Gedichts durch die Erklärung entschuldigt werden: dass es lange auf dem Papier stand, ehe die Einfassung, ohne die es nichts bedeutete hinzugefügt werden konnte. — Denn obgleich solche Zierrathen im Orient nicht fremd sind so kostete es doch einige Mühe sie nach *Weimar* zu verpflanzen.

Unter Glas und Rahmen wünschte ich das Blättchen an Ihrer Wand zu wissen; damit Sie meiner in guter Stunde eingedenk sein mögen. Um baldige Nachricht und Auskunft bittend

herzlich verbunden

W. 26. April 1815. Goethe.

Der Brief befindet sich als ein Geschenk Mariannens im Besitz des Herrn Alexander von Bernus jun. in Manchester. Herr von Bernus hat eine Copie an Julius Frese überschickt, welcher die Güte hatte, mir dieselbe zur Veröffentlichung zu überlassen.

19.

(An Medicinalrath Günther. 10. August 1815.)

Der Adressat nachfolgenden Briefes, Johann Jakob Günther, wurde im Jahre 1771 zu Neviges bei Elberfeld, als Sohn des dortigen Wundarztes geboren. Nachdem er von dem Studium der Theologie zu dem der Cameralwissenschaften übergegangen war, widmete er sich endlich zu Marburg der Medicin. Kurze Zeit hatte er ein Physikat in Deutz inne und lebte dann als praktischer Arzt in Cöln, wo er alsbald den Titel als königlich preussischer und später auch als herzoglich nassauischer Medicinalrath erhielt. Neben seinem ärztlichen Berufe beschäftigte er sich vielfach mit literarischen Arbeiten. In verschiedenen rheinischen Zeitungen und Zeitschriften, auch in der Kölnischen Zeitung, erschienen lyrische Gedichte und Aufsätze allgemein wissenschaftlichen Inhalts von ihm.

Wie aus Günther's nachgelassenen Aufzeichnungen zu entnehmen ist, kamen einige Artikel von ihm, fragmentarische Betrachtungen ästhetischen Inhalts, über Dichtkunst, über den Begriff der Schönheit, auch ein Essay über Abälard und Heloise u. s. w. zur Kenntniss Goethe's. Vielleicht haben gemeinschaftliche rheinische Bekannte dann Günther veranlasst, Einiges von seinen Arbeiten an Goethe zu schicken und so wird der vorliegende Brief die Beantwortung einer derartigen Sendung gewesen sein. Günther starb im Jahre 1852. Das Original des Briefes befindet sich im Besitz einer Enkelin Günther's, der Frau Auguste Rolfs in Cöln.

Ew. Wohlgeb.

freundliches Schreiben würde schon längst dankbar beantwortet haben, wenn ich nicht gehofft hätte, auf einer Reise nach Cölln Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Da jedoch nur wenig Zeit auf jene Fahrt verwendet werden konnte, bin ich, so sehr ich es auch gewünscht, nicht nach Deuz gekommen und sehe mich daher im Falle, ehe ich aus dieser Gegend scheide, Ew. Wohlgeb. schriftlich verbindlichst zu danken, für den mir an meinen Arbeiten gegönnten Antheil.

Denn was kann wohl erfreulicher sein, als wenn der Schriftsteller seine sbateren [sic] Tage belebt sieht durch glückliche Wirkungen die er auf jüngere Männer hervorgebracht.

Bleiben Sie daher versichert dass jedes Zeichen Ihres Andenkens und Ihrer Neigung mir höchst schätzbar seyn werde.

Zu fortdauerndem Wohlwollen mich angelegentlichst empfehlend

Wsb. d. 10. Aug. ergebenst
1815. Goethe.

Couvert-Aufschrift:

Des Herrn
Medicinalrath Günther
Wohlgeb.
franc. Deutz
gegen Coelln.

20.

(An Büsching. *27. September 1816.)*

Goethe bemerkte im ersten Heft von Kunst und Alterthum am Schlusse des Aufsatzes »Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar«: »Unsern Bemühungen im Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen im Nordosten zu gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters, welche keinem, der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben durften.« Der hier genannte Dr. Büsching ist Johann Gustav, der Sohn des berühmten Geographen Anton Friedrich Büsching, er selbst, vornehmlich durch germanistische Arbeiten bekannt, geboren zu Berlin am 19. December 1783, gestorben als Professor zu Breslau am 4. Mai 1829. Er trat früh in Verbindung mit Goethe, der den germanistischen Studien nicht gerade die Begeisterung der Romantiker, aber ein lebhaftes, verständnissvolles Interesse zugewendet hatte. Im Jahr 1810 schickte der Dichter, wie Büsching erzählt, dreissig Folio-Blätter, »halbe Bogen Oelpapier, auf welchem jeden eine beträchtliche Anzahl von Gestalten vorkam. Ein längliches Viereck zur Seite hatte die dazu gehörige Schrift enthalten, von der sich aber« — weil die Schrift nicht durchgezeichnet war — »nichts fand.« Goethe meinte, die Bilder möchten irgend ein Heldengedicht illustriren, und forderte Büsching auf, dasselbe ausfindig zu machen. Dies konnte freilich nicht gelingen. Dagegen entdeckte von der Hagen mit Hülfe Eichhorns und des Geheimen Raths Beuth, die Zeichnungen seien einer oldenburgischen Handschrift des Sachsenspiegels entnommen, welche auf 136 Pergament-Blättern im Jahre 1336 von dem Rasteder Mönch Heinrich Gloynsten angefertigt wurde. Büsching gab darüber 1812 in dem ersten Hefte der »Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst« mit wenigen Worten Nachricht. Vier ereignissvolle Jahre vergingen, und Goethe konnte im Herbst 1814 und 1815 an den befreiten Ufern des Rheines liebe Jugend-Erinnerungen und den Sinn für nationale Geschichte und Bildung auffrischen. Frucht dieses Aufenthaltes war der zu Anfang dieser Zeilen erwähnte Reisebericht. Büsching dankte für die Empfehlung der wöchentlichen Nachrichten, indem er dem ersten Bande, der im Juli 1816 die bis dahin erschienenen Blätter vereinigte, eine Widmung an Goethe vorsetzte.

»Seit manchem Jahrzehnt«, schreibt er, »hat der Deutschen Meister die vielseitigen Regungen des wechselvoll bewegten theuren Vaterlandes in sich aufgenommen. Sie aussprechend und verkündigend, war Er der Schöpfer neuer Gestaltungen, und in den kraftigen, vollendeten und vollkommenen Zügen, welche die Hand des Meisters entworfen, erkannte ein jeder selbst klar wieder, was er gewollt, gestrebt, gesucht und gewirkt hatte.

Die unvollkommenen Versuche dieser Blätter hat des Meisters Wort durch freundliche Empfehlung geehrt, und so werden sie auch Dem freudig und dankbar geweiht, der schon so viele Lehren, so viele freudige Stunden durch Seine Werke schenkte und schon ofter freundlich entgegen kam dem Ueberreichenden«.

Wie sich denken lasst, hatte Busching nicht verfehlt, den Dichter um Beitrage zu ersuchen. Goethe sendet am 27. September 1816, jetzt zum zweiten Male, die erwähnten Zeichnungen, mit dem Vorschlage, Busching solle einen Theil derselben nachbilden lassen und dazu ein symbolisches Alphabet, z. B. Besitz, Habe, Kaiser, Richter, heraussuchen. Diesen Rath befolgte Busching nicht, er liess — offenbar das Verstandigste — auf zwei Tafeln eine Anzahl von Abbildungen lithographiren und die bezüglichen Stellen des Sachsenspiegels, um deren Auffindung sich schon früher der Staatsrath Korner, dann ein Schuler Büsching's, Friedrich Jarick, bemuht hatten, mit einigen Erlauterungen zusammenstellen. Goethe erklart sich am 10. Juli 1817 damit einverstanden, mit dem Bemerken, dass er die zugesendeten Arbeiten sehr schon und zu dem vorgesetzten Zwecke vollkommen hinreichend finde. »Es kommt ja hier«, fährt er fort »darauf an, dass man das Interesse anregt, nicht, dass man es befriedigt, und ich bin uberzeugt, dass wir nach Erscheinung dieser Aufsatze und der dazu bestimmten Bilder gar bald von vielen Seiten Beitrage und nahere Bestimmung erhalten werden.« Mir scheint es auf alle Fälle sehr bedeutend: dasjenige, was in Bezug auf geistliche Bucher und Bilder schon gethan ist, auch für das Rechtliche, Burgerliche und Politische zu leisten. Es wird dabei zur Sprache kommen, dass nicht allein der ungebildete, sondern auch der durchaus reingebildete, natürliche Mensch dasjenige mit Augen sehen will, was ihm durch's Ohr zukommt, desshalb denn auch die bilderreichen so wie die bilderlosen Religionen ihren Charakter im entschiedenen Gegensatz bethätigen.« So erschien — im vierten Bande der wöchentlichen Nachrichten, mit dem Nebentitel: Der Deutschen Leben Kunst und Wissen im Mittelalter, Breslau 1819 — der Aufsatz »Das deutsche Recht in Bildern. Nach Zeichnungen [.] mitgetheilt durch Herrn Geheimrath von Goethe.«

Die von Goethe ausgesprochene Hoffnung ist nicht unerfüllt geblieben. Oft genug hat man seitdem die Bedeutung jener erklärenden Bilder sowohl für die Rechtsgeschichte als für die Kunstgeschichte hervorgehoben. Von dem Sachsenspiegel besitzen wir vier illustrirte Handschriften, in Heidelberg, in Wolfenbüttel, in Dresden und in Oldenburg. Von den Zeichnungen der Heidelberger und Dresdener Handschriften erschien bereits 1820 eine bedeutende Zahl in den »Deutschen Denkmalern« von Batt und Babo. Im vergangenen Jahre ist auch der Oldenburger codex picturatus dem Texte nach vollständig veröffentlicht, von den Abbildungen freilich noch immer nicht so viel als man wünschen möchte, aber genug, um ihren eigenthümlichen Charakter besser als die wenig geschickten Umrisse bei Büsching erkennen zu lassen[1]. In der Einleitung hat der Herausgeber, F. von Alten, nicht unterlassen, an die vorhin angeführten Worte des »Meisters der Deutschen« zu erinnern, und Jeder wird mit Vergnügen wahrnehmen, wie ein von Goethe angeregtes Werk nunmehr nach siebenzig Jahren sich der Ausführung näherte, um abermals zu bestätigen, was Büsching schon in seiner Widmung so richtig als warm empfunden zum Ausdruck bringt.

---

[1] Der Sachsenspiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336, herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen in Lithographie und einem Vorwort zu denselben von F. von Alten. Oldenburg 1879.

Hermann Uhde hat Goethe's Brief vom 10. Juli 1817, aus welchem Büsching nur die bedeutendste Stelle mittheilte, in den Westermann'schen Monatsheften 1876, S. 256 vollständig veröffentlicht und die richtige Datirung festgestellt. Goethe's frühern Brief vom 27. September 1816 kann ich hier folgen lassen. Er wurde von Büsching einem eifrigen Autographen-Sammler, dem Geheimen Obertribunalsrath Brassert — gestorben 1841 — zum Geschenk gemacht und von dessen Neffen, Herrn Berghauptmann Brassert in Bonn, nebst den später mitzutheilenden Briefen Goethe's vom 28. April 1828 und Zelter's vom 27. März 1832 mir zur Benutzung freundlich überlassen.

Ew. Wohlgeb:

Hatte schon längst für die freundliche Zuneigung [Zueignung] und die mit vieler Theilnahme von mir beachteten Arbeiten meinen Dank abstatten sollen. Wollte ich die Versäumniss entschuldigen, so musste ich mancher für mich schmerzlicher und unangenehmer Dinge gedenken, lieber will ich sogleich einen Beitrag übersenden, der Sie interessiren kann und vielleicht zu Ihren Zwecken brauchbar ist. Sollten Sie einiges von den seltsammen Darstellungen in Kupfer stechen lassen, so würde ich rathen ein symbolisches Alphabeth herauszusuchen z. B. *Kaiser*, *Richter*, *Besitz*, *Habe* etc. Die Vorstellungen kommen immer wieder. In den Vorarbeiten finden Sie Anlässe hierzu, die ich jedoch wieder durchzugehen ausser Stande bin. Mögen Sie mir anzeigen, was Sie etwa davon zu nützen geneigt wären, so würde ich aufgeregt, noch eins und das andere hinzuzufügen. Gegenwärtig nur, damit die Sendung nicht säume, meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

Weimar d. 27. Septbr. *ergebenst*
1816 *Goethe.*

Nur die Unterschrift ist von Goethe's Hand. Der Secretär hat in dem ersten Satze »Zuneigung« geschrieben, offenbar ein Missverständniss, denn Goethe will für die »Zueignung« der wochentlichen Nachrichten danken. Unter den schmerzlichen und unangenehmen Dingen ist vor Allem der Sturz mit dem Wagen zu verstehen, der am 20. Juli, nicht weit von den Thoren Weimars die Weiterreise Goethe's nach dem Rheine vereitelte. Wie die Zeichnungen an Goethe gelangten, wüsste ich nicht anzugeben; es wird erwähnt, dass bereits in den Jahren 1745 bis 1750 der bekannte Jurist Christian Ulrich Grupen die sämmtlichen Darstellungen der Wolfenbüttler und ergänzend der Dresdener wie der Oldenburger Handschrift durchpausen liess.

21.

(An? *14. April 1817.)*

Ew. Wohlgeb.

erhalten abermals einiges Manuscript, mit Bitte es baldigst absetzen zu lassen, damit man beurtheilen könne wieviel zu dem zweyten Bogen noch nöthig sey.

B. J. Schüz danckt schönstens für geneigte Aufnahme u hofft Erlaubniss zur Wiederkehr.

Einige Wiener Zeichenstifte folgen hiebey zur Probe.

J. d. 14 Ap   ergebenst
1817   Goethe.

Der Brief auf einem Blatt in Quartformat ist von Goethe ganz eigenhändig geschrieben. An wen aber? Und worauf bezieht sich »einiges Manus(c)ript«? Die letztere Frage lässt sich vielleicht aus dem am 20. Mai 1817 an Zelter (II, 402) gerichteten Brief beantworten, wo es heisst: »Vom dritten Rhein- und Mayn-Heft, Erinnerung der Folgetage des Rochus-Festes sind schon drey Bogen gedruckt.« Da das Heft im Cotta'schen Verlag erschienen, wird es zu Augsburg in der Cotta'schen Buchdruckerei gedruckt sein. Die Form der Buchstabentypen ist entschieden dieselbe wie in den anderen bei Cotta hergestellten Goethedrucken. Da Cotta aber 1811 schon geadelt, kann die Anrede: Ew. Wohlgeboren, nicht ihm gelten. Es wird der Brief also wohl an einen Factor der Cotta'schen Druckerei gerichtet sein. War dies im Jahre 1817 schon Wilhelm Reichel; an den wir einen aus dem Jahr 1828 stammenden Brief Goethe's (Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 586 fgl.) jetzt kennen?

Wer B. J. Schüz weiss ich nicht anzugeben. Die deutlich umgeschriebenen Anfangsbuchstaben des Vornamens weisen auf keinen der vielen »Schütze«, mit denen Goethe in Verbindung stand.

22.

(*An?*[1] *16. August 1817.*)

Ew Gnaden

vermelde schuldigst dass HE. v. *Münchow* sich erklärt:

> dass er mit Vergnügen den angefangenen Unterricht fort zu setzen geneigt sey; dass aber ein *dauernder* Aufenthalt in Weimar nur vom 29 Sept bis 29 Octbr einzurichten sey.

Ich habe daher sogleich die Frage an ihn ergehen lassen:

> ob er den Sept. über eine wöchentliche Anwesenheit allhier veranstalten, auch vorläufig die Tage, so wie die Dauer des Aufenthalts bestimmen könne?

Sobald ich Antwort erhalte vermelde dieselbe sogleich. Überlassend ob vorläufig Ihro Hoheit einige Meldung zu thun.

---

[1] Den nachfolgenden, von Goethe durchaus eigenhändig in deutscher Schrift geschriebenen Brief habe ich im Jahre 1868 von dem damals in Tübingen verweilenden Herrn Augustin Fischer, welcher längere Zeit in der Umgebung des Kaisers Maximilian von Mexico als dessen Berather in kirchlich-politischen Angelegenheiten sich befunden und im Besitze einer ausgezeichneten Bibliothek und einer grossen Autographensammlung war, zum Geschenke erhalten. Herr Fischer theilte mir mit, dass er das Schreiben aus dem Nachlasse einer hohen deutschen Frau, die in Rom gelebt, dort empfangen habe. An wen dasselbe gerichtet ist, vermag ich nicht anzugeben, wie mir auch nicht bekannt ist, ob es irgendwo bereits veröffentlicht worden. Orthographie und Interpunction habe ich hier auf das genauste beibehalten. Was das Aeusserliche des Briefes betrifft, so ist er mit deutschen Buchstaben auf Postpapier mit dem Wasserzeichen J. Whatman geschrieben. Das Format des Papiers ist gross Quart.

Auf Morgen erbitte mir die Erlaubniss aufwarten zu dürfen, um noch einiges andre zu besprechen. Es sey mir vergönnt zur Tafel zu bleiben.

Für heute wünsche: dass beykommendes, als ein wohl u herzlich gemeynter, festlicher, kleiner Beytrag aufgenommen werden möge!

Hochachtungsvoll

gehorsamst

W. d. 16. Aug. J. W. v. Goethe.

1817.

23.

(An Charlotte von Schiller. 7. Mai 1819.)

Der englische Porträtmaler, George Dawe (lebte von 1781 bis 1829), befand sich im Frühjahre 1819 in Weimar, um die dortigen Berühmtheiten zu malen. Goethe's Porträt erschien als sehr gelungen, und als es im Jahre 1820 von Wright in London in Kupfer gestochen erschien, wurde es auf dem Umschlag des ersten Heftes des dritten Bandes von »Kunst und Alterthum« folgendermassen angezeigt: »Goethe's Brustbild in punktirter Manier, überaus zierlich und zart behandelt, dabey kräftig und von schöner malerischer Wirkung. Dieses Blatt kann, bloss als Kunstwerk betrachtet, für gut und verdienstlich gelten; überdem ist es aber auch unter den vielen in Kupfer gestochenen Bildnissen des Genannten dasjenige, welches ihn am ähnlichsten darstellt«. Goethe empfahl den Maler sowohl seinem Freunde Friedrich August Wolf, wie auch dem Staatsrath Schultz und gedenkt seiner in den Tag- und Jahresheften (1079 unter dem Jahre 1821) in sehr rühmenden Ausdrücken. Mit nachfolgenden eigenhändigen Zeilen empfahl er den Maler der Wittwe seines verstorbenen Freundes. Die Adresse aussen lautet:

Frau
Hofräthin
von Schiller
Gnaden

und der Brief:

Erlauben Sie wohl, verehrte Freundinn, dass Hr. Dawe, ein vorzüglicher englischer Portraitmahler, Ihnen um zehen Uhr aufwarte, um seine Verehrung für unsern grossen Abgeschiednen zu bezeugen und seine Marmorbüste zu betrachten, die so viel ich weis, bey Ihnen aufgestellt ist.

W. d. 7. May — treulichst
1819. — Goethe.

24.

(An Melber. — Unterschrift eigenhändig. 20. August 1819.)

Ihr werther Brief, mein theuerster Vetter und Freund hat mir ein doppelt angenehmes Gefühl erregt, theils durch das mir gethane vortheilhafte Anerbieten, besonders aber auch als Zeugniss Ihres edlen Charakters und einer glücklichen Lage.

Schon bey meinem Aufenthalt in Frankfurt erfreute ich mich zu sehen wie Sie, durch Talent und Thätigkeit sich in den erwünschten Zustand gesetzt einer trefflichen Mutter, ihr hohes Alter mit Bequemlichkeit und Vergnügen zu umgeben, und sich selbst dadurch eine Empfindung zu bereiten welche[1] für einen dankbaren Sohn die erfreulichste von allen bleibt.

Wenn Sie aber nunmehr, mein Theuerster, ältere, von dieser würdigen Frau, im Drang der Umstände eingegangene Verbindlichkeiten frühzeitig erfüllen, so geben Sie derselben abermals einen Beweiss dass Sie allen Pflichten, die sich nur irgend auf die gute Mutter beziehen könnten, genug zu thun geneigt sind. Ich nehme daher, besonders auch in diesem Sinne Ihr Anerbiethen dankbar auf, und freue mich das wohlwollende Verhältniss zwey so ehrwürdiger Schwestern auf die edelste und anständigste Weise gelöst zu sehen. Möge eine ununterbrochene Thätigkeit immerfort zu Ihrem und der Ihrigen Heil geseegnet seyn.

treulich ergeben

Jena
d. 26. Aug.
1819.

J. W. v. Goethe.

Zur Erklärung des vorstehenden Briefes mögen folgende Bemerkungen über Goethe und David Melber dienen:

Die Beziehungen Goethe's zu der Melber'schen Familie sind aus Dichtung und Wahrheit bekannt; keine von den Frauen aus Goethe's Verwandtschaft ist dort von dem Dichter in so anziehenden und lebenswahren Zügen geschildert worden, wie die »lebhafte Tante«. In ihr musste Goethe manchen Anklang an die Art der eigenen Mutter wieder erkennen und in ihrem Hause am belebten Markt, unter den mancherlei Herrlichkeiten, die der Melber'sche Laden darbot, hielten sich die Kinder gewiss lieber auf als bei der strengern und ruhigern Tante Starck in dem ernsten Pfarrhause. Und auch später, als der Knabe zu selbstständigem Denken heranreifte, in den ersten Zeiten des siebenjährigen Krieges, scheint Tante Melber dem Goethe'schen Hause von allen Textor'schen Verwandten am nächsten gestanden zu haben; war sie doch die einzige, die gleich der Familie des Dichters preussisch und fritzisch gesinnt war. Bei dem Berichte über den Aufenthalt in Frankfurt nach den Leipziger, den Strassburger und den Wetzlarer Zeiten treten freilich die Beziehungen zu den Verwandten in Goethe's Schilderung gänzlich zurück; es war den künstlerischen Absichten des Dichters durchaus gemäss, die Familienerinnerungen in die behaglich breite Darstellung der Kinderjahre zu verflechten, um späterhin bei Erzählung der entscheidenden Entwicklungsjahre möglichst ungehinderten Spielraum für die weiteren und freieren Ausblicke zu gewinnen.

---

[1] Die Silbe *die*, die eine neue Zeile beginnen sollte, ist durch Versehen des Schreibers ausgelassen.

Aber auch in seinen Aufzeichnungen über die späteren Besuche in Frankfurt hat Goethe der Familie Melber nicht gedacht, wenn auch aus dem voranstehenden Briefe die fortdauernde enge Verbindung der beiden Familien hervorgeht.

Die mit Kindern reich gesegnete Familie Melber muss indess, um welche Zeit vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, in bedrängte Umstände gerathen sein. Es hängt dies vielleicht mit dem Tode des Handelsmanns Melber (1780) zusammen. Jedenfalls war Tante Melber genöthigt, von der Frau Rath grössere Summen zu entleihen. Es ist noch ein Document aus dem Jahre 1788 erhalten, wonach Frau Rath Goethe ihrer Schwester 3000 Gulden vorgeschossen hatte, aber die Rückbezahlung der einen Hälfte ihr erliess, so dass, nachdem Frau Melber 300 Gulden zurück gezahlt hatte, ihr bloss noch 2200 Gulden zu bezahlen übrig blieben. Inzwischen wuchs ihr aber eine Stütze heran an ihrem trefflichen Sohne Johann Georg David, der im Jahr 1773 geboren, von 1789—92 als Apotheker in Darmstadt conditionirte, dann aber, 1792—94 dem Studium der Medicin in Jena oblag. Ob er während dieser Zeit mit seinem Weimarer Vetter in Berührung kam, ist mir nicht bekannt. Er promovierte 1794 und hielt sich dann noch in diesem und dem folgenden Jahr zu weiterer Ausbildung in Pavia und Wien auf. 1796 liess er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder[1]. Er wurde der Hausarzt der Frau Rath, die grosses Zutrauen zu ihm hegte und ihn sehr lieb gewann und wir werden gleich sehen, dass sie auch für ihn jenen geschäftigen Eifer aufwandte, den sie stets ihren Lieblingen gegenüber bewiesen hat. Als nämlich im Jahr 1803 die Stelle eines Stadtaccoucheurs neu besetzt werden sollte, eine Stelle, die bekanntlich mit auf Veranlassung der Umstände bei Goethe's Geburt creirt worden war, suchte Frau Rath ihren Einfluss zu Gunsten ihres Neffen geltend zu machen. Sie schrieb damals an den Senator Stock:

v[om] H[ause], d. 16ten May 1803.

Lieber Freund!

Dem Vernehmen nach wird das Ambt eines Geburths-Helfers noch in dieser Woche vergeben. Ich empfehle Ihnen meinen Vetter Doctor Melbert auf's beste. — Wenn ich von seiner grossen Geschicklichkeit nicht völlig überzeugt wäre; so würde mich

---

[1] Diese Daten sind aus Belli-Gontard's »Leben in Frankfurt am Main« Bd IX. S. 36 f. entlehnt.

Sünde fürchten einen Mann zu Recommandiren wo Menschen Leben auf dem Spiel steht. In Hoffnung das meine Bitte gewährt ist — bin und bleibe ich

Ihre
und Ihres gantzen Hausses
treue Freundin
Goethe.

N. S. Gruss und Kuss an alle Ihre Lieben.[1]

In der That erhielt Melber die Stelle, jedoch erst 1804. Er blieb Hausarzt der Frau Rath und stand ihr auch noch zur Seite in der Krankheit, die ihren heitern und ruhigen Tod herbeiführte. In diesen letzten Jahren war es wohl, dass die Frau Rath die von Melber in seinem unten abgedruckten Briefe berührte Bestimmung traf, die schuldige Summe solle erst nach dem Tode der Frau Melber von den Melber'schen Erben an ihren Sohn in Weimar entrichtet werden.

Goethe dankte Melber in einem Briefe vom 19. Sept. 1808 für den Beistand den er der Mutter geleistet[2], und bat ihn, sich auch seiner Frau anzunehmen, die sich der Regelung der Erbschaftsangelegenheiten in Frankfurt unterziehen sollte. Bei seinem wiederholten Aufenthalt in Frankfurt in den Jahren 1814 und 1815 sah er ihn wieder und nahm an dem Wohlergehen des Vetters, der sich immer mehr zu einem der angesehensten und beliebtesten Aerzte aufschwang, freundlichen Antheil; im Jahr 1815 traf er ihn als jungen Ehemann an. Auch in den folgenden Jahren war Melber in seiner Berufsthätigkeit vom Glück begünstigt, so dass er mit der Zahlung der schuldigen Summe nicht mehr bis zum Tode der Mutter warten wollte und dies gab Anlass zu folgendem Brief Melber's, auf welchen Goethe in dem oben mitgetheilten Schreiben vom 20. Aug. 1819 antwortete.

---

[1] Ueber die Provenienz dieses Briefes s. u. — Die Schreibung *Melbert* kommt häufiger in Familienbriefen vor; vgl. Loeper bei Hempel XXI S. 210. — Anstatt *auf's Beste* steht im Original *auf Beste*.

[2] Abgedruckt in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1873 Nr. 290.

Hochwohlgeborner Herr,
Verehrtester Gönner und Vetter!

Schon längst habe ich den Wunsch still genährt, dass eine Schuld die durch die Herzensgüte Ihrer seel. Frau Mutter erst nach dem Tode meiner Mutter von mir und meinen Geschwistern an Sie abzutragen wäre, noch bei Lebzeiten der Schuldnerin und zwar von ihr selbst getilgt werden mögte; allein die Unmöglichkeit irgend ein so grosses Ersparnis bei dem unbedeutenden Vermögen das meiner l. Mutter in dem Sturme der Zeit geblieben ist, aufzubringen, setzte die Ausführung desselben stets in die unbestimmteste Ferne, wodurch meine Sehnsucht ihn erfüllt zu sehen nur immer weiter hinausgeschoben, keineswegs befriedigt wurde.

Inzwischen hat mein Erwerb durch Gottes reichen Segen so zugenommen, dass ich es länger nicht ertragen mag, den Tod der Mutter zugleich als endlichen Zahlungstermin einer heiligen Schuld anzusehen, und ich erkläre mich daher bereit, fl. 2200 die Jene in den Tagen der Noth von einer geliebten Schwester ohne Zinsen auf Lebenszeit erhalten, sogleich wann und wohin Sie wollen aus dem Meinigen zu erstatten und mit meinen Geschwistern dereinst darüber Abrechnung zu halten.

Könnte ich zugleich Worte des Dankes finden für die Güte die Sie durch stille Nachsicht in einer so langen Zeit mit Ihren Schuldnern überschwenglich bewiesen haben, ich würde meine Kräfte gerne versuchen; aber überzeugt, dass es mir damit dennoch nicht gelingen würde, zähle ich darauf dass Sie Edler Mann mir den Willen für die That anrechnen und an meiner Versicherung sich begnügen, dass ich niemal die Wohlthat vergessen werde, die Ihre verewigte Frau Mutter durch jenen Nachlass und Vorschuss meiner Mutter und folglich auch deren Kinder [sic] erzeigt hat, auch dass ich es mir werde stets angelegen seyn lassen, meinen Kindern die Pflicht der Dankbarkeit gegen Ihre Familie tief in das Herz zu prägen, damit wenn das Schicksal es so verlangen sollte, in der Zukunft vielleicht, ein Theil der Schuld die von den Grosseltern vererbt auf ihnen ruht, durch sie getilgt werden möge!

Im Bewusstseyn meines Unvermögens für Sie irgend sonst Etwas thun zu können, was Ihnen angenehm wäre, begnüge ich mich mit dem Anerbieten zu jedwedem Auftrag zu dessen Ausführung Sie mich befähigt halten, sehe Ihrer gütigen Zuschrift mit Verlangen entgegen, und schätze mich glücklich Sie bei dieser Gelegenheit der unwandelbaren Hochachtung versichern zu dürfen, womit ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen

Ihr ergebenster
Verehrer und Vetter.

Ffurt. d. 13ten Aug. 1819.

Goethe's Brief traf Melber gerade in den Vorbereitungen zur Feier des 70ten Geburtstages Goethe's, welcher am 28ten Aug. 1819 in Frankfurt festlich begangen wurde. Goethe überschickte der Museumsgesellschaft, die zur Feier des Tages einen academischen Festactus veranstaltet hatte, ein Dankschreiben durch Vermittelung Melber's, dem er zugleich mit einigen herzlichen Worten seinen Dank für die Betheiligung an der Veranstaltung des Festes aussprach.

Aus den folgenden Jahren ist über Beziehungen Goethe's zu der Melber'schen Familie nichts bekannt. Die Tante Melber starb 1823, hoch betagt, im Alter von 89 Jahren. Ihr Sohn starb ein Jahr später, nach langen schweren Leiden an den Folgen einer giftigen Wunde, die er sich bei einer Entbindung zugezogen hatte. Sein Sohn Georg (1816—73), gleichfalls Arzt, dabei ein feiner und gediegener Goethekenner, wurde also schon in den Knabenjahren des Vaters beraubt; es ist dies auch im Interesse der Goetheforschung zu beklagen, denn er hätte aus dem Munde des würdigen und zuverlässigen Mannes gewiss manche werthvolle Mittheilungen über Goethe's Frankfurter Beziehungen erhalten können. Die beiden oben mitgetheilten Schriftstücke befinden sich jetzt im Besitz seiner Wittwe, die sie mir zur Veröffentlichung gütigst überlassen hat.

23.

(An [illegible] *17. Juni 1825.*

Dass Sie, theuerster Verehrter, meinen kleinen Aufsatz billigten ist mir höchst erwünscht, denn er war in unruhiger Zeit und nicht sonderlich vorbereitet geschrieben, der gute Wille mag dabei das meiste gethan haben.

Den Abdruck lege bei, nicht weniger eine französische Uebersetzung verfasst von dem Redacteur, welcher mir vielen Dank wusste, dass ich ihm von jener missfallenden Anzeige loshalf.

1 Fol. Seite [illegible] Deutsche Schrift. (Copie.)

Man hat nur immer zu thun um die Verwirrungen, die mehr durch vorlaute als bösartige Menschen eingeleitet werden, wieder ins Gleiche zu bringen.

Kunst und Alterthum folgt bald, möge darin sich etwas Ihrem und der liebwerthen Tochter Sinn und Geschmack wohlgemässes befinden. Die Naturwissenschaftlichen Hefte werd' ich kaum vor meiner Abreise vollendet sehen, ein typographisches Zaudern hält sie diesmal länger als billig zurück.

Denn ich denke zu Ende des Monats nach Marienbad zu gehen um mich wieder in dem Winkel einer ansehnlichen Gebirgshöhe zu prüfen und an bekannten Naturgegenständen meine Sinne herzustellen; es ist wirklich Zeit dass ich von der Aussenwelt wieder angeregt werde.

Dass die Heilquellen unsere Hoffnungen und Zutrauen wenigstens bis auf einen gewissen Grad erhalten, ist sehr schön; unsere Natur ricochettirt gleichsam alle Jahre einmal an solchem Orte und reicht der Sprung auch nicht ganz aus, so ist doch wenigstens etwas gewonnen. In Baden wünscht' ich auch wohl an Ihrer Seite zu wallfahrten, die Gegend muss sehr schön, und auch geologisch höchst merkwürdig sein, wie aus einer Charte von Gimbernat ersehen habe. Von persönlichen Abentheuern wusste Kanzler Müller viel zu erzählen. Möge uns beiden die abermalige Wallfahrt Glück bringen, und eine höchst wünschenswerthe Zusammenkunft einleiten. In der Hälfte September glaube ich wieder zu Hause zu sein, wo Sie

Grossen und Kleinen durch Ihre theure Gegenwart die höchste Freude bringen werden. Vor meiner Abreise noch ein Lebenszeichen.

Weimar
den 17ten Juny
1823.

treulichst
J. W. Goethe.

26.

(An Graf Platen. Weimar 27. März 1824.)

Ew. Hochwohlgeboren

stehen bey mir und meinen Umgebungen immer im guten und freundlichen Andenken, wie das letzte Stück von Kunst und Alterthum bezeugen wird, weshalb mir denn Ihr gegenwärtiges Zuschreiben viel Vergnügen macht.

Die neue und alte Zeit hat immer in einigem Widerstreit gelebt, und es ist mir sehr viel werth, dass das Geschick mich begünstigt den heranstrebenden Jüngeren eher entgegen als aus dem Wege rücken zu können.

Das mitgetheilte Schauspiel sende jedoch, da Sie es dem Druck zu übergeben gedenken, gleich zurück: es ist in diesem Augenblick ganz unmöglich demselben die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen, indem ich bey Herausgabe eines naturwissenschaftlichen Heftes in Regionen verweile, wo mir das Theater, dem ich ohnehin entfremdet bin, ganz verschwindet.

Sodann bemerke, dass erst in einiger Zeit sich die lieben Gebildeten wieder um mich her versammeln, mit denen ich dergleichen heitern Produktionen mehr zu geniessen als zu beurtheilen pflege.

Uebersenden Sie mir es gedruckt, so ergreife ich alsdann die erste Gelegenheit meine Werthesten mit solcher Unterhaltung zu bewirthen und hoffe alsdann darüber ein erfreuliches Resultat ausgesprochen zu sehen.

Der ich mich Ihnen und den verehrten Ihrigen und allen Hochgeschätzten, die in Erlangen meiner gedenken mögen, zum schönsten empfohlen wünsche

gehorsamst

Weimar, d. 27. März 1824. J. W. Goethe.

Das Original dieses in Platen's Tagebuch S. 244 f. erwähnten Briefes befindet sich nach Diezel's Verzeichniss ungedruckter Briefe Goethe's (Nr. 590) in Kanzler Müller's Archiv, eine alte Abschrift, aus der ich den Wortlaut entnehme, liegt in den Briefsammlungen aus Platen's Nachlass auf der kgl. Bibliothek zu München. Zum Verständniss mögen einige Daten über Platen's vorhergehende Zusendungen an Goethe zusammengestellt werden. Sie beginnen mit den Ghaselen, Erlangen 1821, deren Schluss das Widmungsgedichtchen an Goethe »Dein Name steh zu jeder Frist etc.« bildet; das dieselben begleitende Billet vom 10. April 1821 ist in Platen's Tagebuch S. 221 abgedruckt. Nachdem der Dichter im October desselben Jahres durch Knebel's Vermittlung die persönliche Bekanntschaft Goethe's gemacht hatte (Tagebuch S. 226), gedachte dieser der Ghaselen freundlich am Schlusse seines Berichts über Rückert's Oestliche Rosen (K. u. A. III. 3 S. 175).

Im Jahre 1822 schickte Platen sein Bändchen Vermischte Schriften, in welchem »Der Spiegel des Hafis« durch den Schlussvers »Wem dies Büchlein will gefallen etc.« Goethen zugeschrieben ist, mit der im März 1822 (Tgbch. S. 230) gedichteten Glosse »Wer ein schönes Lied erfunden etc.« Die im October desselben Jahres wie im Fluge hingeworfene Uebersetzung des Hafis in Reimversen, für welche sich kein Verleger fand, sollte mit einem Prolog an Goethe eingeleitet werden, der nachher allein in der Urania für 1824 abgedruckt ward. Im September 1823 schickte Platen die Neuen Ghaselen (Tgb. S. 239) und Goethe veranlasste deren Besprechung durch Eckermann in K. u. A. IV. 3 S. 139–162 (Gespr. mit E. I. S. 93 f.). Inzwischen war in fünf Octobertagen »Der gläserne Pantoffel« niedergeschrieben. Eine von den 5 sofort genommenen Abschriften wurde Goethe gesandt. Auf diese Zusendung antwortet unser Brief, welcher mit weiser Schonung verschweigt, dass die gedruckten Schauspiele Platen's (Der gl. Pantoffel und Berengar) schon in des Schreibers Händen sind (Gespr. mit E. I. S. 137). Goethe's treffendes Urtheil über diese Schauspiele hat Eckermann a. a. O. S. 141 aufbewahrt. Wer es gelesen, kann nicht mehr zweifeln, warum unser Brief die Beschäftigung mit dem letzten Hefte (II. 2) zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie als freundlichen Vorwand gebraucht, um des Aussprechens dem Dichter gegenüber enthoben zu sein.

27.

(An Frau Hofrath von Schiller.[1] *Winter 1824.)*

Beiliegend, verehrte Freundin, übersende Ihnen ein Schreiben von unserm guten werthen *Ernst*, worin er den bisherigen Gang unserer Angelegenheit klar und deutlich darstellt, aber aus meiner Antwort sehen Sie, gewiss mit Vergnügen, dass sie diesen Winter über durch erneuerten Fleiss auf einen vortheilhafteren Punkt gebracht worden, als ich selbst erwarten konnte. Ich erbitte mir die Papiere wieder zurück und werde bemüht sein, dass zu Johanni neue und entscheidende Schritte zu thun seyen. Gönnen Sie dem Geschehenen Ihren Beyfall und erhalten mir eine so viel erprobte Freundschaft.[1]

---

[1] Aus derselben Quelle wie Nr. 17; ohne Datum und Adresse mit eigenhändiger Unterschrift.

treu angehörig
Goethe.

28.

(An Kanzler von Müller. *26. März 1825.)*

In der Nacht des 21./22. März 1825 ward das Hoftheater in Weimar ein Raub der Flammen. Noch während des Brandes und der zur Bewältigung desselben versuchten Rettungsmittel ward bereits vom Grossherzog Karl August mit dem Oberbaudirektor Coudray in dem der Brandstätte gegenüber liegenden Witthums-Palais der Plan zum Wiederaufbau berathen. Derselbe schloss sich eng an einen Riss an, der schon früher von Goethe und Coudray gemeinschaftlich entworfen worden war, weil das alte Theater sich immer mehr als ungenügend erwiesen hatte. So ist es denn natürlich, dass bei weiterer Verfolgung dieses Vorhabens auch Goethe's Theilnahme wiederholt in Anspruch genommen ward; ein Brief des Grossherzogs an Goethe vom 2. April 1825 weiset darauf hin. Letzterm waren die wohl meistens durch persönliche Besuche an ihn gebrachten Erörterungen sehr lästig, und er versuchte ein Mittel, sich davon zu befreien, indem er an den Kanzler von Müller nachstehendes Schreiben richtete:

---

[1] Da sich die Verhandlungen über die Veröffentlichung des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels Jahre lang hinzogen (Vollmer, Sch. und Cotta S. 571 ff. S. Boisserée 2. S. 459. 492. 503 f. 506) könnte man an das spätere Stadium, worin Ernst persönlich auftrat denken. Indessen hatte Frau v. Wolzogen keine Zustimmung zu geben, der Brief wurde also an Frau v. Schiller geschrieben. Auch war die Redaction des Manuscripts noch unvollendet. Ich setze also das Schreiben kurz vor den 26. März (Vollmer S. 571) und den entscheidenden Schritt, welchen G. ankündigte aber nicht gleich that, auf den 30. Mai 1824, als er noch vor Johanni an Cotta schrieb (ebd. S. 572).

> Ew. Hochwohlgeboren
> erlauben folgende Mittheilung.
>
> Die letzten verwirrenden Ereignisse und die in demselben Moment mir auferlegte präclusive Pflicht, der Herausgabe meiner Werke ernstlich vorzustehen, nöthigt mich meine Freunde um eine besondre Gefälligkeit zu bitten, da ich mit Zeit und Kräften allerdings zu ökonomisiren habe. Ich wünsche nämlich von allem was Geschäft ist mich schriftlich zu unterhalten, wie ich solches mit Herrn Staats-Minister *von Voigt* viele Jahre fortzusetzen das Glück hatte; wobei in gar manchem Sinne gewonnen wird und ein freundschaftliches Mittagsmahl mit freiem ungetrübten Geiste von Zeit zu Zeit genossen, desto erquicklicher werden kann. Auch wünschte vor einem geneigten Besuch gefällige Anmeldung, weil das was ich jetzo vor allen Dingen vorzunehmen habe, ununterbrochene Aufmerksamkeit fordert. Wird mir dieses gewährt, so bleib

ich aufs neue meinen so treulich Theilnehmenden dankbar verpflichtet.

Das von Ew. Hochwohlgeboren aufgenommene Geschäft eignet sich gerade zu schriftlicher Unterhaltung; ich sende den *Soret*'schen Brief zurück und bitte ein Aktenfascikel zu formiren, wie denn nächstens meine unmasgeblichen Gedanken hierüber schuldigst mittheilen werde.

Weimar
d. 26. März
1825.

gehorsamst
J. W. Goethe.

29.

*(An Ernst von Schiller[1]. — Unterschrift eigenhändig.
12. Oktober 1826.)*

Euer Hochwohlgeboren

sende in Gemässheit gnädigster Resolution, welche beikommende Abschrift eines höchsten Handbillets ausweisst, die an Ihren Herrn Vater gerichteten Briefe und Billet's wieder zurück, von welcher das letzte an mich behalten[2] und ergreife die Gelegenheit

---

[1] Nr. 29 und 30 aus derselben Quelle wie Nr. 17.

[2] Ernst war im September und bis zur Hälfte des Oktobers 1826 in Weimar (am 24. August wollte er dahin abreisen, Vollmer S. 578) und hatte bei dieser Gelegenheit dem Grossherzog dessen Briefe an seinen Vater übergeben. Am 12. Oktober stellte dieser sie durch Goethe zurück und gab seine Erlaubniss zur Veröffentlichung mit Ausnahme des letzten (an G. N. 599). Sie sind erst von Frau von Gleichen unter dem Titel »Carl August's erstes Anknüpfen mit Schiller« 1857 herausgegeben worden.

Ihnen meinen Antheil an dem hiesigen Aufenthalte und den Wunsch ferneren Glücks und Gedeihens aufrichtig auszusprechen.

treulichst

J. W. Goethe.

Weimar den 12. October
1826.

30.

(An Carl von Schiller. *6. April 1827.)*

Ew. Hochwohlgeb.

haben mir, indem Sie, bei einem freudigen Familien-Ereigniss[1], auch meiner gedenken wollen, eine grosse Freude gemacht; die gründliche Freundschaft die sich zwischen mir und Ihrem Herrn Vater bethätigte soll nicht mit uns beiden vorüber gehn, sondern sich billig auf Sohne und Enkel vererben.

Ihr Herr Bruder wird Ihnen mitgetheilt haben, welche Verhandlungen wegen unserer gepflogenen Correspondenz sich ihrem Abschluss nähern[2] und was zu der Aufbewahrung der theuren irdischen Reste, so wie zu dem Andenken des Würdigen für Plane weiter im Werk sind.[3]

---

[1] Der Geburt des Sohnes Friedrich.

[2] Goethe schrieb darüber am 30. December 1826 an Boisserée (2, S. 960), am 2. Februar 1827 an Cotta (Vollmer S. 580). Boisserée hat sich das Verdienst erworben, den Abschluss zu vermitteln.

[3] Der Plan, worüber Goethe am 19. und 27. Januar an Boisserée schreibt (2, S. 964, 966), wurde noch im Laufe des Sommers dahin abgeändert, dass Schillers Reste in der fürstlichen Familiengruft beigesetzt wurden (Carl Aug. an G. Nr. 627 ff. Vgl. Palleske 2, S. 605 ff.).

Mögen Sie mit den lieben Ihrigen die Früchte des Segens geniessen, den der Verewigte über sein Vaterland gebracht hat! Ein meinem lieben Pathen gewidmetes Andenken, bitte demselben für die Zukunft aufzubewahren. Es folgt nächstens. Mich zu dauerndem Andenken bestens empfehlend

In treuer Anhänglichkeit

Weimar
den 6. April
1827.

J. W. v. Goethe.

31.

(An Herzog Carl August. 5. Mai 1827.)

Ueber den im nachfolgenden Briefe erwähnten »Moller« in Florenz und über Beziehungen Goethe's oder des Weimarischen Hofes zu ihm ist Nichts zu ermitteln gewesen. An den in den »Tag- und Jahresheften« sowie in der »Rheinreise« erwähnten Georg Moller (geb. 1784), der als Oberbaudirektor in Darmstadt 1852 gestorben ist, ist wegen der Jahresdifferenz nicht zu denken. In der Italienischen Reise kommt ein Moller nicht vor.[1]

---

[1] [Das Folgende sei in einer Anmerkung wenigstens vermuthungsweise geäussert. Im Jahr 1827 war von der Italienischen Reise Alles erschienen, was sich auf die Hinreise nach Italien, auf den ersten Aufenthalt in Rom und die Reise in Neapel und Sizilien bezog. In diesen Abschnitten, welche 1816 bez. 1817 im Druck erschienen waren, war von Florenz so gut wie gar nicht die Rede. Nur in dem Abschnitt: Perugia 25. Okt. 1786 war mit wenigen Worten auf das »Durchlaufen« von Florenz hingewiesen. Nun musste der Herzog etwas Näheres über den Florentiner Aufenthalt wissen wollen (in dem gedruckten Briefwechsel findet sich keine derartige Anfrage), und G.,

Der Brief, der sich in der hinterlassenen Autographensammlung eines verstorbenen hohen Beamten befindet, ist diktirt, nur die *cursiv* gedruckte Unterschrift ist eigenhändig. Er lautet:

Durchlauchtigster Herzog
gnädigster Fürst und Herr,

Ew. Königl. Hoheit schon längst an mich erlassene Anfrage so spät zu beantworten, kann ich nur dadurch entschuldigen, dass ich meine früheren auf die Italiänische Reise sich beziehenden Papiere zu durchsuchen nicht in diesen Tagen die gehörige Zeit gefunden. Da jedoch in selbigen nichts von einem weiteren Verhältniss zu Herrn Moller in Florenz zu entdecken gewesen, musste ich mich entschliessen, beyliegendes aus dem Gedächtniss zu verzeichnen, welches geneigtest aufzunehmen und meiner auch fernerhin in Gutem und Gnaden zu gedenken angelegentlichst bitte.

Verehrend wie vertrauend
Weimar d. 5. Mai — *Ew. Königl. Hoheit*
1827. — *unterthänigster Diener*
J. W. v. Goethe.

der erst 1829 die Beschreibung seiner Rückreise und in derselben die Schilderung seines längern Aufenthalts in Florenz veröffentlichte, mochte scherzhaft das Verlangen ablehnen, solches mitzutheilen. Denn er hatte auf der Reise, also auch in Florenz, um unerkannt zu bleiben, den Namen *Moller* oder *Möller* angenommen, wie er z. B. an Philipp Seidel (14. Okt. 1786) schreibt: «Hn. Kommissionsrath Paulsen kannst Du melden Herr Möller habe in Venedig nur 167 französische Livres und 14 Scudi erhalten». Es wäre also nicht undenkbar, dass man in befreundeten Kreisen scherzhaft diesen Namen gebrauchte, sobald man von Goethe's italienischen Fahrten redete. J. G.]

32.

(An Weigel. *28. April 1828.)*

Ew. Wohlgeb.

Sendung der erstandenen Bücher sowohl, als angebotenen Zeichnungen ist glücklich angelangt und gereicht den hiesigen Kunstfreunden zum Vergnügen; auch werden Sie die Zahlung für beide nächstens durch den hiesigen Banquier, Herrn Elkan erhalten. Nun aber beschwere ich sie mit einem nochmaligen kleinen Auftrag:

In einer auf diese Tage angekündigten Auction befinden sich Seite 29, die hier beiliegt, eine Anzahl Florentiner-, sogenannter Fortificationsmarmor; es wäre mir angenehm, mehrere Stücke davon für einen leidlichen Preis zu erhalten und überlasse denenselben die Wahl. Gehen sie um geringe Preise weg, wie höchst wahrscheinlich, so würde ich sie allenfalls sämmtlich nehmen.

Mich fernerhin zu geneigtem Andenken empfehlend

ergebenst

Weimar *J. W. v. Goethe.*

den 28. April 1828.

Der vorstehende Brief ist diktirt, und nur die Unterschrift von Goethe's Hand. Die Adresse fehlt; es finden sich aber sichere Zeichen, dass sie auf den Proclamator Weigel in Leipzig lautete, der auf der Rückseite bemerkt, er habe am 3. Mai geantwortet. Ueber den Gegenstand des Auftrages gibt mein verehrter College, Herr Geheimrath und Professor Gerhard vom Rath, mir die folgende freundliche Auskunft: »Der »Florentiner Fortifications-Marmor«, welcher auch Ruinen-Marmor, Calcaria ruiniforme, Pietra paesina und Marmor figuratum genannt wird, findet sich in der Nähe von Florenz. Er ist ein dichter, der Kreideformation angehöriger Kalkstein, welcher auf grauem Grunde eine grosse Zahl von mehr oder weniger rechteckigen oder polygonalen Figuren in gelblich-braunem Farbenton zeigt und dadurch eine gewisse Aehnlichkeit mit Abbildungen von Fortifikationen, Ruinen u. dgl. erhält. Diese eigenthümlichen Figuren erklären sich durch Sprünge und Verschiebungen, welche der Stein erlitten hat, und in welche später färbende Substanzen, Eisen- resp. Manganoxyd, eingedrungen sind. Die zersprungenen und verschobenen Stücke des Gesteins wurden durch die Niederschläge derselben filtrirenden Lösungen wieder verbunden.

Die Festungs- und Ruinenbilder in diesem »Marmor« (so bezeichnen die Künstler alle zu Ornamenten dienenden Kalksteine, während mineralogisch nur krystallinischer Kalkstein »Marmor« genannt wird) sind oft künstlichen Gemälden so ähnlich, dass die Steinplatten eingerahmt und als Zimmerschmuck verwandt werden.«

Goethe hegte für diesen Marmor eine besondere Vorliebe, er handelt eingehend darüber in dem Aufsatze: »Gestaltung grosser anorganischer Massen, 1824«, und man wird mit Vergnügen seine Beschreibung mit der eben mitgetheilten vergleichen. Die eigenthümlich malerischen Bildungen des Gesteins führen ihn zu der Bemerkung, »dass die Natur nicht später gewaltsame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erscheinungen mechanisch hervorzubringen, sondern dass sie in ihren ersten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte besitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugsamer Vorbereitung, das Ungeheure so wie das Zarteste zu bilden vermögen.«

33.

(An Ottilie von Goethe. 24. Juni 1828.)

Der Grossherzog Karl August war auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828 in Graditz bei Torgau vom Schlage getroffen gestorben. Kein Mitglied der fürstlichen Familie befand sich in Weimar; die Grossherzogin Louise bewohnte Wilhelmsthal bei Eisenach; der Erbgrossherzog Karl Friedrich und seine Gemahlin Maria Paulowna waren schon seit Monaten in Russland. Goethe's Schwiegertochter Ottilie hatte ihre Grossmutter, die Oberhofmeisterin Gräfin Henkel von Donnersmark, nach Karlsbad begleitet. Goethe selbst begab sich am 7. Juli nach Dornburg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen. Bevor er diesen Entschluss ausführte, schrieb er an seine Schwiegertochter folgenden Brief, dessen Schluss leider fehlt, da nur der erste Bogen desselben vorliegt.

Weimar, d. 24. Juni 1828.

In den ersten Tagen, meine liebe Gute, war nichts zu sagen noch zu schreiben; Jeder musste die traurigen Eindrücke in sich selbst verarbeiten. Nun aber kann man doch zu wechselseitiger Beruhigung wenigstens aussprechen, deshalb denn auch Gegenwärtiges zu Dir gelangen möge.

Vor allem empfiehl mich der theuern Frau Gross-Mama, versichere ihr, dass sie mir mit allen Lieben und Verehrten zuerst eingefallen ist. Deshalb ich denn auch vorzüglich zu ihrem Troste sage, dass sich die Frau Grossherzogin den Umständen nach sehr leidlich befindet, wie *Vogel* schriftlich versichert, welcher gleich hinausging als er die traurige Nachricht vernommen hatte.

Ingleichen ist es schon ausgesprochen, dass sie nach Weimar zurückkehrt, wenn sie schon jetzt noch eine Zeit lang in Eisenach verweilt.

Sehr mit meiner Ueberzeugung trifft es zusammen dass die Frau Gräfin in Karlsbad ihre Kur vollkommen auswarte. Ich sende vielleicht einiges Ausführlichere über die Zustände in Wilhelmsthal, wo die nähern Umgebungen Ihro Hoheit den zwar wohlgemeinten löblichen, aber oft bis zur Indiscretion getriebenen Zudrang von Personen aller Klassen zu beklagen haben. Mag denn das auch zur Zerstreuung dienen und ein grosses Gemüth hindern, allzusehr und abgeschlossen bei sich selbst zu verbleiben.

Leugnen will ich nicht, dass mir die letzten Tage sehr schwer ward, dem vortrefflichen *Stieler* zu sitzen, damit des Königs Befehl bis zu Ende durchgeführt werde. Zwar gelingt ihm seine Arbeit so gut, er ist ein so verständiger, angenehm-unterhaltender Mann, dass ich es andrerseits für eine Wohlthat anzusehen habe. Jedermann ist mit dem Bilde zufrieden, und man hat alle Ursache es zu sein, doch kommt er unter vierzehn Tagen schwerlich weg, und da wird denn wegen Hand und Stellung noch manches auszuharren sein.

Eine wunderbare Erscheinung war mir *Minchen Münchhausen* mit ihren Schwestern, die auf einer Reise nach Schnepfenthal zu *Salzmann*, bei uns eintrafen.

Ich habe meine Neigung zu diesem wunderlichen Mädchen niemals geleugnet und — sie in einem solchen Augenblicke nach Jahren wiederzusehen, war eine seltsame Empfindung; doch benahm sie sich so artig und niedlich wie immer und erschien wie ein Sternchen in der Nacht.

34.

(An Radowitz. *22. April 1831.)*

Ew. Hochwohlgeb.

haben die Geneigtheit gehabt mir eine sehr angenehme Sendung von Herrn Baron von Reutern zu überschicken. Sie enthielt ein höchst bedeutendes Blatt auf welchem er, zwischen den aller liebenswürdigsten und ausführlichsten bildlichen Darstellungen, einen leeren Raum gelassen, worin er einige Freundesworte von mir zu sehen schon früher verlangt hatte, welchen Wunsch er nunmehr wiederholte.

Wie es damit ergangen spricht beyfolgender Brief umständlicher aus, welchen ich offen zusende damit Ew. Hochwohlgeb. näher unterrichtet werden von dem was eigentlich vorgegangen.

Hiezu füge nun die geziemende Anfrage: ob dieselbe mir erlauben, gedachte Kiste wieder, wohl eingepackt, an Sie zurück zu schicken? Da Ihnen wohl eher wie mir der Aufenthalt des Freundes bekannt seyn möchte, so wie Sie auch die schickliche Gelegenheit einer Absendung am besten beurtheilen werden.

Der ich mit Vergnügen den Anlass ergreife meine vorzüglichste Hochachtung auszusprechen und mich dankbar für übernommene Bemühungen zu unterzeichnen.

Ew. Hochwohlgeb.
Weimar *gehorsamsten Diener*
den 22. Aprl. *J. W. v. Goethe.*
1831.

Dieser Brief steht auf den beiden ersten Seiten eines Briefbogens in Quartformat, er ist mit Ausnahme der Schlussworte »Ew. — Goethe«, die eigenhändig, von Goethe's Schreiber geschrieben. Ueber die Reuterische Aquarelle gibt das Nähere Eckermann, Gespräche mit Goethe, II., 3 S. 228, das von Goethe hineingeschriebene Gedicht: »Gebildetes fürwahr genug!« ist mit einer von Goethe herrührenden längern Ueberschrift zuerst im siebenten Band der Nachgelassenen Werke, 1833, S. 215 gedruckt, Goethe fügte dann (a. a. O. S. 216) unter der Ueberschrift: »Bei Absendung des Vorstehenden« noch die Verse: »Wort und Bilder« u. s. w. hinzu (vgl. auch v. Loeper's Bemerkungen in Hempel's Goetheausgabe III. 173 fgl.). — Einen Auszug aus Goethe's Tagebuch vom 1. April 1831, der Eckermann's Erzählung voll bestätigt, gibt v. Biedermann, Zu Goethe's Gedichten S. 52. — Radowitz, an den der vorliegende Brief gerichtet, war damals Major. Der im Schreiben erwähnte Brief an Herrn v. Reutern selbst, ist ebenfalls noch vorhanden, aber ungedruckt, er befindet sich in Kanzler Müller's Archiv (vgl. Diezel, Ungedruckte Briefe Goethe's nach der Zeitfolge geordnet. Leipzig 1873, Nr. 908) und beginnt mit den Worten: »Ew. H. kostbare Sammlung«.

35.

(An Kanzler von Muller. *17. November 1831.)*

In den zwanziger Jahren war unter der Zahl der die Kaiserin von Russland umgebenden Hofdamen eine der anziehendsten und liebenswürdigsten die Gräfin Tomatis, von griechischer Herkunft. Ihr Vater hatte sich, etwa zu gleicher Zeit wie Graf Capodistria, in Russland niedergelassen. Die junge Dame, von zierlichem, ebenmässigstem Wuchse, hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, und sich von Jugend auf besonders von der deutschen Literatur angezogen gefühlt. So konnte es nicht Wunder nehmen, dass während der in den Jahren 1825 und 1828 stattfindenden längeren Besuche des Erbgrossherzogs von Weimar und seiner Gemahlin Maria Paulowna in Petersburg, die geistig hervorragende Hofdame die Augen sowohl der Fürstlichkeiten als auch ihres Gefolges auf sich zog. Die bei umfassenden Kenntnissen sich stets gleich bleibende natürliche Einfachheit und Bescheidenheit der jungen Dame vermehrte die Anziehungskraft, die sie unabsichtlich ausübte, und es bildete sich zwischen ihr und den beiden Weimar'schen Hofdamen eine Freundschaft, welche bis zum Tode dieser letzteren andauerte. Als nach dem plötzlichen Hinscheiden Karl August's die damals in Petersburg sich aufhaltende neue Grossherzogin Maria Paulowna ihre eilige Heimreise antreten musste, lud sie die ihr sehr sympathische Gräfin Tomatis zu einem Besuche in Weimar dringend ein. Nur zu gern folgte Letztere diesem Rufe, konnte jedoch erst im Herbste des Jahres 1831 die Reise ausführen, da sie sich inzwischen mit einem Offizier, Herrn von Tschefkin, vermählt hatte. Dieser brachte es bald bis zum General, und ward später zum Minister der Wege und Verkehrs-Anstalten ernannt, eine Stellung die er bis zum Jahre 1862 inne hatte, um sie dann mit derjenigen eines Präsidenten des 3ten Departements des Reichsraths (Staatswirthschaft und Finanzen) zu vertauschen.

Frau von Tschefkin verlebte den November 1831 in Weimar. Von ihren älteren Freundinnen mit offenen Armen aufgenommen, sah sie sich bald von Allen die sich ihr naheten nach ihrem vollen Werthe anerkannt. Einer ihrer eifrigsten Verehrer war der treffliche Kanzler von Müller; auch Goethe fühlte sich von den ausgezeichneten Eigenschaften der Dame lebhaft angezogen, und sah sie häufiger bei sich, als dies sonst bei ähnlichen fremden Besuchen der Fall war.

Als die Zeit der Abreise nahete, richtete Frau von Tschefkin durch Vermittlung des Kanzlers an Goethe die Bitte um einige eigenhändige Worte für ihr Album, und die Gewährung ward ihr freundlichst zugesagt. Während der wenigen zur Disposition stehenden Tage wollte sich jedoch etwas Genügendes nicht finden lassen, und es ergriff nun Goethe das Auskunftsmittel, folgendes Schreiben an den Kanzler zu richten:

> Ew. Hochwohlgeboren
>
> muss ich mit Bedauern vermelden dass mir noch kein kleines Verslein für die vortreffliche Dame gelungen ist. Ihre Persönlichkeit, ihr Betragen, so wie ihre Verhältnisse und Schicksale sind so mannigfaltig, lieb- und ehrenwürdig, dass sie allen poetischen Bereich überschreiten, und sich durchaus nicht dichterisch epitomisiren lassen. Die Rhetorik mit aller ihrer Phraseologie kommt auch hier nicht zu Hülfe. Mir ist indessen ein Gedanke beigegangen: setzen Sie mir ein paar artige schickliche Worte freundlich

zusammen, welches Ihnen, in nähern Bezügen, nicht schwer werden wird; ich will sie abschreiben und Ihren Namen, wie man in Albums sonst zu thun pflegt, als **Autor** anführen. Das ist noch nicht leicht geschehen, und giebt einen nicht unschicklichen Scherz.

Das köstliche Schreiben unsers Freundes kommt hier dankbar zurück. Ihren mittheilenden Gesinnungen muss ich ja auch wohl die Verbreitung des Gedichts nachsehen, da es mir ja zu Ehre und Freude gereicht, wenn jene, dort symbolisch angedeutete, folgerechten Zustände, von denkenden Männern gebilligt werden.

Für die peau de chagrin ist das blasé zu mässig. Das Produkt eines ganz vorzüglichen Geistes deutet auf ein nicht zu heilendes Grundverderbniss der Nation, welches immer tiefer um sich greifen wird, wenn nicht die Departements, die jetzt nicht lesen und schreiben können, sie dereinst wieder herstellen, insofern es möglich wäre.

Alles Heitere und Gute zu diesen trüben Tagen.

Weimar d. 17. Nov. G.
1831.

Der allezeit bereite Kanzler war mit der ihm gestellten Aufgabe bald fertig und übersandte Goethen folgende Strophe:

»So selten neigt das Herrlichste im Leben
In holder Nähe freundlich zu uns hin;
Wir ahnen's wohl mit tief empfundnem Beben,
Doch nicht vermögen wir es anzuzieh'n;

Und lasst ein Gott es endlich niederschweben,
Scheint uns ein neuer Himmel aufzublüh'n —
Da nahen schnell der Trennung finstre Horen,
Und kaum gefunden ist es schon verloren!«

Goethe schrieb diese Verse aufs sauberste auf ein Blatt mit der Vignette von Weimar ab und setzte darunter:

»Vorstehendes, einem nicht zu verkennenden Freunde gelungenes, wiederholt und bekräftigt eigenhändig

Dem 25. Nov. 1831 ein stiller Verehrer
gewidmet. J. W. von Goethe.«

Die Beziehungen des zweiten Absatzes sind jetzt schwerlich mehr aufzuklären; nach verschiedenen Seiten hin angestellte Forschungen haben kein Resultat gehabt. Vielleicht handelt es sich um ein Gedicht auswärtiger Freunde zum 28. August 1831, welches der Kanzler als fliegendes Blatt hatte drucken und vertheilen lassen, wie sich dies bei dem unermüdlichen Eifer des Letztern wohl voraussetzen lässt.

Von grosser Bedeutung ist der letzte Absatz, der sich in seinem Gesammt-Urtheil über die französische Nation eng an ähnliche Beobachtungen anschliesst, welche seit 1871 mehrfach an den Tag getreten sind. Balzac's peau de chagrin war kurz vorher erschienen und hatte in Deutschland vielleicht noch mehr Aufsehen erregt als in Frankreich selbst. Wie sehr Goethe sich dadurch berührt fühlte, geht auch noch aus einer Stelle seines, bis jetzt noch ungedruckten Tagebuches vom Jahre 1831 hervor. Darin findet sich Nachstehendes:

»Montag, 10. Oktober. Mittags Dr. Eckermann. La peau de chagrin zu lesen angefangen.

Dinstag, 11. Oktober. Mittags Wölfchen. Ich las la Peau de chagrin weiter und beschäftigte mich damit die übrige Zeit, wie ich denn in der Nacht mit dem 2. Theile fertig wurde. Es ist ein vortreffliches Werk neuster Art, welches sich jedoch dadurch auszeichnet, dass es zwischen dem Unmöglichen und Unerträglichen mit Energie und Geschmack hin- und herbewegt, und das Wunderbare als Mittel, die merkwürdigsten Gesinnungen und Vorkommenheiten sehr consequent zu brauchen weiss, worüber sich im Einzelnen viel Gutes würde sagen lassen».

36.

(*An Knebel*[1]? *undatirt.*)

Gerne will ich wenn du es verlangst zu dir hinauf kommen. Lass nur wenig Essen machen, denn die Mässigkeit wird heute gut seyn. Wir wollen unsern Aschermittwochen feyern.

G.

---

[1] Das Original dieses undatirten, vielleicht an Knebel gerichteten Briefchens ist auf der aargauischen Kantonsbibliothek zu Aarau.

Götter
Helden
und
Wieland.

Eine Farce.

Auf Subſcription.

Leipzig, 1774.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Mercurius am Ufer des Cozytus mit zwey Schatten.

Mercurius.

Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutgen da beklagen ſich zum erbarmen, wie ihnen das Gras die Füſſe netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius.

Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine Perrücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſtets drüben?

Charon.

Nimm dich in acht. Sie haben dirs geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius.

Wie ſo?

Charon.

Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Hercules hat dich im Anfall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheiſſen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verſteh kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mer.

Mercurius.

Ich kenne ſo keinen.

Charon.

Was ſchierts mich? Genug ſie ſind Fuchswild.

Mercurius.

Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was giebt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader griechiſch Blut im Leibe haben und an uns zu necken und zu neidiſchen, als wenn uns noch was übrig wäre auſſer dem bisgen Ruhm und dem Reſpect den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius.

Beym Jupiter, ich verſteh euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugts alſo?

Litterator.

O ja, das iſt jtzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldne Papiergen der Ariſtarchen und Aoiden herum trägt.

Euripides.

Da hört ihrs. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldnen Blättgens.

Litterator.

Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben. Und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und gröſſere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur und trägſt dich damit?

Mercurius.

Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte kommt.

Du biſt in übler Geſellſchaft Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfuy;

Admet kommt.

Mercur, das hätt ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Redt deutlich, oder ich gehe fort. Was hab ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte.

Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir giengen neulich mein Gemahl und ich in dem Häym jenſeits des Cozytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Thone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwey abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppgens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet.

Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die groſſe Neuigkeit brachte, ein gewiſſer **Wieland** habe uns ungebethen wie **Euripides** die Ehre angethan, dem Volke unſere **Masken** zu proſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hats aber niemand ausgehalten als **Euripides**, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben den Wiſchen die du herum trägſt, ſeine Alceſte

vor

vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer iſt der Wieland.

Litterator.

Hofrath und Prinzen Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymeds Hofmeiſter wäre, ſollt er mir her. Es iſt juſt Schlaffenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Cörper.

Litterator.

Mir wirds angenehm ſeyn, ſolch einen groſſen Mann bey dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

Wielands Schatten in der Nachtmütze
tritt auf.

Wieland.

Laſſen ſie uns mein lieber Jacobi

Alceſte.

Er ſpricht im Traum.

Euripides.

Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobis die Rede. Wie iſts mit dem Mercur? eurem Mercur? Dem deutſchen Mercur?

Wieland kläglich.

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland.

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte.

Ich bin Alceſte.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland.

Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeyht! Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Mercurius.

Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo viel begegnet.

Wieland.

Ich bin mir nichts bewuſt. Was euch betrift, ihr könntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Warheit, Gröſſe, Güte, Schönheit, anzuerkennen und anzubethen, auſſer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preiß gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabey in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabey. Es iſt als wenn einer ſagte: Receuil, Porte feuille.

Mercurius.

Es iſt doch immer mein Name

Wieland.

Haben ſie jemals ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füſſen, den Schlangenſtab in der Hand, ſitzend auf Waarenballen und Tonnen im vorbeygehen auf einer Tobacksbüchſe figuriren ſehn?

Mercurius.

Das läßt ſich hören. Ich ſprech euch loß. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wollte.

Wieland.

Das iſt die Meynung. So wenig mein Vignettenſchneider auf eure Statue, Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und ſo ſeyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo bankerut gemacht hat, um ſich mit allerley Leuten zu aſſociiren.

(Mercurius ab)

Wieland.

So empfehl ich mich denn.

Euripi-

nicht [illegible]

Euripides.

Nicht uns ſo. Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland.

Ihr ſeyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab ich öffentlich geſtanden.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt ſich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen übels zu reden. Fünf Briefe zu ſchreiben um euer Drama das ſo mittelmäſſig iſt, daß ich als compromittirter Nebenbuhler faſt darüber eingeſchlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein vorzuſtreichen, das man euch verzeyhen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt.

Admet.

Ich wills euch geſtehen, Euripides iſt auch ein Poet und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als ſie ſind. Aber ein bra-

der

der Menſch iſt er und unſer Landsmann. Es hätte euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbeybeſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides.

Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publicum Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides.

Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte.

Daß ichs euch ſage als ein Weib, die eh ein Wort reden darf, daß es nicht auffält, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibgen und Männgen amuſirt auch wohl gekützelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin drüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter weg weicht. Des Euripides ſeine hab ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürſtin

Alceſte.

Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſche ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von eurer Alceſte, von, von Euripides Alceſte.

Wieland.

Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das ganze weit delikater behandelt habe?

Alceſte.

Was heiſt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte aufs Theater bringt, ſo wenig ihr die Gröſſe des Opfers das ich meinem Mann that, darzuſtellen wußtet.

Wieland.

Wie meynt ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung, den guten treflichen zu verlieren und über dem Jammer Apoll, bewegt, den Parzen einen Wechſeltod abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles — und er lechzend am Rande des Tods, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zuſteigen zu den hofnungsloſen Todten.

Wieland.

Das hab ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich allzuſammen aus der groſſen Familie der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eyer und ihr habt ſie zum unbedeutenden Brey zuſammen gerührt.

Da iſt eine Frau, die für ihren Mann ſterben will, ein Mann der für ſeine Frau ſterben will, ein Held der für ſie beyde ſterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Buſche bey den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr ſeht das anders an als ich

Alceſte.

Das vermuth ich. Nur ſagt mir; was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte, als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Göttin genöſſe wie euer Admet, würde durch ihre That in den doppelt bittern Tod geſtürzt werden. Philemon und Baucis erbaten ſich zuſammen den Tod und euer Klopſtock der doch immer unter euch noch ein Menſch iſt, läßt ſeine Liebenden wetteiffern — „ Daphnis, ich ſterbe zuletzt. „ Alſo muſte Admet gerne leben, ſehr gerne leben, oder ich war — was? — eine Comödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch ſo eckelhaft iſt, weil er nicht ſterben mag. Seyd ihr jemals geſtorben? Oder ſeyd ihr jemals ganz glücklich geweſen? Ihr redt wie großmüthige Hungerleider.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod? fürchtet jeder ſelbſt der Held. So iſts in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geſchont haben, meine Frau den Feinden zu entreiſſen, meine Beſitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht faſſe.

Admet.

Wir reden griechiſch. — Iſt euch das ſo unbegreiflich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödlich verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſeyn. Das glaubt er.

Admet.

Er thut nur ſo. Nein, ihr ſeyd noch Menſch genug, euch zu Euripides Admeten zu verſetzen.

Alceſte.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger ganz glücklicher wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte und darinne ſaß mit Genüglichkeit und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genoſſen und ſie, wie natürlich, fand und des Hergebens nicht ſatt wurde und alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hatte und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſch vergaß. Der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hatte auch eine Frau.

Alceſte.

Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem ſchwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt du ein Wort hören?

Das Mädgen.

Was verlangt ihr

Alceſte.

Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädgen.

Ach ja.

Alceſte.

Und liebteſt ihn von Herzen, ſo daß du in mancher guten Stunde Beruf fühlteſt für ihn zu ſterben?

Mädgen.

Ach und ich bin um ihn geſtorben. Ein feindſeeliges Schickſal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte.

Da habt ihr eure Alceſte Wieland. Nun ſage mir liebe kleine, du hatteſt Eltern die ſich herzlich liebten.

Mädgen.

Gegen unſre Liebe wars kein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte.

Glaubſt du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſies mit Dank angenommen hätte?

Mädgen.

Ganz gewiß.

Alceſte.

Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides Alceſte.

Admet.

Die eurige wäre dann für Kinder, die andre für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwey Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio ſympathiſirt iſt nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr ſeyd wiederſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Machs kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch ſoviel zu gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland.

Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet.

Euripides.

Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn mans beym Licht beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit nach Sitten und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Warheit zu verſchneiden und einzugleichen.

Wieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieſſe deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begieb dich zur Gelaſſenheit **Euripides.** Die Stellen an denen er deiner ſpottet ſind ſoviel Flecken mit denen er ſein eigen Gewand beſchmitzt. Wär er klug und er könnte ſie und die Noten zum Schakeſpear mit Blut abkaufen, er würde es thun. So ſtellt er ſich dar und bekennt, da hab ich nichts gefühlt.

Euripides.

Nichts gefühlt bey meinem Prolog der ein Meiſterſtück iſt? Ich darf wohl von meiner Arbeit ſo reden, thuſt dus ja. Du fühlſt nichts, da du in den Gaſthof Admetens trittſt?

Alceſte.

Er hat keinen Sinn für Gaſtfreyheit hörſt du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo die freundliche Gottheit des Hauſes, die ganz voll Liebe zum Admet ihn erſt dem Tod entreißt, und nun o Jammer! ſein beſtes Weib für ihn dahingegeben ſieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt ſich wehmüthig, daß nicht die Gemeinſchaft mit Todten ſeine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein ſchwarzgehüllt das Schwerdt ihrer heimtückiſchen Macht in der Fauſt die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schickſal und ſchilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht ſchon der Alceſte und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlaſſenen Chor ſeufzen: ach daß Eſkulap noch lebte, der Sohn Apollo, der die Kräuter kannte und jeden Balſam, ſie würde gerettet werden. Denn er erweckte die Todten, aber er iſt erſchlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete daß er erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub geſtreckt hatte nieder ſein unerbittlicher Rathſchluß.

Alceſte.

Biſt du nicht ganz entrückt geweſen in die Phantaſie der Menſchen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem ſo wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Iſt dir nicht da Wunſch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus dieſem Geſchlechte! käme der Halbgott ſeinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft, ſie iſt todt! todt! haſt ſie weggeführt ſchwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, haſt mit deinem verzehrenden Schwerdt abgeweidet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An dem Grabe will ich

dir

dir auflauſchen, wo du das Blut trinkſt der abgeſchlachteten Todesopfer, faſſen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unſterblicher löſet, und du ſollſt mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules tritt auf.

Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauſchſchläfgen geſtört?

Hercules.

Was ſoll der Lärm?

Alceſte.

Ey da iſt der Wieland.

Hercules.

Ey wo?

Adm

Admet.

Da ſteht er.

Hercules.

Der? Nun der iſt klein genug. Hab ich mir ihn doch ſo vorgeſtellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland zurückweichend

Ich habe nichts mit euch zu ſchaffen Coloß.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Gröſſe.

Hercules.

Mittlerer Gröſſe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihrs nicht gemeynt.

Hercules.

Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greiffen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traum erſchienen.

Wieland.

Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules.

So geh in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten übern Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub ich, zu groß.

Wieland.

Warhaftig ihr ſeyd ungeheuer. Ich hab euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules.

Was kann ich davor, daß er ſo eine engbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn ſein Hercules auf den er ſich ſoviel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend! Was heißt die Deviſe? Haſt du die Tugend geſehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und iſt mir nichts ſo begegnet.

Wieland.

Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt ſie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab das Wort erſt hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenſchaft davon zu geben wuſten.

Wieland.

Ich bins eben-ſo wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte geleſen, und ihr würdet finden, daß ich ſelbſt die Tugend wenig achte. Sie iſt ein zweydeutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding iſt ſie wie alle Phantaſie, die mit dem Gang der Welt nicht beſtehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur, ſo lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinſtellt, welch übermenſchliche Form; — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey Mägen. Er ſtirbt in dem Augenblicke der Geburt wie ein andres Mißgeſchöpf, oder iſt nie auſſer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was ſeyn, ſie muß wo ſeyn.

Hercules.

Bey meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünckt, bey uns wohnte ſie in Halbgöttern und Helden. Meynſt du wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger ſich vor den Fauſtrechts-Zeiten kreuzigen? Wir hatten die bravſten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichſte iſt der bravſte. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, ſo prügelte er den andern aus. Und verſteht ſich, ein ächter Mann giebt ſich nie mit geringern ab, nur mit ſeines gleichen, auch gröſſern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern ſo viel Kinder als ſie begehrten, wie ich denn ſelbſt in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeiter habe. Fehlt' es einem denn an beyden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb und Haab vor tauſenden gegeben; eröfnete er ſeine Thüren und hieß tauſend willkommen, mit ihm zu genieſſen. Und da ſteht Admet, der wohl der bravſte in dieſem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiſte davon wird zu unſern Zeiten für Laſter gerechnet.

Hercules.

Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben alles ſo halb bey euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwey Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wies eure Bauren und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland.

Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken lieſſet, man würde euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules.

Was iſt da viel anzugreiffen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen habe ichs aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammengeführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gottesläſterer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodikus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Gran-

Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet, ſiehſt du, eine unter den Arm, eine unter den und alle beyde hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland.

Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſcheelen Idealen an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? Und Wunder meynſt, wie du einen Kerl proſtituirt hatteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt. Weil eure Hochwürden das nicht Wort haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Hercules.

Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher vollſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bey drey vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeiſſen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto inwendig.

Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da drauſſen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bey ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat. —

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland, erwachend.

Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmerts mich?

B. ST. B. MÜNCHEN

Clavigo.

Ein Trauerſpiel

von

Göthe.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, deſſen Freund.
von Beaumarchais.
Marie von Beaumarchais.
Sophie Guilbert, gebohrne von Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann,
Buenko.
Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſter Akt.

Clavigos Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend) Das Blatt wird eine gute Würkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jezo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmaks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen, und ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn du mir's nicht übel nehmen willt, ſo gefiel mir damals deine Schrift weit beſſer, als du ſie noch zu Mariens Füſſen ſchriebſt, als noch das liebliche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hatte, ich weis nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Anſehn.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern, ich ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wahr iſt's, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, den das Publikum mir gleich Anfangs gewährte.

Aber

Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald ſatt, und warſt du nicht der erſte, meinem Entſchluß Beyfall zu geben, als ich mir vornahm, ſie zu verlaſſen.

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umſäheſt, es iſt doch auch nichts, wenn man ſo ganz auf'm Sand iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, da gilts kein feyern. Hab ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hieher kam, nicht weit genug gebracht? Hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu machen? Mir iſt's ſo wohl, wenn ich den Weg anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von den Erſten des Königreichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! hinauf! Und da koſtets Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie gar nichts. Auch ſag ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, ertöte mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeitlang herum, und kaum ſind ſie ein bißgen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heurathsgedanken und Heurathsvorſchlägen, die ich fürchte wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenn's wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſich nicht ſo weit treibt als möglich, iſt ein Thor. Und heurathen! heurathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll, ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Cla-

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füſſen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du dich zu dem erwünſchten Ziele aufgeſchwungen haſt, daß du alsdann, um all dein Glük zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heurath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! Glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt, warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben. Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Wittwe gegen über —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge, ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stand, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute.

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſeyn muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich vor uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange, ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt. (er ſchellt dem Bedienten) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Cla-

Clavigo. Laß es gut ſeyn. Wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiteten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen. (ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais. Don Buenko.

Buenko. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich ſagt's ihr geſtern Abend. Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwatzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt. Es ſind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie. (aufſtehend) Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich ſeiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen; er war ein feuriger, offener, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unſer Vater hierherſchickte.

Ma-

Marie. Eine edle groſſe Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. Wenn Du ſchuldig biſt, ſchreibt er, ſo erwarte keine Vergebung; über Dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther! — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zitere, nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld. — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weis nicht was ich will! O Clavigo.

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt Dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag ich mich. Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang unſer alter Freund noch lebte. Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — Was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen?

an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben ausquält?

Buenko. Um Gotteswillen Mamſell.

Marie. Ob's ihm wohl einerley iſt — daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich! daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſeyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lernen, den Nichtswürdigen! den Haſſenswürdigen!

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich haſſe! — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der ſpaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegnet hatten, ſein Anblick würkte volle warme Liebe auf mich! und wie ich wieder zu Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in mei-

meinem Herzen und grif nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenko, alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädgen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füſſen ſeiner neuen Geliebten all die Freundlichkeit, all die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat, ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenko! — Auf einmal war das gutherzige franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu ſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag, Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum ſoll ich Clavigo nicht laufen laſſen. Wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſoll's nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſin

in

in Spanien nicht Franzöſin ſeyn. Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen, mich dünkt, ſie machen's bey uns auch ſo.

Buenko. Er hat eine feyerliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis ins innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war; noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der neu eingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeiz, all ſein Aufſtreben ein Kind der Liebe zu ſeyn. Für mich rang er nach Namen, Stand, Güter, er hats, und ich! — —

Guilbert kommt.

(Heimlich zu ſeiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (ſie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo! wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

von Beaumarchais kommt.

Meine Schweſter! (von der älteſten weg, nach der jüngſten zueilend.) Meine Schweſter! Meine Freunde! o Schweſter!

Marie. Biſt du da! Gott ſey Dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch; lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaſſener zu ſehn.

Beaumarchais. Gelaſſener. Seyd ihr denn gelaſſen! Seh ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe — und elender — denn ich ſeh euch, ich hab euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenko. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen braven Menſchen in Ihnen bey'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob ſie uns alle gleich beſchämen!

Beaumarchais. Ich hofte, mein Herr, in Spanien ſolche Herzen zu finden, wie das Ihre iſt, das hat mich angeſpornt, den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beyſtimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freyheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall giebts treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub, nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. (Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther.

(Marie. Sophie. ab.)

Beaumarchais. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euren Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte, die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird

wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — und war ich Marien mehr ſchuldig, als mir, und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädgen liebt.

Bediente.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führ ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bediente. Wie ſie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier.

(ab.)

von Beaumarchais. Saint George

(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe, er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig, wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Auſſenſeite. Meine Schweſter, meine Schweſter! Wer glaubte, daß du ſo unſchuldig als unglücklich biſt. Es ſoll an den Tag kommen, du ſollſt auf das grimmigſte gerochen werden. Und du guter Gott erhalt mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewähreſt, daß ich mit aller Mäſſigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo.

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint Georg. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Cla-

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd ſeyn, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortreflichkeit Ihrer Schriften ſich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihro Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringe Dienſte, und das Publikum viel Nachſicht für die unbedeutende Verſuche meiner Feder, ich wünſchte, daß ich einigermaſſen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beytragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades

Wegs auf das Anliegen gebracht, um deſſentwillen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſte und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Namen: der Denker, ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Beugung.)

Beaumarchais. und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzende Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte mir erwünſchter ſeyn, meine Herren, ich ſehe dadurch die angenehmſten Hoffnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel denen

Wün-

Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können, ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird; ſo ſahe ich mich bisher als einen Kolporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen, nun aber werd ich durch Ihre Dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Produkten den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freymüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch dieſe Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag, für Sie zu verwenden; denn ich ſage Ihnen zum voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bey Hofe, unzählige Schwürigkeiten entgegen ſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel ſeyn, er iſt ſattſam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo. (betrachtet Saint George mit Aufmerkſamkeit)

Beaumarchais. Ein franzöſiſcher Kaufmann, der bey einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viele Correſpondenten in Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: Gebt mir zwey von euren Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien.

Man vertraute ihm die älteſte und eine der jüngern Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen franzöſiſchen Waaren zu verſehn,

ſehn, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abgieng, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die älteſte hatte unterdeſſen geheurathet, und ohnerachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo. (wird immer aufmerkſamer)

Beaumarchais. Ohngefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo. (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.)

Beaumarchais. Ohngeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkmerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehn, man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hofnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heurathsvorſchlag zu thun.

Man giebt ihm Hofnung. Sucht euer Glück zu machen, ſagt die älteſte, und wenn euch ein Amt, die Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie euch denn andern Freyern vorzieht; kann ich euch meine Einwilligung nicht verſagen.

Clavigo. (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel)

Beaumarchais. Die jüngſte ſchlägt verſchiedene anſehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen, ſie intereßirt ſich für ſein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo. (iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit)

Beaumarchais. (ganz kalt) Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Produktion ergötzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblicke an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heurath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harren, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtand und Liebe von der Seite des Mädgens; Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heilige Verſicherungen von der Seite des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz auſſer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwickelung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner, allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in den Cabalen des Hofs initiiret war, weis alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt, die Unglücklichen zu bedrohen; wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, ins Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er böte ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtünden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeyen. —

Das arme Mädgen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die älteſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's ſchröcklichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen, er iſt im Flug von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflich-

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais. (aufſtehend) Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mädgen zu Tode zu quälen! Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffner und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüſten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo. (ſteht auf. Saint George geht)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (beyde ſetzen ſich wieder) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heurathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädgen mit kaltem

Blute beſchimpft, weil ſie glaubten, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beyſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat, und mit dieſer Erklärung geh ich nach Aranjouez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und Uebermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, Zeit und Geld, und das alles wend ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und mir Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub ich, denn vielleicht thät ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben ſie nicht, ſo bleib ich von dieſem Augenblick bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden

den

den geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in meinen Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal, ſo hab ich das Meine gethan, und ſo lachen ſie denn auf unſere Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück.

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoſſenden Gallerie ſpazieren, die Gemälde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überraſcht, angepackt wie einen Knaben — Wo biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchröcklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey geſtürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tiſch) Ha! Kurz und gut! — (Er läßt ihn liegen) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abſcheulicher Mord. — Das unglückliche Mädgen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen, braven Menſchen Blut zu ſehen! Und ſo den doppelten und unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit all denen Reizen anzog! Und da du ſie verlieſſeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt, daß ich zu deinen Füſſen das all abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beſchließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heurath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn, ich würde die gröſten Vortheile von dieſer Verbindurg gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der gröſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe

Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füſſen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr, wie glücklich wär ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung all meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das iſt alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug, ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo weit verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann, das hängt von dem Herzen Ihrer vortreflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſts, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze

Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbitlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo. (nach dem Tiſch zu gehend) Und wenn ich nach dem Degen greife.

Beaumarchais. (gehend) Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo. (ihn zurückhaltend) Nach ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verlohren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und — dann der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten reuvollen Herzen zu überzeugen. Bis ich mit ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lang, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjouez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille, hab ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie ſo nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beyden um Leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo. (ſich ſetzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjouez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo. (nimmt Papier) Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoſſenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten.

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (er klingelt. Ein Bedienter) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo. (ſchreibt)

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden,

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. Ich Mademoiſelle von Beaumarchais, ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederholte Heurathsverſprechungen, betrogen habe. — Haben Sie's —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort davor?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meyneids veranlaſſet hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein ohntadelich und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung, deren ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe, weswegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo. (hält inne)

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugnis ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß wenn dieſe Satisfaktion der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo. (Steht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben und reicht ihm das Papier.) Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hofnung hab ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, für Donna Maria zu treten, hab ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gefühlt haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte, ſchlagen Sie mir's nicht ab, ich müßte einen andern weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais hält ſie zurück.)

Clavigo. (allein) So unerwartet aus einem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung, ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, unerwartet, als das Donnerwetter!

Carlos (kommt).

Was haſt du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung, was giebts?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bey Guilberts war und der mir nun trätſcht, weis es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet und trift mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortreflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los ſeyn. Ich habe den Weg über ſchon geſponnen! — Was hatt's denn geben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheutſte, wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen, das bricht ihm den Hals! Heis mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängnis habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos, die Sache ſteht anders, als du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt du kindiſch geworden! Man ſpührt dir doch immer an, daß du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen, ſiehſt du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um dich ins Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heurath nicht, ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heurathen. Freywillig aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals, aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der

ich

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06876/220

ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen, denn das Mädgen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick.

(ab.)

Carlos. (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend) Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich.

(ab.)

Dritter Akt.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais.

Marie. Du haſt Ihn geſehn? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehn? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du haſt ihn geſehn? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war außer mir, als er herein trat; denn ach! liebt ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füſſen. — Schweſter! es iſt ſo was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft, noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft, es iſt, als wenn dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das einförmige, ſchleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward, und dich verlies; und daß er wieder kommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoſſen würde.

Marie. Mein Herz würde reiſſen!

Sophie. Ich glaube dir, der erſte Augenblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte dich, halt dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die dir alle Sinnen zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen, dein Herz ſpricht mehr für ihn, als du es glaubſt, und eben darum trauſt du dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß du ihn verachteteſt, daß er dir gleichgültig wäre, wollt' ich kein Wort weiter reden, ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbe-

ſtimmt-

ſtimmtheit überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Guilbert. Buenko.

Sophie. Kommen Sie, Buenko! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt, da es gilt.

Buenko. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenko!

Buenko. Mein Herz wirft ſich mir im Leib herum bey dem Gedanken; Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? — wodurch macht er das all wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wieder zu kehren, und zu ſagen: jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie. Juſt als wäre dieſe trefliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch ſchon durch die niedrigſten Gebote und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſprä-

ſpräche. — Wieder zu kommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußte er warten, bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig, als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kenntet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im Stillen ſeinem Heldengange zugeſehn, und wünſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche, daß Marie ſich entſchlieſſen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör ihn! ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenko. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hofnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten, er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjouez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verlohren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt all gut, daß man edel denkt und fühlt, und ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenko, widerlegen Sie mich.

Buenko. Er wagts nicht, er fürchtet für ſein Leben, ſonſt hätt er gar nicht geſchrieben, ſonſt böt er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer, ſo findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenko, biſt du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keine Meuchelmörder im Sold haben!

Buenko. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch all die Mauren, die ihn umſchlieſſen, die Wachen, das Ceremoniel, und all das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie. (thut einen Schrey und fällt Sophien in die Arme)

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Buenko treten zu ihr.)

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſt's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeu-

tender

tender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dies Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Sind Sie nicht ebendieſelbe? Warum ſollt ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereiſe lange für verlohren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füſſen legte? Und bin ich weniger auf einem ſtürmiſchen Meere dieſe Zeit geſchwebet, ſind unſere Leidenſchaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht ſchröcklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer jener ſeligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füſſen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns gelegt ſahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hoften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hofnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein, die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen, wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt wie allen andern, und wollen wir uns ſtrafbar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoſſen, all das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſeyn müſſen, weil Sie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (er wirft ſich nieder) Marie! Kennſt Du meine Stimme nicht mehr? vernimmſt Du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo. (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückenden Küſſen) Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (er umarmt den Guilbert, den Buenko) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füſſen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais. (tritt auf.)

Ha!

Clavigo. (ihm entgegen fliegend) Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinnen vergehn. (Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenko. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie. (kommt zurück) Sie vergiebt ihm. Ein Strohm von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchſend, daß ich mich erhole! Ich vergeb ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo. (ihr die Hand küſſend) Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais. (umarmt ihn) Von Herzen denn. Ob ich Euch ſchon ſagen muß: noch kann ich Euer Freund nicht ſeyn, noch kann ich Euch nicht lieben. Und ſomit ſeyd Ihr der Unſrige und vergeſſen ſey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier iſt's (er nimmts aus der Brieftaſche zerreiſt's und giebts ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte, entfernt euch, daß ſie Eure Stimme nicht hört, daß ſie ſich beruhigt.

Clavigo. (ſie rings umarmend) Lebt wohl! Lebt wohl! — Tauſend Küſſe dem Engel.

(ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut ſeyn, ob ich gleich wünſchte, es wäre anders. (lächelnd) Es iſt doch ein gutherziges Geſchöpf, ſo ein Mädgen — Und, meine Freunde, auch muß ich's ſagen, es war ganz der Gedanke, der Wunſch unſers Geſandten, daß ihm Marie vergebe, und daß eine glückliche Heurath dieſe verdrüßliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenko. Er iſt Euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in Eurem Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenko!

Buenko. Ich haß ihn nun einmal bis ans jüngſte Gericht. Und gebt Acht, mit was für einem Menſchen ihr zu thun habt.

(ab)

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht, es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch wars übereilt, daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen.

(ab)

Vierter Akt.

Clavigos Wohnung.

Carlos.

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun! Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit, dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend deines Lebens machen, dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend).

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreſtes guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortrefliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid drauf kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt. Bey unſerer Hochzeit werden keine geſtickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaubs wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feyerlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht,

Carlos. In denen Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meinſt du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht, und liegt, und ſich verhält.

Clavigo. Höre Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehen. Ich weis, du biſt nicht für dieſe Heurath, demohngeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt, ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn alles im Gleiſe gieng, man hätte nichts, ſich zu verwundern, nichts, die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts, in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädgen in Madrid harrt auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen giebts gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum,

ihren

ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was krieg ich nicht um deinetwillen für Complimente. Denn warlich, weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Vorſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen krizlichen Pfötgen, ſo unortographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädgen nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duena iſt mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes! ich habe keinen Freund als dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden?

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brenn einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und ſchick ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereſſiren als für ſich ſelbſt, die Menſchen ſind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindſeligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz drein verſinke, wer iſt ſchuld dran als du? Ich ſagte zu mir: was ſoll ihm jezt die vortheilhafteſte Heurath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte, aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projekte. Es giebt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich darauf loßgehe, mit dem feſten Vorſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwürigkeiten überwunden. Und hernach wär mir für das übrige nicht bang gewesen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer! das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel. Und dann ſeh ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem König. Dieſer giebt ſeinen Namen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit all dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchaft haben würde, nur an der Herrlichkeit des zweyten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab; und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchößlinge, es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heurath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen, haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab, ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzehlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markte ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirft?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laß ich gelten. Ein Kammermäd-

chen

chen zu heurathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beyfall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andere thut, thut nichts für ſich, und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freylich dacht ich, daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen, denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gotteswillen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abentheuer mit ihr gehabt, man wüſte gar nicht, daß ſie

in

in der Welt iſt. — Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo. (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer) Ah!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab ſie in ſechs Jahren nicht geſehn, da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer des ſtolzen Clavigos, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre blühenden Wangen, ihre heißen Augen, all, alles die Welt rings umher zu fragen ſchien: bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schlepprock ſo weit hinten aus in Wind ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen? — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trip-

peln,

pelnden, kleinen, hohläugigen Franzöſin, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit weis und roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren, und nicht begreifen können —

Clavigo. (ihn bey der Hand faſſend) Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchröcklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrack, als ich Marien wiederſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt. O das iſt mein, meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmal, und — aber, ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! ſo alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die dir die Peſt unter deine Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpgen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſeyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich dir ſagen als ich ſie wiederſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führt. Ich ſtrebte munter zu ſeyn, wieder vor denen Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen, es war alles vorbey, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich! Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müßtens gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod! und Teufel, und du willſt ſie heurathen?

Clavigo. (ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten)

Carlos. Du biſt hin! verlohren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergeſſen, laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen, über das Schickſal deiner Verblendung. Ha! das all all! ſich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde befriedigen, dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem ſie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehn! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen! das muß ein braver Kerl ſeyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat ſich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unſre ſchwadronirende Hofjunkers ſagen, man ſieht immer, daß er kein Cavalier iſt; Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo. (der in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strohm von Thränen, dem Carlos um den Hals fällt) Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt, ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hofte, dieſe jugendlichen Raſereyen, dieſe ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (er wirft ſich in einen Seſſel)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer iſt, als anderer ihr's; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit all deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich.

Clavigo. (richtet ſich auf, ſieht Carlos an, und reicht ihm die Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt)

Carlos. Auf, auf mein Freund! und entſchließe dich. Sieh, ich will alles bey Seite ſetzen, ich will ſagen, hie liegen zwey Vorſchläge auf gleichen Schaalen, entweder du heuratheſt Marien, und findeſt dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führſt auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Zie-

le.

le. — Ich will alles bey Seite ſetzen und will ſagen, die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden Schaalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchlieſſe dich. — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß keine andere Vereinigung ihrer möglich iſt, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Würkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieße das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen — Entſchließe dich, ſo will ich ſagen, du biſt ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths

Carlos. Er ſchläft in dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe, die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vormahlen, ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtunden, ehe der franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinnen verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menſchen eben auch darin außerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß der, deſſen Werk es iſt, ein großes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläßiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckgen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — Oh! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen, — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das A b c gelehrt hat. Nun, Clavigo!

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gieb Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich hab ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich, Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heurathen, die Urſache könnte er erfahren, wenn er ſich heut Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wollte. Und ſomit ſignirt.„ — Komm, Clavigo, ſchreib das. Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo. (Geht nach dem Tiſche)

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abentheurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand, verdient nicht, daß wir ihn für unſers gleichen achten.

achten. Alſo hör mich! Wenn ich ihn nur peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals, er ſoll erfahren, was das heiſt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut bey'm Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenn' dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe und dabey war, da den erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtunden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand, du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, giebt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos, es gehe wie es wolle, das kann, das werd ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern.

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt betuzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſeys denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich und alles geht zu Grunde.

Drum begieb dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weis, wohin. Laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Herrmandad ſelbſt nicht finden ſoll. Ich hab ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adieu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenn's vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

(ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais (mit Arbeit.)

Marie. So ungeſtüm iſt Buenko fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (ihr die Arbeit zeigend) Mich dünkt, ich mach es ſo? Ich zieh das hier ein und das Ende ſteck ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen; es kleidt mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band, was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verlies, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie. (Fährt zuſammen und ſieht nach der Thür)

Sophie. Was haſt du?

Marie. (beklemmt) Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie. (auf die Bruſt deutend) Es drückt mich hier ſo. — Es ſticht mich ſo. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen; vielleicht nicht, das mich in ſeinen Armen erwartet.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrügen?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüſſe einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weis nicht, wie ichs ausdrücken ſoll — es haben ſich alle große Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit

ver-

verborgen lagen, entwickelt, er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich wär ſeiner nicht werth! — Und jetzt bin ich's vielweniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais.

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang' kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — (aufſpringend und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was haſt du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag mir, was du auf dem Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empſindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten unverdorbenen Seele auf deiner Stirn. Du haſt etwas, das dich ſtuzzig macht. Rede, was iſt's?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde iſts nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich.

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreißt, er wiſſe nicht wohin, wiſſe niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen ließe! wenn er würklich verreißt wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (er faßt ſie in ſeine Arme) an dieſem klopfenden, ängſtlich bebenden Herzen ſchwör ich dir. Hör mich, Gott, der du gerecht biſt, höret mich, alle

alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerochen werden, wenn er — die Sinnen vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräßlichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — du ſollſt gerochen werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schon ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie. (ſetzt ſich)

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie. (reicht ihr Waſſer) Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's! — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? wo iſt Buenko? Schick nach ihnen, ich bitte dich.

(Sophie ab.)

Beaumarchais. Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder! —

Beaumarchais. Was? meine Liebe!

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer.

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein einzig Mittel, und darum bitt ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe, von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

So eben giebt ein Courier dieſen Brief ab, er kommt von Aranjouez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen, er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen hätte.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädgen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais. (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen)

Sophie. Mein Bruder! (Sie hebt den Brief auf und lieſt)

Marie. Laß mich ihn ſehn! ich muß — (ſie will aufſtehn) Weh! Ich fühls. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtos! — Er verräth uns! —

Beaumarchais. (aufſpringend) Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! — Wohin

hin — was — Ich ſehe nichts, nichts! Keinen Weg! Keine Rettung (er wirft ſich in Seſſel)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verlohren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben, und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängniß, daraus vielleicht ihn zu befreyen, der Geſandte ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais. (aufſpringend) Ja ſie ſollens! ſie ſollens! Sollen mich in's Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde gelezt haben. — Ach! der grimmige, entſezliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung.

Wie

Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt, wie alles an mir nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten.

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! Ganz mein eigen das Gefühl: ich hab ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich hab dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerochen werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meine Zähne gelüſtet's nach ſeinem Fleiſche, meinen Gaumen nach ſeinem Blute. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm, nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jezt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenko? helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Beaumarchais. Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätt ich ihn drüben über dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und euch auftiſchen, Weiber!

Sophie. Führ ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenko (kommt.)

Auf! Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verlohren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenko. Ich weis nicht.

Beaumarchais. Du weißts. Ich bitte dich fußfällig, ſag mir's.

Sophie. Um Gotteswillen, Buenko!

Marie. Ach! Luft! Luft! (ſie fällt zurück) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, ſie ſtirbt!

Marie. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais. (fällt für Marien nieder, die ohngeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt.) Dich verlaſſen! dich verlaſſen!

Sophie. So bleib, und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie. (ſpottend) Retter! — Rächer! — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien ich das?

Sophie. Gieb mir ſie wieder! Und dann geh in Kerker, geh aufs Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte dich uns! (ihm um den Hals fallend) Mein Bruder, erhalte dich uns! Unſerm Vater!

ter! Eile, eile! Das war ihr Schickſal! Sie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenko. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, ſie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais. (fällt auf Marien und küßt ſie) Schweſter! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenko mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie. (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich!

(ab.)

◆

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hauſe Guilberts. Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer, mit Fackeln. Clavigo in einem Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter. (geht zu den Männern) Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich)

Bedienter. (kommt zurück) Sie begraben Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (aufſpringend) Mußteſt du's wiederholen, Verräther! Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt!

Bediente. Stille, mein Herr, kommen Sie. bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle, ich bleibe.

Bediente. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er iſt außer ſich!

(ab.)

Clavigo (in der Ferne die Leichenmänner).

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchröckt, das mir einen Spiegel vorhält, darinn ich

ich das Ende meiner Verräthereyen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. — Ich komme! Ich komme! — Verſchwindet, Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in Weg ſtellt — (er geht auf ſie los) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr — Kannſt du's faſſen! — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl, ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume, zu deinen Füßen — und du — Erbarme dich meiner, Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! — Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innigſten Glücks dieſe Schwelle verlaſſen; durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldenen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden. — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir!

(eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! ſchlieſt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (er geht aufs Haus los) Ha! wem wag ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinem entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (die Muſik geht wieder an) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück! (die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thüre, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechſe tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenko in tiefer Trauer).

Clavigo. (hervortretend) Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (die Träger ſtehn)

Buenko. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenko. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher für dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (er wirft das Tuch ab und den Deckel, Marie liegt weis gekleidet und mit gefaltenen Händen im Sarge, Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht)

Buenko. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (er fällt vor dem Sarge nieder)

Beaumarchais (kommt).

Beaumarchais. Buenko hat mich verlaſſen, Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, Trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln! Leiche! (er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn)

Clavigo. (der an der andern Seite des Sargs aufſteht) Marie! Marie!

Beaumarchais. (auffahrend) Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem

Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais. (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn)

Clavigo. Ich fürchte deine glühende Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! ſieh hier her, dieſes geſchloſſene Aug, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt)

Clavigo. (ſinkend) Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. (er ſinkt auf den Sarg)

Beaumarchais. (ihn wegreißend) Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (die Träger halten ihn)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf deinen Brautſchmuck und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt).

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen, ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verlohren.

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, geleite dich — Sophie — vergieb mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut all die glühende Rache meines Herzens auslöſcht, wie mit ſeinem wegfliehenden Leben all meine Wuth verſchwindet! (auf ihn losgehend) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenko zaudert)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenko.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte! Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten,

ſchau

ſchau herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach! und ihr den Eurigen bringen.

Carlos. Bediente.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Hör mich, Carlos! Du ſieheſt hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da! lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf. Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ah!

Carlos. (mit dem Fuße ſtampfend) Clavigo! Clavigo!

Clavigo. (ſich dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen) Marie! Deine Hand! (er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte)

Sophie. (zu Beaumarchais) Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ah!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais. (fällt Sophien um den Hals)

Sophie. Ich vergehe.

Clavigo

Ein
Trauerſpiel
von
Göthe.

Frankfurt und Leipzig
1774.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Perſonen.

Clavigo, Archivarius des Königs.

Carlos, deſſen Freund.

von Beaumarchais.

Marie von Beaumarchais.

Sophie Guilbert, gebohrne von Beaumarchais.

Guilbert, ihr Mann.

Buenko.

Saint George.

Der Schauplatz iſt zu Madrid.

Erſter Akt.

Clavigos Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo. (vom Schreibtiſch aufſtehend) Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag mir, Carlos, glaubſt du nicht, daß meine Wochenſchrift jetzo eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Styl verbände.

Clavigo. Laß mich! Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig, allerley Eindrücke anzunehmen, und ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern, und unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen erweitern ſich, und mein Styl bildet ſich immer wahrer und ſtärker.

Carlos. Gut, Clavigo! Doch, wenn
mirs nicht übel nehmen willſt, ſo gefiel mir d
mals deine Schrift weit beſſer, als du ſie n
zu Mariens Füſſen ſchriebſt, als noch das li
liche, muntere Geſchöpf auf dich Einfluß hat
ich weiß nicht, das Ganze hat ein jugendlicher
blühenderes Anſehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carl
die nun vorbey ſind. Ich geſtehe dir gern,
ſchrieb damals mit offenerm Herzen, und wa
iſts, ſie hatte viel Antheil an dem Beyfall, d
das Publikum mir gleich anfangs gewährt
Aber in der Länge, Carlos, man wird der W
ber gar bald ſatt, und warſt du nicht der erſ
meinem Entſchluß Beyfall zu geben, als ich n
vornahm ſie zu verlaſſen.

Carlos. Du wärſt verſauert. Sie ſi
gar zu einförmig. Nur dünkt mich, wärs wi
der Zeit, daß du dich nach einem neuen Pla
umſäheſt, es iſt doch auch nichts, wenn man
ganz aufm Sand iſt.

Clavigo. Mein Plan iſt der Hof, da gilt
ein Feyern. Hab ichs für einen Fremden, de
ohne Stand, ohne Nahmen, ohne Vermögen
hierher kam, nicht weit genug gebracht? Hie
an einem Hofe! unter dem Gedräng von Men
ſchen, wo es ſo ſchwer hält, ſich bemerken zu
machen? Mir iſts ſo wohl, wenn ich den Weg
anſehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt von

den

den erſten des Königreichs, geehrt durch meine Wiſſenſchaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos! das ſpornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe, was ich bin! Hinauf! hinauf! und da koſtets Mühe und Liſt! Man braucht ſeinen ganzen Kopf, und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das iſt deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern ſie gar nichts. Auch ſag ich ihnen nicht ſo viel ſchöne Sachen, röſte mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen. Wie ich denn mit honetten Mädchen am ungernſten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen, hernach ſchleppt man ſich eine Zeitlang herum, und kaum ſind ſie ein Bisgen warm bey einem, hat ſie der Teufel gleich mit Heurathsgedanken und Heurathsvorſchlägen, die ich fürchte, wie die Peſt. Du biſt nachdenkend, Clavigo!

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlaſſen — hintergangen habe, nenns, wie du willſt.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal dieſe Kräfte, dieſe Ausſichten, und wer ſie nicht zum Beſten braucht, wer ſie nicht ſo weit treibt, als möglich, iſt ein Thor, und heurathen heurathen juſt zur Zeit, da das Leben erſt recht in Schwung kommen ſoll, ſich häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt die die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich, daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh, ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie warlich, ſie zog mich an, ſie hielte mich, und wie ich zu ihren Füſſen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſo bald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du dich zu dem erwünſchten Ziele aufgeſchwungen haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heurath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! Glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt, warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben. Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaßne Mädchen, und nicht das erſte, das ſich getröſtet hat. Wenn ich dir rathen ſoll, da iſt die junge Wittwe gegen über —

Clavigo. Du weißt, ich halte nicht viel auf ſolche Vorſchläge, ein Roman, der nicht ganz von ſelbſt kommt, iſt nicht im Stand, mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delikaten Leute.

Clavigo. Laß das gut ſeyn, und vergiß nicht, daß unſer Hauptwerk gegenwärtig ſeyn muß, uns dem neuen Miniſter nothwendig zu machen. Daß Whal das Gouvernement von Indien niederlegt, iſt immer beſchwerlich vor uns. Zwar iſt mir's weiter nicht bange, ſein Einfluß bleibt — Grimaldi und er ſind Freunde, und wir können ſchwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun, was wir wollen.

Clavigo. Das iſt die Hauptſache in der Welt (er ſchellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt Ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen, das mir das Herz erfreute, ich muß dieſen ganzen Nachmittag wieder ſchreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut ſeyn, wenn wir nicht für ſo viele Leute arbeiteten, wären wir ſo viel Leuten nicht über den Kopf gewachſen.

(ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais. Don Buenko.

Buenko. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich ſagt's ihr geſtern Abend. Sie war ſo ausgelaſſen luſtig, und hat geſchwätzt bis eilfe, da war ſie erhitzt, konnte nicht ſchlafen, und nun hat ſie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unſer Bruder nicht kommt. Es ſind zwey Tage über die Zeit.

Sophie.

Sophie. Nur Geduld, er bleibt nicht aus.

Marie. (aufſtehend.) Wie begierig bin ich, dieſen Bruder zu ſehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich erinnere mich ſeiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorſtellen, er war ein feuriger, offener, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unſer Vater hierher ſchickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief geleſen, den er ſchrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchſtabe davon ſteht in meinem Herzen. Wenn du ſchuldig biſt, ſchreibt er, ſo erwarte keine Vergebung; über dein Elend ſoll noch die Verachtung eines Bruders auf dir ſchwer werden, und der Fluch eines Vaters. Biſt du unſchuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf den Verräther! — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich ſtehe vor Gott in meiner Unſchuld — Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht, was ich will! O Clavigo.

Sophie. Du hörſt nicht! Du wirſt dich umbringen.

Marie. Ich will ſtille ſeyn! Ja, ich will nicht weinen. Mich dünkt auch, ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es iſt mir nur leid, daß ich euch das Leben ſauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag ich mich. Ich habe viel Freude gehabt, ſo lang unſer alter Freund noch lebte. Clavigos Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr, als ihm die meinige. Und nun — Was iſt's nun weiter? Was iſt an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? Ob es ſich verzehrt und ſein armes junges Leben ausquält?

Buenko. Um Gotteswillen. Mamſell!

Marie. Ob's ihm wohl einerley iſt — Daß er mich nicht mehr liebt? Ach! warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern ſollt' er mich! daß die Arme, der er ſich ſo nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinſchleichen, hinjammern ſoll — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menſchen bedauert ſeyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen, den Haſſenswürdigen!

Marie. Nein, Schweſter, ein Nichtswürdiger iſt er nicht, und muß ich denn den verachten, den ich haſſe! — Haſſen! ja manchmal

mal kann ich ihn haſſen, manchmal, wenn der ſpaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich, als wir ihm begegneten, ſein Anblick würkte volle warme Liebe auf mich! und wie ich wieder zu Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen und griff nach meinem Dolch und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenko, alles in Gedanken verſieht ſich.

Sophie. Närriſches Madchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füſſen ſeiner neuen Geliebten all die Freundlichkeit, all die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hatte, ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenko! — Auf einmal war das gutherzige franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſre Liebhaber zu unterhalten, Fächer ſie zu ſtraſen, und wenn ſie untreu ſind? — ſag' Schweſter, wie machen ſies in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind? —

Sophie. Man verwünſcht ſie.

Marie. Und?

Sophie. Läßt ſie laufen.

Marie. Laufen! Nun, und warum ſollt ich Clavigo nicht laufen laſſen? Wenn das in Frankreich Mode iſt, warum ſolls nicht in Spanien ſeyn? Warum ſoll eine Franzöſinn in Spanien nicht Franzöſin ſeyn. Wir wollen ihn laufen laſſen und uns einen andern nehmen, mich dünkt, ſie machens bey uns auch ſo.

Buenko. Er hat eine feyerliche Zuſage gebrochen, und keinen leichtſinnigen Roman, kein geſellſchaftliches Attachement. Mademoiſelle, Sie ſind bis ins innerſte Herz beleidigt, gekränkt. O mir iſt mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Burger von Madrid bin, nie ſo beſchwerlich, nie ſo ängſtlich geweſen, als jetzt, da ich mich ſo ſchwach, ſo unvermögend fühle, Ihnen gegen den falſchen Höfling Gerechtigkeit zu ſchaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der neu eingeführte in unſerm Hauſe war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie ſchien all ſein Ehrgeitz, all ſein Aufſtreben ein Kind ſeiner Liebe zu ſeyn. Für mich rang er nach Namen, Stand, Güter, er hats, und ich! — —

Guilbert kommt.

(Heimlich zu ſeiner Frau.) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt ſie in einen Seſſel.) Wo! wo! Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

von Beaumarchais kommt.

Meine Schweſter! (von der älteſten weg, nach der jüngſten zuſtürzend) Meine Schweſter! meine Freunde! O meine Schweſter!

Marie. Biſt du da! Gott ſey dank, du biſt da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir ſelbſt kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch; lieber Bruder, ich hoffte, dich gelaſſener zu ſehn.

Beaumarchais. Gelaſſener. Seyd ihr denn gelaſſen! Seh ich nicht an der zerſtörten Geſtalt dieſer Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Bläſſe des Kummers, an dem todten Stillſchweigen eurer Freunde, daß ihr ſo elend ſeyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgeſtellt habe — und elender — denn ich ſeh euch, ich hab euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schweſter!

Sophie. Und unſer Vater?

Beaumarchais. Er ſegnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenko. Mein Herr, erlauben Sie einem Unbekannten, der den edlen braven Menſchen in Ihnen bey'm erſten Anblick erkennt, ſeinen innigſten Antheil an Tag zu legen, den er bey dieſer ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen dieſe ungeheure Reiſe, Ihre Schweſter zu retten, zu rächen. Willkommen! ſeyn Sie willkommen wie ein Engel, ob ſie uns alle gleich beſchämen.

Beaumarchais. Ich hofte, mein Herr, ſolche Herzen in Spanien zu finden, wie das Ihre iſt, das hat mich angeſpornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beyſtimmenden Seelen, wenn nur einer auftritt, deſſen Umſtände ihm völlige Freyheit laſſen, all ſeiner Entſchloſſenheit zu folgen, und o, meine Freunde, ich habe das hofnungsvolle Gefühl: Ueberall giebts treffliche Menſchen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majeſtät iſt ſelten taub, nur iſt unſere Stimme meiſt zu ſchwach, bis dahinauf zu reichen.

Sophie.

Sophie. Kommt, Schweſter! Kommt! legt euch einen Augenblick nieder. Sie iſt ganz außer ſich. (Sie führen ſie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du biſt unſchuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther.

(Marie. Sophie. ab.)

Beaumarchais. Mein Bruder! Meine Freunde! ich ſeh's an euren Blicken, daß ihr's ſeyd. Laßt mich zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unpartheyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte, die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen, und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzoſen ſeyn mögen, die ſich bey mir haben melden laſſen? — Franzoſen! Sonſt

Sonſt war mir dieſe Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es iſt wunderbar, ein Menſch, der ſich über ſo vieles hinausſetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — und war ich Marien mehr ſchuldig, als mir, und iſt's eine Pflicht, mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt.

Bediente.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führ ſie herein. Du ſagteſt doch ihrem Bedienten, daß ich ſie zum Frühſtück erwarte?

Bediente. Wie ſie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier.

von Beaumarchais. Saint George.
(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle, und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe, er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig, wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Auſſenſeite. Meine Schweſter, meine Schweſter! Wer glaubte, daß Du ſo unſchuldig als unglücklich biſt. Es ſoll an den Tag kommen, Du ſollſt auf das grimmigſte gerochen

rochen werden. Und du guter Gott, erhalt mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewähreſt, daß ich mit aller Mäßigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm ich in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken, wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle ihre Beſchützer, wo alle ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheime Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen, mit welchem von uns beyden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin guten Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo.

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bey mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche, daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bey uns die Bedenklichkeit überwunden, daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freylich kann Ihnen nicht fremd ſeyn, von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortreflichkeit Ihrer Schriften ſich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Seine Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viele Gnade für meine geringe Dienſte, und das Publikum viel Nachſicht für die unbedeutende Verſuche meiner Feder, ich wünſchte, daß ich einigermaſſen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmacks in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beytragen könnte. Denn ſie ſind's, allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern Freunde machen, und die angenehmſte Vereinigung unter denen ſelbſt erhalten, die leider durch Staatsverhältniſſe getrennt werden.

Beaumarchais. Es iſt entzückend, einen Mann ſo reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wiſſenſchaften hat. Auch muß ich geſtehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich gerades Wegs auf das Anliegen gebracht, um deſſentwillen Sie mich hier ſehen. Eine Geſellſchaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreiſte und Gelegenheit fände, einen Briefwechſel zwiſchen ihnen und den beſten Köpfen des Königreichs zu ſtiften. Wie nun kein Spanier beſſer ſchreibt, als der Verfaſſer der Blätter, die unter dem Nahmen der Denker ſo bekannt ſind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Beugung.)

Beaumarchais. Und der eine beſondere Zierde der Gelehrten iſt, indem er gewußt hat, mit ſeinen Talenten einen ſolchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann, die glänzende Stufen zu beſteigen, deren ihn ſein Charakter und ſeine Kenntniſſe würdig machen. Ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich ſie mit einem ſolchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorſchlag in der Welt konnte erwünſchter ſeyn, meine Herren, ich ſehe dadurch die angenehmſten Hofnungen erfüllt, mit denen ſich mein Herz oft ohne Ausſicht einer glücklichen Gewährung beſchäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechſel denen Wünſchen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können, ſo weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die beſten Köpfe in Spanien mit mir zuſammen hängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unſerm weiten Reiche von einzelnen oft verborgenen Männern für die Wiſſenſchaften, für die Künſte gethan wird; ſo ſahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienſt hat, die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen, nun aber werd ich durch ihre dazwiſchenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umſetzung der einheimiſchen Produkten den Ruhm ſeines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und ſo erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit ſolcher Freimüthigkeit eine ſo angenehme Botſchaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie, daß ich frage, was für ein Geſchäft, was für ein Anliegen Sie dieſen weiten Weg geführt hat? Nicht als wollt' ich durch dieſe Indiskretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr, daß es in der reinſten Abſicht geſchieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa haben mag,

mag, für Sie zu verwenden; denn ich ſage Ihnen zum voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bey Hofe, unzählige Schwürigkeiten entgegen ſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bey meiner Erzählung nicht zu viel ſeyn, er iſt ſattſam von dem unterrichtet, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo (betrachtet Saint George mit Aufmerkſamkeit).

Beaumarchais. Ein franzöſiſcher Kaufmann, der bey einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viele Correſpondenten in Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: Gebt mir zwey von euren Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaß ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien.

Man vertraute ihm die älteſte und eine der jüngern Schweſtern. Der Vater übernahm

Univ.-Bibl.
München

das Haus mit allen franzöſiſchen Waaren zu verſehen, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abgieng, ohne die Franzöſinnen im geringſten zu bedenken, die ſich denn in dem beſchwerlichen Falle ſahen, allein einer neuen Handlung vorzuſtehen.

Die ältſte hat unterdeſſen geheurathet, und ohngeachtet des geringen Zuſtandes ihrer Glücksgüter, erhielten ſie ſich durch gute Aufführung, und durch die Annehmlichkeit ihres Geiſtes eine Menge Freunde, die ſich wechſelsweiſe beeiferten, ihren Credit und ihre Geſchäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerkſamer.)

Beaumarchais. Ohngefähr um eben die Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den Canariſchen Inſeln bürtig, in dem Hauſe vorſtellen laſſen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus ſeinem Geſicht, und ſein Ernſt geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer ſichtbarer wird.)

Beaumarchais. Ohngeachtet ſeines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine groſſe Begierde zur Franzöſiſchen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel, ſich in weniger Zeit große Kenntniſſe zu erwerben.

Voll von Begierde, ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenſchrift im Geſchmack des engliſchen Zuſchauers zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehn, man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beyfall finden würde; genug, ermuntert durch die Hofnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heurathsvorſchlag zu thun.

Man giebt ihm Hofnung. Sucht euer Glück zu machen, ſagt die ältſte, und wenn euch ein Amt, die Gunſt des Hofes, oder irgend ſonſt ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben, an meine Schweſter zu denken, wenn ſie euch dann andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht verſagen.

Clavigo (bewegt ſich in höchſter Verwirrung auf ſeinem Seſſel.)

Beaumarchais. Die jüngſte ſchlägt verſchiedene anſehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menſchen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewiſſen Erwartung tragen; ſie intereſſirt ſich für ſein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn, das erſte Blatt ſeiner Wochenſchrift zu geben, das unter einem vielverſprechenden Titel erſcheint.

Clavigo (iſt in der entſetzlichſten Verlegenheit.)

Beaumarchais. (ganz kalt.) Das Werk macht ein erſtaunendes Glück; der König ſelbſt, durch dieſe liebenswürdige Produktion ergözt, gab dem Autor öffentliche Zeichen ſeiner Gnade. Man verſprach ihm das erſte anſehnliche Amt, das ſich aufthun würde. Von dem Augenblicke an entfernt er alle Nebenbuhler von ſeiner Geliebten, indem er ganz öffentlich ſich um ſie bemühte. Die Heurath verzog ſich nur in Erwartung der zugeſagten Verſorgung. — Endlich nach ſechs Jahren Harren, ununterbrochener Freundſchaft, Beyſtand und Liebe von der Seite des Mädchens; Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heilige Verſicherungen von der Seite des Mannes erſcheint das Amt — und er verſchwindet —

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen ſucht, und ganz auſſer ſich iſt.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu groſſes Aufſehn gemacht, als daß man die Entwickelung ſollte gleichgültig angeſehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die

ganze

ganze Stadt ſprach davon. Alle Freunde waren aufs höchſte aufgebracht und ſuchten Rache. Man wendete ſich an mächtige Gönner, allein der Nichtswürdige, der nun ſchon in den Cabalen des Hofs initiiret war, weis alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in ſeiner Inſolenz ſo weit, daß er es wagt die Unglücklichen zu bedrohen; wagt, denen Freunden, die ſich zu ihm begeben, ins Geſicht zu ſagen: die Franzöſinnen ſollten ſich in Acht nehmen, er böte ſie auf, ihm zu ſchaden, und wenn ſie ſich unterſtünden, etwas gegen ihn zu unternehmen, ſo wär's ihm ein leichtes, ſie in einem fremden Lande zu verderben, wo ſie ohne Schutz und Hülfe ſeyen.

Das arme Mädchen fiel auf dieſe Nachricht in Convulſionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers ſchreibt die ältſte nach Frankreich die offenbare Beſchimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's ſchröcklichſte, er verlangt ſeinen Abſchied, um in ſo einer verwirrten Sache ſelbſt Rath und Hülfe zu ſchaffen, er iſt im Flug von Paris zu Madrid, und der Bruder — bin ich! der alles verlaſſen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unſchuldige unglückliche Schweſter zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der beſten Sache und aller Entſchloſſenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen ſeine Seele auf ſein Geſicht zu zeichnen und der Verräther — biſt du!

Clavigo. Hören ſie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweiſle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen ſie mich nicht. Sie haben mir nichts zu ſagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, ſeyn Sie ſo gütig, vor dieſem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen iſt, zu erklären: ob meine Schweſter durch irgend eine Treuloſigkeit, Leichtſinn, Schwachheit, Unart oder ſonſt einen Fehler dieſe öffentliche Beſchimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schweſter, Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben, ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten.

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais. (aufſtehend) Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit, das Mäd-

Mädchen zu Tode zu quälen! Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle recht rechtſchaffner und reicher waren als du.

Clavigo. O mein Herr! Wenn Sie wüſten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherley Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug. (zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keiner Zeugen.

Clavigo (ſteht auf) (Saint George geht)

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (beyde ſetzen ſich nieder) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heurathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin, den Comödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches Mädchen mit kaltem Blute beſchimpft, weil ſie glauben, in einem fremden Lande ſey ſie ohne Beyſtand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und alſo, zuförderſt erklären Sie eigenhändig, freywillig, bey offenen Thüren, in Gegenwart

genwart ihrer Bedienten: daß Sie ein abſcheulicher Menſch ſind, der meine Schweſter betrogen, verrathen, ohne die mindeſte Urſache erniedrigt hat, und mit dieſer Erklärung geh ich nach Aranjuez, wo ſich unſer Geſandte aufhält, ich zeige ſie, ich laſſe ſie drucken, und Uebermorgen iſt der Hof und die Stadt davon überſchwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, Zeit und Geld, und das alles wend ich an, um Sie auf alle Weiſe auf's grauſamſte zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schweſter ſich legt, befriedigt iſt, und mir Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue dieſe Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub ich, denn vielleicht thät ich ſie an Ihrer Stelle eben ſo wenig. Aber hier iſt das andere: Schreiben Sie nicht, ſo bleib ich von dieſem Augenblicke bey Ihnen, ich verlaſſe Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer ſolchen Geſellſchaft überdrüßig, hinter Buenretiro meiner los zu werden geſucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Geſandten zu ſehn, ohne mit einem Menſchen hier geſprochen zu haben, faß ich meine ſterbende Schweſter in meine Arme, hebe ſie in meinen Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünſtigt Sie das Schickſal; ſo hab ich das Meine gethan, und ſo lachen ſie denn auf unſere Koſten. Unterdeſſen das Frühſtück.

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade, Beaumarchais nimmt ſeine Taſſe, und geht in der anſtoſſenden Gallerie ſpazieren, die Gemählde betrachtend.)

Clavigo. Luſt! Luſt! — Das hat dich überraſcht, angepackt wie einem Knaben. — Wo biſt du, Clavigo? Wie willſt du das enden? — Wie kannſt du das enden? — Ein ſchröcklicher Zuſtand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey geſtürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tiſch) Ha! Kurz und gut! — (Er läßt ihn liegen) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord, abſcheulicher Mord — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Troſtes, ihres einzigen Beyſtandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edlen braven Menſchen Blut zu ſehen! Und ſo den doppelten unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das wär die Ausſicht nicht, als das liebenswürdige Geſchöpf dich die erſte Stunden ihrer Bekanntſchaft mit all denen Reizen anzog! Und da du ſie verließeſt, ſahſt du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundſchaft ſolch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könnteſt, daß ich zu deinen Fuſſen das all abweinen dürfte! — Und warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf, in Hofnung! — Mein Herr!

Beau-

Beaumarchais. Was beſchließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen ihre Schweſter iſt nicht zu entſchuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, all meine Plane, all meine Ausſichten auf ein ruhmvolles Leben durch dieſe Heurath zu Grunde zu richten. Hätte ich wiſſen können, daß ſie ſo einen Bruder habe, ſie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde geweſen ſeyn, ich würde die gröſten Vortheile von dieſer Verbindung gehoft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der gröſten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf dieſe Weiſe mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flöſſen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft, alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füſſen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich iſt, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir ihre Schweſter wieder, mein Herr, geben Sie mich ihr, wie glücklich wär ich, von ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung all meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es iſt zu ſpät! Meine Schweſter liebt Sie nicht mehr, und ich verabſcheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das iſt alles, was ich von Ihnen fordere. Und überlaſſen Sie mir die Sorgfalt einer ausgeſuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit iſt weder gerecht noch klug, ich gebe Ihnen zu, daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine ſo weit verſchlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich ſie gut machen kann, das hängt von dem Herzen ihrer vortreflichen Schweſter ab, ob ſie einen Elenden wieder anſehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen. Allein Ihre Pflicht iſts, mein Herr, das zu prüfen und darnach ſich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbeſonnenen Hitze ähnlich ſehen ſoll. Wenn Donna Maria unbeweglich iſt; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmliſche Seele ſchwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn ſie unerbittlich iſt, dann iſt es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich beſtehe auf der Erklärung.

Clavigo. (nach dem Tiſch zu gehend) Und wenn ich nach dem Degen greife.

Beaumarchais. (gehend) Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo. (ihn zurückhaltend) Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; laſſen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beyde Fälle ſind wir alle unwiederbringlich verlohren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beängſtigung untergehen, wenn Ihr Blut meinen Degen färben ſollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder raubte, und — dann der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurückmeſſen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So ſey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Geſinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflöſt. Ich will die Erklärung ſchreiben, ich will ſie ſchreiben aus Ihrem Munde. Nur verſprechen Sie mir, nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande geweſen bin, Donna Maria von meinem geänderten reuvollen Herzen zu überzeugen. Bis ich mit ihrer Aelteſten ein Wort geſprochen, bis dieſe ihr gütiges Vorwort bey meiner Geliebten eingelegt hat. So lang, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, ſo lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille, hab ich meine Vergebung nicht, ſo laſſen Sie ihrer Rache vollen lauf. Dieſer Vorſchlag iſt gerecht, anſtändig, klug, und wenn Sie ſo nicht wollen, ſo ſey's denn unter uns beyden um leben und Tod geſpielt. Und der das Opfer ſeiner Uebereilung wird, ſind immer Sie und Ihre arme Schweſter.

Beaumarchais. Es ſteht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (ſich ſetzend) Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut, denn ich gebe nach! Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjouez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünſche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo (nimt Papier) Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur, daß ſie in der anſtoſſenden Gallerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen, daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten.

Beaumarchais. Ich bin in Spanien und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Er klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Gallerie herbey.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen, und beſetzen die Gallerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir, die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, Schreiben Sie, wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo. (ſchreibt)

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs.

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. bekenne, daß, nachdem ich in dem Hauſe der Madam Guilbert freundſchaftlich aufgenommen worden,

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. ich Mademoiſelle von Beaumarchais, Ihre Schweſter, durch hundertfältig wiederholte Heurathsverſprechungen, betrogen habe — Haben Sie's —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dazu?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher ſchreiben. — Ich habe ſie verlaſſen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entſchuldigung dieſes Meyneids veranlaſſet hatten.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil iſt die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, ohntadelich und aller Ehrfurcht würdig geweſen.

Clavigo. Würdig geweſen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtſinn meiner Reden, durch die Auslegung, deren ſie unterworfen waren, öffentlich dieſes tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe, weswegen ich ſie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte, ſie zu erhalten.

Clavigo (hält inne.)

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freyem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß wenn dieſe Satisfaktion der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin, ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrid.

Clavigo. (Steht auf, winkt den Bedienten, ſich wegzubegeben und reicht ihm das Papier.) Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edlen Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hofnung hab ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage, vor Donna Maria zu treten, hab ich beſchloſſen, jemanden den Auftrag zu geben, mir bey ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir gefühlt haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte, ſchlagen Sie mir's nicht ab, ich müßte einen andern weniger kräftigen Vorſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr, wie Sie mich gefunden haben!

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adjeu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (er will ſeine Hand nehmen, Beaumarchais zieht ſie zurück.)

Clavigo. (allein) So unerwartet aus einem

nem Zuſtand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Dieſe Erklärung, ich hätte ſie nicht geben ſollen. — Es kam ſo ſchnell, unerwartet als das Donnerwetter!

Carlos kommt.

Was haſt Du für Beſuch gehabt? Das ganze Haus iſt in Bewegung, was giebts?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der ſonſt bey Guilberts war und der mir nun trätſcht, weiß es ſchon ſeit geſtern, daß man ihn erwartet und trift mich erſt dieſen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortreflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los ſeyn. Ich habe den Weg über ſchon geſponnen! — Was hatt's denn geben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig der Burſch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß ſeine Schweſter mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du haſt ſie ausgeſtellt?

Clavigo. Ich hielt es für's beſte.

Carlos. Gut, ſehr gut! Iſt ſonſt nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheutſte, wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtümm?

Clavigo. Er diktirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Gallerie rufen.

Carlos. Ich verſteh'! Ah! nun hab ich dich, Herrchen, das bricht ihm den Hals! Heiß mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos, die Sache ſteht anders, als du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittelung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoffe, all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt Du kindiſch geworden! Man ſpührt Dir doch immer an, daß Du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen, ſiehſt Du nicht, daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um Dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heurath nicht, ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab wohl in Comödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen, Marien zu heurathen. Freywillig aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr hin, Stolz! An der Bruſt dieſer lieben liegt noch der Himmel wie vormals, aller Ruhm, den ich erwerbe, alle Größe, zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen, denn das Mädgen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht.

leb wohl! ich muß hin; ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick.

(ab.)

Carlos. (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend) Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich.

(ab.)

Dritter Akt.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais.

Marie. Du haſt ihn geſehn? mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehn? ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte, er käme, und du haſt ihn geſehn? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war auſſer mir, als er herein trat; denn ach! liebt' ich ihn nicht wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — Und nun, den Rückkehrenden, den

Reuigen zu meinem Füſſen — Schweſter! es iſt ſo was Bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenſchaft, noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängſtliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung verſagt wird. Alles! alles! und von Dir ſpricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigſten Leidenſchaft, es iſt, als wenn Dein guter Geiſt dieſen Zwiſchenraum von Untreu und Entfernung ſelbſt veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntſchaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redſt ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schweſter, auch verſprach ich's ihm nicht. Nur, meine Beſte, ſeh ich die Sachen, wie ſie ſind. Du und der Bruder, ihr ſeht ſie in einem allzuromantiſchen Lichte. Du haſt das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß Dein Liebhaber treulos ward, und Dich verließ; und daß er wiederkommt, reuig ſeinen Fehler verbeſſern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das iſt ein Glück, das eine andere nicht leicht von ſich ſtoſſen würde.

Marie. Mein Herz würde reiſſen?

Sophie. Ich glaube Dir, der erſte Augenblick muß auf Dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beſte, ich bitte Dich, halt' dieſe Bangigkeit, dieſe Verlegenheit, die Dir alle Sinnen zu übermeiſtern ſcheint, nicht für eine Wirkung des Haſſes, für keinen Widerwillen, Dein Herz ſpricht mehr für für ihn, als du es glaubſt, und eben darum trauſt Du Dich nicht, ihn wieder zu ſehen, weil du ſeine Rückkehr ſo ſehnlich wünſcheſt.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du ſollſt glücklich werden. Fühlt' ich, daß Du ihn verachteteſt, daß er Dir gleichgültig wäre, wollt' ich kein Wort weiter reden, ſollt' er mein Angeſicht nicht mehr ſehen. Doch ſo, meine Liebe — Du wirſt mir danken, daß ich Dir geholfen habe dieſe ängſtliche Unbeſtimmtheit überwinden, die ein Zeichen der innigſten Liebe iſt.

Guilbert. Buenko.

Sophie. Kommen Sie, Buenko! Guilbert, kommen Sie. Helft mir dieſer Kleinen Muth einſprechen, Entſchloſſenheit, jetzt da es gilt.

Buenko.

Buenko. Ich wollte, daß ich ſagen dürfte, nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenko!

Buenko. Mein Herz wirft ſich mir im Leib herum bey dem Gedanken: Er ſoll dieſen Engel noch beſitzen, den er ſo ſchändlich beleidigt, den er an das Grab geſchleppt hat. Und beſitzen? — warum? — wodurch macht er das all wieder gut, was er verbrochen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt, wieder zu kehren, und zu ſagen: jetzt mag ich ſie, jetzt will ich ſie. Juſt, als wäre dieſe trefliche Seele eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er auch ſchon durch die niedrigſten Gebote und jüdiſches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz ſelbſt für ihn ſpräche. — Wieder zu kommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußte er warten, bis ein tapferer Bruder käme, deſſen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen, und Abbitte zu thun? — Ha! er iſt ſo feig, als er nichtswürdig iſt!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kennet. Wir ſchweben dieſen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht ſeht.

Marie. Beſter Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unſers Bruders, ich habe im Stillen ſeinem Heldengange zugeſehn, und wunſche, daß alles gut ausſchlagen möge, wünſche, daß Marie ſich entſchlieſſen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (lächelnd) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr ſeyd grauſam.

Sophie. Hör ihn! ich bitte dich, hör ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen ſoll, und die wird uns verderben.

Buenko. Wie?

Marie. O Gott.

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung, dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden, um das Papier zu vernichten, er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjouez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharrſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert!

Marie.

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beyden bleibt; und dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verlohren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings? — Schweſter, es iſt all gut, daß man edel denkt und fühlt, und ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und, Buenko, widerlegen Sie mich.

Buenko. Er wagts nicht, er fürchtet für ſein Leben, ſonſt hätt er gar nicht geſchrieben, ſonſt böt er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer, ſo findet er hundert, die ihm ihren Arm leihen, hundert, die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha! Buenko, biſt du ſo jung? Ein Hofmann ſollte keinen Meuchelmörder im Sold haben.

Buenko. Der König iſt groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch all die Mauern, die ihn umſchlieſſen, die Wachen, das Ceremoniel, und all das, womit die Hofſchranzen ihn von ſeinem Volke geſchieden haben, dringen Sie durch, und retten Sie uns. — Wer kommt?

Clavigo kommt.

Clavigo. Ich muß! Ich muß!

Marie. (thut einen Schrey und fällt Sophien in die Arme.)

Sophie. Grauſamer, in welchen Zuſtand verſetzen Sie uns. (Guilbert und Buenko treten zu ihm.)

Clavigo. Ja Sie iſt's! Sie iſts! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beſte, wenn Sie mich nicht anſehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in ſein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenſchaft für Sie fühlte, war's da Verdienſt an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinſtimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir ſchmeicheln konnte, dies Herz ganz zu beſitzen? Und nun — bin ich nicht ebenderſelbe? Sind Sie nicht ebendieſelbe?

War-

Warum ſoll ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollten Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer gefährlichen unglücklichen Seereiſe lange für verlohren geachtet, nicht wieder an Ihren Buſen nehmen, wenn er unvermuthet wiederkäme, und ſein gerettetes Leben zu Ihren Füſſen legte? Und bin ich weniger auf einem ſtürmmiſchen Meere dieſe Zeit geſchwebet, ſind unſre Leidenſchaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht ſchrecklicher und unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von ſeinem Vaterlande verſchlagen? Marie! Marie! Wie können Sie mich haſſen, da ich nie aufgehört habe, Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch all den verführeriſchen Geſang der Eitelkeit und des Stolzes, hab ich mich immer jener ſeligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einſchränkung zu Ihren Füſſen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Ausſichten vor uns gelegt ſahen — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen, was wir hoften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenieſſen, weil ein düſterer Zwiſchenraum ſich unſern Hoffnungen eingeſchoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die beſten Freuden der Welt ſind nicht ganz rein, die höchſte Wonne wird auch durch unſere Leidenſchaften, durch das Schickſal unterbrochen, wollen wir uns beklagen, daß es uns gegangen iſt, wie allen andern, und wollen wir uns ſtraf-

bar

bar machen, indem wir dieſe Gelegenheit von uns ſtoſſen, all das Vergangene herzuſtellen, eine zerrüttete Familie wieder aufzurichten, die heldenmüthige That eines edlen Bruders zu belohnen, und unſer eigen Glück auf ewig zu befeſtigen? — Meine Freunde! um die ichs nicht verdient habe, meine Freunde, die es ſeyn müſſen, weil ſie Freunde der Tugend ſind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen! Marie! (er wirft ſich nieder) Marie! Kennſt du meine Stimme nicht mehr? vernimmſt du nicht mehr den Ton meines Herzens! Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (ſpringt auf und faßt ihre Hand mit entzückenden Küſſen) Sie vergiebt mir, Sie liebt mich! (er umarmt den Guilbert, den Buenko) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz ſagte mir's! Ich hätte mich zu Deinen Füſſen werfen, ſtumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen, Du hätteſt mich ohne Worte verſtanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, dieſe innige Verwandtſchaft unſerer Seelen iſt nicht aufgehoben; nein, ſie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Laut, kein Wink nöthig war, um die innerſten Bewegungen ſich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais (tritt auf.)

Ha!

Clavigo (ihm entgegen fliegend) Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergiebſt ihm?]

Marie. Laß mich, meine Sinnen vergehn. (Man führt ſie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenko. Es ſieht ſo aus.

Beaumarchais. Du verdienſt dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube, daß ich's fühle.

Sophie. (kommt zurück.) Sie vergiebt ihm. Ein Strohm von Thränen brach aus ihren Augen. Er ſoll ſich entfernen, rief ſie ſchluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb ihm. — Ach Schweſter! rief ſie, und fiel mir um den Hals, woher weis er, daß ich ihn ſo liebe?

Clavigo (ihr die Hand küſſend.) Ich bin der glücklichſte Menſch unter der Sonne. Mein Bruder!

Vierter Akt.

Clavigos Wohnung.

Carlos.

Es iſt löblich, daß man den Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt, daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun! Clavigo, Du biſt in üblen Umſtänden! Noch hoff ich! Und wenn Du nur noch halbweg lenkſam biſt wie ſonſt; ſo iſts eben noch Zeit, Dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bey Deinem lebhaften empfindlichen Charakter, das Elend Deines Lebens machen, Dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend)

Clavigo. Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreſtes guten Tag! Kommſt Du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es iſt ein Engel! Es ſind vortrefliche Menſchen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht ſo ſehr eilen, daß man ſich noch ein Kleid drauf kann ſticken laſſen?

Clavigo. Scherz oder Ernſt. Bey unſerer Hochzeit werden keine geſtickte Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns ſelbſt, die freundſchaftliche Harmonie ſollen der Prunk dieſer Feyerlichkeit ſeyn.

Carlos. Ihr werdet eine ſtille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menſchen, die fühlen, daß ihr Glück ganz in ihnen ſelbſt beruht.

Carlos. In denen Umſtänden iſt es recht gut.

Clavigo. Umſtänden! Was meinſt du mit den Umſtänden?

Carlos. Wie die Sache nun ſteht, und liegt, und ſich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausſtehen. Ich weis, du biſt nicht für dieſe Heurath, demohngeachtet, wenn du etwas dagegen zu ſagen haſt, ſagen willſt, ſo ſag's gerade zu. Wie ſteht denn die Sache? wie verhält ſie ſich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr unerwartete wunderbare Dinge vor, und es wäre ſchlimm, wenn alles im Gleiſe gieng, man hätte nichts, ſich zu verwundern, nichts, die Köpfe zuſammen zu ſtoßen, nichts in Geſellſchaft zu verſchneiden.

Clavigo. Aufſehn wird's machen.

Carlos. Des Clavigo Hochzeit! das verſteht ſich. Wie manches Mädchen in Madrid hart auf dich, hofft auf dich, und wenn du ihnen nun dieſen Streich ſpielſt?

Clavigo. Das iſt nun nicht anders.

Carlos. Sonderbar iſt's. Ich habe wenig Männer gekannt, die ſo großen und allgemeinen Eindruck auf die Weiber machten, als du. Unter allen Ständen giebts gute Kinder, die ſich mit Planen und Ausſichten beſchäftigen, dich habhaft zu werden. Die eine bringt ihre Schönheit in Anſchlag, die ihren Reichthum, ihren Stand, ihren Witz, ihre Verwandte. Was krieg ich nicht um deinetwillen für Complimente. Denn warlich, weder meine Stumpfnaſe, noch mein Krauskopf, noch meine bekannte Verachtung der Weiber, kann mir ſo was zuziehen.

Clavigo. Du ſpotteſt.

Carlos. Wenn ich nicht ſchon Verſchläge, Anträge in Händen gehabt hätte, geſchrieben von eignen zärtlichen kritzlichen Pfötgen, ſo unorthographiſch, als ein originaler Liebesbrief eines Mädchen nur ſeyn kann. Wie manche hübſche Duena iſt mir bey der Gelegenheit unter die Finger gekommen!

Clavigo. Und du ſagteſt mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beſchäftigen wollte, und niemals rathen konnte, daß du mit einer einzigen Ernſt gemacht hätteſt. O Clavigo, ich habe dein Schickſal im Herzen getragen, wie mein eignes; ich habe keinen Freund, als dich, die Menſchen ſind mir alle unerträglich, und du fängſt auch an, mir unerträglich zu werden?

Clavigo. Ich bitte dich, ſey ruhig.

Carlos. Brenn einem das Haus ab, daran er zehn Jahre gebauet hat, und ſchick ihm einen Beichtvater, der ihm die chriſtliche Geduld empfiehlt. — Man ſoll ſich für niemand intereßiren als für ſich ſelbſt, die Menſchen ſind nicht werth —

Clavigo. Kommen deine feindſelige Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz darin verſinke, wer iſt ſchuld dran als du? Ich ſagte zu mir: was ſoll ihm jetzt die vortheilhafteſte Heurath, ihm, der es für einen gewöhnlichen Menſchen weit genug gebracht hätte, aber mit ſeinem Geiſt, mit ſeinen Gaben iſt es unverantwortlich — iſt es unmöglich, daß er bleibt was er iſt. — Ich machte meine Projekte. Es giebt ſo wenig Menſchen, die ſo unternehmend und biegſam, ſo geiſtvoll und fleißig zugleich ſind. Er iſt in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er ſich ſchnell die wichtigſten Kenntniſſe erwerben, er wird ſich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn, ſo iſt er Miniſter.

Clavigo. Ich geſtehe dir, das waren oft auch meine Träume.

Carlos. Träume! Es gewiß ich den Thurn erreiche und erklettere, wenn ich drauf losgehe, mit dem feſten Vorſatze, nicht abzulaſſen bis ich ihn erſtiegen habe, ſo gewiß hätteſt du auch alle Schwürigkeiten überwunden. Und hernach wär mir für das übrige nicht bang geweſen. Du haſt kein Vermögen von Hauſe, deſto beſſer! das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerkſamer gemacht. Und wer am Zoll ſitzt, ohne reich zu werden, iſt ein Pinſel.

ſel. Und dann ſeh ich nicht, warum das Land dem Miniſter nicht ſo gut Abgaben ſchuldig iſt, als dem König. Dieſer giebt einen Namen her, und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit all dem fertig war, dann ſah ich mich erſt nach einer Parthie für dich um. Ich ſah manch ſtolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblickt hätte, manches der reichſten, das dir gern den Aufwand deines Standes verſchaft haben würde, nur an der Herrlichkeit des zweiten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du biſt ungerecht, du ſetzeſt meinen gegenwärtigen Zuſtand zu tief herab; und glaubſt du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtige Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, ſie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenſchößlinge, es giebt vielleicht einen ſtarken Buſch, aber der ſtolze königliche Wuchs des erſten Schuſſes iſt dahin. Und denke nur nicht, daß man dieſe Heurath bey Hofe gleichgültig anſehen wird. Haſt du vergeſſen, was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien misriethen, haſt du vergeſſen, wer dir den klugen Gedanken eingab, ſie zu verlaſſen? Soll ich dir ſie an den Fingern herzehlen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch ſchon gepeinigt, daß ſo wenige dieſen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde ſollten nicht aufgebracht ſeyn, daß du, ohne ſie zu fragen, ohne ihren Rath dich ſo gerade zu hingegeben haſt, wie ein unbeſonnener Knabe auf dem Markt ſein Geld gegen wurmſtichige Nüſſe wegwirſt?

Clavigo. Das iſt unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenſchaft einen ſeltſamen Streich macht, das laß ich gelten. Ein Kammermädchen zu heurathen, weil ſie ſchön iſt wie ein Engel! Gut, der Menſch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Carlos. Du weißt, ich frage nicht ängſtlich nach andrer Beyfall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andere thut, thut nichts für ſich, und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilt nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt, iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt, ſcheint ſie auch. Aber freylich dacht ich, daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen, denn was man ſo mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen? fragt man bey Hofe. Um Gotteswillen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand, hätte Clavigo nicht einmal ein Abentheuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo. (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer) Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab ſie in ſechs Jahren nicht geſehn, da kann ſich ſchon was verändern, ſagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird ſie bald produciren, ſagt die dritte. Man fragt, man guckt, man geht zu gefallen, man wartet, man iſt ungeduldig, erinnert ſich immer

des

des ſtolzen Clavigos, der ſich nie öffentlich ſehen ließ, ohne eine ſtattliche, herrliche, hochäugige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Bruſt, ihre blühenden Wangen, ihre heiſſen Augen, all, alles die Welt rings umher zu fragen ſchien: bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den ſeidnen Schlepprock ſo weit hinten aus in Wind ſegeln ließ, als möglich, um ihre Erſcheinung anſehnlicher und würdiger zu machen? — Und nun erſcheint der Herr — und allen Leuten verſagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit ſeiner trippelnden, kleinen, hohläugigen Franzöſin, der die Auszehrung aus allen Gliedern ſpricht, wenn ſie gleich ihre Todtenfarbe mit weis und roth überpinſelt hat. O Bruder, ich werde raſend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quäſtioniren, und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bey der Hand faſſend.) Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer ſchröcklichen Lage. Ich ſage dir, ich geſtehe dir, ich erſchrack, als ich Marien wiederſah! Wie entſtellt ſie iſt, — wie bleich, abgezehrt. O das iſt mein, meine Schuld, meine Verrätherey! —

Carlos. Poſſen! Grillen! Sie hatte die Schwindſucht, da dein Roman noch ſehr im Gange war. Ich ſagte dir's tauſendmal, und — aber, ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Naſen.

ſen. Clavigo, es iſt ſchändlich! ſo alles, alles zu vergeſſen, eine kranke Frau, die dir die Peſt unter deiner Nachkommenſchaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel ſo in gewiſſen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpgen — Ein Mann, der Stammvater einer Familie ſeyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närriſch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was ſoll ich dir ſagen, als ich ſie wiederſah; im erſten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte ſie mir ein: aber Liebe — ſieh! es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden, die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich ſtrebte, munter zu ſeyn, wieder vor denen Menſchen, die mich umgaben, den Glücklichen zu ſpielen, es war alles vorbey, alles ſo ſteif, ſo ängſtlich! Wären ſie weniger außer ſich geweſen, ſie müſtens gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod! und Teufel, und du willſt ſie heurathen?

Clavigo (ſteht ganz in ſich ſelbſt verſunken, ohne zu antworten.)

Carlos. Du biſt hin! verlohren auf ewig. Leb wohl, Bruder! und laß mich alles vergeſſen, laß mich mein einſames Leben noch ſo ausknirſchen, über das Schickſal deiner Verblendung.

Ha!

Ha! das all all! Sich in den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenſchaft, eine Begierde befriedigen, die muthwillig eine Krankheit zuziehen, die indem ſie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menſchen abſcheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärſt du nie geſtiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden ſie das anſehen! Da iſt der Bruder, werden ſie ſagen? das muß ein braver Kerl ſeyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat ſich nicht getraut, ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unſre ſchwadronirende Hofjunkers ſagen, man ſieht immer, daß er kein Cavalier iſt! Pah! ruft einer, und ruckt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen ſollen, und patſcht ſich auf den Bauch; ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre, dein Reitknecht zu ſeyn.

Clavigo, (der in dem Ausbruch der heftigſten Beängſtigung, mit einem Strohm von Thränen, dem Carlos um den Hals fällt) Rette mich! Freund! mein Beſter, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unüberſehlichen Schande, von mir ſelbſt, ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hofte, dieſe jugendlichen Raſereyen, dieſe ſtürmenden Thränen, dieſe verſinkende Wehmuth ſollte vorüber ſeyn, ich hoffte, dich als Mann nicht mehr erſchüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu ſehen, den du ehemals ſo oft in meinen Buſen ausgeweint haſt. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. laß mich weinen! (er wirft ſich in einen Seſſel.)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten haſt, die du nicht endigen wirſt! Mit deinem Herzen, deinen Geſinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußteſt du den unſeligen Hang nach Größe verbinden! Und was iſt Größe, Clavigo? Sich in Rang und Anſehn über andere zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer iſt, als andrer ihr's; wenn du nicht im Stande biſt, dich gelaſſen über Verhältniſſe hinaus zu ſetzen, die einen gemeinen Menſchen ängſtigen würden, ſo biſt du mit all deinen Bändern und Sternen, biſt mit der Krone ſelbſt nur ein gemeiner Menſch. Faſſe dich, beruhige dich.

Clavigo (richtet ſich auf, ſieht Carlos an, an, und reicht ihm die Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt.)

Carlos. Auf, auf mein Freund! und entſchlieſſe dich. Sieh, ich will alles bey Seite ſetzen, ich will ſagen, hier liegen zwey Vorſchläge auf gleichen Schaalen, entweder du heuratheſt Marien, und findeſt dein Glück in einem ſtillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; aber du führeſt auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele — Ich will alles bey Seite ſetzen und will ſagen, die Zunge ſteht inne, es kommt auf deinen Entſchluß an, welche von beyden Schaalen den Ausſchlag haben ſoll! Gut! Aber entſchlieſſe dich — Es iſt nichts erbärmlicher in der Welt, als ein unentſchloſſener Menſch, der zwiſchen zween Empfindungen ſchwebt, gern beyde vereinigen möchte, und nicht begreift, daß keine andere Vereinigung ihrer möglich iſt, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gieb Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück ſeines Lebens ſeinen Worten aufopfert, der es für ſeine Pflicht achtet, was er verdorben hat, wieder gut zu machen, der auch den Kreis ſeiner Leidenſchaften und Würkſamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande iſt, alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und ſo genieſſe das Glück einer ruhigen Beſchränkung, den Beyfall eines bedächtigen Gewiſſens und alle Seligkeit, die denen Menſchen gewährt iſt, die im Stande ſind, ſich ihr eigen Glück und die Freuden der Ihrigen zu machen. — Entſchlieſſe dich, ſo will ich ſagen, du biſt ein ganzer Kerl —

Clavigo. Einen Funken Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er ſchläft in dir, und ich will blaſen, bis er in Flammen ſchlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Gröſſe, die dich erwarten. Ich will dir dieſe Ausſichten nicht mit dichteriſchen bunten Farben vormahlen, ſtelle ſie dir ſelbſt in der Lebhaftigkeit dar, wie ſie in voller Klarheit vor deiner Seele ſtunden, ehe der franzöſiſche Strudelkopf dir die Sinnen verwirrte. Aber auch da, Clavigo, ſey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg ſtracks, ohne rechts und links zu ſehen. Möge deine Seele ſich erweitern, und die Gewißheit des groſſen Gefühls über dich kommen, daß auſſerordentliche Menſchen eben auch darin auſſerordentliche Menſchen ſind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menſchen abgehen; daß der, deſſen Werk es iſt, ein groſſes Ganze zu überſehen, zu regieren, zu erhalten, ſich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältniſſe vernachläßiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in ſeiner Natur, der König in ſeinem Staate; warum ſollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Menſch.

Carlos. Wir ſind nicht klein, wenn Umſtände uns zu ſchaffen machen, nur wenn ſie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du biſt wieder bey dir ſelber. Wirf die Reſte einer erbärmlichen Leidenſchaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben ſo wenig kleiden, als das graue Jäckgen und die beſcheidene Miene, mit denen du nach Madrid kamſt. Was das Mädchen für dich gethan hat, haſt du ihr lange gelohnt; und daß du ihr die erſte freundliche Aufnahme ſchuldig biſt — O! eine andere hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben ſo viel und mehr gethan, ohne ſolche Prätenſionen zu machen, — und wird dir einfallen, deinem Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreißig Jahren das A b c gelehrt hat. Nun, Clavigo!

Clavigo. Das iſt all gut, im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung, in der wir ſtecken? Da gieb Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo.

Clavigo. Ich hab' ſie ſchon. er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Treflich, Treflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen. — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: "Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heurathen, die Urſache könnte er erfahren, wenn er ſich heut Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wollte. Und ſomit ſignirt." — Komm, Clavigo, ſchreib das: Ich bin dein Secundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen. —

Clavigo. (Geht nach dem Tiſche.)

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's ſo recht bedenke, iſt das ein einfältiger Vorſchlag! Wer ſind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abentheurer zu wagen? Und die Aufführung des Menſchen, ſein Stand, verdient nicht, daß wir ihn für unſers gleichen achten. Alſo hör mich! Wenn ich ihn nur peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrid gekommen, ſich bey dir unter einem falſchen Nahmen mit einem Helfershelfer anmelden laſſen, dich erſt mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und ſie auszuſtreuen weggegangen iſt. Das bricht ihm den Hals, er ſoll erfahren, was das heiſt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du haſt Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdeſſen, bis der Proceß eingeleitet iſt, bis dahin uns der Herr noch allerley Streiche machen könnte, das Gewiſſe ſpielten, und ihn kurz und gut beym Kopf nähmen?

Clavigo. Ich verſtehe, und kenn' dich, daß du Mann biſt, es auszuführen.

Carlos. Nun auch! Wenn ich, der ich ſchon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabey war, da den erſten unter den Menſchen die Angſttropfen auf dem Geſichte ſtunden, wenn ich ſo ein Poſſenſpiel nicht entwickeln wollte. Und ſomit läßt du mir freye Hand, du brauchſt nichts zu thun, nichts zu ſchreiben. Wer den Bruder einſtecken läßt, giebt pantomimiſch zu verſtehen, daß er die Schweſter nicht mag.

Clavigo. Nein Carlos, es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais iſt ein würdiger Menſch, und er ſoll in keinem ſchimpflichen Gefängniſſe verſchmachten um ſeiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorſchlag, Carlos, einen andern.

Carlos. Pah! pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht freſſen, er ſoll wohl aufgehoben

und

und verſorgt werden, und lang kann's auch nicht währen. Denn ſiehe, wenn er ſpürt, daß es Ernſt iſt, kriecht ſein theatraliſcher Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt betußt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichſte, wenn man ja ſeiner Schweſter ein jährliches Gehalt ausſetzen will, worum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So ſeys denn! nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbeſorgt — Noch eine Vorſicht! Man kann nicht wiſſen, wie's verſchwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich und alles geht zu Grunde. Drum begieb dich aus deinem Hauſe, daß auch kein Bedienter weis, wohin. laß nur das nöthigſte zuſammenpacken. Ich ſchicke dir einen Burſchen, der dir's forttragen und dich hinbringen ſoll, wo dich die heilige Hermandad ſelbſt nicht finden ſoll. Ich hab ſo ein paar Mauslöcher immer offen. Adjeu!

Clavigo. Leb wohl!

Carlos. Friſch! Friſch! Wenns vorbey iſt, Bruder, wollen wir uns laben.

(ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie von Beaumarchais (mit Arbeit.)

Marie. So ungeſtüm iſt Buenko fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menſchen ertragen, den er doppelt haſſen muß?

Marie. Er iſt der beſte, tugendhafteſte Bürger, den ich je gekannt habe. (ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt ich mach es ſo? ich zieh das hier ein und das Ende ſteck ich hinauf. Es wird gut ſtehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen; es kleidt mich keins beſſer. Du lächelſt?

Marie. Ich lache über mich ſelbſt. Wir Mädchen ſind doch eine wunderliche Nation, kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, ſo iſt gleich Putz und Band was uns beſchäftigt.

Sophie. Das kannſt du dir nicht nachſagen; ſeit dem Augenblick, da Clavigo dich verlies, war nichts im Stande, dir eine Freude zu machen.

Marie. (Fährt zuſammen und ſieht nach der Thüre.)

Sophie. Was haſt du?

Marie (beklemmt) Ich glaubte, es käme jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl, wie es ſchlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du ſiehſt blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (Auf die Bruſt deutend) Es drückt mich hier ſo. Es ſticht mich ſo. Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närriſches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich ſage dir, es iſt nur halbe Freude, daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genieſſen; vielleicht nicht, das mich in ſeinen Armen erwartet.

Sophie. Schweſter, meine liebe Einzige! Du nagſt mit ſolchen Grillen an dir ſelber.

Marie. Warum ſoll ich mich betrüben?

Sophie. Du biſt jung und glücklich und kannſt alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der ſüſſe einzige Balſam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume ſchweben vor mir, und begleiten die geliebte Geſtalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der Meine wird. O Sophie, wie reizend iſt er! Seit ich ihn nicht ſah, hat er — ich weis nicht, wie ichs ausdrücken ſoll — es haben ſich alle große Eigenſchaften, die ehemals in ſeiner Beſcheidenheit verborgen lagen, entwickelt, er iſt ein Mann worden, und muß mit dieſem reinen Gefühle ſeiner ſelbſt, mit dem er auftritt, das ſo ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit iſt, er muß alle Herzen wegreiſſen. — Und er ſoll der Meinige werden? — Nein, Schweſter, ich war ſeiner nicht werth! — Und jetzo bin ich's vielweniger!

Sophie. Nimm ihn nur und ſey glücklich. Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais.

Wo iſt Guilbert?

Sophie. Er iſt ſchon eine Weile weg, lang kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was haſt du, Bruder? — (aufſpringend, und ihm um den Hals fallend) lieber Bruder, was haſt du?

Beauarchais. Nichts, laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, ſo ſag' mir, was du auf den Herzen haſt?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Geſichter, ohne juſt was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ich ſehe dein Angeſicht nur wenige Zeit; aber ſchon drückt es mir alle deine Empfindungen aus, ich leſe jedes Gefühl dieſer unverſtellten unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du haſt etwas, das dich ſtuzzig macht. Rede, was iſts?

Beaumarchais. Es iſt nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grund iſt's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bey Clavigo. Er iſt nicht zu Hauſe.

Sophie. Und das verwirrt dich.

Beaumarchais. Sein Pförtner ſagt, er ſey verreißt, er wiſſe nicht wohin, wiſſe niemand, wie lange. Wenn er ſich verläugnen lieſſe! wenn er würklich verreißt wäre! Wozu das? Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Bläſſe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles ſpricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannſt. Liebe Schweſter! (Er faßt ſie in ſeine Arme) an dieſem klopfenden ängſtlich bebenden Herzen ſchwör ich dir. Hör mich, Gott, der du gerecht biſt, höret mich, alle ſeine Heiligen! Du ſollſt gerochen werden, wenn er — die Sinnen vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppelten gräslichen Meineids ſich ſchuldig machte, unſers Elends ſpottete — Nein, es iſt, es iſt nicht möglich, nicht möglich — du ſollſt gerochen werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schon ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie (ſetzt ſich.)

Sophie. Was haſt du? du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie. (reicht ihr Waſſer) Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſolls! — Nun meinetwegen, gieb her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Buenko? Schick nach ihnen, ich bitte dich.

(Sophie ab.)

Beaumarchais. Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was? meine Liebe!

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer.

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luſt.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weis ein einzig Mittel, und darum bitt ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie kommt.

So eben giebt ein Courier dieſen Brief ab, er kommt von Aranjouez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hies ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen, er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen hätte.

Marie. Willſt du doch, liebe, das Mädgen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue, ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais. (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen.)

Sophie. Mein Bruder! (Sie hebt den Brief auf und lieſt.

Marie. Laß mich ihn ſehn! ich muß (ſie will aufſtehen) Weh! Ich fühls. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtos! — Er verräth uns! —

Beaumarchais. (aufſpringend) Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt) Hier! hier! es iſt alles ſo dumpf ſo todt vor meiner Seele, als hätt ein Donnerſchlag meine Sinnen gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — Und ich ſtehe hier — Wohin — was — Ich ſehe nichts, nichts! Keinen Weg! Keine Rettung (er wirft ſich in Seſſel.)

Guilbert kommt.

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verlohren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder. Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als, ſey er unter einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben, und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängnis, daraus vielleicht ihn zu befreyen, der Geſandte ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais. (aufſpringend) Ja ſie ſollens! ſie ſollens! Sollen mich in's Gefängnis ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde gelezt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung. Wie ich die dürſtende Rache in meinem Buſen fühle! wie aus der Vernichtung meiner ſelbſt aus der ſtumpfen Unentſchloſſenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach ſeinem Blute herausreißt, mich über mich ſelbſt reißt! Rache! Wie mir's wohl iſt, wie alles an mir

nach

nach ihm hinſtrebt, ihn zu faſſen, ihn zu vernichten.

Sophie. Du biſt fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deſto beſſer. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! mit dieſen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne ſey! Ganz mein eigen das Gefühl: ich hab ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich hab dich nicht retten können, ſo ſollſt du gerochen werden. Ich ſchnaube nach ſeiner Spur, meinen Zähnen gelüſtet's nach ſeinem Fleiſche, meinem Gaumen nach ſeinem Blute. Bin ich ein raſendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm, nach ihm! — Ich würde den ewig haſſen, der mir ihn jeßt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderiſch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufſuchen! Wo iſt Buenko? helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! du biſt außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Beaumarchais. Nein, hab ich ihn, ich muß ihn haben! O hätt ich ihn drüben über dem

dem Meere! Fangen wollt ich ihn lebendig, und an einen Pfahl gebunden ſtückweiſe ſeine Glieder ablöſen, vor ſeinem Angeſichte braten und mir's ſchmecken laſſen, und euch auftiſchen, Weiber!

Sophie. Führ ihn weg, er bringt ſeine Schweſter um.

Buenko (kommt.)

Auf! Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verlohren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenko. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißts, ich bitte dich fußfällig, ſag mir's.

Sophie. Um Gotteswillen, Buenko!

Marie. Ach! Luft! Luft! (ſie fällt zurück) Clavigo! —

Sophie. Hülfe! ſie ſtirbt!

Buenko. Verlaß uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais. (fällt vor Marien nieder, die, ohngeachtet aller Hülfe, nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt) Dich verlaſſen! dich verlaſſen!

Sophie. So bleib und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie. (ſpottend) Retter! — Rächer — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien ich das?

Sophie. Gieb mir ſie wieder! Und dann geh in Kerker, geh aufs Martergerüſt, geh, vergieße dein Blut, und gieb mir ſie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und iſt ſie hin, iſt ſie todt — ſo erhalte Dich uns! (ihm um den Hals fallend) Mein Bruder, erhalte dich uns! Unſerm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schickſal, ſie hat's geendet. Und ein Gott iſt im Himmel, dem laß die Rache.

Buenko. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu ſchaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt ſie) Schweſter! (ſie reiſſen ihn los, er faßt Sophien, ſie macht ſich los, man bringt Marien weg, und Buenko mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie. (aus dem Zimmer zurückkommend, darein man Marien gebracht hat) Zu ſpät! Sie iſt hin! Sie iſt todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie ſelbſt! Es iſt nicht möglich!

(ab.)

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hauſe Guilberts. Nacht.

Das Haus iſt offen. Vor der Thür ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer, mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unterm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.

Clavigo. Ich ſagte dir's du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort.

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter. (geht zu den Männern) Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (ſetzt ſich auf einen Stein und verhüllt ſich.

Bedienter. (kommt zurück) Sie begraben Marien von Beaumarchais.

Clavigo. (aufſpringend) Mußteſt du's wiederhohlen, Verräther! Das Donnerwort wiederhohlen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen ſchlägt!

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie, bedenken Sie die Gefahr, in der Sie ſchweben.

Clavigo. Geh in die Hölle, ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände. Carlos! Er iſt außer ſich!

(ab.)

Clavigo. In der Ferne die Leichenmänner.

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! — Es iſt ein Zauberſpiel, ein Nachtgeſicht, das mich erſchreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darinn ich das Ende meiner Verrätherenen ahndungsweiſe erkennen ſoll. — Noch iſt es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du ſollſt nicht ſterben. Ich komme! ich komme! — Verſchwindet Geiſter der Nacht, die ihr euch mit ängſtlichen Schreckniſſen mir in Weg ſtellt — (er geht auf ſie los) Verſchwindet! — Sie ſtehen! Ha! ſie ſehen ſich nach mir um! Weh! Weh mir! es ſind Menſchen wie ich. — Es iſt wahr — Wahr — Kannſt du's faſſen! — Sie iſt todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl, ſie iſt todt! Da liegt ſie, die Blume, zu deinen Füſſen — und du — Erbarme dich meiner Gott im Himmel, ich habe ſie nicht getödtet! Verbergt euch, Sterne, ſchaut nicht hernieder, ihr, die ihr ſo oft den Miſſethäter ſaht in dem Gefühl des innigſten Glücks dieſe Schwelle verlaſſen; durch eben dieſe Straße mit Saitenſpiel und Geſang in goldnen Phantaſien hinſchweben, und ſein am heimlichen Gegitter lauſchendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden. — Und du füllſt nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und dieſen Schauplatz deines Glückes mit Grabegeſang! Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (eine

(eine traurige Muſik tönt einige Laute von innen) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet, haltet! ſchlieſt den Sarg nicht! Laßt mich ſie noch einmal ſehen! (er geht aufs Haus los) Ha! wem wag ich's unters Geſicht zu treten? wem in ſeinem entſetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden! Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Buſen füllt! (die Muſik geht wieder an) Sie ruft mir! ſie ruft mir! Ich komme! — Welche Angſt umgiebt mich! Welches Beben hält mich zurück! (die Muſik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen ſich vor der Thüre, es treten noch drey andere zu ihnen, die ſich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufaſſen, der aus dem Hauſe kommt. Sechſe tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg ſteht. Guilbert, Buenko in tiefer Trauer.)

Clavigo. (hervortretend) Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (die Träger ſtehn)

Buenko. Wer unterſteht ſich, den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenko. Elender! iſt deiner Schandthaten kein Ende? iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! ich muß ſie ſehen! (er wirft das Tuch ab und den Deckel, Marie liegt weis gekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge, Clavigo tritt zurück, und verbirgt ſein Geſicht)

Buenko. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter — Marie! (er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais (kommt)

Beaumarchais. Buenko hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, Trutz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln! Leiche! (er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin, man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn)

Clavigo. (der an der andern Seite des Sargs aufſteht) Marie! Marie!

Beaumarchais. (auffahrend) Das iſt ſeine Stimme. Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß?

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais. (wild hinſehend und nach dem Degen greifend. Guilbert hält ihn)

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! ſieh hier her, dieſes geſchloſſene Aug, dieſe gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigſt du mir das? (Er reißt ſich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, ſie fechten, Beaumarchais ſtößt ihm den Degen in die Bruſt)

Clavigo. (ſinkend) Ich danke dir, Bruder! Du vermählſt uns. (er ſinkt auf den Sarg)

Beaumarchais. (ihn wegreißend) Weg von dieſer Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! blick auf, Marie, blick auf deinen Brautſchmuck und dann ſchließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruheſtätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie kommt.

Sophie. Bruder! Gott! was giebt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und ſchau. Ich hoffte, ihr Brautbette mit Roſen zu beſtreuen, ſieh die Roſen, mit denen ich ſie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir ſind verlohren.

Clavigo. Rette dich, Unbeſonnener! rette dich, eh der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer ſandte, geleite dich — Sophie — ver-

vergieb mir. — Bruder — Freunde, vergebt mir.

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut all die glühende Rache meines Herzens auslöſcht, wie mit ſeinem wegfliehenden Leben all meine Wuth abſchwindet! (auf ihn losgehend) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! und eure! (Buenko zaudert.)

Sophie. Gieb ſie ihm, Buenko.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte! Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergieb mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder; Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg, ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach! und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Hör mich, Carlos! Du ſieheſt hier die Opfer deiner Klugheit — Und nun,

um

um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da! lauft nach Wundärzten!

(Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette, rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand drauf. Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze und — ach!

Carlos. (mit dem Fuße ſtampfend) Clavigo! Clavigo!

Clavigo (ſich dem Sarg nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen) Marie! Deine Hand! (er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte)

Sophie. (zu Beaumarchais) Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die Meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ach!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais. (fällt Sophien um den Hals)

Sophie. Ich vergehe.

Die Leiden des jungen Werthers.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammlet, und leg es euch hier vor, und weis, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, und ſeinem Schickſaale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigner Schuld keinen nähern finden kannſt.

Wie

*

am 4. May. 1771.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weis, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſaal, um ein Herz wie das meine zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir einen angenehmen Unterhalt verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete! Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergözt! Hab ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! — Ich will, lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr das Bisgen Uebel, das das Schickſaal uns vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß Du haſt recht, Beſter: der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weis warum ſie ſo gemacht ſind — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzuruſen, ehe denn eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäfte beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und habe bey weiten das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht, ſie iſt eine muntere heftige Frau von dem beſten

beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil. Sie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — Kurz, ich mag jezo nichts davon ſchreiben, ſag meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber! wieder bey dieſem kleinen Geſchäfte gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit nicht thun. Wenigſtens ſind die beyden leztern gewiß ſeltner.

Uebrigens find ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradiſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Straus von Blüten, und man möchte zur Mayenkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darinne finden zu können.

Die Stadt iſt ſelbſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur.

Das bewog den verſtorbenen Grafen von M . . einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannigfaltigkeit der Natur ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan bezeichnet, das ſein ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallnen Cabinetgen geweint, das ſein Lieblingsplätzgen war, und auch mein's iſt. Bald werd ich Herr vom Garten ſeyn, der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel davon befinden.

*

am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich denen ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieſſe. Ich bin ſo allein und freue mich ſo meines Lebens, in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter,

ſo

ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein gröſſerer Mahler geweſen als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten, all der Würmgen, der Mückgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehn ich mich oft und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt du dem

Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

*

am 12. May.

Ich weis nicht, ob ſo täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradiſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunn' ein Brunn', an den ich gebannt bin wie Meluſine mit ihren Schweſtern. Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Das Mäuergen, das oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts, das hat alles ſo was anzügliches, was ſchauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſizze. Da kommen denn die Mädgen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehmals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſizze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle die Altväter am Brunnen Bekanntſchaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mit empfinden kann.

*

am 13. May.

Du fragſt, ob Du mir meine Bücher ſchikken ſollſt? Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir ſie vom Hals. Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuret ſeyn, brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt, ich brauche Wiegengeſang, und den hab ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull ich mein empörendes Blut zur Ruhe, denn ſo ungleich, ſo

unſtet

unſtet haſt Du nichts geſehn als dieſes Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüſſer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehn zu ſehn. Auch halt ich mein Herzgen wie ein krankes Kind, all ſein Wille wird ihm geſtattet. Sag das nicht weiter, es giebt Leute, die mir's verübeln würden.

*

am 15. May.

Die geringen Leute des Orts kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrieſſen, nur fühlt ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte. Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren, und dann giebts Flüchtlinge und üble Spasvögel, die

ſich

ſich herabzulaſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können. Aber ich halte dafür, daß der, der glaubt nöthig zu haben, vom ſogenannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpekt zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich für ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Lezthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädgen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſezt hatte, und ſich umſah, ob keine Camerädin kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter und ſah ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagt ich. Sie ward roth über und über. O nein Herr! ſagte ſie. — Ohne Umſtände — Sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

◆

den 17. May.

Ich hab allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft hab ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben

muß

muß, es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mirs immer weh, wenn unſer Weg nur ſo eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich Dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmig Ding um's Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den gröſten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bisgen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um's los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine rechte gute Art Volks! Wann ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die ſo den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch, mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaſſen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Würkung auf mich, nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenutzt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt all das Herz ſo ein — Und doch!

doch! Misverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach daß die Freundin meiner Jugend dahin iſt, ach daß ich ſie je gekannt habe! Ich würde zu mir ſagen: du biſt ein Thor! du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich hab ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſeyn als ich war, weil ich alles war was ich ſeyn konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt, konnt ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt, war unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von feinſter Empfindung, ſchärfſtem Witze, deſſen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werd ich ihrer vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V an, ein offner Junge, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien,

dünkt

dünkt ſich nicht eben weiſe, aber glaubt doch, er wüßte mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley ſpüre, kurz er hatt' hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechiſch konnte, zwey Meteore hier zu Land, wandt er ſich an mich und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie den erſten Theil ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Kerl hab ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann. Einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neune hat. Beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen, er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und dem Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind einige verzerrte Originale mir in Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeugungen.

Leb wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

*

am 22 May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung ſo anſehe, in welche die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind, wenn ich ſehe, wie alle Würkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zwek haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſizt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt. Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurük, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darinn ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig. Daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, gleichwie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwekken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden, das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann's mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weis, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenige die glüklichſten ſind, die gleich den Kindern in Tag hinein leben, ihre Puppe herum ſchleppen, aus und anziehen, und mit großem Reſpekte um die Schublade herum ſchleichen, wo Mama das Zukkerbrod hinein verſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Bakken verzehren, und rufen: Mehr! das ſind glükliche Geſchöpfe!

ſchöpfe! Auch denen iſts wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. Wohl dem, der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, der ſo ſieht, wie artig jeder Bürger, dem's wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weis, und wie unverdroſſen dann doch auch der Unglükliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehn, ja! der iſt ſtill und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glüklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüſſe Gefühl von Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller

Einſchränkung zu herbergen. Ich hab auch hier wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe heraus geht, überſieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Caffee, und was über alles geht, ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Plaz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäuſern Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Caffee da, und leſe meinen Homer.

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen, man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

Das erſtemal als ich durch einen Zufall an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein andres etwa halbjähriges vor ihm zwiſchen ſeinen Füſſen ſitzendes Kind mit beyden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ohngeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblik, und ich ſezte mich auf einen Pflug, der gegen über ſtund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergözzen, ich fügte den nächſten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochne Wagenräder bey, wie es all hintereinander ſtund, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete ſehr intereſſante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſazze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmaktes und ſchlechtes hervor bringen, wie einer, der ſich durch Geſezze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruk derſelben zerſtören! ſagſt du, das iſt zu hart! Sie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. Guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniß geben: es iſt damit wie mit der Liebe, ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tags bey ihr zu, verſchwendet all ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblik auszudrükken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: feiner junger Herr, lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem Mädchen, berech-

net

net euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen. Etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebts einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſezzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert. Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete, und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit dämmen und ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

am 27 May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzückung, Gleichniſſe und Deklamation verfallen, und habe drüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter

weiter worden iſt. Ich ſaß ganz in mahleriſche Empfindungen vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtükt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich die Zeit nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arme, und ruft von weitem: Philips, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie: ob ſie Mutter zu den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem Aelteſten einen halben Wek gab, nahm ſie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. Ich habe, ſagte ſie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin in die Stadt gegangen mit meinem Aeltſten, um weis Brod zu holen, und Zukker, und ein irden Breypfännchen; ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Dekkel abgefallen war. Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende, der loſe Vogel der Große hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philipſen um die Scharre des Brey's zankte. Ich fragte nach dem Aeltſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er auf der Wieſe ſich mit ein Paar Gänſen herumjagte, als er hergeſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vettern zu holen. Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet, da iſt er ſelbſt hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglük paſſirt iſt, ich höre nichts von ihm. Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Wek mitzubringen zur Suppe, wenn ſie in die Stadt gieng, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage dir, mein Schaz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo linderts all den Tumult, der Anblik eines ſolchen Geſchöpfs, das in der glüklichen Gelaſſenheit ſo den engen Kreis ſeines Daſeyns ausgeht, von einem Tag zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kömmt.

Seit der Zeit bin ich oft draus, die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zukker, wenn ich Caffee trinke, und theilen das Butterbrod und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betſtunde da bin, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn auszubezahlen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergözz' ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimplen Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mich's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu benehmen: „Sie möchten den Herrn inkommodiren.„

*

am 16. Juny.

Warum ich dir nicht ſchreibe? Fragſt du das und biſt doch auch der Gelehrten einer. Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weis nicht.

Dir

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich ein's der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwerer halten, ich bin vergnügt und glüklich, und ſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! Pfuy! das ſagt jeder von der ſeinigen! Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt, genug, ſie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſche, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrükken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, jezt gleich will ich dir's erzählen. Thu ich's jezt nicht, geſchäh's niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreymal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen und hinaus zu reiten und doch ſchwur ich mir heut früh nicht hinaus zu reiten — und

gehe

gehe doch alle Augenblikke ans Fenſter zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht.

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, und will mein Butterbrod zu Nacht eſſen und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn wie am Anfange, höre denn, ich will mich zwingen ins Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläßigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schaz entdekt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, weiters unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen,

nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baaſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen ſollte. Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten ſchön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen ſie ſich in Acht, verſezte die Baaſe, daß Sie ſich nicht verlieben! Wie ſo? ſagt' ich: Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen nach ſeines Vaters Tod, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebürge, als wir vor dem Hofthore anfuhren, es war ſehr ſchwühle, und die Frauenzimmer äuſſerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weisgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizonte zuſammen zu ziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde,

ob

ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfieng, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen. Und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblik zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgeſtiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich jemals geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von ſchöner mittlerer Taille, die ein ſimples weiſſes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt anhatte. Sie hielt ein ſchwarzes Brod und ſchnitt ihren Kleinen rings herum jedem ſein Stük nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gabs jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrode vergnügt entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davon nach dem Hofthore zugieng, um die

Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. Ich bitte um Vergebung, ſagte ſie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerley Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperſtük zu geben, und ſie wollen von niemanden Brod geſchnitten haben als von mir. Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment, und meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief ihre Handſchuh und Fächer zu nehmen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich gieng auf das jüngſte los, das ein Kind von der glüklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurük, als eben Lotte zur Thüre herauskam, und ſagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ohngeachtet ſeines kleinen Roznäschens herzlich zu küſſen. Vetter, ſagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß

ich

lich des Glüks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. O! ſagte ſie, mit einem leichtfertigen Lächeln, unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn ſie der Schlimmſte drunter ſeyn ſollten. Im Gehen gab ſie Sophien, der ältſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ohngefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kleinen Acht zu haben, und den Papa zu grüſſen, wenn er vom Spazierritte zurükkäme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelbſt wäre, das denn auch einige ausdrüklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ohngefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen! wir haben dich doch lieber. Die zwey ältſten der Knaben waren hinten auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mit zu fahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſezt, die Frauenzimmer ſich bewillkommt, wechſelsweis über den Anzug und vorzüglich die Hütchen ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man zu finden erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen lies, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baaſe fragte: ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte. Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, ſie könnens wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. Ich erſtaunte, als ich fragte: was es für Bücher wären und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem was ſie ſagte, ich ſah mit jedem

Worte

---

*) Man ſieht ſich genöthigt, dieſe Stelle des Briefs zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Ob gleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädgens, und eines jungen unſteten Menſchen gelegen ſeyn kann.

Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtund.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr als die Romanen. Weis Gott wie wohl mir's war, mich ſo Sonntags in ein Eckgen zu ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glükke und Unſtern einer Miß Jenny Theil zu nehmen. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie auch recht nach meinem Geſchmakke ſeyn. Und der Autor iſt mir der liebſte, indem ich meine Welt wieder finde, bey dem's zugeht wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant ſo herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glükſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das gieng freylich nicht weit, denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeygehn vom Landprieſter von Wakefeld vom *) — reden hörte, kam ich eben auſſer mich und ſagte ihr alles was ich mußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die andern wendete, daß dieſe die Zeit über mit offnen Augen, als ſäßen ſie nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baaſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näsgen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf das Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſteh ich ihnen gern, ich weis nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klaviere einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländiſchen Autoren ausgelaſſen. Wer Theil an Lottens Beyfall hatte, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte. Und ſonſt brauchts ja niemand zu wiſſen.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrukte! Davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtill hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saale herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran und ein gewiſſer N. N. wer behält all die Nahmen! die der Baaſe und Lottens Tänzer waren, empfiengen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum, ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr

Tänzer fiengen einen engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen. Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper, eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblikke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweyten Contretanz, ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern deutſch tanzte. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes paar das zuſammen gehört, beym Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe, ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehn, daß ſie gut walzen, wenn ſie nun mein ſeyn wollen fürs Deutſche, ſo gehn ſie und bitten ſich's aus von meinem Herrn, ich will zu ihrer Dame gehn. Ich gab ihr die Hand drauf und es wurde ſchon arrangirt, daß ihrem Tänzer inzwiſchen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward.

Nun gings, und wir ergözten uns eine Weile an mannchfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herumrollten, giengs freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein biſgen bunt durch einander. Wir waren klug und lieſſen ſie austoben, und wie die ungeſchikteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerinn, wakker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flekke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher vergieng und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte, du verſtehſt mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnauffen. Dann ſezte ſie ſich, und die Zitronen, die ich weggeſtohlen hatte beym Punſch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfriſchung brachte, thaten fürtrefliche Würkung, nur daß mir mit jedem Schnittgen das ihre Nachbarinn aus der Taſſe nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präſentiren mußte.

Beym dritten Engliſchen waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe ſo durchtanzten, und ich, weis Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arme und Auge hieng, das voll vom wahrſten Ausdrukke des offenſten reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Mine auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte, merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit viel Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenns nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen. Sie war im

Begriffe zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten die groſſe Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeykreuzten. Was ſoll ich's ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot. Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! Nun war mir das nichts neues, denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt, und war mir doch ſo ganz neu, weil ich das noch nicht im Verhältniſſe auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblikken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber gieng, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um's ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blizze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehn, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfiengen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten,

folgten, die Unordnung ward allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglük oder etwas ſchrökliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrükke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen dem Gegenſazze, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind und alſo deſto ſchneller einen Eindruk annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſezte ſich in eine Ekke, mit dem Rüken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu, eine andere kniete ſich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der erſten Schoos, eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe, andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Kekheiten unſerer jungen Schlukkers zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrangten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten

ten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, die Geſellſchaft zu ſezzen, und den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſahe manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpizte, und ſeine Glieder rekte. Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie, nun gebt Acht! Ich gehe im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum jeder die Zahl die an ihn kommt, und das muß gehn wie ein Lauffeuer, und wer ſtokt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. Nun war das luſtig anzuſehen. Sie gieng mit ausgeſtrektem Arme im Kreiſe herum, Eins! fieng der erſte an, der Nachbar zwey! drey! der folgende und ſo fort; dann fieng ſie an geſchwinder zu gehn, immer geſchwinder. Da verſahs einer, Patſch eine Ohrfeige, und über das Gelächter der folgende auch Patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt

kriegte

kriegte zwey Maulſchellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärme machte dem Spiele ein Ende, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beyſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! Ich konnte ihr nichts antworten. Ich war, fuhr ſie fort, eine der Furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. Wir traten an's Fenſter, es donnerte abſeitwärts und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquikkendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihrem Ellenbogen geſtüzt und ihr Blik durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtock! Ich verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Looſung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevolleſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blikke geſehn, und möcht ich nun deinen ſo oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören!

am 19 Juny.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weis ich nicht mehr, das weis ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwäzzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle paſſirt iſt, hab ich noch nicht erzählt, hab auch heute keinen Tag dazu.

Es war der liebwürdigſte Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nikten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſeyn wollte, ihrentwegen ſollt ich unbekümmert ſeyn. So lang ich dieſe Augen offen ſehe, ſagt' ich, und

ſah

ſah ſie feſt an, ſo lang hats keine Gefahr. Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen vom Vater und den Kleinen verſicherte, daß alles wohl ſey und noch ſchlief. Und da verließ ich ſie mit dem Verſichern: ſie ſelbigen Tags noch zu ſehn, und hab mein Verſprechen gehalten, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weis weder daß Tag noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

*

am 21. Juny.

Ich lebe ſo glükliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen ausſpart, und mit mir mag werden was will; ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens nicht genoſſen habe. Du kennſt mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etablirt. Von dort hab ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl ich mich ſelbſt und alles Glük, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwekke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weiten Wandrungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß geſehn.

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menſchen ſich auszubreiten, neue Entdekkungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, und in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! Dort die Spizze des Bergs! Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler. O könnte ich mich in ihnen verliehren! — Ich eilte hin! und kehrte zurük, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein groſſes dämmerndes Ganze ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt ſich

darinne,

darinne, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen groſſen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen. — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

Und ſo ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zulezt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder und der Geſchäfte zu ihrer Erhaltung all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich ſo des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zukkererbſen ſelbſt pflükke, mich hinſezze, und ſie abſädme und dazwiſchen leſe in meinem Homer. Wenn ich denn in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, meine Schoten an's Feuer ſtelle, zudekke und mich dazu ſezze, ſie manchmal umzuſchütteln. Da fühl ich ſo lebhaft, wie die herrli-

chen

chen übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, alle in einem Augenblikke wieder mit genieſt.

*

am 29. Juny.

Vorgeſtern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmanne und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabelten, andere mich nekten und wie ich ſie küzzelte, und ein groſſes Geſchrey mit ihnen verführte. Der Doktor, der eine ſehr dogmatiſche Dra-

Dratpuppe iſt, und im Diskurs ſeine Manſchetten in Falten legt, und den Kräuſel bis zum Nabel herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen, das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich lies mich aber in nichts ſtören, lies ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch gieng er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſchon ungezogen genug, der Werther verdürbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ſo zuſehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden, wenn ich in dem Eigenſinne, alle die künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen, allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit, über alle die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblikke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldnen Worte des Lehrers der Menſchen: wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſers gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten; behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter? — Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn und hören ihn nicht, das iſt auch was alt's, und bilden ihre Kinder nach ſich und — Adieu, Wilhelm, ich mag darüber nicht weiter radotiren.

*

am 1. Juli.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran iſt als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffenen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen lezten Augenblikken will ſie Lotten um ſich haben. Ich war vorige Woche mit ihr den

den Pfarrer von St... zu beſuchen, ein Oertgen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebürge liegt. Wir kamen gegen viere dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den, von zwey hohen Nußbäumen überſchatteten, Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthüre, und da er Lotten ſah, ward er wie neubelebt, vergaß ſeinen Knotenſtok, und wagte ſich auf ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn ſich niederzuſezzen, indem ſie ſich zu ihm ſezte, brachte viel Grüſſe von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben, das Quakelgen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhub um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm erzählte von jungen robuſten Leuten, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortreflichkeit des Carlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, und wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das leztemal, da ſie ihn geſehn. Ich hatte indeß der Frau Pfarrern meine Höflichkeiten gemacht, der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fieng er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. Den alten ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dorthinten iſt ſo alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend gebohren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen, mir iſt er's gewiß nicht weniger, meine Frau ſas drunter auf einem Balken und ſtrikte, als ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmal hier in Hof kam. Lotte fragte nach ſeiner Tochter, es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf der Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort, wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vikar und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrern mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam,

kam, ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel, eine raſche, wohlgewachſne Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber, denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar, ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog, und was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß nur leider zu deutlich, denn als Friedrike beym Spazierengehn mit Lotten und verſchiedentlich auch mit mir gieng, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne das einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beym Ermel zupfte, und mir das Artigthun mit Friederiken abrieth. Nun verdrießt mich nichts mehr als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die paar gute Tage mit Frazzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſezliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurükkehrten, und an einem Tiſche gebroktes Brod in Milch aſſen, und der Diſkurs auf Freude und Leid in der Welt roulirte, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten das Gute zu genieſſen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdenn auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſezte die Pfarrern, wie viel hängt vom Körper ab! wenn man nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht.— Ich geſtund ihr das ein. Wir wollens alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte, ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt, ich weis es an mir, wenn mich etwas neckt, und mich verdrüßlich machen will, ſpring ich auf und ſing ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's was ich ſagen wollte, verſezte ich, es iſt mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit, unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein, daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſezt ich, die doch jedermann gern los iſt, und niemand weis wie weit ſeine Kräfte gehn, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, einer der krank iſt, wird bey allen Aerzten herum fragen und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzneyen, wird er nicht abweiſen um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte um an unſerm Diskurs Theil zu nehmen, ich erhub die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagt ich, ich habe noch nie gehört daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte *) — Das müßten die Stadtpfarrer thun, ſagt er, die Bauern haben keinen böſen Humor, doch könnts auch nichts ſchaden zuweilen, es wäre eine Lektion für ſeine Frau wenigſtens, und den Herrn Amtmann. Die Geſellſchaft lachte und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diskurs eine Zeitlang unterbrach, darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter, mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten ſchadet, den Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glüklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich noch manchmal ſelbſt gewähren kann.

Und

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine trefliche Predigt hierüber unter denen über das Buch Jonas.

Und nennen ſie mir den Menſchen, der übler Laune iſt und ſo brav dabey ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freuden um ſich her zu zerſtören; oder iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſre eigne Unwürdigkeit, ein Misfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörige Eitelkeit aufgehezt wird: wir ſehen glükliche Menſchen die wir nicht glüklich machen, und das iſt unerträglich! Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah mit der ich redte, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich, fortzufahren. Weh denen ſagt ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt erſezzen nicht einen Augenblik Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblikke, die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus: du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freude zu laſſen und ihr Glük zu vermehren, indem du es mit ihnen genieſſeſt. Vermagſt du, wenn ihre innre Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die lezte bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten, und das Aug gefühllos gen Himmel ſieht, und der Todesſchweis auf ihrer Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit all deinem Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, um dem untergehenden Geſchöpf einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflöſen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, da ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verlies die Geſellſchaft, und

und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollten fort, brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem! und daß ich drüber zu Grunde gehen würde! Daß ich mich ſchonen ſollte! O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

*

am 6. Juli.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie gieng geſtern Abend mit Mariannen und dem kleinen Malgen ſpazieren, ich wußt es und traf ſie an, und wir giengen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth iſt, und nun tauſendmal werther ward, als Lotte ſich auf's Mäuergen ſezte. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunn, ſagt ich, ſeither hab ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, habe in eilendem

dem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. Ich blikte hinab und ſah, daß Malgen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. Ich ſahe Lotten an und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem ſo kommt Malgen mit einem Glaſe, Marianne wollt es ihr abnehmen, nein! rufte das Kind mit dem ſüßten Ausdrukke: nein, Lottgen, du ſollſt zuerſt trinken! Ich ward über die Wahrheit, die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzükt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrukken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreien und zu weinen anfieng. Sie haben übel gethan, ſagte Lotte! Ich war betroffen. Komm̃ Malgen, fuhr ſie fort, indem ſie es an der Hand nahm und die Stufen hinabführte; da waſche dich aus der friſchen Quelle geſchwind, geſchwind, da thut's nichts. Wie ich ſo da ſtund und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händgen die Bakken rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpült, und die Schmach abgethan würde, einen häslichen Bart zu kriegen. Wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifrig fort wuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpekt nie einer Taufhandlung beygewohnt, und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnt ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat. Aber wie kam ich an. Er ſagte, das wäre ſehr übel von Lotten geweſen, man ſolle die Kinder nichts weis machen, dergleichen gäbe zu unzählichen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, man müßte die Kinder frühzeitig davor bewahren. Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbey gehn, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glüklichſten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne ſo hintaumeln läßt.

am 8. Juli.

Was man ein Kind iſt! Was man nach ſo einem Blikke geizt! Was man ein Kind iſt! Wir waren nach Wahlheim gegangen, die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſrer Spaziergänge glaubt ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's, du ſollteſt ſie ſehn, dieſe Augen. Daß ich kurz bin, denn die Augen fallen mir zu vom Schlaf. Siehe die Frauenzimmer ſteigen ein, da ſtunden um die Kutſche der junge W. . . Selſtadt und Audran, und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlgens, die freylich leicht und lüſtig genug waren. Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie giengen von einem zum andern! Aber auf mich! Mich! Mich! der ganz allein auf ſie reſignirt daſtund, fielen ſie nicht! Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey und eine Thräne ſtund mir im Auge. Ich ſah ihr nach! Und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlag heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehn. Ach! Nach mir? —

Lieber!

Lieber! Jn dieſer Ungewißheit ſchweb ich! Das iſt mein Troſt. Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen. Vielleicht — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

*

am 10. Juli.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen. Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt — Gefällt! das Wort haß ich in Tod. Was muß das für ein Kerl ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt. Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele.

*

am 11. Juli.

Frau M. . iſt ſehr ſchlecht, ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Jch ſeh ſie ſelten bey meiner Freundinn, und heut hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. Der alte M. . iſt ein geiziger rangiger Hund, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat.

Doch

Doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenig Tagen, als der Doktor ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen, Lotte war im Zimmer, und redte ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehn, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich, allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre her hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heyrath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerb gröſſer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren, kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am gröſten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. Die hab ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Looſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der

der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Weſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer drauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtekken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand vielleicht um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich hab ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe ſtatuirt hätten.

*

am 13. Juli.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſaale. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — O darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebe

Und ob das Vermeſſenheit iſt oder Gefühl des wahren Verhältniſſes: Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete. Und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht mit all der Wärme, all der Liebe, da iſt mir's wie einem, der all ſeiner Ehren und Würden entſezt, und dem der Degen abgenommen wird.

*

am 16. Jul.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehns den ihrigen berührt, wenn unſere Füſſe ſich unter dem Tiſche begegnen. Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts, mir wirds ſo ſchwindlich vor allen Sinnen. O und ihre Unſchuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann. — Ich glaube zu verſinken wie vom Wetter gerührt. Und Wilhelm,

wenn

wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weis nimmer wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin, es iſt als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Clavier ſpielt mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll, es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der Zauberkraft der alten Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift. Und wie ſie ihn anzubringen weis, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor'n Kopf ſchieſſen möchte. Und all die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freyer.

*

am 18. Juli.

Wilhelm, was iſt unſerm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt, ohne Licht! Kaum bringſt Du das Lämpgen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantomen, ſo machts doch immer unſer Glük, wenn wir wie friſche Bubens davor ſtehen und uns über die Wundererſcheinungen entzükken. Heut konnt ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun. Ich ſchikte meinen Buben hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungedult ich den Buben erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah. Ich hätt' ihn gern bey'm Kopf genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Stein, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bey Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Jungen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſicht', ſeinen Bakken, ſeinen Rokknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das all ſo heilig, ſo werth, ich hätte in dem Augenblikke den Jungen nicht vor tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart — Bewahre dich Gott, daß du darüber nicht lachſt. Wilhelm, ſind das Phantomen, wenn es uns wohl wird?

*

den 19. Juli.

Ich werde ſie ſehen: ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blikke. Ich werde ſie ſehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

*

den 20. Juli.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach * * * gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, ſagſt du, das hat mich zu lachen gemacht, bin ich jezt nicht auch aktiv? und iſt's im Grund nicht einerley: ob ich Erbſen zähle oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was, abarbeitet, iſt immer ein Thor.

*

am 24. Juli.

Da Dir ſo viel daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möcht ich lieber die ganze Sache übergehn, als Dir ſagen: daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glüklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steingen, auf's Grätgen herunter, voller und inniger, und doch — ich weis nicht, wie ich mich ausdrükken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt, ſchwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß pakken kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, ſo wollt ich's wohl herausbilden, ich werde auch Thon nehmen wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden.

Lottens Porträt habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal proſtituirt, das mich um ſo mehr verdrieſt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glüklich im Treffen war, darauf hab ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir genügen.

*

am 16. Juli.

Ich habe mir ſchon ſo manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehn. Ja wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: Morgen willſt du einmal wegbleiben, und wenn der Morgen kommt, find ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und eh ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt; Sie kommen doch Morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich ſo da bin — iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! Ich bin zu nah in der Atmoſphäre, Zuk! ſo bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährgen vom Magnetenberg. Die Schiffe die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den übereinander ſtürzenden Brettern.

*

am 30. Juli.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen, und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in allem Betracht zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſichte im Beſizze ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. Beſiz! — Genug, Wilhelm der Bräutigam iſt da. Ein braver lieber Kerl, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher weiſe war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht einmal geküßt. Das lohn ihm Gott! Um des Reſpekts willen, den er vor dem

Mädgen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk, mehr als ſeiner eigenen Empfindung, denn darinn ſind die Weiber fein, und haben recht. Wenn ſie zwey Kerls in gutem Vernehmen mit einander halten können, iſt der Vortheil immer ihre, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen, ſeine gelaſſne Auſſenſeite, ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt, er hat viel Gefühl und weis was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weiſt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen als alle andre.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn, und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an all ihren Handlungen habe vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laß ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens an ſeinem Plazze würde ich nicht ganz ſicher vor dem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle, meine Freude bey Lotten zu ſeyn, iſt hin! Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Nahmen! Erzählt die Sache an ſich! — Ich wuſte alles, was ich jezt weis, eh Albert kam, ich wuſte, daß ich keine Prätenſionen auf ſie zu machen hatte, machte auch keine — Heiſt das, inſofern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeiten nicht zu begehren — Und jezt macht der Frazze groſſe Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädgen wegnimmt.

Ich beiſſe die Zähne auf einander und ſpotte über mein Elend, und ſpottete derer doppelt und dreyfach, die ſagen könnten, ich ſollte mich reſigniren, und weil's nun einmal nicht anders ſeyn könnte. — Schafft mir die Kerls vom Hals! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert ſo bey ihr ſizt im Gärtgen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel Poſſen, viel verwirrtes Zeug an. Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heute, ich bitte Sie! keine Scene wie die von geſtern Abend! ſie ſind

fürch-

fürchterlich, wenn ſie ſo luſtig ſind. Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat, wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

*

am 8. Aug.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm! Es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich ſchrieb: ſchafft mir die Kerls vom Hals, die ſagen, ich ſollte mich reſigniren. Ich dachte warlich nicht dran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt du recht! Nur eins, mein Beſter, in der Welt iſt's ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan, es giebt ſo viel Schattirungen der Empfindungen und Handlungsweiſen, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder ſagſt du, haſt du Hofnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! Im erſten Falle

ſuch

ſuch ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen, im andern Falle ermanne dich und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die all deine Kräfte verzehren muß. Beſter, das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglüklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtos der Quaal auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte wegzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreyen?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer lieſſe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſezte — Ich weis nicht — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeiſſen. Genug — Ja, Wilhelm ich habe manchmal ſo einen Augenblik aufſpringenden, abſchüttelnden Muths, und da, wenn ich nur wüſte wohin, ich gienge wohl.

am 10. Aug.

Ich könnte das beſte glüklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht zuſammen, eines Menſchen Herz zu ergözzen, als die ſind, in denen ich mich jezt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glük macht! Ein Glied der liebenswürdigen Familie auszumachen, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater und von Lotten — und nun der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glük ſtört, der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt, dem ich nach Lotten das liebſte auf der Welt bin — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehn und uns einander von Lotten unterhalten, es iſt in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir drüber die Thränen oft in die Augen.

Wenn er mir ſo von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt, wie die auf ihrem Todbette Lotten ihr Hauß und ihre Kinder übergeben, und ihm

Lotten anbefohlen habe, wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt, wie ſie in Sorge für ihre Wirthſchaft und im Ernſte eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblik ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und wie dennoch all ihre Munterkeit, all ihr Leichtſinn ſie nicht verlaſſen habe. Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflükke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Straus und — werfe ſie in den vorüberflieſſenden Strohm, und ſehe ihnen nach wie ſie leiſe hinunterwallen. Ich weis nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften hab ich wenig ſeines gleichen geſehen.

*

am 12. Aug.

Gewiß Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel, ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied zu nehmen, denn mich wandelte die Luſt an,

in's

in's Gebürg zu reiten, von daher ich dir auch jezt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borg mir die Piſtolen, ſagt ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagt er, wenn du dir die Mühe geben willſt ſie zu laden, bey mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. Ich hielte mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein paar Terzerolen ohngeladen und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich ſo müßig ſizze, weis ich nicht wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerols nöthig haben, und könnten — du weiſt ja, wie das iſt. Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu puzzen, und zu laden, und der dahlt, mit den Mädgen, will ſie erſchrökken, und Gott weis wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtok noch drinn ſtekt und ſchießt den Ladſtok einem Mädgen zur Maus herein, an der rechten Hand, und zerſchlägt

ihr

ihr den Daumen. Da hatt' ich das Lamentiren, und den Barbierer zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich all das Gewehr ungeladen. Lieber Schaz, was iſt Vorſicht! die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar. Denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Saz Ausnahmen leidet. Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch, wenn er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben; ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, modificiren, und ab und zu zu thun, bis zulezt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bey dieſem Anlaſſe kam er ſehr tief in Text, und ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrenden Gebährde druckt ich mir die Mündung der Piſtolen übers rechte Aug an die Stirn. Pfuy ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das! — Sie iſt nicht geladen, ſagt ich. — Und auch ſo! Was ſoll's? verſezt er ungedultig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thörigt ſeyn kann, ſich zu erſchieſſen; der bloſſe Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: Das iſt thörig, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das all heiſſen? Habt ihr deßwegen die innern Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? Wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwikkeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen aus einem Beweggrunde geſchehen, aus welchem ſie wollen.

Ich zukte die Achſeln und gabs ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter, aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom ſchmäligen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädgen, das in einer wonnevollen Stunde, ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurük.

Das iſt ganz was anders, verſezte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreiſſen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird. — Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen, ſcheltet den Trinker, verabſcheuet den Unſinnigen, geht vorbey wie der Prieſter, und dankt Gott wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, und meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinne, und beydes reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maaſſe begreifen lernen: Wie man alle auſſerordentliche Menſchen, die etwas groſſes, etwas unmöglich ſcheinendes würkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien müßte.

Aber auch im gemeinen Leben iſts unerträglich, einem Kerl bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch. Schämt euch, ihr Nüchternen. Schämt euch, ihr Weiſen. Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon wir jetzo reden, mit groſſen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann, denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriffe abzubrechen, denn kein Argument in der Welt bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, da ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßt ich mich, weil ich's ſchon öfter gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſezte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joche eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heiſſen, wenn es endlich aufgährt und ſeine Ketten zerreißt. Ein Menſch, der über dem Schrekken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte zuſammen geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſeyn? Albert ſah mich an und ſagte: nimm mirs nicht übel, die Beyſpiele die du da giebſt, ſcheinen hierher gar nicht zu gehören. Es mag ſeyn, ſagt ich, man hat mir ſchon öfter vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an's Radotage gränze! Laßt uns denn ſehen, ob wir auf eine andere Weiſe uns vorſtellen können, wie es dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt, die ſonſt ſo angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in ſo fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen, ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis

auf

auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſobald der überſtiegen iſt.

Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt. ſondern ob er das Maas ſeines Leidens ausdauren kann; es mag nun moraliſch oder phyſikaliſch ſeyn, und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feig, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſezt ich. Du giebſt mir zu wir nennen das eine Krankheit zum Todte, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo auſſer Würkung geſezt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glükliche Revolution, den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrükke auf ihn würken, Ideen ſich bey ihm feſt ſezzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaßne vernünftige Menſch den Zuſtand des Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet, eben als wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen, ich erinnerte ihn an ein Mädgen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholt ihm ihre Geſchichte. Ein gutes junges Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit ſo herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Puzze mit ihres gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlas eines Gezänkes, einer übeln Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern; deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleyen der

Män-

Männer vermehrt werden, all ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmakhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun all ihre Hofnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leere Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen grad nach dem Zwecke: Sie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genieſſen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hofnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele, ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, wo ſie endlich ihre Arme ausſtrekt, all ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt Sie — Erſtarrt; ohne Sinne ſteht ſie vor einem Abgrunde, und alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein

kein Troſt, keine Ahndung, denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verluſt erſezzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von aller Welt, — und blind, in die Enge gepreßt von der entſezlichen Noth ihres Herzens ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu erſtikken. — Sieh, Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen, und ſag, iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem, der zuſehen und ſagen könnte: Die Thörinn! hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit würken laſſen, es würde ſich die Verzweiflung ſchon gelegt, es würde ſich ein anderer ſie zu tröſten ſchon vorgefunden haben.

Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor! ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſich ſeine Kräfte erhohlt, ſeine Säfte verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes gelegt hätten, alles wäre re gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag!

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich habe nur von einem einfältigen Mädgen geſprochen, wie denn aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſähe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könne er nicht begreifen. Mein Freund rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bißgen Verſtand das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Gränzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — ein andermal, davon ſagt ich, und grif nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll — Und wir giengen auseinander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

◆

am 15. Aug.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß ſie mich ungern verlöhre, und die Kinder haben keine andre Idee, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heut war ich hinausgegangen, Lottens Clavier zu ſtimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährgen, und Lotte ſagte denn ſelbſt, ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrod, das ſie nun faſt ſo gerne von mir als von Lotten annahmen und erzählte ihnen das Hauptſtückgen von der Prinzeßinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das verſichr' ich dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrükke macht. Weil ich manchmal einen Inzidenzpunkt erfinden muß, den ich bey'm zweytenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal wär's anders geweſt, ſo daß ich mich jezt übe, ſie unveränderlich in einem ſin-

gen-

genden Sylbenfall an einem Schnürgen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt wie ein Autor, durch eine zweyte veränderte Auflage ſeiner Geſchichte, und wenn ſie noch ſo poetiſch beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruk findet uns willig, und der Menſch iſt ſo gemacht, daß man ihm das abenteuerlichſte überreden kann, das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskrazzen und austilgen will.

*

am 18. Aug.

Mußte denn das ſo ſeyn? daß das, was des Menſchen Glükſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elends würde.

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo viel Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jezt zu einem un-

er-

erträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſte, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich denn die Vögel um mich, den Wald beleben hörte, und die Millionen Mükkenſchwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zukkender Blik den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte und das Gewebere um mich her, mich auf den Boden aufmerkſam machte und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende, heilige Leben der Natur eröfnete, wie um-

faßt

faßt ich das all mit warmen Herzen, verlohr mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt. Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden und freut ſich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des

un-

ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen, jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl, ſelbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurük zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mir dann das Bange des Zuſtands doppelt empfinden, der mich jezt umgiebt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplaz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird.

wird. Da iſt kein Augenblik, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblik, da du nicht ein Zerſtöhrer biſt, ſeyn mußt. Der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend tauſend armen Würmgen das Leben, es zerrüttet ein Fustritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große ſeltene Noth der Welt, dieſe Fluthen, die eure Dörfer wegſpülen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumele ich beängſtet! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheur.

*

am 21. Aug.

Umſonſt ſtrekke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmere, vergebens ſuch ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glüklicher unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand und dekte ſie mit tauſend Küſſen. Ach wenn ich denn noch halb im Taumel des Schlafs nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

*

am 22. Aug.

Es iſt ein Unglük, Wilhelm! all meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müſſig ſeyn und wieder kann ich nichts thun. Ich hab keine Vorſtellungskraft,

kein

kein Gefühl an der Natur und die Bücher ſpeien mich alle an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre Dir, manchmal wünſchte ich ein Taglöhner zu ſeyn, um nur des Morgens bey'm Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hofnung zu haben. Oft beneid ich Albertеn, den ich über die Ohren in Akten begraben ſehe, und bilde mir ein: mir wär's wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte Dir ſchreiben und dem Miniſter, und um die Stelle bey der Geſandtſchaft anhalten, die, wie Du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt, der Miniſter liebt mich ſeit lange, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich employiren, und eine Stunde iſt mir's auch wohl drum zu thun; hernach, wenn ich ſo wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das ſeiner Freyheit ungedultig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird. Ich weis nicht, was ich ſoll — Und mein Lieber! Iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtands, eine innre unbehagliche Ungedult, die mich überall hin verfolgen wird?

*

am 28. Aug.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heut iſt mein Geburtstag, und in aller Frühe empfang ich ein Päkgen von Alberten. Mir fällt bey'm Eröfnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelgen in duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, ein Büchelgen, nach dem ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh! ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie all die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther

ther ſind als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenige, glückliche, unwiederbringliche Tage überfüllten. Wilhelm es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! wie viele gehn vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, wie wenige ſezzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif. Und doch ſind deren noch genug da, und doch — O mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verwelken und verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſizze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtük mit dem Obſtbrecher der langen Stange, und hole die Birn aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr hinunter laſſe.

*

am 30. Aug.

Unglüklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll all dieſe tobende endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie, meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her, ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glükliche Stunde — Bis ich mich wieder von ihr losreißen muß, ach Wilhelm, wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich ſo bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an der Geſtalt, an dem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruk ihrer Worte geweidet habe, und nun ſo nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir's düſter vor den Augen wird, ich kaum was noch höre, und mich's an die Gurgel faßt, wie ein Meu-

chel-

chelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht und ihre Verwirrung vermehrt. Wilhelm, ich weis oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, ſo muß ich fort! Muß hinaus! Und ſchweife dann weit im Felde umher. Einen gähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hekken die mich verlezzen, durch die Dornen die mich zerreiſſen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde auf einem krummgewachsnen Baum mich ſezze, um meinen verwundeten Solen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſcheine hinſchlummre! O Wilhelm! Die einſame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und

der

der Stachelgürtel, wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu. Ich ſeh all dieſes Elends kein Ende als das Grab.

am 3. Sept.

Ich muß fort! ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage geh ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort.

*

am 10. Sept.

Das war eine Nacht! Wilhelm, nun überſteh ich alles. Ich werde ſie nicht wiederſehn. O daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Thränen und Entzükkungen ausdrükken kann, mein Beſter, all die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen. Hier ſizz ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, und erwarte den Morgen, und mit Sonnen Aufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräche von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Teraſſe unter den hohen Caſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum leztenmal über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluſſe untergieng. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen und nun — Ich gieng in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war, ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, eh ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als im Anfange unſerer Bekanntſchaft wir die wechſelſeitige Neigung zu dem Pläzgen entdekten, das wahrhaftig eins der romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt habe hervorgebracht geſehen.

Erſt haſt du zwiſchen den Caſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk ich, ſchon viel geſchrieben davon, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchlieſſen und durch ein daran ſtoßendes Bosquet die Allee immer düſtrer wird, bis zulezt alles ſich in ein geſchloſſenes Pläzgen endigt, das alle Schauer der Ein-

Einſamkeit umſchweben. Ich fühl es noch wie heimlich mir's ward, als ich zum erſtenmal an einem hohen Mittage hinein trat, ich ahndete ganz leiſe, was das noch für ein Schauplaz werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in denen ſchmachtenden ſüſſen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehns geweidet; als ich ſie die Teraſſe herauf ſteigen hörte, ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßt ich ihre Hand und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem büſchigen Hügel aufgieng, wir redeten mancherley und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher. Lotte tratt hinein und ſezte ſich, Albert neben ſie, ich auch, doch, meine Unruhe lies mich nicht lange ſizzen, ich ſtand auf, trat vor ſie, gieng auf und ab, ſezte mich wieder, es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Würkung des Mondenlichts, das am Ende der Buchenwände die ganze Teraſſe vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblik, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill, und ſie fieng nach einer Weile an: Niemals geh ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn, fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort, aber Werther, ſollen wir uns wieder finden? und wieder erkennen? Was ahnden ſie, was ſagen ſie?

Lotte, ſagt ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehn! Hier und dort wieder ſehn! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen? da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte.

Und ob die lieben Abgeſchiednen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wann's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer

mer um mich, wenn ich ſo am ſtillen Abend, unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſizze, und ſie um mich verſammlet ſind, wie ſie um ſie verſammlet waren. Wenn ich ſo mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche: daß ſie herein ſchauen könnte einen Augenblik, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Hundertmal ruf ich aus: Verzeih mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thu ich doch alles was ich kann, ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach und was mehr iſt als das alles, gepflegt und geliebet. Könnteſt du unſere Eintracht ſehn, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heiſſeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den lezten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder batſt. Sie ſagte das! O Wilhelm! wer kann wiederholen was ſie ſagte, wie kann der kalte todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen. Albert fiel ihr ſanft in die Rede: es greift ſie zu ſtark an, liebe Lotte, ich weis, ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen,

aber

aber ich bitte ſie — O Albert, ſagte ſie, ich weis, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchgen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchikt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu etwas zu leſen. War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles! die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hände nahm und mit tauſend Thränen nezte. Lotte, der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn ſie ſie gekannt hätten! ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drükte, — ſie war werth, von ihnen gekannt zu ſeyn. — Ich glaubte zu vergehen, nie war ein gröſſeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden, und ſie fuhr fort: und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da

ihr

ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monathe alt war. Ihre Krankheit dauerte nicht lange, ſie war ruhig, reſignirt, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das kleine. Wie es gegen das Ende gieng, und ſie zu mir ſagte: Bring mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die kleinen die nicht wußten, und die älteſten die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bett ſtanden, und wie ſie die Hände aufhub und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchikte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf! Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter und das Aug einer Mutter! Ich hab oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt was das ſey. Hab es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater, die Treue, den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer! Sie hörte jemand gehn, und fragte, und forderte dich zu ihr. Und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten ruhigen Blikke, daß wir glüklich ſeyn, zuſammen glüklich ſeyn würden. Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſinds! wir werdens ſeyn. Der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fieng ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott, wenn ich manchmal ſo denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens ſo wegtragen läßt, und niemand als die Kinder das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten: die ſchwarzen Männer hätten die Mamma weggetragen.

Sie ſtund auf, und ich ward erwekt und erſchüttert, blieb ſizzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurük ziehen und ich hielt ſie feſter! Wir werden uns wiederſehn, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erken-

erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir ſehen uns wieder. — Morgen denk ich, verſezte ſie ſcherzend, ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht als ſie ihre Hand aus der meinigen zog — ſie giengen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, lief auf die Teraſſe hervor und ſah noch dort drunten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weiſſes Kleid nach der Gartenthüre ſchimmern, ich ſtrekte meine Arme hinaus, und es verſchwand.

Die Leiden
des
# jungen Werthers.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1774.

am 20. Okt. 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten, wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär alles gut. Ich merke, ich merke, das Schikſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn! das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißgen leichteres Blut würde mich zum glüklichſten Menſchen unter der Sonne machen. Was! Da wo andre, mit ihrem Bißgen Kraft und Talent, vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifl' ich an meiner Kraft, an meinen Gaben. Guter Gott! der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurük und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Gedult! Gedult! Es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke ſo alle Tage herumgetrieben werde, und ſehe was ſie thun und wie ſie's treiben, ſteh ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen; ſo liegt Glük oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles auſſer uns herrlicher erſcheint, jeder andre vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu: Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt ſcheint uns oft ein anderer zu beſizzen, dem wir denn

denn auch alles dazu geben was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glükliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fortarbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit all unſerm Schlendern und Laviren es weiter bringen als andre mit ihren Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorlauft.

*

am 10. Nov.

Ich fange an mich in ſofern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt, und dann die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß. Einen weiten groſſen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtunden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offnes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine warme groſſe Freude iſt nicht in der Welt, als eine groſſe Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

*

am 24. Dec.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich hab es voraus geſehn. Es iſt der pünktlichſte Narre, den's nur geben kann. Schritt vor Schritt und umſtändlich wie eine Baaſe. Ein Menſch, der nie ſelbſt mit ſich zufrieden iſt, und dem's daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie's ſteht ſo ſteht's, da iſt er im Stande, mir einen Aufſaz zurükzugeben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen ſie ihn durch, man findt immer ein beſſer Wort, eine reinere Partikel. Da möcht ich des Teufels werden. Kein und, kein Bindwörtchen ſonſt darf auſſenbleiben, und von allen Inverſionen die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todtfeind. Wenn man ſeinen Period nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt; ſo verſteht er gar nichts drinne. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir lezthin ganz aufrichtig: wie unzufrieden er über die Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren ſich's und andern. Doch, ſagt er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß. Freylich! wär der Berg nicht da, wäre der Weg viel bequemer und kürzer, er iſt nun aber da! und es ſoll drüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden, ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar bracht er mich auf, denn ich war mit gemeint. Zu ſo Weltgeſchäften wäre der Graf ganz gut, er hätte viel Leichtigkeit zu arbeiten, und führte eine gute Feder, doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangelt es ihm, wie all den Belletriſten. Darüber hätt ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter iſt mit den Kerls nicht zu raiſonniren, da das aber nun nicht angieng, ſo focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und ſagt ihm, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müßte, wegen ſeines Charakters ſowohl, als ſeiner Kenntniſſe; ich habe, ſagt ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirn ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr all Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwazt, und mir ſo viel von Aktivität vorgeſungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln ſteckt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich,

ſo

ſo will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend die Langeweile unter dem garſtigen Volke das ſich hier neben einander ſieht. Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittgen abzugewinnen, die elendeſten erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Rökgen! Da iſt ein Weib, zum Exempel, die jederman von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, daß nun jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bißgen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet — Aber es iſt noch viel ärger, eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter. — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt andre nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz und Sinn ſo ſtürmiſch iſt, ach ich laſſe gern die andern ihres Pfads gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehn laſſen.

Was mich am meiſten nekt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weis ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft, nur ſoll er mir nicht eben grad im Wege ſtehn, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glük auf dieſer Erden genieſſen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B.. kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viele Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerm Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo viel Freymüthigkeit, daß ich den ſchiklichen Augenblik kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der alten Schachtel gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher ſelbſt geſtund: daß die liebe Tante in ihrem Alter, und dem Mangel von allem, vom anſtändigen Vermögen an bis auf den Geiſt, keine Stüzze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in dem ſie ſich verpalliſadirt, und kein Ergözzen, als von ihrem Stokwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben ſo weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers gedukt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb, und nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehn, wär ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

*

den 8. Jan. 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen. Und nicht, daß die Kerls ſonſt

keine

keine Angelegenheit hätten, nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über die kleinen Verdrüßlichkeiten, von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gabs bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spas wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Plaz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Sekretär regiert. Und wer iſt dann der Erſte? der, dünkt mich, der die andern überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

*

am 20. Jan.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D.. unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, Wolke, herumziehe, hab' ich keinen Augenblik gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheiſſen hätte Ihnen zu ſchreiben. Und jezt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloſſen wider mein Fenſtergen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken. O Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glükliche Augenblik wieder.

Wenn Sie mich ſähen meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! Wie ausgetroknet meine Sinnen werden, nicht Einen Augenblik der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige thränenreiche Stunde. Nichts! Nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten, und ſehe die Männgen und Gäulgen vor mir herumrükken, und frage mich oft, ob's nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudere zurük.

Ein einzig weiblich Geſchöpf hab ich hier gefunden. Eine Fräulein von B. . Sie gleicht Ihnen liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey!

Ey! werden Sie ſagen: der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt's nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Wiz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüſte niemand ſo fein zu loben als ich (und zu lügen, ſezzen Sie hinzu, denn ohne das geht's nicht ab, verſtehen Sie:) Ich wollte von Fräulein B.. reden! Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblikt, ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glükſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen. Muß nicht, thut's freywillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie —

O ſäs ich zu Ihren Füſſen in dem lieben vertraulichen Zimmergen, und unſere kleinen Lieben wälzten ſich miteinander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollt ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährgen um mich zur Ruhe verſammlen. Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen. Und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren. Adieu! Iſt Albert bey Ihnen? Und wie —? Gott verzeihe mir dieſe Frage!

*

am 17. Febr.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich, haltens nicht lange mehr zuſammen aus. Der Menſch iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopfe und Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe, meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt,

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen treflichen Mann, gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwehnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

erhielt, einen Brief, vor dem ich mich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe, wie er meine allzugroſſe Empfindlichkeit zurechte weißt, wie er meine überſpannte Ideen von Würkſamkeit, von Einfluß auf andre, von Durchdringen in Geſchäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Würkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrlich Ding, und die Freude an ſich ſelbſt, lieber Freund, wenn nur das Ding nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

*

am 20. Febr.

Gott ſegne euch, meine Lieben, geb euch all die guten Tage, die er mir abzieht.

Ich danke dir Albert, daß du mich betrogen haſt, ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der

Wand

Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll's bleiben! Und warum nicht? Ich weis, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen. Habe, ja ich habe den zweyten Plaz drinne, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert! Leb wohl. Leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl, Lotte!

*

am 15. Merz.

Ich hab einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird, ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! Er iſt nicht zu erſezzen, und ihr ſeyd doch allein ſchuld daran, die ihr mich ſporntet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun hab ich's nun habt ihr's. Und daß du nicht wieder ſagſt: meine überſpannten Ideen verdürben alles; ſo haſt du hier lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf v. C. liebt mich, diſtingwirt mich, das iſt bekannt, das hab ich dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich bey ihm zu Tiſche geſtern, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herren und Frauen bey ihm zuſammenkommt, an die ich nie gedacht hab, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe beym Grafen und nach Tiſche gehn wir im groſſen Saale auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſt B. der dazu kommt, und ſo rükt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weis, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Dero Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleib, machen en paſſant ihre hergebrachten hochadlichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollt ich eben mich empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frey wäre, als eben meine Fräulein B.. herein trat, da mir denn das

Herz

Herz immer ein bißgen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redte. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie all das Volk, dacht ich, hohl ſie der Teufel! und war angeſtochen und wollte gehn, und doch blieb ich, weil ich intriguirt war, das Ding näher zu beleuchten. Ueber dem füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des erſten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. nicht zu vergeſſen, bey deſſen Kleidung, Reſte des altfränkiſchen mit dem neu'ſt aufgebrachten kontraſtiren ꝛc. das kommt all und ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind, ich dachte — und gab nur auf meine B.. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saals ſich in die Ohren piſperten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redte (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt:) biß endlich der Graf auf mich losgieng und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen ſagt er, unſere wunderbaren Verhältniſſe, die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merk ich, ſie hier zu ſehn, ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, ich hätte eher dran denken ſollen, und ich weis, Sie verzeihen mir dieſe Inkonſequenz, ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurük gehalten, ſezte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drükte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich machte der vornehmen Geſellſchaft mein Compliment, gieng und ſezte mich in ein Cabriolet und fuhr nach M.. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war all gut.

Des Abends komm ich zurük zu Tiſche. Es waren noch wenige in der Gaſtſtube, die würfelten auf einer Ekke, hatten das Tiſchtuch zurük geſchlagen. Da kommt der ehrliche A.. hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir

und

und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagt ich — der Graf hat dich aus der Geſellſchaft gewieſen — Hol ſie der Teufel, ſagt ich, mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam — Gut, ſagt er, daß du's auf die leichte Achſel nimmſt. Nur verdrießt mich's. Es iſt ſchon überall herum. — Da fieng mir das Ding erſt an zu wurmen. Alſo die zu Tiſche kamen und mich anſahen, dacht ich die ſehen dich darum an! Das fieng an mir böſes Blut zu ſezzen.

Und da man nun heute gar wo ich hintrete mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und ſagen: Da ſähe man's, wo's mit den Uebermüthigen hinausgieng, die ſich ihres bißgen Kopfs überhüben und glaubten, ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſezzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwäzzes mehr iſt. Da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren. Denn man rede von Selbſtſtändigkeit was man will, den will ich ſehn der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie eine Priſe über ihn haben. Wenn ihr Geſchwätz leer iſt, ach! da kann man ſie leicht laſſen.

*

am 16. Merz.

Es hezt mich alles! Heut tref ich die Fräulein B.. in der Allee. Ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſobald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte ſie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen. Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblikke an, da ich in den Saal trat. Ich ſah' alles voraus, hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen, ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben, ich wußte, daß der Graf es nicht mit Ihnen verderben darf, und jezo der Lärm — Wie Fräulein? ſagt' ich, und verbarg meinen Schrekken, denn alles, was Adelin mir ehgeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblikke. — Was hat mich's ſchon gekoſtet! ſagte das ſüſſe Geſchöpf,

indem

indem ihr die Thränen in den Augen ſtunden. Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriff, mich ihr zu Füſſen zu werfen. Erklären ſie ſich, ruft ich: Die Thränen lieſen ihr die Wangen herunter, ich war auſſer mir. Sie troknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen ſie, fieng ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehn. Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſezzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, gieng mir wie Schwerder durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen, und nun fügte ſie noch all dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was die ſchlechten Kerls alle darüber triumphiren würden. Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringſchäzzung andrer, das ſie mir ſchon lange vorwerfen, geſtraft, erniedrigt ausſchreien würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahrſten Theilnehmung. Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir's vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoſſen könnte! Wenn ich Blut ſähe würde mir's beſſer werden. Ach ich hab hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchröklich erhizt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinkt eine Ader aufbeiſſen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öfnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

*

am 24. Merz.

Ich habe meine Dimißion bey Hofe verlangt, und werde ſie, hoff ich erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Permißion dazu bey euch geholt habe. Ich mußte nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden weis ich all, und alſo — Bring das meiner Mutter in einem Säftgen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, alſo mag ſie ſich's gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr weh thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn grad zum Geheimderath und Geſandten anſezte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rükwärts mit dem Thiergen in Stall. Macht nun draus was ihr wollt und kombinirt die mögliche Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen. Genug ich gehe. Und damit ihr wißt wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt ** der viel Geſchmak an meiner Geſellſchaft findet, der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehn, ſo will ich's denn auf gut Glük wagen, und mit ihm gehn.

*

den 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſen Brief liegen ließ, bis mein Abſchied von Hofe da wäre, weil ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt's geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt, ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Dukaten geſchikt, mit einem Wort, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Alſo braucht die Mutter mir das Geld nicht zu ſchikken, um das ich neulich ſchrieb.

*

am 5. May.

Morgen geh ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glüklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehn, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre unerträgliche Stadt einzu-

einzuſperren. Adieu, Wilhelm, du ſollſt von meinem Zuge hören.

*

am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der groſſen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S.. zuſteht, ließ ich halten, ſtieg aus und hieß den Poſtillion fortfahren, um zu Fuſſe jede Erinnerung ganz neu, lebhaft nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedeſſen als Knabe das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnt ich mich in glüklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, alle den Genuß hoffte, deſſen Ermangeln ich ſo oft in meinem Buſen fühlte. Jezt kam ich zurük aus der weiten Welt — O mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hofnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah das Gebürge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen. Stundenlang konnte ich hier ſizzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verliehren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten — und wenn ich denn nun die beſtimmte Zeit wieder zurük mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Plaz! Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäusgen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thore hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehn, ſo reizend als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte — Ich that keinen

nen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viel Stäten religioſer Erinnerung, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich gieng den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof, das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzgen da wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnere mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand, und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöſſe, und wie ich da ſo bald Grenzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlohr. Siehe mein Lieber, das iſt doch eben das Gefühl der herrlichen Altväter! Wenn Ulyß von dem ungemeſſenen Meere, und von der unendlichen Erde ſpricht, iſt das nicht wahrer, menſchlicher, inniger, als wenn jezzo jeder Schulknabe ſich wunder weiſe dünkt, wenn er nachſagen kann, daß ſie rund ſey.

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt ganz wahr, und einfach. Was mir noch manchmal leid thut, iſt, daß er oft über Sachen redt, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspunkte, wie ſie ihm der andere darſtellen mochte.

Auch ſchäzt er meinen Verſtand und Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach was ich weis, kann jeder wiſſen. — Mein Herz hab ich allein.

*

am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre, jezt da nichts draus wird, iſt's eben ſo gut. Ich wollte in Krieg! Das hat mir lang am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hieher gefolgt, der General in * * * ſchen Dienſten iſt. Auf einem Spaziergange entdekte ich ihm mein

Vor-

Vorhaben, er widerrieth mir's, und es müßte bey mir mehr Leidenſchaft als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

*

am 11. Juni.

Sag was Du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich wie ſeines Gleichen gut, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Und dann, wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande, ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchrieben Buch leſe. Noch acht Tage bleib ich, und dann zieh ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Und der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige, wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſch ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination ſo an Natur und Kunſt herum führe und er's auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein tölpelt.

*

am 18. Juni.

Wo ich hin will? Das laß Dir im Vertrauen eröfnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann hab ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke in * * ſchen beſuchen wollte, iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eigen Herz — und thu ihm ſeinen Willen.

*

am 29. Juli.

Nein es iſt gut! Es iſt alles gut! Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeih mir dieſe Thränen, verzeih mir meine vergebliche Wünſche. — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich's ſagen? Warum nicht, Wilhelm, ſie wäre mit mir glüklicher geworden als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie du willſt, daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt bey — Oh! — bey der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens in einem zuſammen treffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe was verdient die nicht —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getroknet. Ich bin zerſtreut. Adieu Lieber.

*

am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hofnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älſte Bub lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrey führte die Mutter herbey, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr! ach mein Hanns iſt mir geſtorben, es war der jüngſte ihrer Knaben, ich war ſtille, und mein Mann ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurük, und hat nichts mit gebracht, und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen. Er hatte das Fieber kriegt unterwegs. Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem kleinen was, ſie bat mich einige Aepfel anzunehmen, das ich that und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

*

am 21. Aug.

Wie man eine Hand umwendet, iſt's anders mit mir. Manchmal will ſo ein freudiger Blik des Lebens wieder aufdämmern, ach nur für

einen

einen Augenblik! Wenn ich mich ſo in Träumen verliehre, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn Albert ſtürbe! Du würdeſt! ja ſie würde — und dann lauf ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurükbebe.

Wenn ich ſo dem Thore hinaus gehe, den Weg den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das all ſo anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühls. Mir iſt's, wie's einem Geiſte ſeyn müßte, der in das verſengte verſtörte Schloß zurükkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen.

*

am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein andrer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weis, noch habe als ſie.

*

am 6. Sept.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frak, in dem ich mit Lotten zum erſtenmal tanzte, abzulegen, er ward aber zulezt gar unſcheinbar. Auch hab ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag und auch wieder ſo gelbe Weſt und Hoſen dazu.

Ganz will's es doch nicht thun. Ich weis nicht — Ich denke mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

*

am 15. Sept.

Man möchte ſich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth iſt. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarren zu St.., mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weis, immer mit dem gröſten Seelenvergnügen füllten. Wie vertraulich

ſie

ſie den Pfarrhof machten, wie kühl und wie herrlich die Aeſte waren. Und die Erinnerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die ſie von ſo viel Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Grosvater gehört hatte, und ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Andenken war mir immer heilig, unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte raſend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauren, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtünden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß ſo zuſehn. Lieber Schaz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrern ſoll's an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt's, die Frau des neuen Pfarrers, unſer Alter iſt auch geſtorben, ein hageres, kränkliches Thier, das ſehr Urſache hat an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Fratze, die ſich abgiebt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen moraliſch kritiſchen Reformation des Chriſtenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zukt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und auf Gottes Erdboden deswegen keine Freude. So ein Ding war's auch allein, um meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr des Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, und das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis, gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagt' ich: warum habt ihr's gelitten? — Wenn der Schulz will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen. Aber eins iſt recht geſchehn, der Schulz und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ſo die Suppen nicht fett machen, etwas haben wollte, dachtens mit einander zu theilen, da erfuhr's die Kammer und ſagte: hier herein! und verkaufte die Bäume an den Meiſtbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! Ich wollt die Pfarrern, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande.

*

am 10. Oktober.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mirs ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrüſt, iſt, daß Albert nicht ſo beglükt zu ſeyn ſcheinet, als er — hoffte — als ich — zu ſeyn glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrukken — und mich dünkt deutlich genug.

*

am 12. Oktober.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebürge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Hölen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedekten, grasbewachſenen Steine des edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fustapfen ſeiner Väter ſucht und ach! ihre Grabſteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblikt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrükkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich ſo den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſe, ſo den lezten verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken ſehe, wie er immer neue ſchmerzlich glühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde dem hohen

wehen-

wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und fragen, wo iſt der Sänger, Fingals treflicher Sohn? Sein Fustritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwerd ziehen und meinen Fürſten von der zükkenden Quaal des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachſenden.

*

am 19. Oktober.

Ach dieſe Lükke! Dieſe entſezliche Lükke, die ich hier in meinem Buſen fühle! ich denke oft! — Wenn du ſie nur einmal, nur einmal an dieſes Herz drükken könnteſt. All dieſe Lükke würde ausgefüllt ſeyn.

*

am 26. Oktober.

Ja es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfs ſo wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundinn zu Lotten, und ich gieng herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden, ſie erzählten einander inſofern unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: wie dieſe heyrathet, wie jene krank, ſehr krank iſt. Sie hat einen troknen Huſten, die Knochen ſiehn ihr zum Geſichte heraus, und kriegt Ohnmachten, ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagte die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt ſchon geſchwollen, ſagte die andre. Und meine lebhafte Einbildungskraft verſezte mich an's Bette dieſer Armen, ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rükken wandten, wie ſie — Wilhelm, und meine Weibgens redeten davon, wie man eben davon redt: daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſeh das Zimmer an, und ringsum mich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tiſchgen, und Alberts Scripturen und dieſe Meubels, denen ich nun ſo befreundet bin, ſo gar dieſem Dintenfaß; und denke: Sieh, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde

ehren

ehren dich! Du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint's, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte, und doch — wenn du nun giengſt? wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt, würden ſie? wie lange würden ſie die Lükke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schikſal reißt? wie lang? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruk ſeiner Gegenwart macht; in dem Andenken in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das — ſo bald!

*

am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreiſſen und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werd ich den andern nicht beglükken der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

*

am 30. Oktober.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin ihr um den Hals zu fallen. Weis der große Gott, wie einem das thut, ſo viel Liebenswürdigkeit vor ſich herumkreuzen zu ſehn und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit. Greifen die Kinder nicht nach allem was ihnen in Sinn fällt? Und ich?

*

am 3. November.

Weis Gott, ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens ſchlag ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben; ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen. Und das Herz iſt jezo todt, aus ihm fließen keine Entzükkungen mehr, meine Augen ſind trokken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquikkenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirne zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verlohren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf. Sie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht wie ein lakirt Bildgen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechter Eymer! Ich habe mich ſo oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Akkersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber, ach ich fühls! Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm.

*

am 8. Nov.

Sie hat mir meine Exzeſſe vorgeworfen! Ach mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exzeſſe, daß ich mich manchmal von einem Glas Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie's nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagt' ich, brauchen Sie mir das zu heiſſen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seelen. Heut ſaß ich an dem Flekke,

Flekke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redte was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! Sie kann mit mir machen was ſie will.

•

am 15. Nov.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeynenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden, ich habe bey all meiner Müdſeligkeit noch Kraft genug durchzuſezzen. Ich ehre die Religion, das weiſt Du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquikkung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn Du die große Welt anſiehſt; ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie's nicht war, Tauſende denen ſie's nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir's denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes: daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat. Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin! Wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir

mein

mein Herz ſagt! Ich bitte Dich, lege das nicht falſch aus, ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten, es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege. Sonſt wollt ich lieber, ich hätte geſchwiegen, wie ich denn über all das, wovon jedermann ſo wenig weis als ich, nicht gern ein Wort verliehre. Was iſt's anders als Menſchenſchikſal, ſein Maas auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken. — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich gros thun und mich ſtellen, als ſchmekte er mir ſüſſe. Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchröklichen Augenblicke, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunſt leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht. — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufſarbeitenden Kräfte zu knirſchen. Mein Gott! Mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt ich mich des Ausdruks ſchämen, ſollte mir's

vor

vor dem Augenblikke bange ſeyn, da ihm der nicht entgieng, der die Himmel zuſammenrollt wie ein Tuch.

*

am 21. Nov.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Gift bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird. Und ich mit voller Wolluſt ſchlurfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blik, mit dem ſie mich oft — oft? — nein nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkührlichen Ausdruk meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet.

Geſtern als ich weggieng, reichte ſie mir die Hand und ſagte: Adieu, lieber Werther! Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hies, und mir giengs durch Mark und Bein. Ich hab mir's hundertmal wiederholt und geſtern Nacht da ich in's Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerley ſchwazte, ſag ich ſo auf einmal:

gute Nacht, lieber Werther! Und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

*

am 24. Nov.

Sie fühlt, was ich dulde. Heut iſt mir ihr Blik tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein. Ich ſagte nichts und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des treflichen Geiſtes; das war all vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blik würkte auf mich, voll Ausdruk des innigſten Antheils des ſüßſten Mitleidens. Warum durft' ich mich nicht ihr zu Füſſen werfen! warum durft ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten — Sie nahm ihre Zuflucht zum Claviere und hauchte mit ſüſſer leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie hab ich ihre Lippen ſo reizend geſehn, es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüſſe Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrumente hervorquollen, und nur der heimliche Wiederſchall aus dem ſüſſen Munde zurükklänge —

Ja wenn ich dir das ſo ſagen könnte! Ich widerſtund nicht länger, neigte mich und ſchwur: Nie will ich's wagen, einen Kuß euch einzudrükken Lippen, auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben — Und doch — ich will — Ha ſiehſt du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seelen — dieſe Seligkeit — und da untergegangen, die Sünde abzubüſſen — Sünde?

•

am 30. Nov.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen, wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heut! O Schikſal! O Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war ſo öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von ferne ſeh ich einen Menſchen in einem grünen ſchlechten Rokke, der zwiſchen den Felſen herumkrabelte und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam und er ſich auf das

Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine gar intereſſante Phyſiognomie, darinn eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts als einen graden guten Sinn ausdrükte, ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen geſtekt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rükken herunter hieng. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubt' ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagt' ich lächelnd. — Es giebt ſo viel Blumen, ſagt er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger ie lieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie's Unkraut, ich ſuche ſchon zwey Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſend Güldenkraut hat ein ſchön Blümgen. Keines kann ich finden.

Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zukkendes Lächlen verzog ſein Geſicht. Wenn er mich nicht verrathen will, ſagt er, indem er den Finger auf den Mund drükte, ich habe meinem Schazze einen Straus verſprochen. Das iſt brav, ſagt ich. O ſagt' er, ſie hat viel andre Sachen, ſie iſt reich. Und doch hat ſie ſeinen Straus lieb, verſezt ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten! verſezte er, ich wär ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir's ſo wohl war. Jezt iſt's aus mit mir, ich bin nun — Ein naſſer Blik zum Himmel drükte alles aus. Er war alſo glüklich? fragt ich. Ach ich wollt ich wäre wieder ſo! ſagt' er, da war mir's ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht wie ein Fiſch im Waſſer! Heinrich! rufte eine alte Frau, die den Weg herkam. Heinrich, wo ſtikſt du. Wir haben dich überall geſucht. Komm zum Eſſen. Iſt das euer Sohn? fragt' ich zu ihr tretend. Wohl mein armer Sohn, verſezte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lang iſt er ſo? fragt ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halb Jahr. Gott ſey Dank, daß es nur ſo weit iſt. Vorher war er ein ganz Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jezt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kayſern zu thun. Es war ein ſo guter ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hitzig Fieber, daraus in Raſerey, und nun iſt er, wie ſie ihn ſehen. Wenn ich ihm erzählen ſollt, Herr — Ich unterbrach ihren Strom von Erzählungen mit der Frage: was denn das für eine Zeit wäre von der er ſo rühmte, daß er ſo glüklich, ſo wohl darinn geweſen wäre. Der thörige Menſch, rief ſie mit mitleidigem Lächlen, da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer! Das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte — Das fiel mir auf wie ein Donnerſchlag, ich drükte ihr ein Stük Geld in die Hand und verließ ſie eilend.

Da du glüklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend. Da dir's wohl war wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schikſaal der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glüklich ſind, als eh ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verliehren! Elender und auch wie beneid ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflükken — im Winter — und traureſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht warum, du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung ohne Zwek heraus, und kehr wieder heim wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf, das den Mangel ſeiner Glükſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. — Du fühlſt nicht! Du fühlſt nicht! daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſt die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird, der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, ſeine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fußtritt der ſeine Solen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Lindrungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagreiſe legt ſich das Herz um viel Bedrängniß leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen — Ihr Wortkrämer auf eurem Polſtern — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Thränen — Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bisgen Armuth, das bisgen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender, denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtots, was iſt's, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil und Lindrungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen. — Vater, den ich

ich nicht kenne! Vater, der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! Rufe mich zu dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird dieſe durſtende Seele nicht aufhalten — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rükkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: Ich bin wieder da mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genieſſen — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

*

am 1. Dez.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glükliche Unglükliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine unglükliche Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdekte, und aus dem Dienſt geſchikt wurde, hat ihn raſend gemacht.

macht. Fühle Kerl, bey dieſen troknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du's vielleicht lieſeſt.

•

am 4. Dez.

Ich bitte dich — ſiehſt du, mit mir iſt's aus — Ich trag das all nicht länger. Heut ſas ich bey ihr — ſas, ſie ſpielte auf ihrem Clavier, manchfaltige Melodien und all den Ausdruk! all! all! — Was willſt du? — Ihr Schweſtergen puzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — Meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüſſe Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl und eine Erinnerung all des Vergangenen, all der Zeiten, da ich das Lied gehört, all der düſtern Zwiſchenräume des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich gieng in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtikte unter all dem. Um

Gottes

Gottes Willen, ſagt ich mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes Willen hören ſie auf. Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie, mit einem Lächlen, das mir durch die Seele gieng, Werther, ſie ſind ſehr krank, ihre Lieblingsgerichte widerſtehen ihnen. Gehen ſie! Ich bitte ſie, beruhigen ſie ſich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

•

am 6 Dez.

Wie mich die Geſtalt verfolgt. Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele. Hier, wenn ich die Augen ſchlieſſe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehen ihre ſchwarzen Augen. Hier! Ich kann dir's nicht ausdrükken. Mach ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da, wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinnen meiner Stirne.

Was iſt der Menſch? der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben, die Kräfte wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem ſtumpfen kalten Bewuſtſeyn zurük gebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verliehren ſehnte.

*

am 8 Dez.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglüklichen müſſen geweſen ſeyn, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher getrieben. Manchmal ergreift mich's, es iſt nicht Angſt, nicht Begier! es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreiſſen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann ſchweif ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Nacht mußt ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß ſey übergetreten und die Bäche all, und von Wahlheim herunter all mein Liebesthal überſchwemmt. Nachts nach eilf rannt ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel. Vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehn, über Aekker und Wieſen und Hekken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine ſtürmende See im Sauſen des Windes. Und wenn denn der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichen Wiederſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! Mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab, und verlohr mich in der Wonne, all meine Quaalen all mein Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. Oh! Und den Fuß vom Boden zu heben! Vermochteſt du nicht und alle Quaalen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen — ich, fühl's! O Wilhelm, wie gern hätt ich all mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreiſſen, die Fluthen zu faſſen. Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil! - -

Und wie ich wehmüthig hinab ſah auf ein Pläzgen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heiſſen Spaziergange, das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dacht ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus, wie jezt vom reiſſenden Strome, verſtört unſere Lauben, dacht ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blikte herein — Wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben — Ich hätte — Nun ſiz ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt, und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes freudloſes Daſeyn noch einen Augenblik zu verlängern und zu erleichtern.

*

am 17. Dez.

Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrekke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Hab ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele ge-

gefühlt — ich will nicht betheuren — und nun — Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Würkungen fremden Mächten zuſchrieben. Dieſe Nacht! Ich zittere es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrükt und dekte ihren lieben liſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen. Mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen. Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jezt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühende Freuden mit voller Innigkeit zurük zu rufen, Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt's aus! Meine Sinnen verwirren ſich. Schon acht Tage hab ich keine Beſinnungskraft, meine Augen ſind voll Thränen. Ich bin nirgends wohl, und überall wohl. Ich wünſche nichts, verlange nichts. Mir wärs beſſer ich gienge.

Der Herausgeber
an den Leſer.

Die ausführliche Geſchichte der lezten merkwürdigen Tage unſers Freundes zu liefern, ſeh ich mich genöthiget ſeine Briefe durch Erzählung zu unterbrechen, wozu ich den Stof aus dem Munde Lottens, Albertens, ſeines Bedienten, und anderer Zeugen geſammlet habe.

Werthers Leidenſchaft hatte den Frieden zwiſchen Alberten und ſeiner Frau allmählig untergraben, dieſer liebte ſie mit der ruhigen Treue eines rechtſchafnen Manns, und der freundliche Umgang mit ihr ſubordinirte ſich nach und nach ſeinen Geſchäften. Zwar wollte er ſich nicht den Unterſchied geſtehen, der die gegenwärtige Zeit den Bräutigams-Tagen ſo ungleich machte: doch fühlte er innerlich einen gewiſſen Widerwillen gegen Werthers Aufmerkſamkeiten für Lotten, die ihn zugleich ein Eingriff in ſeine Rechte und ein ſtiller Vorwurf zu ſeyn ſcheinen mußten. Dadurch ward der üble Humor vermehrt, den ihm ſeine überhäuften, gehinderten, ſchlecht belohnten Geſchäfte manchmal gaben, und da denn Werthers Lage auch ihn zum traurigen Geſellſchafter machte, indem die Beängſtigung ſeines Herzens, die übrige Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn aufgezehrt hatte; ſo konnte es nicht fehlen daß Lotte zulezt ſelbſt mit angeſtekt wurde, und in eine Art von Schwermuth verfiel, in der Albert eine wachſende Leidenſchaft für ihren Liebhaber, und Werther einen tiefen Verdruß über das veränderte Betragen ihres Mannes zu entdekken glaubte. Das Mistrauen, womit die beyden Freunde einander anſahen, machte ihnen ihre wechſelſeitige Gegenwart höchſt beſchwerlich. Albert mied das Zimmer ſeiner Frau, wenn Werther bey ihr war, und dieſer, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtloſen Verſuchen ganz von ihr zu laſſen, die Gelegenheit, ſie in ſolchen Stunden zu ſehen, da ihr Mann von ſeinen Geſchäften gehalten wurde. Daraus entſtund neue Unzufriedenheit, die Gemüther verhezten ſich immer mehr gegen einander, bis zulezt Albert ſeiner Frau mit ziemlich troknen Worten ſagte: ſie möchte, wenigſtens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andere Wendung geben, und ſeine allzuöfteren Beſuche abſchneiden.

Ohngefähr um dieſe Zeit hatte ſich der Entſchluß, dieſe Welt zu verlaſſen, in der Seele des armen Jungen näher beſtimmt. Es war von je her ſeine Lieblingsidee geweſen, mit der er ſich, beſonders ſeit der Rükkehr zu Lotten, immer getragen.

Doch ſollte es keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wollte mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſten ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blikken aus einem Zettelgen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelmen iſt, und ohne Datum, unter ſeinen Papieren gefunden worden.

*

Ihre Gegenwart, ihr Schikſal, ihr Theilnehmen an dem meinigen, preßt noch die lezten Thränen aus meinem verſengten Gehirn.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das iſt's all! Und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weis, wie's da hinten ausſieht? — und man nicht zurükkehrt? — Und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen.

Den Verdruß, den er bey der Geſandtſchaft gehabt, konnte er nicht vergeſſen. Er erwähnte deſſen ſelten, doch wenn es auch auf die entfernteſte Weiſe geſchah, ſo konnte man fühlen, daß er ſeine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und daß ihm dieſer Vorfall eine Abneigung gegen alle Geſchäfte und politiſche Wirkſamkeit gegeben hatte. Daher überließ er ſich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus ſeinen Briefen kennen, und einer endloſen Leidenſchaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöſchen mußte. Das ewige einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, das ſtürmende Abarbeiten ſeiner Kräfte, ohne Zwek und Ausſicht, drängten ihn endlich zu der ſchröklichen That.

am 20. Dec.

Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja Du haſt recht: Mir wäre beſſer, ich gienge. Der Vorſchlag, den Du zu einer Rükkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz, wenigſtens möcht ich noch gern einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir's ſehr lieb, daß Du kommen willſt, mich abzuholen, verzieh nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weitern. Es iſt nöthig, daß nichts gepflükt werde, eh es reif iſt. Und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt Du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen all des Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schikſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Leb wohl, mein Theuerſter. Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!

An eben dem Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thüre, und die Erſcheinung eines aufgepuzten Baums mit Wachslichtern, Zukkerwerk und Aepfeln, in paradiſiſche Entzükkung ſezte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg: Sie ſollen auch beſcheert kriegen, wenn Sie recht geſchikt ſind, ein Wachsſtökgen und noch was. Und was heißen Sie geſchikt ſeyn? rief er aus, wie ſoll ich ſeyn, wie kann ich ſeyn, beſte Lotte? Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weyhnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das ſeinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtuzte! — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben! — Er wendete ſeine Augen von ihr, gieng in der Stube auf und ab, und murmelte das: es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchröklichen Zuſtand fühlte, worinn ihn dieſe Worte verſezt hatten, ſuchte durch allerley Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens: Nein, Lotte, rief er aus: ich werde Sie nicht wieder ſehn! — Warum das? verſezte ſie, Werther, Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäſſigen Sie ſich. O! warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich haftenden Leidenſchaft für alles, das Sie einmal anfaſſen, gebohren werden. Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bey der Hand nahm, mäſſigen Sie ſich, Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergözzungen dar! ſeyn Sie ein Mann, wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpfe, das nichts thun kann als Sie bedauren. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand: Nur einen Augenblik ruhigen Sinn, Werther, ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie ſich betrügen, ſich mit Willen zu Grunde richten? Warum denn mich! Werther!

Juſt

Juſt mich! das Eigenthum eines andern. Juſt das! Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſizzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren unwilligen Blikke anſah. Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch! — Es kann ſie jeder machen, verſezte ſie drauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädgen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte. Gewinnen Sie's über ſich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden. Denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie's über ſich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand all Ihrer Liebe, und kehren Sie zurük, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drukken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte, laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden. — Nur das Werther! daß Sie nicht eher kommen als Weyhnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen guten Abend, und gieng verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fieng einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach einigen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr ſpizze Reden gab, die Werthern durch's Herz giengen. Er wollte gehn, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da ſich denn der Unmuth und Unwillen an einander immer vermehrte, bis der Tiſch gedekt wurde und er Huth und Stok nahm, da ihm denn Albert ein unbedeutend Kompliment, ob er nicht mit ihnen vorlieb nehmen wollte? mit auf den Weg gab.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und gieng allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, gieng heftig die

Stube

Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilf wagte hinein zu gehn, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen ſollte, das er denn zuließ und dem Diener verbot, des andern Morgens nicht in's Zimmer zu kommen, bis er ihm rufte.

Montags früh, den ein und zwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich Abſazweiſe hier einrükken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

*

Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreib ich Dir ohne romantiſche Ueberſpannung gelaſſen, an dem Morgen des Tags, an dem ich Dich zum lezten mal ſehn werde. Wenn Du dieſes lieſeſt, meine Beſte, dekt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglüklichen, der für die lezten Augenblikke ſeines Lebens keine gröſſere Süſſigkeit weis, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchrökliche Nacht gehabt, und ach eine wohlthätige Nacht, ſie iſt's, die meinen wankenden Entſchluß befeſtiget, beſtimmt hat: ich will ſterben. Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich all all das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungloſes, freudloſes Daſeyn neben Dir, in gräßlicher Kälte mich anpakte; ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich auſſer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das lezte Labſal der bitterſten Thränen, und tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zulezt ſtand er da, feſt ganz der lezte einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in all der Ruh des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfere für Dich, ja Lotte, warum ſollt ich's verſchweigen: eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn. O meine Beſte, in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herum geſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — mich! — So ſey's denn! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Schein der ſinkenden Sonne, hin und her wiegt. — Ich war ruhig da ich anfieng, und nun wein ich wie ein Kind, da mir all das ſo lebhaft um mich wird. —

Gegen zehn Uhr rufte Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpakken zurechte machen, auch gab er ihm Befehl, überall Contis zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er gieng tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zulezt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihn hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, daß ſie die Chriſtgeſchenke bey Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen, und noch ein Tag! Und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der kleine noch was in's Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, daß die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo gros, und einen für den Papa, für Albert und Lotte einen, und auch einen für Herrn Werther. Die wollten ſie des Neujahrstags früh überreichen.

Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem was, ſezte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünfe kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Dem Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Coffer pakken, und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſaz ſeines lezten Briefes an Lotten.

*

Du erwarteſt mich nicht. Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weyhnachtsabend Dich wieder ſehn. O Lotte! Heut, oder nie mehr. Weyhnachtsabend hältſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benezt es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt mir's, daß ich entſchloſſen bin.

Um halb ſieben gieng er nach Albertens Hauſe, und fand Lotten allein, die über ſeinen Beſuch ſehr erſchrokken war. Sie hatte ihrem Manne im Diskurs geſagt, daß Werther vor Weyhnachtsabend nicht wiederkommen würde. Er ließ bald darauf ſein Pferd ſatteln, nahm von ihr Abſchied und ſagte, er wolle zu einem Beamten in der Nachbarſchaft reiten, mit dem er Geſchäfte abzuthun habe, und ſo machte er ſich truz der übeln Witterung fort. Lotte, die wohl wußte, daß er dieſes Geſchäft ſchon lange verſchoben hatte, daß es ihn eine Nacht von Hauſe halten würde, verſtund die Pantomime nur allzu wohl und ward herzlich betrübt darüber. Sie ſaß in ihrer Einſamkeit, ihr Herz ward weich, ſie ſah das Vergangene, fühlte all ihren Werth, und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun ſtatt des verſprochenen Glüks anfieng das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werthern. Sie ſchalt ihn, und konnte ihn nicht haſſen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntſchaft theuer gemacht, und nun, nach ſo viel Zeit, nach ſo manchen durchlebten Situationen, mußte ſein

Eindruk unauslöſchlich in ihrem Herzen ſeyn. Ihr gepreßtes Herz machte ſich endlich in Thränen Luſt und gieng in eine ſtille Melancholie über, in der ſie ſich je länger je tiefer verlohr. Aber wie ſchlug ihr Herz, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen und außen nach ihr fragen hörte. Es war zu ſpät, ſich verläugnen zu laſſen, und ſie konnte ſich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen, als er ins Zimmer trat. Sie haben nicht Wort gehalten! rief ſie ihm entgegen. Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten Sie mir wenigſtens meine Bitte gewähren ſollen, ſagte ſie, es war Bitte um unſerer beyder Ruhe willen. Indem ſie das ſprach, hatte ſie bey ſich überlegt, einige ihrer Freundinnen zu ſich rufen zu laſſen. Sie ſollten Zeugen ihrer Unterredung mit Werthern ſeyn, und Abends, weil er ſie nach Hauſe führen mußte, ward ſie ihn zur rechten Zeit los. Er hatte ihr einige Bücher zurük gebracht, ſie fragte nach einigen andern, und ſuchte das Geſpräch in Erwartung ihrer Freundinnen, allgemein zu erhalten, als das Mädgen zurük kam und ihr hinterbrachte, wie ſie ſich beyde entſchuldigen ließen, die eine habe unangenehmen Verwandtenbeſuch, und die andere möchte ſich nicht anziehen, und in dem ſchmuzigen Wetter nicht gerne ausgehen.

Darüber ward ſie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unſchuld ſich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Albertens Grillen Truz, und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Feſtigkeit, daß ſie nicht, wie ſie anfangs vorhatte, ihr Mädgen in die Stube rief, ſondern, nachdem ſie einige Menuets auf dem Clavier geſpielt hatte, um ſich zu erholen, und die Verwirrung ihres Herzens zu ſtillen, ſich gelaſſen zu Werthern auf's Canapee ſezte. Haben Sie nichts zu leſen, ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drinne in meiner Schublade, fieng ſie an, liegt ihre Ueberſezzung einiger Geſänge Oſſians, ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören, aber zeither ſind Sie zu nichts mehr tauglich. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hand nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hinein ſah, er ſezte ſich nieder und las:

Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten. Hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke Wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blikſt du auf die Haide? Die ſtürmende Winde haben ſich gelegt. Von ferne kommt des Gießbachs Murmeln. Rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne. Das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmet über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt, freudig umgeben dich die Wellen und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl ruhiger Strahl. Erſcheine du herrliches Licht von Oſſians Seele.

Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedene Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind. — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden. Und ſieh die Barden des Geſangs! grauer Ullin! ſtatlicher Ryno! Alpin lieblicher Sänger! Und du ſanft klagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr meine Freunde ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma! da wir buhlten um die Ehre des Geſangs, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwach lispelnde Gras.

Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blik und thränenvollem Auge. Ihr Haar floß ſchwer im unſteten Winde der von dem Hügel herflies. — Düſter wards in der Seele der Helden als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weiſſen Colma. Colma verlaſſen auf dem Hügel, mit all der harmoniſchen Stimme. Salgar verſprach zu kommen; aber rings um zog ſich die Nacht. Höret Colmas Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

Es iſt Nacht; — ich bin allein, verlohren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebürg, der Strohm heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchüzt mich vor dem Regen, verlaſſen auf dem ſtürmiſchen Hügel.

Tritt, o Mond, aus deinen Wolken; erſcheinet Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte wo meine Liebe ruht von den

Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſizzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Strohms. Der Strohm und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum und hier der rauſchende Strohm. Mit der Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn. Ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar.

Schweig eine Weile o Wind, ſtill eine kleine Weile o Strohm, daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wandrer mich höre. Salgar! Ich bin's die ruft. Hier iſt der Baum und der Fels. Salgar, mein Lieber, hier bin ich. Warum zauderſt du zu kommen?

Sieh, der Mond erſcheint. Die Fluth glänzt im Thale. Die Felſen ſtehn grau den Hügel hinauf. Aber ich ſeh ihn nicht auf der Höhe. Selne Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſizzen allein.

Aber wer ſind die dort unten liegen auf der Haide — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele — Ach ſie ſind todt! — Ihre Schwerdte roth vom Gefecht. O mein Bruder, mein Bruder, warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar, warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? — Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden; er war ſchröklich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten. Aber ach ſie ſind ſtumm. Stumm vor ewig. Kalt wie die Erde iſt ihr Buſen.

O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet Geiſter der Todten! Redet! mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebürges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehm ich im Wind, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

Ich

Ich ſizze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt ich zurük bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strohme des klingenden Felſen — Wenns Nacht wird auf dem Hügel, und der Wind kommt über die Halde, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauren den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie, den ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb.

Das war dein Geſang, o Minona, Tormans ſanfte erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter — Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma — Einſt kehrt Ullin von der Jagd zurük, eh noch die Helden fielen, er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel, ihr Lied war ſanft, aber traurig, ſie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele: ſein Schwerdt wie das Schwerdt Oskars — Aber er fiel und ſein Vater jammerte und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen — Minonas Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurük vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen vorausſieht und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändge Sonne. So röthlich fließt der Strohm des Bergs im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln Strohm, doch ſüßer die Stimme, die ich höre. Es iſt Alpin's Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin treflicher Sänger, warum allein auf dem ſchweigenden Hügel, warum jammerſt du wie ein Windſtos im Wald, wie eine Welle am fernen Geſtade.

Alpin.

Meine Thränen Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide. Aber du wirſt fallen wie Morar, und wird der traurende ſitzen auf deinem Grabe. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

Du warſt ſchnell o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchreklich wie die Nachtfeuer am Himmel, dein Grimm war ein Sturm. Dein Schwerdt in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide. Deine Stimme glich dem Waldſtrohme nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügel. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimms verzehrte ſie. Aber wenn du kehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht. Ruhig deine Bruſt wie der See, wenn ſich das Brauſen des Windes gelegt hat.

Eng iſt nun deine Wohnung, finſter deine Stäte. Mit drey Schritten meß ich dein Grab, o du, der du ehe ſo groß warſt! Vier Steine mit moſigen Häuptern ſind dein einzig Gedächtniß. Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wiſpelt im Winde, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter häſt du, dich zu beweinen, kein Mädgen mit Thränen der Liebe. Todt iſt, die dich gebahr. Gefallen die Tochter von Morglan.

Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt's, deſſen Haupt weis iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? — Es iſt dein Vater, o Morar! Der Vater keines Sohns auſſer dir! Er hörte von deinem Rufe in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden. Er hörte Morars Ruhm! Ach nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! Weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Küſſen von Staub. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

Lebe wohl, edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehn.

nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten. Künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören ſollen ſie von dem gefallenen Morar.

Laut ward die Trauer der Helden,' am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnert's an den Todt ſeines Sohns, der fiel in den Tagen ſeiner Jugend. Carmor ſas nah bey dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchſet der Seufzer Armins? ſprach er, was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergözzen. Sind wie ſanfter Nebel der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß, aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel iſt gangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin, Herr des ſeeumfloſſenen Gorma?

Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſach meines Wehs. — Carmor, du verlohrſt keinen Sohn; verlohrſt keine blühende Tochter! Colgar der Tapfere lebt; und Amira, die ſchönſte der Mädgen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor, aber Armin iſt der lezte ſeines Stamms. Finſter iſt dein Bett, o Daura! Dumpf iſt dein Schlaf in dem Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſt, auf! Stürmt über die finſtre Haide! Waldſtröhme brauſt! Heult Stürme in dem Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnere mich der ſchröklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, Arindal der mächtige fiel, Daura, die liebe, vergieng.

Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura; weiß wie der gefallene Schnee, ſüß wie die athmende Luft. Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blik wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme. Armar berühmt im Krieg, kam und warb um Dauras Liebe, ſie widerſtund nicht lange, ſchön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

Erath

Erath, der Sohn Odgals, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet, ſchön war ſein Nachen auf der Welle; weiß ſeine Lokken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädgen, ſagt er, liebliche Tochter von Armin. Dort am Fels nicht fern in der See, wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt, dort wartet Armar auf Daura. Ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

Sie folgt ihm, und rief nach Armar. Nichts antwortete als die Stimme des Felſens. Armar mein Lieber, mein Lieber, warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnats, höre. Daura iſt's, die dich ruft!

Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhub ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder. Arindal! Armin! Iſt keiner, ſeine Daura zu retten?

Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab rauh in der Beute der Jagd. Seine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite. Seinen Bogen trug er in der Hand.

Fünf ſchwarzgraue Dokken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßt und band ihn an die Eiche. Feſt umflocht er ſeine Hüften, er füllt mit Aechzen die Winde.

Arindal betritt die Welle in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimm, drükt ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath des Verräthers kamſt du um, das Boot erreicht den Felſen, er ſank dran nieder und ſtarb. Welch war dein Jammer, o Daura, da zu deinen Füſſen floß deines Bruders Blut.

Die Wellen zerſchmettern das Boot. Armar ſtürzt ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmt ein Stos vom Hügel in die Wellen, er ſank und hub ſich nicht wieder.

Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hört ich die Klage meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen; doch konnt ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtund ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Monds, die ganze Nacht hört ich ihr Schreyn. Laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Bergs. Ihre Stimme ward ſchwach, eh der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg wie die Abendluſt zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! dahin iſt meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſiz ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchröklichen Felſen. Oft im ſinkenden Mond ſeh ich die Geiſter meiner Kinder, halb dämmernd, wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.

Ein Strohm von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang, er warf das Papier hin, und faßte ihre Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupfſtuch, die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schikſal der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſie. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme, ein Schauer überfiel ſie, ſie wollte ſich entfernen und es lag all der Schmerz, der Antheil betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchſend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels, Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hub das Blatt auf und las halb gebrochen:

Warum wekſt du mich Frühlingsluft, du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wandrer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, rings wird ſein Aug im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglüklichen, er warf ſich vor Lotten nieder in der vollen Verzweiflung, faßte ihre Hände, drukte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchröklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drukte ſeine Hände, drukte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen

gen berührten ſich. Die Welt vergieng ihnen, er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und dekte ihre zitternde ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtikter Stimme ſich abwendend, Werther! und drükte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen! Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühls; er widerſtund nicht, lies ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn ſagte ſie: Das iſt das leztemal! Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blik der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer, und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtrekte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, biß ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädgen, das den Tiſch dekken wollte. Er gieng im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, gieng er zur Thüre des Cabinets, und rief mit leiſer Stimme, Lotte!

Lotte! Lotte! nur noch ein Wort, ein Lebe wohl! — Sie ſchwieg, er harrte — und bat — und harrte, dann riß er ſich weg und rief, Leb wohl, Lotte! auf ewig leb wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus, es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Huth fehlte. Er getraute ſich nichts zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Huth auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern feuchten Nacht ohne zu ſtürzen erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreiben, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Caffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

*

Zum leztenmale denn, zum leztenmale ſchlag ich dieſe Augen auf, ſie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte, das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt's dem dämmernden Traume am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der lezte Morgen, Der lezte! Lotte, ich habe keinen Sinn vor das Wort, der lezte! Steh ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und Morgen lieg ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heiſt das? Sieh wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich hab manchen ſterben ſehen, aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jezt noch mein, dein! dein! o Geliebte, und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig. — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen, wie kannſt du vergehen, wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz. — — Todt, Lotte! Eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng, ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend, ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe. Wie ſie den Sarg hinunter ließen und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer und endlich bedeckt war! — Ich ſtürzte neben das Grab hin — Ergriffen erſchüttert geängſtet zerriſſen mein innerſtes, aber ich wuſte nicht wie mir geſchah, — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! Ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! Es hätte der lezte Augenblik meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein innig innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich. Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer das von den deinigen ſtröhmte, neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir, vergieb mir.

Ach ich wuſte, daß du mich liebteſt, wuſte es an den erſten ſeelenvollen Blikken, an dem erſten

Händedruk, und doch wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite sah, verzagt' ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen die du mir ſchiktteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt, o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrükke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle im heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward..

Alles das iſt vergänglich, keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle. Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaſt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund am ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! du biſt mein! ja Lotte auf ewig!

Und was iſt das? daß Albert dein Mann iſt! Mann? — das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reiſſen möchte? Sünde?

Gut! und ich ſtrafe mich davor: Ich hab ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmekt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt, du biſt von dem Augenblikke mein! Mein, o Lotte. Ich gehe voran! Geh zu meinem Vater, zu deinem Vater, dem will ich's klagen und er wird mich tröſten biß du kommſt, und ich fliege dir entgegen und faſſe dich und bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht! nah am Grabe ward mir's heller. Wir werden ſeyn, wir werden uns wieder ſehn! Deine Mutter ſehn! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr all mein Herz ausſchütten. Deine Mutter. Dein Ebenbild.

* * *

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurük gekommen ſey. Der Bediente ſagte: ja er habe deſſen Pferd dahin führen ſehn. Drauf giebt ihm der Herr ein offenes Zettelgen des Inhalts:

Wollten

*

Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl.

Die liebe Frau hatte die lezte Nacht wenig geſchlafen, ihr Blut war in einer fieberhaften Empörung, und tauſenderley Empfindungen zerrütteten ihr Herz. Wider ihren Willen fühlte ſie tief in ihrer Bruſt das Feuer von Werthers Umarmungen, und zugleich ſtellten ſich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unſchuld, des ſorgloſen Zutrauens auf ſich ſelbſt in doppelter Schöne dar, es ängſtigten ſie ſchon zum voraus die Blikke ihres Manns, und ſeine halb verdrüßlich halb ſpöttiſche Fragen, wenn er Werthers Beſuch erfahren würde; ſie hatte ſich nie verſtellt, ſie hatte nie gelogen, und nun ſah ſie ſich zum erſtenmal in der unvermeidlichen Nothwendigkeit; der Widerwillen, die Verlegenheit die ſie dabey empfand, machte die Schuld in ihren Augen gröſſer, und doch konnte ſie den Urheber davon weder haſſen, noch ſich verſprechen, ihn nie wieder zu ſehn. Sie weinte bis gegen Morgen, da ſie in einen matten Schlaf verſank, aus dem ſie ſich kaum aufgeraſt und angekleidet hatte, als ihr Mann zurükkam, deſſen Gegenwart ihr zum erſtenmal ganz unerträglich war; denn indem ſie zitterte, er würde das verweinte überwachte ihrer Augen und ihrer Geſtalt entdekken, ward ſie noch verwirrter, bewillkommte ihn mit einer heftigen Umarmung, die mehr Beſtürzung und Reue, als eine auffahrende Freude ausdrükte, und eben dadurch machte ſie die Aufmerkſamkeit Albertens rege, der, nachdem er einige Briefe und Pakets erbrochen, ſie ganz trokken fragte, ob ſonſt nichts vorgefallen, ob niemand da geweſen wäre? Sie antwortete ihm ſtokkend, Werther ſeye geſtern eine Stunde gekommen.— Er nimmt ſeine Zeit gut, verſezt er, und ging nach ſeinem Zimmer. Lotte war eine Viertelſtunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruk in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte ſich all ſeiner Güte, ſeines Edelmuths ſeiner Liebe, und ſchalt ſich, daß ſie es ihm ſo übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte ſie ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit, wie ſie mehr gethan hatte, ging nach ſeinem Zimmer und fragte, ob er was bedürfte?

er antwortete: nein! ſtellte ſich an Pult zu ſchreiben, und ſie ſezte ſich nieder zu ſtrikken. Eine Stunde waren ſie auf dieſe Weiſe neben einander, und als Albert etlichemal in der Stube auf und ab ging, und Lotte ihn anredete, er aber wenig oder nichts drauf gab und ſich wieder an Pult ſtellte, ſo verfiel ſie in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlukken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben verſezte ſie in die gröſte Verlegenheit, er überreichte Alberten das Zettelgen, der ſich ganz kalt nach ſeiner Frau wendete, und ſagte: gieb ihm die Piſtolen.— Ich laß ihm glükliche Reiſe wünſchen, ſagt er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſchwankte aufzuſtehn. Sie wußte nicht wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie ſie herunter, puzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lang gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blik: was denn das geben ſollte? ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglükliche Gewehr dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe draus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer in dem Zuſtand des unausſprechlichſten Leidens. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schröckniſſe. Bald war ſie im Begriff ſich zu den Füſſen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdekken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen. Dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedekt, und eine gute Freundinn, die nur etwas zu fragen kam und die Lotte nicht wegließ, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich, man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzükken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich ein Brod und Wein bringen, hies den Knaben zu Tiſch gehn, und ſezte ſich nieder zu ſchreiben.

*

Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon gepuzt, ich küſſe ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt. Und du Geiſt des Himmels begünſtigſt meinen Entſchluß! Und du

Lotte reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt, du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebe wohl; — Weh! Weh! — kein Lebe wohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenbliks willen der mich auf ewig an dich befeſtigte. Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruk auszulöſchen! Und ich fühl's, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpakken, zerriß viele Papiere, ging aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus, vor's Thor ohngeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit einbrechender Nacht zurük und ſchrieb.

Wilhelm, ich habe zum leztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehn. Leb wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm. Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind all in Ordnung. Lebt wohl! Wir ſehen uns wieder und freudiger.

*

Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Leb wohl, ich will's enden. O daß ihr glüklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glüklich. Und ſo wohne Gottes Seegen über dir!

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf's in Ofen, verſiegelte einige Päkke mit den Addreſſen an Wilhelmen. Sie enthielten kleine Aufſäzze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehen habe; und nachdem er um zehn Uhr im Ofen nachlegen, und ſich einen Schoppen Wein geben laſſen, ſchikte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich denn in ſeinen Kleidern niederlegte um früh bey der Hand zu ſeyn, denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

*

nach eilfe.

Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele, ich danke dir Gott, der du dieſen lezten Augenblikken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an's Fenſter, meine Beſte, und ſeh und ſehe noch durch die ſtürmenden vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſah die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wenn ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen über! Mit welcher Trunkenheit hab ich ihn oft angeſehen! Oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht, und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! Umgiebſt du mich nicht, und hab ich nicht gleich einem Kinde, ungenügſam allerley Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir's zurük, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tauſend, tauſend

ſend Küſſe hab ich drauf gedrükt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausgieng, oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelgen gebeten, meine Leiche zu ſchüzzen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten im Ekke nach dem Felde zu, dort wünſch ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitt ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglüklichen niederzulegen. Ach ich wollte, ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levite vor dem bezeichnenden Steine ſich ſegnend vorüberging, und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudere nicht den kalten ſchröklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn, und ich zage nicht. All! All! ſo ſind all die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glüks hätte theilhaftig werden können! Für dich zu ſterben, Lotte, für dich mich hinzugeben. Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben,

ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte; aber ach das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergieſſen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn. Du haſt ſie berührt, geheiligt. Ich habe auch darum deinen Vater gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht aufſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich zum erſtenmale unter deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähl ihnen das Schikſal ihres unglüklichen Freunds. Die Lieben, ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! Seit dem erſten Augenblikke dich nicht laſſen konnte! Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das all verſchlang — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! —— Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — es ſchlägt zwölfe! — So ſey's denn — Lotte! Lotte leb wohl! Leb wohl!

Ein Nachbar ſah den Blik vom Pulver und hörte den Schuß fallen, da aber alles ſtill blieb achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte, er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an, keine Antwort, er röchelt nur noch. Er lauft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hörte die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift all ihre Glieder, ſie wekt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglüklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt, über dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluſſe eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchlieſſen, er habe ſizzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht. Dann iſt er

herun-

herunter geſunken, hat ſich konvulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt, er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rükken, war in völliger Kleidung geſtiefelt, im blauen Frak mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf's Bett gelegt, die Stirne verbunden, ſein Geſicht ſchon wie eines Todten, er rührte kein Glied, die Lunge röchelte noch fürchterlich bald ſchwach bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heiſſeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuſſe, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdruk des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älteſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmanns und ſeine Anſtalten tiſchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte, der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermochts nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Druckfehler.

S. 9. Z. 14. ſtatt: als, lis: all.
— 27. — 3 — ſchwerer — ſchwer.
— 31. — pen. nach Vetter ſetze ein ? Desgleichen.
— 32. — 2 nach dem Worte ſeyn, auch ein ?
— 90. — 12 ſtatt annahmen — annehmen
— 116. — vlt. — cheint — ſcheint.
— 118 — 7 — warme große — wahre warme.
— 119 — 1 — und, — Und.
— 194 — 11 — Salmar — Salgar.
— 199 — 11 — ürer — über.
— — — 13 — Hügel — Hügeln.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Götz von Berlichingen
mit der
eiſernen Hand.

Ein
Schauſpiel.

Zwote Auflage.

Frankfurt am Mayn
bey den Eichenbergiſchen Erben
1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kaum war dieſes Stück erſchienen, als auch ſogleich ein Nachdruck davon heraus kam, worüber man ſich weiter nicht zu beklagen hätte, wenn nur derſelbe mit etwas weniger Flüchtigkeit veranſtaltet worden wäre.

Zwar beſcheidet man ſich gerne, daß ein Schauſpiel keine Schrifft von ſolcher Wichtigkeit iſt, daß Druckfehler darinn von groſer Bedeutung ſeyn ſollten. Doch aber weil man's für billig hält, daß jede Sache ihr Recht habe, und ſo viel möglich in ihrer Art gut ſey; ſo hat man geglaubt, durch gegenwärtige ganz korreckte Ausgabe, dem Publiko einigen Gefallen zu erzeigen.

Die Verleger.

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.
Herberge.

Metzler, **Sievers**, Bauern am Tiſche, **zwey Reuterskneckte** beym Feuer, **Wirth**.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Brandtewein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler leiſe. Erzähl das noch einmal, vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich ſie mögten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben aufm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage, dem haben ſie das Gleit geben, ich weiß nicht wo er herkommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitt dich erzähls doch noch einmal! laut Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen. Wie der Biſchof ſah, er richt nichts aus, und zieht immer den kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig daß der Vergleich zu Stand käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür lauſen.

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Strich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reutern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falſche Leut verrathen

rathen worden, wolt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reuter. Was raiſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reuter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpecktirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reuter ſchlägt ihm hinter die Ohren.

Metzler. Schlag den Hund todt.

Sie fallen über ein einander her.

Zweyter Reuter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth reißt ſie von einander. Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſolls ehrlich und ordentlich zugehen. Schiebt die Reuter zur Thür hinaus. Und ihr Eſel was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glazze. Komm Kamerad wollen die draus plauen.

Zwey Berlichingiſche Reuter kommen

Erſter Reuter. Was giebts da?

Sievers. Ey guten Tag Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reuter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers leiſe. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit.

Erſter Reuter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draus, ſind Bamberger.

Erſter Reuter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reuter. Der Weislingen?

Zweyter Reuter leiſe. Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reuter leiſe. Sagt ich dir nicht er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reuter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adies. ab.

Sievers. Scheiskerle die Reuter, wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſolls nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draus. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieſe nicht.

Metzler. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz vor der Thüre unter der Linde.

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das bißgen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. *ſchenkt ein.* Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immerzu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bub im Panzer eines Erwachſenen.

Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſteckſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey. Komm her du ſiehſt gut aus. Schäm dich nicht Junge. Du biſt brav! ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küras?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlt meines Vaters altes Schwerdt von der Wand, lief auf die Wieſe und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt ihn ausſchnallen, da hört ich euch zwey dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt, o diesmal! diesmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſte mal Georg. Du ſollſt erſt einen Wams haben, eine Blechhaube, und einen Spies.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verlohren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und

und einer von den Fußknechten hub ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte.

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewafnet wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann den ſie jetzt haſſen. Geh Georg, gieb Hannſen ſeinen Küras wieder, und bring mir Wein. Georg ab. Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeyd müd Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! Der Bub kommt.

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken meyn ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr geſſen und trunken habt, ſeyd ihr wie neu gebohren. Seyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg mit Waſſer.

Götz zu Georg heimlich. Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn geſſen und trunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. bringts ihm Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen, ſie ſtoſen an ich kann die müßige Leut nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind ſie thun was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten, das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtreflicher Salat! Kohl nach Herzens Luſt! Und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo eure Sache nicht. Er ſteht auf ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen, er weis ich kann nicht ruhn, da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam. Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeyen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Götz. Wäre euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden einen Harniſch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten ſich Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von je her gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwerdt regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche Retour!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig, iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher für feindlichem Ueberfall, entwafnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt,

ſchmeckt, als mir der Trunk, nach langem Durſt; da könnt ihr voll Glück ſagen!

Götz. Davor kommts auch ſelten.

Martin *feuriger.* Und iſt wenns kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd, eh er ſchieſen konnte, und den rannt ich ſamt dem Pferd nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meynet ihr?

Martin. Und eure Weiber! *er ſchenkt ein.* Auf Geſundheit eurer Frau! *er wiſcht ſich die Augen.* Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtrefliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! des lebet er noch eins ſo lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz *vor ſich.* Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg *geſprungen.* Herr! ich hörs Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl theurer Bruder, Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. *Er reicht ihm die linke Hand.*

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth.

Götz. Und wenn ihr der Kayſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. *Er nimmt ihm die rechte Hand.* Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich. Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz *ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.*

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch ab-

geſchoſ-

geſchoſſen ward vor Landshut, wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte, zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reutersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

Die zwey Knechte kommen.

Götz zu ihnen. Sie reden heimlich.

Martin fährt inzwiſchen fort. Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten, ſo kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. kehrt ſich zu Martin. Lebt wohl werther Bruder Martin, er küßt ihn.

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe. Götz ab.

Martin. Wie mir's ſo eng um's Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den Seinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen groſſen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Better nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heizt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen er wäre ein Reuter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte. er zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen. Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürchte Gott. Martin geht.

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel, wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchies ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jarthauſſen.
Götzens Burg.

Eliſabeth, ſeine Frau, Maria, ſeine Schweſter, Carl, ſein Söhngen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mirs kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht giebſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da gieng das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind —

Carl. Ich bin krank.

Maria. Und kann nicht ausgehn.

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann.

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt.

Maria. Freylich! Der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich hab kein Brod geſſen geſtern und heut, da gab ihm's Kind das Geld.

Maria. Das für ſein Frühſtück ſeyn ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann, das Kind —

Carl. Bey der Hand, und ſagte, und ward ein ſchöner glänziger Heiliger, und ſagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit, belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter, wie iſt mir! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht — und war geſund. Und das Kind kurirte König und Kaiſer,

ſer, und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter baute.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte daß er weg iſt, und er hofte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigts lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſezte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zuſammen geſezt hat.

Carl. Aber muß dann der Papa ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das leztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenſchüz, und hatte zu Cölln aufm Schieſen das Beſte gewonnen.

Carl. Wars viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig Carl.

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lang bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein, da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drinn.

Eliſabeth. Is ein rechter Purſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebs und Guts von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend als ſie zuſammen Edelknaben des Marggrafen waren.

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Manns verkauft, und un[illegible] treflichen Kayſer, der uns ſo gnädig iſt, mit [illegible]hen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

[illegible]arl. Der Papa! Der Papa! Der Thürner [illegible]l's Liedel: Heyſa machs Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reuter kommt.

Reuter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reuter. Ihn und drey Reuter.

Eliſabeth. Wie giengs zu, daß ihr ſo lang bleibt?

Reuter. Wir laureten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch er war auf der Wege. Endlich kund-

kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig beym Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reuter. Ich ſagts gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars kurios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt' juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr und ſagte: Glück zu lieben Geſellen, Glück überall und uns auch. Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reuter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn als wären wir zuſammen gewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reuter. Sie reiten das Thal herauf, in einer viertel Stund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reuter. Finſter genug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ach! — Ich will gleich's Eſſen zu recht machen. Hungrig werdet ihr doch all ſeyn.

Reuter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hol vom beſten Wein, ſie haben ihn verdient. Eliſabeth ab.

Carl. Ich will mit Tante.

Maria. Komm Burſch. ab.

Reuter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt gieng er mit in Stall.

Götz. Weislingen. Reutersknechte.

Götz Helm und Schwerdt auf den Tiſch legend. Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir meinen Wammes. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin du ſagteſt recht. Ihr habt uns im Athem erhalten Weislingen.

Weislingen antwortet nichts, auf und abgehend.

Götz. Seyd guten Muths. Kommt entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verlohren gangen ſeyn. zum Knecht.

Fragt ſeine Knechte und öfnet das Gepäcke, und

ſeht

ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Kann euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hatts auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals als euer Biſchoff ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff auf dem Mayn nieder geworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshauß zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh' man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund der Biſchoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbey gieng, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und gieng zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchoff hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchoff, denn ich redt laut mit Fleis, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da ſagt ich: Herr ich merkts wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da wurd's Männlin ſo roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und

lief

lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürſten von Naſſau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weiſlingen. Ich wollt ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch ſeyd aufgeräumt. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weiſlingen. Dafür war mirs noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weiſlingen. Ich bin gefangen und das übrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch in tiefen Turn an Ketten aufhiengen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weiſlingen legt ſich aus und an,

Carl kommt.

Carl. Guten Morgen Papa.

Götz küßt ihn. Guten Morgen Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geſchickt Papa! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Carl.

Carl. Haſt du mir was mit gebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſch.

Carl. Ich weis noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zwey hundert Jahren denen Herrn von Berlichingen erb und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen.

Carl ſieht ihn ſtarr an.

Götz vor ſich. Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthauſen?

Carl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wuſt wie Fluß, Dorf und Burg hies. — Die Mutter iſt in der Küch?

Carl. Ja Papa! Sie kocht weiſe Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Carl. Und vor mich zum Nachtiſch, hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl. Schmeckt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. Komm mit Carl.

Carl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Carl. Da Mann! Haſt du eine Hand, ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen hebt ihn in die Höh und küßt ihn. Glückliches Kind! Das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mirs willkommen. Wollen ſehn was es giebt. Sie gehn.

Weislingen. O daß ich aufwachte! Und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum los gearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will ~~will~~ aus dem allen werden! Rückgeführt Adelbert in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben. Da du ihn liebteſt, an ihm hiengſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! Ich bin ſo ganz nichts hier. Glückſelige Zeiten ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Camin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchoff ängſtigen, und meine Freunde. Ich weis, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben wornach ich ſtrebe.

Götz mit einer Flaſche Wein und Becher.

Götz. Biß das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wärt. Denkt, ihr ſeyd wieder einmal beym Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. bringts ihm. Ein frölich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Marggrafens Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen, und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ohngefähr mit dem Ermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kamerad zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungens, dafür erkennte uns auch jedermann. ſchenkt ein und bringts Caſtor und Pollux! Mir thats immer im Herzen wohl, wenn uns der Marggraf ſo zutrank.

Weislingen. Der Biſchoff von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſte, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon.

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollts unſer ganzes Leben ſeyn. War das nicht all mein Troſt wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt, ich hofte Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern. Ich ſagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädgen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub, ſagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles.

Götz. Wollte Gott ich könnts vergeſſen, oder es wär anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel gebohren als einer in Deutſchland, unabhängig, nur dem Kayſer unterthan, und du ſchmiegſt dich unter Vaſallen. Was haſt du von dem Biſchoff? Weil er dein Nachbar iſt? Dich necken könnte? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kayſer und ſich ſelbſt, verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was haſt du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kayſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, um einem jeden, Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkſt du's Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaubs wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen lieſen. Und mit unſerm Kayſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meynts gut, und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meynt ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Händ in Bewegung zu ſetzen, ſo meynt er, es war auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen unterm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kayſer die Waage hält.

Weislingen. Ihr ſehts von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie wars mit dem Landfrieden? Ich weiß noch als ein Bub von ſechzehn Jahren, war ich mit dem Marggraf auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchoff lärmte dem Kayſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre, und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte! Bey meinem Eyd, er hat gethan, wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchoffs Kundſchaft gefangen iſt. Meynt ihr, ich komme erſt heut auf die Welt, um nicht zu ſehen, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbiz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als die Luft jemanden zu verdanken, auſſer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kayſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bey Ihro Majeſtät und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt, und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du Weislingen biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon, ich bin ein Feind von Explicationen, man betrügt ſich oder den andern, und meiſt beyde.

Carl. Zu Tiſch Papa.

Götz. Fröhliche Bottſchaft! Kommt, ich hoffe meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräuleins wußten von euch zu erzählen. Kommt! ab.

Im Biſchöflichen Pallaſt zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchoff von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius beyder Rechten Doctor, Liebetraut, Hofleute, an Tafel, der Nachtiſch und die große Pokale werden aufgetragen.

Biſchoff. Studieren jezt viele Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel und Bürgerſtand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das gröſte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angebohrne Würde, durch die glänzendſte Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag einer! was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Academie. Es werden eheſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kayſer wird glücklich ſeyn, ſeine Gerichte damit beſetzen zu können.

Biſchoff. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen ſie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz.

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen

Biſchoff. Wie ſagtet ihr, daß der Kayſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat.

Olearius. Juſtinianus.

Biſchoff. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! ſie trinken.

Abt.

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man mögts wohl ein Buch aller Bücher nennen. Eine Sammlung aller Geſetze, bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehen Gebote drinn ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das meyn ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explication.

Biſchoff. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt, und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. ſie trinken. Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterland.

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Mayn. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchoff. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da meines Vaters Erbſchaft abzuholen, der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommts. Der Schöppenſtul, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äuſern Zuſtandes der Stadt, und eine ſtarke Urtheilskraft ſich erworben hat, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden. So ſind die Schöffen lebendige Archive, Chronicken, Geſetzbücher, alles in Einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger, und die Nachbarſchaft.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meynung der Menſchen ſchwankend, dem deucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget;

Und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freylich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, daß ſich dort keine anbauen.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bey Kayſer Maximilians Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeſchmaußt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hies Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß Ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprach auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterland.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da gebohren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: Weil bey einer näheren Bekanntſchaft mit denen Herrn, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt, und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfgen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mirs nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede gienge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit. Biſchoff und Abt lachen.

Biſchoff. Von was anders — Nicht ſo hitzig ihr Herrn. Bey Tiſch geht alles drein. — Einen andern Diſcours Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhaußen —

Olearius zum Biſchoff. Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Biſchöfliche Gnaden?

Biſchoff. Der Kayſer hat nichts angelegners, als vor erſt das Reich zu beruhigen, die Vehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfriedens, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzende Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbiz mit dem einen Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten

ſpotten

ſpotten in dieſen Gegenden des Kayſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald darzu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchoff. Beſonders iſt dieſer letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich, aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kayſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſere Maasregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doktor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchoff. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein fürtreflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchoff. Das wiſſen wir. Die Bedienten laufen ans Fenſter.

Biſchoff. Was giebts?

Ein

Ein Bedienter. Eben reit Färber Weislingens Knecht zum Schloßthor herein.

Biſchoff. Seht was er bringt, er wird ihn melden. Liebetraut geht. Sie ſtehn auf und trinken noch eins.

Liebetraut kommt zurück.

Biſchoff. Was vor Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchoff. Ich will den Knecht ſehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. ab.

Abt ſezt ſich. Noch einen Schluck. Die Knechte ſchenken ein.

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen. *Poſt cœnam ſtabis ſeu paſſus mille meabis.*

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sizen iſt ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch ein Schlagfluß.

Abt hebt ſich auf.

Liebetraut vor ſich. Wann ich ihn nur drauſſen hab, will ich ihm vors Exercitium ſorgen.

gehn ab.

Jaxthauſſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. Er umarmt ſie.

Maria. Ich bitte euch laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gott'spfenning erlaubt, ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyen wie Ketten ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädgen, wenn ſie liebten, ſeyen ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehnt Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtrefliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! er nimmt ihre Hand. Wie wird mirs werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria zieht ihre Hand zurück. Ein bißgen eng hoff ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte und ich will. Denn ich fühle, welche Seeligkeiten ich mir durch dieſes Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen.

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt er bey'm Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hats. Wie wünſcht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit, nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben. Du könnteſt gleich die meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht Maria, ich muß ſonſt fürchten du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich bin's verdient, und ſchwindet nicht alle Entſagung gegen den Himmel voll Ausſichten: Ganz der deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit. Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das wiederfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden, der Biſchoff will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kayſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frey, ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen

trauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn. Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen. Er nimmt Mariens Hand. Und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich ja für euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit euch.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile diesmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! Mein Freund und Bruder! Ich danke dir Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hofte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir wars heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen gieng wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. — Du ſollt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte

Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich wills behaupten. Hier fließt der Mayn, und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des groſſen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth kommt.

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch darzu geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt. Und dann! Mögtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück, als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe, denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, kommt Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Brauchts nicht. Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten! Die drey gehn.

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seeligkeit bereiten. Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhieng die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher. Götz theurer Götz haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und Maria du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frey wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die ſchändliche Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Gröſſe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht um etwas zu ſeyn.

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüs euch geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüſe, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüs euch.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lang dauren.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken, als die meßingene Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchoff?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit

mit der geſchäftigſten Geſchwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar ſchon, denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bottſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äuſſerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles heraus geben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr ſolltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Equivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch, ich hab ſie vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weisling nicht entbehren.

Weislingen. Er wirds lernen müſſen!

Franz. Wie meynt ihr? Er ſagte: mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloſſen Erinnerung komm ich auſſer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht, und nicht auſſer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrucken, da das Aug ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal daß ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchoff Abſchied nahm,

ſaß

ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir viel vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem groſſen Streich nachſänne. Ein feiner laurender Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du biſt gar drüber zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchoff endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Grus unbekannter weis! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er ſoll ſie nicht verachten wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtand warf der Biſchoff einen Bauren herunter, ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weis nicht wie ich zur Thüre hinaus gekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monath Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſts als wenn man in der Frühlings-Sonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Würkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheyrathet.

Weislingen. Wollte ich wärs. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weis wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sankt Veit in Perſon meiner begehrte. Geht ab.

Franz. Da ſey Gott für, wollen das beſte hoffen. Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt

Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich Adelheid iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheid oder völlig raſend gaffen.

Zweyter Act.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchoff, **Adelheid** ſpielen Schach, **Liebetraut** mit einer Zitter, **Hofdamen**, **Hofleute** um ihn herum am Camin.

Liebetraut ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen
Mit Fackel im Brand,
Wollt mutilich kriegen
Und männlich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!

Die

Die Waffen erklirrten
Die Flügelein ſchwirrten
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Buſen
Ach leider ſo blos,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey ey o! Popeyo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey eurem Spiel. Schach dem König!

Biſchoff. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihrs nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein groſſer Herr wär, und verböts am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel,

Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen, lieber wollt ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das Ewige: Schach dem König!

Biſchoff. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennens ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mirs als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter zu thätig ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel *in uſum Delphini*, das ſo homogen mit ſeiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen Liebetraut.

Liebe-

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seit dem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nemlich unſrer Zimmer und unſres Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchoff. Er will nicht kommen, ſagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt euch ſchlagts euch aus dem Sinn.

Biſchoff. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunter beten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollte.

Biſchoff. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commiſſion!

Biſchoff. Sie ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts wenn du ihn zurück bringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr

ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchoff. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Biſchoff. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Genaden.

Biſchoff. Reiſt wohl.

Adelheid. Adieu. *Er geht.*

Biſchoff. Wenn er einmal hier iſt, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen.

Biſchoff. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn.

Biſchoff. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt euch verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jarthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Vehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz.

Götz. Sie habens Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Höll heis machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeiſter von Nürnberg mit der guldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seit. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht, es hat ſeine Urſachen warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſts eine Weile genug daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Wills Gott. ab

Bamberg.
Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! Sagſt du. Ich glaubs kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd ich ſagen: ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchoff in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn wie er zum Schloß herein reiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeichlen und Drohen bracht er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kayſer hier, deutet auf Mazimilians Portrait, als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht war ſo intereſſant.

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinaus geſchwazt.

Liebetraut. Nicht doch gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollen ſie ſagen; denn wenns ja geſchah, ſchwäzt ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihrs gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückgen noch darzu lernen. — Erſt that ich, als wüßt ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt ihn dadurch in Deſavantage die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — Und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg und gieng ſehr ins Detail, erweckte gewiſſe alte Ideen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich würklich eine Menge Fädger wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz gieng, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber- Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrüßlichkeiten, hättet gehofft da er beym Kayſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchoff wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. Liebetraut ab.

Adelheid. Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen, Selbitz, Georg als Reuters Knecht.

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du daß er bundbrüchig werden wird.

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen, man iſt ihm noch ſchuldig, wir wollen das beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient es, und thäte das beſte.

Götz. Mir fällt eine Liſt ein, wir wollen Georgen des Bamberger Reuters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben, er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey fürſichtig Knabe, mir wäre leid wenn dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßts nur, mich irrts nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſts als wenns Ratten und Mäus wären. ab.

Bamberg.

Biſchoff. Weislingen.

Biſchoff. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen daß ich meinen Eyd brechen ſoll.

Biſchoff. Ich hätte verlangen können du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt ich ſo wenig am Kayſerlichen Hofe.

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchoff. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freund rede, der nun wider mich arbeitet und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchoff. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl gnädiger Herr.

Biſchoff. Ich geb dir meinen Seegen. Sonſt wenn du giengſt, ſagt ich: auf Wiederſehn. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähn einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchoff. Es hat ſich leider nur ſchon zuviel geändert. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchoff. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltliche Stände, meine Nachbaaren, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte. —

Geht Weisling! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. Biſchoff ab.

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß.

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben mögte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchoff um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meynſt du?

Fräulein. Was fragt ihr gnädige Frau. Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreiſſen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädge Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr Camäleon.

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet.

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den

Portraits ausgeſtorbener Familien. Ich bitt euch Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil, was ſoll man von euch halten.

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang iſt für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht. Ich bin beſchwerlich gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legts falſch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädgen die den Teuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eyd, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kayſer und das

Reich

Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eyd. Entbinden nicht unſere Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der Bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kayſers! Geſelle eines Räubers, du Weislingen mit deiner ſanften Seele.

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet.

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir Weislingen. Geh und bilde dir ein ein Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreiſſen, wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit, und was hätteſt du verlohren wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick.

Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn!

Adelheid. Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln. Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchoff läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder! ab.

Adelheid. Mich wieder. Wir wollen dafür ſeyn. Margrethe wenn er kommt weis ihn ab. Ich bin krank, hab Kopfweh, ich ſchlafe — Weis ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſen Weg. ab.

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank. Franz ab.

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren die mein hier warteten. Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte die ich dem Biſchoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alle thun, unbeſchadet Berlichingens und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen.

geht ab.

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Küttel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reinekiſche Bauren hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung. Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reutersmann der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchoff ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heyrath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eyd, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie giengen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe gieng, paßte ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein Paar Worte von eurem Berlichingen. Er ward beſtürzt, ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reutersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch! ſagt er. Ich bring einen Grus vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — komm morgen früh, ſagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamſt du.

Georg. Wohl kam ich, und muſt im Vorſaal ſtehn, lang lang. Und die ſeidne Buben beguckten mich von vorn und hinten. Ich dachte guckt ihr — endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerley. Ich tratt zu ihm und ſagte meine Commißion. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reutersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fieng er an ſchwäzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus gieng: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wollte nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde.

Georg. Das und noch mehr. — Er drehte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verlohren! Treu und Glaube du haſt mich wieder betrogen.

betrogen. Arme Marie! Wie werd ich dirs beybringen.

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein darzu verlieren als ſo ein Hundsfutt ſeyn. ab.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden, reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl als euren Umgang. Ich wollte ihr wärt wo ihr hin wolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an, dann gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weis verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurück ſtoſen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte Weislingen, gieng mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäſig heraus geſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinairer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo.

Adelheid. Und war. Denn würklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge ſchäzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht daß ich über die Leute nicht denken mag die mich intereßiren; ſo lebten wir eine zeitlang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich giengen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des aktiven Manns der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſeh ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melankoliſch wie ein geſundes Mädgen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Izt, da es von Tag zu Tag ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine Gunſt entreiſſe; ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht bis alle Hoffnung verlohren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch. Ihr ſeyd ſo mißmuthig wie einer dem ſein erſtes Mädgen untreu wird, und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir

die

die Hand, verzeiht mir was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heiſſen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem was die Zeit her in mir arbeitet, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt, den du beneideſt! Das iſt als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühls wohl es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch Adelheid ſind wir nicht ſo träg als du meynſt. Unſere Reuter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projekte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht ihn?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mit nehmen könnte! Er küßt ihre Hand.

Adelheid. O ihr Unglaubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh Weislingen und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchoffs, der Deinige, der Meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik willen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammen halten wie unſere Feinde, und den Kayſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verlohren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der gröſte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung, der Kayſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig daß er uns wieder beyſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſeyn deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Küſſen zu bringen, die Ruhe des Biſthums, unſrer aller herzuſtellen. Und dann — ?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſaal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.
Bauern Hochzeit.
Muſik und Tanz drauſſen.

Der Braut Vater, Götz, Selbitz am Tiſche, Bräutigam tritt zu ihnen.

Götz. Das geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heyrath endigt.

Braut Vater. Beſſer als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich in Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchſten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozeßirt?

Braut Vater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorne anfangen. Das iſt ein Gezerre ihr

glaubts

glaubts nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt, und was hat man darnach. Der Teufel hohl den Aſſeſſor Sapupi 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Braut Vater. Und ich dreymal. Und ſeht ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz trinkt. Gut Vernehmen künftig.

Braut Vater. Gebs Gott. Geh aber wie's will, prozeßiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt. Jeden Reverenz den euch ein Prokurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kayſerliche Viſitationen da.

Braut Vater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöner Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meynt ihr?

Braut Vater. Ach, da macht alles hohle Pfötgen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeihs ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Braut Vater. Wer anders als der Sapupi.

Götz. Das iſt ſchändlich.

Braut Vater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das fürtreflich iſt, im groſſen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen. Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellts ihm vor. Nun er ſah daß mir's Waſſer an die Seele gieng, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi.

Braut Vater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch fünfzehn Goldgülden abgenommen.

Braut Vater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Braut Vater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Braut Vater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigts an, ſie müſſens unterſuchen und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treibens durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Braut Vater. Wie meynſt du?

Bräutigam. Wir wollen, gehs wie's geh.

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüs euch. Helf uns allen zum unſrigen.

Bauer. Großen Dank, ihr wollen nicht zum Nacht Ims bleiben.

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Act.

Augsburg.
Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kayſer vorbey. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fusfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kayſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrüßlich aus.

Kayſer. Ich bin unmuthig Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr

mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſte!

Kayſer. Wer ſeyd ihr? Was giebts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſerer dreyßig, die von der Frankfurter Meß kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt, wir bitten Eure Kayſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beyſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kayſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein, wenn ſie denn erſt zwo Hände hätten, und zwo Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängte Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kayſer. Wie gehts zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kayſerliche Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum

zogthum und anders betrift, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. ab.

Kayſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwerdt, und einer muthigen Unternehmung.

Kayſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thulicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Burgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edlen und Freyen die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das übrige würde bald von ſich ſelbſten zerfallen. Denn ſie ſind's deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kayſer. Ich mögte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßt ich ſie unter meiner Armee haben.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es höchſt gefährlich ihre aufrühriſche Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kayſerliche Mild und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchen, und ihr Anhang der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht ehe zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und alle Ausſichten auf die Zukunft ihnen abgeſchnitten haben.

Kayſer. Ihr rathet alſo zur Strenge.

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, und die gefährlichſte Folgen zu fürchten ſind.

Kayſer. Jetzt wäre eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt ich nicht daß ihnen was zu leid geſchehe. Gefangen mögt ich ſie haben, und dann müßten ſie Urphede ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Sinn zu gehen. Bey der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. ab.

Jarthauſſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich ihr wärt eher kommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn los gelaſſen den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirret herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädgen, und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen.

Sickingen. Wir wollen ſie zu Singen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heurathen.

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädgen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann den ſie kannte ein Nichtswürdiger war. Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt du mir nicht zu daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können. Laßt uns zu ihr. ab.

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn, und unſere Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſene Order ihn in die Enge zu treiben, und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen.

Erſter Offizier. Freylich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein lebenlang nichts zu leid gethan, und

jeder

jeder wirds von ſich ſchieben Kayſer und Reich zu gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweyter Offizier. Es wäre eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Lippen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Offizier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Offizier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Offizier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Offizier. Ich habe einen Knecht der hier gebohren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bins zufrieden. ab

Jarthauſſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich

mich vom Kopf bis auf die Füße an, ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weisfiſch. Gott ſey Dank daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durcheinander, deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädgen die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heyrathsvorſchlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſt den erbaulichen Brief. Der Kayſer hat Exekution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel, und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein Sickingen ihr ſollt fort. Euere groſſen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kayſer liebt euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden, dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen könnte. Denn was wär's, jezo geht der Zug gegen mich, erfahren ſie du biſt bey mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kayſer ſizt an der Quelle, und ich wär ſchon jezt unwiederbringlich verlohren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reuter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbiz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beyſammen ſind, es wird ein Häufgen ſeyn dergleichen wenig Fürſten beyſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schaafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben.

Götz. Sorg du. Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen, da legt er mir einen Zettel aus der Canzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte daß du ihr Wort hätteſt, ehe du giengſt. Dann ſchick mir die Reuter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das beſte hoffen. ab.

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beyde Exekutionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Bottſchaft wieder zu kehren. Mein Herr hat mirs erlaubt.

Adelheid. Wie ſtehts mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz vor ſich auf die Bruſt deutend. Hier iſt's noch wärmer! laut gnädige Frau, eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen.

Franz. Baron von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja geſehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, gieb dich zur Ruh, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. ab

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. ab.

Jarthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe kommt.

Götz. Gott grüs euch. Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt biet ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffe neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der Alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt gemacht habt.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leyd. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurth auf die Faßnacht reiten wolltet.

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr wie ihr unterweges bey einem Dorf fünf und zwanzig Reutern entgegen kamt.

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſerer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir ſahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galts kein feyern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten

wie

wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufgens übel gewart geweſen.

Lerſe. Der Knecht wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen.

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's. O willkommen willkommen. Kannſt du ſagen Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien ich als Reuters Knecht, und habs mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen freut ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt ich hielt nicht Stand, ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm Lerſe wir wollen ſie zuſammenſchmeiſſen, wenn Selbitz kommt daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde! ab.

Wald an einem Moraſt.

Zwey **Reichsknechte** begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mirs in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald nauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu guts vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr. Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O Weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte zu Pferde.

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken. ziehen vorbey.

Erſter Knecht. Steigt vom Baum. Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel ſie ſind fort! Er geht nach dem Sumpf. Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde überall Feinde.

Götz. Georg. zu Pferde.

Götz. Halt Kerl oder du biſt des Todts.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwerdt! Georg führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat.

hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. ab.

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferd daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reuter huben ihn auf's Pferd und fort wie beſeſſen. ab.

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrucken bis an die Mühle, wenn er ſich zu weit verliert erwiſcht ihr ihn vielleicht. Ritter ab.

Zweyter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie gehts junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirſch, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, lee, es war mir als wenn mich der Donner in die Erde 'nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcheer. ab.

Jaxthauſſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meynſt du!

Selbitz. Ich meyne nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag ich dir, er war um den Kayſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! und ſoll die Haaſenjagd angehn.

Lager.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus ihr Herrn. Es ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird das lauft in Gottes Namen lieber nach der Türkey als ins Lager zurück, ſo werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt, ich will ſelbſt dabey ſeyn und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſinds all zufrieden, nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebürg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie ein Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jaxthauſen zu. Mag er wollen oder nicht er muß herbey ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchieren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr daß wir ſchon um hundert geſchmelzt ſind.

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen auftaut, es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. ab.

Gebürg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reuter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du Franz führe mir die fünfzig rechts durch den Wald hinauf, ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht daß wir ihnen die Spitze bieten können. ab.

Haide auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Exekutionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſolls büßen. Was! Den Strohm nicht zu fürchten der auf ihn losbrauſt.

Ritter.

Ritter. Ich wollt nicht daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn als ob er den erſten der ihn anſtoßen mögte umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen, löſt ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter blas! Und ihr blaſt ihn weg. ab.

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp.

Selbitz. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. ab

Lerſe aus dem Wald.

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. vorbey Getümmel.

Eine Höhe
mit einem Wartthurn.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig auf meine Schultern da kannſt du die Lücke reichen, und dir bis zur Oefnung hinauf helfen. ſteigt hinauf.

Zweyter Knecht. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Zweyter Knecht. Eure Reuter fliehen. Der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden und ich hätt eine Kugel vorm Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zurück. Knecht ab.

Selbitz. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weiſer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bau! Er ſtürzt.

Selbitz Der Hauptmann?

Knecht.

Knecht. Ja Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb Selbitz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reuter.

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen.

Knecht. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! **Götz.** Sieg! Sieg!

Götz ſteigt vom Pferd. Theuer! Theuer! Du biſt verwundt Selbitz.

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reutern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Diesmal galts! Und hier Georgen dank ich das Leben und hier Lerſen dank ichs. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinem Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte ſollten von

auſſen

auſſen hinein mähen bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hielſt mir den Rücken frey, ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt ihr Kinder kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſerer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Straus.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich mögt euch alle mit eigener Hand umbringen, ihr tauſend ſakerment. Was, fortzulaufen! Er hatte keine handvoll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Schisterle! Vor Einem Mann. Es wirds niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen ſollten.

Jaxthauſſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reuter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern ſo ziehen ſie mir vors Schloß. Die zwey ab. Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wann es nur noch brave Kerls wären, aber ſo iſt's die Menge. ab.

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reuter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut, er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer viertel Stund ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt kommt.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vier hunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jaxthauſſen zu, eh er ſich erholt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jaxthauſſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſegne euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die die er euch abzieht für eure Kinder.

Eliſabeth. Und die laß er ſeyn wie ihr ſeyd: Rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antretten.

Götz. Glück auf die Reiſe.

Maria. So iſt's nicht gemeynt, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg kommt.

Georg heimlich. Ich kann niemand auftreiben, Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet 's aber. Laut. Sickingen ich bitte euch geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber queer in unſere Unternehmungen tretten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht leiſe. Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefehr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Lerſen nicht geſehen.

Knecht. Nein Herr.

Götz. Biet allen ſie ſollen ſich bereit halten. — Es muß geſchieden ſeyn meine Lieben. Weine meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer du weinſt deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl Marie. Lebt wohl Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch Schweſter. Lieber Bruder laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt.

Götz. Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſattlen befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth zu Sickingen. Gebt ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch. Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edlen Mann, mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht beſteigen, bis ich euch auſſer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter! er küßt ſie.

Sickingen. Fort fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh euch wieder. Tröſtet euch. Wir ſehn uns wieder. Sickingen, Maria ab.

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht mögt ich ſie halten. Eliſabeth du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Todt. ab.

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er ſo eine Frau.

Georg kommt.

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurm geſehen. Die Sonne ging auf und ich ſah ihre Picken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelts inwendig mit Balken und Steinen. Georg ab.

Wir wollen ihre Gedult für'n Narren halten, Und ihre Tapferkeit, ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. Trompeter von auſſen. Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfütter ſeyn wollen. er geht ans Fenſter. Was ſolls? Man hört in der Ferne reden.

Götz. in ſeinen Bart Einen Strick um deinen Hals. Trompeter redet fort.

Götz. Beleidiger der Majeſtät! Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. Trompeter endet.

Götz. antwortet Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kayſerliche Majeſtät, hab ich, wie immer ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſags ihm, er kann mich im Arſch lecken. ſchmeiſt das Fenſter zu.

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du haſt viel Arbeit arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither geſpeißt habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Kapitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl, er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum, wo ſich einer zu nahe wagt blaf liegt er.

Knecht. Kohlen gnädige Frau.

Götz. Was giebts.

Knecht. Die Kugeln ſind all, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſtehts Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Saal.

Lerſe mit einer Kugelform

Knecht mit Kohlen.

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein Alle Vortheile gelten. — So gehts in der Welt, weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen mögte.

Georg kömmt mit einer Dachrinne.

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr wir haben uns proſtituirt.

Lerſe. haut davon Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weeg ſuchen, ich bin nicht bang davor, ein braver Reuter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. *er gießt.* Halt den Löffel *er geht ans Fenſter.* Da zieht ſo ein Reichsmuſje mit der Büchſe herum, ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. *er lädt.*

Georg. *lehnt den Löffel an.* Laß mich ſehn.

Lerſe. *ſchießt.* Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, ſie gieſſen, wie ich zum Dachfenſter hinaus ſtieg, und die Rinne holen wollte. Er traff eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt in die Rinne, ich dankt ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unſer Mittageſſen verdienen.

Götz kommt.

Götz. Bleib Lerſe. Ich hab mit dir zu reden! Dich Georg will ich nicht von der Jagd abhalten.

Georg ab.

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wärs, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet. Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keinen Wünſchelruthen finden ſollten, überlieſen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus.

ab.

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte.
bey Tiſch.

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßts euch ſchmecken meine Freunde! Vergeßt das trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau. Eliſabeth zuckt die Achſel.

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. leiſe. Noch eine, ich hab ſie für dich bey Seit geſetzt.

Götz. Nicht doch Liebe! Gib ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich, es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie drauſſen im Schrank!

Götz.

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſt's als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. er ſchenkt ein. Es lebe der Kayſer!

Alle. Er lebe.

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüplichen Cörpers zu ſeyn. ſchenkt ein. Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt, er tröpfelt das letzte in ſein Glas. Was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kayſer unſrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frey dienen wie ihr mir, wenn die Fürſten dem Kayſer dienen wie ich ihm dienen mögte.

Georg.

Georg. Da müßts viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es ſcheinen mögte. Hab ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn! Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren. Die einen edlen freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufging, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn die zugegen waren unter freyem Himmel ſpeißten, und das Landvolk all herbey lief ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſchen und Mädels die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergötzte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können, und Verehrung des Kayſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb, der koſtbarſte Familien Schatz ſeyn wird der auf Enkel und Urenkel erbt. Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerdten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kayſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wäre ein Leben Georg! wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte. Georg ſpringt auf.

Götz. Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß daß wir eingeſperrt ſind. — Und der Kayſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran!

Götz. Sey gutes Muths.

Lerſe kommt.

Lerſe. Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüſſige bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe. heimlich Habt ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau geh mit Franzen er hat dir was zu ſagen.

alle ab

Schloßhof.

Georg im Stall ſingt.

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hḿ! Hḿ!
Da lacht er in den Käfig 'nein
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hḿ! Hḿ!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Da flog das Meislein auf ein Haus
Hḿ! Hḿ!
Und lacht den dummen Buben aus
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ.

Götz. Wie ſtehts?

Georg. führt ſein Pferd heraus. Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen. Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

ab

Saal.

Zwey Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm' die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht. ſpringt ans Fenſter Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. ab.

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben. ab.

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meyneidigen!

Eliſabeth kommt.

Götz. Was für Nachrichten Eliſabeth von meinen lieben Getreuen.

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! Der kindlichſten Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lang lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen gebohren, ein freyes edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frey! Gib auf die deputirten Räthe acht, die großen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht. —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möcht Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammen beiſſen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Nahmen des Kayſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was gibts?

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammlet, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey auſſer Sorgen

Rathhaus.

Kayſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammlet, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kayſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. auf die Bruſt deutend.

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz kommt.

Götz. Gott grüs euch ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eyd, ich verkenn euch nicht meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin! Ich kann ſtehn. Das Stülgen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache wenn's gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt es wär von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir? wenn ich's vergeſſe.

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Darzu gehört freylich mehr als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das all protokolliren.

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kayſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn eine ſeiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eyd euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier euch Ihro Kayſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urphede abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kayſer ſein Angeſicht von euch wenn ihr in Noth ſteckt. Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commißion iſt, euch die Urphede vorzulegen. Unterwerft euch dem Kayſer, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leſt.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch dieſen Brief. Daß da ich mich neulich gegen Kayſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kayſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf, und zeug! Hab ich wider den Kayſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan! Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewieſen, daß ich beſſer als einer fühle was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kayſer ſchuldig ſind. Ich müßte ein Schurke ſeyn wenn ich mich könnte überreden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungs-Fall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kayſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eyd, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuzuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kayſers, das ich in dem geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath.

Rath. Winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was unrechtes dran? Kayſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.

Götz. Was ſoll das!

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meynung! Wer kein ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund kuriren ſoll. Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehr von der Seite, ſie weichen. Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz.

Götz. Mit dem Schwerdt in der Hand! Wißt ihr daß es jezt nur an mir läge mich durch alle dieſe Haaſenjäger durchzuſchlagen, und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwerdt weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwerdt in der Hand, wollt ihr mit dem Kayſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Haus gehn, gute Leute. Vor die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Gibt euch eure Liebe zu eurem Kayſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kayſer Pflaſter gibt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns was iſt das?

Wache kommt.

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch ſagen: er habe gehört wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſeye, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz. — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft, Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kayſer die Gerechtſame vergeben.

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz. ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich herein brechen, ſoll hierher kommen, nur der Stadt kein leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur all mit erſtochen werden.

Ein groſer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reutern beſetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel. Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager.

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey drey Boten ausgeſchickt zu hören wie dirs ging. Auf die Nachricht von ihrem Meyneid macht ich mich auf die Wege. Nun haben wir die Kerls.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meyneidigen hat. Sie ſitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kayſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz kommen. Meine Meynung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zuſamt ihnen auf deinen Eyd nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Götz. Sie werden ſagen: Meine Güter ſeyn dem Kayſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe drinn wohnen bis ſie dir der Kayſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Aale in der Reuſſe, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kayſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenn den Kayſer auch und gelte was bey ihm. Er hat von jeher gewünſcht dich unter ſeiner Armee zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgeruffen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge vor nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung ſind geh ich an Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpekten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnung des Kayſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz beſieht ſeine Hand. O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt daß ſie aus den Armſchienen gieng, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer als ich war da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu todt freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen — Ich war ſchon mehr in Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu denen Perücken, ſie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. ab.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt.

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen.

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwerdt, der hochmüthige jähzornige Mann. Ich haß ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kayſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich, nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzgen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt er: hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten.

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er, hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heiſſen, vor oder nach

Adelheid. Man mögte ſich zerreiſſen.

Weislingen. Ich habe deßwegen noch nicht alle Hofnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich, wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können der Kayſer werde bald aus der Welt gehn, und Carl ſein treflicher Nachfolger majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Carl! Du haſt eine groſe Idee von ſeinen Eigenſchaften, faſt ſollte man denken du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit kuriren.

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sag Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hof? Soll ich dich laſſen und meine Freunde um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein Weislingen daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. ab.

Adelheid. Fängſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Weg ſtehen ſollteſt. Carl großer treflicher Menſch, und Kayſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern den der Titel meines Gemahls nicht ſchmeichelte. Weislingen denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

Adelheid. Was haſt du? du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille daß ich mich todt

ſchmach-

ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hofnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig koſtets mich ihn glücklich zu machen. Sey gutes Muths Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich ſeyn.

Franz beklemmt. Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andere Faſer an mir, keinen Sinn als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. In Thränen ausbrechend. Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient als andere ſich vorgezogen zu ſehn, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehn.

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redſt.

Franz mit Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend. Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin dich für was zu halten das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh verrath mich!

Franz. Ich wollt mir ehe das Herz aus dem Leibe reiſſen. Verzeiht mir gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen haltens nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge. *Sie faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend an den Hals.*

Adelheid. Laß mich.

Franz *erſtickend in Thränen an ihrem Hals.* Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. *Sie macht ſich los.* Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. *ab.*

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur biß dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jaxthauſen.

Götz. an einem Tiſch. Eliſabeth. bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müſſiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger, ich wollt ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruh ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen, verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müſſiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärgere ich mich über den Verluſt der Zeit in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth. nimmt die Schrift. Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir vor jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth. lieſt: „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn, da antwortet ich: " Nun was antworteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen.

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthſtube fand, die mich nicht kannten. Da hat ich eine Freude als wenn ich einen Sohn gebohren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen dem ich mein Wort gebrochen. Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey dank worum ich warb iſt mir worden.

Lerſe.

Lerſe. Georg. mit Wildbret.

Götz. Glück zu brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reutern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Land nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihet: wenn ſich die Welt umkehrte würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kraiſe geruckt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt es bedeute den Todt des Kayſers der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe gibts noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibts. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend wo der Aufſtand begonnen zwey feurige Schwerdter kreuzweis in der Luft geſehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit.

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen.

Fünfter Act.

Bauernkrieg.
Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke, Flucht.

Alter. Fort, fort, daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth.

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. ziehen vorbey.

Link. Anführer.

Link. Was ſich widerſetzt niedergeſtochen. Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler vom Hügel herunter gelauffen.

Metzler. Wie gehts euch Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinſperg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammen geſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollte gütlich mit uns handeln. Plaff! Schoß ihm einer vorn Kopf. Wir hinauf wie Wetter und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler zu den Bauern. Ihr Hund ſoll ich euch Bein machen, wie ſie haudern und trenteln die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel,

Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilirens und ein Tumultuirens von unſrigen wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anſturten, und die Erd und Himmel. Umringt waren ſie ehe ſie ſichs verſahen, und all mit Spieſen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuergen geben. Siehſt du wie die Kerls übereinander purzelten und quickten wie die Fröſch! Es lief mir ſo warm übers Herz wie ein Glas Brandtewein. Da war ein Rixinger, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hat ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Haſch! den Spies dem Kerl zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haaſen beym Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem groſen Haufen ziehen.

Link Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie deliberiren einen zum Hauptmann, vor dem das Volk all Reſpeckt hätt. Denn wir ſind doch nur ihres gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meynen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link Das wär gut gäb auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät, er iſt immer für einen rechtſchafnen Ritter paſſirt. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! rufts herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den groſen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durchziehen, können wir'n recht ſehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünfviertel Stunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwerdt ſieht er aus, ſo blut gelb roth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerdts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spies, und dazwiſchen wie kleine Schwerdter.

Link. Mir hats gegrauſt. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen und dazwiſchen die grauſame Geſichter mit rauchen Häuptern und Barten.

Metzler. Haſt du die auch geſehen. Und das zwitzert alles ſo durcheinander, als läg's in einem blutigen Meere und arbeitet durcheinander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! Auf! ab.

Feld,
man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Anführer, Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wärs nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfiſcher Diener, wie ſollt ich gegen meinen Herrn führen. Würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wüßten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz. Lerſe. Georg. kommen

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kayſer brechen, und aus meinem Bann gehen.

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinſperg an den Edlen und Herrn, und ſo fort hauſſen wie rings herum das Land brennet und blutet, und ich ſollt euch behülflich ſeyn zu eurem ſchändlichen raſenden Weſen, eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wütigen Hund, als daß ich euer Haupt würde.

Kohl. Wäre das nicht geſchehen es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück daß ſie keinen Führer hatten den ſie geehrt, und er ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich Götz. Die Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen aller ſeyn, Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diſkurſe. Kurz und gut. Götz ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß, und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was brauchts das. Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen! Was wütet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackere Leute, und die wiſſen was ſie wollen, ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euren Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geſchehen iſt iſt in der erſten Hitz geſchehen, und brauchts deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein viertel Jahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. Und gelobt mir den Vertrag den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Haufen zu ſenden, bey Strafe ihm ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thuſt, ſchon unſern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl. leiſe. Bewacht ihn. Daß niemand mit ~~mit~~ ihm rede auſſer eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben. Götz. Stumpf. Georg. Lerſe. einige Bauern ab.

Metzler. Link. kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag! Was ſoll der Vertrag!

Link. Es iſt ſchändlich ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen, ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm Wild, er iſt wie ein Vieh. ab.

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenns Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den groſſen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.
Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reuter. Weislingen kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habts den andern Herrn auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kanns nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer. Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es dir auf deine Seele. Gib ihr den Brief. Sie ſoll von Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mirs dann melden.

Franz. Soll geſchehen, wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr ſie ſoll wollen. zum Boten Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jarthauſſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch gnädige Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam grauſam.

Lerſe. Er wird zurück kehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft vor der mir jezt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann. —

Eliſabeth. Wenn ihm nicht ſo, das macht mein Elend. Die Böſewichter. Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wieder kommen wird. Ich ſeh ihn finſter finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartickel ſchmieden und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein, er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen.

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feyerlich zugeſagt keine Thathandlung mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg. Hört ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchähs vielleicht nie. Müßten nicht Fürſten und Herren ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen.

Eliſabeth. Du biſt ein liebvoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülf bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. ab.

Bey einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meynung. Die Mordbrenner!

er! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, mich nicht. Geſchwind Georg. Georg ab.

Götz. Wollt, ich wäre tauſend Meilen davon, und läg im tiefſten Thurn der in der Türkey ſteht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß euch ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank euch. Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch oder ſeht zu entwiſchen und Gott gleit euch. ab.

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen Götz und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf Herr Hauptmann auf! Es iſt nicht ſäumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz. zu Metzler. Drohſt du mir. Du Nichtswürdiger. Glaubſt du daß du mir fürchterlicher biſt weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt.

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Namen nennen und meine Kleider werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz haut ihm über den Kopf daß er ſtürzt. Die andern tretten darzwiſchen.

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr hadert.

Link. Auf! Auf! Tumult und Schlacht.

Weislingen. Reuter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen hör ich. Wendet Fleiß zu daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die unſrigen. die Reuter ab. Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen thöriges Herz. ab.

Nacht,
im wilden Wald.
Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamſter Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellgen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerinn ein Kind auf dem Rücken.

Erſte Zigeunerinn. Haſt du brav geheiſchen.

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum daß man ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im trüben gefiſcht, die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn Was haſt du Wolf.

Wolf. Einen Haaſen, da, und einen Hahn. Ein Bratſpies. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdzaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollens trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch ein Pferd! Geht ſeht was iſt.

Götz zu Pferd.

Götz. Gott ſey Dank dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf ihm. Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf. leiſe. Es iſt Götz von Berlichingen.

Haupt-

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz. legt den Harniſch ab.

Hauptmann. Hier iſt mein Feyertagswamms.

Götz Gott lohns.

Mutter. verbind ihn.

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen. Götz unſer Leben und Blut laſſen wir vor euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen. Auf Schricks! Biete den andern. Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchieſſen ſie nieder ehe ſie uns gewahr werden.

ab.

Götz. allein. O Kayſer! Kayſer! Räuber beſchützen deine Kinder. man hört ſcharf ſchieſſen Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerinn. Hierbey.

Götz. gürtet ſich, und ſizt auf ohne Harniſch Zum leztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. ab.

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den unſrigen. Flucht.

Wolf. Fort fort! Alles verlohren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. Geheul der Weiber und Flucht.

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid. mit einem Brief.

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohn. — Wir wollen dir vorkommen. Was ſchleicht durch den Saal. es klopft. Wer draus?

Franz. leiſe.

Franz. Macht mir auf gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. ſie läßt ihn ein.

Franz. fällt ihr um den Hals. Liebe gnädige Frau.

Adelheid Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles alles.

Adelheid Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thöriger Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Wirſt du ihn hindern

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reiſſen, wird mich in ein Kloſter verſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid die weinend ihn umhalſt. Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth. Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchgen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn.

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf Franz der Morgen kommt.

Heilbronn vorm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von euch gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun wie mir alles ahndete, gefangen, als Meuter Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen.

Lerſe. Ich weis alles.

Eliſabeth. Nichts nichts weißt du, der Jammer iſt zu gros! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seelen, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen!

Lerſe. Man hat mit unerhörten Exekutionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott ein Stral von Hofnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt. Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwerdt und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß ers in die Scheide, ſah mich verächtlich an und gieng hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. Er ſetzt ſich. — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau. — Ein kalter kalter verzehrender Schweis lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen. Ach —

Maria tritt auf.

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich ſeeliger Geiſt, ich bin elend gnug.

Maria. Weislingen ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er iſt unſchuldig ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still Marie. Du Engel des Himmels bringſt die Quaalen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen es iſt entſetzlich daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig, daß ich jammern muß dich von dem abſcheulichſten Mord zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleyd und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängniß. Seine ſchwere Wunden, ſein Alter. Und wenn du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. Er zieht die Schelle.

Franz in äuſſerſter Bewegung.

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort Franz!

Franz bringt ſie.

Weislingen reißt ein Packet auf und zeigt Marie ein Papier. Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört habe! Weine nicht ſo Franz! Guter Junge dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.

Maria vor ſich. Er iſt ſehr krank. Sein An-

blick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn, un
nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz ſteh auf und laß das Wei
nen. Ich kann wieder aufkommen. Hofnung iſ
bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben

Weislingen. Ich muß?

Franz auſſer ſich. Gift. Gift. Von eure
Weibe. Ich. Ich. Er rennt davon.

Weislingen. Marie geh ihm nach. Er ve
zweifelt. Maria ab.

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh
Weh! Ich fühle. Marter und Tod.

Maria inwendig. Hülfe! Hülfe!

Weislingen will aufſtehn. Gott, vermag i
das nicht.

Maria kommt. Er iſt hin. Zum Saalfenſt
hinaus, ſtürzt er wütend in den Mayn hinunte

Weislingen. Ihm iſt wohl. Dein Bruder i
auſſer Gefahr. Die andere Commiſſarien, Secke
dorf beſonders ſind ſeine Freunde. Ritterlich G
fängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich g
währen. Leb wohl Marie und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Ve
laßner.

Weislinge

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm. Du biſt ein furchtbarer Rächer Gott! Mein Weib. —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehr dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. Entſetzlich! Auch deine Gegenwart Marie der letzte Troſt iſt Quaal.

Maria vor ſich. Stärke mich Gott, meine Seele erliegt mit der Seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe. Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er iſt todt. Und du Marie. Marie warum biſt du gekommen? daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt. Verlaß mich! Verlaß mich! Daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk ich ſey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe bete für mich, bete für mich. Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods ſind die Quaalen der Hölle.

Maria. Erbarmer erbarme dich ſeiner. Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hofnung, Lebenshofnung in den Tod hinüber bringe.

In einem finſtern engen Gewölb.

Die Richter des heimlichen Gerichts.
Alle vermummt.

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwerdt unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich. Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter. Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer beginne das Gericht.

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Des Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwerdt, der klage bey Strang und Schwerdt! klage! klage!

Kläger. tritt vor. Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwerdt Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würde es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Eure Stimmen. Sie reden heimlich zu ihm.

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords.

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todts. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer tritt auf.

Rächer. tritt vor.

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwerdt. Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt nieder mit ihr in Staub. Richter die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz für Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben gnug geraſtet. Wir wollen fort Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe ich habe keine Ruh bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter

ter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich lieber Mann rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm laß uns nach deinen Wunden ſehen, ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt du den Götz? Der iſt lang hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf was iſt an dem? — Was hört ihr von Georgen? Iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten was auf meinen Schuldern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht

die

die Bauern allein, nicht der Todt des Kayſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Will geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts meine Frau. Sieh wie die Sonne drauſſen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt mich in ſein klein Gärtgen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

Gärtgen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht.

Lerſe ab.

Eliſabeth. Wächter.

Eiſabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. Wächter ab. Maria was bringſt du.

Maria.

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſtehts um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtwürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten all das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit, er ſtarb einen Reuterstodt.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden.

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott. Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel. Wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl meine Lieben meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſeegneſt.

Götz. Laß ihn er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Seegen nicht. — An unſerm Hochzeittag Eliſabeth ahndete mirs nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſeegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen, quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Tods mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hälſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz —

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert das dich von ſich ſtieß.

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft die dich verkennt.

Götz von Berlichingen

mit der

eiſernen Hand.

Ein

Schauſpiel.

Dritte Auflage.

Frankfurt und Leipzig
1775.

FI[illegible]OS

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers, (Bauern am Tiſche,) zwey Reutersknechte (beym Feuer,) Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Brandtewein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler. (leiſe.) Erzähl das noch einmal, vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich, ſie mögten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben aufm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage, dem haben ſie das Gleit geben, ich weiß nicht, wo er herkommt, ſie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler. Ich bitt dich erzähls doch noch einmal! (laut) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hies ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen. Wie der Biſchoff ſah, er richt nichts aus, und zieht immer den kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür lauſen.

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzze Strich, [illegible]ßglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihm lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reutern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falſche Leute verrathen worden, wolt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reuter. Was raiſonnirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub ihr ſucht Händel.

Sie-

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reuter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpecktirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reuter. (ſchlägt ihm hinter die Ohren.)

Metzler. Schlag den Hund todt.

(Sie fallen über einander her.)

Zweyter Reuter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth. (reißt ſie von einander.) Wollen ihr Ruh haben? Tauſend Schwerenoth! Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſolls ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reuter zur Thür hinaus.) Und ihr Eſel was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glazze. Komm Kamerad, wir wollen die draus plauen.

Zwey Berlichingiſche Reuter (kommen)

Erſter Reuter. Was giebts da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reuter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers (leiſe.) Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 0687/221

Erſter Reuter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draus, ſind Bamberger.

Erſter Reuter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reuter. Der Weislingen?

Zweyter Reuter. (leiſe). Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reuter. (leiſe). Sagt ich dir nicht er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reuter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adies. (ab).

Sievers. Scheiskerle die Reuter, wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſolls nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draus. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieſe nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz. (vor der Thüre unter der Linde)

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das bißgen Leben und Freyheit. Dafür wenn ich dich habe Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. (ſchenkt ein) Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. Georg! Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immerzu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bub (im Panzer eines Erwachſenen) Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey. Komm her, du ſiehſt gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du biſt brav! ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küras?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer, als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlt meines Vaters altes Schwerdt von der Wand, lief auf die Wieſe und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt ihn ausſchnallen, da hört ich euch zwey dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gieb Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt, o diesmal! diesmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauren. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder holen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt einen Wams haben, eine Blechhaube und einen Spies.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verlohren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hub ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte.

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewafnet wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, gieb Hannſen ſeinen Küras wieder, und bring mir Wein. (Georg ab.) Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt).

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titul ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſey müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Bub kommt.)

Götz. Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch, daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken meyn ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr geſſen und trunken habt, ſeyd ihr wie neu gebohren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg. (mit Waſſer)

Götz. (zu Georg heimlich.) Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn geſſen und trunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (bringts ihm) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen, (ſie ſtoßen an) ich kann die müßige Leut nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun, was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in Garten, das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtreflicher Salat! Kohl nach Herzensluſt! Und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Götz. Das iſt alſo eure Sache nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach den Jungen, und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen, er weis ich kann nicht ruhn, da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Götz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Götz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam. Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmerlichkeiten eines Stands, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeyen, aus mißverſtandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt.

Götz. Wär euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden einen Harniſch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten ſich Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von je her gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwerdt regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat.

Götz. Glückliche Retour!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig, iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmal nach lan-

langer Zeit, ſicher für feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt als mir der Trunk, nach langem Durſt; da könnt ihr von Glück ſagen!

Götz. Davor kommts auch ſelten.

Martin. (feuriger) Und iſt, wenns kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd, eh er ſchieſen konnte, und den rannt ich ſamt dem Pferd nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meynet ihr?

Martin. Und eure Weiber! (er ſchenkt ein.) Auf Geſundheit eurer Frau! (er wiſcht ſich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles fürtrefliches Weib!

Martin. Wohl dem, der tugendſam Weib hat! des lebet er noch eins ſo lang. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz. (vor ſich.) Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (geſprungen.) Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch. Seyd muthig und gedultig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Namen.

Götz.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. (Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kayſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich. Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz. (ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.)

Martin. Es war ein Mönch bey uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut, wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte, zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reutersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

Die zwey Knechte (kommen.)

Götz. (zu ihnen) Sie reden heimlich.

Martin. (fährt inzwiſchen fort.) Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten, ſo kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. (kehrt ſich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (er küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe. (Götz ab.)

Martin. Wie mir's ſo eng ums Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den Seinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg! da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er wäre ein Reuter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte. (er zieht ein Gebethbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürchte Gott. (Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel, wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchies ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gieb mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth, ſeine Frau, **Maria**, ſeine Schweſter, **Carl**, ſein Söhngen.

Carl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mirs, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht giebſt.

Carl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da gieng das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind.

Carl. Ich bin krank.

Maria. Und kann nicht ausgehn.

Carl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hol dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann.

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Carl!

Carl. Der war — alt.

Maria. Freylich! Der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Carl. Schenk mir was, ich hab kein Brod geſſen geſtern und heut, da gab ihms Kind das Geld.

Maria. Das für ſein Frühſtück ſeyn ſollte.

Carl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann, das Kind —

Carl. Bey der Hand, und ſagte, und ward ein ſchöner glänziger Heiliger, und ſagte: liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit, belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührſt —

Carl. Mit der Hand — es war die rechte glaub ich.

Maria. Ja.

Carl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter, wie iſt mir! und war — nun Carl.

Carl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht — und war geſund. Und das Kind kurirte König und Kayſer, und wurde ſo reich, daß es ein groſſes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigts lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank ich Gott, daß er mich härter zuſammen geſetzt hat.

Carl. Aber muß denn der Papa ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Carl.

Carl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Weck mitbrachte.

Carl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein treflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cölln aufm Schieſen das Beſte gewonnen.

Carl. Wars viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig Carl.

Carl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg und plagte ſie ſo lang, bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Carl. Nein, da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drinn.

Eliſabeth. Is ein rechter Purſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Carl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit, als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht, was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlagt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebs und Guts von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Marggrafen waren.

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Manns verkauft, und unſern trefflichen Kayſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Carl. Der Papa! Der Papa! Der Thürner bläſts Liedel; Heyſa machs Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reuter kommt.

Reuter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reuter. Ihn und drey Reuter.

Eliſabeth. Wie giengs zu, daß ihr ſo lang bleibt?

Reuter. Wir laureten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf der Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig beym Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinem Mann feind haben.

Reuter. Ich ſagts gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars curios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt' juſt ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr und ſagte: Glück zu lieben Geſellen, Glück überall und uns auch. Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reuter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wären wir zuſammen gewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über

die

die Knechte her und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reuter. Sie reiten das Thal herauf, in einer viertel Stund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reuter. Finſter genug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich's Eſſen zu recht machen. Hungrig werdet ihr doch all ſeyn.

Reuter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hol vom beſten Wein, ſie haben ihn verdient. (Eliſabeth. ab).

Carl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm Burſch. (ab).

Reuter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt gieng er mit in Stall.

Götz. Weislingen.

Reutersknechte.

Götz. (Helm und Schwerdt auf den Tiſch legend) Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir meinen Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin, du ſagteſt recht. Ihr habt uns im Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen. (antwortet nichts, auf und abgehend).

Götz. Seyd guten Muths. Kommt entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verlohren gangen ſeyn. (zum Knecht).

Fragt ſeine Knechte und öffnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hats auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Biſchoff ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher, zwey Schiff auf dem Mayn nieder geworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshauß zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh' man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund der Biſchoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbey gieng, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen, und gieng zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchoff hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchoff, denn ich redt laut mit Fleis, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da ſagt ich: Herre, ich merkts wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da wurds Männlin ſo roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürſten von Naſſau und

klagt's

klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt euch, ſeyd aufgeräumt. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mirs noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen und das übrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihrs mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch in tiefen Turn an Ketten aufhiengen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen (legt ſich aus und an)

Carl (kommt)

Carl. Guten Morgen, Papa.

Götz. (küßt ihn) Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl. Recht geſchickt Papa! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Carl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Diesmal nicht.

Carl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Carl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſch.

Carl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Carl. Jaxthauſſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zwey hundert Jahren denen Herrn von Berlichingen erb und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen.

Carl. (Sieht ihn ſtarr an).

Götz. (vor ſich) Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthauſſen?

Carl. Jaxthauſſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wußt wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küch?

Carl. Ja, Papa! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Carl. Und vor mich zum Nachtiſch, hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl. Schmekt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. Komm mit, Carl.

Carl.

Carl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüs ihn. Bitt ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Carl. Da, Mann! haſt du eine Hand, ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen. (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen!

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mirs willkommen. Wollen ſehn, was es giebt. (Sie gehn).

Weislingen. O daß ich aufwachte! Und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allen werden! Rückgeführt Adelbert in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben. Da du ihn liebteſt, an ihm hiengſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! Ich bin ſo ganz nichts hier. Glückſelige Zeiten ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Camin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchoff ängſtigen und meine Freunde. Ich weis, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe.

Götz. (mit einer Flaſche Wein und Becher.)

Götz. Biß das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, ſetzt euch, thut, als wenn ihr zu

Hauſe wärt. Denkt, ihr ſeyd wieder einmal beym Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (bringts ihm). Ein frölich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Marggrafens Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen, und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polaken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ohngefähr mit dem Ermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kamerad zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungens, dafür erkennte uns auch jedermann. (ſchenkt ein und bringts) Caſtor und Pollux! Mir thats immer im Herzen wohl, wenn uns der Marggraf ſo zutrank.

Weislingen. Der Biſchoff von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner, ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſte, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freund's wäre.

Weis-

Weislingen. Nichts mehr davon.

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollts unſer ganzes Leben ſeyn. War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt, ich hoffte Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Braband zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scharwenzen mit den Weibern. Ich ſagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädgen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub, ſagt ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott! ich könnts vergeſſen, oder es wär anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel gebohren, als einer in Deutſchland, unabhängig, nur dem Kayſer unterthan, und du ſchmiegſt dich unter Vaſallen. Was haſt du von dem Biſchoff? Weil er dein Nachbar iſt? Dich necken könnte? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt

den

den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kayſer und ſich ſelbſt, verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen.

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was haſt du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kayſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſts nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth, auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, die Staatsverhältniſſe näher zu beſtimmen, um einen jeden, Groſſen und Kleinen die Vortheile des Friedens genieſſen zu machen. Und uns verdenkſt dus, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle, was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaubs wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen lieſen.

Und

Und mit unſerm Kayſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meynts gut, und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meynt ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Händ in Bewegung zu ſetzen, ſo meynt er, es wär auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen untern Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kayſer die Waage hält.

Weislingen. Ihr ſehts von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage, auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie wars mit dem Landfrieden? Ich weiß noch als ein Bub von ſechzehn Jahren, war ich mit dem Marggraf auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchoff lärmte dem Kayſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder die Gerechtigkeit ans Herz gewachſen wäre, und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit, da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte! Bey meinem Eyd, er hat gethan, wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchoffs Kundſchaft gefangen iſt. Meynt ihr, ich komme erſt heut auf die Welt, um nicht zu ſehen, wo alles hinaus will.

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als die Luft jemanden zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kayſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bey Ihro Majeſtät und ihren Freunden, und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatte ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt, und darum that er nicht, was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon, ich bin ein Feind von Explicationen, man betrügt ſich oder den andern, und meiſt beyde.

Carl.

Carl. Zu Tiſch, Papa.

Götz. Fröhliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräuleins wußten von euch zu erzählen. Kommt! (ab.)

Im Biſchöflichen Pallaſt zu Bamberg.

Der Speißeſaal.

Biſchoff von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius beyder Rechten Doctor, Liebetraut, Hofleute, an Tafel.

(Der Nachtiſch und die große Pokale werden aufgetragen.)

Biſchoff. Studieren jetzt viele Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtand. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu ſagen: So fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerliche einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich jene mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angebohrne Würde, durch die glänzendſte Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag einer! was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Academie. Es werden eheſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kayſer wird glücklich ſeyn, ſeine Gerichte damit beſetzen zu können.

Biſchoff. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen ſie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen.

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz.

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchoff. Wie ſagtet ihr, daß der Kayſer hieß, der euer Corpus juris geſchrieben hat.

Olearius. Juſtinianus.

Biſchoff. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (ſie trinken)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man mögts wohl ein Buch aller Bücher

cher nennen. Eine Sammlung aller Geſetze, bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das fürtreflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehn Gebote drinn ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das meyn ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explication.

Biſchoff. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt, und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. (ſie trinken). Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterland.

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Mayn. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchoff. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da meines Vaters Erbſchaft abzuholen, der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Daher kommts. Der Schöppenſtul, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter

ter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äuſern Zuſtandes der Stadt, und eine ſtarke Urtheilskraft ſich erworben hat, das Vergangene auf das Gegenwärtige anzuwenden. So ſind die Schöffen lebendige Archive, Chronicken, Geſetzbücher, alles in Einem, und richten nach alten Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger, und die Nachbarſchaft.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meynung der Menſchen ſchwankend, dem deucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; Und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freylich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, daß ſich dort keine anbauen.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin da wohl bekannt. Bey Kayſer Maximilians Krönung haben

ben wir euren Bräutigams was vorgeſchmaußt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hies Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprach auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterland.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da gebohren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die eine Urſache ſeyn. Die andere iſt: Weil bey einer näheren Bekanntſchaft mit denen Herrn, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt, und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfgen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mirs nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennet man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmide gienge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit. (Biſchoff und Abt lachen.)

Biſchoff. Von was anders — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bey Tiſch geht alles drein. — Einen andern Diſcours, Liebetraut.

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhaußen. —

Olearius. (zum Biſchoff.) Was ſpricht man vom Türckenzug, Ihro Biſchöfliche Gnaden?

Biſchoff. Der Kayſer hat nichts angelegners, als vor erſt das Reich zu beruhigen, die Vehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfriedens, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder, werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbiz mit dem einen Fuß, Berlichingen mit der eiſer-

nen

nen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden des Kayſerlichen Anſehens —

Abt. Ja, wenn Jhro Majeſtät nicht bald darzu thun: ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchoff. Beſonders iſt dieſer letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich, aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff ich. Der Kayſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſere Maasregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Jhro Eminenz.

Biſchoff. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein fürtreflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchoff. Das wiſſen wir. (Die Bedienten laufen ans Fenſter.)

Biſchoff. Was giebts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Biſchoff. Seht, was er bringt, er wird ihn melden. (Liebetraut geht. Sie ſtehn auf und trinken noch eins.) (Liebetraut kommt zurück.)

Biſchoff. Was vor Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchoff. Ich will den Knecht ſehen, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (ab.)

Abt. (ſezt ſich.) Noch einen Schluck. (Die Knechte ſchenken ein)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen. Poſt coenam ſtabis ſeu paſſus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt ſich auf)

Liebetraut. (vor ſich.) Wann ich ihn nur drauſſen hab, will ich ihm vors Exercitium ſorgen.

(gehn ab)

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottspfennig erlaubt, ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyen wie Ketten ſtark durch ihre Verwandſchaft, und Mädgen, wenn ſie liebten, ſeyen ſchwächer, als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtißin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehnt Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtrefliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! (er nimmt ihre Hand.) Wie wird mirs werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria (zieht ihre Hand zurück.) Ein bißgen eng hoff ich, denn ich weiß, wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theureſte, und ich will. Denn ich fühle, welche Seeligkeiten ich mir durch dieſes Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt er beym Abſchied, ich will ſehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hats. Wie wünſcht ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit, nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben. Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark, als ich. Doch ich büſe verdient, und ſchwindet nicht alle Entſagung gegen den Himmel voll Ausſichten. Ganz der deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genieſſen, die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit. Ich habe viel gehofft und gewünſcht, das wiederfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz. (kommt.)

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab ich verſtanden, der Biſchoff will den Knaben nicht herausgeben, es ſollen kayſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frey, ich verlange weiter nichts, als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn. Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen. (Er nimmt Mariens Hand;) Und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich ja für euch ſagen?

Maria. Beſtimmt meine Antwort nach dem Werthe ſeiner Verbindung mit euch.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! Mein Freund und Bruder! Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr, als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich! was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir wars heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen gieng wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. Du ſollt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich wills behaupten. Hier fließt der Mayn, und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des groſſen Saals gehen ſteil herab aufs Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth (kommt.)

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch darzu geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher, da ihr um ſie warbt. Und dann! Möget ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück, als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe, denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts, als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Brauchts nicht. Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter, als jemals. Wie wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(die drey gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch ein Seligkeit bereiten. Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhieng, die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher. Götz, theurer Götz, haſt mich mir ſelbſt wiedergegeben, und Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frey, wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die ſchändliche Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn.

Franz (tritt auf.)

Franz. Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß, wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lang dauren.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken, als die meßingene Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchoff?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit der geſchäfftigſten Geſchwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt es zwar ſchon, denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bothſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr ſolltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Equivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundertSachen an euch, ich hab ſie vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weisling nicht entbehren.

Weislingen. Er wirds lernen müſſen!

Franz. Wie meynt ihr? Er ſagte: mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht an Hof.

Franz. Nicht an Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet, was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird dirs?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht, und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich hab viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben, als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich, eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrucken, da das Aug ſo gar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheidt.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal, daß ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne, als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen

Er-

Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchoff Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir ſehr vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarinn, ſie hatte ihr Auge aufs Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner laurender Zug um Mund und Wange! Ich hätte der eilfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten aus ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du biſt gar drüber zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchoff endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter weis! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchoff einen Bauren herunter, ich fuhr darnach, und berührte im Aufheben den Saum

ihres

ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weis nicht, wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monath Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſts als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Würkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheyrathet.

Weislingen. Wollte ich wärs. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sanct Veit in Perſon meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da ſey Gott für, wollen das Beſte hoffen. Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr, dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheid oder völlig raſend gaffen.

Zweyter Akt.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchoff, Adelheid (ſpielen Schach) Liebetraut (mit einer Zitter) Hofdamen, Hofleute (um ihn herum am Camin.)

Liebetraut. (ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen.
Cupido geflogen
Mit Fackel im Brand,
Wollt mutilich kriegen
Und männilich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten
Die Flügelein ſchwirrten
Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo blos,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schoos.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey ey, o! Popeyo!

Adel-

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey eurem Spiel. Schach dem König!

Biſchoff. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lang werdet ihrs nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Das Spiel ſpielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböts am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds-Gewiſſen, lieber wollt ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das Ewige: Schach dem König!

Biſchoff. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennens ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mirs als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig, wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott, nur

zum

zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter zu thätig ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel in uſum Delphini, das ſo homogen mit ſeiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seit dem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nemlich unſrer Zimmer und unſres Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchoff. Er will nicht kommen, ſagtet ihr!

Adelheid. Ich bitt euch, ſchlagts euch aus dem Sinn.

Biſchoff. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunter beten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchoff. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meine Commiſſion!

Biſchoff. Sie ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurück bringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläuftige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig oder ſeyd ihr

ſo

ſo jung, um nicht zu wiſſen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchoff. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie, als ich.

Biſchoff. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt, wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Genaden.

Biſchoff. Reißt wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Biſchoff. Wenn er einmal hier iſt, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen.

Biſchoff. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn.

Biſchoff. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jarthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Vehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht, daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz. Sie habens Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Höll heis machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott! der Burgemeiſter von Nürnberg mit der guldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seit. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht, es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſts eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Wills Gott. (ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaubs kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd ich ſagen: ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchoff in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah ihn, wie er zum Schloß herein reiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute, wies an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kayſer hier, (deutet auf Maximimilians Portrait), als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht war ſo intereſſant.

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär ein Herr für euch.

Adelheid. Närrinn.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt.)

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinaus geſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch gnädige Frau! Auf ihre Pflicht, wollen ſie ſagen; denn wenns ja geſchah, ſchwätzt ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihrs gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut, wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückgen noch darzu lernen? — Erſt that ich, als wüßt ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt ihn dadurch in Deſavantage die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer andern Seite an, als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg und gieng ſehr ins Detail, erweckte gewiſſe alte Ideen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädgen wieder an, die ich zerriſ-

ſen

ſen fand. Er wußte nicht, wie ihm geſchah, er fühlte ſich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz gieng, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war, um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber-Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrüßlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kayſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchoff wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. (Liebetraut ab.)

Adelheid. Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen, Selbitz, Georg als Reutersknecht.

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein, was das geben ſoll.

Selbitz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell, als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird.

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß, wie nöthig es war an Hof zu gehen, man iſt ihm noch ſchuldig, wir wollen das beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient es, und thäte das beſte.

Götz. Mir fällt eine Liſt ein, wir wollen Georgen des Bamberger Reuters erbeuteten Küttel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben, er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey fürſichtig, Knabe, mir wäre leid wenn dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßts nur, mich irrts nicht, wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſts, als wenns Ratten und Mäus wärn. (ab.)

Bamberg.

Biſchoff. Weislingen.

Biſchoff. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht länger verlangen, daß ich meinen Eyd brechen ſoll.

Biſchoff. Ich hätte verlangen können, du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt ich ſo wenig am Kayſerlichen Hofe.

Weis-

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir, wenn ihr könnt.

Biſchoff. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen loszukommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freund rede, der nun wider mich arbeitet und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchoff. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchoff. Ich geb dir meinen Seegen. Sonſt wenn du giengſt, ſagt ich: auf Wiederſehn. Jetzt — Wollte Gott, wir ſähn einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchoff. Es hat ſich leider nur ſchon zuviel geändert. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchoff. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltliche Stände, meine Nachbaren, haben alle einen Zahn auf mich. So lang ich dich hatte. — Geht, Weisling!

ling! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weis nicht, was ich ſagen ſoll. (Biſchoff ab.)

Franz (tritt auf.)

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ich euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß.

Weislingen. Noch dieſen Abend.

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu, als wüßt ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch, daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben mögte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchoff, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meynſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau. Ihr

habt

habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreiſſen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch, wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr Camäleon.

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet.

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Portraits ausgeſtorbener Familien. Ich bitt euch Weislingen, bedenkt, ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten, wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil, was ſoll man von euch halten.

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang iſt, für was man mich nehmen mag.

Adelheid Ihr kommt, um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und

und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht. Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legts falſch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädgen, die den Teuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eyd, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann der ſeine Pflicht gegen den Kayſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eyd. Entbinden nicht unſere Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kayſers! Geſelle eines Räubers, du Weislingen mit deiner ſanften Seele.

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet.

Adelheid. Ich wollt ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen. Geh und bilde dir ein, ein Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend, und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreiſſen, wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiten.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt, wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit, und was hätteſt du verlohren, wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn!

Adelheid. Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln. Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz (kommt)

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchoff läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder. (ab.)

Adelheid. Mich wieder. Wir wollen dafür ſeyn. Margrethe, wenn er kommt, weis ihn ab. Ich bin krank, hab Kopfweh, ich ſchlafe — Weis ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſen Weg. (ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank. (Franz ab.)

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, erkannte die Gefahren, die mein hier warteten. Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte, die ich dem Biſchoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann, wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alle thun, unbeſchadet Berlichingens und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (gehn ab.)

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that, wie ihr befahlt, nahm den Küttel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauren hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung. Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk ich auch hinten drein. Ein Reuterstersmann der das voraus denkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchoff ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heyrath mit der Wittwe des von Walldorf.

Götz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eyd, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie giengen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Götz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe gieng, paßte ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein Paar Worte von eurem Berlichingen. Er ward beſtürzt, ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich einen ſchlechten Reutersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter, als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch! ſagt er. Ich bring einen Grus vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — komm morgen früh, ſagt er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamſt du.

Georg. Wohl kam ich, und mußt im Vorſaal ſtehn, lang lang. Und die ſeidne Buben beguckten

mich

mich von vorn und hinten. Ich dachte guckt ihr — endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerley. Ich tratt zu ihm und ſagte meine Commiſſion. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reutersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an ſchwäzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus gieng: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wollte nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde.

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verlohren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Maria! Wie werd ich dirs beybringen.

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein darzu verlieren, als ſo ein Hundsfutt ſeyn. (ab)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden, reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger, als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl, als euren Umgang. Ich wollte, ihr wärt, wo ihr hin wolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an, dann gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid. Deklamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von dem Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurück ſtoſen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich euch kannte, Weislingen, gieng mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäſig heraus geſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinairer Haushahn.

Adel-

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo.

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euren Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag die mich intereßiren; ſo lebten wir eine zeitlang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht, was ich an euch vermißte. Endlich giengen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des aktiven Manns, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert groſſen Unternehmungen, wie auf über einander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſeh ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melankoliſch wie ein geſundes Mädgen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ichs eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Izt, da es von Tag zu Tag ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunſt entreiſſe; ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verlohren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch. Ihr ſeyd ſo mißmuthig, wie einer, dem ſein erſtes Mädgen untreu wird, und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heiſſen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt, den du beneideſt! Das iſt, als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühls wohl, es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg, als du meynſt. Unſere Reuter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projekte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht ihn?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (Er küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk.

Der Vortheil des Biſchoffs, der Deinige, der Meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik willen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten, wie unſere Feinde, und den Kayſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verlohren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung, der Kayſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beyſteht. Welche Wolluſt wird mirs ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben aufs Küſſen zu bringen, die Ruhe des Biſthums, unſrer aller herzuſtellen. Und dann? —

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberinn!

Herberge.

Bauern Hochzeit.

Muſik und Tanz drauſſen.

Der Braut Vater, Götz, Selbitz, (am Tiſche)
Bräutigam (tritt zu ihnen)

Götz. Das geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heyrath endigt.

Brautvater. Beſſer, als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozeßirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorne anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubts nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt, und was hat man darnach. Der Teufel hohl den Aſſeſſor Sapupi 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und ſeht ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz. (trinkt.) Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Gebs Gott. Geh aber wie's will, prozeßiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt. Jeden Reverenz, den euch ein Prokurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kayſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöner Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meynt ihr?

Brautvater. Ach! da macht alles hohle Pfötgen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeihs ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders, als der Sapupi.

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das fürtreflich iſt, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen. Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellts ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele gieng, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi.

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbiz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſcheel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigts an, ſie müſſens unterſuchen und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treibens durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meynſt du?

Bräutigam. Wir wollen, gehs wie's geh.

Georg. (kommt.)

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Treflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüs euch. Helf uns allen zum unſrigen.

Bauer. Großen Dank, wir wollen nicht zum Nacht Jms bleiben.

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Act.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kayſer vorbey. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kayſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrüßlich aus.

Kayſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückſehe, möcht ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kayſer. Wer ſeyd ihr? Was giebts?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſerer dreyßig, die von der Frankfurter Meß kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt, wir bitten eure Kayſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beyſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kayſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein, wenn ſie denn erſt zwo Hände hätten, und zwo Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängte Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kayſer. Wie gehts zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kayſerliche Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anders betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammenbringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelgnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. (ab)

Kayſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwerdt, und einer muthigen Unternehmung.

Kayſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thulicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Burgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edlen und Freyen, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das Uebrige würde bald von ſich ſelbſten zerfallen. Denn ſie ſinds, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kayſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßt ich ſie unter meiner Armee haben.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es höchſt gefährlich, ihre aufrühriſche Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kayſerliche Mild und Gnade iſts, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchen, und ihr Anhang, der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht ehe zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und alle Ausſichten auf die Zukunft ihnen abgeſchnitten haben.

Kayſer. Ihr rathet alſo zur Strenge.

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterlichſten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, und die gefährlichſte Folgen zu fürchten ſind.

Kayſer. Jetzt wäre eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu leid geſchehe. Gefangen möcht ich ſie haben, und dann müßten ſie Urphede ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächſten Seßion will ichs vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. (ab.)

Jaxthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme, eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt ich ihr wärt eher kommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt ſie ihm zu. Ich hab ihn los gelaſſen den

Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirret herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſitzt, das arme Mädgen, und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie zu Singen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heurathen.

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädgen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war. Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können. Laßt uns zu ihr. (ab)

Lager der Reichsexekution.

Hauptmann. Offiziere.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn, und unſere Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere

ge-

gemeſſene Order ihn in die Enge zu treiben, und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen.

Erſter Offizier. Freylich! und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein lebenlang nichts zu leid gethan, und jeder wirds von ſich ſchieben Kayſer und Reich zu gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweyter Offizier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihm nur einmal beym Lippen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Offizier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Offizier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Offizier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Offizier. Ich habe einen Knecht, der hier gebohren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bins zufrieden. (ab.)

Jarthauſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich

vom

vom Kopf bis auf die Füſſe an, ich wette, ſie verglich mich mit ihrem Weisfiſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durcheinander, deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädgen, die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heyrathsvorſchlag bald gar.

Götz. (kömmt.)

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leßt den erbaulichen Brief. Der Kayſer hat Exekution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel, und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Euere großen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kayſer liebt euch, und das ſchlimmſte, das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden, dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen konnte. Denn was wär's, jetzo geht der Zug gegen mich, erfahren ſie, du biſt bey mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kayſer ſitzt an der Quelle, und ich wär ſchon jetzt unwiederbringlich ver-

verlohren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reuter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beyſammen ſind, es wird ein Häufgen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beyſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schaafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben.

Götz. Sorg du. Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen, da legt er mir einen Zettel aus der Canzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn, was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort, und dir ſchicken, was ich in der Eil zuſammentreiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte, daß du ihr Wort hätteſt, ehe du giengſt. Dann ſchick mir die Reuter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beyden Exekutionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wieder zu kehren. Mein Herr hat mirs erlaubt.

Adelheid. Wie ſtehts mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz. (vor ſich auf die Bruſt deutend.) Hier iſt's noch wärmer! (laut) gnädige Frau, eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen.

Franz. Baron von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab euch ja geſehen. Ich bin nicht müd, noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treue.

Franz. Ach gnädige Frau.

Adelheid. Du hältſts nicht aus, gieb dich zur Ruh, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. (ab.)

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. (ab.)

Jaxthauſſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe (kommt.)

Götz. Gott grüß euch. Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles, was es iſt, biet ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der Alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt gemacht habt.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faßnacht reiten wolltet.

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterweges bey einem Dorf fünf und zwanzig Reutern entgegen kamt.

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſere ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir ſahen, ihr wolltet nicht heraufkommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht!

acht! Da galts kein feyren. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten, wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufgens übel gewart geweſen.

Lerſe. Der Knecht wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen.

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's. O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeeligſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien ich als Reutersknecht, und habs mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand, ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machete.

Georg. (kommt.)

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerſe, wir wollen ſie zuſammenſchmeiſſen, wenn Selbitz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde! (ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte (begegnen einander.)

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab Urlaub gebeten, meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen ge-

geſtern Abends, iſt mirs in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich, verrath mich nicht. Ich will aufs nächſte Dorf, und ſehn, ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab unſerm Offizier Wein und Brod geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr. Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären, als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich ins Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde.)

Götz. Hier am Teich weg, und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken.

(ziehen vorbey.)

Erſter Knecht. (ſteigt vom Baum.) Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! (er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde.

Götz. Georg. (zu Pferde.)

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todts.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwerdt! Georg, führ ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reuter huben ihn aufs Pferd, und fort wie beſeſſen. (ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrucken bis an die Mühle, wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht. (Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt.)

Hauptmann. Wie gehts, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirſch, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir, als wenn mich der Donner in die Erde nein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott, daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcheer? (ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meynſt du!

Selbitz. Ich meyne nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag ſag ich dir, er war um den Kayſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! Und ſoll die Haaſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herrn. Es ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Namen lieber nach der Türkey, als ins Lager zurück, ſo werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt, ich will ſelbſt dabey ſeyn, und er ſoll ſehn, mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſinds all zufrieden, nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebürg, daß er ſo wenig zu fangen iſt, wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jaxthauſſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey, ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr, daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen auftaut, es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. (ab.)

Gebürg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit, daß Sickingens Reuter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe zihen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf, ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht, daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bieten können. (ab.)

Haide auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſolls büßen. Was! Den Strohm nicht zu fürchten, der auf ihn losbrauſt.

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn, als ob er den erſten, der ihn anſtoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen, lößt ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann. Trompeter blas! Und ihr blaſt ihn weg. (ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp.)

Selbitz. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. (ab.)

Lerſe (aus dem Wald.)

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen.

(vorbey, Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz (verwundet.) **Knechte.**

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinaufkommen?

Zweyter Knecht. Steig auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen, und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen. (ſteigt hinauf.)

Zweyter Knecht. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Zweyter Knecht. Eure Reuter fliehen. Der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden, und ich hätt eine Kugel vorm Kopf. Reit einer hin, und fluch und wetter ſie zurück.

(Knecht ab.)

Sel-

Selbitz. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarze Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weiſſer Federbuſch, wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bau! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbitz. So ſtirb, Selbitz.

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng, wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reuter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen.

Knecht. Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz. (ſteigt vom Pferd) Theuer! Theuer! du biſt verwundt, Selbitz.

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich hab wenig gethan. Und meine Hunde von Reutern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Diesmal galts! Und hier Georgen dank ich das Leben und hier Lerſen dank ichs. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt, und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde, die ich führte, ſollten von aufauſſen hineinmähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf, hielſt mir den Rücken frey, ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt ihr Kinder, kommt! Selbitz! — Macht eine Bahre von Aeſten, du kannſt nicht aufs Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig, und ich weiß nicht, ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein, ſchmeckt auf ſo einen Straus.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht' euch alle mit eigener Hand umbringen, ihr tauſend ſackerment. Was, fortzulaufen! Er hatte keine handvoll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheiskerle! Vor Einem Mann. Es wirds niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück, oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen ſollten.

Jarthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum, und ſucht noch Reuter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vors Schloß. (Die zwey ab.) Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wann es nur noch brave Kerls wären, aber ſo iſt's die Menge. (ab.)

Sickingen Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reuter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut, er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig ich gehe nicht weg.

Götz (kommt.)

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer viertel Stund ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt! Kommt!

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von vier hunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jaxthauſen zu, eh er ſich erholt, und ſich uns wieder in den Weg ſtellt.

Jaxthauſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſegne euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder.

Eliſabeth. Und die laß er ſeyn, wie ihr ſeyd: rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden, was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank euch. Und dank euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe.

Maria. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher, als vorſehend.

Georg. (kommt.)

Georg. (heimlich.) Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet 's aber. (Laut) Sickingen, ich bitte euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber qveer in unſere Unternehmungen tretten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer, als ſonſt in der Burg.

Knecht (kommt)

Knecht. (leiſe.) Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ohngefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch überm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Lerſen nicht geſehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Biet allen, ſie ſollen ſich bereit halten.— Es muß geſchieden ſeyn meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer, du weinſt deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt.

Götz. Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth. (zu Sickingen.) Geht ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch. Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edlen Mann mit mir in ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib, Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bett nicht beſteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter, (er küßt ſie.)

Sickingen. Fort! fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh euch wieder. Tröſtet euch. Wir ſehn uns wieder. (Sickingen, Maria ab.)

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht, möcht ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Todt. (ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb er ſo eine Frau.

Georg (kommt.)

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurm geſehen. Die Sonne gieng auf und ich ſah ihre Picken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht banger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelts inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfütter ſeyn wollen. (er geht ans Fenſter. Was ſolls? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz. (in ſeine Bart) Einen Strick um deinen Hals. (Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majeſtät! Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. (Trompeter endet.)

Götz. (antwortet) Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kayſerlichen Majeſtät, hab ich, wie immer ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſags ihm, er kann mich im Arſch lecken. (ſchmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt, ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither geſpeißt habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punkt halten, daß ſie Kapitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſere Mauren und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl, er ſchleicht mit ſeiner

Büchſe herum, wo ſich einer zu nahe wagt, blaf liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebts.

Knecht. Die Kugeln ſind all, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſtehts Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſe (mit einer Kugelform.)

Knecht (mit Kohlen)

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht, wo ihr im Haus Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen (hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten — So gehts in der Welt, weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte, und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne)

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben uns proſtituirt.

Lerſe.

Lerſe. (haut davon.) Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen, ich bin nicht bang davor, ein braver Reuter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. (er gießt.) Halt den Löffel (er geht ans Fenſter.) Da zieht ſo ein Reichsmusje mit der Büchſe herum, ſie denken, wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. (er lådt.)

Georg. (Lehnt den Löffel an.) Laß mich ſehn.

Lerſe. (ſchießt.) Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, (ſie gieſſen) wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt in die Rinne, ich dankt ihm für den Braten, und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unſer Mittagseſſen zu verdienen.

Götz. (kommt)

Götz. Bleib, Lerſe. Ich hab mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. (Georg ab.)

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören, was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefångniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wärs, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet. Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keinen Wünſchelruthen finden ſollten, überlieſen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (ab.)

Saal.

Götz. Eliſabeth. Georg. Knechte.

(bey Tiſch.)

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßts euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau.

(Eliſabeth zuckt die Achſel.)

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth. (leiſe.) Noch eine, ich hab ſie für dich bey Seit geſetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich, es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie drauſſen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſt's als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen. (er ſchenkt ein.) Es lebe der Kayſer!

Alle. Er lebe.

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir

wir ſterben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher, als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüplichen Cörpers zu ſeyn. (ſchenkt ein.) Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt, (er tröpfelt das letzte in ſein Glas) Was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kayſer unſrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frey dienen wie ihr mir, wenn die Fürſten dem Kayſer dienen, wie ich ihm dienen möchte.

Georg. Da müßts viel anders werden.

Götz. So viel nicht, als es ſcheinen möchte. Hab ich nicht unter den Fürſten trefliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn! Gute Menſchen, die in ſich, und ihren Unterthanen glücklich waren. Die einen edlen freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten. Denen das Herz aufgieng, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten, um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn, die zugegen waren, unter freyem Himmel ſpeißten, und das Landvolk all herbey lief, ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade, die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſchen und Mädels, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergötzte.

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können, und Verehrung des Kayſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, und der Unterthanen Lieb, der koſtbarſte Familien-Schatz ſeyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt. Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt, daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott! es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland, wir würden deswegen noch zu thun genug finden. Wir wollten die Gebürge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern gleich Cherubs mit flammenden Schwerdten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kayſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wäre ein Leben Georg! wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte. (Georg ſpringt auf.)

Götz. Wo willſt du hin?

Georg. Ach! ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind. — Und der Kayſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran!

Götz. Seyd gutes Muths.

Lerſe (kommt.)

Lerſe. Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüſſige, bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe. (heimlich) Habt ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen.

(alle ab.)

Schloßhof.

Georg im Stall. (ſingt.)

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!

Da lacht er in den Käfig 'nein
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!
Da flog das Meislein auf ein Haus
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Götz. Wie ſtehts?

Georg. (führt ſein Pferd heraus.) Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen. Nicht doch! Gehe hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

(ab.)

Saal.

Saal.

Zwey Knechte. (am Rüſtſchrank.)

Erſter Knecht. Ich nehm' die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht. (ſpringt ans Fenſter.) Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (ab.)

Vierter Act.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einen Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meyneidigen!

Eliſabeth. (kommt.)

Götz. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen.

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! Der kindlichſten Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lang lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen gebohren, ein freyes edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frey! Gieb auf die deputirten Räthe acht, die großen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht. —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick, um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollt die Zähne zuſammen beiſſen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Nahmen des Kayſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was giebts?

Gerichtsdiener. (kommt.)

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammlet, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey außer Sorgen. (ab.)

Rathhaus.

Kayſerliche Räthe. Hauptmann.
Rathsherrn von Heilbronn.

Rathsherr. **Wir haben auf euren Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammlet, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.**

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kayſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit, ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen — Es ſind Handwercker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, **Männer mit geübten** Fäuſten und hier wohl **beſchlagen. (auf die Bruſt deutend.)**

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener. (kommt)

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz. (kommt)

Götz. Gott grüs euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt, daß ihr bedenkt: wo ihr ſeyd? Und vor wem?

Götz. Bey meinem Eyd, ich verkenn euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin! Ich kann ſtehn. Das Stülgen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache, wenns gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt es wäre von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir? wenn ich's vergeſſe.

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd ich eure Sachen gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Darzu gehört freylich mehr, als zum verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kayſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers, Heilbronn eine ſeiner geliebten Städte zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eyd, euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier, euch Ihro Kayſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht, und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urphede abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kayſer ſein Angeſicht von euch, wenn ihr in Noth ſteckt. Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ha! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd, was ihr verſprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commißion iſt euch die Urphede vorzulegen. Unterwerft euch dem Kayſer, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel!

Rath. Schreiber leſt.

Schreiber. Ich, Götz von Berlichingen, bekenne öffentlich durch dieſen Brief. Daß, da ich mich neulich gegen Kayſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kayſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf, und zeug! Hab ich wider den Kayſer, wider das Haus Oeſterreich, nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer, als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt. Und beſonders was die Kleinen die Ritter und Freyen, ihrem Kayſer ſchuldig ſind. Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte überreden laſſen, das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! mich!

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kayſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle ſtellen, und ihren Eyd, ihr ritterlich Wort, zum Speck drinn aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuzuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trügſt du nicht das Ebenbild des Kayſers, das ich in dem geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen, oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken, und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath. (Winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute, unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was unrechts dran? Kayſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihren Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan, ſie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Götz. Was ſoll das!

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meynung! Wer kein ungariſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh, und alles Weh der Erden, aus dem Grund kuriren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehr von der Seite, ſie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. (Mit dem Schwerdt in der Hand) Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haaſenjäger durchzuſchlagen, und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwerdt weg, und bin wie vorher, euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwerdt in der Hand, wollt ihr mit dem Kayſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Haus gehn, gute Leute. Vor die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts, als Bäulen.

Rath. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu eurem Kayſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr, als ihnen der Kayſer Pflaſter giebt, die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener. (kommt.)

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhundert nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns, was iſt das?

Wache (kommt.)

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag, und läßt euch ſagen: er habe gehört, wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſeye, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unſerer Bürgerſchaft, Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kayſer die Gerechtſame vergeben.

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten, ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. . Mir iſts, als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götz herein.

Götz. Was ſolls?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz. (ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr) Geh hin! Sag ihm er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier wiederſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur all mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhauſe.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reutern beſetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel. Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager.

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey drey Boten ausgeſchickt, zu hören wie dirs gieng. Auf die Nachricht von ihrem Meyneid, macht ich mich auf die Wege. Nun haben wir die Kerls.

Götz. Ich verlange nichts, als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meyneidigen hat. Sie ſitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kiſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kayſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz kommen. Meine Meynung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zuſammt ihnen, auf deinen Eyd nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen,

chen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn, als hier.

Götz. Sie werden ſagen: meine Güter ſeyn dem Kayſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: du wollteſt zur Miethe drinn wohnen, bis ſie dir der Kayſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden, wie Aele in der Reuße, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kayſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenn den Kayſer auch, und gelte was bey ihm. Er hat von jeher gewünſcht, dich unter ſeiner Armee zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ichs fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge vor nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung ſind, geh ich an Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpekten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig, als die Geſinnung des Kayſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz (beſieht ſeine Hand.) O! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt

mei-

meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen gieng, wie abgebrochen. Ach! ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war, da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu todt freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhlichen Ausſichten eröffnen — Ich war ſchon mehr in Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo, wie mirs jetzt iſt, war mirs niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu denen Perücken, ſie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. (ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheide. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt.

Weislingen. Ich habe die Zähne zuſammengebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen.

Adelheid. Sie hättens nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwerdt, der hochmüthige, jähzornige Mann. Ich haß ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strohm, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kayſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte, was geſchehen war, und ich, nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzgen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt er, hatt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten.

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt er, hat ers nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heiſſen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreiſſen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich, wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kayſer werde bald aus der Welt gehn, und Carl, ſein treflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weis-

Weislingen. Carl! Du haſt eine große Idee von ſeinen Eigenſchaften, faſt ſollte man denken, du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts, dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu. Carls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit kuriren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sag Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hof? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt, wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt. (ab.)

Adelheid. Fängſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Weg ſtehen ſollteſt. Carl, großer treflicher Menſch, und Kayſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern, dem der Titel mei-

meines Gemahls nicht ſchmeichelte. Weislingen denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief.)

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Carl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

Adelheid. Was haſt du? Du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifelnd.

Adelheid. Er dauert mich, — und wie wenig koſtets mich ihn glücklich zu machen. Sey gutes Muthes, Junge. Ich fühle deine Lieb und Treu, und werde nie unerkenntlich ſeyn.

Franz. (beklemmt.) Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andere Faſer an mir, keinen Sinn, als euch zu lieben, und zu thun, was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehn, als eure Gedanken, alle nach dem Carl gerichtet zu ſehn.

Adelheid. Du weißt nicht, was du willſt, noch weniger, was du redtſt.

Franz. (mit Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend.) Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid. Geh mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin, dich für was zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh verrath mich!

Franz. Ich wollt mir ehe das Herz aus dem Leibe reiſſen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen haltens nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge. (Sie faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander, er fällt ihr weinend an den Hals.)

Adelheid. Laß mich.

Franz (erſtickend in Thränen an ihren Hals.) Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. (Sie macht ſich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. (ab.)

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jaxthauſſen.

Götz (an einem Tiſch.) **Eliſabeth** (bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung, wird mir von Tag zu Tag enger, ich wollt, ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruh ſey etwas angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beſchämen, verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe, was ich gethan habe, ärgere ich mich über den Verluſt der Zeit in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth. (nimmt die Schrift) ſey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth. (lieſt) „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn, da antwortet ich!“ Nun was antworteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte! ſetz ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen.

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthſtube fand, die mich nicht kannten. Da hat ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn gebohren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort gebrochen. Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab, meinem Nächſten zu dienen, als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey dank, warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe. Georg (mit Wildpret)

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reutern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Land nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihet: wenn ſich die Welt

Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kraiſe geruckt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kayſers der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſre Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe giebts noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte, ſie verheern das ganze Land.

Georg.. Einen fürchterlichen Krieg giebts. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwey feurige Schwerdter kreuzweis in der Luft geſehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit.

Georg. Schade, daß wir nicht reiten dürfen.

Fünf-

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern (und Gepäcke, Flucht)

Alter. Fort, fort, daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth.

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. (ziehen vorbey)

Link. (Anführer)

Link. Was ſich widerſetzt niedergeſtochen. Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurück bleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter gelaufen)

Metzler. Wie gehts euch, Link?

Link.

Link. Drunter und drüber, ſiehſt du, du kömmſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinſperg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammen geſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Ditrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wütigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Plaff! ſchoß ihn einer vorn Kopf. Wir hinauf wie Wetter und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler. (zu den Bauern.) Ihr Hund ſoll ich euch Bein machen, wie ſie haudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drinnen braten. Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubilirens und ein Tumultuirens von unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daher zog, einander anſturten, und die Erd und Himmel. Umringt waren ſie, eh ſie ſichs verſahen, und all mit Spieſen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuergen geben. Siehſt du wie die Kerls über einander purzelten und quickten wie die Fröſch! Es lief mir ſo warm übers Herz, wie ein Glas Brandtewein. Da war ein Rixinger, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden, und wie die Hunde. Ich hat ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Haſch! den Spies dem Kerl zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haaſen beym Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennts. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem großen Hauſen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie deliberiren einen zum Hauptmann, vor dem das Volk all Reſpeckt hätt. Denn wir ſind doch nur ihres gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meynen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät, er iſt immer für einen rechtſchaffnen Ritter paſſirt. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! rufts herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den großen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen. Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir'n recht ſehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünfviertel Stunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwerdt ſieht er aus, ſo blut gelb roth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen, an des Schwerdts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spies, und dazwiſchen wie kleine Schwerdter.

Link. Mir hats gegraußt. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flammen, und dazwiſchen die grauſame Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten.

Metzler. Haſt du die auch geſehen. Und das zwitſert alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn.

Link. Auf! Auf! (ab)

Feld, man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. (Anführer) Max Stumpf. Hauſen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wärs nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfiſcher Diener, wie ſollt ich gegen meinen Herrn führen. Würdet immer wähnen, ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl, du würdeſt Entſchuldigung leiden.

Götz. Lerſe. Georg (kommen)

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kayſer brechen, und aus meinem Bann gehen.

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinſperg an den Edlen und Herrn, und ſo fort hauſſen, wie rings herum das Land brennet und blutet, und ich ſollt euch behülflich ſeyn zu eurem ſchändlichen raſenden Weſen, eher ſollt ihr mich todt ſchlagen, wie einen wütigen Hund, als daß ich euer Haupt würde.

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und er ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen aller ſeyn, Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diſcurſe. Kurz und gut. Götz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß, und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was brauchts das. Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen! Was wütet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackere Leute, und die wiſſen, was ſie wollen, ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euren Forderungen, und auf acht Tag euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geſchehen iſt, iſt in der erſten Hitz geſchehen, und brauchts deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein viertel Jahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand.

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Hauſen zu ſenden, bey Strafe ihm ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thuſt, ſchon unſern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl. (leiſe) Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben. (Götz Stumpf. Georg. Lerſe. einige Bauern ab)

Metzler. Link. (kommen)

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag! Was ſoll der Vertrag!

Link. Es iſt ſchändlich, ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut, was wir wollen, als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen, ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum um ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er iſt wie ein Vieh. (ab)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenns Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reuter. Weislingen kommt) aus der Mühle mit Franzen und einem Boten.)

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habts den andern Herrn auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kanns nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer. Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt es pünktlich aus. Ich bind es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mirs dann melden.

Franz. Soll geſchehen, wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag ihr, ſie ſoll wollen. (zum Boten) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jarthauſſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach, Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam.

Lerſe. Er wird zurück kehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh ums Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn ihn nicht ſo, daß macht neu Elend. Die Böſewichter. Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. Wenn er wieder kommen wird. Ich ſeh ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein, er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feyerlich zugeſagt, keine Thathandlung mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg? Hört ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchähs vielleicht nie. Müßten nicht Fürſten und Herrn ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen.

Eliſabeth. Du biſt ein liebvoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen, wie er will. Sie ſind ärger, als gefangen. Ich weiß, man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir, wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht, wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. (ab.)

Bey einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag ihnen die Meynung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Ziegeuner zum Hauptmann machen, mich nicht. Geſchwind, Georg. (Georg ab.)

Götz. Wollt, ich wäre tauſend Meilen davon, und läg im tiefſten Thurn, der in der Türkey ſteht. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß euch, ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank euch. Was bringt ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch, oder ſeht zu entwiſchen, und Gott gleit euch. (ab)

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg? Mein Georg! —

Anführer (kommen)

Link. Auf Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht ſäumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz. (zu Metzler). Drohſt du mir. Du Nichtswürdiger. Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt.

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Namen nennen und meine Kleider werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler, Mit dir feigen Kerl! Fürſtendiener.

Götz. (haut ihm über den Kopf, daß er ſtürzt. Die andern treten darzwiſchen.)

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr habert.

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht)

Weislingen. Reuter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen hör ich. Wendet Fleiß zu, daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die unſrigen. (die Reuter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen thöriges Herz. (ab)

Nacht,
im wilden Wald.
Zigeunerlager.

Zigeunermutter. (am Feuer.)

Mutter. Flik das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab. (kommt.)

Knab. Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellgen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hohl mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt, wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerinn (ein Kind auf dem Rücken.)

Erſte Zigeunerinn. Haſt du brav geheiſchen.

Zweyte Zigeunerinn. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſeines Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerinn. Iſt das dort brunten brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohne worden.

Zi-

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen.
kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerinn. Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen, holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im trüben gefiſcht, die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerinn. Was haſt du, Wolf.

Wolf. Einen Haaſen, da, und einen Hahn. Ein Bratſpies. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein Pferdzaum.

Sticks. Ein wullen Deck hab ich, ein Paar Stiefeln und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollens trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch ein Pferd! Geht, ſeht, was iſt.

Götz (zu Pferd)

Götz. Gott ſey Dank, dort ſeh ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinter her. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede, daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf ihm. Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf. (leiſe.) Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles iſt euer, was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz. (legt den Harniſch ab)

Hauptmann. Hier iſt mein Feyertagswammes.

Götz. Gott lohns.

Mutter (verbind ihn)

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb, euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen. Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir vor euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reuter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nicht bis zu euch kommen. Auf Schricks! Biete den andern. Wir kennen die Schliche beſſer, als ſie, wir ſchieſſen ſie nieder, ehe ſie uns gewahr werden. (ab.)

Götz. (allein) O Kayſer! Kayſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (man hört ſcharf ſchieſſen) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerinn.

Zigeunerinn. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd!

Zigeunerinn. Hierbey.

Götz. (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch) Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (ab)

Zigeunerinn. Er ſprengt zu den unſrigen (Flucht)

Wolf. Fort fort! Alles verlohren, unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief)

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohn — Wir wollen dir vorkommen. Was ſchleicht durch den Saal. (es klopft) Wer draus?

Franz (leiſe)

Franz. Macht mir auf gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl, daß ich ihm aufmache. (ſie läßt ihn ein)

Franz. (fällt ihr um den Hals.) Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles.

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Adelheid. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener, thöriger Junge, du ſiehſt nicht, wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht.

Adelheid. Ich ſeh mein ganzes Elend voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter verſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! alles!

Adel-

Adelheid. (die weinend ihn umhalſt) Franz, ach uns zu retten!

Franz. *Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.*

Adelheid. Keine Wuth. Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchgen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn.

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn vorm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun, wie mir alles ahndete, gefangen, als Meuter Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen.

Lerſe. Ich weis alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seelen, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen!

Lerſe. Man hat mit unerhörten Exekutionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt. Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Eliſabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwerdt, und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß ers in die Scheide, ſah mich verächtlich an, und gieng hinter mich. — Er iſt gefangen, und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode ver-

verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Er ſetzt ſich.) — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau — Ein kalter kalter verzehrender Schweis lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen. Ach —

Maria. (tritt auf.)

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend gnug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie. Du Engel des Himmels bringſt die Quaalen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig, daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Mord zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Tods hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh Marie! Marie!

Maria. Mein Bruder, Weislingen, verkranket im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter. Und wenn du fähig wärſt, ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Er zieht die Schelle.)

Franz. (in äuſſerſter Bewegung.)

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz. (bringt ſie.)

Weislingen. (reißt ein Packet auf, und zeigt Marie ein Papier.) Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe! Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz. (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.)

Maria. (vor ſich.) Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl ich, wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf, und laß das Weinen. Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz. (auſſer ſich.) Gift! Gift. Von eurem Weibe. Ich! Ich. (Er rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.)

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühls. Marter und Tod.

Maria. (inwendig.) Hülfe! Hülfe!

Weislingen. (will aufſtehn.) Gott, vermag ich das nicht.

Maria. (kommt.) Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus, ſtürzt er wütend in den Mayn hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die andere Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm. Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! Mein Weib. —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehr dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt iſt Qual.

Maria. (vor ſich.) Stärke mich, Gott, meine Seele erliegt mit der Seinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe. Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er iſt todt. Und du, Marie. Marie, warum biſt du gekommen? daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt. Verlaß mich! Verlaß mich! Daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk, ich ſey deine Wärterinn. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich. Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods ſind die Quaalen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner. Nur einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe.

In einem finſtern engen Gewölb.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwerdt unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich. Sind eure Herzen rein, und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht.

Rufer. Ich Rufer rufe die Klage gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwerdt, der klage bey Strang und Schwerdt! klage! klage!

Kläger. (tritt vor.) Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt du an!

Kläger. Klage an auf Strang und Schwerdt Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würde es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords.

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todts. Mit Strang und Dolch, büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer tritt auf.

Rächer. (tritt vor.)

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwerdt. Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub. Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz für Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben gnug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruh, bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm, laß uns nach deinen Wunden ſehen, ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt du den Götz? Der iſt lang hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hört ihr von Georgen? Iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja, Lieber! Richtet euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten, was auf meinen Schuldern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kayſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte, ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Will geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne drauſſen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt mich in ſein klein Gärtgen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wirds wohl thun.

Gärtgen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein, und ſieh wie's ſteht. (Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt euch die Lieb und Treu an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt du.

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt, er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſtehts um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! hätten ſie ſich alle gehalten, wie er, ſie hätten all das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit, er ſtarb einen Reuterstodt.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergens vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags zu forſchen, was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden.

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott. Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel. Wie frey! Die Bäume treiben

ben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn ins Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſeegneſt.

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Seegen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mirs nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſeegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Tods mehr, als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hälſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blicke wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt. — Stirb Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank. — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht — Schließt eure Herzen ſorgfältiger, als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die

Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt. Selbitz ſtarb, und der gute Kayſer und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft. — Freyheit! Freyheit! (er ſtirbt.)

Eliſabeth. Nur droben droben bey dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Marie. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß.

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt.

J. N: Yölf.

Die Leiden
des
# jungen Werthers.

Erſter Theil.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädgen ſo geliebt zu ſeyn,
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Zweyte ächte Auflage.

Strasburg und Hanau,
1775.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

* * *

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammlet, und leg es euch hier vor, und weis, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, und ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchik oder eigner Schuld keinen nähern finden kannſt.

am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weis, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meine zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig! Konnt ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir einen angenehmen Unterhalt verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen

Herzen ſich bildete, Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab ich mich nicht an denen ganz wahren Ausdrükken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergözt! Hab ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! — Ich will, lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr das Bisgen Uebel, das das Schickſal uns vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß Du haſt recht, Beſter! der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weis warum ſie ſo gemacht ſind — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurükzurufen, ehe denn eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäfte beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und habe bey weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht, ſie iſt eine muntere heftige Frau von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurükgehaltenen Erbſchaftsantheil. Sie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten. — Kurz, ich mag jezo nichts davon ſchreiben, ſag meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber! wieder bey dieſem kleinen Geſchäfte gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit nicht thun. Wenigſtens ſind die beyden leztern gewiß ſeltner.

Uebrigens find ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradiſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hekke iſt ein Straus von Blüten, und man möchte zur Mayenkäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darinne finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M . . . einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannigfaltigkeit der Natur ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan bezeichnet, das ſein ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallnen Cabinetgen geweint, das ſein Lieblingsplätzgen war, und auch mein's iſt. Bald werd ich Herr vom Garten ſeyn, der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

*

am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich denen ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin ſo allein und freue mich ſo meines Lebens, in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glüklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühl von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte iezo nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin niemalen ein groſſerer Mahler geweſen als in dieſen Augenbliken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannigfaltige Gräsgen mir merkwürdig werden. Wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, uner-

unergründlichen Geſtalten, all der Würmgen, der Mükgen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält. Mein Freund, wenn's denn um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehn ich mich oft und denke: ach konnteſt du das wieder ausdrükken, konnteſt du dem Papier das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes. Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

am 12. May.

Ich weis nicht, ob ſo täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradiſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunn', ein Brunn', an den ich gebannt bin wie Meluſine mit ihren Schweſtern. Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Das

Mäuergen, das oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Plaz rings umher bedekken, die Kühle des Orts, das hat alles ſo was anzügliches, was ſchauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſizze. Da kommen denn die Mädgen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehmals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſizze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle die Altväter am Brunnen Bekanntſchaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommerstagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mit empfinden kann.

am 13. May.

Du fragſt, ob Du mir meine Bücher ſchikken ſollſt? Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir ſie vom Hals. Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn, brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt, ich brauche Wiegengeſang, und den hab ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull ich mein empörendes Blut zur Ruhe, denn ſo ungleich, ſo unſtet haſt Du nichts geſehn als dieſes Herz. Lieber! Brauch ich Dir das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüſſer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehn zu ſehn. Auch halt ich mein Herzgen wie ein krankes Kind, all ſein Wille wird ihm geſtattet. Sag das nicht weiter, es giebt Leute, die mir's verübeln würden.

*

am 15. May.

Die geringen Leute des Orts kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrieſſen, nur fühlt ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte. Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren, und dann giebts Flüchtlinge und üble Spasvögel, die ſich herabzulaſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können. Aber ich halte dafür, daß der, de glaubt nöthig zu haben, vom ſogenannten Pöbe ſich zu entfernen, um den Reſpekt zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich für ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Lezthin

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſezt hatte, und ſich umſah, ob keine Kameradinn kommen wollte, ihr's auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter und ſah ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagt ich. Sie ward roth über und über. O nein Herr! ſagte ſie. — Ohne Umſtände — Sie legte ihren Kringen zurechte, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

den 17. May.

Ich hab allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft hab ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß, es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mirs immer weh, wenn unſer Weg nur ſo eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich Dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um's Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den gröſten Theil der Zeit, um zu leben, und das Biſgen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um's los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine rechte gute Art Volks! Wann ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieſſe, die ſo den Menſchen noch gewährt ſind,

ſind, an einem artig beſezten Tiſch, mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaſſen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen und dergleichen, das thut eine ganz gute Würkung auf mich, nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenuzt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt all das Herz ſo ein — Und doch! Misverſtanden zu werden, iſt das Schikſal von unſer einem.

Ach daß die Freundin meiner Jugend dahin iſt, ach daß ich ſie je gekannt habe! Ich würde zu mir ſagen: du biſt ein Thor! du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt. Aber ich hab ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſeyn als ich war, weil ich alles war was ich ſeyn konnte. Guter Gott, blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenuzt, konnt ich nicht vor ihr all das wunderbare Gefühl entwikkeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt, war unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von feinſter Empfindung, ſchärfſtem Wizze, deſſen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werd ich ihrer vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V . . an, ein offner Junge, mit einer gar glüklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien, dünkt ſich nicht eben weiſe, aber glaubt doch, er wüßte mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley ſpüre, kurz er hatt' hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechiſch konnte, zwey Meteore hier zu Land, wandt er ſich an mich und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie den erſten Theil ganz durchgeleſen, und beſizze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Kerl hab ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann. Einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neune hat. Beſonders macht man viel Weſens von ſeiner ältſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen, er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und dem Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind einige verzerrte Originale mir in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeugungen.

Leb wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

*

am 22. May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung ſo anſehe, in welche die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind, wenn ich ſehe, wie alle Würkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zwek haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſizt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt. Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurük, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahndung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen,

nen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darinn ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig. Daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, gleich wie jene nicht wiſſen, woher ſie kommen und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwekken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden, das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann's mit Handen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weis, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenige die glüklichſten ſind, die gleich den Kindern in Tag hinein leben, ihre Puppe herum ſchleppen, aus und anziehen, und mit großem Reſpekte um die Schublade herumſchleichen, wo Mama das Zukkerbrod hinein verſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Bakken verzehren, und rufen: Mehr! das ſind glükliche Geſchöpfe! Auch denen iſts wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. Wohl dem, der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, der ſo ſieht, wie artig jeder Bür-

Bürger, dem's wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtuzzen weis, und wie unverdroſſen dann doch auch der Unglükliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehn, ja! der iſt ſtill und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glüklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüſſe Gefühl von Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

*

am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, irgend mir an einem vertraulichen Orte ein Hütchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Ich hab auch hier wieder ein Plazchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ohngefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen, man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, überſieht man mit Einem das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Caffee, und was über alles geht, ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Plaz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäuſern, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab ich nicht leicht ein Pläzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, und trinke meinen Coffee da, und leſe meinen Homer. Das erſtemal als ich durch einen Zufall an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Pläzchen ſo einſam. Es war alles im Felde. Nur ein Knabe von ohngefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein andres etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſizendes Kind, mit beyden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ohngeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick, und ich ſezte mich auf einen Pflug, der gegen über ſtund, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergözzen, ich fügte den nächſten Zaun, ein Tennenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, wie es all hintereinander ſtund, und fand nach Verlauf

lauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſazze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ohngefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer, der ſich durch Geſezze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruk derſelben zerſtören! ſagſt du, das iſt zu hart! Sie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. Guter Freund, ſoll ich dir ein Gleichniß geben: es iſt damit wie mit der Liebe, ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tags bey ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblik auszudrükken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: feiner junger Herr, lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben!

ken! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr ich euch nicht ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstag ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebts einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Kollegium zu ſezzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht? ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert? Lieben Freunde, da wohnen die gelaßnen Kerls auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäusſchen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

*

am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Verzükung, Gleichniſſe und Deklemation verfallen, und habe drüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter worden iſt. Ich ſaß ganz in mahleriſche Empfindungen vertieft, die dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtükt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder loß, die ſich die Zeit nicht gerührt hetten, mit einem Korbchen am Arme, und ruft von weitem: Philips, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf trat näher hin, und fragte ſie: ob ſie Mutter zu den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem Aelteſten einen halben Wek gab, nahm ſie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. Ich habe, ſagte ſie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin in die Stadt gegangen mit meinem Aelteſten, um weis Brod zu holen, und Zukker, und ein irden Breypfannchen; ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Dekkel abgefallen war. Ich will meinem Hans (das war der Nahme des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende, der loſe Vogel der Große hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philipſen um die Scharre des Brey's zankte. Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er auf der Wieſe ſich mit ein Paar Gänſen herumjagte, als er hergeſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu holen. Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet, da iſt er ſelbſt hineingegangen. Wenn ihm nur kein Unglük paſſirt iſt, ich höre nichts von ihm. Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Wek mitzubringen zur Suppe, wenn ſie in die Stadt gieng, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſag dir, mein Schaz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all den Tumult der Anblik eines ſolchen Geſchöpfs, das in glüklicher Gelaſſenheit ſo den engen Kreis ſeines Daſeyns ausgeht, von einem Tag zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kommt.

Seit

Seit der Zeit bin ich oft draus, die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt. Sie kriegen Zukker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrod und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betſtunde da bin, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn auszubezahlen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergöz' ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimplen Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mich's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu benehmen: „Sie möchten den Herrn inkommodiren.„

am 16. Juny.

Warum ich dir nicht ſchreibe? Fragſt du das und biſt doch auch der Gelehrten einer. Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weis nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich ein's der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten, ich bin vergnügt und glüklich, und ſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! Pfuy! das ſagt jeder von der ſeinigen! Nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt, genug, ſie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſche, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrüken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, jezt gleich will ich dir's erzählen. Thu ich's jezt nicht, geſchah's niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreymal im Begriffe die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen und hinaus zu reiten, und doch ſchwur ich mir heut früh nicht hinaus zu reiten — und gehe doch alle Augenblikke ans Fenſter zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht.

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, und will mein Butterbrod zu Nacht eſſen und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn wie am Anfange, höre denn, ich will mich zwingen ins Detail gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläßigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schaz entdekt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, weiters unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerinn und ihrer Baaſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen ſollte. Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterinn, da wir durch den weiten ſchön ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſezte die Baaſe, daß Sie ſich nicht verlieben! Wie ſo? ſagt' ich. Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen nach ſeines Vaters Tod, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebürge, als wir vor dem Hofthore anfuhren, es war ſehr ſchwül, und die Frauenzimmer äuſſerten ihre Beſorgnis wegen eines Gewitters, das ſich in weisgrauen dumpfigen Wölkchen rings am Horizonte zuſammen zu ziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfieng, unſere Luſtbarkeit werde einen Stos leiden.

Ich war ausgeſtiegen. Und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblik zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegenden Treppen hinaufgeſtiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich jemals geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von ſchöner mittlerer Taille, die ein ſimples weiſſes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt anhatte. Sie hielt ein ſchwarzes Brod und ſchnitt ihren Kleinen rings herum jedem ſein Stük nach Proportion ihres Alters und Appetites ab, gabs jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen

chen lang in die Höh gereicht hatte, eh es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt, entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon nach dem Hofthore zugieng, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerley Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperſtük zu geben, und ſie wollen von niemanden Brod geſchnitten haben als von mir. Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment, und meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und hatte eben Zeit, mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuh und Facher zu nehmen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich gieng auf das jüngſte los, das ein Kind von der glüklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurük, als eben Lotte zur Thüre herauskam, und ſagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn ohngeachtet ſeines kleinen Rozznäsgens herzlich zu küſſen. Vetter? ſagt' ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glüks werth

werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? O! ſagte ſie, mit einem leichtfertigen Lächeln, unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn ſie der Schlimmſte drunter ſeyn ſollten. Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ohngefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kleinen Acht zu haben, und den Papa zu grüſſen, wenn er vom Spazierritte zurückkäme. Den Kleinen ſagte ſie: ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelbſt wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ohngefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen! wir haben dich doch lieber. Die zwey älteſten der Knaben waren hinten auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mit zu fahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſezt, die Frauenzimmer ſich bewillkommt, wechſelsweis über den Anzug und vorzüglich die Hütchen ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man zu finden erwartete, gehörig durchgezogen: als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen lies, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit

mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baaſe fragte: ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchikt hätte. Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, ſie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. Ich erſtaunte, als ich fragte: was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Worte neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr als die Romanen. Weiß Gott wie wohl mir's war, mich ſo Sonntags in ein Ekgen zu ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glükke und Unſtern einer Miß Jenny Theil zu nehmen. Ich läugne

---

*) Man ſieht ſich genöthigt, dieſe Stelle des Briefs zu unterdrükken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Ob gleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheil eines einzelnen Mädgens, und eines jungen unſteten Menſchen gelegen ſeyn kann.

läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie auch recht nach meinem Geſchmacke ſeyn. Und der Autor iſt mir der liebſte, in dem ich meine Welt wieder finde, bey dem's zugeht wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant, ſo herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glückſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das gieng freylich nicht weit, denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeygehen vom Landprieſter von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich eben auſſer mich und ſagte ihr alles was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die andern wendete, daß dieſe die Zeit über mit offenen Augen, als ſäßen ſie nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländiſchen Autoren ausgelaſſen. Wer Theil an Lottens Beyfall hatte, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte. Und ſonſt braucht es ja niemand zu wiſſen.

Das Geſpräch fiel auf das Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſteh ich ihnen gern, ich weis nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klaviere einen Kontretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrückte! Davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtill hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verlohren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saale herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran und ein gewiſſer N. N. wer behält all die Nahmen! die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfiengen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum, ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten

nicht

nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fiengen einen engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfieng, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen. Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper, eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände, und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweyten Contretanz, ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern teutſch tanzte. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammengehört, beym Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe, ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehn, daß ſie gut walzen, wenn ſie nun mein ſeyn wollen fürs Deutſche, ſo gehn ſie und bitten ſich's aus von meinem Herrn, ich will zu ihrer Dame gehn. Ich gab ihr die Hand drauf und es wurde ſchon arrangirt, daß ihrem Tänzer inzwiſchen die Unterhaltung meiner Tänzerinn aufgetragen ward.

Nun giengs, und wir ergözten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! Und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Spähren um einander herumrollten, giengs freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein bisgen bunt durch einander. Wir waren klug und lieſſen ſie austoben, und wie die ungeſchikteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerinn, wakker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flekke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher vergieng und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte, du verſtehſt mich.

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnauffen. Dann ſezte ſie ſich, und die Zitronen, die ich weggeſtohlen hatte beym Punſch machen, die nun die einzigen [illegible]ch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zukker zur Erfriſchung brachte, thaten fürtrefliche Würkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ihre Nachbarinn aus der Taſſe nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präſentiren mußte.

Beym dritten Engliſchen waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe ſo durchtanzten, und ich, weis Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arme und Auge hieng, das voll vom wahrſten Ausdrukke des offenſten reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte, merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Nahmen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit viel Bedeutung.

Wer iſt Albert? ſagte ich zu Lotten, wenns nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen. Sie war im Begriffe zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirne zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeykreuzten. Was ſoll ich's ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot. Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! Nun war mir das nichts neues, denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt, und war mir doch ſo ganz neu, weil ich das noch nicht im Verhältniſſe auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblik-

ken

ken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und druber gieng, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um's ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blizze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkuhlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfiengen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten, die Unordnung ward allgemein, und die Muſik horte auf. Es iſt naturlich, wenn uns ein Unglük oder etwas ſchröfliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrükke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen dem Gegenſazze, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt, theils und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind und alſo deſto ſchneller einen Eindruk annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſezte ſich in eine Ekke, mit dem Rükken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu, eine andere kniete ſich vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der erſten Schoos, eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre Schweſterſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe, andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlukkers zu ſteuren, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, die Geſellſchaft zu ſezzen, und den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſahe manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpizte, und ſeine Glieder reckte. Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie, nun gebt Acht! Ich gehe im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehn wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. Nun war das luſtig anzuſehen. Sie gieng mit ausgeſtrecktem Arme im Kreiſe herum, Eins! fieng der erſte an, der Nachbar zwey! drey! der folgende und ſo fort; dann fieng ſie an ge-

geſchwinder zu gehn, immer geſchwinder. Da verſahs einer, Patſch eine Ohrfeige, und über das Gelächter der folgende auch Patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſchellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärme machte dem Spiel ein Ende, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beyſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! Ich konnte ihr nichts antworten. Ich war, fuhr ſie fort, eine der Furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. Wir traten an's Fenſter, es donnerte abſeitwärts und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquikkendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihrem Ellenbogen geſtützt und ihr Blik durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtock! Ich verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrugs nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevolleſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehn, und möcht ich nun deinen ſo oft entweihten Nahmen nie wieder nennen hören!

*

am 19. Juny.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weis ich nicht mehr, das weis ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwätzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an Tag aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle paſſirt iſt, hab ich noch nicht erzählt, hab auch heute keinen Tag dazu.

Es war der liebwürdigſte Sonnenaufgang. Der tröpfelnde Wald und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſeyn wollte, ihrentwegen ſollt ich unbekümmert ſeyn. So lang ich dieſe Augen offen ſehe, ſagt' ich, und ſah ſie feſt an, ſo lang hats keine Gefahr. Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen vom Vater und den Kleinen verſicherte, daß alles wohl ſey und noch ſchlief. Und da verließ ich

ich ſie mit dem Verſichern: ſie ſelbigen Tags noch zu ſehn, und hab mein Verſprechen gehalten, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weis weder deß Tag noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

am 21. Juny.

Ich lebe ſo glükliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen ausſpart, und mit mir mag werden was will; ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens nicht genoſſen habe. Du kennſt mein Wahlheim. Dort bin ich völlig etablirt. Von dort hab ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl ich mich ſelbſt und alles Glük, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätte ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwekke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald in der Ebne über den Fluß geſehn.

Lieber Wilhelm, ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menſchen ſich auszubreiten, neue Entdekkungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, und in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um rechts noch links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! Dort die Spitze des Bergs! Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! Die in einander gekettete Hügel und vertrauliche Thäler. O könnte ich mich in ihnen verliehren! — Ich eilte hin! und kehrte zurük, und hatte nicht gefunden was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein groſſes dämmerndes Ganze ruht vor unſrer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt ſich darinne, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit all der Wonne eines einzigen groſſen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen. — Und ach, wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

Und ſo ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zulezt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattinn, in dem Kreiſe ſeiner Kinder und der Geſchäfte zu ihrer Erhaltung, all die Wonne, die er in der weiten öden Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich ſo des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zukkererbſen ſelbſt pflükke, mich hinſezze, und ſie abfädme und dazwiſchen leſe in meinem Homer. Wenn ich denn in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, meine Schoten ans Feuer ſtelle, zudekke, und mich dazu ſezze, ſie manchmal umzuſchütteln. Da fühl ich ſo lebhaft, wie die herrlichen übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthume ſeine Freude hatte, alle in einem Augenblikke wieder mit genoß.

*

am 29. Juny.

Vorgeſtern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmanne und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kizzelte, und ein groſſes Geſchrey mit ihnen verführte. Der Doktor, der eine ſehr dogmatiſche Drahtpuppe iſt, und im Diskurs ſeine Manſchetten in Falten legt, und den Kräuſel bis zum Nabel herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen, das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich lies mich aber in nichts ſtören, lies ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch gieng er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſchon ungezogen genug, der Werther verdürbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ſo zuſehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie ein-

einmal ſo nöthig brauchen werden, wenn ich in dem Eigenſinne, all die künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen, allen künftigen guten Humor und die Leichtigkeit, über alle die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldnen Worte des Lehrers der Menſchen: wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſers gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten; behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter? — Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder und nichts weiter, und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn und hören ihn nicht, das iſt auch was alt's, und bilden ihre Kinder nach ſich und — Adieu, Wilhelm, ich mag darüber nicht weiter radotiren.

*

am 1. Juli.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran iſt als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Auſſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen lezten Augenblikken will ſie Lotten um ſich haben. Ich war vorige Woche mit ihr den Pfarrer von St. . . zu beſuchen, ein Oertgen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebürge liegt. Wir kamen gegen viere dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den, von zwey hohen Nußbäumen überſchatteten, Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthüre, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtok, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn ſich niederzuſezzen, indem ſie ſich zu ihm ſezte, brachte viel Grüſſe von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhub, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm erzählte von jungen robuſten Leuten, die unver-

unvermuthet geſtorben wären, von der Vortreflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, und wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das leztemal, da ſie ihn geſehn. Ich hatte indeß der Frau Pfarrern meine Höflichkeiten gemacht, der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fieng er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. Den alten ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat, einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dorthinten iſt ſo alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend gebohren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen, mir iſt er's gewiß nicht weniger, meine Frau ſaß drunter auf einem Balken und ſtrikte, als ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmal hier in Hof kam. Lotte fragte nach ſeiner Tochter, es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf der Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort, wie ſein Vorfahr ihn liebgewonnen und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vikar und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrern mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam, ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel, eine raſche, wohlgewachſne Brünette, die einen die Kurzeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber, denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar, ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog, und was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß nur leider zu deutlich, denn als Friederike beym Spazierengehn mit Lotten und verſchiedentlich auch mit mir gieng, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne das einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beym Ermel zupfte, und mir das Artigthun mit Friederiken abrieth. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die paar gute Tage mit Frazzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſezliche ihrer Verſchwendung einſehen.

Mir

Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an einem Tiſche gebrocktes Brod in Milch aſſen, und der Diskurs auf Freude und Leid in der Welt roulirte, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fieng ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genieſſen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdenn auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſezte die Pfarrern, wie viel hängt vom Körper ab! wenn man nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtund ihr das ein. Wir wollens alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte, ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt, ich weis es an mir, wenn mich etwas neckt, und mich verdrüßlich machen will, ſpring ich auf und ſing ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſezte ich, es iſt mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit, unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch,

wenn

wenn wir nur einmal die Kraft haben uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein, daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſezt ich, die doch jedermann gern los iſt, und niemand weis, wie weit ſeine Kräfte gehn, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, einer der krank iſt, wird bey allen Aerzten herum fragen und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzneyen, wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diskurs Theil zu nehmen, ich erhub die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagt ich, ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte *) — Das müßten die Stadtpfarrer thun, ſagt er, die Bauern haben keinen böſen Humor, doch könnts auch nichts ſchaden zuweilen, es wäre eine Lektion für ſeine Frau wenig-

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine trefliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

wenigſtens, und den Herrn Amtmann. Die Geſellſchaft lachte und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diſkurs eine Zeitlang unterbrach, darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter, mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten ſchadet, den Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glüklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich noch manchmal ſelbſt gewähren kann. Und nennen ſie mir den Menſchen, der übler Laune iſt und ſo brav dabey, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freuden um ſich her zu zerſtören; oder iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſre eigne Unwürdigkeit, ein Miſfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörigte Eitelkeit aufgehezt wird: wir ſehen glükliche Menſchen, die wir nicht glüklich machen, und das iſt unerträglich! Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redte, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich, fortzufahren. Weh denen, ſagt ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle

Gefälligkeiten der Welt erſezzen nicht einen Augenblik Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblikke, die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus: du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freude zu laſſen und ihr Glük zu vermehren, indem du es mit ihnen genieſſeſt. Vermagſt du, wenn ihre innre Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die lezte bängſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichen Ermatten, und das Aug gefühllos gen Himmel ſieht, und der Todesſchweis auf ihrer Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit all deinem Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, um dem untergehenden Geſchöpf einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, da ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verlies die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollten fort, brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem! und daß ich drüber zu Grunde gehen würde! Daß ich mich ſchonen ſollte! O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

•

am 6. Jul.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundinn, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie gieng geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malgen ſpazieren, ich wußt es und traf ſie an, und wir giengen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurük, an den Brunnen, der mir ſo werth iſt, und nun tauſendmal werther ward, als Lotte ſich auf's Mauergen ſezte. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunn, ſagt ich, ſeither hab ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, habe in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. Ich blikte hinab und ſah, daß Malgen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. Ich ſahe Lotten an und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem ſo kommt Malgen mit einem Glaſe, Marianne wollt es ihr abnehmen, nein! rufte das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke: nein, Lottgen, du ſollſt zuerſt trinken! Ich ward über die Wahrheit, die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzükt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrüken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaf, das ſogleich zu ſchreyen und zu weinen anfieng. Sie haben übel gethan, ſagte Lotte! Ich war betroffen. Komm Malgen, fuhr ſie fort, indem ſie es an der Hand nahm und die Stufen hinabführte, da waſche dich aus der friſchen Quelle geſchwind, geſchwind, da thut's nichts. Wie ich ſo daſtand und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händgen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen. Wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifrig fort wuſch, als wenn Viel mehr

thäte

thäte als Wenig. Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpekt nie einer Taufhandlung beygewohnt, und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnt ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat. Aber wie kam ich an. Er ſagte, das wäre ſehr übel von Lotten geweſen, man ſolle die Kinder nichts weis machen, dergleichen gäbe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, man müßte die Kinder frühzeitig davor bewahren. Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbey gehn, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns im freundlichen Wahne ſo hintaumeln läßt.

*

am 8. Juli.

Was man ein Kind iſt! Was man nach ſo einem Blicke geizt: Was man ein Kind iſt! Wir waren nach Wahlheim gegangen, die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſrer Spaziergänge glaubt ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's, du ſollteſt ſie ſehn, dieſe Augen. Daß ich kurz bin, denn die Augen fallen mir zu vom Schlaf. Siehe die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtunden um die Kutſche der junge W. . . Selſtadt und Audran, und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlgens, die freylich leicht und luſtig genug waren. Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie giengen von einem zum andern! Aber auf mich! Mich! Mich! der ganz allein auf ſie reſignirt daſtund, fielen ſie nicht! Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey und eine Thräne ſtund mir im Auge. Ich ſah ihr nach! Und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehn. Ach! Nach mir? — Lieber! In dieſer Ungewißheit ſchweb ich!

ich! Das iſt mein Troſt. Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

am 10. Juli.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen. Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! das Wort haß ich in Tod. Was muß das für ein Kerl ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt. Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele.

*

am 11. Juli.

Frau M.. iſt ſehr ſchlecht, ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſeh ſie ſelten bey meiner Freundinn, und heut hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. Der alte M... iſt ein geiziger ranziger Hund, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat. Doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenig Tagen, als der Doktor ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen, Lotte war im Zimmer, und redte ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehn, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich, allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre her hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heyrath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerb gröſſer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren, kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am gröſten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche

aus-

auskommen. Die hab ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Looſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Weſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer drauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand vielleicht um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich hab ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe ſtatuirt hatten.

*

am 13. Juli.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Auge wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schikſale. Ja ich fühle, und darinn darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — O darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! Und wie werth ich mir ſelbſt werde! Wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt.

Und ob das Vermeſſenheit iſt oder Gefühl des wahren Verhältniſſes: Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete. Und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht mit all der Wärme, all der Liebe, da iſt mir's wie einem, der all ſeiner Ehren und Würden entſezt, und dem der Degen abgenommen wird.

*

am 16. Juli.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füſſe ſich unter dem Tiſche begegnen. Ich ziehe zurük wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts, mir wirds ſo ſchwindlich vor allen Sinnen. O und ihre Unſchuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. Wenn ſie gar im Geſpräche ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rükt,

daß

daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann. — Ich glaube zu verſinken wie vom Wetter gerührt. Und Wilhelm, wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weis nimmer wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin, es iſt als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klavier ſpielt mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll, es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der Zauberkraft der alten Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift. Und wie ſie ihn anzubringen weis, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor'n Kopf ſchieſſen möchte. Und all die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freyer.

am 18. Julii

Wilhelm, was iſt unſerm Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt, ohne Licht! Kaum bringſt Du das Lämpgen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiſſe Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantomen, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Bubens davor ſtehen und uns über die Wundererſcheinungen entzücken. Heut konnt ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun. Ich ſchickte meinen Buben hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungedult ich den Buben erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah. Ich hätt' ihn gern bey'm Kopf genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Stein, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bey Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Jungen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſicht', ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das all ſo heilig, ſo werth, ich hätte in dem Augenblicke den

Jungen nicht vor dieſem Schaker gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart — Bewahre dich Gott, daß du darüber nicht lachſt. Wilhelm, ſind das Phantomen, wenn es uns wohl wird?

den 19. Jul.

Ich werde ſie ſehen! ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke. Ich werde ſie ſehen! Und da hab ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

den 20. Jul.

Eure Idee will noch nicht die Meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach * * * gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du, das hat mich zu lachen gemacht, bin ich jezt nicht auch activ? und iſt's im Grund nicht einerley; ob ich Erbſen zähle oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch

auf

auf eine Lumperey hinaus, und ein Kerl, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was, abarbeitet, iſt immer ein Thor.

◆

am 24. Jul.

Da Dir ſo viel daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möcht ich lieber die ganze Sache übergehn, als Dir ſagen: daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glüklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steingen, auf's Gräsgen herunter, voller und inniger, und doch — ich weis nicht, wie ich mich ausdrükken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt, ſchwankt vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß pakken kann: aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, ſo wollt ich's wohl herausbilden, ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal proſtituirt, das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glüklich im Treffen war, darauf hab ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir genügen.

*

am 26. Juli.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehn. Ja wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: Morgen willſt du einmal wegbleiben, und wenn der Morgen kommt, find ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und eh ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch Morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich ſo da bin — iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! Ich bin zu nah in der Atmoſphäre, Zuk! ſo bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährgen vom Magnetenberg. Die Schiffe die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwercks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den übereinander ſtürzenden Brettern.

am 30. Jul.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen, und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in allem Betracht zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſichte im Beſitze ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. Beſitz! — Genug Wilhelm, der Bräutigam iſt da. Ein braver lieber Kerl, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher weiſe war ich nicht beym Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht einmal geküßt. Das lohn ihm Gott! Um des Reſpekts willen, den er vor dem Mädgen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk, mehr als ſeiner eigenen Empfindung, denn darinn ſind die Weiber fein, und haben recht. Wenn ſie zwey Kerls in gutem Vernehmen mit einander halten können, iſt der Vortheil immer ihre, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen, ſeine gelaſſene Auſſenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt, er hat viel Gefühl und weis, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig

nig üble Laune zu haben, und du weiſt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen als alle andre.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn, und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an all ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal heimlich mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laß ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens an ſeinem Plazze würde ich nicht ganz ſicher vor dem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle, meine Freude bey Lotten zu ſeyn, iſt hin! Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Nahmen! Erzählt die Sache an ſich! — Ich wuſte alles, was ich jezt weis, eh Albert kam, ich wuſte, daß ich keine Prätenſion auf ſie zu machen hatte, machte auch keine — Heiſt das, inſofern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — Und jezt macht der Frazze groſſe Augen, da der andre nun wirklich kommt, und ihm das Mädgen wegnimmt.

Ich beiſſe die Zähne auf einander und ſpotte über mein Elend, und ſpottete derer doppelt und dreyfach, die ſagen könnten, ich ſollte mich reſigniren, und weil's nun einmal nicht anders ſeyn könnte. — Schafft mir die Kerls vom Hals! —

Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert ſo bey ihr ſitzt im Gartgen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel Poſſen, viel verwirrtes Zeug an. Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heute, ich bitte Sie! keine Scene wie die von geſtern Abend! ſie ſind fürchterlich, wenn ſie ſo luſtig ſind. Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat, wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

am 8. Aug.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm! Es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich ſchrieb: ſchafft mir die Kerls vom Hals, die ſagen, ich ſollte mich reſigniren. Ich dachte warlich nicht dran, daß du von ähnlicher Meynung ſeyn konnteſt. Und im Grunde haſt du recht! Nur eins, mein Beſter, in der Welt iſt's ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan, es giebt ſo viel Schattirungen der Empfindungen und Handlungsweiſen, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt du, haſt du Hofnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! Im erſten Falle ſuch ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen, im andern Falle ermanne dich und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die all deine Kräfte verzehren muß. Beſter, das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglüklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählig abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtos der Quaal auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte wegzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreyen?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer lieſſe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſezte — Ich weis nicht — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeiſſen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblik aufſpringenden, abſchüttelnden Muths! und da, wenn ich nur wüſte wohin, ich gienge wohl.

am 10 Aug.

Ich könnte das beſte glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht zuſammen, eines Menſchen Herz zu ergözzen, als die ſind, in denen ich mich jezt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glük macht! Ein Glied der liebenswürdigen Familie auszumachen, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater und von Lotten — und nun der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glük ſtört, der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt, dem ich nach Lotten das liebſte auf der Welt bin — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehn und uns einander von Lotten unterhalten, es iſt in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir drüber die Thränen oft in die Augen.

Wenn er mir ſo von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt, wie die auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe, wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt, wie ſie in Sorge für ihre Wirthſchaft und im Ernſte eine wahre Mut-

Mutter geworden, wie kein Augenblik ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und wie dennoch all ihre Munterkeit, all ihr Leichtſinn ſie nicht verlaſſen habe. Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflükte Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Straus und — werfe ſie in den vorüberflieſſenden Strohm, und ſehe ihnen nach wie ſie leiſe hinunterwallen. Ich weis nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften hab ich wenig ſeines gleichen geſehen.

am 12. Aug.

Gewiß Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel, ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied zu nehmen, denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebürg zu reiten, von daher ich dir auch iezt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borg mir die Piſtolen, ſagt ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagt er, wenn du dir die Mühe geben willſt ſie zu laden, bey mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter,

und

und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein paar Terzerolen ohngeladen und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnigten Nachmittage, da ich ſo müßig ſizze, weis ich nicht wie mir einfällt: wir konnten überfallen werden, wir könnten die Terzerols nöthig haben, und konnten — du weiſt ja, wie das iſt. Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu puzzen, und zu laden, und der dahlt mit den Madgen, will ſie erſchröcken, und Gott weis wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch drinn ſteckt und ſchießt den Ladſtock einem Madgen zur Maus herein, an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatt' ich das Lamentiren, und den Barbierer zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich all das Gewehr ungeladen. Lieber Schaz, was iſt Vorſicht! die Gefahr laßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar. Denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Saz Ausnahmen leidet. Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch, wenn er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben; ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, modificiren, und ab und zu zu thun, bis zulezt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bey dieſem Anlaſſe kam er ſehr tief in Text, und ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffahrenden Gebährde drukt ich mir die Mündung der Piſtolen übers rechte Aug an die Stirn. Pfuy, ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das! — Sie iſt nicht geladen, ſagt ich. — Und auch ſo! Was ſoll's? verſezt er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchieſſen; der bloſſe Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: Das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das all heiſſen? Habt ihr deswegen die innern Verhältniße einer Handlung erforſcht? Wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwikkeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen aus einem Beweggrunde geſchehen, aus welchem ſie wollen.

Ich zukte die Achſeln und gabs ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter, aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom ſchmäligen Hungerstode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? Gegen das Mädgen, das in einer wonnevollen Stunde, ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſezze ſelbſt, dieſe kaltblütigen Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurük.

Das iſt ganz was anders, verſezte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreiſſen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird. — Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen, ſcheltet den Trinker, verabſcheuet den Unſinnigen, geht vorbey wie der Prieſter, und dankt Gott wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, und meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinne, und beydes reut mich nicht, denn ich habe in meinem Maaſſe begreiffen lernen: Wie man alle auſſerordentliche Menſchen, die etwas groſſes, etwas unmög-

unmöglich ſcheinendes würken, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreyen mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſts unerträglich, einem Kerl bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch. Schämt euch, ihr Nüchternen. Schämt euch, ihr Weiſen. Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon wir jezo reden, mit groſſen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten kann, denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriffe abzubrechen, denn kein Argument in der Welt bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, da ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßt ich mich, weil ich's ſchon öfter gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſezte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joche eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heiſſen, wenn es endlich aufgährt und ſeine Ketten zerreißt. Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte zuſammengeſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſeyn? Albert ſah mich an und ſagte: nimm mirs nicht übel, die Beyſpiele, die du da giebſt, ſcheinen hierher gar nicht zu gehören. Es mag ſeyn, ſagt ich, man hat mir ſchon öfter vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an's Radotage gränze! Laßt uns denn ſehen, ob wir auf eine andere Weiſe uns vorſtellen können, wie es dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt, die ſonſt ſo angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen, denn nur in ſo fern wir mit empfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen, ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſobald der überſtiegen iſt.

Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt, ſondern ob er das Maas ſeines Leidens ausdauren kann; es mag nun moraliſch oder phyſikaliſch ſeyn, und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feig, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen

Feigen

Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſezt ich. Du giebſt mir zu: wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo auſſer Würkung geſezt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glükliche Revolution, den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden. Sieh den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrükke auf ihn würken, Ideen ſich bey ihm feſt ſezzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaßne vernünftige Menſch den Zuſtand des Unglüklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet, eben als wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen, ich erinnerte ihn an ein Mädgen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholt ihm ihre Geſchichte. Ein gutes junges Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen,

gen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit ſo herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchaften Puzze mit ihres gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer übeln Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern, deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden, all ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmakhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrift, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun all ihre Hofnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leere Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen grad nach dem Zwekke: Sie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glük antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hofnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele, ſie ſchwebt in

einem

einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, wo ſie endlich ihre Arme ausſtreckt, all ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt Sie. — Erſtarrt; ohne Sinne ſteht ſie vor einem Abgrunde, und alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung, denn der hat ſie verlaſſen, indem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen! die ihr den Verluſt erſezzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von aller Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entſezlichen Noth ihres Herzens ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode all ihre Quaalen zu erſtikken. — Sieh, Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen, und ſag, iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem, der zuſehen und ſagen könnte: Die Thörinn! hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit würken laſſen, es würde ſich die Verzweiflung ſchon gelegt, es würde ſich ein anderer ſie zu tröſten ſchon vorgefunden haben.

Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor! ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſich ſeine Kräfte erholt, ſeine Säfte verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes gelegt hätten, alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag!

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich habe nur von einem einfältigen Mädgen geſprochen, wie denn aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſähe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könne er nicht begreifen. Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bisgen Verſtand das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Grenzen der Menſchheit einen drangen. Vielmehr — ein andermal davon, ſagt ich, und grif nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll — Und wir giengen auseinander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

◆

am 15. Aug.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühls an Lotten, daß ſie mich ungern verlohre, und die Kinder haben keine andere Idee, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heut

Heut war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu ſtimmen, ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährgen, und Lotte ſagte denn ſelbſt, ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrod, das ſie nun faſt ſo gerne von mir als von Lotten annehmen und erzählte ihnen das Hauptſtükgen von der Prinzeßinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das verſichr' ich dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrükke macht. Weil ich manchmal einen Inzidenzpunkt erfinden muß, den ich bey'm zweytenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal wär's anders geweſt, ſo daß ich mich jezt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem Schnürgen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor, durch eine zweyte veränderte Auflage ſeiner Geſchichte, und wenn ſie noch ſo poetiſch beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruk findet uns willig, und der Menſch iſt ſo gemacht, daß man ihn das abentheuerlichſte überreden kann, das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskrazen und austilgen will.

*

am 18. Aug.

Mußte denn das ſo ſeyn? daß das, was des Menſchen Glükſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elends würde.

Das volle warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo viel Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jezt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſte, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Fels über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel, mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, all jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich denn die Vögel um mich, den Wald beleben hörte, und die Millionen Mükkenſchwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zukkender Blik den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite und das Gewebere um mich her, mich auf den Boden aufmerkſam machte und das Moos,

Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir alles das innere glühende, heilige Leben der Natur eröfnete, wie umfaſt ich das all mit warmen Herzen, verlohr mich in der unendlichen Fülle, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebürg erklang. Und ich ſah ſie würken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, all die Kräfte unergründlich. Und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der Geſchöpfe all, und alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten, und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor, der du alles ſo gering achteſt, weil du ſo klein biſt. Vom unzugänglichen Gebürge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden und freut ſich jedes Staubs, der ihn vernimmt und lebt. Ach damals, wie oft hab ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen, jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblik in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl, ſelbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurük zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mir dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jezt umgiebt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplaz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offnen Grabs. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht und an Felſen zerſchmettert wird. Da iſt kein Augenblik, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblik, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn mußt. Der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend tauſend armen Würmgen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die groſſe ſeltne Noth

Noth der Welt, dieſe Fluthen, die eure Dörfer wegſpülen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumele ich beängſtet! Himmel und Erde und all die webenden Kräfte um mich her! Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheur.

*

am 21. Aug.

Umſonſt ſtrekke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmere, vergebens ſuch ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glüklicher unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand und dekte ſie mit tauſend Küſſen. Ach wenn ich denn noch halb im Taumel des Schlafs nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

Am 22. Aug.

Es iſt ein Unglük, Wilhelm! all meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müſſig ſeyn und wieder kann ich nichts thun. Ich hab keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur und die Bücher ſpeien mich alle an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre Dir, manchmal wünſchte ich ein Tagelöhner zu ſeyn, um nur des Morgens beym Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneid ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten begraben ſehe, und bilde mir ein: mir wär's wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte Dir ſchreiben und dem Miniſter, und um die Stelle bey der Geſandtſchaft anhalten, die, wie Du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit lange, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich employiren, und eine Stunde iſt mir's auch wohl drum zu thun; hernach, wenn ich ſo wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das ſeiner Freyheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird.

mich — Ich weis nicht, was ich ſoll — Und mein Lieber! Iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtands, eine innre unbehagliche Ungedult, die mich überall hin verfolgen wird?

*

am 28. Aug.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heut iſt mein Geburtstag, und in aller Frühe empfang ich ein Päkgen von Alberten. Mir fällt bey'm Eröfnen ſogleich eine der blasrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelgen in Duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, ein Büchelgen, nachdem ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh! ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie all die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein,

ein, mit denen mich jene wenige, glükliche, unwiederbringliche Tage überfüllten. Wilhelm es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! wie viele gehn vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, wie wenige ſezzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif. Und doch ſind deren noch genug da, und doch — O mein Bruder! können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verwelken und verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſizze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtük mit dem Obſtbrecher der langen Stange, und hole die Birn aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr hinunter laſſe.

am 30. Aug.

Unglüklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll all dieſe tobende endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie, meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt als die ihrige, und alles

les in der Welt um mich her, ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glükliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß, ach Wilhelm, wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich ſo bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an der Geſtalt, an dem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruk ihrer Worte geweidet habe, und nun ſo nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir's düſter vor den Augen wird, ich kaum was noch höre, und mich's an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht und ihre Verwirrung vermehrt. Wilhelm, ich weis oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, ſo muß ich fort! Muß hinaus! Und ſchweife dann weit im Felde umher. Einen gähen Berg zu klettern iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hekken die mich verlezzen, durch die Dornen die mich zerreiſſen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchsmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde auf einem krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſcheine hinſchlummre! O Wilhelm! Die einſame Wohnung einer Zelle, das härne Gewand und der Stachelgürtel, wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu. Ich ſeh all dieſes Elends kein Ende als das Grab.

*

am 3. Sept.

Ich muß fort! ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage geh ich mit dem Gedanken um ſie zu verlaſſen. Ich muß. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort.

*

am 10. Sept.

Das war eine Nacht! Wilhelm, nun überſteh ich alles. Ich werde ſie nicht wiederſehn. O daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Thränen und Entzükkungen ausdrükken kann, mein Beſter all die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen. Hier ſiz ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, und erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräche von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Teraſſe unter den hohen Caſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum leztenmal über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluſſe untergieng. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen und nun — Ich gieng in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war, ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, eh ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als im Anfange unſerer Bekanntſchaft wir die wechſelſeitige Neigung zu dem Plazgen entdekten, das wahrhaftig eins der romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt habe hervorgebracht geſehen.

Erſt haſt du zwiſchen den Caſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk ich, ſchon viel geſchrieben davon, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchlieſſen und durch ein daran ſtoßendes Bosquet die Allee immer düſtrer wird, bis zulezt alles ſich in ein geſchloſſenes Plazgen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühl es noch, wie heimlich mirs ward, als ich zum erſtenmal an einem hohen Mittage hinein trat, ich ahndete ganz leiſe, was das noch für ein Schauplaz werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in denen ſchmachtenden ſüſſen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehns geweidet, als ich ſie die Teraſſe heraufſteigen hörte, ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßt ich ihre Hand und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufgieng,

wir

wir redeten mancherley und kamen unvermerkt dem düſtern Kabinette näher. Lotte trat hinein und ſezte ſich, Albert neben ſie, ich auch, doch, meine Unruhe lies mich nicht lange ſizzen, ich ſtand auf, trat vor ſie, gieng auf und abſezte mich wieder, es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Würkung des Mondenlichts, das am Ende der Buchenwände die ganze Teraſſe vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblik, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß Wir waren ſtill, und ſie fieng nach einer Weile an: Niemals geh ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn, fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort, aber Werther, ſollen wir uns wieder finden? und wieder erkennen? Was ahnden ſie, was ſagen ſie?

Lotte, ſagt ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehn! Hier und dort wieder ſehn! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen? da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte.

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wann's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich ſo am ſtillen Abend, unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammlet ſind, wie ſie um ſie verſammlet waren. Wenn ich ſo mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche: daß ſie herein ſchauen könnte einen Augenblik, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Hundertmal ruf ich aus: Verzeih mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thu ich doch alles was ich kann, ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach und was mehr iſt als das alles, gepflegt und geliebet. Könnteſt du unſere Eintracht ſehn, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heiſſeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den lezten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder bat'ſt. Sie ſagte das! O Wilhelm! wer kann wiederholen was ſie ſagte, wie kann der kalte todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen. Albert fiel ihr ſanft in die Rede: es greift ſie zu ſtark an, liebe Lotte, ich weis, ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Jdeen, aber ich bitte ſie — O Albert, ſagte ſie, ich weis, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden

Stündchen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchikt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen. War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles! die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hände nahm und mit tauſend Thränen netzte. Lotte, der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten! ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drükte, — ſie war werth, von ihnen gekannt zu ſeyn. — Ich glaubte zu vergehen, nie war ein gröſſeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden, und ſie fuhr fort: und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monathe alt war. Ihre Krankheit dauerte nicht lange, ſie war ruhig, reſignirt, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das kleine. Wie es gegen das Ende gieng, und ſie zu mir ſagte: Bring mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die kleinen die nicht wußten, und die älteſten die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bett ſtanden, und wie ſie die Hände aufhub und über ſie betete, und ſie

küßte

küßte nach einander und ſie wegſchikte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf! Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter und das Aug einer Mutter! Ich hab oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt was das ſey. Hab es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater, die Treue, den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer! Sie hörte jemand gehn, und fragte, und forderte dich zu ihr. Und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten ruhigen Blikke, daß wir glüklich ſeyn, zuſammen glüklich ſeyn würden. Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſinds! wir werdens ſeyn. Der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fieng ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott, wenn ich manchmal ſo denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens ſo wegtragen läßt, und niemand als die Kinder das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten: die ſchwarzen Männer hätten die Mamma weggetragen.

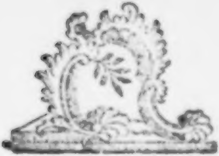
Sie ſtund auf, und ich ward erwekt und erſchüttert, blieb ſizzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurük ziehen und ich hielt ſie feſter! Wir werden uns wiederſehn, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir ſehen uns wieder. — Morgen denk ich, verſezte ſie ſcherzend, ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht als ſie ihre Hand aus der meinigen zog — ſie giengen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, lief auf die Teraſſe hervor und ſah noch dort drunten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weiſſes Kleid nach der Gartenthüre ſchimmern, ich ſtrekte meine Arme hinaus, und es verſchwand.

Die Leiden
des
# jungen Werthers.

Zweyter Theil.

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höle:
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Zweyte ächte Auflage.



Strasburg und Hanau,
1775.

am 20. Okt. 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten, wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär alles gut. Ich merke, ich merke, das Schikſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn! das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bisgen leichteres Blut würde mich zum glüklichſten Menſchen unter der Sonne machen. Was! Da wo andre, mit ihrem Bisgen Kraft und Talent, vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifl' ich an meiner Kraft, an meinen Gaben. Guter Gott! der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurük und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genugſamkeit!

Geduld! Geduld! Es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke ſo alle Tage herumgetrieben werde, und ſehe was ſie thun und wie ſie's treiben, ſteh ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen; ſo liegt Glük oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſche Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles auſſer uns herrlicher erſcheint, jeder andre vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu: Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, ſcheint uns oft ein andrer zu beſizen, dem wir denn auch alles dazu geben was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glükliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fortarbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit all unſerm Schlendern und Laviren es weiter bringen als andre mit ihren Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

am 10. Nov.

Ich fange an mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt, und dann die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C. . kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß. Einen weiten groſen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtunden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offnes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine groſſe Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öfnet.

am 24. Dec.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich hab es voraus geſehn. Es iſt der pünktlichſte Narre, den's nur geben kann. Schritt vor Schritt und umſtändlich wie eine Baaſe. Ein Menſch, der nie ſelbſt mit ſich zufrieden iſt, und dem's daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie's ſteht ſo ſteht's, da iſt er im Stande, mir einen Aufſaz zurükzugeben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen ſie ihn durch, man findet immer ein beſſer Wort, eine reinere Partikel. Da möcht ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen ſonſt darf auſſenbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todtfeind. Wenn man ſeinen Period nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt: ſo verſteht er gar nichts drinne. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir lezthin ganz aufrichtig: wie unzufrieden er über die Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren ſich's und andern. Doch, ſagt er, man muß ſich darein reſigniren,

ſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß. Freylich! wär der Berg nicht da, wäre der Weg viel bequemer und kürzer, er iſt nun aber da! und es ſoll drüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden, ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften wäre der Graf ganz gut, er hätte viel Leichtigkeit zu arbeiten, und führte eine gute Feder, doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangelt es ihm, wie all den Belletriſten. Darüber hätt ich ihn gern ausgeprügelt, denn weiter iſt mit den Kerls nicht zu raiſonniren, da das aber nun nicht angieng, ſo focht ich mit ziemlicher Heftigkeit, und ſagt ihm, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſte, wegen ſeines Charakters ſowohl, als ſeiner Kenntniſſe. ich habe, ſagt ich, niemand gekannt, dem es ſo geglükt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirn ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlukken.

Und

Und daran ſeyd ihr all Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwazt, und mir ſo viel von Aktivität vorgeſungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut der Kartoffeln ſteckt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht. Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittgen abzugewinnen, die elendeſten erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckgen! Da iſt ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, daß nun jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bißgen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet — Aber es iſt noch viel ärger, eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter. — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andre nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz und Sinn ſo ſtürmiſch iſt, ach ich laſſe gern die andern ihres Pfads gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehn laſſen.

Was mich am meiſten nekt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weis ich ſo gut als einer, wie nöhig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft, nur ſoll er mir nicht eben grad im Wege ſtehn, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glük auf dieſer Erden genieſen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B. . kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viele Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerm Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo viel Freymüthigkeit, daß ich den ſchiklichen Augenblik kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der alten Schachtel gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein nachher ſelbſt geſtund: daß die liebe Tante in ihrem Alter und dem Mangel von allem, vom anſtändigen Vermögen an bis auf den Geiſt, keine Stüzze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, indem ſie ſich ver-

verpalliſadirt, und kein Ergötzen, als von ihrem Stokwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben ſo weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb, und nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehn, wär ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

den 8. Jan. 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen. Und nicht, daß die Kerls ſonſt keine Angelegenheit hätten, nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über die kleinen Verdrüßlichkeiten, von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gabs bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spas wurde verderben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Plaz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Sekretär regiert. Und wer iſt dann der Erſte? der, dünkt mich, der die andern überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

*

am 20. Jan.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D.. unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden, Volke, herumziehe, hab' ich keinen Augenblik gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheiſſen hätte Ihnen zu ſchreiben. Und iezt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloſſen wider mein Fenſtergen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken. O Lotte! ſo heilig,

heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glükliche Augenblik wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! Wie ausgetroknet meine Sinnen werden, nicht Einen Augenblik der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige thränenreiche Stunde. Nichts! Nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten, und ſehe die Männgen und Gäulgen vor mir herumrükken, und frage mich oft, ob's nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudere zurük.

Ein einzig weiblich Geſchöpf hab ich hier gefunden. Eine Fräulein von B. . Sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie ſagen, der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt's nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Wiz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüßte niemand ſo fein zu loben als ich (und zu lügen, ſezzen ſie hinzu, denn ohne das geht's nicht ab, verſtehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B. . reden! Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblikt, ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren man-

manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glükſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen. Muß nicht, thut's freywillig hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie —

O ſäs ich zu Ihren Füſſen in dem lieben vertraulichen Zimmergen, und unſere kleinen Lieben walzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollt ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährgen um mich zur Ruhe verſammlen. Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen. Und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren. Adieu! Iſt Albert bey Ihnen? Und wie —? Gott verzeih mir dieſe Frage!

*

am 17. Febr.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich, haltens nicht lange mehr zuſammen aus. Der Menſch iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neuſich bey Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe, meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich mich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe, wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurechte weiſt, wie er meine überſpannte Ideen von Würkſamkeit, von Einfluß auf andre, von Durchdringen in Geſchäften als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Würkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrlich Ding, und die Freude an ſich ſelbſt, lieber Freund, wenn nur das Ding nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Mann, gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

*

am 20. Febr.

Gott ſegne euch, meine Lieben, geb euch all die guten Tage, die er mir abzieht.

Ich danke dir Albert, daß du mich betrogen haſt, ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feyerlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſolls bleiben! Und warum nicht? Ich weis, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen. Habe, ja ich habe den zweyten Plaz drinne, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert! Leb wohl. Leb wohl, Engel des Himmels, leb wohl, Lotte!

*

den 15. Merz.

Ich hab einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird, ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! Er iſt nicht zu erſezzen, und ihr ſeyd doch allein ſchuld daran, die ihr mich ſporntet und trieb und quälet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun hab ich's, nun habt ihr's. Und daß du nicht wieder ſagſt: meine überſpannten Ideen verdürben alles; ſo haſt du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf v. C. liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt! das hab ich dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich bey ihm zu Tiſche geſtern, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herren und Frauen bey ihm zuſammenkommt, an die ich nie gedacht hab, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe beym Grafen und nach Tiſche gehn wir im groſſen Saale auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſt B. der dazu kommt, und ſo rückt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weis, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. . mit Dero Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleib, machen en paſſant ihre hergebrachten hochadlichen Augen und Naßlöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollt ich eben mich empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frey wäre, als eben meine Fraulein B. . herein trat, da mir

mir denn das Herz immer ein bisgen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie all das Volk, dacht ich, hohl ſie der Teufel! und war angeſtochen und wollte gehn, und doch blieb ich, weil ich intriguirt war, das Ding näher zu beleuchten. Ueberdem füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des erſten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt, mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. nicht zu vergeſſen, bey deſſen Kleidung, Reſte des altfränkiſchen mit dem neu'ſt aufgebrachten kontraſtiren ꝛc. das kommt all und ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind, ich dachte — und gab nur auf meine B.. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saals ſich in die Ohren pisperten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redte (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt) bis endlich der Graf auf mich losgieng und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen, ſagt er, unſere wunderbaren Verhältniſſe, die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merk ich, ſie hier zu ſehn, ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, ich hätte eher dran denken ſollen, und ich weis, Sie verzeihen mir dieſe Inkonſequenz, ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurük gehalten, ſezte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drükte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich machte der vornehmen Geſellſchaft mein Kompliment, gieng und ſezte mich in ein Kabriolet und fuhr nach M.. dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war all gut.

Des Abends komm ich zurük zu Tiſche. Es waren noch wenige in der Gaſtſtube, die würfelten auf einer Ekke, hatten das Tiſchtuch zurük geſchlagen. Da kommt der ehrliche A.. hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagt ich — der Graf hat dich aus der Geſellſchaft gewieſen — Hol ſie der Teufel, ſagt ich, mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam — Gut, ſagt er, daß du's auf die leichte Achſel nimmſt. Nur verdrießt mich's. Es iſt ſchon überall herum. — Da fieng mir das Ding erſt an zu wurmen. Alle die zu Tiſche kamen und mich anſa-

anſahen, dacht ich, die ſehen dich darum an! Das fieng an mir böſes Blut zu ſezzen.

Und da man nun heute gar wo ich hintrete mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und ſagen: Da ſahe man's, wo's mit den Uebermüthigen hinausgieng, die ſich ihres bisgen Kopfs überhüben und glaubten, ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſezzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwäzzes mehr iſt. Da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren. Denn man rede von Selbſtſtändigkeit was man will, den will ich ſehn der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie eine Priſe über ihn haben. Wenn ihr Geſchwäz leer iſt, ach! da kann man ſich leicht laſſen.

*

am 16. Merz.

Es hezt mich alles! Heut tref ich die Fräulein B. . in der Allee. Ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr ſobald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte ſie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen. Was ich gelitten habe um ihrentwillen, von dem Augenblikke an, da ich in den Saal trat. Ich ſah' alles voraus, hundert mal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen, ich wußte, daß die von S. . und T. . mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben, ich wußte, daß der Graf es nicht mit Ihnen verderben darf, und jezo der Lärm — Wie Fräulein? ſagt' ich, und verbarg meinen Schrekken, denn alles, was Adelin mir ehegeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblikke. — Was hat mich's ſchon gekoſtet! ſagte das ſüſſe Geſchöpf, indem ihr die Thränen in den Augen ſtunden. Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriff, mich ihr zu Füſſen zu werfen. Erklären ſie ſich, ruft ich: Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter, ich war auſſer mir. Sie troknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen ſie, fieng ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehn. Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſezzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, gieng mir wie Schwerder durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen, und nun fügte ſie noch all dazu, was weiter

weiter würde geträtſcht werden, was die ſcheckſten Kerls alle darüber triumphiren würden. Wie man nunmehro meinen Uebermuth und Geringſchäzzung andrer, das ſie mir ſchon lange vorwerfen, geſtraft, erniedrigt ausſchreyen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahrſten Theilnehmung. Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mirs vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoſſen könnte! Wenn ich Blut ſähe würde mir's beſſer werden. Ach ich hab hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrangten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn ſie ſchröcklich erhizt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinkt eine Ader aufbeiſſen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öfnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

am 24. Merz

Ich habe meine Dimißion bey Hofe verlangt, und werde ſie, hoff ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Permißion dazu bey euch geholt habe. Ich mußte nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das

das Bleiben einzureden weis ich all, und alſo — Bring das meiner Mutter in einem Säftgen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, alſo mag ſie ſichs gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr weh thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn grad zum Geheimderath und Geſandten anſezte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rükwärts mit dem Thiergen in Stall. Macht nun draus was ihr wollt und kombinirt die mögliche Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen. Genug ich gehe. Und damit ihr wißt wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt * * der viel Geſchmak an meiner Geſellſchaft findet, der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehn, ſo will ich's denn auf gut Glük wagen, und mit ihm gehn.

*

am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſen Brief liegen ließ, bis mein Abſchied von Hofe da wäre, weil ich furchfürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt's geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt, ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Dukaten geſchikt, mit einem Wort, das mich bis zu Thränen gerührt hat. Alſo braucht die Mutter mir das Geld nicht zu ſchikken, um das ich neulich ſchrieb.

am 5. May.

Morgen geh ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehn, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre unerträgliche Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm, du ſollſt von meinem Zuge hören.

*

am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der groſſen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S. . zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus und hieß den Poſtillion fortfahren, um zu Fuſſe jede Erinnerung ganz neu, lebhaft nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedeſſen als Knabe das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnt ich mich in glüklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz alle die Nahrung, alle den Genuß hoffte, deſſen Ermangeln ich ſo oft in meinem Buſen fühlte. Jezt kam ich zurük aus der weiten Welt — O mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hofnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah das Gebürge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen. Stundenlang konnte ich hier ſizzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in denen Wäldern, denen Thälern verliehren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten — und wenn ich denn um

die

die beſtimmte Zeit wieder zurük mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Plaz: Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäusgen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen hatte. Ich trat zum Thore hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehn, ſo reizend als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſere Kindheit zuſammengepferchi hatte, in einen Kram verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viel Stäten religiöſer Erinnerung, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich gieng den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof, das war ſonſt auch mein Weg, und die Pläzgen, da wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnere mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand, und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndun-

Ahndungen ich das verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinfloſſe, und wie ich da ſo bald Grenzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehn, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlohr. Siehe mein Lieber, das iſt doch eben das Gefühl der herrlichen Altväter! Wenn Ulyß von dem ungemeſſenen Meere, und von der unendlichen Erde ſpricht, iſt das nicht wahrer, menſchlicher, inniger, als wenn izo jeder Schulknabe ſich wunder weiſe dünkt, wenn er nachſagen kann, daß ſie rund ſey?

Nun bin ich hier auf dem fürſtlichen Jagdſchloſſe. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt ganz wahr, und einfach. Was mir noch manchmal leid thut, iſt, daß er oft über Sachen redt, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspunkte, wie ſie ihm der andere darſtellen mochte.

Auch ſchäzt er meinen Verſtand und Talente mehr als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elends. Ach was ich weis, kann jeder wiſſen. — Mein Herz hab ich allein.

am

*

am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre, jezt da nichts draus wird, iſt's eben ſo gut. Ich wollte in Krieg! Das hat mir lang am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hieher gefolgt, der General in *** ſchen Dienſten iſt. Auf einem Spaziergange entdekte ich ihm mein Vorhaben, er widerrieth mir's, und es müßte bey mir mehr Leidenſchaft als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

*

am 11. Juni.

Sag was Du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürſt hält mich wie ſeines Gleichen gut, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Und dann, wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinen Verſtande, ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchrieben Buch leſe. Noch acht Tage bleib ich,

und

und dann zieh ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Und der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſch ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination ſo an Natur und Kunſt herum führe und er's auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtworte drein tölpelt.

*

am 18. Juni.

Wo ich hin will? Das laß Dir im Vertrauen eröfnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann hab ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke im **ſchen beſuchen wollte, iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eigen Herz — und thu ihm ſeinen Willen.

*

am 29. Juli.

Nein es iſt gut! Es iſt alles gut! Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn

wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeih mir dieſe Thränen, verzeih mir meine vergebliche Wünſche. — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich's ſagen? Warum nicht, Wilhelm, ſie wäre mit mir glüklicher geworden als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm's wie du willſt, daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt bey — Oh! — bey der Stelle eines lieben Buchs, wo mein Herz und Lottens in einem zuſammen treffen. In hundert andern Vorfällen, wenn's kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe was verdient die nicht —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getroknet. Ich bin zerſtreut. Adieu Lieber!

*

am 4. Aug.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hofnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der ältſte Bub lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrey führte die Mutter herbey, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr! ach mein Hanns iſt mir geſtorben, es war der jüngſte ihrer Knaben, ich war ſtille, und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurük, und hat nichts mit gebracht, und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen. Er hatte das Fieber kriegt unterwegs. Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was, ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

*

am 21. Aug.

Wie man eine Hand umwendet, iſt's anders mit mir. Manchmal will ſo ein freudiger Blik des Lebens wieder aufdämmern! ach nur für einen Augenblik! Wenn ich mich ſo in Träumen verliere,

verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: Wie, wenn Albert ſtürbe! Du würdeſt! ja ſie würde — und dann lauf ich dem Hirngeſpinnſte nach, bis es mich an Abgrunde führt, vor denen ich zurükbebe.

Wenn ich ſo dem Thore hinaus gehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das all ſo anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühls. Mir iſt's, wie's einem Geiſte ſeyn müßte, der in das verſengte verſtörte Schloß zurükkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen.

am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weis, noch habe, als ſie.

•

am 6. Sept.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frak, in dem ich mit Lotten zum erſtenmal tanzte, abzulegen, er ward aber zulezt gar unſcheinbar. Auch hab ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag und auch wieder ſo gelbe Weſt und Hoſen dazu.

Ganz will's es doch nicht thun. Ich weis nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

•

am 15. Sept.

Man möchte ſich dem Teufel ergeben, Wilhelm, über all die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was drauf noch was werth iſt. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarren zu St. . . mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weis, immer mit dem gröſten Seelenvergnügen fülten. Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühn und wie herrlich die Aeſte waren. Und die Erin-

nerung

nerung bis zu die guten Kerls von Pfarrers, die ſie von ſo viel Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Grosvater gehört hatte, und ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Andenken war mir immer heilig, unter den Bäumen. Ich ſage Dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte raſend werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich könnte mich vertrauren, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtünden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß ſo zuſehn. Lieber Schaz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrern ſoll's an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt's, die Frau des neuen Pfarrers, unſer Alter iſt auch geſtorben, ein hageres, kränkliches Thier, das ſehr Urſache hat an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Frazze, die ſich abgiebt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodiſchen moraliſch kritiſchen Reformation des Chriſtenthums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zukt, eine ganz zerrüttete Geſundſundheit hat, und auf Gottes Erdboden deswegen keine Freude. So ein Ding war's auch allein, um meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, und das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis, gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagt' ich: warum habt ihr's gelitten? — Wenn der Schulz will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen. Aber eins iſt recht geſchehn, der Schulz und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ſo die Suppen nicht fett machen, etwas haben wollte, dachtens mit einander zu theilen, da erfuhr's die Kammer und ſagte: hier herein! und verkaufte die Bäume an den Meiſtbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! Ich wollt die Pfarrern, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande.

*

am 10. Oktober.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mirs ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrüßt, iſt, daß Albert nicht ſo beglükt zu ſeyn ſcheinet, als er — hoffte — als ich — zu ſeyn glaubte — wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrukken — und mich dünkt deutlich genug.

*

am 12. Oktober.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt. Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln, die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebürge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Hölen, und die Wehklagen des zu Tode gejammerten Mädgens, um die vier moosbedekten, grasbewachsnen Steine des edelgefallnen ihres Geliebten. Wenn ich ihn denn finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fustapfen ſeiner Väter ſucht und ach! ihre Grabſteine findet. Und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblikt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Stral den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrükkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich ſo den tiefen Kummer auf ſeiner Stirne leſe, ſo den lezten verlaſsnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zu wanken ſehe, wie er immer neue ſchmerzlich glühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde dem hohen wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit und fragen: wo iſt der Sänger, Fingals treflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwerd ziehen und meinen Fürſten von der zükkenden Quaal des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachſenden.

*

am 19. Oktober.

Ach dieſe Lükke! Dieſe entſezliche Lükke, die ich hier in meinem Buſen fühle! ich denke oft! — Wenn du ſie nur einmal, nur einmal an dieſes Herz drükken könnteſt. All dieſe Lükke würde ausgefüllt ſeyn.

*

am 26. Oktober.

Ja es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfs ſo wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundinn zu Lotten, und ich gieng herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden, ſie erzählten einander inſofern unbedeutende Sachen. Stadtneuigkeiten: wie dieſe heurathet, wie jene krank, ſehr krank iſt. Sie hat einen troknen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſichte heraus, und kriegt Ohnmachten, ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagt die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt ſchon geſchwollen, ſagte die andre. Und meine lebhafte Einbildungskraft

verſezte

verſezte mich an's Bette dieſer Armen, ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rükken wandten, wie ſie — Wilhelm, und meine Weibgens redeten davon, wie man eben davon redt — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſeh das Zimmer an, und ringsum mich Lottens Kleider, hier ihre Ohrringe auf dem Tiſchgen, und Alberts Scripturen und dieſe Meubles, denen ich nun ſo befreundet bin, ſo gar dieſem Dinteſaß; und denke: Sieh, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! Du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint's, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte, und doch — wenn du nun giengſt? wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt, würden ſie? wie lange würden ſie die Lükke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schikſal reißt? wie lang? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruk ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das — ſo bald!

am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreiſſen und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe und Freude und Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andre nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werd ich den andern nicht beglükken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

am 30. Oktober.

Wann ich nicht ſchon hundertmal auf dem Punkte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen. Weis der groſſe Gott, wie einem das thut, ſo viel Liebenswürdigkeit vor ſich herumkreuzen zu ſehn und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit. Greifen die Kinder nicht nach allem was ihnen in Sinn fällt? Und ich?

am 3. November.

Weis Gott, ich lege mich ſo oft zu Bette mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hofnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens ſchlag ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben: ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Weh mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt, wie es ehemals die Quelle aller Seligkeiten war. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen. Und das Herz iſt jezo todt, aus ihm flieſſen keine Entzükkungen mehr, meine Augen ſind trokken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquikkenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirne zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verlohren was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf. Sie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht wie ein lakirt Bildgen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein ver-

ſiegter

ſiegter Brunn, wie ein verlechter Eimer! Ich habe mich ſo oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Akkersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber, ach ich fühls! Gott giebt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm.

◆

am 8. Nov.

Sie hat mir meine Exzeſſe vorgeworfen! Ach mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exzeſſe, daß ich mich manchmal von einem Glas Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie's nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagt' ich, brauchen Sie mir das zu heiſſen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heut ſaß ich an dem Flekke, wo ſie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redte was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! Sie kann mit mir machen was ſie will.

am 15. Nov.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeynenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden, ich habe bey all meiner Müdſeligkeit noch Kraft genug durchzuſezzen. Ich ehre die Religion, das weiſt Du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquikkung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn Du die groſe Welt anſiehſt; ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie's nicht war, Tauſende, denen ſie's nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mirs denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes: daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat. Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin! Wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt! Ich bitte Dich, lege das nicht falſch aus, ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten, es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege. Sonſt wollt ich lieber, ich hätte geſchwiegen, wie ich denn über all das, wovon jedermann ſo wenig weis als ich, nicht gern ein Wort verliehre. Was iſt's anders als Menſchenſchikſal, ſein Maas auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken. — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groſ

thun

thun und mich ſtellen, als ſchmekte er mir ſüſſe. Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchroklichen Augenblikke, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Bliz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt ich mich des Ausdruks ſchämen, ſollte mir's vor dem Augenblikke bange ſeyn, da ihm der nicht entgieng, der die Himmel zuſammenrollt wie ein Tuch.

*

am 21. Nov.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Giſt bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird. Und ich mit voller Wolluſt ſchlurfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blik, mit dem ſie mich oft — oft? — nein nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkührlichen Ausdruk meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet.

Geſtern als ich weggieng, reichte ſie mir die Hand und ſagte: Adieu, lieber Werther! Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hies, und mir giengs durch Mark und Bein. Ich hab mir's hundertmal wiederholt und geſtern Nacht, da ich ins Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerley ſchwazte, ſag ich ſo auf einmal: gute Nacht, lieber Werther! Und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

*

am 24. Nov.

Sie fühlt, was ich dulde. Heut iſt mir ihr Blik tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein. Ich ſagte nichts und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des treflichen Geiſtes, das war all vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicher Blik wurkte auf mich, voll Ausdruk des innigſten Antheils des ſüßten Mitleidens. Warum durft' ich mich nicht ihr zu Füſſen werfen! warum durft ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten! — Sie nahm ihre Zuflucht zum Klaviere und hauchte mit ſüſſer leiſer Stimme harmoniſche Laute zum ihrem Spiele. Nie hab ich ihre Lippen ſo reizend geſehn, es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüſſe Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtru-

Inſtrumente hervorquollen, und nur der heimliche Widerſchall aus dem ſüſſen Munde zurückklänge — Ja wenn ich dir das ſo ſagen könnte! Ich widerſtund nicht länger, neigte mich und ſchwur: Nie will ich's wagen einen Kuß euch einzudrükken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben — Und doch — ich will — Ha ſiehſt du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, die Sünde abzubüſſen — Sünde?

•

am 30. Nov.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen, wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heut! O Schikſal! O Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war ſo öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von ferne ſeh ich einen Menſchen in einem grünen ſchlechten Rokke, der zwiſchen den Felſen herumkrabelte und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſah ich eine gar intereſſante Phyſiognomie, darinn eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt

nichts

nichts als einen graden guten Sinn ausdrükte, ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen geſtekt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rükken herunter hieng. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubt' ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen— und finde keine. — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagt' ich lächelnd. — Es giebt ſo viel Blumen, ſagt er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger je lieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, ſie wachſen wie's Unkraut, ich ſuche ſchon zwey Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchön Blumgen. Keines kann ich finden. Ich merkte was unheimliches: und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zukkendes Lächlen verzog ſein Geſicht. Wenn er mich nicht verrathen will, ſagt er, indem er den Finger auf den Mund drükte, ich habe meinem Schazze einen Straus verſprochen. Das iſt brav, ſagt ich. O ſagt' er; ſie hat viel andre Sachen, ſie iſt reich. Und doch hat ſie ſeinen Straus lieb, verſezt ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten! verſezte er, ich wär ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir's ſo wohl war. Jezt iſt's aus mit mir, ich bin nun — Ein naſſer Blik zum Himmel drükte, alles aus. Er war alſo glüklich? fragt' ich. Ach ich wollt, ich wäre wieder ſo! ſagt' er, da war mir's ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht wie ein Fiſch im Waſſer! Heinrich! rufte eine alte Frau, die den Weg herkam. Heinrich, wo ſtikſt du. Wir haben dich überall geſucht. Komm zum Eſſen. Iſt das euer Sohn? fragt ich zu ihr tretend. Wohl! mein armer Sohn, verſezte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreuz aufgelegt. Wie lang iſt er ſo? fragt ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halb Jahr. Gott ſey Dank, daß es nur ſo weit iſt. Vorher war er ein ganz Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jezt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kayſern zu thun. Es war ein ſo guter ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hizig Fieber, daraus in Raſerey, und nun iſt er wie ſie ihn ſehen. Wenn ich ihm erzählen ſollt, Herr — Ich unterbrach ihren Strom von Erzählungen mit der Frage: was denn das für

für eine Zeit wäre, von der er ſo rühmte, daß er ſo glüklich, ſo wohl darinn geweſen wäre. Der thörige Menſch, rief ſie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer! Das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte — Das fiel mir auf wie ein Donnerſchlag, ich drükte ihr ein Stük Geld in die Hand und verließ ſie eilend.

Da du glüklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend. Da dir's wohl war wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schikſaal der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glüklich ſind, als eh ſie zu ihrem Verſtand kommen! und wenn ſie ihn wieder verliehren! Elender und auch wie beneid ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflükken — im Winter — und traureſt, da du keine findeſt, und begreiffſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung ohne Zwek heraus, und kehr wieder heim wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf, das den Mangel ſeiner Glükſeligkeit einer irrdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. — Du fühlſt nicht! Du fühlſt nicht! daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrüt-

zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſt, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird, der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, ſeine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut! Jeder Fustritt, der ſeine Solen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Lindrungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagreiſe legt ſich das Herz um viel Bedrängniß leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen — Ihr Wortkrämer auf euren Polſtern — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Thränen — Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bisgen Armuth, das bisgen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Allliebender, denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtoks, was iſt's, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgiebt, Heil und Lindrungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen — Vater, den ich nicht kenne! Vater, der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! Rufe mich zu dir! Schweige nicht langet? Dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rükkehrender Sohn um den Hals fiele und rief: Ich bin wieder da, mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley, auf Müh und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genieſſen — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

*

am 1. Dez.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glükliche Unglükliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine unglükliche Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdekte, und aus dem Dienſt geſchikt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, Kerl, bey dieſen trokenen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du's vielleicht lieſeſt.

*

am 4. Dez.

Ich bitte dich — ſiehſt du, mit mir iſt's aus — Ich trag das all nicht länger. Heut ſaß ich bey ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, manchfaltige ſaftige Melodien und all den Ausdruk! all! -- all! -- Was willſt du — Ihr Schweſtergen puzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — Meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüſſe Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl und eine Erinnerung all des Vergangenen, all der Zeiten, da ich das Lied gehört, all der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich gieng in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtikte unter all dem. Um Gottes Willen, ſagt ich mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes Willen hören ſie auf. Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie, mit einem Lächeln, das mir durch die Seele gieng, Werther, ſie ſind ſehr krank, ihre Lieblingsgerichte widerſtehen ihnen. Gehen ſie! Ich bitte ſie, beruhigen ſie ſich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

am 6. Dez.

Wie mich die Geſtalt verfolgt. Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele. Hier, wenn ich die Augen ſchlieſſe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehen ihre ſchwarzen Augen. Hier! Ich kann dir's nicht ausdrücken. Mach ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da, wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinnen meiner Stirne.

Was iſt der Menſch? der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht da eben die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da wieder zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn zurük gebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verliehren ſehnte.

am 8. Dez.

Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglüklichen müſſen geweſen ſeyn, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher getrieben. Manchmal ergreift mich's, es iſt nicht Angſt, nicht Begier! es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreiſſen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! Wehe! Und dann ſchweif ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Nacht mußt ich hinaus. Ich hatte noch Abends gehört, der Fluß ſey übergetreten und die Bäche all, und von Wahlheim herunter all mein liebes Thal überſchwemmt. Nachts nach Eilf

rannt

rannt ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel. Vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehn, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine ſtürmende See im Sauſen des Windes. Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederſchein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach! Mit offenen Armen ſtand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab, und verlohr mich in der Wonne, all meine Quaalen all mein Leiden da hinab zu ſtürmen, dahin zu brauſen wie die Wellen. Oh! Und den Fuß vom Boden zu heben! Vermochteſt du nicht und alle Quaalen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen — ich fühl's! O Wilhelm, wie gern hätt ich all mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreiſſen, die Fluthen zu faſſen. Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil! —

Und wie ich wehmüthig hinab ſah auf ein Plätzgen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem, heiſſen Spaziergange, das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dacht ich, und all die Gegend um ihr Jagdhaus, wie iezt vom reiſſenden Strome verſtört unſere Laube, dacht ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blikte herein — wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben — Ich hätte — Nun ſiz ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz an Zäunen ſtoppelt, und ihr Brodt an den Thüren, um ihr hinſterbendes freudloſes Daſeyn noch einen Augenblik zu verlängern und zu erleichtern.

am 17. Dez.

Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrekke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Hab ich iemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt — ich will nicht betheuren — und nun — Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Würkungen fremden Mächten zuſchrieben. Dieſe Nacht! Ich zittere es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrükt und dekte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen. Mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihren. Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch iezt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühende Freuden mit voller Innigkeit zurük zu rufen, Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt's aus! Meine Sinnen verwirren ſich. Schon acht Tage hab ich keine Beſinnungskraft, meine Augen ſind voll Thränen. Ich bin nirgends wohl, und überall wohl. Ich wünſche nichts, verlange nichts. Mir wärs beſſer ich gienge.

Der Herausgeber

an den Leſer.

Die ausführliche Geſchichte der lezten merkwürdigen Tage unſers Freundes zu liefern, ſeh ich mich genöthiget, ſeine Briefe durch Erzählung zu unterbrechen, wozu ich den Stof aus dem Munde Lottens, Albertens, ſeines Bedienten, und andrer Zeugen geſammlet habe.

Werthers Leidenſchaft hatte den Frieden zwiſchen Albert und ſeiner Frau allmählig untergraben, dieſer liebte ſie mit der ruhigen Treue eines rechtſchaffenen Mannes, und der freundliche Umgang mit ihr ſubordinirte ſich nach und nach ſeinen Geſchäften. Zwar wollte er ſich nicht den Unterſchied geſtehen, der die gegenwärtige Zeit den Bräutigams-Tagen ſo ungleich machte; doch fühlte er innerlich einen gewiſſen Widerwillen gegen Werthers Aufmerkſamkeiten für Lotten, die ihm zugleich ein Eingriff in ſeine Rechte und ein ſtiller Vorwurf zu ſeyn ſcheinen mußten. Dadurch ward der üble Humor vermehrt, den ihm ſeine überhäuften, gehinderten, ſchlecht belohnten Geſchäfte manchmal gaben, und da denn Werthers Lage auch ihn zum traurigen Geſellſchafter machte, indem die Beängſtigung ſeines Herzens die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn aufgezehrt hatte; ſo konnte es nicht fehlen, daß Lotte zuleżt ſelbſt mit angeſteckt wurde, und in eine Art von Schwermuth verfiel, in der Albert eine wachſende Leidenſchaft für ihren Liebhaber, und Werther einen tiefen Verdruß über das veränderte Betragen ihres Mannes zu entdekken glaubte. Das Mistrauen, womit die beyden Freunde einander anſahen, machte ihnen ihre wechſelſeitige Gegenwart höchſt beſchwerlich. Albert mied das Zimmer ſeiner Frau, wenn Werther bey ihr war, und dieſer, der es merkte, ergriff nach einigen fruchtloſen Verſuchen, ganz von ihr zu laſſen, die Gelegenheit, ſie in ſolchen Stunden zu ſehen, da ihr Mann von ſeinen Geſchäften gehalten wurde. Daraus entſtund neue Unzufriedenheit, die Gemüther verhezten ſich immer mehr gegen einander, bis zulezt Albert ſeiner Frau mit ziemlich troknen Worten ſagte: ſie möchte, wenigſtens um der Leute willen, dem Umgange mit Werthern eine andere Wendung geben, und ſeine allzuoftern Beſuche abſchneiden.

Ohngefähr um dieſe Zeit hatte ſich der Entſchluß, dieſe Welt zu verlaſſen, in der Seele des armen Jungen näher beſtimmt. Es war von jeher ſeine Lieblingsidee geweſen, mit der er ſich, beſonders ſeit der Rükkehr zu Lotten, immer getragen.

Doch ſollte es keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wollte mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſten ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blikken aus einem Zettelgen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelmen iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

*

Ihre Gegenwart, ihr Schikſal, ihr Theilnehmen an dem meinigen, preßt noch die lezten Thränen aus meinem verſengten Gehirn.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das iſt's all! Und warum das Zaudern und Zagen? — Weil man nicht weis, wie's dahinten ausſieht? — und man nicht zurükkehrt? — Und daß das nun die Eigenſchaft unſers Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts Beſtimmtes wiſſen.

Den Verdruß, den er bey der Geſandtſchaft gehabt, konnte er nicht vergeſſen. Er erwähnte deſſen ſelten, doch wenn es auch auf die entfernteſte Weiſe geſchah, ſo konnte man fühlen, daß er ſeine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und daß ihm dieſer Vorfall eine Abneigung gegen alle Geſchäfte und politiſche Wirkſamkeit gegeben hatte. Daher überließ er ſich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus ſeinen Briefen kennen, und einer endloſen Leidenſchaft, worüber noch endlich alles, was thätige Kraft an ihm war, verlöſchen mußte. Das ewige einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, das ſtürmende Abarbeiten ſeiner Kräfte, ohne Zwek und Ausſicht, drängten ihn endlich zu der ſchröklichen That.

*

am 20. Dec.

Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja Du haſt recht: Mir wäre beſſer, ich gienge. Der Vorſchlag, den Du zu einer Rükkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz, wenigſtens möcht ich noch gern einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir's ſehr lieb, daß Du kommen willſt mich abzuholen, verzieh nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weitern. Es iſt nöthig, daß nichts gepflükt werde, eh es reif iſt. Und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt Du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen all des Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schikſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Leb wohl, mein Theureſter. Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!

An eben dem Tage, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oefnung der Thüre und die Erſcheinung eines aufgepuzten Baums mit Wachslichtern, Zukkerwerk und Aepfeln, in paradiſiſche Entzükkung ſezte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſcheert kriegen, wenn Sie recht geſchikt ſind, ein Wachsſtökgen und noch was. Und was heißen Sie geſchikt ſeyn? rief er aus, wie ſoll ich ſeyn, wie kann ich ſeyn, beſte Lotte? Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das ſeinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtuzte! — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben! — Er wendete ſeine Augen von ihr, gieng in der Stube auf und ab, und murmelte das: es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchröklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſezt hatten, ſuchte durch allerley Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens: Nein, Lotte, rief er aus: ich werde Sie nicht wieder ſehn! — Warum das? verſezte ſie, Werther, Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäſſigen Sie ſich. O! warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich haftenden Leidenſchaft für alles, das Sie einmal anfaſſen, gebohren werden. Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bey der Hand nahm, mäſſigen Sie ſich, Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergözzungen dar! Seyn Sie ein Mann, wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpfe, das nichts thun kann, als Sie bedauren. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand: Nur einen Augenblik ruhigen Sinn, Werther, ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie ſich betrügen, ſich mit Willen zu Grunde richten? Warum denn mich! Werther! Juſt mich! das Eigenthum eines andern. Juſt das! Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſizzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reizend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren unwilligen Blikke anſah. Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch! — Es kann ſie ieder machen, verſezte ſie drauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädgen ſeyn, das die Wünſche

Ihres

Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über ſich, ſuchen Sie darnach! und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden. Denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie's über ſich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand all Ihrer Liebe, und kehren Sie zurük, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

Das konnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drukken laßen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte, laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh. es wird alles werden. — Nur das, Werther! daß Sie nicht eher kommen als Weyhnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen guten Abend, und gieng verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fieng einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach einigen Auftragen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr ſpizze Reden gab, die Werthern durch's Herz giengen. Er wollte gehn, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da ſich denn der Unmuth und Unwillen an einander immer vermehrte, bis der Tiſch gedekt wurde und er Huth und Stok nahm, da ihm denn

Albert

Albert ein unbedeutend Kompliment, ob er nicht mit ihnen vorlieb nehmen wollte? mit auf den Weg gab.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und gieng allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, gieng heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen ſollte? das er denn zuließ und dem Diener verbot, des andern Morgens nicht in's Zimmer zu kommen, bis er ihm rufte.

Montags früh, den ein und zwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibetiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich Abſazweiſe hier einrükken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

*

Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreib ich Dir ohne romantiſche Ueberſpannung gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum lezten mal ſehen werde. Wenn

Du dieſes lieſeſt, meine Beſte, dekt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglüklichen, der für die lezten Augenblikke ſeines Lebens keine gröſſere Süßigkeit weis, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchrökliche Nacht gehabt, und ach eine wohlthätige Nacht, ſie iſt's, die meinen wankenden Entſchluß befeſtiget, beſtimmt hat: ich will ſterben. Wie ich mich geſtern von Dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich all all das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungloſes, freudloſes Daſeyn neben Dir, in gräßlicher Kälte mich anpakte; ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich auſſer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das lezte Labſal der bitterſten Thränen, und tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zulezt ſtand er da, feſt ganz der lezte einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in all der Ruh des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfere für Dich, ja Lotte, warum ſollt ich's verſchweigen: eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn. O meine Beſte, in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! Dich! — mich!

mich! — So ſey's denn! — Wenn Du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blikke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Schein der ſinkenden Sonne hin und her wiegt. — Ich war ruhig, da ich anfieng, und nun wein ich wie ein Kind, da mir all das ſo lebhaft um mich wird. —

Gegen zehn Uhr rufte Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpakken zurechte machen, auch gab er ihm Befehl, überall Konto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er gieng tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zulezt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihn hinauf, erzählten

zählten ihm: daß, wenn Morgen und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, daß ſie die Chriſtgeſchenke bey Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen, und noch ein Tag! Und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der kleine noch was in's Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, daß die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo gros! und einen für den Papa, für Albert und Lotte einen, und auch einen für Herrn Werther. Die wollten ſie des Neujahrstags früh überreichen.

Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem was, ſezte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünfe kam er nach Hauſe, befahl der Magd, nach dem Feuer zu ſehen! und es bis in die Nacht zu unterhalten. Dem Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer pakken, und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſaz ſeines lezten Briefes an Lotten.

*

Du erwarteſt mich nicht. Du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weyhnachtsabend Dich wieder ſehn. O Lotte! Heut, oder nie mehr. Weyhnachtsabend hälſt Du dieſes Papier in Deiner Hand, zitterſt und benezt es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt mir's, daß ich entſchloſſen bin.

Um halb ſieben gieng er nach Albertens Hauſe und fand Lotten allein, die über ſeinen Beſuch ſehr erſchrokken war. Sie hatte ihrem Manne im Diſkurs geſagt, daß Werther vor Weyhnachtsabend nicht wiederkommen würde. Er lies bald darauf ſein Pferd ſatteln, nahm von ihr Abſchied und ſagte, er wolle zu einem Beamten in der Nachbarſchaft reiten, mit dem er Geſchäfte abzuthun habe, und ſo machte er ſich truz der übeln Witterung fort. Lotte, die wohl wußte, daß er dieſes Geſchäft ſchon lange verſchoben hatte, daß es ihn eine Nacht von Hauſe halten würde, verſtund die Pantomime nur allzu wohl und ward herzlich betrübt darüber. Sie ſaß in ihrer Einſamkeit, ihr Herz ward weich, ſie ſah das Vergangene, fühlte all ihren Werth, und ihre Liebe zu ihrem Manne, der nun ſtatt des verſprochenen Glüks anfieng das Elend ihres Lebens zu machen. Ihre Gedanken fielen auf Werthern. Sie ſchalt ihn, und konnte ihn nicht haſſen. Ein geheimer Zug hatte ihr ihn vom Anfange ihrer Bekanntſchaft theuer gemacht, und nun, nach ſo viel Zeit, nach ſo manchen durchlebten Situationen, mußte ſein Eindruk unauslöſchlich in ihrem Herzen ſeyn. Ihr

gepreß-

gepreßtes Herz machte ſich endlich in Thränen Luft und gieng in eine ſtille Melancholie über, in der ſie ſich je länger je tiefer verlohr. Aber wie ſchlug ihr Herz, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen und auſſen nach ihr fragen hörte. Es war zu ſpät, ſich verläugnen zu laſſen, und ſie konnte ſich nur halb von ihrer Verwirrung ermannen, als er ins Zimmer trat. Sie haben nicht Wort gehalten! rief ſie ihm entgegen. Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort. So hätten Sie mir wenigſtens meine Bitte gewähren ſollen, ſagte ſie, es war Bitte um unſerer beyder Ruhe willen. Indem ſie das ſprach, hatte ſie bey ſich überlegt: einige ihrer Freundinnen zu ſich rufen zu laſſen. Sie ſollten Zeugen ihrer Unterredung mit Werthern ſeyn, und Abends, weil er ſie nach Hauſe führen mußte, ward ſie ihn zur rechten Zeit los. Er hatte ihr einige Bücher zurük gebracht, ſie fragte nach einigen andern, und ſuchte das Geſpräch in Erwartung ihrer Freundinnen, allgemein zu erhalten, als das Mädgen zurük kam und ihr hinterbrachte, wie ſie ſich beyde entſchuldigen ließen, die eine habe unangenehmen Verwandtenbeſuch, und die andere möchte ſich nicht anziehen, und in dem ſchmuzigen Wetter nicht gerne ausgehen.

Darüber ward ſie einige Minuten nachdenkend, bis das Gefühl ihrer Unſchuld ſich mit einigem Stolze empörte. Sie bot Abertens Grillen Truz,

und

und die Reinheit ihres Herzens gab ihr eine Feſtigkeit, daß ſie nicht, wie ſie anfangs vorhatte, ihr Mädgen in die Stube rief, ſondern, nachdem ſie einige Menuets auf dem Klavier geſpielt hatte, um ſich zu erholen, und die Verwirrung ihres Herzens zu ſtillen, ſich gelaſſen zu Werthern auf's Kanapee ſezte. Haben ſie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drinne in meiner Schublade, fieng ſie an, liegt ihre Ueberſezzung einiger Geſänge Oſſians, ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören, aber zeither ſind Sie zu nichts mehr tauglich. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hand nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hinein ſah, er ſezte ſich nieder und las:

Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten. Hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke. Wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blikſt du auf die Haide? Die ſtürmende Winde haben ſich gelegt. Von ferne kommt des Giesbachs Murmeln. Rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne. Das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmet über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt, freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl ruhiger

ger Strahl. Erſcheine du herrliches Licht von Oſſians Seele.

Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedene Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind. — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden. Und ſieh die Barden des Geſangs! grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin lieblicher Sänger! Und du ſanft klagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr meine Freunde ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma! da wir buhlten um die Ehre des Geſangs, wie Frühlingslufte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwach liſpelnde Gras.

Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blik und thränenvollem Auge. Ihr Haar floß ſchwer im unſteten Winde, der von dem Hügel herſties. — Düſter wards in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weiſſen Colma. Colma verlaſſen auf dem Hügel, mit all der harmoniſchen Stimme. Salgar verſprach zu kommen; aber rings um zog ſich die Nacht. Höret Colmas Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

Es iſt Nacht; — ich bin allein, verlohren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebürg, der Strohm heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchüzt mich vor dem Regen, verlaſſen auf dem ſtürmiſchen Hügel.

Tritt, o Mond, aus deinen Wolken; erſcheinet Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Strohms. Der Strohm und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum und hier der rauſchende Strohm. Mit der Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn. Ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar.

Schweig eine Weile o Wind, ſtill eine kleine Weile o Strohm, daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wandrer mich höre. Salgar! Ich bin's die ruft. Hier iſt der Baum

und

und der Fels. Salgar, mein Lieber, hier bin ich. Warum zauderſt du zu kommen?

Sieh, der Mond erſcheint. Die Fluth glänzt im Thale. Die Felſen ſtehn grau den Hügel hinauf. Aber ich ſeh ihn nicht auf der Höhe. Seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſizzen allein.

Aber wer ſind die dort unten liegen auf der Haide — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele — Ach ſie ſind todt! — Ihre Schwerdte roth vom Gefecht. O mein Bruder, mein Bruder, warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar, warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? — Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden; er war ſchrotlich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten. Aber ach ſie ſind ſtumm. Stumm vor ewig. Kalt wie die Erde iſt ihr Buſen.

O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet Geiſter der Todten! Redet! mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebürges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehm ich im Wind, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

Ich ſizze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt ich zurük bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strohme des klingenden Felſen — Wenns Nacht wird auf dem Hügel, und der Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauren den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie, denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb.

Das war dein Geſang, o Minona, Tormans ſanfte erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter — Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma — Einſt kehrt Ullin von der Jagd zurük, eh noch die Helden fielen, er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel, ihr Lied war ſanft, aber traurig, ſie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele; ſein Schwerdt wie das Schwerdt Oskars — Aber er fiel und ſein Vater jammerte und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen. — Minonas Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurük vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen vorausſieht und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. So röthlich flieſt der Strohm des Bergs im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strohm, doch ſüſſer die Stimme, die ich höre. Es iſt Alpin's Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin, treflicher Sänger, warum allein auf dem ſchweigenden Hügel, warum jammerſt du wie ein Windſtos im Wald, wie eine Welle am fernen Geſtade.

Alpin.

Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabs. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide. Aber du wirſt fallen wie Morar, und wird der traurende ſitzen auf deinem Grabe. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

Du warſt ſchnell o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel, dein Grimm war ein Sturm. Dein Schwerd in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide. Deine Stimme glich dem Waldſtrohme nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimms verzehrte ſie. Aber wenn du kehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! Dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht. Ruhig deine Bruſt wie der See, wenn ſich das Brauſen des Windes gelegt hat.

Eng iſt nun deine Wohnung, finſter deine Stäte. Mit drey Schritten meß ich dein Grab, o du, der du ehe ſo gros warſt! Vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einzig Gedächtniß. Ein entblätterter Baum, lang Gras, das wiſpelt im Winde, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädgen mit Thränen der Liebe. Todt iſt, die dich gebahr. Gefallen die Tochter von Morglan.

Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt's, deſſen Haupt weis iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen! — Es iſt dein Vater, o Morar! Der Vater keines Sohns auſſer dir! Er hörte von deinem Rufe in der Schlacht; er hörte

hörte von zerſtobenen Feinden. Er hörte Morars Ruhm! Ach nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! Weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Küſſen von Staub. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

Lebe wohl, edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehn, nimmer der düſtre Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Nahmen erhalten. Künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören ſollen ſie von dem gefallenen Morar.

Laut ward die Trauer der Helden, am lautſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnert's an den Tod ſeines Sohns, der fiel in den Tagen ſeiner Jugend. Carmor ſaß nah bey dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er, was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergözzen. Sind wie ſanfter Nebel der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß, aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft und der Nebel iſt gangen. Warum

biſt

biſt du ſo iammervoll, Armin, Herr des ſeeumfloſſenen Gorma?

* Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſach meines Weh. — Carmor, du verlohrſt keinen Sohn; verlohrſt keine bluhende Tochter! Colgar der Tapfere lebt; und Amira, die ſchönſte der Madgen. Die Zweige deines Hauſes bluhen, o Carmor, aber Armin iſt der lezte ſeines Stamms. Finſter iſt dein Bett, o Daura! Dumpf iſt dein Schlaf in dem Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſt, auf! Stürmt über die finſtre Haide! Waldſtröhme brauſt! Heult Stürme in dem Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnere mich der ſchröklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, Arindal der mächtige fiel, Daura, die liebe, vergieng.

Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß wie der gefallene Schnee, ſüß wie die athmende Luft. Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blik wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme, Armar berühmt im Krieg, kam und warb um Dauras Liebe, ſie widerſtund nicht lange, ſchön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

Erath,

Erath, der Sohn Odgals, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet, ſchön war ſein Nachen auf der Welle; weiß ſeine Lokken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädgen, ſagt er, liebliche Tochter von Armin. Dort am Fels nicht fern in der See, wo die rothe Frucht vom Baume herblinkt, dort wartet Armar auf Daura. Ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

Sie folgt ihm, und rief nach Armar. Nichts antwortete als die Stimme des Felſens. Armar mein Lieber, mein Lieber, warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths, höre. Daura iſt's, die dich ruft!

Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhub ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder. Arindal! Armin! Iſt keiner, ſeine Daura zu retten?

Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab rauh in der Beute der Jagd. Seine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite. Seinen Bogen trug er in der Hand. Fünf ſchwarzgraue Dokken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßt und band ihn an die Eiche. Feſt umflocht er ſeine Hüften, er füllt mit Aechzen die Winde.

Arindal beritt die Welle in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimm, drukt ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath des Verräthers kamſt du um, das Boot erreicht den Felſen, er ſank dran nieder und ſtarb. Welch war dein Jammer, o Daura, da zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut.

Die Wellen zerſchmettern das Boot. Armar ſtürzt ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmt ein Stos vom Hügel in die Wellen, er ſank und hub ſich nicht wieder.

Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hört ich die Klage meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen; doch konnt ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtund ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Monds, die ganze Nacht hört ich ihr Schreyen. Laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Bergs. Ihre Stimme ward ſchwach, eh der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! dahin iſt meine Stärke im Krieg, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſiz ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchröklichen Felſen. Oft

Oft im ſinkenden Mond ſeh ich die Geiſter meiner Kinder, halb dämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.

Ein Strohm von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang, er warf das Papier hin, und faßte ihre Hand und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch, die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eigenes Elend in dem Schickſal der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſie. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme, ein Schauer überfiel ſie, ſie wollte ſich entfernen und es lag all der Schmerz, der Antheil, betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete, ſich zu erholen, und bat ihn ſchluchſend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels, Werther zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hub das Blatt auf und las halb gebrochen:

Warum weckſt du mich Frühlingsluft? du buhlſt und ſprichſt: ich bethaue mit Tropfen des Himmels. Aber die Zeit meines Welkens iſt nah, nah der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wandrer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, rings wird ſein Aug im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglüklichen, er warf ſich vor Lotten nieder in der vollen Verzweiflung, faßte ihre Hände, drukte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchröklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drukte ſeine Hände, drukte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt vergieng ihnen, er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und dekte ihre zitternde ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtikter Stimme ſich abwendend, Werther! und drukte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen! Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühls; er widerſtund nicht, lies ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Lieb und Zorn ſagte ſie: Das iſt das leztemal! Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blik der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer, und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtrekte ihr die Arme nach, getrauete ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt

ſelbſt rief. Es war das Mädgen, das den Tiſch decken wollte. Er gieng im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, gieng er zur Thüre des Kabinets, und rief mit leiſer Stimme, Lotte! Lotte! nur noch ein Wort, ein Lebe wohl! — Sie ſchwieg, er harrte — und bat — und harrte, dann riß er ſich weg und rief, Leb wohl, Lotte! auf ewig leb wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus, es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Huth fehlte. Er getraute ſich nichts zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Huth auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern feuchten Nacht ohne zu ſtürzen erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

*

Zum leztenmale denn, zum leztenmale ſchlag ich dieſe Augen auf, ſie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber neblichter Tag hält ſie bedekt. So traure denn, Natur, dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte, das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt's dem dämmernden Traume am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der lezte Morgen. Der lezte! Lotte, ich habe keinen Sinn vor das Wort, der lezte! Steh ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und Morgen lieg ich ausgeſtrekt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heiſt das? Sieh wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich hab manchen ſterben ſehen, aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jezt noch mein, dein! dein! o Geliebte, und einen Augenblik — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig. — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen, wie kannſt du vergehen, wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall ohne Gefühl für mein Herz. — — Todt, Lotte! Eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng, ſo finſter! — Ich hatte eine Freundinn, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend, ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe. Wie ſie den Sarg hinunter ließen und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dum-

pfer

pfer und immer dumpfer und endlich bedekt war! — Ich ſtürzte neben das Grab hin — — Ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein innerſtes, aber ich wuſte nicht wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird — Sterben! Grab! Ich verſtehe die Worte nicht!

O vergieb mir! vergieb mir! Geſtern! Es hätte der lezte Augenblik meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein innig innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich. Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrohmte, neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergieb mir, vergieb mir.

Ach ich wuſte, daß du mich liebteſt, wuſte es an den erſten ſeelenvollen Blikken, an dem erſten Händedruk, und doch wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagt ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen die du mir ſchikteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt, o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrükke giengen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer

Himmelsfülle im heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle. Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund am ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! du biſt mein! ja Lotte auf ewig!

Und was iſt das? daß Albert dein Mann iſt! Mann? — das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reiſſen möchte? Sünde? Gut! und ich ſtrafe mich davor: Ich hab ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmekt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt, du biſt von dem Augenblikke mein! Mein, o Lotte. Ich gehe voran! Geh zu meinem Vater, zu Deinem Vater, dem will ich's klagen und er wird mich tröſten bis Du kommſt, und ich fliege Dir entgegen und faſſe Dich und bleibe bey Dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht, nah am Grabe wird mir's heller. Wir werden ſeyn, wir werden uns wieder ſehn! Deine Mutter ſehn! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor

ihr

ihr all mein Herz ausſchütten. Deine Mutter. Dein Ebenbild.

Gegen Eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurük gekommen ſey. Der Bediente ſagte: ja er habe deſſen Pferd dahin führen ſehn. Drauf giebt ihm der Herr ein offenes Zettelchen, des Inhalts:

*

Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl.

Die liebe Frau hatte die lezte Nacht wenig geſchlafen, ihr Blut war in einer fieberhaften Empörung, und tauſenderley Empfindungen zerrütteten ihr Herz. Wider ihren Willen fühlte ſie tief in ihrer Bruſt das Feuer von Werthers Umarmungen, und zugleich ſtellten ſich ihr die Tage ihrer unbefangenen Unſchuld, des ſorgloſen Zutrauens auf ſich ſelbſt in doppelter Schöne dar, es ängſtigten ſie ſchon zum voraus die Blikke ihres Mannes, und ſeine halb verdrüßlich halb ſpöttiſche Fragen, wenn er Werthers Beſuch erfahren würde; ſie hatte ſich nie verſtellt, ſie hatte nie gelogen, und nun ſah ſie ſich zum erſtenmal in der unvermeidlichen Nothwendigkeit; der Widerwillen, die Verlegenheit, die ſie dabey empfand, machte die Schuld in ihren Augen gröſſer, und doch konnte ſie den Urheber davon weder haſſen, noch ſich verſprechen, ihn nie wieder zu ſehn. Sie weinte bis gegen Morgen, da ſie in einen matten Schlaf verſank, aus dem ſie ſich kaum aufgeraft und angekleidet hatte, als ihr Mann zurükkam, deſſen Gegenwart ihr zum erſtenmal ganz unerträglich war; denn indem ſie zitterte, er würde das verweinte überwachte ihrer Augen und ihrer Geſtalt entdecken, ward ſie noch verwirrter, bewillkommte ihn mit einer heftigen Umarmung, die mehr Beſtürzung und Reue, als eine aufwallende Freude ausdrukte, und eben dadurch machte ſie die Aufmerkſamkeit Albertens rege, der, nachdem er einige Briefe und Pakets erbrochen, ſie ganz trokken fragte: ob ſonſt nichts vorgefallen, ob niemand da geweſen wäre? Sie antwortete ihm ſtokkend, Werther ſeye geſtern eine Stunde gekommen. — Er nimmt ſeine Zeit gut, verſezt er, und ging nach ſeinem Zimmer. Lotte war eine Viertelſtunde allein geblieben. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruk in ihr Herz gemacht. Sie erinnerte ſich all ſeiner Güte, ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe, und ſchalt ſich, daß ſie es ihm ſo übel gelohnt habe. Ein unbekannter Zug reizte ſie, ihm zu folgen, ſie nahm ihre

ihre Arbeit, wie ſie mehr gethan hatte, ging nach ſeinem Zimmer und fragte, ob er was bedürfte? er antwortete: nein! ſtellte ſich an Pult zu ſchreiben, und ſie ſezte ſich nieder zu ſtrikken. Eine Stunde waren ſie auf dieſe Weiſe neben einander, und als Albert etlichemal in der Stube auf und ab gieng, und Lotte ihn anredete, er aber wenig oder nichts drauf gab und ſich wieder an Pult ſtellte: ſo verfiel ſie in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlukken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben verſezte ſie in die gröſte Verlegenheit, er überreichte Alberten das Zettelgen, der ſich ganz kalt nach ſeiner Frau wendete, und ſagte: gieb ihm die Piſtolen. — Ich laß ihm glükliche Reiſe wünſchen, ſagt er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag. Sie ſchwankte aufzuſtehn. Sie wußte nicht wie ihr geſchah. Langſam gieng ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie ſie herunter, puzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lang gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blik: was denn das geben ſollte? ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglükliche Gewehr dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hauſe draus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, gieng in ihr Zimmer in dem Zuſtand des unausſprechlichſten Leidens.

Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schröknisse. Bald war ſie im Begriff, ſich zu den Füſſen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdekken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen. Dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedekt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam und die Lotte nicht wegließ, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich, man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzükken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich ein Brod und Wein bringen, hies den Knaben zu Tiſch gehn, und ſezte ſich nieder zu ſchreiben.

•

Sie ſind durch deine Hände gegangen, Du haſt den Staub davon gepuzt, ich küſſe ſie tauſendmal, Du haſt ſie berührt. Und du Geiſt des Himmels begünſtigſt meinen Entſchluß! Und Du Lotte reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt, Du zittertеſt, als Du ſie ihm

reichteſt,

reichteſt, Du ſagteſt kein Lebe wohl; — Weh! Weh! — kein Lebe wohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenbliks willen, der mich auf ewig an Dich befeſtigte. Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruk auszulöſchen! und ich fühl's, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpakken, zerriß viele Papiere, gieng aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, gieng wieder aus vor's Thor, ohngeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit einbrechender Nacht zurük und ſchrieb.

•

Wilhelm, ich habe zum leztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehn. Leb wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm. Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind all in Ordnung. Lebt wohl! Wir ſehen uns wieder und freudiger.

*

Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergiebſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Leb wohl, ich will's enden. O daß ihr glüklich wäret durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glüklich. Und ſo wohne Gottes Seegen über dir!

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf's in Ofen, verſiegelte einige Päkke mit den Addreſſen an Wilhelmen. Sie enthielten kleine Aufſäzze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehen habe; und nachdem er um zehn Uhr im Ofen nachlegen, und ſich einen Schoppen Wein geben laſſen, ſchikte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich denn in ſeinen Kleidern niederlegte, um früh bey der Hand zu ſeyn, denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

nach Eilfe.

Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele, ich danke dir Gott, der du dieſen lezten Augenblikken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an's Fenſter, meine Beſte, und ſeh und ſehe noch durch die ſtürmenden vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſah die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wenn ich Nachts von Dir gieng, wie ich aus Deinem Thore trat, ſtand er gegen über! Mit welcher Trunkenheit hab ich ihn oft angeſehn! Oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht, und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an Dich! Umgiebſt Du mich nicht, und hab ich nicht gleich einem Kinde, ungenugſam allerley Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die Du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir's zurük, Lotte, und bitte Dich, es zu ehren. Tauſend, tauſend Küſſe hab ich drauf gedrükt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausgieng, oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelgen gebeten, meine Leiche zu ſchüzzen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten im Ekke nach dem Felde zu, dort wünſch ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitt ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einem armen Unglüklichen niederzulegen. Ach ich wollte, ihr begrubt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levite vor dem bezeichnenden Steine ſich ſegnend vorübergieng, und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudere nicht, den kalten ſchröklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn, und ich zage nicht. All! All! ſo ſind all die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glüks hätte theilhaftig werden können! für Dich zu ſterben, Lotte, für Dich mich hinzugeben. Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte; aber ach! das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergieſſen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn. Du haſt ſie berührt, geheiligt. Ich habe auch darum deinen Vater gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die Du am Buſen hatteſt, als ich Dich zum erſtenmale unter Deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähl ihnen das Schikſal ihres unglüklichen Freunds. Die Lieben, ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an Dich ſchloß! Seit dem erſten Augenblikke Dich nicht laſſen konnte! Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage ſchenkteſt Du mir ſie! Wie ich das all verſchlang — Ach ich dachte nicht, das mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte Dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — es ſchlägt zwölfe! — So ſey's denn — Lotte! Lotte lebe wohl! Leb wohl!

Ein Nachbar ſah den Blik vom Pulver und hörte den Schuß fallen, da aber alles ſtill blieb achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte, er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an, keine Antwort, er röchelt nur noch. Er lauft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hörte die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift all ihre Glieder, ſie wekt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglüklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt, über dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluſſe eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchlieſſen, er habe ſizzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht. Dann iſt er herunter geſunken, hat ſich konvulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt, er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rükken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Frak mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf's Bett gelegt, die Stirne verbunden, ſein Geſicht ſchon wie eines Todten, er rührte kein Glied, die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

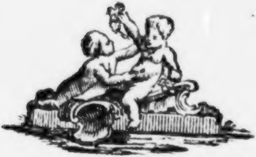
Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken, Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heiſſeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuſſe, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdruk des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der älſte, den er immer am meiſten geliebt, hieng an ſeinen Lippen, bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmanns und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er ſich erwählt hatte, der Alte folgte der Leiche, und die Söhne. Albert vermochts nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Claudine
von
Villa Bella

Ein
Schauſpiel mit Geſang
von
J. W. Göthe.



1776.

Perſonen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.

Donna Claudina, ſeine Tochter.

Sybilla, und
Camilla, } ſeine Nichten.

Don Sebaſtian von Rovero, ein Freund des Hauſes

Don Pedro von Caſtelvecchio, ein Fremder.

Crugantino,
Basko, } Vagabunden.

A D

Die Muſik kündigt einen Wirrwarr, einen frölichen Tumult an, einen Zuſammenlauf des Volks zu einem feſtlichen Pompe.

Eine geſchmükte Gartenſcene ſtellt ſich dar. Unter einem feurigen Marſche naht ſich der Zug.

Kleine Kinder gehen voran mit Blumenkörbe und Kränzen; ihnen folgen Mädchen und Junglinge mit Früchten; darauf kommen Alte mit allerlei Gaben. Sybilla und Camilla tragen Geſchmeide und köſtliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, Don Gonzalo und Don Sebaſtian. Gleich hinter ihnen erſcheint, getragen von vier Junglingen, auf einem mit Blumen geſchmükten Seſſel, Donna Claudina. Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erſter, rechter Hand, Don Pedro iſt. Während des Zugs ſingt der Chor:

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glüklich,
Uns wieder erſchienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

Der Zug theilt ſich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte; und die Begleiter bringen ihre Gaben an.

Ein Kleines.

Sie, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädgen und Bübgen
Kommen, o Liebgen!
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Eine Jungfrau.

Alten und Jungen
Kommen geſungen;
Männer und Greiſe,
Jeder nach Weiſe,
Bringet ein jeder
Dir was er vermag.

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!

Pedro, reicht ihr einen Strauß.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Thränen —
Noch ſind die Trähnen
Des Thaues daran!

Chor.

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Gonzalo, auf die Kleider und Koſtbarkeiten zeigend.

Tochter, die Gaben
Sollſt du heut haben.
(zu den andern.)
Theilt ihr die Freude,
Theilet euch heute
Eſſen und Trinken,
Und was ich vermag!

Chor.

Frölicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(die Träger laſſen den Seſſel herunter: Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Trähnen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich,
Fühle ſo ſeelig
Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine, ihren Vater umarmend.

Könnt ich mein Leben,
Vater, dir geben!
(zu den übrigen.)

Könnt ich, ohn Schranken,
Allen euch danken!
(wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)
Könnt ich —

Sie ſtokt. Die Muſik macht eine Pauſe. Sie ſucht ihre Verwirrung zu verbergen, ſezt ſich auf den Seſſel, den die Träger aufheben; und das Chor fällt ein.)

Chor.

Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo ſo glüklich,
Uns wieder erſchienen!
Frölicher,
Seeliger,
Herrlicher Tag!
(der Zug geht ſingend ab.)

Gonzalo und Sebaſtian bleiben.

Gonzalo. Baſtian, lieber Baſtian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädgen an, und du wirſt mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit, bei ſo manchen Anlaß, ſcheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innerſten gegen ſie an den Tag zu legen. Wie warm dank ich dem Schikſal, daß, da es mir eine männliche Nachkommenſchaft verſagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehen läßt, mir dieſe Tochter giebt. O, ihr Werth entzükt mich mehr, als die Ausſicht über eine grenzenloſe Nachkommenſchaft!

Sebaſtian. Nein, ich ſage dir, mich ergözt das kleine Feſt recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umſtänden bin; ſo bin ich doch den Ceremonien nicht feind Ein feierlicher Aufzug von gepuzten Leuten; ein Zuſammenlauf des Volks; gejauchzt, die Gloken geläutet; gejauchzt und geſchoſſen drein: es gehe einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenks den Leuten nicht, wenn ſie dadurch glauben die Heiligen zu verehren, und Gott ſelbſt zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Claudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrüken, daß ſie Königinn iſt über alle meine Beſizthümer, über meine Unterthanen, über mich ſelbſt — Muß ich ſie nicht den Vorzug fühlen laſſen, den ſie vor andern Menſchen hat, da ſie ihn ſelbſt nicht fühlt, nicht die geringſte Ahndung davon zu haben ſcheint, daß ihres gleichen nicht in der Welt iſt? Dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſes innere Gefühl ihrer ſelbſt, dieſe Theilnehmung an anderer Schikſale, dieſe Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich ſei Vater, ich beſpiegle mich nur ſelbſt in ihr — Höre! alle meine Leute, alles was ſie umgiebt; ſogar die neidiſchen Nichten müſſen ihr huldigen.

Sebaſtian. Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich ſeh ich ſie weder als Vater noch als Liebhaber; aber ſo viel ſeh ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel iſt, Vater oder Liebhaber ſo eines Mädgens zu ſeyn. Haſt du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute, ſie mehr in Verlegenheit ſezte, als erfreute? Ich hab mein Tage kein rührenders Bild der Demuth geſehn, als ſie in dem Schmuk. Auch war noch jemand dabei, dem ein einſamer Buſch weit mehr Wonne gegeben hätte; deſſen Empfindung zu dem Rauſchen des Waſſers und dem Liſpeln der Blätter beſſer ſtimmte, als zu den Trompeten und Freudengeſang.

Gonzalo. Du meinſt?

Sebaſtian. Pedro!

Gonzalo. Pedro?

Sebaſtian. Du wirſt doch darüber nicht ſtaunen? Pedro, der, ſeitdem er Claudinen zum erſtenmal geſehen hat, kein Pfötgen mehr machen kann; den du ſchon hundertmal auf einem Seitenblik, einem Händereiben, einem Hutknäten mußt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebaſtian. Gut! Du mußt denken, wie ich, daß dieſe Parthie für deine Tochter — Du lächelſt?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheyrathen!

Sebaſtian. Ich trag das wachend und träumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdeſſen haſt du recht, daß du ein Aug zuthuſt und mit andern neben ausblikſt.

Gonzalo. Wenn ich ſie ſo anſehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

Sebaſtian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache iſt. Wenn Pedro nur unſer Hauptgeſchäffte nicht drüber vergäße!

Gon-

Gonzalo. Hats ihm noch nicht geglükt, was von ſeinem Bruder auszufragen?

Sebaſtian. Ihm? Das iſt mir der rechte Spion! Er iſt ja ſo verliebt, daß, wenn du nach der Stunde fragſt, er nicht weiß, in welcher Taſche ſeine Uhr ſteckt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abritte und abarbeitete, wir wären noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo. Unter uns, Baſtian; haſt du was heraus?

Sebaſtian. Es bleibt bei dir. Wenn nicht alle Umſtände lügen, ſo hab ich den Vogel, dem wir ſo ſehnlich nachſtreben, hier im Städgen nah bei, wo er luſtig und guter Ding iſt. Heut früh ſagt ich's Pedro ſo halb und halb; wir wollen aber das Feſt nicht verderben, ſagt ich. Ach Claudine! ſeufzte der Arme aus tiefer Bruſt, als wollt' er ſagen: den Bruder zum Teufel und dich mir in Arm!

Gonzalo. Ich habe das Mädgen bemerkt, ich habe die keimende Leidenſchaft in ihrer Seele beobachtet: Es iſt ein reizendes Schauſpiel, das einem wieder ganz jung macht!

Sebaſtian. Hätten wir nur erſt unſer Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hauſe Caſtelvecchio ſo viel gelegen, wovon Pedros Schikſal zum Theil mit abhängt! Ich ſag ihm ſo oft: Herr, ſeyd verliebt; wer wehrts euch? Seyd bei Claudinen; wer hindert euch? Nur vergeßt nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie und der Welt ſchuldig ſeyd. Das hilft —!

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr? Sey ruhig, Baſtian! Haben wir's unſern Hofmeiſtern nicht eben ſo gemacht?

Sebaſtian. Nein, Freund, ſo iſts nicht gemeint. Sollen wir umſonſt die weite Reiſe von Madrid hierher gemacht haben; ſollen wir beſchämt nach Hauſe kehren? Und wer wird alsdenn die Schuld tragen müſſen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was! ſeinen Bruder länger in dem Luderleben verwildern zu laſſen, der mit Spielern und Buben im Lande herumſchwadronirt, mehr Mädels betrügt, als ein anderer kennt, und öfter Händel anfängt, als ein Trunkenbold ſein Waſſer abſchlägt!

Gonzalo. Ein toller unbegreiflicher Kopf!

Sebaſtian. Du hätteſt den Buben ſehn ſollen, wie er ſo heranwuchs; er war zum freſſen. Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhafteſten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unſer gröſſter Verdruß werden ſollte. Der Vater wurd nicht ſatt, von ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt er herab; er war acht Jahr alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl in Hof, wuſch ſich's aus, und kam mit der Hand vor der Stirn herein, und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: Papa! —

Papa! — Papa! — ich hab ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt er uns ein Glük notificiren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo. Schade für den ſchönen Muth, den glüklichen Humor des Jungens!

Sebaſtian. So ging's freilich fort; Je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu laſſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kräfte zu Ehren der Familie und ſeinem Nuz zu verwenden, trieb er einen unſinnigen Streich nach dem andern; belog und betrog alle Mädgen, und ging endlich gar auf und davon; begab ſich, wie wir Nachricht haben, unter die ſchlechteſte Geſellſchaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo. Glük zu, Baſtian! und gieb ihn ſeiner Familie zurük.

Sebaſtian. Nicht eben das! Umſonſt ſoll er uns nicht genarrt haben. Krieg ich ihn nur einmal bei'm Kragen, ich will ſchon in einem Kloſter oder irgend einer Feſtung ein Pläzgen für ihn finden, und Pedro ſoll mir die Rechte des Erſtgebohrnen genieſſen. Der König hat ſchon ſeine Geſinnung hierüber bliken laſſen. Wenns wahr iſt, daß mein Mann ſich in der Gegend aufhält: ſo müßt es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Feſts, heute noch pake. Wir könnens vor Gott und der Welt nicht verantworten; der alte Vater würde ſich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Baſtian! du biſt immer der alte, treue Baſtian.

Sebaſtian. Und eben deswegen — Unter uns — Sieh doch ein bißgen nach deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinſt du?

Sebaſtian. Der Teufel iſt ein Schelm; und Pedro und die Liebe ſind auch nicht ſo da.

Gonzalo. Auch immer der alte Baſtian! Verzeih mir; du weißt keinen Unterſchied zu machen. Das Mädgen, die Sorge meiner Seele, der Zwek all dieſer achtzehnjährigen Erziehung, das feinſte delikateſte weibliche Geſchöpf, das vor dem geringſten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringſten Ahndung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebaſtian. Eben deswegen!

Gonzalo. Ich ſeze mein Vermögen an ſie, meinen Kopf.

Sebaſtian. Da kommt ſie eben die Allee herauf. Sie hat ſich von der Menge losgewunden, ſie iſt allein; und ſieh den Gang, ſieh das Köpfgen wie ſie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde wär's durch unſere kalte Gegenwart die angenehmen Träume zu verjagen, in deren Geſellſchafft ſie daherwandelt!

(beide ab.)

Claudine, mit Pedros Strauß.

Alle Freuden, alle Gaben
Die wir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſer Blumen werth.
Ehr und Lieb von allen Seiten,
Kleider, Schmuk und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!

Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſer Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal ſo lieb haben, wenn du nur nicht immer ſo pochteſt. Sei ruhig, ich bitte dich, ſei ruhig! (Pedro von ferne) Pedro! Auch der? Ach da ſoll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Claudine. Mein Herr?

(ſchweigen einige Augenblike.)

Pedro, auf ſie ſchnell losgehend.

Ich bin der glüklichſte Menſch unter der Sonne!

Claudine, zurükweichend.

Wie iſt Ihnen?

Pedro. Wohl! wohl! als wie im Himmel in dieſer engliſchen Geſellſchaft! Ach! daß Sie meine armen Blumen ſo ehren, ihnen einen Plaz an ihrem Herzen gegönnt haben!

Claudine. Weniger konnt ich nicht thun. Sie verwelken bis den Abend, und jedes Geſchenk hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Claudine. Wann reiten Sie weg?

Pedro. Die Pferde ſind geſattelt. Sebaſtian will mich mit aller Gewalt bei ſich haben; er glaubt mein Bruder ſey in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudine. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glük meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudine.

Claudine. Und wenn Sie ihn erwiſchen, ihn wieder durch Liebe und Beiſpiel dem rechten Weg zuführen, wenn Sie ihn ſeiner Familie zurükbringen, Pedro; wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich ſelbſt nicht, ich weis nicht, wo ich bin, ich ſehe kaum, wohin ich trete. Zurük nach Hauſe! zurük! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudine. Der König, der Sie liebt, der ſo ein treflicher Herr ſeyn ſoll; der Hof der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Iſt das ein Leben? Und doch, ſonſt war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geſchäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt ich wohl meine Abende und Nächte in dem Schwarme zubringen, der um die Majeſtät, wie Müken um's Licht ſummt. Jezt würde mir das eine Hölle ſeyn! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitſamkeit, meine Geſchäftigkeit hin iſt. Es ekelt mir einen Brief zu ſchreiben, der ich ſonſt allein zwei drei Sekretaire beſchäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber ſeelig, ſeelig iſt mein Herz!

Claudine. Ja, Pedro; je näher wir der Natur ſind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unſer Herz fließt unausſprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, dieſen Morgen, als ich die Blümgen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich

dufte-

dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegen rief, das iſt der Tag! — das iſt ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszuſprechen wage, was ich empfinde!

Claudine. Ach ja, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, ſo volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O wer dafür keine Seele hätte, zu fühlen, wie um dieſe himmliſche Güte, um dieſen heiligen Reiz alles, alles ſchöner, herrlicher wird; wer nicht in dieſer Gegend lieber ſein Leben in einer ſtillen Hütte verbärge, um nur Zeuge ſeyn zu dürfen! —

Claudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen möchte! Es muß ein wunderlicher Menſch ſeyn, der allen Stand, Güter, Freund verläßt, und in tollen Streichen, ſchwärmender Abwechſelung, ſeine ſchönſten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglükliche! Ich erſchrecke über ſeine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unſtete flüchtige Leben ein Fluch iſt, der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er ſich ſelbſt aus der menſchlichen Geſellſchaft. Es iſt unglaublich! Und dann — mit Zittern ſag ich's, — wie manche Trähne von ihm verführter, verlaſſener Mädgen hab ich fließen ſehn? O, das war's, was uns am meiſten aufbrachte, ſeiner Freiheit nachzuſtellen. Ich hätte mit den armen Geſchöpfen vergehen mögen! Wie wird ihm ſeyn, wenn er, von ſeiner Verblendung dereinſt geheilt, mit Zittern

ſehn

ſeyn muß, daß er das innerſte Heiligthum der Menſchheit entweihte, da er Liebe und Treue ſo ſchändlich mit Füſſen trat?

Claudine. Liebe und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können ſcherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer ſcherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Drüber ſcherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbete Männer nur.

Claudine.

Aber ſag, wo ſind die Rechten,
Und wie kennt man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Bitten, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs iſt viel,
Wie Arme ſind ihr Spiel!

Pedro.

Wer findt ein treues Blut,
Findt drum ein edel Gut.

Claudine.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel gut!

In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von weitem ſingen Camillen und Sybillen; die ſingend näher kommen.

Beyde.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn!
Als nur mein Schäzel allein!
(ſie treten herein.)

Camille.

Er iſt der ſtärkſt im ganzen Land
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln, fein:
Es ſag einmal eins; nein!

Sybille. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäzel allein!

Sybille.

Und das was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht;

Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schäzel allein.

Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Biſſ'n unter in tiefen Erdenagrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schäzel allein.

Claudine. Habt ihr meinen Vater nicht geſehn? Ach, ich muß zu ihm; ſeit unſerer Feierlichkeit hab ich ihn nicht allein geſprochen. Auch euch dank ich, lieben Kinder, daß ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geſchöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ja? Leben ſie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Claudine. Bleiben Sie, ich bitte bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zuſammen. Sebaſtian wartet auf mich; die Pferde ſind geſattelt.

Sybille. Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt.

(gehen ab.)

Sybille. Camille.

Sybille. Ich möchte berſten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ Ich glaub, ſie that's uns zu ſpotten. Sie iſt übermüthig, daß ihr der Menſch nachläuft, wie ein Hündgen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ Ich komm ſchier aus der Faſſung. Und er! macht er nicht ein Hängmaul, wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille. Sie meint, weil ſie ein rund Köpfgen hat, ein Stumpfnäsgen, und über ein Gräsgen und Gänsblümgen gleich weinen kann; ſo wär was mit ihr.

Sybille. Und weil man uns auch heute an den Triumpfwagen geſpannt hat. Ich war ſo im Grimm —

Camille. Unſer eins iſt auch keine Kaz, und den Pedro mögt ich nit einmal. Er iſt ein langweiliger träumiger Menſch. Uebel iſt er nicht gemacht.

Sybille. Und war auch artig, eh' ihn die Närrinn verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntſchaft geſucht, und dem Don Sebaſtian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben bei'm Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebaſtian vexirte. Jezt iſt er unerträglich.

Camille. Unausſtehlich! Ja, aber ich hab einen Fang gethan, wenn du mich nicht verrathen willſt.

Sybille. Ich dächte du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt, und wahrhaftig ich weis auch du hilfſt mir Rache an Pedro nehmen, und an ſeiner zärtlichen Dulzinee.

Camille. Hör nur, in der Nachbarſchaft hält ſich ein Cavalier auf. Siehſt du, ich ſage nichts; aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht. Reich muß er ſeyn, und vornehm; das ſieht man ihm an. Und ein Bürſchgen, wie ein Hirſchgen!

Sybille. Wie heißt er? Wo iſt er?

Camille. Er verbirgt ſeinen Stand und Nahmen. Sie heißen ihn Don Crugantino. Heiß er wie er will, es giebt nicht ſeines gleichen.

Sybille. Den haſt du gewiß ehegeſtern auf'm Jahrmark gekapert?

Camille. Et!

Sybille. Noch eins, Camille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie ſie da einander mit langen Athemzügen und Bliken eine gute Nacht geben, ſollten ſie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tiſch ſo ſtill hergeht, und wie bald abgeſſen iſt, und wie mein Claudingen, ſo bald der Vater im Lehnſeſſel zu niken anfängt, weg und in Garten ſchleicht, und dem Mond was vorſingt. Camille, ich wollt ſchwören, es iſt nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was ſtikt.

Camille. Meinſt du?

Sybille. Närrgen? dahinten die Teraſſe mit dem eiſernen Gatter kennſt du. Das müßt ein ſchlechter Liebhaber ſeyn, der nicht da herüber wollte, wie ein Steinwurf, um ſeiner Scharmanten die Trähnen abzutroknen, die ihr der keuſche Mond abgelokt hat.

Camille. Wahrhaftig! und ſie kann nicht leiden, daß eins mitgeht.

Sybille. Und ich ſtell mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit ſchon jezt weg; dahinter ſtikt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille. Wann wir ſie beſchlichen?

Sybille. Das iſt nichts. Säh auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wirs erzählen, der wird raſend; wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hinten hin ſchleichen.

Camille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sybille. Iſt das das erſtemal, daß wir Leute aneinanderhezen? Komm, eh es zu Tiſch geht, komm!

(beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge

Drei Vagabunden ſtehen um einen Tiſch und würfeln. Crugantino, den Degen an der Seite, eine Zitter mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und abgehend, und ſingt:

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.
Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;
Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;

'Raus, feurig, friſch
Den Flederwiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang?
Dik! Dik! Dak! Dak!
Krik! Krak!

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

1. **Vagabund.** Komm doch, Crugantino; Halt eins!

Crugantino. Mir iſt heut gar nicht drum zu thun.

2. **Vagabund.** Er iſt wieder nicht zu brauchen.

Crugantino. Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging in honnette Geſellſchaft, und gäb mich mit Lumpen nicht ab, wie ihr ſeyd.

1. **Vagabund.** Laßt ihn! Er iſt guten Humors.

3. **Vagabund.** Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Crugantino. Wie du meynſt.

2. **Vagabund.** Nein der Roman iſt gewiß zu Ende. Er daurt ſchon drei Wochen.

1. **Vagabund.** Wett' ich rath's! Zur Camilla, die auf'm lezten Jahrmark ihm mit ihren ſchwarzen Augen ſtraks durch die Lehre geſchoſſen hat

Crugantino. Ich dächte, du giengſt mit, nnd ſähſt zu; wärſt du doch deiner Sache gewiß.

1. **Vagabund.** Viel Ehr. Wenn ſie nur ſo eine lange Nas nicht hätt. Sonſt iſt ſie nicht übel, auſſer — fürcht ich —

Crugantino. Ich glaub, du fängſt an, delikat zu werden.

2. **Vagabund.** Mag nicht mehr ſpielen.

3. Vagabund. Ich auch nit.

2. Vagabund. Unter ein paaren iſt's nicht der Mühe Werth. Man gewinnt einander das Geld ab, das iſt fatal.

Crugantino. Beſonders wo keins iſt.

2. Vagabund. Bliebſt du bey uns, hättſt du auch was zu lachen.

Crugantino. Was treibt ihr denn?

2. Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirſchkalb geſchenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggepuzt.

3. Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Perükenſtok genagelt. Sein Perükenſtok mit der Feſtperüke ſteht in der Eke; verlaßt euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald übern Hauſen geworfen, als mich die Köchinn in dem Kämmergen conſultirte.

2. Vagabund. Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bok heraus. Wir löſen die Hörner ab, und geben ſie dir.

3. Vagabund. Für das übrige laßt mich ſorgen! Auf der Perüke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelgen dran: — der neue Moſes! —

Alle. Bravo, Bravo!

1. Vagabund. Hat keiner den Basko geſehn?

Crugantino. Wollt ihr einen Augenblik warten? er wird gleich zur Hand ſeyn.

2. Vagabund. Ich glaub's nicht; er iſt bös auf mich, ich hab ihn geſtern ein bißgen übergezogen.

Crugantino. Bös über dich? bildt dir's nit ein! Basko iſt kein Kerl das nachzutragen. Er

hätt

hätt dir in's Geſicht geſchmiſſen, und ein Schrämgen über die Naſe gehauen, und da wär's gut geweſt

(man hört eine Nachtigall drauſſen.)

1. Vagabund. Da iſt er! Hört ihr ihn? Da iſt er!

Basko. Guten Abend!

Crugantino. Du kommſt eben recht. Sylvio meint, du wärſt bös über ihn.

Basko. Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt! Crugantino, ein Wort —

1. Vagabund. Schenirt euch nicht. Wir machen euch Plaz.

Basko. lernſt du noch Lebensart, alter Bok! Gelt, du ſpürſt in allen Gliedern, das dich ehſtens der Teufel holen wird, und da wirſt du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glük auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hält man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus;
Heyſa! Heyſa! ſo geht's doch hinaus.

(ab.)

Crugantino. Die ich doch am Ende hier bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig einerlei. Wenn unſere Streiche nicht wären. — Was bringſt du Basko? Was bringſt du von Villa Bella?

Basko. Viel, gar viel.

Crugantino. Hab ich Hofnung mich Claudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko.

Basko. Camillgen, das liebe Camillgen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüſtert: dem edlen Crugantino meinen Gruß!

Crugantino. Laß ſie zum Teufel gehn! Red mir von Claudinen.

Basko. Herr! Wir, oder unſer Genius, oder allzuſammen ſind ausgemachte Eſel.

Crugantino. Was giebt's?

Basko. Ich, der ich ſonſt herumſchwärme den ganzen Tag, und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Crugantino. Nun.

Basko. Und drüben; ich hätte mir die Augen ausſchlagen mögen; drüben in Villa Bella — Ich hab' in Gonzaloshofe bei Claudinen geſtanden, von hier an den Tiſch, und wer's eh' gewußt hätte —

Crugantino. Schwerenoth! Wie ging das?

Basko. Heut iſt Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der ſie wie ein Narr liebt, hat ein Feſt angeſtellt. Sie haben einen Umgang gehalten, ſie im Triumpf getragen —

Crugantino. Das haſt du geſehn?

Basko. Ich kam zu ſpät. Aber im Hof unter den groſſen Linden, waren für's ganze Dorf Tiſche gedeckt. Alt und Junge, alles geputzt! Und heyſa oben aus; Fäſſer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Geſumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Crugantino. Und holteſt mich nicht?

Baſko. Kaum hat ich mich umgeſehn, verlohren ſich die Herrſchaften.

Crugantino. Haſt ſie geſehn?

Baſko. Narr, ich mögt' dir ſagen können wie ſchön ſie war. In einer gewiſſen Verlegenheit.

Crugantino. Was iſt nun das alles?

Baſko. Geduld! Geduld! Eins hab ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, beſonders bei ſo ſchönem Mondſcheine, allein im Garten zu ſpazieren. Du kennſt die Caſtanienbäume, die davor ſtehen auf dem Wege nach Salanka?

Crugantino. Lehr' mich das! Die Teraſſe geht da heraus, und die eiſerne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort ſeyn, eh der Mond noch aufgeht. Komm Baſko!

Baſko. Noch eins! Nimm dich doch in Acht. Cerpillo, der Häſcher, der mein Herzensfreund iſt, hat mir vertraut: man frage nach dir, erkundige ſich nach dir.

Crugantino. Poſſen! Ich wüßte jezt nichts.

Baſko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das du ſchon vor abgethan hältſt!

Crugantino. Das wäre dumm.

Baſko. Unſere Landsleute tragen gar lange nach.

Crugantino. Iſt mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unſern Operationsplan ſo einrichten: ich ſtek mich in die Allee; hör ich ſie, bin ich gleich am Garten; über'm Gitter; im Garten. Und du, klettre auf einen Caſtanienbaum. Wenn jemand kommt, ſo mach deine Nachtigall.

Basko. Gut, gut? Zwar ziemlich außer der Zeit —

Crugantino. Und vergiß die Maske nicht Und wie ich dir ſage; ſchlag und zwitſere und kümmere dich um nichts, bis ich dich rufe. Ich zieh mich ſchon heraus. Zwei verderben immer ſo einen Handel. Komm! Ich halt dich doch von nichts ab die Nacht, Basko?

Basko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Crugantino. Du haſt doch auch was auf'm Korn.

Basko, abgehend.

A!

Eine Blond und eine Braune,
Schlagen ſich jezt um mein Herz;
Eine mit immer ſchlimmen Laune,
Eine mit immer Luſt und Scherz.

Mondſchein.

Die Teraſſe des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthüre, wohinauf eine doppelte Treppe führt. Eine Reihe hoher Caſtanienbäume vor der Teraſſe.

Claudine oben, Crugantino unter den Bäumen.

Claudine.

Hier im ſtillen Mondenſcheine
Mit dir, heilge Nacht! alleine,
Schlägt dies Herz ſo liebevoll;
Ach, daß ich's nicht ſagen ſoll!

Crugantino.

In dem ſtillen Mondenſcheine
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

Claudine. a) Welche Stimme! ich vergehe.

Crugantino. b) Auf, ich wag mich in die Nähe.

Claudine. c) Wer! Wer! Wer iſt da?

Crugantino. d) Ich! Ich! Ich! bin da.

Claudine. e) Wer?

Crugantino. Ich!

Claudine. Fremdling, wie heißt du?

Crugantino. Liebgen, das weiſt du.

Claudine. Zeige mir dein Geſicht!

Crugantino. Sagt dir's dein Herze nicht!

Claudine. Weg von dem Orte!

Crugantino. Oefne die Pforte.

Beide.

Himmel, Himmel, welche Quaal!
Einen Kuß doch nur einmal!

Crugantino. Das Gitter! will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie haſche!

(er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.)

Nachtigall und der Teufel!

(er ſpringt herab.)

Ich höre warlich jemand. Giengſt du feurig!

(die Teraſſe herunter und hinter die Bäume. Die Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro

---

a) Sich der Thüre nähernd.

b) Nimmt die Maſke vor und ſteigt die Treppe leiſe hinauf.

c) An der Gartenthüre.

d) Hinaufſteigend.

e) Droben.

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hierher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Gefühl ihrer ſelbſt. Himmliſcher Ort! Alles ſchwebt um dich voll Liebe Gefühl! Die Nachtigall ſingen noch, als wär hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigen gemacht. Liebe Nachtigall! Freundinn meines Herzens!

Noch ſo ſpät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebes Klagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebes Tagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Crugantino, der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich.)

Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Horch! — Wer da?

Crugantino, langſam hervortretend.

Pedro, mit ſtarker Stimme.

Wer da?

Crugantino zieht.

Eine Degenſpitze!

Pedro zieht.

Nichts weiter?

(ſie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundt, den er ſinken läßt und mit der linken den Degen faßt.)

Crugantino. Laßt! Ihr ſeid verwundet.

Pedro den Degen vorhaltend.

Wollt ihr denn mein Leben? Wollt ihr meinen Beutel? redt! Den Beutel könnt ihr haben; Mein Leben ſollt ihr noch theuer bezahlen.

Cru-

Crugantino. Keins von beiden. (vor ſich) Seine Stimme rührt mich. (laut) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro. Was fallt ihr mich an?

Crugantino. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unſere Bemühungen an (er nimmt ſein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro Was iſt das?

Crugantino. Fürchtet nichts!

Basko. Was giebt's?

Crugantino. Trag Sorge für dieſen Verwundeten.

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko. ſich um ihn beſchäftigend.

Das blutet verteufelt für eine Armrize!

Crugantino, auf und abgehend.

Eſel! tauſendfacher Eſel!

ſich an die Stirn ſchlagend.

Basko. Seid ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring mich wohin; daß ich ruhe und verbunden werde.

Crugantino. Pedro! Claudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Saroſſa! in unſer Wirthshaus, Basko! leg ihn auf mein Bett Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt euch Herr! Kommt!

(ab.)

Crugantino. Nun und was ſoll's? Der Teufel hol die Frazzen! Armer Pedro! Aber ich weis, Degen! du ſollſt mir ſteken bleiben! Ich will dich zu Haus laſſen, ich will dich in's Waſſer werfen! — Mußt er denn auch juſt Wer da! mit rufen:

rufen: und Wer da! mit einem ſo gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden — Und darüber alles zu Grunde, die ſchönſte herrlichſte Gelegenheit! Wär'ſt du nur vorhin über's Gitter, und hätt'ſt den Amoroſo mit der Nachtigall duettiren laſſen. Daß einen die Reſolution juſt da verläßt, wo man ſie am meiſten braucht! Vielleicht — (nach der Treppe zugehend) Ein dummes Vielleicht! Sie iſt lang nach dem Haus zurük, und liegt im Bett bis über die Ohren. Hoch!

Gonzalo. oben mit zwei Bedienten.

Gonzalo. Wo ſie ſeyn mag! Bleib einer bei mir. Und ihr, durch den Garten, ihr! Gebt acht, am End iſt's Lug und Trug von Schandmäulern.

Crugantino horchend.

Wieder was neues.

Gonzalo. Verbirgt ſich nicht einer da drunten unter die Caſtanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir dem den Vogel? Wart, Pedro, wart!

(er ſchließt das Gitter auf, und kommt auf die Treppe)

Wer iſt da unten? Wer holla, wer?

Crugantino die Masque vornehmend.

Aus dem Regen in die Träuffe!

Gonzalo. Wer da?

Crugantino. Gut Freund!

Gonzalo. Hol den Teufel den guten Freund, der einem des Nachts um's Haus herumſchleicht,

den

den Leuten zu Nachreden Gelegenheit giebt, und alle Lieb und Freundſchafft ſo belohnt.

Crugantino, die Hand an den Degen, und gleich wieder davon.

Ich bitte dich, bleib ſteken! Was mag das bedenten? Das iſt der Vater.

Gonzalo. Nein, Herr, das iſt ſchlecht, ſag ich euch; ſehr ſchlecht!

Crugantino. Das iſt zu viel: (die Maſke wegwerfend) Seid ihr Herr von Villa Bella oder nicht; euer Betragen iſt unanſtändig.

Gonzalo. Ihr ſeid nicht Pedro?

Crugantino. Sey ich wer ich will, ihr habt mich beleidigt; und verlange Genugthuung.

Gonzalo zieht.

Gerne! So verdrieslich mir der Streich iſt.

Crugantino zieht halb, ſtößt aber gleich wieder in die Scheide.

Genug, mein Herr; Genug! Ich kann zufrieden ſeyn, daß ein Mann von ihrem Alter, ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spize ſeines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beſchämt mich.

Crugantino. Wie's ſcheint, haben Sie mich für den Unrechten angeſehen.

Gonzalo Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern, durch Argwohn, auch Unrecht gethan.

Crugantino. Ihr nanntet ihn Pedro. Iſt das der junge angenehme Fremde?

Gon-

Gonzalo. Der aus Caſtilien angekommen iſt.

Crugantino. Richtig! Sie glaubten der wäre hier herum?

Gonzalo. Ich glaubte — Genug, mein Herr! Sie haben niemanden geſehn?

Crugantino. Niemanden. Ich gieng hier auf und ab, wie ich denn die Einſamkeit liebe, und hieng meinen ſtillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon. Ich danke dem Zufall und meiner Hitze, daß ſie mir die Bekanntſchaft eines ſo wakern Mannes verſchafft haben. Sie halten ſich auf, wenn man fragen darf?

Crugantino. Nicht weit von hier, in Saroſſa.

Gonzalo. Es iſt nicht zu ſpät noch herein zu treten, und auf weitere Bekanntſchaft ein Gläsgen zu ſtoßen?

Crugantino. Wenn's Mitternacht wäre, und Sie erlaubten. So ein Trunck wär eine Pilgrimſchaft werth.

Gonzalo. Allzu höflich! Allenfalls ſteht auch ein Pferd zum Rükweg zu Dienſten.

Crugantino. Sie überhäuffen mich.

Gonzalo. Treten Sie herein.

Crugantino. Ich folge.

(die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter ſchließt, und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sybilla Camilla.

Sybille. Was es nur gegeben hat?

Camille. Ich begreiff's nicht.

Sybille. Claudine war eben ſchon zurük, als der Alte durch die Seitenthüre mit den Bedienten hinausſchlich.

Camille. Jezt wird's über uns hergehn.

Sybille. Wir haben's ja nicht geſagt.

Claudine tritt herein.

Wo iſt mein Vater?

Sybille. Guten Abend, Nichtgen Ihr wart heut bald wieder zurük; die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine. Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich mögt ihm gute Nacht ſagen.

Camille. Ich höre ihn drauſſen.

Gonzalo. Crugantino.

Gonzalo. Noch ein Gaſt, meine Kinder, ſo ſpät.

Crugantino. Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glük Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn mögte.

Camille, heimlich zu Sybillen.

Das iſt Crugantino, Schaz; er iſt's ſelbſt!

Sybille. Ein feiner Kerl!

Gozalo. Das iſt meine Tochter.

Crugantino bükt ſich ehrfurchtsvoll.

Gonzalo. Das, meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Biſſen Brod! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmekt mir der Wein nicht.

(Sybille und Camille ab. Leztere giebt Crugantino verſtohlene Blike, die er erwiedert.)

Gonzalo. Claudingen, du warſt bald aus dem Garten?

Claudine. Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein biſſgen; wach noch ein biſſgen! Ich ſagt's gleich, die Leute ſind Lügenmäuler, Schandzungen

Claudine. Was meint ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind! Als — daß du mein liebes einziges Kind biſt und bleibſt.

(Crugantino hat bisher wie unbeweglich geſtanden; Claudinen bald mit vollen Seelenblicken angeſehn, bald die Augen niedergeſchlagen, ſo bald ſie ihn anſah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.

Gonzalo. Ihr habt eine Zitter?

Crugantino. Die Geſpielinn meiner Einſamkeit und meiner Empfindung.

Claudine, vor ſich.

Seine Stimme, ſeine Zitter! Sollt er es geweſen ſeyn? Pedro war es nicht, mein Herz ſagte mir's; er war's nicht!

Gonzalo. Das iſt Claudinens Lieblingston.

Crugantino. Dürft ich hoffen?

(er greift drauf.)

Claudine. Ein ſchöner Ton!

Crugantino heimlich

Sollten Sie dieſen Ton und dieſes Herz verkennen?

Sybille und **Camille**, **Bediente** mit Wein und Gläſer. Indeß Gonzalo ſich beſchäftigt am Tiſch.

Crugantino heimlich.

Sollten Sie verkennen, daß eben der glükliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen ſteht, der vor wenigen Augenbliken —

Claudine. Ich bitte Sie!

Crugantino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

Sybille und Camille ſpüren.

Gonzalo. Ein Glas! Wovon ſpracht ihr?

Crugantino. Von Geſängen. Das Fräulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zitter! Ein Burſche der eine Zitter und Stimme hat, ſchlägt ſich überall durch!

Crugantino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umſtände.

Crugantino, meiſt zu Claudinen gekehrt.

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſaam und ſtumm
Immer ſich quälen?
Selbſt ſich betrügen
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnden
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen
Liebliches Kind.

Gonzalo, ſcherzend zu Claudinen.

Kannſt du mir's ſagen! — das iſt was auf deinen Zuſtand Claudingen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darinn, wie ich; je freier, je wahrer, je treuer ſo ein Stükgen vom Herzen geht, deſto werther iſt mir's — Sezt euch, mein Herr! — ſezt euch — Noch eins! — Ich ſage immer: zu meiner Zeit war's noch anders;

anders; da ging's dem Bauern wohl, und da hatt' er immer ein Liedgen, das von der Leber wegging, und einem 's Herz ergözte; und der Herr ſchämte ſich nicht, und ſang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichſte, das beſte!

Crugantino. Vortrefflich!

Gonzalo. Und wo iſt die Natur als bei meinem Bauer? Der ißt, trinkt, arbeitet, ſchläft und liebt, ſo ſimpel weg; und kümmert ſich den Henker drum in was für Firlfanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

Crugantino. Fahren Sie fort! Ich werde nicht ſatt, einen Mann von ihrem Stande ſo reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder? da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeſchichten, die Geſpenſtergeſchichten, jedes nach ſeiner eigenen Weiſe, und immer ſo herzlich, beſonders die Geſpenſterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Crugantino. Nicht ſo ſehr, als Sie denken. Der allerneueſte Ton iſt's wieder, ſolche Lieder zu ſingen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Crugantino. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgeſänge werden jezt eifrig aufgeſucht, aus allen Sprachen überſezt. Unſere ſchönen Geiſter beeifern ſich darinn um die Wette.

Gonzola. Das iſt doch einmal ein geſcheuter Einfall von ihnen; etwas unglaubliches, daß ſie wieder zur Natur kehren; denn ſonſt pflegen ſie immer das Gekämmte zu friſiren; das Friſirte zu kräuſeln; und das Gekräuſelte am Ende zu verwirren, und bilden ſich Wunderſtreiche drauf ein.

Crugantino. Gerade das Gegentheil.

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch ſchön Lied auswendig wiſſen?

Crugantino. Unzählig.

Gonzalo. Nur noch eins; ich bitt euch. Ich bin ſehr geſtimmt; wir alle ſind geſtimmt, denk ich; es iſt uns wohlgegangen, und unſere Geiſter ſind in Bewegung.

Crugantino. Gleich.

Er ſtimmt.)

Gonzalo. Sezt euch, Kinder!

(Sie ordnen ſich um den Tiſch, Crugantino neben an, Claudine hinten, Gonzalo dem Crugantino gegen über; zwiſchen Claudinen und Crugantino ſchiebt ſich Camille ein, Sybille hält hinter Gonzalo.)

Crugantino. Ein Licht aus! Und das andere weit weg!

Gonzalo. Recht! Recht! wird ſo vertraulicher und ſchauriger.

Crugantino.

Es war ein Bule frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hat ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen;
Und liebgekoſt und liebgeherzt;
Als Bräutigam herumgeſcherzt;
Und endlich ſie verlaßen.

Das arme Maidel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.

Sie lacht und weint, und bet und ſchwur:
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, graußt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt? O, Teufel! wer kommt? Einen zu ſtören in der ſchaurigen ſchönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige. Sebaſtian?

Sebaſtian, ein Bedienter mit Lichtern.

Sebaſtian. Guten Abend!

Gonzalo. Woher?

Sebaſtian. Nur einen guten Abend. Ich ſuche Den Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Crugantino, vor ſich.

Ich glaub's wohl.

Claudine. Iſt's lang, daß er von euch ſchied?

Sebaſtian. Freilich. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht ſo ſchurkiſch.

Gonzalo. Nichts gerathen? Trink eins auf den Aerger. Wir haben auch hier einen neuen Gaſt, ſo ſpät noch.

Sebaſtian, ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor ſich.

Das iſt ein Kerl, wie der, den ich ſuche! Schwank, feurige Augen, und die Zitter —

Gonzalo. Wo bleibſt du heute? Bleib hier!

Sebaſtian. Nein ich muß Pedro finden, und ſollt ich ſuchen biß an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo. Von Saroßa.

Sebaſtian, freundlich.

Den Nahmen?

Crugantino. Crugantino nennt man mich. (vor ſich) Alter Eſel!

Sebaſtian, gleichgültig ins Glas redend. So? (ſich herumwendend, ergözt vor ſich) Hab ich dich, Vogel; Hab ich dich? Nun, Pedro, ſei wo du willſt den muß ich erſt in Sicherheit bringen (laut) Adieu.

Gonzalo. Noch eins!

Sebaſtian. Danke. Diener, meine Herrn und Damen.

Ganzola. Sybille, geleit ihn.

Sebaſtian. Laßt das Zeug.

(ab.)

Crugantino. Ein alter Freund vom Hauſe?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abweſenheit beſuchte. Ein biſſgen gerad zu, aber brav. Nun weiter unſer Liedgen, weiter. Mich dünkt ich ſeh ihn, wie ihn der böſe Geiſt vom Herrn aufjagt, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein haußt und wüthet.

Crugantino. Wohl, Wohl.

Die Stund da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben graußt ſein Haar;
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und queer
Und ritt auf allen Seiten,
Herüber, 'nüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten!
Reit ſieben Tag und ſieben Nacht:
Es blizt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und

Und reit im Bliz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen;
Bind's Pferd haus an und kriecht hinein,
Und dukt ſich vor dem Regen;
Und wie er tappt und wie er fühlt
Sich unter ihm die Erd erwühlt:
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er raſt ſich auf und krapelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irrführen ihn die Queer und Läng,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre. Sybille ſieht ſich um, er winkt ihr, ſie geht, um nicht zu ſtören auf den Zehen zu ihm. Gonzalo der's doch merkt, wird ungeduldig und ſtampt, Crugantino fährt fort.)

Auf einmal ſieht er hoch im Saal
Sieht ſizen hundert Gäſte,
Hohlauzig grinſen allzumal
Und winken ihm zum Feſte,

(Sybille kommt leiſe hinter Claudinens Stuhl, und red't ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild, Crugantino ſingt.)

Er ſieht ſein Schäzel unten an
Mit weiſen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Claudine mit einem Schrei.

Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurük, alle ſpringen auf)

Gonzalo. Hülfe! was giebt's! Hülfe!
(man labt ſie mit Wein)
Was iſt's, was iſt's!

Sybille. Pedro iſt verwundet! gefährlich verwundet.

Gonzalo. Pedro! Helft ihr; Mein Kind! Mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sybille. Sebaſtians Diener kam hereingeſprengt, er ſucht, ſeinen Herrn hie.

Gonzalo. Wo iſt Baſtian? Sie rührt ſich nicht!

Sybille. Weis ich's?

Gonzalo. Wein! Sybille, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Crugantino, gerührt vor ſich.

Und du, Elender! das iſt dein Werk, deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

Gonzalo. Wein!

Sybille, ohne Wein, vergeiſtert.

Herr!

Gonzalo. Wein!

Sybille. Herr!

Gonzalo. Biſt du toll?

Sebaſtian, Wache.

Sebaſtian. Hier! Ergreifft ihn!

Crugantino. Mich?

Sebaſtian. Dich! Ergieb dich!

Gonzalo. Was iſt das?

Crugantino, wirft ſeinen Stuhl um, und verrammelt ſich hinter den Tiſch und Claudinen, greifft in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus:

Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern einem was zu Leide thun.

Sebaſtian auf ihn loßgehend.

Crugantino. Damit ihr ſeht daß ſie geladen ſind!

(er ſchießt eine nach der Deke, Sebaſtian weicht:)

Crugantino, zieht den Degen, in der andern Hand die Terzerole:)

Die! für den der mir nachfolgt!

(Er ſpringt über den Stuhl weg, und ſchwadronirt ſich durch die Kerls durch, hinaus)

Sebaſtian, denen draußen

Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach!

(er geht zuerſt)

Claudine, die vom Schuß aufgefahren iſt; ſieht wild um ſich her.

Todt! todt! Haſt du's gehört! Sie haben ihn erſchoſſen. (ſpringt auf) Erſchoſſen. Mein Vater! (weinend) und ſie haben's gelitten! Wo haben ſie ihn hin? Wo ſind ſie hin? Wo bin ich? Pedro! (ſie fällt wieder in den Seſſel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (zu Camillen und Sybillen) Steht ihr da! Gukt ihr zu! Hier, Sybille, hier meine Schlüſſel, hohl meinen Balſam droben. Camille geſchwind in Keller, vom ſtärkſten Wein! Claudine! mein Kind!

(Claudine hebt ſich ohnmächtig ohne zu ſprechen, reicht ihrem Vater die Hand, und ſinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr:)

Sebaſtian kommt.

Er hat ſich durchgeſchlagen, wüthend wie der Teufel! Du ſollſt uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte dich.

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebaſtian. Es iſt der Schröck. Sie erholt ſich wieder. Willſt du mir deine Bedienten erlauben, deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzola. Mach was du willſt.

Claudine. Sebaſtian.

Sebaſtian. Auf Wiederſehn, Fräulein.

Claudine. Pedro! er iſt todt?

Sebaſtian. Sie iſt verwirrt, pflegt ſie, ich muß fort.

(Sebaſtian ab.)

Gonzalo, ſie zum Seſſel führend.

Beruhige dich Engel.

Claudine. Er geht. Und ſagt mir nicht: iſt er todt, lebt er? Ach meine Knie, meine armen Knie! Mein Herz wird brechen.

Sybille kommt.

Sybille. Hier der Balſam.

Claudine. Gefährlich verwundet, ſagteſt du? In Saroſſa?

Gonzalo. Wer!

Sybille. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sybille. Ach daß man nicht von Sinnen kommt über den Lärm und das Gewirre. Heiliger Gott! Da kommt Baſtians Diener geſprengt, fragt nach ſeinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er; Pedro ſei gefährlich verwundet, in Saroſſa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebaſtian mit Wache, unſern Gaſt zu fangen, der ſich durchſchießt und ſchlägt. Und

Nicht-

Nichtgen in Ohnmacht. Mir wird's blau vor den Augen. (ſezt ſich) Mir wird's weh.

Camille mit Wein.

Gonzalo. Gieb her. Trink einen Tropfen Claudine! Gieb Sybillen ein Glas. Du ſiehſt auch wie ein Geſpenſt.

Camille. Mir klappern die Zähne, wie im Fieber. Den Schröken fühl ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo. Trink ein Gläsgen! Reib dir die Schläfe mit dem Balſam. Reib Sybille.

Camille ſezt ſich.

Ich halt's nicht aus.

Claudine. O mein Vater! Pedro gefährlich verwundt! Sebaſtian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm niemand geſagt.

Camille. In dem Lärm, in der Angſt!

Claudine. Ohne Hülfe vielleicht.

Gonzalo. Du machſt dir's zu fürchterlich vor; Ein Stich in den Arm, ein Rizgen: Liebes Kind einem Manne was iſt das? Sei ruhig! Ich will einen nach Saroſſa ſprengen.

Camille. All eure Leute und Pferde ſind mit Sebaſtianen.

Gonzalo. Verflucht.

Claudine. O, aus dem Dorf drüben.

Sybille. Ja, wer ſoll bei Nacht über's Waſſer? Die Fähre ſteht drüben: ihr hört ja, es iſt alles fort.

Gonzalo. Biß morgen gedulde dich! Liebgen geh' jezt zu Bette.

Clau-

Claudine. Laßt mich noch einen Augenblik. Biß ſich das Blut geſezt hat. Ich könnte jezt nicht ſchlafen. Aber! die Augen fallen euch zu. Sorgt für eure Geſundheit.

Gonzalo. Laßt mich.

Claudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Nichten, ihr wacht mir aber bei ihr. Ich bitt euch, verlaßt ſie nicht. Morgen mit dem frühſten, ſollſt du Nachricht von Pedro haben. Weckt mich Nichten gegen Morgen. Gute Nacht. Lieb Mädgen, leg dich bald. Leucht mir Camille. Gute Nacht.

(mit Camille ab.)

Claudine, Sybille.

Sybille nach einer Pauſe.

Der Kopf mögte mir zerſpringen. Die Knie ſind mir wie geradbrecht. Auf ſolch einen Tag gleich eine Nacht!

Claudine. Ich kann euch nicht zumuthen zu wachen, Nichten.

Sybille. Aber euer Vater?

Claudine. Laßt; der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf, legt euch wenigſtens auf die Betten. Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh. Ihr ſeid alle wach, eh mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kommt.

Sybille. Nichtgen will, wir ſollen ſchlafen gehn.

Camille. Lieb Nichtgen! Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sybille. Wir begleiten dich zuerſt in's Bett

Claudine. Laßt's nur. Ich bin ja hier gleich neben an. Und muß mich noch erſt erholen.

Sybille und Camille.

Gute Nacht denn.

Claudine. Gute Nacht.

(Sybille und Camille ab.)

Claudine. Bin ich euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freyheit laſſen? Pedro! Pedro! wie fühl ich in dieſen Augenblicken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all drängt und tobt, die verborgne u[illegible] ſelbſt bisher verborgne Leidenſchaft! — [illegible]o biſt du? — und was biſt du mir? — tod[illegible]ro! — Nein! Verwundet! — Ohne Hü[illegible] Verwundet? — zu dir — zu dir! — M[illegible] Himmel, der du mich ſo treu auf die Falke[illegible]ruſt, was wärſt du mir jezt! Mein K[illegible] Mein Herz! — Es iſt nicht kühn, es iſt nichts. — (Auf dem Tiſch die Gartenſchlüſſel findend.) — Und dieſe Schlüſſel? Eine Gottheit ſandte mir ſie! — Durchs kleine Pförtgen in Garten, hinten die Terraſſe hinunter; und in einer halben Stunde bin ich in Sareſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms, wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wags nicht! So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegſt in deinem Blute! Dein lezter Athemzug ruft noch Claudinen! — Ich komme, ich

kom-

komme! — Fühle, wie mein Seele zu dir hinüberreicht! — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen möcht' ich, Pedro! — Nur daß ich dich ſehe: deine Hand fühle, daß dein Puls noch ſchlägt; daß ein ſchwacher Druk mir ſage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Iſt niemand der ihn verbinde; der das Blut ſtille? —

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ichs tragen,
So ich fliehn,
Soll ichs wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen;
Ich wills wagen,
Ich muß hin!

Gegen Morgen, vor der Herberge zu Saroſſa.

Crugantino, den Degen unterm Arm.

So hatte Baſko recht! Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſtikt? Sie ſind an mir vorbey geſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde: und die beſten beiſſen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein Knabe kömmt.

Knabe. Gnädiger Herr!

Crugantino. Iſt Baſko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in ihrer Stube. Hernach iſt er gleich

gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen, wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſey nach Mirmolo: Ich kenn zwar ſo keinen Ort; ich glaubte, er ſpaßte.

Crugantino. Gut! Geh hinein, und halt dich munter.

(Junge ab.)

Mirmolo! Unſre Loſung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Backo! Ich verſteh! — Sebaſtian! Wer iſt der Sebaſtian? Was hat er gegen mich? Das wird ſich all entwickeln; das wird all zu verbeißen ſeyn: hätteſt du nur deine Zitter nicht im Stich gelaſſen! Das iſt ein ſchurkiſcher Streich, darüber du Ohrfeigen verdient hätteſt von einem Hundsfutt! Deine Zitter! Ich möchte raſend werden. Was ſollte man von dem Kerl ſagen, der in ein Gedränge käm mit ſeinem Freund; und ſich durchſchlüg und ſeinen Freund im Stich ließ? Pfuy! über den Kerl! Pfuy! Und deine Zitter mehr werth als zehn Freunde; deine Geſellinn, Geſpielinn, Bulerinn; die noch all deine Liebſten ausgehalten hat! Wie wärs ich kehrte zurük? denn die Spürhunde ſind fort! Wohl! kein Menſch vermuthet mich dort! Wohl! ich weis die Schliche! Das wär ein Streich! in der Verwirrung in der das Haus iſt — Ach, und die arme Claudine! Dies Abenteuer ſieht windig aus. Doch! allons! erſt die Zitter befreit, und das übrige giebt ſich!

(Er die eine Seite der Straße hinauf.)

Claudine in Mannskleidern an der andern.

Claudine. Da bin ich! Götter, das iſt Saroſſa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine

Knie; ich kann nicht mehr. (auf eine Hausbank ſ
ſetzend der Herberge gegen über.)

Crugantino. Eine Erſcheinung! Was w
der gepuzte Bube die Nacht hier? Abenteuer üb
Abenteuer! Wollen's doch beſehn.

Claudine. Weh, ich höre jemand!

Crugantino. Mein Herr!

Claudine. Ich bin verlohren!

Crugantino. Keine Furcht! Sie haben m
einer redlichen braven Seele zu thun. Kann i
was dienen?

Claudine. Ich bitte! Ich weis ſchon! J
bitte laſſen Sie mich!

Crugantino. Welche Stimme? (bei der Ha
nehmend) Himmel welche Hand!

Claudine. Laſſen Sie mich!

Crugantino. Claudine!

Claudine (aufſpringend.)

Ha! Senor! bei der Gaſtfreiheit meines V
ters! ich beſchwöre Sie! — Himmliſche Geiſter

Crugantino.

Schönſte! Wie, Schönſte
Hier find ich dich wieder?

Claudine.

Himmel! Ach Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Crugantino.

Bieteſt den mächtgen
Gefahren ſo truz?

Claudine.

Götter, ihr guten!
Gewähret mir Schuz!

Cr

Crugantino.

So allein! ſo Nacht! ſo ſchön! a)

Claudine. Laß mich gehn! laß mich gehn! b)

Crugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie du dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füſſen nach?
Dürft ich hoffen?

Claudine. Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro am Fenſter horchend.

Himmel! ich träume;
Ich hörte Claudinen!

Crugantino. Göttinn der Erde! c)

Claudine. Du darfſt dich erkühnen? d)

Crugantino.

Höre, Schöne! Nur ein Wort!
Komm; hier iſt ein ſichrer Ort.

Claudine.

Aus den Augen Böſewicht!
Ha, du kennſt dies Herz noch nicht!

Crugantino. e)

Dich ergeben!
Nicht ſo gethan!

---

a) Sie bey der Hand faſſend.
b) Ihn wegſtoßend.
c) Kniend.
d) ihn zurückſtoßend.
e) auf ſie losgehend.

Claudine. a)

Nicht ums Leben!
Komm heran!

Crugantino. b)

O ſchöne Wuth
Mein iſt die Beute!

Claudine. c)

Bei Gottes Blut!
Helft mir, ihr Leute!

Pedro. d) Sie iſts! Sie iſts!
Claudine. e) Gewalt! Gewalt!
Pedro. f) Halt! Halt!
Claudine. Pedro!
Pedro. Claudine!
Beide. Welches Glük!

Crugantino. g)

Nicht ſo eilig!
Zurük, du! Zurük!

Beide. Götter!

Crugantino.

Mäß'ge die Hize
Sonſt iſts um ſie geſchehn!

Pedro.

Wende die Spize!
Wag's mir zu ſtehn!

Cru-

---

a) den Degen ziehend und ihn vorhaltend.
b) ſie anfaſſend und forttragend.
c) in ſeinen Armen ſich wehrend.
d) vom Fenſter weg und herab.
e) Crugantino will ſie eben in die Herberge tragen.
f) Pedro unter der Thüre den Degen in der Linken.
g) Crugantino, der Claudinen niederſezt, aber an der Hand behält, den Degen zieht und weicht, und ihr ihn auf die Bruſt ſezt.

Crugantino. Zurük! Zurük!
Beide. Götter!

Crugantino.

Du ſiehſt ihr Blut
Aus dieſem Herzen fließen!

Pedro.

Schrekliche Wuth!
Sieh mich zu deinen Füßen!
Crugantino. Mäß'ge die Hize!
Pedro. Wende die Spize.
Crugantino. Es iſt um ſie geſchehn!
Pedro. Höre mein Flehn!
Crugantino. Zurük! Zurük!
Beide. Götter!

Basko, von ferne.

Hör ich ein Lärmen
Hör ich ein Getöſe
Säufer die ſchwärmen
Feindlich ſo böſe?
Crugantino. a) Basko!
Basko. b) Tarasko!
Tirilirtireriretli!
Crugantino. Führ den Verwundten,
Er irrt uns hie.
Pedro. c) Laß mich hinüber!
Crugantino. d) Er raſet im Fieber.
Basko. e) Allons zu Bette!

---

a) ihn hörend.
b) antwortet mit einer Frazze und füllt den Rhythmus mit dem Nachtigallenſchlag.
c) Basko drohend.
d) Claudinen wegführend.
e) Pedro den Degen aus der Hand ſchlagend.

Claudine. a) Rette mich; rette!
Tutti. b) Wache von ferne.
Hierher! hierher
Hör ich ein Lärmen!
Ein Anderer.
Lumpen und Schurken!
Hör! wie ſie ſchwärmen!
Crugantino. c) Basko zu Degen!
Wache. d) Ha ſo verwegen.
Pedro. e) Eilig von hinnen!
Claudine. f) Weh! meine Sinnen!
Wache. g) Haltet!
Pedro und Claudine. O weh!
Wache. h) Gieb dich!
Crugantino und Basko. O Schmach!
Tutti. Wache. i) Folget mir nach!
Pedro und Claudine. Weh! Weh!
Wache. Frevler ergieb dich!
Crugantino und Basko. Schmach! Schmach!
Ein

---

a) von Crugantino mit Gewalt entführt.

b) Während des Tutti hätte faſt Crugantino Claudinen weggeführt. Pedro raſend ſpringt ungefehr dem Basko an Kopf, wirft ihn zu Boden, über ihn hinaus und auf Crugantino los, der den Degen Claudinen auf die Bruſt hält. Sie ſtehn und die Muſik macht eine Pauſe.

c) Claudinen loslaßend, Basko und er fechten gegen die Wache.

d) zuſchlagend.

e) zu Claudine ſie anfaſſend.

f) Pedro in die Arme ſinkend.

g) Pedro und Claudinen anhaltend.

h) Entwaffnend den Crugantino und Basko.

i) Die Wache führt alle weg.

Ein enges Gefängniß.

Pedro und Claudine.

(Sie kniet auf der Erde; ihre Hände und den Kopf troſtlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro. O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

Claudine ſich abwendend.

Mein Herze
In bangem Schmerze
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro. O quäle
Deine liebe Seele
Quäle deine liebe Seele nicht!

Claudine ſich aufrichtend doch auf den Knien.
Himmel höre meine Klage
Ich vergeh in meiner Plage
Erd und Tag ſind mir verhaßt.

Pedro.

Vor dir ſchwindet alle Plage
Wird die Finſterniß zum Tage
Dieſer Kerker ein Pallaſt!
(Er will ſie aufrichten, ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Claudine.

Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben

Pedro.

Himmel, o freundlicher!
Hilf mir erſtreben!

Claudine.

Vater! — Ich Arme! —
Stirbeſt für Schmerz!

Pedro.

Himmel erbarme
Tröſte das Herz!

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian, der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter. Seht ob hier euer Mann iſt? Sonſt hab ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian. Pedro!

Pedro ihn umhalſend.

Mein Freund!

Sebaſtian. Was iſt das? Und dein Geſelle?

Claudine. Erde verbirg mich!

Sebaſtian. Bin ich behext? Claudine?

Claudine. Weh mir!

Pedro. Beſter Engel!

Sebaſtian. Du ſiehſt ſo bleich! Claudine, biſt dus? — Claudine —

Claudine. Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will euch alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian. Nur ein Wort; nur ein geſcheut Wort, Pedro! Wie kommt ihr daher? Mir ſchwimmt alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Renkontre, ward in dem Arm verwundet und hierher gebracht. Gegen Tag gings; ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hörte ich Claudinens Stimme, hörte ſie um Hülfe rufen; ſprang herunter, und fande ſie mit einem Wagehals ringen, ich wollte ſie befreien und ward mit ihr eingeſperrt.

Sebaſtian. Item, und du Liebgen.

Claudine. Können ſie fragen?

Sebaſtian. Du hörteſt Pedros Unfall und dein gutes Herzgen —

Pedro. Schone ſie! Ihr Herz iſt in fürchterlichem Aufruhr.

Sebaſtian. Dich ſucht ich nicht; ich ſuchte deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör ich, er ſey hier eingeſperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke ſchießt mir durch die Seele!

Sebaſtian. Es muß ein Irrthum ſeyn!

Pedro. Der mich verwundete; der Claudinen drohte! — Es iſt einer und der!

Sebaſtian. Wir wollen ſehen. (ruft) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter. Gnädiger Herr!

Sebaſtian. Du ſagteſt noch von zweien, bring ſie her!

Kerkermeiſter. Gleich Senor!

Pedro. O wenn ers wäre!

Sebaſtian. Er hat dich verwundet, ſagteſt du?

Pedro. Verwundet, und dieſen Engel geängſtet! — Wenns mein Bruder wäre!

Claudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach Pedro; wenn nicht — wenn ich was anders fühlen könnte, als meinen Schmerz! —

Sebaſtian. Sei ruhig, Gelgen! die Sache ſieht bunt aus. Nur Geduld!

Die Vorigen, der Kerkermeiſter, Crugantino Basko.

(Man bringt einen Stuhl für Claudinen.)

Kerkermeiſter. Senor, hier iſt das edle Paar.

Sebaſtian. Senor Crugantino, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich euch wo anders

Crugantino. Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſt's nicht daß ich hier bin.

Sebaſtian. So? Unterdeſſen iſt mirs immer viel Ehre, Senor Crugantino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Nahme den ſie führen?

Crugantino. Darauf will ich euch antworten, wenn ihr mein Richter ſeyn werdet und mirs gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian. Auch gut! Und euer Nahme iſt Basko, wie man ſagt!

Basko. Für diesmal; Ew. Gnaden zu dienen.

Sebaſtian. Geſelle dieſes edlen Ritters hier?

Crugantino. Ha, alter Schwäzer!

Sebaſtian. Mir das?

Crugantino. Ich bin ein Gefangner; alſo laßt euer Point d'Honneur ſteken. (zu Pedro) Mit euch Herr, bin ich übler dran. Erſt verwundt ich euch um nichts und wieder nichts, dann bin ich an eurer Haft ſchuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tauſendmal, da dieſer Engel dir vergiebt, den du geängſtet? Ich will dir's vergeben: denn büßen konntſt du's nie.

Crugantino. Vergrößert meine Schuld nicht; ich will ſie tragen wie ſie iſt. Aber geſteht mir: ein Menſch, der halbwege Abenteuer zu beſtehen weis, ſoll der eine Schöne, eine gewünſchte geliebte Schöne, die ſich allein Nachts dem Schuze

des

des Himmels anvertraut, um ſo wohlfeilen Preis aus ſeinen Händen laſſen!

Claudine. Wie erniedrigt er mich! Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der glücklichſte unter der Sonne!

Sebaſtian. Und glaubt ihr dann, das puzte man alles ſo ab, wie ein Bauer die Naſe am Ermel? Ihr müßt ein Gewiſſen haben.

Crugantino. Erſt Richter; und dann Beichtvater.

Sebaſtian. Stünds bey mir, ich machte auch den Medicus, und ließ euch ein Bißgen zur Ader; nur aus Curioſität, das edle Blut zu ſehn.

Crugantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſieht freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem eurigen nicht ſchämen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvechio was redet.

Crugantino. Caſtelvechio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian. Und was ſoll man dir thun, der du dies edle Haus ſo entehrſt?

Crugantino. Zu allen Teufeln!

Sebaſtian. Kennſt du Sebaſtian von Povero nicht? Biſt du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß; der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt du mich nicht mehr?

Crugantino. Sebaſtian?

Sebaſtian. Ich bins! Verſinke, ehe du hörſt was vor ein Ungeheuer du biſt!

Crugantino. Seid grosmüthig! ich bin ein Menſch.

Sebaſtian. Nichts vom Vergangenen, Elender! was vor dir ſteht! Haſt du nicht dieſen Edlen verwundet; ſeine Liebſte, ſeine Braut aus den Armen ihres Vaters geſprengt, der ihr dieſen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringſt du ſie als Mitgenoſſen deiner Bosheit in dieſen Kerker Ihn, den beſten, freiſten, gütigſten! — Deinen Bruder!

Crugantino. Bruder?

Pedro ihn umhalſend.

Bruder! mein Bruder!

Sebaſtian. Pedro von Caſtelvecchio!

Crugantino. Laßt mich; ich bitt euch; laßt mich! Ich hab ein Herz, das empfindet; und was euch beſtürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichſte Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder biſt. Hier Pedro? mein Bruder hier?

Sebaſtian. Auch um deinetwillen! als wir endlich dir ohngefehr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anſtalten machte dich zu fangen, verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete ſeine Strenge. Sebaſtian iſt gut, wenn man ihn gut läßt.

Crugantino. Ihr ſeyd ausgezogen mich zu fangen? nun was hättet ihr an mir? was habt ihr an mir? Wollt ihr mich in Thurm ſperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu ſparen? Nehmt mich? — Und was habt ihr gethan? und ſeyd ihr mir nichts ſchuldig?

Sebaſtian. Führt euch beßer auf.

Crugantino. Mit eurer Erlaubniß, mein Herr! davon verſteht ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt ihr die Bedürfniße eines jungen Herzens, wie meins iſt? Ein junger toller Kopf? Wo habt ihr einen Schauplaz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Geſellſchafft iſt mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht ſeyn; will ich mich luſtig machen, muß ich Knecht ſeyn. Muß nicht einer, der halbweg was werth iſt, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung: verzeiht daß ich euch die meinige ſage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer ſich einmal ins Vagieren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unſer Herz — ach! das iſt unendlich, ſo lang ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, ſollte dirs in dem Kreiſe unſrer Liebe zu enge werden?

Crugantino. Ich bitte dich, laß mich! Es iſt das erſtemal daß ich dich ſo zu ſagen ſehe und —

Pedro. Laß uns Brüder ſeyn!

Crugantino. Ich bin dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Crugantino. Ich bins willig; nur überlaßt mich mir ſelbſt. — Wenn ich je euch zur Freude leben kann, ſo müßt ihr mir das ſchuldig ſeyn.

Pedro. In dieſen edlen zärtlichen Empfindungen find ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergießen drohte.

Crugantino lächelnd.

Claudinens Blut zu vergießen? Du hätteſt mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß

daß ich mich unterſtanden hätte, dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebaſtian. Umarme mich; edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Caſtelvecchio.

Pedro. Und doch ängſtigteſt du? —

Crugantino. Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfäden binden kann.

Sebaſtian. Guter Junge!

Crugantino. Und habt ihr nicht gehört, daß alle brave Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr ſogar?

Sebaſtian. Top!

Crugantino. Und ſogar ihr ſelbſt.
Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder ſeyn!

Claudine mit ſchwacher Stimme.

Aendre dein Leben
Sollſt mein Bruder ſeyn.

Pedro.

Ich hab dir vergeben;
Wollen Brüder ſeyn!

Zu drei.

Crug. Laßt uns Brüder ſeyn.
Claud. Sollſt mein Bruder ſeyn.
Pedro. Wollen Brüder ſeyn.

Sebaſtian. Nun, allons, auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädchen wo biſt du? Armes Kind, was für Freud und Schmerz haſt du ausgeſtanden! Du ſollſt dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben; Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn!

(ſie will aufſtehn und fällt zurück.)

Sebaſtian. Sey ruhig, Mädchen! du biſt zerrüttet. Auf, meine Herren! ſorgt für einen Seſſel; wir müſſen fort.

(Gonzalo trit auf.)

Gonzalo. Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian! —

Claudine. Mein Vater!

(ſie fällt in Ohnmacht.)

Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (ſich auf ſie werfend.) Claudine! Meine Tochter!

Sebaſtian. Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!
Crugantino. Götter! ach! ich athme kaum!
Pedro. Wehe! mir vergehn die Sinnen!
Gonzalo. Seyd ihr alle? Iſts ein Traum?
Sebaſtian. Crugantino. a) Weg von hier!
Pedro. Gonzalo. b) Weg mit dir!
Sebaſtian. Herr, ach, ſeht nach eurer Wunde!
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonzalo. Gott ich gehe dir zu Grunde!
Crugantino. Ich vergeh in ihrer Noth!
Sebaſtian Crugantino. c) Weg von hier!
Pedro Gonzalo. d) Weg mit dir!

---

a) den Gonzalo und Pedro von Claudinen wegziehend.
b) den Sebaſtian und Crugantino von ſich ſtoßend.
c) wie oben.
d) wie oben.

Pedro.

Uns ſo fürchterlich verderben
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.

Nein du kannſt, du kannſt nicht ſterben,
Mädchen, nein du biſt nicht todt.

Zu Vier.

Sebaſt. Wie erbärmlich unſre Noth!
Crug. Ich vergeh in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonz. Mädchen, nein du biſt nicht todt.

Sebaſtian. Sie richtet ſich.

Crugantino. Sie lebt.

Pedro, Gonzalo. Claudine!

Claudine, (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an.) Mein Vater! Pedro!

Gonzalo. Meine Tochter!

Sebaſtian. Schont ſie.

Claudine. Pedro! Mein Vater!

Gonzalo. Sey unſer! Lebe! lebe! um meinet willen; um des Edlen willen!

(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt dein.

Pedro. Mein Vater!

Gonzalo. Sie iſt dein!

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer;
Leuchtet die Sonne
Ueber euch gar.
Ewige Wonne!
Seeliges Paar!

Engl. 21.

a. rel. 850^{2} Ossien

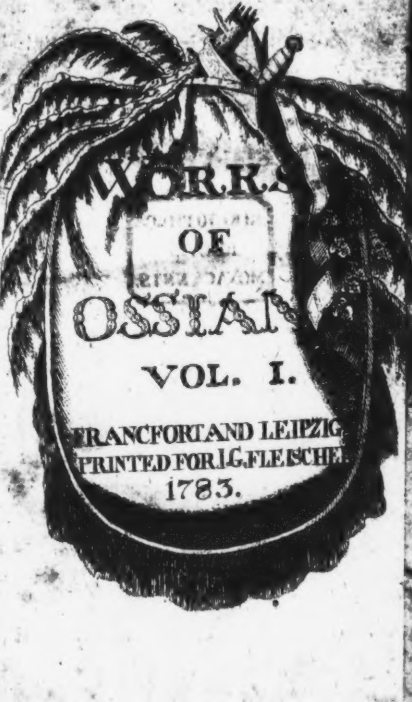
~~Bibl. angl. pag. 128.~~

~~p. o. angl. 269~~

(breitl. Exemplar)

2 Aufl. (d.i. 1777)

Titelradierung nach Goethe 1777



WORKS OF OSSIAN

VOL. I.

FRANCFORT AND LEIPZIG

PRINTED FOR I.G.FLEISCHER

1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

A DISSERTATION CONCERNING THE ANTIQUITY &c. OF THE POEMS OF OSSIAN the Son of FINGAL.

Inquiries into the antiquities of nations afford more pleaſure than any real advantage to mankind. The ingenious may form ſyſtems of hiſtory on probabilities and a few facts; but at a great diſtance of time, their accounts muſt be vague and uncertain. The infancy of ſtates and kingdoms is as deſtitute of great events, as of the means of tranſmitting them to poſterity. The arts of poliſhed life, by which alone facts can be preſerved with certainty, are the production of a well-formed commu-

community. It is then hiſtorians begin to write, and public tranſactions to be worthy remembrance. The actions of former times are left in obſcurity, or magnified by uncertain traditions. Hence it is that we find ſo much of the marvellous in the origin of every nation; poſterity being always ready to believe any thing, however fabulous, that reflects honour on their anceſtors. The Greeks and Romans were remarkable for this weakneſs. They ſwallowed the moſt abſurd fables concerning the high antiquities of their reſpective nations. Good hiſtorians, however, roſe very early amongſt them, and tranſmitted, with luſtre, their great actions to poſterity. It is to them that they owe that unrivalled fame they now enjoy, while the great actions of other nations are involved in fables, or loſt in obſcurity. The Celtic nations afford a ſtriking inſtance of this kind. They, though once the maſters of Europe from the mouth of the river Ob (*), in Ruſſia, to Cape Finiſterræ, the weſtern point of Gallicia in Spain, are very little mentioned in hiſtory. They truſted their fame to tradition and the ſongs of their bards, which, by the viciſſitude of human affairs, are long ſince loſt. Their ancient language is the only monument that remains of

---

(*) *Plin. l.* 6.

them; and the traces of it being found in places ſo widely diſtant from each other, ſerves only to ſhew the extent of their ancient power, but throws very little light on their hiſtory.

Of all the Celtic nations, that which poſſeſſed old Gaul, is the moſt renowned; not perhaps on account of worth ſuperior to the reſt, but for their wars with a people, who had hiſtorians to tranſmit the fame of their enemies, as well as their own, to poſterity. Britain was firſt peopled by them, according to the teſtimony of the beſt authors (*); its ſituation in reſpect to Gaul makes the opinion probable: but what puts it beyond all diſpute, is that the ſame cuſtoms and language prevailed among the inhabitants of both in the days of Julius Cæſar (†).

The colony from Gaul poſſeſſed themſelves, at firſt, of that part of Britain, which was next to their own country; and ſpreading northward, by degrees, as they increaſed in numbers, peopled the whole iſland. Some adventurers paſſing over from thoſe parts of Britain, that

---

(*) *Cæſ. l.* 5. *Agric. l.* 1. *c.* 2.

(†) *Cæſar*, *Pomp. Mela*, *Tacitus*.

are within ſight of Ireland, were the founders of the Iriſh nation: which is a more probable ſtory, than the idle fables of Mileſian and Gallician colonies. Diodorus Siculus (†) mentions it as a thing well known in his time, that the inhabitants of Ireland were originally Britons; and his teſtimony is unqueſtionable, when we conſider, that, for many ages, the language and cuſtoms of both nations were the ſame.

Tacitus was of opinion, that the ancient Caledonians were of German extract. By the language and cuſtoms, which always prevailed in the North of Scotland, and which are undoubtedly Celtic, one would be tempted to differ in opinion from that celebrated writer. The Germans, properly ſo called, were not the ſame with the ancient Celtæ. The manners and cuſtoms of the two nations were ſimilar; but their language different. The Germans (*) are the genuine deſcendants of the ancient Daæ, afterwards well known by the name of Daci, and paſſed originally into Europe by the way of the northern countries, and ſettled beyond the Danube, towards the vaſt regions of Tranſilvania, Wallachia, and Molda-

---

(†) *Diod. Sic. l.* 5.

(*) *Strabo*, *l.* 7.

Moldavia; and from thence advanced by degrees into Germany. The Celtæ (†), it is certain, ſent many colonies into that country, all of whom retained their own laws, language, and cuſtoms; and it is of them, if any colonies came from Germany into Scotland, that the ancient Caledonians were deſcended.

But whether the Caledonians were a colony of the Celtic Germans, or the ſame with the Gauls that firſt poſſeſſed themſelves of Britain, is a matter of no moment at this diſtance of time. Whatever their origin was, we find them very numerous in the time of Julius Agricola, which is a preſumption that they were long before ſettled in the country. The form of their government was a mixture of ariſtocracy and monarchy, as it was in all the countries where the Druids bore the chief ſway. This order of men ſeems to have been formed on the ſame ſyſtem with the Dactyli Idæi and Curetes of the ancients. Their pretended intercourſe with heaven, their magic and divination were the ſame. The knowledge of the Druids in natural cauſes, and the properties of certain things, the fruit of the experiments of ages, gained them a mighty reputation among the people. The eſteem of the populace ſoon increaſed into a vene-

---

(†) *Cæſ. l.* 6. *Liv. l.* 5. *Tac. de mor. Germ.*

veneration for the order; which a cunning and ambitious tribe of men took care to improve, to ſuch a degree, that they, in a manner, ingroſſed the management of civil, as well as religious, matters. It is generally allowed that they did not abuſe this extraordinary power; the preſerving their character of ſanctity was ſo eſſential to their influence, that they never broke out into violence or oppreſſion. The chiefs were allowed to exſecute the laws, but the legiſlative power was entirely in the hands of the Druids (*). It was by their authority that the tribes were united, in times of the greateſt danger, under one head. This temporary king, or Vergobretus (†), was choſen by them, and generally laid down his office at the end of the war. Theſe prieſts enjoyed long this extraordinary privilege among the Celtic nations, who lay beyond the pale of the Roman empire. It was in the beginning of the ſecond century, that their power among the Caledonians begun to decline. The poems, that celebrate Trathal and Cormac, anceſtors to Fingal, are full of particulars concerning the fall of the Druids, which account for the total ſilence concerning their religion, in the poems that are now given to the public.

The

(*) *Cæſ. l. 6.*

(†) *Fergubreth, the man to judge.*

The continual wars of the Caledonians againſt the Romans hindered the nobility from initiating themſelves, as the cuſtom formerly was, into the order of the Druids. The precepts of their religion were confined to a few, and were not much attended to by a people inured to war. The Vergobretus, or chief magiſtrate, was choſen without the concurrence of the hierarchy, or continued in his office againſt their will. Continual power ſtrengthened his intereſt among the tribes, and enabled him to ſend down, as hereditary to his poſterity, the office he had only received himſelf by election.

On occaſion of a new war againſt the *King of the World*, as the poems emphatically call the Roman emperor, the Druids, to vindicate the honour of the order, began to reſume their ancient privilege of chuſing the Vergobretus. Garmal, the ſon of Tarno, being deputed by them, came to the grandfather of the celebrated Fingal, who was then Vergobretus, and commanded him, in the name of the whole order, to lay down his office. Upon his refuſal, a civil war commenced, which ſoon ended in almoſt the total extinction of the religious order of the Druids. A few that remained, retired to the dark receſſes of their groves, and the caves they had formerly uſed for their meditations. It is then we find them in the *circle of ſtones*, and unheeded by the world. A total diſregard for the order, and utter abhorrence of the Druidical rites enſued. Under this cloud of public hate, all that had any knowledge of the religion of the Druids, became extinct, and the nation fell into the laſt degree of ignorance of their rites and ceremonies.

It is no matter of wonder then, that Fingal and his ſon Oſſian make ſo little, if any, mention of the Druids, who were the declared enemies to their ſucceſſion in the ſupreme magiſtracy. It is a ſingular caſe, it muſt be allowed, that there are no traces of religion in the poems aſcribed to Oſſian; as the poetical compoſitions of other nations are ſo cloſely connected with their mythology. It is hard to account for it, to thoſe who are not made acquainted with the manner of the old Scottiſh bards. That race of men carried their notions of martial honour to an extravagant pitch. Any aid given their heroes in battle, was thought to derogate from their fame; and the bards immediately transferred the glory of the action to him who had given that aid.

Had Oſſian brought down gods, as often as Homer has done, to aſſiſt his heroes, this poem had not conſiſt-

ed

ed of eulogiums on his friends, but of hymns to theſe ſuperior beings. To this day, thoſe that write in the Galic language, ſeldom mention religion in their profane poetry; and when they profeſſedly write of religion, they never interlard with their compoſitions, the actions of their heroes. This cuſtom alone, even though the religion of the Druids had not been previouſly extinguiſhed, may, in ſome meaſure, account for Oſſian's ſilence concerning the religion of his own times.

To ſay, that a nation is void of all religion, is the ſame thing as to ſay, that it does not conſiſt of people endued with reaſon. The traditions of their fathers, and their own obſervations on the works of nature, together with that ſuperſtition which is inherent in the human frame, have, in all ages, raiſed in the minds of men ſome idea of a ſuperior being. —— Hence it is, that in the darkeſt times, and amongſt the moſt barbarous nations, the very populace themſelves had ſome faint notion, at leaſt, of a divinity. It would be doing injuſtice to Oſſian, who upon no occaſion ſhews a narrow mind, to think, that he had not opened his conceptions to that primitive and greateſt of all truths. But let Oſſian's religion be what it will, it is certain he had no knowledge of Chriſtianity, as there is not the

leaſt

leaſt alluſion to it, or any of its rites, in his poems; which abſolutely fixes him to an æra prior to the introduction of that religion. The perſecution begun by Diocleſian, in the year 303, is the moſt probable time, in which the firſt dawning of Chriſtianity in the north of Britain can be fixed. —— The humane and mild character of Conſtantius Chlorus, who commanded then in Britain, induced the perſecuted Chriſtians, to take refuge under him. Some of them, through a zeal to propagate their tenets, or through fear, went beyond the pale of the Roman empire, and ſettled among the Caledonians; who were the more ready to hearken to their doctrines, as the religion of the Druids had been exploded ſo long before.

These miſſionaries, either through choice, or to give more weight to the doctrine they advanced, took poſſeſſion of the cells and groves of the Druids; and it was from this retired life they had the name of *Culdees* (*), which in the language of the country ſignified *ſequeſtered perſons*. It was with one of the *Culdees*, that Oſſian, in his extreme old age, is ſaid to have diſputed concerning the Chriſtian religion. This diſpute is ſtill extant, and is couched in verſe, according

---

(*) *Culdich*.

ing to the cuſtom of the times. The extreme ignorance on the part of Oſſian, of the Chriſtian tenets, ſhews, that that religion had only been lately introduced; as it is not eaſy to conceive, how one of the firſt rank could be totally unacquainted with a religion, that had been known for any time in the country. The diſpute bears the genuine marks of antiquity. The obſolete phraſes and expreſſions peculiar to the times, prove it to be no forgery. If Oſſian then lived at the introduction of Chriſtianity, as by all appearance he did, his epoch will be the latter end of the third, and beginning of the fourth century. What puts this point beyond diſpute, is the alluſion in his poems to the hiſtory of the times.

The exploits of Fingal againſt Caracul (*), the ſon of the *King of the World*, are among the firſt brave actions of his youth. A complete poem, which relates to this ſubject, is printed in this collection.

In the year 210 the emperor Severus, after returning from his expeditions againſt the Caledonians, at York fell into the tedious illneſs, of which he afterwards died.

(*) *Carac'huil*, *terrible eye*. *Carac-'healla*, *terrible look*. *Carac-challamh*, *a ſort of upper garment*.

died. The Caledonians and Maiatæ, reſuming courage from his indiſpoſition, took arms, in order to recover the poſſeſſions they had loſt. The enraged emperor commanded his army to march into their country, and to deſtroy it with fire and ſword. His orders were but ill executed, for his ſon, Caracalla, was at the head of the army, and his thoughts were entirely taken up with the hopes of his father's death, and with ſchemes to ſupplant his brother Geta. —— He ſcarcely had entered the enemy's country, when news was brought him, that Severus was dead. —— A ſudden peace is patched up with the Caledonians, and, as it appears from Dion Caſſius, the country, they had loſt to Severus, was reſtored to them.

The Caracul of Fingal is no other than Caracalla, who, as the ſon of Severus, the Emperor of Rome, whoſe dominions were extended almoſt over the known world, was not without reaſon called, in the poems of Oſſian, *the Son of the King of the World.* The ſpace of time between 211, the year Severus died, and the beginning of the fourth century, is not ſo great, but Oſſian the ſon of Fingal, might have ſeen the Chriſtians, whom the perſecution under Diocleſian had driven beyond the pale of the Roman empire.

Oſſian,

Oſſian, in one of his many lamentations on the death of his beloved ſon Oſcar, mentions among his great actions, a battle which he fought againſt Caros, king of ſhips, on the banks of the winding Carun (*). It is more than probable, that the Caros mentioned here, is the ſame with the noted uſurper Carauſius, who aſſumed the purple in the year 287, and ſeizing on Britain, defeated the emperor Maximian Herculius, in ſeveral naval engagements, which gives propriety to his being called, in Oſſian's poems, *the King of Ships*. *The winding Carun* is that ſmall river retaining ſtill the name of Carron, and runs in the neighbourhood of Agricola's wall, which Carauſius repaired to obſtruct the incurſions of the Caledonians. Several other paſſages in the poems allude to the wars of the Romans; but the two juſt mentioned clearly; and this account agrees exactly with the Iriſh hiſtories, which place the death of Fingal, the ſon of Comhal, in the year 283, and that of Oſcar and their own celebrated Cairbre, in the year 269.

Some people may imagine, that the alluſions to the Roman hiſtory might have been induſtriouſly inſerted into the poems, to give them the appearance of antiquity. This fraud muſt then have been committed at leaſt

three

(*) *Car-avon, Winding river.*

three ages ago, as the paſſages, in which the alluſions are made, are alluded to often in the compoſitions of thoſe times.

Every one knows, what a cloud of ignorance and barbariſm overſpread the north of Europe three hundred years ago. The minds of men, addicted to ſuperſtition, contracted a narrowneſs that deſtroyed genius. Accordingly we find the compoſitions of thoſe times trivial and puerile to the laſt degree. But let it be allowed, that, amidſt all the untoward circumſtances of the age, a genius might ariſe, it is not eaſy to determine, what could induce him to give the honour of his compoſitions to an age ſo remote. We find no fact, that he has advanced, to favour any deſigns which could be entertained by any man who lived in the fifteenth century. But ſhould we ſuppoſe, a poet, through humour, or for reaſons which cannot be ſeen at this diſtance of time, would aſcribe his own compoſitions to Oſſian, it is next to impoſſible, that he could impoſe upon his countrymen, when all of them were ſo well acquainted with the traditional poems of their anceſtors.

The ſtrongeſt objection to the authenticity of the poems now given to the public under the name of Oſſian, is the improbability of their being handed down

by

by tradition through ſo many centuries. Ages of barbariſm, ſome will ſay, could not produce poems abounding with the diſintereſted and generous ſentiments ſo conſpicuous in the compoſitions of Oſſian; and could theſe ages produce them, it is impoſſible but they muſt be loſt, or altogether corrupted in a long ſucceſſion of barbarous generations.

Theſe objections naturally ſuggeſt themſelves to men unacquainted with the ancient ſtate of the northern parts of Britain. The bards, who were an inferior order of the Druids, did not ſhare their bad fortune. They were ſpared by the victorious king, as it was through their means only he could hope for immortality to his fame. They attended him in the camp, and contributed to eſtabliſh his power by their ſongs. His great actions were magnified, and the populace, who had no ability to examine into his character narrowly, were dazzled with his fame in the rhimes of the bards. In the mean time, men aſſumed ſentiments, that are rarely to be met with in an age of barbariſm. The bards who were originally the diſciples of the Druids, had their minds opened, and their ideas enlarged, by being initiated in the learning of that celebrated order. They could form a perfect hero in their own minds, and aſcribe that character to their prince. The inferior chiefs made this ideal character the model of their conduct, and by degrees brought their minds to that generous ſpirit, which breathes in all the poetry of the times. The prince, flattered by his bards, and rivalled by his own heroes, who imitated his character as deſcribed in the eulogies of his poets, endeavoured to excel his people in merit, as he was above them in ſtation. This emulation continuing, formed at laſt the general character of the nation, happily compounded of what is noble in barbarity, and virtuous and generous in a poliſhed people.

When virtue in peace, and bravery in war are the characteriſtics of a nation, their actions become intereſting, and their fame worthy of immortality. A generous ſpirit is warmed with noble actions, and becomes ambitious of perpetuating them. This is the true ſource of that divine inſpiration, to which the poets of all ages pretended. When they found their themes inadequate to the warmth of their imaginations, they varniſhed them over with fables, ſupplied by their own fancy, or furniſhed by abſurd traditions. Theſe fables, however ridiculous, had their abettors; poſterity either implicitly believed them, or through a vanity, natural to mankind, pretended that they did. They lov-

ed

ed to place the founders of their families in the days of fable, when poetry, without the fear of contradiction, could give what characters ſhe pleaſed of her heroes. It is to this vanity that we owe the preſervation of what remains of the works of Oſſian. His poetical merit made his heroes famous in a country, where heroiſm was much eſteemed and admired. The poſterity of theſe heroes, or thoſe who pretended to be deſcended from them, heard with pleaſure the eulogiums of their anceſtors; bards were employed to repeat the poems, and to record the connexion of their patrons with chiefs ſo renowned. Every chief in proceſs of time had a bard in his family; and the office became at laſt hereditary. By the ſucceſſion of theſe bards, the poems concerning the anceſtors of the family were handed down from generation to generation; they were repeated to the whole clan on ſolemn occaſions, and always alluded to in the new compoſitions of the bards. This cuſtom came down near to our own times; and after the bards were diſcontinued, a great number in a clan retained by memory, or committed to writing, their compoſitions, and founded the antiquity of their families on the authority of their poems.

The uſe of letters was not known in the north of Europe, till long after the inſtitution of the bards: the records of the families of their patrons, their own, and more ancient poems were handed down by tradition, Their poetical compoſitions were admirably contrived for that purpoſe. They were adapted to muſic; and the moſt perfect harmony was obſerved. Each verſe was ſo connected with thoſe which preceded or followed it, that, if one line had been remembered in a ſtanza, it was almoſt impoſſible to forget the reſt. The cadences followed in ſo natural a gradation, and the words were ſo adapted to the common turn of the voice, after it is raiſed to a certain key, that it was almoſt impoſſible, from a ſimilarity of ſound, to ſubſtitute one word for another. This excellence is peculiar to the Celtic tongue, and is perhaps to be met with in no other language. Nor does this choice of words clog the ſenſe or weaken the expreſſion. The numerous flections of conſonants, and variation in declenſion, make the language very copious.

The deſcendants of the Celtæ, who inhabited Britain and its iſles, were not ſingular in this method of preſerving the moſt precious monuments of their nation. The ancient laws of the Greeks were couched in verſe, and handed down by tradition. The Spartans, through a long habit, became ſo fond of this cuſtom, that they would never allow their laws to be committed to writing. The actions of great men, and the eulogiums of kings and heroes, were preſerved in the ſame manner. All the hiſtorical monuments of the old Germans were comprehended in their ancient ſongs (*); which were either hymns to their gods, or elegies in praiſe of their heroes, and were intended to perpetuate the great events in their nation, which were carefully interwoven with them. This ſpecies of compoſition was not committed to writing, but delivered by oral tradition (†). The care they took to have the poems taught to their children, the uninterrupted cuſtom of repeating them upon certain occaſions, and the happy meaſure of the verſe, ſerved to preſerve them for a long time uncorrupted. This oral chronicle of the Germans was not forgot in the eighth century, and it probably would have remained to this day, had not learning, which thinks every thing, that is not committed to writing, fabulous, been introduced. It was from poetical traditions that Garcilaſſo compoſed his account of the Yncas of Peru. The Peruvians had loſt all other monuments of their hiſtory, and it was from ancient poems, which his mother, a prin-

---

(*) *Tacitus de mor. Germ.*

(†) *Abbé de la Bleterie, Remarques ſur la Germanie.*

ceſs of the blood of the Yncas, taught him in his youth, that he collected the materials of his hiſtory. If other nations then, that had been often overrun by enemies, and had ſent abroad and received colonies, could, for many ages, preſerve, by oral tradition, their laws and hiſtories uncorrupted: it is much more probable, that the ancient Scots, a people ſo free of intermixture with foreigners, and ſo ſtrongly attached to the memory of their anceſtors, had the works of their bards handed down with great purity.

It will ſeem ſtrange to ſome, that poems, admired for many centuries in one part of this kingdom, ſhould be hitherto unknown in the other; and that the Britiſh, who have carefully traced out the works of genius in other nations, ſhould ſo long remain ſtrangers to their own. This, in a great meaſure, is to be imputed to thoſe who underſtood both languages and never attempted a tranſlation. They, from being acquainted but with detached pieces, or from a modeſty, which perhaps the preſent tranſlator ought, in prudence, to have followed, deſpaired of making the compoſitions of their bards agreeable to an Engliſh reader. The manner of thoſe compoſitions is ſo different from other poems, and the ideas ſo confined to the moſt early ſtate of ſo-

cie-

ciety, that it was thought they had not enough of variety to pleaſe a poliſhed age.

This was long the opinion of the tranſlator of the following collection; and though he admired the poems, in the original, very early, and gathered part of them from tradition, for his own amuſement, yet he never had the ſmalleſt hopes of ſeeing them in an Engliſh dreſs. He was ſenſible, that the ſtrength and manner of both languages were very different, and that it was next to impoſſible to tranſlate the Galic poetry into any thing of tolerable Engliſh verſe; a proſe tranſlation he could never think of, as it muſt neceſſarily fall ſhort of the majeſty of an original.

It is therefore highly probable, that the compoſitions of Oſſian would have ſtill remained in the obſcurity of a loſt language, had not a gentleman, who has himſelf made a figure in the poetical world, inſiſted with the preſent editor, for a literal proſe tranſlation of ſome detached piece. He approved of the ſpecimen, and, through him, copies came to the hands of ſeveral people of taſte in Scotland.

Frequent tranſcription, and the corrections of thoſe, who thought they mended the poems by modernizing the ideas, corrupted them to ſuch a degree, that the tranſlator was induced to hearken to the ſolicitations of a gentleman deſervedly eſteemed in Scotland, for his taſte and knowledge in polite literature, and publiſhed the genuine copies under the title of *Fragments of Ancient Poetry*. The fragments, upon their firſt appearance, were ſo much approved of, that ſeveral people of rank, as well as taſte, prevailed with the tranſlator to make a journey to the Highlands and weſtern iſles, in order to recover what remained of the works of Oſſian the ſon of Fingal, the beſt, as well as moſt ancient of thoſe who are celebrated in tradition for their poetical genius. A detail of this journey would be both tedious and unentertaining; let it ſuffice therefore, that, after a peregrination of ſix months, the tranſlator collected from tradition, and ſome manuſcripts, all the poems in the following collection, and ſome more ſtill in his hands, though rendered leſs complete by the ravages of time.

The action of the poem that ſtands the firſt, was not the greateſt or moſt celebrated of the exploits of Fingal. His wars were very numerous, and each of them afforded a theme which employed the genius of his ſon. But, excepting the preſent poem, thoſe pieces are in a great meaſure loſt, and there only remain a

few

few fragments of them in the hands of the translator. Tradition has ſtill preſerved, in many places, the ſtory of the poems, and many now living have heard them in their youth, repeated.

The complete work, now printed, would, in a ſhort time, have ſhared the fate of the reſt. The genius of the highlanders has ſuffered a great change within theſe few years. The communication with the reſt of the iſland is open, and the introduction of trade and manufactures has deſtroyed that leiſure, which was formerly dedicated to hearing and repeating the poems of ancient times. Many have now learned to leave their mountains, and ſeek their fortunes in a milder climate; and though a certain *amor patriæ* may ſometimes bring them back, they have, during their abſence, imbibed enough of foreign manners, to deſpiſe the cuſtoms of their anceſtors. Bards have been long diſuſed, and the ſpirit of genealogy has greatly ſubſided. Men begin to be leſs devoted to their chiefs, and conſanguinity is not ſo much regarded. When property is eſtabliſhed, the human mind confines its views to the pleaſure it procures. It does not go back to antiquity, or look forward to ſucceeding ages. The cares of life increaſe, and the actions of other times no longer amuſe. Hence it is, that the taſte for their ancient poetry is at a low ebb among the highlanders. They have not, however, thrown off the good qualities of their anceſtors. Hoſpitality ſtill ſubſiſts, and an uncommon civility to ſtrangers. Friendſhip is inviolable, and revenge leſs blindly followed than formerly.

To ſpeak of the poetical merit of the poems, would be an anticipation on the judgment of the public: And all that can be ſaid of the tranſlation, is, that it is literal, and that ſimplicity is ſtudied. The arrangement of the words in the original is imitated, and the inverſions of the ſtyle obſerved. As the tranſlator claims no merit from his verſion, he hopes for the indulgence of the public, where he fails. He wiſhes, that the imperfect ſemblance he draws, may not prejudice the world againſt an original, which contains what is beautiful in ſimplicity, and grand in the ſublime.

AN

ANSWER

TO

Mr. Shaw's Inquiry

INTO THE AUTHENTICITY OF THE

POEMS aſcribed to OSSIAN.

By JOHN CLARK,

TRANSLATOR OF THE CALEDONIAN BARDS, AND MEMBER
OF THE SOCIETY OF SCOTS ANTIQUARIES.

Impudens, impurus, inverecundiſſimus. PLAUT.

Printed after the Original,
EDINBURGH 1781.

ADVICE
TO THE
READER.

The Authenticity of Oſſian's Poems, and even the Excellency of ancient Iriſh or Highland-Poetry, having been conteſted, ever ſince their firſt appearance in the Public: the Editor of this ſecond German Edition of Oſſian's Works, to the preceeding Disſertation of the Translator has joined the lateſt Apology of a learned Highlander; who has beſt defended that noble cauſe againſt the mockery of a miſerable Highlander, whoſe treaſon has been ſo much boaſted by thoſe, who would envy to the noble ancient Nation even that prerogative of being the mother of the moſt excellent Northern Poet.

AN

ANSWER

TO

MR. SHAW'S INQUIRY.

MR. WILLIAM SHAW, author of the "Inquiry into the Authenticity of the "Poems aſcribed to Oſſian," is a native of the iſle of Arran, where a dialect of the Gaelic tongue is uſed, ſo corrupt in the words, and ſo vicious in the pronunciation, as to be almoſt unintelligible in the other Weſtern Iſlands and oppoſite continent of the Highlands, where the language is ſpoken with elegance and purity. Having obtained the common education given to perſons intended for being miniſters of the church of Scotland, he was admitted a clergyman in that church; and becauſe he had no immediate chance of a living in it, he went to London, where he was employed for ſome time by a merchant, a native of Scotland, in the tuition of his children. During the time Mr. Shaw was thus employed, he turned his thoughts to the making ſome figure in Gaelic literature, as the means of recommending himſelf to the patronage of ſome of his countrymen, who had eccleſiaſtical preferments in the Highlands to beſtow. He accordingly publiſhed propoſals for printing by ſubſcription a Grammar of the Gaelic language; and, through the ſupport of ſome gentlemen, natives of the Highlands, reſident in London, obtained a conſiderable number of ſubſcribers. This circumſtance encouraged him to propoſe to write a Dictionary of the Gaelic; a work much wanted, and deſired, by the admirers of that ancient tongue.

But when the grammar, written by Mr. Shaw, made its appearance in public, it was ſoon perceived, that, from his ignorance in the firſt principles of the language, nothing was to be exſpected from a dictionary compoſed by ſuch unſkilful hands. His Highland patrons in London became, therefore, indifferent about the propoſed work, and the ſubſcription for the dictionary went on very languidly and coldly. Mr. Shaw, however, having left the ſervice, in which he was employed in England, reſolved to make a tour through the Highlands of Scotland, to obtain ſubſcribers. Unluckily for his project

project, the *reputation* of his grammar had run before his application for patronage to his dictionary; and the former was by no means calculated to procure encouragement to the latter. Beſides, the manners of the man were not ſuch, as were requiſite to gain the friendſhip or eſteem of thoſe to whom he applied; he therefore met with very little ſucceſs in his journey. His profeſſed deſign to reſcue, what he called *the dying language of his country*, recommended him, however, to a nobleman in the North, ſo far as to obtain from him the preſentation to a living in the Highlands, of about 50 l. yearly value.

Mr. Shaw having entered on the functions of his miniſtry, ſoon found that he was by no means agreeable to his pariſhioners. His forward manner, and uncouth addreſs, gave diſguſt to many; whilſt the provinciality of his dialect rendered his diſcourſes almoſt unintelligible to all. Under ſuch circumſtances, it is natural to ſuppoſe, he ſoon became tired of his new preferment; and he returned to London, where he reſumed the plan of his dictionary, which he had in a manner laid aſide, on account of the very little encouragement, he received for the proſecution of his deſign. He applied to the Highland-Society in London, for their ſupport; which they collectively refuſed, both from their opinion of Mr. Shaw's want of abilities and knowledge for ſuch a work, and that ſome gentlemen of talents in Scotland had undertaken to write a dictionary of the Gaelic, that would merit, in every way, their patronage. Some individuals, however, gave their names to Mr. Shaw, which enabled him to print a book, which he called a *Galic dictionary.*

When the book, under the name of the *Galic dictionary*, was publiſhed, it evidently appeared, that the diſtruſt, generally entertained of Mr Shaw's abilities and knowledge, was perfectly well-founded. Inſtead of adhering to the dialect ſpoken in the Highlands of Scotland, he had thrown into his work all the words he could collect from vocabularies of the different dialects of the Celtic, particularly that which is uſed in Ireland. To give an appearance of novelty to his book, he ſeems to have coined many words, to be met with in no dialect whatſoever of any language either ancient or modern. Upon the whole, there perhaps never appeared a work ſo unworthy of, or ſo unlike, its title; for there are whole pages of Mr. Shaw's dictionary, which do not contain three words anywiſe ſimilar to the Scotch Gaelic. The impoſition, in ſhort, was ſo glaring and impudent, that, the author fell at once under the contempt and ridicule of every man converſant in the Gaelic, who was at the trouble of examining his book.

Diſappointment and reſentment operated very powerfully on Mr. Shaw's mind. His hopes of patronage in Scotland had been extinguiſhed. He had quarrelled with his pariſhioners; and a living of fifty pounds a-year was not ſufficient to gratify his ambition and pride. He therefore reſolved to quit the church of Scotland entirely, and to take orders in that of England. As he had failed in his attempt to flatter Scotch *vanity*, he reſolved to convert Engliſh *prejudice* to his own advantage, by *unſaying* and *unwriting*, what he had *ſaid* and *written* in favour of the ancient poetry and language of his native country.

The colouring of the above picture of Mr. Shaw is neither overcharged, nor are the features

res of his conduct misrepreſented; as is well known to many hundreds of perſons of credit, both in England and in Scotland. Without ſuch a detail of facts, it would be difficult to explain to the reader, what motives could induce a man to deviate, as much as Mr. Shaw will appear to have done, not only from truth, but from his own former written, printed, and publiſhed declarations. The fact is, that he himſelf had the folly to declare to ſeveral perſons, That, as there was no ſale for Gaelic literature, he would write ſomething againſt that literature, which he was certain would ſell; and that ſo he would receive from the prejudices of the Engliſh, what the generoſity of his countrymen the Scotch had denied. This circumſtance, joined to the vanity of being patroniſed by Dr. Johnſon, whoſe inveteracy to the tranſlator of Oſſian's poems is unconquerable, led our *worthy clergyman* aſtray from the direct track of truth, to the devious paths of malignant fiction and unauthoriſed romance.

Having premiſed theſe facts, I ſhall now proceed to the inveſtigation and detection of the various falſehoods, ſcattered up and down through Mr. Shaw's pamphlet. In almoſt every page, he gives us a piece of intelligence, which might have been delivered once for all, viz. That Mr. Macpherſon had impoſed upon the public, by giving his own compoſitions in Engliſh as translations from the Gaelic language: — That the Highlanders of every denomination endeavoured to ſupport the impoſition: —— That the principal men of character and learning in the Highlands had ſigned their names to a falſehood, and got Dr. *Blair* to write in defence of it: and —— That every Scotchman loves his country better than truth.

In place of taking up the reader's time with an oſtentatious diſplay of argument, or a critical minuteneſs in tracing out the contradictions in this pamphlet, concerning the translations from the Gaelic publiſhed by Mr. Macpherſon; I ſhall ſimply narrate, what conſiſts with my own perſonal knowledge on this ſubject.

The epic poems of Fingal and Temora I have never heard rehearſed by any *ſingle* Highlander, in the ſame arrangement, in which Mr. Macpherſon has publiſhed them. By *different* perſons I have frequently heard almoſt every paſſage in theſe two poems, with no more difference from the translation, than what the genius of the language required; and not near ſo much, as there is between the different editions of theſe poems in the different parts of the Highlands. This variation was well accounted for by Mr. Shaw himſelf, before he thought it his intereſt to disguiſe the truth.

The Highlanders, who rehearſe theſe poems at preſent, divide them into as many different pieces, as Mr. Macpherſon has divided them into books. As his ſearch after ancient poetry has been many years prior to mine, he might have found perſons, who could rehearſe more of theſe two poems, than I have: or, whether he has found manuſcripts containing them, or introduced the epiſodes from different pieces of Gaelic compoſition, I ſhall not pretend to ſay. But this I can aver, that they are familiar to the Highlanders, although not in the direct arrangement, in which he has placed them. He might, however, have collected them from different perſons, and exerciſed his own judgment afterwards in joining them, without being either branded with the appellation of a forger himſelf, or thoſe, who gave their teſtimony to what they knew to be true, ſtigmatized with colluſion and impoſture.

From theſe circumſtances, however, our inquirer has taken the liberty of drawing very unwarrantable inferences. Although he uniformly pronounces every paragraph, not only of Mr. Macpherſon, but of every other translator from the Gaelic, to be an impoſition: yet the poems of Fingal and Temora are thoſe, which he ſeems particularly to ſtrike at. Mr. Shaw ſays, "Many were the thorough ſceptics, as to the "poems of Fingal and Temora," p. 2. "Oſſian, "who was a real character, although not the "author of Mr. Macpherſon's Fingal and Temo-"ra," p. 61. "Were I to call upon him (Mr. "Smith) to produce the Gaelic of any forty li-"nes, in either Fingal or Temora, he could "not produce them," p. 42.

The variation, we have ſpoken of, in the arrangement of theſe two poems, is all the foundation, Mr. Shaw had for the preſent publication. How far it can operate towards a total annihilation of the Gaelic poetry now exiſting in the Highlands, ſhall be left to the public to determine.

Had

Had our author attacked Mr. Macpherſon in a proper manner, and where he was really liable to ſome degree of cenſure, he would have met with my moſt hearty concurrence. Had he informed the public of what he has often acknowledged to me in private, that the tranſlator of Oſſian has really curtailed and left out a great part of thoſe poems, which he has introduced as epiſodes: he would then have ſpoken the language of an honeſt man, and asſerted, what he well knows himſelf, and a thouſand others can prove. The Maid of Creca, for example, an epiſode in Fingal, in my poſſeſſion, is a large complete poem of itſelf, and extends to ſome hundred lines, all which are omitted in the tranſlation.

So much did Mr. Shaw lament the curtailing of theſe poems, that he preſſed me to print propoſals for a general collection of them as well as of others, and to arrange the whole, ſimply as they are rehearſed by the people, without making them up into epic pieces; which accordingly I did. The originals and tranſlations were to have been publiſhed in ſeparate volumes. Mr. Shaw himſelf, with the greateſt enthuſiaſm, voluntarily undertook to procure ſubſcribers for me in England; and wrote me ſeveral letters on that ſubject from London, aſſuring me, in the moſt poſitive manner, of his ſucceſs. But inſtead of performing what he had thus ſpontaneouſly undertaken, the very next part of his conduct towards me was, to hold me forth as an impoſtor in his pamphlet; in which character I ſoon ſaw myſelf attempted to be expoſed in the periodical papers of England.

The reader, *who does not know me*, may poſſibly ſuſpect my word. But, if he will take the trouble to demand them, he may ſee in my poſſeſſion, the original letters of Mr. Shaw, in his own hand-writing, addreſſed to me, on this ſubject.

The next thing which offers itſelf to our conſideration, is *manuſcripts.* "Why not produce and publiſh the manuſcripts?" is the conſtant cry through every page: —— yet; if the whole were produced, and publiſhed, our author gives us to underſtand, he would conſider them only as tranſlations from the Engliſh.

When I produce the originals, in my own hand-writing, taken down from the mouths of illiterate countrymen, who rehearſe them: Mr. Shaw anſwers, that I have tranſlated them from the Engliſh, and read them to thoſe perſons, until they have learned to repeat poems of great length, and without one word of variation. When theſe perſons offer to ſwear, that they could repeat thoſe poems, twenty years before I was born: Mr. Shaw replies, that they are *Scotchmen*, and that their oaths deſerve no regard: —— "for a reſpectable miniſter (p. 81.) "offers to produce as many witneſſes as Mr. "Shaw pleaſes, to ſwear to a falſehood, *knowing* "*it to be ſuch;*" and "another gentleman (p. "87.) offers to ſwear to a falſehood." If I ſend to an hundred perſons, in the moſt remote corners of the iſles, who have never been within an hundred miles of me, and they rehearſe theſe poems, to any perſon appointed to hear them: Mr. Shaw will ſay, that there has been a colluſion, and that no Scotchman, except *himſelf*, can be believed.

Our Inquirer, however, has fixed upon one thing, which, he ſays, will ſatisfy him effectually: —— If we will produce the originals, in Oſſian's own hand-writing, "with pro- "per vouchers that there is no colluſion," he will condeſcend to be converted. "How comes "it (ſays he), that neither Oſſian himſelf, nor "any contemporary bard, has reduced them to "writing?" p. 61. What anſwer does the reader imagine I ſhould give to a man, who demands originals in the hand-writing of one who never heard of letters! He would certainly think me highly reprehenſible, did I honour theſe demands with any further notice than a contemptuous ſilence.

Although the evidence of every Highlander now living (our author alone excepted) is thus laid aſide, and every Scotchman rejected as an exceptionable witneſs: I was particularly anxious to ſee, what method he would fall upon, to diſcredit the authenticity of the old Gaelic manuſcripts containing ſome of thoſe poems. Our anceſtors ſurely could not anticipate the preſent controverſy, five or ſix centuries ago; —— no colluſion could, therefore, have been exſpected among them. This, however, he has endeavoured to effect by a bold ſtroke, unmatched in any other writer; and with a mode of reaſoning, as abſurd, as it is weak, impudent, and fallacious.

It is perhaps neceſſary to inform the reader, that *Earſe* is a name for our language, totally un-

un-

unknown to us Highlanders, till we come abroad, and learn it from the natives of the Low Country, who apply it to our Gaelic, in contradiſtinction to the dialect of the ſame language ſpoken in Ireland. The language of the Highlanders and Iriſh, the characters they uſe, and their mode of contraction in writing, are, in a great meaſure, the ſame, and known to both by no other name than *Gaelic*. In our Inquirer's two firſt publications, his Analyſis and Dictionary, the word *Earſe* is not to be found: but in the pamphlet now under conſideration, it is introduced about fifty times, and the Gaelic of Scotland is never wrote by any other name. There is a feeble, but impudent and diſingenuous attempt at policy here, which the mere Engliſh reader cannot eaſily detect.

I will take advantage, ſays Mr. Shaw, of the term *Earſe*, which prevails in the Low Country, for the Gaelic, and divide that language into two; —— the one I will call *Iriſh*, and the other *Earſe*. All the old manuſcripts, that are to be found in the Highlands, I will call *Iriſh;* ſince the language, character, and contractions, are, in a great meaſure, the ſame. —— I will maintain, that they contain

not

not the Scotch, but the Iriſh poetry and genealogies. I will then challenge the Highlanders to produce their *Earſe* manuſcripts; and as no ſuch language ever exiſted, except in the imagination of the inhabitants of the Low Country, this will embarraſs the reader, and wrap the ſubject in a cloud, which cannot eaſily be diſpelled. Hence our author proceeds, "the manuſcripts in the poſſeſſion of Mr. M'Intyre of "Glenacha, Argyleſhire, *are* written in the *Iriſh* "character, dialect, and contractions," p. 59. "The old Gaelic manuſcripts in the poſſeſſion "of John Mackenzie, Eſq. ſecretary to the "Highland Society of London, are ſaid to be "on the ſubject of Iriſh and Highland genealogies, and written in the *Iriſh* dialect and character," p. 84. There certainly never was a higher inſult offered to the judgment of mankind. Will Mr. Shaw preſume to ſay, that the Iriſh and Highlanders ever had a *different* language, character, or contractions? Until he has effrontery enough to make ſuch a declaration in public, the reader will not ſurely heſitate to apply to this Inquirer after *truth*, the appellation, which he beſtows on every Scotchman, *that he writes with an illiberal intention to deceive.*

To prove beyond the power of contradiction, the disingenuity as well as the groſs ignorance of Mr. Shaw, on a ſubject which he pretends to underſtand better than any man living, I will lay before the reader the following facts. Mr. Mackenzie has authoriſed me to ſay, "That Mr. Shaw had ſeen the manuſcripts in "his cuſtody before the publication of his pamphlet, had looked at them, and turned over the "leaves; but at that time had read only a few "words up and down in different places, but "not one complete ſentence, though requeſted "ſo to do by Mr. Mackenzie at that time. "That ſince the publication of his pamphlet, "Mr. Shaw has again ſeen thoſe manuſcripts, "and again read ſingle words in different parts: "but upon being preſſed by Mr. Mackenzie, in "preſence of another gentleman, to try to read "a few ſentences, he applied himſelf to one "page of a manuſcript in verſe; and after poring about a quarter of an hour, he made out "three lines, which related, as read aloud by "Mr. Shaw himſelf, to Oſcar the ſon of Oſſian. "Upon being aſked, how theſe lines agreed with "the doctrine of his pamphlet? Mr. Shaw anſwered, That he believed, they were the "compoſition of the fifteenth century, and not of "Oſſian."

The diſingenuity of Mr. Shaw is as obvious, as it is unpardonable. The manuſcripts left in the poſſeſſion of Mr. Mackenzie, were not placed in his hands, as containing any of the originals of Oſſian's poems. They were only intended to prove, that Mr. M'Nicol had ſhown to the public, that there ſtill exiſt Gaelic manuſcripts written many centuries ago, in contradiction to Dr. Johnſon, who precipitately avered, that there is not a manuſcript in the Highlands a hundred years old. *Vide M'Nicol's* Remarks on Dr. Johnſon's Tour to the Hebrides, p. 303, *et ſeq.*

We have ſeen above, that his ignorance of the Gaelic is ſuch, that he does not know what theſe manuſcripts contain. I do not chooſe to follow the example of our Inquirer, by holding forth names to the public. But I am at preſent poſſeſſed of letters, which I am ready to ſhow, written by a gentleman of Ireland, who is no native of Scotland, and who, I believe, never was there, lamenting that Mr. Shaw could not make uſe of the valuable materials, put into his hands, in Dublin, to enable him to write his Gaelic Dictionary, becauſe *he could not read one line of the Celtic character.* This gentleman

man is at preſent univerſally acknowledged to be in the firſt rank of Celtic literati; and his name would be ſufficient to eſtabliſh whatever he aſſerted, were I at liberty to make uſe of it: This I muſt decline, becauſe it is too reſpectable to be written on the ſame page with that of Mr. Shaw.

In p. 59. he ſays, that he is the only Scotchman, who can decypher old manuſcripts; and the reaſon aſſigned is, that he learned it in Ireland. I reſided there as many years, as Mr. Shaw has done weeks; and yet I have ſeen many in Scotland, who can decypher them much better than I can. Mr. Shaw's words are theſe, "I believe, I may ſay it *without vanity*, I underſtand the language (Celtic) as well as any man living," p. 43. The ſame high ſtrain of encomium is repeatedly pronounced on his own ſuperior knowledge; —— yet the truth at laſt comes out, and he acknowledges his ignorance. Says he, "I rumaged Trinity-college, had different perſons in pay, who underſtood the characters and contractions," &c. p. 60. Very mortifying! to be obliged to hire perſons for information in a language, of which he had written a Grammar and a Dictionary, and which (a few pages back) he himſelf knew as well as any man living! But it is an old obſervation, that a *certain* claſs of men require long memories.

Before we finiſh the ſubject of manuſcripts, it is neceſſary to take notice of a paſſage, which Mr. Shaw has quoted from Dr. Johnſon's Tour to the Hebrides: "The editor has been heard "to ſay, that part of the poem has been received by him in the Saxon character. He "has then found, by ſome peculiar fortune, an "unwritten language, written in a character, "which the natives probably never beheld."

Here Dr. Johnſon betrays ignorance, incompatible with his high pretenſions to letters. There is not a man in Great Britain or Ireland, at all converſant with old manuſcripts, but knows, that the Saxons, Highlanders, and Iriſh, wrote their different languages in the ſelf-ſame character. Whether the Iriſh and Highlanders had them originally from the Saxons, or the Saxons from them, is a matter of no moment. They are undoubtedly the ſame; and came originally from the Romans, who were certainly the introducers of letters into Great Britain;

from which they were tranſplanted, with the Chriſtian religion, into Ireland. St. Patrick, who was a Scotchman, is ſaid to have been the firſt who introduced letters into Ireland; and if that was the caſe, it is probable, that the Iriſh, Scotch, and Saxons, received the Roman letters through the hands of the ancient Britons.

Mr. Shaw exclaims, "I have the honour to "mention the immortal Dr Johnſon as my "friend." Had the reſpect, which, throughout his pamphlet, he affects to pay the Doctor, been ſincere, he would not, ſurely, have thus introduced him, to make him ridiculous. Mr. Shaw knew very well, that the Doctor had written without book in the above paſſage. But, in place of throwing a veil over the Doctor's weakneſs, he brings him forward in a manner, at which Mr. Shaw himſelf could not help laughing; and leaves it in the power of one, born after he had written volumes, to tell him, that he is neither immortal nor infallible.

I truſt, it has now appeared, that Mr. Shaw has impoſed upon the public in his repreſentation of the Gaelic manuſcripts and poetry. But as the ancient, and even modern, ſtate of the Highlands is not generally underſtood, I ſhall endeavour to lay a ſhort ſketch of it before the reader, from which he will eaſily ſee, how our ancient poems came to be preſerved.

When St. Columba, in the ſixth century, gathered the monks into monaſteries, the Gaelic was the only language of Scotland and Ireland; and Roman learning began to be cultivated in thoſe monaſteries. As there was a conſtant intercourſe between the inhabitants of both iſlands, as the deſcendants of one common parent; and as their language was materially the ſame: it was reduced to writing in the ſame character, and on the ſame grammatical principles, by both. The policy of the clergy induced them to confine all learning to their own order; by which means they not only kept the vulgar in awe, with greater eaſe, but often arrived at the moſt eminent civil offices in the ſtate. As the genius of Chriſtianity did not, like that of Druidiſm, admit of a junction between the bards and the clergy, the former were prevented from partaking of the advantages ariſing from the cultivation of letters. The poetic trade, however, continued not only honourable, but lucrative. As books were unknown to the people, the

the ſongs of the bards became the only amuſement of their leiſure-hours. The authors were careſſed, honoured, and rewarded, by a people enthuſiaſtically fond of the memory of their forefathers. As the mind was not ſtored with any other ſubject of contemplation except theſe poems, they were learned with a degree of quickneſs, and preſerved with a purity, which, to perſons accuſtomed to the uſe of books, is not eaſily conceivable. His bard was to the ancient chief, what a library is to the modern one. Public academies were inſtituted for the ſtudy of the poetic art; and it is not to be imagined, that candidates would be wanting for ſuch an employment. When the pious Chriſtian went on a pilgrimage to the tomb of his favourite ſaint, the bard, with equal enthuſiaſm, travelled to the habitation of his favourite poet, to learn his compoſitions. When the compoſitions of one country had been acquired, thoſe of another were ſought after; Ireland and Scotland were alternately viſited by the bards of each nation.

Although literature was thus neglected by the bards, it was induſtriouſly cultivated by the clergy of the Highlands and Iſles, before the

Reformation. But the art of printing was unhappily little practiſed in our country before that period; and the manuſcripts (a few excepted) ſhared the fate of the monaſteries, which periſhed by the enthuſiaſtic zeal of the times.

The modern ſtate of the *Highlands* preſents a view ſomewhat different, which eaſily accounts for the neglect of Celtic literature of late.

The people of fortune ſend their *children*, when very young, to the Low Country, to be educated; who, as the Gaelic language is utterly unknown at the univerſities, have not an opportunity of learning it with other branches of education. The ends in view, and the means uſed, are the ſame with thoſe of the natives of the Low Country: the parent looks with a wiſhful eye to the SOUTH, for the advancement of the child. On his knowledge of claſſical learning and the Engliſh language, every promotion through life is thought entirely to depend. When his education is completed, he is fixed in ſome profeſſion, the knowledge of which takes up his next period of life. When he has time to look around him, and reflect on the beauties of his mother-tongue, he he is too far advanced in years, to ſit down to ſtudy the rudiments of it; and his indolence is in ſome meaſure juſtified by the ſcarcity of books written in it, to which he can find acceſs. He is therefore neceſſitated to content himſelf with hearing and rehearſing the nervous compoſitions it contains; which he can no more reduce to writing, than the unlettered bard can, who repeats them to him. Hence poetry, with a few exceptions, is neglected by the learned in the Highlands. —— We ſhall next ſee, by whom it is preſerved.

When the rich ſend their ſons to the univerſity, to ſearch for ſcience, the poor ſend theirs to the mountains, to look after their cattle. Theſe, as the land is not in general favourable to agriculture, conſtitute the principal wealth of the country; and, conſequently, their preſervation becomes the firſt object of attention. The mountains, on which they feed, being extenſive, little time is exhauſted in attending them. Leiſure and retirement beget reflection; and the mind, undiſturbed by the buſtle of ſociety, has full ſcope to look back to the tales of other years. The ſcenery in ancient poetry is familiar to the eye; and the breaſt, hitherto vacant, is ready for its reception. Thus the inferior ſort of people ſearch for perſons, who can rehearſe thoſe poems; and they learn them with incredible facility. And in this manner they acquire an early acquaintance with the illuſtrious characters, celebrated in the traditions of their country.

But, to return to the ſubject: Mr. *Macpherſon*, in an advertiſement, prefixed to the originals, he has publiſhed as a ſpecimen, ſays, "The words are not, after the Iriſh manner, "*briſtled* over with uſeleſs and quieſcent conſo-"nants, ſo diſagreeable to the eye, and which "rather embarraſs than aſſiſt the reader." —— This drew upon him an attack from Colonel *Vallancey*, who is allowed to be an ingenious Celtic antiquarian. The Colonel endeavours to defend the Iriſh language from the imputation of *briſtlineſs*, in the manner of a gentleman and a ſcholar. The paſſage from Mr. Macpherſon, with the Colonel's criticiſm, is quoted by Mr. Shaw with an air of the higheſt triumph and ſatisfaction. He pronounces the difference of orthography uſed by theſe gentlemen, to be an unanſwerable argument, that the Poems of Oſſian muſt be ſpurious. Here one cannot

peruſe

peruſe the Colonel's defence of the Iriſh with greater ſatisfaction, than he muſt view Mr. Shaw's conduct with indignation, for bringing this as an argument againſt the authenticity of Oſſian's Poems, after what he himſelf had written. Mr. Shaw ſays in the 15th page of his *Analyſis*, "Unlike the Iriſh, the Scots Gaelic delights to pronounce every letter, and is "*not briſtled over* with ſo many uſeleſs and "quieſcent conſonants. The Engliſh and the "French are infinitely more difficult to pronounce." Here he makes uſe of Mr. Macpherſon's own words. Let the reader compare this paſſage with the preſent publication, and withhold the name of IMPOSTOR from its author, if he can. One of his aſſertions muſt be falſe, *intentionally* falſe too: for they relate not to matter of opinion, but are poſitive allegations, concerning a language, which, *he ſays*, he underſtands as well as any man living. Yet this very man has the conſummate aſſurance, to hold himſelf forth as a paragon of integrity; and the periodical papers of England are filled with his praiſe —— as ſuch, repreſenting him as a miracle of ſincerity and truth.

Great part of Mr. Shaw's pamphlet is taken up with a feeble and fruitleſs attack on

Dr. *Blair's* elegant *Diſſertation on the Poems of Oſſian.* No facts, however, that have the ſmalleſt foundation in truth, are produced againſt the Diſſertation; and the reader will ſcarcely imagine, that the Doctor ſtands in need of ſupport from any other writer, againſt the *arguments* of ſuch an opponent as Mr. Shaw. The following *aſſertions*, however, are very *remarkable.*

"Dr. Blair," ſays Shaw, "of all men living, "has the greateſt reaſon to be diſpleaſed, who "has been *impoſed upon*, and led to write in "defence of a forgery;" p. 19. "The Doctor "(Blair), how ſtrenuouſly ſoever he has endeavoured to make *them* appear authentic, *muſt* "*have known better;* for ſome ſay, *it is* the "promiſcuous production of Dr. Blair and Mr. "Macpherſon:" p. 39.

I ſhall leave the reader, to make his own reflections on theſe two paragraphs, and reconcile them, if he can.

But Mr. Shaw proceeds, and ſays, "The "truth is, Dr. Blair and Profeſſor Ferguſon, "when Dr. Piercy was at Edinburgh, took ce-

"re to introduce a young ſtudent of divinity "from the Highlands, who rehearſed ſome verſes, of which Profeſſor Ferguſon ſaid, ſuch "and ſuch paſſages in Fingal were the translation," p. 46.

I have perſonally applied to theſe two learned and elegant writers; and they have authoriſed me to aſſure the public, that the whole is, in every particular, a *falſehood.* Upon ſuch authority, the public will not heſitate to treat the ſtory with the contempt it merits.

Similar to this fiction, relative to two of the firſt literary characters of this age as well as nation, is what Shaw alleges concerning his interview with Mr. Macpherſon, on the ſubject of the Poems of Oſſian. The diſtance of my place of reſidence from that gentleman, prevented me from applying to him in perſon. I choſe therefore to requeſt a friend, to wait upon him in London, rather than write to him. That friend accordingly called upon him in my name; and he gave him in ſubſtance the following detail. His words were, as nearly as my friend can recollect, "That, ſeveral years ago, "Mr. Shaw called at his houſe, and *introduced*

"*himſelf* without either recommendation or prior
"acquaintance whatſoever, but merely as a native
"of one of the Scotch iſles, and a man
"who had ſtudied the Gaelic language. That
"the avowed object of his calling was to ſollicit
"Mr. Macpherſon's intereſt to promote a ſubſcription
"for a grammar of the Gaelic language,
"which he had written, or had in contemplation
"to write. That, as a ſpecimen of his
"knowledge of the Gaelic language, he left for
"Mr. Macpherſon's peruſal and judgment, a tranſlation
"of Mr. Pope's Meſſiah; which has been
"ſince printed, and annexed, by Mr. Shaw, to
"his Grammar. That Mr. Macpherſon, upon
"peruſal of this ſpecimen, conceived a very indifferent
"opinion, both of Mr. Shaw's poetical
"talents and knowledge of the Gaelic; as the
"language was the very worſt dialect of the
"Gaelic tongue, (that ſpoken in the iſle of Arran),
"and the words throughout, miſpelt, and
"ſcarcely intelligible. That Mr. Shaw called
"repeatedly, but at long intervals, upon Mr.
"Macpherſon; by whom he was received only
"with a cold and diſtant civility, which might
"be underſtood from his not returning any one
"of Mr. Shaw's viſits. That he does not recollect,
"that Mr. Shaw ever preſumed to aſk a

"light

"ſight of his manuſcripts; and that, even if he "had, Mr. Macpherſon ſhould not have indulged "his curioſity, as he both disliked the manners "of the man, and knew that he was not capable "of forming any juſt judgment upon the matter. That, whatever farther, than what is ſtated above, has been either written or ſaid by "Mr. Shaw, relative to perſonal interviews with "Mr. Macpherſon, is mere exaggeration, or a "fiction meant to deceive and miſlead the public." Mr. Macpherſon alſo authoriſed my friend, to declare to me, "That the allegation of Mr. "Shaw, that the manuſcripts in the hands of "Mr. Mackenzie are the ſame, that were depoſited with his bookſeller, by Mr. Macpherſon, "for the inſpection of the public, is an *abſolute "falſehood;* as the laſt mentioned manuſcripts "have never been out of Mr. Macpherſon's poſſeſſion, ſince he withdrew them from Mr. Becket's ſhop, after they had remained there for "many months."

As for my own part, I mention the very names of men of literary eminence with reſpect. What then muſt I feel, when I ſee a man, diſtinguiſhed for nothing leſs than for genius, truth, and candour, attempting to emerge from his

his natural obſcurity, by an open attack upon the moral characters of men, who are an honour to their country, and an ornament to polite literature; and who, I am convinced, are as much above the reach of *my* praiſe, as Mr. Shaw is below *their* contempt?

Mr. Shaw proceeds, and ſays, "A collection "has lately been made up and publiſhed at "Edinburgh, three years ago, by an ingenious "*tranſlator*, Mr. *Clarke*, entitled, *The Caledonian* "*Bards*. It has been reviewed at London, and "adduced as an argument for the genuineneſs "of Fingal. Mr. Clarke, when I charged him "with it, confeſſed, that it was entirely made "up. One of the poems of that collection is "happily ſet off with the title of *The Words* "*of Woe*. The author told me, all he had for "the ground-work of it, was a ſong called *Jurram na truaidhe*, compoſed on a late emigration of the Highlanders to America. In the "ſame manner the reſt of the collection was "made up. It, however, does Mr. Clarke's ingenuity credit; although, in general, for the "honour of his country, he alſo wiſhes to carry on the fraud of Oſſian." P. 30.

I take up the reader's attention, in what concerns myſelf in this pamphlet, with particu-

lar

lar reluctance. When I preſumed to lay a ſmall ſpecimen of translations, exſecuted in the courſe of my private hours, before the public, I little imagined, that they would have produced an open attack upon my moral character. Criticiſms of a *different* nature Mr. Shaw might have extended through pages, without giving the ſmalleſt uneaſineſs to me, or the public having been troubled with any defences of mine. Here, however, is a ſerious charge; and I ſhall give it a *very ſerious anſwer*, That it is FALSE —— *groſsly falſe*, and without the leaſt foundation in truth. I have had converſations with many hundreds, on the ſubject of the Gaelic poetry; and if one *honeſt man* (for I place my opponent in a different claſs) will ſay, that ever he heard me utter words ſimilar to theſe, which he puts into my mouth, I ſhall readily permit my name to be branded with eternal infamy.

Juram na truaidhe is here ſaid to have been compoſed on a late emigration of the Highlanders to America. Now, if the reader will take the trouble to look into Mr. *Macdonald's* collection of original Gaelic poems, p. 251, he will find this beautiful elegy there; and that

it

It contains nothing of that nature, but abounds with the overflowings of ſorrow, poured forth by a lady on the death of a chief. This poem was currently known in the Highlands, for years before the people of that country ever thought of emigrating from their native land. We need not therefore be ſurpriſed, to hear our Inquirer denying the exiſtence of poems orally recited, when he has the *unmatched aſſurance*, to write falſehoods concerning thoſe publiſhed in the original language, and in every Celtic reader's hands, long before my translations were either made or publiſhed.

I am tired, and I fear I have tired the reader much more, with joining falſehood to the name of Mr. William Shaw; tho' downright fictions merit little more than *flat contradictions:* and yet I am rouſed to a repetition of thoſe disagreeable *contradictions* in every page of his pamphlet; for there is not a page, that is not replete with the moſt impudent falſehoods. Amidſt the agitation, which an honeſt mind feels at every daring violation of veracity, I ſometimes heſitate, whether the reſpect due to *truth*, or the good manners to which the reader is entitled, ſhould predominate. But as an attentention to truth is in itſelf commendable, I truſt I ſhall be excuſed for expreſſions, which under that conſideration cannot be deemed too ſevere. Without making uſe of harſh epithets, I *flatly contradict* the following paragraph in p. 18. of Mr. Shaw's pamphlet. "I can eaſily prove, that theſe lines (the original of the 7th "book of Temora) have never been known to "any Highlander in Scotland, before he (Mr. "Macpherſon) publiſhed them: but to my cer"tain knowledge, within theſe few years, an "illiterate Highland porter, or cady, of Edin"burgh, has got them by heart, being frequent"ly read to him by a gentleman (Mr. Clark) "zealous to ſupport the impoſture. This gent"leman is himſelf an *ingenious* translator."

In a converſation with Mr. Shaw, on the ſubject of Gaelic poetry, he obſerved, that, amongſt all the poems of Oſſian, which he had found in the Highlands, he had never met with the 7th book of Temora, publiſhed by Mr. Macpherſon. I replied, that an illiterate Highlander, reſiding in Edinburgh, had rehearſed it to me, much in the ſame words, that Mr. Macpherſon had publiſhed it; —— and therefore, that I had not taken it down, as I was poſſeſſed

ſeſſed of the book. He wiſhed to hear him; and he was ſent for to a tavern, where he rehearſed ſome part of this poem, along with many others. This is all that I know of the matter. I have not ſpoken to this man, ſince Mr. Shaw's pamphlet appeared. He is a ſoldier in the city-guard; and if any perſon will take the trouble to inquire after him, he will find it to be a truth, that he had learned that poem, long before he ever ſaw me.

It is very remarkable, that, though I had confeſſed *myſelf* an impoſtor, I ſhould have ſubmitted to ſo much drudgery, to ſupport the credit of Mr. Macpherſon. To love our neighbour as ourſelves, is a very well-known injunction; but to love him *better*, is a ſpecies of morality, which mankind have yet to learn.

Mr. *Smith* is next brought forward. This gentleman, by his ingenious hiſtory of the Druids, and his very elegant translations from the Gaelic, has drawn upon him the virulence and ſcurrility of our inquirer. Mr. Smith's character, as an honeſt man, is too firmly eſtabliſhed, to require any ſupport from me; and his abilities as a writer, ſtand confeſſed among the friends of genuine taſte.

The firſt *period*, concerning this gentleman, is remarkably long; and it contains three very extraordinary aſſertions. In the beginning, we are told, that he is a man of great modeſty and worth —— in the middle, that he is robbing Mr. Macpherſon of his juſt right —— and in the end, that he is an impoſtor. The reader muſt renconcile theſe contradictions in the beſt manner he can; ſince Mr. Shaw has not done it for him.

Mr. Shaw ſays, "Mr. Smith tells us the "names and reſidence of men in his neighbour"hood, *who* he has heard, for weeks together, "rehearſe ancient poems, many of which were "Oſſian's; but he has not given us a ſingle line "of them, as a fact, in his Diſſertation:" p. 33. This is another falſehood; for if the reader will examine Mr. Smith's book, he will find *ſix hundred and forty-eight* lines of the original of Oſſian.

Mr. Shaw proceeds, and aſſerts, "*Nor*, "were I to call upon him (Mr. Smith) to pro"duce the Gaelic of any forty lines in either "Fingal or Temora, *he* could *not* produce them;" p. 42. This is a remarkable paragraph. It begins with a ſuppoſition, which is not juſt; and concludes with a poſitive aſſertion, which is not true. To draw final concluſions from conjectural reaſons, and tell us, that a thing *muſt* have happened, becauſe it *might* have happened, is a mode of reaſoning, with which logicians are yet unacquainted.

Mr. Shaw knows very well, that propoſals have been put up in the Shop of Mr. Charles Elliot, bookſeller in Edinburgh, eighteen months ago, for publiſhing the originals of the poems, which Mr. Smith has tranſlated from the Galic. The liſt of ſubſcribers, though not very numerous, is reſpectable. Our Inquirer, however, endeavours to prevent their publication, by an exertion of his uſual ingenuity, telling us, that they are Mr. Smith's own compoſition. He has, however, been rather unlucky in the means, he has uſed to accompliſh his ends. His arguments turn directly againſt himſelf.

Our Inquirer informs us, repeatedly, that the moſt ancient poems, he has met with in the Highlands, are the *compoſitions of the fifteenth century;* that they diſplay no mark of genius; that they are full of enchantment, witchcraft,

hob-

hobgoblins, and ſuch other ſtuff, as marks a futile and contemptible performance; and that they can bear no translation. We are told, that the originals, which Mr. Smith is going to publiſh, muſt be bad —— (the reader will ſurely ſtare at the reaſon), becauſe they are *not* compoſed by thoſe illiterate bards, whom Mr. Shaw has reprobated through the whole of his pamphlet, but by Mr. Smith himſelf, whoſe literary merit does honour to an enlightened age. I exaggerate nothing on this point; let Mr. Shaw's words ſpeak for themſelves. *

"All they (the Highlanders) could repeat, "was nothing but a few fabulous and marvel-"lous verſes or ſtories concerning Fiann Mac-"Chumhal, alias Fingal, and his Fionæ, or "followers, chacing each other from iſland to "iſland, ſtriding from mountain to mountain, "or croſſing a frith at a hop, with the help of "*his* ſpear. There was much of enchantment, "fairies, goblins, incantation, *rhymes*, and the "ſecond-ſight:" P. 57. "Sometimes repreſenting "the heroes as men, at other times as giants; "ſometimes probable, and often marvellous; no-"ne of which can bear a translation:" P. 49.

After ſuch a deſcription of the ancient poetry of the Highlands, one would imagine, that

Mr.

Mr. Smith could claim no great ſhare of merit, for writing poetry *equally good* at leaſt. But; notwithſtanding this gentleman's extraordinary talents and extenſive learning, Mr. Shaw tells us, he has not been able to accompliſh even this. For we are informed, "That, if the two "copies do not fit each other better than the "ſpecimens already given, and if the *Gaelic poe-"try be not better*, we ſhall be at no loſs to "judge, which is the original; and when it "appears, we ſhall not neglect pointing out "the vulgariſms and local phraſeology to the few "of his countrymen, that are judges of the "tongue:" P. 49. "Mr. Smith has not given us "that of the old poet, but thoſe he made from "his Engliſh original; the local phraſeology, "and the forced ſtrain of which, to any diſ-"cerning reader, points out the impoſition:" P. 48.

It would be an inſult to the reader's judgment, to inſiſt any farther on this part of the argument. It is curious to obſerve, how our author ſometimes ſtumbles upon the truth, notwithſtanding all his endeavours to avoid it. If Mr. Shaw himſelf could not carry-on a deception through an eighteen-penny pamphlet, how

how could the translators from the Gaelic ſucceed through volumes, without one ſlip, which the penetrating eye of criticiſm could catch hold of? The purity and elegance of Mr. Smith's translations, will ſpeak to future times, for themſelves, in far more favourable terms, than any thing which I can write in their vindication. But, though I admire Mr. Smith's elegant taſte, and reſpect his ſhining abilities, I am very much of Mr. Shaw's opinion, that he is utterly incapable of compoſing any thing equal to the ſublime originals, he has translated.

Our author proceeds —— "Then an inge-"nious apology would have been contrived —— "the man had died of a fever, or had emigrated "to America. Some ſuch misfortune has befal-"len the whole of them; for all the Highlands "have not been able to ſhow three lines, ex-"cepting thoſe Mr. Macpherſon translated as a "ſpecimen, and which in reality are his own "translations:" P. 42.

Our Inquirer ſtill continues to write, what he *knows* is not true. In about two pages only of his own Analyſis (p. 157.) we have the original of *Malvina's Dream by Oſſian*, extending

to

to *fifty-eight* lines, with the literal translation by Mr. Macpherſon ſubjoined, beſides other ſpecimens from that bard. Theſe were never publiſhed by Mr. Macpherſon. In p. 133 of the Analyſis, at the foot of another quotation from Oſſian, we have theſe remarkable words:

"Theſe lines have beauties, which the tranſ-"lation, (Mr. Macpherſon's), notwithſtanding "its excellence, has not been able to diſplay."

I ſhould like to hear Mr. Shaw pay a *modeſt* compliment to his own abilities, by telling us, that *he* translated the lines alluded to, from the Engliſh. If he does, I ſhall be at no loſs for an anſwer to him: ſuffice it for me to ſay, at preſent, They are *Oſſian's*. He has indeed favoured us with a tranſlation of Mr. Pope's Meſſiah, and ſome other pieces, from Engliſh, into Gaelic poetry. But oh! how different from Malvina's Dream! He has, indeed, had the prudence to ſave himſelf from the poſſibility of any particular criticiſm; for I defy him to find one Highland ſcholar, who can make two lines of it approach, in the leaſt, to common ſenſe, or even underſtand the meaning of his very words; —— probably he has gone upon an old ſup-

ſuppoſition, that, what is *not underſtood*, muſt be *admired*.

Thus it appears from Mr. Shaw's own writing, that what he aſſerts is *not true;* and that more of the original of Oſſian is to be found, than Mr. Macpherſon has translated.

"Why not publiſh (ſays he) large extracts "from theſe manuſcripts? —— Are they afraid, "that the Highland public, who are ſo zealous "to eſtabliſh the authenticity, will not purchaſe? It cannot be believed; but the reaſon is, "they are not to be found:" P. 45. Our author forgot to place the ſignature of irony after this paragraph. But thoſe who know, what puſhing and ſollicitation Mr. Shaw had to make, before he could procure ſubſcribers to indemnify the expence of publiſhing his own Dictionary of that language, will read this paſſage with a proper tone. I have juſt now before me a letter, written by Mr. Shaw, adviſing me not to publiſh any originals. As there is nothing of a private nature contained in the letter, the following extract from it can do no hurt to Mr. Shaw, where he ought not to be hurt; and it will explain this matter.

"The Gaelic is the worſt ſubject, you can "uſe your pen upon. The Highlanders themſelves, that have taſte, are poor, and buy no "books; thoſe who have any thing, deſpiſe "both the language and thoſe who ſpeak it, "but when they have regiments to raiſe."

The queſtion has been thus anſwered by Mr. Shaw himſelf, long before he put it; and the paſſage requires no comment..

Mr. Shaw tells us, that he offered to purchaſe any number of lines of the original of Oſſian, from Profeſſor *Macleod* of Glasgow, not under ſix, at the rate of half a crown each word.

As the anſwer to this asſertion could only come with propriety from Profeſſor Macleod himſelf, I uſed the freedom to apply to that gentleman, through the medium of a friend, who has the honour of his acquaintance. The Profeſſor, with that liberality which marks his character, wrote me, in conſequence of my friend's application, the following letter, the original of which is in my poſſeſſion.

"Sir,

"In anſwer to your inquiry, reſpecting the "uſe made of my name in the pamphlet againſt "Mr. Macpherſon, I beg leave to aſſure you, "that the pamphleteer has taken thoſe liberties "with my name, moſt improperly, without my "knowledge, and without a due regard to truth. "In particular, I declare, that *Mr. William* "*Shaw* never did challenge me to produce any "number of lines of the original of Oſſian's "poems, offering to pay me half a crown *per* "word, for all that I ſhould produce; and that "no ſuch challenge was given, nor offers made, "nor any thing to the ſame purpoſe ſaid, by "any perſon, at any time, either to me, or to "any other in my hearing. I have only to add, "that, if any ſuch offer ſhould hereafter be "made, by any man poſſeſſed of half-crowns, I "ſhall not heſitate to accept the condition; aſſured* as I am, that I ſhall find no difficulty "in procuring any number of lines of the original poems. Mr. Macpherſon, with whom I "had the happineſs of commencing a very early acquaintance at college, read a conſiderable "part of thoſe poems to me in the original "*Gaelic*, before the publication of his verſion; "and it was owing to my own engagements "at the time, and not to any backwardneſs on "his part, that I had not the pleaſure of hearing "him read the whole. He lately indulged me "with the original of ſeveral paſſages of both "the poems of Fingal and Temora, to gratify "a third gentleman, who wiſhed to have thoſe "paſſages in *Gaelic;* and I have not the leaſt "doubt of his diſpoſition to oblige me, or any "man who applies to him like a gentleman, in "the ſame way again, or by giving any other "ſatisfaction on the ſubject, that can be reaſon-"ably deſired.

"I have the honour to be, &c."

To Mr. John Clark,
Briſto-Street, Edinr. H. MACLEOD.

We have ſeen, from the above, that Mr. Shaw made no *pecuniary* offer whatſoever to Profeſſor Macleod. But if he will be ſo very obliging, as to make a ſimilar offer to me, I ſhall engage, to eaſe him of all the caſh he has to ſpare.

It will be needleſs to ſay any thing with reſpect to the general attack, which Mr. Shaw has made on the character of the gentlemen and clergy of the Highlands, whoſe teſtimonies have been produced as proofs of the authenticity of Oſſian's poems, by Dr. Blair in his *Critical Diſſertation.* The public ſhall be left to judge, whether the evidence of ſo reſpectable a number of men of fortune, veracity, ability, and learning, or that of Mr. Shaw, is moſt to be relied on, from the ſpecimens, I have given of his *adherence to truth.*

Mr. Shaw ſays, "A gentleman promiſed to "ornament a *ſcolloped ſhell* with ſilver, if I ſhould "bring him one from the Highlands, and *to* "*ſwear*, it was the identical ſhell, out of "which Fingal uſed to drink." P. *ult.*

I ſhowed this paragraph to a reſpectable baronet, little knowing, he had any concern in it. He ſtarted from his chair, with marks of the utmoſt aſtoniſhment; and told me, that he himſelf was the gentleman alluded to. He ſaid, that he had once deſired Mr. Shaw, to bring a ſcolloped ſhell from the Highlands, ſuch as our anceſtors uſed to drink out of; and that he would have it mounted with ſilver, to ſhow his friends the manner of drinking in the days of Fingal. This was the whole of the ſtory; and Mr. Shaw is hereby challenged, to abide by that he has given, or to give any other repre-

repreſentation of it. The gentleman himſelf makes no ſecret of the affair; but an illuſtrious race of anceſtors, joined to his own equally illuſtrious character, renders his name too reſpectable, to be mentioned in conjunction with that of our author. Were I at liberty to mention the obligations, Mr. Shaw lies under to him, the reader would ſee falſehood and ingratitude to an extent, which they have ſeldom attained in the moſt corrupted age.

I have not yet been able to diſcover the Highland-clergyman, who is ſaid to have offered himſelf, and alſo to procure others, to ſwear to a lie. In name of the whole body of Scotch clergymen, however, I pronounce it a falſehood; which, from the ſpecimens I have given of the integrity of this *lover of truth*, the public will, I hope, find little difficulty in admitting.

But, if Mr. Shaw is moſt unjuſtly and illiberally ſevere on the private characters of thoſe who oppoſe his aſſertions, he is ſcarcely more favourable to ſuch as are friends to himſelf and his allegations; for they cannot be called his opinions. The *immortal* Dr. Johnſon, as he terms

terms him, is his known patron; not, I believe, from an opinion of his genius and good qualities, but on account of his (Mr. Shaw's) exertions to gratify his reſentment or his prejudices. But notwithſtanding the obligations, he is ſaid to owe to the Doctor; either through folly or deſign, he expoſes him in the pamphlet, which is the ſubject of this Eſſay, by printing, as I am told, a mutilated copy of a letter, alleged to have been written by Dr. Johnſon to Mr. Macpherſon, in the year 1775.

The letter, whether real or fictitious, is of no moment. The fact, I am aſſured by a friend, was as follows:

Mr. Macpherſon had written to him, by the hands of a gentleman, that, as he had declined to withdraw from his book the injurious expreſſions reflecting on Mr. Macpherſon's *private* character, his age and infirmities, alone, protected him from the treatment due to an infamous liar and traducer. The letter he could receive only through the hands of Dr. Johnſon, who could alſo have ſupplied him with the other. But it ſeems, they were afraid to exhibit both together, as the contraſt muſt have appeared ſtriking, between the repreſentation of a gentleman on an occaſion, which called ſo loudly for an explanation; and the polite epithets or terms, *fooliſh*, *impudent*, *ruffian*, *cheat*, *impoſture*, *immoral*, which conſtitute the Doctor's anſwer.

"There has been lately publiſhed at Lon- "don, a book entitled *Remarks on Dr. John- "ſon's Tour into the Hebrides.* This book has "been many years in compoſing. It underwent "a vaſt variety of editions in manuſcript; and "has been corrected, amended, and improved, "by many hands in Scotland; and, finding its "way to London, was prepared for the preſs "by a friendly embelliſher. Theſe amendments "and additions are aſcribed by many to Mr. "Macpherſon himſelf. How far this is true, I "do not pretend to ſay: but I am certain, it "has been done by ſome perſon, who has lived "in England, ſome man different from the oſ- "tenſible author; for there are ſuch local cir- "cumſtances mentioned in the book, as a per- "ſon, who had never been ſouth of the Tweed, "could not have been acquainted with. If it "be Mr. Macpherſon's compoſition, it is his laſt "effort in this controverſy.

"I ſhall

"I ſhall not take up my time with making "obſervations on the illiberalities and ſcurrilities, "of which it is made up; but only will point "out to the world ſuch a freſh inſtance of im-"poſture, as will astoniſh, in which the author "triumphs, as having proved the authenticity "of Oſſian's poems. —— The book was writ-"ten on purpoſe, to eſtabliſh the genuineneſs "of the poems. How far it has ſucceeded, ap-"pears from the following fraud, the only ar-"gument adduced: —— *But as Dr. Johnſon* "*may think it too great a trouble, to travel again* "*to the Highlands for a ſight of old manuſcripts,* "*I ſhall put him on a way of being ſatisfied* "*nearer home. If he will but call ſome morning* "*on John Mackenzie, Eſq. of the Temple, Secre-*"*tary to the Highland-Society, he will find in* "*London more volumes in the Galic language and* "*character, than perhaps he will be pleaſed to look* "*at, after what he has ſaid. 'Among theſe is* "*a volume, which contains ſome of Oſſian's poems.'* "—— On reading the laſt ſentence, I was over-"joyed, that the originals of Oſſian were at "laſt diſcovered, notwithſtanding my own bad "ſucceſs in meeting with them. Being impa-"tient to ſee them, I accordingly loſt no time "in waiting on Mr. Mackenzie; and, having

looked

"looked over theſe volumes in manuſcript, found "no compoſitions of Oſſian therein! They are "manuſcripts written in the Iriſh dialect and "character, on the ſubject of Iriſh and Highland "genealogy. —— We have every reaſon to "believe, that this is the very manuſcript, if "any, that was left at Becket's by Mr. Mac-"pherſon, ſome time ago, with a view to im-"poſe it as that of Oſſian; for I am credibly "informed, this very piece was ſent to Mr. "Mackenzie by him."

I have received the following letter from the reverend Mr. M'Nicol; which, together with what is ſaid already by Meſſrs Macpherſon and Mackenzie, will ſurely ſatisfy the public, as to the truth of what is aſſerted with reſpect to this learned clergyman. This *oſtenſible* author, it ſeems, can narrate a few *facts* without the aſ-ſiſtance of the literati of London.

"Sir, Liſmore, Oct. 5. 1781.

"The pleaſure of your very agreeable fav-"our of the 27th *ult.* I received in courſe. I "have ſeen Mr. Shaw's late publication. His "arguments are ſo far from being *formidable*, "that I read them with cool unconcern. They "are evidently the fumes of a brain overheated with arrogance, and rendered highly rancorous with ſpleen and disappointment. The performance is a mock on all *ſincerity;* and the author has ſo far overacted his part, as to invalidate the very ſide of the queſtion he meant to ſupport, by a rhapſody of the *groſſeſt impoſitions*, and moſt *impudent falſehoods*, unſupported by the ſmalleſt ſhadow of *evidence:* I ſhould reckon it, therefore, the higheſt disgrace to any cauſe, to depend upon the teſtimony of ſuch an advocate. If his other aſſertions, as I have great reaſon to believe is the caſe, be founded on no better proof than what he has ſuggeſted with regard to me, there is not a *ſingle truth contained in his whole compoſition.* I conſider, what he has ſaid of my Remarks, as the higheſt panegyric, when he inſinuates, that *they were made up by Mr. Macpherſon.* The meaning of this ſeems clearly to be, that none, except the chief perſon concerned in the conteſt, was capable of ſuch a performance. Such a flattering inſinuation, had it come from a perſon of any dignity, could not fail to rouſe the vanity of an author upon his firſt appearance; ſo that I think, I might be worſe employed, than in "ſending him a letter of thanks ſome of theſe days. It may not, perhaps, be improper to lay before the public a few ſolid facts, concerning this *man of might*, this impudent *retailer of falſehoods*. But I imagine, it might make him conſider himſelf of ſome conſequence, were he to be taken any further notice of.

"Mr. Shaw talks, with his uſual confidence, *of my ignorance in Celtic characters*, &c. &c. and after giving a pompous detail, as if *from perſonal knowledge*, of the progreſs of my MS. before it was publiſhed; he then ſtrongly inſinuates, that I am only the *oſtenſible author*, as he faſtidiously terms it, and aſcribes the book to *Mr. Macpherſon*. Would not any perſon naturally infer from this, that *Mr. Shaw muſt have known me?* But, however ſurpriſing it may appear, I can aſſure the public in the moſt *ſolemn manner*, and ſo far as *they are ſafe to truſt to the word of a Scots clergyman*, that he is as entire a ſtranger to my abilities, as to my perſon. He never ſaw me, nor correſponded with me. Though I would truſt little to any declaration of his, I dare appeal to his own teſtimony, however fallacious in moſt reſpects, for the truth of this fact.

"fact. Let the world judge then, how this
"*friend to truth* had acceſs to know any thing
"concerning my knowledge, except from *vague*,
"*unſupported aſſertions;* his uſual mode of rea-
"ſoning. I dare ſay, it muſt ſurpriſe the pub-
"lic, when I *declare*, I am in the ſame ſitua-
"tion with regard to Mr. Macpherſon. I ne-
"ver had the honour of ſeeing him; I never
"correſponded with him *upon any ſubject;* nor
"has he ever ſeen my MS. *ſo far as I know.*
"Let the public judge from this, if Mr. Shaw's
"pretended *facts* be altogether ſuch *ſtubborn*
"*things*, as he arrogantly boaſts! —— *Latet*
"*anguis in herba.* Let the world beware of the
"conſummate effrontery of this fluctuating par-
"tiſan!

"When Mr. Shaw called upon Mr. Seton
"of Appin, who lives within two hours jour-
"ney of me, under pretence of inquiring after
"*Gaelic antiquities*, &c. he was directed to come
"here. But this *explorer of retired corners*, this
"*friend to truth*, this *indefatigable inquirer af-*
"*ter Oſſian's originals*, this *man of ſtate*, who
"degenerated ſo far from his priſtine *eminence*
"and *high breeding*, as to be frequently obli-
"ged to *creep into many an humble cottage on*

“*all fours;* this *diſtinguiſhed perſonage*, I ſay,
“who pretends to have left nothing *undone*, that
“might *be done*, for ſupporting the *exſpiring*
“*dignity* of poor Scotland, and the *honour* of
“the cauſe he was engaged in; would not deign
“to viſit my *obſcure reſidence*, where, for any
“thing he knew, he might venture to enter
“even in an *erect poſture*. This he prudently
“evited, for fear of finding ſomething, that
“might tend to defeat the ſchemes he had con-
“certed. When Mr. Seton informed him, he
“might probably get ſome ſatisfaction from me,
“as to the objects he *pretended* to have in view:
“Mr. Shaw aſked “if I was not the perſon,
“who was ſaid to be writing againſt *Dr. John-*
“*ſon?*” Yes, replied Mr. Seton; and as you
“ſeem to know ſo much about him, you ought
“certainly to ſee him, *unleſs you mean to travel*
“*like the Doctor*, and ſtudiouſly avoid ſuch
“places, as are pointed out to you for intelli-
“gence. What can the world exſpect from the
“*confident* aſſertions, or *pretended* intelligence,
“of a perſon ſo wavering in his diſpoſition?
“He changed *ſides once* already; he changed
“*even his creed* in matters of ſtill *higher mo-*
“*ment*. What ſecurity can the public have
“then, that he has yet fixed his ſtation, or
“come

"come to his final reſolution? When we are "aſſured, that this is the caſe, and that this "*ſhuttlecock* is confined to one party, then will "be the time to ſettle all diſputes with him. "And yet, though he is in the above aukward "attitude, ſuch is the effrontery of the man, "that he will not be put to the expence of a "conſcious bluſh; but imagines, forſooth, he "muſt be thought of conſequence, and claim "the attention of the public, becauſe he is "*noiſy* and *inſolent*.

"My firſt acquaintance with Mr. Shaw's "character commenced ſo early, as his coming "to teach a grammar-ſchool in Glenurchy. "From whence he thought prudent to decamp "after a few weeks reſidence: but I leave Mr. "Shaw himſelf, to explain the cauſe of this "*ſudden* elopement.

"The next ſpecimen, I had of him, was "in a letter from my eſteemed friend Mr. M'Intyre of Glenoe; informing me, that he was "ſo inconſiderate, before he knew Mr. Shaw's "character, as to give him, for a few days, "till he ſhould return from Mull, the peruſal "of a collection of vocables, which he compil-

“ed for an intended *Gaelic dictionary*, and
“which Mr. Shaw was *bound in honour* to re-
“turn on his coming back from Mull; but that
“he ſent only ſuch as he had time to copy off.
“The reſt he has not yet thought proper to
“reſtore, for which Glenoe now threatens to
“proſecute him. This ſhameful and *glaring*
“*breach of confidence* was inſtantly made public
“over the whole neighbourhood. And as the
“complaint came from a perſon of Glenoe's
“known modeſty and integrity, Mr. Shaw's cha-
“racter was immediately *blaſted*, and marked
“with the proper *ſtigma*. At that very time it
“was thought prudent, as a *caveat* to the com-
“munity, to ſend a note relative to the above-
“mentioned fraud, to the publiſhers of the
“Weekly Magazine. But they did not think
“proper, to interfere with private characters.

“My next acquaintance with him was his
“*Gaelic grammar* and *dictionary*; performances
“of as deſpicable a nature, as ever diſgraced
“the preſs in this or any other age, and ſuch
“as are abſolutely *below cenſure*. Notwithſtand-
“ing my avowed, I had almoſt ſaid, enthu-
“ſiaſtic, fondneſs for all performances of this
“ſort, that have the ſmalleſt ſpark of merit;

I,

"I, with all ſuch as know any thing of the "ſubject they contain, frequently lamented over "them with real *contempt* and *pity*; conſidering "them as downright *inſults* to the public, and "mere *catchpennies*. His dictionary in particu"lar is a *mock* upon common ſenſe, and an in"ſult upon the public: becauſe, in place of an "Albin-Gaelic dictionary, which he had pro"miſed, and was impatiently looked for, he "put off his ſubſcribers with a pitiful, unmean"ing *rap* of an *Iriſh vocabulary*, favouring "rankly of the *Arran dialect deeply Hibernized*. "Were it neceſſary, I could procure numbers "of the moſt reſpectable characters in the High"lands, and all of them deeply verſed in the "Gaelic language, to confirm the above aſſer"tion. Mr. Shaw ſcorns *to adviſe*; he *imperiouſ*"*ly commands* the public, to pay no regard to "the declaration of any *Scotſman*, or indeed to "the whole community of *Scotſmen*, ſhould they "unite as one man, to contradict *his ſingle teſ*"*timony*, as to any fact whatever. This is a "new mode of argumentation, by which all "diſputes will be eaſily ſettled in his favour. "And it is highly neceſſary for him, to take "ſhelter under this fallacious maſk.

"When Mr. Shaw's treatment of Glenoe
"was once made public, there was an end to
"his procuring any more intelligence in this
"part of the world, had he ſeriouſly meant it;
"becauſe different gentlemen inſtantly wrote one
"another an account of his character, ſo as to
"guard againſt his deſigns. And yet he would
"perſuade us, that the late Mr. Neill M'Leod,
"with ſome others, were deſirous of procuring
"intelligence for him. Does he really imagine,
"though mankind bore ſo long with his inſolence,
"that they are become altogether ſuch
"gulls, as to give credit to ſo unlikely a tale?
"We may be ſure, few would entruſt him with
"MSS. after his intention was ſo publicly known.
"For, if he ſaw any thing, that reflected the
"ſmalleſt honour upon the country, they were
"confident, he *would deſtroy them.* And I
"would recommend to Mr. Mackenzie, to be
"cautious in laying any MSS. before him for
"the future. Let him beware of Glenoe's fate!

"In the preface to his Dictionary, Mr.
"Shaw has the aſſurance, to *amuſe* the public
"with *imaginary* aid, he got from Mr. Archibald
"M'Arthur, miniſter in Mull; with a
"view, no doubt, to perſuade the world, that
he

"he was indebted, in this pitiful *cheat*, to perſons
"well acquainted with the Gaelic language.
"This ſtory ſtands as follows: Mr. M'Arthur
"informed me, that he one day laid before Mr.
"Shaw ſome vocables, he had collected for an
"intended Gaelic Dictionary; but that he no
"ſooner obſerved him beginning to mark down
"a few words, than he immediately gathered
"his papers, and locked them by, as he knew
"Mr. Shaw's deſign; ſo that he told me, he
"was confident, he did not copy off a dozen of
"words. Mr. Shaw, we ſee, can be ſometimes
"thankful for *ſmall favours*, though he gave
"Glenoe *no credit* for the vocables got from
"him.

"Were I in your place, I would not honour
"him with any anſwer, as to the main
"queſtion: —— it will be ſufficient to ſhew
"the public, that his performance is one continued
"train of falſehoods, and reſerve your
"ſerious anſwers on that ſubject, for an opponent
"more worthy of them.

"I am, Sir, your, &c.

To Mr. John Clark,
Briſto-Street, Edinr. DONALD M'NICOLL.

I have now gone over the whole of what Mr. Shaw calls his *ſtubborn facts*; and no troop, I believe, ever displayed leſs fortitude in the day of battle. I have not hitherto reſted the merits of the queſtion on the inſufficiency of his arguments; nor on his groſs ignorance of Celtic, and even Engliſh grammar: but I have charged him with avowedly publiſhing falſehoods, *knowing them to be ſuch*. I have confined myſelf to the leading points of the queſtion; for to drag forward every untruth, would be nearly a republication of his pamphlet. The perſonal animoſities ſubſiſting between the tranſlator of Oſſian and Dr. Johnſon concerns not the merits of the preſent controverſy; altho' I am convinced, it drew its exiſtence from that circumſtance alone.

So much for Mr. Shaw's *facts*; we ſhall next give a few ſpecimens of his *arguments*.

"The *biſon*, a ſpecies of wild cow, the pe-"culiar native of the foreſts and mountains of "Scotland, although now exſtinct, was certainly "common in thoſe days; yet no mention is ma-"de of it." P. 27.

I would be very glad to know, how Mr. Shaw came to learn, that the biſon was the peculiar native of Scotland, more than of other countries.

Since our Inquirer has not been able to prove the poems of Oſſian ſpurious, from what they *do contain*, he endeavours to effect his purpoſe, from what they *do not contain;* and aſſerts, that they muſt be an impoſition, becauſe they contain not a liſt of all the beaſts of the field. He has lately publiſhed a Dictionary, about four times the price of all the poems translated by Mr. Macpherſon; yet it contains not one third of the language —— the very word in queſtion is not there.

The next infallible mark of impoſition is, that "Hunting the wild *boar* is not mentioned." —— The aſſertion, however, is not true. Hunting the wild boar is often mentioned in poems in my poſſeſſion, which go by the name of Oſſian, though not in thoſe translated by Mr. Macpherſon. From theſe two *detections*, however, Mr. Shaw rears his creſt with an oſtentatious confidence, and concludes the victory to be decided in his own favour.

"It

"It were too much to ſuppoſe, that the author could be ſo happy as to ſucceed in every thing, and make the deception complete. In an impoſture, a man cannot ſhut every avenue to detection. However, it has ſucceeded far enough; a variety of editions have been ſold; and the author has acquired credit by his ingenuity. —— That was the great *deſideratum.* I, however, envy it not.

"*O grant me honeſt fame, or grant me none!*" P. 28.

If any one, perſonally acquainted with Mr. Shaw, can read the laſt line with gravity, he has obtained a command over his muſcles, which I have not been able to acquire.

"Thither (to the Highlands) the author went, to ſee the face of the country, and the appearances of nature; beſides that, he was born and lived long in the mountains and valleys: Hence that ſeriouſneſs which pervades the whole, and which is ſo familiar to every Highlander; and is one great reaſon, why every one of them is ſo ready to believe the Poems authentic." P. 29.

Our Inquirer has here acknowledged, what he has every-where elſe denied —— that the High-

Highlanders *believed* the Poems authentic. Seriousneſs is here ſaid to be familiar to every Highlander —— I believe it: But how a ſerious man comes to be eaſier impoſed upon, than one void of reflection, is not quite ſo clear.

"*Any* Engliſhman may *go down* and ſee "theſe phenomena in the elements and face of "the country; of which he may lay up a num"ber, and write, when he comes home, poetry "of the ſame nature." P. 29.

If *any* Engliſhman can write poems equal to thoſe of Oſſian, it is remarkable, that not one Engliſhman or Scotchman has ever produced one ſtanza as a ſpecimen, except thoſe who have *avowedly* tranſlated them from the Gaelic. I am ſure, Mr. Shaw will heartily join with me in ſaying, that the Engliſh and the inhabitants of the Low Country are far more learned than the modern Highlanders, who, he ſays himſelf, are at this day only emerged from a ſtate of nature; that they have the advantage of the Engliſh being their mother-tongue, which the Highlanders are obliged to ſtudy from books, as a foreign language: yet, with all theſe advantages, I call upon Mr. Shaw, to produce one

one piece, compoſed by one of them, equal even to the translations of the Poems of Oſſian.

"I remember, when I travelled that coun-"try three years ago, to have ſat down on a "hill; and, the ſcene being favourable, in a "poetic mood, I jingled together upon paper, "with ſuitable invented Gaelic names, the epi-"thets of *blue-eyed*, *meek-eyed*, *mildly-looking*, "*white-boſomed*, *dark-brown locks*, *noble*, *gene-"rous*, *valiant*, *tears*, *ſpears*, *darts*, *hearts*, *harps*, "*quivers*, *bows*, *arrows*, *helmets*, *ſteel*, *ſtreams*, "*torrents*, *noble deeds*, *other times*, *bards*, *chiefs*, "*ſtorms*, *ſongs*, &c. and produced a little poem, "which reads pretty ſmoothly; and, if I had "a mind to publiſh it, it would be no difficult "matter to perſuade ſome people, I had trans-"lated it from the Gaelic." P. 30.

This is the firſt time, that ever I heard of Mr. Shaw's being in a poetic mood; and the offſpring of that mood is juſt what I would have looked for, "a jingle ſuitable" to the ex-ſpectations of any perſon acquainted with Mr. Shaw's poetical abilities. This jingle, however, we are told, reads pretty ſmoothly: *prettineſs* and *ſmoothneſs*, to be ſure, are very neceſſary qua-

qualifications in a poet. —— What a pity it is, that Mr. Shaw has not condeſcended to favour us with this *pretty ſmooth* piece of compoſition; and thereby prove himſelf to be as great a favourite of the Muſes, as he tells us he is a *lover of truth!* But there was no great occaſion for producing the poem. Mr. Shaw aſſures us, it is good; and he is a gentleman of too much *honour* and *veracity*, to ſuſpect that his word would be called in queſtion. Had Milton, Dryden, Pope, and the reſt of thoſe fooliſh poets, taken the ſame precaution, and given us their WORDS, in place of their WORKS, for their being good poets; it might have ſaved their memories from thoſe cenſures, which have ſometimes been pronounced againſt them.

"I have in my poſſeſſion a ſmall collection "of Galic poems, which I have been preparing, "(for I alſo was about to be a tranſlator!) I "have made up a ſort of a poem of ſome length, "from theſe few ſtanzas, entirely different from "Mr. Smith's, only that we both retain the ſa"me Dargo as our mutual hero. If ſale could "be exſpected for them, I ſhould find it no "difficult matter, in my notes, to give ſpeci"mens of the *original;* and I am ſure, I would avoid

“avoid giving thoſe I received from the people, “becauſe they cannot bear a tranſlation. And “indeed Mr. Smith gives us not thoſe of the “old poet, but thoſe he made from his Engliſh “original; the local phraſeology, and the forced “ſtrain of which, to any diſcerning reader, point “out the impoſition. In ſhort, Mr. Smith's and “my little poem both retain the ſame name of “*Dargo*, have received none of the incredible “and marvellous feats of the few original lines, “and are each of them as different from it, “and from one another, as, perhaps, the ſermons would be, which he and I might write “upon one text.” P. 47, 48.

Mr. Shaw proclaims himſelf a firm friend to truth, through the whole of his pamphlet; and tells us repeatedly, that “he would deſpiſe himſelf, were he capable of ſupporting an untruth.” Yet we ſee, from the above paſſage, that *want of ſale* for his works was the only thing, that prevented him from publiſhing what he calls *forgeries*. I heartily agree with Mr. Shaw, that Mr. Smith's tranſlation of Dargo and his would be very *different* poems.

“Had I been ignorant of the Galic, leſs credit might be exſpected to my narration of facts; “but

“but having written a grammatical Analyſis and a Dictionary of it, it may be readily believed, I ſhould rejoice to have it in my power to produce the originals of theſe poems to the public, as the Dictionary and Grammar might, perhaps, be ſought after, to help the curious in forming ſome opinion of the original. Thus it would be my intereſt, to ſupport the authenticity, did I think it honeſt.” P. 53.

Why ſhould more credit be given to a Highlander's narration of facts, than that of any other perſon? I believe I have as much of the *amor patriæ* as Mr. Shaw; yet I would not preſume to ſay, that another man was not to be credited as ſoon as a Highlander. Through almoſt every page of his pamphlet, he is conſtantly cautioning the reader, not to believe a Highlander, even upon oath; — and produces inſtances, where even clergymen offered to depone to a lie: yet here we ſee him claiming credit to his aſſertions, merely from his being *a Highlander.* As to the ſacrifice of intereſt, ſaid here to have been made to *truth*, it is, like the reſt, without any foundation. Mr. Shaw ſold the property of his Grammar, a few months after its firſt publication, and had no farther concern with the ſale. Mr. Jameſon, the proprietor, publiſhed a ſecond edition at four ſhillings, after Mr. Shaw had *taken in* as many ſubſcribers as he could, at 10 s. 6d. — If he exſpected ſale for the Dictionary, it muſt have been in *England;* as he knew, it could not ſell, where the language was *underſtood.*

We have ſeen, in every inſtance where Mr. Shaw appeals to facts, he has been, on the moſt unqueſtionable evidence, completely convicted as an impoſtor and a violator of *truth.* But there is ſtill another evidence, which we mean to adduce, whoſe teſtimony will not probably be taken on any other ſubject, but on that under conſideration. This evidence is Mr. Shaw himſelf, whom we ſhall now call to the bar of the public.

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
AN inundation of Barbarians from the northern parts over-whelmed the European continent. Letters, as affrighted, fled to the Hebrides and Ireland, for an aſylum, where they flouriſhed for ſome centuries. P. vi.	IN the mean time I did not forget MSS. — Since I could not find the poems in the mouths of the people, I concluded, if they exiſted at all, that Mr. Macpherſon muſt have found them in MSS.: but as I knew, the Earſe was never written, I began to deſpair, and to doubt. P. 58.
There are not, however, wanting, at this day, proofs ſufficient to ſhew, the Gael were once a very conſiderable people. As late as the Roman invaſion, all that part of Britain, north of the Tweed and Solway Frith, with ſeveral counties of South Britain, and all Ireland, with the adjacent iſlands, was inhabited by the Gael. P. vii.	By many it has been ſaid, that the ſimilies of Oſſian are taken from ſo remote a period of ſociety, as to be a ſtrong proof of the antiquity of the poem. I grant, the ſimilies in general are from nature. And why? Becauſe the country deſcribed as the ſcene of action at this day, and its inhabitants, are in ſome degree but emerging from a ſtate of nature. P. 29.

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.

All charters, deeds, records, and laws, were now written in Latin or Scots. And the monaſteries being pillaged by Edward, whatever was valuable in literature, was entirely loſt. Ireland, which hitherto was ſubjected by no foreign lord, nor diſtreſſed by the encroachments of a neighbouring ſtate, except ſome temporary invaſions by the Danes, quietly enjoyed the uſe of its laws, language, and liberties. It was at this juncture that the Iriſh Seanachies and annaliſts (when the Scots, having thrown off their extorted allegiance to England, their annals and records being irrecoverably deſtroyed by Edward, wiſhed to have ſome account of their own origin) invented their hyperbolic and

Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.

We will readily grant
that part of the conteſts
Ireland, and the war wi
Lochlin, is founded in
ſtory, because all the a
nals of Ireland have hand
it down to us: but the a
ther, in order to ſerve
purpoſe, wreſts facts as th
may beſt ſerve his end: an
apprehenſive of a futu
detection, labours with gr
zeal to deſtroy the credit
all Iriſh hiſtory, and, w

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
and incredible Mileſian expedition from Egypt and Spain to Ireland, and thence to Scotland by the promontories of Galloway and Cantire. Fordun, having no other materials, at once adopted this ſyſtem, which gained univerſally in Scotland, until the ingenious Mr. Macpherſon publiſhed his Introduction to the Hiſtory of Great Britain and Ireland. P. viii.	a few bold ſtrokes of his pen, obliterate all the Celtic learning ever known any where, in order to make way for a new ſyſtem of Celtic emigration and Hebridian and Fingalian hiſtory, in the Introduction to the Hiſtory of Great Britain and Ireland, of which nothing was heard before. This book was publiſhed on purpoſe, to ſupport the impoſture of Fingal. P. 35.
Though there were Engliſh colonies in Ireland, the Gael of that country enjoyed their own laws and cuſtoms, till the reigns of Elizabeth and James I. when the Engliſh laws were univerſally eſtabliſhed. This is the reaſon, why the Ierno-Galic has more MSS. and books than the Caledonian. In Scot-	No argument can be adduced in favour of Highland learning, from their ancient laws; for none, according to Mr. Macpherſon himſelf, ever exiſted, except the will of the chieftain, until ſome partial and faint influences of it were felt in the reign of the latter Jameſes. Private property has not been le-

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
Scotland there has been a general deſtruction of antient records and books, which Ireland has eſcaped. It enjoyed its own laws and language till a later date, whilſt the Scots-Engliſh very early became the eſtabliſhed language in North Britain. P. ix.	legally aſcertained until very lately; for the extent of a chief's territory depended on the number and valour of his vaſſals and followers. Hence it is, that few chieftains at this day can ſhew charters of any conſiderable date. P. 65.
The improvement of the country, as well as the minds of the inhabitants, has been ſtrangely neglected, in an age when every other country emerges from obſcurity and ignorance; till ſome changes were forced upon them by a late law, I ſhall not ſay how politic. To ſee a people naturally capable of every improvement, though once miſled by ignorance, ſtripped of their ancient habits and cuſtoms, and deprived of the Scriptu-	In my tour in the Highlands, a reſpectable miniſter begged, I would ſet about a tranſlation of Fingal; and that he and others would undertake to prove it the compoſition of Oſſian, and procure affidavits for that purpoſe. We need not, therefore, be ſurpriſed to hear the Highlanders confidently talk of their having ſeen and heard them repeated, although none can produce a ſpecimen. But to perſiſt in affirming that he has it,
res	and

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.

res in their own tongue; the right of Chriſtians, never denied to the moſt ſavage Indians: is at once a complication of inhumanity and imprudence. Better ſlay their bodies, to ſecure their affections, as Rome was wont to do with heretics, to bring their ſouls to heaven: than keep them in ignorance, with the expectation that, after ſome generations, the Engliſh manners, language, and improvements, may begin to dawn. At this day, there is no equal number of people in Britain, ſo uſeful to the ſtate. Upon every emergency they ſupply, our navy with good ſeamen, and our armies with valiant ſoldiers. But ſtrip them of their dreſs, language, the name and honour of Gael,

Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.

and publiſhing diſſertations to prove it; to rail and abuſe all who will not believe him, is an inſult on the party, and a "degree of "ſtubborn audacity, the "world has hitherto been "unacquainted with." — It is the laſt ſubterfuge of guilt. The Highlanders and Scotch, very partial to their country and antiquities, although the tranſlation might differ from what they might have heard repeated, would not take the trouble to detect it, as even that detection might be underſtood as an argument againſt their genuineneſs. They were glad of this new and unknown honour; and many of the names of the heroes in the poems being familiar to their ears, of which they had of-

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
and they ſoon degenerate. Their habit, language, life, and honour, they always kept or parted with at once. The honour of the name, their habit, and a Galic ſpeech, have always inſpired them more, than the conſecration of the colours. Government, by preſerving theſe privileges, to them ſacred as their *aræ & foci*, might have at leaſt one part of the community, of whom they, on any emergency, might ſay with the Roman general, "I know, the tenth legion "will not deſert me." P. xii.	ten heard mention made in the tales and fables of the Highlands in their youthful years, and, in ſome degree, at this day, could be eaſily led, by a little "*Caledonian* "bigotry," not only to believe, but to vouch for their being a "literal tranſlation." P. 71.
On the Iberno-Galic there have been written grammars by different hands. The Scots and Iriſh Galic, though not radically different, are two ſeparate dialects of the ſame language. The words are almoſt always the	I am conſcious, that, without a knowledge of Iriſh learning, we can know nothing of the Erſe as a tongue, (the Iriſh being the ſtudied language, and the Erſe only a diſtant provincial dialect.) I cannot but

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.

the ſame, but differently orthographied. The Iriſh, in their grammars, have a more uncertain and various inflection in the termination, which the Scots Galic has not; and this inclines me to think, the Scots is the original, and that this inflection of termination in Iriſh grammar is the mark of an attempt by the monks, to poliſh it after the manner of the Greek and Latin. Father O'Molloy publiſhed his *Grammatica Latina-Hibernica* in 12mo at Rome, 1677; and Macurtin, his Elements of the Iriſh, at Louvain, 1728: but of which merit only to be mentioned. P. xiii.

Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.

but expreſs my aſtoniſhment at the arrogance of any man, who, to make way for the production of 1762. would deſtroy all the archives, which the Iriſh, acknowledged by all the world to have been in the eighth century the moſt learned nation in Europe, have been for ages labouring to produce. When the Highlander knows nothing of Iriſh learning, he knows nothing of himſelf: and when Iriſh hiſtory is loſt, Highland genealogy becomes very vague. The Iriſh had laws, many of which have come down to our own days, written in the ancient language. Fordun and Buchanan, although ſome centuries back, having no knowledge of their own origin, received the liſt of their

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
	ancient kings, as recorded in the *Chron. Scotorum*, and other Iriſh books. P. 62.
Unlike the Iriſh, the Scots Galic delights to pronounce every letter, and is not briſtled over with ſo many uſeleſs and quieſcent conſonants. The Engliſh and French are infinitely more difficult to read and pronounce, and have many more ſilent and mute letters. In the Galic there are no ſuch ugly-looking words, as *thought*, *through*, *ſtrength*, &c. P. xv.	Thither (to Ireland) the youth of England, and other countries, went for education; and all the popular ſtories of the Highlands at this day agree, that every chieftain went thither for education and the uſe of arms, from the fourth century until the Reformation. Icolumkill was firſt founded by the munificence of the Iriſh; and all the abbots and monks belonging to it, one abbot only excepted, until its diſſolution, were Iriſh. All the Highland-clergy not only ſtudied, but received ordination in Ireland. The clergy of the Iſlands eſpecially, and thoſe of the weſtern coaſt, were frequently natives of Ire-
It was not the mercenary conſideration of intereſt, nor perhaps the exſpectation of fame among my countrymen, in whoſe eſteem its beauties are too much faded, but a taſte for the beauties of the original ſpeech of a now learned nation, that induced me, either to begin, or	

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
or encouraged me to perſevere. *Ibid.*	Ireland. Hence it happens, that all the poetical compoſitions, ſtories, fables, &c. of any antiquity, which are repeated in the Highlands at this day, are confeſſedly in the Iriſh dialect. Whatever bards exiſted in the Highlands, received their education at the Iriſh academies; and every ſtanza, that is remarkably fine or obſcure, is ſtill called *Galic dhoimhan Eirionnach*, i. e. *deep Iriſh.* P. 64.
I beheld with aſtoniſhment the learned in Scotland, ſince the revival of letters, neglect the Galic; as if it was not worthy of any pen, to give a rational account of a ſpeech uſed upwards of two thouſand years by the inhabitants of more than one kingdom. I ſaw, with regret, a language, once famous	Like

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
mous in the weſtern world, ready to periſh without any memorial, by the uſe of which Galgacus, having aſſembled his chiefs, rendered the Grampian hills impaſſable to legions, that had conquered the world, and by which Fingal inſpired his warriors with the deſire of immortal fame. I wiſhed an account given to the world, of a language, thro' which, for ſo long a period, the benefits of knowledge, and the bleſſings of religion, were communicated to ſavage clans and roving barbarians, who, in paſt ages, becoming civilized, ſung the praiſes of Him, who taught both the tongue to ſound, and the thoughts to ſoar, within the walls of the illuſtrious Iona. P. xxi.	Like a true Scotchman, in order to make his compoſition more acceptable to his countrymen, Mr. Macpherſon changes the name of Fionn Mac Cumhal, the Iriſhman, into Fingal, which indeed ſounds much better; and ſets him up a Scotch king over the ideal kingdom of Morven, in the weſt of Scotland. — It had been a better argument for the authenticity, if he had allowed him to be an Iriſhman, and made Morven an Iriſh kingdom, as well as made Ireland the ſcene of his battles: but, as he muſt needs make the hero of an epic poem a great character, it was too great honour for any other country but Scotland, to have given birth to ſo conſiderable a perſonage. P. 34.

An

Na-

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.

An acquaintance with the Galic, being the mother-tongue of all the languages in the weſt, ſeems neceſsary to every Antiquary, who would ſtudy the affinity of languages, or trace the migrations of the ancient races of mankind. Of late it has attracted the attention of the learned in different parts of Europe; and ſhall its beauties be neglected by thoſe, who have opportunities, from their infancy, of underſtanding it? Antiquity being the taſte of the age, ſome acquaintance with the Galic begins juſtly to be deemed a part of the *Belles Lettres.* The language that boaſts of the finiſhed character of Fingal, muſt richly reward the curioſity of whoever ſtudies it. Of this Sir James *Foulis* is a rare inſtan-

Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.

Names are quoted, who have given the originals. — Some of thoſe I am acquainted with; and none of them (for nobody could be more diligent and inquiſitive, than I have been) could ever produce any thing, but a few ſcattered fabulous ſtanzas, ſometimes repreſenting the heroes as men, at other times as giants; ſometimes probable, and often marvellous; none of which can bear a translation. — All they (the Highlanders) could repeat, was nothing but a few fabulous and marvellous verſes, or ſtories concerning Fionn Mac Cumhal, alias Fingal, and his Fiona or followers, chaſing each other from iſland to iſland, ſtriding from mountain to mountain, or croſſing a frith at a hop, with the

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
ſtance, who, in advanced years, has learned to read and write it; and now drinks of the Pierian ſpring untainted, by reading fragments of Poetry in Fingal's own language. P. xvii.	the help of his ſpear. There was much of enchantments, fairies, goblins, incantations, rhimes, and the ſecond ſight. When I heard thoſe of one country, I hear all; for they all repeated in general the ſame ſtories: and when I had the narration of a few, I had every thing. P. 57.
The richneſs of a language conſiſts in the number of its primitives, and their capacity of various compoſition. The original ſimple principles of the Galic make it far excel any of the modern, and rival the moſt ancient languages. The little variegated flection of its nouns and verbs, which is peculiar to itſelf, and the abundance of its compoſitions, render it capable of beautifully deſcribing and expreſſing the emo-	I can ſhew, from the language of religion, (for although Earſe was never the vehicle of learning, and fierce chieftains would not ſubmit to civil government, yet religion, blended with ſuperſtition, was in ſome degree acknowledged by them), nay, from even the ſtile of the pulpit at preſent in the Highlands, and the few books of piety they have lately publiſhed, that the Iriſh Galic was the lan-

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
emotions of the mind, without the aid of foreign words; hence it is, that the illiterate peaſant on the hills of Scotland, having, in his infancy, had his mind ſtored with a certain number of primitives and their different modes of inflection, by an eaſy, though a various combination with a certain number of particles, ſpeaks his language with elocution, a natural Demoſthenes; and there is no word in the language, however compounded, but he underſtands. Neither is this language deficient in the terms of art. In Ethics, Juriſprudence, Theology, and Natural Hiſtory, words are not wanting to expreſs our thoughts, and to inſtruct others: even in Mathematics, and Natural Philoſophy in	language of law, divinity, and poetry. The common Catechiſm, the Confeſſion of Faith, the verſion of the Pſalms ſung in churches, are written in Iriſh; and the language of the miniſter when he preaches, and the extemporaneous effuſion of the peaſant's prayer, border upon it. As they received in the Highlands their knowledge of the Chriſtian religion from Icolumkill, and Icolumkill from Ireland, all the terms in divinity are immediately Iriſh, and in the remote parts of the Highlands, at this day, not well underſtood. The Earſe dialect is rather barren of words, having never been cultivated; and the preacher that introduces any idea beyond the Calviniſtic ſyſtem, is difficultly underſtood. — It

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
in all its parts, terms can eaſily be rendered from the Greek into the Galic, by decompoſing them in the original, and then tranſlating and joining them afreſh; an advantage of which no modern language is poſſeſſed. P. cvi.	It will be in vain to reaſon abſtractedly, even on morality; and the audience, not only ſtrangers to the ſentiment, but even to the expreſſion, cannot always comprehend the ſpeaker. P. 65.
Sounds are either quick or ſlow, rough or ſmooth, ſtrong or feeble. From the various modifications of theſe in a language, may, perhaps, be diſcovered, the manners, the temperament, and feelings of a people, at the time of its formation. The Gael, when their language was formed, ſeem to have been in that ſtate of ſociety, when the arts of peace and war were not entirely ſtrangers; when it was an approved maxim, to "bind "the ſtrong in arms, but "ſpa-	When I aſked, and particularly thoſe who were poſſeſſed of any poetry, ſongs, or tales, who Fiona was? — for he is not known by the name of Fingal by any: — I was anſwered, that he was an Iriſhman, if a man; for they ſometimes thought him a giant, and that he lived in Ireland, and ſometimes came over to hunt in the Highlands. This is the univerſal voice of all the Highlanders, excepting thoſe who are poſſeſſed of abilities

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.

"ſpare the feeble hand; be "a ſtream of many tides "againſt the foes of thy "people, but like the gale "that moves the graſs, to "thoſe who aſk thy aid." — *Parcere ſubjectis, debellare ſuperbos.* Such was the genius of the language in the days of Trenmor and of Fingal; and even *now* it is the moſt ſuited, either to rouſe the ſoul to feats of arms, or inſpire pity in the relentleſs breaſt;

"To ſoften rocks, and bend the knotted oak." P. cxxvii.

No language is more ſuſceptible of rhyme than the Galic: it is not, like the Greek and Latin, chained to certain terminations, which refuſe rhyme; but at once admits of all the variety of an-

Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.

ties and knowledge to peruſe the work of Mr. Macpherſon, and are taught by nationallty to ſupport an idle controverſy.

In the *Chronicon Scotorum*, from which the liſt of the Scotch kings is taken; and the pretended manuſcripts, they ſo much boaſt of, to be ſeen in the Hebrides; there is not one ſyllable ſaid of ſuch a name as Fingal. A man ſo thirſty after fame, would ſurely court an opportunity of meet-

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
ancient and modern verſification. Final rhyme in Galic does not conſiſt in terminations of ſimilar letters, but in the laſt ſtrongly pronounced vowel or diphthong in a word. P. cxxix.	meeting the contemporary Romans, who certainly would not fail to make mention of ſo great a hero. P. 35.
The Galic poetry, unlike the Engliſh, which is generally confined to diſſyllables and monoſyllables, admits of words of any length. Galic poets never yet wrote by any other rule, than the ear, and certain pieces of muſic; and for that reaſon, though we may eaſily ſee, what ſort of meaſure each piece delights in, the uniformity of the ſame number of ſimilar meaſures in every line does not always return. P. cxxx.	It is impoſſible, if ever they exiſted, that the bards and others, who could write, within theſe three laſt centuries, ſhould not have collected them. Whatever ſongs and epiſodes Oſſian ſung, did not long ſurvive himſelf; and it was difficult for former bards, to anticipate the compoſitions of the age of chivalry. P. 61.
The meaſure of *Oſſian's* poetry is very irregular and various. Generally he has	All the Highlands has not yet been able to ſhew three lines, excepting thoſe

SHAW *contra* SHAW.

Extracts from Mr. Shaw's Analyſis.	*Extracts from Mr. Shaw's Inquiry.*
couplets of eight, though they do not rhyme, are ſeven, and ſometimes nine ſyllables. Theſe feet are moſt commonly trochea and dactyle. The trochee occupies the firſt, dactyle the ſecond and third, and a long ſyllable ends the line.	Mr. Macpherſon publiſhed as a ſpecimen, and which, in reality, is his own tranſlation. If they believe themſelves, let them enjoy it, and not attempt to bully tye world into a belief of that, for which no ſort of evidence has het been produced.

After what has been ſaid, it is doubtful, whether the following paragraph of Mr. Shaw's pamphlet, ought to be read with more ſurpriſe or contempt. It is taken verbatim from p. 37, where he ſays, "*I never yet could diſſemble nor* "*perſonate a hypocrite.* —— *Truth has always* "*been dearer to me than my country.* I can "ſhow Dr. Johnſon, that there is one Scotch-"man who loves *truth* better than his country, "and that I am a ſturdy enough moraliſt to de-"clare it."

Though the hurry of avocations, more important to me than a detection of Mr. Shaw, has induced me to be very brief in diſcuſſing the ſubject: I fear, the reader will think, that more than enough, to confute my antagoniſt, has been already written. But every day, that I delay the publication, brings new matter to my hands. Since my deſign has become known, I have had ſeveral intimations relative to the ſtrange conduct and unequalled abſurdity of Mr. Shaw, during his *inveſtigating peregrination*, to uſe the words of his patron, through the Highlands of Scotland. This ſubject, however, is too mean in itſelf, and too uninteresting to the public, to merit their attention. It is ſufficient to obſerve, that it would be difficult to diſtinguiſh, whether our Inquirer's vanity or his folly was greateſt. In places where he was not known, at leaſt where *he* thought he was not known, he endeavoured to paſs for a man of fortune, who was making a tour of pleaſure. Where men were no ſtrangers to his ſituation, he became a ſuppliant for ſubſcriptions to his Dictionary; thus aſſuming the character of gentleman and beggar, as beſt ſuited his vanity or his neceſſities. In ſome places, however, what may be near the truth, came out; where he acknowledged, that he was travelling the Highlands, at the expence of ſome

per-

perſons in England, to gather facts and arguments againſt the authenticity of Oſſian's Poems. Though nothing, our author ſays, is to be implicitly taken for truth, there is an appearance of it, in what has been laſt mentioned. Though his expences could not have been great, and the horſes, he ſo often and ſo pompouſly mentioned, were only Highland *ponies*: it cannot be ſuppoſed, that from the wretched ſtipend allowed to him as a private tutor, he could have defrayed thoſe expences, ſmall as they might have been. There is therefore reaſon to believe, that another *great writer* looſed his purſe-ſtrings for our author, upon the above occaſion. There was the more need for this ſeaſonable aid, as the diſagreeable manner of our traveller diſguſted the people in general; and made them, with regard to him, depart from the characteriſtical hoſpitality of their country. To the inferior ſort, who are by nature polite and affable to ſtrangers, his forward preſumption became intolerable; and their averſion to him and his inquiries, was much heightened, by the ſtrange and unintelligible gibberiſh, which he ſpoke, under the name of *Gaelic*.

No wonder, therefore, that they were ſo uncommunicative with reſpect to a man, whom they disliked for his manner, and deſpiſed for his ignorance.

Doctor Johnſon, ſomewhere in the RAMBLER, adviſes his reader, when he wiſhes to know a man's private character, to apply to his ſervants. John Stewart, who attended Mr. Shaw through the Highlands in that capacity, is at preſent hair-dreſſer to a friend of mine. I inquired, if he remembered of his maſter creeping on all fours into houſes in the Highlands? He mentioned two inſtances, as the only ones he could point out. He ſaid, they were obliged to creep into Mr. Shaw's father's in the iſle of Arran: The other inſtance, I forbear to mention, as it would add no luſtre to Mr. Shaw's character as *a clergyman.* I am well aware of the cenſure, I may meet with, even from the humane and liberal, for throwing out this inſinuation againſt Mr. Shaw, on account of his original obſcurity. My benevolence is particularly hurt, while juſtice to my country compels my hand to draw the picture: But a man brought up in one of the humbleſt cottages in the Highlands, might have even deigned to enter others equally low, without any national reflections. This obſervation flows not from that arrogance, with which aſſuming

wealth

wealth exſults over the ſons of miſery and diſtreſs. To convince Mr. Shaw, how little I would have conſidered his poverty as a *ſtigma*, had he acted the part of an honeſt man; I ſcruple not to inform him, that my own family, during the lifetime of my father, was reduced from a ſtate of opulence, to a ſituation nearly equal to his own.

I inquired at the ſame John Stewart, as to the amazing ſums of money, which Mr. Shaw talks of having ſpent for ſnuff, whiſky, &c. in the Highlands. As to the ſnuff, he declares, it did not coſt Mr. Shaw one penny. Whiſky and money, given for information, he believes, could not exceed two guineas; at leaſt he can depone, that it was within three; as he uſed generally to tell the people, after they had recited their poems, and he had taken them down in writing, that they had no merit, and therefore he would give them nothing for their trouble. Mr. Shaw ſays, he made offer to Profeſſor Macleod of ſo many half-crowns; & wiſh he had remembered another perſon, who ſtood *far more* in need of them, and had ſurely a *prior claim* upon Mr. Shaw. This poor fellow wore his cloaths in Mr. Shaw's ſervice, who had the *immorality* to defraud him of his wages, of which he has never yet received one ſhilling. Mr. Shaw's pretence for this fraud was, that the ſervant loſt a pair of ſtockings out of his pocket, in paſſing to one of the iſles.

But it is now high time, to diſmiſs this diſagreeable ſubject. The ſtrictures, I have made, may perhaps be thought ſevere, though juſt. But our author, by infamouſly traducing the characters of others, deprived himſelf of every kind of title to any lenity with reſpect to his own. His diſregard to that common veracity, which prudence ſuggeſts, where principle fails, has been detected, expoſed, and deſervedly reprobated, in the courſe of theſe pages. If the language uſed has been ſometimes harſh, the reader muſt aſcribe that circumſtance to a warmth of temper, in which an honeſt indignation riſes againſt every breach of truth.

Mr. Shaw merits nothing, perhaps, beyond a contemptuous ſilence, or, at moſt, that pointed ridicule, which cuts deeper than ſerious refutation. But, had I even any talents for the former, the latter had become neceſſary, as I was groſsly and publicly attacked by a man, to whom I had been civil, if not friendly, in private life.

Contents.

Fingal an Epic Poem.

Book I. -- -- *p.* 1.
Book II. -- -- *p.* 33.
Book III. -- -- *p.* 58.
Book IV. -- -- *p.* 82.
Book V. -- -- *p.* 105.
Book VI. -- -- *p.* 125.

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK I.

ARGUMENT to Book I.

Cuchullin, (general of the Iriſh tribes, in the minority of Cormac, king of Ireland) ſitting alone beneath a tree, at the gate of Tura, a caſtle of Ulſter, (the other chiefs having gone on a hunting party to Cromla, a neighbouring hill) is informed of the landing of Swaran, king of Lochlin, by Moran, the ſon of Fithil, one of his ſcouts. He convenes the chiefs; a council is held, and diſputes run high about giving battle to the enemy. Connal, the petty king of Togorma, and an intimate friend of Cuchullin, was for retreating, till Fingal, king of thoſe Caledonians who inhabited the north-weſt coaſt of Scotland, whoſe aid had been previouſly ſollicited, ſhould arrive: but Calmar, the ſon of Matha, lord of Lara, a country in Connaught, was for engaging the enemy immediately. —— Cuchullin, of himſelf willing to fight, went into the opinion of Calmar. Marching towards the enemy, he miſſed three of his braveſt heroes, Fergus, Duchomar, and Caithbat. Fergus arriving, tells Cuchullin of the death of the two other chiefs; which introduces the affecting epiſode of Morna, the daughter of Cormac. —— The army of Cuchullin is deſcried at a diſtance by

Swaran,

ARGUMENT to Book I.

Swaran, who ſent the ſon of Arno to obſerve the motions of the enemy, while he himſelf ranged his forces in order of battle. — The ſon of Arno returning to Swaran, deſcribes to him Cuchullin's chariot, and the terrible appearance of that hero. The armies engage, but night coming on, leaves the victory undecided. Cuchullin, according to the hoſpitality of the times, ſends to Swaran a formal invitation to a feaſt, by his bard Carril, the ſon of Kinfena. —— Swaran refuſes to come. Carril relates to Cuchullin the ſtory of Grudar and Braſſolis. A party, by Connal's advice, is ſent to obſerve the enemy; which cloſes the action of the firſt day.

FINGAL,

FINGAL,

AN ANCIENT EPIC POEM

In ſix Books.

BOOK I.

CUCHULLIN (1) ſat by Tura's wall; by the tree of the ruſtling leaf. — — — His ſpear leaned againſt the moſſy rock. His ſhield lay by him on the graſs. As he thought

of

---

(1) Cuchullin, or rather Cuth-Ullin, *the voice of Ullin*, a poetical name given the ſon of Semo by the bards, from his commanding the forces of the Province of Ulſter againſt the Ferbolg or Belgæ, who were in poſſeſſion of Connaught. Cuchullin when very young married Bragela the daughter of Sorglan, and paſſing over into Ireland, lived for ſome time with Connal, grandſon by a daughter to Congal the petty king of Ulſter. His wiſdom and valour in a ſhort time gained him ſuch reputation, that in the minori-

of mighty Carbar (2), a hero whom he ſlew in war; the ſcout (3) of the ocean came, Moran (4) the ſon of Fithil.

Riſe

---

ty of Cormac the ſupreme king of Ireland, he was choſen guardian to the young king, and ſole manager of the war againſt Swaran king of Lochlin. After a ſeries of great actions he was killed in battle ſomewhere in Connaught, in the twenty-ſeventh year of his age. He was ſo remarkable for his ſtrength, that to deſcribe a ſtrong man it has paſſed into a proverb. "He has the ſtrength of Cuchullin." They ſhew the remains of his palace at Dunſcaich in the Iſle of Skye; and a ſtone, to which he bound his dog Luath, goes ſtill by his name.

(2) Cairbar or Cairbre ſignifies a ſtrong man.

(3) We may conclude from Cuchullin's applying ſo early for foreign aid, that the Iriſh were not then ſo numerous as they have ſince been; which is a great preſumption againſt the high antiquities of that people. We have the teſtimony of Tacitus, that one legion only was thought ſufficient, in the time of Agricola, to reduce the whole iſland under the Roman yoke; which would not probably have been the caſe, had the iſland been inhabited for any number of centuries before.

(4) Moran ſignifies many; and Fithil, or rather Fili, *an inferior bard.*

Riſe, ſaid the youth, Cuchullin, riſe; I ſee the ſhips of Swaran. Cuchullin, many are the foe: many the heroes of the dark-rolling ſea.

Moran! replied the blue-eyed chief, thou ver trembleſt, ſon of Fithil. Thy fears have uch increaſed the foe. Perhaps it is the ing (5) of the lonely hills, coming to aid me n green Ullin's plains.

I ſaw their chief, ſays Moran, tall as a ock of ice. His ſpear is like that blaſted fir. His ſhield like the riſing moon. He ſat on a ock on the ſhore: his dark hoſt rolled, like louds, around him. - - - - Many, chief of en! I ſaid, many are our hands of war. - -

Well

---

(5) Fingal the ſon of Comhal, and Morna the daughter of Thaddu. His grandfather was Trathal, and great grandfather Trenmor, both of whom are often mentioned in the poem. — Trenmor, according to tradition, had two ſons; Trathal, who ſucceeded him in the Kingdom of Morven, and Conar, called by the bards *Conar the great*, who was elected king of all Ireland, and was the anceſtor of that Cormac who ſat on the Iriſh throne when the invaſion of Swaran happened. It may not be improper here to obſerve, that the accent ought always to be placed on the laſt ſyllable of Fingal.

- - - Well art thou named, the Mighty Man, but many mighty men are ſeen from Tura's windy walls. - - - - He anſwered like a wave on a rock, who in this land appears like me? Heroes ſtand not in my preſence: they fall to earth beneath my hand. None can meet Swaran in the fight but Fingal, king of ſtormy hills. Once we wreſtled on the heath of Malmor, (6) and our heels overturned the wood. Rocks fell from their place; and rivulets, changing their courſe, fled murmuring from our ſtrife. Three days we renewed our ſtrife, and heroes ſtood at a diſtance and trembled. On the fourth, Fingal ſays, that the king of the ocean fell; but Swaran ſays, he ſtood. Let dark Cuchullin yield to him that is ſtrong as the ſtorms of Malmor.

No: replied the blue-eyed chief, I will never yield to man. Dark Cuchullin will be great or dead. Go, Fithil's ſon, and take my ſpear: ſtrike the ſounding ſhield of Cabait. (7) It

---

(6) Meal-mór — *a great hill.*

(7) Cabait, or rather Cathbait, grandfather to the hero, was ſo remarkable for his valour, that his ſhield was made uſe of to alarm his poſterity to the battles of the family. We find Fingal making

It hangs at Tura's ruſtling gate; ſound of peace is not its voice. My heroes ſhall hear on the hill.

He went and ſtruck the boſſy ſhield. The hills and their rocks replied. The ſound ſpread along the wood: deer ſtart by the lake of roes. Curach (8) leapt from the ſounding rock; and Connal of the bloody ſpear. Crugal's (9) breaſt of ſnow beats high. The ſon of Favi leaves the dark-brown hind. It is the ſhield of war, ſaid Ronnar, the ſpear* of Cuchullin, ſaid Lugar. - - - - Son of the ſea, put on thy arms! Calmar, lift thy ſounding ſteel! Puno! horrid hero, riſe: Cairbar, from thy red tree of Cromla. Bend thy white knee, O Eth; and deſcend from the ſtreams of Lena. —— Ca-olt, ſtretch thy white ſide, as thou moveſt along the whiſtling heath of Mora: thy ſide that is white as the foam of the troubled ſea, when

---

ing the ſame uſe of his own ſhield, in the 4th book. — A horn was the moſt common inſtrument to call the army together, before the invention of bagpipes.

(8) Cu-raoch ſignifies *the madneſs of battle*.

(9) Cruth-geal —— *fair-complexioned*.

when the dark winds pour it on the murmuring rocks of Cuthon. (10)

Now I behold the chiefs in the pride of their former deeds; their ſouls are kindled at the battles of old, and the actions of other times. Their eyes are like flames of fire, and roll in ſearch of the foes of the land. — Their mighty hands are on their ſwords; and lightning pours from their ſides of ſteel. — They came like ſtreams from the mountains; each ruſhed roaring from his hill. Bright are the chiefs of battle in the armour of their fathers. — Gloomy and dark their heroes followed, like the gathering of the rainy clouds behind the red meteors of heaven. — The ſounds of craſhing arms aſcend. The grey dogs howl between. Unequally burſts the ſong of battle; and rocking Cromla (11) ecchoes round. On Lena's duſky heath they ſtood, like miſt (12) that ſhades the hills of autumn, when

---

(10) Ca-thón — *the mournful ſound of waves.*

(11) Crom-leach ſignified a place of worſhip among the Druids. It is here the proper name of a hill on the coaſt of Ullin or Ulſter.

(12) —— νεφέλῃσιν ἐοικότες ἅς τε Κρονίων
Νηνεμίης, ἔστησεν ἐπ' ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν
Ἀτρέμας. Hom. Il. 5. v. 522.

when broken and dark it ſettles high, and lifts its head to heaven.

Hail, ſaid Cuchullin, ſons of the narrow vales; hail, ye hunters of the deer. Another ſport is drawing near: it is like the dark rolling of that wave on the coaſt. Shall we fight, ye ſons of war! or yield green Innisfail (1) to Lochlin? — O Connal (2) ſpeak, thou firſt of men! thou breaker of the ſhields! thou haſt often fought with Lochlin; wilt thou lift thy father's ſpear?

Cuchullin! calm the chief replied, the ſpear of Connal is keen. It delights to ſhine in

---

So when th' embattled clouds in dark array,
Along the ſkies their gloomy lines diſplay;
The low-hung vapours motionleſs and ſtill
Reſt on the ſummits of the ſhaded hill. POPE.

(1) Ireland ſo called from a colony that ſettled there, called Falans. — Innis-fail, *i. e.* the Iſland of the Fa-il or Falans.

(2) Connal, the friend of Cuchullin, was the ſon of Cathbait, prince of Tongorma or the *iſland of blue waves*, probably one of the Hebrides. His mother was Fioncoma the daughter of Congal. He had a ſon by Foba of Conachar-neſſar, who was afterwards king of Ulſter. For his

in battle, and to mix with the blood of thouſands. But tho' my hand is bent on war, my heart is for the peace of Erin. (3) Behold, thou firſt in Cormac's war, the ſable fleet of Swaran. His maſts are as numerous on our coaſt, as reeds in the lake of Lego. His ſhips are like foreſts cloathed with miſt, when the trees yield by turns to the ſqually wind. Many are his chiefs in battle. Connal is for peace. — Fingal would ſhun his arm, the firſt of mortal men: Fingal that ſcatters the mighty, as ſtormy winds the heath; when the ſtreams roar thro' ecchoing Cona: and night ſettles with all her clouds on the hill.

Fly,

ſervices in the war againſt Swaran, he had lands conferred on him, which, from his name, were called Tir-chonnuil or Tir-connel, *i. e.* the land of Connal.

(3) Erin, a name of Ireland; from *ear* or *iar* Weſt, and *in* an iſland. This name was not always confined to Ireland, for there is the higheſt probability, that the *Ierne* of the ancients was Britain to the North of the Forth. — For Ierne is ſaid to be to the North of Britain, which could not be meant of Ireland.

Strabo, l. 2. & 4. Casaub. l. 1.

Fly, thou chief of peace, ſaid Calmar, (4) the ſon of Matha; Fly, Connal, to thy ſilent hills, where the ſpear of battle never ſhone; purſue the dark-brown deer of Cromla: and ſtop with thine arrows the bounding roes of Lena. But, blue-eyed ſon of Semo, Cuchullin, ruler of the war, ſcatter thou the ſons of Lochlin (5), and roar thro' the ranks of their pride. Let no veſſel of the kingdom of Snow bound on the dark-rolling waves of Inis-tore (6). O ye dark winds of Erin riſe! roar ye whirlwinds of the heath! Amidſt the tempeſt let me die, torn in a cloud by angry ghoſts of men; amidſt the tempeſt let Calmar die, if ever chace was ſport to him ſo much as the battle of ſhields.

Calmar! ſlow replied the chief, I never fled, O Matha's ſon. I was ſwift with my friends in battle, but ſmall is the fame of Connal. The battle was won in my preſence, and

---

(4) Calm-er, *a ſtrong man.*

(5) The Galic name of Scandinavia in general; in a more confined ſenſe that of the peninſula of Jutland.

(6) Innis-tore, *the Iſland of whales*, the ancient name of the Orkney Iſlands.

and the valiant overcame. But, ſon of Semo, hear my voice, regard the ancient throne of Cormac. Give wealth and half the land for peace, till Fingal come with battle. Or, if war be thy choice, I lift the ſword and ſpear. My joy ſhall be in the midſt of thouſands, and my ſoul brighten in the gloom of the fight.

To me, Cuchullin replies, pleaſant is the noiſe of arms: pleaſant as the thunder of heaven before the ſhower of Spring. But gather all the ſhining tribes, that I may view the ſons of war. Let them move along the heath, bright as the ſun-ſhine before a ſtorm; when the weſt wind collects the clouds, and the oaks of Morven eccho along the ſhore.

But where are my friends in battle? The companions of my arm in danger? Where art thou, whiteboſom'd Cathbat? Where is that cloud in war, Duchomar [7]? and haſt thou left me, ó Fergus [8]! in the day of the ſtorm? Fergus, firſt in our joy at the feaſt! ſon of Roſſa! arm of death! comeſt thou like a

roe

---

[7] Dubhchomar, *a blak well-ſhaped man.*

[8] Fear-guth, — *the man of the word, or a commander of* army.

roe [9] from Malmor? Like a hart from the ecchoing hills? —— Hail thou ſon of Roſſa! what ſhades the ſoul of war?

Four ſtones [10], replied the chief, riſe on the grave of Cathbat. —— Theſe hands have laid in earth Duchomar, that cloud in war. Cathbat, thou ſon of Torman, thou wert a ſun-beam on the hill. —— And thou, ô valiant Duchomar, like the miſt of marſhy Lano; when it ſails over the plains of autumn and brings death to the people. Morna, thou faireſt of maids! calm is thy ſleep in the cave of the rock. Thou haſt fallen in darkneſs like

a

---

[9] Be thou like a roe or young hart on the mountains of Bether. SALOMON's Song.

[10] This paſſage alludes to the manner of burial among the ancient Scots. They opened a grave ſix or eight feet deep: the bottom was lined with fine clay; and on this they laid the body of the deceaſed, and, if a warrior, his ſword, and the heads of twelve arrows by his ſide. Above they laid another ſtratum of clay, in which they placed the horn of a deer, the ſymbol of hunting. The whole was covered with a fine mold, and four ſtones placed on end, to mark the extent of the grave. Theſe are the four ſtones alluded to here.

a ſtar, that ſhoots athwart the deſart, when the traveller is alone, and mourns the tranſient beam.

Say, ſaid Semo's blue-eyed ſon, ſay how fell the chiefs of Erin? Fell they by the ſons of Lochlin, ſtriving in the battle of heroes? Or what confines the chiefs of Cromla to the dark and narrow houſe [11]?

Cathbat, replied the hero, fell by the ſword of Duchomar, at the oak of the noiſy ſtreams. Duchomar came to Tura's cave, and ſpoke to the lovely Morna.

Morna [12], faireſt among women, lovely daughter of Cormac-cairbar. Why in the circle of ſtones; in the cave of the rock alone? The ſtream murmurs hoarſely. The old tree's groan is in the wind. The lake is troubled before thee, and dark are the clouds of the ſky. But thou art like ſnow on the heath; and thy hair like the miſt of Cromla; when it curls on the rocks, and ſhines to the beam of the weſt. —— Thy breaſts are like two

---

[11] The grave. — The houſe appointed for all living. JOB.

[12] Muirne or Morna, *a woman beloved by all.*

two ſmooth rocks ſeen from Branno of the ſtreams. Thy arms like two white pillars in the halls of the mighty Fingal.

From whence, the white-armed maid replied, from whence Duchomar, the moſt gloomy of men? Dark are thy brows and terrible. Red are thy rolling eyes. Does Swaran appear on the ſea? What of the foe, Duchomar?

From the hill I return, O Morna, from the hill of the dark-brown hinds. Three have I ſlain with my bended yew. Three with my long bounding dogs of the chace. —— Lovely daughter of Cormac, I love thee as my ſoul. —— I have ſlain one ſtately deer for thee. —— High was his branchy head; and fleet his feet of wind.

Duchomar! calm the maid replied, I love thee not, thou gloomy man. —— Hard is thy heart of rock, and dark thy terrible brow. But Cathbat, thou ſon of Torman [1], thou art the love of Morna. Thou art like a ſun-beam on the hill in the day of the gloomy ſtorm. Saweſt thou the ſon of Torman, lovely on the hill of his hinds? Here the daughter of Cormac waits the coming of Cathbat.

And

---

[1] Torman, *Thunder*. This is the true origin of the Jupiter Taramis of the Ancients.

And long ſhall Morna wait, Duchomar ſaid, his blood is on my ſword. —— Long ſhall Morna wait for him. He fell at Branno's ſtream. High on Cromla I will raiſe his tomb, daughter of Cormac-cairbar; but fix thy love on Duchomar, his arm is ſtrong as a ſtorm. ——

And is the ſon of Torman fallen? ſaid the maid of the tearful eye. Is he fallen on his ecchoing heath; the youth with the breaſt of ſnow? he that was firſt in the chace of the hill; the foe of the ſtrangers of the ocean! —— Duchomar, thou art dark [2] indeed, and cruel is thy arm to Morna. But give me that ſword, my foe; I love the blood of Caithbat.

He gave the ſword to her tears; but ſhe pierced his manly breaſt. He fell, like the bank of a mountain-ſtream; ſtretched out his arm, and ſaid.

Daugther of Cormac-cairbar, thou haſt ſlain Duchomar. The ſword is cold in my breaſt; Morna, I feel it cold. Give me to Moina [3] the maid; Duchomar was the dream of her night. She will raiſe my tomb; and the hunter ſhall ſee it and praiſe me. But draw the ſword from my breaſt; Morna, the ſteel is cold.

She

---

[2] She alludes to his name —— *the dark man.*

[3] Moina, *ſoft in temper and perſon.*

She came, in all her tears, ſhe came, and drew it from his breaſt. He pierced her white ſide with ſteel; and ſpread her fair locks on the ground. Her burſting blood ſounds from her ſide: and her white arm is ſtained with red. Rolling in death ſhe lay, and Tura's cave anſwered to her groans. ——

Peace, ſaid Cuchullin, to the ſouls of the heroes; their deeds were great in danger. Let them ride around [4] me on clouds; and ſhew their features of war: that my ſoul may be ſtrong in danger; my arm like the thunder of heaven. —— But be thou on a moon-beam, ô Morna, near the window of my reſt; when my thoughts are of peace; and the din of arms is over. —— Gather the ſtrength of the tribes, and move to the wars of Erin. —— Attend the car of my battles; rejoice in the noiſe of my courſe. —— Place three ſpears by my ſide; follow the bounding of my ſteeds; that my ſoul may be ſtrong in my friends, when the battle darkens round the beams of my ſteel. As

[4] It was the opinion then, as indeed it is to this day, of ſome of the Highlanders, that the ſouls of the deceaſed hovered round their living friends; and ſometimes appeared to them, when they were about to enter on any great undertaking.

As ruſhes a ſtream [5] of foam from the dark ſhady ſteep of Cromla; when the thunder is rolling above, and dark-brown night on half the hill. So fierce, ſo vaſt, ſo terrible ruſhed on the ſons of Erin. The chief like a whale of ocean, whom all his billows follow, poured valour forth as a ſtream, rolling his might along the ſhore.

The ſons of Lochlin heard the noiſe as the ſound of a winter-ſtream. Swaran ſtruck his boſſy ſhield, and called the ſon of Arno. What murmur rolls along the hill like the gathered flies of evening? The ſons of Innis-fail deſcend, or ruſtling winds roar in the diſtant wood. Such is the noiſe of Gormal befo-

re

---

[5] *Ως δ' ὅτε χείμαῤῥοι ποταμοὶ, κατ' ὄρεσφι ῥέοντες*
Ες μισγάγκειαν συμβάλλετον ὄβριμον ὕδωρ,
Κρουνῶν ἐκ μεγάλων κοίλης ἔντοσθε χαράδρης. Hom.

As torrents roll encreaſ'd by numerous rills
With rage impetuous down the ecchoing hills;
Ruſh to the vales, and pour'd along the plain,
Roar thro' a thouſand channels to the main.
Pope.

Aut ubi decurſu rapido de montibus altis,
Dant ſonitum ſpumoſi amnes, & in æquora currunt,
Quiſque ſuum populatus iter. Virg.

re the white tops of my waves ariſe. O ſon of Arno, aſcend the hill and view the dark face of the heath.

He went, and trembling, ſwift returned. His eyes rolled wildly round. His heart beat high againſt his ſide. His words were faultering, broken, ſlow.

Riſe, ſon of ocean; riſe, chief of the dark-brown ſhields. I ſee the dark, the mountain-ſtream of the battle: the deep-moving ſtrength of the ſons of Erin —— The car, the car of battle comes, like the flame of death; the rapid car of Cuchullin, the noble ſon of Semo. It bends behind like a wave near a rock; like the golden miſt of the heath. Its ſides are emboſſed with ſtones, and ſparkle like the ſea round the boat of night. Of poliſhed yew is its beam, and its ſeat of the ſmootheſt bone. The ſides are repleniſhed with ſpears; and the bottom is the footſtool of heroes. Before the right ſide of the car is ſeen the ſnorting horſe. The highmaned, broad-breaſted, proud, high-leaping, ſtrong ſteed of the hill. Loud and reſounding is his hoof; the ſpreading of his mane above is like that ſtream of ſmoke on the heath. Bright are the ſides of the ſteed, and his name is Sulin-Sifadda.

Before the left ſide of the car is ſeen the ſnorting horſe. The dark-maned, high-headed, ſtrong hoofed, fleet, bounding ſon of the hill: his name is Dusronnal among the ſtormy ſons of the ſword. —— A thouſand thongs bind the car on high. Hard poliſhed bits ſhine in a wreath of foam. Thin thongs, bright-ſtudded with gems, bend on the ſtately necks of the ſteeds. —— The ſteeds, that like wreaths of miſt fly over the ſtreamy vales. The wildneſs of deer is in their courſe, the ſtrength of the eagle deſcending on her prey. Their noiſe is like the blaſt of winter on the ſides of the ſnow-headed Gormal [6].

Within the car is ſeen the chief; the ſtrong ſtormy ſon of the ſword; the hero's name is Cuchullin, ſon of Semo king of ſhells. His red cheek is like my poliſhed yew. The look of his blue-rolling eye is wide beneath the dark arch of his brow. His hair flies from his head like a flame, as bending forward he wields the ſpear. Fly, king of ocean, fly; he comes, like a ſtorm, along the ſtreamy vale.

When did I fly, replied the king, from the battle of many ſpears? When did I fly, ſon of Arno, chief of the little ſoul? I met the ſtorm

---

[6] A hill of Lochlin.

ſtorm of Gormal, when the foam of my waves was high; I met the ſtorm of the clouds: and ſhall I fly from a hero? Were it Fingal himſelf, my ſoul ſhould not darken before him. — Riſe to the battle, my thouſands; pour round me like the ecchoing main. Gather round the bright ſteel of your king; ſtrong as the rocks of my land; that meet the ſtorm with joy, and ſtretch their dark woods to the wind.

As autumn's [7] dark ſtorms pour from two ecchoing hills, towards each other approached ed the heroes. —— As two dark ſtreams from high rocks meet, and mix and roar on the plain; loud, rough and dark in battle meet Lochlin and Innis-fail. Chief mixed his ſtrokes with chief, and man with man; ſteel, clanging, ſounded on ſteel, helmets are cleft on high. Blood burſts and ſmoaks around. — Strings twang on the poliſhed yews. Darts ruſh along the ſky. Spears fall like the circles of light, that gild the ſtormy face of night.

---

[7] The reader may compare this paſſage with a ſimilar one in Homer. Iliad. 4. v. 446.

Now ſhield with ſhield, with helmet helmet cloſ'd.
To armour armour, lance to lance oppoſ'd,
Hoſt againſt hoſt, with ſhadowy ſquadrons drew,
The ſounding darts in iron tempeſts flew;
With ſtreaming blood the ſlipp'ry fields are dy'd,
And ſlaughter'd heroes ſwell the dreadful tide.
POPE.

Statius has very happily imitated Homer.

Jam clypeus clypeis, umbone repellitur umbo,
Enſe minax enſis, pede pes, & cuſpide cuſpis, &c.

Arms on armour craſhing, bray'd
Horrible diſcord, and the madding wheels
Of brazen chariots rag'd, &c. MILTON.

As the troubled noiſe of the ocean, when roll the waves on high; as the laſt peal of the thunder of heaven, ſuch is the noiſe of battle. Though Cormac's hundred bards were there to give the war to ſong; feeble were the voices of a hundred bards, to ſend the deaths to future times. For many were the falls of the heroes; and wide poured the blood of the valiant.

Mourn, ye ſons of ſong, the death of the noble Sithallin [8]. —— Let the ſighs of Fiöna riſe on the dark heaths of her lovely Ardan. —— They fell, like two hinds of the deſart, by the hands of the mighty Swaran; when, in the midſt of thouſands he roared; like the ſhrill ſpirit of a ſtorm, that ſits dim,

on

---

[8] Sithállin ſignifies *a handſome man*; — Fiöna, *a fair maid*; — and Ardan, *pride*.

on the clouds of Gormal, and enjoys the death of the mariner.

Nor ſlept thy hand by thy ſide, chief of the iſle of miſt [9]; many were the deaths of thine arm, Cuchullin, thou ſon of Semo. His ſword was like the beam of heaven, when it pierces the ſons of the vale; when the people are blaſted and fall, and all the hills are burning around. —— Duſronnal [10] ſnorted over the bodies of heroes; and Sifadda [11] bathed his hoof in blood. The battle lay behind them, as groves overturned on the deſart of Cromla; when the blaſt has paſſed the heath, laden with the ſpirits of night.

Weep on the rocks of roaring winds, ô maid of Iniſtore [12], bend thy fair head

---

[9] The Iſle of Sky; not improperly called the *Iſle of miſt*; as its high hills, which catch the clouds from the weſtern ocean, occaſion almoſt continual rains.

[10] One of Cuchullin's horſes. Dubhſtron-gheal.

[11] Sith-fadda, *i. e. a long ſtride.*

[12] *The maid of Iniſtore* was the daugther of Gorlo, king of Iniſtore or Orkney iſlands. Trenar was brother to the king of Iniſcon, ſuppoſed to be one of the iſlands of Shetland. The Orkneys and Shetland were at that time ſubject to the king of

over the waves, thou fairer than the ſpirit of the hills; when it moves in a ſun-beam at noon over the ſilence of Morven. He is fallen! thy youth is low; pale beneath the ſword of Cuchullin. No more ſhall valour raiſe the youth to match the blood of kings. —— Trenar, lovely Trenar died, thou maid of Inistore. His gray dogs are howling at home, and ſee his paſſing ghoſt. His bow is in the hall unſtrung. No ſound is in the heath of his hinds.

As roll a thouſand waves to the rocks, ſo Swaran's hoſt came on; as meets a rock a thouſand waves, ſo Innis-fail met Swaran. Death raiſes all his voices around, and mixes with the ſound of ſhields. —— Each hero is a pillar of darkneſs, and the ſword a beam of fire in his hand. The field ecchoes from wing to wing, as a hundred hammers, that riſe by turns on the red ſon of the furnace.

Who

Lochlin. We find, that the dogs of Trenar are ſenſible at home of the death of their maſter, the very inſtant he is killed. —— It was the opinion of the times, that the ſouls of heroes went immediately after death to the hills of their country, and the ſcenes they frequented the moſt happy time of their life. It was thought too, that dogs and horſes ſaw the ghoſts of the deceaſed.

Who are theſe on Lena's heath, that are ſo gloomy and dark? Who are theſe like two clouds [1], and their ſwords like lightning above them? The little hills are troubled around, and the rocks tremble with all their moſs. —— Who is it but Ocean's ſon and the car-borne chief of Erin? Many are the anxious eyes of their friends, as they ſee them dim on the heath. Now night conceals the chiefs in her clouds, and ends the terrible fight.

It was on Cromla's ſhaggy ſide that Dorglas placed the deer [2], the early fortune of the

---

[1] As when, two black clouds,
With heaven's artillery fraught, come rattling on
Over the Caſpian. MILTON.

[2] The ancient manner of preparing feaſt after hunting is handed down by tradition. —— A pit lined with ſmooth ſtones was made; and near it ſtood a heap of ſmooth flat ſtones of the flint kind. The ſtones as well as the pit were properly heated with heath. Then they laid ſome veniſon in the bottom, and a ſtratum of the ſtones above it; and thus they did alternately, till the pit was full. The whole was covered over with heath to confine the ſteam. Whether this is probable, I cannot ſay, but ſome pits are ſhewn, which, the vulgar ſay, were uſed in that manner.

the chace, before the heroes left the hill. —— A hundred youths collect the heath; ten heroes blow the fire; three hundred chuſe the poliſh'd ſtones. The feaſt is ſmoaking wide.

Cuchullin, chief of Erin's war, reſumed his mighty ſoul. He ſtood upon his beamy ſpear, and ſpoke to the ſon of ſongs; to Carril of other times, the gray-haired ſon of Kinfena [3]. Is this feaſt ſpread for me alone and the king of Lochlin on Ullin's ſhore, far from the deer of his hills, and ſounding halls of his feaſts? Riſe, Carril of other times, and carry my words to Swaran; tell him that came from the roaring of waters, that Cuchullin gives his feaſt. Here let him liſten to the ſound of my groves amidſt the clouds of night. —— For cold and bleak the bluſtering winds ruſh over the foam of his ſeas. Here let him praiſe the trembling harp, and hear the ſongs of heroes.

Old Carril went, with ſofteſt voice, and called the king of dark-brown ſhields. Riſe from the ſkins of thy chace, riſe, Swaran king of groves. —— Cuchullin gives the joy of ſhells; partake the feaſt of Erin's blue-eyed chief.

He

---

[3] Ceau-feana, *i. e. the head of the people.*

and the ſtreams of Cona anſwer to the voice of Oſſian [4].

In other days [5], Carril replies, came the ſons of Ocean to Erin. A thouſand veſſels bounded over the waves to Ullin's lovely plains. The ſons of Innis-fail aroſe to meet the race of dark-brown ſhields. Cairbar, firſt of men, was there, and Grudar, ſtately youth. Long had they ſtrove for the ſpotted bull, that lowed on Golbun's [6] ecchoing heath. Each claimed ed him as his own; and death was often at the point of their ſteel.

---

[4] Oſſian, the ſon of Fingal and author of the poem. One cannot but admire the addreſs of the poet, in putting his own praiſe ſo naturally into the mouth of Cuchullin. The Cona here mentioned is perhaps that ſmall river, that runs through Glenco in Argyleſhire. One of the hills, which environ that romantic valley, is ſtill called Scornafena, or the hill of Fingal's people.

[5] This epiſode is introduced with propriety. Calmar and Connal, two of the Iriſh heroes, had diſputed warmly before the battle about engaging the enemy. Carril endeavours to reconcile them with the ſtory of Cairbar and Grudar; who, tho' enemies before, fought *ſide by ſide* in the war. The poet obtained his aim, for we find Calmar and Connal perfectly reconciled in the third book.

[6] Golb-bhean, as well as Cromleach, ſignifies *a crooked hill*. It is here the name of a mountain in the county of Sligo.

Side by ſide the heroes fought, and the ſtrangers of Ocean fled. Whoſe name was fairer on the hill, than the name of Cairbar and Grudar! —— But ah! why ever lowed the bull on Golbun's ecchoing heath? They ſaw him leaping like the ſnow. The wrath of the chiefs returned.

On Lubar's [7] graſſy banks they fought; and Grudar, like a ſun-beam, fell. Fierce Cairbar came to the vale of the ecchoing Tura, where Braſſolis [8], faireſt of his ſiſters, all alone, raiſed the ſong of grief. She ſung of the actions of Grudar, the youth of her ſecret ſoul. —— She mourned him in the field of blood; but ſtill ſhe hoped for his return. Her white boſom is ſeen from her robe, as the moon from the clouds of night. Her voice was ſofter than the harp, to raiſe the ſong of grief. Her ſoul was fixed on Grudar; the ſecret look of her eye was his —— When ſhalt thou come in thine arms, thou mighty in the war? ——

Take

---

[7] Lubar — a river in Ulſter. *Labhar*, loud, noiſy.

[8] Braſſolis ſignifies *a woman with a white breaſt.*

Take, Braſſolis, Cairbar came and ſaid, take, Braſſolis, this ſhield of blood. Fix it on high within my hall, the armour of my foe. Her ſoft heart beat againſt her ſide. Distracted, pale, ſhe flew. She found her youth in all his blood; ſhe died on Cromla's heath. Here reſts their duſt, Cuchullin; and theſe two lonely yews, ſprung from their tombs, wiſh to meet on high. Fair was Braſſolis on the plain, and Grudar on the hill. The bard ſhall preſerve their names, and repeat them to future times.

Pleaſant is thy voice, O Carril, ſaid the blue-eyed chief of Erin; and lovely are the words of other times. They are like the calm ſhower [9] of ſpring, when the ſun looks on the field, and the light cloud flies over the hills. O ſtrike the harp in praiſe of my love, the lonely ſun-beam of Dunſcaich. Strike the harp in the praiſe of Bragéla [10], of her that

I

---

[9] Homer compares ſoft piercing words to the fall of ſnow.

— ἔπεα νιφάδεσσιν ἐοικότα χειμερίῃσιν.
But when he ſpeaks, what elocution flows!
Like the ſoft fleeces of deſcending ſnows. Pope.

[10] Bragéla was the daughter of Sorglan, and the wife of Cuchullin. — Cuchullin, upon the death

I left in the Iſle of Miſt, the ſpouſe of Semo's ſon. Doſt thou raiſe thy fair face from the rock, to find the ſails of Cuchullin? —— The ſea is rolling far diſtant, and its white foam ſhall deceive thee for my ſails. Retire, for it is night, my love, and the dark winds ſigh in thy hair. Retire to the halls of my feaſts, and think of the times that are paſt: for I will not return, till the ſtorm of war is ceaſed. O Connal, ſpeak of wars and arms, and ſend her from my mind; for lovely with her raven-hair is the white-boſomed daughter of Sorglan.

Connal, ſlow to ſpeak, replied, Guard againſt the race of Ocean. Send thy troop of night abroad, and watch the ſtrength of Swaran. —— Cuchullin! I am for peace, till the race of the deſart come; till Fingal come, the firſt of men, and beam, like the ſun, on our fields.

The

death of Artho, ſupreme king of Ireland, paſſed over into Ireland, probably by Fingal's order, to take upon him the adminiſtration of affairs in that kingdom, during the minority of Cormac the ſon of Artho. He left his wife Bragela in Dunſcaich, the ſeat of the family, in the iſle of Sky, where the remains of his palace is ſtill ſhewn; and a ſtone, to which he bound his dog Luath, goes ſtill by his name.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06878/222

The hero ſtruck the ſhield of his alarms —— the warriors of the night moved on. The reſt lay in the heath of the deer, and ſlept amidſt the duſky wind. —— The ghoſts [11] of the lately dead were near, and ſwam on gloomy clouds. And far diſtant, in the dark ſilence of Lena, the feeble voices of death were heard.

FINGAL,

---

[11] It was long the opinion of the ancient Scots, that a ghoſt was heard ſhrieking near the place, where a death was to happen ſoon after. The accounts given to this day, among the vulgar, of this extraordinary matter, are very poetical. The ghoſt comes mounted on a meteor, and ſurrounds twice or thrice the place deſtined for the perſon to die; and then goes along the road, through which the funeral is to paſs, ſhrieking at intervals; at laſt, the meteor and ghoſt diſappear above the burial place.

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK II.

ARGUMENT to BOOK II.

The ghoſt of Crugal, *one of the Iriſh heroes who was killed in battle, appearing to Connal, foretels the defeat of Cuchullin in the next battle; and earneſtly adviſes him to make peace with Swaran. Connal communicates the viſion; but Cuchullin is inflexible; from a principle of honour he would not be the firſt to ſue for peace, and he reſolved to continue the war. Morning comes; Swaran propoſes dishonorable terms to Cuchullin, which are rejected. The battle begins, and is obſtinately fought for ſome time, until, upon the flight of Grumal, the whole Iriſh army gave way. Cuchullin and Connal cover their retreat: Carril leads them to a neighbouring hill, whither they are ſoon followed by Cuchullin himſelf, who deſcries the fleet of Fingal making towards the coaſt; but, night coming on, he loſt ſight of it again. Cuchullin, dejected after his defeat, attributes his ill ſucceſs to the death of Ferda his friend, whom he had killed ſome time before. Carril, to ſhew, that ill ſucceſs did not always attend thoſe who innocently killed their friends, introduces the epiſode of Comal and Galvina.*

FIN.

FINGAL,

AN ANCIENT EPIC POEM

In ſix Books.

BOOK II.

CONNAL [1] lay by the ſound of the mountain ſtream, beneath the aged tree. A ſtone, with its moſs, ſupported his head. Shrill thro' the heath of Lena, he heard the voice

---

[1] The ſcene of Connal's repoſe is familiar to thoſe who have been in the Highlands of Scotland. The poet removes him to a diſtance from the army, to add more horror to the deſcription of Crugal's ghoſt by the lonelineſs of the place. It perhaps will not be diſagreeable to the reader, to ſee how two other ancient poets handled a ſimilar ſubject.

> Ηλθη δ' επι ψυχὴ Πατροκλῆος δειλοιο
> Παντ' αυτῷ μέγεθος τε καὶ ὀμματα κατ' εἰκυια
> Και Φωνην, &c. Hom. Il. 23.

voice of night. At diſtance from the heroes he lay, for the ſon of the ſword feared no foe.

My

When lo! the ſhade, before his cloſing eyes,
Of ſad Patroclus roſe or ſeem'd to riſe,
In the ſame robe he living wore, he came
In ſtature, voice, and pleaſing look the ſame.
The form familiar hover'd o'er his head,
And ſleeps Achilles thus? the phantom ſaid.

POPE.

In ſomnis ecce ante oculos mœſtiſſimus Hector
Viſus adeſſe mihi, largoſque effundere fletus,
Raptatus bigis, ut quondam; aterque cruento
Pulvere, perque pedes trajectus lora tumentes.
Hei mihi qualis erat! quantum mutatus ab illo
Hectore, qui redit exuviis indutus Achillis
Vel Danaûm Phrygios jaculatus puppibus ignes!
Squallentem barbam & concretos ſanguine crines,
Vulneraque illa gerens, quæ circum plurima muros
Accepit patrios. Æn. lib. 2.

When Hector's ghoſt before my ſight appears:
A bloody ſhroud he ſeem'd, and bath'd in tears.
Such as he was, when, by Pelides ſlain,
Theſſalian courſers drag'd him o'er the plain.
Swoln were his feet, as when the thongs were thruſt
Through the bor'd holes, his body black with duſt.
Unlike that Hector, who return'd from toils
Of war triumphant, in *Æacian* ſpoils:

Or

My hero ſaw in his reſt a dark-red ſtream of fire coming down from the hill. Crugal ſat upon the beam, a chief that lately fell. He fell by the hand of Swaran; ſtriving in the battle of heroes. His face is like the beam of the ſetting moon; his robes are of the clouds of the hill; his eyes are like two decaying flames. Dark is the wound of his breaſt.

Crugal, ſaid the mighty Connal, ſon of Dedgal famed on the hill of deer. Why ſo pale and ſad, thou breaker of the ſhields? Thou haſt never been pale for fear. —— What diſturbs the ſon of the hill?

Dim, and in tears, he ſtood and ſtretched his pale hand over the hero. —— Faintly he raiſed his feeble voice, like the gale of the reedy Lego.

My ghoſt, o Connal, is on my native hills; but my corſe is on the ſands of Ullin. Thou ſhalt never talk with Crugal, or find his lone ſteps in the heath. I am light as the blaſt of Cromla, and I move like the ſhadow of

---

Or him, who made the fainting Greeks retire,
And launch'd againſt their navy Phrygian fire.
His hair and beard ſtood ſtiffen'd with his gore;
And all the wounds he for his country bore.
DRYDEN.

of miſt. Connal, ſon of Colgar [2], I ſee the dark cloud of death: it hovers over the plains of Lena. The ſons of green Erin ſhall fall. Remove from the field of ghoſts. —— Like the darkened moon [3] he retired, in the midſt of the whiſtling blaſt.

Stay, ſaid the mighty Connal, ſtay, my dark red friend. Lay by that beam of heaven, ſon of the windy Cromla. What cave of the hill is thy lonely houſe? What green-headed hill is the place of thy reſt? Shall we not hear thee in the ſtorm? in the noiſe of the mountain-ſtream? When the feeble ſons of the wind come forth, and ride on the blaſt of the deſart.

The ſoft-voiced Connal roſe in the midſt of his ſounding arms. He ſtruck his ſhield above Cuchullin. The ſon of battle waked.

Why,

---

[2] Connal the ſon of Caithbat, the friend of Cuchullin, is ſometimes, as here, called the ſon of Colgar; from one of that name who was the founder of his family.

[3] ψυχη δὲ κατα χθονὸς, ἠῦτε καπνὸς
Ωχετο τετριγυῖα Hom. Il. 23, v. 100.
Like a thin ſmoke he ſees the ſpirit fly,
And hears a feeble, lamentable cry. Pope.

Why, ſaid the ruler of the car, comes Connal through the night? My ſpear might turn againſt the ſound? and Cuchullin mourn the death of his friend. Speak, Connal, ſon of Colgar, ſpeak, thy counſel is like the ſon of heaven.

Son of Semo, replied the chief; the ghoſt of Crugal came from the cave of his hill. —— The ſtars dim-twinkled through his form; and his voice was like the ſound of a diſtant ſtream. — He is a meſſenger of death. —— He ſpeaks of the dark and narrow houſe. Sue for peace, o Chief of Dunscaich; or fly over the heath of Lena.

He ſpoke to Connal, replied the hero, though ſtars dim-twinkled through his form. Son of Colgar, it was the wind that murmured in the caves of Lena. —— Or if it was the form [4] of Crugal, why didſt thou not force him

---

[4] The poet teaches us the opinions that prevailed in his time concerning the ſtate of ſeparate ſouls. From Connal's expreſſion, "That the ſtars dim-twinkled through the form of Crugal," and Cuchullin's reply, we may gather, that they both thought the ſoul was material; ſomething like the ειδωλον of the ancient Greeks.

him to my ſight. Haſt thou enquired where is his cave? the houſe of the ſon of the wind? My ſword might find that voice, and force his knowledge from him. And ſmall is his knowledge, Connal, for he was here to day. He could not have gone beyond our hills, and who could tell him there of our death?

Ghoſts fly on clouds and ride on winds, ſaid Connal's voice of wiſdom. They reſt together in their caves, and talk of mortal men.

Then let them talk of mortal men; of every man but Erin's chief. Let me be forgot in their cave; for I will not fly from Swaran. —— If I muſt fall, my tomb ſhall riſe amidſt the fame of future times. The hunter ſhall ſhed a tear on my ſtone; and ſorrow dwell round the high-boſomed Bragéla. I fear not death, but I fear to fly, for Fingal ſaw me often victorious. Thou dim phantom of the hill, ſhew thyſelf to me! come on thy beam of heaven, and ſhew me my death in thine hand; yet will I not fly, thou feeble ſon of the wind. Go, ſon of Colgar, ſtrike the ſhield of Caithbat, it hangs between the ſpears. Let my heroes riſe to the ſound in the midſt of the battles of Erin. Though Fingal delays his coming with the race of the ſtormy hills; we ſhall fight, o Colgar's ſon, and die in the battle of heroes.

The ſound ſpreads wide; the heroes riſe, like the breaking of a blue-rolling wave. They ſtood on the heath, like oaks with all their branches round them [5]; when they eccho to the ſtream of froſt, and their withered leaves ruſtle to the wind.

High Cromla's head of clouds is gray; the morning trembles on the half-enlightened ocean. The blue, gray miſt ſwims ſlowly by, and hides the ſons of Innis-fail.

Riſe ye, ſaid the king of the dark-brown ſhields, ye that came from Lochlin's waves. The ſons of Erin have fled from our arms —— purſue them over the plains of Lena. —— And, Morla, go to Cormac's hall, and bid them yield to Swaran; before the people ſhall fall into the tomb; and the hills of Ullin be ſilent.

---

[5] —— As when heaven's fire
Hath ſcath'd the foreſt oaks, or mountain pines
With ſinged tops, their ſtately growth tho' bare
Stand on the blaſted heath, MILTON.

lent. —— They roſe like a flock of ſeafowl, when the waves expel them from the ſhore. Their ſound was like a thouſand ſtreams, that meet in Cona's vale, when after a ſtormy night, they turn their dark eddies beneath the pale light of the morning.

As the dark ſhades of autumn fly over the hills of graſs; ſo gloomy, dark, ſucceſſive came the chiefs of Lochlin's echoing woods. Tall as the ſtag of Morven moved on the king of groves. His ſhining ſhield is on his ſide like a flame on the heath at night, when the world is ſilent and dark, and the traveller ſees ſome ghoſt ſporting in the beam.

A blaſt from the troubled ocean removed the ſettled miſt. The ſons of Innis-fail appear like a ridge of rocks on the ſhore.

Go, Morla, go; ſaid Lochlin's king, and offer peace to theſe. Offer the terms, we give to kings, when nations bow before us. When the valiant are dead in war, and the virgins weeping on the field.

Great Morla came, the ſon of Swart, and ſtately ſtrode the king of ſhields. He ſpoke to Erin's blue-eyed ſon, among the leſſer heroes.

Take

Take Swaran's peace, the warrior ſpoke, the peace he gives to kings, when the nations bow before him. Leave Ullin's lovely plains to us, and give thy ſpouſe and dog. Thy ſpouſe high-boſom'd heaving fair. Thy dog that overtakes the wind. Give theſe to prove the weakneſs of thine arm; and live beneath our power.

Tell Swaran, tell that heart of pride, that Cuchullin never yields. —— I give him the dark-blue rolling of ocean, or I give his people graves in Erin! Never ſhall a ſtranger have the lovely ſun-beam of Dunscaich; nor ever deer fly on Lochlin's hills before the nimble-footed Luäth.

Vain ruler of the car, ſaid Morla, wilt thou fight the king; that king whoſe ſhips of many groves could carry off thine Iſle? So little is thy green-hilled Ullin to the king of ſtormy waves.

In words I yield to many, Morla; but this ſword ſhall yield to none. Erin ſhall own the ſway of Cormac, while Connal and Cuchullin live. O Connal, firſt of mighty men, thou haſt heard the words of Morla; ſhall thy thoughts then be of peace, thou breaker of the ſhields? Spirit of fallen Crugal! why didſt thou

thou threaten us with death? The narrow houſe ſhall receive me in the midſt of the light of renown. —— Exalt, ye ſons of Innis-fail, exalt the ſpear and bend the bow; ruſh on the foe in darkneſs, as the ſpirits of ſtormy nights.

Then diſmal, roaring, fierce, and deep the gloom of battle rolled along; as miſt [6] that is poured on the valley, when ſtorms invade the ſilent ſun-ſhine of heaven. The chief moves before in arms, like an angry ghoſt before a cloud; when meteors incloſe him with fire; and the dark winds are in his hand. —— Carril, far on the heath, bids the horn of battle ſound. He raiſes the voice of the ſong, and pours his ſoul into the minds of heroes.

Where, ſaid the mouth of the ſong, where is the fallen Crugal? He lies forgot on earth, and the hall of ſhells [7] is ſilent. —— Sad is the ſpouſe of Crugal, for ſhe is a ſtranger

---

[6] —— As evening miſt
Riſ'n from a river o'er the mariſh glides,
And gathers ground faſt at the lab'rer's heel
Homeward returning. MILTON.

[7] The ancient Scots, as well as the preſent Highlanders, drunk in ſhells; hence it is that we ſo often meet, in the old poetry, with the *chief of ſhells*, and *the halls of ſhells*.

ger [8] in the hall of her ſorrow. But who is ſhe, that, like a ſun-beam, flies before the ranks of the foe? It is Degrena [9], lovely fair, the ſpouſe of fallen Crugal. Her hair is on the wind behind. Her eye is red; her voice is ſhrill. Green, empty is thy Crugal now, his form is in the cave of the hill. He comes to the ear of reſt, and raiſes his feeble voice; like the humming of the mountain-bee, or collected flies of evening. But Degrena falls like a cloud of the morn; the ſword of Lochlin is in her ſide. Cairbar, ſhe is fallen, the riſing thought of thy youth. She is fallen, o Cairbar, the thought of thy youth-ful hours.

Fierce Cairbar heard the mournful ſound, and ruſhed on like ocean's whale; he ſaw the death of his daughter; and roared in the midſt of thouſands [10]. His ſpear met a ſon of Lochlin, and battle ſpread from wing to wing. As a hundred winds in Lochlin's groves, as fire

---

[8] Crugal had married Degrena but a little time before the battle, conſequently ſhe may with propriety be called a ſtranger in the hall of her ſorrow.

[9] Deo-ghréna ſignifies a *ſun-beam.*

[10] *Mediiſque in millibus ardet.* VIRG.

fire in the firs of a hundred hills; ſo loud, ſo ruinous and vaſt the ranks of men are hewn down. —— Cuchullin cut off heroes like thiſtles, and Swaran waſted Erin. Curach fell by his hand, and Cairbar of the boſſy ſhield, Morglan lies in laſting reſt; and Ca-olt quivers as he dies. His white breaſt is ſtained with his blood; and his yellow hair ſtretched in the duſt of his native land. He often had ſpread the feaſt where he fell; and often raiſed the voice of the harp: when his dogs leapt around for joy; and the youths of the chace prepared the bow.

Still Swaran advanced, as a ſtream that burſts from the deſart. The little hills are rolled in its courſe; and the rocks half-ſunk by its ſide. But Cuchullin ſtood before him like a hill [11], that catches the clouds of heaven.

---

[11] Virgil and Milton have made uſe of a compariſon ſimilar to this; I ſhall lay both before the reader, and let him judge for himſelf, which of theſe two great poets have beſt ſucceeded.

Quantus Athos, aut quantus Eryx, aut ipſe coruſcis
Cum fremit ilicibus, quantus gaudetque nivali
Vertice ſe attollens pater Appeninus ad auras.

Like

ven. —— The winds contend on its head of pines; and the hail rattles on its rocks. But, firm in its ſtrength, it ſtands and ſhades the ſilent vale of Cona.

So Cuchullin ſhaded the ſons of Erin, and ſtood in the midſt of thouſands. Blood riſes like the fount of a rock, from panting heroes around him. But Erin falls on either wing, like ſnow in the day of the ſun.

O ſons of Innis-fail, ſaid Grumal, Lochlin conquers on the field. Why ſtrive we as reeds againſt the wind? Fly to the hill of dark-brown hinds. He fled like the ſtag of Morven, and his ſpear is a trembling beam of light behind him. Few fled with Grumal, the chief of

---

Like Eryx or like Athos great he ſhews,
Or father Appenine when white with ſnows;
His head divine obſcure in clouds he hides,
And ſhakes the ſounding foreſt on his ſides.
DRYDEN.

On th' other ſide Satan alarm'd,
Collecting all his might, dilated ſtood
Like Teneriff or Atlas unremov'd;
His ſtature reach'd the ſky. MILTON.

of the little ſoul: they fell in the battle of heroes on Lena's echoing heath.

High on his car, of many gems, the chief of Erin ſtood; he ſlew a mighty ſon of Lochlin, and ſpoke, in haſte, to Connal. O Connal, firſt of mortal men, thou haſt taught this arm of death! Though Erin's ſons have fled, ſhall we not fight the foe? O Carril, ſon of other times, carry my living friends to that buſhy hill. —— Here, Connal, let us ſtand like rocks, and ſave our flying friends.

Connal mounts the car of light. They ſtretch their ſhields, like the darkened moon, the daughter of the ſtarry ſkies, when ſhe moves, a dun circle, through heaven. Sithfadda panted up the hill, and Dusronnel haughty ſteed. Like waves behind a whale, behind them ruſhed the foe.

Now on the riſing ſide of Cromla ſtood Erin's few ſad ſons; like a grove, through which the flame had ruſhed, hurried on by the winds of the ſtormy night. —— Cuchullin ſtood beſide an oak. He rolled his red eye in ſilence, and heard the wind in his buſhy hair; when the ſcout of ocean came, Moran the ſon of Fithil. —— The ſhips, he cried, the ſhips of the lonely iſle! There Fingal comes, the firſt of men, the breaker of the ſhields. The waves foam before his black prows. His maſts with ſails are like groves in clouds.

Blow, ſaid Cuchullin, all ye winds that ruſh over my iſle of lovely miſt. Come to the death of thouſands, o chief of the hills of hinds. Thy ſails, my friend, are to me like the clouds of the morning; and thy ſhips like the light of heaven; and thou thyſelf like a pillar of fire that gives light in the night. O Connal, firſt of men, how pleaſant are our friends! But the night is gathering around; where now are the ſhips of Fingal? Here let us paſs the hours of darkneſs, and wiſh for the moon of heaven.

The winds came down on the woods. The torrents ruſhed from the rocks. Rain gathered round the head of Cromla. And the red ſtars trembled between the flying clouds. Sad, by the ſide of a ſtream, whoſe ſound was echoed by a tree, ſad by the ſide of a ſtream the

the chief of Erin ſat. Connal ſon of Colgar was there, and Carril of other times.

Unhappy is the hand of Cuchullin, ſaid the ſon of Semo, unhappy is the hand of Cuchullin, ſince he ſlew his friend. —— Ferda, thou ſon of Damman, I loved thee as myſelf.

How, Cuchullin, ſon of Semo, fell the breaker of the ſhields? Well I remember, ſaid Connal, the noble ſon of Damman. Tall and fair he was like the rain-bow of the hill.

Ferda from Albin came, the chief of a hundred hills. In Muri's [12] hall he learned the ſword, and won the friendſhip of Cuchullin

---

[12] Muri, ſay the Iriſh bards, was an academy in Ulſter for teaching the uſe of arms. The ſignification of the word is a *cluſter of people;* which renders the opinion probable. Cuchullin is ſaid to have been the firſt who introduced into Ireland complete armour of ſteel. He is famous, among the Senachies, for teaching horſemanſhip to the Iriſh, and for being the firſt who uſed a chariot in that kingdom; which laſt circumſtance was the occaſion of Oſſian's being ſo circumſtantial in his deſcription of Cuchullin's car, in the firſt book.

lin. We moved to the chace together; and one was our bed in the heath.

Deugala was the ſpouſe of Cairbar, chief of the plains of Ullin. She was covered with the light of beauty, but her heart was the houſe of pride. She loved that ſun-beam of youth, the noble ſon of Damman. Cairbar, ſaid the white-armed woman, give me half of the herd. No more I will remain in your halls. Divide the herd, dark Cairbar.

Let Cuchullin, ſaid Cairbar, divide my herd on the hill. His breaſt is the ſeat of juſtice. Depart, thou light of beauty. —— I went and divided the herd. One ſnow-white bull remained. I gave that bull to Cairbar. The wrath of Deugala roſe.

Son of Damman, begun the fair, Cuchullin pains my ſoul. I muſt hear of his death, or Lubar's ſtream ſhall roll over me. My pale ghoſt ſhall wander near thee, and mourn the wound of my pride. Pour out the blood of Cuchullin, or pierce this heaving breaſt.

Deugala, ſaid the fair-haired youth, how ſhall I ſlay the ſon of Semo? He is the friend of my ſecret thoughts, and ſhall I lift the ſword? She wept three days before him, on the fourth he conſented to fight.

I will fight my friend, Deugala! but may I fall by his ſword. Could I wander on the hill and behold the grave of Cuchullin? We fought on the hills of Muri. Our ſwords avoid a wound. They ſlide on the helmets of ſteel; and ſound on the ſlippery ſhields. Deugala was near with a ſmile, and ſaid to the ſon of Damman, thine arm is feeble, thou ſun-beam of youth. Thy years are not ſtrong for ſteel. —— Yield to the ſon of Semo, he is like the rock of Malmor.

The tear is in the eye of youth. He faultering ſaid to me, Cuchullin, raiſe thy boſſy ſhield. Defend thee from the hand of thy friend. My ſoul is laden with grief: for I muſt ſlay the chief of men.

I ſighed as the wind in the chink of a rock. I lifted high the edge of my ſteel. The ſun-

ſun-beam of the battle fell; the firſt of Cuchullin's friends. ——

Unhappy is the hand of Cuchullin, ſince the hero fell.

Mournfull is thy tale, ſon of the car, ſaid Carril of other times. It ſends my ſoul back to the ages of old, and to the days of other years. —— Often have I heard of Comal, who ſlew the friend he loved; yet victory attended his ſteel; and the battle was conſumed in his preſence.

Comal was a ſon of Albin; the chief of an hundred hills. His deer drunk of a thouſand ſtreams. A thouſand rocks replied to the voice of his dogs. His face was the mildneſs of youth. His hand the death of heroes. One was his love, and fair was ſhe! the daughter of mighty Conloch. She appeared like a ſunbeam among women. And her hair was like the wing of the raven. Her dogs were taught to the chace. Her bow-ſtring ſounded on the winds of the foreſt. Her ſoul was fixed on Comal. Often met their eyes of love. Their courſe in the chace was one, and happy were their words in ſecret. —— But Grumal loved the maid, the dark chief of the gloomy Ardven. He watched her lone ſteps in the heath; the foe of unhappy Comal.

One day, tired of the chace, when the miſt had concealed their friends, Comal and the daughter of Conloch met in the cave of Ronan [1]. It was the wonted haunt of Comal. Its ſides were hung with his arms. A hundred ſhields of thongs were there; a hundred helms of ſounding ſteel.

Reſt here, he ſaid, my love Galvina; thou light of the cave of Ronan. A deer appears

on

---

[1] The unfortunate death of this Ronan is the ſubject of the ninth fragment of ancient poetry publiſhed laſt year; it is not the work of Oſſian, though it is writ in his manner, and bears the genuine marks of antiquity. —— The conciſe expreſſions of Oſſian are imitated, but the thoughts are too jejune and confined, to be the production of that poet. — Many poems go under his name, that have been evidently compoſed ſince his time; they are very numerous in Ireland, and ſome have come to the translator's hands. They are trivial and dull to the laſt degree; ſwelling into ridiculous bombaſt, or ſinking into the loweſt kind of proſaic ſtyle.

on Mora's brow. I go; but I will ſoon return. I fear, ſhe ſaid, dark Grumal my foe; he haunts the cave of Ronan. I will reſt among the arms; but ſoon return, my love.

He went to the deer of Mora. The daughter of Conloch would try his love. She cloathed her white ſides with his armour, and ſtrode from the cave of Ronan. He thought it was his foe. His heart beat high. His colour changed, and darkneſs dimmed his eyes. He drew the bow. The arrow flew. Galvina fell in blood. He run with wildneſs in his ſteps and called the daughter of Conloch. No anſwer in the lonely rock. Where art thou, o my love! He ſaw, at length, her heaving heart beating around the feathered dart. O Conloch's daughter, is it thou? He ſunk upon her breaſt.

The hunters found the hapleſs pair; he afterwards walked the hill. But many and ſilent were his ſteps round the dark dwelling of his love The fleet of the ocean came. He fought; the ſtrangers fled. He ſearched for his death over the field. But who could kill the mighty Comal! He threw away his dark-brown ſhield.

An arrow found his manly breaſt. He ſleeps with his loved Galvina at the noiſe of the ſounding ſurge. Their green tombs are ſeen by the mariner, when he bounds on the waves of the north.

FINGAL,

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK III.

ARGUMENT to Book III.

Cuchullin, pleaſed with the ſtory of Carril, inſiſts with that bard for more of his ſongs. He relates the actions of Fingal in Lochlin, and the death of Agandecca the beautiful ſiſter of Swaran. He had ſcarce finiſhed, when Calmar the ſon of Matha, who had adviſed the firſt battle, came wounded from the field, and told them of Swaran's deſign to ſurpriſe the remains of the Iriſh army. He himſelf propoſes to withſtand ſingly the whole force of the enemy, in a narrow paſs, till the Iriſh ſhould make good their retreat. Cuchullin, touched with the gallant propoſal of Calmar, reſolves to accompany him, and orders Carril to carry off the few that remained of the Iriſh. Morning comes, Calmar dies of his wounds; and, the ſhips of the Caledonians appearing, Swaran gives over the purſuit of the Iriſh, and returns to oppoſe Fingal's landing. Cuchullin aſhamed, after his defeat, to appear before Fingal, retires to the cave of Tura. Fingal engages the enemy, puts them to flight; but the coming on of night makes the victory not deciſive. The king, who had obſerved the gallant behaviour of his grandſon Oſcar, gives him advices concerning his conduct in *peace and war. He recommends to him, to place the example of his fathers before his eyes, as the beſt model for his conduct; which introduces the epiſode concerning Fainaſollis, the daughter of the king of Craca, whom Fingal had taken under his protection, in his youth. Fillan and Oſcar are diſpatched to obſerve the motions of the enemy by night; Gaul the ſon of Morni deſires the command of the army, in the next battle; which Fingal promiſes to give him. Some general reflections of the poet cloſe the third day.*

FINGAL,

AN ANCIENT EPIC POEM

In six Books.

BOOK III. (1)

Pleaſant are the words of the ſong, ſaid Cuchullin, and lovely are the tales of other times. They are like the calm dew of the morning on the hill of roes, when the ſun is faint on its ſide, and the lake is ſettled and blue in the vale. O Carril, raiſe again thy voice, and let me hear the ſong of Tura; which was ſung in my halls of joy, when Fingal king of ſhields was there, and glowed at the deeds of his fathers. Fin-

---

(1) The ſecond night, ſince the opening of the poem, continues; and Cuchullin, Connal, and Carril ſtill ſit in the place deſcribed in the preceding book. The ſtory of Agandecca is introduced here with propriety, as great uſe is made of it in the courſe of the poem, and as it, in ſome meaſure, brings about the cataſtrophe.

Fingal! thou man of battle, ſaid Carril, early were thy deeds in arms. Lochlin was conſumed in thy wrath, when thy youth ſtrove with the beauty of maids. They ſmiled at the fair-blooming face of the hero; but death was in his hands. He was ſtrong as the waters of Lora. His followers were like the roar of a thouſand ſtreams. They took the king of Lochlin in battle, but reſtored him to his ſhips. His big heart ſwelled with pride; and the death of the youth was dark in his ſoul. —— For none ever, but Fingal, overcame the ſtrength of the mighty Starno [2].

He ſat in the halls of his ſhells in Lochlin's woody land. He called the grey-haired Snivan, that often ſung round the circle [3] of Loda: when the ſtone of power heard his cry, and the battle turned in the field of the valiant.

Go,

---

[2] Starno was the father of Swaran as well as Agandecca. —— His fierce and cruel character is well marked in other poems concerning the times.

[3] This paſſage moſt certainly alludes to the religion of Lochlin, and *the ſtone of power* here mentioned is the image of one of the deities of Scandanavia.

Go, gray-haired Snivan, Starno ſaid, to Ardven's ſea-ſurrounded rocks. Tell to Fingal king of the deſart, he that is the faireſt among his thouſands, tell him, I give him my daughter, the lovelieſt maid that ever heaved a breaſt of ſnow. Her arms are white as the foam of my waves. Her ſoul is generous and mild. Let him come with his braveſt heroes to the daughter of the ſecret hall.

Snivan came to Albin's windy hills: and fair-haired Fingal went. His kindled ſoul flew before him, as he bounded on the waves of the north.

Welcome, ſaid the dark-brown Starno, welcome, king of rocky Morven; and ye his heroes of might, ſons of the lonely iſle! Three days within my halls ſhall ye feaſt; and three days purſue my boars, that your fame may reach the maid that dwells in the ſecret hall.

The king of ſnow [4] deſigned their death, and gave the feaſt of ſhells. Fingal, who

---

[4] Starno is here poetically called the king of ſnow, from the great quantities of ſnow that fall in his dominions.

who doubted the foe, kept on his arms of ſteel. The ſons of death were afraid, and fled from the eyes of the hero. The voice of ſprightly mirth aroſe. The trembling harps of joy are ſtrung. Bards ſing the battle of heroes; or the heaving breaſt of love. —— Ullin, Fingal's bard, was there; the ſweet voice of the hill of Cona. He praiſed the daughter of ſnow; and Morven's [5] high-deſcended chief. —— The daughter of ſnow over-heard, and left the hall of her ſecret ſigh. She came in all her beauty, like the moon from the cloud of the eaſt. —— Lovelineſs was around her as light.* Her ſteps were like the muſic of ſongs. She ſaw the youth and loved him. He was the ſtolen ſigh of her ſoul. Her blue eye rolled on him in ſecret: and ſhe bleſt the chief of Morven.

The third day, with all its beams, ſhone bright on the wood of boars. Forth moved the dark-browed Starno; and Fingal, king of ſhields. Half the day they ſpent in the chace; and

---

[5] All the North-weſt coaſt of Scotland probably went of old under the name of Morven, which ſignifies a ridge of very high hills.

and the ſpear of Fingal was red in the blood of Gormal [6].

It was then the daughter of Starno, with blue eyes rolling in tears, came with her voice of love and ſpoke to the king of Morven.

Fingal, high-deſcended chief, truſt not Starno's heart of pride. Within that wood he has placed his chiefs; beware of the wood of death. But, remember, ſon of the hill, remember Agandecca: ſave me from the wrath of my father, king of the windy Morven!

The youth, with unconcern, went on; his heroes by his ſide. The ſons of death fell by his hand; and Gormal ecchoed around.

Before the halls of Starno the ſons of the chace convened. The king's dark brows were like clouds. His eyes like meteors of night. Bring hither, he cries, Agandecca to her lovely king of Morven. His hand is ſtained with the blood of my people; and her words have not been in vain. ——

She

---

[6] Gormal is the name of a hill in Lochlin, in the neighbourhood of Starno's palace.

She came with the red eye of tears. She came with her looſe raven locks. Her white breaſt heaved with ſighs, like the foam of the ſtreamy Lubar. Starno pierced her ſide with ſteel. She fell like a wreath of ſnow, that ſlides from the rocks of Ronan; when the woods are ſtill, and the eccho deepens in the vale.

Then Fingal eyed his valiant chiefs, his valiant chiefs took arms. The gloom of the battle roared, and Lochlin fled or died. —— Pale, in his bounding ſhip he cloſed the maid of the raven hair. Her tomb aſcends on Ardven, and the ſea roars round the dark dwelling of Agandecca.

Bleſſed be her ſoul, ſaid Cuchullin, and bleſſed be the mouth of the ſong. —— Strong was the youth of Fingal, and ſtrong is his arm of age. Lochlin ſhall fall again before the king of ecchoing Morven. Shew thy face from a cloud, o moon; light his white ſails on the wave of the night. And if any ſtrong ſpirit [7] of heaven ſits on that lowhung cloud; turn

---

[7] This is the only paſſage in the poem that has the appearance of religion. — But Cuchullin's apoſtrophe

turn his dark ſhips from the rock, thou rider of the ſtorm!

Such were the words of Cuchullin at the ſound of the mountain-ſtream, when Calmar aſcended the hill, the wounded ſon of Matha.* From the field he came in his blood. He leaned on his bending ſpear. Feeble is the arm of battle! but ſtrong the ſoul of the hero!

Welcome! o ſon of Matha, ſaid Connal, welcome art thou to thy friends! Why burſts that broken ſigh from the breaſt of him that never feared before?

And never, Connal, will he fear, chief of the pointed ſteel. My ſoul brightens in danger, and exſults in the noiſe of battle. I am of the race of ſteel; my fathers never feared.

Cormar

ſtrophe to this ſpirit is accompanied with a doubt; ſo that it is not eaſy to determine, whether the hero meant a ſuperior being, or the ghoſts of deceaſed warriors, who were ſuppoſed in thoſe times to rule the ſtorms, and to tranſport themſelves in a guſt of wind from one country to another.

Cormar was the firſt of my race. He ſported through the ſtorms of the waves. His black ſkiff bounded on ocean and travelled on the wings of the blaſt. A ſpirit once embroiled the night. Seas ſwell and rocks reſound. Winds drive along the clouds. The lightning flies on wings of fire. He feared and came to land: then bluſhed that he feared at all. He ruſhed again among the waves, to find the ſon of the wind. Three youths guide the bounding bark; he ſtood with the ſword unſheathed. When the low-hung vapour paſſed, he took it by the curling head, and ſearched its dark womb with his ſteel. The ſon of the wind forſook the air. The moon and ſtars returned.

Such was the boldneſs of my race; and Calmar is like his fathers. Danger flies from the uplifted ſword. They beſt ſucceed who dare.

But now, ye ſons of green-vallyed Erin, retire from Lena's bloody heath. Collect the ſad remnant of our friends, and join the ſword of Fingal. I heard the ſound of Lochlin's advancing arms; but Calmar will remain and fight. My voice ſhall be ſuch, my friends, as if thouſands were behind me. But, ſon of Semo, remember me. Remember Calmar's lifeleſs corſe. After Fingal has waſted the field, place me by ſome ſtone of remembrance, that future times may hear my fame; and the mother [8] of Calmar rejoice over the ſtone of my renown.

No, ſon of Matha, ſaid Cuchullin, I will never leave thee. My joy is in the unequal field; my ſoul increaſes in danger. Connal, and Carril of other times, carry off the ſad ſons of Erin; and when the battle is over, ſearch for our pale corſes in this narrow way. For near this oak we ſhall ſtand in the ſtream of the battle of thouſands. —— O Fithil's ſon, with feet of wind, fly over the heath of Lena. Tell to Fingal, that Erin is inthralled, and bid the king of Morven haſten. O let him come like the ſun in a ſtorm, when he ſhines on the hills of graſs.

Morning is gray on Cromla; the ſons of the ſea aſcend. Calmar ſtood forth, to meet them in the pride of his kindling ſoul. But pale was the face of the warrior; he leaned on his

---

[8] Alcletha, her lamentation over her ſon is introduced in the poem concerning the death of Cuchullin, printed in this collection.

his father's ſpear. That ſpear which he brought from Lara's hall, when the ſoul of his mother was ſad. —— But ſlowly now the hero falls like a tree on the plains of Cona. Dark Cuchullin ſtands alone like a rock [9] in a ſandy vale. The ſea comes with its waves, and roars on its hardened ſides. Its head is covered with foam, and the hills are ecchoing around. —— Now from the gray miſt of the ocean, the white-ſailed ſhips of Fingal appear. High is the grove of their maſts, as they nod, by turns, on the rolling wave.

Swaran ſaw them from the hill, and returned from the ſons of Erin. As ebbs the reſounding ſea through the hundred Iſles of Iniſtore; ſo loud, ſo vaſt, ſo immenſe returned the ſons of Lochlin againſt the king of the deſert hill. But bending, weeping, ſad, and ſlow, and dragging his long ſpear behind, Cuchul-

---

[9] — — — ἠΰτε πέτρη
Ἠλίβατος, μεγάλη, πολιῆς ἁλὸς ἐγγὺς ἐοῦσα,
&c. HOM. Il. 15.

So ſome tall rock o'erhangs the hoary main,
By winds aſſail'd, by billows beat in vain,
Unmov'd it hears, above, the tempeſts blow,
And ſees the watry mountains break below.
POPE.

Cuchullin ſunk in Cromla's wood, and mourned his fallen friends. He feared the face of Fingal, who was wont to greet him from the fields of renown.

How many lie there of my heroes! the chiefs of Innis-fail! they that were chearful in the hall, when the ſound of the ſhells aroſe. No more ſhall I find their ſteps in the heath, or hear their voice in the chace of the hinds. Pale, ſilent, low on bloody beds are they who were my friends! O ſpirits of the lately-dead, meet Cuchullin on his heath. Converſe with him on the wind, when the ruſtling tree of Tura's cave reſounds. There, far remote, I ſhall lie unknown. No bard ſhall hear of me. No gray ſtone ſhall riſe to my renown. Mourn me with the death, o Bragela! departed is my fame.

Such were the words of Cuchullin, when he ſunk in the woods of Cromla.

Fingal, tall in his ſhip, ſtretched his bright lance before him. Terrible was the gleam of the ſteel: it was like the green meteor of death, ſetting in the heath of Malmor, when the traveller is alone, and the broad moon is darkened in heaven.

The

The battle is over, ſaid the king, and I behold the blood of my friends. Sad is the heath of Lena; and mournful the oaks of Cromla: the hunters have fallen there in their ſtrength; and the ſon of Semo is no more. —— Ryno and Fillan, my ſons, ſound the horn of Fingal's war. Aſcend that hill on the ſhore, and call the children of the foe. Call them from the grave of Lamdarg, the chief of other times. —— Be your voice like that of your father, when he enters the battles of his ſtrength. I wait for the dark mighty man; I wait on Lena's ſhore for Swaran. And let him come with all his race; for ſtrong in battle are the friends of the dead.

Fair Ryno flew like lightning; dark Fillan as the ſhade of autumn. On Lena's heath their voice is heard; the ſons of ocean heard the horn of Fingal's war. As the roaring eddy of ocean returning from the kingdom of ſnows; ſo ſtrong, ſo dark, ſo ſudden came down the ſons of Lochlin. The king in their front appears in the diſmal pride of his arms. Wrath burns in his dark-brown face: and his eyes roll in the fire of his valour.

Fingal beheld the ſon of Starno; and he remembered Agandecca. —— For Swaran with the tears of youth had mourned his white-boſomed ſiſter. He ſent Ullin of the ſongs, to bid him to the feaſt of ſhells. For pleaſant on Fingal's ſoul returned the remembrance of the firſt of his loves.

Ullin came with aged ſteps, and ſpoke to Starno's ſon. O thou that dwelleſt afar, ſurrounded, like a rock, with thy waves, come to the feaſt of the king, and paſs the day in reſt. To-morrow let us fight, o Swaran; and break the ecchoing ſhields.

To-day, ſaid Starno's wrathful ſon, we break the ecchoing ſhields: to-morrow my feaſt will be ſpread; and Fingal lie on earth.

And to-morrow let his feaſt be ſpread, ſaid Fingal with a ſmile; for to-day, o my ſons, we ſhall break the ecchoing ſhields. —— Oſſian, ſtand thou near my arm. Gaul, lift thy terrible ſword Fergus, bend thy crooked yew. Throw, Fillan, thy lance through heaven. —— Lift your ſhields like the darkened moon. Be your ſpears the meteors of death. Follow me in the path of my fame; and equal my deeds in battle.

As a hundred winds on Morven; as the ſtreams of a hundred hills; as clouds fly ſucceſſive over heaven; or, as the dark ocean aſſaults the ſhore of the deſert: ſo roaring, ſo vaſt, ſo terrible the armies mixed on Lena's eechoing heath. —— The groan of the people ſpread over the hills; it was like the thunder of night, when the cloud burſts on Cona, and a thouſand ghoſts ſhriek at once on the hollow wind.

Fingal ruſhed on in his ſtrength, terrible as the ſpirit of Trenmor; when, in a whirlwind, he comes to Morven, to ſee the children of his pride. The oaks reſound on their hills, and the rocks fall down before him. —— Bloody was the hand of my father, when he whirled the lightning of his ſword. He remembers the battles of his youth, and the field is waſted in his courſe.

Ryno went on like a pillar of fire. —— Dark is the brow of Gaul. Fergus ruſhed forward with feet of wind; and Fillan like the miſt of the hill. Myſelf [10], like a rock, came me down, I exſulted in the ſtrength of the king. Many were the deaths of my arm; and diſmal was the gleam of my ſword. My locks were not then ſo gray; nor trembled my hands of age. My eyes were not cloſed in darkneſs; nor failed my feet in the race.

---

[10] Here the poet celebrates his own actions, but he does it in ſuch a manner that we are not diſpleaſed.

Who can relate the deaths of the people, or the deeds of mighty heroes; when Fingal, burning in his wrath, conſumed the ſons of Lochlin? Groans ſwelled on groans from hill to hill, till night had covered all. Pale, ſtaring like a herd of deer, the ſons of Lochlin convene on Lena.

We ſat and heard the ſprightly harp at Lubar's gentle ſtream. Fingal himſelf was next to the foe; and liſtened to the tales of bards. His godlike race were in the ſong, the chiefs of other times. Attentive, leaning on his ſhield, the king of Morven ſat. The wind whiſtled through his aged locks, and his thoughts are of the days of other years. Near him, on his bending ſpear, my young, my lovely Oſcar ſtood.

---

ed. The mention of the great actions of his youth immediately ſuggeſts to him the helpleſs ſituation of his age. We do not deſpiſe him for ſelfiſh praiſe, but feel his misfortunes.

ſtood. He admired the king of Morven: and his actions were ſwelling in his ſoul.

Son of my ſon, begun the king, o Oſcar, pride of youth, I ſaw the ſhining of thy ſword, and gloried in my race. Purſue the glory of our fathers, and be what they have been; when Trenmor lived, the firſt of men, and Trathal the father of heroes. They fought the battle in their youth, and are the ſong of bards. —— O Oſcar! bend the ſtrong in arms; but ſpare the feeble hand. Be thou a ſtream of many tides againſt the foes of thy people; but like the gale that moves the graſs, to thoſe who aſk thine aid. —— So Trenmor lived; ſuch Trathal was; and ſuch has Fingal been. My arm was the ſupport of the injured; and the weak reſted behind the lightning of my ſteel.

Oſcar! I was young like thee, when lovely Fainaſóllis came: that ſun-beam! that mild light of love! the daughter of Craca's [11] king!

---

[11] What the Craca here mentioned was, is not, at this diſtance of time, eaſy to determine. The moſt probable opinion is, that it was one of the She-

king! I then returned from Cona's heath, and few were in my train. A white-ſailed boat appeared far off; we ſaw it like a miſt that rode on ocean's blaſt. It ſoon approached; we ſaw the fair. Her white breaſt heaved with ſighs. The wind was in her looſe dark hair; her roſy cheek had tears. —— Daughter of beauty, calm I ſaid, what ſigh is in that breaſt? Can I, young as I am, defend thee, daughter of the ſea? My ſword is not unmatched in war, but dauntleſs is my heart.

To thee I fly, with ſighs ſhe replied, o chief of mighty men! To thee I fly, chief of ſhells, ſupporter of the feeble hand! The king of Craca's[1] ecchoing iſle owned me the ſun-beam of his race. And often did the hills of Cromla reply to the ſighs of love for the unhappy Fainaſóllis. Sora's chief beheld my fair; and loved the daughter of Craca. His ſword is like a beam of light upon the warrior's ſide. But dark is his brow; and tempeſts are in his ſoul. I ſhun him on the rolling ſea; but Sora's chief purſues.

Reſt

---

[1] Shetland Iſles. — There is a ſtory concerning a daughter of the king of Craca in the ſixth book.

Reſt thou, I ſaid, behind my ſhield; reſt in peace, thou beam of light! The gloomy chief of Sora will fly, if Fingal's arm is like his ſoul. In ſome lone cave I might conceal thee, daughter of the ſea! But Fingal never flies; for where the danger threatens, I rejoice in the ſtorm of ſpears. — I ſaw the tears upon her cheek. I pitied Craca's fair.

Now, like a dreadful wave afar, appeared the ſhip of ſtormy Borbar. His maſts high-bended over the ſea behind their ſheets of ſnow. White roll the waters on either ſide. The ſtrength of ocean ſounds. Come thou, I ſaid, from the roar of ocean, thou rider of the ſtorm. Partake the feaſt within my hall. It is the houſe of ſtrangers. —— The maid ſtood trembling by my ſide; he drew the bow: ſhe fell. Unerring is thy hand, I ſaid, but feeble was the foe. —— We fought, nor weak was the ſtrife of death: He ſunk beneath my ſword. We laid them in two tombs of ſtones; the unhappy children of youth.

Such have I been in my youth, o Oſcar; be thou like the age of Fingal. Never ſeek

the

the battle, nor ſhun it when it comes. —— Fillan and Oſcar of the dark-brown hair; ye children of the race; fly over the heath of roaring winds; and view the ſons of Lochlin. Far off I hear the noiſe of their fear, like the ſtorms of ecchoing Cona. Go: that they may not fly my ſword along the waves of the north. —— For many chiefs of Erin's race lie here on the dark bed of death. The children of the ſtorm are low; the ſons of ecchoing Cromla.

The heroes flew like two dark clouds; two dark clouds that are the chariots of ghoſts; when air's dark children come to frighten hapleſs men.

It was then that Gaul [12], the ſon of Morni, ſtood like a rock in the night. His ſpear

---

[12] Gaul, the ſon of Morni, was chief of a tribe, that diſputed long, the pre-eminence, with Fingal himſelf. They were reduced at laſt to obedience, and Gaul, from an enemy, turned Fingal's beſt friend and greateſt hero. His character is ſomething like that of Ajax in the Iliad; a hero of more ſtrength than conduct in battle. He was very fond of military fame, and here he demands the next battle to himſelf. — The poet, by an artifice, removes Fingal, that his return may be the more magnificent.

ſpear is glittering to the ſtars; his voice like many ſtreams. —— Son of battle, cried the chief, o Fingal, king of ſhells! let the bards of many ſongs ſooth Erin's friends to reſt. And, Fingal, ſheath thy ſword of death; and let thy people fight. We wither away without our fame; for our king is the only breaker of ſhields. When morning riſes on our hills, behold at a diſtance our deeds. Let Lochlin feel the ſword of Morni's ſon, that bards may ſing of me. Such was the cuſtom heretofore of Fingal's noble race. Such was thine own, thou king of ſwords, in battles of the ſpear.

O ſon of Morni, Fingal replied, I glory in thy fame. —— Fight; but my ſpear ſhall be near to aid thee in the midſt of danger. Raiſe, raiſe the voice, ſons of the ſong, and lull me into reſt. Here will Fingal lie amidſt the wind of night. —— And if thou, Agandecca, art near, among the children of thy land; if thou ſitteſt on a blaſt of wind among the high-ſhrowded maſts of Lochlin; come to my dreams [1], my fair one, and ſhew thy bright face to my ſoul.

Many

---

[1] The poet prepares us for the dream of Fingal in the next book.

Many a voice and many a harp in tuneful ſounds aroſe. Of Fingal's noble deeds they ſung, and of the noble race of the hero. And ſometimes on the lovely ſound was heard the name of the now mournful Oſſian.

Often have I fought, and often won in battles of the ſpear. But blind, and tearful, and forlorn I now walk with little men. O Fingal, with thy race of battle I now behold thee not. The wild roes feed upon the green tomb of the mighty king of Morven. —— Bleſt be thy ſoul, thou king of ſwords, thou moſt renowned on the hills of Cona!

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK IV.

ARGUMENT to Book IV.

The action of the poem being ſuſpended by night, Oſſian takes that opportunity to relate his own actions at the lake of Lego, and his courtſhip of Evirallin, who was the mother of Oſcar, and had died ſome time before the expedition of Fingal into Ireland. Her ghoſt appears to him, and tells him, that Oſcar, who had been ſent, the beginning of the night, to obſerve the enemy, was engaged with an advanced party, and almoſt overpowered. Oſſian relieves his ſon; and an alarm is given to Fingal of the approach of Swaran. The king riſes, calls his army together; and, as he had promiſed the preceding night, devolves the command on Gaul the ſon of Morni: while he himſelf, after charging his ſons to behave gallantly and defend his people, retires to a hill, from whence he could have a view of the battle. The battle joins; the poet relates Oſcar's great actions. But when Oſcar, in conjunction with his father, conquered in one wing, Gaul, who was attacked by Swaran in perſon, was on the point of retreat in the other. Fingal ſends Ullin his bard, to encourage him with a war-ſong, but notwithſtanding Swaran prevails; and Gaul and his army are obliged to *give way. Fingal, deſcending from the hill, rallies them again: Swaran deſiſts from the purſuit, poſſeſſes himſelf of a riſing ground, reſtores the ranks, and waits the approach of Fingal. The king, having encouraged his men, gives the neceſſary orders, and renews the battle. Cuchullin, who, with his friend Connal, and Carril his bard, had retired to the cave of Tura, hearing the noiſe, came to the brow of the hill, which overlooked the field of battle, where he ſaw Fingal engaged with the enemy. He, being hindered by Connal from joining Fingal, who was himſelf upon the point of obtaining a complete victory, ſends Carril to congratulate that hero on his ſucceſs.*

FINGAL,

AN ANCIENT
EPIC POEM

In six Books.

BOOK IV. (1)

Who comes with her ſongs from the mountain, like the bow of the ſhowery Lena? It is the maid of the voice of love. The white-armed daughter of Toſcar. Often
haſt

---

[1] Fingal being aſleep, and the action ſuſpended by night, the poet introduces the ſtory of his courtſhip of Evirallin the daughter of Branno. The epiſode is neceſſary to clear up ſeveral paſſages that follow in the poem; at the ſame time that it naturally brings on the action of the book, which may be ſuppoſed to begin about the middle of the third night from the opening of the poem. —— This book, as many of Oſſian's other compoſitions, is addreſſed to the beautiful Malvina the daughter of Toſcar. She appears to have been
in

haſt thou heard my ſong, and given the tear of beauty. Doſt thou come to the battles of thy people, and to hear the actions of Oſcar? When ſhall I ceaſe to mourn by the ſtreams of the ecchoing Cona? My years have paſſed away in battle, and my age is darkened with ſorrow.

Daughter of the hand of ſnow! I was not ſo mournful and blind; I was not ſo dark and forlorn, when Everallin loved me. Everallin with the dark-brown hair, the white-boſomed love of Cormac. A thouſand heroes ſought the maid, ſhe denied her love to a thouſand; the ſons of the ſword were deſpiſed; for graceful in her eyes was Oſſian.

I went in ſuit of the maid to Lego's ſable ſurge; twelve of my people were there, the ſons of the ſtreamy Morven. We came to Branno friend of ſtrangers; Branno of the ſounding mail. —— From whence, he ſaid, are the arms of ſteel? Not eaſy to win is the maid, that has denied the blue-eyed ſons of Erin.

---

in love with Oſcar, and to have affected the company of the father after the death of the ſon.

Erin. But bleſt be thou, o ſon of Fingal, happy is the maid that waits thee. Tho' twelve daughters of beauty were mine, thine were the choice, thou ſon of fame! —— Then he opened the hall of the maid, the dark-haired Everallin. Joy kindled in our breaſts of ſteel, and bleſt the maid of Branno.

Above us on the hill appeared the people of ſtately Cormac. Eight were the heroes of the chief; and the heath flamed with their arms. There Colla, Durra of the wounds, there mighty Toſcar, and Tago, there Freſtal the victorious ſtood; Dairo of the happy deeds, and Dala the battle's bulwark in the hall of Cormac, and graceful was the look of the hero.

Eight were the heroes of Oſſian; Ullin ſtormy ſon of war; Mullo of the generous deeds; the noble, the graceful Scelacha; Oglan, and Cerdal the wrathful, and Duma-riccan's brows of death. And why ſhould Ogar be the laſt; ſo wide renowned on the hills of Ardven?

Ogar met Dala the ſtrong, face to face, on the field of heroes. The battle of the chiefs was like the wind on ocean's foamy waves. The dagger is remembered by Ogar; the weapon which he loved; nine times he drowned it in Dala's ſide. The ſtormy battle turned. Three times I pierced Cormac's ſhield: three times he broke his ſpear. But, unhappy youth of love! I cut his head away. —— Five times I ſhook it by the lock. The friends of Cormac fled.

Whoever would have told me, lovely maid [2], when then I ſtrove in battle; that blind, forſaken, and forlorn I now ſhould paſs the night: firm ought his mail to have been, and unmatched his arm in battle.

Now [3] on Lena's gloomy heath the voice of muſic died away. The unconſtant blaſt blew hard, and the high oak ſhook its leaves

---

[2] The poet addreſſes himſelf to Malvina the daughter of Toſcar.

[3] The poet returns to his ſubject. If one could fix the time of the year, in which the action of the poem happened, from the ſcene deſcribed here, I ſhould be tempted to place it in autumn. — The trees ſhed their leaves, and the winds are vari-

leaves around me; of Everallin were my thoughts, when ſhe, in all the light of beauty, and her blue eyes rolling in tears, ſtood on a cloud before my ſight, and ſpoke with feeble voice.

O Oſſian, riſe and ſave my ſon; ſave Oſcar chief of men: near the red oak of Lubar's ſtream, he fights with Lochlin's ſons. —— She ſunk into her cloud again. I clothed me with my ſteel My ſpear ſupported my ſteps, and my rattling armour rung. I hummed, as I was wont in danger, the ſongs of heroes of old. Like diſtant thunder [4] Lochlin heard; they fled; my ſon purſued.

I cal-

---

variable, both which circumſtances agree with that ſeaſon of the year.

[4] Oſſian gives the reader a high idea of himſelf. His very ſong frightens the enemy. This paſſage reſembles one in the eighteenth Iliad, where the voice of Achilles frightens the Trojans from the body of Patroclus.

> Forth march'd the chief, and diſtant from the crowd
> High on the rampart rais'd his voice aloud.
> So high his breazen voice the hero rear'd,
> Hoſts drop their arms and trembled as they fear'd. Pope.

I called him like a diſtant ſtream. My ſon, return over Lena. No further purſue the foe, though Oſſian is behind thee. —— He came; and lovely in my ear was Oſcar's ſounding ſteel. Why didſt thou ſtop my hand, he ſaid, till death had covered all? For dark and dreadful by the ſtream they met thy ſon and Fillan. They watched the terrors of the night. Our ſwords have conquered ſome. But as the winds of night pour the ocean over the white ſands of Mora, ſo dark advance the ſons of Lochlin over Lena's ruſtling heath. The ghoſts of night ſhriek afar; and I have ſeen the meteors of death. Let me awake the king of Morven, he that ſmiles in danger; for he is like the ſon of heaven that riſes in a ſtorm.

Fingal had ſtarted from a dream, and leaned on Trenmor's ſhield; the dark-brown ſhield of his fathers; which they had lifted of old in the battles of their race. —— The hero had ſeen in his reſt the mournful form of Agandecca; ſhe came from the way of the ocean, and ſlowly, lonely, moved over Lena. Her face was pale like the miſt of Cromla; and dark were the tears of her cheek. She often raiſed her dim hand from her robe; her

her robe which was of the clouds of the deſart: ſhe raiſed her dim hand over Fingal, and turned away her ſilent eyes.

Why weeps the daughter of Starno, ſaid Fingal, with a ſigh? Why is thy face ſo pale, thou daughter of the clouds? —— She departed on the wind of Lena; and left him in the midſt of the night. —— She mourned the ſons of her people, that were to fall by Fingal's hand.

The hero ſtarted from reſt, and ſtill beheld her in his ſoul. —— The ſound of Oſcar's ſteps approached. The king ſaw the grey ſhield on his ſide. For the faint beam of the morning came over the waters of Ullin.

What do the foes in their fear? ſaid the riſing king of Morven. Or fly they through ocean's foam, or wait they the battle of ſteel? But why ſhould Fingal aſk? I hear their voice on the early wind. —— Fly over Lena's heath, o Oſcar, and awake our friends, to battle.

The king ſtood by the ſtone of Lubar; and thrice raiſed his terrible voice. The deer ſtarted

ſtarted from the fountains of Cromla; and all the rocks ſhook on their hills. Like the noiſe of a hundred mountain-ſtreams, that burſt, and roar, and foam: like the clouds that gather to a tempeſt on the blue face of the ſky; ſo met the ſons of the deſart, round the terrible voice of Fingal. For pleaſant was the voice of the king of Morven to the warriors of his land: often had he led them to battle, and returned with the ſpoils of the foe.

Come to battle, ſaid the king, ye children of the ſtorm. Come to the death of thouſands. Comhal's ſon will ſee the fight. —— My ſword ſhall wave on that hill, and be the ſhield of my people. But never may you need it, warriors; while the ſon of Morni fights, the chief of mighty men. —— He ſhall lead my battle; that his fame may riſe in the ſong. —— O ye ghoſts of heroes dead! ye riders of the ſtorm of Cromla! receive my falling people with joy, and bring them to your hills. —— And may the blaſt of Lena carry them over my ſeas, that they may come to my ſilent dreams, and delight my ſoul in reſt.

Fillan and Oſcar, of the dark-brown hair! fair Ryno, with the pointed ſteel! advance with valour to the fight; and behold the ſon of Morni. Let your ſword be like his in the ſtrife: and behold the deeds of his hands. Protect the friends of your father: and remember the chiefs of old. My children, I ſhall ſee you yet, though here ye ſhould fall in Erin. Soon ſhall our cold, pale ghoſts meet in a cloud, and fly over the hills of Cona.

Now like a dark and ſtormy cloud, edged round with the red lightning of heaven, and flying weſtward from the morning's beam, the king of hills removed. Terrible is the light of his armour, and two ſpears are in his hand. —— His gray hair falls on the wind. —— He often looks back on the war. Three bards attend the ſon of fame, to carry his words to the heroes. —— High on Cromla's ſide he ſat, waving the lightning of his ſword; and as he waved, we moved.

Joy roſe in Oſcar's face. His cheek is red. His eye ſheds tears. The ſword is a beam of fire in his hand. He came, and ſmiling, ſpoke ke to Oſſian. —— O ruler of the fight of ſteel! my father, hear thy ſon. Retire with Morven's mighty chief; and give me Oſſian's fame And if here I fall; my king, remember that breaſt of ſnow, that lonely ſun-beam of my love, the white-handed daughter of Toſcar For with red cheek from the rock, and bending over the ſtream, her ſoft hair flies about her boſom, as ſhe pours the ſigh for Oſcar. Tell her, I am on my hills a lightly-bounding ſon of the wind; that hereafter, in a cloud, I may meet the lovely maid of Toſcar. *

Raiſe, Oſcar, rather raiſe my tomb. I will not yield the fight to thee. For firſt and bloodieſt in the war my arm ſhall teach thee how to fight. But, remember, my ſon, to place this ſword, this bow, and the horn of my deer, within that dark and narrow houſe, whoſe mark is one gray ſtone. Oſcar, I have no love to leave to the care of my ſon; for graceful Evirallin is no more, the lovely daughter of Branno.

Such were our words, when Gaul's loud voice came growing on the wind. He waved on high the ſword of his father, and ruſhed to death and wounds.

As

As waves white-bubbling over the deep come ſwelling, roaring on; as rocks of ooze meet roaring waves: ſo foes attacked and fought. Man met with man, and ſteel with ſteel. Shields ſound; men fall. As a hundred hammers on the ſon of the furnace, ſo roſe, ſo rung their ſwords.

Gaul ruſhed on like a whirlwind in Ardven. The deſtruction of heroes is on his ſword. Swaran was like the fire of the deſart in the echoing heath of Gormal. How can I give to the ſong the death of many ſpears? My ſword roſe high, and flamed in the ſtrife of blood. And, Oſcar, terrible wert thou, my beſt, my greateſt ſon! I rejoiced in my ſecret ſoul, when his ſword flamed over the ſlain. They fled amain through Lena's heath: and we purſued and ſlew. As ſtones that bound from rock to rock; as axes in ecchoing woods; as thunder rolls from hill to hill in diſmal broken peals: ſo blow ſucceeded to blow, and death to death, from the hand of Oſcar [5] and mine.

But

---

[5] Oſſian never fails to give a fine character of his beloved ſon. His ſpeech to his father is that of a hero; it contains the ſubmiſſion due to a parent,

But Swaran cloſed round Morni's ſon, as the ſtrength of the tide of Iniſtore. The king half-roſe from his hill at the ſight, and half-aſſumed the ſpear. Go, Ullin, go, my aged bard, begun the king of Morven. Remind the mighty Gaul of battle; remind him of his fathers. Support the yielding fight with ſong; for ſong enlivens war. Tall Ullin went, with ſteps of age, and ſpoke to the king of ſwords.

Son [6] of the chief of generous ſteeds! high-bounding king of ſpears. Strong arm in every

---

rent, and the warmth that becomes a young warrior. There is a propriety in dwelling here on the actions of Oſcar, as the beautiful Malvina, to whom the book is addreſſed, was in love with that hero.

[6] The war-ſong of Ullin varies from the reſt of the poem in the verſification. It runs down like a torrent; and conſiſts almoſt intirely of epithets. The cuſtom of encouraging men in battle with extempore rhymes, has been carried down almoſt to our own times. Several of theſe war-ſongs are extant, but the moſt of them are only a group of epithets, without beauty or harmony, utterly deſtitute of poetical merit.

every perilous toil. Hard heart, that never yields. Chief of the pointed arms of death. Cut down the foe; let no white ſail bound round dark Iniſtore. Be thine arm like thunder. Thine eyes like fire, thy heart of ſolid rock. Whirl round thy ſword as a meteor at night, and lift thy ſhield like the flame of death. Son of the chief of generous ſteeds, cut down the foe; deſtroy. —— The hero's heart beat high. But Swaran came with battle. He cleft the ſhield of Gaul in twain; and the ſons of the deſart fled.

Now Fingal aroſe in his might, and thrice he reared his voice. Cromla anſwered around, and the ſons of the deſart ſtood ſtill. —— They bent their red faces to earth, aſhamed at the preſence of Fingal. He came like a cloud of rain in the days of the ſun, when ſlow it rolls on the hill, and fields exſpect the ſhower. Swaran beheld the terrible king of Morven, and ſtopped in the midſt of his courſe. Dark he leaned on his ſpear, rolling his red eyes around. Silent and tall he ſeemed as an oak on the banks of Lubar, which had its branches blaſted of old by the lightning of heaven. It bends over the ſtream, and the

gray

gray moſs whiſtles in the wind: ſo ſtood the king. Then ſlowly he retired to the riſing heath of Lena. His thouſands pour around the hero, and the darkneſs of battle gathers on the hill.

Fingal, like a beam from heaven, ſhone in the midſt of his people. His heroes gather around him, and he ſends forth the voice of his power. Raiſe my ſtandards [7] on high,—ſpread them on Lena's wind, like the flames of an hundred hills. Let them ſound on the winds of Erin, and remind us of the fight. Ye ſons of the roaring ſtreams, that pour from a thouſand hills, be near the king of Morven: attend to the words of his power. Gaul, ſtrongeſt arm of death! O Oſcar, of the future fights; Connal, ſon of the blue ſteel of Sora; Dermid of the dark-brown hair, and Oſſian king of many ſongs, be near your father's arm.

We reared the ſun-beam [8] of battle; the ſtandard of the king. Each hero's ſoul exſulted

---

[7] Th' imperial enſign, which full high advanc'd,
Shone like a meteor ſtreaming to the wind.
MILTON.

[8] Fingal's ſtandard was diſtinguiſhed by the name of *ſun-beam*; probably on account of its bright colour.

exſulted with joy, as, waving, it flew on the wind. It was ſtudded with gold above, as the blue wide ſhell of the nightly ſky. Each hero had his ſtandard too; and each his gloomy men.

Behold, ſaid the king of generous ſhells, how Lochlin divides on Lena. —— They ſtand like broken clouds on the hill, or an half conſumed grove of oaks; when we ſee the ſky through its branches, and the meteor paſſing behind. Let every chief among the friends of Fingal take a dark troop of thoſe that frown ſo high; nor let a ſon of the ecchoing groves bound on the waves of Iniſtore.

Mine, ſaid Gaul, be the ſeven chiefs, that came from Lano's lake. —— Let Iniſtore's dark king, ſaid Oſcar, come to the ſword of Oſſian's ſon. —— To mine the king of Iniſcon, ſaid Connal, heart of ſteel! Or Mudan's chief or I, ſaid brown-haired Dermid, ſhall ſleep on clay-cold earth. My choice, though now ſo weak and dark, was Terman's battling king; I promiſed, with my hand to win the hero's

colour, and its being ſtudded with gold. To begin a battle is expreſſed, in old compoſition, by *lifting of the ſun-beam.*

hero's dark-brown ſhield. —— Bleſt and victorious be my chiefs, ſaid Fingal of the mildeſt look; Swaran, king of roaring waves, thou art the choice of Fingal.

Now, like an hundred different winds, that pour through many vales; divided, dark, the ſons of the hill advanced, and Cromla ecchoed around:

How can I relate the deaths, when we cloſed in the ſtrife of our ſteel? O daughter of Toſcat! bloody were our hands! The gloomy ranks of Lochlin fell like the banks of the roaring Cona. —— Our arms were victorious on Lena; each chief fulfilled his promiſe. Beſide the murmur of Branno thou didſt often ſit, o maid; when thy white boſom roſe frequent, like the down of the ſwan, when ſlow ſhe ſails the lake, and ſidelong winds are blowing. —— Thou haſt ſeen the ſun [9] retire red and ſlow

---

[9] *Sol quoque, & exoriens & cum ſe condit in undas,*
Signa dabit. Solem certiſſima ſigna ſequuntur,
Ut quae mane refert, & quae ſurgentibus aſtris.
Ille ubi naſcentem maculis variaverit ortum
Conditus in nubem, medioque refugerit orbe;
Suſpecti tibi ſunt imbres. VIRG.

ſlow behind his cloud; night gathering round on the mountain, while the unfrequent blaſt [10] roared in narrow vales. At length the rain beats hard; and thunder rolls in peals. Lightning glances on the rocks. Spirits ride on beams of fire. And the ſtrength of the mountain-ſtreams [11] comes roaring down the hills.

Such

Above the reſt the ſun, who never lies,
Foretels the change of weather in the ſkies.
For if he riſe, unwilling to his race,
Clouds on his brow and ſpots upon his face;
Or if thro' miſts he ſhoots his ſullen beams,
Frugal of light; in looſe and ſtraggling ſtreams:
Suſpect a driſling day. Dryden.

[10] *Continuo ventis ſurgentibus aut freta ponti*
Incipiunt agitata tumeſcere; & aridus altis
Montibus audiri fragor, aut reſonantia longe
Littora miſceri, & nemorum increbeſcere murmur.
Virg.

For ere the riſing winds begin to roar,
The working ſeas advance to waſh the ſhore;
Soft whiſpers run along the leafy wood,
And mountains whiſtle to the murm'ring flood.
Dryden.

[11] —— *ruunt de montibus omnes.* Virg.
The rapid rains, deſcending from the hills,
To rolling torrents ſwell the creeping rills.
Dryden.

Such was the noiſe of battle, maid of the arms of ſnow. Why, daughter of the hill, that tear? the maids of Lochlin have cauſe to weep. The people of their country fell, for bloody was the blue ſteel of the race of my heroes. But I am ſad, forlorn, and blind; and no more the companion of heroes. Give, lovely maid, to me thy tears, for I have ſeen the tombs of all my friends.

It was then by Fingal's hand a hero fell, to his grief —— Gray-haired he rolled in the duſt, and lifted his faint eyes to the king. And is it by me thou haſt fallen, ſaid the ſon of Comhal, thou friend of Agandecca! I ſaw thy tears for the maid of my love, in the halls of the bloody Starno. Thou haſt been the foe of the foes of my love, and haſt thou fallen by my hand? Raiſe, Ullin, raiſe the grave of the ſon of Mathon; and give his name to the ſong of Agandecca; for dear to my ſoul haſt thou been, thou darkly-dwelling maid of Ardven.

Cuchullin, from the cave of Cromla, heard the noiſe of the troubled war. He called to Connal chief of ſwords, and Carril of other times. The gray-haired heroes heard his voice, and took their aspen ſpears. They came, and ſaw the tide of battle, like the crowded waves of the ocean; when the dark wind blows from the deep, and rolls the billows through the ſandy vale.

Cuchullin kindled at the ſight, and darkneſs gathered on his brow. His hand is on the ſword of his fathers: his red-rolling eyes on the foe. He thrice attempted to ruſh to battle, and thrice did Connal ſtop him. Chief of the iſle of miſt, he ſaid, Fingal ſubdues the foe. Seek not a part of the fame of the king; himſelf is like a ſtorm.

Then, Carril, go, replied the chief, and greet the king of Morven. When Lochlin falls away like a ſtream after rain, and the noiſe of the battle is over, then be thy voice ſweet in his ear, to praiſe the king of ſwords. Give him the ſword of Caithbat; for Cuchullin is worthy no more to lift the arms of his fathers.

But, o ye ghoſts of the lonely Cromla! ye ſouls of chiefs that are no more! be ye the companions of Cuchullin, and talk to him

in

in the cave of his ſorrow. For never more ſhall I be renowned among the mighty in the land. I am like a beam that has ſhone; like a miſt that fled away, when the blaſt of the morning came, and brightened the ſhaggy ſide of the hill. Connal, talk of arms no more: departed is my fame. —— My ſighs ſhall be on Cromla's wind, till my footſteps ceaſe to be ſeen. —— And thou, white-boſom'd Bragela, mourn over the fall of my fame; for, vanquiſhed, I will never return to thee, thou ſun-beam of Dunſcaich.

FIN.

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK V.

ARGUMENT to BOOK V.

Cuchullin and Connal ſtill remain on the hill. Fingal and Swaran meet; the combat is deſcribed. Swaran is overcome, bound and delivered over as a priſoner to the care of Oſſian and Gaul the ſon of Morni; Fingal, his younger ſons, and Oſcar, ſtill purſue the enemy. The epiſode of Orla a chief of Lochlin, who was mortally wounded in the battle, is introduced. Fingal, touched with the death of Orla, orders the purſuit to be diſcontinued; and calling his ſons together, he is informed, that Ryno, the youngeſt of them, was killed. He laments his death, hears the ſtory of Lamdarg and Gelchoſſa, and returns towards the place where he had left Swaran. Carril, who had been ſent by Cuchullin, to congratulate Fingal on his victory, comes in the mean time to Oſſian. The converſation of the two poets cloſes the action of the fourth day.

FINGAL,

AN ANCIENT
EPIC POEM

In ſix Books.

BOOK V. (1)

Now Connal, on Cromla's windy ſide, ſpoke to the chief of the noble car. Why that gloom, ſon of Semo? Our friends are the mighty in battle. And renowned art thou, o war-

---

[1] The fourth day ſtill continues. The poet, by putting the narration in the mouth of Connal, who ſtill remained with Cuchullin on the ſide of Cromla, gives propriety to the praiſes of Fingal. The beginning of this book, in the original, is one of the moſt beautiful parts of the poem. The verſification is regular and full, and agrees very well with the ſedate character of Connal. —— No poet has adapted the cadence of his verſe more to the temper of the ſpeaker, than Oſſian has

o warrior! many were the deaths of thy ſteel. Often has Bragela met with blue-rolling eyes of joy, often has ſhe met her hero, returning in the midſt of the valiant; when his ſword was red with ſlaughter, and his foes ſilent in the fields of the tomb. Pleaſant to her ears were thy bards, when thine actions roſe in the ſong.

But behold the king of Morven; he moves below like a pillar of fire. His ſtrength is like the ſtream of Lubar, or the wind of the ecchoing Cromla; when the branchy foreſts of night are overturned.

Happy are thy people, o Fingal, thine arm ſhall fight their battles: thou art the firſt in their dangers; the wiſeſt in the days of their peace. Thou ſpeakeſt and thy thouſands obey; and armies tremble at the ſound of thy ſteel. Happy are thy people, Fingal, chief of the lonely hills.

Who

---

has done. It is more than probable, that the whole poem was originally deſigned to be ſung to the harp, as the verſification is ſo various, and ſo much ſuited to the different paſſions of the human mind.

Who is that ſo dark and terrible, coming in the thunder of his courſe? who is it but Starno's ſon, to meet the king of Morven? Behold the battle of the chiefs: it is like the ſtorm of the ocean, when two ſpirits meet far diſtant, and contend for the rolling of the wave. The hunter hears the noiſe on his hill; and ſees the high billows advancing to Ardven's ſhore.

Such were the words of Connal, when the heroes met in the midſt of their falling people. There was the clang of arms! there every blow, like the hundred hammers of the furnace! Terrible is the battle of the kings, and horrid the look of their eyes. Their dark-brown ſhields are cleft in twain; and their ſteel flies, broken, from their helmets. They fling their weapons down. Each ruſhes [2] to the graſp of his foe.

---

[2] This paſſage reſembles one in the twenty-third Iliad.

Cloſe lock'd above their heads and arms are mixt;
Below their planted feet at diſtance fixt;
Now to the graſp each manly body bends;
The humid ſweat from ev'ry pore deſcends;
Their bones reſound with blows: ſides, ſhoulders, thighs,
Swell to each gripe, and bloody tumours riſe.

POPE.

ſoe. Their ſinewy arms bend round each other: they turn from ſide to ſide, and ſtrain and ſtretch their large ſpreading limbs below. But when the pride of their ſtrength aroſe, they ſhook the hill with their heels; rocks tumble from their places on high; the green-headed buſhes are overturned. At length the ſtrength of Swaran fell; and the king of the groves is bound.

Thus have I ſeen on Cona; (but Cona I behold no more) thus have I ſeen two dark hills removed from their place by the ſtrength of the burſting ſtream. They turn from ſide to ſide, and their tall oaks meet one another on high. Then they fall together with all their rocks and trees. The ſtreams are turned by their ſides, and the red ruin is ſeen afar.

Sons of the king of Morven, ſaid the noble Fingal, guard the king of Lochlin; for he is ſtrong as his thouſand waves. His hand is taught to the battle, and his race of the times of old. Gaul, thou firſt of my heroes, and Oſſian king of ſongs, attend the friend of Agandecca, and raiſe to joy his grief. —— But, Oſcar, Fillan, and Ryno, ye children of the

the race! purſue the reſt of Lochlin over the heath of Lena; that no veſſel may hereafter bound on the dark-rolling waves of Iniſtore.

They flew like lighthing over the heath. He ſlowly moved as a cloud of thunder, when the ſultry plain of ſummer is ſilent. His ſword is before him as a ſun-beam, terrible as the ſtreaming meteor of night. He came toward a chief of Lochlin, and ſpoke to the ſon of the wave.

Who is that like a cloud at the rock of the roaring ſtream? He cannot bound over its courſe; yet ſtately is the chief! his boſſy ſhield is on his ſide; and his ſpear like the tree of the deſart. Youth of the dark-brown hair, art thou of Fingal's foes?

I am a ſon of Lochlin, he cries, and ſtrong is my arm in war. My ſpouſe is weeping at home, but Orla [3] will never return.

Or

---

[3] The ſtory of Orla is ſo beautiful and affecting in the original, that many are in poſſeſſion of it in the north of Scotland, who never heard a ſyllable more of the poem. It varies the action, and

Or fights or yields the hero, ſaid Fingal of the noble deeds? foes do not conquer in my preſence: but my friends are renowned in the hall. Son of the wave, follow me, partake the feaſt of my ſhells, and purſue the deer of my deſart.

No: ſaid the hero, I aſſiſt the feeble: my ſtrength ſhall remain with the weak in arms. My ſword has been always unmatched, o warrior: let the king of Morven yield.

I never yielded, Orla, Fingal never yielded to man. Draw thy ſword and chuſe thy foe. Many are my heroes.

And does the king refuſe the combat, ſaid Orla of the dark-brown hair? Fingal is a match for Orla: and he alone of all his race. —— But, king of Morven, if I ſhall fall; (as one time the warrior muſt die;) raiſe my tomb in the midſt, and let it be the greateſt on Lena. And ſend, over the dark-blue wave, the ſword of Orla to the ſpouſe of his love; that ſhe may ſhew it to her ſon, with tears, to kindle his ſoul to war.

Son

---

and awakes the attention of the reader, when he expected nothing but languor in the conduct of the poem, as the great action was over in the conqueſt of Swaran.

Son of the mournful tale, ſaid Fingal, why doſt thou awaken my tears? One day the warriors muſt die, and the children ſee their uſeleſs arms in the hall. But, Orla, thy tomb ſhall riſe, and thy white-boſomed ſpouſe weep over thy ſword.

They fought on the heath of Lena, but feeble was the arm of Orla. The ſword of Fingal deſcended, and cleft his ſhield in twain. It fell and glittered on the ground, as the moon on the ſtream of night.

King of Morven, ſaid the hero, lift thy ſword, and pierce my breaſt. Wounded and faint from battle my friends have left me here. The mournful tale ſhall come to my love on the banks of the ſtreamy Loda; when ſhe is alone in the wood; and the ruſtling blaſt in the leaves.

No; ſaid the king of Morven, I will never wound thee, Orla. On the banks of Loda let her ſee thee eſcaped from the hands of war. Let thy gray-haired father, who, perhaps, is blind with age, hear the ſound of thy voice in his hall. —— With joy let the hero riſe, and ſearch for his ſon with his hands.

But

But never will he find him, Fingal; ſaid the youth of the ſtreamy Loda. —— On Lena's heath I ſhall die; and foreign bards will talk of me. My broad belt covers my wound of death. And now I give it to the wind.

The dark blood poured from his ſide, he fell pale on the heath of Lena. Fingal bends over him as he dies, and calls his younger heroes.

Oſcar and Fillan, my ſons, raiſe high the memory of Orla. Here let the dark-haired hero reſt far from the ſpouſe of his love. Here let him reſt in his narrow houſe far from the ſound of Loda. The ſons of the feeble will find his bow at home, but will not be able to bend it. His faithful dogs howl on his hills, and his boars, which he uſed to purſue, rejoice. Fallen is the arm of battle; the mighty among the valiant is low!

Exalt the voice, and blow the horn, ye ſons of the king of Morven: let us go back to Swaran, and ſend the night away on ſong. Fillan, Oſcar, and Ryno, fly over the heath of Lena. Where, Ryno, art thou, young ſon of fame? Thou art not wont to be the laſt to anſwer thy father.

Ryno, ſaid Ullin firſt of bards, is with the awful forms of his fathers. With Trathal king of ſhields, and Trenmor of the mighty deeds. The youth is low, —— the youth is pale, —— he lies on Lena's heath.

And fell the ſwifteſt in the race, ſaid the king, the firſt to bend the bow? Thou ſcarce haſt been known to me: why did young Ryno fall? But ſleep thou ſoftly on Lena, Fingal ſhall ſoon behold thee. Soon ſhall my voice be heard no more, and my footſteps ceaſe to be ſeen. The bards will tell of Fingal's name; the ſtones will talk of me. But, Ryno, thou art low indeed, —— thou haſt not received thy fame. Ullin, ſtrike the harp for Ryno; tell what the chief would have been. Farewel, thou firſt in every field. No more ſhall I direct thy dart. Thou that haſt been ſo fair; I behold thee not —— Farewel.

The tear is on the cheek of the king; for terrible was his ſon in war. His ſon! that was like a beam of fire by night on the hill; when the foreſts ſink down in its courſe, and the traveller trembles at the ſound.

Whoſe fame is in that dark-green tomb, begun the king of generous ſhells? four ſtones with their heads of moſs ſtand there; and mark the narrow houſe of death. Near it let my Ryno reſt, and be the neighbour of the valiant. Perhaps ſome chief of fame is here to fly with my ſon on clouds. O Ullin, raiſe the ſongs of other times. Bring to memory the dark dwellers of the tomb. If in the field of the valiant they never fled from danger, my ſon ſhall reſt with them, far from his friends, on the heath of Lena.

Here, ſaid the mouth of the ſong, here reſt the firſt of heroes. Silent is Lamderg [4] in his tomb, and Ullin king of ſwords. And who, ſoft ſmiling from her cloud, ſhews me her face of love? Why, daughter, why ſo pale art thou, firſt of the maids of Cromla? Doſt thou ſleep with the foes in battle, Gelchoſſa, white-boſomed daughter of Tuathal? —— Thou haſt been the love of thouſands, but Lamderg was thy love. He came to Selma's moſſy towers, and, ſtriking his dark buckler, ſpoke:

Where

---

[4] Lamh-dhearg ſignifies *bloody hand.* Gelchoſſa, *white-legged.* Tuathal, *ſurly.* Ulfadda, *long-beard.* Ferchios, *the conqueror of men.*

Where is Gelchoſſa, my love, the daughter of the noble Tuathal? I left her in the hall of Selma, when I fought with the gloomy Ulfadda. Return ſoon, o Lamderg, ſhe ſaid, for here I am in the midſt of ſorrow. Her white breaſt roſe with ſighs. Her cheek was wet with tears. But I ſee her not coming to meet me; and to ſooth my ſoul after battle. Silent is the hall of my joy; I hear not the voice of the bard. —— Bran [5] does not ſhake his chains at the gate, glad at the coming of Lamderg. Where is Gelchoſſa, my love, the mild daughter of the generous Tuathal?

Lamderg! ſays Ferchios the ſon of Aidon, Gelchoſſa may be on Cromla; ſhe and the maids of the bow purſuing the flying deer.

Ferchios! replied the chief of Cromla, no noiſe meets the ear of Lamderg. No ſound is in the woods of Lena. No deer fly in my ſight. No panting dog purſues. I ſee not Gel-

---

[5] Bran is a common name of gray-hounds to this day. It is a cuſtom in the north of Scotland, to give the names of the heroes mentioned in this poem, to their dogs; a proof that they are familiar to the ear, and their fame generally known.

Gelchoſſa my love, fair as the full moon ſetting on the hills of Cromla. Go, Ferchios, go to Allad [6] the gray-haired ſon of the rock. His dwelling is in the circle of ſtones. He may know of Gelchoſſa.

The ſon of Aidon went; and ſpoke to the ear of age. Allad! thou that dwelleſt in the rock, thou that trembleſt alone, what ſaw thine eyes of age?

I ſaw, anſwered Allad the old, Ullin the ſon of Cairbar. He came like a cloud from Cromla; and he hummed a ſurly ſong, like a blaſt in a leafleſs wood. He entered the hall of Selma. —— Lamderg, he ſaid, moſt dreadful of men, fight or yield to Ullin. Lamderg, replied Gelchoſſa, the ſon of battle, is not here. He fights Ulfadda mighty chief. He is not here, thou firſt of men. But Lamderg never yielded. He will fight the ſon of Cairbar.

Lovely

---

[6] Allad is plainly a druid: he is called the ſon of the rock, from his dwelling in a cave; and the circle of ſtones here mentioned is the pale of the druidical temple. He is here conſulted as one who had a ſupernatural knowledge of things; from the druids, no doubt, came the ridiculous notion of the ſecond ſight, which prevailed in the highlands and iſles.

Lovely art thou, ſaid terrible Ullin, daughter of the generous Tuathal. I carry thee to Cairbar's halls. Three days I remain on Cromla, to wait that ſon of battle, Lamderg. On the fourth Gelchoſſa is mine, if the mighty Lamderg flies.

Allad! ſaid the chief of Cromla, peace to thy dreams in the cave. Ferchios, ſound the horn of Lamderg, that Ullin may hear on Cromla. Lamderg [7], like a roaring ſtorm, aſcended the hill from Selma. He hummed a ſurly ſong, as he went, like the noiſe of a falling ſtream. He ſtood like a cloud on the hill, that varies its form to the wind. He rolled a ſtone, the ſign of war. Ullin heard in Cairbar's hall. The hero heard, with joy, his foe, and took his father's ſpear. A ſmile brightens his dark-brown cheek, as he places his ſword by his ſide. The dagger glittered in his hand. He whiſtled as he went.

Gelchoſſa ſaw the ſilent chief, as a wreath of miſt aſcending the hill. —— She ſtruck

---

[7] The reader will find this paſſage altered from what it was in the fragments of ancient poetry. —— It is delivered down very differently by tradition, and the translator has choſen that reading, which favours leaſt of bombaſt.

her white and heaving breaſt; and ſilent, tearful, feared for Lamderg.

Cairbar, hoary chief of ſhells, ſaid the maid of the tender hand; I muſt bend the bow on Cromla; for I ſee the dark-brown hinds.

She haſted up the hill. In vain! the gloomy heroes fought. —— Why ſhould I tell the king of Morven, how wrathful heroes fight! —— Fierce Ullin fell. Young Lamderg came all pale to the daughter of generous Tuathal.

What blood, my love, the ſoft-haired woman ſaid, what blood runs down my warrior's ſide? —— It is Ullin's blood; the chief replied, thou fairer than the ſnow of Cromla! Gelchoſſa, let me reſt here a little while. The mighty Lamderg died.

And ſleepeſt thou ſo ſoon on earth, o chief of ſhady Cromla? three days ſhe mourned beſide her love. —— The hunters found her dead. They raiſed this tomb above the three. Thy ſon, o king of Morven, may reſt here with heroes.

And here my ſon ſhall reſt, ſaid Fingal, the noiſe of their fame has reached my ears. Fillan and Fergus! bring hither Orla, the pale

youth

youth of the ſtream of Loda. Not unequalled ſhall Ryno lie in earth, when Orla is by his ſide. Weep, ye daughters of Mórven; and ye maids of the ſtreamy Loda. Like a tree they grew on the hills; and they have fallen like the oak [8] of the deſart; when it lies acroſs a ſtream, and withers in the wind of the mountain.

Oſcar! chief of every youth! thou ſeeſt how they have fallen. Be thou, like them, on earth renowned. Like them the ſong of bards. Terrible were their forms in battle; but calm was Ryno in the days of peace. He was like the bow of the ſhower, ſeen far diſtant on the ſtream; when the ſun is ſetting on Mora, and ſilence on the hill of deer. Reſt, youngeſt of my ſons, reſt, o Ryno, on Lena. We too ſhall be no more; for the warrior one day muſt fall.

Such was thy grief, thou king of hills, when Ryno lay on earth. What muſt the grief

---

[8] — ὡ ὅτε τις δρῦς ἤριπεν — HOM. Il. 16.

—— as the mountain oak
Nods to the ax, till with a groaning ſound
It ſinks, and ſpreads its honours on the ground.
POPE.

grief of Oſſian be, for thou thyſelf art gone. I hear not thy diſtant voice on Cona. My eyes perceive thee not. Often forlorn and dark I ſit at thy tomb; and feel it with my hands. When I think I hear thy voice; it is but the blaſt of the deſart. —— Fingal has long ſince fallen aſleep, the ruler of the war.

Then Gaul and Oſſian ſat with Swaran on the ſoft green banks of Lubar. I touched the harp to pleaſe the king. But gloomy was his brow. He rolled his red eyes towards Lena. The hero mourned his people.

I lifted my eyes to Cromla, and I ſaw the ſon of generous Semo. —— Sad and ſlow he retired from his hill towards the lonely cave of Tura. He ſaw Fingal victorious, and mixed his joy with grief. The ſun is bright on his armour, and Connal ſlowly followed. They ſunk behind the hill, like two pillars of the fire of night; when winds purſue them over the mountain, and the flaming heath reſounds. Beſide a ſtream of roaring foam his cave is in a rock. One tree bends above it; and the ruſhing winds eccho againſt its ſides. Here reſts the chief of Dunſcaich, the ſon of generous Semo. His thoughts are on the batt-

le

le he loſt; and the tear is on his cheek. He mourned the departure of his fame, that fled like the miſt of Cona. O Bragela, thou art too far remote to cheer the ſoul of the hero. But let him ſee thy bright form in his ſoul; that his thoughts may return to the lonely ſun-beam of Dunscaich.

Who comes with the locks of age? It is the ſon of ſongs. Hail, Carril of other times, thy voice is like the harp in the halls of Tura. Thy words are pleaſant, as the ſhower that falls on the fields of the ſun. Carril of the times of old, why comeſt thou from the ſon of the generous Semo?

Oſſian king of ſwords, replied the bard, thou beſt raiſeſt ~~the ſong~~. Long haſt thou been known to Carril, thou ruler of battles. Often have I touched the harp to lovely Evirallin. Thou too haſt often accompanied my voice in Branno's hall of generous ſhells. And often, amidſt our voices, was heard the mildeſt Evirallin. One day ſhe ſung of Cormac's fall, the youth that died for her love. I ſaw the tears on her cheek, and on thine, thou chief of men. Her ſoul was touched for the unhappy, though ſhe loved him not. How fair among a thouſand maids was the daughter of the generous Branno!

Bring not, Carril, I replied, bring not her memory to my mind. My ſoul muſt melt at the remembrance. My eyes muſt have their tears. Pale in the earth is ſhe, the ſoftly-bluſhing fair of my love. But ſit thou on the heath, o Bard, and let us hear thy voice. It is pleaſant, as the gale of ſpring, that ſighs on the hunter's ear; when he wakens from dreams of joy, and has heard the muſic of the ſpirits of the hill.

FINGAL,

AN ANCIENT

EPIC POEM.

BOOK VI.

ARGUMENT to Book VI.

Night comes on. Fingal gives a feaſt to his army, at which Swaran is preſent. The king commands Ullin his bard, to give the ſong of peace; a cuſtom always obſerved at the end of a war. Ullin relates the actions of Trenmor, great grandfather to Fingal, in Scandinavia, and his marriage with Inibaca, the daughter of a king of Lochlin, who was anceſtor to Swaran; which conſideration, together with his being brother to Agandecca, with whom Fingal was in love in his youth, induced the king to releaſe him, and permit him to return, with the remains of his army, into Lochlin, upon his promiſe of never returning to Ireland, in a hoſtile manner. The night is ſpent in ſettling Swaran's departure, in ſongs of bards, and in a converſation, in which the ſtory of Grumal is introduced by Fingal. Morning comes. Swaran departs; Fingal goes on a hunting party, and finding Cuchullin in the cave of Tura, comforts him, and ſets ſail, the next day, for Scotland; which concludes the poem.

FINGAL,

AN ANCIENT EPIC POEM

In six Books.

BOOK VI. (1)

The clouds of night come rolling down, and reſt on Cromla's dark-brown ſteep. The ſtars of the north ariſe over the rolling of the waves of Ullin; they ſhew their heads of fire through the flying miſt of heaven. A diſtant wind roars in the wood; but ſilent and dark is the plain of death.

Still on the darkening Lena aroſe in my ears the tuneful voice of Carril. He ſung of the

---

[1] This book opens with the fourth night, and ends on the morning of the ſixth day. The time of five days, five nights, and a part of the ſixth day is taken up in the poem. The ſcene lies in the heath of Lena, and the mountain Cromla on the coaſt of Ulſter.

the companions of our youth, and the days of former years; when we met on the banks of Lego, and ſent round the joy of the ſhell. Cromla, with its cloudy ſteeps, anſwered to his voice. The ghoſts of thoſe he ſung, came in their ruſtling blaſts. They were ſeen to bend with joy towards the ſound of their praiſe.

Be thy ſoul bleſt, o Carril, in the midſt of thy eddying winds. O that thou would come to my hall, when I am alone by night! —— And thou doſt come, my friend, I hear often thy light hand on my harp; when it hangs on the diſtant wall, and the feeble ſound touches my ear. Why doſt thou not ſpeak to me in my grief, and tell when I ſhall behold my friends? But thou paſſeſt away in thy murmuring blaſt; and thy wind whiſtles through the gray hair of Oſſian.

Now on the ſide of Mora the heroes gathered to the feaſt. A thouſand aged oaks are burning to the wind. —— The ſtrength [2] of of the ſhells goes round. And the ſouls of warriors brighten with joy. But the king of Lochlin is ſilent, and ſorrow reddens in the eyes of his pride. He often turned toward Lena, and remembered that he fell.

---

[2] By the ſtrength of the ſhell is meant the liquor the heroes drunk: of what kind it was, cannot be aſcertained at this diſtance of time. The tranſlator has met with ſeveral ancient poems, that mention wax-lights and wine as common in the halls

Fingal leaned on the ſhield of his fathers. His gray locks ſlowly waved on the wind, and glittered to the beam of night. He ſaw the grief of Swaran, and ſpoke to the firſt of Bards.

Raiſe, Ullin, raiſe the ſong of peace, and ſooth my ſoul after battle, that my ear may forget the noiſe of arms. And let a hundred harps be near, to gladden the king of Lochlin. He muſt depart from us with joy. —— None ever went ſad from Fingal. Oſcar! the lightning of my ſword is againſt the ſtrong in battle: but peaceful it lies by my ſide, when warriors yield in war.

Tren-

---

halls of Fingal. The names of both are borrowed from the Latin, which plainly ſhews, that our anceſtors had them from the Romans, if they had them at all. The Caledonians in their frequent incurſions to the province, might become acquainted with thoſe conveniencies of life, and introduce them into their own country, among the booty which they carried from South-Britain.

Trenmor [3], ſaid the mouth of the ſongs, lived in the days of other years. He bounded over the waves of the north: companion of the ſtorm. The high rocks of the land of Lochlin, and its groves of murmuring ſounds appeared to the hero through the miſt; —— he bound his white-boſomed ſails. —— Trenmor purſued the boar, that roared along the woods of Gormal. Many had fled from its preſence; but the ſpear of Trenmor ſlew it.

Three chiefs, that beheld the deed, told of the mighty ſtranger. They told, that he ſtood like a pillar of fire in the bright arms of his valour. The king of Lochlin prepared the feaſt, and called the blooming Trenmor. Three days he feaſted at Gormal's windy towers; and got his choice in the combat.

The land of Lochlin had no hero, that yielded not to Trenmor. The ſhell of joy went round with ſongs in praiſe of the king of Morven; he that came over the waves, the firſt of mighty men.

Now when the fourth gray morn aroſe, the hero launched his ſhip; and walking along the

---

[3] Trenmor was great grandfather to Fingal. The ſtory is introduced, to facilitate the diſmiſſion of Swaran.

the ſilent ſhore waited for the ruſhing wind. For loud and diſtant he heard the blaſt murmuring in the grove.

Covered over with arms of ſteel, a ſon of the woody Gormal appeared. Red was his cheek and fair his hair. His ſkin like the ſnow of Morven. Mild rolled his blue and ſmiling eye, when he ſpoke to the king of ſwords.

Stay, Trenmor, ſtay thou firſt of men, thou haſt not conquered Lonval's ſon. My ſword has often met the brave. And the wiſe ſhun the ſtrength of my bow.

Thou fair-haired youth, Trenmor replied, I will not fight with Lonval's ſon. Thine arm is feeble, ſun-beam of beauty. Retire to Gormal's dark-brown hinds.

But I will retire, replied the youth, with the ſword of Trenmor; and exſult in the ſound of my fame. The virgins ſhall gather with ſmiles around him who conquered Trenmor. They ſhall ſigh with the ſighs of love, and admire the length of thy ſpear; when I ſhall carry it among thouſands, and lift the glittering point to the ſun.

Thou ſhalt never carry my ſpear, ſaid the angry king of Morven. —— Thy mother ſhall find thee pale on the ſhore of the eccholing Gormal; and, looking over the dark-blue deep, ſee the ſails of him that ſlew her ſon.

I will not lift the ſpear, replied the youth, my arm is not ſtrong with years. But with the feathered dart I have learned to pierce a diſtant foe. Throw down that heavy mail of ſteel; for Trenmor is covered all over. —— I firſt will lay my mail on earth. —— Throw now thy dart, thou king of Morven.

He ſaw the heaving of her breaſt. It was the ſiſter of the king. —— She had ſeen him in the halls of Gormal; and loved his face of youth. —— The ſpear dropt from the hand of Trenmor: he bent his red cheek to the ground, for he had ſeen her like a beam of light, that meets the ſons of the cave, when they reviſit the fields of the ſun, and bend their aching eyes.

Chief of the windy Morven, begun the maid of the arms of ſnow; let me reſt in thy bounding ſhip, far from the love of Corlo.

For

For he, like the thunder of the deſart, is terrible to Inibaca. He loves me in the gloom of his pride, and ſhakes ten thouſand ſpears.

Reſt thou in peace, ſaid the mighty Trenmor, behind the ſhield of my fathers. I will not fly from the chief, though he ſhakes ten thouſand ſpears.

Three days he waited on the ſhore; and ſent his horn abroad. He called Corlo to battle, from all his ecchoing hills. But Corlo came not to battle. The king of Lochlin deſcended. He feaſted on the roaring ſhore; and gave the maid to Trenmor.

King of Lochlin, ſaid Fingal, thy blood flows in the veins of thy foe. Our families met in battle, becauſe they loved the ſtrife of ſpears. But often did they feaſt in the hall, and ſend round the joy of the ſhell. —— Let thy face brighten with gladneſs, and thine ear delight in the harp. Dreadful as the ſtorm of thine ocean, thou haſt poured thy valour forth; thy voice has been like the voice of thouſands, when they engage in battle. Raiſe, to-morrow, thy white ſails to the wind, thou brother of Agandecca. Bright as the beam of noon ſhe comes on my mournful ſoul. I ſaw thy tears for the fair one, and ſpared thee in the halls of Starno; when my ſword was red with ſlaughter, and my eye full of tears for the maid. —— Or doſt thou chuſe the fight? The combat, which thy fathers gave to Trenmor, is thine: that thou mayeſt depart renowned like the ſun ſetting in the weſt.

King of the race of Morven, ſaid the chief of the waves of Lochlin; never will Swaran fight thee, firſt of a thouſand heroes! I ſaw thee in the halls of Starno, and few were thy years beyond my own. —— When ſhall I, ſaid I to my ſoul, lift the ſpear like the noble Fingal? We have fought heretofore, o warrior, on the ſide of the ſhaggy Malmor; after my waves had carried me to thy halls, and the feaſt of a thouſand ſhells was ſpread. Let the bards ſend him, who overcame, to future years, for noble was the ſtrife of heathy Malmor.

But many of the ſhips of Lochlin have loſt their youths on Lena. Take theſe, thou king of Morven, and be the friend of Swaran. And when thy ſons ſhall come to the moſſy towers of Gormal, the feaſt of ſhells ſhall be ſpread, and the combat offered on the vale.

Nor

Nor ſhip, replied the king, ſhall Fingal take, nor land of many hills. The deſart is enough to me, with all its deer and woods. Riſe on thy waves again, thou noble friend of Agandecca. Spread thy white ſails to the beam of the morning, and return to the echoing hills of Gormal.

Bleſt be thy ſoul, thou king of ſhells, ſaid Swaran of the dark brown ſhield. In peace thou art the gale of ſpring. In war the mountain-ſtorm. Take now my hand in friendſhip, thou noble king of Morven. Let thy bards mourn thoſe who fell. Let Erin give the ſons of Lochlin to earth; and raiſe the moſſy ſtones of their fame. That the children of the north hereafter may behold the place where their fathers fought. And ſome hunter may ſay, when he leans on a moſſy tomb, here Fingal and Swaran fought, the heroes of other years. Thus hereafter ſhall he ſay, and our fame ſhall laſt for ever.

Swaran, ſaid the king of the hills, to-day our fame is greateſt. We ſhall paſs away like a dream. No ſound will be in the fields of our battles. Our tombs will be loſt in the heath. The hunter ſhall not know the place of our reſt. Our names may be heard in ſong, but the ſtrength of our arms will ceaſe. O Oſſian, Carril, and Ullin, you know of heroes that are no more. Give us the ſong of other years. Let the night paſs away on the ſound, and morning return with joy.

We gave the ſong to the kings, and a hundred harps accompanied our voice. The face of Swaran brightened like the full moon of heaven, when the clouds vaniſh away, and leave her calm and broad in the midſt of the ſky.

It was then that Fingal ſpoke to Carril the chief of other times. Where is the ſon of Semo; the king of the iſle of miſt? has he retired, like the meteor of death, to the dreary cave of Tura?

Cuchullin, ſaid Carril of other times, lies in the dreary cave of Tura. His hand is on the ſword of his ſtrength. His thoughts on the battle which he loſt. Mournful is the king of ſpears; for he has often been victorious. He ſends the ſword of his war to reſt on the ſide of Fingal. For, like the ſtorm of the deſart, thou haſt ſcattered all his foes. Take, o Fingal, the ſword of the hero; for his fame is departed like miſt, when it flies before the ruſtling wind of the vale.

No: replied the king, Fingal ſhall never take his ſword. His arm is mighty in war; and tell him, his fame ſhall never fail. Many have been overcome in battle, that have ſhone afterwards like the ſun of heaven.

O Swaran, king of the reſounding woods, give all thy grief away. —— The vanquiſhed, if brave, are renowned: they are like the ſun in a cloud, when he hides his face in the ſouth, but looks again on the hills of graſs.

Grumal was a chief of Çona. He fought the battle on every coaſt. His ſoul rejoiced in blood; his ear in the din of arms. He poured his warriors on the ſounding Craca; and Craca's king met him from his grove; for then within the circle of Brumo [*] he ſpoke to the ſtone of power.

Fierce

---

[*] This paſſage alludes to the religion of the king of Craca. See a note on a ſimilar ſubject in the third book, p. 59.

Fierce was the battle of the heroes, for the maid of the breaſt of ſnow. The fame of the daughter of Craca had reached Grumal at the ſtreams of Cona; he vowed to have the white-boſomed maid, or die on the ecchoing Craca. Three days they ſtrove together, and Grumal on the fourth was bound.

Far from his friends they placed him in the horrid circle of Brumo; where often, they ſaid, the ghoſts of the dead howled round the ſtone of their fear. But afterwards he ſhone like a pillar of the light of heaven. They fell by his mighty hand, and Grumal had his fame.

Raiſe, ye bards of other times, raiſe high the praiſe of heroes; that my ſoul may ſettle on their fame; and the mind of Swaran ceaſe to be ſad.

They lay in the heath of Mora; the dark winds ruſtled over the heroes. —— A hundred voices at once aroſe, a hundred harps were ſtrung; they ſung of other times, and the mighty chiefs of former years.

When now ſhall I hear the bard; or rejoice at the fame of my fathers? The harp is not ſtrung

ſtrung on Morven; nor the voice of muſic raiſed on Cona. Dead with the mighty is the bard; and fame is in the deſart no more.

Morning trembles with the beam of the eaſt, and glimmers on gray-headed Cromla. Over Lena is heard the horn of Swaran, and the ſons of the ocean gather around. —— Silent and ſad they mount the wave, and the blaſt of Ullin is behind their ſails. White, as the miſt of Morven, they float along the ſea.

Call, ſaid Fingal, call my dogs, the long-bounding ſons of the chace. Call white-breaſted Bran; and the ſurly ſtrength of Luath. —— Fillan, and Ryno —— but he is not here; my ſon reſts on the bed of death. Fillan and Fergus, blow my horn, that the joy of the chace may ariſe; that the deer of Cromla may hear and ſtart at the lake of roes.

The ſhrill ſound ſpreads along the wood. The ſons of heathy Cromla ariſe. —— A thouſand dogs fly off at once, gray-bounding through the heath. A deer fell by every dog, and three by the white-breaſted Bran. He brought them, in their ſight, to Fingal, that the joy of the king might be great.

One deer fell at the tomb of Ryno; and the grief of Fingal returned. He ſaw how peaceful lay the ſtone of him who was the firſt at the chace. —— No more ſhalt thou riſe, o my ſon, to partake of the feaſt of Cromla. Soon will thy tomb be hid, and the graſs grow rank on thy grave. The ſons of the feeble ſhall paſs over it, and not know that the mighty lie there.

Oſſian and Fillan, ſons of my ſtrength, and Gaul king of the blue ſwords of war, let us aſcend the hill to the cave of Tura, and find the chief of the battles of Erin. —— Are theſe the walls of Tura? gray and lonely they riſe on the heath. The king of ſhells is ſad, and the halls are deſolate; Come let us find the king of ſwords, and give him all our joy. —— But is that Cuchullin, o Fillan, or a pillar of ſmoke on the heath? The wind of Cromla is on my eyes, and I diſtinguiſh not my friend.

Fingal! replied the youth, it is the ſon of Semo. Gloomy and ſad is the hero; his hand is on his ſword. Hail to the ſon of battle, breaker of the ſhields!

Hail to thee, replied Cuchullin, hail to all the ſons of Morven. Delightful is thy preſence, o Fingal, it is like the ſun on Cromla; when the hunter mourns his abſence for a ſeaſon, and ſees him between the clouds. Thy ſons are like ſtars, that attend thy courſe, and give light in the night. It is not thus thou haſt ſeen me, o Fingal, returning from the wars of the deſart; when the kings of the world [*] had fled, and joy returned to the hill of hinds.

Many are thy words, Cuchullin, ſaid Connan [†] of ſmall renown. Thy words are many, ny, ſon of Semo: but where are thy deeds in arms? Why did we come over the ocean, to aid thy feeble ſword? Thou flyeſt to thy cave of ſorrow, and Connan fights thy battles: Reſign to me theſe arms of light; yield them, thou ſon of Erin.

---

[*] This is the only paſſage in the poem, wherein the wars of Fingal againſt the Romans are alluded to. —— The Roman emperor is diſtinguiſhed in old compoſitions by the title of *king of the world.*

[†] Connan was of the family of Morni. He is mentioned in ſeveral other poems, and always appears with the ſame character. The poet paſſed him over in ſilence till now, and his behaviour here deſerves no better uſage.

No hero, replied the chief, ever ſought the arms of Cuchullin; and had a thouſand heroes ſought them, it were in vain, thou gloomy youth. I fled not to the cave of ſorrow, as long as Erin's warriors lived.

Youth of the feeble arm, ſaid Fingal, Connan ſay no more. Cuchullin is renowned in battle, and terrible over the deſart. Often have I heard thy fame, thou ſtormy chief of Innisfail. Spread now thy white ſails for the iſle of miſt, and ſee Bragela leaning on her rock. Her tender eye is in tears, and the winds lift her long hair from her heaving breaſt. She liſtens to the winds of night, to hear the voice of thy rowers [*]; to hear the ſong of the ſea, and the ſound of thy diſtant harp.

And

---

[*] The practice of ſinging when they row, is univerſal among the inhabitants of the north-weſt coaſt of Scotland and the iſles. It deceives time, and inſpirits the rowers.

And long ſhall ſhe liſten in vain; Cuchullin ſhall never return. How can I behold Bragela to raiſe the ſigh of her breaſt? Fingal, I was always victorious in the battles of other ſpears!

And hereafter thou ſhalt be victorious, ſaid Fingal king of ſhells. The fame of Cuchullin ſhall grow like the branchy tree of Cromla. Many battles await thee, o chief, and many ſhall be the wounds of thy hand. Bring hither, Oſcar, the deer, and prepare the feaſt of ſhells? that our ſouls may rejoice after danger, and our friends delight in our preſence.

We ſat, we feaſted, and we ſung. The ſoul of Cuchullin roſe. The ſtrength of his arm returned; and gladneſs brightened on his face. Ullin gave the ſong, and Carril raiſed the voice. I, often, joined the bards, and ſung of battles of the ſpear. —— Battles! where I often fought; but now I fight no more. The fame of my former actions is ceaſed; and I ſit forlorn at the tombs of my friends.

Thus they paſſed the night in the ſong, and brought back the morning with joy. Fingal

gal aroſe on the heath, and ſhook his glittering ſpear in his hand. —— He moved firſt toward the plains of Lena, and we followed like a ridge of fire. Spread the ſail, ſaid the king of Morven, and catch the winds that pour from Lena. —— We roſe on the wave with ſongs, and ruſhed, with joy, through the foam of the ocean [*].

---

[*] It is allowed by the beſt Critics, that an epic poem ought to end happily. This rule, in its moſt material circumſtances, is obſerved by the three moſt deſervedly celebrated poets, Homer, Virgil, and Milton; yet, I know not how it happens, the concluſions of their poems throw a melancholy damp on the mind. One leaves his reader at a funeral; another at the untimely death of a hero; and the third in the ſolitary ſcenes of an unpeopled world.

Ὡς οἵγ᾽ ἀμφίεπον τάφον Ἕκτορος ἱπποδάμοιο.
HOMER.

Such honours Ilion to her hero paid,
And peaceful ſlept the mighty Hector's ſhade.
POPE.

—— *Ferrum adverſo ſub pectore condit*
Fervidus. Aſt illi ſolvuntur frigore membra,
Vitaque cum gemitu fugit indignata ſub umbras.
VIRGIL.

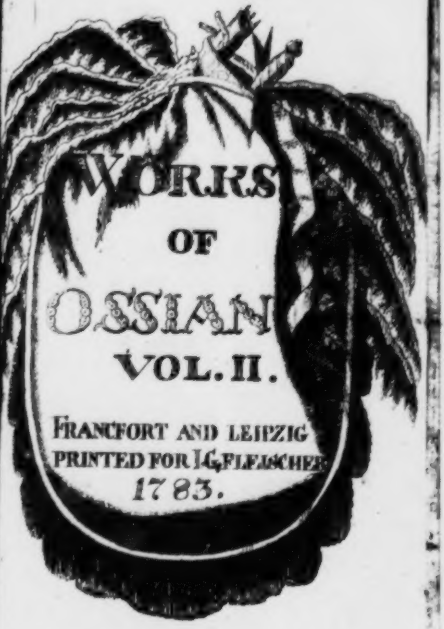
He

He raiſ'd his arm aloft; and at the word
Deep in his boſom drove the ſhining ſword.
The ſtreaming blood diſtain'd his arms around,
And the diſdainful ſoul came ruſhing thro' the wound.

DRYDEN.

They, hand in hand, with wand'ring ſteps and ſlow,
Through Eden took their ſolitary way.

MILTON.



WORKS

OF

OSSIAN

VOL. II.

FRANCFORT AND LEIPZIG
PRINTED FOR I. G. FLEISCHER
1783.

COMALA:

A
DRAMATIC POEM *).

THE PERSONS.

Fingal. Melilcoma, } daughters
Hidallan. Dersagrena, } of Morni.
Comala. Bards.

Dersagrena.

The chace is over. — No noiſe on Ardven, but the torrent's roar! — Daughter of Morni, come from *Crona's banks. Lay down

---

*) This poem is valuable on account of the light, it throws on the antiquity of Oſſian's compoſitions. The Caracul mentioned here is the ſame with Caracalla the ſon of Severus, who in the year

down the bow, and take the harp. Let the night come on with ſongs, and our joy be great on Ardven.

MELIL-

211 commanded an expedition againſt the Caledonians. — The variety of the meaſure ſhews, that the poem was originally ſet to muſic, and perhaps preſented before the chiefs upon ſolemn occaſions. — Tradition has handed down the ſtory more complete, than it is in the poem. — "Comala, the daughter of Sarno king of Iniſtore or Orkney iſlands, fell in love with Fingal the ſon of Comhal, at a feaſt, to which her father had invited him, [Fingal, B. III.] upon his return from Lochlin, after the death of Agandecca. Her paſſion was ſo violent, that ſhe followed him, diſguiſed like a youth, who wanted to be employed in his wars. She was ſoon diſcovered by Hidallan the ſon of Lamor, one of Fingal's heroes; whoſe love ſhe had ſlighted ſome time before. — Her romantic paſſion and beauty recommended her ſo much to the king, that he had reſolved to make her his wife; when news was brought him of Caracul's expedition. He marched to ſtop the progreſs of the enemy, and Comala attended him. —— He left her on a hill, within ſight of Caracul's army, when he himſelf went to battle. having previouſly promiſed,

MELILCOMA *).

And night comes on, thou blue-eyed maid, gray night grows dim along the plain. I ſaw a deer at Crona's ſtream; a moſſy bank he ſeemed through the gloom, but ſoon he bounded away. A meteor played round his branchy horns; and the awful faces **) of other times looked from the clouds of Crona.

DERSAGRENA ***).

Theſe are the ſigns of Fingal's death. —— The king of ſhields is fallen! —— and Caracul prevails. Riſe, Comala ****), from thy rocks; daughter of Sarno, riſe in tears. The youth of thy love is low, and his ghoſt is already on our hills.

MELIL-

---

miſed, if he ſurvived, to return that night." The ſequel of the ſtory may be gathered from the poem itſelf.

*) Melilcoma, — *ſoft-rolling eye.*

**) *Apparent diræ facies, inimicaque Trojæ*
Numina magna deûm. VIRG.
—————— dreadful ſounds I hear,
And the dire forms of hoſtile gods appear.
DRYDEN.

***) Derſagrena, *the brightneſs of a ſun-beam.*

****) Comala, *the maid of the pleaſant brow.*

MELILCOMA.

There Comala ſits forlorn! two gray dogs near ſhake their rough ears, and catch the flying breeze. Her red cheek reſts on her arm, and the mountain wind is in her hair. She turns her blue-rolling eyes towards the fields of his promiſe. —— Where art thou, o Fingal, for the night is gathering around?

COMALA.

O CARUN *) of the ſtreams! why do I behold thy waters rolling in blood? Has the noiſe of the battle been heard on thy banks; and ſleeps the king of Morven? —— Riſe, moon, thou daughter of the ſky! look from between thy clouds, that I may behold the light

---

*) Carun or Cara'on, *a winding river.* — This river retains ſtill the name of Carron, and falls into the Forth, ſome miles to the North of Falkirk.

> —— *Gentesque alias cum pelleret armis*
> *Sedibus, aut victas vilem ſervaret in uſum*
> *Servitii, hic contenta ſuos defendere ſines*
> *Roma ſecurigeris praetendit moenia Scotis:*
> *Hic ſpe progreſſus poſita, Caronis ad undam*
> *Terminus Auſonii ſignat divortia regni.*
>
> BUCHANAN.

light of his ſteel, on the field, of his promiſe. — Or rather let the meteor, that lights our departed fathers through the night, come, with its red light, to ſhew me the way to my fallen hero. Who will defend me from ſorrow? Who from the love of Hidallan? Long ſhall Comala look, before ſhe can behold Fingal in the midſt of his hoſt; bright as the beam of the morning in the cloud of an early ſhower.

HIDALLAN.

Roll, thou miſt of gloomy Crona,[*] roll on the path of the hunter. Hide his ſteps from mine eyes, and let me remember my friend no more. The bands of battle are ſcattered, and no crowding ſteps are round the noiſe of his ſteel. O Carun, roll thy ſtreams of blood, for the chief of the people fell.

---

*) Hidallan was ſent by Fingal, to give notice to Comala of his return; he, to revenge himſelf on her, for ſlighting his love ſome time before, told her that the king was killed in battle. He even pretended that he carried his body from the field, to be buried in her preſence; and this circumſtance makes it probable, that the poem was preſented of old.

COMALA.

Who fell on Carun's graſſy banks, ſon of the cloudy night? Was he white as the ſnow of Ardven? Blooming as the bow of the ſhower? Was his hair like the miſt of the hill, ſoft and curling in the day of the ſun? Was he like the thunder of heaven in battle? Fleet as the roe of the deſart?

HIDALLAN.

O that I might behold his love, fair-leaning from her rock! Her red eye dim in tears, and her bluſhing cheek half-hid in her locks! Blow, thou gentle breeze, and lift the heavy locks of the maid, that I may behold her white arm, and lovely cheek of her ſorrow!

COMALA.

And is the ſon of Comhal fallen, chief of the mournful tale? The thunder rolls on the hill! —— The lightening flies on wings of fire! But they frighten not Comala; for her Fingal fell. Say, chief of the mournful tale, fell the breaker of ſhields?

HIDALLAN.

The nations are ſcattered on their hills; for they ſhall hear the voice of the chief no more.

COMALA.

Confuſion purſue thee over thy plains; and deſtruction overtake thee, thou king of the world. Few be thy ſteps to thy grave; and let one virgin mourn thee. Let her be, like Comala, tearful in the days of her youth. — Why haſt thou told me, Hidallan, that my hero fell? I might have hoped a little while his return, and have thought I ſaw him on the diſtant rock; a tree might have deceived me with his appearance; and the wind of the hill been the ſound of his horn in mine ear. O that I were on the banks of Carun! that my tears might be warm on his cheek!

HIDALLAN.

He lies not on the banks of Carun: on Ardven heroes raiſe his tomb. Look on them, o moon, from thy clouds; be thy beam bright on his breaſt, that Comala may behold him in the light of his armour.

COMALA.

Stop, ye ſons of the grave, till I behold my love. He left me at the chace alone. I knew not, that he went to war. He ſaid, he would return with the night; and the king of Morven is returned. Why didſt thou not tell me, that he would fall, o trembling ſon of the rock *)! Thou haſt ſeen him in the blood of his youth, but thou didſt not tell Comala!

Melilcoma.

What ſound is that on Ardven? Who is that bright in the vale? Who comes like the ſtrength of rivers, when their crowded waters glitter to the moon?

Comala.

Who is it but the foe of Comala, the ſon of the king of the world! Ghoſt of Fingal! do thou, from thy cloud, direct Comala's bow. Let him fall like the hart of the deſart. —— It is Fingal in the crowd of his ghoſts. —— Why doſt thou come, my love, to frighten and pleaſe my ſoul?

Fingal.

Raiſe, ye bards of the ſong, the wars of the ſtreamy Carun. Caracul has fled from my arms

---

*) By *ſon of the rock* ſhe means a druid. It is probable, that ſome of the order of the druids remained as late as the beginning of the reign of Fingal; and that Comála had conſulted one of them, concerning the event of the war with Caracul.

arms along the fields of his pride. He ſets far diſtant, like a meteor that incloſes a ſpirit of night, when the winds drive it over the heath, and the dark woods are gleaming around.

I heard a voice like the breeze of my hills. Is it the huntreſs of Galmal, the white-handed daughter of Sarno? Look from thy rocks *), my love; and let me hear the voice of Comala.

COMALA.

Take me to the cave of thy reſt, o lovely ſon of death! ——

FINGAL.

Come to the cave of my reſt. —— The ſtorm is over **), and the ſun is on our fields. Come to the cave of my reſt, huntreſs of ecchoing Cona.

COMALA.

He is returned with his fame; I feel the right hand of his battles. —— But I muſt reſt

---

*) O my dove, *that art* in the clefts of the rock, in the ſecret *places* of the ſtairs, let me ſee thy countenance, let me hear thy voice.

SOLOMON's Song.

**) The winter is paſt, the rain is over and gone.

SOLOMON's Song.

reſt beſide the rock, till my ſoul ſettles from fear. —— Let the harp be near; and raiſe the ſong, ye daughters of Morni.

DERSAGRENA.

Comala has ſlain three deer on Ardven, and the fire aſcends on the rock; go to the feaſt of Comala, king of the woody Morven!

FINGAL.

Raiſe, ye ſons of ſong, the wars of the ſtreamy Carun; that my white-handed maid may rejoice: while I behold the feaſt of my love.

BARDS.

Roll, ſtreamy Carun, roll in joy; the ſons of battle fled. The ſteed is not ſeen on our fields; and the wings *) of their pride ſpread in other lands. The ſun will now riſe in peace, and the ſhadows deſcend in joy. The voice of the chace will be heard; and the ſhields hang in the hall. Our delight will be in the war of the ocean, and our hands be red in the blood of Lochlin. Roll, ſtreamy Carun, roll in joy, the ſons of battle fled.

MELIL-

---

*) Perhaps the poet alludes to the Roman eagle.

MELILCOMA.

Deſcend, ye light miſts from high; ye moon-beams, lift her ſoul. —— Pale lies the maid at the rock! Comala is no more!

FINGAL.

Is the daughter of Sarno dead; the white-boſomed maid of my love? Meet me, Comala, on my heaths, when I ſit alone at the ſtreams of my hills.

HIDALLAN.

Ceaſed the voice of the huntreſs*of Galmal? Why did I trouble the ſoul of the maid? When ſhall I ſee thee, with joy, in the chace of the dark-brown hinds?

FINGAL.

Youth of the gloomy brow! no more ſhalt thou feaſt in my halls. Thou ſhalt not purſue my chace, and my foes ſhall not fall by thy ſword *). —— Lead me to the place of her reſt, that I may behold her beauty. —— Pale ſhe lies at the rock, and the cold winds lift her hair. Her bow-ſtring ſounds in the blaſt,

---

*) The ſequel of the ſtory of Hidallan is introduced, as an epiſode, in the poem which immediately follows in this collection.

blaſt, and her arrow was broken in her fall. Raiſe the praiſe of the daughter of Sarno, and give her name to the wind of the hills.

BARDS.

See! meteors roll around the maid; and moon-beams lift her ſoul! Around her, from their clouds, bend the awful faces of her fathers; Sarno *) of the gloomy brow; and the red-rolling eyes of Fidallan. When ſhall thy white hand ariſe, and thy voice be heard on our rocks? The maids ſhall ſeek thee on the heath, but they will not find thee. Thou ſhalt come, at times, to their dreams, and ſettle peace in their ſoul. Thy voice ſhall remain in their ears **), and they ſhall think with joy on the dreams of their reſt. Meteors roll around the maid, and moon-beams lift her ſoul!

---

*) Sarno the father of Comala died ſoon after the flight of his daughter. —— Fidallan was the firſt king that reigned in Iniſtore.

**) The angel ended, and in Adam's ear
So charming left his voice, that he a while
Thought him ſtill ſpeaking, ſtill ſtood fix'd to hear.
MILTON.

THE

THE
WAR OF CAROS *):
A POEM.

Bring, daughter of Toſcar, bring the harp; the light of the ſong riſes in Oſſian's ſoul. It is like the field, when darkneſs covers the hills around, and the ſhadow grows ſlowly on the plain of the ſun.

I be-

---

*) Caros is probably the noted uſurper Carauſius, by birth a Menapian, who aſſumed the purple in the year 284; and, ſeizing on Britain, defeated the emperor Maximian Herculius in ſeveral naval engagements, which gives propriety to his being called in this poem *the king of ſhips.* — He repaired Agricola's wall, in order to obſtruct the incurſions of the Caledonians; and when he was employed in that work, it appears he was attacked by a party under the command of Oſcar the ſon of Oſſian. This battle is the foundation of the preſent poem, which is addreſſed to Malvina the daughter of Toſcar.

I behold my ſon, o Malvina, near the moſſy rock of Crona *); but it is the miſt **) of the deſart tinged with the beam of the weſt. Lovely is the miſt that aſſumes the form of Oſcar! turn from it, ye winds, when ye roar on the ſide of Ardven.

Who comes towards my ſon, with the murmur of a ſong? His ſtaff is in his hand, his gray hair looſe on the wind. Surly joy lightens his face; and he often looks back to Caros. It is Ryno ***) of the ſong, he that went to view the foe.

What does Caros king of ſhips? ſaid the ſon of the now mournful Oſſian: ſpreads he the wings ****) of his pride, bard of the times of old?

He

---

*) Crona is the name of a ſmall ſtream, which runs into the Carron. On its banks is the ſcene of the preceding dramatic poem.

**) Who *is* this that cometh out of the wilderneſs, like pillars of ſmoke? SOLOMON'S Song.

***) Ryno is often mentioned in the ancient poetry. —— He ſeems to have been a bard of the firſt rank, in the days of Fingal.

****) The Roman eagle.

He ſpreads them, Oſcar, replied the bard, but it is behind his gathered heap *). He looks over his ſtones with fear, and beholds thee terrible, as the ghoſt of night that rolls the wave to his ſhips.

Go, thou firſt of my bards, ſays Oſcar, and take the ſpear of Fingal. Fix a flame on its point, and ſhake it to the winds of heaven. Bid him, in ſongs, to advance, and leave the rolling of his wave. Tell to Caros, that I long for battle; and that my bow is weary of the chace of Cona. Tell him the mighty are not here; and that my arm is young.

He went with the ſound of his ſong. Oſcar reared his voice on high. It reached his heroes on Ardven, like the noiſe of a cave **); when the ſea of Togorma rolls before it; and its trees meet the roaring winds. —— They gather round my ſon, like the ſtreams of the hill; when, after rain, they roll in the pride of their courſe.

Ryno came to the mighty Caros, and ſtruck his flaming ſpear. Come to the battle of of Oſcar, o thou that ſitteſt on the rolling of waters. Fingal is diſtant far; he hears the ſongs of his bards in Morven: and the wind of his hall is in his hair. His terrible ſpear is at his ſide; and his ſhield that is like that darkened moon. Come to the battle of Oſcar; the hero is alone.

---

*) Agricola's wall which Carauſius repaired.

**) —— As when the hollow rocks retain
The ſound of bluſtering winds. — MILTON.

He came not over the ſtreamy Carun *); the bard returned with his ſong. Gray night grows dim on Crona. The feaſt of ſhells is ſpread. A hundred oaks burn to the wind, and faint light gleams over the heath. The ghoſts of Ardven paſs through the beam, and ſhew their dim and diſtant forms. Comala **) is half unſeen on her meteor; and Hidallan is ſullen and dim, like darkened moon behind the miſt of night.

Why art thou ſad? ſaid Ryno; for he alone beheld the chief. Why art thou ſad, Hidallan, haſt thou not received thy fame?

The

---

*) The river Carron.

**) This is the ſcene of Comala's death, which is the ſubject of the dramatic poem. —— The poet mentions her in this place, in order to introduce the ſequel of Hidallan's ſtory, who, on account of her death, had been expelled from the wars of Fingal.

The ſongs of Oſſian have been heard, and thy ghoſt has brightened in the wind, when thou didſt bend from thy cloud, to hear the ſong of Morven's bard.

And do thine eyes behold the hero, ſaid Oſcar, like the dim meteor of night? Say, Ryno, ſay, how fell the chief that was ſo renowned in the days of our fathers? —— His name remains on the rocks of Cona; and I have often ſeen the ſtreams of his hills.

Fingal, replied the bard, had driven Hidallan from his wars. The king's ſoul was ſad for Comala, and his eyes could not behold Hidallan.

Lonely, ſad, along the heath, he ſlowly moved with ſilent ſteps. His arms hang diſordered on his ſide. His hair flies looſe from his helmet. The tear is in his down-caſt eyes; and the ſigh half ſilent in his breaſt.

Three days he ſtrayed unſeen, alone, before he came to Lamor's halls: the moſſy halls of his fathers, at the ſtream of Balva *). ——

There

---

*) This is perhaps that ſmall ſtream, ſtill retaining the name of Balva, which runs through the romantic valley of Glentivar in Stirlingſhire. Balva ſignifies *a ſilent ſtream*; and Glentivar, *the ſequeſtered vale*.

There Lamor ſat alone beneath a tree; for he had ſent his people with Hidallan to war. The ſtream ran at his feet, and his gray head reſted on his ſtaff. Sightleſs are his aged eyes. He hums the ſong of other times. —— The noiſe of Hidallan's feet came to his ear: he knew the tread of his ſon.

Is the ſon of Lamor returned; or is it the ſound of his ghoſt? Haſt thou fallen on the banks of Carun, ſon of the aged Lamor? Or, if I hear the ſound of Hidallan's feet; where are the mighty in war? where are my people, Hidallan, that were wont to return with their ecchoing ſhields? —— Have they fallen on the banks of Carun?

No: replied the ſighing youth, the people of Lamor live. They are renowned in battle, my father; but Hidallan is renowned no more. I muſt ſit alone on the banks of Balva, when the roar of the battle grows.

But thy fathers never ſat alone, replied the riſing pride of Lamor; they never ſat alone on the banks of Balva, when the roar of battle roſe. —— Doſt thou not behold that tomb? Mine eyes diſcern it not: there reſts the noble Garmállon, who never fled from war. —— Come, me, thou renowned in battle, he ſays, come to thy father's tomb. —— How am I renowned, Garmállon; for my ſon has fled from war?

King of the ſtreamy Balva! ſaid Hidallan with a ſigh, why doſt thou torment my ſoul? Lamor, I never feared. —— Fingal was ſad for Comala, and denied his wars to Hidallan: Go to the gray ſtreams of thy land, he ſaid, and moulder like a leafleſs oak, which the winds have bent over Balva, never more to grow.

And muſt I hear, Lamor replied, the lonely tread of Hidallan's feet? When thouſands are renowned in battle, ſhall he bend over my gray ſtreams? Spirit of the noble Garmállon! carry Lamor to his place; his eyes are dark; his ſoul is ſad: and his ſon has loſt his fame.

Where, ſaid the youth, ſhall I ſearch for fame, to gladden the ſoul of Lamor? From whence ſhall I return with renown, that the ſound of my arms may be pleaſant in his ear? —— If I go to the chace of hinds, my name will not be heard. —— Lamor will not feel my dogs, with his hands, glad at my arrival from the hill. He will not enquire of his mountains, or of the dark-brown deer of his deſarts.

I muſt fall, ſaid Lamor, like a leafleſs oak: it grew on a rock, but the winds have overturned it. —— My ghoſt will be ſeen on my hills, mournful for my young Hidallan. Will not ye, ye miſts, as ye riſe, hide him from my ſight? —— My ſon! — go to Lamor's hall: there the arms of our fathers hang. —— Bring the ſword of Garmállon; — he took it from a foe.

He went and brought the ſword with all its ſtudded thongs. —— He gave it to his father. The gray-haired hero felt the point with his hand. ——

My ſon! — lead me to Garmállon's tomb: it riſes beſide that ruſtling tree. The long graſs is withered; —— I heard the breeze whiſtling there. —— A little fountain murmurs near, and ſends its water to Balva. There let me reſt; it is noon, and the ſun is on our fields.

He led him to Garmállon's tomb. Lamor pierced the ſide of his ſon. —— They ſleep together; and their ancient halls moulder on Balva's banks. —— Ghoſts are ſeen there at noon: the valley is ſilent, and the people ſhun the place of Lamor.

Mournful is thy tale, ſaid Oſcar, ſon of the times of old! —— My ſoul ſighs for Hidal-

Hidallan; he fell in the days of his youth. He flies on the deſart, and his wandering is in a foreign land. ——

Sons of the ecchoing Morven! draw near to the foes of Fingal. Send the night away in ſongs; and watch the ſtrength of Caros. Oſcar goes to the people of other times; to the ſhades of ſilent Ardven; where his fathers ſit dim in their clouds, and behold the future war. —— And art thou there, Hidallan, like a half-extinguiſhed meteor? Come to my ſight, in thy ſorrow, chief of the roaring Balva!

The heroes move with their ſongs. —— Oſcar ſlowly aſcends the hill. —— The meteors of night are ſetting on the heath before him. A diſtant torrent faintly roars. —— Unfrequent blaſts ruſh through aged oaks. The half-enlightened moon ſinks dim and red behind her hill —— Feeble voices are heard on the heath. —— Oſcar drew his ſword.

Come, ſaid the hero, o ye ghoſts of my fathers! ye that fought againſt the kings of the world! —— Tell me the deeds of future times; and your diſcourſe in your caves; when you talk together, and behold your ſons in the fields of the valiant.

Trenmor came, from his hill, at the voice of his mighty ſon. —— A cloud, like the ſteed of the ſtranger, ſupported his airy limbs. His robe is of the miſt of Lano, that brings death to the people. His ſword is a meteor half-extinguiſhed. His face is without form, and dark. He ſighed thrice over the hero; and thrice the winds of the night roared around. Many were his words to Oſcar: but they only came by halves to our ears: they were dark as the tales of other times, before the light of the ſong aroſe. He ſlowly vaniſhed, like a miſt that melts on the ſunny hill.

It was then, o daughter of Toſcar, my ſon begun firſt to be ſad. He foreſaw the fall of his race; and at times, he was thoughtful and dark, like the ſun *) when he carries a cloud on his face; but he looks afterwards on the hills of Cona.

Oſcar paſſed the night among his fathers, gray morning met him on the banks of Carun.

A green vale ſurrounded a tomb, which aroſe in the times of old. Little hills lift their head at a diſtance; and ſtretch their old trees to the wind. The warriors of Caros ſat there,

for

---

*) —— *caput obſcura nitidum ferrugine texit.*

VIRG.

for they had paſſed the ſtream by night. They appeared, like the trunks of aged pines, to the pale light of the morning.

Oſcar ſtood at the tomb, and raiſed thrice his terrible voice. The rocking hills echoed around: the ſtartling roes bounded away. And the trembling ghoſts of the dead fled, ſhrieking on their clouds. So terrible was the voice of my ſon, when he called his friends.

A thouſand ſpears roſe around; the people of Caros roſe. —— Why, daughter of Toſcar, why that tear? My ſon, though alone, is brave. Oſcar is like a beam of the ſky; he turns around and the people fall. His hand is like the arm of a ghoſt, when he ſtretches it from a cloud: the reſt of his thin form is unſeen: but the people die in the vale.

My ſon beheld the approach of the foe; and he ſtood in the ſilent darkneſs of his ſtrength. —— "Am I alone, ſaid Oſcar, in the midſt of a thouſand foes? —— Many a ſpear is there! —— many a darkly-rolling eye! —— Shall I fly to Ardven? —— But did my fathers ever fly! —— The mark of their arm is in a thouſand battles. —— Oſcar too will be renowned. —— Come, ye dim ghoſts of my fathers, and behold my deeds in war! —— I may fall; but I will be renowned like the race of the ecchoing Morven *)."

He ſtood dilated in his place, like a flood ſwelling in a narrow vale. The battle came, but they fell: bloody was the ſword of Oſcar. —— The noiſe reached his people at Crona; they came like a hundred ſtreams. The warriors of Caros fled, and Oſcar remained like a rock left by the ebbing ſea.

---

*) This paſſage is very like the ſoliloquy of Ulyſſes upon a ſimilar occaſion.

Ὤμοι ἐγὼ, τί πάθω; μέγα μὲν κακὸν
αἴκε φέβωμαι,
Πληθὺν ταρβήσας· τὸ δὲ ῥίγιον αἴκεν ἁλώω
Μοῦνος· &c. HOM. Il. 11.

What farther ſubterfuge, what hopes remain?
What ſhame, inglorious if I quit the plain?
What danger, ſingly if I ſtand the ground,
My friends all ſcatter'd, all the foes around?
Yet wherefore doubtful? let this truth ſuffice;
The brave meets danger, and the coward flies:
To die or conquer proves a hero's heart
And knowing this, I know a ſoldier's part.

POPE.

Now dark and deep, with all his ſteeds, Caros rolled his might along: the little ſtreams are loſt in his courſe; and the earth is rocking round. —— Battle ſpreads from wing to wing: ten thouſand ſwords gleam at once in the ſky. — But why ſhould Oſſian ſing of battles? — For never more ſhall my ſteel ſhine in war. I remember the days of my youth with ſorrow; when I feel the weakneſs of my arm. Happy are they who fell in their youth, in the midſt of their renown! — They have not beheld the tombs of their friends: or failed to bend the bow of their ſtrength. —— Happy art thou, o Oſcar, in the midſt of thy ruſhing blaſt. Thou often goeſt to the fields of thy fame, where Caros fled from thy lifted ſwords.

Darkneſs comes on my ſoul, o fair daughter of Toſcar, I behold not the form of my ſon at Carun: nor the figure of Oſcar on Crona. The ruſtling winds have carried him far away; and the heart of his father is ſad.

But lead me, o Malvina, to the ſound of my woods, and the roar of my mountain-ſtreams Let the chace be heard on Cona; that I may think on the days of other years. — And bring me the harp, o maid, that I may touch it, when the light of my ſoul ſhall ariſe. — Be thou near, to learn the ſong; and future times ſhall hear of Oſſian.

The ſons of the feeble hereafter will lift the voice on Cona, and, looking up to the rocks, ſay, "Here Oſſian dwelt." They ſhall admire the chiefs of old, and the race that are no more: while we ride on our clouds, Malvina, on the wings of the roaring winds. Our voices ſhall be heard, at times, in the deſart; and we ſhall ſing on the winds of the rock.

THE WAR OF INIS-THONA *): A POEM.

Our youth is like the dream of the hunter on the hill of heath. He ſleeps in the mild beams of the ſun; but he awakes amidſt a ſtorm; the red lightning flies around: and the trees ſhake their heads to the wind. He looks back with joy on the day of the ſun, and the pleaſant dreams of his reſt!

When

---

*) Inis-thona, i. e. *the iſland of waves*, was a country of Scandinavia, ſubject to its own king, but depending upon the kingdom of Lochlin. — This poem is an epiſode introduced in a great work compoſed by Oſſian, in which the actions of his friends, and his beloved ſon Oſcar, were interwoven. —— The work itſelf is loſt, but ſome epiſodes, and the ſtory of the poem, are handed down by tradition. There are ſome now living, who, in their youth, have heard the whole repeated.

When ſhall Oſſian's youth return, or his ear delight in the ſound of arms? When ſhall I, like Oſcar, travel *) in the light of my ſteel? — Come, with your ſtreams, ye hills of Cona, and liſten to the voice of Oſſian! The ſong riſes, like the ſun, in my ſoul; and my heart feels the joys of other times.

I behold my towers, o Selma! and the oaks of thy ſhaded wall: — thy ſtreams ſound in my ear; thy heroes gather round. Fingal ſits in the midſt; and leans on the ſhield of Trenmor: — his ſpear ſtands againſt the wall; he liſtens to the ſong of his bards. — The deeds of his arm are heard; and the actions of the king in his youth.

Oſcar had returned from the chace, and heard the hero's praiſe. — He took the ſhield of Branno **) from the wall; his eyes were filled

---

*) Travelling in the greatneſs of his ſtrength.
ISAIAH lxiii. 1.

**) This is Branno, the father of Everallin, and grandfather to Oſcar; he was of Iriſh extraction, and lord of the country round the lake of Lego. — His great actions are handed down by tradition, and his hoſpitality has paſſed into a proverb filled with tears. Red was the cheek of youth. His voice was trembling low. My ſpear ſhook its bright head in his hand: he ſpoke to Morven's king.

Fingal! thou king of heroes! Oſſian, next to him in war! ye have fought the battle in your youth; your names are renowned in ſong. — Oſcar is like the miſt of Cona: I appear and vaniſh. —— The bard will not know my name. —— The hunter will not ſearch in the heath for my tomb. Let me fight, o heroes, in the battles of Inis-thona. Diſtant is the land of my war! —— ye ſhall not hear of Oſcar's fall. —— Some bard may find me there, and give my name to the ſong. —— The daughter of the ſtranger ſhall ſee my tomb, and weep over the youth that came from afar. The bard ſhall ſay, at the feaſt, hear the ſong of Oſcar from the diſtant land.

Oſcar, replied the king of Morven; thou ſhalt fight, ſon of my fame! —— Prepare my dark-boſomed ſhip, to carry my hero to Inis-thona. Son of my ſon, regard our fame; —— for thou art of the race of renown. Let not the children of ſtrangers ſay, feeble are the ſons of Morven! —— Be thou, in battle, like the roaring ſtorm: mild as the evening ſun in peace. —— Tell, Oſcar, to Inis-thona's king, that Fingal remembers his youth; when we ſtrove in the combat together in the days of Agandecca.

They lifted up the ſounding ſail; the wind whiſtled through the thongs *) of their maſts. Waves laſhed the oozy rocks: the ſtrength of ocean roared. —— My ſon beheld, from the wave, the land of groves. He ruſhed into the echoing bay of Runa; and ſent his ſword to Annir king of ſpears.

The gray haired hero roſe, when he ſaw the ſword of Fingal. His eyes were full of tears, and he remembered the battles of their youth. Twice they lifted the ſpear before the lovely Agandecca: heroes ſtood far diſtant, as if two ghoſts contended.

But now, begun the king, I am old; the ſword lies uſeleſs in my hall. Thou who art of Morven's race! Annir has been in the ſtrife of ſpears; but he is pale and withered now, like the oak of Lano. I have no ſon to meet thee with joy, or to carry thee to the halls of his fathers. Argon is pale in the tomb, and

---

*) Leather-thongs were uſed in Oſſian's time, inſtead of ropes.

Ruro is no more. —— My daughter is in the hall of ſtrangers, and longs to behold my tomb. — Her ſpouſe ſhakes ten thouſand ſpears; and comes *) like a cloud of death from Leno. —— Come thou, to ſhare the feaſt of Annir, ſon of ecchoing Morven.

Three days they feaſted together; on the fourth Annir heard the name of Oſcar **). — They

---

*) Cormalo had reſolved on a war againſt his father-in-law, Annir king of Inis-thona, in order to deprive him of his kingdom: the injuſtice of his deſigns was ſo much reſented by Fingal, that he ſent his grandſon, Oſcar, to the aſſiſtance of Annir. Both armies came ſoon to a battle, in which the conduct and valour of Oſcar obtained a complete victory. An end was put to the war by the death of Cormalo, who fell in a ſingle combat, by Oſcar's hand. —— Thus is the ſtory delivered down by tradition; though the poet, to raiſe the character of his ſon, makes Oſcar himſelf propoſe the expedition.

**) It was thought, in thoſe days of heroiſm, an infringement upon the laws of hoſpitality, to aſk the name of a ſtranger, before he had feaſted three days in the great hall of the family. *He*

They rejoiced in the ſhell*); and purſued the boars of Runa.

Beſide the fount of moſſy ſtones, the weary heroes reſt. The tear ſteals in ſecret from Annir: and he broke the riſing ſigh. —— Here darkly reſt, the hero ſaid, the children of my youth. —— This ſtone is the tomb of Ruro: that tree ſounds over the grave of Argon. Do ye hear my voice, o my ſons, within your narrow houſe? Or do ye ſpeak in theſe ruſtling leaves, when the winds of the deſart riſe?

King of Inis-thona, ſaid Oſcar, how fell the children of youth? The wild boar often ruſhes over their tombs, but he does not diſturb the hunters. They purſue deer **) formed of clouds,

---

that aſks the name of the ſtranger, is, to this day, an opprobrious term applied, in the north, to the inhoſpitable.

*) *To rejoice in the ſhell* is a phraſe for feaſting ſumptuouſly and drinking freely. I have obſerved in a preceding note, that the ancient Scots drunk in ſhells.

**) The notion of Oſſian concerning the ſtate of the deceaſed, was the ſame with that of the ancient Greeks clouds, and bend their airy bow. —— They ſtill love the ſport of their youth; and mount the wind with joy.

Cor-

Greeks and Romans. They imagined, that the ſouls purſued, in their ſeparate ſtate, the employments and pleaſures of their former life.

Arma procul, curruſque virûm miratur inanes.
Stant terra defixæ haſtæ, paſſimque ſoluti
Per campum paſcuntur equi, quæ gratia currum
Armorumque fuit vivis; quæ cura, nitentes
Paſcere equos, eadem ſequitur tellure repoſtos.

VIRG.

The chief beheld their chariots from afar;
Their ſhining arms and courſers train'd to war:
Their lances fix'd in earth, their ſteeds around,
Free from the harneſs, graze the flow'ry ground.
The love of horſes, which they had, alive,
And care of chariots, after death ſurvive.

DRYDEN.

Τὸν δὲ μετ' εἰσενόησαν βίην Ἡρακληείν,
Εἴδωλον. ——

—— ὁ δ', ἐρεμνῇ νυκτὶ ἐοικὼς
Γύμνον τόξον ἔχων, καὶ ἐπὶ νευρῆφιν ὀϊστὸν
Δεινὸν παπταίνων, αἰεὶ βαλέοντι ἐοικώς, &c.

HOM. Odyſſ. 11.

Cormalo, replied the king, is chief of ten thouſand ſpears; he dwells at the dark-rolling waters of Lano *); which ſend forth the cloud of death. He came to Runa's ecchoing halls, and ſought the honour of the ſpear **). The youth was lovely as the firſt beam of the ſun; and

---

Now I the ſtrength of Hercules behold,
A tow'ring ſpectre of gigantic mold;
Gloomy as night he ſtands in act to throw
Th' aerial arrow from the twanging bow.
Around his breaſt a wond'rous zone is roll'd,
Where woodland monſters grin in fretted gold,
There ſullen lions ſternly ſeem to roar,
The bear to growl, to foam the tuſky boar,
There war and havock and deſtruction ſtood,
And vengeful murder red with human blood.

POPE.

*) Lano was a lake of Scandinavia, remarkable, in the days of Oſſian, for emitting a peſtilential vapour in autumn. *And thou, o valiant Duchomar, like the miſt of marſhy Lano; when it ſails over the plains of autumn, and brings death to the people.*

FINGAL, B. I.

**) By *the honour of the ſpear* is meant a kind of tournament practiſed among the ancient northern nations.

and few were they who could meet him in fight! —— My heroes yielded to Cormalo: and my daughter loved the ſon of Lano.

Argon and Ruro returned from the chace; the tears of their pride deſcended: —— They rolled their ſilent eyes on Runa's heroes, becauſe they yielded to a ſtranger: three days they feaſted with Cormalo: on the fourth my Argon fought. —— But who could fight with Argon! —— Lano's chief was overcome. His heart ſwelled with the grief of pride, and he reſolved, in ſecret, to behold the death of my ſons.

They went to the hills of Runa, and purſued the dark-brown hinds. The arrow of Cormalo flew in ſecret; and my children fell. He came to the maid of his love; to Inis-thona's dark-haired maid. —— They fled over the deſart — and Annir remained alone.

Night came on, and day appeared; nor Argon's voice, nor Ruro's came. At length their much-loved dog is ſeen; the fleet and bounding Runar. He came into the hall and howled; and ſeemed to look towards the place of their fall. —— We followed him: we found them here: and laid them by this moſſy ſtream. This is the haunt of Annir, when the chace of the hinds is over. I bend like the trunk of an aged oak above them; and my tears for ever flow.

O Ronnan! ſaid the riſing Oſcar, Ogar king of ſpears! call my heroes to my ſide, the ſons of ſtreamy Morven. To-day we go to Lano's water, that ſends forth the cloud of death. Cormalo will not long rejoice; death is often at the point of our ſwords.

They came over the deſart like ſtormy clouds, when the winds roll them over the heath; their edges are tinged with lightning: and the ecchoing groves foreſee the ſtorm. The horn of Oſcar's battle was heard; and Lano ſhook in all its waves. The children of the lake convened around the ſounding ſhield of Cormalo.

Oſcar fought, as he was wont in battle. Cormalo fell beneath his ſword: and the ſons of the diſmal Lano fley to their ſecret vales. — Oſcar brought the daughter of Inis-thona to Annir's ecchoing halls. The face of age was bright with joy; he bleſt the king of ſwords.

How great was the joy of Oſſian, when he beheld the diſtant ſail of his ſon! it was like a cloud of light that riſes in the eaſt, when

the

the traveller is ſad in a land unknown; and dismal night, with her ghoſts, is ſitting around him.

We brought him, with ſongs, to Selma's halls. Fingal ordered the feaſt of ſhells to be ſpread. A thouſand bards raiſed the name of Oſcar: and Morven anſwered to the noiſe. The daughter of Toſcar was there, and her voice was like the harp; when the diſtant ſound comes, in the evening, on the ſoft-ruſtling breeze of the vale.

O lay me, ye that ſee the light, near ſome rock of my hills: let the thick hazels be around, let the ruſtling oak be near. Green be the place of my reſt; and let the ſound of the diſtant torrent be heard. Daughter of Toſcar, take the harp, and raiſe the lovely ſong of Selma; that ſleep may overtake my ſoul in the midſt of joy; that the dreams of my youth may return, and the days of the mighty Fingal.

Selma! I behold thy towers, thy trees, and ſhaded wall. I ſee the heroes of Morven; and hear the ſong of bards. Oſcar lifts the ſword of Cormalo; and a thouſand youths admire its ſtudded thongs. They look with wonder on my ſon; and admire the ſtrength of his arm. They mark the joy of his father's eyes; they long for an equal fame.

And ye ſhall have your fame, o ſons of ſtreamy Morven. —— My ſoul is often brightened with the ſong; and I remember the companions of my youth. —— But ſleep deſcends with the ſound of the harp; and pleaſant dreams begin to riſe. Ye ſons of the chace, ſtand far diſtant, nor diſturb my reſt. The bard of other times converſes now with his fathers, the chiefs of the days of old. —— Sons of the chace, ſtand far diſtant; diſturb not the dreams of Oſſian.

THE
BATTLE OF LORA:
A POEM *).

Son of the diſtant land, who dwelleſt in the ſecret cell! do I hear the ſounds of thy grove? or is it the voice of thy ſongs? The tor-

---

*) This poem is compleat; nor does it appear from tradition, that it was introduced, as an epiſode, into any of Oſſian's great works. — It is called, in the original, *Duan 'a Chuldich*, or the *Culdee's poem*, becauſe it was addreſſed to one of the firſt Chriſtian miſſionaries, who were called, from their retired life, Culdees, or *ſequeſtered perſons*. — The ſtory bears a near reſemblance to that, which was the foundation of the Iliad. Fingal, on his return from Ireland, after he had expelled Swaran from that kingdom, made a feaſt to all his heroes: he forgot to invite Maronnan and Aldo, two chiefs, who had not been along with him on his expedition. They reſented his neglect; and went over to Erragon

rent was loud in my ear, but I heard a tuneful voice; doſt thou praiſe the chiefs of thy land; or the ſpirits of the wind? —— But, lonely dweller of the rock! look over that heathy plain: thou ſeeſt green tombs, with their rank, whiſtling graſs; with their ſtones of moſſy heads: thou ſeeſt them, ſon of the rock, but Oſſian's eyes have failed.

A mountain-ſtream comes roaring down, and ſends its waters round a green hill: four moſſy ſtones, in the midſt of withered graſs, rear their heads on the top: two trees, which the ſtorms have bent, ſpread their whiſtling

bran-

king of Sora, a country of Scandinavia, the declared enemy of Fingal. The valour of Aldo ſoon gained him a great reputation in Sora: and Lorma, the beautiful wife of Erragon, fell in love with him. — He found means to eſcape with her, and to come to Fingal, who reſided then in Selma on the weſtern coaſt. — Erragon invaded Scotland, and was ſlain in battle by Gaul the ſon of Morni, after he had rejected terms of peace offered him by Fingal. — In this war Aldo fell, in a ſingle combat, by the hands of his rival Erragon; and the unfortunate Lorma afterwards died of grief.

branches around. —— This is thy dwelling, Erragon *); this thy narrow houſe: the ſound of thy ſhells has been long forgot in Sora: and thy ſhield is become dark in thy hall. — Erragon, king of ſhips! chief of diſtant Sora! how haſt thou fallen on our mountains **)! How is the mighty low!

Son of the ſecret cell! doſt thou delight in ſongs? Hear the battle of Lora; the ſound of its ſteel is long ſince paſt. So thunder on the darkened hill roars and is no more. The ſun returns with his ſilent beams: the glittering rocks, and green heads of the mountains ſmile.

The

---

*) Erragon, or Ferg-thonn, ſignifies *the rage of the waves*; probably a poetical name given him by Oſſian himſelf; for he goes by the name of Annir in tradition.

**) The beauty of Israel is ſlain on thy high places: how are the mighty fallen!

2 SAM. II. 19.

How are the mighty fallen in the midst of the battle! O Jonathan, thou waſt ſlain in thine high places.

2 SAM. II. 25.

The bay of Cona received our ſhips *) from Ullin's rolling waves: our white ſheets hung looſe to the maſts: and the boiſterous winds roared behind the groves of Morven. —— The horn of the king is ſounded, and the deer ſtart from their rocks. Our arrows flew in the woods; the feaſt of the hill was ſpread. Our joy was great on our rocks, for the fall of the terrible Swaran.

Two heroes were forgot at our feaſt; and the rage of their boſoms burned. They rolled their red eyes in ſecret: the ſigh burſt from their breaſts. They were ſeen to talk together, and to throw their ſpears on earth. They were two dark clouds, in the miſt of our joy; like pillars of miſt on the ſettled ſea: it glitters to the ſun, but the mariners fear a ſtorm.

Raiſe my white ſails, ſaid Ma-ronnan, raiſe them to the winds of the weſt; let us ruſh, o Aldo, through the foam of the northern wave. We are forgot at the feaſt: but our arms have been red in blood. Let us leave the hills of Fingal, and ſerve the king of Sora. ——

His

---

*) This was at Fingal's return from his war againſt Swaran.

His countenance is fierce, and the war darkens round his ſpear. Let us be renowned, o Aldo, in the battles of ecchoing Sora.

They took their ſwords and ſhields of thongs; and ruſhed to Lumar's ſounding bay. They came to Sora's haughty king, the chief of bounding ſteeds. —— Erragon had returned from the chace: his ſpear was red in blood. He bent his dark face to the ground; and whiſtled as he went. —— He took the ſtrangers to his feaſts: they fought and conquered in his wars.

Aldo returned with his fame towards Sora's lofty walls. —— From her tower looked the ſpouſe of Erragon, the humid, rolling eyes of Lorma. —— Her dark-brown hair flies on the wind of ocean: her white breaſt heaves, like ſnow on the heath; when the gentle winds ariſe, and ſlowly move it in the light. She ſaw young Aldo, like the beam of Sora's ſetting ſun. Her ſoft heart ſighed: tears filled her eyes; and her white arm ſupported her head.

Three days ſhe ſat within the hall, and covered grief with joy. —— On the fourth ſhe fled with the hero, along the rolling ſea. —— They came to Cona's moſſy towers, to Fingal king of ſpears.

Aldo of the heart of pride! ſaid the riſing king of Morven, ſhall I defend thee from the wrath of Sora's injured king? who will now receive my people into their halls, or give the feaſt of ſtrangers, ſince Aldo, of the little ſoul, has carried away the fair of Sora? Go to thy hills, thou feeble hand, and hide thee in thy caves; mournful is the battle we muſt fight, with Sora's gloomy king. —— Spirit of the noble Trenmor! when will Fingal ceaſe to fight? I was born in the midſt of battles *), and my ſteps muſt move in blood to my tomb. But my hand did not injure the weak, my ſteel did not touch the feeble in arms. —— I behold thy tempeſts, o Morven, which will overturn my halls; when my children are dead in battle, and none remains to dwell in Selma. Then will the feeble come, but they will not know my tomb: my renown is in the ſong: and my actions ſhall be as a dream to future times.

His people gathered around Erragon, as the ſtorms round the ghoſt of night; when he calls

---

*) Comhal the father of Fingal was ſlain in battle, againſt the tribe of Morni, the very day that Fingal was born; ſo that he may, with propriety, be ſaid to have been *born in the midſt of battles*.

calls them from the top of Morven, and prepares to pour them on the land of the ſtranger. — He came to the ſhore of Cona, and ſent his bard to the king; to demand the combat of thouſands; or the land of many hills.

Fingal ſat in his hall, with the companions of his youth around him. The young heroes were at the chace, and far diſtant in the deſart. The gray-haired chiefs talked of other times, and of the actions of their youth; when the aged Narthmor *) came, the king of ſtreamy Lora.

This is no time, begun the chief, to hear the ſongs of other years: Erragon frowns on the coaſt, and lifts ten thouſand ſwords. Gloomy is the king among his chiefs! he is like the darkened moon, amidſt the meteors of night.

Come, ſaid Fingal, from thy hall, thou daughter of my love; come from thy hall, Bosmina **), maid of ſtreamy Morven! Narthmor, take the ſteeds ***) of the ſtrangers, and attend

---

*) Neart-mor, *great ſtrength.* Lora, *noiſy.*

**) Bos-mhina, *ſoft and tender hand.* She was the youngeſt of Fingal's children.

***) Theſe were probably horſes taken in the incurſions of the Caledonians into the Roman province, which attend the daughter of Fingal: let her bid the king of Sora to our feaſt, to Selma's ſhaded wall. —— Offer him, o Bosmina, the peace of heroes, and the wealth of generous Aldo: our youths are far diſtant, and age is on our trembling hands.

She came to the hoſt of Erragon, like a beam of light to a cloud. —— In her right hand ſhone an arrow of gold; and in her left a ſparkling ſhell, the ſign of Morven's peace. — Erragon brightened in her preſence, as a rock before the ſudden beams of the ſun; when they iſſue from a broken cloud, divided by the roaring wind.

Son of the diſtant Sora, begun the mildly-bluſhing maid, come to the feaſt of Morven's king, to Selma's ſhaded walls. Take the peace of heroes, o warrior, and let the dark ſword reſt by thy ſide. —— And if thou chuſeſt the wealth of kings, hear the words of the generous Aldo. —— He gives to Erragon an hundred ſteeds, the children of the rein: an hundred maids from diſtant lands; an hundred hawks with fluttering wing, that fly acroſs the ſky. An

which ſeems to be intimated in the phraſe of the *ſteeds of ſtrangers*.

An hundred girdles *) ſhall alſo be thine, to bind high-boſomed women; the friends of the births of heroes, and the cure of the ſons of toil. — Ten ſhells ſtudded with gems ſhall ſhine in Sora's towers: the blue water trembles on their ſtars, and ſeems to be ſparkling wine. — They gladdened once the kings of the world **), in the midſt of their ecchoing halls. Theſe, o hero, ſhall be thine; or thy white-boſomed ſpouſe. — Lorma ſhall roll her bright eyes in thy halls; though Fingal loves the generous Aldo: — Fingal, — who never injured a hero, though his arm is ſtrong.

Soft

---

*) Sanctified girdles, till very lately, were kept in many families in the north of Scotland; they were bound about women in labour, and were ſuppoſed to alleviate their pains, and to accelerate the birth. They were impreſſed with ſeveral myſtical figures, and the ceremony of binding them about the woman's waiſt, was accompanied with words and geſtures, which ſhewed the cuſtom to have come originally from the druids.

**) The Roman emperors. Theſe ſhells were ſome of the ſpoils of the province.

Soft voice of Cona! replied the king, tell him, that he ſpreads his feaſt in vain. —— Let Fingal pour his ſpoils around me; and bend beneath my power. Let him give me the ſwords of his fathers, and the ſhields of other times; that my children may behold them in my halls, and ſay, "Theſe are the arms of Fingal."

Never ſhall they behold them in thy halls, ſaid the riſing pride of the maid; they are in the mighty hand of heroes, who never yielded in war. —— King of the ecchoing Sora! the ſtorm is gathering on our hills. Doſt thou not forſee the fall of thy people, ſon of the diſtant land?

She came to Selma's ſilent halls; the king beheld her down-caſt eyes. He roſe from his place, in his ſtrength, and ſhook his aged locks. —— He took the ſounding mail of Trenmor, and the dark-brown ſhield of his fathers. Darkneſs filled Selma's hall, when he ſtretched his hand to his ſpear: —— the ghoſts of thouſands were near, and foreſaw the death of the people. Terrible joy roſe in the face of the aged heroes: they ruſhed to meet the foe; their thoughts are on the actions of other years, and on the fame of the tomb.

Now the dogs of the chace appeared at Trathal's tomb: Fingal knew, that his young heroes followed them, and he ſtopt in the midſt of his courſe. —— Oſcar appeared the firſt; — then Morni's ſon, and Nemi's race: Fercuth *) ſhewed his gloomy form: Desmid ſpread his dark hair on the wind. Oſſian came the laſt. O ſon of the rock **), I hummed the ſong of other times: my ſpear ſupported my ſteps over the little ſtreams, and my thoughts were of mighty men. Fingal ſtruck his boſſy ſhield; and gave the diſmal ſign of war; a thouſand ſwords ***), at once unſheathed, gleam on the waving heath. Three gray-haired ſons of ſong raiſe the tuneful, mournful voice. —— Deep and dark with ſounding ſteps, we ruſh, a gloomy ridge, along: like the ſhower of a ſtorm, when it pours on the narrow vale. The

*) Fear-cuth, the ſame with Fergus, *the man of the word*, or a commander of an army.

**) The poet addreſſes himſelf to the Culdee.

***) He ſpake; and to confirm his words, out-flew
Millions of flaming ſwords, drawn from the thighs
Of mighty Cherubim; the ſudden blaze
Far round illumin'd hell. MILTON.

The king of Morven ſat on his hill: the ſun-beam *) of battle flew on the wind: the companions of his youth are near, with all their waving locks of age. —— Joy roſe in the hero's eyes, when he beheld his ſons in war; when he ſaw them amidſt the lightning of ſwords, and mindful of the deeds of their fathers. —— Erragon came on, in his ſtrength, like the roar of a winter-ſtream: the battle falls in his courſe, and death is at his ſide.

Who comes, ſaid Fingal, like the bounding roe, like the hart of ecchoing Cona? His ſhield glitters on his ſide; and the clang of his armour is mournful. —— He meets with Erragon in the ſtrife! —— Behold the battle of the chiefs! —— it is like the contending of ghoſts in a gloomy ſtorm. —— But falleſt thou, ſon of the hill, and is thy white boſom ſtained with blood? Weep, unhappy Lorma, Aldo is no more.

The king took the ſpear of his ſtrength; for he was ſad for the fall of Aldo: he bent his deathful eyes on the foe; but Gaul met the

---

*) I have obſerved in a former note, that the ſtandard of Fingal was called the ſun-beam, from its being ſtudded with ſtones and gold.

the king of Sora. —— Who can relate the fight of the chiefs? —— The mighty ſtranger fell.

Sons of Cona! Fingal cried aloud, ſtop the hand of death. —— Mighty was he, that is now ſo low! and much is he mourned in Sora! The ſtranger will come towards his hall, and wonder why it is ſilent. The king is fallen, o ſtranger, and the joy of his houſe is ceaſed. —— Liſten to the ſound of his woods: perhaps his ghoſt is there; but he is far diſtant, on Morven, beneath the ſword of a foreign foe.

Such were the words of Fingal, when the bard raiſed the ſong of peace; we ſtopped our uplifted ſwords, and ſpared the feeble foe. We laid Erragon in that tomb; and I raiſed the voice of grief: the clouds of night came rolling down, and the ghoſt of Erragon appeared to ſome. —— His face was cloudy and dark; and an half-formed ſigh is in his breaſt. —— Bleſt be thy ſoul, o king of Sora! thine arm was terrible in war!

Lorma ſat, in Aldo's hall, at the light of a flaming oak: the night came, but he did not return; and the ſoul of Lorma is ſad. —— What detains thee, hunter of Cona? for thou didſt promiſe to return. —— Has the deer been

been diſtant far; and do the dark winds ſigh, round thee, on the heath? I am in the land of ſtrangers, where is my friend, but Aldo? Come from thy ecchoing hills, o my beſt beloved!

Her eyes are turned towards the gate, and ſhe liſtens to the ruſtling blaſt. She thinks, it is Aldo's tread, and joy riſes in her face: —— but ſorrow returns again, like a thin cloud on the moon. —— And thou wilt not return, my love? Let me behold the face of the hill. The moon is in the eaſt. Calm and bright is the breaſt of the lake! When ſhall I hear his voice, loud and diſtant on the wind? Come from thy ecchoing hills, hunter of woody Cona!

His thin ghoſt appeared, on a rock, like the watry beam of the moon, when it ruſhes from between two clouds, and the midnight-ſhower is on the field. —— She followed the empty form over the heath, for ſhe knew, that her hero fell. —— I heard her approaching cries on the wind, like the mournful voice of the breeze, when it ſighs on the graſs of the cave.

She came, ſhe found her hero: her voice was heard no more: ſilent ſhe rolled her ſad

eyes;

eyes; ſhe was pale as a watry cloud, that riſes from the lake, to the beam of the moon.

Few were her days on Cona; ſhe ſunk into the tomb: Fingal commanded his bards; and they ſung over the death of Lorma. The daughters *) of Morven mourned her for one day in the year, when the dark winds of autumn returned.

Son of the diſtant land **), thou dwelleſt in the field of fame: o let thy ſong riſe, at times, in the praiſe of thoſe that fell: that their thin ghoſts may rejoice around thee; and the ſoul of Lorma come on a moon-beam ***), when thou lieſt down to reſt, and the moon looks into thy cave. Then ſhalt thou ſee her lovely; but the tear is ſtill on her cheek.

---

*) The daughters of Iſrael went yearly to lament the daughter of Jephthah the Gileadite, four days in a year. JUDGES xi. 40.

**) The poet addreſſes himſelf to the Culdee.

***) Be thou on a moon-beam, o Morna, near the window of my reſt; when my thoughts are of peace; and the din of arms is over. FINGAL, B. I.

CONLATH AND CUTHONA:

A POEM *).

Did not Oſſian hear a voice? or is it the ſound of days, that are no more? Often does the memory of former times come, like the evening-ſun on my ſoul. The noiſe of the

---

*) Conlath was the youngeſt of Morni's ſons, and brother to the celebrated Gaul, who is ſo often mentioned in Oſſian's poems. He was in love with Cuthona the daughter of Rumar, when Toſcar the ſon of Kinfena, accompanied by Fercuth his friend, from Ireland, at Mora where Conlath dwelt. He was hoſpitably received, and according to the cuſtom of the times, feaſted three days with Conlath. On the fourth he ſet ſail, and coaſting the *iſland of waves*, probably one of the Hebrides, he ſaw Cuthona hunting, fell in love with her, and carried her away, by force, in his ſhip. He was forced, by ſtreſs of weather, into I-thona, a deſart Iſle. In the mean time Conlath, hearing of the rape, ſailed after him, and found him on the point of ſailing for the coaſt of Ireland.

the chace is renewed; and, in thought, I lift the ſpear. —— But Oſſian did hear a voice: Who art thou, ſon of the night? The ſons of little men are aſleep, and the midnight-wind is in my hall. Perhaps it is the ſhield of Fingal, that ecchoes to the blaſt; it hangs in Oſſian's hall, and he feels it ſometimes with his hands. —— Yes! —— I hear thee, my friend: long has thy voice been abſent from mine ear! What brings thee, on thy cloud, to Oſſian, ſon of the generous Morni? Are the friends of the aged near thee? Where is Oſcar, ſon

Ireland. They fought: and they, and their followers fell by mutual wounds. Cuthóna did not long ſurvive: for ſhe died of grief the third day after. Fingal, hearing of their unfortunate death, ſent Stormal the ſon of Moran, to bury them: but forgot to ſend a bard to ſing the funeral ſong over their tombs. The ghoſt of Conlath came, long after, to Oſſian, to intreat him, to tranſmit to poſterity, his and Cuthóna's fame. For it was the opinion of the times, that the ſouls of the deceaſed were not happy, till their elegies were compoſed by a bard. —— Thus is the ſtory of the poem handed down by tradition.

ſon of fame? —— He was often near thee, o Conlath, when the din of battle roſe.

GHOST of CONLATH.

Sleeps the ſweet voice of Cona, in the midſt of his ruſtling hall? Sleeps Oſſian in his hall, and his friends without their fame? The ſea rolls round the dark I-thona *), and our tombs are not ſeen by the ſtranger. How long ſhall our fame be unheard, ſon of the eccheing Morven?

OSSIAN.

O that mine eyes could behold thee, as thou ſitteſt, dim, on thy cloud! Art thou like the miſt of Lano; or an half-extinguiſhed meteor? Of what are the ſkirts of thy robe? Of what is thine airy bow? —— But he is gone on his blaſt, like the ſhadow of miſt. — Come from thy wall, my harp, and let me hear thy ſound. Let the light of memory riſe on I-thona; that I may behold my friends. And Oſſian does behold his friends, on the dark blue iſle. —— The cave of Thona appears, with its moſſy rocks and bending trees. A ſtream roars at its mouth, and Toſcar bends over

---

*) I-thona, *iſland of waves*, one of the uninhabited weſtern iſles.

over its courſe. Fercuth is ſad by his ſide: and the maid *) of his love ſits at a diſtance, and weeps. Does the wind of the waves deceive me? Or do I hear them ſpeak?

Toscar.

The night was ſtormy. From their hills the groaning oaks came down. The ſea darkly-tumbled beneath the blaſt, and the roaring waves were climbing againſt our rocks. —— The lightning came often and ſhewed the blaſted fern. — Fercuth! I ſaw the ghoſt of night **). Silent he ſtood, on that bank; his robe of miſt flew on the wind. —— I could behold his tears: an aged man he ſeemed, and full of thought.

Fercuth.

It was thy father, o Toſcar; and he foreſees ſome death among his race. Such was his appear-

---

*) Cuthona the daughter of Rumar, whom Toſcar had carried away by force.

**) It was long thought, in the north of Scotland, that ſtorms were raiſed by the ghoſts of the deceaſed. This notion is ſtill entertained by the vulgar: for they think, that whirlwinds, and ſudden ſqualls of wind are occaſioned by ſpirits, who tranſport themſelves, in that manner, from one place to another.

appearance on Cromla, before the great Ma-ronnan *) fell. —— Ullin **)! with thy hills of graſs, how pleaſant are thy vales! Silence is near thy blue ſtreams, and the ſun is on thy fields. Soft is the ſound of the harp in Selma ***), and pleaſant the cry of the hunter on Cromla. But we are in the dark I-thona, ſurrounded by the ſtorm. The billows lift their white heads above our rocks: and we tremble amidſt the night.

TOSCAR.

Whither is the ſoul of battle fled, Fercuth with the locks of age? I have ſeen thee undaunted in danger, and thine eyes burning with joy in the fight. Whither is the ſoul of battle fled? Our fathers never feared. —— Go! view the ſettling ſea: the ſtormy wind is laid. The billows ſtill tremble ****) on the deep, and ſeem

---

*) Ma-ronnan was the brother of Toſcar: the translator has a poem in his poſſeſſion concerning the extraordinary death of that hero.

**) Ulſter in Ireland.

***) Selmath — *beautiful to behold*, the name of Toſcar's palace, on the coaſt of Ulſter, near the mountain Cromla, the ſcene of the epic poem.

****) ——— the face of ocean ſleeps,
And a ſtill horror ſaddens all the deeps.
POPE'S Homer.

ſeem to fear the blaſt. But view the ſettling ſea: morning is gray on our rocks. The ſun will look ſoon from his eaſt; in all his pride of light.

I lifted up my ſails, with joy, before the halls of generous Conlath. My courſe was by the iſle of waves, where his love purſued the deer. I ſaw her, like that beam of the ſun, that iſſues from the cloud. Her hair was on her heaving breaſt; ſhe, bending forward, drew the bow: her white arm ſeemed, behind her, like the ſnow of Cromla. —— Come to my ſoul, I ſaid, thou huntreſs of the iſle of waves! But ſhe ſpends her time in tears, and thinks of the generous Conlath. Where can I find thy peace, Cuthona, lovely maid!

CU-THONA*).

A diſtant ſteep bends over the ſea, with aged trees and moſſy rocks: the billows roll at its feet: on its ſide is the dwelling of roes. The people call it Ardven. There the towers of Mora riſe. There Conlath looks over the ſea, for

---

*) Cu-thona, *the mournful ſound of the waves;* a poetical name, given her by Oſſian, on account of her mourning to the ſound of the waves; her name in tradition is Gorm-huil, *the blue-eyed maid.*

for his only love. The daughters of the chace returned, and he beheld their down-caſt eyes. Where is the daughter of Rumar? But they anſwered not. —— My peace dwells on Ardven, ſon of the diſtant land!

TOSCAR.

And Cuthona ſhall return to her peace; to the halls of generous Conlath. He is the friend of Toſcar: I have feaſted in his halls. — Riſe, ye gentle breezes of Ullin, and ſtretch my ſails towards Ardven's ſhores. Cuthona ſhall reſt on Ardven: but the days of Toſcar will be ſad. —— I ſhall ſit in my cave in the field of the ſun. The blaſt will ruſtle in my trees, and I ſhall think it is Cuthona's voice. But ſhe is diſtant far, in the halls of the mighty Conlath.

CUTHONA.

Oh! what cloud is that? It carries the ghoſts of my fathers. I ſee the ſkirts of their robes, like gray and watry miſt. When ſhall I fall, o Rumar? —— Sad Cuthona ſees her death. Will not Conlath behold me, before I enter the narrow houſe? *)

OSSIAN.

And he will behold thee, o maid! he comes along the rolling ſea. The death of Toſcar is dark

---

*) The grave.

dark on his ſpear; and a wound is in his ſide. He is pale at the cave of Thona, and ſhews his ghaſtly wound *). Where art thou with thy tears, Cuthona? the chief of Mora dies. — The viſion grows dim on my mind: —— I behold the chiefs no more. But, o ye bards of future times, remember the fall of Conlath with tears: he fell before his day **); and ſadneſs darkened in his hall. His mother looked to his ſhield on the wall, and it was bloody ***). She knew, that her hero died; and her ſorrow was heard on Mora.

Art thou pale on thy rock, Cuthona, beſide the fallen chiefs? The night comes, and the

---

*) —— *inhumati venit imago*
Conjugis, ora modis adtollens pallida miris;
Crudelis aras, trajectaque pectora ferro
Nudavit. ——. VIRG.

—— the ghoſt appears
Of her unhappy Lord: the ſpecter ſtares,
And with erected eyes his bloody boſom bares.
DRYDEN.

**) *Nam quia nec fato, merita nec morte peribat,*
Sed miſera ante diem, &c. VIRG.

***) it was the opinion of the times, that the arms left by the heroes at home, became bloody the very inſtant their owners were killed, though at ever ſo great a diſtance.

the day returns, but none appears to raiſe their tomb. Thou frighteneſt the ſcreaming fowls *) away, and thy tears for ever flow. Thou art pale as a watry cloud, that riſes from a lake.

The ſons of the deſart came, and they found her dead. They raiſe a tomb over the heroes; and ſhe reſts at the ſide of Conlath. —— Come not to my dreams, o Conlath; for thou haſt received thy fame. Be thy voice far diſtant from my hall; that ſleep may deſcend at night. O that I could forget my friends: till my footſteps ceaſe to be ſeen! till I come among them with joy! and lay my aged limbs in the narrow houſe!

---

*) The ſituation of Cuthona is like that of Rizpah, Saul's miſtreſs, who ſat by her ſons, after they had been hanged by the Gibeonites.

• And Rizpah, the daughter of Aiah, took ſackcloth, and ſpread it for her upon the rock, from the beginning of the harveſt, until water dropped on them out of heaven, and ſuffered neither the birds of the air to reſt on them by day, nor the beaſts of prey by night. 2 SAM. XXI. 10.

CAR-

CARTHON[*]:

A POEM.

A tale of the times of old! The deeds of days of other years! —— The murmur of thy ſtreams, o Lora, brings back the memory of the paſt. The ſound of thy woods, G[illegible]-

---

*) This poem is compleat, and the ſubject of it, as of moſt of Oſſian's compoſitions, tragical. In the time of Comhal the ſon of Trathal, and father of the celebrated Fingal, Cleſsammor the ſon of Thaddu, and brother of Mora, Fingal's mother, was driven by a ſtorm into the river Clyde, on the banks of which ſtood Balclutha, a town belonging to the Britons between the walls. He was hoſpitably received by Reuthámir, the principal man in the place, who gave him Moina his only daughter in marriage. Reuda, the ſon of Cormo, a Briton who was in love with Moina, came to Reuthámir's houſe, and behaved haughtily towards Cleſsammor. A quarrel inſued, in which Reuda was killed; the Britons, who attended him, preſſed ſo hard on Cleſsammor, that he

Garmallar, is lovely in mine ear. Doſt thou not behold, Malvina, a rock with its head of heath? Three aged firs bend from its face; green is the narrow plain at its feet; there the flower of the mountain grows, and ſhakes its white head in the breeze. The thiſtle is there

he was obliged to throw himſelf into the Clyde, and ſwim to his ſhip. He hoiſted ſail, and the wind being favourable, bore him out to ſea. He often endeavoured to return, and carry off his beloved Moina by night; but the wind continuing contrary, he was forced to deſiſt.

Moina, who had been left with child by her huſband, brought forth a ſon, and died ſoon after. —— Reuthamir named the child Carthon, i. e. *the murmur of waves*, from the ſtorm which carried off Cleſſammor his father, who was ſuppoſed to have been caſt away. When Carthon was three years old, Comhal the father of Fingal, in one of his expeditions againſt the Britons, took and burnt Balclutha. Reuthamir was killed in the attack; and Carthon was carried ſafe away by his nurſe, who fled farther into the country of the Britons. Carthon, coming to man's eſtate, was reſolved to revenge the fall of Balclutha on Comhal's poſterity. He ſet ſail, from the Clyde.

te alone, and ſheds its aged beard. Two ſtones, half ſunk in the ground, ſhew their heads of moſs. The deer of the mountain avoids the place, for he beholds the gray ghoſt that guards it *); for the mighty lie, o Malvina, in the narrow plain of the rock. A tale of the times of old! the deeds of days of other years!

Who comes from the land of ſtrangers, with his thouſands around him? the ſun-beam pours its bright ſtream before him; and his air meets the wind of his hills. His face is ſettled

---

de, and, falling on the coaſt of Morven, defeated two of Fingal's heroes, who came to oppoſe his progreſs. He was, at laſt, unwittingly killed by his father Cleſsámmor, in a ſingle combat. This ſtory is the foundation of the preſent poem, which opens on the night preceding the death of Carthon, ſo that what paſſed before, is introduced by way of epiſode. The poem is addreſſed to Malvina the daughter of Toſcar.

*) It was the opinion of the times, that deer ſaw the ghoſts of the dead. To this day, when beaſts ſuddenly ſtart without any apparent cauſe, the vulgar think, that they ſee the ſpirits of the deceaſed.

ſettled from war. He is calm as the evening beam, that looks, from the cloud of the weſt, on Cona's ſilent vale. Who is it but Comhal's ſon *), the king of mighty deeds! He beholds his hills with joy, and bids a thouſand voices riſe. —— Ye have fled over your fields, ye ſons of the diſtant land! The king of the world ſits in his hall, and hears of his people's flight. He lifts his red eye of pride, and takes his father's ſword. Ye have fled over your fields, ſons of the diſtant land!

Such were the words of the bards, when they came to Selma's halls. —— A thouſand lights **) from the ſtranger's land roſe, in the midſt of the people. The feaſt is ſpread around; and the night paſſed away in joy. —— Where is the noble Cleſsámmor ***) ſaid the fair-haired Fingal? Where is the companion of my father, in the days of my joy? Sullen and dark

---

*) Fingal returns here, from an expedition againſt the Romans, which was celebrated by Oſſian in a particular poem, which is in the tranſlator's poſſeſſion.

**) Probably wax-lights; which are often mentioned, as carried, among other booty, from the Roman province.

***) Cleſſamh-mor, *mighty deeds.*

dark he paſſes his days in the vale of ecchoing Lora: but, behold, he comes from the hills like a ſteed *) in his ſtrength, who finds his com-

---

*) Haſt thou given the horſe ſtrength? Haſt thou clothed his neck with thunder? He paweth in the valley, and rejoiceth in his ſtrength. JOB.

Ὥς δ' ὅτε τὶς ϛατὸς ἵππος ἀκόϛησας ἐπὶ
φάτνῃ,
Δεσμὸν ἀποῤῥήξας; &c. HOM. Il. 6.

The wanton courſer, thus with reins unbound,
Breaks from his ſtall, and beats the trembling
ground;
His head, now freed, he toſſes to the ſkies;
His mane diſhevel'd o'er his ſhoulders flies;
He ſnuffs the females in the diſtant plain,
And ſprings, exulting. POPE.

Qualis ubi abruptis fugit præſepia vinclis
Tandem liber equus, campoque potitus aperto,
— Ille in paſtus armentaque tendit equarum:
—— arrectisque fremit cervicibus altè
Luxurians, luduntque jubæ per colla, per armos.
VIRG.

Freed from his keepers, thus with broken reins,
The wanton courſer prances o'er the plains:

companions in the breeze; and toſſes his bright mane in the wind. —— Bleſt be the ſoul of Cleſsámmor, why ſo long from Selma?

Returns the chief, ſaid Cleſsámmor, in thee midſt of his fame? Such was the renown of Comhal in the battles of his youth. Often did we paſs over Carun to the land of the ſtrangers: our ſwords returned, not unſtained with blood: nor did the kings of the world rejoice. — Why do I remember the battles of my youth? My hair is mixed with gray. My hand forgets to bend the bow; and I lift a lighter ſpear. O that my joy would return, as when I firſt beheld the maid; the white-boſomed daughter of ſtrangers, Moina *) with the dark-blue eyes!

Tell, ſaid the mighty Fingal, the tale of thy youthful days. Sorrow, like a cloud on the

Or in the pride of youth o'erleaps the mounds,
And ſnuffs the females in forbidden grounds.
—— O'er his ſhoulders flows his waving mane:
He neighs, he ſnorts, he bears his head on high.
DRYDEN.

*) Moina, *ſoft in temper and perſon.* We find the Britiſh names in this poem derived from the Galic, which is a proof, that the ancient language of the whole iſland was one and the ſame.

the ſun, ſhades the ſoul of Cleſsámmor. Mournful are thy thoughts, alone, on the banks of the roaring Lora. Let us hear the ſorrow of thy youth, and the darkneſs of thy days.

It was in the days of peace, replied the great Cleſsámmor, I came, in my bounding ſhip, to Balclutha's *) wall of towers. The winds had roared behind my ſails, and Clutha's **) ſtreams received my dark-boſomed veſſel. Three days I remained in Reuthámir's halls, and ſaw that beam of light, his daughter. The joy of the ſhell went round, and the aged hero gave the fair. Her breaſts were like foam on the wave, and her eyes like ſtars of light: her hair was dark as the raven's wing: her ſoul was generous and mild. My love for Moina was great; and my heart poured forth in joy.

The

---

*) Balclutha, i. e. *the town of Clyde*, probably the *Alcluth* of Bede.

**) Clutha, or Cluăth, the Galic name of the river Clyde, the ſignification of the word is *bending*, in alluſion to the winding courſe of that river. From Clutha is derived its Latin name, Glotta.

The ſon of a ſtranger came; a chief who loved the white-boſomed Moina. His words were mighty in the hall, and he often half-unſheathed his ſword. —— Where, he ſaid, is the mighty Comhal, the reſtleſs wanderer *) of the heath? Comes he, with his hoſt, to Balclutha, ſince Cleſsámmor is ſo bold?

My ſoul, I replied, o warrior! burns in a light of its own. I ſtand without fear in the midſt of thouſands, though the valiant are diſtant far. —— Stranger! thy words are mighty, for Cleſsámmor is alone. But my ſword trembles by my ſide, and longs to glitter in my hand. —— Speak no more of Comhal, ſon of the winding Clutha!

The ſtrength of his pride aroſe. We fought; he fell beneath my ſword. The banks of Clutha heard his fall, and a thouſand ſpears glittered around. I fought: the ſtrangers prevailed: I plunged into the ſtream of Clutha. My white ſails roſe over the waves, and I bounded

on

---

*) The word in the original here rendered by *reſtleſs wanderer*, is *Scuta*, which is the true origin of the *Scoti* of the Romans; an opprobrious name impoſed by the Britons, on the Caledonians, on account of the continual incurſions into their country.

on the dark-blue ſea. —— Moina came to the ſhore, and rolled the red eye of her tears: her dark hair flew on the wind; and I heard her cries. —— Often did I turn my ſhip: but the winds of the Eaſt prevailed. Nor Clutha ever ſince have I ſeen, nor Moina of the dark-brown hair. —— She fell in Balclutha: for I have ſeen her ghoſt. I knew her as ſhe came through the duſky night, along the murmur of Lora: ſhe was like the new moon *) ſeen through the gathered miſt; when the ſky pours down its flaky ſnow, and the world is ſilent and dark.

---

*) *Inter quas Phœniſſa a vulnere Dido*
Errabat ſylva in magna: quam Troius heros
Ut primum juxta ſtetit, agnovitque per umbram
Obſcuram, qualem primo qui ſurgere menſe
Aut videt, aut vidiſſe putat per nubila lunam, &c.
VIRG.

Not far from theſe Phœnician Dido ſtood,
Freſh from her wound, her boſom bath'd in blood.
Whom when the Trojan hero hardly knew
Obſcure in ſhades, and with a doubtful view,
Doubtful as he who runs thro' duſky night,
Or thinks, he ſees the moon's uncertain light, &c.
DRYDEN.

Raiſe *), ye bards, ſaid the mighty Fingal, the praiſe of unhappy Moina. Call her ghoſt, with your ſongs, to our hills; that ſhe may reſt with the fair of Morven, the ſunbeams of other days, and the delight of heroes of old. —— I have ſeen the walls **) of Balclutha, but they were deſolate. The fire had reſounded in the halls; and the voice of the people is heard no more. The ſtream of Clutha was removed from its place, by the fall of the walls. —— The thiſtle ſhook, there, its lonely head: the moſs whiſtled to the wind. The fox looked out, from the windows, the rank graſs of the wall waved round his head. — Deſolate is the dwelling of Moina, ſilence is in

---

*) The title of this poem, in the original, is *Duan na nlaoi*, *i. e. The poem of the Hymns*: probably on account of its many digreſſions from the ſubject, all which are in a lyric meaſure, as this ſong of Fingal. Fingal is celebrated by the Iriſh hiſtorians for his wiſdom in making laws, his poetical genius, and his fore-knowledge of events. — O' Flaherty goes ſo far as to ſay, that Fingal's laws were extant in his own time.

**) The reader may compare this paſſage with the three laſt verſes of the 13th chapter of Iſaiah, where the prophet foretels the deſtruction of Babylon.

in the houſe of her fathers. —— Raiſe the ſong of mourning, o bards, over the land of ſtrangers. They have but fallen before us: for, one day, we muſt fall. —— Why doſt thou build the hall, ſon of the winged days? Thou lookeſt from thy towers to-day; yet a few years, and the blaſt of the deſart comes; it howls in thy empty court, and whiſtles round thy half-worn ſhield. —— And let the blaſt of the deſart come! we ſhall be renowned in our day. The mark of my arm ſhall be in the battle, and my name in the ſong of bards.* — Raiſe the ſong; ſend round the ſhell: and let joy be heard in my hall. —— When thou, ſun of heaven, ſhalt fail! if thou ſhalt fail, thou mighty light! if thy brightneſs is for a ſeaſon, like Fingal; our fame ſhall ſurvive thy beams.

Such was the ſong of Fingal, in the day of his joy. His thouſand bards leaned forward from their ſeats, to hear the voice of the king. It was like the muſic of the harp on the gale of the ſpring. —— Lovely were thy thoughts, o Fingal! why had not Oſſian the ſtrength of thy ſoul? —— But thou ſtandeſt alone, my father; and who can equal the king of Morven?

The

The night paſſed away in ſong, and morning returned in joy; —— the mountains ſhewed their gray heads; and the blue face of ocean ſmiled. —— The white wave is ſeen tumbling round the diſtant rock; the gray miſt riſes, ſlowly, from the lake. It came, in the figure of an aged man, along the ſilent plain. Its large limbs did not move in ſteps; for a ghoſt ſupported it in mid air. It came towards Selma's hall, and diſſolved in a ſhower of blood.

The king alone beheld the terrible ſight, and he foreſaw the death of the people. He came, in ſilence, to his hall; and took his father's ſpear. —— The mail rattled on his breaſt. The heroes roſe around. They looked, in ſilence, on each other, marking the eyes of Fingal. —— They ſaw the battle in his face: the death of armies on his ſpear. —— A thouſand ſhields, at once, are placed on their arms; and they drew a thouſand ſwords. The hall of Selma brightened around. The clang of arms aſcends. —— The gray dogs howl in their place. No word is among the mighty chiefs. —— Each marked the eyes of the king; and half aſſumed his ſpear.

Sons of Morven, begun the king, this is no time to fill the ſhell. The battle darkens near us; and death hovers over the land. Some ghoſt, the friend of Fingal, has forewarned us of the foe. —— The ſons of the ſtrangers come from the darkly-rolling ſea. For, from the water, came the ſign of Morven's gloomy danger. —— Let each *) aſſume his heavy ſpear, and gird on his father's ſword. — Let the dark helmet riſe on every head; and the mail pour its lightening from every ſide. — The battle gathers like a tempeſt, and ſoon ſhall ye hear the roar of death.

The hero moved on before his hoſt, like a cloud before a ridge of heaven's fire; when it

---

*) Ευ μεν τις δορυ θηξασθω ευ δ' ασπιδα θεσθω.
Hom. ii. 382.

His ſharpen'd ſpear let every Grecian wield,
And every Grecian fix his brazen ſhield, &c.
Pope

Let each
His adamantine coat gird well, and each
Fit well his helm, gripe faſt his orbed ſhield,
Borne ev'n or high; for this day will pour down,
If I conjecture right, no drizling ſhower,
But rattling ſtorm of arrows barb'd with fire.
Milton.

it pours on the ſky of night, and mariners foreſee a ſtorm. On Cona's riſing heath they ſtood: the white-boſomed maids beheld them above like a grove; they foreſaw the death of their youths, and looked towards the ſea with fear. —— The white wave deceived them for diſtant ſails, and the tear is on their cheek.

The ſun roſe on the ſea, and we beheld a diſtant fleet. —— Like the miſt of ocean they came; and poured their youth upon the coaſt. —— The chief was among them, like the ſtag in the midſt of the herd. —— His ſhield is ſtudded with gold, and ſtately ſtrode the king of ſpears. —— He moved towards Selma; his thouſands moved behind.

Go, with thy ſong of peace, ſaid Fingal; go, Ullin, to the king of ſwords. Tell him, that we are mighty in battle; and that the ghoſts of our foes are many. —— But renowned are they who have feaſted in my halls! they ſhew the arms *) of my fathers in a for-

---

*) It was a cuſtom among the ancient Scots, to exchange arms with their gueſts, and thoſe arms were preſerved long in the different families, as monuments of the friendſhip, which ſubſiſted between their anceſtors.

foreign land: the ſons of the ſtrangers wonder, and bleſs the friends of Morven's race; for our names have been heard afar; the kings of the world ſhook in the midſt of their people.

Ullin went with his ſong. Fingal reſted on his ſpear: he ſaw the mighty foe in his armour; and he bleſt the ſtranger's ſon.

How ſtately art thou, ſon of the ſea! ſaid the king of woody[f] Morven. Thy ſword is a beam of might by thy ſide: thy ſpear is a fir that defies the ſtorm. The varied face of the moon is not broader than thy ſhield. —— Ruddy is thy face of youth! ſoft the ringlets of thy hair! —— But this tree may fall; and his memory be forgot! —— The daughter of the ſtranger will be ſad, and look to the rolling ſea: —— the children will ſay, "We ſee "a ſhip; perhaps it is the king of Balclutha. The tear ſtarts from their mother's eye. Her thoughts are of him that ſleeps in Morven.

Such were the words of the king, when Ullin came to the mighty Carthon: he threw down the ſpear before him; and raiſed the ſong of peace.

Come to the feaſt of Fingal, Carthon, from the rolling ſea! partake the feaſt of the king, or lift the ſpear of war. The ghoſts of our foes are many: but renowned are the friends of Morven!

Behold that field, o Carthon; many a green hill riſes there, with moſſy ſtones and ruſtling graſs: theſe are the tombs of Fingal's foes, the ſons of the rolling ſea.

Doſt thou ſpeak to the feeble in arms, ſaid Carthon, bard of the woody Morven? Is my face pale for fear, ſon of the peaceful ſong? Why, then, doſt thou think to darken my ſoul with the tales of thoſe who fell? —— My arm has fought in the battle; my renown is known afar. Go to the feeble in arms, and bid them yield to Fingal. —— Have not I ſeen the fallen Balclutha? And ſhall I feaſt with Comhal's ſon? Comhal! who threw his fire in the midſt of my father's hall! I was young, and knew not the cauſe why the virgins wept. The columns of ſmoke pleaſed mine eye, when they roſe above my walls; I often looked back, with gladneſs, when my friends fled along the hill. —— But when the years of my youth came on, I beheld the moſs of my fallen walls: my my ſigh aroſe with the morning, and my tears deſcended with night. —— Shall I not fight, I ſaid to my ſoul, againſt the children of my foes? And I will fight, o bard; I feel the ſtrength of my ſoul.

His people gathered around the hero, and drew, at once, their ſhining ſwords. He ſtands, in the midſt, like a pillar of fire; the tear half-ſtarting from his eye; for he thought of the fallen Balclutha, and the crowded pride of his ſoul aroſe. Sidelong he looked up to the hill, where our heroes ſhone in arms: the ſpear trembled in his hand; and, bending forward, he ſeemed to threaten the king.

Shall I, ſaid Fingal to his ſoul, meet, at once, the king? Shall I ſtop him, in the midſt of his courſe, before his fame ſhall ariſe? But the bard, hereafter, may ſay, when he ſees the tomb of Carthon; Fingal took his thouſands, along with him, to battle, before the noble Carthon fell. —— No: — bard of the times to come! thou ſhalt not leſſen Fingal's fame. My heroes will fight the youth, and Fingal behold the battle. If he overcomes, I ruſh, in my ſtrength, like the roaring ſtream of Cona.

Who, of my heroes, will meet the ſon of the rolling ſea? Many are his warriors on the coaſt: and ſtrong is his aſhen ſpear!

Cathul *) roſe, in his ſtrength, the ſon of the mighty Lormar: three hundred youths attend the chief, the race **) of his native ſtreams. Feeble was his arm againſt Carthon, he fell; and his heroes fled.

Connal ***) reſumed the battle, but he broke his heavy ſpear: he lay bound on the field; and Carthon purſued his people.

Cleſsámmor! ſaid the king ****) of Morven, where is the ſpear of thy ſtrength? Wilt thou

---

*) Cath-'huil, *the eye of battle.*

**) It appears, from this paſſage, that clanſhip was eſtabliſhed, in the days of Fingal, though not on the ſame footing with the preſent tribes in the north of Scotland.

***) This Connal is very much celebrated, in ancient poetry, for his wiſdom and valour: there is a ſmall tribe ſtill ſubſiſting, in the North, who pretend they are deſcended from him.

****) Fingal did not then know, that Carthon was the ſon of Cleſsámmor.

thou behold Connal bound; thy friend, at the ſtream of Lora? Riſe, in the light of thy ſteel, thou friend of Comhal. Let the youth of Balclutha feel the ſtrength of Morven's race.

He roſe in the ſtrength of his ſteel, ſhaking his grizly locks. He fitted the ſhield to his ſide; and ruſhed, in the pride of valour.

Carthon ſtood, on that heathy rock, and ſaw the heroes approach. He loved the terrible joy of his face; and his ſtrength, in the locks of age. —— Shall I lift that ſpear, he ſaid, that never ſtrikes, but once, a foe? Or ſhall I, with the words of peace, preſerve the warrior's life? Stately are his ſteps of age! — lovely the remnant of his years. Perhaps it is the love of Moina; the father of car-borne Carthon. Often have I heard, that he dwelt at the ecchoing ſtream of Lora.

Such were his words, when Cleſsámmor came, and lifted high his ſpear. The youth received it on his ſhield, and ſpoke the words of peace. —— Warrior of the aged locks! Is there no youth to lift the ſpear? Haſt thou no ſon, to raiſe the ſhield before his father, and to meet the arm of youth? Is the ſpouſe of of thy love no more? or weeps ſhe over the tombs of thy ſons? Art thou of the kings of men? What will be the fame of my ſword, if thou ſhalt fall?

It will be great, thou ſon of pride! begun the tall Cleſsámmor, I have been renowned in battle; but I never told my name *) to a foe. Yield to me, ſon of the wave, and then thou ſhalt know, that the mark of my ſword is in many a field.

I never yielded, king of ſpears! replied the noble pride of Carthon: I have alſo fought in battles; and I behold my future fame. Deſpiſe me not, thou chief of men; my arm, my ſpear is ſtrong. Retire among thy friends, and let young heroes fight.

Why doſt thou wound my ſoul, replied Cleſsámmor with a tear? Age does not tremble on my hand; I ſtill can lift the ſword. Shall

I fly

---

*) To tell one's name to an enemy, was reckoned, in thoſe days of heroiſm, a manifeſt evaſion of fighting him; for, if it was once known, that friendſhip ſubſiſted, of old, between the anceſtors of the combatants, the battle immediately ceaſed; and the ancient amity of their forefathers was renewed. *A man who tells his name to his enemy*, was of old an ignominious term for a coward.

I fly in Fingal's ſight ; in the ſight of him I loved? Son of the ſea! I never fled: exalt thy pointed ſpear.

They fought, like two contending winds, that ſtrive to roll the wave. Carthon bade his ſpear to err; for he ſtill thought, that the foe was the ſpouſe of Moina. —— He broke Cleſsámmor's beamy ſpear in twain: and ſeized his ſhining ſword. But as Carthon was binding the chief; the chief drew the dagger of his fathers. He ſaw the foe's uncovered ſide; and opened, there, a wound.

Fingal ſaw Cleſsámmor low: he moved in the ſound of his ſteel. The hoſt ſtood ſilent, in his preſence; they turned their eyes towards the hero. —— He came, like the ſullen noiſe of a ſtorm, before the winds ariſe: the hunter hears it in the vale, and retires to the cave of the rock.

Carthon ſtood in his place: the blood is ruſhing down his ſide: he ſaw the coming down of the king; and his hopes of fame aroſe *): but pale was his cheek; his hair flew looſe,

---

*) This expreſſion admits of a double meaning, either that Carthon hoped to acquire glory by killing Fingal; or to be rendered famous by falling

looſe, his helmet ſhook on high: the force of Carthon failed; but his ſoul was ſtrong.

Fingal beheld the hero's blood; he ſtopt the uplifted ſpear. Yield, king of ſwords! ſaid Comhal's ſon; I behold thy blood. Thou haſt been mighty in battle; and thy fame ſhall never fade.

Art thou the king ſo far renowned, replied the car-borne Carthon? Art thou that light of death that frightens the kings of the world? But why ſhould Carthon aſk? for he is like the ſtream of his deſart; ſtrong as a river, in his courſe; ſwift as the eagle of the ſky. — O that I had fought the king; that my fame might be great in the ſong! that the hunter, beholding my tomb, might ſay, he fought with the mighty Fingal. But Carthon dies unknown; he has poured out his force on the feeble.

But thou ſhalt not die unknown, replied the king of woody Morven: my bards are many, o Carthon, and their ſongs deſcend to future times. The children of the years to come ſhall

by his hand. The laſt is the moſt probable, as Carthon is already wounded.

ſhall hear the fame of Carthon; when they ſit round the burning oak *), and the night is ſpent in the ſongs of old. The hunter, ſitting in the heath, ſhall hear the ruſtling blaſt; and, raiſing his eyes, behold the rock where Carthon fell. He ſhall turn to his ſon, and ſhew the place where the mighty fought; "There the king of Balclutha fought, like the ſtrength of a thouſand ſtreams."

Joy roſe in Carthon's face: he lifted his heavy eyes. —— He gave his ſword to Fingal, to lie within his hall, that the memory of Balclutha's king might remain on Morven. — The battle ceaſed along the field, for the bard had ſung the ſong of peace. The chiefs gathered round the falling Carthon, and heard his words, with ſighs. Silent they leaned on their ſpears, while Balclutha's hero ſpoke. His hair ſighed in the wind, and his words were feeble.

King

---

*) In the north of Scotland, till very lately, they burnt a large trunk of an oak at their feſtivals; it was called *the trunk of the feaſt*. Time had ſo much conſecrated the cuſtom, that the vulgar thought it a kind of ſacrilege to diſuſe it.

King of Morven, Carthon ſaid, I fall in the midſt of my courſe. A foreign tomb receives, in youth, the laſt of Reuthámir's race. Darkneſs dwells in Balclutha; and the ſhadows of grief in Crathmo. —— But raiſe my remembrance on the banks of Lora; where my fathers dwelt. Perhaps the husband of Moina will mourn over his fallen Carthon.

His words reached the heart of Cleſsámmor: he fell, in ſilence, on his ſon. The hoſt ſtood darkened around: no voice is on the plains of Lora. Night came, and the moon, from the eaſt, looked on the mournful field: but ſtill they ſtood, like a ſilent grove, that lifts its head on Gormal, when the loud winds are laid, and dark autumn is on the plain.

Three days they mourned over Carthon; on the fourth his father died. In the narrow plain of the rock they lie; and a dim ghoſt defends their tomb. There lovely Moina is often ſeen; when the ſun-beam darts on the rock, and all around is dark. There ſhe is ſeen, Malvina, but not like the daughters of the hill. Her robes are from the ſtrangers land; and ſhe is ſtill alone.

Fingal

Fingal was ſad for Carthon; he deſired his bards to mark the day, when ſhadowy autumn returned. And often did they mark the day, and ſing the hero's praiſe. Who comes ſo dark from ocean's roar, like autumn's ſhadowy cloud? Death is trembling in his hand! his eyes are flames of fire! —— Who roars along dark Lora's heath? Who but Carthon king of ſwords? The people fall! how he ſtrides, like the ſullen ghoſt of Morven! —— But there he lies, a goodly oak, which ſudden blaſts overturned! When ſhalt thou riſe, Balclutha's joy! lovely car-borne Carthon? —— Who comes ſo dark from ocean's roar, like autumn's ſhadowy cloud?

Such were the words of the bards, in the day of their mourning: I have accompanied their voice; and added to their ſong. My ſoul has been mournful for Carthon; he fell in the days of his valour: and thou, o Cleſsámmor! where is thy dwelling in the air? —— Has the youth forgot his wound? And flies he, on the clouds, with thee? —— I feel the ſun, o Malvina, leave me to my reſt. Perhaps they may come to my dreams; I think, I hear a feeble voice. —— The beam of heaven delights to ſhine on the grave of Carthon: I feel it warm around.

O thou that rolleſt above *), round as the ſhield of my fathers! Whence are thy beams, o ſun! thy everlaſting light? Thou comeſt forth, in thy awful beauty, and the ſtars hide themſelves in the ſky; the moon, cold and pale, ſinks in the weſtern wave. But thou thyſelf moveſt alone: who can be a companion of thy courſe! The oaks of the mountains fall: the mountains themſelves decay with years; the ocean ſhrinks and grows again; the moon herſelf is loſt in heaven: but thou art for ever the ſame; rejoicing in the brightneſs of thy courſe. When the world is dark with tempeſts; when thunder rolls, and lightning flies: thou lookeſt in thy beauty, from the clouds, and laugheſt at the ſtorm. But to Oſſian, thou lookeſt in vain; for he beholds thy beams no more:

---

*) This paſſage is ſomething ſimilar to Satan's addreſs to the Sun in the fourth book of Paradiſe Loſt.

O thou that with ſurpaſſing glory crown'd,
Looks from thy ſole dominion like the god
Of this new world; at whoſe ſight all the ſtars
Hide their diminiſh'd heads; to thee I call,
But with no friendly voice, and add thy name
O Sun!

more: whether thy yellow hair flows on the eaſtern clouds, or thou trembleſt at the gates of the weſt. But thou art perhaps, like me, for a ſeaſon, and thy years will have an end. Thou ſhalt ſleep in thy clouds, careleſs of the voice of the morning. —— Exſult then, o ſun, in the ſtrength of thy youth! Age is dark and unlovely; it is like the glimmering light of the moon, when it ſhines through broken clouds, and the miſt is on the hills; the blaſt of the north is on the plain, the traveller ſhrinks in the midſt of his journey.

THE
DEATH OF CUCHULLIN:
A POEM *).

Is the wind on Fingal's ſhield? Or is the voice of paſt times in my hall? Sing on, ſweet voice, for thou art pleaſant, and carrieſt away my night with joy. Sing on, o Bragêla, daughter of car-borne Sorglan!

It

---

*) Tradition throws conſiderable light on the hiſtory of Ireland, during the long reign of Fingal, the ſon of Comhal, in Morven. —— Arth, the ſon of Cairbre, ſupreme king of Ireland, dying, was ſucceeded by his ſon Cormac, a minor. —— The petty kings and chiefs of the tribes met at Temora, the royal palace, in order to chuſe, out of their own number, a guardian to the young king. Disputes, concerning the choice of a proper perſon, run high, and it was reſolved to end all differences by giving the tuition of the young king to Cuchullin, the ſon of Semo; who had rendered himſelf famous by his great actions, and

who

It is the white wave of the rock, and not Cuchullin's ſails. Often do the miſts deceive

me

---

who reſided, at the time, with Connal, the ſon of Caithbat, in Ulſter.

Cuchullin was but three and twenty years old, when he aſſumed the management of affairs in Ireland: and the invaſion of Swaran happened two years after. In the twenty-ſeventh year of Cuchullin's age, and the third of his adminiſtration, Torlath, the ſon of Cantéla, one of the chiefs of that colony of Belgæ, who were in poſſeſſion of the ſouth of Ireland, ſet up for himſelf in Connaught, and advanced towards Temora, in order to dethrone Cormac; who, excepting Feradath, afterwards king of Ireland, was the only one of the Scotch race of kings exiſting in that country. Cuchullin marched againſt him, came up with him at the lake of Lego, and totally defeated his forces. Torlath fell in the battle by Cuchullin's hand; but as he himſelf preſſed too eagerly on the flying enemy, he was mortally wounded by an arrow, and died the ſecond day after.

The good fortune of Cormac fell with Cuchullin: many ſet up for themſelves, and anarchy and confuſion reigned. At laſt Cormac was taken off; and Cairbar, lord of Atha, one of the competitors me for the ſhip of my love! when they riſe round ſome ghoſt, and ſpread their gray ſkirts on

tors for the throne, having defeated all his rivals, became ſole monarch of Ireland. —— The family of Fingal, who were in the intereſt of Cormac's family, were reſolved to deprive Cairbar of the throne he had uſurped; in particular Oſcar, the ſon of Oſſian, had determined to revenge the death of Cathol, his friend, who had been aſſaſſinated by Cairbar. —— The threats of Oſcar reached Cairbar's ears: he invited him in a friendly manner to a feaſt, which he had prepared at the royal palace of Temora, reſolving to pick a quarrel, and have ſome pretext for killing him.

The quarrel happened; the followers of both fought, and Cairbar and Oſcar fell by mutual wounds: in the mean time Fingal arrived from Scotland with an army, defeated the friends of Cairbar, and re-eſtabliſhed the family of Cormac in the poſſeſſion of the kingdom. —— The preſent poem concerns the death of Cuchullin. It is, in the original, called *Duan loch Leigo, i. e. The Poem of Lego's Lake*, and is an epiſode introduced in a great poem, which celebrated the laſt expedition of Fingal into Ireland. The greateſt part of the poem is loſt, and nothing remains but ſome epiſodes, which a few old people in the north on the wind. Why doſt thou delay thy coming, ſon of the generous Semo? —— Four times has autumn returned with its winds, and raiſed the ſeas of Togorma *), ſince thou haſt been in the

---

north of Scotland retain on memory. —— Cuchullin is the moſt famous champion in the Iriſh traditions and poems; in them he is always called the *redoubtable Cuchullin*, and the fables concerning his ſtrength and valour are innumerable. Oſſian thought his expedition againſt the Fir-bolg or Belgæ of Britain, a ſubject fit for an epic poem; which was exſtant till of late, and was called *Yora-na-tana*, or a *Diſpute about Poſſeſſions*, as the war, which was the foundation of it, was commenced by the Britiſh Belgæ, who inhabited Ireland, in order to extend their territories. — The fragments, that remain of this poem, are animated with the genuine ſpirit of Oſſian; ſo that there can be no doubt, that it was of his compoſition.

*) Togorma, i. e. *The Iſland of blue waves*, one of the Hebrides, was ſubject to Connal, the ſon of Caithbat, Cuchullin's friend. — He is ſometimes called the ſon of Colgar, from one of that name, who was the founder of the family. —— Connal, a few days before the news of Torlath's revolt

the roar of battles, and Bragéla diſtant far. — Hills of the Iſle of miſt! when will ye anſwer to his hounds? —— But ye are dark in your clouds, and ſad Bragéla calls in vain. Night comes rolling down: the face of ocean fails. The heathcock's head is beneath his wing: the hind ſleeps with the hart of the deſart. They ſhall riſe with the morning's light, and feed on the moſſy ſtream. But my tears return with the ſun, my ſighs come on with the night. When wilt thou come in thine arms, o chief of moſſy Tura?

Pleaſant is thy voice in Oſſian's ear, daughter of car-borne Sorglan! But retire to the hall of ſhells, to the beam of the burning oak. —— Attend to the beam of the ſea: it rolls at Dunscaich's walls: let ſleep deſcend on thy blue eyes, and the hero come to thy dreams.

Cuchullin

revolt came to Temora, had failed to Togorma, his native iſle; where he was detained by contrary winds, during the war in which Cuchullin was killed.

Cuchullin ſits at Lego's lake, at the dark rolling of waters. Night is around the hero; and his thouſands ſpread on the heath: a hundred oaks burn in the midſt, the feaſt of ſhells is ſmoaking wide. —— Carril ſtrikes the harp, beneath a tree; his gray locks glitter in the beam; the ruſtling blaſt of night is near, and lifts his aged hair. —— His ſong is of the blue Togorma, and of its chief, Cuchullin's friend.

Why art thou abſent, Connal, in the day of the gloomy ſtorm? The chiefs of the ſouth have convened againſt the car-borne Cormac: the winds detain thy ſails, and thy blue waters roll around thee. But Cormac is not alone: the ſon of Semo fights his battles. Semo's ſon his battles fights! the terror of the ſtranger! he that is like 'the vapour of death *), ſlowly borne

*) Οἵη δ' ἐκ νεφέων ἐρεβηννὴ Φαίνεται ἀὴρ
Καύματος ἐξ ἀνέμοιο δυσαέος ὀρνυμένοιο.
HOM. Il. 5.

As vapours blown by Auſter's ſultry breath,
Pregnant with plagues, and ſhedding ſeeds of death,
Beneath the rage of burning Sirius riſe,
Choke the parch'd earth, and blacken all the ſkies.
POPE.

borne by ſultry winds. The ſun reddens in its preſence, the people fall around.

Such was the ſong of Carril, when a ſon of the foe appeared; he threw down his pointleſs ſpear, and ſpoke the words of Torlath, Torlath the chief of heroes, from Lego's ſable ſurge: he that led his thouſands to battle, againſt car-borne Cormac, Cormac, who was diſtant far, in Temora's *) eccheing halls: he learned to bend the bow of his fathers; and to lift the ſpear. Nor long didſt thou lift the ſpear, mildly - ſhining beam of youth! death ſtands dim behind thee, like the darkened half of the moon behind its growing light.

Cuchullin roſe before the bard **), that came from generous Torlath; he offered him the

---

*) The royal palace of the Iriſh kings; Teamhrath-according to ſome of the bards.

**) The bards were the heralds of ancient times; and their perſons were ſacred on account of their office. In later times they abuſed that privilege; and as their perſons were inviolable, they ſatyrited and lampooned ſo freely thoſe who were not liked by their patrons, that they became a public the ſhell of joy, and honoured the ſon of ſongs. Sweet voice of Lego! he ſaid, what are the words of Torlath? Comes he to our feaſt or battle, the car-borne ſon of Cantéla *)?

He comes to thy battle, replied the bard, to the ſounding ſtrife of ſpears. —— When morning is gray on Lego, Torlath will fight on the plain: and wilt thou meet him, in thine arms, king of the Iſle of miſt? Terrible is the ſpear of Torlath! it is a meteor of night. He lifts it; and the people fall: death ſits in the lightning of his ſword.

Do I fear, replied Cuchullin, the ſpear of car-borne Torlath? He is brave as a thouſand heroes; but my ſoul delights in war. The ſword reſts not by the ſide of Cuchullin, bard of the times of old! Morning ſhall meet me on the plain, and gleam on the blue arms of Semo's ſon. —— But ſit thou, on the heath, o bard! and let us hear thy voice: partake of the joyful ſhell; and hear the ſongs of Temora.

This

---

public nuiſance. Screened under the character of heralds, they groſly abuſed the enemy, when he would not accept the terms they offered.

*) Cean-teola', *head of the family.*

This is no time, replied the bard, to hear the ſong of joy; when the mighty are to meet in battle, like the ſtrength of the waves of Lego. Why art thou ſo dark, Slimora! *) with all thy ſilent woods? No green ſtar trembles on thy top; no moon-beam on thy ſide. But the meteors of death are there, and the gray watry forms of ghoſts. Why art thou dark, Slimora! with thy ſilent woods?

He retired, in the ſound of his ſong; Carril accompainied his voice. The muſic was like the memory of joys that are paſt, pleaſant and mournful to the ſoul. The ghoſts of departed bards heard it from Slimora's ſide. Soft ſounds ſpread along the wood, and the ſilent valleys of night rejoice. —— So, when he ſits in the ſilence of noon, in the valley of his breeze, the humming of the mountain-bee comes to Oſſian's ear: the gale drowns it often in its courſe; but the pleaſant ſound returns again.

Raiſe, ſaid Cuchullin, to his hundred bards, the ſong of the noble Fingal: that ſong, which he hears at night, when the dreams of his reſt deſcend; when the bards ſtrike the

diſtant

---

*) Slia'-mor, *great hill.*

diſtant harp, and the faint light gleams on Selma's walls. Or let the grief of Lara riſe, and the ſighs of the mother of Calmar *), when he was ſought, in vain, on his hills; and ſhe beheld his bow in the hall. —— Carril, place the ſhield of Caithbat on that branch; and let the ſpear of Cuchullin be near; that the ſound of my battle may riſe with the gray beam of the eaſt.

The hero leaned on his father's ſhield: the ſong of Lára roſe. The hundred bards were diſtánt far: Carril alone is near the chief. The words of the ſong were his; and the ſound of his harp was mournful.

Alclétha **) with the aged locks! mother of car-borne Calmar! why doſt thou look towards

---

*) Calmar the ſon of Matha. His death is related at large, in the third book of Fingal. He was the only ſon of Matha; and the family was extinct in him. —— The ſeat of the family was on the banks of the river Lara, in the neighbourhood of Lego, and probably near the place where Cuchullin lay; which circumſtance ſuggeſted to him the lamentation of Alclétha over her ſon.

**) Ald-cla'tha, *decaying beauty:* probably a poetical name given the mother of Calmar, by the bard himſelf.

towards the deſart, to behold the return of thy ſon? Theſe are not his heroes, dark on the heath: nor is that the voice of Calmar: it is but the diſtant grove, Alclétha! but the roar of the mountain-wind!

Who *) bounds over Lara's ſtream, ſiſter of the noble Calmar? Does not Alclétha behold his ſpear? But her eyes are dim! Is it not the ſon of Matha, daughter of my love?

It is but an aged oak, Alclétha!, replied the lovely-weeping Alona **); it is but an oak, Alclétha, bent over Lara's ſtream. But who comes along the plain? ſorrow is in his ſpeed. He lifts high the ſpear of Calmar. Alclétha, it is covered with blood!

But it is covered with the blood of foes ***), ſiſter of car-borne Calmar! his ſpear

---

*) Alcletha ſpeaks. Calmar had promiſed to return, by a certain day; and his mother and his ſiſter Alona are repreſented by the bard, and looking, with impatience, towards that quarter, where they expected Calmar would make his firſt appearance.

**) Alaine, *exquiſitely beautiful.*

***) Alcletha ſpeaks.

ſpear never returned unſtained with blood *), nor his bow from the ſtrife of the mighty. The battle is conſumed in his preſence: he is a flame of death, Alona! —— Youth **) of the mournful ſpeed! where is the ſon of Alclétha? Does he return with his fame? in the midſt of his ecchoing ſhields? —— Thou art dark and ſilent! —— Calmar is then no more. Tell me not, warrior, how he fell, for I cannot hear of his wound. ——

Why doſt thou look towards the deſart, mother of car-borne Calmar? ——

Such was the ſong of Carril, when Cuchullin lay on his ſhield: the bards reſted on their harps, and ſleep fell ſoftly around. —— The ſon of Semo was awake alone; his ſoul was fixed on the war. —— The burning oaks began to decay; faint red light is ſpread around.

---

*) From the blood of the ſlain, from the fat of the mighty, the bow of Jonathan returned not back, and the ſword of Saul returned not empty. 2 Sam. I, 22.

**) She addreſſes herſelf to Lamir, Calmar's friend, who had returned with the news of his death.

around. —— A feeble voice is heard: the ghoſt of Calmar came. He ſtalked in the beam. Dark is the wound in his ſide. His hair is disordered and looſe. Joy ſits darkly on his face: and he ſeems to invite Cuchullin to his cave.

Son of the cloudy night! ſaid the riſing chief of Erin; why doſt thou bend thy dark eyes on me, ghoſt of the car-borne Calmar? Wouldeſt thou frighten me, o Matha's ſon! from the battles of Cormac? Thy hand was not feeble in war; neither was thy voice *) for peace. How art thou changed, chief of Lara! if thou now doſt adviſe to fly! —— But, Calmar, I never fled. I never feared **) the ghoſts of the deſart. Small is their knowledge, and weak their hands; their dwelling is in the wind. —— But my ſoul grows in danger, and rejoices in the noiſe of ſteel. Retire thou to the cave: thou art not Calmar's ghoſt; he delighted in battle, and his arm was like the thunder of heaven.

He retired in his blaſt with joy, for he had heard the voice of his praiſe. The faint

beam

---

*) See Calmar's ſpeech, in the firſt book of Fingal.

**) See Cuchullin's reply to Connal, concerning Crugal's ghoſt. Fing. b. 2.

beam of the morning roſe, and the ſound of Caithbat's buckler ſpread. Green Ullin's warriors convened; like the roar of many ſtreams. — The horn of war is heard over Lego; the mighty Torlath came.

Why doſt thou come with thy thouſands, Cuchullin? ſaid the chief of Lego. I know the ſtrength of thy arm, and thy ſoul is an unextinguiſhed fire. —— Why fight we not on the plain, and let our hoſts behold our deeds? Let them behold us like roaring waves, that tumble round a rock: the mariners haſten away, and look on their ſtriſe with fear.

Thou riſeſt, like the ſun, on my ſoul, replied the ſon of Semo. Thine arm is mighty, o Torlath! and worthy of my wrath. Retire, ye men of Ullin, to Slimora's ſhady ſide; behold the chief of Erin, in the day of his fame. — Carril! tell to mighty Connal, if Cuchullin muſt fall, tell him, I accuſed the winds which roar on Togorma's waves. —— Never was he abſent in battle, when the ſtrife of my fame aroſe. —— Let his ſword be before Cormac, like the beam of heaven: let his counſel ſound in Temora in the day of danger.

He ruſhed, in the ſound of his arms, like the terrible ſpirit of Loda *), when he comes in the roar of a thouſand ſtorms, and ſcatters battles from his eyes. — He ſits on a cloud over Lochlin's ſeas: his mighty hand is on his ſword, and the winds lift his flaming locks. — So terrible was Cuchullin in the day of his fame. —— Torlath fell by his hand, and Lego's heroes mourned. —— They gather around the chief, like the clouds of the deſart. —— A thouſand ſwords roſe at once; a thouſand arrows flew; but he ſtood like a rock in the midſt

---

*) Loda, in the third book of Fingal, is mentioned as a place of worſhip in Scandinavia: by the *ſpirit of Loda*, the poet probably means Odin, the great deity of the northern nations. He is deſcribed here with all his terrors about him, not unlike Mars, as he is introduced in a ſimile, in the ſeventh Iliad.

—— —— οἷός τε πελώριος ἔρχεται Ἄρης,
Ὅς τ᾽ εἶσιν πόλεμόνδε μετ᾽ ἀνέρας, ὅυς τε
κρονίων
Θυμοβόρου ἔριδος μενεῖ ξυνέηκε μάχεσθαι.

So ſtalks in arms the griſly god of Thrace,
When Jove to puniſh faithleſs men prepares,
And gives whole nations to the waſt of wars.
POPE.

midſt of a roaring ſea. —— They fell around; he ſtrode in blood: dark Slimora ecchoed wide. —— The ſons of Ullin came, and the battle ſpread over Lego. —— The chief of Erin overcame; he returned over the field with his fame. ——

But pale he returned! The joy of his face was dark. He rolled his eyes in ſilence. — The ſword hung, unſheathed, in his hand, and his ſpear bent at every ſtep.

Carril, ſaid the king in ſecret, the ſtrength of Cuchullin fails. My days are with the years that are paſt; and no morning of mine ſhall ariſe. —— They ſhall ſeek me at Temora, but I ſhall not be found. Cormac will weep in his hall, and ſay, "Where is Tura's chief?" —— But my name is renowned! my fame in the ſong of bards. —— The youth will ſay in ſecret, o let me die as Cuchullin died: renown cloathed him like a robe; and the light of his fame is great. Draw the arrow from my ſide; and lay Cuchullin beneath that oak. Place the ſhield of Caithbat near, that they may behold me amidſt the arms of my fathers. ——

And is the ſon of Semo fallen *)? ſaid Carril with a ſigh. —— Mournful are Tura's walls; and ſorrow dwells at Dunſcaich. —— Thy ſpouſe is left alone in her youth, the ſon **) of thy love is alone. —— He ſhall come to Bragela, and aſk her why ſhe weeps. — He ſhall lift his eyes to the wall, and ſee his father's ſword. —— Whoſe ſword is that? he will ſay: and the ſoul of his mother is ſad. Who is that, like the hart of the deſart, in the

the

---

*) The Iriſh hiſtorians have placed Cuchullin in the firſt century. — The tranſlator has given his reaſons for fixing him in the third, in the diſſertation, which is prefixed to this collection. In other particulars the accounts of Keating and O' Flaherty coincide pretty nearly with Oſſian's poems, and the traditions of the Highlands and Iſles. They ſay, that he was killed in the twenty-ſeventh year of his age, and they give him a great character for his wiſdom and valour.

**) Conloch, who was afterwards very famous for his great exploits in Ireland. He was ſo remarkable for his dexterity in handling the javelin, that, when a good marksman is deſcribed, it has paſſed into a proverb, in the north of Scotland. *He is unerring as the arm of Conloch.*

the murmur of his courſe? —— His eyes look wildly round in ſearch of his friend. — Connal, ſon of Colgar, where haſt thou been, when the mighty fell? Did the ſeas of Togorma roll round thee? Was the wind of the ſouth in thy ſails? The mighty have fallen in battle, and thou waſt not there. —— Let none tell it in Selma, nor in Morven's woody land; Fingal will be ſad, and the ſons of the deſart mourn.

By the dark-rolling waves of Lego they raiſed the hero's tomb. —— Luäth *), at a diſtance, lies, the companion of Cuchullin, at the chace. —— Bleſt **) be thy ſoul, ſon of Semo;

---

*) It was of old the cuſtom, to bury the favourite dog near the maſter. This was not peculiar to the ancient Scots; for we find it practiſed by many other nations in their ages of heroiſm. —— There is a ſtone ſhown ſtill at Dunſcaich in the Iſle of Sky, to which Cuchullin commonly bound his dog Luäth. —— The ſtone goes by his name to this day.

**) This is the ſong of the bards over Cuchullin's tomb. Every ſtanza cloſes with ſome remarkable title

Semo; thou wert mighty in battle. —— Thy ſtrength was like the ſtrength of a ſtream: thy ſpeed like the eagle's *) wing. —— Thy path in the battle was terrible: the ſteps of death were behind thy ſword. —— Bleſt be thy ſoul, ſon of Semo; car-borne chief of Dunscaich!

Thou haſt not fallen by the ſword of the mighty, neither was thy blood on the ſpear of the valiant. —— The arrow came, like the ſting of death in a blaſt: nor did the feeble hand, which drew the bow, perceive it. Peace to thy ſoul, in thy cave, chief of the iſle of miſt!

The mighty are diſperſed at Temora: there is none in Cormac's hall. The king mourns in his youth, for he does not behold thy coming. The ſound of thy ſhield is ceaſed: his foes are gathering round. Soft be thy reſt in thy cave, chief of Erin's wars!

Bragela

title of the hero, which was always the cuſtom in funeral elegies. —— The verſe of the ſong is a lyric meaſure, and it was of old ſung to the harp.

*) They were ſwifter than eagles, they were ſtronger than lions. 2 Sam. i, 23.

Bragéla will not hope thy return, or ſee thy ſails in ocean's foam. —— Her ſteps are not on the ſhore: nor her ear open to the voice of thy rowers. —— She ſits in the hall of ſhells, and ſees the arms of him that is no more. —— Thine eyes are full of tears, daughter of car-borne Sorglan! —— Bleſt be thy ſoul in death, o chief of ſhady Cromla!

DAR-THULA:

A POEM *).

Daughter of heaven **), fair art thou! the ſilence of thy face is pleaſant. Thou comeſt forth in lovelineſs: the ſtars attend thy blue ſteps in the eaſt. The clouds rejoice in thy

---

*) It may not ~~be improper here~~, to give the ſtory, which is the foundation of this poem, as it is handed down by tradition. —— Usnoth, lord of Etha, which is probably that part of Argyleſhire, which is near Loch Eta, an arm of the ſea in Lorn, had three ſons, Nathos, Althos, and Ardan, by Sliſſama, the daughter of Semo and ſiſter to the celebrated Cuchullin. The three brothers, when very young, were ſent over to Ireland, by their father, to learn the uſe of arms, under their uncle Cuchullin, who made a great figure in that kingdom. They were juſt landed in Ulſter, when the news of Cuchullin's death arrived. Nathos, though very young, took the command of Cuchullin's army, made head againſt Cairbar the uſurper, and defeated him in ſeveral bat-

thy preſence, o moon, and brighten their dark-brown ſides. Who is like thee in heaven, daughter of the night? The ſtars are aſhamed in

---

battles. Cairbar at laſt having found means to murder Cormac the lawful king, the army of Nathos ſhifted ſides, and he himſelf was obliged to return into Ulſter, in order to paſs over into Scotland.

Dar-thula, the daughter of Colla, with whom Cairbar was in love, reſided, on that time, in Selama a caſtle in Ulſter: ſhe ſaw, fell in love, and fled with Nathos; but a ſtorm riſing at ſea, they were unfortunately driven back on that part of the coaſt of Ulſter, where Cairbar was encamped with his army, waiting for Fingal, who meditated an expedition into Ireland, to re-eſtabliſh the Scotch race of kings on the throne of that kingdom. The three brothers, after having defended themſelves, for ſome time, with great bravery, were overpowered and ſlain, and the unfortunate Dar-thula killed herſelf upon the body of her beloved Nathos.

Oſſian opens the poem, on the night preceding the death of the ſons of Uſnoth, and brings in, by way of epiſode, what paſſed before. He relates the death of Dar-thula differently from the in thy preſence, and turn aſide their green, ſparkling eyes. —— Whither doſt thou retire from thy courſe, when the darkneſs *) of thy countenance grows? Haſt thou thy hall like Oſſian? Dwelleſt thou in the ſhadow of grief? Have thy ſiſters fallen from heaven? Are they who rejoiced with thee, at night, no more? — Yes! —— they have fallen, fair light! and thou doſt often retire to mourn. — But thou thyſelf ſhalt fail, one night; and leave thy blue path in heaven. The ſtars will then lift their green heads; they who were aſhamed in thy preſence, will rejoice.

Thou art now clothed with thy brightneſs: look from thy gates in the ſky. Burſt the cloud, o wind, that the daughter of night may look forth; that the ſhaggy mountains may brighten, and the ocean roll its blue waves in light.

Nathos

---

common tradition; his account is the moſt probable, as ſuicide ſeems to have been unknown in thoſe early times: for no traces of it are found in the old poetry.

**) The addreſs to the moon is very beautiful in the original. It is in a lyric meaſure, and appears to have been ſung to the harp.

*) The poet means the moon in her wane

Nathos *) is on the deep, and Althos that beam of youth, Ardan is near his brothers; they move in the gloom of their courſe. The ſons of Usnoth move in darkneſs, from the wrath of car-borne Cairbar **).

Who is that dim, by their ſide? the night has covered her beauty. Her hair ſighs on ocean's wind; her robe ſtreams in duſky wreaths. She is like the fair ſpirit of heaven, in the midſt of his ſhadowy miſt. Who is it but Dar-thula ***), the firſt of Erin's maids? She has fled from the love of Cairbar, with the car-borne Nathos. But the winds deceive thee, o Dar-

---

*) Nathos ſignifies *youthful*, Ailthos, *exquiſite beauty*, Ardan, *pride*.

**) Cairbar, who murdered Cormac king of Ireland, and uſurped the throne. He was afterwards killed by Oſcar the ſon of Oſſian, in a ſingle combat. The poet, upon other occaſions, gives him the epithet of red-haired.

***) Dar-thula, or Dart-'huile, *a woman with fine eyes*. She was the moſt famous beauty of antiquity. To this day, when a woman is praiſed for her beauty, the common phraſe is, that *ſhe is as lovely as Dar-thula*.

o Dar-thula; and deny the woody Etha to thy ſails. Theſe are not thy mountains, Nathos, nor is that the roar of thy climbing waves. The halls of Cairbar are near; and the towers of the foe lift their heads. Ullin ſtretches its green head into the ſea; and Tura's bay receives the ſhip. Where have ye been, ye ſouthern winds! when the ſons of my love were deceived? But ye have been ſporting on plains, and purſuing the thiſtle's beard. O that ye had been ruſtling in the ſails of Nathos, till the hills of Etha roſe! till they roſe in their clouds, and ſaw their coming chief! Long haſt thou been abſent, Nathos! and the day of thy return is paſt *).

But the land of ſtrangers ſaw thee, lovely: thou waſt lovely in the eyes of Dar-thula. Thy face was like the light of the morning, thy hair like the raven's wing. Thy ſoul was generous and mild, like the hour of the ſetting ſun. Thy words were the gale of the reeds, or the gliding ſtream of Lora.

But

---

*) That is, the day appointed by deſtiny. We find no deity in Oſſian's poetry, if Fate is not one; of that he is very full in ſome of his poems in the translator's hands.

But when the rage of battle roſe, thou waſt like a ſea in a ſtorm; the clang of arms was terrible: the hoſt vaniſhed at the ſound of thy courſe. —— It was then Dar-thula beheld thee, from the top of her moſſy tower: from the tower of Seláma *), where her fathers dwelt.

Lovely art thou, o ſtranger! ſhe ſaid, for her trembling ſoul aroſe. Fair art thou in thy battles, friend of the fallen Cormac **)! Why doſt thou ruſh on, in thy valour, youth of the ruddy look? Few are thy hands, in battle, againſt the car-borne Cairbar —— O that I might

---

*) The poet does not mean that Selima, which is mentioned as the ſeat of Toſcar in Ulſter, in the poem of Conlath and Cuthana. The word in the original ſignifies either *beautyful to behold*, or a place *with a pleaſant or wide proſpect*. In thoſe times, they built their houſes upon eminences, to command a view of the country, and to prevent their being ſurprized: many of them, on that account, were called Selama. The famous Selma of Fingal is derived from the ſame root.

**) Cormac the young king of Ireland, who was murdered by Cairbar.

might be freed of his love *)! that I might rejoice in the preſence of Nathos! —— Bleſt are the rocks of Etha; they will behold his ſteps at the chace! they will ſee his white boſom, when the winds lift his raven hair!

Such were thy words, Dar-thula, in Selſma's moſſy towers. But, now, the night is round thee: and the winds have deceived thy ſails. The winds have deceived thy ſails, Dar-thula: their bluſtering ſound is high. Ceaſe a little while, o north-wind, and let me hear the voice of the lovely. Thy voice is lovely, Dar-thula, between the ruſtling blaſts.

Are theſe the rocks of Nathos, on the roar of his mountain-ſtreams? Comes that beam of light from Usnoth's nightly hall? The miſt rolls around, and the beam is feeble: but the light of Dar-thula's ſoul is the car-borne chief of Etha! Son of the generous Usnoth, why that broken ſigh? Are we not in the land of ſtrangers, chief of eechoing Etha?

Theſe are not the rocks of Nathos, he replied, nor the roar of his ſtreams. No light comes from Etha's halls, for they are diſtant far.

*) That is, of the love of Cairbar.

far. We are in the land of ſtrangers, in the land of car-borne Cairbar. The winds have deceived us, Dar-thula. Ullin lifts here her green hills. —— Go towards the north, Althos; be thy ſteps, Ardan, along the coaſt; that the foe may not come in darkneſs, and our hopes of Etha fail.

I will go towards that moſſy tower, and ſee who dwells about the beam. —— Reſt, Dar-thula, on the ſhore! reſt in peace, thou beam of light! the ſword of Nathos is around thee, like the lightning of heaven.

He went. She ſat alone, and heard the rolling of the wave. The big tear is in her eye; and ſhe looks for the car-borne Nathos. —— Her ſoul trembles at the blaſt. And ſhe turns her ear towards the tread of his feet. —— The tread of his feet is not heard. Where art thou, ſon of my love! The roar of the blaſt is around me. Dark is the cloudy night. —— But Nathos does not return. What detains thee, chief of Etha? — Have the foes met the hero in the ſtrife of the night? ——

He returned, but his face was dark: he had ſeen his departed friend. —— It was the wall of Tura, and the ghoſt of Cuchullin ſtalked there. The ſighing of his breaſt was frequent; and the decayed flame of his eyes terrible. His ſpear was a column of miſt: the ſtars looked dim through his form. His voice was like hollow wind in a cave: and he told the tale of grief. The ſoul of Nathos was ſad, like the ſun *) in the day of miſt, when his face is watry and dim.

Why art thou ſad, o Nathos, ſaid the lovely daughter of Colla? Thou art a pillar of light to Dar-thula: the joy of her eyes is in Etha's chief. Where is my friend **), but Nathos? My father reſts in the tomb. Silence dwells on Seláma: ſadneſs ſpreads on the blue ſtreams

---

*) *Conditus in nubem, medioque refugerit orbe.*

VIRG.

— Thro' miſts he ſhoots his ſullen beams,
Frugal of light, in looſe and ſtraggling ſtreams.

DRYDEN.

**) ——— *ὀυ γὰρ ετ' ἄλλη*
Εϛαι θαλπωρὴ, ———
——— *ȣ̓δὲ μοὶ ἐϛὶ πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ.*

HOM. VI. 411

ſtreams of my land. My friends have fallen, with Cormac. The mighty were ſlain in the battle of Ullin.

Evening darkened on the plain. The blue ſtreams failed before mine eyes. The unfrequent blaſt came ruſtling in the tops of Selma's groves. My ſeat was beneath a tree on the walls of my fathers. Truthil paſt before my ſoul; the brother of my love; he that was abſent *) in battle againſt the car-borne Cairbar.

Bending on his ſpear, the gray-haired Colla came: his downcaſt face is dark, and ſorrow dwells in his ſoul. His ſword is on the ſide of the hero: the helmet of his fathers on his head. —— The battle grows in his breaſt. He ſtrives to hide the tear.

Dar-thula, he ſighing ſaid, thou art the laſt of Colla's race. Truthil is fallen in battle. The king **) of Seláma is no more. —— Cairbar comes, with his thouſands, towards Seláma's walls. —— Colla will meet his pride, and

---

*) The family of Colla preſerved their loyalty to Cormac, long after the death of Cuchullin.

**) It is very common, in Oſſian's poetry, to give the title of king to every chief that was remarkable for his valour.

and revenge his ſon. But where ſhall I find thy ſafety, Dar-thula with the dark-brown hair! thou art lovely as the ſun-beam of heaven, and thy friends are low!

And is the ſon of battle fallen? I ſaid with a burſting ſigh. Ceaſed the generous ſoul of Truthil to lighten through the field? — My ſafety, Colla, is in that bow; I have learned to pierce the deer. Is not Cairbar like the hart of the deſart, father of fallen Truthil?

The face of age brightened with joy: and the crouded tears of his eyes poured down. The lips of Colla trembled. His gray beard whiſtled, in the blaſt. Thou art the ſiſter of Truthil, he ſaid, and thou burneſt in the fire of his ſoul. Take, Dar-thula, take that ſpear, that brazen ſhield, that burniſhed helmet: they are the ſpoils of a warrior, a ſon *) of early youth. —— When the light riſes on Seláma,

---

*) The poet, to make the ſtory of Dar-thula's arming herſelf for battle, more probable, makes her armour to be that of a very young man: otherwiſe it would ſhock all belief, that ſhe, who was very young, ſhould be able to carry it.

ſâma, we go to meet the car-borne Cairbar. — But keep thou near the arm of Colla; beneath the ſhadow of my ſhield. Thy father, Darthula, could once defend thee; but age is trembling on his hand. —— The ſtrength of his arm has failed, and his ſoul is darkened with grief.

We paſſed the night in ſorrow. The light of morning roſe. I ſhone in the arms of battle. The gray-haired hero moved before. The ſons of Selâma convened around the ſounding ſhield of Colla. But few were they in the plain, and their locks were gray. The youths had fallen with Truthil, in the battle of car-borne Cormac.

Companions of my youth! ſaid Colla, it was not thus you have ſeen me in arms. It was not thus I ſtrode to battle, when the great Confadan fell. But ye are laden with grief. The darkneſs of age comes like the miſt of the deſart. My ſhield is worn with years; my ſword is fixed *) in its place. I ſaid to my ſoul,

---

*) It was the cuſtom of theſe times, that every warrior, at a certain age, or when he became unfit for the field, fixed his arms, in the great hall, where

ſoul, thy evening ſhall be calm, and thy departure like a fading light. But the ſtorm has returned; I bend like an aged oak. My boughs are fallen on Seláma; and I tremble in my place. — Where art thou, with thy fallen heroes, o my car-borne Truthil! Thou anſwereſt not from thy ruſhing blaſt; and the ſoul of thy father is ſad. But I will be ſad no more, Cairbar or Colla muſt fall. I feel the returning ſtrength of my arm. My heart leaps at the ſound of battle.

The hero drew his ſword. The gleaming blades of his people roſe. They moved along the plain. Their gray hair ſtreamed in the wind. —— Cairbar ſat, at the feaſt, in the ſilent plain of Lona *). He ſaw the coming of the heroes, and he called his chiefs to battle.

Why

---

where the tribe feaſted, upon joyful occaſions. He was afterwards never to appear in battle; and this ſtage of life was called the *time of fixing of the arms.*

**) Lona, *a marſhy plain.* It was the cuſtom, in the days of Oſſian, to feaſt after a victory. Cairbar had juſt provided an entertainment for his army, upon the defeat of Truthil the ſon of Colla, and

Why *) ſhould I tell to Nathos, how the ſtrife of battle grew! I have ſeen thee, in the midſt of thouſands, like the beam of heaven's fire: it is beautiful, but terrible; the people fall in its red courſe. —— The ſpear of Colla flew, for he remembered the battles of his youth. An arrow came with its ſound, and pierced the hero's ſide. He fell on his ecchoing ſhield. My ſoul ſtarted with fear; I ſtretched my buckler over him: but my heaving breaſt was ſeen. Cairbar came, with his ſpear, and he beheld Seláma's maid: joy roſe on his dark-brown face; he ſtayed the lifted ſteel. He raiſed the tomb of Colla; and brought me weeping to Seláma. He ſpoke the words of love, but my ſoul was ſad. I ſaw the ſhields of my fathers, and the

---

and the reſt of the party of Cormac, when Colla and his aged warriors arrived to give him battle.

*) The poet avoids the deſcription of the battle of Lona, as it would be improper in the mouth of a woman; and could have nothing new, after the numerous deſcriptions, of that kind, in his other poems. He, at the ſame time, gives an opportunity to Dar-thula to paſs a fine compliment on her lover.

the ſword of car-borne Truthil. I ſaw the arms of the dead, and the tear was on my cheek.

Then thou didſt come, o Nathos: and gloomy Cairbar fled. He fled like the ghoſt of the deſart before the morning's beam. His hoſts were not near: and feeble was his arm againſt thy ſteel.

Why *) art thou ſad, o Nathos? ſaid the lovely maid of Colla.

I have met, replied the hero, the battle in my youth. My arm could not lift the ſpear, when firſt the danger roſe: but my ſoul brightened before the war, as the green narrow vale, when the ſun pours his ſtreamy beams, before he hides his head in a ſtorm. My ſoul brightened in danger, before I ſaw Seláma's fair; before I ſaw thee, like a ſtar, that ſhines on the hill, at night; the cloud ſlowly comes, and threatens the lovely light.

We

---

*) It is uſual with Oſſian, to repeat, at the end of the epiſodes, the ſentence which introduced them. It brings back the mind of the reader to the main ſtory of the poem.

We are in the land of the foe, and the winds have deceived us, Dar-thula! the ſtrength of our friends is not near, nor the mountains of Etha. Where ſhall I find thy peace, daughter of mighty Colla! the brothers of Nathos are brave: and his own ſword has ſhone in war. But what are the ſons of Usnoth to the hoſt of car-borne Cairbar! O that the winds had brought thy ſails, Oſcar *) king of men! thou didſt promiſe to come to the battles of fallen Cormac. Then would my hand be ſtrong as the flaming arm of death. Cairbar would tremble in his halls, and peace dwell round the lovely Dar-thula. But why doſt thou fall, my ſoul? The ſons of Usnoth may prevail.

And they will prevail, o Nathos, ſaid the riſing ſoul of the maid: never ſhall Dar-thula behold the halls of gloomy Cairbar. Give me thoſe arms of braſs, that glitter to that paſſing meteor; I ſee them in the dark-boſomed ſhip. Dar-thula will enter the battle of ſteel. ——

Ghoſt

---

*) Oſcar, the ſon of Oſſian, had long reſolved on the expedition, into Ireland, againſt Cairbar, who had aſſaſſinated his friend Cathol, the ſon of Moran, an Iriſhman of noble extraction, and in the intereſt of the family of Cormac.

Ghoſt of the noble Colla! do I behold thee on that cloud! Who is that dim beſide thee? it is the car-borne Truthil. Shall I behold the halls of him that ſlew Seláma's chief? No: I will not behold them, ſpirits of my love!

Joy roſe in the face of Nathos, when he heard the white-boſomed maid. Daughter of Seláma! thou ſhineſt on my ſoul. Come, with thy thouſands, Cairbar! the ſtrength of Nathos is returned. And thou, o aged Usnoth, ſhalt not hear, that thy ſon has fled. I remember thy words on Etha; when my ſails begun to riſe: when I ſpread them towards Ullin, towards the moſſy walls of Tura. Thou goeſt, he ſaid, o Nathos, to the king of ſhields; to Cuchullin chief of men who never fled from danger. Let not thine arm be feeble: neither be thy thoughts of flight; leſt the ſon of Semo ſay, that Etha's race are weak. His words may come to Usnoth, and ſadden his ſoul in the hall. —— The tear was on his cheek. He gave this ſhining ſword.

I came to Tura's bay: but the halls of Tura were ſilent. I looked around, and there was none to tell of the chief of Dunscaich. I went to the hall of his ſhells, where the arms

of

of his fathers hung. But the arms were gone, and aged Lamhor *) ſat in tears.

Whence are the arms of ſteel? ſaid the riſing Lamhor. The light of the ſpear has long been abſent from Tura's duſky walls. —— Come ye from the rolling ſea? Or from the mournful halls of Temora **)?

We come from the ſea, I ſaid, from Usnoth's riſing towers. We are the ſons of Slis-ſáma ***), the daughter of car-borne Semo. Where is Tura's chief, ſon of the ſilent hall? But why ſhould Nathos aſk? for I behold thy tears. How did the mighty fall, ſon of the lonely Tura?

He fell not, Lamhor replied, like the ſilent ſtar of night, when it ſhoots through darkneſs and is no more. But he was like a meteor that falls in a diſtant land; death attends

---

*) Lamh-mhor, *mighty hand.*

**) Temora was the royal palace of the ſupreme kings of Ireland. It is here called mournful, on account of the death of Cormac, who was murdered there by Cairbar, who uſurped his throne.

***) Slis-ſeamha, *ſoft boſom.* She was the wife of Usnoth, daughter of Semo the chief of the *iſle of miſt.*

tends its red courſe, and itſelf is the ſign of wars. —— Mournful are the banks of Lego, and the roar of ſtreamy Lara! There the hero fell, ſon of the noble Usnoth.

And the hero fell in the midſt of ſlaughter, I ſaid with a burſting ſigh. His hand was ſtrong in battle, and death was behind his ſword. —— We came to Lego's mournful banks. We found his riſing tomb. His companions in battle are there; his bard of many ſongs. Three days we mourned over the hero: on the fourth, I ſtruck the ſhield of Caithbat. The heroes gathered around with joy, and ſhook their beamy ſpears.

Corlath was near with his hoſt, the friend of car-borne Cairbar. We came like a ſtream by night, and his heroes fell. When the people of the valley roſe, they ſaw their blood with morning's light. But we rolled away, like wreaths of miſt, to Cormac's ecchoing hall. Our ſwords roſe to defend the king. But Temora's halls were empty. Cormac had fallen in his youth. The king of Erin was no more.

Sadneſs ſeized the ſons of Ullin, they ſlowly gloomily retired: like clouds, that, long having

having threatened rain, retire behind the hills. The ſons of Usnoth moved, in their grief, towards Tura's ſounding bay. We paſſed by Seláma, and Cairbar retired like Lano's miſt, when it is driven by the winds of the deſart.

It was then I beheld thee, o maid, like the light of Etha's ſun. Lovely is that beam, I ſaid, and the crowded ſigh of my boſom roſe. Thou cameſt in thy beauty, Dar-thula, to Etha's mournful chief. —— But the winds have deceived us, daughter of Colla, and the foe is near.

Yes! —— the foe is near, ſaid the ruſtling ſtrength of Althos *). I heard their clanging arms on the coaſt, and ſaw the dark wreaths of Erin's ſtandard. Diſtinct is the voice of Cairbar **), and loud as Cromla's falling ſtream.

---

*) Althos had juſt returned from viewing the coaſt of Lena, whither he had been ſent by Nathos, the beginning of the night.

**) Cairbar had gathered an army, to the coaſt of Ulſter, in order to oppoſe Fingal, who prepared for an expedition into Ireland, to re-eſtabliſh the houſe of Cormac on the throne, which Cairbar had uſurped. Between the wings of Cairbar's army ſtream. He had ſeen the dark ſhip on the ſea, before the duſky night came down. His people watch on Lena's *) plain, and lift ten thouſand ſwords.

And let them lift ten thouſand ſwords, ſaid Nathos with a ſmile. The ſons of car-borne Usnoth will never tremble in danger. Why doſt thou roll with all thy foam, thou roaring ſea of Ullin? Why do ye ruſtle, on your dark wings, ye whiſtling tempeſts of the ſky? —— Do ye think, ye ſtorms, that ye keep Nathos on the coaſt? No: his ſoul detains him, children of the night! —— Althos! bring my father's arms: thou ſeeſt them beaming to the ſtars. Bring the ſpear of Semo **), it ſtands in the dark-boſomed ſhip.

He

---

army was the bay of Tura, into which the ſhip of the ſons of Usnoth was driven: ſo that there was no poſſibility of their eſcaping.

*) The ſcene of the preſent poem is nearly the ſame with that of the epic poem in this collection. The heath of Lena and Tura are often mentioned.

**) Semo was grandfather to Nathos by the mother's ſide. The ſpear mentioned here was given to Usnoth on his marriage, it being the cuſtom then

for

He brought the arms. Nathos clothed his limbs in all their ſhining ſteel. The ſtride of the chief is lovely: the joy of his eyes terrible. He looks towards the coming of Cairbar. The wind is ruſtling in his hair. Dar-thula is ſilent at his ſide: her look is fixed on the chief. She ſtrives to hide the riſing ſigh, and two tears ſwell in her eyes.

Althos! ſaid the chief of Etha, I ſee a cave in that rock. Place Dar-thula there: and let thy arm be ſtrong. Ardan! we meet the foe, and call to battle gloomy Cairbar. O that he came in his ſounding ſteel, to meet the ſon of Uſnoth! —— Dar-thula! if thou ſhalt eſcape, look not on the falling Nathos. Lift thy ſails, o Althos, towards the ecchoing groves of Etha.

Tell to the chief *), that his ſon fell with fame; that my ſword did not ſhun the battle. Tell him, I fell in the midſt of thouſands, and let

---

for the father of the lady, to give his arms to his ſon-in-law. The ceremony uſed upon theſe occaſions is mentioned in other poems.

*) Uſnoth.

let the joy of his grief be great. Daughter of Colla! call the maids to Etha's ecchoing hall. Let their ſongs ariſe from Nathos, when ſhadowy autumn returns. —— O that the voice of Cona *) might be heard in my praiſe! then would my ſpirit rejoice in the midſt of my mountain-winds.

And my voice ſhall praiſe thee, Nathos, chief of the woody Etha! The voice of Oſſian ſhall riſe in thy praiſe, ſon of the generous Usnoth! Why was I not on Lena, when the battle roſe? Then would the ſword of Oſſian have defended thee, or himſelf have fallen low.

We ſat, that night, in Selma round the ſtrength of the ſhell. The wind was abroad, in the oaks; the ſpirit of the mountain **) ſhrieked. The blaſt came ruſtling through the hall, and gently touched my harp. The ſound was mournful and low, like the ſong of the tomb. Fingal heard it firſt, and the crowded

ſighs

---

*) Oſſian, the ſon of Fingal, is, often, poetically called the voice of Cona.

**) By the ſpirit of the mountain is meant that deep and melancholy ſound, which precedes a ſtorm; well known to thoſe who live in a high country.

ſighs of his boſom roſe. —— Some of my heroes are low, ſaid the gray-haired king of Morven. I hear the ſound of death on the harp of my ſon. Oſſian, touch the ſounding ſtring; bid the ſorrow riſe; that their ſpirits may fly with joy to Morven's woody hills.

I touched the harp before the king, the ſound was mournful and low. Bend forward from your clouds, I ſaid, ghoſts of my fathers! bend; lay by the red terror of your courſe, and receive the falling chief; whether he comes from a diſtant land, or riſes from the rolling ſea. Let his robe of miſt be near; his ſpear that is formed of a cloud. Place an half-extinguiſhed meteor by his ſide, in the form of the hero's ſword. And, oh! let his countenance be lovely, that his friends may delight in his preſence. Bend from your clouds, I ſaid, ghoſts of my fathers! bend.

Such was my ſong, in Selma, to the lightly-trembling harp. But Nathos was on Ullin's ſhore, ſurrounded by the night; he heard the voice of the foe amidſt the roar of tumbling waves. Silent he heard their voice, and reſted on his ſpear.

Morning roſe, with its beams: the ſons of Erin appear; like gray rocks, with all their trees, they ſpread along the coaſt. Cairbar ſtood, in the midſt, and grimly ſmiled, when he ſaw the foe.

Nathos ruſhed forward, in his ſtrength; nor could Dar-thula ſtay behind. She came with the hero, lifting her ſhining ſpear. And who are theſe, in their armour, in the pride of youth? Who but the ſons of Uſnoth, Althos and dark-haired Ardan?

Come, ſaid Nathos, come! chief of the high Temora. Let our battle be on the coaſt, for the white-boſomed maid. His people are not with Nathos; they are behind that rolling ſea. Why doſt thou bring thy thouſands againſt the chief of Etha? Thou didſt fly *) from him, in battle, when his friends were around him.

Youth of the heart of pride, ſhall Erin's king fight with thee? Thy fathers were not among the renowned, nor of the kings of men. Are the arms of foes in their halls? Or the ſhields of other times? Cairbar is renowned in Temora, nor does he fight with little men.

The

---

*) He alludes to the flight of Cairbar from Selama.

The tear ſtarts from car-borne Nathos; he turned his eyes to his brothers. Their ſpears flew, at once, and three heroes lay on earth. Then the light of their ſwords gleamed on high; the ranks of Erin yield; as a ridge of dark clouds before a blaſt of wind.

Then Cairbar ordered his people, and they drew a thouſand bows. A thouſand arrows flew; the ſons of Usnoth fell. They fell like three young oaks, which ſtood alone on the hill; the traveller ſaw the lovely trees, and wondered how they grew ſo lonely; the blaſt of the deſart came, by night, and laid their green heads low; next day he returned, but they were withered, and the heath was bare.

Dar-thula ſtood in ſilent grief, and beheld their fall: no tear is in her eye; but her look is wildly ſad. Pale was her cheek; her trembling lips broke ſhort an half-formed word. Her dark hair flew on the wind. —— But gloomy Cairbar came. Where is thy lover now? the car-borne chief of Etha? Haſt thou beheld the halls of Usnoth? Or the dark-brown hills of Fingal? My battle had roared on Morven, did not the winds meet Dar-thula. Fingal himſelf would have been low, and ſorrow dwelling in Selma.

Her ſhield fell from Dar-thula's arm, her breaſt of ſnow appeared. It appeared, but it was ſtained with blood, for an arrow was fixed in her ſide. She fell on the fallen Nathos, like a wreath of ſnow. Her dark hair ſpreads on his face, and their blood is mixing round.

Daughter of Colla! thou art low! ſaid Cairbar's hundred bards; ſilence is at the blue ſtreams of Seláma, for Truthil's *) race have failed. When wilt thou riſe in thy beauty, firſt of Erin's maids? Thy ſleep is long in the tomb, and the morning diſtant far. The ſun ſhall not come to thy bed, and ſay, Awake **) Dar-thula! awake, thou firſt of women! the wind of ſpring is abroad. The flowers ſhake their

---

*) Truthil was the founder of Dar-thula's family.

**) Riſe up, my love, my fair one, and come away. For lo, the winter is paſt, the rain is over, and gone. The flowers appear on the earth; the time of ſinging is come, and the voice of the turtle is heard in our land. The fig-tree putteth forth her green figs, and the vines, with the tender grape, give a good ſmell. Ariſe, my love, my fair one, and come away.

SOLOMON'S Song.

their heads on the green hills, the woods wave their growing leaves. Retire, O ſun, the daughter of Colla is aſleep. She will not come forth in her beauty: ſhe will not move, in the ſteps of her lovelineſs.

Such was the ſong of the bards, when they raiſed the tomb. I ſung, afterwards, over the grave, when the king of Morven came; when he came to green Ullin, to fight with car-borne Cairbar.

CARRIC-THURA:

A POEM *).

Haſt **) thou left thy blue courſe in heaven, golden-haired ſon of the ſky? The weſt has opened its gates; the bed of thy repoſe is there. The waves come to behold thy beau-

---

*) Fingal, returning from an expedition, which he had made into the Roman province, reſolved to viſit Cathulla king of Inis-tore, and brother to Comála, whoſe ſtory is related, at large, in the dramatic poem, publiſhed in this collection. Upon his coming in ſight of Carric-thura, the palace of Cathulla, he obſerved a flame on its top, which, in thoſe days, was a ſignal of diſtreſs. The wind drove him into a bay, at ſome diſtance from Carric-thura, and he was obliged to paſs the night on the ſhore. Next day he attacked the army of Frothal king of Sora, who had beſieged Cathulla in his palace of Carric-thura, and took Frothal himſelf priſoner, after he had engaged him in a ſingle combat. The deliverance of Carric-thura is the ſubject of the poem, but ſeveral other epiſodes

beauty: they lift their trembling heads: they ſee thee lovely in thy ſleep; but they ſhrink away with fear. Reſt, in thy ſhadowy cave, o ſun! and let thy return be in joy. —— But let a thouſand lights ariſe to the ſound of the harps of Selma: let the beam ſpread in the hall, the king of ſhells is returned! The ſtrife of Crona *) is paſt, like ſounds that are no more. Raiſe

---

odes are interwoven with it. It appears from tradition, that this poem was addreſſed to a Culdee, or one of the firſt Chriſtian miſſionaries, and that the ſtory of the *Spirit of Loda*, ſuppoſed to be the ancient Odin of Scandinavia, was introduced by Oſſian in oppoſition to the Culdee's doctrine. Be this as it will, it lets us into Oſſian's notions of a ſuperior being; and ſhews that he was not addicted to the ſuperſtition, which prevailed all the world over, before the introduction of Chriſtianity.

**) The ſong of Ullin, with which the poem opens, is in a lyric meaſure. It was uſual with Fingal, when he returned from his expeditions, to ſend his bards ſinging before him. This ſpecies of triumph is called, by Oſſian, the *ſong of victory*.

*) Oſſian has celebrated the *ſtrife of Crona*, in a particular poem. This poem is connected with it, but

Raiſe the ſong, o bards! the king is returned with his fame!

Such was the ſong of Ullin, when Fingal returned from battle: when he returned in the fair bluſhing of youth; with all his heavy locks. His blue arms were on the hero; like a gray cloud on the ſun, when he moves in his robes of miſt, and ſhews but half his beams. His heroes follow the king: the feaſt of ſhells is ſpread. Fingal turns to his bards, and bids the ſong to riſe.

Voices of ecchoing Cona! he ſaid, o bards of other times! Ye, on whoſe ſouls the blue hoſts of our fathers riſe! ſtrike the harp in my hall; and let Fingal hear the ſong. Pleaſant is the joy of grief! it is like the ſhower of ſpring, when it ſoftens the branch of the oak, and the young leaf lifts its green head. Sing on, o bards, to-morrow we lift the ſail. My blue courſe is through the ocean, to Carric-thura's walls; the moſſy walls of Sarno, where Comála dwelt. There the noble Cathulla ſpreads

the

---

but it was impoſſible for the tranſlator, to procure that part which relates to Crona, with any degree of purity.

the feaſt of ſhells. The boars* of his woods are many, and the ſound of the chace ſhall ariſe.

Cronnan *), ſon of ſong! ſaid Ullin, Minona, graceful at the harp! raiſe the ſong of Shilric, to pleaſe the king of Morven. Let Vinvela come in her beauty, like the ſhowery bow, when it ſhews its lovely head on the lake, and the ſetting ſun is bright. And ſhe comes, o Fingal! her voice is ſoft, but ſad.

VINVELA.

My love is a ſon of the hill. He purſues the flying deer. His gray dogs are panting around him; his bow-ſtring ſounds in the wind. Doſt thou reſt by the fount of the rock, or by the noiſe of the mountain-ſtream? the ruſhes are nodding with the wind, the miſt is flying over the hill. I will approach my love unperceived,

---

*) One ſhould think, that the parts of Shilric and Vinvela were repreſented by Cronnan and Minona, whoſe very names denote that they were ſingers, who performed in public. Cronnan ſignifies *a mournful ſound*. Minona, or Min-'onn, *ſoft air*. All the dramatic poems of Oſſian appear to have been repreſented before Fingal, upon ſolemn occaſions.

ceived, and ſee him from the rock. Lovely I ſaw thee firſt by the aged oak of Branno *); thou wert returning tall from the chace; the faireſt among thy friends.

SHILRIC.

What voice is that I hear? that voice like the ſummer-wind. —— I ſit not by the nodding ruſhes; I hear not the fount of the rock. Afar, Vinvela **), afar I go to the wars of Fingal. My dogs attend me no more. No more I tread the hill. No more from on high I ſee thee, fair-moving by the ſtream of the plain; bright as the bow of heaven; as the moon on the weſtern wave.

VINVELA.

---

*) Bran, or Branno, ſignifies *a mountain-ſtream*: it is here ſome river known by that name, in the days of Oſſian. There are ſeveral ſmall rivers in the north of Scotland, ſtill retaining the name of Bran; in particular one which falls into the Tay at Dunkeld.

**) Bhin-bheul, *a woman with a melodious voice*. *Bh* in the Galic Language has the ſame ſound with the *v* in Engliſh.

VINVELA.

Then thou art gone, o Shilric! and I am alone on the hill. The deer are ſeen on the brow; void of fear they graze along. No more they dread the wind; no more the ruſtling tree. The hunter is far removed; he is in the field of graves. Strangers! ſons of the waves! ſpare my lovely Shilric.

SHILRIC.

If fall I muſt in the field, raiſe high my grave, Vinvela. Gray ſtones, and heaped-up earth, ſhall mark me to future times. When the hunter ſhall ſit by the mound, and produce his food at noon, "Some warrior reſts here," he will ſay; and my fame ſhall live in his praiſe. Remember me, Vinvela, when low on earth I lie!

VINVELA.

Yes! — I will remember thee — Indeed, my Shilric will fall. What ſhall I do, my love! when thou art gone for ever? Through theſe hills I will go at noon: I will go through the ſilent heath. There I will ſee the chace. Indeed, my Shilric will fall; but I will remember him.

And I remember the chief, ſaid the king of woody Morven; he conſumed the battle in his rage. But now my eyes behold him not. I met him, one day, on the hill; his cheek was pale; his brow was dark. The ſigh was frequent in his breaſt: his ſteps were towards the deſart. But now he is not in the crowd of my chiefs, when the ſounds of my ſhields ariſe. Dwells he in the narrow houſe *), the chief of high Carmora? **)

Cronnan! ſaid Ullin of other times, raiſe the ſong of Shilric; when he returned to his hills, and Vinvela was no more. He leaned on her gray moſſy ſtone; he thought Vinvela lived. He ſaw her fair-moving ***) on the plain: but the bright form laſted not: the ſun-beam fled from the field, and ſhe was ſeen no more. Hear the ſong of Shilric, it is ſoft but ſad.

I ſit by the moſſy fountain; on the top of the hill of winds. One tree is ruſtling above ve me. Dark waves roll over the heath. The lake is troubled below. The deer deſcend from the hill. No hunter at a diſtance is ſeen; no whiſtling cow-herd is nigh. It is mid-day: but all is ſilent. Sad are my thoughts alone. Didſt thou but appear, o my love, a wanderer on the heath! thy hair floating on the wind behind thee; thy boſom heaving on the ſight; thine eyes full of tears for thy friends, whom the miſt of the hill had concealed! Thee I would comfort, my love, and bring thee to thy father's houſe.

---

*) The grave.

**) Carn-mor, *high rocky hill.*

***) The diſtinction, which the ancient Scots made between good and bad ſpirits, was, that the former appeared ſometimes in the day-time in lonely unfrequented places, but the latter ſeldom but by night, and always in a diſmal gloomy ſcene.

But is it ſhe that there appears, like a beam of light on the heath? bright as the moon in autumn, as the ſun in a ſummer-ſtorm, comeſt thou, lovely maid, over rocks, over mountains to me? —— She ſpeaks: but how weak her voice! like the breeze in the reeds of the pool.

Returneſt thou ſafe from the war? Where are thy friends, my love? I heard of thy death on the hill; I heard and mourned thee, Shilric!

Yes, my fair, I return, but I alone of my race. Thou ſhalt ſee them no more: their graves I raiſed on the plain. But why art thou on the deſert hill? Why on the heath, alone?

' Alone I am, o Shilric! alone in the winter houſe. With grief for thee I exſpired. Shilric, I am pale in the tomb.

She fleets, ſhe ſails away; as gray miſt before the wind! —— and, wilt thou not ſtay, my love? Stay and behold my tears. Fair thou appeareſt, Vinvela! fair thou waſt, when alive!

By the moſſy fountain I will ſit; on the top of the hill of winds. When mid-day is ſilent around, converſe, o my love, with me! come on the wings of the gale! on the blaſt of the mountain, come! Let me hear thy voice, as thou paſſeſt, when mid-day is ſilent around.

Such was the ſong of Cronnan, on the night of Selma's joy. But morning roſe in the eaſt; the blue waters rolled in light. Fingal bade his ſails to riſe, and the winds come ruſtling from their hills. Iniſtore roſe to ſight, and Carric-thura's moſſy towers. But the ſign of diſtreſs was on their top: the green flame edged with ſmoke. The king of Morven ſtruck his breaſt: he aſſumed, at once, his ſpear. His darkened brow bends forward to the coaſt: he looks back to the lagging winds. His hair is diſordered on his back. The ſilence of the king is terrible.

Night

Night came down on the ſea; Rotha's bay received the ſhip. A rock bends along the coaſt with all its ecchoing wood. On the top is the circle *) of Loda, and the moſſy ſtone of power. A narrow plain ſpreads beneath, covered with graſs and aged trees, which the midnight-winds, in their wrath, had torn from the ſhaggy rock. The blue courſe of a ſtream is there: and the lonely blaſt of ocean purſues the thiſtle's beard.

The flame of three oaks aroſe; the feaſt is ſpread around: but the ſoul of the king is ſad, for Carric-thura's battling chief. The wan, cold moon roſe, in the eaſt. Sleep deſcended on the youths. Their blue helmets glitter to the beam; the fading fire decays. But ſleep did not reſt on the king: he roſe in the midſt of his arms, and ſlowly aſcended the hill, to behold the flame of Sarno's tower.

The flame was dim and diſtant; the moon hid her red face in the eaſt. A blaſt came from the mountain, and bore, on its wings, the

---

*) *The circle of Loda* is ſuppoſed to be a place of worſhip among the Scandinavians, as the ſpirited Loda is thought to be the ſame with their god Odin.

the ſpirit of Loda. He came to his place in his terrors *), and he ſhook his duſky ſpear. — His eyes appear like flames in his dark face; and his voice is like diſtant thunder. Fingal advanced with the ſpear of his ſtrength, and raiſed his voice on high.

Son of night, retire: call thy winds, and fly! Why doſt thou come to my preſence, with thy ſhadowy arms? Do I fear thy gloomy form, diſmal ſpirit of Loda? Weak is thy ſhield of clouds: feeble is that meteor, thy ſword. The blaſt rolls them together; and thou thyſelf doſt vaniſh. Fly from my preſence, ſon of night! call thy winds, and fly!

Doſt thou force me from my place? replied the hollow voice. The people bend before me. I turn the battle in the field of the valiant. I look on the nations, and they vaniſh: my noſtrils pour the blaſt of death. I come **) abroad on the winds: the tempeſts are before my face. But my dwelling is calm, above the clouds, the fields of my reſt are pleaſant.

Dwell

---

*) He is deſcribed, in a ſimile, in the poem concerning the death of Cuchullin.

**) There is a great reſemblance between the terrors of this mock divinity, and thoſe of the true God, as they are deſcribed in the 18th Pſalm.

Dwell then in thy calm field, ſaid Fingal, and let Comhal's ſon be forgot. Do my ſteps aſcend, from my hills, into thy peaceful plains? Do I meet thee, with a ſpear, on thy cloud, ſpirit of diſmal Loda? Why then doſt, thou frown on Fingal? or ſhake thine airy ſpear? But thou frowneſt in vain: I never fled from mighty men. And ſhall the ſons of the wind frighten the king of Morven? No: he knows the weakneſs of their arms.

Fly to thy land, replied the form: receive the wind, and fly. The blaſts are in the hollow of my hand: the courſe of the ſtorm is mine. The king of Sora is my ſon, he bends at the ſtone of my power. His battle is around Carric-thura; and he will prevail. Fly to thy land, ſon of Comhal, or feel my flaming wrath.

He lifted high his ſhadowy ſpear; and bent forward his terrible height. But the king, advancing, drew his ſword; the blade of dark-brown Luno *). The gleaming path of the ſteel winds through the gloomy ghoſt. The form fell ſhapeleſs into air, like a column of ſmoke,

---

*) The famous ſword of Fingal, made by Lun, or Lúno, a ſmith of Lochlin

ſmoke, which the ſtaff of the boy diſturbs, as it riſes from the half-extinguiſhed furnace.

The ſpirit of Loda ſhrieked, as, rolled into himſelf, he roſe on the wind. Iniſtore ſhook at the ſound. The waves heard it on the deep: they ſtopped, in their courſe, with fear; the companions of Fingal ſtarted, at once; and took their heavy ſpears. They miſſed the king: they roſe with rage; all their arms reſound.

The moon came forth in the eaſt. The king returned in the gleam of his arms. The joy of his youths was great: their ſouls ſettled, as a ſea from a ſtorm. Ullin raiſed the ſong of gladneſs. The hills of Iniſtore rejoiced. The flame of the oak aroſe; and the tales of heroes were told.

But Frothal, Sora's battling king, ſits in ſadneſs beneath a tree. The hoſt ſpreads around Carric-thura. He looks towards the walls with rage. He longs for the blood of Cathulla, who, once, overcame the king in war. —— When Annir reigned *) in Sora, the father of car-

borne

---

*) Annir was alſo the father of Erragon, who was killed after the death of his brother Frothal. The death of Erragon is the ſubject of *the battle of Lora*, a poem in this collection.

rne Frothal, a blaſt roſe on the ſea, and car-
ed Frothal to Iniſtore. Three days he feaſted
Sarno's halls, and ſaw the ſlow rolling eyes
f Comála. He loved her, in the rage of
outh, and ruſhed to ſeize the white-armed
naid. Cathulla met the chief. The gloomy
attle roſe. Frothal is bound in the hall: three
days he pined alone. On the fourth, Sarno
ſent him to his ſhip, and he returned to his
land. But wrath darkened in his ſoul againſt
the noble Cathulla. When Annir's ſtone *)
of fame aroſe, Frothal came in his ſtrength.
The battle burned round Carric-thura, and
Sarno's moſſy walls.

Morning roſe on Iniſtore. Frothal ſtruck his dark-brown ſhield. His chiefs ſtarted at the ſound; they ſtood, but their eyes were turned to the ſea. They ſaw Fingal coming in his ſtrength; and firſt the noble Thubar ſpoke.

Who comes like the ſtag of the mountain, with all his herd behind him? Frothal, it is a foe;

---

*) That is, after the death of Annir. To erect the ſtone of one's fame, was, in other words, to ſay that the perſon was dead.

foe: I ſee his forward ſpear. Perhaps it is the king of Morven, Fingal the firſt of men. His actions are well known on Gormal; the blood of his foes is in Starno's halls. Shall I aſk the peace *) of kings? He is like the thunder of heaven.

Son of the feeble hand, ſaid Frothal, ſhall my days begin in darkneſs? Shall I yield, before I have conquered in battle, chief of ſtreamy Tora? The people would ſay in Sora, Frothal flew forth like a meteor; but the dark cloud met it, and it is no more. No: Thubar, I will never yield; my fame ſhall ſurround me like light. No: I will never yield, king of ſtreamy Tora.

He went forth with the ſtream of his people, but they met a rock: Fingal ſtood unmoved, broken they rolled back from his ſide. Nor did they roll in ſafety; the ſpear of the king purſued their flight. The field is covered with heroes. A riſing hill preſerved the flying hoſt.

Frothal ſaw their flight. The rage of his boſom roſe. He bent his eyes to the ground, and called the noble Thubar. —— Thubar! my

---

*) Honourable terms of peace.

my people fled. My fame has ceaſed to riſe. I will fight the king; I feel my burning ſoul. Send a bard to demand the combat. Speak not againſt Frothal's words. —— But, Thubar! I love a maid; ſhe dwells by Thano's ſtream, the white-boſomed daughter of Herman, Utha with the ſoftly-rolling eyes. She feared the daughter *) of Inistore, and her ſoft ſighs roſe, at my departure. Tell to Utha, that I am low; but that my ſoul delighted in her.

Such were his words, reſolved to fight. But the ſoft ſigh of Utha was near. She had followed her hero over the ſea, in the armour of a man. She rolled her eye on the youth, in ſecret, from beneath a glittering helmet. But now ſhe ſaw the bard as he went, and the ſpear fell thrice from her hand. Her looſe hair flew on the wind. Her white breaſt roſe, with ſighs. She lifted up her eyes to the king; ſhe would ſpeak, but thrice ſhe failed.

Fingal heard the words of the bard; he came in the ſtrength of ſteel. They mixed their death-

---

*) By the daughter of Inistore, Frothal means Comala, of whoſe death Utha probably had not heard; conſequently ſhe feared, that the former paſſion of Frothal for Comala might return.

deathful ſpears, and raiſed the gleam of their ſwords. But the ſteel of Fingal deſcended, and cut Frothal's ſhield in twain. His fair ſide is expoſed; half-bent he fore-ſees his death.

Darkneſs gathered on Utha's ſoul. The tear rolled down her cheek. She ruſhed to cover the chief with her ſhield; but a fallen oak met her ſteps. She fell on her arm of ſnow; her ſhield, her helmet flew wide. Her white boſom heaved to the ſight; her dark-brown hair is ſpread on earth.

Fingal pitied the white-armed maid; he ſtayed the uplifted ſword. The tear was in the eye of the king, as, bending forward, he ſpoke. King of ſtreamy Sora! fear not the ſword of Fingal. It was never ſtained with the blood of the vanquiſhed; it never pierced a fallen foe. Let thy people rejoice along the blue waters of Tora: let the maids of thy love be glad. Why ſhouldeſt thou fall in thy youth, king of ſtreamy Sora?

Frothal heard the words of Fingal, and ſaw the riſing maid: they *) ſtood in ſilence, in their beauty; like two young trees of the plain, when the ſhower of ſpring is on their leaves, and the loud winds are laid.

Daugh-

---

*) Frothal and Utha.

Daughter of Herman, ſaid Frothal, didſt thou come from Tora's ſtreams; didſt thou come, in thy beauty, to behold thy warrior low? But he was low before the mighty, maid of the ſlow-rolling eye! The feeble did not overcome the ſon of car-borne Annir. Terrible art thou, O king of Morven! in battles of the ſpear. But, in peace, thou art like the ſun, when he looks through a ſilent ſhower: the flowers lift their fair heads before him; and the gales ſhake their ruſtling wings. O that thou wert in Sora! that my feaſt were ſpread! —— The future kings of Sora would ſee thy arms and rejoice. They would rejoice at the fame of their fathers, who beheld the mighty Fingal.

Son of Annir, replied the king, the fame of Sora's race ſhall be heard. — When chiefs are ſtrong in battle, then does the ſong ariſe! But if their ſwords are ſtretched over the feeble; if the blood of the weak has ſtained their arms: the bard ſhall forget them in the ſong, and their tombs ſhall not be known. The ſtranger ſhall come and build there, and remove the heaped-up earth. An half-worn ſword ſhall riſe before him; and bending above it, he will ſay, “Theſe are the arms of chiefs of old, but "their names are not in ſong." —— Come thou, o Frothal, to the feaſt of Inistore; let the maid of thy love be there; and our faces will brighten with joy.

Fingal took his ſpear, moving in the ſteps of his might. The gates of Carric-thura are opened. The feaſt of ſhells is ſpread. — The voice of Ullin was heard; the harp of Selma was ſtrung. Utha rejoiced in his preſence; and demanded the ſong of grief; the big tear hung in her eye, when the ſoft *) Crimora ſpoke; Crimora the daughter of Kinval, who dwelt at Lotha's **) mighty ſtream. The tale was long, but lovely; and pleaſed the bluſhing maid of Tora.

CRI-

---

*) There is a propriety in introducing this epiſode, as the ſituations of Crimora and Utha were ſo ſimilar.

**) Lotha was the ancient name of one of the great rivers in the north of Scotland. The only one of them, that ſtill retains a name of a like ſound, is Lochy, in Inverneſsſhire; but whether it is the river mentioned here, the tranſlator will not pretend to ſay.

CRIMORA *).

Who cometh from the hill, like a cloud tinged with the beam of the weſt? Whoſe voice is that, loud as the wind, but pleaſant as the harp of Carril **)? It is my love in the light of ſteel; but ſad is his darkened brow. Live the mighty race of Fingal? or what diſturbs my Connal ***)?

CONNAL.

They live. I ſaw them return from the chace, like a ſtream of light. The ſun was on their ſhields. Like a ridge of fire they deſcended the hill. Loud is the voice of the youth; the war, my love, is near. To-morrow the terrible Dargo comes, to try the force of our race. The race of Fingal he defies; the race of battle and wounds.

CRI-

---

*) Cri-móra, *a woman of a great ſoul.*

**) Perhaps the Carril mentioned here is the ſame with Carril the ſon of Kinfena, Cuchullin's bard. The name itſelf is proper to any bard, as it ſignifies *a ſprightly and harmonious ſound.*

***) Connal, the ſon of Diaran, was one of the moſt famous heroes of Fingal; he was ſlain in a battle againſt Dargo a Briton; but whether by the hand of the enemy, or that of his miſtreſs, tradition does not determine.

CRIMORA.

Connal, I ſaw his ſails like gray miſt on the ſable wave. They ſlowly came to land. Connal, many are the warriors of Dargo!

CONNAL.

Bring me thy father's ſhield; the boſſy, iron ſhield of Rinval; that ſhield like the full moon, when it moves darkened through heaven.

CRIMORA.

That ſhield I bring, o Connal; but it did not defend my father. By the ſpear of Gormar he fell. Thou may'ſt fall, o Connal!

CONNAL.

Fall indeed I may: But raiſe my tomb, Crimora. Gray ſtones, a mound of earth, ſhall keep my memory. Bend thy red eye over my tomb, and beat thy mournful heaving breaſt. Though fair thou art, my love, as the light; more pleaſant than the gale of the hill: yet I will not ſtay. Raiſe my tomb, Crimora.

CRIMORA.

Then give me thoſe arms of light; that ſword, and that ſpear of ſteel. I ſhall meet Dargo

Dargo with thee, and aid my lovely Connal. Farewel, ye rocks of Ardven! ye deer! and ye ſtreams of the hill! —— We ſhall return no more. Our tombs are diſtant far.

And did they return no more? ſaid Utha's burſting ſigh. Fell the mighty in battle, and did Crimora live? —— Her ſteps were lonely; and her ſoul was ſad for Connal. Was he not young and lovely; like the beam of the ſetting ſun? Ullin ſaw the virgin's tear, and took the ſoftly-trembling harp; the ſong was lovely, but ſad, and ſilence was in Carric-thura.

Autumn is dark on the mountains; gray miſt reſts on the hills. The whirlwind is heard on the heath. Dark rolls the river through the narrow plain. A tree ſtands alone on the hill, and marks the ſlumbering Connal. The leaves whirl round with the wind, and ſtrew the grave of the dead. At times are ſeen here the ghoſts of the deceaſed, when the muſing hunter alone ſtalks ſlowly over the heath.

Who can reach the ſource of thy race, o Connal? and who recount thy fathers? Thy family grew like an oak on the mountain, which meets the wind, with its lofty head. But now it is torn from the earth. Who ſhall ſupply the place of Connal?

Here was the din of arms; and here the groans of the dying. Bloody are the wars of Fingal! o Connal! it was here thou didſt fall. Thine arm was like a ſtorm; thy ſword a beam of the ſky; thy height, a rock on the plain; thine eyes, a furnace of fire. Louder than a ſtorm was thy voice, in the battles of the ſteel. Warriors fell by thy ſword, as the thiſtle by the ſtaff of a boy.

Dargo the mighty came on, like a cloud of thunder. His brows were contracted and dark. His eyes like two caves in a rock. Bright roſe their ſwords on each ſide; dire was the clang of their ſteel.

The daughter of Rinval was near; Crimora bright in the armour of man; her yellow hair is looſe behind, her bow is in her hand. She followed the youth to the war, Connal her much-beloved. She drew the ſtring on Dargo; but erring pierced her Connal. He falls like an oak on the plain; like a rock from the ſhaggy hill. What ſhall ſhe do, hapleſs maid! —— He bleeds; her Connal dies. All the night long ſhe cries, and all the day, o Connal, my love, and my friend! With grief the ſad mourner dies.

Earth

Earth here incloſes the lovelieſt pair on the hill. The graſs grows between the ſtones of the tomb; I often ſit in the mournful ſhade. The wind ſighs through the graſs; their memory ruſhes on my mind. Undiſturbed you now ſleep together; in the tomb of the mountain you reſt alone.

And ſoft be your reſt, ſaid Utha, children of ſtreamy Lora. I will remember you with tears, and my ſecret ſong ſhall riſe; when the wind is in the groves of Tora, and the ſtream is roaring near. Then ſhall ye come on my ſoul, with all your lovely grief.

Three days feaſted the kings; on the fourth their white ſails aroſe. The winds of the north carry the ſhip of Fingal to Morven's woody land. —— But the ſpirit of Loda ſat, in his cloud, behind the ſhips of Frothal. He hung forward with all his blaſts, and ſpread the white-boſomed ſails. —— The wounds of his form were not forgot; he ſtill feared *) the hand of the king.

---

*) The ſtory of Fingal and the ſpirit of Loda, ſuppoſed to be the famous Odin, is the moſt extravagant

gant fiction in all Oſſian's poems. It is not, however, without precedents in the beſt poets; and it muſt be ſaid for Oſſian, that he ſays nothing but what perfectly agreed with the notions of the times, concerning ghoſts. They thought, the ſouls of the dead were material, and conſequently ſuſceptible of pain. Whether a proof could be drawn from this paſſage, that Oſſian had no notion of a divinity, I ſhall leave to others to determine: it appears, however, that he was of opinion, that ſuperior beings ought to take no notice of what paſſed among men.

THE

SONGS OF SELMA *).

Star of the deſcending night! fair is thy light in the weſt! thou lifteſt thy unſhorn head from thy cloud: thy ſteps are ſtately on thy hill.

---

*) This poem fixes the antiquity of a cuſtom, which is well known to have prevailed afterwards, in the north of Scotland, and in Ireland. The bards, at an annual feaſt, provided by the king or chief, repeated their poems, and ſuch of them as were thought, by him, worthy of being preſerved, were carefully taught to their children, in order to have them tranſmitted to poſterity. —— It was one of thoſe occaſions that afforded the ſubject of the preſent poem to Oſſian. —— It is called, in the original, The Songs of Selma, which title it was thought proper to adopt in the translation.

The poem is entirely lyric, and has great variety of verſification. The addreſs to the evening-ſtar, with which it opens, has, in the original, all the harmony, that numbers could give it; flowhill. What doſt thou behold in the plain? The ſtormy winds are laid. The murmur of the torrent comes from afar. Roaring waves climb the diſtant rock. The flies of evening are on their feeble wings, and the hum of their courſe is on the field. What doſt thou behold, fair light? But thou doſt ſmile and depart. The waves come with joy around thee, and bathe thy lovely hair. Farewel, thou ſilent beam! —— Let the light of Oſſian's ſoul ariſe.

And it does ariſe in its ſtrength! I behold my departed friends. Their gathering is on Lora, as in the days that are paſt. —— Fingal comes like a watry column of miſt; his heroes are around. And ſee the bards of the ſong, gray-haired Ullin; ſtately Ryno; Alpin *), with the tuneful voice, and the ſoft complaint of

---

ing down with all that tranquillity and ſoftneſs, which the ſcene deſcribed naturally inſpires. —— Three of the ſongs which are introduced in this piece, were publiſhed among the fragments of ancient poetry, printed laſt year.

*) Alpin is from the ſame root with Albion, or rather Albin, the ancient name of Britain; Alp, *high*, in

of Minona! —— How are ye changed, my friends, ſince the days of Selma's feaſt! when we contended, like the gales of the ſpring, that, flying over the hill, by turns bend the feebly-whiſtling graſs.

Minona then came forth in her beauty; with down-caſt look and tearful eye; her hair flew ſlowly on the blaſt, that ruſhed unfrequent from the hill. —— The ſouls of the heroes were ſad, when ſhe raiſed the tuneful voice; for often had they ſeen the grave of Salgar *), and the dark dwelling of white-boſomed Colma **). Colma left alone on the hill, with all her voice of muſic! Salgar promiſed to come: but the night deſcended round. —— Hear the voice of Colma, when ſhe ſat alone on the hill.

COLMA.

---

in *land*, or *country*. The preſent name of our iſland has its origin in the Celtic tongue; ſo that thoſe who derived it from any other, betrayed their ignorance of the ancient language of our country. —— *Britain* comes from *Breac't in*, *variegated iſland*, ſo called from the face of the country, from the natives painting themſelves, or from their party-coloured cloaths.

*) Sealg-'er, *a hunter*.

**) Cul-math, *a woman with fine hair*.

COLMA.

It is night; —— I am alone, forlorn on the hill of ſtorms. The wind is heard in the mountain. The torrent ſhrieks down the rock. No hut receives me from the rain; forlorn on the hill of winds.

Riſe, moon! from behind thy clouds; ſtars of the night, appear! Lead me, ſome light, to the place where my love reſts from the toil of the chace: his bow near him, unſtrung; his dogs panting around him. But here I muſt ſit alone, by the rock of the moſſy ſtream. The ſtream and the wind roar; nor can I hear the voice of my love.

Why delays my Salgar, why the ſon of the hill, his promiſe? Here is the rock, and the tree; and here the roaring ſtream. Thou didſt promiſe, with night to be here. Ah! whither is my Salgar gone? With thee I would fly, my father; with thee, my brother of pride! Our race have long been foes; but we are not foes, o Salgar!

Ceaſe a little while, o wind! ſtream, be thou ſilent a while, let my voice be heard over the heath; let my wanderer hear me. Salgar! it is I who call. Here is the tree, and the rock.

Salg-

Salgar, my love! I am here. Why delayeſt thou thy coming?

Lo! the moon appears. The flood is bright in the vale. The rocks are grey on the face of the hill. But I ſee him not on the brow; his dogs before him tell not, that he is coming. Here I muſt ſit alone.

But who are theſe that lie beyond me on the heath? Are they my love and my brother? —— Speak to me, o my friends! they anſwer not. My ſoul is tormented with fears. —— Ah! they are dead. Their ſwords are red from the fight. O my brother! my brother! why haſt thou ſlain my Salgar? why, o Salgar! haſt thou ſlain my brother? Dear were ye both to me! what ſhall I ſay in your praiſe? Thou wert fair on the hill among thouſands; he was terrible in fight. Speak to me; hear my voice, ſons of my love! But alas! they are ſilent; ſilent for ever! Cold are their breaſts of clay!

Oh! from the rock of the hill; from the top of the windy mountain, ſpeak ye ghoſts of the dead! ſpeak, I will not be afraid. —— Whither are ye gone to reſt? In what cave of the hill ſhall I find you? No feeble voice is on the

the wind: no anſwer half-drowned in the ſtorms of the hill.

I ſit in my grief. I wait for morning in my tears. Rear the tomb, ye friends of the dead; but cloſe it not, till Colma come. My life flies away like a dream: why ſhould I ſtay behind? Here ſhall I reſt with my friends, by the ſtream of the ſounding rock. When night comes on the hill; when the wind is on the heath: my ghoſt ſhall ſtand in the wind, and mourn the death of my friends. The hunter ſhall hear from his booth. He ſhall fear, but love my voice. For ſweet ſhall my voice be for my friends; for pleaſant were they both to me.

Such was thy ſong, Minona ſoftly-bluſhing maid of Torman. Our tears deſcended for Colma, and our ſouls were ſad. —— Ullin came with the harp, and gave the ſong of Alpin. —— The voice of Alpin was pleaſant: the ſoul of Ryno was a beam of fire. But they had reſted in the narrow houſe: and their voice was not heard in Selma. Ullin had returned one day from the chace, before the heroes fell. He heard their ſtrife on the hill; their ſong was ſoft, but ſad. They mourned the fall of Morar, firſt of mortal men. His ſoul was like the

the ſoul of Fingal; his ſword like the ſword of Oſcar. —— But he fell, and his father mourned: his ſiſter's eyes were full of tears. — Minona's eyes were full of tears, the ſiſter of car-borne Morar. She retired from the ſong of Ullin, like the moon in the weſt, when ſhe foreſees the ſhower, and hides her fair head in a cloud. —— I touched the harp, with Ullin; the ſong of mourning roſe.

RYNO.

The wind and the rain are over: calm is the noon of day. The clouds are divided in heaven Over the green hills flies the inconſtant ſun. Red through the ſtony vale comes down the ſtream! but more ſweet is the voice I hear. It is the voice of Alpin, the ſon of ſong, mourning for the dead. Bent is his head of age, and red his tearful eye. Alpin, thou ſon of ſong, why alone on the ſilent hill? why complaineſt thou, as a blaſt in the wood; as a wave on the lonely ſhore?

ALPIN.

My tears, o Ryno! are for the dead; my voice, for the inhabitants of the grave. Tall thou art on the hill; fair among the ſons of the plain. But thou ſhalt fall like Morar *); and

---

*) Mór-ér, great man.

and the mourner ſhall ſit on thy tomb. The hills ſhall know thee no more; thy bow ſhall lie in the hall, unſtrung.

Thou wert ſwift, o Morar! as a roe on the hill; terrible as a meteor of fire. Thy wrath was as the ſtorm. Thy ſword in battle, as lightning in the field. Thy voice was like a ſtream after rain; like thunder on diſtant hills. Many fell by thy arm: they were conſumed in the flames of thy wrath.

But when thou didſt return from war, how peaceful was thy brow! Thy face was like the ſun after rain; like the moon in the ſilence of night; calm as the breaſt of the lake, when the loud wind is laid.

Narrow is thy dwelling now; dark the place of thine abode. With three ſteps I compaſs thy grave, o thou who waſt ſo great before! Four ſtones, with their heads of moſs, are the only memorial of thee. A tree with ſcarce a leaf, long graſs which whiſtles in the wind, mark to the hunter's eye the grave of the mighty Morar. Morar! thou art low indeed. Thou haſt no mother to mourn thee; no maid with her tears of love. Dead is ſhe that brought thee forth. Fallen is the daughter of Morglan.

Who

Who on his ſtaff is this? who is this, whoſe head is white with age, whoſe eyes are red with tears, who quakes at every ſtep? —— It is thy father *), o Morar! the father of no ſon but thee. He heard of thy fame in battle; he heard of foes diſperſed. He heard of Morar's fame: why did he not hear of his wound? Weep, thou father of Morar! weep; but thy ſon hears thee not. Deep is the ſleep of the dead; low their pillow of duſt. No more ſhall he hear thy voice; no more ſhall he awake at thy call. When ſhall it be morn in the grave, to bid the ſlumberer awake?

Farewel, thou braveſt of men! thou conqueror in the field! but the field ſhall ſee thee no more; nor the dark wood be lightened with the ſplendor of thy ſteel. Thou haſt left no ſon. But the ſong ſhall preſerve thy name. Future times ſhall hear of thee; they ſhall hear of the fallen Morar.

The grief of all aroſe, but moſt the burſting ſigh of Armin **). He remembers the death

---

*) Torman, the ſon of Carthul, lord of I-mora, one of the weſtern iſles.

**) Armin, *a hero.* He was chief or petty king of Corma, i. e. *the blue iſland*, ſuppoſed to be one of the Hebrides.

death of his ſon, who fell in the days of his youth. Carmor *) was near the hero, the chief of the ecchoing Galmal. Why burſts the ſigh of Armin? he ſaid. Is there a cauſe to mourn? The ſong comes, with its muſic, to melt and pleaſe the ſoul. It is like ſoft miſt, that, riſing from a lake, pours on the ſilent vale; the green flowers are filled with dew, but the ſun returns in his ſtrength, and the miſt is gone. Why art thou ſad, o Armin, chief of ſea-ſurrounded Gorma?

Sad! I am indeed: nor ſmall my cauſe of woe! —— Carmor, thou haſt loſt no ſon; thou haſt loſt no daughter of beauty. Colgar the valiant lives; and Annira faireſt maid. The boughs of thy family flouriſh, o Carmor! but Armin is the laſt of his race. Dark is thy bed, o Daura! and deep thy ſleep in the tomb. —— When ſhalt thou awake with thy ſongs? with all thy voice of muſic?

Riſe, winds of autumn, riſe; blow upon the dark heath! ſtreams of the mountains, roar! howl, ye tempeſts, in the top of the oak! walk through broken clouds, o moon! ſhow by intervals thy pale face! bring to my mind that

---

*) Car-mór, *a tall dark-complexioned man.*

that ſad night, when all my children fell; when Arindal the mighty fell; when Daura the lovely failed.

Daura, my daughter! thou wert fair; fair as the moon on the hills of Fura *); white as the driven ſnow; ſweet as the breathing gale. Arindal, thy bow was ſtrong, thy ſpear was ſwift in the field: thy look was like miſt on the wave; thy ſhield, a red cloud in a ſtorm. Armar, renowned in war, came, and ſought Daura's love; he was not long denied; fair was the hope of their friends.

Erath, ſon of Odgal, repined; for his brother was ſlain by Armar. He came diſguiſed like a ſon of the ſea: fair was his ſkiff on the wave; white his locks of age; calm his ſerious brow. Faireſt of women, he ſaid, lovely daughter of Armin! a rock not diſtant in the ſea, bears a tree on its ſide; red ſhines the fruit afar. There Armar waits for Daura. I came to carry his love along the rolling ſea.

She went; and ſhe called on Armar. Nought anſwered, but the ſon **) of the rock. Armar,

---

*) Fuar-a, *cold iſland.*

**) By *the ſon of the rock* the poet means the ecchoing-back of the human voice from a rock. The vulgar

Armar, my love! my love! why tormenteſt thou me with fear? hear, ſon of Ardnart, hear: it is Daura who calls thee! Erath the traitor fled laughing to the land. She lifted up her voice, and cried for her brother and her father. Arindal! Armin! none to relieve your Daura.

Her voice came over the ſea. Arindal my ſon deſcended from the hill; rough in the ſpoils of the chace. His arrows rattled by his ſide; his bow was in his hand; five dark gray dogs attended his ſteps. He ſaw fierce Erath on the ſhore: he ſeized and bound him to an oak. Thick bend the thongs *) of the hide around his limbs; he loads the wind with his groans.

Arindal aſcends the wave in his boat, to bring Daura to land. Armar came in his wrath, and let fly the gray-feathered ſhaft. It ſunk; it ſunk in thy heart, o Arindal my ſon! for Erath the

---

vulgar were of opinion, that this repetition of ſound was made by a ſpirit within the rock; and they, on that account, called it *mac-talla; the ſon who dwells in the rock.*

*) The poet here only means, that Erath was bound with leathern thongs.

the traitor thou diedſt. The oar is ſtopped at once; he panted on the rock and exſpired. What is thy grief, o Daura, when round thy feet is poured thy brother's blood.

The boat is broken in twain by the waves. Armar plunges into the ſea, to reſcue his Daura, or die. Sudden a blaſt from the hill comes over the waves. He ſunk, and he roſe no more.

Alone, on the ſea-beat rock, my daughter was heard to complain. Frequent and loud were her cries; nor could her father relieve her. All night I ſtood on the ſhore. I ſaw her by the faint beam of the moon. All night I heard her cries. Loud was the wind; and the rain beat hard on the ſide of the mountain. Before morning appeared, her voice was weak. It died away, like the evening-breeze among the graſs of the rocks. Spent with grief ſhe exſpired. And left thee Armin alone: gone is my ſtrength in the war, and fallen my pride among women.

When the ſtorms of the mountain come; when the north lifts the waves on high: I ſit by the ſounding ſhore, and look on the fatal rock. Often by the ſetting moon I ſee the ghoſts of my children. Half-viewleſs, they walk in mournful conference together. Will none of you ſpeak in pity? They do not regard their father. I am ſad, o Carmor, nor ſmall my cauſe of woe!

Such were the words of the bards in the days of ſong; when the king heard the muſic of harps, and the tales of other times. The chiefs gathered from all their hills, and heard the lovely ſound. They praiſed the voice *) of Cona! the firſt among a thouſand bards. But age is now on my tongue; and my ſoul has failed. I hear, ſometimes, the ghoſts of bards, and learn their pleaſant ſong. But memory fails in my mind; I hear the call of years. They ſay, as they paſs along, why does Oſſian ſing? Soon ſhall he lie in the narrow houſe, and no bard ſhall raiſe his fame.

Roll on, ye dark-brown years, for ye bring no joy on your courſe. Let the tomb open to Oſſian, for his ſtrength has failed. The ſons of ſong are gone to reſt: my voice remains, like a blaſt, that roars, lonely, on a ſea-ſurrounded rock, after the winds are laid. The dark moſs whiſtles there, and the diſtant mariner ſees the waving trees.

*) Oſſian is ſometimes poetically called *the voice of Cona.*

CAL-

CALTHON AND COLMAL:

A POEM *).

Pleaſant is the voice of thy ſong, thou lonely dweller of the rock. It comes on the ſound of the ſtream, along the narrow vale. My ſoul awakes, o ſtranger! in the midſt of my hall. I ſtretch my hand to the ſpear, as

---

*) This piece, as many more of Oſſian's compoſitions, is addreſſed to one of the firſt Chriſtian miſſionaries. —— The ſtory of the poem is handed down, by tradition, thus —— In the country of the Britons between the walls, two chiefs lived in the days of Fingal, Dunthalmo, lord of Teutha, ſuppoſed to be the Tweed; and Rathmor, who dwelt at Clutha, well known to be the river Clyde. —— Rathmor was not more renowned for his generoſity and hoſpitality, than Dunthalmo was infamous for his cruelty and ambition. —— Dunthalmo, through envy, or on account of ſome private feuds, which ſubſiſted between the families, murdered Rathmor at a feaſt; but being afterwards touched with re-

in the days of other years. —— I ſtretch my hand, but it is feeble; and the ſigh of my boſom grows. —— Wilt thou not liſten, ſon of the rock, to the ſong of Oſſian? My ſoul is full of other times; the joy of my youth returns. Thus the ſun *) appears in the weſt,
after

---

morſe, he educated the two ſons of Rathmor, Calthon and Colmar, in his own houſe. —— They growing up to man's eſtate, dropped ſome hints, that they intended to revenge the death of their father, upon which Dunthalmo ſhut them up in two caves on the banks of Teutha, intending to take them off privately. —— Colmal, the daughter of Dunthalmo, who was ſecretly in love with Calthon, helped him to make his eſcape from priſon, and fled with him to Fingal, diſguiſed in the habit of a young warrior, and implored his aid againſt Dunthalmo. —— Fingal ſent Oſſian with three hundred men, to Colmar's relief, —— Dunthalmo having previouſly murdered Colmar, came to a battle with Oſſian: but he was killed by that hero, and his army totally defeated.

Calthon married Colmal, his deliverer; and Oſſian returned to Morven.

*) If chance the radiant ſun with farewel ſweet
Extend his evening beam, the fields revive.

The

after the ſteps of his brightneſs have moved behind a ſtorm: the green hills lift their dewy heads: the blue ſtreams rejoice in the vale. The aged hero comes forth on his ſtaff, and his grey hair glitters in the beam.

Doſt thou not behold, ſon of the rock, a ſhield in Oſſian's hall? It is marked with the ſtrokes of battle; and the brightneſs of its boſſes has failed. That ſhield the great Dunthalmo bore, the chief of ſtreamy Teutha. —— Dunthalmo bore it in battle, before he fell by Oſſian's ſpear. Liſten, ſon of the rock, to the tale of other years. ——

Rath-

The birds their notes renew, and bleating herds
Atteſt their joy, that hill and valley rings.
MILTON.

— Their fair ſun-ſhine in ſummer's day;
— When a dreadful ſtorm away is flit,
Through the broad world doth ſpread his goodly
ray;

At ſight whereof each bird that ſits on ſpray,
And every beaſt that to his den was fled,
Come forth afreſh out of their late diſmay,
And to the light lift up their drooping head.
SPENSER.

Rathmor was a chief of Clutha. The feeble dwelt in his hall. The gates of Rathmor were never cloſed; his feaſt was always ſpread. The ſons of the ſtranger came, and bleſſed the generous chief of Clutha. Bards raiſed the ſong, and touched the harp: and joy brightened on the face of the mournful. —— Dunthalmo came, in his pride, and ruſhed into the combat of Rathmor. The chief of Clutha overcame: the rage of Dunthalmo roſe. —— He came, by night, with his warriors; and the mighty Rathmor fell. He fell in his halls, where his feaſt was often ſpread for ſtrangers. ——

Colmar and Calthon were young, the ſons of car-borne Rathmor. They came, in the joy of youth, into their father's hall. They behold him in his blood, and their burſting tears deſcend. —— The ſoul of Dunthalmo melted, when he ſaw the children of youth; he brought them to Alteutha's *) walls; they grew in the houſe of their foe. — They bent

---

*) Al - teutha, or rather Balteutha, *the town of Tweed*, the name of Dunthalmo's ſeat. It is obſervable, that all the names, in this poem, are derived from the Galic language; which, as I have remarked in a preceding note, is a proof that it was once the univerſal language of the whole iſland.

bent the bow in his preſence; and came forth to his battles.

They ſaw the fallen walls of their fathers; they ſaw the green thorn in the hall. Their tears deſcended in ſecret; and, at times, their faces were mournful. Dunthalmo beheld their grief: his darkening ſoul deſigned their death. He cloſed them in two caves, on the ecchoing banks of Teutha. The ſun did not come there with his beams; nor the moon of heaven by night. The ſons of Rathmor remained in darkneſs, and foreſaw their death.

The daughter of Dunthalmo wept in ſilence, the fair-haired, blue-eyed Colmal *). Her eye had rolled in ſecret on Calthon; his lovelineſs ſwelled in her ſoul. She trembled for her warrior; but what could Colmal do? Her arm could not lift the ſpear; nor was the ſword formed for her ſide. Her white breaſt never roſe beneath a mail. Neither was her eye the terror of heroes. What canſt thou do, o Colmal! for the falling chief? —— Her ſteps

---

*) Caol-mhal, a woman with ſmall eye-brows; ſmall eye-brows were a diſtinguiſhing part of beauty in Oſſian's time: and he ſeldom fails to give them to the fine women of his poems.

ſteps are unequal; her hair is looſe: her eye looks wildly through her tears. —— She came, by night, to the hall *); and armed her lovely form in ſteel; the ſteel of a young warrior, who fell in the firſt of his battles. —— She came to the cave of Calthon, and looſed the thong from his hands.

Ariſe, ſon of Rathmor, ſhe ſaid, ariſe, the night is dark. Let us fly to the king of Selma **), chief of fallen Clutha! I am the ſon of Lamgal, who dwelt in thy father's hall. I heard of thy dark dwelling in the cave, and my ſoul aroſe. Ariſe, ſon of Rathmor: for the night is dark. ——

Bleſt voice! replied the chief, comeſt thou from the darkly-rolling cloud? for often the ghoſts of his fathers deſcend to Calthon's dreams, ſince the ſun has retired from his eyes, and

---

*) That is, the hall where the arms taken from enemies were hung up as trophies. Oſſian is very careful to make his ſtories probable; for he makes Colmal put on the arms of a youth killed in his firſt battle, as more proper for a young woman, who cannot be ſuppoſed ſtrong enough to carry the armour of a fullgrown warrior.

**) Fingal.

and darkneſs has dwelt around him. Or art thou the ſon of Lamgal, the chief I often ſaw in Clutha? But ſhall I fly to Fingal, and Colmar my brother low? Shall I fly to Morven, and the hero cloſed in night? No: give me that ſpear, ſon of Lamgal, Calthon will defend his brother.

A thouſand warriors, replied the maid, ſtretch their ſpears round car-borne Colmar. What can Calthon do againſt a hoſt ſo great? Let us fly to the king of Morven, he will come with battle. His arm is ſtretched forth to the unhappy; the lightning of his ſword is round the weak. —— Ariſe, thou ſon of Rathmor; the ſhades of night will fly away. Dunthalmo will behold thy ſteps on the field, and thou muſt fall in thy youth.

The ſighing hero roſe; his tears deſcend for car-borne Colmar. He came with the maid to Selma's hall; but he knew not, that it was Colmal. The helmet cover'd her lovely face; and her breaſt roſe beneath the ſteel. Fingal, returned from the chace, and found the lovely ſtrangers. They were like two beams of light, in the midſt of the hall.

The king heard the tale of grief; and turned his eyes around. A thouſand heroes half-roſe before him; claiming the war of Teutha. — I came with my ſpear from the hill, and the joy of battle roſe in my breaſt: for the king ſpoke to Oſſian in the midſt of the people.

Son of my ſtrength, he ſaid, take the ſpear of Fingal; go to Teutha's mighty ſtream, and ſave the car-borne Colmar. —— Let thy fame return before thee like a pleaſant gale; that my ſoul may rejoice over my ſon; who renews the renown of our fathers. —— Oſſian! be thou a ſtorm in battle; but mild when the foes are low! —— It was thus my fame aroſe, o my ſon; and be thou like Selma's chief. — When the haughty come to my halls, my eyes behold them not. But my arm is ſtretched forth to the unhappy. My ſword defends the weak.

I rejoiced in the words of the king: and took my rattling arms. —— Diaran *) roſe at my ſide: and Dargo **) king of ſpears. —— Three hundred youths followed our ſteps: the lovely ſtrangers were at my ſide. Dunthalmo heard

---

*) Diaran, father of that Connal, who was unfortunately killed by Crimora, his miſtreſs.

**) Dargo, the ſon of Collath, is celebrated in other poems by Oſſian. He is ſaid to have been killed by a boar at a hunting-party. The lamentation heard the ſound of our approach; he gathered the ſtrength of Teutha. —— He ſtood on a hill with his hoſt; they were like rocks broken with thunder, when their bent trees are ſinged and

---

tation of his miſtreſs, or wife, Mingala, over his body, is extant; but whether it is of Oſſian's compoſition, I cannot determine. It is generally aſcribed to him, and has much of his manner; but ſome traditions mention it as an imitation by ſome later bard. —— As it has ſome poetical merit, I have ſubjoined it.

The ſpouſe of Dargo came in tears: for Dargo was no more! The heroes ſigh over Lartho's chief: and what ſhall ſad Mingala do? The dark ſoul vaniſhed like morning-miſt, before the king of ſpears: but the generous glowed in his preſence like the morning-ſtar.

Who was the faireſt and moſt lovely? Who but Collath's ſtately ſon? Who ſat in the midſt of the wiſe, but Dargo of the mighty deeds?

Thy hand touched the trembling harp: Thy voice was ſoft as ſummer-winds. —— Ah me! what ſhall the heroes ſay? for Dargo fell before a boar. Pale is the lovely cheek; the look of which was firm in danger! —— Why haſt thou failed on our hills, thou fairer than the beams of the ſun?

The

and bare, and the ſtreams of their chinks have failed.

The ſtream of Teutha rolled, in its pride, before the gloomy foe. I ſent a bard to Dunthalmo, to offer the combat on the plain; but he ſmiled in the darkneſs of his pride. —— His unſettled hoſt moved on the hill; like the mountain-cloud, when the blaſt has entered its womb, and ſcatters the curling gloom on every ſide.

They brought Colmar to Teutha's bank, bound with a thouſand thongs. The chief is ſad, but lovely, and his eye is on his friends; for we ſtood, in our arms, on the oppoſite bank

---

The daughter of Adonſion was lovely in the eyes of the valiant; ſhe was lovely in their eyes: but ſhe choſe to be the ſpouſe of Dargo.

But thou art alone, Mingala! the night is coming with its clouds; where is the bed of thy repoſe? Where but in the tomb of Dargo?

Why doſt thou lift the ſtone, o bard! why doſt thou ſhut the narrow houſe? Mingala's eyes are heavy, bard! She muſt ſleep with Dargo.

Laſt night I heard the ſong of joy in Lartho's lofty hall. But ſilence now dwells around my bed. Mingala reſts with Dargo.

bank of Teutha. Dunthalmo came with his ſpear, and pierced the hero's ſide: he rolled on the bank in his blood, and we heard his broken ſighs.

Calthon ruſhed into the ſtream: I bounded forward on my ſpear. Teutha's race fell before us. Night came rolling down. Dunthalmo reſted on a rock, amidſt an aged wood. The rage of his boſom burned againſt the car-borne Calthon. —— But Calthon ſtood in his grief; he mourned the fallen Colmar; Colmar ſlain in youth, before his fame aroſe.

I bade the ſong of woe to riſe, to ſooth the mournful chief; but he ſtood beneath a tree, and often threw his ſpear on earth. —— The humid eye of Colmal rolled near in a ſecret tear: ſhe foreſaw the fall of Dunthalmo, or of Clutha's battling chief.

Now half the night had paſſed away. Silence and darkneſs were on the field; ſleep reſted on the eyes of the heroes: Calthon's ſettling ſoul was ſtill. His eyes were half-cloſed; but the murmur of Teutha had not yet failed in his ear.

Sleeps the ſon of Rathmor in his might, and his brother low? Did we not riſe to the chace together, and purſue the dark-brown hinds? Colmar was not forgot till he fell; till death had blaſted his youth. I lie pale beneath the rock of Lona. O let Calthon riſe! the morning comes with its beams; and Dunthalmo will diſhonour the fallen.

He paſſed away in his blaſt. The riſing Calthon ſaw the ſteps of his departure -- He ruſhed in the ſound of his ſteel; and unhappy Colmal roſe. She followed her hero through night, and dragged her ſpear behind. —— But when Calthon came to Lona's rock, he found his fallen brother. —— The rage of his boſom roſe, and he ruſhed among the foe. The groans of death aſcend. They cloſe around the chief. —— He is bound in the midſt, and brought to gloomy Dunthalmo. —— The ſhout of joy aroſe; and the hills of night replied. —

I ſtarted at the ſound: and took my father's ſpear. Diaran roſe at my ſide; and the youthful ſtrength of Dargo. We miſſed the chief of Clutha, and our ſouls were ſad. —— I dreaded the departure of my fame; the pride of my valour roſe.

Sons

Sons of Morven, I ſaid, it is not thus our fathers fought. They reſted not on the field of ſtrangers, when the foe did not fall before them. —— Their ſtrength was like the eagles of heaven; their renown is in the ſong. But our people fall by degrees, and our fame begins to depart. —— What ſhall the king of Morven ſay, if Oſſian conquers not at Teutha? Riſe in your ſteel, ye warriors, and follow the ſound of Oſſian's courſe. He will not return, but renowned, to the ecchoing walls of Selma.

Morning roſe on the blue waters of Teutha; Colmal ſtood before me in tears. She told of the chief of Clutha: and thrice the ſpear fell from her hand. My wrath turned againſt the ſtranger; for my ſoul trembled for Calthon.

Son of the feeble hand, I ſaid, do Teutha's warriors fight with tears? The battle is not won with grief; nor dwells the ſigh in the ſoul of war. —— Go to the deer of Carmun, or the lowing herds of Teutha. —— But leave theſe arms, thou ſon of fear; a warrior may lift them in battle. ——

I tore the mail from her ſhoulders. Her ſnowy breaſt appeared. She bent her red face to the ground. —— I looked in ſilence to the chiefs.

chiefs. The ſpear fell from my hand; and the ſigh of my boſom roſe. —— But when I heard the name of the maid, my crowding tears deſcended. I bleſſed the lovely beam of youth, and bade the battle move.

Why, ſon of the rock, ſhould Oſſian tell, how Teutha's warriors died? They are now forgot in their land; and their tombs are not found on the heath. —— Years came on with their tempeſts; and the green mounds mouldered away. —— Scarce is the grave of Dunthalmo ſeen, or the place where he fell by the ſpear of Oſſian. —— Some gray warrior, half-blind with age, ſitting by night at the flaming oak of the hall, tells now my actions to his ſons, and the fall of the dark Dunthalmo. The faces of youth bend ſide-long towards his voice; ſurprize and joy burn in their eyes. ——

I found the ſon *) of Rathmor bound to an oak; my ſword cut the thongs from his hands. —— And I gave him the white-boſomed Colmal. —— They dwelt in the halls of Teutha, and Oſſian returned to Selma.

---

*) Calthon.

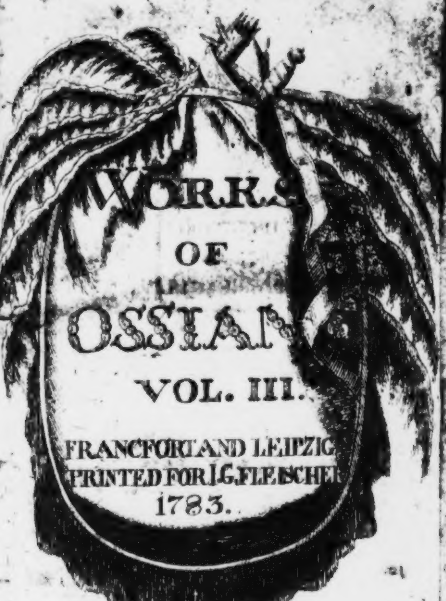
F I N I S.

1D o-ritt 850

p. b. angl. 5/6

Ossian

~~B. l. angl. p. 188~~



WORKS

[illegible]

OF

[illegible]

OSSIAN

VOL. III.

FRANCFORT AND LEIPZIG
PRINTED FOR I.G.FLEISCHER
1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK FIRST.

ARGUMENT TO BOOK I.

Cairbar, the ſon of Borbar-duthul, lord of Atha in Connaught, the moſt potent chief of the race of the Firbolg, having murdered, at Temora the royal palace, Cormac the ſon of Artho, the young king of Ireland, uſurped the throne. Cormac was lineally deſcended from Conar the ſon of Trenmor, the great grandfather of Fingal, king of thoſe Caledonians, who inhabited the weſtern coaſt of Scotland. Fingal reſented the behaviour of Cairbar, and reſolved to paſs over into Ireland, with an army, to re-eſtabliſh the royal family on the Iriſh throne. Early intelligence of his deſigns coming to Cairbar, he aſſembled ſome of his tribes in Ulſter, and at the ſame time ordered his brother Cathmor, to follow him ſpeedily with an army, from Temora. Such was the ſituation of affairs, when the Caledonian fleet appeared on the coaſt of Ulſter.

The poem opens in the morning. Cairbar is repreſented as retired from the reſt of the army, when one of his ſcouts brought him news of the landing of Fingal. He aſſembles a council of his chiefs. Foldath the chief of Moma haughtily deſpiſes the enemy; and is reprimanded warmly by Malthos. Cairbar, after hearing their debate, orders a feaſt to be prepared, to which, by his bard Olla, he invites Oſcar the ſon of Oſſian; reſolving to pick a quarrel with that hero, and to have ſome pretext for killing him. Oſcar came to the feaſt; the quarrel happened: the followers of both fought, and Cairbar and Oſcar fell by mutual wounds. The noiſe of the battle reached Fingal's army. The king came on, to the relief of Oſcar, and the Iriſh fell back to the army of Cathmor, who was advanced to the banks of the river Lubar, on the heath of Moi-lena. Fingal, after mourning over his grandſon, ordered Ullin the chief of his bards, to carry his body to Morven, to be there interred. Night coming on, Althan, the ſon of Conachar, relates to the king the particulars of the murder of Cormac. Fillan, the ſon of Fingal, is ſent to obſerve the motions of Cathmor by night, which concludes the action of the firſt day. The ſcene of this book is a plain, near the hill of Mora, which roſe on the borders of the heath of Moi-lena, in Ulſter.

TEMORA:

AN
EPIC POEM *).

BOOK FIRST.

The blue waves of Ullin roll in light. The green hills are covered with day. Trees ſhake their duſky heads in the breeze. Grey

---

*) The firſt book of Temora made its appearance in the collection of leſſer pieces, which were ſubjoined to the epic poem of Fingal. When that collection was printed, little more than the opening of the preſent poem came, in a regular connection, to my hands. The ſecond book, in particular, was very imperfect and confuſed. By means of my friends, I collected ſince all the broken fragments of Temora, that I formerly wanted; and the ſtory of the poem, which was accurately preſerved by many, enabled me to re-

Grey torrents pour their noiſy ſtreams. —— Two green hills, with aged oaks, ſurround a

nar-

reduce it into that order, in which it now appears. The title of Epic was impoſed on the poem by myſelf. The technical terms of criticiſm were totally unknown to Oſſian. Born in a diſtant age, and in a country remote from the ſeats of learning, his knowledge did not extend to Greek and Roman literature. If therefore, in the form of his poems, and in ſeveral paſſages of his diction, he reſembles Homer, the ſimilarity muſt proceed from nature, the original from which both drew their ideas. It is from this conſideration that I have avoided, in this volume, to give parallel paſſages from other authors, as I had done, in ſome of my notes, on the former collection of Oſſian's poems. It was far from my intention, to raiſe my author into a competition with the celebrated names of antiquity. The extenſive field of renown affords ample room to all the poetical merit, which has yet appeared in the world, without overturning the character of one poet, to raiſe that of another on its ruins. Had Oſſian even ſuperior merit to Homer and Virgil, a certain partiality, ariſing from the fame deſervedly beſtowed upon them by the ſanction of ſo many ages, would make us overlook it, and give them the prefe-

rence,

narrow plain. The blue courſe of a ſtream is there;

rence. Tho' their high merit does not ſtand in need of adventitious aid, yet it muſt be acknowledged, that it is an advantage to their fame, that the poſterity of the Greeks and Romans, either do not at all exſiſt, or are not now objects of contempt or envy to the preſent age.

Tho' this poem of Oſſian has not perhaps all the *minutiae*, which Ariſtotle, from Homer, lays down as neceſſary to the conduct of an epic poem, yet, it is preſumed, it has all the grand eſſentials of the epopœa. Unity of time, place, and action is preſerved throughout. The poem opens in the midſt of things; what is neceſſary of preceding tranſactions to be known, is introduced by epiſodes afterwards; not formally brought in, but ſeemingly riſing immediately from the ſituation of affairs. The circumſtances are grand, and the diction animated; neither deſcending into a cold meanneſs, nor ſwelling into ridiculous bombaſt.

The reader will find ſome alterations in the diction of this book. Theſe are drawn from more correct copies of the original, which came to my hands, ſince the former publication. As the there; on its banks ſtood Cairbar *) of Atha. —— His ſpear ſupports the king: the red eyes of his fear are ſad. Cormac riſes in his ſoul, with all his ghaſtly wounds. The grey form of the youth appears in darkneſs; blood pours from his airy ſides. —— Cairbar thrice threw his ſpear on earth; and thrice he ſtroked his beard. His ſteps are ſhort; he often ſtops; and toſſes his ſinewy arms. He is like a cloud in the deſart, that varies its form to every blaſt: the

---

moſt part of the poem is delivered down by tradition, the text is ſometimes various and interpolated. After comparing the different readings, I always made choice of that, which agreed beſt with the ſpirit of the context.

*) Cairbar, the ſon of Borbhar-duthul, was deſcended lineally from Larthon the chief of the Firbolg, the firſt colony who ſettled in the ſouth of Ireland. The Cael were in poſſeſſion of the northern coaſt of that kingdom, and the firſt monarchs of Ireland were of their race. Hence aroſe thoſe differences between the two nations, which terminated, at laſt, in the murder of Cormac, and the uſurpation of Cairbar, lord of Atha, who is mentioned in this place.

the valleys are ſad around, and fear, by turns, the ſhower.

The king, at length, reſumed his ſoul, and took his pointed ſpear. He turned his eyes to Moi-lena. The ſcouts of blue ocean came. They came with ſteps of fear, and often looked behind. Cairbar knew, that the mighty were near, and called his gloomy chiefs.

The ſounding ſteps of his warriors came. They drew, at once, their ſwords. There Morlath *) ſtood with darkened face. Hidalla's long hair ſighs in wind. Red-haired Cormac bends

---

*) Mór-lath, *great in the day of battle.* Hidalla', *mildly looking hero.* Cor-mac, *expert at ſea.* Malth-os, *ſlow to ſpeak.* Foldath, *generous.*

Foldath, who is here ſtrongly marked, makes a great figure in the ſequel of the poem. His fierce, uncomplying character is ſuſtained throughout. He ſeems, from a paſſage in the ſecond book, to have been Cairbar's greateſt confident, and to have had a principal hand in the conſpiracy againſt Cormac king of Ireland. His tribe was one of the moſt conſiderable of the race of the Fir-bolg.

bends on his ſpear, and rolls his ſide-long-looking eyes. Wild is the look of Malthos from beneath two ſhaggy brows. —— Foldath ſtands like an oozy rock, that covers its dark ſides with foam. His ſpear is like Slimora's fir, that meets the wind of heaven. His ſhield is marked with the ſtrokes of battle; and his red eye deſpiſes danger. Theſe and a thouſand other chiefs ſurrounded car-borne Cairbar, when the ſcout of ocean came, Mor-annal, from ſtreamy Moi-lena. —— His eyes hang forward from his face, his lips are trembling, pale.

Do the chiefs of Erin ſtand, he ſaid, ſilent as the grove of evening? Stand they, like a ſilent wood, and Fingal on the coaſt? Fingal, the terrible in battle, the king of ſtreamy Morven. —— Haſt thou ſeen the warrior? ſaid Cairbar with a ſigh. Are his heroes many on the coaſt? Lifts he the ſpear of battle? Or comes the king in peace?

In peace he comes not, Cairbar, I have ſeen his forward ſpear *). It is a meteor of death:

---

*) Mor-annal here alludes to the particular appearance of Fingal's ſpear. —— If a man, upon his

death: the blood of thouſands is on its ſteel. — He came firſt to the ſhore, ſtrong in the grey hair of age. Full roſe his ſinewy limbs, as he ſtrode in his might. That ſword is by his ſide, which gives no ſecond *) wound. His ſhield is terrible, like the bloody moon aſcending thro' a ſtorm. Then came Oſſian king of ſongs; and Morni's ſon, the firſt of men. Connal leaps forward on his ſpear: Dermid ſpreads his dark-brown locks. —— Fillan bends his bow, the young hunter of ſtreamy Moruth

---

his firſt landing in a ſtrange country, kept the point of his ſpear forward, it denoted in thoſe days, that he came in a hoſtile manner, and accordingly he was treated as an enemy; if he kept the point behind him, it was a token of friendſhip, and he was immediately invited to the feaſt, according to the hoſpitality of the times.

*) This was the famous ſword of Fingal, made by Luno, a ſmith of Lochlin, and after him poetically called the *ſon of Luno*: it is ſaid of this ſword, that it killed a man at every ſtroke; and that Fingal never uſed it, but in times of the greateſt danger.

uth *). —— But who is that before them, like the dreadful courſe of a ſtream? It is the ſon of Oſſian, bright between his locks. His long hair falls on his back. —— His dark brows are half incloſed in ſteel. His ſword hangs looſe on his ſide. His ſpear glitters, as he moves. I fled from his terrible eyes, king of high Temora.

Then fly, thou feeble man, ſaid Foldath in gloomy wrath: fly to the grey ſtreams of thy land, ſon of the little ſoul! Have not I ſeen that Oſcar? I beheld the chief in war. He is of the mighty in danger: but there are others who lift the ſpear. —— Erin has many ſons as brave, king of Temora of Groves! Let Foldath meet him in the ſtrength of his courſe, and ſtop this mighty ſtream. —— My ſpear is covered with the blood of the valiant; my ſhield is like the wall of Tura.

Shall

---

*) In ſome traditions Fergus the ſon of Fingal, and Usnoth chief of Etha, immediately follow Fillan in the liſt of the chiefs of Morven; but as they are not afterwards mentioned at all in the poem, I look upon the whole ſentence to be an interpolation, and have therefore rejected it.

Shall Foldath *) alone meet the foe? replied the dark-browed Malthos. Are they not numerous on our coaſt, like the waters of many ſtreams? Are not theſe the chiefs, who vanquiſhed Swaran, when the ſons of Erin fled? And ſhall Foldath meet their braveſt heroes? Foldath of the heart of pride! take the ſtrength of the people; and let Malthos come. My ſword is red with ſlaughter, but who has heard my words **)?

Sons of green Erin, ſaid Hidalla ***), let not Fingal hear your words. The foe might re-

---

*) The oppoſite characters of Foldath and Malthos are ſtrongly marked in ſubſequent parts of the poem. They appear always in oppoſition. The feuds between their families, which were the ſource of their hatred to one another, are mentioned in other poems.

**) That is, who has heard my vaunting? He intended the expreſſion as a rebuke to the ſelf-praiſe of Foldath.

***) Hidalla was the chief of Clonra, a ſmall diſtrict on the banks of the lake of Lego. The beauty of his perſon, his eloquence and genius for poetry, are afterwards mentioned.

rejoice, and his arm be ſtrong in the land. —— Ye are brave, o warriors, and like the ſtorms of the deſart; they meet the rocks without fear, and overturn the woods. — But let us move in our ſtrength, ſlow as a gathered cloud. —— Then ſhall the mighty tremble; the ſpear ſhall fall from the hand of the valiant. — We ſee the cloud of death, they will ſay, while ſhadows fly over their face. Fingal will mourn in his age, and ſee his flying fame. — The ſteps of his chiefs will ceaſe in Morven: the moſs of years ſhall grow in Selma.

Cairbar heard their words, in ſilence, like the cloud of a ſhower: it ſtands dark on Cromla, till the lightning burſts its ſides: the valley gleams with red light; the ſpirits of the ſtorm rejoice. —— So ſtood the ſilent king of Temora; at length his words are heard.

Spread the feaſt on Moi-lena; let my hundred bards attend. Thou, red-hair'd Olla, take the harp of the king. Go to Oſcar chief of ſwords, and bid him to our feaſt. To-day we feaſt and hear the ſong; to-morrow break the ſpears. Tell him, that I have raiſed

raiſed the tomb of Cathol *); that bards have ſung to his ghoſt. —— Tell him that Cairbar has heard his fame at the ſtream of reſounding Carun **). Cathmor ***) is not here, Borbar-duthul's

---

*) Cathol the ſon of Maronnan, or Moran, was murdered by Cairbar, for his attachment to the family of Cormac. He had attended Oſcar to the *war of Inis-thona*, where they contracted a great friendſhip for one another. Oſcar immediately after the death of Cathol, had ſent a formal challenge to Cairbar, which he prudently declined, but conceived a ſecret hatred againſt Oſcar, and had beforehand contrived to kill him at the feaſt, to which he here invites him.

**) He alludes to the battle of Oſcar againſt Caros, *king of ſhips*; who is ſuppoſed to be the ſame with Carauſius the uſurper.

***) Cathmor, *great in battle*, the ſon of Borbar-duthul, and brother of Cairbar king of Ireland, had, before the inſurrection of the Firbolg, paſſed over into Inis-huna, ſuppoſed to be a part of South-Britain, to aſſiſt Conmor king of that place, againſt his enemies. Cathmor was ſucceſsful in the war, but, in the courſe of it, Conmor was either killed, or died a natural death. Cairbar, upon intelligence of the deſigns of Fingal to dethrone him, had diſpatched a meſſenduthul's generous race. He is not here with his thouſands, and our arms are weak. Cathmor is a foe to ſtrife at the feaſt: his ſoul is bright as that ſun. But Cairbar ſhall fight with Oſcar, chief of the woody Temora! His words for Cathol were many; the wrath of Cairbar burns. He ſhall fall on Moi-lena: my fame ſhall riſe in blood.

Their faces brightened round with joy. They ſpread over Moi-lena. The feaſt of ſhells is prepared. The ſongs of bards ariſe. We heard *) the voice of joy on the coaſt: we thought

---

ger for Cathmor, who returned into Ireland a few days before the opening of the poem.

Cairbar here takes advantage of his brother's abſence, to perpetrate his ungenerous deſigns againſt Oſcar; for the noble ſpirit of Cathmor, had he been preſent, would not have permitted, the laws of that hoſpitality, for which he was ſo renowned himſelf, to be violated. The brothers form a contraſt: we do not deteſt the mean ſoul of Cairbar more, than we admire the diſintereſted and generous mind of Cathmor.

(*) Fingal's army heard the joy that was in Cairbar's camp. The character given of Cathmor is agreeable to the times. Some, through oſtenta-

tion,

thought that mighty Cathmor came. Cathmor the friend of ſtrangers! the brother of red-haired

---

tion, were hoſpitable; and others fell naturally into a cuſtom handed down from their anceſtors. But what marks ſtrongly the character of Cathmor, is his averſion to praiſe; for he is repreſented to dwell in a wood, to avoid the thanks of his gueſts; which is ſtill a higher degree of generoſity, than that of Axylus in Homer: for the poet does not ſay, but the good man might, at the head of his own table, have heard with pleaſure the praiſe beſtowed on him by the people he entertained.

No nation in the world carried hoſpitality to a greater length, than the ancient Scots. It was even infamous, for many ages, in a man of condition, to have the door of his houſe ſhut at all: LEST, as the bards expreſs it, THE STRANGER SHOULD COME AND BEHOLD HIS CONTRACTED SOUL. Some of the chiefs were poſſeſſed of this hoſpitable diſpoſition to an extravagant degree; and the bards, perhaps upon a ſelfiſh account, never failed to recommend it, in their eulogiums. *Cean-uia' na dai'*, or *the point, to which all the roads of the ſtrangers lead*, was an invariable epithet given by them to the chiefs; on the contrary, they diſtinguiſhed the inhoſpied Cairbar. Their ſouls were not the ſame. The light of heaven was in the boſom of Cathmor.

---

table by the title of *the cloud which the ſtrangers ſhun*. This laſt however was ſo uncommon, that in all the old poems, I have ever met with, I found but one man branded with this ignominious appellation; and that, perhaps, only founded upon a private quarrel, which ſubſiſted between him and the patron of the bard, who wrote the poem.

We have a ſtory of this hoſpitable nature, handed down by tradition, concerning one of the firſt Earls of Argyle. This nobleman, hearing that an Iriſhman, of great quality, intended to make him a viſit, with a very numerous retinue of his friends and dependants, burnt the caſtle of Dunora, the ſeat of his family, leſt it ſhould be too ſmall to entertain his gueſts, and received the Iriſh in tents on the ſhore. Extravagant as this behaviour might ſeem in our days, it was admired and applauded in thoſe times of hoſpitality, and the Earl acquired conſiderable fame by it, in the ſongs of the bards.

The open communication with one another, which was the conſequence of their hoſpitality, did not a little tend to improve the underſtanding and mor. His towers roſe on the banks of Atha: ſeven paths led to his halls. Seven chiefs ſtood on

---

and enlarge the ideas of the ancient Scots. It is to this cauſe, we muſt attribute that ſagacity and ſenſe, which the common people, in the highlands, poſſeſs, ſtill, in a degree ſuperior even to the vulgar of more poliſhed countries. When men are crowded together in great cities, they ſee indeed many people, but are acquainted with few. They naturally form themſelves into ſmall ſocieties, and their knowledge ſcarce extends beyond the alley or ſtreet they live in; add to this that the very employment of a mechanic tends to contract the mind. The ideas of a peaſant are ſtill more confined. His knowledge is circumſcribed within the compaſs of a few acres; or, at moſt, extends no further than the neareſt market-town. The manner of life among the inhabitants of the highlands is very different from theſe. As their fields are barren, they have ſcarce any domeſtic employment. Their time is ſpent therefore in an extenſive wilderneſs, where they feed their cattle, and theſe, by ſtraying far and wide, carry their keepers after them, at times, to all the different ſettlements of the clans. There they are received with hoſpitality and good cheer; which, as they tend to diſplay the minds of the hoſts, afford an opportunity to the gueſts on the paths, and called the ſtranger to the feaſt. But Cathmor dwelt in the wood, to avoid the voice of praiſe,

Olla came with his ſongs. Oſcar went to Cairbar's feaſt. Three hundred warriors ſtrode along Moi-lena of the ſtreams. The grey dogs bounded on the heath, their howling reached afar. Fingal ſaw the departing hero: the ſoul of the king was ſad. He dreaded Cairbar's gloomy thoughts, amidſt the feaſt of ſhells.

My ſon raiſed high the ſpear of Cormac: an hundred bards met him with ſongs. Cairbar concealed with ſmiles the death, that was dark in his ſoul. The feaſt is ſpread, the ſhells reſound: joy brightens the face of the hoſt. But it was like the parting beam of the ſun, when he is to hide his red head in a ſtorm.

Cairbar

---

to make their obſervations on the different characters of men; which is the true ſource of knowledge and acquired ſenſe. Hence it is that a common highlander is acquainted with a greater number of characters, than any of his own rank living in the moſt populous cities.

Cairbar roſe in his arms; darkneſs gathered on his brow. The hundred harps ceaſed at once. The clang *) of ſhields was heard. Far diſtant on the heath Olla raiſed his ſong of woe. My ſon knew the ſign of death; and riſing ſeized his ſpear.

Oſcar! ſaid the dark-red Cairbar, I behold the ſpear **) of Iniſfail. The ſpear of Temora *) glitters in thy hand, ſon of woody Morven!

---

*) When a chief was determined to kill a perſon already in his power, it was uſual to ſignify that his death was intended, by the ſound of a ſhield ſtruck with the blunt end of a ſpear; at the ſame time that a bard at a diſtance raiſed the *death-ſong*. A ceremony of another kind was long uſed in Scotland upon ſuch occaſions. Every body has heard, that a bull's head was ſerved up to Lord Douglas in the caſtle of Edinburgh, as a certain ſignal of his approaching death.

**) Cormac, the ſon of Arth, had given the ſpear, which is here the foundation of the quarrel, to Oſcar, when he came to congratulate him, upon Swaran's being expelled from Ireland.

*) Ti-mor-rath, *the houſe of good fortune*, the name of the royal palace of the ſupreme kings of Ireland.

ven! It was the pride of an hundred **) kings, the death of heroes of old. Yield it, ſon of Oſſian, yield it to car-borne Cairbar.

Shall I yield, Oſcar replied, the gift of Erin's injured king; the gift of fair-haired Cormac, when Oſcar ſcattered his foes? I came to Cormac's halls of joy, when Swaran fled from Fingal. Gladneſs roſe in the face of youth: he gave the ſpear of Temora. Nor did he give it to the feeble, o Cairbar, neither to the weak in ſoul. The darkneſs of thy face is no ſtorm to me; nor are thine eyes the flames of death. Do I fear thy clanging ſhield? Tremble I at Olla's ſong? No: Cairbar, frighten the feeble; Oſcar is a rock.

And wilt thou not yield the ſpear? replied the riſing pride of Cairbar. Are thy words ſo mighty,

---

**) *Hundred* here is an indefinite number, and is only intended to expreſs a great many. It was probably the hyperbolical phraſes of bards, that gave the firſt hint to the Iriſh Senachies, to place the origin of their monarchy in ſo remote a period, as they have done.

mighty, becauſe Fingal is near? Fingal with aged locks, from Morven's hundred groves! He has fought with little men. But he muſt vaniſh before Cairbar, like a thin pillar of miſt before the winds of Atha *).

Were he who fought with little men, near Atha's darkening chief: Atha's darkening chief would yield green Erin to his rage. Speak not of the mighty, o Cairbar! but turn thy ſword on me. Our ſtrength is equal: but Fingal is renowned! the firſt of mortal men!

Their people ſaw the darkening chiefs. Their crowding ſteps are heard around. Their eyes roll in fire. A thouſand ſwords are half-unſheathed. Red-haired Olla raiſed the ſong of battle: the trembling joy of Oſcar's ſoul aroſe; the wonted joy of his ſoul, when Fingal's horn was heard.

Dark as the ſwelling wave of ocean before the riſing winds, when it bends its head near a coaſt,

---

*) Atha, *ſhallow river*: the name of Cairbar's ſeat in Connaught.

a coaſt, came on the hoſt of Cairbar. —— Daughter of Toſcar *)! why that tear? He is not fallen yet. Many were the deaths of his arm, before my hero fell! —— Behold, they fall before my ſon, like the groves in the deſart, when an angry ghoſt ruſhes through night, and takes their green heads in his hand! Morlath falls: Maronnan dies: Conachar trembles in his blood. Cairbar ſhrinks before Oſcar's ſword; and creeps in darkneſs behind his ſtone. He lifted the ſpear in ſecret, and pierced my Oſcar's ſide. He falls forward on his ſhield: his knee ſuſtains the chief. But ſtill his ſpear is in his hand. —— See, gloomy Cairbar **) falls! The ſteel pierced his forehead, and divided his red hair behind. He lay, like a ſhatter-

ed

---

*) The poet means Malvina, the daughter of Toſcar, to whom he addreſſes that part of the poem, which relates to the death of Oſcar her lover.

**) The Iriſh hiſtorians place the death of Cairbar, in the latter end of the third century: they ſay, he was killed in battle againſt Oſcar the ſon of Oſſian, but deny that he fell by his hand. As they have nothing to go upon, but the traditions of their bards, the tranſlator thinks that the ac-

count

ed rock, which Cromla ſhakes from its ſhaggy ſide. But never more ſhall Oſcar riſe! he leans on

count of Oſſian is as probable; at the worſt, it is but oppoſing one tradition to another.

It is, however, certain, that the Iriſh hiſtorians diſguiſe, in ſome meaſure, this part of their hiſtory. An Iriſh poem on this ſubject, which, undoubtedly, was the ſource of their information, concerning the battle of Gabhra, where Cairbar fell, is juſt now in my hands. The circumſtances are leſs to the diſadvantage of the character of Cairbar, than thoſe related by Oſſian. As a tranſlation of the poem (which, tho' evidently no very ancient compoſition, does not want poetical merit) would extend this note to too great a length, I ſhall only give the ſtory of it, in brief, with ſome extracts from the original Iriſh.

Oſcar, ſays the Iriſh bard, was invited to a feaſt, at Temora, by Cairbar king of Ireland. A diſpute aroſe between the two heroes, concerning the exchange of ſpears, which was uſually made, between the gueſts and their hoſt, upon ſuch occaſions. In the courſe of their altercation, Cairbar ſaid, in a boaſtful manner, that he would hunt on the hills of Albin, and carry the on his boſſy ſhield. His ſpear is in his terribl hand: Erin's ſons ſtood diſtant and dark. Thei

ſhout

the ſpoils of it into Ireland, in ſpite of all th efforts of its inhabitants. The original word are:

Briathar buan ſin; Briathar buan
A theireadh an Cairbre rua',
Gu tuga' ſe ſealg, agus creach
A h' ALBIN an la'r na mhaireach.

Oſcar replied, that, the next day, he himſelf would carry into Albin the ſpoils of the five provinces of Ireland, in ſpite of the oppoſition of Cairbar.

Briathar eile an aghai' ſin
A bheirea' an t'Oſcar, og, calma
Gu'n tugad ſe ſealg agus creach
Do dh'ALBIN an la'r na mhaireach, &c.

Oſcar, in conſequence of his threats, begun to lay waſte Ireland; but as he returned with the ſpoil into Ulſter, through the narrow paſs of Cabhra (*Caoilghlen-Ghabhra*) he was met by Cairbar, and a battle enſued, in which both the heroes fell by mutual wounds. The bard gives a very curious liſt of the followers of Oſcar, as

they

ſhouts aroſe, like crowded ſtreams; Moi-lena ecchoed wide.

Fingal heard the ſound; and took his father's ſpear. His ſteps are before us on the heath. He ſpoke the words of woe. I hear the noiſe of war. Young Oſcar is alone. Riſe, ſons of Morven; join the hero's ſword.

Oſſian ruſhed along the heath. Fillan bounded over Moi-lena. Fingal ſtrode in his ſtrength, and the light of his ſhield is terrible. The ſons of Erin ſaw it far diſtant; they trembled in their ſouls. They knew that the wrath of the king aroſe: and they foreſaw their death. We firſt arrived; we fought; and Erin's chiefs withſtood our rage. But when the king came, in the ſound of his courſe, what heart of ſteel could ſtand! Erin fled over Moi-lena. Death purſued their flight.

We

---

they marched to battle. They appear to have been five hundred in number, commanded, as the poet expreſſes it, by *five heroes of the blood of kings*. This poem mentions Fingal, as arriving from Scotland, before Oſcar died of his wounds.

We ſaw Oſcar on his ſhield. We ſaw his blood around. Silence darkened every face. Each turned his back, and wept. The king ſtrove to hide his tears. His grey beard whiſtled in the wind. He bent his head above his ſon. His words were mixed with ſighs.

And art thou fallen, Oſcar, in the midſt of thy courſe? the heart of the aged beats over thee! He ſees thy coming wars. The wars which ought to come he ſees, but they are cut off from thy fame. When ſhall joy dwell at Selma? When ſhall grief depart from Morven? My ſons fall by degrees: Fingal ſhall be the laſt of his race. The fame which I have received ſhall paſs away: my age will be without friends. I ſhall ſit a grey cloud in my hall: nor ſhall I hear the return of a ſon, in the midſt of his ſounding arms. Weep, ye heroes of Morven! never more ſhall Oſcar riſe!

And they did weep, o Fingal; dear was the hero to their ſouls. He went out to battle, and the foes vaniſhed; he returned, in peace, amidſt their joy. No father mourned his ſon ſlain in youth; no brother his brother of love.

They fell, without tears, for the chief of the people was low! Bran *) is howling at his feet: gloomy Luäth is ſad, for he had often led them to the chace; to the bounding roe of the deſart.

When Oſcar ſaw his friends around, his breaſt aroſe with ſighs. —— The groans, he ſaid, of aged chiefs; the howling of my dogs; the ſudden burſt of ſongs of grief, have melted Oſcar's ſoul. My ſoul, that never melted before; it was like the ſteel of my ſword. —— Oſſian, carry me to my hills! Raiſe the ſtones of my renown. Place the horn of the deer, and my ſword, within my narrow dwelling. — The torrent hereafter may raiſe the earth: the hunter may find the ſteel, and ſay: "This has been Oſcar's ſword."

And falleſt thou, ſon of my fame! And ſhall I never ſee thee, Oſcar! When others hear of their ſons, I ſhall not hear of thee. The moſs is on thy four grey ſtones; the mournful

---

*) Bran was one of Fingal's dogs. —— He was ſo remarkable for his fleetneſs, that the poet, in a piece which is not juſt now in the translator's hands, has given him the ſame properties with Virgil's Camilla. Bran ſignifies *a mountain-ſtream.*

ful wind is there. The battle ſhall be fought without him: he ſhall not purſue the dark-brown hinds. When the warrior returns from battles, and tells of other lands: I have ſeen a tomb, he will ſay, by the roaring ſtream, the dark dwelling of a chief. He fell by car-borne Oſcar, the firſt of mortal men. —— I, perhaps, ſhall hear his voice; and a beam of joy will riſe in my ſoul.

The night would have deſcended in ſorrow, and morning returned in the ſhadow of grief; our chiefs would have ſtood like cold dropping rocks on Moi-lena, and have forgot the war: did not the king diſperſe his grief, and raiſe his mighty voice. The chiefs, as new-wakened from dreams, lift up their heads around.

How long on Moi-lena ſhall we weep; or pour our tears in Ullin? The mighty will not return. Oſcar ſhall not riſe in his ſtrength. The valiant muſt fall one day, and be no more known on his hills. —— Where are our fathers, o warriors! the chiefs of the times of old? They have ſet like ſtars that have ſhone: we only hear the ſound of their praiſe. But they were renowned in their day, the terror of other times. Thus ſhall we paſs, o warriors, in the

day

day of our fall. Then let us be renowned, when we may; and leave our fame behind us, like the laſt beams of the ſun, when he hides his red head in the weſt.

Ullin, my aged bard! take the ſhip of the king. Carry Oſcar to Selma of harps Let the daughters of Morven weep. We ſhall fight in Erin for the race of fallen Cormac. The days of my years begin to fail: I feel the weakneſs of my arm. My fathers bend from their clouds, to receive their grey-hair'd ſon. But, before I go hence, one beam of fame ſhall riſe: ſo ſhall my days end, as my years begun, in fame: my life ſhall be one ſtream of light to bards of other times.

Ullin rais'd his white ſails: the wind of the ſouth came forth. He bounded on the waves towards Selma. — *) I remained in my grief, but my words were not heard. —— The feaſt is ſpread on Moi-lena: an hundred heroes reared the tomb of Cairbar: but no ſong is raiſed over the chief: for his ſoul had been dark and bloody. The bards remembered the fall of Cormac! what could they ſay in Cairbar's praiſe?

The

---

*) The poet ſpeaks in his own perſon.

The night came rolling down. The light of an hundred oaks aroſe. Fingal ſat beneath a tree. Old Althan *) ſtood in the midſt. He told the tale of fallen Cormac. Althan the ſon of Conachar, the friend of car-borne Cuchullin: he dwelt with Cormac in windy Temora, when Semo's ſon fought with generous Torlath. —— The tale of Althan was mournful, and the tear was in his eye.

) The ſetting ſun was yellow on Dora *). Grey evening began to deſcend. Temora's woods ſhook with the blaſt of the unconſtant wind. A cloud, at length, gathered in the weſt, and a red ſtar looked from behind its edge. —— I ſtood in the wood alone, and ſaw

---

*) Althan, the ſon of Conachar, was the chief bard of Arth king of Ireland. After the death of Arth, Althan attended his ſon Cormac, and was preſent at his death. —— He had made his eſcape from Cairbar, by the means of Cathmor, and coming to Fingal, related, as here, the death of his maſter Cormac.

**) Althan ſpeaks.

***) *Doira, the woody ſide of a mountain*, it is here a hill in the neighbourhood of Temora.

ſaw a ghoſt on the darkening air. His ſtride extended from hill to hill: his ſhield was dim on his ſide. It was the ſon of Semo: I knew the warrior's face. But he paſſed away in his blaſt; and all was dark around. —— My ſoul was ſad. I went to the hall of ſhells. A thouſand lights aroſe: the hundred bards had ſtrung the harp. Cormac ſtood in the midſt, like the morning-ſtar, when it rejoices on the eaſtern hill, and its young beams are bathed in ſhowers. —— The ſword of Artho *) was in the hand of the king; and he looked with joy on its poliſhed ſtuds: thrice he ſtrove to draw it, and thrice he failed: his yellow locks are ſpread on his ſhoulders; his cheeks of youth are red — I mourned over the beam of youth, for he was ſoon to ſet.

Althan! he ſaid, with a ſmile, haſt thou beheld my father? Heavy is the ſword of the king, ſurely his arm was ſtrong. O that I were like him in battle, when the rage of his wrath aroſe! then would I have met, like Cuchullin, the car-borne ſon of Cantéla! But years may come on, o Althan! and my arm be ſtrong. — Haſt

---

*) Arth or Artho, the father of Cormac king of Ireland.

Haſt thou heard of Semo's ſon, the chief of high Temora? He might have returned with his fame; for he promiſed to return to-night. My bards wait him with ſongs; my feaſt is ſpread in Temora.

I heard the king in ſilence. My tears began to flow. I hid them with my aged locks; but he perceived my grief.

Son of Conachar! he ſaid, is the king of Tura *) low? Why burſts thy ſigh in ſecret? And why deſcends the tear? —— Comes the car-borne Torlath? Or the ſound of the red-haired Cairbar? — They come! — for I behold thy grief. Moſſy Tura's king is low! —— Shall I not ruſh to battle? —— But I cannot lift the ſpear! — O had mine arm the ſtrength of Cuchullin, ſoon would Cairbar fly; the fame of my fathers would be renewed; and the deeds of other times!

He took his bow. The tears flow down, from both his ſparkling eyes. —— Grief ſaddens round: the bards bend forward, from their hundred

---

*) Cuchullin is called the king of Tura, from a caſtle of that name on the coaſt of Ulſter, where he dwelt, before he undertook the management of the affairs of Ireland, in the minority of Cormac.

hundred harps, The lone blaſt touched their trembling ſtrings. The ſound *) is ſad and low.

A voice is heard at a diſtance, as of one in grief: it was Carril of other times, who came from dark Slimora **). —— He told of the death of Cuchullin, and of his mighty deeds. The people were ſcattered round his tomb: their arms lay on the ground. They had forgot the war, for he, their fire, was ſeen no more.

But who, ſaid the ſoft-voiced Carril, come like the bounding roes? their ſtature is like the young trees of the plain, growing in a ſhower: —— Soft and ruddy are their cheeks; but fearleſs ſouls look forth from their eyes.

---

*) The prophetic ſound, mentioned in other poems, which the harps of the bards emitted before the death of a perſon worthy and renowned. It is here an omen of the death of Cormac, which, ſoon after, followed.

**) Slimora, a hill in Connaught, near which Cuchullin was killed.

eyes. —— Who but the ſons of Usnoth *), the car-borne chiefs of Etha? The people riſe on every ſide, like the ſtrength of an half-extinguiſhed fire, when the winds come, ſudden, from the deſart, on their ruſtling wings. —— The ſound of Caithbat's **) ſhield was heard. The

---

*) Usnoth, chief of Etha, a diſtrict on the weſtern coaſt of Scotland, had three ſons, Nathos, Althos and Ardan, by Sliſſama the ſiſter of Cuchullin. The three brothers, when very young, were ſent over to Ireland by their father, to learn the uſe of arms under their uncle, whoſe military fame was very great in that kingdom. They had juſt arrived in Ulſter, when the news of Cuchullin's death arrived. Nathos, the eldeſt of the three brothers, took the command of Cuchullin's army, and made head againſt Cairbar the chief of Atha. Cairbar having, at laſt, murdered young king Cormac, at Temora, the army of Nathos ſhifted ſides, and the brothers were obliged to return into Ulſter, in order to paſs over into Scotland. The ſequel of their mournful ſtory is related, at large, in the poem of Darthula.

**) Caithbat was grandfather to Cuchullin; and his ſhield was made uſe of, to alarm his poſterity to the battles of the family.

The heroes ſaw Cuchullin *) in Nathos. So rolled his ſparkling eyes: his ſteps were ſuch on heath. —— Battles are fought at Lego: the ſword of Nathos prevails. Soon ſhalt thou behold him in thy halls, King of Temora of Groves!

And ſoon may I behold the chiefs! replyed the blue-eyed king. But my ſoul is ſad for Cuchullin; his voice was pleaſant in mine ear. —— Often have we moved, on Dora, to the chace of the dark-brown hinds: his bow was unerring on the mountains. —— He ſpoke of mighty men. He told of the deeds of my fathers; and I felt my joy. —— But ſit thou at the feaſt, o bard! I have often heard thy voice. Sing in the praiſe of Cuchullin; and of that mighty ſtranger **).

Day roſe on woody Temora, with all the beams of the eaſt. Trathin came to the hall, the ſon of old Gelláma ***). —— I behold, he

*) That is, they ſaw a manifeſt likeneſs between the perſon of Nathos and Cuchullin.

**) Nathos the ſon of Uſnoth.

***) Geal-lamha, *white-handed.*

he ſaid, a dark cloud in the deſart, king of Innisfail! a cloud it ſeemed at firſt, but now a croud of men. One ſtrides before them in his ſtrength; his red hair flies in the wind. His ſhield glitters to the beam of the eaſt. His ſpear is in his hand.

Call him to the feaſt of Temora, replied the king of Erin. My hall is the houſe of ſtrangers, ſon of the generous Gellama! —— Perhaps it is the chief of Etha, coming in the ſound of his renown —— Hail, mighty *) ſtranger, art thou of the friends of Cormac? — But Carril, he is dark, and unlovely; and he draws his ſword. Is that the ſon of Usnoth, bard of the times of old?

It is not the ſon of Usnoth, ſaid Carril, but the chief of Atha. —— Why comeſt thou in thy arms to Temora, Cairbar of the gloomy brow? Let not thy ſword riſe againſt Cormac! Whither doſt thou turn thy ſpeed?

He paſſed on in his darkneſs, and ſeized the hand of the king. Cormac foreſaw his death, and

---

*) From this expreſſion, we underſtand, that Cairbar had entered the palace of Temora, in the midſt of Cormac's ſpeech.

and the rage of his eyes aroſe. —— Retire, thou gloomy chief of Atha: Nathos comes with battle. —— Thou art bold in Cormac's hall, for his arm is weak. —— The ſword entered the ſide of the king: he fell in the halls of his fathers. His fair hair is in the duſt. His blood is ſmoking round.

And art thou fallen in thy halls *), o ſon of noble Artho? The ſhield of Cuchullin was not near. Nor the ſpear of thy father. Mournful are the mountains of Erin, for the chief of the people is low! —— Bleſt be thy ſoul, o Cormac! thou art darkened in thy youth.

My words came to the ears of Cairbar, and he cloſed us **) in the midſt of darkneſs. He feared to ſtretch his ſword to the bards ***), though his ſoul was dark. Long had we pined

alone:

---

*) Althan ſpeaks.

**) That is, himſelf and Carril, as it afterwards appears.

***) The perſons of the bards were ſo ſacred, that even he, who had juſt murdered his ſovereign, feared to kill them.

alone: at length, the noble Cathmor *) came. —— He heard our voice from the cave; he turned the eye of his wrath on Cairbar.

Chief of Atha! he ſaid, how long wilt thou pain my ſoul? Thy heart is like the rock of the deſart; and thy thoughts are dark. —— But thou art the brother of Cathmor, and he will fight thy battles. —— But Cathmor's ſoul is not like thine, thou feeble hand of war! The light of my boſom is ſtained with thy deeds: the bards will not ſing of my renown. They may ſay, "Cathmor was brave, but he fought for gloomy Cairbar." They will paſs over my tomb in ſilence: my fame ſhall not be heard. —— Cairbar! looſe the bards: they are the ſons of other times. Their voice ſhall be heard in other years; after the kings of Temora have failed. ——

We

---

*) Cathmor appears the ſame diſintereſted hero upon every occaſion. His humanity and generoſity were unparalleled: in ſhort, he had no fault, but too much attachment to ſo bad a brother as Cairbar. His family-connection with Cairbar prevails, as he expreſſes it, over every other conſideration, and makes him engage in a war, of which he did not approve.

We came forth at the words of the chief. We ſaw him in his ſtrength. He was like thy youth, o Fingal, when thou firſt didſt lift the ſpear. —— His face was like the plain of the ſun, when it is bright: no darkneſs travelled over his brow. But he came with his thouſands to Ullin, to aid the red-haired Cairbar: and now he comes, to revenge his death, o king of woody Morven. ——

And let him come, replied the king; I love a foe like Cathmor. His ſoul is great; his arm is ſtrong; his battles are full of fame. — But the little ſoul is a vapour that hovers round the marſhy lake: it never riſes on the green hill, leſt the winds ſhould meet it there: its dwelling is in the cave, it ſends forth the dart of death.

Our young heroes, o warriors, are like the renown of our fathers. —— They fight in youth; they fall: their names are in the ſong. Fingal is amidſt his darkening years. He muſt not fall, as an aged oak, acroſs a ſecret ſtream. Near it are the ſteps of the hunter, as it lies beneath the wind. "How has that tree fallen?" He, whiſtling, ſtrides along.

Raiſe

Raiſe the ſong of joy, ye bards of Morven! that our ſoul may forget the paſt. —— The red ſtars look on us from the clouds, and ſilently deſcend. Soon ſhall the grey beam of the morning riſe, and ſhew us the foes of Cormac. —— Fillan! take the ſpear of the king; go to Mora's dark-brown ſide. Let thine eyes travel over the heath, like flames of fire. Obſerve the foes of Fingal, and the courſe of generous Cathmor. I hear a diſtant ſound, like the falling of rocks in the deſart. —— But ſtrike thou thy ſhield, at times, that they may not come through night, and the fame of Morven ceaſe. —— I begin to be alone, my ſon, and I dread the fall of my renown.

The voice of the bards aroſe. The king leaned on the ſhield of Trenmor. —— Sleep deſcended on his eyes; his future battles roſe in his dreams. The hoſt are ſleeping around. Dark-haired Fillan obſerved the foe. His ſteps are on a diſtant hill: we hear, at times, his clanging ſhield.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK SECOND.

ARGUMENT to BOOK II.

This book opens, we may ſuppoſe, about midnight, with a ſoliloquy of Oſſian, who had retired, from the reſt of the army, to mourn for his ſon Oſcar. Upon hearing the noiſe of Cathmor's army approaching, he went to find out his brother Fillan, who kept the watch, on the hill of Mora, in the front of Fingal's army. In the converſation of the brothers, the epiſode of Conar, the ſon of Trenmor, who was the firſt king of Ireland, is introduced; which lays open the origin of the conteſts between the Cael and Firbolg, the two nations who firſt poſſeſſed themſelves of that Iſland. Oſſian kindles a fire on Mora; upon which Cathmor deſiſted from the deſign he had formed of ſurpriſing the army of the Caledonians. He calls a council of his chiefs; reprimands Foldath for adviſing a night-attack, as the Iriſh army were ſo much ſuperior in number to the enemy. The bard Fonar introduces the ſtory of Crothar, the anceſtor of the king, which throws further light on the hiſtory of Ireland, and the original pretenſions of the family of Atha, to the throne of that kingdom. The Iriſh chiefs lie down to reſt, and Cathmor himſelf undertakes the watch. In his circuit, round the army, he is met by Oſſian.

an. The interview of the two heroes is deſcribed. Cathmor obtains a promiſe from Oſſian, to order a funeral elegy to be ſung over the grave of Cairbar; it being the opinion of the times, that the ſouls of the dead could not be happy, till their elegies were ſung by a bard. Morning comes. Cathmor and Oſſian part; and the latter, caſually meeting with Carril the ſon of Kinfena, ſends that bard, with a funeral ſong, to the tomb of Cairbar.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK SECOND.

---

*) Father of heroes, Trenmor! dweller of eddying winds! where the dark-red courſe of thunder marks the troubled clouds! Open thou
thy

---

*) Addreſſes to the ſpirits of deceaſed warriors are common, in the compoſitions of Oſſian. He, however, expreſſes them in ſuch language, as prevents all ſuſpicion of his paying divine honours to the dead, as was uſual among other naitons. —— From the ſequel of this apoſtrophe, it appears, that Oſſian had retired from the reſt of the army, to mourn, in ſecret, over the death of his ſon Oſcar. This indirect method of narration has much of the nature of the Drama, and is more forcible than a regular hiſtorical

thy ſtormy halls, and let the bards of old be near: let them draw near, with their ſongs and their half-viewleſs harps. No dweller of miſty valley comes; no hunter unknown at his ſtreams; but

chain of circumſtances. The abrupt manner of Oſſian may often render him obſcure to inattentive readers. Thoſe who retain his poems, on memory, ſeem to be ſenſible of this; and uſually give the hiſtory of the pieces minutely, before they begin to repeat the poetry.

Tho' this book has little action, it is not the leaſt important part of Temora. The poet, in ſeveral epiſodes, runs up the cauſe of the war to the very ſource. The firſt population of Ireland, the wars between the two nations who originally poſſeſſed that Iſland, its firſt race of kings, and the revolutions of its government, are important facts, and are delivered by the poet, with ſo little mixture of the fabulous, that one cannot help preferring his accounts to the improbable fictions of the Scotch and Iriſh hiſtorians. The Mileſian fables of thoſe gentlemen bear about them the marks of a late invention. To trace their legends to their ſource would be no difficult taſk; but a diſquiſition of this ſort would extend this note too far.

but the car-borne Oſcar from the folds of war. Sudden is thy change, my ſon, from what thou wert on dark Moilena! The blaſt folds thee in its ſkirt, and ruſtles along the ſky.

Doſt thou not behold thy father, at the ſtream of night? The chiefs of Morven ſleep far-diſtant. They have loſt no ſon. But ye have loſt a hero, chiefs of ſtreamy Morven! Who could equal his ſtrength, when battle rolled againſt his ſide, like the darkneſs of crowded waters? —— Why this cloud on Oſſian's ſoul? It ought to burn in danger. Erin is near with her hoſt. The king of Morven is alone. —— Alone thou ſhalt not be, my father, while I can lift the ſpear.

I roſe, in my rattling arms. I liſtened to the wind of night. The ſhield of Fillan *) is not

---

*) We underſtand, from the preceding book, that Cathmor was near with an army. When Cairbar was killed, the tribes who attended him, fell back to Cathmor; who, as it afterwards appears, had taken a reſolution to ſurprize Fingal by night. Fillan was diſpatched to the hill of Mora, which was in the front of the Caledonians, to

not heard. I ſhook for the ſon of Fingal. Why ſhould the foe come, by night; and the dark haired warrior fail? —— Diſtant, ſullen murmurs riſe: like the noiſe of the lake of Lego, when its waters ſhrink, in the days of froſt, and all its burſting ice reſounds. The people of Lara look to heaven, and foreſee the ſtorm. —— My ſteps are forward on the heath: the ſpear of Oſcar in my hand. Red ſtars looked from high. I gleamed, along the night. —— I ſaw Fillan ſilent before me, bending forward from Mora's rock. He heard the ſhout of

to obſerve the motions of Cathmor. In this ſituation were affairs, when Oſſian, upon hearing the noiſe of the approaching enemy, went to find out his brother. Their converſation naturally introduces the epiſode, concerning Conar the ſon of Trenmor the firſt Iriſh monarch, which is ſo neceſſary to the underſtanding of the foundation of the rebellion and uſurpation of Cairbar and Cathmor. —— Fillan was the youngeſt of the ſons of Fingal, then living. He and Boſmina, mentioned in the *battle of Lora*, were the only children of the king, by Clatho the daughter of Cathulla king of Inis-tore, whom he had taken to wife, after the death of Ros-crana, the daughter of Cormac Mac-Conar king of Ireland.

of the foe; the joy of his ſoul aroſe. He heard my ſounding tread, and turned his lifted ſpear.

Comeſt thou, ſon of night, in peace? Or doſt thou meet my wrath? The foes of Fingal are mine. Speak, or fear my ſteel. —— I ſtand, not in vain, the ſhield of Morven's race.

Never mayſt thou ſtand in vain, ſon of blue-eyed Clatho. Fingal begins to be alone; darkneſs gathers on the laſt of his days. Yet he has two *) ſons, who ought to ſhine in war. Who

---

*) That is, two ſons in Ireland. Fergus, the ſecond ſon of Fingal, was, at that time, on an expedition, which is mentioned in one of the leſſer poems of Oſſian. He, according to ſome traditions, was the anceſtor of Fergus, the ſon of Erc or Arcath, commonly called *Fergus the ſecond* in the Scotch hiſtories. The beginning of the reign of Fergus, over the Scots, is placed, by the moſt approved annals of Scotland, in the fourth year of the fifth age: a full century after the death of Oſſian. The genealogy of his family is recorded thus by the highland Senachies, *Fergus Mac-Arcath, Mac-Chongael, Mac-Fergus, Mac-Fiongael na buai*; i. e. Fergus the ſon of

Who ought to be two beams of light, near the ſteps of his departure.

Son of Fingal, replied the youth, it is not long ſince I raiſed the ſpear. Few are the marks of my ſword in battle, but my ſoul is fire. The chiefs of Bolga *) crowd around the ſhield of generous Cathmor. Their gathering is on that heath. Shall my ſteps approach their hoſt? I yielded to Oſcar alone, in the ſtrife of the race, on Cona.

Fillan, thou ſhalt not approach their hoſt; nor fall before thy fame is known. My name is heard in ſong: when needful I advance. — From the ſkirts of night I ſhall view their gleam-

---

of Arcath, the ſon of Congal, the ſon of Fergus, the ſon of Fingal *the victorious*. This ſubject is treated more at large, in the diſſertation prefixed to the poem.

*) The ſouthern parts of Ireland went, for ſome time, under the name of Bolga, from the Firbolg or Belgæ of Britain, who ſettled a colony there. *Bolg* ſignifies *a quiver*, from which proceeds *Fir-bolg*, i. e. *bow-men*, ſo called from their uſing bows, more than any of the neighbouring nations.

gleaming tribes. —— Why, Fillan, didſt thou ſpeak of Oſcar, to call forth my ſigh? I muſt forget *) the warrior, till the ſtorm is rolled away. Sadneſs ought not to dwell in danger, nor the tear in the eye of war. Our fathers forgot their fallen ſons, till the noiſe of arms was paſt. Then ſorrow returned to the tomb, and the ſong of bards aroſe.

Conar

---

*) It is remarkable, that, after this paſſage, Oſcar is not mentioned in all Temora. The ſituations of the characters who act in the poem, are ſo intereſting, that others, foreign to the ſubject, could not be introduced with any luſtre. Tho' the epiſode, which follows, may ſeem to flow naturally enough from the converſation of the brothers: yet I have ſhewn, in a preceding note, and, more at large, in the diſſertation prefixed to this collection, that the poet had a farther deſign in view. It is highly probable, tho' the Iriſh annaliſts do not agree with Oſſian in other particulars, that the Conar here mentioned is the ſame with their *Conar-mór*, i. e. *Conar the great*, whom they place in the firſt century.

Conar *) was the brother of Trathal, firſt of mortal men. His battles were on every coaſt. A thouſand ſtreams rolled down the blood of his foes. His fame filled green Erin, like a pleaſant gale. The nations gathered in Ullin, and they bleſſed the king; the king of the

---

*) Conar, the firſt king of Ireland, was the ſon of Trenmor, the great-grand-father of Fingal. It was on account of this family-connection, that Fingal was engaged in ſo many wars in the cauſe of the race of Conar. Tho' few of the actions of Trenmor are mentioned in Oſſian's poems, yet, from the honourable appellations beſtowed on him, we may conclude, that he was, in the days of the poet, the moſt renowned name of antiquity. The moſt probable opinion concerning him is, that he was the firſt, who united the tribes of the Caledonians, and commanded them, in chief, againſt the incurſions of the Romans. The genealogiſts of the North have traced his family far back, and given a liſt of his anceſtors to *Cuanmor nan lan*, or Conmor of the ſwords, who, according to them, was the firſt who croſſed the *great ſea*, to Caledonia, from which circumſtance his name proceeded, which ſignifies *Great ocean*. Genealogies of ſo ancient a date, however, are little to be depended upon.

the race of their fathers, from the land of hinds.

The chiefs *) of the ſouth were gathered, in the darkneſs of their pride. In the horrid cave of Moma, they mixed their ſecret words. Thither often, they ſaid, the ſpirits of their fathers came: ſhewing their pale forms from the chinky rocks, and reminding them of the honour of Bolga. —— Why ſhould Conar reign, the ſon of ſtreamy Morven?

They came forth, like the ſtreams of the deſart, with the roar of their hundred tribes. Conar was a rock before them: broken they rolled on every ſide. But often they returned, and the ſons of Ullin fell. The king ſtood, among the tombs of his warriors, and darkly bent

---

*) The chiefs of the Fir-bolg, who poſſeſſed themſelves of the ſouth of Ireland, prior, perhaps, to the ſettlement of the *Cael* of Caledonia, and the Hebrides, in Ulſter. From the ſequel, it appears, that the Fir-bolg were, by much, the moſt powerful nation; and it is probable, that the Cael muſt have ſubmitted to them, had they not received ſuccours from their mother-country, under the command of Conar.

bent his mournful face. His ſoul was rolled into itſelf; he marked the place, where he was to fall; when Trathal came, in his ſtrength, the chief of cloudy Morven. —— Nor did he come alone: Colgar *) was at his ſide; Colgar the ſon of the king and of white-boſomed Solincorma.

As Trenmor, cloathed with meteors, deſcends from the halls of thunder, pouring the dark ſtorm before him over the troubled ſea: ſo Colgar deſcended to battle, and waſted the ecchoing field. His father rejoiced over the hero: but an arrow came. His tomb was raiſed,

---

*) Colg-er, *fiercely-looking warrior.* Sulin-corma, *blue eyes.* Colgar was the eldeſt of the ſons of Trathal: Comhal, who was the father of Fingal, was very young, when the preſent expedition to Ireland happened. It is remarkable, that, of all his anceſtors, the poet makes the leaſt mention of Comhal; which, probably, proceeded from the unfortunate life and untimely death of that hero. From ſome paſſages, concerning him, we learn, indeed, that he was brave, but he wanted conduct, and, as Oſſian expreſſes it, *his ſoul was dark.* This impartiality, with reſpect to a character ſo near him, reflects honour on the poet.

ed, without a tear. The king was to revenge his ſon. —— He lightened forward in battle, till Bolga yielded at her ſtreams.

When peace returned to the land, and his blue waves bore the king to Morven: then he remembered his ſon, and poured the ſilent tear. Thrice did the bards, at the cave of Furmóno, call the ſoul of Colgar. They called him to the hills of his land; he heard them in his miſt. Trathal placed his ſword in the cave, that the ſpirit of his ſon might rejoice.

*) Colgar, ſon of Trathal, ſaid Fillan, thou wert renowned in youth! But the king has not marked my ſword, bright-ſtreaming on the field. I go forth with the crowd: I return, without my fame. —— But the foe approaches, Oſſian. I hear their murmur on the heath.

---

*) The poet begins here to mark ſtrongly the character of Fillan, who is to make ſo great a figure in the ſequel of the poem. He has the impatience, the ambition and fire, which are peculiar to a young hero. Kindled with the fame of Colgar, he forgets his untimely fall. —— From Fillan's expreſſions in this paſſage, it would ſeem, that he was neglected by Fingal, on account of his youth.

heath. The ſound of their ſteps is like thunder, in the boſom of the ground, when the rocking hills ſhake their groves, and not a blaſt pours from the darkened ſky.

Sudden I turned on my ſpear, and raiſed the flame of an oak on high. I ſpread it large, on Mora's wind. Cathmor ſtopt in his courſe. —— Gleaming he ſtood, like a rock, on whoſe ſides are the wandering of blaſts; which ſeize its ecchoing ſtreams and clothe them over with ice. So ſtood the friend *) of ſtrangers. The winds lift his heavy locks. Thou art the talleſt of the race of Erin, king of ſtreamy Atha!

Firſt of bards, ſaid Cathmor, Fonar **), call the chiefs of Erin. Call red-hair'd Cormar,

---

*) Cathmor is diſtinguiſhed, by this honourable title, on account of his generoſity to ſtrangers, which was ſo great as to be remarkable even in thoſe days of hoſpitality.

**) *Fonar, the man of ſong.* Before the introduction of Chriſtianity a name was not impoſed upon any perſon, till he had diſtinguiſhed himſelf by ſome remarkable action, from which his name mar, dark-browed Malthos, the ſide-long-looking gloom of Marónan. Let the pride of Foldath appear: the red-rolling eye of Turlótho. Nor let Hidalla be forgot; his voice, in danger, is like the ſound of a ſhower, when it falls in the blaſted vale, near Atha's failing ſtream.

They came, in their clanging arms. They bent forward to his voice, as if a ſpirit of their fathers ſpoke from a cloud of night. — Dreadful ſhone they to the light; like the fall of the ſtream of Brumo *), when the meteor lights it, before the nightly ſtranger. Shuddering, he ſtops in his journey, and looks up for the beam of the morn.

Why

---

name ſhould be derived. Hence it is that the names in the poems of Oſſian, ſuit ſo well with the characters of the perſons who bear them.

*) Brumo was a place of worſhip (Fing. b. 6.) in Craca, which is ſuppoſed to be one of the iſles of Shetland. It was thought, that the ſpirits of the deceaſed haunted it, by night, which adds more terror to the deſcription introduced here. *The horrid circle of Brumo, where often, they ſaid, the ghoſts of the dead howled round the ſtone of fear.* Fing.

*) Why delights Foldath, ſaid the king, to pour the blood of foes, by night? Fails his arm in battle, in the beams of day? Few are the foes before us, why ſhould we clothe us in miſt? The valiant delight to ſhine, in the battles of their land. ——

Thy counſel was in vain, chief of Moma; the eyes of Morven do not ſleep. They are watchful, as eagles, on their moſſy rocks. —— Let each collect, beneath his cloud, the ſtrength of his roaring tribe. To-morrow I move, in light, to meet the foes of Bolga! —— Mighty **) was he, that is low, the race of Borbar-Duthul.

Not

---

*) From this paſſage, it appears, that it was Foldath who had adviſed the night-attack. The gloomy character of Foldath is properly contraſted to the generous, the open Cathmor. Oſſian is peculiarly happy in oppoſing different characters, and, by that means, in heightening the features of both. Foldath appears to have been the favourite of Cairbar, and it cannot be denied but he was a proper enough miniſter to ſuch a prince. He was cruel and impetuous, but ſeems to have had great martial merit.

**) By this exclamation Cathmor intimates, that he intends to revenge the death of his brother Cairbar.

Not unmarked, ſaid Foldath, were my ſteps before thy race. In light, I met the foes of Cairbar; the warrior praiſed my deeds. —— But his ſtone was raiſed without a tear. No bard ſung *) over Erin's king; and ſhall his foes rejoice along their moſſy hills? —— No: they muſt not rejoice: he was the friend of Foldath. Our words were mixed, in ſecret, in Moma's ſilent cave; whilſt thou, a boy in the field, purſuedſt the thiſtle's beard. —— With Moma's ſons I ſhall ruſh abroad, and find the foe, on his duſky hills. Fingal ſhall lie without his ſong, the grey-haired king of Selma.

Doſt thou think, thou feeble man, replied the chief of Atha; doſt thou think, that he can fall, without his fame, in Erin? Could the bards be ſilent, at the tomb of the mighty Fingal? The ſong would burſt in ſecret; and the ſpirit of the king rejoice. —— It is, when thou ſhalt fall, that the bard ſhall forget the ſong. Thou art dark, chief of Moma, tho' thine arm is a tempeſt in war. —— Do I forget

---

*) To have no funeral elegy ſung over his tomb, was, in thoſe days, reckoned the greateſt misfortune that could befall a man; as his ſoul could not otherwiſe be admitted to the *airy hall of his fathers*.

get the king of Erin, in his narrow houſe? My ſoul is not loſt to Cairbar, the brother of my love. I marked the bright beams of joy, which travelled over his cloudy mind, when I returned, with ſame, to Atha of the ſtreams.

Tall they removed, beneath the words of the king; each to his own dark tribe; where, humming, they rolled on the heath, faint-glittering to the ſtars: like waves, in the rocky bay, before the nightly wind. —— Beneath an oak, lay the chief of Atha: his ſhield, a duſky round, hung high. Near him, againſt a rock, leaned the ſtranger *) of Inis-huna: that beam of light, with wandering locks, from Lumon of the roes. —— At diſtance roſe the voice of Fonar, with the deeds of the days of old. The ſong fails, at times, in Lubar's growing roar.

Cro-

---

*) By *the ſtranger of Inis-huna*, is meant Sulmalla, the daughter of Conmor king of Inis-huna, the ancient name of that part of South-Britain, which is next to the Iriſh coaſt. —— She had followed Cathmor in diſguiſe. Her ſtory is related at large in the fourth book.

*) Crothar, begun the bard, firſt dwelt at Atha's moſſy ſtream. A thouſand **) oaks, from the mountains, formed his ecchoing hall. The

---

*) Crothar was the anceſtor of Cathmor, and the firſt of his family, who had ſettled in Atha. It was in his time, that the firſt wars were kindled between the Fir-bolg and Cael. The propriety of the epiſode is evident; as the conteſt, which originally roſe between Crothar and Conar, ſubſiſted afterward between their poſterity, and was the foundation of the ſtory of the poem.

**) From this circumſtance we may learn, that the art of building with ſtone was not known in Ireland ſo early as the days of Crothar. When the colony were long ſettled in the country, the arts of civil life began to increaſe among them: for we find mention made of the *towers of Atha* in the time of Cathmor, which could not well be applied to wooden buildings. In Caledonia they begun very early to build with ſtone. None of the houſes of Fingal, excepting Ti-foirmal, were of wood. Ti-foirmal was the great hall, where the bards met to repeat their compoſitions annually, before they ſubmitted them to the judgment of the king in Selma. By ſome accident or other, this wooden houſe happened

The gathering of the people was there, around the feaſt of the blue-eyed king. —— But who, among his chiefs, was like the ſtately Crothar? Warriors kindled in his preſence. The young ſigh of the virgins roſe. In Alnecma [*]). was the warrior honoured, the firſt of the race of Bolga.

He purſued the chace in Ullin: on the moſs-covered top of Drumárdo. From the wood looked the daughter of Cathmin, the blue-rolling eye of Con-láma. Her ſigh roſe in ſecret. She bent her head, midſt her wandering locks. The moon

---

to be burnt, and an ancient bard, in the character of Oſſian, has left us a curious catalogue of the furniture which it contained. The poem is not juſt now in my hands, otherwiſe I would lay here a tranſlation of it before the reader. It has little poetical merit, and evidently bears the marks of a period much later than that wherein Fingal lived.

[*]) Alnecma, or Alnecmacht, was the ancient name of Connaught. Ullin is ſtill the Iriſh name of the province of Ulſter. To avoid the multiplying of notes, I ſhall here give the ſignification of the names in this epiſode. Drumardo, *high-ridge.* Cathmin, *calm in battle.* Cón-lamha, *ſoft hand.* Turloch, *man of the quiver.* Cormul, *blue eye.*

moon looked in, at night, and ſaw the white toſſing of her arms: for ſhe thought of the mighty Crothar, in the ſeaſon of her dreams.

Three days feaſted Crothar with Cathmin. On the fourth they awaked the hinds. Conláma moved to the chace, with all her lovely ſteps. She met Crothar in the narrow path. The bow fell, at once, from her hand. She turned her face away, and half-hid it with her locks. —— The love of Crothar roſe. He brought the white-boſomed maid to Atha. —— Bards raiſed the ſong in her preſence; joy dwelt round the daughter of Ullin.

The pride of Turloch roſe, a youth who loved the white-handed Conláma. He came, with battle, to Alnecma; to Atha of the roes. Cormul went forth to the ſtrife, the brother of car-borne Crothar. He went forth, but he fell, and the ſigh of his people roſe. —— Silent and tall, acroſs the ſtream, came the darkening ſtrength of Crothar: he rolled the foe from Alnecma, and returned, midſt the joy of Conláma.

Battle on battle comes. Blood is poured on blood. The tombs of the valiant riſe. Erin's clouds are hung round with ghoſts. The chiefs of the ſouth gathered round the eccheing ſhield of Crothar. He came, with death, to the paths of the foe. The virgins wept, by the ſtreams of Ullin. They looked to the miſt of the hill, no hunter deſcended from its folds. Silence darkened in the land: blaſts ſighed lonely on graſſy tombs.

Deſcending like the eagle of heaven, with all his ruſtling wings, when he forſakes the blaſt with joy, the ſon of Trenmor came; Conar, arm of death, from Morven of the groves. —— He poured his might along green Erin. Death dimly ſtrode behind his ſword. The ſons of Bolga fled from his courſe, as from a ſtream, that burſting from the ſtormy deſart, rolls the fields together, with all their eccheing woods. —— Crothar *) met him in battle: but Alnec-

---

*) The delicacy of the bard, with regard to Crothar, is remarkable. As he was the anceſtor of Cathmor, to whom the epiſode is addreſſed, the bard ſoftens his defeat, by only mentioning that *his people fled.* —— Cathmor took the ſong of Fonar in an unfavourable light. The bards, being of the order of the Druids, who pretended to a foreknowledge of events, were ſuppoſed to have ſome ſupernatural preſcience of futurity. The King

necma's warriors fled. The king of Atha ſlowly retired, in the grief of his ſoul. He, afterwards, ſhone in the ſouth: but dim as the ſun of Autumn; when he viſits, in his robes of miſt, Lara of dark ſtreams. The withered graſs is covered with dew: the field, tho' bright, is ſad.

Why wakes the bard before me, ſaid Cathmor, the memory of thoſe who fled? Has ſome ghoſt, from his duſky cloud, bent forward to thine ear; to frighten Cathmor from the field with the tales of old? Dwellers of the folds of night, your voice is but a blaſt to me; which takes the grey thiſtle's head, and ſtrews its beard on ſtreams. Within my boſom is a voice; others hear it not. His ſoul forbids the king of Erin, to ſhrink back from war.

Abaſhed

---

king thought, that the choice of Fonar's ſong proceeded, from his foreſeeing the unfortunate iſſue of the war; and that his own fate was ſhadowed out, in that of his anceſtor Crothar. The attitude of the bard, after the reprimand of his patron, is pictureſque and affecting. We admire the ſpeech of Cathmor, but lament the effect it has on the feeling ſoul of the good old poet.

Abaſhed the bard ſinks back in night: retired, he bends above a ſtream. His thoughts are on the days of Atha, when Cathmor heard his ſong with joy. His tears come rolling down; the winds are in his beard.

Erin ſleeps around. No ſleep comes down on Cathmor's eyes. Dark, in his ſoul, he ſaw the ſpirit of low-laid Cairbar. He ſaw him, without his ſong, rolled in a blaſt of night. — He roſe. His ſteps were round the hoſt. He ſtruck, at times, his echoing ſhield. The ſound reached Oſſian's ear, on Mora of the hinds.

Fillan, I ſaid, the foes advance. I hear the ſhield of war. Stand thou in the narrow path. Oſſian ſhall mark their courſe. If over my fall the hoſt ſhall pour; then be thy buckler heard. Awake the king on his heath, leſt his fame ſhould ceaſe.

I ſtrode in all my rattling arms; wide-bounding over a ſtream, that darkly-winded, in the field, before the king of Atha. Green Atha's king, with lifted ſpear, came forward on my courſe. —— Now would we have mixed in horrid fray, like two contending ghoſts, that bending forward, from two clouds, ſend

ſend forth the roaring winds; did not Oſſian behold, on high, the helmet of Erin's kings. The Eagle's wing ſpread above it, ruſtling in the breeze. A red ſtar looked thro' the plumes. I ſtopt the lifted ſpear.

The helmet of kings is before me! Who art thou, ſon of night? Shall Oſſian's ſpear be renowned, when thou art lowly-laid? —— At once he dropt the gleaming lance. Growing before me ſeemed the form. He ſtretched his hand in night; and ſpoke the words of kings.

Friend of the ſpirit of heroes, do I meet thee thus in ſhades? I have wiſhed for thy ſtately ſteps in Atha, in the days of feaſts. — Why ſhould my ſpear now ariſe? The ſun muſt behold us, Oſſian; when we bend gleaming, in the ſtrife. Future warriors ſhall mark the place: and, ſhuddering, think of other years. They ſhall mark it, like the haunt of ghoſts, pleaſant and dreadful to the ſoul.

And ſhall it be forgot, I ſaid, where we meet in peace? Is the remembrance of battles always pleaſant to the ſoul? Do not we behold, with joy, the place where our fathers feaſted? But our eyes are full of tears, on the field of their wars. —— This ſtone ſhall riſe, with all its moſs, and ſpeak to other years: "Here Cathmor and Oſſian met! the warriors met in peace!" —— When thou, o ſtone, ſhalt fail: and Lubar's ſtream roll quite away: then ſhall the traveller come, and bend here, perhaps, in reſt. When the darkened moon is rolled over his head, our ſhadowy forms may come, and, mixing with his dreams, remind him of this place. But why turneſt thou ſo dark away, ſon of Borbar-duthul *)?

No forgot, ſon of Fingal, ſhall we aſcend theſe winds. Our deeds are ſtreams of light, before the eyes of bards. But darkneſs is rolled on Atha: the king is low, without his ſong: ſtill there was a beam towards Cathmor from his ſtormy ſoul; like the moon, in a cloud, amidſt the dark-red courſe of thunder.

Son

---

*) Borbar-duthul, *the ſurly warrior of the dark-brown eyes.* That his name ſuited well with his character, we may eaſily conceive, from the ſtory delivered concerning him, by Malthos, toward the end of the ſixth book. He was the brother of that Colculla, who is mentioned in the epiſode which begins the fourth book.

Son of Erin, I replied, my wrath dwells not in his houſe *). My hatred flies, on eagle-wing, from the foe that is low. —— He ſhall hear the ſong of bards; Cairbar ſhall rejoice on his wind.

Cathmor's ſwelling ſoul aroſe: he took the dagger from his ſide; and placed it gleaming in my hand. He placed it in my hand, with ſighs, and, ſilent, ſtrode away. —— Mine eyes followed his departure. He dimly gleamed, like the form of a ghoſt, which meets a traveller, by night, on the dark-ſkirted heath. His words are dark like ſongs of old: with morning ſtrides the unfiniſhed ſhade away.

**) Who comes from Lubar's vale? From the folds of the morning-miſt? The drops of heaven

---

*) The grave, often poetically called a houſe. This reply of Oſſian abounds with the moſt exalted ſentiments of a noble mind. Tho', of all men living, he was the moſt injured by Cairbar, yet he lays aſide his rage, as the *foe was low.* How different is this from the behaviour of the heroes of other ancient poems! — *Cynthius aurem vellit.*

**) The morning of the ſecond day, from the opening heaven are on his head. His ſteps are in the paths of the ſad. It is Carril of other times. He comes from Tura's ſilent cave I behold it dark in the rock, thro' the thin folds of miſt. There, perhaps, Cuchullin ſits, on the blaſt which

ing of the poem, comes on. —— After the death of Cuchullin, Carril, the ſon of Kinfena, his bard, retired to the cave of Tura, which was in the neighbourhood of Moi-lena, the ſcene of the poem of Temora. His caſual appearance here enables Oſſian to fulfil immediately the promiſe he had made to Cathmor, of cauſing the *funeral ſong* to be pronounced over the tomb of Cairbar. —— The whole of this paſſage, together with the addreſs of Carril to the ſun, is a lyric meaſure, and was, undoubtedly, intended as a relief to the mind, after the long narrative which preceded it. Tho' the lyric pieces, ſcattered through the poems of Oſſian, are certainly very beautiful in the original, yet they muſt appear much to disadvantage, ſtripped of numbers, and the harmony of rhyme. In the recitative or narrative part of the poem, the original is rather a meaſured ſort of proſe, than any regular verſification; but it has all that variety of cadences, which ſuit the different ideas, and paſſions of the ſpeakers. —— This book takes up only the ſpace of a few hours.

which bends its trees. Pleaſant is the ſong of the morning from the bard of Erin.

The waves crowd away for fear: they hear the ſound of thy coming forth, o ſun! —— Terrible is thy beauty, ſon of heaven, when death is folded in thy locks; when thou rolleſt thy vapors before thee, over the blaſted hoſt. But pleaſant is thy beam to the hunter, ſitting by the rock in a ſtorm, when thou lookeſt from thy parted cloud, and brighteneſt his dewy locks; he looks down on the ſtreamy vale, and beholds the deſcent of roes. —— How long ſhalt thou riſe on war, and roll, a bloody ſhield, thro' heaven? I ſee the deaths of heroes dark-wandering over thy face! —— Why wander the words of Carril? does the ſon of heaven mourn? he is unſtained in his courſe, ever rejoicing in his fire. —— Roll on, thou careleſs light; thou too, perhaps, muſt fall. Thy dun robe *) may ſeize thee, ſtruggling, in thy ſky.

Pleaſant is the voice of the ſong, o Carril, to Oſſian's ſoul! It is like the ſhower of the morn-

---

*) By the *dun robe* of the ſun, is probably meant an eclipſe.

morning, when it comes through the ruſtling vale, on which the ſun looks thro' miſt, juſt riſing from his rocks. —— But this is no time, o bard, to ſit down, at the ſtriſe of ſong. Fingal is in arms on the vale. Thou ſeeſt the flaming ſhield of the king. His face darkens between his locks. He beholds the wide rolling of Erin. ——

Does not Carril behold that tomb, beſide the roaring ſtream? Three ſtones lift their grey heads, beneath a bending oak. A king is lowly laid: give thou his ſoul to the wind. He is the brother of Cathmor! open his airy hall. —— Let thy ſong be a ſtream of joy to Cairbar's darkened ghoſt.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK THIRD.

ARGUMENT TO BOOK III.

Morning coming on, Fingal, after a ſpeech to his people, devolves the command on Gaul, the ſon of Morni; it being the cuſtom of the times, that the king ſhould not engage, till the neceſſity of affairs required his ſuperior valour and conduct. —— The king and Oſſian retire to the rock of Cormul, which overlooked the field of battle. The bards ſing the war-ſong. The general conflict is deſcribed. Gaul, the ſon of Morni, diſtinguiſhes himſelf; kills Tur-lathon, chief of Moruth, and other chiefs of leſſer name. —— On the other hand, Foldath, who commanded the Iriſh army (for Cathmor, after the example of Fingal, kept himſelf from battle) fights gallantly; kills Connal, chief of Dun-lora, and advances to engage Gaul himſelf. Gaul, in the mean time, being wounded in the hand, by a random arrow, is covered by Fillan, the ſon of Fingal, who performs prodigies of valour. Night comes on. The horn of Fingal recalls his army. The bards meet them, with a congratulatory ſong, in which the praiſes of Gaul and

and Fillan are particularly celebrated. The chiefs ſit down at a feaſt; Fingal miſſes Connal. The epiſode of Connal and Duthcaron is introduced; which throws further light on the ancient hiſtory of Ireland. Carril is diſpatched to raiſe the tomb of Connal. —— The action of this book takes up the ſecond day, from the opening of the poem.

TEMO-

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK THIRD.

*) Who is that, at blue - ſtreaming Lubar; by the bending hill of the roes? Tall, he leans on an oak torn from high, by night-

---

*) This ſudden apoſtrophe, concerning Fingal, the attitude of the king, and the ſcenery in which he is placed, tend to elevate the mind to a juſt conception of the ſucceeding battle. The ſpeech of Fingal is full of that magnanimous generoſity, which diſtinguiſhes his character throughout. The groupe of figures, which the poet places around his father, are picturesque, and deſcribed with great propriety. The ſilence of Gaul, the behaviour of Fillan, and the effect which both have on the mind of Fingal, are well imagined. ——

His

nightly winds. —— Who but Comhal's ſon, brightening in the laſt of his fields? His grey hair is on the breeze: he half-unſheaths the ſword of Luno. His eyes are turned to Moilena, to the dark rolling of foes. —— Doſt thou hear the voice of the king? It is like the burſting of a ſtream, in the deſart, when it comes between its ecchoing rocks, to the blaſted field of the ſun.

Wide-ſkirted comes down the foe! Sons of woody Morven, ariſe. Be ye like the rocks of my land, on whoſe brown ſides are the rolling of waters. A beam of joy comes on my ſoul; I ſee them mighty before me. It is when the foe is feeble, that the ſighs of Fingal are heard; leſt death ſhould come, without renown, and darkneſs dwell on his tomb. —— Who ſhall lead the war, againſt the hoſt of Alnecma? It is, only when danger grows, that

His ſpeech upon the occaſion is very beautiful in the original. Broken and unequal, the numbers repreſent the agitation of his mind, divided between the admiration excited by the ſilence of Gaul, (when others boaſted of their own actions) and his natural affection for Fillan, which the behaviour of that valiant youth had raiſed to the higheſt pitch.

my ſword ſhall ſhine. —— Such was the cuſtom, heretofore, of Trenmor the ruler of winds; and thus deſcended to battle the blue-ſhielded Trathal.

The chiefs bend towards the king: each darkly ſeems to claim the war. They tell, by halves, their mighty deeds: and turn their eyes on Erin. But far before the reſt the ſon of Morni ſtood: ſilent he ſtood, for who had not heard of the battles of Gaul? They roſe within his ſoul. His hand, in ſecret, ſeized the ſword. The ſword which he brought from Strumon, when the ſtrength of Morni failed *).

On

---

*) Strumon, *ſtream of the hill*, the name of the ſeat of the family of Gaul, in the neighbourhood of Selma. During Gaul's expedition to Tromathon, mentioned in the *poem of Oithona*, Morni his father died. Morni ordered the *ſword of Strumon*, (which had been preſerved, in the family, as a relique, from the days of Colgach, the moſt renowned of his anceſtors) to be laid by his ſide, in the tomb: at the ſame time, leaving it in charge to his ſon, not to take it from thence, till he was reduced to the laſt extremity. Not long after, two of his brothers

On his ſpear ſtood the ſon of Clatho *) in the wandering of his locks. Thrice he raiſed

---

being ſlain, in battle, by Coldaronnan, chief of Clutha, Gaul went to his father's tomb, to take the ſword. His addreſs to the ſpirit of the deceaſed hero, is the only part now remaining of a poem of Oſſian, on the ſubject. I ſhall here lay it before the reader.

GAUL.

" Breaker of echoing ſhields, whoſe head is deep in ſhades; hear me from the darkneſs of Clora, o ſon of Colgach, hear!

No ruſtling, like the eagle's wing, comes over the courſe of my ſtreams. Deep-boſomed in the miſt of the deſart, o king of Strumon, hear!

Dwelleſt thou in the ſhadowy breeze, that pours its dark wave over the graſs? Ceaſe to ſtrew the beard of the thiſtle; o chief of Clora, hear!

Or rideſt thou on a beam, amidſt the dark trouble of clouds? Poureſt thou the loud wind on ſeas, to roll their blue waves over iſles? hear me, father of Gaul; amidſt thy terrors, hear!

The ruſtling of eagles is heard, the murmuring oaks ſhake their heads on the hills: dreadful and pleaſant is thy approach, friend of the dwelling of heroes.

MORNI.

d his eyes to Fingal: his voice thrice failed im, as he ſpoke. —— Fillan could not boaſt of

MORNI.

Who awakes me, in the midſt of my cloud, where my locks of miſt ſpread on the winds? Mixed with the noiſe of ſtreams, why riſes the voice of Gaul?

GAUL.

My foes are around me, Morni: their dark ſhips deſcend from their waves. Give the ſword of Strumon, that beam which thou hideſt in thy night.

MORNI.

Take the ſword of reſounding Strumon; I look on thy war, my ſon; I look, a dim meteor, from my cloud: blue-ſhielded Gaul, deſtroy."

*) Clatho was the daughter of Cathulla, king of Iniſtore. Fingal, in one of his expeditions to that iſland, fell in love with Clatho, and took her to wife, after the death of Ros-crána, the daughter of Cormac, King of Ireland.

Clatho was the mother of Ryno, Fillan, and Bosmina, mentioned in the *battle of Lora*, one of the leſſer poems printed in Vol. I. Fillan is of battles; at once he ſtrode away. Bent over a diſtant ſtream he ſtood: the tear hung in his eye. He ſtruck, at times, the thiſtle's head, with his inverted ſpear.

Nor is he unſeen of Fingal. Sidelong he beheld his ſon. He beheld him, with burſting joy; and turned, amidſt his crowded ſoul. In ſilence turned the king towards Mora of woods. He hid the big tear with his locks. —— At length his voice is heard.

*) Firſt of the ſons of Morni; thou rock that defieſt the ſtorm! Lead thou my battle, for the race of low-laid Cormac. No boy's ſtaff

---

is often called the ſon of Clatho, to diſtinguiſh him from thoſe ſons which Fingal had by Roſcrana.

*) Gaul, the ſon of Morni, next to Fingal, is the moſt renowned character introduced by Oſſian in his poems. He is, like Ajax in the Iliad, diſtinguiſhed by his manly taciturnity. The honourable epithets beſtowed on him here, by Fingal, are amazingly expreſſive in the original. There is not a paſſage in all Temora, which loſes ſo much in tranſlation, as this. The firſt part of the ſpeech is rapid and irregular, and is peculiarly calculated to animate the ſoul to war

ſtaff is thy ſpear: no harmleſs beam of light thy ſword. Son of Morni of ſteeds, behold the foe; deſtroy. —— Fillan, obſerve the chief: he is not calm in ſtrife: nor burns he, heedleſs, in battle; my ſon, obſerve the king. He is ſtrong as Lubar's ſtream, but never foams and roars. High on cloudy Mora, Fingal ſhall behold the war. Stand, Oſſian *), near thy father, by the falling ſtream. —— Raiſe the voice, o bards; Morven, move beneath the ſound. It is my latter field; clothe it over with light.

As the ſudden riſing of winds; or diſtant, rolling of troubled ſeas, when ſome dark ghoſt, in wrath, heaves the billows over an iſle, the ſeat

---

war. —— Where the king addreſſes Fillan, the verſification changes to a regular and ſmooth meaſure. The firſt is like torrents ruſhing over broken rocks; the ſecond like the courſe of a full-flowing river, calm but majeſtic. This inſtance ſerves to ſhew, how much it aſſiſts a poet, to alter the meaſure, according to the particular paſſion, that he intends to excite in his reader.

*) Ullin being ſent to Morven with the body of Oſcar, Oſſian attends his father, in quality of chief bard.

ſeat of miſt, on the deep, for many dark-brown years: ſo terrible is the ſound of the hoſt, wide-moving over the field. Gaul is tall before them: the ſtreams glitter within his ſtrides. The bards raiſed the ſong by his ſide; he ſtruck his ſhield between. On the ſkirts of the blaſt, the tuneful voices roſe.

On Crona, ſaid the bards, there burſts a ſtream by night. It ſwells, in its own dark courſe, till morning's early beam. Then comes it white from the hill, with the rocks and their hundred groves. Far be my ſteps from Crona: Death is tumbling there. Be ye a ſtream from Mora, ſons of cloudy Morven.

Who riſes, from his car, on Clutha? The hills are troubled before the king! The dark woods echo round, and lighten at his ſteel. See him, amidſt the foe, like Colgach's *) ſportful ghoſt; when he ſcatters the clouds, and

---

*) There are ſome traditions, but, I believe, of late invention, that this Colgach was the ſame with the Galgacus of Tacitus. He was the anceſtor of Gaul, the ſon of Morni, and appears, from ſome, really ancient, traditions, to have been king,

and rides the eddying wings! It is Morni *) of the bounding ſteeds! Be like thy father, Gaul!

Selma

king, or Vergobret, of the Caledonians; and hence proceeded the pretenſions of the family of Morni to the throne, which created a good deal of diſturbance, both to Comhal and his ſon Fingal. The firſt was killed in battle by that tribe; and it was after Fingal was grown up, that they were reduced to obedience. Colgach ſignifies *fiercely-looking*, which is a very proper name for a warrior, and is probably the origin of Colgacus; tho' I believe it a matter of mere conjecture, that the Colgach here mentioned was the ſame with that hero. —— I cannot help obſerving, with how much propriety the ſong of the bards is conducted. Gaul, whoſe experience might have rendered his conduct cautious in war, has the example of his father, juſt ruſhing to battle, ſet before his eyes. Fillan, on the other hand, whoſe youth might make him impetuous and unguarded in action, is put in mind of the ſedate and ſerene behaviour of Fingal upon like occaſions.

*) The expedition of Morni to Clutha, alluded to here, is handed down in tradition. The poem, on which the tradition was founded, is now loſt.

*) Selma is opened wide. Bards take the trembling harps. Ten youths carry the oak of the feaſt. A diſtant ſun-beam marks the hill. The duſky waves of the blaſt fly over the fields of graſs. —— Why art thou ſo ſilent, Morven? —— The king returns with all his fame. Did not the battle roar; yet peaceful is his brow? It roared, and Fingal overcame. — Be like thy father, Fillan.

They moved beneath the ſong. —— High waved their arms, as ruſhy fields, beneath autumnal winds. On Mora ſtood the king in arms. Miſt flies round his buckler broad; as, aloft, it hung on a bough, on Cormul's moſſy rock. —— In ſilence I ſtood by Fingal, and turned my eyes on Cromla's **) wood: leſt I ſhould behold the hoſt, and ruſh amidſt my ſwelling

---

*) Oſſian is peculiarly happy, in his deſcriptions of ſtill life; and theſe acquire double force, by his placing them near buſy and tumultuous ſcenes. This antitheſis ſerves to animate and heighten the features of poetry.

**) The mountain Cromla was in the neighbourhood of the ſcene of this poem; which was nearly the ſame with that of Fingal.

ſwelling ſoul. My foot is forward on the heath. I glittered, tall, in ſteel: like the falling ſtream of Tromo, which nightly winds bind over with ice. —— The boy ſees it, on high, gleaming to the early beam: towards it he turns his ear, and wonders why it is ſo ſilent

[illegible] bent over a ſtream is Cathmor, like a [illegible] in a peaceful field: wide he drew forw[illegible] war, a dark and troubled wave. —— [illegible]en he beheld Fingal on Mora; his ge[illegible] pride aroſe. "Shall the chief of Atha „[illegible]gn, and no king in the field? Foldath, lead „my people forth. Thou art a beam of fire."*

Forth-iſſued the chief of Moma, like a cloud, the robe of ghoſts. He drew his ſword, a flame, from his ſide; and bade the battle move. —— The tribes, like ridgy waves, dark pour their ſtrength around. Haughty is his ſtride before them: his red eye rolls in wrath. —— He called the chief of Dunratho *); and his words were heard.

Cormul,

---

*) Dun-ratho, *a hill, with a plain on its top.* Cormuil, *blue eye.* Foldath diſpatches here Cormul, to lie in ambuſh behind the army of the Caledoni-

Cormul, thou beholdeſt that path. It winds green behind the foe. Place thy people there; leſt Morven ſhould eſcape from my ſword. —— Bards of green-valleyed Erin, let no voice of yours ariſe. The ſons of Morven muſt fall without ſong. They are the foes of Cairbar. Hereafter ſhall the traveller meet their dark, thick miſt, on Lena, where it wanders, with their ghoſts, beſide the reedy lake. Never ſhall they riſe, without ſong, to the dwelling of winds.

Cormul darkened, as he went: behind him ruſhed his tribe. They ſunk beyond the rock: Gaul ſpoke to Fillan of Moruth; as his eye purſued the courſe of the dark-eyed king of Dunratho.

Thou beholdeſt the ſteps of Cormul; let thine arm be ſtrong. When he is low, ſon of Fingal,

---

dominion. This ſpeech ſuits well with the character of Foldath, which is, throughout, haughty and preſumptuous. Towards the latter end of this ſpeech, we find the opinion of the times, concerning the unhappineſs of the ſouls of thoſe who were buried without the funeral ſong. This doctrine, no doubt, was inculcated by the bards, to make their order reſpectable and neceſſary.

Fingal, remember Gaul in war. Here I fall forward into battle, amidſt the ridge of ſhields.

The ſign of death aroſe; the dreadful ſound of Morni's ſhield. Gaul poured his voice between. Fingal roſe, high on Mora. He ſaw them, from wing to wing, bending in the ſtrife. Gleaming, on his own dark hill, the ſtrength *) of Atha ſtood. —— They **) were like two ſpirits of heaven, ſtanding each on his gloomy cloud; when they pour abroad the winds, and lift the roaring ſeas. The blue-tumbling of waves is before them, marked with the paths of whales. Themſelves are calm and bright; and the gale lifts their locks of miſt.

What beam of light hangs high in air? It is Morni's dreadful ſword. —— Death is ſtrewed on thy paths, o Gaul; thou foldeſt them together in thy rage. —— Like a young oak falls Turlathon ***), with his branches round

---

*) By the *ſtrength of Atha*, is meant Cathmor. The expreſſion is common in Homer, and other ancient poets.

**) The two kings.

***) Tur-lathon, *broad trunk of a tree.* Mórruth, *great ſtream.* Oichaoma, *mild maid.* Dun-lora, *the hill of the noiſy ſtream.* Duth-caron, *dark-brown man.*

round him. His high-boſomed ſpouſe ſtretches her white arms, in dreams, to the returning king, as ſhe ſleeps by gurgling Moruth, in her diſordered locks. It is his ghoſt, Oichoma; the chief is lowly laid. Hearken not to the winds, for Turlathon's ecchoing ſhield. It is pierced, by his ſtreams, and its ſound is paſt away.

Not peaceful is the hand of Foldath: he winds his courſe in blood. Connal met him in fight; they mixed their clanging ſteel. —— Why ſhould mine eyes behold them! Connal, thy locks are grey. —— Thou wert the friend of ſtrangers, at the moſs-covered rock of Dunlora. When the ſkies were rolled together: then thy feaſt was ſpread. The ſtranger heard the winds without; and rejoiced at thy burning oak. —— Why, ſon of Duth-caron, art thou laid in blood! The blaſted tree bends above thee: thy ſhield lies broken near. Thy blood mixes with the ſtream; thou breaker of the ſhields!

*) I took the ſpear, in my wrath: but Gaul ruſhed forward on the foe. The feeble paſs by his ſide; his rage is turned on Moma's

---

*) The poet ſpeaks in his own perſon.

ma's chief. Now they had raiſed their deathful ſpears: unſeen an arrow came. It pierced the hand of Gaul; his ſteel fell ſounding to earth. —— Young Fillan came *), with Cormul's ſhield, and ſtretched it large before the king. Foldath ſent his ſhout abroad, and kindled all the field: as a blaſt, that lifts the broad-winged flame, over Lumon's **) ecchoing groves.

Son of blue-eyed Clatho, ſaid Gaul, thou art a beam from heaven; that coming on the troubled deep, binds up the tempeſt's wing. — Cormul is fallen before thee. Early art thou in the fame of thy fathers. —— Ruſh not too far, my hero, I cannot lift the ſpear to aid. I ſtand harmleſs in battle: but my voice ſhall

---

*) Fillan had been diſpatched by Gaul, to oppoſe Cormul, who had been ſent by Foldath, to lie in ambuſh behind the Caledonian army. It appears that Fillan had killed Cormul, otherwiſe he could not be ſuppoſed to have poſſeſſed himſelf of the ſhield of that chief. The poet being intent upon the main action, paſſes over ſlightly this feat of Fillan.

**) Lumon, *bending hill*; a mountain in Inis-huna, or that part of South-Britain, which is over-againſt the Iriſh coaſt.

ſhall be poured abroad. —— The ſons of Morven ſhall hear, and remember my former deeds.

His terrible voice roſe on the wind; the hoſt bend forward in the fight. Often had they heard him, at Strumon, when he called them to the chace of the hinds. —— Himſelf ſtood tall, amidſt the war, as an oak in the ſkirts of a ſtorm, which now is clothed, on high, in miſt: then ſhews its broad, waving head; the muſing hunter lifts his eye from his own ruſhy field.

My ſoul purſues thee, o Fillan, thro' the path of thy fame. Thou rolledſt the foe before thee. —— Now Foldath, perhaps, would fly: but night came down with its clouds; and Cathmor's horn was heard. The ſons of Morven heard the voice of Fingal, from Mora's gathered miſt. The bards poured their ſong, like dew, on the returning war.

Who comes from Strumon, they ſaid, amidſt her wandering locks? She is mournful in her ſteps, and lifts her blue eyes towards Erin. Why art thou ſad, Evir-choma *)?

Who

*) Evir-choma, *mild and ſtately maid*, the wife of Gaul. She was the daughter of Caſdu-conglas, chief of I-dronlo, one of the Hebrides.

Who is like thy chief in renown? He deſcended dreadful to battle; he returns, like a light from a cloud. He lifted the ſword in wrath: they ſhrunk before blue-ſhielded Gaul!

Joy, like the ruſtling gale, comes on the ſoul of the king. He remembers the battles of old; the days, wherein his fathers fought. The days of old return on Fingal's mind, as he beholds the renown of his ſon. As the ſun rejoices, from his cloud, over the tree his beams have raiſed, as it ſhakes its lonely head on the heath; ſo joyful is the king over Fillan.

As the rolling of thunder on hills, when Lara's fields are ſtill and dark, ſuch are the ſteps of Morven pleaſant and dreadful to the ear. They return with their ſound, like eagles to their dark-browed rock, after the prey is torn on the field, the dun ſons of the bounding hind. Your fathers rejoice from their clouds, ſons of ſtreamy Cona.

Such was the nightly voice of bards, on Mora of the hinds. A flame roſe, from an hundred oaks, which winds had torn from Cormul's ſteep. The feaſt is ſpread in the midſt: around ſat the gleaming chiefs. Fingal is there in his ſtrength; the eagle-wing *) of his helmet ſounds: the ruſtling blaſts of the weſt unequal ruſhed thro' night. Long looked the king in ſilence round: at length, his words were heard.

My ſoul feels a want in our joy. I behold a breach among my friends. —— The head of one tree is low: the ſqually wind pours in on Selma. —— Where is the chief of Dunlora? Ought he to be forgot at the feaſt? When did he forget the ſtranger, in the midſt of his ecchoing hall? —— Ye are ſilent in my preſence! —— Connal is then no more. —— Joy meet thee, o warrior, like a ſtream of light. Swift be thy courſe to thy fathers, in the folds of the mountain-winds. —— Oſſian, thy ſoul is fire: kindle the memory of the king. Awake the battles of Connal, when firſt he ſhone in war. The locks of Connal were grey; his

---

*) From this, and ſeveral other paſſages, in this poem, it appears, that the kings of Morven and Ireland had a plume of eagle's feathers, by way of ornament, in their helmets. It was from this diſtinguiſhed mark that Oſſian knew Cathmor, in the ſecond book; which cuſtom, probably, he had borrowed, from the former monarchs of Ireland, of the race of the Cael or Caledonians.

his days of youth *) were mixed with mine. In one day Duth-caron firſt ſtrung our bows, againſt the roes of Dun-lora.

Many, I ſaid, are our paths to battle, in green-hilled Inisfail. Often did our ſails ariſe, over the blue-tumbling waters; when we came, in other days, to aid the race of Conar.

The ſtrife roared once in Alnecma, at the foam-covered ſtreams of Duth-úla **). With Cor-

---

*) After the death of Comhal, and during the uſurpation of the tribe of Morni, Fingal was educated in private by Duth-caron. It was then he contracted that intimacy with Connal the ſon of Duth-caron, which occaſions his regretting ſo much his fall. When Fingal was grown up, he ſoon reduced the tribe of Morni; and, as it appears from the ſubſequent epiſode, ſent Duth-caron and his ſon Connal to the aid of Cormac, the ſon of Conar, king of Ireland, who was driven to the laſt extremity, by the inſurrections of the Firbolg. This epiſode throws farther light on the conteſts between the Caël and Firbolg; and is the more valuable upon that account.

**) Duth-úla, a river in Connaught; it ſignifies, *dark-ruſhing water.*

Cormac deſcended to battle Duth-caron from cloudy Morven. Nor deſcended Duth-caron alone, his ſon was by his ſide, the long-haired youth of Connal, lifting the firſt of his ſpears. Thou didſt command them, o Fingal, to aid the king of Erin.

Like the burſting ſtrength of a ſtream, the ſons of Bolga ruſhed to war: Cole-ulla *) was before them, the chief of blue-ſtreaming Atha. The battle was mixed on the plain, like the meeting of two ſtormy ſeas. Cormac **) ſhone in

---

*) Cole-ulla, *firm look in readineſs*; he was the brother of Borbar-duthul, the father of Cairbar and Cathmor, who after the death of Cormac, the ſon of Artho, ſucceſſively mounted.

**) Cormac, the ſon of Conar, the ſecond king of Ireland, of the race of the Caledonians. This inſurrection of the Firbolg happened towards the latter end of the long reign of Cormac. From ſeveral epiſodes and poems, it appears, that he never poſſeſſed the Iriſh throne peaceably. —— The party of the family of Atha had made ſeveral attempts to overturn the ſucceſſion in the race of Conar, before they effected it, in the minority of Cormac, the ſon of Artho. —— Ireland, from in his own ſtrife, bright as the forms of his fathers. But, far before the reſt, Duth-caron hewed down the foe. Nor ſlept the arm of Connal, by his father's ſide. Atha prevailed on the plain: like ſcattered miſt, fled the people of Ullin *).

Then

---

from the moſt ancient accounts concerning it, ſeems to have been always ſo diſturbed by domeſtic commotions, that it is difficult to ſay, whether it ever was, for any length of time, ſubject to one monarch. It is certain, that every province, if not every ſmall diſtrict, had its own king. One of thoſe petty princes aſſumed, at times, the title of King of Ireland, and, on account of his ſuperior force, or in caſes of public danger, was acknowledged by the reſt as ſuch: but the ſucceſſion, from father to ſon, does not appear to have been eſtabliſhed. —— It was the diviſions amongſt themſelves, ariſing from the bad conſtitution of their government, that, at laſt, ſubjected the Iriſh to a foreign yoke.

*) The inhabitants of Ullin or Ulſter, who were of the race of the Caledonians, ſeem, alone to have been the firm friends to the ſucceſſion in the family of Conar. The Firbolg were only ſubject to them by conſtraint, and embraced every opportunity to throw off their yoke.

Then roſe the ſword of Duth-caron, and the ſteel of broad-ſhielded Connal. They ſhaded their flying friends, like two rocks with their heads of pine. —— Night came down on Duth-ula: ſilent ſtrode the chiefs over the field. A mountain-ſtream roared acroſs the path, nor could Duth-caron bound over its courſe. —— Why ſtands my father? ſaid Connal. —— I hear the ruſhing foe.

Fly, Connal, he ſaid; thy father's ſtrength begins to fail. —— I come wounded from battle; here let me reſt in night. —— "But thou ſhalt not remain alone, ſaid Connal's burſting ſigh. My ſhield is an eagle's wing to cover the king of Dun-lora." He bends dark above the chief: the mighty Duth-caron dies.

Day roſe, and night returned. No lonely bard appeared, deep-muſing on the heath: and could Connal leave the tomb of his father, till he ſhould receive his fame? —— He bent the bow againſt the roes of Duth-ula; he ſpread the lonely feaſt. —— Seven nights he laid his head on the tomb, and ſaw his father in his dreams. He ſaw him rolled dark, in a blaſt, like the vapour of reedy Lego. —— At length the

the ſteps of Colgan *) came, the bard of high Temora. Duth-caron received his fame, and brightened, as he roſe on the wind.

Pleaſant

---

*) Colgan, the ſon of Cathmul, was the principal bard of Cormac Mac-Conar, king of Ireland. Part of an old poem, on the loves of Fingal and Ros-crána, is ſtill preſerved, and goes under the name of this Colgan: but whether it is of his compoſition, or the production of a latter age, I ſhall not pretend to determine. Be that as it will, it appears, from the obſolete phraſes which it contains, to be very ancient; and its poetical merit may perhaps excuſe me, for laying a tranſlation of it before the reader. What remains of the poem, is a dialogue in a lyric meaſure, between Fingal and Ros-crána, the daughter of Cormac. She begins with a ſoliloquy, which is overheard by Fingal.

ROS-CRANA.

"By night, came a dream to Ros-crána! I feel my beating ſoul. No viſion of the forms of the death, came to the blue eyes of Erin. But, riſing from the wave of the north, I beheld him bright in his locks. I beheld the ſon of the king. My beating ſoul is high. I laid my head down in

Pleaſant to the ear, ſaid Fingal, is the praiſe of the kings of men; when their bows are

---

in night; again aſcended the form. Why delayeſt thou thy coming, young rider of ſtreamy waves?

But, there, far-diſtant, he comes; where ſeas roll their green ridges in miſt! Young dweller of my ſoul; why doſt thou delay? ——

Fingal.

It was the ſoft voice of Moi-lena! the pleaſant breeze of the valley of roes! But why doſt thou hide thee in ſhades? Young love of heroes, riſe! —— Are not thy ſteps covered with light? In thy groves thou appeareſt, Ros-crána, like the ſun in the gathering of clouds. Why doſt thou hide thee in ſhades? Young love of heroes, riſe!

Ros-crana.

My fluttering ſoul is high! —— Let me turn from the ſteps of the king. He has heard my ſecret voice: and ſhall my blue eyes roll, in his preſence? —— Roe of the hill of moſs, toward thy dwelling I move. Meet me, ye breezes of Mora, as I move thro' the valley of winds. —— But why ſhould he aſcend his ocean? —— Son of are ſtrong in battle; when they ſoften at the ſight of the ſad. —— Thus let my name be renown-

of heroes, my ſoul is thine! —— My ſteps ſhall not move to the deſart: the light of Ros-crana is here.

FINGAL.

It was the light tread of a ghoſt, the fair dweller of eddying winds. Why deceiveſt thou me, with thy voice? Here let me reſt in ſhades. —— Shouldſt thou ſtretch thy white arm, from thy grove, thou ſun-beam of Cormac of Erin!

ROS-CRANA.

He is gone! and my blue eyes are dim; faint-rolling, in all my tears. But, there, I behold him, alone; king of Morven, my ſoul is thine. Ah me! what clanging of armour! —— Colc-ulla of Atha is near!" ——

Fingal, as we learn from the epiſode, with which the fourth book begins, undertook an expedition into Ireland, to aid Cormac Mac-conar againſt the inſurrections of the Fir-bolg. It was then he ſaw, fell in love with, and married Ros-crana, the daughter of Cormac. —— Some traditions give this poem to Oſſian: but, from ſerenowned, when bards ſhall lighten my riſing ſoul. Carril, ſon of Kinfena; take the bards, and raiſe a tomb. To night let Connal dwell within his narrow houſe: let not the ſoul of the valiant wander on the winds. —— Faint glimmers the moon on Moi-lena, thro' the broad-headed groves of the hill: raiſe ſtones, beneath its beams, to all the fallen in war. — Tho' no chiefs were they, yet their hands were ſtrong in fight. They were my rock in danger; the mountain, from which I ſpread my eagle-wings. Thence am I renowned: Carril, forget not the low.

Loud, at once, from the hundred bards, roſe the ſong of the tomb. Carril ſtrode before them, they are the murmur of ſtreams behind him. Silence dwells in the vales of Moilena,

---

veral circumſtances, I conclude it to be an imitation, but a very happy one, of the manner of that poet. —— The elegance of the ſentiment, and beauty of the imagery, however, refer the compoſition of it to an æra of remote antiquity: for, the nearer we approach to our own times, the leſs beautiful are the compoſitions of the bards.

lena, where each, with its own dark ſtream, is winding between the hills. I heard the voice of the bards, leſſening, as they moved along. I leaned forward from my ſhield; and felt the kindling of my ſoul. Half-formed the words of my ſong, burſt forth upon the wind. So hears a tree, on the vale, the voice of ſpring around: it pours its green leaves to the ſun, and ſhakes its lonely head. The hum of the mountain-bee is near it; the hunter ſees it, with joy, from the blaſted heath.

Young Fillan, at a diſtance ſtood. His helmet lay glittering on the ground. His dark hair is looſe to the blaſt: a beam of light is Clatho's ſon. He heard the words of the king, with joy; and leaned forward on his ſpear.

My ſon, ſaid car-borne Fingal; I ſaw thy deeds, and my ſoul was glad. The fame of our fathers, I ſaid, burſts from its gathered cloud. —— Thou art brave, ſon of Clatho; but headlong in the ſtrife. So did not Fingal advance, tho' he never feared a foe. —— Let thy people be a ridge behind; they are thy ſtrength in the field. —— Then ſhalt thou be long renowned, and behold the tombs of thy fathers.

fathers. The memory of the paſt returns, my deeds in other years: when firſt I deſcended from ocean on the green-valleyed iſle. —— We bend towards the voice of the king. The moon looks abroad from her cloud. The grey-ſkirted miſt is near, the dwelling of the ghoſts.

TEMO-

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK FOURTH.

ARGUMENT TO BOOK IV.

The ſecond night continues. Fingal relates, at the feaſt, his own firſt expedition into Ireland, and his marriage with Ros-crána, the daughter of Cormac, king of that iſland. —— The Iriſh chiefs convene in the preſence of Cathmor. The ſituation of the king deſcribed. The ſtory of Sul-malla, the daughter of Conmor, king of Inis-huna, who, in the diſguiſe of a young warrior, had followed Cathmor to the war. The ſullen behaviour of Foldath, who had commanded in the battle of the preceding day, renews the difference between him and Malthos; but Cathmor, interpoſing, ends it. The chiefs feaſt, and hear the ſong of Fonar the bard. Cathmor returns to reſt, at a diſtance from the army. The ghoſt of his brother Cairbar appears to him in a dream; and obſcurely foretels the iſſue of the war. — The ſoliloquy of the king. He diſcovers Sul-malla. Morning comes. Her ſoliloquy cloſes the book.

TEMORA:

AN

EPIC POEM.

BOOK FOURTH.

---

*) Beneath an oak, ſaid the king, I ſat on Selma's ſtreamy rock, when Connal roſe, from the ſea, with the broken ſpear of Duth-caron. Far-diſtant ſtood the youth, and turned

---

*) This epiſode has an immediate connection with the ſtory of Connal and Duth-caron, in the latter end of the third book. Fingal, ſitting beneath an oak, near the palace of Selma, diſcovers Connal juſt landing from Ireland. The danger which threatened Cormac king of Ireland, induces him to ſail immediately to that iſland. —— The ſtory is introduced, by the king, as a pattern for the future behaviour of Fillan, whoſe raſhneſs in the preceding battle is reprimanded.

turned away his eyes: for he remembered the ſteps of his father, on his own green hills. I darkened in my place: duſky thoughts rolled over my ſoul. The kings of Erin roſe before me. I half-unſheathed my ſword. —— Slowly approached the chiefs; they lifted up their ſilent eyes. Like a ridge of clouds, they wait for the burſting-forth of my voice: it was to them, a wind from heaven, to roll the miſt away.

I bade my white ſails to riſe, before the roar of Cona's wind. Three hundred youths looked, from their waves, on Fingal's boſſy ſhield. High on the maſt it hung, and marked the dark-blue ſea. —— But when the night came down, I ſtruck, at times, the warning boſs: I ſtruck, and looked on high, for fiery-haired Ul-erin *).

Nor wanting was the ſtar of heaven: it travelled red between the clouds: I purſued the love-

---

*) Ul-erin, *the guide to Ireland*, a ſtar known by that name in the days of Fingal, and very uſeful to thoſe who ſailed, by night, from the Hebrides, or Caledonia, to the coaſt of Ulſter. We find, from this paſſage, that navigation was conſiderably advanced, at this time, among the Caledonians.

lovely beam on the faint-gleaming deep. —— With morning, Erin roſe in miſt. We came into the bay of Moi-lena, where its blue waters tumbled, in the boſom of ecchoing woods. —— Here Cormac, in his ſecret hall, avoided the ſtrength of Colculla. Nor he alone avoids the foe: the blue eye of Ros-crana *), white-handed maid, the daughter of the king.

Grey, on his pointleſs ſpear, came forth the aged ſteps of Cormac. He ſmiled, from his waving locks: but grief was in his ſoul. He ſaw us few before him, and his ſigh aroſe. —— I ſee the arms of Trenmor, he ſaid; and theſe are the ſteps of the king! Fingal! thou

---

*) Ros-crana, *the beam of the riſing ſun*; ſhe was the mother of Oſſian. The Iriſh bards relate ſtrange fictions concerning this princeſs. The character given of her here, and in other poems of Oſſian, does not tally with their accounts. Their ſtories, however, concerning Fingal, if they mean him by *Fion Mac-Comhal*, are ſo inconſiſtent and notoriouſly fabulous, that they do not deſerve to be mentioned; for they evidently bear, along with them, the marks of late invention.

thou art a beam of light to Cormac's darkened ſoul. —— Early is thy fame, my ſon: but ſtrong are the foes of Erin.' They are like the roar of ſtreams in the land, ſon of car-borne Combal.

Yet they may be rolled *) away, I ſaid in my riſing ſoul. We are not of the race of the feeble, king of blue-ſhielded hoſts. Why ſhould fear come amongſt us, like a ghoſt of night? The ſoul of the valiant grows, as foes increaſe in the field.' Roll no darkneſs, king of Erin, on the young in war.

The burſting tears of the king came down. He ſeized my hand in ſilence. —— "Race of the daring Trenmor, I roll no cloud before thee. Thou burneſt in the fire of thy fathers. I behold thy fame. It marks thy courſe in battles, like a ſtream of light. —— But wait the coming of Cairbar **): my ſon muſt join thy

---

*) Cormac had ſaid, that his foes were *like the roar of ſtreams*, and Fingal continues the metaphor. The ſpeech of the young hero is ſpirited, and conſiſtent with that ſedate intrepidity, which eminently diſtinguiſhes his character throughout.

**) Cairbar, the ſon of Cormac, was afterwards king of Ireland. His reign was ſhort. He was ſucceeded thy ſword. He calls the ſons of Ullin, from all their diſtant ſtreams."

We came to the hall of the king, where it roſe in the midſt of rocks: rocks, on whoſe dark ſides, were the marks of ſtreams of old. Broad oaks bend around with their moſs: the thick birch waves its green head. Half-hid, in her ſhady grove, Ros-crana raiſed the ſong. Her white hands roſe on the harp. I beheld her blue rolling eyes. She was like a ſpirit*) of heaven, half-folded in the ſkirt of a cloud.

Three

---

ceeded by his ſon Artho, the father of that Cormac, who was murdered by Cairbar the ſon of Borbar-duthul. —— Cairbar, the ſon of Cormac, long after his ſon Artho was grown to man's eſtate, had, by his wife Beltanno, another ſon, whoſe name was Ferad-artho. —— He was the only one remaining of the race of Conar the firſt king of Ireland, when Fingal's expedition againſt Cairbar the ſon of Borbar-duthul happened. See more of Ferad-artho in the eighth book.

*) The attitude of Ros-crana is aptly illuſtrated by this ſimile; for the ideas of thoſe times, concerning the ſpirits of the deceaſed, were not ſo gloomy

Three days we feaſted at Moi-lena: ſhe roſe bright amidſt my troubled ſoul. —— Cormac beheld me dark. He gave the white-boſomed maid.

---

my and diſagreeable, as thoſe of ſucceeding ages. The ſpirits of women, it was ſuppoſed, retained that beauty, which they poſſeſſed while living, and tranſported themſelves, from place to place, with that gliding motion, which Homer aſcribes to the gods. The deſcriptions, which poets, leſs antient than Oſſian, have left us of thoſe beautiful figures, that appeared ſometimes on the hills, are elegant and pictureſque. They compare them to the *rain-bow on ſtreams*: or, *the gliding of ſun-beams on the hills*. I ſhall here tranſlate a paſſage of on old ſong, where both theſe beautiful images are mentioned together.

A chief who lived three centuries ago, returning from the war, underſtood that his wife or miſtreſs was dead. The bard introduces him ſpeaking the following ſoliloquy, when he came, within ſight of the place, where he had left her, at his departure.

"My ſoul darkens in ſorrow. I behold not the ſmoak of my hall. No grey dog bounds at my ſtreams. Silence dwells in the valley of trees.

maid. —— She came with bending eye, amidſt the wandering of her heavy locks. —— She came. —— Straight the battle roared. — Cole-ulla ruſhed; —— I ſeized my ſpear. My ſword roſe, with my people, againſt the ridgy foe. Alnecma fled. Cole-ulla fell. Fingal returned with fame.

He is renowned, o Fillan, who fights, in the ſtrength of his people. The bard purſues his ſteps, thro' the land of the foe. —— But he who fights alone; few are his deeds to other times. He ſhines, to-day, a mighty light. To-morrow, he is low. One ſong contains his

---

"Is that a rain-bow on Crunath? It flies; — and the ſky is dark. Again, thou moveſt, bright, on the heath, thou ſun-beam cloathed in a ſhower! —— Hah! it is ſhe, my love: her gliding courſe on the boſom of winds!

In ſucceeding times the beauty of Ros-crana paſſed into a proverb; and the higheſt compliment, that could be paid to a woman, was to compare her perſon with *the daughter of Cormac.*

'S tu fein an Ros-crana.
Siol Chormacc na n'ioma làn.

his fame. His name is on one dark field. He is forgot, but where his tomb ſends forth the tufts of graſs.

Such were the words of Fingal, on Mora of the roes. Three bards, from the rock of Cormul, poured down the pleaſant ſong. Sleep deſcended, in the ſound, on the broad-ſkirted hoſt. Carril returned, with the bards, from the tomb of Dun-lora's king. The voice of morning ſhall not come, to the duſky bed of the hero. No more ſhalt thou hear the tread of roes, around thy narrow houſe.

*) As roll the troubled clouds, round a meteor of night, when they brighten their ſides, with its light, along the heaving ſea: ſo gathered Erin, around the gleaming form of Atha's

---

*) The poet changes the ſcene to the Iriſh camp. The images introduced here are magnificent, and have that ſort of *terrible beauty*, if I may uſe the expreſſion, which occurs ſo frequently in the compoſitions of Oſſian. The troubled motion of the army, and the ſedate and careleſs attitude of Cathmor, form a contraſt, which, as I have before remarked, heightens the features of deſcription, and is calculated to enliven poetry.

Atha's king. He, tall in the midſt, careleſs lifts, at times, his ſpear: as ſwells or falls the ſound of Fonar's diſtant harp.

*) Near him leaned, againſt a rock, Sul-malla

---

*) In order to illuſtrate this paſſage, I ſhall give here the hiſtory, on which it is founded, as I have gathered it from other poems. The nation of the Firbolg, who inhabited the ſouth of Ireland, being originally deſcended from the Belgæ, who poſſeſſed the ſouth and ſouth-weſt coaſt of Britain, kept up, for many ages, an amicable correſpondence with their mother-country; and ſent aid to the Britiſh Belgæ, when they were preſſed by the Romans or other new-comers from the continent. Con-mor, king of Inis-huna, (that part of South-Britain which is over-againſt the Iriſh coaſt) being attacked, by what enemy is not mentioned, ſent for aid to Cairbar, lord of Atha, the moſt potent chief of the Firbolg. Cairbar diſpatched his brother Cathmor to the aſſiſtance of Conmor. Cathmor, after various viciſſitudes of fortune, put an end to the war, by the total defeat of the enemies of Inis-huna, and returned in triumph to the reſidence of Con-mor. There, at a feaſt, Sul-malla, the

malla *) of blue eyes, the white-boſomed daughter of Conmor king of Inis-huna. To his aid came blue-ſhielded Cathmor, and rolled his foes away. Sul-malla beheld him ſtately in the hall of feaſts; nor careleſs rolled the eyes of Cathmor on the long-haired maid.

The third day aroſe, and Fithil **) came from Erin of the ſtreams. He told of the lifting

---

the daughter of Con-mor, fell deſperately in love with Cathmor, who, before her paſſion was diſcloſed, was recalled to Ireland by his brother Cairbar, upon the news of the intended expedition of Fingal, to re-eſtabliſh the family of Conar on the Iriſh throne. —— The wind being contrary, Cathmor remained, for three days, in a neighbouring bay; during which time Sul-malla diſguiſed herſelf, in the habit of a young warrior, and came to offer him her ſervice, in the war. Cathmor accepted of the propoſal, ſailed for Ireland, and arrived in Ulſter, a few days before the death of Cairbar.

*) Sul-malla, *ſlowly rolling eyes.* Coan-mór, *mild and tall.* Inis-huna, *green iſland.*

**) Fithil, *an inferior bard.* It may either be taken here for the proper name of a man, or in the literal lifting up of the ſhield *) on Morven, and the danger of red-haired Cairbar. Cathmor raiſed the ſail at Cluba; but the winds were in other lands.

---

literal ſenſe, as the bards were the heralds and meſſengers of thoſe times. Cathmor, it is probable, was abſent, when the rebellion of his brother Cairbar, and the aſſaſſination of Cormac, king of Ireland, happened. The traditions, which are handed down with the poem, ſay that Cathmor and his followers had only arrived, from Inis-huna, three days before the death of Cairbar, which ſufficiently clears his character from any imputation of being concerned in the conſpiracy, with his brother.

*) The ceremony which was uſed by Fingal, when he prepared for an expedition, is related, by Oſſian, in one of his leſſer poems. A bard, at midnight, went to the hall, where the tribes feaſted upon ſolemn occaſions, raiſed the *war-ſong*, and thrice called the ſpirits of their deceaſed anceſtors, to come, *on their clouds*, to behold the actions of their children. He then fixed the *ſhield of Trenmor*, on a tree on the rock of Selma, ſtriking it, at times, with the blunt end of a ſpear, and ſinging the war-ſong between. Thus he did, for three ſucceſſive nights, and in the mean

lands. Three days he remained on the coaſt, and turned his eyes on Conmor's halls. —— He remembered the daughter of ſtrangers, and his ſigh aroſe. —— Now when the winds awaked the wave: from the hill came a youth in arms; to lift the ſword with Cathmor in his eechoing field. —— It was the white-armed Sul-malla: ſecret ſhe dwelt beneath her helmet. Her ſteps were in the path of the king; on him her blue eyes rolled with joy, when he lay by his roaring ſtreams. —— But Cathmor thought, that, on Lumon, ſhe ſtill purſued the roes: or far, on a rock, ſtretched her white hand to the wind; to feel its courſe from Inis-fail, the green dwelling of her love. He had promiſed to return, with his white-boſomed ſails. —— The maid is near thee, king of Atha, leaning on her rock.

The

---

mean time, meſſengers were diſpatched to convence the tribes; or, as Oſſian expreſſes it, *to call them from all their ſtreams.* This phraſe alludes to the ſituation of the reſidences of the clans, which were generally fixed in valleys, where the torrents of the neighbouring mountains were collected into one body, and became *large ſtreams* or rivers. —— *The lifting up of the ſhield*, was the phraſe for beginning a war.

The tall forms of the chiefs ſtood around: all but dark-browed Foldath *). He ſtood beneath a diſtant tree, rolled into his haughty ſoul. His buſhy hair whiſtles in wind. At times, burſts the hum of a ſong. —— He ſtruck the tree, at length, in wrath; and ruſhed before the king.

Calm and ſtately, to the beam of the oak, aroſe the form of young Hidalla. His hair falls round his bluſhing cheek, in wreaths of waving light. Soft was his voice in Clon-ra **), in the valley of his fathers; when he touched the harp, in the hall, near his roaring ſtreams.

King

---

*) The ſurly attitude of Foldath, is a proper preamble to his after behaviour. Chafied with the disappointment of the victory, which he promiſed himſelf, he becomes paſſionate and over-bearing. The quarrel, which ſucceeds between him and Malthos, was, no doubt, introduced by the poet, to raiſe the character of Cathmor, whoſe ſuperior worth ſhines forth, in his manly manner of ending the difference between the chiefs.

**) Claon-rath, *winding field*. The *th* are ſeldom pronounced audibly in the Galic language.

King of Erin, ſaid the youth, now is the time of feaſts. Bid the voice of bards ariſe, and roll the night away. The ſoul returns, from ſong, more terrible to war. —— Darkneſs ſettles on Inis-fail: from hill to hill bend the ſkirted clouds. Far and grey, on the heath, the dreadful ſtrides of ghoſts are ſeen: the ghoſts of thoſe who fell, bend forward to their ſong. —— Bid thou the harps to riſe, and brighten the dead, on their wandering blaſts.

Be all the dead forgot, ſaid Foldath's burſting wrath. Did not I fail in the field, and ſhall I hear the ſong? Yet was not my courſe harmleſs in battle: blood was a ſtream around my ſteps. But the feeble were behind me, and the foe has eſcaped my ſword. —— In Clon-ra's vale touch thou the harp; let Dura anſwer to thy voice; while ſome maid looks, from the wood, on thy long, yellow locks. — Fly from Lubar's ecchoing plain: it is the field of heroes.

King of Temora *), Malthos ſaid, it is thine to lead in war. Thou art a fire to our eyes,

---

*) This ſpeech of Malthos is, throughout, a ſevere reprimand to the bluſtering behaviour of Foldath.

It

eyes, on the dark-brown field. Like a blaſt thou haſt paſt over hoſts, and laid them low in blood: but who has heard thy words returning from the field? —— The wrathful delight in death: their remembrance reſts on the wounds of their ſpear. Strife is folded in their thoughts: their words are ever heard. — Thy courſe, chief of Moma, was like a troubled ſtream. The dead were rolled on thy path: but others alſo lift the ſpear. We were not feeble behind thee, but the foe was ſtrong.

The king beheld the riſing rage, and bending forward of either chief: for half unſheathed, they held their ſwords: and rolled their ſilent eyes. —— Now would they have mixed in horrid fray, had not the wrath of Cathmor burned. He drew his ſword: it gleamed thro' night, to the high-flaming oak.

Sons

It abounds with that laconic eloquence, and indirect manner of addreſs, which is ſo juſtly admired in the ſhort ſpeech of Ajax, in the ninth book of the Iliad.

Sons of pride, ſaid the king, allay your ſwelling ſouls. Retire in night. —— Why ſhould my rage ariſe? Should I contend with both in arms? —— It is no time for ſtrife. Retire, ye clouds at my feaſt. Awake my ſoul no more. —— They ſunk from the king on either ſide; like *) two columns of morning-miſt, when the ſun riſes, between them, on his glittering rocks. Dark is their rolling on either ſide; each towards its reedy pool.

Silent ſat the chiefs at the feaſt. They looked, at times, on Atha's king, where he ſtrode, on his rock, amidſt his ſettling ſoul. —— The hoſt lay, at length, on the field: [illegible] [illegible] ſleep

---

*) The poet ſhould ſcarcely find, in all nature, a compariſon ſo favourable as this to the ſuperiority of Cathmor over his two chiefs. I ſhall illuſtrate this paſſage with another from a fragment of an ancient poem, juſt now in my hands. —— "As the ſun is above the vapours, which his beams have raiſed; ſo is the ſoul of the king above the ſons of fear. They roll dark below him; he rejoices in the robe of his beams. But when feeble deeds wander on the ſoul of the king, he is a darkened ſun rolled along the ſky: the valley is ſad below: flowers wither beneath the drops of the night."

ſleep deſcended on Moi-lena. —— The voice of Fonar roſe alone, beneath his diſtant tree. It roſe in the praiſe of Cathmor ſon of Larthon *) of Lumon. But Cathmor did not hear

---

*) Lear-thon, *ſea-wave*, the name of the chief of that colony of the Fir-bolg, which firſt migrated into Ireland. Larthon's firſt ſettlement in that country is related in the ſeventh book. He was the anceſtor of Cathmor; and is here called *Larthon of Lumon*, from a high hill of that name in Inis-huna, the ancient ſeat of the Fir-bolg. —— The poet preſerves the character of Cathmor throughout. He had mentioned, in the firſt book, the averſion of that chief to praiſe, and we find him here lying at the ſide of a ſtream, that the noiſe of it might drown the voice of Fonar, who, according to the cuſtom of the times, ſung his eulogium in his *evening-ſong*. Tho' other chiefs, as well as Cathmor, might be averſe to hear their own praiſe, we find it the univerſal policy of the times, to allow the bards, to be as extravagant as they pleaſed, in their encomiums on the leaders of armies, in the preſence of their people. The vulgar, who had no great ability to judge for themſelves, received the characters of their princes, entirely upon the faith of the bards. The good effects, which an high opinion of its ruler has

hear his praiſe. He lay at the roar of a ſtream: The ruſtling breeze of night flew over his whiſtling locks.

Cairbar came to his dreams, half-ſeen from his low-hung cloud. Joy roſe darkly in his face: he had heard the ſong of Carril *). ——

A

---

has upon a community, are too obvious to require explanation; on the other hand, diſtruſt of the abilities of leaders produce the worſt conſequences.

*) Carril, the ſon of Kinfena, by the orders of Oſſian, ſung the funeral elegy at the tomb of Cairbar. See the ſecond book, towards the end. In all the poems of Oſſian, the viſit of ghoſts, to their living friends, are ſhort, and their language obſcure; both which circumſtances tend to throw a ſolemn gloom on theſe ſupernatural ſcenes. Towards the latter end of the ſpeech of the ghoſt of Cairbar, he fortels the death of Cathmor, by enumerating thoſe ſignals, which, according to the opinion of the times, preceded the death of a perſon renowned. It was thought, that the ghoſts of deceaſed bards ſung, for three nights

pre-

A blaſt ſuſtained his dark-ſkirted cloud; which he ſeized in the boſom of night, as he roſe, with his fame, towards his airy hall. Half-mixed with the noiſe of the ſtream, he poured his feeble words.

Joy meet the ſoul of Cathmor: his voice was heard on Moi-lena. The bard gave his ſong to Cairbar: he travels on the wind. My form is in my father's hall, like the gliding of a terrible light, which winds thro' the deſart, in a ſtormy night. —— No bard ſhall be wanting at thy tomb, when thou art lowly laid. The ſons of ſong love the valiant. —— Cathmor, thy name is a pleaſant gale. —— The mournful ſounds ariſe! On Lubar's field there is a voice! —— Louder ſtill ye ſhadowy ghoſts! the dead were full of fame. —— Shrilly ſwells the feeble ſound. —— The rougher blaſt alone is heard! —— Ah, ſoon is Cathmor low!

Rolled into himſelf he flew, wide on the boſom of his blaſt. The old oak felt his de-

preceding the death (near the place where his tomb was to be raiſed) round an unſubſtantial figure, which repreſented the body of the perſon who was to die.

parture, and ſhook its whiſtling head. The king ſtarted from reſt, and took his dreadful ſpear. He lifts his eyes around. He ſees but dark-ſkirted night.

*) It was the voice of the king; but now his form is gone. Unmarked is your path in the air, ye children of the night. Often, like a reflected beam, are ye ſeen in the deſart wild; but ye retire in your blaſts, before our ſteps approach. —— Go then, ye feeble race! knowledge with you there is none. Your joys are weak, and like the dreams of our reſt, or the light-winged thought that flies acroſs the ſoul. —— Shall Cathmor ſoon be low? Darkly laid in his narrow houſe? where no morning comes with her half-opened eyes. —— Away, thou ſhade! to fight is mine, all further thought away! I ruſh forth, on eagle-wings, to ſeize

my

---

*) The ſoliloquy of Cathmor abounds with that magnanimity and love of fame, which conſtitute the hero. Tho' ſtaggered at firſt with the prediction of Cairbar's ghoſt, he ſoon comforts himſelf with the agreeable proſpect of his future renown; and like Achilles, prefers a ſhort and glorious life, to an obſcure length of years in retirement and eaſe.

my beam of fame. —— In the lonely vale of ſtreams, abides the little *) ſoul. —— Years roll

---

*) From this paſſage we learn, in what extreme contempt an indolent and unwarlike life was held in thoſe days of heroiſm. Whatever a philoſopher may ſay, in praiſe of quiet and retirement, I am far from thinking, but they weaken and debaſe the human mind. When the faculties of the ſoul are not exerted, they loſe their vigour, and low and circumſcribed notions take the place of noble and enlarged ideas. Action, on the contrary, and the viciſſitudes of fortune which attend it, call forth, by turns, all the powers of the mind, and, by exerciſing, ſtrengthen them. Hence it is, that in great and opulent ſtates, when property and indolence are ſecured to individuals, we ſeldom meet with that ſtrength of mind, which is ſo common in a nation, not far advanced in civilization. It is a curious, but juſt obſervation; that great kingdoms ſeldom produce great characters, which muſt be altogether attributed to that indolence and diſſipation, which are the inſeparable companions of too much property and ſecurity. Rome, it is certain, had more real great men within it, when its power was confined within the narrow bounds of Latium, than when its dominion extended over

roll on, ſeaſons return, but he is ſtill unknown. —— In a blaſt comes cloudy death, and lays his grey head low. His ghoſt is rolled on the vapour of the fenny field. Its courſe is never on hills, or moſſy vales of wind. —— So ſhall not Cathmor depart, no boy in the field was he, who only marks the bed of roes, upon the ecchoing hills. My iſsuing forth was with kings, and my joy in dreadful plains: where broken hoſts are rolled away, like ſeas before the wind.

So ſpoke the king of Alnecma, brightening in his riſing ſoul: valour, like a pleaſant flame, is gleaming within his breaſt. Stately is his ſtride on the heath: the beam of eaſt is poured around. He ſaw his grey hoſt on the field, wide-ſpreading their ridges in light. He rejoiced, like a ſpirit of heaven, whoſe ſteps come

---

over all the known world; and one petty ſtate of the Saxon heptarchy had, perhaps, as much genuine ſpirit in it, as the two Britiſh kingdoms united. As a ſtate, we are much more powerful than our anceſtors, but we would loſe by comparing individuals with them.

come forth on his ſeas, when he beholds them peaceful round, and all the winds are laid. But ſoon he awakes the waves, and rolls them large to ſome eechoing coaſt.

On the ruſhy bank of a ſtream, ſlept the daughter of Inis-huna. The helmet *) had fallen from her head. Her dreams were in the lands of her fathers. There morning was on the field: grey ſtreams leapt down from the rocks; the breezes, in ſhadowy waves, fly o'er the ruſhy fields. There is the ſound that prepares for the chace; and the moving of warriors from the hall. —— But tall above the reſt is the hero of ſtreamy Atha: he bends his eye of love on Sul-malla, from his ſtately ſteps. She turns, with pride, her face away, and careleſs bends the bow.

Such

---

*) The diſcovery which ſucceeds this circumſtance, is well imagined, and naturally conducted. The ſilence of Cathmor upon this occaſion is more expreſſive of the emotions of his ſoul, than any ſpeech which the poet could put into his mouth.

Such were the dreams of the maid, when Atha's warrior came. He ſaw her fair face before him, in the midſt of her wandering locks. He knew the maid of Lumon. What ſhould Cathmor do? —— His ſigh aroſe: his tears came down. But ſtraight he turned away. —— This is no time, king of Atha, to wake thy ſecret ſoul. The battle is rolled before thee, like a troubled ſtream.

He ſtruck that warning boſs *), wherein dwelt the voice of war. Erin roſe around him, like the ſound of eagle-wings. —— Sul-malla ſtarted from ſleep, in her disordered locks. She ſeized the helmet from earth, and trembled in her place. Why ſhould they know in Erin of the daughter of Inis-huna? for ſhe re-

---

*) In order to underſtand this paſſage, it is neceſſary to look to the deſcription of Cathmor's ſhield, which the poet has given us in the ſeventh book. This ſhield had ſeven principal boſſes, the ſound of each of which, when ſtruck with a ſpear, conveyed a particular order from the king to his tribes. The ſound of one of them, as here, was the ſignal for the army to aſſemble.

remembered the race of kings, and the pride of her ſoul aroſe.

Her ſteps are behind a rock, by the blue-winding ſtream *) of a vale: where dwelt the dark-brown hind, ere yet the war aroſe. Thither came the voice of Cathmor, at times, to Sul-malla's ear. Her ſoul is darkly ſad; ſhe pours her words on wind.

**) The dreams of Inis-huna departed: they are rolled away from my ſoul. I hear

---

*) This was not the valley of Lona, to which Sul-malla afterwards retired.

**) Of all paſſages in the works of Oſſian theſe lyric pieces loſe moſt, by a literal proſe translation: as the beauty of them does not ſo much depend, on the ſtrength of thought, as on the elegance of expreſſion and harmony of numbers. It has been obſerved, that an author is put to the ſevereſt teſt, when he is ſtript of the ornaments of verſification, and delivered down in another language in proſe. Thoſe, therefore, who have ſeen how awkward a figure not the chace in my land. I am concealed in the ſkirts of war. I look forth from my cloud; but no beam appears, to light my path. I behold my warrior low: for the broad-ſhielded king is near; he that overcomes in danger; Fingal of the ſpears. —— Spirit of departed Conmor, are thy ſteps on the boſom of winds? Comeſt thou, at times, to other lands, father of ſad Sul-malla? Thou doſt come, for I have heard thy voice at night; while yet I roſe on the wave to ſtreamy Inis-fail. The ghoſt of fathers, they ſay *), can ſeize the ſouls of their

---

even Homer and Virgil make, in a verſion of this ſort, will think the better of the compoſitions of Oſſian.

*) Con-mor, the father of Sul-malla, was killed in that war, from which Cathmor delivered Inis-huna. Larmor his ſon ſucceeded Conmor. It was the opinion of the times, when a perſon was reduced to a pitch of miſery, which could admit of no alleviation, that the ghoſts of his anceſtors *called his ſoul away*. This ſupernatural kind of death was called *the voice of the dead*; and is believed by the ſuperſtitious vulgar to this day.

There

their race, while they behold them lonely in the midſt of woe. Call me, my father, when
the

There is no people in the world, perhaps, who gave more univerſal credit to apparitions, and the viſits of the ghoſts of the deceaſed to their friends, than the common highlanders. This is to be attributed as much, at leaſt, to the ſituation of the country they poſſeſs, as to that credulous diſpoſition which diſtinguiſhes an unenlightened people. As their buſineſs was feeding of cattle, in dark and extenſive deſarts, ſo their journeys lay over wide and unfrequented heaths, where, often, they were obliged to ſleep in the open air, amidſt the whiſtling of winds, and roar of waterfalls. The gloomineſs of the ſcenes around them was apt to beget that melancholy diſpoſition of mind, which moſt readily receives impreſſions of the extraordinary and ſupernatural kind. Falling aſleep in this gloomy mood, and their dreams being diſturbed by the noiſe of the elements around, it is no matter of wonder, that they thought they heard the *voice of the dead*. This *voice of the dead*, however, was, perhaps, no more than a ſhriller whiſtle of the winds in an old tree, or in the chinks of a neighbouring rock. It is to this cauſe I aſcribe theſe many and improbable tales
of

the king is low on earth; for then I ſhall be lonely in the midſt of woe.

---

of ghoſts, which we meet with in the highlands: for, in other reſpects, we do not find that the highlanders are more credulous than their neighbours.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK FIFTH.

ARGUMENT to Book V.

Oſſian, after a ſhort addreſs to the harp of Cona, deſcribes the arrangement of both armies on either ſide of the river Lubar. Fingal gives the command to Fillan: but, at the ſame time, orders Gaul, the ſon of Morni, who had been wounded in the hand in the preceding battle, to aſſiſt him with his counſel. The army of the Fir-bolg is commanded by Foldath. The general onſet is deſcribed. The great actions of Fillan. He kills Rothmar and Culmin. But when Fillan conquers, in one wing, Foldath preſſes hard on the other. He wounds Dermid, the ſon of Duthno, and puts the whole wing to flight. Dermid deliberates with himſelf, and, at laſt, reſolves to put a ſtop to the progreſs of Foldath, by engaging him in ſingle combat. —— When the two chiefs were approaching towards one another, Fillan came ſuddenly to the relief of Dermid; engaged Foldath, and killed him. The behaviour of Malthos towards the fallen Foldath. Fillan puts the whole army of the Fir-bolg to flight. The book cloſes with an addreſs to Clatho, the mother of that hero.

TEMORA:

AN

EPIC POEM.

BOOK FIFTH.

---

*) Thou dweller between the ſhields, that hang on high in Oſſian's hall! deſcend from thy place, o harp, and let me hear thy

---

*) Theſe abrupt addreſſes give great life to the poetry of Oſſian. They are all in a lyric meaſure. The old men, who retain, on memory, the compoſitions of Oſſian, ſhew much ſatisfaction, when they come to thoſe parts of them, which are in rhime, and take great pains to explain their beauties, and inculcate the meaning of their obſolete phraſes, on the minds of their hearers. This attachment does not proceed from the ſuperior beauty of theſe lyric pieces, but ra-

thy voice. —— Son of Alpin, ſtrike the ſtring; thou muſt awake the ſoul of the bard. The mur-

rather from a taſte for rhime, which the modern bards have eſtabliſhed among the highlanders. Having no genius themſelves for the ſublime and pathetic, they placed the whole beauty of poetry in the returning harmony of ſimilar ſounds. The ſeducing charms of rhime ſoon weaned their countrymen from that attachment, they long had to the recitative of Oſſian: and, tho' they ſtill admired his compoſitions, their admiration was founded more on his antiquity, and the detail of facts which he gave, than on his poetical excellence. Rhiming, in proceſs of time, became ſo much reduced into a ſyſtem, and was ſo univerſally underſtood, that every cow-herd compoſed tolerable verſes. Theſe poems, it is true, were a deſcription of nature; but of nature in its rudeſt form; a group of unintereſting ideas dreſſed out in the flowing harmony of monotonous verſes. Void of merit as thoſe vulgar compoſitions were, they fell little ſhort of the productions of the regular bards: for when all poetical excellence is confined to ſounds alone, it is within the power of every one poſſeſſed of a good ear.

murmur of Lora's *) ſtream has rolled the tale away. —— I ſtand in the cloud of years: few are its openings towards the paſt, and when the viſion comes, it is but dim and dark. — I hear thee, harp of Cona; my ſoul returns, like a breeze, which the ſun brings back to the vale, where dwelt the lazy miſt.

**) Lubar is bright before me, in the windings of its vale. On either ſide, on their hills, riſe

---

*) Lora is often mentioned; it was a ſmall and rapid ſtream in the neighbourhood of Selma. There is no veſtige of this name now remaining; tho' it appears from a very old ſong, which the translator has ſeen, that one of the ſmall rivers on the north-weſt coaſt was called Lora ſome centuries ago.

**) From ſeveral paſſages in the poem we may form a diſtinct idea of the ſcene of the action of Temora. At a ſmall diſtance from one another roſe the hills of Mora and Lona: the firſt poſſeſſed by Fingal, the ſecond by the army of Cathmor. Through the intermediate plain ran the ſmall river Lubar, on the banks of which all the battles were fought, excepting that between Cairbar and Oſcar, related in the firſt book. This laſt mentioned engagement happened, to the riſe the tall forms of the kings: their people are poured around them, bending forward to their words; as if their fathers ſpoke, deſcending from their winds. —— But the kings were like two rocks in the midſt, each with its dark head of pines, when they are ſeen in the deſart, above low-ſailing miſt. High on their face are ſtreams, which ſpread their foam on blaſts.

Beneath the voice of Cathmor poured Erin, like the ſound of flame. Wide they came down to Lubar; before them is the ſtride of Foldath. But Cathmor retired to his hill, beneath his bending oaks. The tumbling of a ſtream is near the king: he lifts, at times, his gleaming ſpear.

---

the north of the hill of Mora, of which Fingal took poſſeſſion, after the army of Cairbar fell back to that of Cathmor. At ſome diſtance, but within ſight of Mora, towards the weſt, Lubar iſſued from the mountain of Crommal; and after a ſhort courſe thro' the plain of Moi-lena, diſcharged itſelf into the ſea near the field of battle. Behind the mountain of Crommal ran the ſmall ſtream of Levath, on the banks of which Ferad-artho, the ſon of Cairbre, the only perſon remaining of the race of Conar, lived concealed in a cave, during the uſurpation of Cairbar, the ſon of Borbar-duthul.

ſpear. It was a flame to his people, in the midſt of war. Near him ſtood the daughter of Con-mor, leaning on her rock. She did not rejoice over the ſtrife: her ſoul delighted not in blood. A valley *) ſpreads green behind the hill, with its three blue ſtreams. The ſun is there in ſilence; and the dun mountain-roes come down. On theſe are turned the eyes of Inis-huna's white-boſomed maid.

Fingal beheld, on high, the ſon of Borbar-duthul: he ſaw the deep-rolling of Erin, on the darkened plain. He ſtruck that warning boſs, which bids the people obey; when he ſends his chiefs before them, to the field of renown. Wide roſe their ſpears to the ſun; their ecchoing ſhields reply around. —— Fear, like a vapor, did not wind among the hoſt: for he, the king, was near, the ſtrength of ſtreamy Morven. —— Gladneſs brightened the hero, we heard his words of joy.

Like

---

*) It was to this valley Sul-malla retired, during the laſt and deciſive battle between Fingal and Cathmor. It is deſcribed in the ſeventh book, where it is called the vale of Lona, and the reſidence of a Druid.

Like the coming forth of winds, is the ſound of Morven's ſons! They are mountain-waters, determined in their courſe. Hence is Fingal renowned, and his name in other lands. He was not a lonely beam in danger; for your ſteps were always near. —— But never was I a dreadful form, in your preſence, darkened into wrath. My voice was no thunder to your ears: mine eyes ſent forth no death. — When the haughty appeared, I beheld them not. They were forgot at my feaſts: like miſt they melted away. —— A young beam is before you: few are his paths to war. They are few, but he is valiant: defend my dark-haired ſon. Bring him back with joy: Hereafter he may ſtand alone. His form is like his fathers: his ſoul is a flame of their fire. —— Son of car-borne Morni, move behind the ſon of Clatho: let thy voice reach his ear, from the ſkirts of war. Not unobſerved rolls battle, before thee, breaker of the ſhields.

The king ſtrode, at once, away to Cormul's *) lofty rock. As, ſlow, I lifted my

---

*) The rock of Cormul roſe on the hill of Mora, and commanded a proſpect of the field of battle. The ſpeech of Fingal, which immediately preced-

ſteps behind; came forward the ſtrength of Gaul. His ſhield hung looſe on its thong; he ſpoke, in haſte, to Oſſian. —— Bind *), ſon of Fingal, this ſhield, bind it high to the ſide of Gaul. The foe may behold it, and think I left the ſpear. If I ſhall fall, let my tomb be hid in the field: for fall I muſt without my fame: mine arm cannot lift the ſteel. Let not Evir-choma hear it, to bluſh between her locks. —— Fillan, the mighty behold us; let us not forget the ſtrife. Why ſhould they come, from their hills, to aid our flying field?

He ſtrode onward, with the ſound of his ſhield. My voice purſued him, as he went. Can

---

es this paſſage, is worthy of being remarked, as the language, not only of a warlike, but a good king. The confidence which his people repoſed in him, was as much the reſult of his clemency and military merit, as the conſequence of that affection, which men, uncorrupted with the vices of advanced ſociety, naturally have for the chief of their blood and hereditary prince.

*) It is neceſſary to remember, that Gaul was wounded; which occaſions his requiring here the aſſiſtance of Oſſian to bind his ſhield on his ſide.

Can the ſon of Morni fall without his fame in Erin? But the deeds of the mighty forſake their ſouls of fire. They ruſh careleſs over the fields of renown: their words are never heard. —— I rejoiced over the ſteps of the chief: I ſtrode to the rock of the king, where he ſat in his wandering locks, amidſt the mountain-wind.

In two dark ridges bend the hoſts, towards each other, at Lubar. Here Foldath roſe a pillar of darkneſs: there brightened the youth of Fillan. Each, with his ſpear in the ſtream, ſent forth the voice of war. —— Gaul ſtruck the ſhield of Morven: at once they plunge in battle. —— Steel poured its gleam on ſteel: like the fall of ſtreams ſhone the field, when they mix their foam together, from two dark-browed rocks. —— Behold he comes the ſon of fame: he lays the people low! Deaths ſit on blaſts around him! —— Warriors ſtrew thy paths, o Fillan!

*) Rothmar, the ſhield of warriors, ſtood between two chinky rocks. Two oaks, which winds

---

*) Roth-mar, *the ſound of the ſea before a ſtorm.* Droman-ard, *high ridge.* Culmin, *ſoft-haired.* Cull-allin, *beautiful locks.* Strutha, *ſtreamy river.*

winds had bent from high, ſpread their branches on either ſide. He rolls his darkening eyes on Fillan, and ſilent, ſhades his friends. Fingal ſaw the approaching fight; and all his ſoul aroſe. —— But as the ſtone of Loda *) falls,

---

*) By the ſtone of Loda, as I have remarked in my notes on ſome other poems of Oſſian, is meant a place of worſhip among the Scandinavians. Oſſian, in his many expeditions to Orkney and Scandinavia, became acquainted with ſome of the rites of the religion which prevailed in thoſe countries, and frequently alludes to them in his poems. There are ſome ruins, and circular pales of ſtone, remaining ſtill in Orkney, and the iſlands of Shetland, which retain, to this day, the name of *Loda* or *Loden*. They ſeem to have differed materially, in their conſtruction, from thoſe Druidical monuments, which remain in Britain, and the weſtern iſles. The places of worſhip among the Scandinavians were originally rude and unadorned. In after ages, when they opened a communication with other nations, they adopted their manners, and built temples. That at Upſal, in Sweden, was amazingly rich and magnificent. Haquin, of Norway, built one, near Drontheim, little inferior to the former; and it went always under the name

falls, ſhook, at once, from rocking Druman-ard, when ſpirits heave the earth in their wrath; ſo fell blue-ſhielded Rothmar.

Near are the ſteps of Culmin; the youth came, burſting into tears. Wrathful he cut the wind, ere yet he mixed his ſtrokes with Fillan. He had firſt bent the bow with Rothmar, at the rock of his own blue ſtreams. There they had marked the place of the roe, as the ſun-beam flew over the fern. —— Why, ſon of Cul-allin, doſt thou ruſh on that beam *) of light? it is a fire that conſumes. —— Youth of Strutha retire. Your fathers

---

name of Loden. *Mallet, introduction à l'hiſtoire de Dannemarc.*

*) The poet, metaphorically, calls Fillan a beam of light. Culmin, mentioned here, was the ſon of Clonmar, chief of Strutha, by the beautiful Cul-allin. She was ſo remarkable for the beauty of her perſon, that ſhe is introduced, frequently, in the ſimilies and alluſions of antient poetry. *Mar Chul-aluin Strutha nan ſian*, is a line of Oſſian in another poem; *i. e. Lovely as Cul-allin of Strutha of the ſtorms.*

fathers were not equal, in the glittering ſtrife of the field.

The mother of Culmin remains in the hall; ſhe looks forth on blue-rolling Strutha. A whirlwind riſes, on the ſtream, dark-eddying round the ghoſt of her ſon. His dogs *) are howling in their place: his ſhield is bloody in the hall. —— "Art thou fallen, my fair-haired ſon, in Erin's diſmal war?"

As

---

*) Dogs were thought to be ſenſible of the death of their maſter, let it happen at ever ſo great a diſtance. It was alſo the opinion of the times, that the arms which warriors left at home became bloody, when they themſelves fell in battle. It was from thoſe ſigns that Cul-allin is ſuppoſed to underſtand, that her ſon is killed; in which ſhe is confirmed by the appearence of his ghoſt. —— Her ſudden and ſhort exclamation, on the occaſion, is more affecting, than if ſhe had extended her complaints to a greater length. The attitude of the fallen youth, and Fillan's reflexions over him, are natural and judicious, and come forcibly back on the mind, when we conſider, that the ſuppoſed ſituation of the father of Culmin, was ſo ſimilar to that of Fingal, after the death of Fillan himſelf.

As a roe, pierced in ſecret, lies panting, by her wonted ſtreams; the hunter looks over her feet of wind, and remembers her ſtately bounding before: ſo lay the ſon of Cul-allin, beneath the eye of Fillan. His hair is rolled in a little ſtream: his blood wandered on his ſhield. Still his hand held the ſword, that failed him in the day of his danger. —— "Thou art fallen, ſaid Fillan, ere yet thy fame was heard. —— Thy father ſent thee to war: and he exſpects to hear thy deeds. He is grey, perhaps, at his ſtreams, turning his dim eyes towards Moi-lena. But thou ſhalt not return, with the ſpoil of the fallen foe."

Fillan poured the flight of Erin before him, over the eccchoing heath. —— But, man on man, fell Morven before the dark-red rage of Foldath: for, far on the field, he poured the roar of half his tribes. Dermid *) ſtood before him in wrath: the ſons of Cona gather round. But his ſhield is cleft by Foldath, and his people poured over the heath.

Then

---

*) This Dermid is, probably, the ſame with *Dermid O duine*, who makes ſo great a figure in the fictions of the Iriſh bards.

Then ſaid the foe, in his pride, They have fled, and my fame begins. Go, Malthos, and bid the king *) to guard the dark-rolling of ocean; that Fingal may not eſcape from my ſword. He muſt lie on earth. Beſide ſome fen ſhall his tomb be ſeen. It ſhall riſe without a ſong. His ghoſt ſhall hover in miſt over the reedy pool.

Malthos heard with darkening doubt; he rolled his ſilent eyes. —— He knew the pride of Foldath, and looked up to the king on his hill; then, darkly turning, he plunged his ſword in war.

In Clono's **) narrow vale, were bent two trees above the ſtreams; dark in his grief ſtood

---

*) Cathmor.

**) This valley had its name from Clono, ſon of Lethmal of Lora, one of the anceſtors of Dermid, the ſon of Duthno. His hiſtory is thus related in an old poem. In the days of Conar, the ſon of Trenmor, the firſt king of Ireland, Clono paſſed over into that kingdom, from Caledonia, to aid Conar againſt the Fir-bolg. Being remarkable for the beauty of his perſon, he ſtood Duthno's ſilent ſon. The blood poured from his thigh: his ſhield lay broken near. His ſpear leaned againſt a ſtone. Why, Dermid, why ſo ſad?

I hear

---

he ſoon drew the attention of Sulmin, the young wife of an Iriſh chief. She diſcloſed her paſſion, which was not properly returned by the Caledonian. The lady ſickened, thro' disappointment, and her love for Clono came to the ears of her husband. Fired with jealouſy, he vowed revenge. Clono, to avoid his rage, departed from Temora, in order to paſs over into Scotland; and being benighted in the valley mentioned here, he laid himſelf down to ſleep. *There*, (to uſe the words of the poet) *Lethmal deſcended in the dreams of Clono; and told him, that danger was near.* For the reader's amuſement I ſhall translate the viſion, which does not want poetical merit.

Ghoſt of LETHMAL.

"Ariſe from thy bed of moſs; ſon of low-laid Lethmal, ariſe. The ſound of the coming of foes deſcends along the wind.

CLONO.

Whoſe voice is that, like many ſtreams, in the ſeaſon of my reſt?

Ghoſt

I hear the roar of battle. My people are alone. My ſteps are ſlow on the heath; and no ſhield is mine. —— Shall he then prevail?

It

Ghoſt of **LETHMAL.**

Ariſe, thou dweller of the ſouls of the lovely; ſon of Lethmal, ariſe.

CLONO.

How dreary is the night! The moon is darkened in the ſky; red are the paths of ghoſts, along its ſullen face! Green ſkirted meteors ſet around. Dull is the roaring of ſtreams, from the valley of dim forms. I hear thee, ſpirit of my father, on the eddying courſe of the wind. I hear thee, but thou bendeſt not, forward, thy tall form, from the ſkirts of night.

As Clono prepared to depart, the husband of Sulmin came up, with his numerous attendants. Clono defended himſelf, but, after a gallant reſiſtance, he was overpowered and ſlain. He was burried in the place where he was killed, and the valley was called after his name. Dermid, in his requeſt to Gaul the ſon of Morni, which immediately follows this paragraph, alludes to the tomb of Clono, and his own connection with that unfortunate chief.

—— It is then after Dermid is low! I will call thee forth, o Foldath, and meet thee yet in fight.

He took his ſpear, with dreadful joy. The ſon of Morni came. —— "Stay, ſon of Duthno, ſtay thy ſpeed; thy ſteps are marked with blood No boſſy ſhield is thine. Why ſhouldſt thou fall unarmed?" —— King of Strumon, give thou thy ſhield. It has often rolled back the war. I ſhall ſtop the chief, in his courſe. —— Son of Morni, doſt thou behold that ſtone? It lifts its grey head thro' graſs. There dwells a chief of the race of Dermid. —— Place me there in night *).

He

---

*) The brevity of the ſpeech of Gaul, and the laconic reply of Dermid, are judicious and well ſuited to the hurry of the occaſion. The incidents which Oſſian has choſen to diverſify his battles, are intereſting, and never fail to awaken our attention. I know, that want of particularity in the wounds, and diverſity in the fall of thoſe that are ſlain, have been among the objections, ſtarted, to the poetical merit of Oſſian's poems. The criticiſm, without partiality I may

He ſlowly roſe againſt the hill, and ſaw the troubled field. The gleaming ridges of the fight, disjoined and broken round. —— As diſtant fires, on heath by night, now ſeem as loſt in ſmoak, then rearing their red ſtreams on the hill, as blow or ceaſe the winds: ſo met the intermitting war the eye of broad-ſhielded Dermid. —— Thro' the hoſt are the ſtrides of Foldath; like ſome dark ſhip on wintry waves, when it iſſues from between two iſles, to ſport on echoing ſeas.

Dermid,

I may ſay it, is unjuſt: for our poet has introduced as great a variety of this ſort, as he, with propriety, could within the compaſs of ſo ſhort poems. It is confeſſed, that Homer has a greater variety of deaths, than any other poet that ever appeared. His great knowledge in anatomy can never be diſputed: but, I am far from thinking, that his battles, even with all their novelty of wounds, are the moſt beautiful parts of his poems. The human mind dwells with diſguſt upon a protracted ſcene of carnage; and, tho' the introduction of the terrible is neceſſary to the grandeur of heroic poetry, yet I am convinced, that a medium ought to be obſerved.

Dermid, with rage, beheld his courſe. He ſtrove to ruſh along. But he failed in the midſt of his ſteps; and the big tear came down. — He ſounded his father's horn; and thrice ſtruck his boſſy ſhield. He called thrice the name of Foldath, from his roaring tribes. —— Foldath, with joy, beheld the chief: he lifted high his bloody ſpear. —— As a rock is marked with ſtreams, that fell troubled down its ſide in a ſtorm: ſo, ſtreaked with wandering blood, is the dark form of Moma.

The hoſt, on either ſide, withdrew from the contending of kings. —— They raiſed, at once, their gleaming points. —— Ruſhing came Fillan of Moruth *). Three paces back Fol-

---

*) The rapidity of this verſe, which indeed is but faintly imitated in the translation, is amazingly expreſſive in the original. One hears the very rattling of the armour of Fillan. The intervention of Fillan is neceſſary here: for as Dermid was wounded before, it is not to be ſuppoſed, he could be a match for Foldath. Fillan is often, poetically, called the *ſon of Moruth*, from a ſtream of that name in Morven, near which he was born.

Foldath withdrew; dazzled with that beam of light, which came, as iſſuing from a cloud, to ſave the wounded hero. —— Growing in his pride he ſtood, and rolled forth all his ſteel.

As meet two broad-winged eagles, in their ſounding ſtrife, on the winds: ſo ruſhed the two chiefs, on Moi-lena, into gloomy fight. —— By turns are the ſteps of the kings *) forward on their rocks; for now the duſky war ſeems to deſcend on their ſwords. —— Cathmor feels the joy of warriors, on his moſſy hill: their joy in ſecret, when dangers riſe equal to their ſouls. His eye is not turned on Lubar, but on Morven's dreadful king; for he beheld him, on Mora, riſing in his arms.

Foldath **) fell on his ſhield; the ſpear of Fillan pierced the king. Nor looked the youth

---

*) Fingal and Cathmor.

**) The fall of Foldath, if we may believe tradition, was predicted to him, before he had left his own country, to join Cairbar, in his deſigns on the Iriſh throne. He went to the cave of Moma, to enquire of the ſpirits of his fathers, concerning the ſucceſs of the enterpriſe of Cairbar.

youth on the fallen, but onward rolled the war. The hundred voices of death aroſe. —— "Stay, ſon of Fingal, ſtay thy ſpeed. Beholdeſt

---

his. The reſponſes of oracles are always attended with obſcurity, and liable to a double meaning: Foldath, therefore, put a favourable interpretation on the prediction, and purſued his adopted plan of aggrandizing himſelf with the family of Atha. I ſhall, here, translate the anſwer of the ghoſts of his anceſtors, as it was handed down by tradition. Whether the legend is really ancient, or the invention of a late age, I ſhall not pretend, to determine; tho', from the phraſeology, I ſhould the laſt.

FOLDATH, *addreſſing the ſpirits of his fathers.*

Dark, I ſtand in your preſence; fathers of Foldath, hear. Shall my ſteps paſs over Atha, to Ullin of the roes?

The Anſwer.

Thy ſteps ſhall paſs over Atha, to the green dwelling of kings. There ſhall thy ſtature ariſe, over the fallen, like a pillar of thunder-clouds. There, terrible in darkneſs, ſhalt thou ſtand, till the *reflected beam*, or Clon-cath of Moruth, come; Moruth of many ſtreams, that roars in diſtant lands."

eſt thou not that gleaming form, a dreadful ſign of death? Awaken not the king of Alnecma. Return, ſon of blue-eyed Clatho."

Malthos *) ſaw Foldath low. He darkly ſtood above the king. Hatred was rolled from his

---

Cloncath, or *reflected beam*, ſay my traditional authors, was the name of the ſword of Fillan; ſo that it was, in the latent ſignification of the word Clon-cath, that the deception lay. My principal reaſon for introducing this note, is, that, if this tradition is equally ancient with the poem, which, by the bye, is doubtful, it ſerves to ſhew, that the religion of the Fir-bolg differed from that of the Caledonians, as we never find the latter ſpeaking of the ſpirits of their deceaſed anceſtors.

*) The characters of Foldath and Malthos are well ſuſtained. They were both dark and ſurly, but each in a different way. Foldath was impetuous and cruel; Malthos ſtubborn and incredulous. Their attachment to the family of Atha was equal; their bravery in battle the ſame. Foldath was vain and oſtentatious: Malthos unindulgent, but generous. His behaviour here, towards his enemy

his ſoul. He ſeemed a rock in the deſart, on whoſe dark ſide are the trickling of waters, when the ſlow-ſailing miſt has left it, and its trees are blaſted with winds. He ſpoke to the dying hero, about the narrow houſe. Whether ſhall thy grey ſtone riſe in Ullin? or in Moma's *) woody land, where the ſun looks, in ſecret, on the blue ſtreams of Dalrutho **)? There are the ſteps of thy daughter, blue-eyed Dardu-lena.

Remem-

---

enemy Foldath, ſhews, that a good heart often lies concealed under a gloomy and ſullen character.

*) Moma was the name of a country in the ſouth of Connaught, once famous for being the reſidence of an Arch-druid. The cave of Moma was thought to be inhabited by the ſpirits of the chiefs of the Fir-bolg, and their poſterity ſent to enquire there, as to an oracle, concerning the iſſue of their wars.

**) Dal-ruath, *parched or ſandy field.* The etymology of Dardu-lena is uncertain. The daughter of Foldath was, probably, ſo called, from a place in Ulſter, where her father had defeated part of the adherents of Artho, king of Ireland.

Dar-

Remembereſt thou her, ſaid Foldath, becauſe no ſon is mine; no youth to roll the battle before him, in revenge of me? Malthos, I am revenged. I was not peaceful in the field. Raiſe the tombs of thoſe I have ſlain, around my narrow houſe. Often ſhall I forſake the blaſt, to rejoice above their graves; when I behold them ſpread around, with their long-whiſtling graſs.

His ſoul ruſhed to the vales of Moma, and came to Dardu-lena's dreams, where ſhe ſlept, by Dalrutho's ſtream, returning from the chace of the hinds. Her bow is near the maid, unſtrung; the breezes fold her long hair on her breaſts. Cloathed in the beauty of youth, the love of heroes lay. Dark bending, from the ſkirts of the wood, her wounded father came. He appeared, at times, then ſeemed as hid in miſt. —— Burſting into tears ſhe roſe: ſhe knew that the chief was low. To her came

Dor-du-lena; *the dark wood of Moi-lena.* As Foldath was proud and oſtentatious, it would appear, that he transferred the name of a place, where he himſelf had been victorious, to his daughter.

came a beam from his ſoul, when folded in its ſtorms. Thou wert the laſt of his race, blue-eyed Dardu-lena!

Wide-ſpreading over eechoing Lubar, the flight of Bolga is rolled along. Fillan hung forward on their ſteps; and ſtrewed, with dead, the heath. Fingal rejoiced over his ſon. —— Blue-ſhielded Cathmor roſe. —— *). Son of Alpin, bring the harp: give Fillan's praiſe to the

---

*) Theſe ſudden tranſitions from the ſubject are not uncommon in the compoſitions of Oſſian. That in this place has a peculiar beauty and propriety. The ſuſpence, in which the mind of the reader is left, conveys the idea of Fillan's danger more forcibly home, than any deſcription the poet could introduce. There is a ſort of eloquence, in ſilence with propriety. A minute detail of the circumſtances of an important ſcene is generally cold and inſipid. The human mind, free and fond of thinking for itſelf, is diſguſted to find every thing done by the poet. It is, therefore, his buſineſs only to mark the moſt ſtriking out-lines, and to allow the imaginations of his readers to finiſh the figure for themſelves.

the wind: raiſe high his praiſe, in my hall; while yet he ſhines in war.

Leave, blue-eyed Clatho, leave thy hall. Behold that early beam of thine. The hoſt is withered in its courſe. No further look — it is dark. —— Light trembling from the harp, ſtrike, virgins, ſtrike the ſound. —— No hunter he deſcends, from the dewy haunt of the bounding roe. He bends not his bow on the wind; or ſends his grey arrow abroad.

Deep-folded in red war, the battle rolls againſt his ſide. Or, ſtriding midſt the ridgy ſtrife, he pours the deaths of thouſands forth. Fillan is like a ſpirit of heaven, that deſcends from

The addreſs to Clatho, the mother of Fillan, which concludes this book, if we regard the verſification of the original, is one of the moſt beautiful paſſages in the poem. The wild ſimplicity and harmony of its cadences are inimitably beautiful. It is ſung ſtill by many in the north, and is diſtinguiſhed by the name of *Laoi chaon Chlatho*; i. e. *The harmonious hymn of Clatho.* The book ends in the afternoon of the third day, from the opening of the poem.

from the ſkirt of his blaſt. The troubled ocean feels his ſteps „ as he ſtrides from wave to wave. His path kindles behind him; iſlands ſhake their heads on the heaving ſeas.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK SIXTH.

ARGUMENT TO BOOK VI.

This book opens with a ſpeech of Fingal, who ſees Cathmor deſcending to the aſſiſtance of his flying army. The king diſpatches Oſſian to the relief of Fillan. He himſelf retires behind the rock of Cormul, to avoid the ſight of the engagement between his ſon and Cathmor. Oſſian advances. The deſcent of Cathmor deſcribed. He rallies the army, renews the battle, and, before Oſſian could arrive, engages Fillan himſelf. Upon the approach of Oſſian, the combat between the two heroes ceaſes. Oſſian and Cathmor prepare to fight, but night coming on prevents them. Oſſian returns to the place where Cathmor and Fillan fought. He finds Fillan mortally wounded, and leaning againſt a rock. Their diſcourſe. Fillan dies: his body is laid, by Oſſian, in a neighbouring cave. —— The Caledonian army return to Fingal. He queſtions them about his ſon, and underſtanding that he was killed, retires, in ſilence, to the rock of Cormul. —— Upon the retreat of the army of Fingal, the Fir-bolg advance. Cath-

ARGUMENT to Book VI.

Cathmor finds Bran, one of the dogs of Fingal, lying on the ſhield of Fillan, before the entrance of the cave, where the body of that hero lay. His reflexions thereupon. He returns, in a melancholy mood, to his army. Malthos endeavours to comfort him, by the example of his father Borbar-duthul. Cathmor retires to reſt. The ſong of Sul-malla concludes the book, which ends about the middle of the third night, from the opening of the poem.

TEMO.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK SIXTH.

*) Cathmor riſes on his ecchoing hill! Shall Fingal take the ſword of Luno? But what ſhould become of thy fame, ſon of white-boſom-

---

*) I have, in a preceding note, obſerved that the abrupt manner of Oſſian partakes much of the nature of the Drama. The opening of this book is a confirmation of the juſtneſs of this obſervation. Inſtead of a long detail of circumſtances delivered by the poet himſelf, about the deſcent of Cathmor from the hill, whereon he ſat to behold the battle, he puts the narration in the mouth of Fingal. The relation acquires importance from the character of the ſpeaker. The concern which Fingal ſhews, when he beholds

boſomed Clatho? Turn not thine eyes from Fingal, daughter of Iniſtore. I ſhall not quench thy early beam; it ſhines along my ſoul.

holds the *riſing of Cathmor*, raiſes our ideas of the valour of that hero to the higheſt pitch. The apoſtrophes which are crowded on one another, are expreſſive of the perturbation of Fingal's ſoul, and of his fear for his ſon, who was not a match for the king of Ireland. The conduct of the poet in removing Fingal from the ſight of the engagement, is very judicious; for the king might be induced, from ſeeing the inequality of the combat between Fillan and Cathmor, to come to battle himſelf, and ſo bring about the cataſtrophe of the poem prematurely. The removal of Fingal affords room to the poet for introducing thoſe affecting ſcenes, which immediately ſucceed, and are among the chief beauties of the poem. —— They who can deny art to Oſſian, in conducting the cataſtrophe of Temora, are certainly more prejudiced againſt the age he lived in, than is conſiſtent with good ſenſe. I cannot finiſh this note, without obſerving the delicacy and propriety of Fingal's addreſs to Oſſian. By the appellation of the *father of Oſcar*, he raiſes at once, in the mind of the hero, all that tenderneſs for the ſafety of Fillan, which a ſituation ſo ſimilar to that of his own ſon, when he fell, was capable to ſuggeſt.

ſoul. —— But riſe, o wood-ſkirted Mora, riſe, between the war and me! Why ſhould Fingal behold the ſtrife, leſt his dark-haired warrior ſhould fall! —— Amidſt the ſong, o Carril, pour the ſound of the trembling harp: here are the voices of rocks, and bright tumbling of waters. Father of Oſcar, lift the ſpear; defend the young in arms. Conceal thy ſteps from Fillan's eyes. —— He muſt not know, that I doubt his ſteel. —— No cloud of mine ſhall riſe, my ſon, upon thy ſoul of fire!

He ſunk behind his rock, amidſt the ſound of Carril's ſong. —— Brightening, in my growing ſoul, I took the ſpear of Temora *). I ſaw, along Moi-lena, the wild tumbling of

---

*) The *ſpear of Temora* was that, which Oſcar had received, in a preſent, from Cormac, the ſon of Artho, king of Ireland. It was of it that Cairbar made the pretext, for quarrelling with Oſcar, at the feaſt, in the firſt book. After the death of Oſcar we find it always in the hands of Oſſian. It is ſaid, in another poem, that it was preſerved, as a relique, at Temora, from the days of Conar, the ſon of Trenmor, the firſt king of Ireland.

of battle, the ſtrife of death, in gleaming rows, disjoined and broken round. Fillan is a beam of fire: from wing to wing is his waſteful courſe. The ridges of war melt before him. They are rolled, in ſmoak, from the fields.

*) Now is the coming forth of Cathmor, in the armour of kings! Dark-rolled the eagle's wing above his helmet of fire. Unconcerned are his ſteps, as if they were to the chace of

---

*) The appearance of Cathmor is magnificent: his unconcerned gait, and the effect which his very voice has upon his flying army, are circumſtances calculated to raiſe our ideas of his ſuperior merit and valour. Oſſian is very impartial with regard to his enemies: this, however, cannot be ſaid of other poets of great eminence and unqueſtioned merit. Milton, of the firſt claſs of poets, is undoubtedly the moſt irreprehenſible in this reſpect; for we always pity or admire his Devil, but ſeldom deteſt him, even tho' he is the arch-enemy of our ſpecies. Mankind generally take ſides with the unfortunate and daring. It is from this diſpoſition that many readers, tho' otherwiſe good chriſtians, have almoſt wiſhed ſucceſs to Satan, in his deſperate and daring voyage from hell, through the regions of chaos and night.

of Atha. He raiſed, at times, his dreadful voice; Erin, abaſhed, gathered round. —— Their ſouls returned back, like a ſtream: they wondered at the ſteps of their fear: for he roſe, like the beam of the morning on a haunted heath: the traveller looks back, with bending eye, on the field of dreadful forms.

Sudden, from the rock of Moi-lena, are Sul-malla's trembling ſteps. An oak took the ſpear from her hand; half-bent ſhe looſed the lance: but then are her eyes on the king, from amidſt her wandering locks. —— No friendly ſtrife is before thee: no light contending of bows, as when the youth of Cluba *) came forth beneath the eye of Conmor.

As the rock of Runo, which takes the paſſing clouds for its robe, ſeems growing, in gathered darkneſs, over the ſtreamy heath: ſo ſeem-

---

*) Clu-ba, *winding bay;* an arm of the ſea in Inis-huna, or the weſtern coaſt of South-Britain. It was in this bay that Cathmor was wind-bound, when Sul-malla came, in the diſguiſe of a young warrior, to accompany him in his voyage to Ireland. Conmor, the father of Sul-malla, as we learn from her ſoliloquy, at the cloſe of the fourth book, was dead before the departure of his daughter.

ſeemed the chief of Atha taller, as gathered his people round. —— As different blaſts fly over the ſea, each behind its dark-blue wave, ſo Cathmor's words, on every ſide, poured his warriors forth. —— Nor ſilent on his hill is Fillan; he mixed his words with his ecchȯing ſhield. An eagle he ſeemed, with ſounding wings, calling the wind to his rock, when he ſees the coming forth of the roes, on Lutha's *) ruſhy field.

Now they bent forward in battle: death's hundred voices roſe; for the kings, on either ſide, were like fires on the ſouls of the people. —— I bounded along: high rocks and trees ruſhed tall between the war and me. — But I heard the noiſe of ſteel, between my clanging arms. Riſing, gleaming, on the hill, I beheld the backward ſteps of hoſts: their backward ſteps, on either ſide, and wildly-looking eyes. The chiefs were met in dreadful fight; the two blue-ſhielded kings. Tall and dark,

---

*) Lutha was the name of a valley in Morven, in the days of Oſſian. There dwelt Toſcar the ſon of Conloch, the father of Malvina, who, upon that account, is often called *the maid of Lutha.* Lutha ſignifies *ſwift ſtream.*

dark, thro' gleams of ſteel, are ſeen the ſtriving heroes. —— I ruſhed. —— My fears for Fillan flew, burning acroſs my ſoul.

I came; nor Bathor fled; nor yet advanced: he ſidelong ſtalked along. An icy rock, cold, tall he ſeemed. I called forth all my ſteel. —— Silent a while we ſtrode, on either ſide of a ruſhing ſtream: then, ſudden turning, all at once, we raiſed our pointed ſpears. —— We raiſed our ſpears, but night came down. It is dark and ſilent around; but where the diſtant ſteps of hoſts are ſounding over the heath.

I came to the place where Fillan *) fought. Nor voice, nor ſound is there. A broken helmet lay on earth; a buckler cleft in twain. Where,

---

*) The ſcenery of the place where Fillan fought, and the ſituation of that hero, are picturesque and affecting. The diſtreſs, which ſucceeds, is heightened by Oſſian's being ignorant, for ſome time, that his brother was wounded. This kind of ſuſpence is frequent in Oſſian's poems. The more unexſpected a thing is, the greater impreſſion it makes on the mind, when it comes.

Where, Fillan, where art thou, young chief of echoing Morven? He heard me leaning againſt a rock, which bent its grey head over the ſtream. He heard, but ſullen, dark he ſtood. At length I ſaw the chief.

Why ſtandeſt thou, robed in darkneſs, ſon of woody Selma? Bright is thy path, my brother, in this dark-brown field. Long has been thy ſtriſe in battle. Now the horn of Fingal is heard. Aſcend to the cloud of thy father, to his hill of feaſts. In the evening-miſt he ſits, and hears the voice of Carril's harp. Carry joy to the aged, young breaker of the ſhields.

Can the vanquiſhed carry joy? Oſſian: no ſhield is mine. It lies broken on the field. The eagle-wing of my helmet is torn. It is when foes fly before them, that fathers delight in their ſons. But their ſighs burſt forth, in ſecret, when their young warriors yield. —— No: Fillan will not behold the king. Why ſhould the hero mourn?

Son of blue-eyed Clatho, why doſt thou awake my ſoul? Wert thou not a burning fire before him: and ſhall he not rejoice? —— Such fame belonged not to Oſſian; yet was the king

king ſtill a ſun to me. He looked on my ſteps, with joy: ſhadows never roſe on his face. —— Aſcend, o Fillan, to Mora: his feaſt is ſpread in the folds of miſt.

Oſſian, give me that broken ſhield: theſe feathers that are rolled in the wind. Place them near to Fillan, that leſs of his fame may fall. Oſſian, I begin to fail. —— Lay me in that hollow rock. Raiſe no ſtone above: leſt one ſhould aſk about my fame. I am fallen in the firſt of my fields; fallen without renown. Let thy voice alone ſend joy to my flying ſoul. Why ſhould the feeble know, where dwells the loſt beam of Clatho *)?

Is

---

*) In this, as well as the former publication, I have only admitted into the text compleat poems, or independent epiſodes: the fragments which remain of the compoſitions, of Oſſian, I have choſen to throw, occaſionally, into the notes. I ſhall here give a tranſlation of a part of a poem concerning the death of Fillan. It is a dialogue between Clatho the mother, and Boſmina the ſiſter, of that hero.

CLATHO.

"Daughter of Fingal, ariſe: thou light between thy locks. Lift thy fair head from reſt,

ſoft-

Is thy ſpirit on the eddying winds, blue-eyed king of ſhields? Joy purſue my hero, thro'

ſoft-gliding ſun-beam of Selma! I beheld thy arms, on thy breaſt, white-toſſed amidſt thy wandering locks: when the ruſtling breeze of the morning came from the deſart of ſtreams. Haſt thou ſeen thy fathers, Bos-mina, deſcending in thy dreams? Ariſe, daughter of Clatho; dwells there aught of grief in thy ſoul?

BOS-MINA.

A thin form paſſed before me, fading as it flew; like the darkening wave of a breeze, along a field of graſs. Deſcend, from thy wall, o harp, and call back the ſoul of Bos-mina; it has rolled away, like a ſtream. I hear thy pleaſant ſound. —— I hear thee, o harp, and my voice ſhall riſe.

How often ſhall ye ruſh to war, ye dwellers of my ſoul? Your paths are diſtant, king of men, in Erin of blue ſtreams. Lift thy wing, thou ſouthern breeze, from Clono's darkening heath: ſpread the ſails of Fingal towards the bays of his land.

But who is that, in his ſtrength, darkening in the preſence of war? His arm ſtretches to the foe, like the beam of the ſickly ſun; when his
ſide

thro' his folded clouds. The forms of thy fathers, o Fillan, bend to receive their ſon. I behold the ſpreading of their fire on Mora; the blue rolling of their miſty wreaths. —— Joy meet thee, my brother. —— But we are dark and

---

ſide is cruſted with darkneſs; and he rolls his diſmal courſe thro' the ſky. —— Who is it, but the father of Bos-mina? Shall he return till danger is paſt!

Fillan, thou art a beam by his ſide; beautiful but terrible, is thy light. Thy ſword is before thee, a blue fire of night. When ſhalt thou return to thy roes? to the ſtreams of thy ruſhy fields? When ſhall I behold thee from Mora, while winds ſtrew my long locks on moſs! —— But ſhall a young eagle return from the field, where the heroes fall!

CLATHO.

Soft, as the ſong of Loda, is the voice of Selma's maid. Pleaſant to the ear of Clatho is the name of the breaker of ſhields. —— Behold, the king comes from ocean: the ſhield of Morven is borne by bards. The foe has fled before him, like the departure of miſt. —— I hear not the ſounding wings of my eagle; the ruſhing forth of the ſon of Clatho. —— Thou art dark, o Fingal; ſhall he not return? * * * *

and ſad. I behold the foe round the aged, and the waſting away of his fame. Thou art left alone in the field, grey-haired king of Selma.

I laid him in the hollow rock, at the roar of the nightly ſtream. One red ſtar looked in on the hero: winds lift, at times, his locks. I liſtened: no ſound was heard: for the warrior ſlept. —— As lightning on a cloud, a thought came ruſhing over my ſoul. —— My eyes rolled in fire: my ſtride was in the clang of ſteel.

I will find thee, chief of Atha, in the gathering of thy thouſands. Why ſhould that cloud eſcape, that quenched our early beam? Kindle your meteors, my fathers, to light my daring ſteps. I will conſume in wrath. *) —

Should

---

*) Here the ſentence is deſignedly left unfiniſhed by the poet. The ſenſe is, that he was reſolved, like a deſtroying fire, to conſume Cathmor, who had killed his brother. In the midſt of this reſolution, the ſituation of Fingal ſuggeſts itſelf to him, in a very ſtrong light. He reſolves to return, to aſſiſt the king in proſecuting the war. —— But then his ſhame for not defending his bro-

Should I not return! the king is without a ſon, grey-haired amidſt his foes. His arm is not as in the days of old: his fame grows dim in Erin. Let me not behold him from high, laid low in his latter field. —— But can I return to the king? Will he not aſk about his ſon? Thou

---

brother, recurs to him. —— He is determined again to go and find out Cathmor. —— We may conſider him, as in the act of advancing towards the enemy, when the horn of Fingal ſounded on Mora, and called back his people to his preſence. —— This ſoliloquy is natural. the reſolutions which ſo ſuddenly follow one another, are expreſſive of a mind extremely agitated with ſorrow and conſcious ſhame; yet the behaviour of Oſſian, in his execution of the command of Fingal, is ſo irreprehenſible, that it is not eaſy to determine, where he failed in his duty. The truth is, that, when men fail in deſigns which they ardently wiſh to accompliſh, they naturally blame themſelves, as the chief cauſe of their diſappointment. The compariſon, with which the poet concludes his ſoliloquy, is very fanciful; and well adapted to the ideas of thoſe, who live in a country, where lightning is extremely common.

"Thou oughteſt to defend young Fillan." — I will meet the foe. —— Green Inisfail, thy ſounding tread is pleaſant to my ear: I ruſh on thy ridgy hoſt, to ſhun the eyes of Fingal. —— I hear the voice of the king, on Mora's miſty top! He calls his two ſons: I come, my father, in my grief. —— I come like an eagle, which the flame of night met in the deſart, and ſpoiled of half his wings.

*) Diſtant, round the king, on Mora, the broken ridges of Morven are rolled. They turned their eyes: each darkly bends, on his own aſhen ſpear. —— Silent ſtood the king

in

---

*) This ſcene is ſolemn. The poet always places his chief character amidſt objects which favour the ſublime. The face of the country, the night, the broken remains of a defeated army, and, above all, the attitude and ſilence of Fingal himſelf, are circumſtances calculated to impreſs an awful idea on the mind. Oſſian is moſt ſucceſsful in his night-deſcriptions. Dark images ſuited the melancholy temper of his mind. His poems were all compoſed, after the active part of his life was over; when he was blind, and had ſurvived all the companions of his youth: we therefore find a veil of melancholy thrown over the whole.

in the midſt. Thought on thought rolled over his ſoul. As waves on a ſecret mountain-lake, each with its back of foam. —— He looked; no ſon appeared, with his long-beaming ſpear. The ſighs roſe, crowding, from his ſoul; but he concealed his grief. —— At length I ſtood beneath an oak. No voice of mine was heard. What could I ſay to Fingal in his hour of woe? —— His words roſe, at length, in the midſt: the people ſhrunk backward, as he ſpoke *).

Where

---

*) The abaſhed behaviour of the army of Fingal proceeds rather from ſhame than fear. The king was not of a tyrannical diſpoſition: *He,* as he profeſſes himſelf in the fifth book, *never was a dreadful form, in their preſence, darkened into wrath. His voice was no thunder to their ears: his eye ſent forth no death.* —— The firſt ages of ſociety are not the times of arbitrary power. As the wants of mankind are few, they retain their independence. It is an advanced ſtate of civilization, that moulds the mind to that ſubmiſſion to government, of which ambitious magiſtrates take advantage, and raiſe themſelves into abſolute power.

Where is the ſon of Selma, he who led in war? I behold not his ſteps, among my people,

It is a vulgar error, that the common Highlanders lived, in abject ſlavery, under their chiefs. Their high ideas of, and attachment to, the heads of their families, probably, led the unintelligent into this miſtake. —— When the honour of the tribe was concerned, the commands of the chief were obeyed, without reſtriction: but, if individuals were oppreſſed, they threw themſelves into the arms of a neighbouring clan, aſſumed a new name, and were encouraged and protected. The fear of this deſertion, no doubt, made the chiefs cautious in their government. As their conſequence, in the eyes of others, was in proportion to the number of their people, they took care to avoid every thing that tended to diminiſh it.

It was but very lately that the authority of the laws extended to the Highlands. Before that time the clans were governed, in civil affairs, not by the verbal commands of the chief, but by what they called *Clechda*, or the traditional precedents of their anceſtors. When differences happened between individuals, ſome of the oldeſt men in the tribe were choſen umpires between the ple, returning from the field. Fell the young bounding roe, who was ſo ſtately on my hills? —— He fell; —— for ye are ſilent. The ſhield of war is broken. —— Let his armour be near to Fingal; and the ſword of dark-brown Luno. I am waked on my hills: with morning I deſcend to war.

*) High

---

the parties, to decide according to the *Cleehda*. The chief interpoſed his authority, and, invariably, enforced the deciſion. —— In their wars, which were frequent, on account of family-feuds, the chief was leſs reſerved in the execution of his authority; and even then he ſeldom extended it to the taking the life of any of his tribe. —— No crime was capital, except murder; and that was very unfrequent in the highlands. No corporal puniſhment, of any kind, was inflicted. The memory of an affront of this ſort would remain, for ages, in a family; and they would ſeize every opportunity to be revenged, unleſs it came immediately from the hands of the chief himſelf: in that caſe it was taken, rather as a fatherly correction, than a legal puniſhment for offences.

*) High on Cormul's rock, an oak flamed to the wind. The grey ſkirts of miſt are rolled around; thither ſtrode the king in his wrath.

---

*) This rock of Cormul is often mentioned in the preceding part of the poem. It was on it Fingal and Oſſian ſtood to view the battle. The cuſtom of retiring from the army, on the night prior to their engaging in battle, was univerſal among the kings of the Caledonians. —— Trenmor, the moſt renowned of the anceſtors of Fingal, is mentioned as the firſt who inſtituted this cuſtom. Succeeding bards attributed it to a hero of a latter period. —— —— In an old poem, which begins with *Mac-Arcath nan ceud fról*, this cuſtom of retiring from the army, before an engagement, is numbered, among the wiſe inſtitutions of Fergus, the ſon of Arc or Arcath, the firſt king of Scots. I ſhall here tranſlate the paſſage; in ſome other note I may, probably, give all that remains of the poem. *Fergus of the hundred ſtreams, ſon of Arcath, who fought of old: thou didſt firſt retire at night: when the foe rolled before thee, in echoing fields. Not bending in reſt is the king: he gathers battles in his ſoul. Fly, ſon of the ſtranger, with morn he ſhall ruſh abroad.* When, or by whom, this poem was writ, is uncertain.

It

wrath. Diſtant from the hoſt he always lay, when battle burnt within his ſoul. On two ſpears hung his ſhield on high; the gleaming ſign of death; that ſhield, which he was wont to ſtrike, by night, before he ruſhed to war. — It was then his warriors knew, when the king was to lead in ſtrife; for never was this buckler heard, till Fingal's wrath aroſe. —— Unequal were his ſteps on high, as he ſhone in the beam of the oak; he was dreadful as the form of the ſpirit of night, when he cloaths, on hills, his wild geſtures with miſt, and, iſſuing forth, on the troubled ocean, mounts the car of winds.

Nor ſettled, from the ſtorm, is Erin's ſea of war; they glittered, beneath the moon, and, low-humming, ſtill rolled on the field. —— Alone are the ſteps of Cathmor, before them on the heath; he hung forward, with all his arms, on Morven's flying hoſt. Now had he come to the moſſy cave, where Fillan lay in night. One tree was bent above the ſtream, which

---

It has much of the ſpirit of the ancient compoſition of the Scotiſh bards; and ſeems to be a cloſe imitation of the manner of Oſſian.

which glittered over the rock. —— There ſhone to the moon the broken ſhield of Clatho's ſon; and near it, on graſs, lay hairy-footed Bran *). He had miſſed the chief on Mora, and

---

*) This circumſtance, concerning Bran, the favourite dog of Fingal, is perhaps, one of the moſt affecting paſſages in the poem. I remember to have met with an old poem, compoſed long after the time of Oſſian, wherein a ſtory of this ſort is very happily introduced. In one of the invaſions of the Danes, Ullin-clundu, a conſiderable chief, on the weſtern coaſt of Scotland, was killed in a rencounter with a flying party of the enemy, who had landed, at no great diſtance, from the place of his reſidence. The few followers who attended him, were alſo ſlain. —— The young wife of Ullin-clundu, who had not heard of his fall, fearing the worſt, on account of his long delay, alarmed the reſt of his tribe, who went in ſearch of him along the ſhore. They did not find him; and the beautiful widow became diſconſolate. At length he was diſcovered, by means of his dog, who ſat on a rock beſide the body, for ſome days. —— The poem is not juſt now in my hands; otherwiſe its poetical merit might induce me, to preſent the reader with a translation of it. The ſtanza

and ſearched him along the wind. He thought that the blue-eyed hunter ſlept; he lay upon his ſhield. No blaſt came over the heath, unknown to bounding Bran.

Cathmor ſaw the white-breaſted dog; he ſaw the broken ſhield. Darkneſs is blown back on his ſoul; he remembers the falling away of the people. They come, a ſtream; are rolled away; another race ſucceeds. —— "But ſome mark the fields, as they paſs, with their own mighty-names. The heath, thro' dark-brown years, is theirs; ſome blue ſtream winds to their fame. —— Of theſe be the chief of Atha, when he lays him down on earth. Often may the voice of future times

meet

ſtanza concerning the dog, whoſe name was Du-chos, or *Blackfoot*, is very deſcriptive.

"Dark-ſided Du-chos! feet of wind! cold is thy ſeat on rocks. He (the dog) ſees the roe; his ears are high; and half he bounds away. He looks around: but Ullin ſleeps; he droops again his head. The winds come paſt; dark Du-chos thinks, that Ullin's voice is there. But ſtill he beholds him ſilent, laid amidſt the waving heath. Dark-ſided Du-chos, his voice no more ſhall ſend thee over the heath!"

meet Cathmor in the air: when he ſtrides from wind to wind, or folds himſelf in the wing of a ſtorm."

Green Erin gathered round the king, to hear the voice of his power. Their joyful faces bend, unequal, forward, in the light of the oak. They who were terrible, were removed: Lubar *) winds again in their hoſt. Cathmor was that beam from heaven, which ſhone, when his people were dark. He was honoured ed in the midſt. Their ſouls roſe trembling around. The king alone no gladneſs ſhewed; no ſtranger he to war.

---

*) In order to illuſtrate this paſſage, it is proper to lay before the reader the ſcene of the two preceding battles. Between the hills of Mora and Lona lay the plain of Moi-lena, thro' which ran the river Lubar. The firſt battle, wherein Gaul, the ſon of Morni, commanded on the Caledonian ſide, was fought on the banks of Lubar. As there was little advantage obtained, on either ſide, the armies, after the battle, retained their former poſitions.

In the ſecond battle, wherein Fillan commanded, the Iriſh, after the fall of Foldath, were driven up the hill of Lona: but, upon the coming of Cathmor to their aid, they regained their former ſituation, and drove back the Caledonians, in their turn: ſo that *Lubar winded again in their hoſt.*

Why is the king ſo ſad? ſaid Malthos eagle-eyed. —— Remains there a foe at Lubar? Lives there among them, who can lift the ſpear? Not ſo peaceful was thy father, Borbar-dúthul *), ſovereign of ſpears. His rage was a fire

---

*) Borbar-duthul, the father of Cathmor, was the brother of that Colc-ulla, who is ſaid, in the beginning of the fourth book, to have rebelled againſt Cormac king of Ireland. Borbar-duthul ſeems to have retained all the prejudice of his family againſt the ſucceſſion of the poſterity of Conar, on the Iriſh throne. From this ſhort epiſode we learn ſome facts, which tend to throw light on the hiſtory of the times. It appears, that, when Swaran invaded Ireland, he was only oppoſed by the Cael, who poſſeſſed Ulſter, and the north of that iſland. Calmar, the ſon of Matha, whoſe gallant behaviour and death are related in the third book of Fingal, was the only chief of the race of the Fir-bolg, that joined the Cael, or Iriſh Caledonians, during the invaſion of Swaran. The indecent joy,

a fire that always burned: his joy over fallen foes was great. Three days feaſted the grey-haired hero, when he heard that Calmar fell: Calmar, who aided the race of Ullin, from Lara of the ſtreams. —— Often did he feel, with his hands, the ſteel which, they ſaid, had pierced his foe. He felt it with his hands, for Borbar-dúthul's eyes had failed. —— Yet was the king a ſun to his friends; a gale to lift their branches round. Joy was around him in his halls: he loved the ſons of Bolga. His name remains in Atha, like the awful memory of ghoſts, whoſe preſence was terrible, but they blew the ſtorm away. —— Now let the voices *) of Erin raiſe the ſoul of the king; he that ſhone when war was dark, and laid the migh-

---

which Borbar-duthul expreſſed, upon the death of Calmar, is well ſuited with that ſpirit of revenge, which ſubſiſted, univerſally, in every country where the feudal ſyſtem was eſtabliſhed. —— It would appear, that ſome perſon had carried to Borbar-duthul that weapon, with which, it was pretended, Calmar had been killed.

*) *The voices of Erin*, a poetical expreſſion for the bards of Ireland.

mighty low. —— Fonar, from that grey-browed rock, pour the tale of other times: pour it on wide-ſkirted Erin, as it ſettles round.

To me, ſaid Cathmor, no ſong ſhall riſe: nor Fonar ſit on the rock of Lubar. The mighty there are laid low. Diſturb not their ruſhing ghoſts. Far, Maithos, far remove the ſound of Erin's ſong. I rejoice not over the foe, when he ceaſes to lift the ſpear. With morning we pour our ſtrength abroad. Fingal is wakened on his ecchoing hill.

Like waves, blown back by ſudden winds, Erin retired, at the voice of the king. Deep-rolled into the field of night, they ſpread their humming tribes: Beneath his own tree, at intervalls, each *) bard ſat down with his harp. They

---

*) Not only the kings, but every petty chief, had their bards attending them, in the field, in the days of Oſſian; and theſe bards, in proportion to the power of the chiefs, who retained them, had a number of inferior bards in their train. Upon ſolemn occaſions, all the bards, in the army, would join in one chorus; either when they celebrated their victories, or lamented the death

They raiſed the ſong, and touched the ſtring: each to the chief he loved. —— Before a burning oak Sul-malla touched, at times, the harp.

death of a perſon, worthy and renowned, ſlain in the war. The words were of the compoſition of the arch-bard, retained by the king himſelf, who generally attained to that high office, on account of his ſuperior genius for poetry. As the perſons of the bards were ſacred, and the emoluments of their office conſiderable, the order, in ſucceeding times, became very numerous and indolent. It would appear, that, after the introduction of Chriſtianity, ſome ſerved in the double capacity of bards and clergymen. It was, from this circumſtance, that they had the name of *Chlere*, which is, probably, derived from the latin Clericus. The *Chlere*, be their name derived from what it will, became, at laſt, a public nuiſance; for, taking advantage of their ſacred character, they went about, in great bodies, and lived, at diſcretion, in the houſes of the chiefs; till another party, of the ſame order, drove them away by mere dint of ſatire. Some of the indelicate diſputes of their worthy poetical combatants are handed down, by tradition, and ſhew, how much the bards, at laſt, abuſed the privileges, which the admiration of their counharp. She touched the harp, and heard, between, the breezes in her hair. —— In darkneſs near, lay the king of Atha, beneath an aged tree. The beam of the oak was turned from him; he ſaw the maid, but was not ſeen. His ſoul poured forth, in ſecret, when he beheld her tearful eye. —— But battle is before thee, ſon of Borbar-dúthul.

Amidſt the harp, at intervals, ſhe liſtened whether the warriors ſlept. Her ſoul was up; ſhe longed, in ſecret, to pour her own ſad ſong. —— The field is ſilent. On their wings, the blaſts of night retire. The bards had ceaſed; and meteors came, red-winding with their ghoſts. —— The ſky grew dark: the forms of the dead were blended with the clouds. But

countrymen had conferred on the order. —— It was this indolent behaviour that induced the chiefs to retrench their number, and to take away those privileges which they were no longer worthy to enjoy. Their indolence, and diſpoſition to lampoon, extinguiſhed all the poetical fervour, which diſtinguiſhed their predeceſſors, and makes us the leſs regret the extinction of the order.

But heedleſs bends the daughter of Conmor, over the decaying flame. Thou wert alone in her ſoul, car-borne chief of Atha. She raiſed the voice of the ſong, and touched the harp between.

*) Clun-galo came; ſhe miſſed the maid. —— Where art thou, beam of light? Hunters, from the moſſy rock, ſaw you the blue-eyed fair? —— Are her ſteps on graſſy Lumon, near the bed of roes? —— Ah me! I behold her bow in the hall. Where art thou, beam of light?

**) Ceaſe, love of Conmor, ceaſe; I hear thee not on the ridgy heath. My eye is turned to the king, whoſe path is terrible in war. He, for whom my ſoul is up, in the ſeaſon of my

---

*) Clun-galo, white knee, the wife of Conmor, king of Inis-huna, and the mother of Sul-malla. She is here repreſented, as miſſing her daughter, after ſhe had fled with Cathmor. This ſong is very beautiful in the original. The expreſſive cadences of the meaſure are inimitably ſuited to the ſituation of the mind of Sul-malla.

**) Sul-malla replies to the ſuppoſed queſtions of her mother. Towards the middle of this paragraph ſhe my reſt. —— Deep-boſomed in war he ſtands; he beholds me not from his cloud. —— Why, ſun of Sul-malla, doſt thou not look forth? —— I dwell in darkneſs here; wide over me flies the ſhadowy miſt. Filled with dew are my locks: look thou from thy cloud, o ſun of Sul-malla's ſoul. —— * * * * * * * * * *.

ſhe calls Cathmor *the ſun of her ſoul*, and continues the metaphor throughout. Thoſe, who deliver this ſong down by tradition, ſay that there is a part of the original loſt. —— This book ends, we may ſuppoſe, about the middle of the third night, from the opening of the poem.

TEMORA:

AN

EPIC POEM.

BOOK SEVENTH.

ARGUMENT TO BOOK VII.

This book begins, about the middle of the third night from the opening of the poem. The poet deſcribes a kind of miſt, which roſe, by night, from the lake of Lego, and was the uſual reſidence of the ſouls of the dead, during the interval between their deceaſe and the funeral ſong. The appearance of the ghoſt of Fillan, above the cave where his body lay. His voice comes to Fingal, on the rock of Cormul. The king ſtrikes the ſhield of Trenmor, which was an infallible ſign of his appearing in arms himſelf. The extraordinary effect of the ſound of the ſhield. Sul-malla, ſtarting from ſleep, awakes Cathmor. Their affecting diſcourſe. She inſiſts with him, to ſue for peace; he reſolves to continue the war. He directs her to retire to the neighbouring valley of Lona, which was the reſidence of an old Druid, until the battle of the next day ſhould be over. He awakes his army with the ſound of his ſhield. The ſhield deſcribed. Fonar, the bard, at the deſire of Cathmor, relates the firſt ſettlement of the Firbolg in Ireland, under their leader Larthon. Morning comes. Sul-malla retires to the valley of Lona. A Lyric ſong concludes the book.

TEMORA:

AN
EPIC POEM.

BOOK SEVENTH.

*) From the wood-ſkirted waters of Lego, aſcend, at times, grey-boſomed miſts, when the gates of the weſt are cloſed on the ſun's

---

*) No poet departs leſs from his ſubject than Oſſian. No far-fetched ornaments are introduced; the epiſodes riſe from, and are indeed eſſential to, the ſtory of the poem. Even his lyric ſongs, where he moſt indulges the extravagance of fancy, naturally ſpring from his ſubject. Their propriety and connection with the reſt of the poem, ſhew that the Celtic bard was guided by judgment, amidſt the wildeſt flights of imagination. It is a common ſuppoſition among mankind, that a ge-

ſun's eagle-eye. Wide, over Lara's ſtream, is poured the vapour dark and deep: the moon, like a dim ſhield, is ſwimming thro' its folds. With this, clothe the ſpirits of old their ſudden

a genius for poetry and ſound ſenſe ſeldom center in the ſame perſon. The obſervation is far from being juſt; for true genius and judgment muſt be inſeparable. The wild flights of fancy, without the guidance of judgment, are, as Horace obſerves, like the dreams of a ſick man, irkſome and confuſed. Fools can never write good poems. A warm imagination, it is true, domineers over a common portion of ſenſe; and hence it is that ſo few have ſucceeded in the poetical way. But when an uncommon ſtrength of judgment, and a glowing fancy, are properly tempered together, they, and they only, produce genuine poetry.

The preſent book is not the leaſt intereſting part of Temora. The awful images, with which it opens, are calculated to prepare the mind for the ſolemn ſcenes which are to follow. Oſſian, always, throws an air of conſequence on every circumſtance which relates to Fingal. The very ſound of his ſhield produces extraordinary effects; and theſe are heightened, one above another, in en geſtures on the wind, when they ſtride, rom blaſt to blaſt, along the duſky face of he night. Often, blended with the gale, to ſome

in a beautiful climax. The diſtreſs of Sul-malla, and her conference with Cathmor, are very affecting. The deſcription of his ſhield is a curious piece of antiquity; and is a proof of the early knowledge of navigation among the inhabitants of Britain and Ireland. Oſſian, in ſhort, throughout this book, is often ſublime, and always pathetic.

Lego, ſo often mentioned by Oſſian, was a lake, in Connaught, in which the river Lara emptied itſelf. On the banks of this lake dwelt Branno, the father-in-law of Oſſian, whom the poet often viſited, before and after the death of Evir-allin. This circumſtance, perhaps, occaſioned the partiality, with which he always mentions Lego and Lara, and accounts for his drawing ſo many of his images from them. The ſignification of Leigo, is, *the lake of diſeaſe*, probably ſo called, on account of the moraſſes which ſurrounded it.

As the miſt, which roſe from the lake of Lego, occaſioned diſeaſes and death, the bards feignſome warrior's grave, they roll the miſt, a grey dwelling to his ghoſt, until the ſongs ariſe.

A ſound came from the deſart; the ruſhing courſe of Conar in winds. He poured his deep miſt on Fillan, at blue-winding Lubar. —— Dark and mournful ſat the ghoſt, bending in his grey ridge of ſmoak. The blaſt, at times, rolled him together: but the lovely form

---

feigned, as here, that it was the reſidence of the ghoſts of the deceaſed, during the interval between their death and the pronouncing of the funeral elegy over their tombs; for it was not allowable, without that ceremony was performed, for the ſpirits of the dead, to mix with their anceſtors, *in their aery halls.* It was the buſineſs of the ſpirit of the neareſt relation to the deceaſed, to take the miſt of Lego, and pour it over the grave. We find here Conar, the ſon of Trenmor, the firſt king of Ireland, according to Oſſian, performing this office for Fillan, as it was in the cauſe of the family of Conar, that that hero was killed. The deſcription of the appearance of the ghoſt is pictureſque and ſolemn, impoſing a ſtill attention to the ſpeech that follows it, which, with great propriety, is ſhort and awful.

form returned again. It returned with flow-bending eyes: and dark winding of locks of miſt.

It is *) dark. The ſleeping hoſt were ſtill, in the ſkirts of night. The flame decayed, on the hill of Fingal; the king lay lonely

---

*) It has been obſerved, that Oſſian takes great delight in deſcribing night-ſcenes. This, in ſome meaſure, is to be attributed to his melancholy diſpoſition, which delighted to dwell upon ſolemn objects. Even other poets, of a leſs ſerious turn than Oſſian, have beſt ſucceeded in deſcriptions of this ſort. Solemn ſcenes make the moſt laſting impreſſions on the imagination; gay and light objects only touch the ſurface of the ſoul, and vaniſh. The human mind is naturally ſerious: levity and chearfulneſs may be amiable, but they are too often the characteriſtics of weakneſs of judgment, and a deplorable ſhallowneſs of ſoul. —— The night-deſcriptions of Oſſian were in high repute among ſucceeding bards. One of them delivered a ſentiment, in a diſtich, more favourable to his taſte for poetry, than to his gallantry towards the ladies. I ſhall here give a tranſlation of it.

"More

ly on his ſhield. His eyes were half-cloſed in ſleep; the voice of Fillan came. "Sleeps the husband of Clatho? Dwells the father of the fallen in reſt? Am I forgot in the folds of darkneſs; lonely in the ſeaſon of dreams?"

Why art thou in the midſt of my dreams? ſaid Fingal, as, ſudden, he roſe. Can I forget thee, my ſon, or thy path of fire in the field? Not ſuch, on the ſoul of the king, come the deeds of the mighty in arms. They are not there a beam of lightening, which is ſeen, and is then no more. —— I remember thee, o Fillan, and my wrath begins to riſe.

The

"More pleaſant to me is the night of Cona, dark-ſtreaming from Oſſian's harps; more pleaſant it is to me, than a white-boſomed dweller between my arms; than a fair-handed daughter of heroes, in the hour of reſt."

Tho' tradition is not very ſatisfactory concerning the hiſtory of this poet, it has taken care to inform us, that he was *very old*, when he wrote the diſtich. He lived (in what age is uncertain) in one of the weſtern iſles, and his name was Turloch Ciabhglas, or *Turloch of the grey locks.*

The king took his deathful ſpear, and ſtruck the deeply-ſounding ſhield: his ſhield *) that hung high in night, the diſmal ſign of war.

---

*) Succeeding bards have recorded many fables, concerning this wonderful ſhield. They ſay, that Fingal, in one of his expeditions into Scandinavia, met, in one of the iſlands of Juteland, with Luno, a celebrated magician. This Luno was the Vulcan of the north, and had made compleat ſuits of armour for many of the heroes of Scandinavia. One diſagreeable circumſtance was, that every perſon who wanted to employ Luno to make armour for him, was obliged to overcome him, at his own magic art. — Fingal, unſkilled in ſpells or enchantments, effected with dint of prowefs, what others failed in, with all their ſupernatural art. When Luno demanded a trial of ſkill from Fingal, the king drew his ſword, cut off the ſkirts of the magician's robe, and obliged him, bare as he was, to fly before him. Fingal purſued, but Luno, coming to the ſea, by his magic art, walked upon the waves. Fingal purſued him in his ſhip, and, after a chace of ten days, came up with him, in the iſle of Sky, and obliged him to erect a furnace, and make him this ſhield, and his famous ſword, poetically called, *the ſon of Lu-*

war! —— Ghoſts fled on every ſide, and rolled their gathered forms on the wind. —— Thrice from the winding vale aroſe the voices of death. The harps *) of the bards, untouched, ſound mournful over the hill.

He

Luno. —— Such are the ſtrange fictions, which the modern Scotch and Iriſh bards have formed on the original of Oſſian.

*) It was the opinion of the times, that, on the night preceding the death of a perſon worthy and renowned, the harps of thoſe bards, who were retained by his family, emitted melancholy ſounds. This was attributed, to uſe Oſſian's expreſſion, to *the light touch of ghoſts*; who were ſuppoſed to have a fore-knowledge of events. The ſame opinion prevailed long in the north, and the particular ſound was called, *the warning voice of the dead. The voice of deaths*, mentioned in the preceding ſentence, was of a different kind. Each perſon was ſuppoſed to have an attendant ſpirit, who aſſumed his form and voice, on the night preceding his death, and appeared, to ſome, in the attitude, in which the perſon was to die. The VOICES OF DEATH were the foreboding ſhrieks of thoſe ſpirits.

He ſtruck again the ſhield: battles roſe in the dreams of his hoſt. The wide-tumbling ſtriſe is gleaming over their ſouls. Blue-ſhielded kings deſcend to war. Backward-looking armies fly; and mighty deeds are half-hid, in the bright gleams of ſteel.

But when the third ſound aroſe; deer ſtarted from the clefts of their rocks. The ſcreams of fowl are heard, in the deſart, as each flew, frighted, on his blaſt. —— The ſons of Albin half-roſe, and half-aſſumed their ſpears. — But ſilence rolled back on the hoſt: they knew the ſhield of the king. Sleep returned to their eyes: the field was dark and ſtill.

*) No ſleep was thine in darkneſs, blue-eyed daughter of Conmor! Sul-malla heard

---

*) A bard, ſeveral ages more modern than Oſſian, was ſo ſenſible of the beauty of this paſſage, as to give a cloſe imitation of it, in a poem, concerning the great actions of Keneth Mac-Alpin, king of Scotland, againſt the Picts. As the poem is long, I ſhall only give here the ſtory of it, with a tranſlation of that paragraph, which bears the neareſt reſemblance to the paſ-

the dreadful ſhield, and roſe, amidſt the night. —— Her ſteps are towards the king of Atha. —— Can danger ſhake his daring ſoul! In doubt

---

ſage of Temora juſt now before me. When Keneth was making preparations for that war, which terminated in the ſubverſion of the Pictiſh kingdom: Flathal, his ſiſter, had demanded permiſſion from him, of attending him in the expedition; in order to have a ſhare in revenging the death of her father Alpin, who had been barbarouſly murdered by the Picts. The king, tho' he, perhaps, approved of the gallant diſpoſition of his ſiſter, refuſed, on account of her ſex, to grant her requeſt. The heroine, however, dreſſed herſelf in the habit of a young warrior; and, in that diſguiſe, attended the army, and performed many gallant exploits. On the night preceding the final overthrow of the Picts, Keneth, as was the cuſtom among the kings of Scots, retired to a hill, without the verge of the camp, to meditate on the diſpoſitions, he was to make in the approaching battle. Flathal, who was anxious about the ſafety of her brother, went, privately, to the top of an adjoining rock, and kept watch there, to prevent his being ſurprized by the enemy. —— Keneth fell aſleep, in his arms; and Flathal obſerved a body doubt : ſhe ſtands, with bending eyes. Heaven burns with all its ſtars.

Again

dy of the Picts ſurrounding the hill, whereon the king lay. —— The ſequel of the ſtory may be gathered from the words of the bard.

"Her eyes, like ſtars, roll over the plain. She trembled for Alpin's race. She ſaw the gleaming foe. Her ſteps aroſe: ſhe ſtopt. —— "Why ſhould he know of Flathal? he the king of men! —— But hark! the ſound is high. —— It is but the wind of night, lone-whiſtling in my locks. —— I hear the ecchoing ſhields!" —— Her ſpear fell from her hand. The lofty rock reſounds. —— He roſe, a gathered cloud.

"Who wakes Conad of Albin, in the midſt of his ſecret hill? I heard the ſoft voice of Flathal. Why, maid, doſt thou ſhine in war? The daughters roll their blue eyes, by the ſtreams. No field of blood is theirs.

"Alpin of Albin was mine, the father of Flathal of harps. He is low, mighty Conad, and my ſoul is fire. Could Flathal, by the ſecret ſtream, behold the blood of her foes? I am a young eagle, on Dora, king of Drumalbin of winds." ——

Again the ſhield reſounds! —— She ruſhed. —— She ſtopt. —— Her voice half-roſe. It failed. —— She ſaw him, amidſt his arms, that gleamed to heaven's fire. She ſaw him dim in his locks, that roſe to nightly wind. —— Away, for fear, ſhe turned her ſteps. —— "Why ſhould the king of Erin awake? Thou art not a dream to his reſt, daughter of Inis-huna."

More dreadful rung the ſhield. Sul-malla ſtarts. Her helmet falls. Loud-ecchoed Lubar's rock, as over it rolled the ſteel. —— Burſting from the dreams of night, Cathmor half-roſe, beneath his tree. He ſaw the form of the maid, above him, on the rock. A red ſtar, with twinkling beam, looked down thro' her floating hair.

Who

In the ſequel of the piece, the bard does not imitate Oſſian, and his poem is ſo much the worſe for it. —— Keneth, with his ſiſter's aſſiſtance, forced his way thro' the advanced parties of the enemy, and rejoined his own army. The bard has given a catalogue of the Scotch tribes, as they marched to battle; but, as he did not live near the time of Keneth, his accounts are to be little depended on.

*) Who comes thro' night to Cathmor, in the dark ſeaſon of his dreams? Bring'ſt thou ought of war? Who art thou, ſon of night? —— Stand'ſt thou before me, a form of the times of old? A voice from the fold of a cloud, to warn me of Erin's danger?

Nor traveller of night am I, nor voice from folded cloud: but I warn thee of the danger of Erin. Doſt thou hear that ſound? It is not the feeble, king of Atha, that rolls his ſigns on night.

Let the warrior roll his ſigns; to Cathmor they are the ſound of harps. My joy is great, voice of night, and burns over all my thoughts. This is the muſic of kings, on lonely hills, by night;

---

*) The rapid manner of Oſſian does not often allow him to mark the ſpeeches with the names of the perſons who ſpeak them. To prevent the obſcurity which this might occaſion, I have, ſometimes, uſed the freedom to do it in the tranſlation. In the preſent dialogue between Cathmor and Sul-malla, the ſpeeches are ſo much marked with the characters of the ſpeakers, that no interpolation is neceſſary to diſtinguiſh them from one another.

night; when they light their daring ſouls, the ſons of mighty deeds! The feeble dwell alone, in the valley of the breeze; where miſts lift their morning-ſkirts, from the blue-winding ſtreams.

Not feeble, thou leader of heroes, were they, the fathers of my race. They dwelt in the darkneſs of battle; in their diſtant lands. Yet delights not my ſoul, in the ſigns of death! —— He *), who never yields, comes forth: Awake the bard of peace!

Like a rock with its trickling waters, ſtood Cathmor in his tears. Her voice came, a breeze, on his ſoul, and waked the memory of her land; where ſhe dwelt by her peaceful ſtreams, before he came to the war of Conmor.

Daugther

---

*) Fingal is ſaid to have never been overcome in battle. From this proceeded that title of honour, which is always beſtowed on him in tradition, *Fion-ghal' na buai'*, FINGAL OF VICTORIES. In a poem, juſt now in my hands, which celebrates ſome of the great actions of Arthur the famous Britiſh hero, that appellation is often beſtowed on him. —— The poem, from the phraſeology, appears to be ancient; and is, perhaps, tho' that is not mentioned, a translation from the Welſh language.

Daughter of ſtrangers, he ſaid; (ſhe trembling turned away) long have I marked in her armour, the young pine of Inis-huna. —— But my ſoul, I ſaid, is folded in a ſtorm. Why ſhould that beam ariſe, till my ſteps return in peace? Have I been pale in thy preſence, when thou bidſt me to fear the king? —— The time of danger, o maid, is the ſeaſon of my ſoul; for then it ſwells, a mighty ſtream, and rolls me on the foe.

Beneath the moſs-covered rocks of Lona, near his own winding ſtream; grey in his locks of age, dwells Clonmal *) king of harps. Above him is his ecchoing oak, and the dun bounding of roes. The noiſe **) of our ſtrife reaches his ear, as he bends in the thoughts

---

*) Claon-mal, *crooked eye-brow.* From the retired life of this perſon, it appears, that he was of the order of the Druids; which ſuppoſition is not, at all, invalidated by the appellation of *king of harps*, here beſtowed on him: for all agree, that the Bards were of the number of the Druids originally.

**) By this circumſtance, the poet inſinuates, that the valley of Lona was very near the field of battthoughts of years. There let thy reſt be, Sulmalla, until our battle ceaſe. Until I return, in my arms, from the ſkirts of the evening-miſt, that riſes, on Lona, round the dwelling of my love.

A light fell on the ſoul of the maid; it roſe kindled before the king. She turned her face to Cathmor; her locks are ſtruggling with winds. Sooner *) ſhall the eagle of heaven be

---

battle. In this indirect manner of narration, conſiſts the great difference between poetical and hiſtorical narration.

*) In after ages, the alluſions of the bards, to particular paſſages of the works of Oſſian, were very numerous. I have met with a poem, which was writ three centuries ago, in which the bard recommends, to a lady of his own times, the behaviour of Sul-malla, in this place. The poem has little to recommend it, excepting the paſſage, of which I am to give a tranſlation here. The bards, when they alluded to the works of Oſſian, ſeem to have caught ſome portion of his fire: upon other occaſions, their compoſitions are little more than a group of epithets reduced into meaſure. Only their poems, upon martial ſubject, fall under this cenſure. Their love-

be torn, from the ſtream of his roaring wind, when he ſees the dun prey, before him, the young

---

love-ſonnets, and paſtoral verſes, are far from wanting their beauties: but a great deal of theſe depend upon a certain *curioſa felicitas* of expreſſion in the original; ſo that they would appear greatly to their diſadvantage in another language. What the modern bards are moſt inſupportable in, are their nauſeous panegyrics upon their patrons. We ſee, in them, a petty tyrant, whoſe name was never heard, beyond the contracted limits of his own valley, ſtalking forth in all the trappings of a finiſhed hero. From their frequent alluſions, however, to the entertainments which he gave, and the *ſtrength of his cups*, we may eaſily gueſs, from whence proceeded the praiſe of an indolent and effeminate race of men: for the bards, from the great court paid, originally, to their order, became, at laſt, the moſt flagitious and diſpirited of all mortals. Their compoſitions, therefore, on this ſide of a certain period, are dull and trivial to the higheſt degree. By laviſhing their praiſes upon unworthy objects, their panegyrics became common and little regarded; they were thruſt out of the houſes of the chiefs, and wandered about, from tribe to tribe, in the double capacity of poet young ſons of the bounding roe, than thou, O Cathmor, be turned from the ſtrife of renown. —— Soon may I ſee thee, warrior, from

---

poſt and harper. Galled with this uſage, they betook themſelves to ſatire and lampoon, ſo that the compoſitions of the bards, for more than a century back, are almoſt altogether of the ſarcaſtical kind. In this they ſucceeded well; for as there is no language more copious than the Galic, ſo there is ſcarcely any equally adapted to thoſe quaint turns of expreſſion which belong to ſatire. —— Tho' the chiefs diſregarded the lampoons of the bards, the vulgar, out of mere fear, received them into their habitations, entertained them, as well as their circumſtances would allow, and kept exiſting, for ſome years, an order, which, by their own miſmanagement, had deſervedly fallen into contempt.

To return to the old poem, which gave occaſion to this note. It is an addreſs to the wife of a chief, upon the departure of her huſband to war. The paſſage, which alludes to Sul-malla, is this:

"Why art thou mournful on rocks; or lifting thine eyes on waves? His ſhip has bounded tofrom the ſkirts of the evening-miſt, when it is rolled around me, on Lona of the ſtreams. While yet thou art diſtant far, ſtrike, Cathmor, ſtrike the ſhield, that joy may return to my darkned ſoul, as I lean on the moſſy rock. But if thou ſhould fall: —— I am in the land of ſtrangers; —— O ſend thy voice; from thy cloud, to the maid of Inis-huna.

Young branch of green-headed Lumon, why doſt thou ſhake in the ſtorm? Often has Cathmor returned, from darkly-rolling wars. The darts of death are but hail to me; they have often bounded from my ſhield. I have riſen brightned from battle, like a meteor from a ſtormy cloud. Return not, fair beam, from thy vale, when the roar of battle grows. Then might the foe eſcape, as from my fathers of old.

They

---

towards battle. His joy is in the murmur of fields. Look to the beams of old, to the virgins of Oſſian of harps. Sul-malla keeps not her eagle, from the field of blood. She would not tear her eagle, from the ſounding courſe of renown."

They told to Son-mor *), of Clunar **), ſlain by Cormac the giver of ſhells. Three days darkned Son-mor, over his brother's fall. —— His ſpouſe beheld the ſilent king, and foreſaw his ſteps to war. She prepared the bow, in ſecret, to attend her blue-ſhielded hero. To her dwelt darkneſs, at Atha, when the warrior moved to his fields. —— From their hundred ſtreams, by night, poured down the ſons of Alnecma. They had heard the ſhield of the king, and their rage aroſe. In clanging arms, they moved along, towards Ullin the land of groves. Son-mor ſtruck his ſhield, at times, the leader of the war.

Far

---

*) Són-mor, *tall handſome man.* He was the father of Borbar-dúthul, chief of Atha, and grandfather to Cathmor himſelf. The propriety of this episode is evident. But, tho' it appears here to be only introduced as an example to Sul-malla; the poet probably had another deſign in view, which was further to illustrate the antiquity of the quarrel between the Firbolg and Cael.

**) Cluan-er, *man of the field.* This chief vas killed in battle by Cormac Mac-Conar, king of Ireland, the father of Roscrana, the firſt wife of Fingal. The ſtory is alluded to in other poems.

Far behind followed Sul-allin*), over the ſtreamy hills. She was a light on the mountain, when they croſſed the vale below. Her ſteps were ſtately on the vale, when they roſe on the moſſy hill. —— She feared to approach the king, who left her in Atha of hinds. But when the roar of battle roſe; when hoſt was rolled on hoſt; when Son-mor burnt, like the fire of heaven in clouds: with her ſpreading hair came Sul-allin; for ſhe trembled for her king. —— He ſtopt the ruſhing ſtrife, to ſave the love of heroes. —— The foe fled by night; Clunar ſlept without his blood; the blood which ought to be poured upon the warrior's tomb.

Nor roſe the rage of Son-mor, but his days were dark and ſlow. Sul-allin wandered, by her grey ſtreams, with her tearful eyes. Often did ſhe look, on the hero, when he was folded in his thoughts. But ſhe ſhrunk from his eyes, and turned her lone ſteps away. —— Battles roſe, like a tempeſt, and drove the miſt from his ſoul. He beheld, with joy, her ſteps in the hall, and the white riſing of her hands on the harp.

*) In

---

*) Sull-allin, *beautiful eye*, the wife of Son-mor.

*) In his arms ſtrode the chief of Atha, to where his ſhield hung, high, in night: high on a moſſy bough, over Lubar's ſtreamy roar.

---

*) The poet returns to his ſubject. The deſcription of the ſhield of Cathmor is valuable, on account of the light it throws on the progreſs of arts in thoſe early times. Thoſe who draw their ideas of remote antiquity from their obſervations on the manners of modern ſavage nations, will have no high opinion of the workmanſhip of Cathmor's ſhield. To remove ſome part of their prejudice, I ſhall only obſerve, that the Belgæ of Britain, who were the anceſtors of the Fir-bolg, were a commercial people; and commerce, we might prove, from many ſhining examples of our own times, is the proper inlet of arts and ſciences, and all that exalts the human mind. To avoid multiplying notes, I ſhall give here the ſignification of the names of the ſtars, engraved on the ſhield. Cean-mathon, *head of the bear.* Col-derna, *ſlant and ſharp beam.* Ul-oicho, *ruler of night.* Cathlin, *beam of the wave.* Reul-durash, *ſtar of the twilight.* Berthin, *fire of the hill.* Tonthena, *meteor of the waves.* Theſe etymologies, excepting that of Cean-mathon, are pretty exact. Of it I am not ſo certain; for it is not very

prob.

roar. Seven boſſes roſe on the ſhield; the ſeven voices of the king, which his warriors received, from the wind, and marked over all their tribes.

On each boſs is placed a ſtar of night: Canmathon with beams unſhorn; Col-derna riſing from a cloud; Uloicho robed in miſt; and the ſoft beam of Cathlin glittering on a rock. Fair-gleaming on its own blue wave, Reldurath half-ſinks its weſtern light. The red eye of Berthin looks, through a grove, on the ſlow-moving hunter, as he returns, through ſhowery night, with the ſpoils of the bounding roe. — Wide, in the midſt, aroſe the cloudleſs beams of Ton-théna; Ton-théna which looked, by night, on the courſe of the ſea-toſſed Larthon: Larthon, the firſt of Bolga's race, who travelled on the winds *). —— White-boſomed ſpread

---

probable, that the Firbolg had diſtinguiſhed a conſtellation, ſo very early as the days of Larthon, by the name of the bear.

*) *To travel on the winds*, a poetical expreſſion for ſailing.

ſpread the ſails of the king, towards ſtreamy Inis-fail; dun night was rolled before him, with its ſkirts of miſt. The winds were changeful in heaven, and rolled him from wave to wave. —— Then roſe the fiery-haired Tonthena, and laughed from her parted cloud. Larthon *) rejoiced at the guiding beam, as it faint-gleamed on the tumbling waters.

Beneath

---

*) Larthon is compounded of *Lear*, ſea, and *thon*, wave. This name was given to the chief of the firſt colony of the Firbolg, who ſettled in Ireland, on account of his knowledge in navigation. A part of an old poem is ſtill extant, concerning this hero. The author of it, probably, took the hint from the epiſode in this book, relating to the firſt diſcovery of Ireland by Larthon. It abounds with thoſe romantic fables of giants and magicians, which diſtinguiſh the compoſitions of the leſs ancient bards. The deſcriptions, contained in it, are ingenious and proportionable to the magnitude of the perſons introduced; but, being unnatural, they are inſipid and tedious. Had the bard kept within the bounds of probability, his genius was far from being contemptible. The exordium of his poem is not deſtitute of merit; but it is the on-

Beneath the ſpear of Cathmor, awaked that voice which awakes the bards. They came, dark-winding, from every ſide; each, with the ſound of his harp. Before them rejoiced the king, as the traveller, in the day of the ſun; when he hears, far-rolling around, the mur-

mur

---

only part of it, that I think worthy of being preſented to the reader.

"Who firſt ſent the black ſhip, thro' ocean, like a whale thro' the burſting of foam? —— Look, from thy darkneſs, on Cronath, Oſſian of the harps of old! —— Send thy light on the blue-rolling waters, that I may behold the king. —— I ſee him dark in his own ſhell of oak! ſea-toſſed Larthon, thy ſoul is fire. —— It is careleſs as the wind of thy ſails; as the wave that rolls by thy ſide. But the ſilent green iſle is before thee, with its ſons, who are tall as woody Lumon: Lumon which ſends, from its top, a thouſand ſtreams, white-wandering down its ſides." ——

It may, perhaps, be for the credit of this bard, to tranſlate no more of this poem, for the continuation of his deſcription of the Iriſh giants betrays his want of judgment.

mur of moſſy ſtreams; ſtreams that burſt, in the deſart, from the rock of roes.

Why, ſaid Fonar, hear we the voice of the king, in the ſeaſon of his reſt? Were the dim forms of thy fathers bending in thy dreams? Perhaps they ſtand on that cloud, and wait for Fonar's ſong; often they come to the fields, where their ſons are to lift the ſpear. —— Or ſhall our voice ariſe for him who lifts the ſpear no more; he that conſumed the field, from Moma of the groves?

Not forgot is that cloud in war, bard of other times. High ſhall his tomb riſe, on Moi-lena, the dwelling of renown. But, now, roll back my ſoul to the times of my fathers: to the years when firſt they roſe, on Inis-huna's waves. Nor alone pleaſant to Cathmor is the remembrance of wood-covered Lumon. —— Lumon the land of ſtreams, the dwelling of white-boſomed maids.

*) Lumon of foamy ſtreams, thou riſeſt on Fonar's ſoul! Thy ſun is on thy ſide, on the rocks

---

*) Lumon, as I have remarked in a preceding note, was a hill, in Inis-huna, near the reſidence of Sul-

rocks of thy bending trees. The dun roe is ſeen from thy furze; the deer lifts his branchy head; for he ſees, at times, the hound, on the half-covered heath. Slow, on the vale, are the ſteps of maids; the white-armed daughters of the bow: they lift their blue eyes to the hill, from amidſt their wandering locks. —— Not there is the ſtride of Larthon, chief of Inis-huna. He mounts the wave on his own dark oak, in Cluba's ridgy bay. That oak which he cut from Lumon, to bound along the ſea. The maids turn their eyes away, leſt the king ſhould be lowly-laid; for never had they ſeen a ſhip, dark rider of the wave!

Now he dares to call the winds, and to mix with the miſt of ocean. Blue Inis-fail roſe,

---

Sul-malla. This epiſode has an immediate connection with what is ſaid of Larthon, in the deſcription of Cathmor's ſhield. We have there hinted to us only Larthon's firſt voyage to Ireland; here his ſtory is related, at large, and a curious deſcription of his invention of ſhip-building. This conciſe, but expreſſive, epiſode has been much admired in the original. Its brevity is remarkably ſuited to the hurry of the occaſion.

roſe, in ſmoak: but dark-ſkirted night came down. The ſons of Bolga feared. The fiery-haired Ton-théna roſe. Culbin's bay received the ſhip, in the boſom of its ecchoing woods. There, iſſued a ſtream, from Duthuma's horrid cave; where ſpirits gleamed, at times, with their half-finiſhed forms.

Dreams deſcended on Larthon: he ſaw ſeven ſpirits of his fathers. He heard their half-formed words, and dimly beheld the times to come. He beheld the kings of Atha, the ſons of future days. They led their hoſts, along the field, like ridges of miſt, which winds pour, in autumn, over Atha of the groves.

Larthon raiſed the hall of Samla *), to the ſoft ſound of the harp. He went forth to the roes of Erin, to their wonted ſtreams. Nor did he forget green-headed Lumon; he often bounded over his ſeas, to where white-handed Flathal **) looked from the hill of roes. Lumon of the foamy ſtreams, thou riſeſt on Fonar's ſoul.

The

---

*) Samla, *apparitions*, ſo called from the viſion of Larthon, concerning his poſterity.

**) Flathal, *heavenly, exquiſitely beautiful.* She was the wife of Larthon.

The beam awaked in the eaſt. The miſty heads of the mountains roſe. Valleys ſhew, on every ſide, the grey-winding of their ſtreams. His hoſt heard the ſhield of Cathmor: at once they roſe around; like a crowded ſea, when firſt it feels the wings of the wind. The waves know not whither to roll; they lift their troubled heads.

Sad and ſlow retired Sul-malla to Lona of the ſtreams. She went —— and often turned; her blue eyes rolled in tears. But when ſhe came to the rock, that darkly-covered Lona's vale: ſhe looked, from her burſting ſoul, on the king; and ſunk, at once, behind.

*) Son of Alpin, ſtrike the ſtring. Is there aught of joy in the harp? Pour it then, on the ſoul of Oſſian: it is folded in miſt. — I hear thee, o bard, in my night. But ceaſe the lightly-trembling ſound. The joy of grief

---

*) The original of this lyric ode is one of the moſt beautiful paſſages of the poem. The harmony and variety of its verſification prove, that the knowledge of muſic was conſiderably advanced in the days of Oſſian. See the ſpecimen of the original.

grief belongs to Oſſian, amidſt his dark-brown years.

Green thorn of the hill of ghoſts, that ſhakeſt thy head to nightly winds! I hear no ſound in thee; is there no ſpirit's windy ſkirt now ruſtling in thy leaves? Often are the ſteps of the dead, in the dark-eddying blaſts; when the moon, a dun ſhield, from the eaſt, is rolled along the ſky.

Ullin, Carril and Ryno, voices of the days of old! Let me hear you, in the darkneſs of Selma, and awake the ſoul of ſongs. — I hear you not, ye children of muſic, in what hall of the clouds is your reſt? Do you touch the ſhadowy harp, robed with morning-miſt, where the ſun comes ſounding forth from his green-headed waves?

TEMORA:

AN

EPIC POEM.

BOOK EIGHTH.

The

ARGUMENT to Book VIII.

The fourth morning, from the opening of the poem, comes on. Fingal, ſtill continuing in the place, to which he had retired on the preceding night, is ſeen, at intervals, thro' the miſt, which covered the rock of Cormul. The deſcent of the king is deſcribed. He orders Gaul, Dermid, and Carril the bard, to go to the valley of Cluna, and conduct, from thence, to the Caledonian army, Ferad-artho, the ſon of Cairbre, the only perſon remaining of the family of Conar, the firſt king of Ireland. —— The king takes the command of the army, and prepares for battle. Marching towards the enemy, he comes to the cave of Lubar, where the body of Fillan lay. Upon ſeeing his dog Bran, who lay at the entrance of the cave, his grief returns. —— Cathmor arranges the army of the Fir-bolg in order of battle. The appearance of that hero. The general conflict is deſcribed. The actions of Fingal and Cathmor. A ſtorm. The total rout of the Fir-bolg. The two kings engage, in a column of miſt, on the banks of Lubar. Their atti-

ARGUMENT to Book VIII.

tude and conference after the combat. The death of Cathmor. —— Fingal reſigns *the ſpear of Trenmor* to Oſſian. The ceremonies obſerved on that occaſion. —— The ſpirit of Cathmor appears to Sul-malla, in the valley of Lona. Her ſorrow. —— Evening comes on. A feaſt is prepared. — The coming of Ferad-artho is announced by the ſongs of a hundred bards. — The poem cloſes, with a ſpeech of Fingal.

T E M O R A:

AN
EPIC POEM.

BOOK EIGHTH.

---

*) As when the wintry winds have ſeized the waves of the mountain-lake, have ſeized them, in ſtormy night, and cloathed them over with ice; white, to the hunter's early

---

*) In the courſe of my notes, I have made it more my buſineſs to explain, than to examine, critically, the words of Oſſian. The firſt is my province, as the perſon beſt acquainted with them, the ſecond falls to the ſhare of others. I ſhall, however, obſerve, that all the precepts, which Ariſtotle drew from Homer, ought not to be applied to the compoſition of a Celtic bard; nor ought the title of the latter to the *epopœa* to be dis-

early eye, the billows ſtill ſeem to roll. He turns his ear to the ſound of each unequal ridge.

diſputed, even if he ſhould differ in ſome circumſtances, from a Greek poet. —— Some allowance ſhould be made for the different manners of nations. The genius of the Greeks and Celtæ was extremely diſſimilar. The firſt were lively and loquacious; a manly conciſeneſs of expreſſion diſtinguiſhed the latter. We find, accordingly, that the compoſitions of Homer and Oſſian are marked with the general and oppoſite characters of their reſpective nations; and, conſequently, it is improper to compare the *minutiæ* of their poems together. There are, however, general rules, in the conduct of an epic poem, which, as they are natural, are, likewiſe, univerſal. In theſe the two poets exactly correſpond. This ſimilarity, which could not poſſibly proceed from imitation, is more deciſive, with reſpect to the grand eſſentials of the *epopæa*, than all the precepts of Ariſtotle.

Oſſian is now approaching to the grand cataſtrophe. The preparations he has made, in the preceding book, properly introduce the magnificence of deſcription, with which the preſent book opens, and tend to ſhew that the Celtic bard ge. But each is ſilent, gleaming, ſtrewn with boughs and tufts of graſs, which ſhake and whiſtle to the wind, over their grey ſeats of froſt:

---

bard had more art, in working up his fable, than ſome of thoſe, who cloſely imitated the perfect model of Homer. The tranſition from the pathetic to the ſublime is eaſy and natural. Till the mind is opened, by the firſt, it ſcarcely can have an adequate comprehenſion of the ſecond. The ſoft and affecting ſcenes of the ſeventh book form a ſort of contraſt to, and conſequently heighten, the features of the more grand and terrible images of the eighth.

The ſimile, with which this book opens, is, perhaps, the longeſt, and the moſt minutely deſcriptive, of any in the works of Oſſian. The images of it are only familiar to thoſe who live in a cold and mountainous country. They have often ſeen a lake ſuddenly frozen over, and ſtrewed with withered graſs, and boughs torn, by winds, from the mountains, which form its banks; but, I believe, few of them would be of the mind of the ancient bard, who preferred theſe winter ſcenes to the irriguous vales of May. —— *To me*, ſays he, *bring back my woods, which ſtrew their leaves on blaſts: ſpread the* froſt: —— ſo ſilent ſhone to the morning the ridges of Morven's hoſt, as each warrior looked up from his helmet towards the hill of

---

the lake below, with all its frozen waves. Pleaſant is the breeze on the bearded ice; when the moon is broad in heaven, and the ſpirit of the mountain roars. Roll away the green vales of May; they are thoughts of maids, &c. Such are the words of this winter-poet: but what he afterwards adds, gives us to underſtand, that thoſe frigid ſcenes were not his ſole delight; for he ſpeaks, with great tenderneſs, of the *oak-lighted hall of the chief; and the ſtrength of the ſhells, at night, when the courſe of winds is abroad.*

If the ſimile of a frozen lake aptly illuſtrates the ſtillneſs and ſilent expectation of an army, lying under arms, waiting for the coming of their king: ſo the compariſon of the ſudden riſing of waves, around a ſpirit, is alſo very expreſſive of the tumultuous joy of Fingal's army, upon the appearance of that hero. —— An ancient bard, ſenſible of the beauty of this paſſage, has happily imitated it, in a poem, concerning Kenneth Mac-Alpin, king of Scotland. —— I had occaſion to quote this piece, in a note in the preceding book. Kenneth had retired privatelyof the king; the cloud-covered hill of Fingal, where he ſtrode, in the rolling of miſt. At times is the hero ſeen, greatly dim in all his arms. From thought to thought rolled the war, along his mighty ſoul.

Now is the coming forth of the king. — Firſt appeared the ſword of Luno; the ſpear half-iſſuing from a cloud, the ſhield ſtill dim in miſt. But when the ſtride of the king came abroad, with all his grey, dewy locks in the wind; then roſe the ſhouts of his hoſt over every moving tribe. They gathered, gleaming, round, with all their ecchoing ſhields. So riſe the green ſeas round a ſpirit, that comes down from the ſqually wind. The traveller hears the ſound afar, and lifts his head over the rock. He looks on the troubled bay, and

thinks

---

vately, by night, to a hill in the neighbourhood of his army, and, upon his return, next morning, the bard ſays, *that he was like the form of a ſpirit, returning to his ſecret bay. In the ſkirt of a blaſt he ſtands. The waves lift their roaring heads. Their green backs are quivering round. Rocks echo back their joy.*

thinks he dimly ſees the form. The waves ſport, unwieldy, round, with all their backs of foam.

Far-diſtant ſtood the ſon of Morni, Duthno's race, and Cona's bard. We ſtood far-diſtant; each beneath his tree. We ſhunned the eyes of the king; we had not conquered in the field —— A little ſtream rolled at my feet: I touched its light wave, with my ſpear. I touched it with my ſpear; not there was the ſoul of Oſſian. It darkly roſe, from thought to thought, and ſent abroad the ſigh.

Son of Morni, ſaid the king; Dermid, hunter of roes! why are ye dark, like two rocks, each with its trickling waters? No wrath gathers on the ſoul of Fingal, againſt the chiefs of men. Ye are my ſtrength in battle; the kindling of my joy in peace. My early voice was a pleaſant gale to your ears, when Fillan prepared the bow. The ſon of Fingal is not here, nor yet the chace of the bounding roes. But why ſhould the breakers of ſhields ſtand, darkened, far away?

Tall they ſtrode towards the king; they ſaw him turned to Mora's wind. His tears came ne down, for his blue-eyed ſon, who ſlept in he cave of ſtreams. But he brightened before hem, and ſpoke to the broad-ſhielded kings.

Crommal, with woody rocks, and miſty op, the field of winds, pours forth, to the ſight, blue Lubar's ſtreamy roar. Behind it olls clear-winding Lavath, in the ſtill vale of deer. A cave is dark in a rock; above it ſtrong-winged eagles dwell; broad-headed oaks, before it, ſound in Cluna's wind. Within his locks of youth, is Ferad-artho *), blue-

eyed

---

*) Ferad-artho was the ſon of Cairbar Mac-Cormac, king of Ireland. He was the only one remaining of the race of Conar, the ſon of Trenmor, the firſt Iriſh monarch, according to Oſſian. In order to make this paſſage thoroughly underſtood, it may not be improper to recapitulate ſome part of what has been ſaid in preceding notes. —— Upon the death of Conar the ſon of Trenmor, his ſon Cormac ſucceeded on the Iriſh throne. Cormac reigned long. His children were, Cairbar, who ſucceeded him, and Ros-crana, the firſt wife of Fingal. Cairbar, long before the death of his father Cormac, had taken to wife Bos-gala, the daughter of Colgar, one of the

eyed king, the ſon of broad ſhielded Cairbar, from Ullin of the roes. He liſtens to the voice of

the moſt powerful chiefs in Connaught; and had, by her, Artho, afterwards king of Ireland. Soon after Artho arrived at man's eſtate, his mother Bos-gala died, and Cairbar took to wife Beltanno, the daughter of Conachar of Ullin, who brought him a ſon, whom he called Ferad-artho, i. e. *a man in the place of Arth.* The occaſion of the name was this. Artho, when his brother was born, was abſent, on an expedition in the ſouth of Ireland. A falſe report was brought to his father, that he was killed. —— *Cairbar*, to uſe the words of the poem on the ſubject, *darkened for his fair-haired ſon. He turned to the young beam of light, the ſon of Beltanno of Conachar. Thou ſhalt be Ferad-artho, he ſaid, a fire before thy race.* Cairbar, ſoon after, died, nor did Artho long ſurvive him. Artho was ſucceeded, in the Iriſh throne, by his ſon Cormac, who, in his minority, was murdered by Cairbar, the ſon of Borbar-duthul. —— Ferad-artho, ſays tradition, was very young, when the expedition of Fingal, to ſettle him on the throne of Ireland, happened. During the ſhort reign of young Cormac, Ferad-artho lived at the royal palace of Temora. Upon the murof Condan, as, grey, he bends in feeble light. He liſtens, for his foes dwell in the ecchoing halls of Temora. He comes, at times, abroad, in

---

murder of the king, Condan, the bard, conveyed Ferad-artho, privately, to the cave of Cluna, behind the mountain Crommal, in Ulſter, where they both lived concealed, during the uſurpation of the family of Atha. All theſe particulars, concerning Ferad-artho, may be gathered from the compoſitions of Oſſian: A bard, leſs ancient, has deliverd the whole hiſtory, in a poem juſt now in my poſſeſſion. It has little merit, if we except the ſcene between Ferad-artho, and the meſſengers of Fingal, upon their arrival, in the valley of Cluna. After hearing of the great actions of Fingal, the young prince propoſes the following queſtions concerning him, to Gaul and Dermid. —— "Is the king tall as the rock of my cave? Is his ſpear a fir of Cluna? Is he a rough-winged blaſt, on the mountain, which takes the green oak by the head, and tears it from its hill? —— Glitters Lubar within his ſtrides, when he ſends his ſtately ſteps along? —— Nor is he tall, ſaid Gaul, as that rock: nor glitter ſtreams within his ſtrides, but his ſoul is a mighty flood, like the ſtrength of Ullin's ſeas."

in the ſkirts of miſt, to pierce the bounding roes. When the ſun looks on the field, nor by the rock, nor ſtream, is he! He ſhuns the face of Bolga, who dwell in his father's hall. Tell him, that Fingal lifts the ſpear, and that his foes, perhaps, may fail.

Lift up, O Gaul, the ſhield before him. Stretch, Dermid, Temora's ſpear. Be thy voice in his ear, o Carril, with the deeds of his fathers. Lead him to green Moi-lena, to the duſky field of ghoſts; for there I fall forward, in battle, in the folds of war. Before dun night deſcends, come to high Dunmora's top. Look, from the grey rolling of miſt, on Lena of the ſtreams. If there my ſtandard ſhall float on wind, over Lubar's gleaming courſe, then has not Fingal failed in the laſt of his fields.

Such were his words: nor aught replied the ſilent, ſtriding kings. They looked ſidelong, on Erin's hoſt, and darkened, as they went. —— Never before had they left the king, in the midſt of the ſtormy field. —— Behind them, touching at times his harp, the grey-haired Carril moved. He foreſaw the fall of the people, and mournful was the ſound! —

It

It was like a breeze, that comes, by fits, over Lego's reedy lake; when ſleep half-deſcends on the hunter, within his moſſy cave.

Why bends the bard of Cona, ſaid Fingal, over his ſecret ſtream? —— Is this a time for ſorrow, father of low-laid Oſcar? Be the warriors *) remembered in peace; when ecchoing

---

*) Oſcar and Fillan are here, emphatically, called *the warriors.* Oſſian was not forgetful of them, *when*, to uſe his own expreſſion, *peace returned to the land.* His plaintive poems, concerning the death of theſe young heroes, were very numerous. I had occaſion, in a preceding note, to give a tranſlation of one of them, (a dialogue between Clatho and Bos-mina) in this I ſhall lay before the reader a fragment of another. The greateſt, and, perhaps, the moſt intereſting part of the poem, is loſt. What remains, is a ſoliloquy of Malvina, the daughter of Toſcar, ſo often mentioned in Oſſian's compoſitions. She ſitting alone, in the vale of Moi-lutha, is repreſented as deſcrying, at a diſtance, the ſhip which carried the body of Oſcar to Morven.

"Malvina is like the bow of the ſhower, in the ſecret valley of ſtreams; it is bright, but the drops ecchoing ſhields are heard no more. Bend, then, in grief, over the flood, where blows the

---

drops of heaven roll on its blended light. They ſay, that I am fair within my locks, but, on my brightneſs, is the wandering of tears. Darkneſs flies over my ſoul, as the duſky wave of the breeze, along the graſs of Lutha. —— Yet have not the roes failed me, when I moved between the hills. Pleaſant, beneath my white hand, aroſe the ſound of harps. What then, daughter of Lutha, travels over thy ſoul, like the dreary path of a ghoſt, along the nightly beam? —— Should the young warrior fall, in the roar of his troubled fields! —— Young virgins of Lutha, ariſe, call back the wandering thoughts of Malvina. Awake the voice of the harp, along my ecchoing vale. Then ſhall my ſoul come forth, like a light from the gates of the morn, when clouds are rolled around them, with their broken ſides.

"Dweller of my thoughts, by night, whoſe form aſcends in troubled fields, why doſt thou ſtir up my ſoul, thou far-diſtant ſon of the king? —— Is that the ſhip of my love, its dark courſe thro' the ridges of ocean? How art thou ſo ſudden, Oſcar, from the heath of ſhields?" ——

the mountain-breeze. Let them paſs on thy ſoul, the blue-eyed dwellers of Lena. —— But Erin rolls to war, wide-tumbling, rough, and dark. Lift, Oſſian, lift the ſhield. —— I am alone, my ſon!

As comes the ſudden voice of winds to the becalmed ſhip of Inis-huna, and drives it large, along the deep, dark rider of the wave: ſo the voice of Fingal ſent Oſſian, tall, along the heath. He lifted high his ſhining ſhield, in the duſky wing of war: like the broad, blank moon, in the ſkirt of a cloud, before the ſtorms ariſe.

Loud, from moſs-covered Mora, poured down, at once, the broad-winged war. Fingal led his people forth, king of Morven of ſtreams. —— On high ſpreads the eagle's wing. His grey hair is poured on his ſhoulders broad. In thunder are his mighty ſtrides. He often ſtood, and ſaw behind, the wide-gleaming rolling of armour. —— A rock he ſeemed,

The reſt of this poem, it is ſaid, conſiſted of a dialogue between Ullin and Malvina, wherein the diſtreſs of the latter is carried to the higheſt pitch.

ed, grey over with ice, whoſe woods are high in wind. Bright ſtreams leap from its head, and ſpread their foam on blaſts.

Now he came to Lubar's cave, where Fillan darkly ſlept. Bran ſtill lay on the broken ſhield: the eagle-wing is ſtrewed on winds. Bright, from withered furze, looked forth the hero's ſpear. —— Then grief ſtirred the ſoul of the king, like whirlwinds blackening on a lake. He turned his ſudden ſtep, and leaned on his bending ſpear.

White-breaſted Bran came bounding with joy to the known path of Fingal. He came, and looked towards the cave, where the blue-eyed hunter lay; for he was wont to ſtride, with morning, to the dewy bed of the roe. — It was then the tears of the king came down, and all his ſoul was dark. —— But as the riſing wind rolls away the ſtorm of rain, and leaves the white ſtreams to the ſun, and high hills with their heads of graſs: ſo the returning war brightened the mind of Fingal. He bounded *), on his ſpear, over Lubar, and ſtruck

---

*) The poetical hyperboles of Oſſian were, afterwards, taken in the literal ſenſe, by the ignorant vul-

ſtruck his eechoing ſhield. His ridgy hoſt bend forward, at once, with all their pointed ſteel.

Nor

---

vulgar; and they firmly believed, that Fingal, and his heroes, were of a gigantic ſtature. There are many extravagant fictions founded upon the circumſtance of Fingal leaping at once over the river Lubar. Many of them are handed down in tradition. The Iriſh compoſitions concerning Fingal, invariably ſpeak of him as a giant. Of theſe Hibernian poems there are now many in my hands. From the language, and alluſions to the times in which they were writ, I ſhould fix the date of their compoſition in the fifteenth and ſixteenth centuries. In ſome paſſages, the poetry is far from wanting merit, but the fable is unnatural, and the whole conduct of the pieces injudicious. I ſhall give one inſtance of the extravagant fictions of the Iriſh bards, in a poem which they, moſt unjuſtly, aſcribe to Oſſian. The ſtory of it is this —— Ireland being threatened with an invaſion from ſome part of Scandinavia, Fingal ſent Oſſian, Oſcar and Ca-olt, to watch the bay, in which it was expected, the enemy was to land. Oſcar, unluckily, fell aſleep, before the Scandinavians appeared; and, great as he was, ſays the Iriſh bard, Nor Erin heard, with fear, the ſound: wide they came rolling along. Dark Malthos, in the wing of war, looks forward from ſhaggy brows. Next roſe that beam of light Hidalla; then the ſide-long looking gloom of Maronnan. Blue-ſhielded Clonar lifts the ſpear; Cormar ſhakes his buſhy locks on the wind. —

Slowly

---

bard, he had one bad property, that no leſs could waken him, before his time, than cutting off one of his fingers, or throwing a great ſtone againſt his head; and it was dangerous to come near him on thoſe occaſions, till he had recovered himſelf, and was fully awake. Ca-olt, who was employed by Oſſian to waken his ſon, made choice of throwing the ſtone againſt his head, as the leaſt dangerous expedient. The ſtone, rebounding from the hero's head, ſhook, as it rolled along, the hill for three miles round. Oſcar roſe in rage, fought bravely, and, ſingly, vanquiſhed a wing of the enemy's army. —— Thus the bard goes on, till Fingal put an end to the war, by the total rout of the Scandinavians. Puerile, and even deſpicable, as theſe fictions are, yet Keating and O' Flaherty have no better authority than the poems which contain them, for all that they write concerning Fion Mac-comnal, and the pretended militia of Ireland.

Slowly, from behind a rock, roſe the bright form of Atha. Firſt appeared his two pointed ſpears, then the half of his burniſhed ſhield: like the riſing of a nightly meteor, over the vale of ghoſts. But when he ſhone all abroad: the hoſts plunged, at once, into ſtrife. The gleaming waves of ſteel are poured on either ſide.

As meet two troubled ſeas, with the rolling of all their waves, when they feel the wings of contending winds, in the rock-ſided firth of Lumon; along the ecchoing hills is the dim courſe of ghoſts; from the blaſt fall the torn groves on the deep, amidſt the foamy path of whales: —— So mixed the hoſts. —— Now Fingal; now Cathmor came abroad. —— The dark tumbling of death is before them: the gleam of broken ſteel is rolled on their ſteps, as, loud, the high-bounding kings hewed down the ridge of ſhields.

Maronnan fell, by Fingal, laid large acroſs a ſtream. The waters gathered by his ſide, and leapt grey over his boſſy ſhield. — Clonar is pierced by Cathmor: nor yet lay the chief on earth. An oak ſeized his hair in his fall.

fall. His helmet rolled on the ground. By its thong, hung his broad ſhield; over it wandered his ſtreaming blood. Tla-min *) ſhall weep, in the hall, and ſtrike her heaving breaſt.

Nor

---

*) Tla-min, *mildly-ſoft*. The loves of Clonar and Tla-min were rendered famous in the north, by a fragment of a Lyric poem, ſtill preſerved, which is aſcribed to Oſſian. Be it the compoſition of whom it will, its poetical merit may, perhaps, excuſe me, for inſerting it here. It is a dialogue between Clonar and Tla-min. She begins with a ſoliloquy, which he overhears.

"Clonar, ſon of Conglas of I-mor, young hunter of dun-ſided roes! where art thou laid, amidſt ruſhes, beneath the paſſing wing of the breeze? —— I behold thee, my love, in the plain of thy own dark ſtreams! The clung thorn is rolled by the wind, and ruſtles along his ſhield. Bright in his locks he lies: the thoughts of his dreams fly, darkening, over his face. Thou thinkeſt of the battles of Oſſian, young ſon of the ecchoing iſle!

"Half-hid, in the grove, I ſit down. Fly back, ye miſts of the hill. Why ſhould ye hide her love from the blue eyes of Tla-min of harps?

Clonar.

of ſtreamy Clonra! Why doſt thou lift the ſteel? —— O that we met, in the ſtrife of ſong, in thy own ruſhy vale! —— Malthos beheld him low, and darkened as he ruſhed along. On either ſide of a ſtream, we bend in the eechoing ſtrife. —— Heaven comes rolling down: around burſt the voices of ſqually winds. —— Hills are clothed, at times, in fire. Thunder rolls in wreaths of miſt. — In darkneſs ſhrunk the foe: Morven's warriors ſtood aghaſt. — Still I bent over the ſtream, amidſt my whiſtling locks.

Then roſe the voice of Fingal, and the ſound of the flying foe. I ſaw the king, at times, in lightning, darkly-ſtriding in his might. I ſtruck my eechoing ſhield, and hung forward on the ſteps of Alnecma: the foe is rolled before me, like a wreath of ſmoak.

The ſun looked forth from his cloud. The hundred ſtreams of Moi-lena ſhone. Slow roſe the blue columns of miſt, against the glittering hill. — Where are the mighty kings? *) — Nor

---

*) Fingal and Cathmor. The conduct of the poet, in this paſſage, is remarkable. His numerous de-

Nor by that ſtream, nor wood, are they! — I hear the clang of arms! —— Their ſtrife is in the boſom of miſt. —— Such is the contending of ſpirits in a nightly cloud, when they ſtrive for the wintry wings of winds, and the rolling of the foam-covered waves.

I ruſh-

---

deſcriptions of ſingle combats had already exhauſted the ſubject. Nothing new, nor adequate to our high idea of the kings, could be ſaid. Oſſian, therefore, throws a *column of miſt* over the whole, and leaves the combat to the imagination of the reader. —— Poets have almoſt univerſally failed in their deſcriptions of this ſort. Not all the ſtrength of Homer could ſuſtain, with dignity, the *minutiæ* of a ſingle combat. The throwing of a ſpear, and the braying of a ſhield, as ſome of our own poets moſt elegantly expreſs it, convey no grand ideas. Our imagination ſtretches beyond, and, conſequently, deſpiſes, the deſcription. It were, therefore, well, for ſome poets, in my opinion, (tho' it is, perhaps, ſomewhat ſingular) to have, ſometimes, like Oſſian, thrown *miſt* over their ſingle combats.

I ruſhed along. The grey miſt roſe. —— Tall, gleaming, they ſtood at Lubar. —— Cathmor leaned againſt a rock. His half-fallen ſhield received the ſtream, that leaps from the moſs above. —— Towards him is the ſtride of Fingal; he ſaw the hero's blood. His ſword fell ſlowly to his ſide. —— He ſpoke, midſt his darkening joy.

Yields the race of Borbar-duthul? Or ſtill does he lift the ſpear? Not unheard is thy name, in Selma, in the green dwelling of ſtrangers. It has come, like the breeze of his deſart, to the ear of Fingal. —— Come to my hall of feaſts: the mighty fail, at times. No fire am I to low-laid foes: I rejoice not over the fall of the brave. —— To cloſe *) the wound

---

*) Fingal is very much celebrated, in tradition, for his knowledge in the virtues of herbs. The Iriſh poems, concerning him, often repreſent him, curing the wounds which his chiefs received in battle. They fable concerning him, that he was in poſſeſſion of a cup, containing the eſſence of herbs, which inſtantaneously healed wounds. The knowledge of curing the wounded, was, till

wound is mine: I have known the herbs of the hills. I ſeized their fair heads, on high, as they waved by their ſecret ſtreams. —— Thou art dark and ſilent, king of Atha of ſtrangers.

By Atha of the ſtreams, he ſaid, there riſes a moſſy rock. On its head is the wandering of boughs, within the courſe of winds. Dark, in its face, is a cave with its own loud rill. —— There have I heard the tread of ſtrangers *), when they paſſed to my hall of ſhells.

---

till of late, univerſal among the Highlanders. We hear of no other diſorder, which required the ſkill of phyſic. The wholeſomeneſs of the climate, and an active life, ſpent in hunting, excluded diſeaſes.

*) The hoſpitable diſpoſition of Cathmor was unparalleled. He reflects, with pleaſure, even in his laſt moments, on the relief he had afforded to ſtrangers. The very tread of their feet was pleaſant in his ear. —— His hoſpitality was not paſſed unnoticed by ſucceeding bards; for, with them, it became a proverb, when they deſcribed the hoſpitable diſpoſition of a hero, *that he was like Cathmor of Atha, the friend of ſtrangers.* It will ſeem ſtrange, that, in all the Iriſh

ſhells. Joy roſe, like a flame, on my ſoul: I bleſt the ecchoing rock. Here be my dwelling, in darkneſs, in my graſſy vale. From this I ſhall mount the breeze, that purſues my thiſtle's beard; or look down, on blue-winding Atha, from its wandering miſt.

Why ſpeaks the king of the tomb? —— Oſſian! the warrior has failed! —— Joy meet thy ſoul, like a ſtream, Cathmor, friend of ſtrangers! —— My ſon, I hear the call of years; they take my ſpear as they paſs along. Why does not Fingal, they ſeem to ſay, reſt within his hall? Doſt thou always delight in blood? In the tears of the ſad? —— No: ye darkly-rolling years, Fingal delights not in blood. Tears are wintry ſtreams that waſte away my ſoul. But, when I lie down to reſt, then comes the mighty voice of war. It awakes

traditions, there is no mention made of Cathmor. This muſt be attributed to the revolutions and domeſtic confuſions, which happened in that iſland, and utterly cut off all the real traditions concerning ſo ancient a period. All that we have related of the ſtate of Ireland before the fifth century, is of late invention, and the work of ill-informed ſenachies and injudicious bards.

es me, in my hall, and calls forth all my ſteel. —— It ſhall call it forth no more; Oſſian, take thou thy father's ſpear. Lift it, in battle, when the proud ariſe.

My fathers, Oſſian, trace my ſteps; my deeds are pleaſant to their eyes. Wherever I come forth to battle, on my field, are their columns of miſt. —— But mine arm reſcued the feeble; the haughty found, my rage was fire. Never over the fallen did mine eye rejoice. For this *) my fathers ſhall meet me, at the

---

*) We ſee, from this paſſage, that, even in the times of Oſſian, and, conſequently, before the introduction of chriſtianity, they had ſome idea of rewards and puniſhments after death. —— Thoſe who behaved, in life, with bravery and virtue, were received, with joy, to the airy halls of their fathers: but *the dark in ſoul*, to uſe the expreſſion of the poet, were ſpurned away *from the habitation of heroes, to wander on all the winds.* Another opinion, which prevailed in thoſe times, tended not a little to make individuals emulous to excel one another in martial atchievements. It was thought, that, in the *hall of clouds*, every one had a ſeat, raiſed above others, in proportion as he excelled them, in valour,

the gates of their airy halls, tall, with robes of light, with mildly-kindled eyes. But, to the proud in arms, they are darkened moons in heaven, which ſend the fire of night, red-wandering over their face.

Father of heroes, Trenmor, dweller of eddying winds! I give thy ſpear to Oſſian, let thine eye rejoice. Thee have I ſeen, at times, bright from between thy clouds; ſo appear to my ſon, when he is to lift the ſpear: then ſhall he remember thy mighty deeds, though thou art now but a blaſt.

He gave the ſpear to my hand, and raiſed, at once, a ſtone on high, to ſpeak to future times, with its grey head of moſs. Beneath he placed a ſword *) in earth, and one bright boſs

---

valour, when he lived. —— The ſimile in this paragraph is new, and, if I may uſe the expreſſion of a bard, who alluded to it, *beautifully terrible.*

Mar dhubh-reul, an croma nan ſpeur,
A thaomas teina na h' oicha,
Dearg-ſruthach, air h'aighai' ſein.

*) There are ſome ſtones ſtill to be ſeen in the north, which were erected, as memorials of ſome re-

boſs from his ſhield. Dark in thought, a-while, he bends: his words, at length, came forth.

When thou, o ſtone, ſhalt moulder down, and loſe thee, in the moſs of years, then ſhall the traveller come, and whiſtling paſs away. — Thou know'ſt not, feeble wanderer, that fame once ſhone on Moi-lena. Here Fingal reſigned his ſpear, after the laſt of his fields. — Paſs away, thou empty ſhade; in thy voice there is no renown. Thou dwelleſt by ſome peaceful ſtream; yet a few years, and thou art gone. No one remembers thee, thou dweller of thick miſt! —— But Fingal ſhall be clothed with fame, a beam of light to other times; for he went forth, in echoing ſteel, to ſave the weak in arms.

Brightening in his fame, the king ſtrode to Lubar's ſounding oak, where it bent, from its rock, over the bright tumbling ſtream. Beneath it is a narrow plain, and the ſound of

---

remarkable tranſactions between the ancient chiefs. There are generally found, beneath them, ſome piece of arms, and a bit of half-burnt wood. The cauſe of placing the laſt there, is not mentioned in tradition.

the fount of the rock. —— Here the ſtandard *) of Morven poured its wreaths on the wind, to mark the way of Ferad-artho, from his ſecret vale. —— Bright, from his parted weſt, the ſun of heaven looked abroad. The hero ſaw his people, and heard their ſhouts of joy. In broken ridges round, they glittered to the beam. The king rejoiced, as a hunter in his own green vale, when, after the ſtorm is rolled away, he ſees the gleaming ſides of the rock. The green thorn ſhakes its head in their face; from their top, look forward the roes.

**) Grey, at his moſſy cave, is bent the aged form of Clonmal. The eyes of the bard had

---

*) The erecting of his ſtandard on the bank of Lubar, was the ſignal, which Fingal, in the beginning of the book, promiſed to give to the chiefs, who went to conduct Ferad-artho to the army, ſhould he himſelf prevail in battle. This ſtandard here (and in every other part of Oſſian's poems, where it is mentioned) is called, the *ſun-beam*. The reaſon of this appellation, I gave more than once, in my notes in the preceding volume.

**) The poet changes the ſcene to the valley of Lona, whither Sul-malla had been ſent, by Cathmor, had failed. He leaned forward, on his ſtaff. Bright in her locks, before him, Sul-malla liſtened to the tale; the tale of the kings of Atha, in the days of old. The noiſe of battle had ceaſed in his ear: he ſtopt, and raiſed the ſecret ſigh. The ſpirits of the dead, they ſaid, often lightened over his ſoul. He ſaw the king of Atha low, beneath his bending tree.

Why art thou dark? ſaid the maid. The ſtrife of arms is paſt. Soon *) ſhall he come to thy cave, over thy winding ſtreams. The ſun looks from the rocks of the weſt. The miſts of the lake ariſe. Grey, they ſpread on that hill, the ruſhy dwelling of roes. From the miſt ſhall my king appear! Behold, he comes in his arms. Come to the cave of Clonmal, o my beſt beloved!

---

mor, before the battle. Clonmal, an aged bard, or rather druid, as he ſeems here to be endued with a preſcience of events, had long dwelt there, in a cave. This ſcene is awful and ſolemn, and calculated to throw a melancholy gloom over the mind.

*) Cathmor had promiſed, in the ſeventh book, to come to the cave of Clonmal, after the battle was over.

It was the ſpirit of Cathmor, ſtalking, large, a gleaming form. He ſunk by the hollow ſtream, that roared between the hills. —— "It was but the hunter, ſhe ſaid, who ſearches for the bed of the roe. His ſteps are not forth to war; his ſpouſe exſpects him with night. —— He ſhall, whiſtling, return, with the ſpoils of the dark-brown hinds." —— Her eyes are turned to the hill; again the ſtately form came down. She roſe, in the midſt of joy. He retired in miſt. Gradual vaniſh his limbs of ſmoak, and mix with the mountain-wind. —— Then ſhe knew that he fell! "King of Erin, art thou low!" —— Let Oſſian forget her grief; it waſtes the ſoul of age *).

Even-

---

*) The abrupt manner, in which Oſſian quits the ſtory of Sul-malla, is judicious. His ſubject led him immediately, to relate the reſtoration of the family of Conar to the Iriſh throne; which we may conſider effectually done, by the defeat and death of Cathmor, and the arrival of Ferad-artho in the Caledonian army. To purſue, here, the ſtory of the *maid of Inis-huna*, which was foreign to the ſubject, would be altogether inconſiſtent with the rapid manner of Oſſian, and a breach on

Evening came down on Moi-lena. Grey rolled the ſtreams of the land. Loud came forth the voice of Fingal: the beam of oaks aroſe.

on unity of time and action, one of the fundamental eſſentials of the *epopœa*, the rules of which our Celtic bard gathered from nature, not from the precepts of Critics. —— Neither did the poet totally deſert the beautiful Sul-malla, deprived of her lover, and a ſtranger, as ſhe was, in a foreign land. Tradition relates, that Oſſian, the next day after the deciſive battle between Fingal and Cathmor, went to find out Sul-malla, in the valley of Lona. His addreſs to her, which is ſtill preſerved, I here lay before the reader.

"Awake, thou daughter of Conmor, from the fern-ſkirted cavern of Lona. Awake, thou ſunbeam in deſarts; warriors one day muſt fail. They move forth, like terrible lights; but, often, their cloud is near. —— Go to the valley of ſtreams, to the wandering of herds, on Lumon; there dwells, in his lazy miſt, the man of many days. But he is unknown, Sul-malla, like the thiſtle of the rocks of roes; it ſhakes its grey beard, in the wind, and falls, unſeen of our eyes. —— Not ſuch are the kings of men, their departure is a meteor of fire, which pours

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06879/223

aroſe. The people gathered round with gladneſs; with gladneſs blended with ſhades. They ſide-long looked to the king, and beheld his unfiniſhed joy. —— Pleaſant, from the way of the deſart, the voice of muſic came. It ſeemed, at firſt, the noiſe of a ſtream, far-diſtant on its rocks. Slow it rolled along the hill,

---

pours its red courſe, from the deſart, over the boſom of night.

"He is mixed with the warriors of old, thoſe fires that have hid their heads. At times ſhall they come forth in ſong. Not forgot has the warrior failed. —— He has not ſeen, Sul-malla, the fall of a beam of his own: no fair-haired ſon, in his blood, young troubler of the field. —— I am lonely, young branch of Lumon, I may hear the voice of the feeble, when my ſtrength ſhall have failed in years, for young Oſcar has ceaſed, on his field. —— * * *

The reſt of the poem is loſt; from the ſtory of it, which is ſtill preſerved, we underſtand, that Sul-malla returned to her own country. Sul-malla makes a conſiderable figure in the poem which immediately follows in the IV. volume; her behaviour in that piece accounts for that partial regard, with which the poet ſpeaks of her throughout Temora.

hill, like the ruffled wing of a breeze, when it takes the tufted beard of the rocks, in the ſtill ſeaſon of night. —— It was the voice of Condan, mixed with Carril's trembling harp. They came with blue-eyed Ferad-artho, to Mora of the ſtreams.

Sudden burſts the ſong from our bards, on Lena: the hoſt ſtruck their ſhields midſt the ſound. Gladneſs roſe brightening on the king, like the beam of a cloudy day, when it riſes, on the green hill, before the roar of winds. — He ſtruck the boſſy ſhield of kings; at once they ceaſe around. The people lean forward, from their ſpears, towards the voice of their land *).

Sons

---

*) Before I finiſh my notes, it may not be altogether improper to obviate an objection, which may be made to the credibility of the ſtory of Temora, as related by Oſſian. It may be aſked, whether it is probable, that Fingal could perform ſuch actions as are aſcribed to him in this book, at an age when his grandſon, Oſcar had acquired ſo much reputation in arms. To this it may be anſwered, that Fingal was but very young [book 4th] when he took to wife Ros-crana, who ſoon after became the mother of Oſſian.

Oſſian

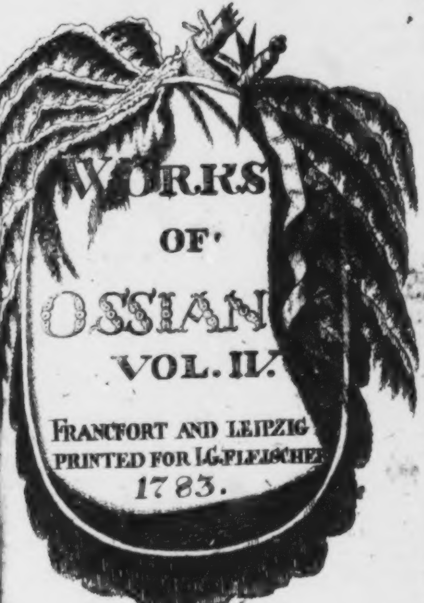
Sons of Morven, ſpread the feaſt; ſend the night away on ſong. Ye have ſhone around me, and the dark ſtorm is paſt. My people are the windy rocks, from which I ſpread my eagle-wings, when I ruſh forth to renown, and ſeize it on its field. —— Oſſian, thou haſt the ſpear of Fingal: it is not the ſtaff of a boy, with which he ſtrews the thiſtle round, young wanderer of the field. —— No: it is the lance of the mighty, with which they ſtretched forth their hands to death. Look to thy fathers, my ſon; they are awful beams. — With morning lead Ferad-artho forth to the ecchoing halls

---

Oſſian was alſo extremely young, when he married Ever-allin, the mother of Oſcar. Tradition relates, that Fingal was but eighteen years old at the birth of his ſon Oſſian; and that Oſſian was much about the ſame age, when Oſcar, his ſon, was born. Oſcar, perhaps, might be about twenty, when he was killed, in the battle of Gabhra: [book 1ſt] ſo the age of Fingal, when the deciſive battle was fought between him and Cathmor, was juſt fifty-ſix years. In thoſe times of activity and health, the natural ſtrength and vigour of a man was little abated, at ſuch an age; ſo that there is nothing improbable in the actions of Fingal, as related in this book.

halls of Temora. Remind him of the kings of Erin; the ſtately forms of old. —— Let not the fallen be forgot; they were mighty in the field. Let Carril pour his ſong, that the kings may rejoice in their miſt. —— To-morrow I ſpread my ſails to Selma's ſhaded walls; where ſtreamy Duthula winds through the ſeats of roes. ——

END of TEMORA.



WORKS
OF
OSSIAN
VOL. IV.

FRANCFORT AND LEIPZIG
PRINTED FOR I.G.FLEISCHER
1783.

LATHMON:

A
POEM.

LATHMON:

A POEM. *).

Selma, thy halls are ſilent. There is no ſound in the woods of Morven. The wave tumbles alone on the coaſt. The ſilent beam of the ſun is on the field. The daughters of Morven come forth, like the bow of the ſhow-

---

*) Lathmon a Britiſh prince, taking advantage of Fingal's abſence in Ireland, made a deſcent on Morven, and advanced within ſight of Selma the royal palace. Fingal arrived in the mean time, and Lathmon retreated to a hill, where his army was ſurpriſed by night, and himſelf taken priſoner by Oſſian and Gaul the ſon of Morni. This exploit of Gaul and Oſſian bears a near reſemblance to the beautiful epiſode of Niſus and Euryalus in Virgil's ninth Æneid. The poem opens, with the firſt appearance of Fingal on the coaſt of Morven, and ends, it may be ſuppoſed, about noon the next day. The firſt pa-

ſhower; they look towards green Ullin for the white ſails of the king. He had promiſed to return, but the winds of the north aroſe.

Who pours from the eaſtern hill, like a ſtream of darkneſs? It is the hoſt of Lathmon. He has heard of the abſence of Fingal. He truſts in the wind of the north. His ſoul brightens with joy. Why doſt thou come, Lathmon? The mighty are not in Selma. Why comeſt thou with thy forward ſpear? Will the daughters of Morven fight? But ſtop, o mighty ſtream, in thy courſe! Does not Lathmon behold theſe ſails? Why doſt thou vaniſh, Lathmon, like the miſt of the lake? But the ſqually ſtorm is behind thee; Fingal purſues thy ſteps!

The king of Morven ſtarted from ſleep, as we rolled on the dark-blue wave. He ſtretched his hand to his ſpear, and his heroes roſe around. We knew, that he had ſeen his fathers; for they often deſcended to his dreams, when the ſword of the foe roſe over the land, and the battle darkened before us.

Whither

ragraph is in a lyric meaſure, and appears to have been ſung, of old, to the harp, as a prelude to the narrative part of the poem, which is in heroic verſe.

Whither haſt thou fled, o wind? ſaid the king of Morven: Doſt thou ruſtle in the chambers of the ſouth, and purſue the ſhower in other lands? Why doſt thou not come to my ſails? to the blue face of my ſeas? The foe is in the land of Morven, and the king is abſent. But let each bind on his mail, and each aſſume his ſhield. Stretch every ſpear over the wave; let every ſword be unſheathed. Lathmon *) is before us with his hoſt: he that fled **) from Fingal on the plains of Lona. But he returns, like a collected ſtream, and his roar is between our hills.

Such were the words of Fingal. We ruſhed into Carmona's bay. Oſſian aſcended the hill; and thrice ſtruck his boſſy ſhield. The rock

---

*) It is ſaid, by tradition, that it was the intelligence of Lathmon's invaſion, that occaſioned Fingal's return from Ireland; though Oſſian, more poetically, aſcribes the cauſe of Fingal's knowledge to his dream.

**) He alludes to a battle, wherein Fingal had defeated Lathmon. The occaſion of this firſt war, between thoſe heroes, is told by Oſſian in another poem, which the tranſlator has ſeen.

rock of Morven replied; and the bounding roes came forth. The foes were troubled in my preſence: and collected their darkened hoſt; for I ſtood, like a cloud on the hill, rejoicing in the arms of my youth.

Morni *) ſat beneath a tree, at the roaring waters of Strumon **): his locks of age are gray: he leans forward on his ſtaff; young Gaul is near the hero, hearing the battles of his youth. Often did he riſe, in the fire of his ſoul, at the mighty deeds of Morni.

The aged heard the ſound of Oſſian's ſhield: he knew the ſign of battle. He ſtarted at once from his place. His gray hair parted on his back. He remembers the actions of other years. My ſon, he ſaid to fair-haired Gaul, I hear the ſound of battle. The king of Morven

---

*) Morni was chief of a numerous tribe, in the days of Fingal and his father Comhal. The laſt-mentioned hero was killed in battle againſt Morni's tribe; but the valour and conduct of Fingal reduced them, at laſt, to obedience. We find the two heroes perfectly reconciled in this poem.

**) Stru'-mone, *ſtream of the hill.* Here the proper name of a rivulet in the neighbourhood of Selma.

ven is returned, the ſign of war is heard. Go to the halls of Strumon, and bring his arms to Morni. Bring the arms which my father wore in his age; for my arm begins to fail. Take thou thy armour, o Gaul; and ruſh to the firſt of thy battles. Let thine arm reach to the renown of thy fathers. Be thy courſe in the field, like the eagle's wing. Why ſhouldſt thou fear death, my ſon! the valiant fall with fame, their ſhields turn the dark ſtream of danger away, and renown dwells on their gray hairs. Doſt thou not ſee, o Gaul, how the ſteps of my age are honoured? Morni moves forth, and the young meet him, with reverence, and turn their eyes, with ſilent joy, on his courſe. But I never fled from danger, my ſon! my ſword lightened through the darkneſs of battle. The ſtranger melted before me; the mighty were blaſted in my preſence.

Gaul brought the arms to Morni: the aged warrior covered himſelf with ſteel. He took the ſpear in his hand, which was often ſtained with the blood of the valiant. He came towards Fingal, his ſon attended his ſteps. The ſon of Comhal rejoiced over the warrior, when he came in the locks of his age.

King of the roaring Strumon! ſaid the riſing joy of Fingal; do I behold thee in arms, after thy ſtrength has failed? Often has Morni ſhone in battles, like the beam of the riſing ſun; when he diſperſes the ſtorms of the hill, and brings peace to the glittering fields. But why didſt thou not reſt in thine age? Thy renown is in the ſong. The people behold thee, and bleſs the departure of mighty Morni. Why didſt thou not reſt in thine age? For the foe will vaniſh before Fingal.

Son of Comhal, replied the chief, the ſtrength of Morni's arm has failed. I attempt to draw the ſword of my youth, but it remains in its place. I throw the ſpear, but it falls ſhort of the mark; and I feel the weight of my ſhield. We decay, like the graſs of the mountain, and our ſtrength returns no more. I have a ſon, o Fingal, his ſoul has delighted in the actions of Morni's youth; but his ſword has not been lifted againſt the foe, neither has his fame begun. I come with him to battle; to direct his arm. His renown will be a ſun to my ſoul, in the dark hour of my departure. O that the name of Morni were forgot among the people! that the heroes would only ſay, "Behold the father of Gaul!"

King of Strumon, Fingal replied, Gaul ſhall lift the ſword in battle. But he ſhall lift it before Fingal; my arm ſhall defend his youth. But reſt thou in the halls of Selma, and hear of our renown. Bid the harp be ſtrung; and the voice of the bard ariſe, that thoſe who fall may rejoice in their fame; and the ſoul of Morni brighten with gladneſs. —— Oſſian! thou haſt fought in battles: the blood of ſtrangers is on thy ſpear; let thy courſe be with Gaul in the ſtrife: but depart not from the ſide of Fingal; leſt the foe find you alone; and your fame fail at once.

I ſaw *) Gaul in his arms, and my ſoul was mixed with his; for the fire of the battle was in his eyes! he looked to the foe with joy. We ſpoke the words of friendſhip in ſecret: and the lightning of our ſwords poured together; for we drew them behind the wood, and tried the ſtrength of our arms on the empty air.

Night

---

*) Oſſian ſpeaks. The contraſt between the old and young heroes is ſtrongly marked. The circumſtance of the latter's drawing their ſwords is well imagined, and agrees with the impatience of young ſoldiers, juſt entered upon action.

Night came down on Morven. Fingal ſat at the beam of the oak. Morni ſat by his ſide, with all his gray waving locks. Their diſcourſe is of other times, and the actions of their fathers. Three bards, at times, touched the harp; and Ullin was near with his ſong. He ſung of the mighty Comhal; but darkneſs gathered * on Morni's brow. He rolled his red eye on Ullin; and the ſong of the bard ceaſed. Fingal obſerved the aged hero, and he mildly ſpoke.

Chief of Strumon; why that darkneſs? Let the days of other years be forgot. Our fathers contended in battle; but we meet together, at the feaſt. Our ſwords are turned on the foes, and they melt before us on the field. Let the days of our fathers be forgot, king of moſſy Strumon.

King

---

*) Ullin had choſen ill the ſubject of his ſong. The *darkneſs which gathered on Morni's brow*, did not proceed from any diſlike he had to Comhal's name, though they were foes; but from his fear, that the ſong would awaken Fingal to remembrance of the feuds, which had ſubſiſted of old between the families. Fingal's ſpeech on this occaſion abounds with generoſity and good ſenſe.

King of Morven, replied the chief, I remember thy father with joy. He was terrible in battle; the rage *) of the chief was deadly. My eyes were full of tears, when the king of heroes fell. The valiant fall, o Fingal, and the feeble remain on the hills. How many heroes have paſſed away, in the days of Morni! And I did not ſhun the battle; neither did I fly from the ſtrife of the valiant.

Now let the friends of Fingal reſt; for the night is around; that they may riſe, with ſtrength, to battle againſt car-borne Lathmon. I hear the ſound of his hoſt, like thunder heard on a diſtant heath. Oſſian! and fair-haired Gaul! ye are ſwift in the race. Obſerve the foes of Fingal from that woody hill. But approach them not, your fathers are not near to ſhield you. Let not your fame fall at once. The valour of youth may fail.

We

---

*) This expreſſion is ambiguous in the original. It either ſignifies that Comhal killed many in battle, or that he was implacable in his reſentment. The tranſlator has endeavoured to preſerve the ſame ambiguity in the verſion; as it was probably deſigned by the poet.

We heard the words of the chief with joy, and moved in the clang of our arms. Our ſteps are on the woody hill. Heaven burns with all its ſtars. The meteors of death fly over the field. The diſtant noiſe of the foe reached our ears. It was then Gaul ſpoke, in his valour; his hand half-unſheathed the ſword.

Son of Fingal, he ſaid, why burns the ſoul of Gaul? My heart beats high. My ſteps are diſordered; and my hand trembles on my ſword. When I look towards the foe, my ſoul lightens before me, and I ſee their ſleeping hoſt. Tremble thus the ſouls of the valiant in battles of the ſpear? ——, How would the ſoul of Morni riſe, if we ſhould ruſh on the foe! Our renown would grow in the ſong; and our ſteps be ſtately in the eyes of the brave.

Son of Morni, I replied, my ſoul delights in battle. I delight to ſhine in battle alone, and to give my name to the bards. But what, if the foe ſhould prevail; ſhall I behold the eyes of the king? They are terrible in his diſpleaſure, and like the flames of death. —— But I will not behold them in his wrath. Oſſian ſhall prevail or fall. But ſhall the fame of the vanquiſhed riſe? —— They paſs away like a ſhadow. But the fame of Oſſian ſhall riſe. His deeds ſhall be like his fathers. Let us ruſh in our arms; ſon of Morni, let us ruſh to battle. Gaul! if thou ſhalt return, go to Selma's lofty wall. Tell to Evirallin, *) that I fell with fame; carry this ſword to Branno's daughter. Let her give it to Oſcar, when the years of his youth ſhall ariſe.

Son of Fingal, Gaul replied with a ſigh; ſhall I return after Oſſian is low? —— What would my father ſay, and Fingal king of men? The feeble would turn their eyes and ſay, "Behold the mighty Gaul, who left his friend "in his blood!" Ye ſhall not behold me, ye feeble, but in the midſt of my renown. Oſſian! I have heard from my father the mighty deeds of heroes; their mighty deeds when alone; for the ſoul increaſes in danger.

Son of Morni, I replied, and ſtrode before him on the heath; our fathers ſhall praiſe our valour, when they mourn our fall. A beam of glad-

---

*) Oſſian had married her a little time before. The ſtory of his courtſhip of this lady is introduced, as an epiſode, in the fourth book of Fingal.

gladneſs ſhall riſe on their ſouls, when their eyes are full of tears. They will ſay, "Our "ſons have not fallen like the graſs of the field, "for they ſpread death around them." —— But why ſhould we think of the narrow houſe? The ſword defends the valiant. But death purſues the flight of the feeble; and their renown is not heard.

We ruſhed forward through night; and came to the roar of a ſtream, which bent its blue courſe round the foe, through trees that ecchoed to its noiſe; we came to the bank of the ſtream, and ſaw the ſleeping hoſt. Their fires were decayed on the plain; and the lonely ſteps of their ſcouts were diſtant far. I ſtretched my ſpear before me, to ſupport my ſteps over the ſtream. But Gaul took my hand, and ſpoke the words of the valiant.

Shall *) the ſon of Fingal ruſh on a ſleeping foe? Shall he come like a blaſt by night, when

---

*) This propoſal of Gaul is much more noble, and more agreeable to true heroiſm, than the behaviour of Ulyſſes and Diomed in the Iliad, or that of Niſus and Euryalus in the Æneid. What his valour and generoſity ſuggeſted, became the founda-

when it overturns the young trees in ſecret? Fingal did not thus receive his fame, nor dwells renown on the gray hairs of Morni, for actions like theſe. Strike, Oſſian, ſtrike the ſhield of battle, and let their thouſands riſe. Let them meet Gaul in his firſt battle, that he may try the ſtrength of his arm.

My ſoul rejoiced over the warrior, and my burſting tears deſcended. And the foe ſhall meet Gaul, I ſaid: the fame of Morni's ſon ſhall ariſe. But ruſh not too far, my hero: let the gleam of thy ſteel be near to Oſſian. Let our hands join in ſlaughter. — Gaul! doſt thou not behold that rock? Its gray ſide dimly gleams to the ſtars. If the foe ſhall prevail, let our back be towards the rock. Then ſhall they fear to approach our ſpears; for death is in our hands.

I ſtruck

---

foundation of his ſucceſs. For the enemy being diſmayed with the ſound of Oſſian's ſhield, which was the common ſignal of battle, thought that Fingal's whole army came to attack them; ſo that they fly in reality from an army, not from two heroes; which reconciles the ſtory to probability.

I ſtruck thrice my ecchoing ſhield. The ſtarting foe aroſe. We ruſhed on in the ſound of our arms. Their crowded ſteps fly over the heath: for they thought that the mighty Fingal came; and the ſtrength of their arms withered away. The ſound of their flight was like that of flame, when it ruſhes through the blaſted groves.

It was then the ſpear of Gaul flew in its ſtrength: it was then his ſword aroſe. Cremor fell: and mighty Leth. Dunthormo ſtruggled in his blood. The ſteel ruſhed through Crotha's ſide, as bent, he roſe, on his ſpear; the black ſtream poured from the wound, and hiſſed on the half-extinguiſhed oak. Cathmin ſaw the ſteps of the hero behind him, and aſcended a blaſted tree; but the ſpear pierced him from behind. Shrieking, panting, he fell; moſs and withered branches purſue his fall, and ſtrew the blue arms of Gaul.

Such were thy deeds, ſon of Morni, in the firſt of thy battles. Nor ſlept the ſword by thy ſide, thou laſt of Fingal's race! Oſſian ruſhed forward in his ſtrength, and the people fell before him; as the graſs by the ſtaff of the boy, when he whiſtles along the field, and the gray beard of the thiſtle falls. But careleſs the youth moves on; his ſteps are towards the deſart.

Gray morning roſe around us, the winding ſtreams are bright along the heath. The foe gathered on a hill; and the rage of Lathmon roſe. He bent the red eye of his wrath: he is ſilent in his riſing grief. He often ſtruck his boſſy ſhield; and his ſteps are unequal on the heath. I ſaw the diſtant darkneſs of the hero, and I ſpoke to Morni's ſon.

Car-borne*) chief of Strumon, doſt thou behold the foe? They gather on the hill in their wrath. Let our ſteps be towards the king**). He ſhall riſe in his ſtrength, and the hoſt of Lathmon vaniſh. Our fame is around us, warrior, the eyes of the aged***) will rejoice. But let us fly, ſon of Morni; Lathmon deſcends the hill.

Then

---

*) Car-borne is a title of honour beſtowed, by Oſſian, indiſcriminately on every hero; as every chief, in his time, kept a chariot or litter by way of ſtate.

**) Fingal.

***) Fingal and Morni.

Then let our ſteps *) be ſlow, replied the fair haired Gaul; leſt the foe ſay, with a ſmile, "Behold the warriors of night, they are, like "ghoſts, terrible in darkneſs, but they melt "away before the beam of the eaſt." Oſſian, take the ſhield of Gormar who fell beneath thy ſpear; that the aged heroes may rejoice, when they ſhall behold the actions of their ſons.

Such were our words on the plain, when Sulmath **) came to car-borne Lathmon: Sulmath chief of Dutha at the dark-rolling ſtream of Duvranna ***). Why doſt thou not ruſh, ſon

---

*) The behaviour of Gaul, throughout this poem, is that of a hero in the moſt exalted ſenſe. The modeſty of Oſſian, concerning his own actions, is not leſs remarkable than his impartiality with regard to Gaul; for it is well known, that Gaul afterwards rebelled againſt Fingal, which might be ſuppoſed to have bred prejudices againſt him in the breaſt of Oſſian. But as Gaul, from an enemy, became Fingal's firmeſt friend and greateſt hero, the poet paſſes over one ſlip in his conduct, on account of his many virtues.

**) Suil-mhath, *a man of good eye-ſight.*

***) Dubh-bhranna, *dark mountain-ſtream.* What river went by this name, in the days of Oſſian, is ſon of Nuäth, with a thouſand of thy heroes? Why doſt thou not deſcend with thy hoſt, before the warriors fly? Their blue arms are beaming to the riſing light, and their ſteps are before us on the heath.

Son of the feeble hand, ſaid Lathmon, ſhall my hoſt deſcend? They *) are but two, ſon

---

is not eaſily aſcertained, at this diſtance of time.
A river in Scotland, which falls into the ſea at
Banff, ſtill retains the name of Duvran. If that
is meant, by Oſſian, in this paſſage, Lathmon
muſt have been a prince of the Pictiſh nation,
or thoſe Caledonians who inhabited of old the
eaſtern coaſt of Scotland.

*) Oſſian ſeldom fails to give his heroes, though
enemies, that generoſity of temper, which, it ap-
pears from his poems, was a conſpicuous part
of his own character. Thoſe who too much
deſpiſe their enemies, do not reflect, that, the mo-
re they take from the valour of their foes, the
leſs merit they have themſelves in conquering
them. The cuſtom of depreciating enemies is
not altogether one of the refinements of modern
heroiſm. This railing diſpoſition is one of the
capital faults in Homer's characters, which, by
the

ſon of Dutha, and ſhall a thouſand lift their ſteel? Nuäth would mourn, in his hall, for the departure of his fame. His eyes would turn from Lathmon when the tread of his feet approached. —— Go thou to the heroes, chief of Dutha; for I behold the ſtately ſteps of Oſſian. His fame is worthy of my ſteel; let him fight with Lathmon.

The noble Sulmath came. I rejoiced in the words of the king. I raiſed the ſhield on my arm; and Gaul placed in my hand the ſword of Morni. We returned to the murmuring ſtream; Lathmon came in his ſtrength. His dark hoſt rolled, like the clouds, behind him; but the ſon of Nuäth was bright in his ſteel.

Son of Fingal, ſaid the hero, thy fame has grown on our fall. How many lie there of my people by thy hand, thou king of men! Lift now thy ſpear againſt Lathmon; and lay the ſon of Nuäth low. Lay him low among his

---

the bye, cannot be imputed to the poet, who kept to the manners of the times, of which he wrote. Milton has followed Homer in this reſpect; but railing is leſs ſhocking in infernal ſpirits, who are the objects of horror, than in heroes, who are ſet up as patterns of imitation.

his people, or thou thyſelf muſt fall. It ſhall never be told in my halls, that my warriors fell in my preſence; that they fell in the preſence of Lathmon, when his ſword reſted by his ſide: the blue eyes of Cutha *) would roll in tears, and her ſteps be lonely in the vales of Dunlathmon.

Neither ſhall it be told, I replied, that the ſon of Fingal fled. Were his ſteps covered with darkneſs, yet would not Oſſian fly; his ſoul would meet him and ſay, "Does the bard of Selma fear the foe?" No, he does not fear the foe. His joy is in the midſt of battle.

Lathmon came on with his ſpear, and pierced the ſhield of Oſſian. I felt the cold ſteel at my ſide; and drew the ſword of Morni: I cut the ſpear in twain; the bright point fell glittering on the ground. The ſon of Nuäth burnt in his wrath, and lifted high his ſounding ſhield. His dark eyes rolled above it, as bending forward, it ſhone like a gate of braſs. But Oſſian's ſpear pierced the brightneſs

---

*) Cutha appears to have been Lathmon's wife or miſtreſs.

neſs of its boſſes, and ſunk in a tree that roſe behind. The ſhield hung on the quivering lance: but Lathmon ſtill advanced. Gaul foreſaw the fall of the chief, and ſtretched his buckler before my ſword; when it deſcended, in a ſtream of light, over the king of Dunlathmon.

Lathmon beheld the ſon of Morni, and the tear ſtarted from his eye. He threw the ſword of his fathers on the ground, and ſpoke the words of the valiant. Why ſhould Lathmon fight againſt the firſt of mortal men? Your ſouls are beams from heaven; your ſwords the flames of death. Who can equal the renown of the heroes, whoſe actions are ſo great in youth! O that ye were in the halls of Nuäth, in the green dwelling of Lathmon! then would my father ſay, that his ſon did not yield to the feeble. — But who comes, a mighty ſtream, along the eechoing heath? the little hills are troubled before him, and a thouſand ſpirits are on the beams of his ſteel; the ſpirits *) of thoſe who are to fall by the arm of the king of reſounding Morven. —— Happy art thou, o Fingal, thy

---

*) It was thought, in Oſſian's time, that each perſon had his attending ſpirit. The traditions concerning this opinion are dark and unſatisfactory.

thy ſons ſhall fight thy battles ; they go forth before thee; and they return with the ſteps of renown.

Fingal came, in his mildneſs, rejoicing in ſecret over the actions of his ſon. Morni's face brightened with gladneſs, and his aged eyes looked faintly through the tears of joy. We came to the halls of Selma, and ſat round the feaſt of ſhells. The maids of the ſong came into our preſence, and the mildly bluſhing Evirallin. Her dark hair ſpread on her neck of ſnow, her eye rolled in ſecret on Oſſian; ſhe touched the harp of muſic, and we bleſſed the daughter of Branno.

Fingal roſe in his place, and ſpoke to Dunlathmon's battling king. The ſword of Trenmor trembled by his ſide, as he lifted up his mighty arm. Son of Nuäth, he ſaid, why doſt thou ſearch for fame in Morven? We are not of the race of the feeble; nor do our ſwords gleam over the weak. When did we come to Dunlathmon, with the ſound of war? Fingal does not delight in battle, though his arm is ſtrong. My renown grows on the fall of the haughty. The lightning of my ſteel pours on the proud in arms. The battle comes; and the tombs of the valiant riſe; the tombs of my people riſe! O my fathers! and I at laſt muſt remain alone. But I will remain renowned, and the departure of my ſoul ſhall be one ſtream of light. Lathmon! retire to thy place. Turn thy battles to other lands. The race of Morven are renowned, and their foes are the ſons of the unhappy.

OITHONA:

A
POEM.

OITHONA:

A POEM.*)

Darkneſs dwells around Dunlathmon, though the moon ſhews half her face on the hill. The daughter of night turns her eyes away; for

---

*) Gaul, the ſon of Morni, attended Lathmon into his own country, after his being defeated in Morven, as related in the preceding poem. He was kindly entertained by Nuäth, the father of Lathmon, and fell in love with his daughter Oithóna. —— The lady was no leſs enamoured of Gaul, and a day was fixed for their marriage. In the mean time Fingal, preparing for an expedition into the country of the Britons, ſent for Gaul. He obeyed, and went; but not without promiſing to Oithóna, to return, if he ſurvived the war, by a certain day. —— Lathmon too was obliged to attend his father Nuäth in his wars, and Oithóna was left alone at Dunlathmon, the ſeat of the family. —— Dunrommath,

for ſhe beholds the grief that is coming. —— The ſon of Morni is on the plain; but there is

math, lord of Uthal, ſuppoſed to be one of the Orkneys, taking advantage of the abſence of her friends, came and carried off, by force, Oithona, who had formerly rejected his love, into Tromathon, a deſart iſland, where he concealed her in a cave.

Gaul returned on the day appointed; heard of the rape, and ſailed to Tromathon, to revenge himſelf on Dunrommath. When he landed, he found Oithona diſconſolate, and reſolved not to ſurvive the loſs of her honour. —— She told him the ſtory of her misfortunes, and ſhe ſcarce ended, when Dunrommath, with his followers, appeared at the further end of the iſland. Gaul prepared to attack him, recommending to Oithona to retire, till the battle was over. — She ſeemingly obeyed; but ſhe ſecretly armed herſelf, ruſhed into the thickeſt of the battle, and was mortally wounded. —— Gaul purſuing the flying enemy, found her juſt exſpiring on the field: he mourned over her, raiſed her tomb, and returned to Morven. —— Thus is the ſtory handed down by tradition; nor is it given with any material difference in the poem, which opens is no ſound in the hall. No long-ſtreaming *) beam of light comes trembling through the gloom. The voice of Oithóna **) is not heard amidſt the noiſe of the ſtreams of Duvranna. ——

Whither art thou gone in thy beauty, dark-haired daughter of Nuäth? Lathmon is in the field of the valiant. But thou didſt promiſe to remain in the hall; thou didſt promiſe to remain in the hall, till the ſon of Morni returned. Till he returned from Strumon, to the maid of his love. The tear was on thy cheek at his departure: the ſigh roſe in ſecret in thy breaſt. But thou doſt not come to meet him, with ſongs, with the lightly-trembling ſound of the harp. —

Such were the words of Gaul, when he came to Dunlathmon's towers. The gates were open

---

opens with Gaul's return to Dunlathmon, after the rape of Oithóna.

*) Some gentle taper
—— viſit us
With thy long levelled rule of ſtreaming light
MILTON.

**) Oi-thóna, *the virgin of the wave.*

open and dark. The winds were bluſtering in the hall. The trees ſtrowed the threſhold with leaves; and the murmur of night was abroad. — Sad and ſilent, at a rock, the ſon of Morni ſat: his ſoul trembled for the maid; but he knew not whither to turn his courſe. The ſon *) of Leth ſtood at a diſtance, and heard the winds in his buſhy hair. But he did not raiſe his voice, for he ſaw the ſorrow of Gaul.

Sleep deſcended on the heroes. The viſions of night aroſe. Oithóna ſtood in a dream, before the eyes of Morni's ſon. Her dark hair was looſe and disordered: her lovely eye rolled in tears. Blood ſtained her ſnowy arm. The robe half hid the wound of her breaſt. She ſtood over the chief, and her voice was heard.

Sleeps the ſon of Morni, he that was lovely in the eyes of Oithóna? Sleeps Gaul at the diſtant rock, and the daughter of Nuäth low? The ſea rolls round the dark iſle of Tromáthon; I ſit in my tears in the cave. Nor do

---

*) Morlo, the ſon of Leth, is one of Fingal's moſt famous heroes. He and three other men attended Gaul on his expedition to Tromathon.

do I ſit alone, o Gaul, the dark chief of Cuthal is there. He is there in the rage of his love. —— And what can Oithóna do?

A rougher blaſt ruſhed through the oak. The dream of night departed. Gaul took his aſpen ſpear; he ſtood in the rage of wrath. Often did his eyes turn to the eaſt, and accuſe the lagging light. —— At length the morning came forth. The hero lifted up the ſail. The winds came ruſtling from the hill; and he bounded on the waves of the deep. —— On the third day aroſe Tromáthon *), like a blue ſhield in the midſt of the ſea. The white wave roared againſt its rocks; ſad Oithóna ſat on the coaſt.

---

*) ἐφάνη ὄρεα σκιόεντα
Γαίης Φαιήκων, ——
—— ὡς ὅτε ῥινὸν ἐν ἠεροειδέϊ πόντῳ.
Hom. Od. v. 280.

Then ſwell'd to ſight Phæacia's duſky coaſt,
And woody mountains half in vapours loſt;
That lay before him indiſtinct and vaſt,
Like a broad ſhield amid the watry waſte.

Tròm-thon, *heavy or deep-ſounding wave.*

coaſt. She looked on the rolling waters, and her tears deſcended. —— But when ſhe ſaw Gaul in his arms, ſhe ſtarted and turned her eyes away. Her lovely cheek is bent and red; her white arm trembles by her ſide. — Thrice ſhe ſtrove to fly from his preſence; but her ſteps failed her as ſhe went.

Daughter of Nuäth, ſaid the hero, why doſt thou fly from Gaul? Do my eyes ſend forth the flame of death? Or darkens hatred in my ſoul? Thou art to me the beam of the eaſt riſing in a land unknown. But thou covereſt thy face with ſadneſs, daughter of high Dunlathmon! Is the foe of Oithona near? My ſoul burns to meet him in battle. The ſword trembles on the ſide of Gaul, and longs to glitter in his hand. —— Speak, daughter of Nuäth, doſt thou not behold my tears?

Car-borne chief of Strumon, replied the ſighing maid, why comeſt thou over the dark-blue wave to Nuäth's mournful daughter? Why did I not paſs away in ſecret, like the flower of the rock, that lifts its fair head unſeen, and ſtrows its withered leaves on the blaſt? Why didſt thou come, o Gaul, to hear my departing ſigh? I paſs away in my youth; and my name ſhall not be heard. Or it will be heard with ſorrow, and the tears of Nuäth will fall. Thou wilt be ſad, ſon of Morni, for the fallen fame of Oithóna. But ſhe ſhall ſleep in the narrow tomb, far from the voice of the mourner. —— Why didſt thou come, chief of Strumon, to the ſea-beat rocks of Tromáthon?

I came to meet thy foes, daughter of car-borne Nuäth! the death of Cuthal's chief darkens before me; or Morni's ſon ſhall fall. —— Oithóna! when Gaul is low, raiſe my tomb on that oozy rock; and when the dark-bounding ſhip ſhall paſs, call the ſons of the ſea; call them, and give this ſword, that they may carry it to Morni's hall; that the grey-haired hero may ceaſe to look towards the deſart for the return of his ſon.

And ſhall the daughter of Nuäth live? ſhe replied with a burſting ſigh. Shall I live in Tromáthon, and the ſon of Morni low? My heart is not of that rock; nor my ſoul careleſs as that ſea, which lifts its blue waves to every wind, and rolls beneath the ſtorm. The blaſt which ſhall lay thee low, ſhall ſpread the branches of Oithóna on earth. We ſhall wither together, ſon of car-borne Morni! —— The narrow houſe is pleaſant to me, and the gray ſtone of the dead: for never more will I leave thy rocks, ſea-ſurrounded Tromáthon! —— Night *) came on with her clouds, after the departure of Lathmon, when he went to the wars of his fathers, to the moſs-covered rock of Duthórmoth; night came on, and I ſat in the hall, at the beam of the oak. The wind was abroad in the trees. I heard the ſound of arms. Joy roſe in my face; for I thought of thy return. It was the chief of Cuthal, the red-haired ſtrength of Dunrommath. His eyes rolled in fire: the blood of my people was on his ſword. They who defended Oithóna, fell by the gloomy chief. — What could I do? My arm was weak; it could not lift the ſpear. He took me in my grief, amidſt my tears he raiſed the ſail. He feared the returning ſtrength of Lathmon, the brother of unhappy Oithóna. — But behold, he comes with his people! the dark wave is divided before him! —— Whither wilt thou turn thy ſteps, ſon of Morni? Many are the warriors of Dunrommath!

My ſteps never turned from battle, replied the hero, as he unſheathed his ſword; and ſhall I begin

---

*) Oithóna relates, how ſhe was carried away by Dunrommath.

I begin to fear, Oithóna, when thy foes are near? Go to thy cave, daughter of Nuäth, till our battle ceaſe. Son of Leth, bring the bows of our fathers; and the ſounding quiver of Morni. Let our three warriors bend the yew. Ourſelves will lift the ſpear. They are an hoſt on the rock; but our ſouls are ſtrong.

The daughter of Nuäth went to the cave: a troubled joy roſe on her mind, like the red path of the lightning on a ſtormy cloud —— Her ſoul was reſolved, and the tear was dried from her wildly-looking eye. — Dunrommath ſlowly approached; for he ſaw the ſon of Morni. Contempt contracted his face, a ſmile is on his dark-brown cheek; his red eye rolled, half-conceal'd, beneath his ſhaggy brows.

Whence are the ſons of the ſea? begun the gloomy chief. Have the winds driven you to the rocks of Tromáthon? Or come you in ſearch of the white-handed daughter of Nuäth? The ſons of the unhappy, ye feeble men, come to the hand of Dunrommath. His eyes ſpare not the weak; and he delights in the blood of ſtrangers. Oithóna is a beam of light, and the chief of Cuthal enjoys it in ſecret; wouldſt thou come on its lovelineſs like a cloud, ſon of the feeble hand?

hand? —— Thou mayſt come, but ſhalt thou return to the halls of thy fathers?

Doſt thou not know me, ſaid Gaul, red-haired chief of Cuthal? Thy feet were ſwift on the heath, in the battle of car-borne Lathmon; when the ſword of Morni's ſon purſued his hoſt, in Morven's woody land. Dunrommath! thy words are mighty, for thy warriors gather behind thee. But do I fear them, ſon of pride? I am not of the race of the feeble.

Gaul advanced in his arms; Dunrommath ſhrunk behind his people. But the ſpear of Gaul pierced the gloomy chief, and his ſword lopped off his head, as it bended in death. — The ſon of Morni ſhook it thrice by the lock; the warriors of Dunrommath fled. The arrows of Morven purſued them: ten fell on the moſſy rocks. The reſt lift the ſounding ſail, and bound on the ecchoing deep.

Gaul advanced towards the cave of Oithóna. He beheld a youth leaning againſt a rock. An arrow had pierced his ſide; and his eye rolled faintly beneath his helmet. —— The ſoul of Morni's ſon is ſad, he came and ſpoke the words of peace.

Can the hand of Gaul heal thee, youth of the mournful brow? I have ſearched for the herbs of the mountains; I have gathered them on the ſecret banks of their ſtreams. My hand has cloſed the wound of the valiant, and their eyes have bleſſed the ſon of Morni. Where dwelt thy fathers, warrior? Were they of the ſons of the mighty? Sadneſs ſhall come, like night, on thy native ſtreams; for thou art fallen in thy youth. ——

My fathers, replied the ſtranger, were of the ſons of the mighty; but they ſhall not be ſad; for my fame is departed like morning-miſt. High walls riſe on the banks of Duvranna; and ſee their moſſy towers in the ſtream; a rock aſcends behind them with its bending firs. Thou mayſt behold it far diſtant. There my brother dwells. He is renowned in battle: give him this glittering helmet.

The helmet fell from the hand of Gaul; for it was the wounded Oithóna. She had armed herſelf in the cave, and came in ſearch of death. Her heavy eyes are half-cloſed; the blood pours from her ſide. ——

Son of Morni, ſhe ſaid, prepare the narrow tomb. Sleep comes, like a cloud, on my ſoul.

ſoul. The eyes of Oithóna are dim. O had I dwelt at Duvranna, in the bright beam of my fame! then had my years come on with joy; and the virgins would bleſs my ſteps. But I fall in youth, ſon of Morni, and my father ſhall bluſh in his hall. ——

She fell pale on the rock of Tromáthon. The mournful hero raiſed her tomb. —— He came to Morven; but we ſaw the darkneſs of his ſoul. Oſſian took the harp in the praiſe of Oithóna. The brightneſs of the face of Gaul returned. But his ſigh roſe, at times, in the midſt of his friends, like blaſts that ſhake their unfrequent wings, after the ſtormy winds are laid.

CROMA:

A

POEM.

CROMA:

A POEM.*)

It was the voice of my love! few are his viſits to the dreams of Malvina! Open your airy halls, ye fathers of mighty Toſcar. Unfold the gates of your clouds; the ſteps of Mal-

---

*) Malvina the daughter of Toſcar is overheard by Oſſian, lamenting the death of Oſcar her lover. Oſſian, to divert her grief, relates his own actions in an expedition, which he undertook, at Fingal's command, to aid Crothar the petty king of Croma, a country in Ireland, againſt Rothmar who invaded his dominions. The ſtory is delivered down thus, in tradition. Crothar king of Croma being blind with age, and his ſon too young for the field, Rothmar the chief of Tromlo reſolved to avail himſelf, of the opportunity offered of annexing the dominions of Crothar to his own. He accordingly marched into the country ſubject to Crothar, but which he held

Malvina's departure are near. I have heard a voice in my dream. I feel the fluttering of my ſoul. Why didſt thou come, o blaſt, from the dark-rolling of the lake? Thy ruſtling wing was in the trees, the dream of Malvina departed. But ſhe beheld her love, when his robe of miſt flew on the wind; the beam of the ſun was on his ſkirts, they glittered like the gold of the ſtranger. It was the voice of my love! few are his viſits to my dreams!

But thou dwelleſt in the ſoul of Malvina, ſon of mighty Oſſian. My ſighs ariſe with the beam of the eaſt; my tears deſcend with the drops of night. I was a lovely tree, in thy preſen-

---

held of Arth or Artho, who was, at the time, ſupreme king of Ireland.

Crothar being, on account of his age and blindneſs, unfit for action, ſent for aid to Fingal king of Scotland; who ordered his ſon Oſſian to the relief of Crothar. But before his arrival Fovar-gormo, the ſon of Crothar, attacking Rothmar, was ſlain himſelf, and his forces totally defeated. Oſſian renewed the war; came to battle, killed Rothmar, and routed his army. Croma being thus delivered of its enemies, Oſſian returned to Scotland.

preſence, Oſcar, with all my branches round me: but thy death came like a blaſt from the deſart, and laid my green head low; the ſpring returned with its ſhowers, but no leaf of mine aroſe. The virgins ſaw me ſilent in the hall, and they touched the harp of joy. The tear was on the cheek of Malvina: the virgins beheld me in my grief. Why art thou ſad, they ſaid; thou firſt of the maids of Lutha? Was he lovely as the beam of the morning, and ſtately in thy ſight?

Pleaſant is thy ſong in Oſſian's ear, daughter of ſtreamy Lutha! Thou haſt heard the muſic of departed bards in the dream of thy reſt, when ſleep fell on thine eyes, at the murmur of Moruth *). When thou didſt return from the chace, in the day of the ſun, thou haſt heard the muſic of the bards, and thy ſong is lovely. It is lovely, o Malvina, but it melts the ſoul. There is a joy in grief, when peace dwells in the breaſt of the ſad. But ſorrow waſtes the mournful, o daughter of Toſcar, and their days are few. They fall away, like the flower, on which the ſun looks in his ſtrength, after the mildew has paſſed over it, and its head is heavy with the drops of night. At-

---

*) Mor'-ruth, *great ſtream.*

Attend to the tale of Oſſian, o maid; he remembers the days of his youth.

The king commanded; I raiſed my ſails, and ruſhed into the bay of Croma; into Croma's ſounding bay in lovely Innis-fail. *) High on the coaſt aroſe the towers of Crothar king of ſpears; Crothar renowned in the battles of his youth; but age dwelt then around the chief. Rothmar raiſed the ſword againſt the hero; and the wrath of Fingal burned. He ſent Oſſian to meet Rothmar in battle, for the chief of Croma was the companion of his youth.

I ſent the bard before me with ſongs; I came into the hall of Crothar. There ſat the hero amidſt the arms of his fathers, but his eyes had failed. His gray locks waved around a ſtaff, on which the warrior leaned. He hummed the ſong of other times, when the ſound of our arms reached his ears. Crothar roſe, ſtretched his aged hand, and bleſſed the ſon of Fingal.

Oſſian! ſaid the hero, the ſtrength of Crothar's arm has failed. O could I lift the ſword, as on the day that Fingal fought at Strutha! He was the firſt of mortal men; but Crothar had

---

*) *Innis-fail*, one of the ancient names of Ireland.

had alſo his fame. The king of Morven praiſed me, and he placed on my arm the boſſy ſhield of Calthar, whom the hero had ſlain in war. Doſt thou not behold it on the wall? for Crothar's eyes have failed. Is thy ſtrength, like thy father's, Oſſian? let the aged feel thine arm.

I gave my arm to the king; he feels it with his aged hands. The ſigh roſe in his breaſt, and his tears deſcended. Thou art ſtrong, my ſon, he ſaid, but not like the king of Morven. But who is like that hero among the mighty in war! Let the feaſt of my halls be ſpread; and let my bards raiſe the ſong. Great is he that is within my walls, ſons of ecchoing Croma!

The feaſt is ſpread. The harp is heard; and joy is in the hall. But it was joy covering a ſigh, that darkly dwelt in every breaſt. It was like the faint beam of the moon ſpread on a cloud in heaven. At length the muſic ceaſed, and the aged king of Croma ſpoke; he ſpoke without a tear, but the ſigh ſwelled in the midſt of his voice.

Son of Fingal! doſt thou not behold the darkneſs of Crothar's hall of ſhells? My ſoul was not dark at the feaſt, when my people lived. I rejoiced in the preſence of ſtrangers, when

when my ſon ſhone in the hall. But, Oſſian, he is a beam that is departed; and left no ſtreak of light behind. He is fallen, ſon of Fingal, in the battles of his father. —— Rothmar the chief of graſſy Tromlo heard that my eyes had failed; he heard that my arms were fixed in the hall, and the pride of his ſoul aroſe. He came towards Croma; my people fell before him. I took my arms in the hall, but what could ſightleſs Crothar do? My ſteps were unequal; my grief was great. I wiſhed for the days that were paſt. Days! wherein I fought; and conquered in the field of blood. My ſon returned from the chace; the fair-haired Fovar-gormo *). He had not lifted his ſword in battle, for his arm was young. But the ſoul of the youth was great; the fire of valour burnt in his eyes. He ſaw the diſordered ſteps of his father, and his ſigh aroſe. King of Croma, he ſaid, is it becauſe thou haſt no ſon; is it for the weakneſs of Fovar-gorma's arm, that thy ſighs ariſe? I begin, my father, to feel the ſtrength of my arm; I have drawn the ſword of my youth; and I have bent the bow. Let me meet this Rothmar, with

the

---

*) Faobhar-gorm, *the blue point of ſteel.*

the youths of Croma: let me meet him, o my father; for I feel my burning ſoul.

And thou ſhalt meet him, I ſaid, ſon of the ſightleſs Crothar! But let others advance before thee, that I may hear the tread of thy feet at thy return; for my eyes behold thee not, fair-haired Fovar-gormo! —— He went, he met the foe; he fell. The foe advances towards Croma. He who ſlew my ſon, is near, with all his pointed ſpears.

It is not time to fill the ſhell, I replied, and took my ſpear. My people ſaw the fire of my eyes, and they roſe around. All night we ſtrode along the heath. Gray morning roſe in the eaſt. A green narrow vale appeared before us; nor did it want its blue ſtream. The dark hoſt of Rothmar are on its banks, with all their glittering arms. We fought along the vale; they fled; Rothmar ſunk beneath my ſword. Day had not deſcended in the weſt, when I brought his arms to Crothar. The aged hero felt them with his hands; and joy brightened in his ſoul.

The people gather to the hall; the ſound of the ſhells is heard. Then harps are ſtrung;

five bards advance, and ſing, by turns *), the praiſe of Oſſian; they poured forth their burning ſouls, and the harp anſwered to their voice. The

---

*) Thoſe extempore-compoſitions were in great repute among ſucceeding bards. The pieces exſtant of that kind ſhew more of the good ear, than of the poetical genius of their authors. The tranſlator has only met with one poem of this ſort, which he thinks worthy of being preſerved. It is a thouſand years later than Oſſian, but the author ſeems to have obſerved his manner, and adopted ſome of his expreſſions. The ſtory of it is this. Five bards, paſſing the night in the houſe of a chief, who was a poet himſelf, went ſeverally to make their obſervations on, and returned with an extempore-deſcription of, night. The night happened to be one in October, as appears from the poem; and in the north of Scotland, it has all that variety, which the bards aſcribe to it, in their deſcriptions.

FIRST BARD.

Night is dull and dark. The clouds reſt on the hills. No ſtar with green trembling beam; no moon looks from the ſky. I hear the blaſt in the wood; but I hear it diſtant far. The ſtream of the

The joy of Croma was great; for peace returned to the land. The night came on with ſilence,

the valley murmurs; but its murmur is ſullen and ſad. From the tree at the grave of the dead the long-howling owl is heard. I ſee a dim form on the plain! —— It is a ghoſt! —— it fades —— it flies. Some funeral ſhall paſs this way: the meteor marks the path.

The diſtant dog is howling from the hut of the hill. The ſtag lies on the mountain-moſs: the hind is at his ſide. She hears the wind in his branchy horns. She ſtarts, but lies again.

The roe is in the cleft of the rock; the heath-cock's head is beneath his wing. No beaſt, no bird is abroad, but the owl and the howling fox. She on a leafleſs tree: he in a cloud on the hill.

Dark, panting, trembling, ſad, the traveller has loſt his way. Through ſhrubs, through thorns, he goes, along the gurgling rill. He fears the rock and the fen. He fears the ghoſt of night. The old tree groans to the blaſt; the falling branch reſounds. The wind drives the withered burs, clung together, along the graſs. It is the light tread of a ghoſt! —— He trembles amidſt the night.

ce, and the morning returned with joy. No foe came in darkneſs, with his glittering ſpear. The joy of Croma was great; for the gloomy Rothmar was fallen.

I

Dark, duſky, howling is night, cloudy, windy, and full of ghoſts! The dead are abroad! my friends, receive me from the night.

SECOND BARD.

The wind is up. The ſhower deſcends. The ſpirit of the mountain ſhrieks. Woods fall from high. Windows flap. The growing river roars. The traveller attempts the ford. Hark that ſhriek! he dies: —— The ſtorm drives the horſe from the hill, the goat, the lowing cow. They tremble as drives the ſhower, beſide the mouldering bank.

The hunter ſtarts from ſleep, in his lonely hut; he wakes the fire decayed. His wet dogs ſmoke around him. He fills the chinks with heath. Loud roar two mountain-ſtreams, which meet beſide his booth.

Sad on the ſide of a hill the wandering ſhepherd ſits. The tree reſounds above him. The ſtream roars down the rock. He waits for the riſing moon, to guide him to his home.

Ghoſts

I raiſed my voice for Povar-gormo, when they laid the chief in earth. The aged Crothar was there, but his ſigh was not heard. He ſearch-

Ghoſts ride on the ſtorm to-night. Sweet is their voice between the ſqualls of wind. Their ſongs are of other worlds.

The rain is paſt. The dry wind blows. Streams roar and windows flap. Cold drops fall from the roof. I ſee the ſtarry ſky. But the ſhower gathers again. The weſt is gloomy and dark. Night is ſtormy and diſmal; receive me, my friends, from night.

THIRD BARD.

The wind ſtill ſounds between the hills, and whiſtles through the graſs of the rock. The firs fall from their place. The turfy hut is torn. The clouds, divided, fly over the ſky, and ſhew the burning ſtars. The meteor, token of death! flies ſparkling through the gloom. It reſts on the hill. I ſee the withered fern, the dark-browed rock, the fallen oak. Who is that in his ſhrowd beneath the tree, by the ſtream?

The waves dark-tumble on the lake, and laſh its rocky ſides. The boat is brimful in the cove; the ſearched for the wound of his ſon, and found it in his breaſt. Joy roſe in the face of the aged. He came and ſpoke to Oſſian.

King

the oars on the rocking tide. A maid ſits ſad beſide the rock, and eyes the rolling ſtream. Her lover promiſed to come. She ſaw his boat, when yet it was light, on the lake. Is this his broken boat on the ſhore? Are theſe his groans on the wind?

Hark! the hail rattles around. The flaky ſnow deſcends. The tops of the hills are white. The ſtormy winds abate. Various is the night and cold; receive me, my friends, from night.

FOURTH BARD.

Night is calm and fair; blue, ſtarry, ſettled is night. The winds, with the clouds, are gone. They ſink behind the hill. The moon is up on the mountain. Trees glitter: ſtreams ſhine on the rock. Bright rolls the ſettled lake; bright the ſtream of the vale.

I ſee the trees overturned; the ſhocks of corn on the plain. The wakeful hind rebuilds the ſhocks, and whiſtles on the diſtant field.

Calm,

King of ſpears! he ſaid, my ſon has not fallen without his fame. The young warrior did not fly; but met death, as he went forward

Calm, ſettled, fair is night! —— Who comes from the place of the dead? That form with the robe of ſnow; white arms and dark-brown hair! It is the daughter of the chief of the people; ſhe that lately fell! Come, let us view thee, o maid! thou that haſt been the delight of heroes! The blaſt drives the phantom away; white, without form, it aſcends the hill.

The breezes drive the blue miſt, ſlowly over the narrow vale. It riſes on the hill, and joins its head to heaven. —— Night is ſettled, calm, blue, ſtarry, bright with the moon. Receive me not, my friends; for lovely is the night.

FIFTH BARD.

Night is calm, but dreary. The moon is in a cloud in the weſt. Slow moves that pale beam along the ſhaded hill. The diſtant wave is heard. The torrent murmurs on the rock. The cock is heard from the booth. More than half the night is paſt. The houſe-wife, groping in the gloom, rekindles the ſettled fire. The hunter thinks, that ward in his ſtrength. Happy are they who die in youth, when their renown is heard! The feeble will not behold them in the hall; or ſmile

---

day approaches, and calls his bounding dogs. He aſcends the hill, and whiſtles on his way. A blaſt removes the cloud. He ſees the ſtarry plough of the north. Much of the night is to paſs. He nods by the moſſy rock.

Hark! the whirlwind is in the wood! A low murmur in the vale! It is the mighty army of the dead returning from the air.

The moon reſts behind the hill. The beam is ſtill on that lofty rock. Long are the ſhadows of the trees. Now it is dark over all. Night is dreary, ſilent, and dark; receive me, my friends, from night.

The CHIEF.

Let clouds reſt on the hills, ſpirits fly and travellers fear. Let the winds of the woods ariſe, the ſounding ſtorms deſcend. Roar ſtreams and windows flap, and green-winged meteors fly; riſe the pale moon from behind her hills, or incloſe her head in clouds; night is alike to me, blue, ſtormy, or gloomy the ſky. Night flies be-

ſmile at their trembling hands. Their memory ſhall be honoured in the ſong; the young tear of the virgin falls. But the aged wither away, by degrees, and the fame of their youth begins
to

before the beam, when it is poured on the hill. The young day returns from his clouds, but we return no more.

Where are our chiefs of old? Where our kings of mighty name? The fields of their battles are ſilent. Scarce their moſſy tombs remain. We ſhall alſo be forgot. This lofty houſe ſhall fall. Our ſons ſhall not behold the ruins in graſs. They ſhall aſk of the aged, "Where ſtood the walls of our fathers?"

Raiſe the ſong, and ſtrike the harp; ſend round the ſhells of joy. Suſpend a hundred tapers on high. Youths and maids, begin the dance. Let ſome gray bard be near me, to tell the deeds of other times; of kings renowned in our land, of chiefs we behold no more. Thus let the night paſs, until morning ſhall appear in our halls. Then let the bow be at hand, the dogs, the youths of the chace. We ſhall aſcend the hill with day; and awake the deer.

to be forgot. They fall in ſecret; the ſigh of their ſon is not heard. Joy is around their tomb; and the ſtone of their fame is placed without a tear. Happy are they who die in youth, when their renown is around them!

BERRATHON:

A
POEM.

BERRATHON:

A POEM. *)

Bend thy blue courſe, o ſtream, round the narrow plain of Lutha **). Let the green woods hang over it from their mountains; and the

---

*) This poem is reputed to have been compoſed by Oſſian, a little time before his death; and conſequently it is known in tradition by no other name than *Oſſian's laſt hymn.* The tranſlator has taken the liberty to call it *Berrathon*, from the epiſode concerning the re-eſtabliſhment of Larthmor king of that iſland, after he had been dethroned by his own ſon Uthal. Fingal in his voyage to Lochlin, [Fing. B. III.] whither he had

**) Lutha, *ſwift ſtream.* It is impoſſible, at this diſtance of time, to aſcertain where the ſcene here deſcribed lies. Tradition is ſilent on that head, and there is nothing in the poem, from which a conjecture can be drawn.

the ſun look on it at noon. The thiſtle is there on its rock, and ſhakes its beard to the wind. The flower hangs its heavy head, waving

---

had been invited by Starno the father of Agandecca, ſo often mentioned in Oſſian's poems, touched at Berrathon, an iſland of Scandinavia, where he was kindly entertained by Larthmor the petty king of the place, who was a vaſſal of the ſupreme kings of Lochlin. The hoſpitality of Larthmor gained him Fingal's friendſhip, which that hero manifeſted, after the impriſonment of Larthmor by his own ſon, by ſending Oſſian and Toſcar, the father of Malvina ſo often mentioned, to reſcue Larthmor, and to puniſh the unnatural behaviour of Uthal. Uthal was handſome to a proverb, and conſequently much admired by the ladies. Nina-thoma, the beautiful daughter of Torthóma, a neighbouring prince, fell in love and fled with him. He proved unconſtant; for another lady, whoſe name is not mentioned, gaining his affections, he confined Nina-thoma to a deſart iſland near the coaſt of Berrathon. She was relieved by Oſſian, who, in company with Toſcar, landing on Berrathon, defeated the forces of Uthal, and killed him in a ſingle combat. Nina-thoma, whoſe love not all the bad behaviour of ing, at times, to the gale. Why doſt thou awake me, o gale? it ſeems to ſay; I am covered with the drops of heaven. The time of my fading is near, and the blaſt that ſhall ſcatter my leaves. To-morrow ſhall the traveller

---

of Uthal could eraſe, hearing of his death, died of grief. In the mean time Larthmor is reſtored, and Oſſian and Toſcar returned in triumph to Fingal.

The preſent poem opens with an elegy on the death of Malvina the daughter of Toſcar, and cloſes with preſages of the poet's death. It is almoſt altogether in a lyric meaſure, and has that melancholy air, which diſtinguiſhes the remains of the works of Oſſian. If ever he compoſed any thing of a merry turn, it is long ſince loſt. The ſerious and melancholy make the moſt laſting impreſſions on the human mind, and bid faireſt for being tranſmitted from generation to generation by tradition. Nor is it probable, that Oſſian dealt much in chearful compoſition. Melancholy is ſo much the companion of a great genius, that it is difficult to ſeparate the idea of levity from chearfulneſs, which is ſometimes the mark of an amiable diſpoſition, but never the characteriſtic of elevated parts.

ler come, he that ſaw me in my beauty, ſhall come; his eyes will ſearch the field, but they will not find me. —— So ſhall they ſearch in vain, for the voice of Cona, after it has failed in the field. The hunter ſhall come forth in the morning, and the voice of my harp ſhall not be heard. "Where is the ſon of car-borne Fingal?" The tear will be on his cheek.

Then come thou, o Malvina, *) with all thy muſic, come; lay Oſſian in the plain of Lutha: let his tomb riſe in the lovely field. — Malvina! where art thou, with thy ſongs; with the ſoft ſound of thy ſteps? —— Son **) of Alpin, art thou near? where is the daughter of Toſcar?

I paſſed, o ſon of Fingal, by Tar-lutha's moſſy walls. The ſmoke of the hall was ceaſed: ſilence was among the trees of the hill. The

---

*) Mal-mhina, *ſoft or lovely brow*. *Mh* in the Galic language has the ſame ſound with *v* in Engliſh.

**) Tradition has not handed down the name of this ſon of Alpin. His father was one of Fingal's principal bards, and he appears himſelf to have had a poetical genius.

The voice of the chace was over. I ſaw the daughters of the bow. I aſked about Malvina, but they anſwered not. They turned their faces away: thin darkneſs covered their beauty. They were like ſtars, on a rainy hill, by night, each looking faintly through her miſt.

Pleaſant *) be thy reſt, o lovely beam! ſoon haſt thou ſet on our hills! The ſteps of thy departure were ſtately, like the moon on the blue, trembling wave. But thou haſt left us in darkneſs, firſt of the maids of Lutha! We ſit, at the rock, and there is no voice; no light but the meteor of fire! Soon haſt thou ſet, Malvina, daughter of generous Toſcar!

But thou riſeſt like the beam of the eaſt, among the ſpirits of thy friends, where they ſit in their ſtormy halls, the chambers of the thunder. —— A cloud hovers over Cona: its blue curling ſides are high. The winds are beneath it, with their wings; within it is the dwell-

---

*) Oſſian ſpeaks. He calls Malvina a beam of light, and continues the metaphor throughout the paragraph.

dwelling *) of Fingal. There the hero ſits in darkneſs; his airy ſpear is in his hand. His ſhield half-covered with clouds, is like the darkened moon; when one half ſtill remains in the wave, and the other, looks ſickly on the field.

His friends ſit around the king, on miſt; and hear the ſongs of Ullin: he ſtrikes the half-viewleſs harp; and raiſes the feeble voice. The leſſer heroes, with a thouſand meteors, light the airy hall. Malvina riſes, in the midſt; a bluſh is on her cheek. She beholds the unknown faces of her fathers, and turns aſide her humid eyes.

Art thou come ſo ſoon, ſaid Fingal, daughter of generous Toſcar? Sadneſs dwells in the halls

---

*) The deſcription of this ideal palace of Fingal is very poetical, and agreeable to the notions of thoſe times, concerning the ſtate of the deceaſed, who were ſuppoſed to purſue, after death, the pleaſures and employments of their former life. The ſituation of Oſſian's heroes, in their ſeparate ſtate, if not entirely happy, is more agreeable, than the notions of the ancient Greeks concerning their departed heroes. See Hom. Odyſſ. L. 11.

halls of Lutha. My aged ſon *) is ſad. I hear the breeze of Cona, that was wont to lift thy heavy locks. It comes to the hall, but thou art not there; its voice is mournful among the arms of thy fathers. Go with thy ruſtling wing, o breeze! and ſigh on Malvina's tomb. It riſes yonder beneath the rock, at the blue ſtream of Lutha. The maids **) are departed to their place; and thou alone, o breeze, mourneſt there.

But who comes from the duſky weſt, ſupported on a cloud? A ſmile is on his gray, watry face; his locks of miſt fly on the wind: he bends forward on his airy ſpear: it is thy father, Malvina! Why ſhineſt thou, ſo ſoon, on our clouds, he ſays, o lovely light of Lutha! —— But, thou wert ſad, my daughter, for thy friends were paſſed away. The ſons of little men ***) were in the hall; and none re-

---

*) Oſſian, who had a great friendſhip for Malvina, both on account of her love for his ſon Oſcar, and her attention to his own poems.

**) That is, the young virgins, who ſung the funeral elegy over her tomb.

***) Oſſian, by way of diſreſpect, calls thoſe, who ſucceeded the heroes whoſe actions he celebrates, remained of the heroes, but Oſſian king of ſpears.

And doſt thou remember Oſſian, car-borne Toſcar *) ſon of Conloch? The battles of our youth were many; our ſwords went together to the field. They ſaw us coming like two falling rocks; and the ſons of the ſtranger fled. There come the warriors of Cona, they ſaid; their ſteps are in the paths of the vanquiſhed.

Draw near, ſon of Alpin, to the ſong of the aged. The actions of other times are in my ſoul: my memory beams on the days that are paſt. On the days of the mighty Toſcar, when our path was in the deep. Draw near, ſon of Alpin,

---

the ſons of little men. Tradition is entirely ſilent concerning what paſſed in the north, immediately after the death of Fingal and all his heroes: but it appears from that term of ignominy juſt mentioned, that the actions of their ſucceſſors were not to be compared to thoſe of the renowned Fingalians.

*) Toſcar was the ſon of that Conloch, who was alſo father to the lady, whoſe unfortunate death is related in the laſt epiſode of the ſecond book of Fingal.

Alpin, to the laſt ſound *) of the voice of Cona.

The king of Morven commanded, and I raiſed my ſails to the wind. Toſcar chief of Lutha ſtood at my ſide, as I roſe on the dark-blue wave. Our courſe was to ſea-ſurrounded Berrathon **), the iſle of many ſtorms. There dwelt, with his locks of age, the ſtately ſtrength of Larthmor. Larthmor, who ſpread the feaſt of ſhells to Comhal's mighty ſon, when he went to Starno's halls, in the days of Agandecca. But when the chief was old, the pride of his ſon aroſe, the pride of fair-haired Uthal, the love of a thouſand maids. He bound the aged Larthmor, and dwelt in his ſounding halls.

Long pined the king in his cave, beſide his rolling ſea. Morning did not come to his dwelling; nor the burning oak by night. But the

---

*) Oſſian ſeems to intimate by this expreſſion, that this poem was the laſt of his compoſition; ſo that there is ſome foundation for the traditional title of *the laſt hymn of Oſſian.*

**) Barrathón, *a promontory in the midſt of waves.* The poet gives it the epithet of ſea-ſurrounded, to prevent its being taken for a peninſula in the literal ſenſe.

the wind of ocean was there, and the parting beam of the moon. The red ſtar looked on the king, when it trembled on the weſtern wave. Snitho came to Selma's hall: Snitho companion of Larthmor's youth. He told of the king of Barrathon: the wrath of Fingal roſe. Thrice he aſſumed the ſpear, reſolved to ſtretch his hand to Uthal. But the memory *) of his actions roſe before the king, and he ſent his ſon and Toſcar. Our joy was great on the rolling ſea; and we often half-unſheathed our ſwords **). For never before had we fought alone,

---

*) The meaning of the poet is, that Fingal remembered *his own great actions*; and conſequently would not ſully them by engaging in a petty war againſt Uthal, who was ſo far his inferior in valour and power.

**) The impatience of young warriors, going on their firſt expedition, is well marked by their half-drawing their ſwords. The modeſty of Oſſian, in his narration of a ſtory which does him ſo much honour, is remarkable; and his humanity to Nimathoma would grace a hero of our own poliſhed age. Though Oſſian paſſes over his own actions in ſilence, or ſlightly mentions them; tradition has done ample juſtice to his martial fame, and perhaps has exaggerated the actions of the poet beyond the bounds of credibility.

alone, in the battles of the ſpear. Night came down on the ocean; the winds departed on their wings. Cold and pale is the moon. The red ſtars lift their heads. Our courſe is ſlow along the coaſt of Berrathon; the white waves tumble on the rocks.

What voice is that, ſaid Toſcar, which comes between the ſounds of the waves? It is ſoft, but mournful, like the voice of departed bards. But I behold the maid *), ſhe ſits on the rock alone. Her head bends on her arm of ſnow: her dark hair is in the wind. Hear, ſon of Fingal, her ſong, it is ſmooth as the gliding waters of Lavath. —— We came to the ſilent bay, and heard the maid of night.

How long will ye roll around me, blue-tumbling waters of ocean? My dwelling was not always in caves, nor beneath the whiſtling tree. The feaſt was ſpread in Torthóma's hall; my father delighted in my voice. The youths beheld me in the ſteps of my lovelineſs, and they bleſſed the dark-haired Nina-thoma. It was then thou didſt come, o Uthal! like the ſun of heaven.

---

*) Nina-thoma the daughter of Torthóma, who had been confined to a deſart iſland by her lover Uthal.

heaven. The ſouls of the virgins are thine, ſon of generous Larthmor! But why doſt thou leave me alone in the midſt of roaring waters? Was my ſoul dark with thy death? Did my white hand lift the ſword? Why then haſt thou left me alone, king of high Finthormo! *)

The tear ſtarted from my eye, when I heard the voice of the maid. I ſtood before her in my arms, and ſpoke the words of peace. —— Lovely dweller of the cave, what ſigh is in that breaſt? Shall Oſſian lift his ſword in thy preſence, the deſtruction of thy foes? — Daughter of Torthoma, riſe, I have heard the words of thy grief. The race of Morven are around thee, who never injured the weak. Come to our dark-boſomed ſhip, thou brighter than that ſetting moon. Our courſe is to the rocky Berrathon, to the echoing walls of Finthormo. —— She came in her beauty, ſhe came with all her lovely ſteps. Silent joy brightened in her face, as when the ſhadows fly from the field of ſpring; the blueſtream is rolling in

---

*) Finthormo, the palace of Uthal. The names in this epiſode are not of a Celtic original; which makes it probable that Oſſian founds his poem on a true ſtory.

in brightneſs, and the green buſh bends over its courſe.

The morning roſe with its beams. We came to Rothma's bay. A boar ruſhed from the wood; my ſpear pierced his ſide. I rejoiced over the blood *), and foreſaw my growing fame. —— But now the ſound of Uthal's train came from the high Finthormo; they ſpread over the heath to the chace of the boar. Himſelf comes ſlowly on, in the pride of his ſtrength. He lifts two pointed ſpears. On his ſide is the hero's ſword. Three youths carry his poliſhed bows: the bounding of five dogs is before him. His warriors move on, at a diſtance, admiring the ſteps of the king. Stately was the ſon of Larthmor! but his ſoul was dark. Dark as the troubled face of the moon, when it foretels the ſtorms.

We roſe on the heath before the king; he ſtopt in the midſt of his courſe. His warriors gathered

---

*) Oſſian thought, that his killing the boar, on his firſt landing in Berrathon, was a good omen of his future ſucceſs in that iſland. The preſent highlanders look, with a degree of ſuperſtition, upon the ſucceſs of their firſt action, after they have engaged in any deſperate undertaking.

gathered around, and a gray-haired bard advanced. Whence are the ſons of the ſtrangers? begun the bard. The children of the unhappy come to Berrathon; to the ſword of car-borne Uthal. He ſpreads no feaſt in his hall: the blood of ſtrangers is on his ſtreams. If from Selma's walls ye come, from the moſſy walls of Fingal, chuſe three youths to go to your king, to tell of the falls of his people. Perhaps the hero may come and pour his blood on Uthal's ſword; ſo ſhall the fame of Finthormo ariſe, like the growing tree of the vale.

Never will it riſe, o bard, I ſaid in the pride of my wrath. He would ſhrink in the preſence of Fingal, whoſe eyes are the flames of death. The ſon of Comhal comes, and the kings vaniſh in his preſence; they are rolled together, like miſt, by the breath of his rage. Shall three tell to Fingal, that his people fell? Yes! —— they may tell it, bard! but his people ſhall fall with fame.

I ſtood in the darkneſs of my ſtrength; Toſcar drew his ſword at my ſide. The foe came on like a ſtream: the mingled ſound of death aroſe. Man took man, ſhield met ſhield; ſteel mixed its beams with ſteel. —— Darts

hiſs

hiſs through air; ſpears ring on mails; and ſwords on broken bucklers bound. As the noiſe of an aged grove beneath the roaring wind, when a thouſand ghoſts break the trees by night, ſuch was the din of arms. —— But Uthal fell beneath my ſword; and the tear hung in my eye. Thou art fallen *), young tree, I ſaid, with all thy beauty round thee. Thou art fallen on thy plains, and the field is bare. The winds come from the deſart, and there is no ſound in thy leaves! Lovely art thou in death, ſon of car-borne Larthmor.

Nina-

---

*) To mourn over the fall of their enemies, was a practice univerſal among Oſſian's heroes. This is more agreeable to humanity, than the ſhameful inſulting of the dead, ſo common in Homer, and after him, ſervilely copied by all his imitators, the humane Virgil not excepted, who have been more ſucceſsful in borrowing the imperfections of that great poet, than in their imitations of his beauties. Homer, it is probable, gave the manners of the times in which he wrote, not his own ſentiments: Oſſian alſo ſeems to keep to the ſentiments of his heroes. The reverence, which the moſt barbarous highlanders have ſtill for the remains of the deceaſed, ſeems to have deſcended to them from their moſt remote anceſtors.

Nina-thoma ſat on the ſhore, and heard the ſound of battle. She turned her red eyes on Lethmal, the gray-haired bard of Selma! for he had remained on the coaſt, with the daughter of Torthóma. Son of the times of old! ſhe ſaid, I hear the noiſe of death. Thy friends have met with Uthal, and the chief is low! O that I had remained on the rock, incloſed with the tumbling waves! Then would my ſoul be ſad, but his death would not reach my ear. Art thou fallen on thy heath, o ſon of high Finthormo! thou didſt leave me on a rock, but my ſoul was full of thee. Son of high Finthormo! art thou fallen on thy heath?

She roſe pale in her tears, and ſaw the bloody ſhield of Uthal; ſhe ſaw it in Oſſian's hand; her ſteps were diſtracted on the heath. She flew; ſhe found him; ſhe fell. Her ſoul came forth in a ſigh. Her hair is ſpread on his face. My burſting tears deſcend. A tomb aroſe on the unhappy; and my ſong was heard.

Reſt, hapleſs children of youth! at the noiſe of that moſſy ſtream. The virgins will ſee your tomb, at the chace, and turn away their weeping eyes. Your fame will be in the ſong; the voice of the harp will be heard in your

your praiſe. The daughters of Selma ſhall hear it; and your renown ſhall be in other lands. —— Reſt, children of youth, at the noiſe of the moſſy ſtream.

Two days we remained on the coaſt. The heroes of Berrathon convened. We brought Larthmor to his halls; the feaſt of ſhells was ſpread. —— The joy of the aged was great; he looked to the arms of his fathers; the arms which he left in his hall, when the pride of Uthal aroſe. —— We were renowned before Larthmor, and he bleſſed the chiefs of Morven; but he knew not, that his ſon was low, the ſtately ſtrength of Uthal. They had told, that he had retired to the woods, with the tears of grief; they had told it, but he was ſilent in the tomb of Rothma's heath.

On the fourth day we raiſed our ſails to the roar of the northern wind. Larthmor came to the coaſt, and his bards raiſed the ſong. The joy of the king was great, he looked to Rothma's gloomy heath; he ſaw the tomb of his ſon; and the memory of Uthal roſe. —— Who of my heroes, he ſaid, lies there? he ſeems to have been of the kings of ſpears. Was he renowned in my halls, before the pride of Uthal roſe?

Ye are ſilent, ye ſons of Berrathon; is the king of heroes low? —— My heart melts for thee, o Uthal; though thy hand was againſt thy father. —— O that I had remained in the cave! that my ſon had dwelt in Finthormo! — I might have heard the tread of his feet, when he went to the chace of the boar. —— I might have heard his voice on the blaſt of my cave. Then would my ſoul be glad: but now darkneſs dwells in my halls.

Such were my deeds, ſon of Alpin, when the arm of my youth was ſtrong; ſuch were *) the actions of Toſcar, the car-borne ſon of Conloch. But Toſcar is on his flying cloud; and I am alone at Lutha: my voice is like the laſt ſound of the wind, when it forſakes the woods. But Oſſian ſhall no be long alone, he ſees the miſt, that ſhall receive his ghoſt. He beholds the miſt, that ſhall form his robe, when he appears on his hills. The ſons of little men ſhall behold me, and admire the ſtature of the chiefs of old. They ſhall creep to their caves, and look to the ſky with fear; for my ſteps ſhall be in the clouds, and darkneſs ſhall roll on my ſide.

Lead,

---

*) Oſſian ſpeaks.

Lead, ſon of Alpin, lead the aged to his woods. The winds begin to riſe. The dark wave of the lake reſounds. Bends there not a tree from Mora with its branches bare? It bends, ſon of Alpin, in the ruſtling blaſt. My harp hangs on a blaſted branch. The ſound of its ſtrings is mournful. —— Does the wind touch thee, o harp, or is it ſome paſſing ghoſt? —— It is the hand of Malvina! but bring me the harp, ſon of Alpin; another ſong ſhall riſe. My ſoul ſhall depart in the ſound; my fathers ſhall hear it in their airy hall. —— Their dim faces ſhall hang, with joy, from their clouds; and their hands receive their ſon.

*) The aged oak bends over the ſtream. It ſighs with all its moſs. The withered fern whiſtles near, and mixes, as it waves, with Oſſian's hair. —— Strike the harp and raiſe the ſong: be near, with all your wings, ye winds. Bear the mournful ſound away to Fingal's airy hall. Bear it to Fingal's hall, that he

---

*) Here begins the lyric piece, with which, tradition ſays, Oſſian concluded his poems. —— It is ſet to muſic, and ſtill ſung in the north, with a great deal of wild ſimplicity, but little variety of ſound.

he may hear the voice of his ſon; the voice of him that praiſed the mighty. —— The blaſt of the north opens thy gates, o king, and I behold thee ſitting on miſt, dimly gleaming in all thine arms. Thy form now is not the terror of the valiant: but like a watery cloud; when we ſee the ſtars behind it with their weeping eyes. Thy ſhield is like the aged moon: thy ſword a vapour half-kindled with fire. Dim and feeble is the chief, who travelled in brightneſs before. ——

But thy ſteps *) are on the winds of the deſart, and the ſtorms darken in thy hand. Thou

---

*) This magnificent deſcription of the power of Fingal over the winds and ſtorms, and the image of his taking the ſun, and hiding him in the clouds, do not correſpond with the preceding paragraph, where he is repreſented as a feeble ghoſt, and no more the TERROR OF THE VALIANT; but it agrees with the notion of the times concerning the ſouls of the deceaſed, who, it was ſuppoſed, had the command of the winds and ſtorms, but in combat were not a match for valiant men.

Thou takeſt the ſun in thy wrath, and hideſt him in thy clouds. The ſons of little men are afraid; and a thouſand ſhowers deſcend. ——

But when thou comeſt forth in thy mildneſs; the gale of the morning is near thy courſe. The ſun laughs in his blue fields; and the gray ſtream winds in its valley. — The buſhes ſhake their green heads in the wind. The roes bound towards the deſart.

But there is a murmur in the heath! the ſtormy winds abate! I hear the voice of Fingal. Long has it been abſent from mine ear! — Come,

---

It was the immoderate praiſe beſtowed by the poets on their departed friends, that gave the firſt hint to ſuperſtition to deify the deceaſed heroes; and thoſe new divinities owed all their attributes to the fancy of the bard who ſung their elegies.

We do not find, that the praiſes of Fingal had this effect upon his countrymen; but that is to be imputed to the idea they had of power, which they always connected with bodily ſtrength and perſonal valour, both which were diſſolved by death.

Come, Oſſian, come away, he ſays: Fingal has received his fame. We paſſed away, like flames that had ſhone for a ſeaſon; our departure was in renown. Though the plains of our battles are dark and ſilent; our fame is in the four gray ſtones. The voice of Oſſian has been heard; and the harp was ſtrung in Selma. — Come, Oſſian, come away, he ſays, and fly with thy fathers on clouds.

And come I will, thou king of men! the life of Oſſian fails. I begin to vaniſh on Cona; and my ſteps are not ſeen in Selma. Beſide the ſtone of Mora I ſhall fall aſleep. The winds whiſtling in my grey hair ſhall not waken me. —— Depart on thy wings, o wind: thou canſt not disturb the reſt of the bard. The night is long, but his eyes are heavy; depart, thou ruſtling blaſt.

But why art thou ſad, ſon of Fingal? Why grows the cloud of thy ſoul? The chiefs of other times are departed; they have gone without their fame. The ſons of future years ſhall paſs away; and another race ariſe. The people are like the waves of ocean: like the leaves*) of woody Morven; they paſs away in the ruſtling blaſt, and other leaves lift their green heads. ——

Did thy beauty laſt, o Ryno **)? Stood the ſtrength of car-borne Oſcar? Fingal himſelf paſſed

---

*) The ſame thought may be found almoſt in the ſame words, in Homer, vi. 46.

Ο'ιη περ Φύλλαν γενεὴ, τοιήδε καὶ ἄνδρων.
Φύλλα ταμὲν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλ-
λα δε θ' ὕγη
Τυλεθόωσα Φύει ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη.

Mr. Pope falls ſhort of his original; in particular he has omitted altogether the beautiful image of the wind ſtrewing the with'ered leaves on the ground.

Like leaves on trees the race of men are found,
Now green in youth, now with'ring on the ground;
Another race the following ſpring ſupplies;
They fall ſucceſſive, and ſucceſſive riſe.

POPE.

**) Ryno, the ſon of Fingal, who was killed in Ireland, in the war againſt Swaran, [Fing. b 5.]

paſſed away; and the halls of his fathers forgot his ſteps. —— And ſhalt thou remain, aged bard!

was remarkable for the beauty of his perſon, his ſwiftneſs and great exploits. Minvane, the daughter of Morni, and ſiſter to Gaul ſo mentioned in Oſſian's compoſitions, was in love with Ryno. —— Her lamentation over her lover is introduced as an epiſode in one of Oſſian's great poems. The lamentation is the only part of the poem now extant, and as it has ſome poetical merit, I have ſubjoined it to this note. The poet repreſents Minvane as ſeeing, from one of the rocks of Morven, the fleet of Fingal returning from Ireland.

She bluſhing, ſad, from Morven's rocks, bends over the darkly-rolling ſea. She ſaw the youths in all their arms. —— Where, Ryno, where art thou?

Our dark looks told that he was low! —— That pale the hero flew on clouds! That in the graſs of Morven's hills, his feeble voice was heard in wind!

And is the ſon of Fingal fallen, on Ullin's moſſy plains? Strong was the arm that conquered him! —— Ah me! I am alone.

Alone

bard! when the mighty have failed? —— But my fame ſhall remain, and grow like the oak of

Alone I will not be, ye winds! that lift my dark-brown hair. My ſighs will not long mix with your ſtream; for I muſt ſleep with Ryno.

I ſee thee not, with beauty's ſteps returning from the chace. —— The night is round Minvane's love; and ſilence dwells with Ryno.

Where are thy dogs, and where thy bow? Thy ſhield that was ſo ſtrong? Thy ſword like heaven's deſcending fire? The bloody ſpear of Ryno?

I ſee them mixed in thy ſhip; I ſee them ſtained with blood. —— No arms are in thy narrow hall, o darkly-dwelling Ryno!

When will the morning come, and ſay, ariſe, thou king of ſpears! ariſe, the hunters are abroad. The hinds are near thee, Ryno!

Away, thou fair-haired morning, away! the ſlumbering king hears thee not! The hinds bound over his narrow tomb; for death dwells round young Ryno.

of Morven; which lifts its broad head to the ſtorm, and rejoices in the courſe of the wind.

But I will tread ſoftly, my king! and ſteal to the bed of thy repoſe. Minvane will lie in ſilence, near her ſlumbering Ryno.

The maids ſhall ſeek me; but they ſhall not find me: they ſhall follow my departure with ſongs. But I will not hear you, o maids: I ſleep with fair-haired Ryno.

CATHLIN
OF
CLUTHA:
A
POEM.

A R G U M E N T.

An addreſs to Malvina, the daughter of Toſcar. —— The poet relates the arrival of Cathlin in Selma, to ſolicit aid againſt Duth-carmor of Cluba, who had killed Cathmol, for the ſake of his daughter Lanul. —— Fingal declining to make a choice among his heroes, who were all claiming the command of the expedition; they retired *each to his hill of ghoſts*; to be determined by dreams. The ſpirit of Trenmor appears to Oſſian and Oſcar: they ſail, from the bay of Carmona, and, on the fourth day, appear off the valley of Rath-col, in Inis-huna, where Duth-carmor had fixed his reſidence. —— Oſſian diſpatches a bard to Duth-carmor, to demand battle. —— Night comes on. —— The diſtreſs of Cathlin of Clutha. —— Oſſian devolves the command on Oſcar, who, according to the cuſtom of the kings of Morven, before battle, retired to a neighbouring hill. —— Upon the coming-on of day, the battle joins. —— Oſcar and Duth-carmor meet. The latter falls. —— Oſcar carries the mail and helmet of Duth-carmor to Cathlin, who had retired from the field. Cathlin is diſcovered to be the daughter of Cathmol, in diſguiſe, who had been carried off, by force, by, and had made her eſcape from, Duth-carmor.

CATHLIN
OF
CLUTHA:
A POEM.

*) Come, thou beam that art lonely, from watching in the night! The ſqually winds are around thee, from all their ecchoing hills. Red, over my hundred ſtreams, are the light-

---

*) The traditions, which accompany this poem, inform us, that both it, and the ſucceeding piece, went, of old, under the name of *Laoi Oi-lutha*; i. e. the *hymns of the maid of Lutha*. They pretend alſo to fix the time of its compoſition to the third year after the death of Fingal; that is, during the expedition of Fergus the ſon of Fingal, to the banks of *Uiſca duthon*. In ſupport of this opinion, the Highland-ſenachies have

light-covered paths of the dead. They rejoice, on the eddying winds, in the ſtill ſeaſon of night. —— Dwells there no joy in ſong, white hand of the harps of Lutha? Awake the voice of the ſtring, and roll my ſoul to me. It is a ſtream that has failed. —— Malvina, pour the ſong.

I hear

---

have prefixed to this poem, an addreſs of Oſſian, to Congal the young ſon of Fergus, which I have rejected, as having no manner of connection with the reſt of the piece. —— It has poetical merit; and, probably, it was the opening of one of Oſſian's other poems, tho' the bards injudiciouſly tranſferred it to the piece now before us.

"Congal ſon of Fergus of Durath, thou light between thy locks, aſcend to the rock of Selma, to the oak of the breaker of ſhields. Look over the boſom of night, it is ſtreaked with the red paths of the dead: look on the night of ghoſts, and kindle, o Congal, thy ſoul. Be not, like the moon on a ſtream, lonely in the midſt of clouds: darkneſs cloſes around it; and the beam departs. —— Depart not, ſon of Fergus, ere thou markeſt the field with thy ſword. Aſcend to the rock of Selma; to the oak of the breaker of ſhields."

I hear thee, from thy darkneſs, in Selma, thou that watcheſt, lonely, by night! Why didſt thou with-hold the ſong, from Oſſian's failing ſoul? —— As the falling brook to the ear of the hunter, deſcending from his ſtorm-covered hill; in a ſun-beam rolls the ecchoing ſtream; he hears, and ſhakes his dewy locks: ſuch is the voice of Lutha, to the friend of the ſpirits of heroes. —— My ſwelling boſom beats high. I look back on the days that are paſt. —— Come, thou beam that art lonely, from the watching of night.

In the ecchoing bay of Carmona *) we ſaw, one day, the bounding ſhip. On high, hung

---

*) Car-mona, *bay of the dark-brown hills*, an arm of the ſea, in the neighbourhood of Selma. —— In this paragraph are mentioned the ſignals preſented to Fingal, by thoſe who came to demand his aid. The ſuppliants held, in one hand, a ſhield covered with blood, and, in the other, a broken ſpear; the firſt a ſymbol of the death of their friends, the laſt an emblem of their own helpleſs ſituation. If the king choſe to grant ſuccours, which generally was the caſe, he reached to them *the ſhell of feaſts*, as a token of

hung a broken ſhield; it was marked with wandering blood. Forward came a youth, in armour, and ſtretched his pointleſs ſpear. Long, over his tearful eyes, hung looſe his diſordered locks. Fingal gave the ſhell of kings. The words of the ſtranger aroſe.

In

---

of his hoſpitality and friendly intentions towards them.

It may not be diſagreeable to the reader, to lay here before him the ceremony of the Cran-tara, which was of a ſimilar nature, and, till very lately, uſed in the Highlands. —— When the news of an enemy came to the reſidence of the chief, he immediately killed a goat with his own ſword, dipped the end of an half-burnt piece of wood in the blood, and gave it to one of his ſervants, to be carried to the next hamlet. From hamlet to hamlet this *teſſera* was carried with the utmoſt expedition, and, in the ſpace of a few hours, the whole clan were in arms, and convened in an appointed place; the name of which was the only word that accompanied the delivery of the *Cran-tara*. This ſymbol was the manifeſto of the chief, by which he threatened fire and ſword to thoſe of his clan, that did not immediately appear at his ſtandard.

In his hall lies Cathmol of Clutha, by the winding of his own dark ſtreams. Duth-carmor ſaw white-boſomed Lánul *), and pierced her father's ſide. In the ruſhy deſart were my ſteps. He fled in the ſeaſon of night. Give thine aid to Cathlin, to revenge his father. — I ſought thee not as a beam, in a land of clouds. Thou, like that ſun, art known, king of ecchoing Selma.

Selma's king looked around. In his preſence, we roſe in arms. But who ſhould lift the ſhield? for all had claimed the war. The night came down; we ſtrode, in ſilence; each to his hill of ghoſts: that ſpirits might deſcend, in our dreams, to mark us for the field.

We ſtruck the ſhield of the dead, and raiſed the hum of ſongs. We thrice called the ghoſts

---

*) Lánul, *full-eyed*, a ſurname which, according to tradition, was beſtowed on the daughter of Cathmol, on account of her beauty: this tradition, however, may have been founded on that partiality, which the bards have ſhewn to *Cathlin of Clutha*, for, according to them, no *falſhood could dwell in the ſoul of the lovely.*

ghoſts of our fathers. We laid us down in dreams. — Trenmor came, before mine eyes, the tall form of other years. His blue hoſts were behind him in half-diſtinguiſhed rows. Scarce ſeen is their ſtrife in miſt, or their ſtretching forward to deaths. I liſtened; but no ſound was there. The forms were empty wind.

I ſtarted from the dream of ghoſts. On a ſudden blaſt flew my whiſtling hair. Low-ſounding, in the oak, is the departure of the dead. I took my ſhield from its bough. Onward came the rattling of ſteel. It was Oſcar *) of Lego. He had ſeen his fathers.

As ruſhes forth the blaſt, on the boſom of whitening waves; ſo careleſs ſhall my courſe be, thro' ocean, to the dwelling of foes. I have ſeen the dead, my father. My beating ſoul

---

*) Oſcar is here called *Oſcar of Lego*, from his mother being the daughter of Branno, a powerful chief, on the banks of that lake. It is remarkable, that Oſſian addreſſes no poem to Malvina, in which her lover Oſcar was not one of the principal actors. His attention to her, after the death of his ſon, ſhews, that delicacy of ſentiment is not confined, as ſome fondly imagine, to our own poliſhed times.

ſoul is high. My fame is bright before me, like the ſtreak of light on a cloud, when the broad ſun comes forth, red traveller of the ſky.

Grandſon of Branno, I ſaid; not Oſcar alone ſhall meet the foe. I ruſh forward, thro' ocean, to the woody dwelling of heroes. Let us contend, my ſon, like eagles, from one rock; when they lift their broad wings, againſt the ſtream of winds. —— We raiſed our ſails in Carmona. From three ſhips, they marked my ſhield on the wave, as I looked on nightly Ton-thena *), red wanderer between the clouds. —— Four days came the breeze abroad. Lumon came forward in miſt. In winds were its hundred groves. Sun-beams marked, at times, its brown ſide. White, leapt the foamy ſtreams from all its ecchoing rocks.

A green

---

*) Ton-thena, *fire of the wave*, was that remarkable ſtar, which, as has been mentioned in the ſeventh book of Temora, directed the courſe of Larthon to Ireland. It ſeems to have been well known to thoſe, who ſailed on that ſea, which divides Ireland from South-Britain. As the courſe of Oſſian was along the coaſt of Inis-huna, he mentions with propriety, that ſtar which directed the voyage of the colony from that country to Ireland.

A green field, in the boſom of hills, winds ſilent with its own blue ſtream. Here, midſt the waving of oaks, were the dwellings of kings of old. But ſilence, for many dark-brown years, had ſettled in graſſy Rath-col*); for the race of heroes had failed, along the pleaſant vale. —— Duth-carmor was here, with his people, dark rider of the wave. Ton-thena had hid her head in the ſky. He bounds his white-boſomed ſails. His courſe is on the hills of Rath-col, to the ſeats of roes.

We came. I ſent the bard, with ſongs, to call the foe to fight. Duth-carmor heard him, with joy. The king's ſoul was a beam of fire; a beam of fire, marked with ſmoak, ruſhing, varied, thro' the boſom of night. The deeds

---

*) Rath-col, *woody field*, does not appear to have been the reſidence of Duth-carmor: he ſeems rather to have been forced thither by a ſtorm; at leaſt I ſhould think that to be the meaning of the poet, from his expreſſion, that *Ton-thena had hid her head*, and that *he bounds his white-boſomed ſails*; which is as much as to ſay, that the weather was ſtormy, and that Duth-carmor put-in to the bay of Rath-col for ſhelter.

deeds of Duth-carmor were dark, tho' his arm was ſtrong.

Night came, with the gathering of clouds. By the beam of the oak we ſat down. At a diſtance ſtood Cathlin of Clutha. I ſaw the changing *) ſoul of the ſtranger. As ſhadows fly over the field of graſs, ſo various is Cathlin's cheek. It was fair, within locks, that roſe on Rath-col's wind. I did not ruſh, amidſt his ſoul, with my words. I bade the ſong to riſe.

Oſcar

---

*) From this circumſtance, ſucceeding bards feigned, that Cathlin, who is here in the diſguiſe of a young warrior, had fallen in love with Duth-carmor, at a feaſt, to which he had been invited by her father. Her love was converted into deteſtation for him, after he had murdered her father. But *as thoſe rain-bows of heaven are changeful*, ſay my authors, ſpeaking of women, ſhe felt the return of her former paſſion, upon the approach of Duth-carmor's danger. —— I myſelf, who think more favourably of the ſex, muſt attribute the agitation of Cathlin's mind to her extream ſenſibility to the injuries done her by Duth-carmor: and this opinion is favoured by the ſequel of the ſtory.

Oſcar of Lego, I ſaid, be thine the ſecret hill*, to night. Strike the ſhield, like Morven's kings. With day, thou ſhalt lead in war. From my rock, I ſhall ſee thee, Oſcar, a dreadful form aſcending in fight, like the appearance of ghoſts, amidſt the ſtorms they raiſe — Why ſhould mine eyes return to the dim times of old, ere yet the ſong had burſted forth, like the ſudden riſing of winds. —— But the years, that are paſt, are marked with mighty deeds. As the nightly rider of waves looks up to

---

*) This paſſage alludes to the well-known cuſtom among the ancient kings of Scotland, to retire from their army on the night preceding a battle. —— The ſtory which Oſſian introduces in the next paragraph, concerns the fall of the Druids, of which I gave ſome account in the diſſertation prefixed to the firſt volume. It is ſaid in many old poems, that the Druids, in the extremity of their affairs, had ſolicited and obtained aid from Scandinavia. Among the auxiliaries there came many pretended magicians: which circumſtance Oſſian alludes to, in his deſcription of the *ſon of Loda.* —— Magic and incantation could not, however, prevail: for Trenmor, aſſiſted by the valour of his ſon Trathal, entirely broke the power of the Druids.

to Ton-thena of beams: ſo let us turn our eyes to Trenmor, the father of kings.

Wide, in Caràcha's eechoing field, Carmal had poured his tribes They were a dark ridge of waves; the grey-haired bards were like moving foam on their face. They kindled the ſtrife around with their red-rolling eyes. —— Nor alone were the dwellers of rocks; a ſon of Loda was there; a voice, in his own dark land, to call the ghoſts from high. —— On his hill, he had dwelt, in Lochlin, in the midſt of a leafleſs grove. Five ſtones lifted, near, their heads. Loud-roared his ruſhing ſtream. He often raiſed his voice to winds, when meteors marked their nightly wings; when the dark-cruſted moon was rolled behind her hill. Nor unheard of ghoſts was he! —— They came with the ſound of eagle-wings. They turned battle, in fields, before the kings of men.

But Trenmor they turned not from battle; he drew forward the troubled war; in its dark ſkirt was Trathal, like a riſing light. — It was dark; and Loda's ſon poured forth his ſigns, on night. —— The feeble were not before thee, ſon of other lands!

*) Then roſe the ſtrife of kings, about the hill of night; but it was ſoft as two ſummer-gales, ſhaking their light wings, on a lake. — Trenmor yielded to his ſon; for the fame of the king was heard. —— Trathal came forth before his father, and the foes failed, in eccho-ing Caràcha. The years that are paſt, my ſon, are marked with mighty deeds **).

* * * * * * * * *

In clouds roſe the eaſtern light. The foe came forth in arms. The ſtrife is mixed at Rath-col, like the roar of ſtreams. Behold the contending of kings! They meet beſide the oak. In gleams of ſteel the dark forms are loſt; ſuch is the meeting of meteors, in a vale by night; red light is ſcattered round, and men foreſee the ſtorm. —— Duth-carmor is low in blood. The

---

*) Trenmor and Trathal. Oſſian introduced this epiſode, as an example to his ſon, from ancient times.

**) Thoſe who deliver down this poem in tradition, lament that there is a great part of it loſt. In particular they regret the loſs of an epiſode, which was here introduced, with the ſequel of the ſtory of Carmal and his Druids. Their attachment to it was founded on the deſcriptions of magical Inchantments which it contained.

The ſon of Oſſian overcame. Not harmleſs in battle was he, Malvina hand of harps!

Nor, in the field, are the ſteps of Cathlin. The ſtranger ſtood by a ſecret ſtream, where the foam of Rath-col ſkirted the moſſy ſtones. Above, bends the branchy birch, and ſtrews its leaves, on winds. The inverted ſpear of Cathlin touched, at times, the ſtream. —— Oſcar brought Duth-carmor's mail: his helmet with its eagle wing. He placed them before the ſtranger, and his words were heard. —— "The foes of thy father have failed. They are laid in the field of ghoſts. Renown returns to Morven, like a riſing wind. Why art thou dark, chief of Clutha? Is there cauſe for grief?"

Son of Oſſian of harps, my ſoul is darkly-ſad. I behold the arms of Cathmol, which he raiſed in war. Take the mail of Cathlin, place it high in Selma's hall; that thou mayſt remember the hapleſs in thy diſtant land.

From white breaſt deſcended the mail. It was the race of kings; the ſoft-handed daughter of Cathmol, at the ſtreams of Clutha. —— Duth-carmor ſaw her bright in the hall, he came, me, by night, to Clutha. Cathmol met him, in battle, but the warrior fell. Three days dwelt the foe, with the maid. On the fourth ſhe fled in arms. She remembered the race of kings, and felt her burſting ſoul.

Why, maid of Toſcar of Lutha, ſhould I tell how Cathlin failed? Her tomb is at ruſhy Lumon, in a diſtant land. Near it were the ſteps of Sul-malla, in the days of grief. She raiſed the ſong, for the daughter of ſtrangers, and touched the mournful harp.

Come, from the watching of night, Malvina, lonely beam!

SUL-MALLA

OF

LUMON:

A

POEM.

ARGUMENT.

This poem, which, properly ſpeaking, is a continuation of the laſt, opens with an addreſs to Sul-malla, the daughter of the king of Inis-huna; whom Oſſian met, at the chace, as he returned from the battle of Rath-col. Sul-malla invites Oſſian and Oſcar to a feaſt, at the reſidence of her father, who was then abſent in the wars. —— Upon hearing their name and family, ſhe relates an expedition of Fingal into Inis-huna. She caſually mentioning Cathmor, chief of Atha, (who then aſſiſted her father againſt his enemies) Oſſian introduces the epiſode of Culgorm and Suran-dronlo, two Scandinavian kings, in whoſe wars Oſſian himſelf and Cathmor were engaged on oppoſite ſides. —— The ſtory is imperfect, a part of the original being loſt. —— Oſſian, warned, in a dream, by the ghoſt of Trenmor, ſets ſail from Inis-huna.

SUL-MALLA

OF

LUMON:

A POEM.

---

*) Who moves ſo ſtately, on Lumon, at the roar of the foamy waters? Her hair falls upon her heaving breaſt. White is her arm behind, as ſlow ſhe bends the bow. Why

---

*) The expedition of Oſſian to Inis-huna happened a ſhort time before Fingal paſſed over into Ireland, to dethrone Cairbar the ſon of Borbar-duthul. Cathmor, the brother of Cairbar, was aiding Conmor, king of Inis-huna, in his wars, at the time that Oſſian defeated Duth-carmor, in the valley of Rath-col. The poem is more intereſting, that it contains ſo many particulars concerning thoſe perſonages, who make ſo great a figure in Temora.

The

Why doſt thou wander in deſarts, like a light thro' a cloudy field? The young roes are panting, by their ſecret rocks. —— Return, thou daughter of kings; the cloudy night is near.

It was the young branch of Lumon, Sul-malla of blue eyes. She ſent the bard from her rock, to bid us to her feaſt. Amidſt the ſong we ſat down, in Conmor's eechoing hall. White moved the hands of Sul-malla, on the tremb-

---

The exact correſpondence in the manners and cuſtoms of Inis-huna, as here deſcribed, to thoſe of Caledonia, leaves no room to doubt, that the inhabitants of both were originally the ſame people. Some may alledge, that Oſſian might transfer, in his poetical deſcriptions, the manner of his own nation to foreigners. The objection is eaſily anſwered: for had Oſſian uſed that freedom in this paſſage, there is no reaſon why he ſhould paint the manners of the Scandinavians ſo different from thoſe of the Caledonians. We find, however, the former very different in their cuſtoms and ſuperſtitions from the nations of Britain and Ireland. The Scandinavian manners are remarkably barbarous and fierce, and ſeem to mark out a nation much leſs advanced in civil ſociety, than the inhabitants of Britain were in the times of Oſſian.

trembling ſtrings. Half-heard, amidſt the ſound, was the name of Atha's king: he that was abſent in battle for her own green land. —— Nor abſent from her ſoul was he; he came midſt her thoughts by night: Ton-thena looked in, from the ſky, and ſaw her toſſing arms.

The ſound of the ſhells had ceaſed. Amidſt long locks, Sul-malla roſe. She ſpoke with bended eyes, and aſked of our courſe thro' ſeas, "for of the kings of men are ye, tall riders of the wave *)." —— Not unknown, I ſaid,

---

*) Sul-malla here diſcovers the quality of Oſſian and Oſcar, from their ſtature and ſtately gait. Among nations, not far advanced in civilization, a ſuperior beauty and ſtatelineſs of perſon were inſeparable from nobility of blood. It was from theſe qualities, that thoſe of family were known by ſtrangers, not from tawdry trappings of ſtate injudiciouſly thrown round them. The cauſe of this diſtinguiſhing property, muſt, in ſome meaſure, be aſcribed to their unmixed blood. They had no inducement to intermarry with the vulgar: and no low motives of intereſt made them deviate from their choice, in their own ſphere. In ſtates, where luxury has been long eſtab-

I ſaid, at his ſtreams is he, the father of our race. Fingal has been heard of at Clubs, blue-eyed daughter of kings. —— Nor only, at Cona's ſtream, is Oſſian and Oſcar known. Foes trembled at our voice, and ſhrunk in other lands.

Not unmarked, ſaid the maid, by Sul-malla, is the ſhield of Morven's king. It hangs high, in Conmor's hall, in memory of the paſt; when Fingal came to Clubs, in the days of other years. Loud roared the boar of Culdarnu, in the midſt of his rocks and woods. Inis-huna ſent her youths, but they failed; and virgins wept over tombs. —— Careleſs went the king to Culdarnu. On his ſpear rolled the ſtrength of the woods. —— He was bright, they ſaid, in his locks, the firſt of mortal men.

---

eſtabliſhed. I am told, that beauty of perſon is, by no means, the characteriſtic of antiquity of family. This muſt be attributed to thoſe enervating vices, which are inſeparable from luxury and wealth. A great family, (to alter a little the words of the hiſtorian) it is true, like a river, becomes conſiderable from the length of its courſe: but, as it rolls on, hereditary diſtempers, as well as property, flow ſucceſſively into it.

men. —— Nor at the feaſt were heard his words. His deeds paſſed from his ſoul of fire, like the rolling of vapours from the face of the wandering ſun. —— Not careleſs looked the blue eyes of Cluba on his ſtately ſteps. In white boſoms roſe the king of Selma, in midſt of their thoughts by night. But the winds bore the ſtranger to the ecchoing vales of his roes. —— Nor loſt to other lands was he, like a meteor that ſinks in a cloud. He came forth, at times, in his brightneſs, to the diſtant dwelling of foes. His fame came, like the ſound of winds, to Cluba's woody vale *).

Dark-

---

*) Too partial to our own times, we are ready to mark out remote antiquity, as the region of ignorance and barbariſm. This, perhaps, is extending our prejudices too far. It has been long remarked, that knowledge, in a great meaſure, is founded on a free intercourſe between mankind; and that the mind is enlarged in proportion to the obſervations, it has made upon the manners of different men and nations. —— If we look, with attention, into the hiſtory of Fingal, as delivered by Oſſian, we ſhall find that he was not altogether a poor ignorant hunter, con-

Darkneſs dwells in Cluba of harps: the race of kings is diſtant far; in battle is Connor of ſpears; and Lormar *) king of ſtreams. Nor darkening alone are they; a beam, from other lands,

---

confined to the narrow corner of an iſland. His expeditions to all parts of Scandinavia, to the north of Germany, and the different ſtates of Great Britain and Ireland, were very numerous, and performed under ſuch a character, and at ſuch times, as gave him an opportunity to mark the undiſguiſed manners of mankind. —— War and an active life, as they call forth, by turns, all the powers of the ſoul, preſent to us the different characters of men: in times of peace and quiet, for want of objects to exert them, the powers of the mind lie concealed, in a great meaſure, and we ſee only artificial paſſions and manners. —— It is from this conſideration I conclude, that a traveller of penetration could gather more genuine knowledge from a tour of ancient Gaul, than from the minuteſt obſervation of all the artificial manners, and elegant refinements of modern France.

*) Lormar was the ſon of Connor, and the brother of Sal-malla. After the death of Connor, Lormar ſucceeded him in the throne.

lands, is nigh; the friend *) of ſtrangers in Atha, the troubler of the field. High, from their miſty hills, look forth the blue eyes of Erin; for he is far away, young dweller of their ſouls. —— Nor, harmleſs, white hands of Erin! is he in the ſkirts of war; he rolls ten thouſand before him, in his diſtant field.

Not unſeen by Oſſian, I ſaid, ruſhed Cathmor from his ſtreams, when he poured his ſtrength on I-thorno **), iſle of many waves.

In

---

*) Cathmor, the ſon of Borbar-duthul. It would appear, from the partiality with which Sul-malla ſpeaks of that hero, that ſhe had ſeen him, previous to his joining her father's army; tho' tradition poſitively aſſerts, that it was, after his return, that ſhe fell in love with him.

**) I-thorno, ſays tradition, was an iſland of Scandinavia. In it, at a hunting party, met Culgorm and Suran-drónlo, the kings of two neighbouring iſles. They differed about the honour of killing a boar; and a war was kindled between them. —— From this epiſode we may learn, that the manners of the Scandinavians were much more ſavage and cruel, than thoſe of Britain. —— It is remarkable, that the names, introduced in this ſtory, are not of Galic original, which circumſtance affords room to ſuppoſe, that it had its foundation in true hiſtory.

In ſtrife met two kings in I-thorno, Culgorm and Suran-drónlo: each from his ecchoing iſle, ſtern hunters of the boar!

They met a boar, at a foamy ſtream: each pierced it with his ſteel. They ſtrove for the fame of the deed: and gloomy battle roſe From iſle to iſle they ſent a ſpear, broken and ſtained with blood, to call the friends of their fathers, in their ſounding arms. Cathmor came, from Bolga, to Culgorm, red-eyed king: I aided Suran-drónlo, in his land of boars.

We ruſhed on either ſide of a ſtream, which roared thro' a blaſted heath. High broken rocks were round, with all their bending trees. Near are two circles of Loda, with the ſtone of power; where ſpirits deſcended, by night, in dark-red ſtreams of fire. —— There, mixed with the murmur of waters, roſe the voice of aged men, they called the forms of night, to aid them in their war.

*) Heedleſs I ſtood, with my people, where fell the foamy ſtream from rocks. The moon moved

---

*) From the circumſtance of Oſſian not being preſent at the rites, deſcribed in the preceding paragraph,

moved red from the mountain. My ſong, at times, aroſe. Dark on the other ſide, young Cathmor heard my voice; for he lay, beneath the oak, in all his gleaming arms. —— Morning came; we ruſhed to fight: from wing to wing, in the rolling of ſtrife. They fell, like the thiſtle head, beneath autumnal winds.

In armour came a ſtately form: I mixed my ſtrokes with the king. By turns our ſhields are pierced: loud rung our ſteely mails. His helmet fell to the ground. In brightneſs ſhone the foe. His eyes, two pleaſant flames, rolled between his wandering locks. — I knew the king of Atha, and threw my ſpear on earth. — Dark, we turned, and ſilent paſſed to mix with other foes.

Not

graph, we may ſuppoſe that he held them in contempt. This difference of ſentiment, with regard to religion, is a ſort of argument, that the Caledonians were not originally a colony of Scandinavians, as ſome have imagined. Concerning ſo remote a period, mere conjecture muſt ſupply the place of argument and poſitive proofs.

Not ſo paſſed the ſtriving kings *). They mixed in ecchoing fray: like the meeting of ghoſts, in the dark wing of winds. Thro' either breaſt ruſhed the ſpears; nor yet lay the foes on earth. A rock received their fall; and half-reclined they lay in death. Each held the lock of his foe; and grimly ſeemed to roll his eyes. The ſtream of the rock leapt on their ſhields, and mixed below with blood.

The battle ceaſed in I-thorno. The ſtrangers met in peace: Cathmor from Atha of ſtreams, and Oſſian, king of harps. We placed the dead in earth. Our ſteps were by Rúnar's bay. With the bounding boat, afar, advanced a ridgy wave. Dark was the rider of ſeas, but a beam of light was there, like the ray of the ſun, in Stromlo's rolling ſmoak. It was the daugh-

---

*) Culgorm and Suran-dronlo. The combat of the kings and their attitude in death are highly picturesque, and expreſſive of that ferocity of manners, which diſtinguiſhed the northern nations. —— The wild melody of the verſification of the original, is inimitably beautiful, and very different from the reſt of the works of Oſſian.

daughter *) of Suran-drónlo, wild in brightned looks. Her eyes were wandering flames, amidſt dis-

---

*) Tradition has handed down the name of this princeſs. The bards call her Runo-forlo, which has no other ſort of title for being genuine, but its not being of Galic original; a diſtinction, which the bards had not the art to preſerve, when they feigned names for foreigners. The highland ſenachies, who very often endeavoured to ſupply the deficiency, they thought they found in the tales of Oſſian, have given us the continuation of the ſtory of the daughter of Suran-drónlo. The cataſtrophe is ſo unnatural, and the circumſtances of it ſo ridiculouſly pompous, that for the ſake of the inventors, I ſhall conceal them.

The wildly-beautiful appearance of Runo-forlo, made a deep impreſſion on a chief, ſome ages ago, who was himſelf no contemptible poet. The ſtory is romantic, but not incredible, if we make allowances for the lively imagination of a man of genius. Our chief ſailing, in a ſtorm, along one of the iſlands of Orkney, ſaw a woman, in a boat, near the ſhore, whom he thought, as he expreſſes it himſelf, *as beautiful as a ſudden ray of the ſun, on the dark-heaving deep.* The verſes of Oſſian, on the attitude of Runodiſordered locks. Forward is her white arm, with the ſpear; her high-heaving breaſt is ſeen, white as foamy waves that riſe, by turns, amidſt rocks. They are beautiful, but they are terrible, and mariners call the winds.

Come, ye dwellers of Loda! Carchar, pale in the midſt of clouds! Sluthmor, that ſtrideſt in airy halls! Corchtur, terrible in winds! Receive, from his daughter's ſpear, the foes of Suran-drónlo.

No

Runo-forlo, which was ſo ſimilar to that of the woman in the boat, wrought ſo much on his fancy, that he fell deſperately in love. —— The winds, however, drove him from the coaſt, and, after a few days, he arrived at his reſidence in Scotland. —— There his paſſion increaſed to ſuch a degree, that two of his friends, fearing the conſequence, ſailed to the Orkneys, to carry to him the object of his deſire. —— Upon enquiry they ſoon found the nymph, and carried her to the enamoured chief: but mark his ſurprize, when, inſtead *of a ray of the ſun*, he ſaw a ſkinny fiſher-woman, more than middle-aged, appearing before him. —— Tradition here ends the ſtory: but it may be eaſily ſuppoſed, that the paſſion of the chief ſoon ſubſided.

No ſhadow, at his roaring ſtreams; no mildly-looking form was he! When he took up his ſpear, the hawks ſhook their ſounding wings: for blood was poured around the ſteps of dark-eyed Suran-drónlo.

He lighted me, no harmleſs beam, to glitter on his ſtreams. Like meteors, I was bright, but I blaſted the foes of Suran-drónlo. ———

* * * * * * * * * * * * * *

Nor unconcerned heard Sul-malla, the praiſe of Cathmor of ſhields. He was within her ſoul, like a fire in ſecret heath, which awakes at the voice of the blaſt, and ſends its beam abroad. Amidſt the ſong removed the daughter of kings, like the ſoft ſound of a ſummer-breeze; when it lifts the heads of flowers, and curls the lakes and ſtreams.

By night came a dream to Oſſian; without form ſtood the ſhadow of Trenmor. He ſeemed to ſtrike the dim ſhield, on Selma's ſtreamy rock. I roſe, in my rattling ſteel; I knew

knew that war was near. Before the winds our ſails were ſpread; when Lumon ſhewed its ſtreams to the morn.

Come, from the watching of night, Malvina, lonely beam!

CATH-LODA:

A
POEM.

DUAN FIRST.

ARGUMENT.

Fingal, in one of his voyages to the Orkney iſlands, was driven, by ſtreſs of weather, into a bay of Scandinavia, near the reſidence of Starno, king of Lochlin. Starno invites Fingal to a feaſt. Fingal, doubting the faith of the king, and mindful of his former breach of hoſpitality, [Fingal, b. 3.] refuſes to go. —— Starno gathers together his tribes: Fingal reſolves to defend himſelf. —— Night coming on, Duth-maruno propoſes to Fingal, to obſerve the motions of the enemy. —— The king himſelf undertakes the watch. Advancing towards the enemy, he, accidentally, comes to the cave of Turthor, where Starno had confined Conban-carglas, the captive daughter of a neighbouring chief. —— Her ſtory is imperfect, a part of the original being loſt. —— Fingal comes to a place of worſhip, where Starno and his ſon, Swaran, conſulted the ſpirit of Loda, concerning the iſſue of the war. —— The rencounter of Fingal and Swaran. —— The *duän* concludes, with a deſcription of the airy hall of Cruth-loda, ſuppoſed to be the Odin of Scandinavia.

CATH-LODA:

A

POEM.

DUAN *) FIRST.

A tale of the times of old! —— Why, thou wanderer unſeen, that bendeſt the thiſtle of Lora, — why, thou breeze of the valley, haſt thou left mine ear? I hear no diſtant

---

*) The bards diſtinguiſhed thoſe compoſitions, in which the narration is often interrupted, by epiſodes and apoſtrophes, by the name of *Duän*. Since the extinction of the order of the bards, it has been a general name for all ancient compoſitions in verſe. —— The abrupt manner in which the ſtory of this poem begins, may render it obſcure to ſome readers; it may not therefore be

ſtant roar of ſtreams, no ſound of the harp, from the rocks! Come, thou huntreſs of Lutha, ſend back his ſoul to the bard.

I look

be improper, to give here the traditional preface, which is generally prefixed to it. Two years after he took to wife Ros-crana, the daughter of Cormac, king of Ireland, Fingal undertook an expedition into Orkney, to viſit his friend Cathulla, king of Iniſtore. After ſtaying a few days at Carric-thura, the reſidence of Cathulla: the king ſet ſail, to return to Scotland; but a violent ſtorm ariſing, his ſhips were driven into a bay of Scandinavia, near Gormal, the ſeat of Starno, king of Lochlin, his avowed enemy. Starno, upon the appearance of ſtrangers on his coaſt, ſummoned together the neighbouring tribes, and advanced, in a hoſtile manner, towards the bay of U-thorno, where Fingal had taken ſhelter. Upon diſcovering who the ſtrangers were, and fearing the valour of Fingal, which he had, more than once, experienced before, he reſolved to accompliſh by treachery, what he was afraid he ſhould fail in by open force. He invited, therefore, Fingal to a feaſt, at which he intended to aſſaſſinate him. The king prudently declined to go, and Starno betook himſelf to arms. —— The ſequel of the ſtory may be learned from the poem itſelf.

I look forward to Lochlin of lakes, to the dark, ridgy bay of U-thórno, where Fingal deſcended from ocean, from the roar of winds. Few are the heroes of Morven, in a land unknown! —— Starno ſent a dweller of Loda, to bid Fingal to the feaſt; but the king remembred the paſt, and all his rage aroſe.

Nor Gormal's moſſy towers, nor Starno ſhall Fingal behold. Deaths wander, like ſhadows, over his fiery ſoul. Do I forget that beam of light, the white-handed daughter *) of kings? Go, ſon of Loda; his words are but blaſts to Fingal: blaſts, that, to and fro, roll the thiſtle, in autumnal vales.

Duth-maruno **), arm of death! Crommaglas, of iron ſhields! Struthmor, dweller of batt-

---

*) Agandecca, the daughter of Starno, whom her father killed, on account of her diſcovering to Fingal, a plot laid againſt his life. Her ſtory is related at large, in the third book of Fingal.

**) Duth-maruno is a name very famous in tradition. Many of his great actions are handed down: but the poems, which contained the detail of them, battle's wing! Cormar, whoſe ſhips bound on ſeas, careleſs as the courſe of a meteor, on dark ſtreaming clouds! Ariſe, around me, children of heroes, in a land unknown. Let each look on his ſhield, like Trenmor, the ruler of battles. "Come down, ſaid the king, thou dweller between the harps. Thou ſhalt roll this ſtream away, or dwell with me in earth."

Around him they roſe in wrath. —— No words came forth: they ſeized their ſpears. Each ſoul is rolled into itſelf. — At length the ſud-

---

them, are long ſince loſt. He lived, it is ſuppoſed, in that part of the north of Scotland, which is over againſt Orkney. Duth-maruno, Cromma-glas, Struthmor, and Cormar, are mentioned, as attending Comhal, in his laſt battle againſt the tribe of Morni, in a poem, which is ſtill preſerved. It is not the work of Oſſian; the phraſeology betrays it to be a modern compoſition. It is ſomething like thoſe trivial compoſitions, which the Iriſh bards forged, under the name of Oſſian, in the fifteenth and ſixteenth centuries. —— Duth-maruno ſignifies, *black and ſteady*; Cromma-glas, *bending and ſwarthy*; Struthmor, *roaring ſtream*; Cormar, *expert at ſea*.

ſudden clang is waked, on all their ecchoing ſhields. —— Each took his hill, by night; at intervals, they darkly ſtood. Unequal burſts the hum of ſongs, between the roaring wind. — Broad over them roſe the moon. —— In his arms, came tall Duth-maruno; he from Croma-charn of rocks, ſtern hunter of the boar. In his dark boat he roſe on waves, when Crumthormoth *) awaked its woods. In the chace he ſhone, among his foes: —— No fear was thine, Duth-maruno.

Son of Comhal, he ſaid, my ſteps ſhall be forward thro' night. From this ſhield I ſhall view them, over their gleaming tribes. Starno, of lakes, is before me, and Swaran, the foe of ſtrangers. Their words are not in vain, by Loda's ſtone of power. —— If Duth-maruno returns not, his ſpouſe is lonely, at home, where meet two roaring ſtreams, on Crathmo-craulo's plain. Around are hills, with their woods; the ocean is rolling near. My ſon looks

---

*) Crumthormoth, one of the Orkney or Shetland iſlands. The name is not of Galic original. It was ſubject to its own petty king, who is mentioned in one of Oſſian's poems.

looks on ſcreaming ſea-fowl, young wanderer of the field. Give the head of a boar to Candona [*]), tell him of his father's joy, when the briſtly ſtrength of I-thorno rolled on his lifted ſpear.

Not

---

[*]) Cean-daona, *head of the people*, the ſon of Duth-maruno. He became afterwards famous, in the expeditions of Oſſian, after the death of Fingal. The traditional tales concerning him are very numerous; and, from the epithet, in them, beſtowed on him (*Candona of boars*) it would appear, that he applied himſelf to that kind of hunting, which his father, in this paragraph, is ſo anxious to recommend to him. As I have mentioned the traditional tales of the Highlands, it may not be improper here, to give ſome account of them. After the expulſion of the bards, from the houſes of the chiefs, they being an indolent race of men, owed all their ſubſiſtence to the generoſity of the vulgar, whom they diverted with repeating the compoſitions of their predeceſſors, and running up the genealogies of their entertainers to the family of their chiefs. As this ſubject was, however, ſoon exhauſted, they were obliged to have recourſe to invention, and form ſtories having no foundation in fact, which we-

Not forgetting my fathers, ſaid Fingal, I have bounded over ridgy ſeas: theirs was the times of danger, in the days of old. Nor gathers

were ſwallowed, with great credulity, by an ignorant multitude. By frequent repeating, the fable grew upon their hands; and, as each threw in whatever circumſtance he thought conducive to raiſe the admiration of his hearers, the ſtory became, at laſt, ſo devoid of all probability, that even the vulgar themſelves did not believe it. They, however, liked the tales ſo well, that the bards found their advantage in turning profeſſed tale-makers. They then launched out into the wildeſt regions of fiction and romance. I firmly believe, there are more ſtories of giants, enchanted caſtles, dwarfs, and palfreys, in the Highlands, than in any country in Europe. Theſe tales, it is certain, like other romantic compoſitions, have many things in them unnatural, and, conſequently, diſguſtful to true taſte: but, I know not how it happens, they command attention more than any other fictions I ever met with. —— The extream length of theſe pieces is very ſurpriſing, ſome of them requiring many days to repeat them: but ſuch hold they take of the memory, that few circumſtances are ever omitted by thoſe, who have received them only from oral traſhers darkneſs on me, before foes, tho' I am young, in my locks. —— Chief of Crathmocraulo, the field of night is mine.

He ruſhed, in all his arms, wide-bounding over Turthor's ſtream, that ſent its ſullen roar, by night, thro' Gormal's miſty vale. —— A moon-beam glittered on a rock; in the midſt, ſtood a ſtately form; a form with floating locks, like Lochlin's white-boſomed maids. — Unequal are her ſteps, and ſhort: ſhe throws a broken ſong on wind. At times ſhe toſſes her white arms: for grief is in her ſoul.

Torcul-torno*), of aged lock! where now are thy ſteps, by Lulan? thou haſt failed, at thine

---

tradition. What is more amazing, the very language of the bards is ſtill preſerved. It is curious to ſee, that the deſcriptions of magnificence, introduced in theſe tales, is even ſuperior to all the pompous oriental fictions of the kind.

*) Torcul-torno, according to tradition, was king of Crathlun, a diſtrict in Sweden. The river Lulan ran near the reſidence of Torcul-torno. There is

thine own dark ſtreams, father of Conban-carglas! But I behold thee, chief of Lulan, ſporting by Loda's hall, when the dark-ſkirted night is poured along the ſky.

Thou,

---

is a river in Sweden, ſtill called Lula, which is probably the ſame with Lulan. The war between Starno and Torcul-torno, which terminated in the death of the latter, had its riſe at a hunting party. Starno being invited, in a friendly manner, by Torcul-torno, both kings, with their followers, went to the mountains of Stivamor, to hunt. A boar ruſhed from the wood before the kings, and Torcul-torno killed it. Starno thought this behaviour a breach upon the privilege of gueſts, who were always *honoured*, as tradition expreſſes it, *with the danger of the chace*. A quarrel aroſe, the kings came to battle, with all their attendants, and the party of Torcul-torno were totally defeated, and he himſelf ſlain. Starno purſued his victory, laid waſte the diſtrict of Crathlun, and, coming to the reſidence of Torcul-torno, carried off, by force, Conban-carglas, the beautiful daughter of his enemy. Her he confined in a cave, near the palace of Gormal, where, on account of her cruel treatment, ſhe became diſtracted.

The

Thou, ſometimes, hideſt the moon, with thy ſhield. I have ſeen her dim, in heaven. Thou kindleſt thy hair into meteors, and ſaileſt along the night. —— Why am I forgot in my cave, king of ſhaggy boars? Look from the hall of Loda, on lonely Conban-carglas.

"Who art thou, ſaid Fingal, voice of night?" —— She trembling, turned away. "Who art thou, in thy darkneſs?" —— She ſhrunk into the cave. —— The king looſed the thong from her hands; he aſked about her fathers.

Torcul-torno, ſhe ſaid, once dwelt at Lulan's foamy ſtream: he dwelt —— but, now, in Loda's hall, he ſhakes the ſounding ſhell. He met Starno of Lochlin, in battle; long fought the dark-eyed kings. My father fell, at length, blue-ſhielded Torcul-torno.

By

The paragraph, juſt now before us, is the ſong of Conban-carglas, at the time ſhe was diſcovered by Fingal. It is in lyric meaſure, and ſet to muſic, which is wild and ſimple, and ſo inimitably ſuited to the ſituation of the unhappy lady, that few can hear it without tears.

By a rock, at Lulan's ſtream, I had pierced the bounding roe. My white hand gathered my hair, from off the ſtream of winds. I heard a noiſe. Mine eyes were up. My ſoft breaſt roſe on high. My ſtep was forward, at Lulan, to meet thee, Torcul-torno.

It was Starno, dreadful king! —— His red eyes rolled on Conban-carglâs. Dark waved his ſhaggy brow, above his gathered ſmile. Where is my father, I ſaid, he that was mighty in war? Thou art left alone among foes, daughter of Torcul-torno!

He took my hand. He raiſed the ſail. In this cave he placed me dark. At times, he comes, a gathered miſt. He lifts, before me, my father's ſhield. Often paſſes a beam *) of youth, far-diſtant from my cave. He dwells lonely in the ſoul of the daughter of Torcul-torno.

---

*) By *the beam of youth*, it afterwards appears, that Conban-carglas means Swaran, the ſon of Starno, with whom, during her confinement, ſhe had fallen in love.

Daughter of Lulan, ſaid Fingal, white-handed Conban-carglas; a cloud, marked with ſtreaks of fire, is rolled along the ſoul. Look not to that dark-robed moon; nor yet to thoſe meteors of heaven; my gleaming ſteel is around thee, daughter of Torcul-torno.

It is not the ſteel of the feeble, nor of the dark in ſoul. The maids are not ſhut in our *) caves of ſtreams; nor toſſing their white arms alone. They bend, fair within their locks, above the harps of Selma. Their voice is not in the deſart wild, young light of Torcul-torno.

* * * * * * *

* * * * * * *

Fingal,

---

*) From this contraſt, which Fingal draws, between his own nation, and the inhabitants of Scandinavia, we may learn, that the former were much leſs barbarous than the latter. This diſtinction is ſo much obſerved throughout the poems of Oſſian, that there can be no doubt, that he followed the real manners of both nations in his own time. At the cloſe of the ſpeech of Fingal, there is a great part of the original loſt.

Fingal, again, advanced his ſteps, wide thro' the boſom of night, to where the trees of Loda ſhook amidſt ſqually winds. Three ſtones, with heads of moſs, are there; a ſtream, with foaming courſe; and dreadful, rolled around them, is the dark-red cloud of Loda. From its top looked forward a ghoſt, half-formed of the ſhadowy ſmoak. He poured his voice, at times, amidſt the roaring ſtream. — Near, bending beneath a blaſted tree, two heroes received his words: Swaran of the lakes, and Starno foe of ſtrangers. — On their dun ſhields, they darkly leaned: their ſpears are forward in night. Shrill ſounds the blaſt of darkneſs, in Starno's floating beard.

They heard the tread of Fingal. The warriors roſe in arms. "Swaran, lay that wanderer low, ſaid Starno, in his pride. Take the ſhield of thy father; it is a rock in war." —— Swaran threw his gleaming ſpear; it ſtood fixed in Loda's tree. Then came the foes forward, with ſwords. They mixed their rattling ſteel. Thro' the thongs of Swaran's ſhield ruſhed the blade *) of Luno. The ſhield fell rolling on earth.

---

*) The ſword of Fingal, ſo called from its maker, Luno of Lochlin.

earth. Cleft the helmet *) fell down. Fingal ſtopt the lifted ſteel! Wrathful ſtood Swaran, unarmed. He rolled his ſilent eyes, and threw his ſword on earth. Then, ſlowly ſtalking over the ſtream, he whiſtled as he went.

Nor unſeen of his father is Swaran. Starno turned away in wrath. His ſhaggy brows waved dark, above his gathered rage. He ſtruck Loda's tree, with his ſpear; he raiſed the hum of ſongs. — They came to the hoſt of Lochlin, each in his own dark path; like two foam-covered ſtreams, from two rainy vales.

To Turthor's plain Fingal returned. Fair roſe the beam of the eaſt. It ſhone on the ſpoils of Lochlin in the hand of the king. From her cave came forth, in her beauty, the daughter of Torcul-torno. She gathered her hair from wind; and wildly raiſed her ſong. The ſong of Lulan of ſhells, where once her father dwelt.

She ſaw Starno's bloody ſhield. Gladneſs roſe, a light, on her face. She ſaw the cleft helmet

---

*) The helmet of Swaran. The behaviour of Fingal is always conſiſtent with that generoſity of ſpirit, which belongs to a hero. He takes no advantage of a foe diſarmed.

helmet of Swaran *); ſhe ſhrunk, darkened, from the king. —— "Art thou fallen, by thy hundred ſtreams, o love of Conban-carglas!" ——

* * * * * * *
* * * * * * *

U-thorno, that riſeſt in waters; on whoſe ſide are the meteors of night! I behold the dark moon deſcending behind thy ecchoing woods. On thy top dwells the miſty Loda, the houſe of the ſpirits of men. —— In the end of his cloudy hall bends forward Cruth-loda of ſwords. His form is dimly ſeen, amidſt his wavy miſt. His right hand is on his ſhield: in his left is the

---

*) Conban-carglas, from ſeeing the helmet of Swaran bloody in the hands of Fingal, conjectured, that that hero was killed. — A part of the original is loſt. It appears, however, from the ſequel of the poem, that the daughter of Torcul-torno did not long ſurvive her ſurprize, occaſioned by the ſuppoſed death of her lover. —— The deſcription of the airy hall of Loda (which is ſuppoſed to be the ſame with that of Odin, the deity of Scandinavia) is more picturesque and deſcriptive, than any in the Edda, or other works of the northern Scalders.

the half-viewleſs ſhell. The roof of his dreadful hall is marked with nightly fires.

The race of Cruth-loda advance, a ridge of formleſs ſhades. He reaches the ſounding ſhell, to thoſe who ſhone in war; but, between him and the feeble, his ſhield riſes, a cruſt of darkneſs. He is a ſetting meteor to the weak in arms. — Bright, as a rain-bow on ſtreams, came white-armed Conban-carglas. ——

CATH-LODA:

A
POEM.

DUAN SECOND.

ARGUMENT.

Fingal returning, with day, devolves the command of the army on Duth-maruno, who engages the enemy, and drives them over the ſtream of Turthor. Fingal, after recalling his people, congratulates Duth-maruno on his ſucceſs; but diſcovers, that that hero was mortally wounded in the engagement. —— Duth-maruno dies. Ullin, the bard, in honour of the dead, introduces the epiſode of Colgorm and Strina-dona, with which the *duän* concludes.

CATH-LODA:

A

POEM.

DUAN SECOND.

Where art thou, ſon of the king? ſaid dark-haired Duth-maruno. Where haſt thou failed, young beam of Selma? —— He returns not from the boſom of night! Morning is ſpread on U-thorno, in his miſt is the ſun, on his hill. —— Warriors, lift the ſhields, in my preſence. He muſt not fall, like a fire from heaven, whoſe place is not marked on the ground. —— He comes like an eagle, from the ſkirt of his ſqually wind! In his hand are the ſpoils of foes. —— King of Selma, our ſouls were ſad.

Near us are the foes, Duth-maruno. They come forward, like waves in miſt, when their foamy tops are ſeen, at times, above the low-ſailing vapour. —— The traveller ſhrinks on his journey, and knows not whither to fly. — No trembling travellers are we! —— Sons of heroes, call forth the ſteel. — Shall the ſword of Fingal ariſe, or ſhall a warrior lead?

*) The deeds of old, ſaid Duth-maruno, are like paths to our eyes, o Fingal. Broad-ſhielded

---

*) In this ſhort epiſode we have a very probable account given us, of the origin of monarchy in Caledonia. The *Cael*, or Gauls, who poſſeſſed the countries to the north of the Firth of Edinburgh, were, originally, a number of diſtinct tribes, or clans, each ſubject to its own chief, who was free and independent of any other power. When the Romans invaded them, the common danger might, perhaps, have induced those *reguli*, to join together; but, as they were unwilling to yield to the command of one of their own number, their battles were ill conducted, and, conſequently, unſucceſsful. —— Trenmor was the firſt who repreſented to the chiefs, the bad conſequences of carrying on their wars in this irregular manner, and adviſed, that they themſelves ſhould alternately lead in battle. They did

ſhielded Trenmor is ſtill ſeen, amidſt his own dim years. Nor feeble was the ſoul of the king. There, no dark deed wandered in ſecret. —— From their hundred ſtreams came the tribes, to graſſy Colglan-crona. Their chiefs were before them. Each ſtrove to lead the war. Their ſwords were often half-unſheathed. Red rolled their eyes of rage. Separate they ſtood, and hummed their ſurly ſongs. —— "Why ſhould they yield to each other? their fathers were equal in war."

Trenmor

---

did ſo, but they were unſucceſsful. When it came to Trenmor's turn, he totally defeated the enemy, by his ſuperior valour and conduct; which gained him ſuch an intereſt among the tribes, that he, and his family after him, were regarded as kings; or, to uſe the poet's expreſſion, *the words of power ruſhed forth from Selma of kings.* —— The regal authority, however, except in time of war, was but inconſiderable; for every chief, within his own diſtrict, was abſolute and independent. —— From the ſcene of the battle in this epiſode (which was in the valley of Crona, a little to the north of Agricola's wall) I ſhould ſuppoſe, that the enemies of the Caledonians were the Romans, or provincial Britons.

Trenmor was there, with his people, ſtately in youthful locks. He ſaw the advancing foe. The grief of his ſoul aroſe. He bade the chiefs to lead, by turns: they led, but they were rolled away. —— From his own moſſy hill, blue-ſhielded Trenmor came down. He led wide-ſkirted battle, and the ſtrangers failed. Around him the dark-browed warriors came: they ſtruck the ſhield of joy. Like a pleaſant gale, the words of power ruſhed forth from Selma of kings. But the chiefs led, by turns, in war, till mighty danger roſe: then was the hour of the king, to conquer in the field.

"Not unknown, ſaid Cromma-glas *) of ſhields, are the deeds of our fathers. —— But who

---

*) In tradition, this Cromma-glas makes a great figure in that battle, which Comhal loſt, together with his life, to the tribe of Morni. I have juſt now, in my hands, an Iriſh compoſition, of a very modern date, as appears from the language, in which all the traditions, concerning that deciſive engagement, are jumbled together. In juſtice to the merit of the poem, I ſhould have here preſented to the reader a tranſlation of it, did not

who ſhall now lead the war, before the race of kings? Miſt ſettles on theſe four dark hills; within it let each warrior ſtrike his ſhield. Spirits may deſcend in darkneſs, and mark us for the war." —— They went, each to his hill

---

not the bard mention ſome circumſtances very ridiculous, and others altogether indecent. Morna, the wife of Comhal, had a principal hand in all the tranſactions previous to the defeat and death of her huſband; ſhe, to uſe the words of the bard, *who was the guiding ſtar of the women of Erin.* The bard, it is to be hoped, miſrepreſented the ladies of his country: for Morna's behaviour was, according to him, ſo void of all decency and virtue, that it cannot be ſuppoſed, they had choſen her for their *guiding ſtar.* —— The poem conſiſts of many ſtanzas. The language is figurative, and the numbers harmonious; but the piece is ſo full of anachroniſms, and ſo unequal in its compoſition, that the author, moſt undoubtedly, was either mad, or drunk, when he wrote it. —— —— It is worthy of being remarked, that Comhal is, in this poem, very often called, *Comhal na h' Albin*, or *Comhal of Albin*; which ſufficiently demonſtrates, that the allegations of Keating and O' Flaherty, concerning *Fion Mac-Comhal*, are but of late invention.

hill of miſt. Bards marked the ſounds of the ſhields. Loudeſt rung thy boſs, Duth-maruno. Thou muſt lead in war.

Like the murmur of waters, the race of U-thorno came down. Starno led the battle, and Swaran of ſtormy iſles. They looked forward from iron ſhields, like Cruth-loda fiery-eyed, when he looks from behind the darkened moon, and ſtrews his ſigns on night.

The foes met by Turthor's ſtream. They heaved like ridgy waves. Their echoing ſtrokes are mixed. Shadowy death flies over the hoſts. They were clouds of hail, with ſqually winds in their ſkirts. Their ſhowers are roaring together. Below them ſwells the dark-rolling deep.

Strife of gloomy U-thorno, why ſhould I mark thy wounds? Thou art with the years that are gone; thou fadeſt on my ſoul. Starno brought forward his ſkirt of war, and Swaran his own dark wing. Nor a harmleſs fire is Duth-maruno's ſword. —— Lochlin is rolled over her ſtreams. The wrathful kings are folded in thoughts. They roll their ſilent eyes,

over

over the flight of their land. —— The horn of Fingal was heard: the ſons of woody Albin returned. But many lay, by Turthor's ſtream, ſilent in their blood.

Chief of Crom-charn, ſaid the king, Duthmaruno, hunter of boars! not harmleſs returns my eagle, from the field of foes. For this white-boſomed Lanul ſhall brighten, at her ſtreams; Candona ſhall rejoice, at rocky Crathmo-craulo.

Colgorm *), replied the chief, was the firſt of my race in Albin; Colgorm, the rider of ocean, thro' its watry vales. He ſlew his brother

---

*) The family of Duth-maruno, it appears, came originally from Scandinavia, or, at leaſt, from ſome of the northern iſles, ſubject in chief, to the kings of Lochlin. The Highland-ſenachies, who never miſſed to make their comments on, and additions to, the works of Oſſian, have given us a long liſt of the anceſtors of Duth-maruno, and a particular account of their actions, many of which are of the marvellous kind. One of the tale-makers of the north has choſen for his hero, Starnmor, the father of Duth-maruno, and, conſidering the adventures thro' which he has

brother in I-thorno: he left the land of his fathers. He choſe his place, in ſilence, by rocky Crathmo-craulo. His race came forth, in their years; they came forth to war, but they always fell. The wound of my fathers is mine, king of eechoing iſles!

He drew an arrow from his ſide. He fell pale, in a land unknown. His ſoul came forth to his fathers, to their ſtormy iſle. There they purſued boars of miſt, along the ſkirts of winds. —— The chiefs ſtood ſilent around, as the ſtones of Loda, on their hill. The traveller ſees them, thro' the twilight, from his lonely path. He thinks them the ghoſts of the aged, forming future wars.

Night came down, on U-thorno. Still ſtood the chiefs in their grief. The blaſt hiſſed, by turns, thro' every warrior's hair. — Fingal, at length, burſted forth from the thoughts of his ſoul. He called Ullin of harps, and bade the ſong to riſe. —— No falling fire, that is only ſeen, and then retires in night; no depart-

---

has led him, the piece is neither diſagreeable, nor abounding with that kind of fiction, which ſhocks credibility.

parting meteor was Crathmo-craulo's chief. He was like the ſtrong-beaming ſun, long rejoicing on his hill. Call the names of his fathers, from their dwellings old.

I-thorno *), ſaid the bard, that riſeſt midſt ridgy ſeas! Why is thy head ſo gloomy, in the ocean's miſt? From thy vales came forth a race, fearleſs as thy ſtrong-winged eagles; the race of Colgorm of iron ſhields, dwellers of Loda's hall.

In

---

*) This epiſode is, in the original, extremely beautiful. It is ſet to that wild kind of muſic, which ſome of the Highlanders diſtinguiſh, by the title of *Fón Oi-marra*, or, the *Song of mermaids*. Some part of the air is abſolutely infernal, but there are many returns in the meaſure, which are inexpreſſibly wild and beautiful. From the genius of the muſic, I ſhould think it came originally from Scandinavia, for the fictions delivered down concerning the *Oi-marra*, (who are reputed the authors of the muſic) exactly correſpond with the notions of the northern nations, concerning their *diræ*, or, *goddeſſes of death.* —— Of all the names in this epiſode, there is none of a Galic original, except Strina-dona, which ſignifies, the *ſtriſe of heroes.*

In Tormoth's reſounding iſle, aroſe Lurthan, ſtreamy hill. It bent its woody head above a ſilent vale. There, at foamy Cruruth's ſource, dwelt Rur-mar, hunter of boars. His daughter was fair as a ſun beam, white-boſomed Strina-dona!

Many a king of heroes, and hero of iron ſhields; many a youth of heavy locks came to Rur-mar's ecchoing hall. They came to woo the maid, the ſtately huntreſs of Tormoth wild. —— But thou lookeſt careleſs from thy ſteps, high-boſomed Strina-dona!

If on the heath ſhe moved, her breaſt was whiter than the down of Cana *); if on the ſea-beat ſhore, than the foam of the rolling ocean. Her eyes were two ſtars of light; her face was heaven's bow in ſhowers; her dark hair flowed round it, like the ſtreaming clouds. — Thou

---

*) The *Cana* is a certain kind of graſs, which grows plentifully in the heathy moraſſes of the north. Its ſtalk is of the reedy kind, and it carries a tuft of down, very much reſembling cotton. It is exceſſively white, and, conſequently, often introduced by the bards, in their ſimilies concerning the beauty of women.

Thou wert the dweller of ſouls, white-handed Strina-dona!

Colgorm came, in his ſhip, and Corcul-ſuran, king of ſhells. The brothers came, from I-thorno, to woo the ſun beam of Tormoth's iſle. She ſaw them in their echoing ſteel. Her ſoul was fixed on blue-eyed Colgorm. — Ul-lochlin's *, nightly eye looked in, and ſaw the toſſing arms of Strina-dona.

Wrathful the brothers frowned. Their flaming eyes, in ſilence, met. They turned away. They ſtruck their ſhields. Their hands were trembling on their ſwords. They ruſhed into the ſtrife of heroes, for long-haired Strina-dona.

Corcul-ſuran fell in blood. On his iſle, raged the ſtrength of his father. He turned Colgorm, from I-thorno, to wander on all the winds. —— Crathmo-craulo's rocky field, he dwelt, by a foreign ſtream. Nor darkened the king alone, that beam of light was near, the daughter

---

*) Ul-lochlin, *the guide to Lochlin*, the name of a ſtar.

daughter of ecchoing Tormoth, white-armed Strina-dona *).

---

*) The continuation of this epiſode is juſt now in my hands; but the language is ſo different from, and the ideas ſo unworthy of, Oſſian, that I have rejected it, as an interpolation by a modern bard.

CATH-LODA:

A
POEM.

DUAN THIRD.

ARGUMENT.

Oſſian, after ſome general reflections, deſcribes the ſituation of Fingal, and the poſition of the army of Lochlin. —— The converſation of Starno and Swaran. —— The epiſode of Cormar-trunar and Foinar-bragal. —— Starno, from his own example, recommends to Swaran, to ſurprize Fingal, who had retired alone to a neighbouring hill. Upon Swaran's refuſal, Starno undertakes the enterprize himſelf, is overcome, and taken priſoner, by Fingal. —— He is diſmiſſed, after a ſevere reprimand for his cruelty.

CATH-LODA:

A

POEM.

DUAN THIRD.

Whence is the ſtream of years? Whither do they roll along? Where have they hid, in miſt, their many-coloured ſides? I look into the times of old, but they ſeem dim to Oſſian's eyes, like reflected moon-beams, on a diſtant lake. Here riſe the red beams of war! —— There, ſilent, dwells a feeble race! They mark no years with their deeds, as ſlow they paſs along. —— Dweller between the ſhields; thou that awakeſt the failing ſoul, deſcend from thy wall, harp, of Cona, with thy voices three! Come with that which kindles the paſt: rear the forms of old, on their own dark-brown years!

*) Uthorno, hill of ſtorms, I behold my race on thy ſide. Fingal is bending, in night, over Duth-maruno's tomb. Near him are the ſteps of his heroes, hunters of the boar. — By

*) The bards, who were always ready to ſupply what they thought deficient in the poems of Oſſian, have inſerted a great many incidents between the ſecond and third *duän* of Cath-loda. Their interpolations are ſo eaſily diſtinguiſhed from the genuine remains of Oſſian, that it took me very little time to mark them out, and totally to reject them. If the modern Scotch and Iriſh bards have ſhewn any judgment, it is in aſcribing their own compoſitions to names of antiquity: for, by that means, they themſelves have eſcaped that contempt, which the authors of ſuch futile performances muſt, neceſſarily, have met with, from people of true taſte. —— I was led into this obſervation, by an Iriſh poem, juſt now before me. It concerns a deſcent made by Swaran, king of Lochlin, on Ireland, and is the work, ſays the traditional preface prefixed to it, of *Oſſian Mac-Fion*. It however appears, from ſeveral pious ejaculations, that it was rather the compoſition of ſome good prieſt, in the fifteenth or ſixteenth century, for he ſpeaks,

By Turthor's ſtream the hoſt of Lochlin is deep in ſhades. The wrathful kings ſtood on two hills; they looked forward from their boſſy ſhields. They looked forward on the ſtars of night, red-wandering in the weſt. Cruth-loda bends from high, like a formleſs meteor in clouds. He ſends abroad the winds, and marks them, with his ſigns. Starno foreſaw, that Morven's king was never to yield in war.

He

ſpeaks, with great devotion, of pilgrimage, and more particularly, of the *blue-eyed daughters of the convent*. Religious, however, as this poet was, he was not altogether decent, in the ſcenes he introduces between Swaran and the wife of *Congcullion*, both of whom he repreſents as giants. It happening unfortunately, that *Congcullion* was only of a moderate ſtature, his wife, without heſitation, preferred Swaran, as a more adequate match for her own gigantic ſize. From this fatal preference proceeded ſo much miſchief, that the good poet altogether loſt ſight of his principal action; and he ends the piece, with an advice to men, in the choice of their wives, which, however good it may be, I ſhall leave concealed in the obſcurity of the original.

He twice ſtruck the tree in wrath. He ruſhed before his ſon. He hummed a ſurly ſong; and heard his hair in wind. Turned *) from one another, they ſtood, like two oaks, which different winds had bent; each hangs over its own loud rill, and ſhakes its boughs in the courſe of blaſts.

Annir, ſaid Starno of lakes, was a fire that conſumed of old. He poured death from his eyes, along the ſtriving fields. His joy was in the fall of men. Blood, to him, was a ſummer-ſtream, that brings joy to withered vales, from its own moſſy rock. —— He came forth to the lake Luth-cormo, to meet the

tall

---

*) The ſurly attitude of Starno and Swaran is well adapted to their fierce and uncomplying diſpoſitions. Their characters, at firſt ſight, ſeem little different; but, upon examination, we find, that the poet has dexterouſly diſtinguiſhed between them. They were both dark, ſtubborn, haughty and reſerved: but Starno was cunning, revengeful, and cruel, to the higheſt degree; the diſpoſition of Swaran, though ſavage, was leſs bloody, and ſomewhat tinctured with generoſity. It is doing injuſtice to Oſſian, to ſay, that he has not a great variety of characters.

ll Corman-trunar, he from Urlor of ſtreams, weller of battle's wing.

The chief of Urlor had come to Gormal, ith his dark-boſomed ſhips; he ſaw the aughter of Annir, white-armed Foinar-bragal. He ſaw her: nor careleſs rolled her eyes, on he rider of ſtormy waves. She fled to his ſhip n darkneſs, like a moon-beam thro' a nightly vale. —— Annir purſued along the deep; he called the winds of heaven. —— Nor alone was the king; Starno was by his ſide. Like U-thorno's young eagle, I turned my eyes on my father.

We came to roaring Urlor. With his people came tall Corman-trunar. We fought; but the foe prevailed. In his wrath ſtood Annir of lakes. He lopped the young trees, with his ſword. His eyes rolled red in his rage. I marked the ſoul of the king, and I retired in night. —— From the field I took a broken helmet: a ſhield that was pierced with ſteel: pointleſs was the ſpear in my hand. I went to find the foe.

On a rock ſat tall Corman-trunar, beſide his burning oak; and near him, beneath a tree, ſat deep-boſomed Foinar-bragal. I threw my broken

broken ſhield before her; and ſpoke the words of peace. —— Beſide his rolling ſea, lies Annir of many lakes. The king was pierced in battle; and Starno is to raiſe his tomb. Me, a ſon of Loda, he ſends to white-handed Foinar-bragal, to bid her ſend a lock from her hair, to reſt with her father, in earth. —— And thou king of roaring Urlor, let the battle ceaſe, till Annir receive the ſhell, from fiery-eyed Cruth-loda.

*) Burſting into tears, ſhe roſe, and tore a lock from her hair; a lock, which wandered, in the blaſt, along her heaving breaſt. —— Corman-trunar gave the ſhell; and bade me to rejoice before him. —— I reſted in the ſhade of night; and hid my face in my helmet deep. —— Sleep deſcended on the foe. I roſe, like a ſtalk-

---

*) Oſſian is very partial to the fair ſex. Even the daughter of the cruel Annir, the ſiſter of the revengeful and bloody Starno, partakes not of thoſe diſagreeable characters ſo peculiar to her family. She is altogether tender and delicate. Homer, of all ancient poets, uſes the ſex with leaſt ceremony. His cold contempt is even worſe, than the downright abuſe of the moderns; for to draw abuſe implies the poſſeſſion of ſome merit.

a ſtalking ghoſt. I pierced the ſide of Cormantrunar. Nor did Foinar-bragal eſcape. She rolled her white boſom in blood. Why then, daughter of heroes, didſt thou wake my rage? —— Morning roſe. The foe were fled, like the departure of miſt. Annir ſtruck his boſſy ſhield. He called his dark-haired ſon. I came, ſtreaked with wandering blood: thrice roſe the ſhout of the king, like the burſting-forth of a ſquall of wind, from a cloud, by night. —— We rejoiced, three days, above the dead, and called the hawks of heaven. They came, from all their winds, to feaſt on Annir's foes. —— Swaran! —— Fingal is alone *), on his hill of night. Let thy ſpear pierce the king in ſecret; like Annir, my ſoul ſhall rejoice.

Son of Annir of Gormal, Swaran ſhall not ſlay in ſhades. I move forth in light: the hawks

---

*) Fingal, according to the cuſtom of the Caledonian kings, had retired to a hill alone, as he himſelf was to reſume the command of the army the next day. Starno might have ſome intelligence of the king's retiring, which occaſions his requeſt to Swaran, to ſtab him; as he foreſaw, by his art of divination, that he could not overcome him in open battle.

hawks ruſh from all their winds. They are wont to trace my courſe: it is not harmleſs thro' war.

Burning roſe the rage of the king. He thrice raiſed his gleaming ſpear. But ſtarting, he ſpared his ſon; and ruſhed into the night. —— By Turthor's ſtream a cave is dark, the dwelling of Conban-carglas. There he laid the helmet of kings, and called the maid of Lulan, but ſhe was diſtant far, in Loda's reſounding hall.

Swelling in his rage, he ſtrode, to where Fingal lay alone. The king was laid on his ſhield, on his own ſecret hill. —— Stern hunter of ſhaggy boars, no feeble maid is laid before thee: no boy, on his ferny bed, by Turthor's murmuring ſtream. Here is ſpread the couch of the mighty, from which they riſe to deeds of death. Hunter of ſhaggy boars, awaken not the terrible.

Starno came murmuring on. Fingal aroſe in arms. "Who art thou, ſon of night?" Silent he threw the ſpear. They mixed their gloomy ſtrife. The ſhield of Starno fell, cleft in twain. He is bound to an oak. The early

beam

beam aroſe. —— Then Fingal beheld the king of Gormal. He rolled a while his ſilent eyes. He thought of other days, when white-boſomed Agandecca moved like the muſic of ſongs. —— He looſed the thong from his hands. —— Son of Annir, he ſaid, retire. Retire to Gormal of ſhells: a beam, that was ſet, returns. I remember thy white-boſomed daughter; —— dreadful king, away! —— Go to thy troubled dwelling, cloudy foe of the lovely! Let the ſtranger ſhun thee, thou gloomy in the hall!

A tale of the times of old!

OINA-MORUL:

A

POEM.

ARGUMENT.

After an addreſs to Malvina, the daughter of Toſcar, Oſſian proceeds to relate his own expedition to Fuarfed, an iſland of Scandinavia. —— Mal-orchol, king of Fuarfed, being hard preſſed in war, by Ton-thormod, chief of Sar-drónlo, (who had demanded, in vain, the daughter of Mal-orchol in marriage) Fingal ſent Oſſian to his aid. —— Oſſian, on the day after his arrival, came to battle with Ton-thormod, and took him priſoner. —— Mal-orchol offers his daughter Oina-mórul to Oſſian; but he, diſcovering her paſſion for Ton-thormod, generouſly ſurrenders her to her lover, and brings about a reconciliation between the two kings.

OINA-MORUL:

A

POEM.

As flies the unconſtant ſun, over Larmon's graſſy hill; ſo paſs the tales of old, along my ſoul, by night. When bards are removed to their place; when harps are hung in Selma's hall; then comes a Voice to Oſſian, and awakes his ſoul. It is the voice of years that are gone: they roll before me, with all their deeds. I ſeize the tales, as they paſs, and pour them forth in ſong. Nor a troubled ſtream is the ſong of the king, it is like the riſing of muſic from Lutha of the ſtrings. —— Lutha of many ſtrings, not ſilent are ſtreamy rocks, when the white hands of Malvina move upon the harp. — Light of the ſhadowy thoughts, that fly acroſs my ſoul, daughter of Toſcar of helmets, wilt thou not hear the ſong! We call back, maid of Lutha, the years that have rolled away.

It was in the days of the king *), while yet my locks were young, that I marked Con-cathlin **), on high, from ocean's nightly wave. My courſe was towards the iſle of Fuärfed, woody dweller of ſeas. Fingal had ſent me to the aid of Mal-orchol, king of Fuärfed wild;

---

*) Fingal.

**) Con-cathlin, *mild beam of the wave*. What ſtar was ſo called of old, is not eaſily aſcertained. Some now diſtinguiſh the pole-ſtar by that name. A ſong, which is ſtill in repute, among the ſea-faring part of the Highlanders, alludes to this paſſage of Oſſian. The author commends the knowledge of Oſſian in ſea-affairs, a merit, which, perhaps, few of us moderns will allow him, or any in the age in which he lived. —— One thing is certain, that the Caledonians often made their way thro' the dangerous and tempeſtuous ſeas of Scandinavia; which is more, perhaps, than the more poliſhed nations, ſubſiſting in thoſe times, dared to venture. —— In eſtimating the degree of knowledge of arts among the antients, we ought not to bring it into compariſon with the improvements of modern times. Our advantages over them proceed more from accident, than any merit of ours.

wild: for war was around him, and our fathers had met, at the feaſt.

In Col-coiled, I bound my ſails, and ſent my ſword to Mal-orchol of ſhells. He knew the ſignal of Albin, and his joy aroſe. He came from his own high hall, and ſeized my hand in grief. "Why comes the race of heroes to a falling king? Ton-thormod of many ſpears is the chief of wavy Sar-drónlo. He ſaw and loved my daughter, white-boſomed Oina-mórul. He fought, I denied the maid: for our fathers had been foes. —— He came, with battle, to Fuärfed. My people are rolled away. —— Why comes the race of heroes to a falling king?"

I come not, I ſaid, to look, like a boy, on the ſtrife. Fingal remembers Mal-orchol, and his hall for ſtrangers. From his waves, the warrior deſcended, on thy woody iſle. Thou wert no cloud before him. Thy feaſt was ſpread with ſongs. For this my ſword ſhall riſe; and thy foes perhaps may fail. —— Our friends are not forgot in their danger, tho' diſtant is our land.

Son of the daring Trenmör, thy words are like the voice of Cruth-loda, when he ſpeaks, from his parting cloud, ſtrong dweller of the ſky! Many have rejoiced at my feaſt; but they all have forgot Mal-orchol. I have looked towards all the winds, but no white ſails were ſeen. —— But ſteel *) reſounds in my hall; and not the joyful ſhells. —— Come to my dwell-

---

*) There is a ſevere ſatire couched in this expreſſion, againſt the gueſts of Mal-orchol. Had his feaſt been ſtill ſpread, had joy continued in his hall, his former paraſites would not have failed to reſort to him. But as the time of feſtivity was paſt, their attendance alſo ceaſed. The ſentiments of a certain old bard are agreeable to this obſervation. He, poetically, compares a great man to a fire kindled in a deſart place. "Thoſe that pay court to him, ſays he, are rolling large around him, like the ſmoke about the fire. This ſmoke gives the fire a great appearance at a diſtance, but it is but an empty vapour itſelf, and varying its form at every breeze. When the trunk, which fed the fire, is conſumed, the ſmoke departs on all the winds. So the flatterers forſake their chief, when his power declines." I have choſen to give a paraphraſe, rather than a tranſlation, of this paſſage; as the original is verboſe and forthy, notwithſtanding of the ſentimental merit of the author. —— He was one of the leſs antient bards, and their compo-

dwelling, race of heroes; dark-ſkirted night is near. Hear the voice of ſongs, from the maid of Fuärfed wild.

We went. On the harp aroſe the white hands of Oina-mórul. She waked her own ſad tale, from every trembling ſtring. I ſtood in ſilence; for bright in her locks was the daughter of many iſles. Her eyes were like two ſtars, looking forward thro' a ruſhing ſhower. The mariner marks them on high, and bleſſes the lovely beams. —— With morning we ruſhed to battle, to Tormul's reſounding ſtream: the foe moved to the ſound of Ton-thormod's boſſy ſhield. From wing to wing the ſtrife was mixed. I met the chief of Sar-drónlo. Wide flew his broken ſteel. I ſeized the king in fight. I gave his hand, bound faſt with thongs, to Mal-orchol, the giver of ſhells. Joy roſe at the feaſt of Fuärfed, for the foe had failed. —— Ton-thormod turned his face away, from Oina-morul of iſles.

Son of Fingal, begun Mal-orchol, not forgot ſhalt thou paſs from me. A light ſhall dwell

---

compoſitions are not nervous enough to bear a literal tranſlation.

dwell in thy ſhip. Oina-mórul of ſlow-rolling eyes. She ſhall kindle gladneſs, along thy mighty ſoul. Nor unheeded ſhall the maid move in Selma, thro' the dwelling of kings.

In the hall I lay in night. Mine eyes were half-cloſed in ſleep. Soft muſic came to mine ear: it was like the riſing breeze, that whirls, at firſt, the thiſtle's beard; then flies, dark ſhadowy, over the graſs. It was the maid of Fuärfed wild: ſhe raiſed the nightly ſong; for ſhe knew that my ſoul was a ſtream, that flowed at pleaſant ſounds.

Who looks, ſhe ſaid, from his rock, on ocean's cloſing miſt? His long locks, like the raven's wing, are wandering on the blaſt. Stately are his ſteps in grief. The tears are in his eyes. His manly breaſt is heaving over his burſting ſoul. —— Retire, I am diſtant far; a wanderer in lands unknown. Tho' the race of kings are around me, yet my ſoul is dark. —— Why have our fathers been foes, Ton-thormod love of maids!

Soft voice of the ſtreamy iſle, why doſt thou mourn by night? the race of daring Trenmor are not the dark in ſoul. Thou ſhalt not

wander,

wander, by ſtreams unknown, blue-eyed Oina-morul. —— Within this boſom is a voice; it comes not to other ears: it bids Oſſian hear the hapleſs, in their hour of woe. — Retire, ſoft ſinger by night; Ton-thormod ſhall not mourn on his rock.

With morning I looſed the king. I gave the long-haired maid. Mal-orchol heard my words, in the midſt of his echoing halls. —— "King of Fuärfed wild, why ſhould Ton-thormod mourn? He is of the race of heroes, and a flame in war. Your fathers have been foes, but now their dim ghoſts rejoice in death. They ſtretch their arms of miſt to the ſame ſhell in Loda. Forget their rage, ye warriors; it was the cloud of other years." ——

Such were the deeds of Oſſian, while yet his locks were young: tho' lovelineſs, with a robe of beams, clothed the daughter of many iſles. —— We call back, maid of Lutha, the years that have rolled away!

COLNA-DONA:

A

POEM.

ARGUMENT.

Fingal diſpatches Oſſian and Toſcar, to raiſe a ſtone, on the banks of the ſtream of Crona, to perpetuate the memory of a victory, which he had obtained in that place. When they were employed in that work, Carul, a neighbouring chief, invited them to a feaſt. —— They went: and Toſcar fell deſperately in love with Colna-dona, the daughter of Car-ul. Colna-dona became no leſs enamoured of Toſcar. An incident, at a hunting-party, brings their loves to a happy iſſue.

COLNA-DONA:

A

POEM.

---

*)Col-amon of troubled ſtreams, dark wanderer of diſtant vales, I behold thy courſe, between trees, near Car-ul's ecchoing halls.

---

*) Colna-dona ſignifies *the love of heroes.* Col-amon, *narrow river.* Car-ul, *dark-eyed.* Col-amon, the reſidence of Car-ul, was in the neighbourhood of Agricola's wall, towards the ſouth. Car-ul ſeems to have been of the race of thoſe Britons, who are diſtinguiſhed by the name of Maiatæ, by the writers of Rome. Maiatæ is derived from two Galic words, MOI, *a plain*, and AITICH, *inhabitants*; ſo that the ſignification of Maiatæ is, *the inhabitants of the plain country*; a name given to the Britons, who were ſettled in the Low-lands, in contradiſtinction to the Caledonians, (i. e. CAEL-DON, *the Gauls*

halls. There dwelt bright Colna-dona, the daughter of the king. Her eyes were rolling ſtars; her arms were white as the foam of ſtreams. Her breaſt roſe ſlowly to ſight, like ocean's heaving wave. Her ſoul was a ſtream of light. —— Who, among the maids, was like the love of heroes?

Beneath the voice of the king, we moved to Crona *) of the ſtreams, Toſcar of graſſy Lutha,

---

Gaels of the hills) who were poſſeſſed of the more mountainous diviſion of North-Britain.

*) Crona, *murmuring*, was the name of a ſmall ſtream, which diſcharged itſelf in the river Carron. It is often mentioned by Oſſian, and the ſcenes of many of his poems are on its banks. —— The enemies, whom Fingal defeated here, are not mentioned. They were, probably, the provincial Britons. That tract of country between the Firths of Forth and Clyde has been, thro' all antiquity, famous for battles and rencounters, between the different nations, who were poſſeſſed of North- and South-Britain. Stirling, a town ſituated there, derives its name from that very circumſtance. It is a corruption of the Galic name, STRILA, i. e. *the hill, or rock, of contention.*

Lutha, and Oſſian, young in fields. Three bards attended with ſongs. Three boſſy ſhields were born before us: for we were to rear the ſtone, in memory of the paſt. By Crona's moſſy courſe, Fingal had ſcattered his foes: he had rolled away the ſtrangers, like a troubled ſea. We came to the place of renown: from the mountains deſcended night. I tore an oak from its hill, and raiſed a flame on high. I bade my fathers to look down, from the clouds of their hall; for, at the fame of their race, they brighten in the wind.

I took a ſtone from the ſtream, amidſt the ſong of bards. The blood of Fingal's foes hung curdled in its ooze. Beneath, I placed, at intervals, three boſſes from the ſhields of foes, as roſe or fell the ſound of Ullin's nightly ſong. Toſcar laid a dagger in earth, a mail of ſounding ſteel. We raiſed the mould around the ſtone, and bade it ſpeak to other years.

Oozy daughter of ſtreams, that now art reared on high, ſpeak to the feeble, o ſtone, after Selma's race have failed! — Prone, from the ſtormy night, the traveller ſhall lay him, by thy ſide: thy whiſtling moſs ſhall ſound in his dreams; the years that were paſt ſhall return. —— Battles riſe before him, blue-ſhielded kings deſcend to war: the darkened moon looks from heaven, on the troubled field. —— He ſhall burſt, with morning, from dreams, and ſee the tombs of warriors round. He ſhall aſk about the ſtone, and the aged will reply, "This grey ſtone was raiſed by Oſſian, a chief of other years!"

*) From Col-amon came a bard, from Car-ul, the friend of ſtrangers. He bade us to the feaſt of kings, to the dwelling of bright Colna-

---

*) The manners of the Britons and Caledonians were ſo ſimilar, in the days of Oſſian, that there can be no doubt, that they were originally the ſame people, and deſcended from thoſe Gauls who firſt poſſeſſed themſelves of South-Britain, and gradually migrated. This hypotheſis is more rational than the idle fables of ill-informed ſenachies, who bring the Caledonians from diſtant countries. The bare opinion of Tacitus, (which, by-the-bye, was only founded on a ſimilarity of the perſonal figure of the Caledonians to the Germans of his own time) tho' it has ſtaggered ſome learned men, is not ſufficient to make us believe, that the antient inhabitants of North-Britain were a German colony. A diſcuſſion of a point

Colna-dona. We went to the hall of harps. There Car-ul brightened between his aged locks, when he beheld the ſons of his friends, like two young trees with their leaves.

Sons of the mighty, he ſaid, ye bring back the days of old, when firſt I deſcended from waves, on Selma's ſtreamy vale. I purſued Duth-mocarglos, dweller of ocean's wind. Our fathers had been foes, we met by Clutha's winding waters. He fled, along the ſea, and my ſails were ſpread behind him. —— Night deceived me, on the deep. I came to the dwelling of kings, to Selma of high-boſomed maids. —— Fingal came forth with his bards, and Conloch, arm of death. I feaſted three days in the hall, and ſaw the blue eyes of Erin, Ros-crana, daughter of heroes, light of Cormac's race. —— Nor forgot did my ſteps depart: the kings gave their ſhields to Car-ul: they

a point like this might be curious, but could never be ſatisfactory. Periods ſo diſtant are ſo involved in obſcurity, that nothing certain can be now advanced concerning them. The light which the Roman writers hold forth, is too feeble to guide us to the truth, thro' the darkneſs which has ſurrounded it.

they hang, on high, in Col-amon, in memory of the paſt. —— Sons of the daring kings, ye bring back the days of old.

Car-ul placed the oak of feaſts. He took two boſſes from our ſhields. He laid them in earth, beneath a ſtone, to ſpeak to the hero's race. "When battle, ſaid the king, ſhall roar, and our ſons are to meet in wrath; my race ſhall look, perhaps, on this ſtone, when they prepare the ſpear. — Have not our fathers met in peace? they will ſay; and lay aſide the ſhield."

Night came down. In her long locks moved the daughter of Car-ul. Mixed with the harp aroſe the voice of white-armed Colna-dona. —— Toſcar darkened in his place, before the love of heroes. She came on his troubled ſoul, like a beam to the dark-heaving ocean; when it burſts from a cloud, and brightens the foamy ſide of a wave *).

* * * * * * *

* * * * * * *

With

---

*) Here an epiſode is intirely loſt; or, at leaſt; is handed down ſo imperfectly, that is does not deſerve a place in the poem.

With morning we awaked the woods; and hung forward on the path of the roes. They fell by their wonted ſtreams. We returned thro' Crona's vale. From the wood a youth came forward, with a ſhield and pointleſs ſpear. "Whence, ſaid Toſcar of Lutha, is the flying beam? Dwells there peace at Col-amon, round bright Colna-dona of harps?"

By Col-amon of ſtreams, ſaid the youth, bright Colna-dona dwelt. She dwelt; but her courſe is now in deſarts, with the ſon of the king; he that ſeized her ſoul, as it wandered thro' the hall.

Stranger of tales, ſaid Toſcar, haſt thou marked the warrior's courſe? He muſt fall, — give thou that boſſy ſhield! —— In wrath he took the ſhield. Fair behind it heaved the breaſts of a maid, white as the boſom of a ſwan, riſing on ſwift-rolling waves. It was Colna-dona of harps, the daughter of the king. —— Her blue eyes had rolled on Toſcar, and her love aroſe.

ADVICE.

Inſtead of the ſpecimen of Temora's original, ſubjoined to the Engliſh edition; (becauſe it would be of little uſe for German readers;) the Editor is ſupplying here the want of an *Index*, which ſeems to be much more neceſſary for the underſtanding of Names and Things moſt remarkable, in Oſſian's poems and Mr. Macpherſon's Notes, together with the Diſſertations prefixed to this abundant ſource of Galic Antiquities.

ALPHABETICAL INDEX

of Poëms and Fragments in the II *d.* III *d.* and IV *th.* Part of this collection.

B.

Battle of Lora - - P. II, p. 41-55.
Berrathon, or Oſſian's laſt Hymn. P. IV, p. 61-86.

C.

Calthon and Colmal - P. II, p. 179-92.
Caros's war - - P. II, p. 15-28.

INDEX.

Carric-Thura - - P. II, p. 140-63
Carthon - - P. II, p. 65-91.
Cathlin of Clutha, (or Looi Oi-Lutha) P. IV, p. 89-102.
Cath-Loda - - P. IV, p. 121-61.
a Catholic Priest's Song, ſuppoſed to Oſſian - - - P. IV, p. 154 f.
Clatho's and Bosmina's Dialogue on Fillan's death - - - - P. III, p. 179 ff.
Clono's viſion - - P. III, p. 154 f.
Colna-Dona - - P. IV, p. 175-81.
Comala, a Drama - - P. II, p. 3-14.
Conlath and Cuthona - P. II, p. 56-64.
Croma - - P. IV, p. 43-58.
Cuth-Ullin's death - P. II, p. 92-111.

D.

Dargo's funeral Elegy - P. II, p. 187 f.
Dar-Thula - - P. II, p. 112-30.
Du-chos's (a Dog's) praiſe - P. III, p. 191, *)

F.

Fingal's and Roscrana's mutual ſong, by *Colgan*, Cormac's Bard - - P. III, p. 103. ff.
Foldath's addreſs to his Fathers's Spirits P. III, p. 160, *)

G.

Gaul's addreſs to his Father's Soul P. III, p. 84 f.

Inis-

INDEX.

I.

Inis-thona's war - P. II, p. 29-40.

K.

Keneth Mac-Alpin, a later fragment - P. III, p. 211 ff.

L.

Larthon, a fragment - P. III, p. 227, *)

Lathmon - - P. IV, p. 5-20.

a Legend on Oſcar - P. III, p. 251 f.

M.

Malvina's Soliloquy on Oſcar's death - P. III, p. 247 f.

Minvana's Elegy over Ryno - P. IV, p. 84 ff.

N.

Night-Deſcriptions, in Extempore-Songs. P. IV, p. 50-58.

O.

Oina-Morul - - P. IV, p. 165-71.

Oithona - - P. IV, p. 29-40.

Oſſian's addreſs to Congal - P. IV, p. 90, *)

Oſſian's addreſs to Sul-malla - P. III, p. 267 f.

P.

Paraſites and Smoke, a Simile P. IV, p. 168, *)

S.

Selma's Songs - - P. II, p. 165-78.

Sul-malla of Lumon, (or Laoi Oi-Lutha) P. IV, p. 105-118.
a modern alluſion to Sul-malla P. III, p. 220 f. *)

T.

Tlamin's and Clonar's mutual ſong - P. III, p. 254 f.
T[illegible]och's diſtich - - P. III, p. 208, *)

U.

Ullin's Song - - P. II, p. 141 ff.

Index of Names and Things.

A.

Agandecca's ſtory - P. I, p. 60-63.
Albin, afterwards Britain - P. II, p. 166, *)
Aldo, a chief - - P. II, p. 45 f.
Allad, a Druid - - P. I, p. 116, n. 6.)
Alnecmacht, afterwards Connaught - P. III, p. 66, *)
Althan, a Bard - - P. III, p. 34, *)
Arms, cf. Shield, Spear, and Sword.
—— of Foes, for Tropees - P. II, p. 184, *) P. IV, p. 177.
—— of old warriors, fixed in the Hall. - P. II, p. 123, *)

in

INDEX.

Arms in the Hall, bloody, when their owner was killed. P. II, p. 63, ***) P. III, p. 151, *)
—— —— exchanged with Gueſts - P. II, p. 78, *) p. 132, **) cf. P. III, p. 23, **) p. 27.
Atha, river and country - P. III, p. 25, *) p. 65, *)

B.

Balclutha, Britiſh town on the Clyde - P. II, p. 65, *) p. 71, *)
Balteutha, town of Tweed - P. II, p. 182, *)
Balva, river - - P. II, p. 10, *)
Bards - - (*) D. 17 ff. C. 25. P. II, p. 98, **) P. III, p. 41, ***) p. 65, **) p. 195 ff. P. IV, p. 126 ff.
Berrathon, northern iſland - P. IV, p. 62. p. 69, *)
Bhin-bheul's and Shilric's mutual ſongs. - P. II, p. 143 ff.
Biſon ſhall have been in the Highlands - C. 64 f.
Hugh Blair's Diſſ. on Oſſian's poëms (**) C. 30.
Boar's chace in the Highlands - C. 64. f. cf. P. IV, p. 146. 154.
Boiga, South-Ireland - P. III, p. 54, *)
Borbar-Duthul, a chief - P. III, p. 72, *) p. 193, *)

Bra-

(*) D. ſignifies Mr Macpherſon's Diſſertation.

(**) C. ſignifies Mr. Clark's Diſſertation.

INDEX.

Braſſolis, a maid - P. I, p. 28, n. 10.)
Bran (or Branno) a chief - P. II, p. 30, **)
—— a gray-hound - P. I, p. 115, n. 5.)
P. III, p. 190, *)
—— a river - - P. II, p. 144, *)
Bruno's circle of ſtones, in Craca - P. III, p. 61, *)
Bull's head ſerved up, as a ſignal of death. - - - - P. III, p. 23, *)
Galic Burial - - P. I, p. 11, n. 10.)

C.

Cairbar, Uſurper of Ireland - P. II, p. 115, **) p. 31, **) P. III, p. 10, *) p. 17, ***) p. 26 ff.
Cathbait, a chief - P. I, p. 4, n. 7.) p. 209, *)
—— his ſhield - - P. III, p. 38, **)
Caledonians from Gaul - D. 5 ff. P. I, p. 2, n. 3.) P. IV, p. 140, *) p. 175 f. p. 178, *)
Colmar, a chief - - P. II, p. 101, *)
Can-dona, a chief - - P. IV, p. 126, *)
Caol-mhal, a maid - P. II, p. 183, *)
Car of Battle - - P. I. p. 17 f.
Car-borne Chiefs - - P. IV, p. 19, *)
Caracul's war - - D. 13 f.
Carron, river - - P. II. p. 6, *)
Car-mo-na, bay - - P. IV, p. 91, *)
Caros's war - D. 15. P. II, p. 15-28.

Car-

INDEX.

Carril, a Bard - - P. II, p. 159, **)
Cathmor, a chief - P. III, p. 42, *) p. 60, *)
p. 174, *) p. 259, *)
Cathol, Oſcar's friend - P. III, p. 17, *)
Ceremonies before an Expedition - P. III,
p. 121 f. *)
—— of erecting memorial Stones - P. IV,
p. 177 - 80.
Chiefs retired on the night prior to a Battle.
- P. III, p. 138, *)
Chlere (Clerici) Chriſtian Bards - P. III,
p. 196, *)
Clanſhip eſtabliſhed - P. II, p. 82, **)
P. III, p. 185 ff.
Claon-mal, a Druid - P. III, p. 217, *)
p. 265.
J. Clark's translation of Caledonian Bards. C 34.
Clon-cath, Fillan's ſword - P. III, p. 161, *)
Clono, a chief, and a vale - P. III, p. 153, **)
—— his viſion, a fragment - P. III, p. 154 f.
Clonra, a country - P. III, p. 15, ***)
Cluath, river - - P. II, p. 71, **)
Cluba, a bay - - P. III, p. 175, *)
Clun-galo, Sul-malla's mother - P. III,
p. 198, *)
Col-amon, river and caſtle - P. IV, p. 175, *)

Colg

Colg-ach, Vergobret of the Caledonians.
- - - P. III, p. 88, *)
Colg-an's ſong of Fingal and Ros-crana.
- - - P. III, p. 105 n.
Comala's love for Fingal - P. II, p. 4.
Cona, white reed - - P. IV, p. 48, *)
—— a river - - P. I, p. 26, n. 4.)
Conar, king of Ireland - P. III, p. 55, *)
p. 56, *)
Conban-carglas, Torcul-torno's daughter.
- - - P. IV, p. 129 f.
Con-Cathlin, a northern ſtar - P. IV,
p. 166, **)
Con-Loch, a chief - P. II, p. 108, **)
Connal, a chief - P. I, p. 7, n. 2.) p. 36, n. 2.)
P. II, p. 82, **)
Connan, a chief - - P. I, p. 139, †)
Cormac, king of Ireland - P. III, p. 100, *)
Cormul's rock on Mora - P. III, p. 146, *)
Craca, iſle - - P. I, p. 73, n. 11.)
P. III, p. 61, *)
Cran-tara, ſignal of ſuppliants for aid in war.
- - - P. IV, p. 92, *)
Crathlun, country in Sweden - P. IV,
p. 128, *)
Croma, a country - P. IV, p. 43, *)
Crom-leach, hill - P. I, p. 6, n. 11.)

Crona, river - P. II, p. 16,) P. IV, p. 176,)
Crothar, firſt chief in Atha - P. III, p. 65,)
Crom-thormoth, iſle - P. IV, p. 125, *)
Cuch-Ullin, (Cuth-Ullin) - P. I, p. 1, n. 1.) p. 28, n. 10.)
—— Tutor of Cormac, minor king of Ireland. - - - P. II, p. 92-95. p. 108,)
Cul-allin, a maid - P. III, p. 150,)
Culdichs, Chriſtian Miſſionaries - D. 12. P. II, p. 41. cf. P. II, p. 141. p. 179,)
Cu-thona, or Gorm-huil, a maid - P. II, p. 61,)

Cuth-Ullin, ſee Cuch-Ullin.

D.

Dargo's funeral elegy - P. II, p. 187 f.
Dar-thula (or Dart-huile) a maid - P. II, p. 115,) p. 113.
Death Song raiſed by a Bard - P. III, p. 23,)
Deer ſee the Ghoſts of the Deceaſed - P. II, p. 67,)
Dermid, a chief - P. III, p. 152,)
no Divinity in Oſſian's poems - D. 10 f. P. I, p. 63 f. n. 7.) P. II, p. 116,) p. 141. p. 164. P. III, p. 49,) P. IV, p. 24,)

a Dog's

INDEX.

- Dog's attachment to his dead maſter — P. III, p. [illegible]
Favourite Dogs buried near their maſters. — — — P. II, p. [illegible])
Dogs foreſee the death of their maſters P. II, p. [illegible]

Drinking-ſhell, ſee ſhell.
Druids — D. 7 10. P. I, p. [illegible])
Duan, a ſort of Poëm — P. IV, p. 12[illegible])
Duan na ulan — P. II, p. 74.)
Duchomar, a chief — P. I, p. 13 14.
Du-chos (Black-Foot) a Dog, — P. III, p. 191.)
Dun-ſcaich, Cuch-Ullin's palace — P. I, p. 2. n. 1.)
Dun-thalmo, a murderer — P. II, p. 179.)
Duth-maruno, a chief — P. IV, p. 123.) p. 145.)
Duth-ula, river - P. III, p. 90.)
Duvranno, river - P. IV, p. 20.)

E.

Eagle's wing on a king's helmet — P. III, p. 98.) p. 174.)
Earſe or Iriſh Language - C. 16 f. 24. 28 f. 78 ff. 85-86.

Fune-

INDEX.

Funeral Elegy brought a Soul to the Hall of his
Fathers - - P. III, p. 63, *)
Erin, afterwards Ireland - P. I, p. 8, n. 3.)
Erragon, king of Sora. - P. II, p. 43, *)
Etha, caſtle - - P. II, p. 112, *)

F.

Ferad-Artho, king of Ireland - P. III,
p. 115, * 1.) p. 243 ff.
Fergus, Fingal's ſon - P. III, p. 53, *)
Fili (or Fithil) inferior Bard - P. I, p. 2, n. 4.)
Fillan, Fingal's ſon - P. III, p. 59, *)
—— his ſword - - P. III, p. 161, *)
Fingal, king of Morven - P. I, p. 3, n. 5.)
P. II, p. 46, *) p. 74, *)
P. III, p. 269 f.
—— his whole life-time - P. III, p. 99, *)
—— his education - P. III, p. 258, *)
—— his healing eſſence - P. III, p. 159, ***)
—— his ſhield - P. III, p. 13, *)
—— his ſword - P. IV, p. 72, *)
Fin-thormo, Uthal's palace - P. III,
Fir-Boſg, a colony in South-Erin. - p. 57, *)
P. IV,
Fallen Foes were mourned by Heroes. - p. 75, *)
Foldath, a chief - P. III, p. 11, *) p. 15, *)
p. 62, *) p. 91, *) p. 123, *) p. 159, **)
Fon Oi-Marra (Song of Mer-Maids) P. IV, p. 147, *)

Frothal, king of Sora - P. II, p. 140, *)
Fuarfed, a northern iſle - P. IV, p. 166.

G.

Gaul, chief of a tribe - P. I, p. 76, n. 12.)
—— Morni's ſon - P. III, p. 86, *)
P. IV, p. 16, *) p. 20, *)
Gems from Roman booty -- P. I, p. 17 f.
P. II, p. 49, **)
Ghoſts, ſee Spirits.
ſanctified Girdles for women in labour. P. II, p. 49, *)
Golb-bhean, hill -- P. I, p. 26, n. 6.)
Gormal, hill -- P. I, p. 62, n. 6.)
Gorm-huil, or Cu-thona, a maid. P. II, p. 61, *)

H.

Airy Halls of Souls of the Deceaſed -- P. IV, p. 65, **)
wooden Halls of the firſt kings in Erin. P. III, p. 65, **)
Halls of chiefs, cf. Arms.
Harp's ominous ſound -- P. III, p. 37, *)
p. 210, *)
Hawks called by foes, to feaſt on the dead. -- -- -- P. IV, p. 159 f.
Hidallan's ſtory - P. II, p. 7-13, p. 18-23.
Highlanders, their later change -- D. 25.

Highlanders, their education - - C. 26 f.
—— —— medical knowledge. P. III, p. 258, *)
—— —— moral knowledge. P. IV, p. 109 f. *)
—— —— modern Bards - P. III, p. 218 ff.
ancient Hope of ſuture Rewards. P. III, p. 261, *)
P. IV, p. 65, **) p 80, *)
Horſes from Roman booty - P. II, p. 47, ***)
cf. P. I, p. 17 f.
Hoſpitality in the Highlands - P. III, p. 19 - 22
cf. P. II, p. 33, **)
the narrow Houſe, (the grave) - P. II, p. 62, *)
P. III, p. 73, *)

I.

I - drónlo, iſle - - P. III, p. 96, c)
Indolence contemted - P. III, p. 131, c)
Inibaca, Trenmor's wife - P. I, p. 128 - 31.
Inis - con, iſle - P. I, p. 21, n. 12.)
Inis - fail - - P. I, p. 7, n. 1.)
Inis - huna, in South - Britain. P. III, p. 17, ccc)
Inis - thoha, iſle - - P. II, p. 29, c)
Inis - tore, iſle - - P. I, p. 9, n. 6.)
Sam. Johnſon - - C. 22 f. p. 51 - 54.
I - thona, iſle - - P. II, p. 58, c)
P. III, p. 143, c)
I - thorno, iſle - P. IV, p. 111, cc)
Jurram ne truaidhe, an elegy - - C. 35 f.

K.

Kings were named all chiefs - P. II p. 121, [illegible])
Kings of the world, Roman Emperors - P. I, p. 139, [illegible])
King of ſhips, Caros - P. II, p. 15, [illegible])

L.

Lamderg, a chief - P. I, p. 117, n. 7.)
Lano, lake in Lochlin - P. II, p. 36, [illegible])
Lanul, Cathmol's daughter - P. IV, p. 93, [illegible])
Lara, river - - P. II, p. 101, [illegible])
Larthmor, king of Berrathon - P. IV, p. 62, [illegible])
Larthon, firſt king of the Firbolg, and firſt Ship-builder - P. III, p. 10, [illegible]) p. 127, [illegible]) p. 225, [illegible]) p. 229.
Lego, lake - - P, III, p. 205 f.
Letters introduced from Romans - C. 22 ff.
Lochlin, northern land - P. I, p. 9, n. 5.)
Locks of children buried with their elders. P. IV, p. 158.
Loda (or Odin) - P. II, p. 106, [illegible]) p. 149-52.
—— his Circle of Stones - P. I, p. 59, n. 3.) p. 135, [illegible]) P. III, p. 149, [illegible])
Lona, hill - - P. III, p. 143, [illegible])
Lona, marſhy plain - P. II, p. 124, [illegible])
Lora, river - - P. III, p. 142, [illegible])
Lormar, king of Erin - P. IV, p. 110, [illegible])

Lotha, river - - P. II, p. 158. **)
Luath, Cuch-Ullin's Dog - P. I, p. 2, n. 1.)
Lubar, river - P. I, p. 27, n. 7.)
P. III, p. 192, *)
Lulan, river in Sweden - P. IV, p. 129, *)
Lumon, hill - - P. III, p. 95, **)
Luno, ſmith in Lochlin - P. II, p. 151, *)
P. III, p. 13, *) p. 209, *)
Lutha, valley and ſtream - P. III, p. 176, *)
P. IV, p. 61, *)

M.

Donald Mac-Nicoll's Letter - C. 54-63.
Jam. Macpherſon arranged Oſſian's ſongs. C. 11 ff.
—— his interview with W. Shaw - C. 31 f.
Mal-orchol, king of Fuarfed - P. IV, p. 166 f.
Malthos, a chief - P. III, p. 61, *) p. 125
Malvina, a maid - P. I, p. 82, n. 1.)
P. III, p. 26, *) P. IV, p. 94, *)
Minvana, ſee Ryno.
Moi-Aitich, (Plain-Dwellers) - P. IV, p. 175, *)
Moina's, a maid's, ſtory - P. II, p. 65 ff. p. 70. *)
Moma, country and cave - P. III, p. 162, *)
on Moon-beams rode Ghoſts - P. I, p. 15. P. II, p. 53.

Mora, hill - P. III, p. 51, 1) p. 143. 9)
Morna, Combal's queen - P. IV, p. 143, 6)
Morven, kingdom - P. I, p. 61, n. 5.)
Muri, military School - P. I, p. 48, n. 12.)
Muſic invented by Mer-Maids. P. IV, p. 147. 9)

N.

Names impoſed from Actions. P. III, p. 60. 8)
to aſk a ſtranger's Name, was inhoſpitable. - - - P. II, p. 33, 7)
to tell his own Name, was an evaſion of fighting. - - - P. II, p. 84, 9)

O.

Oak of Feaſt - - P. II, p. 87, 5)
Oi-Marra (Mer-Maids) autors of Muſic. - - - P. IV, p. 147, *)
Omen of the firſt action in an undertaking. - - - P. IV, p. 73, 5)
Ominous ſounds of Harps - P. III, p. 37, 5) p. 210, 5)
—— of Arms.
Oracle in Moma's cave - P. III, p. 162. 2)
Orla's ſtory - - P. I, p. 109-112.
Oſcar, Oſſian's ſon - P. I, p. 92 f. n. 5.) P. II, p. 30-39. p. 127, 2) P. III, p. 17, 2) p. 27 ff.
—— his funeral ſong - P. III, p. 30 ff.

INDEX.

Oſſian's youth and old age - P. I, p. 71 f. p. 86, n. 4.)
—— his Poëms, no forgery. - D. 16. 24. C. 10 f. 67.
—— —— Manuſcripts of them - C. 14 ff. 19 f. 33. 43 ff. 47 f.

P.

Pits for Roaſting - - P. I, p. 23, n. 2.)

R.

Rath-col, a field - - P. IV, p. 96, *)
modern taſte for *Rhimes* - P. III, p. 141, *)
Roaſting-Pits - - P. I, p. 23, n. 2.)
Roman Emperors - P. I, p. 15, *) p. 139, *)
Romans introduced Letters in Britain. C. 22 ff.
Roman booty, ſee Gems, Horſes, Wax-lights, Wine.
Ronan's death, a fragment - P. I, p. 52, n. 1.)
Ros-crana, Oſſian's mother - P. III. p. 113, *) p. 117, *)
Rowers ſinging - - P. I, p. 140, *)
Runo-forlo, a maid - P. IV, p. 115 f. *)
Ryno lamented by Minvane - P. IV, p. 84 ff.

S.

Sar-drónlo, a northern kingdom. P. IV, p. 16
Scuta, wanderers - - P. II, p. 72,

Selamath, palace - P. II, p. 60, ***) p. 117, *)
W. Shaw's life and transactions - C. 3-9. 13 f. 54-63. 68-72.
—— his Contradictions - C. 73-89.
—— his Ignorance in reading Mſts. C. 19-22.
—— his inveſtigating Peregrination. C. 90-94.
Scolloped Shells for Drinking - C. 49. P. I. p. 42, n. 7.) P. II, p. 34, *)
—— ſtudded with Gems - P. II, p. 49, **)
Shield of Fingal, made by Luno - P. III, p. 209, *)
—— of Caithbait - - P. III, p. 38, **)
—— of Sôn-mor, deſcribed - P. III, p. 224 f.
—— ſtruck, as a ſignal of death - P. III, p. 23, *)
—— —— as a ſignal of Battle - P. III, p. 38, **) p. 51, *) p. 134, *)
Ship builded by Larthon. P. III, p. 225 f. 229.
Signal of Battle - P. III, p. 38, **) p. 51, *) p. 134, *)
—— of death - - P. III, p. 23, *)
—— of ſuppliants for aid in war - P. IV, p. 91, *) p. 92, *)
Singing of Rowers - - P. I, p. 140, *)
Sky, iſle of miſt - P. I, p. 21, n. 9.)
—— her antiquities - - P. I, p. 2, n. 1.)
Slimora, hill - - P. III, p. 37, **)

Smith's

Smith's Galic Antiquities – C. 38 - 43.
Son of Luno, (Fingal's ſword). P. III, p. 13, *)
—— of the Rock (Eccho) – P. II, p. 175, **)
Sons of little men (feeble ſucceſſors of heroes) – – – – P. IV, p. 67, **)
Songs handed down by oral tradition. D. 20 ff. C. 37 f. P. II, p. 115, *) P. III, p. 65, **) p. 141, *)
Son-mor, chief of Atha – P. III, p. 222, *)
Sora, kingdom in Lochlin – P. II, p. 42, *)
Souls of the Deceaſed – P. I, p. 15, n. 4.) p. 22, n. 12.) p. 30, n. 11.) p. 37, n. 4.) p. 63 f. n. 7.), P. II, p. 34 f. p. 59, **) P. III, p. 61, *) P. IV, p. 146.
—— dwellers of Lego's miſt – P. III, p. 206.
—— their gliding motion in appearing. P. III, p. 116, *)
—— foreſee the deaths of their friends. P. III, p. 128, *) p. 136, *)
—— of Foes living peaceably in Loda's Hall. P. IV, p. 171.
Spear of Temora (Oſcar's) – P. III, p. 173, *) cf. p. 27 f.
Spear-breaking, an honour for ſtrangers. P. II, p. 36, **)
Spears given to ſons-in-law – – P. II, p. 132, **)

Spears kept forward in landing, denoted hoſtility. - - - - P. III, p. 13, *a)
Spirits, good and bad - P. II, p. 146, ***)
—— attendents of men - P. IV, p. 24, *)
—— of Mountains (Ghoſts, raiſing ſtorms) P. II, p. 134, **) cf. P. II, p. 59, **)
Standard of Fingal - P. I, p. 95, n. 8.) P. II, p. 52, *) P. III, p. 264, *)
Stars on Son-mor's ſhield - P. III, p. 224, *)
Starno, king of Lochlin - P, I, p. 59 f. n. 2 et 4.) P. IV, p. 156, *)
to erect the Stone of one's Fame. P. II, p. 153, *)
ceremony of erecting them - P. IV, p. 177-80.
memorial Stones - - P. III, p. 262, *)
—— —— cf. Loda's circle.
Storms raiſed by Ghoſts - P. II, p. 59, **) p. 134, **)
Strila, now Stirling - - P. IV, p. 176, *)
Strumon, river - P. III, p. 83, *) P. IV, p. 8, **)
Sul-malla, Conmor's daughter - P. III, p. 120. p. 220 f. *)
Sun-beam, Fingal's ſtandard - P. I, p. 95, n. 8.) P. II, p. 52, *) P. III, p. 264, *)
Swaran's war in Ullin - P. I, p. 3-137.
Sword buried with an hero - P. III, p. 83, *)
—— of Fingal. ſee Fingal.

Sword of Fillan - - P. III, p. 161, [illegible])

T.

Teambrath or Temora, royal palace - P. II, p. 98, [illegible]) P. III, p. 24, [illegible])
Ti-foirmal, wooden Meeting-houſe for Bards, in Selma - - P. III, p. 65, [illegible])
Togormo, iſle - - P. II, p. 95, [illegible])
Ton-thena, ſtar - - P. IV, p. 95, [illegible])
Ton-thormod, king of Sar-drónlo - P. IV, p. 167.
Torcul-torno, king of Crathlun - P. IV, p. 128 f.
Torman (thunder) - - P. I, p. 13, n. 1.)
Tormul, river - - P. IV, p. 169.
Towers in Erin, in the 3 d. century - P. III, p. 65, [illegible])
Trenmor, firſt monarch of Morven - P. IV, p. 140, [illegible])
—— his marriage with Inibaca - - P. I, p. 128-31.
Tromlo, country in Erin - P. IV, p. 43, [illegible])
Tropee raiſed - - P. IV, p. 177-80.
Trunc (or Oak) of Feaſt - P. II, p. 87, [illegible])
Tura, caſtle in Ullin - P. III, p. 36, [illegible])

U.

Ul-Erin, ſtar - P. III, p. 112, [illegible])

Ul

INDEX.

Ul-Lochlin, ſtar - - P. IV, p. 149, *)
Ullin, afterwards Ulſter - P. I, p. 1, n. 1.)
Usnoth, lord of Etha - P. II, p. 112, [illegible] P. III, p. 38, *)
Uthal, iſle - . - P. IV, p. 30, *)

V.

Charl. Vallancey's Defence of Iriſh Language. C. 28 f.
Voice of the Dead, to call unlucky men. P. III, p. 136, *)

W.

War-Songs - - P. I, p. 93, n. 6.)
Wax-Lights from Roman booty - P. II, p. 68, **)
Wine from Roman booty - P. I, p. 126, n. 2.)
Wooden halls of the firſt kings in Erin - P. III, p. 65, **)

F I N I S.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel

von

Göthe.

Aechte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen 1787.

Götz von Berlichingen

mit der eiſernen Hand.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Maria, ſeine Schweſter.
Karl, ſein Söhnchen.
Georg, ſein Bube.
Biſchof von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } an des Biſchofs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beyder Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerſe.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebelliſchen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'ſchen Hofe.
Kaiſerliche Räthe.
Rathsherren von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwey Nürnberger Kaufleute.

Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.
Brautvater, }
Bräutigam, } Bauern.
Berliching'ſche, Weisling'ſche, Bamberg'ſche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erſter Act.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers am Tiſche. **Zwey Reiterknechte** beym Feuer. **Wirth.**

Sievers.

Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler leiſe zu Sievers. Erzähl das noch einmal von Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben aufm Schloß beym Herrn Grafen ſchon zwey Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht wo er herkommt; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler leiſe. Nur immer zu! laut. Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Biſchof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geſchlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Biſchof ſah, er richt nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geſchäftig, daß der Vergleich zu Stand käm. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil iſt.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtſchaffner Herr!

Sievers. Nun denk, iſt das nicht ſchändlich? Da werfen ſie ihm einen Buben nieder, da er ſich nichts weniger verſieht. Wird ſie aber ſchon wieder dafür laufen!

Metzler. Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt iſt! Er wird ſich garſtig erboſt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was ſo verdroſſen hat. Denk auch, alles war aufs genauſte verkundſchaft, wann der Biſchof aus dem Bad käm, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenns nicht wär durch falſche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reiter. Was raiſonirt ihr von unſerm Biſchof? Ich glaub, ihr ſucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen. Ihr habt an unſerm Tiſch nicht zu ſuchen.

Zweyter Reiter. Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpectirlich reden?

Sievers. Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter ſchlägt ihn hinter die Ohren.

Metzler. Schlag den Hund todt.

Sie fallen über einander her.

Zweyter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth reißt ſie von einander. Wollen ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert euch naus, wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſolls ehrlich und ordentlich zugehn. Schiebt die Reiter zur Thür hinaus. Und ihr Eſel, was fangen ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwey Berlichingiſche Reiter kommen.

Erſter Reiter. Was gibts da?

Sievers. Ey guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers leiſe. Da iſt euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erſter Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen, ſind Bamberger.

Erſter Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt droben aufm Schloß, beym gnädigen Herrn, den haben ſie geleit.

Erſter Reiter. Der Weislingen?

Zweyter Reiter leiſe. Peter! das iſt ein gefunden Freſſen! Wie lang iſt er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört ich einen von den Kerls ſagen.

Erſter Reiter leiſe. Sagt ich dir nicht, er wär daher! Hätten wir dort drüben eine Weile paſſen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erſt die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reiter. Ihr ſeyd ja auch zu zwey. Wir müſſen fort. Adies. ab.

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man ſie nit bezahlt, thun ſie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt ſchwören, ſie haben einen Anſchlag. Wem dienen ſie?

Sievers. Ich ſoll nit ſagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm, ſo lang ich einen Bengel hab, fürcht ich ihre Bratſpieße nicht.

Sievers. Dürfen wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz vor der Thür unter der Linde. Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das Biſchen Leben und Freyheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mirs wohl ſeyn laſſen. Schenkt ein. Wieder leer! Georg! So langs daran nicht mangelt, und an friſchem Muth, lach ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke — Georg! — Schickt ihr nur euren gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! hört der Junge nicht! Georg! Georg!

Der Bube im Panzer eines Erwachſenen. Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du! Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her, du ſiehſt gut aus. Schäm dich nicht, Junge. Du biſt brav! ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es iſt Hannſens Küraß?

Georg. Er wollt ein wenig ſchlafen, und ſchnallt ihn aus.

Götz. Er iſt bequemer als ſein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leiſe weg, und legt ihn an, und hohlte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wieſe und zogs aus.

Götz. Und hiebſt um dich herum? Da wirds den Hecken und Dornen gut gegangen ſeyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen ſprang er auf, und ſchrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt den Harniſch ausſchnallen, da hört ich euch zwey, dreymal.

Götz. Geh! bring ihm ſeinen Panzer wieder, und ſag ihm, er ſoll bereit ſeyn, ſoll nach den Pferden ſehen.

Georg. Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufſitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring mir einen Krug Wein, gib Hannſen auch ein Glas, ſag ihm, er ſoll munter ſeyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundſchafter ſollen zurück kommen.

Georg. Ach geſtrenger Herr!

Götz. Was haſt du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr ſchon oft geſagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verſchoſſene Bolzen wieder hohlen.

Götz. Das nächſtemal, Georg. Du ſollſt erſt ein Wamms haben, eine Blechhaube, und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär ich letzt dabey geweſen, ihr hättet die Armbruſt nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft ſie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob ſie auf, weg war ſie. Gelt ich weiß.

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif ich ihnen auch, wenn wir die Pferde ſtriegeln, allerley Weiſen, und lerne ſie allerley luſtige Lieder.

Götz. Du biſt ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das nächſtemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du biſt, ſollſt du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürſten werden ihre Schätze biethen um einen Mann, den ſie jetzt haſſen. Geh, Georg, gib Hannſen ſeinen Küraß wieder, und bring mir Wein. Georg ab. Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin kommt.

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenns ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternahmen, doch hör ich am liebſten Martin, meinen Taufnahmen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! *Der Bub kommt.* Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde, Wein zu trinken: weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt; ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch! daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, meyn ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, geſchickter zu eurem Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt, was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Götz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red ich auch. Aber wir —

Georg mit Waſſer.

Götz zu Georg heimlich. Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Götz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. Bringts ihm. Alle Streiter.

Martin. In Gottes Nahmen! Sie ſtoßen an. Ich kann die müßige Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind, ſie thun was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte mich in den Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzensluſt! und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken, wie keine in Europa!

Göz. Das iſt alſo eure Sache nicht. Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen; er weiß, ich kann nicht ruhn, da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. Ich geh zum Biſchof von Conſtanz.

Göz. Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls!

Göz. Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin. Daß ich in euren Harniſch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Luſt zu einem? Es iſt ſchwer und beſchwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt! und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam. — Drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das unausſtehlichſte ſcheint, ſo unerträglich ſind ſie alle. Und ſein ganzes Leben unter dieſer Laſt, oder der weit drückendern Bürde des Gewiſſens muthlos zu keichen! O Herr! was ſind die Mühſeligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die beſten Triebe, durch die wir werden, wachſen und gedeihen, aus mißverſtandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Götz. Wär' euer Gelübde nicht ſo heilig, ich wollte euch bereden, einen Harniſch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harniſch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu ſtechen! — Arme ſchwache Hand, von je her gewöhnt, Kreutze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfäſſer zu ſchwingen, wie wollteſt du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja geſtimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche ſeyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde ſollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer ſelbſt geſtiftet hat!

Götz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig iſt allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtſeyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum erſtenmal nach langer Zeit, ſicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette ſtreckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch beſſer ſchmeckt, als mir der Trunk nach langem Durſt; da könnt ihr von Glück ſagen!

Götz. Dafür kommt's auch ſelten.

Martin *feuriger.* Und iſt, wenn's kommt, ein Vorſchmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den ſtach ich vom Pferd, eh er ſchießen konnte, und den rannt' ich ſammt dem Pferde nieder, und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! *Er ſchenkt ein.* Auf Geſundheit eurer Frau! *Er wiſcht ſich die Augen.* Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendſam Weib hat! deß lebt er noch eins ſo lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz *vor ſich.* Er dauert mich! Das Gefühl ſeines Standes frißt ihm das Herz.

Georg *geſprungen.* Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es ſind ſie gewiß.

Götz. Führ mein Pferd heraus, Hanns ſoll aufſitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt um euren Nahmen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl. Er reicht ihm die linke Hand.

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich, ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh; ihr ſeht, er iſt Eiſen.

Martin. So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Fürſten haſſen, und zu dem die Bedrängten ſich wenden. Er nimmt ihm die rechte Hand. Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen.

Götz. Ihr ſollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt, todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott!

Götz ſetzt den Helm auf und nimmt die Lanze.

Martin. Es war ein Mönch bey uns

vor Jahr und Tag, der euch beſuchte, wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie ſehr es euch ſchmerzte! zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergeſſen!

Die zwey Knechte kommen.

Götz *zu ihnen. Sie reden heimlich.*

Martin *fährt inzwiſchen fort.* Ich werde das nie vergeſſen, wie er im edelſten, einfältigſten Vertrauen auf Gott ſprach: und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, was würden ſie mir fruchten? So kann ich mit Einer —

Götz. In den Haslacher Wald alſo. *Kehrt ſich zu Martin.* Lebt wohl, werther Bruder Martin. *Küßt ihn.*

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergeſſe. *Götz ab.*

Martin. Wie mir's ſo eng um's Herz ward, da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehn.

Georg. Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bey uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein Herr! Ich kenne Betten nur vom Hörenſagen, in unſrer Herberg' iſt nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürdiger Herr!

Martin. Georg, da haſt du einen tapfern Patron.

Georg. Sie ſagen, er ſey ein Reiter geweſen, das will ich auch ſeyn.

Martin. Warte! Zieht ein Gebetbuch hervor, und giebt dem Buben einen Heiligen. Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beyſpiel, ſey brav und fürcht Gott. Martin geht.

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hätte! — Und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach — Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jaxthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Karl, ſein Söhnchen.

Karl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören, ob du Acht giebſt.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein Mutter war krank, da ging das Kind hin.

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Karl. Und gab ihm Geld und ſagte: geh hin, und hohl dir ein Frühſtück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freylich! der kaum mehr gehen konnte, und ſagte: liebes Kind —

Karl. Schenk mir was, ich hab kein Brot geſſen geſtern und heut. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für ſein Frühſtück ſeyn ſollte.

Karl. Da ſagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bey der Hand, und ſagte — und ward ein ſchöner, glänziger Heiliger, und ſagte: Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich, welchen Kranken du anrührſt —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich geſund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel ſeiner Mutter um den Hals, und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie iſt mir! und war — nun Karl.

Karl. Und war — und war —

Maria. Du giebſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigt's lang. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſetzt hat.

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er die Weck mitbrachte.

Karl. Bringt er mir wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgard, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cölln aufm Schießen das Beſte gewonnen.

Karl. War's viel?

Eliſabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten ſie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das iſt garſtig, Karl?

Karl. Garſtige Leut!

Eliſabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bath ihn, er möchte ihm zu ſeinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Cöllnern ein paar Kaufleute weg, und plagte ſie ſo lang, bis ſie das Geld heraus gaben. Wärſt du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, ſind Zigeuner und Hexen drin.

Eliſabeth. Iſt ein rechter Burſch, fürcht ſich vor Hexen.

Maria. Du thuſt beſſer, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer chriſtlicher Ritter. Auf ſeinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtſchaffenſten Ritter begehn mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Eliſabeth. Schweſter, du weißt nicht was du redſt. Gebe nur Gott, daß unſer Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachſchlägt, der ſo treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Eliſabeth. Mein Bruder iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bey der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört, hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treueſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Manns verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Karl. Der Vater! Der Vater! Der Thürner bläſt's Liedel: Heyſa mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter kommt.

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drey Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu, daß ihr ſo lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundſchaften wir ihn aus, er war ſeitwärts gezogen, und ſaß geruhig bey'm Grafen auf Schwarzenberg.

Eliſabeth. Den möchten ſie auch gern meinen Mann feind haben.

Reiter. Ich ſagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da wars curios, wie wir ſo in die Nacht reiten, hütt' juſt ein Schäfer da, und fallen fünf

Wölf in die Heerd' und packten weidlich an. Da lachte unſer Herr, und ſagte: Glück zu, lieben Geſellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem ſo kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wären wir zuſammen gewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her, und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth. Ich bin neugierig ihn zu ſehn. Kommen ſie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf; in einer Viertelſtund ſind ſie hier.

Maria. Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Reiter. Finſter gnug ſieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Eliſabeth. Ah! — Ich will gleich das Eſſen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle ſeyn.

Reiter. Rechtſchaffen.

Eliſabeth. Nimm die Kellerſchlüſſel und hohl vom beſten Wein! Sie haben ihn verdient. ab.

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Burſch. ab.

Reiter. Der wird nicht ſein Vater, ſonſt ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz Helm und Schwert auf den Tiſch legend. Schnallt mir den Harniſch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun, Bruder Martin, du ſagteſt recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen antwortet nichts, auf und abgehend.

Götz. Seyd guten Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo ſind eure Kleider? ich hoffe, es ſoll nichts verloren gangen ſeyn. Zum Knecht. Fragt ſeine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und ſeht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt' euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich ſo, es iſt all eins.

Götz. Könnt' euch ein hübſches ſaubres Kleid geben, iſt zwar nur leinen. Mir iſt's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Biſchof ſo giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm vierzehn Tag vorher zwey Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirſch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben iſt, iſt ein Abſatz und ein eiſern Geländerlein, da ſtund der Biſchof und gab Franzen die Hand, wie er vorbey ging, und gab ſie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und ſagte: Der Biſchof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Biſchof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und ſagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da ſagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein ſo roth am Hals wie ein

Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürſten von Naſſau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt' ihr ließt mich allein.

Götz. Warum das? Ich bitt' euch, ſeyd aufgeräumt. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, und ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wißt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch in tiefen Thurm an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

Die Knechte mit den Kleidern.

Weislingen zieht ſich aus und an.

Karl kommt.

Karl. Guten Morgen, Vater.

Götz küßt ihn. Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geſchickt, Vater! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Karl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ey!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſche.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Karl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt, gehört ſeit zweyhundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennſt du den Herrn von Berlichingen?

Karl ſieht ihn ſtarr an.

Götz vor ſich. Er kennt wohl vor lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht. — Wem gehört Jaxthauſen?

Karl. Jaxthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jaxt.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furthen, eh' ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeiſter?

Karl. Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Karl. Schmeckt ſo beſſer.

Götz. Du mußt immer was apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bey euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. Komm mit, Karl.

Karl. Wer iſt der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Karl. Da, Mann! haſt du eine Hand, ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen hebt ihn in die Höh und küßt ihn. Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehn was es gibt. Sie gehn.

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbey, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchof ängſtigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt

Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe?

Götz mit einer Flaſche Wein und Becher. Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wärt! Denkt, ihr ſeyd wieder einmal bey'm Götz. Haben doch lange nicht beyſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. Trinkt ihm. Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbey.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafens Hof, da wir noch beyſammen ſchliefen und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Ermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bey Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinem Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch jedermann. Schenkt ein und bringts. Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabey ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und den Menſchen glücklich pries, der ein Zwillingsbruder ſeines Freunds wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts angenehmers, als mich des Vergangenen zu erinnern. Freylich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! — War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln garſtigen Vetteln abgabſt, und ihnen erzählteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub, ſagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott ich könnt's vergeſſen, oder es wär' anders. Biſt du nicht eben ſo frey, ſo edel geboren als einer in Deutſchland, unabhängig, nur dem Kaiſer unterthan, und du ſchmiegſt dich unter Vaſallen? Was haſt du von dem Biſchof? Weil er dein Nachbar iſt? dich necken könnte? Haſt du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennſt den Werth eines freyen Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, ſeinem Kaiſer und ſich ſelbſt! verkriechſt dich zum erſten Hofſchranzen eines eigenſinnigen neidiſchen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was haſt du zu ſagen?

Weislingen. Du ſiehſt die Fürſten an, wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfſt du ſie ſchelten, daß ſie ihrer Leut und Länder Beſtes wahren? Sind ſie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern ſicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlöſſer verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unſers theuren Kaiſers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgeſetzt ſind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und ſie ſich kaum ihres Lebens erwehren; iſt's nicht ein guter Geiſt, der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutſchland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden, Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkſt du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah iſt, ſtatt daß die entfernte Majeſtät ſich ſelbſt nicht beſchützen kann.

Götz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker, und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind was begreift, und nur reden darf um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wär' auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unter'm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von eurer Seite.

Götz. Das thut jeder. Es iſt die Frage auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Götz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frey. Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von ſechzehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürſten da für weite Mäuler machten, und die Geiſtlichen am ärgſten. Euer Biſchof lärmte dem Kaiſer die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachſen wäre; und jetzt wirft er mir ſelbſt einen Buben nieder, zur Zeit da unſere Händel vertragen ſind, ich an nichts böſes denke. Iſt nicht alles zwiſchen uns geſchlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geſchah ohne ſein Wiſſen.

Götz. Warum giebt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat ſich nicht aufgeführt wie er ſollte.

Götz. Nicht wie er ſollte? Bey meinem Eid, er hat gethan wie er ſollte, ſo gewiß er mit eurer und des Biſchofs Kundſchaft gefangen iſt. Meint ihr, ich komm erſt heut auf die Welt, daß ich nicht ſehen ſoll, wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr ſeyd argwöhniſch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bey Ihro Majeſtät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Weg wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt; und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen.

Götz. Kein Wort mehr davon! ich bin

ein Feind von Explicationen; man betrügt ſich oder den andern, und meiſt beyde.

Karl. Zu Tiſch, Vater.

Götz. Fröhliche Bothſchaft! Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr war't ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt!

ab.

Im Biſchöflichen Pallaſte zu Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Biſchof von Bamberg, Abt von Fulda, Olearius, Liebetraut, Hofleute an der Tafel. Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen.

Biſchof. Studiren jetzt viel Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerſtande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprüchwort auf der Akademie zu ſagen: So fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu erſetzen; ſo beſtreben ſich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendſten Verdienſte zu erhöhen.

Abt. Ey!

Liebetraut. Sag' einer was man nicht erlebt. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden eheſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſeyn, die erſten Stellen damit beſetzen zu können.

Biſchof. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — Er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug' — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchof. Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchof. Ein trefflicher Herr! Er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! *Sie trinken.*

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Geſetze; bey jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortrefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Geſetze! potz! Da müſſen auch wohl die zehn Gebote drin ſeyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein ich auch, an und vor ſich, ohne weitere Explicationen.

Biſchof. Und was das ſchönſte iſt, ſo könnte, wie ihr ſagt, ein Reich in ſicherſter Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Biſchof. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wiſſen. *Sie trinken.* Wollte Gott man ſpräche ſo in meinem Vaterlande!

Abt. Wo ſeyd ihr her? Hochgelahrter Herr.

Olearius. Von Frankfurt am Main. Ihro Eminenz zu dienen.

Biſchof. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben! Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genung. Ich war da, meines Vaters Erbſchaft abzuhohlen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt, wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher. Der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehen weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt, die der Römiſchen Rechte unkundig ſind. Man glaubt, es ſey genug, durch Alter und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden nach altem Herkommen und wenigen Statuten die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend, dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freylich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſo ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bey Kaiſer Maximilians Krönung haben wir euren Bräutigams was vorgeſchmauſ't. Euer Name iſt Olearius! Ich kenne ſo niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißſtand auf dem Titel meiner Lateiniſchen Schriften zu vermeiden, nennt' ich mich, nach dem Beyſpiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch überſetztet. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Mutterſprache auch ſo gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein paar Urſachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterlande.

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Urſache ſeyn. Die andre iſt: Weil bey einer näheren Bekanntſchaft mit den Herrn der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet, den uns eine neblichte Ferne um ſie herum lügt; und dann ſind ſie ganz kleine Stümpfchen Unſchlitt.

Olearius. Es ſcheint ihr ſeyd dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geſchicklichkeit, ſie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe ſind wohl angebracht, wo ſie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl, wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr ſeyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr ſehr breit.

Biſchof und Abt lachen.

Biſchof. Von was anders! — Nicht ſo hitzig, ihr Herrn. Bey Tiſch geht alles drein — Einen andern Discurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachſenhauſen —

Olearius zum Biſchof. Was ſpricht man vom Türkenzug, Ihro Fürſtliche Gnaden?

Biſchof. Der Kaiſer hat nichts angelegners, als vorerſt das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuſchaffen, und das Anſehn der Gerichte zu befeſtigen. Dann, ſagt man, wird er perſönlich gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit ziehen. Jetzt machen ihm ſeine Privathändel noch zu thun, und das Reich iſt, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden des Kaiſerlichen Anſehns —

Abt. Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun; ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack ſchieben wollte.

Biſchof. Beſonders iſt der letztere ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind, und moleſtirt mich unſäglich; aber es ſoll nicht lang mehr währen, hoff' ich. Der Kaiſer hält jetzt ſeinen Hof zu Augſpurg. Wir haben unſere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Biſchof. Wenn ihr die Ankunft dieſes Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in Einer Perſon zu ſehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Biſchof. Das wiſſen wir. *Die Bedienten laufen ans Fenſter.* Was giebts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Biſchof. Seht was er bringt, er wird ihn melden. *Liebetraut geht. Sie ſtehn auf und trinken noch eins.*

Liebetraut kommt zurück.

Biſchof. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt' es müßt ſie euch ein andrer ſagen. Weislingen iſt gefangen.

Biſchof. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bey Haslach weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt. Eine Hiobs-Poſt!

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Biſchof. Ich will den Knecht ſehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn ſelbſt ſprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. *ab.*

Abt *ſetzt ſich.* Noch einen Schluck.

Die Knechte ſchenken ein.

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen iſt ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

Abt hebt ſich auf.

Liebetraut *vor ſich.* Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm für's Exercitium ſorgen. *Gehn ab.*

Jaxthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. *Er umarmt ſie.*

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab' ich euch zum Gottespfenning erlaubt;

ihr ſcheinet aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyn wie Ketten, ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſeyn ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bey ihr, und nur mit euch empfind ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich ſie dir! *Er nimmt ihre Hand.* Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlaſſen ſoll!

Maria *zieht ihre Hand zurück.* Ein Bischen eng, hoff' ich, denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle, welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt' er bey'm Abſchied, ich will ſehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünſcht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben ſo verſäumt zu haben! Du könnteſt gleich die Meinige ſeyn.

Maria. Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß ſonſt fürchten, du empfindeſt weniger ſtark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritte begleiten! Ganz der Deine zu ſeyn, nur in dir und dem Kreiſe von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen die ſo zwey Herzen einander gewähren! Was iſt die Gnade des Fürſten, was der Beyfall der

Welt gegen dieſe einfache einzige Glückſeligkeit? Ich habe viel gehofft und gewünſcht, **das** widerfährt mir über alles Hoffen und Wünſchen.

Götz kommt.

Götz. Euer Knab iſt wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau giebt ihm zu eſſen. So viel hab' ich verſtanden: der Biſchof will den Knaben nicht heraus geben, es ſollen Kaiſerliche Commiſſarien ernannt, und ein Tag ausgeſetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem ſey wie ihm wolle, Adelbert, ihr ſeyd frey; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Verſchub thun wollt.

Weislingen. Hier faſſ' ich eure Hand. Laßt von dieſem Augenblick an Freundſchaft und Vertrauen gleich einem ewigen Geſetz der Natur unveränderlich unter uns ſeyn! Erlaubt mir zugleich, dieſe Hand zu faſſen, — Er nimmt Mariens Hand — und den Beſitz des edelſten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch ſagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir ſagt.

Götz. Es iſt ein Glück, daß unſere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchſt nicht roth zu werden. Deine Blicke ſind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und ſo ſprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frey, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gab dir meine rechte eiſerne Hand, und du hieltest mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak, und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beydes verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth kommt.

Eliſabeth. Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegne euch. Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind!

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer

nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt. Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

Die drey gehn.

Weislingen. Gott im Himmel! konnteſt du mir Unwürdigen ſolch eine Seligkeit bereiten? Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhing die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beyfall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und, Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frey wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will alle die ſchändlichen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu ſeyn!

Franz tritt auf.

Franz. Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde, entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch.

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bey Hof und überall, daß es nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach euerm Tod wird's heller blinken, als die meſſingenen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchof?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit geſchäftiger Geſchwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar ſchon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Bothſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpize bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreyen. Da er aber hörte, ihr solltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch — ich hab ſie wieder vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müſſen!

Franz. Wie meint ihr? Er ſagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet was ich geſehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgeſtalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer iſt's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das iſt eben als wenn ihr ſagtet, ich hab die Muſik geſehen. Es iſt der Zunge ſo wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug ſogar in ihrer Gegenwart ſich nicht ſelbſt genug iſt.

Weislingen. Du biſt nicht geſcheit.

Franz. Das kann wohl ſeyn. Das letztemal da ich ſie ſahe, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich ſagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bey himmliſchen Erſcheinungen ſeyn mag. Alle Sinne ſtärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das iſt ſeltſam.

Franz. Wie ich von dem Biſchof Abſchied nahm, ſaß ſie bey ihm. Sie ſpielten Schach. Er war ſehr gnädig, reichte mir ſeine Hand zu küſſen und ſagte mir vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich ſah ſeine Nachbarin, ſie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn ſie einem großen Streich nachſänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte der elfenbeinerne König ſeyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrſchten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angeſichts und des Buſens, wie es von den finſtern Haaren erhoben ward.

Weislingen. Du biſt drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz. Wie der Biſchof endigte und ich mich neigte, ſah ſie mich an, und ſagte: auch von mir einen Gruß unbekannter Weiſe! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er ſoll ſie nicht verachten, wenn er ſchon an alten ſo reich iſt. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war verſperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben die Spitze ihres kleinen Fingers küſſen zu dürfen! Wie ich ſo ſtund, warf der Biſchof einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, nd ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgeommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bey Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Wittwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich machen.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! Und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sanct Veit in Perſon meiner begehrte. *Geht ab.*

Franz. Da ſey Gott vor, wollen das beſte hoffen! Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen, der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheidt oder völlig raſend gaffen.

Zweyter Akt.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchof, **Adelheid**, ſpielen Schach. **Liebetraut** mit einer Zither. **Frauen**, **Hofleute**, um ihn herum am Kamin.

Liebetraut ſpielt und ſingt.

Mit Pfeilen und Bogen
Kam Amor geflogen,
Die Fackel in Brand.
Wollt muthig bekriegen
Und männlich beſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten,

Die Augen entbrannt.
Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo willig
Ihn all auf den Schooß.
Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hey ey o! Popeyo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bey euerm Spiele. Schach dem König!

Biſchof. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär, und verböt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen: lieber wollt' ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern, und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchof. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beyſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott, nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel in usum Delphini, das ſo homogen mit Seiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

Sie ſtehen auf.

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerley Gebrauch dienen, die leeren Seiten nehmlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapezieren! da wäre was zu verdienen.

Biſchof. Er will nicht kommen, ſagtet Ihr!

Adelheid. Ich bitt' euch, ſchlagt's euch aus dem Sinn.

Biſchof. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchof. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchof. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen, in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt.

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheidt werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchof. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her.

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Biſchof. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Biſchof. Reiſt wohl.

Adelheid. Adieu. *Er geht.*

Biſchof. Wenn er einmal hier iſt, verlaß ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Biſchof. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchof. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt' euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jaxthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider ſie, mir iſt gar recht daß ſie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsſtädte und Pfaffen halten doch von jeher zuſammen.

Götz. Sie haben's Urſach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeiſter von Nürnberg mit der güldenen Kett' um den Hals, käm uns in Wurf, er ſollt ſich mit all ſeinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlich Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff' iſt ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. ab.

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaub es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd' ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah' ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, — Deutet auf Maximilians Porträt — als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug auf ſeinem Geſicht — ich weiß nicht — gefiel mir ſo wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin.

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut kommt.

Liebetraut. Nun gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollet ihr ſagen; denn wenn's ja geſchah, ſchwätzt' ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückchen noch dazu lehren? — Erſt that ich als wüßt' ich nichts, verſtünd nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt' ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg allerley durch einander, Großes und Kleines, erweckte gewiſſe alte Erinnerungen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht wie ihm geſchah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber-, Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab' ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beym Kaiſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchof wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. Liebetraut ab. Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbiz. Georg als Reitersknecht.

Götz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Götz. Ich ſeh nicht ein was das geben ſoll.

Selbiz. Ich wohl. Eure Verſöhnung war ein wenig zu ſchnell als daß ſie dauerhaft hätte ſeyn ſollen. Der Liebetraut iſt ein pfiffiger Kerl, von dem hat er ſich beſchwätzen laſſen.

Götz. Glaubſt du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erſte Schritt iſt gethan.

Götz. Ich glaubs nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man iſt ihm noch ſchuldig; wir wollen das Beſte hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beſte!

Götz. Mir fällt eine Liſt ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten, und ſehen wie's ſteht.

Georg. Da hab ich lang drauf gehofft.

Götz. Es iſt dein erſter Ritt. Sey vorſichtig, Knabe, mir wäre leid, wenn dir ein Unfall begegnen ſollt.

Georg. Laßt nur, mich irrts nicht wenn noch ſo viel um mich herum krabeln, mir iſts als wenns Ratten und Mäuſe wären. ab.

Bamberg.

Biſchof. Weislingen.

Biſchof. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchof. Ich hätte verlangen können du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Konnt' ich dich ohne das nicht befreyen? Gelt' ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe!

Weislingen. Es iſt geſchehen, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchof. Ich begreif nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr.

Biſchof. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſeh', deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchof. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt' ich: auf Wiederſehn. Jezt — Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder.

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchof. Vielleicht ſeh' ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jezo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchof. Du kannſt nicht nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte. — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. Biſchof ab.

Franz tritt auf.

Franz. Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt' ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb' ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchof, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerley ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Camäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bey den Porträten ausgeſtorbener Familien. Ich bitt' euch, Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falſche Worte gelten zum höchſten, wenn ſie Maſken unſerer Thaten ſind. Ein Vermummter, der kenntlich iſt, ſpielt eine armſelige Rolle. Ihr leugnet eure Handlungen nicht, und redet das Gegentheil, was ſoll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin ſo geplagt mit dem, was ich bin, daß mir wenig bang iſt für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abſchied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küſſen, und ich will ſagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beſchwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falſch aus; ich wollte euch fort helfen. Denn ihr wollt fort.

Weislingen. O ſagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handſchlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank leſen, und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bey meinem Eid, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten, die nicht gültiger ſeyn kann, als ein ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreißen, du wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit; und was hätteſt du verloren, wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freyheit — Und weiß überhaupt nicht, was ich für einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. Nimmt ihre Hand und ſchweigt.

Adelheid. Habt ihr mir noch etwas zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz kommt.

Franz. Gnädiger Herr! Der Biſchof läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder! ab.

Adelheid. Mich wieder. Wir wollen dafür ſeyn. Margrethe, wenn er kommt, weiſ' ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich ſchlafe — Weiſ' ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Weg. ab.

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn!

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank! ab.

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute, wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren, die mein hier warteten. — Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte, die ich dem Biſchof unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeſchadet Berlichingens und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht — Wäre doch beſſer geweſen, wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen.

Geht ab.

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen wie ich geſagt habe.

Götz. Nein. Nein. Nein.

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbiz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann, der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Biſchof ſeyen ausgeſöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Wittwe des von Walldorf.

Göz. Geſpräche.

Georg. Ich ſah ihn, wie er ſie zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bey meinem Eid, ſie iſt ſchön. Wir bückten uns alle, ſie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, ſah ſehr vergnügt, ſie gingen vorbey, und das Volk murmelte: ein ſchönes Paar!

Göz. Das kann ſeyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Meſſe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich ſtund unten an der Treppe und ſagte leiſe zu ihm: ein paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward beſtürzt; ich ſahe das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht, er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg. Du biſt Bambergiſch? ſagt' er. Ich bring'einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagt' ich, und ſoll fragen. — Komm morgen früh, ſagt' er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamſt du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorſaal ſtehn, lang, lang. Und die ſeidnen Buben begukten mich von vorn und hinten. Ich dachte, gukt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerley. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe; wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerley Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte allerley verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr. — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd' ich dir's beybringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfott ſeyn.

ab.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſo wohl als euern Umgang. Ich wollte, ihr wär't, wo ihr hinwolltet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergiebt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Scheltet die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von den Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von euerm Geſang. Eh' ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, den Phönix Weislingen zu Geſicht kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präſentirte ſich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es ſchien ſo —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr

übertraft euern Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Wiederſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Mannes, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabey nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf über einandergewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war; den ſah' ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggeſellen. Anfangs ſchrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entſchuldigte euch ſo gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage ſchlimmer mit euch zu werden ſcheint, müßt ihr mir verzeihen, wenn ich euch meine Gunſt entreiße. Ihr beſitzt ſie ohne Recht, ich ſchenkte ſie einem andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch. Ihr ſeyd ſo mißmuthig, wie einer dem ſein erſtes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heißen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren. Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnden von dem, was die Zeit her in mir arbeitet, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als Einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bey mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt, den du beneideſt! Das iſt als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet, daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg' als du meinſt. Unſere Reiter ſind verſtärkt und wachſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! Küßt ihre Hand.

Adelheid. O ihr Ungläubigen. Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchofs, der deinige, der meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Götz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten wie unſere Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung. Der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beyſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreyen, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Küſſen zu bringen, die Ruhe des Biſsthums, unſer aller herzuſtellen. Und dann — ?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und beym Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Geht nur.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernhochzeit. Muſik und Tanz draußen.

Der Brautvater, Götz, Selbitz, am Tiſche. **Bräutigam** tritt zu ihnen.

Götz. Das geſcheidtſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Beſſer als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſchen Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr prozeſſirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's nicht, bis man den Perrucken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Aſſeſſer Sapupi! 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und ſeht, ihr Herrn, kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab' als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz trinkt. Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, prozeſſiren thu' ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon geſpürt. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle

Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Brautvater. Wer anders als der Sapupi!

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie ihm hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freylich! Kein andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel hohlen, er hat mir auch funfzehn Goldgulden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſchel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben Viſitationszeit, zeigt's an, ſie müſſen's unterſuchen und euch zu dem Eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's euch verſprechen.

Selbitz. Die Summe iſt wohl einen Verſuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinſt du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg kommt.

Georg. Die Nürnberger ſind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz ſachte reiten, packen wir ſie zwiſchen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt Kinder. Gott grüß' euch! Helf' uns allen zum Unſrigen!

Bauer. Großen Dank, ihr wollet nicht zum Nacht Ims bleiben.

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Akt.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kaiſer vorbey. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bey ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möcht' ich verzagt werden, ſo viel halbe, ſo viel verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was giebt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſer dreyßig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beyſtand, ſonſt ſind wir alle verdorbene Leute, genöthigt unſer Brot zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der eine hat nur Eine Hand, der andere nur Ein Bein, wenn ſie denn erſt zwey Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängte Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und anderes betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden. ab.

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edeln und Freyen, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das übrige würde bald von ſich ſelbſt zerfallen. Denn ſie ſind's, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kaiſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten ſie mit mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen, daß ſie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchſt gefährlich ihre aufrühriſchen Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kaiſerliche Mild' und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht eher zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeſchnitten haben.

Kaiſer. Ihr rathet alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeigne ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefährlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär' eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz, nur wollt' ich nicht, daß ihnen was zu Leid' geſchähe. Gefangen möcht' ich ſie haben, und dann müßten ſie Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bey der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beyſtimmender Zuruf wird Eurer Majeſtät das Ende der Rede erſparen. ab.

Jaxthauſen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich ihr wär't eher kommen. Ich muß euch ſagen, Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagt' ſie ihm zu. Ich hab' ihn losgelaſſen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen. Iſt das ſo?

Götz. Wie ich ſage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie ſizt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz. Wie! Entſchließet ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beyden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Trauſt du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr. ab.

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiers.

Hauptmann. Wir müſſen behutſam gehn, und unſere Leute ſo viel möglich ſchonen. Auch iſt unſere gemeſſene Order, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird ſchwer halten, denn wer mag ſich an ihn machen?

Erſter Officier. Freylich! Und er wird ſich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns ſein Lebelang nichts zu Leid' gethan, und jeder wird's von ſich ſchieben, Kaiſer und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu ſetzen.

Zweyter Officier. Es wäre eine Schande, wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal beym Lappen habe, er ſoll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden.

ab.

Jaxthauſen.

Sickingen.

Sickingen. Es geht alles nach Wunſch, ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weisfiſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; denn beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bey Mädchen, die durch Liebesunglück gebeizt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Götz kommt.

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager?

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief! Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten drüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegener Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das ſchlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beyde ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie du biſt bey mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbiz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbarſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beyſammen ſind, es wird ein Häufchen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beyſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen der Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Herde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du. Es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt, da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt': ich wüßt nicht darnach zu handeln, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beyſammen. Ich wollte daß du ihr Wort hätteſt ehe du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder, Marien abzuholen, denn mein Schloß, fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das beſte hoffen.

ab.

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beyden Executionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude, gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wieder zu kehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz *vor ſich auf die Bruſt deutend.* Hier iſt's noch wärmer! — *Laut.* — Gnädige Frau, eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau. Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab' euch ja geſehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen. ab.

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch niemand an mir gehangen. ab.

Jaxthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn' ihn nicht, es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe kommt.

Götz. Gott grüß' euch Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt biet' ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Nahmen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich euer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind war't, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet.

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bey einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt' meinen Haufen, waren unſer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bey mir vorbey ziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbey und hieltet unten. Wie wir ſahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet.

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff' ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's. O willkommen, willkommen. Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert, daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben das Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euern Namen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſaht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beſchloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bey mir aushalten?

Lerſe. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr ſollt gehalten werden wie ein anderer, und drüber wie der, der mir bey Remlin zu ſchaffen machte.

Georg kommt.

Georg. Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen iſt er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerſe, wir

wollen ſie zuſammenſchmeißen, wenn Selbitz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerſe. Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Götz. Zu Pferde! ab.

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte begegnen einander.

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends, iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verlaufſt du dich dann hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab' unſerm Officier Wein und Brot geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel.

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär' ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O Weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Götz, Lerſe, Georg, Knechte, zu Pferde.

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen im Rücken.

Ziehen vorbey.

Erſter Knecht ſteigt vom Baum. Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! Er geht nach dem Sumpf. Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde.

Götz, Georg zu Pferde.

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes.

Knecht. Schont meines Lebens.

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. ab.

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden, der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort, wie beſeſſen! ab.

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht. Ritter ab.

Zweyter Ritter geführt.

Hauptmann. Wie geht's, junger Herr! Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcher? ab.

Jaxthauſen.

Götz. Selbitz.

Götz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Götz. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Götz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Götz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Götz. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabey kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das lauft in Gottes Nahmen lieber nach der Türkey als in's Lager zurück. So werden wir alle Tag ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabey ſeyn, und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt auf Jarthauſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbey ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freylich! Wißt ihr d
wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der gan
Eisklumpen aufthaut; es macht warm in d
Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an d
Sonne. ab.

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. E
war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu un
ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. I
will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe m
die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſ
kommen über die Haide, ich will gegen ihne
halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wen
ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ung
ſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſche
Sie denken nicht, daß wir ihnen die Spitze bie
ten können. ab.

Haide,

auf einer Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das iſt impertinent. Er ſoll's büßen. Was! den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbrauſt?

Ritter. Ich wollt nicht, daß ihr an der Spitze rittet, er hat das Anſehn, als ob er den erſten der ihn anſtoßen möchte umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinten drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' euch. Ihr ſeyd noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; lö'ſt ihn auf, knickt er ſie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blaſ't ihn weg. ab.

Selbitz hinter der Höhe hervor im Galopp. Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch. ab.

Lerſe aus dem Wald.

Lerſe. Götzen zu Hülf! Er iſt faſt umringt. Braver Selbitz, du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen. vorbey. Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurn.

Selbitz verwundet. Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erſter Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſer.

Selbitz. Steig einer auf die Warte und ſeh' wie's geht.

Erſter Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig' auf meine Schultern, da kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht ſteigt hinauf. Ach Herr!

Selbitz. Was ſieheſt du?

Erſter Knecht. Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbitz. Hölliſche Schurken! Ich wollt', ſie ſtünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' einer hin! und fluch' und wetter' ſie zurück. Knecht ab. Sieheſt du Götzen?

Knecht. Die drey ſchwarzen Federn ſeh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbuſch! wer iſt das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt ſich an ihn — Bauz! Er ſtürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr!

Selbitz. So ſtirbt Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drin, Götz hintendrein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerſe. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz ſteigt vom Pferd. Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbitz?

Selbitz. Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lerſen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein, Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab, ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul, wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg. Einem der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun ſtaken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe. Die Hunde die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hielteſt mir den Rücken frey; ich hatte mit den Kerls vor mir gnug zu thun. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbiz. Der Hauptmann iſt euch entwiſcht?

Götz. Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, Kinder, kommt! Selbiz! — Macht eine Bahre von Aeſten; — du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſer ſind wenig, und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Hauptmann. Ich möcht' euch alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unſern zerſtreuten Knechten find't, bringt ſie zurück oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen ſollten.

Jaxthauſen.

Götz. Lerſe. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vor's Schloß. Die zwey ab. Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber ſo iſt's die Menge. ab.

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbitz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz kommt.

Götz. Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtund' ein Paar ſeyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch ſollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel ſind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das iſt arg. Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthauſen zu, eh er ſich wieder erholt und ſich uns wieder in Weg ſtellt.

Jarthauſen.

Götz. Eliſabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott ſegne euch, geb' euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Eliſabeth. Und die laß' er ſeyn wie ihr ſeyd: rechtſchaffen! Und dann laßt ſie werden was ſie wollen.

Sickingen. Ich dank' euch. Und dank' euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Maria. Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reiſe!

Maria. So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.

Götz. Ihr ſollt, Schweſter.

Maria. Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz. Und ihr zärtlicher als vorſehend.

Georg kommt.

Georg heimlich. Ich kann niemand auftreiben. Ein einziger war geneigt, darnach veränderte er ſich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendiſch zu werden. Ich ahndet's aber. — Laut. — Sickingen, ich bitt' euch, geht noch dieſen Abend. Beredet Marie. Sie iſt eure Frau. Laßt ſie's fühlen. Wenn Weiber quer in unſere Unternehmung treten, iſt unſer Feind im freyen Feld ſichrer als ſonſt in der Burg.

Knecht kommt.

Knecht leiſe. Herr, das Reichsfähnlein iſt auf dem Marſch, grad hieher, ſehr ſchnell.

Götz. Ich hab ſie mit Ruthenſtreichen geweckt! Wie viel ſind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier ſeyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, ſie ſollten mir nicht herüber. Haſt du Lerſen nicht geſehen?

Knecht. Nein Herr.

Götz. Biet' allen ſie ſollen ſich bereit halten. — Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Es iſt beſſer du weinſt an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbothe künftigen Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Götz. Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab' eure Pferde zu ſatteln befehlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Eliſabeth zu Sickingen. Gebt ihm nach! Geht.

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen ſo gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab' Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir ſterben, oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edeln Mann mit mir in Ein Schickſal geweint haben.

Maria. Du marterſt mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte, du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schweſter! Schweſter!

Götz. Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht beſteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schweſter — liebe Schweſter!

Küßt ſie.

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich ſeh' euch wieder. Tröſtet euch. Wir ſehn uns wieder. Sickingen, Maria ab.

Götz. Ich trieb ſie, und da ſie geht möcht' ich ſie halten. Eliſabeth, du bleibſt bey mir!

Eliſabeth. Bis in den Tod. ab.

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er ſo eine Frau!

Georg kommt.

Georg. Sie ſind in der Nähe, ich habe ſie vom Thurn geſehen. Die Sonne ging auf und ich ſah ihre Piken blinken. Wie ich ſie ſah, wollt mir's nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuſe. Zwar wir ſpielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. *Georg ab.* Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten. Und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nägeln verkäuen. *Trompeter von außen.* Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen. *Er geht ans Fenſter.* Was ſoll's?

Man hört in der Ferne reden.

Götz *in ſeinen Bart.* Einen Strick um deinen Hals.

Trompeter redet fort.

Götz. Beleidiger der Majeſtät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

Trompeter endet.

Götz *antwortet.* Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät, hab' ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — — *Schmeißt das Fenſter zu.*

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Götz zu ihr.

Götz. Du haſt viel Arbeit, arme Frau.

Eliſabeth. Ich wollt' ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu verſehen.

Eliſabeth. Und die vielen Leute, die ihr zeither geſpeiſ't habt. Mit dem Wein ſind wir auch ſchon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punct halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag, und verwunden unſere Mauern und knicken unſere Scheiben. Lerſe iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich einer zu nahe wagt, blaff liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was giebt's?

Knecht. Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie ſteht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir ſparen unſere Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſe mit einer Kugelform. **Knecht** mit Kohlen.

Lerſe. Stell ſie daher, und ſeht wo ihr im Hauſe Bley kriegt. Inzwiſchen will ich hier zugreifen. Hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein. Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Bley einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater machte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte.

Georg kommt mit einer Dachrinne.

Georg. Da haſt du Bley. Wenn du nur mit der Hälfte triffſt, ſo entgeht keiner der

Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben ſchlecht beſtanden.

Lerſe haut davon. Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag ſich einen andern Weg ſuchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerſe. Er gießt. Halt den Löffel. Geht ans Fenſter. Da zieht ſo ein Reichsknappe mit der Büchſe herum; ſie denken wir haben uns verſchoſſen. Er ſoll die Kugel verſuchen, warm, wie ſie aus der Pfanne kommt. Lädt.

Georg lehnt den Löffel an. Laß mich ſehn.

Lerſe ſchießt. Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir — ſie gießen. — wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne: ich dankt' ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unſer Mittageſſen zu verdienen.

Götz kommt.

Götz. Bleib, Lerſe! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten. Georg ab.

Götz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Götz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freyen Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwartet? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's mit keiner Wünſchelruthe finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Götz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. Ab.

Saal.

Götz, Eliſabeth, Georg, Knechte,
bey Tiſche.

Götz. So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau.

Eliſabeth zuckt die Achſel.

Götz. Iſt keine mehr da?

Eliſabeth leiſe. Noch Eine, ich hab ſie für dich bey Seite geſetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gieb ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth. Holt ſie draußen im Schrank!

Götz. Es iſt die letzte. Und mir iſt's als ob wir nicht zu ſparen Urſach hätten. Ich bin lange nicht ſo vergnügt geweſen. — Schenkt ein. — Es lebe der Kaiſer!

Alle. Er lebe.

Götz. Das ſoll unſer vorletztes Wort ſeyn, wenn wir ſterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerley Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſeyn. — Schenkt ein. — Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt, — Träufelt das letzte in ſein Glas. — was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg. Es lebe die Freyheit!

Götz. Es lebe die Freyheit!

Alle. Es lebe die Freyheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſt unſere Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich: Wenn die Diener der Fürſten ſo edel und frey dienen wie ihr mir, wenn die Fürſten dem Kaiſer dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es ſcheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürſten treffliche Menſchen gekannt, und ſollte das Geſchlecht ausgeſtorben ſeyn! Gute Menſchen, die in ſich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln freyen Nachbar neben ſich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn ſie viel ihres Gleichen bey ſich zu Tiſch ſahen, und nicht erſt die Ritter zu Hofſchranzen umzuſchaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr ſolche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürſten und Herrn die zugegen waren, unter freyem Himmel ſpeiſ'ten, und das Landvolk all herbey lief ſie zu ſehen. Das war keine Maskerade die er ſich ſelbſt zu Ehren angeſtellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Burſche und Mädel, die rothen Backen alle, und die wohlhäbigen Männer und ſtattlichen Greiſe, und alles fröhliche Geſichter, und wie ſie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen ſich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen, daß mehr ſolcher Fürſten auf einmal herrſchen können? daß Verehrung des Kaiſers, Fried' und Freundſchaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen der koſtbarſte Familien-Schatz ſeyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das Seinige erhalten und in ſich ſelbſt vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutſchland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Reichs beſchützen. Das wäre ein Leben, Georg! wenn man ſeine Haut für die allgemeine Glückſeligkeit dran ſetzte. — Georg ſpringt auf. — Wo willſt du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt — und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran?

Götz. Sey gutes Muths.

Lerſe kommt.

Lerſe. Freyheit! Freyheit! Das ſind ſchlechte Menſchen, unſchlüſſige bedächtige Eſel. Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz. Sie werden ſich kein Zahnweh dran kauen.

Lerſe heimlich. Habt ihr das Silber verſteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen.

alle ab.

Schloßhof.

Georg im Stall, ſingt.

Es fing ein Knab ein Vögelein.
Hḿ! Hḿ!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Der freut ſich traun ſo läppiſch
Hḿ! Hḿ!
Und griff hinein ſo täppiſch,
Hm! Hm!
So! So!
Hḿ! Hḿ!
Da flog das Meislein auf ein Haus
Hḿ! Hḿ!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!

So! So!
Hm! Hm!

Götz. Wie ſteht's?

Georg führt ſein Pferd heraus. Sie ſind geſattelt.

Götz. Du biſt fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerte.

Götz. Ihr habt eure Büchſen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die beſten aus dem Rüſtſchrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

ab.

Saal.

Zwey Knechte am Rüſtſchrank.

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch. Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht ſpringt ans Fenſter. Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld. ab.

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. ab.

Vierter Akt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Götz. Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuciner in einem Sack beſchwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Eliſabeth kommt.

Götz. Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth. Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz. Iſt das Belohnung der Treue! des kindlichen Gehorſams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden!

Eliſabeth. Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freyes edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frey! Gieb auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn!

Eliſabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Nahmen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth. Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth. Der Gerichtsbothe!

Götz. Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig auf's Feld. Was giebt's?

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Die Herrn Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt, und ſchicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Eliſabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey außer Sorgen. ab.

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann.
Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath. Wir werden Ihro Kaiſerlichen Majeſtät eure Bereitwilligkeit Ihrem höchſten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. — Es ſind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinſchröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäuſten und hier wohl beſchlagen. Auf die Bruſt deutend.

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz kommt.

Götz. Gott grüß' euch ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerſt daß ihr bedenkt, wo ihr ſeyd? und vor wem?

Götz. Bey meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann ſtehn.

Das Stühlchen riecht ſo nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So ſteht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig iſt.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geſchehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unſere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir wenn ich's vergeſſe?

Rath. Wenn ich euch Beſcheidenheit geben könnte, würd' ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freylich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protokolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der

Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu ſtellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir ſind hier euch Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Uhrfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz. Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiſer ſein Angeſicht von euch, wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen, und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Rath. Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden ſeyd was ihr versprecht, geſchweige —

Rath. Unſere Commiſſion iſt euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Geſellen Leben und Freyheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel.

Rath. Schreiber leſet.

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch dieſen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt? und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freyen ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn! Mich!

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zuſagen, und die Zuſage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz. Trägſt du nicht das Ebenbild des

Kaiſers, das ich in dem geſudeltſten Conterfey verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könnteſt Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreyen, und mich meiner Haut zu wehren! ſeht ihr was unrechtes dran? Kaiſer und Reich hätten unſere Noth nicht in ihrem Kopfküſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.

Götz. Was ſoll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn.

Götz. Iſt das die Meinung! Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komm mir nicht zu nah. Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll. Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden, und reißt einem andern die Wehre von der Seite, ſie weichen. Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz mit dem Schwert in der Hand. Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen. Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edeln Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehn, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn. Giebt euch eure Liebe zu euerm Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiſer Pflaſter giebt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener kommt.

Gerichtsdiener. Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unverſehens ſind ſie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unſern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was iſt das?

Wache kommt.

Wache. Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch ſagen: er habe gehört wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig geworden ſey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und ſie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz — Was iſt zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns

und unſerer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten ſie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wär nur deſto ſchlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen anſprechen, für uns ein gut Wort einzulegen. Mir iſt's als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was ſoll's?

Rath. Du würdeſt wohl thun, deinen Schwager von ſeinem rebelliſchen Vorhaben abzumahnen. Anſtatt dich vom Verderben zu retten, ſtürzt er dich tiefer hinein, indem er ſich zu deinem Falle geſellt.

Götz ſieht Eliſabeth an der Thür, heimlich zu ihr: Geh hin! Sag ihm: er ſoll unverzüglich hereinbrechen, ſoll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn ſich die Schurken hier widerſetzen, ſoll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn ſie nur alle mit erſtochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

Das ganze Rathhaus iſt mit Sickingens Reitern beſetzt.

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommſt du ſo erwünſcht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Bothen ausgeſchickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir ſie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du biſt zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtſchaffene über den Meineidigen hat! Sie ſitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Küſſen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaiſers ſchändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen. Und biſt von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zuſammt ihnen auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Götz. Sie werden ſagen: Meine Güter ſeyen dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen. So ſagen wir: Du wollteſt zur Miethe drin wohnen bis ſie dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Laß ſie ſich wenden wie Aele in der Reuſſe, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerley ſeyn. Ich kenne den Kaiſer auch und gelte was bey ihm. Er hat immer gewünſcht dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lang auf deinem Schloſſe ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts, wenn deine Sachen in der Ordnung ſind, geh ich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir, brich auf! Es iſt mir nichts übrig als die Geſinnung des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Churfürſten ſeyn. Ich hoffte auf deine Fauſt bey dieſer Unternehmung.

Götz beſieht ſeine Hand. O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer, als ich war da ſie mir abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehn untergraben, und Gewiſſen und Schande ſollen ihn zu Tode freſſen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſt meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhliche Ausſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu den Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen. ab.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haß' ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt' er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt' er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagte er, hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigte, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher, da wir hoffen können, der Kaiſer werde bald aus der Welt gehen, und Karl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weisligen. Karl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken du ſähſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidigen. Aber ſchweigen kann ich nicht dazu.

Karls ungewöhnliche Aufmerkſamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du biſt ein Weib. Ihr haßt keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr!

Weislingen. Es frißt mich am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wollteſt! Du könnteſt dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Biſt du nicht bey Hofe? Soll ich dich laſſen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in dieſem Sturm, ſo lang der Strick nicht reißt.

ab.

Adelheid. Fängſt du's ſo an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Buſens ſind zu groß, als daß du ihnen im Wege ſtehen ſollteſt. Karl, großer trefflicher Mann, und Kaiſer dereinſt, und ſollte er der einzige ſeyn unter den Männern, den der Beſitz meiner Gunſt nicht ſchmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, ſonſt mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz kommt mit einem Brief.

Franz. Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Karl ihn ſelbſt?

Franz. Ja.

Adelheid. Was haſt du? du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz. Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll, in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — und wie wenig koſtet's mich, ihn glücklich zu machen! Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu', und werde nie unerkenntlich ſeyn.

Franz beklemmt. Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir, der nicht euer wäre, keinen Sinn, als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid. Lieber Junge.

Franz. Ihr ſchmeichelt mir. In Thränen ausbrechend. Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu ſehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redſt.

Franz vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß ſtampfend. Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geht mir aus dem Geſicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh' entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin dich für was zu halten, das du nicht biſt.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh, verrath' mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen. Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz iſt zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! Faßt ihn bey den Händen, zieht ihn zu ſich, und ihre Küſſe begegnen einander; er fällt ihr weinend um den Hals.

Adelheid. Laß mich.

Franz erſtickend in Thränen an ihrem Hals Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern ſind Verräther. Laß mich. — Macht ſich los. — Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. ab.

Franz. Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater ermorden, der mir dieſen Platz ſtreitig machte.

Jaxthauſen.

Götz an einem Tiſch. **Eliſabeth** bey ihm mit der Arbeit, es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gieb deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand, deine Feinde zu beſchämen; verſchaff' einer edeln Nachkommenſchaft die Freude, dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärger' ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth nimmt die Schrift. Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth lieſt: „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte, ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antwortet' ich:" Nun was antworteteſt du? ſchreibe weiter.

Götz. Ich ſagte: ſetz' ich ſo oft meine Haut an anderer Gut und Geld, ſollt' ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth. Dieſen Ruf haſt du.

Götz. Den ſollen ſie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freyheit —

Eliſabeth. Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: Er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freyheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Götz. Sie ſollen mir einen ſtellen, dem

ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwitzt hab meinem Nächſten zu dienen als mir, daß ich um den Nahmen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank, warum ich warb, iſt mir worden.

Lerſe, Georg mit Wildbret.

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Lerſe. Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet: wenn ſich die Welt umkehrte würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg. Es ſind bedenkliche Zeiten. Schon ſeit acht Tagen läßt ſich ein fürchterlicher Comet ſehen, und ganz Deutſchland iſt in Angſt, es bedeute den Tod des Kaiſers, der ſehr krank iſt.

Götz. Sehr krank! Unſere Bahn geht zu Ende.

Lerſe. Und hier in der Nähe giebt's noch ſchrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entſetzlichen Aufſtand erregt.

Götz. Wo?

Lerſe. Im Herzen von Schwaben. Sie ſengen, brennen und morden. Ich fürchte ſie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg giebt's. Es ſind ſchon an die hundert Ortſchaften aufgeſtanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgeriſſen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufſtand begonnen, zwey feurige Schwerter kreuzweis in der Luft geſehen.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unſchuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Akt.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke. Flucht.

Alter. Fort! fort! daß wir den Mordhunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott! wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! fort! in Wald. Ziehen vorbey

Link.

Link. Was ſich widerſezt, niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Das von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell. Wir zünden gleich an.

Metzler vom Hügel herunter gelaufen.

Metzler. Wie geht's euch, Link?

Link. Drunter und drüber ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wüthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler zu den Bauern. Ihr Hund, ſoll ich euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel.

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anſtarrten, und Erd' und Himmel! Umringt waren ſie ehe ſie ſich's verſahen, und alle mit Spießen niedergeſtochen.

Link. Daß ich nicht dabey war!

Metzler. Hab mein Tag ſo kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles iſt leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübſch Feuerchen geben. Siehſt du, wie die Kerls übereinander purzelten und quickten wie die Fröſche! Es lief mir ſo warm über's Herz wie ein Glas Brantwein. Da war ein Rixinger, wenn der Kerl ſonſt auf die Jagd ritt, mit dem Federbuſch und weiten Naslöchern, und uns vor ſich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt' ihn die Zeit nicht geſehen, ſein Fratzengeſicht fiel mir recht auf. Haſch! den Spieß ihm zwiſchen die Rippen, da lag er, ſtreckt alle Vier über ſeine Geſellen. Wie die Haſen bey'm Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht ſchon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelaſſen zu dem großen Haufen ziehen.

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hierher zu. Sie ſind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Reſpect hätt. Denn wir ſind doch nur ihres Gleichen, das fühlen ſie und werden ſchwürig.

Link. Wen meinen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Göz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Göz thät; er hat immer für einen rechtſchaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den großen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehn. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. [illegible]nd der breite wolkenfärbige Streif, mit tau[illegible] und tauſend Striemen wie Spieß', und d[illegible]en wie kleine Schwerter.

Link. [illegible]'s gegrauſ't. Wie das alles ſo bleichrot [illegible] darunter viel feurige helle Flamme, [illegible]ſchen die grauſamen Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Haſt du die auch geſehen. Und das zwitzert alles ſo durch einander, als läg's in einem blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf! ab.

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen
und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf.
Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräfiſcher Diener, wie ſollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Götz, Lerſe, Georg kommen.

Götz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn?

Götz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Götz. Und wenn ich ganz frey wäre, und ihr wollt handeln wie bey Weinsberg an den Edeln und Herrn, und ſo forthauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' euch behülflich ſeyn zu euerm ſchändlichen raſenden Weſen — eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun können. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen aller ſeyn. Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen losgeſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkenszeit, und langer unnöthiger Diſcurſe. Kurz und gut. Götz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das. Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freyheiten wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wiſſen was ſie wollen; ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag' euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geſchehen iſt, iſt in der erſten Hitz geſchehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beyde zufrieden ſeyn.

Götz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Götz. Und gelobt mir den Vertrag, den ihr mit mir gemacht, ſchriftlich an alle Haufen zu ſenden, ihm bey Strafe ſtreng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geſchehen.

Götz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu. Was du thuſt, ſchon' unſern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl leiſe. Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Götz. Lerſe! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bey. Sie ſoll bald Nachricht von mir haben.

Götz, Stumpf, Georg, Lerſe, einige Bauern ab.

Metzler, Link, kommen.

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was ſoll der Vertrag?

Link. Es iſt ſchändlich ſo einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er iſt wie ein Vieh.

ab.

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Hauſen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Hauſen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. **Weislingen** kommt aus der Mühle mit **Franzen** und einem **Bothen.**

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angeſagt?

Bothe. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Bothen ausgeſchickt, der ganze Bund wird in kurzem beyſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht, man ſagt: es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt' es pünctlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gieb ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, ſie ſoll wollen! — Zum Bothen. — Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bothe. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von dem entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnäd'ge Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann. —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter. Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh' ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein! er ward gezwungen, wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen, und mich. Haben ſie ihm nicht feierlich zugeſagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bey Weinsberg. Hört' ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie. Müßten nicht Fürſten und Herrn ihm Dank wiſſen, wenn er freywillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Tods ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Bothen ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen. ab.

Bey einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg, ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit hin, ſag' ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zigeuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geſchwind, Georg. — Georg ab. — Wollt', ich wäre tauſend Meilen davon, und läg' im tiefſten Thurn der in der Türkey ſteht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag' ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Unbekannter. Gott grüß' euch ſehr, edler Herr.

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euern Nahmen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott gleit' euch. ab.

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog ſich ein Bündiſcher Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel ſie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer kommen.

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unſere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz zu Metzler. Drohſt du mir? du Nichtswürdiger! Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfſt meinen Nahmen nennen und meine Kinder werden ſich deſſen nicht ſchämen.

Metzler. Mit dir feigem Kerl! Fürſtendiener.

Götz haut ihn über dem Kopf daß er ſtürzt. Die andern treten dazwiſchen.

Kohl. Ihr ſeyd raſend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein, und ihr hadert.

Link. Auf! Auf! Tumult und Schlacht.

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die Unſrigen. — die Reiter ab — Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freyer athmen, thörichtes Herz. ab.

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter am Feuer.

Mutter. Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, giebt hint Nacht noch Regen genug.

Knab kommt.

Knab. Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hol' mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerin ein Kind auf dem Rücken.

Erſte Zigeunerin. Haſt du brav geheiſchen?

Zweyte Zigeunerin. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerin. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt der Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen kommen.

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerin. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck.

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerin. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da, und einen Hahn. Ein'n Bratſpieß. Ein Bündel Leinwand. Drey Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Sticks. Ein wullen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht, ſeht was iſt.

Götz zu Pferd.

Götz. Gott ſey Dank! dort ſeh' ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir.

Hauptmann. Iſt's Friede daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd.

Hauptmann. Helf' ihm! Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf leiſe. Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen. Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz legt den Harniſch ab.

Hauptmann. Hier iſt mein Feiertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter verbindt ihn.

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu laben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen. Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir vor euch.

Schricks.

Schricks. Kommen durch den Wald Reiter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf Schricks! Biete den andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Götz allein. O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. Man hört ſcharf ſchießen. Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerin.

Zigeunerin. Rettet euch. Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bey.

Götz gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch. Zum letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. ab.

Zigeunerin. Er ſprengt zu den Unſrigen. Flucht.

Wolf. Fort fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen.

Geheul der Weiber und Flucht.

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid mit einem Brief.

Adelheid. Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? — Es klopft. — Wer iſt draußen?

Franz leiſe.

Franz. Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. Läßt ihn ein.

Franz fällt ihr um den Hals. Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie *ſoll* wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freyheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort hat er Gewalt mich zu behandeln, wie ſein Haß ihm eingiebt.

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Wirſt du ihn hindern?

Franz. Er ſoll nicht!

Adelheid. Ich ſeh' mein ganzes Elend

voraus. Von ſeinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloſter ſperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirſt du mich retten?

Franz. Eh alles! Alles!

Adelheid, die weinend ihn umhalſt. Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er ſoll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken ſetzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du ſollſt einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieſes Fläſchchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebt. Ihr ſollt frey ſeyn!

Adelheid. Frey! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir ſchleichen wirſt. — Nicht mehr ich ängſtlich zu dir ſage, brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn

vor'm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm' das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank. Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun wie mir alles ahndete! gefangen, als Meuter, Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen. —

Lerſe. Ich weiß alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertelt. Das Land umher gleicht einer Mezge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Elisabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott! ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt — Wo iſt ſie?

Lerſe. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Weislingen. Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. — *Setzt ſich.* — Matt! Matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau. — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt' ich ſchlafen. Ach —

Maria *tritt auf.*

Weislingen. Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt, und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen. Das iſt ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen, er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel

des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten Morde zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen. Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter. Und wenn du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. Zieht die Schelle.

Franz in äußerſter Bewegung.

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz bringt ſie.

Weislingen reißt ein Paket auf und zeigt Marien ein Papier. Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.

Maria vor ſich. Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bey den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz außer ſich. Gift. Gift. Von euerm Weibe! — Ich! Ich! Rennt davon.

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. Maria ab.

Weislingen. Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Maria inwendig. Hülfe! Hülfe!

Weislingen will aufſtehen. Gott, vermag ich das nicht!

Maria kommt. Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Marie, und geh.

Maria. Ich will bey dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib. —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria vor ſich. Stärke mich, o Gott! meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Bothen, der ihr die Nachricht bringe: er iſt todt. Und du, Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk' ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Tods ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner. Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finſtern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

Alle vermummt.

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgenen, zu ſtrafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aelteſter. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Miſſethäter. Deß Herz rein iſt, deſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwert, der klage bey Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger tritt vor. Mein Herz iſt rein von Miſſethat, meine Hände von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aelteſter. Wen klagſt du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat ſich ſelbſt gerichtet, der Mann iſt todt.

Aelteſter. Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger. Ich ſchwöre.

Aelteſter. Würd' es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aelteſter. Eure Stimmen.

Sie reden heimlich zu ihm.

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern doppelten Todes. Mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! in die Hände des Rächers!

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer tritt vor.

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwert. Sie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub. — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar zu unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wetter hellt ſich aus, wir haben einen ſchönen Tag zu gewarten.

Lerſe. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Eliſabeth.

Eliſabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillſchweigen ängſtet mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Komm, laß uns nach deinen Wunden ſehen; ſie beſſern ſich um vieles. In der muthloſen Finſterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchteſt du den Götz? Der iſt lang hin. Sie haben mich nach und nach verſtümmelt, meine Hand, meine Freyheit, Güter und guten Nahmen. Mein Kopf, was iſt an dem? — Was hört ihr von Georgen? Iſt Lerſe nach Georgen?

Eliſabeth. Ja Lieber! Richtet euch auf, es kann ſich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich ſelbſt nicht auf. Ich weiß am beſten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — Es iſt alles zuſammen. Meine Stunde iſt kommen. Ich hoffte ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Wille geſchehe.

Eliſabeth. Willſt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne drauſſen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht.

Lerſe ab.

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. — Wächter ab. — Maria, was bringſt du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht, und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt ſchwer auf ihm. Und Georg iſt todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Eliſabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandte ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. — Georg! hätten ſie ſich alle gehalten wie er, ſie hätten alle das gute Gewiſſen haben müſſen. Viel wurden erſtochen, und Georg mit; er ſtarb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Götz?

Eliſabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und ſchickt mich zehnmal des Tags, zu forſchen was Georg macht. Ich fürchte, ſeinem Herzen dieſen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was ſind die Hoffnungen dieſer Erden!

Götz. Lerſe. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl iſt's einem unter deinem Himmel! Wie frey! Die Bäume treiben Knoſpen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben, meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth. Darf ich Lerſen nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken, daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt?

Götz. Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unſerm Hochzeittag, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. — Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edeln tapfern Söhnen, quoll aus ſeinem Gebet. — Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der letzte. — Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht. Damals führte mein Geiſt den eurigen, jetzt hältſt du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal ſähe, mich an ſeinem Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erden und weint — Er iſt todt — Georg iſt todt —

Stirb Götz — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edeln überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth. Nein, er wurde bey Miltenberg erſtochen. Er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freyheit.

Götz. Gott ſey Dank! — Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Löſe meine Seele nun. — Arme Frau. Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe, verlaß ſie nicht. — Schlieſt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es iſt ihm Freyheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht ſo tief fallen, als er hoch geſtiegen iſt! Selbiz ſtarb, und der gute Kaiſer, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luſt — Freyheit! Freyheit! Er ſtirbt.

Eliſabeth. Nur droben, droben bey dir. Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß!

Lerſe. Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt!

Bayer.
Staatsbibl.
München

Die
Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel.

Von

Goethe.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1787.

6302793**

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die

Mitſchuldigen.

Ein Luſtſpiel.

Perſonen.

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Keller.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Söller im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. **Sophie** gegen über, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der **Wirth** kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.

Perſonen.

Der Wirth.
Sophie, ſeine Tochter,
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Kellner.

Der Schauplatz iſt im Wirthshauſe.

Erſter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Söller im Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. **Sophie** gegen über, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der **Wirth** kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Feder, Dinte und Papier, daneben ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb' davon.

Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bißchen durchzubringen!

Söller

ſummt ein Liedchen in den Bart.

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch eins ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt.
Die ganze Nacht geſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Kein Herzog iſt im Reich, der beſſer Leben hätte.
Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Ermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller trinkt.

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaubres Wohlergehn! das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut!

Söller trinkt.

Mein Fiekchen, Dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt' der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Menſch, ſo kalt, ſo undankbar;

Er ſieht nicht was er iſt, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, bleibt man's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert ſich gewiß.

Wirth.

Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.

Das iſt nun Jugendart.

Söller trinkt.

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

Wirth.

Zum einen Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?

Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun ſchalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laß' Er Sich vergehn! So bös iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen.
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemahlt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliers, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bey Zeit,
So heißt's da!

Söller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär' nicht täglich ſchlimmer,
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſt denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwey Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde;
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ach apropos, Papa! Man ſagt mir heute früh,
In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,

Die für America Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel, und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr käm', ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, beym Glaſe Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freyheit hoch, war jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach es gibt Kerls genug, bey denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weidlich hudelt,
Da müßt's romanenhaft und wohl erhaben ſtehn,
So mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luſt von unſern Kunden triebe,
Der auch hübſch artig wär' und dann uns manchmal ſchriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief lauft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorſaal gehen,
Wie weit's iſt, ungefähr auf meiner Karte ſehen.

ab.

Zweyter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Ha, es iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht's doch gut.

Sophie.

Ja, gib ihm immer nach!

Söller.

Ich hab' kein ſchnelles Blut,
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu kujoniren!

Sophie.

Ich bitt' Dich!

Söller.

Nein, man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lock'rer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht bös.

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf laßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe Dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach eine ſchöne Frau ergetzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt Du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt Du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück Dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe Dich —

Sophie.

Und doch kannſt Du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:

Daß Dich Alceſt geliebt, daß er für Dich gebrannt,
Daß Du ihn auch geliebt, daß Du ihn lang' gekannt.

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ey! da genießet ſie
Wer da iſt; über's Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne Dich zu gut, um was daraus zu machen,
Ich find's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! Das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn Dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr um's Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt beym Pfänderſpiel, und wird allmälig größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmält,
Voll Tugend wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Söller.

O laß das immer ſeyn,
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Glas mit Wein,
Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug Du biſt nun mein! — Iſt es nicht vierthalb Jahr,
Daß Herr Alceſt Dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drey Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Diſcurs?

Söller.

Eh nun, daß man was ſpricht,
Denn zwiſchen Mann und Frau redt ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, Du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er Dich liebte, he! gäbſt Du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen,
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen die nur pfeifen.

Der allerſüßte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! doch iſt der Deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in Dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt Du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt Du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt Du Dir ein Recht mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und gibſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt Dir's, ſo machſt Du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden.

Und Du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann;
Willſt Du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das übrige kannſt Du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem käm' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern mußt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, Du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn Du biſt nicht der Mann für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund — — —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Hehlen ſind zwar oft die guten Freunde da;
Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt Du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat ſo viel man braucht und glaubt noch nichts zu haben.

Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, ſo geh doch mit: ſag' ich Dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbey?
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn Du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über Dich erboßt:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an Sich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Keller *tritt auf.*

Herr Söller!

Söller.

He, was gibt's?

Keller.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Keller.

Er ſagt, er muß Sie ſehn.

Sophie.

Was will er denn bey Dir?

Söller.

Ah, er verreiſ't — *Zum Keller* ich komm'! —
Zu Sophie und er empfiehlt ſich mir.

Dritter Auftritt.

Sophie allein.

Der mahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das iſt nun alle Luſt und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menſchen Frau! ſo weit kamſt du zurück!
Wo iſt ſie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die ſüßen jungen Herren zu deinen Füßen waren?
Da jeder ſein Geſchick in deinen Blicken ſah?
Ich ſtand im Überfluß wie eine Göttinn da;
Aufmerkſam rings umher die Diener meiner Grillen;
Es war genug, mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen iſt wahrhaftig übel dran!
Iſt man ein Bißchen hübſch, gleich ſteht man jedem an,

Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Lobe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern auf's Wort,
Ihr Männer! — auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle flugs beym Schmauſe,
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis das ein halber freyt.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vier und zwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.

Da ſitz' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anbether könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben,
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt.
— Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach welche neue Plage!
Ja vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill.
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll,
Ich weiß nicht was ich will, viel wen'ger was ich ſoll.

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt

angekleidet, ohne Hut und Degen.

Alceſt.

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! dieß Zimmer iſt für alle.

Alceſt.

Ich fühle; jetzt bin ich für Sie wie jedermann.

Sophie.

Ich ſeh' nicht wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? wohin? — Du wendeſt Dein Geſicht?
Verſagſt mir Deine Hand? Sophie, kennſt Du mich nicht?
Sieh her! es iſt Alceſt, der um Gehör Dich bittet.

Sophie.

Ach mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrüttet!

Alceſt.

Biſt Du Sophie, ſo bleib.

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg.

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur. — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, iſt ſie allein: du nahſt dich deinem Glücke.

Jetzt, hofft' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen,
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt Du Dich noch? —
Schwurſt Du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' ihn nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bothſt Du mir die ſüße Lippe dar:
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war Dein Glück mich ſehn, Dein Glück an mich zu denken:

Und jetzo willſt Du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt ich ſuche Dich, Du ſiehſt ich bin betrübt —
Geh nur, Du falſches Herz, Du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt Du mich auch noch plagen?
Sophie Dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt Du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, Du warſt mein höchſtes Gut,
Für Dich ſchlug dieſes Herz, Dir wallte dieſes Blut!
Und dieſes gute Herz, das Du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann Dich nicht vergeſſen.
Ach die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt!
Alceſt! — ich liebe Dich — noch, wie ich Dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! beſtes Herz! Er will ſie umarmen.

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Alceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! das iſt nicht auszuſtehen.
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und Dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, Du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang bleib' ich Dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?

Sonſt war Dir nichts zu ſchwer, Du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
O wenn Du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn Du nur denken wollteſt,
Daß Du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; Dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt Du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll Dir glauben,
Daß Du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus das uns noch übrig iſt?
Kennſt Du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt Du zaudern
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut' Nacht beſuch' ich Dich?
Doch kommt Dir's ſich'rer vor, ſo komm, beſuche mich.

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, Du kennſt, Du ſiehſt mein Leiden,
Und Du bleibſt ungerührt! Ich will Dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand hohes ſeyn,
Das Siegel iſt ſehr groß und das Papier iſt fein.

Alceſt

bricht den Brief auf.

Wirth vor ſich.

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt

der den Brief flüchtig überleſen hat.

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen!
Die Rechnung!

Wirth.

Ey! ſo ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth zu Sophien.

Frag' ihn doch einmal, gewiß Dir wird er's ſagen.

Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte Dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe Dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen,
Er iſt mein einz'ger Troſt. —
Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk' ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hohl' den Mann,
So biſt Du Wittwe! Nein, benütze dieſe Stunden,
Zum erſt- und letztenmal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

Alceſt.

Eh nun, ſo komm zu mir! Was ſoll da viel
Beſinnen?
In dieſen Zweifeln fliegt der Augenblick von
hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält Dich
ab davon?
Nun, willſt Du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu Dir kommen.

Alceſt zum Wirth.

Herr Wirth; ich reiſe nicht!

Wirth hervortretend.

So! Zu Sophien. Haſt Du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Söller.

Söller.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir!

Alceſt.

Adieu, ſcharmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller vor ſich.

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth ein Licht nehmend.

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt
es ihm aus der Hand complimentirend.

Herr Wirth, nicht einen Schritt! ab.

Sophie.

Nun, Söller, gehſt Du denn? Wie wär's, Du nähmſt mich mit?

Söller.

Aha! es kommt Dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird Dir warm um's Herze.
Wenn man ſo jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten,
Nur, Söller, ſey geſcheit und hüt' Dich vor den Karten.

Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.

Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!

Ihr nachſehend. Nein, ſie iſt warlich ſchön!

Er läuft ihr nach, und küßt ſie noch einmal an der Thür.

Schlaf wohl, mein Schafchen!

Zum Wirth. Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Da iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!

Zu Söller. Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Dank's! angenehme Ruh!

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu! ab.

Söller.

Ja, ſorgen Sie für nichts.

Siebenter Auftritt.

Söller allein.

Was iſt nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Beym Abzug war's nicht juſt; doch muß ich ſtille ſeyn,

Er haut und ſchießt ſich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und dieſe Dietrich' ſchließen.
Er hat auch große Luſt bey mir was zu genießen!
Er ſchleicht um meine Frau, das iſt mir lang verhaßt:
Eh! nun, da lad' ich mich einmal bey ihm zu Gaſt.
Allein, käm' es heraus, da gäb' dir's ſchlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will ſein Geld, ſonſt prügelt er mich aus.
Courage! Soller! fort! Es ſchläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt; bin ich doch wohl gebettet:
Denn eine ſchöne Frau, hat manchen Dieb gerettet. ab.

Zweyter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grund' eine große Thür, und eine kleine dem Alkoven gegen über.

Erſter Auftritt.

Söller

im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thür herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er gefaßter hervor, nimmt die Maske ab, wiſcht den Schweiß und ſpricht:

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt,
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.

Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu hohlen,
Und ſpricht: „Den Beutel her, her ohne viel zu ſperr'n!"
Mit ſo gelaßnem Blut als ſpräch' er: Proſt, ihr Herr'n!
Ein andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Volten wie der Blitz die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch in's Geſicht:
Ich ſtehle! Gebt wohl Acht! Er ſtiehlt, und ihr ſeht's nicht.
Mich machte die Natur nun freylich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger:
Und doch kein Schelm zu ſeyn iſt heut zu Tage ſchwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.

Du biſt nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach alles meint im Hauſ', ich ſey die Nacht beym Balle.
Mein Herr Alceſt — der ſchwärmt, — mein Weibchen ſchläft allein —
Die Conſtellation, wie kann ſie ſchöner ſeyn?

Sich dem Tiſch nahend.

O komm, du Heiligthum! du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich iſt eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr ſeyd der Troſt der Welt:
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.

Indem er die Schatulle zu eröffnen verſucht.

Ich hatt' als Acceſſiſt einmal beym Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerley;
Erſt in der Ferne Brot, und täglich Plackerey,

Das ſtand mir gar nicht an — Ein Dieb ward eingefangen,
Die Schlüſſel fanden ſich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Juſtiz bedenkt zuförderſt ſich;
Ich war nur Subaltern, das Eiſen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding ſcheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut ſich's zu beſitzen!
Und jetzt — Das Schloß ſpringt auf.
O ſchön gemünzt! Ha! das iſt wahre Luſt!

Er ſteckt ein.

Die Taſche ſchwillt von Geld, von Freuden meine Bruſt —
Wenn es nicht Angſt iſt. Horch! Verflucht, ihr feigen Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!

Er ſieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.

Noch eins! Nun gut!

Er macht ſie zu und fährt zuſammen.

Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! es geht doch ſonſt nicht um —
Der Teufel hat vielleicht ſein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Iſt's eine Katze? Nein! das wär' ein ſchwerer Kater.
Geſchwind! es dreht am Schloß —

Er ſpringt in den Alkoven.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth, mit einem Wachsſtock, zur Seitenthür herein. **Söller.**

Söller.

Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.

Es iſt ein närriſch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was böſes thut.

Neugierig bin ich ſonſt mein Tage nicht geweſen,
Dacht' ich nicht in dem Brief was wichtiges zu leſen.
Und mit der Zeitung iſt's ein ew'ger Aufenthalt,
Das neuſte was man hört iſt immer Monathsalt.
Und dann iſt das auch ſchon ein unerträglich Weſen,
Wenn jeder ſpricht: O ja, ich hab' es auch geleſen.
Wär' ich nur Cavalier, Miniſter müßt' ich ſeyn,
Und jeglicher Courier ging' bey mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht, den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es iſt doch ganz verflucht! man ſoll zu gar nichts kommen!

Söller vor ſich.

Du guter alter Narr! ich ſeh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb ſo lieb wie mich.

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben
Im Saale!

Söller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es kniſtert eben
Als wär's ein Weiberſchuh.

Söller.

Schuh! Nein, das bin ich nicht.

Wirth

bläſ't den Wachsſtock aus, und da er in der Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen.

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

Er ſtößt die Thür auf und fort.

Dritter Auftritt.

Sophie zur Hinterthür mit einem Lichte herein.
Söller.

Söller im Alkoven vor ſich.

Ein Weibsgeſicht!
Höll! Teufel! meine Frau! Was ſoll mir das?

Sophie.

Ich bebe

Bey dem verwegnen Schritt.

Söller.

Sie iſt's, ſo wahr ich lebe!

Gibt das ein Rendez-vous! — Allein, geſetzten Falls

Ich zeigte mich! — Ja dann — es krabbelt mir am Hals!

Sophie.

Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden

Lockt ſie euch Anfangs nach —

Söller.

Ich möchte raſend werden!

Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Einmal den Weg verliert,

Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm als ſie euch führt.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freylich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß,
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Söller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt was Liebe ſey — —

Söller.

Verdammt!

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtändet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, das iſt nun vorbey!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderey!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſetz' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif' ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mahl' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Luſt iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett — Wer weiß wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürſt' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel,
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel,

Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der
Unterwelt,
Ich bäth' ihn: hohl' mir ſie, da haſt du all
mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! was iſt denn dein
Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du
verſprechen?
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein
gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch? —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug
entſchuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel
huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Söller.

Was? ein Teufel? Scheuſal! — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

Er macht Geberde hervorzuſpringen.

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. **Die Vorigen.**

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam Dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nicht! Weibchen! Nicht!

Söller.

Du! Dir! das ſind Präliminaren.

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um Deinetwillen litt,

Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt Du ihn, ſo fühl' ich keine Reue.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?

Sophie.

Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es iſt mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt' ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu Dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz wie Deines fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur Dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von Dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth Du biſt,
Du hätteſt nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieſes arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich ſehe Tag vor Tag die Wirthſchaft untergehn,
Das Leben meines Manns! Wie können wir beſtehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater ſtürmt, muß ich auch den verſöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller gerührt auf ſeine Art.

Nein doch, die arme Frau iſt warlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menſchlich Leben;
Was hab' ich nicht geredt, was hab' ich nachgegeben!

Er ſäuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, ſtänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke,
Was er für Klugheit hält ſind ungeſchliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt.

Söller.

Ich ſeh, ſie ſammelt ſchon
Die Perſonalien zu meinem Leichſermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich ſchon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alceſt noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie Du.

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigſtens, von Dir beklagt zu ſeyn.
Alceſt, bey dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich Dich, behalte mir Dein Herz beſtändig!

Söller.

Höre,
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für Dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt als nur von Deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für Dein Herz kein Mittel.

Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.

Söller.

Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt,
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging' nun ihren Weg und ließe mir das Küſſen!

Sophie.

Grauſamer, laß mich los.

Söller.

Verflucht, wie ſie ſich ziert!
„Grauſamer! laß mich los!" das iſt kapitulirt.
„Pfui, ſchämen Sie Sich doch!" die abgedroſchne Leyer,
Wenn's nun Berg unter geht — Ich gäbe keinen Dreyer
Für ihre Tugend!

Sophie ſich losmachend.

Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb wohl!

Alceſt.

Du gehſt?

Sophie.

Ich gehe — denn ich muß.

Alceſt.

Du liebſt mich, und Du gehſt?

Sophie.

Ich geh' — weil ich Dich liebe.
Ich würde einen Freund verlieren, wenn ich bliebe.
Es ſtrömt der Klagen Lauf am liebſten in der Nacht,
An einem ſichern Ort, wo nichts uns zittern macht.
Man wird vertraulicher, je ruhiger man klaget;
Allein für mein Geſchlecht iſt es zu viel gewaget.
Zu viel Gefahren ſind in der Vertraulichkeit.
Ein ſchmerzerweichtes Herz in dieſer ſchönen Zeit

Verſagt dem Freunde nicht den Mund zu Freundſchaftsküſſen.
Ein Freund iſt auch ein Menſch —

Söller.

Sie ſcheint es gut zu wiſſen.

Sophie.

Leb wohl, und glaube nur, daß ich die Deine ſey.

Söller.

Das Ungewitter zieht mir nah' am Kopf vorbey.

Sophie ab. Alceſt begleitet ſie durch die Mittelthür, die offen bleibt. Man ſieht ſie weiter in der Ferne zuſammen ſtehn.

Söller.

Für dießmal nimm vorlieb! hier iſt nicht viel zu ſinnen,
Der Augenblick macht Luſt, nur friſch mit dir von hinnen!

Aus dem Alkoven und ſchnell durch die Seitenthür ab.

Fünfter Auftritt.

Alceſt zurückkommend.

Was willſt du nun, mein Herz? — Es iſt doch wunderbar!
Dis bleibt das liebe Weib noch immer was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldne Stunden
Des erſten Liebeglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt noch nicht hier herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt hier ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich, nur was dich hieher getrieben,

Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freygeiſterey, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan den du gemacht —
Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das nöthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund' iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.

Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.

Er macht die Schatulle auf.

Was Teufel? was iſt das? Faſt die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld iſt nicht das Viertel mehr.
Das Geld hab' ich bey mir. Ich hab' die Schlüſſel immer!
Erſt ſeit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?

Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie? Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? — O! der liegt an einem ſichern Ort:
Er ſchläft. — Der gute Kerl, er iſt gewiß nicht ſchuldig!
Allein wer ſonſt? — Bey Gott! Es macht mich ungeduldig.

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erſter Auftritt.

Der Wirth

im Schlafrock, im Seſſel neben dem Tiſch, worauf ein bald abgebranntes Licht, Kaffeezeug, Pfeifen, und die Zeitungen. Nach den erſten Verſen ſteht er auf, und zieht ſich in dieſem Auftritte und dem Anfange des folgenden an.

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!

Unmöglich ſcheint es mir das Räthſel aufzulöſen:
Wenn man was Böſes thut, erſchrickt man vor dem Böſen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth iſt es nicht wohlgethan
Zu zittern wenn's im Hauſ' rumort und geht und kniſtert;
Denn mit Geſpenſtern ſind die Diebe nah verſchwiſtert.
Es war kein Menſch zu Hauſ', nicht Söller, nicht Alceſt;
Der Keller kennt's nicht ſeyn, die Mägde ſchließen feſt.
Doch halt! — In aller Früh', ſo zwiſchen drey und viere
Hört' ich ein leis Geräuſch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl ſelbſt der Geiſt, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben ſo.

Allein, was that ſie da? — Man weiß, wie's Weiber machen,
Sie viſitiren gern und ſehn der Fremden Sachen
Und Wäſch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte ſie erſchreckt und dann ſie ausgelacht.
Sie hatte mit geſucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt iſt die ſchöne Zeit ſo ungebraucht verſchwunden!
Verflucht! zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man gutes denkt, kommt meiſt erſt hinterdrein.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf iſt voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alceſtens Geld, das er nicht lang erhielt,
Iſt miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er geſpielt?
Sie bleiben nicht davon!

Sophie.

Nicht doch! es iſt geſtohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ey, vom Zimmer weg!

Wirth.

Den ſoll der Teufel hohlen,
Den Dieb! Wer iſt's? Geſchwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Hauſ'!

Sophie.

Ja, von Alceſtens Tiſch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wenn?

Sophie.

Heut Nacht!

Wirth vor ſich.

Das iſt für meine Neugierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsſtock finden.

Sophie vor ſich.

Er iſt beſtürzt und murrt. Hätt' er ſo was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsſtock klagt ihn an.

Wirth vor ſich.

Hat es Sophie wohl ſelbſt? Verflucht! das wär' noch ſchlimmer!
Sie wollte geſtern Geld, und war heut Nacht im Zimmer.

Laut.

Das iſt ein dummer Streich! gib Acht! der thut uns weh:
Wohlfeil und ſicher ſeyn iſt unſre Renommee.

Sophie.

Ja! Er verſchmerzt es wohl, uns wird es ſicher ſchaden,
Es wird am Ende doch dem Gaſtwirth aufgeladen.

Wirth.

Das weiß ich nur zu ſehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb iſt, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es ſchlägt mich völlig nieder.

Wirth vor ſich.

Aha, es wird ihr bang.

Laut, etwas verdrießlicher.

Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie vor ſich.

Es ſcheint die Reue kommt ihm ein.

Laut.

Und wenn er's wieder hat, ſo mag der Thäter ſeyn
Wer will, man ſagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth vor ſich.

Wenn ſie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!

Laut.

Du biſt ein gutes Kind und mein Vertrau'n zu Dir —
Wart nur! Er geht nach der Thür zu ſehen.

Sophie vor ſich.

Bey Gott! er kommt und offenbart ſich mir!

Wirth.

Ich kenne Dich, Sophie, Du pflegteſt nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt als Ihnen was verſchwiegen.
[illegible] hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —

Wirth.

Schön!

Du biſt mein Kind, und was geſchehn iſt iſt geſchehn.

Sophie.

Es kann das beſte Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß Du im Zimmer warſt, das weiß kein Menſch als ich.

Sophie erſchrocken.

Sie wiſſen? —

Wirth.

Ich war drin, Du kamſt, ich hörte Dich.
Ich wußt' nicht wer es war, und lief als käm' der Teufel.

Sophie vor ſich.

Ja ja, er hat das Geld! Nun iſt es außer Zweifel.

Wirth.

Erſt jetzo fiel mir ein, ich hört' Dich heute früh

Sophie.

Und was vortrefflich iſt, es denkt kein Menſch
an Sie.
Ich fand den Wachsſtock. —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bey meinem Leben!
Nun ſag', wie machen wir's, daß wir's ihm
wiedergeben?

Sophie.

Sie ſagen: Herr Alceſt! verſchonen Sie mein
Haus,
Das Geld iſt wieder da, ich hab' den Dieb
heraus.
Sie wiſſen ſelbſt, wie leicht Gelegenheit ver-
führet;
Doch kaum war es entwandt, ſo war er ſchon
gerühret,

Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeihn
Sie ihm! — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden ſeyn.

Wirth.

So was zu fädeln, haſt Du eine ſeltne Gabe,

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm ſo!

Wirth.

Gleich! wenn ich's nur erſt habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ey nein! Wo hatt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! woher? Gabſt Du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat?

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', Du biſt geſchoſſen!
Haſt Du's denn nicht?

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Wirth.

Eh! *Macht ihr pantomimiſch das Stehlen vor.*

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchämt biſt Du!
Jetzt, da Du's geben ſollſt, gedenkſt Du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui Dir mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan! Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da Du die Diebinn biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt Du nicht
Heut früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

Sophie.

Beweiſ't das gleich?

Wirth.

Ja.

Sophie.

Waren
Sie denn nicht auch heut früh —

Wirth.

Ich faß' Dich bey den Haaren,
Wenn Du nicht ſchweigſt und gehſt!

Sie geht weinend ab.

Du treibſt den Spaß zu weit,
Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!
Vielleicht bildt ſie ſich ein mit Läugnen durchzukommen;
Das Geld iſt einmal fort, und g'nug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt in Gedanken, im Morgenfrack.

Der Wirth.

Wirth verlegen und bittend.

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß! —
Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.
Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen,
Ich will das meine thun. Ich hoff' es wird ſich zeigen.
Erfährt man's in der Stadt, ſo freu'n die Neider ſich,
Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.
Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!
Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.
Wie hoch beläuft ſich's denn?

Alceſt.
Ein hundert Thaler!

Wirth.
Ey!

Alceſt.
Doch hundert Thaler —

Wirth.
Peſt! ſind keine Kinderey!

Alceſt.
Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.
Ey wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hanns und wenn und wie er's wär'?

Alceſt vor ſich.
Mein alter Diener! nein! der kann mich nicht berauben,

Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben.

Wirth.

Sie brechen Sich den Kopf? Es iſt vergebne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Alceſt.

Ey, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.
Wer nahm's, ich bitte Sie!
Wirth.
Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.
Alceſt.
Doch jemand aus dem Hauſ'?
Wirth.
Sie werden's nicht erfragen.
Alceſt.
Vielleicht die junge Magd?
Wirth.
Die gute Hanne! Nein.
Alceſt.
Der Keller hat's doch nicht?
Wirth.
Der Keller kann's nicht ſeyn.
Alceſt.
Die Köchinn iſt gewandt —
Wirth.
Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hanns?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein.

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth halb vor ſich.

Der Haushund? — Ja.

Alceſt vor ſich.

Wart nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

Laut.

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! Er thut als ging er weg.

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt

als wenn ihm etwas einfiele.

Herr Wirth! mein Dintenfaß
Iſt leer: und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ey was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was wichtigs ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth als der Spaß.

Wirth.

O das geht wie im Spiele,
Da kommt ein einz'ger Brief und tröſtet uns für viele.

Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! der geſtrige enthält
Viel wichtigs. Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt!

Wirth.

Nichts aus America?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabey? gehn wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.
Zu Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.
Ich wollte nicht drauf ſchwören.

Wirth.
Es gährt ſo heimlich nach.

Alceſt.
Wir werden manches hören.

Wirth.
Kein Unglück irgend wo?

Alceſt.
Nur zu! bald ſind Sie da!

Wirth.
Gab's wohl beym letzten Froſt —

Alceſt.
Erfrorne Haſen? — Ja!

Wirth.
Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Alceſt.
Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertrau'n von mir?

Alceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiethe.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth confundirt und begierig.

Ach allzuviele Güte!

Vor ſich.

War's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Alceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl den andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bey meiner Ehre.

Wirth vor ſich.

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!

Allein wie? wenn Sophie — Eh nun! da mag ſie ſehn!
Die Reitzung iſt zu groß, kein Menſch kann widerſtehn!
Er wäſſert mir das Maul wie ein gebeitzter Haſe.

Alceſt vor ſich.

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth

beſchämt, nachgebend und noch zaudernd.

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt vor ſich.

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.

Zweifelnd und halb bittend.

Verſprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt reicht den Brief hin.

Den Augenblick!

Wirth

der ſich langſam dem Alceſt mit unverwandten Augen auf den Brief nähert.

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth

mit einem herzhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand.

Meine Tochter!

Alceſt erſtaunt.

Wie?

Wirth

fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen.

„Hochwohlgeborner Herr"

Alceſt

kriegt ihn bey der Schulter.

Sie war's? Nein, ſagen Sie
Die Wahrheit!

Wirth ungeduldig.

Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!

Er lieſt.

„Inſonders" —

Alceſt wie eben.

Nein, Herr Wirth! Sophie! das iſt
unmöglich!

Wirth

reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort.

„Hochzuverehrender"

Alceſt wie eben.

Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.

Wirth.

„Herr" —

Alceſt wie oben.

So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Iſt's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt im Abgehen zu ſich.

Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen!

Vierter Auftritt.

Der Wirth

lieſt und ſpricht dazwiſchen.

„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit
„Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeihe

„Mir, hoff' ich, dießmal auch.“ — Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie Sich mit mir freuen.“
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut ein Glück geſchenkt,
„Wobey mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechſten Sohn mein liebes Weib entbunden.“
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab“ — der Balg! Der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn!
„Und Ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn“ —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur! das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Hauſ'!

Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur wie er's verdient tractiren.
Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Gevatterbrief!

Er faßt ſich in die Perücke.

Verfluchter Ochſenkopf! biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?

Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.

Tret' einer mir zu nah, ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie nur jetzt hier, die mich ſonſt ſchikaniren.
Ich würg' ſie alle her! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäb', ich weiß nicht was,

Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Stengelglas.
Ich zehr' mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!

Er ſtößt auf ſeinen Seſſel und prügelt ihn aus.

Ha! biſt du ſtaubig! komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth ſchlägt immer zu. **Söller** kömmt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maſke auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuſchchen.

Söller.

Was gibt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut,
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das beſte wär', ich ging'! Da iſt nicht ſicher bleiben.

Wirth ohne Söllern zu ſehn.

Ich kann nicht mehr! o weh! es ſchmerzt mich Rück und Arm!

Er wirft ſich in den Seſſel.

Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller vor ſich.

Ja, ja, Motion macht warm.

Er zeigt ſich dem Wirth.

Herr Vater!

Wirth.

Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hauſe?
Da trägt der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,
Und lacht, wenn hier im Hauſ' der Teufel Faſtnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Alceſt! Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen?

Söller.

Nein! Nein!

Wirth.

Wär't Ihr gehohlt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu! ab.

Sechſter Auftritt.

Söller

mit Caricatur von Angſt.

Was gab's? Weh dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gib deinen Schädel Preis! parire nur den Rücken!

Vielleicht iſt's 'raus! o weh! o wie mir Armen graußt.
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Fauſt
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Hahnrey in der Mitten!

Er läuft wie unſinnig herum, endlich beſinnt er ſich.

Ach des erhabnen Stands wird keiner jemals froh!
Seh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.

Er erblickt Alceſten und läuft fort.

O weh! er iſt's! er iſt's! Er faßt mich bey den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alexis

angekleidet, mit Hut und Degen.

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz
noch nie.
Das kleine Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alexis das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe
lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem
alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich ließ ſie als ein Weib bey andern Weibern
ſtehen;
Allein ſo tief! ſo tief! das treibt zur Raſerey.
Mein widerſpenſtig Herz ſteht ihr noch immer bey.
Wie klein! Kannſt du denn das nicht über dich
vermögen!
Ergreif das ſchöne Glück! es kommt dir ja entgegen.

Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebſt,
Braucht Geld. Verſchwind, Alceſt! Der Pfennig, den du giebſt,
Trägt ſeinen Thaler. Nun hat ſie ſich's ſelbſt genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh, faß dir nur ein Herz, ſag' ihr mit kaltem Blut:
Madam, Sie haben doch das Geld genommen? Gut!
Es iſt mir herzlich lieb. Nur ohne Furcht bedienen
Sie Sich des wenigen. Was mein iſt, iſt auch Ihnen —
Dann den vertrauten Ton ſo halb wie Mann und Frau —
Und ſelbſt die Tugend nimmt nicht alles ſo genau,
Wenn man hübſch ſachte geht. Weit eher wird ſie weichen.

Sie kommt! Du biſt beſtürzt? Das iſt ein ſchlimmes Zeichen!
Du glaubſt dich laſterhaft, allein noch iſt es Trug;
Dein Herz iſt übrig bös, nur noch nicht ſtark genug.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.
Was machen Sie, Alceſt? Sie ſcheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einſamkeit ſo viel Sie anzuziehen?

Alceſt.
Für dießmal weiß ich nicht, was mich beſonders zog.
Und ohne viel Raiſon gibt's manchen Monolog.

Sophie.
Zwar der Verluſt iſt groß, und kann Sie billig ſchmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was iſt denn nun das Bißchen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt lächelnd.

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!

Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen,
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie erſtaunt.

So wiſſen Sie?

Alceſt

mit Zärtlichkeit; er ergreift ihre Hand und küßt ſie.

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie.

Sophie

verwundert und beſchämt.

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für Dich brennt.
Das Glück entriß Dich mir, und hat uns nicht getrennt:

Dein Herz iſt immer mein, meins immer Dein geblieben.
Mein Geld iſt Dein, ſo gut als wär' es Dir verſchrieben:
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut wie ich.
Nimm, was Du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich.

Er umarmt ſie und ſie ſchweigt.

Befiehl! Du findeſt mich zu allem gleich erböthig.

Sophie

trotzig, indem ſie ſich von ihm losreißt.

Reſpect vor Ihrem Geld'! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faß ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich. —

Alceſt piquirt.

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch was er fodert,

Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie erſtaunt.

Vergeht? Wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie aufgebracht.

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeihn Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie mit Zorn.

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie

mit einem Ausdrucke von Heftigkeit.

Was? ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie wie oben.

Nun! das!

Alceſt.

Eh nun! daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie

mit Wuth und Thränen indem ſie ſich wegwendet.

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt bittend.

Sophie!

Sophie weggewendet.

Sie ſind nicht werth —

Alceſt wie oben.

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeihn Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! — Mein Vater hat das Geld. *Eilig ab.*

Neunter Auftritt.

Alceſt. *Hernach* Soller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheit! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun aus einander leſen!
Zwey Menſchen, beyde gut und treu ihr Lebenlang.

Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das erſtemal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchöne lange Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man beym Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ' ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kautzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller
in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune.

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen,
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt vor ſich.

Da kömmt er, wie beſtellt. Laut. Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf' herum.

Er reibt die Stirn.

Er thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.

Alceſt.

Ging's brav!

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn.

Vor ſich. Dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh! nein! Im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Ey!

Söller.

Und das ſchlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren,
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? das iſt mir leid! Das Übel kommt geſchwind?

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon ſeitdem Sie bey uns ſind,
Und länger.

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ey, laß Er Sich den Kopf mit warmen Tüchern reiben.
Vielleicht verzieht es ſich!

Söller vor ſich.

Ich glaub' er ſpottet noch!
Laut. Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende gibt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt der jungen Frau das kalte Bett allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauſ' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch curios?

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten gibt.

Alceſt piquirt.

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine
Trink' ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das Seinige; da trink' ich außerm Hauſ'.

Alceſt mit Ahndung.

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller mit Hohn.

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt mit zurückgehaltenem Zorne.

Was Mann! Mann oder nicht! ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie Sich noch einmal was zu ſagen —

Söller erſchrickt. Vor ſich.

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt?
Laut. Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reitz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! nichts was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's gemerkt, beſondern Reitz im Blut,

Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſolchen Weibe,
Und war zum Hahnrey ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt herausbrechend.

Herr Söller!

Söller keck.

Soll er was?

Alceſt zurückhaltend.

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbiethen will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm wer es wäre!

Söller halb laut.

Er ſchlüge Sich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller wie erſt.

Es weiß kein Menſch ſo gut wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja wie's ſteht.
Nur ſtill! ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen.
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihresgleichen
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie Sich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch als roch' ich Zwiebeln.

Alceſt zornig und entſchloſſen.

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Söller herzhaft.

Eh, Herre, was man ſieht, das, dächt' ich, kann man wiſſen.

Alceſt.

Wie, ſieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt,
Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht ſo ergrimmt!

Alceſt mit dem entſchloſſenſten Zorne.

Was haben Sie gehört? Was haben Sie geſehen?

Söller erſchrocken, will ſich wegbegeben.

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt ihn zurückhaltend.

Wohin?

Söller.

Beyſeit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller vor ſich.

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts. Man hat mir's nur geſagt!

Alceſt dringend zornig.

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt

heftiger, und auf ihn losgehend.

Geſchwinde.

Söller in Angſt.

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

Herzhafter. Ich rufe dem Geſinde!

Alceſt kriegt ihn beym Kragen.

Wer war's?

Söller will ſich losreißen.

Was? Hölle!

Alceſt hält ihn feſter.

Wer? Sie übertreiben mich!

Er zieht den Degen.

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller fällt vor Angſt auf die Knie.

Ich.

Alceſt drohend.

Was haben Sie geſehn?

Söller furchtſam.

Ey nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt wie eben.

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt,
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.
Das heißt? —
Söller.
Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.
Alceſt.
Nun?
Söller.
Man hat nicht das Herz, ſo etwas zu verſagen.
Alceſt.
So etwas? Deutlicher!
Söller.
O laſſen Sie mir Ruh!
Alceſt immer wie eben.
Es heißt? Beym Teufel!
Söller.
Nun, es heißt ein Rendez-vous.
Alceſt erſchrocken.
Er lügt!
Söller vor ſich.
Er iſt erſchreckt.
Alceſt vor ſich.
Wie hat er das erfahren?
Er ſteckt den Degen ein.

Söller vor ſich.

Courage!

Alceſt vor ſich.

Wer verrieth, daß wir beyſammen waren?

Erhohlt.

Was meinen Sie damit?

Söller trotzig.

O wir verſtehn uns ſchon.

Das Luſtſpiel heute Nacht! ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt erſtaunt.

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle!

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwey Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's Euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dolen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, Ihr großen Herrn, Ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten,
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerley, Geluſt nach Fleiſch, nach Gold.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn Ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht Sich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß gehörnt herum zu gehen.

Univ. Bibl.
München

In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau,
Ich ſtahl dem Herrn Sein Geld und Er mir meine Frau.

Alceſt drohend.

Was ſtahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl ſchweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnert Sie Sich nicht,
Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller macht ein Zeichen des Köpfens

Ja, man hilft Euch Nachbarn auch vom Brote.

Alceſt.

Iſt Er ein Practicus und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.

Söller zeigt auf die Stirn.

Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Der Wirth. Sophie.

Sophie im Fond.

Mein harter Vater bleibt
Auf dem verhaßten Ton.

Wirth im Fond.

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Wirth erblickt Alceſten.

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth zu Alceſten.

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie auf der andern Seite.

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt

ſieht ſie beyde lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend.

Er iſt der Dieb!

Söller vor ſich.

Nun Haut, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beyde nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel

Ihm durch den Kopf, auf's Rad!

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinauf gekommen,
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen.
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelbſten mit.

Alceſt *zu Sophien.*

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie.

Gerne!

Sie gibt ihm die Hand.

Da!

Alceſt *zum Wirth.*

Allons!

Wirth *gibt Söllern die Hand.*

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth;
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod,
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden,
Hier iſt das übrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbey!

Alceſt.

Allein ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu!

Und unterſteht Er Sich noch einmal anzufangen! —

Söller.

So! — Dießmal bleiben wir wohl alle ungehangen.

Die

Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel.

Von

Goethe.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1787.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06880/224

9.3753*1

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die
Geſchwiſter.

Ein Schauſpiel
in einem Act.

Perſonen.

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, ſeine Schweſter.
Fabrice.
Briefträger.

Wilhelm

an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren.

Dieſe Woche wieder zwey neue Kunden! Wenn man ſich rührt, gibt's doch immer etwas; ſollt' es auch nur wenig ſeyn, am Ende ſummirt ſich's doch, und wer klein Spiel ſpielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verluſt iſt zu verſchmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beſchwerten Brief, zwanzig Ducaten franco halb.

Wilhelm. Gut! ſehr gut! Notir' Er mir's zum übrigen.

Briefträger ab.

Wilhelm den Brief anſehend. Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht ſagen, daß ich ſie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerad bezahlen, und mißbrauche ſeine Gutheit nicht weiter. Geſtern ſagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und ſo mahnt mich ſeine Gegenwart juſt doppelt. Indem er die Schatulle aufmacht und zählt. In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen bunter wirthſchaftete, konnt' ich die ſtillen Gläubiger am wenigſten leiden. Gegen einen der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverſchämtheit und alles was dran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz, und fordert am dringendſten, da er mir ſein Anliegen überläßt. Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch. Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! Er hebt ein Buch auf. Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchleuderte. — Und ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geſchöpf nicht wäre, ſäß' ich hier, und vergliche Brüche? — O Marianne! wenn du wüßteſt, daß der, den du für deinen Bruder hältſt, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — ach! — es iſt doch bitter — — Sie liebt mich — ja als Bruder — Nein, pfui! das iſt wieder Unglaube, und der hat nie was gutes geſtiftet. — Marianne! ich werde glücklich ſeyn, du wirſt's ſeyn, Marianne!

Marianne. Was willſt du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinvexirſt?

Wilhelm. Du ſiehſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein Paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend miteſſen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie ſind bald fertig, du darfſt's nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn du hernach bey Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange das dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerley zu thun. Adieu. — Nun gib mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten ſind, ſollſt du einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwünſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die ſprängen Wände hoch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben. ab.

Wilhelm. Engel! lieber Engel! daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehſt du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? — Ja, ſie wiſſen von uns droben! ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles was ich bedurfte, knüpfteſt mich an's Leben! Ich liebte ſie als dein Kind — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt dich wieder gegeben hat;

daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte! nicht ſollte! — Glücklich! glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich; es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreyhundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Wittwe, wie du ſie kennen lernteſt?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat.

Er geht nach der Schatulle.

Fabrice vor ſich. Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb,“ ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe, ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und bin's nicht mehr.“

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ſie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich denn zurück und mein väterliches Vermögen von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbiethen, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum erſtenmal den Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich heraus zu reißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehens — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahndeſt nicht was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende — Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief, du haſt mir ihn neulich geleſen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, ſie ſey noch da — Sie iſt auch noch da! — Man hört ein Kind ſchreyen. Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. An der Thür. Marianne, ſey ſtill mit dem Jungen, oder ſchick' ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. Er ſteht in ſich gekehrt.

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reitzen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's! dieſe letzten! der Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels. Er legt den Brief wieder zuſammen. Du haſt recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth die vergangenen ſelig-elenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzählteſt du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hätteſt wenigſtens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran ſich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm ſich lebhaft nach ihm wendend. Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's — Es iſt zu viel, was das Schickſal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles ſagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal um's Herz iſt.

Wilhelm. Warum ſollt' ich nicht —

Marianne mit einem Knaben. Er will noch gute Nacht ſagen, Bruder. Du mußt ihm kein finſter Geſicht machen, und mir auch nicht. Du ſagſt immer, du wollteſt heirathen, und möchteſt gerne viel Kinder haben. Die hat man nicht immer ſo am Schnürchen, daß ſie nur ſchreyen, wenn's dich nicht ſtört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn! *Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn.* Ich habe Chriſteln ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabiren; er lernt's bey mir.

Wilhelm. Und da meinſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerley ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der würd' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und empfiehlt ſich. *Sie führt ihn zu Wilhelmen.* Hier, gib eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice vor ſich. Sie iſt gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne das Kind zu Fabriceen führend. Hier dem Herrn auch.

Wilhelm vor ſich. Sie wird dein ſeyn! Du wirſt — Es iſt zu viel, ich verdien's nicht. — Laut. Marianne ſchaff' das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabriceen bis zum Nachteſſen; ich will nur ein paar Gaſſen auf- und ablaufen; ich habe den ganzen Tag geſeſſen.

Marianne ab.

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen freyen Athemzug! — Mein Herz iſt ſo voll, ich bin gleich wieder da! ab.

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägſt, wird's doch nicht reifer. Du haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt, die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaß' ich's. Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkammerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice halb vor ſich. Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice. Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne ſteht in Gedanken.

Fabrice ſieht ſie eine Zeit lang an. Macht Sie der Nahme Mutter! traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg.

Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übr'ge Ausſicht möchte auch noch ſo reitzend ſeyn.

Fabrice. Das, iſt doch wunderbar! Wenn ſie in einer Stadt bey einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O nimmermehr! Wer ſollte ſeine Wirthſchaft führen? wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht ſein Freund ſeyn? Könnten Sie drey nicht eben ſo eine glückliche, eine glücklichere Wirthſchaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in ſeinen ſauern Geſchäften erleichtert werden? — Was für ein Leben könnte das ſeyn!

Marianne. Man ſollt's denken. Wenn ich's überlege, iſt's wohl wahr. Und hernach iſt mir's wieder ſo als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es iſt nun ſo. — Wen
ich aufwache, horch' ich', ob der Bruder ſch
auf iſt; rührt ſich nichts, huy bin ich aus de
Bette in der Küche, mache Feuer an, daß d
Waſſer über und über kocht, bis die Ma
aufſteht, und er ſeinen Kaffee hat wie er d
Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann ſetze ich mich h
und ſtricke Strümpfe für meinen Bruder, u
hab' eine Wirthſchaft, und meſſe ſie ihm ze
mal an, ob ſie auch lang genug ſind, ob
Wade recht ſitzt, ob der Fuß nicht zu kurz
daß er manchmal ungeduldig wird. Es iſt
auch nicht um's Meſſen, es iſt mir nur,
ich was um ihn zu thun habe, daß er m
einmal anſehen muß, wenn er ein paar St
den geſchrieben hat, und er mir nicht hypoch
der wird. Denn es thut ihm doch wohl, w
er mich anſieht; ich ſeh's ihm an den Au

ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bey dem was ich für mich thue immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's auch vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „ich will euch lieb haben,“ und müßte gleich dazu ſetzen: „lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher.“ — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bey einem Manne würde das alles erſt werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht. Wenn er ſo bey Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal ſo zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freylich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich iſt, wenn er ſorgt; freylich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe

Univ.-Bibl.
München

Launen, ich fühl' ſie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung wegſtößt. — Es trifft mich! freylich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubiethen?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor Sich. Soll ich eine lange Rede halten? ſoll ich Ihnen hinſchütten was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biethe Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem der ſie ſieht erregen muß, als Dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet, wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherley Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! — Sie kennen mich; ich bin Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Öffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben, er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden. Er faßt ihre Hand.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice kniet. Engel! Allerliebſte!

Marianne einen Augenblick ſtill. Gott! was hab' ich geſagt! ab.

Fabrice. Sie iſt Dein! — — — Ich kann dem lieben kleinen Narren wohl die Tändeley mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen, und er ſoll nichts dabey verlieren. Es thut mir gar wohl, wieder ſo zu lieben, und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache, woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hübſch! Er ſoll freyere Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt; und du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spatziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die mit der Brille auf der Naſe beym Stümpſchen Licht ein Stück nach dem andern auf die Wage legte und ab- und zuſchnitt, bis die Käuferinn ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt kriegt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit ich weiß, wie ſauer ein Thaler wird, wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. *Steht einige Augenblicke in ſich gekehrt.* Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viel Sachen auf einmal und durcheinander eingefallen, — und das, was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — *Er wird nachdenkend.*

Fabrice *vor ſich.* Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt, unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen, daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen iſt. — *Laut.* Wilhelm! ſag' mir! du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm *zerſtreut.* Nein.

Fabrice. Ich dächte, wir könnten uns beyde erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könnteſt Du einnehmen; du verheiratheſt dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für deine Expedition, und gibſt mir einen leidlichen Hauszins, ſo iſt uns beyden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir warlich auch manchmal eingefallen, wenn ich zu dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah, und ich muß mich ſo ängſtlich behelfen. — Dann ſind wieder andere Sachen — — — Man muß es eben ſeyn laſſen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hätteſt du mit deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's eben ſo wohl.

Wilhelm lächelnd. Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm iſt ſtill.

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib dein Wort. Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang' überlegt: ſie allein, du allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen, als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie!

Wilhelm verworren. Du weißt nicht was du willſt.

Fabrice. Ach wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen, was mir fehlt, und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm aus Gedanken auffahrend, haſtig. Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? — Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn du einen

Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt; ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine, und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen, der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm ſtumm.

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gib du nur dein Wort, deine Einwilligung! ſag' ihr, daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte, als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön!

Wilhelm. Nein! nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle, du haſt keinen Widerwillen gegen mich, und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt mit uns glücklich ſeyn! — Verſag' meinen Wünſchen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm ſtumm in ſtreitenden Qualen.

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — du willſt ſie haben? —

Fabrice. Was iſt das?

Wilhelm. Und ſie dich?

Fabrice. Sie antwortete wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahndet's! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was ſagen! — Das war's, was mir auf der Seele lag dieſen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es ſchlägt — — Nimm ſie! — Nimm ſie! — Mein Einziges — mein Alles.

Fabrice ihn ſtumm anſehend.

Wilhelm. Nimm ſie! — und daß du weißt, was du mir nimmſt — Pauſe. Er rafft ſich zuſammen. Von Charlotten erzählt' ich dir, dem Engel, der meinen Händen entwich, und mir ſein Ebenbild eine Tochter hinterließ — — und dieſe Tochter — ich habe dich belogen — ſie iſt nicht todt; dieſe Tochter iſt Marianne! — Marianne iſt nicht meine Schweſter!

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten ſollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht, und verſchlöß dir mein Haus, wie jedem in den erſten Tagen, da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte, warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie! —

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. ab.

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — Am Abgrunde! Und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen — ! — O Wilhelm! Wilhelm: du biſt ſo weit gebracht, daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt! — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? — Verzeiht! es iſt lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich ſchien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtſinnigen Gefälligkeiten ſchloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich ſo geſtraft werden? —

Soll ich Mariannen verlieren, die letzte meiner Hoffnungen, der Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! Er bleibt ſtille.

Marianne naht verlegen. Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du biſt böſe, ich dacht' es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es iſt mir ganz wunderlich.

Wilhelm ſich zuſammen nehmend. Was haſt du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's ſo confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm halb bitter. Sag's heraus, du ſchlägſt ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen, ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du biſt gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte. Ein- für allemal, ich kann Fabricen nicht heirathen.

Wilhelm ſteht auf und nimmt ſie bey der Hand. Wie Marianne?

Marianne. Er war da, und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerley vor, daß ich mir einbildete, es wäre möglich. Er drang ſo, und in der Unbeſonnenheit ſagt' ich, er ſollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort, und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir geſprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe die ich zu dir habe, bey all' der Liebe mit der du mich liebſt, mach' es wieder gut, bedeut' ihn.

Wilhelm vor ſich. Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böſe! Er ſoll auch nicht böſe ſeyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer ſo fort. — Denn nur mit Dir kann ich leben, mit Dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele, und dieſes hat's herausgeſchlagen, gewaltſam herausgeſchlagen — **Ich liebe nur Dich!**

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Beſter Bruder! Dieſe Viertelſtunde über, — ich kann dir nicht ſagen, was in meinem Herzen auf und ab gerannt iſt. — Es iſt mir wie neulich, da es auf dem Markte brannte und erſt Rauch und Dampf über alles zog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in Einer Flamme ſtand. —

Verlaß mich nicht! ſtoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer ſo bleiben.

Marianne. Das eben ängſtet mich ſo! — Ich will dir gern verſprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich ſorgen, immer immer ſo fort. — Da drüben wohnen ſo ein paar alte Geſchwiſter zuſammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du ſo alt und ſchrumpflich biſt, wenn ihr nur zuſammen ſeyd.

Wilhelm ſein Herz haltend, halb vor ſich. Wenn du das aushälſt, biſt du nie wieder zu enge.

Marianne. Dir iſt's nun wohl nicht ſo; du nimmſt doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich ſie auch noch ſo gerne lieben wollte — Es hat dich niemand ſo lieb wie ich, es kann dich niemand ſo lieb haben.

Wilhelm verſucht zu reden.

Marianne. Du biſt immer ſo zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu ſagen, wie mir's iſt, und wag's nicht. Gott ſey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löſ't.

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du ſollſt mich nicht hindern, laß mich alles ſagen! Dann will ich in die Küche gehen und Tage lang an meiner Arbeit ſitzen, nur manchmal dich anſehn als wollt' ich ſagen: du weißt's! —

Wilhelm ſtumm in dem Umfange ſeiner Freuden.

Marianne. Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod' unſerer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bey dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt, wenn ich Romanen las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bey mir alle aus wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpatzieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

Sie lacht vor ſich.

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam, und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch ein gar treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! Weggewendet. Ich muß den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bey Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allen konnt' ich am wenigſten leiden, wenn ſich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! — Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! Sie wendet ſich, und weint bitterlich.

Wilhelm auffahrend an ihrem Hals. Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! ewig laß' ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice tritt auf.

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice kalt und bitter. Ich dacht' es, Wilhelm, wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe, was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſtre nicht in dem Augenblick, und raub' dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in die weite Welt wallfahrteteſt! Siehe hier das Geſchöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice halb ſpottend. Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice getroffen. Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behaltet einander, ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm. ihr um den Hals fallend. Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurückgeben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — Zu ihren Füßen. Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie wär's möglich? —

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden, euch zu erklären.

Marianne ihn anſehend. Nein, es iſt nicht möglich!

Wilhelm. Meine Geliebte! meine Gattinn.

Marianne an ſeinem Hals. Wilhelm, es iſt nicht möglich!

P.o.germ. 1989 i /64

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel

von

Goethe.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen, 1790.

[illegible]

Torquato Taſſo.

Ein Schauſpiel.

Perſonen.

Alphons, der zweyte, Herzog von Ferrara.
Leonore von Eſte, Schweſter des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfinn von Scandiano.
Torquato Taſſo.
Antonio Montecatino, Staatsſecretär.

Der Schauplatz iſt auf Belriguardo, einem Luſtſchloſſe.

B[illegible] [illegible]bibliothek

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Arioſt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Du ſiehſt mich lächlend an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundinn wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtinn, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beyde hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand,
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorber dir gewählt.

Prinzeſſinn.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.

Sie kränzt die Herme Virgils.

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

Sie kränzt Arioſtens Herme.

Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder iſt gefällig daß er uns
In dieſen Tagen ſchon auf's Land gebracht,
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen, ſchwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.

Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns
Und an dem Horizonte löſ't der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſinn.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundinn mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtinn, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſinn.

Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.

Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſinn.

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther ſich, die eurer würdig ſind,
Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freyen Denkens an,
Als noch die Barbarey mit ſchwerer Dämmrung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind

Der Name Hercules von Eſte ſchon,
Schon Hyppolit von Eſte voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen! Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſinn.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du.
Gar oft beneid' ich dich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz

Sogleich zu ſagen was ich lebhaft fühle,
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und —
ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht dich nicht, die Schmeicheley
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an dein Ohr:
Feſt bleibt dein Sinn und richtig dein Geſchmack,
Dein Urtheil g'rad, ſtets iſt dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeicheley
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft
leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ſeinen Theil an deiner Bildung geben,
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzeſſinn.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt, das blieb man andern
ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten,
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der
Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beyder Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch kann ich dir verſichern hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich, wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;
Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt indem ſie ihn erhebt,

Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorberhainen auf.

Prinzeſſinn.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundinn und Geſpielinn,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,
Etwas zu ſuchen ſcheint das wir nicht kennen,
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen,
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er ſcheint ſich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſinn.

Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert,
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuziehn und feſt zu halten.
Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen
Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Äpfeln gleich, ein neu Heſperien

Uns duftend bilden. Erkennſt du ſie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der ſchönen Blätter auch.
Mit mannigfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leiſ' ihr ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Buſen
Mit ſeiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend Leid, die ſel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzeſſinn.

Und wenn er ſeinen Gegenſtand benennt,
So gibt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es iſt dein Name wie es meiner iſt.
Ich nähm' es übel wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es daß er ſein Gefühl für dich
In dieſem Doppelſinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bey dieſes Namens holdem Klang gedenkt.
Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte.
Wenn er in ſeliger Betrachtung ſich
Mit deinem Werth beſchäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Weſen ſich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das höchſte was wir lieben können.

Prinzeſſinn.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beynahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerinn des Plato! nicht begreifen?
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt.
Es müßte ſeyn daß ich zu ſehr mich irrte,
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieſer holden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind:
Es iſt der Jüngling der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

Prinzeſſinn.

Da kommt mein Bruder, laß uns nicht verrathen
Wohin ſich wieder das Geſpräch gelenkt,
Wir würden ſeinen Scherz zu tragen haben,
Wie unſre Kleidung ſeinen Spott erfuhr.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich ſuche Taſſo, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier ſogar bey euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzeſſinn.

Ich ſah' ihn geſtern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es iſt ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einſamkeit als die Geſellſchaft ſucht.

Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menſchen flieht, und lieber frey im Stillen
Mit ſeinem Geiſt ſich unterhalten mag,
So kann ich doch nicht loben daß er ſelbſt
Den Kreis vermeidet den die Freunde ſchließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, ſo wirſt du bald, o Fürſt,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich ſah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, ſchrieb und ging und ſchrieb.
Ein flüchtig Wort das er mir geſtern ſagte
Schien mir ſein Werk vollendet anzukünden.
Er ſorgt nur kleine Züge zu verbeſſern,
Um deiner Huld, die ihm ſo viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er ſoll willkommen ſeyn wenn er es bringt
Und losgeſprochen ſeyn auf lange Zeit.
So ſehr ich Theil an ſeiner Arbeit nehme,
So ſehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, ſo ſehr vermehrt

Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert ſtets, ruckt langſam weiter vor,
Steht wieder ſtill, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig ſieht man den Genuß entfernt
In ſpäte Zeit, den man ſo nah' geglaubt.

Prinzeſſinn.

Ich lobe die Beſcheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunſt der Muſen ſchließen ſich
So viele Reime feſt in eins zuſammen;
Und ſeine Seele hegt nur dieſen Trieb
Es ſoll ſich ſein Gedicht zum Ganzen ründen.
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reitzend unterhalten und zuletzt
Wie loſe Worte nur verklingend täuſchen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es iſt die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen ſoll,
So muß des Künſtlers Mitwelt ſich vergeſſen.

Alphons.

Laß uns zuſammen, liebe Schweſter, wirken,
Wie wir zu beyder Vortheil oft gethan!
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind, ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen:
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! Daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht zuletzt in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach
Ein frey Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter

Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherey
Und Tücke die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſinn.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen?

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.

Ich thue was ich kann um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von Vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bey mir, ſo laß' ich's unterſuchen;
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich
Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bey.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen,
Er kommt von Rom und hohlt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben,
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſinn.

Erlaubſt du uns daß wir dich hinbegleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freyer Luſt.

Prinzeſſinn.

Du kannſt nicht bey uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt, zurück:
Dann ſoll er euch erzählen und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt auf's neue ſich bemüht.

Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,
So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen
Wenn ich ſie ſuche gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſinn

nach der Scene gekehrt.

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht, und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo
mit einem Buche in Pergament geheftet.

Ich komme langſam dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.
Allein, war ich beſorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, ſo bezwingt mich nun
Die neue Sorge: Möcht' ich doch nicht gern
Zu ängſtlich, möcht' ich nicht undankbar ſcheinen.

Und wie der Menſch nur ſagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde ſeiner ſchonend ſich erfreuen:
So kann ich auch nur ſagen: Nimm es hin!

Er überreicht den Band.

Alphons.

Du überraſcheſt mich mit deiner Gabe
Und machſt mir dieſen ſchönen Tag zum Feſt.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewiſſem Sinne mein!
Lang' wünſcht' ich ſchon, du möchteſt dich entſchließen
Und endlich ſagen: Hier! es iſt genug.

Taſſo.

Wenn Ihr zufrieden ſeyd, ſo iſt's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß den ich verwendet,
Sah' ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich ſagen: dieſes Werk iſt mein.
Doch ſeh' ich näher an, was dieſer Dichtung
Den innren Werth und ihre Würde gibt,

Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geſchenkt,
So hatte mich das eigenſinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von ſich geſtoßen:
Und zog die ſchöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn
Der theuren Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe ſich zu ſingen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leiſen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warſt allein der aus dem engen Leben
Zu einer ſchönen Freyheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freyheit gab, daß meine Seele ſich
Zu muthigem Geſang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn Euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweytenmal verdienſt du jedes Lob
Und ehrſt beſcheiden dich und uns zugleich.

Taſſo.

O könnt' ich ſagen wie ich lebhaft fühle
Daß ich von Euch nur habe was ich bringe!
Der thatenloſe Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus ſich ſelbſt? Die kluge Leitung
Des raſchen Krieges — hat er die erſonnen?
Die Kunſt der Waffen, die ein jeder Held
An dem beſchiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth
Und wie ſich Liſt und Wachſamkeit bekämpft,
Haſt du mir nicht, o kluger tapfrer Fürſt,
Das alles eingeflößt als wäreſt du
Mein Genius, der eine Freude fände
Sein hohes, unerreichbar hohes Weſen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzeſſinn.

Genieße nun des Werks das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beyfalls jedes Guten.

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich.

Taſſo.

Mir iſt an dieſem Augenblick genung.
An euch nur dacht' ich wenn ich ſann und ſchrieb,
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht
Verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer Euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons.

Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt
vor,
So ziemt es nicht nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das ſelbſt der Held, der ſeiner ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf deines Anherren Stirne.

Auf die Herme Virgils deutend.

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Geflochten und gebracht? Es zeigt ſich hier
Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil.
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug,
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

Alphons winkt ſeiner Schweſter, ſie nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laßt mich zögern, ſeh' ich doch nicht ein
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſinn

indem ſie den Kranz in die Höhe hält.

Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.

Taſſo.

Die ſchöne Laſt aus deinen theuren Händen
Empfang' ich knieend auf mein ſchwaches Haupt.

Er kniet nieder, die Prinzeſſinn ſetzt ihm den Kranz auf.

Leonore applaudirend.

Es lebe der zum erſtenmal bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

Taſſo ſteht auf.

Alphons.

Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren ſoll.

Prinzeſſinn.

Dort werden lautere Stimmen dich begrüßen,
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken!
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

Leonore.

Es ſchützet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! Daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchätzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben
Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der, muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſt?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtinn, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß wie aus einem ſchönen Traum erwacht
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſinn.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das ſchönſte ſind was wir dir geben können.
Wem einmal, würdig, ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen
In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeſchiedne ſeyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Nahmen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!

O ſäh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt!
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweyer Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie
Die größten Seelen nun vereint zu ſehen!

Leonore.

Erwach! Erwache! Laß uns nicht empfinden
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennſt.

Taſſo.

Es iſt die Gegenwart die mich erhöht,
Abweſend ſchein' ich nur, ich bin entzückt.

Prinzeſſinn.

Ich freue mich, wenn du mit Geiſtern redeſt,
Daß du ſo menſchlich ſprichſt und hör' es gern.

Ein Page tritt zu dem Fürſten und richtet leiſe etwas aus.

Alphons.

Er iſt gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich ſelbſt
Und gute Bothſchaft bringſt.

Prinzeſſinn.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu ſagen welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder
Was ich ſo lang' entbehrt. Ihr ſcheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht,
Und ſo bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald abſichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünſchen, und kein Streit iſt mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich ſchon zürne.
Du kommſt nur eben da ich reiſen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmſt du mir gleich den ſchönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirſt mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine ſchauen magſt.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen ſchon gemeldet
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen
Durch welche Mittel das Geſchäft gelang?
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemeſſen ſeyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen ſoll.
Wer ſeines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen ſchweren Stand:
Denn Rom will Alles nehmen, geben Nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch 'was erhält.

Antonio.

Es iſt nicht mein Betragen, meine Kunſt,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht ſeinen Meiſter? Vieles traf zuſammen
Das ich zu unſerm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und ſegnet dich.
Der Greis, der würdigſte dem eine Krone
Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
So fern ſie redlich iſt. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur was dir am meiſten half!

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des Pabſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bey ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſinn.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.

Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt und wirkt auf jene Höfe,
Die er vor Jahren als Geſandter ſchon
Geſehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt ſo klar vor ſeinem Blick
Als wie der Vortheil ſeines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln ſieht, ſo lobt man ihn
Und freut ſich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es iſt kein ſchönrer Anblick in der Welt
Als einen Fürſten ſehn der klug regiert;
Das Reich zu ſehn, wo jeder ſtolz gehorcht,
Wo jeder ſich nur ſelbſt zu dienen glaubt
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie ſehnlich wünſcht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu ſehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?
Denn bloß beſchaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundinn,

Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände miſchen könnten — Nicht?

Leonore zu Alphons.

Du willſt mich reizen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen ſchuldig.

Leonore.

Nun gut, ſo bleib' ich heut in deiner Schuld!
Verzeih' und ſtöre meine Fragen nicht.

Zu Antonio.

Hat er für die Nipoten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit Einer Sorge zwey verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Antonio.

Er ehrt die Wiſſenſchaft, ſo fern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſo fern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Pallaſt und Tempel
Zu Wunderwerken dieſer Erde macht.
In ſeiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und glaubſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Nahmenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.
Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Die wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchämt;
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwey Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung da ich kam.

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt;
So wünſcht' ich, daß du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſinn.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beyfalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preiſen könnt?
Doch ſage mir, wer druckte dieſen Kranz
Auf Arioſtens Stirne?

Leonore.

Dieſe Hand.

Antonio.

Und ſie hat wohl gethan! Er ziert ihn ſchön,
Als ihn der Lorber ſelbſt nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Bruſt
Mit einem grünen, bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles was den Menſchen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Jn's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verſtand
Und Geiſteskraft, Geſchmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geiſtig ſcheinen ſie
Jn ſeinen Liedern und perſönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Roſen, wunderlich umgaukelt
Vom loſen Zauberſpiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberfluſſes rauſcht darneben,
Und läßt uns bunte Wunderfiſche ſehn.

Von ſeltenem Geflügel iſt die Luft,
Von fremden Herden Wieſ' und Buſch erfüllt,
Die Schalkheit lauſcht im Grünen halb verſteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl geſtimmter Laute wild
Der Wahnſinn hin und her zu wühlen ſcheint
Und doch im ſchönſten Tact ſich mäßig hält.
Wer neben dieſem Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das ſeltne feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſinn.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Der wird das andre nicht verkennen. Du

Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen
Was wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl.

Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſinn. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtinn, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzuliſpeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich, vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,

So wird ein neuer Tag um mich herum
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzeſſinn.

Es iſt unmöglich, daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick da er uns wiederſieht
Sich wieder gleich wie ehmals finden ſoll.
Er iſt in ſeinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So ſtimmen ſich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine ſchöne Harmonie
Auf's neue ſie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen was du dieſe Zeit
Geleiſtet haſt: ſo ſtellt er dich gewiß

Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Rieſen dir entgegen ſtellt.

Taſſo.

Ach meine Fürſtinn, Arioſtens Lob
Aus ſeinem Munde hat mich mehr ergetzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröſtlich
Iſt es für uns den Mann gerühmt zu wiſſen,
Der als ein großes Muſter vor uns ſteht.
Wir können uns im ſtillen Herzen ſagen:
Erreichſt du einen Theil von ſeinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch ſeines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefſten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Geſtalten jener Welt,
Die ſich lebendig, raſtlos, ungeheuer
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemeſſen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuſchreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Luſt
Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr

Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſinn.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Daß Held und Dichter für einander leben,
Daß Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liedeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,

In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunct der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
So bald zum zweytenmal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,
Das Eine, ſchmale, meerumgebne Land,
Hierher geſchickt. Zuſammen bilden ſie
Das herrlichſte Gericht, das über Ehre,
Verdienſt und Tugend je entſchieden hat.
Gehſt du ſie einzeln durch, du findeſt keinen,
Der ſeines Nachbarn ſich zu ſchämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken ſich.
Da ſtampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten ſich die Knappen, da erklang

Trompetenſchall, und Lanzen krachten ſplitternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Beſiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauſpiel ziehen, daß
In dieſem ſchönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzeſſinn.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Duldung ſtille Lehre dir bewähren.
Die Feſte, die du rühmſt, die hundert Zungen
Mir damals prieſen und mir manches Jahr
Nachher geprieſen haben, ſah' ich nicht.
Am ſtillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude ſich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen

Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln ſchwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir
Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah' lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lukretia voll frohen Lebens
Herbey und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich, auch hat
Uns bis hierher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz

Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Pallaſts
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O! Vergib!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.
So ſucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In ſtillen Schalen eingeſchloſſen ruht.

Prinzeſſinn.

Es fingen ſchöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino

Die Schweſter weggeführt, uns wären Jahre
Im ſchönen ungetrübten Glück verſchwunden.
Doch leider jetzt vermiſſen wir zu ſehr
Den frohen Geiſt, die Bruſt voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Taſſo.

Ich weiß es nur zu wohl, ſeit jenem Tage
Da ſie von hinnen ſchied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu erſetzen.
Wie oft zerriß es meine Bruſt! Wie oft
Klagt' ich dem ſtillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schweſter nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu ſeyn?
Iſt denn kein Herz mehr werth, daß ſie ſich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich geſtimmt? Iſt Geiſt und Witz verloſchen?
Und war die Eine Frau, ſo trefflich ſie

Auch war, denn alles? Fürſtinn! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmal an mich ſelbſt und wünſchte
Dir etwas ſeyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünſcht' ich's zu ſeyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie ſich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum was dich ſchmerzen mußte,
Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unklug was du löſen wollteſt,
Und fühlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſinn.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jeden, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Taſſo.

Tadle mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann?
Die Frau? mit der ich wie mit dir
Aus freyem Buſen wagen darf zu reden.

Prinzeſſinn.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht, daß mir
Der Freyheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frey zu ſeyn,
Und für den Edeln iſt kein ſchöner Glück,
Als einen Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen wenn er ſpricht,
Und thun wenn er gebiethet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſinn.

Das iſt der Fall bey meinem Bruder nie.
Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Iſt dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Taſſo.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich faſt.
Wie lehrreich wäre mir ſein Umgang, nützlich
Sein Rath in tauſend Fällen! Er beſitzt,
Ich mag wohl ſagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter ſich verſammelt
Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
Die Grazien ſind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieſer Holden fehlen,
Der kann zwar viel beſitzen, vieles geben,
Doch läßt ſich nie an ſeinem Buſen ruhn.

Prinzeſſinn.

Doch läßt ſich ihm vertraun, und das iſt viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieſer leiſtet was er dir verſpricht.
Hat er ſich erſt für deinen Freund erklärt,
So ſorgt er ſelbſt für dich wo du dir fehlſt.

Ihr müßt verbunden ſeyn! Ich ſchmeichle mir
Dieß ſchöne Werk in kurzem zu vollbringen.
Nur widerſtehe nicht wie du es pflegſt!
So haben wir Lenoren lang' beſeſſen,
Die fein und zierlich iſt, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieſer haſt du nie,
Wie ſie es wünſchte, näher treten wollen.

Taſſo.

Ich habe dir gehorcht, ſonſt hätt' ich mich
Von ihr entfernt anſtatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig ſie erſcheinen kann,
Ich weiß nicht wie es iſt, konnt' ich nur ſelten
Mit ihr ganz offen ſeyn, und wenn ſie auch
Die Abſicht hat, den Freunden wohlzuthun,
So fühlt man Abſicht und man iſt verſtimmt.

Prinzeſſinn.

Auf dieſem Wege werden wir wohl nie
Geſellſchaft finden, Taſſo! Dieſer Pfad
Verleitet uns durch einſames Gebüſch,
Durch ſtille Thäler fortzuwandern; mehr

Und mehr verwöhnt ſich das Gemüth, und ſtrebt
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In ſeinem Innern wieder herzuſtellen,
So wenig der Verſuch gelingen will.

Taſſo.

O welches Wort ſpricht meine Fürſtinn aus!
Die goldne Zeit wohin iſt ſie geflohn?
Nach der ſich jedes Herz vergebens ſehnt!
Da auf der freyen Erde Menſchen ſich
Wie frohe Herden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wieſe
Dem Hirten und der Hirtinn Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüſch die zarten Zweige
Um ſehnſuchtsvolle Liebe traulich ſchlang;
Wo klar und ſtill auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe ſanft umfing;
Wo in dem Graſe die geſcheuchte Schlange
Unſchädlich ſich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald beſtraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freyen Luft

Und jedes Thier durch Berg und Thäler ſchweifend
Zum Menſchen ſprach: erlaubt iſt was gefällt.

Prinzeſſinn.

Mein Freund, die goldne Zeit iſt wohl vorbey:
Allein die Guten bringen ſie zurück;
Und ſoll ich dir geſtehen wie ich denke,
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu ſchmeicheln pflegt, die ſchöne Zeit, ſie war,
So ſcheint es mir, ſo wenig als ſie iſt,
Und war ſie je, ſo war ſie nur gewiß,
Wie ſie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen ſich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der ſchönen Welt;
Nur in dem Wahlſpruch ändert ſich, mein Freund,
Ein einzig Wort: erlaubt iſt was ſich ziemt.

Taſſo.

O wenn aus guten, edlen Menſchen nur
Ein allgemein Gericht beſtellt entſchiede,

Was ſich denn ziemt! Anſtatt daß jeder glaubt,
Es ſey auch ſchicklich was ihm nützlich iſt.
Wir ſehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt ſich alles.

Prinzeſſinn.

Willſt du genau erfahren was ſich ziemt;
So frage nur bey edlen Frauen an.
Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen,
Daß alles wohl ſich zieme was geſchieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geſchlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts.
Und wirſt du die Geſchlechter beyde fragen:
Nach Freyheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſinn.

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bliebe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reitzt nicht mehr, und was nicht reitzt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleyer dringen könnte, den

Uns Alter oder Krankheit überwirft,
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feierten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſinn.

Was meinſt du, Taſſo? rede frey mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln,

Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſinn.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſehn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können.
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal

Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Wog' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber
Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſ't und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrey die Luft uns füllen.
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichſte begegnen, es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen:
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reitz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth.
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Prinzeſſinn.

Und ſoll ich dir noch einen Vorzug ſagen,
Den unvermerkt ſich dieſes Lied erſchleicht?

Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verſtehn,
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt.

Taſſo.

Welch einen Himmel öffneſt du vor mir,
O Fürſtinn! Macht mich dieſer Glanz nicht blind,
So ſeh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niederſteigen.

Prinzeſſinn.

Nicht weiter, Taſſo! Viele Dinge ſind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen ſollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unſer eigen werden.
So, ſagt man, ſey die Tugend, ſey die Liebe,
Die ihr verwandt iſt. Das bedenke wohl!

Zweyter Auftritt.

Taſſo.

Iſt dir's erlaubt die Augen aufzuſchlagen?
Wagſt du's umherzuſehn? Du biſt allein!
Vernahmen dieſe Säulen was ſie ſprach?
Und haſt du Zeugen, dieſe ſtumme Zeugen
Des höchſten Glücks zu fürchten? Es erhebt
Die Sonne ſich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen ſich nicht vergleicht.
Hernieder ſteigend hebt die Göttinn ſchnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt ſich meinem Auge, welches Reich!
Wie köſtlich wird der heiße Wunſch belohnt!
Ich träumte mich dem höchſten Glücke nah,
Und dieſes Glück iſt über alle Träume.
Der Blindgeborne denke ſich das Licht,
Die Farben wie er will, erſcheinet ihm
Der neue Tag, iſt's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahndung, freudetrunken, ſchwankend
Betret' ich dieſe Bahn. Du gibſt mir viel,

Du gibſt, wie Erd' und Himmel uns Geſchenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderſt wieder, was von mir zu fordern
Nur eine ſolche Gabe dich berechtigt.
Ich ſoll entbehren, ſoll mich mäßig zeigen,
Und ſo verdienen, daß du mir vertrauſt.
Was that ich je, daß ſie mich wählen konnte?
Was ſoll ich thun, um ihrer werth zu ſeyn?
Sie konnte dir vertraun und dadurch biſt du's.
Ja, Fürſtinn, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willſt, denn ich bin dein!
Sie ſende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzuſuchen, reiche
Im ſtillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend ſoll ſie mich beſitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.
O hätt' ein tauſendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unausſprechliche Verehrung aus.

Des Mahlers Pinſel und des Dichters Lippe,
Die ſüßeſte, die je von frühem Honig
Genährt war, wünſcht' ich mir. Nein, künftig ſoll
Nicht Taſſo zwiſchen Bäumen, zwiſchen Menſchen
Sich einſam, ſchwach und trübgeſinnt verlieren!
Er iſt nicht mehr allein, er iſt mit Dir.
O daß die edelſte der Thaten ſich
Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach Ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandſt, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konnteſt?
Das war dein Vorſatz, war dein kluger Wunſch.

Doch ſey es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig,
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt!
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin.
— Schwelle Bruſt! — O Witterung des Glücks
Begünſt'ge dieſe Pflanze doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freuden bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen reichen Äſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir biet' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freygebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beyde klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder ſein Gemüth,
Weil er den Fehler ſelbſt zu büßen hat

Taſſo.

So ſey's! Ich habe meine Pflicht gethan,
Der Fürſtinn Wort, die uns zu Freunden wünſcht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgeſtellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn ſeyn.
Zeit und Bekanntſchaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fodern, die du jetzt
So kalt bey Seite lehnſt und faſt verſchmähſt.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menſchen, die ſich warm vor andern glauben,
Weil ſie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelſt was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verſtehe wohl, ſo jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe ſtets auf dieſem Sinne.

Taſſo.

Du biſt berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es ſteht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundinn an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich ingeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es iſt wohl angenehm, ſich mit ſich ſelbſt
Beſchäftigen, wenn es nur ſo nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Menſch ſein Innerſtes
Erkennen. Denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen, nur
Das Leben lehret jedem was er ſey.

Taſſo.

Mit Beyfall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkſt du wohl bey dieſen Worten
Ganz etwas anders, als ich ſagen will.

Taſſo.

Auf dieſe Weiſe rücken wir nicht näher.
Es iſt nicht klug, es iſt nicht wohl gethan,
Vorſätzlich einen Menſchen zu verkennen,
Er ſey auch wer er ſey. Der Fürſtinn Wort

Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß, daß du das Gute willſt und ſchaffſt.
Dein eigen Schickſal läßt dich unbeſorgt,
An Andre denkſt du, Andern ſtehſt du bey,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein ſtetes Herz. So ſeh' ich dich.
Und was wär' ich, ging ich dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verſchloßnen Schatz, den du bewahrſt?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffneſt;
Ich weiß, du biſt mein Freund, wenn du mich kennſt:
Und eines ſolchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich ſchäme mich der Unerfahrenheit
Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir um's Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fodern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.
Und ſoll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtinn hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttinn treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele biethen,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand!
Schlag' ein!
Tritt nicht zurück und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch,
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück
Dir gern, allein ich ſehe nur zu ſehr,
Wir ſtehn zu weit noch von einander ab.

Taſſo.

Es ſey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbey;
Der Muth ſtellt ſich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel iſt, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von ſehr verſchiedner Art, ſie laſſen ſich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Taſſo.

Was eine Gottheit dieſem frey gewährt
Und jenem ſtreng verſagt, ein ſolches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern, denn ſeine Wahl iſt blind.

Taſſo.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde
Und ſchließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienſt
Und kluge Wahl und ſtrenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geſchenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſeyn. Es iſt genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Für's ganze Leben dich. O kennte ſo
Dich meine Fürſtinn auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wernach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homeren,
Virgilen ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreyfach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreyfach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt du mich knieend ſehn

Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freylich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden,
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtinn Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinſen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die raſche Glut
Nicht dir zu mir, noch dir an dieſem Orte.

Taſſo.

Was du dir hier erlaubſt, das ziemt auch mir.
Und iſt die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Iſt im Pallaſt der freye Geiſt gekerkert?
Hat hier ein edler Menſch nur Druck zu dulden?

Mich dünkt hier iſt die Hoheit erſt an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf ſie ſich der Nähe
Der Großen dieſer Erde nicht erfreun?
Sie darf's und ſoll's. Wir nahen uns dem Fürſten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie ſie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit ſollte hier ſich ängſtlich fühlen,
Der Neid, der ſich zu ſeiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne ſchmutziges Gewebe
An dieſen Marmorwänden haften ſoll.

Antonio.

Du zeigſt mir ſelbſt mein Recht dich zu verſchmähn!
Der übereilte Knabe will des Mann's
Vertraun und Freundſchaft mit Gewalt ertrotzen?
Unſittlich wie du biſt hältſt du dich gut?

Taſſo.

Viel lieber was ihr euch unſittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du biſt noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines beſſern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Ziehſt du als Held und Sieger wohl davon.

Taſſo.

Verwegen wär' es meine Fauſt zu rühmen,
Denn ſie hat nichts gethan, doch ich vertrau'
ihr.

Antonio.

Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun;
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchüreſt Glut auf Glut, es kocht
Das inn're Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſiedet ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſt, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geiſt in einer engen Bruſt!

Taſſo.

Hier iſt noch Raum dem Buſen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk ſich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Biſt du ein Edelmann wie ich, ſo zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſem Schutz entſagen.

Antonio.

Vergib dir nur, dem Ort vergibſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort daß ich es litt.

Er zieht den Degen.

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll.

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findeſt mich, o Fürſt, gelaſſen ſtehn
Vor einem, den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bethe dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigſt.

Alphons.

Erzähl', Antonio, Taſſo, ſag' mir an,
Wie hat der Zwiſt ſich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Geſetze kluge Männer
Im Taumel weggeriſſen? Ich erſtaune.

Taſſo.

Du kennſt uns beyde nicht, ich glaub' es wohl:
Hier dieſer Mann, berühmt als klug und ſittlich,
Hat roh und hämiſch, wie ein unerzogner,
Unedler Menſch ſich gegen mich betragen.

Zutraulich naht' ich ihm, er ſtieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer ruht' er nicht,
Bis er den reinſten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du haſt mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieſer
Hat alle Schuld, wenn ich mich ſchuldig machte.
Er hat die Glut gewaltſam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort,
Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur!
Beleidige dich ſelbſt zum zweytenmale,

Und zeuge wider dich! dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat? iſt eine weite Frage,
Die wohl zuvörderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beyden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchweigen;
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;
Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich ſelbſt vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbiethen.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freyer Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich geſodert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und tratſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor deinem Blick.

Alphons zu Taſſo.

Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frey.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geflößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Auf's höchſte mich getrieben. O! du kennſt,
Du kennſt ihn nicht und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes
Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.

Auf keinem Boden darf ich niedrig ſeyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieſes Herz, es ſey auch wo es will,
Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße,
Und laß mich nie dein Auge wiederſehn.

Antonio.

Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch ſo, mein Fürſt,
Ob alle deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.

Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird fliehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem ſchönem Frieden
In das Gebieth der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beyde ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteyiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genugzuthun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! bleib' auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkenneſt du des Vaters Milde nicht?

Taſſo zu Antonio.

Mit dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.

Zu Alphons.

O Fürſt, es übergibt dein ernſtes Wort
Mich Freyen der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſo, als ich ſelbſt.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin kein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſtandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall,
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte,
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,
Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir geſinnt bin fühlſt du nicht.

Taſſo.

Gehorchen iſt mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geſchenks
Verläugnung fordert das Geſchick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme ſelbſt von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir ſchien.
Zu früh war mir das ſchönſte Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich ſein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmſt dir ſelbſt, was keiner nehmen konnte
Und was kein Gott zum zweytenmale gibt.
Wir Menſchen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtſinn die Natur verliehn.
Mit unſchätzbaren Gütern lehret uns
Verſchwenderiſch die Noth gelaſſen ſpielen:
Wir öffnen willig unſre Hände, daß

Unwiederbringlich uns ein Gut entſchlüpfe:
Mit dieſem Kuß vereint ſich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! es iſt
Erlaubt das holde Zeichen unſrer Schwäche
Wer weinte nicht, wenn das Unſterbliche
Vor der Zerſtörung ſelbſt nicht ſicher iſt?
Geſelle dich zu dieſem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geſchlungen
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf
Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beyde willig dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

Auf des Fürſten Wink, hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Mahlt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und alles über alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gieb, o Fürſt, ihm ſeine Freyheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſeyn.
Doch ſprich, wie haſt du ſeinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.
Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt.
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons.

So ſchien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweyen, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten ſtünde
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit:
Hier iſt kein Fall, der euch zu ſtreiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her, du kannſt es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erſt
Mit zarter Lippe zu beſänft'gen ſuchen:
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Namen

Die volle Freyheit wieder, und gewinne
Mit edeln, wahren Worten ſein Vertraun.
Verrichte das, ſo bald du immer kannſt;
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen,
Und dir iſt nichts unmöglich, wenn du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck
Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Übung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel, meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebiethet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſinn allein.

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich was geſchah,
Kaum weiß ich wer von beyden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht und was es werden kann.

Zweyter Auftritt.

Prinzeſſinn. Leonore.

Prinzeſſinn.

Was bringſt du, Leonore? ſag mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.
Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frey umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten, Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſinn.

Gewiß hat ihn Antonio gereitzt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu uns trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſinn.

Ach daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Äußre nur
Von beyden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! es widerſtrebt ſich alles,
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleisnerinn, ſie ſind vernünftig beyde,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!
O hätt' ich gleich Antonio geſprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich ſcheute mich, gleich mit den erſten Worten

Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen,
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der ſich ſo glatt
Selbſt zwiſchen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne dieſe Jähe
Der raſchen Jugend nicht. Es iſt geſchehn.
Das Übel ſtand mir fern, nun iſt es da.
O gib mir einen Rath! was iſt zu thun?

Leonore.

Wie ſchwer zu rathen ſey, das fühlſt du ſelbſt
Nach dem was du geſagt. Es iſt nicht hier
Ein Mißverſtändniß zwiſchen Gleichgeſtimmten;
Das ſtellen Worte, ja im Nothfall ſtellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwey Männer ſind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde ſind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beyden formte.
Und wären ſie zu ihrem Vortheil klug,
So würden ſie als Freunde ſich verbinden;

Dann ſtünden ſie für Einen Mann, und gingen
Mit Macht und Glück und Luſt durch's Leben hin.
So hofft' ich ſelbſt, nun ſeh' ich wohl umſonſt.
Der Zwiſt von heute, ſey er wie er ſey,
Iſt beyzulegen; doch das ſichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am beſten, dächt' ich, Taſſo reiſ'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz ſich wenden; dort
Träf' ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf ſein Gemüth als eine Freundinn wirken.
Du würdeſt hier indeſſen den Antonio,
Der uns ſo fremd geworden, dir auf's neue
Und deinen Freunden näher bringen; ſo
Gewährte das, was itzt unmöglich ſcheint,
Die gute Zeit vielleicht, die vieles gibt.

Prinzeſſinn.

Du willſt dich in Genuß, o Freundinn, ſetzen,
Ich ſoll entbehren; heißt das billig ſeyn?

Leonore.

Entbehren wirſt du nichts, als was du doch
In dieſem Falle nicht genießen könnteſt.

Prinzeſſinn.

So ruhig ſoll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannſt.

Prinzeſſinn.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen laſſen,

Leonore.

Wenn er es ſieht wie wir, ſo gibt er nach.

Prinzeſſinn.

Es iſt ſo ſchwer, im Freunde ſich verdammen.

Leonore.

Und dennoch retteſt du den Freund in dir.

Prinzeſſinn.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geſchehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Übel ab.

Prinzeſſinn.

Du peinigſt mich, und weißt nicht ob du nützeſt.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer ſich irrt.

Prinzeſſinn.

Und ſoll es ſeyn, ſo frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer ſich entſchließen kann, beſiegt den Schmerz.

Prinzeſſinn.

Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſey,
Wenn er ſich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn ſorgen, Leonore,
Daß er nicht etwa künftig Mangel leide,
Daß ihm der Herzog ſeinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen laſſe.
Sprich mit Antonio, denn er vermag

Bey meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unſerm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzeſſinn, gälte mehr.

Prinzeſſinn.

Ich kann, du weißt es, meine Freundinn, nicht
Wie's meine Schweſter von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern ſo ſtille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe ſonſt darüber manchen Vorwurf
Mir ſelbſt gemacht, nun hab' ich überwunden.
Es ſchalt mich eine Freundinn oft darum:
Du biſt uneigennützig, ſagte ſie,
Das iſt recht ſchön; allein du biſt's ſo ſehr,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde
Nicht recht empfinden kannſt. Ich laß' es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich

Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürſtinn, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundinn auch mich zeigen kann.
Er iſt kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſinn.

So nimm ihn weg, und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen andern ſey er dir gegönnt!
Ich ſeh' es wohl, ſo wird es beſſer ſeyn.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick
Von Jugend auf, ich bin nun dran gewöhnt.
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich ſo ſchön du es verdienſt
Glücklich zu ſehn!

Prinzeſſinn.

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen, denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich?
Das ſchöne Weib, das edle große Herz!
Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet ſie, und läßt ſie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unſrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er ſie vor dem fremden Irrthum ſchützen?
Man nahm uns von ihr weg; nun iſt ſie todt,
Sie ließ uns Kindern nicht den Troſt, daß ſie
Mit ihrem Gott verſöhnt geſtorben ſey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt,
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht Dir, Prinzeſſinn?

Prinzeſſinn.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! üben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geſchwiſter
Bey Feſt und Spiel geſellig ſich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer feſt,
Und in Geſellſchaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einſamkeit mich ſchön ergetzte,
Die Freude des Geſangs; ich unterhielt
Mich mit mir ſelbſt, ich wiegte Schmerz und Sehnſucht
Und jeden Wunſch mit leiſen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und ſelbſt
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieſes
Nahm mir der Arzt hinweg; ſein ſtreng Geboth
Hieß mich verſtummen; leben ſollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Troſt ſollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden ſich zu dir,
Und nun biſt du geſund, biſt lebensfroh.

Prinzeſſinn.

Ich bin geſund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen Freund —

Leonore.

Du haſt ihn noch.

Prinzeſſinn.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerſt ihn ſah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erſt gewichen: ſtill beſcheiden blickt' ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geſchwiſter wieder, ſog beherzt
Der ſüßen Hoffnung reinſten Balſam ein.

Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu ſehn, und freundliche Geſtalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, ſtellte mir den Jüngling
Die Schweſter vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's geſtehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürſtinn, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen, iſt Gewinſt,
Der nimmer uns entriſſen werden kann.

Prinzeſſinn.

Zu fürchten iſt das Schöne das Fürtreffliche,
Wie eine Flamme, die ſo herrlich nützt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.

Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und
krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leicht'ſten auf.

Prinzeſſinn.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach, meine Freundinn! Zwar ich bin ent-
ſchloſſen,
Er ſcheide nur! allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage,
wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild
auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehn-
ſucht;

Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſeyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn,
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart, iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonſt war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge ſchwieg, die Ahndung ſelbſt verſtummte,
Und glücklich eingeſchifft trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Bruſt.

Leonore.

Die Zukunft gibt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzeſſinn.

Was ich beſitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechſel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnſucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenſtand zu haſchen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt;
Erſt ſagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, ſo hart beſtraft!
Ein reines, wahres Gut verſchwindet mir,
Und meiner Sehnſucht ſchiebt ein böſer Geiſt
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundinn Wort nicht tröſten kann;
So wird die ſtille Kraft der ſchönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzeſſinn.

Wohl iſt ſie ſchön die Welt! in ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach daß es immer nur um Einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint,
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien,
So ſelten, daß ſie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab,
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore allein.

Wie jammert mich das edle, ſchöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach ſie verliert — und denkſt du zu gewinnen?
Iſt's denn ſo nöthig, daß er ſich entfernt?
Machſt du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu beſitzen,
Die du bisher mit einer andern theilſt
Und ungleich theilſt? Iſt's redlich ſo zu handeln?
Biſt du nicht reich genug? Was fehlt dir noch?
Gemahl und Sohn und Güter, Rang und Schönheit,
Das haſt du alles, und du willſt noch ihn
Zu dieſem allen haben? Liebſt du ihn?
Was iſt es ſonſt, warum du ihn nicht mehr
Entbehren magſt? Du darfſt es dir geſtehn.
Wie reitzend iſt's, in ſeinem ſchönen Geiſte
Sich ſelber zu beſpiegeln! Wird ein Glück

Nicht doppelt groß und herrlich, wenn ſein Lied
Uns wie auf Himmels-Wolken trägt und hebt?
Dann biſt du erſt beneidenswerth! Du biſt,
Du haſt das nicht allein, was viele wünſchen,
Es weiß, es kennt auch jeder, was du haſt!
Dich nennt dein Vaterland und ſieht auf dich,
Das iſt der höchſte Gipfel jedes Glücks.
Iſt Laura denn allein der Name, der
Von allen zarten Lippen klingen ſoll?
Und hatte nur Petrarch allein das Recht,
Die unbekannte Schöne zu vergöttern?
Wo iſt ein Mann, der meinem Freunde ſich
Vergleichen darf? Wie ihn die Welt verehrt,
So wird die Nachwelt ihn verehrend nennen.
Wie herrlich iſt's, im Glanze dieſes Lebens
Ihn an der Seite haben! ſo mit ihm
Der Zukunft ſich mit leichtem Schritte nahn!
Alsdann vermag die Zeit, das Alter nichts
Auf dich, und nichts der freche Ruf,
Der hin und her des Beyfalls Woge treibt:
Das was vergänglich iſt, bewahrt ſein Lied.

Du biſt noch ſchön, noch glücklich, wenn ſchon lange
Der Kreis der Dinge dich mit fortgeriſſen.
Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen;
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden; ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Fauſt entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feierliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, ſchöne Freundinn, dulden,
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böſe Genius dir an der Seite,
Und will gewaltſam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's dießmal
Auf meiner Freunde Koſten ihm gebracht.

Leonore.

Du haſt um fremde Menſchen dich ſo lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder ſiehſt,
Verkennſt du ſie, und rechteſt wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundinn, die Gefahr!
Mit fremden Menſchen nimmt man ſich zuſammen,
Da merkt man auf, da ſucht man ſeinen Zweck
In ihrer Gunſt, damit ſie nutzen ſollen.
Allein bey Freunden läßt man frey ſich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenſchaft, und ſo verletzen wir
Am erſten die, die wir am zärtſten lieben.

Leonore.

In dieſer ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut ſo ohne Maß verlor.
Allein geſtehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von ſaurer Arbeit kommt,
Und ſpät am Abend in erſehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger
Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas menſchlich's in dem Buſen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt,
Und keiner braucht den andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.

Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Hochverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beyden Schätzen;
Der Lorber iſt es und die Gunſt der Frauen,

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hätteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können.
Denn ein Verdienſt, das außerirdiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,
Berührt der höchſte Lohn ihm kaum das Haupt.

Ein unfruchtbarer Zweig iſt das Geſchenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit ſie einer Schuld
Auf's leicht'ſte ſich entlade. Du mißgönnſt
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Schein
Um's kahle Haupt wohl ſchwerlich; und gewiß,
Der Lorberkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach ſeinem Werth zu ſchätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es ſcheint von Zeit zu Zeit bedarf der Weiſe,
So ſehr wie andre, daß man ihm die Güter,
Die er beſitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirſt an ein Phantom
Von Gunſt und Ehre keinen Anſpruch machen.
Der Dienſt, mit dem du deinem Fürſten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindeſt,

Iſt wirkend, iſt lebendig, und ſo muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig ſeyn.
Dein Lorber iſt das fürſtliche Vertraun,
Das auf den Schultern dir, als liebe Laſt,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es iſt
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunſt der Frauen ſagſt du nichts,
Die willſt du mir doch nicht entbehrlich ſchildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrſt ſie nicht,
Und leichter wäre ſie dir zu entbehren,
Als ſie es jenem guten Mann nicht iſt.
Denn ſag', geläng' es einer Frau, wenn ſie
Nach ihrer Art für dich zu ſorgen dächte,
Mit dir ſich zu beſchäft'gen unternähme?
Bey dir iſt alles Ordnung, Sicherheit;
Du ſorgſt für dich, wie du für andre ſorgſt,
Du haſt, was man dir geben möchte. Jenen

Beſchäftigt uns in unſerm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tauſend Kleinigkeiten, die
Zu ſchaffen eine Frau ſich gern bemüht.
Das ſchönſte Leinenzeug, ein ſeiden Kleid
Mit etwas Stickerey, das trägt er gern.
Er ſieht ſich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An ſeinem Leib nicht dulden, alles ſoll
Ihm fein und gut und ſchön und edel ſtehn.
Und dennoch hat er kein Geſchick, das alles
Sich anzuſchaffen, wenn er es beſitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgſamkeit, bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reiſe wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil ſeiner Sachen fehle. Bald
Beſtiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu ſorgen.

Antonio.

Und dieſe Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückſel'ger Jüngling, dem man ſeine Mängel

Zur Tugend rechnet, dem ſo ſchön vergönnt iſt,
Den Knaben noch als Mann zu ſpielen, der
Sich ſeiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßteſt mir verzeihen, ſchöne Freundinn,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du ſagſt nicht alles, ſagſt nicht was er wagt,
Und daß er klüger iſt, als wie man denkt.
Er rühmt ſich zweyer Flammen! knüpft und löſt
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit ſolchen Künſten ſolche Herzen! Iſt's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbſt das beweiſ't ja ſchon,
Daß es nur Freundſchaft iſt, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauſchten,
Belohnten wir das ſchöne Herz nicht billig,
Das ganz ſich ſelbſt vergißt, und hingegeben
Im holden Traum für ſeine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt ſeine Selbſtigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die ſich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freywilligen Tribut, zerſtöret ganz
Den ſchönen Kreis geſelligen Vertrauns!

Leonore.

Wir ſind nicht ſo parteyiſch wie du glaubſt,
Ermahnen unſern Freund in manchen Fällen;
Wir wünſchen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich ſelbſt genieße, mehr ſich zu genießen
Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles, was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz

In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gehoben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er andre nur zu ſehr.
Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtinn ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur, allein genug
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken. Denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;

Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hoffſt du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der einz'ge, den wir dulden.

Leonore.

So ohne Leidenſchaft, ſo unparteyiſch
Glaubt' ich dich nicht. Du haſt dich ſchnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch ſich auf der Stelle faſſen kann.
Du warſt, mich deinem Freunde zu verſöhnen,
Zuerſt bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannſt, daß dieſer Mann ſich finde,
Und alles wieder bald im Gleichen ſey.
Ich gehe ſelbſt zu ihm, ſo bald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig iſt,
So bald du glaubſt, daß meine Gegenwart
Das Übel nicht vermehrt. Doch was du thuſt,
Das thu' in dieſer Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indeſſen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore *allein.*

Für dießmal, lieber Freund, ſind wir nicht
eins,
Mein Vortheil und der deine gehen heut
Nicht Hand in Hand. Ich nütze dieſe Zeit
Und ſuche Taſſo zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer.

Taſſo allein.

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich nach einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?

Die Tage, wo dein Geiſt mit freyer Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.
Ich ging mit off'nen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O hatt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!

Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück,
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrauns, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalen Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche zweydeutige Geflügel,

Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.
Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt?
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umſauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweyter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſtehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,

Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe? —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bey Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.
Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſ't das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundinn —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr, als billig iſt, bewegt.

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt, kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich, was es mir bedeutet.
Laß meine Neider meine Feinde nur
Gewähren! Frey und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht.
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß ---

Taſſo.

Den laß' ich ganz bey Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du beſſer

Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort,
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur duldend gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpat, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur,
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frey will ich ſeyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung willſt du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß

So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zum Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchteſt du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er ſonſt von dir
Und dem Talente ſprach, das dir vor vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß,
Das was du biſt und haſt, und ſchätzt es auch.

Taſſo.

O glaube mir, ein ſelbſtiſches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neid's entfliehen.
Ein ſolcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das haſt du ſelbſt, das haſt du wenn du willſt,
Wenn du beharrſt, wenn dich das Glück begünſtigt.
Doch das, was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben

Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit ſteifem Sinn
Die Gunſt der Muſen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zuſammenreiht, ſich ſelbſt ein Dichter ſcheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürſten Gunſt,
Die er doch gern auf ſich beſchränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmliſchen
Dem armen, dem verwaiſten Jüngling gaben.

Leonore.

O ſäheſt du ſo klar, wie ich es ſehe!
Du irrſt dich über ihn, ſo iſt er nicht.

Taſſo.

Und irr' ich mich an ihm, ſo irr' ich gern!
Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt

Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand,
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luſt entreißen ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum,
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt, wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich lang', o ſchöne Freundinn, hier
Schon überflüſſig bin, das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr, wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtinn mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freyheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,

Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundinn!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt vorbey!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;
Und ſein bedarf man, leider! meiner nicht.
Und er iſt klug, und leider! bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde
Sie laſſen's gehn, ſie ſehen's anders an,
Sie widerſtreben kaum, und ſollten kämpfen.
Du glaubſt, ich ſoll hinweg, ich glaub' es ſelbſt —
So lebt denn wohl! ich werd' auch das ertragen.
Ihr ſeyd von mir geſchieden — werd' auch mir
Von euch zu ſcheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Ach in der Ferne zeigt ſich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.

Vielleicht wirſt du erkennen, welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächſten nicht erſetzt.

Taſſo.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie ſie ſo leicht
Und hülflos, einſam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmſt du mich, mein Freund, ſo ſollſt du nie
Die traurige Erfahrung wiederhohlen.
Soll ich dir rathen, ſo begibſt du dich
Erſt nach Florenz, und eine Freundinn wird
Gar freundlich für dich ſorgen. Sey getroſt,
Ich bin es ſelbſt. Ich reiſe, den Gemahl
Die nächſten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,
Als wenn ich dich in unſre Mitte bringe.
Ich ſage dir kein Wort, du weißt es ſelbſt,

Welch einem Fürſten du dich nahen wirſt,
Und welche Männer dieſe ſchöne Stadt
In ihrem Buſen hegt, und welche Frauen.
Du ſchweigſt? Bedenk' es wohl! Entſchließe dich.

Taſſo.

Gar reitzend iſt, was du mir ſagſt, ſo ganz
Dem Wunſch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es iſt zu neu: ich bitte dich
Laß mich bedenken, ich beſchließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der ſchönſten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieſes Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkſt,
So wirſt du ſchwerlich etwas beſſers denken.

Taſſo.

Noch eins, geliebte Freundinn! ſage mir,
Wie iſt die Fürſtinn gegen mich geſinnt?
War ſie erzürnt auf mich? Was ſagte ſie? —
Sie hat mich ſehr getadelt? Rede frey.

Leonore.

Da ſie dich kennt, hat ſie dich leicht entſchuldigt.

Taſſo.

Hab' ich bey ihr verloren? ſchmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunſt wird nicht ſo leicht verſcherzt.

Taſſo.

Wird ſie mich gern entlaſſen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtinn ganz allein?

Du gehſt hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch, daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf, ſo wie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore.

Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du ſcheideſt, dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich druckt und neckt!

Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, leider dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun,
Um es entzwey zu reißen, daß du frey
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

Ich ſoll erkennen, daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich, daß ich unrecht habe,
Und manchem unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt!

Ich ſoll es tief empfinden, wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt!

Daß er betrogen iſt, kann er nicht ſehen,
Daß ſie Betrüger ſind, kann ich nicht zeigen,
Und nur damit er ruhig ſich betrüge,
Daß ſie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt ſo klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Lenore ſelbſt, Lenore Sanvitale,
Die zarte Freundinn! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je!
Sie war nicht redlich, wenn ſie noch ſo ſehr
Mir ihre Gunſt, mir ihre Zärtlichkeit
Mit ſüßen Worten zeigte! Nein, ſie war

Und bleibt ein luſtig Herz, ſie wendet ſich
Mit leiſen klugen Tritten nach der Gunſt.

Wie oft hab' ich mich willig ſelbſt betrogen,
Auch über ſie; und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte ſie, und ſchmeichelte mir ſelbſt.
So iſt ſie gegen andre, ſagt' ich mir,
Doch gegen dich iſt's offne treue Meinung.
Nun ſeh' ich's wohl, und ſeh' es nur zu ſpät:
Ich war begünſtigt, und ſie ſchmiegte ſich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt ſie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie ſchleicht heran und ziſcht mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberiſche Töne.
Wie lieblich ſchien ſie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Lippe jedes Wort!

Doch konnte mir die Schmeicheley nicht lang'
Den falſchen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geſchrieben
Von allem was ſie ſprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen ſucht
Und es nicht herzlich meint. Ich ſoll hinweg?
Soll nach Florenz, ſobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wohl.
Dort herrſcht der Mediceer neues Haus,
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand,
Die edelſten Gemüther aus einander.
Empfang' ich dort von jenen edlen Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen. Leicht geläng' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was ſoll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verſtund ein jedes Wort zu gut,
Das ich Lenoren von den Lippen lockte!
Von Sylb' zu Sylbe nur erhaſcht' ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzeſſinn denkt —
Ja, ja, auch das iſt wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlaſſen, wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht.“ O! fühlte
Sie eine Leidenſchaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! Willkommner
Ergriffe mich der Tod, als dieſe Hand,
Die kalt und ſtarr mich von ſich läßt. — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundſchaft oder Güte täuſchen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügſt.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.

Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt,
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freyer Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien.

Taſſo.

Die Willkür macht mich frey, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe, Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieſer reizt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt, die Meinung andrer
Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erhohlt ſich ſchwer.

Antonio.

Jetzt iſt's an mir, daß ich dir dringend ſage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunſch,
Den Wunſch des Fürſten, der mich zu dir ſendet.

Taſſo.

Ich kenne meine Pflicht und gebe nach.
Es ſey verziehn, ſo fern es möglich iſt!
Die Dichter ſagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er ſelbſt geſchlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menſchen Zunge dieſe Kraft;
Ich will ihr nicht gehäſſig widerſtehn.

Antonio.

Ich danke dir, und wünſche, daß du mich
Und meinen Willen dir zu dienen gleich
Vertraulich prüfen mögeſt. Sage mir,
Kann ich dir nützlich ſeyn? Ich zeig' es gern.

Taſſo.

Du bieteſt an, was ich nur wünſchen konnte.

Du bieteſt mir die Freyheit wieder, nun
Verſchaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannſt du meinen? Sag' es deutlich an.

Taſſo.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht;
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut überreicht' ich es dem Fürſten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde find' ich jetzt
In Rom verſammelt; einzeln haben ſie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen ſchon eröffnet: vieles hab' ich
Benutzen können, manches ſcheint mir noch
Zu überlegen; und verſchiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geſchehn iſt, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löſ't dieſe Knoten bald.
So dacht' ich heut den Fürſten ſelbſt zu bitten:

Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe dieſen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir ſcheint nicht räthlich, daß du dich entfernſt
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürſten und der Fürſtinn dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunſt iſt wie ein Tag der Ernde;
Man muß geſchäftig ſeyn, ſobald ſie reift.
Entfernſt du dich, ſo wirſt du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren, was du ſchon gewannſt.
Die Gegenwart iſt eine mächt'ge Göttinn;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Taſſo.

Zu *fürchten* hab' ich nichts; Alphons iſt edel,
Stets hat er gegen mich ſich groß gezeigt:
Und was ich *hoffe*, will ich ſeinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir

Erſchleichen; nichts will ich von ihm empfangen,
Was ihn gereuen könnte daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm, daß er dich jetzt
Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt, er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebethen wird,
Und du vermagſt es wohl, ſobald du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte,

War einzig dieſem frommen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich, jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt
Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere,
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig was ich that,
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier, mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt begeiſtert, wird
Gewiß der letzte ſeyn, der mich belehrt.

Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe *muß* ich ſehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſind's!
Vertraun und Sorge flößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir

Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebothne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick
Für gut zu halten, was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick, was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyranney
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneyen
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt

Nur anders, und du glaubſt deswegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an,
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht,
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Überzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befreyn!
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frey erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freyen Wegs mich Eilenden umgibt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebiethen kann.
Nur Feſſ'ln ſind es, die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frey.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freyheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken;
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben,
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg, den du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden wer ſich irrt!
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor,

Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben: Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr, um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo allein.

Ja gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns zu ſcheinen, ja
Zu ſeyn wie jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Gewebes!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen, daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeſchickt mich finde,
Beſtellet ſich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürſten und der Fürſtinn Blick.

Man ſoll mich halten, meint er; habe doch
Ein ſchön Verdienſt mir die Natur geſchenkt,
Doch leider habe ſie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder ſchlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düſtern Sinn.
Es ſey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schickſal ſo gebildet,
Nun müſſe man ihn nehmen wie er ſey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm
Was Freude bringen kann am guten Tage
Als unerwarteten Gewinſt genießen,
Im übrigen, wie er geboren ſey,
So müſſe man ihn leben, ſterben laſſen.

Erkenn' ich noch Alphonſens feſten Sinn?
Der Feinden trotzt und Freunde treulich ſchützt,
Erkenn' ich ihn, wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!

Das iſt mein Schickſal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre feſt
Und treu und ſicher bleibt, ſich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieſes Mann's allein
Mein ganz Geſchick zerſtört, in Einer Stunde?
Nicht dieſer das Gebäude meines Glücks
Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren? Muß ich's heut?
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du!
Auch du!
Geliebte Fürſtinn, du entziehſt dich mir.
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes
Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein
Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich, aufrecht mich zu
halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen, kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn,
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum,

Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! auch Sie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich, wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel, ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?

Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr, eh' du es fürchten konnteſt!
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhole nur, auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweytemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir, daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut, ich halt' ihn nicht:
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Medicis, ihn nicht entwende!
Das hat Italien ſo groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt.
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem, was heut geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig,
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſchont, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen, daß ich eigentlich an ihm
Zu fordern hätte. Über vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn andre vieles um den Einen thun;
So iſt's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Übung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Übung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?

Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reitzen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſchlingt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trüben Sinn,
Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen.
Er ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn;
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich
Was einen Menſchen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieſes Übel," ſagt er bänglich
Und voll Verdruß: „Was rühmt ihre eure Kunſt?
„Schafft mir Geneſung!" Gut verſetzt der Arzt,
So meidet das und das — „Das kann ich nicht" —
So nehmet dieſen Trank — „O nein! der ſchmeckt

„Abſcheulich, er empört mir die Natur“ —
So trinkt denn Waſſer — „Waſſer? nimmermehr!
„Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebißner —“
So iſt euch nicht zu helfen — „Und warum?“ —
Das Übel wird ſich ſtets mit Übeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen — „Schön!
„Wofür ſeyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Übel,
„Ihr ſolltet auch die Mittel kennen, ſie
„Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
„Der Leiden los zu ſeyn, recht leiden müſſe.“
Du lächelſt ſelbſt und doch iſt es gewiß,
Du haſt es wohl aus ſeinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entſchuldigt.

Antonio.

Es iſt gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns ſchwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was iſt ſein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt, glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbrochne Schlöſſer, aufgefangne Briefe,
Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben.
Und willſt du einem ſolchen Ruh' und Glück,
Willſt du von ihm wohl Freude *dir* verſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad' und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päbſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürſt? Des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.
So jung hat er zu vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun

Mit offnen Händen angebothen wird;
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an,
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel
Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertraun und Gunſt, und will an ſeine Seite
Vor andern ihn erheben, ſey's im Krieg,
Sey's in Geſchäften oder im Geſpräch;
So dächt' ich, könnte der beſcheidne Mann
Sein Glück mit ſtiller Dankbarkeit verehren.
Und Taſſo hat zu allem dieſem noch
Das ſchönſte Glück des Jünglings: daß ihn ſchon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, ſein launiſch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polſter ſeines Glücks.
Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,

Das aufzuſuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erſt nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünſcht in Belriguardo zu verweilen.
Das nöthigſte, was er zur Reiſe braucht,
Will er durch einen Freund ſich ſenden laſſen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schweſter geht
Mit ihrer Freundinn gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hauſe ſeyn.
Du folgſt uns bald, wenn du für ihn geſorgt.
Dem Caſtellan befiehl, das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann,
So lang' er will, ſo lang' bis ſeine Freunde
Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt! Leb' wohl!

Zweyter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo
mit Zurückhaltung.

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir in vollem Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging,
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt,
Du willſt erlauben, daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill, mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen, was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt auf's neue ſich erheben,
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich deiner Gunſt auf's neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns
dann
Den doppelten Gewinſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſo.

Du überhäufſt, o Fürſt, mit Gnade den,
Der ſich unwürdig fühlt, und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks eröffn' ich eine Bitte!
Am meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart, allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,

Wo noch der Geiſt der großen Männer ſchwebt,
Und wirkſam ſchwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beyfalls ſich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beſchämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirſt mir nicht an dieſem Tage nehmen,
Was du mir kaum an dieſem Tag gebracht?
Laß zwiſchen dich und zwiſchen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten; hüte dich
Durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tauſendfältigen Gedanken vieler
Verſchiedner Menſchen, die im Leben ſich
Und in der Meinung widerſprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und ſcheut ſich nicht
Gar manchem zu mißfallen, daß er manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch

Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bey mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhohle nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben, ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freyen Welt genießen, dich zerſtreuen,

Dein Blut durch eine Cur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der hergeſtellten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich der Fleiß geſund.
Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freyer Üppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum

Gar mancher Abgrund, den das Schickſal grub;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reitzend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiethe du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du gibſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens, lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Taſſo allein.

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemal,
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien,
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gib nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!

Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus,
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.

Nach einer Pauſe.

Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die holde Fürſtinn kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein, es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſinn. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Übrigen.

Prinzeſſinn.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe, nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Plaz nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzeſſinn.

Darfſt du es wagen?
Noch iſt der ſtrenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Taſſo.

Du warneſt recht, ich hab' es ſchon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich ſchleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tauſende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hauſe kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schweſter, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich ſtill, und trete dann
Auch ſchweigend an das Land, ich gehe ſacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:

Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serſale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerinn die Straße, ſie
Bezeichnet mir das Haus. So ſteig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und ſchauen
Das wilde Haar, den düſtern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen ſteht
Die Thüre ſchon, ſo tret' ich in das Haus —

Prinzeſſinn.

Blick' auf, o Taſſo, wenn es möglich iſt,
Erkenne die Gefahr, in der du ſchwebſt!
Ich ſchone dich; denn ſonſt würd' ich dir ſagen?
Iſt's edel ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel nur allein an ſich zu denken,
Als kränkteſt du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beyde Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laß uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Taſſo wendet ſich weg.

Prinzeſſinn.

Wie tröſtlich iſt es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freywillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt,
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laß mich in Belriguardo hier, verſetze

Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum
Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja wählet den entfernteſten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht beſuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort ſchickt mich hin! Dort laßt mich euer ſeyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbſt mit Bretern und mit Ziegeln decken,
Und mit verbund'nem Rohre wohl verwahren!
Es ſollen ſchöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln ſchlagen, rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen ſeyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Pallaſtes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenſter öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemählden ſchade;

Die ſchön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel ſäubern,
Es ſoll das Eſtrich blank und reinlich glänzen,
Es ſoll kein Stein, kein Ziegel ſich verrücken,
Es ſoll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzeſſinn.

Ich finde keinen Rath in meinem Buſen,
Und finde keinen Troſt für dich und — — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? Möchte mir
Ein heilſam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.
Das treuſte Wort, das von der Lippe fließt,
Das ſchönſte Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich laſſen, und verlaſſen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?

Und konnteſt du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget. Sag' mir an.

Prinzeſſinn.

Gar wenig iſt's, was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzu viel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,

So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten,
Und, leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,
Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerey? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,

Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen; ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt.

Prinzeſſinn.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhöheſt du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frey wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,

Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen Nichts gehöret mir
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu.
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin.

Er fällt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.

Prinzeſſinn

ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend.

Hinweg!

Leonore

die ſich ſchon eine Weile im Grunde ſehen laſſen, herbey eilend.

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

Sie geht der Prinzeſſinn nach.

Taſſo

im Begriff ihnen zu folgen,

O Gott!

Alphons

der ſich ſchon eine Zeit lang mit **Antonio** genähert,

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

ab.

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt, ſo wie du immer glaubſt
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bey dir, wie würd' er triumphiren?
Unglücklicher, noch kaum erhohl' ich mich!
Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,

Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.

Taſſo

nach einer langen Pauſe.

Vollende nur dein Amt, ich ſeh' du biſt's!
Ja du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen,
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beydes an!

Gegen die Scene.

Ja, gehe nur, Tyrann! Du konnteſt dich
Nicht bis zuletzt verſtellen, triumphire!
Du haſt den Sclaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich haſſe dich, ich fühle ganz

Den Abſcheu, den die Übermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.

Nach einer Pauſe.

So ſeh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verſtoßen und verbannt als Bettler hier?
So hat man mich bekränzt, um mich geſchmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht
Mit glatten Worten ab, und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte:
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt ſeh' ich wohl, warum ich feyern ſoll.
Es iſt Verſchwörung, und du biſt das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name ſich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,

Daß man am Ende meiner gar vergeſſe;
Drum ſoll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen.
O werthe Freundſchaft, theure Sorglichkeit!
Abſcheulich dacht' ich die Verſchwörung mir,
Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann,
Allein abſcheulicher iſt es geworden.

Und du, Sirene! die du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum ſo ſpät!

Allein wir ſelbſt betrügen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht;
Nur die Galerenſclaven kennen ſich,
Die eng' an Eine Bank geſchmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, die kennen ſich!

Wo jeder ſich für einen Schelmen gibt,
Und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerinn, die kleine Künſte treibt.
Die Maske fällt, Armiden ſeh' ich nun
Entblößt von allen Reitzen — ja, du biſt's!
Von dir hat ahndungsvoll mein Lied geſungen!

Und die verſchmitzte kleine Mittlerinn!
Wie tief erniedrigt ſeh' ich ſie vor mir!
Ich höre nun die leiſen Tritte rauſchen,
Ich kenne nun den Kreis, um den ſie ſchlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preiſ' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Taſſo, dich mit Staunen an,
So ſehr ich weiß, wie leicht dein raſcher Geiſt
Von einer Gränze zu der andern ſchwankt.
Beſinne dich! Gebiethe dieſer Wuth!
Du läſterſt, du erlaubſt dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen iſt,
Doch das du ſelbſt dir nie verzeihen kannſt.

Taſſo.

O ſprich mir nicht mit ſanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erſt beſinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerſte Gebein
Zerſchmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wuth mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läſt'rung nur ein leiſer Schmerzenslaut.

Ich will hinweg! Und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen.

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Noth nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſcherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon

Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeih!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht geneſ' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du gibſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft verloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da, und ich bin nichts;
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beyſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, Alles iſt dahin! — Nur Eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrey des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Noth zu klagen:

Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio

tritt zu ihm und nimmt ihn bey der Hand.

Taſſo.

O edler Mann! Du ſteheſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.

Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beyden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Von

Goethe.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,
bey Georg Joachim Göſchen,
1790.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK·MUENCHEN

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren, ſie kommt aus dem Grunde nach und nach hervor, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es, daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;

Allein ſie hätt' uns doch ihr Bißchen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel Böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Scapin am Fenſter.

Biſt du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.

Er tritt zurück.

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur, es wacht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?

Warte, du bereuſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin

in krüpelhafter Geſtalt.

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine

zurück tretend.

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin

näher tretend.

Jemand bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!
Scapin! biſt du's?

Scapin

ſich aufrichtend.

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht bey'm Kopf
Mit beyden Händen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchäd'ge.

Scapine.

Laß ſeyn! Geduld! Wenn's jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!

Laß uns ſchnell
Bereden, was es gibt.
Du haſt dich alſo glücklich
Bey'm Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwey Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
In's Heiligthum des Geitzes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,

er nimmt nach und nach die Krüppelgeſtalt wieder an.

ſaß ich vor ſeiner Thür.
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,

Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was gibt's? —
Und ich war fix und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſollt' ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!
In der Perſon des Doctors
Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.
Als Bettler.
Ach weit bittrer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.
Als Doctor.
Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Übel in dir ſteckt.

Als Bettler.

Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.

Als Doctor.

Wie? nicht eſſen?

Als Bettler.

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

Als Doctor.

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

Als Bettler.

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern;
Würſte, Braten, und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth:
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brot.

Ich ſah' ihn an; kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter, lieber, armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten.
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu.
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,
Mein Übel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: Mein Tiſch empört dir nicht das Blut,
Du kannſt getroſt in meinem Hauſe bleiben.
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faſtete ganz herrlich
Dem Anſchein nach,
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von ſeinem Geitze, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Caſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,

Von jenen hundert köſtlichen Ducaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,
Und ich habe durch eine Ritze
Das ſchöne Gold zuſammen blinken ſehn.
Wenn wir nun klug ſind,
Iſt es wieder unſer.

Scapine.

So glaubſt du, jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzuſetzen?

Scapin.

Ganz gewiß!
Verlaſſe dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke!

Scapin.

In ſeinem Zimmer ſtehen zwey Geſtelle
Mit Gläſern, eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchſen eins und Schachteln:
Dieß iſt das Arſenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile ſendet.
Auf dem Geſtelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, ſteht eine runde Büchſe,
Roth angemahlt,
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchſen ſtehn.
Doch dieſe kannſt du nicht verfehlen;
Sie ſteht zuletzt, allein,
Und iſt die einzige von ihrer Art
In dieſer Reihe.
In dieſer Büchſe iſt das Rattengift
Verwahrt,
Arſenik ſteht auch außen angeſchrieben:
Das merke dir.

Scapine.

Wie? Auf dem Geſtelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchſe?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arſenik ſteht daran,
Und ſie iſt roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennſt ſie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir muſtern eben ſeine Flaſchen und ſeine Büchſen,
Notiren was an Arzeneyen abgeht,
Da bring' ich bey Gelegenheit die Sachen durch einander,
Daß ein Verſehn noch mehr wahrſcheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens ſoll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchteſt nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! Wenn du die Kunſt
Ohnmächtig dich zu ſtellen noch verſtehſt,
Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke ſteht.
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen,
Nur friſch, mein Liebchen!

Deine Hand und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen
Der Jäger ein Wild zu ſchießen
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen
Auch wir ſind angewieſen,
Ein jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Mädchen auf die Tropfen
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft iſt Malz und Hopfen
Bey allen gar verloren;

Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts kühnes wagt.

Beyde.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen,

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Beyde.

Wenn ihr nichts kühnes wagt.

Scapin.

Es iſt nun deine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß iſt die Rache
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück.

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beyde.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergetzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Zweyter Act.

Zimmer, Geſtelle mit Arzeneybüchſen und Gläſern im Grunde, Tiſch zur rechten, Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.

Der Doctor
mit Geldzählen beſchäftigt.

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Univ.-Bibl.
München

Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das Bißchen Geld verwahrt,
Ach! da iſt alles ihre.
Zuckerwerk und andre Näſchereyen,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —
Und das Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Barſchaft erſt vertändelt,
Dann adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen!
Kind, geh nach Hauſe!

Nein, nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich dich beſitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?
Soll mich ein Wagen
Mit zwey ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —
Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!
Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen! —
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
Laut.
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor

als gähnte er.

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin

herein tretend.

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es ſoll.
Haſt du indeſſen
Den Umſchlag fleißig gebraucht?
Haſt du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das verſäum' ich nie!
Wie ſollt' ich auch den eignen Leib ſo haſſen,
Nicht alles thun, was ihr verordnet?
Unendlich beſſer fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,

Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu ſpüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Friſch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen haſt,
Brauchſt du ihn nicht zu ſtillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo ſind wir ſtehn geblieben?
Welche Reihe haſt du zuletzt gehabt?

Scapin

am Geſtelle deutend.

Hier! dieſe.

Doctor.

Wohl, wir müſſen eilen,
Damit ich wiſſe, was von jeder Arzeney,
Von jeder Species mir abgeht,

Daß ich bey Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert,
Es fehlt mir hier und da.

Scapin

ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der vor dem Repoſitorium ſteht.

Rhabarbar! iſt zur Hälfte leer.

Doctor

am Schreibtiſch.

Wohl.

Scapin.

Der Lebens-Balſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Ihr wißt ja ſonſt recht wohl zu ſparen,
Verſchwendet ihr ſo die köſtlichſte der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du haſt dich nicht geirrt;
Ja wohl bin ich ein guter Wirth;
Es jammerte mich ſtets die Perlen klein zu mahlen;
Für dießmal ſind es Auſterſchalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —
Wie roth, wie ſchön glänzt dieſe volle Flaſche!
Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich naſche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß ſie nur ſtehen! Laß ſie ſeyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs iſt aller Welt bekannt,
Von ſeiner Wirkung königlich genannt;
Es ſchlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

Es klopft.

Doch fahre hübſch in einer Reihe fort.
Was ſoll das ſeyn? Du biſt bald hier bald dort!

Es klopft.

Doctor.

Mich dünkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend iſt ſchon nicht mehr weit.
Geh' hin und ſieh; es iſt ſonſt nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

Scapin ab. Der Doctor beſchäftigt ſich während des Ritornells mit dieſem und jenem.

Scapin kommt zurück.

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' geſehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, beſcheiden, ſanft und ſchön.

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget ſie zu ſehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

Zu Zwey.

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.

Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,"
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, Sie muß ſich faſſen;
Tret' Sie getroſt herbey,
Sie darf vor aller Welt ſich frey,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.
Was fehlt Ihr? Rede Sie Sie darf ſich mir vertraun.
Wie ſoll man mehr auf äußres Anſehn baun!
Wer Sie nur ſähe, ſollte ſchwören,
Sie ſey recht wacker und geſund;
Ich glaub' es ſelbſt, es muß Ihr ſchöner Mund
Mich eines andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiſer Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch ſagen kann.

Sie reicht ihm den Arm.

Doctor.

Ey! ey! was iſt das?
Wie geſchwind!
Wie ungleich!
Bald früher, bald ſpäter.
Das kindiſche, unſchuldige Geſicht! —
Im Herzchen iſt kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls iſt ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Geſteh', wie es in deinem Herzen ſteht.

Scapine.

Ach! wie ſollt' ich das geſtehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es ſchläget,
Es beweget
Meine Bruſt ſchon allzu ſehr!

Ach! was ſoll ich denn geſtehen? —
Mir nicht ſo in's Aug' geſehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

Sie hat ſich während der Arie manchmal nach Scapin umgeſehen, als wenn ſie ſich vor ihm fürchtete.

Doctor.

Ich verſtehe dich;
Du trauſt mir wohl,
Doch willſt du dich vor dieſem Burſchen da
Nicht expliciren.
Ich lobe die Beſcheidenheit.

Zu Scapin.

Haſt du nichts zu thun, als dazuſtehn?
Geh' hin, beſchäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmliſches Behagen;
Ich glaube gar mir murrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Luſt zum Eſſen ſtellt ſich ein.
O dürft' ich, um es zu beweiſen,
Gleich hier in dieſen Apfel beißen!

Er greift ihr an die Wangen.

Doctor.

Willſt du! — Unverſchämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Biſſen iſt für dich zu fein.

Er treibt ihn fort.

Nun, ſchöner Schatz, ſind wir allein.
Geſtehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel haſt, was dir fehlet.

Scapine.

O ſonderbar und wieder ſonderbar
Iſt mein Geſchick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es iſt ſo ſeltſam und ſo wahr!

Gern in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeyen
Den Schäfer nur blaſen,

Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen!
Seh' ich eine Wange,
Möcht ich ſie klatſchen.

Sie übt ihren Muthwillen, indem ſie jedes was ſie ſingt, gleich an ihm ausläßt.

Hör' ich Schalmeyen,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

Sie zwingt ihn zu tanzen, ſchleudert ihn in eine Ecke, und wie ſie ſich erhohlt hat, fällt ſie wieder ein.

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bey dieſem ſanften Paroxismus
Wollen wir's bewenden laſſen!
Daß ja der tolle Dämon nicht ſein Spiel
Zum zweytenmal mit meiner Naſe treibe.

Wie ſie eine muntere Geberde annimmt. fährt er zuſammen.

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich ſeinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück, daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat Sie Vertrau'n zu mir?

Scapine

freundlich und zuthätig.

Vertrau'n? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam explicirt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertrau'n —

Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.

Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzeney erſt kräftig wird —
Gut! — Merke Sie, mein Schatz:
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.

Bey Seite.

Ich muß ihr Arzeneyen geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

Während des Ritornells des folgenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tiſch hervor, und indem er einen Becher darauf ſetzt, fällt er ein.

Doctor.

Aus dem Becher, ſchön verguldet,
Sollſt du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht ſinken,
Er iſt bitter, doch geſund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verſchuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich verſprech's mit Hand und Mund.

Doctor

der jedesmal hin und wieder läuft, und von den Repoſitorien Büchſen und Gläſer hohlt und davon in den Becher einſchüttet, ſie aber zuſammen auf dem Tiſche neben dem Becher ſtehen läßt.

Drey Meſſerſpitzen
Von dieſem Pulver!
Drey Portiönchen
Von dieſem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von dieſen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von dieſem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfriſchet;
Du haſt ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach miſchet! miſchet
Nicht ſo viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun miſceatur, detur, ſignetur.
Wühlendes, ſpühlendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köſtlicher hab' ich
Nie 'was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch,
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, ſetzt ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt.

Scapin

außen in einiger Entfernung.

Hülfe!

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchreyn?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn ſchreyn.

Scapin herein tretend.

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?

Scapin ab.

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor

ihr eine Schatulle reichend.

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin

mit ein Paar Eimern.

Hier bring' ich Waſſer.
Auf! Waſſer getragen!
Es mehrt ſich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entſetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löſchet
Und rettet das Haus!

Scapine.

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

Sie dringt dem Doctor die Eimer auf, ſie rennen wie unſinnig durch einander, endlich ſchieben ſie den Doctor zur Thüre hinaus, Scapin hinter ihm drein. Scapine kehrt in der Thüre um und bricht, da ſie ſich allein ſieht, in ein lautes Lachen aus.

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortreſflich gut gegangen!

Sie gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Geſchwind, daß ich das Beſte nicht vergeſſe!
Wo ſteht die Büchſe?

Sie ſieht ſich an den Repoſitorien um.

Hier! das muß ſie ſeyn.

Sie ſteigt auf dem Tritt in die Höhe.

Arſenik! Ja getroffen, ſchnell getauſcht. —
Dieſe hier iſt ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieſer wie in jener.

Sie verwechſelt die Büchſen, ſetzt die eine auf das Tiſchchen, die andere hinauf.

Gut!
Welch Entſetzen wird den Alten faſſen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch ſeine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geſchwind, zu ſehen wo ſie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es iſt vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unſinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverſtänd'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häusliche Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläſer,
Büchſen und Schachteln,
Mein halb Diſpenſatorium
Hinunter ſchlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern
Rein heraus zu ſpühlen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohne dieß
Gar manche Arzeneyen
Auf's neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt,
Geht bey euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine kommt.

Doctor.

Denke nur, mein Kind,
Der Lärm war ganz um nichts.

Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer,
Unter'm Dache,
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt,
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich künftig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh mir aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

Erwin ab.

Doctor

Sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapinen.

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es friſch hinein?

Scapine

die indeſſen allerley Geberden des Uebelſeyns gemacht hat.

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Glut! O welche Pein! —
Mir iſt's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' Sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt Sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen ſtillen?
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geſchick!

Scapine.

Ich verſchmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es ſoll die Facultät entſcheiden,
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entſetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon ſteigen bittre Todes-Leiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein ſchönes, allerliebſtes Puppchen!
O ſetze dich.

Er führt ſie zum Seſſel.

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, iſt unſchuld'ge Arzeney;
Sie ſollte eigentlich,
Faſt ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts halb ſchädliches dabey.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angſtſchweiß ſteht mir auf der Stirn,
Was iſt geſchehn? Was iſt dir? Rede frey?

Scapine auffahrend.

Welch ein ſchreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!

Ja, es iſt Gift!
Ich bin verloren! Und du biſt der Mörder!

Doctor.

Du fabelſt, kleiner Schatz.

Scapine.

Widerſprich mir nicht,
Geſteh mir. Ich fühl' es, ich muß ſterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

nach einer Pauſe, in welcher der Doctor unbeweglich geſtanden, auf ihn los fahrend.

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es faſſen bittre Todes-Leiden
Mein bald zerriſſen Herz.

Sie geht in ein Geberdenſpiel über, als wenn ſie außer ſich wäre, als wenn ſie an einen fremden Ort geriethe.

Doctor.

Welche Geberden!
Himmel! was ſoll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich ſchaudernd dieſen Pfad,
Allein ich muß.
So ſey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich ſendeſt,
Sollſt du mit!
Du ſollſt nicht mehr auf unſre Koſten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt ſchon Charons Nachen.
Herbey! herbey! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer ſchneller! Näher heran!

Zum Doctor.

Doch ſtille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.

Du haſt ihm ſo viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm geſendet;
Erkennt er dich, ſo nimmt er dich nicht ein,
Du kannſt ihm hüben mehr, als drüben nütze ſeyn.

Sie ſtößt ihn vor ſich hin, gleichſam in den Kahn. Sie ſteigt nach ihm ein, hält ſich manchmal an ihm feſte, und geberdet ſich in der folgenden Arie wie eins, das in einem ſchwankenden Schiffe ſteht.

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuſeln
Sich fliehende Wellen;
Wir ſchwanken und ſchwimmen,
Wir ſchweben und ſchaukeln
An's Ufer hinan:

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuſeln,
Ein Ächzen, ein Bellen. —
Sind's Lüfte? ſind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geiſter den Kahn.

Sie macht die Geberden als wenn ſie ausſtiege, den Fuhrmann bezahlte u. ſ. w.

Doctor.

Ja! ja! wir ſind nun angelandet.
Laß uns nun ſehn, wo wir ein Obdach finden,
Ob jemand hier zu Hauſe ſey.

Er will nach der Thüre, ſie hält ihn ab.

Scapine.

Zurück! zurück! das iſt nun meine Sache!
Du wirſt noch immer früh genug
In dieſen hölliſchen Pallaſt
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an dieſen Schwellen
Erſt aus von meiner weiten böſen Reiſe.

Sie rückt den Schemmel, worauf ſie ſich ſetzt, quer vor, daß der Alte nicht zur Thüre kommen kann.

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlaſſen!

Doctor

indem er vergebens verſucht zu entkommen.

Wie komm' ich zur Thüre?
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:

Aber ich verliere,
Was ich auch erſinne;
Wenn ich ſie nicht betrüge,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu ſeyn,
Vor ſeiner Thür zu ſitzen und zu ruhen.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thuen?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir 'was poetiſches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich ſtelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird ſie den Eingang nicht verwehren.

Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt ſie an.

Wau! Wau!
Macht Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!

Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

Da er ihr zu nahe kommt, gibt ſie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt fürchterlich, [illegible] und endigt die Arie.

Scapine aufſtehend.

Der Doctor fährt auf und in die rechte Ecke.

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten ſoll.
Ja! ja! du Böſewicht,
Dein Maß iſt voll!
Hervor mit dir, ſie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürſt.
Es ſind ſo viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirſt.

Gegen den Lehnſeſſel gekehrt.

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr ſie all' herbey gerufen,
Die Opfer dieſes Erdenſohns?
Verdient er ſchon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Coloniſten reich beſetzt;
Vergeſſet, daß ihr ihn als Unterhändler ſchätzt;
Wollt ihr parteyiſch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich ſtell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finſtern Hauſe
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich ſchlepp' ihn bey den Haaren,
Ich zerr' ihn bey der Krauſe,
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geiſter ſich ſchon!

Die Pantomime der vorhergehenden Arie gibt ſich von ſelbſten. Am Ende wirft ſie ſich in den Seſſel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Geberden des Schmerzens; ſie ſcheint zu ſich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet ſich ängſtlich. Sie ſtößt von Zeit zu Zeit ſchmerzhafte Seufzer aus. Dieſes ſtumme Spiel wird von Muſik begleitet, bis endlich der Doctor in folgenden Geſang fällt und Scapin zugleich ſich von außen hören läßt.

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Geſundheit.
Sieh, ich beſchwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unſchuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erſchallen,
Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.

Er tritt herein.

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Dieſe ſtirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneyen
Umgebracht zu ſeyn.

Scapine.

Mein Auge ſinkt in Nacht —
Ich ſterbe!
Dieſer hat mich umgebracht!

Doctor zu Scapin.

Du glaubſt es nicht,
Du kenneſt mich zu gut.

Scapin.

Iſt's möglich — Herr! — Warum? —
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe ſich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur dieſe kleine Friſt
Zu bitten: ſey gerecht! —
Wenn du nicht ſein Helfers-Helfer biſt.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns ſie überſtehn?

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn!

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen? —
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Bey'm heiligen Hippocrates,
Galenus und bey Socrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bey allen Pfennigen, die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.

Nähm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Wär' er ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Häuten ſeyn.
Hier ſteht noch alles, wie ich's eingefüllt.

Scapin tritt hinzu.

Was gibt's? Was iſt dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt — du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieſer Büchſe ſteht
Arſenik angeſchrieben.

Doctor.

A — Ar — Arſenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht ſeyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückſeliger! Wie kam ſie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug ſie ſteht nun hier,
Und ſchwerlich läßt ſich ein Verſehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich ſtumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin
ihm die Büchſe vorhaltend.

Seht an! Seht her!
Es ſey nun wie es ſey.
Welch Unheil habt ihr angeſtiftet!
Das arme Mädchen iſt vergiftet.

Seht die Bläſſe dieſer Wangen,
Seht nur an die ſteifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach! er ſank auf ewig nieder,
Dieſer ſchöne holde Blick!

Hier iſt es beſſer weit entfernt zu ſeyn.
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke du was ich an dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannſt ſchweigen.
Sieh dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt dein, wenn du ſie zuſammenrafſſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Bey'm Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut' Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,
Werf' ſie in den Canal, lehn' ſie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunſt gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor
geht nach der Schatulle, nimmt heraus.

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!
Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,
Es vergeht mir das Geſicht!
Nimm die dreyßig —

Scapin.

Laßt doch ſehen!

Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.

Dreyßig! Es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

Scapin läßt ſie in den Beutel zählen, dann wie oben.

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber.
Ich laufe! ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.

Ach bleibe, verweile!
Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,

Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin beyſeite.

Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrey' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe
Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.

Stille, ſtille
Bringe ſie fort!

Sie ſchieben ſie mit dem Seſſel hinaus.

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine

kommt zur Thüre heraus und ſieht ſich um.

Bin ich allein? Wie finſter hier und ſtille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt ſich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbſt die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luſt.
Nacht, o Holde! —

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Druckt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin
ſieht zur Seitenthüre herein.

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:

Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Druckt er dich an die Bruſt.

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beyde.

Nacht, o Holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundinn!
Laß den Schleyer uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich? iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

Zu Zwey.

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen wacht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? von ferne durch die Nacht

Ein Wetter zieht herbey. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine allein.

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmels-Stimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Rollet, Donner! Blitze, ſenget!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Scapin

ſchaut zur Thüre herein.

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen.
Dein Toben hatt' ihn aus dem Bett geſprengt.

Nichts wird der Furcht und dem Entſetzen gleichen;
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!

Scapin ab. Scapine horcht und zieht ſich in die hintere Thüre zurück.

Doctor
mit einer Laterne.

Still' iſt es, ſtille!
Stille ſo ſtille!
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüſtchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der ſo tobte und ſchlug?
Still' iſt es, ſtille!

Scapine

inwendig ganz leiſe, kaum vernehmlich.

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine

mit verſtärkter Stimme, doch immer leiſe.

Ach!

Doctor

Was war das?

Scapine

lauter.

Weh!

Doctor

an der Vorderſeite niederfallend.

O weh!

Scapine

immer inwendig leiſe und geiſtermäßig.

Ach! zu früh
Trugen ſie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Doctor

immer an der Erde.

Ach ſie kommt wieder,
Denn in dem Sacke
Trug ſie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine

wie oben.

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut.

Doctor

der ſich aufzuheben ſucht und wieder hinfällt.

O! wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh ſollt' ich ſterben,
Frühe vergehen.

Bejammert das Schickſal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß ſterben,
Ich muß vergehen.
O gäbe der Himmel,
Es wäre ſchon Tag!

Scapine

im weißen Schleyer an die Thüre tretend.

Welch ein Schlaf? - Welch Erwachen!
Ein ſchauerlicher Ort, ein traurig Licht!

Sie kommt weiter hervor.

Wie trüb' iſt mir's,
Wie ſchwankt der Fuß,
Wie matt!

Sie erblickt den Alten auf der Erde.

Ihr Götter! welch ein Nachtgeſicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Geſpenſt wird mich gewahr —

Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unglückſel'ger Geiſt!
Ich bin an deinem Tode nicht ſchuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine

wankend.

Weh mir!
Wo bin ich?
Wer hat mich hergebracht?
Rede! Wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor

indem er aufſieht.

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach nun erkenn' ich dich! Weh mir!
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben;
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!

Im Begriff ſie wegzuführen hält er inne.

Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.

Beyſeite.

Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.

Laut.

Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.

Er will fort.

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich,
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe
Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts ſoll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.
Mein Geſchrey tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht

Doctor.

Stille, ſtille, laß dich halten!
Du biſt nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Verſäum' ich.
Ich fühle ſchon den Tod.

Doctor.

O Mißgeſchick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,

Und habe von dir
Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe.
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten,
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen,
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das iſt zu viel!

Auf den Knieen.

Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!

Sie nöthigt den Alten nach dem Gelde zu gehen.

Scapin der hervor tritt.

Zu Zwey.

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht noch ein:
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!

Da ſie den Alten hören, verbirgt ſich Scapin.

Doctor
mit einem Beutel.

Laß mich noch an dieſem Blicke,
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt,

Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.

Den Beutel an ſich drückend.

Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?
Ach du Reſt von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

die unter voriger Arie ſich ſehr ungeduldig bezeigt.

Glaubſt du, daß mir armen Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

Sie reißt ihm den Beutel weg.

Iſt's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

nimmt die Laterne auf und leuchtet.

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Iſt's vollbracht.
Gute Nacht!
Geſchwind, daß ich mich rette!

Sie eilt nach der Thüre, der Alte ſieht ihr verſtummt nach. Sie kehrt um, naht ſich ihm und macht ihm einen Reverenz.

Geh, Alter, geh zu Bette!
Geh zu Bette,
Und träume die Geſchichte,
So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin hervor tretend.

Geh, Alter, geh zu Bette!

Zu Zwey.

Geh zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geſchichte!

Zu Zwey.

So wird der Trug zu nichte,
Wenn Liſt mit Liſt zur Wette;
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was iſt das?
Was ſeh' ich?
Was hör' ich da?

Beyde.

Höre nur und ſeh:
Das Geld war unſer,
Und iſt es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?

Welche Lichter
Erſcheinen mir da?
Nachbarn herbey!
Ich werde beſtohlen.

Scapine zu Scapin.

Eile! O eile,
Die Wache zu hohlen,
Daß dieſer Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine

wirft ſich Scapin in die Arme, der die Geſtalt des Krüpels annimmt.

Gift.

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine mit Zuckungen.

Ich ſterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich ſterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich ſterbe, mich erſticket
Ein kochendes Blut!
Ich ſterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine an der einen, **Scapin** an der andern Seite.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?

Sie ſchütteln ihn mit der Beute vor den Ohren.

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beyde.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beyde.

Kling ling! Kling ling! ling.

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder! Gift!

Scapine
in der Stellung wie oben.

Ich ſterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.

Wer darf ſich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beyde.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr ſie klingen?
Kling ling!

Scapine

in obiger Stellung.

Ich ſterbe!
Mir ſiedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die ſchändliche Brut!

Scapine

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen ſie?
Ich weiß nicht, betrügen ſie?
Ich weiß nicht, ſind ſie toll?

Beyde.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur ſeht!
Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich ſelbſt nicht mehr!
Ach es iſt um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beyde.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapin.

Ai!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beyde.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beyde.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Seyd doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Leiden

des

jungen Werthers.

---

von

Goethe.

Zwey Theile.

Frankfurt und Leipzig
1795.

BIBL.
REGIA
[illegible]

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſte und ſeinem Character eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannſt!

Lei-

Leiden
des
jungen Werthers.

Erſter Theil. Erſtes Buch.

Am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reitze ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergözt? hab' ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bisgen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß du haſt recht, Beſter! der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bey weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bey uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich

mag

mag jetzt nichts davon ſchreiben; ſage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber! wieder bey dieſem kleinen Geſchäft gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit. Wenigſtens ſind die beyden letztern gewiß ſeltner.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahrszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüthen und man möchte zum Maykäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M*** ſeinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannichfaltigkeit ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bey dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne habe ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplatzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den Paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabey befinden.

Am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter! ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler geweſen, als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, naher an meinem Herzen fühle, und

fühle

fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält; mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft, und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Ortes; das hat alles ſo was anzügliches, was ſchauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt, und hohlen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich ſo da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle, die Altväter am Brunnen Bekanntſchaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. May.

Du fragſt, ob du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber! ich bitte dich um Gottes Willen, laß mir ſie vom Halſe! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn; brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt; ich brauche Wiegengeſang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörendes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtät haſt du nichts geſehen, als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu ſagen, der du ſo oft

oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind: jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage das nicht weiter; es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. May.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemein Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom ſo genannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu er-

halten,

halten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte, und ſich umſah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter, und ſah' ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie. — Ohne Umſtände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

Den 17. May.

Ich habe allerley Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mir's weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragſt, wie die Leute hier ſind? muß ich dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißgen, das ihnen von Freyheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen, um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich: nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt das ganze Herz ſo ein — Und doch! mißverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach! daß die Freundin meiner Jugend dahin iſt, ach! daß ich ſie gekannt habe, — Ich würde ſagen, du biſt ein Thor, du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt: aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien, mehr zu ſeyn, als ich war, weil ich alles war, was ich ſeyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren?

Und

Und nun! — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V.. an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch, er wiſſe mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerley ſpüre: kurz, er hat hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechiſch könnte (zwey Meteore hier zu Lande), wandte er ſich an mich, und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den Fürſtlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem Fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeigungen.

Leb' wohl! der Brief wird dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 22. May.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchen ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welcher die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Puncte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemahlt — Das alles, Wilhelm! macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahndung und dunk-

dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darinn ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig; daß aber auch Erwachſene, gleich Kindern, auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und, wie jene, nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biſkuit und Kuchen und Birkenreiſer regieret werden: das will niemand gerne glauben und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen und mit großem Reſpect um die Schublade umherſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein geſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſeyn kann!

Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeicht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — Ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freyheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Nahmen zu verändern.

wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee: und was über alles geht, ſind zwey Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Plaz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchgen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und leſe meinen Homer. Das erſte mal, als ich durch einen Zufall, an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzgen ſo einſam. Es war alles im Felde: nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füſſen ſitzendes Kind mit beyden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſezte mich auf einen Pflug, der gegenüber ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergezen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bey, alles, wie es hinter einander ſtand,

ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas abgeſchmacktes und ſchlechtes hervorbringen, wie einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann: dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund! ſoll ich dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bey ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erhohlungsſtunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebt's einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strohm des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde! da wohnen die gelaſſenen Herren auf beyden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. May.

Ich bin, wie ich ſehe, in Zückungen, Gleichniſſe und Declamation verfallen, und habe darüber vergeſſen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß, ganz in mahleriſche Empfindung vertieft, die dir mein geſtri-

geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, du biſt recht brav. Sie grüßte mich, Ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin, und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halte[illegible] gegeben, und bin mit meinem Aelteſten i[illegible] Stadt gegangen, um Weißbrod zu [illegible], und Zucker, und ein irden Breypfän[illegible] — Ich ſah das alles in dem Korbe, d[illegible]ckel abgefallen war. — Ich will meinem [illegible] das war der Name des Jüngſten) ein [illegible]en kochen zum Abende; der loſe Vogel, [illegible]e, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philippſen um die Scharre des Brey's zankte. — Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit ein paar Gänſen herumjage, als er geſprungen kam, und dem zweyten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz ge-

gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu hohlen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet: da iſt er ſelbſt hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt: ich höre nichts von ihm. — Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn ſie in die Stadt ginge, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage dir, mein Schaz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all den Tumult der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs, das in glücklicher Gelaſſenheit den engen Kreis ſeines Daſeyns hingeht, von einem Tage zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabey denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt, ſie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrod und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie: und wenn ich nicht nach der Betſtunde da bin, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergetze ich mich an ihren Leidenſchaften

ſchaften und ſimpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mir's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu nehmen: Sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. May.

Was ich dir neulich von der Mahlerey ſagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunſt: es iſt nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszuſprechen wage, und das iſt freylich mit wenigem viel geſagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeſchrieben, die ſchönſte Idylle von der Welt gäbe: doch was ſoll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer geboſſelt ſeyn, wenn wir Theil an einer Naturerſcheinung nehmen ſollen?

Wenn du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwarteſt, ſo biſt du wieder übel betrogen: es iſt nichts, als ein Bauerburſch, der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk ich, übertrieben finden: es iſt wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand; ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mirs gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bey einer Wittwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reizend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich Wort für Wort wiederhohlen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das heimliche Feuer ſeiner Blicke

leben-

lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war: es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederholen. Ich hab in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiſſe, ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir ſage, daß bey der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie ehſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jezt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt: genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bey ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bey ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bey dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtractionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchäh es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreymal im Begriffe, die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen, und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten: und gehe doch alle Augenblick' an's Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm! will mein Butterbrod zu Nacht eſſen, und dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S.. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedeley, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläßigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich

eine

eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S… mitnehmen ſollte. — Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſetzte die Baſe, daß Sie ſich nicht verlieben! — Wie ſo? ſagte ich. — Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war ſehr ſchwühl, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weißgrauen dumpfichten Wolkchen rings am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnden anfieng, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich gieng durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende

Treppe

Treppe hinaufgeſtiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren, um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt, anhatte. — Sie hielt ein ſchwarzes Brod, und ſchnitt ihren Kleinen rings herum, jedem ſein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit, und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrode vergnügt, entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davon gieng, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. — Ich bitte um Vergebung, ſagte ſie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerley Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperbrod zu geben, und ſie wollen von niemanden Brod geſchnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment: meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der

der Uerraſchung zu erhohlen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuhe und Fächer zu hohlen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich gieng auf das jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraus kam und ſagte: Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freymüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küſſen. — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? — O, ſagte ſie mit einem leichtfertigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte drunter ſeyn ſollten. — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen: wir haben dich doch lieber — Die zwey älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und

und auf mein Verbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſezt, die Frauenzimmer ſich bewillkommet, wechſelsweiſe über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen; als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte? Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. — Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichts-

zügen

---

*) Man ſieht ſich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens und eines jungen, unſtäten Menſchen gelegen ſeyn kann.

zügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mi fühlte, daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags ſo in ein Eckchen ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unſtern einer Miß Jenny Theilnehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reitze für mich hat. Doch da ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie auch recht nach meinem Geſchmack ſeyn. Und der Autor iſt mir der liebſte, in dem ich meine Welt wieder finde, bey dem es zugeht, wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freylich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glückſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das gieng freylich nicht weit: denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeygehen vom Landprieſter von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich ganz außer mich, ſagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das

Ge-

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländiſchen Autoren weggelaſſen. Wer Theil an Lottens Beyfalle hat, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte, und ſonſt braucht es ja niemand zu wiſſen.

Geſpräch an die andern wendete, daß dieſe die Zeit über mit offenen Augen, als ſäßen ſie nicht da, da geſeſſen hatten. Die Baſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſtehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die friſchen muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrückte! — Davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtille hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran, und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum: ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fiengen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabey, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweyten Contretanz: ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mich, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, bey'm Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen für's Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich

gab

gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerin unterhalten ſollte.

Nun ging's an, und wir ergezten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reitze, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freylich anfangs, weil's die wenigſten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen ſie austoben; und als die ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein, und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerin wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſezte ſie ſich, und die Orangen, die ich beyſeite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortrefliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen Nachbarin Ehrenhalben zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bey'm dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wieviel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten, reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zweymal im Vorbeyfliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeykreutzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß

auf

auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt: theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt; theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der erſten Schoos. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beyde hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten, was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen; und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſezt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah manchen, der in Hofnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpizte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie gieng mit ausgeſtrecktem

Arm

Arm im Kreis herum. Eins, fing der erſte an, der Nachbar zwey, drey der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder: da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſchellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwarm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beyſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: Ueber die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr ſie fort, eine der furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr: das weiß ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Parthie ſeyn wollte? ihrentwegen ſollte ich unbekümmert ſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beyde ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte,

machte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen, und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen; ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen: und ſeit der Zeit kennen Sonne, Mond und Sterne, geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder, daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart: und mit mir mag werden, was will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich ſelbſt, und alles Glück, das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebene über den Fluß geſehen!

Lieber Wilhelm! ich habe allerley nachgedacht, über die Begier im Menſchen, ſich auszubreizubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — Und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinaus gehe, nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abfädne, und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freyer der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fort-

ſchrei-

ſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgeſtern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte, und ein großes Geſchrey mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Dratpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kräuſel ohne Ende herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheuten Menſchen: das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich ließ mich aber in nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen

guten

guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhohle ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter! ſie, die unſeres gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheuter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter: und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bey einer rechtſchaffnen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr,

ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen: ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwey hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſezte, brachte viele Grüſe von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortreflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey, als das lezte mal, da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu

geben.

geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten, iſt ſo alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen: mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſten male hier in den Hof kam — Lotte fragte nach ſeiner Tochter: es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem ſo genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel: eine raſche, wohlgewachſene Brünette, die einen, die kurze Zeit über, auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich

Lotte immer herein zog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humer, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike bey'm Spatzierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir gieng, wurde des Herrn Angeſicht, das ohne dieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bey'm Ermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die Paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurück kehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das

Gute

Gute zu genieſen, das uns Gott für ieden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſezte die Pfarrerin: wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Contratänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſezte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſezte ich, die doch iedermann gerne los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bey allen Aerzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneyen wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diſcurſe Theil zu nehmen, ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er, die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diſcurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal ſelbſt gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabey, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit auf gehezt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. — Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſezen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.'

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobey ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bey dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß

ich

ich mich ſchonen ſollte! — „O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpaziren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden, kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmal werther iſt. Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah' Lotten an, und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollte es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, nein, Lottchen du ſollſt zuerſt trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreyen und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bey der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da waſche dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind, da thut's nichts — Wie ich ſo da ſtand, und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpühlt, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifriger fortwuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. — Ich ſage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect nie einer Taufhandlung beygewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat; aber wie kam ich an! Er ſagte, das ſey ſehr übel von Lotten ge-

geweſen; man ſolle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbeygehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W.., Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freylich leicht und lüftig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie giengen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich!

der ganz allein auf ſie reſigniret da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbey, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfpuz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich: das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! das Wort haſſe ich auf den Tod! Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht: ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bey meiner Freundin, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren: kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräuti-

Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſezt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! — Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen —! Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben? —

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bey ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klaviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freyer.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiſſe Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phanterie, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen

men wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah! Ich hätte ihn gern bey'm Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bey Nacht leuchtet: So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Surtout geruht hatten, machte mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lacheſt. Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke: ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach * * * gehen

ſoll.

ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jezt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerley, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Menſch, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir ſagen, daß ſeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger: und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt und ſchwankt ſo vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann: aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, ſo wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden!

Lot-

Lottens Portrait habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal proſtituiret; das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles beſorgen und beſtellen: geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben. Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung, und verſpreche mir heilig: morgen willſt du einmal wegbleiben: und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bey ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? oder ſie giebt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen: oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Bretern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bey'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung: denn darinn ſind die Weiber fein, und haben Recht: wenn ſie zwey Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchtelen peinigt, das laß ich dahin geſtellt ſeyn, wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude, bey Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! erzählt die Sache an ſich! — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bey ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze groſe Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiſſe die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreyfach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn könnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bey ihr ſizt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt du Recht! Nur Eins, mein Beſter! In der

Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder, Oder, gethan, die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder, Oder, durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen: im andern Fall ermanne dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß. — Beſter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreyen?

Zwar könnteſt du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſetzte? —

Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles, Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind: jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat.

Am 10. Auguſt.

Ich könnte das beſte, glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht, eines Menſchen Seele zu ergetzen, als die ſind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigſten Familie zu ſeyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater: und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch

keine

keine launiſche Unart mein Glück ſtöhrt; der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebſte auf der Welt bin! — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es iſt in der Welt nichts lächerlichers erfunden worden, als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt: wie ſie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt habe: wie ſie, in der Sorge für ihre Wirthſchaft, und in dem Ernſte, eine wahre Mutter geworden: wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn ſie nie dabey verlaſſen habe. — Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüberfließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen: denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borge mir die Piſtolen, ſagte ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bey mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bey einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen, und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig ſitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen und zu laden: und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch drin ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen

chen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! wann er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben: ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bey dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Geberde, druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. — Pfuy! ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das? — Sie iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungedultig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: das iſt thöricht, das iſt klug, das iſt gut, das iſt bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen geſchehen, aus welchem Beweggrunde ſie wollen.

Ich zuckte die Achſeln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter: aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütige Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das iſt ganz was anders, verſetzte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreiſſen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! ſcheltet den Trinker, verabſcheut den Unſinnigen, geht vorbey, wie der Prieſter, und dankt Gott, wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beydes reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menſchen, die etwas großes, etwas unmöglichſcheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreyen mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bey halbweg einer freyen, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit großen Handlungen vergleichſt: da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann. Denn freylich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen: denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche! ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bey ruhigem Sinne kaum bewegen kann. Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit ſechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter! wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſeyn? — Albert ſah mich an, und ſagte: Nimm mir's nicht übel, die Beyſpiele, die du da gibſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag ſeyn, ſagte ich; man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an's Radotage gränze. Laßt uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt,

ſchließt, die ſonſt angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in ſo fern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden.

Die menſchliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: ſie kann Freude, Leid, Schmerzen, bis auf einen gewiſſen Grad ertragen, und geht zu Grunde, ſo bald der überſtiegen iſt. Hier iſt alſo nicht die Frage, ob einer ſchwach oder ſtark iſt? ſondern ob er das Maß ſeines Leidens ausdauren kann? es mag nun moraliſch oder körperlich ſeyn: und ich finde es eben ſo wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox! ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als du denkſt, verſetzte ich. Du gibſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo außer Wirkung geſetzt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt.

Nun, mein Lieber! laß uns das auf den Geiſt anwenden. Siehe den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bey ihm feſtſetzen, bis endlich

lich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! eben ſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederhohlte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, heran gewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleyen der Männer vermehrt werden; ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein

ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck, ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederhohltes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie — Erſtarrt, ohne Sinne, ſteht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahndung! denn der hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter,

um

um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Sieh Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen! und ſag', iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thörin! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweifelung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer ſie zu tröſten vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor, ſtirbt am Fieber! hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erhohlt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich gelegt hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen geſprochen; wie aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſehe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bischen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Gränzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, ſagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

Am 15. Auguſt.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß ſie mich ungerne verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Klavier zu ſtimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte ſagte ſelbſt, ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrod, das ſie nun ſo gern von mir, als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptſtückchen von der Prinzeſin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabey, das verſichre ich dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunct erfinden muß, den ich beym zweytenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal wär' es anders geweſen, ſo daß ich mich jetzt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem

Schnür

Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweyte veränderte Ausgabe ſeiner Geſchichte, und wenn ſie poetiſch noch ſo beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruck findet uns willig, und der Menſch iſt gemacht, daß man ihn das abentheuerlichſte überreden kann; das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will.

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah: wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der

ſanfte

ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Röhren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah' ſie wirken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannichfaltigen Geſchöpfe. Alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles ſo geringe achteſt, weil du ſo klein biſt. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mich dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffenen Grabes. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn mußt: der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich: mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt: die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt! Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. Auguſt.

Umſonſt ſtrecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmre; vergebens ſuche ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß' ich neben ihr auf der Wieſe, und hielte ihre Hand, und deckte ſie mit tauſend Küſſen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

Am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läſſigkeit verſtimmt, ich kann nicht müßig ſeyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre dir, manchmal wünſchte ich, ein Tagelöhner zu ſeyn, um nur des Morgens beym Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte dir ſchreiben und dem Miniſter, um die Stelle bey der Geſandtſchaft anzuhalten, die, wie du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend einem Geſchäfte widmen; und eine Stunde iſt mir's auch

auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das ſeiner Freyheit ungedultig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird: — ich weiß nicht, was ich ſoll — Und, mein Lieber! iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zuſtandes eine innere, unbehagliche Ungedult, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. Auguſt.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckgen von Alberten. Mir fällt beym Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelchen in Duodez dabey, der kleine Wetſteiniſche Homer, eine Ausgabe, nach der ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneſtiſchen nicht zu ſchleppen. Sieh, ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind, als jene blendende Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenige, glückliche, unwiederbringliche Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht, die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachlaſſigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer, ich ſitze oft auf den Obſtbaumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hohle die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunter laſſe.

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder

wieder von ihr losreißen muß. Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bey ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld' umher: einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu! Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bey einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig, und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird. Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwey Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft, die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzgen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantiſchten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Bosket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzgen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmale an einem heitern Mittage hinein trat; ich ahndete ganz leiſe, was für ein Schauplatz das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden, ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe herauf ſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher. Lotte trat hinein, und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder: es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill, und ſie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn! fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort; aber, Werther, ſollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnden Sie? was ſagen Sie?

Lotte, ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehen! hier und dort wieder ſehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen, da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich am ſtillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammelt ſind, wie ſie um ſie verſammelt waren. Wenn ich dann mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche, daß ſie hereinſchauen könnte, einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das alles, gepflegt und geliebt. Könnteſt du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherr-

lichen,

lichen, den du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder bateſt. —

Sie ſagte das, o Wilhelm! wer kann wiederhohlen, was ſie ſagte! wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weiß, du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchgen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles? die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und

dieſe

dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monathe alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob, und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt, was das ſey. Habe es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater die Treue und den Gehorſam einer Frau. Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte, der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, du warſt im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu ſich, und wie ſie dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſeyn, zuſammen glücklich ſeyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief:

rief: wir ſind es! wir werden es ſeyn! der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fing ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten, die ſchwarzen Männer hätten die Mama weggetragen.

Sie ſtand auf, und ich ward erweckt und erſchüttert, blieb ſitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir ſehn uns wieder — Morgen, denke ich, verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern, ich ſtreckte meine Arme aus, und es verſchwand.

Leiden
des
jungen Werthers.

Zweyter Theil. Zweytes Buch.

Am 20 October 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißgen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißgen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die

Hälfte

Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber! du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel Beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher als die Einſamkeit. Unſere Einbildungkraft, durch ihre Natur gedrungen ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt.

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als

andere

andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar verlauft.

Am 10. November.

Ich fange an, mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt und dann, die vielerley Menſchen, die allerley neue Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bey den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet.

Am 24. Dezember.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr,

Narr, den es nur geben kann: Schritt vor Schritt, und umſtändlich wie eine Baſe, ein Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurück zu geben und zu ſagen: er iſt gut, aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindwörtchen darf außenbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todfeind: wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie herab orgelt, ſo verſteht er gar nichts drein. Das iſt ein Leiden mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C.. iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß: freylich wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer: er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor Ihm gibt, und das ärgert ihn,

ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, übels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder: doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Belletriſten. Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt du den Stich? Aber es that bey mir nicht die Wirkung: ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Charakters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne Spaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bischen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur

nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genieſſen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B... kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerem Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bey ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freymüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bey einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder, als einer halben Stunde, hatte ich ſo ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das ehrene Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bey Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hatten; nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bey der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verderben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch ſeinen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretar regiert! Und wer iſt dann der erſte? der, dünkt mich, der die andern überſieht, und ſo viel Gewalt oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Ich

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neſte D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! wie ausgetrocknet meine Sinnen werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige Stunde! nichts! nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten; und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette: am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung ſetzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, iſt hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, iſt weg.

Ein einzig weibliches Geſchöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; ſie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie ſagen, der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt es nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüßte niemand ſo fein zu loben, als ich (und zu lügen, ſetzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verſtehen Sie?). Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt. Ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freywillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie. —

O ſäß'

O ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleine Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollte ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährgen um mich zur Ruhe verſammeln.

Die Sonne geht herrlich unter, über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bey Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und ſtöbert, und fröſtelt, und thaut; ha! denk ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden, als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo iſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag: erwehr ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, warum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erhohlung! Und mein aus

Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigene Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bey Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief [*] von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niederkniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannte Ideen von Wirkſamkeit,

---

[*] Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

keit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt; Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

Am 20. Februar.

Gott ſegne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bey euch, bin dir unbeſchadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweyten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Ich

Am 15. Merz.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirſche mit den Zähnen! Teufel! er iſt nicht zu erſetzen, und ihr ſeyd doch allein Schuld daran, die ihr mich ſporntet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles, ſo haſt du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C. . . liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt, das habe ich dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich geſtern bey ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herrn und Frauen bey ihm zuſammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich ſpeiſe bey dem Grafen, und nach Tiſche gehn wir in dem groſen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſten B.., der dazu kommt, und ſo rückt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. . . mit Ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleibe, machen en paſſant

ihre

ihre hergebrachten hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frey wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein Bißgen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit, als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angeſtochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich ſie gerne entſchuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willſt. Unterdeſſen füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F... mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des erſten her, der Hofrath R... hier aber in qualitate Herr von R... genannt, mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J... nicht zu vergeſſen, der die Lücken ſeiner altfränkiſchen Garderobe mit neumodiſchen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind. Ich dachte — und gab nur auf meine B... Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales ſich in die Ohren flüſterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von

S..

S. . . mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B. . . nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen, ſagte er, unſere wunderbaren Verhältniſſe: die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merke ich, Sie hier zu ſehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung; ich hatte eher dran denken ſollen, und ich weiß, Sie vergeben mir dieſe Inconſequenz: ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurück gehalten, ſetzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich ſtrich mich ſachte aus der vornehmen Geſellſchaft, ging, ſetzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M. . . dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabey in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem treflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tiſche, es waren noch wenige in der Gaſtſtube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tiſchtuch zurück geſchlagen. Da kommt der ehrliche A . . hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir, und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagte ich. Der Graf hat dich aus der Geſellſchaft gewieſen. — Hohle ſie

der

der Teufel! ſagt' ich: mir war's lieb, daß ich in die freye Luft kam — Gut, ſagte er, daß du es auf die leichte Achſel nimmſt! Nur verdrießt mich's, es iſt ſchon überall herum — Da fing mir das Ding erſt an zu wurmen. Alle, die zu Tiſche kamen, und mich anſahen, dachte ich, die ſehen dich darum an! Das gab böſes Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und ſagen: da ſähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die ſich ihres Bisgen Kopfs überhüben, und glaubten ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſetzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwäzes mehr iſt — da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren; denn man rede von Selbſtſtändigkeit, was man will, den will ich ſehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geſchwäze leer iſt, ach da kann man ſie leicht laſſen.

Am 16. Merz.

Es hezt mich alles. Heute treffe ich die Fräulein B. . in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſo bald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen.

gen. O Werther, ſagte ſie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich ſah alles voraus, hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf, — und jezo der Larm! — Wie, Fraulein? ſagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblicke. — Was hat es mich ſchon gekoſtet! ſagte das ſüße Geſchöpf, indem ihr die Thränen in den Augen ſtanden. — Ich war nicht Herr mehr von mir ſelbſt, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie ſich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete ſie ab, ohne ſie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing ſie an; ſie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat ſie das angeſehen! Werther, ich habe geſtern Nacht ausgeſtanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müſſen zuhören Sie herabſetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das ſie ſprach, ging mir wie ein Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es geweſen wäre, mir das alles zu verſchweigen; und nun fügte ſie noch dazu, was weiter würde geträtſcht werden, was eine Art Menſchen darüber triumphiren würde. Wie man ſich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringſchätzung anderer, die ſie mir ſchon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahreſten Theilnehmung — Ich war zerſtört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß ſich einer unterſtünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib ſtoßen könnte; wenn ich Blut ſähe, würde mir es beſſer werden. Ach, ich habe hundertmal ein Meſſer ergriffen, um dieſem gedrängten Herzen Luſt zu machen. Man erzählt von einer edeln Art Pferde, die, wenn ſie ſchrecklich erhitzt und aufgejagt ſind, ſich ſelbſt aus Inſtinct eine Ader aufbeißen, um ſich zum Athem zu helfen. So iſt mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freyheit ſchaffte.

Am 24. Merz

Ich habe meine Entlaſſung vom Hofe verlangt, und werde ſie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erſt Erlaubniß dazu bey euch gehohlt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu ſagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bey, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freylich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen, genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punct verſtehen, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Am 19. April.

Zur Nachricht.

Danke für deine beyden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vorhaben erſchweren. Nun aber iſt es geſchehen, mein Abſchied iſt da. Ich mag euch nicht ſagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Miniſter ſchreibt; ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abſchiede fünf und zwanzig Ducaten geſchickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; alſo brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich ſchrieb.

Am 5. May.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur ſechs Meilen vom Wege liegt, ſo will ich den auch wieder ſehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als ſie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um ſich in ihre Stadt einzuſperren. Adieu, Wilhelm! du ſollſt von meinem Zuge hören.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelſtunde vor der Stadt nach S... zu ſteht, ließ ich halten, ſtieg aus, und ließ den Poſtillion fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu koſten. Da ſtand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge geweſen. Wie anders! Damals ſehnte ich mich in glücklicher Unwiſſenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz ſo viele Nahrung, ſo vielen Genuß hoffte, meinen ſtrebenden, ſehnenden Buſen auszufüllen und zu befriedigen. Jzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeſchlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerſtörten Planen! — Ich ſah' das Gebirge vor mir liegen, das ſo tauſendmal der Gegenſtand meiner Wünſche geweſen war. Stundenlang konnt' ich hier ſitzen, und mich hinüber ſehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die ſich meinen Augen ſo freundlich dämmernd darſtellten; und wenn ich dann um beſtimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle alte bekannte Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, ſo auch alle Veränderungen, die man ſonſt vorgenommen

men hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail gehen: ſo reizend, als es mir war, ſo einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beſchloſſen, auf dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stätten religioſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof: das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzgen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahndungen ich es verfolgte, wie abentheuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinflöße, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeßnen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier auf dem Fürſtlichen Jagdſchloß. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wunderliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelmen, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der andere vorſtellen mochte.

Auch ſchätzt er meinen Verſtand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und

alles

alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, iſt es eben ſo gut. Ich wollte in den Krieg: das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in *** Dienſten iſt. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben: er widerrieth mir es, und es müßte bey mir mehr Leidenſchaft, als Grille geweſen ſeyn, wenn ich ſeinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willſt, ich kann nicht länger bleiben. Was ſoll ich hier? die Zeit wird mir lange. Der Fürſt hält mich, ſo gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemeines mit einander. Er iſt ein Mann von Verſtande, aber von ganz gemeinem Verſtande; ſein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeſchriebenes Buch leſe. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das beſte, was ich hier gethan habe, iſt mein Zeichnen. Der Fürſt fühlt in der Kunſt, und würde noch ſtärker fühlen, wenn er nicht durch das garſtige wiſſenſchaftliche Weſen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeſchränkt wäre. Manchmal knirſche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunſt herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem geſtempelten Kunſtwort drein ſtolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im * ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt,

wenn

wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergebliche Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt: daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bey — oh! — bey der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen: in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrey führte die Mutter herbey, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hanns iſt mir geſtorben! Es war der jüngſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute, hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt. — Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinſte nach, bis es mich an Abgründe führt, vor denen ich zurückbebe.

Wenn

Wenn ich zum Thor hinaus gehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu hohlen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaßen hatte.

Am 3. September.

Ich begreiffe manchmal nicht, wie ſie ein anderer lieb haben *kann*, lieb haben *darf*, da ich ſie ſo ganz allein, ſo innig, ſo voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als ſie!

Am 4. September.

Ja, es iſt ſo. Wie die Natur ſich zum Herbſte neigt, wird es Herbſt in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und ſchon ſind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab ich dir nicht einmal von einem Bauerburſchen geſchrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er ſey aus dem Dienſte gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wiſſen. Geſtern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe: ich redete ihn an, und er erzählte mir ſeine Geſchichte, die mich doppelt und dreyfach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirſt, wenn ich dir ſie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängſtigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu ſchelten? Sey's denn, auch das mag zu meinem Schickſal gehören!

Mit einer ſtillen Traurigkeit, in der ich ein wenig ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er ſich und mich auf einmal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt' ich dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin geſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können, es habe ihm an der Kehle geſteckt, er habe gethan, was er nicht thun ſollen, was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen, er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen: bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe nicht, wie ihm geſchehen ſey, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeitlang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie einer, der noch etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut: endlich geſtand er mir auch mit Schüchternheit, was ſie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt, und welche Nähe ſie ihm vergönnet. Er brach zwey dreymal ab, und wiederhohlte die lebhafteſten Proteſtationen, daß er das nicht ſage, um ſie ſchlecht zu machen, wie er ſich ausdrückte, daß er ſie liebe und ſchätze, wie vorher, daß ſo etwas nicht über ſeinen Mund gekommen ſey, und daß er es mir nur ſage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unſinniger Menſch ſey. — Und hier, mein Beſter! fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anſtimmen werde: könnt' ich dir den Menſchen vorſtellen, wie er vor mir ſtand, wie er noch vor mir ſteht! Könnt' ich dir alles recht ſagen, damit du fühl-

teſt,

teſt, wie ich an ſeinem Schickſale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schickſal kennſt, auch mich kennſt, ſo weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich beſonders zu dieſem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchleſe, ſeh' ich, daß ich das Ende der Geſchichte zu erzählen vergeſſen habe, das ſich aber leicht hinzu denken läßt. Sie erwehrte ſich ſein; ihr Bruder kam dazu, der ihn ſchon lange gehaßt, der ihn ſchon lange aus dem Hauſe gewünſcht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schweſter werde ſeinen Kindern die Erbſchaft entgehn, die ihnen jezt, da ſie kinderlos iſt, ſchöne Hofnungen gibt; dieſer habe ihn gleich zum Hauſe hinausgeſtoßen, und einen ſolchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch ſelbſt wenn ſie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jezo habe ſie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, ſage man, ſey ſie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, ſie werde ihn heirathen, aber er ſey feſt entſchloſſen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, iſt nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl ſagen, ſchwach, ſchwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unſern hergebrachten ſittlichen Worten vorgetragen habe.

Dieſe

Dieſe Liebe, dieſe Treue, dieſe Leidenſchaft, iſt alſo keine dichteriſche Erfindung. Sie lebt, ſie iſt in ihrer größten Reinheit unter der Claſſe von Menſchen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir gebildeten — zu nichts verbildeten! Lies die Geſchichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute ſtill, indem ich das hinſchreibe; du ſiehſt an meiner Hand, daß ich nicht ſo ſtrudele und ſudele, wie ſonſt. Lies, mein Geliebter, und denke dabey, daß es auch die Geſchichte deines Freundes iſt. Ja, ſo iſt mir's gegangen, ſo wird mir's gehn, und ich bin nicht halb ſo brav, nicht halb ſo entſchloſſen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich faſt nicht getraue.

Am 5 September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann auf's Land geſchrieben, wo er ſich Geſchäfte wegen aufhielt. Es fing an: Beſter, Liebſter, komme ſo bald du kannſt, ich erwarte dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſo bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt, rief ich aus, ich konnte

mir

mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab, es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmale tanzte, abzulegen: er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſt, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand: er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, drückte es ſich ſo lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er ſoll Sie auch küſſen, ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahndung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde: er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, ſagte ſie. Sie reichte ihm einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun! ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir ſo! ſie weiß, wie ich ſie liebe!

Am 15. September.

Man möchte raſend werden, Wilhelm, daß es Menſchen geben ſoll, ohne Sinn und Gefühl an dem

dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennſt die Nußbäume, unter denen ich bey dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten geſeſſen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich ſie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeſte waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geiſtlichen, die ſie vor ſo vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeiſter hat uns den einen Namen oft genannt, den er von ſeinem Großvater gehört hatte; ſo ein braver Mann ſoll er geweſen ſeyn, und ſein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich ſage dir, dem Schulmeiſter ſtanden die Thränen in den Augen, da wir geſtern davon redeten, daß ſie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den erſten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn ſo ein paar Bäume in meinem Hofe ſtünden, und einer davon ſtürbe vor Alter ab, ich muß zuſehen. Lieber Schatz, eins iſt doch dabey! Was Menſchengefühl iſt! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin ſoll es an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer Alter iſt auch geſtorben), ein hageres, kränkliches Geſchöpf,

ſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin, die ſich abgibt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen, moraliſchkritiſchen Reformation des Chriſtenthumes arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und deßwegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch alleine möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen? Aber eins iſt recht geſchehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frauen Grillen, die ihm ohne dieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und ſagte: hier herein! denn ſie hatte noch alte

Prätenſionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume ſtanden, und verkaufte ſie an den Meiſtbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürſt wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürſt! — Ja, wenn ich Fürſt wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre ſchwarzen Augen ſehe, iſt mir es ſchon wohl! Sieh, und was mich verdrieſt, iſt, daß Albert nicht ſo beglückt zu ſeyn ſcheint, als er — hoffte, als ich — zu ſeyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenſtriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Oſſian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Haide, umſauſt vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geiſter der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldſtroms, halb verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädgens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Haide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirn leſe, den letzten, verlaßnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen! der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreyen, und dem befreyten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 19. October.

Ach dieſe Lücke! dieſe entſetzliche Lücke, die ich hier in meinem Buſen fühle! — Ich denke oft, wenn du ſie nur Einmal, nur Einmal an dieſes Herz drücken könnteſt, dieſe ganze Lücke würde ausgefüllt ſeyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden: ſie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie dieſe heirathet, wie jene krank, ſehr krank iſt: ſie hat einen trocknen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſicht heraus, und kriegt Ohnmachten: ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagte die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt geſchwollen, ſagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft verſetzte mich an's Bett dieſer Armen: ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein

Frem-

Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubel, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und doch — wenn du nun gingſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Abends.

Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt alles: ich habe ſo viel, und ohne ſie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Puncte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu ſehen und nicht zugreifen zu dürfen: und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich ſo oft zu Bette, mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens ſchlage ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld auf's Wetter, auf einen dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen iſt,

wie

wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dieß Herz iſt jezt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen ſind trocken, und meine Sinnen, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirn zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf; ſie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, — o! wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackermann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren ſie ſo ſelig? als weil ich mit Geduld ſeinen Geiſt erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm.

Am 8. November.

Sie hat mir meine Exceſſe vorgeworfen! ach, mit ſo viel Liebenswürdigkeit! Meine Exceſſe, daß ich mich manchmal von einem Glaſe Wein verleiten laſſe, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! ſagte ſie, denken Sie an Lotten! — Denken! ſagte ich, brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie ſind immer vor meiner Seele. Heute ſaß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutſche ſtiegen — Sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen. Beſter, ich bin dahin! ſie kann mit mir machen, was ſie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu ſeyn. Laß mich ausdulden; ich

ich habe bey aller meiner Mühſeligkeit noch Kraft genug durchzuſetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß ſie manchem Ermatteten Stab, manchem Verſchmachtenden Erquickung iſt. Nur — kann ſie denn, muß ſie denn das einem jeden ſeyn? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falſch aus; ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten; es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jedermann ſo wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Ver-

gan-

gangenheit wie ein Bliz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — Iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden, und unaufhaltſam hinabſtürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirſchen: Mein Gott! mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſeyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie einen Gift bereitet, der mich und ſie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühls aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet?

Geſtern, als ich wegging, reichte ſie mir die Hand, und ſagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederhohlt, und geſtern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerley ſchwazte, ſagte ich ſo auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gib mir ſie! denn ſie iſt eines andern. Ich wizle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litaney von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes, das war alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkt, auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küßen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reitzend geſehen: es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquollen, und nur der himmliſche Wiederſchall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich dir das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt du, das ſteht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die übrigen glücklich — ſo iſt noch keiner gequält worden; dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung,

die

die mich aus aller Faſſung bringt. Heute! o Schickſal! o Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern ſah' ich einen Menſchen in einem grünen, ſchlechten Rocke, der zwiſchen den Felſen herumkrabbelte, und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam, und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſahe ich eine intereſſante Phyſiognomie, darin eine ſtille Trauer den Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts, als einen geraden guten Sinn ausdrückte; ſeine ſchwarzen Haare waren mit Nadeln in zwey Rollen geſteckt, und die übrigen in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Beſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn, was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tiefen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das iſt auch die Jahrszeit nicht, ſagte ich lächelnd. — Es gibt ſo viele Blumen, ſagte er, indem er zu mir herunter kam. In meinem Garten ſind Roſen und Je länger je lieber zweyerley Sorten, eine hat mir mein Va-

ter

ter gegeben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwey Tage darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchönes Blümchen. Keines kann ich finden. — Ich merkte was unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lächeln verzog ſein Geſicht. — Wenn Er mich nicht verrathen will, ſagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſprochen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat viel andere Sachen, ſie iſt reich — Und doch hat ſie ſeinen Strauß lieb, verſetzte ich. O! fuhr er fort, ſie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt ſie denn? — Wenn mich die Generalſtaaten bezahlen wollten, verſetzte er, ich wär' ein anderer Menſch! Ja es war einmal eine Zeit, da mir es ſo wohl war! Jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun — Ein naſſer Blick zum Himmel drückte alles aus. Er war alſo glücklich? fragte ich — Ach ich wollte, ich ware wieder ſo! ſagte er. Da war mir es ſo wohl, ſo luſtig, ſo leicht, wie einem Fiſche im Waſſer! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo ſteckſt du? wir haben dich überall geſucht, komm zum Eſſen! — Iſt das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein

mein armer Sohn! verſetzte ſie. Gott hat mir ein ſchweres Kreutz aufgelegt. Wie lange iſt er ſo? fragte ich. So ſtille, ſagte ſie, iſt er nun ein halbes Jahr. Gott ſey Dank, daß er nur ſo weit iſt; vorher war er ein ganzes Jahr raſend, da hat er an Ketten im Tollhauſe gelegen. Jetzt thut er niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaiſern zu ſchaffen. Er war ein ſo guter, ſtiller Menſch, der mich ernähren half, ſeine ſchöne Hand ſchrieb, und auf einmal wird er tiefſinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raſerey, und nun iſt er, wie Sie ihn ſehen. Wenn ich Ihm erzählen ſollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er ſo glücklich, ſo wohl darin geweſen ſey? Der thörichte Menſch! rief ſie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer: das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerſchlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ ſie eilend.

Da du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fiſch im Waßer! — Gott im Himmel! haſt du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübſinn! die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf! das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. Du fühlſt nicht! du fühlſt nicht, daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſt, die ſeine Krankheit vermehren, ſein Ausleben ſchmerzhafter machen wird! der ſich über das bedrängte Herz erhebt, das, um ſeine Gewiſſensbiſſe los zu werden, und die Leiden ſeiner Seele abzuthun, eine Pilgrimſchaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der ſeine Sohlen auf ungebahntem Wege durchſchneidet, iſt ein Linderungstropfen der geängſteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereiſe legt ſich das Herz um viele Bedrängniſſe leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkramer auf euren Polſtern? — Wahn! — O Gott! du ſiehſt meine Thränen! Mußteſt du, der du den Menſchen arm genug erſchufſt, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bisgen Armuth, das Bisgen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinſtockes, was iſt es, als Vertrauen zu Dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil und Linderungskraft gelegt haſt, der wir ſo ſtündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der ſonſt meine ganze Seele füllte, und nun ſein Angeſicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! ſchweige nicht länger! dein Schweigen wird dieſe dürſtende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Menſch, ein Vater zürnen können, dem ſein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele, und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderſchaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten ſollte. Die Welt iſt überall einerley, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genießen. — Und du, lie-

ber

der himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bey Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bey dieſen trocknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte als du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. December.

Ich bitte dich — Siehſt du, mit mir iſt's aus, ich trag es nicht länger! Heute ſaß ich bey ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Klavier, mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße Melodie ein, ſo auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Troſtgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört,

hört, der düſtern Zwiſchenräume, des Verdruſſes, der fehlgeſchlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erſtickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, ſagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen ſie fahrend, um Gottes willen hören Sie auf! Sie hielt, und ſah mich ſtarr an. Werther, ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie ſind ſehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerſtehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie ſich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du ſiehſt mein Elend, und wirſt es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Geſtalt verfolgt! Wachend und träumend füllt ſie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen ſchließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft ſich vereinigt, ſtehn ihre ſchwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, ſo ſind ſie da; wie ein Abgrund ruhen ſie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was iſt der Menſch, der geprieſene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er ſie am nöthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich aufſchwingt, oder in Leiden verſinkt, wird er nicht in beyden eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kalten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leſer.

Wie ſehr wünſcht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unſers Freundes ſo viel eigenhändige Zeugniſſe übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge ſeiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen ſeyn laſſen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu ſammeln, die von ſeiner Geſchichte wohl unterrichtet ſeyn konnten; ſie iſt einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Perſonen ſind die Meinungen verſchieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederhohlter Mühe erfahren können, gewiſſenhaft zu erzählen; die von dem Abſcheidenden hinterlaßnen Briefe einzuſchalten, und das kleinſte aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es ſo ſchwer iſt, die eigenſten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen

zelnen

zelnen Handlung zu entdecken, wenn ſie unter Menſchen vorgeht, die nicht gemeiner Art ſind.

Unmuth und Unluſt hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander verſchlungen und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher empor ſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf, er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glückes theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichſam mit jedem Tage ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfang her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte.

Er

Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jedermann als das herrlichſte Geſchöpf anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünſchte, wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen köſtlichen Beſitz auch auf die unſchuldigſte Weiſe zu theilen, Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bey ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedruckt ſey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt, er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag, der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuhohlen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele, die traurigen Bilder hatten ſich bey ihm feſtgeſezt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand andrer nur bedenk-

licher

ſicher und verworrener; er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattin geſtört zu haben, er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf dieſen Gegenſtand. Ja, ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Zahnknirſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn, er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerkſamkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern, er wünſcht meine Entfernung, meine Gegenwart iſt ihm beſchwerlich.

Oft hielt er einen raſchen Schritt an, oft ſtand er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen; allein er richtete ſeinen Gang immer wieder vorwärts,

wärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen endlich gleichſam wider Willen bey dem Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älſte Knabe ſagte ihm, es ſey drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehn, es ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beſchäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet ſeiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That unterſuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erſchlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen andern im Dienſte gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hauſe gekommen war.

Da Werther dieſes hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Iſt's möglich! rief er aus, ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung wa ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Menſch die That begangen, den er ſo manchmal geſprochen, der ihm ſo werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo ſie den Körper hin-

gelegt

gelegt hatten, entſetzt' er ſich vor dem ſonſt ſo geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder ſo oft geſpielt hatten, war mit Blut beſudelt. Liebe und Treue, die ſchönſten menſchlichen Empfindungen, hatten ſich in Gewalt und Mord verwandelt. Die ſtarken Bäume ſtanden ohne Laub und bereift, die ſchönen Hecken, die ſich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabſteine ſahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er ſich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf verſammelt war, entſtand auf einmal ein Geſchrey. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeyführe. Werther ſah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Wittwe ſo ſehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was haſt du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander

ander geſchüttet worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit, wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen, er eilte nach dem Jagdhauſe, und konnte ſich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorſtellen wollte, ſchon halb laut auszuſprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dieß verſtimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er ſich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig ſeine Geſinnungen vor. Dieſer ſchüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenſchaft und Wahrheit, alles vorbrachte, was ein Menſch zur Entſchuldigung eines Menſchen ſagen kann; ſo war doch, wie ſich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unſern Freund nicht ausreden, widerſprach ihm eifrig, und tadelte ihn eifrig, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! er

zeigte

zeigte ihm, daß auf dieſe Weiſe jedes Geſetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde, auch, ſetzte er hinzu, daß er in einer ſolchen Sache nichts thun könne, ohne ſich die größte Verantwortung aufzuladen, es müſſe alles in der Ordnung, in dem vorgeſchriebenen Gang gehen.

Werther ergab ſich noch nicht, ſondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger ſehn, wenn man dem Menſchen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der ſich endlich in's Geſpräch miſchte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überſtimmt, und mit einem entſetzlichen Leiden machte er ſich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal geſagt hatte: Nein, er iſt nicht zu retten!

Wie ſehr ihm dieſe Worte aufgefallen ſeyn müſſen, ſehn wir aus einem Zettelchen, das ſich unter ſeinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geſchrieben worden:

„Du biſt nicht zu retten, Unglücklicher! ich ſehe wohl, daß wir nicht zu retten ſind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns geſprochen, war Werthern höchſt zuwider geweſen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen ſich darin bemerkt

zu

zu haben, und wenn gleich bey mehrerem Nachdenken ſeinem Scharfſinne nicht entging, daß beyde Männer Recht haben möchten: ſo war es ihm doch, als ob er ſeinem innerſten Daſeyn entſagen müßte, wenn er es geſtehen, wenn er es zugeben ſollte.

Ein Blättchen, das ſich darauf bezieht, das vielleicht ſein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter ſeinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's ſage, und wieder ſage, er iſt brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht ſeyn."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing ſich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs ſah ſie ſich hier und da um, eben, als wenn ſie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte ſeine unglückliche Leidenſchaft und wünſchte, daß es möglich ſeyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünſch' es auch um unſertwillen, ſagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, ſiehe zu, ſeinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, ſeine öftern Beſuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerkſam, und ich weiß, daß man hier und da drüber geſprochen hat. Lotte ſchwieg, und Albert ſchien ihr Schweigen empfunden zu haben, wenigſtens ſeit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen ſie, und wenn ſie ſeiner erwähnte, ließ er das Geſpräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Verſuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöſchenden Lichtes; er verſank nur deſto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, der Verdruß bey der Geſandſchaft, alles was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo ruckte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerley eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaßne Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, indem jene Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen man glaubte, ſie würden von einem böſen Geiſte umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es iſt nicht Angſt, nicht Begier — es iſt ein inneres unbekanntes Toben, das meine Bruſt zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann ſchweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieſer menſchenfeindlichen Jahrszeit.

Geſtern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß ſey übergetreten, alle Bäche geſchwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überſchwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauſpiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu ſehen, über Aecker und Wieſen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine ſtürmende

See im Sauſen des Windes! Und wenn denn der Mond wieder hervortrat, und über der ſchwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederſchein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offnen Armen ſtand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu ſtürzen! dahin zu brauſen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochteſt du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr iſt noch nicht ausgelaufen, ich fühl es! O Wilhelm! wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein traum von Herden, Wieſen und Ehrenämtern. Ich ſtand! — Ich ſchelte

mich

mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Am 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O wie wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebeliſpelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jezt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! meine Sinnen verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer, ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen: doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehret? und daß das nun die Eigenſchaft unſeres Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnden, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen.“

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender zweydeutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgibt.

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, du haſt Recht: mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz: wenigſtens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß du kommen willſt, mich abzuhohlen: verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem weiteren. Es iſt nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif iſt. und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen alles Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Lebwohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über dich! Lebwohl!“

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir wie uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt bey ſich entſchloſſen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie viel es ihm koſten, ja, daß es ihm beynahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt eingeſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten, und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzückung ſezte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind: ein Wachsſtökgen und noch was. — „Und was heißen Sie geſchickt ſeyn? rief er aus: wie ſoll ich ſeyn? wie kann ich ſeyn? beſte Lotte!“ Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das ſeinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtuzte. — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben. — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht ſo bleiben! zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchreklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſezt hatten, ſuchte durch allerley Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus, ich werde Sie nicht wieder ſehen!“ Warum das? verſezte ſie, Werther, Sie können, Sie müſſen uns wieder ſehen, nur mäßigen Sie Sich. O, warum mußten Sie mit dieſer Heftigkeit, dieſer unbezwinglich-haftenden Leidenſchaft für alles, was Sie einmal anfaſſen, gebohren werden! Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, indem ſie ihn bey der Hand

Hand nahm, mäßigen Sie Sich! Ihr Geiſt, Ihre Wiſſenſchaften, Ihre Talente, was biethen die Ihnen für mannichfaltige Ergetzungen dar? Seyn Sie ein Mann! wenden Sie dieſe traurige Anhänglichkeit von einem Geſchöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern. — Er knirrte mit den Zähnen, und ſah ſie düſter an. Sie hielt ſeine Hand. Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther! ſagte ſie. Fühlen Sie nicht, daß Sie Sich betrügen, Sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther? juſt mich, das Eigenthum eines Andern? juſt das? Ich fürchte, ich fürchte, es iſt nur die Unmöglichkeit mich zu beſitzen, die Ihnen dieſen Wunſch ſo reitzend macht. Er zog ſeine Hand aus der ihrigen, indem er ſie mit einem ſtarren, unwilligen Blick anſah. „Weiſe! rief er, ſehr weiſe! hat vielleicht Albert dieſe Anmerkung gemacht? Politiſch! ſehr politiſch!“ — Es kann ſie jeder machen, verſetzte ſie darauf. Und ſollte denn in der weiten Welt kein Mädchen ſeyn, das die Wünſche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über Sich, ſuchen Sie darnach, und ich ſchwöre Ihnen, Sie werden ſie finden; denn ſchon lange ängſtet mich für Sie und uns die Einſchränkung, in die Sie Sich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über Sich! eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen

Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

„Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!" — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diſcurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte ſagte, die Werthern kalt, ja gar hart vor kamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da ſich denn ſein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tiſch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging allein in ſein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit ſich ſelbſt, ging heftig die Stube auf und ab, und warf ſich endlich in ſeinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilfe wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen ſollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot, den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigſten December, ſchrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach ſeinem Tode verſiegelt auf ſeinem Schreibtiſche gefunden und ihr überbracht hat, und den ich abſatzweiſe hier einrücken will, ſo wie aus den Umſtänden erhellet, daß er ihn geſchrieben habe.

„Es iſt beſchloſſen, Lotte, ich will ſterben, und das ſchreibe ich dir ohne romantiſche Ueberſpannung, gelaſſen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale ſehen werde. Wenn du dieſes lieſeſt, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtiget, beſtimmt hat: ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von dir riß, in der fürchterlichen Empörung meiner Sinnen, wie ſich alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! — So ſey es! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing, nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das ſo lebhaft um mich wird. —“

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinen Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm: wie er in einigen Tagen verreiſen würde, er ſolle daher die Kleider auskehren und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuhohlen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monathe voraus zu bezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab, und ſchien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf ſich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, ſie verfolgten ihn, ſprangen an ihm hinauf, erzählten ihm: daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, ſie die Chriſtgeſchenke bey Lotten hohlten, und erzählten ihm Wunder, die ſich ihre kleine Einbildungskraft verſprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag, und küßte ſie alle herzlich, und wollte ſie verlaſſen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr ſagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten ſchöne Neujahrswünſche geſchrieben, ſo groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten ſie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn, er ſchenkte jedem etwas, ſetzte ſich zu Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hauſe, befahl der Magd nach dem Feuer zu ſehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäſche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf ſchrieb er wahrſcheinlich folgenden Abſatz ſeines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwarteſt mich nicht! du glaubſt, ich würde gehorchen, und erſt Weihnachtsabend dich wiederſehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hälſt du dieſes Papier in deiner Hand, zitterſt, und benetzeſt es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl iſt es mir, daß ich entſchloſſen bin.“

Lotte war indeß in einen ſonderbaren Zuſtand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte ſie empfunden, wie ſchwer es ihr fallen werde, ſich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er ſich von ihr entfernen ſollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart geſagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarſchaft geritten, mit dem er Geſchäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie ſaß nun allein, keins von ihren Geſchwiſtern war um ſie, ſie überließ ſich ihren Gedanken, die ſtille über ihren Verhältniſſen herumſchweiften. Sie ſah ſich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, deſſen Liebe und Treue ſie kannte, dem ſie von Herzen zugethan war, deſſen Ruhe, deſſen Zuverläſſigkeit recht vom Himmel dazu beſtimmt zu ſeyn ſchien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen ſollte, ſie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer ſeyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther ſo theuer geworden, gleich von dem erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an hatte ſich die Uebereinſtimmung ihrer Gemüther ſo ſchön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, ſo manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was ſie intereſſantes fühlte und dachte, war ſie gewohnt mit ihm zu theilen, und ſeine Entfernung drohete in ihr ganzes Weſen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte ſie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre ſie geweſen! — hätte ſie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte ſie hoffen können, auch ſein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzuſtellen! Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bey einer jeglichen etwas auszuſetzen, fand keine, der ſie ihn gegönnet hätte.

Ueber allen dieſen Betrachtungen fühlte ſie erſt tief, ohne ſich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen ſey, ihn für ſich zu behalten, und ſagte ſich daneben, daß ſie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, ſchönes, ſonſt ſo leichtes, und leicht ſich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Ausſicht zum Glück verſchloſſen iſt. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb ſieben geworden, als ſie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und ſeinen Tritt, ſeine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie ſchlug ihr Herz, und wir dürfen faſt ſagen zum erſtenmal, bey ſeiner Ankunft. Sie hätte ſich gern vor ihm verläugnen laſſen, und als er hereintrat, rief ſie ihm mit einer Art von leidenſchaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten — Ich habe nichts verſprochen, war ſeine Antwort.

So hätten Sie wenigſtens meiner Bitte Statt geben ſollen, verſetzte ſie, ich bat Sie um unſer beyder Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was ſie ſagte, eben ſo wenig was ſie that, als ſie nach einigen Freundinnen ſchickte, um nicht mit Werthern allein zu ſeyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und ſie wünſchte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß ſie wegbleiben möchten. Das Mädgen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß ſich beyde entſchuldigen ließen.

Sie wollte das Mädgen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, ſie trat an's Klavier und fing einen Menuet an, er wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians: ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, hohlte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm,

nahm, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du auf die Haide? Die ſtürmende Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erſcheine, du herrliches Licht von Oſſians Seele!

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden, und, ſiehe! die Barden des Geſangs: Grauer Ullin! ſtattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Geſangs, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwachliſpelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge, ſchwer floß ihr Haar im unſtäten Winde, der von dem Hügel her ſtieß. — Düſter ward's in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar verſprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebirge, der Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaßne auf dem ſtürmiſchen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der

Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill, eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich: warum zauderſt du zu kommen?

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Haide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach ſie ſind todt! Ihre Schwerte roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beyde ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber

ach!

ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? in welcher Gruft des Gebirges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felſens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel und Wind kommt über die Haide, ſoll mein Geiſt im Winde ſtehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus ſeiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt ſie: denn ſüß ſoll meine Stimme ſeyn um meine Freunde, ſie waren mir beyde ſo lieb!

„Das war dein Geſang, o Minona, Thormans ſanft erröthende Tochter. Unſere Thränen floſſen um Colma, und unſere Seele ward düſter.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Geſang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerſtrahl. Aber ſchon ruhten ſie im engen Hauſe, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einſt kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegeſang auf dem Hügel. Ihr Lied iſt ſanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des erſten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, ſein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und ſein Vater jammerte, und ſeiner Schweſter Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schweſter des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Geſang, wie der Mond in Weſten, der den Sturmregen voraus ſieht, und ſein ſchönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich ſchlug die Harfe mit Ullin zum Geſange des Jammers.

Ryno.

„Vorbey ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel?

gel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Haide! Aber du wirſt fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegt ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Haide. Deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angeſicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drey Schritten meß' ich dein Grab! o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigten Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrich ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe? zu biethen dem Schlummer: Erwache!

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll deinen Namen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut ward die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bey dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er, was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergetzen? ſie ſind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühende Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin? Herrſcher des ſeeumfloſſenen Germa?

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſache meines Weh's. — Carmor, du verlorſt keinen Sohn, verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädgen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor; aber Armin iſt der lezte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Haide! Waldſtröme, brauſt! heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warſt ſchön! ſchön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, ſüß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war ſtark, dein Speer ſchnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Dauras Liebe; ſie widerſtand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn ſein Bruder lag erſchlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war ſein Nachen auf der Welle, weiß ſeine Locken vor Alter, ruhig ſein ernſtes Geſicht. Schönſte der Mädgen, ſagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felſen, nicht fern' in der See, dort wartet Armar auf Daura: ich komme, ſeine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felſens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängſteſt du mich ſo? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura iſt's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Iſt keiner ſeine Daura zu retten?

„Ihre

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, ſtieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Docken waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht' er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!

Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, [illegible] ſank, und hob ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeebeſpülten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreyen, doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreyen, laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach, ehe der Morgen erſchien, ſie ſtarb weg, wie die Abendluft zwiſchen dem Graſe der Felſen. Beladen mit Jammer ſtarb ſie und ließ Armin allein! Dahin iſt meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädgen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, ſitze ich am ſchallenden Ufer, ſchaue nach dem ſchrecklichen Felſen. Oft im ſinkenden Monde ſehe ich die Geiſter meiner Kinder, halbdämmernd wandeln ſie zuſammen in trauriger Eintracht.“

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach, und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Geſang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand, und weinte die bitterſten Thränen. Lotte ruhte auf der andern, und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung beyder war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schickſale der Edlen, fühlten es zuſammen, und ihre Thränen vereinigten ſich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel ſie; ſie wollte ſich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete ſich zu erhohlen, und bat ihn ſchluchzend fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitter-

zitterte, ſein Herz wollte berſten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, rings um wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —“

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahndung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternde, ſtammelnde Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des

des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das leztemal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädgen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets, und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtübte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des

Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Kaffee brachte. Er ſchrieb folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum leztenmale denn, zum leztenmale ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach die Sonne nicht mehr ſehen, ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der lezte Morgen. Der lezte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der lezte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jezt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! —

Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe, wie ſie den Sarg hinunter ließen, und die Seile ſchnurrend unter ihm weg und wieder herauf ſchnellten, dann die erſte Schaufel hinunter ſchollerte, und die ängſtliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich ſtürzte neben das Grab hin — ergriffen, erſchüttert, geängſtet, zerriſſen mein Innerſtes, aber ich wußte nicht, wie mir geſchah — wie mir geſchehen wird. — Sterben! Grab! ich verſtehe die Worte nicht!

O vergib mir! vergib mir! Geſtern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens ſeyn ſollen. O du Engel! zum erſtenmale, zum erſtenmale ganz ohne Zweifel durch mein Innig-innerſtes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! ſie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen ſtrömte; neue warme Wonne iſt in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebteſt, wußte es an den erſten ſeelenvollen Blicken, an dem erſten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite ſah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerſt du dich der Blumen, die du mir ſchickteſt, als du in jener fatalen Geſellſchaft mir kein Wort ſagen, keine Hand reichen konnteſt? o ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und ſie verſiegelten mir deine Liebe. Aber ach! dieſe Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmälich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! — Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte!

Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bey dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild."

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf gibt ihm der Herr ein offnes Zettelgen des Inhalts:

„Wollten Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen, was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnden noch fürchten konnte; ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderley Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freyer Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens an ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſtehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frey geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und ſezte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jezt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſezt hatte? So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhezten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen; vielleicht nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſinnigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey, und ſie antwortete mit Uebereilung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, ſie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt die Packete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bey dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit: er überreichte Alberten das Zettelchen, der ſich gelaſſen nach ſeiner Frau wendete und ſagte: gib ihm die Piſtolen. „Ich laſſe ihm glückliche Reiſe wünſchen,“ ſagte er zum Jungen. Das fiel auf ſie wie ein Donnerſchlag, ſie ſchwankte aufzuſtehen, ſie wußte nicht, wie ihr geſchah. Langſam ging ſie nach der Wand, zitternd nahm ſie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick ſie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE, J. W. FN. 06881/225

Hauſe hinaus war, machte ſie ihre Arbeit zuſammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zuſtande der unausſprechlichſten Ungewißheit. Ihr Herz weiſſagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war ſie im Begriffe ſich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geſchichte des geſtrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahndungen: dann ſah ſie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigſten konnte ſie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tiſch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bey Tiſche erträglich; man zwang ſich, man redete, man erzählte, man vergaß ſich.

Der Knabe kam mit den Piſtolen zu Werthern, der ſie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe ſie ihm gegeben. Er ließ ſich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tiſche gehen, und ſetzte ſich nieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon geputzt, ich küſſe ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt: und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich ~~befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag~~ den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.“

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus, und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend

gend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb:

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehn uns wieder und freudiger.“

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibſt mir. Ich habe den Frieden deines Hauſes geſtört, ich habe Mißtrauen zwiſchen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und ſo wohne Gottes Segen über dir!“

Er kramte den Abend noch viel in ſeinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, verſiegelte einige Päcke mit den Addreſſen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufſätze, abgeriſſene Gedanken, deren ich verſchiedene geſehn habe; und nachdem er um zehn ihr Feuer nachlegen und ſich eine Flaſche Wein geben laſſen, ſchickte er den Bedienten, deſſen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der ſich dann in ſeinen Kleidern niederlegte, um frühe bey der Hand zu ſeyn: denn ſein Herr hatte geſagt, die Poſtpferde würden vor ſechſe vor's Haus kommen.

Nach eilfe.

„Alles iſt ſo ſtill um mich her, und ſo ruhig meine Seele. Ich danke dir Gott, der du dieſen letzten Augenblicken dieſe Wärme, dieſe Kraft ſchenkeſt.

Ich trete an das Fenſter, meine Beſte! und ſehe, und ſehe noch durch die ſtürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an ſeinem Herzen, und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über; mit welcher

Trunkenheit habe ich ihn oft angeſehen! oft mit aufgehabenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgibſt du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerley Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich, es zu ehren. Tauſend tauſend Küſſe habe ich drauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach ich wollte ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeich-

bezeichneten Steine ſich ſegnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn und ich zage nicht. All! all! So ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu ſterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenig Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, du haſt ſie berührt, geheiligt: ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich

dich zum erſtenmale unter deinen Kindern fand. O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden; an meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie ſind geladen — Es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte lebe wohl! lebe wohl!

Ein Nachbar ſah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen: da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er hohlte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im grauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarſchaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; ſein Geſicht ſchien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald ſchwach, bald ſtärker, man erwartete ſein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeſchlagen.

Von Alberts Beſtürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts ſagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingeſprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißeſten Thränen. Seine älteſten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, ſie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigſten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund und der älteſte, den er immer am meiſten geliebt, hing an ſeinen Lippen bis er verſchieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags ſtarb er. Die Gegenwart des Amtmannes und ſeine Anſtalten tuſchten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stäte begraben, die er ſich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geiſtlicher hat ihn begleitet.

Herrmann und Dorothea.

von

J. W. von Göthe.

1798.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſts immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,

Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend, am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.
Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk ich die abgetragene Leinwand;

Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock, mit indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth, und ſagte:
Ungern vermiß ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Echt oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freylich, der Mann ſoll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekeſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.

Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon Einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbey ſeyn.
Seht, wie Allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Ernte.
Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer

Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren
Raſch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt).
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man ſich da, und manches Gewerbes.
Und ſo ſaß das trauliche Paar, ſich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und ſagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die ſollen uns alles erzählen,
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die Beyden, und grüßten das Ehpaar,

Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen ſchüttelnd, und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigem Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beynahe verdrießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr! und einer iſt doch wie der andere,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn; doch liegt er im Menſchen.
Und es ſagte darauf der edle verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.

Dieſer kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen und ihre Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: ich tadle nicht gerne, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reitzen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,

Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget, des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeyzog.
Freylich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.
Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau;
Saget uns, was Ihr geſehn; denn das begehrt' ich zu wiſſen.
Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſahn wir den Staub, noch eh' wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeyziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig und nützlich;
Nun zu ſehen das alles, auf mancherley Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beym Brande vor zwanzig

Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Bretter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfig.
Auch ſo keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein anderer emſig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrey der gequetſchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gepelfer.
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem ſchweren

Uebergepackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeſchlagen, und weit hin entſtürzten im Schwunge die Menſchen,
Mit entſetzlichem Schreyn, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menſchen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauſ' und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,

Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.
Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth:
Möge doch Herrmann ſie treffen und ſie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo groſser Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laſst uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drey und achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.

Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin und freuten ſich alle der Kühlung.
Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, dem echten Becher des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drey den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten
Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,

Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?
Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrherr, und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung.
Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,
Wenn ich reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!

Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Herrmann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch, am Altare, ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!

Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.
Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Terpſichore.

Herrmann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, ſorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut' übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochſen gezogen, den größten und ſtärkſten des Auslands,

Neben her aber ging, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb ſie an und hielt ſie zurück, ſie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher und ſagte zu mir: nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als ihr uns heut' auf dieſen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dringet die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,

Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpendet's gütig den Armen.
Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerinn, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löſ'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man

Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thut er Euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerinn froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn mir war Zwieſpalt im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr

Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftigſte ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brote,
Flaſchen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.

Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerinn Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.
Als nun Herrmann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Werk, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Hauß nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Oefters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln mit vielem Fleiße geſammelt
Miſſt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß iſt.

Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet von Hauſe.
Hab' ich die Baarſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtſten.
Nachbar, verſetzte drauf der junge Herrmann mit Nachdruck:
Keinesweges denk' ich wie Ihr; und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entſchließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorſteht.
Lächelnd ſagte darauf der Vater: ſo hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.
Aber es fiel ſogleich die gute Mutter behend ein:

Sohn, fürwahr! du haſt Recht; wir Eltern gaben das Beyſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſinds nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.

Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf, und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken

Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſehn war vom Thiere.
Alſo ſtanden wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.
Und du faßteſt darauf mich bey der Hand an, und ſagteſt:
Liebchen, wie kommſt du hieher? geh weg! du verbrenneſt die Sohlen;
Denn der Schutt iſt heiß, er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hobeſt mich auf, und trugſt mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von Allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich, und ich verwehrt' es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter

Schickteſt und ſchnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich Herrmann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten,
Und es wageſt zu freyn im Krieg und über den Trümmern.
Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die du erzählſt; denn ſo iſt alles begegnet.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen.
Nicht ſoll jeder ſich quälen, wie wir und Andere thaten,

O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherley Dinge bedarf der Menſch, und alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff' ich von dir, mein Herrmann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück:

Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Daß ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Herrmann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?

Nur drey Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die älteſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweyte,
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, wie ich das Mütterchen forttrug.
Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Hauſ', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;

Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
War zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte michs tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hegte, beſonders Minchen die jüngſte.
Denn ſo war ich zuletzt an Oſtern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war friſirt wie die übrigen Burſche.

Als ich eintrat, kicherten ſie; doch zog ichs auf mich nicht.
Minchen ſaß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen, und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſeyn! Sobald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beyden Perſonen
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,

Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bey ihnen immer Tamino.
Da verſetzte die Mutter: du ſollteſt, Herrmann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!
Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bey mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.
Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker.

Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den Andern gelang und du immer der Unterſte ſaßeſt.
Freylich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.
Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!

Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herr'n und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Alſo entwich der beſcheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein Beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Luſt zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,

Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, wes Sinnes der Herr ſey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath ſich häufet und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balke verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Straßburg und Frankfurt,

Und das freundliche Manheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bey uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beym erſten Ausbruch gewehrt ſey?
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.

Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Herrmann immer mir bleiben.
Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe

Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.
Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:

Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.
Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Veränderung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bey ſeinem Vermögen

Auch die Wege noch kennt, auf welchem das Beſte zu haben.
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weiſſen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſo wie der goldne Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffe dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freylich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muſcheln; und mit verblendetem Auge

Schaute der Kenner ſelbſt den Bleyglanz und die Corallen.
Eben ſo ward in dem Saale die Mahlerey auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mirs in Sinn, den Engel Michael wieder,

Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt, mich ſchröckte die Forderung.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,

Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgemeiſter.
Und ſo ging ſie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunete Weinberg

Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue darneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden

Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nikkenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.

Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſich da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Herrmann, und ruhte,
Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.
  Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig

Trocknet er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen.
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag, was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt die Thränen ins Auge?
  Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,

Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe.
Aber wär' ich nicht beſſer zu widerſtehen da vorne

An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben und Andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beyſammen,
An der Grenze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden, —
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefen Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern

Dieſen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!
Da verſetzte bedeutend die gute verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich ins Auge:
Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern und immer,
Offen und frei, und ſagſt, was deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh', ich kenne dich beſſer.
Du verbirgſt dein Herz, und haſt ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,

Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frey: was dringt dich zu dieſer Entſchließung?
  Ernſthaft ſagte der Sohn: Ihr irret Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich

Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach; ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.
Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;

Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.
Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter, und ſprach ſo erweichet:
Warlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heute und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;

Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich ſie an und ſchlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu ſehen wohin. Sie heulten mit blutigen Naſen,
Und entriſſen ſich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, ſtatt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bey Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn vieles ertrug ich,

Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber Manches entziehn, um zu ſparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und ſchauet hinab, wie herrlich liegen die ſchönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die ſchöne Reihe der Güter!
Aber ſeh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenſter uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond ſchon

Dort erwartet und ſchon ſo manchen Morgen die Sonne,
Wenn der geſunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir ſo einſam vor, wie die Zimmer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel ſich hinſtreckt;
Alles liegt ſo öde vor mir, ich entbehre der Gattin.
Da antwortete drauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,

Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſts, das vertriebene, die du gewählt haſt.
Liebe Mutter, Ihr ſagts! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſts! und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn und Herziehn.
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,

Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen alleine
Läſſet Vater und Mutter dahinten, wenn ſie dem Mann folgt,
Auch der Jüngling er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davonziehn.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehrt.

Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwey Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,

Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar Manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbey iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte geräth nur.

Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bey ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.
Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beyde
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Polyphymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drei noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beym Wirthe;
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen

Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme

Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen,
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,

Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.
Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bey der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Herrmann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da, bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damals nicht immer: er ſollte ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.

Jenes Mädchen iſts, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.
Und es ſagte der Sohn: die gebt mir Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.
Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtändge das Rechte.
Immer gefährlicher iſts, beym Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Herrmann; ich kenn' ihn von Jugend auf, und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.

Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,

Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch diesmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.
    Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwey ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen.

Reihe, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift,
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerſtört, und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach! ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie Anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſ't, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Parthey nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.
Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.

Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Herrmann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden und raſch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,

Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Herrmann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Herrmann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,

Dacht' er bey ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.
Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,
War mit Raſen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke,
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Herrmann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;

Hätt' ich allein zu thun, ſo ging' ich behend zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und Ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:

Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befragt die Andern, und hört, was ſie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Alſo dacht' ich mirs aus, den Weg her, den wir gefahren.
Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karren an Karren die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;

Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche. Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.
  Alſo ſagte der Mann, und Alle ſchwiegen; verträglich

Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,

Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeyd gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.

Und es verſetzte darauf der Richter mit ernſtem Blicke:
Warlich unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter

Auf dem Haupte zu liegen; und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.
    Als nun der Pfarrer darauf [illegible]) weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Mannes und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Geſpräch auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen, und komme
Wieder, ſobald ich ſie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,

Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?
Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Da begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch: denn ihnen erhöht war die Seele

Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.

Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bey uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugros war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrey, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.

Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint ers,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicherem Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Sabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,

Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.
Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrherr mit Nachdruck:
Wenn Ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich darum Euch nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.
Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;

Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht leugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb.
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.

Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber ſie rieß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe bewaffnet.
Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen: wohin ſie gerathen?

Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde?
Aber da trat herbey der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete liſtig.
Seht Ihr, ſagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Küſſenüberzug wohl, den ihr Herrmann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell fürwahr und gut die Geſchenke.

Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund,
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſts. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.
Da verſetzte der Pfarrherr, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder;

Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrnen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch, es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beyſteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glückliches Alter.
Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,

Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewiſſer,
Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe.
Laſſet uns alſo zuerſt bey guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns von ihr nun erzählen.
Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend:
Freyn wir doch nicht für uns! Für Andere freyn iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt, wir haben ein Mädchen geſehn, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, den man ihr vermuthlich geſchenkt hat.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackeren eine.
Sagt uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.

Staats… München

Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzutrat,
Sagt' er: dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als ſie das Schwert ergriff und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe wars! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,
Aber ſo gut wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahin riß
Ueber des Städtchens Noth und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch mit ſtillem Gemüth hat ſie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu ſtreben,
Selbſt hinging nach Paris, und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hauſe, ſo dort, beſtritt er Willkühr und Ränke.
Alſo ſagte der Richter. Die Beyden ſchieden und dankten,

Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbeyziehn.)
Und er reicht' es dem Schulzen und ſagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann, und ſagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe; wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt iſt.
Da verſetzte der Pfarrer, und drückte ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſäume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weigre ſich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig beſitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ey doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihrs haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeſchenkt doch laſſ' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Toback iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.
Aber der Pfarrer zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.

Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu ſprechen.
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nach Hauſe führen die Gute.

Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude

Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzte tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig; und ſo gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reitzen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſchämung
Sachte die Pferde herum nach Hauſe lenken, Ich fürchte,

Irgend ein Jüngling beſitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.
Ihn zu tröſten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freilich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,
Ward zuförderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freyersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze,
Sonntags etwa nach Tiſche, den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuförderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.

Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freyersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bey jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das Alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freyt für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!
Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf

Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letztenmal ſehn, ſo will ich noch einmal
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.

Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und ſchnell ihn führte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.
Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.
Aber du zaudertеſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Sitzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;

Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Scharen des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.
Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet,
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreun; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbey, und ſchien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam
Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder

Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackres Mädchen, ſo bald aufs neue beſchäftigt,
Hülfreich Andern zu ſeyn und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich Andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt dies von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?
Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,

Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.
Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter,

Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beyde ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beyde, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehen? wie biſt du gekommen?
Denkend ſchaute Herrmann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,

Aber hellen Verſtand, und gebot verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was ſoll ichs verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beyden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe,

An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich ſah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih mir die ſtotternde Rede.
  Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das Weitre zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.

Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſeyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerinn wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich alle der Rettung;
Schon ſind die meiſten beyſammen, die übrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln:
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen:
Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.

Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.
Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beym Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwatzen.
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.

Schweigend nahm ſie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Herrman folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, ſagt ſie; es trägt ſich beſſer die gleichere Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.
Seht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schickſal bedenklich!
Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages,

Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein ſcheint,
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn.
Alſo ſprach ſie, und war, mit ihrem Begleiter zur Seite,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerinn lag, die ſie froh mit den Töchtern verlaſſen,
Jenen geretteten Mädchen, den ſchönen Bildern der Unſchuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der Mutter verloren geweſen;

Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen;
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brod verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Es tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren geletzt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich wars und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.
Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet,

Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laß ich euch zwar; doch jeder iſt dießmal dem Andern
Mehr zu Laſt als zum Troſt, und Alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreuen, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie es Reichen geziemet.

Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherley Fällen.
Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerinn nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Herrmann;
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushält zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bey Tauſch und Handel betrachtet;

Aber den Menſchen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der Alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſtehts; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang' ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.
Viele kamen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Herrmann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl Eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.

Hermann faßte darauf ſie bey der Hand an und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrein und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beym Zuckerbecker vorbeytrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Herrmann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Melpomene.

Herrmann und Dorothea.

Alſo gingen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleyer, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Herrmann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:

Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?
Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuförderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bißher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.

Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du auch ihr das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſts, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung,
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.
Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte

Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide hoff' ich fürwahr zuſammen zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bey uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter.

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Herrmann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frey nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.

Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und ſagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.
Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.

Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.
Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände,
Und mit ſchwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn her hing.
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,

Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beym Eintritt ins Haus, nicht Fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bißher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor Allem, was jezt im Hauſe geſchiehet.
Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,

Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.
Mache nicht ſchlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.
Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäſchen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrherr: welch Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gerne, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag

Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beym Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,

Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden,
Und ſie tragen das breterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Breter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrte ruhig der Kutſche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum da muß ich des Sarges gedenken.
Lächelnd ſagte der Pfarrherr; des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht

Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling deß edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide deß ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!
Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.
Herrmann ſtellte den Eltern ſie vor, mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.

Eilig führt er darauf den trefflichen Pfarrherr bey Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß
Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich ſchaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirath.
Aber entſchieden ſey es ſogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht mehr den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft,
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind. Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat

Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen,
Immer die Schönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus, als Frau, ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt und ob er ſich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.
Herrmann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.
Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:

Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt;
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,
Das mit allem verſehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beynah mich ſchon aus dem Hauſe zurücktreibt?
Bang bewegte ſich Herrmann, und winkte dem geiſtlichen Freunde,

Daß er ins Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bey Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchloſſeſt,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das ſchwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freye.

Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das iſt ſchwer zu ertragen und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.
Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen

Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreyen
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeyd glücklich und froh; wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein; es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpätere nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtille verzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,

Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen.
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes einſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem ſtillen Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt

Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Geſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frey die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,

Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.
Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, daß ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beyden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht, du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,

Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrey, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnet über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!

Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.
Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrherr und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Herrmann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,

Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt du mirs! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang'erſehnte Verſichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.
Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!

Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.
Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbey und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.
Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.
Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun

Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den andern ſtaunend,
Den ſchon Herrmann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie? du verlobeſt dich ſchon zum zweytenmal? Daß nicht der erſte
Bräutigam bey dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!
Aber ſie ſagte darauf: o, laßt mich dieſer Erinnerung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freyheit,
Als ihn die Luſt im neuen veränderten Weſen zu wirken
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.

Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden.
Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frey und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;

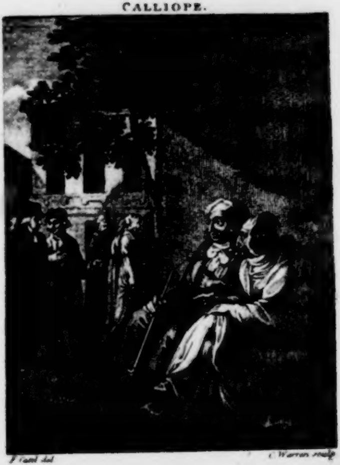
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher,
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er; und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bey der allgemeinen Erſchüttrung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.

Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Bay[illegible]
Sta[illegible]
Mün[illegible]

CALLIOPE.



F Cand del C Warren sculp

See said the Hostess where the Pastor comes;
And with him arm in arm th' Apothecary

Published as the Act directs by Longman & Rees London 21st May 1801

396.

HERMAN AND DOROTHEA.

A POEM,

FROM THE GERMAN OF

GOETHE,

By THOMAS HOLCROFT.

LONDON:
PRINTED FOR T. N. LONGMAN AND O. REES, PATERNOSTER-ROW,
BY BIGGS AND COTTLE, BRISTOL.
1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

+

PREFACE.

I was first induced to peruse the following Poem, in the original, in consequence of the fame it had acquired; and with no further view than that of receiving pleasure from a more intimate study of the German language; in the best and purest idioms of which, the natives affirm it abounds. While reading, a desire was excited to translate some lines; it was a gratification not to be resisted. One passage delighted, and another was begun: till, at length, the resolution was fixed to compleat the work; and so great was the pleasure it gave, that it might truly be said to flow from the pen *con amore.*

It is improbable, however, that the admiration of an English reader should ever equal that of the native German: for no translation, of a really beautiful poem, can ever hope to equal the original. The boldest translator must be, more or less, a slave: while he that wrote the poem was a Creator; selecting a subject, directing the plan, and the progress, clothing it in his own thoughts, and embellishing it with the diction and the metaphors which his judgment preferred. Of these privileges it is only possible for the translator to assume a small part.

Of the high estimation in which this Poem is held in Germany, the proofs are numerous.

The Literary Journals abound in its praise. The learned Humboldt has written an octavo volume, as the first part of a general inquiry into the principles of taste; and, through the whole volume, has selected this particular work to exemplify those principles. The brothers Schlegel, one of whom is become famous by a new translation of Shakspeare, have written a long critique upon it, in the *Jena Allgerneine Litteratur Zeitung*; from which the following is an extract.

" It is not the enthusiastic romance of love, that is described in Herman and Dorothea; but the pure affections of the heart, founded on mutual confidence, and in unison with every social duty, and every feeling that could unite two inexperienced but powerful minds. In the calm intercourse of common life, the birth and progress of such an affection would have glided on unremarked; and, in order to fix the attention of the reader, a coincidence of extraordinary occurrences was necessary. These the Poet has produced, from a single incident; and with such facility, that the happiness of the thought is scarcely perceived. Herman first beholds Dorothea a fugitive, involved in the common desolation and horrors of war; and hence his sudden determination, the fear of being opposed by his father, and the ambiguity of his behaviour to her; which ends but with the Poem."

"The subject is raised, and kept wholly aloof from common tales, by the terrible and dignified picture, in the back ground, of great worldly events; and thus are small things so combined with great, as to bear the stamp of this ever memorable Aera. These events form the wonderful of the Poem; and of that kind which alone could give pleasure, in the Epopea of the present age: for it is no attempt to excite the astonishment of curiosity, but the sympathies of the soul."

"The plan of the Poem is entirely Epic; and not Dramatic. No artful denouement, no crouded incidents, no sudden changes, nor any prolonged suspence. All is simple, all is gradual, all is direct. Such are the links of progress, that, though the mind is always kept alive, it is never so hurried away as to lose the power of reflection. The soul is never tortured by compassion: its feelings are pure, mild, and in unison with the dignified tone of the narrative."

The delineation of the characters is equally simple. All strong contrasts are avoided; and the light is thrown upon the picture in such soft tints as entirely to harmonize with and give it keeping. The Host has a moderate share of peculiarities: he is capricious, conscious of his wealth, and ambitious to distinguish himself; yet a worthy citizen, husband, and father. The Apothecary diverts us at his own expence: but with such goodness of intention as never to excite contempt. His talkative egotism, from which opposition might be feared, is harmless. Such simple and pleasant traits are in the pure spirit of the Epopea; to which any deviations from the originally mixed principles of human nature are foreign: they wholly belong to the Drama. Of the Mother, the Pastor, and the Judge, it would be difficult to say which is the most worthy.

The sound understanding of Herman is judiciously combined, by the Poet, with a certain external rusticity; that the change effected by love, may be the more apparent. His heart is endowed with gifts it knows not how to display; and, while in doubt, yields reluctantly to tender emotions: but, when the woman congenial to its feelings appears, they flow like the stream from the rock. His resolution is then not to be shaken. What manly self-command, what sage generosity he displays, in his conduct to Dorothea! These render him nearly her equal: otherwise, in various respects, and especially in heroic greatness of mind, she would have been much his superior. A being of uncommon dignity, firm and self-dependent, all her actions are lovely; and she delights to act. Her fortitude, in general and individual calamity, her rosy health, and her corporeal powers, might make us forget her feminine tenderness; did she not, during her intercourse with Herman, mingle the light and careless play of conscious amiability; and did not her feelings, when wounded by supposed mockery, finally extort from her a most passionately yet modest and dignified confession. The tribute she pays to the memory of her first Lover, who fell a noble sacrifice to the noblest of principles, is equally honorable to both. As the Poem concludes, his hovering form soars at a distance, superior to all below; and thus the grand and beautiful of the Poem rise, as it proceeds, like the waters of a calm but deep and powerful stream."

"In fine, Herman and Dorothea is a work of consummate art, in the great stile; intelligible, feeling, patriotic, and popular: a book full of the golden rules of wisdom and virtue."

Whether the praises of these critics do or do not exceed the merits of the Poem, is not for a translator to decide. He is first delighted with his author; and afterward still more, perhaps, by the new garb of his own, in which, after much labour, he sees his adopted son arrayed: though he may esteem himself fortunate, should it not, in many of its parts, appear ill-adjusted, gaudy, or ungraceful.

This naturally leads to a brief notice of the method pursued in the following translation. Though, through every stage of savage and social life, the grand characteristics of man are the same, yet, in their more minute manners, customs, and habits, they vary to infinitude. In moral sentiments, poetical feeling, and idioms of speech, each people have their peculiarities. To these I have not unfrequently dared to render my author subject; and indulge in such variations as I imagined he would have been likely to have adopted, had he written to the English Nation. To a few of them, the individual motives are assigned: but a full inquiry might lead to an Essay for each variation: as well on manners and customs, as on taste, judgment, and subjects of criticism. Thus, in the Canto Euterpe, the liberties taken are frequent: especially where the irruptions of the French, and the feelings they created, are described. To point them all out were to be tediously candid, and laboriously dull.

The reader will find several passages cited in the Notes; and from them referred to the Preface. All of these come under the general heads, already mentioned: the man of taste will immediately see to which; and will either condemn or approve the change.

It may not, however, be improper to add, that I felt, as Schlegel appears to have done, the inferiority of Herman to Dorothea. The imagination takes delight in picturing these Lovers to itself as prepared to act in a more elevated sphere; where the virtues and powers they possess may expand, acquire increasing force, and be seen in all their splendour. For this reason, in many passages, but particularly in that beginning line 105, Polyhymnia, the character of Herman has a poetic colouring, and is intentionally heightened, that he may be foretold or rather felt to be capable of the greatness he has not yet attained.

The literal reading of some passages is given, for various reasons. Those that relate to characters and manners are easily discoverable: but, in a few instances, the original is literally translated, to shew that idioms may correspond, in different languages, and in one may be proper for poetical expression, while in the other they would be colloquial, if not vulgar, and even ludicrous. Of this nature are the citations line 209, Terpsichore, and lines 279, 287, Clio. The justice and the respect due to the public, and to the author of the Poem, demand these acknowledgements.

The original is written in hexameter verses; to which German readers are now familiarized, by their best Poets. This verse is favourable to flowing description, and fulness of epithet. In these, Goethe is rich, almost to profusion: nor to blank verse incapable of them; but, from its abundance of monosyllables, the English language is characteristically laconic. The original descriptive flow has not been neglected, in the translation: yet, were the lines to express additional thoughts deducted, and a syllabic estimate made, the English would be at least one fourth shorter than the German; for the number of lines would be nearly equal, and the mean proportion of syllables between a line of hexameter and a line of blank verse, as ten to fourteen.

Much has been written on the nature and the powers of English versification; yet the inquiry is far from compleat. Were the rhythmus of blank verse accurately preserved, none but pure iambics must be admitted: it would then consist of a perfect but a monotonous melody; and would resemble musical counter point, in which none but perfect chords should be heard. In these, it is true, the enchanting sweetness of music consists: yet character and passion can only be created by bold and frequent discords. Something of the nature of discord must be admitted in versification; or that will also become monotonous. To produce emotion by interrupting the regular measure, without suffering the reader to perceive that it is interrupted, is indeed a delicate and a difficult task. The flow of language, when the passions are rouzed, or the narrative is in its full course and eager to be eloquent, ought to suffer no impediment. Innumerable examples, from Shakspeare, Milton, Young, and many others, might be brought to show that interruptions in the measure of blank verse are happily made, when feeling imperceptibly hurries the Poet and with him the reader into the adopted phrase.

In the first eagerness of translating the following Poem, these interruptions were too many, and too violent: such of them therefore as the cooler judgment decided against have been corrected; others, that glide easily upon the ear, or flow forcibly from the passion, are suffered to remain. Thus, line 45, CALLIOPE, is composed of aenaepasts; and has only four accents, instead of five. This is contrary to rule: the man of taste and wholesome criticism will determine whether it be contrary to melody, and feeling. Those, who read for that purpose, will discover others of a different kind, as at line 95 of the same Canto; line 170, TERPSICHORE; and, throughout the Poem a frequent introduction of the trochaic foot. In fine, while speaking of the task I have undertaken in this work, I assign motives, but do not pretend to apologize. No good reason can be given for doing any thing which is in itself wrong; and, whatever the feelings of an author may be, those who point out that which is defective, are deserving of applause.

Jena Algerneine Litteratur-zeitung.

To those who love literature, anecdotes of men of literary genius are no trivial source of pleasure. In a work entitled *Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen*, or A manuel of the poetical literature of the Germans, by Vetterlein, the following brief account of our author is given.

John Wolfgang von Goethe was born August 28th, 1749, at Frankfurt on the Main, was educated at the public school in that City, and was chiefly indebted for his knowledge of classical learning to the Rector, *Albrecht*, and the Pro-Rector, *Scherbius*. He afterward studied modern languages; the French, English, and Italian; and likewise employed himself in drawing, and etching. Though, from his uncommon genius, he was highly respected and beloved by his fellow Students, he preferred the more grave society of men, from whom he could gain information. In 1765, he prosecuted his studies at the University of Leipsic;

and returned to Frankfurt in 1769: where he wrote his *Götz von Berlichingen*, in the manner of the historical dramas of Shakspeare.

He removed to Strasburg, in 1770; where he took the degree of Doctor of laws, and formed an acquaintance with *J. George Herder*: a man well known for his learning and genius, and of whom he still remains the friend. In the following year, Goethe went to Wetzlar. Here he wrote his "*Sorrows of Werter*;" which did not appear till 1774. This work immediately fixed the public attention, was translated into French, English, Italian, Swedish, and Russian, and produced a swarm of imitators. He took his fable, and the idea of his hero, from the history of *Carl Wilhelm Jerusalem*: a young man, who was guilty of suicide; because he could not endure the haughtiness with which, on some occasion, he had been treated by the nobility. About this time, Goethe enjoyed the friendship of the Critic, *J. Heinrich Merk;* who died some years ago, at Darmstadt, a Counsellor of War.

In 1771, Goethe made a journey into Switzerland; in company with the brothers, Christian, and F. Leopold, Counts of *Stolberg*, and Count *Haugwitz*: but passed the two following years in his native City. At the end of 1775, he received an invitation from Charles Augustus, *Duke of Weimar,* to whom he had become personally known at Darmstadt; which he accepted: and, in 1776, enjoyed the office of Diplomatic Counsellor, with a seat and vote in the College of the privy council. In 1779 he was appointed a privy counsellor; and in 1782 president of the chamber, and ennobled.

Goethe made a second journey into Switzerland, in 1779, accompanying the Prince, his patron; and, in the Summer of 1786, he went to Italy: in the delightful provinces of which, he whiled away two years, and visited Sicily; but made the longest stay at Rome. In this seat of the arts and pleasures, however, he did not neglect the German Muses; but wrote various works of genius, which were published after his return. The ease and leisure which he has since enjoyed have been dedicated to Literature, and masterly productions in verse and prose.[*]

---

[*] In 1774, Goethe wrote a farce entitled *Götter, Helden, and Wieland*: or, *Gods, Heroes, and Wieland*: a satyr on Wieland's Opera called *Alceste*. This Wieland republished, in the *Deutschen Merkur*, June 1774, and recommended it to his readers, as a master piece of irony. Nothing could be more dignified than this conduct.

To the honour of the Duke of Weimar be it added, he is the zealous patron of literature and men of letters; and, still further to the honour of Wieland, he was the Duke's instructor.

CONTENTS.

			Page
Canto I.	CALLIOPE.	Misfortune and Sympathy	3
Canto II.	TERPSICHORE.	Herman	21
Canto III.	THALIA.	The Burger	43
Canto IV.	EUTERPE.	The Mother and Son	55
Canto V.	POLYHYMNIA.	The Cosmopolite	75
Canto VI.	CLIO.	The Age	97
Canto VII.	ERATO.	Dorothea	123
Canto VIII.	MELPOMENE.	Herman and Dorothea	139
Canto IX.	URANIA.	The Prospect	149
NOTES			173

CANTO

I.

CALLIOPE.

MISFORTUNE AND SYMPATHY.

I never knew the market place so still,
The streets so thinn'd, the town so like a desert,
And so dead. Eager curiosity
Has left, methinks, not fifty souls behind.
How, at a mournful tribe of fugitives
Escaping from the sword, men run to gaze!
The road is distant near a league; yet, in
The dust and heat of noon, they thither crowd.
For my part, Jane, I have no wish to see
Poor houseless innocents, who passed the Rhine

And fled its fruitful banks, dragging along
The remnants they could save, and shelter driv'n
To seek, in our recluse and happier vale!
'Twas kindly thought of thee to send our son,
With such cast clothes as we could spare, and such
Refreshments as we had to give: for sure
The rich should feel delight to aid the wretched.
It pleas'd me much to see him curb the young
Fresh steeds; and guide the carriage, neat and new,
With seats for four, beside the box on which
He sat and drove, winding the streets at will.

So discours'd the Host of the Golden Lion [*]
With his wife; sitting, garrulous and blithe,
Under his door-porch, in the market-place;
And thus the good and careful dame replied:

Linen, however old, is still of use
Not to be bought, nor lightly given away :
Yet th' old went not alone ; but shirts, and garments,
Many, and good, some not half worn, I sent,
To cover shivering age, and naked childhood.
Could I forbear ? And surely thou'lt forgive
That, with the rest, thy morning gown is gone :
An old favorite, of India cotton, flower'd,[*]
And warmly lin'd with flannel, white and fine :
But then 'twas past the fashion, thin, and faded.

I grant it all, the good Host smil'd and said ;
And yet I'd willingly have kept the gown :
Tho' old, 'twas rare, and choice, and came from far :
But, being gone, it is no matter, wife.
The mode is chang'd to frocks, and boots, and pantaloons :
Slippers, and morning state, are now no more.

Look, said the wife, some, who have seen the sight,
Which must ere this have pass'd, are now returning:
Each with a heated face, and dusty shoes,
Panting, and wiping the drops from the brow.
I wot their pleasures equal not their pains:
The doleful tale is quite enough for me!

Quick in reply, the Host: What man has seen
A finer harvest month, or clearer skies,
Or more refreshing rains? Our fruits to store,
Having hous'd the hay, and the loaded fields
To reap, to-morrow early we begin;
For pulpy is the grape and brown the corn.

And now, hurrying homeward, men and their wives
Throng'd thro' the market. Swiftly driving, with

His daughters, went the richest trader in
The town; returning to his house, rebuilt,
In his new landau.[3] Lively were the streets,
Peopled again the town, which, tho' 'twas small,
Held many a loom, and many a skilful hand. 60

Meanwhile, the friendly pair, with free remark,
Sat under the porch, noting all who pass'd.
See, said the Hostess, where the Pastor comes;
And with him, arm in arm, th' Apothecary:
They'll tell us all that pass'd; the when, the where, 65
And what a sight so dismal must afford.

Up soon they came, greeting the honor'd pair,
And sat down friendly on the wooden bench;
And fann'd the face, and shook away the dust.

Inquiries kind return'd, the Pharmist first[4]
Began; his heart somewhat dissatisfied.

How strange a thing is man! A lunatic
In grief or joy, he makes a holiday
Of horrors, which, to-morrow, may be all his own;
Runs to behold his neighbour's house in flames;
Hurries to glut his idiot ignorance[5]
On the poor culprit, writhing on the wheel; nor thinks
The morning sun may shew him to the world,
A spectacle of yet unheard-of terror!
And thus to view these wretched fugitives
He runs; forgetting he may quickly fly.
Oh fool! Insensate to the good and ill
Of other fools, and blinded to his own!

The Pastor, sound of understanding, heard:
He was the parish boast; and in the prime
Of youth, ripening to manhood; sage in worldly
Matters, and deeply vers'd in sacred writings,
And profane: heav'n and fate, from those, unfolding;
From these, the actions and the heart of man.

I'm loath to blame, said he, what Nature gave,
Certes, for no ill end. How often
The headlong hussey, Curiosity, attain'd
The good which Wisdom found beyond her stretch?
Not stung by her, how much would man have known
Of the countless combinations of things?
In search of something new, he chances on
Th' eternally useful; establishes
The good, and gains renown. His jocund guide

In youth, is levity: she veils his eyes
To danger; razing from his mem'ry griefs
The most bitter, the moment they are pass'd.
Worthy and noble is the man matur'd,
Whose taught and steady mind holds on its course,
In dignity; and draws from evil good;
Tuning to Virtue's ear the song of Folly.

The Hostess thus; impatient, though she smil'd:
I pray you tell us what you saw, and heard?
For that we wish to know.

I cannot prattle
A tale of woes so various, said the Pharmist.
O'er the low meadows roll'd the clouds of dust;
And almost hid the march, from hill to hill,

Of misery, that went along the vale.
Great was the din and press of men. The groan
Of many a hopeless wretch we heard; and felt
How bitter were the passion and the pang,
Of quitting every haunt, by habitude
Endear'd; and yet how great the joy of life
Thus sav'd! Flight was despair; and stay was death.
Heart-wringing was the view of lumber pack'd
At random. Haste has little choice; and Fear
No judgment. The torn vest, the seatless chair,
Were heap'd pell mell: the useful and the precious
Left undistinguish'd; or too late remember'd.
Chattles, which, yesterday, good house-wif'ry
Had rang'd, in cleanly and delightful order,
Lay now disjointed, broken, rent, or bulg'd;
Unseemly, vile, and little fit for use.

'Twas thus, some thirty years ago, we fled,[*]
The town on fire, bewilder'd by the flames;
Yoking the ox and ass, and loading them
With old planks, hen coops, hoopless casks, and cages;
And blocking up the roads, by frighten'd haste.
One impell'd the other; each thinking but of self.
Wives and their children ran with bundled rags:
Waggons were cramm'd distractedly and corded:
All covetous to save; none able to select.
This man's starv'd cattle could not move: the next
Blasphem'd, at being stopp'd, and view'd the flames,
To which the burning dust gave deadlier heat and hue.
Hubbub and uproar then were universal:
Stunning the clamours, and the mingled cries,
Of man and beast: while age and sickness wail'd,
Child and mother shriek'd, and the poor prisoner,
Frantic with horror, bellow'd as he clank'd his chains.

Oh the joys we felt! we who had the power
To solace, and to save!

May such to-day
Be Herman's happy lot! exclaim'd the Host;
Glowing to think his son was thus employ'd.
The scene is pass'd; and glad I am I did
Not see that which it grieves me so to hear.
We hasten'd, at the first report, to send
Relief; such as our happier fate affords:
Easing our hearts by easing the distress'd.
How sweet the exercise of Charity!
To me more hateful is the fear of ill
Than is the ill itself: for coward fear
Will soon debase the heart. But come, my friends:
We're troubled by the hornet, and the wasp,

Audacious: to the parlour, where the sun
Gives no annoy. The walls, impervious, thick,
And cool, defy the hottest beams of day.
And send us, dame, a flaggon of the best,
The vintage eighty-three, to kill our cares:
So let us sit and spend a social hour.

And sat they round the table; oaken, old,
But firm, and polish'd to a shining brown;
And soon the good wife smiling came; both arms
Burthen'd with beakers, rummers, and the bright
Old Hoc; to cheer the eye and glad the heart.
The Host and Pastor made their goblets ring:
But motionless the Pharmist; lost in thought.

Noting this, awake, neighbour, said the Host:

The noble wine provokes the appetite:
Take off your bumper, and forget your cares.
Confide in heav'n: for mark, tho' punish'd once,
Great are the blessings it has since bestow'd,
Or rather shower'd, upon our town and fields;
Favour'd and cherish'd as the apple of the eye.
Then why these gloomy doubts? Or why suppose
The gracious God, who took delight to build
Our walls anew, by our laborious arms,
So soon should raze what he so lately rear'd?

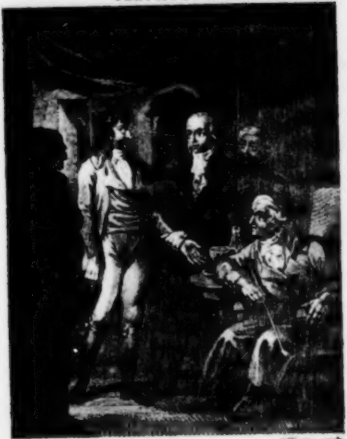
With mild and beaming sanctity, the Pastor
Added: This holy confidence be our's:
So shall we then, in good or evil hour,
Remain unshaken in the faith; and worthy,

The Host, manly and prudent, in reply:
How often have I hail'd the mighty Rhine;
Which, as I journey'd on its banks, inspir'd
Strange feelings; full of hope, and enterprise;
But little thought these lovely shores would form
A wall and moat, impassable, to bar
Th' unfriendly Frank. And shall we then despond,
When not alone our warriors, renown'd,
But, greater far, Nature, and Nature's God,
Are our defence? At length the very soldier,
Wearied to strike, begins to talk of peace:
And when that it shall come, this blessed peace,
For which so many millions pant, and cry;
And when the pealing choir, in awful sounds
Shall breathe the transports of a thousand tribes,
From famine, plague, and sword redeem'd, may you,

My friend, to render that eventful day
More memorable still to me, receive
The vows of Herman at the altar, pledg'd
To heav'n and some fair bride, worthy my son!
But, ah! how vain is a father's wish, while he,
Unapt to love, or inexpert, avoids
Or takes small pleasure in the frolic dance,
And virgin blandishments, so dear to youth!

He ceas'd; hearing the clattering hoof approach,
And the wheel, that echoed under the gate,

TERPSICHORE.



F. [illegible] del. C. Warren sculp.

Soon Herman enter'd strong of stature, fair

Of form

Published as the Act directs by Longman & Rees London 1st May 1801

CANTO

II.

TERPSICHORE.

HERMAN.

Soon Herman enter'd, strong of stature, fair
Of form: and, shrewd the Pastor, in remark,
Noting the mien and 'haviour of the youth,
With smiles, and friendly words, and voice, exclaim'd:
How, Herman, art thou chang'd! How full of life
Thy look; no gloom of heart is thine! The glow
Of virtue beams upon thy countenance!
Why ay! To Misery thou hast giv'n relief:
From Mis'ry hast receiv'd ten thousand blessings!

Serene and grave, yet ardent, he replied:
If good or ill I've done I scarcely know;
But, acting from the heart, the tongue will speak
The truth. You, Mother, were too slow, or I
Was too impatient, while you chose and pack'd,
Perhaps with too much care, the welcome gifts
Of raiment, fit; and wine, and food, refreshing:
For, as I left the town, our Burgers all
Came streaming back. The fugitives were far
Away. I speeded toward the village, where
I heard they were to halt, and rest to-night.
Driving along the causeway newly made,
A waggon came in view; heavy, and drawn
By oxen from the further Rhine, tall, strong
Of limb, and large, yet to a maid obedient;
Who govern'd them with skill that might become

A man, tho' she was feminine and fair.
Her step was firm, for she approach'd to speak,
Yet graceful: modest was her look, her accent sweet.

It was not always thus, she said; nor here
We been accustom'd to lament, and ask
For alms: which oft reluctantly are giv'n;
But, taught by strange necessities, I plead.
Behold that straw; look on the lovely wife
Of one who yesterday was far from want:
Oblig'd to fly, tho' seiz'd with labour pains,
Her bed no better, I her only guide,
These pains just pass'd, for life she struggling lies;
The new born infant naked in her arms.
Slow are our cattle; urgent are her wants;
The village distant; and our friends, perhaps,

Still further fled. Sir, if you have a sense
Of human woes, and social ties, as sure
Your gentle looks denote; and if you can
Procure such clothing and restoratives
As may preserve the mother and the child,
Our blessings and our heartfelt thanks are yours.

She ended; and the wife, piteous and wan,
Look'd wistfully for aid. 'Tis strange! Said I,
Pre-knowledge must exist of human wants;
For human safety, sent by gracious heaven;
This had my mother! See what she bestows.
And flew the knots! And forth the linen came,
And morning gown! Poor wanderers! Did the sight
Rejoice you? 'Twas miraculous! — How is't
That in affliction only we can see

The hand of God, leading the good to good ;
And minist'ring, by man himself, to man ?

'Twas thus, with grateful heart, the Maiden spoke.
Life giving was the wine : life saving were
The robes. We now shall reach the village, cried
The Maid : our friends will aid me to discharge
The tender trust, that lies so near my heart.
And oh, the thanks she gave me ; as again
She drove her oxen on ! I paus'd awhile ;
My thoughts in strong debate, or if 'twere best
The charities my parents sent should be
By me or her dol'd out ? A maid of such
Amenity, so tender, and so sage !
I had most speed : but she would better know
The truth, and nature, of her people's wants.

She must, she will, my heart replied! And soon
My package I transferr'd; intreating her
To clothe the naked, and to feed the hungry:
Well pleas'd, I added, gentle maid, this trust
Devolves on one whom it so well befits.
And not a mean one is it, answered she;
Nor lightly shall it pass my hands: outstretching
Them, and from mine receiv'd the flasks of wine,
Fresh beer, bread, brown but strengthening, and the full
Contents of my full chest. Them she arrang'd
With tender caution at the patient's feet,
And onward went: and thoughtful I return'd.

Herman ceas'd. The Pharmist, apt at reply,
Continu'd: Happy is the man in day
Of sorrow, flight, and famine, such as this,

Round whom, nor wife, nor child, cling in despair!
Not to be a father is not to be a wretch:
I feel my single state is now a blessing.
Flight has indeed been often in my thoughts:
And then my choicest treasures I have pack'd;
My sainted mother's coins, and chains of gold,
All carefully preserved. I found, 'tis true,
Effects of worth and use would still be lost:
My herbs and simples, too, gather'd with care,
Though small of price, I greatly should regret.
But, could I leave them with some trusty Carle,
Myself and money sav'd, then all were safe:
The single man flies light of body, and of mind.

Quick, and with ardour, Herman answer'd thus:
Of such opinions who, Sir, can approve?

Can he be bless'd who has no friend, or wife;
No dear companion of the heart, to share
His pleasures, and his pains? Rather to-day,
Might vows of never-ending love, of faith,
In fortune's good or ill, be interchang'd
'Tween me and some fair virgin; mutual in
Affection, passion, sentiment, and soul!

Replied the smiling Host: I'm pleas'd to hear
Thee, Herman, utter thoughts and words so sage.

Eager to speak, the Mother added: True,
My Son! Such were thy father's thoughts, and mine.
Nor was the day we chose a day of joy:
The next it was that follow'd the great fire;
Which happen'd on the Sunday. Hot and dry

The weather, water was not to be had :
The Burgers all abroad, and, seeking health
And pleasure here and there, in hamlet, mill,
And village. From the town's end, where they first
Took rise, the flames spread ; the wind howl'd ; the hay
And standing corn were soon devour'd : the house
My father built, facing the one that stood
In place of this—Nay, Sirs, the whole main street,
Up to the market-place, were all a sheet
Of fire. Oh ! 'twas a shocking sight ! We sav'd
But little : this, to watch, that dismal night,
I sat on a cold bank, without the town ;
Wearied I dropp'd asleep ; and, waken'd by
The morning damp, I saw the dust, and smoke,
And reeking embers of our town. Alas,
My aching heart ! And yet the sun rose bright,

As on another day: And, strange! my thoughts
Too brighten'd, and my strength reviv'd. I rose
In haste! 'Tis fit, I said, to see what yet
Remains: perhaps the pullets, which I feed
And love, may yet be living: for my heart
Was young, and childish its affections were.
There I stood, and saw the fumes steaming from
The ashes of our house; and, facing, thou
Wert like employ'd; for there thou sought'st a horse,
Dead, and cover'd by the brands and hot rubbish.
Disconsolate we look'd, both lost in thought:
But soon thou cam'st, and took'st my hand. Thy words
I well remember. Jane, why art thou here?
Thy tender feet may not endure these embers;
Scorching to mine! And, then, with how much ease,
Me in thy arms thy love o'erstepp'd the heaps

That smok'd, and burn'd, and seem'd to bar the way?'
Thy father's gate-way was the sole remain:
Thither was I borne; there receiv'd the kiss
Of love; chaste, taken and given with trembling.'
Our house lies low, thou said'st; help me to build:
And I will help thy father. Doubtful words,
To me, till thou my parents had'st besought.
But then the festive marriage came; and then
The thought of burning brands could give delight;
And never rose the sun in greater glory.
Oh day of terror, and of transport; which,
Returning, gave me thee, Herman! the son
Of my youth!

'Wife, said the mov'd father, dear
To the memory is the tale; and true.

Our Herman's thought, in one sense, too, is just :
But, though good is good ; better, wife, is better.
A rare and special gift it is to rise
From poverty to wealth : all are not form'd
Alike for labor. Happy, then, the son,
Whose careful father built the house ; whose mother
Gave it order : he has but to improve.
Beginning is a task : bare walls are cold :
Many are our wants : daily their increase ;
Our beggars, now, can wear and scatter pearls :
And therefore it becomes thee, son, to seek
A dower'd bride. Gladness and plenty are
Her companions. Welcome her well-stor'd chests
Of household linen ; wrought by her fair hands !
Welcome the loaded casket ; lin'd with birth
Day, and with Christmas gifts, to gild the house !

When such a bride o'ersteps the sill, the dance
Is light, the music is divine, the joy
Unspeakable! How soothing are her thoughts,
While, busied with her maids, the wealthy geer
She brought is daily counted o'er, and rang'd!
Then bring me home her peer: for she, who comes
Empty handed, comes but to meet neglect.
An age of love is but an hour, beauty a breath,
And man a husband: he but tastes, and cloys.
Look at yon green house: bring me thence a daughter;
And freshen my grey hairs: The man is rich;
Skilful in trade: the flying hours with gold
Come loaded back. Three are his daughters, fair,
Well form'd, the eldest only yet affianced:
Do thou be quick, or they will all be gone.
Had I been thee, I had not lingered thus.

Dost think I should, Wife? No: the one on whom
I fix'd my eye had long ere this been mine.

Respectful thus, in answer to his urgent
Sire, was the son: these wishes, father, have
Been once my own. Our neighbour's daughters were
My early mates; and then we sported in
The market place, and field, and by the fountain,
Unreserv'd: I their champion, and their guide,
But virgin coyness grew; and gambols ceas'd.
Their education good, my friendly calls
Were frequent: not so friendly were receiv'd.
The heart ill brooks derision, where it seeks
For love. My simple dress could never please:
Yet this was my desire. I therefore ap'd
The sunday powdered shopman; 'quipp'd in shreds,

And silken lappets, from the tailor's hoard.
Th' attempt was vain: they found I had not half
A shop-man's sense. I patient bore their gibes;
But not unfelt: and felt the more because
My heart indulg'd a hope to please the youngest.
Last Easter day, not soon to be forgot,[4]
My frock-coat new, my hair trim to the mode,
I enter'd; giggling soon began; I hoped
'Twas not at me. And down she sat to play
And sing, her father there, of PAMINA,[5]
And TAMINO: I know not who or what.
Asham'd of being mute, I ask'd where liv'd
This loving pair; and when, and what their fate?
A roar of laughter was the sole reply.
It seems, young friend, you read no story but
Of Eve and Adam! said the Sire. And then

Once more the laugh burst loud, from girls, and boys:
The trader holding both his sides. Confus'd,
And vexed, my hat fell from my hand; again
Unmanner'd peals began: nor ended song
Or sonate that the titter broke not forth;
Or rather never ceas'd. Speechless I left
The house; and, drooping, hung my coat upon
The peg, where still it hangs, and tuck'd my hair
Beneath my hat: but never more to cross[6]
That threshold, with a lover's trembling hopes.
For love can never come, where pertness, pride,
And high-bred airs are mimick'd; while the mind
In petty malice, and in petty arts delights.

Anger with girls, for girls they are, thou should'st
Not hold so long. The youngest loves thee, Herman;

And, 'tother day, she ask'd me of thy health :
Her thou shouldst take. So said the Mother; thus the Son :

I seek a sympathizing heart; and not
A taunting spirit. Never should I wish
For such a wife, to sit and play and sing to me.

Few are the joys I find in such a son,
Retorted the vex'd Host. The stable and the field
Thy haunts, fit overseer of farm house yard,
No inmate for the well-bred or the witty,
What are thy talents ? Number thy exploits !
I hoped for honours from thee, and renown ;
But long foreboded how these hopes would end.
Thy mother promis'd thou should'st change, when griev'd
I saw thee sit the lowest in the class,

And not a prize at School obtain'd by thee :
No mark of emulation kindled in
Thy heart. Ah ! had my father giv'n me scholarship,
Like that which I've bestow'd on thee, the world
Had seen me wide indeed from what I am !

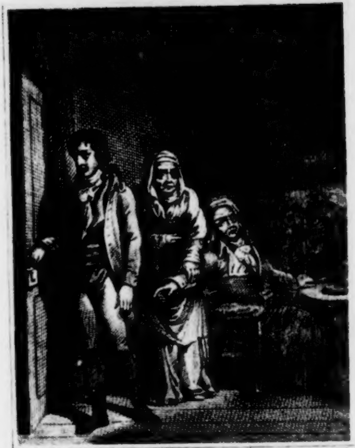
In silence Herman rose ; mournful, and modest,
While thus the heighten'd anger of his father spoke :

Mutinous and obstinate sir, begone !
Look to the house, the vineyards, and the wheat ;
But bring no village slattern here. I've long
Endur'd the haughty airs of guest, and traveller ;
Have bent my spirit to their wrongs, and choak'd
The rising gall. My turn is come. Respect,
Obedience, words that soothe, and gentle looks;

A daughter that well knows each property
And art of polish'd life; to play, to sing,
To draw, to throw the cunning needle o'er
Her fair round arm, and bring the budding rose,
The myrtle leaf, whate'er the fancy loves,
Or asks to birth; all these observancies,
And such a new companion, I demand:
For I would spend my latter days in joy;
And see the rich, the fam'd, and fair, flock round me;
Making my house their favourite resort.

The father paus'd a moment; and the son,
Gently turning the bolt, glided away.

THALIA.



[illegible] del. P. Thomson sculp.

*The Son respectfully withdrew from words
Of anger.*

Published as the Act directs by Longman & Rees London [illegible]

CANTO

III.

THALIA.

THE BURGER.

The Son respectfully withdrew from words
Of anger; while, his tone unchang'd, the sire
Continu'd thus: what is not in the man
Can ne'er come out. What heart-felt hopes had I
The Son the Father would excel: but much
I fear this sight will never cheer my soul.
Shame on the man who, like a fungus, springs
From the rich earth, and falls and rots just where
He rose; nor leaves a trace that he has been!

A house is like a town; and pleasure must
Be taken to renew, embellish, and
Adopt what time or foreign arts, may teach.
The house will show what kind of man the master:
So will the town the magistrate, and rule.
For, if decay'd the walls, if filth the streets
Canals and alleys load, if stones, first brought
To smooth the path, give danger and delay,
If rotten beams forebode the falling street,
The town is govern'd ill. Where rulers are
Remiss, disorderly, and foul in mind
And manners, soon the Burger sits in sloth;
Accustom'd to his dirt, as beggars to their rags.
For this I've wish'd Herman would leave his home,
And visit far-fam'd cities: Strasburg, Frankfurt,
And the friendly Manheim, cheerful and fair.

He who travels thus, rests not, on return,
Tho' small his native place, till he beholds
It better'd. Loves the traveller not the arch
Well-turn'd, and distant view of tower and church
Repair'd, the flowing full canal, for trade,
For use, for cleanliness, and, if the fire
Should rage, for safety, its free waters yielding?
Passing our town, commends he not these labours?
Six times have I been chosen town-inspector;
And six times have receiv'd the thanks of all
My fellow-burgers: zealously my plans
Accomplishing, and those begun by men
Less fortunate, though equal in good-will.
Hence in our Council, emulation rose.
All prompt to aid, our new-made cause-way soon
Will join the great high road; a useful work.

I fear our sons will lose this public zeal.
To driving, dress, and fopp'ry, some addicted;
Others inactive, lounging here and there:
And such, I fear, lest Herman should become,

The mother, sound of sense, was griev'd
To hear: Ever unjust to Herman art
Thou, husband. Stern reproof will kill the mind,
Sons will vary from their fathers; and those
Whom God has sent we should accept, and love;
Should teach them all we know, and rest content.
Talents will differ, much, in different men;
All useful each, but in its proper way.
What heart could bear to hear him rated thus?
Good as he is; careful of what, when we
Are gone, will be his own! To youth a pattern,

And to the town an ornament he'll prove;
If your harsh words break not his heart, and kill
His courage, like as we have just beheld.
So saying, forth she went to seek her son,
And speak him kind, and ease his heart, which was
Itself all kindness. Dearly him she lov'd;
And dearly was her love return'd, and dutiful.

Smiling, as she turn'd her back: a strange tribe,
These wives and children! said the Host. They love
To do just what they please; and then, forsooth,
A man must praise and bear with all their humours.
But to our theme. Old proverbs are old truths;
Go on, or you go back: therefore, go on.

I much opine with you, the Pharmist answered:

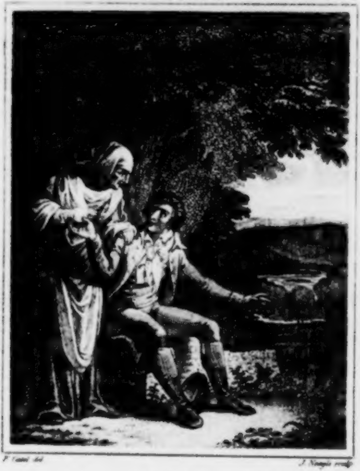
Impoverish not the purse, and then improve.
Such is my rule: but, if this purse be small,
'Tis folly to pull down; lest we should not
Rebuild. The honest Burger's hands are tied:
The good he knows he cannot execute;
His calls are many, and his means are few.
Much I had done, myself, but for the fear
Of want: for change is costly; and the times
Are full of danger! Windows sash'd, til'd roofs,
Pillars and paint without, cabinet wares,
Sophas, carpets, and the like, within, such
Novelty seeks; and such I've partly wish'd:
But who can emulate the man enrich'd
By commerce? Rarities to him are cheap.
Look at the facing house: the stucco white,
Voluting green, and new the tiles, and large

The shining sash, where hot the sun-beams fall:
How bright is that, how dull the houses round!
Altho', long since the fire, the one I own
With its Arch-angel, and the Golden Lion,
Stood unrivall'd. My garden was the same:
How frequent did the stranger stop, and peep
Between the pallisadoes, red, to see the dwarf
In paint; and bearded beggar, cut in stone!
Ah! Those were happy times! 'Twas then I sat
And took my coffee with my guest, or friend,
In my cool grotto; falling to decay,
With rubbish strew'd, and now, alas, no more
Admir'd, by deep-read mineralogist,
For corals, ores, and variegated shells.
Nor better fares my painted hall;* where lords
And ladies, each in garments gay, were seen,

With taper fingers, gath'ring and presenting
Nosegays: and, with such a grace! such low bows!
So courteous! so strait-waisted! so well bred!
Well dress'd! with bags, and swords, and lace of gold
And silver; every touch so true, so natural!
Oh 'twas a fam'd and wond'rous piece of art!
No one admires it now: good taste is gone,
Or strangely alter'd. Colours must be simple;
Embellishments the same: the richly carved
And gilt is interdicted: wood from India,
Plain, yet expensive, is the mode. Well, Well!
"Swim with the stream," 'tis said; and I, like others,
Would send my stools of oak, my tables, rimm'd
With iron, and my chests and presses, time
Defying, to the brokers, give me but
The money and the means to follow fashion,

In all her freaks. But where's the purse can pay
These mode-mongers? I own it is not mine.
I lately thought to paint anew, and gild,
The angel, Michael, and the horrid dragon,*
On which he treads; the sign that decorates
My dwelling: but I found the cost too great:
Discolour'd in their dust they must remain.

EUTERPE.



[illegible] del. J. Neagle sculp.

Behind she came, lightly his shoulder tapp'd,)
And as he sudden turn'd she saw the tear
Under his eye

Published as the Act directs by Longman & Rees London 1st May [illegible]

CANTO

IV.

EUTERPE.

THE MOTHER AND SON.

Conversing thus they sat: meanwhile, upon
The bench before the door, his frequent seat,
The mother hoped to find the son. Not there,
She sought the stable: careful of the well
Bred horse, to see him dress'd and serv'd was one
Of Herman's voluntary tasks. But gone:
The boy had seen him pass the garden gate.
Crossing the spacious court-yard, by the grange,
She thither went; and joy'd to see the growth

Of plant, and shrub, and pear and apple branch;
With ripe fruit loaded: which to pluck in waste
Abundance could not tempt her; though to stoop
And prop the feeble, rooting the rank weed,
By which 'twas robb'd of food, she not forbore.
If of disorder aught the house-wife sees,
She cannot pass it heedless. Herman in
The woodbine arbour was not: nor was seen
Among the foliage, or in the walks;
And anxious was the mother. The town wall
Limited the garden; and through this wall,
By grant of Burgomaster, kinsman rich,
Of whom the Host was proud, a passage had
Been broke. Herman was doubtless gone to learn
How stood the vineyard; for the door was open.
And through she went, the dry moat cross'd, and up

The path that leads to where the black thorn hedge,
The fruit, too tempting, from stray pilf'rer, guards:
And pleasant was the sight; nor seen by her
Unheeded, or unmov'd. Fleshy and large,
The white chasselas, and the muscadel,
Of mingled blue and red, out grew their leaves;
Nor left their golden hues unseen; design'd
To grace the board, delighting host and guest.
Beyond, the smaller grape, which soon must fret
And ferment in the wine-vat, hung prolific.
The clusters, numberless, and big with life
Inspiring succulence, foretold the joys
The jolly vintage brings; in song, and dance,
Loud and riotous, dilating the heart,
When plenty mocks at ev'ry fear of want.
And then is seen the splendid fire-work, shooting

Its stars to gild the twilight firmament!
And then is heard, from hill to hill, from vale
To vale, transports too great to be contain'd.
Welcome the rustic ancient honours of
The season! ever welcome are its gifts!
Sweet ravings of the mind: and yet ye could
Not drive out Herman's image; for the mother
Sought the vineyard, by the rough stepping stone
Ascent. The field she travers'd; and it seem'd
He had been there, for in and out-let gate
Were both a-jar: a negligence with him.
Unusual, and denoting perturbation.
Quicken'd by fear, she call'd aloud her Herman;
And Echo sent the name, from hill to tow'r
And wall, in sounds degenerate, and deriding
Babble.

Why flies he thus? A son so kind,
So watchful of a mother's fears! she said,
And hurried thro' the standing corn; that wav'd
In air, and gave the beams of day a brighter gold.
Upon the hill, which bounds these family
Domains, a pear-tree stood; seen far and near;
Fam'd for its fruit; by what hand planted, no
Man knew. Beneath its shade were wont to come
The cow-herd, and the labourer; and sit
Upon the mossy stone, and rest, and take
Their noon-tide meal: a momentary joy
She hoped to find her Herman there: nor hoped
In vain. With folded arms he sat, and gaz'd
Toward the high and mountainous horizon.
Behind she came, lightly his shoulder tapp'd,
And, as he sudden turn'd, she saw the tear

Bedew his eye. He wip'd it off; and said,
With an endeavour'd smile, Mother, you take
Me unawares. The youth had noble feelings.

Weep'st thou, my Son? What cause? What grief of heart,
Most strange, is thus in solitude devour'd?
Oh, speak, and ease a tender mother's fears!

And, self-collected, Herman soon reply'd:
Is there a heart so dead to human woes,
As not to weep in times like these? What man
Can say he's safe? Who bleeds not, when the land
He loves is delug'd in her children's blood?
This morning's sight lay heavy on my soul;
And forth I came, and view'd these noble heights;
These lordly fields, encumber'd with their fruits:

This day we call them ours; but whose the next?
The foe is at our door! For what are rivers,
Moors, or mountains, to the Frank; hot in blood,
Restless, and insatiable? Nor are storms
Or torrents half so dreadful, or destructive!
In locust clouds they come, from ev'ry end
And corner of their globe; for we may call
It theirs; and not their men alone, but boys
Unrazor'd, bald-pated age, rank and size
And all distinction lost; a frantic mass,
Fearless of death, and irresistible.
What coward then would rest at home in sloth?
Or who can hope to 'scape the gen'ral wreck?
I blush to think that half our youth, by love
Of fame, or want of bread, or other force,
Are hurried to the dreadful field, the hot

Life blood of thousands daily fuming there,
And I stand loitering here at home. True, I'm
An only son; whose aid my parents want:
But better 'tis to combat and be free,
Or fall, than wait and yield myself a slave.
Much is my spirit mov'd; and strong the wish
I feel, to serve my bleeding country's cause:
For were Germania's youth but wholly rous'd
To arms, no foreign foot would dare to tread
And ravage thus her thousand provinces.
To go I am determin'd: he who thinks
Too long, but chooses ill: no more the door
Parental will I enter. I pray so
Tell my father; and let him then decide
Whether alone of farm-house yard I am

Fit overseer; or if from me he yet
May hope for honour?

Gentle tears, and shed
With ease, dropp'd down the list'ning mother's cheek.
How chang'd thou art, my son! and why conceal'd
Thy bosom thoughts; which ever have been free,
And freely to thy mother's love confided?
How would another hearer praise thy words,
And thy intents, as noble! I must blame,
Who better know thy heart; for doubtful are these words,
Misleading: widely different are thy thoughts:
The drum and trumpet do not call on thee;
Nor on the war-horse art thou vain to show
Thyself, and all thy rich caparisons.
Though brave, far other is thy destination:

The duties of the man of peace are thine;
And well perform'd by thee and understood.
Then, tell me, wherefore hast thou spoken thus?

Earnest the son: Mother, you err; new days
Produce new thoughts: boys ripen into men;
And better ripen oft beneath the shade
Than in a wild intoxicated world,
The bane of youth. Calm tho' I seem, within
My breast there beats a heart that loathes the wrongs
Inflicted on the weak: which are not seen
Unnotic'd, or unfelt. Inur'd to labour,
Strong are my limbs; undaunted are my thoughts;
I've ever dar'd the truth defend: and yet
Truth bids me own, I have, in part, dissembled.
Great is my country's danger, and distress;

No heart can see them, and remain unmov'd;
Yet other cause first gave the thought to quit
My father's house: a cause I cannot speak.
Oh, Mother, spare your son! My hopes are vain:
My life is worthless; let it end, while yet
Unblameable. Where concord is not, good
Can never be.

Think not to hide thy thoughts;
For, Herman, I must know them all. Self-will'd
And angry man admits no remedy
But in extremes. His rashness, when oppos'd,
Runs headlong on: more pliant woman finds
A winding or a middle course; less dangerous.
Then say, why swell thy veins? against thy will
Why mantle thus thy tears, prepar'd to burst?

Unable to refrain, the good youth fell
Upon his mother's breast, and wept aloud!
My father's words have struck me to the heart:
For not to-day, nor any day I liv'd,
Have I deserv'd such bitterness of speech.
“ Honour thy father and thy mother.”[1] Oh!
Have I not honour'd them? And do I not?
Revere I not that kindness, and that care,
Which brought me, with such strong and trembling proof
Of dear heart's love, from child to man? Among
My play-mates, oft their little wrongs I suffer'd,
Unresented; returning not reproach,
Or blow, for tricks of malice: not so when,
Coming from church, they dar'd to mock my father;
His grave deportment, or his sunday dress,
The sport of ill-bred boys: them I could not

Refrain to chasten into better manners.
Ever respectful, patient, have I borne
When, by hot controversy fretted, he
Among his fellow Burgers in the hall,
Unable to forget his wrongs, has brought
Them home; wreaking them on me. Well I knew,
And early, these were tetters of the mind;
Which patiently to bear it me became.
You sagely taught me to remember all
His cares, the good he meant, the good he did;
How throve the house of which he was the head,
As well in wealth as in the world's respect:
But spare frugality, and heaping gold,
And adding field to field, are not enough:
For other pleasures sighs the youthful heart:
The son will, like the father, soon grow grey

In endless turmoil; vain, unprofitable,
And joyless. Rises man with care; with care
He lays him down to rest, if rest he can:
These fields are rich in fruit; these buildings rais'd
With foresight; both bespeaking happiness
And plenty. Happy! I? Oh, would I were!
These buildings and these fields with all their stores,
Have no such gifts for me. Over the vineyard,
Yonder I can see the small window; whence,
By night, I've often watch'd the starry course;
And often have beheld the rising sun;
These were delights, but are not: once I rested
There, but now can rest no more: fruitful fields,
And distant hills, and starry skies, the sun,
Rising in all his glory, none of these
Can move me now: for, now, my chamber wants

An inmate; and my heart, forlorn, a friend.

A bride to this lone chamber thou wouldst lead?
That, Herman, is thy wish: to make the night
The sweetest half of life; the comforter*
Of careful day? And is not this the wish
Nearest thy parents' heart? And have we not,
Times out of number, and with dear intreaty,
Pray'd thee to fix thy choice? But, well I know,
The heart is calm and vacant, till the maid
Appears, and comes the hour, the happy hour,
And right by Heav'n ordain'd! And, Herman, come
It is; or I am much deceiv'd: I should
Not else have found thee thus. Then freely speak,
For such emotions connot be misread,
Who is the virgin that has won thy heart?
Surely, son, 'tis she, the fair fugitive?

My good, my kind, my anxious, mother, yes!
She, and none else! And if I bring her not,
And if she's suffer'd thus to wander, driven
From all that's dear, a victim of fell war,
A sweet and suffering angel, never can
These fields, with all their fruits, these native haunts,
To me so dear, nor the parental hoards,
Gather'd to give renown to children's children,
Nor, what is dearer still, a mother's love,
Nor aught on earth can ever more give ease
To my distracted thoughts: or her, or death!
" Father and mother man shall quit, and cleave
Unto his wife:"* then suffer me to go.
Sentence has been pronounc'd: my father's word
Is not to be revok'd: his house no more
Is mine, if her I love may not find favour

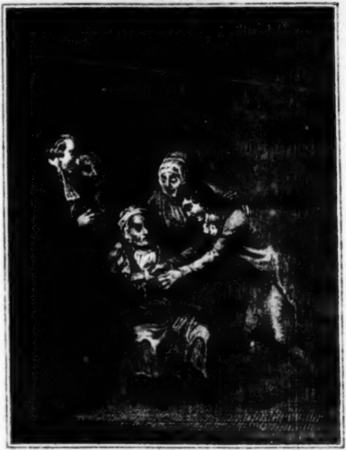
There, and free admission, with due respect,
And all that friendship, love, and honour ask.

Men stand like rocks, immoveable and proud;
Disdaining kind compliance, and fair words;
Bringing sweet peace. For me, my son, I have
Good hope that, tho' the maid be poor, if she
Be worthy found, thy heart may have its wish.
Though choleric thy father, he is kind;
He'll quarrel with a word; but with a word
Will cool. What in his fretful fit he threats
Reason return'd, he scorns to put in act.
But wilful words, and hot defiance, bears
He not: nor are they, Herman, thine to give.
And chiefly after dinner do these thorns
Of temper goad him to petulance: but

Mild evening comes, the fumes of wine escape,
And, then, his open manly heart swells, self
Indignant at its proper wrongs, and yearns
To yield redress. Come, then, let us begone :
Propitious is the hour ; for now he sits
Cheer'd by his friends : and willing they, and glad,
To aid a rightful cause ; to which what man
More prompt than is our reverend Pastor ? lov'd
And honour'd by his flock !

She spoke, and rose :
Herman, obedient to the kind command,
Follow'd : and silent went they down the steep,
Ruminating ; nor look'd they once aside :
For time and thought were pregnant with the future.

POLYHYMNIA.



I. Craig del · Fittler sculp

And at that moment while
They spoke, enter'd the Mother and the Son.

Published as the Act directs by Longman & Rees London [illegible]

CANTO

V.

POLYHYMNIA.

THE COSMOPOLITE.

And in the parlour sat th' Apothecary,
Host, and Pastor; debating friendly what
Is good and ill? what is the world? what should
It be? To this the ghostly man, worthy and wise:
Right well I know, improvement is a duty;
And much for this men strive, or for the new:
But there's the danger. Habit takes delight
In what is old. Reason and nature both
Approving, then are all things good. The wants

Of man are few; but his desires are boundless:
Yet short his day; death watches at his door.
I blame not him who crosses every sea,
And braves the rude extremes of every clime,
Daring and diligent in quest of gain;
His heart by wealth rejoicing, and his house.
Yet much I love the man of peaceful mind;
Who calmly paces the paternal haunt,
Dear to the soul; and whose laborious arm
Expands fertility, and leaves the world,
Fearless of famine, to repose in peace.
No change capricious he requires: his tree
Must grow, ere it can branch, and bloom, and fructify.
Patient, and grave of heart, and pure of soul;
These are his gifts. He little sows, and waits,
By Heaven favour'd, much to reap. His flocks

And herds are few: increase must come with time.
He seeks to be of use; and nothing more.
Happy the man by nature gifted thus!
For he provides for all: an envied honour.
Nor enviable less the Burger of
The little town; who mingles trade and tillage:
For he depends not wholly on the fair
Or foul of the returning spring, and fall:
Nor his the cares of gorged Citizen;
Whom bankrupt lists affright, and female wants,
Absurd, and family extravagance.
Be thankful then, my friend, that such thy son;
Such his desires; and such will be the wife
Of his bosom.

And, at that moment, while

They spoke, enter'd the mother and the son,
Him leading by the hand, husband, she said,
Regard our Herman well! I found him quite
Foregone in passion, bordering on despair.
In frequent talk, how have we hail'd the day
When he should bring us home a worthy bride?
How oft and long have we debated who,
And what, and where, the worthy might be found?
And come it is, the day by Heav'n decreed:
For 'tis the work of Heav'n, or much I err.
Our word we pledg'd the choice should be his own.
Great was thy wish his heart might feel no cold
Or common passion. Granted is thy wish.
That it uncommon is, be not alarm'd:
The friendless maiden, from the further Rhine.
And for its warmth, "or her or death:" such are his words.

Oh grant me her, and life! A daughter such
As your heart will doat upon: so said Herman.

The father spoke not; and the Pastor rose:
The life and fate of man hang on a thread:
Determin'd are they in an instant, by
A single act: for sudden is the last
Resolve, should years be linger'd in advice.
Nor are the slow in counsel always best;
Confused is he, who hesitates too much:
For risk may not be shunn'd; and well to feel,
And justly to decide, are special gifts:
Long have I watch'd, and well I know, your son;
And know these gifts are his: when but a boy,
He laid no random finger here and there;
He chose with sense, and grasp'd with resolution.

Then be not thou amaz'd, my friend, that these
Thy earnest wishes are this wise fulfill'd.
Repine not after fancies of the brain;
Which, could we bring them into being, might
Be torturing fiends. The good by God is sent
Us undisguis'd, which we too oft mistake.
Therefore in this poor wanderer, although
Forlorn, behold the maid who first could move
The heart of Herman; ever circumspect
And sage in choice. For bless'd is he whose young
Affections are return'd; and who, by day
And night, no secret rankling wish consumes,
Ungratified, and mining life away.
The die is thrown; the undetermin'd youth
Transforms to sudden man, whose purpose now
May not be shaken: nor this attempt; lest griefs,
And "cureless woes," unnumber'd, should betide.

Anxious to speak, and full of thought, the Pharmist:
Take we a middle course. "Wary in haste:"
Augustus, fortunate in being sage,
Made this his maxim. Willingly I'll go,
To serve, if serve I may, a friend so kind,
A youth so good: and youth, when most 'tis wise,
Most profits by the bought experience of age.
The maiden let me question; and her friends,
To whom she's known: for seldom have I been
Deceiv'd by words, or looks; however bland.

Aye, worthy friend, this honourable task
Be thine! Herman exclaim'd. I only ask
That every doubt may be remov'd, our much
Respected Pastor would afford his aid.
Fear not, my father, lest she should be found

A seeker of adventures; tempting youth
But to betray; of virtue destitute.
The common fate of this wild war is her's;
A war, surpassing legendary faith
In dire deeds scattering principalities
And powers; those sceptres banishing that wav'd
Banishment, till, that persons, thrones, and things,
Sacred and profane, lie overwhelm'd, frantic
In confusion, and th' unsound earth is shaken
To its foundations. Pestive are the times:
Evils hew down evils; too hideous all
For thought, yet striving all for mastery.
Accursed be these mischiefs! Stigmatiz'd
With curses, as it is with horrors, be
This war; of wars the most detestable.
And, in this day of scourging, would not you,

My father, feel a heart of tenfold life
Beat in your bosom, when a maiden, pure,
Of mind, of manner dignified, distress'd
But not debas'd, the best and noblest of
The virgins of her Land, for so I dare
Pronounce she is, forgetting all her wants,
And only passionate to find relief
For throes and pangs which, had she not reliev'd,
Had struck with death the mother and the child,
For one so virtuous, so cast forth upon
The field of danger, tempting in the bud
Of beauties, such—Oh God! There are none such
Beside!—Say shall not you, my father, find
Rising fond affections, aching to act;
Words bursting into extasies, like mine;

And thoughts bewilder'd in the infinitude
Of future good, so far beyond all hope?

Son, art thou lunatic? Till now so cold,
At least so slow to kindle, whence and why
These flights; this jargon so incongruous,
Big with improbabilities, and peril?
The father's fate is mine: wailings and tears,
Reproaches, clamours undeserv'd I must
Endure, if I the mother and the son,
She fond and foolish, he perverse and mad,
Shall but oppose. The father has no shield:
With them, the neighbour and the friend take part;
And he must live a tyrant in report,
If, in conviction firm, he no less firm
Remains, and guards them from impending misery.

For me, I'm weak; I'm mov'd; I'm lost in doubt.
Bitter would be my life, were I suppos'd
The author of my son's unhappiness.
Friends, you mean me well: ready both to go,
And fearless of deceit, you counsel trial:
The will of Heav'n be done! Let it be made.
Be you inspir'd with all a father's fears;
And more, much more, than such a father's prudence!

Dear to my soul is this my father's love!
Then add a little faith; nor think your son
Would lightly plant affliction in your heart,
To ease his own. If she be prudent, so
Are you: if not, I am the peace destroyer,
But great will be your joy! it must be great!
I talk too long; unharness'd are the horses.

Coward is he who dares not trust himself :
To this I pledge all that the soul holds dear ;
If these our friends pronounce against the maid,
Her image lives no longer in my thoughts.
Thus, self confiding, self resolv'd, I fly !

And came he to the stall, and took the steed,
Refresh'd by the sweet oat and meadow hay,
The shining well-form'd bit loath to receive ;
And ran the reins thro' every silver'd ring.
Not inattentive in his haste to order,
Eye delighting ; and came the horses to
The court, where stood the ready hind and coach :
The friends are seated, prance the steeds, the wheels
Rattle under the gate ! Or have the towers,
And walls, or horses, wings ? Herman is on

The causeway! Heedless he of high and low;
Poor obstacle, that might impede a less
Expert or less impetuous charioteer.
And come the village tufts in view; and now
Its gardens, and its roofs, and Herman stops.

Shaded by the large linden, deep of growth
And ancient, near the village was a green;
Spacious and pleasant, and, at evening tide,
The lov'd resort. A dell there was among
The trees: where, duly wall'd and bank'd around
With stepping-stone descent, the living spring
Its waters bubbled, quickening to the parch'd
And thirsty lip of summer-heated swain.
Cool, pure, delicious spot! Beneath this shade
Herman resolv'd to halt: alight, dear friends,

He said, and seek the maid, and make your quest;
I've none to make; nor can your wonder mine
Increase: were I but left to act, I soon
Would learn my fate. Among a thousand her
You'll know; for not a thousand nor all earth
Can show her peer: yet I'll describe her dress,
Unmatch'd in neatness and simplicity.
Black is her corset, and the facing red,
Cross laced, o'er which her bosom gently swells;
By cambric plaited with a charming skill,
That modest bosom is conceal'd: her face,
Of oval form, bespeaks her soul: for words
Too beautiful: in braids, and silver pinn'd
Her auburn hair: her kirtle, blue, in folds
Descends, and half her well-turn'd ankle skirts.
But what the outward garb? I pray you go:

Of others question, not herself: nor make 210
Her blush, by word, or hint, or peering eye:
Let them who know her speak: this I intreat.
When satisfied, oh, hasten to return;
For long and weary will the minutes be!

And went the friends; and every shed, grange, court, 215
Or hovel, which had roof that shelter could
Afford, they saw swarming with men forlorn.
The broad high way was damm'd with carts and carts;
The lowing ox and weary horse unharness'd.
White the spread hedges were, for busy were 220
The cleanly wives: their children sporting in
The brook. And here among the pressing croud,
So difficult to pierce, they keenly sought
The maid describ'd: but found not her who so

Surpass'd the fairest. Great the throng, the men
Impatient; apt in contest, and in choler:
They loud in words, the frighten'd women shriek'd;
And wrangling grew to tumult. Forward stepp'd
A man, respectable in age and grave
Deportment, at whose aspect, rude uproar
Died away. Awefully serene he spoke:
Are not our ills yet number'd? Are they not
Enough? Or are we dead to sense of wretchedness?
Must it increase from private brawls among
Ourselves? If we are men, let manhood blush!
What, shall we harm, instead of aid, each other?
The Enemy we fled could do no more.
Shame! shame! The strife should be who best can suffer,
Who most can give relief.

Silence ensu'd.
Abash'd and calm, each lent a friendly hand;
And diligence now took its proper path.

The Pastor having heard and mark'd the man
Of peace and order, him he thus bespoke:
In times, grave sir, when men live undisturb'd,
In self-sufficient ease, sharing the fruits
Of ev'ry rich returning month and year,
In these free times, fools deem that they are wise;
And wisdom walks in open day unseen,
So imperceptible her interference.
But let the rough wild day of tempest come,
When howl the fiends of mischief, and distract
The vulgar sense, not knowing where to fly,
Crying for safety, meeting nought but danger,

Then comes the sage, in all his majesty!
And, if he speak, the fool is dumb; and, if
He look, or nod, or point, the fool will fly;
Most happy then if he can but obey.
Oh, sir, how does my soul revere the man
Like you; the father of the weak of mind,
And vain of heart; who never till the hour
When terrors strange appear, and stupefy
The herd, suspected all their imbecility.
Thus Moses, wot, when clouds rain'd blood, when seas
Were dried, and pillars of fire walk'd the night,
Found Jacob's wilful race might be commanded.

These times, replied his people's Judge, for so
He rightly might be call'd, these times, indeed,
Terribly picture forth the worst of those

To Hebrew or to Pagan history known!
Who now but lives a single day lives years!
An hour contains an age! God, speaking from
The bush, in clouds of fire, or on the Mount,
Spoke not of old more audibly than now!

Much was the Pastor pleas'd; and more he wish'd
To hear of the sad fate of sage and people;
Which perceiving, the Pharmist whisper'd, stay,
And question this good sire, concerning all
We come to know; meanwhile, I'll search the throng,
And, having found the maiden, will return;
Eager again to tell the tale I hear.
He said, and soon was lost among the crowd.

CANTO

VI.

C L I O.

THE AGE.

And now the Pastor wish'd to hear what had
Befall'n the tribe, thus driv'n from their abodes?

Our sufferings have been long, replied the sire:
Year after year, the dregs of bitterness were ours;
And bitter most because our dearest hopes
Have been deceiv'd. Pow'rs of eternal truth!
What iron tongue refus'd to hail the light,
Unhop'd, resistless, and ineffable,

Bayerische
Staatsbibliothek

In which at once you rush'd upon the world?
What heart beat not to hear of common rights,
Of freedom, life creating, and of equality,
Ador'd of men? Millions began to burst
The bonds of craft, of pow'r insatiate.
What eye but anxious look'd toward the world's
Metropolis? A proud distinction; long
Arrogated, now on the pregnant eve
Of gloriously deserv'd. Oh, mighty hopes,
How are ye fallen! Then, in a single day,
And by one blow, the sons of upsprung freedom
Gain'd immortality! Then mind, and power,
And speech, were found of men.

The nearest me
And first to catch the flame! Fell war began:

In arms the Frank approach'd, and proferr'd friendship;
Nay brought, at first, and was with friendship met.
How did the soul expand where'er he came !
For planted was the tree of Liberty :
Of peace, of love, of laws omnipotent,
He spoke; while age grew young with joys ne'er felt
Before, and round the tree, which all were proud
To rear, our Youth extatic danc'd ! 'Twas thus
Th' o'er weening Frank enflam'd the minds of men ;
And by his courtesy the hearts of women.
Light was the load of war, while hope conceal'd
It's horrors, Oh ! unutterable transport,
When thus the spell-bound tongue, by magic freed,
Histories to broad day the wrongs that are,
The rights that shall be, the futurity,
Miraculous in good, that is begun :

Self amaz'd at the prophecies it utters!
Pitied be he, who never had this dream.

But how to speak of times that came, and men
Who seiz'd the rule? Men were they? Rather call
Them fiends! Yet man must bear th' eternal stigma,
Branding their hell-born crimes! Wolfish, and like
Themselves, the race they sent; and prostitute
Their words and deeds: a villain horde, who, while
They prated friendship, only came to plunder.
None escap'd: rich or poor, the little or
The much we had, they took. Great were our wants;
And daily greater. No one heard our cry.
Enrag'd, we flew to arms; and vow'd revenge,
For hopes deceiv'd, and wrongs too long endur'd.
The Frank was put to flight; and then indeed

We felt what havoc wild and horrid war
Can make. The Conqueror is great, and good;
Or such affects to be: he smiles and calls
The conquer'd friend; for by this flattery
He hopes to profit: lawless, pitiless,
More rank in vice than midnight robber, is
The flying foe: for, fearing death, he death
Inflicts, or rape, or any other crime
The raging mischief of his brain can prompt,
And grins a devil's joy to view the stabs,
And writhes, and agonies, that he can give.

Demanding blood for blood, in self-defence,
The mass now rose. The never silent bell
Had frenzy in the sound; for murder rag'd
The man of peace; the prong and scythe dropp'd blood;

Slaughter was fell, and, deaf to future danger;
And crimes, at which the brave would shriek and die,
Became the boast of children. Never may
These eyes again behold man thus deprav'd
To worse than savage beast! Oh freedom, light
Of the soul, darling of the noble heart,
And blessing, without which, no man is bless'd,
No, never may thy sacred name again
Be pander'd thus to end so damnable;
Giving thy weak but wicked foes pretence
To spurn thy pure precepts, mock at thy very
Being, and tear away thy vital parts!

Strong is your feeling; nor your censure weak,
Yet surely pardonable, sir, replied
The holy man; for mighty are your sorrows.

Yet you will own that these disastrous times
Have brought to light the hidden virtues of
The human heart: angelic, pure, and great:
Enough to show how near is man to God!

With mournful smile the sire: you well remind
Me, sir, that, when the house is burn'd, men tell
The ruin'd owner of the precious metals
It contained; which, tho' melted, are not lost:
And then he digs with bitter thoughts; and yet
He feels a joy at every trifle he
Retrieves. Great the rubbish; little the gold.
Too dear is virtue to my heart for me
To slander her! Foes have forgot that they
Were foes; and joined to save the state. And not
Alone the man, mature, but boys, have stepp'd

Forth heroes; timid virgins, tott'ring age,
Have mock'd at death, till tyranny has own'd
Its impotence. And much it rag'd to find
The virtue which it meant to kill, it did
Create. So has it ever been; and so
Will be: men may, but virtue cannot, die.
Of this the proofs are numberless, and sweet
To recollection: one let me relate.
To a lone mansion, on a day when all
The men were call'd to arms, a ruffian band
Of stray marauders came: no creature left
In guard but timid maidens, in the bud
Of tender youth: they trembling fled to seek
The furthest hiding place; but fled in vain:
Heated by liquor and by crime, for what
So heats? the robbers came, beheld their beauties,

Mock'd at their almost infant innocence,
And soon began the attempt of villainy
The most abhorr'd that villains perpetrate.
One noble virgin, firm of mind, resolv'd
To suffer death or shun disgrace, mark'd well
The reeling gait with which the rout advanc'd,
Suddenly snatch'd a sword, an act of wise
Though desp'rate agony, and struck the wretch
Who wore it. Cowards, at the sight of blood,
Lose all their fore-thought purposes, and fly;
And so did these, when they beheld her arm,
Frantic in strength while she but thought the scene
That they would act, so quickly rais'd to fall
With so much force.

And here the tale broke off:

For came the Pharmist full of haste, and drew
His friend aside: Among the throng I've found 130
At last the maid we seek! Your eyes shall judge:
But bring the man rever'd, with whom you spoke;
For he can answer all we wish to ask.

They turn'd to look, and he was gone: at such
A time, the shepherd must not leave his flock 135
To stray. The anxious Pharmist therefore led,
And quick the Pastor follow'd, lest the maid
Might also disappear. Soon came they where
An open space display'd her full to view!
Now tell me friend, am I deceived? Oh, no! 140
There is the gown of Indian cotton, flower'd:
It wraps the new-born infant, neat and warm!
Her dress, which I remember well, pray note:

Black is the corset, and the facing red
Cross laid, o'er which her bosom gently swells;
By cambric, plated with a charming skill,
That modest bosom is conceal'd: her face,
Of oval form, bespeaks her soul; for words
Too beautiful: in braids, and silver pinn'd
Her auburn hair: her kirtle, blue, in folds
Descends, and half her well-turn'd ankle skirts.
'Tis her, past doubt: we have but now to learn
If equal excellence adorn her mind.

Attentively the Pastor view'd her charms:
Herman, said he, might well admire a maid
So admirable? What eye could refrain?
No mean endowment is a beauteous form:
Welcom'd wherever met. If manners correspond,

'Tis then a certain passport through the world;
Each stranger seeking to become a friend.
Happy the youth will be, with such a wife;
In whom the eye and heart can both delight:
For noble is the soul that animates that frame!

Appearances deceive, replied the friend;
I trust them not: for sagely was it said
That friendship, love, and truth are tried by time,*
Our part will be to question those to whom
This maid who so enchants all eyes, is known.

Wisely advis'd, for delicate our task:
We woo not for ourselves. But here the Judge
Returns, most opportune: him let us question.

Tell us, good sir, for surely you must know,
Who is that lovely maiden, seated under
The apple tree, her tender cares bestow'd
Upon a babe; her form so beautiful;
Her mien and countenance so prepossessing?
Speak all you know: for grave the motives are
Of our demand.

He look'd, and instantly
Replied: of her I have already spoken:
This is the noble virgin, firm of mind,
Who snatch'd the sword and struck the ravisher.
More I can speak, and much; and all in praise.
What gen'rous duty did she e'er neglect?
With what a sainted patience did she bear
The fretful humours of a parent; sick,

Aged, and worn to mis'ry by the times!
How noble was her fortitude, when fell
Her lover; sacrific'd by tyranny,
For having openly oppos'd the tyrant,
Whom first he left his native land to aid;
By freedom fir'd, and called by her to France!

Thus spoke the sage: they gave their parting thanks;
And took the Pastor from his purse a piece
Of gold: his silver he before had giv'n,
Among the melancholy fugitives:
On those who most have need, kind sir, bestow
This mite; and God relieve their greatest wants!

Doubtful, and half refusing, said the sage,
Of money and effects enough are saved,

Among us, to supply the whole, till our
Return: and this, hope tells us, will be soon.

No man, replied the Pastor, should be slow
To give, or backward to receive, at such
A time. Who can foresee the joyful day
When he, no more a wand'rer, shall revisit
The land that gave him birth? His paradise!
Your wants you know not: freely therefore take,
Most worthy sir, that which is freely given.

The Pharmist sigh'd: Oh that my purse were well
Replenish'd; stranger as it is to coin!
Your people are distress'd; and much I grieve,
And pity them, and fain would something offer:
Take this tobacco-pouch; 'twas fill'd to-day:

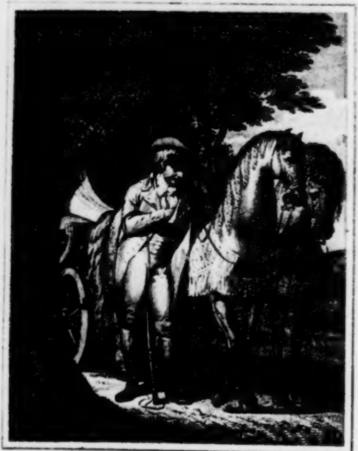
And would each grain were gold!

With friendly hand,
The Judge receiv'd the pouch : A welcome weed,
Said he, that warms yet makes the mind serene :
We Germans love the calm and soothing pipe :
Which habit makes a first necessity.

Much was the Pharmist pleas'd, and thank'd the Sage,
And gave tobacco learn'd and ample praise !
But this broke off the Pastor, anxious to return :
For well he knew the torments of suspense.

And soon they came where stood the Youth, reclin'd
Against the shafts, his hand upon the curb,

CLIO.



F Cazet del.   Neagle sculp

And soon they came where stood the Youth, reclin'd
Yet heedless of the stamping horse, and of
Th' approach of friends so lost was he in thought.

Published as the Act directs by Longman & Rees London 1st May 1801

Yet, heedless of the stamping horse, and of
Th' approach of friends; so lost was he in thought.

Smiling they came, with look of heart's content;
The Pharmist eager to congratulate:
Nor less the Pastor. Joy to thee, young friend,
He said! sound is thy judgment; worthy is
The choice thy heart has made. Bestir thee, then,
And to the steed, impatient, give the rein,
That we may haste to bring thy treasure home.

This, Herman heard, yet gave no sign of joy;
But deeply sigh'd, and said: we came in hot
And thoughtless haste: we may return at leisure;
Rejected and asham'd. The cares that rack

A love-sick heart, have all come over me.
Presumptuous fool! Wherefore did I suppose
That, being rich, she, a poor fugitive,
If only ask'd, was certain to comply?
Poverty will make th' undeserving proud. 245
Active her arm, content her mind, the world
Is hers! With manners, beauty, and a soul
Angelic, is she not already pledg'd?
Have not men eyes, and has she not been seen
Before to-day? Some happy Youth has won 250
Her heart; which, should I dare to ask, how low
And humbled in her presence should I stand!

Ready the Pastor was to speak, but not
Permitted. Eagerly the Pharmist, thus:
Time was when men's affairs were managed well: 255

Each in its proper form, and mode, and rule.
When parents wish'd a son should wed, the Bride,
Whom they approv'd was sought: a common friend,
Prudent, faithful, fit for so grave a task,
Was sent upon the solemn embassy:
And he, oft times, on Sunday, after dinner,
Her father visited, in proper form.
At first on things indiff'rent he discours'd;
But knew the art to wind, and speak in praise
Of both the parties; each so worthy of
The other; letting thus his aim be seen.
Replies of no less caution, and respect
Induc'd him to pursue, or change, the theme:
And, thus, refusal did not bring disgrace.
But, if acceptable the match propos'd,
Through life, the skilful friend, by whom 'twas made,

At every household feast, enjoy'd the place
Of honour; seated next the grateful pair.
But good old customs fall into disuse!
The Boy will ask this awful question now:
The Miss will scorn; and answer no: and then
He stands a crest-fall'n and degraded fool!

Happen what may, replied the Youth, his thoughts
Turn'd inward, deaf his ear, I'll know my fate;
And from herself: for mild will be her words,
And her decision just: Of this my soul
Is confident. Her beauteous eyes once more
I will behold; and that fine form;[5] which, if
I never must embrace, I never can
Forget; those lips that sweetness breathe, and love,
But which, pronouncing no, pronounce me wretched!

Leave me : home speedily ; and there relate
All you have heard. Go justify the son,
And ease the parent's heart : I pray you, go.
The foot-path by the pear-tree I will take ; 290
And down the vineyard brow. O that I may
Not come alone ! for mournful then each path
On earth, and every step of life, will be.

He spoke, and gave the ghostly man the reins :
Who, soon seated, adroitly check'd the steed. 295

But thou, too cautious neighbour, drily say'st :
The welfare of my soul I willingly
Confide to Gownsmen, reverend friend ; for that
They learn at school and college, how to save ;

But not my neck, when Gownsman holds the rein,
For driving is no branch of school divinity.

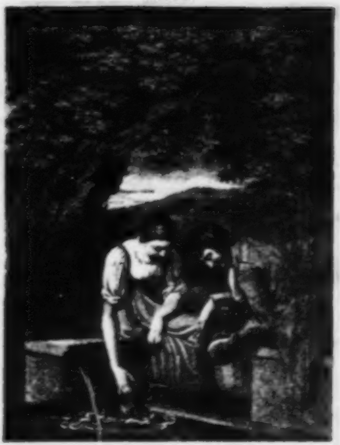
At which, good Pastor, thou didst smile, and say;
Be seated worthy friend, and well assur'd
Thy body's quite as safe, with me, as is
Thy soul. My hand expert, my eye is just:
For when, at Strasburg, I was daily wont
To charioteer the youthful Baron, through
The streets and sounding porches, to the hills
And distant groves: and ever safely pass'd,
Tho' roll'd the clouds of dust, those multitudes
That throng the walks, in which they much delight.

Somewhat appeas'd, the Pharmist heard, and climb'd:

But prudent sat, as one prepar'd to fall :
While ran the horses, hot, and snuffling home,
The hollow earth re-echoing to their hoofs. 315

Long Herman stood ; and saw the dust that rose,
The dust that fell : deep thinking, void of thought.

ERATO.



[illegible] del. [illegible] sculp.

The steps they both descended; down they sat
Upon the wall, but sat the maid not long;
She stoop'd to lave, and Human stoop'd to aid.

Published as the Act directs by Longman & Rees London [illegible]

CANTO

VII.

E R A T O.

DOROTHEA.

The traveller, that views with stedfast eye
The setting sun, dazzled and lost in wonder,
Can no way turn to forest, rock, or lake,
Or mountain brow, but still, tho' gone, 'tis there;
And still its glories tremble to and fro: 5
Thus Dorothea's mild and heav'nly form
Beam'd and swam in Herman's path. Long he dream'd:
But wak'd, at length; and slowly bent his way
The village ward. Or dreams he still, or is

Th' approaching vision real?' It is herself!
She comes, a jug in either hand, to lave
The living waters of the spring. How beats
His heart! How it reviv'd! Nor less was she
Amaz'd.

Again I find thee, lovely maid,
Active in gentle office of humanity.
And why com'st thou so far; while others with
The village waters are content? 'Tis true
Thy friend is sick, and pure this fountain's stream.

Thus Herman spoke: benignly she replied:
Well is my labour, sir, repaid, since I'm
Allow'd again to thank the man who sav'd us.
Welcome the giver; welcome was the gift.

Come and behold the good you've done; accept
The gratulations you so well deserve!
By horses, oxen, men, by linen wash'd,
And boys that bathe, by wants improvident,
For this hour anxious, heedless of the next,
The village brook and ev'ry source is troubled:
Therefore I sought this clear and healthful spring.

The steps they both descended; down they sat,
Upon the wall: but sat the maid not long:
She stoop'd to lave, and Herman stoop'd to aid,
And, by the firmament reflected, play'd
Their forms within the waters; trembling, yet
Approaching; to smile too timid, yet seem'd
As tho' they much desir'd to meet and kiss.
Oh! Of this soul-creating fountain let

Me drink; the Youth exclaim'd. And gave the maid:
And deep the draught: it was the draught of love!

Silent they sat, each leaning on a jug:
Eloquent silence! not to be endur'd,
By apprehensive virgin sensibility,
And Dorothea spoke.

Why came you here,
So soon, so distant, and alone, and how?

Downcast was Herman's eye; but then so soft
Her voice, embolden'd, he look'd up and saw,
Oh Gods! a face how guileless and how sweet!
Yet nought of love he there could read; but clear
Intelligence, demanding sound discourse;

Therefore of love he had no pow'r to speak.
He thus began :

Take not offence, kind maid ;
To meet thee once again I came. I live
With tender parents, loving and belov'd,
An only son. Our house is large, their cares
Are great ; the house affairs my mother takes,
And these, too burthensome, I wish were eas'd :
I wish she had a zealous friend, whose hand
Not only, but whose heart should act with hers ;
And not a menial but a daughter's part :
For menials, thoughtless, selfish, prone to waste,
Have oft but little sense of right and wrong.
It was not strange when first this morning I
Beheld you, so adorn'd, a form so fair,

The skilful arm, the mind so fortified,
The heart so teeming with benevolence,
That I should speak of what I saw and felt:
Or that the hopes should kindle in our hearts
To gain a sister—daughter—friend—perhaps—
Pardon my faultering tongue.—Would I had words!

And wherefore not? mildly the maid replied.
I read your end, for which I'm thankful, not
Offended: plainly therefore speak, for I'm
Prepar'd to meet the fortune of the day.
You wish a servant in your father's house;
And think me not unfit, and not too proud.
Sudden the proposal; and short shall be
My answer. Servitude is honour, not
Disgrace, when falling fortunes make it needful:

And fall'n are mine, and therefore must I serve.
The mother and the child require my aid
No more: her friends and daughters all surround
Her now, and hope they soon shall home return.
For me, in the dark sorrows of the day,
I but discover days more sorrowful,
More dark, for broken are the social bonds,
Only I fear to be renew'd by misery's
Increase. A vagrant woman is the scorn
Of men: the shelter of your father's house,
And mother's care, I willingly accept.
Come, then, receive me from my friends; whose last
Embrace and parting blessing I would take.

He heard, with joy; and doubted should he speak,
Or should he still conceal his ardent love?

For on her finger he discern'd a ring:
Dreadful symbol! And mute he therefore stood. 95

She thus: blam'd is the maid, who loiters by
The fountain's side; tho' lovely is the place.

And in the limpid mirror once again
They look'd; and sweet forebodings thrill'd their veins.

In either hand a jug she took, and went. 100
Anxious the burthen Herman ask'd to bear;
But she replied, the master must not serve
The servant. Serious is your look; severe
You think my fate: but such are woman's duties.
We learn to govern, having learn'd to serve. 105
And serve the sister must, and come, and go,

And wait on brother, parent, guest, and friend,
With ready hand and cheerful heart; no road
Too rough, no hour too late, no work too coarse:
Herself forgot, for others must she live.
Become a wife, her labours multiply:
Sickly herself, the sick she must console;
On feeble couch, the feeble babe must feed;
And watch by day, and wake and weep by night;
No limits have her toils, no end her cares:
Not twenty men could them support; nor should
They: but, they should acknowledge woman's worth.

And thus discoursing, came they where the babe
And mother lay; her heart at ease, for round
Her were her daughters; those whom Dorothea
Rescu'd: and as they enter'd, came the Judge,

In either hand a child, lost in the croud,
Recover'd by the sire. How sprang they to
Their mother's arms! How danc'd they round and kiss'd
And welcome to their new-born brother gave!
Nor eager less to kiss their Dorothea,
And bread demand, and fruit, and first to drink.
Round went the jug; and drank the children, drank
The mother, drank the daughters, drank the Judge:
And prais'd, by all, the water; pungent, clear,
Quick'ning to the taste, healthful to the heart!

Waiting her time, at length, thus spoke the maid:
My dear and cherish'd friends, we now must part:
The living spring for you no more I lave:
But when in heat of day you drink, and sit
Beneath the shade, and view it gush, and flow,

Then think of me, and of my friendly services;
Prompted still more by love than parentage.
While life remains, your love I'll not forget.
Bitter your burthens, scant your means, my stay
Would injure more than aid, while thus oblig'd
To roam, forlorn, uncertain of return.
This Youth, who brought the hungry, food, and cloth'd
Your babe, by parents sent, is come to ask
My service. Their protection much I need.
Base are the lusty and the lazy; well
Able to serve, and sitting to be serv'd:
'Tis fit I follow where my fortune leads.
Worthy we found the son; and worthy sure
The parents will be found, adorning wealth:
So take a last farewell; and when you joy
To clasp the smiling babe, and view the robe

In which he's cloth'd, retracing our distress,
Remember then by whom it was reliev'd.
Friendship and kindred were my claims with you.
With him and his, new claims I must create.
You, as a father, I revere, and thank.
And so she ended, turning to the Judge;
And kneeling then to kiss her weeping friend;
Who scarce had pow'r to pray that Heav'n might bless her.

And thou, good Judge, the youth addressing, said'st:
I hold thee for a man of sense, young friend;
And sage and cautious, in thy house affairs.
When men would buy a horse, they scrutinize
With long and anxious care: but inmate for
The family, who must be friend or foe,
They take by chance; and then repent too late.

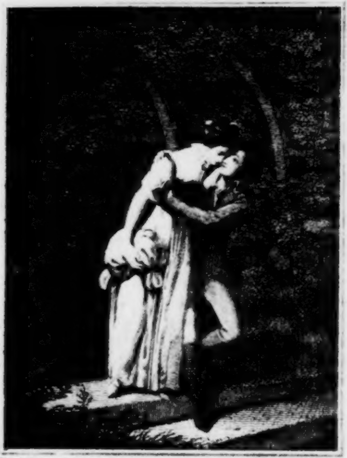
Not so you choose: one of ten thousand have
You found. Know her as such; and so behave:
For, while your friends are bless'd with her, in her
Have you a sister, they a daughter gain'd.

While thus they spoke, relations crouding came;
Eager to ease a nursing mother's wants;
And heard the tale, and Herman bless'd and look'd
With curious eye, while whispers went from ear
To ear:—" A handsome pair! Bridegroom and bride
" They seem! And who can say? Or who could blame?
" Or who could wish but that it might be so?"

Taking her hand, thus Herman said: the day
Grows late; and, so far to go, we must be gone.
And then, with female friendly clamour, hung

They round the maid, and kiss'd, and Herman dragg'd;
The children clung, and cried; and only were
Appeas'd by tales of promis'd cake, and fruit,
And quick return of favour'd Dorothea: 185
So broke she loose, at length, with Herman's help,
From many a parting kiss; and handkerchief
That wav'd farewell, with many a tear bedew'd.

MELPOMENE



[illegible] del. Heath sc.

Quick as the flash that clove the sky he caught
Her in his Arms.

Published as the Act directs by Longman & Rees London 1st May [illegible]

CANTO

VIII.

MELPOMENE.

HERMAN AND DOROTHEA.

So went they, with the sinking sun; which, deep
Below the black horizon, shed its rays,
While here and there a flash of Lightning shot;
Livid, portentous of the rising storm.
From the wild havoc of destructive hail,
From mountain torrents and devasted fields,
Shield us kind Heav'n: for rich the promis'd harvest!
Thus Herman pray'd; while both rejoic'd to view
The waving corn, that almost over-topp'd

The stately pair. Of you, whom now I make
My guide, said Dorothea to the Youth,
Of you, now leading me to house and home,
While friends and kindred, ah, heart-wringing thought!
Wander the earth, poor, storm-drench'd fugitives,
Of you I ask advice! Intent with heart
And soul to please, oh teach me how to win
Your parents' love? for easier is the task
To serve, if we but know the will, the laws,
The passions, nay the whims, of those who rule.

Eagerly he: most admirable maid!
Capacious is thy mind; thy foresight, sage.
Without this caution, ne'er should I have gain'd
My father's love: tho' daily are the cares
Of these surrounding fields and vineyards mine.

My gentle mother soon will know your worth,
Active you are, nor can you move a hand
But she will mark its aim; and every aid
Will knit you stronger to her heart. Forgive
Me, while I speak more freely of my father:
Never before my tongue has dar'd such speech:
But thee I trust, for thou canst understand.
'Tis not enough, with him, an act be right;
But something of submission, of respect,
Obedience, kindness personal, he loves.
A slighter service, so adorn'd, will please
Him more than, wanting this, a greater would;
Which latter he might scorn, or even hate.

I've earnest hope to gain them both, the sweet
Companion said, quick'ning her light elastic step;

For dark became the path. Your mother's kind
Compliance much I love: for, from my youth,
I've noted well the magic charm that lives
In winning courtesy, and manners mild:
And once the neighbo'ring Frank of these could boast.—
The noble, citizen, and peasant, all
And each, made courtesy their custom: nor
The German has been blinded to its worth;
And, came the children, every morn, and kneel'd,
And kiss'd the hand, and holy blessing begg'd
Of parent; much lov'd, honour'd, and obey'd.
Thus was I taught; and all I learn'd, and all
My heart can teach, I'll practice, hoping well.
But you, sir, question of no less import,
To you, son of the house, my future master,
Inform me how to you I must behave?

She ended thus, as came they to and sat
Beneath the pear-tree. Glimm'ring twilight gone,
Solemn night prevail'd: lovely shone the moon,
Breaking beneath the clouds with thunder big:
Contrast sublime, of streaming light and deep
And massy dark; that roll'd obscurity,
Hiding the face of Nature as it spread,
As if in death! And here, where he so late
Had felt the big tear rolling down his cheek,
Herman heard the friendly and kind demand;
And answer'd thus, taking her lovely hand:
Oh follow but the feelings of thy heart!

He paus'd—it was the hour and place of love,
Yet durst he not proceed; for, ah! the ring

He touch'd, and frozen was his tongue. Awhile,
Mutual the silence; she the first to speak:

How beautiful these momentary gleams
Of light: over the town it breaks, and on
Yon window; where its beams reflected play.

That is a window in my father's house,
The youth replied; it lights the chamber where
I sleep, which haply (and he stammer'd) may
Be yours; for much of change we meditate.
To-morrow, when we reap these ripen'd fields,
We take our meal and rest beneath this tree.
But now descend we thro' the vineyard quick;
For deeper lours the sky, and hid the moon,
And flash the lightnings nearer much, and oftener.

The terrors and the beauties of the night
Admir'd, onward they went; envelop'd by
The thick and towering vine, and demi darkness.
Rough was the path, of stones unhewn the steps,
And careful trod the maid, his arm her stay.
But came it total dark, the road unknown,
And turn'd her foot, and fell she on her knee,
Quick as the flash that clove the sky, he caught
Her in his arms: acute the pain, she sank
Upon his shoulder. Breast to breast, and cheek
To cheek, they stood: with passion panting he,
Yet marble not more motionless: so much
He fear'd offend her chaste and virgin sense:
But tasted was her balmy breath; and felt
The beating of her heart; while pleasure rush'd

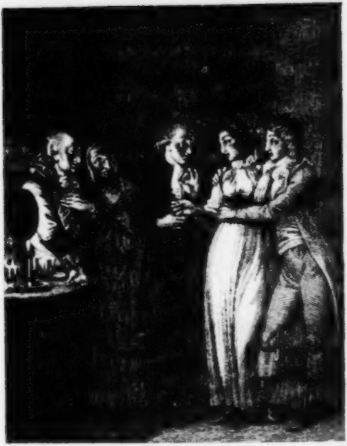
Thro' every fibre of his trembling frame,
That bore the noblest burthen love could lay.

Recovering soon, she faintly smil'd, and said:
To stumble at the threshold is, we're told,
Most ominous: but proverbs are not truths
Of holy writ. We'll halt a moment, lest
Your parents blame your judgment; having brought
No useful, but a limping, maiden home.

CANTO

IX.

URANIA.



F. Cattel del. Anker Smith sculp.

——Be ye betroth'd!

Published as the Act directs by Longman & Rees London 1st May 1800

THE PROSPECT.

Muses who love the lover, who, with sweet
Complacency, as fortunate as faithful,
Have thus far been our Herman's guide, and ere
His troth was pledg'd have giv'n the virgin to
His arms, complete your work; disperse the clouds,
With danger black; and lead us, safe and soon,
By gentle steps, toward the parent home.

Anxious the mother twice and thrice return'd

Where sat the guests; and griev'd the absence of
Her son; the darken'd moon, the coming storm,
The dangers of the night; and blam'd the friends
Who not bespoke the favour of the maid,
Nor brought the happy pair in safety back.

Complaint is vain, replied the Host, not pleas'd:
Nor less suspence is ours, nor less anxiety.

To this the Pharmist, calm, and passing sage:
When men I see, tormented by suspence,
It well reminds me of my sainted sire;
Who so uprooted all impatience in me, when
A boy, that now I sit, not Socrates more calm,
And wait th' event.

Would you could tell the means!
The Pastor smiling said.

Apt at retort,
The Pharmist thus: I can, and will; for they
May be of profit, sir: a Sunday, once,
The coach expecting, and the promis'd ride,
Impatient grown, restless, no squirrel more,
I went and came, and toss'd, and turn'd, and scratch'd
The table, stamp'd the foot, and pouting 'gan
To whine, but still my father sat, till came
My passion to its height; then calmly took
My arm, and to the window slowly led.
A joiner's shop there was; and there he pointed:
Thou seest those workmen, boy? The saw and plane
They daily drive: they ride no coach; they spend

No idle hour. And know'st thou their employ?
They make the narrow house that holds the dead;
And ev'ry day have work enough thou seest.
Thou little think'st, altho' 'tis true, the time
Shall come when they shall early rise, and late
Shall work, to make thee thine: and patient thou
Wilt wait; and never more wilt cry to ride.
And plain and quick my youthful fancy caught
This imag'd house: I saw the serge, the cross
Bones, and the skull; and heard them drive the nails
That shut me out, for ever, from the world.
From that time forth, while others are disturb'd,
I calmly sit and think upon the coffin.

Mildly the Pastor said: the wise can look
On death, devoid of terror; and the pious

Without despair. The first, by death, are taught
To live; the last, to die: for death, to both,
Is but new life.' Nor should the father teach
The son that death is death, and nothing more;
Progress he should behold, from boy to man,
From man to trembling bald decrepitude;
And then, th' eternal circle made complete,
How this life ends in Life that endeth not.

But broke they off; for now open'd the door,
And enter'd, unthought of, not unexpected,
Bride and bridegroom. Amaz'd was every eye!
The raptur'd parents saw their son was not
Disparag'd. Noble pair! Too small the door
For such an entrance; too unseemly! Brief,
And modest, Herman spoke, the maid presenting:

Look, sir, and judge if I have been deceiv'd.
Oh give her welcome, such as she deserves.
You, dearest mother, soon will know her worth;
In every word, and act, and gesture seen.
In haste he took the Pastor then aside:
Confus'd my thoughts, I cannot speak: oh help
Me, worthy friend, and cut the Gordian knot!
I have not dar'd to tell her of my love:
She thinks she comes to serve; and, should I speak
Of love, and marriage, might she fly the house.
My doubts and fears are not to be endur'd;
Nor should she longer rest in this mistake:
Then haste, most honour'd sir, and give us aid.

And turn'd the Pastor to the task: but, ah,
Already had the Host, with ill-tim'd raillery,

Altho' well meant, the nice and trembling sense
Of Dorothea wounded, unawares;
Thus had he spoke.

My child, thou pleasest me!
In faith, right glad I am, that Herman has
His father's taste; for, ever in the dance,
The handsome, nay the handsomest, I chose.
And so when I would wed: dame, did I not?
And right I did: for, in the wife, we read
What sense the man has of his proper worth.
You've soon concluded matters, tho'! Ay, ay!
You had an eye! No ten years siege was wanting!

Imperfect, Herman heard; yet heard enough
To shudder. Silence, for a moment, reign'd.

But Dorothea, struck by mockery
So unexpected, felt the rising blush
O'erspread her beauteous cheek, and agitated
Bosom: altho' its heaving she restrain'd;
She spoke, not wholly hiding what she felt:

Sir, when your son describ'd his father, kind,
And good of heart, such jokes I little thought
To hear. I stand in presence of a man
Acknowledg'd sage, of courteous intercourse;
And yet methinks, one, out-cast from her home,
Helpless, and poor, and coming here to serve,
Would have been spar'd, only that you forgot,
How much my lot is cast below your son,
And you, derision needed not to make
Me feel: my wealth in little compass lies;

Purvey'd are you with all that heart can wish;
And this I'll bear in mind, and so behave.
Yet, this way warn'd, I'm almost bid to quit
The house, which but a moment since I enter'd,

Herman, in dread, most earnestly intreats
The Pastor's intervention; to disperse
The cloud that threats destruction to his hopes,
The friend advanc'd, and saw the features calm'd,
The pang subdu'd, the swelling tear restrain'd.
Inward he said: The chance is fortunate
To learn the state and feelings of her heart;
And thus ambiguous spoke:

Thou hast not well
Consider'd, lovely stranger, all the proofs,

And pains, requir'd in servitude, I fear.
Thy word once pledg'd, thou art no longer free:
Gentle obedience then becomes a duty.
Nor weary steps, nor rude fatigue, nor bones
That ache, nor aught must shake thy fortitude.
The master takes his part, and will complain,
And orders contradictory will give:
The mistress more, with less of justice, too:
And, most of all, the children; captious, rude,
Indulg'd in ev'ry whim; and yet no work
Must be neglected, nor a murmur heard.
Feeling a simple jest, as thou hast done,
Thou'lt scarcely bend thyself to bear so much.
A jest, supposing love, and for a Youth
So handsome, scarcely could be taken ill;
For common practice robs it of its sting.

The noble virgin could not now contain :
But heav'd her bosom, sobb'd her heart, and tears
Gush'd streaming from her eyes. Collecting all
Her powers of soul, she said : How little, cool
Advice can understand th' afflictions, fears,
And feelings, it pretends to sooth ! Unwrung
Yourselves, you think it strange to find the gall'd
And sickly heart so nice of sense. Deceit,
Unworthy in itself, would bring no cure ;
And evil would increase from weak delay :
Permit me go : I dare not here remain :
The wand'ring friends I left, again I'll seek,
And share their fate ; more fortunate than mine.
Year after year, I might have drunk my tears,
And borne my silent sorrows, unreveal'd.
Deep in my heart has sunk this seeming jest ;

No jest to me; and not from pride of heart,
Which ill becomes a maid, but from the soul
Alarming truth which it contains. I feel
And speak with pain, I own; but well resolv'd.
I'm told I follow'd soon! I had an eye!
The charge is just: to reason I was blind;
But, ah! to love, I had both eye and heart.
In our distress, a saviour had appear'd;
And every virtue thought can image, liv'd
Within his form: it swam before me; nought
But that I saw. O happy maid! said I,
Whom he has chosen: if the choice be made?
Again we met; again he God-like seem'd;
And, when he ask'd, how willingly I went!
For fond and foolish thoughts came o'er my mind:
How zealous and how faithful will I serve,

Said I; and, who can tell, in time, I may
Become the mistress? Dangerous the thought!
The distance vast, between a friendless maid
And wealthy heir! Haply you think this free
Confession, strange: I feel it due to truth,
And to myself; guileless, however weak.
This heart perhaps had broke to wait, obey,
And serve, and smile upon his future bride.
Glad to be warn'd, and glad to have escap'd
Evil that might have been incurable,
I stay no longer here; asham'd, confus'd,
And self condem'd. Thick night and gushing rains,
Thunders that roll, and elemental fires
That flash, I'll rather brave. The times are full
Of strife: I'm taught to conquer maiden fears,

By trials such as maidens seldom meet :
And so farewell ! farewell ! May every good,
All bounteous Heav'n can give, be shower'd upon you !

She spoke, and rush'd toward the door ; and rush'd
The mother. Tell me what this means ? she cried,
And clasp'd her fast ; amaz'd at all she heard !
Why dost thou weep ? why wouldst thou go ? 'Tis strange!
It must not be ! To Herman thou'rt betroth'd.

Heart vex'd, the father stood ; and thus complain'd :
So thus at last my yielding is repaid
With what I hate ! For nought on earth to me
More hateful is than wailing woman's tears ;
Confusing mind, and making reason mad.

The strange romance conclude among yourselves;
I'm weary of the scene, and will to bed.
And turn'd he tow'rd the honour'd marriage couch,
Where he had ever slept; but him withheld
The son, who thus in agitation spoke:

Oh, go not thus, in anger, sir! The wrong,
Not hers, is mine. Our friend, the Pastor, can
Explain; which sure he will, and soon, or less
Should I admire him, sage, benevolent,
And just, could he delight the pain, mistake,
And dangerous confusion, which his words
Have caus'd, another moment to prolong.

The Pastor smil'd: and have I not been sage?
And know you not this lovely maiden's heart?

Are not your trembling fears to rapture chang'd?
Speak for yourself! what need of foreign aid?

Herman approach'd: oh suffer not, sweet maid,
These precious tears to flow: regret these pangs
No more; since they, extatic thought, were felt
For me; for thy love cannot equal mine!
A servant? No: I came to seek a bride;
But, ah! my timid heart, unable thine
To read, when met we at the spring, durst not
Avow its hopes: but, while thy beauteous form
Seem'd mine to greet, as play'd they both within
The chrystal mirror, how it joy'd in thy
Consent; tho' 'twas but partial happiness.
But now, oh, speak again! Let me be sure
My ears were not deceiv'd!

Modest she turn'd: 225
And met their tearful eyes; and met their chaste
And trembling lips. O'erpow'ring was their bliss!
Being thus sanctified, and thus secure,
Their ardent youthful hopes made it eternal.

The Pastor having first explain'd, up came 230
Dorothea: and came with such a grace,
So mild, so sweet, with such endearing courtesy
And daughterly respect! and kiss'd the half
Unwilling hand of the but half-forgiving Host;
And thus she pray'd. Oh, much respected sir, 235
Pardon these tears, wrung from me first by grief,
And flowing now with joy! Your anger by
Mistake I caus'd: oh, may I never cause
It more! I came to serve; and serve I will,

With all a happy daughter's zeal and faith,
The debt of love most eager to repay:
But, ah ! too mighty e'er to be repaid !

The melting Host his tears conceal'd; but gave
The warm affectionate embrace: and still
More warm thy kiss, kind-hearted Hostess, weeping
Upon they daughter's shoulder, hand in hand.

Then took the father's hand in friendly haste,
The man of God; and drew, but not with ease,
The ring from round and well fed finger off:
And drew the mother's, eke: Be ye betroth'd.
He said; since mutual is your love, by both
Declar'd; and may these rings unite a pair
As faithful, fortunate, and kind, as those

By whom they have been worn! Present this friend,
And with your parents free and full consent,
Now, and for ever, you remain affianc'd.

The Pharmist bow'd and gratulations gave:
But notic'd, by the Pastor, was the ring,
Which Herman's fears had rais'd. Somewhat surpriz'd,
How now, fair maid, said he! Betroth'd already?
When we appear before the Altar, let
Us hope we shall not meet two bridegrooms there?

Calmly the maid replied: To him, from whom
This token I receiv'd, oh, let me drop
A tear! A tribute which his mem'ry well
Deserves: for high his thoughts, noble his heart,
And glorious his intent. Freedom he lov'd,

For freedom fought, for freedom fell: not in
The field, but by the villain tyrant's hand.
To Paris going, these his parting words:
On earth, all is commotion, all is strife:
Laws are disolv'd, kingdoms overturn'd, and love
And friendship, waiting the dread issue, are
Oblig'd to pause. When shall we meet again?
For go I, may be, never to return.
'Tis justly said, man's but a stranger, here,
On earth; and never more than now, for now
Is nothing permanent: wealth has new wings:
The precious metals melt; lost are their sainted forms:
Creation, tumbling in confusion, seems
"To chaos and old night" returning, but
To be anew created. Live for me,
Awhile; and if we're doom'd again to meet,

'Twill be upon the ruins of the world!
Creatures new form'd and free, fearless of fate!
What can he fear who such a day survives?
But, should I not escape, destin'd to taste
Those joys the chaste embrace can give no more,
Oh, be my mem'ry not forgotten quite!
Nor yet too bitterly my loss remember'd;
But equal be thy mind to every chance.
Should new abodes and other bonds be thine,
Thankful accept what happy fortune sends:
Pure love with love as pure return: yet do
Not lightly set thy foot, where second loss
May be too mighty for thy heart to bear.
Bless'd be thy fortunes! But esteem not life,
Except as other worldly remnant shreds;
Which are but trifling, all, and transitory.

Such the last words of him who came no more!
But new misfortunes came, and these last words
I never could forget; remember'd, now,
Prophetic of my present sudden bliss:
Unmerited, yet most ineffable!
Nor blame me, dearest friend, that, trembling thus,
I lean upon thee, for support: or that,
Like sea-sick passenger, to me, " the sound
And well set earth," just now appears to reel.

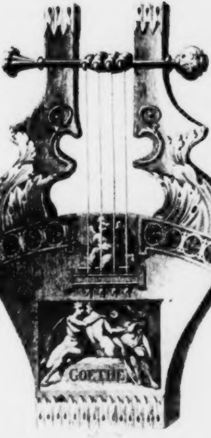
The rings she plac'd, as mate with mate: then spoke
The Youth; manly of mind, generous of heart:
While all things totter, stand we fast; confirm'd
In faith and love; nor loose the grasp of good.
In troubled times, if troubled be the mind,

Then dire disaster spreads, and mischief reigns:
Averted by the sage, and firm of soul.
The world is his who knows to rule the world.
Become not stagg'ring thoughts Germania's sons!
What's ours, for us, and ours we will maintain.
If we admire the men, who arm in self
Defence, their valour let us emulate:
For we no less have gods, and laws, and wives,
And helpless families, for whom to die.
Possessing thee, tenfold endear'd the rest:
And thee, and these, and all, not with complaint,
But arms, and hardihood, I will defend
Against the foe; should he repeat assault:
My heart assur'd that thou, mean while, wilt care
And comfort give, to these my honour'd parents.

But, oh, may War, worthy alone of fiends,
Be soon and evermore of men abhorr'd! 330
And then sweet peace, and all its boundless joys,
Shall make this poor distracted earth a heav'n!

+

NOTES.



Published as the Act directs by Longman & Rees London 21st May [illegible]

NOTES TO HERMAN AND DOROTHEA.

CALLIOPE.

Note 1. Line 22. "So discoursed, &c."

In the character of the Host, the original contains many traits that are scarcely reconcileable to an English Landlord of an Inn: I have, therefore, occasionally made little alterations; partly in conformity to our manners, and sometimes to what may be called poetical feeling, or dignity. Every one, however, who reads the original and has travelled through

Germany, will acknowledge the truth of the drawing. Compared to the English, the German Innkeeper pays but little attention to his guest: when he exercises the most friendly familiarity, he is supposed, by himself and his countrymen, to be the most civil; and seldom submits to reproof without resentment, unless it come from a man in office, or of rank. He conceives he is in the true spirit of his occupation when he shakes hands with the traveller at parting, bids him adieu, and adds—*Rommen sie bald wieder*: "come again soon." He is generally both Farmer and Innkeeper, and a man of some importance, in the place where he resides: of which his manner shows he is conscious. This consiousness is well pourtrayed, and never forgotten by Goethe.

Note 2. Line 33. "An old favourite, &c."

India Cottons are so frequent in England, that they excite little attention: in the interior of Germany, they are what the Host, with such truth and simplicity of regret describes:—*Echt Ostindischen stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.*—Literally: "right East-indian stuff; such as cannot be replaced."

Note 3. Line 58. "In his new Landau."

The original reads—*Im geöffneten wagen: er war in Landau verfertigt.*—"In an open carriage, made at Landau."—*Wagen*, or waggon, is a generic term; synonimous to the English word carriage: but most people, who have heard of the manners of Germany, have been told of the custom of riding in the *stuhl wagen*; which is an open four-wheeled carriage, long but narrow, with seats placed in rows, each behind the other, so as frequently to contain twelve or fifteen people. Though not quite so heavy, many of these waggons are more rudely built than those our common farmers use: others however are light and neat; and, in the summer season, are incomparably more pleasant than a close coach: which rather resembles a cell than a vehicle intended for the enjoyment of fresh air, health, and the scenery of nature. But habits are inveterate; and are every where pursued to excess. The English encage themselves, and exclude both the beneficial and the beautiful: while the German, slowly dragged over or rather through roads that are all but impassible, sits exposed in an open *stuhl wagen* to every intemperance of the seasons, in a rude northern climate. The contrasts and the contradictions in national character are remarkable. The German is hardy, yet comparatively inactive: while the bold and enterprizing Englishman, having obtained the wealth for which he ventured, often sinks into a minute and timid delicacy; while seeking to enjoy the pleasures the desire of which made him so intrepid.

Note 4. Line 70. "The Pharmist first began," &c. Having no authority for the use of the word Pharmist, I am obliged to plead poetical licence, and the necessity of the case. To have used the epithet Apothecary, every time this character is mentioned, would have been no less cumbrous in the verse than offensive to poetical diction. Our old poets would have disdained to have apolgized for such an innovation: and how has the language been enriched, by the inventive daring of their genius!

Note 5. Line 76. "Hurries to glut," &c.

Those, who shall compare the translation with the original, will meet with occasional deviations from the author. A poet never can be translated with any due degree of the enthusiasm with which he wrote, unless the translator excites in himself the same kind of ardour. He will then, while he breathes the spirit and the feeling of his author, generally forget his author's words. The excellence of all translations will indeed rather consist in the feeling and the spirit than in the words. A translator will inevitably so often fall below the original, that he may surely be pardoned, should he find fortunate opportunities to heighten the picture. He will not honour his author by being too much his slave; though continual attempts to be his equal are but continual disappointments: at least, such honours are rarely attained, and short of duration; and even while he seeks them, he exposes himself to the danger either of just censure or pedantic cavil. A few passages, where some of the greatest changes of this kind have been made, are noticed in the preface.

Note 6. Line 129. "'Twas thus." &c.

I have well grounded apprehensions that the liberty taken in this place may be censured as licentious. Goethe mentions the fire only as an incidental comparison; and then continues to describe the confusion and distress of the fugitives: but, as he had given this description immediately before, with a great similarity between many of the leading circumstances, it suggested itself to me, as a thought which happened to have escaped the author, that a picture of the confusion that reigned during the fire itself, would afford a pleasing and a poetic variety. The great outlines of the picture, however, are Goethe's: except the short passage beginning Line 138; and that of the poor prisoner, Line 144. The incidents in the original that were unsuitable, were, from necessity, omitted. If these omissions and alterations, with others, noticed in the preface, are wrong, it is just that the blame should not fall on Goethe. I must further add, the Hostess says the fire happened twenty years before the time at which she speaks: this I have changed to thirty; in conformity to our manners.

Marriages are seldom so early in England as they are on the Continent. The parents of Herman were not married till after the fire; and it appears offensive to our customs, especially with the serious occupations of Herman, in which the poet has made him so well versed and so long engaged, to understand that the hero of the story could not possibly be more than nineteen.

TERPSICHORE.

Note 1. Line 150. " there received the kiss
" Of love, chaste, taken and giv'n with trembling."
und küsstest mich, und ich verwehrt'es.—" thou didst kiss me, and I struggled." *See the preface.*

Note 2. Line 167, " Look at yon green house."

In sailing up the Elbe, the attention of an English traveller is attracted by the many houses of a green colour, to be seen on its banks: which appears to be a favourite custom among the Germans. The whole picture given by Goethe, of the opulence and pride of this trader, is characteristic; and well preserved. He is mentioned, in the first Canto, as "swiftly driving his daughters in his new landau to the house he had rebuilt:" at present, he and his coquettish daughters are feelingly criticized, by Herman; and the reader will again find the green house, with its splendid decorations, improvements, and furniture, described by the Apothecary; partly with admiration, and partly with envy.

Note 3. Line 211. "I patient bore their gibes," &c.

The original reads, *Aber noch früh genug merk't ich, sie hatten mich immer zum besten.*—"I soon perceived they always had me at the best." *See the preface.*

Note 4. Line 214. "Not soon to be *forgot.*"

A style, in writing, is generally first formed from imitation, and memory: the principles of language and grammar are only attentively adverted to by the exercised writer; and generally after he has discovered the numerous errors that resulted from his former inadvertency. He did not at first consider, or perhaps did not know, that Poets in most languages profit by the corruptions of custom; and, with a licence that convenience has rendered allowable, curtailed words, for the sake of the rhime, or the measure. Participles and adverbs, especially, are thus treated: forgot, broke, scarce, dutiful, &c. ought to be forgotten, broken, scarcely, dutifully. The sober critic will scarcely censure this remark, as puerile and impertinent, when he recollects the numerous instances, in our prose writers, of the mistakes they fall into, by imitating the permitted diction of poetry.

Note 5. Line 218. "Of Pamina," &c.

Pamina and Tamino are the heroine and the hero of the *Zauber flute*; the most popular comic Opera in the German language. The music was composed by Mozart; and has contributed more, perhaps, than all his other works, to the splendid fame his memory bears in Germany: where, strange to say, he is almost generally preferred to the wonderful the immortal Haydn.

Note 6. Line 233. "but never more to cross

"That threshold, with a lover's trembling hopes."

The original reads, — *und schwur nicht mehr zu betreten die schwelle*: literally,—"swore never more to cross the threshold." Again, two lines lower: *und ich höre, mich heiss ich bey ihnen immer Tamino*;— I hear they always call me Tamino. *See the preface.*

THALIA.

Note 1. Line 87.

"To the Town an ornament he'll prove."

The mother adds, he will be *ein trefflicher Wirth*, i. e. an excellent Innkeeper. *See the preface.*

Note 2. Line 101.

"Nor better fares my painted Hall."

To the description of the Apothecary's grotto, and particularly of this picture, which he and others thought so admirable, some additional touches have been given. Goethe is one of the most zealous correctors of the depraved taste, in the arts, which has prevailed in Germany, and which, speaking in general, is only beginning to disappear, who have written or employed themselves on such subjects. He is the Editor of a Journal, entitled *Propyläen*: which is wholly dedicated to this purpose. His claims to the respect and honour, in which he is held by his countrymen, are indeed numerous. The modern simplicity, of the excellency of which we are made to feel the Apothecary so strongly doubts, is rather thus insinuated and pleasantly recommended to notice by the Poet, than actually practised: the instances in which it is adopted, to any great extent, are rare.

Note 3. Line 122.

"The angel Michael, and the horrid Dragon." The Apothecaries of Germany have generally larger signs, and more extravagant for bad taste, than those of other traders.

EUTERPE.

Note 1[illegible] 160. "Honour thy father," &c. Here, [illegible] Line 236, of this Canto, I have quote[illegible] scripture, without the authority of Goethe; from a persuasion that both the quotations are in the feeling and character of the speaker.

POLYHYMNIA.

Note 1. Line 168.

"Thus, self confiding, self resolved, I fly."

Entirely to preserve the haste with which the author has so excellently painted the feeling and action of Herman, at this moment, two lines of the original are omitted: they only add, that, "while he went to the stable, the other persons consulted together."

Note 2. Line 201.

One of the praises bestowed on Goethe, by the German critics, is that of not indulging himself in fanciful and false pictures, of the persons, places, and things described: but of being so attentive to reality as to excite admiration, as well for the accuracy as the beauty of the descriptions. Of this the passage beginning—" Black is her corset"—is a proof. A poet of less discernment would, perhaps, have clothed his heroine in flowing robes. Dorothea is strictly in the costume of the country; which she has ennobled, by those just attentions that every where distinguish the woman of good sense, and delicate feeling, in the arrangement of her dress, be the costume what it will.

Note 3. Line 207. " her kirtle blue, in folds descends."—This is a charming trait, like that of the plaited cambric, of Dorothea's peculiar respect for decent modesty, in dress: for in these countries, the petticoat seldom reaches lower than the calf of the leg; and sometimes but little below the knee.

CLIO.

Note 1. Line 114. "The robbers came," &c.—translated literally, the German reads as follows,—"They [the soldiers] saw the image of the beautiful well-grown virgin, [Dorothea] and of the lovely maidens, who might still be called children. Wild desire seized them: they fell unfeelingly upon the trembling flock, and the high-hearted maiden: but she wrested from the side of one of them a sword, hewed him down powerfully, and he rolled bleeding at her feet. Then, with manly blows, the maiden valiently befreed herself, and struck four more of the robbers; who fled from death. She then locked [or barred up] the court; and waited, armed, for help."

I feared the English reader might accuse the digni-

ed, yet the tender, Dorothea of being a Joan of
rc; and therefore gave a different shade to the
olouring.

ote 2. Line 166. " Friendship, love, and truth, are
tried by time."—The German reads—" I have often
roved the truth of the proverb: till thou hast con-
umed a bushel of salt with thy new acquaintance, do
ot lightly give him trust." I do not recollect a
milar proverb in English. It is strictly in the cha-
cter of the Apothecary: but, except so far as it is
ualified by the epithet *lightly*, its morality is selfish,
d depraved.

ote 3. Line 210. " O that my purse were well
plenished."

The Apothecary several times speaks of his want of wealth with regret, bordering on discontent. When, in the third Canto, he mentions his treasures, they are characterized rather as hoards of admiration than of use: "his sainted mother's coins and chains of gold." And though he afterwards speaks of his money, we are from his character obliged to suppose it was a hoard of the same nature; not to be touched. From the habitual foresight of cunning, such a man, on such an occasion, might even leave the money he usually ventured to carry in his pocket at home.

The tobacco he gives is received as a welcome donation; and readers in general will scarcely be aware how very welcome it would be to a German, in want of this his darling luxury. For this reason, instead of the literal sense, "good tobacco is always welcome to the traveller," it is varied to—"we Germans love the consolation of the pipe."

In the original, there is not only tobacco but tobacco-pipes in the pouch. The pipes commonly used in Germany are of various forms, sizes, and materials; and may be disjointed and put in the pocket: but English readers, in general, having seen none but pipes of clay, would have thought this strange, if not absurd; and it scarcely could be right to draw their attention from the poem, by an incident of so little moment. It may be added, the Apothecary was really kind hearted; and could not withstand the sympathetic emotion, which the words and the example of the Pastor had produced: he therefore generously deprived himself of his pouch. A man like this is perhaps to be pitied: for he could scarcely prevail on himself to buy another.

Note 4. Line 257. "When parents wish the son should wed."—As an illustration of the custom, the decline of which the Apothecary here bewails, the following account of the marriages of the peasants in Silesia is given. It is translated from *Le Nord Litteraire*; a periodical work, by Professor Olivarius, of Kiel, in Holstein; and appeared in an English Journal: but, as that Journal was little read, or known, it will probably be new to the reader.

" Marriages here do not proceed so rapidly as in great cities; on the contrary, they are always attended by delays, begun by conferences, and followed by the thousand and one difficulties. Goodness of character is the first requisite, and the proof demands numerous preparatory steps, ceremonies and solemnities; which are not the work of a day, but often of several months, and even of years.

"The contract at length signed, and the day fixed, the father of the family, assisted by a master of the ceremonies, or *invitor*, is seen very gravely tormenting himself concerning the rules and etiquette necessary to be observed, as if he were the chief *maitre d'hotel* to a prince. He must consider first what he can afford, then the honour of the family, and the custom of the canton; and, what is more embarrassing still, and requires most deliberation, the order and number of invitations, with the place to be assigned on the day of marriage to each guest, according to his rank.

" The essential qualities required by a countryman with his bride, are money and chattels. He usually goes far in search of her; for fame, both in town and country, is increased by distance, which magnifies the good, and diminishes the bad. He likewise expects decorum from her, and a proper behaviour; and the girl to whom he is a stranger, that has them not, can better affect to have them, than she with whose manners he has long been acquainted. The more reserved and silent a young woman is, the more is her lover pleased. If, when in company, she eats and drinks but little, and protests she has feasted very heartily, though still both hungry and thirsty, and if, in fine, she is satisfied with every thing, she will not want adorers. Another requisite, as is but natural, is, that she should be industrious. With respect to beauty, it is supposed to consist in a mild look, fresh colour, and a certain degree of fulness of form.

" The parties are betrothed some weeks or months before marriage; and this betrothing is performed with no ceremony, except a family dinner. The contract is then signed, and the betrothed receives her lover's presents, consisting of a psalm book, bound in black morocco, with gilt edges, and a piece of gold, which she afterwards wears in her bosom. If he is rich, he adds a gold ring.

" Two invitations to the marriage are sent; not because there is any fear the first should be forgotten, but solely that there may be a greater degree of solemnity; for the more solemn the preparations of the feast are, the more awful they appear to simplicity; and the more it is famed, the more they think the marriage respectable; in direct opposition to the kind of incognito observed at most of the marriages of the great.

" Eight days before the nuptials the invitors beat the country round in search of relations, friends, and people in place, magistrates, clergymen, &c. braving the weather, though, as the proverb says, " it were too bad to turn a dog out of doors." The poor usually employ only one of these hyperborean Mercuries, who trots on foot, wearing a large nosegay at his button-hole, his hat and waistcoat adorned with gewgaws, Dutch gilt, and with a corner of a handkerchief, given him by the bride, hanging from his pocket. The wealthy are honoured by a horseman, followed by a deputy; the horses with their Sunday saddles all bedecked with ribbands, for which honour the poor animals dearly pay, the law of etiquette requiring this kind of ambassador never to pass a village but on the gallop, and some of the villages are very long. An invitor is a kind of profession in the country; but, as invitations are not made every day, it is usually exercised by taylors, shoemakers, and others, who, at their leisure, turn over written instructions and old books, from which, as from the academy of compliments, they can learn those fine hyperboles that constitute the merit of their trade.

" When an invitor enters the door, he makes an harangue to the person invited, bestowing on him the titles of virtuous, sage, respectable, and every other which he thinks can round his periods and dignify his phraseology. Some of these orators, by the force of habit, repeat their fine compliments with tolerable volubility. All is under the direction of the invitor, during the nuptials. Having been the herald, he becomes master of the ceremonies, carver, choice spirit, and buffoon; nay, if he piques himself on being perfect in his profession, he must know how, by his well-timed art, to make the guests melt in tears, or laugh till they are tired. His sallies must be frequent, and he must not only be able to put the question, but to make the reply. Hence, in reality, he is the chief person at the feast, and accordingly receives adequate recompense in presents.

" The second invitation is sent early on the morning of marriage; after which the bridegroom, accompanied by those of his own village that have been invited, goes in search of the bride. The jovial caravan, which seldom is made on foot, is known on the road by the whimsicality of its carriages and little carts, and by the Sunday airs of those on horseback, who do not fail to announce the arrival of the procession, and their own speed, by the report of their pistols. Meantime, the bride and her friends are at breakfast, and the bridegroom, having arrived full gallop, and been announced by the invitor, he modestly takes his place among the guests.

" Soon afterwards, the invitor addresses himself in a most pathetic speech to the father and mother of the bride; nor is it without drawing tears from the whole assembly that he pictures their approaching separation from their daughter, and demands to know, if they are still determined to bestow her on the bridegroom. Of the emphatic nature of this discourse some judgment may be formed from the following phrase, which is never omitted. "A father and mother, when they give their daughter in marriage to a young man, do neither more nor less than cut their heart in two, as it were, with a great carving knife, and present one half of it to her husband on a wooden trencher." An harangue like this cannot but *split all hearts*; while it seldom happens that the clergyman, addressing himself to the new-married couple at the altar, has the power to draw a tear.

"One of the most remarkable preliminary steps in the conjugal union is, that before they enter the church the bride presents the bridegroom with a winding-sheet, and a sprig of rosemary; after which the invitor proceeds to arrange the guests in two rows, appointing to each his proper place; and in this order, to the music of bells, the procession moves towards the church.

" The rank assigned to each by the invitor must be strictly conformable to the proper degree of distinction among the guests; and woe be to him, should he commit a mistake, for it is infallibly followed by unextinguishable hatred. Such absurd vanity is no less potent here than it is in courts.

" The women lead the procession to the church, and, the ceremony ended, they return in the same order, with this exception, that the men now precede the women: an apt symbol of the change effected by the marriage ceremony, on the relative condition of the man and woman. The bride is now conducted to her own door, but there the persons invited take their leave, to return again at four o'clock. The ceremony of seating them at table then begins, which is no trifling affair, the guests being always very numerous. The invitor is allowed an hour to mark out the place of each, and it is likewise his business that nothing should be wanting on the table. Our good country people are now seated, and instantly behold a copious bowl of pottage appear, which is soon succeeded by enormous joints of boiled meat, in company with numerous plates of never absent horse-radish. Sour kraut, well garnished with sausages and black puddings, are the next in place; then come the carp, a food too light; but in revenge it is followed by a large limb of roast pork, which is excellent in proportion as it is fat. Bread and butter close the repast, when malt liquors and brandy are profusely handed round. During the feast, the invitor must not only watch that every person is well supplied with all that he can wish, but must likewise be always ready with his joke. A true Grecian Anganoste, he is the lecturer; but he reads imaginary pages of his own, which he fails not to embellish with comic and satiric annotations. At intervals he makes short addresses to the company, which he concludes by requesting every person present to grant him forgiveness, if, erring by accident, or from the fallibility of human nature, he has committed any mistake in the distribution of places, it being far from his intention to insult the dignity of any one. He then requests them to return thanks to God for all his goodness, to which he excites them by placing before them the examples afforded by the Heathen world.

"As it may happen, however, in spite of all his precaution, that there may be a momentary relapse of merriment, some old woman in the company takes care occasionally to make a wooden cuckoo sing, which she keeps cunningly under her apron. Then are bursts of laughter heard, and every kind of sally and well-known joke goes round. They do not rise, however, without saying grace, and singing a psalm.

“The banquet ended, the ball begins, and the bride is obliged to dance with all the guests, one after another. The time she grants to each is in proportion to the present he makes, and the company frequently does not separate till the following morning is far advanced. At length the festival ends, and the bride, instead of being conducted to her husband's house, is left in her father's house, where she remains twelve or fifteen days, which time being expired, she repairs to her destined abode without further ceremony.”

Note 5. Line 283. “ and that fine form ; which, if “ I never must embrace, I never can forget.”

The German reads :—

Drück' ich sie nie an das herz, so will ich die brust und
die schultern
Einmal noch sehen, die mein arm so sehr zu umschliessen
begehret.

i. e. "Should I not press her to my heart, yet I shall see the breast and shoulders, which my arm so much desires to embrace." *See the Preface.*

Note 6. Line 292 " for mournful then each path
" On earth, and every step of life, will be."

In the German: *Vielleicht auch schleich' ich alleine*
Jene pfade nach haus, und betrete froh sie nicht wieder.

i. e. " Perhaps I shall *slink* home along the path alone; and never tread it chearfully again. *See the Preface.*

ERATO.

Note 1, Line 10. Our Poets have usually written the word *real* as a dissylable; and it is one to the eye, but not to the ear: as far as that is to decide, fire,

ire, hour, lour, and many others, might much more properly be thus considered.

Note 2, Line 64. " The skilful arm," &c.

Sah die stärke des arms, und die volle gesundheit der glieder

i. e. " saw the strength of the arm, and the full health of the limbs. *See the Preface.*

MELPOMENE.

Note 1, Line 22. " Without this caution,
Ne'er should I have gain'd my father's love."

Denn so strebt ich bisher vergebens dem vater zu dienen.

i. e. " I have hitherto striven in vain to serve [oblige] my father. *See the Preface.*

END.

Mahomet.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen,

nach Voltaire

von

Göthe.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1802.

Perſonen.

Mahomet.

Sopir, Scherif von Mekka.

Omar, Heerführer unter Mahomet.

Seide, Mahomets Sclave.

Palmire, Mahomets Sclavin.

Phanor, Senator von Mekka.

Bürger von Mekka.

Muſulmänner.

Der Schauplatz iſt in Mekka.

MONAC.

Universitäts-Bibliothek

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was? ich? vor falſchen Wundern niederknieen?
Dem Gaukelſpiele des Betrügers opfern?
In Mekka den verehren, den ich einſt verbannt?
Nein, ſtraft, gerechte Götter! ſtraft Sopiren,
Wenn ich, mit dieſen freien, reinen Händen,
Dem Aufruhr ſchmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor.

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif;
Doch dieſer Eifer, dieſer Widerſtand
Reizt nur den Sieger, ſtatt ihn zu ermüden.
Wenn du denſelben Mahomet vor Zeiten,
Durch der Geſetze Kraft, darnieder hielteſt,

Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand,
In ſeinen erſten Funken, weiſe, tilgteſt,
Da war er noch ein Bürger und erſchien
Als Schwärmer, Ordnungsſtöhrer, Aufruhrſtifter,
Heut iſt er Fürſt, er triumphirt, er herrſcht.
Aus Mekka mußt' er als Betrüger flüchten,
Medina nahm ihn als Propheten auf,
Ja, dreyßig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünſchen.
Was ſag ich! ſelbſt in dieſen Mauern ſchleicht
Der Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauſcht von trübem Feuereifer, giebt
Gewicht den falſchen Wundern, breitet
Parteygeiſt aus und reget innern Sturm.
Man fürchtet und man wünſcht ſein Heer, man glaubt
Ein Schreckensgott begeiſtre, treibe, führe,
Unwiderſtehlich, ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar ſind mit dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl iſt kleiner als du denkſt.
Wie ſchmeichelt ſich die Heucheley nicht ein?
Und Schwärmerey, die ihren Vortheil kennt?
Nach Neuerungen Luſt, ein falſcher Eifer, Furcht
Zerſtöhren Mekkas aufgeregten Kreis,
Und dieſes Volk, das du ſo lange Zeit beglückt,
Ruft ſeinen Vater an, und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden! o! du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtſchaft Jammer.
Tragt feyerlich ihn her, bedient ihn knieend,
Den Götzen, deſſen Laſt euch bald erdrückt.
Doch ich bewahr' ihm einen ewigen Haß,
Mein tief verwundet Herz, nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er,
Bis in ſein Lager trug ich Schwert und Tod,
Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein! nein! der Haß glüht ewig zwiſchen uns,
Und keine Zeit kann dieſes Feuer löſchen.

Phanor.

Verbirg die Glut, ſie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opfre deiner Seele Schmerzen.
Rächſt du die Deinen, wenn er dieſe Stadt
Mit Feuer und mit Schwert, verheerend, ſtraft?
Verlohrſt du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder;
Den Staat bedenke, der gehört dir an.

Sopir.

Dem Staate bringt die Furchtſamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrſinn bringt ihn ſeinem Falle nah.

Sopir.

So fallen wir! Wenns ſeyn muß.

Phanor.

Dieſe Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, ſo nah dem Hafen.
Du ſiehſt der Himmel gab in deine Hand
Ein Mittel, den Tyrannen zu bezähmen.
Palmire, ſeines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten du geraubt,
Iſt als ein Friedensengel uns erſchienen,
Der ſeine Siegerwuth beſänftigen ſoll.
Schon forderte ſein Herold ſie zurück.

Sopir.

Und dieſe gäb ich dem Barbaren wieder?
Du wollteſt, daß mit ſolchem edlen Schatz
Die Räuberhände ſich bereicherten?
Wie? da er uns mit Schwert und Trug bekämpſt,
Soll Unſchuld ſich um ſeine Gunſt bewerben?
Und Schönheit ſeine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre.
Denn jugendliche Glut erregt nicht mehr
Mein traurig Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch ſey es, daß vom Alter ſelbſt die Schönheit

Ein unwillkührlich ſtilles Opfer fordre?
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das längſt Verlohrne wieder ſehen?
Ich weiß nicht, welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Seys Schwäche, ſeys Vernunft! nicht ohne Schaudern
Säh' ich ſie in des Lügenkünſtlers Hand.
O! möchte ſie ſich meinen Wünſchen fügen!
Und heimlich dieſen Schutzort lieb gewinnen!
O! daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich haſſen muß, verwünſchen möchte!
Sie kommt, in dieſen Hallen mich zu ſprechen,
Im Angeſicht der Götter dieſes Hauſes.
Sie kommt! ihr Antlitz, edler Unſchuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens ſehen.

(Phanor ab.)

Zweyter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir.

Wie ſegn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das dich, durch meinen Arm, zu uns geführt!

Nicht in Barbaren Hand biſt du gefallen.
Ein jeder, ſo wie ich, ehrt dein Geſchick,
Dein Alter, deiner Schönheit, deiner Jugend Reiz.
O bleib! und bleibt mir, in dem Sturm der Zeit,
Vor meinem Volke, noch ſo viel Gewalt
Um deine ſtillen Wünſche zu befriedigen;
So will ich meine letzten Tage ſegnen.

Palmire.

Zwey Monden ſchon genieß ich deinen Schutz,
Erhabner Mann, und dulde mein Geſchick,
Das du erleichterſt und die Thränen fühleſt,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthätiger Mann! Du öffneſt mir den Mund,
Von dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt, von meinen Banden mich
Befreyt zu ſehn, ſo wünſch' ichs auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges ſchwere Hand
Nicht fühlen ſollte. Sey, nach dem Propheten,
Mein zweyter Vater, dem ich alles danke.

Sopir.

Du ſehnſt dich nach den Feſſeln Mahomets,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüſte Schreckniß?
Ein wandelnd Vaterland reizt es ſo ſehr?

Palmire.

Dort iſt mein Herz, dort iſt mein Vaterland.

Mein erſt Gefühl hat Mahomet gebildet,
Von ſeinen Frauen ward ich auferzogen,
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo dieſe Schaar, verehrt und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und ſtill beſchäftigt, ſelige Zeiten lebt.
Der einzge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unſre Wohnung drang,
Und meiner Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines wilden Feindes wich.
O Herr! verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hältſt mich hier; doch ich bin immer dort.

Sopir.

Wohl ich verſteh'! die Hoffnung nährſt du,
Des ſtolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire.

Herr, ich verehre ihn, ja ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu ſehen.
Zu ſolchem Bande ſtrebt mein Herz nicht auf,
Aus ſolcher Niedrigkeit, zu ſolchem Glanz.

Sopir.

Wer du auch ſeyſt, iſt denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr dich zu beſitzen?
Das Blut, aus dem du ſtammſt, ſcheint mir beſtimmt,

Dem frechen Araber Geſetz zu geben,
Der über Könige ſich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt,
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sclaverey.
Die Knechtſchaft macht mich vielen andern gleich
Und alles iſt mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir.

Wie? dir iſt alles fremd und dir gefällt
Ein ſolcher Zuſtand? Wie? du dieneſt einem Herrn
Und fühlſt nach einem Vater keine Sehnſucht!
In meinem traurigen Pallaſt allein
Und kinderlos, o! fänd ich ſolche Stütze!
Und wenn ich dir ein heiteres Geſchick
Bereitet, wollt ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des Meinigen vergeſſen.
Doch ach! verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Geſetz dem eingenommnen Herzen.

Palmire.

Wie kann ich dein ſeyn, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o gütger Mann, verlaß ich dich;
Doch Mahomet, er iſt und bleibt mein Vater.

Sopir.

Ein Vater, ſolch ein trügriſch Ungeheuer!

Palmire.

Welch unerhörte Reden gegen den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heilge Botſchaft bringt!

Sopir.

O wie verblendet ſind die Sterblichen,
Wenn ſie ein falſcher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verlä[illegible]er alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einſt
Als Richter ſchonte, der, als Miſſethäter,
Von hier entfloh und Kronen ſich erlog.

Palmire.

Mich ſchaudert! Gott! ſollt ich in meinem Leben
So freche Reden hören! und von dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte ſchon
Gewalt auf dieſes Herz dir ein. Von dir
Vernehm' ich dieſe Läſtrung, auf den Mann
Der mich beſchüzt, mit Schrecken und mit Abſcheu.

Sopir.

Ach! in des Aberglaubens feſten Banden
Verliehrt dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe dir
Den freyen Blick, das Würdige zu ſchätzen.
Du jammerſt mich, Palmire! deinen Irrthum,
Der dich umſtrikt, bewein' ich wider Willen.

Palmire.

Und meine Bitte willſt du nicht geſtatten?

Sopir.

Nein! dem Tyrannen, der dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich dich nicht zurück. Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moabs reiche Felder weiſt,
Iſt Omar angelangt.

Sopir.

Wie? Omar? dieſer wilde,
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen feſſelte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er zuerſt, als guter Bürger, ſelbſt

erabſcheut und bekämpft, und ſo, vor Allem,
ich um ſein Vaterland verdient gemacht.

Phanor.

r [illegible]t es noch vielleicht; denn diesmal kömmt er
icht ſchrecklich als ein Krieger; ſeine Hand
Trägt einen Oehlzweig über ſeinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man ſpricht mit ihm, man tauſchet Geiſeln aus,
Er bringt Seiden mit. Den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten, und des Heers
Erfreulich ſchöne Hoffnung —

Palmire.

Gott! welch Glück!

Seide kommt!

Phanor.

Und Omar nahet ſchon.

Sopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!
(Palmire geht.)

Und Omar wagt's vor meinen Blick zu treten!
Was kann er ſagen! Götter meines Landes!
Dreytauſend Jahre ſchützt ihr Ismaëls
Großmüth'ge Kinder. Sonne! heilige Lichter!
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,

Blickt auf mich nieder, ſtärket meine Bruſt,
Die ich dem Unrecht ſtets entgegenſetzte.

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir.

Nun alſo kömmſt du nach ſechs Jahren wieder,
Betrittſt dein Vaterland, das einſt dein Arm
Vertheidigte, das nun dein Herz verräth?
Noch ſind von deinen Thaten dieſe Mauern
Erfüllt, und du, Abtrünniger, erſcheinſt
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Geſetze herrſchen, die du fliehſt.
Was bringſt du, Werkzeug eines Räubers, der
Den Tod verdient? was willſt du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet ſieht deine Jahre,
Dein trübes Unglück mit Bedauern an.
Er ehret deinen Muth und reichet dir
Die Hand, die dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an, den er euch bieten mag.

Sopir.

Und er, der Aufruhrſtifter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Friede ſchenken!
Erlaubt ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und du, der des Verräthers Willen bringſt,
Errötheſt nicht ſolch einem Herrn zu dienen?
Haſt du ihn nicht geſehn, verworfen, arm,
Am letzten Platz der letzten Bürger kriechen.
Wie war er weit von ſolchem Ruhm entfernt,
Der ſich um ihn gewaltſam nun verbreitet.

Omar.

Nichtswürdge Hoheit feſſelt deinen Sinn.
So wägſt du das Verdienſt? und ſchätzeſt Menſchen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du ſchwacher, ſtolzer Mann,
Daß das Inſect, das ſich im Halm verbarg,
So wie der Adler, der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erſcheine?
Die Sterblichen ſind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterſchied.
Doch Geiſter giebts, begünſtiget vom Himmel,
Die durch ſich ſelbſt ſind, alles ſind, und nichts
Dem Ahnherren ſchuldig, nichts der Welt. So iſt
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte.

Er in der Welt allein verdient's zu ſeyn;
Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen ſollen,
Gab ich ein Beyſpiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Zwar ich kenne dich. Du ſcheineſt hier
Als Schwärmer dieſes Wunderbild zu zeichnen;
Doch ſeh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubſt umſonſt, wie andre, mich zu täuſchen;
Ihr betet an, wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weiſem Blick
Sieh den Propheten an, den du verehrſt.
Den Menſchen ſieh in Mahomet! es hub
Nur nach und nach dies Scheinbild ſich zum Himmel,
Und, Schwärmer oder Schelm, er wird entlarvt.
Laß mit Vernunft uns deinen Meiſter richten,
Und ſieh ihn an. Er treibt, ein roher Knecht,
Kameele vor ſich her, betrügt, durch Heucheldienſt
Und Schwärmereyen, ein Weib, das ihm vertraut.
Es wird Fatime ſein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Parthey,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteſte
Verdammen, ſie verbannen ihn, und ſo,
Zu leicht beſtraft, wächſt nur ſein kühner Unſinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen

Und ſeine Jünger, zwiſchen Stadt und Wüſte,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da ſtandeſt du, du ſelbſt, du ſtandeſt auf,
Mit Weisheit dieſem Uebel abzuwehren.
Da warſt du glücklich, brav, gerecht, und ſtellteſt,
Als freyer Mann, dich gegen Tyrannen.
Iſt er Prophet, wie durfteſt du ihn ſtrafen?
Iſt er Betrüger, und du dieneſt ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn ſtrafen, als ich ſie verkannte,
Die erſten Schritte dieſes groſen Mannes.
Doch nun erkenn' ichs, ja! er iſt gebohren
Die Welt zu ſeinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geiſt erleuchtete den meinen, und ich ſah ihn
Zum unbegrenzten Laufe ſich erheben.
Beredt und unerſchüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt, ſtraft, vergab er wie ein Gott.
Da ſchloß ich dieſen ungeheuern Thaten
Mein Leben an, und Thronen und Altäre
Erwarben wir; ich theile ſie mit ihm.
Ich war, laß michs geſtehn, ſo blind wie du.
Ermanne dich, Sopir, verlaſſe, ſchnell
Bekehrt, wie ich, den alten Eigenſinn.

Hör' auf, die Wuth des falſchen Eifers mir
Verworren eitel vorzurühmen. Daß
Du grauſam unſer Volk verfolgeſt, unſre Brüder
Mit Freuden quälſt und läſterſt unſern Gott.
Dem Helden fall zu Füßen; den du einſt
Zu unterdrücken dachteſt, küſſe dieſe Hand,
Die nun den Donner trägt. Ja! ſieh mich an,
Der erſte bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle, die dir bleibt, iſt ſchön genug
Und werth, daß du dem neuen Herren huldigſt.
Sieh was wir waren, ſiehe was wir ſind.
Für große Menſchen iſt das ſchwache Volk
Gebohren. Glauben ſoll's, bewundern und gehorchen.
Komm herrſche nun mit uns, erhebe dich,
Theil' unſre Größe, der ſich nichts entzieht,
Und ſchrecke ſo das Volk, das dich beherrſchte.

Sopir.

Nur Mahomet, und dich, und deines gleichen,
Wünſch' ich durch meine Redlichkeit zu ſchrecken.
Du willſt der Scherif des Senates ſoll,
Abtrünnig, dem Betrüger huld'gen, den Verführer
Beſtärken, den Rebellen krönen. Zwar
Ich leugne nicht, daß dieſer kühne Geiſt
Viel Klugheit zeigt und Kraft und hohen Muth.
Wie du erkenn' ich deines Herrn Talente,

Und wär er tugendhaft, er wär ein Held.
Doch dieſer Held iſt grauſam, ein Verräther,
So ſchuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigſt du die trügeriſche Huld
Vergebens an, der Rache tiefe Künſte
Verſteht er meiſterlich, mir drohen ſie.
Im Laufe dieſes Krieges fiel ſein Sohn
Durch meine Hand, ja dieſer Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme ſprach des Vaters Bann.
Mein Haß iſt unbezwinglich wie ſein Zorn.
Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte ſchont Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahemet verzeihend ſchonen kann,
Sollſt du erfahren. Folge ſeinem Beyſpiel!
Er trägt dir an, zu theilen. Deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willſt du den Frieden geben?
Um welchen Preis Palmiren? Unſ're Schätze
Sind dein.

Sopir.

Und ſo glaubſt du mich anzulocken!
Mir meine Schande zu verkaufen! Mir
Den Frieden abzumarkten; weil du Schätze
Zu bieten haſt, die ihr mit Miſſethaten

Erlangt. Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden ſind nicht geſchaffen,
Ihm unterthan zu ſeyn. Er ſoll ſie nicht beſitzen,
Der Trüger, der Tyrann, der die Geſetze
Zu ſtürzen kommt, die Sitten zu vergiften.

Omar.

Du ſprichſt unbiegſam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen ſchreckt.
Du willſt ein Staatsmann ſeyn, ſo denke, handle
Wie's einem Staatsmann ziemt. Betrachte mich
Als den Geſandten eines großen Manns
Und Königs.

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!

Bedenke ſeine Macht und ſeinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Erobrer;
Doch heute will er Friedensſtifter heiſſen.
Noch iſt ſein Heer von dieſer Stadt entfernt,
Doch es umſchließt euch bald, und dieſe Mauern,
Die mich gezeugt, ſoll ich belagern helfen.
O höre mich! laß uns das Blut erſparen;
Er will dich ſehn, er will dich ſprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünſcht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er ſelbſt!

Sopir.

Verräther!
Herrſcht ich allein in dieſen heilgen Mauern;
So würde Strafe ſtatt der Antwort folgen.

Omar.

Sopir, mich jammert deine falſche Tugend!
Doch da, wie du geſtehſt, ein abgewürdigter
Senat das ſchwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt: wohl, er ſoll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, ſind für dich.

Sopir.

Ich folge dir, und zeigen wird ſich bald,
Wen man zu hören hat. Geſetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;
Erhebe dann die deine! leihe ſie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entſetzen
Des menſchlichen Geſchlechts, den ein Betrüger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf.

(Zu Phanor, nachdem Omar abgegangen.)

Und du! hilf den Verräther mir verdrängen.
Ihn dulden, heißt ihn ſchonen, heißt es ſeyn.
Komm laß uns ſeinen Plan vereiteln! ſeinen Stolz
Beſchämen. Komm! und wenn ich nicht vermag,
Dem Richtplatz ihn zu weihen, ſteig ich willig
Ins Grab hinunter. Hört mich der Senat;
Befreyt ſind wir, die Welt iſts, vom Tyrannen.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? ſoll
Mein Jammer enden? ſeh' ich dich, Seide!

Seide.

O ſüßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Troſt.
Wie viele Thränen haſt du mich gekoſtet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß.
Vergebens widerſtand ich ſeiner Macht,

U[illegible] Bibl.
[illegible]n

Die in das Heiligſte des Lagers drang,
Vergebens ſtürzt' ich mich den Räubern nach,
Nur einen Augenblick errang ich dich.
Bald lag ich unter Todten hingeſtreckt
Am Saibar, verzweifelnd, mein Geſchrey,
Das dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund ſtürzte,
Geliebteſte Palmire, dein Verluſt
Mein armes Herz. Mit jammervollen Sorgen
Bedacht ich die Gefahren um dich her.
Entbrannt von Wuth irrt' ich und ſchalt, verwegen,
Der Rache Zaudern. Stürzte mich im Geiſt
Auf dieſe Mauern. Ich beſchleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und ſchon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantaſie
Verſchwand in Finſterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In ſeiner Plane Göttertiefe ſpähen?
Er ſendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heilgen Stillſtand einzugehen,
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich ich ihn,
Man fordert Geiſeln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein, und hier
Bleib ich bey dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommſt mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieſer Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen, flehend, hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben iſt im Lager. Wie du mich von dort
Entführteſt, ſende mich zurück und gieb
Das einzge Gut, das du geraubt, mir wieder.
Vergebens floſſen meine Thränen, hart
Verſagt er meine Bitten, mir verſchwand
Des Tages Licht, mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es ſchien
Auf ewig nun zu ſtocken, alles war
Für mich verloren, und Seide kommt.

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerſtehn?

Palmire.

Sopir. Er ſchien gerühret von meinem Jammer;
Doch bald verhärtet und verſtockt, erklärt er,
Es ſey umſonſt, er gebe mich nicht los. —

Seide.

Du irrſt, Barbar! dir drohet Mahomet
Und Omar, auch Seide darf ſich nennen
Nach dieſen groſſen Nahmen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern

Den Jüngling, der nach Heldenruhm ſich ſehnte,
Und dem nun hier die ſchönſte Palme winkt.
Wir brechen deine Ketten, trocknen deine Thränen!
Gott Mahomets! Beſchützer unſrer Waffen!
Du deſſen heiliges Panier ich trug,
Der du Medinens Mauern niederriſſeſt;
Auch Mekka ſtürze nieder, uns zu Füßen.
Omar iſt in der Stadt! Geruhig ſteht
Das Volk ihn an, nicht mit Entſetzen,
Wie Feinde feindlich den Beſieger ſehn.
Ihn ſendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreyet mich,
Verbindet uns. Zwey Herzen die ihm ganz
Gehören; aber ach! er iſt entfernt,
Wir ſind in Ketten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getroſt, es ſpringen
Die Ketten bald entzwey. Der Himmel iſt

Euch günſtig. Mahomet iſt nah.

Seide.

Wer?

Palmire.

Unſer hoher Vater?

Omar.

Zu dem Rath
Von Mekkas Aelteſten ſprach eben jetzt,
Sein Geiſt durch meinen Mund.
„Der Freund des Gottes, der die Schlachten lenkt,
Der große Mann, der, einſt bey euch gebohren,
Nun Könige beherrſchet und beſchützt,
Den wollt ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er nun euch zu feſſeln? zu verderben?
Er kommt euch zu beſchützen! und noch mehr,
Er kommt euch zu belehren, und ſein Reich
Allein in euren Herzen aufzurichten.“
So ſprach ich, mancher Richter war bewegt,
Die Geiſter ſchwankten. Doch Sopir ſteht auf,
Er, der ſich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerſtreuen ſoll,
Beruft das Volk, für ſich es zu beſtimmen,
Es läuft zuſammen und ich dringe zu.
Nun red ich auch und weiß die Bürger bald
Zu ſchrecken, bald zu überreden. Endlich

Erhalt ich einen Stillſtand und das Thor
Für Mahomet iſt offen, endlich naht er,
Nach fünfzehnjähriger Verbannung, ſeinem Heerde.
Die Tapferſten umgeben ihn, er kommt
Mit Ali, Pharan, Ammon, alles Volk
Stürzt, ihn zu ſehn, an ſeinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verſchieden. Dieſer ſieht
In ihm den Helden, dieſer den Tyrannen.
Der eine flucht und droht, der andre ſtürzt
Zu ſeinen Füßen, küßt ſie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heiligen Nahmen: Friede! Freyheit! Gott!
Und die Parthey Sopirs, verzweifelnd, haucht
Der Raſerey ohnmächtige Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freyer Stirn,
Tritt Mahomet heran, als Herrſcher; doch er führt
Den Oehlzweig, und der Stillſtand iſt geſchloſſen,
Groß iſt der Augenblick. Hier kommt er ſelbſt.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide.
Palmire.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,

Mein edler Ali, Morat, Pharan, Ammon,
Begebt euch zu dem Volk zurück, belehrt's
Zu meinem Nahmen, droh't, verſprecht. Die Wahrheit!
Allein ſoll ſie regieren, wie mein Gott.
Anbeten ſoll man ihn, man ſoll ihn fürchten.
Wie? auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater! mein Gebieter!
Der Gott der dich begeiſtert trieb mich an.
Bereit für dich unmögliches zu wagen,
Zu ſterben, eil't ich vor, eh' du befahlſt.

Mahomet.

Du hätteſt warten ſollen! Mir zu dienen
Verſteht nur der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir.

Palmire.

O Herr! vergieb ihm, ſeiner Ungeduld,
Du ließeſt uns zuſammen auferziehn,
Ein Geiſt belebt uns, Ein Gefühl durchdringt uns.
Ach! meine Tage waren trüb genug.
Entfernt von dir, von ihm, gefangen, ſchmachtend,
Eröffnet ſich mein mattes Aug' dem Licht,
Nach langer Zeit, zum erſtenmale wieder.
Ach! dieſen Augenblick vergäll' ihn nicht.

Mahomet.

Genug Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchſchau ich. Bleibe ſtill und unbeſorgt.
Leb' wohl! die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, dein Schickſal zu bedenken.
Ich bin für dich beſorgt, wie für die Welt;
Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sopiren.

(Zu Seiden.)

Du ſuchſt meine Krieger auf.

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wackrer Omar, bleibeſt und vernimmſt,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze.
Soll ich die Stadt belagern? die vielleicht
Hartnäckig widerſteht, und meinen Sieg
Im raſchen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begrenzt, die ich durchlaufen kann.
Die Völker müſſen keine Zeit gewinnen,

Von meiner Thaten Glanz ſich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrſcht den Pöbel. Alt
Iſt das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgeſandten Mann der Welt
Verſprechen. Ueberall ſoll ihn der Sieg
Erſt krönen, und er ſoll nach Mekka dann,
Mit einem Oehlzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieſer heilgen Stäte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getroſt benutzen;
Ich fühle mich zu ihrem Herrn beſtimmt.
Die Meinen dringen ſchon, mit neuem Eifer,
Und Geiſteskraft aufs unbeſtändge Volk.
Du aber ſage mir, wie fandeſt du
Palmiren und Seiden?

Omar.

Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammon dir
Erzogen, ſie zu deinem Dienſt, zu deinem
Geſetz genähret und gebildet, die
Vor deinem Gott ſich beugen, dich als Vater
Verehren, keins von allen hat ein Herz
So bildſam, keines einen Geiſt
Zum Glauben ſo geneigt als dieſes Paar.
Ergeben ſind ſie dir wie keine ſind.

Mahomet.

Und dennoch ſind ſie meine größten Feinde.
Sie lieben ſich! das iſt genug.

Omar.

Und ſchiltſt
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O lerne mich,
Und meine Wuth, und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was ſagſt du?

Mahomet.

Omar, dir iſt nicht verborgen,
Wie Eine Leidenſchaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrſcht.
Von Sorge für die Welt belaſtet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Partheyen Woge,
Schwing ich das Rauchfaß, führ ich Scepter, Waffen;
Mein Leben iſt ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bezwing ich die Natur, mit Ernſt und Strenge.
Verbannt iſt der verrätheriſche Trank,
Der Sterbliche zu heben ſcheint und ſchwächt.
Im glühnden Sand, auf rauhen Felſenflächen,
Trag ich, mit dir, der ſtrengen Lüfte Pein.
Und keiner unſrer Krieger duldet beſſer

Der Heereszüge tauſendfältge Noth.
Für alles tröſtet mich die Liebe. Sie allein,
Sie iſt mein Lohn, der Arbeit einzger Zweck,
Der Götze dem ich räuchre, ja! mein Gott!
Und dieſe Leidenſchaft, ſie gleicht der Raſerey
Der Ehrſucht, die mich über alles hebt.
Geſteh' ichs! heimlich glüh' ich für Palmiren! ſie
Iſt mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifſt du nun die höchſte Raſerey
Der Eiferſucht, wenn ſich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem andern ſchon gehört? Entrüſtet
Steh' ich vor ihr, und fühle mich beſchämt.

Omar.

Und du biſt nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erſt alles.
Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünſchen.
Die beyden, meine Feinde, die Verbrecher, ſind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich haſſe!

Omar.

Sopir?

Mahomet.

Iſt Vater dieſer beyden! Hammon brachte

Vor fünfzehn Jahren ſie in meine Hand.
An meinem Buſen nährt' ich dieſe Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbſt Odem ihren Leidenſchaften zu.
Vielleicht verſammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja ich will — Er kommt; er blickt
Uns grimmig haſſend an, und ſeinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehſt, bemerkeſt alles.
Mit meinen Tapfern ſoll ſich Ali feſt
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern, oder eilen ſoll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O welche Laſt zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen ſoll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zuſammen bringt; ſo komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Sopir.

Errötben ſollt ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis, mit Gewalt und Liſt, er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt.
Für dich, der hier nur Miſſethaten ſä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Nahme ſchon zerrüttet unſ're Häuſer,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillſtand iſt für dich nur Mittel, uns
Zu untergraben, wo du ſchreiteſt, drängt
Der Bürgerkrieg ſich Deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der deinen! und du wollteſt hier
Mir Friede geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Sprach ich mit einem andern als mit dir;
So ſollte nur der Gott, der mich begeiſtert, reden.
Das Schwert, der Koran, in der blutgen Hand,
Sollt' einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerſchläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen ſäh ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech ich als Menſch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich ſo groß, daß ich dir nicht

Zu heucheln brauche. Wir ſind hier allein!
Du ſollſt mich kennen lernen; höre mich.
Mich treibt die Ehrſucht, jeden Menſchen treibt ſie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Prieſter,
Ein Feldherr, oder Bürger ſolchen Plan,
Wie ich, empfangen, oder ausgebildet.
Von mir geht eine raſche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verſpricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde ſchon
Geglänzt an ſeiner Stelle, durch Geſetz,
Durch Künſte, doch beſonders durch den Krieg.
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüſten, unbekannt,
Vergräbt es lange ſeinen hohen Werth.
Blick auf und ſieh die neuen Siegestage
Herannahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt verſunken, Perſien in Blut,
Schwach-Indien, in Sclaverey Egypten
Erniedrigt, und der Glanz der Mauren Conſtantins
Verfinſtert; ſieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen!
Zerſtückt den großen Körper! ſeine Glieder,
Zerſtreut, und ohne Hoffnung traurig zucken.
Auf dieſe Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben, neuen Gottesdienſt
Bedürfen ſie, bedürfen neue Hülfe,

Die tiefgeſunknen, einen neuen Gott.
Einſt gab Oſiris den Egyptern, einſt
Den Aſiaten Zoroaſter, Moſes
Den Juden, in Italien gab Numa,
Halbwilden Völkern, unzulängliche
Geſetze; nun, nach tauſend Jahren, komm' ich,
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falſchen Götter ſtürz' ich, neuer Gottesdienſt,
Die erſte Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mit Unrecht tadelſt du,
Daß ich mein Vaterland betrüge. Nein
Ich raub' ihm ſeines Gözendienſtes Schwäche,
Und unter Einem König, Einem Gott,
Vereint es mein Geſetz. Wie es mir dient;
So ſoll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir.

Das ſind nun deine Plane! Kühn gedenkeſt du
In andere Geſtalt, nach deinem Willen,
Die Welt zu modeln. Willſt, mit Mord und Schrecken,
Dem Menſchen deine Denkart anbefehlen.
Und du, Verheerer, ſprichſt von Unterricht!
Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeiſt im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel dringſt du ein

Uns zu erleuchten? Wer ertheilte dir
Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen? das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieſes Recht
Giebt ſich der hohe Geiſt, der große Plane
Zu faſſen und beharrlich zu verfolgen
Verſtehet, ſelbſt, und fühlet ſich gebohren
Das dunkle, das gemeine Menſchenvolk zu leiten.

Sopir.

Und jeder muthige Betrüger dürfte
Den Menſchen eine Kette geben? Er
Hat zu betrügen Recht, wenn er mit Größe
Betrügt?

Mahomet.

Wer ſie und ihr Bedürfniß kennt
Und es befriedigt, der betrügt ſie nicht.
Sie ſehnen ſich nach neuem Gottesdienſt,
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen ſie. Was brachten deine Götter
Hervor? wann haben ſie wohlthätig ſich gezeigt?
Entſpringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menſchen und entnervt ſie.

Macht ſie beſchränkt und ſtumpf. Doch meine Lehre
Erhebt den Geiſt, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerſchütterlich, und mein Geſetz
Erſchafft ſich Helden!

Sopir.

Räuber magſt du ſagen!
Bey mir kann deine Lehre nicht gedeihn.
Rühm' in Medina deines Truges dich,
Wo deine Meiſter unter deinen Fahnen,
Verführt, ſich ſammeln, wo ſich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet ſchon lange nicht geſehen.
Bezwungen iſt Medina, Mekka zittert,
Dein Sturz iſt unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen ſchallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirſt du nicht
Betrügen.

Mahomet.

Brauch' ich das? der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, warum
Ich heute dich erſuche. Morgen kann ich

Mein Joch auf deinem Nacken ſehen, heute
Will Mahomet dein Freund ſeyn.

Sopir.

Freunde? wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechneſt du?
Wo iſt der Gott, der ſolch ein Wunder leiſtet?

Mahomet.

Er iſt nicht fern, iſt mächtig! ſein Gebot
Wird ſtets befolgt, er ſpricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!
Eh uns ein ſolches Band vereinen ſoll,
Eh' mag die Hölle ſich dem Himmel paaren.
Der Vortheil iſt dein Gott, der meine, bleibt
Gerechtigkeit, und ſolche Feinde ſchließen
Kein ſicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagſt du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuſchlagen? Iſts vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willſt du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergoſſeſt?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweineſt
So lange deine Kinder, und ſie leben.

Sopir.

Sie leben! ſagſt du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich ſoll ichs erfahren!

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? ſie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich ſie und zog ſie auf.

Sopir.

Und du erſtreckteſt nicht den Haß auf ſie?

Mahomet.

An Kindern ſtraf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! ſprich! enthüll ihr ganz Geſchick.

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig Wort, und ſie ſind dein.

Sopir.

Ich kann ſie retten? Nenne mir den Preis!

O laß die Bande mich mit ihnen tauſchen.
Willſt du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite
Durch dein Gewicht befeſtige das Reich.
Verlaſſe deinen Tempel, übergieb
Mir Mekka, ſey gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eifrer mir;
Frey iſt dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich geſpart?
Ja ich bin Vater! Mahomet! ich fühle,
Nach fünfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch einmal ſchlöſſe. Gerne wollt' ich ſterben,
Von ihren Armen einmal noch umfangen;
Doch wenn du forderſt, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In ſchnöder Heucheley vor dir erniedrige;
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel ſchweben.

(Sopir geht ab.)

Mahomet.

Geh ſtolzer Bürger, eigenſinniger Greis!
Du forderſt ſelbſt zur Grauſamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Sechſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige ſie,
Wenn wir nicht fallen ſollen. Deiner Feinde
Geheimniſſe ſind mir verkauft, es ſteht
Die Hälfte des Senates gegen dich. Sie haben
Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heilge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man ſinnet. Morgen,
Gleich wenn der Stillſtand endet, ſoll Sopir.
Und ſeine blutge Rache triumphiren.

Mahomet.

Ereilen ſoll ſie meine Rache! Fühlen
Soll dieſes widerſpenſt'ge Volk die Wuth
Des Manns, der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn.

Omar.

Wenn dieſes ſtarre Haupt
Zu deinen Füßen liegt, iſt alles dein.
Die andern beugen ſich; doch ſäume nicht.

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Bruſt verhalten,
Die Hand verbergen die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg,
Nach einem andern, lenken.

Omar.

Achteſt du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein, doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht,
Die Frucht ſey unſer und er trag die Schuld.

Omar.

Der Arm iſt ſchon gefunden! Niemand iſt
Zu ſolcher That geſchickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubſt!

Omar.

Er wohnt als Geiſel bey Sopiren,
Er nahet ſich ihm frey und findet leicht
Den Augenblick, die Rache zu vollbringen,

Und ſein beſchränkter Sinn macht ihn geſchickt.
Die andern, die ſich deiner Gunſt erfreun,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie deinen Vortheil und den eignen kennen,
Auf dieſen Glauben wagte keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In ſeine Sclaverey verliebt ſey. Nur
Die Jugend iſt die Zeit der vollen Täuſchung.
Seide hegt die Glut des Aberglaubens,
In ſeinem Buſen, anzufachen iſt
Sie leicht.

Mahomet.

Seiden wählſt du?

Omar.

Ja, den ſchlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbotnen Flammen dich verletzt.

Mahomet.

Er ſey verwünſcht! Nenn ihn vor mir nicht mehr!
Die Leiche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr ſich jede Stunde,
Und Leidenſchaften wüthen in der Bruſt;
Mich ziehet eine holde Schönheit an,
Ihr Vater iſt mein unverſöhnter Feind.

Abgründe liegen um mich her, ich ſchreite
Hindurch nach einem Thron! und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, ſoll ſogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich, bluten.
Sopir muß untergehn, ſo auch ſein Sohn.
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe.
Sie reiſſen mich gewaltig mit ſich hin.
Die Religion verlangt es, die wir bringen,
Und die Nothwendigkeit, ſie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire.

Verweile! ſprich! Welch Opfer kann es ſeyn?
Welch Blut? das, insgeheim, die göttliche
Gerechtigkeit verlangt. Verlaß mich nicht
In dieſem ahndungsvollen Augenblicken.

Seide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! dieſen Arm
Hat er erwählt, ich ſoll ihm näher treten.
Ein heilger Eid, ein hoher, ſchreckenvoller,
Soll mich dem Unerforſchlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heilgen ein.
Ich ſchwöre Gott für ſein Geſetz zu ſterben,
Mein zweiter Schwur, Palmire, bleibt für dich.

Palmire.

Du gehſt allein, warum? Was ruft man dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit dir gehen!
An deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängſtet. Eben Omar wollte
Mich tröſten, ſtärken; doch er ſchreckte mich.
Er ſprach geheimnißvoll, ſprach von Verrath,
Vom Blut das fließen werde, von der Wuth
Der Aelteſten des Volks, von Meuterey
Sopirens. Wenn der Stillſtand nun erliſcht,
Was wird es werden? Flammen brennen ſchon,
Die Dolche ſind bereit, ſie ſind gezuckt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Geſagt, er trüget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren alles, alles für
Seiden.

Seide.

Wär es möglich daß Sopir
Ein ſo verrätheriſch Herz im Buſen trüge!
Als Geißel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menſchlichkeit empfing
Er mich ſo ſchön, im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unſern Feind konnt ich in ihm nicht ſehn.
Sein Nahme, ſeine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, ſie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling ſeine Tücke
Und ſchloſſen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, dein Anblick wars, da ich dir wieder
Zum erſtenmal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,
Und Furcht und Sorgen alle von mir wieß,
Nichts kannte, ſah, nichts hörte mehr als dich;
Da fühlt' ich mich auch glücklich bey Sopiren.
Nun haß' ich den Verführer deſto mehr,
Und will der Stimme, die für ihn ſich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Palmire.

Wie hat der Himmel unſer Schickſal doch
In allem inniglich verbunden! und

Zu Einem Willen, väterlich, vereint!
Auch ich, Geliebter, wär ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderſtehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeiſterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würd' ich Sopiren trauen.

Seide.

Das iſt Verſuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen ſtrebet. Laß uns widerſtehn,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen.
Ich gehe jenen großen Eid zu leiſten!
Gott, der mich hört, wird uns begünſtigen,
Und Mahomet, als Prieſter und als König,
Wird unſre reine Liebe ſegnend krönen;
Dich zu beſitzen wag' ich jeden Schritt.

Zweyter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geiſt
Von einer ſchwarzen Ahnung nicht befreyen.
Die Sicherheit geliebt zu ſeyn, das reine
Gefühl zu lieben, heitert mich nicht auf.

Der lang erſehnte Tag erſcheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich! Alles
Erregt mir Verdacht. Sopiren fürcht' ich
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, flößt ſein heilger Nahme mir
Ein Grauen ein, ſo ſehr ich ihn verehre.
Befrey, o Gott! aus dieſer Lage mich!
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach dieſer Angſt ein Ende, dieſen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O Herr! dich ſendet mir ein Gott zu Hülfe.
Seide —

Mahomet.

(ſeinen Zorn verbergend)
Welch Entſetzen faßte dich?
Bin ich nicht hier? was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O Gott! ſoll ich noch mehr geängſtet werden!

Welch unerhörtes Wunder! du biſt ſelbſt
Erſchüttert? Mahomet iſt auch bewegt?

Mahomet.

Ich ſollt' es ſeyn, und wär ich es um dich.
Wo iſt die Scham? daß deine Jugend mir
Gewaltſam Flammen zeigen darf, die ich
Vielleicht mißbillige. Und könnteſt du
Gefühle nähren, die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme? kein geheimes,
Wohlthätges Schrecken? dich, die ich gebildet,
Muß ich ſo ganz verändert wieder finden!
Haſt du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Geſetze Treu und Ehrfurcht
Und deinem Herrn Gehorſam abgeſchworen?

Palmire.

(kniet nieder.)

Was ſagſt du? Ueberraſcht und zitternd liegt
Palmire dir zu Füßen. Schaudernd ſenk ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichten; hielte mich die Kraft
Unſchuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? haſt du nicht mit günſtigen Blicken ſelbſt,
An dieſem Ort, auf uns herab geſehn?
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?

Ach! dieſes ſchöne Band, das Gott um uns
Geſchlungen, feſſelt uns noch mehr an dich.

Mahomet.

Der Unbeſonnene verſcherzt ſein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unſchuld auf.
Das Herz kann ſich betrügen. Dieſe Liebe,
Du kannſt mit Thränen ſie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut? mit Freuden flöß es für Seiden.

Mahomet.

Du liebſt ihn ſo?

Palmire.

Seit jenem Tag als Hammon
Uns deinen heilgen Händen übergab,
Wuchs dieſe Neigung, ſtill allmächtig, auf.
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So giengen Jahre hin, wir lernten endlich
Den ſüßen Nahmen unſers Glückes kennen,
Und nannten Liebe nun, was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es iſt doch ſein Werk.
Du ſagſt es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unſrer Bruſt
Er gutes ſchafft, iſt ewig, wie er ſelbſt.
Sein Wille wechſelt nie. Nein! er verwirft

Die Liebe nicht, die aus ihm ſelbſt entſprang.
Was Unſchuld war, wird immer Unſchuld ſeyn,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet.

Ja es kanns!
Drum zittre! Bald erfährſt du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte was ich dir
Zu wünſchen und zu meiden anbefehle.
Mir glaubſt du, mir allein.

Palmire.

Und wem als dir?
An deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bey Ehrfurcht iſt nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle beyde. Könnten ſie verlöſchen;
So ſtrafe mich Seidens Hand vor dir.

Mahomet.

(mit verhaltnem Zorn)

Seidens.

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz iſt ſchwer gebeugt, du wirſt es brechen.

Mahomet.

(gefaßt und gelind)

Ermanne dich und nähere dich mir,
Ich habe nun dein Herz genug geprüft,
Du kannſt auf meinen Beyſtand dich verlaſſen.
Vertrauen fordr' ich und du giebſt es gern,
Und dein Gehorſam gründet dein Geſchick.
Sorgt ich für dich, gehörſt du mir; ſo lerne
Das, was ich dir beſtimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Seiden auch
Gebieten kann, darin beſtärk ihn, laß
Zur Stimme ſeiner Pflicht die deine ſich geſellen.
Er halte ſeinen Schwur! dieß iſt der Weg
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er verſprach, erfüllt er. Wie für mich
Steh ich für ihn. Seide betet dich,
Mit vollem Herzen, an, wie er mich liebt.
Du biſt ihm König, Vater, einzger Schutz.
Ich weiß, ich fühl es! und ich ſchwör es, hier
Zu deinen Füßen, bey der Liebe, die
Ich für ihn hege. Und ich eile nun
Zu deinem Dienſt ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beſchämt ſie meine Wuth,
Mit Kinderſinn ſchwenkt ſie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! verhaßt Geſchlecht! du biſt
Zu meiner Quaal gebohren! Vater, Kinder,
Eins wie das andre! doch ihr ſollt, zuſammen,
Des Haſſes, wie der Liebe Wuth und Macht,
An dieſem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Die Zeit iſt da! bemächtige dich Palmirens,
Beſetze Mekka und Sopiren ſtrafe.
Sein Tod allein bezwingt dir unſre Bürger,
Doch alles iſt verlohren, kommſt du nicht
Der feindlichen Geſinnung dieſes Manns zuvor.
Erwarteſt du des Stillſtands Ende hier;
So biſt du gleich gefangen, biſt ermordet.

Entfernſt du dich aus Mekka; wird die Frucht
Von dieſem erſten großen Schritt verſchwinden.
Drum raſch! Seide harrt, er denkt, vertieft
Und trüb, dem Schwure nach und was du ihm
Für einen Auftrag geben werdeſt, den
Er zu vollbringen ſchon entſchloſſen iſt.
Er kann Sopiren ſehn, ihm nahen. Hier
In dieſen Hallen iſt der ſchwache Mann
Gewohnt, zu Nacht, den Göttern ſeines Wahns,
Mit nichtgen Weihrauchswolken, ſeiner Wünſche
Starrſinnge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide ſuchen, und, berauſcht,
Vom Eifer deiner Lehre hingeriſſen,
Dem Gott ihn opfern, der durch dich befiehlt.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es ſeyn muß. Zu Verbrechen
Iſt er gebohren! Er verübe ſie?
Und unter ihren Laſten ſinkt er nieder.
Gerochen muß ich, ſicher muß ich ſeyn.
Die Glut der Leidenſchaft und mein Geſez,
Die ſtrengen Schlüſſe der Nothwendigkeit
Befehlens. Aber hoffſt du, daß ſein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er iſt geſchaffen, dieſen Dienſt zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerey ſchwebt ſeine Jugend
Und ſeine Schwäche kehret ſich in Wuth.

Mahomet.

Haſt du mit Schwüren ſeinen Geiſt gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finſtre Schrecken,
Verſchloſſne Pforten, ungewiſſes Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ewge Strafen droht,
Umfiengen ſeinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den ſchärfſten Stahl in ſeine Hand,
Und unter heilgem Nahmen facht' ich, wild,
Die Flamme des Partheigeiſts in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet.

O! Sohn! des Höchſten, der dich ruft,
Vernimm in meinen Worten ſeinen Willen.

Du biſt beſtimmt, des heilgen, einzgen Dienſtes
Verachtung, biſt beſtimmt Gott ſelbſt zu rächen.

Seide.

Als König, Hohenprieſter, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr ich dich.
Mein ganzes Weſen, Herr! beherrſcheſt du;
Erleuchte nur, mit einem Wort, den dunklen
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen! ſoll ein Menſch?

Mahomet.

Durch deine ſchwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter ſchrecken.

Seide.

So wird der Gott, des Ebenbild du biſt,
Zu rühmlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche wenn er ſpricht, das ſey dein Ruhm.
Befolge blind die göttlichen Befehle.
Bet' an und triff! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todtesengel leitet deinen Arm.

Seide.

So ſprich! und welche Feinde ſollen nieder?
Welch ein Tyrann ſoll fallen, welches Blut ſoll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott beſtritt, der meine Jünger
Ermordete. Das Blut Sopirs.

Seide.

Sopirs!
Den ſollte dieſe Hand? —

Mahomet.

Verwegner, halt!
Wär überlegt der läſtert. Fern von mir
Vermeßner Sterblichen beſchränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun.
Zum Glauben iſt der ſchwache Menſch berufen,
Ein ſchweigender Gehorſam iſt ſein Ruhm.
Verkennſt du wer ich bin? Verkennſt du, wo
Des Himmels Stimme dir verkündigt wird?
Wir ſind in Mekka. Wenn ſein Volk bisher
Abgöttern, ſich im Wahn dahingegeben;
So bleibt doch dieſer Boden, dieſe Stadt
Das Vaterland der Völker Orients.
Warum ſoll dieſer Tempel alle Welt
Verſammelt ſehn? warum ſoll ich von hier
Ein neu Geſetz verkündigen? warum

Bin ich als König, Hoherprieſter
Hierhergeſandt? warum iſt Mekka heilig?
Erfahr es! Abraham iſt hier gebohren!
In dieſem Raume ruhet ſein Gebein.
War es nicht Abraham, der ſeinen Sohn,
Den einz'gen, am Altar, das ewge Wort
Anbetend, feſſelte; für ſeinen Gott,
Die Stimme der Natur erſtickend, ſelbſt
Das Meſſer nach dem vielgeliebten Buſen zuckte?
Wenn dieſer Gott dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe ſeines Feinds verlange,
Wenn er dich wählt, ſo darfſt du zweifelnd ſchwanken?
Hinweg du Götzendiener! Nimmer warſt du werth,
Ein Muſelmann zu ſeyn! Such einen andern Herrn.
Schon war der Preis bereit, Palmire dein,
Dem Himmel trotzeſt du, verachteſt ſie.
Du wirſt ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen,
Die Streiche fallen auf dich ſelbſt zurück.
Verbirg dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme, du befiehlſt.
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja gehorche! triff!
Mit eines ungerechten Blut beſpritzt

Gehſt du in's ewge Leben herrlich ein.

(zu Omar)

Folg ihm von fern und halte ſtets auf ihn
Und ſeinen Gang dein Auge wachend offen.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, deſſen Geißel ich,
Ja, deſſen Gaſt ich bin! Der, ſchwach und wehrlos,
Von ſeiner Jahre Laſt gebändigt, ſchwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Prieſter dieſer That
Erleſen? Schwur ich nicht? — Sie ſoll geſchehn.
Kommt mir zu Hülfe! Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen nieder ſchlug,
Mein Eifer ſchließt an eure Wuth ſich an,
Beſchleunigt meiner Hände heilgen Mord!
Komm Engel Mahomets! Vertilger, komm!
Mit wilder Grauſamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich ſehn? Hier tritt er ſelbſt heran?

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir.

Verwirrt, Seide, dich mein Auge? ſieh
Mich mit Vertrauen an; denn ich verdien's.
Blick in mein Herz, es iſt für dich beſorgt,
Du biſt, als Geißel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben,
Du rührſt mich, und nur wider Willen zähl ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillſtand
Den Drang der raſchen Kriegeswuth gehemmt;
So kann der Schein des Friedens bald verſchwinden.
Mehr ſag ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz, bey der Gefahr, die dich umgiebt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur,
In dieſen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein iſt Sicherheit.
Hier fleh' ich für dein Leben, mir iſts werth.
Verſprich mirs!

Seide.

Harte Pflicht. O! Gott im Himmel!
Sopir, und haſt du keinen andern Zweck
Als mich zu ſchützen? Ueber meine Tage

Zu wachen? Mußt ich ſo ihn kennen lernen,
Jezt da ſein Blut von mir gefordert wird.
O! Mahomet! verzeihe dieſe Regung.

Sopir.

Erſtaunſt du, daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Menſch, und das iſt mir genug,
Unglückliche zu lieben, zu beſchützen,
An deren Unſchuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann, der Menſchenblut mit Luſt vergießt!

Seide.

Wie greift dies Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennſt ſie wenig, weil du ſtaunſt. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelſt du?
Betäubte ſo die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,
Daß nur dir Muſulmänner tugendhaft
Und alle Menſchen dir Verbrecher ſcheinen?
So mißgebildet hat zur Grauſamkeit
Der Wahn dich ſchon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Greuels, fluchteſt?
Verzeihen kann ich ſolchen Irrthum dir,

Er iſt nicht dein, er iſt dir aufgezwungen;
Doch hebe ſelbſt den freyen Blick empor
Und ſprich: iſt das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide.

Wie fühl ich mich mit einemmal verändert!
Von dieſem Schreckensgott hinweggezogen,
Zu dir, zu dir, den ich nicht haſſen kann.

Sopir.

Je mehr ich mit ihm rede, deſto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, ſein Schmerz, und ſeine Zweifel —
Sie ſtimmen mich zum herzlichſten Gefühl.
Wie! iſt es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sclave, der ſich ſelbſt
Mit Abſcheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu ſich reißen kann?
Wer biſt du? welches Blut hat dich gezeugt?

Seide.

Von meinen Eltern weiß ich nichts zu ſagen.
Nur meinen Herren kenn ich, dem bisher
Ich treu gedient und den ich zu verrathen
Beginne, ſeit ich dir mein Ohr geliehn.

Sopir.

Du kannteſt deinen Vater nicht?

Seide.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland
Das Heiligthum, das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder, zum Tribut,
Und er war mir vor allen andern gnädig.
Und ſo verpflichtete mein Herz ſich ihm.

Sopir.

Ich lobe dich und deine Dankbarkeit.
Sie iſt ein ſchön Geſetz für edle Herzen.
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück
Dir und Palmiren wohl zu thun. Du ſchauderſt,
Du bebſt und wendeſt deinen Blick von mir?
Iſt es ein Vorwurf, der dein Herz zerreißt?

Seide.

Wer iſt an dieſem Tage frey von Schuld?

Sopir.

Erkennſt du ſie; ſo haſt du ſie gebüßt.
Ich rette dich, es fließt nur ſchuld'ges Blut.

Seide.

Und ſollte ſein's von dieſen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es iſt zu viel!

Sopir.

Komm ohne Zaudern. Nur in meinen Armen,

Iſt Sicherheit. Komm, daß ich dich verberge.
Denn alles hängt an dieſem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? dich fordert Mahomet zu ſich.

Seide.

Wo bin ich? Himmel! was ſoll ich beginnen?
Das Wetter ſchlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, dieſe Quaal zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Seide.

Ja, meinen blutgen Vorſatz abzuſchwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Er eilt, ich laß ihn gehn? Befiehlt als Herr

Schon Mahomet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geißel mein?
Ich laß ihn gehn? Doch nein, er flieht vor mir,
Er geht verzweifelt, ſchaudervoll getroffen,
Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen räthſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,
Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo find ich ihn? wo ſoll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du Phanor?

Phanor.

Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir ins geheim

Sopir.

Was iſts? —
Wie? Hammon! Götter! trügt das Auge mich?

Iſts möglich, wollt ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß.
Sie leben, ſagt er, unter Mahomets
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr!
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte.
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht woher ſie ſtammt!
Seide weiß es nicht und mein Gefühl
Riß mich zu beyden allgewaltig hin.
Sie! meine Kinder! Hoffnung trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.
Soll ich der tiefen ſüßen Rührung glauben?
Und künden dieſe Thränen mir ſie an.
Wo eil' ich hin? wo kann ich ſie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an den Boden feſt?
Vom Alter und vom Unglück glaub' ich mich
Gekühlt, daß nichts mich überraſchen könne,
Nun überraſcht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon ſehen. Bring
Ihn dieſe Nacht, durch dieſe Hallen her.
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungeſtümer Jammer vor den Göttern

Sich ausgoß, bis ſie endlich ſich erweichten,
Da geb er meine Kinder mir zurück.
Ja gebt mir, Götter! meine Kinder wieder!
Und dieſes junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, iſt es nicht mein;
So wächſt mein Reichthum an. Auch dieſe gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder
Und ſo ſind denn die beyden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß, das dich retten, rächen,
Den Deinigen den Sieg erleichtern ſoll,
Der Tod Sopirens durch Seidens Hand —
Es ſchwebet nah am Rande der Entdeckung.
Seide voll Verwirrung, unentſchloſſen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert ſich das Urtheil zu vollziehn?

Omar.

Nein! Es geſchah vorher, eh du zuletzt,
Mit Feuerworten, ſeinen Muth beſeelt
Und den Beſitz Palmirens ihm, aufs neue,
Ein Bild des Paradieſes, dargeſtellt.
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammon?

Omar.

Er
Schien mir beſtürzt, er ſchien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen. Seine
So lang' erprobte Treue ſchien zu wanken
Und dieſen Mann, der deinem Willen ganz
Ergeben war, ſah ich mit Zweifeln kämpfen.
Ach! rief er aus: ich hoffte Mahomet
Sey nun geſinnt, die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erſtatten.

Mahomet.

Ich kenn' ihn, ſchwach iſt Hammon, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar laß ihn fühlen,
Daß er Geheimniß und Gefahren theilt,
Und daß, in Augenblicken der Entſcheidung,
Mir, ungeſtraft, ſich niemand widerſetzt.

Entfernt er ſich von ſeiner Pflicht; ſo ſey
Ein läſt'ger Zeuge gleich hinweggeräumt.

Omar.

Das Unvermeidliche ſoll raſch geſchehn.

Mahomet.

So ſey's! In Einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen, wenn Sopir nicht fällt.
Er falle! Mehr bedarfs nicht! Das erſchreckte Volk
Wird meinen Gott, der ſich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieſes iſt
Der erſte Schritt. Doch haſteſt du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen nieder trieft,
Den Tod in ſeinen Eingeweiden fühle?
Iſt ihm der Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick umher! Und wache. Handle!
(Omar ab.)
So bleibe der geheimnißvolle Knoten,
Der ſchwarzen Thaten dieſes Augenblicks,
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt.
Palmirens Vater falle! neben ihm

Ihr Bruder, ihr Geliebter; doch ſie ſelbſt,
Unwiſſend, werfe ſich, in dieſer Nacht
Des Schreckens, der Gefahr, in meinen Arm.
Willkommen, Finſterniß! willkommen Blut!
Der Leichen, der Lebendgen ſtarre Bläſſe!
Aus dieſer nächtgen Stille ſoll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Geräuſch vermehrt ſich, das Geſchrey!
Nach Waffen ruft der eine, ſtill ergreift
Der andre ſchon die Flucht. Man ruft den Nahmen
Sopirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Parthey des Volks,
Die mich verehrt, ſie dringen an, mein Nahme,
Des Sieges Looſung, tönt, und nieder gleich
Geſtreckt ſind meine Feinde, gleich verjagt —
Und zwiſchen den Gefahren bebend ſucht
Palmire Schutz bey ihrem einzgen Herrn.
Sie ſieht mich bey dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält ſie nicht zurück.
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt ſie weg.
Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Verſunken im Gefühl, an meiner Bruſt
Gerettet ſich zu ſehen, halb im Traum,

Am Rande der Vernichtung, lernet ſie
Der Liebe Glück, in meinen Armen, kennen.
(ab)

Zweiter Auftritt.

Seide.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es ſoll geſchehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwiedern,
Ein heilger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Krampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt,
Die Kniee wanken und die Hände ſinken,
Ich kann nicht vorwärts, nicht zurück. Doch bald
Fühl ich ein neues Feuer mir im Buſen,
Fühl ich das Blut in raſchem Puls belebt.
Der Himmel hat geboten, ich gehorche.
Welch ein Gehorſam! und was koſtet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire wagſt du's? welch unſeelger Trieb
Kann dich an dieſen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hierher.
Mit heiſsen Thränen laß mich deine Hände,
Geweiht zu einem heilgen Morde, baden!
Welch ſchrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und du willſt ihm, willſt ſeinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein Gefühl, du, deren Liebe
Mich ganz beherrſcht, o! ſprich mir mächtig zu!
Entſcheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geiſt, und leite meine Hand,
Statt eines Gottes, den ich nicht begreife.
Warum erwählt man mich? Iſt unſer Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken, ſein Prophet,
Zeigt er uns nur den unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu unterſuchen
Sich unterſtehen? Mahomet durchſchaut
Die Tiefen unſres Herzens, unſere Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von allen,
Das weiß ich. Zweifeln ſchon iſt Läſterung.
Und dieſer Gott, den er ſo ſtolz verkündet,
Er iſt der wahre, denn der Sieg beweiſts.

Seide.

Er iſt es, denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geiſt begreiſt noch nicht,
Wie dieſer gute Gott, der Menſchen Vater,
Zum Meuchelmorde mich beſtimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel ſchon iſt ein Verbrechen;
Das Opfer fällt, den Prieſter rührt es nicht,
Und ſo verdammt des Himmels Wort Sopiren,
Mir ruft es zu: erfülle das Geſetz!
Vor Mahomet verſtummt' ich, fühlte mich
Geehrt des Himmels Winke zu erfüllen,
Ich eilte das Gericht ſchon zu vollziehn.
Ach! welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückſeligen Sopir
Erblickte, fühlt ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verſchwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde kräftig
Sprach an mein innres Herz die Menſchlichkeit.
Dann aber griff mit Eifer und mit Milde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernſte, riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf.
So ſtand ich da, gehärtet und geſtählt.
Wie göttlich-ſchrecklich iſt Religion!

Da ſchien mein erſter Eifer mich zu treiben:
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth, zum Mitleid und Verſchonen.
So dränget das Gefühl mich hin und her,
Mich ſchreckt der Meineid, wie die Grauſamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geſchaffen;
Doch Gott hat es geboten, ich verſprachs,
Und ich verzweifle nun, daß ichs gethan.
Im Sturme ſiehſt du mich umhergetrieben,
Die hohe Woge trägt mich zum Entſchluß,
Sie reißt mich wieder weg. O könnteſt du
Im ungeſtümen Meer den Anker werfen?
Wie feſt ſind unſre Herzen nicht vereint;
Doch ohne dieſes Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umſchlingen.
Um dieſen Preis nur iſt Palmiren mein.

Palmire.

Ich bin zum Preiſe dieſer That geſetzt?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beſchloſſen.

Palmire.

Soll ſolcher Grauſamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur beſtimmt dich Mahomet.

Palmire.

Wir unglückſel'gen!

Seide.

Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, beyden dien' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennſt du nicht den Fluch, der unaufhaltſam
Des Ungehorſams freche Weigrung trifft?

Palmire.

Wenn ſeine Rache Gott in deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von dir verlangt?

Seide.

Um dein zu ſeyn, was ſoll ich?

Palmire.

Gott! ich ſchaudre!

Seide.

Du haſt's geſagt, ſein Urtheil iſt geſprochen.

Palmire.

Ich? wie?

Seide.

Ja du entſcheideſt.

Palmire.

Welches Wort
War ſo zu deuten? welcher Wink?

Seide.

So iſts!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch dich.
Und dieß Orakel bleibe mein Geſetz.
Die Stunde naht. Sopir wird bald erſcheinen,
Hier betet er die falſchen Götter an,
Die wir verfluchen. Geh Palmire!

Palmire.

Nein.
Ich kann dich nicht verlaſſen.

Seide.

Bleibe nicht!
Nicht in der Nähe dieſer Schreckensthat.
Der Augenblick iſt greulich. Fliehe! Hier,
Durch dieſer Hallen ſäulenreiche Gänge,
Kommſt du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib in Sicherheit.

Palmire.

Der alte Mann
Soll ſterben?

Seide.

Soll! das Opfer iſt beſtimmt!

Im Staube feſt ſoll meine Hand ihn halten,
Drey Stiche ſollen ſeine Bruſt durchbohren,
Und umgeſtürzt, von ſeinem Blut beſpritzt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch deine Hand! im Staube! blutig! Gott!
Hier iſt er. Weh uns!
(Der Grund des Theaters öffnet ſich, man ſieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Sopir. Seide. Palmire.

Sopir.

(Knieend)
Götter meines Landes,
So lange herrſchet ihr und ſollt ihr nun
Vor dieſer Secte neuem Frevel fliehen?
Zum letztenmal ruft meine ſchwache Stimme,
Um eurentwillen, euch inbrünſtig an,
Vertheidigt euch und uns! doch iſts beſchloſſen,
Daß euer Antlitz von uns weichen ſoll,
Daß in dem Kampfe, der ſich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler ſiegen ſollen,

Wenn ihr des größten Böſewichts verſchont;

Seide.

Du hörſt, er läſtert!

Sopir.

Gönnet mir den Tod,
Doch gebt in dieſer letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verſcheiden,
Laßt die gebrochnen Augen ſie mir ſchließen!
Ach wenn ich einer leiſen Ahnung traue;
So ſind ſie nah! O zeigt mir meine Kinder.

Palmire.

Was ſagt er? Seine Kinder?

Sopir.

Heilige Götter!
Für Freuden ſtürb ich über ihrer Bruſt.
O laßt ſie unter euern Augen wandlen.
Wie ich geſinnt; doch glücklicher als ich.

Seide.

(entfernt ſich.)
Zu ſeinen falſchen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!
Was willſt du thun?

Seide.

Ihn ſtrafen.

Palmire.

Ach! verweile!

Seide.

Dem Himmel dien' ich, und verdiene dich.
Geweiht iſt dieſer Stahl dem wahren Gott.
Nun ſoll ſein Feind durch dieſe Schärfe fallen.
Hinan! — Und ſiehſt du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was ſagſt du?

Seide.

Ja, ſo find' ich dieſen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort.

Palmire.

Ein Grauſen ſchlingt ſich um uns her.

Seide.

Es drängt mich hin. Die volle Zeit iſt da.
Das Zeichen winkt, es bebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel ſpricht, was kann ſein Wille ſeyn?

Seide.

Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen?
Ich hör des Propheten Stimme wieder,
In meinem Ohre, ſchallen! Meine Schwäche
Verweist er mir, verweist mir meine Feigheit.

Palmire.

Nun?

Seide.

Wende deine Stimme himmelwärts.
Ich treffe.

(er geht hinter den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! Mich
Umgiebt kein Schauer. Still iſt alles! Still.
Doch ach! Was ruft ſo laut in meinem Herzen?
Warum bewegt ſich heftiger das Blut?
Es iſt noch Zeit, ſoll ich die That verhindern?
Verwegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, haſt du dich ins Gericht
Zu drängen? Anzuklagen? zu entſcheiden?
Gehorche! Sonſt war der Gehorſam dir
So leicht, und nun woher das Widerſtreben?
Ach! Weiß ein Herz was Recht iſt oder nicht?
Es iſt gethan! ein Schrey durchdringt mein Ohr.
Seide!

Seide.

(kommt zurück.)

Ruft mich jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmire find ich nicht!
Verlaſſen kann ſie mich?

Palmire.

Verkennſt du ſie,
Die für dich lebt?

Seide.

Wo ſind wir?

Palmire.

Das Gebet,
Das traurige Verſprechen, iſts erfüllt?

Seide.

Was ſagſt du?

Palmire.

Fiel Sopir?

Seide.

Sopir!

Palmire.

O Gott!
Der du dieß Blut verlangteſt, ſtärke nun
Den ſchwerbeladnen Geiſt! Komm laß uns fliehn

Seide.

Ich kann nicht! meine Kniee ſinken ein (er ſezt ſich)
Ach wollte Gott, daß auch das Leben ſchwände!

Palmire.

Palmire lebt, du wollteſt ſie verlaſſen?

Seide.

Palmire rufſt du mir? ich kehr ins Leben
Für dich zurück. Wo biſt du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O deine Hände! ſie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebſt, ich fühle dich, und ich bin dein.

Palmire.

Was iſt geſchehn?

Seide.

(Steht auf.)

Sie iſt geſchehn die That.
Ich habe nichts verbrochen, ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel,
Ich traf, ich zuckte ſchon den zweyten Streich;
Ein jämmerlicher Schrey zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelſte

Geſtalt mir Ehrfurcht, ſeine Züge ſchienen
Verklärt, es ſchien ein Heiliger zu verſcheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und düſter floß das Blut aus ſeiner Wunde.

Palmire.

Komm laß uns flüchten, komm zu Mahomet!
Er ſchützt uns gegen alle. Zaudre nicht,
Wir ſchweben in der tödlichſten Gefahr.

Seide.

Das Blut verſöhnt die Gottheit, ſagen ſie,
Gewiß verſöhnt das Blut der Menſchen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht, als ich es ſah,
Im raſchen Strom, das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich, er rief mir. Welche Stimme!
Seide, rief er, du Geliebter? mich?
Unglücklicher! Er ſank, ich ſeh ihn liegen,
Er zuckt, er ſtirbt. O! daß ich neben ihm,
Von dieſem Dolch getroffen, ſterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zittre für dein Leben! Flieh!
Wenn du mich liebſt.

Seide.

Die Liebe nenne nicht.
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.

Die Liebe darfſt du nennen? ſprachſt du nicht
Das Todesurtheil dieſes Mannes aus?
Du hießeſt es vollſtrecken, ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Palmire.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!
Verſchone mich, die nur für dich beſorgt iſt,
Die ſo verwirrt wie du, verlohren, ſchwankt.

(Sopir erhebt ſich, hinter dem Altar und erſcheint an denſelben gelehnt.)

Seide.

Erſcheinet mir ein Geiſt? Erhebet mir
Sopir ſich aus dem Grabe?

Palmire.

Ach! er iſts!
Der unglückſelge Mann. Im Todeskampf
Schleppt er ſich mühſam gegen uns heran.

Seide.

Du willſt zu ihm?

Palmire.

Ich muß, ich ſeh ihn ſchwanken,
Ich muß ihn unterſtützen. Reue treibt
Mich weg von dieſem Anblick, Mitleid zieht,
Ach! und ein mächtiger Gefühl, mich hin.

Sopir.

(tritt hervor, von ihr unterſtützt.)

Ich danke dir für dieſen letzten Dienſt.
Wie freut mich noch dein Anblick! o! Palmire!

(er ſetzt ſich.)

Und du Undankbarer ermordeſt mich?
Nun weinſt du? Schmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor.

(nachdem er, [illegible], ſich mit dem Geſchehenen bekannt gemacht.)

Ihr Götter! ſollt' ich ſolchen Jammer ſehen.

Sopir.

Kommt Hammon etwa? Phanor ſeh' ich dich?
Dieß iſt mein Mörder.

(Phanors Gefährten gehen voll Entſetzen ab.

Phanor.

Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! Es iſt dein Vater!

Seide.

Wer?

Palmire.

Sopir?

Seide.

Mein Vater?

Sopir.

Götter!

Phanor.

Hammon ſtirbt,
Er ſieht mich, ruft mich. Eile, ruft er aus,
Eil' einen Vatermord zu hindern! Halt ihn auf
Seidens Arm; den blutbegiergen Stahl
Entreiße ſeiner Hand. Ich bin geſtraft.
Zu ſchrecklichen Geheimniſſen, Verrath
Und Kinderraub, mißbraucht mich Mahomet
Und nun beſtraft mich er, der mich verführte.
Von ſeinen Händen ſterb' ich! Sterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht, und in Seiden
Palmirens Bruder, ſeinen Sohn erkennt.

Palmire.

Mein Bruder! O! mein Vater!

Sopir.

Kinder! Meine Kinder!

O! meine Götter! ihr betrogt mich nicht,
Als ihr für ſie in meinem Herzen ſpracht,
Mich zu erleuchten. Unglückſeliger Jüngling!
Wer konnte dir den Vatermord gebieten?

Seide.

(zu ſeinen Füßen.)

Gehorſam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Dankbarkeit, das Höchſte,
Was Menſchen nur ehrwürdig ſcheinen kann,
Hat mich zu dieſer Gräuelthat geleitet.
O! daß zu deinen Füßen ich verginge.

Palmire.

Er klagt ſich an, ich bin die Schuldige
Verzweifelnd und beſchämt muß ichs geſtehn.
O! Welch ein Wunſch riß uns im Wahn dahin,
Wie ſchrecklich war der Lohn des Vatermords!

Seide.

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder!

Sopir.

Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunſt, vermiſcht
Mit dieſem allertiefſten Elend das Geſchick!
Ich ſegn' es! da ich ſterbe, lebt doch ihr.

O, meine Kinder! die zu ſpät ich wieder
Gefunden, dich Seide, dich Palmire.
Bey allen heilgen Kräften der Natur,
Bey dieſem väterlichen Blut, beſchwör' ich euch.
Erhaltet euch, indem ihr Rache fodert.
Der Morgen kommt, der Stillſtand wird erlöſchen.
Da ſollte ſich mein Plan entfalten. Da
Der ſiegende Verbrecher unterliegen.
Nicht alles iſt verlohren, wenn dein Arm
Zu einer großen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier.
Mein Blut ſey ihre Loſung; führe ſie,
Und des Verräthers letzter Tag iſt da,
Wir harren kurze Zeit.

Seide.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich.
Gerochen ſollſt du ſeyn, und ich geſtraft.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Iſt das Gerücht, das ſich verbreitet, wahr?

Seiden haltet, ſteht Sopiren bey.
In Ketten dieſen Mörder! Mahomet
Iſt des Geſetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Miſſethat Vollendung ſoll ich ſehn!

Seide.

Mich ſtrafen! Mahomet?

Palmire.

Du darfſt Tyrann!
Mit dieſem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts iſt befohlen worden.

Seide.

Ich verdiene,
Leichtgläubig wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Gehorcht Soldaten!

Palmire.

Darfſt du wohl? Verräther!

Omar.

Palmire wird, wenn ſie Seiden liebt,
Gehorchen. Mahomet beſchützet ſie,
Und hält den Blitz, der eben treffen ſoll,
Vielleicht zurück, doch nur um ihrentwillen.

Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer war ich aufgeſpart!

(man führt Palmiren und Seiden ab.)

Sopir.

Man führt ſie weg? o! unglückſelger Vater!
Mit dieſem Faden reißt dein Leben ab.

Phanor.

Schon wird es Tag, das Volk verſammelt ſich,
Man kommt dich zu umgeben, edler Greis!

Sopir.

Sie wären meine Kinder!

Phanor.

Zweifle nicht.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan, Sopir verſcheidet,
Der ungewiſſe Bürger ſtarrt und ſchwankt.

Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder, das zu unſrer Hülfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt und dämpfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sopirens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen deine Größe,
Gerecht und gütig rufen wir dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich deinem Namen,
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wellen, die das Ufer ſchlagen,
Wenn heitrer Himmel ſchon von oben glänzt.

Mahomet.

Ein ewges Schweigen ſey der Fluth geboten! —
Und meine Völker, nahen ſie der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer,
Durch einen Umweg dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung füge ſich die Macht.
Seide weiß nicht, wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? ſchon begräbt
Mit Flammen dieß Geheimniß ewge Nacht.
Seide folgt ihm, ſchon begann ſein Tod.

Und vor der Miſſethat gieng Strafe her.
Indem er zum Altar das Opfer ſchleppte,
Indem er ſeines Vaters Blut vergoß,
Durchirrte ſchon ein ſchleichend Gift die Glieder,
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.
Palmiren aber laß ich hier bewachen.
Der Irrthum führt ſie bald in deinen Arm.
Seiden zu befreyen iſt ihr Wunſch.
Ich hab ihr dieſe Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht ſie ſchweigend und verhüllt in ſich,
Doch ihr gelehrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Bruſt, zur Freude ſich beleben.
Du biſt zum Gipfel deines Glücks gelangt,
Geſetze giebſt du deinem Vaterlande,
Biſt ihm Prophet und König, und regierſt,
Vom väterlichen Boden aus, die Welt.
Das Innre deines Hauſes, deines Herzens
Soll die Geliebte ſchmücken und erfreun.
Hier kommt ſie, leblos, zitternd; ſprich ihr zu!

Mahomet.

Verſammle meine Treuen um mich her.

Zweiter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? großer Gott!

Mahomet.

Erhole dich.
Des Volkes, dein Geſchick, hab ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die dich erſchreckt,
Als ein Geheimniß zwiſchen mir und Gott an.
Befreyt auf ewig von Gefangenſchaft
Und Sclaverey, erhebe dein Gemüth.
Du ſiehſt dich hier gerochen, frey und glücklich.
Beweine nicht Seiden! überlaß
Des menſchlichen Geſchickes Sorge mir!
Denk an dein eignes Glück; du biſt mir werth,
Und Mahomet nahm dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er dich
Erheben. Solchen Rang verdiene dir.
Blick auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige, laß der Vergeſſenheit.
Beym Anblick jener Größe, die dich lockt,
Geziemen ſich die niedern Wünſche nicht.

Zu mir gewendet, ruh auf mir dein Herz,
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir.

Palmire.

Was hör ich! Von Geſetzen, Wohlthat, Liebe,
Wagſt du zu reden, blutiger Betrüger!
Auf ewig ſey mein Herz dir abgeſchworen,
Dir Henker meines Hauſes. Dieſes letzte
Ging meinem Jammer, deiner Wuth noch ab.
Das iſt er alſo, Gott! der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab?
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimmge Ränke weihteſt du
Zwey reine Herzen einem Vatermord.
Verführen willſt du meine Jugend, willſt
Um mich, mit meinem Blut beſudelt, werben?
Doch traue nicht auf deine Sicherheit,
Der Schleyer iſt zerriſſen, Rache naht.
Vernimmſt du das Geſchrey, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geiſt gewaltig treibt!
Man waffnet ſich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich, und jeden Preiß, entreißt man dir.
Dich ſelbſt, die Deinen ſeh ich hingeſtreckt,
Und über euren Leichen athm' ich wieder.
O! laßt ihn nicht entkommen! Gütge Götter?

Auf! Mekka! Auf! Medina! Aſien
Bewaffne dich, die Wuth, die Heucheley
Zu ſtrafen. Alle Welt, beſchämt, zerbreche
Die Feſſeln, die ſie allzuſchändlich trug,
Und deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Müſſ' Abſcheu allen künftgen Zeiten ſeyn.
Die Hölle, die du jedem grimmig drohteſt,
Der zweifelnd mit ſich ſelbſt zu Rathe ging,
Die Hölle, dieſer Ort der Wuth, des Jammers,
Für dich bereitet, ſchlinge dich hinab.
Solch einer Wohlthat dankt ein ſolch Gefühl,
So ſind mein Dienſt, mein Schwur und meine Wünſche.

Mahomet.

Was auch entdeckt ſey, was du träumſt und was
Du glauben magſt zu ſeyn; ich bin dein Herr!
Und wenn ſich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar..

Alles weiß man.
Verrath an dir war Hammons letzter Hauch.

Das Volk erfährt es, bricht den Kerker auf.
Man waffnet, man erregt ſich. Raſend ſtürzt
In ungeheurem Strom es brüllend her.
Sie tragen ihres Führers blutgen Leib,
Seide geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache ſie des Vatermords.
Ein jeder will den blutgen Leichnam ſehen,
Und aus der Neugier, ſtröhmet neue Wuth.
Seide klagt ſich an: Mein iſt die That!
Und ſchmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.
Schon flucht man deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und dein Geſetz verwünſcht man. Jene ſelbſt,
Die, ſchon gewonnen, deinem Volk die Thore
Eröffnen ſollten, wieder abgeriſſen,
Sind gegen dich gewendet und entbrannt.
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unſchuld ſiegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet.

(zu den Seinigen)
Was befürchtet ihr?

Omar.

Die Wenigen, die mit dir in der Stadt
Sich finden, ſammeln ſich ſogleich um dich.
Wir werden an dir halten, mit dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug euch zu vertheidigen.
Erkennet welchem König ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge an der einen, Seide und das Volk an der andern Seite, Palmire in der Mitte.

Seide.

(einen Dolch in der Hand, ſchon durch den Gift geſchwächt.)

Bewohner Mekkas, rächet meinen Vater!
Den mörderiſchen Heuchler ſtrecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Mekkas, euch zu retten kam ich,
Erkennet euern König, euern Herrn.

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir! — —
Ihr Götter! welche Wolke deckt mich zu.
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Mahomet.

Ich überwinde.

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht geſäumt! — Ich ſchwanke! Weh!
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet.

Vor mir ergreif es jeden Frevler ſo.
Ungläubge, die ein falſcher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopir zu rächen.
Der Arm, der Könige bezwingen konnte,
Hat, eure Zweifel zu beſtrafen, Kraft;
Doch überlaß ichs Gott, der mir ſein Wort
Und ſeinen Donner anvertraut, er ſchone
Die Irrenden, doch den Verbrecher ſtraf er.
Er richte zwiſchen mir und dieſem Mörder.
Den Schuld'gen von uns beyden ſtreck er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie? er hat ſo viel Gewalt,

Der Lügner, auf ſie alle? Wie ſie ſtehn!
Erſtaunt, erſtarrt, vor ſeiner Stimme bebend,
Als käm ein Gott, Geſetze zu verkünden.
Und auch Seide, du?

Seide.

Ich bin geſtraft!
Die Tugend war umſonſt in meinem Herzen,
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum ſo beſtraft;
So zittre du Verbrecher. Siehſt du mich
Vom Strahl getroffen, mich das Werkzeug nur,
Sollt er nach dir, Verführer, nicht ihn ſchleudern?
Ich fühl es, mich umſchwebt der Tod. Palmire!
Hinweg! daß er nicht dich mit mir ergreiffe.

Palmire.

Mein Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet,
Gift wirkt in ſeinen Adern. —

Mahomet.

Lernt, Unglaubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgeſandte,
Die Rache kennen, die der Himmel ſchickt.
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beſchützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung,

Auf dieſe bleiche Stirne, plötzlich, ein.
Er ſteht noch zwiſchen euch und mir der Tod,
Er zielt und wartet was ich ihm gebiete.
So ſtraf ich jedes Irrthums Eigenſinn,
Der Herzen Meuterey, ja, der Gedanken
Unwilligen Frevel; nur den Gläubigen
Verſchont mein Bann, verſchont des Todes Schrecken.
Wenn euch der Tag beſcheint, wenn ihr noch lebt,
So dankts dem Hohenprieſter, der für euch,
Verführte, ſeinen Gott um Schonung fleht.
Zum Tempel, fort! den Ewgen zu verſöhnen.

(das Volk entfernt ſich.)

Palmire.

O bleib! nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und ſpräche dein Verbrechen ſelbſt dich los?
Du ſcheinſt ein Gott, nur weil du Laſter häufeſt.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,
Auch mir, der letzten, raube dieſes Licht.
Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,
Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Züge,
Die viel geliebten, reißen mich dahin.

(gegen den Leichnam.)

Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unſchuld unſ'rer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen dich geflohen,
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Veredelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

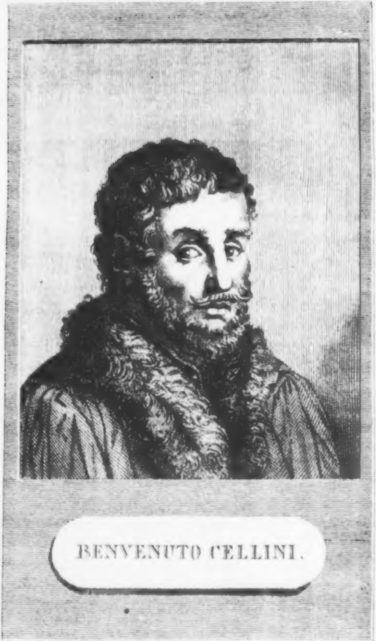
(ſie erſticht ſich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Palmire.

Ich ſterbe, fort!
Dich nicht zu ſehen iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen, lebe du!



BENVENUTO CELLINI.

LEBEN
des
Benvenuto Cellini
Florentinischen Goldſchmieds
und
Bildhauers
von ihm ſelbſt geſchrieben

überſezt
und mit einem Anhange herausgegeben
von
GOETHE

I. Theil.

TÜBINGEN,
Im Verlag der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.
1803.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede

des italiäniſchen Herausgebers.

Wenn umſtändliche Nachrichten, von dem Leben geſchickter Künſtler, ſich einer guten Aufnahme bey ſolchen Perſonen ſchmeicheln dürfen, welche die Künſte lieben und treiben, dergleichen es in unſern gebildeten Zeiten viele giebt, ſo darf ich erwarten, daß man ein, zweyhundert Jahre, verſäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meyne die Herausgabe der Lebensbeſchreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der beſten Zöglinge der florentiniſchen Schule. Eine ſolche Hoffnung belebt mich um ſo mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunſtgeſchichten erzählt findet, welche doch ſonſt mit großem Fleiße geſchrieben und geſammelt ſind.

Zu dieſem Werthe der Neuheit geſellt ſich noch das höhere Verdienſt einer beſondern Urkundlichkeit; denn er ſchrieb dieſe Nachrichten ſelbſt, in reifem Alter, mit beſonderer Rückſicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche ſich, nach ihm, den Künſten, die er auf einen ſo hohen Grad beſaß, ergeben würden. Daben finden ſich noch ſehr viele Umſtände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeſchichte Bezug haben; indem dieſer Mann, theils, durch Ausübung ſeiner Kunſt, theils, durch fortdauernde Regſamkeit, Gelegenheit fand mit den berühmteſten Perſonen ſeines Jahrhunderts zu ſprechen, oder ſonſt in Verhältniſſe zu kommen; wodurch dieſes Werk um ſo viel bedeutender wird. Denn man hat ſchon oft bemerkt, daß ſich der Menſchen Art und wahrer Character, aus geringen Handlungen und häuslichen Geſprächen, beſſer faſſen läßt, als aus ihrem künſtlichen Betragen, bey feyerlichen Auftritten; oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geſchichtsbücher von ihnen darſtellen.

Demohngeachtet iſt nicht zu leugnen, daß unter dieſen Erzählungen ſich manches findet, das zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor ſeine brennende Wahrheitsliebe, hie und da, verleugne, ſondern, weil er ſich, zu Zeiten, entweder von dem unbeſtimmten und oft betrügeriſchen Ruf, oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er ſich denn, ohne ſeine Schuld, betrogen haben mag.

Aber dieſe böſen Nachreden nicht allein könnten das Werk bey manchem verdächtig machen; ſondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beytragen; wenn man nicht bedächte, daß er doch alles aus Ueberzeugung geſagt haben könne; indem er Träume, oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft, als wahre und wirkliche Gegenſtände geſehen zu haben glaubte. Daher laſſen ſich die Geiſtererſcheinungen wohl erklären, wenn er erzählt: daß, bey den Beſchwörungen, betäubendes Räucherwerk gebraucht worden; ingleichen die Viſionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte, ſchmerzliche Gedanken, am meiſten aber durch Einſamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers, der Unterſchied zwiſchen Wachen und Träumen völlig verſchwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weiſen und geehrten Menſchen begegnet ſey, auf deren Erzählung und Verſicherung uns die Geſchichtsbücher ſo manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen und unveränderlichen Geſetzen der Natur widerſprechen, ernſthaft überliefert haben.

Sodann erſuche ich meine Leſer, daß ſie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfaſſers, theils ſeiner Zeitgenoſſen, erzählt ſind, woran man ein böſes Beyſpiel nehmen konnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich ſey, wenn jeder, ſobald als möglich, ſowohl mit den menſchlichen Laſtern, als mit der menſchlichen Tugend bekannt wird. Ein groſſer Theil der Klugheit beſteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden, der uns daher entſpringt, wenn wir an die natürliche Güte des menſchlichen Herzens glauben, die von einigen, mit Unrecht, angenommen wird. Beſſer iſt es, nach meiner Meynung, dieſes gefährliche Zutrauen, durch Betrachtung des Schadens, welchen andere erlitten haben, bald möglichſt los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreye.

Dieſes leiſten vorzüglich die wahren Geſchichten, aus denen man lernt: daß die Menſchen bösartig ſind, wenn ſie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Iſt nun dieſe Geſchichte eine ſolche Meynung zu beſtärken geſchickt, ſo fürchte ich nicht, daß man mich, der ich ſie bekannt mache, tadeln werde. Denn, indem man ſo deutlich ſieht, in welche Gefahr und Verdruß allzuoffnes Reden, rauhe gewaltſame Manieren und ein unverſöhnlicher Haß, welche ſämmtlich unſerm Verfaſſer nur allzueigen waren, den Menſchen hinführen können; ſo zweifle ich nicht, daß das Leſen dieſes Buchs, einer gelehrigen Jugend, zur ſittlichen Beſſerung dienen, und ihr eine ſanfte, gefällige Handelsweiſe, wodurch wir uns die Gunſt der Menſchen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die ſich nicht wohl verſtehen ließen, den Bau der Schreibart beybehalten, den ich im Manuſcripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor geſteht, daß ihm die Kenntniß der lateiniſchen Sprache mangle, durch welche man ſich einen feſten und ſichern Styl zu eigen macht. Demohngeachtet aber, wenn man einige geringe Nachläßigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht verſagen, daß er ſich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich ſein Styl ſich keineswegs erhebt, noch aufſteigt, ſo ſcheint er ſich doch von der gewöhnlichen Mittelmäßigkeit, der beſten italiäniſchen Schriftſteller, nicht zu entfernen. Ein eigner und natürlichen Vorzug der gemeinen florentiniſchen Redart, in welcher es unmöglich iſt, roh und ungeſchickt zu ſchreiben, da ſie ſchon einige Jahrhunderte her, durch Uebereinſtimmung aller übrigen Völker Italiens, als eine ausgebildete und gefällige Sprache, vor andern hervorgezogen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden iſt.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter euren Beyfall zu erwerben. Leſ't und lebt glücklich!

Inhalt des erſten Theils.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Seite

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack zur Nachbildung und Zeichnen, aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerſtreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünſtigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre. 9

Zweites Capitel.

Der Autor ſieht ſeinen Bruder in einem Gefecht beynahe erſchlagen und nimmt ſeine Parthey; daraus entſpringen einige unangenehme Vorfälle und er wird deshalb von Florenz verbannt. — Er begiebt ſich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunſt auf der Flöte zu blaſen zunimmt, mehr aber noch in der Profeſſion des Goldſchmieds. — Streit zwiſchen ſeinem Vater und Pierino einem Tonkünſtler, trauriges Ende des letzten. — Der Autor begiebt ſich nach Piſa und geht bey einem dortigen Goldſchmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach ſeiner Geneſung tritt er bey ſeinem alten Meiſter Marcone in Arbeit. 22

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und ſucht junge Künſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt ſich nach den Cartonen des Michelagnolo und Leonard da Vinci zu ſtudieren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Namens Taſſo. —

[illegible] Rom. 31

Viertes Capitel

Der Autor [illegible] in Rom. [illegible] — [illegible] Clemens VII. [illegible] 44

Fünftes Capitel.

Der Autor [illegible] 55

Sechstes Capitel.

Der Autor [illegible] — Der Autor [illegible] 70

Siebentes Capitel.

Der Herzog von [illegible] Rom. [illegible] — Der Autor [illegible] — Der [illegible]

[illegible] [illegible]

Achtes Capitel.

[illegible] [illegible]

Neuntes Capitel.

[illegible] [illegible]

Zehntes Capitel.

[illegible] [illegible]

Eilftes Capitel.

[illegible]

Seite
[illegible] und [illegible] den Vater. — [illegible] — Der Papst [illegible] — [illegible] — Der Vater [illegible] und wird durch das [illegible] [illegible]

Zwölftes Capitel.

[illegible] von [illegible] — [illegible] — [illegible] [illegible]

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Seite
Der Vater [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] — [illegible] [illegible]

Zweites Capitel.

[illegible]

Drittes Capitel.

[illegible]

Viertes Capitel.

[illegible]

Fünftes Capitel.

[illegible]

[illegible] des Paradieſes [illegible]. — Er [illegible] den Lord [illegible] aus dem Capitel [illegible]. — Er [illegible] — [illegible] einen [illegible]. 199

Sechstes Capitel.

Der Ritter, nachdem er geneſen, reiſt nach [illegible], mit [illegible], um der [illegible] zu [illegible]. — Er findet [illegible] [illegible] einer [illegible], wie [illegible] ſich [illegible]. — Er [illegible] nach Rom zurück und hält ſich [illegible] an dem [illegible]. — [illegible] von der [illegible] nach [illegible] — [illegible] von der [illegible] [illegible]. — Der [illegible] [illegible] einem [illegible], nach [illegible] nach [illegible], ein [illegible], dem [illegible] der [illegible], zu [illegible]. 202

Siebentes Capitel.

Kaiſer Karl V. hält ſeinen prächtigen Einzug in Rom. — [illegible] der heilige Vater dem Kaiſer [illegible]. — [illegible] und der [illegible] dem [illegible], den [illegible] dem [illegible] zu [illegible]. — [illegible] einen [illegible] und ein [illegible] [illegible]. — Der Ritter hält eine Rede an den [illegible], [illegible] — [illegible] dem [illegible] zu [illegible], [illegible] dem Kaiſer [illegible] — [illegible] einer [illegible], um ſeine [illegible] den [illegible], der, als er ſich [illegible], nach [illegible] zu [illegible]. — [illegible] Juliana. 222

Achtes Capitel.

Der Ritter reiſt mit Juliana nach Frankreich, und kommt über [illegible], nach [illegible], wo er ſich einen [illegible] den [illegible]. — [illegible] [illegible] ſeine Reiſe fort, indem er [illegible]. — [illegible] er über [illegible]. — Er [illegible], aus einem [illegible] nach [illegible], nachdem er ſich [illegible] befunden, [illegible] er glücklich nach Paris. 231

Neuntes Capitel.

Seite

Undankbares Betragen [illegible] des Malers. — Der Autor wird dem [illegible] Franz I. [illegible] vorgestellt und [illegible] empfangen. — Der [illegible] in Dienste zu nehmen, [illegible] eine [illegible] Krankheit [illegible] nach Italien zurück. — [illegible] gegen den Autor. — [illegible] und [illegible] — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, [illegible] — [illegible] des Cardinals [illegible] — Er wird [illegible] von einem [illegible] angeklagt, als hätte er einen [illegible] — Er wird deswegen [illegible] und auf die Engelsburg gebracht. 260

Zehentes Capitel.

Herr Peter Ugolini, [illegible] — [illegible] der Autor [illegible] — [illegible] — [illegible] — Der Autor [illegible] — Der Papst, [illegible] den Autor [illegible] halten. [illegible]

Eilftes Capitel.

Streit zwischen dem Autor und [illegible] — [illegible] wird [illegible] — [illegible] Cardinal [illegible] nimmt ihn [illegible] eine Zeitlang. [illegible]

Zwölftes Capitel.

[illegible] Gedanken über des Autors Gefangenschaft. — [illegible] Papst [illegible] — [illegible] daß er

Seite

[illegible] macht der [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible] und man [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] wird [illegible] in die [illegible] [illegible] dem [illegible] [illegible], mit [illegible] [illegible] behandelt. [illegible]

Dreyzehentes Capitel.

[illegible] der [illegible] [illegible], die er [illegible] einer [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] in dem [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible], die eine [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] auf dem [illegible], wodurch [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] wird. — Der [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] den [illegible] zu [illegible]. [illegible] entfernt dem Tode, durch den Geiz eines armen [illegible]. [illegible]

Erſtes Buch

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt werden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerſtreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X. begünſtigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre.

Alle Menſchen, von welchem Stande ſie auch ſeyen, die etwas tugendſames, oder tugendähnliches vollbracht haben, ſollten, wenn ſie ſich wahrhaft guter Abſichten bewußt ſind, eigenhändig ihr Leben aufſetzen; jedoch nicht eher zu einer ſo ſchönen Unternehmung ſchreiten, als bis ſie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieſer Gedanke beſchäftigt mich gegenwärtig, da ich im acht und funfzigſten ſtehe, und mich, hier in Florenz, mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie ſonſt, böſe Schickſale verfolgen, und ich zugleich eine beſſere Geſundheit und größere Heiterkeit des Geiſtes, als in meinem ganzen übrigen Leben, genieße.

Sehr lebhaft iſt die Erinnrung manches Angenehmen und Guten; aber auch manches unſchätzbaren Uebels, das mich erſchreckt, wenn ich zurück ſehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem ſolchen Alter habe gelangen können, in welchem ich, ſo bequem, durch die

Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter ſolchen Betrachtungen beſchließe ich, mein Leben zu beſchreiben.

Nun ſollten zwar diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leiſten und ſich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deßhalb werden ſie als vorzügliche Menſchen, von andern, anerkannt; weil man ſich aber doch auch nach den Geſinnungen mehrerer zu richten hat; ſo kommt zum Anfange meiner Erzählung, manches eigne dieſes Weltweſens vor; und zwar mag man gern, vor allen Dingen, jeden überzeugen, daß man von trefflichen Perſonen abſtamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini, meinen Vater nannte man Meiſter Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Chriſtoph Cellini. Meine Mutter war Maria Eliſabetha, Stephan Granacci Tochter. Ich ſtamme alſo, väterlicher und mütterlicher Seits, von florentiniſchen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unſerer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muſter der ſchönen Stadt Rom gebaut geweſen. Davon zeugen die Ueberbleibſel eines Coliſeum und öffentlicher Bäder, welche letzte ſich zunächſt beym heiligen Kreuz befinden. Der alte Markt war ehemals das Capitol, die Rotonde ſteht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und iſt jetzt unſerm heiligen Johannes gewidmet. Man ſchenkt alſo gern jener Meynung Glauben, obgleich dieſe Gebäude viel kleiner als die römiſchen ſind.

Julius Cäſar und einige römiſche Edelleute ſollen, nach Eroberung von Fieſole, eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und jeder über ſich genommen haben, eines der anſehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den erſten und tapferſten Hauptleuten befand ſich Florin von Cellino, der ſeinen Nahmen von einem Caſtell herſchrieb, das zwey Miglien von Monte Fiaskone entfernt iſt. Dieſer hatte ſein Lager unter Fieſole geſchlagen, an dem Orte, wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz, nahe an dem Fluſſe, war dem Heere ſehr bequem. Nun ſagten Soldaten und andere, die mit dem Hauptmann zu thun hatten: laſſet uns nach Florenz gehen! theils weil er den Nahmen Florino führte, theils weil der Ort ſeines Lagers, von Natur, die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieſer ſchöne Nahme Julius Cäſarn, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, ſchien eine gute Vorbedeutung, und auf dieſe Weiſe wurde ſie Florenz genannt. Wobey der Feldherr zugleich ſeinen tapfern Hauptmann begünſtigte, dem er um ſo mehr geneigt war, als er ihn, von geringem Stande, heraufgehoben und ſelbſt einen ſo trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Unterſucher und Entdecker ſolcher Namensverwandtſchaften behaupten wollen: die Stadt habe zuerſt Fluenz geheißen, weil ſie am Fluſſe Arno liege; ſo kann man einer ſolchen Meynung nicht beytreten; denn bey Rom fließt die Tiber, bey Ferrara der Po, bey Lyon die Rhone, bey Paris die Seine vorbey und alle dieſe Städte ſind, aus verſchiedenen Urſachen, verſchieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrſcheinlichkeit, daß unſere Stadt ihren Namen von jenem tugendſamen Manne herſchreibe.

Weiter finden wir unſere Cellini's auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz iſt, und zwar ſind es dort vornehme Edelleute. Ebenfalls giebt es deren in Piſa, und ich habe denſelben Namen in vielen Städten der Chriſtenheit gefunden; auch in unſerm Land ſind noch einige Häuſer übrig geblieben.

Meiſtens waren dieſe Männer den Waffen ergeben und noch iſt es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Nahmens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der ſchon mehrmals in den Schranken gefochten hatte, und Franziskus von Vicorati hieß. Dieſen überwand Lucas, durch eigne Tapferkeit, und brachte ihn um. Sein Muth ſetzte die ganze Welt in Erſtaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete. Und ſo darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abſtamme.

Auf welche Weiſe nun auch ich meinem Hauſe durch meine Kunſt einige Ehre verſchafft habe, das freylich, nach unſerer heutigen Denkart und aus mancherley Urſachen, nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an ſeinem Ort erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher iſt, in geringem Zuſtande gebohren zu ſeyn, und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch ſchlechte Aufführung Schande zu machen. Zuerſt alſo will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu laſſen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra, und lebten daſelbſt, bey vielen Beſitzungen, wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapferſten Leute.

Es geſchah aber, daß einer ihrer Söhne, Nahmens Chriſtoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und

Freunden anfieng, ſo daß von einer ſowohl als der andern Seite die Häupter der Familien ſich der Sache annehmen mußten; denn ſie ſahen wohl, das Feuer ſey von ſolcher Gewalt, daß beyde Häuſer dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieſes betrachteten die Aelteſten, und wurden einig, ſowohl gedachten Chriſtoph, als den andern Urheber des Streites wegzuſchaffen. Jene ſchickten den ihrigen nach Siena, die unſrigen verſetzten Chriſtoph nach Florenz, und kauften ihm ein kleines Haus, in der Straße Chiara, des Kloſters Sanct Urſula und verſchiedene gute Beſitzungen an der Brücke Rifredi. Er heirathete in Florenz, und hatte Söhne und Töchter; dieſe ſtattete er aus, jene theilten ſich in das übrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara, mit einigen andern wenigen Dingen, an einen der Söhne, der Andreas hieß, auch dieſer verheirathete ſich und zeugte vier Söhne. Den erſten nannte man Hieronymus, den zweyten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franziskus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verſtand ſich genugſam auf die Weiſe der Baukunſt, die in jenen Zeiten üblich war und lebte von dieſer Beſchäftigung. Johannes, mein Vater, legte ſich beſonders darauf, und weil Vitruv unter andern behauptet, daß man, um dieſe Kunſt recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, ſondern auch etwas Muſik verſtehen müſſe; ſo fing Johannes, nachdem er ſich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Muſik zu ſtudieren an, und lernte, nächſt den Grundſätzen, ſehr gut Viole und

Flöte ſpielen. Dabey gieng er, weil er ſehr fleißig war, wenig aus dem Hauſe.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes Eine beſonders bemerkte, die Eliſabeth hieß, und ihm ſo wohl gefiel, daß er ſie zur Frau verlangte.

Dieſe Verbindung war leicht zu ſchließen, denn beide Väter kannten ſich, wegen der nahen Nachbarſchaft, ſehr gut, und beiden ſchien die Sache vortheilhaft. Zuerſt alſo beſchloſſen die guten Alten die Heirath, dann fingen ſie an vom Heirathsguthe zu ſprechen, wobey zwiſchen ihnen einiger Streit entſtand. Endlich ſagte Andreas zu Stephan: Johann mein Sohn iſt der trefflichſte Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längſt verheirathen wollen; ſo könnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unſeres Gleichen in Florenz finden mögen. Stephan verſetzte: auf deine tauſend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und faſt eben ſo viel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung iſt gemacht, und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeitlang heimlich zugehört, er trat unvermuthet hervor und ſagte: ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der ſich an der Mitgift ſeiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich ſo geſchickt ſey! ſollte ich nun dieſe Frau nicht erhalten und ihr verſchaffen können, was ſie bedarf, wodurch zugleich euer Wunſch befriedigt würde. Aber wißt nur, das Mädchen ſoll mein ſeyn, und die Ausſteuer mag euer bleiben.

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaaſen böſe, doch in wenigen Tagen führte Johann ſeine Geliebte nach Hauſe, und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten ſie ſich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen Kinder zu beſitzen. Nach Verlauf dieſer Zeit gebahr ſie zwey todte Knaben, woran die Ungeſchicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als ſie zunächſt wieder guter Hoffnung ward, brachte ſie eine Tochter zur Welt, welche man Roſa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwey Jahre darauf befand ſie ſich wieder in geſegneten Umſtänden, und als die Gelüſte, denen ſie, wie andere Frauen in ſolchen Fällen, ausgeſetzt war, völlig mit jenen übereinſtimmten, die ſie in der vorigen Schwangerſchaft empfunden; ſo glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren ſchon übereingekommen, ſie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab ſichs, daß ſie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam, um vier und ein halb Uhr, im Jahr Fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hauſe ein Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte ſie in das ſchönſte weiße Zeug; dann ging ſie, ſtille, ſtille, zu Johann, meinem Vater und ſagte: ich bringe euch ein ſchönes Geſchenk, das ihr nicht erwartet.

Mein Vater, der ein Philoſoph war, ging auf und nieder und ſagte: was mir Gott giebt, iſt mir lieb, und als er die Tücher auseinander legte, ſahe er den unerwarteten Sohn. Er ſchlug die alten Hände zuſammen, hub ſie und die Augen gen Himmel und ſagte: Herr! ich danke dir von ganzem Herzen! dieſer iſt mir ſehr lieb, er ſey willkommen! Alle gegenwärtigen Perſonen fragten ihn freudig, wie ich heißen ſolle? Johannes aber antwortete ihnen nur: er ſey willkommen! (Benvenuto). Daher entſchloſſen ſie ſich mir dieſen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte, mit Gottes Gnade, weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drey Jahr alt ſeyn mochte, er aber ſtand im hundertſten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Waſſerleitung verändert, und es war ein großer Scorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte, heraus und unter ein Bret gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haſchte ihn. Der Scorpion war ſo groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beyden Zangen zu ſehen waren. Sie ſagen, ich ſey eilig zu dem Alten gelaufen, und habe gerufen: Seht! lieber Großvater, mein ſchönes Krebschen! der gute Alte, der ſogleich das Thier für einen Scorpion erkannte, wäre faſt für Schrecken und Beſorgniß des Todes geweſen, er verlangte das Thier mit den äußerſten Liebkoſungen. Aber ich drückte es nur deſto feſter, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief, auf das Geſchrey, herzu, und wußte ſich vor Angſt nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich tödten. Indeſſen erblickte er eine Scheere, begütigte mich und ſchnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und, nach überſtandener Gefahr, hielt er dieſe Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ohngefähr in meinem fünften Jahr befand ſich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unſers Hauſes, wo man gewaſchen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichnen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, ſang und ſpielte um das Feuer; denn es war ſehr kalt. Zufälligerweiſe erblickte er, mitten in der ſtärkſten Gluth, ein Thierchen, wie eine Eidere, das ſich in dieſen lebhaften Flammen ergözte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schweſter rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing; ſuchte er mich aufs freundlichſte zu beſänftigen und ſagte: Lieber Sohn! ich ſchlage dich nicht, weil du etwas übles begangen haſt, vielmehr daß du dich dieſer Eidere erinnerſt, die du im Feuer ſiehſt. Das iſt ein Salamander, wie man, ſo viel ich weiß, noch keinen geſehen hat. Er küßte mich darauf, nnd gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fieng an, mich die Flöte zu lehren, und unterwieß mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder ſich an einem Pfeifchen und anderm ſolchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mirs unſäglich, und ich ſang und blies nur aus Gehorſam. Mein Vater machte zu ſelbiger Zeit wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, ſo ſchön und gut, als man ſie damals nur ſehen konnte, Violen, Lauten und Harfen, auf das beſte.

Er war auch in der Kriegsbaukunſt erfahren, und verfertigte mancherley Werkzeuge, als Modelle zu Brücken, Mühlen und andre Maſchinen; er arbeitete wunderſam in Elfenbein, und war der erſte, der in dieſer Kunſt etwas leiſtete; aber, da er ſich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er ſich mehr als billig mit der Flöte beſchäftigen, und ward von den Rathspfeifern erſucht, mit ihnen zu blaſen. So trieb er es eine Weile zu ſeinem Vergnügen, bis ſie ihn endlich feſthielten, anſtellten, und unter ihre Geſellſchaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter ſein Sohn, die ihm ſehr günſtig waren, ſahen nicht gern, daß er, indem er ſich ganz der Muſik ergab, ſeine übrige Fähigkeiten und ſeine Kunſt vernachläſſigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es ſehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er ſich wieder zur Kunſt, und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmeſſer, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren ſehr zierlich und wohl gezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand ſich der Spiegel, rings herum waren ſieben Rundungen angebracht, und in ſolchen die ſieben Tugenden, aus Elfenbein und ſchwarzen Knochen geſchnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, ſo daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten, denn ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie grad hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß, bey allen Umwälzungen des Glücksrads, die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota ſum, ſemper, quò quò me verto, ſtat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen, einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen, daher verſchmähte mein Vater auch nicht ſich zu ihnen zu geſellen, und der größte Wunſch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Muſikus werden möchte. Dagegen war mirs äußerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir verſicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie geſagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward (1498), und mein Vater unter den Rathspfeifern ſein Amt fortthat, erfuhr dieſe Magiſtratsperſon, wie geſchickt der Mann überhaupt ſey, und bediente ſich ſeiner zum Kriegsbaumeiſter in bedeutenden Fällen. Um dieſe Zeit ließ mein Vater mich ſchon vor dem Rathe mit den andern Muſikern den Discant blaſen, und, da ich noch ſo jung und zart war, trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, ſich mit mir abzugeben und mich ſchwätzen zu laſſen, er gab mir Zuckerwerk und ſagte zu meinem Vater: Meiſter Johann, lehre ihn, neben der Muſik, auch die beyden andern ſchönen Künſte. Mein Vater antwortete: Er ſoll keine andere Kunſt treiben, als blaſen und komponiren, und auf dieſem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum erſten Mann in der Welt zu machen. Darauf ſagte einer von den alten Herrn: thue nur ja, was der Gonfalonier ſagt; denn warum ſollte er nichts anders als ein guter Muſikus werden?

So ging eine Zeit vorbey, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Pabſt Leo wurde, begegnete meinem Vater ſehr freundlich. Aus dem Wappen am mediceiſchen Pallaſt hatte man die Kugeln genommen, ſobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld mahlen laſſen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausſtaffirt.

Wenige Tage nachher ſtarb Pabſt Julius II. (1513), der Cardinal Medicis ging nach Rom, und ward, gegen alles Vermuthen, zum Pabſt erwählt, er ließ meinen Vater zu ſich rufen, und wohl hätte dieſer gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlohr ſeine Stelle im Pallaſt, ſobald Jacob Salviati Gonfalonier geworden war.

Nun beſtimmte ich mich ein Goldſchmied zu werden, und lernte zum Theil dieſe Kunſt, zum Theil mußte ich viel, gegen meinen Willen, blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiße Stunden des Tages zeichnen laſſen, die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es beföhle. Darauf ſagte er zu mir: ſo haſt du denn kein Vergnügen am Blaſen? ich ſagte: Nein! Denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinn hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Verzweiflung, und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michelagnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinello zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! doch wie es zugegangen iſt, davon hab ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben, und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich funfzehn Jahr alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Lebensgefahren, in welchen ich mich befunden, ſo würde ſich der Leſer gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich, wider den Willen meines Vaters, in die Werkſtatt eines Goldſchmiedes, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, ſtolz und frey in ſeinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bey meiner freywilligen Neigung zur Kunſt, auch zeichnen konnte, wann es mir gefiele. Das war mir ſehr angenehm, und mein redlicher Meiſter hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bey ſich, dem er manches auftrug, um mich zu ſchonen. Meine Neigung war ſo groß, daß ich in wenig Monaten die beſten Geſellen einholte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Demohngeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blaſen, und ſo oft er mich hörte, fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein möglichſtes zu ſeiner Zufriedenheit, und ſtellte mich, als wenn ich auch großes Vergnügen dabey empfände.

Zweites Capitel.

Der Autor ſieht ſeinen Bruder in einem Gefecht beynahe erſchlagen und nimmt ſeine Parthey; daraus entſpringen einige unangenehme Vorfälle und er wird deßhalb von Florenz verbannt. Er begiebt ſich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunſt auf der Flöte zu blaſen zunimmt, mehr aber noch in der Profeſſion des Goldſchmieds. — Streit zwiſchen ſeinem Vater und Pierino einem Tonkünſtler; trauriges Ende des letzten. — Der Autor begiebt ſich nach Piſa und geht bey einem dortigen Goldſchmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach ſeiner Geneſung tritt er bey ſeinem alten Meiſter Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwey Jahr jünger als ich, und ſehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der beſten Soldaten, die in der Schule des vortreflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieſer Knabe war ohngefähr vierzehn Jahr alt und bekam, eines Sonntags, zwey Stunden vor Nacht, zwiſchen den Thoren St. Gallo und Pinti, mit einem Menſchen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, ſetzte ihm tapfer zu, und wollte nicht ablaſſen, ob er ihn gleich ſchon übel verwundet hatte. Viele Leute ſahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen Menſchen. Da dieſe merkten, daß die Sache übel ging, griffen ſie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem

Bruder aus allen Kräften zugerufen: er ſolle ſich zurückziehen! Als er fiel, nahm ich ſeinen Degen und hielt mich, in ſeiner Nähe, gegen viele Degen und Steine; einige tapfre Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreyten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hauſe, mit vieler Mühe ward er wieder zu ſich ſelbſt gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unſere Gegner, auf einige Jahre und uns, auf ſechs Monate, zehn Miglien von der Stadt. So ſchieden wir von unſerm armen Vater, der uns ſeinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meiſter Franzesco Caſtoro hieß, ich war ſchon einmal meinem Vater entlaufen, und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freyes Quartier, ſo lange ich in Siena blieb, wo ich mich, mit meinem Bruder, mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Pabſt Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewiſſer Schüler meines Vaters ſagte, aus böſer Abſicht, zum Cardinal: er ſolle mich doch nach Bologna ſchicken, damit ich dort von einem geſchickten Meiſter das Blaſen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal verſprach meinem Vater, mir Empfehlungsſchreiben zu geben, mein Vater wünſchte nichts beſſeres, und ich ging gerne, aus Verlangen, die Welt zu ſehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meiſter Herkules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lektionen in der Muſik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blaſen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldſchmiedekunſt: denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneſer Miniaturmahlers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabey.

Nach ſechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, ſehr verdrüßlich war; aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in ſein Haus, und blies mit ſeinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und ſagte: ich will doch einen großen Muſikus aus dir machen, zum Trotz eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt. Darauf antwortete Peter: weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er ſich auf die Goldſchmiedekunſt legt, als von dieſer Pfeiferey. Das war nun freylich wahr geſprochen; aber es verdroß meinen Vater, um deſto mehr, je mehr er ſah, daß ich auch derſelben Meinung war, und ſagte ſehr zornig zu Petern: ich wußte wohl, daß du der ſeyſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegenſetzt, durch dich habe ich meine Stelle im Pallaſt verlohren, mit ſolchem Undank haſt du meine große Wohlthat belohnt, dir hab ich ſie verſchaft, mir haſt du ſie entzogen; aber merke dieſe prophetiſchen Worte: Nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbey gehen, und du wirſt wegen deines ſchändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es euch auch geht, man muß euch nichts übel nehmen. denn ihr habt ja alles verſchenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun, und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß ſie den euern allenfalls zu Hülfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage dir, da du bös biſt, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bey meinen braven und reichen Söhnen in Dienſte gehn.

So eilten wir aus dem Hauſe, und es fielen noch manche heftige Worte, ich nahm die Parthie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bey der Zeichenkunſt ließe, ſo wollte ich ihn an dem unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner geweſen, und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen, willſt du nun nicht, um deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen, und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ichs gerne thun! Der gute Vater verſetzte: mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am ſicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbey, und Pierrino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen, und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beyde Beine, aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders, da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt mich dein Unfall! aber erinnerſt du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und ſo wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit, er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach. Ich gab ſie ihm; denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierino, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben, und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bey. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs lateiniſch lernen, denn wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden; nun konnte er aber in uns beyden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich aufs Zeichnen, und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, zeigte ſich ganz zu den Waffen.

Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand, und weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſere Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen laſſen. Denn außerdem, daß ich meinem Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleiß beyſtand, hatte ich mir auch ein hübſches anſehnliches Kleid angeſchaft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte ſich davon gemacht, und ich ſetzte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich doch ſo gerne arbeitete, um ihm beyzuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſey ſein guter Sohn, was ich glaubte verlohren zu haben, würde mir Gewinſt bringen, es ſey nöthig, es ſey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge; ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater, wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld, und ging grade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, fand ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Piſa, ich mochte ohngefähr ſechszehn Jahr alt ſeyn, und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bey einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich hereinkommen, und gab mir gleich etwas zu thun, wobey er ſagte: dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß du ein wakrer Menſch biſt, und ſo gab er mir Gold, Silber und Juwelen hin. Abends führte er mich in ſein Haus, wo er, mit einer ſchönen Frau und einigen Kindern, wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und ſchrieb ihm, daß ich in dem Hauſe eines ſehr guten Mannes aufgenommen ſey, und mit ihm große und ſchöne Arbeit verfertige, er möchte ſich beruhigen, ich ſuche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geſchicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geſchwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir iſt ſo groß, daß ich, wenn es nur ſchicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu dir zu kommen, denn gewiß! mir iſts als wenn ich des Lichts dieſer Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich ſehe, und zum Guten ermahnen kann. Dieſe Antwort fiel in die Hände meines Meiſters, er las ſie heimlich und geſtand es mir dann mit dieſen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Anſehn betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann ſeyn muß, giebt dir das beſte Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hauſe und bey deinem Vater ſeyſt.

Ich ging nun den Gottesacker von Piſa zu beſehen, und fand dort beſonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, ſo bald ich in der Werkſtatt frey hatte, beſtändig übte. Mein Meiſter faßte darüber große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer, und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt, weiter vorwärts zu gehn, immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabey ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber vergieng mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergeſtalt haßte ich das abſcheuliche Blaſen, und wirklich ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahrs, fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, um einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich, in der böſen Luft, ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück, und mußte ungefähr zwey Monate das Bette hüten. Mein Vater ſorgte für mich, mit großer Liebe, und ſagte immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre, bis ich geſund wäre, damit er mich wieder könnte blaſen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verſtand ſich ein wenig auf die Medicin und auf die lateiniſche Sprache, ſo fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blaſen hörte, die größte Bewegung entſtand, und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun ſein großes Herzeleid ſahe, ſagte ich zu einer meiner Schweſtern, ſie ſollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, ſo machte mir doch dies Inſtrument, das keine große Anſtrengung erfordert, nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit, ich bließ mit ſo glücklicher Dispoſition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tauſendmal ſegnete, und mich verſicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts geweſen, unendlich gewonnen habe, er bat mich, daß ich vorwärts gehen und ein ſo ſchönes Talent nicht vernachläßigen ſolle.

Als ich nun wieder geſund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldſchmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterſtützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein italiäniſcher Bildhauer, kommt nach Florenz und wirbt junge Künſtler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor beſchäftigt ſich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonard da Vinci zu ſtudiren. — Um ſich in ſeiner Kunſt zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Geſellen, Johann Taſſo. — Er findet in dieſer Hauptſtadt große Aufmunterung, ſo wie mancherley Abenteuer. — Nach zwey Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er ſeine Kunſt mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünſtler werden eiferſüchtig über ſeine Geſchicklichkeit. — Streit zwiſchen ihm und Gerard Guasconti. — Verfolgt, weil er ſeinen Gegner geſchlagen und verwundet, kleidet er ſich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieſer Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß, er hatte ſich lange in England aufgehalten, und beſuchte täglich meinen Meiſter, zu dem er große Freundſchaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angeſehen hatte, ſagte er: Ich bin zurückgekommen, um ſo viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, ſo will ich mir beſonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen. Deine Arbeiten und deine Zeichnungen ſind mehr eines Bildhauers, als eines Goldſchmieds, und da ich große Werke von Erz zu machen habe, ſo ſollſt du bey mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen, er ſah eher einem großen Soldaten, als einem Bildhauer ähnlich; ſeine entſchiedenen Gebährden, ſeine klingende Stimme, das Runzeln ſeiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erſchrecken können, und alle Tage ſprach er von ſeinen Händeln mit den Beſtien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden, und zwar bey Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichen Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michelagnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte, er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm, beyde waren für das Zimmer des Conſeils, im Pallaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reuterey unternommen, dabey einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſichs nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolks vorgeſtellt, die bey dem heißen Wetter ſich im Arno badeten. der Augenblick war gewählt, wie unverhoft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, und dieſe nakten Völker ſchnell nach den Waffen rennen; ſo ſchön und vortrefflich waren die Stellungen und Gebärden, daß man weder von alten noch neuen ein Werk geſehen hatte, das auf dieſen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; ſo war auch die Arbeit des großen Leonard höchſt ſchön und wunderbar. Es hingen dieſe Cartone, einer in dem Pallaſt der Medicis, einer in dem Saale des Pabſtes, und ſo lange ſie ausgeſtellt blieben, waren ſie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michelagnolo die große Kapelle des Pabſtes Julius mahlte, ſo erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortreflichkeit dieſes erſten Werks, und ſein Talent erhob ſich niemals zur Stärke dieſer früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und ſagte: dieſer Buonaretti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Kapelle des Maſaccio zu ſtudiren, und Buonaretti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er ſich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als ſonſt, ich ballte die Fauſt, und ſchlug ihn ſo heftig auf die Naſe, daß ich Knochen und Knorpel ſo mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate geweſen wäre, und ſo habe ich ihn für ſein ganzes Leben gezeichnet.

Dieſe Worte erregten in mir einen ſolchen Haß, da ich die Arbeiten dieſes unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder anſehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort, mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die größte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Mahlers Filippo di fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten, ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwey Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindshand, ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesko Salembeni und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweyte ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: wenn du nur der Menſch wärſt, anſtatt vieler Worte, etwas zu unternehmen! Er antwortete mir: hätte ich nur ſo viel Geld um nach Rom zu kommen; ſo wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armſelige Werkſtatt zu verſchließen. Darauf ſagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, ſo hätte ich ſo viel bey mir, als wir beyde bis Rom brauchten.

Da wir ſo im Gehen zuſammen ſprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf ſagte ich: mein Taſſo, das iſt göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dies Thor gekommen ſind! Nun da ich hier bin, iſt mirs als wenn ich ſchon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und ſprachen zuſammen: was werden unſere Alten dieſen Abend ſagen? dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unſere Schurzfelle auf den Rücken und gingen ſtillſchweigend nach Siena.

Taſſo hatte ſich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich, daß ich ihm Geld borgen ſollte, um wieder zurück zu kehren; ich antwortete: daran hätteſt du denken ſollen, ehe du von Hauſe weggingſt, ich habe nur noch ſo viel, um nach Rom zu kommen, kannſt du zu Fuße nicht fort, ſo iſt da ein Pferd, das retour nach Rom geht, zu haben, und du haſt keine weitere Entſchuldigung. Ich miethete das Pferd, und, da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das römiſche Thor zu. Als er mich entſchloſſen ſah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſt halten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloſſes, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm auſſerordentlich, und er ſagte zu einem florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bey ihm ſtand: das iſt ein Florentiner, der's verſteht, und du biſt einer von denen, die's nicht verſtehen. Ich erkannte darauf den Menſchen, und wollte ihn grüſſen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen; er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete, mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: o Gianotto! ehemals mein Hausfreund, mit dem ich, da und da, zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bey dieſem braven Manne, deinem Meiſter, und hoffe, daß meine Hände, ohne deinen Beyſtand, beweiſen ſollen, wer ich bin. Hierauf wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: ſchlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue, wie du geſagt haſt, deine Hände mögen ſprechen wer du biſt, und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Kardinal zu machen.

Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg, vor der Thüre der Rotonde. Was ich von dem meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06882/226

ſchöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter höchlich, der das Werk überall zeigte und ſich rühmte, daß ein ſolches aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſey. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bey Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom. Einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Taſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Luſt an, zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder, Paul Arſago, hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte. Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſetzte, daß ich frey gebohren ſey und auch frey leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und, als ein freyer Arbeiter, wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ohngefähr daſſelbe, und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm ſeyn werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf das ſagte ich: ich wollte niemanden ſchaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſetzte Firenzuola, du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch antwortete. Aber ich verſetzte: Hab' ich Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte, der vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola, er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben, doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Feſtigkeit verſchaffte mir Recht, er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unſere Freundſchaft. Er bat mich ſogar, bey ihm Gevatter zu ſtehn.

Unter meinem neuen Meiſter verdiente ich genug und ſchickte den größten Theil meinem guten Vater. Demohngeachtet lag dieſer mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwey Jahren that ich ihm ſeinen Willen. Ich arbeitete wieder bey Salimbeni, verdiente viel, und ſuchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesko di Philippo, und ob mir gleich das verwünſchte Blaſen viel Zeit verdarb, ſo unterließ ich doch nicht, gewiſſe Stunden des Tags und der Nacht zu ſtudiren.

Ich machte damals ein ſilbernes Herzſchloß, ſo nannte man einen Gürtel, drey Finger breit, den die Bräute zu ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel, dann rief ich ſeinen Vettern zu: ſo behandelt man feige Spitzbuben eures gleichen! und da ſie Miene machten, ſo viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Kommt einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt ſoll hier nichts zu thun kriegen. Sie erſchracken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Väter und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört ſey. Die Herrn Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl, weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrner Knabe, verſäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deßhalb keinen ſo heftigen Ausputzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, ausſprechen, ſo rief er: keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Genoſſen. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren! die Einfalt dieſes armen Menſchen, er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, koſtet fünf und zwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag wenig oder nichts, es iſt ein braver Junge und erhält ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen, durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde, bewegt, auch ohnedies von ihrer Parthey, die mich gern ins Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maas Mehl, als Almoſen, in ein Kloſter zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen, er verbot mir, bey Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buſe ſogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweiß und ſchickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Fauſtſchlag! ſo daß die Achte über mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Bürgſchaft leiſten ſollten. So gingen die andern frey aus und mich allein verdammten ſie in die vier Maas Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit ſchien. Ich ſchickte nach einem Vetter, der ſich für mich verbürgen ſollte, er aber wollte nicht kommen, darüber wurd' ich ganz raſend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie ſehr dieſer Mann meinem Hauſe verbunden ſey. Ich faßte mich in meiner Wuth ſo gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tiſche ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, ſprang ich wüthend aus dem Pallaſt, lief nach meiner Werkſtatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich beym Eſſen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her, ich ſtieß ihm aber den Dolch nach der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte, ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräuſch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heute ſollt ihr alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten, der jüngſte Tag ſey gekommen, ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreyend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig, ſie zu verletzen. Wüthend ſprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippſchaft beyſammen. Mehr als zwölfe waren herbeygelaufen; einer hatte einen eiſernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter ſie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünfe nieder, ich ſtürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen dieſen, bald gegen jenen; die, welche noch ſtanden, ſchlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die ſie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuſchlugen, dann wollten ſie nach ihren Verwundeten und Todten ſehen, aber es war niemand beſchädigt.

Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexius Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich härte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir: ich ſollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel in der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ohngefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte außerordentlich verſammelt, ſie ließen einen ſchrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Straſen, der mich verbärge, oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehn des Orts und der Perſon. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da ſtand einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkommſt! Morgen des Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: was Gottes Wille iſt, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andre ſagte darauf: das wird Gottes Wille ſeyn. Mein Vater verſetzte dagegen: es iſt mein Troſt, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam ſogleich mich aufzuſuchen, mit einem jungen Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieß, wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte, unter ſeinem Mantel, einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte wie es ihm bey den Achten ergangen ſey, dann küßte er mir die Stirne und beyde Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: die Macht Gottes ſtehe dir bey! und ſo reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eignen Händen, ſie anlegen. Dann fuhr er fort: Lieber Sohn! mit dieſen in der Hand leb oder ſtirb.

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf, zu weinen, und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Layenbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längs der Mauer bis auf den Platz, nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entmönchte mich ſogleich und ward wieder Mann. Wir beſtiegen zwey Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſey, hatte derſelbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: ſeht, Antonio, Gott wußte beſſer, als ihr, was aus meinem Sohn werden ſollte. Jener antwortete: Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kommen! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena erwartete ich die ordinäre römiſche Poſt und verdung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neuerwählten Papſt Clemens ankündigte. (1532)

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Chigi höchlich aufgemuntert. — Beſonderes Zutrauen dieſer Dame. — Eiferſucht zwiſchen ihm und Lucagnolo von Jeſi. — Er bläſ't vor Papſt Clemens VII. der mit ihm wohl zufrieden iſt und ihn, wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldſchmied und Muſikus in Dienſt nimmt. — Der Biſchoff von Salamanka giebt ihm, auf die Empfehlung des Franziskus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltſame Abentheuer zwiſchen ihm und dem Biſchoff.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkſtatt des Meiſter Santi, der verſtorben war, und deſſen Sohn das Gewerb fortſetzte, nicht ſelbſt arbeitete, ſondern alles durch einen jungen Menſchen beſorgen ließ, der ſich Lucagnolo von Jeſi nannte. Er war Sohn eines mailändiſchen Bauren und hatte von Jugend auf bey Meiſter Santi gearbeitet, klein von Natur und wohlgebildet. Dieſer junge Menſch arbeitete beſſer als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und ſolche Dinge.

Ich übernahm für den Biſchoff von Salamanka, einen Spanier, Leuchter zu machen, ſie wurden ſehr reich gearbeitet, wie es für ſolche Werke gehört. Ein Schüler Raphaels, Johann Franziskus Penni, mit dem Zunahmen il Fattore, ein trefflicher Mahler und Freund des gedachten Biſchoffs, ſetzte mich bey ihm in Gunſt, man gab mir viel zu arbeiten und ich ward gut bezahlt.

Zu derſelbigen Zeit ging ich an Feſttagen manchmal in die Kapelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Auguſtin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die ſchönſten Arbeiten, von der Hand des vortrefflichen Mahlers Raphael von Urbino. Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daſelbſt. Sie waren ſtolz darauf, wenn junge Leute, meines gleichen, bey ihnen zu ſtudiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche ſehr angenehm und äußerſt ſchön war, hatte mich oft in ihrem Hauſe geſehen; ſie trat eines Tages zu mir, beſah meine Zeichnungen und fragte: ob ich Mahler oder Bildhauer ſey? Ich antwortete ihr: ich ſey ein Goldſchmied! worauf ſie verſetzte, daß ich zu gut für einen Goldſchmied zeichnete. Sie ließ ſich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von ſchönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte daß ich ſie ſchätzen ſollte. Ich ſchätzte ſie auf achthundert Scudi; ſie ſagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Luſt hätte, ſie recht gut zu umfaſſen? Ich verſicherte, daß ich es mit Freuden thun würde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um deſto beſſer ausführte, je mehr ich Luſt hatte, mich mit dieſer ſchönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne, edle Römerinn, aus dem Hauſe, herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lächelnd: ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchämt und halb muthig: wie ich auch ſey, bin ich bereit Euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung, ſagte ſie und bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin ſagte darauf: wenn ich in dem jungen Menſchen ſtäcke, ſo ging ich, in Gottes Nahmen, durch. Porzia antwortete: ſolche Talente ſind ſelten mit Laſtern verbunden, er wird das Anſehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; ſie nahm ihre Freundin bey der Hand, und, indem ſie ſich umwendete, ſagte ſie mit dem freundlichſten Lächeln: Lebe wohl, Benvenuto.

Ich vollendete noch erſt meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden ſollte. Ich wieß es den beyden Damen, die mich ſo ſehr lobten und mir ſo artig begegneten, daß ich kühn genug war zu verſprechen, die Arbeit ſolle doppelt ſo ſchön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf Tagen; zwar wieder in Geſtalt einer Lilie; aber mit ſo viel Maſken, Kindern und Thieren gezieret, und ſo ſorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indeſſen ich daran arbeitete, war der geſchickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und verſicherte: es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an ſeinen ſilbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben ſo viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und ſagte: wir wollen ſehen! Ich habe dieſes Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beyde gewinnen. Ich ſagte es würde mich freuen, mit einem ſo geſchickten Manne in die Wette zu arbeiten, und ſo bückten wir, ein wenig verdrießlich, unſere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beyde ſo fleißig daran, daß, in zehn Tagen ohngefähr, jeder, mit aller Kunſt und Reinlichkeit, ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo ſollte dem Papſt Clemens bey Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwey ſchönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, ſo großen als kleinen, und mit den ſchönſten Blättern; alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte. Ich verſicherte in meinem Leben nichts ſchöneres geſehen zu haben!

Lucagnolo glaubte ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, ſagte aber: den Unterſchied werden wir bald ſehen. Er trug ſein Gefäß zum Papſt und ward nach dem Maaßſtab dieſer großen Arbeiten bezahlt; indeſſen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung verſicherte, daß ich mein Verſprechen weit übertroffen habe, ich ſolle für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn ſie glaube nicht mich belohnen zu können, auch wenn ſie im Stande wäre mir ein Landgut zu ſchenken. Ich verſetzte, meine größte Belohnung ſey ihr Beyfall, ich verlange nichts weiter, und ſo wollte ich mir ihr empfehlen.

Porzia ſagte darauf zu ihrer Freundin: ſehet, wie ſich in Geſellſchaft ſeiner Talente auch die Tugenden befinden! und ſo ſchienen beyde Frauen verwundert zu ſeyn. Darauf ſagte Porzia: Du haſt wohl ſagen hören, wenn der Arme dem Reichen ſchenkt, ſo lacht der Teufel. Ich verſetzte, der Böſe habe Verdruß genug, dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg und ſie riefen mir nach: er ſolle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkſtatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und ſagte: laß nun einmal deinen Verdienſt neben dem meinigen ſehen. Ich erſuchte ihn, bis auf den nächſten Tag zu warten, da ich denn, weil ich mich in meiner Arbeit ſo brav, wie er in der ſeinigen, gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schanden zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſeye das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt, noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen, und brachte dieſe, ſobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbey gekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drey oder viermal: Au! und goß, mit vielem Lärm, ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrey, ſeine Blicke, die Späſſe und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht, ich ſchielte nur in meine Hülſe hinein und da ich merkte, daß es lauter Gold war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beyden Händen, meine Rolle ſtark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſo viel Stücke als bey ihm hervor, und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verachtung angeblickt hatten, wendeten ſich auf ihn. Man rief: hier ſiehts viel beſſer aus; hier ſind Goldſtücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte, er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt; ſo kannte er ſich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereyen legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer verſuchen, doch ich ſagte ihm voraus: ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen; aber dieſe Lumpereyen würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wollte es ihm ſchon zeigen. Die Umſtehenden gaben ihm laut Unrecht, und ſchalten ihn, wie ers verdiente; von mir aber ſprachen ſie, wie ich mich erwieſen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madam Porzia zu danken und ſagte, daß ſie, gerade umgekehrt, anſtatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Urſache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zuſammen und ſie beſtellte bey mir noch mehr gute und ſchöne Arbeiten.

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals

Arbeit, beym Biſchoff von Salamanka. Dieſer Herr wollte zwey große Waſſerkeſſel, von gleicher Größe, auf die Kredenztiſche haben, den einen ſollte ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bey ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in ſeiner Werkſtatt gegeben, dabey überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb, und mich dabey um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläßigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören; in Betrachtung, daß ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanko arbeitete, hatte ich, zu meiner Beyhülfe, nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Bürgers, der von ſeinen Einkünften lebte. Paulin war ſo glücklich gebohren, der ehrbarſte und ſchönſte Knabe, den ich im Leben geſehen hatte, ſein gutes Weſen, ſein angenehmes Betragen, ſeine unendliche Schönheit, ſeine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Urſachen, daß ich ſo große Liebe für ihn empfand, als die Bruſt eines Menſchen faſſen kann. Dieſe lebhafte Neigung bewog mich, um dieſes herrliche Geſicht, das von Natur ernſthaft und traurig war, erheitert zu ſehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, ſo lächelte er ſo ſchön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, ſo würde er die Menſchen ganz auſſer ſich gebracht haben. Er hatte eine Schweſter, die ſo ſchön war wie er, und Fauſtina hieß, der Vater führte mich oft in ſeinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu ſeinem Schwiegerſohn gehabt hätte, durch dieſe Veranlaſſung bließ ich mehr als gewöhnlich.

Um dieſe Zeit ließ mich ein gewißer Jacob von Ceſena, ein treflicher Muſikus, der bey dem Pabſte in Dienſten war, fragen, ob ich ihnen am erſten Auguſt helfen und den Sopran blaſen wollte? ſie hätten, auf dieſen Tag, die ſchönſten Stücke, zu des Pabſtes Tafelmuſik, ausgeſucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein ſchönes angefangenes Gefäß zu endigen, ſo reizte mich doch die Muſik, als eine wunderbare Sache an ſich, wobey ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Geſellſchaft zu ſeyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwey Stunden und gingen ſodann, am Feſttage, ins Belvedere und blieſſen, bey Tage, die gewählten Motetten, ſo daß der Pabſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jacob von Ceſena zu ſich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen ſo guten Sopran zu finden? und fragte ihn genau, wer ich ſey? Als er meinen Nahmen erfuhr, ſagte er: iſt das ein Sohn des Meiſter Johannes? den will ich in meine Dienſte haben! Jacob verſetzte, er wird ſchwer zu bereden ſeyn, denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bey ſeiner Kunſt, in der er vortreflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Muſik nicht thun würde. Deſto beſſer, verſetzte der Pabſt, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er ſoll ſeine Beſoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in ſeiner andern Profeßion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Pabſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Pabſtes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab ſagte er: ich will dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen. Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen ſollte? denn ich ſah wohl, welchen Schaden meine Kunſt darunter leiden würde. Die folgende Nacht erſchien mir mein Vater im Traume, und bat mich, mit den liebevollſten Thränen, daß ich, um Gott und ſeinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weiſe thun könne; ſchnell erſchreckte mich ſeine fürchterliche Geſtalt, er drohte mir mit ſeinem Fluch, wenn ich es ausſchlüge, und verſprach mir, wenn ich gehorchte, ſeinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, ſo lief ich, mich einſchreiben zu laſſen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beynahe den Tod gehabt hätte. Er ſchrieb mir, daß auch er beynah daſſelbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müſſe.

Inzwiſchen arbeitete ich, mit großer Sorgfalt das angefangene Gefäß für den Biſchof von Salamanka zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, ſehr reich, aber ſchwer zu befriedigen, er ſchickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und ſie durch einen andern endigen laſſen. Daran war denn doch das verdammte Blaſen ſchuld, denn übrigens arbeitete ich Tag und Nacht mit dem größten Fleiße, ſo, daß ich dem Biſchoff das Gefäß wenigſtens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht beſſer; denn nun ward erſt ſeine Luſt ſo groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drey Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit ſo ſchönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man ſich vorſtellen kann. Sogleich ſchickte ich es, durch meinen Paulin, zu Lucagnolo, dem der Knabe mit ſeiner gewöhnlichen Zierlichkeit ſagte: hier ſchickt euch Benvenuto ſein Verſprechen und ſeine H°°°°eien, er hoft von euch bald auch eure Lumpereien zu ſehen. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und, nachdem er es lang genug betrachtet hatte, ſagte er zu Paulin: ſchöner Knabe! ſage deinem Herrn: daß er ein trefflicher Mann iſt, er ſoll mein Freund ſeyn und das übrige auf ſich beruhen laſſen. Der gute Knabe brachte mir, freudig, die Bothſchaft, das Geſäß wurde zu Salamanka getragen, welcher verlangte, daß es geſchickt werden ſollte. Lucagnolo kam dazu, ſeine Schäzung war ehrenvoll, und ſein Lob weit größer, als ichs zu verdienen glaubte. Salamanka nahm das Gefäß, und ſagte, in Spaniſcher Manier: bey Gott, er ſoll ſo lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten laſſen. Hierüber ward ich äußerſt verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden, der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran, war ein Henkel, von Einem Stücke, auf das zarteſte gearbeitet, der, durch Hülfe einer gewißen Stahlfeder, grade über der Oefnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Biſchoff, mit großer Zufriedenheit, einigen ſeiner Spanier dieſes Gefäß, einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinſte umgegangen ſeyn, die zarte Feder konnte ſeiner bäuriſchen Gewalt nicht widerſtehen, und der Henkel brach ab. Der Biſchoff war ſchon weggegangen, und der Edelmann, äußerſt erſchrocken, bat den Mundſchenken, er möchte doch geſchwind das Gefäß zum Meiſter tragen, damit es ſchnell
ieder hergeſtellt würde, es möchte koſten was es wollte.
kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände, ich verſprach
ell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag
mir gebracht worden, und zwey Stunden vor Nacht
es ſchon fertig. Nun kam der Mundſchenk wieder,
Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals
es andern Gäſten zu zeigen. Der Mundſchenk
um Worte kommen und rief: nur ſchnell!
her! Ich, der ich keine Luſt hatte, es her-
nur: ich habe keine Eile.

Er kam darüber in ſolche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern, gewaltſam, in die Werkſtatt eindringen wollte. Ich widerſezte mich ihm, mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb es nicht heraus! rief ich, geh' ſage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kommt. Da er ſahe, daß ſein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Creuz anzurufen pflegt, und verſprach, wenn ich es heraus gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorſatz nicht, und da ich ihm immer daſſelbe antwortete, verzweifelte er endlich, und ſchwur mit ſo viel Spaniern wieder zu kommen, daß ſie mich in Stücken hauen ſollten, und ſo lief er fort. Da ich ſie nun wohl ſolcher Mordthat fähig hielte, ſetzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchſe zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, ſo kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich ſo mit mir zu Rathe ging, erſchienen viele Spanier, mit dem Haushofmeiſter, der auf ungeſtümſpaniſche Weiſe befahl, ſie ſollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchſe, mit geſpanntem Hahn und ſchrie, mit lauter Stimme: nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder! ſtürmt man ſo die Häuſer und Läden in Rom? ſo viel ſich von euch Spitzbuben dieſer Thüre nähern, ſo viel will ich mit der Büchſe todt hinſtrecken. Ich zielte ſogleich nach dem Haushofmeiſter, und rief: du Erzſchelm, der du ſie anſtifteſt, ſollſt mir zuerſt ſterben.

Schnell gab er ſeinem Pferd die Sporen, und floh mit verhängtem Zügel.

Ueber dieſem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige römiſche Edelleute, welche eben vorbeygingen, ſagten zu mir: ſchlag die Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Dieſe kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, ſie ſahen ſich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall, mit allen Umſtänden, zu erzählen. Der ſtolze Mann machte ſeine Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil ſie einen ſolchen Exceß begangen, theils weil ſie den Handel, den ſie einmal angefangen hatten, nicht beſſer durchſetzten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu und Monſignor ſagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geſchwind brächte, ſo ſollten meine Ohren das größte Stück ſeyn, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, ſo ſollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs und ließ ihm wiſſen, daß ich die Sache gleich an den Pabſt bringen würde.

Indeſſen waren wir beyde kälter geworden, einige römiſche Edelleute ſchlugen ſich ins Mittel, und verbürgten ſich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leiſten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche; ſo kam ich in das Haus des Biſchoffs, der ſein ganzes Geſinde hatte auftreten laſſen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß trug, und es war als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte, einer ſah aus wie der Löwe, einer wie der Scorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äußerſt pfäffiſche und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzuſehen, und antwortete nicht: darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich ſollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſey. Darauf hob ich den Kopf und ſagte ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hätte. Der Biſchoff ereiferte ſich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu ſchreyen, endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Pabſt Clemens vernahm die Geſchichte und freute ſich ſehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich: daß er mir ſehr wohl wollte! ſo daß Monſignor Salamanka ſein übles Betragen bereute, und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ: daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Pabſtes, der herzlich darüber lachte. Kardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Pabſt die Händel zwiſchen mir und Salamanka erzählte, dann wendte er ſich zu ſeinen Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Pallaſt zu thun geben. Cardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und, nachdem er mir viel angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanka. So gaben mir auch die Cardinäle

Carnaro und beſonders Rudolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröfnen ſollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für dieſe trefliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini, der Gonfalonier von Rom war, für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er ſie ſchätzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchätzten ſie viel höher als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Faſt wäre mirs damit, wie mit dem Gefäße des Salamanka, gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Händel und nimmt eine Ausforderung eines der Leute des Rienzo da Ceri an. — Er arbeitet große Cardinalſiegel, nach Art des Lautizio. — Die Peſt bricht in Rom aus, während derſelben hält er ſich viel in den Ruinen auf und ſtudirt dort nach den architectoniſchen Zierrathen. — Geſchichte des Herrn Jacob Carri, berühmten Wundarztes. Begebenheiten mit einigen Vaſen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Peſtilenz vorbey war, treten mehrere Künſtler zuſammen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, ſich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beſchreibung eines dieſer Bankete, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beſchreiben will, ſo muß ich andere Dinge, die ſich zwar nicht auf meine Profeſſion beziehen, doch im Vorbeygehen bemerken. Am Feſte unſers Patrons St. Johann, aßen viele Florentiner zuſammen, von verſchiedenen Profeßionen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, unter andern angeſehenen Leuten war Roſſo, der Mahler und Penni, Raphaels Schüler, dabey. Ich hatte ſie eigentlich zuſammengebracht. Sie lachten und ſcherzten, wie es geſchieht, wenn viele Männer beyſammen ſind, die ſich eines einſamen Feſtes erfreuen. Zufällig ging ein tollköpfiger junger Menſch vorbey, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns ſo luſtig hörte, ſpottete er auf eine unanſtändige Weiſe über die florentiniſche Nation. Ich hielt mich für den Anführer ſo vieler geſchickten und braven Leute, und konnte das nicht hingehen laſſen; ſtill, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch, er ging mit ſeiner Liebſten, und um ſie zum Lachen zu bringen, ſetzte er ſein albernes Geſchwätze fort. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche ſeye, der ſchlecht von der florentiniſchen Nation ſpreche? Er antwortete ſchnell: ich bins! Drauf ſchlug ich ihn ins Geſicht und ſagte: das bin ich! und ſogleich waren unſere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als ſich viele dazwiſchen legten, und, da ſie die Sache vernahmen, mir recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugeſtellt, ich nahm ſie freudig an und ſagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunſt fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilaqua hieß, er hatte den Ruf, der erſte Degen von Italien geweſen zu ſeyn, denn er hatte ſich wohl zwanzigmal geſchlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geſchieden. Dieſer brave Mann hatte viel Freundſchaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunſt, und hatte mir ſchon bey fürchterlichen Händeln beygeſtanden. Er pflegte zu ſagen: Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hätteſt; ſo bin ich gewiß, du würdeſt mit Ehren beſtehen; denn ſo viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen ſehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele ſchöne Geſchichten dieſer Art, um von meiner Kunſt zu reden, um derentwillen ich eigentlich ſchreibe, und ich werde darin nur zu viel zu ſagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem löblichen Wetteifer, die Art und Kunſt des Lucagnolo zu übertreffen ſuchte, und dabey die Geſchäfte eines Juweliers nicht verſäumte; eben ſo bemühte ich mich, die Geſchicklichkeiten anderer Künſtler nachzuahmen. Es war zur ſelbigen Zeit in Rom ein treflicher Peruginer, mit Nahmen Lautitio, der nur Eine Profeſſion trieb, in dieſer aber auch einzig war. Es iſt gewöhnlich, daß, in Rom, jeder Cardinal ſein Wappen im Siegel führt. Dieſe Siegel ſind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, ſo bezahlt man für ein ſolches hundert und mehr Scudi. Auch dieſem braven Manne wünſchte ich nachzueifern, obgleich ſeine Kunſt ſehr von denen Künſten entfernt war, die ein Goldſchmied auszuüben hat; auch verſtand Lautitio nichts zu machen als nur dieſe Siegel. Ich aber befleißigte mich, nebſt andern Arbeiten, auch dieſes und, ſo ſchwer ich ſie auch fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand ſich in Rom ein andrer treflicher Künſtler, von Mailand gebürtig, mit Nahmen Caradoſſo, er arbeitete blos getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Cruzifixe, einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech, auf das vortreflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihn, mehr als jemanden, zu erreichen. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, wodurch man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten übernahm ich, und ſuchte ſie, unermüdet, zur Vollkommenheit zu bringen. Die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen ſeyn, und nahm mir darin einen unſerer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ſich, daß ich wüßte, ſeiner göttlichen Arbeit genähert. Auch dieſe ſchwere Bemühungen legte ich mir auf, wo man ſein Werk und die Frucht ſeines Fleißes zuletzt dem Feuer überlaſſen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſahe. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Komplexion gegeben, daß ich damit, frey, alles, was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte. Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeßionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit, ich war ohngefähr drey und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit, viele Tauſende ſtarben jeden Tag, und, dadurch geſchreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewißen Lebensart, die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus, und ſtudirte nach ihnen, entweder in Wachs, oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden, und dabey viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen meine Büchſe gegen ſie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Peſt, und um allen menſchlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur Eine Kugel in das Gewehr, und vergnügte mich, durch Kunſt und Geſchicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet, ſie war von außen und innen ſpiegelglatt, dazu machte ich mir ſelbſt das feinſte Schießpulver, wobey ich Geheimniſſe fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur dieſen Wink geben, daß ich, mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, von meinem Pulver, auf zweyhundert Schritte, einen weiſſen Punkt traf, worüber ſich die, welche das Handwerk verſtehen, gewis verwundern werden.

So ein großes Vergnügen fand ich an dieſer Uebung, daß ſie mich manchmal von meiner Kunſt und von meinen Studien zu entfernen ſchien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder großen Vortheil, denn ich verbeſſerte dadurch meine Lebenskräfte und die Luft war mir ſehr heilſam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieſes Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geſchickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte ſich mehr, als wenn ich immer bey meinen Studien und Uebungen blieb, ſo daß mir am Ende meine Büchſe mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bey dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitätenſuchern gemacht, die den lombardiſchen Bauern aufpaßten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und, im Umwenden des Erdreichs, immer alte Medaillen, Achate, Praſem, Carniole und Cameen fanden, manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beyſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und, indem ich ſie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl ſo viele Goldgulden als ſie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder, und, ob ich dabey gleich wieder Zehen für Eins gewann, ſo machte ich mir doch dadurch faſt alle Kardinäle zu Freunden.

Um nur von den ſeltenſten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mächtige Bohne, in dem ſchön gefärbteſten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer ſtarken Nuß groß, einen Camee mit Herkules und Cerberus, ein Werk, das unſer großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf, von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich trefliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geſchichte erzähle, die früher vorfiele! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meiſter Jacob da Carpi hieß, dieſer trefliche Mann curirte unter andern, beſonders deſperate franzöſiſche Uebel; er verſtand ſich ſehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkſtatt vorbeyging, ſahe er zufälliger Weiſe einige Handriſſe, worunter ſich wunderliche Vaſen befanden, die ich, zu meinem Vergnügen, erfunden hatte, ſie waren ganz verſchieden von allem, was bis dahin geſehen worden war. Meiſter Jacob verlangte, ich ſollte ſie ihm von Silber machen, welches ich äußerſt gern that, weil ich dabey meinen Grillen folgen konnte, er bezahlte mir ſie gut; aber hundertfach war die Ehre, die ſie mir verſchafften. Denn die Goldſchmiede lobten die Arbeit über die Maaſen, und ich hatte ſie nicht ſobald ihrem Herrn übergeben, als er ſie dem Pabſt zeigte und den andern Tag verreißte. Er war ſehr gelehrt, und ſprach zum Erſtaunen über die Medicin. Der Pabſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben, aber er ſagte: er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte, ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagner Mann, und er that wohl von Rom wegzugehn, denn wenige Monate darauf befanden ſich alle, die er curirt hatte, viel ſchlimmer als vorher, ſie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herrn, auch unſerm durchlauchtigſten Herzog und ſagte: er habe ſie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur, unter der Bedingung, daß er ihm dieſe Gefäße abträte, habe curiren wollen, der Herr habe ſich ſehr geweigert, ihm verſichert, daß ſie antik ſeyen, und ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen; Er aber ſey darauf beſtanden, und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieſes erzählte mir Alberto Bendidio, der mir, mit großen Umſtänden, einige Copien wieß, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und ſagte nichts weiter. Der ſtolze Mann erzürnte ſich und rief: du lachſt und ich ſage dir, ſeit tauſend Jahren iſt keiner gebohren, der ſie nur zeichnen konnte. Ich war ſtill, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und ſchien ſie ſelbſt zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, ſprachen mit Verwunderung von dieſen Arbeiten, die ſie ſelbſt für alt hielten, ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich ſie gemacht habe, man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meiſter Jacob klüglich mitgenommen.

Die Peſt war vorüber und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Geſellen waren geſtorben. Man machte ſich wieder auf und umarmte, freudig und getröſtet, diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entſtand in Rom eine Geſellſchaft der beſten Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, die ein Bildhauer von Siena, Nahmens Michelagnolo, ſtiftete; er durfte, in ſeiner Kunſt, ſich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabey keinen gefälligern und luſtigern Mann finden. Er war der älteſte in der Geſellſchaft, aber der jüngſte nach der Geſundheit ſeines Körpers; wir kamen, wöchentlich, wenigſtens zweymal, zuſammen;

Julius Roman und Franziscus Penni waren von den unſern.

Schon hatten wir uns öfters verſammelt, als es unſerm guten Anführer beliebte, uns auf den nächſten Sonntag bey ſich zu Tiſche zu laden, jeder ſollte ſich ſeine Krähe mitbringen, das war der Nahme, den er unſern Mädchen gegeben hatte, und wer ſie nicht mitbrächte, ſollte zur Strafe die ganze Geſellſchaft zunächſt zu Tiſche laden. Wer nun von uns mit ſolchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte, mit großen Koſten und Anſtalten, eine für den Tag ſich aufſuchen, um nicht beſchämt bey dem herrlichen Gaſtmahl zu erſcheinen. Ich dachte wunder, wie gut verſehen ich wäre, denn ein ſehr ſchönes Mädchen, mit Namen Pantaſilea, war ſterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, ſie meinem beſten Freunde Bachiacca zu überlaſſen, der gleichfalls heftig in ſie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als ſie ſah, daß ich ſie ſo leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe ſchlecht zu ſchätzen wiſſe; darüber entſtand mir ein böſer Handel in der Folge, deſſen ich an ſeinem Ort gedenken will.

Schon nahte ſich die Stunde, da jeder mit ſeiner Krähe in die treffliche Geſellſchaft kommen ſollte. Bey einem ſolchen Spaſſe mich auszuſchlieſſen, hielt ich für unſchicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Anſehn, irgend einen ſchlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entſchloſſen rief ich einen Knaben von ſechszehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines ſpaniſchen Meſſingarbeiters; er hieß Diego, ſtudierte fleißig Latein, war ſchön von Figur, und hatte die beſte Geſichtsfarbe, der Schnitt ſeines Geſichts war viel ſchöner als des alten Antonius, ich hatte ihn oft gezeichnet, und, in meinen Werken, große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, ſo, daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich ſehr ſchlecht gekleidet, und nur in ſeine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn, daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daſelbſt vorfand. Er war willig, zog ſich ſchnell an, und ich ſuchte mit allerley Schmuck ſein reizendes Geſicht zu verſchönern, ich legte ihm zwey Ringe, mit großen ſchönen Perlen, an die Ohren, die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, ſo als wenn es durchſtochen wäre, dann ſchmückte ich ſeinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelſteinen, auch ſeine Finger ſteckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beym Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel, er erſtaunte über ſich ſelbſt und ſagte mit Zufriedenheit: iſts möglich! das wäre Diego?

Ja! verſetzte ich, das iſt Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit dieſen Kleidern, zu jener vortreflichen Geſellſchaft zu Tiſche zu kommen, von der ich ihm ſo oft erzählt habe. Der ehrbare tugendſame und kluge Knabe ſchlug die Augen nieder und blieb eine Weile ſtille, dann hob er, auf einmal, ſein himmliſches Geſicht auf und ſagte: Mit Benvenuto komme ich! laß uns gehen! Darauf ſchlug ich ihm ein großes ſeidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren ſchon alle beyſammen, und gingen mir ſämmtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwiſchen Julius Roman und Penni, nahm den Schleyer meiner ſchönen Figur ab, und, wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beyden Seiten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zuſammen und ſagte: ſehet nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſehet ihr, daß es auch Engelinnen giebt. Dann mit erhobener Stimme ſprach er: o ſchöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päbſtlichen Segen. Michelagnolo erhub ſich und ſagte: dem Pabſt küſſe man die Füße, den Engeln die Wangen! und ſo that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und ſeine Schönheit erhöhte ſich außerordentlich.

Als wir uns weiter umſahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonnette angeſchlagen, die jeder von uns gemacht, und dem Michelagnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fieng an ſie zu leſen und las ſie alle, mit ſo viel Ausdruck, daß jedermann erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe wurde viel geſprochen, und jeder zeigte ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Krähen benennt, ſo habt ihr dießmal doppelt recht, denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus, als Krähen neben dem ſchönen Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen, und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bey der Hand und ließ ſie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jesminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen, zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bey ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern, ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewißer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beyden Frommen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu ſchwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte? wer ihre Freunde wären? wie lange ſie ſich in Rom befände: und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerley Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Nahmen Pomona führte, die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt, und ſie drehte ſich, verlegen, bald auf die eine, bald auf die andere Seite, da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beyden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab ſichs, daß es ein Knabe war, ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß, mich beſtrafen zu dürfen, und erhielt ſie unter großem Geſchrey. Er ſoll leben! rief der Alte aus, wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hauſe kehrten.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt türkiſche, mit Silber damascirte Dolche nach. — Ableitung des Worts Groteske von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenſchaft des Pulci zu Pantaſilea und tragiſches Ende deſſelben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und verſöhnt ſich mit Benvenuto von Peruzia.

Wollte ich umſtändlich beſchreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Perſonen vollendete, ſo hätte ich genug zu erzählen, gegenwärtig iſt aber nur ſo viel nothwendig zu ſagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß, in allen den verſchiedenen Künſten zu üben ſuchte, von denen ich oben geſprochen habe. Ich fuhr beſtändig fort, mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigſten Arbeiten zu erwähnen gedenke; ſo ſoll es, von Zeit zu Zeit, am gehörigen Orte, und zwar balde, geſchehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu ſelbiger Zeit das Grabmal des letztverſtorbenen Pabſt Adrians; Julius Roman, der Mahler, war in des Markeſe von Mantua Dienſte getreten, und die andern Freunde begaben ſich, nach und nach, dieſer da, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, ſo daß jene trefliche Geſellſchaft faſt ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine türkiſche Dolche in die Hände, wovon ſowohl Griff und Scheide, als auch die Klinge von Eiſen war, zugleich fand ſich auf dieſem Gewehr das ſchönſte Blätterwerk, nach türkiſcher Art, eingegraben, und auf das zierlichſte mit Gold ausgelegt. Eine ſolche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieſer Profeſſion etwas zu leiſten, die doch ſo verſchieden von meinen übrigen war, und als ich ſahe, daß ſie mir aufs beſte gelang, fuhr ich fort, mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche ſchöner und dauerhafter, als die türkiſchen ſelbſt, ausfielen und zwar wegen verſchiedener Urſachen. Erſtlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die türkiſchen Arbeiter zu thun pflegen. Zweytens, weil jenes türkiſche Laubwerk eigentlich nur aus Arumsblättern, mit einigen ägyptiſchen Blümchen, beſteht, die, ob ſie gleich etwas weniges Grazie haben, dennoch, auf die Dauer, nicht wie unſer Laubwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verſchiedene Arten und die Künſtler ſelbſt arbeiten verſchieden. So ahmen die Lombarden den Epheu und wilden Wein nach, deren ſchöne Ranken ſehr angenehm zu ſehen ſind. Die Florentiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geſchmack gewählt; denn ſie bilden den Akant, mit ſeinen Blättern und Blumen, die ſich auf verſchiedene Weiſe herumſchlingen, und zwiſchen gedachten Blättern werden gewiſſe Vögel und verſchiedene Thiere angebracht, woran man erſt ſehen kann, wer guten Geſchmack habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen, die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr ſeyn mag; da denn die trefflichen Goldſchmiede ihre eignen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotteſken genannt; welche Benennung ſich von den Neueren herſchreibt, indem die aufmerkſamen Künſtler, in Rom, in manchen unterirdiſchen Höhlen, dergleichen Zierrathen fanden; weil dieſe Orte, ehemals, als Zimmer, Stuben, Studien, Säle und ſonſt gebraucht wurden; nun aber, da, durch den Ruin ſo großer Gebäude, jene Theile in die Tiefe gekommen ſind, gleichſam Höhlen zu ſeyn ſcheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie geſagt, der Name Grotteſken ſich ableitet. Die Benennung aber iſt nicht eigentlich. Denn wie die Alten ſich vergnügten, Monſtra zuſammen zu ſetzen, indem ſie die Geſtalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, ſo ſollten auch dieſe Verbindungen verſchiedener Pflanzen und Blätterarten Monſtra und nicht Grotteſken genannt werden. Auf dieſe Weiſe machte ich ſolche wunderſam zuſammengeſetzte Blätter, die viel ſchöner als die türkiſchen anzuſehen waren.

Auch begab ſichs, daß in dieſer Zeit, in einigen alten Graburnen, unter der Aſche, gewiſſe eiſerne Ringe gefunden wurden, von den Alten ſchön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Unterſuchungen anſtellten, behaupteten, daß man dieſe Ringe getragen habe, um, in allen ſeltſamen Fällen des Lebens, ſowohl glücklichen als unglücklichen, bey geſetztem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verſchiedene ſolche Ringe, auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinſten Stahl, und grub, und legte die Zierrathen mit großer Sorgfalt ein; ſie ſahen ſehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi, blos für meine Arbeit.

Ferner bediente man ſich zu jener Zeit goldner Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille, oder Unternehmung verſtellen ließ, und ſie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine ſehr ſchwere Arbeit war. Bisher hatte ſie der große geſchickte Meiſter Caradoſſo, den ich ſchon genannt habe, verfertigt und, da gewöhnlich mehr als Eine Figur darauf beſtellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herrn, nicht weil jener ſo theuer, ſondern weil er ſo langſam war, und arbeitete für ſie, unter andern, eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu ſehen waren, an welche ich großen Fleiß wendete.

Als die Herren beyde Arbeiten verglichen, gaben ſie meiner den Vorzug, und behaupteten, ſie ſey ſchöner und beſſer als die andre, verlangten den Preis zu wiſſen und ſagten: weil ich ihnen ſo ſehr Genüge geleiſtet habe; ſo wünſchten ſie auch mir ein gleiches zu thun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am meiſten geſtrebt habe, ſey, die Kunſt eines ſo vortreflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir, nach dem Urtheil der Herrn, dieſe Abſicht geglückt ſey; ſo fände ich mich überflüßig bezahlt. Als ich darauf fortging, ſchickten ſie mir ein ſo freygebiges Geſchenk nach, daß ich ſehr zufrieden ſeyn konnte, und meine Luſt zu arbeiten dergeſtalt zunahm, daß die Folgen daraus entſtanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein wenig von meiner Profeſſion entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühſeligen Lebens zu erzählen.

Man wird ſich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Geſellſchaft und von den anmuthigen Scherzen ſprach, die bey Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantaſilea gedachte, die erſt eine falſche und beſchwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerſt erzürnt war, weil ſie glaubte, daß ich ſie damals höchlich beleidigt habe. Sie hatte geſchworen, ſich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beſchreiben will, wie ſich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es ſich damit folgendermaſen:

Als ich nach Rom kam, fand ich daſelbſt einen jungen

Menſchen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abſchlug, weil er ſich ſeiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieſer junge Menſch hatte einen trefflichen poetiſchen Geiſt, ſchöne Kenntniſſe der lateiniſchen Litteratur, ſchrieb ſehr gut und war über die Maßen ſchön und anmuthig. Er hatte ſich, ich weiß nicht von welchem Biſchoff getrennt, und ſaß tief in den franzöſiſchen Uebeln. Meine Bekanntſchaft mit ihm ſchrieb ſich noch aus Florenz her, wo man ſich in Sommernächten auf den Straßen häufig verſammelte, und woſelbſt dieſer Jüngling ſich mit den beſten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Geſang war ſo angenehm, daß der göttlichſte Michelagnolo Buonarotti, der treflichſte Bildhauer und Mahler, immer ihn zu hören ging, ſobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabey war, ein gewiſſer Goldſchmied, Pilotto und ich, in ſeiner Geſellſchaft.

Da wir uns nun nach zwey Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir ſeinen traurigen Zuſtand und bat mich, um Gottes Willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten ſeine großen Talente, die Liebe des gemeinſamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich nahm ihn ins Haus und ließ ihn heilen, ſo daß er, als ein junger Menſch, ſehr bald wieder hergeſtellt war. Indeſſen ſtudirte er ſehr fleißig und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, verſehen. Für dieſe große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen, und ſagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, ſo wolle er ſich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menſchlichen Geſchöpfe ſey, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem andern erweiſen, der ſeiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens ſolle er mein Freund ſeyn, und mich für den ſeinigen halten.

Darauf bemühte er ſich um ein Unterkommen am römiſchen Hof, welches er auch bald fand. Er ſchloß ſich an einen Biſchoff an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Biſchoff von Urgenis nannte, dieſer hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen venezianiſchen Edelmann, welcher ſehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte, und ihn, unter dieſem Scheine, ganz und gar an ſich zog, ſo daß beyde zuſammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verſchweigen, wie ſehr er mir, wegen ſo vielen Wohlthaten, verbunden ſey, deshalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab ſich's, unter andern, daß ich eines Abends gedachter Pantaſilea ein kleines Eſſen gab, wozu ich viele meiner kunſtreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tiſche ſetzen wollten, trat Herr Johannes, mit gedachtem Ludwig herein, und, nach einigen Complimenten, blieben ſie bey uns.

Als das unverſchämte Weib den ſchönen Jüngling ſah, warf ſie gleich die Augen auf ihn; deswegen rief ich, nach eingenommenem Eſſen, ſogleich Ludwig bey Seite und ſagte: wenn er bekenne, mir manches ſchuldig zu ſeyn, ſo ſolle er ſich auf keine Weiſe mit dieſem Weibsbild einlaſſen! Darauf verſetzte er: wie, mein Benvenuto, haltet ihr mich denn für unſinnig? Nicht für unſinnig, ſagte ich, aber für jung! dabey ſchwur ich: daß mir an ihr nichts gelegen ſey; aber wohl an ihm, und daß es mir leid thun ſollte, wenn er um ihrentwillen den Hals bräche. Darauf ſchwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er ſich mit ihr einlieſſe! Dieſen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben, denn daſſelbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald, an Herrn Johannes, nicht eine tugendſame, ſondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menſchen, denn dieſer erſchien faſt alle Tage in neuen, ſamt- und ſeidenen Kleidern; man konnte leicht erkennen, daß er ſeine ſchöne Tugenden abgeſchafft und ſich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht ſähe, noch kenne; denn ich hatte ihn einmal zur Rede geſtellt, und ihm ſeine Laſter vorgeworfen, worüber er, nach ſeinen eigenen Worten den Hals brechen ſollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johannes einen ſchönen Rappen gekauft, und dafür hundert und fünfzig Scudi gegeben. Dieſes Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage, vor den Fenſtern der Pantaſilea, ſeine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich aber nichts darum, und ſagte vielmehr: jedes Ding wolle nach ſeiner Weiſe leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab ſichs, einen Sonntag Abends, daß uns Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, zu Tiſche lud, es war im Sommer und Bachiacca, von dem ich ſchon geſprochen habe, war auch geladen. Dieſer hatte die Pantaſilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So ſaßen wir zu Tiſche. Auf einmal gab ſie Leibſchmerzen vor, ſtand auf, und verſprach ſogleich wieder zu kommen. Indeſſen wir nun, aufs anmuthigſte, ſcherzten und ſpeißten, blieb ſie etwas länger als billig aus. Ich horchte, zufälligerweiſe, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße, ganz leiſe, wiſpern hörte; ich hatte eben das Tiſchmeſſer in der Hand.

Da ich nah an dem Fenſter ſaß, erhub ich mich ein wenig, ſah den Ludwig mit Pantaſilea zuſammen, und hörte jenen ſagen: wehe! wenn uns der Teufel Benvenuto ſehen ſollte. Darauf antwortete ſie: ſeyd nur ruhig! hört! welchen Lärm ſie machen! ſie denken an ganz was anders, als an uns. Kaum hatte ich dieſe Worte gehört, als ich mich, zum Fenſter hinaus, auf die Straße, warf, und Ladwig bey der Jacke erwiſchte, den ich gewiß würde mit meinem Meſſer ermordet haben, wenn er nicht ſeinen Schimmel geſpornt und mir die Jacke in der Hand gelaſſen hätte. So rettete er ſein Leben, und flüchtete, mit Pantaſilea, in eine benachbarte Kirche.

Sogleich ſtanden alle Gäſte vom Tiſche auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch, weder mich, noch ſie, um ſo einer Creatur willen, beunruhigen ſollte. Da ſagte ich: um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der ſchändliche Jüngling bringe mich auf, der mir ſo wenig Achtung bezeige! Und ſo ließ ich mich, durch die Worte dieſer trefflichen Männer, nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wieſen, denn das Haus, in dem wir ſpeißten, war nahe am Thore des Kaſtells, das dahinaus führt. Es dauerte nicht lange, ſo ging die Sonne unter, und ich kehrte, mit langſamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel, und die Thore von

Rom noch nicht geſchloſſen. Gegen zwey Uhr ging ich an dem Hauſe der Pantaſilea vorbey und hatte mir vorgeſetzt, wenn ich Ludwig bey ihr fände, beyden etwas unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daſelbſt nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg, und kehrte zu jenem Hauſe zurück, das hinter den Brücken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes, der ſich Romolo nannte, und zwar mit einer ſtarken Hagebuttenhecke eingefaßt; in dieſe verſteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hauſe kommen ſollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca, er mochte ſichs nun vorgeſtellt; oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leiſe: Gevatter! denn ſo nannten wir einander, im Scherze. Er bat mich, um Gottes Willen, und ſagte, faſt weinend: lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu leide, denn ſie hat nicht die mindeſte Schuld! Darauf verſetzte ich: wenn ihr euch nicht ſogleich hinwegpackt, ſo ſchlage ich euch dieſen Degen um die Ohren. Mein armer Gevatter erſchrak und es fuhr ihm in den Leib, ſo daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel ſtand voll Sterne, und die Hellung war ſehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm, von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantaſilea, begleitet von einem gewiſſen Herrn Benvenuto von Perugia; Kämmerer des Pabſtes Clemens, ſie hatten noch vier tapfre Hauptleute, aus gedachter Stadt, bey ſich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen ſeyn.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war zu entkommen, ich wollte in der Hecke verborgen bleiben; aber die Dornen ſtachen und hetzten mich ſo, daß ich faſt einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantaſilea um den Hals gefaßt und ſagte: ich will dich doch in einem Zug fortküſſen, und wenn der Verräther Benvenuto darüber raſend werden ſollte. Nun ärgerten mich die Worte des Burſchen, um deſto mehr, als ich ſchon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da ſprang ich hervor und rief, mit ſtarker Stimme: ihr ſeyd alle des Todes! Der erſte Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwigs, und weil ſie den armen Jungen mit Harniſchen und anderm ſolchem Eiſenwerk überblecht hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte ſich, und traf die Pantaſilea, an Naſe und Mund, beyde Perſonen fielen auf die Erde, und Bachiacca, mit halbnackten Schenkeln, ſchrie und floh. Sodann wendete ich mich, mit Kühnheit, gegen die andern. Dieſe wackern Leute, die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indeſſen entſtanden war, glaubten, es ſey ein Heer von hundert Mann daſelbſt, und legten, tapfer, die Hand an den Degen. Indeſſen wurden ein Paar Pferdchen unter der Truppe wild, und warfen ihre Reuter, die von den bravſten waren, herab, und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich erſah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit dieſem Handel, von dem ich Ehre genug davon trug, und das Glück, nicht mehr als billig, verſuchen wollte.

In dieſer unmäßigen Unordnung hatten ſich einige Soldaten und Hauptleute ſelbſt mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto, der Kämmerer, war von ſeinem Maulthiere herabgeſtoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit ſeinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Urſache, daß dieſer auf ſeine Peruginiſche Weiſe ſchwur: bey Gott, Benvenuto ſoll den Benvenuto Lebensart lehren!

Nun trug er einem ſeiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieſer war vielleicht kühner als die andern; aber, weil er zu jung war, wußte er ſich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hauſe eines neapolitaniſchen Edelmanns aufzuſuchen, der mir bey ſich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profeſſion geſehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geiſtes zu kriegeriſchen Thaten, wozu er auch ſehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun, nach ſeiner großen Liebe, Recht gab und ich ſchon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine ſolche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu ſeyn.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwigs, der Pantaſilea und anderer ſich einigermaßen geſchloſſen hatten, wurde gedachter, großer neapolitaniſcher Cavalier, von Herrn Benvenuto, bey dem ſich die Wuth wieder mochte gelegt haben, erſucht, zwiſchen mir und Ludwig Frieden zu ſtiften. Dabey ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin ſie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müſſe von beyden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umſtändliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, es ſey genug, zuſammen zu trinken und ſich zu umarmen, er wolle das Wort führen, und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geſchah es auch!

Einen Donnerſtag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo ſich alle die Kriegsleute befanden, die bey dieſer Niederlage geweſen waren, ſie ſaßen noch alle zu Tiſche. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreyßig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerſt in den Saal und ich nach ihm, darauf ſagte er: Gott erhalte euch! meine Herren! hier ſind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe, wir kommen hierher, um alles zu thun, was euch beliebt. Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit ſo vielen Perſonen gefüllt ſah, verſetzte darauf: Friede wollen wir und nichts weiter! Ferner verſprach er, daß der Gouverneur von Rom und ſeine Leute mir nichts in den Weg legen ſollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte ſogleich zu meiner Werkſtatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben, denn entweder er ſchickte nach mir, oder er kam, mich zu beſuchen. Indeſſen war Ludwig Pulci geheilt, und ließ ſich alle Tage auf ſeinem Rappen ſehen. Einſt, als es ein wenig regnete, ſollte das Pferd ſeine Künſte vor Pantaſileens Thüre ſehen laſſen, es ſtrauchelte und fiel, und ſtürzte auf den Reuter, er brach den Schenkel des rechten Fußes, und ſtarb im Hauſe der Pantaſilea, in wenig

Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er ſo ernſtlich vor Gott gethan hatte, und ſo ſieht man, daß der Höchſte die Guten, ſo wie die Böſen bemerkt, und einem jeden nach ſeinen Verdienſten geſchehen läßt.

Siebentes Kapitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon, durch Büchſenſchüſſe, von der Mauer. — Er flüchtet ins Caſtell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angeſtellt wird, und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Canonenſchuß des Autors. — Der Pabſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Caſtell Sanct Angelo geht über, durch Vertrag.

1527.

Schon war alles in Waffen! Pabſt Clemens hatte ſich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; dieſe trieben ſo wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkſtätten zu arbeiten. Deswegen zog ich in ein gutes Haus, hinter den Bänken, und arbeitete daſelbſt, für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich ſchweige deshalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Muſik und andern ähnlichen Luſtbarkeiten.

Pabſt Clemens hatte indeſſen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr, daß keine Soldaten mehr in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bey dieſer Gelegenheit griff jedermann zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit, als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bey dieſer wichtigen Gelegenheit: daß ich funfzig bewafnete Männer aufbringen, und an ihrer Spitze, wie vormals, ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte funfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bey ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauren von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern, beym Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer, das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verlohren viel, man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt. Jene kommen herauf, und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen! und wendete ſich, mit großer Heftigkeit, nach Hauſe zu gehen. Ich tadelte ihn und ſagte: da ihr mich hergeführt habt, müſſen wir auch irgend etwas männliches thun! und ſo kehrte ich meine Büchſe gegen den Feind, und zielte in ein recht dichtes Gedräng, nach einem, den ich über die andern erhoben ſah; der Nebel aber ließ mich nicht unterſcheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd ſey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino, und ſagte ihnen, wie ſie auch ihre Büchſen abſchießen, und ſich dabey vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen ſollten. So feuerten wir unſere Gewehre zweymal ab. Darauf ſchaute ich behutſam über die Mauer, und ſah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon, von unſern Schüſſen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, ſo war es der geweſen, den ich über die andern erhoben geſehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter, und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri, und Oratio Baglioni verwundeten und erſchlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon war aber ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten ſie auf dem Leibe. Der Caſtellan wollte eben das Fallgatter niederlaſſen, es ward ein wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitain Pallone, von den Medicäern, an, als einen der zum Hauſe des Pabſtes gehörte, und führte mich hinauf auf die Baſtey, ſo, daß ich wider Willen Alexandern verlaſſen mußte.

Zu gleicher Zeit war Pabſt Clemens über die Gallerien des Caſtells gekommen; denn er wollte nicht früher aus ſeinem Pallaſte gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingeſperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz, Nahmens Julian, in Aufſicht hatte. Dieſer ſahe durch eine Oeffnung des Mauerkranzes ſein Haus plündern, und Weib und Kinder herumſchleppen; er unterſtand ſich nicht zu ſchießen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde, und zerriß heulend und ſchreyend, das Geſicht; eben ſo thaten einige andere Bombardiere. Deswegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht ſolche Leidenſchaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben dieſen Morgen nach Rom hereinkamen, ſich dem Kaſtell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten ſie ſich deſſen in dieſem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geſchütz entgegen geſtellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren, von Herzen ſegneten und anfeuerten, ſo daß ich, voller Muth und Eifer, das möglichſte zu thun fortfuhr. Genug, ich war Urſache, daß dieſen Morgen das Caſtell erhalten wurde, und ſo hielt ich mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleriſten ſich wieder zu ihren Dienſten bequemten.

Pabſt Clemens hatte einem großen römiſchen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die ſämmtlichen Artilleriſten untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevera hereinkam, trat dieſer trefliche Mann zu mir, war ſehr freundlich, und ſtellte mich, bey fünf Stücke, auf den höchſten Ort des Schloſſes, zunächſt dem Engel; man kann daſelbſt rings herumgehen, und ſieht ſowohl nach Rom hinein, als hinauswärts. Er untergab mir ſo viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brot und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte, auf die Weiſe, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieſer Profeſſion mehr Luſt, als zu der meinen gehabt, und jezt that ich ſolche Dienſte, um ſo lieber, als ſie mir ſehr zu ſtatten kamen. Da es Nacht wurde, ſah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein groſſes Verlangen trug, von der Zinne des Caſtells, wo ich war, den ſchrecklichen und erſtaunlichen Brand von Rom, den ſo viele, die in den übrigen Winkeln des Caſtells ſteckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als ſo lange Zeit wir im Caſtell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigſten Vorfälle, die mir dabey begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häuſſern in der Nachbarſchaft des Caſtells zu ſchießen, in die man einige Feinde hatte ſchleichen ſehen. Indem ich ſchoß, kam eine Kugel von auſſen, traf die Ecke einer Zinne, und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber keinen großen Schaden that. Die ganze Maſſe ſchlug mir auf die Bruſt, nahm mir den Athem, ſo daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich alles, was die Umſtehenden ſagten. Unter dieſen beklagte ſich Herr Santa Croce am meiſten, und rief: o Wehe! ſie haben uns unſere beſte Hülfe genommen! Auf ſolchen Lärm kam einer meiner Geſellen herbeygelaufen, der Franz der Pfeiffer hieß, aber mehr auf die Medicin, als auf die Muſik ſtudirte; dieſer machte einen Ziegel heiß, ſtreute eine gute Hand Wermuth darauf, ſprützte Griechiſchen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Bruſt, da, wo der Schlag ſichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich ſogleich meine verlohrnen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verſtopft, und glaubten mir damit die

Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig ſie hätten mich dadurch beynahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu ſchaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder, mit aller Sorgfalt und Tapferkeit, an meinen Dienſt. Pabſt Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geſchickt, der ſich bey dem Venetianiſchen Heere befand; der Abgeſandte hatte den Auftrag, ſeiner Excellenz zu ſagen, daß, ſo lange das Caſtell ſich hielte, alle Abend drey Feuer auf dem Gipfel angezündet, und drey Kanonenſchüſſe dreymal wiederholt werden ſollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten, und die Stücke loszubrennen. Unterdeſſen fuhren die Feinde fort, übel zu hauſen, und ich richtete bey Tage mein Geſchütz dahin, wo es ihnen den meiſten Schaden that. Der Pabſt wollte mir deßhalb beſonders wohl, weil er ſahe, daß ich mein Geſchäft mit der größten Aufmerkſamkeit betrieb; der Entſatz des Herzogs blieb auſſen, und es iſt hier der Platz nicht, die Urſachen aufzuzeichnen.

Indeſſen ich das teufliſche Handwerk trieb, kamen einige Cardinäle mich zu beſuchen, am meiſten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters ſagte, ſie ſollten nicht herauskommen, weil man ihre rothe Käppchen von weitem ſähe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Beni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich ſie ausſperren, welches ſie mir äußerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir ſehr whol wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Kaſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war das Zeichen der Sonne, zwiſchen zwey Fenſtern mit rother Farbe angemahlt, die Fenſter waren zu und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bey Tiſche ſäße und ſchmauſte. Deswegen ſagte er: Benvenuto! wenn du Luſt hätteſt, einen Schuß auf dieſe Sonne zu richten, ſo würdeſt du gewiß ein gutes Werk thun; denn es iſt dort herum ein großer Lärm, es müſſen Leute von Bedeutung ſeyn. Ich antwortete darauf: Herr, es iſt was leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Beſinne dich nicht lange, antwortete er ſogleich, und der Korb wird, wie er ſieht, nicht fallen, und fiel er auch, und ſtünde der Pabſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner als du denkſt. Schieße! ſchieße! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte grade zwiſchen den Cardinal Farneſe und Herrn Jacob Salviati hinein, und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er ſey ſchuld an der Verheerung Roms, darüber ſchimpften ſie einander beyde, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entſtand, eilte Herr Oratio ſchnell hinab, und ich ſchaute über die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige ſagen: man ſollte die Kanoniere gleich todt ſchlagen! deswegen rüſtete ich zwey Falkonette grade auf meine Treppe; feſt entſchloſſen, den erſten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinal Farneſe und ſchienen Auftrag zu haben, mir etwas unangenehmes zu erzeigen. Deswegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich und rief: Beym Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und ſich einer unterſteht, dieſe Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwey Falkonette ganz bereit, mit dieſen will ich euch ſchlecht bewillkommen. Geht, ſagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun, geſchieht zum Beſten der Pfaffen, nicht um ſie zu beleidigen.

Hierauf kam Herr Oratio Baglioni gleichfalls herauf gelaufen, ich traute nicht, und rief ihm zu: er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht und ſagte: Benvenuto! ich bin dein Freund — Ich verſetzte: wenn ihr allein ſeyd, ſo kommt nur dießmal, wann ihr wollt.

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: Ich hätte Luſt nicht mehr zu dir hinauf zu kommen, und grade das Gegentheil zu thun von dem, was ich für dich im Sinn hatte. Ich ſagte: Wie ich hierher geſetzt ſey andere zu vertheidigen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: ich komme allein! und als er herauf ſtieg ſah ich, daß er ſich, mehr als billig, verfärbt hatte; deswegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen, die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt:

Mein Benvenuto! ich will dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt du es erfahren. Wollte Gott, du hätteſt die beyden Schurken erſchlagen, der eine iſt Schuld an ſo großem Unheil, und von dem Andern iſt vielleicht noch etwas ſchlimmers zu erwarten. Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick, da der Korb hinabgeſtürzt, bey mir geweſen ſey, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meynung und Gnade des Pabſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtey und ſah auf den Wieſen einen ſpaniſchen Hauptmann, den er, an einigen Merkmalen, für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beym Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der, mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ, und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte, was ich ihm anhaben könnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer ſpaniſchen Großſprecherey den Degen queer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen und man ſah den Mann, in zwey Stücke getheilt, niederfallen.

Der Pabſt, der ſo etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte, daß eine Kugel ſo weit reichen könne, theils weil es ihm unbegreiflich war, den Mann in zwey Stücke getheilt zu ſehen, ließ mich rufen und ich erzählte ihm umſtändlich, welche Sorgfalt ich beym Schieſſen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwey Theile getheilt worden, konnte ich ſo wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er möchte mir dieſen Todſchlag und die übrigen, die ich, von hier aus, im Dienſte der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand, und machte mir ein gewaltiges Creuz über meine ganze Figur, ſegnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienſte der Apoſtoliſchen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu ſchießen, und traf immer beſſer; aber mein Zeichnen, meine ſchönen Studien, meine angenehme Muſik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle ſchöne Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in dieſem grauſamen Höllenweſen verrichtet habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, ſeine Ablöſungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er, mit großer Unbequemlichkeit, jedesmal einen Umweg von drey Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Pabſt Clemens, der die dreyfachen Kronen und die ſämmtlichen ſchönen Juwelen der Apoſtoliſchen Kammer retten wollte, mich kommen laſſen, und ſchloß ſich mit mir und ſeinem Cavalier in ſein Zimmer ein. Dieſes Cavalierchen war ein Franzos und diente ſonſt im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Pabſt hatte ihn aber, wegen großer Dienſte, ſehr reich gemacht, und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigſten Herkunft war, wie ſich ſelbſt. Sie legten mir die Kronen und die ſämmtlichen Edelſteine vor, und trugen mir auf, ſie aus ihrer goldnen Faſſung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelſtein in ein Stückchen Papier, und näheten ſie dem Pabſt und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ohngefähr zweyhundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es aufs heimlichſte zu ſchmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verſchließen konnte, und erbaute ſogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aſchenheerd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, ſo wie es ſchmolz, in den Heerd herunter.

Indeſſen der Ofen arbeitete, paßte ich beſtändig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam einer ſehr ſchnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee ſprach; ich und die meinigen ſchoſſen ſo gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reuter verwundet weggetragen wurde. Darauf entſtand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den ſie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem verſammelte ſich daſelbſt der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Pabſt die That vernommen, als er mich rufen ließ und ſich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müſſe ein Mann von großer Bedeutung ſeyn, weil ſich in dem gedachten Wirthshaus alles verſammle. Der Pabſt, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und ſagte, er ſolle uns andern Bombardieren befehlen, unſer Geſchütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir ſollten auf das Zeichen eines Flintenſchußes ſämmtlich auf einmal losſchieſſen, wodurch das Haus zuſammenſtürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden ſich alsdann zerſtreuen, und ſo würde Gott ſein Gebet erhören, das er ſo eifrig thue, ihn von dieſen Räubern zu befreyen. Wir richteten unſer Geſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Cardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Pabſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun, ſie wären eben im Begriff eine Capitulation zu ſchließen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Caſtell ſtürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Pabſt, in Verzweiflung ſich von innen und auſſen verrathen zu ſehen, widerrief ſeinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn ſie verließen das Haus. Der Cardinal Orſino ſchwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen, aber der Pabſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmolzen war, trug ich es zum Pabſte, er dankte mir aufs beſte, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben ſolle, entſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft ſeinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenſtand bereden; aber auf ſeines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet ſeinen Freund Julius Roman daſelbſt, der ſeine Kunſt dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorſichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo ſein Vater indeß und die meiſten ſeiner Bekannten, an der Peſt geſtorben. — Gutes Verhältniß zwiſchen ihm und Michelagnolo Buonarotti, durch deſſen Empfehlung er bey ſeinen Arbeiten ſehr aufgemuntert wird. — Geſchichte Friedrichs Ginori. — Bruch zwiſchen Pabſt Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Capitalation zu Stande und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derſelbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte ſie aber damals nicht annehmen, ſondern verlangte meinen Vater zu beſuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in florentiniſche Dienſte getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den ſeinigen, und ſo eilte ich, mit einigen andern Geſellen, in die Stadt. Die Peſt wüthete gewaltſam in derſelben, und meine Ankunft machte dem alten Vater groſſe Freude, er glaubte, ich ſey bey der Verheerung Roms umgekommen, oder würde doch wenigſtens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleien von der Verheerung und Plünderung und ſteckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut ſoldatiſch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkoſt, gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derſelbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte geſagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders ſtehe, und bezog ſich auf die Protection des Herrn Oratio, mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müſſe, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über dieſe Eröfnung beſtürzt, bat mich um Gottes Willen, von dieſem Vorſatz abzulaſſen; er wiſſe zwar, daß ich hierzu, wie zu gröſſern Dingen geſchickt ſey; ſein anderer Sohn, mein Bruder, ſey aber ſchon ein ſo braver Soldat, und ich möchte doch die ſchöne Kunſt, die ich ſo viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintanſetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich verſprach ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann ſah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, ſowohl um mein Verſprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und ſo ſuchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir, bey der entſetzlichen Peſt, ſeine Angſt zu bedenken, er fürchte immer mich angeſteckt nach Hauſe kommen zu ſehen, er erinnerte ſich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daſelbſt gefunden; er beſchwur mich, je eher je lieber, dorthin zu gehen, und der anſteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua geweſen und mochte überhaupt gern die Welt ſehen, daher entſchloß ich mich zu reiſen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schweſter, die Coſa hieß, und die, da ſie ſich zum ehelichen Stand nicht entſchlieſſen konnte, als Nonne in das Kloſter St. Orſula gegangen war; ſie ſorgte dabey für den alten Vater, und nahm ſich einer jüngern Schweſter an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Seegen und machte, auf einem guten Pferde, den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beſchreiben wollte, wie es mir unterweges gegangen iſt; denn die Welt war voll Peſt und Krieg, ſo daß ich dieſe kleine Reiſe nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, ſah ich mich nach Arbeit um, und ward, von Meiſter Nikolaus von Mailand, dem Goldſchmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich den treflichen Julius Roman zu beſuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundſchaftlichſte empfing und übel nahm, daß ich nicht bey ihm abgeſtiegen war. Er lebte als ein großer Herr, und baute für den Herzog, auſſen vor der Stadt, ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir aufs ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrag, ein Modell zu machen, zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte: er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen! Herr Julius aber antwortete: Benvenuto iſt ein Mann, der keiner fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnädiger Herr, ſelbſt geſtehen, ſobald Sie ſein Modell ſehen werden. Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung zum Reli-

BAYERISCHE
STAATS-

quienkäſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte. Dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben drauf; ſie ſtellte einen ſitzenden Chriſtus vor, der, in der linken, erhöhten Hand, ein Creutz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde der Bruſt zu eröfnen. Dieſes Modell gefiel dem Herzog außerordentlich, er bezeigte mir darüber die gröſte Gunſt und gab mir zu verſtehen, daß er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſche.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder, dem Cardinal, meine Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber und der Paroxismus machte mich jederzeit raſend; da verfluchte ich Mantua und ſeinen Herrn und jeden, der daſelbſt zu verweilen Luſt habe. Dieſe Worte wurden dem Herzog durch einen Goldſchmied hinterbracht, der ungern ſah, daß der Fürſt ſich meiner bediente; und über dieſe meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir, ich war dagegen auf ſeine Reſidenz verdrießlich, und wir hegten alſo beyde einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, ſo wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Nahmen des Cardinals. Dieſer bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland, zurückkehren möchte, wo wir uns erſt gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reiſ'te ich von Mantua, und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis angekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner

Fieberanfall, der aber meine Reiſe nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort, und war mir nicht wieder beſchwerlich.

In Florenz eilte ich ſogleich nach meines Vaters Haus und klopfte ſtark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib aus dem Fenſter, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angeſteckt ſey. Ich ſagte darauf: verruchter Buckel! iſt niemand anders im Hauſe als du, ſo ſolls dein Unglück ſeyn. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber dieſen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir ſagte, mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben, meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verlohren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet und erſchrack deswegen weniger.

Unterweges nach dem Wirthshauſe fand ich zufälligerweiſe einen Freund, an deſſen Haus ich abſtieg. Wir gingen ſodann auf den Markt, wo ich erfuhr, daß mein Bruder noch lebte, und ſich bey einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich und hatten beyde unendliche Freude uns wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bey der Hand und ſagte: komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt, ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet, ſie hält dich auch für todt. Unterweges erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt auſſer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel, man kam der Schweſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erholte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feyerten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bey einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt, nach Rom zu gehen, nicht hinreiſſen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter [illegible], der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beygeſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen, wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolit, der nachher Cardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markt zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Saneſer, Mazetti genannt, aus der Türkey, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen, er beſtellte bey mir eine goldne Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſolle ihm einen Herkules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarotti kam meine Arbeit zu ſehen, und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere

Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk aufs höchſte, ſo, daß bey mir das Verlangen, etwas wichtiges zu machen, auf das äußerſte vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfaſſen verleidet, ſo viel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunſche beſtellte bey mir ein junger Mann, Nahmens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; r war von erhabenem Geiſte, war viele Jahre in Neapel geweſen, und hatte ſich daſelbſt, als ein Mann von ſchöner Geſtalt und Gegenwart, in eine Prinzeſſin verliebt. Er wollte den Atlas, mit der Himmelskugel auf dem Rücken, vorgeſtellt haben, und bat den göttlichſten Michelagnolo, hm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieſer ſagte: gehet zu einem gewiſſen jungen Goldſchmied, der Benvenuto heißt, der euch gut bedienen wird, und einer Zeichnung nicht bedarf; damit ihr aber nicht denkt, daß ich in einer ſolchen Kleinigkeit ungefällig ſeyn könne, will ich euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag indeſſen ein Modell boſſiren und das beſte kann man alsdann ins Werk ſetzen.

Friedrich Ginori kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Mahler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wieß ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz verſchieden von der Zeichnung des groſſen Mannes war, und beyde beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michelagnolo ſah es und ertheilte mir und meinem Werk das größte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Criſtallkugel auf dem Rücken, auf welche der Thierkreis eingeſchnitten war. Beydes hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äußerſt reizend aus. Unten ſtanden die Worte: Summum tulisse juvat. Ginori war ſehr zufrieden, bezahlte mich aufs freygebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Pabſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den größten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute, mehr als gewöhnlich, zuſammen und man ſprach von nichts, als von dieſen Anſtalten. Einmal, um die Mittagsſtunde, ſtand eine Menge Menſchen, worunter ſich die erſten jungen Edelleute befanden, um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, der Meiſter Jacob von Kahn genannt wurde, weil er, zwiſchen Ponte Siſto und Sanct Angelo, die Leute überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſchickter Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals, in Florenz, ein Verleger beym Tuchmacherhandwerk geweſen, Pabſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu ſprechen, der Pabſt ſagte viel Gutes von mir, und fügte hinzu: wenn er wüßte wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſey in Florenz, der Pabſt trug ihm auf mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte beym Pabſt nehmen! Es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte? ich aber verbarg ihn, ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir, weder im Böſen, noch im Guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch größer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maas überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darin, im Nahmen des Pabſtes, geſagt: daß ich ſogleich kommen ſolle! Meiſter Jacob meynte dabey: ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen ließe und mich nicht, mit den raſenden Narren, gegen den Pabſt auflehnte.

Der Anblick dieſes Briefes erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen eilte; er ſah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe? da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien! Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne, ich bat ihn nur die Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelgeſteine und Gold, dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte.

Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen und ſie, nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art, verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ohngefähr vor und ſagte: Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann ſchreibe mir, und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch und hatte recht mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueſte, weiſeſte, redlichſte, verſchwiegenſte, liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Pabſt vorgeſtellt. Unterredung zwiſchen ihm und ſeiner Heiligkeit. Der Pabſt überträgt ihm eine vortreffliche Goldſchmied- und Juwelier-Arbeit. Nach des Pabſtes Wunſch wird er als Stempelſchneider bey der Münze angeſtellt, ohngeachtet ſich die Hofleute und beſonders Pompeo von Mailand, des Pabſtes Günſtling, dagegen ſetzen. — Schöne Medaille nach ſeiner Erfindung. — Streit zwiſchen ihm und Bandinelli dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm ſogleich Nachricht. Ich hatte daſelbſt einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich aufs beſte aufgenommen ward. Ein alter Goldſchmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in ſeiner Kunſt, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in ſeiner Werkſtatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entſchloß, und einen guten Verdienſt fand.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bey Meiſter Jacob ſehen laſſen; er begegnete mir, von ohngefähr, empfing mich ſehr gut und fragte, wie lange ich in Rom ſey? Als ich ihm ſagte, ohngefähr vierzehn Tage, nahm er es ſehr übel und ſagte mir: es ſchien, daß ich mir aus einem Pabſte wenig mache, der mir ſchon dreymal habe angelegentlich ſchreiben laſſen. Eben dieſe verwünſchten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit geſetzt, ich war böſe darüber und gab ihm keine Antwort. Dieſer Mann war unerſchöpflich in Worten, es ſtrömte nur ſo aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und ſagte dann, ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Pabſte führen! Darauf antwortete er: es ſey immer Zeit und ich verſicherte ihn, daß ich immer bereit ſey. So gingen wir nach dem Pallaſte, es war am grünen Donnerſtage, und wir wurden in die Zimmer des Pabſtes, er, als bekannt und ich, als erwartet, ſogleich eingelaſſen.

Der Pabſt, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbiſchoff von Capua waren bey ihm. Er freute ſich außerordentlich mich wieder zu ſehen, ich küßte ihm die Füße, und, ſo beſcheiden als möglich, trat ich etwas näher und gab ihm zu verſtehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröfnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beyden Herrn traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligſter Vater! ſeit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können; denn man will mir die Abſolution nicht ertheilen. Der Fall iſt der: Als ich das Gold ſchmolz, und die Mühe übernahm, die Edelſteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas weniges für meine Mühe reichen ſolle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben. Ich ging hinauf, wo ich das Gold geſchmolzen hatte, durchſuchte die Aſche, und fand ohngefähr anderthalb Pfund Gold, in Körnern, ſo groß wie Hirſen. Nun hatte ich nicht ſo viel Geld, um mit Ehren nach Hauſe zu kommen, ich dachte mich dieſes Goldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, ſobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frey zu ſprechen, damit ich beichten und communiciren könne und, durch die Gnade Eurer Heiligkeit, auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf verſetzte der Pabſt, mit einem ſtillen Seufzer, vielleicht daß er dabey ſeiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto! ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redeſt; ich kann dich von allem, was du irgend begangen haſt, frey ſprechen, und ich will es auch; deswegen bekenne mir, frey und offenherzig, alles, was du auf dem Herzen haſt, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, ſo bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: mehr betrug es nicht, als was ich geſagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und fünfzig Ducaten; ſo viel zählte man mir in der Münze von Perugia davor, und ich ging damit meinen armen Vater zu tröſten.

Der Pabſt antwortete: dein Vater war ein geſchickter, guter und braver Mann und du wirſt auch nicht ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das, was du angiebſt, ſchenke ich dir, und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater und wenn er Bedenken hat, ſo ſoll er ſich an mich ſelbſt wenden. Haſt du gebeichtet und communicirt, ſo laß dich wieder ſehen, es ſoll dein Schade nicht ſeyn.

Da ich mich vom Pabſte zurückzog, traten Meiſter Jacob und der Erzbiſchoff von Capua herbey. Der Pabſt ſagte ſehr viel gutes von mir, und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgeſprochen habe; dann ſagte er dem Erzbiſchoff, er ſolle nach mir ſchicken und hören, ob ich ſonſt noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in allem abſolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und ſolle mir überhaupt ſo freundlich ſeyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meiſter Jacob ſehr neugierig, was für Geheimniſſe und für lange Unterhaltung ich mit dem Pabſt gehabt hätte? worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder ſagen wollte noch könnte und daß er mich nicht weiter fragen ſollte.

Ich that alles, was mir der Pabſt befohlen hatte, und als die beyden Feſttage vorbey waren, ging ich ihn zu beſuchen. Er war noch freundlicher als das erſtemal und ſagte: wenn du ein wenig früher nach Rom kameſt, ſo ließ ich dich die zwey Kronen machen, die wir im Caſtell ausgebrochen haben; aber auſſer der Faſſung der Juwelen gehört wenig Geſchicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo du zeigen kannſt, was du verſtehſt. Es iſt der Kopf von dem Pluvial, der, in Geſtalt eines mäßigen Tellers, von einer halben, auch einer Drittel Elle im Durchſchnitt, gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater, in halb erhabener Arbeit ſehen, und, in der Mitte des Werks, ſoll ein ſchöner Diamant, mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals fertig; den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein ſchönes Modell! Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der, kurze Zeit darauf, nach Frankreich ging und daſſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz dem Erſten verehrte. Die Medaille gefiel dem Könige außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit ſeiner Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König den Wunſch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich, mit größter Sorgfalt, an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rührten ſich, bey dieſer Gelegenheit, viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten, ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein gewiſſer Michelctto nach Rom gekommen, ſehr geſchickt im Steinſchneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bey der Arbeit der zwey päbſtlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er ſich ſehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verſtand und bey dem Pabſt viel zu gelten ſich bewußt war. Zuletzt, da er ſah, daß ich nicht zu ihm kam, beſuchte er mich und fragte, was ich mache? — Was mir der Pabſt befohlen hat, antwortete ich. Nun verſetzte er: der Pabſt hat mir befohlen, alles anzuſehen, was für ſeine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen ſagte ich, ich würde den Pabſt darüber fragen und von ihm ſelbſt erfahren, wem ich Red und Antwort zu geben hätte. Er ſagte, es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zuſammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten ſolle. Darauf ließ er, als ein kluger Mann, von geſchickten Zeichnern über dreyßig Zeichnungen machen, alle denſelben Gegenſtand, jedesmal mit Veränderungen, darſtellend.

Weil er nun, von ſeiner Seite, das Ohr des Pabſtes hatte, verband er ſich noch mit einem andern, der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des erſten und ſehr begünſtigten Kämmerers des Pabſtes. Beyde fingen an mit dem Pabſt zu ſprechen. Sie hätten, ſagten ſie, mein Modell geſehen, aber es ſchien ihnen nicht, daß ich zu ſo einer wichtigen Unternehmung der Mann ſey. Darauf antwortete der Pabſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fähig ſey, wolle er ſich nach einem beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Pabſt ſagte darauf, das wäre ihm ſehr lieb, nur möchten ſie warten, bis mein Modell geendigt wäre, dann wolle er alles zuſammen anſehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Pabſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hineingelaſſen. Sogleich legten beyde dem Pabſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, es mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Pabſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ohngefähr zehen Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: zeig einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

Als ich herbey trat, und meine runde Schachtel öfnete, ſchien es als wenn eigentlich dem Pabſte etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme ſagte: Wenn du mir im Leibe geſteckt hätteſt, ſo hätteſt du es nicht anders machen können als ichs ſehe. Jene haben ſich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbey und der Pabſt zeigte den Unterſchied zwiſchen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt, und die andern beſchämt hatte, wendete er ſich zu mir und ſagte: Es iſt denn doch dabey noch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs iſt leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das iſt die Kunſt. Darauf antwortete ich kecklich: Heiliger Vater! wenn ich es nicht zehnmal beſſer als mein Modell mache, ſo ſollt ihr mir nichts davor bezahlen. Darüber entſtand eine große Bewegung unter den Herren, und ſie behaupteten, daß ich, zu viel verſpräche. Unter ihnen aber war ein großer Philoſeph, der zu meinen Gunſten ſprach und ſagte: wie ich an dieſem jungen Mann eine gute Symmetrie ſeines Körpers und ſeiner Phyſiognomie wahrnehme, ſo verſpreche ich mir viel von ihm. Ich glaube es auch, ſagte der Pabſt. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und ſagte, er ſollte fünfhundert Goldducaten bringen.

Indeſſen, als man das Geld erwartete, beſah der Pabſt nochmals, mit mehr Gelaſſenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zuſammengeſtellt war. Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber ſaß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelſtein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinſtimmung ſich zeigte. Die Geſtalt hub die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drey Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterſtützten, der mittelſte war ganz und die beyden andern nur halb erhoben, um ſie her war eine Menge anderer Knaben, mit ſchönen Edelſteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Zierrathen, die dem Ganzen ein ſehr ſchönes Anſehen gaben. Die Arbeit war, aus einer weißen Maſſe, auf einem ſchwarzen Steine, gearbeitet. Als das Geld kam, überreichte es mir der Pabſt, mit eigner Hand, und erſuchte mich, ich ſollte nach ſeinem Geſchmack und ſeinem Willen arbeiten, das werde mein Vortheil ſeyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam, ich blieb mit groſſer Sorgfalt darüber, als mir, nach acht Tagen, der Pabſt durch einen ſeiner Kämmerer, einen Bologneſiſchen Edelmann, ſagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, ſo weit ſie wäre, mitbringen. Indeſſen wir auf dem Wege waren, ſagte mir dieſer Kämmerer, der die gefälligſte Perſon am ganzen Hofe war, daß der Pabſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten, deswegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Pabſt, und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte, als das Wachsmodell, ſo daß der Pabſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt, ſo etwas zu machen.

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie arbeite, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht habe. Bey dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretair bey Ihrer Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater! bey der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Manne zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles mögliche verſprechen. Ich verge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweyten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus, mit gebundenen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo. Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Creuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus spiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein, er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte, mit ſeiner gewohnten, anmaßlichen Unwiſſenheit: Dieſen Goldſchmieden muß man, zu ſolchen ſchönen Arbeiten, die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: ich brauche zu meiner Kunſt ſeine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Papſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden. So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zwey Formen mit der größten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag, nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geſchwindigkeit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute

Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpſte Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun ſahe, daß ihm die meinigen über die Maaſen wohlgefielen, zog ich einen Aufſatz aus dem Buſen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelſchneiders bey der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich ſechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeiſter bezahlt. Der Papſt nahm meine Bittſchrift, gab ſie dem Secretair und ſagte: Er ſolle ſie ſogleich ausfertigen, dieſer wollte ſie in die Taſche ſtecken und ſagte: Ew. Heiligkeit eile nicht ſo ſehr! das ſind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papſt verſetzte: ich verſteh' euch ſchon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zurück, unterzeichnete es, auf der Stelle und ſagte: Ohne Widerrede fertigt mir ſogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto ſind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit, und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Zehentes Kapitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böſe Hand, der Autor iſt bey der Cur geſchäftig; aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefechte fällt. Schmerz des Autors darüber, der ſeinem Bruder ein Monument mit einer Inſchrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkſtatt wird beſtohlen. — Außerordentliches Beyſpiel von der Treue eines Hundes, bey dieſer Gelegenheit. — Der Papſt ſetzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkſtatt des Raphael del Moro, deſſen ich oben erwähnte. Dieſer brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und ſie zu heirathen gedachte, ich ließ mich aber nichts merken und war vielmehr ſo heiter und froh, daß ſie ſich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwey Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächſten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerkſam und ließ ſie von einem unwiſſenden Medicaſter curiren, der verſicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde ſteif werden, wenn nichts ſchlimmers daraus entſtünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit ſah, ſagte ich ihm, er ſolle nur nicht glauben, was der unwiſſende Menſch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verſchaffen. Ich ließ ſogleich den Meiſter Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er ſah das arme Mädchen, das, durch die Worte des unwiſſenden Menſchen, in die größte Angſt verſetzt war, ſprach ihr Muth ein, und verſicherte, daß ſie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten ſolle, wenn auch die zwey letzten Finger etwas ſchwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe ſchritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bey der Operation gegenwärtig ſeyn! Ich ſah bald, daß die Eiſen des Meiſter Jacob zu ſtark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelſtunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkſtatt und machte vom feinſten Stahl ein Eiſchen, womit er hernach mit ſolcher Leichtigkeit arbeitete, daß ſie kaum einigen Schmerz fühlte, und er in kurzer Zeit fertig war. Deswegen, und um anderer Urſachen willen, liebte er mich mehr als ſeine beyden Söhne, und gab ſich viele Mühe, das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundſchaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer des Papſtes und ein großer Freund von Talenten war, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bey ihm ſah man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Baſtian von Venedig, einen trefflichen Mahler und mich. Wir gingen gewöhnlich des Tages Einmal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft und begab ſich deswegen zum Herrn Johann Gaddi, und ſagte zu ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und, ohne irgend einen Anlaß in der Welt, ſagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr ſeyd weiter von ihm entfernt als der Jenner von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böſe Geſichter, ich wußte nicht was das heiſſen ſollte und, verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor, eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen ſchon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen, und die Münze zu bedienen. Als der Papſt aufs neue mir einen Stempel zu einem Stücke von zwey Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit ſtehen ſollte, und auf der andern Seite Chriſtus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umſchrift: quare dubitaſti? Die Münze gefiel ſo außerordentlich, daß ein gewiſſer Secretair des Papſtes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, ſagte: Ew. Heiligkeit kann ſich rühmen, daß ſie eine Art Münze hat, wie die alten Kaiſer, mit aller ihrer Pracht, nicht geſehen haben. Darauf antwortete der Papſt: aber auch Benvenuto kann ſich rühmen, daß er einem Kaiſer meines gleichen dient, der ihn zu ſchätzen weiß. Nun war ich, unausgeſetzt, an der großen goldnen Arbeit beſchäftigt und zeigte ſie oft dem Papſte, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden ſchien.

Auch mein Bruder war um dieſe Zeit in Rom, und zwar in Dienſten Herzogs Alexanders, dem der Papſt damals das Herzogthum Penna verſchaft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten, aus der Schule des auſſerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt ſo viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tiſche unter den Bänken in der Werkſtatt eines gewiſſen Bacino della Croce, wo alle die rüſtigſten Brüder zuſammen kamen; er ſaß auf einem Stuhle und ſchlief. Zu der Zeit gingen die Häſcher mit ihrem Anführer vorbey, und führten einen gewiſſen Capitän Ciſti, der auch aus der Schule des Herrn Giovanni war, aber nicht bey dem Herzog in Dienſten ſtand. Als dieſer vorbey geführt wurde, ſahe er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkſtatt, und rief ihm zu: ſo eben wollt ich euch das Geld bringen, das ich euch ſchuldig bin; wollt ihr es haben, ſo kommt, ehe es mit mir ins Gefängniß ſpaziert. Capitän Cativanza hatte keine große Luſt ſich ſelbſt aufs Spiel zu ſetzen, deſto mehr, andere vorzuſchieben, und weil einige von den tapferſten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu ſo groſſer Unternehmung hatten, ſagte er ihnen, ſie ſollten hinzu treten und ſich vom Hauptmann Ciſti das Geld geben laſſen. Wollten die Häſcher widerſtehn, ſo ſollten ſie Gewalt brauchen, wenn ſie Muth hätten. Es wären vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Altrovandi, der andere Anquilotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maaſen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häſchern auf dem Halſe, die mehr als vierzig ſtark, mit Piken, Büchſen und groſſen Schwerdtern zu zwey Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hätte ſich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, ſo hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen; aber ſo fanden ſie Widerſtand und Bertino war tüchtig getroffen, ſo, daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anquilotto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo, daß er nicht mehr den Degen halten konnte, ſondern ſich, ſo gut als möglich, zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel ſich ereigneten, waren wir andern zu Tiſche, denn man hatte diesmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Gevanin, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen; ſo vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſahe, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte, was es gebe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf: Die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder, auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und ſagte zu Giovanni: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte: ja! es ſey einer mit dem Schwerdt zu zwey Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder, am Zeichen, und, mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſichs verſah, ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch, und ſtieß ihn mit dem Griff des Degens zur Erde. Alsdann wendete er ſich gegen die andern, mit ſolcher Gewalt, daß er ſie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er ſich nicht gegen einen Büchſenträger gewendet, der, zu ſeiner Selbſtvertheidigung, losdrückte, und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten ſich die Häſcher davon, denn ſie fürchteten ſich vor einem andern dieſer Art.

Der Lärm dauerte immer fort und ich ſtand endlich vom Tiſche auf, ſchnallte meinen Degen an, wie denn damals jedermann bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menſchen ſah, einige, die mich kannten, machten mir Platz und ich ſahe, was ich, ohnerachtet meiner Neugierde, gerne nicht geſehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm geſehen hatte, deswegen kannte er mich zuerſt und ſagte: Lieber Bruder! mein großes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf verſprach mir ein ſolches Ende; laß mich ſchnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich ſeinen Fall in aller Kürze vernommen hatte: ſagte ich zu ihm: das iſt der ſchlimmſte, traurigſte Fall, der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber ſey zufrieden, denn, ehe dir der Athem ausgeht, ſollſt du dich noch durch meine Hände, an dem gerochen ſehen, der dich in dieſen Zuſtand verſetzt hat.

Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren funfzig Schritte von uns, denn Maffio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen, der meinen Bruder erſchlagen hatte; ich erreichte ſie geſchwinde, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichſter Schnelligkeit, durchs Volk und war ſchon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick, als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling, und mein großer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache daß du wegkommſt, denn dieſer allein bringt dich um. Maffio fragte: wer iſt es? ſie ſagten: es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollt' er nichts weiter hören und machte daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog, die andern ſagten zu mir: Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen verhinderten, ſo iſt es aus guter Abſicht geſchehen; laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder, den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zuſammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten ſich nicht entſchlieſſen, ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erſchien Herzog Alexander ſelbſt, der ſich ſehr freundlich und theilnehmend gegen ihn bezeugte. Mein Bruder war noch bey ſich und ſagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog ſagte, er möge vor ſein Leben ſorgen, er ſey ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt, dann kehrte er ſich zu ſeinen Leuten und ſagte: ſie ſollten es an nichts fehlen laſſen! Man konnte das Blut nicht ſtillen, er fing an irre zu reden und phantaſirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Communion reichen wollte, ſagte er, ich hätte wohl gethan früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen, es ſey genug, daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anfleht.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen, der ungeheuerſten Wuth und den fürchterlichſten Worten, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammengeſetzt waren, und ſo hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Bruder! ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde etwas thun, das jene bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben. Alsbald warf er ſich mit beyden Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und gleichſam in der Bewegung, eines der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreymal, lebe wohl! und ſo ſchied dieſe tapfre Seele von dannen.

Abends, zu gehöriger Stunde, ließ ich ihn, mit den größten Ehren, in der Kirche der Florentiner, begraben und ihm, nachher, einen ſchönen Leichenſtein, von Marmor, ſetzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht daß ein Freund meinen Bruder fragte: ob er wohl den Mann, der ihn verwundet, kenne? worauf denn der Sterbende, hinter mir her, einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und ſeine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Zuſchrift, mit der Verſicherung, daß der außerordentliche Jüngling ſie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaſen:

Francisco Cellino Florentino, qui quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit, et Signifer fuit, facile documentum dedit quantae fortitudinis et conſilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfoſsus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII Maii, M.D.XXIX.

Er war fünf und zwanzig Jahr alt und ob er gleich Johann Franziſcus Cellini hieß, ſo nannte man ihn doch, unter ſeinen Cameraden, Cecchin den Pfeifer. Dieſen Kriegsnahmen ließ ich denn auch auf den Grabſtein ſetzen, mit ſchönen antiken Buchſtaben, die ich alle zerbrochen vorſtellen laſſen, auſſer dem erſten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfaſſer der Inſchrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich, durch dieſe zerbrochenen Buchſtaben, das wunderſame Werkzeug ſeines Körpers, das nun zertrümmert ſey, vorſtellen wollen. Der erſte ganze Buchſtabe hingegen ſolle die von Gott uns geſchenkte Seele bedeuten, welche, unzerſtört, in Ewigkeit bleibe, ſo wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verſtorbenen anzeige. Dieſer Gedanke fand Beyfall; auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini ſetzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer ſehr alten Stadt, finden ſich unſere Cellinis, als die geehrteſten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geſchickten, goldenen Löwen, mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde, führen. Das Haupt des Schildes, von Silber, trägt einen rothen Turnierkragen, von vier Lätzen, zwiſchen welchem drey rothe Lilien ſtehen. Unſer Haus aber führt die Löwenpranke, ohne Körper, mit allem übrigen was ich erzählt habe und ſo ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabſtein ſetzen, nur daß ich, ſtatt der Lilie, ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich ſuchte nunmehr, mit der größten Sorgfalt, jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwey, dreymal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwieß er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages als er mich über die Maſen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du ſo gar thöricht wäreſt! Haſt du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arzney iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.

Indeſſen ich aber ſo, an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze, fortfuhr, hatte ich die Leidenſchaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich nachher, als Büchſenſchütze, unter die Zahl der Häſcher begeben, und was mich gegen ihn am grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte: wäre ich nicht geweſen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns alle, zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen. Ich konnte nun wohl bemerken daß meine Leidenſchaft, ihn ſo oft zu ſehen, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte alſo meinen Entſchluß und ſcheute mich nicht vor einer ſo niedrigen, und keineswegs lobenswürdigen That; genug, ich wollte eines Abends mich von dieſem Zuſtande befreyen.

Er wohnte neben einem Hauſe, in welchem eine der ſtolzeſten Courtiſanen ſich aufhielt, die man jemals in Rom reich und beliebt geſehen hatte. Man hieß ſie Signora Antäa. Es hatte eben vier und zwanzig geſchlagen, als er, nach dem Nachteſſen, den Degen in der Hand, an ſeiner Thüre lehnte. Ich ſchlich mich mit groſſer Gewandheit an ihn heran, und mit einem großen Piſtojeſiſchen Dolch holte ich rücklings dergeſtalt aus, daß ich ihm den Hals rein abzuſchneiden gedachte. Er wendete ſich ſchnell um, der Stoß traf auf die Höhe der linken Schulter und beſchädigte den Knochen. Er ließ den Degen fallen und entſprang, von Schmerzen betäubt. Mit wenig Schritten erreichte ich ihn wieder, hob den Dolch ihm über den Kopf, und da er ſich niederbückte, traf die Klinge zwiſchen Hals und Nacken und drang ſo tief in die Knochen hinein, daß ich, mit aller Gewalt, ſie nicht herausziehen konnte; denn aus dem Hauſe der Antäa ſprangen viele Soldaten mit bloßen Degen heraus und ich mußte alſo auch ziehen und mich vertheidigen. Ich ließ den Dolch zurück, und machte mich fort, und um nicht erkannt zu werden, ging ich zu Herzog Alexander, der zwiſchen Piazza Navonna und der Rotonda wohnte. Ich ließ mit ihm reden, und er ließ mich bedeuten, daß, wenn ich nicht verfolgt würde, ſollte ich nur ruhig ſeyn und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verhindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Nacken und dem Halſe des Verwundeten heraus zu bringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte, das iſt mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht ganz gewähren laſſen, ob ich ihm gleich ſo ſchon in reichlichem Maas ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht, nach ſeiner Gewohnheit, rufen ließ; endlich kam der Bologneſiſche Kämmerer mich abzuhohlen, der mich mit vieler Beſcheidenheit merken ließ, daß der Papſt alles wiſſe, aber mir demohngeachtet ſehr wohl wolle. Ich ſolle nur ruhig ſeyn und fleißig arbeiten.

Der Papſt ſah mich, mit einem grimmigen Seitenblick, an, das war aber auch alles, was ich auszuſtehen hatte; denn als er das Werk ſah, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit ſo viel gethan hätte, alsdann ſah er mir ins Geſicht, und ſagte: da du nun geheilt biſt, ſo ſorge für dein Leben. Ich verſtand ihn und ſagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine ſchöne Werkſtatt unter den Bänken, grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oftgedachten Werks. Der Papſt ſchickte mir alle Juwelen dazu, auſſer dem Diamanten, den er, wegen einiger Bedürfniſſe, an Genueſer Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geſchickte Geſellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem vieles arbeiten, ſo, daß in meiner Werkſtatt ein großer Werth an Juwelen, Gold und Silber ſich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir ins Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; ſie diente mir zum Modell in meiner Kunſt, und ich brachte die meiſten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich ſonſt den leiſeſten Schlaf von der Welt hatte, ſo überfiel er mich doch unter ſolchen Umſtänden dergeſtalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieſes begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bey mir einbrach, der, unter dem Vorwand, er ſey ein Goldſchmied, meine Koſtbarkeiten geſehen, und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verſchiedene Gold- und Silberarbeiten vor ſich, doch erbrach er einige Käſtchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geſchenkt hatte, und der ſo brauchbar auf der Jagd, als wachſam im Hauſe war, fiel über den Dieb her, der ſich mit dem Degen ſo gut vertheidigte als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bey der Sommerhitze offen ſtanden und weckte die Leute, theils durch ſein Bellen, theils, indem er ihre Decken wegzog, ja, bald den einen, bald den andern bey dem Arme packte. Dann lief er wieder, mit erſchrecklichem Bellen, weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; ſie wurden dieſen Unfug müde, und, weil ſie, auf meinen Befehl, ein Nachtlicht brannten, ſo griffen ſie voll Zorn, nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verſchloſſen ihre Thüren. Der Hund, von dieſen Schelmen ohne Hülſe gelaſſen, blieb auf ſeinem Vorſatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkſtatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm ſchon das Kleid vom Leibe geriſſen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe, die ſchon auf waren, und bat ſie, um Gottes Willen, ſie möchten ihn von dem tollen Hund befreyen, ſie glaubten ihm, erbarmten ſich ſeiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkſtatt, und da ſie die Thüre erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen ſie an mit lauter Stimme wehe! über den Unfall zu ſchreien. Ich hörte es, erſchrack und kam heraus, ſie riefen mir entgegen: wir ſind beſtohlen, alles iſt fort, die Schubladen ſind alle erbrochen. Dieſe Worte thaten ſo eine ſchreckliche Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu ſehen, in welcher die Juwelen des Papſtes waren. Mein Schrecken war ſo groß, daß mir faſt das Sehen verging, ich ſagte, ſie ſollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papſtes fehle. Mit großer Freude fanden ſie die ſämmtlichen Edelſteine und die Arbeit in Golde dabey; ſie riefen aus: nun iſt weiter kein Uebel, genug daß dieſer Schatz unberührt iſt, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelaſſen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn geſtern Abend, da es ſo heiß war, zogen wir uns in der Werkſtatt aus, und ließen unſere Kleider daſelbſt.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und ſagte: gehet nur und kleidet euch alle an, ich will es bezahlen.

Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache ſo abgelaufen war; denn was mich ſo ſehr, gegen meine Natur, erſchreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geſchichte mit dem Dieb nur erſonnen, um den Papſt um ſeine Juwelen zu bringen. Gleich in den erſten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papſt ſchon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrauteſten hatten zu ihm geſagt: wie könnt ihr, heiligſter Vater, die Juwelen von ſo großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer iſt, mehr an die Waffen, als an die Kunſt denkt, und noch nicht dreiſſig Jahre hat.

Der Papſt fragte: ob jemand von mir etwas wiſſe, das Verdacht erregen könne? Franziskus del Nero antwortete: Nein! er hat aber auch noch niemals ſolche Gelegenheit gehabt. Darauf verſetzte der Papſt: ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann und wenn ich ſelbſt ein Uebel an ihm ſähe, ſo würd ichs nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieſes Geſprächs, brachte, ſo gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geſchwinde zum Papſte, dem Franziskus del Nero ſchon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkſtatt beſtohlen ſey, geſagt hatte. Der Papſt warf mir einen fürchterlichen Blick zu, und ſagte mit heftiger Stimme: was willſt du hier? was giebts? Sehet hier Eure Juwelen, ſagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papſt ſein Geſicht, und ſagte: ſo ſey willkommen! und indeß er die Arbeit anſah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in ſo große Angſt geſetzt habe. Der Papſt kehrte ſich einigemal um, mir ins Geſicht zu ſehen, und lachte zuletzt über alle die Umſtände, die ich ihm erzählte. Endlich ſprach er: geh und ſey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen ſich der Gelegenheit, daß falſche Münzen zum Vorſchein kommen, um ihn bey dem Papſte zu verleumden; allein er beweißt ſeine Unſchuld zu des Papſtes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der ſeine Werkſtatt beſtohlen, durch die Spürkräfte ſeines Hundes. — Ueberſchwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papſt. — Mißverſtand zwiſchen ihm und ſeiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom, in des Papſtes Abweſenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert dieſen, den Kelch zu endigen. — Der Papſt bey ſeiner Rückkunft iſt über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwiſchen ihm und ſeiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an veneriſchen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indeſſen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen ſich in Rom einige falſche Münzen ſehen, die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man ſie dem Papſt und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er ſagte darauf zu dem Münzmeiſter: ſuchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wiſſen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann iſt. Jener, der mein großer Feind war, antwortete: Wollt Gott daß es ſo wäre, wir haben aber ſchon einige Spur. Darauf gab der Papſt dem Gouverneur von Rom den Auftrag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, ſprach über mancherley, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto! könnteſt du wohl auch falſche Münzen machen? Ich verſetzte, daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk treiben; denn es wären nur unwiſſende und ungeſchickte Menſchen, die ſich auf ſolche ſchlechte Streiche einließen. Ich verdiente ſo viel mit meiner wenigen Kunſt, als ich nur brauchte und könnte dabey vor Gott und der Welt beſtehen, und wenn ich falſche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal ſo viel, als bey meinem ordentlichen Gewerbe, verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drey Scudi gewann, denn ſo hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeiſter feindete mich an, weil er ſie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papſt merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich acht geben und mich nicht aus Rom laſſen ſollte, befahl er nunmehr die Unterſuchung weiter fortzuſetzen und ſich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papſt ſie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bey der Münze ſelbſt, und zugleich mit ihm wurde ein Mitſchuldiger eingezogen.

An demſelbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navonna. Als ich vor die Thüre des oberſten Häſchers kam, ſtürzte mein Hund, mit großem Gebelle, ins Haus und fiel einen jungen Menſchen an, den ein gewiſſer Goldſchmied von Parma, Namens Domino, als des Diebſtahls verdächtig, hatte einziehen laſſen. Sie waren eben im Wortwechſel begriffen, der junge Menſch leugnete kälich alles ab, und Demino ſchien nicht Beweiſe genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit ſolcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häſcher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen laſſen, um ſo mehr, als unter dieſen ein Genueſer war, der ſeinen Vater kannte. Ich trat hinzu und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich aufs neue dem Menſchen an den Hals, ſo, daß ſie mir zurieſen: Wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mir ihn todtſchlagen.

Ich riß den Hund ab, ſo gut ich konnte, und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Domino ſogleich für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu ſchonen und verſprach mir, alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und Ringe wieder, und, in der Verwirrung, fünf und zwanzig Scudi drüber; dabey bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt, über Verdienſt, den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs, meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Geſellen, ſtieg barfuß zu meinen hinterſten Fenſtern heraus, wadete, ſo gut ich konnte, durch das Waſſer und ſuchte auf Monte Cavallo zu kommen; daſelbſt bat ich Herrn Johann Gaddi, der mein großer Freund war, mir dieſen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief ſich das Waſſer, ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte, durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es ſey die ſchönſte Arbeit, die noch jemals, dieſer Art, in Rom geſehen worden.

Nun brachte ich ſie dem Papſt, der mich nicht genug rühmen und preiſen konnte, und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiſer wäre, ſo wollte ich meinem Benvenuto ſo viel Land geben, als er mit den Augen reichen könnte, ſo aber ſind wir, heut zu Tage, nur arme bankrute Kaiſer; doch ſoll er haben, ſo viel er bedarf.

Ich ließ den Papſt ſeine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter ſeinen Leibtrabanten, die eben vacant war. Er verſetzte, daß er mir was beſſeres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir dieſe Stelle nur einſtweilen zum Miethpfennig geben. Lachend verſetzte der Papſt: er ſey es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienſt thun ſolle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freyheiten zugeſtehn, um die ſie ihn gebeten hätten. Dieſer Trabantendienſt brachte mir jährlich über zweyhundert Scudi ein.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papſt eine Weile mit verſchiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich ſogleich, nebſt einem Modell, zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs, ſtatt des Fußes hatte ich drey runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe unter dem Kelche angebracht, ſie ſtanden auf einem Unterſatze, auf welchem, halb erhaben, die Geburt und Auferſtehung Chriſti, ſodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu ſehen war. Indem ich an dieſer Arbeit fortfuhr, wollte der Papſt ſie öfters ſehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte, mich irgend beſſer zu verſorgen, daher als einſt die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papſt, der ſich nicht mehr der Entzückung erinnerte, in die er, über mein voriges vollendetes Werk, gerathen war; ſagte zu mir: eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir ſie gäbe, würdeſt du nur deinem Leibe wohlthun, deine ſchöne Kunſt vernachläſſigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich ſogleich: die Katzen guter Art mauſen beſſer wenn ſie fett, als wenn ſie hungrig ſind, ſo auch rechtſchaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn ſie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürſt, der ſolche Männer in Wohlſtand verſetzt, pflegt und nährt die Künſte ſelbſt, die, bey einer entgegengeſetzten Behandlung, nur langſam und kümmerlich fortwachſen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur geſtehn, daß ich mir auf dieſe Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienſt erhielt. Geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunſtreichen Manne, nicht einem unwiſſenden, der ſeinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beyſpiel an Papſt Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren, er gab dem trefflichen Baumeiſter Bramante eine ſolche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebaſtian, der venezianiſche Mahler hervor und ſagte: wenn Ew. Heiligkeit dieſe Pfründe jemanden zu geben gedenken, der ſich in den Künſten Mühe giebt, ſo darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papſt: läßt ſich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts ſagen, ich war geneigt ſie ihm zu geben, er ſollte aber mit einem Papſte nicht ſo ſtolz ſeyn; doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Hierauf bat der Biſchoff von Vaſona für den gedachten Sebaſtian und ſagte: Heiliger Vater! Benvenuto iſt jung und der Degen an der Seite kleidet ihn beſſer als der geiſtliche Rock, geben Ew. Heiligkeit dieſe Stelle dem geſchickten Sebaſtian und Benvenuto kann immer noch etwas gutes, das vielleicht ſchicklicher iſt, erhalten. Da wandte ſich der Papſt zu Herrn Bartholemäus Valori und ſagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, ſo ſagt ihm, daß er dem Mahler Sebaſtian die Pfründe verſchafft hat; aber er ſoll wiſſen, daß die erſte beſſere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht iſt. Inzwiſchen ſoll er ſich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwey Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papſt, der ihn hatte rufen laſſen. Er blieb ſtehen und ſagte mit großer Freundlichkeit alles, was ihm der Papſt aufgetragen hatte. Darauf antwortete ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich dieſe Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeſte Hoffnung habe, vom Papſte etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwieß mir, daß ich die Anträge eines Papſtes nicht beſſer zu ſchätzen wiſſe. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde; ſo wäre ich ein Thor wenn ich hoffen wollte, und ſo ſchieden wir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papſt meine kühne Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwey Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weiſe nach dem Palaſte.

Der Papſt, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzuſehen, was ich mache? Das gute Männchen kam alle Tage und ſagte mir etwas freundliches, und ſo that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papſt nach Bologna verreiſen wollte und ſahe, daß ich von freyen Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verſtehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen ſollte, denn er wollte ſehen, wie weit ich gekommen ſey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeyert hatte, und bat den Papſt, daß er mir fünfhundert Scudi da laſſen ſollte, theils auf Rechnung meines Verdienſtes, theils, weil mir noch Gold fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papſt ſagte darauf: mach's nur erſt fertig und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld lieſſe, ſo ſollte es nicht fehlen.

Bey ſeiner Abreiſe nach Bologna ließ der Papſt den Cardinal Salviati, als Legaten von Rom, zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bey mir zu betreiben, indem er ſagte: Benvenuto iſt ein Mann, der ſich aus ſeinem Talent wenig macht und eben ſo wenig aus uns, deshalb müßt ihr ihn anfeuern, ſo daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da ſchickte, nach Verlauf von acht Tagen, dieſe Beſtie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich ſollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf ſagte er zu mir: wo haſt du dein Zwiebelmuß, iſts fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigſter Herr! mein Zwiebelmuß iſt nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Eſel als einem Menſchen ähnlich ſah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: ich werde dich auf die Galere ſetzen, daß du Zeit haſt, deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieſer Beſtie auch beſtialiſch und ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galere verdiene, dann werdet ihr mich darauf ſetzen; aber gegenwärtig fürchte ich ſie nicht! und was mehr iſt, ſo betheure ich, daß ich, eben um Eurer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir; denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häſcher holen laſſen.

Darauf ſchickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im Guten zur Arbeit bereden zu laſſen; dagegen ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln ſchicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und ſo mußte er zulezt an dieſer Kur verzweifeln.

Der Papſt kam von Bologna zurück und fragte ſogleich nach mir; denn der Cardinal hatte ſchon das ſchlimmſte, was er konnte, von mir geſchrieben. Der Papſt war in unglaublicher Wuth und befahl, ich ſollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwiſchenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmſte Urſache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf ſchon meine Rechnung gemacht. Da ich nun ſo zum Papſte ging, dachte ich auf meine Entſchuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn ſobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: gieb die Arbeit her! iſt ſie fertig? Schnell deckte ich ſie auf und er fuhr mit größerer Wuth fort: Bey dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich dir; denn du glaubſt dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielte mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu dieſem Fenſter hinauswerfen. Da ich nun ſahe, daß der Papſt eine ſo ſchlimme Beſtie geworden war, dachte ich darauf, mich ſachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu ſchelten fortfuhr, die Arbeit unter das Kleid und ſagte murmelnd: konnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer ſolchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Darauf erhob der Papſt ſeine Stimme noch mehr und rief: komm her, was ſagſt du? Ich war im Begriff fort und die Treppe hinunter zu ſpringen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Knie und, weil er zu ſchreyen nicht aufhörte, ſchrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? darauf antwortete er, du haſt dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr ſey. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf ſagte er: ich will ſchon erfahren, wie es mit dir ſteht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an dieſem großen Uebel iſt nur der Cardinal Salviati ſchuld; denn ſobald Ew. Heiligkeit verreist waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenſchaft, das ganze Geſicht brannte, und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hauſe nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mirs wie ein Staar vor beyde Augen, ich ſah faſt nichts und mußte die Arbeit ſtehen laſſen.

Nachdem ich alſo geſprochen, ſtand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen! ich habe dem Cardinal nicht befohlen, daß er ſo hart verfahren ſollte. Mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit unterſuchen und, wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwärtig, er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo großem Zorn und alsbald wieder in ſo großem Mitleiden und Theilnahme geſehen habe, wer iſt der Mann? und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint; ſo kann ich ihn ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: das iſt der größte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt gebohren worden iſt, ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drey Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeiſt hatte, jener Edelmann war gegenwärtig und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieſer mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeygebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung, er ſah mir ins Geſicht und ſagte: er iſt jung genug, und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er ſich nach meinem Nahmen. Benvenuto heiß ich, verſetzte ich darauf. Er aber ſagte: dießmal bin ich für dich *willkommen*!. Nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und deſtillire ſie bey gelindem Feuer; mit dem Waſſer, das du gewinnſt, ſalbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirſt gewiß von deinem Uebel geneſen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Waſſer fortfahren. Der Papſt ſagte mir einige freundliche Worte und ich ging, halb getröſtet, weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das ſchöne Mädchen ſchuld ſeyn, das ich bey mir hatte, als ich beſtohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte ſie ſich mit Gewalt auf Einmal; ſie äuſſerte ſich aber nicht, wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, ſo groß wie Pfennige überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen was es war, ob ich ihnen gleich die Urſache und meine Vermuthung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir nichts, doch zuletzt entſchloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieſer, welche man für die erſten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich dieſe Medicin eine Zeitlang, mit großer Sorgfalt und Diät, genommen hatte, fühlte ich große Linderung, ſo daß ich, nach Verlauf von funfzig Tagen, mich geheilt und geſund wie ein Fiſch fühlte.

Darauf, da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem, was ich ausgeſtanden hatte, wieder einigermaſen erholen wollte, nahm ich meine Büchſe hervor, und ging auf die Jagd, ſetzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, ſo daß in wenig Tagen mich ein zehnfach gröſſeres Uebel befiel als das erſte geweſen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzneyen abermals viel ſchlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widerſetzten ſich und verſicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, ſo würde ich in acht Tagen todt ſeyn, ich that es aber doch, mit derſelbigen Ordnung und Vorſicht, wie das erſtemal. Nachdem ich vier Tage dieſes heilige Waſſer des Holzes getrunken hatte, verlohr ſich das Fieber ganz und gar und ich ſpürte die größte Beſſerung.

Unter dieſer Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelchs, und es gelangen mir ſchönere Dinge und beſſere Erfindungen, in den Wochen dieſer Faſten und Enthaltſamkeit, als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und ſuchte nun meine Geſundheit recht zu befeſtigen; dabey verſäumte ich nicht, ſowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Geſchichte eines Goldſchmieds von Mailand, der zu Parma als falſcher Münzer zum Tode verdammt war, und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieſer Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal ſendet ihn nach Rom, als einen geſchickten Künſtler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papſt in Arbeit geſetzt, welches dem Autor ſehr unangenehm iſt. — Pompeo von Mailand verleumdet ihn, er verliert ſeine Stelle bey der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwiſchen ihm und dieſer Magiſtratsperſon. — Der Gouverneur, durch einen Kunſtgriff, überredet ihn den Kelch dem Papſte auszuliefern, der ihn dem Autor zurückſchickt, mit Befehl das Werk fortzuſetzen.

Um dieſe Zeit ward Cardinal Salviati, der mich ſo ſehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt und daſelbſt eben ein Mailändiſcher Goldſchmied, Tobias genannt, als ein falſcher Münzer, eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, ſich dieſen trefflichen Mann vorſtellen ließ. Der Legat verſchob darauf die Vollziehung, ſchrieb den Vorfall an den Papſt, rühmte gedachten Tobias, als den erſten Goldſchmied von der Welt, und gab ihm das Zeugniß: er ſey ein einfältiger, guter Mann, der, durch ſeinen Beichtvater, den er um Rath gefragt, und der ihm dieſe Handlung erlaubt, eigentlich falſch geführt worden ſey. Sodann könne der Papſt, wenn er einen ſo geſchickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am beſten demüthigen.

Der Papſt lies gedachten Tobias ſogleich kommen, und nachdem er uns beyde vor ſich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am beſten gefaßt werden könnte? Er beſaß ein ſolches von der größten Schönheit, es war vor ſiebzehntauſend Kammerducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich ſchenken; aber vorher reich mit Golde verzieren laſſen.

Wir trugen beyde unſere Zeichnungen, ſobald ſie fertig waren, zum Papſte. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgeſtellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingeſteckt werden ſollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten, über dieſe ſchwache Erfindung, auf eine beſcheidene Weiſe, zu lachen. Der Papſt bemerkte es und ſagte: Laß nur deine Zeichnung ſehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgeſtellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirſches genommen hatte, er war mit einer ſchönen Art von Schleyer und andern gefälligen Zierrathen bereichert. Darauf ſollte das Horn eingepaßt werden. Jedermann, der dieſe Erfindung ſah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von groſſem Anſehn gegenwärtig, die dem Papſt einredeten und vorſtellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich, die Franzoſen ſeyen rohe

Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einſehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung beſſer einleuchten, die auch geſchwinder ins Werk geſetzt ſeyn würde, mittlerweile könne Benvenuto ſich an den Kelch halten, zwey Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umſonſt berufen worden. Der Papſt, der Verlangen hatte, ſeinen Kelch vollendet zu ſehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir ſagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünſche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wäre; ſo wollte ich ihn wohl, ohne weitere Beyhülfe, zu Stande bringen. Darauf verſetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papſt; denn er geräth ſonſt in den größten Zorn und wehe dir darnach! Ich antwortete darauf: lehret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brod ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieſes Werk nicht fertig werden. Dieſe Worte verdroſſen ihn, er drohte mir dem Papſt alles zu hinterbringen und that es auch; der Papſt brach in eine beſtialiſche Wuth aus und ſagte: er wolle doch ſehen, ob ich ſo toll ſey, mich dieſer Arbeit zu weigern. So gingen zwey Monate vorbey, in denen ich, ohngeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe gearbeitet hatte. Da der Papſt ſahe, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerſt ungünſtig und drohte, mich auf jede Weiſe zu züchtigen.

Eben war ein gewiſſer Mailändiſcher Goldſchmied gegenwärtig, mit Nahmen Pompeo und ein wahrer Verwandter eines gewiſſen Herrn Trajans, eines ſehr begünſtigten

Dieners des Papſtes; beyde ſagten einſtimmig: wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen; ſo wird ihm die Luſt ſchon kommen, den Kelch zu endigen. Darauf verſetzte der Papſt: es würden vielmehr daraus zwey Uebel entſtehen, ich würde bey der Münze übel bedient ſeyn und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beyden Mailänder ließen aber doch nicht ab, und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und ſie einem jungen Menſchen von Perugia gab.

Pompeo kam ſelbſt, mir, im Nahmen Ihro Heiligkeit, zu ſagen, daß ich die Münze verlohren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, ſollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: ſagt Ihro Heiligkeit: die Münze hat er ſich, nicht mir, genommen, und ſo wird es auch mit den andern Dingen gehen, und ſagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich ſie nicht annehmen. Dieſer abſcheuliche mißgünſtige Menſch eilte was er konnte, alles dem Papſte wieder zu ſagen, wobey er gewiß von dem ſeinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen ſchickte der Papſt denſelbigen Menſchen zu mir und ließ mir ſagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, ſo weit wie ſie gegenwärtig gekommen ſey. Darauf antwortete ich: das iſt nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann, wenn er will. Fünfhundert Scudi habe ich von ihm empfangen, und die will ich ſogleich zurückzahlen, das Werk iſt aber mein, und ich will damit nach Vergnügen ſchalten. Darauf ſagte ich ihm noch einige beiſſende Worte, die ſich auf ihn bezogen, und er eilte dem Papſt alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreyer Tagen kamen zwey Kämmerlinge des Papſtes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit ſehr begünſtigte Perſonen. Sie ſagten zu mir: Benvenuto! du haſt bisher gewagt den Papſt aufzuziehen, und willſt keinen vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben, höre nun: giebſt du ihm ſein Werk nicht heraus; ſo haben wir Befehl, dich ins Gefängniß zu führen. Darauf ſah ich ihnen fröhlich ins Geſicht und ſagte: Meine Herren! wenn ich dem Papſte dies Werk gäbe; ſo gäbe ich ihm mein Werk, und nicht das ſeinige, und ich habe nicht Luſt es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt ſo weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwiſſenden Beſtie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.

Es war bey dieſer Unterredung auch jener Goldſchmied Tobias gegenwärtig, der ſich unterſtand, von mir ſogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber ſagte ihm, was ſolch ein elender Menſch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beyden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchließen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Cruzifix und ſagte, mit der Müze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! alles, was du thuſt und zuläſſeſt, geſchieht nach deiner groſſen, unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ohngefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht haſt, und ich habe bis hierher, um keiner Urſache willen, mich ins Gefängniß begeben müſſen, iſt es aber gegenwärtig dein

Wille, daß ich dieſe Schmach erdulde, ſo danke ich dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meines gleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher als ihr ſeyd, meine Herren! ſo nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt.

Dieſe äußerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir fanden bey ihm den Fiskal, ſie hatten uns beyde erwartet. Die beyden Herrn Kämmerlinge ſagten lachend: hier bringen wir euch dieſen Gefangenen, nehmt ihn wohl in acht! wir haben uns genug erluſtigt, indem wir euren Leuten ins Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dies ſeine erſte Gefangenſchaft ſey, durch Häſcher unſerer Art abgeführt werden müſſe. Sie eilten darauf zum Papſt und erzählten ihm alle Umſtände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er ſich aber Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herren und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünſtigten.

Indeſſen beſchäftigten ſich der Gouverneur und der Fiskal mit mir; bald drohten ſie, bald ermahnten ſie, bald wollten ſie mir rathen. Sie ſagten es ſey natürlich, daß wenn einer vom andern eine Arbeit machen laſſe; ſo könne er ſie auch, nach ſeinem Belieben, auf jede Weiſe wieder zurücknehmen. Dagegen verſetzte ich: daß das keineswegs gerecht ſey, und daß ein Papſt das nicht thun könne; denn er ſey nicht von der Art gewiſſer tyranniſcher Herrchen, die ihrem Volk das ſchlimmſte, was ſie nur können, anzuthun fähig ſind, und weder Geſetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Chriſti nicht verüben. Darauf ſagte der Gouverneur, mit gewiſſen häſchermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto! Benvenuto! du gehſt darauf aus, daß ich dich nach Verdienſt behandeln ſoll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit wiederfahren laſſen! — Schicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das zweyte Wort! Darauf ſagte ich: meine Herrn! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiskal, der ein beſcheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu ihm und ſagte: Gnädiger Herr! vergönnt ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk heraus giebt; ſo haben wir genug. Darauf ſagte ich: wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: gieb mir mein Haus, ich will nicht, daß du mir daran arbeiten ſollſt! er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn wegſchicken. Auch, wenn einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, der könnte ſagen: gieb mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede, denn es iſt weder ein Haus, noch ein Edelſtein und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und ſo, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papſt ſagen, eure Drohungen machen mir nicht die mindeſte Furcht, ich bin ein ehrlicher Mann und bey meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiſkal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſte gingen und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in einem Saal auf und ab, und ſie verzogen faſt drey Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig, ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich feſt entſchloſſen ſey und wiſſe, was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiſkal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid, ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann! Darauf antwortete ich, bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: ich habe dir vorerſt noch zwey Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hierher bringen, ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie ihm hinbringen und er verſpricht, bey Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröfnen, ſondern ſie dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt. So ſchickte ich nach meiner Arbeit, ſiegelte ſie, wie ers verlangte, und gab ſie hin.

Als der Gouverneur zum Papſte zurückkam, nahm dieſer die Schachtel, wie jener mir nachher ſelbſt erzählte, wendete ſie einigemal um und fragte ſodann den Gouverneur: ob er die Arbeit geſehen habe? Darauf ſagte dieſer: ja! ſie ſey in ſeiner Gegenwart verſiegelt worden und verſicherte dabey, die Arbeit habe ihm höchſt bewundernswerth geſchienen. Darauf verſetzte der Pabſt: ſage Benvenuto, die Päpſte haben Gewalt viel gröſſere Dinge, denn dieſes, zu löſen und zu binden, und indem er dieſes mit einigem Verdruß zu ſagen ſchien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öfnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugſam betrachtet hatte, zeigte er ſie Tobias dem Goldſchmied, der ſie ſehr lobte, und als der Papſt ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk geſehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle? mit Ja antwortete und vom Papſte Befehl erhielt, ſich ganz darnach zu richten. Darauf wendete ſich der Papſt zum Gouverneur und ſagte: ſeht ob Benvenuto euch das Werk überlaſſen will, bezahlt es ihm ſo hoch es ein Kenner ſchätzen mag, will er es ſelbſt endigen und einen Termin ſetzen, ſo ſucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf ſagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieſes jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weiſe zu Leibe gehe. Darauf erwiederte der Papſt: mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir, mit einem Häſcherblick: die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheiſſen, hier iſt dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt. Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte, daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſanftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt, ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich ſollte nicht im Stande ſeyn, ſogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war, dann ſagte er, geh und ſuche Benvenuto in ſeiner Werkſtatt auf, ſage ihm, er ſoll mir das Werk zu einer Monſtranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darinn in Prozeſſion tragen kann, er ſoll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur ſoll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach ſeiner Art, die ungeſchickteſten Eſelskareſſen und ſagte mir die Worte des Papſtes wieder. Darauf antwortete ich ſchnell: ich kann mir keinen gröſſern Schatz in der Welt wünſchen, als wenn ich die Gnade eines ſo großen Papſtes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verlohren habe, ſondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewiſſer neidiſcher Menſchen, denen es eine Freude macht, Böſes zu ſtiften. Hat doch der Papſt eine Meng Diener! er ſoll mir euch nicht mehr ſchicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienſt des Papſtes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papſt über mich geſagt habt und miſcht euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler ſollen euch noch verdientermaſen gereuen. Alles dieſes hinterbrachte der Menſch dem Papſte, auf eine beſtialiſche Weiſe und ſo blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkſtatt und trieb mein Geſchäfte.

Tobias, der Goldſchmied, hatte indeſſen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach ſeiner Art vollendet; dann befahl ihm der Papſt, er ſolle einen Kelch, nach der Weiſe des meinen, den er geſehen hatte, ſogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit ſich die Arbeit zeigen, und als ſie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er ſchalt auf die Werke des Tobias und auf alle, die ihn empfohlen hatten. Mehrmals ſchickte er mir darauf den Baccino della Croce, und ließ mich, wegen der Monſtranz, ermahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur ſo lange ausruhen laſſen, bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt ſey, wieder erholt hätte, ich würde aber indeſſen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande ſey, bloß zu Ihrem Dienſte widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich portraitirt und arbeitete in meinem Hauſe an einer Medaille für ihn. In meiner Werkſtatt aber hielt ich zu der Zeit einen Geſellen, der ehemals mein Lehrburſch geweſen war und ſich Felix nannte.

Zweytes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Autor verliebt ſich in eine ſicilianiſche Curtiſane, Nahmens Angelika, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem ſicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberey abgiebt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bey den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen: er ſolle Angelika innerhalb eines Monats wieder ſehen. — Streit zwiſchen ihm und Hrn. Benedetto, den er tödlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt: der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begiebt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Solosmeo den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin, von der größten Schönheit, verliebt, auch ſie zeigte daß ſie mir ſehr wohl wolle; die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als wenn ſie nach Civita Vechia den Weg genommen hätte; ſie begab ſich aber auf Oſtia und von da nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia, und beging unglaubliche Thorheiten, um ſie wieder zu finden. Es wäre zu umſtändlich, dieſe Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden, oder zu ſterben. Sie ſchrieb mir nach zwey Monaten, daß ſie ſich in Sicilien, ſehr mißvergnügt, befinde. Indeſſen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben, und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter ſolchen Ausſchweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewiſſen ſicilianiſchen Geiſtlichen Freundſchaft gemacht, er war von dem erhabenſten Geiſte und wohl im Lateiniſchen und Griechiſchen erfahren. Einsmals, durch eine beſondere Wendung des Geſprächs, kamen wir auch auf die Zauberey zu reden und ich ſagte, wie ſehr ich, mein ganzes Leben durch, verlangt hätte, irgend etwas von dieſer Kunſt zu ſehen, oder zu ſpüren; darauf verſetzte der Prieſter: zu einem ſolchen Unternehmen gehört ein ſtarkes und ſicheres Gemüth. Ich verſetzte, daß ich Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn ſich nur die Art und Weiſe fände, ein ſolches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Prieſter: wenn dir am Anſchauen ſolcher Dinge genug iſt, ſo will ich deine Neugierde ſättigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte ſich der Prieſter bereit, indem er mir ſagte, ich ſolle Einen, auch zwey Gefährten ſuchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen beſten Freund, welcher einen Piſtojeſer mit ſich nahm, der ſich auch auf die Schwarzkünſtelen gelegt hatte, wir gingen zuſammen ins Coliſee, dort kleidete ſich der Prieſter, nach Art der Zauberer, zeichnete Zirkel auf die Erde, mit den ſchönſten Ceremonien, die man ſich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika (Assa foetida) mitbringen laſſen, koſtbares Räucherwerk und Feuer, auch böſes Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war machte er das Thor in den Zirkel und führte uns bey der Hand hinein, dem andern Schwarzkünſtler befahl er, das Räucherwerk, nach Bedürfniß, ins Feuer zu werfen, uns überließ er die Sorge, das Feuer zu unterhalten und die Specereyen darzureichen, dann fing er ſeine Beſchwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erſchienen manche Legionen Teufel, ſo daß das Coliſee ganz voll ward. Ich war mit den köſtlichſten Specereyen beſchäftigt, und als der Prieſter eine ſo große Menge Geiſter bemerkte, wendete er ſich zu mir und ſagte: verlange was von ihnen! ich verſetzte: ſie ſollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zuſammen komme.

Dieſe Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich ſehr zufrieden über dieſe Begebenheit war. Der Negromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte, völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unſchuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ohngefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewiſſer Agnolino Gaddi unſer Hausfreund war, nahm ich auch dieſen mit zu unſerer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort, der Negromant machte wieder ſeine Vorbereitung, und, mit derſelben, ja mit einer noch wunderſamern Ordnung, brachte er uns in den Zirkel, den er von neuem mit mehr Kunſt und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pintakel in die Hand und ſagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ichs zu wenden hätte. Nun fing der

Negromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an, er rief, beym Nahmen, eine Menge ſolcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beſchwur ſie, im Nahmen und Gewalt Gottes, des unerſchaffnen, lebendigen und ewigen, und das in hebräiſchen Worten, auch mitunter in genugſamen griechiſchen und lateiniſchen, ſo daß in kurzer Zeit Einhundertmal mehr als bey der erſten Beſchwörung erſchienen und das ganze Coliſee ſich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und ſparten das koſtbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Negromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelika ſeyn möchte. Ich that es und er wendete ſich zu mir und ſagte: hörſt du, was ſie ſprechen? in Zeit eines Monats ſollſt du bey ihr ſeyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur feſt halten, denn es wären wohl ein Tauſend Legionen mehr, als er verlangt habe, und ſie ſeyen von der gefährlichſten Art; da ſie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, ſo müßte man ihnen freundlich thun und ſie geduldig entlaſſen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an, und ſagte, es ſeyen ein Tauſend der tapferſten Männer beyſammen, die uns alle drohten, dann ſah es noch vier ungeheure Rieſen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indeſſen ſuchte der Negromant, der vor Furcht zitterte, ſie auf die ſanfteſte und gefälligſte Art, ſo gut er konnte, zu entlaſſen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich ſo ſehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und ſprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Negromanten in ſo großer Angſt ſah. Das Kind hatte den Kopf zwiſchen die Knie geſteckt und ſagte: ſo will ich ſterben! denn wir kommen um, alle zuſammen. Da ſagte ich zum Knaben: dieſe Creaturen ſind alle unter uns, und was du ſiehſt iſt Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf! Das Kind blickte hin, und ſagte von neuem: das ganze Coliſee brennt und das Feuer kommt auf uns los. Es hielt die Hände vors Geſicht, rief, es ſey todt und wollte nichts mehr ſehen! Der Negromant empfahl ſich mir, bat, ich möchte nur feſt halten, und ſtark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaffetika ausſtreuen! Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen in die Quere ſtunden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich, hier iſt nicht Zeit ſich zu fürchten. mache dir was zu thun, rühre dich und ſtreue ſchnell die Zaffetika. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war, das Kind erhob, bey dieſem Schall und Geſtank, ein wenig das Geſicht, und da es mich lächeln ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück.

So blieben wir bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur wenige ſeyen noch übrig geblieben und ſie ſtünden von Ferne. Der Negromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen großen Pack Bücher zuſammen und wir verlieſſen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte ſich an den andern, beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Negromant bey der Weſte und mich beym Ueberkleid hielt. Beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bänken gelangt waren, verſicherte es uns, zwey von denen, die es im Coliſee geſehen habe, ſpatzierten, mit großen Sprüngen, vor uns her, und lieſen bald über die Dächer, bald über die Straßen. Der Negromant ſagte, ſo oft er auch ſchon in dem Kreis geweſen, ſey ihm doch niemals ſo etwas außerordentliches begegnet, er bat mich, daß ich ihm beyſtehen ſollte; denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll ſey, und auf dieſe Weiſe müßten wir die reichſten Leute werden. Die Liebeshändel ſeyen Eitelkeit und Narrheit, wobey nichts herauskomme. Ich verſetzte darauf: daß ich ihm gerne beyſtehen wollte, wenn ich nur Latein verſtünde; er aber verſicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen; aber niemand von ſo geſetztem Gemüth wie ich, und ich ſolle mich nur nach ſeinem Rathe halten. So kamen wir nach Hauſe und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Negromant des Tages darauf mich wieder ſah, ſprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen! Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten? Er ſagte mir, in weniger als Einem Monat würden wir fertig ſeyn, und der geſchickteſte Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe ſein Meiſter auch hier in der Nähe, in den Gebürgen der Abtey Faſta, eine ſolche Weihe vorgenommen, es hätten ſich aber doch ſolche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen, auch ſeyen die Bauern daſelbſt in der Nachbarſchaft zuverläßige Leute, nicht ganz unerfahren, in dieſen Dingen, und konnten uns, im Nothfall, wichtige Dienſte leiſten.

So überredete mich der Prieſter Negromant um ſo leichter, als ich zu ſolchen Dingen ſchon geneigt war; aber ich ſagte ihm, ich wollte zuerſt die Medaille für den Papſt fertig machen, denn er und niemand anders wußte um dieſe geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der beſtimmten Zeit meine Sicilianerinn ſehen würde? Denn der Termin kam näher heran, und es ſchien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Negromant verſicherte mich, daß ich gewis mit ihr zuſammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn ſie auf ſolche Weiſe verſprächen; ich ſollte aber aufmerken und mich vor Händeln in acht nehmen, die ſich dabey ereignen könnten, ich ſollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre beſſer für mich, wenn ich mit ihm ginge, das Buch zu weihen, auf dieſe Weiſe würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beyde die glücklichſten Menſchen werden.

Ich fing an mehr Luſt zu empfinden als er ſelbſt, und ſagte zu ihm: es ſey nur eben jetzt ein gewiſſer Meiſter nach Rom gekommen, Nahmens Johann da Caſtello, ein Bologneſer, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu ſchneiden, wie ich ſie auch machte, und ich wünſchte nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu arbeiten, mich auch ſo der Welt zu zeigen, und mit einem ſolchen Talente lieber als mit dem Schwerdte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber ſagen was ich wollte, ſo hörte doch der Prieſter nicht auf, mir anzuliegen und ſagte: mein Benvenuto, komm mit mir, fliehe die große Gefahr, die dir bevorſteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit ſo verliebt, daß ich weder an Angelika, noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich, zur ungewöhnlichen Zeit, von meinem Hauſe nach meiner Werkſtatt begeben, woſelbſt Felix, mein Geſelle, alle Arbeiten beſorgte, ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein ſehr guter Freund, Herr Benedetto, er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Saneſers. Dieſer Benedetto war lange in Neapel geweſen, hatte ſich darauf in Rom niedergelaſſen und beſorgte die Geſchäfte gewiſſer Handelsleute von Siena. Mein Geſelle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe ſchuldig, an eben dem Tage waren ſie einander wieder begegnet und Felix hatte, nach ſeiner Gewohnheit, das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herrn des Benedetto, die zufällig dabey ſtanden. Da ſie vernahmen, wie ſich die Sache verhalte, ſchalten ſie ihren Factor tüchtig aus und ſagten: ſie würden ſich eines andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten ſie nicht haben. Benedetto entſchuldigte ſich ſo gut er konnte und behauptete, er habe den Goldſchmied bezahlt, ſagte aber dabey: er ſey nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnſinnigen zu bändigen. Dieſe Herrn nahmen ſein Betragen übel und jagten ihn ſogleich weg, darauf eilte er, wüthend nach meiner Werkſtatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab ſichs, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn aufs freundlichſte, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich ſogleich an alles, was mir der Negromant geſagt hatte, und hielt an mich was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu ſeine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! ſagte ich, Bruder! entrüſtet euch nicht gegen mich, habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt ihr was mit Felix zu thun, ſo geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am beſten, was zu antworten iſt, ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergeſtalt anzugreifen, um ſo mehr, da ihr wißt, daß ich der Mann nicht bin, Beleidigungen zu erdulden.

Darauf antwortete Benedetto: ich wiſſe um alles, er ſey der Mann, mit mir ſchon fertig zu werden, Felix und ich ſeyen zwey große Lumpen.

Schon hatten ſich viele Leute geſammelt, dieſen Streit anzuhören, und, gezwungen durch ſeine groben Worte, bückte ich mich ſchnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn ins Geſicht zu treffen; aber er bückte ſich und ich traf ihn mitten auf den Schedel. In dem Kothe ſtack ein friſcher Stein, mit vielen ſcharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde, und jedermann, der das Blut ſo ſtark herabrieſeln ſah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwiſchen daß einige Anſtalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, deſſen ich ſchon öfters erwähnt habe, und als er dieſen Mann ſo übel zugerichtet ſah, fragte er, wer ihn geliefert habe? man ſagte: Benvenuto! aber dieſe Beſtie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papſt kam, denn er ging wegen einiger Geſchäfte dahin, ſagte er: Heiligſter Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erſchlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Da wurde der Papſt wüthend und ſagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er ſolle mich fahen und am Orte, da der Todſchlag geſchehen ſey, ſogleich aufhängen laſſen.

Ich aber, da ich dieſen Unglücklichen auf der Erde ſah, dachte ſogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bey dieſer Gelegenheit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Geddi, um mich, ſo geſchwind als möglich, mit Gott, davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich ſollte nicht ſo eilig ſeyn, manchmal ſey das Uebel ſo groß nicht, als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bey ihm wohnte, und erſuchte ihn hinzugehen, um ſich nach der Sache zu erkundigen. Indeſſen erſchien ein römiſcher Edelmann, aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bey Seite, und ſagte: ſein Herr ſchicke ihn her, der ſelbſt die Worte des Papſtes gehört habe, es ſey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieſer erſten Wuth nicht entränne, ich ſolle mich ja auf kein Haus in Rom verlaſſen! Der Edelmann entfernte ſich ſogleich und Herr Johannes ſah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf ſagte ich: Mit der Hülfe Gottes will ich mir ſchon ſelbſt helfen, nur bitte ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein türkiſches Pferd ſatteln, das ſchönſte und beſte, das in Rom war, ich beſtieg es und nahm eine Büchſe vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Siſto kam, fand ich die ſämmtlichen Häſcher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhaft friſchte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frey durch, und ſo ſchnell ich konnte eilte ich nach Palombara, zu Herrn Savelli und ſchickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wiſſen zu laſſen wo ich mich befinde. Herr Savelli bewirthete mich, zwey Tage, aufs freundlichſte, dann rieth er mir, ich ſolle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erſte Hitze vorüber ſey. Er ließ mich begleiten und auf die neapolitaniſche Straße bringen. Auf derſelben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Soloſmeo hieß, und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis, auf Monte Caſſino fertig zu machen. Er ſagte mir, daß noch ſelbigen Abend Papſt Clemens einen ſeiner Kämmerer geſchickt habe, um nachfragen zu laſſen, wie ſich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe dieſen Mann bey der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieſes dem Papſt hinterbracht wurde, wendete er ſich zu Pompeo und ſagte: du biſt ein ſchlechter Menſch; aber ich verſichre dir, du haſt eine Schlange gekneipt, die dich beiſſen und dir dein Recht anthun wird!

Dann ſprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir ſehen ſolle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten ſingend auf Monte Caſſino.

Zweytes Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er ſeine geliebte Angelika und ihre Mutter. Sonderbare Zuſammenkunft dieſer Perſonen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günſtig aufgenommen, welcher verſucht, ihn in ſeinen Dienſten zu behalten. — Angelika's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papſt den Irrthum wegen Tobias Tod ſchon entdeckt hat. — Beſonderes und galantes Abentheuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von ſeiner Wunde geneſen iſt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens und wartet ſeiner Heiligkeit auf. — Was in dieſer Audienz begegnet. — Der Papſt vergiebt ihm und nimmt ihn in ſeine Dienſte.

Als nun Solosmeo daſelbſt die Arbeit durchgeſehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ohngefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in ſein Gaſthaus einlud, und verſicherte: er ſey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz geweſen, wenn wir bey ihm einkehrten, wolle er uns aufs beſte bewirthen. Wir wiederholten öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu ſchaffen haben, demohngeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte ſeine Einladung, immer mit denſelbigen Worten. Endlich war ich ſeiner Zudringlichkeit überdrüßig, und, um ihn los zu werden, fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerinn, Nahmens Beatrice, nachweiſen könne, die eine Tochter habe, welche Angelika heiße, beyde ſeyen Curtiſanen. Der Wirth, welcher glaubte, ich habe ihn zum beſten, rief aus: Gott verdamme alle Curtiſanen und jeden, der ihnen wohl will. Darauf gab er ſeinem Pferde die Sporn und eilte von uns weg. Ich freute mich, auf ſo gute Weiſe, die Beſtie losgeworden zu ſeyn; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abentheuer ſprach, ſahen wir den Wirth im Gallop zurückkehren. Es ſind zwey oder drey Tage, rief er aus, daß neben meinem Hauſe ein Weib und ein Mädchen eingezogen ſind, die ſo heiſſen, ob ſie Sicilianerinnen ſind, kann ich nicht ſagen. Darauf verſetzte ich, der Nahme Angelika hat ſo große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bey dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth, und ſtiegen bey ihm ab. Eiligſt brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelika wirklich daſelbſt, die mich mit unmäßigen Liebkoſungen empfing, ich blieb bey ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in dieſem Genuſſe fiel mir ein, daß an dieſem Tage grade der Monat um ſey, und daß ich, nach dem Verſprechen der böſen Geiſter, meine Angelika nun beſitze. Da denke nun jeder, der ſich mit ihnen einläßt, die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müſſen.

Ob ich gleich noch jung war, ſo kannte man mich in Neapel doch auch ſchon als einen Menſchen von Bedeutung, und empfing mich aufs beſte, beſonders Herr Dominiko Fontana, ein trefflicher Goldſchmied; er ließ mich die drey Tage, die ich in Neapel war, in ſeiner Werkſtatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu ſehen verlangt hatte. Ihro Excellenz empfingen mich ſehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, zufälliger Weiſe brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vicekönig verlangte ihn zu ſehen und wünſchte ihn zu beſitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich verſetzte darauf, indem ich den Ring an ſeinen Finger ſteckte: der Diamant und ich ſeyen zu ſeinem Befehl. Er verſetzte: der Diamant ſey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber ſeyn, wenn ich bey ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden ſeyn würde. So ward viel höfliches hin und wieder geſprochen, zuletzt verlangte er den Preiß des Edelſteins mit Einem Worte zu wiſſen; ich verlangte zweyhundert Scudi und Ihro Excellenz fanden die Forderung billig und ſagten, daß ihnen der Stein um ſo lieber ſey, da ich ihn gefaßt habe, denn ſonſt könne er nicht eine ſo treffliche Wirkung thun. Ich verſetzte darauf: der Stein ſey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Faſſung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich druckte ſogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Käſtchen, putzte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig; er war zufrieden und erſtaunt, und gab mir eine Anweiſung, worauf mir zweyhundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir geſagt wurde, ich ſolle wieder nach Rom kommen, und gleich bey Ihro Eminenz Pallaſt abſteigen. Als ich meiner Angelika den Brief geleſen hatte, bat ſie mich, mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder ſie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn ſie mit mir ginge, ſo wollte ich ihr die zweyhundert Ducaten, die ich vom Vicekönig erhalten hatte, aufzuheben geben. Da die Mutter ſahe, daß wir Ernſt machten, trat ſie herbey und ſagte: ſo laß mir hundert Ducaten, damit ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreyßig wollte ich ihr geben, wenn ſie meine Angelika mit mir ließe. Dieſe Bedingung ging ſie ein und Angelika bat mich, ich ſolle ihr ein Kleid von ſchwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden, ich ſchickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich ſey nun völlig gekocht und gar, und verlangte für ſich ein Kleid, von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und ſagte: meine liebe Beatrice, iſt dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie ſagte Nein! darauf verſetzte ich: ſo iſt es mir genug! nahm Abſchied von meiner Angelika, ſie weinte und ich lachte, wir trennten uns und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieſelbe Nacht reiſte ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben ſollte, wie es die Gewohnheit von Neapel iſt, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geiſteskräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachſtellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bey ſeiner

Arbeit auf Monte Caſſino, und ſtieg bey dem Gaſthauſe von [illegible] ab, um zu Mittag zu eſſen, nicht weit von dem Hauſe ſchoß ich nach einigen Vögeln und erlegte ſie; aber ein Stückchen Eiſen, am Schloß meiner Büchſe, verletzte mir bey dieſer Gelegenheit die rechte Hand, und ſo wenig es bedeutete, ſo gefährlich ſah es aus, weil das Blut ſehr ſtark aus der Wunde ſtröhmte. Ich ſtellte mein Pferd in den Stall und ſtieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitaniſche Edelleute fand, die ſich eben zu Tiſche ſetzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, ſo ſtieg hinter mir mein Diener, ein braver Purſche, mit einer großen Partiſane in der Hand, herauf, ſo daß vor uns beyden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute ſo erſchraken, da ohnedem dieſer Ort für ein Spitzbubenneſt bekannt war, daß ſie vom Tiſche aufſprangen, und mit großem Entſetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend ſagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen ſchon geholfen; denn ich ſey der Mann, ſie gegen jeden zu vertheidigen, der ſie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beyſtand, meine Hand zu verbinden. Das ſchöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold geſtickt war, und als ich damit nicht verbunden ſeyn wollte, riß ſie es ſogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth, ſie beruhigten ſich einigermaſſen und wir ſpeiſten fröhlich. Nach Tiſche ſtiegen wir zu Pferde, und ritten in Geſellſchaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und ließen mich kluger Weiſe durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er ſollte auch hinten bleiben, ich ritt auf meinem ſchönen Pferdchen neben dem Fräulein her, wir ſprachen von Dingen, mit denen kein Apotheker handelt, und ſo gelangte ich auf die angenehmſte Weiſe nach Rom.

Sogleich ſtieg ich bey dem Pallaſt Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für ſeine Vorſorge, dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und, wo möglich, vor der Geldſtrafe ſchützen. Dieſer Herr empfing mich aufs beſte und ſagte mir, ich ſolle nur ruhig ſeyn, dann wendete er ſich zu einem ſeiner Edelleute, der Tecci hieß, und ſagte ihm: er habe dem Bargell von ſeinetwegen zu bedeuten, daß er ſich nicht unterſtehen ſolle, mich anzurühren; dann fragte er: wie ſich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Tecci ſagte: er befinde ſich ſchlimm und werde ſich noch ſchlimmer befinden, denn er habe verſichert, daß er mir zum Verdruß ſterben wolle, ſobald ich nach Rom käme. Darauf ſagte der Cardinal mit großem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weiſe zeigen, daß er von Siena ſtamme? Alsdann wendete er ſich zu mir und ſagte: beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äuſſern Wohlſtand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht ſehen, dann gehe hin, wohin du willſt, und die Narren mögen nach Gefallen ſterben. Ich ging nach Hauſe, um die angefangene Münze, mit dem Bild Papſt Clemens, fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückſeite erfunden, worauf ein Friedensbild zu ſehen war. Es war ein Weibchen mit den feinſten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüſtungen ſtand, die wie eine Trophee verbunden waren, auch ſahe man

Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefeſſelt war, umher ſtand die Inſchrift: Clauduntur belli portæ. Inzwiſchen als ich dieſe Medaille fertig machte, war der Verwundete geneſen. Der Papſt hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in acht, den Cardinal Medicis zu beſuchen, denn ſo oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm ſich Herr Piero Carneſecchi, ein großer Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir, auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bey dem Papſte einführte. Es geſchah nach Tiſche, an einem ſchönen Tage im April, der Papſt war in Belvedere und ich überreichte ihm die Münzen, ſo wie die Stempel; er nahm ſie, und ſah ſogleich die große Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: ſind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen? und indeſſen die gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stempel beſchauten, fing ich mit der größten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: wenn das Geſchick, das mir unglücklicher Weiſe Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verlohren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böſe lügenhafte Zunge meines größten Feindes hat Ew. Heiligkeit in ſo großen Zorn verſetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu laſſen, wäre das geſchehen, ſo hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat dießmal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten, ich bitte, künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.

Der Papſt fuhr immer fort die Medaillen zu beſehen, und hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu, da aber viele große Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein wenig, und, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Befehle nichts wiſſen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anders an zu reden, und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können? da ſie ſo groß ſeyen, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen; er aber ſchien zu fürchten, daß ich ihm noch einen ſchlimmeren Sermon halten möchte, und ſagte: die Medaillen ſeyen ſehr ſchön und gefielen ihm wohl, nur möchte er noch eine andere Rückſeite haben, wenn es anginge. Ich verſetzte, daß ſolches gar wohl geſchehen könne, und er beſtellte ſich die Geſchichte Moſis, der Waſſer aus den Felſen ſchlägt, mit der Umſchrifft: ut bibat populus. Darauf ſagte er: gehe Benvenuto; ſobald du fertig biſt, ſoll auch an dich gedacht ſeyn. Als ich weg war, verſicherte der Papſt, vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückſeite fertig zu machen.

Drittes Capitel.

Papſt Clemens wird krank und ſtirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III. aus dem Hauſe Farneſe wird Papſt. Er ſetzt den Verfaſſer wieder an ſeinen Platz, als Stempelſchneider bey der Münze. — Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Urſache davon. — Peter Ludwig beſtellt einen Corſicaniſchen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Abſicht erfährt und nach Florenz geht.

Indeſſen ward der Papſt krank, und da die Aerzte den Zuſtand für gefährlich hielten, vermehrte ſich die Furcht meines Gegners Pompeo dergeſtalt, daß er einigen Neapolitaniſchen Soldaten auftrug, mir nachzuſtellen; ich hatte viele Mühe, mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich ſie ſogleich zum Papſte, den ich im Bette und in ſehr übeln Umſtänden fand, mit allem dem empfing er mich ſehr freundlich und wollte Münzen und Stempel ſehen. Er ließ ſich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf taſtete er ein wenig mit den Fingern, ſeufzte tief und ſagte zu denen, die zunächſt ſtanden: Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder geſund werde, ſo ſoll für ihn geſorgt ſeyn. In drey Tagen ſtarb der Papſt und ich hatte meine Arbeit umſonſt gethan, doch ſprach ich mir Troſt zu, denn ich war durch dieſe Medaillen ſo bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papſt werde mich brauchen und vielleicht beſſer belohnen. So beruhigte ich mich ſelbſt, und löſchte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter, dem todten Papſt die Füße zu küſſen, welches nicht ohne Thränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu ſehen, die bey ſolchen Gelegenheiten zu entſtehen pflegt.

Ich ſaß daſelbſt mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehen wohlbewaffneten Männern einher kam. Er blieb gegen mir über ſtehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen ſollte, ich bedachte aber ſogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für die entſtehen könnte, die nicht die mindeſte Schuld hätten, und ich dachte, es ſey beſſer, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ohngefähr zwey Ave Maria ſtehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die ſeinigen auch, ſchüttelten die Köpfe und forderten uns, durch noch mehr ſolche unartige Zeichen, heraus. Meine Geſellen wollten ſogleich Hand ans Werk legen, ich aber ſagte ihnen erzürnt: um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen Braven als mich ſelbſt, ein jeder möchte ſich um ſich bekümmern, ich wüßte ſchon was ich zu thun habe. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebſter Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie ſich ſelbſt liebte; dieſer wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entſchloſſene Kühnheit ſehr gut, deswegen bat er mich, im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhätte, Theil nehmen laſſen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebteſter unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in dieſem Falle, wenn du mich liebſt, bekümmere dich nicht um mich und mache daß du fortkommſt. Dieſe Worte ſagte ich ſchnell. Indeſſen waren meine Feinde, aus den Bänken, langſam auf einen Creutzweg gekommen, wo die Straße nach verſchiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gaſſe, die grade nach Campo di Fiore geht, er war wegen einiger Geſchäfte bey einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er ſich ſeiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weiſe ſein reines böſes Schickſal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraus trat; ſeine Braven hatten ſich aufgethan und ihn ſchon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen ſpitzigen Dolch und faßte ihn bey der Bruſt, mit ſolcher Schnelle und Sicherheit des Geiſtes, daß ihm keiner zu Hülfe kommen konnte, ich ſtieß ihm nach dem Geſicht, das er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwey einzige Stiche verſetzte, ſo daß er beym zweyten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freylich meine Abſicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man ſagt: Wunden laſſen ſich nicht meſſen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle ſeine Begleiter mit dem todten Körper beſchäftigt, keiner wendete ſich gegen mich, keiner zeigte das mindeſte Verlangen mit mir zu rechten; ſo zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreyhundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldſchmied, mein großer Freund, einholte und ſagte: Lieber Bruder! da das Uebel geſchehen iſt, ſo laß uns ſehen, wie wir dich retten können! darauf ſagte ich: gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem geſagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich ſeiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unſchätzbaren Liebkoſungen, und bald erſchienen die vornehmſten Jünglinge aller Nationen, die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen die Mailänder, und alle erboten ſich, ihr Leben zu meiner Rettung dran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Rucellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Eben ſo thaten mehrere Männer ſeines gleichen, denn alle ſegneten mich, ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzugroßen Schaden zugefügt habe, und hatten ſich oft über die Geduld, womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

In demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir, aus eigner Bewegung, dreyßig Soldaten, mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort und wohl noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das große Uebel, das ich angerichtet hatte, erzählen, und ſeine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchoff von Trulli und ſagte: ſeht euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hieher! ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es mit mir zu thun. Der Mailänder ging ſehr beſchämt weg, und der Biſchoff eilte mich aufzuſuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und ſagte: der Cardinal Medicis ſchicke nach Benvenuto und wolle ihn in ſeine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas ſeltſam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich eben ſo gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf ſagte der Biſchoff: er wünſche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu ſprechen, der Cardinal aber verſicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äußerſt aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnädigſt geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu laſſen, da doch dieſer ſich ſo lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dächte ich denenſelben nichts vorzuſchreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich für gut hielte, und ſo kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Cardinal Farneſe zum Papſte erwählt, und als er die wichtigſten Sachen beſorgt hatte, verlangte er nach mir und ſagte: ich allein ſolle ihm ſeine Münzen machen; darauf ſagte einer ſeiner Edelleute, ich ſey wegen eines Mordes flüchtig, den ich an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabey die Urſachen, die mich zu dieſer That bewogen hatten, ſehr günſtig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, verſetzte der Papſt, aber die Urſachen des Benvenuto wußte ich wohl, deßwegen fertigt mir ſogleich einen Freybrief aus, der ihn völlig ſicher ſtelle. Dabey war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papſte ſagte: es iſt nicht rathſam, in den erſten Tagen Eurer Regierung ſolche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete ſich der Papſt heftig zu ihm und ſagte: das verſteht ihr nicht! ihr müßt wiſſen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunſt ſind, ſich an die Geſetze nicht zu binden haben, um ſo mehr, als ich ſeine Urſachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgeſtellt, und ich fing gleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich ſolle die Münzen für den Papſt machen; da ſetzten ſich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht ſtören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterſchrifft: vas electionis. Dieſe Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, ſo daß der Papſt ſagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein ſolle ſeine Münzen arbeiten; ſo war ich friſch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bey dem Papſte. Ich hätte gern das

D[illegible] wegen der Münze wieder gehabt, allein da ließ er ſich einreden und ſagte: ich müßte erſt wegen des Todſchlags begnadigt ſeyn und das könnte am Feſt der heiligen Marien, im Auguſt, durch den Orden der Caporioni von Rom geſchehen, denn man pflege dieſem alle Jahre zu gedachtem Feſt zwölf Verbannte zu ſchenken, indeſſen ſollte mir ein anderer Freybrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig ſeyn könne.

Da meine Feinde ſahen, daß ſie mich auf keine Weiſe von der Münze abhalten konnten, ſo nahmen ſie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreytauſend Ducaten Ausſteuer einer natürlichen Tochter hinterlaſſen, und man wußte es dergeſtalt einzuleiten, daß ein gewiſſer Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unſers neuen Papſtes, ſie zum Weibe nahm. Dieſer Günſtling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig erhielt er daher von dieſen Geldern, denn der Herr hatte Luſt ſich ihrer ſelbſt zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er ſollte ſeinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr verſprach es zu thun, ſobald nur die Gunſt des Papſtes ſich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwey Monate, der Diener verlangte ſeine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, ſagte aber deſto öfter zu ihm, und beſonders zu der Frauen: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er zeigte mir die größte Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der

Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen korſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Korſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daß er nicht leichter ein friſches Ey austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernahm, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniß hatte. Der Korſe, geitzig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daß ſie mich eines Tages, im Nahmen des Herrn Ludwigs, rufen ließen. Ich eilte, weil er mir von einigen großen ſilbernen Gefäßen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen, doch hatte ich meine gewöhnliche Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Pallaſt Farneſe umwenden wollte, indem ich, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straße hielt, ſah ich den Korſen, der aufſtund, ſich mir in den Weg zu ſtellen, ich war gefaßt, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Korſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir etwas unangenehmes erzeigen wollte, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könne es ihm gelingen, deswegen fing ich an zu reden und ſagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, ſo könntet ihr ſagen, ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt hat, einer der euch nie etwas zu leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Gebärde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht was ich ſage. Darauf verſetzte ich: ich weiß recht gut was ihr wollt und was ihr ſagt, aber euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefährlicher als ihr glaubt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich wohl auf meiner Hut, und wir hatten uns beyde verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten, daß unſere Worte von Eiſen waren, und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: wir ſehen uns ein andermal wieder; darauf verſetzte ich: brave Leute ſehe ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte.

Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Korſe, durch einen beyderſeitigen Freund, ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde bleiben! Aber ich konnte mich nicht genug verſehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geſchworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in acht, ſo gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch dieſen Abend gefangen nehmen ſolle. Darauf beſprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um Ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen ſollte, brach ich um drey und zwanzig auf, und eilte mit Poſtpferden nach Florenz.

Alſo hatte Herr Peter Ludwig, da dem Korſen der Muth gefallen war die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt, den Befehl gegeben, mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die ſich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieſer lezte Anſchlag nicht gelang, ſo erſann er einen andern, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

Viertes Kapitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor ſehr freundlich auf. — Dieſer macht eine Reiſe nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit florentiniſchen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig, kehren ſie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geſchichte wie der Autor ſich an einem Gaſtwirthe rächt. — Nach ſeiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeiſter, und ſchenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherley Verdruß. — Papſt Paul III. verſpricht ihm Begnadigung und lädt ihn wieder nach Rom, in ſeine Dienſte. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir ſehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bey ihm bleiben ſollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Nahmens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der ſagte mir, daß ein gewiſſer Jacob Sanſuino, bey dem er in der Lehre geſtanden, ihn verſchrieben habe, und, weil er Venedig niemals geſehen, denke er hinzureiſen, beſonders, weil er daſelbſt etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig geweſen wäre, ſo bitte er mich, die Spazierreiſe mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieſes ſchon verſprochen hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: ich wünſchte erſt nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu ſeinen Dienſten ſeyn. Er war es zufrieden und des andern Tages, ging ich, reiſefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Pallaſt der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daſelbſt wohnten; ich ließ meine Abſicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog iſt, kam mit der Antwort zurück und ſagte mir: ich ſolle Nicolo di Monte Aguto aufſuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, dieſe ſchenkte mir ſeine Excellenz der Herzog, ich ſolle ſie auf ſeine Geſundheit verzehren und alsdann zu ſeinem Dienſte zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich ſagte ihm: Wer zu Pferde ſey, um zu verreiſen, brauche den Degen nicht feſt zu binden. Er verſetzte darauf: in Florenz ſey das nun der Gebrauch; denn ein gewiſſer Fra Maurizio ſey ein ſehr ſtrenger Aufſeher, und würde, um einer Kleinigkeit willen, Sanct Johann den Täufer ſelbſt wippen laſſen; wenigſtens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Poſt von Venedig anſchloſſen, der Lamentone hieß, und ſo zuſammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging, einige Ausgewanderte aufzuſuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen ſprechen dürfte, ſonſt niemand, bey Strafe gleicher Verbannung, als die in welche ſie verfallen waren. Um die Zeit, es war ohngefähr zwey und zwanzig Uhr, ging ich, mit Tribolo, den Herzog von Ferrara auf ſeinem Rückwege zu ſehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns ſo ſtarr in die Augen ſahen, als wenn ſie uns nöthigen wollten mit ihnen zu ſprechen. Tribolo, der der furchtſamſte Menſch von der Welt war, liſpelte mir immer zu: ſieh ſie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willſt. So ſahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unſere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi mit Petern ſeinem Bruder, und ein Alter, ich glaube es war Jacob Nardi, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur ſprach mit einem jeden von ſeinen Geſchäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: ich kenne die beyden recht gut, haben ſie Quark im Maule, daß ſie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich ſollte ſtille ſeyn, und Lamentone ſagte zu ihnen: Er habe die Erlaubniß, mit ihnen zu reden und nicht wir. Benintendi antwortete: das ſey eine Eſeley! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen ſchöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und ſagte, ſo beſcheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket, daß ihr uns viel ſchaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unſchickliche Wort geſagt, aber wir wollen deshalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi ſagte: ich ſey ein braver junger Mann und habe auch ſo geſprochen. Darauf verſetzte Benintendi: ich gebe nichts auf ſie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe ſehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wiſſen. Der alte Nardi hielt es mit uns und ſtellte ihm ſeine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort und ich ſagte ihm: wenn er nicht aufhörte, ſo ſollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünſche den Herzog und uns, er und wir wären eine Hand voll Eſel.

Darauf ſchalt ich ihn einen Eſel und zog den Degen. Der Alte, der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinab, und die andern über ihn her, ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: ich bringe euch alle zuſammen um! doch nahm ich mich wohl in acht, jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie, Lamentone wollte mich abhalten, einige riefen: wehe mein Kopf! andere: laßt mich hinaus! Es war ein unſchätzbarer Handel, es ſchien eine Herde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und ſteckte den Degen ein, Lamentone verwieß dem Benintendi ſein Unrecht und auch der Wirth ſchalt ihn aus. Es ſteht das Leben darauf, ſagte dieſer, wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unſerm Herzog eure Inſolenzen bekannt wären, ſo ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl, daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr ins Haus, ſonſt ſoll es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entſchuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und ſagte: er wiſſe wohl, daß ich tauſend Urſachen habe, ich ſolle mich nur auf der Reiſe vor ihnen in acht nehmen.

Da wir abgegeſſen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frey für uns haben könnten? er ſagte ja, und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen, der einige Miglien von Ferrara entfernt iſt. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nikolo Benintendi mit drey Geſellen, die mir aufpaßten, zwey von ihnen waren mit Spießen bewaffnet, ich hatte mich aber auch wohl verſehen und mir einen Spies in Ferrara gekauft, und ſo erſchrack ich nicht im mindeſten, Tribolo deſto mehr, der ausrief: Gott helfe uns! dieſe werden uns todtſchlagen. Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: du wirſt am beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich ſehe die Sache iſt gefährlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege. Da ſagte ich: nur getroſt vorwärts! dem der recht hat, hilft Gott, und du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte ja, und ich antwortete: ſo wollen wir auch allein darinn abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts und da wir ohngefähr zehen Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf ſie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte ſich auf ſeinem Pferde zuſammengekauzt, daß er wie der Froſt ſelbſt ausſah und Lamentone ſchnaubte und bließ, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war ſeine Angewohnheit, und diesmal that er es ſtärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was dieſe Teufeley für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und ſagte, daß dieſe florentiniſche Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff ſteigen wollten, darauf verſetzte ich: das Schiff iſt für uns, nicht für andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich ſie nicht einnehmen kann. Darauf ſagte ein tapferer Jüngling, von den Magalotti: Benvenuto! du wirſt wohl können, was wir wollen? darauf antwortete ich: wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, ſo werde ich wohl nicht wollen und können, wie ihr wollt und meynt. Mit dieſen Worten ſprang ich ſogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und ſagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Luſt, zog den Degen und kam heran, da ſprang ich auf den Rand des Schiffes und ſtieß ſo gewaltſam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch geſtoßen hätte. Die andern Geſellen, anſtatt ihm zu helfen, zogen ſich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anſtatt ihm eins zu verſetzen, ſagte ich: ſtehe auf Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort. Wohl haſt du geſehen, daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein und ſo fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns dieſe junge Leute in einem Kahne nach und als ſie gegen uns über waren, ſagte mir der dumme Peter Benintendi, komm nur weiter Benvenuto, es iſt jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder ſehen. Darauf verſetzte ich: laßt es nur gut ſeyn, ich komme ſchon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verſchaffen möge, den Degen tragen zu dürfen. Er verſetzte darauf: daß ich ihn nur frey und ohne Erlaubniß anſtecken ſollte, das ſchlimmſte, was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizey den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und beſuchten Jacob del Sanſuino den Bildhauer, der den Tribolo verſchrieben hatte. Er begegnete mir äußerſt freundlich und behielt uns zum Eſſen. Da ſagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen; da fing ich an zu lachen und ſagte ſcherzend zu Sanſuino: ſein Haus iſt zu weit von dem eurigen, als daß er euch ſo ganz bequem beſuchen könnte. Der arme Tribolo erſchrack und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sanſuino: wackre und kunſtreiche Männer meines Gleichen dürfen das und noch mehr thun, Tribolo zuckte die Achſeln und ſagte: Geduld, Geduld! Ich nahm darauf ohne Rückſicht auf das herrliche Mittagseſſen, die Parthie meines Geſellen, auf deſſen Seite das Recht war, und überdies hatte Sanſuino bey Tiſche nicht aufgehört von ſeinen großen Werken zu ſprechen, von Michelagnolo und allen Kunſtverwandten übels zu reden und ſich ganz allein übermäßig zu loben, ſo daß mir für Verdruß kein Biſſen ſchmecken wollte. Da ſagte ich nur die paar Worte: Wackre Männer zeigen ſich durch wackre Handlungen, und die kunſtreichen, welche ſchöne und gute Werke machen, lernt man beſſer durch das Lob aus fremdem Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf ſtiegen wir verdrießlich vom Tiſche auf.

Noch ſelbigen Tag begegnete ich, beym Rialto, dem Peter Benintendi, der von verſchiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß ſie Händel ſuchten, trat ich bey einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, ſie tüchtig ausgeſcholten hatte, und ſo ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewiſſen Ort ein, der, diſſeits Chioggia, auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt ſeyn, ehe wir uns ſchlafen legten, und da wir ihm ſagten, daß es an andern Orten gebräuchlich ſey, es morgens zu bezahlen, ſo ſagte er: ich will des Abends das Geld, es iſt nun meine Art ſo. Darauf antwortete ich: die Leute, die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten ſich auch eine beſondere Welt dazu ſchaffen, denn in dieſer gehe das nicht an. Er verſetzte: ich ſollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal ſo haben. Tribolo zitterte vor Furcht, ſtieß mich und ſagte: ich ſollte ſtill ſeyn, damit es nicht noch ſchlimmer würde! Wir bezahlten alſo den Kerl und legten uns ſchlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und recht wie ſichs gehört; mit allem dem aber ſchlief ich nicht, und dachte nur die ganze Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mirs in Sinn ihm das Haus anzuſtecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, ſo ſchwer hätte ich mich darnach, mit meinem Geſellen, retten können. Zuletzt, ließ ich unſere Sachen und die übrigen Gefährten einſchiffen, und als die Pferde ſchon ans Seil geſpannt waren, ſagte ich, ſie ſollten ſtill halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelaſſen. So ging ich ins Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe, der rührte ſich nicht und ſagte: er bekümmere ſich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knäbchen im Hauſe, ein Stallpurſche, der ſagte ganz ſchlaftrunken zu mir: ſelbſt um des Papſtes willen würde ſich ſein Herr nicht in Bewegung ſetzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine venetianiſche Münzen und ſagte ihm: er ſolle die Schiffleute noch ſo lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den los, und ging hinauf und nahm ein ſcharfes Meſſerchen und zerſchnitt die vier Betten, ſo über und über, daß ich wohl einen Schaden von funfzig Scudi möchte gethan haben, ſteckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, ſtieg in das Schiff, und ſagte eilig zu dem, der die Pferde führte: er möchte machen, daß er fortkäme. Kaum waren wie ein wenig von dem Wirthshauſe entfernt, als Gevatter Tribolo ſagte: er habe ein paar Riemchen zurückgelaſſen, womit er ſeinen Mantelſack aufs Pferd zu binden pflege, er wolle zurück; denn er könne ſie nicht entbehren.

Ich ſagte ihm: er ſolle uns deswegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen laſſen, ſo groß und ſo viel er wollte. Er ſagte, ich ſolle nicht ſpaßen, er wolle nun ein für allemal ſeine Riemen wieder haben. Nun rief er: man ſolle halten, und ich rief man ſolle fortfahren! Indeſſen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verſetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein ſolches Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fährmann zu rufen: nur zu! nur zu! und die Angſt verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da ſagte Tribolo: laßt uns um Gottes Willen die Degen aufbinden und treibts nur nicht weiter ſo fort, mir wars die ganze Zeit als wenn meine Eingeweide im Keſſel kochten. Darauf ſagte ich: Gevatter Tribolo! wie ſolltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das ſagte ich, weil er auf der ganzen Reiſe kein Zeichen eines Mannes von ſich gegeben hatte. Darauf ſah er ſeinen Degen an und ſagte: bey Gott! ihr habt recht! Das Gehäng iſt noch geflochten wie ich es zu Hauſe zurecht machte. Und ſo mochte der Gevatter wohl glauben, daß ich ihm ſchlechte Geſellſchaft geleiſtet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas unangenehmes erzeigen wollte. Mir ſchien aber, er habe ſich eigentlich ſchlecht gehalten, daß er mir in ſolchen Fällen nicht beyſtand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenſchaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geſchenk der funfzig Scudi. und ſagte: ich ſey auf alle Weiſe bereit, Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich ſolle die Münzen zu ſeinen Stempeln ſchneiden. Die erſte, die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs, auf der einen, und mit dem Wappen, auf der andern Seite. Darnach ſchnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgeſichte, die erſte Münze der Art, die in ſo dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einſehen können, die es in dieſer Kunſt auf den höchſten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubinen, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit ſo vielerley Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz, ſie möchten mir nun eine Beſoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweiſen laſſen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf ſagte er, er ſey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Erzellenz ſprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine fürtreffliche Büchſe, die aus Deutſchland gekommen war, und als der Herzog ſah, mit welcher Aufmerkſamkeit ich das ſchöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und ſagte: er wiſſe wohl wie viel Vergnügen ich an ſolchen Dingen fände, und zum Gottespfennig ſeines Verſprechens ſollte ich mir eine Büchſe, nach meinem Belieben, wählen, nur dieſe nicht, und er verſichre mich, es ſeyen viele ſchönere und eben ſo gute in ſeiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte, daß ich mit den Augen herumſuchte, befahl er dem Aufſeher, der Pietro von Lucca hieß, er ſolle mich, was ich wolle, nehmen laſſen. So ging er, mit den gefälligſten Worten, weg, und ich wählte die ſchönſte und beſte Büchſe, die ich in meinem Leben geſehen hatte, und trug ſie nach Hauſe.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten beſtellt hatte, er wollte ſie ſeiner Gemahlin ſchicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bey der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anſtellung möge ausfertigen laſſen. Darauf ſagte Seine Excellenz, ich ſollte ihm den Stempel von ſeinem Bilde machen, ſo ſchön wie das vom Papſt Clemens. Ich fing ſogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß, ſo oft ich käme, ihn zu portraitiren, ich ohne weiteres eingelaſſen werden ſollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit ſich ins Weite zog, wählte ich einen gewiſſen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner Knabe in Rom bey mir geweſen war; er hielt ſich gegenwärtig bey einem Goldſchmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deswegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen aufs beſte verfertigen. Indeſſen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tiſche, mit ſeinem Lorenz Medicis, ſchlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft, daß ein ſolcher Fürſt ſich ſo vertrauen konnte.

Nun geſchahe es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren ſchien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeiſter begünſtigen wollte, er hieß Baſtian Cennini, ein altfränkiſcher Mann, der wenig verſtand und, beym Ausmünzen der Scudi, ſeine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander ſchlagen ließ. Ich beklagte mich darüber beym Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er ſehr verdrießlich war, und ſagte: gehe zu Octavian und zeig es ihm. Da ging ich ſchnell weg, und wies dieſem, wie man meine ſchöne Münzen verſchändet hatte. Darauf antwortete er mir, recht eſelmäßig: das beliebt uns ſo! Ich antwortete aber, das gehöre ſich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf verſetzte er, und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es iſt weder gerecht noch vernünftig. Darauf ſagte er: ich ſolle mich wegpacken, und ſollte es hinunterſchlucken, und wenn ich dran erwürgen ſollte. Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Geſpräch und bat ihn, daß er meine ſchöne Münzen nicht ſo möchte ſchänden laſſen. Darauf ſagt er: Octavian will zu hoch hinaus, dein Wille ſoll geſchehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denſelben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umſtändlichen Freybrief vom Papſte, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heiligen Marien im Auguſt erlangen, und mich von den Flecken des Todſchlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette, ich brauchte noch zwey volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet, und es gefiel ihm gar ſehr, dann brachte ich den Freybrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papſt mich zu gewiſſen Arbeiten beſtellt habe, ich wolle deswegen wieder die ſchöne Stadt Rom gewinnen, und indeſſen an ſeiner Medaille arbeiten. Halb zornig ſagte darauf der Herzog:

Benvenuto, folge mir! verreiſe nicht, du ſollſt deine Beſoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr, als du verlangen kannſt. Denn das, was du verlangſt, iſt gerecht und billig, und wer ſollte mir die ſchönen Münzen prägen, die du gemacht haſt. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr! auch daran hab ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler iſt, den hab ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme, um alsdann immer bey Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkſtatt, Arbeiter und verſchiedene Geſchäfte. Habe ich nur einmal erſt den Ablaß, ſo will ich das ganze römiſche Weſen einem meiner Zöglinge überlaſſen und, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bey dieſer Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig, der Herzog winkte ihm einigemal, er ſolle mir doch auch zureden, er ſagte aber nichts als: Benvenuto, du thäteſt beſſer da zu bleiben! Ich ſagte aber, daß ich auf alle Weiſe nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieſelbigen Worte, und ſah beſtändig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeſſen mein Modell geendigt und in die Schachtel geſchloſſen. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr, ich verſichere euch, Eure Medaille ſoll beſſer werden, als die des Papſt Clemens, denn jene war die erſte, die ich machte und ich verſteh es nun beſſer. Ich hoffe, Herr Lorenzo giebt mir eine treffliche Rückſeite, er iſt gelehrt, und von ſchönem Geiſte. Darauf antwortete Lorenz geſchwind: ich denke an nichts anders, als dir eine ſchöne Gegenſeite zu geben, die Ew. Exzellenz werth ſey. Der Herzog lächelte ſpöttiſch, und ſagte: bring ihn auf die Gegenſeite, und ſo verreiſt er nicht. Da ſagte Lorenz: ich will ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, es ſoll etwas werden, worüber die Welt erſtaunt. Der Herzog, der ihn zum beſten hatte, und ihn überhaupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum, und lachte über das, was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtände, und ließ ſie allein. Der Herzog glaubte nicht, daß ich abreiſen würde, und ſagte nichts weiter. Da er aber erfuhr, daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir funfzig Goldducaten, im Nahmen ſeines Herrn, überbrachte, mit den Worten: daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren, und ſobald als möglich wieder kommen ſollte; dann ſetzte er hinzu: Herr Lorenz läßt dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte, weil es aber auſſerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir aber blieb das Münzamt über ſiebzig Scudi für einen Stempel ſchuldig.

Fünftes Kapitel.

Der Autor, bald nach ſeiner Rückkunft, wird in ſeinem Hauſe, bey Nacht, von vielen Häſchern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen ſollen. — Er vertheidigt ſich tapfer und zeigt ihnen des Papſtes Freybrief. — Er wartet dem Papſt auf und ſeine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung deſſen, was während dieſer Krankheit vorfällt. — Muſterhafte Treue ſeines Dieners Felix.

So reiſte ich nach Rom und hatte meine ſchöne Büchſe mit dem Rade bey mir, die ich mit größtem Vergnügen unterweges oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, ſo ſtieg ich bey Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreiſe meine ſchöne Waffen, und viele andere Dinge, die ich ſehr werth hielte, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkſtatt wollte ich nicht abſteigen, und ſchickte nach Felix meinem Geſellen, er ſollte geſchwind meine Wohnung aufs beſte in Ordnung bringen. Den andern Tag ſchlief ich dort, machte meine Kleider, und alles, was ich bedurfte, zu rechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papſte gehen und ihm danken. Ich hatte zwey Knaben in meinem Dienſte und unter mir wohnte eine Wäſcherinn, die mir ſehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tiſche gehabt, wir waren ſehr vergnügt geweſen, und ich legte mich ſchlafen. Kaum war die Nacht vorbey, es mochte eine Stunde vor Tage ſeyn, als ich mit entſetzlicher Wuth an meine Thür ſchlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern, ich rief meinem älteſten Diener, der Cencio hieß, eben dem, der mit mir im Kreiſe des Negromanten geweſen war, und ſagte ihm: er ſolle ſehen, wer der Narr ſey, der zu dieſer Stunde ſo beſtialiſch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weſte, wie ſie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: o wehe mein Herr! der Bargell mit allen Häſchern iſt vor der Thür und ſagt: wenn ihr nicht geſchwind macht, ſo werde er die Thür niederrennen, ſie haben Fackeln und tauſend Dinge bey ſich. Darauf ſprach ich: ſag ihnen, daß ich mich ankleide und ſogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig ſey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freybrief, dann lief ich an die hinteren Fenſter, die auf gewiſſe Gärten gingen, auch da ſah ich mehr als dreyßig Häſcher, und begriff, daß ich auf dieſer Seite nicht entfliehen konnte. Da nahm ich die beyden Kinder vor mich und ſagte: ſie ſollten die Thüre aufmachen, ſobald ichs befähle, und ſo ſtellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der rechten, den Freybrief in der linken, vollkommen im Vertheidigungszuſtande. Dann ſagte ich zu den Kindern, fürchtet euch nicht und macht auf.

Sogleich ſprang Vittorio, der Bargell, mit zwey andern herein, ſie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da ſie mich aber auf gedachte Weiſe bereit fanden, zogen ſie ſich zurück und ſagten: hier wills Ernſt werden. Da ſprach ich, indem ich den Freybrief hinwarf: leſet das! und da ihr mich nicht fangen könnt, ſo ſollt ihr mich auch nicht ein=

mal berühren. Der Bargell ſagte darauf zu einigen, ſie ſollten mich greifen, und den Freybrief könnte man nachher ſehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: lebend entkomm ich, oder todt habt ihr mich! der Platz war ſehr enge, ſie drohten jeden Augenblick gewaltſam auf mich einzudringen und ich ſtand immer in Poſitur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl ſahe, daß ſie mich nur auf ſolche Weiſe haben könnten, wie ich geſagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indeſſen dieſer den Freybrief las, einigemal das Zeichen, daß ſie mich fahen ſollten, deswegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Vorſatz auf, ſie warfen mir den Freybrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich ſehr angegriffen und konnte nicht wieder einſchlafen. Als es Tag war, hatte ich mir vorgeſetzt zur Ader zu laſſen, und fragte nur erſt den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ ſo ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erſchrocken wäre? Nun ſage einer, was ſoll man von dem Verſtand eines Arztes denken, dem man einen ſo großen und außerordentlichen Fall erzählt, und der ſo eine Frage thut? Es war eben ein Kautz, der gleichſam beſtändig über nichts lachte, und mir auch lachend ſagte: ich ſollte einen guten Becher griechiſchen Weines trinken, mich luſtig machen, und weiter nicht erſchrocken ſeyn. Herr Johann ſagte: Meiſter! und wenn einer von Erz und Marmor geweſen wäre, ſo hätte er ſich bey dieſer Gelegenheit entſetzt, geſchweige ein Menſch. Darauf ſagte das Aerztlein: Monſignor! wir ſind nicht alle nach Einer Weiſe gebauet, dieſer Mann iſt nicht von Erz noch von Marmor, ſondern von reinem Eiſen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und ſagte, unter ſeinem unmäßigen Gelächter: fühlt einmal hierher, Johannes, kein Menſch, kein erſchrockener Menſch hat einen ſolchen Puls, das iſt ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte, daß mein Puls ſtark und über das rechte Maas ſchlug, wie das Affengeſicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erſchrockener zu ſcheinen, als ich war.

Man ging eben zur Tafel und ich aß mit der ganzen Geſellſchaft. Sie war ſehr auserleſen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles ſehr gelehrte Perſonen, auch Herr Hannibal Caro, der noch ſehr jung war. Man ſprach von nichts, als von meinem wackren Betragen, und dann ließen ſie ſich die Geſchichte von meinem Diener Cencio, der ſehr geiſtreich, lebhaft und von ſchöner Geſtalt war, oftmals wiederholen, und ſo oft er die raſende Begebenheit erzählte und dabey meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umſtand ein. Dabey fragten ſie ihn oft: ob er erſchrocken wäre, er antwortete, ſie ſollten mich fragen, es wäre ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geſchwätz beſchwerlich und da ich mich ſehr bewegt fühlte, ſtand ich vom Tiſche auf und ſagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feſte der heiligen Marien in Proceſſion zu gehen hätte, und Cencio ſollte mir die weiſſe brennende Kerze tragen. So ging ich, und ſchnitt die blauen

Tücher, ſodann ein Weſtchen von blauem Ermiſin und ein Ueberkleid von demſelbigen, Cencio aber ſollte beydes von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeſchnitten hatte, ging ich zum Papſte, der mir ſagte: ich ſollte mit ſeinem Herrn Ambroſio reden, er habe befohlen, ich ſolle ein groſſes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambroſio, der recht gut um die Geſchichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverſtanden und hatte den Bargell tüchtig ausgeſcholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der ſich entſchuldigte, daß ſich gegen einen ſolchen Freybrief nichts thun laſſe. Herr Ambroſio fing an von den Arbeiten zu ſprechen, wie ihm der Papſt befohlen hatte, dann ſagte er, ich ſollte die Zeichnungen machen, dann wolle er alles beſorgen.

Inzwiſchen kam der Tag der heiligen Marien heran und weil es die Gewohnheit mit ſich bringt, daß die, welche einen ſolchen Ablaß erlangen wollen, ſich vorher ins Gefängniß begeben müſſen, ſo ging ich abermals zum Papſte und ſagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Luſt, mich gefangen einzuſtellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bey mir eine Ausnahme zu machen. Der Papſt antwortete mir, es ſey die Gewohnheit ſo, da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freybrief, den er mir ausgeſtellt hatte, und ſagte, daß ich nun mit demſelben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit ſo viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete ſich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und ſagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben, ſetzt das Reſcript auf und ſo mags gut ſeyn. Das geſchah, der Papſt unterzeichnete, auf dem Capitol ward es regiſtrirt und am beſtimmten Tage ging ich, zwiſchen zwey Edelleuten, ehrenvoll in der Prozeſſion, und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein ſchreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Froſt. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ ſogleich die erſten Aerzte zuſammen berufen. Darunter war Meiſter Franziſkus von Norcia, ein ſehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm, was ich für die Urſache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut laſſen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wäre, möchten ſie es noch thun. Meiſter Franziſkus antwortete, es ſey jetzt nicht Zeit Ader zu laſſen, hätte man es damals gethan, ſo hätte mich nicht das mindeſte Uebel befallen, jetzt müſſe man einen andern Weg nehmen.

So fingen ſie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie ſie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend ſchlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel ſo groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man ſolle mich nur zufrieden ſtellen und mir geben was ich verlangte. Meiſter Franziſkus ſagte: ſo lange Athem in ihm iſt, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann ſich niemand vorſtellen, was die Natur in einem jungen Mann dieſer Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden ſollte, wendet mir dieſe fünf Mittel, eines hinter dem andern an und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte dieſen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwey oder dreymal, zu mir, und jedesmal nahm er meine ſchönen Büchſen in die Hand, meine Panzerhemde und Degen, und ſagte beſtändig: wie iſt das ſo ſchön! wie iſt das noch ſchöner! und ſo machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, ſo, daß er mir zuletzt recht zur Laſt ward. Mit ihm kam auch ein gewiſſer Mattheus, ein Franzoſe, der eben auch auf meinen Tod recht ſehnlich zu hoffen ſchien, nicht, weil er von mir etwas zu erwarten hatte, ſondern wahrſcheinlich, weil er Herrn Gaddis Verlangen befriedigt zu ſehen wünſchte.

Indeſſen ſtand Felix, mein Geſelle, mir auf alle Weiſe bey und that für mich, was ein Menſch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerſt geſchwächt und ſo herunter, daß mir kaum ſo viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu ſchöpfen. Doch war mein Kopf ſo ſtark, als in geſunden Tagen. Da ich nun ſo völlig bey mir war, kam ein ſchrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltſam in ſeinen ungeheuren Kahn hineinreiſſen wollte, deswegen rief ich Felix: er ſollte zu mir treten, und den abſcheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: fort! alter Verräther, du ſollſt mir mein Glück nicht rauben. Herr Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, ſagte: der arme Narr faſelt, es wird nicht lange mehr währen. Mattheus, der Franzoſe, verſetzte: er hat den Dante geleſen, und für groſſer Schwäche phantaſirt er. Darauf ſagte er lachend: fort du alter Schelm! laß unſern Benvenuto ungehudelt! Da ich ſahe, daß man über mich ſpottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und ſagte: wißt nur lieber Herr, daß ich nicht phantaſire, daß es mit dem Alten richtig iſt, der mir ſo zur Laſt fällt, ihr thätet beſſer, mir den leidigen Mattheus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Ew. Gnaden mir die Ehre Ihres Beſuchs erzeigt, ſo wünſchte ich, ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das ſind Perſonen von anderer Lebensart und anderm Geiſt, als dieſe Beſtie. Darauf ſagte Herr Johannes im Scherze zu Matthens: er ſolle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus dieſem Scherz ward Ernſt, denn er ſah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herrn Allegretti, Ludwig und Caro rufen, ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung, ich ſprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich: was ich denn ſähe, und wie er geſtaltet ſey? indeß ich ihn recht deutlich beſchrieb, nahm mich der Alte beym Arme und riß mich in ſeinen ſchrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohnmacht fiel, mir ſchien, als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe.

In dieſer Ohnmacht ſoll ich mich herum geworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgeſtoßen haben, als wenn er mich zu berauben käme, als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi ſehr beſchämt war. Alsdann blieb ich, wie ſie ſagten, als ein Todter, und verharrte in ſolchem Zuſtande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen ſie mich für todt liegen, und als ſie nach Hauſe kamen, erfuhr es Matthens, der Franzoſe, der ſchrieb ſogleich nach Florenz an Benedetto Barchi, meinen liebſten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe ſterben ſehen. Auf dieſen vermeynten Tod machte dieſer treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonnett, das ich an ſeinem Platz einrücken werde.

Drey lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meiſter Franziſkus nicht helfen wollten, und mein liebſter Felix ſahe, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hauſe des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen; denn ich ſey wahrſcheinlich todt. Darauf ſagte Meiſter Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu ſoll ich kommen? iſt er todt, ſo ſchmerzt es mich mehr als dich, denkſt du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H—— blaſen kann, um ihn wieder lebendig zu machen? Da er ſahe, daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewiſſes Oel, mir die Pulſe und das Herz zu ſalben; dann, ſagte er, ſollten ſie mir die kleinen Finger und Zehen recht feſt halten, käme ich wieder zu mir, ſo möchten ſie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun faſt Tag war, und ihm alle Hoffnung verlohren ſchien, machten ſie ſich dran, um mich zu waſchen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix; daß er mir ſobald als möglich den läſtigen Alten wegjagen ſollte. Felix wollte zu Meiſter Franzen laufen, da ſagte ich ihm: er ſolle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache ſich fort. Felix näherte ſich, ich berührte ihn und mir ſchien, daß der raſende Alte ſogleich ſich entfernte, deswegen bat ich den Knaben, immer bey mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und ſagte: er wolle mir auf alle Weiſe durchhelfen, er habe ſeine Tage in einem jungen Mann ſo viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu ſchreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaſter, Waſchwaſſer, Salben und andere unſchätzbare Dinge; inzwiſchen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H***, ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferſtandenen Todten zu ſehen. Viele Männer von großer Bedeutung beſuchten mich, in deren Gegenwart ich ſagte: das wenige Gold und meine Baarſchaft, es konnte ohngefähr an Geld und Silber, Juwelen und Golde achthundert Scudi ſeyn, ſolle meiner armen Schweſter in Florenz, Nahmens Liberata, hinterlaſſen bleiben, alle meine übrigen Sachen, ſowohl Waffen, als was ich ſonſt beſäße, ſollten meinem armen Felix gehören und noch funfzig Goldducaten, damit er ſich kleiden könne. Auf dieſe Worte warf ſich mir Felix um den Hals und ſagte: er verlange nichts, als daß ich leben ſolle. Darauf ſagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willſt, ſo halte mich auf dieſe Weiſe feſt und ſchilt auf den Alten da, der ſich vor dir fürchtet. Da erſchracken einige von den Gegenwärtigen, denn ſie ſahen, daß ich nicht phantaſirte, ſondern bey mir war und vernünftig ſprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach ſich ganz langſam beſſerte. Der vortreffliche Meiſter Franz kam vier oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi ſchämte ſich und ließ ſich nicht wieder ſehen.

Auf einmal erſchien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, ſich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden.

Ihn wieder zu ſehen, war mir der größte Troſt, er begegnete mir aufs freundlichſte und verſicherte mich, er ſey nur gekommen, mich ſelbſt zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich faſt ſichre Hoffnung zur Geneſung hatte, und da gab er mir das Sonnett des Herrn Benedetto Barchi, deſſen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns tröſten Freund? Wer unterdrückt
Der Klagen Flut bey ſo gerechtem Leide?
Ach iſt es wahr? ward unſers Lebens Weide
So grauſam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geiſt, mit Gaben ausgeſchmückt,
Die nie die Welt vereint geſehn, vom Neide
Bewundert, ſeiner Zeitgenoſſen Freude,
Hat ſich ſo früh der niedern Erd' entrückt?

O liebt man in den ſeligen Gefilden
Noch Sterbliches, ſo blick' auf deinen Freund,
Der nur ſein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ew'gen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmſt, mit weiſer Hand,
So wird von dir ſein Antliz dort erkannt.

Indeſſen war meine Schwachheit auſſerordentlich, und es ſchien nicht möglich ſie zu heben, der brave Meiſter Franz gab ſich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verſtimmte Inſtrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bey allen dieſen unſchäzbaren Bemühungen wollte ſich dieſe Zerrüttung doch nicht wieder herſtellen laſſen, ſo, daß alle Aerzte faſt verzweifelten, und nicht wußten, was ſie thun ſollten. Ich hatte einen unendlichen Durſt und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äußerſt daran gelegen war, mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite, der Alte war mir nicht mehr ſo beſchwerlich, aber er kam manchmal im Traum zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen, zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden ſey? und was das heiße, daß er ſich nicht ſehen laſſe? das Kind ſagte mir, Cencio habe ſich noch ſchlimmer befunden als ich, und liege am Tode. Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu ſagen. Ich hörte dieſe Nachricht mit dem größten Verdruſſe, da rief ich die Magd und erſuchte ſie, ſie möchte mir helles, friſches Waſſer in einem Kühlkeſſel bringen, der eben da ſtund. Gleich lief ſie und brachte mir ihn ganz voll. Ich ſagte, ſie ſollte mir ihn an den Mund heben, und wenn ſie mich nach Herzensluſt trinken ließe, wollte ich ihr eine Jacke ſchenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth geſtohlen und hätte mich gerne todt geſehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, ſo ließ ſie mich auf zweymal trinken, ſo viel ich nur wollte, ſo, daß ich wohl ein Maas Waſſer verſchluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünſten und ſchlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen, als Felix zurückkam und das Kind fragte, was ich mache? dieſes antwortete: ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkeſſel voll Waſſer gehebt, und er hat ihn faſt ganz ausgetrunken, ich weiß nicht ob er todt oder lebendig iſt.

Da wäre der arme Felix vor Schrecken faſt umgefallen, er ergriff ſogleich einen Stock und ſchlug ganz unbarmherzig auf die Magd los und rief: Verrätherin! du haſt mir ihn umgebracht! Indeſſen Felix zuſchlug und ſie ſchrie, träumte mir, der Alte käme mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und ſagte: laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder.

Beatrix war, mit entſetzlichem Geſchrey, in meine Kammer gelaufen, ich erwachte und ſagte zu Felix: laß es gut ſeyn, vielleicht hat ſie mir, aus böſer Abſicht, mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warſt. Helft mir jetzt, da ich ſo außerordentlich geſchwitzt habe, und kleidet mich ſchnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröſtete mich, ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Geſundheit zu hoffen. Meiſter Franz war gekommen, ſah meine große Beſſerung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas außerordentliches vorgefallen ſeyn müſſe, wodurch ich auf einmal zu ſolcher Beſſerung hätte gelangen können. Indeſſen war auch Meiſter Bernhardin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut laſſen wollte. Meiſter Franz, der vortreffliche Mann, rief ich aus: O Gewalt der Natur! ſie kennt ihre Bedürfniſſe, und die Aerzte verſtehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hätte er nur mehr als Eine Flaſche getrunken, ſo wäre er gleich völlig geneſen. Meiſter Franz, dem ſein Alter ein großes Anſehn gab, verſetzte: er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünſche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können, ich ſagte nein! denn mein Durſt ſey völlig geſtillt. Da wandte er ſich zu Meiſter Bernhardinen und ſagte: ſehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und daſſelbe forderte ſie auch damals, als der junge Mann verlangte, daß ihr ihm Blut laſſen solltet, und hättet ihr wirklich eingeſehen, daß er mit zwey Maaß Waſſer zu kuriren wäre, ſo hättet ihr es eher ſagen, und großen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf ſagte Meiſter Franz, man ſolle mich aus meiner Stube auf einen von den Römiſchen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Beſſerung hörte, ließ er mich in eine ſeiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen, es geſchah noch ſelbigen Abend, ich ſaß in einem Tragſeſſel wohl verſorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen mußte. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine viertel Elle lang, die Haare waren groß, und der Wurm abſcheulich, gefleckt, mit verſchiedenen Farben, grünen, ſchwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der verſicherte, er habe ſo etwas nie geſehen. Dann ſagte er zu Felix: ſorge für deinen Benvenuto, denn er iſt geneſen und nun laß ihm weiter keine Unordnung zu, denn wenn ihm die eine durchhalf, ſo konnte die andere dir ihn umbringen. War er doch ſchon ſo weit, daß man ihm die letzte Oehlung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, ſich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann. Darauf wandte er ſich zu mir und ſagte: mein Benvenuto ſey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig geneſen biſt, ſollſt du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Dies verſprach ich Ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen laſſen? er ſagte, daß ich erſt ein wenig ſtärker werden müſſe. Man werde ſehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er geneſen, reiſt nach Florenz mit Felix, um der vaterländiſchen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß ſeiner Feinde, ſehr gegen ſich eingenommen. — Er kehrt nach Rom zurück und legt ſich fleißig an ſein Geſchäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hauſe kehrt. — Seine Meynung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Coſmus Medicis nachfolgt. — Der Papſt vernimmt, daß Carl V., nach ſeinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, ſchickt nach unſerm Autor, ein koſtbares Werk, zum Geſchenke für Ihro Kaiſerliche Majeſtät, zu beſtellen.

Vier Tage waren vorbey, und die Beſſerung ſo unmerklich, daß ich anfing mir ſelbſt zur Laſt zu werden, denn ich hatte wohl dreyßig Tage die große Noth ausgeſtanden; endlich entſchloß ich mich, miethete ein paar Tragſeſſel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Haus meiner Schweſter, tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu beſuchen, unter andern Peter Landi, der beſte und liebſte, den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewiſſer Niccolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund, und erzählte, er habe den Herzog ſagen hören: er hätte beſſer gethan zu ſterben, denn ich werde es ihm niemals verzeihen, und nun hab ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer ſich vor Bangigkeit war, Meiſter Niccolo erinnert Seine Exzellenz, daß Papſt Clemens mich auch einmal übereilt beſtrafen wollte, er ſolle mich beobachten laſſen, und wenn ich geſund bin, will ich ihm zeigen, daß er nicht viel ſo treue Diener hat. Irgend ein Feind hat mir bey ihm dieſen böſen Dienſt geleiſtet.

Dieſer Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vaſellai (Vaſari) Mahler von Arezzo. Wahrſcheinlich verläumdete er mich aus Dank für die vielen Wohlthaten, die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm, und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberſte zu unterſt. Er hatte ſo einen gewiſſen trocknen Ausſchlag und ſeine Hände waren immer gewohnt zu kratzen, da ſchlief er mit einem guten Knaben, den ich hatte, der ſich Manno nannte, er glaubte ſich zu kratzen und hatte mit ſeinen ſchmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abſchnitt, ſeinem armen Schlafgeſellen das ganze Bein abgeſchunden. Manno ging aus meinen Dienſten und ſchwur ihn todt zu ſchlagen, ich aber ſuchte die Sache beyzulegen. So verſöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weiſe. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von ſeiner Exzellenz übel geſprochen habe, ich hätte mich vermeſſen, in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerſt die Mauer von Florenz zu erſteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der ſich an mir wegen des Verdruſſes über die Münze rächen wollte, den er, nach meiner Abreiſe von Florenz, mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieſer Nachrede nicht die mindeſte Schuld und fürchtete mich auch nicht im geringſten. Der geſchickte Meiſter Franz da Monte Barchi ſorgte für meine Geſundheit, ihn hatte mein liebſter Freund, Lucas Martini, zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bey mir zubrachte.

Indeſſen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geſchickt, um meinen Sachen vorzuſtehen, und als ich mich, nach vierzehen Tagen, wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen ſtehen konnte, ließ ich mich in den Pallaſt Medicis, auf die Terraſſe tragen, und ſetzte mich, um zu warten, bis der Herzog vorbeyging. Da verſammelten ſich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten ſich, daß ich, ohne meine Geneſung abzuwarten, mich dem Herzog vorſtellen wollte. Alle verwunderten ſich nicht ſowohl, weil ſie mich für todt gehalten hatten, ſondern weil ich wie ein Todter ausſah. Da ſprach ich in aller Gegenwart: es hat mich ein nichtswürdiger Menſch beym Herzog verläumdet, als wenn ich übels von Seiner Excellenz geſprochen, und mich vermeſſen hätte, zuerſt Ihre Mauern zu überſteigen. Nun kann ich nicht leben noch ſterben, ehe ich dieſe Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther iſt.

Inzwiſchen hatten ſich mehrere Edelleute verſammelt, die mir alle groſſen Antheil bezeugten, der eine ſagte dies, der andere jenes, und ich verſetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwiſchen ſie alle Meiſter Auguſtin, der Schneider des Herzogs, hinein und ſagte, wenn du weiter nichts wiſſen willſt, das kannſt du bald erfahren. In demſelben Augenblick ging Meiſter Georg, der obbenannte Mahler, vorbey, da ſagte Auguſtin: hier iſt dein Ankläger, nun magſt du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr ſey? Dieſer leugnete die ganze Sache, Auguſtin aber verſetzte: du Galgenſchwengel! weißt du nicht, wie genau ich davon unterrichtet bin? Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf ſeinem Leugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbey, ich ließ mich aufheben und unterſtützen, und er blieb ſtehen. Ich ſagte ihm, daß ich in dieſem Zuſtande nur gekommen ſey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog ſah mich an, und war verwundert mich lebendig zu ſehen; dann, ſagte er, ich ſollte redlich und brav ſeyn, und an meine Geſundheit denken.

Da ich nach Hauſe kam, beſuchte mich Niccolo da Monte Aguto und ſagte mir: ich ſey vor diesmal einer der größten und denklichſten Gefahren entgangen; er habe mein Unglück mit unauslöſchlicher Dinte geſchrieben geſehen, ich ſollte nur ſuchen, bald geſund zu werden und alsdann, mit Gott, mich davon machen; denn es gedenke mirs ein Mann, der nicht leicht vergeße. Dann ſagte er: bedenk nur, was du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht haſt! Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: gehe, mit Gott, ſo geſchwind als du kannſt, und ſey nur ruhig, denn geſchwinder als du denkſt, wirſt du dich gerochen ſehen. Ich ſorgte für meine Geſundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters, wie er ſich in verſchiedenen Fällen, wegen der Stempel, zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog, oder ſonſt jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich, in Rom, mit meinen Freunden genug ergetzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und hatte ſchon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das ſchönſte Werk, das mir jemals in dieſer Art gelungen war. Da kam, wenigſtens alle Tage einmal, ein gewiſſer alberner Menſch, Franciſkus Soderini, ein florentiniſcher Emigrirter, zu mir und ſagte, da er meine Arbeit ſah: Grauſamer! ſo willſt du uns doch den raſenden Tyrannen unſterblich machen! an deiner vortrefflichen Arbeit ſieht man wohl, daß du unſer grimmiger Feind und eben ſo ſehr Freund von jenem biſt. Hat dich der Papſt und er nicht zweymal ungerecht wollen aufhängen laſſen? Jenes war der Vater, das iſt der Sohn, nimm dich nun vorm heiligen Geiſt in acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander ſey der Sohn vom Papſt Clemens. Dabey ſchwur Herr Franciſkus: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich ſagte ihm drauf: es wäre gut, daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm ſchon in acht nehmen und er ſolle ſie nicht wieder ſehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wiſſen, man möchte Lorenzinen an die Rückſeite der Schaumünze erinnern, die er mir verſprochen habe. Niccolo da Monte Aguto, dem ich geſchrieben hatte, antwortete mir: er habe den närriſchen, hypochondriſchen Philoſophen, den Lorenzin geſprochen, der ihm verſichert habe: er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle ſobald als möglich die Rückſeite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich ſolle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückſeite nach meiner Erfindung vollenden, und, wenn ich fertig wäre, dem Herzog Alexander die Arbeit, freyen

Muthes, überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung, und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entſetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd, der zwar nichts von meiner Kunſt verſtand, weil wir aber Tag und Nacht beyſammen waren, von einem jeden für einen groſſen und trefflichen Meiſter gehalten wurde. Er war ſehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den groſſen Ruf, den er ſich erworben hatte. Beſonders ſcherzte er manchmal mit einer Anſpielung auf ſeinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß ſein Gewinn gering ſeyn würde, wenn ich ihn nicht zu einem ſo großen Gewinner gemacht hätte. Ich ſagte ihm darauf: es gebe zwey Arten zu gewinnen, einmal für ſich und dann für andere; an ihm hätte ich die zweyte Art zu loben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feſte Epiphania, (1537) da wir auf der Jagd waren, wo ich viel ſchoß und wieder recht krank hätte werden können, weil ſich noch Abends, indem ich eine getroffene Ente aus dem Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Waſſer füllte, und mir bey der groſſen Kälte der Fuß erſtarrt wäre, wenn ich nicht ſogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war ſchon Nacht und als wir auf eine kleine Höhe gelangten, und nach der Gegend von Florenz hinſahen, riefen wir beyde zugleich aus: Gott im Himmel! was iſt das für ein Zeichen, das über Florenz ſteht? Es war wie ein groſſer Feuerballe, der funkelte und den ſtärkſten Glanz von ſich gab. Ich ſagte zu Felix: wir werden bald hören, daß etwas großes in Florenz vorgefallen iſt. So kamen wir nach Rom in finſterer Nacht, ich ſtürzte noch über und über mit dem Pferde, das ſehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufſprang, den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir, durch Gottes Hülfe, keinen Schaden, ſpeißte Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unſern Jagdſtückchen, beſonders auch von dem Feuerballen geſprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? Worauf ich ſagte: wir werden ſchon was neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend ſpät kam die Nachricht von dem Tode des Herzog Alexanders, und meine Bekannten wunderten ſich, wie wahr ich geſprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Bockſprüngen, Franziskus Soderini herbeygehüpft, lachte unterweges wie ein Narr und rief: da haſt du die Rückſeite zur Medaille des ſchändlichen Tyrannen, Lorenzin hat ſein Wort gehalten. Du wollteſt die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr, und ſo trutzte er mir ſpöttiſch, als wenn ich ein Haupt der Sieben geweſen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewiſſer Baccio Bettini dazu, der einen garſtigen dicken Kopf, wie ein Korb, hatte, und mich auch aufziehen wollte. Haben wir ſie doch entherzogt! rief er, wir wollen keine Herzoge mehr und du wollteſt ſie unſterblich machen!

Dieſe und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt läſtig, und ich ſagte: o! ihr albernen Menſchen!

ich bin ein armer Goldſchmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Parthey wäre. Wollte ich, euch Ausgewanderten, jetzt eure ehemalige Unerſättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeſchicktes Betragen vorwerfen; ſo hätte ich viel zu thun, aber ſo viel ſollt ihr, bey eurem albernen Lachen, nur wiſſen, ehe zwey, oder höchſtens drey Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel ſchlimmer iſt als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkſtatt und ſagte: wahrlich du brauchſt kein Geld für Curiere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe ſie geſchehen, was für ein Geiſt offenbart dir das? Dann ſagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden ſey; doch nur unter gewiſſen Bedingungen, die ihn abhalten würden, nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über ſie zu lachen, an mich, wobey ich ſagte: die florentiniſchen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, ſie haben ihm die Sporn ſelbſt angeſchnallt und ihm den Zaum frey in die Hand gegeben, dann haben ſie ihn in das ſchönſte Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen ſind, und haben ihm dabey geſagt, er möchte nur gewiſſe beſtimmte Grenzen nicht überſchreiten. Nun ſagt mir, wer will ihn halten, wenn er Luſt hat, darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Geſetze geben, den man ſo zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen ſie mich in Ruhe, ich war ihr verdrießlich Geſchwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig, in meiner Werkſtatt, zwar keine bedeutende Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherſtellung meiner Geſundheit, die noch nicht ganz befeſtigt war.

Indeſſen kam der Kaiſer ſiegreich von ſeiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papſt ſchickte nach mir, um ſich zu berathen, was er vor ein würdiges Geſchenk dem Kaiſer machen könnte. Ich verſetzte, daß ich für ſehr ſchicklich hielt, Ihro Majeſtät ein goldenes Kreuz, mit einem Chriſtusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewiſſermaßen ſchon fertig hätte; dadurch würden mir Ihro Heiligkeit auch eine beſondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, ſtünden ſchon da. Es waren jene Figuren, die ich für den Kelch des Papſt Clemens gearbeitet hatte, und Glaube, Hoffnung und Liebe vorſtellten. Sogleich fügte ich alles übrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Chriſtusbilde, und andern ſehr ſchönen Zierrathen. Der Papſt war alles ſehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns, wie es gemacht werden ſollte, auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papſt hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens das Geld auszahlen zu laſſen. Dieſem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papſt aufzudringen, und ſo zerſtörte er alles, was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, ſagte er mit ſeinem beſtialiſchen Dünkel: uns gehört die Erfindung, und ihr mögt immerhin ausführen. Ehe ich geſtern Abend vom Papſte wegging, haben wir uns beſſeres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und verſetzte: weder ihr noch der Papſt könnt was beſſeres erdenken, als wo Chriſtus und ſein Kreuz gegenwärtig iſt. So ſagt denn aber euer höfiſches Geträtſch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und ſuchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papſt ließ ſich aber darauf nicht ein, ſchickte nach mir und ſagte, daß ich wohl geſprochen hätte; ſie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt ſey, dem Kaiſer zum Geſchenk beſtimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zwey tauſend Scudi gekoſtet, man müſſe ſich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiſer werde in ſechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geſchenk, das ich vorgeſchlagen hätte, und das ſeiner würdig ſey, verehren. Das Büchlein ſollte einen Deckel von maſſivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelſteinen geziert, ſie mochten ohngefähr ſechstauſend Scudi werth ſeyn. Ich erhielt ſie und das Gold, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erſchien das Werk ſchon von ſolcher Schönheit, daß der Papſt ſich verwunderte und mir außerordentliche Gunſt bezeugte. Beſonders war ausgemacht, daß die Beſtie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen ſollte.

Siebentes Kapitel.

Kaiſer Karl V. hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieſer Fürſt dem Papſte ſchenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit befehligt, die Geſchenke dem Kaiſer zu bringen. — Dieſe waren zwey [illegible]ſche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiſer, der ſich mit ihm freundlich beſpricht. — Ihm wird aufgegeben, den Diamanten zu faſſen, den der Kaiſer dem Papſte geſchenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geſchichten, um ſeine Heiligkeit gegen den Verfaſſer einzunehmen, der, als er ſich vernachläßigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entſchluß faßt. — Wunderbare Geſchichte ſeines Knaben Aſcanio.

Ich hatte das Werk faſt vollendet, als der Kaiſer eintraf, dem man die herrlichſten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht ſeines Einzuges mögen andere beſchreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich ſelbſt angeht, einſchränken. Gleich bey ſeiner Ankunft ſchenkte er dem Papſt einen fürtrefflichen Diamanten, den er für zwölftauſend Scudi gekauft hatte, der Papſt übergab mir ihn ſogleich, daß ich ihn in einen Ring, nach dem Maas des Fingers Seiner Heiligkeit faſſen ſollte, doch wollte er erſt das Büchelchen ſehen, und wie weit ich damit ſey? Als ich es brachte, war der Papſt ſehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl für eine gültige Entſchuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiſer unvollendet überreichen müſſe? Ich verſetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihro Majeſtät, wenn ſie mich ſo blaß und mager ſähen, würden dieſe Entſchuldigung wohl gelten laſſen. Darauf verſetzte der Papſt, das ſey ganz recht, ich ſollte aber, wenn ich dem Kaiſer das Geſchenk brächte, hinzuſetzen, der Papſt mache Ihro Majeſtät ein Geſchenk mit mir ſelbſt, und darauf ſagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken ſollte. Ich wiederholte ſie ihm ſogleich und fragte: ob es ſo recht ſey? Er verſetzte, das wäre wohl gut und ſchön, wenn du auch das Herz hätteſt, dich vor einem Kaiſer ſo auszudrücken. Darauf antwortete ich, es ſolle mir nicht an Muth fehlen, noch viel mehreres zu ſagen, denn der Kaiſer ſey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben, mit einem Menſchen von meiner Art zu reden, aber ſo gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit ſpreche, in der ich eine höhere Gottheit erblickte, ſowohl wegen der Würde der geiſtlichen Kleidung und Zierde, als wegen des ſchönen Alters Ihro Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit geſetzt würde, als die Gegenwart des Kaiſers jemals über mich vermöchte. Darauf ſagte der Papſt: Gehe mein Benvenuto, du biſt ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre, und es ſoll dir fruchten.

Der Papſt beſtimmte noch zwey türkiſche Pferde für den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Clemens gehört hatten; keine ſchönere waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerer, den Auftrag, er ſolle ſie hinunter in die Gallerie des Papſtes führen, und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beyden Pferde herein, die, mit ſolcher Majeſtät und Geſchick, durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und jedermann darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeſchickteſten Manieren, und verwickelte ſich, mit gewiſſen breſcianiſchen Redensarten, die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts ſchlimmeres hätte hören noch ſehen können, und der Kaiſer einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte, daß der Kaiſer, auf die gefälligſte Weiſe, ſich nach mir umſah, trat ich hervor und ſagte: Geheiligte Majeſtät, unſer heiligſter Papſt Paul läßt dieſes Brevier Eurer Majeſtät überreichen, es iſt geſchrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals dieſe Kunſt getrieben, der reiche Deckel von Gold und Edelſteinen iſt, wegen meiner Krankheit, unvollendet, deswegen übergiebt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bey Eurer Majeſtät vollende, wie alles übrige, was ſie ſonſt zu befehlen haben möchte, und ihr diene, ſo lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiſer, das Buch iſt mir angenehm und ihr auch; aber ihr ſollt es mir in Rom vollenden. Iſt es fertig, und ſeyd ihr geheilt, ſo kommt und bringt mirs. Indem er nun weiter mit mir ſprach, nannte er mich beym Nahmen, worüber ich mich ſehr verwunderte; denn mein Nahme war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er ſagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials geſehen, worauf ich für Papſt Clemens, ſo wundernswürdige Figuren gemacht habe. So ſprachen wir umſtändlich, eine ganze halbe Stunde, von verſchiedenen trefflichen und angenehmen Gegenſtänden uns unterhaltend und da mir weit gröſſere Ehre widerfahren war, als ich mir verſprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pauſe des Geſprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiſer ſoll geſagt haben: man zahle ſogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto, und der, der ſie hinauftrug, fragte, wo der Diener des Papſtes ſey, der mit dem Kaiſer geſprochen habe. Da zeigte ſich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber beym Papſte, der mir ſagte, ich ſollte ruhig ſeyn! Er wiſſe, wie gut ich mich bey meiner Unterredung mit dem Kaiſer gehalten habe, und von dem Gelde ſolle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkſtatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu faſſen. Da ſchickte mir der Papſt die vier erſten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm geſagt, der Stein ſey durch den erſten Goldſchmied der Welt, Meiſter Milano Targhetta in Venedig, gefaßt worden, und, da der Diamant ein wenig zart ſey, ſo müſſe man, beym Faſſen, mit vieler Vorſicht zu Werke gehn. Unter dieſen vier Meiſtern war ein Mailänder, Cajo genannt, eine eingebildete Beſtie. Was er am wenigſten verſtand, glaubte er eben am beſten zu verſtehen. Die übrigen waren beſcheidene und geſchickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen andern an, zu reden und ſagte: bleibe ja bey der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Mütze abnehmen. Beym Faſſen iſt es die größte Kunſt, die rechte Folie zu finden, Milano iſt der größte Juwelier, und das iſt der gefährlichſte Diamant.

Darauf verſetzte ich: deſto größer iſt die Ehre, in einer ſolchen Kunſt, mit einem ſo trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meiſtern, und ſagte: ſeht! hier verwahre ich die Folie des Milano, ich will nun einige ſelbſt verſuchen, und ſehen, ob ich ſie beſſer machen kann. Gelingt es mir nicht, ſo will ich dieſe wieder unterlegen. Nun ſagte Cajo, wenn dir das geräth, ſo will ich gern ſelbſt die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verſchiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß iſt es, dieſer Diamant war der bedenklichſte, der mir vor und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, ſchärfte die Werkzeuge meines Verſtandes und erreichte jene nicht nur, ſondern übertraf ſie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus, mich ſelbſt zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldſchmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant, mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf ſagte Raphael del Moro, der geſchickteſte unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Milano übertreffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, ſo rief er: Der Stein iſt zweytauſend Ducaten mehr werth, als vorher! Nun verſetzte ich, da ich einen ſolchen Meiſter übertroffen habe, laßt ſehen, ob ich mich ſelbſt übertreffen kann. Darauf bat ich, ſie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und ſchob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen, der Stein iſt jetzt mehr als achtzehntauſend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftauſend geſchätzt hatten.

Die andern Goldſchmiede ſagten darauf: Benvenuto iſt die Ehre unſerer Kunſt und wir müſſen vor ihm und ſeinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Cajo ſagte: jetzt will ich gleich zum Papſte gehen, er ſoll tauſend Goldgulden vor die Faſſung zahlen. Auch lief er wirklich ſogleich hin und erzählte alles. Darauf ſchickte der Papſt deſſelbigen Tages dreymal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freyen Eintritt hatte, ſo hub ich den Vorhang an der Thüre beſcheiden auf, ich ſah den Papſt mit dem Markeſe del Guaſto ſprechen, ſie ſchienen über gewiſſe Dinge nicht einig zu ſeyn, und ich hörte den Papſt ſagen: es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, ſonſt hab ich nichts zu thun. Ich zog mich ſogleich zurück, der Papſt rief mich, ſchnell trat ich hinein, und da ich ihm den ſchönen Diamanten überreichte, zog er mich ein wenig bey Seite und der Markeſe entfernte ſich. Indem der Papſt den Diamanten anſah, ſagte er leiſe: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig ausſieht, und höre nicht auf, ſo lange der Markeſe im Zimmer iſt. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bey dieſer Gelegenheit zeigen konnte, und fing an dem Papſt zu erzählen, wie ich mich benommen hatte, dem Diamanten die ſchöne Folie zu geben.

Der Markeſe lehnte ſich zur Seite an die Tapeten und wiegte ſich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Diſcours ein ſolches Thema, daß ich drey ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papſt hörte mir mit Vergnügen zu und ſchien die unangenehme Gegenwart des Markeſe zu vergeſſen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philoſophie gemiſcht, der zu dieſer Kunſt nöthig iſt, und hatte ſo beynahe eine Stunde geſprochen; endlich fing es an den Markeſe zu verdrießen und er ging, halb erzürnt, hinweg. Da erzeigte mir der Papſt die vertrauteſten Liebkoſungen und ſagte: ſey nur fleißig Benvenuto, ich will dich anders belohnen, als mit den tauſend Gulden, die mir Cajo vorgeſchlagen hat.

Als ich weg war, lobte mich der Papſt vor ſeinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale ſich befand. Der war nun mein abgeſagter Feind geworden und ſuchte mir auf alle mögliche Weiſe zu ſchaden. Als er ſahe, daß der Papſt mit ſo vieler Neigung und Kraft von mir ſprach, verſetzte er: es iſt kein Zweifel, Benvenuto iſt ein Mann von außerordentlichen Talenten und es iſt ihm nicht zu verargen, daß er von ſeinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur ſollte er auch wiſſen wie man von einem Papſte ſpricht, denn es iſt doch unvorſichtig, wenn er ſagt: Clemens ſey der ſchönſte Fürſt geweſen, und dabey der würdigſte, nur habe er leider kein Glück gehabt; bey Eurer Heiligkeit ſey es ganz umgekehrt, die Krone ſcheine ſich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen gekleideten Strohmann zu ſehen und nur Ihr gutes Glück ſey zu rühmen. Dieſe Worte brachte er mit einer ſo ungezwungenen Art vor, daß ſie leider nur eine zu ſtarke Wirkung thaten, und der Papſt ihnen Glauben beymaß, da ich ſie doch weder jemals geſagt, noch auch irgend ſo etwas gedacht hatte. Wäre es dem Papſte möglich geweſen mir, mit Ehren, etwas unangenehmes zu erzeigen, ſo hätte er es wohl gethan; aber, als ein Mann von großem Geiſte, ſchien er darüber zu lachen. Demohngeachtet behielt er einen unverſöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da ſah ich nun, als einer der an dieſem Hofe viele Jahre gelebt hatte, wohl ein, daß mir jemand einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe. Ich erkundigte mich, auf geſchickte Weiſe, darnach und erfuhr die üble Nachrede; aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorſtellen, wer es geweſen ſeyn konnte, hätte ich es gewußt, ſo hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemeſſen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papſt, der, als er es erblickte, ſich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir verſprochen, hinbringen laſſen. Er verſetzte: ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun, was ihm gefiele. Und ſo befahl er, ich ſollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, ſo viel hatte ich ohngefähr in zwey Monaten verdient, und alles übrige, was er mir verſprochen hatte, war zu nichte. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das übrige war für das Büchelchen, woran ich mehr als tauſend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerſt reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben, was ich haben konnte, und ſetzte mir vor, mit Gott, Rom zu verlaſſen. Der Papſt ſchickte Herrn Sforza, einen ſeiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiſer, der es ſehr lobte und äußerſt zufrieden war, auch ſogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man ſchon abgerichtet hatte, verſetzte: wegen meiner Krankheit ſey ich nicht ſelbſt gekommen; das erfuhr ich alles wieder.

Achtes Kapitel.

Der Autor zieht mit Askanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig, nach Padua, wo er ſich einige Zeit bey dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Großmuthiges Betragen dieſes Herrn gegen Cellini. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Wallenſtädter See. — Er beſucht Genf, auf ſeinem Wege nach Lion und, nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indeſſen machte ich Anſtalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reiſe wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Menſch, Namens Askanio, geweſen, der ſich ſchon eine Zeit lang in meinen Dienſten befand. Er war ſehr jung und der beſte Diener von der Welt. Er hatte vorher bey einem gewiſſen ſpaniſchen Goldſchmied, Nahmens Franzesko, gedient, und ich ſagte ihm mehr als Einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit ſeinem Meiſter nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es ſo lange, bis mir ſein Meiſter ſelbſt ein Billet ſchrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bey mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unſer Altchen, und man hätte wirklich denken ſollen, daß er alt ſey, denn er diente fürtrefflich, war ſo vernünftig und kaum ſchien es möglich, daß jemand im dreyzehnten Jahre ſo viel Verſtand haben könnte. In kurzer Zeit hatte ſich der Knabe wieder erholt, und indem ſein Körper zunahm, ward er der ſchönſte Jüngling von Rom, und neben ſeinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunſt fürtrefflich, ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch ſo in der Kleidung. Als der Knabe ſich wieder hergeſtellt ſah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft, ſeinem Meiſter zu danken, der ſich in dieſer Sache hatte ſo willig finden laſſen. Nun hatte der Meiſter eine ſchöne junge Frau, die ſagte zum Knaben: wie biſt du nur ſo ſchön geworden? Darauf antwortete Aſkanio: es iſt mein Meiſter, der mich ſchön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da ſie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte ſie den Jüngling mit allerley Liebreitzungen an ſich locken, die eben nicht die ehrbarſten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich ſeine ehemalige Meiſterinn zu beſuchen.

Nun begab ſichs, daß er eines Tages einen meiner Lehrpurſche ohne Urſache geſchlagen hatte, der ſich, als ich nach Hauſe kam, darüber beklagte und verſicherte, Aſkanio habe nicht die mindeſte Urſache dazu gehabt. Darauf ſagte ich zu dieſem: Mit oder ohne Urſache ſollſt du niemand in meinem Hauſe ſchlagen, oder du ſollſt ſehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und verſetzte ihm, mit Fäuſten und Füſſen ſo rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkſtatt, und ich wußte zwey Tage nicht, wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derſelben kam ein ſpaniſcher Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalſte Mann war, den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, ſo daß er mein großer Freund war. Er ſagte mir: Askanio ſey zu ſeinem alten Meiſter zurückgekehrt, und ich möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeine Mütze und Weſte wieder zu geben. Ich antwortete: Meiſter Franzesko habe ſich übel betragen, und es ſey dieſes die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Askanio ſich in ſeinem Hauſe befinde, ſo hätte ich ihm gern den Abſchied gegeben, da er ihn aber zwey Tage im Hauſe gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, ſo würde ich nicht leiden, daß er bey ihm bliebe, und ſie ſollten es nur nicht darauf ankommen laſſen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Franzesko ſpottete nur darüber.

Den andern Morgen ſah ich Askanio, der an der Seite ſeines Meiſters einige Lappalien arbeitete, er grüßte mich, da ich vorbeyging, der Meiſter aber ſchien mich beynahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego ſagen: wenn mirs beliebte, ſo möchte ich Askanio die Kleider ſchicken, die ich ihm geſchenkt hätte, thäte ichs auch nicht, ſo hätte es nichts zu ſagen, Askanio ſolle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und ſagte: mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtſchaffnern Mann gekannt als euch, und davon iſt der nichtswürdige Franzesko gerade das Gegentheil, ſagt ihm von meinetwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Askanio hierher in meine Werkſtatt bringt; ſo ermorde ich ihn ohne Umſtände, und dem Askanio ſagt:

wenn er nicht in der beſtimmten Stunde von ſeinem Meiſter weggeht, ſo ſoll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umſtändlich aus, was ich geſagt hatte, und Franzesko erſchrack dergeſtalt, daß er nicht wußte, was er thun ſollte. Inzwiſchen hatte Askanio ſeinen Vater aufgeſucht, der nach Rom gekommen war, und, nachdem er den Handel erfuhr, dem Franzesko gleichfalls rieth, den Askanio zu mir zu führen. Darauf ſagte Franzesko: ſo gehe denn nur Askanio! dein Vater mag dich begleiten! Darauf verſetzte Don Diego: Franzesko, ich befürchte irgend ein großes Unglück, du kennſt Benvenuto beſſer als ich, führe ihn ſicher zurück, ich geh mit dir. Indeſſen hatte ich mich zu Hauſe vorbereitet, ging in meiner Werkſtatt auf und ab, und erwartete den Schlag der Abendglocke, völlig entſchloſſen, die fürchterlichſte Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Franzesko, Askanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich ſah ſie alle mit einem fürchterlichen Blick an, Franzesko, ganz blaß, ſagte: ſiehe, hier iſt Askanio, den ich bisher bey mir gehabt habe, ohne daß es meine Abſicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Askanio ſagte voll Ehrfurcht: Meiſter! verzeiht mir, ich bin hier, alles zu thun, was ihr befehlet. Darauf verſetzte ich: biſt du gekommen, deine verſprochene Zeit bey mir auszuhalten? Ja, ſagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurſchen, den er geſchlagen hatte, das Bündel Kleider zu holen; hier iſt, ſagte ich zu Askanio, was ich dir geſchenkt hatte, nimm zugleich deine Freyheit und gehe wohin du willſt. Don

Diego, der ganz etwas anders erwartete, ſtand verwundert, indeſſen bat mich Askanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen, das gleiche that der fremde Mann, der dabey ſtund. Ich fragte ihn, wer er wäre, er ſagte, daß er der Vater ſey, und fuhr zu bitten fort, endlich verſetzte ich: aus Liebe zu euch mags geſchehen.

Nun hatte ich mich, wie ſchon oben erwähnt iſt, entſchloſſen, nach Frankreich zu gehen. Da der Papſt mich nicht, wie ſonſt, mit günſtigen Augen anſah, durch böſe Zungen mein gutes Verhältniß geſtöhrt worden war, und ich ſogar befürchten mußte, daß es noch ſchlimmer werden könnte; ſo wollte ich ein beſſeres Land, und, mit Gottes Hülfe, ein beſſeres Glück ſuchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reiſe für den andern Morgen beſchloſſen hatte, ſagte ich meinem treuen Felix: er ſollte ſich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, ſollte alles ſein gehören. Nachher ſetzte ich mich noch mit einem Peruginer Geſellen auseinander, der mir geholfen hatte, die Arbeit für den Papſt zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte ſeine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reiſe auf ſeine Koſten machen. Nun war er freylich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden ſollte, der beſte von den Italiänern, die ich kannte, um mir zu helfen und beyzuſtehen, da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen, die er mir vorgeſchlagen hatte. Askanio, der bey dieſem Geſpräche gegenwärtig war, ſagte, halb weinend: ihr habt mich wieder genommen, ich habe verſprochen, lebenslang bey euch zu bleiben und das will ich auch thun. Ich ſagte ihm: dießmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen, darauf machte er Anſtalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich dieſen Entſchluß ſah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mantelſack aufbinden, und ſo hatte ich mich viel mehr beläſtigt, als zuerſt meine Abſicht war.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig, und von da nach Padua. Aus dem Wirthshauſe holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küſſen, der damals noch nicht Cardinal war, er empfing mich mit auſſerordentlichen Liebkoſungen, dann wendete er ſich zu Albertaccio und ſagte: Benvenuto ſoll mit allen ſeinen Leuten bey mir wohnen, und wenn es hundert wären, auch ihr bleibt nur gleich in meinem Hauſe; denn auf andere Weiſe kann ich ihn euch nicht überlaſſen, und ſo genoß ich des Umgangs dieſes trefflichſten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal geweſen wäre, und verlangte, daß ich beſtändig an Seiner Gnaden Seite ſpeiſen ſollte; ſodann zeigte er, auf die beſcheidenſte Weiſe, im Geſpräche, ſein Verlangen von mir abgebildet zu ſeyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünſchte, bereitete mir ſogleich, in ein Schächtelchen, die weißeſte Maſſe und fing an dieſen geiſtreichen Kopf mit ſo guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erſtaunt darüber waren.

Nun war er in den Wiſſenſchaften der größte Mann und außerordentlich in der Poeſie; aber von meiner Kunſt verſtanden Ihro Gnaden auch gar nichts, ſo, daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um ſo etwas gut zu machen. Ich aber entſchloß mich, ſo viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein ſolcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach venezianiſcher Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen, der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es ſchien mir die ſchönſte Arbeit, die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunſt betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwey Stunden und den Stempel vielleicht in zehen fertig machen, nun aber ſah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweyhundert brauchen würde, und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er ſagen ſollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückſeite einen Pegaſus, innerhalb eines Myrthenkranzes abbilden ſollte. Das that ich in drey Stunden und die Arbeit ſah ſehr gefällig aus. Er war äußerſt zufrieden und ſagte: das Pferd ſcheint mir zehenmal ſchwerer zu machen, als das Köpfchen, mit dem ihr euch ſo ſehr gequält habt, ich kann die Schwierigkeit nicht einſehen. Dann bat er mich, ich ſollte ihm doch noch den Stempel ſchneiden. Ich weiß, ſagte er, ihr macht das ſo geſchwind, als ihr nur wollt. Dagegen verſetzte ich, daß ich ſie hier nicht machen könne, ſobald ich aber irgendwo eine Werkſtatt errichtete, ſollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drey Pferde gehandelt, er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er ſtand zu Padua in dem größten Anſehn. Als ich nun die Pferde bezahlen wollte, die man mir um fünfzig Ducaten überlaſſen hatte, ſagte der Beſitzer: trefflicher Mann! ich verehre euch dieſe drey Pferde. Darauf antwortete ich: du verehrſt ſie mir nicht, und von dem, der ſie mir verehrt, darf ich ſie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leiſten können. Darauf ſagte der gute Mann: wenn ihr dieſe Pferde nicht nehmt, ſo wird man euch gewiß in Padua keine andern geben, und ihr würdet genöthigt ſeyn, zu Fuße wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wiſſen wollte, und mich aufs freundlichſte erſuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weiſe fort wollte, war genöthigt, die Pferde anzunehmen, und ſo reiſte ich weiter.

Ich nahm den Weg, zu Land, durch Graubündten, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht ſicher. Wir kamen über den Berg Alba und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es ſchon der achte May war, lag doch ein außerordentlicher Schnee. Jenſeit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenſtatt hieß, und nahmen Quartier daſelbſt. Die Nacht kam ein florentiniſcher Courier zu uns, der ſich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in ſeiner Profeſſion ſehr tüchtig ſey; ich wußte aber nicht, daß er durch ſeine Schelmſtreiche herunter gekommen war. Als er mich im Wirthshauſe erblickte, nannte er mich beym Nahmen und ſagte zu mir: er gehe in wichtigen Geſchäfften nach Lion, ich ſolle ihm Geld zur Reiſe borgen. Darauf antwortete ich: zum Verborgen habe ich kein Geld, wenn ihr aber mit mir in Geſellſchaft kommen wollt, ſo werde ich bis Lion für euch bezahlen. Darauf weinte der Schelm, verſtellte ſich aufs beſte und ſagte: daß, in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, unſer einer verbunden ſey ihm zu helfen. Ferner ſetzte er hinzu: daß er die wichtigſten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bey ſich habe, zeigte mir eine lederne Capſel eines Bechers und ſagte mir ins Ohr: in dieſem Becher ſey ein Edelſtein, viele tauſend Ducaten an Werth, auch die wichtigſten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf ſagte ich: ich wollte ihm die Edelſteine in ſeine Kleider verbergen, wo ſie ſichrer wären, als in dieſem Becher, den Becher aber ſolle er mir laſſen, der ohngefähr zehen Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünf und zwanzig dienen. Darauf verſetzte er: wenn es nicht anders gehe, ſo wollte er mit mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe und dabey blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reiſten von Wallenſtatt nach Weſen, über einen See der fünfzehen Meilen lang iſt. Als ich die Kähne des Sees erblickte, fürchtete ich mich, denn ſie ſind von Tannenholz, weder groß noch ſtark, noch verpicht und wenn ich nicht, in einem andern ähnlichen Schiffe, vier deutſche Edelleute, mit ihren vier Pferden, geſehen hätte, ſo wäre ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen laſſen einzuſteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Beſtialität jener Reiſenden ſah, daß die deutſchen Waſſer nicht erſäuften wie unſere italieniſchen.

Doch meine beyden jungen Leute ſagten zu mir: Benvenuto es iſt eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu ſteigen. Darauf verſetzte ich: Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingeſtiegen ſind, und lachend fortfahren. Wenn der See, ſtatt Waſſer, Wein wäre, ſo würde ich ſagen ſie reiſen ſo luſtig, um darin zu erſaufen, da es aber Waſſer iſt, ſo ſeyd verſichert, die Deutſchen haben ſo wenig Luſt davon zu ſchlucken als wir.

Der See war funfzehn Miglien lang und ohngefähr drey breit, an der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ohngefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an ſtürmiſch zu werden, ſo daß die Männer, welche ruderten, uns um Beyſtand anriefen, wir ſollten ihnen an der Arbeit helfen und ſo thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, ſie ſollten uns auf jene Seite bringen, ſie aber behaupteten, es ſey unmöglich, denn es ſey nicht Waſſer genug, das Schiff zu tragen, und es befänden ſich dort einige Untiefen, an denen wir ſogleich ſcheitern und alle erſaufen würden, dann verlangten ſie wieder, wir ſollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten ſich zur Arbeit. Da ich ſie dergeſtalt verlegen ſah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um deſſen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich ſchien es, als verſtehe mich das Thier, wie ſie denn manchmal ſehr geſcheut ſind, und wiſſe, was ich thun wollte, denn ich hatte ihm das Geſicht gegen die friſchen Wieſen gekehrt und meine Abſicht war, daß es ſchwimmend mich mit ſich fortziehen ſollte. In dieſem Augenblick kam eine große Welle, welche über das Schiff ſchlug, Askanio ſchrie Barmherzigkeit, lieber Vater! helft mir! und wollte ſich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und ſagte: ſie ſollten thun, was ich ihnen gezeigt habe, denn die Pferde würden ihnen eben ſo gut das Leben retten, als ich auf dieſe Weiſe hoffte davon zu kommen; wer ſich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieſer Todesgefahr einige Miglien weiter. Ohngefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich ſah daſelbſt die vier deutſchen Edelleute ausgeſtiegen. Als wir ein gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keineswegs zugeben. Darauf ſagte ich: meine Kinder, nun iſt es Zeit etwas zu verſuchen! ziehet die Degen und zwingt ſie, daß ſie uns ans Land ſetzen! das erlangten wir mit großer Beſchwerde, denn ſie widerſetzten ſich was ſie konnten. Als wir aber ans Land geſtiegen waren, mußten wir zwey Miglien einen Berg hinauf, ſchlimmer als hätten wir über eine Leiter ſteigen ſollen. Ich hatte ein ſchweres Panzerhemd an, ſtarke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur ſchicken konnte. Die Teufel von deutſchen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unſrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anſtrengung umkommen, als wir ſie dieſen beſchwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, ſtrauchelte das Pferd des Askanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca der Courier, dem Askanio ſeinen Spies zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und ſich überſchlug, war der Schurke von Courier nicht ſo behend, die Spitze wegzuwenden, das Pferd ſtürzte vielmehr darauf und ſtach ſich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geſelle wollte ſeinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er ſtrauchelte gegen den See zu und hielt ſich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelſäcke, worinn all mein Geld war, denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bey mir zu tragen und alles, was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu geſteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er ſolle ſein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen laſſen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See fallen und grade da unten hatten unſere Schiffer angelegt, ſo daß wenn das Pferd fiel, ſo ſtürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir ſahen das Pferd ſtraucheln und arbeiten, und es ſchien, als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich ſagte aber zu meinem Geſellen: bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken, nur jammert mich der arme Burbacca, der ſeine Edelſteine auch auf dem Pferde hat, in ſeinem Becher, die einige tauſend Ducaten werth ſind, er hat ſie an den Sattel gebunden und glaubte, da ſeyen ſie am ſicherſten, das meinige iſt nicht viel über hundert Scudi und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Burbacca verſetzte: ums meine iſt mirs nicht, wohl aber ums eure! Da ſagte ich zu ihm: warum betrübſt du dich um mein weniges und nicht um dein vieles. Voller Verdruß verſetzte er darauf: in Gottes Nahmen, da wir einmal in ſolchen Umſtänden und in ſolcher Lage ſind, ſo muß ich die Wahrheit ſagen. Ich weiß recht gut, daß eures wahrhafte Thaler ſind, aber in meinem Becherfutral, das ſo viel erlogner Juwelen enthalten ſollte, iſt nichts als Caviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Geſellen lachten auch und er weinte. Das Pferd half ſich aber, weil es ſich ſelbſt überlaſſen war, und ſo kamen, unter dem Lachen, unſere Kräfte wieder und wir ſtiegen weiter bergauf.

Die vier deutſchen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieſes ſteilen Berges gekommen waren, [illegible] einige Perſonen, uns zu helfen, ſo daß wir endlich, bey dem allereinſamſten und wildeſten Wirthshauſe ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf, wir ruhten aus, trockneten uns und ſtillten unſern Hunger, auch wurden dem verwundeten Pferde gewiſſe Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine ſolche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs und ſagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit vollſtopften, das Pferd nicht allein heilen, ſondern uns auch indeſſen dienen würde, als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edelleuten und verreiſten, recht wohl wieder hergeſtellt. So zogen wir hin und prieſen Gott, daß er uns aus ſo groſſer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenſeit Weſen, wo wir die Nacht ruhten, und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm ſang; weil aber daſelbſt die Häuſer alle von Fichtenholz ſind; ſo enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man aufs Feuer acht haben ſollte. Burbacca war, noch vom Tage her, in ſchreckhafter Bewegung und ſchrie im Traume: o Gott! ich erſaufe! und da er ſich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutſchen aufnehmen wollte, rief er manchmal: ich brenne! Manchmal wieder glaubte er in der Hölle zu ſeyn, mit dem Caviar am Halſe. So hatten wir eine ſehr luſtige Nacht und alle unſere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens ſtiegen wir, beym ſchönſten Wetter, auf und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten, welche Zürch heißt. Der Bote, der uns führte, ritt auf einem Damm, über den das Waſſer ging, ſo daß der beſtialiſche Führer ſtrauchelte und mit dem Pferde ins Waſſer ſtürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und ſah die Beſtie aus dem Waſſer kommen. Er fang wieder an zu ſingen, als wenn nichts geweſen wäre, und machte mir ein Zeichen, daß ich ihm folgen ſollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewiſſe Zäune, und ſo führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote ſchrie, und rief mir auf Deutſch: wenn die Leute mich ſähen, ſo würden ſie mich todt ſchlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch dieſen Sturm. Wir gelangten nach Zürch, einer wundernswürdigen Stadt, ſo nett wie ein Edelſtein, wir ruhten daſelbſt einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bey Zeiten auf und kamen in eine andere ſchöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lauſanne, Genf und Lion. Daſelbſt ruhten wir vier Tage. Wir waren ſingend und lachend hingekommen. Ich ergötzte mich ſehr mit einigen meiner Freunde und man bezahlte mir die Koſten, die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reiſe, außer daß in der Gegend von Paliſſa uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reiſten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß, und immer lachend und ſingend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Kapitel.

Undankbares Betragen Roſſo des Mahlers. — Der Autor wird dem Könige Franz I. zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lion und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Felix wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinal Gaddi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſäße, den er damals entwandt, als ihm der im Kaſtell belagerte Papſt die Kronen auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruhet hatte, ging ich Roſſo den Mahler aufzuſuchen, der ſich im Dienſte des Königs Franziskus befand. Ich hielt dieſen Mann für meinen größten Freund auf der Welt, denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt, die ein Menſch von dem andern erwarten kann, und weil ſich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeit ſchuldig war, ſo will ich nicht verfehlen es anzuzeigen und die Undankbarkeit eines heimtückiſchen Freundes öffentlich darſtellen. Als er in Rom war, hatte er ſo viel Uebels von den Werken des Raphael von Urbino geſagt, daß die Schüler dieſes trefflichen Mannes ihn auf alle Weiſe ermorden wollten, davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Mühe. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von S. Gallo, einem herrlichen Architecten, böſes geſprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Ceſi aufgetragen hatte, und ſo fuhr gedachter Meiſter gegen Roſſo fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wäre; deswegen borgte ich ihm manche zehen Scudi, um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte, daß er im Dienſte des Königs war, ging ich ihn, wie geſagt, zu beſuchen, nicht ſowohl um mein Geld wieder zu haben, als weil ich hoffte, er ſolle mir helfen und beyſtehen, daß ich in den Dienſt des großen Königs käme. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er ſich ſogleich und ſagte: Benvenuto! du haſt auf dieſe Reiſe zu großes Geld verwendet, beſonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Poſſen, wie wir machen können. Darauf verſetzte ich, ich habe ſo viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weiſe zurück zu kehren, wie ich nach Paris gekommen ſey. Ich habe für meine Mühe mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und faſt fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von S. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren, denn er merkte, daß er ſich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechſelbrief von fünfhundert Scudi, auf Rikardo del Bene. Da ſchämte ſich der Böſewicht und wollte mich gleichſam mit Gewalt feſt halten, ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Mahler weg, der eben gegenwärtig war, er hieß Sguazella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in ſeinem Hauſe, mit drey Pferden und Dienern, für ein gewiſſes die Woche. Er verköſtigte mich gut und ich bezahlte ihn noch beſſer.

Darauf ſuchte ich den König zu ſprechen, bey welchem mich ein gewiſſer Herr Julian Buonacorſi ſein Schatzmeiſter einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht, daß Roſſo ſich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieſes bemerkte, führte er mich ſchnell nach Fontainebleau und ſtellte mich vor den König, der mir, eine ganze Stunde, die gnädigſte Audienz gab, und weil er eben im Begriff war, nach Lion zu gehen, ſagte er zu Herrn Julian, er ſolle mich mit ſich nehmen, unterwegens wolle man von einigen ſchönen Werken ſprechen, die ſeine Majeſtät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach und unterweges wartete ich dem Cardinal von Ferrara beſtändig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieſer ließ ſich alle Abend in große Unterredungen mit mir ein, und ſagte einsmals, ich möchte in Lion, in einer ſeiner Abteyen bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme, er ſelbſt gehe nach Grenoble und in ſeiner Abtey zu Lion ſollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieſer Stadt anlangten, war ich krank geworden und mein Geſelle Askanio hatte das viertägige Fieber, ſo daß mir die Franzoſen und ihr Hof äußerſt zuwider waren, und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feſte Entſchlieſſung ſah wieder zurückzukehren, gab er mir ſo viel Geld, daß ich ihm in

Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen ſollte, und ſo reißten wir fort auf den beſten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplons kamen, geſellte ich mich zu gewiſſen Franzoſen, mit denen wir eine Zeitlang reißten, Askanio mit ſeinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlaſſen ſchien. Ich hatte mir den Magen ſo verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brot die Woche verzehren mochte; äußerſt verlangte ich nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterland und nicht in Frankreich ſterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bey einem Ort der Jsdevedro hieß, das Waſſer war ſehr breit und tief, und darüber ging ein langer, ſchmaler Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein ſtarker Reif gefallen und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich ſah wie gefährlich ſie war, und befahl meinen Geſellen ſie ſollten abſteigen, und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem der Franzoſen, der ein Edelmann war, im Geſpräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und ſpottete über den Edelmann und mich, daß wir uns, aus leerer Furcht, die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich und als ich ihn mitten auf der Brücke ſah, bat ich ihn, er möchte ſachte kommen; denn er ſey auf einer ſehr gefährlichen Stelle. Dieſer Menſch, der ſeine franzöſiſche Natur nicht ablegen konnte, ſagte mir in ſeiner Sprache: ich ſey ein Mann von wenig Herz, hier ſey gar keine Gefahr. Indeſſen er dieſe Worte ſprach wollte er das Pferd ein wenig anſpornen, das ſogleich ſtrauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott ſich oft der Narren erbarmet, ſo that dieſe Beſtie, mit der andern Beſtie, ſeinem Pferde, einen großen Sturz, beyde unters Waſſer. Als ich das ſah, eilte ich und lief und ſprang, mit großer Beſchwerlichkeit, auf den Felſen, hing mich an denſelben und erwiſchte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte, daran zog ich ihn heraus, als er ſchon ganz vom Waſſer bedeckt war. Er hatte viel geſchluckt und wenig fehlte, ſo wär er erſoffen. Als ich ihn außer Gefahr ſah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf franzöſiſch und ſagte: er dank mir nicht dafür, ſeine Schriften ſeyen die Hauptſache, die manche zehen Scudi werth wären. Er ſagte das gleichſam in Zorn, ganz durchweicht, ſprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bey uns hatten und verlangte ſie ſollten der Beſtie helfen, ich wolle ſie bezahlen. Einer davon bemühte ſich recht eifrig und ſuchte ihm ſeine Schriften wieder auf, ſo daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weiſe zugreifen, ſo daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich, nach Tiſche, die Börſe, die wir gemeinſchaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage beſtritt und gab dem Boten, der jenem beygeſtanden hatte einiges Geld, aus dieſem gemeinſchaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius ich ſollte den Mann von dem Meinigen bezahlen und ihm, aus der Caſſe nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf ſchimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte, und verlangte daß ich ihn auch bezahlen ſollte. Ich ſagte darauf: jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat, er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bey dem ich weinen ſollte; ich verſetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle, wobey er wohl zuerſt weinen würde. Wir waren auf der Grenze zwiſchen dem Venezianiſchen und Deutſchen, ſo lief er nach Leuten und kam mit ihnen einen groſſen Spies in der Hand. Ich ſaß auf meinem guten Pferd und öfnete die Pfanne meiner Büchſe. Darauf wendete ich mich zu meinen Geſellen und ſagte: dieſen bring ich zuerſt um, und ihr andern thut eure Schuldigkeit; denn das ſind Straßenräuber, welche nur dieſen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bey dem wir gegeſſen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn er möchte einem ſo großen Uebel vorbeugen; denn, ſagte er, das iſt ein tapfrer, junger Mann und bis ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von euch um. Vielleicht entwiſcht er euch gar und ſchießt den Boten todt. Da ward alles ruhig und der Alte, ihr Anführer, ſagte zu mir: gehe in Frieden! du würdeſt mit uns zu thun haben und wenn du hundert bey dir hätteſt. Ich wußte wohl daß er die Wahrheit ſagte, denn ich war ſchon entſchloſſen und hatte mich für todt gegeben, da ich aber nichts weiter ſchimpfliches vernahm, ſchüttelte ich den Kopf und ſagte: ich würde mein möglichſtes gethan haben, um euch zu zeigen, daß ich ein lebendiges Geſchöpf und ein Menſch ſey. Darauf reißten wir weiter. Abends in der erſten Herberge zählten wir unſere Caſſe und ich trennte mich von dem beſtialiſchen Franzoſen, mit dem andern aber, dem

Edelmann, hielt ich Freundſchaft und kam, mit meinen drey Pferden, allein nach Ferrara.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um ſeiner Exzellenz aufzuwarten, denn ich wollte Morgens nach Lorretto verreiſen. Ich wartete, bis zwey Stunden in der Nacht, da erſchien der Herzog und empfing mich aufs gnädigſte. Er befahl, als er zur Tafel ging, man ſolle mir auch das Handwaſſer reichen. Darauf antwortete ich aufs anmuthigſte, gnädigſter Herr, es ſind über vier Monate, daß ich weniger gegeſſen habe als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben ſollte, deswegen weiß ich wohl, daß mich auch ſelbſt die königlichen Speiſen Ihrer Tafel nicht ſtärken würden, erlauben Sie mir unterdeſſen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte und vielleicht haben wir beyde davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel ſäße. So fingen wir das Geſpräch an, das bis fünf Uhr dauerte; denn beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshauſe und fand einen trefflichen Tiſch, den der Herzog mir hatte von ſeinen Speiſen ablegen laſſen, dabey viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwey Stunden meine gewöhnliche Tiſchzeit ausgeſetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erſtemal ſeit vier Monaten.

Morgens verreißte ich zur heiligen Mutter von Loretto und als ich daſelbſt meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem ich meine Werkſtatt, mit allem Geräthe und Zierrathey, überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sugarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franziskus würde ſich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an und arbeitete indeſſen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Geſellen arbeiteten bey mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indeſſen bekam ich mit meinem Peruginer Geſellen Verdruß, der mir alles, was er auf ſeine Kleidung und ſonſtige eignen Bedürfniſſe verwendet hatte, auf meine Rechnung ſchrieb, ſo daß er mir, mit den Reiſekoſten, ohngefähr ſiebzig Scudi ſchuldig war. Wir hatten ausgemacht, er ſolle ſich deswegen drey Scudi monatlich abziehen laſſen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwey Monaten ging dieſer Schelm aus meiner Werkſtatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und ſagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deshalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf geſetzt, ihm einen Arm abzuhauen und ich hätte es auch gewiß gethan; doch meine Freunde ſagten es wäre nicht gut; denn ich verlöhre mein Geld und vielleicht Rom noch einmal, denn die Wunden laſſen ſich nicht abmeſſen und ich könne ihn ja auf ſeine Schrift, die ich in Händen habe, ſogleich einſtecken laſſen. Ich folgte ihrem Rath, aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln, ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Prozeß, nachdem er verſchiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burſchen ins Gefängniß bringen.

Meine Werkſtatt war nun mit den größten Arbeiten beladen, unter andern hatte ich allen Schmuck, von Gold und Edelſteinen, für die Gemahlin des Herrn Hyeronimus Orſino, in der Arbeit, dieſer war der Vater Herrn Pauls, der gegenwärtig Schwiegerſohn unſers Herrn Herzogs Cosmus iſt. Dieſe Werke waren ſämmtlich dem Ende nah und immer wuchſen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anſtellen, und ſo arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indeſſen ich nun ſo aufs eifrigſte meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich, mit beſonderer Eile ſchickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in dieſen vergangenen Tagen hat ſich der große, allerchriſtlichſte König deiner erinnert und dich abermal in ſeine Dienſte begehrt; worauf ich ihm antwortete: du habeſt mir verſprochen, daß du, ſobald ich dich zum Dienſt Seiner Majeſtät verlangte, ſogleich kommen wollteſt. Seine Majeſtät antwortete darauf: ich will, man ſoll ihm ſo viel Geld ſchicken, als ein Mann ſeines Gleichen, zu einer bequemen Reiſe, braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er ſolle mir tauſend Goldgulden, aus dem Schatz der Erſparniſſe, zahlen laſſen. Bey dieſer Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der ſogleich hervortrat und ſagte: ein ſolcher Befehl ſey nicht nöthig, denn er habe dir Geld genug angewieſen und du müßteſt auf dem Wege ſeyn. Verhielte ſich nun die Sache nicht ſo, du hätteſt kein Geld erhalten, wäreſt nicht unterweges, und es wäre dir von allem keine Nachricht zugekommen, ſondern es wäre eine bloße Aufſchneiderey des Cardinals, um zu zeigen, daß er ſich auch um geſchickte Leute bekümmere, nach denen der König fragt, wie ich faſt glaube; ſo antworte mir, ſobald du meinen Brief empfängſt, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor dieſen groſſen König komme, in Gegenwart des Prahlhanſen, das Geſpräch nach und nach auf dich leiten und ſagen kann: daß du das Geld, welches dir der Cardinal Gaddi geſchickt haben wolle, nicht erhalten haſt, daß du nicht auf der Reiſe, ſondern in Rom biſt. Es wird ſich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit geſagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeiſter auswirken, daß du das Geld zur Reiſe, welches dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögeſt.“

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünſtiges Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht zweymal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinälchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch diesmal nicht um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte, als bekümmere er ſich um talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte, er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen wäre, und mir den Vorfall gemeldet hätte; ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht ſtecken zu laſſen, aus Patriotismus, irgend eine Entſchuldigung gefunden, und ſeiner thörichten Prahlerey einigermaſen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigſten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich ſogleich: mir ſey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, ſo würde ich mich, ohne Vorwiſſen Seiner Hochwürden Gnaden, nicht aus Italien bewegt haben, beſonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde;

indeſſen würde ich mich auf ein Wort Ihro allerchriſtlichſten Majeſtät, das mir durch ſo einen Herrn zukäme, ſogleich auf den Weg machen und alles andere bey Seite werfen.

In dieſer Zeit dachte mein Geſelle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch ſehr gut gelang, denn er erregte den Geiz des Papſtes Paul Farneſe, oder vielmehr ſeines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Kaſtro nannte. Nun ließ mein gedachter Geſelle einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bey mir gearbeitet habe, wohl wiſſe und ſich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tauſend Ducaten beſitze, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe ſie damals, bey der Verheerung Roms, im Caſtell St. Angelo bey Seite gebracht. Sie ſollten mich nur einmal ſchnell und ohne Geräuſch wegfangen laſſen.

Ich hatte einmal eines Morgens, ſehr früh, über drey Stunden, an obgedachtem Brautſchmucke gearbeitet, und, indeß man meine Werkſtatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich, an der Ecke, nach der Chiavica um, da begegnete mir Crispin, der Bargell, mit ſeiner ganzen Häſcherey und ſagte: du biſt ein Gefangener des Papſtes! Darauf antwortete ich: Crispin, du irrſt dich in der Perſon! Nein, verſetzte er, du biſt der brave Benvenuto, ich kenne dich recht gut, ich habe dich nach Caſtell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren deines Gleichen zu gehen pflegen.

Da nun hierauf viele ſeiner Leute ſich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reiſſen wollten, ſagte er zu ihnen: keiner unterſtehe ſich ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und ihn nicht entwiſchen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte, mit höflichen Worten, meine Waffen. Als ich ſie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derſelben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten ſie mich ins Caſtell und ſchloſſen mich in eins der Zimmer oben auf den Thurm. Das war das erſtemal, daß ich das Gefängniß ſchmeckte, und war eben ſieben und dreyßig Jahr alt.

Zehentes Kapitel.

Herr Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet ſeinen Vater mit der äußerſten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Perſonen verhört. — Treffliche Rede, zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld. — Peter Ludwig thut alles mögliche, ihn zu verderben, indeſſen der König von Frankreich ſich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Caſtellcommandanten gegen ihn. — Geſchichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anſtalten zur Flucht. — Der Papſt, ungehalten über das Vorwort des Königs in Frankreich, beſchließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papſtes, bedachte die große Summe, wegen welcher ich angeklagt war, und bat ſogleich bey ſeinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geſchenk davon machte. Der Papſt gewährte ihm ſeine Bitte und verſprach zugleich, daß er ihm behülflich ſeyn wolle, das Geld zu erlangen. So hielten ſie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derſelben ſie mich, um der Sache einige Geſtalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtells, der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Converſini, von Piſtoja, der nachher Biſchoff von Jeſi wurde, ſodann den Fiskal, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe, und den Criminalrichter, Herrn Benedetto Galli, dieſe drey fingen an mich zu befragen, erſt mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen geſagt: meine Herren, ſchon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr ſprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß, was das heißen ſoll. Ich bitte euch, ſagt was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht nur Fabeln und Geſchwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Piſtoja war, ſeine grimmige Natur nicht mehr verbergen und verſetzte: du ſprichſt ſehr ſicher, ja allzukühn, dafür ſoll dein Stolz ſo klein wie ein Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirſt, die weder Geſchwätz noch Mährchen ſind, wie du ſagſt, ſondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirſt, gründlich zu widerlegen. Und zwar wiſſen wir ganz gewiß, daß du, zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom, gegenwärtig in dem Caſtell Sanct Angelo warſt und man ſich deiner als eines Artilleriſten bediente. Da du nun eigentlich Goldſchmiedt und Juwelier biſt, und Papſt Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieſer Profeſſion in der Nähe war; ließ er dich insgeheim rufen, vertraute dir dergeſtalt, daß er die Juwelen ſeiner

Kronen, Biſchoffsmützen und Ringe, durch dich ausbrechen und in die Falten ſeiner Kleider nähen ließ. Bey dieſer Gelegenheit haſt du für achtzig tauſend Scudi heimlich entwendet. Dieſes hat uns einer deiner Geſellen geſagt, gegen den du dich deſſen, im Vertrauen, gerühmt haſt. Nun erklären wir dir freymüthig, ſchaffe die Juwelen und ihren Werth herbey, ſo magſt du alsdann, frey, wieder hingehen.

Als ich dieſe Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erſt nachdem ich mich eine Weile ausgeſchüttet, ſagte ich: Gott ſey gedankt, daß ich das erſtemal, da es ihm gefallen hat mich gefänglich einziehen zu laſſen, ſo glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wäre, was ihr ſagt, ſo iſt dabey nicht die geringſte Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper geſtraft werden ſollte; denn in jener Zeit hatte das Geſetz alle ſeine Kraft verlohren und ich könnte mich daher entſchuldigen und ſagen: daß ich, als Diener, dieſen Schatz dem heiligen apoſtoliſchen Sitz aufgehoben habe, mit der Abſicht, ſolche Koſtbarkeiten einem guten Papſte wieder zuzuſtellen, oder demjenigen, der mir ſie wieder abfordern ließe, wie es nun durch euch geſchähe, wenn ſich die Sache ſo verhielte.

Hierauf ließ mich der raſende Piſtojeſer keine weitern Gründe vorbringen, und verſetzte wüthend: verziere du die Sache wie du willſt, Benvenuto! Uns iſt genung, das Unſere wieder gefunden zu haben, und mache nur geſchwind, wenn wir nicht auf andere Weiſe als mit Worten verfahren ſollen. Zugleich wollten ſie aufſtehn und weggehen, worauf ich zu ihnen ſagte: Meine Herren! mein Verhör iſt nicht geendet, deswegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen ſie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn ſie entſchieden wären nichts zu hören, was ich vorbringen könnte, ja ſie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn ſie glaubten alles ſchon gefunden zu haben, was ſie zu wiſſen verlangten! Ich fing daher auf folgende Weiſe zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ohngefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf ſagte der Häſcher von Gouverneur: und du haſt hier doch Menſchen umgebracht! darauf verſetzte ich: das ſagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer käme euch umzubringen, ſo würdet ihr euch ſchnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erſchlügt, würden es die heiligen Geſetze euch nachſehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papſt die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu ſprechen gedenkt. Ich ſage euch von neuem, es ſind ohngefähr zwanzig Jahre, daß ich das wunderſame Rom bewohnt und hier die größten Arbeiten meiner Profeſſion vollendet habe, und weil ich weiß, daß Chriſtus hier wohnet und regieret, ſo hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlaſſen, ja, wenn ein weltlicher Fürſt verſucht hätte, mir einigen Schaden zuzufügen, ſo würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Chriſti genommen haben, damit er mich beſchützt hätte. Wehe mir, wo ſoll ich nun jetzo hingehen? zu welchem Fürſten ſoll ich mich wenden, der mich vor dieſen ſchändlichen Abſichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, unterſuchen ſollen, wo ich dann auch dieſe achtzigtauſend Scudi verwahren könnte? hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchſehen ſollen, das man bey unſrer apoſtoliſchen Kammer ſeit fünfhundert Jahren fleißig fortſetzt? Hätte ſich dann irgend eine Lücke gefunden, ſo hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anſtellen ſollen. Ich muß euch nur ſagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papſtes und der Kronen verzeichnet ſtehen, ſind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles, was Papſt Clemens beſeſſen hat, ſorgfältig aufgeſchrieben ſey. Das einzige könnte ſeyn: als der arme Mann, Papſt Clemens, ſich mit jenen kaiſerlichen Freybeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geſchmäht hatten, da kam einer zu dieſer Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäſar Jòcatinaro hieß. Man hatte ſich beynahe über alle Puncte mit dem bedrängten Papſte vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ohngefähr viertauſend Scudi werth ſeyn konnte. Jòcatinaro bückte ſich, ihn aufzuheben, worauf der Papſt ſagte: er möchte ſich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bey dieſem war ich gegenwärtig und wenn dieſer Diamant fehlen ſollte, ſo ſag ich euch, wo er hin iſt, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieſes wird bemerkt ſeyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch ſchämen, einen Mann meines Gleichen ſo behandelt zu haben, der ſo vieles, ehrenvoll, für dieſen apoſtoliſchen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiſerlichen in den Borgo drangen, nicht ſo thätig, ſo überrumpelten ſie ohne Hinderniß das Caſtell. Niemand hatte mich dazu gedungen und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlaſſen da ſtand. Ich ſprach noch dabey einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte ſeinen Poſten verlaſſen und ſich, ganz erſchrocken, in eine Ecke verkrochen, ich weckte ihn aus ſeiner Unthätigkeit, und wir beyde allein tödteten, von oben herunter, ſo viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es ſelbſt, der nach dem Jecatinaro ſchoß, weil er in der Conferenz mit dem Papſte ohne die mindeſte Ehrfurcht ſprach, und, als ein Lutheraner und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papſt Clemens ließ darauf eine Unterſuchung anſtellen und wollte den Thäter hängen laſſen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgräben viſitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche ſo viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und ſo viel ſchöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das ſoll nun die freche pfäffiſche Belohnung ſeyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit ſo viel Treue und Anſtrengung gedient und geliebt hat. Und geht nur, hinterbringt, was ich geſagt habe, alles dem Papſte, ſagt ihm: daß er ſeine ſämmtlichen Juwelen beſitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papſt Paul mir verſprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, ſeine Diener.

Indeſſen ich ſo redete, hörten ſie mir mit Erſtaunen zu, ſahen einander ins Geſicht, und verließen mich, mit Verwunderung. Alle drey zuſammen gingen dem Papſte alles zu hinterbringen, was ich geſagt hatte. Der Papſt ſchämte ſich und befahl eiligſt, man ſolle die ſämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchſehen. Es fand ſich, daß nichts fehlte, aber ſie ließen mich im Caſtell ſitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Ludwig beſonders, als er ſah, daß er ſo übel gehandelt hatte; ſuchte meinen Tod zu beſchleunigen.

Dieſe Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz ſchon, mit allen Umſtänden, vernommen hatte, daß der Papſt mich ſo widerrechtlich gefangen hielt, und er gab ſeinem Geſandten an dieſem Hofe, Herrn von Morlüc, in einem Schreiben, den Auftrag, er ſolle mich als einen Diener Seiner Majeſtät vom Papſte zurückfordern. Der Papſt, der ſonſt ein verſtändiger und außerordentlicher Mann war, betrug ſich doch in dieſer meiner Sache ſehr unüberlegt und albern, er antwortete dem Geſandten: Seine Majeſtät möchten ſich doch nicht weiter meiner annehmen, ich ſey ein wilder und gefährlicher Menſch, er habe mich einziehen laſſen wegen verſchiedener Todtſchläge und anderer ſolcher Teufeleyen. Der König antwortete aufs neue: auch in ſeinem Reiche pflege man der beſten Gerechtigkeit, Seine Majeſtät wiſſe die wackern Leute zu belohnen und zu begünſtigen, und eben ſo die Uebelthäter zu beſtrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen laſſen, ohne nach deſſen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, dieſen Mann in ſeinem Reiche geſehen, habe er ihn mit Vergnügen in ſeine Dienſte genommen und verlange ihn nun, als den ſeinigen zurück.

Dieſer Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, ſo ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papſt war in eine raſende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinginge, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die ſie an mir begangen hatten, deswegen ſann er nach, wie er mich, ohne ſeine Ehre zu verletzen, aus der Welt ſchaffen könnte.

Der Caſtellan des Caſtells Sanct Angelo war einer von unſern Florentinern, mit Nahmen Herr Georg Ugolini, dieſer brave Mann behandelte mich auf das gefälligſte von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frey umhergehen. Ich hatte ihm, um dieſe Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen, allein er verſetzte, er könne ſie nicht annehmen, denn der Papſt ſey über meine Sache gar zu ſehr entrüſtet, auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverläßiger Mann ſey. Da gab ich ihm mein Wort und er verſchafte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorüber gehen müſſe, und erhielt meine Werkſtatt offen, Aſcanio, mein Geſelle, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend, und ertrug ſo heiter als ich konnte mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal ſpeißte der Papſt im Caſtell und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, ſondern ſtanden einem jeden frey, wie an einem gewöhnlichen Pallaſt. Man fand alsdann nöthig, die Gefängniſſe mit mehr Sorgfalt zu verſchließen; aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu ſolchen Zeiten überall frey herumgehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich ſolle mich davon machen, ſie wollten mir durch die Finger ſehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt ſey, das mir geſchehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Caſtellan mein Wort gegeben, der ein ſo braver Mann ſey, und der mir ſo viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geiſtreicher Soldat, der zu mir ſagte: wiſſe, mein Benvenuto! daß ein Gefangener nicht verbunden iſt, und ſich auch nicht verbinden kann, ſein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue was ich dir ſage, fliehe vor dieſem Schurken von ° ° °, und vor dem Baſtard ſeinem Sohn, die dir auf alle Weiſe nach dem Leben ſtehen. Aber ich, der ich lieber ſterben wollte, als daß ich dem würdigen Caſtellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug dieſen ungeheuren Verdruß, ſo gut ich konnte, in Geſellſchaft eines Geiſtlichen, aus dem Hauſe Pallavicini, der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein ſehr guter Geſellſchafter; aber, als Mönch, der ruchloſeſte Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Laſtern geneigt war. Seine ſchönen Gaben bewunderte ich, und ſeine häßlichen Laſter mußte ich aufs höchſte verabſcheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freymüthig zu tadeln und zu ſchelten, dagegen wiederholte er mir immer: Ich ſey als Gefangener nicht verbunden, dem Caſtellan mein Wort zu halten; darauf antwortete ich: als Mönch ſage er wohl die Wahrheit, nicht als Menſch, denn wer Menſch und nicht Mönch wäre, müßte ſein Wort unter allen Umſtänden halten, in die er gerathen konnte, und ſo wollte ich auch mein einfaches und tugendſames Wort nicht brechen. Da er hieraus ſahe, daß er mich durch ſeine feinen und künſtlichen Argumente, ſo geſchickt er ſie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu verſuchen. Er ſchwieg viele Tage ganz von dieſer Sache, las mir indeſſen die Predigten des Bruder Hieronimus Savanarola, und machte ſo eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel ſchöner vorkam, als die Predigten ſelbſt, und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie ſchon geſagt, mein Wort gebrochen. Da er nun ſahe, daß ich vor ſeinen Talenten eine ſolche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weiſe ich mich denn hätte flüchten wollen? wenn mir die Luſt dazu gekommen wäre? und wie ich, wenn man mich enger eingeſchloſſen hätte, das Gefängniß hätte eröfnen wollen? Dieſe Gelegenheit wollte ich nicht vorbey laſſen, um dieſem klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geſchicklichkeit und Feinheit beſitze, ich ſagte ihm: daß ich jedes Schloß, ſelbſt das ſchwerſte, gewiß eröfnen wolle, und beſonders die von dieſem Gefängniſſe ſollten mich nicht mehr Mühe gekoſtet haben, als ein Stückchen friſchen Käſe zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünſchte, verſpottete mich und ſagte: die Menſchen, die ſich einmal in den Ruf geſetzt haben, daß ſie geiſtreich und geſchickt ſind, rühmen ſich gar vieler Dinge, wollte man ſie immer beym Wort halten, ſo würde manches zurückbleiben, und ſie würden einen guten Theil ihres Credits verliehren; ſo möchte es auch wohl euch gehen, ihr ſagt ſo unwahrſcheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet ihr wohl ſchwerlich mit Ehre beſtehen.

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verſpräche, als ich auszuführen verſtünde; das was ich wegen der Schlüſſel behauptet hätte, ſey eine geringe Sache, mit wenig Worten ſolle er vollkommen einſehen, daß alles wahr ſey. Darauf zeigte ich ihm, unbeſonnener Weiſe, mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich ſchien, als wenn er ſich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geſchwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich ſchon oben erwähnt habe, der wackre Caſtellan des Tages frey herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeſchloſſen. Ich konnte dabey in Gold, Silber und Wachs arbeiten, was ich wollte, und ſo hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal von Ferrara beſchäftigt, zuletzt verlohr ich über meinem eingeſchränkten Zuſtande alle Luſt, und arbeitete nur, um mich zu zerſtreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von dieſem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schlüſſel damit aus, was ich ihn unbedachtſamer Weiſe gelehrt hatte. Er nahm zum Geſellen und Helfer einen Schreiber, Nahmens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüſſel beſtellte, that der Schloſſer ſogleich die Anzeige. Der Caſtellan, der mich einigemal in meinem Zimmer beſucht, und meiner Arbeit zugeſehen hatte, erkannte mein Wachs und ſagte: wenn man ſchon dieſem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat; ſo hätte er ſich doch gegen mich ſolche Handlungen nicht erlauben ſollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß ich will ihn feſter halten und alle Nachſicht ſoll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einſchließen und mich verdroſſen beſonders die Worte, welche mir ſeine vertrauteſten Diener hinterbrachten, deren einige mir ſehr wohl wollten, und ſonſt von Zeit zu Zeit erzählten, wie ſehr der Herr Caſtellan ſich zu meinem Beſten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten ſie mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treuloſen Menſchen ſchelte.

Da nun einer dieſer Leute mir, auf eine etwas harte und unſchickliche Art, dieſe Scheltworte ins Geſicht ſagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unſchuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder ſolche ungerechte Worte gegen mich brauchte, ſo würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen ſtrafen. Er entrüſtete ſich darüber, lief in das Zimmer des Caſtellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüſſels. Als ich das Wachs ſahe, ſagte ich ihm, wir hätten beyde recht, allein er ſolle mir eine Unterredung mit dem Herrn Caſtellan verſchaffen und ich wollte ihm eröffnen, wie ſich die

Sache befände, die von größerer Bedeutung wäre, als ſie glaubten. Sogleich ließ der Caſtellan mich rufen, ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeſchloſſen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen ſehr nahe kam. Doch unterdrückte der Caſtellan die Sache, die ſchon bis zu den Ohren des Papſtes gekommen war, rettete ſeinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder ſo viel Freyheit als vorher.

Da ich ſahe, daß man ſich bey dieſem Falle mit ſo vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich ſelber zu denken und ſagte bey mir: wenn nun ein andermal eine ſolche Verwirrung entſtünde, und der Mann traute mir nicht mehr, ſo würde ich ihm auch nicht mehr verbunden ſeyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß beſſer als jene Pfaffen-Unternehmung ausfallen ſollten. So fing ich nun an mir neue, ſtarke Leintücher bringen zu laſſen und die alten ſchickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, ſo ſagte ich, ſie ſollten ſtill ſeyn, denn ich hätte ſie einigen armen Soldaten geſchenkt, die in Gefahr der Galere geriethen, wenn ſo etwas herauskäme, und ſo hielten ſie mir alle, beſonders aber Felix, die Sache geheim. Indeſſen leerte ich einen Strohſack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu ſchneiden, ein Drittheil einer Elle breit, und als ich ſo viel gemacht hatte, als ich glaubte, daß genug ſey, mich von der großen Höhe des Thurms herunter zu laſſen, ſagte ich meinen Dienern, ich habe genug verſchenkt, ſie ſollten nun, wenn ſie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und ſo vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkſtatt zuſchließen und ſagten frey heraus: der Papſt wolle nichts von meiner Loslaſſung wiſſen, die große Gunſt des Königs habe mir mehr geſchadet als genuzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morlück, von Seiten des Königs, dem Papſte hinterbracht habe, ſeyen geweſen: er ſolle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben und wenn ich gefehlt habe, ſolle man mich züchtigen, aber habe ich nicht gefehlt, ſo verlange die Vernunft, daß er mich loslaſſe. Dieſe Worte hatten den Papſt ſo ſehr verdroſſen, daß er ſich vorſetzte, mich niemals wieder frey zu geben. Was den Caſtellan betrifft, der half mir von ſeiner Seite ſo gut er konnte.

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem Autor und Aſcanio. — Seltſame kranke Phantaſie des Schloßhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemals eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang.

Als in dieſer Zeit meine Feinde ſahen, daß meine Werkſtatt verſchloſſen war, ſagten ſie alle Tage, mit Verachtung, irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß beſuchten, unter andern begegnete mit Aſcanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage zweymal und verlangte eines Tages, ich ſolle ihm aus einer blauen Sammtweſte, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einzigesmal bey der Prozeſſion gedient hatte, ein Weſtchen machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen, es ſey weder Zeit noch Ort, ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch ſo übel, daß er zu mir ſagte: er wolle nun auch, nach Tagliacozzo, zu den Seinigen, gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß: er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf ſchwur er, mit heftiger Leidenſchaft, daß er mir niemals mehr vors Geſicht kommen wolle. Als wir dieſes ſprachen, gingen wir eben um den Thurm des Caſtells ſpatziren. Es begab ſich, daß der Caſtellan uns eben begegnete, als Askanio zu mir ſagte: nun gehe ich fort, leb wohl für immer. Und ich antwortete ihm: ſo ſey es denn vor immer! und damit es wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie dich nicht mehr hereinlaſſen ſoll. Dann wendete ich mich zum Caſtellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Askanio nicht wieder hereindürfe, und ſetzte hinzu: dieſer Knabe vergrößert noch mein großes Uebel, deßwegen bitte ich euch, Herr Caſtellan! laßt ihn nicht wieder herein. Dem Caſtellan that das ſehr leid, denn er wußte, daß es ein Junge von viel Fähigkeiten war, dabey hatte er eine ſo ſchöne Geſtalt, daß jeder, der ihn nur einmal geſehen hatte, ihn ganz beſonders lieb gewann.

Der junge Menſch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bey ſich, den er manchmal heimlich unter ſeinen Kleidern trug. Als er aus dem Caſtell mit ſo verweintem Geſicht kam, begegnete er zwey meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewiſſen Michael, zwey Goldſchmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Aſcanio war, ſagte: was will das heißen, daß Aſcanio weint, vielleicht iſt ſein Vater geſtorben? ich meyne den Vater im Caſtell. Aſcanio verſetzte: er lebt, aber du ſollſt ſterben, und ſo hieb er ihn zweymal über den Kopf, mit dem erſtenmal ſtreckte er ihn auf die Erde, mit dem zweyten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papſt, der denn mit bedeutenden Worten ſagte: weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, ſo gebt ihm drey Tage Zeit ſeine Gründe beyzubringen. Alsbald kamen ſie und beſorgten das Geſchäffte, das ihnen der Papſt aufgetragen hatte. Der brave Caſtellan ging ſogleich zum Papſte und zeigte, daß ich von dieſer Sache nichts wiſſen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft, und rettete mir das Leben in dieſem wilden Augenblick. Aſcanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, ſchrieb mir von da, und bat tauſendmal um Vergebung. Er bekannte ſein Unrecht, daß er mir bey meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe, wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käme, ſo wolle er mich nicht mehr verlaſſen. Ich ließ ihm wiſſen, daß er fortfahren ſollte etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freyheit gäbe, wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Caſtellan, der mich übrigens ſehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewiſſen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er ſehr viel zu ſchwätzen, und es waren ſeine grillenhaften Vorſtellungen alle Jahre verſchieden, denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu ſeyn, ein andermal ein Froſch, und da hüpfte er auch nach Art dieſes Thieres; hielt er ſich für todt, ſo mußte man ihn begraben, und ſo hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Diesmal ſtellte er ſich vor, er ſey eine Fledermaus, und wenn er ſo ſpaziren ging, ziſchte er manchmal leiſe, wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, ſo wie ſeine alten Diener, ſuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen, und weil ſie glaubten, er habe großes Vergnügen, mich discuriren zu hören, ſo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bey dieſem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden, er verlangte, daß ich an ſeiner Tafel gegen ihm über ſitzen ſollte, und dabey wurde von beyden Seiten unaufhörlich geſprochen. Bey dieſer Gelegenheit aß ich ſehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und ſchlief nicht, und ermüdete mich dergeſtalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn anſah, konnte ich bemerken, daß ſeine Augen ganz falſch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Luſt zu fliegen angekommen ſey? darauf verſetzte ich: Eben diejenigen Dinge, die dem Menſchen am ſchwerſten vorkamen, hätte ich am liebſten zu vollbringen gewünſcht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, ſo habe mir Gott und die Natur einen Körper ſehr geſchickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechaniſche Vortheile dazu thäte, ſo ſollte mir das Fliegen ſicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weiſe ich es anfangen wollte? und ich verſetzte: wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunſt nachzuahmen; ſo finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muſter dienen kann.

Kaum hatte er den Nahmen Fledermaus gehört, als ſeine dießjährige Narrheit bey ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: das iſt wahr! das iſt das rechte Thier! und dann wendete er ſich an mich und ſagte: Benvenuto! nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäbe, ſo würdeſt du auch Muth haben zu fliegen? Ich verſetzte, er ſolle mir nur die Erlaubniß geben, ſo getraute ich mich bis hinaus auf die Wieſen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichster Leinwand machen wollte. Darauf verſetzte er: das könnte ich wohl zugeben, aber der Papſt hat mir befohlen, dich aufs genauſte in acht zu nehmen, auch weiß ich, daß du ein künſtlicher Teufel biſt, und im Stand wärſt mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüſſeln verſchließen laſſen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm ins Gedächtniß, daß ich alſo ihm ja ſchon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bey allen denen Gefälligkeiten, die er mir ſchon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedies leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem ich alſo ſprach, befahl er ausdrücklich, daß ſie mich binden und mich in meinem Gefängniſſe wohl einſchließen ſollten. Da ich nun ſahe, daß nichts anders zu hoffen war, ſagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen, ſo verſchließt mich nur wohl; denn ich werde euch auf alle Weiſe zu entkommen ſuchen. So führten ſie mich weg und ſperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weiſe zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeſchloſſen war, unterſuchte ich das Gefängniß, und da ich ſicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, ſo bedachte ich, wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie geſagt, ſchon zerſchnitten hatte, nähte ſie wohl zuſammen, und bedachte, wie viel Oefnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoiarden genommen hatte, der ſich unter der Schloßwache befand. Er ſorgte für die Waſſerfäſſer und Brunnen und arbeitete dabey allerley in Holz. Unter verſchiedenen Zangen, die er brauchte, war auch eine ſehr ſtarke und große, ich überlegte, daß ſie mir ſehr nützlich ſeyn könnte, nahm ſie ihm weg und verbarg ſie in meinem Strohſack. Als nun die Zeit herbey kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, ſo fing ich an damit die Nägel zu unterſuchen, wodurch die Bänder der Thüre befeſtigt waren; weil aber die Thüre doppelt war, ſo blieb auch der umgeſchlagene Theil der Nägel ganz verborgen, ſo daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich, wie ichs nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermiſchte ein wenig roſtigen Eiſenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, ſo wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befeſtigt, indem ich einige Nägel abſtutzte und ſie leicht wieder einſteckte, damit ſie mir die Bänder nur feſt halten ſollten.

Dieſes alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit, denn der Caſtellan träumte jede Nacht, ich ſey entflohen, und ſchickte alle Stunden ins Gefängniß. Der Menſch, der jedesmal kam, betrug ſich wie ein Häſcher, man nannte ihn Bozza, er brachte immer einen andern mit ſich, der Johannes hieß, mit dem Zunahmen Pedignone, dieſer war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas beleidigendes zu ſagen; der andere war von Prato, und daſelbſt bey einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß; und ich ſagte zu ihm: nehmet mich wohl in acht, denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die größte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfältig in meinem Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß ſelbſt, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit aufs äußerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett aufs zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoiarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen gewöhnlich, ſie ſollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beſchmutzt noch eingeriſſen haben, und wenn ſie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: ihr ſchmutzigen Lumpen! werd ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch ſo zurichten, daß ihr euch verwundern ſollt; glaubt ihr wohl werth zu ſeyn, das Bett von meines gleichen anzurühren? wahrhaftig ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch ärger quälen? Hört ihr nicht auf, ſo will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Das ſagten ſie alles dem Caſtellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: ſie ſollten ſich meinem Bette nicht nähern und übrigens aufs beſte für mich ſorgen. Da ich nun mein Bett geſichert hatte, glaubte ich ſchon alles gethan zu haben, weil in demſelben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um ſo mehr, weil ich ſchon Aufſehen erregt hatte.

Am Abend eines Feſttages, unter andern, war der Caſtellan in einem ſehr üblen Zuſtand, ſeine Krankheit hatte ſich verſchlimmert und er wollte nun von nichts anders wiſſen, als daß er eine Fledermaus ſey. Er befahl ſeinen Leuten, wenn ſie hörten, daß Benvenuto weggeflogen wäre, ſollten ſie ihn nur gewähren laſſen, er wolle mich gewiß wieder einholen, denn bey Nacht würde er ſtärker fliegen als ich. Benvenuto, pflegte er zu ſagen, iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir iſt er anbefehlen, ich will ihn ſchon wieder habhaft werden. So war er viele Nächte fortgegangen, er hatte alle ſeine Diener ermüdet, ich erfuhr, was vorging, auf verſchiedenen Wegen, beſonders durch den Savoiarden, der mir ſehr wohl wollte.

An eben dieſem Abende hatte ich mich entſchloſſen, es koſte was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat ſeine göttliche Majeſtät, in ſo einem gefährlichen Unternehmen mich zu beſchützen und mir beyzuſtehen. Hernach legte ich Hand ans Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen, die ich brauchen wollte. Zwey Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergeſtalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zerſplittern, doch brachte ich ſie endlich auf, nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwey Hölzer, nach Art der Hanfſpindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, ich deckte von innen zwey Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtweſtchen an, auch weiße Beinkleider und Halbſtiefeln und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch geſteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel, das in den Thurm gemauert war und ohngefähr vier Finger herausſtand. Die Binde hatte ich auf die Art eines Steigbiegels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und ſagte: hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir ſelbſt zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich ſachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenſchein, aber eine ſchöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich ſo kühn heruntergekommen war und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreyt zu ſeyn. Es fand ſich aber anders, denn der Caſtellan hatte an dieſer Seite zwey hohe Mauern aufführen laſſen, wo er ſeine Ställe und ſeinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verſchloſſen. Da ich ſah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun ſey? Unverſehens ſtieß ich wider eine große Stange, die mit Stroh bedeckt war, richtete ſie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer, und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe, weil aber die Mauer ſehr ſcharf war, ſo konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entſchloß mich, ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schloſſes hängen geblieben. Da ich ſie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch dieſe Mauer hinunter, doch hatte ich dabey große Mühe, und war ſehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeſchunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wuſch mir die Hände mit meinem eignen Waſſer. Als ich nun glaubte, meine Kräfte wären wieder hergeſtellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden und wollte ſie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, ſo auch von der kleinern herunter zu kommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieſer Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgeſetzt zu ſehen, nahm ich mir vor die Wache anzugreifen, die, als ſie meinen entſchiedenen Vorſatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, größere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte ſchnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache ſah, ſo wollte doch dieſe mich diesmal nicht ſehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befeſtigt, und ließ mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daß ich ſchon nahe genug an der Erde ſey, und die Hände aufthat, um hinab zu ſpringen, oder ob ſie mir zu müde waren und die Anſtrengung nicht mehr ausdauern konnten, weiß ich nicht zu ſagen, genug ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ohngefähr anderthalb Stunden vergangen ſeyn, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnen-Aufgang fällt, mich wieder erfriſchte und munter machte; doch war ich noch immer wie ſchlaftrunken, ob ich gleich einen Verſuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bey mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeſchlagen und ich befände mich im Fegefeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne ſtellte ſich her, dann ſah ich, daß ich außerhalb des Caſtells war, und ich erinnerte mich alles deſſen, was ich gethan hatte; Vor allem andern fühlte ich die Verletzung meines Hauptes und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich ſie ganz blutig wieder herunter. Darauf betaſtete ich mich überall und glaubte mich nicht ſonderlich beſchädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich, daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drey Finger über dem Knöchel, worüber ich ſehr erſchrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zuſammt der Scheide, dieſer hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Küchelchen, und da ſich nun der Fuß deßhalb auf keine Weiſe biegen konnte, ſo war es die Urſache, daß er an dieſer Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolchs weg, und ſchnitt mit demſelben ein Stück von der Binde, die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, ſo gut ich konnte, zuſammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verſchloſſen war. Genau unter demſelben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für ſehr ſtark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deswegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und ſchlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte ſeyn, vom Orte da ich herunter fiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde ſich auf mich warfen, die mich übel biſſen. Da ſie nun verſchiedene male, mich zu quälen, wieder kamen, ſtach ich mit meinem Dolche unter ſie und traf einen ſo tüchtig, daß er laut aufſchrie und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art iſt, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächſte Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man ſich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorſatz, und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich ſchwebte. Da begegnete mir ein Waſſerhändler mit ſeinem beladenen Eſel und gefüllten Krügen, ich rief ihn zu mir, und bat ihn, er ſollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabey ſagte ich ihm: ich bin ein armer

Jüngling, der bey einem Liebeshandel ſich zum Fenſter herunterlaſſen wollte; ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von groſſer Bedeutung iſt, ſo bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deswegen bitte ich dich, hebe mich ſchnell auf, du ſollſt einen Goldgülden haben.

Ich griff ſogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge ſich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da ſagte ich ihm, er ſolle mich nur laſſen und zu ſeinem Eſel zurücklaufen, alsdann kroch ich nach dem Hauſe der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaiſers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz geweſen war. Ich wußte gewiß, daß bey dieſer großen Fürſtin viele von meinen Freunden ſich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte ſie ſchon gelegentlich Gutes von mir geſprochen.

Denn als ſie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Urſache, daß ein Schade von mehr als tauſend Scudi verhindert wurde: es regnete ſehr ſtark und der Caſtellan war äuſſerſt verdrießlich, ich aber ſprach ihm Muth ein, und ſagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die ſtärkſten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte ſich die Sonne, und ſo war ich Urſache, daß dieſes Feſt aufs glücklichſte vorbeyging. Das hatte der Caſtellan dem Papſt erzählt, um etwas zu meinen Gunſten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, ſagte ſie: der Benvenuto iſt einer von den geſchickten Leuten, die mit meinem ſeligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit giebt. Auch hatte ſie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl geſprochen. Deswegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem ſehr ſchönen Pallaſte war; da wäre ich nun ganz ſicher geweſen und der Papſt hätte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen ſterblichen Menſchen war, ſo wollte Gott nicht, daß ich mich dieſes eignen Ruhms überheben ſollte, vielmehr ſollte ich zu meinem Beſten noch größere Prüfungen ausſtehn, als jene waren, die ich ſchon erlitten hatte.

Daher begab ſich, daß als ich ſo auf Händen und Füßen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinal Cornaro mich erkannte, dieſer lief ſogleich zu ſeinem Herrn, der im vatikaniſchen Pallaſt wohnte, weckte ihn und ſagte: Hochwürdigſter Herr! da iſt euer Benvenuto aus dem Caſtell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren, ſo viel ſich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wiſſen nicht wo er hin will. Darauf ſagte der Cardinal: ſogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, ſagte er, ich ſolle ruhig ſeyn! und ſchickte ſogleich nach den erſten Aerzten von Rom, die mich in die Kur nahmen. Unter denſelben war Meiſter Jacob von Perugia, der trefflichſte Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir ſelbſt zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oefnung etwas groß gemacht hatte, ſo fuhr eine Menge Bluts dergeſtalt gewaltſam heraus, ihm ins Geſicht, und bedeckte ihn über und über, daß er ſich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böſes Anzeigen und kurirte mich mit groſſem Widerwillen; ja einigemale wollte er mich gar verlaſſen; denn er fürchtete dieſe Kur könnte ihm ſehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Abſicht weg, mich vom Papſte zu erbitten.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeines Erſtaunen über des Autors Entkommen. — Geſchichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in ſeiner Jugend, aus dem Caſtell. — Peter Ludwig thut ſein Möglichſtes, um ſeinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfaſſer nicht die Freyheit ſchenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papſt und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweytenmal in die Engelsburg gebracht und, von dem verrückten Schloßhauptmann, mit äußerſter Strenge behandelt.

Indeſſen war in der Stadt ein entſetzlicher Lärm entſtanden, man hatte die Binden am großen Thurme hängen ſehen, und ganz Rom lief, um dieſe unſchätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Caſtellan war in ſeine größten Tollheiten verfallen, wollte, mit aller Gewalt, ſich von ſeinen Dienern losreißen, und auch am Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um dieſe Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er dieſe große Sache vernommen, ſelbſt gegangen um ſie zu ſehen, er kam darauf in den Pallaſt, wo er dem Cardinal Cornaro begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem ſeiner Zimmer ſchon verbunden befände. Dieſe zwey braven Männer gingen zuſammen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu werfen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucci verſetzte: Heiligſter Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann, der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem ſo viel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſeyn ſcheint. Wir wiſſen nicht, wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefängniß war, ſind ſie allzugroß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren; aber ſind es Dinge die läßlich ſind, ſo bitten wir um Gnade für ihn. Der Papſt ſchämte ſich und ſagte: er habe mich, auf Anſuchen einiger der Seinigen, inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſey. Da er aber meine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bey ſich behalten, und mir ſo viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte, wieder nach Frankreich zu gehen. Sein groſſes Uebel thut mir leid, ſetzte er hinzu, er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beyden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Mittlerweile nun der römiſche Adel mich beſuchte, junge, alte und von aller Art, ließ ſich der Caſtellan, noch ganz zerſtört, zum Papſte tragen, und als er vor ihn kam, ſchrie er: wenn Seink Heiligkeit den Benvenuto nicht wieder ins Gefängniß ſtellten; ſo geſchähe ihm das größte Unrecht. Er iſt, rief er aus, gegen ſein gegebenes Wort geflohen, wehe mir! er iſt davon geflohen, und hat mir doch verſprochen nicht wegzufliegen. Der Papſt ſagte lachend:

geht nur, geht! ihr ſollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Caſtellan und ſagte: ſendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten iſt, ſo ſoll er an der Zinne hangen, an der ſich Benvenuto herunter ließ.

Als der Caſtellan weg war, rief der Papſt lächelnd den Gouverneur, und ſagte: das iſt ein braver Mann, und die Sache iſt wunderſam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelaſſen.

Daran ſagte er nun freylich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Caſtell geſeſſen, weil er, als Abbreviator, ein Breve verfälſcht hatte; Papſt Alexander ließ ihn lange ſitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeſte abſchlagen laſſen. Farneſe wuſte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden beſtellen, beſtach einige der Wache, ſo daß, am Frohnleichnamstage, indeſſen der Papſt in Prozeſſion zog, Farneſe in einem Korb an einem Seile zur Erde gelaſſen wurde. Damals war das Caſtell noch nicht mit Mauern umgeben, ſondern der Thurm ſtand frey und er hatte keineswegs die groſſen Hinderniſſe bey ſeiner Flucht, als ich, auch ſaß er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur ſich rühmen, daß er auch in ſeiner Jugend brav und lebhaft geweſen ſey, und bemerkte nicht, daß er zu gleicher Zeit ſeine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf ſagte er zu dem Gouverneur: gehet und ſagt ihm, er ſoll bekennen, wer ihm geholfen hat? Es mag ſeyn wer es will, genug ihm iſt's verziehen, das könnt ihr ihm frey verſprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Biſchoff von Jeſi geworden war, kam zu mir, und ſagte: mein Benvenuto! wenn ſchon mein Amt die Menſchen erſchreckt, ſo komme ich doch diesmal zu beruhigen, und ich habe dazu den eigenſten Befehl und Auftrag vom Papſte. Er hat mir geſagt, daß er auch von dort entflohen ſey, und es wäre ihm nicht ohne viele Helfer und Geſellen möglich geweſen. Ich ſchwöre dir bey dem Eid, den ich auf mir habe, denn ich bin ſeit zwey Tagen Biſchoff, daß dir der Papſt vergiebt, und dich frey ſpricht, ja ſogar dein Uebel bedauert. Sorge für deine Geſundheit, und nimm alles zum Beſten. Selbſt dieſes Gefängniß, in das du, ohne die mindeſte Schuld, gekommen biſt, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirſt der Armuth entgehen und nicht nöthig haben, wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dirs da dort ſauer werden zu laſſen. Daher geſtehe mir frey, wie die Sache zugegangen iſt, und wer dir beygeſtanden hat? Dann ſey getroſt und ruhig und geneſe.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genauſten Merkzeichen, ſogar von dem Waſſermanne, der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur, wahrlich das iſt zu viel für Einen Mann, und keines Menſchen, als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken und ſagte: ſey munter und getroſt, bey dieſer Hand die ich berühre, du biſt frey, und ſo lange du lebſt wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viele Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bey mir, manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen, und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig ſein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzugroß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreyt, ſo wird er euch noch größere ſehen laſſen, denn er iſt ein allzukühner Mann, ich will euch etwas anders erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beynah als wenn er ihn herausfordern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher ſagte: wenn Benvenuto zu Thätigkeiten käme, ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenuto hatte das vernommen, gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft, ſeine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Cardinals, und als dieſer eines Tages heraus ſah, ergriff jener ſeine Büchſe, um nach dem Cardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat; Benvenuto, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Pallaſtes in einer Oefnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm was ihnen beliebt, ich habe es wenigſtens ſagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Luſt ankommen, nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt, man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſichres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwey Stiche in den Hals, in der Mitte von zehen Männern, die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſcholten wurden. Der Edelmann des Cardinals Santa Fiore, der ſo eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt alles, was ſein Sohn geſagt hatte; der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache genau und treulich erzählen: Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldnen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war und ſagte: reinige mir den Ring! und mach geſchwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir, und da mir jemand ſo geradezu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug ſo eben nicht bey der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich ſey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Eſel! Das hinterbrachte er dem Cardinal und mahlte ihm eine Hölle vor. Zwey Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube, in ein hohes Loch, an dem Pallaſt, ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmied, Johann Franziskus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Dießmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man ſchon einigemale nach ihr geſchoſſen hatte. Franziskus und ich waren, auf der Jagd mit der Büchſe, Nebenbuhler und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: ſiehe, da droben iſt die Taube, nach der Franzesko ſo lange geſchoſſen, und ſie niemals getroffen hat; ſiehe nur, wie das arme Thier in Furcht iſt, kaum läßt es den Kopf ſehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und ſagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchſe angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf ſagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchſe ſelbſt würde ein ſolcher Schuß nicht gelingen; ich aber verſetzte: wetten wir einen Becher griechiſchen Weins, von dem guten des Wirthes Palembo! wartet ſie auf mich, bis ich meinen wunderſamen Brocardo anlege, (denn ſo nannte ich meine Büchſe) ſo will ich ſie auf das Bißchen Kopf treffen, das ſie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freyer Hand, ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabey weder an Cardinal, noch an irgend einen Menſchen, vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun ſehen, was das Glück für mancherley Wege nimmt, wenn es einen einmal beſchädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papſt innerlich voll Aerger und Verdruß, und bedachte was ihm ſein Sohn geſagt hatte. Nun begehrte, zwey Tage nachher, der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen ſeiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papſt erinnerte ſich wohl, daß er gedachtem Manne das erſte zu erledigende Bisthum verſprochen hatte, und war auch bereit, es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gegengefälligkeit, und zwar wollte er mich wieder in ſeine Hände haben. Darauf ſagte der Cardinal: da Ew. Heiligkeit ihm ſchon verziehen haben, was wird die Welt ſagen? und da Sie ihn frey in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken? Darauf antwortete der Papſt: ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal verſetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabey aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papſt, der ſich doch einigermaßen ſeines ſchändlich gebrochenen Worts ſchämte: ich werde den Benvenuto holen laſſen, und zu meiner kleinen Satisfaction ſoll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig geneſen mag: ich will nicht verbieten, daß ihn alle ſeine Freunde beſuchen können, und für ſeinen Unterhalt ſorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe ſind.

Der Cardinal kam nach Hauſe und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, ſogleich ſagen: der Papſt wolle mich wieder in ſeine Hände haben, ich ſollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jedermann beſuchen könnte, ſo wie bisher in ſeinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal ſagen, daß er mich dem Papſt doch ja nicht ausliefern ſollte. Wenn er mich gewähren ließe, ſo wollte ich mich, in eine Matrazze gewickelt, außerhalb Rom, an einen ſichern Ort bringen laſſen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes geriethe, würde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich, er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache, der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der unterſten Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir ſagen, ich ſollte nichts von den Speiſen eſſen, die mir der Papſt ſchicke, er wolle mir Eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſey aus Nothwendigkeit geſchehen, ich ſollte gutes Muths ſeyn, er wolle mir ſchon beyſtehen und mich befreyen helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir ſchickte, und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen griechiſchen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein andrer in Rom, dabey war er kleinmüthig, äußerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen, und es wird Zeit, daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deswegen ſolche beſondere Gunſt, das alles nur lauter Verrätherey iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papſt habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht, durch deinen Verdacht, um ein ſolches Glück. Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir forthelfen ich wiſſe wohl, daß ein Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, in ſo fern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwendete.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: lieber Bruder, du willſt dein eigenes Verderben, und doch kann ich dir das, was du befiehlſt, nicht verſagen; zeige mir die Art und Weiſe, und ich will alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.

So waren wir entſchloſſen, ich hatte ihm die Art geſagt und alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun ins Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorſam ſeyn, er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die immer um den Papſt ſeyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt ſey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchſt verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter dieſem Zwiſt war der ganze Tag vergangen, es war Frohnleichnam 1539, und man brachte mir, aus der Küche des Papſtes, reichliches Eſſen, nicht weniger gute Speiſen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verſchiedene Freunde und ich bat ſie zu Tiſche, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach Ein Uhr hinweg, zwey meiner Diener brachten mich zu Bette und legten ſich darauf ins Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr ſo ſchwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreymal, er ſolle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erſchrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er ſich auf ſie und biß um ſich, meine Leute fürchteten ſich, ſie glaubten der Hund ſey toll, weil er beſtändig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch für wüthend hielten. Deswegen ſagte der Bargell, als ein erfahrner Mann, das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel, das ihren Herrn bevorſteht, rathen und vorausſagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel, und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ohngefähr um Mitternacht. So trugen ſie mich verdeckt und verſtopft und viere gingen voraus, die wenigen Menſchen, die noch auf der Straße waren, bey Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre di Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matrazze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schickſal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was haſt du dieſen Leuten gethan? Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederholte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buße auflege? und da ich ſie nicht finden konnte, war ich äußerſt unruhig. Indeſſen bemühte ſich die Wache, mich ſo gut ſie wußte zu tröſten und zu ſtärken, ich aber beſchwor ſie, um Gottes Willen, ſie ſollte ſchweigen und nichts zu mir ſprechen; denn ich würde ſelbſt am beſten einen Entſchluß zu faſſen wiſſen, und ſie verſprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes Herz zu Gott, und bat ihn, inbrünſtig, er möge mir beyſtehn; denn ich habe mich allerdings über mein Schickſal zu beklagen. Meine Flucht ſey eine unſchuldige Handlung, nach den Geſetzen, wie die Menſchen ſolche erkennten. Habe ich auch Todtſchläge begangen, ſo habe mich doch ſein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Geſetze, verziehn, und was ich auch gethan habe, ſey zur Vertheidigung des Leibes geſchehen, den mir ſeine göttliche Majeſtät geliehen habe, ſo daß ich nicht einſehe, wie ich nach den Einrichtungen, die wir auf der Welt befolgen, einen ſolchen Tod verdiene, vielmehr ſchien es, daß es mir, wie unglücklichen Perſonen, begegne, die, auf der Straße, von einem Ziegel todtgeſchlagen werden. Daran ſehe man eben die Macht der Geſtirne, nicht daß ſie ſich etwa verbänden, um uns Gutes oder Böſes zu erzeigen, ſondern weil ſie, durch ihr Zuſammentreffen, ſolches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freyen Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht geübt wäre, die Engel des Himmels mich aus dieſem Gefängniſſe heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten, allein weil ich einer ſolchen göttlichen Gnade nicht werth ſey, ſo würden jene aſtraliſchen Einflüſſe wohl ihre Bösartigkeit an mir beweiſen. Nachdem ich das ſo ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und ſchlief ſogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und ſagte: unglücklicher guter Mann, es iſt nicht mehr Zeit zu ſchlafen, denn es iſt einer gekommen, der dir eine böſe Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: je geſchwinder ich aus dieſem irdiſchen Gefängniß befreyet werde, deſto angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt, und daß ich widerrechtlich ſterbe. Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die, auch unſchuldig, den Tod erduldeten und ich habe deswegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache? er bedauert dich gar zu ſehr und weint. Darauf nannte ich ihn beym Nahmen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und ſagte zu ihm: kommt näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäme. Tretet herbey, ich bitte euch, und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich ſchon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unſrer heiligen Mutter, der Kirche erfüllen, der ich vom Herzen das abſcheuliche Unrecht, daß ſie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich dieſe Worte geſprochen, entfernte ſich der gute Mann und ſagte zur Wache: ſie ſollte die Thüre verſchließen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bey obgedachter Herzogin war und ſagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gotteswillen die Gnade, den Papſt bitten zu laſſen, daß er einen ander ſchicke, das Urtheil an Benvenuto zu vollſtrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entſage. Und ſo ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Geſicht und ſagte: das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt; der Herzog, mein Gemahl, wollte dieſem Manne ſehr wohl wegen ſeiner Kunſt und ſeinen Tugenden und ſah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bey ſich behalten. Und ſo ging ſie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronima hieß, ging ſogleich zum Papſte, warf ſich, in Gegenwart vieler Cardinale, ihm zu Füßen, und ſagte ſo große Dinge, daß der Papſt ſich ſchämen mußte. Er verſetzte darauf: euch zu Liebe mag es ihm hingehen! Auch ſind wir niemals übel gegen ihn geſinnt geweſen. So äußerte ſich der Papſt, weil ſo viel Cardinäle die Worte dieſer kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den ſchlimmſten Umſtänden, das Herz ſchlug mir in einem fort, und auch diejenigen, die den böſen Auftrag verrichten ſollten, waren mißbehaglich, es ward immer ſpäter und endlich Tiſchzeit, da ging jeder ſeiner Wege, und mir brachte man auch zu eſſen. Darüber verwunderte ich mich und ſagte: hier hat die Wahrheit mehr vermocht, als der ſchlimme Einfluß der himmliſchen Geſtirne, und ich bitte Gott, daß er, nach ſeinem Gefallen, mich von dieſem Unheil errette. Nun fing ich an zu eſſen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel ergeben hatte, ſchöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich ſpeißte mit viel Appetit, und ſah und hörte nichts weiter, bis in der erſten Stunde der Nacht, da kam der Bargell, mit mehreren ſeiner Leute, ſetzte mich wieder in den Seſſel, worauf ſie mich Abends vorher an dieſen Ort getragen hatten, und ſagten mir mit vielen freundlichen Worten, ich ſollte ruhig ſeyn! und den Häſchern befahl er, ſie ſollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß ſtoßen. So trugen ſie mich ins Caſtell wieder zurück und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof iſt, hielten ſie ſtill.

Dreyzehntes Kapitel.

Erzählung der grauſamen Mißhandlung, die er während ſeiner Gefangenſchaft erduldet. — Große Ergebung in ſein trauriges Schickſal. — Wunderbare Viſion, die eine baldige Befreyung verkündigt. — Er ſchreibt ein Sonnet auf ſein Elend, wodurch das Herz des Caſtellans erweicht wird. — Der Caſtellan ſtirbt. — Durante verſucht den Cellini zu vergiften. Dieſer entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ ſich der Caſtellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an dieſen Ort tragen und ſagte: nicht wahr:

ich habe dich wieder? Ja, verſetzte ich: aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht, unter päpſtlicher Treue, um ein Bisthum, zwiſchen einem venezianiſchen Cardinal und einem Römer Farneſe, verhandelt worden, welche beyde den heiligen Geſetzen ſehr das Geſicht zerkratzt haben; ſo hätteſt du mich nicht wieder erwiſchen ſollen, weil ſie ſich aber ſo ſchlecht betragen haben, ſo thue nun auch das ſchlimmſte was du kannſt; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu ſchreyen und rief: wehe mir! dem iſt Leben und Sterben einerley, und er iſt noch kühner, als da er geſund war. Bringt ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er iſt Urſache an meinem Tode.

Man trug mich unter den Garten, in ein dunkles Behältniß, das ſehr feucht war, voll Tarantel und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matrazze von Werk auf die Erde, gab mir dieſen Abend nichts zu eſſen und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehen Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu eſſen und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte. Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matrazze, denn in drey Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen und wenn ich, um einer Nothdurft willen, aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit großer Noth, auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Wiederschein durch ein kleines Loch in die unglückseligste Höhle; nur diese kurze Zeit konnte ich leſen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finſterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unſere menſchliche Gebrechlichkeit. Ja es ſchien mir gewiß, daß ich in wenigen Tagen mein unglückliches Leben, auf dieſe Weiſe, endigen würde. Ich tröſtete mich ſo gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es geweſen wäre, dieſes Leben durch den ſchmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur ſich an dieſes Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal ſo weit gekommen war, faßte ich Muth, das unglaubliche Elend ſo lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an und ſo fuhr ich täglich mit Leſen und frommen Betrachtungen fort, und ich war ſo verliebt darin, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber ſobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich ſo, daß ich mehr als einmal entſchloſſen war, mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte geſtellt und wie eine Falle unterſtützt, und wollte es auf meinen Kopf ſchlagen laſſen, ſo daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre.

Als ich nun das Geſtelle zurechte gemacht hatte, und eben um los zu drücken die Hand hineinſteckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrack, daß ich für todt liegen blieb.

Dieſer Zuſtand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da ſie mir das Eſſen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen ſeyn, ehe ich ſie bemerkte, denn zuletzt, als ich zu mir kam, hörte ich den Capitain Sandrino Monaldi, der im Hereintreten ſagte: welches Ende haben ſo ſeltne Tugenden genommen! Als ich dieſe Worte vernahm, ſchlug ich die Augen auf und ſah die Prieſter in ihren Chorhemden, welche ausriefen: ihr habt ja geſagt, daß er todt ſey." Darauf antwortete Bozza: für todt habe ich ihn gefunden, und ſo ſagte ichs auch. Schnell huben ſie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul, und wie Nudeln geworden war, warfen ſie vor die Thüre und erzählten den Vorfall dem Caſtellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte, was wohl geweſen ſeyn könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte? ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſey, die ſich meiner annähme. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume, es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wollteſt? Mir ſchien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur ſchuldig ſey. Nun, verſetzte er, du verachteſt ſeine Werke, indem du ſie zerſtöhren willſt. Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf ſeine Macht. Er fügte noch viele der herrlichſten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tauſendſten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß dieſe Engelsgeſtalt mir die Wahrheit geſagt habe. Ich ſah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art von Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thüre und arbeitete mit den Zähnen ſo lange, bis ich einen Splitter abloſte, und erwartete die Stunde, da mir das Licht ins Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, ſo gut ich konnte, auf weiße Blätter, die an die Bibel angebunden waren, zu ſchreiben. Ich ſchalt meine Seelenkräfte, daß ſie nicht mehr in dieſem Leben bleiben wollten, ſie antworteten meinem Körper, daß ſie ſo viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung beſſerer Tage, und ſo brachte ich ein Geſpräch in Verſen zu Stande.

Nachdem ich mich alſo ſelbſt geſtärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu leſen und hatte meine Augen ſo an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr, ſtatt anderthalb Stunden, ſchon drey leſen konnte. Ich betrachtete mit Erſtaunen die Gewalt des göttlichen Einfluſſes auf dieſe einfältigen Menſchen, die mit ſo großer Inbrunſt glaubten, daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was ſie ſich nur ausgedacht hatten, und ſo verſprach ich mir auch die Hülfe Gottes, ſowohl weil er ſo erhaben und gnädig als auch weil ich ſo unſchuldig ſey. Beſtändig, bald mit Gebet, bald mit Geſpräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein ſo groſſes Vergnügen bey dieſen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdruſſes erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So ſang ich auch den ganzen Tag Pſalmen und viele andere meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchſen, das gröſte Uebel, ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß ſie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß ſie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verurſachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzuſterben, und, weil ſie ſich an den geſunden ſtießen, ſo wurden ſie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfaſſungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich ſie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und ſo hatte ich leider viele verlohren. Indeſſen ſchickte ich mich auch in dieſe neuen Uebel, bald ſang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängniſſes an, und erzählte in demſelben alle die Vorfälle, die mir begegnet waren.

Der gute Caſtellan ſchickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten July, mit mir ſelbſt ergötzt und mich des großen Feſtes erinnert, das man in Rom am erſten Auguſt feyert; ich ſagte zu mir: alle vergangene Jahre habe ich dieſes angenehme Feſt mit der vergänglichen Welt gefeyert, dießmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubringen. O! wie viel erfreulicher iſt dieſes, als jenes. Die Abgeſchickten des Caſtellans hörten dieſe Worte und ſagten ihm alles wieder. Dieſer verſetzte mit unglaublichem Verdruſſe: Bey Gott, ſoll dieſer, der in ſo großem Elend lebt, noch triumphiren? indeſſen ich bey aller Bequemlichkeit mich abzehre, und blos um ſeinet willen ſterbe. Gehet geſchwind und werft ihn in die unterſte Höhle, wo man den Prediger Foiano verhungern ließ, vielleicht wird ſich ihm alsdann in dieſem elenden Zuſtande der Muthwill aus dem Kopf verliehren.

Sogleich kam Capitain Sandrino Monaldi, mit ohngefähr zwanzig Dienern des Caſtellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Chriſtus, die ich, mit einem Stückchen Kohle, an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen, und ſo oft geträumt hatte, die Engel kämen mich zu heilen, ſo war ich zuletzt ganz geſund geworden, als wenn ich niemals beſchädigt geweſen wäre. Nun kamen ſo viele Bewaffnete zu mir und ſchienen ſich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf ſagte der Capitain: du hörſt doch, daß wir Leute genug ſind, und mit großem Geräuſch zu dir kommen, und du wendeſt dich nicht zu uns. Als ich dieſe Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das ſchlimmſte, was mir begegnen konnte, und indem ich mich ſogleich mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen ſtärkte, ſagte ich zu ihm: zu dieſem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeiſter, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir iſt, ſeyd ihr nicht werth zu ſehen, deswegen macht nun mit dem, was euer iſt, alles was ihr könnt.

Der Capitain, der nicht wußte, was ich thun wollte, ſchien furchtſam und ſagte zu vier der ſtärkſten unter allen: legt eure Waffen ab! Als ſie es gethan hatten, rief er: ſchnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wäre, ſo ſollten wir uns ſo ſehr nicht vor ihm fürchten, haltet ihn feſt, daß er euch nicht entwiſche. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was ſchlimmeres, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Chriſtus auf und ſagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unſere Schulden bezahlt haſt, warum ſoll meine Unſchuld für Schulden büſſen, die ich nicht kenne? doch dein Wille geſchehe.

Indeſſen trugen ſie mich fort, beym Scheine der Fackel, und ich glaubte, ſie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo ſtürzen; ſo heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verſchlungen hat, denn ſie fallen in den Grund des Caſtells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil ſie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinſchleppten, wo Fojano verhungert war. Dort verließen ſie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da ſang ich ein de Profundis, ein Miserere, ein in te Domine, und feyerte den ganzen erſten Auguſt mit Gott, und mein Herz jauchzte von Hoffnung und Glauben.

Den zweyten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich, in ihrer Gegenwart, vor ſüßer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache? und was ich zu ſagen hätte. Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen.

nicht weniger daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hatten. Darauf ſagte er: ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen. Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, ſagte er zu dieſem: ſo will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſeyn und mich gewähren laſſen.

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem Augenblicke gegen mich, und ſogleich kam das Unſichtbare, das mich vom Selbſtmord abgehalten hatte, wieder unſichtbar zu mir, ließ ſich aber mit lauter Stimme vernehmen, ſtieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und ſagte ſodann: wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und ſchreye heftig zu ihm. Ich erſchrack, warf mich auf die Knie, und ſagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Pſalm: qui habitat in auditorio. Darauf ſprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal ſagte eine helle und deutliche Stimme: ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieſer Vorfall aber deutete darauf, daß der Caſtellan, der den abſcheulichſten Auftrag wegen meines Todes ſchon gegeben hatte, augenblicklich ſeinen Entſchluß wieder veränderte und ausrief: Iſt das nicht Benvenuto, den ich ſo ſehr vertheidigt habe, von dem ich ſo gewiß weiß, daß er unſchuldig iſt, und dem alles dieſes Uebel widerrechtlich begegnet? Wie ſoll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe, die auch mich äußerſt beleidigen? Warum ſoll ich einen guten und unſchuldigen

Mann verletzen, der mir Dienſt und Ehre erwieſen hat? Nein! anſtatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freyheit verſchaffen, und in meinem Teſtamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen ſeines hieſigen Aufenthaltes abfordern ſoll, denn er hätte ſonſt eine große Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papſt und war darüber ſehr ungehalten.

Ich indeſſen ſetzte meine gewöhnlichen Gebete fort und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, ſo daß ſie alle Einbildungskraft überſtiegen. Mir träumte immer, daß ich mich ſichtlich bey dem befinde, den ich unſichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne ſehen könnte, das ſey das einzige Verlangen, das ich habe, ich wollte alsdann zufrieden ſterben und allen Verdruß dieſes Gefängniſſes vergeſſen. Auch war der Jammer mein Freund und Geſelle geworden und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Caſtellans, er ſolle mich nach ſeiner Drohung, an den Mauerzacken hängen laſſen, von dem ich mich heruntergelaſſen hatte. Da ſie aber ſeine entgegengeſetzte Entſchließung ſahen, waren ſie verdrießlich, ſuchten mir auf alle Weiſe Furcht einzujagen, und mich in Beſorgniß für mein Leben zu ſetzen. Das war ich aber, wie geſagt, alles ſo gewohnt, daß ich nichts fürchtete, nichts mich rührte, das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenſcheibe erblicken.

Darauf waren ſtets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Chriſtum inbrünſtig anrief, und immer ſagte: o!

wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bey deiner Geburt, bey deinem Tod am Creutze, bey deiner herrlichen Auferſtehung, daß du mich werth achteſt, die Sonne wieder zu ſehen, wo nicht wirklich, wenigſtens im Traume. Aber ſollteſt du mich würdig halten, daß ich ſie mit meinen ſterblichen Augen wieder ſähe, ſo verſpreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu beſuchen. Dieſen Vorſatz faßte ich, und that unter großen Gebeten dieſes Gelübde am zweyten October 1539.

Den andern Morgen war ich, bey Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnen-Aufgang, von meinem unglückſeligen Lager aufgeſtanden, und hatte ein ſchlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich ſtand und betete andächtiger als ſonſt, und ſagte zu Chriſto: er möchte mir wenigſtens durch göttliche Eingebung wiſſen laſſen, für welche Sünde ich ſo ſchwer zu büßen hatte? denn da ſeine göttliche Majeſtät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu ſehen, ſo bäte ich ihn bey aller ſeiner Kraft und Macht, daß er mir wenigſtens die Urſache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als der Unſichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er ſich mir ſichtbar in menſchlicher Geſtalt darſtellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wunderſamer und ſchöner Bildung; aber ernſt, nicht wolluͤſtig. Er deutete mir auf die vielen Menſchen in dem Saal, und ſagte: du ſiehſt hier, die bisher gebohren und geſtorben ſind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe? Er ſagte: komm nur mit mir, und du wirſt es bald ſehen. Ich hatte in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen, die zu unendlichen tauſenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thüre hinaus, und ich hinter ihm drein, wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter ſich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemde an, nichts auf dem Haupte, und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhub, ſah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne ſchien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude ſtünde. Da ſagte ich: o! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich ſo hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne ſelbſt ſehen könne. Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und ſagte mir: ſteige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig und ſtieg einige Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; ſo eilte ich auf gedachte Art immer höher zu ſteigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu ſchließen, aber ich erholte mich bald, öfnete die Augen wieder, ſah unverwandt nach ihr und ſagte: o meine Sonne! nach der ich ſo lange mich geſehnt habe, ich will nun nichts weiter ſehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen ſollten, und ſo blieb ich mit feſtem Blick ſtehen.

Nach einer kurzen Zeit, bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen ſich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb, ich betrachtete die beſondere Gnade, welche Gott mir dieſen Morgen erzeigte, und ſagte mit ſtarker Stimme: wie wunderbar iſt deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel gröſſer iſt deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir ſchien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinſten Goldes. Indeſſen ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand betrachtete, ſah ich, daß die Mitte des Kreiſes ſich aufblähte, und in die Höhe ſtrebte; auf einmal erzeugte ſich ein Chriſtus am Creutz aus derſelben Materie, woraus die Sonne war, ſo ſchön und gefällig gebildet und von dem gütigſten Anblick, ſo daß der menſchliche Geiſt ihn nicht den tauſendſten Theil ſo ſchön hätte erſinnen können. Indeſſen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machſt du mich würdig dieſen Morgen zu ſehen? Indeſſen ich nun ſo betrachtete, und ſprach, bewegte ſich Chriſtus nach der Gegend, wo ſich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an ſich aufzublähen. Dieſe Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt der ſchönſten heiligen Jungfrau. Sie ſaß erhaben, ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligſten Stellung, und gleichſam lächelnd. Von beyden Seiten ſtanden zwey Engel, von ſolcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch ſah ich in der Sonne, zur rechten Hand, eine Geſtalt, nach Art eines Prieſters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieſes ſah ich klar und wirklich, und dankte beſtändig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich dieſe wunderbaren Dinge, etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten ſie ſich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: die Kraft Gottes hat mich gewürdigt, mir ſeine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie ſie vielleicht kein anderes ſterbliches Auge geſehen hat, nun erkenne ich, daß ich frey und glücklich bin, und in der Gnade Gottes ſtehe, und ihr andern Böſewichter werdet unglücklich, und in ſeiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß! am Allerheiligen Tage, als an meinem Geburtstage, genau den erſten November, Nachts um Viere, werdet ihr genöthigt ſeyn, mich aus dieſem finſtern Kerker zu befreyen. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes geſehen. Der Prieſter, welcher gegen den Herrn gekehrt ſtand, und mir den Rücken wieß, war Sanct Peter ſelbſt, der für mich ſprach, und ſich ſchämte, daß man in ſeinem Hauſe Chriſten ſo ſchändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; ſagt nur eurem Herrn, er ſoll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann, die ich geſehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Caſtellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlaſſen. Da er nun allein für ſeine Seele beſorgt war, machte ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe, und er überzeugte ſich, daß man mir, ſowohl vorher, als bis auf dieſen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deswegen den Papſt von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papſt als einer, der nichts glaubte, weder an Gott, noch an ſonſt was, ließ ihm antworten: ich ſey toll geworden, und er ſolle nur, was er könne, für ſeine Geſundheit ſorgen. Als der Caſtellan dieſe Antwort hörte, ließ er mich tröſten, ſchickte mir Schreibzeug, Wachs und Boſſierſtäbchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer ſeiner Diener hinterbrachte, der mir wohl wollte. Dieſer war ganz das Gegentheil von den andern ſieben Schelmen, die mich gerne todt geſehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und ſchrieb dabey folgendes Sonnett, das ich an den Caſtellan richtete.

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
Welch Wunder dieſe Tage Gott mir ſchickte,
Welch herrliches Geſicht mich hoch entzückte,
Wünſcht' ich die Kraft ein himmliſch Lied zu ſingen.

O! möchte nur zum heiligen Vater dringen,
Wie mich die Macht der Gottheit ſelbſt beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine arge Noth bezwingen.

Die Thore ſprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhn, die grimmig Wilden,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach! laß mich nur das Licht des Tages ſehen,
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen ſich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derſelbe Diener zu eſſen; ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Caſtellan hinterbrachte, der mich gerne losgelaſſen hätte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, ſey die eigentliche Urſache ſeines Todes. Er las das Sonnett mehr als Einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnſinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und ſogleich befahl er ſeinem Secretär, es dem Papſte zu bringen, es in ſeine eigene Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freyheit zu bitten.

Hierauf ſchickte mir der Caſtellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an ſolchem Orte verlangen konnte, und ſo fing ich an, das Ungemach meines Lebens zu verbeſſern, das auf das höchſte geſtiegen war. Der Papſt las das Sonnett, und ließ dem Caſtellan ſagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm ſeyn würde. Und gewiß der Papſt hätte mich gerne gehen laſſen, hätte ich nicht, um Herrn Peter Ludwigs willen, ſelbſt gegen die Neigung des Vaters, müſſen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und beſſert, indeſſen nahte ſich der Tod des Caſtellans, und er ſchickte mir, am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino, ſeinen Neffen, einige Juwelen zu beſchauen. Als ich ſie erblickte, ſagte ich ſogleich: das iſt das Wahrzeichen meiner Freyheit! Darauf verſetzte der Jüngling, der ſehr wenig zu ſprechen pflegte: daran denke nur nicht, Benvenuto! Darauf verſetzte ich: trage deine Juwelen weg, denn ich bin ſo zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieſer finſtern Höhle ſehen kann, in welcher ſich die Eigenſchaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus dieſem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verſtreichen, ſo werdet ihr mich abholen, das ſoll und muß geſchehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einſchließen. Nach Verlauf etwa zweyer Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwey Knaben, die mich unterſtützen ſollten, und ſo führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher geweſen war, nehmlich im Jahr 1538, und verſchaffte mir daſelbſt alle Bequemlichkeit, die ich verlangte.

Wenig Tage darauf unterlag der Caſtellan, der mich in Freyheit glaubte, ſeinem groſſen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An ſeine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, ſein Bruder, der ihm vorgeſpiegelt hatte, als habe er mich gehen laſſen. Dieſer Herr Antonio, ſo viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papſte, mich in dieſem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm ſagen würde, was mit mir geſchehen ſollte.

Obgedachter Herr Durante von Brescia hatte ſich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, abgeredet, mir irgend einen Saft in dem Eſſen beyzubringen, der mich nicht gleich, ſondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten ſie ſich aus, ſie wollten mir geſtoßenen Diamanten unter die Speiſe miſchen, der an und für ſich keine Art von Gift iſt, aber, wegen ſeiner unſchätzbaren Härte, die allerſchärfſten Ecken behält, und nicht etwa, wie die andern Steine, wenn man ſie ſtößt, gewiſſermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speiſen, ſo ſcharf und ſpitzig in den Körper, ſo hängt er ſich, bey der Verdauung, an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speiſen darauf drücken, ſo durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man ſtirbt daran, anſtatt daß jede andere Art von Steinen, oder Glas keine Gewalt hat, ſich anzuhängen, und ſo mit dem Eſſen fortgeht.

Wie geſagt, gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache, die ſollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewiſſen Lione von Arezzo, einem Goldſchmied, meinem groſſen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieſer Lione ſehr arm war, und der Diamant doch manche zehen Scudi werth ſeyn mochte, gab er ein falſches Pulver anſtatt des geſtoßenen Steins, das ſie mir denn auch ſogleich zu Mittage an alle Eſſen thaten, an den Sallat, das Ragout und die Suppe. Ich ſpeißte mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefaſtet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirſchen fühlte, ſo dachte ich doch nicht an ſolche Schelmſtücke. Nach Tiſche, als ein wenig Sallat in der Schüſſel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen, die ſich daran befanden. Sogleich ergriff ich ſie und brachte ſie ans helle Fenſter; ich erinnerte mich, indem ich ſie betrachtete, wie außerordentlich die Speiſen geknirſcht hatten, und, ſo viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich ſchnell, es ſey geſtoßener Diamant. Ich hielte mich nun entſchieden für ein Kind des Todes, und wendete mich ſchmerzlich zum heiligen Gebete, und, da ich mich in mein Schickſal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen ſo leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es ſo beſtimmt hatten, ſo ſchien es mir ein gutes Loos, auf eine ſo bequene Weiſe aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit geſegnet hatte, wendete ich mich mit meinen Gedanken zu dem beſſern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in dieſen Gedanken rieb ich einige ſehr feine Körner zwiſchen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer ſtirbt, ſo regten ſich auch bey mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiſerne Fenſterſtange, und drückte ſtark mit dem flachen Meſſer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein ſich zerrieb, und als ich recht genau darauf ſah, fand ich auch, daß es ſich alſo verhielt, und ſogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung, die Feindſchaft des Herrn Durante ſollte mir nicht ſchaden; es war ein ſchlechter Stein, der mir nicht das geringſte Leid zufügen konnte, und, wie ich vorher entſchloſſen war, ruhig zu ſeyn und auf dieſe Weiſe in Frieden zu ſterben, ſo machte ich nun aufs neue meine Plane, und überlegte, was zu thun ſey. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu ſegnen, die, wie ſie öfters den Menſchen den Tod bringt, nun die Urſache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch ſeyn mochte, hat ſeinen Endzweck nicht erreicht. Lione hat den Stein nicht geſtoßen, ſondern ihn aus Armuth für ſich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Berill, von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein ſey, thue er dieſelbigen Dienſte.

Zu der Zeit war der Biſchoff von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo, Monſignor de Roſſi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Caſtell; ich rief ihm mit lauter Stimme und ſagte, daß die Schelmen, mich umzubringen, mir einen geſtoßenen Diamanten unter das Eſſen gemiſcht hätten. Ich ließ ihm durch einen ſeiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen, und ſagte ihm nicht, daß ich es für keinen geſtoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß ſie mich gewiß, nach dem Tode des guten Caſtellans, vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eines von ſeinen Broden geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu eſſen, was von ihnen käme, und er verſprach mir, von ſeinem Eſſen zu ſchicken. Dieſer Biſchoff war gefangen wegen einer Art von Verſchwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er ſo ſehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Caſtellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den geſtoßenen Stein ſehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anſchlag käme vom Papſte, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speiſen, welche mir der Biſchoff ſandte, ſchrieb beſtändig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und ſetzte täglich, Punct vor Punct, die Begebenheiten hinzu, die ſich zutrugen. Inzwiſchen ſchickte mir der Caſtellan mein Eſſen, durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war, dieſer, mein größter Feind, hatte mir eben den geſtoßenen Diamanten gebracht, und ich ſagte ihm, daß ich nicht eher von ſeinen Speiſen eſſen würde, ehe er ſie mir credenzt hätte.

Er ſagte darauf: das geſchähe wohl dem Papſte! Ich verſetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden ſeyen, einem Papſt zu credenzen, ſo ſeye er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, ſchuldig, einem Florentiner meines Gleichen aufzuwarten. Darüber ſagte er mir harte Worte und ich erwiederte ſie. Nun ſchämte ſich Herr Antonio einigermaßen über das, was vergegangen war, und weil er Luſt hatte, mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Caſtellan ſchon geſchenkt waren, wählte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig vom Herrn von Morlük angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurückverlangte, wobey der Papſt wenig Luſt zeige, mich heraus zu geben, ja daß ſogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo großer Freund und Patron, ſollte geſagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich gedulden müſſen. Worauf ich verſetzte: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frey werden. Der gute Menſch bat mich, ich möchte ſtill ſeyn, daß niemand ſo etwas hörte, denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im Stillen erhalten und mich damit ſtärken. Ich antwortete ihm darauf: die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

Leben
des
Benvenuto Cellini,
florentiniſchen Goldſchmieds und Bildhauers,
von ihm ſelbſt geſchrieben.

Ueberſetzt
und mit einem Anhange
herausgegeben
von
Göthe.

Zweyter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
1803.

ei
im
Sie
daß
weil

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bey Tafel unterhält, weiß er die Freyheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb.

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bey ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereyen ſprechen, weil man bey ſolchen Gelegenheiten ſich freyer über viele Dinge als ſonſt herausläßt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freygebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bey dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreyte, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Diſpoſition des Papſtes bemerkte, bey welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich, von Seiten des Königs, auf das nachdrücklichſte und verſicherte, daß Seine Majeſtät auf das lebhafteſte nach mir begehre. Da nun der Papſt ſich nahe an der Zeit fühlte, wo er ſich zu übergeben pflegte, auch ſonſt der Wein ſeine Wirkungen äußerte, ſo ſagte er mit großem Lachen zum Cardinal: nun ſollt ihr ihn gleich mit euch nach Hauſe führen! Darauf gab er ſeinen Leuten den Befehl und ſtand vom Tiſche auf. Sogleich ſchickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erfuhr; denn der hätte mich auf keine Weiſe aus dem Gefängniß gelaſſen. Es kam der Befehl des Papſtes und zwey der erſten Edelleute des Cardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreyten ſie mich aus dem Gefängniſſe, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unſchätzbarer Freundſchaft empfing, mich gut einquartieren und ſonſt aufs beſte verſorgen ließ. Herr Antonio, der neue Caſtellan, verlangte, daß ich alle Koſten, nebſt allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen ſollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wiſſen, was ſein Bruder, der Caſtellan, zu meinen Gunſten verordnet hatte. Das koſtete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber ſagte mir: ich ſollte nur gutes Muthes ſeyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb wäre; denn, wenn er mich nicht ſelbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, ſo wäre ich wohl niemals herausgekommen; er höre ſchon, daß der Papſt ſich beklage, mich losgelaſſen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, beſuchte mich, unter andern werthen Freunden, ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen

gen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes, und wollte mir alles zurückgeben, ich aber verſetzte: ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen, wo ſie ſicherer ſtünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth, ihn zu bewegen, daß er es behielte. Da ich nun aus dem Caſtell befreyt wurde, fand ſichs, daß er verdorben war, und ich verlohr meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir jemand, mit der Feder, Worte, von der größten Bedeutung, an die Stirn ſchriebe, und mir dreymal ſagte, ich ſollte ſchweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte, wer es war, alles, was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete, ſo deutlich und genau, daß ich nicht anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die größer iſt, als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen, und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbaret hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein ums Haupt geblieben, den jedermann ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter

Thau auf dem Graſe liegt, ingleichen Abends bey Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien, wo die Nebel viel häufiger ſind, demohngeachtet aber ſeh ich ihn auf alle Weiſe, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht ſo gut wie in jenen Gegenden.

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach ſeiner Befreyung, beſucht den Askanio zu Tagliacozze. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen ſchönen Becher, für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet ſich zu den Dienſten des Königs von Frankreich, Franz I. und verreiſt, mit dem Cardinal von Ferrara, nach Paris. — Böſes Abentheuer mit dem Poſtmeiſter von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage, bey ſeiner Schweſter, bleibt.

Als ich nun ſo im Pallaſt des Cardinal von Ferrara mich befand, gern von jedermann geſehen und noch weit mehr beſucht als vorher, verwunderten ſich alle, daß ich aus ſo unglaublichem Unglück, in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet ſey. Indeſſen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen, meine Verſe auszuarbeiten, denn um beſſer wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einſt vor, wieder der freyen Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freyheit und Pferde gab, und ſo ritt ich mit zwey römiſchen Jünglingen, deren einer von meiner Kunſt war, der andere aber uns nur gern Geſellſchaft leiſtete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Askanio zu beſuchen. Ich fand ihn, mit Vater, Geſchwiſtern und Stiefmutter, welche mich zwey Tage auf das freundſchaftlichſte bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Aſcanio mit mir, unterwegs fingen wir an von der Kunſt zu ſprechen, dergeſtalt, daß ich die lebhafteſte Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft ſchickte ich mich auch ſogleich dazu an, und fand ein ſilbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein ſchöner Pokal aber, den ich zugleich mit dieſem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indeſſen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, geſtohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vornen an, er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, desgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fiſche von halberhabener Arbeit vorgeſtellt, ſo daß jeder, der es ſahe, ſich verwundern mußte, ſowohl über die Gewalt des Geiſtes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bey dieſen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigſtens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Ceſano, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir ſein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte, darinn grub ich zwey Geſchichten, einmal wie St. Johannes in der Wüſte predigte, und dann wie St. Ambroſius die Arianer verjagte, er war auf einem Pferde vorgeſtellt, mit der Geiſel in der Hand, von ſo kühner und guter Zeichnung, und ſo ſauber gearbeitet, daß jedermann ſagte, ich habe den großen Lautizio übertroffen, der ſich nur allein mit dieſer Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war ſtolz, ſein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meiſter faſt alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herrn aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es ſollte ſich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig ſagte, bey Gelegenheit dieſes Salzfaſſes, viele verwundernswürdige Dinge, ſo wie auch Herr Gabriel Ceſano die ſchönſten Gedanken über denſelben Gegenſtand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, ſehr zufrieden von den Zeichnungen, welche die beyden Herrn mit Worten gemacht hatten, ſagte er zu mir: Benvenuto! die beyden Vorſchläge gefallen mir ſo ſehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen ſoll, deswegen magſt du entſcheiden, der du ſie ins Werk zu ſetzen haſt. Darauf ſagte ich: Es iſt bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiſer ſind, und in was für einem göttlichen Glanz ſie erſcheinen. Demohngeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu dieſen Prinzen, oder zu ſeinen eigenen Kindern? ſo wird er gewiß geſtehn, daß er dieſe letztern vorziehe; ſo habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigne Geburten, die ich durch meine Kunſt hervorbringe, daher was ich euch zuerſt vorlegen werde, hochwürdigſter Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung ſeyn, denn manche Sachen ſind leicht zu ſagen, die nachher, wenn ſie ausgeführt werden, keinesweges gut laſ ſen; und ſo wendete ich mich zu den beyden trefflichen Männern und verſetzte: ihr habt geſagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiederte, mit der größten Anmuth, viele treffliche Worte zu meiner Gunſt, und es ſtand ihm ſehr wohl an, denn er war ſchön anzuſehen, von Körper wohlgeſtaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Ceſane war gerade das Gegentheil, ſo häßlich und ungefällig, und nach ſeiner Geſtalt ſprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorſtellen ſollte, mit allerley Galanterien umher, und alles ſehr ſchicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich ſolle eine Amphitrite vorſtellen mit Tritonen und mehrern Dingen, alle gut zu ſagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Unterſatz, ohngefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer ſich mit der Erde verbindet, machte ich zwey Figuren einen guten Palm groß, die mit verſchränkten Füßen gegen einander ſaßen, ſo wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen ſieht, das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug faſſen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von ſo ſchöner Geſtalt und ſo anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben ſie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden geſtellt, der den Pfeffer enthalten ſollte, ſie lehnte ſich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt ſie das Horn des Ueberfluſſes, mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derſelben Seite waren die ſchönſten Thiere vorgeſtellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die beſten Arten von Fiſchen und Muſcheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum ſtatt finden konnten, übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichſten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit ſeinen zwey trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber ſogleich Herr Gabriel Ceſano mit großem Lärm herfiel, und ſagte: das Werk iſt in zehen Menſchen Leben nicht zu vollenden, und ihr wollet, hochwürdigſter Herr, es doch in eurem Leben noch fertig ſehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will euch von ſeinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigſtens Dinge geſagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Parthie; der Cardinal aber ſagte, er wolle ſich auf ein ſo großes Unternehmen nicht einlaſſen, da verſetzte ich: Hochwürdigſter Herr! ich ſage voll Zuverſicht, daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es beſtellen wird. Ihr ſollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen ſehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf verſetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: wenn du es nicht für den König machſt, zu dem ich dich führe, ſo glaube ich nicht, daß du es für einen andern zu Stande bringſt. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Abſatze ſchrieb: er ſolle geſchwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief:

o wann wird das Geſchwinde doch kommen? Der Cardinal ſagte: ich ſollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreiſe herbeykam, ſchenkte er mir ein ſchönes und gutes Pferd, das Tornon hieß, weil der Cardinal dieſes Nahmens es ihm geſchenkt hatte, auch Paul und Askanio, meine Schüler, wurden mit Pferden verſehen. Der Cardinal theilte ſeinen Hof, der ſehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit ſich auf den Weg, nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu beſuchen, und alsdenn nach Ferrara, in ſein Haus zu gehen; den andern Theil ſchickte er gegen Florenz, das war der größte, und dabey ſeine ſchönſte Reuterey. Er ſagte mir, wenn ich auf der Reiſe ſicher ſeyn wollte, ſo ſollte ich ſie mit ihm zurücklegen, wo nicht, ſo konnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geſchehen muß, was im Himmel beſchloſſen iſt, ſo gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schweſter in den Sinn kam, die ſo viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte, auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtiſſin, die andere Schaffnerinn, ſo daß ſie die reiche Abtey gleichſam beherrſchten. Sie hatten auch, um meinetwillen, ſo viele ſchwere Leiden erduldet, und für mich ſo viel gebetet, daß ich für gewiß glaubte, meine Befreyung habe ich der Frömmigkeit dieſer guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beſchloß ich nach Florenz zu gehen, und ſtatt daß ich auf dieſem Wege, ſo wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals, die Reiſe hätte umdruß machen können, ſo gefiel es mir noch beſſer, für mich und in andrer Geſellſchaft zu gehen. Den heiligen Montag reiſten wir, zu drey, von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meiſter Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen ſehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich geſagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bey Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohlbewaffneter Leute hergeſchickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bey Tiſche ſaßen, hatten jene, nachdem ſie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reiſte, alle Anſtalt gemacht mich zu beſchädigen, da wollte Gott, daß das Gefolge ſo eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und geſund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritte manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichſten unter dieſen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun ſo, durch Gottes Gnade, geſund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkoſungen, ſo wie das ganze Kloſter; dann reiſte ich weiter mit meiner Geſellſchaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, ſo daß wir am grünen Donnerſtag, um zwey und zwanzig, nur ohngefähr eine Poſt von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Poſtillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da ſtieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kiſſen und meine Steigbügel auf die gedachte Poſtſtute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen ſollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, ſowohl, weil ich einen Freund beſuchen, als auch, weil ich einige Geſchäfte verrichten wollte. Und zwar kam es geſchwind genug, doch ritt ich keinesweges poſtmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, beſprach Zimmer für fünf Perſonen und ſchickte das Pferd nach der Poſt, die vor dem Thor, zu Camollia, angelegt war; ich hatte aber vergeſſen, mein Kiſſen und meine Steigbügel herunterzunehmen.

Wir brachten den Abend ſehr luſtig zu. Charfreytag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges und als ich darnach ſchickte, wollte der Poſtmeiſter es nicht wieder herausgeben, weil ich ſeine Stute zu ſchanden geritten hätte. Die Boten giengen oft hin und her, und er verſicherte beſtändig: daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da ſagte der Wirth, wo ich wohnte, ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts ſchlimmers anthut, als daß er Kiſſen und Steigbügel behält, denn einen ſolchen beſtialiſchen Mann hat es noch nicht in unſerer Stadt gegeben und er hat zwey Söhne bey ſich, die tapferſten Leute, und, als Soldaten, noch weit beſtialiſcher denn er, drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege, ohne euch weiter mit ihm einzulaſſen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kiſſen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich ſehr gut beritten, mit Panzerhemd und Armſchienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchſe auf dem Sattel hatte, erregten die großen Beſtialitäten, die der tolle Menſch mir hatte ſagen laſſen, in mir nicht die geringſte Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Aermel zu tragen und auf meinen römiſchen Burſchen hatte ich ein beſonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, ſo lange wir in Rom waren, die Waffenſtücke nicht abgelegt hatte. Auch Aſcanio, ohngeachtet ſeiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreytag war, dachte ich die Tollheit der Tollen ſollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Poſt Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen, die man mir gegeben hatte, denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Geſellſchaft hinter mir, ritt auf ihn los, und ſagte ganz gelaſſen: Poſtmeiſter! wenn ich euch verſichre, daß ich euer Pferd nicht zu ſchanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kiſſen und Steigbügel, die doch mein ſind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf die tolle beſtialiſche Weiſe, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich verſetzte: wie, ſeyd ihr nicht ein Chriſt? und wollt am heiligen Charfreytage euch und mir ein ſolches Aergerniß geben. Er verſetzte: daß er ſich weder um Gottes- noch um des Teufelsfreytag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich, mit einem Spieße, den er indeſſen ergriffen hatte, zuſammt mit meinem Schießgewehr zu Boden ſchlagen.

Auf dieſe heftigen Worte kam ein alter Saneſiſcher Edelmann herbey, der eben von einer Andacht, wie man ſie an ſelbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen, und trat herzhaft hinzu, gedachten Poſtmeiſter zu tadeln, indem er meine Parthey nahm, er ſchalt auch auf die beyden Söhne, daß ſie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gottesläſterliche Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beyden Söhne ſagten nichts, ſchüttelten den Kopf und giengen ins Haus, der raſende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter ſchimpflichen Flüchen ſeinen Spieß und ſchwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich dieſe beſtialiſche Reſolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas ſehen, um ihn einigermaſen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur deſto raſender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchſe noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Perſon hätte thun können, ſondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von ſelbſt losgieng, die Kugel traf den Bogen des Thors, ſchlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, ſo daß er todt zur Erden fiel. Seine Söhne liefen ſchnell herbey, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partiſane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere machte ſich an einen Mailänder, der närriſch ausſah und nicht etwa ſich aus der Sache zog, denn er hätte nur ſagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er ſich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen, das er in der Hand hatte, und konnte denn freylich damit nicht zum beſten pariren, ſo daß ihn ſein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geiſtlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldſchmidt war, ſo hatte er doch viele Pfründen von dem Papſte mit guten Einkünften erhalten. Aſkanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von ſich, als wenn er fliehen wollte, und ſo wurden die beyden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sporn gegeben und, indem es geſchwind gallopirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erſt aus dem Spaße Ernſt zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erſchlagen ſeyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids wiederfahren wäre? und Aſkanio ſagte: Paul ſey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf verſetzte ich: Paul, mein Sohn, ſo iſt der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er ſagte, ich habe es in den Mantelſack gethan. Da antwortete ich: wohl erſt dieſen Morgen? ſo trägt man alſo die Panzerhemde in Rom, um ſich vor den Damen ſehen zu laſſen! und an gefährlichen Orten, wo man ſie eigentlich brauchte, hat man ſie im Mantelſack. Alles Uebel, was dir wiederfährt, geſchieht dir recht und du biſt ſchuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich ſo ſprach, ritt ich immer raſch wieder zurück. Darauf baten Aſkanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte ſie und mich erretten, denn wir giengen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder, jener ſchalt mich aus, daß ich ſo grimmig ſey, denn niemand ſey beſchädigt, Pauls Wunde ſey nicht tief, der alte Poſtmeiſter ſey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebſt andern Leuten ſeyen dergeſtalt in Bereit-

haft, daß ſie uns ſicher alle in Stücken hauen würden; er
bat mich, daß ich das Glück, das uns beym erſten Angriffe
gerettet hätte, nicht wieder verſuchen möchte, denn es könnte
uns diesmal verlaſſen. Darauf verſetzt' ich, da ihr zufrie-
den ſeyd, ſo will ich mich auch beruhigen, und, indem ich
mich zu Paul und Aſcanio wendete, fuhr ich fort: gebt eu-
ren Pferden die Sporn und laßt uns ohne weitern Aufent-
halt nach Staggia galoppiren, und da werden wir ſicher ſeyn.
Darauf ſagte der Mayländer: der Henker hole die Sünden!
as Uebel begegnet mir nur, weil ich geſtern ein wenig
leiſchſuppe gegeſſen habe, da ich nichts anders zu Mittage
atte. Darüber mußten wir, ohngeachtet der großen Noth,
n der wir uns befanden, laut lachen, denn die Beſtie hatte
ar zu dummes Zeug vorgebracht; wir ſetzten uns darauf
n Galopp und ließen Herrn Cherubin und den Mayländer
ach ihrer Bequemlichkeit langſam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren ſogleich zu dem Herzog
on Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reite-
ey gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Her-
og, als er erfuhr, daß wir dem Cardinal von Ferrara an-
hörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Ins-
ſſen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen
rzt, ſo gut man ihn daſelbſt haben konnte und ließ Pau-
n beſichtigen, da ſich denn fand, daß es nur eine Haut-
unde war, die nichts zu ſagen hatte und wir beſtellten das
ſſen. Hierauf erſchien Meiſter Cherubin und der närriſche
ayländer, der nur immer ſagte: hole der Henker alle Hän-
el! Er betrübte ſich, daß er excommunicirt ſey, weil er
en heiligen Morgen ſeinen Roſenkranz nicht hätte beten

können. Der Mann war erſtaunend garſtig, hatte von Natur ein ſehr großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachſen, da nahm ſich erſt ſeine wunderliche Mayländiſche Sprache, die abgeſchmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närriſch aus, und gaben uns ſo viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anſtatt über den Vorfall zu klagen, uns, bey jedem ſeiner Worte, luſtig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derſelbe ſchon drey Stiche gethan hatte, ſagte der Patient: er möchte inne halten, und ſollte ihm nicht etwa gar aus böſem Willen das Maul ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade ſo viel ſollte man offen laſſen, daß der Löffel durchkönne, und er lebendig zu den Seinigen käme.

Bey dieſen Worten, die er mit allerley wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen beym Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns, ſowohl als ihr Mann, aufs beſte empfing, und bewirthete. Herr Cherubin und der Mayländer gingen ihren Geſchäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabey war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mayländer geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle, die wir ausgeſtanden, äußerſt rührte, ſo daß wir, mehr als einmal, zugleich lachen und weinen mußten.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm boſſiren läßt. — Das Clima iſt ihm ſchädlich und er wird krank. Er ſpeiſt junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub, reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lion, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abentheuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem Könige bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wieß mir darauf einen ſeiner Palläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, nach Frankreich zu gehen; aber keine mich mitzunehmen, und als er ſah, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten, denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß ſeyn, was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich befehle meinem Caſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verreiſte er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Nahmen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreyt hatte, konnte mich zurückhalten, übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden, deswegen hüllte ich mich in Dankbarkeit ſuchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten ſich immer mehr der Vollendung.

Unſere Wohnung, ſo ſchön ſie war, hatte ungeſunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten ſpatzieren, der zu unſerer Wohnung gehörte und ſehr groß war; man hatte faſt eine Meile Landes dabey als Wildniß gelaſſen, wo ſich unzählige Pfauen aufhielten und daſelbſt im Freyen niſteten. Da machte ich meine Büchſe zurechte, und bediente mich eines Pulvers, das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und ſchoß alle zwey Tage einen. Dergeſtalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speiſe ſo geſund, daß unſere Krankheiten ſich gleich verlohren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beyden Gefäßen, als an eine Arbeit, die viel Zeit koſtete.

Der Herzog von Ferrara hatte ſo eben mit dem Papſt Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die ſchon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche und der Herzog erkaufte den Frieden mit ſchwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als viermal hundert tauſend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeiſter, einen Zögling ſeines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß, dieſer konnte das Unglück nicht ertragen, daß ſo großes Geld zum Papſte gehen ſollte, er lief und ſchrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hätte mit dieſem Gelde eher Rom wegge, nommen, als daß es der Papſt ſollte geſehen haben; daher rief er: ich werde auf keine Weiſe zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall ſo heftig krank, daß er faſt geſtorben wäre.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich ſein Bildniß machen ſollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, ſo groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, ſo wie meine Unterhaltung ſehr wohl, deswegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden ſaß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückſeite zu machen, wo eine Frau, als Friede mit der Fackel in der Hand, Trophäen verbrannte. Ich machte dieſe Figur in freudiger Stellung mit dem feinſten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr ſtellte ich die Wuth vor, traurig und ſchmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Dieſe Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt und ſie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrucken, wie zufrieden er ſey, als er mir die Umſchrift ſowohl um den Kopf als um die Rückſeite zuſtellte. Auf dieſer ſtand Pretiosa in conspectu Domini. (Koſtbar vor den Augen des Herrn). Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu ſtehen gekommen.

Zu der Zeit, als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geſchrieben, ich ſolle mich bereit halten; denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe ſeinen Leuten geſchrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pockal einpacken, denn der Herzog hatte ſie ſchon geſehen. Damals beſorgte die Geſchäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Bendidio hieß, dieſer Mann war zwölf Jahre, wegen einer Unpäßlichkeit, zu Hauſe geblieben, er ſchickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir ſagen, ich ſollte geſchwinde aufſitzen und nach Frankreich Poſt reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich ſchon in Frankreich ſey. Der Cardinal, ſich zu entſchuldigen, habe geſagt: ich ſey, in einer ſeiner Abteyen zu Lion, ein wenig krank geblieben, er wolle aber ſorgen, daß ich ſeiner Majeſtät bald aufwartete; deswegen ſey es nun nöthig, daß ich Poſt nehme. Herr Albert war ein ſehr redlicher Mann, aber dabey ſehr ſtolz, und ſeine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun ſagte, daß ich mich geſchwind fertig machen und Poſt nehmen ſollte, ſo antwortete ich: Meine Arbeit mache ſich nicht auf der Poſt, und wenn ich hinzugehen hätte, ſo wollte ich den Weg in bequemen Tagreiſen zurücklegen, auch Aſcanio und Paul, meine Cameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich ſchon von Rom gebracht habe, und dabey verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, ſo viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit ſtolzen Worten: auf die Art und nicht anders reiſten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunſt reiſten nun einmal ſo; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reiſen pflegten, wüßte ich nicht, denn ich ſey nie einer geweſen. Auf alle Weiſe würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal ſein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar ſolche unartige Reden hören ſollte, ſo entſchloß ich mich, mit den Ferrareſern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ, harte und unanſtändige Reden zu führen. Ich ging nun, dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen und er begegnete mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Fraschino ſeinem Cämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und ſo geſchah es auch, noch denſelben Abend. Um 1 Uhr kam Fraschino und überreichte mir einen Ring, mit einem Diamanten, der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſen ſolle die einzig kunſtreiche Hand gezieret werden, die ſo trefflich zum Andenken Seiner Erzellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein, von ohngefähr zehen Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte, die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſeyn, da der Herzog doch glauben konnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl, daß der Streich von dem Schelmen, dem Schatzmeiſter, herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Nahmen Bernhard Salitti, der ihn dem Cämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten was es wolle, und das Geſchäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraschino eilig zu mir, in großer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke, das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieſer Ring ſey ohngefähr zehen Scudi werth, und meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi ſchätzen; mir ſey blos an einem Zeichen ſeiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen ſchicken, wie ſie aus England kommen, und wovon einer ohngefähr einen Paul werth iſt, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken ſeiner Excellenz tragen, mich dabey jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anſtatt daß jetzt der geringe Werth des Edelſteins meine Arbeit erniedrige. Dieſe Worte mißfielen dem Herzog ſo ſehr, daß er den Schatzmeiſter rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausſchalt. Mir ließ er bey Strafe ſeiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne ſeine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeiſter aber befahl er, für mich einen Diamanten aufzuſuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geitzhals fand einen aus, den er höchſtens für ſechzig bezahlt hatte und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu ſtehen komme.

Indeſſen hatte Herr Albert ſich eines beſſern beſonnen und mir alles gegeben, was ich nur verlangte, und ich wäre gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geſchäfftige Cämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben ſolle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthſchaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferrareſiſcher Edelmann zu uns, der Herr Alfonſo de Trotti hieß, er war alt und ſehr angenehm, dabey liebte er die Künſte außerordentlich, war aber einer von denen Perſonen, die ſchwer zu befriedigen ſind, und wenn ſie, zufälligerweiſe, ſich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo mahlen ſie ſichs nachher ſo trefflich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben wieder ſo etwas herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: es iſt mir leid, daß ihr zu ſpät kommt, denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich ſchicken. Herr Alfonſo antwortete, daß ihm nichts daran gelegen ſey, und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weiſſer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet wäre, herbeyholen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo, ich will euch ſagen, warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu ſehen, denn es iſt mir einmal ein antikes ſilbernes zu Geſichte gekommen, ſo ſchön und wunderbar, daß der menſchliche Geiſt ſo was herrliches ſich nicht vorſtellen kann. Ein trefflicher Edelmann beſaß es, der nach Rom wegen einiger Geſchäffte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er beſtach mit großem Gelde den, der es beſaß und ſo brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren ſollte, denn der Beſitzer war in großer Furcht, es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonſo ſeine langen Mährchen erzählte, gab er auf mich nicht acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgeſetzt. Kaum hatt' ich es angeſehen, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und ſagte: wie glücklich bin ich, ſo was geſehen zu haben! Herr Alfonſo fing an zu ſchimpfen und ſagte: wer biſt denn du? du weißt nicht was du ſagſt. Darauf verſetzte ich: höret mich an, es wird ſich zeigen, wer von uns beyden beſſer weiß, was er ſagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem ſehr ernſthaften und geiſtreichen Manne und ſagte: dieſes Modell iſt von einem ſilbernen Becher genommen, der ſo und ſo viel wog, den ich zu der und der Zeit, jenem Marktſchreier, Meiſter Jacob, Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, ſechs Monate daſelbſt blieb und mit ſeiner Salbe manche Dutzend Herrn und arme Edelleute beſchmierte, von denen er mehrere tauſend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieſes Gefäß und noch ein anderes, verſchieden von dieſem, er hat mir beyde ſchlecht bezahlt, und noch ſind in Rom die Unglücklichen, die er geſalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bey euch reichen Leuten ſo einen großen Nahmen haben. Aber ich verſichre euch, ſeit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, etwas zu lernen, ſo daß ich denke, das Gefäß, das ich nach Frankreich bringe, ſoll ganz anders des Königs und des Cardinals werth ſeyn, als dieſer Becher eures Medicaſters.

Als ich mich ſo herausgelaſſen hatte, wollte Herr Alfonſo, für Verlangen nach meiner neuen Arbeit, ſchier vergehen, ich aber beſtand darauf, ſie nicht ſehen zu laſſen. Als wir uns eine Weile geſtritten hatten, ſagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm ſchon dazu verhelfen. Darauf verſetzte Herr Albert, der, wie ich ſchon geſagt habe, der ſtolzeſte Mann war, Herr Alfonſo, eh' ihr von hier weggeht, ſollt ihr die Arbeit ſehen, ohne dazu die Gunſt des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Aſcanio zurück, um ihm die Gefäſſe zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die gröſten Sachen zu meinem Lobe geſagt hätte. Nun wollte Herr Alfonſo, daß ich ſein Hausgenoſſe werden ſollte, und eben deßwegen ſchienen mir's tauſend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens gutes und nützliches an dieſem Orte genoſſen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals von Ravenna ſchuldig, auch hatte ich Bekanntſchaft mit einigen geſchickten Tonkünſtlern gemacht und mit niemand ſonſt; denn die Ferrareſer ſind die geitzigſten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl, ſie ſuchen es auf alle Weiſe zu erhaſchen, und ſo ſind ſie alle.

Um zwey und zwanzig kam Fraſchino, überreichte mir den Ring von ohngefähr ſechzig Scudi, und ſagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Seiner Excellenz tragen. Ich antwortete: das will ich, und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Nahmen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und groſſe Luſt hatte, mich zurückholen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehen Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh, den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn, denn auſſer den jungen Pfauen, die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts gutes geworden. Wir nahmen den Weg durchs Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir, glücklich und geſund, nach Lion; Paul, Askanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lion erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäſſe waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris, wir hatten auf dem Weg einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Kapitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini: er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber ſehr verdrießlich entſchließt ſich, aus dem Stegreiſe, eine Pilgrimſchaft, nach Jeruſalem, anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau, wir meldeten uns beym Cardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen ließ, und dieſen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erſchien der Karren, und da wir nun unſere Sachen hatten, ſagte es der Cardinal dem König, der uns ſogleich ſehen wollte. Ich ging zu ſeiner Majeſtät mit dem Pokal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indeſſen dankte ich ſeiner Majeſtät, daß er mich aus dem Kerker befreyt habe, und ſagte, es ſey eigentlich die Pflicht eines ſo guten und einzigen Fürſten, nützliche Menſchen zu befreyen und zu beſchützen, beſonders wenn ſie unſchuldig ſeyen, wie ich; ſolche Wohlthaten ſeyen in den Büchern Gottes obenan geſchrieben, vor allem andern, was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an, bis ich geendigt, und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die ſeiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Becken und ſagte: wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine ſo ſchöne Art zu arbeiten geſehen haben, denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen ſind, und auch deſſen, was die beſten neuern Meiſter gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk geſehen, das mich ſo höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Dieſe Worte ſagte der König auf franzöſiſch, zum Cardinal von Ferrara, mit noch gröſſern Ausdrücken. Dann wendete er ſich zu mir, ſprach mich italieniſch an und ſagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein ſchönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das groſſe Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majeſtät ſich aus meinen wenigen Arbeiten ſchon überzeugt hatte, von mir ſeyen noch weit gröſſere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Luſt hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es ſchleppt ſich hinter dem König beſtändig ein Zug von zwölftauſend Pferden her, und das iſt das geringſte; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beyſammen iſt, ſo ſind es achtzehntauſend Mann, und darunter mehr als zwölftauſend Berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuſer waren und man ſchlug, nach Art der Zigeuner, Hütten von Leinwand auf, und hatte oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegſchickte; ich erhielt aber zur Antwort: das Beſte in einem ſolchen Falle ſey, wenn der König ſelbſt meiner gedächte, ich ſollte mich manchmal ſehen laſſen, wenn ſeine Majeſtät ſpeißte. Das that ich denn, eines Mittags; der König rief mich, und ſprach italieniſch mit mir und ſagte: er habe im Sinne, große Werke durch mich arbeiten zu laſſen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkſtatt aufzuſchlagen hätte, auch wolle er mich mit allem, was ich bedürfe, verſorgen, dann ſprach er noch manches von angenehmen und verſchiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er ſpeißte faſt beſtändig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, ſprach er, als der König aufgeſtanden war, zu meinen Gunſten, wie man mir hernach wieder erzählte, und ſagte: Heilige Majeſtät! dieſer Benvenuto hat große Luſt zu arbeiten, und man könnte es faſt eine Sünde nennen, wenn man einen ſolchen Künſtler Zeit verlieren läßt. Der König verſetzte: er habe wohl geſprochen, und ſolle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange?

Noch denſelben Abend, nach Tiſche, ließ mich der Cardinal rufen und ſagte mir, im Nahmen des Königs: Seine Majeſtät ſey entſchloſſen, mir nunmehr Arbeit zu geben, er wolle aber zuerſt meine Beſoldung beſtimmt wiſſen. Der Cardinal fuhr fort: ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Beſoldung giebt, ſo könnt ihr recht gut auskommen, und dann ſage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kommt Gelegenheit in dieſem groſſen Reiche, etwas gutes zu ſtiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: als Ihr mich in Ferrara ließet, Hochwürdigſter Herr! verſprachet ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weiſe, wie ich mich bey dem König ſtehen ſolle, ſchon beſtimmt wäre. Anſtatt mich nun hievon zu benachrichtigen, ſchicktet ihr beſondern Befehl, ich ſolle auf der Poſt kommen, als wenn eine ſolche Kunſt ſich poſtmäßig behandeln ließe; hättet ihr mir damals von dreyhundert Scudi ſagen laſſen, wie ich jetzt hören muß, ſo hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für ſechshundert! Aber ich gedenke dabey, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer ſo großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreyung aus dem Kerker war, und ich verſichre Ew. Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das größte Uebel zufügtet, ſo würde doch dadurch nicht der tauſendſte Theil des großen Guten aufgewogen werden, das ich durch dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für Euch bitten.

Der Cardinal verſetzte zornig: gehe hin, wohin du willſt; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verſchmäht! Die verſtändigen und braven dagegen ſagten: Der König wird nie ſeines Gleichen wieder finden und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre. Das ſagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vortrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äußerſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daß er es vor vielen andern Herrn und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphiné in einem Schloſſe, deſſen Nahmen ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verließ den Cardinal und begab mich in meine Wohnung, denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hofe einquartirt, dießmal mocht' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, der Secretair beym Cardinal, und gleichfalls daſelbſt einquartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückginge? und was ich denn allenfalls für eine Beſoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wiſſe ſchon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Askanio, die auf mich warteten, ſie ſahen, daß ich ſehr verſtöhrt war, und da ſie mich kannten, fragten ſie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer ſich, deswegen ſagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch ſo viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hauſe kommen könnt; denn ich habe das wichtigſte Geſchäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann, ich hatte es lange ſchon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wiſſen. Neben unſerer Kammer wohnte gedachter Secretair, und es iſt möglich, daß er meine Geſinnung und meinen feſten Entſchluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht vor gewiß ſagen kann.

Keinen Augenblick ſchlief ich die ganze Nacht, und es ſchienen mir tauſend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entſchluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde beſorgen und ſetzte mich ſchnell in Ordnung. Ich ſchenkte den jungen Leuten alle Sachen, die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden, eben ſo viel behielt ich vor mich und überdieß den Diamanten, den mir der Herzog geſchenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen ſchlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten, daher ſchalt ich ſie aus und ſagte: der eine hat ſchon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachſen, ihr habt von mir dieſe arme Kunſt gelernt, ſo gut als ich ſie euch zeigen konnte und ſo ſeyd ihr, am heutigen Tage, die erſten Geſellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! ſoll es denn euch immer fortſchleppen? das iſt ſchimpflich, und wenn ich euch gar ohne Geld gehen lieſſe, was würdet ihr ſagen? Geht mir aus dem Geſichte! Gott ſegne euch tauſendmal und ſo lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ ſie weinend. Ich nahm den ſchönſten Weg durch einen Wald und dachte mich dieſen Tag wenigſtens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekannteſten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ohngefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir feſt vorgenommen, mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wäre, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Chriſtus von drey Ellen, wobey ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte, welche er mir ſelbſt gezeigt hatte. So war ich völlig entſchloſſen, nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte ſchon ſo weit zu ſeyn, daß mich niemand mehr einholen konnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir und ich war nicht ohne Sorgen, denn in jenen Gegenden ſchwärmten gewiſſe Haufen herum, die man Abentheurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, ſo ſcheint es doch, als wenn ſie ſich nicht darum bekümmern.

Da ſie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs ſey, der den Askanio bey ſich hatte, er ſagte zu mir: im Nahmen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete, du kommſt vom Cardinal Ferrara, und deswegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann ſagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, ſo habe er die Macht, ſeinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Askanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden ins Gefängniß ſetzte, ſich wenigſtens fünf Jahre beſänne, ehe er ihn wieder loslieſſe. Das Wort Gefängniß erſchreckte mich dergeſtalt, denn ich dachte an mein römiſches Unglück, daß ich geſchwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf franzöſiſch murmelte, und auf der ganzen Reiſe nicht einen Augenblick ſtill war, bis er mich nach Hofe gebracht hatte. Bald tröſtete er mir, bald ſagte er dieſes, bald jenes, ſo daß ich der Welt hätte entſagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bey der Wohnung des Cardinals vorbey, dieſer ſtand unter der Thüre und ſagte: unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigner Bewegung euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonard da Vinci, dem Mahler, gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahres, daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: das ſind Anerbieten eines ſo großen Königs würdig. Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Askanio ſagten: Gott hat uns geholfen in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt, und er war beynahe drey Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe, daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen ſolle? Dieſer antwortete darauf: es ſey nicht geſchehen! das empfand der König ſehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeiſter ſeinen Willen zu ſagen. Ferner befahl er mir, ich ſolle nach Paris gehen und mir eine

Wohnung ausſuchen, die zu ſolchen Arbeiten bequem wäre, und ich ſollte ſie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinal von Ferrara, woſelbſt ich, im Nahmen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte, ſie ſtellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulkan vor. Indeſſen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Askanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich ſollte ihm zuerſt den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf ſtellte ich ſeiner Majeſtät die beyden Jünglinge vor und ſagte, ich habe ſie zum Dienſte Seiner Majeſtät mit mir gebracht, denn da ich mir ſie auferzogen hätte, ſo würden ſie mir wohl mehr Dienſte leiſten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf ſagte der König, ich ſolle beyden eine Beſoldung auswerfen, die hinreichend wäre, ſie erhalten zu können. Ich ſagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug ſey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkſtatt höchſt tauglich ſcheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majeſtät eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mirs der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſt bedurfte. Darauf antwortete der König: das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt noch gebraucht, deswegen ſollt ihr euch deſſen zu unſerer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen, dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte: er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene ſich deſſen nicht und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite, er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Da verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn, ein biſchen Gewalt zu brauchen, darauf antwortete der König: jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, ſo gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude und es war Gewalt nöthig, um mich in Beſitz zu ſetzen. Dann ſagte er mir, ich ſollte nun wohl ſorgen, daß ich drinn nicht todt geſchlagen würde.

Ich ging hinein, nahm ſogleich Diener an, kaufte verſchiedene Spieße und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß, denn mein Gegner war ein franzöſiſcher Edelmann, und die übrigen Edelleute waren ſämmtlich meine Feinde und inſultirten mich auf alle Weiſe, ſo daß es mir unerträglich ſchien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majeſtät Dienſte ging, man 1540 ſchrieb, und ich alſo eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, dieſe Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten laſſen. Darauf ſagte der König: wer ſeyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äuſſerſt erſchrocken, denn ich wußte nicht, was der König meynte, und als ich ſo ſtill war, wiederholte er ſeine Frage; darauf verſetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da ſagte der König: ſeyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe; ſo handelt nach eurer Weiſe, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich verſetzte darauf: daß mir allein ſeine Gnade hinreichend ſey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und ſagte: ſo geht nur! an meiner Gnade ſoll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem ſeinem Secretaire, welcher Villeroi hieß, er ſolle mich mit allem verſehen und meine Bedürfniſſe vollkommen einrichten laſſen. Dieſer Mann war ein groſſer Freund vom Prevoſt von Paris, der zuerſt das kleine Nello beſeſſen hatte. Dieſes Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daſelbſt. Herr von Villeroi rieth mir, ich ſollte mich ja nach einem andern Platz umſehen und dieſen ſeinem alten Beſitzer wieder einräumen, denn es ſey ein ſehr mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtſchlagen laſſen. Darauf ſagte ich: ich ſey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um dieſem wunderſamen König zu dienen, und was das Todtſchlagen betreffe, ſo wiſſe ich recht gut, daß ich ſterben müſſe, ein bißchen früher oder ſpäter, daran wäre nichts gelegen.

Dieſer Villeroi war ein Mann von großem Geiſte, bewundernswerth in allen Dingen und ſehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ ſich nichts merken. Es war ein ernſthafter Mann von ſchönem Anblick und ſprach langſam. Die Beſorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeiſter von Languedoc war; das erſte, was dieſer that, war, daß er die beſten Zimmer des Gebäudes für ſich ſelbſt einrichten ließ, da ſagte ich ihm, der König habe mir dieſen Ort zu ſeinem Dienſte gegeben, und ich wolle nicht, daß jemand außer mir und den Meinigen hier ſeine Wohnung haben ſollte. Dieſer ſtolze, kühne und heftige Mann ſagte zu mir: er wolle thun, was ihm beliebte, ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerſtehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen verſetzte ich: habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi ſo etwas unternehmen ſollt. Hierauf ſagte mir der ſtolze Mann, in ſeiner franzöſiſchen Sprache, viele häßliche Worte, worauf ich denn in der meinigen verſetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach ſeinem kleinen Dolch und ich legte Hand an meinen großen Dolch, den ich immer an der Seite, zu meiner Vertheidigung, trug, und ſagte zu ihm: biſt du kühn genug zu ziehen, ſo ſtech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit ſich und meine zwey Geſellen ſtanden dabey. Marmagna ſchien einen Augenblick unentſchloſſen, doch eher zum Böſen geneigt, und ſagte murmelnd: das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmſte, und ſagte entſchloſſen zu Paul und Askanio: ſobald ihr ſeht, daß ich meinen Dolch ziehe, ſo werft euch gleich über die Diener her, und erſchlagt ſie, wenn ihr könnt, dieſer ſoll gewiß zuerſt fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm dieſen Entſchluß, und war zufrieden, nur lebendig vom Platze zu kommen. Dieſe Begebenheit ſchrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der ſie augenblicklich dem König erzählte, Seine Majeſtät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufſicht über mich; dieſer Mann ſorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfniſſe.

Fünftes Kapitel.

Der König beſtellt bey unſerm Autor lebensgroſſe Götterſtatuen, von Silber. — Indeſſen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für ſeine Majeſtät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherley Figuren und Zierrathen. — Der König drückt ſeine Zufriedenheit auf das großmüthigſte aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein ſonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madam d'Eſtampes und dem ganzen Hof, beſucht unſern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Geldes zahlen. — Als er nach Hauſe geht, wird er von vier bewaffneten Freybeutern angefallen, die er zurückſchlägt. — Streit zwiſchen ihm und einigen franzöſiſchen Künſtlern, bey Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entſcheidet für ihn.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabey ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drey Modellen, in der Größe, wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulkan und Mars vor; ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen konnte; indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen, als ſie vollendet waren, ließ ich ſie trefflich vergolden, und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſey, die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maſen dankte, hernach aber, ohne mich, zum König ging, und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth, und lobte mich übermäßiger, als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt, und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtey, die ſiebentauſend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Abſicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte: Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freygebigſte König mehr als jemals entſchloſſen: ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen. Da ſchämte ſich der Cardinal und ſagte: ich bitte laßt mich gewähren, denn ſobald ich die Abtey in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens dreyhundert Scudi ausſetzen! Davon iſt mir aber nie etwas geworden, und es wäre zu weitläuftig alle Teufeleyen dieſes Cardinals zu erzählen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und jedermann verwunderte ſich über die Gunſt, die mir der König bezeigte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Jupiters zu bearbeiten. Ich nahm viele Geſellen und fuhr, mit großer Sorgfalt, Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulkan und Mars waren im Modell fertig, auch den erſten hatte ich in Silber ſchon weit gebracht, ſo daß meine Werkſtatt reich genug ausſah. Um dieſe Zeit erſchien der König in Paris, ich wartete ihm auf, und als er mich ſah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hauſe etwas ſchönes zu zeigen hätte;

ſo wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeugte großes Verlangen, die Arbeit zu ſehen. Gleich nach Tafel machte er ſich auf, mit Madame d'Eſtampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, ſeinem Vetter, und der Königinn, ſeiner Schweſter, auch kam der Dauphin und die Dauphine, ſo daß der ganze Adel des Hofes ſich in Bewegung ſetzte.

Ich war wieder nach Hauſe gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben, als nun der König vor das Thor meines Schloſſes kam, und ſo viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder ſolle ſtill ſeyn; ſo war in meinem Hauſe alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerſt mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters beſtimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, ſo daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweiſe hatte mir eben in dieſem Augenblick ein franzöſiſcher Knabe, der bey der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deswegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweiſe nur zwiſchen die Beine traf, doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoßen, der Knabe wollte fallen, und hielt ſich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war ſehr verlegen, dann fing er an zu fragen, was ich mache? und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte. Darauf ſagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte; ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen, als mir beliebte, und dieſe beiten laſſen, und mich geſund erhalten, um ihm deſto ger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einſehen, und glaubte, es ſey nur Großſprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mirs nochmals wieder ſagen; dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten laſſen.

So zufrieden von meiner Werken, begab ſich der König nach ſeinem Pallaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen, der Cardinal von Ferrara ſpeiſte mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beyden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müſſe; darum habe ich ſo was dergleichen ſchon aufgeſtellt, und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollten, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und ſagte: das iſt wahrhaftig ein Mann, den alle Welt lieben und wünſchen muß; dann ſagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung ſehen, die ich zu einem ſolchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geſchwind. Denn ich hatte nur die Seine zu paſſiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals ſchon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte ſich der König und ſprach: das iſt hundertmal göttlicher, als ich gedacht habe, das iſt ein großes Werk dieſes Mannes, er ſollte niemals feyern. Dann wendete er ſich zu mir, mit ſehr freundlichem Geſichte und ſagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal ſah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verſtehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf ſagte ich: ich habe wohl von dieſem Modell ſchon geſagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand beſtellte. Der Cardinal erinnerte ſich dieſer meiner Worte, und weil es ihm ſchien, als habe ich mich rächen wollen, ſo ſagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen iſt groß, und ich fürchte nur, wir ſehen es niemals geendigt, denn dieſe braven Künſtler, die ſo trefflicher Erfindungen fähig ſind, fangen gar gern an, ſie ins Werk zu ſtellen, ohne zu denken, wann ſie geendigt werden können; wenn ich ſo etwas beſtellte, ſo wollte ich doch auch wiſſen, wann ich es haben ſollte. Der König antwortete: wenn man ſich ſo ängſtlich um das Ende der Arbeit bekümmere, ſo würde man ſie niemals anfangen! Das ſagte er auf eine Weiſe, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu ſolchen Werken gehöre ein muthiger Geiſt. Ich verſetzte darauf: alle

Fürſten, die, wie Ew. Majeſtät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern ſich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen ſo außerordentlichen Herrn gegeben hat, ſo hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu vollenden. Ich glaube es! erwiederte der König, und ſtand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf ſein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Geld zu dieſem Salzfaſſe brauchte? Tauſend Scudi, verſetzte ich ſogleich. Da rief er ſeinen Schatzmeiſter, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er ſolle mir tauſend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen laſſen. Ich ging weg und ſchickte nach den beyden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hauſe ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiſte, geſchenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, ſtatt eines Sackes, und weil ich dieſes Geſchäft noch bey Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit ſtören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeiſter zu Hauſe, der ſchon das Geld vor ſich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausſuchte, und indem mir ſchien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, ſo wollte ich mich auch verſehen, und ſchickte nach einigen meiner Arbeiter, ſie ſollten kommen und mich begleiten; denn es ſey eine Sache von Bedeutung. Als ſie in einer gewiſſen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeſchickt hatte, er verſicherte mir, daß er ſie gerufen habe, ſie aber konnten nicht kommen, hingegen erbiete er ſich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könnte ich ſelbſt.

Indeſſen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich ſchob den Arm durch die zwey Henkel; weil ſie nun ſehr eng waren, ſo drückte mein Arm feſt auf das Geld und ich trug es bequemer und ſicherer, als wenn es ein Säckchen geweſen wäre. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich ſchnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zuſammen liſpelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging ſchnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Fluſſe, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bey den Auguſtinern, an einem ſehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schloſſe entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung faſt noch einmal ſo weit ablag, ſo würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entſchloß ich mich ſogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als ſie mir näher kamen: bey Soldaten iſt nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr ſollt wenig gewinnen, wenn ihr mir ſie abnehmt! Da ſtritt ich heftig gegen ſie, und breitete öfters die Arme auseinander, damit, wenn ſie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich ſo vieles Geld empfangen habe, ſie vermuthen ſollten, es müſſe ein anderer ſeyn, der ledig ginge. Das Gefecht dauerte kurz, ſie zogen ſich nach und nach zurück, und ſagten untereinander in ihrer Sprache: das iſt ein braver Italiener, und gewiß der nicht, den wir ſuchen, und wenn ers iſt, ſo hat er nichts bey ſich. Ich ſprach italieniſch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da ſie ſahen, daß ich den Degen ſehr gut führte, glaubten ſie, ich ſey eher Soldat, als was anders; ſie hielten zuſammen und entfernten ſich langſam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewiſſen gleichgültigen Beſcheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wolle, ſolle ſie theuer bezahlen. Ich fing an ſtärker zu gehen, und ſie kamen immer langſam hinter mich drein, deswegen vermehrte ſich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, ſo daß ſie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ohngefähr hundert Schritte von meinem Hauſe war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich ſprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spieſſen aus dem Schloſſe, und wollten jenen nach, die man noch wohl ſehen konnte. Da hielt ich ſie an, und ſagte laut: die vier Memmen haben nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tauſend Geldgülden abnehmen können, da mir doch dieſer Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erſt in Sicherheit bringen, dann will ich euch Geſellſchaft leiſten mit meinem Schwerdt zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verſchloſſen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr, in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und ſagten: ihr traut euch ſelbſt zu ſehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber geſtritten hatten, waren meine Widerſacher verſchwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich ans Abendeſſen und lachten über die ſonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Böſen zuſendet, nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen, es war als wenn es nichts geweſen wäre. Zwar ſagt man: du wirſt nun lernen ein andermal klüger ſeyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine ſo verſchiedene Weiſe, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich ſogleich den Anfang mit dem groſſen Salzfaſſe und ließ, ſowohl an dieſem als an andern Werken, mit groſſer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Geſellen angenommen, Bildhauer und Goldſchmiede, es waren Italiäner, Franzoſen und Deutſche. Manchmal war eine groſſe Menge beyſammen, wenn ich ſie gut und tauglich fand; doch ich machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die beſten behielt, dieſe trieb ich lebhaft an, beſonders durch mein Beyſpiel, denn ich hatte eine ſtärkere Natur als ſie. Da wollten einige, von der groſſen Anſtrengung ermüdet, ſich durch vieles Eſſen und Trinken wieder herſtellen, beſonders verſchiedene Deutſche, welches die beſten Arbeiter waren, zeigten den gröſten Eifer mir nachzuahmen; allein ſie konnten die Arbeit nicht ertragen, ſo daß ſie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein ſilberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und, ohne Vorwiſſen des Königs, legte ich Hand an ein groſſes Gefäß, mit zwey Handhaben, ohngefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Luſt an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu laſſen.

Bey dieſer neuen Unternehmung, da ich dergleichen ſelbſt noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bey ſolchen Werken zu verfahren pflege. Sie antworteten mir darauf: dieſer Weg ſey ihnen unbekannt, aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen ließe, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gießen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderungen verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr, ſie legten Hand ans Werk, und als ich ſahe, daß ſie auf einem falſchen Wege waren, fing ich die Büſte des Julius Cäſar, mit bewaffneter Bruſt an, und zwar viel größer, als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichſten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenskopf von derſelben Größe, nach einem außerordentlich ſchönen Mädchen, das ich, zu meiner Luſt, bey mir hatte, ich nannte dieſes Bildniß Fontainebleau, gleichſam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bey welcher der König ſich einen Luſtort ausgewählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war aufs beſte gebauet, alles in Ordnung und unſere drey Formen ausgebrannt; da ſagte ich zu den Leuten: ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird; denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelaſſen, die Circulation in euern Formen wird nicht gehörig vor ſich gehn und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der

Schatzmeiſter und anderer Edelleute geſprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen, und alles, was ſie ſahen und hörten, Seiner Majeſtät hinterbringen mußten. Die beyden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man ſolle mit der ganzen Anſtalt inne halten, weil ſie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich ſie eingerichtet habe, ſey es nicht möglich, daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß ſo ſchöne Arbeit verlohren ginge. Als ſie dieſes dem König vorbringen ließen, antwortete Seine Majeſtät: ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben; da brachten ſie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweiſen, ſtellte meine Formen zu beyden Seiten des Jupiters. Als unſer Metall geſchmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen, die Form des Jupiters füllte ſich aufs beſte, eben ſo meine beyden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war, als ein beyderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie, auf franzöſiſche Weiſe, mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in Eure Form weit mehr Maſſe, als nöthig, gefloſſen iſt, deswegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu ſagen, giengen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube u nehmen, und weil ſie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, o brachten ſie dieſe hervor; ſie waren trefflich gerathen, nd als man ſie aufſtellte, hatten ſie ein ſehr gutes Anſehen. Da ſie nun, mit vier Arbeitern, noch zwey Ellen fer gegraben hatten, thaten ſie einen großen Schrey, den h auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte, ich elt es für ein Zeichen der Freude und lief herbey; als ich ber kam, fand ich ſie an der Grube, wie man diejenigen bildet, die in das Grab Chriſti ſchauten, bekümmert und ſchrocken. Ich tröſtete mich, als ich meine beyden Köpfe o wohl gerathen erblickte, ſo mißvergnügt ich übrigens war, e aber entſchuldigten ſich und ſagten: Da ſehet unſer Unglück! Ich verſetzte: Euer Glück war gut genug, aber lecht euer geringes Wiſſen. Hätte ich geſehen, wie ihr n Kern in die Form brachtet, ſo hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre aufs ſte gekommen, ich hätte große Ehre und ihr großen Nuen davon gehabt. Was meine Ehre betrift, die wird rch dieſe Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch eld zu Theil werden, deswegen lernt ein andermal arbeien und eure Späſſe laßt bey Seite. Demohngeachtet emfahlen ſie ſich mir und ſagten, ich habe recht, wenn ich nen aber nicht beyſtünde, und ſie ſollten allen Aufwand nd Schaden tragen, ſo würden ſie und ihre Familien zu runde gehen; darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeier des Königs ihnen den Ueberreſt noch bezahlen wollten, ſo wollte ich ihnen auch mein Verſprechen halten, denn ich hatte wohl geſehen, daß ſie mit gutem Willen nach ihrer beſten Einſicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeiſter und die Diener des Königs dergeſtalt günſtig, daß es nicht auszuſagen war; man ſchrieb alles Seiner Majeſtät, und dieſer einzig freygebigſte König befahl, daß man für mich alles thun ſollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturaliſirt und mit dem Schloſſe, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beſchenken. — Der König beſucht ihn zum andernmal, begleitet von Madam d'Eſtampes und beſtellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf dieſen Befehl verfertigt er zwey ſchöne Modelle, und zeigt ſie Seiner Majeſtät. — Beſchreibung dieſer Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bey dieſer Gelegenheit. — Madam d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bey ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken; aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madam d'Eſtampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie verſucht, ihm die Gunſt des Königs zu entziehen; aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil.

Zu derſelben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe ſeiner Naturaliſation. Der König ließ ſolche ſogleich ausfertigen und ſagte: laßt ſie auch zugleich für Benvenuto ſchreiben, bringt ſie ihm in ſein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi koſteten die ſeinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte einer der erſten Secretarien, der Herr Antonio Maſſone hieß. Dieſer Edelmann überreichte mir das Document, mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen von Seiten Seiner Majeſtät, und ſagte: dieſes verehrt euch der König, damit ihr mit deſto mehrerer Luſt ihm dienen möget, durch dieſes Document ſeyd ihr naturaliſirt. Er erzählte mir, daß nur, nach langer Zeit, und nur als eine beſondere Gunſt, Herr Peter Strozzi ein gleiches erhalten habe, daß der König mir dieſes aus eigner Bewegung ſchicke, und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſey. Darauf erwiederte ich eine umſtändliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretair, mir zu ſagen: was dann eigentlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe? Dieſer Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war, und gut italieniſch ſprach, lachte zuerſt laut, dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte zu mir, auf italieniſch, was es zu bedeuten habe, daß es eine der größten Würden ſey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum venezianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach: nun ſoll er erſt erfahren, warum ich ihm dieſe Briefe geſchickt habe, geht und macht ihn ſogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schloſſe, das er beſitzt, denn es iſt mein Eigenthum, da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es ſey, naturaliſirt zu werden. Nun kam ein anderer Abgeordneter, mit gedachtem Geſchenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausſchlug, denn der König habe es ſo befohlen. Beyde Briefe, ſowohl der Naturaliſation, als des Geſchenkes, das mir der König mit dem Schloſſe machte, nahm ich mit, als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch ſeyn und mein Leben endigen werde, ſollen ſie immer bey mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geſchichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz, auch ſchickte ich mich an, das Fußgeſtell zum Jupiter aus Erz zu gießen, aufs reichſte verziert. Ich ſtellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beyde halberhobene Arbeiten gelangen aufs beſte. Zugleich machte ich ein anderes Fußgeſtell, um die Statue der Juno darauf zu ſetzen; denn ich dachte dieſe ſogleich anzufangen, ſobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der ſilberne Jupiter und das goldene Salzfaß zuſammengeſetzt, das ſilberne Gefäß weit vorwärts und die beyden Köpfe von Erz ſchon geendigt, kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madam d'Eſtampes ſchenken wollte. Sodann hatte ich für viele italieniſche Herrn, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein groſſer König nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den dritten Tag, in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels ſeines Hofes; er verwunderte ſich über ſo viele Werke, die ich vor mir hatte, und die ſchon ſo weit waren; ſeine Madam d'Eſtampes war bey ihm und ſie fingen an von Fontainebleau zu ſprechen. Sie ſagten: Seine Majeſtät ſollte mich etwas zur Zierde dieſes Luſtortes arbeiten laſſen. Der König verſetzte: das ſey wohl geſprochen, und er wolle ſich ſogleich entſchließen. Darauf wendete er ſich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene ſchöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor und der König ſagte auch ſeine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit ſollte ich ein Modell, für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich wäre, denn dieſer Ort ſey die größte Luſt, die er in ſeinem Reiche habe, deswegen befehle und wünſche er, daß ich mein möglichſtes thun möge, um etwas ſchönes hervorzubringen, und ich verſprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und ſagte zu Madam d'Eſtampes: ich habe niemanden von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte, und der mehr verdiente, belohnt zu werden, als dieſer. Wir müſſen ſuchen ihn feſt zu halten, er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken um ſo mehr, Madam, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringſte abgefordert hat; man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müſſen ihm bald etwas zu gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madam d'Eſtampes ſagte: ich will euch an ihn erinnern. So gingen ſie weg und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen

Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man alles deutlich verſtehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf, doch ſprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bey mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden, ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fände, ein Wort darüber fallen zu laſſen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt ſey, der König würde viel Vergnügen daran finden, wenn ich ſie ihm vorſtellen könnte. Der Cardinal thats und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, wobey ich ſo wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer franzöſiſchen Manier groß und doch zwergenmäßig, ſeine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt, nach Art eines Korbhenkels, in dieſe Oefnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorſtellen ſollte. Nun gab ich zuerſt dem obern Theil ein ſchönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte gefällige Vorſprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Geſims, und weil wegen dieſer Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich ſchienen, machte ich anſtatt derſelben ein paar

Satyren, höher als halb erhoben. Der eine ſchien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab, ſein Geſicht war muthig und wild und konnte dem Anſchauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumſtände abgeändert, er hielt eine Geiſſel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben ſo viel Ketten feſt hingen. Dieſe Figuren hatten ſonſt nichts vom Satyr, als ein Paar kleine Hörner und etwas ziegenmäßiges im Geſichte, das übrige war alles menſchliche Geſtalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur, in angenehmer liegender Stellung, abgebildet, dieſe legte den linken Arm über den Hals eines Hirſches, ſo hatte es der König verlangt, auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgeſtellt, wie ſolches der ſchöne Wald, wo der Brunnen entſpringt, in groſſer Menge ernährt. Auf der andern Seite ſahe man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieſes Werk hatte ich in ein Viereck eingeſchloſſen und in die beyden Ecken, über dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen, von halberhabener Arbeit, angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand, nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eignes Sinnbild, mit verſchiedenen angenehmen Zierrathen, wie ſie ſich zum Werke ſchickten, das eigentlich der Joniſchen Ordnung ſich näherte.

Als der König das Modell ſahe, machte es ihn gleich vergnügt und zerſtreute ihn von dem verdrießlichen Geſpräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf dieſe

Weiſe in guter Laune ſah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte ſchon in der erſten Arbeit genug geſehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgeſtellt, umher waren die ſchönſten Treppen, die einander durchſchnitten, eine Art, wie man ſie niemals in Frankreich und ſelten in Italien geſehen hatte. In der Mitte war ein Fußgeſtell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von großer Anmuth ſtand, ſie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwerdtes von der ſchönſten Form, die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten ſetzte ſie auf einen Helm, der ſo reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich ſitzende Figuren vorgeſtellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das vor eine ſchöne Erfindung ſey, die ich ihm gemacht habe? alles, was ich am Thore vorgeſtellt, ſey ihm verſtändlich, aber das größere Modell, ſo ſchön es ihm vorkomme, wiſſe er nicht auszulegen, und ihm ſey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverſtändige Künſtler, zu Werke gehe, die, wenn ſie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verſtänden, dennoch ihren Vorſtellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zuſammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, ſo wollte ich, es ſollte ihm auch meine Rede angenehm ſeyn und ſagte deshab zu ihm: Heilige Majeſtät! dieſe ganze kleine Arbeit iſt ſehr genau nach kleinen Füßen gemeſſen, ſo daß wenn ſie ausgeführt wird, ſie eben auch im Groſſen die gefällige Wirkung thun wird, die mittelſte Figur ſoll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen großer Verwunderung von ſich. Sie iſt, fuhr ich fort, beſtimmt den Kriegsgott vorzuſtellen, dieſe vier übrigen Figuren ſtellen die Künſte vor, an denen ſich Ew. Majeſtät ergötzt und die bey Ew. Majeſtät alle Unterſtützung finden. Dieſe zur rechten iſt die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, hier iſt das Sinnbild, woran man die Philoſophie erkennt und alle die Eigenſchaften, welche ſie begleiten, die andere Figur ſtellt die bildenden Künſte vor, nämlich Bildhauerkunſt, Mahlerey und Baukunſt, die dritte iſt die Muſik, welche ſich gern zu jenen Künſten und Wiſſenſchaften geſellt, aber die letzte, welche ſo angenehm und gütig ausſieht, ſtellt die Freygebigkeit vor, weil ohne dieſe keines jener verwunderſamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte ſoll Ew. Majeſtät ſelbſt abbilden, denn Ihr ſeyd der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr, gerecht und fromm, zur Erhaltung eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König ſo viel Geduld mich ausreden zu laſſen, als er mit lauter Stimme ſprach: wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeiſter und befahl, ſie ſollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte ſo groß ſeyn, als er nur wollte. Dann ſchlug er mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: mon ami, (das heißt: mein Freund) ich weiß nicht, wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürſt, der einen Mann nach ſeinem Herzen gefunden hat, oder ein Künſtler, der einen Fürſten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, ſeine großen und ſchönen Gedanſen auszuführen. Ich verſetzte darauf: wenn ich der ſey, den er meyne, ſo ſey mein Glück immer das größte. Darauf verſetzte er: wir wollen ſagen, es ſey gleich.

Ich ging mit groſſer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweiſe erinnerte mich niemand, daß ich eben dieſe Comödie mit Madam d'Eſtampes hätte ſpielen ſollen. Dieſe hörte alles, was vorgefallen war, Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte ſich ſo eine giftige Wuth in ihrem Buſen, daß ſie verdrießlich ſagte: hätte mir Benvenuto ſeine ſchönen Arbeiten gezeigt; ſo hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden, ſeiner zu denken: der König wollte mich entſchuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erſt vierzehn Tage darauf, als ſie, nach einer Reiſe durch die Normandie, wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das ſchönſte Gefäßchen, das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr ſchenkte, könne ich ihre Gunſt wieder erlangen, ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und ſagte derſelben, daß ich es als Geſchenk brächte; dieſe begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und verſprach mir, ihrer Frauen ein Wort zu ſagen, die noch nicht angekleidet ſey, und ich würde ſodann gewiß eingelaſſen werden; ſie ſagte auch alles ihrer Dame, die verdrüßlich antwortete: ſag' ihm, er ſoll warten. Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äuſſerſt ſchwer ankam, und ſo wartete ich, bis ſie zur Tafel ging.

Weil es nun ſchon ſpät war, machte mich der Hunger ſo toll. daß ich nicht mehr widerſtehen konnte, ich verwünſchte ſie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Geſäß verehrte, und ihn blos bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es ſey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, ſo wollte er es gern thun; dann rief er ſeinen Schatzmeiſter und ſagte ihm etwas ins Ohr, der Schatzmeiſter wartete, bis ich vom Cardinal wegging, dann ſagte er zu mir: Benvenuto, komm, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte, daß er damit was anders ſagen wollte, verſetzte ich, laßt mich ums Himmels willen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brod dazu, fürwahr ich werde ohnmächtig; denn ich habe dieſen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madam d'Eſtampes geſtanden, um ihr das ſchöne vergoldete Geſäß zu ſchenken, ich ließ ihr alles hinein ſagen, aber ſie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich ſolle warten, nun kommt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne ſchenken ſollte, der es weit mehr verdienet, ſo gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas choleriſch bin, ſo iſt mir der Hunger dergeſtalt ſchmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indeſſen ich nun mit Noth dieſe Worte hervorbrachte, war fürtrefflicher Wein erſchienen und ſonſt noch ein angenehmes Frühſtück, ſo, daß ich mich völlig wieder herſtellte, und da meine Lebensgeiſter wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeiſter hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausſchalt und ihm ſagte, er ſolle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeiſter kehrte erzürnt zurück und ſagte: ſo arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgeſcholten, und da ich noch immer ein wenig Widerſtand leiſtete, ſo ſagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deshalb danken wollte, ließ er mir durch einen ſeiner Secretaire ſagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch ſelbigen Abend nach Paris zurück, der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madam d'Eſtampes ſcherzend darüber, die nur deshalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in groſſe Lebensgefahr ſetzte, wie ich an ſeinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundſchaft eines trefflichen, liebevollen, geſelligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun ſollen, dieſes war Herr Guido Guidi, ein ſehr geſchickter Arzt und Florentiniſcher Edelmann. Bey dem Aufzeichnen der mancherley Begebenheiten, die mir ein ungünſtiges Geſchick in den Weg legte, habe ich ſeiner zu erwähnen unterlaſſen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, ſo wäre es hinreichend; da ich aber wohl ſehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollſtändig beſchrieben werden kann; ſo will ich hier, zwiſchen meinen ſonderbaren Begebenheiten, auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Troſt und Hülfe war, auch hier ſein Andenken aufbewahrt werde.

Als derſelbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Caſtell und gab ihm freye Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Biſchoff von Pavia, Monſignor de Roſſi, Sohn des Grafen San Secondo, dieſen Herrn nahm ich aus dem Gaſthofe und gab ihm gleichfalls, in meinem Schloſſe, freye Wohnung, wo er und ſeine Diener und Pferde, mehrere Monate, gut bewirthet wurden, auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni, mit ſeinen Söhnen, einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich groſſen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig ſeyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundſchaft ſo lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander oft das Glück, daß jeder, in ſeiner Kunſt, auf Koſten eines ſo groſſen und wundernswürdigen Fürſten, ſeine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft ſagen, was ich auch ſey, und was ich gutes und ſchönes gewirkt habe, daran war dieſer außerordentliche König allein Urſache, deswegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den groſſen Werken zu ſprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Kaſtell auch ein Ballſpiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich dieſe Uebung verſtattete, es waren auch dabey einige kleine Zimmer, worinn verſchiedene Menſchen wohnten, darunter ein geſchickter Buchdrucker. Dieſer hatte faſt ſeinen ganzen Laden in meinem Schloſſe und druckte Herrn Guidos erſtes ſchönes Buch über die Medicin; da ich mich aber ſeiner Wohnung bedienen wollte, ſchickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabey ein Salpeterfabrikant, und als ich deſſen Wohnung für einige meiner guten deutſchen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal, ſehr gelaſſen, geſagt, er ſolle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte ſie für meine Arbeiter zum Dienſte des Königs. Je demüthiger ich ſprach, deſto kühner und ſtolzer antwortete mir die Beſtie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und ſagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht, daß dieſer Mann Zutritt zu Madam d'Eſtampes hatte; aber ich war überhaupt ſeit jenen Händeln mit dieſer Dame etwas vorſichtiger geworden, ſonſt hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld, wie ſie vorbey waren, ſagte ich weiter nichts, ſondern bewaffnete meine deutſchen, italieniſchen und franzöſiſchen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu, die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf ſeine Sachen zum Caſtell hinaus. Zu dieſem, in etwas ſtrengem, Verfahren bewegten mich ſeine unverſchämten Worte, denn er hatte geſagt: es möchte wohl kein Italiener ſo kühn ſeyn, ihm nur einen Spahn vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geſchehen war, und er herbeylief, ſagte ich zu ihm: ich bin der geringſte Italiener und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch groſſe Luſt hätte und das du erfahren ſollſt, wenn du nur ein Wörtchen ſprichſt! So ſagte ich zu ihm, mit vielen andern ſchimpflichen Worten.

Erſtaunt und erſchrocken machte dieſer Mann ſeine Sachen ſo gut zuſammen als er konnte, lief ſogleich zu Madam d'Eſtampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und dieſe, meine Hauptfeindin ſchilderte, mit ihrer außerordentlichen Beredtſamkeit, die Begebenheit dem König. Dieſer war, wie man mich verſichert hat, im Begriff äuſſerſt gegen mich aufgebracht zu werden und ſtrenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt werden, desgleichen die Königin von Navarra, Schweſter des Königs, dieſe beyden ſtanden mir mit ſo vielem Ernſte bey, daß der König zuletzt dieſe Sache ins Lächerliche wendete und ſo entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

Siebentes Kapitel.

Madam d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer, den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Prozeß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advokatenkniffe aufs äußerſte gebracht, verwundet die Gegenparthey und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Catharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betrügt den Meiſter und hälts mit Catharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Catharinen, mit ihrer Mutter, aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn, wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wirds bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich tauglich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

Nun hatte ich freylich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobey ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bey dieſer Gelegenheit war Madam d'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: ich denke der Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: er thut wohl ſich gegen jene Kanaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerey dieſes grauſamen Weibes immer mehr, ſie rief einen Mahler zu ſich, der in Fontainebleau wohnte, wo der König ſich immer aufhielt, es war ein Italiener und Bologneſer und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu dieſem ſagte Madam d'Eſtampes, er ſolle von dem König die Arbeit verlangen, welche ſeine Majeſtät mir zugedacht habe, ſie wolle ihm, mit ihrer ganzen Gewalt, beyſtehen, und ſo wurden ſie einig.

Als Bologna dieſe Arbeit ſchon ſo gut als gewiß vor ſich ſah, erfreute er ſich über die Maſen; ob es gleich ſeine Profeſſion nicht war, ſondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an ſich gezogen hatte, die von unſerm Florentiniſchen Mahler Roſſo gebildet worden. Dieſer wirklich ſehr geſchickte Künſtler war ſchon todt, und was Bologna gutes hatte, war aus der verwundernswürdigen Manier ſeines Vorgängers genommen.

Nun brachten ſie Tag und Nacht dem König ihre künſtlichen Argumente vor, bald lag ihm Madam, bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geſchicklichkeit, mit der ſie einſtimmig und wiederholt zu ihm ſagten: Ew. Majeſtät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen ſoll und er hat noch nicht Eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein ſo großes Unternehmen, ſo beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr ſo ſehr zu ſehen wünſcht. Hundert der geſchickten Künſtler könnten nicht ſo große Werke vollenden, als dieſer wackre Mann begonnen hat, er iſt voll vom beſten Willen zu arbeiten; aber eben weil er ſo viel unternimmt, werden Ew. Majeſtät ihn und die Arbeit verliehren. Durch ſolche und ähnliche Worte ließ der König ſich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung, noch ein Modell zur Arbeit, von Bolegras Hand geſehen.

In derſelbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schloſſe vertrieben hatte, einen Prozeß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit, als ich ihn herauswarf, viele ſeiner Sachen geſtohlen. Dieſer Prozeß machte mir das größte Leiden und nahm mir ſo viel Zeit, daß ich mich öfters beynahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wäre.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß ſie einen Prozeß für ein Capital halten, ſie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Perſon anfangen, von der ſie merken, daß ſie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtſtreite bekannt iſt. Sobald ſie nun ſich einigermaßen im Vortheil ſehen, finden ſie Gelegenheit, den Prozeß zu verkaufen, ja manchmal hat man ſie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn ſie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Prozeſſe zu kaufen.

Ferner haben ſie noch eine andere häßliche Gewohnheit: der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß ſie falſch Zeugniß geben, ſo daß diejenigen, die einen Prozeß kaufen, ſogleich vier, oder ſechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht daſſelbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt iſt, ſo hat er gleich ein Urtheil gegen ſich. Mir begegnete beydes und indem ich die Sache für ſchändlich hielte, erſchien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe ſelbſt vorzubringen. Da ſah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterſtuhle;

dieſer Mann war groß, ſtark und dick, und von dem finſterſten Anſehn. Zu ſeiner einen Seite ſtanden viele Leute, zur andern viele Procuratoren und Advokaten, ſämmtlich in Ordnung, zur rechten und zur linken, einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advokaten, die auf der Seite ſtanden, redeten manchmal alle zuſammen und ich war höchſt verwundert, daß dieſer ſeltene Mann, der ein wahrhaft Platoniſches Anſehn hatte, mit merklicher Gebärde bald dieſem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geſchicklichkeiten geſehen und genoſſen habe, ſo ſchien mir dieſer Mann ſo verwunderſam, daß ich für vieles ſeinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war ſehr groß und voller Menſchen, daher war man beſorgt niemanden herein zu laſſen, als wer darinn zu thun hatte; die Thüre war verſchloſſen und es ſtand Wache dabey. Nun geſchah es manchmal, daß die Wache einigen Perſonen widerſtand, die ſie nicht hereinlaſſen wollte, und durch ihren Lerm dem ſeltenen Richter beſchwerlich ward, welcher äuſſerſt zornig auf die Wache ſchimpfte. Dieſer Fall kam öfters vor und ich merkte beſonders auf die Worte des Richters bey dieſer Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute blos als Zuſchauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den ſtärkſten Widerſtand. Da ſah der Richter hin und rief: Stille, ſtille! Satan, fort, ſtille! und zwar klingen dieſe Worte im franzöſiſchen folgendermaſen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die franzöſiſche Sprache ſehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bey dieſem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil ſeinem Meiſter in die Thore der Hölle tritt;

und ich verſtand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Mahler in Frankreich und am längſten in Paris geweſen, und wahrſcheinlich hat er auch dieſen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, beſucht, und hat dieſen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut franzöſiſch verſtand, auch in ſeinem Gedichte angebracht. Nun ſchien es mir ſonderbar, daß man dieſe Stelle niemals verſtanden hat. Wie ihn denn überhaupt ſeine Ausleger wohl manches ſagen laſſen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten ſpreche ſo wurde mir, durch die Kunſt dieſer Advokaten, mehr als ein ungünſtiges Urtheil gegeben; als ich nun keine Mittel ſahe, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem groſſen Dolche, den ich beſaß; denn ich liebte von jeher ſchöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerſt den Prinzipal an, der einen ſo ungerechten Prozeß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm ſo viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beyder Beine beraubte. Alsdann ſuchte ich den andern auf, der den Prozeß gekauft hatte, und auch den traf ich ſo, daß er die Klage nicht weiter fortſetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeitlang in Ruhe zu bleiben.

Da ſagte ich meinen Hausgeſellen, beſonders den Italienern, jeder ſolle um Gotteswillen ſich zu ſeiner Arbeit halten, und mir einige Zeit aufs beſte beyſtehen, damit ich nur, ſobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmſtreiche der Franzoſen wären mir unerträglich. Und ſollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, ſo könnte mir es ſehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche ſolcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italienern, welche ich bey mir hatte, war der erſte und liebſte Aſkanio, aus dem neapolitaniſchen Städtchen Tagliacozzo, der andere Paul, ein Römer, von ſehr geringer Geburt, man kannte ſeinen Vater nicht; dieſe hatte ich ſchon in Rom bey mir gehabt und ſie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich, mich aufzuſuchen, nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hauſe der Maccerani; dieſer verſtand nicht viel von der Kunſt, hielt ſich aber äußerſt brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareſer bey mir, mit Nahmen Bartholomeus Chioccia; ſodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von dieſem, mit dem Zunahmen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines ſehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewiſſe Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchriſtlichſten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weiſe ſeines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine ſehr gute Beſoldung, ſo ſchien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich ſah ihn immer ſehr andächtig, und da ich ihn bald Pſalmen, bald den Roſenkranz murmeln hörte, ſo verſprach ich mir viel von ſeiner verſtellten Güte.

Ich rief ihn bey Seite und ſagte zu ihm: Paul, liebſter

nder! du ſiehſt, wie gut du bey mir ſtehſt und weißt, daß
ſonſt keine Ausſicht hatteſt, auch biſt du ein Landsmann
ich vertraue dir, beſonders weil ich ſehe du biſt andäch-
und beobachteſt die Gebräuche der Religion, das gefällt
ſehr wohl und ich vertraue dir mehr als allen andern.
swegen bitte ich dich, ſorge mir vor allem für dieſe beyden
en Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuförderſt gieb
hl auf meine Sachen acht, daß mir nichts entwendet wird,
du ſelbſt rühre mir nichts an; dann habe ich da das
ne Mädchen, die Catharine, die ich beſonders wegen mei-
Kunſt bey mir habe, denn ohne ſie könnte ich nichts voll-
ngen. Nun hab ich freylich, weil ich ein Menſch bin,
h ſinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte
behen, daß ſie mir ein Kind von einem andern brächte,
mir einen Schimpf anthäte, den ich nicht ertragen wür-
wäre jemand in meinem Hauſe kühn genug, dergleichen
unternehmen, ſo glaube ich gewiß, ich würde das eine
das andere todtſchlagen; deswegen bitte ich dich, Bru
, ſtehe mir bey, und wenn du irgend etwas bemerkſt, ſo
ecke mirs, denn ich ſchicke ſie, die Mutter und ihren Ver-
rer, an Galgen, deswegen nimm dich vor allem ſelbſt
acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreutzes, daß
hm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und ſagte: ge-
edeyter Jeſus! Gott bewahre mich, daß ich an ſo was
ken ſollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug
t. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat
enne, die ich bey euch genieße? Dieſe Worte ſagte er
eine einfache und liebevolle Weiſe, ſo daß ich ſie ihm
ſtäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Naſaro, auch ein Italiener, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunſt, mich und einige meiner Geſellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich, nach jenen verdrüßlichen Prozeſſen, ein wenig zu erholen, und ich ſagte zu Paulen, er ſolle auch mit mir gehn.

Dieſer Menſch ſagte zu mir: wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus ſo allein zu laſſen! Seht wie viel Geld, Silber und Juwelen darinn ſind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, ſo muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer dieſen Dienſt thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth, mit Paul, Aſcanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daſelbſt ſehr luſtig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böſe Laune und ich gedachte jener Worte, die mir der Unglückliche, mit unendlicher Einfalt, geſagt hatte. Da ſtieg ich zu Pferde, und begab mich, mit zwey meiner Diener, auf mein Schloß; ich ertappte Paulen und die abſcheuliche Catharine faſt auf der That; denn als ich ankam, rief die franzöſiſche, kuppleriſche Mutter: Paul und Catharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beyde erſchrocken heran kamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten; ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beyde zu ermorden. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Purſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen, indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beyde wegzujagen; denn da ich kurz vorher verſchiedene andere Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wäre ich diesmal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen, deswegen ſagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: hätten meine Augen geſehen, du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtäch ich dir den Degen zehnmal durch den Leib, mache, daß du fortkommſt und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoſter unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stöſſen, Tritten und Fauſtſchlägen.

Sie dachten darauf ſich zu rächen und hielten einen Rath mit einem normänniſchen Advokaten, der gab an, ſie ſolle ſagen, ich habe mich mit ihr auf italieniſche Weiſe vergnügt, das heißt gegen die Natur und ſagte dabey: ſo bald der Italiener das vernimmt und die große Gefahr bedenkt; ſo giebt er euch ein paar hundert Scudi, damit ihr nur ſchweiget; denn die Strafe iſt groß, die in Frankreich auf dieſes Vergehen geſetzt iſt, und ſo wurden ſie einig, verklagten mich, und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich Ruhe ſuchte, deſto gröſſer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verſchiedene Weiſe zuwider war, überlegte ich, was ich thun ſollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker laſſen ſollte, oder ob ich auch noch dieſen Streit beſtehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlaſſen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft geweſen war, entſchloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böſes Glück ſo lange zu verſuchen, bis es mir den Hals bräche. Als ich nun völlig entſchloſſen war, ſorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen; die kleinern aber ſo gut als möglich mir ſelbſt und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieſes Geſchäft mit groſſem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewiſſen kleinen Studierzimmer geblieben; denn nachdem meine Geſellen mir zugeredet hatten: ich ſollte nun mit Gott davon gehen; ſo ſagte ich zu ihnen, ſie ſollten mich nur allein laſſen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir ſelbſt überlegen. Zwar hatte ich mich ſchon überzeugt, daß ſie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und auſſer dem Gefängniß bliebe und dem Sturm ein wenig Platz machte, ſo konnte ich mich beym Könige beſſer entſchuldigen, indem ich ihm dieſen boshaft eingeleiteten Handel ſchriftlich erklärte und ſo war ich, wie geſagt, auch entſchloſſen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bey der Schulter und da ich mich umkehrte, ſagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegeſt und fürchte dich nicht. Sogleich entſchloß ich mich anders und ſagte zu meinen italieniſchen Geſellen: nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem was ich euch ſage, und denkt an nichts anders, denn ich will erſcheinen. Wenn ich mich entfernte; ſo gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf, deswegen gehorcht und kommt mit. Da ſagten meine Purſche mit einer Stimme: da wir hier ſind und von dem ſeinigen leben, ſo müſſen wir mit ihm gehen und ſo lange der Athem in uns iſt, ihm beyſtehn, in allem was er gut findet; denn er hat es beſſer getroffen als wir. Fürwahr ſobald er wegwäre, würden uns ſeine Feinde ſämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten, die er hier angefangen hat, Werke von ſo großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und ſeine Feinde würden ſagen, er habe ſich fortgemacht, weil er mit ſolchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und ſo ſagten ſie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erſte aber, der ihnen Muth machte, war der römiſche Jüngling Maccherani, er rief noch einige Deutſche und Franzoſen, die mir wohl wollten, und wir waren zehen in allem. So machte ich mich auf den Weg, entſchloſſen, mich nicht lebendig einfangen zu laſſen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Catharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, ſah ich, daß ſie mit ihrem Advokaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblaſen, dicke und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal ſtand. Der Mann ſah mich drohend an und ſagte mit leiſer Stimme, zwar iſt ſein Nahme Benvenuto, doch diesmal wirſt du übel ankommen. Ich vernahms und ſagte noch einmal ſchnell: fertigt mich ab! ſagt was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er ſich zu Catharinen und ſagte: Catharine! nun erzähle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt haſt! Sie ſagte darauf: ich habe auf italieniſche Weiſe mit ihr gelebt. Hörſt du Benvenuto, ſagte darauf der Richter, was Catharine ſagt? Ich verſetzte darauf: wenn es geſchehen wäre, ſo wäre meine Abſicht geweſen Kinder zu zeugen, wie es andere auch thäten. Der Richter aber ſagte: keineswegs, denn ſie bekennt eben, daß es dir nicht um Kinder zu thun war. Darauf ſagte ich: das muß alſo eine franzöſiſche und keine italieniſche Manier ſeyn, da ihr ſie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, ſie ſolle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun ſagte die liederliche, ſchändliche Dirne alles klar, wie ſie ſichs vorgenommen hatte. Ich ließ ſie dreymal alle Puncte einen nach dem andern wiederholen, dann ſagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchriſtlichen Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Geſetz beyde Theile zum Feuer verdammt. Dieſe bekennt das Verbrechen und ich weiß nichts davon und dieſe ihre kuppleriſche Mutter verdient, wegen mehr als Einem Verbrechen, das Feuer, ich fordre Gerechtigkeit! Dieſe Worte wiederholte ich ſo oft und laut, und rief immer noch Feuer, für ſie und die Mutter, und ſagte zum Richter: wenn er ſie nicht, in meiner Gegenwart, gefänglich einzöge, ſo würde ich zum König laufen, und ihm die Ungerechtigkeit ſeines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun ſo lärmte, mäßigten ſie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun dieſe dicke Memme ſah, daß die Sache nicht ſo ablief wie er gedacht hatte; ſo fing er, mit ſanften Worten, an, die Schwäche des weiblichen Geſchlechts zu entſchuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber ſehr zufrieden, in Gottes Nahmen, weg, doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erſcheinen müſſen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieſer Noth entrennen war und kehrte, mit meinen jungen Leuten, fröhlich, nach dem Caſtell zurück.

Achtes Kapitel.

Offner Bruch zwiſchen Cellini und Bologna, dem Mahler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen, in Furcht geſetzt, giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Catharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt ſeiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt werden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtey, welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindſelige Geſchick, oder, um eigentlich zu reden, unſer widriger Stern, ſich einmal vornimmt uns zu verfolgen, ſo fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weiſen, uns zu quälen, oder zu beſchädigen. Kaum dachte ich von einem unüberſehlichen Unheil mich befreyt zu haben, kaum hoffte ich, wenigſtens einige Zeit, einer erwünſchten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein feindſeliger Stern mir zwey neue zubereitete; denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, in denen beyden mein Leben auf der Wagſchale lag.

Es begab ſich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu ſprechen, der mir einen Brief geſchrieben hatte, in welchem ſein Wille enthalten war: daß ich die Stempel aller Münzen ſeines Reiches arbeiten ſollte; dabey lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaſſen ſeine Gedanken verſtändlich zu machen; doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen, nach meiner Einſicht und nach der Schönheit der Kunſt gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, ſagte einer der Schatzmeiſter, die vom König den Befehl hatten, mir das nöthige zu geben, ſogleich zu mir: Benvenuto! Der Mahler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Coloß zu machen, und die ſämmtlichen ſchönen Aufträge, die der König für euch beſtimmt hatte, ſind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns ſehr übel geſchienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiener ſich ſehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet ſchon die Beſtellung der Werke, durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt ſie euch dieſer, allein durch die Gunſt der Madam d'Eſtampes, weg, und ob es gleich ſchon mehrere Monate ſind, daß er den Auftrag erhalten hat, ſo ſieht man doch nicht, daß er irgend Anſtalt zur Arbeit mache. Ich verwunderte mich und ſagte: wie iſt es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf verſetzte er mir: jener habe die Sache äußerſt geheim gehalten, der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emſigkeit der Madam d'Eſtampes ſey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf ſolche Weiſe beleidigt, mir ein ſolches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; ſo nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung mit den Waffen zu thun; ich ging ſogleich den Bologna aufzuſuchen und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer, er ließ mich hereinrufen und ſagte mir mit ſo gewiſſen lombardiſchen Manieren, was ich ihm gutes brächte? Darauf verſetzte ich: etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann ſeinen Dienern, ſie ſollten zu trinken bringen und ſagte: ehe wir von etwas ſprechen, wollen wir zuſammentrinken; denn es iſt die franzöſiſche Art ſo. Darauf verſetzte ich: das was wir zu reden haben, bedarf nicht, daß man erſt trinke, vielleicht läßt ſichs hintendrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu ſprechen und ſagte: jeder, der für einen rechtſchaffenen Mann gehalten ſeyn will, beträgt ſich auch auf die Weiſe rechtſchaffener Leute. Thut er das Gegentheil, ſo verdient er den Nahmen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war, wie der König mir den Coloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate ſprach, ohne daß weder ihr, noch ſonſt jemand hervorgetreten wäre, um auch ſein Wort dazu zu geben; deswegen unternahm ich es, dem König meine große Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und ſo viele Monate habe ich nichts anders gehört; nur dieſen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen ſeyn ſolle. Nun kann ich nicht zuſehen, daß ihr mir eine Arbeit, die ich, durch bewundernswürdige Bemühungen, mir verſchafft habe, mit euren eitlen Worten nur ſo entreißen ſollt.

Darauf antwortete Bologna: o Benvenuto! jeder ſucht auf alle mögliche Weiſe ſeine Sachen zu betreiben, und wenn der König ſo will, was habt ihr darein zu reden? Ihr werdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit iſt mir einmal aufgetragen, und ſie iſt mein.

Darauf verſetzte ich: wiſſet, Meiſter Franz, daß ich viel zu ſagen hätte, und euch, mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen, zum Bekänntniß bringen könnte, daß ſich unter vernünftigen Geſchöpfen die Art, wie ihr euch betragt und ſprecht, keinesweges geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punct des Schluſſes kommen! Oeffnet die Ohren und verſteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufſtehen; denn er ſah, daß ich feuerroth im Geſicht wurde und höchlich verändert war; ich ſagte aber, es ſey noch nicht Zeit aufzuſtehen, er ſolle ſitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und ſagte: Meiſter Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerſt mein war, und daß nach der Welt Weiſe niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber ſage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will, außer dem meinigen, noch ein anderes fertigen, dann wollen wir ſie beyde zu unſerm großen König tragen, und wer auf dieſem Wege den Ruhm davon trägt, am beſten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann, den Coloß zu übernehmen. Trifft es euch, ſo will ich das ganze Unrecht, das ihr mir angethan habt, vergeſſen und eure Hände ſegnen, die würdiger als die meinigen einer ſo großen Ehre ſind, und ſo wollen wir bleiben und Freunde ſeyn, da wir auf andere Weiſe Feinde werden müßten. Gott beſchützt immer die Vernünftagen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen ſeyd, und daß das der rechte Weg iſt, den ich angebe.

Da ſagte Meiſter Franz: das Werk iſt mein, und da es mir einmal aufgetragen iſt, ſo will ich das Meinige nicht erſt wieder in Frage ſtellen. Darauf antwortete ich: Meiſter Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig iſt, ſo will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig ausſieht, und ich ſage euch: ſobald ich auf irgend eine Weiſe vernehme, daß ihr von dieſem meinem Werke nur wieder ein Wort ſprecht, ſo ſchlage ich euch ſogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna ſind, und man hier auf eine ganz andere Weiſe lebt; ſo ſeyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König ſprecht, ſo ermorde ich euch auf alle Weiſe. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den erſten guten, den ich euch vorſchlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch ſage.

Der Mann wußte nicht, was er reden oder thun ſollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit ſollte verſtreichen laſſen. Darauf ſagte Bologna nichts weiter als: wenn ich wie ein rechtſchaffner Mann handle, ſo habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber verſetzte: ihr habt wohl geſprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majeſtät eine ganze Weile mich über das Geſchäffte der Münze ſtritt, worüber wir nicht ſehr einig waren; denn ſeine Räthe, die ſich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müſſe die Münze nach franzöſiſcher Manier, wie bisher, ſchlagen, darauf antwortete ich: Seine Majeſtät hätten mich aus Italien kommen laſſen, damit ich ihnen Werke machte, die gut ausſähen, beföhlen ſie mir aber das Gegentheil, ſo würde ich niemals den Muth haben, ſie zu machen. Und ſo wurde die Sache aufgeſchoben, bis man noch einmal davon geſprochen hätte, und ſogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgeſtiegen, ſo kam eine von den guten Perſonen, die Luſt haben das Böſe zu ſehen, und ſagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Catharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beſtändig bey ihr, und wenn er mit ihr ſpreche, ſage er, mit Verachtung: Benvenuto hat den Bock zum Gärtner geſetzt, er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer ſo groß thut und denkt, ich fürchte mich vor ihm, ſo habe ich dieſen Dolch und Degen angeſteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl ſchneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceris ſind beſſer als ſeine Cellinis.

Der Schelm, der mir dieſe Nachricht brachte, ſagte ſie mir mit ſo großer Lebhaftigkeit, daß ich ſogleich einen Fieberanfall verſpürte. Ich ſage Fieber, nicht etwa gleichnißweiſe, es fuhr eine ſolche beſtialiſche Paſſion in mich, daß ich daran hätte ſterben können. Nun ſuchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff ſogleich die Gelegenheit, dieſer Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weiſe wie meine Leidenſchafft es verlangte. Ich ſagte meinem Ferrareſiſchen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er ſolle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam, wo jener Unglückliche war, fand ich die Thüre angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und ſahe, daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kaſten ſaß, er hatte den Arm um den Hals der Catharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß ſie, mit ihrer Mutter, ſich über meine Angelegenheiten luſtig machte. Ich ſtieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und ſetzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelaſſen hätte zu denken, daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabey rief ich: ſchlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du biſt des Todes! Er rührte ſich nicht, und ſagte dreymal: o, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Abſicht hatte, ihn auf alle Weiſe zu ermorden, dieſe dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia geſagt, er ſolle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslaſſen; denn wenn ich ihn einmal traf, ſo hätte ich es mit den beyden Menſchern nicht beſſer gemacht. Ich hielt ihm beſtändig die Spitze an der Kehle und ſtach ihn manchmal ein wenig, und ſtieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun ſahe, daß er ſich auch nicht im mindeſten vertheidigte, ſo wußte ich nicht mehr, was ich machen ſollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, ſo fiel mir ein, ihn wenigſtens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rächen. Da ſagte ich entſchloſſen: nimm den Ring, den du am Finger haſt, ſchlechter Menſch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienſt. Darauf ſagte er ſogleich: wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, ſo will ich gern alles thun. Ich verſetzte: ſtecke Catharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von ſeiner Kehle, damit er die Handlung deſto bequemer verrichten konnte, und ſich nicht fürchten ſollte. So ſteckte er ihr den Ring an. Ich ſagte: das iſt mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract feſt und gültig werde! und rief zu Chioccia, er ſolle die Notarien holen, wendete mich ſogleich zu dem Mädchen und der Mutter und ſagte zu ihnen auf Franzöſiſch: es werden Notarien und andere Zeugen kommen! Die erſte, die zu der Sache nur ein Wort ſpricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! und zu ihm ſagte ich, auf Italieniſch: wenn du irgend etwas verſetzeſt, auf das was ich vortragen werde, bey dem geringſten Worte das du ſprichſt, leere ich dir ſogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: wenn ihr mich nur nicht umbringt, ſo will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widerſprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract; ſogleich war Ärger und Wuth, die mich bey jener Erzählung überfallen hatten, vorbey, und das Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Naſaro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich, ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bey einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einſähe, übel gehandelt zu haben; ſo würden die andern, deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr erhalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine ſo ſeltſame Weiſe an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war ſchon genug, daß ich ihn nöthigte, eine ſo vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich ſie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte ſie, gab ihr ein Frühſtück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich ſie mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und ſchwur, ſie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thüre klopfen, es war Catharine, die mit freundlichem Geſicht zu mir ſagte: Meiſter, ich bin gekommen, mit euch zu frühſtücken. Ich ſagte komm nur! Dann gab ich ihr das Frühſtück, modellirte ſie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging ſo viele Tage fort.

Indeſſen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich beſonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beym Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig, der König war wieder nach Paris gekommen und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich, nach Angabe des Modells, mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk ſelbſt, das man aus meiner Beſchreibung oben kennt, hatte ich auf eine Baſe von ſchwarzem Ebenholze geſetzt, dieſe war von gehöriger Stärke und von einem

Gurt umgeben, in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren, ſie ſtellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabey; dann waren noch vier andere Figuren von derſelben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorſtellten, ſo ſauber gearbeitet und emaillirt, als man ſich nur denken kann. Da ich dieſes Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht ſatt werden, das Werk anzuſehen. Dann ſagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hauſe tragen, er würde mir zu ſeiner Zeit befehlen, was ich damit machen ſolle. So trug ich es zurück, lud einige meiner beſten Freunde zuſammen, und wir ſpeißten in der größten Luſt, das Salzfaß ward in die Mitte des Tiſches geſetzt, und wir bedienten uns deſſen zuerſt. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen Gefäß, das mit den artigſten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ohngefähr um dieſe Zeit gab gedachter Bologna, der Mahler, dem Könige zu verſtehen: es ſey gut, wenn ſeine Majeſtät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daſelbſt durch Briefe dergeſtalt empfähle, daß er die ſchönſten vorzüglichen Alterthümer, den Laocoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerinn und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich ſind auch das die ſchönſten Stücke, die ſich in Rom befinden. Dabey ſagte er dem König, daß, wenn ſeine Majeſtät dieſe herrlichen Werke würde geſehen haben, er alsdann über die bildenden Künſte erſt würde urtheilen können; denn alles was er von uns Neuen geſehen, ſey ſehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet werden. Der

König war zufrieden, und begünſtigte ihn, wie er es wünſchte. So ging die Beſtie ins Teufels Nahmen fort, und da er ſich nicht traute in der Kunſt mit mir zu wetteifern, ſo nahm er den lombardiſchen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, ſo entſtand doch eine ganz andere Wirkung, als er ſich eingebildet hatte, wovon ich nachher an ſeinem Orte reden will.

Indeſſen hatte ich die Catharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontainebleau vollenden, die ſchon von Erz gegoſſen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen, in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deshalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ohngefähr funfzehn Jahren, von Körper ſehr ſchön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war ſcheu in ihrem Weſen, von wenig Worten, ſchnell im Gange und von düſtern Blicken, ich nannte ſie Scezzona, (die Gebändigte) ihr eigentlicher Nahme war Johanna. Nach dieſem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den ſiebzehnten Juni 1544, eine Tochter, und alſo in meinem vier und vierzigſten Jahre. Dieſer gab ich den Nahmen Conſtanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein beſter Freund, hielt ſie bey der Taufe; er war, nach franzöſiſcher Gewohnheit, der einzige Gevatter und die beyden Gevatterinnen waren Frau Maddalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentiniſchen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn

Ricardo del Bene, eines florentiniſchen Bürgers und groſſen Kaufmanns, ſie ſtammte aus einer vornehmen franzöſiſchen Familie. Dieſes war das erſte Kind, das ich jemals hatte, ſo viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich ſo viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich ſie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte ſie ziemlich weit gebracht, Jupiter war beynah geendigt, das Gefäß gleichfalls und die Thüre fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 gebohren war, habe ich etwas zu früh geſprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an ſeinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich geſagt habe, und begab ſich ſogleich in mein Haus, und da er ſo ſchöne Werke vor ſich fand, die vor ſeinen Augen ſehr gut beſtehen konnten, war er damit ſo zufrieden, als nur jemand verlangen kann, der ſich ſo viel Mühe giebt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er ſich von ſelber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte, was mir doch verſprochen war, und ſagte murmelnd zu ſeinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er ſelbſt denke die Sache wieder gut zu machen; denn er ſähe wohl, ich ſey ein Mann von wenig Worten, und ehe man ſichs verſehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe, und nach der Tafel ſagten ſeine Majeſtät zum Cardinal: er ſolle, im Nahmen ſeiner Majeſtät, dem Schatzmeiſter der Erſparniſſe ſagen, daß er mir, ſobald als möglich, ſiebentauſend Goldgülden, in drey, oder vier Zahlungen, einhändige, ſo wie es ihm bequem ſey, doch ſolle er es nicht fehlen laſſen. Ferner ſagte der König, ich habe euch die Aufſicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergeſſen. Der Cardinal verſetzte: er wolle gerne alles thun, was ſeine Majeſtät befehle. Aber er ließ doch nachher, ſeiner böſen Natur nach, den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indeſſen nahm der Krieg zu und es kam die Zeit, in welcher der Kaiſer mit ſeinem groſſen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal ſah wohl, daß in Frankreich groſſer Geldmangel war, und als er einmal, mit Vorbedacht, auf mich zu reden kam, ſagte er zu ſeiner Majeſtät: Ich glaube beſſer zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen lieſſe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns ſo eine groſſe Summe Geldes den Verluſt des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte ſich reich ſcheinen, und ſich Güter in Italien kaufen, und ſo hätte gelegentlich ſein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg geſehen, von hier zu ſcheiden. Wenn Ew. Majeſtät ihn bey ſich feſt behalten wollen, ſo geben Sie ihm lieber ein Beſitzthum in ihrem Reiche.

Der König ließ dieſe Gründe für gut gelten, weil er dieſen Augenblick ſelbſt Mangel an Baarſchaft fühlte, demohngeachtet ſah er in ſeinem edelſten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieſer Sache, mehr aus eigenem Antrieb, als aus Nothwendigkeit ſo gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines ſo groſſen Reiches vorausſehen können? Und ſo blieb der König, ins Geheim, ganz anderer Geſinnung. Denn als er nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wäre ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo ſich verſchiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bey denen von Erz an, die er von ſolchem Werthe noch nicht geſehen hatte, dann zeigte ich ihm den ſilbernen Jupiter, beynahe fertig, mit den ſchönſten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein ſehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiſer, der, nach der Einnahme von Tunis, durch Paris ging, ein Geſchenk machen, das eines ſo groſſen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Herkules von Silber treiben, von derſelben Größe, wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König verſicherte, daß dieſer Herkules das häßlichſte Werk geweſen ſey, das er jemals geſehen, und dieſe ſeine Ueberzeugung habe er auch den Leuten geſagt, die ſich für die gröſten Meiſter der Welt in dieſer Profeſſion ausgaben. Sie mußten geſtehen, daß dieß alles ſey, was ſie in Silber machen könnten, und wollten demohngeachtet zweytauſend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit ſah, und ſie ſo ſauber ausgeführt fand, als er kaum geglaubt hatte, entſchied er mit Bedacht, und wollte, daß meine Arbeit am Jupiter auf zweytauſend Scudi ſollte geſchätzt werden, und ſagte: jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich dieſem ſchon jährlich tauſend Scudi gebe, ſo kann er für dieſen Preiß wohl zufrieden ſeyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu ſehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich, auf der Wieſe meines Schloſſes, den groſſen Rieſen auf, und gab dem König zu verſtehen, daß das alles ſey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bey keiner andern Sache, und wendete ſich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und ſagte: nachdem der Cardinal nicht für ihn geſorgt hat, und er ſelbſt faul im Fordern iſt, ſo will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken ſoll; denn für die Menſchen, welche wenig verlangen, ſprechen ihre Werke deſto mehr. Deßwegen gebt ihm die erſte Abtey, die aufgeht, bis zu zweytauſend Scudi Einkünfte, und wenn es nicht auf einmal ſeyn kann, ſo gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen. Denn das kann ihm einerley ſeyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte ſogleich, als wenn ich die Wohlthat ſchon empfangen hätte, und ſagte: Wenn ſeine Majeſtät mich alſo verſorgten, wolle ich, ohne weitern Gehalt, Penſion, oder Gabe für ſeine Majeſtät ſo lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte, immer mit dem Gedanken beſchäftigt, einem ſo groſſen König gedient zu haben. Auf dieſe Worte wendete ſich der König freudig mit groſſer Lebhaftigkeit zu mir und ſagte: dabey ſoll es bleiben, und wie er zufrieden wegging, ſo ließ er mich auch zurück.

Neuntes Kapitel.

Madam d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König, für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begiebt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Bologna, der Mahler, der eben Abgüſſe antiker Statuen, in Erz, von Rom gebracht, verſucht, den Beyfall, den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Partheylichkeit der Madam d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abentheuer des Askanio.

Madam d'Eſtampes erfuhr alles, was geſchehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem ſie bey ſich ſelbſt ſagte: ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Menſch dieſer Art achtet mich nicht. Nun ſetzte ſie ſich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein groſſer Diſtillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderſame Waſſer übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man ſich niemals vorher in Frankreich bedient hatte; ſie ſtellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Waſſer überreichte und dieſem Herrn damit viel Vergnügen machte; in einem ſo günſtigen Augenblick trieb ſie den Mann an, vom König das Ballſpiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebſt einigen kleinen Zimmern, von denen ſie ſagte, daß ich mich derſelben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einſah, woher die Sache kam, antwortete nicht, Madam d'Eſtampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weiſe durchzuſetzen, wie es den Weibern bey den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn ſie benutzte eine verliebte Stimmung des

Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madam erhielt, was ſie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeiſter Glorier, der ſehr gut Italieniſch ſprach, einem groſſen franzöſiſchen Edelmann. Dieſer fing erſt an mit mir zu ſcherzen, dann kam er auf die Sache und ſagte: Im Nahmen des Königs ſetze ich dieſen Mann in Beſitz des Ballſpiels und der kleinen Häuſer, die dazu gehören. Darauf verſetzte ich: der heilige König iſt Herr von allem, und alles kommt von ihm, deswegen könnt ihr frey hineintreten; da man aber auf dieſe gerichtliche Weiſe durch Notarien den Mann einſetzt, ſo ſieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich verſichre euch, daß ich anſtatt mich beym Könige zu beklagen, mich ſelbſt vertheidigen werde, wie Seine Majeſtät mir noch vor kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereinſetzt, zum Fenſter hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand ſehe.

Da ging der Schatzmeiſter murmelnd und drohend hinweg, ich blieb und that desgleichen, denn ich wollte vorerſt nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die dieſen Mann in Beſitz geſetzt hatten; ſie waren meine guten Freunde, und ſagten: es ſey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geſchehen ſey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerſtanden hätte, ſo wäre der Mann gar nicht in Beſitz gekommen; es ſeyen dieſes Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobey das Anſehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Beſitz werfen könne, wie er hingekommen ſey, ſo wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieſer Wink hinreichend und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig ſauer wurde, ſo hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln ſchoß, ſo ſetzte ich ſie doch in ſolches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte, ihm beyzuſtehen. Da ich nun eines Tags ſeine Parthei ſchwach fand, drang ich ins Haus mit Gewalt, verjagte ihn und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und ſagte, ich hätte alles nach dem Befehl ſeiner Majeſtät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt, die mich an ſeinen Dienſten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter beläſtigen ſollte.

Indeſſen endigte ich, mit großer Sorgfalt, den ſchönen Jupiter von Silber, mit ſeiner verguldeten Vaſe, die ich auf einen hölzernen Unterſatz geſtellt hatte, der wenig zu ſehen war, und in denſelben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt, die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war ſo gut eingerichtet, daß ein kleines Kind ſehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich ſie nun auf meine Weiſe zurechte gemacht hatte, brachte ich ſie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und ſie mit groſſer Sorgfalt in Erz gießen laſſen; ich wußte nichts davon, theils, weil er die Sache ſehr heimlich hielt, theils, weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt iſt, daher ich nichts erfuhr. Als ich beym König anfragen ließ, wo er den Jupiter zu ſehen verlange? war Madam d'Eſtampes gegenwärtig und ſagte: es ſey kein geſchickterer Ort, um ihn aufzuſtellen, als in ſeiner ſchönen Gallerie. Das war, wie wir in Toskana ſagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen ſind. Es war aber dieſes Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Mahlereyen, von der Hand des trefflichen Roſſo, eines unſerer Florentiner; unter den Gemählden war viele Arbeit von Bildhauerkunſt angebracht, einige rund, einige halb erhaben; er konnte ungefähr zwölf Schritte breit ſeyn. In dieſer Gallerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die ſehr gut vollendet waren, in beſter Ordnung aufgeſtellt, jede auf ihrem Piedeſtal, und es waren, wie ich ſchon oben ſagte, die beſten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich dieſe große Vorbereitung ſah und erkannte, daß ſie mit Fleiß gemacht ſey, dachte ich bey mir ſelbſt, das iſt, als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich ſtellte die Statue an ihren Ort, ſoviel ich vermochte, aufs beſte zurecht und erwartete die Ankunft des groſſen Königs. Jupiter hatte in ſeiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn ſchleudern wollte; in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwiſchen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geſchicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madam d'Eſtampes den König, bis zur einbrechenden Nacht, aufgehalten, um mir eins von den beyden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käme; oder daß mein Werk in der Nacht ſich weniger ausnehmen ſollte. Wie aber Gott denjenigen beyſteht, welche an ihn glauben, ſo geſchah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde, zündete ich die Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil ſie etwas über den Kopf erhaben ſtand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein ſchöneres Anſehen, als ſie bey Tage nicht würde gehabt haben. Nun kam der König mit ſeiner Madam d'Eſtampes, mit dem Dauphin, ſeinem Sohn, der gegenwärtig König iſt, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madam Margaretha, ſeine Tochter dabey, nebſt vielen groſſen Herren, die von Madam d'Eſtampes unterrichtet waren, gegen mich zu ſprechen.

Als ich den König hereintreten ſah, ließ ich durch meinen Geſellen Askanio ganz ſachte den ſchönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich ſelbſt in die Art, wie ſie bey der Bewegung ſchwankte, einige Kunſt gelegt hatte, ſo ſchien ſie lebendig zu ſeyn. Die Geſellſchaft ließ jene antike Statuen hinter ſich und betrachtete zuerſt mein Werk mit vielem Vergnügen, ſogleich ſagte der König: das iſt eine ſchönere Arbeit, als jemals ein Menſch geſehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dinge vergnüge und ſie verſtehe, hätte mir ſie nicht den hundertſten Theil ſo gut vorgeſtellt. Die Herren, die gegen mich ſprechen ſollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben, Madam d'Eſtampes ſagte aber auf eine kühne Weiſe: es ſcheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! ſehet ihr nicht, wie viel ſchöner alle Figuren von Erz hier ſtehen? in welchen die wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereien. Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: wer dieſen Mann herunter ſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt, denn eben bey dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt, und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind, ſondern ſie noch übertreffen. Madam d'Eſtampes ſagte: wenn man von dieſem Werke ſprechen wollte, ſo müßte man es bey Tage ſehen, weil es alsdann nicht tauſend Theil ſo ſchön als bey Nacht erſcheinen würde, auch müſſe man betrachten, daß ich der Figur einen Schleyer umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein ſehr feiner Schleyer, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majeſtätiſcher ausſehen ſollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die ſchönen Zeugungsglieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte ſie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan, der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenſchaft hingeriſſen anfangen wollte zu reden. Da ſagte der weiſe König in ſeiner Sprache dieſe verſtändigen Worte: Benvenuto, ich ſchneide dir das Wort im Munde ab, und du ſollſt tauſendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannſt. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenſchaftlichſten Bewegungen und ſie brummte immer auf eine verdrießliche Weiſe. Da ging der König, geſchwinder als er ſonſt gethan hatte, weg, und ſagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommenſten Mann gezogen habe, der jemals zu ſolchen Künſten gebohren worden ſey.

Ich ließ den Jupiter daſelbſt, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tauſend Goldgülden. Zum Theil war es meine Beſoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris, ſogleich ergötzte ich mich in meinem Hauſe und ließ nach Tiſche meine Kleider herbeybringen, die von dem feinſten Pelzwerk waren, ſo wie von dem feinſten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geſchenk, indem ich jedem nach ſeinem Verdienſte gab, ſogar den Mägden und den Stallburſchen, und ſprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Entzweck, mit groſſem Nachdenken und aller Sorgfalt, die Statue des Mars zu endigen, deren Modell, von Holz, ich mit Eiſen wohl befeſtigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruſte von Gyps, ohngefähr ein Achttheil einer Elle ſtark und fleißig gearbeitet, dann hatte ich veranſtaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und ſie zuletzt mit Schwalbenſchwänzen zu verbinden, wie es die Kunſt fodert, und wie ich ſehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an dieſem Orte ein Abentheuer erzählen, das bey Gelegenheit dieſes groſſen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth iſt. Ich hatte allen, die in meinen Dienſten waren, verboten, daß ſie mir keine Mädchen ins Kaſtell bringen ſollten, und ich war zugleich ſehr wachſam, daß es nicht geſchähe. Nun war Aſcanio in ein auſſerordentlich ſchönes Mädchen verliebt und ſie in ihn, ſie floh deshalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Askanio aufzuſuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er ſie verbergen ſollte. Zuletzt, als ein erfinderiſcher Kopf, verſteckte er ſie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildniſſes eine Schlafſtelle zu, wo ſie ſich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz ſtille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beynahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, ſo daß ihn wegen der Höhe, worauf er ſtand, ein groſſer Theil von Paris ſehen konnte. Nun ſtiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf die Art ſahen ihn viele Menſchen. Da man ſich nun in Paris mit der Meinung trug, daß, von Alters her, in meinem Schloß ein Geiſt umgehe, den ſie Bovo hieſſen, ob ich gleich niemals das geringſte davon geſpürt habe; ſo erhielt das Mährchen durch dieſen Zufall neue Kraft, denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte ſich doch manchmal regen, und weil die Augen ſehr groß waren, ſo konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken, daher ſagte das dumme Volk, der Geiſt ſey ſchon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn ſie reden wolle. Selbſt einige klügere Zuſchauer hatten die Sache genau betrachtet, konnten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und verſicherten, es müßte ein Geiſt darhinter ſtecken, ſie wußten aber nicht, daß wirklich ein guter Geiſt darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Kapitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfaſſer ſoll zur Befeſtigung der Stadt mitwirken. — Madam d'Eſtampes, durch fortgeſetzte Kunſtgriffe, ſucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majeſtät macht ihm Vorwürfe, gegen die er ſich vertheidigt. — Madam d'Eſtampes wirkt, nach ihren [illegible] Geſinnungen, weiter fort. — Cellini ſpricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verſchafft.

Indeſſen befleißigte ich mich, mein ſchönes Thor aus allen den ſchon beſchriebenen Theilen zuſammenzuſtellen, und überlaſſe den Chronikenſchreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiſer mit ſeinem großen Heere angezogen kam und der König ſich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris aufs geſchwindeſte befeſtigen könnte? Er kam eilends deshalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm, mit welcher guten Einſicht ich von einer ſo ſchnellen Befeſtigung ſprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich geſagt hatte, auf das ſchnellſte zu vollbringen. Er gebot ſeinem Admiral, jedermann zu befehlen, daß man mir, bey ſeiner Ungnade, in allem gehorchen ſollte; der Admiral, der durch die Gunſt der Madam d'Eſtampes und nicht durch ſein Verdienſt zu dieſer Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hannibal, die Franzoſen ſprechen aber den Nahmen anders aus, ſo daß er in ihrer Sprache faſt klingt, als wollte man Eſel und Ochs ſagen, wie ſie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Dieſe Beſtie erzählte Madam d'Eſtampes alles, da befahl ſie ihm, er ſolle eilig den Hieronimus Belarmato rufen laſſen, dieſer war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagereiſe von Paris. Er kam ſogleich und fing auf dem långſten Wege an die Stadt zu befeſtigen, daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiſer damals, mit ſeinem Heere, angerückt wåre, ſo håtte er Paris mit groſſer Leichtigkeit erobert. Auch ſagte man, daß in dem Vertrag, der damals geſchloſſen wurde, Madam d'Eſtampes, die ſich mehr als jemand darein miſchte, den König verrathen und blos geſtellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr ſagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort, an der ehernen Thüre, an dem groſſen Gefåße und ein paar andern von mitlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die gröſte Gefahr vorbey war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünſchte Weib bey ſich, die gleichſam zum Verderben der Welt gebohren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß ſie ſich als meine Todfeindinn bewieß. Als ſie einſt mit dem König über meine Angelegenheiten zu ſprechen kam, ſagte ſie ſo viel Uebels von mir, daß der gute Mann, um ihr gefållig zu ſeyn, zu ſchwören anfing: er wolle ſich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt håtte. Dieſe Worte ſagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Villa hieß, und mir verſicherte: er habe ſie ſelbſt aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich ſo ſehr, daß ich alle meine Eiſen und Arbeiten durcheinander warf und Anſtalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich ſuchte ſogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majeſtät ſich mit wenig Perſonen befanden, als er mich hereinkommen ſah und ich die gehörige Verbeugung, die man einem König ſchuldig iſt, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Geſichte mir ſogleich zu, da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langſam, weil er gewiſſe Arbeiten von meiner Profeſſion beſah. Als man nun eine Zeitlang darüber geſprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hauſe etwas ſchönes zu zeigen hätte und wenn ich wünſchte, daß er käme? Darauf verſetzte ich: wann es ihm auch gefällig ſey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf ſagte er: ich ſolle nach Hauſe gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von Madam d'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe? und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein paar mal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal nach ſeiner Gewohnheit von Madam d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie, mit ihrer giftigen Zunge, ſo viel Uebels von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbey laſſen und fing an: es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto! daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweißt durch Gelegenheiten, die wir euch geben, daher ſolltet ihr ein wenig gehorſamer ſeyn, nicht ſo ſtolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen ſolltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich ſehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünſche, hintanſetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber ſo fortzufahren, ſo will ich euch zeigen, wie mein Gebrauch iſt, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln ſoll. Indeſſen ſag ich euch, befolget was man euch geſagt hat, denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, ſo werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er alſo ſprach, waren die Herren aufmerkſam, und da ſie ſahen, daß er den Kopf ſchüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten ſie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindeſten zu fürchten, und als er, nach ſeinem Verſprechen, den Beweiß hergeſagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und ſagte: heilige Majeſtät, ich bejahe, daß alles wahr iſt, was ihr ſagt, [illegible] nur darf ich verſichern, daß mein Herz beſtändig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeiſtern, angeſpannt geweſen iſt, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majeſtät ſcheinen, daß ich gegen dieſe meine Abſicht etwas gefehlt hätte, ſo iſt das nicht Benvenuto geweſen, ſondern ein ungünſtiges Geſchick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswertheſten Prinzen zu dienen, den je die Erde geſehn hat; indeſſen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majeſtät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir ſelbſt habe, konnte ich nicht mehr als dieſe machen. Von dem wenigen Metalle, das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieſes Gefäß, um Ew. Majeſtät die ſchöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erſte von dieſer Art, das Sie je geſehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, ſo ſcheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majeſtät von ſelbſt verlangten, bey Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß geſehen hatten, darauf zeigte ich auf Ihren Befehl das Modell vor, das ich ſchon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir ſogleich tauſend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungeſäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und beſonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich ſie fertig überbrachte, Was das Thor betrifft, ſcheint mir, daß Ew. Majeſtät deshalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretaire, Befehl ertheilten, welcher denen Herrn von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bey mir zu betreiben, und mir in allem beyzuſtehn. Ohne dieſe Beyhülfe wäre ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die franzöſiſchen Erden, die ich nicht kannte, unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich dieſe großen Köpfe nicht gegoſſen haben, wenn ich nicht hätte verſuchen wollen, wie mir auch eine ſolche Arbeit gelänge? Die Piedeſtale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war, daß ſie nöthig ſeyen, um den Figuren ein Anſehen zu geben, und ſo habe ich in allem, was ich that, geglaubt, das beſte zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majeſtät zu entfernen. Es iſt wahr, daß ich den großen Coloß, bis zur Stufe auf der er ſich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein ſo kleiner Künſtler in Dienſten eines ſo groſſen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber ſeh' ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines ſolchen Dienſtes werth zu achten, und bitte Ew. Majeſtät, ſtatt der ehrenvollen Belohnung, die Sie meinen Arbeiten beſtimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde ſogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreiſen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienſte zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hub mich mit großer Anmuth auf und ſagte: ich ſollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er ſich zu den Herren und ſagte: gewiß, wenn das Paradies Thore haben ſollte, ſo würden ſie nicht ſchöner ſeyn als dieſes. Da ich ſah, daß er dieſe Worte, die ganz zu meinen Gunſten waren, mit Lebhaftigkeit ausſprach, dankte ich ihm aufs neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bey mir der Verdruß noch nicht vorbey war, ſo wiederholte ich die Bitte um meine Entlaſſung. Da der König ſahe, daß ich ſeine außerordentlichen Liebkoſungen nicht zu ſchätzen wußte, befahl er mir mit ſtarker Stimme: ich ſollte kein Wort weiter reden, ſonſt würde es mich gereuen! dann ſetzte er hinzu, er wolle mich in Gold erſticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, ſo ſey er mit allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe machte. Ich ſolle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich ſolle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fodere. Ich ſagte: daß ich Gott und ſeiner Majeſtät für alles dankbar ſey, bat ihn darauf, er möchte kommen, die große Figur zu ſehen, und wie weit ich damit gelangt ſey. Ich führte ihn dahin, und, als ich ſie aufdecken ließ, war er darüber aufs äußerſte verwundert, und befahl einem ſeiner Secretaire, er ſollte mir ſogleich alles Geld wiedergeben, was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte ſeyn, welche ſie wollte, genug, wenn ich ſie mit meiner Hand quittirte

Dann ging er weg und ſagte: *Adieu mon ami!* Ein Ausdruck, deſſen ſich ſonſt ein König nicht bedient.

Als er nach ſeinem Pallaſte zurückkam, erzählte er die ſo wunderſam demüthigen und äußerſt ſtolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm ſehr aufgefallen waren, in Gegenwart der Madam d'Eſtampes, und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieſer hatte ſonſt für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich diesmal zeigte er es trefflich auf franzöſiſche Weiſe; denn als der König ſich weitläufig über den Cardinal von Ferrara beſchwerte, dem er mich in Aufſicht gegeben, der ſich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, ſo daß ich beynahe durch ſeine Schuld aus dem Königreiche gegangen wäre, fügte Seine Majeſtät hinzu: Er wolle mir nun wirklich einen andern Aufſeher geben, der mich beſſer kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen, mich zu verlieren. Darauf bot ſich Herr von Sanct Paul gleich an und ſagte zum König: er ſolle mich in ſeine Gewahrſam geben, er wolle es ſchon ſo einrichten, daß ich nicht Urſache haben ſolle, mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf verſetzte der König: er ſey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul ſagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich feſt zu halten? Madam, die gegenwärtig war, zeigte ſich äußerſt verdrießlich und Sanct Paul machte Umſtände, dem König ſeine Gedanken zu ſagen; aber Seine Majeſtät fragte aufs neue und jener, Madam d'Eſtampes zu gefallen, verſetzte: ich würde ihn aufhängen laſſen, und auf dieſe Weiſe könntet ihr ihn nicht aus dem

Königreiche verlieren. Darauf erhub Madam d'Eſtampes ein großes Gelächter und ſagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Geſellſchaft mit, und ſagte, er ſey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen laſſe, wenn er ihm nur erſt einen andern meines Gleichen ſchaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, ſo gebe er ihm doch unter dieſer Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf dieſe Weiſe ging der Tag vorbey, und ich blieb friſch und geſund, dafür Gott gelobt und geprieſen ſey.

In dieſer Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiſer geſtillt, aber nicht den mit den Engländern, ſo daß uns dieſe Teufel gewaltig zu ſchaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er ſolle einige Galeeren in die engliſchen Meere führen, das eine große und ſchwere Sache war. Dieſer Herr war als Soldat einzig in ſeiner Zeit und auch eben ſo einzig unglücklich. Nun waren verſchiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, ſo daß ich alle meine Geſellen fortſchickte, außer den zwey Italiänern, die ich an den beyden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn ſie verſtunden ſich nicht auf die Arbeit in Erz. Als ſie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt, die der Königin von Navarra gehörte, ſie hieß Argentan, und liegt viele Tagreiſen von Paris. Als ich daſelbſt ankam, fand ich den König krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm ſagte, daß ich angekommen ſey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte, mit vieler Verſchwerlichkeit, aushalten und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher geweſen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König ſehen, und zeigte ihm die beyden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn ſo wohl aufgelegt ſah, bat ich ihn, er möchte ſo gnädig ſeyn, und mir einen Spatzierritt nach Italien erlauben, ich wollte ſieben Monate Beſoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklaſſen, die mir Seine Majeſtät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen laſſen. Ich bäte um dieſe Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen ſey, auch habe Seine Majeſtät Bologna dem Mahler ein gleiches erlaubt, und ich bäte nur mir dieſelbe Gnade zu erzeigen. Indeſſen ich dieſe Worte ſprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerkſamkeit die beyden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem ſeiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, ſo gut ich wußte und konnte. Auf einmal ſah ich ihn erzürnt, er ſtand auf und ſagte mir auf Italiäniſch: Benvenuto! ihr ſeyd ein großer Thor! bringt dieſe Gefäße nach Paris, denn ich will ſie verguldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir ſo viel gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreyet, und mich ſo viele andere Wohlthaten genießen laſſen; ſo möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal verſicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu ſeyn, ich ſollte ihm nur die Sorge überlaſſen, und könne nur ganz frey hingehen, er wolle ſchon die Sache mit dem König ausmachen.

Darauf verſeßte ich, da Seine Majeſtät ihm die Aufſicht über mich anvertraut habe; ſo würde ich verreiſen, ſobald er mir Urlaub gäbe, jedoch auf den geringſten Wink ſeiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal ſagte darauf, ich ſolle nur nach Paris gehen, und daſelbſt acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majeſtät es ja nicht zufrieden, ſo wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts ſchriebe, ſo könnte ich nur frey meines Weges gehen.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Aſcanio wird ihm nachgeſchickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarſchaft von Lion. — Der Verfaſſer wird, in Italien, von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwey Geſellen entdeckt. — In Plazenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bey dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet.

Auf dieſe Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kaſten zu meinen ſilbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbey waren, machte ich Anſtalt und lud die beyden Gefäße auf ein Maulthier, das mir, bis Lion, der Biſchoff von Pavia borgte, dem ich aufs neue die Wohnung in meinem Caſtell gegeben hatte, und ſo machte ich mich auf, mit Herrn Hippolitus Gonzaga, der in dem Dienſte des Königs ſtund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Geſellſchaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Geſellen die Sorge für mein Caſtell, und alle meine Sachen, worunter ſich einige Gefäße befanden, welche ſie endigen ſollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich ſehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth ſeyn. Da ſagte ich zu Aſcanio, er ſolle ſich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe, bis jetzt ſey er ein Knabe ohne Kopf geweſen, es ſey nun Zeit, ſich als ein Mann zu zeigen, ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Beſtien, die Franzoſen, ſich nur irgend etwas gegen mich vermeſſen ſollten, ſo hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte ſeyn, wo ich wollte, ſo würde ich mit Poſt auf der Stelle zurückkommen, ſowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Aſcanio ſagte darauf unter verſtellten, ſchelmiſchen Thränen: Ich kannte nie einen beſſern Vater, als euch, und alles, was ein guter Sohn thun ſoll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiſte mit einem Diener und einem kleinen franzöſiſchen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeiſter auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieſes nichtswürdige Volk ſagte ſogleich zu Herrn Guido und dem Biſchoff von Pavia, ſie ſollten ſchnell nach den Gefäſſen des Königs ſchicken, wo nicht, ſo würden ſie es ſelbſt thun und mir nicht wenig Verdruß machen. Der Biſchoff und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und ſchickten mir den Verräther Aſcanio mit der Poſt nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich ſchlief nicht, ſondern lag in traurigen Gedanken. Wem laſſe ich, ſagte ich zu mir ſelbſt, meine Sachen und mein Caſtell? o! welch ein Geſchick iſt das, das mich zu dieſer Reiſe zwingt! Wahrſcheinlich iſt der Cardinal mit Madam d'Eſtampes einverſtanden, die nichts mehr wünſcht, als daß ich die Gnade des guten Königs verlere. Indeſſen ich ſo mit mir ſelbſt uneins war, hörte ich die Stimme des Aſcanio, ſtand ſogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! ſagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückſchicken, denn die ſchelmiſchen Schatzmeiſter ſchreyen und laufen, ſo daß der Biſchoff und Herr Guido euch ſagen laſſen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weiſe zurückſchicken. Übrigens habt keine Sorge und genießt glücklich dieſe Reiſe. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit andern Silber, und was ich ſonſt bey mir hatte, in die Abtey des Cardinals zu Lion bringen wollte. Denn ob ſie mir gleich nachſagten, es ſey meine Abſicht geweſen, ſie nach Italien zu ſchaffen, ſo weiß doch jeder, daß man weder Gold noch Geld und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey ſolche Gefäße, die mit ihren Kiſten ein Maulthier einnahmen, wohl durchbringen wollen? Wahr iſt's, ſie waren ſchön, und von großem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich ſehr krank zurückgelaſſen hatte, und ich dachte bey einem ſolchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wäre.

Genug ich ſchickte das Maulthier, mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und ſetzte den andern Morgen, mit gedachter Geſellſchaft, meinen Weg fort, und zwar unter beſtändigem Seufzen und Weinen. Doch ſtärkte ich mich einigemal mit Gebet und ſagte: Gott! dir iſt die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reiſe allein zur Abſicht hat, ſechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almoſen zu bringen, ſo auch ihrer Mutter, meiner leiblieben Schweſter; zwar haben ſie noch ihren Vater, er iſt aber ſo alt, und verdient nichts in ſeiner Kunſt, und ſo könnten ſie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, ſo hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majeſtät. Auf dieſe Weiſe ſtärkte und tröſtete ich mich, indem ich vorwärts gieng.

Als wir uns etwa eine Tagreiſe von Lion befanden, es war ohngefähr zwey Stunden vor Sonnen Untergang, that es, bey ganz klarem Himmel, einige trockne Donnerſchläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbruſt weit vor meinen Geſellen hergeritten. Nach dem Donnern entſtand am Himmel ein ſo groſſer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngſte Gericht ſey nahe; als ich ein wenig ſtille hielt, fielen Schloſſen, ohne einen Tropfen Waſſer, ohngefähr in der Gröſſe der Bohnen, die mir ſehr wehe thaten, als ſie auf mich fielen. Nach und nach wurden ſie gröſſer, wie Armbruſtkugeln, und da mein Pferd ſehr ſcheu ward, ſo wendete ich es um, und ritt mit groſſer Haſt, bis ich wieder zu meiner Geſellſchaft kam, die, um ſich zu ſchützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schloſſen wurden immer gröſſer, und endlich wie dicke Zitronen. Ich ſang ein Miſerere, und indeſſen ich mich andächtig zu Gott wendete, ſchlug der Hagel einen ſehr ſtarken Aſt der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, ſo daß es beynah zur Erde gefallen wäre, mich ſtreifte ein ſolches Stück und hätte mich todtgeſchlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, da wie ich auf den Knien lag, vor ſich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Aſt weder mich noch andere mehr beſchützen könne, und daß nebſt dem Miſerere man auch thätig ſeyn müſſe. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und ſagte zu Leonarden, der immer nur Jeſus! Jeſus! ſchrie: Gott werde ihm helfen, wenn er ſich ſelbſt hälfe und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeitlang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerſtoßen waren, ſetzten uns ſo gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unſern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir, eine Meile vorwärts, ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, ſo daß es unmöglich ſcheint, es zu beſchreiben. Denn alle Bäume waren zerſchmettert, alle Thiere erſchlagen, ſo viel es nur angetroffen hatte. [illegible] Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genu[illegible]es Hagels, den man nicht mit zwey Händen umſpa[illegible]e. Da ſahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gek[illegible]aren, und daß unſer Gebet und unſer Miſerere n[illegible] geweſen war, als alles was wir zu unſerer Rettun[illegible] thun können; ſo dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daſelbſt acht Tage ausgeruht und ſehr vergnügt hatten, reiſten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge; daſelbſt kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagereiſe in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Poſtpferden fuhr, und da er bey uns ſtille hielt, ſagte er: ich hätte unrecht gehabt, wegzugehen, ich ſolle nun nicht weiter reiſen, denn wenn ich ſchnell zurückkehrte, würden meine Sachen beſſer ſtehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, ſo gäbe ich meinen Feinden freyes Feld, und alle Gelegenheit, mir Uebels zu thun; käme ich aber ſogleich wieder, ſo würde ich ihnen den Weg verrennen, den ſie zu meinem Schaden einſchlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen ſetzte, ſeyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts ſagen, ob er gleich ſehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beyden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch beſtand er darauf, daß ich auf alle Weiſe wieder zurückkehren ſollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte demohngeachtet mit meiner Geſellſchaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bey mir aber eine ſolche Beklemmung des Herzens, und wünſchte entweder ſchnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich dieſe Unſchlüſſigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Poſt nehmen, um nur deſto geſchwinder in Florenz zu ſeyn. Auf der erſten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir feſt vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Geſellſchaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der ſeinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piazenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich ſcharf anſah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, daß ich im Caſtell Sanct Angelo zu Rom ausgeſtanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn ſah; da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, ſo entſchloß ich mich, ihn zu beſuchen, und kam eben als man das Eſſen weggenommen hatte, und die Perſonen aus dem Hauſe Landi bey ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu ſeiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigſten Liebkoſungen, die ſich nur denken laſſen, und kam von ſelbſt auf den Umſtand, indem er zu denen ſagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen geſeſſen. Darauf wendete er ſich zu mir und ſagte: mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet iſt, thut mir ſehr leid, ich wußte, daß ihr unſchuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verſtehen gaben, als wenn ihr übel von ihm geſprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch ſagte, und mir thut euer Unglück äußerſt leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben dieſe Erklärung ſehr oft, und es ſah faſt aus, als wenn er mich um Verzeihung bäte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchriſtlichſten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerkſam zu, und war überhaupt ſo gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich vor dem König angefangen hätte, könnte unvollendet laſſen, wären ſie aber fertig, ſo würde ich jeden großen Herrn verlaſſen, nur um ſeiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bey dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann hat mich gleichſam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, ſo wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſey, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie einige thun, die ich kenne, und die mich ſo ſchändlich verlezt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöſt hat. Auch bey allem, was mir täglich übels begegnet, beklage ich mich gegen Ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beſchützer, und empfehle mich Ihm. Ich helfe mir ſelbſt, ſo viel ich kann, wenn man mich aber zu ſehr unterdrücken will, und meine ſchwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt ſich ſogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verlezen, und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshauſe zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir ſchöne und ehrenvolle Geſchenke an Eſſen und Trinken geſandt hatte, ich genoß die Speiſen mit Vergnügen, dann ſezte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daſelbſt anlangte, fand ich meine Schweſter mit ſechs Töchtern, die älteſte mannbar, und die jüngſte noch bey der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verſchiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an ſeiner Kunſt arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelſteine und franzöſiſche Kleinode für mehr als zweytauſend Ducaten an Werth geſchickt, und ich hatte ohngefähr für tauſend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, ſie noch großes Geld aus meinen Geſchenken nahmen, die ſie täglich verkauften. Mein Schwager war ſo ein rechtſchaffner Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu ſeinem Unterhalt ſchickte, nicht hinreichte, er lieber alles verſetzte, und ſich von den Intereſſen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn beſtimmt war, daran erkannte ich den rechtſchaffnen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle ſeine Töchter zu ſorgen.

Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Coſmus von Medicis ſehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er ſich in des Herzogs Dienſte. — Der Herzog weiſt ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwiſchen ihm und dem Haushofmeiſter.

Unſer Herzog von Florenz befand ſich zu dieſer Zeit, wir waren eben im Auguſt 1545, auf der Höhe von Kajano, einem Orte zehen Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentiniſcher Bürger war, theils weil meine Vorfahren ſich immer freundſchaftlich zu dem Hauſe Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand dieſen Herzog Coſmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringſte Abſicht bey ihm feſt zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich ſah, unendliche Liebkoſungen erzeigte, und, ſowohl als die Herzogin, nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gerne alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, ſagte er zu mir: ich habe das alles auch gehört und du redeſt die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn haſt du für dieſe ſchönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wollteſt, ſo würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich ſo ſehr lobſt. Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich ſeiner Majeſtät ſchuldig ſey, daß ſie mich aus einem ſo ungerechten Kerker gezogen, und mir ſodann Gelegenheit gegeben hatte, ſo wunderſame Arbeiten zu verfertigen, als jemals ein Künſtler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich ſo ſprach, machte der Herzog allerley Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, ſagte er: wenn du ein Werk für mich machen willſt, ſo werde ich dich dergeſtalt behandeln, daß du vielleicht darüber erſtaunen wirſt; wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringſten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unſerer wunderſamen Schule zu zeigen, daß ich indeſſen mich in andern Künſten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue, auf ſeinen ſchönen Plaz, machen wolle, darauf verſetzte er, daß er von mir, als erſte Arbeit, einen Perſeus begehre, ein ſolches Bildniß habe er ſich ſchon lange gewünſcht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen! das in wenig Wochen ohngefähr in der Größe einer Elle fertig war.

Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunſt gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verſchiedene Tage vorbey, ſo daß es ganz eigentlich ſchien, als wenn er mich weder geſehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen ſeine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags, nach der Tafel, das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herrn, die Arbeit anzuſehen. Sie gefiel ihm ſogleich, und er lobte ſie außerordentlich. Da ſchöpfte ich ein wenig Hofnung, daß er ſich einigermaßen darauf verſtehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt ſagte er: wenn du, mein Benvenuto, dieſes kleine Modell in einem groſſen Werk ausführteſt, ſo würde es die ſchönſte Arbeit ſeyn, die auf dem Platze ſtünde. Darauf ſagte ich: gnädigſter Herr! auf dem Platze ſtehen die Werke des groſſen Donatello und des verwunderſamen Michel Agnolo, welches beyde die gröſten Männer von den Alten her bis jetzt geweſen ſind; indeſſen erzeigen Ew. Exzellenz meinem Modell eine zu groſſe Ehre, und ich getraue mir das Werk dreymal beſſer zu machen. Darüber ſtritt der Herzog ein wenig mit mir und ſagte: er verſtehe ſich recht gut darauf, und wiſſe genau, was man machen könne. Da verſetzte ich, meine Werke ſollten ſeine Zweifel über dieſe Streitfrage auflöſen, und gewiß wollte ich ihm mehr leiſten, als ich verſpräche, er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieſelbe wäre ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbände. Darauf ſagte ſeine Excellenz, ich ſollte ihm ſchriftlich anzeigen, was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfniſſe bemerken, er wolle alsdann deßhalb umſtändlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wäre ich damals ſo verſchmitzt geweſen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, ſo hätte ich mir nicht ſelbſt ſo großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in dieſem Augenblick ſchien der Herzog den beſten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu beſitzen, theils alles nöthige deshalb zu befehlen. Freylich wußte ich nicht, daß dieſer Herr auch ſonſt noch gewiſſes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freymüthigſte gegen ihn.

Als ich nun mein Bittſchreiben eingereicht, und der Herzog darauf, vollkommen günſtig, geantwortet hatte, ſagte ich zu demſelben: Gnädigſter Herr! das wahre Bittſchreiben und unſer wahrer Contract beſteht weder in dieſen Worten, noch in dieſen Papieren, ſondern alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit ſo gelingt, wie ich verſprochen habe? geſchieht das, ſo kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz ſich auch meiner Perſon und Ihrer Verſprechungen erinnern werde. Bezaubert von dieſen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und ſeine Gemahlin die äußerſte Gunſt, die ſich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzufangen, ſagte ſeiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte, worin Platz genug wäre, um meine Oefen aufzuſtellen, und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgeſonderte Räume ſich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wiſſe, wie geneigt er ſey, auch von ſolcher Arbeit zu beſtellen, ſo bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit ſeine Excellenz ſähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, ſo habe ich ſchon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend, die mir ſehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder ſonſt was von ſeiner Excellenz verlange, bis ſie meine Werke geſehen hätten, ſo bäte ich, zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, ſie ſelbſt aber ſo lange aufzuheben, bis ich ſie mit meinen Arbeiten wieder gewänne. Es waren aber dieſe Kleinode ſehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Geſellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er ſie lange genug betrachtet hatte, ſagte er dieſe günſtigen Worte, welche mir die beſte Hoffnung gaben: nimm Benvenuto deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht ſie, du ſollſt dein Haus frey erhalten. Dann ſchrieb er mir folgende Reſolution, unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man beſehe gedachtes Haus und erkundige ſich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauſes gewiß zu ſeyn, und war ſicher, daß meine Werke mehr gefallen ſollten, als ich verſprochen hatte.

Nächſt dieſem hatte ſeine Excellenz ausdrücklichen Befehl ſeinem Hofmeiſter gegeben, der Peter Franziſkus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABCLehrer des Herzogs geweſen war. Ich ſprach mit dieſer Beſtie, und ſagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauſes wollte ich meine Werkſtatt anbauen. Sogleich gab der Mann einem gewiſſen Caſſier den Auftrag, der ein trockner und ſpitzfindiger Menſch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieſes Menſchchen, mit ſeinen Spinnemanieren und einer Mückenſtimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur ſo viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenſchlag daraus hätte bauen können. Da ich ſahe, daß die Sachen ſo böslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen, doch ſagte ich manchmal zu mir ſelbſt: kleine Anfänge haben ein groſſes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tauſend Ducaten der Herzog an gewiſſe häßliche Unformen, von der Hand des beſtialiſchen Baccio Bandinello, weggeworfen hatte. So machte ich mir ſelbſten Muth, und blieſ den Lactantio Gorini in den H***, und, um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im Groſſen anzufangen. Taſſo war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von ſeiner Profeſſion, dabey gefällig und froh, und ſo oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und ſang ein Liedchen durch die Fiſtel und ich, der ich ſchon halb verzweifelt war, ſowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ginge, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langſamen Weſen verſprach, mußte doch wenigſtens über die Hälfte ſeines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und ſuchte wenigſtens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben geſagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um ſo ſchnell als möglich jenes groſſe Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeiſter gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingeſetzt habe? und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe, mauren zu laſſen? Er verwundere ſich ſehr, wie ich ſo kühn und anmaßlich ſeyn könne. Darauf antwortete ich: ſeine Excellenz der Herzog habe mich in dieſes Haus eingewieſen, und im Nahmen deſſelben der Herr Haushofmeiſter ſelbſt, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieſer Lactantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren laſſen, und nach meinem Verlangen alles beſorgt, und mich verſichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig dieſe Frage an mich thue.

Als ich dieſe Worte geſagt hatte, wendete ſich gedachte Beſtie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und ſagte, daß weder jener, noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit geſprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und ſagte: O! Haushofmeiſter! ſo lange Dieſelben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, ſo werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen ſprechen, als wenn ich mit dem Herzog ſelbſt redete; handeln Sie aber anders, ſo werde ich nur den Peter Franziskus del Riccio vor mir ſehen. Da wurde der Menſch ſo zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närriſch werden, um früher zu ſeinem Schickſale zu gelangen, das ihm der Himmel ſchon beſtimmt hatte, und ſagte zu mir, mit einigen ſchimpflichen Worten: er verwundere ſich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne ſeines gleichen zu reden. Darauf rührte ich mich, und ſagte: nun hört mich, Franziskus del Riccio, ich will euch ſagen, wer meines gleichen ſind; aber vorher ſollt ihr wiſſen: eures gleichen ſind Schulmeiſter, die Kindern das Leſen lehren. Als ich dieſe Worte geſprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Geſichte die Stimme, und wiederholte ſeine Worte, auch ich machte ein Geſicht wie unter den Waffen, und weil er ſo groß that, ſo zeigte ich mich auch übermüthig, und ſagte: meines gleichen ſeyen würdig, mit Päpſten, Kaiſern und groſſen Königen zu ſprechen, meines gleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von ſeiner Art durch jede Thüre ein Dutzend aus und ein. Als er dieſe Worte vernahm, ſprang er auf ein Fenſtermäuerchen, das im Saal war, dann ſagte er mir, ich ſolle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte ſie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner ſagte ich: es kümmere mich gar nicht, dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frey ſtehe. So blieb die Beſtie erſtaunt und erdfarb, und ich entfernte mich, voller Verdruß, in der Abſicht in Gottes Nahmen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte ſie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht, daß der Herzog ſogleich dieſe Teufeleyen erfahren ſollte, deswegen hielt ich mich einige Tage zu

Hauſe, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, auſſer was meine Schweſtern und meine Nichten betraf, die ich, durch Empfehlungen und Vorſorge, ſo gut als möglich eingerichtet, hinterlaſſen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne ſchlagen wollte. Und ſo hatte ich mir vorgenommen, ſo geſchwind als möglich, alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeiſter, von ſelbſt, auf das höflichſte rufen, und fing an eine gewiſſe pedantiſche Rede herzuſagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte, ich hörte nur, daß er ſagte: er wolle, als ein guter Chriſt, keinen Haß gegen Jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Nahmen des Herzogs, was für eine Beſoldung ich zu meinem Unterhalt verlange? Darauf beſann ich mich ein wenig und antwortete nicht, feſt entſchloſſen nicht da zu bleiben. Als er ſahe, daß ich nicht antwortete, hatte er ſo viel Verſtand zu ſagen: o! Benvenuto! den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Nahmen ſeiner Excellenz mit dir. Darauf verſetzte ich, mit einiger Zufriedenheit: er ſolle ſeiner Excellenz ſagen, ich wolle keinem nachſtehen, der in meiner Kunſt arbeitete. Darauf ſagte der Haushofmeiſter: Bandinello hat zweyhundert Scudi Beſoldung, biſt du damit zufrieden, ſo iſt auch die deinige gemacht. Ich ſagte, daß ich zufrieden ſey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke ſähe, ich wolle dem guten Urtheil ſeiner Excellenz alles überlaſſen. So knüpfte ich den Faden, wider meinen Willen, aufs neue feſt, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog ſo unendliche Gunſt bezeugte, als man ſich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird, durch Verleumdung der Geſellen des Autors, gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perſeus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit, während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello ſich eiferſüchtig und tückiſch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er ſeine Rechnung mit dem König abgeſchloſſen. — Er antwortet und ſetzt eine umſtändliche Rechnung auf. — Geſchichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs, beym Verkauf eines Diamanten, ſpielen. — Des Herzogs Haushofmeiſter ſtiftet ein Weib an, den Verfaſſer, wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne, anzuklagen.

Ich hatte indeſſen öfters Briefe aus Frankreich, von meinem treueſten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt, auch in dieſen war nichts als alles Gutes enthalten. Aſcanio ſchrieb mir auch und bat mich, ich ſolle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, ſo wolle er mir es melden. Indeſſen ſagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beſte Mann von der Welt war, ſo ſagte er oft, warum kommt Benvenuto nicht wieder? Und als er ſich deßhalb beſonders bey meinen Geſellen erkundigte, ſagten beyde zugleich, ich ſchriebe ihnen, daß ich mich aufs beſte befände, und ſie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge, in Ihro Majeſtät Dienſte zurückzukehren. Als der König dieſe verwegene Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zerng und ſagte: da er ſich von uns, ohne irgend eine Urſache, entfernt hat, ſo werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er iſt. So hatten die Erzſchelmen die Sache zu dem Puncte gebracht, den ſie wünſchten, denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten ſie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir geſtanden; blieb ich aber hinweg, ſo lebten ſie frey und auf meine Koſten, und ſie wendeten ſie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indeſſen ich die Werkſtatt mauern ließ, um den Perſeus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeſchoſſe des Hauſes, und machte das Modell von Gyps, und zwar von derſelbigen Größe, wie die Statue werden ſollte, in der Abſicht, ſie nachher von dieſem Modell abzugieſſen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf dieſem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, ſo griff ich zu einem andern Mittel; denn ſchon war ein bischen Werkſtatt, Ziegel auf Ziegel, ſo erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur, ſowohl als auch die Meduſe, vom Gerippe an, das ich von Eiſen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon, und brannte ſie, allein, mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieſes Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine andere Bücher, die Kunſt zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter geſucht, um das Werk ſchnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gerne gekommen wären, wenn ſie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich ſo aufhielt, noch dabey zum Herzog ſagte, ich wolle ihm ſeine Arbeiter entziehen, denn mir ſelbſt ſey es nicht möglich, eine groſse Figur zuſammen zu ſetzen. Ich beklagte mich beym Herzog über den groſſen Verdruß, den mir die Beſtie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugeſtehen möge. Dieſe Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, ſo viel als möglich, allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indeſſen ich mich nun ſo Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schweſter krank, und als er in wenigen Tagen ſtarb, hinterließ er mir meine jüngere Schweſter mit ſechs Töchtern, groſſe und kleine; das war meine erſte Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer ſolchen zerſtöhrten Familie zu ſeyn.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen ſollte, und da mein Garten ſehr verwildert war, ſuchte ich zwey Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von ſiebzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich ſie drey Tage gehabt hatte, ſagte mir der Jüngling, der alte wolle nicht arbeiten, und ich thäte beſſer ihn wegzuſchicken; denn er ſey nicht allein faul, ſondern verhindere auch ihn, den Jungen, etwas zu thun, dabey verſicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich ſah, daß dieſer Menſch, der Bernardino Mannellini, von Lugello hieß, ſo ein fleiſſiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bey mir, als Diener, bleiben wolle, und wir würden ſogleich darüber einig; dieſer Jüngling beſorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab ſich alle Mühe, mir auch zu der Werkſtatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunſt mit ſo vieler Geſchicklichkeit lernte, daß ich nie eine beſſere Beyhülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit dieſem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich, recht gut, ohne ſeine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derſelben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortſetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldſchmieden, die Johann Paul und Domeniko Poggini hieſſen. Dieſe ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern ſchönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; ſeine Erzellenz hatte daſſelbe der Herzogin zum Waſſerbecher beſtellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen ſolle, und auch dieſes Werk war aufs reichſte mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam ſehr oft in die Garderobe, und fand ein groſſes Vergnügen, bey der Arbeit zuzuſehen, und mit mir zu ſprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indeſſen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Dieſe Arbeit gefiel ſeiner Excellenz ſo wohl, und er warf ſo groſſe Neigung auf mich, daß er ſagte: es werde ihm das gröſte Vergnügen ſeyn, wenn ich im Pallaſt arbeiten wollte, und mir darin Zimmer ausſuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich ſonſt bedürfte, aufs beſte einrichten könnte; denn er habe an ſolchen Dingen das gröſte Vergnügen. Darauf ſagte ich ſeiner Excellenz, es ſey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unſchätzbare Liebkoſungen, und hätte gewünſcht, daß ich nur allein für ſie gearbeitet und weder an den Perſeus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieſer eitlen Gunſt nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böſes und widerwärtiges Schickſal ein ſolches Glück nicht lange dulden, ſondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie ſehr übel ich gethan hatte, um zu einem ſo groſſen Gute zu gelangen.

Denn was meine franzöſiſchen Angelegenheiten betraf, ſo konnte der König den groſſen Verdruß nicht verſchlucken, den er über meine Abreiſe gehabt hatte, und doch hätte er gewünſcht, daß ich wieder käme, freylich auf eine Art, die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber ſo viel Urſachen zu haben, um mich nicht erſt zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich dieſen erſten Schritt gethan hätte, und vor denen Leuten als ein gehorſamer Diener erſchienen wäre, ſo hätten ſie geſagt: ich ſey der Sünder! und verſchiedene Vorwürfe, die man mir fälſchlich gemacht hatte, ſeyen gegründet. Deswegen nahm ich mich zuſammen und ſchrieb, als ein Mann von Verſtande, in ſtrengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beyden verrätheriſchen Zöglinge die gröſte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die groſſen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumſchränkte Herrn von Florenz ſeyen.

Mit einem ſolchen Briefe gingen ſie zum König, und drangen in ſeine Majeſtät, ihnen mein Kaſtell zu überlaſſen, auf die Weiſe wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieſer beyden Spitzbübchen verwilligen; denn er ſah wohl ein, worauf ihre boshaften Abſichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlaſſen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weiſe, durch einen ſeiner Schatzmeiſter ſchreiben. Dieſer hieß Herr Julian Buonacorſo, ein Florentiniſcher Bürger. Dieſer Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Nahmen eines rechtſchafnen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, ſo ſey ich nun, da ich für meine Abreiſe keine Urſache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenſchaft von allem zu geben, was ich von ſeiner Majeſtät in Händen gehabt, und was ich für ſie gearbeitet habe.

Als ich dieſen Brief erhielt, war ich äußerſt vergnügt, denn ich hätte ſelbſt nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabey begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notarien und eines Schatzmeiſters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, ſie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Taſche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen windigen königlichen Verſprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewiſſe Beſoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgeſetzt geweſen. Auf dieſelbe ſey man mir noch über ſiebenhundert Goldgülden ſchuldig, die ich deswegen habe ſtehen laſſen, damit ſie mir zu meiner Rückreiſe dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidiſche Menſchen mir einen böſen Dienſt geleiſtet haben, aber die Wahrheit muß doch ſiegen, und es iſt mir um die Gunſt des allerchriſtlichſten Königs, und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleiſtet zu haben, als ich antrug, und doch ſind mir dagegen nur Verſprechungen erfolgt, mir iſt einzig daran gelegen, in ſeiner Majeſtät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erſcheinen, dergleichen ich immer war, und wenn ſeine Majeſtät den geringſten Zweifel hegen wollten, ſo würde ich auf den kleinſten Wink ſogleich erſcheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenſchaft ablegen; da ich aber ſehe, daß man ſo wenig aus mir mache, ſo habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wiſſe, daß ich immer Brod finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Anſprüche an mich mache, ſo werde ich zu antworten wiſſen. Uebrigens waren in dieſen Briefen noch manche Nebenumſtände bemerkt, die vor einen ſo großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Dieſen Brief, ehe ich ihn wegſchickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufriedenheit durchlas, dann ſchickte ich ihn ſogleich nach Frankreich, unter der Addreſſe des Cardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler ſeiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreißig Karat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Intereſſe, dieſen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erſt eine Roſette geweſen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem ſolchen Juwel verlangen konnte, ſo hatten die Herrn die Spitze wegſchleifen laſſen, und nun nahm er ſich, als Brilliant, auch nicht ſonderlich aus; unſer Herzog, der die Juwelen äußerſt liebte, gab dem Schelmen Bernardo gewiſſe Hoffnung, daß er dieſen Diamanten kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, ſo ſprach er mit ſeinem Geſellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund geweſen, und weil er ſahe, daß ich bey unſerm Herzog immer aus und einging, ſo rief er mich eines Tages bey Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und ſagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewiſſen Diamanten zeigen, den er Luſt hat zu kaufen, ihr werdet einen herrlichen Diamanten ſehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn vor ſiebzehntauſend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel ſeht, ſo wird ſich ſchon was thun laſſen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieſes Juwel los zu werden, und ich verſprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, ſo wollte ich alles ſagen, was ich verſtünde, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben geſagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkſtatt der Goldſchmiede, in der Nähe von ſeinem Zimmer, und ohngefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir geſprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tiſche den gedachten Diamanten, den ich, an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte, ſowohl der Geſtalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie ſchon geſagt, von etwas trüblichem Waſſer war, und man die Spitzen deshalb abgeſchliffen hatte, ſo wollte mir die Art und Weiſe deſſelben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von dieſem Handel abgerathen haben. Daher, als mir ſeine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, daß ich ſagen ſolle? Denn es ſey ein Unterſchied bey den Juwelieren, einen Stein zu ſchätzen, wenn ihn ein Herr ſchon gekauft habe; oder ihm den Preiß zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf ſagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich ſollte nur meine Meynung ſagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine beſcheidene Weiſe, das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelſtein verſtand. Er ſagte mir, ich ſolle die Schönheit der langen Façetten ſehen, die der Stein habe; darauf ſagte ich, es ſey das eben keine große Schönheit, ſondern vielmehr nur eine abgeſchliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einſah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdruſſes von ſich, und ſagte, ich ſolle den Werth des Edelſteins betrachten, und ſagen was ich ihn ſchätze. Da nun Antonio Landi den Stein für ſechzehntauſend Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchſtens fünfzehntauſend dafür bezahlt, und weil ich ſah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit ſagte, ſo wollte ich ihn in ſeiner falſchen Meinung erhalten, und ſagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntauſend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen groſſen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, gröſſer als die Oeffnung eines Brunnens, und ſagte: nun ſeh ich, daß du dich nicht darauf verſtehſt. Ich verſetzte: Gnädiger Herr! ihr ſeht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht, den Ruf eures Edelſteins zu erhalten, ſo werde ich bemüht ſeyn, mich drauf zu verſtehn. Sagt mir wenigſtens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weiſe Ew. Excellenz mich drauf verſtehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrieſlichen Mine weg, und ſagte fünf und zwanzigtauſend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geſchah in der Gegenwart von den beyden Poggini, den Goldſchmieden, Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf dieſen Lärm herbeygelaufen, vor dieſem ſagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Antonio Landi, vor acht Tagen, für ſiebzehntauſend Scudi angeboten, und ich glaube für fünfzehntauſend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will ſeinen Edelſtein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält. So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht, über das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt, gleichſam anatomiſch übergezogen, ohngefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie aufs beſte, dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte; der Herzog, der oft ge=

kommen war mich zu ſehen, war ſo beſorgt, der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte, ich möchte einen Meiſter zu Hülfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato, und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewiſſen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in ſeiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufſeher der Policeydiener und aller Gerichtsſtellen der Stadt Florenz gemacht. Dieſer, als er mit aller ſeiner Wachſamkeit mir nichts übels thun, und ſeine Klauen nirgends einſchlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu ſeinem Zweck zu gelangen. Er ſuchte die Mutter meines Lehrpurſchen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Nahmen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantiſche Schelm mit der hölliſchen Spitzbübin einen Anſchlag, um mich in Gottes Nahmen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewiſſer Bologneſer war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem ſchelmiſchen, pedantiſchen Narren, dem Haushofmeiſter erhalten hatte, kam ſie eine Sonnabendsnacht, mit ihrem Sohn, zu mir, und ſagte, ſie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeſchloſſen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen ſolle ſie ihn gehen laſſen wohin er wolle. Ich lachte ſie aus und fragte, warum ſie ihn eingeſchloſſen habe? Sie antwortete: weil er mit mir geſündigt habe; ſo ſey ein Befehl ergangen, uns beyde einzuziehen. Darauf ſagte ich, halb erzürnt, wie hab ich geſündigt? fragt den Knaben ſelbſt. Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr ſey? Der Knabe weinte, und ſagte nein! Darauf ſchüttelte die Mutter den Kopf und ſagte zum Sohne: du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht! Dann wendete ſie ſich zu mir, und ſagte, ich ſolle ihn im Hauſe behalten, denn der Bargell ſuche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hauſe. Darauf ſagte ich: ich habe bey mir eine verwittbete Schweſter, mit ſechs frommen Töchtern, und ich will niemand bey mir haben. Darauf ſagte ſie: der Haushofmeiſter habe dem Bargell die Commiſſion gegeben, man ſolle ſuchen mich auf alle Weiſe gefangen zu nehmen. Da ich aber den Sohn nicht im Hauſe behalten wolle, ſo ſollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeiſter ſey ihr größter Freund, und ſie werde mit ihm machen was ſie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indeſſen ganz wüthend geworden, und rief: weg von hier, nichtswürdige Hure! thät ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unſchuld eines unglücklichen Kindes, ſo hätte ich dich ſchon mit dieſem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, dreymal gegriffen habe. Mit dieſen Worten, und mit viel ſchlimmen Stößen, warf ich ſie und das Kind zum Hauſe hinaus.

Viertes Kapitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt ſich nach Venedig, wo ihn Titian, Sanſovino und andere geſchickte Künſtler, ſehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt, kehrt er nach Florenz zurück und fährt in ſeiner Arbeit fort. — Den Perſeus kann er nicht zum beſten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt, er beklagt ſich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beſchäftigt ihn als Juwelier und wünſcht, daß er ſeine ganze Zeit auf dieſe Arbeit verwende; aber, aus Verlangen ſich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er ſeinen Perſeus wieder an.

Da ich aber nachher bey mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünſchten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es beſſer ſey, dieſer Teufeley ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schweſter Juwelen und andere Dinge, für ohngefähr zweytauſend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, ſtieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, ſchrieb ich ſeiner Excellenz dem Herzog, ſo wie ich ohne Urlaub weggegangen ſey, ſo wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verſchiedene Weiſe mein grauſames Schickſal mich verfolgte, tröſtete ich mich, da ich mich ſo munter und friſch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weiſe zu ſcharmuzziren. Indeſſen ich ſo an meine Umſtände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieſer ſchönen und reichen Stadt. Ich beſuchte den wunderſamen Titian, den Mahler, und Meiſter Jacob del Sanſovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeiſter; einen unſerer Florentiner, den die venezianiſchen Obern ſehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Rom und Florenz, in unſerer Jugend genau gekannt. Dieſe beyden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkoſungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich ſogleich bey der Hand nahm, und mir aufs freundlichſte zuſprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexanders verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienſte des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonakorſi und weil er, ohne ſeine größte Gefahr, ſich nicht überall durfte ſehen laſſen, brachte er die meiſte Zeit in meinem Schlößchen zu, und ſah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieſer alten Bekanntſchaft nahm er mich bey der Hand und führte mich in ſein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peters. Sie freuten ſich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? Denn ſie dachten es ſey meine Abſicht nach Frankreich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihm die Urſache, warum ich aus Florenz gegangen ſey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf dieſe Worte wendeten ſich beyde mit ſolchem Ernſt und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerſt fürchtete, und ſagten: du thäteſt beſſer nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt biſt; was du da gewonnen haſt, wirſt du alles in Florenz verlieren, und daſelbſt nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiſte den andern Tag, ſo geheim als ich konnte und nahm den Weg nach Florenz.

Indeſſen legten ſich die Teufeleyen meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Urſache geſchrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernſt und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien beſuchen. Nach einer kurzen ernſthaften Stille, redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich geweſen ſey? Ich antwortete, mein Herz ſey nicht ein Finger breit von ſeiner Excellenz entfernt geweſen, ob mich gleich die Umſtände genöthigt hätten, den Körper ein wenig ſpatzieren zu laſſen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und ſo discurirten wir ein wenig. Endlich ſagte er zu mir, ich ſolle fleißig ſeyn und ihm ſeinen Perſeus endigen.

So ging ich nach Hauſe, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schweſter nämlich, mit ihren ſechs Töchtern; nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erſte, was ich in Erz goß, war das große Bildniß ſeiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldſchmiede boſſirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieſes Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu verſuchen, welche zu den Formen geſchickt ſeyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der, bey ſeinen Arbeiten in Erz ſich auch der Florentiniſchen Erden bedient hatte, dabey ſehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, ſo wollte ich, ehe ich den Guß meines Perſeus unternahm, keinen Fleiß ſparen, um die beſte Erde zu finden, welche der wunderſame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühſeligkeit an ſeinen Werken bemerkte. So ſetzte ich nun zuletzt auf künſtliche Weiſe die Erde zuſammen, die mir aufs beſte diente und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkſtatt des Meiſter Zanobi, von Pagno, des Glockengießers, und da ich ſah, daß der Kopf ſehr rein ausgefallen war, erbaute ich ſogleich einen kleinen Ofen in der Werkſtatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hauſe, das er mir geſchenkt hatte, errichtet worden war, und ſobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt, ſich in Ordnung befand, machte ich Anſtalt die Statue der Meduſe zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das ſich unter den Füßen des Perſeus befindet. Da dieſes nun ein ſehr ſchweres Unternehmen war, ſo unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möge. Und ſo gerieth mir der erſte Guß aus meinem Ofen, auf das allerbeſte, er war ſo rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verſtanden es aber ſo wenig, als gewiſſe Deutſche und Franzoſen, die ſich der ſchönſten Geheimniſſe rühmen, und behaupten dergeſtalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszupuzen. Das iſt aber ein närriſches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegoſſen iſt, muß mit Hammer und Grabſtichel nachgearbeitet werden, wie es die wunderſamen Alten gethan haben, und auch die Neuen. Ich meyne diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verſtanden. Dieſer Guß gefiel ſeiner Excellenz gar ſehr, als ſie in mein Haus kamen, ihn zu ſehen, wobey ſie mir großen Muth einſprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der raſende Neid des Bandinello zu viel, der immer ſeiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verſtehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen göſſe, ſo wäre ich doch nie im Stande ſie zuſammenzuſetzen, denn ich ſey neu in der Kunſt, und ſeine Excellenz ſolle ſich ſehr in acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Dieſe Worte vermochten ſo viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich gegen ſeine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn, in der Straße der Serviten, und redete ihn folgendergeſtalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und beſorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir, deswegen ſage ich von neuem, ich halte mich für fähig, das Werk dreymal beſſer zu machen, als das Modell war, ſo wie ich geſprochen habe. Als ich bemerkte, daß dieſe Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, ſo ärgerte ich mich dergeſtalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenſchaft, ſo daß ich den Herzog aufs neue anging und ſagte: Gnädiger Herr! dieſe Stadt war auf alle Weiſe die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt iſt, und etwas gelernt hat, ſo thut er wohl, um den Ruhm ſeiner Stadt und ſeines Fürſten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz iſt bekannt, was Donatella und Leonard da Vinci waren, und was jetzt der wunderſame Michel Agnolo Buonarotti iſt, dieſe vermehren auswärts, durch ihre Talente, den Ruhm von Ew. Excellenz. Und ſo hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deswegen mich gehen zu laſſen; aber ich bitte euch ſehr, den Bandinello feſt zu halten, und ihm immer mehr zu geben, als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, ſo wird ſeine Anmaßung und Unwiſſenheit dieſer edlen Schule auf alle Weiſe Schande machen. Und ſo gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen, als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich alſo entſchieden ſah, kehrte er ſich halb zornig um, und ſagte: Benvenuto, wenn du Luſt haſt das Werk zu vollenden, ſoll dirs nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe, als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande ſey das verſprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf dieſe Weiſe von ſeiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beyhülfe, ſo daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen ſollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe ſeiner Excellenz, wo Dominikus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldnen Gefäß für die Herzogin, und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte ſeine Excellenz das Modell eines Gehänges machen laſſen, worinn obgedachter großer Diamant gefaßt werden ſollte. Und ob ich gleich vermied ſo etwas zu unternehmen, ſo hielt mich doch der Herzog, mit ſo vieler Anmuth, alle Abend, bis vier Uhr in der Nacht, an der Arbeit, und verlangte von mir, auf die gefälligſte Weiſe, daß ich ſie bey Tage fortſetzen ſolle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verſtehen, ob ich gleich voraus ſah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas ſpäter als gewöhnlich hereintrat, ſagte er zu mir: du biſt unwillkommen! (Malvenuto) Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das iſt mein Nahme nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz ſcherzt nur, und ich will alſo weiter nichts ſagen. Darauf ſagte der Herzog, er ſcherze nicht, es ſey ſein völliger Ernſt, ich ſollte mich nur in meinen Handlungen in acht nehmen, denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf ſeine Gunſt, dieſes und jenes thue, was ſich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und ſagte: gieb erſt wieder was du von Bernardone borgteſt. Da haſt du eins! Darauf verſetzte ich: gnädiger Herr, ich danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es iſt wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwey Amboſe, und drey kleine Hämmer, und es ſind ſchon fünfzehn Jahre, daß ich ſeinem Georg von Cortona ſagte: er möge nach dieſem Geräthe ſchicken. Da kam gedachter Georg ſelbſt, ſie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Perſon auf dieſe Weiſe etwas beſitze, in Rom oder in Florenz, es ſey von denen, die es ihnen ſelbſt hinterbringen, oder von andern, ſo ſtrafen Sie mich nach dem Kohlenmaſe.

Als der Herzog mich in dieſer heftigen Leidenſchaft ſah, wendete er ſich auf eine gelinde und liebevolle Weiſe zu mir und ſagte: wer nichts verſchuldet hat, dem iſt es nicht geſagt. Verhält es ſich wie du verſicherſt, ſo werde ich dich immer gerne ſehen, wie vorher. Darauf verſetzte ich: die Schelmſtreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir ſagen, wie viel Sie auf den großen Diamant, mit der abgeſchliffenen Spitze, verwendet haben. denn ich hoffe die Urſache zu zeigen, warum dieſer böſe Menſch mich in Ungnade zu bringen ſucht. Darauf antwortete der Herzog, der Diamant koſtet mich fünf und zwanzigtauſend Scudi, warum fragſt du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: weil mir Antonio Landi geſagt, wenn ich ſuchen wollte, dieſen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, ſo wolle er ihn vor ſechzehntauſend Scudi geben. Das war nur ſein erſtes Gebot, und Ew. Excellenz weiß nun was ſie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr ſey, fragen ſie den Dominiko Poggini, und ſeinen Bruder, die hier gegenwärtig ſind, ob ich es damals nicht gleich geſagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz ſagten, daß ich es nicht verſtehe, und ich wohl ſahe, daß Sie Ihren Stein bey Ruhm erhalten wollten, allein wiſſet, gnädiger Herr, ich verſtehe mich ſehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, ſo gut als einer auf die Welt gekommen iſt, und ich werde euch niemals acht bis zehntauſend Scudi ſtehlen, vielmehr werde ich ſie mit meiner Arbeit zu erwerben ſuchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldſchmied und Münzmeiſter, zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieſes jetzt ſage, geſchieht zu meiner Vertheidigung, ich habe weiter nichts dabey, und ich ſage es in Gegenwart ſo vieler wackren Leute, die hier ſind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er ſagt.

Sogleich ſtund der Herzog entrüſtet auf, und ſchickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthiget wurde, bis Venedig zu reiſen. Antonio behauptete, er habe nicht von dieſem Diamanten geſprochen. Als ſie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und ſagte: Gnädiger Herr! was ich geſagt habe, iſt wahr, und was Bernardone wegen der Geräthſchaften ſagt, iſt nicht wahr, wenn er es beweiſt, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete ſich der Herzog zu mir, und ſagte: Benvenuto! bleibe ein rechtſchaffner Mann, und ſey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache und es ward niemals mehr davon geſprochen. Ich hielt mich indeſſen zu der Faſſung des Edelſteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, ſagte ſie mir ſelbſt, ſie ſchätze meine Arbeit ſo hoch, als den Diamanten, den ſie der Bernardaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele ſelbſt an die Bruſt ſtecken ſollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel. Darauf befeſtigte ich den Edelſtein, und ging, unter vielen Gnadenbezeugungen, die ſie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß ſie ihn wieder habe umfaſſen laſſen, durch einen Deutſchen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone behauptete, der Diamant würde ſich nur beſſer ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beyden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich ſchon geſagt habe, in der Garderobe des Herzogs, immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewiſſe goldne Gefäße, mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da ſagte ich, bey Gelegenheit, zu dem Herzog: wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, ſo wollte ich die Stempel, zu ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen, mit ihrem Bildniſſe, machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht ſie übertreffen; denn ſeitdem ich die Medaillen Papſt Clemens des Siebenten gemacht, habe ich ſo viel gelernt, daß ich mir wohl etwas beſſeres zu liefern getraue. So ſollten ſie auch beſſer werden, als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für ſchön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefäße, von Gold und Silber machen, wie dem wunderſamen König Franz von Frankreich, den ich ſo gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verſchaffte, ſo daß ich indeſſen meine Zeit auf Coloſſen, oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf ſagte der Herzog: thue nur und ich werde ſehen; er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beyhülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zuſtellen, und ſagte: das iſt Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein ſchönes Gefäß. Weil ich aber meinen Perſeus nicht zurücklaſſen wollte, und doch großes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldſchmied hieß, der die Arbeit ungeſchickt anfing und ſie nicht einmal förderte, ſo daß ich mehr Zeit verlohr, als wenn ich ſie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich ſahe, daß er, weder ſelbſt, noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich ſie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von dieſem Handel vernahm, ſchickte nach den Gefäßen und Modellen und ſagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verſchiedene Perſonen, in Venedig und an andern Orten, arbeiten laſſen, und ward immer ſchlecht bedient.

Die Herzogin ſagte mir oft, ich ſollte Goldſchmiedearbeiten für ſie verfertigen. Darauf verſetzte ich öfters: die Welt, und ganz Italien wiſſe wohl, daß ich ein guter Goldſchmied ſey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand geſehen, und einige raſende Bildhauer verſpotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling ſey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perſeus, auf dem ehrenvollen Platz ſeiner Excellenz, geendigt aufzuſtellen. So ging ich nach Hauſe, arbeitete Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Pallaſt ſehen; doch um mich bey der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine ſilberne Gefäße machen, groß wie ein Zweypfennigtöpfchen mit ſchönen Masken, auf die reichſte antike Weiſe. Als ich die Gefäße brachte, empfing ſie mich auf das freundlichſte, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte, ich empfahl mich ihr und bat ſie, ſie möchte dem Herzog ſagen, daß ich zu einem ſo großen Werke zu wenig Beyhülfe hätte, und daß er doch der böſen Zunge des Bandinells nicht glauben ſolle, die mich verhindere, meinen Perſeus zu vollenden. Zu dieſen meinen kläglichen Worten zuckte ſie die Achſel und ſagte: fürwahr der Herzog ſollte nur zuletzt einſehen, daß ſein Bandinello nichts taugt.

Fünftes Kapitel.

Die Eiferſucht des Bandinelli legt unſerm Verfaſſer unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang ſeines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fieſole, einen natürlichen Sohn zu beſuchen, und trifft auf ſeinem Rückweg mit Bandinelli zuſammen. — Erſt beſchließt er ihn zu ermorden; doch, da er ſein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt ſich wieder ruhig und hält ſich an ſein Werk. — Unterhaltung zwiſchen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganimed reſtaurirt. — Nachricht von einigen Marmorſtatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narziß. — Durch einen Zufall verliert er faſt ſein Auge. — Art ſeiner Geneſung.

So hielt ich mich zu Hauſe, zeigte mich ſelten im Pallaſt und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich dabey die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir, durch Lattantio Gorini, etwa achtzehn Monate lang, gewiſſe Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit ſeinem Mückenſtimmchen, indem er ſeine Spinnenfinger bewegte: warum endigeſt du nicht das Werk? man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirſt! Ich ſagte darauf erzürnt: hol euch der Henker und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könne. So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hauſe zu meinem unglücklichen Perſeus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zuſtandes, den ich in Paris, im Dienſte des verwunderungswürdigen Königs, verlaſſen hatte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern ſtieg ich auf ein kleines Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fieſole, meinen natürlichen Sohn zu beſuchen, den ich bey einer Gevatterin, der Frau eines meiner Geſellen, in der Koſt hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küßte es in meinem Verdruſſe. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich feſt mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geſchrey, das, in dem Alter von ohngefähr zwey Jahren, eine äuſſerſt verwunderſame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut, über St. Domeniko, zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu ſtrecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in ſeinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domeniko gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, ſogleich entſchloſſen, das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhub, ſah ich ihn, ohne Waffen, auf einem Maulthier, wie einen Eſel ſitzen, er hatte einen Knaben von zehn Jahren bey ſich. Sobald er mich ſah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun dieſen niederträchtigen Zuſtand erblickte, ſagte ich: fürchte nichts, feige Memme, du biſt meiner Stiche nicht werth. Er ſah mich mit niedergeſchlagenen Augen an und ſagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch ſeine Kraft verhindert hatte, eine ſolche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreyt von der teufliſchen Raſerey. Ich faßte Muth und ſagte zu mir ſelber: wenn mir Gott ſo viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, ſo hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden und meine Rache wird gröſſer und herrlicher ſeyn, als wenn ich ſie an einem einzigen ausgelaſſen hätte und, mit dieſem guten Entſchluß, kehrte ich ein wenig munterer nach Hauſe.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterinn mir meinen einzigen Sohn erſtickt hatte, worüber ich ſolche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Demohngeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und ſagte: Gott und Herr, du gabſt mir ihn und haſt mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und obſchon der groſe Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlaſſen, er hieß Franziſkus, Sohn Mattheus des Schmiedes, dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter geſprochen, der mich fragen lieſſe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte? er wolle mir ein ſchönes Stück Stein dazu geben; Darauf verſetzte ich: ſag' ihm, daß ich es annehme und es könnte ein böſer Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert ſich nicht der groſſen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domenico entronnen iſt. Nun ſag ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede niemals von dieſer Beſtie und er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeſchickt bey mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuſpähen, nun gehe und ſag ihm, ich werde den Marmor, auch wider ſeinen Willen, abfordern, und du magſt wieder bey ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Pallaſte ſehen laſſen, einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beynah abgeſpeiſt und wie ich hörte, ſo hatte ſeine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir geſprochen, beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich, ihr eine kleine Roſette in einen Ring zu faſſen und ſetzte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maas und den Diamanten, der ohngefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: gewiß war Benvenuto in dieſer Kunſt ohne gleichen, jetzt, da er ſie aber bey Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deswegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu große Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlin erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig, er paßte an den kleinen Finger und beſtand aus vier runden Kindern und vier Maſken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebſt Bändchen von

Schmelz, ſo daß der Edelſtein und die Faſſung ſich ſehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten ſagte: ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar ſo liebevoll, daß ich mich immer anſtrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Geſichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünſchte nichts eifriger, als meinen Perſeus zu endigen.

Es hatten ſich gewiſſe Geſellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Pallaſt ſehen zu laſſen, als vorher. Eines Sonntags, unter andern, ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, ſah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich ſehen ließ, rief der Herzog und ſagte mir, auf eine ſehr freundliche Weiſe: du biſt willkommen! ſiehe, dieſes Käſtchen hat mir Herr Stephan von Paläſtrina zum Geſchenke geſchickt, eröffne es und laß uns ſehen, was es enthält. Als ich das Käſtchen ſogleich eröffnet hatte, ſagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das iſt eine Figur von griechiſchem Marmor, die Geſtalt eines Kindes, wunderſam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein ſo ſchönes Werk und von ſo vollkommener Manier geſehen zu haben, deswegen biete ich mich an, zu dieſer verſtümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füſſe zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganimed nennen kann. Zwar ſchickt ſich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das iſt das Handwerk gewiſſer Pfuſcher, die ihre Sache ſchlecht genug machen, indeſſen fordert mich die Vortrefflichkeit dieſes Meiſters zu ſolcher Arbeit auf. Der Herzog war ſehr vergnügt, daß die Statue ſo ſchön ſey, fragte mich viel darüber und ſagte: mein Benvenuto, erkläre mir genau, worinn denn die große Fürtrefflichkeit dieſes Meiſters beſtehe? worüber du dich ſo ſehr verwunderſt. Darauf zeigte ich ſeiner Excellenz, ſo gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und ſuchte ihm das Talent, die Kenntniß und die ſeltne Manier des Meiſters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich ſehr viel geſprochen, und es um ſo lieber gethan, als ich bemerkte, daß ſeine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indeſſen ich nun den Herzog auf dieſe angenehme Weiſe unterhielt, begab ſichs, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, ſchien ein wenig unruhig und ſagte mit ernſthaftem Geſichte: was wollt ihr Bandinello? Ohne etwas zu antworten warf dieſer ſogleich die Augen auf das Käſtchen, worinn die aufgedeckte Statue lag, und ſagte, mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfſchütteln, indem er ſich gegen den Herzog wendete: Herr, das iſt auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz ſo oft geſprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verſtunden, deswegen auch ihre Werke voller Fehler ſind. Ich war ſtill und merkte nicht auf das, was er ſagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Beſtie ihr ungefälliges Gewäſch geendiget hatte, ſagte der Herzog zu mir: das iſt ganz das Gegentheil von dem, was du, mit ſo viel ſchönen Gründen, mir erſt aufs beſte bewieen haſt, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf dieſe herzoglichen Worte, die mir mit ſo vieler Anmuth geſagt wurden, antwortete ich ſogleich: Ew. Excellenz wird wiſſen, daß Baccio Bandinelli ganz aus böſen Eigenſchaften zuſammengeſetzt iſt, ſo wie er immer war, dergeſtalt, daß alles, was er auch anſieht, ſelbſt Dinge, die im allerhöchſten Grad vollkommen gut ſind, ſich, vor ſeinen widerlichen Augen, ſogleich in das ſchlimmſte Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher iſt das, was ich Ew. Excellenz von dieſer fürtrefflichen Statue geſagt habe, vollkommen wahr, was aber Bandinell von ihr behauptet, das iſt nur ganz allein das Böſe, woraus er zuſammengeſetzt iſt.

Der Herzog ſtand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indeſſen als ich ſprach, verzerrte Bandinell ſeine Gebärde und machte die häßlichſten Geſichter ſeines Geſichts, das häßlicher war, als man ſichs in der Welt denken kann. Sogleich bewegte ſich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell, die Kämmerer nahmen mich bey der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam, wo er ſich niederſetzte, Bandinell und ich ſtanden zu ſeiner Rechten und Linken. Ich hielt mich ſtill und die Umſtehenden, verſchiedene Diener ſeiner Excellenz, ſahen den Bandinell ſcharf an, und lächelten manchmal einer zum andern, über die Worte, die ich in den Zimmern oben geſagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und ſagte: als ich meinen Herkules und Cakus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert ſchlechte Sonnette darauf gemacht, die das Schlimmſte enthielten, was man von einem ſolchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! verſetzte ich dagegen: als euer Michel Agnolo Buonarotti ſeine Sacriſtey eröffnete, wo man ſo viele ſchöne Figuren ſieht, machte dieſe wunderſame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas beſſeres darüber ſagen konnte. Und ſo wie jener das Gute verdiente, das man von ihm ausſprach, ſo verdient dieſer alles das Uebel, was über ihn ergangen iſt. Auf dieſe Worte wurde Bandinell ſo raſend, daß er hätte berſten mögen, kehrte ſich zu mir und ſagte: und was wüßteſt du noch mehr? Ich antwortete: das will ich dir ſagen, wenn du ſo viel Geduld haſt mir zuzuhören. Er verſetzte: rede nur!

Der Herzog und die andern, die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerkſamkeit, und ich fing an: wiſſe, daß es mir unangenehm iſt, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir ſelbſt ſagen, vielmehr ſollſt du nur hören, was in dieſer trefflichen Schule von dir geſprochen wird.

Nun ſagte dieſer ungeſchickte Menſch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, ſo daß ich auch auf eine ſehr unangenehme Weiſe anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er ſich beſſer betragen hätte. Daher fuhr ich fort: dieſe treffliche Schule ſagt, daß, wenn man dem Herkules die Haare abſchöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu faſſen, und was das Geſicht betrifft, ſo wiſſe man nicht, ob es einen Menſchen oder Löw-Ochſen vorſtellen ſolle? Er ſehe gar nicht auf das, was er thue, der Kopf hänge ſo ſchlecht mit dem Hals zuſammen, mit ſo wenig Kunſt und ſo übler Art, daß man es nicht ſchlimmer ſehen könne. Seine abſcheulichen Schultern glichen, ſagt man, zwey hölzernen Bogen von einem Eſelsſattel, die Bruſt mit ihren Muskeln ſeyen nicht nach einem Menſchen gebildet, ſondern nach einem Melonenſacke, den man gerade vor die Wand ſtellt, ſo ſey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbiſſe modellirt. Wie die beyden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einſehen, man begreiſe nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe? oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige? Auch ſehe man nicht, daß er etwa auf beyden Füßen ſtehe, wie es manchmal ſolche Meiſter gebildet haben, die etwas zu machen verſtunden, man ſehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein ſey der gröſte und unerträglichſte Fehler, den nur ein Dutzendmeiſter aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen ſagt man, ſie ſeyen beyde, ohne die mindeſte Zierlichkeit, herunter geſtreckt, man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menſchen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Herkules und des Kakus ſeyen die Waden in einander verſenkt, daß, wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beyde ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie: einer der Füße des Herkules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern wäre.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die groſſen Fehler des Kakus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die gröſte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Menſch an und ſagte: O! du böſe Junge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: wer gut zeichne, könne nichts ſchlechtes hervorbringen, deswegen glaub ich, deine Zeichnung iſt wie deine Werke. Da er nun das Herzogliche Geſicht und die Geſichter der andern anſah, die ihn mit Blicken und Mienen zerriſſen, ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Frechheit hinreiſſen, kehrte ſein häßlichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: o! ſchweige ſtill, du Sodomit!

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern ſchloſſen den Mund und warfen finſtere Blicke auf ihn und ich, der ich mich auf eine ſo ſchändliche Weiſe beleidigt ſah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geſchicktes Mittel. O du Thor! ſagte ich, du überſchreiteſt das Maas; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine ſo edle Kunſt verſtünde; denn wir leſen, daß Jupiter ſie mit Ganimeden verübte, und hier auf der Erde pflegen die gröſten Kaiſer und Könige derſelben; ich aber als ein niedriges und geringes Menſchlein wüßte mich nicht in einen ſo wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte ſich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bey dieſer Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, ſo wiſſet nur, geneigte Leſer, daß mir inwendig das Herz ſpringen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteſte Schwein, das jemals zur Welt gekommen, ſo kühn ſeyn ſollte, mir in Gegenwart eines ſo großen Fürſten, einen ſolchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er dieſe Worte nicht in ſo groſſer Gegenwart ausgeſprochen, ſo hätte er mir todt auf der Erde liegen ſollen.

Da der ſchmutzige, dumme Schurke nun ſah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaſen eine andere Richtung zu geben, ſich wieder in eine neue Albernheit einzulaſſen, indem er ſagte: dieſer Benvenuto rühmt ſich, als wenn ich ihm einen Marmor verſprochen hätte. Darauf ſagte ich ſchnell: wie? haſt du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Geſellen ſagen laſſen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſeyſt? Ich habe es angenommen und verlange es. Er verſetzte darauf: rechne nur, daß du es nicht ſehen wirſt. Noch voll Raſerey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß, mit groſſer Wuth verſetzte: ich ſage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus ſchickſt, ſo ſuche dir eine andere Welt, denn in dieſer werde ich dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo groſſen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu ſeiner Excellenz und ſagte: Gnädiger Herr! ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieſes Menſchen hab ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich ſelbſt vergeſſen, deswegen verzeiht mir. Darauf ſagte der Herzog zum Bandinell: iſt es wahr, daß du ihm den Marmor verſprochen haſt? Dieſer antwortete, es ſey wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: geh in ſeine Werkſtatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich verſetzte, er habe verſprochen, mir eins ins Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen, und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus, ich fragte, wer mir ihn ſchicke? Sie ſagten, es ſchicke ihn Bandinello und es ſey das der Marmor, den er mir verſprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkſtatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indeſſen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn ſo groß war meine Begierde, in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entſchluß genug hatte, ein Modell, mit ſo viel Ueberlegung zu machen, als eine ſolche Kunſt erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen ſtumpfen und unreinen Klang von ſich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkſtatt ſieht. Indeſſen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und ſagte mir öfters: laß das Erz ein wenig ſtehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zuſehe. Darauf nahm ich ſogleich die Eiſen und arbeitete friſch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: dieſer Marmor iſt voller Stiche, demohngeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entſchlieſſen können, ein Modell zu machen, und will mir nur ſo gut als möglich heraushelfen.

Geſchwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück griechiſchen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganimed reſtauriren möchte, der Urſache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde ſey, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beyweſen zum Ganimed zu verfertigen. Ich ſah mich nach anderm Marmor um, zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narziß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung, die man ſieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, ſo daß die Oeffnungen immer voll Waſſer ſtanden, war die Feuchtigkeit dergeſtalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geſchwächt und gleichſam faul war. Das zeigte ſich nachher, als der Arno überging und das Waſſer in meiner Werkſtatt über anderthalb Ellen ſtieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Unterſatz ſtand, ſo warf ihn das Waſſer um, darüber er unter der Bruſt zerbrach, und als ich ihn wieder herſtellte, machte ich, damit man den Riß nicht ſehen ſollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Bruſt hat; ſo arbeitete ich an ſeiner Vollendung gewiſſe Stunden vor Tag, oder auch an Feſttagen, nur um keine Zeit an meinem Perſeus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewiſſe kleine Eiſen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, ſprang mir ein Splitter vom feinſten Stahl ins rechte Auge, und drang ſo tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weiſe herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach, die ſie unter dem

Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwey Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frey, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeykam, es war nur noch drey Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ohngefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeitlang keine Luſt, an gedachtem Narziß zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen, ihn zu endigen, und, mit Gott, hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geſchicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfaſſer giebt einen hinreichenden Beweiß ſeiner Kunſt, indem er den Perſeus gießt. Die Statue gerath zu aller Welt Erſtaunen und wird unter vielen Hinderniſſen, mit großer Anſtrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduſe ſo gut gerathen war, arbeitete ich, mit groſſer Hoffnung, meinen Perſeus in Wachs aus, und verſprach mir, daß er eben ſo gut wie jene in Erz ausfallen ſolle. So ward er in Wachs wohl vollendet, und zeigte ſich ſehr ſchön. Der Herzog ſah ihn, und die Arbeit gefiel ihm ſehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne ſo von Erz nicht ausfallen, oder, er mochte ſich es ſelbſt vorgeſtellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und ſagte mir einmal unter andern: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunſt erlaubt es nicht. Ueber dieſe Worte war ich ſehr verdrießlich und ſagte: ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil ſie entweder denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verſtehen. Er ließ mich kaum ausreden, und verſetzte: ich gebe mir Mühe mich darauf zu verſtehen, und verſteh es recht gut. Darauf antwortete ich: ja als Herr, aber nicht als Künſtler; denn wenn Ew. Excellenz es auf die Weiſe verſtünden, wie Sie glauben, ſo würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der ſchöne Kopf von Erz gerathen iſt, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geſchickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor, mit ſo großer Schwierigkeit, reſtaurirt, und dabey mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen ſollen; ſo auch, weil ich die Meduſe gegoſſen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig ſehen. Dies war ein ſehr ſchwerer Guß, wobey ich gethan habe, was niemand vor mir in dieſer verteufelten Kunſt leiſtete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebauet, völlig von den andern verſchieden, denn, außer manchen Abänderungen und kunſtreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil dieſe ſchwere und verdrehte Figur auf andere Weiſe niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einſicht geſchehen iſt, und wie es keiner von den Geübten in dieſer Kunſt glauben wollte. Ja, gewiß, mein Herr, alle die großen und ſchweren Arbeiten, die ich in Frankreich, unter dem wunderſamen König Franziskus, gemacht habe, ſind mir trefflich gerathen, blos weil dieſer gute König mir immer ſo großen Muth machte, mit dem vielen Vorſchuß, und indem er mir ſo viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, ſo daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deswegen hab ich, in ſo kurzer Zeit, ſo eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beyhülfe, deren ich bedarf, ſo hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen ſoll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geiſt erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, ſo iſt es unmöglich, daß weder ich, noch irgend ein Menſch in der Welt, etwas leiſten könne, das recht ſey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern, und wendete ſich bald da, bald dort hin, und ich unglücklicher, verzweifelter, betrübte mich äußerſt, denn ich erinnerte mich des ſchönen Zuſtands, den ich in Frankreich verlaſſen hatte. Darauf verſetzte der Herzog: nun ſage Benvenuto, wie iſt es möglich, daß der ſchöne Kopf der Meduſe da oben in der Hand des Perſeus jemals kommen könne. Sogleich verſetzte ich: nun, ſehet gnädiger Herr, daß ihr es nicht verſteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunſt hätte, wie ſie behauptet, ſo würde ſie keine Furcht für den ſchönen Kopf haben, der nach ihrer Meynung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten ſo weit entfernt ſteht.

Auf dieſe meine Worte wendete ſich der Herzog, halb erzürnt, gegen einige Herrn, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er ſich ſchnell zu mir, halb verächtlich, worinn ihm alle, die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: ich will ſo viel Geduld haben die Urſache anzuhören, die du dir ausdenken kannſt, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf, ich will Ew. Excellenz ſo eine wahre Urſache angeben, daß ſie die Sache vollkommen einſehen ſoll. Denn wiſſet gnädiger Herr! es iſt nicht die Natur des Feuers abwärts, ſondern aufwärts zu gehen, deswegen verſpreche ich, daß der Kopf der Meduſe trefflich kommen ſoll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunſt, ſechs Ellen hinabgetrieben werden muß, ſo ſag ich Ew. Excellenz, daß er ſich unmöglich vollkommen ausgieſſen, aber leicht auszubeſſern ſeyn wird. Da verſetzte der Herzog: warum dachteſt du nicht dran es ſo einzurichten, daß er eben ſo gut als der Kopf ſich ausgieſſen möge. Ich ſagte: ich hätte alsdenn einen weit gröſſern Ofen machen müſſen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heiſſen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Aſt, der bis zu den Füßen hinunter dieſe ſechs Ellen reicht, nicht ſtärker als zwey Finger iſt; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles ſoll bald ausgebeſſert ſeyn; wenn aber meine Form halb voll ſeyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieſer Hälfte an, nach ſeiner Natur in die Höhe ſteigen, und der Kopf des Perſeus und der Meduſe werden aufs beſte gerathen, wie ich euch ganz ſicher verſpreche. Da ich nun meine gründlichen Urſachen geſagt hatte, nebſt noch unendlichen vieley andern, die ich nicht aufſchreibe, um nicht zu lang zu werden, ſchüttelte der Herzog den Kopf, und ging in Gottes Nahmen weg.

Nun ſprach ich mir ſelbſt Sicherheit und Muth ein, und verjagte alle Gedanken, die ſich mir ſtündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlaſſen hatte, und nach Florenz meinem ſüßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almoſen zu bringen. Nun ſah ich freylich für eine ſolche Wohlthat den Anfang eines groſſen Uebels vor mir, demohngeachtet verſprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perſeus, vollendete, ſich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zuſtand verwandeln würde, und griff muthig das Werk, mit allen Kräften des Körpers und des Beutels, an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, ſo ſchafte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serriſtori, zunächſt Monte Lupo, erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perſeus mit jenen Erden, die ich verſchiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit ſie ihre Zeit hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äuſſerſt ſorgfältig mit Eiſen umgeben hatte, fing ich, mit gelindem Feuer an, das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte; denn je mehr man deren macht, deſto beſſer füllt ſich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen, um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwiſchen ließ, damit das Feuer deſto beſſer ausſtrömen könnte, alsdann legte ich ganz ſachte Holz an, und machte zwey Tage und zwey Nächte Feuer, ſo lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form ſelbſt wohlgebrannt war. Dann fing ich ſchnell an, die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller ſchönen Vortheile, die uns dieſe Kunſt anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfſeilen, eine Elle über den Boden meines Ofens, ſo daß ſie ganz frey über die Mitte der Grube zu ſchweben kam, als ich ſie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich ſie ſachte hinunter, daß ſie dem Grunde des Bodens gleich kam, und ſtellte ſie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich dieſe ſchöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich ſie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug beſtand, zu befeſtigen an, und ſo wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man ſie zu den Waſſerleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich ſah, daß die Form gut befeſtigt war, und meine Art, ſie mit Erde zu umgeben, ſowohl als die Röhren am ſchicklichſten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabey ganz anders als die übrigen Meiſter dieſer Kunſt zu Werke ging; ſo wendete ich mich, überzeugt, daß ich ihnen trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunſtmäßig eins über das andere geſchichtet, um der Flamme ihren Weg zu weiſen. Damit aber das Metall ſchneller erhitzt würde, und zuſammenflöße; ſo ſagte ich lebhaft, ſie ſollten dem Ofen Feuer geben!

Nun warfen ſie von dem Pinienholze hinein, das, wegen ſeines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen ſo lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war ſo groß, daß ſie mir faſt unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicher Weiſe, daß das Feuer die Werkſtatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zuſammenſtürzen. Von der andern Seite gegen den Garten, jagte mir der Himmel ſo viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen ſich abkühlte. So ſtritt ich mit dieſen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergeſtalt, daß meine ſtarke Natur nicht widerſtand. Es überfiel mich ein Fieber ſo heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte, wegzugehen, und mich ins Bette zu legen. Da wendete ich mich ſehr verdrießlich zu denen, die mir beyſtanden, das ohngefähr zehen oder mehrere waren, ſowohl Meiſter im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die beſondern Arbeiter meiner Werkſtatt, unter denen ſich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verſchiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu dieſem ſagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: ſiehe lieber Bernardin! beobachte die Ordnung, die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannſt, denn das Metall wird bald gar ſeyn, du kannſt nicht irren; die andern braven Männer machen geſchwind die Kanäle und mit dieſen beyden Eiſen könnt ihr die Löcher aufſtechen, und ich bin gewiß, daß meine Form ſich zum beſten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich, höchſt mißvergnügt, von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, ſie ſollten allen zu eſſen und zu trinken in die Werkſtatt bringen, und ſetzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und ſagten, dieſes große Uebel würde vorbey gehen, das mich nur wegen zu gewaltſamer Anſtrengung überfallen habe, und ſo litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hausweſen vorſtand, und den Nahmen Frau Fiore, von Kaſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll, ſie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabey wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich, ſo viel als möglich, in acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war, wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen, die den armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zuſprechen, an zu reden, und ſagte: armer Benvenuto! euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt.. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrey, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und ſchlug ich, dabey jammerte ich, und ſagte: o! ihr neidiſchen Verräther! dieſes Unheil iſt mit Fleiß geſchehen, und ich ſchwöre bey Gott, ich will es wohl heraus bringen, und ehe ich ſterbe, will ich noch ſo ein Beyſpiel auf der Welt laſſen, daß mehr als einer darüber erſtaunen ſoll. Als ich angezogen war, ging ich mit ſchlimmen Gedanken gegen die Werkſtatt, wo ich alle Leute, die ich ſo munter verlaſſen hatte, erſtaunt und höchſt erſchrocken fand. Da ſagte ich: nun verſteht mich, weil ihr die Art und Weiſe, die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, ſo gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerſetze ſich mir, denn in ſolchen Fällen braucht man Beyſtand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewiſſer Meiſter Alexandero Laſtrikati und ſagte: ſehet Benvenuto, ihr beſtehet vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunſt nicht erlaubt, und wie es auf keine Weiſe gehen kann. Auf dieſe Worte wendete ich mich mit ſolcher Wuth zu ihm und zum Allerſchlimmſten entſchloſſen, ſo daß er und alle die übrigen mit einer Stimme riefen: auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beyſtehn. Dieſe freundlichen Worte, denk ich, ſagten ſie nur, weil ſie glaubten, ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu beſehen, und fand das Metall ſiedend, und zu einem Kuchen geronnen. Ich ſagte zwey Handlangern, ſie ſollten zum Nachbar Capretta, dem Fleiſcher gehen, deſſen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die erſten Trachten heran kamen, fing ich an den Feuerheerd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer, als alle andere, und man bedient ſich Erlen- und Fichtenholz zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an zu ſchmelzen und blitzen, von der andern Seite betrieb ich die Kanäle, andere hatte ich auf das Dach geſchickt, dem Feuer zu wehren, das bey der großen Stärke des Windes wieder aufs neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tappeten und Lappen aufbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes große Unheil, ſo viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich, mit ſtarker Stimme, bald dieſem bald jenem zu: bringe dies! nimm das! ſo daß die ganze Geſellſchaft, als ſie ſahe, daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drey verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ohngefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerley Beyhülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöſe, mit einem gewaltſamen Leuchten des Feuers, ſo daß es ſchien, als wenn ſich ein Blitz in unſerer Gegenwart erzeugt hatte. Ueber dieſe unerwartete fürchterliche Erſcheinung war ein jeder erſchrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbey war, ſahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und ſich in die Höhe hub, dergeſtalt, daß das Erz ausfloß, ſogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beyden Gußlöcher aufſtoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geſchwindigkeit lief, als es ſich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zuſatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden ſeyn, und ließ ſogleich meine Schüſſeln und Teller von Zinn, deren etwa zweyhundert waren, herbeyſchaffen, und brachte eins nach der andern vor die Kanäle, zum Theil ließ ich ſie auch in den Ofen werfen, ſo daß jeder nunmehr das Erz auf das beſte geſchmolzen ſah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form ſich füllte. Da halfen ſie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da, und bald dort, und ſagte: o Gott! der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferſtanden, und herrlich gen Himmel gefahren biſt, verſchaffe, daß meine Form ſich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüſſel, die nicht weit von mir auf einer Bank ſtand, aß und trank mit großem Appetit, und ſo auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und geſund zu Bette, es waren zwey Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeſte Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe ſanft und ſüß.

Indeſſen hatte mir jene wackre Magd, aus eigenem Antrieb, einen guten fetten Kapaun zurechte gemacht, und als ich aufſtund, war es eben Zeit zum Mittageſſen, ſie kam mir fröhlich entgegen und ſagte: Iſt das der Mann, der ſterben wollte? ich glaube, ihr habt das Fieber dieſe Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben, denn als die Krankheit ſah, daß ihr in eurer Raſerey uns ſo übel mitſpieltet, iſt ſie erſchrocken und hat ſich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch ſo gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verſchwunden, und wir erholten uns wieder von ſo ſaurer Arbeit. Ich ſchickte geſchwind, meine zinnernen Teller zu erſetzen, nach Töpferwaare, wir aßen, alle zuſammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit beſſerem Appetit geſpeißt zu haben. Nach Tiſche kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten ſich und dankten Gott für alles was begegnet war, und ſagten, ſie hätten Sachen geſehen und gelernt, die alle andere Meiſter für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig ſtolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang, dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte ſie alle.

Sogleich ſuchte mein tödtlicher Feind, der abſcheuliche Haushofmeiſter des Herzogs, mit groſſer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet ſey, und die beyden, die ich im Verdacht hatte, als wenn ſie am Gerinnen des Metalls ſchuld ſeyen, ſagten ihm: ich ſey kein Menſch, ſondern eigentlich ein großer Teufel, denn ich habe das verrichtet, was der Kunſt unmöglich ſey; das brachten ſie nebſt ſo viel andern großen Dingen vor, die ſelbſt für einen böſen Geiſt zu viel geweſen wären. So wie ſie nun wahrſcheinlich, mehr als geſchehen war, vielleicht um ſich zu entſchuldigen, erzählten, ſo ſchrieb der Haushofmeiſter geſchwind an den Herzog, der ſich in Piſa befand, noch ſchrecklicher und noch wunderſamer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegoſſenes Werk hatte verkühlen laſſen, fing ich an es langſam zu entblößen, und fand zuerſt den Kopf der Meduſe, der ſehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog ſagte, die Wirkung aufwärts ging, dann fuhr ich fort, das übrige aufzudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den Perſeus, der gleichfalls ſehr gut gekommen war. Hierbey hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern, denn wie man ſieht, iſt dieſer Kopf viel niedriger als das Meduſenhaupt, und die Oefnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perſeus, und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beſte gekommen und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging ich geſchwinde nach Piſa, um meinen Herzog zu finden, der mich ſo freundlich empfing, als ſichs nur denken läßt, desgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeiſter ihm die ganze Sache geſchrieben hatte, ſo ſchien es Ihren Excellenzien noch viel erſtaunlicher und wunderſamer, die Geſchichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perſeus kam, der ſich nicht angefüllt hatte, wie ich ſeiner Excellenz vorausſagte, ſo war er voll Erſtaunen und erzählte der Herzogin, was zwiſchen uns vorgefallen war. Da ich nun ſah, daß meine Herrſchaft ſo freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen laſſen; da gab er mir gnädigen Urlaub und ſagte mir, ich möchte bald zurückkommen, ſeinen Perſeus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsſchreiben an ſeinen Geſandten, welcher Averardo Serriſtori hieß. Es war in den erſten Jahren der Regierung Pabſt Julius des dritten. (1550. 1551.)

Siebentes Kapitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüſte des Bindo Altoviti. — Er geht, mit des Herzogs Erlaubnis, nach Rom zu Anfang der Regierung des Papſtes Julius III. — Nachdem er dieſem aufgewartet, beſucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienſte des Herzogs von Toskana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab, mit der Entſchuldigung, weil er bey Sanct Peter angeſtellt ſey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und ſindet eine kalte Aufnahme bey dem Herzog, woran die Verläumdungen des Haushofmeiſters Urſache ſeyn möchten. — Er wird mit dem Fürſten wieder ausgeſöhnt, fällt aber ſogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bey einem Perlenhandel nicht beyſteht. — Umſtändliche Erzählung dieſer Begebenheit. — Bernardone ſetzt es beym Herzog durch, daß dieſer, gegen Cellini's Rath, die Perlen für die Herzogin kauft. — Dieſe wird des Verfaſſers unverſöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiſte, befahl ich meinen Arbeitern, daß ſie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perſeus fortfahren ſollten. Die Urſache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Altoviti, in natürlicher Größe, gemacht und es ihm nach Rom geſchickt, er hatte dieſes Bild in ſein Schreibzimmer geſtellt, das, ſehr reich, mit Alterthümern und andern ſchönen Dingen verziert war; aber dieſer Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Mahlerey, denn die Fenſter ſtanden zu tief, die Kunſtwerke hatten ein falſches Licht und zeigten ſich keineswegs auf die günſtige Weiſe, wie ſie bey einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tags begab ſichs, daß gedachter Bindo an ſeiner Thüre ſtand und den Michel Agnolo Buonarotti, der vorbeyging, erſuchte, er möchte ihn würdigen, in ſein Haus zu kommen, um ſein Schreibezimmer zu ſehen. Und ſo führte er ihn hinein. Jener, ſobald er ſich umgeſehen hatte, ſagte: wer iſt der Meiſter, der euch ſo gut und mit ſo ſchöner Manier abgebildet hat? Wiſſet, daß der Kopf mir gefällt, ich finde ihn beſſer, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu ſehen ſind; ſtünden die Fenſter oben, ſo würde ſich alles beſſer zeigen und euer Bildniß würde ſich, unter ſo ſchönen Kunſtwerken, viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hauſe kam, ſchrieb er mir den gefälligſten Brief, der folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch ſo viele Jahre als den trefflichſten Goldſchmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen ſolchen Bildhauer halten müſſen. Wiſſet, daß Herr Bindo Altoviti mir ſein Portrait von Erz zeigte und mir ſagte, daß es von eurer Hand ſey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln, daß die Büſte in ſchlechtem Lichte ſtand; denn wenn ſie vernünftig beleuchtet wäre, ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto! wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der acht und vierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin, im Nahmen des Herzogs, hundertmal mehr als mir aufgetragen war, doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt ſeiner Excellenz, ehe ich ſiegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe? Er antwortete mir dagegen: du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben, gewiß er verdient mehr, als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michel Agnolo niemals, und deswegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe, und wir ſprachen darüber viel und weitläuftig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die ſich mit unter den fünftauſend befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs ſah, ſchickte er mir zum Geſchenk funfzig Goldgülden, durch einen ſeiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte, und durch denſelben Mann zurückſchickte. Dann ſagte ich zu gedachtem Bindo: mir iſts genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun ſah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich geſinnt ſey, anſtatt mich liebzukoſen, wie er ſonſt gewohnt war, zeigte er ſich verſchloſſen gegen mich, und ob ich gleich in ſeinem Hauſe wohnte, ſah ich ihn doch niemals heiter, ſondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein, ich verlohr mein Verdienſt an ſeinem Bildniſſe und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bey ihm auf Leibrenten laſſen wollte, und er ſollte mir, ſo lang ich lebte, funfzehn pro Cent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papſt den

Fuß zu küſſen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir ſprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hinderniſſe fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Geſandte gegen mich gewirkt hatte. Dann beſuchte ich Michel Agnolo Buonarotti, und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz, im Nahmen des Herzogs, geſchrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bey der Peterskirche angeſtellt ſey und deshalb ſich nicht entfernen könne. Ich ſagte darauf: da er ſich entſchloſſen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle, dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich ins Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: und ihr, wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äußerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem ſo großen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hätte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bey ſich, der von Urbino war, dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches man ſehr wohl merken konnte, weil der junge Menſch gar nichts von der Kunſt gelernt hatte. Als ich nun den M chel Agnolo mit ſo vielen guten Gründen feſthielt, daß er nicht wußte, was er ſagen ſollte, wendete er ſich ſchnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu ſage. Da rief dieſer Menſch auf ſeine bäueriſche Weiſe und mit lauter Stimme: ich laſſe nicht von Michel Agnolo, bis ich ihn finde oder er mich. Ueber dieſe dummen Reden mußte ich lachen und ohne weiter Abſchied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun ſo ſchlecht mein Geſchäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobey ich die eherne Büſte verlohr und ihm mein Geld noch als Leibrente laſſen mußte, lernte ich einſehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben ſey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach ſeiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Kaſtell, an der Brücke zu Rifredi, war. Im Pallaſt zu Florenz fand ich Herrn Peter Franziskus Ricci, den Haushofmeiſter, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm, nach Gewohnheit, mein Compliment zu machen, ſagte er, mit unmäßiger Verwunderung: wie, du biſt zurückgekommen? Darauf ſchlug er in die Hände und ſagte, noch immer voll Erſtaunen: der Herzog iſt zu Caſtello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging weg, und ich konnte nicht begreifen, warum die Beſtie ſich ſo gebärdete. Sogleich ging ich nach Kaſtell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, ſah ich ihn in einiger Entfernung, er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verſtehen, daß ich mich wegbegeben ſollte. Ich, der ich gedacht hatte, ſeine Excellenz ſollten mich ſo freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als ſie mich entlaſſen hatten, mußte nun ſo ein wunderliches Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabey auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen, welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte? Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenuto! bleibe ein wackrer Mann und bekümmre dich um weiter nichts. Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der, auf eine trübe Weiſe, freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich vor Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt. Dabey konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey, von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: es iſt ſein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beyhülfe ſeiner Kraft muthig hindurchdachte, und weder die Wuth des Glücks noch ungünſtiger Sterne befürchtete, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Verfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, denen Goldſchmieden zu helfen, die für ſeine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen, deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte, daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen und ich hatte ihm diesmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretairen eilig und ſagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein ander Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was ſeine Excellenz mache? Der Page ſagte zu ihr: er ſpricht und lacht mit Benvenuto und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe, und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte? ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: ich will, daß mir ſie der Herzog kaufe, darum mein Benvenuto lobe ſie ihm, ſo viel du kannſt. Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Exzellenz, und da verlangt es die Vernunft von denen Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen; jetzt aber muß ich ſagen, daß ich, vermöge meiner Profeſſion, viele Fehler an dieſen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz ſie kaufte. Darauf ſagte ſie, der Kaufmann giebt mir ſie für ſechstauſend Scudi; wenn ſie ohne Mängel wären, würden ſie zwölftauſend werth ſeyn. Darauf verſetzte ich: wäre dieſer Schmuck auch von unendlicher Güte, ſo würde ich doch niemand rathen, mehr als fünftauſend Scudi dafür zu geben, denn Perlen ſind keine Juwelen, ſie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelſtein altert nicht, und den ſollte man kaufen. Darauf ſagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: ich will aber dieſe Perlen! lobe ſie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es mir zu dienen, es ſoll dein Vortheil ſeyn. Ein ſolcher Auftrag war mir, als einem beſtändigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchſt beſchwerlich; aber um die Gnade einer ſo großen Prinzeſſin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit verſetzt. Ich ging daher mit dieſen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo ſich der Herzog befand, der, als er mich ſahe, zu mir ſagte: Benvenuto, was willſt du? Ich deckte den Schmuck auf und verſetzte: ich komme, euch einen Schmuck von den ſchönſten Perlen zu zeigen! Und als ich ſie noch ſehr gelobt hatte, ſetzte ich hinzu: deßhalb ſolltet ihr ſie kaufen! Darauf ſagte der Herzog: ich kaufe ſie nicht, weil ſie nicht von unendlicher Güte ſind! Ich aber verſetzte: verzeiht, denn ſie übertreffen andere Perlen ſehr an Schönheit.

Die Herzogin ſtand hinten und mußte gehört haben, was ich ſagte, ſo wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete ſich freundlich zu mir und ſagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verſtehſt, und wenn die Perlen von ſolcher Schönheit wären, ſo würde ich ſie gerne kaufen, ſowohl um die Herzogin zufrieden zu ſtellen, als auch um ſie zu beſitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widerſprach allem, was der Herzog ſagte, indem ich mich auf ſeine Gemahlin verließ, daß ſie mir zur rechten Zeit beyſtehen ſollte. Ja ſie hatte mir ſogar merken laſſen, daß ich zweyhundert Scudi haben ſollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und ſagte: ich verſtünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtſchaffene Mann wäre, wie er überzeugt ſey, ſo ſollte ich ihm die Wahrheit ſagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit ſage, ſo wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Perſeus, die ich unſerer herrlichen Schule verſprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden, darum empfehle ich mich dem Schutz Ew. Excellenz. Der Herzog ſah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, verſetzte: wenn du mir trauſt, ſo ſorge für nichts weiter. Darauf ſagte ich: wie iſt es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte ſeine Zuſicherung und ſagte: rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkäſtchen vergraben haſt. Darauf ſagte ich ihm, wie ichs verſtand, und daß ſie nicht mehr als zweytauſend Scudi werth ſeyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir ſtill wurden, denn wir redeten ziemlich leiſe, kam ſie hervor und ſagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe groſſe Luſt dazu und euer Benvenuto wird euch geſagt haben, daß er nie einen ſchönern geſehen hat. Darauf verſetzte der Herzog: ich will ihn nicht kaufen! Sie verſetzte: warum will Ew. Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und dieſe Perlen anſchaffen? Er antwortete: weil ich nicht Luſt habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? ſagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreytauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt. Darauf ſagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich, und es ſind auch genug alte darunter, und daß das wahr iſt, ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! das iſt keine Waare für mich. Auf dieſe Worte ſah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich verſucht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perſeus beynahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher groſſen Noth ich mich befand! der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich ſeine Exzellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Pallaſt käme, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verlieſſen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte, daß ich herein kommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzogin den Bernardene gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte, und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte ſich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte: er ſolle ſich wegheben! Der Schelm ſagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch ſeine Eſelsnaſe klang: o gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann. Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: entweder du gehſt, oder du kriegſt Ohrfeigen. Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut, was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er, auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo bließ er aus Poſſen die Bakken auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bisſchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen und ſo fing er an: ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt, und, ſowohl wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die ſeine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! geh und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlohr die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs, jener dagegen gewann ſich die groſſe Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug, ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Kapitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfaſſer wird, mit andern, zu Ausbeſſerung der florentiniſchen Feſtungswerke angeſtellt. — Wettſtreit zwiſchen ihm und dem Herzog über die beſte Befeſtigungsart. — Cellinis Händel mit einem lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz, in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobey er Hinderniſſe, von Seiten der Herzogin, findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beyden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus, ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beyfall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen, nach Vallombroſa und Camaldeli.

In der Zeit entſtand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befeſtigen wollte, vertheilte die Thore unter geſchickte Bildhauer und Baukünſtler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier Bandinell das Thor bey S. Friano; Pasqualino von Ankona ward bey dem Thor S. Pier Gattolini angeſtellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeiſter, bey St. Georg; Particino, der Zimmermeiſter bey St. Nikolas; Franceskus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beym Creutze, und Johann Baptiſta, Taſſo genannt, bey dem Thore Pinti. Und ſo wurden andere Baſtionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geſchichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die beſten Einſichten zeigte, ging ſelbſt um die Stadt, und da ſeine Erzellenz alles wohl überlegt und ſich entſchloſſen hatte, rief er Lactanzio Gorini, ſeinen Caſſier, der ſich auch ein wenig mit dieſer Profeſſion abgab, und ließ ihn alle die Art und Weiſe zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befeſtigt werden ſollten, und ſchickte einem jeden ſein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Riſſe betrachtete, die man mir zugeſchickt hatte, ſchien es mir, daß ſie keineswegos nach den Umſtänden eingerichtet, ſondern äuſſerſt fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzuſuchen, und als ich ſeiner Excellenz die Mängel dieſer Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog ſich ergrimmt zu mir wendete und ſagte: wenn die Rede iſt, wie man treffliche Figuren machen ſoll, ſo will ich dir nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich, ſo gelind als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel gröſſerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deshalb bitte ich Ew. Excellenz mich anzuhören, und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu diſputiren; ich zeigte ſodann, mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſey. Darauf ſagte der Herzog: nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beyden Thore befeſtigt werden mußten und brachte ſie ihm; er unterſchied das Wahre vom Falſchen und ſagte mir ſehr freundlich: nun gehe, und mach es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit groſſer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardiſcher Capitain, von ſchrecklicher, ſtarker Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabey war er eingebildet und äuſſerſt unwiſſend; dieſer fragte mich ſogleich: was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen ſehen und mit der äuſſerſten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun ſchüttelte die Beſtie den Kopf, wendete ſich da und dort hin, trat von einem Bein aufs andere, wikkelte ſeinen ungeheuren Knebelbart, ſtrich ſich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und ſagte nur immer: zum Henker! ich verſtehe das alles nicht! Verdrießlich über dieſe Beſtie, ſagte ich: ſo laßt es mich machen, der ichs verſtehe, dabey wendete ich ihm den Rücken, das er höchſt übel nahm und ſagte: du willſt gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten ſoll. Ich wendete mich erzürnt herum und ſagte: es ſollte mir lieber ſeyn, mit dir als mit der Baſtion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten ſie aber nicht einmal ganz gezogen, als ſich viele wackere Leute, von unſern Florentinern und andern Hofleuten, dazwiſchen legten. Der groſſe Theil ſchalt ihn aus und ſagte: er habe unrecht! ich ſey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, ſollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er ſich um ſeine Geſchäfte und ich fing meine Baſtion an. Als ich nun die gehörige Anſtalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain von Ceſena fand, den artigſten Mann, den ich jemals von dieſer Profeſſion gekannt hatte. Aeuſſerlich zeigte er ſich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravſten und tödtlichſten Menſchen, die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſo genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen, und ich zeigte ihm alles aufs gefälligſte. Genug wir wetteiferten, wer ſich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſer als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift, und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mit allen ihren Karren herbey und jeder fuhr ſeine Habe in die Stadt, ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnung ſah, ſagte ich zur Thorwache: ſie ſollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem ſolchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Baſtion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perſeus zu vollenden.

In dieſen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter ſich auch die Chimära befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächſten Zimmern am groſſen Saal des Pallaſtes noch ſehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Roſt bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füſſe. Der Herzog hatte Vergnügen, ſie ſelbſt mit gewiſſen Grabſticheln rein zu machen, und einſt, als ich mit ſeiner Erzellenz ſprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiſelchen, die er in der Hand hielt, ſchlug, ſo daß die Figuren von Erde und Roſt gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herſtellte, und da er ſo viel Vergnügen an dem wenigen Meiſeln hatte, ſo ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verſpätete, ſo mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verſtehen, daß ich mich von meinem Perſeus abzöge, und daß daraus gar manches unangenehme entſtehen könnte. Erſtlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt ſeiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geſchah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils ſo wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte ſich der Herzog, daß ich nur beym Einbruche der Nacht in den Pallaſt kommen ſollte. Seine Exzellenz war äuſſerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Exzellenz, um abgeſondert zu ſeyn, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen: ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Gallerie des groſſen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge und ließ alle dieſe Thüren verſchlieſſen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Pallaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbey mußte, und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals, ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deswegen, und wegen der ſchon bekannten Urſache den äuſſerſten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer groſſen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, ſogleich aufmachen ſollte, und ſo lieſſen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bey ihrer Bequemlichkeit fand, die ſich denn mit einem ſo wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entſetzte. Sie ſagte mir immer: wann wirſt du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig ſeyn! dein Kommen wird mir allzu läſtig. Darauf antwortete ich mit der gröſten Gelaſſenheit: gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äuſſerſtem Gehorſam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen ſoll, ſo werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir ſchickt, ſo will ich ſagen, daß ich krank bin, und Sie ſollen mich auf keine Weiſe hier wieder ſehen. Darauf verſetzte ſie: ich ſage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen ſollſt, aber mir ſcheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weiſe veranlaßt worden ſeyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeykam, ſo ließ er mich rufen und der Bote ſagte jederzeit: verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und ſo fuhr ich fort, mit eben denſelben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, ſprach der Herzog wahrſcheinlich von geheimen Dingen mit ſeiner Gemahlin und wendete ſich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaſen erſchreckt eilig zurückgehen wollte; er aber ſagte ſchnell zu mir: komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bey dir ſeyn. Indeſſen ich vorbeyging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren, bey der Jacke und trieb ſo artige Scherze, als ein ſolches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte ſich darüber und ſagte: was iſt das für eine anmuthige Freundſchaft, die meine Kinder zu dir haben?

Indeſſen ich nun an dieſen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum, und ſtachen mich, ohne daß es der Herzog ſah, ich aber bat ſie ruhig zu ſeyn. Sie antworteten: wir können nicht! und ich verſetzte, was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Baſe des Perſeus angebracht ſind, nämlich Jupiter, Merkur, Minerva und Danae, Mutter des Perſeus mit ihrem kleinen Knaben zu Füſſen, hatte ich ſie zuſammen in gedachtes Zimmer bringen laſſen, wo ich Abends arbeitete, und ſie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge geſtellt, wo ſie ſich wirklich ſehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Perſon, die ihm die Nachricht brachte, dieſe Arbeiten über Verdienſt gerühmt und geſagt hatte: ſie ſeyen beſſer als die alten, und mehr ſolche Dinge; ſo kam nun der Herzog mit der Herzogin und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hub darauf nach ſeiner fürſtlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann und ſagte dabey: nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birn in den Garten deines Hauſes. Darauf antwortete ich gefällig: o gnädiger Herr! iſt es Ihr Ernſt, daß ich die Birn in den Garten meines Hauſes legen ſoll? Der Herzog ſagte von neuem: in den Garten des Hauſes, das dein iſt. Verſtehſt du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den beſten Ceremonien, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über und ſprachen über zwey Stunden von nichts als von denſelben, ſo daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir ſagte: ich will nicht, daß du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr ſollſt du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie aufs beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltne Tugend verdient. Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Baſe, wo ſie ſich jetzo befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwanzig in den Pallaſt, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Baſe ſchon alles zurechte gemacht hatte, ſo löthete ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzogin es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wäre, gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam alſo Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Pallaſt wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perſeus ſchon hingebracht hatte, und arbeitete an ſeiner Vollendung, unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern Vorfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamanten zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu ſehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herren, die mit ihm waren und ſagte: ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön vorkommt, ſo muß es doch auch dem Volke gefallen, deswegen, mein Benvenuto! ehe du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Platze zu öffneteſt, um zu ſehen, was das Volk dazu ſagt, denn es iſt keine Frage, daß es ein Unterſchied ſeyn muß, es frey oder in einer ſolchen Enge zu ſehen, und es wird ſich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf dieſe Worte ſagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: es wird gewiß um die Hälfte beſſer ausſehen. Erinnern ſich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauſes geſehen zu haben, wo es ſich ſo gut zeigte. Ja ſogar Bandinello, der es daſelbſt ſah, war genöthigt, ohngeachtet ſeiner böſen Natur, gutes davon zu reden, er, der ſein ganzes Lebenlang von niemand gutes geſprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf ſagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewiſſer Firnis und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrieslich, ſchalt und betrübte mich und verwünſchte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich ſah freilich den großen Verluſt, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und ſah und wußte noch nicht, was ich gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten ſollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geſchehen. Und ſo mit größtem Verdruſſe deckte ich die Bildſäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß ſobald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrey zum Lobe des Werks erhub, wobey ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheſten, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen ſtand. Indeſſen ſuchte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, nämlich Mahler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte, und unter andern, der geſchickte Mahler Jacob von Pontormo; am höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch ins Haus ſchickte, worin er ſo viel Gutes, auf ſeine ſeltne und angenehme Weiſe ſagte, daß ich mich wieder einigermaſen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt, und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunſt erfuhr, welche mir die treffliche Schule bey dieſem kurzen Anblick erzeigt hatte, ſagte er: ich freue mich, daß Benvenuto dieſe kleine Zufriedenheit gehabt hat, ſo wird er deſto geſchwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn ſie ganz aufgedeckt iſt, daß die Leute noch immer auf gleiche Weiſe ſprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran ſind, aufgedeckt ſeyn, und man wird andere, die nicht daran ſind, hinzuthun, ſo mag er ſich mit Geduld waffnen. An dieſen Reden war Bandinell ſchuld, denn der hatte bey dieſer Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den ſchönen Chriſtus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Facade Orſanmichele ſieht, und noch andere Werke, ſogar den verwundernswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige ſich nur von vorn gut. Dann ſprach er von ſeinem Herkules und ſeinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und ſprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu dieſen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch ſo ablaufen, denn der neidiſche Bandinell hörte nicht auf, Uebels zu reden. So ſagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu ſchmeicheln: wißt, gnädiger Herr! große Figuren zu machen iſt eine andere Koſt, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht ſagen, daß er die kleine Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet ſehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter dieſe hämiſchen Worte miſchte er, nach ſeiner Spinnenart, noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiels aber meinem glorreichen Herrn und unſterblichen Gotte, daß ich meine Statue vollendete und ſie an einem Donnerſtag ganz aufdecken konnte. Alſobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte ſich eine ſolche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beſte davon zu ſprechen. Der Herzog ſtand an einem niedern Fenſter des Pallaſtes, das über der Thüre war, und ſo vernahm er, halb verborgen, alles, was man ſagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, ſtand er mit ſo viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete ſich zu Herrn Sforza und ſagte: Sforza! geh zu Benvenuto, und ſag ihm von meinetwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden ſtellen, er ſoll ſich verwundern, und ſag ihm, er ſoll gutes Muths ſeyn. Herr Sforza brachte mir dieſen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äuſſerſt geſtärkt ward und denſelben Tag ſehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wieß, und mich dem und jenem, als eine neue und wunderſame Sache, zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unſern Herzog in Geſchäften geſendet hatte. Als man mich dieſen beyden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen ſie heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten ſie mir eine ſo umſtändliche Rede, die für einen Papſt zu viel geweſen wäre. Ich demüthigte mich ſo viel ich konnte, aber ſie deckten mich dergeſtalt zu, daß ich ſie inſtändig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bey uns ſtillſtanden und mich ſchärfer anſahen als unſern Perſeus ſelbſt. Unter dieſen Ceremonien waren ſie ſo kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da ſie mir denn einen ſolchen Contract verſprachen, mit dem ich zufrieden ſeyn ſollte. Sie ſagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber ſie ſeyen lange nicht von der Vortrefflichkeit, wie der Perſeus und er wäre dabey reich geworden. Ich ließ ſie nicht alles, was ſie ſagen wollten, vollenden, ſondern verſetzte: ich verwundere mich ſehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlaſſen ſoll, der die Talente mehr ſchätzt, als irgend ein andrer Fürſt, der je gebohren wurde, um ſo mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künſte. Hätte ich Luſt zu großem Gewinn, ſo wäre ich in Frankreich geblieben, im Dienſte des großen Königs Franziſkus, der mir tauſend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner ſämmtlichen Werke bezahlte, ſo daß ich mich alle Jahre über viertauſend Goldgülden ſtand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelaſſen. Mit dieſen und andern Worten ſchnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herrn für das große Lob, das ſie mir gegeben hatten, und verſicherte ſie, das ſey die größte Belohnung für jeden, der ſich ernſthaft bemühe; ich ſetzte hinzu, ſie hätten meine Luſt, gut zu arbeiten, ſo vermehrt, daß ich, in wenigen Jahren, ein anderes Werk aufzuſtellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen florentiniſchen Schule, noch mehr als mit dieſem, zu gefallen gedächte. Die beyden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm ſogleich von ihnen Abſchied.

Auf dieſe Weiſe ließ ich zwey Tage vorübergehen, und als ich ſah, daß das große Lob immer zunahm, entſchloß ich mich, meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir ſagte: mein Benvenuto, du haſt mich und das ganze Volk zufrieden geſtellt; aber ich verſpreche dir, daß ich dich auf eine Weiſe befriedigen will, über welche du dich verwundern ſollſt, und ich ſage dir, der morgende Tag ſoll nicht vorüber gehen. Auf dieſe herrliche Verſprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend für Freude küßte ich ihm das Kleid und ſagte: mein glorreicher Herr, freygebig gegen alle Talente und gegen die Menſchen, die ſie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge, denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angeſtrengt habe, und bin überzeugt, daß mein feſter Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen dieſem ſo manchem andern wunderbaren Beyſtand, will ich acht Tage, als Pilgrim, auswandern und meinem unſterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte? und ich verſetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Valombroſa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heilgen Marie und vielleicht bis Seſtile, weil ich höre, daß daſelbſt ſchöne Alterthümer ſind. Dann will ich über S. Fancesko della Vernia zurückkehren, unter beſtändigem Danke, gegen Gott, und mit dem lebhaftem Wunſch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf ſagte mir der Herzog mit heiterem Geſichte: geh und kehre zurück! Wirklich ſo gefällſt du mir, laſſe mir zwey Verſe zum Andenken und ſey unbeſorgt.

Sogleich machte ich vier Verſe, in welchem ich Seiner Excellenz dankte, und gab ſie Herrn Sforza, der ſie dem Herzog in meinem Nahmen überreichte. Dieſer empfing ſie, gab ſie ſodann zurück und ſagte: lege ſie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäme und ſeine Sache nicht ausgefertigt fände, ich glaube er brächte mich um. Auf dieſe ſcherzhafte Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza, noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir, auf eine ſehr gefällige Weiſe: Geh' Benvenuto und komme bald wieder. Ich beneide dich.

Neuntes Kapitel.

Der Autor begegnet, auf ſeinem Wege, einem alten Alchimiſten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von ſeiner eignen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog, wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache, keineswegs zu des Autors Zufriedenheit, vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten, in Erz, für das Chor von Santa Maria del Fiore, unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halb erhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag.

Nun ging ich, im Nahmen Gottes, von Florenz weg, immer Pſalmen und Gebete, zu Verherrlichung des göttlichen Nahmens, auf der ganzen Reiſe, ſingend und ausſprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die ſchönſte Sommerzeit und die Ausſicht in ein Land, wo ich nie geweſen war, ſchien mir ſo reizend, daß ich erſtaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſars, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold

d Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Lan-
ſehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er
n, auf dieſe Weiſe, mit mir bekannt geworden war, ſagte
unter andern, eines Tages zu mir: Ich will euch einen
danken nicht verhelen, woraus was ſehr nützliches entſte-
n könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Näm-
h in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß,
ß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern
ch Poppi ohne Widerſtand wegnehmen könnte. Als er mir
Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus
Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend derge-
lt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr ſehr wohl
en und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung
d ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über
ato Magno und über St. Franceſko della Vernia, und
kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß
die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Pallaſte, und
gegnete dem Herzog, bey der Abtey, der eben aus dem
llaſt des Podeſta zurückkehrte. Als er mich ſah, empfing
mich aufs freundlichſte, doch mit ein wenig Verwunde-
ng, und ſagte: warum biſt du ſo geſchwind zurückgekom-
n? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf
rſetzte ich, zum Dienſt Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt;
m gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen ſchönen Ge-
nden geblieben. Und was Gutes bringſt du denn bey dei-
r ſchnellen Wiederkehr? ſagte der Herzog. Darauf ver-
te ich: mein Herr, es iſt nöthig, daß ich euch Dinge von
ßer Bedeutung ſage und vorzeige, und ſo ging ich mit ihm
ch dem Pallaſt, daſelbſt führte er mich in ein Zimmer, wo

wir allein waren. Ich ſagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung ſehen, und es ſchien ihm angenehm zu ſeyn. Darauf ſagte ich zu ſeiner Excellenz, es ſey nöthig, einer Sache von ſolcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und ſagte: Wiſſe, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig ſind, der nun ſelbſt dafür ſorgen mag, aber behalte das bey dir. Und ſo kehrte ich, mit großen Zeichen ſeiner Gnade, wieder nach Hauſe.

Den andern Tag ließ ich mich wieder ſehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig geſprochen hatte, ſagte mit Heiterkeit: morgen ganz gewiß ſoll deine Sache ausgefertigt werden, deswegen ſey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß, und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Pallaſt, und wie es gewöhnlich iſt, daß man böſe Neuigkeiten früher als die guten erfährt, ſo rief mich Herr Jacob Guidi, Secretair Seiner Excellenz, mit ſeinem ſchiefen Maule und ſtolzem Ton, dabey zog er ſich auf ſich zurück, ſtand wie angepfählt und wie ein erſtarrter Menſch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: der Herzog, ſagt er, wolle von dir wiſſen, was du für deinen Perſeus verlangſt. Ich ſtand erſtaunt und erſchrocken, und antwortete ſogleich: es ſey meine Art nicht, den Preiß meiner Arbeiten zu beſtimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was anders verſprochen. Sogleich ſagte mir der Menſch, mit noch ſtärkerer Stimme: ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir ſagſt was du verlangſt, bey Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geſchmeichelt, bey den großen Liebkoſungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht ſowohl etwas zu gewinnen, ſondern ich hoffte nur ſeine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich, über das unerwartete Betragen, dergeſtalt in Wuth, und beſonders, daß mir die Botſchafft durch dieſe giftige Kröte, nach ihrer Weiſe, vorgetragen wurde, und antwortete ſogleich: wenn der Herzog mir zehntauſend Scudi gäbe, ſo würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf ſolche Weiſe behandelt zu werden, ſo wäre ich nie geblieben. Sogleich ſagte mir der verdrießliche Menſch eine Menge ſchimpflicher Worte, und ich that desgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf, er winkte mir und ich näherte mich. Darauf ſagte er zornig: die Städte und großen Palläſte der Fürſten und Könige bauet man mit zehntauſend Ducaten. Darauf antwortete ich ſchnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde ſehr viele Menſchen finden, die ihr Städte und Palläſte zu vollenden verſtünden, aber Statuen, wie der Perſeus, möchte vielleicht niemand in der Welt ſo zu machen im Stande ſeyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu ſagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und ſagte mir: ich ſolle den Zwiſt, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlaſſen, denn ſie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden ſeyn würde. Auf dieſe gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir ſie zugeſichert, und ich überlaſſe mich nicht erſt gegenwärtig ihnen beyderſeits gänzlich, da ich es, von der erſten Zeit meines Dienſtes an, mit aller

Freundlichkeit ſchon gethan habe. Dann ſetzte ich hinzu
wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenze
chen gäben, das nur fünf Pfennige werth wäre, ſo würde ic
vergnügt und zufrieden ſeyn, wenn ich mich dabey nur ihr
Gnade verſichern könnte. Darauf ſagte mir die Herzogi
lächelnd: du würdeſt am beſten thun, wenn du meinem Ra
the folgteſt. Sogleich wendete ſie mir den Rücken und gin
hinweg.

Ich dachte mein beſtes gethan zu haben, indem ich
demüthige Worte brauchte: denn ob ſie gleich vorher ein we
nig über mich gezürnt hatte; ſo war ihr doch eine gewiſ
gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mic
leider eine ſchlimme Wendung. Ich war zu der Zeit ſeh
vertraut mit Hieronimus Albizzi, Vorgeſetztem der Truppe
des Herzogs, der mir eines Tages unter andern ſagte:
Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die d
mit dem Herzog haſt, ins Gleiche zu bringen. Hätteſt d
Vertrauen in mich, ſo glaubte ich wohl damit fertig zu wer
den, denn ich weiß, was ich ſage. Wird der Herzog wirklic
einmal böſe; ſo wirſt du dich dabey ſehr übel befinden; da
ſey dir genug, ich kann dir nicht alles ſagen. Nun hat
mich vorher ſchon wieder ein Schalk gegen die Herzogin miſ
trauiſch gemacht, denn er erzählte mir, er habe ſie bey i
gend einer Gelegenheit ſagen hören: er will ja für wenige
als zwey Pfennige den Perſeus wegwerfen, und damit wir
der ganze Streit geendigt ſeyn.

Wegen dieſes Verdachtes ſagte ich Herrn Albizzi: i
überlaſſe ihm alles, und ich würde mit dem, was er thu
völlig zufrieden ſeyn, wenn ich nur in der Gnade des He

zogs bliebe. Dieſer Ehrenmann, der ſich recht gut auf die Soldatenkunſt verſtand, beſonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menſchen ſind, hatte keine Luſt an der Bildhauerey und verſtand auch deswegen nicht das mindeſte davon. Als er nun mit dem Herzog ſprach, ſagte er: Benvenuto hat ſich mir ganz überlaſſen und mich gebeten, ich ſolle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf ſagte der Herzog, auch ich will euch die Entſcheidung übertragen, und mit allem, was ihr beſtimmt, zufrieden ſeyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufſatz, der ſehr gut und zu meinen Gunſten geſchrieben war, und beſtimmte: der Herzog ſolle mir dreytauſend fünfhundert Goldgülden reichen laſſen, wodurch zwar ein ſolches Werk nicht völlig bezahlt; aber doch einigermaſen für meinen Unterhalt geſorgt wäre, und womit ich zufrieden ſeyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die ſich alle auf dieſen Preiß bezogen. Dieſen Aufſatz unterſchrieb der Herzog ſo gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, ſagte ſie: es wäre beſſer für den armen Mann geweſen, wenn er ſich auf mich verlaſſen hätte, ich würde ihm wenigſtens fünftauſend Goldgülden verſchafft haben, und dieſelbigen Worte ſagte ſie mir eines Tages, als ich in den Pallaſt kam, in Gegenwart des Herrn Alomanni Salviati; ſie lachte mich aus und ſagte: das Uebel, das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir ſollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antoino de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun ſahe, daß ich ſo hingehalten ward, wendete ich mich aufs höflichſte an ihn und bat ihn, mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſo gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herausließe, denn er ſagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Pallaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey, er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eigne Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden ſchuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht dieſen Reſt jemals zu erhalten, denn es waren ſchon drey Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott, und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faſt hatte ich mir vorgeſetzt, dem Leſer von meinem unglücklichen Perſeus nicht mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umſtand nicht verſchweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin ſprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden ſeyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Abſicht, mich wieder allmählig in Gunſt zu ſetzen, und bey dieſer Gelegenheit den Herzog einigermaſen zu beſänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte ſich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich, bey Seiner Excellenz, über die äußerſt ſchlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonſo Quiſtello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiskal, und beſonders von Baptiſta Bandini, von Volterra, dulden mußte, und mit einiger Leidenſchaft meine Gründe vortrug, ſah ich den Herzog in ſo großen Zorn gerathen, als man ſich denken kann, er ſagte mir dabey: das iſt ein Fall wie mit deinem Perſeus, für den du mir zehntauſend Scudi gefordert haſt, du biſt zu ſehr auf deinen Vortheil bedacht, ich will die Statue ſchätzen laſſen, und was man recht findet, ſollſt du haben. Hierauf antwortete ich, ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man ſich gegen große Herren nicht betragen ſoll: wie wäre es möglich, daß mein Werk nach ſeinem Werth geſchätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz iſt, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog noch zorniger und ſagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: ja es iſt gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein ſolches Werk machen könnte, und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wiſſen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf verſetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand geſetzt, in der größten Schule der Welt ein groſſes und ſchweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden iſt, als irgend eins, das jemals in dieſer göttlichen Schule aufgedeckt worden, und was mir am meiſten ſchmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunſt ſind und ſich darauf verſtehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beyfall gaben. Dieſer treffliche Mann bemühte ſich und machte mir vier Sonnette, worinn er die edelſten und herrlichſten Worte ſagte, die man nur ausdrücken kann und eben dieſer wunderſame Mann war ſchuld, daß die ganze Stadt ſo ſehr in Bewegung kam. Freylich wenn ſich dieſer Mann ſo gut mit der Bildhauerkunſt als der Mahlerey abgäbe, ſo würde er vielleicht ein ſolches Werk vollenden können. Auch geſtehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meiſter Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anſtrengung als ich ſelbſt; nun aber, da er ſehr alt iſt, wird ihm eine ſolche Arbeit gewiß nicht gelingen, ſo daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unſerer Zeit niemand bekannt ſey, der ſie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, beſonders da Ew. Excellenz ſich davon ſo zufrieden zeigten und mir ſie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir ſie nicht mit einer herrlichern Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann ſich mit dieſem vergleichen: ſo bin ich überflüſſig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: du denkſt nicht, daß ich reich genug bin, dich zu bezahlen, aber ich ſage dir, du ſollſt mehr haben, als ſie werth iſt. Darauf verſetzte ich: ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule ſchon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Exzellenz mir ſchenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu ſehen.

Wir waren eben bey S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Pallaſte zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er ſich ſchnell in groſſem Zorne gegen mich und ſagte: Du gehſt nicht weg! hüte dich wohl wegzugehen! Halb erſchrocken begleitete ich ihn nach dem Pallaſt, dort gab er dem Erzbiſchoff von Piſa, Bartholini, und Herrn Pondolfo della Stuffa den Auftrag, ſie ſollten Baccio Bandinelli von ſeinetwegen ſagen, er möge meinen Perſeus wohl betrachten und das Werk ſchätzen, denn der Herzog wolle mir den rechten Preiß bezahlen. Dieſe beyden wackern Männer gingen ſogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut, was ſie werth war, aber, weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beyden Edelleute hinzu: der Herzog hat uns geſagt, daß er bey Strafe ſeiner Ungnade euch befiehlt, ihm den Preiß zu beſtimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt euch die Zeit und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl ſechszehntauſend Goldgülden und mehr werth ſeye.

Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinells annehmen wolle, da er nur übels von Jedermann ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzoginn, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit, genug ich hätte beſſer gethan, die Herzoginn walten zu laſſen, denn ich wäre in kurzem bezahlt geweſen, und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir, durch Herrn Celio Torelli, ſeinen Auditor ſagen: er verlange, daß ich gewiſſe Geſchichten, in halb erhobener Arbeit, von Erz, rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinells war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verſtand nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ergebenſte dem Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was ſeine Excellenz mir befehle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von zwey hundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Baukaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß ſo viele Geſchichten von Erz eine groſſe Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wäre, dabey führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht, man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder Anmuth noch Proportion daran. Die zweyte Urſache war, weil gedachte Geſchichten ſo niedrig zu ſtehen kämen, daß ſie unter dem Auge blieben, von Hunden beſudelt und immer von Staub und allem Unrath voll ſeyn würden, deswegen wollte ich ſie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberreſt meiner beſten Jahre wegwerfen und dabey ſeiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch ſo ſehr zu gefallen und zu dienen wünſche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, ſo möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen laſſen; dieſes Werk würde geſehen werden und Seiner Excellenz zu gröſſerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich ſie nicht beſſer machte, als die ſchönſte Thüre von Sanct Johann, ſo verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber ſie nach meinem Verſprechen vollendete, ſo wäre ich zufrieden, daß man ſie ſchätzen laſſe, und man ſolle mir alsdann tauſend Scudi weniger geben, als ſie von Kunſtverſtändigen geſchätzt würde.

Denen Bauherrn gefiel mein Vorſchlag ſehr wohl, und ſie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmſte zu ſagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieſer verſetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange.

Und ſo ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entſchieden worden wäre.

Als ich das vernahm, ſuchte ich ſchnell den Herzog auf der einigermaſen über mich erzürnt ſchien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er verſprach mirs. So fing ich umſtändlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit ſo viel Gründen, und daß eine groſſe Ausgabe nur würde weggeworfen ſeyn, daß ich ihn endlich beſänftigt hatte. Dann ſetzte ich hinzu: wenn es ſeiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, ſo gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, welches zwey groſſe Werke ſeyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geſchichten, in erhabner Arbeit, von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergeſtalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verſchiedene, mit der äuſſerſten Anſtrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es ſchien mir viel bequemer zu dem Dienſte, wozu es beſtimmt war. Ich hatte ſie oft in den Pallaſt getragen, und der Herzog ließ mir durch ſeinen Cämmerer ſagen, ich ſollte ſie da laſſen. Nachdem ſie der Herzog geſehen, bemerkte ich wohl, daß ſeine Erzellenz nicht das Beſte gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und, im Geſpräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemſte zum Dienſt und das ſchönſte zur Anſicht ſey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten beſſer gefalle, und daß er es ſo haben wolle, und ſprach lange auf eine freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles, was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen.

Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehentes Kapitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen, vorräthigen Stück Marmor, machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen und Bandinell ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunſt der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bey und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bey Hof von Ammanato verdrängt.

Zu dieſer Zeit hatte man den groſſen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn ſodann auf den Weg nach Poggio zu Kajano, um ihn beſſer, auf der flachen Straſſe, nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu beſehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz beſonderer Gunſt, ihn dem Cavalier Bandinell zugedacht hatte, ſo jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die beſten Abſichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen! denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Barthelomäus Ammanato kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte, dann ging ich auf die Höhe von Kajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden, ſie waren ſämmtlich bey Tafel, jene aber ſpeisten allein, und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß, und ließ mich, mit ſehr günſtigen Ausdrücken, rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſchönen Marmor, den ich geſehen hatte, und ſagte: wie Ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von S. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und Ihre Stadt durch Talente ſo berühmt geworden, als ſeit den alten keine bisher geweſen. Sogleich ſagte die Herzogin mit Verdruß: ſie wiſſe recht gut alles, was ich ſagen wolle, ich ſolle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor ſprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber verſetzte: alſo mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz beſorgt bin, und alles bedenke, damit ſie beſſer bedient ſeyn mögen. Beherzigt nur, gnädige Frau! wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte, wenn ihr auch ſchon entſchloſſen ſeyd, daß Bandinell denſelben machen ſoll, ſo würde dieſer, um ſeiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten, ein ſchönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf dieſe Weiſe werdet ihr beſſer bedient ſeyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten ſtrebt; ich meyne nach der ſchönen Art dieſer wunderſamen Kunſt. Ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergetzt und ſie verſteht. Darauf ſagte die Herzoginn in großem Zorne: meine Worte ſeyen umſonſt, ſie wolle, daß Bandinell den Marmor haben ſolle. Frage den Herzog, ſetzte ſie hinzu, ob dies nicht auch ſein Wille ſey? Darauf ſagte der Herzog, der bisher immer ſtill geweſen war: es ſind zwanzig Jahre, daß ich dieſen ſchönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und ſo will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten ſoll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und ſagte: ich bitte Ew. Exzellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eignen Vortheil ſage. Der Herzog verſetzte: ich ſolle ſagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: wiſſet, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinell ſeinen Herkules und Kakus machte, ward für den trefflichen Michel Agnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simſons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das ſchönſte Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwey einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deswegen ſchreyt die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan, ich glaube, daß mehr als tauſend Sonette zur Schmach dieſer ſchlechten Arbeiten angeſchlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Exzellenz dieſes Vorfalls ſich ſehr gut erinnert, deswegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geſchäft aufgetragen war, ſo unweiſe handelten, dem Michel Agnolo ſeinen ſchönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man ſieht; könntet ihr jemals ertragen, daß dieſer viel ſchönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht iſt, von ihm verdorben werde? und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geſchickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt ſie vor der Schule ſämmtlich aufſtellen! Ew. Exzellenz wird hören, was man ſagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beſte wählen. Auf dieſe Weiſe werft ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer ſo trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunſt; einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt iſt, und Ew. Exzellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigſt angehört hatte, ſtand er ſogleich von Tafel auf, wendete ſich zu mir und ſagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den ſchönen Marmor, denn du ſagſt mir die Wahrheit und ich erkenne ſie. Die Herzoginn drohte mir mit dem Kopfe und murmelte, erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück und es ſchienen mir tauſend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wiſſen zu laſſen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwey Modelle zeigte, die beyde von einander unterſchieden waren. Er lobte ſie, doch ſagte er zu mir, das eine gefalle ihm beſſer als das andere, und dieſes, womit er zufrieden ſey, ſolle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil ſeyn.

Seine Erzellenz hatten ſchon dasjenige geſehen, was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele ſeiner Hofleute ſagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über dieſe Sache iſt aber folgende von groſſem Werth: Es kam nämlich der Kardinal Santa Fiore nach Florenz, der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Kajano, und als der Kardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn ſehr, und fragte, wem er zur Arbeit beſtimmt ſey. Der Herzog antwortete ſogleich: meinem Benvenuto, der ein ſehr ſchönes Modell dazu gemacht hat. Dieſe Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich, die Herzogin aufzuſuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunſt, welche ſie ſehr gut aufnahm; dann fragte ſie was ich arbeite? Darauf verſetzte ich: gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der ſchwerſten Arbeiten in der Welt unternommen, ein Crucifix, von dem weiſſeſten Marmor, auf einem Kreuze von dem ſchwärzeſten, ſo groß als ein lebendiger Menſch. Sogleich fragte ſie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber verſetzte: wiſſet, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytauſend Goldgülden hingäbe, denn ſo hat wohl eine Arbeit niemals einem Menſchen zu ſchaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterſtanden, ſie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eiſen, beſonders da der Stein hart iſt, dazu das Arbeitslohn, ſo kommt er mich über dreyhundert Scudi zu ſtehen, ſo daß ich ihn nicht für zweytauſend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteſte Gnade erzeigen will, ſo mache ich Ihnen gern damit ein reines Geſchenk, nur bitte ich, daß Sie mir, bey Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun befohlen ſind, weder Gunſt noch Ungunſt erzeigen. Darauf ſagte ſie zornig: alſo ſchätzeſt du weder meine Hülfe noch meinen Widerſtand? Ich antwortete: ja, gnädige Frau, ich weiß ſie zu ſchätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytauſend Goldgülden werth halte, aber ich verlaſſe mich zugleich auf meine mühſamen und kunſtmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti ſelbſt gegenwärtig wäre, von welchem und von ſonſt niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der ſo viel verſteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wiſſen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meiſter könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen iſt. Als ich ausgeſprochen hatte, ſtand ſie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, ſo gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen ſuchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu beſehen und mit ihm zwey Geſandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel ſehr wohl, und der Herzog ſagte zu den Herren: wirklich, Benvenuto verdients. Da begünſtigten mich beyde gar ſehr, am meiſten der Geſandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit ſie alles ſagen möchten, was ihnen gefiele, als ich aber vernahm, daß ich begünſtigt wurde, trat ich ſogleich näher, wendete mich zum Herzog und ſagte: Ew. Excellenz ſollte noch eine andere wunderſame Vorſicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade ſo groß als es der Marmor fordert, verfertigen ſolle! Dadurch würden Sie ſich am beſten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn ſollte der Marmor unrecht zugeſprochen werden, ſo werden Sie, nicht dem verdienten Manne, ſondern ſich ſelbſt groſſen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Schaam und groſſen Schande gereichen; im Gegentheil wenn die Arbeit an den rechten kommt, werden Sie zuerſt den größten Ruhm erlangen, Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einſichtsvolle Perſonen werden ſich überzeugen, daß Sie an der Kunſt Freude haben und ſich darauf verſtehen. Auf dieſe Worte zog der Herzog die Achſeln, und indem er weg ging, ſagte der Luccesiſche Abgeſandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto iſt ein ſchrecklicher Menſch. Der Herzog ſagte darauf: er iſt viel ſchrecklicher, als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht geweſen wäre, denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen ſind. Dieſe ausdrücklichen Worte ſagte mir derſelbe Geſandte, und ſchien mich über meine Handelsweiſe zu tadeln. Worauf ich verſetzte: ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es iſt mir nicht möglich, zu ſchmeicheln.

Verſchiedene Wochen hernach ſtarb Bandinello, und man glaubte, daß, auſſer ſeiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß, den Marmor verlohren zu haben, wohl die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Denn als er vernommen hatte, daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, ſo legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung ſieht; nun hatte ich mein Cruzifix nach Santa Maria Novella beſtimmt, und ſchon die Haken befeſtigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füſſen meines Bildes, eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf ſagten mir die Geiſtlichen, ſie könnten mir das nicht zugeſtehen, ohne von ihren Bauherrn die Erlaubniß zu haben. Darauf ſagte ich: warum verlangtet ihr nicht erſt die Erlaubniß eurer Bauherrn, um das Crucifix aufſtellen zu laſſen? und ſeht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deshalb wollte ich auch dieſer Kirche die Frucht meiner äußerſten Bemühung nicht mehr überlaſſen, wenn gleich nachher die Werkmeiſter zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf ſogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Cruzifix dahin zu verehren gedächte, ſo waren die trefflichen Geiſtlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weiſe, wie es mir gefalle, darinne zurichten ſollte. Bandinello hatte dieſes gemerkt und eilte ſein Bild, mit groſſem Fleiß, zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, ſie ſolle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verſchaffen, die ihm auch, nicht ohne groſſe Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsbald ſtellte er ſein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er ſtarb.

Da ſagte die Herzogin: ſie habe ihm im Leben geholfen, ſie wolle ihm im Tode auch noch beyſtehen, und ob er gleich weg ſey, ſollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäkler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! ich aber rief aus: unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinells wäreſt du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dirs noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben geſagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, ſo groß als er aus dem Marmor kommen konnte. Er hatte mich mit Holz und Thon verſehen laſſen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perſeus ſtand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin ſich vorgeſetzt hatte, mir ihn nicht zu überlaſſen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich verſprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt ſehen würde, daß ſie, als eine Perſon von Einſicht, es ſelbſt bedauern würde, dem Marmor und ſich ſelbſt einen ſo ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verſchiedene Künſtler machten ſolche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloſter Santa Croce, Vincencio Danti, von Perugia, im Hauſe des Herrn Octavio Medici; der Sohn des Moſchino zu Piſa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte, und im Begriff war, den Kopf zu vollenden und man ihm ſchon ein wenig die letzte Hand anſah, kam der Herzog vom Pallaſte herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebſt Ammanato und allen ſeinen Geſellen, gearbeitet hatte. Indeſſen der Herzog das Modell anſah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geſchwätz einnehmen wollte, ſchüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte ſich zu ſeinem Herrn Stephan und ſagte: geh' und frage den Benvenuto, ob ſein Koloß ſo weit vorwärts iſt, daß ich einen Blick darauf werfen könne. Herr Stephan richtete, ſehr gefällig und gütig, den Auftrag des Herzogs aus, und ſagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne ſehen laſſen, ſo ſolle ich es frey ſagen, denn der Herzog wiſſe wohl, daß ich wenig Hülfe bey einem ſo groſſen Unternehmen gehabt habe. Ich verſetzte: daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts ſey, ſo würde doch der Geiſt ſeiner Exzellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig anſehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam, und ſobald Seine Exzellenz in den Vorſchlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er ſich ſehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Anſichten ſtehen, nicht anders als der erfahrenſte Künſtler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beyfalls ſehen, wobey er die wenigen Worte ſagte: Benvenuto! du mußt ihm nun die letzte Oberhant geben. Dann wendete er ſich zu denen, die bey ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern ſprach er: das kleine Modell, das ich in ſeinem Hauſe geſehen habe, gefiel mir wohl, aber dieſes Werk übertrift jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum beſten gereichen, ſo begegnete mir auch ein ſonderbarer Vorfall. Um dieſe Zeit beſuchte mich ein gewiſſer Sbietta von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunahmen Sbietta hatte, er war eigentlich ein Viehhändler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzte, der jetzt Aufſeher von Pescia iſt, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir ſein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht beſehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Beſichtigung des Guts bey dieſem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als ſo viel Scheffel Korn, ſo viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Caſtanien und was ſonſt noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir leben, mir ſehr zu ſtatten kamen, denn dieſe Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und ſechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir ſeine Handſchrift: daß er mir, ſo lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es ſchien mir, wie ich ſagte, nicht nöthig, das Gut zu beſehen, ſondern ich erkundigte mich nur aufs beſte: ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, ſein leiblicher Bruder, dergeſtalt wohlhabend wären, daß ich mich für ſicher halten könnte? und mehrere Perſonen, welche die beyden Brüder kannten, ſagten mir: ich könne ganz ohne Sorge ſeyn.

Nun erſuchten wir beyde Herrn Peter Franziskus Bertoldi, Notar bey der Kaufmannſchaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß dieſe Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Puncte, die ihm gedachter Sbietta vorſagte, und ruckte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indeſſen als der Notarius ſchrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, ſo machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun alſo der Contract geſchloſſen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkoſungen, und ich that ihm ein gleiches, dann brachte er mir Ziegenkäſe, Capaunen, weichen Käſe und viele Früchte, ſo daß ich anfing mich zu ſchämen; und ihn, ſo oft er nach Florenz kam, aus dem Gaſthauſe in meine Wohnung holte, ſo wie auch ſeine Verwandten, die er oft bey ſich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weiſe mir zu ſagen an: es ſey nicht erlaubt, daß ich vor ſo viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entſchlieſſen könnte, meine Arbeiten, nur auf drey Tage ruhen zu laſſen, ich ſolle doch ja kommen und es beſehen. Endlich vermochte er ſo viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiſte. Mein Neptun war durch vielen Fleiß ſchon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundſätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, ſo dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz, zu meiner Genugthuung, ſehen zu laſſen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in ſeinem Hauſe, ſo freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkoſungen als er, ſo blieb es eine Weile, bis ſie das ausführen konnten, was er und ſein Bruder Philipp ſich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, ſo daß ich mich eines Mittwochs, da zwey Feyertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühſtück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte; als ich daſelbſt ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet ſchien, denn er begegnete mir aufs freundlichſte, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich ſein ſchamloſes Weib, die mich mit unmäſſiger Freundlichkeit empfing, ich ſchenkte ihr einen ſehr feinen Strohhut; weil ſie verſicherte, keinen ſchönern geſehen zu haben. Als der Abend herbey kam, ſpeißten wir ſehr vergnügt zuſammen, dann gab er mir ein anſtändiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichſte Bett, meinen beyden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art, des Morgens als ich aufſtand, wieder dieſelbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu beſehen, das mir ſehr wohl gefiel, man beſtimmte mir ſo viel Waitzen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, ſagte der Prieſter Herr Philipp zu mir: Benvenuto habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht ſo ganz gefunden hättet, wie man es euch beſchrieben hat, ſeyd verſichert, man wird euch über das Verſprochene befriedigen, denn ihr habt es mit rechtſchaffnen Leuten zu thun; auch haben wir eben unſern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Menſch iſt. Dieſer Arbeiter nannte ſich Mariano Roſelli, und ſagte mir mehr als Einmal: ſehet nur zu euren Sachen! es wird ſich zeigen, wer von uns der traurigſte ſeyn wird. Als er dieſe Worte ausſprach, lächelte der Bauer auf eine gewiſſe unangenehme Weiſe, die mir nicht ganz gefallen wollte; aber dennoch dachte ich auf keine Weiſe an das, was mir begegnen ſollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das, zwey Meilen von Vicchio, gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geiſtlichen, der mich mit ſeinen gewöhnlichen Liebkoſungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühſtück zu uns, dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt ſchon angegangen war, und alle Einwohner ſahen mich mit Verwanderung, wie einen ſeltenen Gegenſtand, an, beſonders aber ein wackrer Mann, der ſich ſchon lange Zeit an dem Ort befindet, deſſen Frau Brod auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern beſitzt, liegt ohngefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag ſich gern im Ort aufhalten. Dieſer gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hauſe, deſſen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewieſen waren, und ſagte zu mir: ich bin in eurem Hauſe, und ihr ſollt zur rechten Zeit euren Zins erhalten, oder wollt ihr ihn voraus? Denn ich wünſchte, daß ihr auf jede Weiſe mit mir zufrieden ſeyn möget. Indeß wir ſo ſprachen, bemerkte ich, daß dieſer

Mann mich ganz beſonders betrachtete, ſo daß es mir auffiel und ich zu ihm ſagte: ſagt mir, lieber Johann, warum ihr mich ſo ſtarr anſeht? Darauf ſagte der wackre Mann: ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverläſſig wie ihr ſeyd, verſprechet, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich verſprachs ihm, und er fuhr fort: ſo wiſſet denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen ſich gerühmt hat, was ſein Bruder Sbietta für ein geſcheuter Mann ſey! er habe ſein Gut einem Alten auf Lebzeit verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelaſſen, drum lebt nur ſo lange es gehen will, thut die Augen auf, denn ihr habts Urſache, ich ſage nichts weiter.

Alsdann ging ich auf den Markt ſpatzieren, und fand Johann Baptiſta Santini, und gedachter Prieſter führte uns beyde zu Tiſche. Es war ohngefähr 20 Uhr, und man ſpeiſte meinetwegen ſo früh, weil ich geſagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geſchwind zurecht, die Frau des Sbietta war äußerſt geſchäftig, und unter andern auch ein gewiſſer Cecchini Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man ſich eben zu Tiſche ſetzen wollte, ſagte der leidige Pfaffe, mit ſo einer gewiſſen, vertracten Mine: ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht ſpeiſen kann, denn es iſt mir ein Geſchäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen, und weil er nicht da iſt, muß ich ſtatt ſeiner eintreten. Durch unſere Bitten, doch bey uns zu bleiben, ließ er ſich auf keine Weiſe bewegen, und wir fingen an zu ſpeißen. Als wir die Saláte, die in gewiſſen Schlüſſelchen aufgetragen wurden, gegeſſen hatten, und man anfing das geſottne Fleiſch zu geben, kam ein Schüſſelchen für Einen Mann; Sandino, der mir gegenüber ſaß, ſagte darauf: habt ihr jemals ſo gute Koſt geſehen, und euch geben ſie noch dazu immer was apartes. Ich habe das nicht bemerkt, verſetzte ich darauf. Dann ſagte er zu mir: ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tiſche rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beyde ganz außerordentlich beſchäftigt. Endlich bat ich das Weib ſo ſehr, daß ſie zu uns kam, aber ſie beklagte ſich, und ſagte: meine Speiſen ſchmecken euch nicht, denn ihr eßt ſo wenig. Ich lobte aber ihr Gaſtmahl über die Maſen und ſagte, daß ich hinreichend gegeſſen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Urſache dieſes Weib mich ſo außerordentlich nöthigte. Als wir aufſtanden, waren ſchon die ein und zwanzig vorbey, und ich wünſchte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen, ſo empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiſte fort. Ich war nicht drey Miglien entfernt, als mich däuchte der Magen brenne mir, ich litt entſetzlich, und mir ſchienen es tauſend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daſelbſt an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und, weil es mit großen Schmerzen geſchah, ging ich, als es Tag ward, nachzuſehen, und fand den Abgang alles blutig, da dacht ich gleich, ich müſſe etwas giftiges gegeſſen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speiſen und Tellerchen ein, die mir das Weib beſonders vorgeſetzt hatte;

auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir ſo viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bey Tiſche bleiben wollte, ja daß er ſollte geſagt haben: ſein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr ſchwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß ſie mir in einem Schüſſelchen Brühe, die ſehr gut gemacht, und angenehm zu eſſen war, ein Doſis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachte Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleiſch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, ſondern mit bloßem Salze genieße, ſo aß ich auch nur ein paar Biſſen hiervon, ſo ſehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Eſſen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben ſie mir noch auf andere Weiſe Sublimat beygebracht.

Ob ich mich nun ſchon, auf ſolche Weiſe, angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort, in der Loge, an meinem Coloß zu arbeiten, bis mich, nach wenigen Tagen, das Uebel dergeſtalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich krank war, ließ ſie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato, frey, zur Arbeit übergeben, der mir darauf ſagen ließ ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es ſollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bey dieſer Gelegenheit, wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künſtler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: ich habe es immer vermuthet; er ſolle nur dankbar gegen das Glück ſeyn, da es ihm nach Würden eine ſolche Gunſt erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meiſter Franziskus da Monte Varchi, curiren, darneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meiſter Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergeſtalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bey mir behalten konnte; aber der geſchickte Meiſter Franziskus ſah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und, da die Portion nicht groß war, meine ſtarke Natur nicht hatte überwältigen können, daher ſagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du haſt gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdruſſe der Schelmen, welche dir zu ſchaden gedachten, durchbringen. Darauf verſetzte Meiſter Raphael, das wird eine von den beſten und ſchwerſten Kuren ſeyn; denn du mußt wiſſen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verſchluckt haſt. Sogleich unterbrach ihn Meiſter Franziskus, und ſagte: es war vielleicht ein giftiges Inſect. Da verſetzte ich: ich weiß recht wohl, daß es Gift iſt, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir ſechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird beſonders von Don Franzesko, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er, von dem Magiſtrat, in einem Prozeß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bey Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er, in ſeinem Rechtſtreite mit Sbietta, durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt.— Der Herzog und die Herzogin beſuchen ihn, als ſie von Piſa zurückkommen. Er verehrt ihnen, bey dieſer Gelegenheit, ein trefflich gearbeitetes Cruzifix. — Der Herzog und die Herzogin verſöhnen ſich mit ihm und verſprechen ihm alle Art von Beyſtand und Aufmunterung. — Da er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht findet, iſt er geneigt einem Vorſchlag Gehör zu geben, den Catharina von Medicis, verwittibete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm ſey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis ſtirbt, worüber am florentiniſchen Hof große Trauer entſteht. — Cellini reiſt nach Piſa.

Um dieſe Zeit war der Herzog verreiſt, um ſeinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato ſchon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bey der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich bedeckt hielte, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber, bey Don Franzesko, dem Sohn des Herzogs, zu beſchweren, der mir ſonſt einiges Wohlwollen bezeugte. Ich ſagte: ſie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die doch unvollkommen ſey; wenn ſie fertig wäre, ſo hätte es mir gleichgültig ſeyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Mine: Benvenuto bekümmert euch nicht, daß ſie aufgedeckt iſt, denn ſie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber, daß ich ſie ſoll bedecken laſſen, ſo ſoll es gleich geſchehen. Außer dieſen Worten ſagte ſeine Excellenz noch manches zu meinen Gunſten, in Gegenwart vieler Herren, ich aber verſetzte: er möge doch die Gnade haben, und mir Gelegenheit verſchaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünſchte, ſowohl mit dem großen als dem kleinen, ihm ein Geſchenk zu machen. Er antwortete mir: daß er eins wie das andere annehme, und ich ſolle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Dieſe geringe Gunſt richtete mich wieder auf, und war Urſache, daß ich wieder nach und nach geſund wurde, denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergeſtalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu ſchöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbey, daß ich jenes Gut von Sbietta, auf gedachte Weiſe, beſaß, und ich mußte nun, nach ihren Giftmiſchereyen, und andern Schelmſtreichen bemerken, daß es mir ſo viel nicht eintrug, als ſie mir verſprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta ſelbſt, noch eine beſondere Handſchrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die beſtimmten Einkünfte zuſagte, ſo ging ich zu den Herrn Räthen, welche der Zeit Averardo Serriſtori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quiſtello war Fiskal, und kam auch mit in ihre Sitzung, die Nahmen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Aleſſandri darunter, genug alles Männer von groſſer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herrn vorgelegt hatte, entſchieden ſie alle, mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widerſprach, denn er bediente ſich zur ſelbigen Zeit meines Gegners in ſeinen Geſchäften. Alle waren verdrieslich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schluſſes verhinderte, und einen erſtaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serriſtori und die andern Widerpart hielten, dadurch ward die Sache ſo lange aufgehalten, bis die Stunde der Seſſion verfloſſen war. Nachdem ſie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Aleſſandri auf dem Platze der Nunciata, und ſagte, ohne Rückſicht, mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat ſo viel über uns andere vermocht, daß du wider unſern Willen biſt verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter ſagen, denn der oberſte Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden, genug mir geſchah eine ſo auffallende Ungerechtigkeit, blos weil ein reicher Bürger ſich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit, da der Herzog in Livorno war, ging ich, ihm aufzuwarten, in Abſicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, ſo that es mir leid, meine Kunſt ſo ſehr hintan zu ſetzen. Mit dieſen Entſchlieſſungen kam ich nach Livorno, und fand meinen Herzog, der mich aufs beſte empfing. Ich war verſchiedene Tage daſelbſt, und ritt täglich mit ſeiner Excellenz aus, denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Feſtung anlegte, und er ſah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Perſonen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir ſehr günſtig ſchien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu ſprechen, und ſagte: ich will Ew. Excellenz einen wunderſamen Fall erzählen, damit ſie die Urſache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs genauſte, und nach der vollkommenſten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, ſo ſagte ich: wenn mich ſeine Excellenz jemals als einen guten Diener geſchätzt hätten, ſo ſollten ſie den Sbietta, oder diejenigen, welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als beſtrafen, weil der Gift, indem er nicht ſo ſtark geweſen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verſchleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch dieſe ſonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Luſt habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geſchickt, ſo ſehr zu meinem Beſten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwey Miglien Wegs, mit Aufmerkſamkeit, zu, und ſagte nur: o! die böſen Menſchen! Ich aber verſetzte, daß ich ihnen Dank ſchuldig ſey, und brachte das Geſpräch auf andere angenehme Gegenſtände.

Eines Tages trat ich ſodann mit Vorſatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perſeus noch zu fordern habe, ſo könne mir daſſelbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich ſeiner Excellenz mit umſtändlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr ſchien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den erſten Secretarien des Herzogs, und ſagte mir, halb trotzig: der Herzog meynt, wenn du Urlaub willſt, ſo wird er dir ihn geben, willſt du aber arbeiten, ſo ſollſt du auch zu thun finden, mehr als du gedenkſt. Ich antwortete, daß ich nichts beſſeres wünſche, als zu arbeiten, und ſeiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papſt, Kaiſer, oder König ſeyn. Ja viel lieber wollte ich ſeiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten, dann ſagte er: wenn du ſo denkſt, ſo ſeyd ihr einig ohne weiteres. Drum gehet nach Florenz zurück, und ſeyd gutes Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und ſo ging ich nach Florenz.

In dieſer Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, ſondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Guthes abkaufte, das letzte geſchahe im December 1566. Doch ich will weiter dieſer Sache nicht gedenken, und alles Gott überlaſſen, der uns ſo oft aus manchen Gefahren geriſſen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Cruzifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es ſich viel beſſer als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte, ich ließ es darauf jeden ſehen, wer kommen wollte. Nun geſchah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon ſagte, ſo daß ſie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Piſa unerwartet, mit dem ganzen Adel ihres Hofes, in mein Haus kamen, nur um das Cruzifix zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beyde Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun ſah, daß ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es ſo ſehr lobten. auch ich niemand gewußt hätte, der würdiger geweſen wäre, es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur, daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und gingen aus der Werkſtatt in das Haus, daſelbſt ſah die Herzogin mein Modell des Neptuns, und des Brunnens zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: bey meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieſes Werk den zehnten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedenemal; hab ichs euch nicht geſagt. So ſprachen ſie unter einander, zu meinen Ehren, lange Zeit, und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog: ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn ſie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: du ſollſt alle Bequemlichkeit haben die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde, ſoll noch viel mehr werth ſeyn. Mit ſo gefälligen Worten giengen ſie weg, und ließen mich höchſt vergnügt zurück, als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl ſahe, daß man zu nichts Anſtalt machte, gerieth ich beynahe in Verzweiflung.

In dieſer Zeit ſchickte die Königinn von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unſern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man ſagt. Gedachter Abgeſandte war mein genauer Freund und wir ſahen uns oft. Als er mir nun die Gunſt erzählte, die ſeine Excellenz ihm bewieß, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber ſagte mir, im Nahmen der Königinn: Ihro Majeſtät wünſche ſehr, das Grab Heinrichs (des zweyten), ihres Gemahls, geendigt zu ſehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, ſein Termin aber ſey verlaufen, und überhaupt ſollten an das Grab die herrlichſten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich, in mein Kaſtell, zurückkehren; ſo wolle ſie mir alle Bequemlichkeit verſchaffen, wenn ich nur Luſt hätte, ihr zu dienen. Darauf verſetzte ich gedachtem Baccio: er ſolle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden wäre, ſo würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf ſagte Herr Baccio, fröhlich, ſo gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn ſeine Excellenz es zufrieden wären; ſo würde ſich die Königinn meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt der geſchickte Mann, wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und ſagte: wenn ich, ſeitdem mir ſeine Excellenz nichts mehr zu arbeiten giebt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder, dieſer aber ſagte: das ſey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtund ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königinn nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa, der Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt, er verfiel in ein peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut, es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbey gehen, bis ich glaubte, daß die Thränen getrocknet ſeyen, dann ging ich nach Piſa.

Inhalt des zweiten Theils.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Seite

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bey Tafel unterhält, weiß er die Freyheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb. 3

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach ſeiner Befreyung, beſucht den Askanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen ſchönen Becher, für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet ſich zu den Dienſten des Königs von Frankreich, Franz I. und verreiſt, mit dem Cardinal von Ferrara, nach Paris. — Böſes Abentheuer mit dem Poſtmeiſter von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage, bey ſeiner Schweſter, bleibt. 6

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm boſſiren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich und er wird krank. Er ſchießt unter Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub, reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lion, von dannen er ſich nach Fontainebleau begiebt, wo der Hof ſich eben aufhielt. 19

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini; er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber ſehr verdrießlich entſchließt ſich, aus dem Stegreife, eine Pilgrimſchaft, nach Jeruſalem, anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt giebt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begiebt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. 28

Fünftes Capitel.

Der König beſtellt bey unſerm Autor lebensgroße Götterſtatuen von Silber. — Indeſſen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für ſeine Majeſtät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzfaß von Gold, mit mancherley Figuren und Zierrathen. — Der König

Seite

drückt ſeine Zufriedenheit auf das gnädigſte aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil, durch ein ſonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madam d'Eſtampes und dem ganzen Hof, beſucht unſern Autor. — Der König läßt ihm eine neue Summe Geldes zahlen. — Als er nach Hauſe geht, wird er von vier bewaffneten Räubern angefallen, die er zurückſchlägt. — Streit zwiſchen ihm und einigen franzöſiſchen Künſtlern, bey Gelegenheit der [illegible]. — Der Ausgang entſcheidet für ihn. 3

Sechſtes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturaliſirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, belehnt. — Der König beſucht ihn zum andernmal, begleitet von Madam d'Eſtampes und beſtellt prächtige Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf deſſen Befehl verfertigt er zwey ſchöne Modelle, und zeigt ſie Seiner Majeſtät. — Beſchreibung dieſer Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bey dieſer Gelegenheit. — Madam d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bey ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken; aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madam d'Eſtampes, der im Schlößchen Klein Nello eine Wohnung beſaß, herauswirft. — Sie verſucht, ihm die Gunſt des Königs zu entziehen; aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil. 13

Siebentes Capitel.

Madam d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Intriguen, den Autor zu quälen. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch die Verfolgungen und durch die Advokatenkniffe aufs äußerſte gebracht, verwundet die Gegenparthey und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Catharina. — Ein [illegible] Geſelle betrügt den Meiſter und hält mit Catharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Catharinen, mit ihrer Mutter, aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn, wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich ſtandhaft dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen. 25

Achtes Capitel.

Offner Bruch zwiſchen Cellini und Bologna, dem Mahler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna, durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt, giebt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Catharina ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine [illegible] Weiſe. — Er bringt ſeiner Majeſtät ein Salzgefäß von vor-

Seite

techniſcher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr angenommen findet, befiehlt er, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt ſeinem Kämmerer, demſelben die erſte Abtey, welche ledig würde, zu übertragen. 77

Neuntes Capitel.

Madam d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König, für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begiebt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Bologna, der Mahler, der einen Abgüſſe antiker Statuen, in Erz, von Rom gebracht, verſucht, den Beyfall, den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Partheylichkeit der Madam d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abentheuer des Aſcanio. 93

Zehentes Capitel.

Der Krieg mit Carl V. bricht aus. — Der Verfaſſer ſoll zur Befeſtigung der Stadt mitwirken. — Madam d'Eſtampes, durch fortgeſetzte Kunſtgriffe, ſucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majeſtät macht ihm Vorwürfe, gegen die er ſich vertheidigt. — Madam d'Eſtampes wirkt, nach ihren ungünſtigen Geſinnungen, weiter fort. — Cellini ſpricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verſchafft. 130

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Aſcanio wird ihm nachgeſchickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarſchaft von Lion. — Der Verfaſſer wird, in Italien, von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwey Geſellen entdeckt. — In Placenzia begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bey dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet. 173

Seite

Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister. 121

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird, durch Verleumdung der Gegner des Autors, gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit, während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eindrängt und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem Könige abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs, beim Ankauf eines Damastes, spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stellt ein Weib an, den Autor, wegen unnatürlicher Verbrechen, mit ihrem Sohne, anzuklagen. 130

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler, sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt; er beklagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an. 142

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung. 153

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat darüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser giebt einen bündi-

Seite

chenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen, mit großer Anstrengung vollendet. 166

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht, mit des Herzogs Erlaubnis, nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab, mit der Entschuldigung, weil er bey Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bey dem Herzog, woran die Verläumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bey einem Perlenhandel nicht beysteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beym Herzog durch, daß dieser, gegen Cellini's Rath, die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin. 180

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird, mit andern, zu Ausbesserung der florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellinis Händel mit einem lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz, in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobey er Hindernisse, von Seiten der Herzogin, findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beyden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beyfall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen, nach Vallombrosa und Camaldoli. 182

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchymisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von seiner eigenen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen konnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog, wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizi, welcher die Sache, keineswegs zu des Autors Zufriedenheit, [illegible]. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln wollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz, für das Chor von Santa Maria del Fiore, unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwey Thüre für den Chor zu machen, und ſie mit [illegible] Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorſchlag. 206

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen, vortrefflichen Stück Marmor, machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Neigung der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Tuchhändler, mit Nahmen Sbietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bey und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bey Hof von Ammanato verdrängt. 220

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird vermittelſt von Don Franceſko, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — [illegible] Unrecht das er, von dem Magiſtrat, in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt ſich zum Herzog, nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gut, das er der Sbietta [illegible], anſtatt ihn zu bereichern, [illegible] und [illegible]. — [illegible] Undankbarkeit, die er, in ſeinem Rechtshandel mit Sbietta, durch den Verrath des Raffael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin beſuchen ihn, als ſie von Piſa zurückkommen. Er verehrt ihnen, bey dieſer Gelegenheit, ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin verſöhnen ſich mit ihm und verſprechen ihm alle Art von Beyſtand und Aufmunterung. — Da er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht ſieht, ſo iſt er geneigt einem Vorſchlag Gehör zu geben, den Catharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn ergehen läßt, ihr und ihrem Gemahl Heinrich II. ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm ſey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis ſtirbt, worüber am florentiniſchen Hof große Trauer entſteht. — Cellini reiſt nach Piſa. 239

Anhang

zur

Lebensbeſchreibung

des

Benvennuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunſt und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Gleichzeitige Künſtler.
III. Näherer Einfluß.
IV. Cartone.
    1. Des Michelangelo.
    2. Des Leonard da Vinci.
V. Antike Zierathen.
VI. Vorzügliches techniſches Talent.
VII. Tractate über den techniſchen Theil der Goldſchmiedekunſt und Sculptur.
VIII. Goldſchmiedegeſchäft.
    1. Kenntniß der Edelſteine.
    2. Faſſen derſelben.
        Folien.
        Tinten.
        Spiegel.
    3. Niello.
    4. Filigran.
    5. Email.
    6. Getriebne Arbeit.
    7. Große Spiegel.
    8. Münzen und Medaillen.
    9. Groſſerie.
        Gefäße.
        Statuen.
IX. Sculptur.
    1. Erzguß.
    2. Marmorarbeit.
        Steine.
        Statuen.
        Coloſſen.

X. Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellinis.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaßne Werke.
  1. Goldſchmiedearbeit.
  2. Plaſtiſche.
    Perſeus.
    Cruzifix.
    Ganymed.
    Coſmus I. Büſte.
    Bronzen von Fontainebleau.
    Reſtaurirter Camee.
  3. Zeichnungen.
XV. Hinterlaſſene Schriften.
  1. Lebensbeſchreibung.
    Ueberſetzung derſelben.
  2. Zwey Diskurſe.
    Ueber Goldſchmiedekunſt.
    Ueber Sculptur.
  3. Kleine Aufſätze.
  4. Poetiſche Verſuche.
  5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundſätze, wornach man das Zeichnen lernen ſoll.
XVII. Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeſchreibung Cellini's, eine Nachſchrift den Leſer anziehen ſollte; ſo müßte ſie etwas gleichartiges leiſten und zu einem lebhafteren Anſchauen der Zeitumſtände führen, welche die Ausbildung einer ſo merkwürdigen und ſonderbaren Perſon bewirken konnten.

Indem uns aber, dieſer Forderung, im ganzen Umfange, Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entſchluß und Gelegenheit abgehen; ſo gedenken wir, für diesmal, ſkizzenhaft, aphoriſtiſch und fragmentariſch, einiges beyzubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigſtens annähern.

II.

Gleichzeitige Künſtler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede iſt, ſo wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menſchen ſich, auf dieſer Erde, zuſammen gefunden, wie ſie ſich berührt, oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewieſen, wobey der Umſtand, wie ſie ſich den Jahren nach gegen einander verhalten? von der größten Bedeutung iſt. Deshalb führen wir die Nahmen gleichzeitiger Künſtler, in chronologiſcher Ordnung, dem Leſer vor und überlaſſen ihm, ſich einen flüchtigen Entwurf, jenes großen Zuſammenwirkens, ſelbſt auszubilden.

Hiebey drängt ſich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichſten, im funfzehnten Jahrhundert gebohrenen Künſtler, auch das ſechzehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genoſſen; durch welches Zuſammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunſterſcheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um ſo mehr, als man die Anfänge, deren ſich ſchon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigſten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini gebohren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sanſovino,
Fra Bartolomeo,
Franz Ruſtici,
Albrecht Dürer,
Michel Angelo,
Balthaſar Peruzzi,
Tizian,
Giorgione,
Rafael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,
Correggio,
Polidor von Caravaggio.

Roſſo,
Holbein,

der Erſte in einem Alter von Ein und Achtzig, der Letzte von Zwey Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechzehnten Jahrhunderts gebohren:

Perin del Vaga,
Parmegianin,
Daniel von Volterra,
Jacob Baſſan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vaſari,
Andrea Sciavone und
Tinteret.

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini gebohren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer, ſämmtlich, in Gedanken zurück und er wird über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers; ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen, was anderwärts, bey manchen Gelegenheiten, über die Bildung der florentiniſchen Schule, von mehrern, beſonders auch von unſern Freunden, in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Maſaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahndung, daß die Natur nachzuahmen ſey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur, verſucht ſich alſo hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Mahlerey, von ſeinem Meiſter, iſt aber ein außerordentlicher Menſch und erobert das Gebiet der Natur, für die Kunſt.

Seine Nachfolger, **Gaddi** und andere, bleiben auf dem Naturweg.

Orgagna hebt ſich höher und ſchließt ſich an die Poeſie, beſonders an die Geſtalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drey große Männer, ergreifen, dem Geiſt und der Form nach, die Natur und rücken die Bildhauerkunſt vor.

Der erſte erfand vielleicht die Geſetze der Perſpectiv, wenigſtens benutzt er ſie früh und befördert dieſen Theil der Kunſt: worauf denn aber leider eine Art techniſcher Maſerey, das Eine Gefundne, durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, faſt hundert Jahre dauert und das ächte Kunſtſtudium ſehr zurückſetzt.

Maſaccio ſteht, groß und einzig, in ſeiner Zeit, und rückt die Mahlerey vor.

Alles drängt ſich nun, in der von ihm gemachten Kapelle zu ſtudiren; weil die Menſchen, wenn ſie auch das rechte nicht deutlich verſtehen, es doch allgemein empfinden.

Maſaccio wird nachgeahmt, in ſo fern er ſich der Natur, in Geſtalt und Wahrheit der Darſtellung, nähert; ja ſogar, an Kunſtfertigkeit, übertroffen, vom ältern **Lippi**, **Boticelli**, **Ghirlandajo**; welche aber alle in der Naturnachahmung ſtecken bleiben.

Endlich treten die großen Meiſter auf, **Leonard da Vinci**, **Fra Bartholomeo**, **Michelangelo** und **Rafael**.

IV.

Cartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer früheren, meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſeyn, wie er ſelbſt, hie und da, zu bezeugen nicht unterläßt; ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwey gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten, Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die, ſogleich bey ihrer Entſtehung, die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des florentiniſchen Staats, als einzelne Gilden und Geſellſchaften, ſich zur Ehre gerechnet, durch Architectur, Sculptur und Mahlerey, die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und, beſonders geiſtlichen Gebäuden, durch bildende Kunſt, einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das ſchöne Kunſtkapital, das Lorenz, beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelbſt er eine Bildhauerſchule, unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenſchaftliche Ungeſtümm der Menge, zerſtreut und vergeudet. Eine neue republikaniſche Verfaſſung trat ein, für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände, durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gonfaloniers und ſeiner Regimentsgenoſſen, von den würdigſten Künſtlern jener Zeit, belebt werden ſollten.

Leonard da Vinci, ohngefähr im ſieben und vierzigſten Jahre, hatte ſich, von Mailand, nach dem Einmarſch der Franzoſen, auf Florenz zurückgezogen, woſelbſt Michelangelo, ohngefähr im ſechs und zwanzigſten, mit größter Anſtrengung, den Studien oblag. Man verlangte, von beyden Künſtlern, Cartone, zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als ſeyen die, auf gedachten Cartonen, vorgeſtellten Thaten und Ereigniſſe, in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Piſaner führten, der ſich mit der Eroberung von Piſa endigte. Die Gründe, warum wir von dieſer Meinung abgehen, werden wir zunächſt anzeigen, wenn wir vorher eine Darſtellung jener Kunſtwerke, mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten im Allgemeinen verſucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzog Philipps von Mailand, hatte, um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, einen Theil von Tuscien weggenommen und ſtand, gegen die päpſtlichen und florentiniſchen Truppen, ohnfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle, im obern Italien, genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen, ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinin, um, bey ſeinem Abzug ehrenvoll zu erſcheinen, ſehr geneigt war.

1.

Carton des Michel Angelo.

Die florentiniſchen Anführer ſtanden nicht genugſam auf ihrer Hut, ſo wie überhaupt die loſe Art Krieg zu führen, in damaliger Zeit, ingleichen die Inſubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten, zum großen Theil, um ſich zu erfriſchen, oder zu ergötzen, das Lager verlaſſen.

Unter dieſen Umſtänden kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, deſſen Nahmen uns die Geſchichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerſt den Feind und ruft die zerſtreuten Krieger zuſammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu ſehen, der faſt im Centrum des Bildes ſteht und, indem er vorſchreitet, mit ſeiner kriegeriſchen Stimme, die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern ſcheint.

Mag nun der Künſtler den Umſtand, daß die Krieger ſich eben, im Flußbad, erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geſchichte vorgefunden, oder aus ſeinem Geiſte geſchöpft haben; wir finden dieſes gehörigſte Motiv hier angewendet. Das Baden ſteht, als das höchſte Symbol der Abſpannung, entgegengeſetzt der höchſten Kraftäußerung im Kampfe, zu der ſie aufgefordert werden.

„In dieſer, durch den unerwarteten Aufruf, belebten Menge iſt beynahe jede Behendigkeit des menſchlichen Alters, jede Bewegung, jeder Geſichtszug, jede Pantomime, von Beſtürzung, Schreck, Haß, Angſt, Eil und Eifer dargeſtellt. Wie Funken aus einem glühenden Eiſen, unter dem Hammer, gehen alle dieſe Gemüthszuſtände aus ihrem Mittelpunct heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere ſind im raſchen Fortſchritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felſenſprung. Hier tauchen zwey Arme aus dem Waſſer auf, die dem Felſen zutappen, dort flehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen ſich über, Gefährten zu retten, andere ſtürzen ſich vorwärts, zum Beyſtand. Oft nachgeahmt iſt das glutvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bey dem jede Sehne, in ungeheurer Anſtrengung, dahin arbeitet, die Kleider, mit Gewalt, über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er, zürnend widerwillig, mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fähret.

Mit dieſer kriegeriſchen Haſt, mit dieſem edlen Unmuth hat der ſinnvolle Künſtler die langſam bedächtge Eleganz, eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht iſt, ſich die Buckeln ſeiner Rüſtung, unterwärts der Knöchel, zuzuſchnallen, in den ſprechendſten Contraſt geſetzt. Hier iſt auch ein Eilen — aber es iſt Methode darin. Ein dritter ſchwingt ſeinen Küraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu ſeyn ſcheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig, mit geſchwungenem Speer, einen Vormann über den Haufen rennt, der ſich eben gebückt hat, eine Waffe aufzuſammeln. Ein Soldat, der ſelbſt ganz nackt iſt, ſchnallt an dem Harniſch ſeines Kriegskameraden herum und dieſer, gegen den Feind gekehrt, ſcheint, ungeduldig, den Grund zu ſtampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend, oder in ſich zurückgezogen, wetteifern mit einander, in kraftvollen Ausdrücken. Nur Ein Motiv beſeelt dieſe ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um, durch die gröſste Anſtrengung, die verſchuldete Fahrläſſigkeit wieder abzubüßen."

Dieſes gelang denn auch, wie uns die Geſchichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der päpſtlich-florentiniſchen Truppen, zu wiederholtenmalen, an, hartnäckig widerſtanden dieſe und ſchlugen zuletzt, begünſtigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, deſſen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonard da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens, in einer vielfachen Compoſition, dargeſtellt, ſo wählte Leonard da Vinci den letzten, ſchwankenden Augenblick des Sieges und trug ihn, in einer künſtlichen, gedrängten Gruppe, vor, die wir, in ſo fern ſie ſich aus der Beſchreibung des Vaſari und anderer entwickeln läßt, unſern Leſern darzuſtellen ſuchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrſcheinlich Ein Paar von jedem Heere, ſind mit einander in Conflict geſetzt, ſie kämpfen um eine Standarte, deren Stab ſie alle angefaßt haben. Zwey widerſtreben einander, von beyden Seiten, ſie heben die Schwerter empor, ſich zu verwunden, oder, wie es auch ſcheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein Dritter, wahrſcheinlich im Vordergrunde, wendet ſein Pferd gleichſam zur Flucht, indem er, mit umgewendetem Körper und ausgeſtrecktem Arm, die Stange feſt hält und, durch dieſe gewaltſame Bewegung, das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen ſtrebt, indeſſen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts, dringt und, indem er die Stange ſelbſt gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert, die Hände derer, die ſie ihm ſtreitig machen, abzuhauen droht. Character und Ausdruck dieſes letzten, als eines entſchieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erſcheint, wird beſonders gerühmt, ſo wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Gebärden und Minen der übrigen, zu denen die Streitluſt der Pferde ſich geſellt, deren zwey, mit verſchränkten Füßen, auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürliche Waffen, wie ihre Reuter mit künſtlichen, ſich bekämpfen. Wobey der Meiſter, welcher dieſe edle Thiergattung beſonders ſtudirt hatte, mit einem ſeltnen Talente glänzen konnte.

So zeigte dieſe geſchloſſne, in allen ihren Theilen, aufs künſtlichſte, angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltſamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwey Figuren, in Verkürzung, zwiſchen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beynahe auf die Erde ausgeſtreckt, ſollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltſam ausholt, um, mit dem Dolch, des unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerſtand, mit Füßen und Armen, der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug! alle Figuren, Menſchen und Thiere, waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, ſo daß ſie ein Ganzes, von der größten Natürlichkeit und der höchſten Meiſterſchaft, darſtellten.

Beyde Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künſtleriſchen Zeitgenoſſen erregten, und höher als andere Arbeiten dieſer großen Meiſter geſchätzt wurden, ſind leider verlohren gegangen.

Wahrſcheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen ſo groß gefaßten Gedanken ausführen zu laſſen, und ſchwerlich fühlten ſich die Medicis geneigt, als ſie bald zur Herrſchaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! ſowohl für Künſtler, als für Oberhäupter! Und ſehen wir nicht, in unſern Tagen, das, mit großem Sinne und Enthuſiasmus entworfene, mit ſchätzbarem Kunſtverdienſt begonnene, revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhauſe vorſtellend, unvollendet? und wer weiß was von dieſem Werke in drey Jahrhunderten übrig ſeyn wird.

Doch was überhaupt ſo manche Kunſtunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johann's von Medicis zum Römiſchen Papſte. Ihm, der unter dem Nahmen Leo X. ſo große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem ſolchen Geſtirn zu gedeyen werth war, oder werth zu ſeyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen, in welchen ſie aufgehängt geweſen, unverſehrt geblieben? ob ſie abgenommen, verſteckt, vertheilt, verſendet, oder zerſtört worden? iſt nicht ganz gewiß.

Indeſſen trägt der Ritter Bandinell wenigſtens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo, in den erſten unruhigen Zeiten des Regimentswechſels, zerſchnitten habe, wodurch uns der Verluſt eines ſolchen Werks noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuſchreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente ſcheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Originalzug wieder davon zu erblicken, iſt für Liebhaber verlohren.

Der Carton des Leonard da Vinci ſoll erhalten und nach Frankreich geſchafft worden ſeyn, wo er denn aber auch verſchwunden iſt.

Deſto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieſer Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, ſondern auch noch in nachgebildeten Kunſtwerken übrig iſt.

Von der Leonardiſchen Gruppe findet ſich eine, nicht allzugroße Copie, im Poggio Imperiale, wahrſcheinlich von Bronzin. Ferner iſt ſie in dem Gemählde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorſtellt, im Hintergrund, als ein Beywerk angebracht. Auch ſoll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer ſchlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bißher nur wenige Figuren auf einem Kupfer, aus damaliger Zeit, bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßly, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beſchreibung des Ganzen gegeben, wobey er eine kleine Copie, welche ſich zu Halkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen nichts mehr, als daß Füßly in England und

Morghen in Italien, die Herausgabe gedachter Werke, in Kupfer beſorgen und beſördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein groſses Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten, durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls, bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken mißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall, unaufhaltſam, zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaſen zu erhalten ſuchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeygehen, anzumerken, daß die Compoſition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht dargeſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem, in beyden Stücken, die Wirkung, von einer einzigen Perſon, augenblicklich, auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beyder Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir, mit wenigem, daß wir, in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände, von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beyde Cartone ſolche Kriegsbegebenheiten vorſtellen, welche bey Gelegenheit der Belagerung von Piſa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vaſari hingegen deutet nur den Einen Gegenſtand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonard, auf dem ſeinigen, einen Vorfall aus der Schlacht zwiſchen den verbundenen florentiniſch-päpſtlichen Truppen, gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann dieſe Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell, im fünften Buche ſeiner florentiniſchen Geſchichte, mit folgenden Worten umſtändlich erzählt:

"Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu ſchöpfen, denn die Hitze war groß, oder ſonſt zum Vergnügen, ſich verlieren mochte."

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobey ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchſten Symbols, einer völligen Auflöſung kriegeriſcher Thätigkeit und Aufmerkſamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieſer Meynung um ſo mehr beſtärkt, als in einer ſehr ausführlichen Beſchreibung der Belagerung und Eroberung von Piſa, von Palmerius, ſo wie in den piſaniſchen Annalen des Tronci, welcher ſonſt die ganze Geſchichte nicht zu Gunſten der Florentiner darſtellt, keine Spur eines ſolchen Ueberfalls zu finden iſt.

Bedenkt man zunächſt, daß es nicht wohl ſchicklich für eine Regierung geweſen wäre, durch Kunſtwerke, den alten Groll gegen die Piſaner, welche nun ſchon ſeit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen; ſo läßt ſich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenſchaftlicher Florentiner überall, wo er Krieg und Streit ſah, ſich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Piſaner erinnerte; an Statt daß, von dem ſo bedeutenden Sieg über Piccinin, keine ſinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denſelben ſchärfte.

Was hiebey noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht, bey erregter Aufmerkſamkeit, bald ſeine Auflöſung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini, von Jugend auf, an menſchliche Geſtalt und ihre Darſtellung, im höchſten Sinne geführt worden; ſo zog ihn doch ſein Metier, und vielleicht auch eine gewiſſe ſubalterne Neigung, zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten, und ſonſt, ſehr häufig, vor ſich fand und ſtudirte.

Er gedenkt ſeines Fleißes auf dem Campo Santo zu Piſa, und an einer nachgelaſſenen, unüberſehlichen, Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen Gegenſtände ſorgfältig nachahmte, um ſie in ſeinen Gemählden anzubringen.

VI.

Vorzügliches techniſches Talent.

Das allgemeine techniſche Talent, das unſerm Benvenuto angebohren war, konnte bey der Goldſchmiedezunft, die ſich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und ſehr viel Geſchicklichkeit und Anſtrengung von ihren Geſellen forderte, genugſamen Anlaß zur Thätigkeit finden und ſich ſtufenweiſe, durch vielfältige Practik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er, unter ſeinen Zeitgenoſſen, einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwey Abhandlungen, über Goldſchmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun, in ſeiner Lebensbeſchreibung, nächſt ſeinen Schickſalen, auch ſeine Werke, von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht; ſo hat er, in ein Paar Abhandlungen, uns das einzelne Techniſche dergeſtalt beſchrieben, daß ihm unſere Einbildungskraft auch in die Werkſtatt folgen kann.

Aus dieſen Schriften machen wir einen ſummariſchen Auszug, durch welchen der Leſer, der ſich bisher am Leben und an der Kunſt ergötzt, ſich nun auch das Handwerk einigermaſen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und ſo zu einem vollſtändigern Anſchauen, wenn ihm darum zu thun iſt, gelangen kann.

VIII.

Goldſchmiedegeſchäft.

1.

Kenntniß der Edelſteine.

Die ariſtoteliſche Lehre beherrſchte zu damaliger Zeit alles, was einigermaſen theoretiſch heißen wollte, ſie kannte nur vier Elemente und ſo wollte man auch nur vier Edelſteine haben. Der Rubin ſtellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Saphyr das Waſſer, und der Diamant die Luft vor. Rubinen, von einiger Größe, waren damals ſelten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So ſtand auch der Smaragd in hohem Preiße. Die übrigen Edelſteine kannte man wohl; doch ſchloß man ſie entweder an die vier genannten an, oder man verſagte ihnen das Recht Edelſteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt, man ſchrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem ſie dieſes Leuchten abgewonnen hatten, ſondern einer eignen, inwohnenden Krafft und nannte ſie Carfunkel.

2.

Faſſen der Edelſteine.

Bey dem Faſſen der Edelſteine behandelte man die Folien mit der äußerſten Sorgfalt. Es ſind dieſes gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienſt, wie z. B. Cellini, durch feingeſchnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkaſten gefüttert, einen Rubin beſonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er ſich auf die Geſchicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu gute. Er tadelt, bey gefärbten Steinen, die allzudunkle Folie, mit Recht, indem keine Farbe erſcheint, wenn nicht Licht durch ſie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage, aus dem feinſten Lampenruß bereitet, ſchwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen, oder Figuren, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer ſchwarzen Maſſe ausgefüllt. Dieſe Art zu arbeiten war ſchon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrſcheinlich weil ſie durch die Kupferſtecherkunſt, die ſich daher ableitete, vertrieben worden war.

Jeder, der ſich bemüht hatte, kunſtreiche Striche ins Metall zu graben, mochte ſie lieber durch Abdruck vervielfacht ſehen, als ſie, ein für allemal, mit einer ſchwarzen Maſſe ausfüllen.

Dieſe Maſſe beſtand aus Einem Theil Silber, Zwey Theilen Kupfer und Drey Theilen Bley, welche zuſammengeſchmolzen und nachher, in einem verſchloſſenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zuſammengeſchüttelt worden, wodurch eine ſchwarze körnige Maſſe entſteht, welche ſodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde ſie geſtoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überſchmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorſchein kam und endlich die Fläche dergeſtalt polirt, daß nur die ſchwarze Striche reinlich ſtehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meiſter in dieſer Arbeit und man zeigt, in den Kupferſtichſammlungen, Abdrücke von ſeinen eingegrabenen, noch nicht mit Niello eingeſchmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdräthen, von verſchiedner Stärke, ſo wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zuſammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; ſodann, auf einer eiſernen Platte, einem gewiſſen Feuersgrad ausgeſetzt und die Theile zuſammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold oder Silber, wurden flach erhabene Figuren

nd Zierrathen gearbeitet, dieſe alsdann, mit wohl getriebe-
en Emailfarben, gemahlt und mit großer Vorſicht ins Feuer
ebracht, da denn die Farben wieder als durchſichtiges Glas,
uſammenſchmolzen und der unterliegende, metalliſche Grund
um Vorſchein kam.

Man verband auch dieſe Art zu arbeiten mit dem Filigran und ſchmelzte die, zwiſchen den Fäden bleibenden Oeffnungen, mit verſchieden gefärbten Gläſern zu. Eine Arbeit, welche ſehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Dieſe war nicht allein halb erhoben, ſondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meiſter, unter denen Caradoſſo vorzüglich genannt wird, machten erſt ein Urbild von Wachs, goſſen dieſes in Erz, überzogen das Erz ſodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Geſtalt hervor, bis ſie das Erzbild herausnahmen und, nach genauer Bearbeitung, die in das Goldblech getriebene Figuren zulötheten. Auf dieſe Weiſe wurden, Medaillen von ſehr hohem Relief, um ſie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Cruzifixe, gefertigt.

7.

Groſſe Siegel.

Wurden beſonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gips aus und druckte in dieſe Form, eine feine im Feuer nicht ſchmelzende Erde. Dieſes letzte Modell ward zum Grund einer zweyten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorſchein kam, welches, mit dem Grabſtichel und ſtählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inſchriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff verſehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerſt wurden Figuren, Zierathen, Buchſtaben theilweiſe, wie es ſich zum Zweck am beſten ſchickte, erhöht, in Stahl geſchnitten, gehärtet und ſodann mit dieſen erhabenen Bunzen, der Münzſtempel nach und nach eingeſchlagen, wodurch man in den Fall kam viele, ganz gleiche Stempel geſchwind hervorzubringen. Die Medaillenſtempel wurden nachher noch mit dem Grabſtichel ausgearbeitet und beide Sorten, entweder mit dem Hammer, oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man, ſchon zu Cellini's Zeiten, den Vorzug.

9.

Groſſerie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, beſonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerſt gegoſſen und zwar bediente man ſich dabey eines Ofens, mit einem Blaſebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er, aus der Schale gieſſen, benannte.

Die Formen wurden, aus eiſernen Platten, zwiſchen die man eiſerne Stäbe legte, zuſammengeſetzt und, mit eiſernen Federn, zuſammengehalten. Inwendig wurden dieſe Formen mit Oehl und auswendig mit Thon beſtrichen.

Die alſo gegoſſene Platte wird im allgemeinen gereinigt, nn geſchabt, ſodann erhitzt und, mit dem dünnen Theile s Hammers, aus den Ecken nach der Mitte, und dann on innen heraus, bis ſie rund wird, geſchlagen. In der Mitte bleibt ſie am ſtärkſten. Im Centro wird ein Punct gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wornach ſich die Form des Gefäſſes beſtimmt. Nun wird die Platte, von gedachtem Punct aus, in einer Schneckenlinie geſchlagen, wodurch ſie ſich nach und nach, wie ein Hutkopf, vertieft, und endlich das Gefäß ſeine beſtimmte Gröſſe erhält. Gefäſſe, deren Hals enger iſt als der Körper, werden, auf beſondern Amboſen, die man, von ihrer Form, Kuhzungen nennt, ausgetrieben, ſo wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man ſchlägt und womit man ſchlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit ſchwarzem Pech gefüllt und die Zierathen, welche darauf kommen ſollen, erſt gezeichnet und leicht eingeſtochen und die Umriſſe, mit verſchieden geformten Meiſeln, leicht eingeſchlagen, das Pech herausgeſchmolzen und, auf langen, an dem Ende beſonders geformten Amboſen, die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgeſotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder, mit Meiſeln, die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausſchmelzen des Pechs und das Ausſieden des Gefäſſes wird ſo oft wiederholt, bis es beynahe vollendet iſt.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden ſie, von Wachs, an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeſchmolzen, da ſich denn die Form vom Gefäſſe ablöſ't, welche, von der Hinterſeite zugeſchloſſen, wohl getrocknet und ausgegoſſen wird.

Manchmal gieſst man auch die Form, zum erſtenmal, mit Bley aus, arbeitet, noch feiner, in dieſes Metall und macht darüber eine neue Form, um ſolche in Silber auszugieſſen; wobey man den Vortheil hat, daſs man das bleyerne Medell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunſt kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem vorigen bekannt iſt, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bey dieſem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröſſe ſteigerte. Franz I. beſtellte einen ſolchen Herkules, der die Himmelskugel trug, um Karl V. als er durch Paris ging, ein Geſchenk zu machen; allein, obſchon in Frankreich die Groſſerie ſehr häufig und gut gearbeitet wurde; ſo konnten doch die Meiſter mit einer ſolchen Statue nicht fertig werden, bey welcher das letzte Zuſammenlöthen der Glieder äuſſerſt ſchwierig bleibt. Die Art ſolche Werke zu verfertigen iſt verſchieden, und es kommt dabey auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künſtlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Gröſſe wie das Werk werden ſoll, dieſe wird in mehrere Theile getheilt und theilweiſe geformt, ſodann einzeln in Erz gegoſſen, die Platten drüber gezogen und die Geſtalt, nach und nach, herausgeſchlagen; wobey vorzüglich auf die Stellen zu ſehen iſt, welche künftig zuſammentreffen ſollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, ſo wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil beſteht; ſo werden dieſe erſt zuſammengelöthet, ſo daß das Ganze nunmehr in ſechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit ſehr gewandt war und ſich auf ſeine Einbildungskraft, ſo wie auf ſeine Hand verlaſſen konnte, goß das Modell nicht in Erz, ſondern arbeitete, aus freyer Hand, nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obengenannte ſechs Theile der Statue werden nun erſt, mit Pech, ausgegoſſen und, mit Meiſeln, ſo wie von den Gefäſſen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgeſotten und wieder mit Pech gefüllt und ſo mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich iſt. Dann werden jene Theile, mit Silberfäden, an einander befeſtigt, die löthende Materie aufgeſtrichen und, über einem, eigens dazu bereiteten Herde, gelöthet.

Das Weißſieden hat auch, bey ſo groſſen Werken, ſeine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es, bey ſeinem Jupiter, in einem Färbekeſſel.

Hierauf giebt Cellini noch Rechenſchaft von verſchiedenen Arbeiten, die hierher gehören, als vom Vergulden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewaſſers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gieſſen macht man zweyerley Arten von Formen.

Bey der erſten geht das Modell verlohren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon, ſo groß gearbeitet, als der künftige Guß werden ſoll. Man läßt es, um einen Finger breit, ſchwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieſes ſorgfältig ausboſſirt, ſo daß dadurch das ganze Bild ſeinen erſten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine Feuerfeſte Form gemacht und das Wachs herausgeſchmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen ſoll.

Die andere Art zu formen iſt folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anſtrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieſes geſchieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht ſchade, wenn darüber eine Gipsform gemacht wird.

Dieſe wird, auf die noch übliche Weiſe, verfertigt und dergeſtalt eingerichtet, daß ſie in mehrere Haupttheile zerfällt, ſo daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrucken kann, ſo ſtark als künftig der Guß werden ſoll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue, von eiſernen Stangen und Dräthen zuſammengefügt, und, mit feuerbeſtändiger Maſſe, überzogen, ſo lange bis dieſer Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen, Form und Kern wechſelſeitig befeſtigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, mit Wachs ausgegoſſen.

Nun wird die Gipsform wieder abgenommen und das neue wächſerne Grund- und Muſterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächſerne Stäbe, von Glied zu Glied, geführt, je nachdem künftig das Metall, durch verſchiedene Wege, zu cirkuliren hat; indem alles was künftig in der Form hohl bleiben ſoll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber dieſe alſo zubereitete, wächſerne Geſtalt, wird eine feuerbeſtändige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausſchmelzen kann.

Iſt alles Wachs aus der Form gefloſſen, ſo wird dieſe nochmals auf das ſorgfältigſte getrocknet, und iſt alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erſte Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meiſter und den Geſellen, bey künftiger Ausarbeitung des Guſſes, welcher folgendermaſen veranſtaltet wird:

Man gräbt eine Grube, vor dem Ofen, weit und tief genug, in dieſe wird die Form, mit Flaſchenzügen, hineingelaſſen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgefloſſen, werden thönerne Röhren angeſetzt und nach obenzu geleitet. Der Raum um die Form, in der Grube, wird mit Erde, nach und nach ausgefüllt, welche, von Zeit zu Zeit, feſtgeſtampft wird.

Wie man damit weiter herauſkommt, werden, an die obern, in der Form gelaſſenen Oeffnungen, gleichfalls thönerne Röhren angelegt und ſolche, nach den Forderungen der Kunſt, mit einander verbunden, und zuletzt in einen groſſen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu ſtehen kommt. Alsdann wird ein Kanal, von dem Ofen bis zu gedachtem Munde, abhängig, gepflaſtert und das im Ofen geſchmolzene Erz, in die Form gelaſſen, wobey es denn

ſehr viel auf das Glück ankommt, ob ſie ſich gehör
füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzun
des Metalls übergehen wir, als zu weit von unſern Zweck
entfernt. Wie denn überhaupt die techniſchen Kunſtgriffe,
dieſem Fache, in den neuern Zeiten vollkommener ausgeb
det worden, wovon ſich der Liebhaber aus mehrern Schri
ten belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferley Arten weißen Marmor an, v
dem gröbſten Korn bis zum feinſten. Er ſpricht alsdann v
härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen glei
falls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von d
weichen, als einer Art Kalkſtein, welche, indem ſie aus de
Bruch kommt, leicht zu behandeln iſt, nachher an der Lu
verhärtet. Ferner gedenkt er der florentiniſchen grauen San
ſteine, welche ſehr fein und mit Glimmer gemiſcht, beſonde
in der Gegend von Fieſole, brechen und gleichfalls zu Bil
hauerarbeiten gebraucht werden.

Bey Statuen in Lebensgröſſe ging man folgendermaſ
zu Werke: Man machte ein kleines Modell, mit vieler Sor
falt und arbeitete, theils aus Ungeduld, theils im Gefü
ſeiner Meiſterſchaft, öfters, gleich nach dieſem die Statu
im Großen, aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch, nach gedachtem kleinen, große M
delle verfertigt und dieſe bey der Arbeit zum Grunde geleg
doch auch alsdann arbeitete man noch leichtſinnig genug, i
dem man auf den Marmor die Hauptanſicht der Statue m

Kohle aufzeichnete und ſofort dieſelbe, nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue, von allen Seiten her, zuerſt ins Runde zu bringen. Er mißbilligt ſie aber. Und freylich mußten, ohne genaues Maas, bey beyden Arten Fehler entſtehen, die man bey der erſten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbeſſern konnte.

Ein Fehler ſolcher Art iſt der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß, an der Gruppe von Herkules und Cakus, die Waden der beyden Streitenden ſo zuſammenſchmelzen, daß, wenn ſie die Füße auseinander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo ſelbſt iſt von ſolchen Zufällen nicht frey geblieben.

Die Art alſo, nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maſe hineinwärts zu nehmen, ſcheint zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unbekannt geweſen zu ſeyn. Wenigſtens will Cellini ſie ſelbſt erfunden haben, als er, in Frankreich, nach kleinern Modellen, einen ungeheuern Coloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erſt machte er, mit großer Sorgfalt, ein kleines Modell, ſodann ein größeres, von drey Ellen. Um ſolches ſchlug er einen wage- und ſenkrechten Kaſten, in welchem das Maas der vierzig Ellen, als ſo groß der Coloß werden ſollte, in verjüngtem Maasſtab, aufgezeichnet war. Um ſich nun zu verſichern, daß, auf dieſem Weg, die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er, auf den Fußboden ſeines Saals, ein Profil des Coloſſes, indem er jemanden die Maſe innerhalb des Kaſtens nehmen und ausſprechen ließ. Als auf dieſe Weiſe eine Silhouette gut gelang, ſchritt er weiter fort und verfertigte zuerſt ein Gerippe, in der Größe des eingekaſteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß, bis zum Kopfe ging, aufſtellte und an dieſen, wie ihm ſein Model nachwieß, das Gerippe der übrigen Glieder befeſtigte.

Er ließ darauf einen Bauſtamm, vierzig Ellen hoch, im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme, ins Gevierte, um ihn her, dieſe letzten wurden mit Bretern verſchlagen, woraus ein ungeheurer Kaſten entſtand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes, das groſſe Gerippe, innerhalb des Kaſtens ausgemeſſen und aufgebaut. Die Figur ſtand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfall ging, den rechten Fuß ſetzte ſie auf einen Helm, welcher ſo eingerichtet war, daß man in denſelben hineingehen und ſodann die ganze Figur hinauf ſteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf dieſe Weiſe zu Stande war, überzog man ſolches mit Gips, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kaſtens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit, durch gemeine Arbeiter, dieſes ungeheure Modell, bis gegen die letzte Haut, fertig gebracht und ſodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk überſehen zu können.

Daß der Kopf dieſes Coloſſes völlig ausgeführt worden und zu artigen Abentheuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeſchreibung unſers Verfaſſers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen, von außen, und die Leidenſchaften des Künſtlers, von innen, ſich ſolchen Unternehmungen entgegen ſetzten.

X.

Flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände.

Können wir uns nun, von dem ſonderbaren Manne, ſchon eine lebhaftere Vorſtellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denſelben in ſeine Werkſtätte begleitet, ſo werden diejenigen ſeinen Character in einem weit helleren Lichte ſehen, die, mit der Geſchichte überhaupt und beſonders mit der florentiniſchen bekannt ſind.

Denn, indem man einen merkwürdigen Menſchen, als einen Theil eines Ganzen, ſeiner Zeit, oder ſeines Geburts- und Wohnorts, betrachtet; ſo laſſen ſich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche ſonſt ewig ein Räthſel bleiben würden. Daher entſteht, bey jedem Leſer, ſolcher frühern, eignen Lebensbeſchreibungen, ein unwiderſtehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es iſt ein großes Verdienſt lebhaft geſchriebner Memoiren, daß ſie uns, durch ihre zudringliche Einſeitigkeit, in das Studium der allgemeinern Geſchichte hineinlocken.

Um auf dieſen Weg, wenigſtens einigermaſen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung florentiniſcher Zuſtände, die, je nachdem ſie Leſern begegnet, zur Erinnerung, oder zum Anlaß weiterer Nachforſchung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden, wahrſcheinlich in frühen Zeiten, von den Fieſolanern, welche die Bergſeite jener Gegend bewohnten, in der Ebene, zunächſt am Arno, zu Handelszwecken erbaut, ſodann von den Römern, durch Colonien, zu einer Stadt erweitert, die, wie ſie auch, nach und nach, an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schickſal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beſchädigt, von fremden Gebietern, eine Zeit lang, unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuſchütteln und ſich, in der Stille, zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010. wird uns die erſte, merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterſtadt und hartnäckige Nebenbuhlerinn, Fieſole und verſetzen, mit altrömiſcher Politik, die Fieſolaner nach Florenz.

Von dieſer Epoche an iſt unſerer Einbildungskraft abermals überlaſſen, eine ſich mehrende Bürgerſchaft, eine ſich ausbreitende Stadt zu verſchaffen. Die Geſchichte überliefert uns wenig von ſolcher glücklichen Zeit, in welcher ſelbſt die traurige Spaltung Italiens, zwiſchen Kaiſer und Papſt, ſich nicht bis in die florentiniſchen Mauern erſtreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreyzehenten Jahrhunderts, trennt ſich die angeſchwollene Maſſe der Einwohner, zufällig, über dem Leichtſinn eines Jünglings, der eine edle Braut verſtößt, in zwey Partheyen, und kann, drey volle Jahrhunderte durch, nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis ſie, durch äußere Macht genöthiget, ſich einem Alleinherrſcher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehre, ſtreiten; gegenſeitig, bey Kaiſer und Papſt Hülfe ſuchen, und ſich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen; oder ſchnell reich gewordne, derb-grobe Bürger, mit armen und empfindlichen Edelleuten, ſich veruneinigen und ſo die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entſtehen; ſpäterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder ſchwankendes, unzulängliches, partheyiſches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Olicharchen, Pöbel gegen Volk, Perſönlichkeit gegen Menge, oder Ariſtocratie, findet man in beſtändigem Conflict. Hier zeigen ſich, dem aufmerkſamen Beobachter, die ſeltſamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterſpaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutraliſationen, wodurch man die Herrſchaft zu erlangen und zu erhalten ſucht.

Ja ſogar werden Verſuche gemacht, die oberſte Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meiſten Städte, ſagt Machiavell, beſonders aber ſolche, die weniger gut eingerichtet ſind und unter dem Nahmen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar, gewöhnlich, nicht weil Freyheit und Knechtſchaft, wie viele meynen, ſondern weil Knechtſchaft und Geſetzloſigkeit mit einander im Streite liegen.

Bey ſo mannigfaltigen Veränderungen des Regiments, bey dem Schwanken der Partheygewalten, entſteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren ſolche Veränderungen ohne Zerſtreuung, Zerſtörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbey hat Florenz nicht allein ſeine eigne Verirrung zu büßen, ſondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortſchaften, woſelbſt ähnliche politiſche Unruhen, durch florentiniſche Ausgewanderte, oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Piſa, Lucca, Piſtoja Prato, beunruhigen, auf mehrerley Weiſe, Florenz lange Zeit und müſſen, dagegen, gar viel von der Hab- und Herrſchſucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarinn erdulden; bis ſie alle zuletzt, außer Lucca, welches ſich ſelbſtſtändig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher, wechſelſeitig, ein unauslöſchlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht, einer ihm verderblichen Todfeindſchaft, auf dieſen oder jenen wälzen will; ſo bedarf es nur, daß dieſer von Piſtoja oder Prato geweſen. Ja, bis auf dieſen Tag pflanzt ſich eine leidenſchaftliche Abneigung, zwiſchen Florentinern und Lukkeſern, fort.

Wie bey ihrer erſten Entſtehung, ſo auch in den ſpätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schickſal des übrigen Italiens, in ſo fern es, durch, in- oder ausländiſche, große Mächte beſtimmt wird.

Der Papſt und die Herrſcher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig, in Norden, machen ihr auf mancherley Weiſe zu ſchaffen und wirken, auf ihre politiſchen und kriegeriſchen Anſtalten, mächtig ein, und dieß um ſo mehr und ſo ſchlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Feſtigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was ſich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünſchte: Päpſte, Könige, Fürſten, Republiken, Geiſtlichkeit, Baronen, Kriegshelden, Uſurpatoren, Baſtarden, alle ſchwirren, in fortwährendem Streite, durcheinander. Hier iſt an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Intereſſe des Augenblicks, perſönliche Gewalt, oder Ohnmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, beſtimmen das Schickſal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menſchen, und nur ſelten blickt, bey einzelnen, oder Gemeinheiten, ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein deutſcher Kaiſer, oder ein anderer Prätendent, an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen, durch Italien und verwirrt, durch ſeine Gegenwart, das Verworrene aufs höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz; ſo werden die Gebrechen eines übelregierten und ſchlecht policirten Staates, immer noch fühlbarer.

Lieſt man nun in den florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch, gewöhnlich, nur ſolche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz, wodurch alles getragen wird, als bekannt voraus ſetzen; ſo begreift man kaum, wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen; ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local, von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt, zu Anfang des eilften Jahrhunderts, hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole, anſehnlich vermehrt, man vergegenwärtige ſich, was jede wachſende bürgerliche Geſellſchaft, nur um ihren eignen, nächſten Bedürfniſſen genug zu thun, für techniſche Thätigkeiten ausüben müſſe; wodurch neue Thätigkeiten aufgeregt, neue Menſchen herbeygezogen und beſchäftigt werden.

So finden wir denn ſchon die Zünfte, in früherer Zeit, an dieſe oder jene Parthey angeſchloſſen, bald, ſelbſt als Parthey, nach dem Regimente ſtrebend, oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwürker treffen wir, ſchnell, in vorzüglicher Aufnahme und beſonderm Anſehen und erblicken alle Handwerker, die ſich mit Bauen beſchäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerſtört, muß durch den gewerbſamen Bürger hergeſtellt werden, was der Kriegsmann, zu Schutz und Trutz, fordert, muß der friedliche Handwerker leiſten. Welche Nahrung und, man kann ſagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeſchickt angelegte Feſtungswerke zu verbeſſern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuſer, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöſter und Palläſte. Ja, das Stadtpflaſter, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, deſſen bloſe Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geſchichte von Florenz, in dieſen Puncten, mit den Geſchichten anderer Städte zuſammentrifft; ſo erſcheint doch hier der ſeltnere Vorzug, daß ſich, aus den Handwerkern, die Künſte früher und allmählig entwickelten. Der Baumeiſter dirigirte den Maurer, der Tüncher arbeitete dem Mahler vor, der Klockengießer ſah, mit Verwunderung, ſein tönendes Erz in bedeutende Geſtalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelſten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentſtandene Kunſt, die ſich an Religion feſthielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen ſie allein gedeiht.

Erregte und begünſtigte nun die Kunſt hohe Gefühle, ſo mußte das Handwerk, in Geſellſchaft des Handels, mit gefälligen und neuen Productionen, der Pracht und Scheinliebe des einzelnen ſchmeicheln. Wir finden daher, ſchon frühe, Geſetze, gegen übermäßigen Prunk, die, von Florenz aus, in andere Gegenden übergingen.

Auf dieſe Weiſe erſcheint uns der Bürger, mitten in fortdaurenden Kriegsunruhen, friedlich und geſchäftig. Denn ob er gleich, von Zeit zu Zeit, nach den Waffen griff und gelegentlich, bey dieſer oder jener Expedition, ſich hervorzuthun und Beute zu machen ſuchte; ſo war der Krieg, zu gewiſſen Epochen, doch eigentlich, durch eine beſondere Zunft geführt, die, in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hauſe, um einen mäßigen Sold, bald da, bald dort, Hülfe leiſtete, oder ſchadete. Sie ſuchten, mit der wenigſten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenſchaft, waren vorzüglich aufs Plündern geſtellt und ſchonten, ſowohl ſich, als ihre Gegner, um gelegentlich, an einem andern Ort, daſſelbige Schauſpiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten ſie gut; nur wurden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil ſie von den Abſichten der Krieger gewöhnlich verſchieden waren und die Heerführer, mehrerer zuſammenberufener Banden, ſich ſelten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieſes waren die Florentiner klug und thätig genug geweſen, an dem Seehandel Theil zu nehmen und, ob ſie gleich in der Mitte des Landes eingeſchloſſen lagen, ſich an der Küſte Gelegenheiten zu verſchaffen. Sie nahmen ferner, durch merkantiliſche Colonieen, die ſie in der Welt verbreiteten, Theil an denen Vortheilen, welche der gewandtere Geiſt der Italiäner, über andere Nationen, zu jener Zeit, davontrug. Genaue Haushaltungsregiſter, die Zauberſprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechſelgeſchäftes, alles finden wir, ſowohl in der Mutterſtadt thätig und ausgeübt, als in den europäiſchen Reichen, durch unternehmende Männer und Geſellſchaften verbreitet.

Immer aber brachte, über dieſe rührige und unzerſtörliche Welt, die dem Menſchen angebohrne Ungeſchicklichkeit zu herrſchen, oder ſich beherrſchen zu laſſen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechſel und die ſeltſamen, mitunter beynahe lächerlichen, Verſuche, eine Conſtitution, zu allgemeiner Zufriedenheit, auszuklügeln, möchte ſich wohl kaum ein einheimiſcher, dem die Geſchichte ſeines Vaterlands am Herzen läge, im einzelnen, gern ins Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um ſo mehr, nach unſern Zwecken, darüber hin und kommen zu dem Puncte wo, bey innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmaſſe, aus dieſer Maſſe ſelbſt Männer entſtanden, die, mit großem Vater- und Bürgerſinn, nach Innen, und, mit klarem Handels- und Weltſinn, nach Außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer, dieſer Art, hatten die Aufmerkſamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird, vor den Augen der Nachwelt, durch den Glanz der Medicäer verdunkelt.

Dieſe Familie gewährt uns die höchſte Erſcheinung deſſen, was Bürgerſinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann.

Die Glieder dieſer Familie, beſonders in den erſten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen, gewaltſamen Trieb nach dem Regiment, welcher, ſonſt, manchen Individuen ſowohl, als Partheyen, den Untergang beſchleunigt; man bemerkt nur ein Feſthalten, im großen Sinne, am hohen Zwecke, ſein Haus wie die Stadt, die Stadt wie ſein Haus zu behandeln, wodurch ſich, von innen und außen, das Regiment ſelbſt anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes und in dieſem lebendigen Ebenmaas läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre ſchönſten Wirkungen ſehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir, auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlſtandes, als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen ſind bey ihm Natur. Niemanden zu ſchaden, jedem zu nutzen! bleibt ſein Wahlſpruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfniſſen anderer zu Hülfe, ſeine Milde, ſeine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundſchaft. Sogar aufgefordert miſcht er ſich nicht in die brauſenden Partheyhändel, nur dann tritt er ſtandhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt.

und ſo erhält er ſich, ſein Leben durch, bey wachſenden Glücksgütern, ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus ſteht ſchon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Perſon wird angefochten, Gefangenſchaft, Todesgefahr, Exil, bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu ſeiner Rettung und Erhaltung.

Schon ſehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt ſich in Freygebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Beſtechung gränzt. So wächſt ſein Anhang, ſeine Parthey, deren leidenſchaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt dieſe ſelbſtſüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobey er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann iſt an und für ſich ein Staatsmann! und ſo wie der Finanzminiſter, doch eigentlich, die erſte Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch andere an Rang vorgehen; ſo verhält ſich der Wechsler zur bürgerlichen Geſellſchaft, da er das Zaubermittel, zu allen Zwecken, in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit beſonders geprieſen, man ſchreibt ihm eine größere Ueberſicht der politiſchen Lagen zu, als allen Regierungen ſeiner Zeit, deren leidenſchaftliche, planloſe Ungeſchicklichkeit ihm, freylich, manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere litterariſche Bildung, ſein großer, derber Haus- und Weltſinn, bey einer ausgebreiteten Uebung in Geſchäften, dient ihm ſtatt aller andern Behülf. Selbſt vieles, was er für Litteratur und Kunſt gethan, ſcheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geſchehen zu ſeyn, der köſtliche Waaren in Umlauf zu bringen und das beſte davon ſelbſt zu beſitzen, ſich zur Ehre rechnet.

Bediente er ſich nun der entſtehenden beſſern Architectur, um öffentlichen und Privatbedürfniſſen, auf eine vollſtändige und herrliche Weiſe, genug zu thun; ſo hoffte ſeine tiefe Natur, in der aufſtrebenden platoniſchen Philoſophie, den Aufſchluß manches Räthſels, über welches er, im Laufe ſeines, mehr thätigen als nachdenklichen, Lebens, mit ſich ſelbſt, nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genoſſe einer, nach der höchſten Bildung, ſtrebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anſtatt daß wohl andere, in ähnlichen Lagen, das nur für würdig halten, was ſie zu nutzen verſtehen.

In Peter, ſeinem Sohn, der, geiſtig und körperlich, ein Bild der Unfähigkeit, bey gutem Willen, darſtellt, ſinkt das Glück und das Anſehen der Familie. Er iſt ungeſchickt genug ſich einbilden zu laſſen, daß er allein beſtehen könne, ohne die Welt um ſich her, auf eine oder die andere Weiſe, zu beſtechen. Er fordert, auf Antrieb eines falſchen Freundes, die Darlehne, welche der Vater, freywillig, ſelbſt Wohlhabenden, aufdrang und wofür man ſich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther. Die Parthey ſeines Stammes, welche der bejahrte Cosmus ſelbſt nicht mehr beherrſchen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß ſie gewähren laſſen, und Florenz iſt ihrer unerträglichen Raubſucht ausgeſetzt.

Lorenz wird nun ſchon als Prinz erzogen. Er bereiſt die Höfe, und wird mit allem Weltweſen, früh, bekannt.

Nach ſeines Vaters Tode erſcheint er, mit allen Vortheilen der Jugend, an der Spitze einer Parthey. Die Ermordung ſeines Bruders, durch die Pazzi's, und ſeine eigne Lebensgefahr, erhöhen das Intereſſe an ihm und er gelangt, ſtufenweiſe, zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterſtadt erduldet viel, um ſeinet willen, von äußeren Mächten, deren Haß auf ſeine Perſon gerichtet iſt; dagegen wendet er große Gefahren, durch Perſönlichkeit, von ſeinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er ſich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er ſich des Soldatenhandwerks, mit ſehr richtigem Sinne.

Durch die Vorſteher ſeiner auswärtigen Handelsverhältniſſe bevortheilt und beſchädigt, zieht er nach und nach ſeine Gelder zurück, und legt, durch Ankauf größerer Landbeſitzungen, den Grund des fürſtlichen Daſeyns. Schon ſteht er mit den Großen ſeiner Zeit auf Einer Stufe des Anſehns und der Bedeutung. Er ſieht ſeinen zweyten Sohn, im dreyzehnten Jahr, als Cardinal, auf dem Wege zum päpſtlichen Thron, und hat dadurch ſeinem Hauſe, für alle Stürme künftiger Zeit, Schutz, und Wiederherſtellung von Unglücksfällen, zugeſichert.

So wie er ſich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, ſo war er früh zu litterariſchen Neigungen und poetiſchen Verſuchen gebildet. Seine zärtlichen, enthuſiaſtiſchen Gedichte haben weniger auffallendes, weil ſie nur an höhere Arbeiten dieſer Art erinnern; aber unter ſeinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geiſtreiche Darſtellung geſelliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt, im

Verhältniß gegen Kinder und Freunde, ſich einem ausgelaſſenen luſtigen Weſen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philoſophen, Dichtern häuslich umgeben, ſieht man ihn ſehr hoch über den dunkeln Zuſtand mancher ſeiner Zeitgenoſſen erhaben. Ja, man könnte eine, der catholiſchen Kirche, dem Papſtthume, drohende Veränderung, mitten in Florenz, verahnden.

Dieſem großen, ſchönen, heiteren Leben ſetzt ſich ein fratzenhaftes, phantaſtiſches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, ſtörriſch, fürchterlich entgegen, und trübt, pfäffiſch, die, in dem medicäiſchen Hauſe, erbliche Heiterkeit der Todesſtunde.

Eben dieſer unreine Enthuſiaſt erſchüttert, nach Lorenzens Tode, die Stadt, die ſein Sohn, der ſo unfähige als unglückliche Peter, verlaſſen und die großen medicäiſchen Beſitzthümer mit dem Rücken anſehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortſchreitende, ſtufenhafte Ausbildung, des gegründeten Zuſtandes, Statt haben können; ſo würde die Geſchichte von Florenz eins der ſchönſten Phänomene darſtellen; allein wir ſollen wohl, im Lauf der irrdiſchen Dinge, die Erfüllung des ſchönen Möglichen, nur ſelten, erleben.

Oder wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X. im Regimente ſeinem Vater gefolgt; ſo hätte, wahrſcheinlich, alles ein andres Anſehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geiſt konnte die verworrene Verhältniſſe aufſaſſen und die gefährlichen beherrſchen; allein leider ward, zum zweytenmale, der medicäiſchen Familie der Nahme Peter verderblich, als dieſer Erſtgebohrne, bald nach des Vaters

Tod von der ſchwärmeriſch aufgeregten Menge ſich überwältigt, und, mit ſo manchen ſchönen ahnherrlichen Beſitzungen, das aufgeſpeicherte Kapital der Künſte und Wiſſenſchaften zerſtreut ſah.

Eine neueingerichtete, republikaniſche Regierung dauerte etwa ſechszehen Jahre; Peter kehrte nie in ſeine Vaterſtadt zurück und die, nach ſeinem Tode, überbliebenen Glieder des Hauſes Medicis, hatten, nach wiedererlangter Herrſchaft, mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterſtadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leos X. zur päpſtlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und ſchwächt, auf mehr als eine Weiſe, die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, ſo wird doch, durch ihn und ſeinen Nachfolger, Clemens VII. die Herrſchaft der Medicäer, nach einigem abermaligen Glückswechſel, entſchieden.

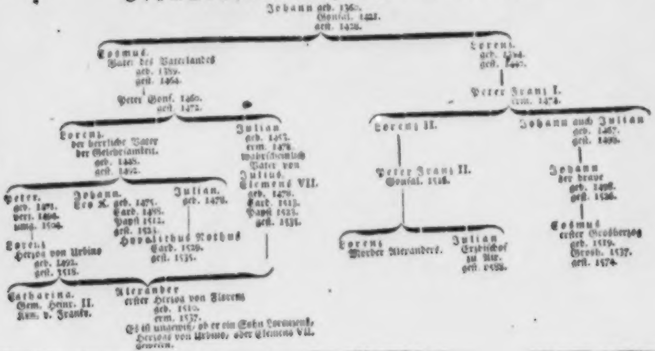
Schließen ſie ſich ferner, durch Heyrath, an das Oeſterreichiſche, an das Franzöſiſche Haus, ſo bleibt Cosmus, dem erſten Großherzog, wenig für die Sicherheit ſeines Regiments zu ſorgen übrig; obgleich, auch noch zu ſeiner Zeit, manche Ausgewanderte, von der Volksparthey, in mehrern Städten Italiens, einen ohnmächtigen Haß verkochen.

Und ſo wären wir denn, zu den Zeiten gelangt, in denen wir unſern Cellini finden; deſſen Character und Handelsweiſe uns, durchaus, den Florentiner, im fertigen techniſchen Künſtler ſowohl, als im ſchwer zu regierenden Parthergänger darſtellt.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Character eher vergegenwärtigen und erklären; ſo wird er dieſe, flüchtig entworfene Schilderung, florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände, mit Nachſicht, aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauſes Medicis.


Johann geb. 1360.
Gonfal. 1421.
geſt. 1428.
Coſmus.
Vater des Vaterlandes
geb. 1389.
geſt. 1464.
Peter Gonf. 1460.
geſt. 1472.
Lorenz.
der herrliche Vater
der Gelehrſamkeit.
geb. 1448.
geſt. 1492.
Julian
geb. 1453.
erm. 1478.
wahrſcheinlich
Vater von
Julius.
Clemens VII.
geb. 1478.
Card. 1513.
Papſt 1523.
geſt. 1534.
Peter.
geb. 1471.
vert. 1494.
umg. 1504.
Johann.
Leo X. geb. 1475.
Card. 1488.
Papſt 1513.
geſt. 1521.
Julian.
geb. 1478.
Hypolithus Nothus
Card. 1529.
geſt. 1535.
Lorenz
Herzog von Urbino
geb. 1492.
geſt. 1518.
Catharina.
Gem. Heinr. II.
Kön. v. Frankr.
Alexander
erſter Herzog von Florenz
geb. 1510.
erm. 1537.
Es iſt ungewiß, ob er ein Sohn Lorenzens,
Herzogs von Urbino, oder Clemens VII.
geweſen.
Lorenz.
geb. 1394.
geſt. 1440.
Peter Franz I.
erm. 1478.
Lorenz II.
Peter Franz II.
Gonfal. 1516.
Lorenz
Mörder Alexanders.
Julian
Erzbiſchof
zu Air.
geſt. 1588.
Johann auch Julian
geb. 1467.
geſt. 1498.
Johann
der brave
geb. 1498.
geſt. 1526.
Coſmus
erſter Großherzog
geb. 1519.
Grosh. 1537.
geſt. 1574.

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt, zu einer ſo bedeutenden Zeit, erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und, vielleicht, als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns, mit heftigen Aeußerungen, dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerklaſſe, durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs verabſcheut, behauptet, in fröhlich und gefühlvollen Zeiten, über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich frühe zum Goldſchmied und trifft glücklicherweiſe den Punct, von wo er auszugehen hatte, um, mit techniſchen, handwerksmäſſigen Fertigkeiten ausgeſtattet, ſich dem höchſten der Kunſt zu nähern. Ein Geiſt wie der ſeinige mußte bald gewahr werden, wie ſehr die Einſicht in das Hohe und Ganze, die Ausübung der einzelnen, ſubalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichſten florentiniſchen Bildhauer und Baumeiſter, Donato, Ser Brunelesko, Giberti, Verochio, Pollajuolo, aus der Werkſtatt der Goldſchmiede ausgegangen, hatten unſterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein ſolches Handwerk, indem es ächte und groſſe Kunſt zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer ſolchen Verbindung genießt; ſo läßt es doch, weil, mit geringerem Kraftaufwand, die Zufriedenheit anderer, ſo wie der eigene bare Nutzen, zu erzwecken iſt, gar oft, Willkühr und Frechheit des Geſchmacks vorwalten.

Dieſe Betrachtung veranlaſſen Cellini und ſeine ſpätere Zeitgenoſſen; ſie producirten leicht, ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunſt als Helferinn, nicht als Meiſterinn.

Cellini ſchätzte durchaus die Natur, er ſchätzte die Antiken und ahmte beyde nach, mehr, wie es ſcheint, mit techniſcher Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernſtem, zuſammenfaſſendem Kunſtgefühl.

Jedes Handwerk nährt bey den Seinigen einen lebhaften Freyheitsſinn. Von Werkſtatt zu Werkſtatt, von Land zu Land zu wandern, und das gültigſte Zeugniß, ohne große Umſtände, augenblicklich, durch That und Arbeit, ſelbſt ablegen zu können, iſt wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigenſinn und Ungeduld, bald aus dieſer, bald aus jener Lage treiben, ehe er einſehen lernt, daß der Menſch, um frey zu ſeyn, ſich ſelbſt beherrſchen müſſe.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldſchmied, vor vielen, ja, man möchte wohl ſagen, vor allen Handwerkern, einen bedeutenden Vorzug. Die Koſtbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beſtändige Verkehr mit Großen und Reichen, alles verſetzte die Genoſſen dieſer Halbkunſt in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines ſolchen Zuſtandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entſpringen, den man durchgängig bemerkt, und, wenn er gleich öfters getrübt wird, ſogleich wieder zum Vorſchein kommt, ſobald nur das heftige Streben, ſobald flammende Leidenſchaften einigermaſen wieder Pauſe machen.

Auch konnte es ihm an Selbſtgefälligkeit, bey einem immer produciblen, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um ſo weniger als er ſich ſchon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne ſich um Natur, oder Idee ängſtlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig iſt, mit Bequemlichkeit ausführt.

Demohngeachtet war er doch keineswegs der Mann ſich zu beſchränken, vielmehr reizten ihn günſtige äußere Umſtände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er ſich innerhalb eines kleinern Maasſtabs beſchäftigt; jedoch ſich bald, von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern, zu höhern Gegenſtänden, ja, zu einem Gott Vater ſelbſt, erhoben; bey welchem er, wie man aus der Beſchreibung wohl ſieht, die Geſtalten des Michelangelo, als Muſter, vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber; die letzten ſogar in Lebensgröſſe, bis ihn endlich Phantaſie und Talent antrieben, das ungeheure, achtzig Fuß hohe Gerippe, zum Modell eines Coloſſes, aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erſtaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von ſolchen ausſchweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbariſche Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur einigermaſen cultivirten Nation, verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog ſich wieder in das rechte Maas zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz, im Angeſicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli, aufgeſtellt, neben jenen geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bey dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus genöthigt, die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je gröſſerm Maasſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er, beſonders die ſchöne weibliche Natur, immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht und wir finden durchaus, bald derbe, bald reizende Geſtalten, an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft und eine Menge, ſo abentheuerlicher, als gefährlicher Romane, entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun, von der einen Seite, die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt; ſo leitet ſie, auf der entgegengeſetzten, ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds, Rafaello del Moro.

Bey dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bey einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend, mehr als alles, auf ihn wirken. Und fürwahr! es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt? als wir an dem Gaſtmahl finden, wo die Künſtler ſich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt.

Aber auch hiervon iſt die natürliche Folge, daß er ſich dem Verdacht einer Sinnlichkeit ausſetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus ſeiner ganzen Geſchichte, am lebhafteſten, entgegenſpringt, iſt die entſchieden ausgeſprochene, allgemeine Eigenſchaft des Menſchencharacters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn ſich irgend etwas dem Seyn, oder dem Wollen entgegenſetzt. Dieſe Reizbarkeit einer ſo gewaltigen Natur verurſacht ſchreckliche Exploſionen und erregt alle Stürme, die ſeine Tage beunruhigen.

Durch den geringſten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeſte Verletzung ſeines Beſitzes, oder ſeiner Würde zieht eine blutige Rache nach ſich.

Furchtbar ausgebreitet war dieſe Weiſe zu empfinden und zu handeln, in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande, kaum geknüpft, durch Umſtände, ſchon wieder loſer geworden und jeder tüchtige Menſch, bey mancher Gelegenheit, ſich durch Selbſthülfe zu retten genöthigt war. So ſtand Mann gegen Mann, Burger und Fremder gegen Geſetz und gegen deſſen Pfleger und Diener. Die Kriege ſelbſt erſcheinen nur als groſſe Duelle. Ja hat man nicht ſchon das unglückliche Verhältniß Karls V. und Franz I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angeſehen.

Wie gewaltſam zeigt ſich, in ſolchen Fällen, der italiäniſche Character! Der Beleidigte, wenn er ſich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn, als eine phyſiſche Krankheit, verfolgt, bis er ſich durch das Blut ſeines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papſt und Cardinäle einem, der ſich auf dieſe Weiſe geholfen, zu ſeiner Geneſung Glück wünſchen.

In ſolchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes, tritt eine ſo techniſch gewandte Natur, zuverſichtlich hervor, bereit, mit Degen und Dolch, mit der Büchſe, ſo wie mit der Kanone ſich zu vertheidigen und andern zu ſchaden. Jede Reiſe iſt Krieg und jeder Reiſende ein gewaffneter Abentheurer.

Wie aber die menſchliche Natur ſich immer ganz herzuſtellen und darzuſtellen genöthigt iſt, ſo erſcheint, in dieſen wüſten, ſinnlichen Welträumen, an unſerm Helden, ſo wie an ſeinen Umgebungen, ein ſittliches und religioſes Streben, das erſte im größten Widerſpruch mit der leidenſchaftlichen Natur, das andere, zu Beruhigung, in verdienten und unverdienten, unausweichlichen Leiden.

Unſerm Helden ſchwebt das Bild ſittlicher Vollkommenheit, als ein unerreichbares, beſtändig vor Augen. Wie er die äuſſere Achtung von andern fordert, eben ſo verlangt er die innere von ſich ſelbſt, um ſo lebhafter, als er, durch die Beichte, auf die Stufen der Läßlichkeit menſchlicher Fehler und Laſter, immer aufmerkſam erhalten wird. Sehr merkwürdig iſt es, wie er, in der Beſonnenheit, mit welcher er ſein Leben ſchreibt, ſich durchgehends zu rechtfertigen ſucht, und ſeine Handlungen, mit den Maaßſtäben der äuſſern Sitte, des Gewiſſens, des bürgerlichen Geſetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre ſeiner Kirche, ſo wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er ſich in ſeiner Gefangenſchafft, weil er ſich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreyt er ſich, auf die künſtlichſte und kühnſte Weiſe, zuletzt, da er ſich hülflos eingekerkert ſieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere ſeiner Natur zurück. Empfindung, Leidenſchaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunſtſinn, Sittlichkeit, Religioſität wirken, Tag und Nacht, in einer ungeduldigen, zwiſchen Verzweiflung und Hoffnung, ſchwankenden Bewegung und bringen, bey großen körperlichen Leiden, die ſeltſamſten Erſcheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben ſich Viſionen, geiſtig-ſinnliche Gegenwarten treten auf, wie man ſie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten, damaliger Zeit, andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erſcheint die Gewalt, ſich innere Bilder zu wirklich gewiſſen Gegenſtänden, zu realiſiren mehrmals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal, ſehr anmuthig, an die Stelle gehinderter Kunſtausübung. Wie er ſich z. B. gegen die ihm, als Viſion, erſcheinende Sonne, völlig als ein plaſtiſcher Metallarbeiter verhält.

Bey einem feſten Glauben an ein unmittelbares Verhältniß, zu einer göttlichen und geiſtigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das ſonſt ſo ſtumme Weltall, bey Schickſalen außerordentlicher Menſchen, ſeine Theilnahme zu äußern ſcheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, ſo legte er den Limbus, der, bey aufgehender Sonne, einem Wanderer, um den Schatten ſeines Haupts, auf feuchten Wieſen, ſichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Perſonen aus, die er, von Angeſicht zu Angeſicht, in ſeliger Wirklichkeit glaubte geſchaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn ſein wunderbares Geſchick in Verhältniß, Leidenſchaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geiſtern der Hölle in Berührung geſetzt.

Zauberey, ſo hoch ſie verpönt ſeyn mochte, blieb immer, für abentheuerlich geſinnte Menſchen, ein höchſt reizender Verſuch, zu dem man ſich leicht, durch den allgemeinen Volksglauben, verleiten ließ.

Wodurch ſich es auch die Berge von Norcia, zwiſchen dem Sabiner Lande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten, noch heut zu Tage heiſſen ſie die Sybillenberge. Aeltere Romanenſchreiber bedienten ſich dieſes Locals, um ihre Helden, durch die wunderlichſten Ereigniſſe, durchzuführen und vermehrten den Glauben an ſolche Zaubergeſtalten, deren erſte Linien die Sage gezogen hatte. Ein italiäniſches Mährchen, Guerino Meschino, und ein altes franzöſiſches Werk, erzählen ſeltſame Begebenheiten, durch welche ſich neugierige Reiſende, in jener Gegend, überraſcht gefunden; und Meiſter Cecco von Ascoli, der, wegen negromantiſcher Schriften, im Jahre 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält ſich, durch den Antheil, den Kronikenſchreiber, Mahler und Dichter an ihm genommen, noch immer in friſchem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun iſt der Wunſch unſers Helden gerichtet, als ihm ein ſicilianiſcher Geiſtlicher Schätze und andere glückliche Ereigniſſe, im Nahmen der Geiſter, verſpricht.

Kaum ſollte man glauben, daß, aus ſolchen phantaſtiſchen Regionen zurückkehrend, ein Mann ſich wieder ſo gut ins Leben finden würde; allein er bewegt ſich, mit groſſer Leichtigkeit, zwiſchen mehrern Welten. Seine Aufmerkſamkeit iſt auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu ſeiner Zeit hervortritt und ſeine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit ſo viel Partheilichkeit er dieſen oder jenen ſchelten kann, ſo klar und unbefangen nimmt dieſer leidenſchaftlich-ſelbſtiſche Mann an allem Theil, was ſich ihm, als außerordentliche Gabe, oder Geſchicklichkeit aufdringt; und ſo beurtheilt er Verdienſte, in verſchiedenen Fächern, mit treffender Schärfe.

Auf dieſem Wege erwirbt er ſich, nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anſtand eines Weltmanns. Wie er ſich denn, gegen Päpſte, Kaiſer, Könige und Fürſten auf das beſte zu betragen weiß.

Der Verſuch, ſich bey Hofe zu erhalten, will ihm deſto weniger gelingen, wobey er, beſonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch ſeine Eigenheiten, die er in ſolchen Verhältniſſen ausübt, den Oberen läſtig wird, und bequemeren, obgleich an Talent und Character viel geringeren Menſchen, den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erſcheint er vortheilhaft.

Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er ſich wegen entwendeter Juwelen angeklagt ſieht, iſt eines Meiſters werth, und ſeine Gedichte, obgleich ohne ſonderliches poetiſches Verdienſt, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Character, deſſen Andenken ſich ſo vollſtändig erhalten hat, auch durch ſolche Aeuſſerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun, in Abſicht auf bildende Kunſt, wohl unſtreitig dadurch den gröſten Vortheil gewann, daß er in dem unſchätzbaren florentiniſchen Kunſtkreiſe gebohren worden; ſo konnte er, als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu ſtudiren, vor vielen andern, zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder ſeinem Leben und ſeiner Kunſt, faſt mehr als durch Grabſtichel und Meiſel, dauerhafte Denkmale zu ſetzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach dieſem Ueberblick ſeines Characters, den wir ſeiner Lebensbeſchreibung verdanken, welche ſich bis 1562. erſtreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet ſey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden ſtand, doch noch manches innere, wunderbare Abentheuer zu ſchaffen machte.

Wir haben, bey ſeinem ungebändigten Naturweſen, durchaus einen Hinblick auf moraliſche Forderungen, eine Ehrfurcht für ſittliche Grundſätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß ſich ſein Geiſt, in Zeiten der Noth, zu religioſen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da ſich nun eine ſolche Sinnesweiſe, bey zunehmendem Alter, zu reinigen, zu beſtärken und den Menſchen ausſchließlicher zu beherrſchen pflegt; ſo ſtand es ſeiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geiſtige, wornach er ſich ſehnte, recht gewiß und vollſtändig zu beſitzen, endlich den zerſtreuten und gefährlichen Layenſtand verließ und, in geiſtlicher Beſchränkung, Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonſur an, wodurch er den Entſchluß, ſeine Leidenſchaften völlig zu bändigen und ſich höhern Regionen anzunähern, entſchieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die, von jeher, ſtärker in ihm, als eine jede beſondere Richtung und Bildung, geherrſcht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückſchritt in die Welt.

Bey ſeinem mannigfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geſchlecht, woraus er uns, in ſeiner Geſchichte, kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernſten Vorſatz gefaßt habe, ſich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er, im Vorbeygehen, zweyer natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und ſich verliert, das andere ihm, auf eine ungeſchickte Weiſe, durch einen gewaltſamen Tod entriſſen wird.

Nun aber, in einem Alter von mehr als ſechszig Jahren, wird es ihm erſt klar, daß es löblich ſey, eheliche Kinder um ſich zu ſehen; alſobald thut er auf ſeine geiſtlichen Grade Verzicht, heirathet, und hinterläßt, da er 1570 ſtirbt, zwey Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch exiſtirte ein geſchickter, geiſtreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuſter, kurz vor der Revolution, in Florenz, der den Nahmen Cellini führte und, wegen ſeiner trefflichen Arbeit, von allen Elegants höchlich geſchätzt wurde.

Cellinis Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künſtler ſtand.

Von ſeinem letzten Willen iſt auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlaſſene Werke.

1.

Goldſchmiedearbeit.

Von ſeinen getriebenen Arbeiten, in Gold und Silber, mag wenig übrig geblieben ſeyn, wenigſtens wüßten wir keine, mit Gewißheit, anzugeben. Vielleicht iſt auch noch gar in dieſen letzten Zeiten manches, was ſich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war ſein Ruf ſo groß, daß ein jedes Kunſtſtück dieſer Art, ihm, von den Aufſehern der Kloſter- und Familienſchätze, gewöhnlich zugeſchrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigt man einen Harniſch, von verguldetem Eiſen, an, der aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſeyn ſoll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indeſſen findet ſich in Albertollis drittem Bande, auf der zwanzigſten Tafel, der Kopf eines zum Opfer geſchmückten Widders, an welchem die thieriſche Natur, das ſtrenge Fell, die friſchen Blätter, das gewundne Horn, die geknüpfte Binde, mit einer, zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geiſtreichen, geſchmackvollen Methode, ſowohl im Ganzen dargeſtellt, als in einzelnen ausgeführt.

Man wird ſich dabey des Einhornkopfes erinnern, den Cellini, als Baſe des großen Hornes, das der Papſt dem König in Frankreich zu ſchenken gedachte, vorſchlug.

2.

Plaſtiſche Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er ſich in der Sculptur als Meiſter bewieſen, ſind noch übrig und beſtätigen das Gute, das er von ſich ſelbſt, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An ſeinem Perſeus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz ſteht, läßt ſich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunſtwerken, welche uns die Alten hinterlaſſen, vergleicht; doch bleibt er immer das beſte Werk ſeiner Zeit und iſt den Werken des Bandinell und Ammanato vorzuziehen.

Ein Cruzifix, von weißem Marmor, in Lebensgröße, auf einem ſchwarzen Kreuze, iſt das letzte bedeutende Werk, deſſen Cellini, in ſeiner Lebensbeſchreibung, erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzog Cosmus, der es, eine Zeitlang, in ſeiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es ſich aber gegenwärtig befinde, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beſchreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reiſenden daſelbſt ein ſolches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet, in ſeiner Reiſebeſchreibung durch Spanirn, daß, in einem Durchgange, hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche, ein Altar geſehen werde, worauf ein Cruzifix, von Marmor, ſtehe. Die Figur, ſagt er, iſt in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toskana hat es dem Könige Philipp II. zum Geſchenk geſandt. — Der Nahme des Künſtlers iſt auf dem Kreutz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Sigunza, als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demſelben Jahre der Ort zum Bau beſtimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden und daß in eben denſelben Monaten Cellini ſein Werk angefangen habe. Er ſetzt hinzu, daß es, von dem Orte der Ausſchiffung, auf den Schultern, bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in ſeinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593. als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Cruzifix von unſerm Verfaſſer beſitze.

Gegen dieſe Nachrichten ſtreiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldſchmiedekunſt und Sculptur, indem ſie behaupten, daß Cellinis Cruzifix, welches erſt für die kleine Kirche im Pallaſte Pitti beſtimmt geweſen, nachher in die unterirdiſche Kapelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es ſich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neuſten Nachrichten aus Florenz melden: Es ſey ein ſolches Cruzifix, aus gedachter, unterirdiſcher Kapelle, auf Befehl des letzten Großherzogs, vor wenigen Jahren, in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet ſtehe. Es ſey, weſentlich, von dem ſpaniſchen verſchieden und keins als eine Copie des andern anzuſehen.

Das ſpaniſche ſey durchaus mit ſich ſelbſt übereinſtimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der ſterbende, oder vielmehr geſtorbene Chriſtus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der florentiniſche hingegen ſey viel menſchlicher gebildet. Der ganze Körper zeige ſichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch ſey der Kopf voll Ausdruck einer ſchönen Ruhe. Arme, Bruſt und Leib, bis zur Hüfte ſind ſorgſam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künſtler, der es verfertigt, iſt man in Florenz ſelbſt nicht einig. Die meiſten ſchreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann, einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt ſich künftig, durch Vergleichung mit dem Perſeus, einer beynahe gleichzeitigen Arbeit, unſeres Künſtlers, eine Auflöſung dieſer Zweifel finden.

Ein, von ihm zum Ganymed reſtaurirter, fürtrefflicher Apoll, befand ſich zu Florenz, an welchem, freylich, die neuen, ins Manierirte und Vielfache ſich neigenden Theile, von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Bruſtbild, in Bronze, von Cosmus I. ſteht wahrſcheinlich auch noch zu Florenz, deſſen ſehr gezierter Harniſch als ein Beyſpiel der groſſen Liebhaberey unſers Künſtlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen, angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, iſt, zur Revolutionszeit abgenommen worden, und ſtand, vor einigen Jahren, in Paris, zwar unter ſeinem Nahmen, doch an einem Orte, wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Gallerie des Muſeums, welche zunächſt an den Pallaſt der Tuillerien ſtößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und ſollte erſt gebaut werden, daher auch die freye Anſicht des Basreliefs, durch altes Bauholz und dergleichen, gehindert war.

Die beyden Victorien, welche, in den Gehren über der Nymphe, an dem Thor zu Fontainebleau, angebracht waren, ſtanden in dem Vorrath des franzöſiſchen Muſeums, bey den Auguſtinern, ohne daß dort der Nahme des Meiſters bekannt geweſen wäre.

Ein von ihm, durch ein Stück getriebener Goldarbeit, reſtaurirter Camee, ein zweyſpänniges Fuhrwerk vorſtellend, fand ſich in der Gemmenſammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfaſſes, das, in der Lebensbeſchreibung, eine ſo wichtige Rolle ſpielt, war in der florentiniſchen Zeichnungſammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, ſo wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, ſind, ſchon früher, zerſtreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlaßne Schriften.

1.

Lebensbeſchreibung.

Indem wir zu bewundern Urſache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung, als gewöhnlich dem Künſtler zu Theil zu werden pflegt, aus einer ſo gewaltſamen Natur, durch Uebung eines mannigfaltigen Talents, hervorgegangen; ſo bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini ſeinen Nachruhm faſt mehr ſeinen Schriften, als ſeinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeſchreibung, ob ſie gleich, beynahe zweyhundert Jahre, im Manuſcript verweilte, ward, von ſeinen Landsleuten, höchlich geſchätzt und, im Original, wovon er den Anfang ſelbſt geſchrieben, das Ende aber dictirt hatte, ſo wie in vielfältigen Abſchriften, aufbewahrt.

Und gewiß iſt dieſes Werk, das der deutſche Herausgeber genugſam kennt, um es völlig zu ſchätzen, das er aber nicht, nach ſeiner Ueberzeugung, preiſen darf, weil man ihm Partheylichkeit vorwerfen könnte, ein ſehr ſchätzbares Document, worinn ſich ein bedeutendes und gleichſam unbegränztes Individuum, und in demſelben, der gleichzeitige, ſonderbare Zuſtand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die ſich um dieſes Werk bekümmerten, ging die engliſche voran. Ihre Liebe zu biographiſchen Nachrichten, ihre Neigung, ſeltſame Schickſale merkwürdiger, talentreicher Menſchen zu kennen, verdankt man, wie es ſcheint, die erſte, und, ſo viel ich weiß, einzige Ausgabe der Celliniſchen Lebensbeſchreibung. Sie iſt, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts: Köln, ohne

Jahrzahl, wahrſcheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angeſehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeſchrieben und dadurch ſeinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Ueberſetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieſer Ueberſetzer bedient ſich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch beſitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um ſchwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leſer, das derbe, characteriſtiſche meiſtens verſchwächt und abrundet.

Von einer ältern deutſchen Ueberſetzung hat man mir erzählt, ohne ſie vorweiſen zu können.

Leſſing ſoll ſich auch mit dem Gedanken einer ſolchen Unternehmung beſchäfftigt haben; doch iſt mir von einem ernſtern Vorſatz nichts näheres bekannt geworden.

Dumouriez ſagt, in ſeiner Lebensbeſchreibung: daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 überſetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, ſeine Arbeit heraus zu geben. Leider ſcheint es, nach ſeinen Ausdrücken, daß das Manuſcript verlohren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzos, in ſeiner Sprache, die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwey Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldſchmiede- und Bildhauerkunſt, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geſchrieben und 1568, alſo noch bey ſeinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun, im vergangenen Jahrhundert, ſein Leben, zum erſtenmale, herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranſtaltete, da die erſte Ausgabe längſt vergriffen war, eine neue, Florenz 1731. wobey ſich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bey unſern Arbeiten zu nutzen geſucht haben.

3.

Kleine Aufſätze.

Ein Mann, der, mit ſo entſchiedenem Hange zur Reflexion, von ſich ſelbſt, in einer Lebensbeſchreibung, von ſeinem Handwerk, in einigen Tractaten, Rechenſchaft gegeben, mußte ſich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln ſeiner Kunſt, in ſo fern er ſie einſehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonard da Vinci zum Vorgänger, deſſen fragmentariſcher Tractat, im Manuſcript, circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode iſt, durch die man gebildet worden, deſto lebhafter entſteht in uns der Wunſch, einer Folgewelt, den, nach unſerer Einſicht, beſſern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein ſolches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth und, als Fragment, zu uns gekommen iſt.

Es enthält eine Anleitung, wie man ſich das Skelet bekannt machen ſoll, mit ſo vieler Liebe zum Gegenſtand geſchrieben, daß der Leſer den Knochenbau, von unten herauf, entſtehen und wachſen ſieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, ſich hervorthut.

Wir haben dieſe wenigen Blätter unſern Leſern, in der Ueberſetzung, vorlegen wollen, damit diejenigen, die dem Verfaſſer günſtig ſind, ihn auch in dem ſonderbaren Zuſtand erblicken, wo er ſich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig ſeine leidenſchaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete, Natur ein dogmatiſches Talent zuläßt, erſcheint ſo auffallend, als begreiflich, und wie er ſich aus dem didactiſchen Schritt, durch dieſen und jenen Nebengedanken, durch freundſchaftliche oder feindſelige Geſinnungen, ablenken läßt, giebt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein Gleiches gilt von dem Aufſatz über den Rangſtreit der Mahlerey und Sculptur. Wie denn beyde kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetiſche Verſuche.

Die beſchränkte Form der Sonnete, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der italiäniſchen Sprache höchlich begünſtigt, war allen Köpfen, der damaligen Zeit, durch fleißiges Leſen früherer Meiſterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verſeprunks, bey jeder Gelegenheit, dergeſtalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu ſeyn, ein Gedicht hervorzubringen und ſich an die lange Reihe, die ſich, von den Gipfeln der Poeſie, bis in die proſaiſchen Ebenen erſtreckte, mit einigem Zutrauen anzuſchließen wagen durfte.

Verſchiedene Sonnete und andere kleine poetiſche Verſuche ſind ſeiner Lebensbeſchreibung, theils vorgeſetzt, theils eingewebt und man erkennt darin, durchaus, den ernſten, tiefen, nachſinnenden, weder mit ſich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leſer, durch Gefälligkeit eines Kunſtfreundes, überſetzt, andere ſind weggeblieben, ſo wie ein langes, ſogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original geleſen zu werden, ob es gleich die, auf eine Ueberſetzung, zu verwendende Mühe nicht zu lohnen ſchien. Es enthält die Umſtände ſeiner Gefangenſchaft, welche dem Leſer ſchon bekannt geworden, auf eine biſarre Weiſe dargeſtellt, ohne daß dadurch eine neue Anſicht der Begebenheiten, oder des Characters entſtünde.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verſchiedne ſeiner Landsleute bewahrten, ſorgfältig, andere Manuſcripte, davon ſich in Florenz noch manches, beſonders in der Bibliothek Ricardi, finden ſoll, vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geſchätzt, welche, über die Lebensweiſe jener Zeiten, beſondere Aufſchlüſſe geben. Vielleicht bemüht ſich darum einmal ein deutſcher Reiſender, aufgefordert durch das Intereſſe, das denn auch wohl endlich unſere Nation, an einem ſo bedeutenden Menſchen, und durch ihn, aufs neue, an ſeinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundſätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen ſoll.

Unter andern wunderſamen Kunſtfertigkeiten, welche, in dieſer unſerer Stadt Florenz, ausgeübt worden und worin ſie, nicht allein die Alten erreicht, ſondern gar übertroffen hat, kann man die edelſten Künſte der Sculptur, Mahlerey und Baukunſt nennen, wie ſich künftig an ſeinem Ort wird beweiſen laſſen.

Aber weil mein Hauptvorſatz iſt über die Kunſt, ihre wahren Grundſätze und wie man ſie erlernen ſoll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt; ſich aber nicht entſchlieſſen können, einem ſo nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben; ſo will ich, ob gleich der geringere von ſo vielen und vortrefflichen Geiſtern, damit ein ſolcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beſte Weiſe, wie die Natur mir es reichen wird, dieſes Geſchäfft übernehmen und mit aller Anſtrengung, doch ſo faßlich, als es ſich nur thun läßt, dieſen ruhmwerthen Vorſatz durchzuführen ſuchen.

Es iſt wahr, daß manche, zu Anfang eines ſolchen Unternehmens, eine große Abhandlung, zur Einleitung, ſchreiben würden, weil, ſo eine ungeheure Maſchine zu bewegen, man ſehr viele Inſtrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß, als Vergnügen und deßhalb wollen wir den Weg einſchlagen, der uns beſſer dünkt, daß wir von denen Künſten reden, welche andern zum Grunde liegen und ſo, nach und nach, eine jede in Thätigkeit ſetzen, wie ſie eingreift. Auf dieſe Weiſe wird man alles, in einem beſſern Zuſammenhang, im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch, ohne weiteres, mit Bedacht, zu Werke gehen.

Ihr Fürſten und Herren, die ihr euch an ſolchen Künſten vergnügt, ihr vortreffliche Meiſter und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erſt unterrichten wollt, wiſſet für gewiß: daß das ſchönſte Thier, das die Natur hervorgebracht, der Menſch ſey, daß das Haupt ſein ſchönſter Theil und der ſchönſte und wunderſamſte Theil des Hauptes das Auge ſey.

Will nun jemand, eben deßhalb, die Augen nachahmen, ſo muß er darauf weit größere Kunſt verwenden, als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb ſcheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beybehält, ſehr unſchicklich, daß Meiſter, ihren armen, zarten Knaben, gleich zu Anfang, ein menſchliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Daſſelbe iſt mir, in meiner Jugend, begegnet und ich denke es wird andern auch ſo gegangen ſeyn.

Aus obenangeführten Urſachen halte ich aber für gewiß, daß dieſe Art keineswegs gut ſey und daß man, weit ſchicklicher und zweckmäßiger, leichtere und zugleich nützlichere Gegenſtände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige ſtöckiſche Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen: daß ein guter Fechtmeiſter, ſeinen Schülern, zu Anfang, die ſchwerſten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen deſto leichter ſcheinen; ſo könnte ich gar vieles dagegen, auf das ſchönſte, verſetzen; allein das wäre doch in den Wind geſprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Reſultaten bin, begnüge mich ihnen, mit dieſen Worten, den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das wichtigſte eines ſolchen Talentes immer die Darſtellung des nackten Mannes und Weibes bleibt; ſo muß derjenige, der ſo etwas gut machen und die Geſtalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen ſind. Haſt du dieſes Gebäude gut im Gedächtniß; ſo wirſt du, weder bey nackten noch bekleideten Figuren, einen Irrthum begehen, welches viel geſagt iſt. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verſchaffſt; es iſt hier die Rede ſie ohne Fehler zu machen und dieſes, kann ich dich verſichern, wirſt du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte! ob es nicht leichter ſey, einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbey verlange ich, daß du zuerſt den Hauptknochen des Beines zeichneſt! Denn wenn man einen ſolchen dem Schüler, von dem zarteſten Alter, vorlegt, ſo wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den edelſten Künſten iſt es von der größten Wichtigkeit, wenn man ſie überwinden und beherrſchen will, daß man Muth faſſe, und kein Kind wird ſo kleinmüthig ſeyn, das ein ſolches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erſte, doch auf das zweytemal, nachzuahmen ſich verſpräche, wie ſolches bey einem Auge nicht der Fall ſeyn würde. Alsdann wirſt du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner iſt als die groſe, mit dem Hauptknochen gehörig zuſammen fügen und alſo nachzeichnen laſſen. Ueber dieſe beyden ſetzeſt du den Schenkelknochen, welcher einzeln und ſtärker iſt als die beyden vorhergehenden.

Dann fügſt du die Knieſcheibe zwiſchen ein und läſſeſt den Schüler dieſe vier Knochen ſich recht ins Gedächtniß faſſen, indem er ſie von allen Seiten zeichnet, ſowohl von vorn und hinten, als von den beyden Profilen. Sodann wirſt du ihnen die Knochen des Fußes, nach und nach, erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er ſey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird ſich ergeben, daß wenn ſich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den

Kopf kommt, ihm alle andere Knochen leicht ſcheinen werden, und ſo wird er, nach und nach, das ſchöne Inſtrument zuſammen ſetzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unſerer Kunſt beruht.

Laß nachher den Schüler einen der ſchönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt ſind und ſich, genau, mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo deſſen Ende, gleich einer Kugel an einen Stab, befeſtigt iſt. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen ſich, nach allen Seiten, bewegen kann, wobey die Natur geſorgt hat, daß er nicht über gewiſſe Grenzen hinausſchreite, in welchen ſie ihn, mit Sehnen und andern ſchönen Einrichtungen, zurückhält.

Iſt nun dieſes gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedruckt; ſo kommt die Reihe an einen ſehr ſchönen Knochen, welcher zwiſchen den beyden Hüftknochen befeſtigt iſt. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meiſterinn Natur, mit Sehnen und andern Vorrichtungen, das ganze Knochenwerk zuſammenhält. Am Ende von gedachtem Bein iſt der Schluß des Rückengrades, welcher als ein Schwänzchen erſcheint, wie er es denn auch wirklich iſt.

Dieſes Schwänzchen wendet ſich, in unſern warmen Gegenden, nach innen; aber in den kälteſten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen und ich habe es, vier Finger breit, bey einer Menſchenart geſehen, die ſich Iberni nennen und als Monſtra erſcheinen; es verhält ſich aber damit nicht anders als wie ich geſagt habe.

Sodann läſſeſt du den wunderbaren Rückgrad folgen, der, über gedachtem heiligen Bein, aus vier und zwanzig

Knochen beſteht. Sechszehen zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen und acht, bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf ſich trefflich bewegt.

Von dieſem Knochen mußt du einige, mit Vergnügen, zeichnen; denn ſie ſind ſehr ſchön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieſes Knochenwerk des Rückens ſchließen ſich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, ſo daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu ſehen glaubt. Dieſes Rippenweſen mußt du oft zeichnen und dir wohl, von allen Seiten, bekannt machen. Du wirſt finden, daß ſie ſich, am ſechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzuſetzen anfangen. Die vier erſten ſtehen frey. Von dieſen ſind die beyden erſten klein und ganz knöchern. Die erſte iſt klein, die zweyte größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte iſt auch noch nicht mit dem Bruſtknochen verbunden wie die übrigen ſieben. Dieſer Knochen iſt poros, wie ein Bimſtein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieſer ſieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieſer Knorpel iſt nichts anders als ein zarter Knochen, ohne Mark. Auf alle Weiſe läßt er ſich mehr einem Knochen als einer Sehne vergleichen, denn der Knochen iſt zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sehne aber nicht.

Nun verziehe wohl! wenn du dieſes Rippenweſen gut im Gedächtniß haſt und dazu kommſt, Fleiſch und Haut darüber zu ziehen, ſo wiſſe, daß die fünf unterſten, freyen, Rippen, wenn ſich der Körper dreht, oder vor und rückwärts biegt, unter der Haut viele ſchöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die ſchönen Dinge ſind, welche an dem Körper des Menſchen, ohnfern des Nabels, erſcheinen.

Diejenigen welche nun dieſe Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildiſche Mahler, ja Schmierer vorgekommen ſind, die ſich auf ihr Gedächtnißlein verlaſſen und, ohne ander Studium, als ſchlechter und oberflächlicher Anfänge, zur Arbeit rennen, nichts gutes verrichten und ſich dergeſtalt gewöhnen, daß ſie, wenn ſie auch wollten, nichts tüchtiges leiſten können. Mit dieſem Handwerksweſen, wobey ſie noch der Geitz bethört, ſchaden ſie denen, die auf dem guten Wege der Studien ſind und machen den Fürſten Schande, die, indem ſie ſich von ſolcher Behendigkeit bethören laſſen, der Welt zeigen daß ſie nichts verſtehn. Die trefflichen Bildhauer und Mahler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre, zum Ruhme der Fürſten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da ſolche Werke nun ein ſo langes Leben haben ſollen, ſo erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürſt, daß man ſie geſchwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht, vielleicht, nur zwey oder drey Jahre mehr, als die ſchlechte. Nun bedenke, ob ſie nicht, da ſie ſo viele Jahre leben ſoll, dieſen Aufſchub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt; ſo kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber dieſem Rippenbau befinden ſich noch zwey Knochen, außer der Ordnung, die ſich beyde auf den Bruſtknochen auflegen und, mit einiger Wendung, ſich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchſt ſie nicht beſonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, ſondern, zugleich mit dem Rippenkaſten, mußt du dir ſie wohl in das Gedächtniß eindrucken; es ſind dieſes die Schlüſſelbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen ſie ſich hinterwärts verbinden, haben die Form zweyer Schaufeln. Es ſind ſehr ſchöne Knochen die, weil ſie gewiſſe Erhöhungen haben, unter der Haut erſcheinen und daher von deinem Schüler, an Statt des Auges, zu zeichnen ſind. Es kommt viel darauf an, daß er ſie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will; ſo macht dieſer Knochen verſchiedene ſchöne Bewegungen, welche der, wo es verſteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil ſich dieſe Knochen ſehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt ſie Schulterblätter.

An dieſen ſind die Armknochen befeſtigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner ſind. Wenn du dich mit dieſen beſchäfftigſt; ſo brauchſt du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten haſt. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt biſt; ſo kannſt du dieſe alsdann gewiß, zugleich mit der Hand, zeichnen, welches eine künſtliche und ſchöne Sache iſt. Auch dieſe Theile mußt du genugſam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar, ſowohl die rechte, als die linke.

Biſt du ſo weit gelangt, ſo kannſt du dich, gleichſam zum Vergnügen, an dem wunderſamen Knochen des Schädels verſuchen, den du alsdann, wenn du, fleißig und anhaltend, die untern Theile ſtudirt haſt, mit Ernſt vornehmen magſt.

Haſt du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir; ſo mußt du ſuchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieſes von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er ſey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das beſte wäre, daß du während der Zeit, wenn du das menſchliche Knochengerüſte zeichneſt, nichts weiter vornähmeſt, um dein Gedächtniß nicht zu beſchweren. Nun mußt du noch dieſes wiſſen, daß du auch das Maas aller dieſer

Theile dir bekannt zu machen haſt, auf daß du, mit mehr Sicherheit, Sehnen und Muskeln darüber ziehen könneſt, womit die göttliche Natur, mit ſo vieler Kunſt, das ſchöne Inſtrument verbindet.

Wenn du nun dieſe Knochen meſſen willſt; ſo mußt du ſie ſo aufſtellen, als wenn es ein lebendiger Menſch wäre, z. B. der Fuß muß ſich in ſeiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannſt du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwey Beinen ſtehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannſt du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magſt du das Gerippe, hoch oder niedrig, ſitzen laſſen und ihm verſchiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirſt du dir ein wunderſames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unſerer göttlichen Kunſt erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beyſpiel zeige, und den größten Meiſter anführe, ſo betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, deſſen hohe Weiſe, die von allen andern und von allem, was man bisher geſehen, ſo ſehr verſchieden iſt, nur darum ſo wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle ſeine Werke, ſowohl der Sculptur als Mahlerey, wo die, an ihrem Ort, wohlbezeichnete Muskeln, ihm kaum ſo viel Ehre machen, als die ſichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künſtliche Gebäude des Menſchen erſt, entſchieden, Geſtalt, Maas und Verbindung erhält.

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleyweiß und der Feder. Die

Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien aufſetzt, wo man die Schatten verſtärken will; ſoll er ſchwächer ſeyn, ſo läßt man es bey weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer, als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter, bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man, nach vollendetem Umriß mit der Feder, Pinſel nimmt und, mit mehr oder weniger, in Waſſer aufgelöſter und verdünnter, Tuſche, nach Bedürfniß, helleren oder dunklern Schatten anbringt. Dieſe Art nennt man Acquerell.

Ferner färbt man, mit verſchiedenen Farben, das Papier und bedient ſich der ſchwarzen Kreide den Schatten, und Bleyweiß das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch, gerieben, mit etwas arabiſchem Gummi vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle gute Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie, mit gutem Bedacht, Arm oder Fuß, auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück; ſo können ſie es leicht thun, weil ſich, mit ein wenig Brotkrume, die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deswegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich, nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das

Kunde der Vater der Zeichnung ſey; Die Mahlerey aber iſt eine Zeichnung, mit Farben gefärbt, wie ſie uns die Natur weiſt.

Man mahlt auf zweyerley Weiſe, einmal daß man die ſämmtlichen Farben nachahmt, wie wir ſie in der Natur verfinden; ſodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art, in unſern Zeiten, in Rom, wieder aufgebracht werden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche, unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens, unendliche Werke darin verfertigt haben, ohne ſich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art, wie man zeichnet, zurückkehre und beſonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will; ſo erzähle ich: daß wenn wir, mehrere Künſtler, zuſammen ſtudirten, ließen wir einen Mann, von guter Geſtalt und friſchem Alter, in einer geweißten Kammer, entweder ſitzend, oder ſtehend, verſchiedene Stellungen machen, wobey man die ſchwerſten Verkürzungen beobachten konnte. Dann ſetzten wir ein Licht an die Rückſeite, weder zu hoch, noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befeſtigten es, ſobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieſer wurde denn alsbald umgezogen und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte ſehen können, in den Umriß hinein. Als die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen und ſo an andern Theilen des Körpers.

Dieſes iſt die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Mahler wird, wie es unſerm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen iſt, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Urſache in der Mahlerey ſo viel geleiſtet hat, als weil er der vollkommenſte Bildhauer war und in dieſer Kunſt mehr Kenntniſſe hatte, als niemand anders zu unſern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer ſchönen Mahlerey geben, als wenn man ſagt: ſie trete dergeſtalt hervor, daß ſie als erhoben erſcheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Mahlerey, einer angenehmen und reizenden Tochter, angeſehen werden müſſe.

Der Mahler ſtellt nur eine der acht vornehmſten Anſichten dar, welche der Bildhauer ſämmtlich leiſten muß. Daher wenn dieſer eine Figur, beſonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde, oder Wachs und ſtellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Anſichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten; ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint, deßwegen er die erſte Anſicht, die er bey ſich ſchon feſt geſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweyten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen ſetzt. Ja man kann ſagen, daß es nicht etwa nur acht, ſondern mehr als vierzig Anſichten giebt; denn wie er nur ſeine Figur im geringſten wendet; ſo zeigt ſich ein Muskel entweder zu ſehr, oder zu wenig und es kommen die gröſten Verſchiedenheiten vor. Daher muß der Künſtler von der Anmuth der erſten Anſicht gar manches aufopfern, um die Uebereinſtimmung, rings um die ganze Figur, zu leiſten; welche Schwierigkeit ſo groß iſt, daß man niemals eine Figur geſehen hat, welche ſich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunſt ſich recht vorſtellen; ſo kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maasſtabe nehmen. Denn, wenn er ein lebensgroſſes Modell, mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bey ſeinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vernahm; ſo endigte er es gewöhnlich in ſieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein ſolches nacktes Modell, von Morgens bis auf den

Abend, mit allem gehörigen Kunſtfleiß vollenden ſehen. Dieſes leiſtete er manchmal, wenn ihn, unter der Arbeit, ein wunderſamer wüthender Paroxismus überfiel. Wir können daher im Allgemeinen ſieben Tage annehmen. Wollte er aber eine ſolche Statue in Marmor ausführen, ſo brauchte er ſechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweiß der Schwierigkeit der Bildhauerkunſt dienen; denn, für Eine Figur in Marmor, brachte er hundert gemahlte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Mahlerey nicht an der Schwierigkeit ſo vieler Anſichten haftet. Wir dürfen daher wohl ſchlieſſen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerey nicht bloß von der Materie herkomme, ſondern die Urſache in den gröſſern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leiſten, welches bey der Mahlerey nicht der Fall iſt. Daher glaube ich, mit aller Beſcheidenheit, behaupten zu können: daß die Bildhauerkunſt der Mahlerey weit vorzuziehen ſey.

Da mich nun aber dieſe Meynung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenſtand betrifft; ſo halte ich für ſchicklich, auch dieſelbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künſtler, welche, durch Uebung der Bildhauerkunſt, den menſchlichen Körper, mit ſeinen Proportionen und Maaſen, am beſten verſtehen, auch die beſſern Architecten ſeyn werden, vorausgeſetzt, daß ſie die andern Studien dieſer nöthigen und trefflichen Kunſt nicht verſäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menſchlichen Körper, ſondern die Proportion und das Maas der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Urſprung, und wer eine Statue, mit ihren übereinſtimmenden Maaſen und Theilen, zu machen verſucht, dem wird es auch in der Baukunſt gelingen, weil er gewohnt iſt, groſſe Schwierigkeiten zu überwinden und mit beſonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein beſonderes Urtheil ſich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeiſter ſeyn könne; denn Bramante, Rafael und viele andere Mahler haben auch, mit groſſem Sinn und vieler Anmuth, ſich in der Baukunſt bewieſen; doch ſind ſie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher ſich unſer Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er beſſer, als jeder andere, eine Statue zu machen verſtand.

Deßwegen finden wir ſo viel Zierlichkeit und Anmuth in ſeinen architectoniſchen Werken, daß unſere Augen ſich an ihrem Anſchauen niemals genug ſättigen können.

Dieſes hab ich, nicht ſowohl, um des Streites der Bildhauerkunſt und der Mahlerey willen, hier anführen wollen, ſondern weil es viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunſt geſchienen und die, als völlige Idioten, ſich unterſtehen, Werke der Baukunſt zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meiſter Terzo, einem ferrareſiſchen Krämer, der, mit einer gewiſſen Neigung zur Baukunſt, und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja er ward ſo kühn, daß er ſein erſtes Gewerb verließ und ſich der Baukunſt ganz ergab. Er pflegte zu ſagen: die vollkommenſten Meiſter dieſer Kunſt ſeyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo geweſen; außer dieſen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er ſich den Spitznahmen Terzo (der Dritte.)

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erſte geweſen, der die Baukunſt, nach ſo vielen Jahren, wieder aufgeweckt, nachdem ſie, unter den Händen barbariſcher Handwerker, völlig erloſchen. Wohl haben ſich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Balthaſar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt iſt ſie auf den höchſten Grad der

Vortrefflichkeit, durch Michelangelo, gelangt, welcher, da er die lebhafteſte Kraft der Zeichnung, durch das Mittel der Bildhauerkunſt, erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobey er ſich, nach dem allgemeinen Urtheil, den guten Regeln der Architectur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu ſprechen, dalich denn auch die Perſpective abhandlen und, nächſt dem was ich aus mir ſelbſt mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonard da Vinci, die ich aus einer ſchönen Schrift deſſelben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger ſäumen und dasjenige, was ich bisher geſagt habe, denen übergeben, die, mit größern und beſſern Gründen, ohne Leidenſchaft, dieſe Dinge abzuhandeln, werden im Stande ſeyn.

Druckfehler.

Seite 45 Lin. 15 ſtatt zu umfaſſen lies umzufaſſen.
— 59 — 8 — einſamen — gemeinſamen.
— 67 — 3 — Antonius — Antinous.
— 69 — 22 — Frommen — Frauen.
— 79 — 7 — Brücken — Bänken.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herrmann und Dorothea.

Von

J. W. von Göthe.

Stuttgardt, 1803.

BIBLIOTH[illegible]
[illegible]
MO[illegible]

GESCHENK
FRESENIUS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straſſen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſts immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heiſſen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend

Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend, am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es verſezte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirſt du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock, mit indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Cattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt und ganz aus der Mode.
Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth, und ſagte:
Ungern vermiß ich ihn doch, den alten cattunenen Schlafrock,
Echt oſtindiſchen Stoffs; ſo etwas kriegt man nicht wieder.

Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freylich, der Mann ſoll
Immer gehn im Sürtout und in der Pekeſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.
Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon Einige wieder,
Die den Zug mit geſehn; er muß doch wohl ſchon vorbey ſeyn.
Seht, wie Allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.
Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,

Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das iſt beſtändiges Wetter! und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Ernte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben,
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern geſahren
Raſch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes;
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt.)
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Manchen Fabriken befliß man ſich da, und manches Gewerbes.

Und ſo ſaß das trauliche Paar, ſich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend

Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und ſagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm, die ſollen uns alles erzählen,
Was ſie draußen geſehn und was zu ſchauen nicht froh macht.
Freundlich kamen heran die Beyden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füſſen ſchüttelnd, und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen Grüßen,
Der Apotheker zu ſprechen und ſagte, beynahe verdrießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr, und einer iſt doch wie der andere,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſehn, die verderblich emporſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführet wird.

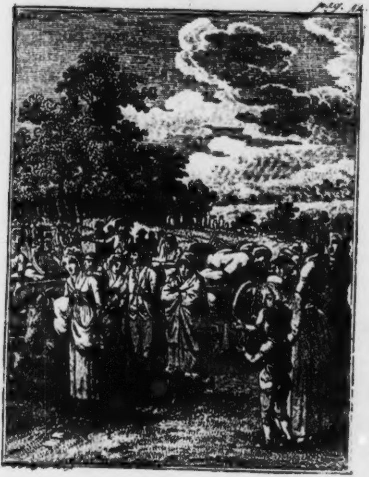
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn; doch liegt er im Menſchen.
Und es ſagte darauf der edle verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieſer kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen und ihre Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: ich tadle nicht gerne, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen vermag oft

Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reitzen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget, des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeyzog.
Freylich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren,
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſezet den Schaden.

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau;
Saget uns, was ihr geſehn; denn das begehrt' ich zu wiſſen.
Schwerlich, verſezte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſahen wir den Staub, noch eh' wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Thal geht, erreichten,
War Gedräng und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeyziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.

Traurig war es zu ſehn, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig und nützlich;
Nun zu ſehen das alles, auf mancherley Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
Ueber dem Schranke liegt das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beym Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehn, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:

pag. 14



A

A

U

D

U

O

M

D

U

U

U

A

J

Alte Bretter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfig.
Alſo keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein anderer emſig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrey der gequetſchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöken des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gepelfer.
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem ſchweren
Uebergepackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt in den Graben das Fuhrwerk,

Umgeſchlagen, und weit hin entſtürzten im Schwunge die Menſchen,
Mit entſetzlichem Schreyn, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menſchen;
Denn die übrigen giengen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauſ' und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen, und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.
Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth:

Möge doch Herrmann ſie treffen und ſie erquiken und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo groſſer Leiden gerühret,
Schikten wir eilend ein Scherflein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drey und achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.

Und ſie giengen dahin und freueten ſich alle der Kühlung.
Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, dem echten Becher des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drey den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten.
Friſch! Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,

Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleiſſige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?
Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrherr, und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt und belebt die herrlichſte Hoffnung.
Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rheinſtroms,

Wenn ich reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeiert
Wird, in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Herrmann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor euch, am Altare ſich ſtellen,

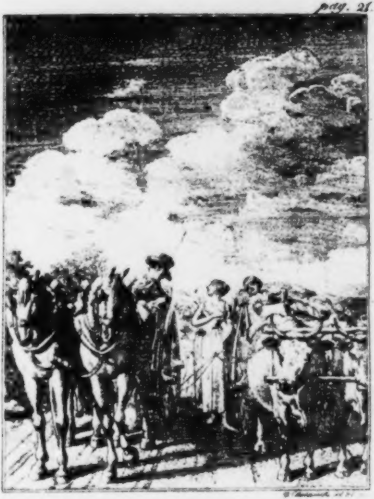
Und das glückliche Feſt, in allen Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.
Alſo ſprach er und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Terpſichore.

Herrmann.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn, und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben

pag. 21.



Unter die Armen vertheilt, und ihren Segen empfangen.
Ruhig erwiederte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheiſſen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen,
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, ſorglich gepacket.
Als ich nun endlich vors Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertriebnen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut' übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,

Fiel mir ein Wagen ins Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochſen gezogen, den größten und ſtärkſten des Auslands,
Neben her aber gieng, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb ſie an, und hielt ſie zurück, ſie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher und ſagte zu mir: nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als ihr uns heut' auf dieſen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dringet die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.

Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugebohren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorfe, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber.
Wär Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpendet's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerinn, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.

Und ich löſ'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſchehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thut er euch ſelber.
Und ich ſah die Wöchnerinn froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da gieng der Wagen. Ich aber verweilte,

Hielt die Pferde noch an; denn mir war Zwieſpalt im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nakten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.

Drauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftigſte ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brodte,
Flaſchen Weins und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gern hätte ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.
Alles packte ſie drauf zu der Wöchnerinn Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.
Als nun Herrmann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glüklich, wer in den Tagen
Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute

Vater heiſſen und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Oefters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln mit vielem Fleiße geſammelt
Mißt ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß iſt.
Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet von Hauſe.
Hab' ich die Baarſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichteſten.
Nachbar, verſetzte drauf der junge Hermann mit Nachdruck:
Keinesweges denk' ich wie Ihr; und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der im Glück und im Unglück,

Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entſchlieſſen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorſteht.
Lächelnd ſagte darauf der Vater: ſo hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.
Aber es fiel ſogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! du haſt Recht: wir Eltern gaben das Beyſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —

Zwanzig Jahre ſinds nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straſſen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgeſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,

Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne gieng wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf, und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſehn war vom Thiere.
Alſo ſtanden wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.

Und du faſteſt darauf mich bey der Hand an, und ſagteſt:
Lieschen! wie kommſt du hieher? geh weg! du verbrenneſt die Sohlen;
Denn der Schutt iſt heiß, er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hebeſt mich auf, und trugſt mich herüber durch deinen
Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von Allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich, und ich verwehrt' es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schickteſt und ſchnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes

Freudig, und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtöhrung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich Herrmann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten,
Und es wagteſt, zu freyn im Krieg und über den Trümmern.
Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die du erzählſt; denn ſo iſt alles begegnet.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen.
Nicht ſoll jeder ſich quälen, wie wir und Andere thaten,
O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon

Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherley Dinge bedarf der Menſch, und alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff' ich von dir, mein Herrmann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift hereinführſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen,
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück;

Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmer erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Herrmann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald ins Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken

Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drey Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die ältſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweyte,
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, wie ich das Mütterchen forttrug.
Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Hauſ', und fliehn die wilderen Spiele.

Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte michs tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hegte, beſonders Minchen die jüngſte.

Denn ſo war ich zuletzt an Oſtern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war friſirt wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, kicherten ſie; doch zog ichs auf mich nicht.
Minchen ſaß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen, und war entzückt und in Laune.
Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſeyn! Sobald ſie geendet,
Fragt' in dem Texte nach, und nach den beyden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,

Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht! denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß ich bey ihnen immer Tamino.
Da verſetzte die Mutter: du ſollteſt, Hermann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!
Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte

Jener Verdruß ſich ſo tief bey mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſehn und ihre Liedchen vernehmen.
Doch der Vater fuhr auf und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker.
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den Andern gelang und du immer der Unterſte ſaßeſt.
Freylich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.

Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.
Aber der Sohn ſtand auf und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herr'n und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich

Wiederbegegnen und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Alſo entwich der beſcheidne Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein Beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer,
Jeder gedächte mit Luſt zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!

Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, wes Sinnes der Herr ſey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath ſich häufet und Unrath auf allen Gaſſen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balke verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.

Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Strasburg und Frankfurt,
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bey uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beym erſten Ausbruch gewehrt ſey?
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,

Was ich angab emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straſe verbindet.
Aber ich fürchte nun ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Herrmann immer mir bleiben.
Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;

So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die andern andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fand' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient es.

Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.
Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,

Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Verändrung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten?
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bey ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchem das Beſte zu haben.
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt;
Groß ſind die Tafeln der Fenſter; wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſtehn die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſo wie der goldne Löwe.

So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffe dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freylich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muſcheln; und mit verblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleyglanz und die Corallen.
Eben ſo ward in dem Saale die Mahlerey auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,

Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles iſt einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen,
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mirs in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt, mich ſchreckte die Forderung.

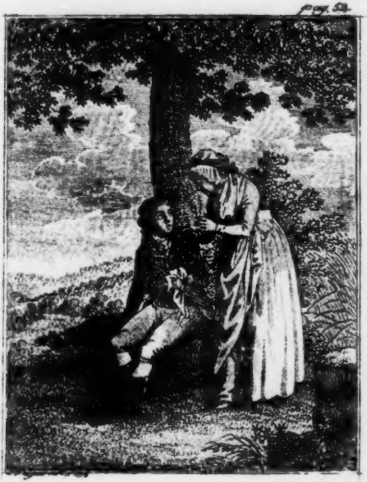
Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo gieng ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchnitt ſie behende die langen doppelten Höfe,

Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftig Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie ans Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Burgemeiſter.

pag. 52



Und ſo ging ſie bequem den trocknen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hiengen herein Gutedel und Muskateller,
Röthlich blaue darneben von ganz beſonderer Gröſe,
Alle mit Fleiſe gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend

Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurückkam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.
Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemals
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, ſo wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,

Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Aeckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Grenze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten;
Bänke fanden ſich da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Herrmann, und ruhte,

Saß mit dem Arme geſtützt und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.
Mutter, ſagt' er betroffen, Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen.
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag, was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen ins Auge?
Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetriebnen, empfindet;

Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.

Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe.
Aber wär ich' nicht beſſer zu widerſtehen da vorne
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben und Andern ein würdiges Beiſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutſchen Jugend beyſammen,
An der Grenze, verbündet nicht nachzugeben den Fremden, —

O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefen Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Dieſen Arm und dies Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!
Da verſetzte bedeutend die gute verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich ins Auge:

Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern und immer,
Offen und frei, und ſagſt, was deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jezt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh', ich kenne dich beſſer.
Du verbirgſt dein Herz, und haſt ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frey: was dringt dich zu dieſer Entſchließung?

Ernſthaft ſagte der Sohn: Ihr irret Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir
Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,

Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach; ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreiſſen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingiebt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.
Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.

Sage mir alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemals geſehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.
Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter, und ſprach ſo erweichet:
Warlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heute und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren, war früh mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen.

Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich ſie an und ſchlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu ſehen wohin. Sie heulten mit blutigen Naſen,
Und entriſſen ſich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, ſtatt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bey Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward,
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn vieles ertrug ich,

Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber Manches entziehn, um zu ſparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen,
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und ſchauet hinab, wie herrlich liegen die ſchönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die ſchöne Reihe der Güter!
Aber ſeh ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenſter uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;

Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond ſchon
Dort erwartet und ſchon ſo manchen Morgen die Sonne,
Wenn der geſunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir ſo einſam vor, wie die Zimmer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel ſich hinſtreckt;
Alles liegt ſo öde vor mir, ich entbehre der Gattin.
Da antwortete darauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:

Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz iſt getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſts, das vertriebene, die du gewählt haſt.
Liebe Mutter, Ihr ſagts! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſts! und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn und Herziehn.
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.

Ja, das gewohnte Haus und der Garten iſt mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen alleine
Läſſet Vater und Mutter dahinten, wenn ſie dem Mann folgt,
Auch der Jüngling er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einziggeliebte, davonziehn.
Darum laſſet mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.
Da verſetzte behend die gute verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwey Männer gegen einander!

Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar Manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo giebt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen,
Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wallens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine ſich ſelber.

Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbey iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte geräth nur.
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bey ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.
Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beyde
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Polyphymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drei noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beym Wirthe;
Und es war das Geſpräch noch immer ebendaſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.

Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freun, was jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straſſen der Erde
Kühn und emſig befährt und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebieten.

Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen.
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,

Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattin, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bey der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.
Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Herrmann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute,
Hin und wieder dachten wir da, bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit elterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.

Sagten wir damals nicht immer: er ſollte ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſts, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.
Und es ſagte der Sohn: die gebt mir Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.
Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke:
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtändge das Rechte.

Immer gefährlicher iſt's, beym Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Herrmann; ich kenn' ihn von Jugend auf, und er ſtrekte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jezt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,

Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.
Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch diesmal doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen;
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,

Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betrügt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.
Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;
Zwey ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen.
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherſchweift,
Und den Jüngling beſtrikt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerſtört, und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?

Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach! ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern, die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergeſſend,
Steht ſie Anderen bei, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet?
Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſ't, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter

Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Parthey nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.
Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
Noch vor Abend iſt Euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde

Gleich, und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo gieng er hinaus, indeſſen manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.
Herrmann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden, und raſch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,
Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon

Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Herrmann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Herrmann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſern,
Dacht' er bey ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.
Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,

Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,
War mit Raſen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flachgegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke,
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Herrmann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo gieng ich behend zu dem Dorf hin,

Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Laz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgiebt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark ſind vielmal die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Laze der Rock an,
Und umſchlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:

Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befragt die Andern, und hört, was ſie alles erzählen.
Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Alſo dacht' ich mirs aus, den Weg her, den wir gefahren.
Alſo ſprach er. Es giengen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karn an Karn die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,

Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keinen von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreiend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe gebot und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche. Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Plaz auf fremdem Boden, und theilet,

Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.
Alſo ſagte der Mann, und Alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.
Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdekte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte; und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.

Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeyd gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, der Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheint mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebne Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.
Und es verſetzte darauf der Richter mit ernſtem Blicke:
Warlich unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,

Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen; und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.
Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war
Und das Schickſal des Mannes und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten ins Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Geſpräch auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen, und komme

Wieder, ſo bald ich ſie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der Geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer leugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,

Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen dringenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?
Und wir waren zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Da begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken

Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.
Und die brachten ſie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freiheit
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eigne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.
O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam

Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,
Was der Menſch ſich denkt, als nah und erreichbar ſich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.
Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bey uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung:

Niemand vernahm das Geſchrey, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaßnes Gemüth an;
Jeder ſann nur und ſchwur, die Beleidigung all zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schikſal des Krieges!
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint ers,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rükſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhizt, und es kehret die Verzweiflung

Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.
Ueberall ſieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.
Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicherem Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff vom Blute Gabel und Senſe.

Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verſchonung;
Ueberall raſ'te die Wuth und die feige tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wiederſehn! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er ſich ſelber regieren!
Losgebunden erſcheint, ſobald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurücktrieb.
Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrherr mit Nachdruck:
Wenn Ihr den Menſchen verkennt, ſo kann ich darum Euch nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,

Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.
Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Geld und Silber erinnert,
Das geſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;

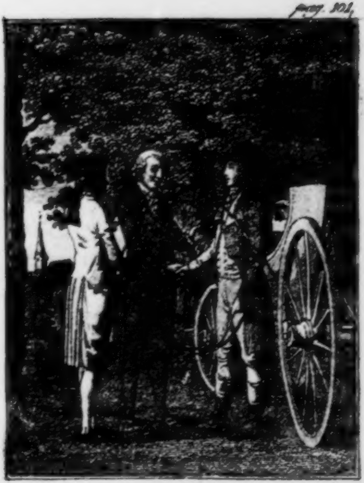
Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward; ſah wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind, ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb.
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heiſſen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos

Auf die zitternde Schaar und aufs hochherzige Mädchen.
Aber ſie riß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe bewaffnet.

Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen;
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf,
Und er war im Begriff zu fragen: wohin ſie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde?

Aber da trat herbey der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wiſpernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,

pag. 101,



Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete liſtig.
Seht Ihr, ſagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Küſſenüberzug wohl, den ihr Herrmann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell fürwahr und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;

Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgiebt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund,
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reinlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel ſie iſts. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.
Da verſetzte der Pfarrherr, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder;
Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrnen Mannes die Probe.
Glüklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!

Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.
Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch, es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beyſteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glükliches Alter.
Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeuſſern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich machet die Zeit nur gewiſſer,

Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe.
Laſſet uns alſo zuerſt bey guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns von ihr nun erzählen.
Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend:
Freyn wir doch nicht für uns! Für Andere freyn iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder heraufkam.
Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt, wir haben ein Mädchen geſehn, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, den man ihr vermuthlich geſchenkt hat.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzutrat,
Sagt' er: dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als ſie das Schwert ergriff und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe wars! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,
Aber ſo gut wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahin riß
Ueber des Städtchens Noth und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch mit ſtillem Gemüth hat ſie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu ſtreben,
Selbſt hinging nach Paris, und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hauſe, ſo dort, beſtritt er Willkühr und Ränke.

Alſo ſagte der Richter. Die Beyden ſchieden und dankten,
Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbeyziehn.)
Und er reicht' es dem Schulzen und ſagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann, und ſagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt iſt.

Da verſetzte der Pfarrer, und drückte ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſäume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weigre ſich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig beſitzet;

Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

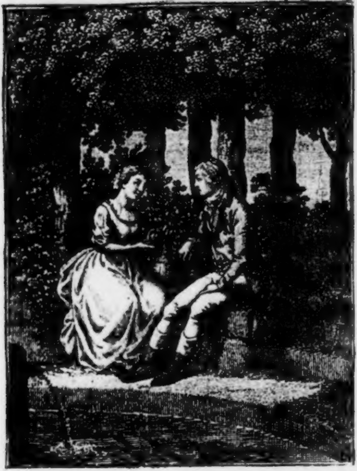
Ey doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihrs haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeſchenkt doch laſſ' ich Euch nicht, damit ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tobak ihm verwahrt war,
Oeffnete zierlich und theilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Tobak iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.

Aber der Pfarrer zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu ſprechen.
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm den Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!

Deiner iſt ſie werth; drum komm und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nach Hauſe führen die Gute.
Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzte tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen uns folgen,
Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig; und ſo gehört ihr die Welt an.

Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reitzen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſchämung
Sachte die Pferde herum nach Hauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dies Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.
  Ihn zu tröſten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freilich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,
Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,

pag. 111.



Ward zuförderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freyersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in ſtattlichem Putze,
Sonntags etwa nach Tiſche, den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuförderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnend,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freyersmann immer
In dem Hauſe der Erſte bey jedem häuslichen Feſte;

Denn es erinnerte ſich durchs ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen.
Jetzt iſt aber das Alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freyt für ſich ſelber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!
Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letztenmal ſehn, ſo will ich noch einmal

Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;
Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Einmal noch ſehn, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
nd ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
n den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter,
eh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
reudig und ſchnell ihn führte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
ene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.

Alſo ſprach er und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg und den Sitz des Führers beſetzte.
Aber du zaudertеſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Sitzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Strasburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich

Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.
Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet,
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreun; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal ins Auge, die ſchnellverſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Herrmann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbey, und ſchien dem Pfad' ins Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam

Nach dem Dorfe ſich zu, und ſtaunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Geſtalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Feſt betrachtet er ſie; es war kein Scheinbild, ſie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: ſo ſchritt ſie geſchäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er ſprach zu ſeiner Verwunderten alſo:
Find' ich dich, wackres Mädchen, ſo bald aufs neue beſchäftigt,
Hülfreich andern zu ſeyn und gern zu erquicken die Menſchen?
Sag', warum kommſt du allein zum Quell, der doch ſo entfernt liegt,
Da ſich Andere doch mit dem Waſſer des Dorfes begnügen?
Freilich iſt dies von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dies: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;

Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch; und nicht des Folgenden denkt er.
Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter,
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beyde ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den andern Krug, und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beyde, vertraulich
Auf die Gefäſſe gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehen? wie biſt du gekommen?

Denkend ſchaute Herrmann zur Erde. Dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich ins Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand, und gebot verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was ſoll ichs verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beyden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſere Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.

Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe,
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich ſah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih mir die ſtotternde Rede.
 Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das Weitre zu ſprechen;

Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſeyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerinn wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich alle der Rettung;
Schon ſind die meiſten beyſammen, die übrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln:

Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurigere Tage verſprechen:
Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpf't ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.
Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchlieſſung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,

In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.
   Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beym Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwatzen.
Alſo ſtanden ſie auf und ſchauten Beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.
   Schweigend nahm ſie darauf die beiden Krüge beim Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Herrmann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, ſagt ſie; es trägt ſich beſſer die gleiche Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.

Seht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schikſal bedenklich!
Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Eltern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein ſcheint —
Daß ſie ſich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret

Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn.
Alſo ſprach ſie, und war, mit ihrem Begleiter zur Seite,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerinn lag, die ſie froh mit den Töchtern verlaſſen,
Jenen geretteten Mädchen, den ſchönen Bildern der Unſchuld.
Beide traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der Mutter verloren geweſen;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüſſen,
Sich des Bruders zu freun; des unbekannten Geſpielen;

Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brod verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Es tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelezt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich wars und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.
Da verſezte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das leztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch neze:
Aber wenn euch fortan am heiſſen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genieſſet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.

Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durchs künftige Leben.
Ungern laß ich euch zwar; doch jeder iſt diesmal dem Andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und Alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreuen, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſteht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen trefflichen Eltern;
Und ich ſchlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Eltern es ſeyn, wie es Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet

Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherley Fällen.
Und ſie knieete darauf zur guten Wöchnerinn nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Herrmann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bey Tauſch und Handel betrachtet;

Aber den Menſchen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,
Und der Alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall ins Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchlieſſen.
Aber es ſcheint, Ihr verſtehts; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang' ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.
Viele kamen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Herrmann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl Eine zur Andern flüchtig ans Ohr hin:

Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bey der Hand an und ſagte:
Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüſſe befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrein und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beym Zuckerbecker vorbeytrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.

Und ſo lieſſen die Kinder ſie los, und Herrmann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

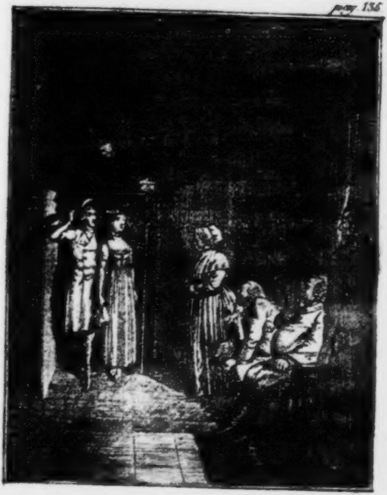
Melpomene.

Herrmann und Dorothea.

Alſo giengen die zwei entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleyer, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahndungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Herrmann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich Beide des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.

Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?
Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,
Daß du zuförderſt dich nach dem Sinne der Eltern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,

page 136



Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpät und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du auch ihr das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſts, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äuſſere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung,

Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dies wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.
Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide hoff' ich fürwahr zuſammen zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bey uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knickſen
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.

Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn und künftig meinem Gebieter.
  Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Herrmann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,

Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frey nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und ſagte: wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.
Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,

Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genieſſen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten ins Dunkel.

Und ſo leitet er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände,
Und mit ſchwankenden Lichtern, durchs Laub, überblickte der Mond ſie,

Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn her hing.
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend; es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:

Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche
Leute,
Wenn beym Eintritt ins Haus, nicht fern von der
Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen
gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die
Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter
Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theile die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor Allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.
Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder

Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.
Mache nicht ſchlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.
Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben die Wurzel
Aller Geduld ausriß, daß auch kein Fäſchen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrherr: welch Kunſtſtück brauchte der Alte?

Das erzähl' ich Euch gerne, denn jeder kann es ſich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beym Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenkliche Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,

Und ſo geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten und ſchnell und geſchickt zu vollenden,
Und ſie tragen das breterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Bretter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrte ruhig der Kutſche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum da muß ich des Sarges gedenken.
Lächelnd ſagte der Pfarrherr: des Todes rührendes Bild ſteht,

Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreiſes
Sich erfreuen und ſo ſich Leben im Leben vollende!
Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Eltern erſtaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.

Herrmann ſtellte den Eltern ſie vor, mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt er darauf den trefflichen Pfarrherr bey Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß
Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich ſchaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern ſie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſobald wir gedenken der Heirath.
Aber entſchieden ſey es ſogleich! Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht mehr den Zweifel ertrage.

Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind. Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen,
Immer die Schönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus, als Frau, ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt und ob er ſich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.

Herrmann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.
Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt;

Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel, ins Haus ein,
Das mit allem verſehen die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beynah mich ſchon aus dem Hauſe zurücktreibt?
Bang bewegte ſich Herrmann, und winkte dem geiſtlichen Freunde,
Daß er ins Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.

Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bey Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchloſſeſt,
Was es heiße, das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das ſchwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freye.
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:

Das iſt ſchwer zu ertragen und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeyd glücklich und froh; wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!

Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein; es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpätere nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtille verzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.

Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen.
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes einſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem ſtillen Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.

Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Geſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frey die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,

Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! Ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.
Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beyden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht, du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:

Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrey, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich lieſſe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dies wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnet über das Mädchen:
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.

Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut ich die Sache,
Häufet nicht Angſt und Verdruß! vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.
Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrherr und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Herrmann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück, und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,

Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich ins Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt du mirs! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang'erſehnte Verſichrung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.
Und den Uebrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,

Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich ins Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu lieben dem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.
Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbey und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.
Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)

Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.
  Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.
Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den andern ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie? du verlobeſt dich ſchon zum zweytenmal? Daß nicht der erſte

Bräutigam bey dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!
Aber ſie ſagte darauf: o, laßt mich dieſer Erinnernng
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt im neuen verändertem Weſen zu wirken
Trieb, nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund; ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder

Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden.
Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rükwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frey und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,

O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieſſe mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher,
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er; und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.

O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.
Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bey der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.

Dies iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ichs bewahren und ſorgend genieſſen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, ſo ſtände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Taschenbuch

auf das Jahr 1804.

Die

natürliche Tochter.

Trauerspiel

von

Goethe.

Tübingen,
in der Cotta'schen Buchhandlung.

722 r

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die natürliche Tochter.

Trauerspiel

von

Goethe.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Secretair.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Erster Aufzug.

Dichter Wald.

Erster Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roſs und Mann,
Auf seine Fährte bannend, nach sich reiſst,
Der edle Hirsch, hat, über Berg und Thal,
So weit uns irr' geführt, daſs ich mich selbst,
Obgleich so landeskundig, hier nicht finde.

Wo sind wir, Oheim? Herzog, sage mir,
Zu welchen Hügeln schweiften wir heran?

Herzog.

Der Bach, der uns umrauscht, mein König, flieſst
Durch deines Dieners Fluren, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erster Lehnsmann deines Reiches, dankt.
An jenes Felsens andrer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig Haus versteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laſs dieser Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Rastens, freundlich schatten.
Laſs dieser Lüfte liebliches Geweb'
Uns leis' umstricken, daſs an Sturm und Streben
Der Jagdlust auch der Ruhe Lust sich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeschieden,
Hier hinter diesem Bollwerk der Natur,

Mein König, dich empfindest, fühl' ich mit.
Hier dränget sich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverschämten offne Hand nicht nach.
Freywillig einsam merkest du nicht auf,
Ob Undankbare schleichend sich entfernen.
Die ungestüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leisten will.

König.

Soll ich vergessen, was mich sonst bedrängt;
So muſs kein Wort erinnernd mich berühren.
Entfernten Weltgetöses Wiederhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Gespräch
Auf Gegenstände diesem Ort gemäſser.
Hier sollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde,
Verschloſsnen Busen traulich öffnend, nahn.
Und gabst du nicht erst neulich stille Winke,
Du hofftest mir, in ruh'gen Augenblicken,

Verborgenes Verhältniſs zu bekennen;
Drangvoller Wünsche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zu gestehn.

Herzog.

Mit gröſsrer Gnade konntest du mich nicht,
O Herr! beglücken, als indem du mir,
In diesem Augenblick, die Zunge lösest.
Was ich zu sagen habe, könnt' es wohl
Ein andrer besser hören als mein König,
Dem, unter allen Schätzen, seine Kinder
Am herrlichsten entgegen leuchten; der
Vollkommner Vaterfreuden Hochgenuſs,
Mit seinem Knechte, herzlich theilen wird.

König.

Du sprichst von Vaterfreuden! Hast du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte dir nicht
Dein einzger Sohn, durch rohes, wildes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz,
Dein reiches Leben, dein erwünschtes Alter;
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach! meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Mährchen sagts, Carfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der öden Nacht
Geheimniſsvolle Schauer hold beleben;
So ward auch mir ein Wundergut beschert,
Mir Glücklichen! das ich, mit Sorgfalt, mehr
Als den Besitz ererbt', errungner Güter,
Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Lust und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniſs nicht geheimniſsvoll.

Herzog.

Wer spräche, vor der Majestät, getrost
Von seinen Fehlern, wenn sie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wonnevoll, geheim, verwahrte Schatz?

Herzog.

Ist eine Tochter.

König.

                    Eine Tochter? Wie?
Und suchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verstohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Groſse wie das Niedre nöthigt uns,
Geheimniſsvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuhoch stand jene, heimlich mir,
Durch wundersam Geschick, verbundne Frau,
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Brust geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürstinn? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erst verstorbne?

Herzog.

War die Mutter! Laſs!
O! laſs mich nur von diesem Kinde reden,
Das, seiner Eltern werth und immer werther,
Mit edlem Sinne, sich des Lebens freut.
Begraben sey das übrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgesinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten: ſie zu mir herauf,
Zu sich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürstlichen Geburt, vor seinem Hofe,
Vor seinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus seiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in sich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachsen, zuzuführen denkst,
Des Vaters und der Mutter Tugenden:
So muſs der Hof, das königliche Haus,

Indem uns ein Gestirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O! kenne sie, eh du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entscheidest. Laſs ein Vaterwort
Dich nicht bestechen! Manches hat Natur
Für sie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren ersten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut sie sich des Gegenwärtigen,
Indeſs ihr Phantasie das künftge Glück
Mit schmeichelhaften Dichterfarben mahlt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,
Und wenn ihr Geist den Lehren edler Männer,
Sich stufenweis' entwickelnd, friedlich horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten festen Körper nicht.

Du selbst, mein König, hast sie, unbekannt,
Im wilden Drang der Jagd um dich gesehn.
Ja heute noch! Die Amazonen-Tochter,
Die, in den Fluſs, dem Hirsche sich zuerst,
Auf raschem Pferde, flüchtig nachgestürzt.

König.

Wir sorgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, sie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Und nicht zum erstenmal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angst,
Zu übermenschlichem Gefühl sich mischen.

König.

Gewaltsam und behende riſs das Pferd
Sich und die Reiterinn auf jenes Ufer,
In dichtbewachsner Hügel Dunkelheit.
Und so verschwand sie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge sie gesehen, eh ich sie

Im Labyrinth der hastgen Jagd verlohr.
Wer weiſs, welch ferne Gegend sie durchstreift,
Verdroſsnen Muths, am Ziel sich nicht zu finden,
Wo, ihrem angebeteten Monarchen sich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunähern,
Allein ihr jetzt erlaubt ist, bis er sie,
Als Blüthe seines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüſsen, würdigt.

König.

Welch ein Getümmel seh' ich dort entstehn?
Welch einen Zulauf nach den Felsenwänden?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum versammelt sich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterinn ist, eben jetzt,
Von jener Felsenwand herabgestürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Ist sie sehr beschädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Iſt ſie todt, ſo bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennst du den Anlaſs der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat sie sich ereignet.
Ein starker Trupp von Reitern, welcher sich
Durch Zufall von der Jagd getrennt gesehn,
Geführt von dieser Schönen, zeigte sich
Auf jener Klippen waldbewachsner Höhe.
Sie hören, sehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet. Sehn den Hirsch
Als Beute liegen seiner kläffenden

Verfolger. Schnell zerstreuet sich die Schaar,
Und jeder sucht sich einzeln seinen Pfad,
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein besinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe, grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erstaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weile, doch
Am untern steilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, schmalen Klippenstufen aus,
Es stürzt herunter, sie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erschein' ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O! möge sie ihm bleiben! Fürchterlich
Ist einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieser Schrecken das Geheimniſs
Auf einmal abgezwungen? das er sonst,
Mit so viel Klugheit, zu verbergen strebte.

König.

Er hatte schon sich völlig mir vertraut.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürstinn Tod,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein offenbar Geheimniſs lange war.
Es ist ein eigner, grillenhafter Zug,
Daſs wir, durch Schweigen, das Geschehene,
Für uns und andre, zu vernichten glauben.

König.

O! laſs dem Menschen diesen edlen Stolz.
Gar vieles kann, gar vieles muſs geschehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt sie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet, schreckliches Ereigniſs!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie, auf zusammengeflochtenen Aesten, für todt hereingetragen. Herzog. Wundarzt. Gefolge.

—o—

Herzog,

(*zum Wundarzt.*)

Wenn deine Kunst nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unsers Königs Leben,
Das unschätzbare Gut, vertraut ist. Laſs
Ihr helles Auge sich noch einmal öffnen,
Daſs Hoffnung mir in diesem Blick erscheine!
Daſs, aus der Tiefe meines Jammers, ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagst du dann nichts weiter, kannst du sie

Nur wenige Minuten mir erhalten:
So laſst mich eilen, vor ihr hinzusterben,
Daſs ich im Augenblick des Todes noch
Getröstet rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daſs ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unversucht läſst dieser wackre Mann.
Gewissenhaft, als läg' ich selber hier,
Wird er um deine Tochter sich bemühen.

Herzog.

Sie regt sich!

König.

Ist es wahr?

Graf.

Sie regt sich!

Herzog.

— Starr
Blickt sie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! sie lebt!

König,

(ein wenig zurücktretend.)

Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! sie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! sie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht so umher, mein liebes Kind, verschwende
Die Blicke staunend, ungewiſs; auf mich,
Auf deinen Vater wende sie zuerst.
Erkenne mich, laſs meine Stimme dir
Zuerst das Ohr berühren, da du uns,
Aus jener stummen Nacht, zurückekehrst.

Eugenie,

(die indeſs, nach und nach, zu sich gekommen ist und sich aufgerichtet hat.)

Was ist aus uns geworden?

Herzog.

Kenne mich

Nur erst! — Erkennst du mich?

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!
Dein Vater, den, mit diesen holden Tönen,
Du aus den Armen der Verzweiflung rettest.

Eugenie.

Wer bracht' uns unter diese Bäume?

Herzog,

(dem der Wundarzt ein weiſses Tuch gegeben.)

Bleib
Gelassen, meine Tochter! Diese Stärkung
Nimm sie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie.

(Sie nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten und verbirgt ihr Gesicht darinn. Dann steht sie schnell auf, indem sie das Tuch vom Gesicht nimmt.)

Da bin ich wieder! — Ja nun weiſs ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaſs ich mich

Herab zu reiten, grad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin gestürzt? Vergiebst du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirst du die Verwegne lieben können?
Die solche bittre Schmerzen dir gebracht.

Herzog.

Zu wissen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beschieden ist;
Nun steigert mir gefürchteter Verlust
Des Glücks Empfindung in's Unendliche.

König,

(der sich bisher, im Grunde, mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem letzten.)

Entferne jedermann! ich will sie sprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König,

(näher tretend.)

Hat sich die wackre Reiterinn erholt?
Hat sie sich nicht beschädigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig ist von Schreck und Weh,
Nimmst du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte sanften Ton hinweg!

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog.

(*nach einer Pause.*)

Da du mich fragst, so darf ich dir bekennen;
Da du gebietest, darf ich sie vor dich,
Als meine Tochter, stellen.

König.

Deine Tochter?
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Gesetz gethan.

Eugenie.

Wohl muſs ich fragen: ob ich wirklich denn,
Aus jener tödtlichen Betäubung, mich
In's Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild sey?
Mein Vater nennt, vor seinem Könige,
Mich seine Tochter. O, so bin ichs auch!
Der Oheim eines Königes bekennt
Mich für sein Kind, so bin ich denn die Nichte
Des groſsen Königs. O! verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimniſsvollem,

Verborgnen Zustand, ich, ans Licht, auf einmal,
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiſs.
(sie wirft sich vor dem König nieder.)

König.

Mag diese Stellung die Ergebenheit
In dein Geschick, von Jugend auf, bezeichnen!
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, deiner höheren Geburt bewuſst,
So manches Jahr, im Stillen, ausgeübt.
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füſsen,
Zu meinem Herzen, dich herauf gehoben,
(er hebt sie auf und drückt sie sanft an sich.)
Wenn ich des Oheims heilgen Vaterkuſs
Auf dieser Stirne schönen Raum gedrückt,
So sey dieſs auch ein Zeichen, sey ein Siegel,
Dich, die Verwandte, hab' ich anerkannt;
Und werde bald, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So groſse Gabe fordert ungetheilten
Und unbegränzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eignes Herz;
Doch meinen König anzureden, bin
Ich, nicht entfernterweise, vorbereitet.
Doch wenn ich schon das ganz Gehörige
Dir nicht zu sagen weiſs, so möcht' ich doch,
Vor dir, o Herr, nicht ungeschickt verstummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die zu dir sich drängt,
Flieſst, nur für andre, strömend wieder fort.
Hier stehen tausende dich zu beschützen,
Hier wirken tausende nach deinem Wink;
Und wenn der einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben, fröhlich, opfern wollte;
In solcher groſsen Menge zählt er nicht,
Er muſs vor dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes, edles Kind,
Bedeutend ſcheinen mag: ſo tadl' ichs nicht;
Sie iſt bedeutend, mehr noch aber ſind's
Die Wenigen, geſchaffen, dieſer Menge,
Durch Wirken, Bilden, Herrſchen, vorzuſtehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So ſind ihm ſeine nächſten Anverwandten
Gebohrne Räthe, die, mit ihm vereint,
Das Reich beſchützen und beglücken ſollten.
O! träte doch, in dieſe Regionen,
Zum Rathe dieſer hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht, leiſewirkend, ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater,
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme.
Gar viele Widerſacher hat ein Fürſt,
O! laſs ihn jene Seite nicht verſtärken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkest du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverständlich sind mir diese Worte!

König.

O! lerne sie nicht allzufrüh verstehn!
Die Pforten unsres königlichen Hauses
Eröffn' ich dir, mit eigner Hand, ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch staunst du dich, noch staunst du alles an,
Und in den innern Tiefen ahndest du
Nur sichre Würde, mit Zufriedenheit.
Du wirst es anders finden! Ja, du bist
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum heitern, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem feyern wird; doch soll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen seyn,
Dort werd' ich dich im offnen Kreise sehn,
Und aller Augen werden auf dir haften.

Die schönste Zierde gab dir die Natur;
Und daſs der Schmuck der Fürstinn würdig sey,
Die Sorge laſs dem Vater, laſs dem König.

Eugenie.

Der freudgen Ueberraschung laut Geschrey,
Bedeutender Gebärde dringend Streben,
Vermöchten sie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen, schaffend, aufgeregt?
Zu deinen Füſsen, Herr, laſs mich verstummen.

(*sie will knieen.*)

König

(*hält sie ab.*)

Du sollst nicht knieen.

Eugenie.

Laſs, o! laſs mich hier
Der völligsten Ergebung Glück genieſsen.
Wenn wir, in raschen, muthigen Momenten,
Auf unsern Füſsen stehen, strack und kühn,
Als eigner Stütze, froh uns selbst vertraun,
Dann scheint uns Welt und Himmel zu gehören.

Doch was, in Augenblicken der Entzückung,
Die Kniee beugt, ist auch ein ſüſs Gefühl.
Und was wir unserm Vater, König, Gott,
Von Wonnedank, von ungemeſsner Liebe,
Zum reinsten Opfer bringen möchten, drückt
In dieser Stellung sich am besten aus.

(*sie fällt vor ihm nieder.*)

Herzog

(*knieet.*)

Erneute Huldigung gestatte mir.

Eugenie.

Zu ewigen Vasallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und stellt euch neben mich,
Ins Chor der Treuen, die, an meiner Seite,
Das Rechte, das Beständige beschützen.
O! diese Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünsche finden, .

Nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
Zu unterscheiden wäre, wenn wir alle
Von Einem Strom, vermiſcht dahingerissen,
Im Ocean uns unbemerkt verlöhren.
O! laſst uns widerstehen, laſst uns, tapfer,
Was uns und unser Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft, erhalten!
Laſst endlich uns des alten Zwists vergessen,
Der Groſse gegen Groſse reizt; von innen
Das Schiff durchbohrt, das, gegen äuſsre Wellen
Geschlossen kämpfend, nur sich halten kann.

Eugenie.

Welch frisch wohlthätger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf, anstatt mich zu verblenden.
Wie! unser König achtet uns so sehr,
Um zu gestehen, daſs er uns bedarf,
Wir sind ihm nicht Verwandte nur, wir sind
Durch sein Vertraun zum höchsten Platz erhoben.
Und wenn die edlen seines Königreichs
Um ihn sich drängen, seine Brust zu schützen,

So fordert er uns auf zu gröſserm Dienst.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten,
Ist jedes Wohlgesinnten höchste Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Wesen,
Und wenn er fällt, mit ihm stürzt alles hin.
Die Jugend, sagt man, bilde sich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieser Wille, diese Kraft, auf ewig,
Was sie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuversicht, erhabner Fürst,
Weiſst du zu schätzen, weiſst du zu verzeihen.
Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieses Tags, die nächste Hoffnung,
In ihrem ganzen Werthe, fühlt und wägt;
So bist du seines vollen Danks gewiſs.

König.

Wir wollen bald einander wiedersehn,
An jenem Fest, wo sich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.

Dich geb' ich, edles Kind, an diesem Tage
Der grofsen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geschick.
Doch bis dahin verlang' ich von euch beyden
Verschwiegenheit. Was unter uns geschehn,
Erfahre niemand. Mifsgunst lauert auf,
Schnell regt sie Wog' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo selbst der Steurer nicht zu retten weifs.
Geheimnifs nur verbürget unsre Thaten;
Ein Vorsatz, mitgetheilt, ist nicht mehr dein;
Der Zufall spielt mit deinem Willen schon;
Selbst wer gebieten kann, mufs überraschen.
Ja, mit dem besten Willen leisten wir
So wenig, weil uns tausend Willen kreuzen.
O! wäre mir, zu meinen reinen Wünschen,
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Heerd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte sollten unter niedrem Dach,

Begnügte sollten im Pallaste wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O! welch ein selig, jubelvoller Tag!

Herzog.

O! möcht' ich Tag auf Tage so erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt.

Herzog.

Genieſse rein so ungehoffte Gaben.

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich. Ach! und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt oft Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart, sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet.

Herzog.

Doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenstamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem späten Zweige

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten sind wir da.

Herzog.

Sobald er unsre Stärke nicht verkennt.

Eugenie

(*nachdenklich.*)

Mich leiten seine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was sinnest du? Enthülle mir dein Herz.

Eugenie,

(*nach einer Pause.*)

Auch du bist unter denen, die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene, die zu fürchten sind.

Eugenie.

Und sollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht, ist ein Feind.
Wo sind wir hingerathen! Meine Tochter!
Wie hat der sonderbarste Zufall uns

Auf einmal weggerissen nach dem Ziel.
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anstatt dich aufzuklären.
So muſste dir der Jugend heitres Glück
Beym ersten Eintritt in die Welt verschwinden.
Du konntest nicht, in süſser Trunkenheit,
Der blendenden Befriedigung genieſsen.
Das Ziel erreichst du; doch des falschen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! so sollt' es nicht geschehn!
Erst nach und nach, so hofft' ich, würdest du,
Dich aus Beschränkung an die Welt gewöhnen,
Erst nach und nach den liebsten Hoffnungen
Entsagen lernen, manchem holden Wunsch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, bist du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgestürzt.
Miſstrauen athmet man in dieser Luft,
Der Neid verhetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergiebt dem Kummer seine Kranken.

Ach! soll ich nun nicht mehr ins Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu deiner Unschuld heil'gem Vorgefühl
Mich, von der Welt gedrängter Posse, retten.
Du wirst fortan, mit mir in's Netz verstrickt,
Gelähmt, verworren, dich und mich betrauren.

Eugenie.

Nicht so, mein Vater! Konnt' ich schon bisher
Unthätig, abgesondert, eingeschlossen,
Ein kindlich Nichts, die reinste Wonne dir,
Schon, in des Daseyns Unbedeutenheit,
Erholung, Trost und Lebenslust gewähren;
Wie soll die Tochter erst, in dein Geschick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Fade, künftig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,
An jeder groſsen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Lust,
Die mich belebt, sie theilen dir sich mit,

Verscheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich, ungeheure Last
Auf Eine Menschenbrust zerknirschend wälzen.
Wenn ich dir sonst, in trüben Augenblicken,
Ohnmächtgen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tändeleyen kindlich bot;
Nun hoff' ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünschen, mir das Recht
Vollbürtger Kindschaft, rühmlich, zu erwerben.

Herzog.

Was du bey diesem wichtgen Schritt verlierst,
Erscheint dir ohne Werth und ohne Würde,
Was du erwartest, schätzest du zu sehr.

Eugenie.

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewaltges Ansehn, würd'gen Einfluſs theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.

Gewiſs! Vergieb, wenn du in dieser Stunde
Mich schwächer findest, als dem Manne ziemt.

Wir tauschten sonderbar die Pflichten um,
Ich soll dich leiten und du leitest mich.

Eugenie.

Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf,
In diese Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne ſich erhebt.
In diesen muntern Stunden lächle nur,
Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.

Sage, was es ist.

Eugenie.

Der wichtigen Momente giebt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menschen Herz bestürmen. Wenn der Mann
Sein Aeuſseres, in solchem Fall, vergiſst,
Nachlässig oft sich vor die Menge stellt,
So wünscht ein Weib noch jedem zu gefallen;
Durch ausgesuchte Tracht, vollkommnen Schmuck,
Beneidenswerth vor andern zu erscheinen.

Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendsten
Momente meines Lebens, daſs auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit schuldig bin.

Herzog.

Was kannst du wünschen, das du nicht erlangst?

Eugenie.

Du bist geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weiſs es. Doch der groſse Tag ist nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerey und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben soll,
Wie kann's geschafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.

Uns überrascht ein längst gewünschtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfst, ist alles angeschafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,
Erhältst du Gaben, die du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung leg' ich dir dabey,

Zum Vorbild mancher künftig schweren, auf.
Hier ist der Schlüssel! den verwahre wohl;
Bezähme deine Neugier! öffne nicht,
Eh ich dich wiedersehe, jenen Schatz.
Vertraue niemand, sey es wer es sey.
Die Klugheit räth's, der König selbst gebeut's.

Eugenie.

Dem Mädchen sinnst du harte Prüfung aus;
Doch will ich ſie bestehn, ich schwör' es dir!

Herzog.

Mein eigner, wüster Sohn umlauert ja
Die stillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir schuldig zugewandt, miſsgönnt er schon.
Erführ' er, daſs du höher nun empor,
Durch unsres Königs Gunst, gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich stellen könntest;
Wie müſst' er wüthen! Würd' er tückisch nicht,
Den schönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.

Laſs uns, im Stillen, jenen Tag erharren.
Und wenn geschehn ist, was mich seine Schwester
Zu nennen mich berechtigt, soll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er ist dein Sohn; und sollt' er nicht, nach dir,
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet seyn?

Herzog.

Ich traue dir ein jedes Wunder zu,
Verrichte sie zu meines Hauses Besten
Und lebe wohl. Doch ach! indem ich scheide,
Befällt mich grausend gäher Furcht Gewalt.
Hier lagst du todt in meinen Armen! Hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tygerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich, entfernt von dir, nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum,

Es ist ein wahres unauslöschlich's Bild,
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie.

Erneue nicht, was du entfernen solltest,
Laſs diesen Sturz, laſs diese Rettung dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks.
Lebendig siehst du sie vor deinen Augen,

(*indem sie ihn umarmt.*)

Und fühlst lebendig sie an deiner Brust.
So laſs mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glüh'nden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaſsten Todtes Bild.

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden? wie den Vater
Die Sorge möglichen Verlustes quält.
Gesteh' ich's nur! Wie öfters hat mich schon
Dein überkühner Muth, mit dem du dich
Als wie an's Pferd gewachsen, voll Gefühl
Der doppelten, centaurischen Gewalt,

Durch Thal und Berg, durch Fluſs und Graben schleuderst,
Wie sich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängstigt als entzückt.
Daſs doch gemäſsigter dein Trieb fortan
Der ritterlichen Übung sich erfreue.

Eugenie.

Dem Ungemeſsnen beugt sich die Gefahr,
Beschlichen wird das Mäſsige von ihr.
O! fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterlicher Weise,
Mit heitrer Kühnheit, fröhlich eingeweiht.

Herzog.

Ich hatte damals Unrecht; soll mich nun
Ein langes Leben sorgenvoll bestrafen!
Und locket Übung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie.

Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.

Leb wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und sey nun, auch um deiner Tochter willen,
Sein redlicher Vasall, sein treuer Freund.
Leb wohl.

Herzog.

O! bleib! und steh an diesem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal, wie du
In's Leben wieder aufsprangst, wo mit Wonne
Du mein zerrissen Herz erfüllend heiltest.
Unfruchtbar bleibe diese Freude nicht!
Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichsten, gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen.
Der steile Fels wird gangbar, dieser Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wandrer fühlt sich hier
In's Paradies versetzt. Hier soll kein Schuſs,

So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel,
Von seinem Zweig, kein Wild, in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füſse Kraft zuletzt versagt,
Auf dich gelehnt, wallfahrten, immer soll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinst?

Eugenie.

O! wenn mein Vater ängstlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, soll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, sagen — ihn zu missen.
Verwaiste Väter sind beklagenswerth;
Allein verwaiste Kinder sind es mehr.
Und ich, die Ärmste, stünde ganz allein,
Auf dieser weiten, fremden, wilden Welt,
Muſst' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich stärktest, geb' ich dir's zurück.

Laſs uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muſs ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laſs uns eilig aus einander ſcheiden!
Von dieſem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen.

(*ſie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich, mit ausgebreiteten Armen, ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.*)

Zweyter Aufzug.

Zweyter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothiſchen Styl.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Secretair.

Secretair.

Verdien' ich, daſs du mich, im Augenblick,
Da ich erwünſchte Nachricht bringe, fliehſt?
Vernimm nur erſt, was ich zu ſagen habe!

Hofmeiſterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu ſehr.
O! laſs mein Auge vom bekannten Blick,

Mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen lafs mich der Gewalt, die sonst
Durch Lieb' und Freundschaft, wirksam, fürchterlich,
Wie ein Gespenst, mir nur zur Seite steht.

Secretair.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füfse schütte,
Wenn sich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feyerlich erhebt;
So scheinst du nun verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Bräutigams zu fliehn.

Hofmeisterin.

Du zeigst mir nur die eine Seite dar,
Sie glänzt und leuchtet, wie, im Sonnenschein,
Die Welt erfreulich da liegt; aber hinten
Droht schwarzer Nächte Graus, ich ahnd' ihn schon.

Secretair.

So lafs uns erst die schöne Seite sehn!

Verlangst du Wohnung, mitten in der Stadt?
Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet,
Wie man's für sich, so wie für Gäste wünscht;
Sie ist bereit, der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn du willst.
Sehnst du im Frühling dich auf's Land; auch dort
Ist uns ein Haus, ein Garten uns bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was erfreuliches
An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen,
Sich Phantasie zusammen drängen mag,
Genieſsen wir, zum Theil, als unser eignes,
Zum Theil, als allgemeines Gut. Wobey
Noch manche Rente, gar bequem, vergönnt,
Durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern.

Hofmeisterin.

In trübe Wolken hüllt sich jenes Bild,
So heiter du es mahlst, vor meinen Augen.
Nicht wünschenswerth, abscheulich naht sich mir
Der Gott der Welt im Überfluſs heran.
Was für ein Opfer fodert er? Das Glück

Des holden Zöglings muſst' ich morden helfen!
Und was ein ſolch Verbrechen mir erwarb,
Ich ſollt' es je, mit freyer Bruſt, genieſsen?
Eugenie! du, deren holdes Weſen
In meiner Nähe ſich, von Jugend auf,
Aus reicher Fülle rein entwickeln ſollte,
Kann ich noch unterſcheiden, was an dir
Dein eigen iſt und was du mir verdankſt?
Dich, die ich, als mein ſelbſt gebildet Werk,
Im Herzen trage, ſollt' ich nun zerſtören?
Von welchem Stoffe ſeyd ihr denn geformt?
Ihr Grauſamen! daſs eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt.

Secretair.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles, gutes Herz und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürdger, aus,
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein groſses Opfer heiſcht, wir bringen's doch,

Mit blutendem Gefühl, der Noth zuletzt.
Zwey Welten sind es, meine Liebe, die,
Gewaltsam sich bekämpfend, uns bedrängen.

Hofmeisterin.

In völlig fremder Welt, für mein Gefühl,
Scheinst du zu wandlen, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, solche Jammertage
Verrätherisch bereitest, zur Parthey
Des Sohns dich fugest — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünst'gen scheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Mensch,
Der, ganz besonnen, solche That erwählt,
Er ist ein Räthsel. — Doch — und bin ich nicht
Mir auch ein Räthsel? daſs ich noch an dir,
Mit solcher Neigung, hänge; da du mich
Zum gähen Abgrund hinzureiſsen strebst.
Warum? o! schuf dich die Natur, von auſsen,
Gefällig, liebenswerth, unwiderstehlich,
Wenn sie ein kaltes Herz in deinen Busen,
Ein glückzerstörendes, zu pflanzen dachte.

Secretair.

An meiner Neigung Wärme zweifelst du?

Hofmeisterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit verhaſstem Plan,
Auf's neue mich bestürmen? Schwurst du nicht,
In ewge Nacht das Schreckniſs zu begraben?

Secretair.

Ach, leider, drängt sich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürsten zwingt man zum Entschluſs.
Erst blieb Eugenie, so manches Jahr,
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du hast sie selbst, von ihren ersten Tagen,
In diesen alten Sälen, auferzogen,
Von wenigen besucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte sich Vaterliebe!
Der Herzog, stolz auf seiner Tochter Werth,
Läſst, nach und nach, sie öffentlich erscheinen,
Sie zeigt sich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiſs zuletzt, woher sie sey.

Nun ist die Mutter todt. Der stolzen Frau
War dieses Kind ein Greuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen schien.
Nie hat sie's anerkannt und kaum gesehn.
Durch ihren Tod fühlt sich der Herzog frey,
Entwirft geheime Plane, nähert sich
Dem Hofe wieder und entsagt zuletzt
Dem alten Groll, versöhnt sich mit dem König
Und macht sich's zur Bedingung: dieses Kind
Als Fürstin seines Stamms erklärt zu sehn.

Hofmeisterin.

Und gönnt' ihr dieser köstlichen Natur
Vom Fürstenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretair.

Geliebte, Theure! Sprichst du doch so leicht,
Durch diese Mauren von der Welt geschieden,
In klösterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus,
Dort wägt man besser solchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn

Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweyt ein ungewisses Recht, auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergiſst,
Wohin er streben soll und strebt nach Gold.
Verdachte man's dem Prinzen, der sich stets
Als einzigen Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil schmälert.
Man stelle sich an seinen Platz und richte.

Hofmeisterin.

Und ist er nicht schon jetzt ein reicher Fürst?
Und wird er's nicht durch seines Vaters Tod
Zum Uebermaſs? Wie wär' ein Theil der Güter
So köstlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schwester zu gewinnen wüſste.

Secretair.

Willkührlich handlen ist des Reichen Glück!
Er widerspricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Gesetzes, der Vernunft,
Und spendet an den Zufall seine Gaben.

Genug besitzen hieſse darben. Alles
Bedürfte man! Unendlicher Verschwendung
Sind ungemeſsne Güter wünschenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannst du mit uns nicht wirken, gieb uns auf.

Hofmeisterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr schon
Von fern dem Glück des liebenswürdgen Kindes.
Was habt ihr denn, in eurem furchtbarn Rath,
Beschlossen über sie? Verlangt ihr etwa,
Daſs ich mich blind zu eurer That geselle.

Secretair.

Mit nichten! Hören kannst und ſollst du gleich,
Was zu beginnen, was von dir zu fodern,
Wir selbst genöthigt sind. Eugenien
Sollst du entführen! Sie muſs dergestalt
Auf einmal aus der Welt verschwinden, daſs
Wir sie, getrost, als todt beweinen können.
Verborgen muſs ihr künftiges Geschick,
Wie das Geschick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeisterin.

Lebendig weiht ihr sie dem Grabe, mich
Bestimmt ihr, tückisch, zur Begleiterin.
Mich stoſst ihr mit hinab. Ich soll mit ihr,
Mit der Verrathnen, die Verrätherin,
Der Todten Schicksal, vor dem Tode, theilen.

Secretair.

Du führst sie hin und kehrest gleich zurück.

Hofmeisterin.

Soll sie im Kloster ihre Tage schlieſsen?

Secretair.

Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin.

So soll sie nach den Inseln? sprich es aus.

Secretair.

Du wirst's vernehmen! Jetzt beruh'ge dich.

Hofmeisterin.

Wie kann ich ruhen? Bey Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst bedräut.

Secretair.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich seyn,
Und dich erwarten hier Genuſs und Wonne.

Hofmeisterin.

O, schmeichelt euch mit solcher Hoffnung nicht.
Was hilft's, in mich zu stürmen? Zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht sie, als geduldges Opfer,
Gefahrlos wegzuschleppen. Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, ererbte Kraft,
Begleiten sie, wohin sie geht, zerreiſsen
Das falsche Netz, womit ihr sie umgabt.

Secretair.

Sie festzuhalten, das gelinge dir!

Willst du mich überreden, daſs ein Kind,
Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall, Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet ist ihr Geist doch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel, daſs sie gemessen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freyer Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn sich die Noth ihm gegenüber stellt.
Was wir gesonnen, führe du es aus,
Klein wird das Ubel werden, groſs das Glück.

Hofmeisterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wählen!

Secretair.

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiſs, daſs ihm der König,
Am nächsten Fest, die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen stehn bereit,

Im prächtigen Kasten sämmtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimniſs zu verwahren glaubt;
Wir aber wissens wohl und sind gerüstet;
Geschehen muſs nun schnell das Überlegte.
Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl.

Hofmeisterin.

Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort;
Und wähnet euren Vortheil klar zu sehen.
Habt ihr denn jeder Ahndung euch verschlossen?
Daſs über Schuld und Unschuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt.

Secretair.

Wer wagt ein herrschendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unsrer Thaten,
Nach seinem einzgen Willen, zu bestimmen.
Doch wer hat sich zu seinem hohen Rath
Gesellen dürfen? Wer Gesetz und Regel,
Wornach es ordnend spricht, erkennen mögen?
Verstand empfingen wir, uns, mündig, selbst,

Im irdſchen Element, zurecht zu finden,
Und was uns nutzt, ist unser höchstes Recht.

Hofmeisterin.

Und so verläugnet ihr das Göttlichste,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die schreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Macht und List
Beherzt zu waffnen. Kein Versprechen soll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, steh' ich fest.

Secretair.

O! meine Gute! dieſs ihr Heil vermagst
Du ganz allein zu schaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magst du ganz allein.
Und zwar! indem du uns gehorchst. Ergreife
Sie schnell, die holde Tochter, führe sie,
So weit du kannst, hinweg, verbirg sie fern
Von aller Menschen Anblick, denn — du schauderst,
Du fühlst, was ich zu sagen habe. Sey's,

Weil du mich drängest, endlich auch gesagt:
Sie zu entfernen ist das Mildeste.
Willst du zu diesem Plan nicht thätig wirken,
Denkst du dich ihm geheim zu widersetzen,
Und wagtest du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Absicht irgend zu verrathen;
So liegt sie todt in deinen Armen! Was
Ich selbst beweinen werde, muſs geschehn.

Zweiter Auftritt.

Hofmeisterin.

**Die kühne Drohung überrascht mich nicht!
Schon lange seh' ich dieses Feuer glimmen,
Nun schlägt es bald in lichte Flammen aus.
Um dich zu retten, muſs ich, liebes Kind,
Dich deinem holden Morgentraum entreiſsen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein sie schwindet, wie ich sie ergreife.
Eugenie! wenn du entsagen könntest
Dem hohen Glück, das unermeſslich scheint,
An dessen Schwelle dir Gefahr und Tod,
Verbannung, als ein milderes begegnen.
O! dürft' ich dich erleuchten! dürft' ich dir**

Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verschworener Verfolger, tückisch, lauscht.
Ach! schweigen soll ich! Leise kann ich nur
Dich ahndungsvoll ermahnen, wirst du wohl,
Im Taumel deiner Freude, mich verstehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüſst! du Freundin meines Herzens,
An Mutterſtatt Geliebte, ſey gegrüſst.

Hofmeiſterin.

Mit Wonne drück' ich dich an dieſes Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die, reich aus Lebensfülle, dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umſchwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Buſen ſich hervor.

Eugenie.

Ein groſses Unheil hatte mich ergriffen,
Vom Felsen stürzte Roſs und Reiterin.

Hofmeiſterin.

O! Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Siehst du doch mich wieder,
Gesund und hochbeglückt, nach diesem Fall.

Hofmeiſterin.

Und wie?

Eugenie.

Du sollst es hören, wie, so schön,
Aus diesem Übel, sich das Glück entwickelt.

Hofmeiſterin.

Ach! aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus!
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen.

Hofmeiſterin.

O! möchtest du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Von allen Menschen dir zuerst. Nur jetzt,
Geliebte, laſs mich mir. Ich muſs, allein,
In's eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weiſst, wie hoch mein Vater sich erfreut,
Wenn, unerwartet, ihm ein klein Gedicht
Entgegen kommt, wie mir's der Muse Gunst,
Bey manchem Anlaſs, willig schenken mag.
Verlaſs mich! Eben schwebt mir's heiter vor,
Ich muſs es haschen, sonst entschwindet's mir.

Hofmeisterin.

Wann soll, wie sonst, vertrauter Stunden Reihe,
Mit reichlichen Gesprächen, uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander, wiederholt,
Zu zeigen kaum ermüden, unsres Herzens
Geheimste Fächer, uns, bequem und herzlich,
Des wechselseitgen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,

Von deren stillem Glück man, mit Vertrauen,
Sich des Vertrauns erinnernd, gerne spricht.
Doch heute laſs, in voller Einsamkeit,
Mich das Bedürfniſs jener Tage finden.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeisterin auſsen.

—o—

Eugenie,

(eine Brieftasche hervorziehend.)

Und nun geschwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig fass' ich's auf,
Was ich dem Könige, zu jener Feyer,
Bey der ich, neugebohren, durch sein Wort,
Ins Leben trete, herzlich, widmen soll.

(sie rezitirt langsam und schreibt.)

Welch Wonneleben wird hier ausgespendet!
Willst du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verschonen?
Ich sinke hin, von Majestät geblendet.
Doch bald, getrost, zu dir hinauf gewendet,
Erfreut's mich, an dem Fuſs der festen Thronen,
Ein Spröſsling deines Stamms, beglückt zu wohnen
Und all mein frühes Hoffen ist vollendet.
So flieſse denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Brust so gern verweilen
Und an der Liebe Majestät sich fassen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir ist, als muſst' ich unaufhaltsam eilen,
Das Leben, das du gabst, für dich zu lassen.

(das Geschriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)

So hast du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemeſsnen Worten ausgesprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unsrer Brust
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!
Doch ist es wohl genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du nahest groſser Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir selbst,
Zu ungemeſsner Wonne, geben soll.
Dieſs hohe Fest verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt sich Phantasie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und stellt mich vor,
Sie giebt im Kreise mir —

Hofmeisterin (*auſsen.*)

Eugenie!

Eugenie.

Was soll das?

Hofmeisterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaſste Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeisterin.

Vom Vater Botschaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!

Da muſs ich öffnen.

Hofmeisterin.

Groſse Gaben scheint

Er dir zu schicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeisterin.

Hörst du?

Eugenie.

Warte!

Doch wo verberg' ich dieses Blatt? Zu klar
Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier ist nichts zum Verschlieſsen! Und bey mir
Ist's nirgend sicher, diese Tasche kaum;

Denn meine Leute sind nicht alle treu.
Gar manches hat man schon mir, als ich schlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniſs,
Das gröſste, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(indem sie sich der Seitenwand nähert.)

Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandschrank, meiner Kindheit
Unschuldige Geheimnisse verbargst!
Du, den mir kindisch allausspähende,
Von Neugier und von Müssiggang erzeugte,
Rastlose Thätigkeit entdecken half,
Du, jedem ein Geheimniſs, öffne dich!

(sie drückt an einer unbemerkbaren Feder und eine kleine Thüre springt auf.)

So wie ich sonst verbotnes Zuckerwerk,
Zu listigem Genuſs, in dir versteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und ſorglich dir, auf kurze Zeit.

(sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)

Die Tage schreiten vor und ahndungsvoller
Bewegen sich nun Freud' und Schmerz heran.

(sie öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin. Bediente,
(die einen prächtigen Putzkasten tragen.)

—o—

Hofmeisterin.

Wenn ich dich störte, fuhr' ich gleich mit mir,
Was mich gewiſs entschuldgen soll, herbey.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieser prächtge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet solch Gefäſs?
(zu den Bedienten.)
Verweilt!
(sie reicht ihnen einen Beutel hin.)
Zum Vorschmack eures Botenlohns
Nehmt diese Kleinigkeit, das Beſsre folgt.
(Bedienten gehen.)

Und ohne Brief und ohne Schlüssel! Steht
Mir solch ein Schatz verborgen, in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahndest du,
Was diese Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeisterin.

Ich zweifle nicht, du hast es selbst errathen.
Auf nächste Hoheit deutet sie gewiſs.
Den Schmuck der Fürstentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannst du das vermuthen?

Hofmeisterin.

Weiſs ich's doch!
Geheimnisse der Groſsen sind belauscht.

Eugenie.

Und wenn du's weiſst, was soll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier dieſs Geschenk zu sehn
Vor dir umsonst bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlussel hier! — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniſs nicht

Unzeitig zu entdecken; doch dir ist
Es schon entdeckt. Du kannst nicht mehr erfahren,
Als du schon weiſst, und schweigst nun, mir zu
Liebe.
Was zaudern wir? Komm laſs uns öffnen! komm,
Daſs uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeisterin.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiſs,
Warum der Herzog weislich so befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum bestimmten Zweck;
Der ist vereitelt; alles weiſst du schon.
Du liebst mich, bist verschwiegen, zuverlässig.
Laſs uns das Zimmer schlieſsen! das Geheime
Laſs uns sogleich, vertraulich, untersuchen.

(*sie schlieſst die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.*)

Hofmeisterin,

(*sie abhaltend.*)

Der prächtgen Stoffe Gold und Farben Glanz,

Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib im Verborgnen! Ach! sie reizen dich,
Zu jenem Ziel, unwiderstehlich auf.

Eugenie.

Was sie bedeuten ist das Reizende.

(sie öffnet den Schrank, an der Thüre zeigen sich Spiegel.)

Welch köstliches Gewand entwickelt sich,
Indem ich's nur berühre, meinem Blick.
Und diese Spiegel! fordern sie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu schildern.

Hofmeisterin.

Kreuſa's tödliches Gewand entfaltet,
So scheint es mir, sich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie schwebt ein solcher Trubsinn dir ums Haupt?
Denk an beglückter Bräute frohes Fest.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und süſs durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.

Hofmeisterin,

(indem sie Eugenien das Gewand umlegt.)

Verbirgt sich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet solch ein Wiederglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verdient sich diesen Blick,
Und, wenn er weichen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, schlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet, nach.
Auch diesem Gold ist, mit Geschmack und Wahl,
Der Blumen Schmelz, metallisch, aufgebrämt.
Und tret' ich so nicht schön umgeben auf?

Hofmeisterin.

Doch wird, von Kennern, mehr die Schönheit selbst,
In ihrer eignen Herrlichkeit, verehrt.

Eugenie.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen;
Verziertes aber spricht der Menge zu. —
Nun leihe mir der Perlen sanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.

Hofmeisterin.

Doch deinem Herzen, deinem Geist genügt
Nur eigner, innrer Werth und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene.

Hofmeisterin.

Und hast du nicht, in diesen Mauern selbst,
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Busen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie.

Gefaltet kann die Knospe sich genügen,
So lange sie des Winters Frost umgiebt;
Nun schwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft,
In Blüthen bricht sie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeisterin.

Aus Mäſsigkeit entspringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn du ein mäſsig Ziel dir vorgesteckt.

Hofmeisterin.

Beschränktheit sucht sich der Genieſsende.

Eugenie.

Du überredest die Geschmückte nicht.
O! daſs sich dieser Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront.
Daſs reicher Teppich unten, oben sich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daſs hier im Kreise, vor der Majestät,
Demuthig stolz, die Groſsen, angelacht
Von dieser Sonne, herrlich leuchteten!
Ich unter diesen Ausgezeichneten,
Am schönsten Fest die Ausgezeichnete.
O! laſs mir dieser Wonne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erlesen.

Hofmeisterin.

Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Hasses mehr.

Eugenie.
Der Neider steht als Folie des Glücks,
Der Hasser lehrt uns immer wehrhaft bleiben.
Hofmeisterin.
Demüthigung beschleicht die Stolzen oft.
Eugenie.
Ich setz' ihr Geistesgegenwart entgegen.
(*zum Schranke gewendet.*)
Noch haben wir nicht alles durchgesehn;
Nicht mich allein bedenk' ich diese Tage,
Für andre hoff' ich manche Kostbarkeit.
Hofmeisterin,
(*ein Kästchen hervornehmend.*)
Hier! aufgeschrieben steht es: „Zu Geschenken."

Eugenie.
So nimm, voraus, was dich vergnügen kann.
Von diesen Uhren, diesen Dosen. Wähle! —
Nein! überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich wünschenswertheres im reichen Schrein.

Hofmeiſterin.

O! finde ſich ein kräftger Taliſman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen.

Eugenie.

Den Widerwillen tilge, nach und nach,
Des unbefangnen Herzens reines Wirken.

Hofmeiſterin.

Doch die Parthey, die ſeinen Groll beſtärkt,
Auf ewig ſie ſteht deinem Wunſch entgegen.

Eugenie.

Wenn ſie bisher mein Glück zu hindern ſuchte;
Tritt nun Entſcheidung unaufhaltſam ein,
Und in's Geſchehne fügt ſich jedermann.

Hofmeiſterin.

Das was du hoffeſt noch iſt's nicht geſchehn.

Eugenie.

Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten.

(*nach dem Schrank gekehrt.*)

Was liegt im langen Käſtchen, oben an?

Hofmeisterin,

(die es herausnimmt.)

Die schönsten Bänder, frisch und neu gewählt —
Zerstreue nicht, durch eitlen Flitterwesens
Neugierige Betrachtung, deinen Geist.
O! wär' es möglich! dafs du meinem Wort
Gehör verliehest, Einen Augenblick!
Aus stillem Kreise trittst du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht,
Von meuchelmörderischer Hand, erwartet.

Eugenie.

Du scheinst mir krank! wie könnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Gespenst, erscheinen.

(in das Kästchen blickend.)

Was seh' ich? Diese Rolle! Ganz gewifs
Das Ordensband der ersten Fürstentochter!
Auch dieses werd' ich tragen! Nur geschwind!
Lafs sehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; so sey auch das versucht!

(*das Band wird umgelegt.*)

Nun sprich vom Tode nur! sprich von Gefahr!
Was zieret mehr den Mann, als wenn er sich,
Im Heldenschmuck zu seinem Könige,
Sich unter seines Gleichen stellen kann;
Was reizt das Auge mehr? als jenes Kleid,
Das kriegerische lange Reihen zeichnet;
Und dieses Kleid und seine Farben sind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Scherpe deutet Krieg, womit sich, stolz
Auf seine Kraft, ein edler Mann umgürtet.
O! meine Liebe! Was bedeutend schmückt,
Es ist durchaus gefährlich. Laſs auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüstet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmeiſterin,

(*bey Seite.*)

Das Schicksal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erster Auftritt.

Secretair. Weltgeistlicher.

—o—

Secretair.

Tritt still herein, in diese Todenstille!
Wie ausgestorben findest du das Haus.
Der Herzog schläft, und alle Diener stehen,
Von seinem Schmerz durchdrungen, stumm gebeugt.
Er schläft! Ich segnet' ihn, als ich ihn sah,
Bewufstlos, auf dem Pfühle, ruhig, athmen.

Das Uebermaas der Schmerzen löſste ſich
In der Natur balſamſchen Wohlthat auf.
Den Augenblick befurcht' ich, der ihn weckt,
Euch wird ein jammervoller Mann erſcheinen.

Weltgeiſtlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretair.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie ſey todt! Vom Pferd geſtürzt!
An Eurem Orte ſey ſie beygeſetzt,
Als an dem nächſten Platz, wohin man ſie
Aus jenem Felſendickigt bringen können,
Wo ſie, verwegen, ſich den Tod erſtürmt.

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

Secretair.

Mit raſcher Eile wird ſie weggeführt.

Weltgeiſtlicher.

Und wem vertraut ihr ſolch ein ſchwer Geſchäft?

Secretair.

Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeistlicher.

In welche Gegend habt ihr sie geschickt?

Secretair.

Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeistlicher.

Von dorten soll sie in das fernste Land?

Secretair.

Sie führt ein günst'ger Wind sogleich davon.

Weltgeistlicher.

Und hier, auf ewig, gelte sie für todt!

Secretair.

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeistlicher.

Der Irrthum soll im ersten Augenblick,
Auf alle künftge Zeit, gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche soll
Die Phantasie erstarren. Tausendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe

Dem Sinne des entsetzten Hörenden,
Mit Feuerzügen, dieses Unglück ein.
Sie ist dahin für alle, sie verschwindet
In's Nichts der Asche. Jeder kehret, schnell,
Den Blick zum Leben und vergiſst, im Taumel
Der treibenden Begierden, daſs auch sie
Im Reihen der Lebendigen geschwebt.

Secretair.

Du trittst mit vieler Kühnheit an's Geschäft;
Besorgst du keine Reue hinten nach?

Weltgeistlicher.

Welch eine Frage thust du? Wir sind fest!

Secretair.

Ein innres Unbehagen fügt sich oft,
Auch wider unsern Willen, an die That.

Weltgeistlicher.

Was hör ich? du bedenklich? oder willst
Du mich nur prüfen, ob es euch gelang
Mich, euern Schüler, völlig auszubilden.

Secretair.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeistlicher.

Bedenke man eh noch die That beginnt.

Secretair.

Auch in der That ist Raum für Ueberlegung.

Weltgeistlicher.

Für mich ist nichts zu überlegen mehr!
Da wär' es Zeit gewesen, als ich noch
Im Paradies beschränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Hag umschlossen,
Ich selbstgesäte Bäume selber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tisch versorgte,
Als noch Zufriedenheit, im kleinen Hause,
Gefühl des Reichthums über alles goſs
Und ich, nach meiner Einsicht, zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater, aus dem Herzen sprach,
Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Bösen, wie dem Uebel, widerstritt.
O! hätte damals ein wohlthätiger Geist

Vor meiner Thüre dich vorbeygewiesen,
An der du müde, durstig, von der Jagd,
Zu klopfen kamst. Mit schmeichlerischem Wesen,
Mit süſsem Wort, mich zu bezaubern wuſstest,
Der Gastfreundschaft geweihter, schöner Tag,
Er war der letzte reingenoſsnen Friedens.

Secretair.

Wir brachten dir so manche Freude zu.

Weltgeistlicher.

Und drängtet mir so manch Bedürfniſs auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich sorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr war't mir hülfreich, theuer büſs' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genossen eures Glücks,
Mich zum Gesellen eurer Thaten auf.
Zum Sclaven, sollt' ich sagen, dingtet ihr
Den sonst so freyen, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch versagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretair.

Vertraue, daſs wir dich, in kurzer Zeit,
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeistlicher.

Das ist es nicht, was ich erwarten muſs.

Secretair.

Und welche neue Fordrung bildest du?

Weltgeistlicher.

Als ein gefühllos Werkzeug braucht ihr mich
Auch dieſsmal wieder. Dieses holde Kind
Verstoſst ihr aus dem Kreise der Lebend'gen,
Ich soll die That beschönen, sie bedecken,
Und ihr beschlieſst, begeht sie ohne mich.
Von nun an ford' ich mit im Rath zu sitzen,
Wo schreckliches beschlossen wird, wo jeder
Auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz
Zum unvermeidlich ungeheuren stimmt.

Secretair.

Daſs du auch dieſsmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt, aufs neue, dir ein groſses Recht,

Gar manch Geheimniſs wirſt du bald vernehmen,
Dahin gedulde dich und ſey gefaſst.

Weltgeiſtlicher.

Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;
In eure Plane schaut' ich längſt hinein.
Der nur verdient geheimniſsvolle Weihe,
Der ihr, durch Ahndung, vorzugreifen weiſs.

Secretair.

Was ahndeſt du? was weiſst du.

Weltgeiſtlicher.

Laſs uns das
Auf ein Geſpräch der Mitternacht verſparen.
O! dieſes Mädchens trauriges Geſchick
Verſchwindet, wie ein Bach im Ocean,
Wenn ich bedenke, wie, verborgen, ihr
Zu mächtiger Partheygewalt euch hebt
Und, an die Stelle der gebietenden,
Mit frecher Liſt euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.

So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer soll sich retten, wenn das Ganze stürzt?

Secretair.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Secretair.

Herzog.

Unſel'ges Licht! du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewuſstſeyn dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein groſser Schutt, die Stätte meines Glücks.

Secretair.

Wenn jeder von den Deinen, die, um dich,
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von deinen Schmerzen übertragen könnte;
Du fühlteſt dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,
Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der seines Tags gewohntes Gut vermiſst.
Warum o! laſst ihr die bekannten Wände,
Mit Farb' und Gold, mir noch entgegen scheinen,
Die mich an Gestern, mich an Ehegestern,
An jenen Zustand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern. O! warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit schwarzem Crepp!
Daſs, finster, wie mein Innres, auch von auſsen,
Ein ewig nächtger Schatten mich umfange.

Secretair.

O! Möchte doch das viele, das dir bleibt,
Nach dem Verlust, als Etwas dir erscheinen.

Herzog.

Ein geistverlaſsner, körperlicher Traum!
Sie war die Seele dieses ganzen Hauses.
Wie schwebte, beym Erwachen, sonst das Bild

Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geistreich, herzlich Blatt, zum Morgengruſs.

Secretair.

Wie drückte nicht der Wunsch dich zu ergötzen
Sich, dichterisch, oft in frühen Reimen aus.

Herzog.

Die Hoffnung sie zu sehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einzgen Reiz.

Secretair.

Wie oft bey Hinderniſs und Zögrung hat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raschen Jüngling, dich nach ihr gesehn.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die selbstischen Besitz, verzehrend, hascht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heilgem Anschaun stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut.

Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Vaters Eigenthum.
Dort liegen seiner Hoffnung weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuſs.

Secretair.

O Jammer! diese gränzenlose Wonne,
Dieſs ewig frische Glück verlohrst du nun.

Herzog.

Verlohr ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlohr's! du rufst's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlohr's! So strömt ihr Klagen denn!
Zerstöre Jammer diesen festen Bau,
Den ein zu günstig Alter noch verschont.
Verhaſst sey mir das bleibende, verhaſst
Was mir in seiner Dauer Stolz erscheint.
Erwünscht was flieſst und schwankt. Ihr Fluten schwellt,
Zerreiſst die Dämme, wandelt Land in See.

Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verschlinge Schiff und Mann und Schätze. Weit
Verbreitet euch, ihr kriegerischen Reihen,
Und häuft, auf blut'gen Fluren, Tod auf Tod
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren
Und triff der kühnen Thürme sichres Haupt.
Zertrümmr', entzünde sie und geiſsle weit,
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher.
Daſs ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf!

Secretair.

Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich, fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.

Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen lieſs ein guter Geist
Sie von den Todten wieder auferstehn,
Und zeigte mir, gelind, vorübereilend,
Ein schreckliches, nun ewig bleibendes.
Da sollt' ich strafen die Verwegenheit,

Dem Uebermuth mich, scheltend, widersetzen,
Verbieten jene Raserey, die sich
Unsterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, sich durch Wald
Und Fluſs und Sträuche, von dem Felsen stürzt.

Secretair.

Was oft und glücklich unsre Besten thun,
Wie sollt' es dir des Unglücks Ahndung bringen?

Herzog.

Die Ahndung dieser Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letztenmal — Zum letztenmal!
Du sprichst es aus das fürchterliche Wort,
Das deinen Weg mit Finsterniſs umzieht.
O! hätt' ich sie nur einmal noch gesehn!
Vielleicht war dieses Unglück abzuleiten.
Ich hätte flehentlich gebeten; sie, als Vater,
Zum treulichsten ermahnt, sich mir zu schonen,
Und von der Wuth tollkühner Reiterey,
Um unsres Glückes willen, abzustehn.
Ach diese Stunde war mir nicht gegönnt.

Und nun vermiss' ich mein geliebtes Kind!
Sie ist dahin! Verwegner ward sie nur
Durch jenen Sturz, dem sie so leicht entrann.
Und niemand sie zu warnen, sie zu leiten!
Entwachsen war sie dieser Frauenzucht.
In welchen Händen lieſs ich solchen Schatz?
Verzärtlenden, nachgiebgen Weiberhänden.
Kein festes Wort! den Willen meines Kinds
Zu mäſsiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freyheit lieſs man ihr,
Zu jenem kühnen Wagniſs offnes Feld.
Ich fühlt' es oft und sagt' es mir nicht klar:
Bey diesem Weibe war sie schlecht verwahrt.

Secretair.

O! tadle nicht die Unglückselige!
Vom tiefsten Schmerz begleitet irrt sie nun
Wer weiſs in welche Lande trostlos hin.
Sie ist entflohn. Denn wer vermöchte dir
In's Angesicht zu sehen, der auch nur
Den fernsten Vorwurf zu befürchten hätte.

Herzog.

O! Laſs mich ungerecht auf andre zürnen,
Daſs ich mich nicht verzweifelnd selbst zerreiſse.
Wohl trag' ich selbst die Schuld und trag' sie schwer.
Denn rief ich nicht, mit thörigem Beginnen,
Gefahr und Tod auf dieses theure Haupt?
Sie überall zu sehn als Meisterin
Das war mein Stolz! zu theuer büſs' ich ihn.
Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie,
Die Rosse bändigend, als Heldin glänzen.
In's Wasser tauchend, schwimmend schien sie mir
Den Elementen, göttlich, zu gebieten.
So, hieſs es, kann sie jeglicher Gefahr
Dereinst entgehen. Statt sie zu bewahren,
Giebt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Secretair.

Des edlen Pflichtgefühles Uebung giebt,
Ach! unsrer Unvergeſslichen den Tod.

Herzog.

Erkläre dich!

Secretair.

Und weck' ich diesen Schmerz
Durch Schildrung kindlich edlen Unternehmens.
Ihr alter, erster, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieser Stadt entfernt,
Verschränkt in Trübsinn, Krankheit, Menschenhaſs.
Nur sie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenschaft empfand sie diese Pflicht;
Nur allzuoft verlangte sie hinüber,
Und oft versagte man's. Nun hatte sie's
Planmäſsig angelegt, sie nutzte kühn
Des Morgenrittes abgemeſsne Stunden,
Mit ungeheurer Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu sehn.
Ein einz'ger Reitknecht nur war im Geheimniſs,
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuthen; denn auch er ist fort.
Der arme Mensch und jene Frau verlohren,
Aus Furcht vor dir, sich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen! die noch zu fürchten haben;
Bey denen sich der Schmerz, um ihres Herrn
Verlohrnes Heil, in leicht verwundene,
In leicht gehobne Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen!
Drum laſs mich alles wissen; zeige mir
Den kleinsten Umstand an, ich bin gefaſst.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretair. Weltgeistlicher.

Secretair.

Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der, aus der Hand
Des Todes, deine Tochter aufgenommen,
Und sie, da keiner Hulfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beygesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeistlicher.

Weltgeistlicher.

Den Wunsch vor deinem Antlitz zu erscheinen,
Erhabner Fürst, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt, im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer senkt.

Herzog.

Auch so willkommen! unwillkommner Bote.
Du hast sie noch gesehn, den letzten Blick,
Den sehnsuchtsvollen, dir in's Herz gefaſst,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O! sage: sprach sie noch? Was sprach sie aus?

Gedachte ſie des Vaters? Bringſt du mir,
Von ihrem Mund, ein herzlich Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen giebt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaſst.

Herzog.

Was zauderſt du? was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbey,
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.
So denke dir das Schickſal deiner Todten.
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt.
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang,
Unmerklich, in das ſtille Reich der Schatten.

Gewaltsam schmerzlich reiſst Zerstörung oft,
Durch Höllenqualen, in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat sie viel gelitten?

Weltgeistlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem sie litt,
Ein Augenblick, wo sie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geschäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefesselt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riſs.
Ich hörte nicht den Schrey, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahndung heiliges, fernes Mitgefühl
Ist nur ein Mährchen. Sinnlich und verstockt,
In's Gegenwärtige verschlossen, fühlt
Der Mensch das nächste Wohl, das nächste Weh,
Und Liebe selbst ist in der Ferne taub.

Weltgeistlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig sie zum Troste wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter als es heilt.
Und ewig wiederholend strebt vergebens
Verlohrnes Glück der Kummer herzustellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunst
Vermögend sie ins Leben aufzurufen?
Was hast du, sage mir, begonnen? Was
Zu ihrem Heil versucht? Du hast gewiſs
Nichts unbedacht gelassen.

Weltgeistlicher.

Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich sie fand.

Herzog.

Und soll ich ihres Lebens holde Kraft,
Auf ewig, missen. Laſs mich meinen Schmerz,
Durch meinen Schmerz, betrügen. Diese Reste
Verewigen. O! komm, wo liegen sie?

Weltgeistlicher.

In würdiger Kapelle steht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich sehe, vom Altar,
Durchs Gitter, jedesmal die Stätte, will
Für sie, so lang' ich lebe, betend flehen.

Herzog.

O! komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenster.
Laſs uns den schönen Körper der Verwesung
Entreiſsen. Laſs mit edlen Specereyen
Das unschätzbare Bild zusammen halten!
Ja, die Atomen alle, die sich einst
Zur köstlichen Gestalt versammelten,
Sie sollen nicht in's Element zurück.

Weltgeistlicher.

Was darf ich sagen? Muſs ich dir bekennen!
Du kannst nicht hin! Ach! das zerstörte Bild!
Kein Fremder säh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verhüt' es Gott! du darfst sie nicht erblicken.

Herzog.

Welch neuer Qualenkrampf bedrohet mich!

Weltgeistlicher.

O! laſs mich schweigen. Daſs nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlohrnen schänden.
Laſs mich's verheelen, wie sie durchs Gebusch,
Durch Felsen hergeschleift, entstellt und blutig,
Zerrissen und zerschmettert und zerbrochen,
Unkenntlich, mir im Arm, zur Erde hing.
Da segnet' ich, von Thränen überflieſsend,
Der Stunde Heil, in der ich, feyerlich,
Dem holden Vaternahmen einst entsagt.

Herzog.

Du bist nicht Vater! Bist der selbstischen
Verstockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeschloſsnes Wesen unfruchtbar
Verzweifeln läſst. Entferne dich! Verhaſst
Erscheinet mir dein Anblick.

Weltgeistlicher.

Fühlt' ich's doch!

Wer kann dem Boten solcher Noth verzeihn?

(*will sich entfernen.*)

Herzog.

Vergieb und bleib. Ein schön entworfnes Bild,
Das, wunderbar, dich selbst zum zweitenmal,
Vor deinen Augen zu erschaffen strebt,
Hast du, entzückt, es jemals angestaunt?
O! hättest du's! du hättest diese Form,
Die sich zu meinem Glück, zur Lust der Welt,
In tausendfaltgen Zügen, auferbaut,
Mir grausam nicht zerstümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert.

Weltgeistlicher.

Was sollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tausend fremde Thränen schon benetzt,
Als ich das morsche, schlotternde Gebein
Zu ruhiger Verwesung eingeweiht.

Herzog.

Schweig, unempfindlicher! du mehrest nur
Den herben Schmerz, den du zu lindern denkst.

O! Wehe! daſs die Elemente nun,
Von keinem Geist der Ordnung mehr beherrscht,
Im leisen Kampf das Götterbild zerstören.
Wenn, über werdend Wachsendem, vorher,
Der Vatersinn, mit Wonne brütend, schwebte;
So stockt, so kehrt in Moder, nach und nach,
Vor der Verzweiflung Blick, die Lust des Lebens.

Weltgeistlicher.

Was Luft und Licht zerstörliches erbaut,
Bewahret lange das verſchloſsne Grab.

Herzog.

O! weiser Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das, ernst und langsam, die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit, zu lösen.
Und wenn die Glut, mit tausend Gipfeln, sich
Zum Himmel hob, und, zwischen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig, deutend, sich bewegte;
Da trocknete die Thräne, freyer Blick

Univ. Bibl.
München

Der Hinterlaſsnen stieg dem neuen Gott,
In des Olymps verklärte Räume, nach.
O! sammle mir, in köstliches Gefäſs,
Der Asche, der Gebeine trüben Rest,
Daſs die vergebens ausgestreckten Arme
Nur etwas fassen, daſs ich dieser Brust,
Die, sehnsuchtsvoll, sich in das Leere drängt,
Den schmerzlichsten Besitz entgegendrücke.

Weltgeistlicher.

Die Trauer wird durch Trauren immer herber.

Herzog.

Durch Trauren wird die Trauer zum Genuſs.
O! daſs ich doch geschwundner Asche Rest,
Im kleinen Hause, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt sie sah,
Als Büſsender, mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag sie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuscht, sie in das Leben kehren.
Ich glaubte sie zu fassen, sie zu halten,
Und nun ist sie auf ewig mir entrückt.

Dort aber will ich meinen Schmerz verewgen.
Ein Denkmal der Genesung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt —
Schon führet klug des Gartenmeisters Hand
Durch Busch und Fels bescheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König,
Als Oheim, sie an seine Brust geschlossen,
Und Ebenmaas und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich so hoch beglückt.
Doch jede Hand soll feyern! Halb vollbracht,
Soll dieser Plan, wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen, ordnungslos, gethürmt.
Dort hin zu wallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O! laſst mich dort, versteint, am Steine ruhn!
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieser Wüste Trauersitz verschwindet.
Mag sich umher der freye Platz berasen!
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,

Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn;
Ich fühle keine Zeit; denn sie ist hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maſs.

Weltgeistlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerley der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann erlauben? der sich oft
Wohlthätiger Zerstreuung übergab,
Wenn unerträgliches, mit Felsenlast,
Herbey sich wälzend, ihn bedrohend schlich.
Hinaus! Mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daſs vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war.
Soll Fluſs und Hügel, Thal und Wald und Fels,

Vorüber meinen Augen gehn? und nur
Mir das Bedürfniſs wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaſchen.
Vom hohen Berg hinab, in's weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert.

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eigneſt du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Von Kindes Munde, hold, uns wieder klingt.
So hofft' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewäſſer Flut,
Bis an das offne Meer, zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks in's unbegränzte,
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun.

Weltgeiſtlicher.

Wenn du, erhabner Fürſt, des groſsen Lebens

Beglückte Tage der Beschauung nicht
Zu widmen trachtetest, wenn Thätigkeit
Fürs Wohl unzähliger, am Throne dir,
Zum Vorzug der Geburt, den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab;
So ruf' ich dich, im Nahmen aller, auf:
Ermanne dich! und laſs die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, für andre,
Durch Trost und Rath und Hülfe, laſs für dich
Auch diese Stunden so zum Feste werden.

Herzog.

Wie schaal und abgeschmackt ist solch ein Leben,
Wenn alles Regen, alles Treiben stets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den sah ich nur in ihr und so besaſs
Und so erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuthgen Glücks zu schaffen.
So war ich heiter, aller Menschen Freund,
Behülflich, wach, zu Rath und That bequem.

Den Vater lieben sie! so sagt' ich mir,
Dem Vater danken sie's, und werden auch
Die Tochter einst, als werthe Freundin grüſsen.

Weltgeistlicher.

Zu süſsen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen? Ich, der unterste
Von deinen Dienern? Jeder ernste Blick,
In diesen trüben Tagen, ist auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt sich Werth und Kraft.

Weltgeistlicher.

So tiefer Schmerzen heiſse Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt;
Mir aber auch Verzeihung, wenn sich, kühn,
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt,
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum sich oben schwankend hält;
Nicht jedem wird es klar, dir aber ist's

Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O! zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter,
Das falsch gelenkte Steuer zu ergreifen!
Zum Wohle deines Vaterlands verbanne
Den eignen Schmerz, sonst werden tausend Väter,
Wie du, um ihre Kinder weinen, tausend
Und aber tausend Kinder ihre Väter
Vermissen. Angstgeschrey der Mütter, gräſslich,
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O! bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls,
Zum Opfer dar, und alle die du rettest,
Gewinnst du dir, als Kinder, zum Ersatz.

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Gespenster dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaubrisch oft und leicht hinweggebannt.
Sie ist dahin, die schmeichlerische Kraft,
Die meinen Geist in holde Träume sang.

Nun drängt das Wirkliche, mit dichten Massen,
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieser Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem du wandelst;
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
In's Kloster führe mich und laſs mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, stumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube senken.

Weltgeistlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weisen;
Doch andre Worte sprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth.
Er kehrt in sich zurück und findet staunend,
In seinem Busen, das Verlohrne wieder.

Herzog.

Daſs ein Besitz so fest sich hier erhält,
Wenn das Verlohrne fern und ferner flieht,
Das ist die Qual, die das Geschiedene,
Für ewig losgeriſsne Glied, aufs neue,

Dem schmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben! wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes! wer stellt es her?

Weltgeistlicher.

Der Geist!
Des Menschen Geist, dem nichts verlohren geht,
Was er, von Werth, mit Sicherheit, besessen.
So lebt Eugenie vor dir, sie lebt
In deinem Sinne, den sie sonst erhub,
Dem sie das Anschaun herrlicher Natur,
Lebendig, aufgeregt, so wirkt sie noch,
Als hohes Vorbild, schützet vor gemeinem,
Vor schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verscheuchet
Den eitlen Schein, der dich bestechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beseelt!
Und gieb ihr so ein unzerstörlich Leben,
Das keine Macht entreiſsen kann, zurück.

Herzog.

Laſs eines dumpfen, dunklen Traumgeflechtes

Verworrne Todesnetze mich zerreiſsen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laſs deiner klaren Augen reines Licht
Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieser Erde Dornenlabyrinth!
Du bist kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warst, du bist. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einst gedacht und dargestellt.
So bist du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen und bist auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen. Zur einen Seite ein Pallast, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinaussieht.

Erster Auftritt.

Eugenie, in einen Schleyer gehüllt, auf einer Bank im Grunde, mit dem Gesicht nach der See. Hofmeisterin, Gerichtsrath im Vordergrunde.

—○—

Hofmeisterin.

Drängt, unausweichlich, ein betrübt Geschäft
Mich aus dem Mittelpunct des Reiches, mich

Aus dem Bezirk der Hauptstadt, an die Gränze
Des festen Land's, zu diesem Hafenplatz;
So folgt mir, streng, die Sorge, Schritt vor Schritt
Und deutet mir, bedenklich, in die Weite.
Wie müssen Rath und Antheil eines Manns,
Der allen edel, zuverlässig gilt,
Mir, als ein Leitstern, wonniglich erscheinen.
Verzeih daher, wenn ich mit diesem Blatt,
Das mich zu solcher schweren That berechtigt,
Zu dir mich wendend komme, den, ſo lange,
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beystand, nun als Richter preist.

Gerichtsrath,

(*der indessen das Blatt nachdenkend angesehen.*)

Nicht mein Verdienst, nur mein Bemühen war,
Vielleicht, zu preisen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daſs du eben diesen,
Den du gerecht und edel nennen willst,
In solcher Sache fragen, ihm getrost

Solch ein Papier vor's Auge bringen magst,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier ist Gewalt! entsetzliche Gewalt,
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt.
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, sag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkühr. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger! alle
Sind angewiesen dich zu schützen, sie
Nach deines Worts Gesetzen zu behandeln.

(er giebt das Blatt zurück.)

Hofmeisterin.

Auch hier beweise dich gerecht und laſs
Nicht dieſs Papier allein als Kläger sprechen,
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vortrag, günstig, an.
Aus edlem Blut entsproſs die Treffliche,
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt
Ihr die Natur den allerschönsten Theil,

Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich sollte sie dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hieher,
Hinüber nach den Inseln sie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewissem Tod entgegen, der, im Qualm
Erhitzter Dünste, schleichend überfällt.
Dort soll verwelken diese Himmelsblume,
Die Farbe dieser Wange dort verbleichen!
Verschwinden die Geſtalt, die sich das Auge
Mit Sehnsucht immer zu erhalten wünscht.

Hofmeisterin.

Bevor du richtest, höre weiter an!
Unschuldig ist, bedarf es wohl Betheurung?
Doch vieler Übel Ursach dieses Kind.
Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott,
Erzürnt, in's Mittel zwischen zwey Partheyen,
Die sich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchsten Glück
Berechtigt wissen, wenn der andre sie

Hinabzudrängen strebt. Entschieden beyde! —
Und so umschlang ein heimlich Labyrinth
Verschmitzten Wirkens doppelt ihr Geschick,
So schwankte List um List im Gleichgewicht,
Bis ungeduldge Leidenschaft, zuletzt,
Den Augenblick entschiedenen Gewinns
Beschleunigte. Da brach, von beyden Seiten,
Die Schranke der Verstellung, drang Gewalt,
Dem Staate selbst, gefährlich drohend, los,
Und nun, sogleich der Schuldgen Schuld zu hemmen,
Zu tilgen, trifft ein hoher Götterspruch
Des Kampfs unschuldgen Anlaſs, meinen Zögling,
Und reiſst, verbannend, mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich ſchelte nicht das Werkzeug, rechte kaum
Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Erlauben können. Leider, sind auch sie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken selten
Aus freyer Überzeugung. Sorge, Furcht
Vor gröſserm Übel nöthiget Regenten

Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du muſst, entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeisterin.

Den eben such' ich auf! da dring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! du wirst mich nicht verstoſsen.
Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das, im Kreise
Des Bürgerstandes, hold genügsam, weilt.
Entsagte sie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe sich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
Ins Häusliche den liebevollen Blick,
Gelöſst wär' alles, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland,
Vertrauter Stunden mich verweilend, freuen.

Gerichtsrath.

Ein sonderbar Verhältniſs zeigst du mir!

Hofmeisterin.

Dem klug entschloſsnen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du giebst sie frey, wenn sich ein Gatte findet?

Hofmeisterin.

Und reichlich ausgestattet geb' ich sie.

Gerichtsrath.

So übereilt, wer dürfte sich entschlieſsen?

Hofmeisterin.

Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeisterin.

Dem ersten Blick ist sie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeisterin.

Versöhnt ist alles, wenn sie Gattin heiſst.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniſs wird man's ihm entdecken?

Hofmeisterin.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird sie frey solch einen Bund erwählen?

Hofmeisterin.

Ein groſses Übel dränget sie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In solchem Fall zu werben ist es redlich?

Hofmeisterin.

Der Rettende faſst an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderst du vor allen andren Dingen?

Hofmeisterin.

Entschlieſsen soll sie sich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Ist euer Schicksal ängstlich ſo gesteigert?

Hofmeisterin.

Im Hafen regt sich emsig schon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Hast du ihr früher solchen Bund gerathen?

Hofmeisterin.

Im Allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte sie unwillig den Gedanken?

Hofmeisterin.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die schönen Bilder werden sie entweichen?

Hofmeisterin.

Das hohe Meer hat sie hinweggeschreckt.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet sich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeisterin.

Sie fürchtet's und ich fürcht' es wie den Tod.
O! laſs uns, edler, glücklich aufgefundner,
Vergebne Worte nicht bedenklich wechseln!
Noch lebt in dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächtigen Glaubens, unbedingter Liebe,
Zu nie genug geschätzter That, bedarf.
Gewiſs umgiebt ein schöner Kreis dich auch

Von Ähnlichen! Von Gleichen sag' ich nicht!
O! sieh dich um! in deinem eignen Herzen,
In deiner Freunde Herzen sieh umher
Und findest du ein überflieſsend Maaſs
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth;
So werde dem Verdientesten dieſs Kleinod,
Mit stillem Segen, heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiſs, ich fühle deinen Zustand, kann
Und mag nicht mit mir selbst, bedächtig, erst,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will sie sprechen.

Hofmeisterin,
(tritt zurück gegen Eugenien.)

Gerichtsrath.

Was geschehen soll,
Es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste,
Was uns begegnet, kommt wer weiſs woher.

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Schöne, nahst,
So zweiſl' ich fast, ob man mich treu berichtet.
Du bist unglücklich, sagt man; doch du bringst,
Wohin du wandelst, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Find' ich den ersten, dem, aus tiefer Noth,
Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erscheinst;
Dieſs Angstgefühl, ich hoffe, wird sich lösen.

Gerichtsrath.

Ein vielerfahrner wäre zu bedauren,

Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;
Wie ruft nicht erst bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfsbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor kurzem, aus der Nacht
Des Todes, an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht wie mir geschehn! Wie hart
Ein gäher Sturz mich, lähmend, hingestreckt.
Da rafft' ich mich empor, erkannte wieder
Die schöne Welt, ich sah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen. Fand,
In meines Vaters liebevollem Blick,
An seinem Ton, mein Leben wieder. Nun,
Zum zweitenmal, von einem gähern Sturz,
Erwach' ich! Fremd und schattengleich erscheint
Mir die Umgebung, mir der Menschen Wandeln
Und deine Milde selbst ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde sich in unsre Lage fühlen,
Sind sie wohl näher, als die Nächsten, die

Oft unsern Gram, als wohlbekanntes Übel,
Mit lässiger Gewohnheit übersehn.
Dein Zustand ist gefährlich! ob er gar
Unheilbar sey, wer wagt es zu entscheiden!

Eugenie.

Ich habe nichts zu sagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend schufen.
Du hast das Weib gesprochen, jene weiſs;
Ich dulde nur dem Wahnsinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewaltgen Schluſs
Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall schädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung spricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens traulich mir bewuſst,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden straucheln ist ein Scherz,
Ein Fehltritt stürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln schwebt' ich, voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaas verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich schon im Geist,
Ein köstlich Pfand lag schon in meinen Händen.
Nur wenig Ruhe! wenige Geduld!
Und alles war, so darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überlieſs mich, rasch,
Zudringlicher Versuchung. — War es das? —
Ich sah, ich sprach, was mir zu sehn, zu sprechen
Verboten war. Wird ein so leicht Vergehn
So hart bestraft. Ein läſslich scheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter, ohne Schonung?
O! So ist's wahr was uns der Völker Sagen
Unglaublich's überliefern! Jenes Apfels
Leichtsinnig, augenblicklicher Genuſs
Hat aller Welt unendlich Weh verschuldet.
So ward auch mir ein Schlüssel anvertraut!

Verbotne Schätze wagt' ich aufzuschlieſsen,
Und aufgeschlossen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Übels Quelle findest du nicht aus,
Und aufgefunden flieſst sie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern such' ich's, gebe mir,
Aus eitlem Wahn, die Schuld so groſser Leiden.
Nur höher! höher wende den Verdacht!
Die beyden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten sie sich Hand um Hand.
Der innre Zwist unsicherer Partheyen,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht in's Freye bald hervor!
Und was mich erst, als Furcht und Sorg', umgeben,
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerst mich! das Schicksal einer Welt

Verkündest du nach deinem Schmerzgefühl.
Und schien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du, ein heitres Kind, auf Blumen schrittest.

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich gesehn,
Der Erde Glück mit allen seinen Blüten.
Ach! alles um mich her, es war so reich,
So voll und rein und was der Mensch bedarf,
Es schien zur Lust, zum Überfluſs gegeben.
Und wem verdankt' ich solch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die, besorgt,
Um's kleinste, wie um's Gröſste, mich, verschwendrisch,
Mit Prachtgenüssen zu erdrücken schien,
Und meinen Körper, meinen Geist zugleich,
Ein solches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu schmeicheln;
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roſs und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft sehnt' ich mich in ferne Weiten hin,

Nach fremder Lande seltsam neuen Kreisen.
Dorthin versprach der edle Vater mich,
An's Meer versprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines ersten Blicks in's Unbegränzte,
Mit liebevollem Antheil, zu erfreun —
Da steh' ich nun und schaue weit hinaus
Und enger scheint mich's, enger zu umschlieſsen.
O Gott! Wie schränkt sich Welt und Himmel ein,
Wenn unser Herz in seinen Schranken banget.

Gerichtsrath.

Unselige! die mir, aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederstreifst,
Und meiner Bahn Gesetz, berührend, störst!
Auf ewig hast du mir den heitern Blick
In's volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend Lager sich bereitet
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geschick beweinen. Fern, am Rande,
Des nachtumgebnen Oceans erblick' ich

Mit Noth und Jammer deinen Pfad umstrickt!
Entbehrung alles nöthig lang' gewohnten,
Bedrängniſs neuer Übel, ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geschoſs durchdringt
Ein feuchtes, kaum der Flut entriſsnes Land.
Um Niederungen schwebet giftgen Brodens,
Blaudunstger Streifen angeschwollne Pest.
Im Vortod seh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben schwanken.
O! die, so blühend, heiter vor mir steht,
Sie soll, so früh, langsamen Tods, verschwinden.

Eugenie.

Entsetzen rufſt du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verstöſst man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir, von Kindheit auf,
In grauenvollen Zügen, dargestellt,
Dorthin, wo sich, in Sümpfen, Schlang und Tyger,
Durch Rohr und Dorngeflechte, tückisch, drängen.
Wo, peinlich quälend als belebte Wolken,
Um Wandrer sich Insectenschaaren ziehn.

Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und schädlich, Stunden raubt und Leben kürzt.
Zu bitten dacht' ich, flehend siehst du nun
Die Dringende. Du kannst, du wirst mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talismann
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was ist Gesetz und Ordnung? Können sie
Der Unschuld Kindertage nicht beschützen?
Wer seyd denn ihr? die ihr, mit leerem Stolz,
Durch's Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt.

Gerichtsrath.

In abgeschloſsnen Kreisen lenken wir,
Gesetzlich streng, das in der Mittelhöhe
Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben sich in ungemeſsnen Räumen,

Gewaltig seltsam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach andrem Maas, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet; bleibt uns räthselhaft.

Eugenie.

Und ist das alles? hast du weiter nichts
Zu sagen? zu verkünden.

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Lafs! o lafs mich fort!
Soll ich als feig, als unentschlossen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht, irgendhin,
Mit kühner Hand, auf deine Rettung deuten?
Doch läge nicht, in dieser Kühnheit selbst,
Für mich die gräfslichste Gefahr, von dir

Verkannt zu werden! Mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zu erscheinen.

Eugenie.

Ich laſse dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugesendet.
Mich hat's, von Jugend auf, gehegt, gepflegt,
Und nun, im rauhen Sturme, sendet mir's
Den edlen Stellvertreter seiner Neigung.
Sollt' ich nicht sehen? fühlen? daſs du Theil
An mir und meinem Schicksal nimmst. Ich stehe
Nicht ohne Wirkung hier! du sinnst! du denkst! —
Im weiten Kreise rechtlicher Erfahrung
Schaust du, zu meinen Gunsten, um dich her.
Noch bin ich nicht verlohren! Ja du suchst
Ein Mittel mich zu retten. Hast es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekennt's dein Blick,
Dein tiefer, ernster, freundlich trüber Blick.
O! kehre dich nicht weg! O! sprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen töne.

Gerichtsrath.

So wendet, voll Vertraun, zum Arzte sich
Der tieferkrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung schwer bedrohter Tage.
Als Gott erscheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! soll ihm, vielleicht,
Der edlen Glieder grausame Verstümmlung,
Verlust, statt Heilung, angekündigt werden?
Gerettet willst du seyn! Zu retten bist du,
Nicht herzustellen. Was du warst ist hin,
Und was du seyn kannst, magst du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieses Lichts erquickenden Genuſs,
Um Sicherheit des Daseyns, ruft zuerst,
Aus tiefer Noth, ein Halbverlohrner noch.
Was dann zu heilen sey, was zu erstatten,
Was zu vermissen, lehre Tag um Tag.

Gerichtsrath.

Und nächst dem Leben was erflehst du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderst viel im einzgen, groſsen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulösen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber siegt gewiſs!

Gerichtsrath.

Der obern Macht ist schwer zu widerstehen.

Eugenie.

Allmächtig ist sie nicht die obre Macht.
Gewiſs! dir giebt die Kenntniſs jener Formen,
Für Hohe, wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelst. Ist es möglich!
Das Mittel ist gefunden! Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hülf' es, meine Beste, wenn ich dir
Von Möglichkeiten spräche! Möglich scheint
Fast alles unsern Wünschen; unsrer That
Setzt sich, von innen, wie von auſsen, viel,
Was sie durchaus unmöglich macht, entgegen,
Ich kann, ich darf nicht reden, laſs mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuschen solltest! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantasie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Übel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel giebt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich ist's und manchem
Erschien es auch erfreulich. Groſse Gunst
Hat es vor Gott und Menschen. Heilge Kräfte
Erheben's über alle Willkühr. Jedem,
Der's anerkennt, sich's anzueignen weiſs,

Verschafft es Glück und Ruhe. Vollbestand
Erwünschter Lebensgüter sind wir ihm,
So wie der Zukunft höchste Bilder schuldig.
Als allgemeines Menschengut verordnet's
Der Himmel selbst, und lieſs dem Glück, der Kühnheit
Und stiller Neigung Raum sich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthseln stellst du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmlisch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Erräth'st du's nicht; so liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige sich sobald du ausgesprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! der Ehstand ist es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Gesprochen ist's, nun überlege du.

Eugenie.

Mich überrascht, mich ängstet solch ein Wort.

Gerichtsrath.

In's Auge fasse was dich überrascht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich seine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt sich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand,
Muſst' ich dereinst den Bräutigam erwarten.
Voreilig schwärmte nicht mein Blick umher
Und keine Neigung wuchs in meiner Brust.
Nun soll ich denken was ich nie gedacht
Und fühlen was ich, sittsam, weggewiesen.
Soll mir den Gatten wünschen, eh ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt.
Und jenes Glück, das Hymen uns verspricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib, getrost,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geschick.
Der ist nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiſs,
Und schnell verbindet ein Bedrängter sich
Mit seinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten seine Gattin fesselnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Trost, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das flöſst, im Augenblick, ein kühner Mann,
Dem Busen des gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ewge Zeiten, ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte sich ein solcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männerschaar ist groſs in dieser Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein solcher Blick verborgen!

Eugenie.

O! tausche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände sich ein Gleicher? seine Hand
Mir, der erniedrigten, zu reichen. Dürft' ich
Dem Gleichen selbst ein solches Glück verdanken.

Gerichtsrath.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen.
In ew'gem Wechsel wiegt ein Wohl das Weh
Und schnelle Leiden unsre Freuden auf.
Nichts ist beständig! Manches Miſsverhältniſs
Lös't, unbemerkt, indem die Tage rollen,
Durch Stufenschritte sich in Harmonie.
Und ach! den gröſsten Abstand weiſs die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkst du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du bist gerettet, wenn du glauben kannst.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir, er bietet seine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtsinn überraschte dich?

Gerichtsrath.

Entschieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! vermag er solche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder ist des Augenblicks Geschöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Übereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich gesehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meisterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann sie, doch das Herz entscheidet.

O! laſs dir sagen: wie, vor wenig Stunden,
Ich mit mir selbst zu Rathe ging und mich
So einsam fühlte. Meine ganze Lage,
Vermögen, Stand, Geschäft in's Auge faſste
Und, um mich her, nach einer Gattin sann,
Da regte Phantasie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung sichtend auf,
Und wohlgefällig schwebten sie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte sich mein Herz.
Doch du erscheinest, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieſs ist mein Geschick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Miſsempfohlne,
Sie könnte frohen stolzen Trost empfinden,
Sich so geschätzt, sich so geliebt zu sehn;
Bedächte sie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der, unter allen Menschen
Vielleicht zuletzt, ihr Hülfe bieten mag.
Betriegst du dich nicht selbst? und wagst du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu messen.

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungestüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den schönsten Port bezeichnet.
Im Hause, wo der Gatte sicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den, vergebens,
Im Weiten, du, da drauſsen, suchen magst.
Unruh'ge Miſsgunst, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, partheyisches Bestreben,
Nicht wirken sie auf diesen heilgen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! rette dich zu mir! Ich kenne mich!
Und weiſs was ich versprechen darf und kann.

Eugenie.

Bist du in deinem Hause Fürst?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder ist's, der Gute wie der Böse.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus?

Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er, nach eignem Sinn, verworren handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Lust,
Mit Schadenfreude, sinnreich untergräbt.
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Gesetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt und schweigende Geduld
Senkt, nach und nach, verzweifelnd, sie in's Grab.
Nothwendigkeit, Gesetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann so groſse Rechte; sie vertrauten
Auf seine Kraft, auf seinen Biedersinn. —
Nicht Heldenfaust, nicht Heldenstamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiſs ich dir zu bieten;
Allein des Bürgers hohen Sicherstand.
Und bist du mein, was kann dich mehr berühren.
Auf ewig bist du mein, versorgt, beschützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergieb! Mir schwebt noch allzulebhaft vor

Was ich verscherzte! Du, Groſsmüthiger,
Bedenkest nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig ist es! Dieses Wenige
Lehrst du mich schätzen, giebst mein eignes Wesen,
Durch dein Gefühl, belebend mir zurück.
Verehrung soll' ich dir. Wie soll ich's nennen?
Dankbare, schwesterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geschöpf und kann
Dir leider, wie du wünschest, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So schnell versagst du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungslose kündet schnell sich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin.

Hofmeiſterin.

Dem günſtgen Wind gehorcht die Flotte ſchon,
Die Segel ſchwellen, alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend ſich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weiſsen Tücher noch den letzten Gruſs.
Bald lichtet unser Schiff die Anker auch!
Komm! laſs uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruſs, wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaſsner Freunde, die, nach euch,

Die Arme rettend strecken. O! Vielleicht
Erscheint, was ihr im Augenblick verschmäht,
Euch, bald, ein sehnsuchtswerthes, fernes Bild.

(zu *Eugenien.*)

Vor wenigen Minuten nannt' ich dich,
Entzückt, willkommen! Soll ein Lebewohl,
Bebend, auf ewig, unsre Trennung siegeln?

Hofmeisterin.

Der Unterredung Inhalt, ahnd' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ewgen Bunde siehst du mich bereit.

Hofmeisterin.

(zu *Eugenien.*)

Und wie erkennst du solch ein groſs Erbieten?

Eugenie.

Mit höchst gerührten Herzens reinstem Dank.

Hofmeisterin.

Und ohne Neigung diese Hand zu fassen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet sie sich dringend an.

Eugenie.

Das Nächste steht oft unergreifbar fern.

Hofmeisterin.

Ach! fern von Rettung stehn wir nur zu bald.

Gerichtsrath.

Und hast du künftig drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeisterin.

Ein angebotnes Leben schlägst du aus?

Gerichtsrath.

Erwünschte Feyer froher Bundestage.

Eugenie.

Ein Fest versäumt' ich, kein's erscheint mir wieder.

Hofmeisterin.

Gewinnen kann, wer viel verlohren, schnell.

Gerichtsrath.

Nach glänzendem ein dauerhaft Geschick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verlosch.

Hofmeiſterin.

Wer mögliches bedenkt läſst ſich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelworten widerſpricht mein Herz,
Und widerſtrebt euch beyden, ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach! allzuläſtig ſcheint, ich weiſs es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe! Sie erregt
Nur innern Zwieſpalt. Danken möchten wir,
Und ſind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laſst mich ſcheiden! doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht, vorher, an euch erfüllen.
ſs unfruchtbare Meer, von Landesgaben,
Lebewohl, Erquickungsvorrath widmen.
werd' ich ſtehen, werde, ſtarren Blicks,
hwollne Seegel ferner, immer ferner,
Glück und Hoffnung, weichend, ſchwinden ſehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

In deiner Hand, ich weiſs es, ruht mein Heil,
So wie mein Elend. Laſs dich überreden!
Laſs dich erweichen! Schiffe mich nicht ein.

Hofmeiſterin.

Du lenkeſt nun was uns begegnen ſoll,
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand, ſie ſtöſst mich vor ſich hin.

Eugenie.

Und nennſt du Wahl? wenn unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüber ſtellt.

Hofmeisterin.

Der Bund ist möglich wie der Bann vermeidlich

Eugenie.

Unmöglich ist was Edle nicht vermögen.

Hofmeisterin.

Für diesen biedern Mann vermagst du viel.

Eugenie.

In beſsre Lagen führe mich zurück;
Und sein Erbieten lohn' ich gränzenlos.

Hofmeisterin.

Ihm lohne gleich was ihn allein belohnt,
Zu hohen Stufen heb ihn deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienst den tüchtigen
Nur langsam fördern, wenn er still entsagend
Und kaum bemerkt, sich andern widmend, strebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel.
Hinunter soll kein Mann die Blicke wenden,
Hinauf zur höchsten Frauen kehr' er sich!
Gelingt es ihm sie zu erwerben, schnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad sich ihm.

Eugenie.

Verwirrender, verfälschter Worte Sinn,
Entwickl' ich wohl aus deinen falschen Reden.
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar;
Der Gatte zieht ſein Weib unwiderstehlich
In seines Kreises abgeschloſsne Bahn.
Dorthin ist sie gebannt, sie kann sich nicht,
Aus eigner Kraft, besondre Wege wählen,
Aus niedrem Zustand führt er sie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er sie hernieder.
Verschwunden ist die frühere Gestalt,
Verloschen jede Spur vergangner Tage.
Was sie gewann, wer will es ihr entreiſsen?
Was sie verlohr, wer giebt es ihr zurück?

Hofmeiſterin.

So brichst du, grausam, dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forscht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeiſterin.

Der Liebende verzweifelt, kannst du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh uns bessern Rath.

Hofmeisterin.

Von Rath und Wahl ist keine Rede mehr;
Du stürzest mich in's Elend, folge mir!

Eugenie.

O! daß ich dich noch einmal, freundlich hold,
Vor meinen Augen sähe! wie du stets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt.
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiser Schein,
Begegneten mir holder nicht als du.
Was konnt' ich wünschen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war alles!
Und zog sich in's Verborgne meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken, früh zurück;
So reichtest du ein überfließend Maas
Besorgter Mutterliebe mir entgegen.
Bist du denn ganz verwandelt? Äußerlich
Erscheinst du mir die vielgeliebte selber;

Doch ausgewechselt ist, so scheint's, dein Herz —
Du bist es noch, die ich um Klein und Groſses
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.
Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchste zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen? dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt,
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen.

(sie kniest.)

Hofmeisterin.

In dieser Lage scheinst du meiner nur
Verstellt zu spotten. Falschheit rührt mich nicht.

(hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, so widriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verscheuchst du meinen Traum.
Im klarsten Lichte seh' ich mein Geschick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Groſsen Zwist,

Des Bruders Tücke hat mich hergestoſsen
Und, mitverschworen, hältst du mich gebannt.

Hofmeisterin.

Dein Irrthum schwankt nach allen Seiten hin,
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den bösen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle! Noch verschmacht ich nicht
In ferner Wüste hoffnungslosen Räumen.
Ein lebend Volk bewegt sich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternahmen,
Entzückt, aus seines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge kündet
Ein mächtger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeisterin.

Die rohe Menge hast du nie gekannt,
Sie starrt und staunt und zaudert, läſst geschehn;
Und regt sie sich; so endet ohne Glück,
Was, ohne Plan, zufällig sie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirst du mir, mit kaltem Wort,
Nicht, wie mein Glück, mit frecher That, zerstören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Masse, thätig strömend, wogt.
Wo jedes Herz, mit wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern sich öffnen mag.
Du hältst mich nicht zurück! Ich rufe, laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
In's wühlende Gemisch mich stürzend aus.

Fünſter Aufzug.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erster Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führst du mich zurück?
Gehorch' ich, widerwillen, dieſsmal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einst, so glatt, zur Folgsamkeit gewöhnte,
Die meines ersten bildsamen Gefühls,

Im ganzen Umfang, sich bemeisterte.
Du warst es, der ich dieser Worte Sinn
Zuerst verdanke, dieser Sprache Kraft
Und künstliche Verknüpfung; diese Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchst du diesen Zauber gegen mich,
Du fesselst mich, du schleppst mich hin und wieder,
Mein Geist verwirrt sich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten sehn' ich mich hinab.

Hofmeisterin.

O! hätte diese Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich, gebeten,
Von jenen hohen Planen abzustehn.

Eugenie.

Du ahndetest solch ungeheures Uebel
Und warntest nicht den allzusichern Muth?

Hofmeisterin.

Wohl durft' ich warnen; aber leise nur;
Die ausgesprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort, willkommner war es mir.

Hofmeisterin.

Dieſs Unglück, vorgesehen oder nicht,
Hat mich und dich ein gleiches Netz verschlungen.

Eugenie.

Was kann ich wissen welch ein Lohn dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben.

Hofmeisterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Seegel schwillt und fährt uns beyde hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in seine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

Hofmeisterin.

Und riefſt du nicht das Volk zur Hülfe schon?
Es staunte nur dich an und schwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe, schien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnsinns Beute.
Doch sollst du mir mit Worten, mit Gewalt,
Den muthgen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die ersten dieser Stadt erheben sich,
Aus ihren Häusern, dem Gestade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die, gereiht,
Uns unerwünscht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt sich am Pallast des Gouverneurs
Die Wache. Jener ist es, der die Stufen,
Von mehreren begleitet, niedersteigt.
Ich will ihn sprechen, ihm den Fall erzählen!
Und ist er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigsten Geschäften vorzustehn;
So weist er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeisterin.

Ich hindre dich an diesem Schritte nicht,
Doch nennst du keinen Nahmen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Nahmen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeisterin.

Es ist ein edler junger Mann und wird
Was er vermag, mit Anstand, gern gewähren.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, der Gouverneur, Adjutanten.

* * *

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten! darf ich's wagen?
Wirst du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur,

(nachdem er sie aufmerksam betrachtet.)

Wer sich, wie du, dem ersten Blick empfiehlt,
Der ist gewiſs des freundlichsten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich ist es was ich bringe,
Entgegen treibt mich dir die höchste Noth.

Gouverneur.

Ist sie zu heben möglich, sey mir's Pflicht;
Ist sie auch nur zu lindern, soll's geschehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entſproſs die Bittende;
Doch, leider, ohne Nahmen tritt sie auf.

Gouverneur.

Ein Nahme wird vergessen; dem Gedächtniſs
Schreibt solch ein Bild sich unauslöschlich ein.

Eugenie.

Gewalt und List entreiſsen, führen, drängen,
Mich, von des Vaters Brust, an's wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte sich an diesem Friedensbild,
Mit ungeweihter Feindeshand, vergreifen?

Eugenie.

Ich selbst vermuthe nur! Mich überrascht,
Aus meinem eignen Hause, dieser Schlag.
Von Eigennutz und bösem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieſs Verderben aus,

Und dieſe hier, die mich erzogen, ſteht,
Mir unbegreiflich, meinen Feinden bey.

Hofmeiſterin.

Ihr ſteh' ich bey und mildre groſses Übel,
Das ich zu heilen, leider, nicht vermag.

Eugenie.

Ich ſoll zu Schiffe ſteigen, fordert ſie!
Nach jenen Ufern führt ſie mich hinüber!

Hofmeiſterin.

Geb' ich auf ſolchem Weg ihr das Geleit;
So zeigt es Liebe, Mutterſorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geſchätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, manches in der Welt
Geſehn und überlegt, im Augenblick,
Da er euch ſieht und hört, bedenklich ſtuzt.
Vertrauen ſcheint ihr beyde zu verdienen,
Und ihr miſstraut einander beyde ſelbst,
So ſcheint es wenigſtens. Wie ſoll ich nun

Des wunderbaren Knotens Räthselschlinge,
Die euch umstrickt, zu lösen übernehmen.

Eugenie.

Wenn du mich hören willst, vertrau' ich mehr.

Hofmeisterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daſs uns, mit Fabeln, oft ein Fremder täuscht,
Muſs auch der Wahrheit schaden, wenn wir sie
In abentheuerlicher Hülle sehn.

Eugenie.

Miſstraust du mir; so bin ich ohne Hülfe.

Gouverneur.

Und traut' ich auch; ist doch zu helfen schwer.

Eugenie.

Nur zu den meinen sende mich zurück.

Gouverneur.

Verlohrne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verstoſsne zu beschützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgesinnten Mann.

Um Gut und Erbe wird sogleich ein Streit,
Um die Person, ob sie die Rechte sey?
Gehässig, aufgeregt und wenn Verwandte,
Um's Mein und Dein, gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der sich eingemischt, der Haſs
Von beyden Theilen und nicht selten gar,
Weil ihm der strengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beschämt.
Verzeih mir also, wenn ich nicht sogleich,
Mit Hoffnung, dein Gesuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine solche Furcht den edlen Mann;
Wohin soll sich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigstens entschuldigst du gewiſs,
Im Augenblick wo ein Geschäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen frühe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort, genauer,
Das Schicksal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an.

Hofmeisterin,

(die ihm ein Papier überreicht.)

Wenn wir auf deine Ladung nicht erscheinen;
So ist dieſs Blatt Entschuldigung genug.

Gouverneur,

(der es aufmerksam eine Weile angesehen, es zurückgebend.)

So kann ich freylich nur beglückte Fahrt,
Ergebung in's Geschick und Hoffnung wünschen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

—o—

Eugenie.

Ist dieſs der Talismann? mit dem du mich
Entführst, gefangen hältst, der alle Guten,
Die sich zu Hülfe mir bewegen, lähmt.
Laſs mich es ansehn, dieses Todes Blatt!
Mein Elend kenn' ich, nun so laſs mich auch,
Wer es verhängen konnte, laſs mich's wissen.

Hofmeisterin,

(die das Blatt offen darzeigt.)

Hier! Sieh herein.

Eugenie,

(ſich wegwendend.)

Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's? wenn des Vaters Nahme,
Des Königs Nahme mir entgegen blitzte.
Noch iſt die Täuſchung möglich, daſs, verwegen,
Ein Kronbeamter die Gewalt miſsbraucht,
Und, meinem Bruder frönend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dieſs
Will ich erfahren! Zeige her!

Hofmeiſterin, *(wie oben.)*

Du ſiehſt's!

Eugenie, *(wie oben.)*

Der Muth verläſst mich! Nein, ich wag' es nicht.
Sey's wie es will, ich bin verlohren! Bin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoſsen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O! dieſs vergönnſt du mir! du willſt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir

Der Kirche mich zu nähern, die, begierig,
So manch unschuldig Opfer schon verschlang.
Hier ist der Tempel, diese Pforte führt
Zu stillem Jammer, wie zu stillem Glück;
Laſs diesen Schritt mich in's Verborgne thun,
Was mich daselbst erwartet, sey mein Loos.

Hofmeisterin.

Ich sehe die Aebtissin steigt, begleitet,
Von zwey der ihren, zu dem Platz herab,
Auch sie ist jung, von hohem Haus entsprossen,
Entdeck' ihr deinen Wunsch, ich hindr' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Aebtissin, zwey Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir selbst entzweyt
Und mit der Welt, verehrte heilge Jungfrau,
Siehst du mich hier. Die Angst des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Linderung
Des ungeheuren Übels hoffen darf.

Aebtissin.

Wenn Ruhe, wenn Besonnenheit und Friede
Mit Gott und unserm eignen Herzen, sich
Mittheilen läſst; so soll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,

Dir einzuflöſsen, was der Meinen Glück
Und meins, für heut, so wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unendlich ist mein Übel, schwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt
Sogleich zu heilen seyn. O! nimm mich auf
Und laſs mich weilen, wo du weilst. Mich erst
In Thränen lösen diese Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troste weihen.

Aebtissin.

Wohl hab' ich oft, im heiligen Bezirk,
Der Erde Thränen sich in göttlich Lächeln
Verwandeln sehn, in himmlisches Entzücken,
Doch drängt man sich gewaltsam nicht herein;
Gar manche Prüfung muſs die neue Schwester,
Und ihren ganzen Werth, uns erst entwickeln.

Hofmeisterin.

Entschiedner Werth ist leicht zu kennen, leicht
Was du bedingen möchtest zu erfüllen.

Aebtissin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieses Hauses Rechte,
Die groſs und wichtig sind, dir zu gewinnen.
Drum laſst mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt, im tiefsten Winkel.
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leisten.

Aebtissin.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Wesen spricht's an unser Herz;
So hast du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter! komm an meine Brust!

Eugenie.

Mit diesem Wort, mit diesem Herzensdruck
Besänftigst du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Brust. Die letzte Welle
Umspühlt mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeisterin,

(dazwischentretend.)

Wenn nicht ein grausam Schicksal widerstünde!
Betrachte dieses Blatt, uns zu beklagen.

(sie reicht der Aebtissin das Blatt.)

Aebtissin, *(die gelesen.)*

Ich muſs dich tadlen, daſs du, wissentlich,
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge, vor der höhern Hand, mich tief,
Die hier zu walten scheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Wie? höhre Hand?
Was meynt die Heuchlerin? versteht sie Gott?
Der himmlisch Höchste hat gewiſs nicht hier,
Mit dieser Frevelthat, zu thun. Versteht
Sie unsern König? Wohl! ich muſs es dulden
Was dieser über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwischen Furcht
Und Liebe schweben, will nicht, weibisch, mehr,
Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und seiner weichlichen Gefühle schonen.
Es breche, wenn es brechen soll, und nun

Verlang' ich dieses Blatt zu sehen, sey
Von meinem Vater, sey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederschmettert,
Will ich, getrost ins Auge schauend, stehn.
O! daſs ich vor ihr stünde. Fürchterlich
Ist der bedrängten Unschuld letzter Blick.

Hofmeisterin.

Ich hab' es nie verweigert, nimm es hin.

Eugenie,

(das Papier von auſsen ansehend.)

Das ist des Menschen wunderbar Geschick,
Daſs, bey dem gröſsten Ubel, noch die Furcht
Vor fernerem Verlust ihm übrig bleibt.
Sind wir so reich, ihr Götter! daſs ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt.
Des Lebens Gluck entriſs mir dieses Blatt,
Und läſst mich gröſsern Jammer noch befurchten.

(sie entfaltet's.)

Wohlan! Getrost mein Herz und schaudre nicht

Die Neige dieses bittern Kelchs zu schlürfen.

(blickt hinein.)

Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeisterin,

(die ihr das Blatt abnimmt.)

Gutes Kind,

Bedaure mich, indem du dich bejammerst.
Ich übernahm das traurige Geschäft,
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beyzustehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlassen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von diesem schrecklichen Ereigniſs kenne,
Erfährst du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiserne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuschiffen zwingt.

Sechster Auftritt.

Eugenie allein, hernach Hofmeisterin im Grunde.

Eugenie.

So ist mir denn das schönste Königreich,
Der Hafenplatz, von tauſenden belebt,
Zur Wüste worden und ich bin allein.
Hier sprechen edle Männer, nach Geſetzen,
Und Krieger lauschen auf gemeſsnes Wort.
Hier flehen heilig Einsame zum Himmel;
Beschäftigt strebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verstöſst man, ohne Recht und Urtheil,
Nicht Eine Hand bewaffnet sich für mich,
Man schlieſst mir die Asyle, niemand mag,

Zu meinen Gunsten, wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckensworts Gewicht
Erdrückt mich schon, mit allen seinen Lasten.
Schon fühl' ich mich ein abgestorbnes Glied,
Der Körper, der gesunde, stöſst mich los.
Dem selbstbewuſsten Todten gleich ich, der,
Ein Zeuge seiner eigenen Bestattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grausend liegt.
Entsetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Ist mir nicht eine Wahl verstattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir, einzig edel, seine Hülfe beut. —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich so hoch hinaufgerückt, verläugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! das vermag ich nicht!
O fasse mich Gewalt, mit ehrnen Fäusten;
Geschick, du blindes, reiſse mich hinweg.
Die Wahl ist schwerer als das Übel selbst,
Die zwischen zweyen Übeln schwankend bebt.

(*Hofmeisterin, mit Leuten, welche Gepäcke tragen, geht, schweigend, hinten vorbey.*)

Sie kommen! tragen meine Habe fort,
Das letzte was von köstlichem Besitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich soll ihm nach.
Ein günstger Wind bewegt die Wimpel seewärts,
Bald werd' ich alle Segel schwellen sehn.
Die Flotte löset sich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unselge trägt.
Man kommt! Man fordert mich an Bord. O Gott!
Ist denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerstimme nicht hindurch?
So sey's! Ich gehe! Doch mich soll das Schiff,
In seines Kerkers Räume, nicht verschlingen.
Das letzte Bret, das mich hinüber führt,
Soll meiner Freyheit erste Stufe werden.
Empfangt mich dann ihr Wellen, faſst mich auf,
Und, festumschlingend, senket mich hinab,
In eures tiefen Friedens Grabesschoos.

Und wenn ich dann, vom Unbill dieser Welt,
Nichts mehr zu fürchten habe, spühlt zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu;
Daſs eine fromme Seele mir das Grab,
Auf heimschem Boden, wohlgesinnt, bereite.

(*mit einigen Schritten*)

Wohlan denn!

(*hält inne*)

Will mein Fuſs nicht mehr gehorchen?
Was fesselt meinen Schritt? was hält mich hier?
Unselge Liebe zum unwürdgen Leben!
Du führest mich zum harten Kampf zurück.
Verbannung, Tod, Entwürdigung umſchlieſsen
Mich fest und ängsten mich einander zu.
Und wie ich mich von einem ſchaudernd wende,
So grinzt das andre mir, mit Höllenblick.
Ist denn kein menschlich, ist kein göttlich Mittel?
Von tausendfacher Qual mich zu befreyen.
O! daſs ein einzig ahndungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!

O! daſs ein Friedensvogel mir vorbey,
Mit leiſem Fittig leitend sich bewegte.
Gern will ich hin, wohin das Schickſal ruft,
Es deute nur! und ich will gläubig folgen.
Es winke nur, ich will dem heilgen Winke,
Vertrauend, hoffend, ohngeſäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie,

(die eine Zeitlang vor sich hingesehen, indem sie die Augen aufhebt und den Mönch erblickt.)

Ich darf nicht zweifeln, ja! ich bin gerettet!
Ja! dieser ist's, der mich bestimmen soll.
Gesendet auf mein Flehn erscheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz,
Bey'm ersten Blick, vertraut, entgegen fliegt.

(ihm entgegen gehend.)

Mein Vater! laſs den, ach! mir nun versagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternahmen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen.

Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weisen, wohlbedächtigen Mann,
Dem gottbegabten Greise leg' ich sie,
Mit schmerzlichem Vertraun, dir an die Brust.

Mönch.

Was dich bedrängt eröffne freyen Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zusammen, der, als höchste Pflicht,
Die Linderung der Leiden üben soll.

Eugenie.

Ein Räthsel statt der Klagen wirst du hören
Und ein Orakel fodr' ich, keinen Rath.
Zu zwey verhaſsten Zielen liegen mir
Zwey Wege vor den Füſsen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen soll ich wählen?

Mönch.

Du führst mich in Versuchung! Soll ich nur
Als Loos entscheiden.

Eugenie.

Als ein heilig Loos.

Mönch.

Begreif' ich dich; so hebt aus tiefer Noth,
Zu höhern Regionen, sich dein Blick.
Erstorben ist im Herzen eigner Wille,
Entscheidung hoffst du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieses oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unserm Wohl,
Zum Rathe, zur Entscheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.
Dieſs zu empfinden ist das höchste Glück,
Es nicht zu fordern ist bescheidne Pflicht,
Es zu erwarten, schöner Trost im Leiden.
O! wär' ich doch gewürdigt, nun für dich,
Was dir am besten frommte, vorzufühlen.
Allein die Ahndung schweigt in meiner Brust,
Und kannst du mehr nicht mir vertraun; so nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl.

Eugenie.

Schiffbrüchig faſs' ich noch die letzte Planke!

Dich halt' ich fest und sage, widerwillen,
Zum letztenmal, das hoffnungslose Wort:
Aus hohem Haus entsprossen, werd' ich nun
Verstoſsen, übers Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniſs retten, das
Zu niedren Sphären mich herunter zieht.
Was sagt nun dir das Herz? verstummt es noch?

Mönch.

Es schweige, bis der prüfende Verstand
Sich, als ohnmächtig, selbst bekennen muſs.
Du hast nur allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das Allgemeine rathen.
Bist du zur Wahl genöthigt, unter zwey
Verhaſsten Uebeln; fasse sie in's Auge,
Und wähle was dir noch den meisten Raum,
Zu heilgem Thun und Wirken, übrig läſst;
Was deinen Geist am wenigsten begränzt,
Am wenigsten die frommen Thaten fesselt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich, räthst du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine solche, wie sie dich bedroht.
Wie kann der Priester segnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er soll nicht widerwärtiges aneinander,
Zu immer neu erzeugtem Streite, ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Daurenden erhebt,
Den zu erfüllen ist sein göttlich Amt.

Eugenie.

In's Elend übers Meer verbannst du mich.

Mönch.

Zum Troste jener drüben ziehe hin.

Eugenie.

Wie soll ich trösten, wenn ich selbst verzweiſle.

Mönch.

Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freyer Sinn,
Erhalten dich und andre, wo du auch

Auf dieser Erde wandelst. Wenn du nun,
In frühen Jahren, ohne Schuld, verbannt,
Durch heil'ge Fügung, fremde Fehler büſsest,
So führest du, wie ein überird'sches Wesen,
Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete frisch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre,
Durch dein Erscheinen, jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That, errege
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerstreuten um dich her,
Verbinde sie einander, alle dir;
Erschaffe was du hier verlieren sollst,
Dir Stamm und Vaterland und Fürstenthum.

Eugenie.

Getrautest du zu thun was du gebietest?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte schon,
Zu wilden Stämmen, mich, der Geist hinüber.
In's rohe Leben bracht' ich milde Sitte,

Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück,
Zu dieser Wildniſs frechen Städtelebens,
Zu diesem Wust verfeinerter Verbrechen,
Zu diesem Pfuhl der Selbstigkeit gewendet.
Hier fesselt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geschick vielleicht,
Das mir die schwerste Prüfung spät bestimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frey,
Gestoſsen in das Weite, dringe vor!
Und rette dich. Was du als Elend fühlst,
Verwandelt sich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klärer! was befürchtest du?

Mönch.

Im Dunklen drängt das Künftge sich heran,
Das künftig Nächste selbst erscheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verstands.
Wenn ich, beym Sonnenschein, durch diese Straſsen,

Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die, felsengleich, gethürmten Massen schaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens masterfüllten Raum betrachte;
Das scheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet, diese Menge
Gewerksam thätiger, die, hin und her,
In diesen Räumen wogt, auch die verspricht
Sich, unvertilgbar, ewig herzustellen.
Allein wenn dieses groſse Bild, bey Nacht,
In meines Geistes Tiefen, sich erneut,
Da stürmt ein Brausen durch die düstre Luft,
Der feste Boden wankt, die Thürme schwanken,
Gefugte Steine lösen sich herab
Und so zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterscheinung. Wenig lebendes
Durchklimmt, bekümmert, neuentstandne Hügel
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen, vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,

Und, rastlos wiederkehrend, füllt die Fluth,
Mit Sand und Schlamm, des Hafens Becken an.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erst den Menschen, dann
Bekämpft sie ihn, mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach! bald genug steigt, über unsern Jammer,
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geist
Verbannend segnete. Leb wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie, *allein.*

Vom eignen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeyt man mir.
Doch wär' es fremd? was deinem Vaterland
Begegnen soll. Dieſs fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Brust! Zum gegenwärtgen Übel
Soll ich der Zukunft Geistesbürden tragen?
So ist's denn wahr! was, in der Kindheit schon,
Mir um das Ohr geklungen. Was ich erst
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt, sogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,
Vernehmen muſste. Diesem Reiche droht
Ein gäher Umsturz. Die, zum groſsen Leben,
Gefugten Elemente wollen sich
Nicht wechselseitig mehr, mit Liebeskraft,

Zu stets erneuter Einigkeit, umfangen.
Sie fliehen sich und, einzeln, tritt nun jedes,
Kalt, in sich selbst zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewaltger Geist? der sie zu Einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden?
Der diesem groſsen Volk, als Führer, sich,
Als König und als Vater, dargestellt.
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt
Ist ein Gespenst, das, mit vergebnem Streben,
Verlohrenen Besitz zu greifen wähnt.
Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich, kühn,
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hülfreich zu beschämen.
Nun bist du Boden meines Vaterlands
Mir erst ein Heiligthum, nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich lasse dich nicht los und welches Band

Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig.
Wo find' ich jenen gutgesinnten Mann,
Der mir die Hand so traulich angeboten.
An ihn will ich mich schlieſsen! Im Verborgnen
Verwahr er mich, als reinen Talismann.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht;
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.
Die Gröſse der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken,
Das alles wird ein günstiges Geschick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einst
Verkannt, verstoſsen, mich vergessen, soll
Erstaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was sie im Glücke zugesagt,
Aus tiefem Elend, zu erfüllen strebt.
Er kommt! Ich seh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn lieſs. Er kommt. Er sucht mich auf!
Zu scheiden denkt er; bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie, Gerichtsrath, ein Knabe, mit einem schönen Kästchen.

Gerichtsrath.

Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, so fürcht' ich, wirst auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine frische Gabe, die, auf langer Fahrt,
Beklommnen Reisenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O! daſs du meiner nicht,
Am bösen Tage, sehnsuchtsvoll, gedenkest!

Eugenie.

Ich nehme dein Geschenk mit Freuden an,
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt;

Doch send' es, eilig, in dein Haus zurück!
Und wenn du denkst wie du gedacht, empfindest
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundschaft
Genügen kann; so folg' ich dir dahin.

Gerichtsrath,

(*nach einer Pause, den Knaben durch einen Wink entfernend.*)

Ist's möglich? hätte sich, zu meiner Gunst,
In kurzer Zeit, dein Wille so verändert?

Eugenie.

Er ist verändert! aber denke nicht,
Daſs Bangigkeit mich dir entgegen treibe.
Ein edleres Gefühl, laſs mich's verbergen!
Hält mich am Vaterland, an dir, zurück.
Nun ſey's gefragt: Vermagst du, hohen Muths,
Entsagung der Entsagenden zu weihen?
Vermagst du zu versprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen! Mir,
Der liebevollen Schwester, Schutz und Rath,
Und stille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erscheint mir unerträglich. Dich zu sehen,
Dir nah zu seyn, für dich zu leben, wäre
Mein einzig höchstes Glück. Und so bedinge
Dein Herz allein das Bündniſs, das wir schlieſsen.

Eugenie.

Von dir allein gekannt muſs ich, fortan,
Die Welt vermeidend, im Verborgnen leben.
Besitzest du ein still entferntes Landgut;
So widm' es mir und sende mich dahin.

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut besitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und halbverfallen ist das Haus.
Du kannst jedoch in jener Gegend bald
Die schönste Wohnung finden, sie ist feil.

Eugenie.

Nein! In das altverfallne laſs mich ziehn,
Zu meiner Lage stimmt es, meinem Sinn.

Und wenn er sich erheitert, find' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laſs
Von irgend einem alten zuverläſsgen Knecht
Begleitet, mich, in Hoffnung einer künftgen,
Beglückten Auferstehung, mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Besuch, wann darf ich dort erscheinen?

Eugenie.

Du wartest meinen Ruf, geduldig, ab.
Auch solch ein Tag wird kommen, uns, vielleicht,
Mit ernsten Banden, enger, zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legest mir zu schwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle deine Pflichten gegen mich;
Daſs ich die meinen kenne, sey gewiſs.
Indem du, mich zu retten, deine Hand
Mir bietest, wagst du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh; so kannst du vieles dulden.

Ich sage dir das tiefste Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand soll's erfahren,
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geist besuchen, keine Zeile soll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
Zu meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In diesem wichtgen Fall was soll ich sagen?
Uneigennützge Liebe kann der Mund,
Mit Frechheit, oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbstsucht Ungeheuer, lauschend, grinst.
Die That allein beweist der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, soll ich allem
Entsagen, deinem Blick sogar! Ich will's.
Wie du zum erstenmale mir erschienen,
Erscheinst du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir.
Und wenn der Priester sich, sein Lebenlang,
Der unsichtbaren Gottheit niederbeugt,

Die, im beglückten Augenblick, vor ihm,
Als höchstes Musterbild, vorüberging;
So soll von deinem Dienste mich fortan,
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreun.

Eugenie.

Ob ich vertraue, daſs dein Aeuſsres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daſs ich empfinde, welch ein Mann du bist,
Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverlässig,
Davon empfange den Beweis, den höchsten,
Den eine Frau, besonnen, geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar.

Jena,
gedruckt bey Frommann und Wesselhöft.

Im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen ſind von Oſtern 1802 bis 1803 erſchienen:

Allgemeine Zeitung 1802. 1803. 4. Der Jahrgang 10 Rthlr. 18 fl.

Dieſes ſeit 1798 mit der möglichſten Sorgfalt unterhaltene Inſtitut wird von jedem Sachkundigen als die vollſtändigſte Sammlung dieſer Art für unſre Zeitgeſchichte anerkannt, worinnen man die Aktenſtücke und offizielle Berichte ausführlich, öffentliche Verhandlungen aber in einem gedrängten und treuen Auszug, und was den eigentlichen Stoff der gewöhnlichen politiſchen Zeitungen, die Tagsgeſchichte, betrift, mit beſcheidener und anſtändigen Wahrheitsliebe und auf ſolche Art geſichtet findet, daß dadurch wenigſtens die erſte Brücke zwiſchen dem Chaos der öffentlichen Sagen, und der hiſtoriſchen Bearbeitung der Gegenſtände derſelben gebaut iſt. Daß dabey nichts verſäumt wird, was zur Kenntniß der Sittengeſchichte, der Kultur, des Handels, und jeder andern intereſſanten Anſicht gehört, findet man beynahe in jedem Stücke belegt, ſo daß dieſe täglich erſcheinende Zeitung, als ein möglichſt vollſtändiges Repertorium der Zeitgeſchichte, keiner öffentlichen Bibliothek und keinem mit der Geſchichte ſeiner Zeit fortſchreitenden Mann fehlen ſollte.

Es ſind noch einige vollſtändige Exemplarien von 1798 bis zum laufenden Jahrgang zu haben, die man, wenn man ſich unmittelbar an die VerlagsHandlung wendet, für den Preiß von 4 Carolins haben kann.

Almanach des Dames pour l'an 1803. mit Kupf. 16. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Von den Verfaſſern, deren Beyträge dieſen Almanach zieren, dürfen wir nun Delille, Chenier, Lebrun, Vigée, Collin d'Harleville, Segur l'ainé, Mercier, Mad. de Genlis, Mad. de Beaufort anführen, um den Beifall zu begründen, womit dieſe niedliche Sammlung auch in dieſem zweiten Jahrgang aufgenommen wurde. Die Kupfer ſind nach den beſten Gemälden des Pariſer Muſeums von Fortier aufs vorzüglichſte geſtochen und da die Herausgeber im Sinne haben, dieſe Auswahl fortzuſezen, ſo erhalten die Beſizer dieſes Almanachs zugleich eine ſehr intereſſante Kunſtſammlung.

Archenholz (J. W. v.) hiſtoriſche Schriften, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 12 gr. 6 fl. 20 kr.

Der berühmte Hr. Verfaſſer widmet dieſe Sammlung der Erzählung ausgezeichneter und bisher nur unvollkommen bekannter Begebenheiten, die ſich mehr zu abgeſonderten, für ſich beſtehenden Gemälden, als zu bändereichen Ausführungen eignen.

Der Inhalt des erſten, in der erſten Ausgabe 1791 erſchienenen, Bandes, zeigt die intereſſante Wahl des geiſtvollen Verfaſſers, die von ihm in ſeiner längſt bekannten anziehenden Schreibart dargeſtellt ſind:

Gemälde der preußiſchen Armee vor und in dem ſiebenjährigen Krieg.

Hiſtoriſche Bemerkungen über die große ſittliche Revolution im 16ten Jahrhundert.

Geſchichte der Verſchwörung des Fiesko im J. 1547.

Geſchichte des Pabſts Sixtus V.

Der 2te, an der lezten Oſter M. erſchienene, Band, enthält die

Geſchichte der Flibuſtier

und iſt unter dieſem Titel auch beſonders zu haben.

Schwerlich war ein Gegenſtand geeigneter, in der gegenwärtigen Zeitperiode hiſtoriſch dargeſtellt zu werden, als die Republik der Flibuſtier. Dieſe außerordentliche Erſcheinung des 17ten Jahrhunderts war noch nie mit derjenigen Vollſtändigkeit und hiſtoriſchen Kritik behandelt worden, die ſie verdient, und es muß daher um ſo erfreulicher ſeyn, daß ein ſolches Gemälde von einer ſolchen Meiſterhand ausgeführt wurde.

Wie klein in ihrer Entſtehung und wie wichtig in ihren Folgen dieſe Republik war, der nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einſichten fehlte, um ſich Amerika von einem Pol zum andern zu unterwerfen und der Erde eine ganz andre politiſche Geſtalt zu geben, als wir ſie jezt durch Colonien, Handel und Schiffahrt haben — wird jedermann mit dem größten Vergnügen hier leſen, und die ſeltene Entwiklung menſchlicher Kräfte und Fähigkeiten bewundern, die die Flibuſtier in ihrem regelloſen, tumultariſchen Zuſtand, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zwek, ohne Ruhmſucht, ja ohne beſondern Ehrgeiz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, aufſtellten, und Thaten verübten, über welche noch die ſpäte Nachwelt erſtaunen wird.

Archiv, juridiſches von Danz, Gmelin und Tafinger, I B. 4s bis III 3s Heft. gr. 8. Jedes Heft brochirt 18 gr. 1 fl. 20 kr.

Die neuſte juridiſche Literatur verdiente ſchon längſt mit derjenigen Unparteilichkeit und Kritik angezeigt zu werden, wodurch ſich dieſes Archiv auszeichnet, welches neben einer vollſtändigen Anzeige aller neuern Produkte in dieſem wiſſenſchaftlichen Zweig noch manche wichtige Abhandlungen mittheilt, und dem Geſchäftsmann wie dem bloſen Literator zu empfehlen iſt.

Woller (E. F.) die Lehre von öffentlichen Unterpfändern, nach römiſchem, deutſchem und wirtemberg. Rechte, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Gegenſtand dieſer Abhandlung hat ohne Zweifel ein deſto größeres praktiſches Intereſſe, als die Materie nach den täglichen Erfahrungen mit den größten Schwierigkeiten umgeben iſt. Um die Arbeit noch nüzlicher zu machen, hat ſich der Hr. Verfaſſer nicht blos auf das Eigenthümliche der öffentlichen Pfänder beſchränkt, ſondern auch diejenige Erforderniſſe, ſo wie die auf den Konkurs ſich beziehende Wirkungen, welche demſelben mit den andern Pfändern gemein ſind, unterſucht. Auch iſt die Materie von der ſubſidiariſchen Verbindlichkeit der Gerichte aus den öffentlichen Verſchreibungen vollſtändig abgehandelt.

Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Der Verfaſſer dieſer Briefe iſt Johannes Müller, dem wir die Geſchichte der Schweiz verdanken: mehr bedarf es nicht, um ſie über alle Empfehlung zu erheben.

Burdin vom Menſchen. Beſchreibung ſeines organiſchen Baues, verglichen mit dem Bau der Thiere; Geſchichte ſeiner Krankheiten; Erklärung ſeines organiſchen Lebens. Ein encyclopädiſches Werk für die Schüler der Heilkunſt, für Thierärzte, Gelehrte und Jeden, der ſich über die Phyſiologie des Menſchen hinlänglich unterrichten will, um nüzliche Anwendungen davon zu machen. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit Zuſäzen und Anmerkungen verſehen von Dr. Reuß, Privatdocenten zu Göttingen. Erſter Theil. 8. Der organiſche Bau. Erſter Band. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der Titel gibt ausführlich genug an, was in dieſem Werk zu finden iſt, und auch gefunden werden wird.

Cäciliens Briefe an Lilla. Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder ſolche, die es werden wollen. 8. Zwey Bände 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Dieſe Schrift iſt dazu beſtimmt, nicht nur heranwachſende Frauenzimmer zu dem wichtigen Schritte in den Stand, der ihre eigentliche Beſtimmung iſt, vorzubereiten, ſie auf den rechten Weg zur Erreichung dieſer Beſtimmung hinzuleiten, und auf demſelben in dem geraden vernunftmäßigen Gleiſe zu erhalten, — ſondern auch denen, welche das Ziel ſchon erreicht haben, eine glükliche Thätigkeit in ihrem Kreiſe zu erleichtern. Zu dem Ende ſchildert ſie ihnen im erſten Bande das der

Pflicht und der Klugheit gemäße Betragen ſowohl in der Wahl eines Gatten, als der Braut gegen den Verlobten, des Weibes gegen den Mann; im zweyten aber das der Mutter in der Behandlung der Kinder, vornemlich in ſo fern ſie, als ihre erſte Erzieherin, auch die erſte Hand an ihre Bildung zu legen hat. — Dieſes alles nicht im trokkenen Lehrtone, ſondern in der gefälligen Form eines Briefwechſels zwiſchen zwey Freundinnen, wovon die ältere die jüngere durch die Erzählung der Geſchichte ihrer eigenen Ehe und ihres Lebens unter ihren Kindern über alle dieſe wichtige Gegenſtände belehrt. — Die mit Beyfall aufgenommenen Proben dieſer Schrift in einigen Jahrgängen der Flora laſſen hoffen, daß auch das Ganze ſeine Wirkung nicht verfehlen werde.

Damenkalender auf 1803 von La Fontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. geb. 12. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Werth dieſes ſeit 1798 erſcheinenden Taſchenbuchs iſt durch die angeführten Verfaſſer und den großen Beyfall des Publikums hinlänglich entſchieden; auch ſein künftiger Nachfolger darf ſich das Gleiche verſprechen.

Prometheus, ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen von J. D. Falk, gr. 8. Velin 2 Rthlr. 16 gr. Poſtpr. 2 Rthlr.

Die große, beruhigende Anſicht dieſes ſo eben erſchienenen Naturgedicht's iſt ſo alt, wie Lukrez, man könnte beynah ſagen, ſo alt, wie die Welt. Unter den Neuern ſind vorzüglich Leibniz, Leſſing, Spinoza, Jacobi und Andere auf dieſem Wege geweſen. Gewiß wird es ſelbſt den Leſern, die mit den neueſten Fortſchritten der Aſtronomie, Philoſophie und Naturlehre in unſern Tagen bekannt ſind, angenehm ſeyn, die Reſultate des tiefſinnigſten Nachdenkens eines Newton, Leibniz, Kant, Herſchel, Schröter, Fichte, Schelling, hier leicht, ſpielend und poetiſch ausgeſprochen, in einer Reihe lehrreicher Fictionen, zu erhalten. Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt, das Geheimniß Gottes in der Wanderung unzähliger Seelen, die Herbergen der Vögel, Pflanzen, Blumen und Inſekten, die wie im Schlaf mit uns über dieſe Erde ziehen, und von Station zu Station umgekleidet, vielleicht immer wieder und wieder zurükkehren: dieß ſind die Gegenſtände, mit denen ſich der Prometheus beſchäftigt, und die als ſolche mit Recht eine Anforderung an die Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Leſers aus allen Ständen machen.

Fichte (J. G.) Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre und Grundriß des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre in Rükſicht auf das theoretiſche Vermögen. Neue Auflage, gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45.

Eine neue unveränderte Auflage dieſes wichtigen Werkes.

Flatt (D. J. F.) Magazin für chriſtl. Dogmatik, deren Geſchichte und Anwendung im Vortrag der Religion, 8s u. 9s Heft. gr. 8. 1802. 1803. Jedes Heft 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Dieſes der Dogmatik und chriſtlichen Moral beſtimmte Magazin verdient von jedem Gottesgelehrten, der die Lehren der heil. Schrift mit philoſophiſchem Geiſt prüfen will, geleſen zu werden. Wir nennen von den Mitarbeitern nur Flatt, Heß, Nitſch, Plank, Storr, Süßkind, Tobler — und ſagen damit genug für den Werth deſſelben. Wer ſich unmittelbar an die VerlagsHandlung wendet erhält das Heft für den Subſcriptions-Preis von 1 fl. 12 kr.

Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht. Von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Sulzer und andern, 1802. 1803. Der Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl.

Dieſe periodiſche Schrift, von der wir nun das 2te Heft des eilften Jahrgangs liefern, und an welcher vorzüglich Huber, Lafontaine, Pfeffel und andere arbeiten, iſt der Veredlung des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Man findet darinn keinen Aufſaz, der nicht in dieſer Rükſicht verfaßt iſt, und es iſt daher eines von den wenigen Werken, die jeder Vater ſeiner Tochter unbeſorgt in die Hände geben kan.

Wer die ſieben vorigen Jahrgänge unmittelbar von der VerlagsHandlung beziehet, darf des billigſten Preißes verſichert ſeyn.

Göthe, von, Mahomet, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Poſtp. 12 gr. 54 kr.

——— — Tankred, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Poſtp. 12 gr. 54 kr.

Zwei der vorzüglichſten Trauerſpiele Voltaires von Göthe bearbeitet, müſſen jedem Freund der Kunſt und ſchönen Litteratur willkommen ſeyn.

Göthe, von, Was wir bringen, Vorſpiel, 8. Velinp. 12 gr. 54 kr. Poſtp. 10 gr. 45 kr.

Dieſes für die Eröffnung des Lauchſtätters Theaters verfaßtes Vorſpiel trägt in ſeinem bedeutenden Inhalt das Gepräge der Meiſterhand, der wir es verdanken, und erhält dadurch ein allgemeines Intereſſe.

Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini, florentiniſchen Goldſchmids und Bildhauers, von ihm ſelbſt beſchrieben. Ueberſezt und mit einem Anhang herausgegeben von Göthe, 2 Thle gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr. 6 fl.

Nicht leicht vereiniget eine Lebensbeſchreibung ſo viel anziehendes als dieſe: Als Selbſtbiographie iſt ſie für jeden Menſchen wichtig, als Kunſtgeſchichte intereſſirt ſie den Künſtler noch beſonders, ſo wie ſie als Beleg der damaligen intereſſanten Zeitgeſchichte, über die ſie manche bedeutende Aufſchlüſſe liefert, in politiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht einen bleibenden Werth hat.

Gros (D. K. H) Lehrbuch der philoſophiſchen Rechtswiſſenſchaft oder des Naturrechts, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Dieſes Lehrbuch zeichnet ſich vorzüglich durch die philoſophiſche Behandlung des Gegenſtandes, durch Kürze und Beſtimmtheit im Vortrag und durch Weglaſſung alles Fremdartigen aus.

Häberlins Statsarchiv, 26—38 Heft, gr. 8. Jedes Heft 10 gr. 45 kr.

Eine für die Geſchichte und Verfaſſung Teutſchlands gleich wichtige Zeitſchrift.

High life below stairs, das iſt: die vornehm thuenden Bedienten, oder die große Welt in der Bedientenſtube; eine Farce von Townley, ausführlich erläutert von Joh. Chriſtian Hüttner. Für ſolche, die ſich in der engliſchen Sprache vervollkommnen wollen, gr. 8. 1802. 18 gr. 1 fl. 24 kr.

Das Schwierigſte in der engliſchen Sprache iſt der Ausdruk des gemeinen Lebens, den ganz aufzufaſſen kein Wörterbuch und kein gedruktes Hilfsmittel zureicht. Um alle die Anſpielungen und tauſendfältigen Beziehungen, die beſonders der etwas ſylbenkarge Engländer in ſeine gemeine Converſationsſprache trägt, zu faſſen, muß man durchaus in England ſelbſt ſeyn, oder ſein Lämpchen an der Fakel eines andern, der dort war, anzünden. Es war daher gewiß ein ſehr dankenswerthes Unternehmen, daß unſer verdienſtvoller Landsmann in London, dem die Leſer der engliſchen Miscellen ſo vielfache Unterhaltung und Belehrung verdanken, Hr. Hüttner, ſich entſchloß, dieſe ſo beliebte Farce des brittiſchen Theaters, mit einem vollſtändigen Commentar herauszugeben, und durch ſeine vielſeitigen Anmerkungen und gelehrten Forſchungen über abweichende Sitten und viele in keinem Wörterbuch aufgeklärte Phraſen, ein allen wahren Freunden der engliſchen Literatur unentbehrliches Leſebuch zu verfaſſen.

Hofaker (C. C.) principia juris civilis romano germani, T. III. edit. ſec. 8maj. 3 Rthlr. 14 gr. 6 fl. 18 kr.

Eine zweite von Hrn. Hofrath Gmelin umgearbeite Auflage dieſes vorzüglichſten der Lehrbücher über das bürgerliche Recht.

Hoyer militairiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1804. 12. geb. mit Kupf. - 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Unter ſo manchen milit. Taſchenbüchern, deren Zweck Unterhaltung des Offiziers iſt, war Scharnhorſts Taſchenbuch allein zum Unterricht und zum Hülfsmittel des Offiziers im Felde beſtimmt. Eine gleiche Abſicht vereinigt das Taſchenbuch für Soldaten, von dem churſächſiſchen Pontonnier-Capitaine Hoyer bearbeitet, mit der erſten, und wird vielleicht unter der Menge anderer nicht den lezten Rang behaupten. Der Offizier wird darinn einen allgemeinen Ueberblick der Geſchichte der Kriegskunſt in Abſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Fortſchritte, und eine Erzählung des merkwürdigen Kriegszuges Karls V. nach Afrika zur Unterhaltung finden. Zum Feldgebrauch aber dienen: ein Rekognoszirungswörterbuch, welches die verſchiedenen Umſtände umfaßt, auf die der Offizier bei Recognoszirungen zu ſehen, von denen er Nachricht einzuziehen hat; ein alphabetiſches Regiſter der Feldfortification erleichtert das ſchnelle Auffinden jeder Notiz, die dem Offizier nöthig iſt, und die ſelbſt dem Gedächtniß des Geübten zuweilen entfallen ſeyn kann. Da der Verfaſſer ſchon durch mehrere vorzügliche militairiſche Werke bekannt iſt, ſo hofft die Verlagshandlung durch dieſes Unternehmen etwas Nützliches zu liefern, und den Dank des militairiſchen Publikums zu verdienen.

Laurop (C. P.) Briefe eines in Teutſchland reiſenden Forſtmannes; zur Geſchichte der gegenwärtigen Forſtwiſſenſchaft in Teutſchland, 1s Heft, gr. 8. 1802. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Lorenz (F.) Theorie der Dichtkunſt durch lateiniſche und teutſche Muſter beleuchtet, 2 Thle. gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 10 gr. 2 fl. 30 kr.

Medicus (Prof. in Heidelberg) Forſthandbuch zum Gebrauch für Vorleſungen, 8. 1802. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Die Titel dieſer 3 Werke karakteriſiren hinlänglich den Inhalt derſelben, der jeder Erwartung entſprechen wird.

Meyer (Domherr zu Hamburg) Briefe aus der Hauptſtadt und dem Innern Frankreich unter der KonſularRegierung, 2 Thle. Zweyte ſehr vermehrte Aufl. 8. 2 Rthlr. 12 gr. 4 fl. 30 kr.

Das Publikum hat die erſte beträchtliche Auflage dieſes für die Zeitgeſchichte wichtigen Werks ſo günſtig aufgenommen, daß eine zweite noch vor Verfluſſe Eines Jahrs nöthig war; der Hr. Verf. hat dieſe mit vieler Sorgfalt durchgeſehen, und mit manchen wichtigen Angaben bereichert.

Miſcellen, engliſche, 6—11r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Nach "Archenholz Annalen der brittiſchen Geſchichte" hat unſre Literatur nichts aufzuweiſen, das uns ſo genau mit Allem bekannt macht, was das reiche und induſtriöſe Albion täglich intereſſantes hervorbringt; der Hr. Verf. vereinigt aber auch mit ſeinen Lokalkenntniſſen, ſeinen Verbindungen und Aufenthalt in London ſelbſt, die ſeltne Eigenſchaft, das wichtigſte aufzufinden und es aufs angenehmſte und lehrreichſte darzuſtellen zu wiſſen.

Miſcellen, franzöſiſche, 1r—3r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Der Zwek dieſer Monatsſchrift iſt, die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich anzuzeigen und ein Gemälde des Zuſtandes, der Sitten, Gebräuche und Lebensart der Nation darzuſtellen; der Plan umfaßt mithin Gegenſtände, die allgemeines Intereſſe haben, und daß dieſer zur Zufriedenheit des Publikums in den nun erſchienenen 3 Bänden ausgeführt worden iſt, bezeugt die günſtige Aufnahme derſelben.

Franzöſiſche Sprachlehre, in einer neuen faßlichen Darſtellung der auf die einfachſten Grundſäze zurükgeführten Regeln durch viele Beyſpiele erläutert ſowohl für Anfänger als für Geübtere, vom Abbé Mozin. 8. Zweite Aufl. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Eines der Hauptverdienſte dieſer neuen Sprachlehre, wodurch ſie Anfängern und Geübtern gleich wichtig wird, iſt, daß ſie nicht nur alles Weſentliche, was man in den beſten Werken der Art auffinden kann, deutlich und methodiſch darſtellt; die ſchwierigſten Materien mit der größten Ausführlichkeit abhandelt; und die Regeln jederzeit durch eine Menge von Beiſpielen und paſſenden Uebungsſtüken in beiden Sprachen erläutert und unterſtüzt; ſondern auch die ſchwierige Frage von dem Artikel und den Pronomis auf eine eigene, dem Geiſte der franzöſiſchen Sprache angemeſſene, und leichte Art behandelt, die ſchwerſten Zeitwörter in beiden Sprachen unter allen Formen, ihre Konjugationen aber in einer natürlichen Ordnung und unter den einfachſten, kurzeſten und verſtändlichſten Benennungen vorträgt, vermittelſt mehrerer Tabellen die ächte Methode, ſie gründlich zu erlernen, und ohne Mühe in kurzer Zeit zu ſchreiben, vorzeichnet, und die Kunſt lehrt, den Schüler durch eine ausführliche Darſtellung mehrerer in allen ihren Perſonen und Zeiten angewandten Zeitwörter und durch häufige Aufgaben über alle Arten derſelben, beſonders über die unregelmäſſigen, auf eine nüzliche Art zu üben u. ſ. w.

Da der Verfaſſer durch ſeinen nun zehnjährigen Aufenthalt in Teutſchland die Fehler genau hat kennen lernen, zu welchen die Teutſche durch die ihrer Sprache eigenen Wendungen am häufigſten verleitet werden, ſo hat er ſich bemühet, bei jeder Gelegenheit ſie dagegen zu verwahren. Damit man nichts vermiſſe, ſo hat er ſeiner Sprachlehre eine Abhandlung über die franzöſiſche Poeſie beygefügt.

Um jeden Theil dieſes Werks mit der möglichſten Vollkommenheit zu liefern, wurde das Teutſche deſſelben von einem beider Sprachen kundigen Teutſchen verfertiget oder doch verbeſſert.

Damit die Verbreitung dieſer ſo nüzlichen Sprachlehre möglichſt erleichtert werde, hat der Verleger den Preiß ſo niedrig als möglich beſtimmt, indem 1 fl. 12 kr. für 400 Seiten gr. 8. mehrere Tabellen, ſchönen Druk und Papier, gewiß das Aeuſſerſte dieſer Art iſt. Ueberdieß erhält man bey 5 Exemplarien das 6te gratis, wenn man ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet.

Da die erſte Auflage ſich innerhalb 9 Monate vergriffen hat, ſo hat der Hr. Verfaſſer die neue, Ende Auguſts zu habende, Auflage mit weſentlichen Zuſäzen vermehrt, und ihr dadurch einen hohern Grad von Volkommenheit gegeben, ſo daß ſie nun unſtreitig für das vorzuglichſte Lehrbuch der franz. Sprache gehalten werden darf. Der Preiß bleibt auch bei der ſehr vergröſſerten BogenAnzahl der nämliche.

Neue Sammlung franzöſiſcher und teutſcher Uebungsſtücke zum Ueberſetzen in beede Sprachen mit Nachweiſung auf die neue franzöſ. Sprachlehre von Abbé Mozin bearbeitet von ebendemſelben und von M. Kornbek. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Veranlaſſung zu dieſer Sammlung gaben das Bedürfniß und der mehrmal geäuſſerte Wunſch, daß die franzöſiſch lernende Jugend ein Buch haben möchte, welches bey einem mäſſigen Preiſe, durch eine betrachtliche Anzahl franzöſiſcher und teutſcher Anekdoten und Züge aus der Geſchichte, wobey nicht blos auf ſpielende Unterhaltung, ſondern auch auf Erwekung ernſthafter, moraliſcher Gefühle Rükſicht genommen würde, jungen Leuten ein weites, abwechſelndes Feld zu Uebungen in- und auſſer den Lehrſtunden aufſchlöſſe, ihnen die Regeln der Grammatik ins Gedächtniß riefe, und Stoff zur mündlichen Unterhaltung anböte; wobei ſie ein- oder mehrmal geleſene Stücke, zur Vorbereitung auf das Sprechen nacherzählen lernten. — Zu dieſem Behufe enthält die gegenwärtige Sammlung vierhundert Anekdoten, von denen mehr als ſechzig franzöſiſche auf zweierlei Art vorgetragen ſind, um zu zeigen, wie man eine Sache frei und mit Abänderungen der Worte nacherzählen kann; die teutſchen ſind alle mit Erläuterungen über den acht franzöſiſchen Ausdruk begleitet. Der übrige Inhalt beſteht in einer franzöſiſchen und teutſchen Komödie, und einer Anzahl Geſpräche über die bei der Handlung am häufigſten vorkommenden Gegenſtände, auch wiederum mit Erläuterungen.

Im Uebrigen zeichnet ſich dieſe Sammlung durch Wohlfeilheit des Preiſes, und Schönheit des Druks und des Papiers ebenſo vortheilhaft aus als die Grammatik des Herrn Abbé Mozin; mit welcher ſie auch gleiches Format hat.

Riemann's Blätter für Polizei und Kultur für 1802. u. 1803. 8. Der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 7 fl. 48 kr.

Eine reichhaltige Sammlung aller Fortſchritte, Bemühungen, Verordnungen, Wünſche ꝛc. in Betreff dieſer für die Menſchheit ſo wichtigen Gegenſtände.

Peſtalozzi Elementarbücher, 5 Hfte. gr. 8. 3 fl. 4– kr. baar.

Peſtalozzi's Lehrart verdient nach dem allgemeinen Zeugniß derer, die ſie genau kennen lernten, das groſſe Aufſehen, das ſie verurſachte. Seine Elementarbücher, wovon bis jezt 3 Hefte erſchienen ſind, ſezen nunmehr jeden in Stand, diß ſelbſt zu beurtheilen, und ſeine Methode zu befolgen, und man wird die ſchöne davon gemachten Erwartungen ſodann gewiß erfüllt ſehen, beſonders, wenn die übrige Hefte vollendet ſind und das Ganze dadurch genau wird beurtheilt werden können. Zu Michaelis erſcheinen die weitere fürs erſte angekündigte 2 Hefte, denen noch einige nachfolgen werden, um die Darſtellung des ganzen Syſtems zu vollenden.

Pfeffel (G. L.) poetiſche Verſuche, 6 Theile Velinpap. 6 Rthlr. 10 fl. 48 kr. Poſtpap. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr. Drukpap. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Mit der ſorgfältigſten Feile iſt dieſe neue Ausgabe von dem ehrwürdigen Verfaſſer veranſtaltet worden: in kurzem werden noch 2 Bändchen nachfolgen und das Publikum dadurch im Beſiz der vollſtändigen Sammlung dieſes mit Recht ſo allgemein beliebten Dichters ſeyn. Für die Beſizer der erſtern Ausgaben ſind die neuen Gedichte vom 4 Band an auch beſonders zu haben.

Pfleiderer (Prof.) vollſtändige Trigonometrie, gr. 8. 1802 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Das vollſtändigſte Handbuch in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht, was über dieſen wichtigen Zweig der Mathematik bis jezt geſchrieben iſt; der Anfänger und der Kenner können es mit gleich großem Vortheil benuzen.

Ploucquer (D. W. G.) initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis. T. XI. 4. Subscript. Pr. 3 Rthlr. 12 gr. 6 fl. 20 kr.

Mit dem 12ten Band wird nun dieſes für jeden Mediciner höchſt wichtige Werk geſchloſſen ſeyn, das alles enthält, was in dieſem Fach bis auf den heutigen Tag geleiſtet wurde, und das, gehörig geprüft, kein Arzt entbehren kan.

Plutarchi Chaeronensis quae ſupersunt omnia. Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diverſitate. Opera J. G. Hutten. Tom. XIII. 8 maj. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Mit dem nächſtfolgenden Theil wird dieſe vollſtändige Ausgabe aller Werke Plutarchs beſchloſſen werden, die alles in ſich faßt, was bisher, Wyttenbach's Bemühungen nicht ausgenommen, für dieſen Schriftſteller geleiſtet wurde.

Polizeifama, allgemeine deutſche, auf 1802. und 1803. Der Jahrgang 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

Seit einem Jahre hat ſich der Herausgeber der deutſchen Juſtiz- und Polizei-Fama in Verbindung mit vorzüglichen Juſtiz- und Polizeikennern bemüht, einen Plan zu realiſiren, deſſen Ausführung gleich Anfangs als ein Bedürfniß der deutſchen Nation anerkannt wurde.

Ob er den Zwek einer ſo ſchwierigen Unternehmung erreicht, und ſeine übernommenen Pflichten erfüllt habe, mag das ſachkundige unparteiiſche Publikum entſcheiden. Die zahlreiche Theilnahme der Leſer, welche ſehr bald eine zweite Auflage der Fama veranlaßte — die unmittelbaren Begünſtigungen ſo vieler Regierungen Süddeutſchlandes — das Bemühen ausgezeichneter Staats- und Geſchäftsmänner, dieſe Blätter zu verbreiten, und mit Beiträgen zu unterſtüzen, ſind wo nicht Beweiſe ihrer Vorzüge, doch wenigſtens Merkmale der allgemeinen Zufriedenheit. Vielleicht veranlaßen ſie auch noch jene, welche nur dem Alten huldigen, zu einem günſtigen Blike auf dieſe Pflanze des neunzehnten Jahrhunderts.

Poſſelt (D. E. L.) europäiſche Annalen auf 1802. u. 1803. gr. 8. Der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Diß wäre nun der 9te Jahrgang einer ſo allgemein verbreiteten Zeitſchrift, deren groſſer Werth nun erſt recht erkannt werden wird, wo der friedliche Gang der Zeitbegebenheiten die Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit des Verfaſſers leichter erkennen läßt.

Schelling und Hegel kritiſches Journal der Philoſophie, 1r u. 2r Bd. jeder zu 3 Stücken. gr. 8. 1802. 1803. br. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

—— (F. W. J.) neue Zeitſchrift für ſpekulative Phiſik, 1r Bd. gr. 8. 1802. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Dieſe zwei ihrem Titel ganz entſprechende Zeitſchriften ſind des Verfaſſers würdig, deſſen Namen ſie tragen.

Schellings (F. W. J.) Methodologie, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Da durch die Zeitumſtände an vielen Orten neue Ausſichten für Verbeſſerungen der Univerſitäten entſtehen, ſo müſſen dieſe Vorleſungen von einem ſo berühmten Verfaſſer um ſo willkommner ſeyn, da ſie die Anſichten deſſelben über das Ganze der Wiſſenſchaften und gewiſſermaßen eine wiſſenſchaftliche Encyclopädie, ſo wie auch indirecte eine gemeinfaßliche Darſtellung ſeiner Lehre enthalten.

Schillers (Fr.) Maria Stuart, 3te Aufl. 8. 1802. Poſtpap. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Drukpap. 10 gr. 45 kr.

Schillers (F.) Turandot, Prinzeſſin v. China. Ein tragi-comiſches Mährchen von Gozzi, 8. 1802. Velinpr. 1 Rthlr. 2 fl. 48 kr. Poſtpr. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Schwan Dictionnaire François-allemand et allemand-françois, 4 Vol. cplt. 4. 1798—1803. 6 Rthlr. 8 gr. 11 fl.

Die Menge der franzöſiſchen Wörterbücher zeigt das dringende Bedürfniß derſelben, aber kein bis jezt erſchienenes erfüllte ſo ſehr jede Anforderung des Anfängers ſo wie des Kenners beider Sprachen, als das vor uns liegende; denn wenn ſchon der Name des durch ſein großes Wörterbuch rühmlich bekannten Verfaſſers für dieſe neue Bearbeitung eines Wörterbuchs die günſtigſte Erwartung erregte, ſo iſt dieſe in der That noch weit übertroffen, und der Unterſchied zwiſchen dieſem und den bisher im Umlauf geweſenen deutſch-franzöſiſchen Wörterbüchern ſo auffallend, daß er jedem, der ſich die Mühe geben will, eine Vergleichung anzuſtellen, ſogleich in die Augen leuchten muß. Reines Deutſch, in einen eben ſo reinen franzöſiſchen Styl übertragen, richtige Erklärung und Auseinanderſezung der verſchiedenen Bedeutungen eines Wortes, durch treffende Beiſpiele erläutert, und dieſes alles in einer gedrängten Kürze, zeichnet dieſes Wörterbuch vor allen übrigen ſo vortheilhaft aus, daß man, ohne viel zu ſagen, behaupten kann, es ſey das erſte und einzige in ſeiner Art. Auch übertrift es an Vollſtändigkeit alle ſeine Vorgänger: der Handwerker, der Künſtler, der Naturforſcher, der Arzt, der Wundarzt, kurz jeder wird hier in ſeinem Fache Befriedigung finden, ſelbſt der Chemiker wird die vorzüglichſten Ausdrüke der Sprache des neuen Syſtems der Chemie nicht vergeblich ſuchen.

Der dritte Band dieſes Wörterbuchs, der das Franzöſiſche von A bis H enthält, und wobei die neueſte Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie françoise benuzt, und zwekmäßiger, als in der von Catel verdeutſchten Ausgabe geſchah, für Deutſche bearbeitet wurde, iſt nun erſchienen, und da wir mit dieſem den Verlag des ganzen Werkes übernommen haben, ſo erbieten wir uns, um den Ankauf möglichſt zu erleichtern, das ganze Werk, das 4 Bände, und über 400 Bogen enthalten wird, und wovon der lezte Band Ende Septembers dieſes Jahres herauskommen wird, für 4 Laubthaler zu erlaſſen,

Storr (C. G.) opuscula acad. ad interpretationem librorum ſacrorum pertinentia. T. III. et ult. 8 maj. 1803. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Süſkind (J. G.) in welchem Sinn hat Jeſus ſeine Religions- und Sittenlehre für göttlich ausgegeben? gr. 8. 1802. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der Theolog, beſonders der Schriftforſcher wird in dieſem Werken den reinen chriſtlichen Geiſt mit philoſophiſcher Darſtellung verbunden finden.

Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde, mit Kupf. auf 1803. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Dieſer ſeit 8 Jahren mit allgemeinem Beifall aufgenommene Taſchenkalender, liefert auch in dieſem Jahrgang eben ſo nützliche als lehrreiche Aufſätze. Von wirklichen Gartenanlagen ſind der Luſtgarten zu Harpke, und der Kobenzlberg bei Wien beſchrieben, und mit Abbildungen dargeſtellt. Mehrere praktiſche Aufſätze von Herren Prof. [illegible], D. Römer, Pres, Plonquet, Dieterich ꝛc. werden jedem Gartenliebhaber willkommen ſeyn.

Tennecker (von) Roßarzt, 1r Bd. 1r 2r 3r Thl. 8. auch unter d. beſond. Titeln:
— über Huflähmungen, gr. 8. 1803. 20 gr. 1 fl. 30 kr.
— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. rheumatiſchen Lähmungen bei Pferden. 12 gr. [illegible] kr.
— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. zufälligen Lähmungen bei Pferden. 8 gr. 36 kr.

Die Arbeiten des Herrn v. Tennecker zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß ſie auf praktiſche Erfahrungen und Beobachtungen gegründet ſind: in dieſer Hinſicht muß alſo beſonders ſein "Roßarzt" den Pferdeliebhabern ein willkommenes Geſchenk ſeyn, da nur wenige, die dieſe Materie behandelten, ſo häufige Gelegenheit hatten wie der Herr Verfaſſer, durch wirkliche Ausübung die verſuchten Mittel zu erproben.

Williams (H. W.) Skizze von dem Zuſtand, Sitten und Meinungen in der franz. Republik zu Ende des 18ten Jahrhunderts. Aus dem Engl. 2 Theile, 8. 1 Rthlr 16 gr. 3 fl.

Dieß Gemählde von einer geſchätzten Feder zeichnet ſich außer den auf dem Titel angegebenen Gegenſtänden noch beſonders durch eine getreue Schilderung der Hauptumſtände der neapolitaniſchen Revolution aus.

Bis zur MichaelisMeſſe erſcheinen noch ferner folgende Werke:

Almanach des Dames pour l'an 1804 avec estampes.

Damenkalender auf 1804 von Lafontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, m. K.

Göthe, von, die natürliche Tochter, Trauerſpiel — als Taſchenbuch für 1804.

—— LiederAlmanach auf 1804. mit Kupf.

Hoyer militairiſcher Almanach auf 1804.

Muſikaliſcher Almanach auf 1804 enthaltend Compoſitionen für die Guitarre, für die in Göthe's LiederAlmanach enthaltene Gedichte.

Schiller, die Braut von Meſſina oder die feindliche Brüder, ein Trauerſpiel mit Chören, gr 8.

Wieland (C. M.) Menander und Glycerion — als Taſchenbuch für 1804. mit Kupf.

Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf 1804, mit Kupf.

Taſchenbuch

auf das Jahr 1804.

Herausgegeben

von

Wieland und Goethe.

Tübingen,
in der Cotta'ſchen Buchhandlung.

(1982)

Universitäts-
Bibliothek
München

Inhalt.

I. Zwey Erzählungen aus dem Pentameron von Roſenhain. Von C. M. Wieland.

Freundſchaft und Liebe auf der Probe. . . . S. 1.
Die Liebe ohne Leidenſchaft. . . . . . . 58.

II. Der Geſelligkeit gewidmete Lieder. Von Goethe.

Stiftungslied. . . . . 89.
Zum neuen Jahr 1802. . . . . . . 91.
Maſkentanz. Zum 30. Januar 1802. . . . 94.
Tiſchlied. . . . . 97.
Generalbeichte. . . . . 101.
Weltſchöpfung. . . . . 104.
Frühzeitiger Frühling. . . . . . . 107.
Dauer im Wechſel. . . . . 110.

Schäfers Klagelied. . . . . . . S. 113.
Troſt in Thränen. . . . . 115.
Sehnſucht. . . . . 117.
Nachtgeſang. . . . . 120.
Bergſchloß. . . . . 122.
Die glücklichen Gatten. . . . . . . 125.
Wandrer und Pächterin . . . . . . 130.
Ritter Curts Brautfahrt. . . . . . . 134.
Hochzeitlied. . . . . 137.
Magiſches Netz. Zum 1. May 1803. . . . . 142.
Kriegserklärung. . . . . 145.
Selbſtbetrug. . . . . 147.
Der Rattenfänger. . . . . 148.
Frühlingsorakel. . . . . 150.

* * *

Mehrere dieſer Lieder können auf bekannte Melodieen geſungen werden, ein Theil davon befindet ſich in den Geſängen, mit Begleitung der Chitarra von Wilhelm Ehlers.

Univ.-Bibl.
München

Wallenſtein.

Die Piccolomini. S. 185.

Dritter Aufzug. Neunter Auftritt.

Thekla (allein.)

Es geht ein finſtrer Geiſt durch unſer Haus,
Und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden.
Aus ſtiller Freyſtatt treibt es mich heraus,
Ein holder Zauber muß die Seele blenden.
Es lockt mich durch die himmliſche Geſtalt,
Ich ſeh' ſie nah und ſeh' ſie näher ſchweben.
Es zieht mich fort, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widerſtreben.
(Man hört von ferne die Tafelmuſik.)

O! wenn ein Haus im Feuer ſoll vergehn,
Dann treibt der Himmel ſein Gewölk zuſammen,
Es ſchießt der Blitz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterird'ſchen Schlünden fahren Flammen,
Blindwüthend ſchleudert ſelbſt der Gott der Freude
Den Pechkranz in das brennende Gebäude!

Univ.-Bibl.
München

Wallenſtein.

Die Piccolomini. S. 228.

Fünfter Aufzug. Erſter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Max Piccolomini.

Max.

(Nachdem er weiter geleſen, mit einem Blick des Erſtaunens auf ſeinen Vater.)

Wie? Was? Du? Du biſt—

Octavio.

Blos für den Augenblick — und bis der König
Von Ungarn bei dem Heer erſcheinen kann,
Iſt das Kommando mir gegeben—

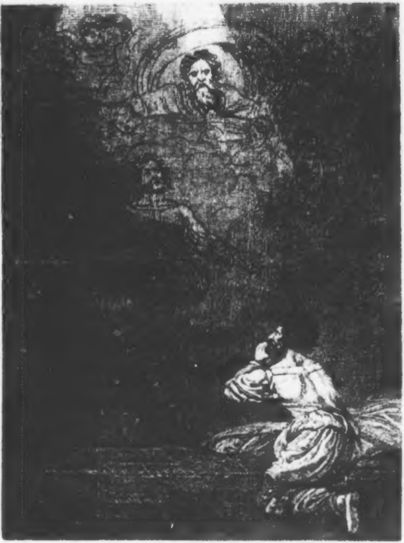
Univ. Bibl.
München

Cellinis Leben I. Theil pag. 298.

Ich war mehr als Einmal entſchloſſen mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte geſtellt und wie eine Falle unterſtüzt, und wollte es auf meinen Kopf ſchlagen laſſen, ſo daß ich gewiß gleich todt geblieben wäre. Als ich nun das Geſtelle zurechte gemacht hatte, und eben um los zu drücken die Hand hineinſteckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrak, daß ich für todt liegen blieb.

Da ich hernach überlegte, was wohl geweſen ſeyn könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte? ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſey, die ſich meiner annähme. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume, es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wollteſt?

Univ. Bibl.
München



S. 113.

Cellinis Leben I. Theil pag. 302.

Capitain Sandrino Monaldi kam, mit ohngefähr zwanzig Dienern des Caſtellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knieen, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben, und einen auferweckten triumphirenden Chriſtus, die ich, mit einem Stückchen Kohle, an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Freundſchaft und Liebe
auf der Probe
und
Die Liebe ohne Leidenſchaft.

—o—

Zwey Erzählungen
aus dem
Pentameron von Roſenhain.

Von
C. M. Wieland.

Nadine von Blumau war izt die Einzige, die der Geſellſchaft zu Roſenhain ihren Beytrag zu den zeitherigen Abendunterhaltungen noch ſchuldig war. Dieſe junge Dame gehörte nicht zur Familie; ſondern war vor einigen Tagen mit ihrer Freundin, Frau von D***, (die ſeit kurzem mit einem Verwandten der Frau von P. vermählt war) bloß als ihre Begleiterin nach Roſenhain gekommen, wo ſie, weniger aus Gefälligkeit gegen ihre Freundin, als ihrer eigenen Liebenswürdigkeit wegen, ſo gut aufgenommen wurde, daß ſie ſchon am zweyten Tag unter lauter alten Bekannten und Freunden zu leben glaubte. Mehr von ihr zu ſagen, würde hier überflüſſig ſeyn, da wir in der Folge Gelegenheit bekommen werden, näher mit ihr bekannt zu werden.

Ich ſehe mich, ſagte ſie, als ihre Stunde gekommen war, ungefähr in eben derſelben Lage wie Hr. M. Zwar muß ich geſtehen, daß ich beynahe eben ſo beleſen in den Mährchen bin wie die ſchöne Roſalie von Erlebach, mit deren Entzauberung uns Fräulein Amande vorgeſtern ſo angenehm unterhalten hat; aber ich habe ein ſo wunderliches Gedächtniß, daß alles, was ich von dieſer Art leſe oder höre, in kurzer Zeit wieder rein vergeſſen iſt; ſo daß ich von etlichen hundert Mährchen, die ich ſeit meinem neunten Jahre geleſen haben mag, ſchwerlich drey wieder erzählen könnte, es wäre denn in der Manier des Sultans in den vier Fakardins des Grafen Anton Hamilton. Herr M. hat ſich mit einer Spaniſchen Novelle aus der Sache gezogen; was bleibt mir alſo, um etwas Neues auf die Bahn zu bringen, als eine Anekdote? Glücklicher Weiſe liegt mir eine noch ganz friſch im Gedächtniſſe, die ſich mit zweyen meiner vertrauteſten Freundinnen zugetragen hat, und die, wofern ſie durch meine Erzählung nicht zu ſehr verliert, ſonderbar genug iſt, um die Stelle eines Feenmährchens auszufüllen. Von der ſchönen Moral, die ſich daraus abziehen läßt, will ich aus zwey Urſachen nichts ſagen: erſtens, weil ſie nirgends weniger als in der Geſellſchaft, deren Mitglied ich itzt zu ſeyn die Ehre habe, anwendbar iſt; und zweytens, weil ich die moraliſchen Erzählungen von Profeſſion (wenn ich ſo ſagen darf) eben ſo wenig liebe, als die Komödien, worin es auf die Erbauung der Zuſchauer abgeſehen iſt. Die einen und die andern können ſehr moraliſch, ſehr erbaulich, und doch ſehr langweilig ſeyn; ſind ſie hingegen, was ihr eigentlicher Zweck erfordert, unterhaltend und beluſtigend, ſo müßt' es nicht natürlich zugehen, wenn die guten Lehren und Sittenſprüche nicht zu Dutzenden daraus hervorſprängen. — Doch verzeihen Sie dieſe kritiſche Abſchweifung! Ich komme zur Sache.

Freundſchaft und Liebe
auf der Probe.

—o—

Zwey junge Perſonen aus einer ſchon ſeit langer Zeit unter Franzöſiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Deutſchen Provinz waren beynahe von ihrer Kindheit an in einer gegenſeitigen Zuneigung aufgewachſen, die ſich in reifern Jahren zu einer ſo vollkommenen Freundſchaft ausbildete, daß ſie an dem Ort ihres Aufenthalts unter dem Nahmen der Freundinnen bekannter als unter ihrem Geſchlechtsnahmen waren. Ich ſelbſt lernte ſie zuerſt bey den Engliſchen Damen in ** kennen, wo ihre Penſionszeit beynahe abgelaufen war, als die meinige anfieng; denn beide ſind einige Jahre älter als ich. So jung ich damahls noch war, ſo hatte ich doch das Glück, ihnen zu gefallen, und, da unſere Eltern in eben derſelben Stadt wohnten, verſprachen wir uns, die angefangene Bekanntſchaft in der Folge zu erneuern und zu unterhalten. Nach meiner Zurückkunft aus der Penſion fand ich beide bereits verheurathet. Ich hatte meine Mutter früh verloren; und da mein Vater mir viele Freyheit ließ, ſo ſuchte ich jede Gelegenheit auf, wo ich die Freundinnen ſehen konnte; und ſo entſpann ſich nach und nach ein ſo vertrautes Verhältniß zwiſchen uns, daß ich gewiſſer Maßen die dritte Perſon in ihrem Bunde war. Dieſe enge Verbindung verſchaffte mir die Gelegenheit, mich von den Umſtänden der Anekdote, die ich Ihnen mitzutheilen kein Bedenken trage, genauer als Andere zu unterrichten. Bevor ich aber zur Geſchichte meiner Freundinnen fortgehe, werde ich Ihnen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, eine Idee von ihrem Karakter geben müſſen.

Selinde (wie ich die jüngere von ihnen nennen will) vereinigt mit der zierlichſten Nymfengeſtalt einen Kopf, der das ſchönſte Modell zu einer Hebe oder Pſyche abgeben könnte. Ihre Gemüthsart iſt offen, aufrichtig, edel und gut; ohne die Tugend wie einen Schild aufzuhängen, trägt ſie den Keim aller Tugenden in ſich, welche die Grundlage eines achtungswürdigen Karakters ausmachen; aber eine übermäßige Lebhaftigkeit und ein großes Theil Leichtſinn werfen oft einen falſchen Schein auf ſie, ten ſie im Bewußtſeyn ihrer Unbefangenheit und Unſchuld zu wenig achtet. Die Begierde zu gefallen und ein nicht minder ſtarker Hang zur Freude und zu allen Vergnügungen, die man unſchuldig zu nennen gewohnt iſt, und ſich daher auch wohl einiges Uebermaß darin zu erlauben pflegt, ſcheinen ihre einzigen Leidenſchaften zu ſeyn, wenn man anders Neigungen, die ihr ſo natürlich als das Athemhohlen ſind, und der innern Ruhe ihres Gemüths ſelten Abbruch thun, den Nahmen Leidenſchaften geben kann.

Eine ſehr lebendige Einbildungskraft und eine angebohrne unerſchöpfliche Ader von Witz, der ihr öfters auch Achtung oder Schonung fordernde Gegenſtände in einem lächerlichen Lichte zeigt, ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften ihres Geiſtes. Zwar iſt auch ihr Verſtand nicht ungebildet; aber, außerdem, daß ſie nie Geduld genug gehabt hat, ſich lange mit ernſthaften Dingen abzugeben, würde ſie ſich ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn man in ihrer Art zu reden und zu ſeyn etwas bemerkte, das wie Weisheit ausſähe. Sie hat ſich in ihr leichtes Köpfchen geſetzt, daß es eine Menge liebenswürdiger kleiner Thorheiten gebe, die einem ſchönen Weibe beſſer anſtehen als die Miene eines weiblichen Sokrates, womit ſie in ihren leichtfertigen Augenblicken ihre Freundin aufzuziehen pflegt.

Selinde iſt auch nicht ohne Talente; aber da die Begierde, durch ſie zu gefallen, nicht ſtärker bey ihr iſt als der Hang zu allen Arten angenehmer Zerſtreuungen, und da es ihr, zumahl weil der Putztiſch einen großen Theil ihres Vormittags wegnimmt, immer an Zeit gefehlt hat: ſo muß ich geſtehen, daß ſie in den ſchönen Künſten, die man heut zu Tage zur Erziehung junger Perſonen von Stand und Vermögen rechnet, ſehr zurückgeblieben iſt.

Klariſſe (ſo mag die zweyte der beiden Freundinnen heißen) kann, wenigſtens neben Selinden, für keine Schönheit gelten; indeſſen iſt ihre Geſichtsbildung geiſtreich und angenehm, ihr Körper, wiewohl nach einem etwas größern Maßſtab, in einem ſo vollkommenen Ebenmaß gebaut, und ihre Geſundheit ſo rein und blühend, daß man nicht zweifeln kann, ſie würde, in Anſehung mancher äuſſerlichen Reitze ihrer Freundin den Vorzug ſtreitig machen können, wenn ſie es nicht vielmehr mit Fleiß darauf anlegte, von dieſer Seite, zumahl neben Selinden, ſo wenig als möglich bemerkt zu werden. Das, wodurch ſie, wie durch einen verborgenen, ihr ſelbſt unbewußten Zauber, ſanft anzieht und dauerhaft feſſelt, iſt daher mehr etwas geiſtiges als in die Sinne fallendes, und wer beide Freundinnen beiſammen ſieht, wird auf den erſten Anblick Se-

Lindens Liebhaber und Klariſſens Freund. Man kann ſchwerlich mehr Rechte an Hochachtung und Liebe haben und weniger Anſprüche darauf machen als Klariſſe. Die Ausbildung ihres Geiſtes, wiewohl die Frucht ihres Fleißes und ihrer immer wohl angewandten Zeit, ſcheint eine bloße Gabe der Natur zu ſeyn; und die vielen Kenntniſſe, die ſie beſitzt, blicken, wo es unſchicklich wäre, ſie verläugnen zu wollen, ſo verſchämt unter dem Schleier, womit die Beſcheidenheit ſie bedeckt, hervor, daß weder die Unwiſſenheit der Weiber dadurch beſchämt, noch der anmaßende Stolz der Männer beleidigt wird. Sie beſitzt verſchiedene Talente in einem nicht gemeinen Grade; ſie zeichnet und mahlt vortrefflich, und ſpielt Klavier und Harfe mit eben ſo viel Geſchmack als Fertigkeit; ſie macht ſogar, wiewohl ſie es kaum ihren Vertrauteſten geſteht, ſehr artige kleine Verſe. Es iſt, wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß etwas höchſt ſeltenes, daß man es in irgend einer Kunſt ohne Anſtrengung und hartnäckigen Fleiß zu einiger Vollkommenheit bringe. Klariſſe beſitzt vielleicht von Natur nicht mehr Anlagen als Selinde: aber ihr ruhiger, geſetzter und mehr in ſich ſelbſt geſammelter Sinn macht ſie geſchickter und geneigter, dieſe Anlagen anzubauen und zu üben. Sie liebt die zerſtreuenden Ergetzungen weniger als ihre Freundin; ſie gieng immer ſparſamer mit ihrer Zeit um, theilte ihren Tag beſſer ein, und die Morgenſtunden, welche Selinden mit flüchtigem Herumblättern in Taſchenbüchern, Tageblättern und neuen Broſchüren und vornehmlich am Putztiſch durch die Finger ſchlüpften, wurden von Klariſſen immer nützlich und zu beſtimmten Zwecken angewandt. Selinde las, um die lange Weile zu verjagen oder ſich mit angenehmen Bildern und Fantaſien zu ergetzen; Klariſſe las immer mit Nutzen, denn ſie fragte ſich immer ſelbſt: iſt dies auch wahr? fühlſt oder denkſt du wirklich, was der Autor will, daß du denken und fühlen ſollſt? und wo nicht, liegt die Schuld an dir oder an ihm? Auf dieſe Weiſe lernte ſie vergleichen, unterſcheiden, überſchauen und zuſammenfaſſen, entdeckte den Maßſtab des Wahren und Schönen in ſich ſelbſt, und gewöhnte ſich an eine richtige Schätzung der Dinge. Alles dies gab ihr Klarheit des Sinnes, Schärfe und Richtigkeit des Blicks und Freyheit von Launen, Grillen, übereilten Urtheilen und leichtſinnigen Zu- und Abneigungen; Alles in ihr iſt ruhig, gemäßigt und in Harmonie mit ſich ſelbſt. Ohne Leidenſchaften, ohne Schwärmerey, eine gebohrne Feindin alles Uebertriebenen, aller Unnatur, Selbſttäuſchung und Unredlichkeit gegen Andere und ſich ſelbſt, genießt ſie einer unzerſtörbaren innern Ruhe, und reine Liebe des Schönen und Guten iſt in allen ihren Umſtänden und Lagen die Seele aller ihrer Gedanken, Neigungen und Handlungen. Natürlicher Weiſe iſt ſie mit einer ſolchen Gemüthsverfaſſung immer zur Theilnehmung an Andern, zu jeder Nachſicht gegen fremde Fehler und Schwachheiten geſtimmt, und überhaupt in allen Vorfallenheiten des Lebens aufgelegt, das Schicklichſte zu erwählen und zu thun. Ihr Ernſt hat nichts Düſtres, ihr geſetztes Weſen nichts Schwerfälliges und Drückendes; Heiterkeit und Frohſinn iſt immer über ihr liebliches Geſicht, wie Sonnenſchein über ein anmuthiges Thal, ausgebreitet, und allgemeines Wohlwollen ſcheint das Element zu ſeyn, worin ſie athmet. Dies iſt meine Freundin Klariſſe, und wenn anders Ariſtipps Briefe mir einen richtigen Begriff von dem, was Sokrates war, gegeben haben, ſo müßt' ich mich ſehr irren, wenn der Nahme eines weiblichen Sokrates, womit ſie von Einigen im Scherz geneckt wird, ihr nicht in vollem Ernſt zukommen ſollte.

Verzeihen Sie, wenn ich mich unvermerkt zu lange bey der Schilderung des liebenswürdigſten Weibes, ſo ich kenne, verweilt haben ſollte. Ich bin keine ſonderliche Porträtmahlerin, und eine geſchicktere Hand würde vielleicht mit viel wenigern Pinſelſtrichen dem Bilde mehr Beſtimmtheit und Leben gegeben haben. Aber ich habe die meinige dem Antrieb meines Herzens überlaſſen, und daß ich ſie endlich zurückziehe, geſchieht nicht, weil ich mit meinem Gemählde zufrieden bin, ſondern weil ich fühle, daß man aufzuhören wiſſen muß.

Es könnte beym erſten Anblick wunderbar ſcheinen, wie zwiſchen zwey ſo ungleichen Perſonen, als Klariſſe und Selinde, eine ſo vertraute Freundſchaft habe entſtehen oder wenigſtens von Dauer ſeyn können. Aber ſobald man mit beyden genauer bekannt iſt, ſcheint mir nichts begreiflicher. Selindens Schönheit, Leichtſinn und Gutherzigkeit auf der einen Seite, und Klariſſens gänzliche Anſpruchloſigkeit auf der andern, entfernen ſchon den bloßen Schatten der Eiferſucht von ihnen. Jene ließ ſich nie einfallen, daß ihr Dieſe irgend einen von ihren Vorzügen ſtreitig machen könnte; dafür aber geſtand ſie Ihr auch die Ihrigen immer willig zu, und iſt noch itzt ſtolz darauf, für die vertrauteſte Freundin einer Frau von ſo vielen Verdienſten bekannt zu ſeyn. In der That kann Klariſſens Liebe zu Selinden (das Einzige an ihr, was einer Leidenſchaft ähnlich ſieht) für dieſe nicht anders als ſchmeichelhaft ſeyn; man könnte ſagen, ſie läßt ſich von Klariſſen lieben.

ungefähr wie der ſchöne Alcibiades ſich vom Sokrates lieben ließ, und Klariſſe rechnet nicht genauer mit ihr ab als dieſer mit dem Sohn des Klinias, ob ſie eben ſo viel von ihr wieder geliebt werde. Denn die ſchöne Selinde iſt, die Wahrheit zu ſagen, (vielleicht ohne ſichs bewußt zu ſeyn) zu ſehr in ſich ſelbſt verliebt, um in eben dem Grade, wie ſie geliebt wird, wieder lieben zu können. Aber eines von ihren größten und gefühlteſten Bedürfniſſen iſt, immer eine Vertraute und eine Rathgeberin in ihren Verlegenheiten zu haben, der ſie ſich ganz aufſchließen darf; und wo hätte ſie eine Perſon finden können, die ſich dazu beſſer ſchickte als Klariſſe? Die Gefälligkeit, die Nachſicht, die anſcheinende Partheylichkeit der letztern gegen die erſtere geht ſo weit über die Grenzen der gewöhnlichen Freundſchaften unter Perſonen unſers Geſchlechts, daß Selinde, überzeugt von Klariſſens gänzlicher Anhänglichkeit an ſie, auch ſogar unangenehme Wahrheiten, und (was ſie ſonſt von Niemand verträgt) Widerſpruch und Tadel von ihr vertragen konnte. Die Fälle, wo ſie ein wenig an einander anſtießen, waren alſo immer äußerſt ſelten, und wenn ja ſo etwas ſich ereignete, ſo wußte Klariſſens Sanftheit und guter Verſtand alles gar bald wieder ins Gleiche zu bringen.

So wie die beiden Freundinnen aus dem Kloſter zurückgekommen waren, ließen die Eltern ſich angelegen ſeyn, ihren geliebten Töchtern die Mühe, ſich Männer nach ihren Augen, oder nach ihrem Herzen, ſelbſt aufzuſuchen, zu erſparen, und glaubten alles mögliche für ſie gethan zu haben, indem ſie unter den verſchiedenen Mitbewerbern, die ſich hervorthaten, diejenigen auswählten, die in Anſehung des Vermögens, des Alters, der Figur und andrer Züglichkeiten dieſer Art, für die beſte Partie gelten konnten. Durch eine ſonderbare Laune des Zufalls fiel die Wahl auf zwey junge Männer, die von ihrer früheſten Jugend an durch einen nicht weniger engen Freundſchaftsbund vereinigt waren, als Selinde und Klariſſe. Ueberall, wo man ſie kannte, wurden Raymund und Mondor, (wie ich ſie ſtatt ihres wahren Nahmens nennen will,) wenn von Freundſchaft die Rede war, als ein Beiſpiel angeführt, daß es ſelbſt in unſern ausgearteten Zeiten noch Freunde gebe, die man einem Pylades und Oreſtes, Pythias und Damon, und andern von den Alten ſo hoch geprieſenen Freundſchaftshelden entgegen ſtellen könne.

Um das gehörige Licht über die Geſchichte dieſes Doppelpaars zu verbreiten, ſeh' ich mich genöthigt, meine wenige Fertigkeit in der Portraitmahlerey abermahls an den Tag zu legen.

Mondor, dem die reizende Selinde zu Theil wurde, verband mit einer vortheilhaften Außenſeite, einem ſehr anſehnlichen Vermögen und einem ziemlich jungen Adelsbrief, beynahe Alles, was man überhaupt zum Karakter eines achtungswerthen Mannes fodert, Erziehung, Talente, Sitten, und was heut zu Tage unter ſeinesgleichen ſeltner als jemahls ſeyn ſoll, einen unbeſcholtenen Ruf. Mit allen dieſen guten Eigenſchaften könnte ſichs dennoch fügen, daß ein Mann kein ſchicklicher Ehegehülfe für eine Dame, wie Selinde, wäre; und dies ſchien, nachdem ſie einige Zeit an Hymens ſanftem Joche zuſammen gezogen hatten, wirklich der Fall zu ſeyn. Mondor war von einer ernſthaften, mit etwas ſchwarzer Galle tingirten Sinnesart, von warmem Kopf und noch wärmerem Blut; äußerſt reizbar, heftig und anhaltend in ſeinen Leidenſchaften, und ſchwer von einer Idee, die er ſich in ſeinen Kopf geſetzt hatte, abzubringen. Seine Fantaſie, eine Fee, die eine ziemlich tyranniſche Gewalt über ihn ausübte, pflegte ihm alles in der Welt entweder in das zarteſte Roſenroth oder in pechſchwarzes Dunkel zu mahlen. Der Gegenſtand ſeiner Liebe konnte nichts geringers als ein Engel ſeyn; aber wehe dem Engel, wenn Mondor irgend einen dunkeln Flecken an ihm endeckte! er mußte ſich dann glücklich ſchätzen, wenn er in ſeiner Meinung und Zuneigung nicht tiefer als bis zur gemeinen Alltagsmenſchheit herabſank. In allen Ideen, Gefühlen und Forderungen dieſes jungen Mannes war immer etwas übermäßiges und grenzenloſes. Eine natürliche Folge hievon war, daß er mehr in ſeiner eignen Ideewelt lebte als in der wirklichen, und daß ihm in der leztern beynahe nichts recht oder gut genug war. Daher war er auch kein Freund von öffentlichen Luſtbarkeiten; die gewöhnlichen Geſellſchaften machten ihm tödtliche lange Weile, und weil er wenig Geſchäfte hatte, ſo brachte er meiſtens den größten Theil des Tages in ſeinem Bücherſaale zu, der mit den beſten Werken in allen Fächern und Sprachen reichlich verſehen war.

Von dieſem Allem beynahe iſt ſein Freund Raymund das Gegentheil; eine leichte, fröhliche, ſorgloſe, jovialiſche Seele; der entſchiedenſte Liebhaber aller geſellſchaftlichen Freuden und Zeitkürzungen, etwas zu raſch und unbeſtändig in ſeinen Neigungen und Fantaſien, und zu ſinnlich in ſeinen Vergnügungen: aber im Grund ein gutartiger, biederherziger Menſch, und, in ſo fern nur keine Aufopferung ſeiner Lieblingsneigungen von ihm gefodert wird, ſehr edler Handlungen fähig, und geneigt zu allem Guten mitzuwirken; kurz, einer von den glücklichen Sterblichen, die alles anlacht, die ſich überall gefallen und mit allen Menſchen leben können. Er war der Sohn und Enkel eines Mahlers und in ſeiner Jugend zur Kunſt ſeiner Väter angeführt worden. Eine reiche Erbſchaft, die ihm unverhofft zufiel, befreyte ihn von der Nothwendigkeit, ſein Talent geltend zu machen; doch blieb die Liebe zur Kunſt eine ſeiner herrſchenden Neigungen. Er beſizt eine auserleſene Bilderſammlung, mahlt ſelbſt zu ſeinem eigenen und ſeiner Freunde Vergnügen, und läßt, wie man ehedem vom Apelles ſagte, ſelten einen Tag ohne einen Pinſelſtrich vergehen.

Eine vertraute Freundſchaft zwiſchen ſo ungleichartigen Menſchen wie Raymund und Mondor mag vielleicht noch unbegreiflicher ſcheinen, als zwiſchen Celinde und Klariſſe; aber auch hier, wie überall, gieng alles ganz natürlich zu. Die Knabenjahre, wo die Verſchiedenheit der Sinnesarten noch nicht ſo ſtark ausgeſprochen iſt, legten den erſten Grund; Ein wichtiger Dienſt, welchen Raymund in der Folge mit Gefahr ſeines Lebens Mondorn leiſtete, zog das anfangs loſe Band unauflöslich zuſammen. Sie waren nun Freunde auf Leben und Tod. Raymund hatte ſoviel für Mondorn gethan, daß dieſer nie zu viel für jenen thun konnte. Alle ihre Diſſonanzen löſeten ſich immer in dieſem reinen Akkord auf; jeder machte ſichs zur Pflicht, die Seite, von welcher er dem andern mißfällig werden konnte, möglichſt zu verbergen. Auch die Liebe der Kunſt, die beyden gemein war, trug nicht wenig bey, ihren Umgang immer unterhaltend zu machen. Ueberdies hatte Mondor ſeine Stunden, wo ihm Raymunds genialiſcher Frohſinn wohl that, ſo wie dieſer ſich oft herzlich an den witzigen Uebertreibungen beluſtigte, woran jener, ſo oft ihn die Laune ſich über die menſchlichen Thorheiten zu erboßen anwandelte, unerſchöpflich war. Und ſelbſt das Nützliche geſellte ſich in ihrer Verbindung öfters zu dem Angenehmen; denn ſo oft als einer von beiden in die Lage kam, wo ihm der Rath und Beyſtand eines Freundes unentbehrlich wurde, konnte er gewiß ſeyn, beides bey dem andern zu finden; der leichtſinnige Raymund in Mondors ernſter Beſonnenheit, der ſchwärmeriſche Mondor in Raymunds kaltblütiger Anſicht der Dinge.

Raymunds und Klariſſens Ehverbindung hatte ein ſo vernunftmäßiges Anſehen, daß ihnen jedermann das dauerhafteſte Glück weiſſagte. Zwar hatte das, was jener für ſeine Verlobte empfand, Alles, was jeden andern als Klariſſen bereden konnte, es für Liebe zu halten; nur Sie konnt' es nicht täuſchen; denn ſie war ſelbſt frey, und hatte

Raymunds Karakter zu richtig gefaßt, um nicht zu ſehen, daß er keiner enthuſiaſtiſchen Liebe fähig ſey. Dies war es eben, was ſie entſchloſſen machte, ſeiner Bewerbung Gehör zu geben. Hätte er ſie geliebt wie Mondor Selinden, ſchwerlich würde ſie zu bewegen geweſen ſeyn, ihm ihre Hand zu geben. Denn ihrer Denkart nach ſoll die Ehe nicht ein Werk des blinden Liebesgottes, ſondern der ruhigen Ueberlegung, des beſonnenen Wohlgefallens an einander und des gegenſeitigen Vertrauens ſeyn, wobey denn doch auf beiden Seiten noch immer mehr oder weniger gewagt werden muß. Sie hatte keine weſentliche Einwendung gegen Raymund; und da ſie es (ſagte ſie lächelnd) doch einmahl mit einem der ungeſchlachten Geſchöpfe wagen müſſe, ſo kenne ſie keinen andern, zu dem ſie mehr Zutrauen und Neigung fühle, als zu ihm. Bey Raymunden indeſſen war es nicht völlig daſſelbe. Wirklich war zu der Achtung für ihren Karakter und dem Wohlgefallen an ihrer Perſon und ihren Talenten noch etwas hinzugekommen, das ſeiner Bewerbung um ſie etwas Leidenſchaftliches gab, wiewohl er es, ſo viel ihm möglich war, vor ihr zu verheimlichen ſuchte. Sein Kunſtſinn ſpielte nehmlich hier die Rolle, die ſonſt dem Liebesgott zukommt. Er hatte über die damahls ungewöhnliche Veſtalenmäßige Art, wie Klariſſe ſich kleidete, ich weiß nicht welchen kleinen Argwohn geſchöpft, und durch Beſtechung des Kammermädchens Mittel gefunden, ſich ſeiner Zweifel auf eine viel vollſtändigere Art, als er hätte hoffen dürfen, zu entledigen. Welche Entdeckung für einen Kunſtfreund, der ſelbſt Künſtler iſt! Von dieſem Augenblick an ſchwor er ſich, Klariſſe müſſe ſein werden, und wenn ſie an Jupiters goldner Kette zwiſchen Himmel und Erde hienge.

Mit Mondors Leidenſchaft für Selinden hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Der erſte Augenblick hatte hier entſchieden, und auf den erſten Blick in ihr Engelsgeſicht, in ihre himmliſchen blauen Augen hatte ihm die reinſte, ſchönſte, liebenswürdigſte aller weiblichen Seelen entgegen gelächelt. Welchen Himmel voll überirdiſcher Seligkeit verſprachen ihm dieſe Augen! Konnt' er genug eilen, ſich des Beſitzes deſſelben zu verſichern? Hätte Mondor, wie öfters der Fall iſt, zwey oder drey Jahre am Spinnrocken der vollkommnen Liebe ſpinnen müſſen, ſo würden ſich ihm wahrſcheinlich in ſo langer Zeit Gelegenheiten genug aufgedrungen haben, ſich von der Menſchlichkeit ſeiner Göttin zu überzeugen. Indeſſen ließ es ſogar in der kurzen Zeit, die zwiſchen ſeiner Bewerbung und dem Hochzeittag verſtrich, die unbefangene und mit ihrer Menſchlichkeit ſehr zufriedene Selinde nicht an ſolchen Gelegenheiten fehlen. Aber Selinde war Mondors erſte Liebe, und die erſte Liebe — wie ich einſt von einem hochgelehrten Herrn, der ſich auf ich weiß nicht welchen alten lateiniſchen Dichter berief, verſichern hörte — die erſte Liebe wirft einen gar ſeltſamen Zauber auf die Augen des Liebhabers, giebt allen Mängeln und Gebrechen der Geliebten ſanfte, mildernde und verſchönernde Nahmen, und verwandelt ſie in eben ſo viele herzſchmelzende Reizungen und Vollkommenheiten. Mondor ſah an Selinden nichts, als was ſeine Gluth zu einer immer höhern Flamme anfachte; und Selinde an ihrem Theil, ſobald ſie, dem Befehl ihrer Eltern gehorſam, die Seinige zu werden entſchloſſen war, begegnete ihm ſo gefällig und verbindlich, daß der ehrliche Schwärmer das Alles für den reinſten Einklang ihrer Seele mit der ſeinigen, und für das Unterpfand einer Gegenliebe anſah, die ihm keinen andern Wunſch übrig ließ, als daß ſie ewig, ewig dauern möchte.

Wirklich war auch ſeiner Wonne während der erſten Tage und Wochen keine andre Wonne gleich. Aber ewig konnt' er freylich nicht dauern der ſüße Wahn. Der Beſitz entkräftet unvermerkt den vorbeſagten Zauber der erſten

Liebe; ſeine Augen wurden aufgethan, oder vielmehr in ihren natürlichen Stand hergeſtellt, und er fieng an allerley an ſeiner Gemahlin wahrzunehmen, das ſeinen hochgeſpannten Erwartungen keineswegs zuſagte. Er hatte gehofft, daß ſie für ihn allein leben, mit ihm allein ſich beſchäftigen, allen zerſtreuenden Ergetzlichkeiten, ja ſogar ihren meiſten geſellſchaftlichen Verbindungen entſagen, und ihr höchſtes Glück in dem Bewußtſeyn, daß ſie das Seinige mache, finden werde. Aber ſo hatte es die ſchöne Selinde nicht gemeint; das hatte ſie ihm nie verſprochen, und der Gedanke, durch ihre Heurath in ihren Neigungen und Vergnügungen eingeſchränkt zu werden, war ſo fern von ihr geweſen, daß ſie dadurch erſt recht in die Freyheit, nach ihrem eignen Sinne zu leben, geſetzt zu werden gehofft hatte. Sie war ſich nichts Böſes bewußt; was ſie verlangte, war die unſchuldigſte Sache von der Welt; ſie wollte nichts als gefallen und ſich vergnügen. Mondor hatte ſich über keinen Mangel an Zärtlichkeit und Gefälligkeit zu beklagen; ſie liebte ihn, ſoviel ſie lieben konnte, kurz, ihr Herz machte ihr keine Vorwürfe. Man denke alſo, wie ſie erſtaunte, als ſie aus dem Munde des Mannes, der ſie vor kurzem noch wie eine Gottheit angebetet, blindlings an ſie geglaubt, und ſich mit allem, was ſie ſagte und that, unendlich zufrieden gezeigt hatte — den erſten Widerſpruch, und, was noch ſchlimmer war, ſehr bald auch die erſten Vorwürfe hören mußte. Nichts war in der That ihrem Erſtaunen gleich als das Erſtaunen ihres Gemahls, in dieſer ſanften Engelsſeele, die er in einen ſo reinen Einklang mit der ſeinigen geſtimmt glaubte, einen Eigenwillen, eine Widerſetzlichkeit, ja ſogar einen kleinen Trotz zu finden, der ihrem ſchönen Geſichte zwar recht gut ließ, und den ein Liebhaber bezaubernd gefunden hätte, der ſie aber, in den Augen eines Ehemanns wie Mondor, von der Höhe, auf welche er ſie in ſeiner Einbildung erhoben hatte, plötzlich herab ſtürzte, und mit den gemeinen Erdetöchtern in Eine Linie ſtellte.

Die ehlichen Mißverſtändniſſe, die aus dem wechſelſeitigen Irrthum, den jedes in Anſehung des andern gehegt hatte, entſtanden, wurden anfangs, nach einigem Wortwechſel und Widerſtand auf beiden Seiten, immer noch, unter Amors und Hymens unſichtbarem Einfluß, in Güte beygelegt. Eine zärtliche Liebkoſung und im Nothfall eine kleine funkelnde Thräne in Selindens ſchönen ſanftbittenden Augen waren da noch hinlänglich, Mondors Herz zur Nachgiebigkeit zu ſchmelzen; und mehr als Einmahl machte Sie ſich noch ein Verdienſt bey ihm daraus, wenn ſie irgend einen Ausflug, eine Tanzgeſellſchaft oder etwas dieſer Art, auf ſeine Bitte, den Abend ihm zu ſchenken, der ehlichen Gefälligkeit aufopferte. Aber ſobald ſie, nach Verfluß einiger Zeit, merkte, daß Mondor ihre zärtliche Nachgiebigkeit zum Nachtheil ihrer Rechte mißbrauchen wolle, und ſobald er einen herriſchen Ton annahm, und Machtſprüche that, weil ſeine Bitten immer ſeltner die verlangte Wirkung thaten: da erinnerte ſich Selinde, daß ſie — ein Weib ſey, und wo nicht den allgemeinen Beyfall ihres eignen Geſchlechts, doch gewiß die Stimmen aller artigen jungen Männer und loyalen Ritter für ſich habe. Von dieſem Augenblick an war das zarte geiſtige Band, das Mondorn an ſie gefeſſelt hatte, zerriſſen; und wiewohl er ſich zuweilen geſtehen mußte, daß alles, was er ihr zum Verbrechen machte, in hundert andrer Männer Augen ganz gleichgültige Dinge, oder höchſtens ſehr verzeihliche jugendliche Eitelkeiten wären, ſo konnt' er doch nicht von ſich erhalten, ihr die Beſchämung vor ſich ſelbſt zu verzeihen, die er, bey dem Gedanken, ſich ſo gröblich an ihr geirrt zu haben, auf ſeinen Wangen brennen fühlte. Ungleich waren indeſſen die Folgen des Riſſes, der durch die immer häufigern, bald unbedeutenden, bald ſehr ernſthaften Zwiſtigkeiten, zuletzt zwiſchen ihnen erfolgte; denn der arme

Mondor, deſſen zärtliche Schwachheit für ſeine ſchöne Hälfte von Zeit zu Zeit mit allen Zufällen eines hitzigen Seelenfiebers wieder zurückkehrte, litt durch dieſe Trennung ihrer Gemüther wirklich ſtark an ſeiner Ruhe und befand ſich oft ſehr übel: Selinde hingegen, die den Mann, von welchem ſie ſich unverzeihlich beleidigt hielt, eigentlich nie geliebt hatte, fand ſich durch die Freyheit, nach ihrer Fantaſie zu leben, die er ihr, gern oder ungern, laſſen mußte, reichlich entſchädigt, und hatte, als Ueberſchuß, noch das unſchuldige Vergnügen, ihn, ſo oft er ſeinem Vorſatz, ſich nicht weiter um ihr Thun und Laſſen zu bekümmern, ungetreu wurde, durch ihre kaltblütige Höflichkeit und Artigkeit beynahe zum Wahnſinn zu treiben.

Daß Klariſſe, die mit ihrem eignen Manne auf einem ſehr hübſchen Fuß lebte, das Benehmen ihrer Freundin gegen den ihrigen nicht gebilliget haben könne, brauche ich kaum zu ſagen. Wirklich verſuchte ſie bey ihr und ihm alles, was ſich von ihrer Klugheit und dem warmen Antheil, ſo ſie an ihnen nahm, erwarten läßt, um ſie zu gegenſeitiger Nachſicht und Gefälligkeit zu bewegen. Aber da jeder Theil immer Recht haben wollte und alles Unrecht nur bey dem andern ſah, ſo ließ ſie endlich von ihnen ab, und begnügte ſich, durch ihren Einfluß über beide wenigſtens ſo viel zu erhalten, daß es zu keinen Ausbrüchen kam, wodurch ſie die Fabel der Stadt geworden waren.

Weil Mondor aus Veranlaſſung ſeiner ehlichen Drangſale öfters Gelegenheit bekam, die Gattin ſeines Freundes näher kennen zu lernen, faßte er unvermerkt eine Achtung für ſie, die anfangs die unſchuldigſte Sache von der Welt ſchien, aber in der Folge ſeiner Ruhe ſehr nachtheilig wurde. Jedesmahl daß er ſie ſah, verwunderte er ſich mehr, wie er ſo blind habe ſeyn können, Klariſſens auffallende Vorzüge vor Selinden nicht ſchon längſt wahrzunehmen. Welch ein Weib iſt dieſe Klariſſe, ſagte er oft zu ſich ſelbſt; frey von allen Schwächen und Unarten ihres Geſchlechts, vereinigt ſie mit allem, was an einem Weibe liebenswürdig iſt, alles, was einen Mann hochachtenswürdig macht. Und nun rechnete er ſich ihre ſämmtlichen Vorzüge, Talente, Tugenden und Annehmlichkeiten, Stück vor Stück, vor, verglich ſie mit allem, was an Selinden tadelhaft oder Ihm wenigſtens mißfällig war, und endigte immer mit einem tiefen Seufzer über das Glück des leichtſinnigen Raymunds, der den Werth des Schatzes, den er beſaß, nicht einmahl zu fühlen ſchien, und mit jedem andern hübſchen und gutartigen Weibe eben ſo glücklich hätte leben können. Indeſſen gieng doch eine geraume Zeit hin, bevor Mondor ſich ſelbſt bey Gedanken und Wünſchen überraſchte, die mit dem, was er ſeinem Weibe und ſeinem Freunde ſchuldig war, nicht ganz verträglich ſchienen. Er ſuchte anfangs bey Klariſſen bloß, was er immer bey ihr fand, Aufheiterung, Zerſtreuung ſeines Unmuths, Unterhaltung des Geiſtes und zwangfreyen Gedankentauſch. Er gieng immer ruhiger von ihr weg, als er gekommen war, und Selinde konnte es jedesmahl an ſeiner guten Laune merken, wenn er ein paar Abendſtunden bey ihrer Freundin zugebracht hatte. In der Folge, als er ſich nicht länger verbergen konnte, daß ſeine Verehrung für Klariſſen immer wärmer, wie ſeine Beſuche immer häufiger wurden, täuſchte er ſich noch eine Zeitlang mit dem ſchönen Hirngeſpenſt der Platoniſchen Seelenliebe; einem Selbſtbetrug, der ihm um ſo leichter wurde, da ſelbſt der ſcharfäugigſte und tadelſüchtigſte Belauſcher an Klariſſens Benehmen gegen ihn nicht das geringſte wahrgenommen hätte, was die Fantaſie hätte aufregen, oder als eine ſtille Aufmunterung geheimer Wünſche ausgedeutet werden können. Aber eben dieſe Unbefangenheit, dieſe gänzliche Entferntheit von allen den kleinen ſpinnenartigen Künſten der weiblichen Koketterie, — wovon ſelbſt diejenigen unter uns, die ſich keiner beſtimmten Abſicht dabey bewußt ſind, nach dem Vorgeben der Männer nicht ganz frey ſeyn ſollen — mußte bey einem Manne wie Mondor gerade das Gegentheil von dem, was Klariſſe vielleicht verhüten wollte, bewirken; denn gerade dies war es, was ein Weib in ſeinen Augen zum Engel machte. Kein Wunder alſo, daß aus dem, was eine Zeit lang die reinſte Freundſchaft geweſen war, auf ſeiner Seite endlich eine entſchiedene Leidenſchaft wurde, die um ſo größere Verwüſtungen in ſeinem Innern anrichtete, weil er ſich gezwungen ſah, ſie aufs ſorgfältigſte vor Klariſſen zu verbergen.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein kleiner Vorfall, der für den armen Mondor zu keiner ungelegnern hätte kommen können. Raymund hatte zu ſeinem eignen Vergnügen ein Gemählde in Lebensgröße verfertigt, welches die ewig jungfräuliche Göttin Pallas vorſtellte, wie ſie zufälliger Weiſe von dem jungen Tireſias im Bade überraſcht wird. Nie war etwas ſchöneres geſehen worden, als was der junge Thebaner hier zu ſeinem Unglück — nicht ſah; denn in eben dem Augenblick, da er die Göttin anſichtig wurde, erblindete der arme Menſch an beiden Augen. Dieſes Gemählde hieng ſchon ſeit geraumer Zeit in einem Seitenkabinet von Raymunds Zimmer, aber Mondor hatte es noch nie geſehen. Von ungefähr traf ſichs einſt, daß die Thür des Kabinets halb offen ſtand, da Mondor ſeinen

Freund auf ſeinem Zimmer beſuchte. Ein heller Morgenſonnenblick fiel gerade auf die Hauptfigur des Gemähldes und erregte Mondors Aufmerkſamkeit und Neugier. Er mußte geſtehen, weder in der Natur noch in der Kunſt je eine ſo vollkommene Geſtalt geſehen zu haben, und machte ſeinem Freunde große Komplimente über die Gunſt, worin er bey den Bewohnern des Olympus ſtehe; denn nothwendig müſſe die Göttin ihm in Perſon zu dieſem Bilde geſeſſen ſeyn. Raymund, von einem Anfall unbeſonnener Eitelkeit hingeriſſen, geſtand, daß er durch unabläſſiges Bitten Klariſſen endlich übermocht habe, das Modell zu dieſer Pallas abzugeben. Er müßte, wiewohl er ſich nichts anſehen ließ, ſo blind als Tireſias geweſen ſeyn, wenn er nicht bemerkt hätte, wie Mondor bey dieſer traulichen Eröffnung plötzlich ſo blaß wie ein Gypsbild, und eben ſo ſchnell wieder ſo feuerroth wie eine untergehende Herbſtſonne wurde, und ſich ſo haſtig aus dem Kabinet entfernte, als ob er ein Geſpenſt darin geſehen hätte. Von dieſer Stunde an war der Gemüthszuſtand des armen Mondors in der That mitleidenswerth.

Ich geſtehe, daß ich Raymunden im Verdacht habe, er ſey von einem geheimen Bewegungsgrund verleitet worden, bey dieſem Anlaß den Kandaules mit ſeinem Freunde zu ſpielen. Denn ich kann nicht länger verbergen, daß zu eben der Zeit, da die Hochachtung Mondors für Klariſſen ſich von Stufe zu Stufe dem Punkt näherte, wo ſie ſich in die heftigſte Leidenſchaft verwandelte, zwiſchen Raymund und Selinde ſich ebenfalls etwas der Liebe ähnliches entſponnen hatte, welches ernſthafter zu werden drohte, als es anfangs wohl die Meinung war. Der vertraute Umgang unter den beiden Freundinnen gab Raymunden häufige Gelegenheit, Selinden zu ſehen und unvermerkt ſelbſt auf einen vertraulichen Fuß mit ihr zu kommen. Nun walteten vielerley Aehnlichkeiten und Uebereinſtimmungen zwiſchen beiden vor. Selinde war ein ſehr ſchönes Weib, und Raymund ein ſehr ſchöner Mann. Selinde war von ſehr leichtem Sinn, immer fröhlich und eine leidenſchaftliche Liebhaberin der geſelligen Vergnügungen, dabey voll Witz und lebhafter Einfälle, die nicht ſelten der Ueberlegung zuvorliefen; das Alles war Raymund auch. Keines von beiden war einer Liebe fähig, die das Glück oder Unglück des Lebens entſcheidet; beide waren im Grunde, wie Roſalindens Narciſſus und Narciſſa, nur in ſich ſelbſt verliebt. Aber Selinde fand ihr größtes Vergnügen daran, Herzen zu umſpinnen wiewohl ſie nicht wußte, was ſie mit ihnen anfangen ſollte; und Raymund konnte kein ſchönes Weib ſehen, ohne zu wünſchen, daß ſie ſein wäre, und er hätte aus bloßem Künſtlerſinn einen zahlreichern Harem gehalten als König Salomo, wenn er Macht und Vermögen dazu gehabt hätte. Mit ſo vielen Berührungspunkten war nichts natürlicher, als daß ſie einander anzogen. Nun kamen aber noch Selindens Mißverhältniſſe mit ihrem Tyrannen (wie ſie ihren Mann ſcherzweiſe zu nennen pflegte) dazu, Raymunden ihr und Sie Raymunden intereſſanter zu machen. Jener konnte durch Vergleichung ſeiner Artigkeit, Gefälligkeit und guten Laune mit Mondors trocknem Ernſt, Ungeſelligkeit, ſtrengen Forderungen und überſpannten Ideen, bey Selinden nicht anders als gewinnen; dieſe wurde noch einmahl ſo ſchön und liebreizend in Raymunds Augen, wenn er ſah, daß gerade das, was ihn an ihr bezauberte, ihrem Gemahl das Mißfälligſte an ihr war. Wie war es möglich, gegen eine ſolche Frau nicht die Gefälligkeit ſelbſt zu ſeyn? Mondor war ſein Freund, und würde ihn immer bereit gefunden haben, ſein Leben für ihn zu wagen: aber wär' es nicht ein wahres Freundſchaftsſtück, ſagte er oft lachend zu ſich ſelbſt, wenn ich ihm von einer Frau hülfe, die ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit nur unglücklich macht? Er ſagte ſich das ſo oft als einen bloßen Scherz, bis er es endlich in ganzem Ernſt glaubte. Wenn wir unſre Weiber tauſchen könnten, dachte er, dann wär' uns beiden geholfen. Aber die Frage, wie dies möglich zu machen wäre, konnt' er ſich mit allem ſeinen Witz nicht beantworten.

Zu gutem Glück erſchien in Frankreich um eben dieſe Zeit das berüchtigte Geſetz, welches die Unauflöslichkeit der Ehe aufhob, und die Scheidungen ſo leicht und willkührlich machte, als es der Leichtſinn und Wankelmuth des lebhafteſten Volkes auf dem Erdboden nur immer wünſchen konnte. Eine Menge übel zuſammengejochter oder einander überdrüſſiger Ehepaare eilten, was ſie konnten, von dieſer Freyheit Gebrauch zu machen, und die Beyſpiele getrennter Ehen wurden in kurzem in den größern Städten ſo häufig, daß die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil Niemanden mehr abſchrecken konnte, zu thun, was ſein Herz gelüſtete.

Dieſe faſt täglich vorfallenden Eheſcheidungen waren eine Zeit lang der beliebteſte Gegenſtand der Unterhaltung in Geſellſchaften. Auch unſre beiden Freunde ſprachen gern und öfters über das neue Geſetz; und wiewohl Mondor die Sache in einem ernſthaftern Lichte betrachtete als Raymund, ſo ſtimmte er am Ende doch immer, mit einem Seufzer, dem letztern bey, der dieſes Geſetz, in ſo fern es nur nicht zu ſehr mißbraucht würde, für das heilſamſte unter allen hielt, an denen die Revoluzion ſo fruchtbar war.

Mehr als einmahl ſchien den beiden Freunden etwas zwiſchen den halb offnen Lippen zu ſchweben, das ſie einander zu entdecken hätten; aber eben ſo oft drückte, ich weiß nicht was, das ſich herausarbeitende Geheimniß in ihre Bruſt zurück; bis es endlich beiden gleich unmöglich fiel, es länger verborgen zu halten.

Eines Morgens machte ſich Raymund auf den Weg zu Mondorn, in der Abſicht, ſich deſſen zu entledigen, als ihm dieſer auf der Hälfte des Weges in die Hände lief. — Ich war im Begriff zu Dir zu gehen, Mondor. — „Das war auch meine Abſicht, lieber Raymund.“ — Ich habe Dir, fuhr dieſer fort, etwas zu ſagen, das mir ſchon lange auf dem Herzen liegt. — „Das iſt gerade mein Fall auch, mein Freund.“ — Suchen wir alſo einen bequemen Ort, wo wir uns ohne Zeugen davon erleichtern können!

Sie begaben ſich nun, ohne ein Wort weiter zu reden, in die einſamſten Gänge eines öffentlichen Luſtgartens, und ſobald ſie ſich allein ſahen, fieng Raymund von neuem an: Du haſt eine ſehr ſchöne, ſehr liebenswürdige Frau, mein Freund — Mondor ſeufzte und ſchwieg. — Die Dich nicht glücklich macht — „Leider!“ — Und mit der ich hingegen glücklich wäre wie ein Gott — „Nicht unmöglich!“ — Klariſſe iſt ein herrliches Weib, das weißt Du. — Mondor ſchwieg abermahl und ſeufzte noch tiefer. — Wie wenn wir mit einander tauſchten, Mondor? Alles müßte mich betrügen, oder Klariſſe wäre gerade die Frau, die Dir nöthig iſt. — — „Und Du könnteſt ihr entſagen, Raymund?“ — Mondor, wir ſind alte Freunde, laß uns offen gegen einander ſeyn! Ich habe keine Urſache, mich von Klariſſen zu ſcheiden: aber, ich geſtehe Dirs unverhohlen, ich bin in Selinden vernarrt, — und Du, wie ich ſchon lange merke, liebſt Klariſſen. Was in aller Welt alſo könnt' uns abhalten, uns das neue Geſetz zu Nutze zu machen? — „Auch ich muß Dir geſtehen, Raymund, daß ich Klariſſen anbete; ſie hat einige Freundſchaft für mich; aber wird ſie einwilligen, ſich von Dir zu trennen? Und wenn ſie auch einwilliget, wird ſie darum die Meinige werden wollen?“ — Zu jenem, verſetzte Raymund, hoffe ich ſie leicht zu überreden; dieſes wird dann Deine Sache ſeyn. Unter uns geſagt, ſie iſt etwas kalt; das wirſt Du Dir gefallen laſſen müſſen. — „Alles in der Welt, wenn ſie nur einwilligt, mit mir zu leben. Ich verlange kein größer Glück, als der erſte ihrer Freunde zu ſeyn.“ — Ich weiß, was ich an Klariſſen verliere, ſagte Raymund; es iſt viel, aber Selinde wird mich reichlich entſchädigen. — „Du giebſt mir das Leben zum zweyten Mahl wieder, beſter Raymund, rief Mondor, ſeinem Freund in die Arme fallend; Du willſt alſo alles mit Klariſſen richtig machen? denn mit Selinden biſt Du, wie es ſcheint, bereits einverſtanden.“ — Nicht ſo ganz, wie Du glaubſt, verſetzte Raymund; aber wenn Du Dir aus Deiner Gefälligkeit gegen Deinen Freund ein Verdienſt bey ihr machen wollteſt, ſo würde ſie vielleicht ohne große Mühe zu bewegen ſeyn. Denn mit allen Deinen Vorzügen vor mir — „Keine Komplimente unter Freunden! fiel ihm Mondor ins Wort: wenn Du nur Klariſſen gewinnen kannſt, ſo wird ſich das Uebrige von ſelbſt machen. Du nimmſt alſo die Sache auf Dich, Raymund?“ — Hier iſt meine Hand! — „Und hier die meinige! Waren wir nicht Kindsköpfe, daß wir uns vor einander fürchteten?“ —

Die beiden Freunde trennten ſich nun, einer mit dem andern ſehr zufrieden, und der ungeduldige Raymund machte ſich noch am nehmlichen Morgen an Klariſſen, und trug ihr, nach einigen Vorbereitungen, die er ſich hätte erſparen können, ſein und ſeines Freundes Anliegen mit einer angenommenen leichtſinnigen Luſtigkeit vor, hinter welche er ſeine Verlegenheit, einer Frau wie Klariſſe einen ſolchen Antrag zu thun, zu verſtecken ſuchte. Es iſt am Ende nur Scherz, ſagte er mit einer unſchuldigen Schalksmiene; aber wir thäten vielleicht am beſten, wenn wir Ernſt daraus machten. Was meinſt Du, liebe Klariſſe?

„Es kommt Dich alſo wirklich ſo leicht an, mich aufzugeben, Freund Raymund?“ —

Ich ſchäme mich, vor einer ſo weiſen Frau als Du wie ein kleines Kind da zu ſtehen. Mein Antrag hat in der That keinen Menſchenverſtand. Du biſt das liebenswürdigſte Weib, das ich je ſehen werde. Ich kenne und fühle Deinen ganzen Werth, wiewohl ich Deiner nie würdig geweſen bin. Aber ich kann es nicht über mein Herz bringen, Dich zu betrügen. Dieſes Hexengeſicht von Selinde hat mir nun einmahl den Kopf verrückt. Ich muß wirklich bezaubert ſeyn, Klariſſe. Der leibhafte Teufel-Amor iſt mir in die Glieder gefahren, und ich ſehe kein Mittel, ſeiner los zu werden, als daß ich ihm den Willen thue.

„Du magſt wohl recht haben, lieber Raymund, ſagte Klariſſe lachend; wenigſtens ſcheint es das angenehmſte Mittel, dieſen Teufel auszutreiben.“

Ich will Dir alles bekennen, beſtes Weib, fuhr Raymund fort; ich habe mein Möglichſtes gethan, wiewohl vergebens, Selinden zu einem geheimen gütlichen Vergleich zu bewegen.

„Leichtfertiger Menſch! So etwas bey einer Frau wie Selinde nur zu denken!"

Schilt mich nicht, Klariſſe: es geſchah bloß, weil ich den Gedanken, Dich zu verlieren, haſſe.

„Du hätteſt uns wohl lieber alle beide?"

Das wäre freylich das Beſte, ſagte der leichtſinnige Menſch, indem er ihr, wie aus Dankbarkeit, die Hand küßte.

„Und bedauerteſt dann doch, daß Du kein Muſelmann ſeyſt und nicht noch ein Paar gazellenaugige Tſcherkaſſerinnen dazu nehmen könneſt? — Aber Scherz bey Seite, Herr Gemahl! Du kennſt mich, hoffe ich. Dir und Selinden zu Liebe bin ich alles zufrieden, wofern Dein Freund Mondor eben ſo gefällig iſt wie ich. Aber warum willſt Du mich nicht ledig bleiben laſſen? Warum ſoll denn gerade Ich Selindens Stellvertreterin ſeyn?"

Als ob Du nicht wüßteſt, daß Dich Mondor anbetet? daß er nicht ohne Dich leben kann?

„Das iſt wirklich mehr, als ich weiß" — ſagte Klariſſe.

So weiß ich's, erwiederte Raymund. Ich leſe ſchon lange in ſeiner Seele. Selinde paßt nicht für ihn. Mit Dir wär' er der glücklichſte Mann unter der Sonne, mit ihr iſt es das Gegentheil. Ich muß Dir ſagen, Klariſſe, er hat mich oft ſo herzlich gedauert, daß es Augenblicke gab, wo ich aus bloßem Mitleid fähig geweſen wäre, Dich ihm abzutreten und Dich ſogar fußfällig um Deine Einwilligung zu bitten, wäre mir Selinde auch ſo gleichgültig geweſen, wie die Favoritin des Königs Salomo.

„Raymund, das verdient einen Kuß, wie Du noch keinen von mir bekommen haſt!“ — Sie hielt Wort.

Klariſſe, Klariſſe, rief Raymund, — wenn Du es ſo anfängſt —

„Sprich es nicht aus, was Du ſagen wollteſt, fiel ſie ihm in die Rede; Du würdeſt Dich ſehr irren. Es ſollte bloß der Abſchiedskuß ſeyn. Es iſt der letzte, darauf kannſt Du Dich verlaſſen!“

Wir ſcheiden doch als Freunde? ſagte Raymund halb wehmüthig.

„Ganz gewiß! Nur irre Dich nicht, lieber Raymund. Es könnte eine Zeit kommen, wo Dich die Reue anwandelte“ —

Sehr möglich!

„Daß Du Dir ja nicht einbildeſt, es brauche dann weiter nichts, als zu mir zurück zu kommen und von Deinem ehmaligen Platz wieder Beſitz zu nehmen! Daran iſt dann gar nicht mehr zu denken!"

Bey dem, was wir vorhaben, darf auch ſo etwas gar nicht vorausgeſehen werden, ſagte Raymund lächelnd.

„Es iſt immer gut, mein Freund, erwiederte ſie, auf alle Fälle zu wiſſen, worauf man ſich zu verſehen hat. — Und hiermit erhielt Raymund ſeine Entlaſſung, und eilte, was er konnte, Mondorn und Selinden von dem guten Erfolg ſeiner Unterhandlung mit Klariſſen zu benachrichtigen.

Alles Nöthige wurde nun ohne Aufſchub beſorgt, um dem ſonderbarſten Tauſch, der vielleicht je gemacht worden iſt, die gehörige Geſetzmäßigkeit zu geben. Klariſſe hatte noch zwey Hauptbedingungen gemacht, welchen die andern drey ihre Beyſtimmung nicht verſagen konnten: die eine, daß Mondor und Klariſſe die erſten ſechs Monate auf ſeinem Gute, vier oder fünf Meilen von der Stadt gelegen, zubringen; die andere, daß Raymund Klariſſen und Mondor Selinden künftig nie anders als an öffentlichen Orten ſehen und ſprechen ſollten. Auch wurde, auf ein Paar Worte, welche Klariſſe ihrem ehmahligen Gemahl ins Ohr ſagte, die badende Pallas, wohl zugedeckt und eingepackt, aus Raymunds Kabinet nach Mondors Landgute abgeführt. Klariſſe hat mir im Vertrauen noch einen geheimen Artikel entdeckt, wozu ſich Mondor gegen ſie verbindlich machen mußte, und wozu ſchwerlich ein Anderer, als ein ſo Platoniſcher Schwärmer wie er, ſich verſtanden haben würde. Es war dieſelbe Bedingung, unter welcher, in dem bekannten kleinen Roman Abbaſſai, der Kalife Harun Alreſchid ſeine Schweſter dem Großvezier Giafar zur Gemahlin giebt; jedoch mit der billigen Milderung, daß, in ſo fern Mondor ſich nur alles zwangrechtlichen Anſpruchs begebe, ihm die Freyheit unbenommen bleiben ſollte, zu verſuchen, wie weit er es im Wege der Güte bey ihr bringen könne. Was der Erfolg dieſer Abrede war, geziemte mir nicht zu fragen, und Ihr vielleicht nicht mir zu offenbaren.

Bis hieher werden Sie meine Anekdote ſo ſonderbar eben nicht gefunden haben; aber das Seltſamſte kommt noch.

Die beiden Freunde ſchienen im erſten halben Jahr ihres neuen Eheſtands mit ihrem Tauſch unendlich zufrieden zu ſeyn. Mondor, bey welchem ehmahls ein Tag, der ohne einen Sturm zwiſchen ihm und Selinden vorüber gieng, eine Seltenheit war, glaubte mit der ſanften, betern, immer ſich ſelbſt gleichen Klariſſe in einem wahren Elyſium zu leben. Bey ihr fand er Alles, was ihm Gelinde, auch wenn ſie gewollt hätte, nicht gewähren konnte: angenehme, mannigfaltige Unterhaltung des Geiſtes, traulichen Umtauſch der Gedanken und Geſinnungen, zarte Theilnahme und zuvorkommende Aufmerkſamkeit. Ihre Kenntniſſe, ihre Talente, ſchienen unerſchöpfliche Quellen von Vergnügen für den Glücklichen, der unmittelbar aus ihnen ſchöpfen konnte. Sie lebte faſt ganz allein für ihn, ſo wie auch Er nur ſelten und gezwungener Weiſe von ihrer Seite kam. Denn es war nun einmahl in der Natur des guten Mondors, alles auf die äußerſte Spitze zu treiben; und je kürzer ihn Klariſſe in andern Rückſichten hielt, deſto gieriger übernahm er ſich in den geiſtigen Genüſſen, die ſie ihm mit der gefälligſten Freygebigkeit zugeſtand. Er geizte mit jedem Augenblick, und würde ſichs nicht verziehen haben, wenn er, durch ſeine Schuld, um eine einzige Minute, die er mit ihr zubringen konnte, gekommen wäre. Die natürlichen Folgen dieſer übermenſchlichen Art glücklich zu ſeyn konnten für Beide nicht ausbleiben. Auch in geiſtigen Genüſſen zieht Ueberſättigung und Unmäßigkeit — Gleichgültigkeit und Erſchlaffung der innern Sinne nach ſich. Wie viel Klariſſe auch zu geben hatte, endlich hatte ſie doch alles gegeben, und wie liebenswürdig ſie war, ſo blieb ſie doch immer dieſelbe, und es war nicht in ihrem Karakter, daß ſie ſich Mühe hätte geben ſollen, die Eigenſchaften und Vorzüge, wodurch ſie Mondorn bezaubert hatte, ihm unter immer neuen Geſtalten darzuſtellen. Der täuſchende Zauber lag in Ihm, nicht in Ihr; in Ihr war Alles wahr und anſpruchlos. Daß Er ſchwärmte, war nicht Ihre Schuld; daß Er endlich aufhörte zu ſchwärmen, war es eben ſo wenig; aber ſchon eine ziemliche Zeit bevor ſie Ihm gleichgültig zu werden anfieng, war er Ihr durch ſeine Schwärmerey nur zu oft widerlich geweſen. Unvermerkt ward er ihr durch den Zwang, den ihr ſeine Unzertrennlichkeit auflegte, auch überläſtig, und ſie dachte nicht ſelten mit einiger Sehnſucht an die Tage zurück, da Raymunds gefälliger Kaltſinn ihr unbeſchränkte Freyheit ließ, Sich und ihre Zeit nach eigenem Belieben anzuwenden. Das Schlimmſte war indeſſen, daß ſich zwiſchen ihrer beiderſeitigen Vorſtellungsart nach und nach ein Mißverhältniß offenbarte, welches nothwendig für beide an unangenehmen Folgen fruchtbar ſeyn mußte. Klariſſe war nehmlich eine gebohrne Feindin alles Uebertriebenen und Unwahren — und Mondor übertrieb unaufhörlich. Klariſſe hegte keine Vorurtheile, keine Lieblingsmeinungen;

Mondor hingegen hatte eine Menge Dulcineen, deren Schönheit er immer gegen die ganze Welt mit eingelegter Lanze zu verfechten bereit war. Es zeigte ſich alſo, nachdem ſie einige Monate beyſammen gelebt hatten, daß ſie über vieles ganz verſchieden dachten. Anfangs fand Klariſſens Gefälligkeit öfters Mittel, dergleichen Diſſonanzen durch geſchickte Ausbeugungen oder vermittelnde Ideen wieder ins Gleiche zu bringen; aber mit der Zeit wurde dieſe ſchonende Nachgiebigkeit immer ſeltener, und ſie ſpielte meiſtens ihre eigne Partie fertig weg, ohne ſich zu bekümmern, ob ſein Inſtrument mit dem ihrigen rein zuſammen geſtimmt war, oder ob ſie nicht gar aus zweyerley Tonarten ſpielten. Alle dieſe Unfüglichkeiten würde gleichwohl ihre Weisheit und Sanftmüthigkeit ſehr erträglich gemacht haben, wenn nicht gerade dieſe Weisheit das geweſen wäre, was den heftigen und in ſeine Ideen und Grillen verliebten Mondor bey manchen Gelegenheiten am meiſten zur Ungeduld getrieben hätte. Gerade daß Sie keine Blößen gab und im Grund immer Recht hatte, reizte bey Ihm den Geiſt des Widerſpruchs deſto ſtärker auf, und ſo behauptete er oft die widerſinnigſten Dinge, weniger um ſeinen Witz zu zeigen, als ihrem Verſtande weh zu thun und ſie um eine Antwort verlegen zu machen. Unter den kleinen Mißhelligkeiten, die hieraus entſtanden, litt indeſſen Niemand mehr als Mondor. Klariſſe, welche ſelten warm und niemahls bitter wurde, war gleich wieder bereit, Friede zu machen; ihre Seele war wie ein heitrer Himmel, der durch kleine ſchnell vorüberziehende Wölkchen nicht verdüſtert wird. Aber Mondors Reizbarkeit und Hitze, die ihn immer über die Grenzen der Mäßigung hinauſtrieben, machten auch, daß er weder ſo ſchnell, noch mit ſo guter Art wieder ins Gleichgewicht kam. Unwillig über ſich ſelbſt, unwillig über die Veranlaſſung des Streits, unwillig darüber, daß irgend etwas die Harmonie zwiſchen ihm und Klariſſen ſtören könne, machte ſeine übermäßige Empfindlichkeit und unbändige Einbildungskraft aus einem kleinen Uebel ein großes, und nicht ſelten ſchmollte er ziemlich lange mit Klariſſen, bloß weil er Sich ſelbſt nicht verzeihen konnte, daß er ſich gegen Sie vergeſſen hatte. Alle dieſe und ähnliche kleine Urſachen brachten, bevor noch das erſte Jahr um war, eine große Wirkung hervor, nehmlich, daß Mondor, gegen alle ſeine Erwartung, ſich mit Klariſſen noch weniger glücklich fühlte als mit Selinden.

Als der herannahende Winter ihn vom Lande in die Stadt zurückrief, hatte er das nicht ganz reine Vergnügen, zu ſehen, daß im Gegentheil ſein Freund Raymund mit der ſchönen Selinde in der erbaulichſten Eintracht lebte, und daß ſie allgemein für das glücklichſte Paar im ganzen Diſtrikt geprieſen wurden. Sie ſchienen ganz für einander gemacht zu ſeyn; gleiche Neigungen, gleicher Geſchmack, einerley Wille, wiewohl keines dem andern den geringſten Zwang auflegte, und jedes that, was ihm beliebte. Von Mißverſtändniſſen und Verkältungen keine Spur! Fanden ſie ſich zuſammen, ſo ſchienen ſie ſo entzückt von einander, als ob ſie ſich lange nicht geſehen hätten; waren ſie, wie meiſtens, an verſchiedenen Orten, ſo ſchien keines das Andre zu vermiſſen. Mondor konnte ſich mit aller ſeiner Freundſchaft für Raymunden eines kleinen Anfalls von Eiferſucht nicht erwehren. Die Erinnerungen aus den goldnen Tagen der erſten Liebe wurden immer lebendiger in ſeiner Fantaſie, das Verlangen, ſie wieder zu ſehen, immer ungeduldiger in ſeiner Bruſt; und da er ſie nur öffentlich ſehen durfte, überwand er ſogar ſeine alte Abneigung vor großen, vermiſchten und lermenden Geſellſchaften, und ſuchte ſie überall in Aſſembleen und Tanzpartien auf. Sie war, däuchte ihn, ſeit er die Thorheit begangen, ſich von ihr zu ſcheiden, noch einmahl ſo ſchön geworden als zuvor; ſie war ihm wieder das Ideal aller Grazien, und er begriff immer weniger, wie der Beſitzer einer ſo reizenden Frau jemahls mit ihr unglücklich geweſen. Hiezu kam noch, daß ſie im Grunde das unſchuldigſte Geſchöpf von der Welt war; denn nie hatte das Einzige, was er ehmahls an ihr auszuſetzen hatte, ihr Leichtſinn, ihr Hang zu den Vergnügungen und ihre Begierde zu gefallen, ihrem Ruf den mindeſten Flecken zugezogen; und, indem ſie allen Männern Netze zu ſtellen ſchien, war kein Einziger, der ſich der geringſten Aufmunterung oder Begünſtigung von ihr zu rühmen hatte. Ihre Fehler, ſagte Mondor itzt zu ſich ſelbſt, machen ſie nur deſto liebenswürdiger, und verdienen eigentlich dieſen Nahmen nicht einmahl. Denn ſie ſind es eben, die ihr dieſe unerſchöpflichen, immer neuen Reitze geben, welche Ueberdruß und Sättigung unmöglich machen. Alle dieſe Betrachtungen führten ihn unvermerkt auf die Entdeckung: daß die ſchöne Selinde, alles wohl überlegt und in einander gerechnet, ſich doch beſſer für ihn ſchicke, als die kalte, einförmige, ſich ſelbſt genügſame Klariſſe, mit ihrer Socratiſchen Hochweisheit und ihrer unbelebten Bildſäulen-Geſtalt, — und daß alle Schuld ſeines ehmahligen Mißverhältniſſes mit der erſtern bloß an ſeinen grillenhaften, überſpannten Forderungen gelegen habe. Hätte ihn die Scham vor Klariſſen und die Furcht, von Raymunden ausgelacht und von Selinden abgewieſen zu werden, nicht mit Gewalt zurückgehalten —

kaum getraute er, ſich ſelbſt zu geſtehen, was er zu thun fähig geweſen wäre. Indeſſen ſuchte er ſich doch, ſo viel der Wohlſtand zulaſſen wollte, Celinden immer mehr zu nähern; und da ſie ſich ſo unbefangen und artig gegen ihn betrug, als ob ſie einander erſt izt kennen lernten, ſo fühlte er ſich dadurch aufgemuntert, das, was in ſeinem Herzen vorgieng, immer deutlicher, wiewohl unter der zarteſten Verſchleierung, aus ſeinem ganzen Benehmen gegen ſie hervorſchimmern zu laſſen. Celindens Eitelkeit wurde dadurch nicht wenig geſchmeichelt, und alle ihre Freundſchaft für Klariſſen konnte nicht verhindern, daß es ihr nicht Mühe koſtete, die Freude zu verbergen, die ſie über einen ſo ſchönen Triumf ihrer Reizungen empfand. Unvermerkt erwachten auch in ihr die Bilder der erſten Tage und Wochen ihrer Verbindung mit Mondorn, und ſie konnte ſich nicht enthalten, ſtille Vergleichungen zwiſchen ihm und Raymunden anzuſtellen, die immer zu ſeinem Vortheil ausfielen. Mondor beobachtete ſie zu ſcharf, um die Spuren deſſen, was in ihrem Innern vorgieng, nicht in ihren Augen und in tauſend kleinen, andern Leuten unſichtbaren Aeußerungen wahrzunehmen, und die Sehnſucht nach Wiederherſtellung ihres ehmaligen Verhältniſſes nahm izt mit der Hofnung täglich zu. Klariſſe, die einzige ganz unbefangene Perſon unter den vier Freunden, (denn auch Raymund hatte ſeine Urſachen, ſich in den vorigen Stand zurückzuwünſchen, wiewohl er zu böſem Spiele zu lächeln wußte.) Klariſſe, ſage ich, ſah der Komödie mit ruhiger Erwartung der Entwicklung zu, ohne die Spielenden weder aufzumuntern noch abzuſchrecken, ungefähr wie man einem Kinderſpiel zuſieht; um ſo ruhiger, da ſie, ihrer Denkart nach, bey dem vorhergeſehenen Ausgang mehr zu gewinnen als zu verlieren hatte. Denn ſie hatte ſich (wie wir wiſſen) nicht aus Wahl, ſondern aus bloßer Gefälligkeit gegen ihre Freundin und Raymunden, von letzterem getrennt; und da dieſer nichts angelegneres zu haben ſchien, als ſie zu überzeugen, daß ſein Mittel, den kleinen, ihm von Selinden eingezauberten Liebesteufel los zu werden, treflich angeſchlagen habe, ſo war kein Zweifel, daß es nur von ihr abhangen werde, ob und auf welche Bedingungen ſie es noch einmahl mit ihm wagen wolle.

So ſtanden die Sachen zwiſchen den vier Freunden, als Mondor, der leidenſchaftlichſte unter ihnen, ſich endlich entſchloß, das Eis zu brechen, und ſich von Raymunds und Selindens Geſinnungen, wie ſie auch ausfallen möchten, gewiß zu machen. Unſer Tauſch, ſagte er an einem ſchönen Morgen zu ſeinem Freund, iſt dir, wie ich ſehe, ſehr wohl bekommen, Raymund. — Meynſt Du? erwiederte dieſer in einem etwas leichtfertigen Tone. — „Man kann, dünkt mich, nicht glücklicher ſeyn, als Du mit Selinden biſt.“ — Wenigſtens nicht glücklicher, als Du mit Klariſſen, ſollt' ich denken. — Mondor ſeufzte. — Höre, lieber Mondor, es wäre grauſam, wenn ich mit einem Freunde, dem ſein Glück einen ſo ſchweren Seufzer auspreßt, nur einen Augenblick länger ſcherzen wollte. Du würdeſt Dich ſehr irren, Bruder, wenn Du mein Glück nach dem äußern Anſchein, oder nach Deinem Gefühl beurtheilen wollteſt. Nicht alles, was gleißt, iſt Gold, würde Sancho Panſa an meiner Stelle ſagen, und niemand weiß, wo einen andern der Schuh drückt, wie neu und zierlich der Schuh auch ſeyn mag. Laß uns offenherzig mit einander ſprechen, und weg mit der falſchen Scham! Wir haben beide eine große Thorheit begangen, Mondor! Wir konnten mit unſerm Loſe zufrieden ſeyn, glaubten uns verbeſſern zu können, und ſind nun beide überzeugt, wir hätten beſſer gethan, wenn jeder das Seinige behalten hätte. Selinde und Klariſſe ſind beide in ihrer Art ſehr liebenswürdige Weiber; aber darum taugen ſie nicht für jeden. Du und ich wir ſind unter den Männern nicht die ſchlechteſten; jeder von uns, denke ich, iſt die beſte Frau werth. Aber die beſte für Raymund iſt darum nicht auch die beſte für Mondor, und umgekehrt. Dir, z. B., iſt Klariſſe nicht warm, nicht lebhaft genug; ich hingegen habe gerade eine ſo kalte und weiſe Frau zum Gegengewicht meines Leichtſinns nöthig. *Du* haſt einen zu warmen Kopf für Klariſſen, und *ich* bin nicht reich genug für Selinden. Wer könnte ſo grauſam ſeyn, einer ſo ſchönen und gutartigen Frau, wie Selinde, irgend eine ihrer kleinen Fantaſien, ihrer im Grunde ſo unſchuldigen Vergnügungen zu verſagen? Aber um beide ohne Nachtheil befriedigen zu können, reichen meine Mittel nicht zu; und da ich ihr nichts abſchlagen kann, würde ſie mich in wenig Jahren zu Grunde gerichtet haben. Du hingegen biſt reich genug für eine noch viel koſtbarere Frau als Selinde. Ueberdies iſt auch *ſie*, wie Du und Ich, durch die Erfahrung weiſer worden, *Du* wirſt *gefälliger* gegen ſie ſeyn, und *Sie* wird Dich durch ihre Mäßigung dafür belohnen. Je weniger Du von ihr forderſt, deſto mehr wird ſie für Dich thun. Nimm alſo Deine Selinde wieder, Bruder, und gieb mir meine Klariſſe zurück, mit der ich ehmahls zufrieden und glücklich war; ſo glücklich, daß ich ſie ſelbſt in Selindens Armen nie vergeſſen konnte.

Mondor fand, daß ſein Freund ſehr richtige Schlüſſe mache; und da ihm nichts gewiſſer war, als daß man entweder wahnſinnig ſeyn müßte (wie er geweſen zu ſeyn bekannte) oder einer Frau wie Selinde ohne Schmerzen nicht entſagen könne, ſo rechnete er Raymunden als verdienſtliche Großmuth und als den höchſten Beweis ſeiner Freundſchaft an, was in der That bloß das Werk der Klugheit und der Sorge für ſein eignes Beſtes war.

Alles trat nun wieder in die alte Ordnung zurück. Mondor und Selinde hatten einander gleich viel zu verzeihen, und vereinigten ſich wieder, mit dem Vorſatz, durch Fehler klüger gemacht, einander deſto reichlicher zu entſchädigen. Beide hielten ſich Wort; und Klariſſe, zu geſunden Kopfes, um eine Empfindlerin, und zu reinen Herzens, um weder eine wahre noch geheuchelte Spröde zu ſeyn, erlaubte dem entzauberten Raymund, ohne ihm eine allzu ſchwere Buße aufzulegen, das Bild und Urbild ſeiner Pallas im Bade im Triumf in ſein Haus zurück zu führen.

Beide Freunde und Freundinnen ſind ſeit dieſer Zeit täglich mit ihrem Rücktauſch zufriedener, und (was für alle Viere ſehr viel beweiſet) nie hat auch nur der Schatten von Argwohn und Eiferſucht weder der Liebe noch der Freundſchaft den geringſten Abbruch bey ihnen gethan. Ich habe daher meiner Anekdote den rechten Rahmen zu geben geglaubt, indem ich ſie Liebe und Freundſchaft auf der Probe betitelte; und nun bleibt mir nichts übrig, als zu wünſchen, daß ſie meinen gütigen und nachſichtsvollen Zuhörern nicht mißfallen haben möge.

Nadine endigte hier ihre Erzählung, und überließ es (wie ſie verſprochen hatte) ihren Zuhörern, ſo viel Moral daraus zu nehmen, als Jedes zu ſeinem jetzigen oder künftigen Gebrauch darin zu finden wußte.

Ihre Beſcheidenheit wurde nun durch die Lobſprüche, womit ſie ſich von allen Seiten überhäuft ſah, auf keine leichte Probe geſetzt. Die vier Freunde und ihr zweymahliger Weiber- und Männer-Tauſch gaben ſodann (wie man denken kann) reichen Stoff zu allerley ernſten und ſcherzhaften Anmerkungen und Einfällen; und Herr M. war der Meinung: eine von Nadinens Geiſt überſchattete Schriftſtellerin könnte dieſe Anekdote zu einem der artigſten Romane ausſpinnen, die ſeit manchem Jahr in unſrer romanreichen, wiewohl ſehr unromantiſchen Zeit zu Tage gefördert worden.

Am folgenden Abend wurde die Geſellſchaft zu Roſenhain mit einem Baron von Werdenberg vermehrt, einem Verwandten der Frau des Hauſes, welcher, auf einer Reiſe in dieſe Gegenden begriffen, es für Pflicht gehalten hatte, dem Herrn und der Frau von P. ſeine Aufwartung zu machen. Er war ein ſchöner, ſtattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, ſeines Karakters wegen allgemein geſchätzt, und als ein angenehmer Geſellſchafter überall wohl aufgenommen; ein Mann von Bildung und Geſchmack, der die Welt kannte und vieles geſehen hatte, aber weil er ohne Ehrgeiz und Habſucht war, einen zu hohen Werth auf ſeine Freyheit ſetzte, um ſich in die vergoldeten Feſſeln eines Hofes zu ſchmiegen, oder ſich verſucht zu fühlen, die Welt regieren und verwirren zu helfen. Uebrigens war er im Beſitz, den Damen allgemein zu gefallen, weil er Allen gefällig zu ſeyn befliſſen war, und, da er ſich keiner ausſchließlich widmete, ſich für ein Gemeingut, an welches Alle gleiche Rechte hatten, anzuſehen ſchien. Dies war wenigſtens das Licht, worin man ihn bisher betrachtet hatte; und ſo viel mag vor der Hand genug ſeyn, uns eine Idee von dieſem Baron Werdenberg zu geben, bis er ſelbſt in der Folge uns vielleicht etwas näher mit ſich bekannt macht.

Nach der Abendtafel erwähnte Jemand, mit was für einer Art von Spiel die Geſellſchaft ſich ſeit mehreren Tagen unterhalten habe. Da die Gäſte ſich hatten erbitten laſſen, ihrem Aufenthalt zu Roſenhain noch einige Tage zuzugeben, ſo bedauerte man allgemein, daß die fünf Perſonen, welche die Gefälligkeit gehabt, ſich dieſes kleine Verdienſt um die Geſellſchaft zu machen, ſchon alle an der Reihe geweſen wären, und man alſo dieſes Vergnügen heute würde entbehren müſſen. Da nun keines von denen, die ihren Beytrag bereits gegeben hatten, ſich geneigt bezeugte, ein Uebriges zu thun, die bloßen Zuhörer hingegen ſich des ihnen gleich anfangs zugeſtandenen Vorrechte nicht begeben wollten, kam die ſchöne Nadine von Blumau endlich auf den Einfall, alle Beredſamkeit ihrer Augen und ihrer Zunge anzuwenden, um den Herrn von Werdenberg zu überreden, daß er ſich die Geſellſchaft durch irgend eine kleine Anekdote, entweder von ſeiner eignen Erfindung, oder aus dem Schatze ſeines Gedächtniſſes verbinden möchte. Der Baron wehrte ſich, ſo lang' er mit guter Art konnte, indem er alle Arten von Behelfen, womit man eine ſolche Zumuthung von ſich abzulehnen pflegt, geltend zu machen ſuchte. Aber die ſchöne Blumau wollte ſich nun einmahl nicht abweiſen laſſen, und die übrigen Damen und Herren unterſtützten ihre Bitte auf's lebhafteſte. Auf jeden Fall, ſagte Roſalinde in ſcherzendem Tone, können Sie darauf rechnen, daß wir die geneigteſten Zuhörer ſind, die ein Erzähler ſich nur immer wünſchen kann.

Wer könnte Ihnen nach einer ſolchen Verſicherung länger widerſtehen, meine gnädigſten Damen, ſagte der Baron lachend; Ihre Bitten ſind für mich Befehle; wollte der Himmel nur, daß die edle Tugend des Gehorſams mir auch das Talent geben könnte, deſſen Mangel ich in einer Geſellſchaft wie dieſe ſtärker als jemahls fühle. Wenn es indeſſen nur darauf ankommt, Ihnen meine kleine Eigenliebe aufzuopfern, ſo bin ich bereit; nur muß ich vor allen Dingen um die Gnade bitten, mir eine Bedingung zuzugeſtehen, ohne welche es mir unmöglich ſeyn würde, meine Zuſage zu erfüllen. Alles in der Welt, rieſen die Damen, reden Sie nur! Selbſt ein Mährchen zu erfinden, fuhr Werdenberg fort, iſt nun einmahl meine Sache nicht, und die Mährchen meiner Mutter Gans ſind, aufrichtig zu reden, die einzigen, die ich von meinen Kinderjahren her behalten habe. Wollen Sie aber mit einer wahren Geſchichte, ſo gut ich ſie zu geben habe, vorlieb nehmen, ſo kann ich Ihnen mit einer kleinen Anekdote aufwarten, die ſich ſeit kurzem mit einem meiner Freunde zugetragen hat. Sie iſt eben nichts beſonderes; weder ſo rührend, um Thränen zu erpreſſen, noch luſtig genug, um lachen zu machen. Es iſt ein ganz einfaches Geſchichtchen, aber es iſt wenigſtens wahr; und bey einer Erzählung, die weder von Seiten des Inhalts noch des Vortrags glänzt, iſt dies doch immer einiges Verdienſt. Im ſchlimmſten Fall bin ich beynahe gewiß, daß, wenn Sie auch bey der Erzählung ſelbſt ein wenig nicken ſollten, der Ausgang wenigſtens Sie wieder aufwecken wird.

Fangen Sie nur immer an, Herr von Werdenberg, ſagte Nadine; wenn Sie uns Langeweile machen, werden wir ſchon Mittel finden, auf die eine oder andere Art das Wiedervergeltungs-Recht an Ihnen auszuüben; darauf können Sie Sich verlaſſen.

Der Baron begann alſo ſeine Erzählung folgender Maaßen.

Die Liebe ohne Leidenſchaft.

Ein junger Mann, der, ſtatt ſeines wahren Nahmens, einſtweilen von Zalkenberg heißen mag, wurde auf einer Reiſe nach W. durch einen Zufall in dem kleinen Marktflecken Erlebach aufgehalten. Glücklicher Weiſe für ihn traf ſichs, daß der jährliche Markt, der eben an dieſem Tage gehalten wurde, dem unbedeutenden Ort eine ziemliche Lebhaftigkeit gab, zumahl die ſchöne Jahreszeit und das günſtigſte Wetter eine Menge Perſonen allerley Standes und Gewerbes aus der ganzen Gegend herbeygezogen hatte. Zalkenberg liebte dieſe Art von Volksfeſten, wo er, unter allen Rollen, ſo dabey geſpielt werden, die des bloßen Zuſchauers für die unterhaltendſte hielt. Er befand ſich gerade in der heitern Unbefangenheit und Leerheit, worin man bereit iſt, ſich, wie Triſtram Shandy, ſogar mit einem Eſel in ein Geſpräch einzulaſſen oder den Bewegungen einer

Schnecke zuzuſehen; und er war in dieſer Stimmung eine gute Weile von einer Bude zur andern herumgeſchlendert, und hatte die Bemerkungen, wozu ihm das Glücksrad, der Marktſchreier, der Marmotten-Junge und die um ſie her ſchwärmenden Volksgruppen Gelegenheit gaben, ziemlich bald erſchöpft, als er in der Thür eines Kramladens eine junge Frauensperſon gewahr wurde, deren Geſtalt und Geſichtsbildung einen ſo auffallenden Abſtich von den Geſtalten und Geſichtern des ſich hinzudrängenden Geſindels machte, daß er dem Verlangen nicht widerſtehen konnte, ſich näher mit ihr bekannt zu machen. Ihrem ſehr einfachen Anzug nach, und weil er ſie mit vieler Munterkeit beſchäftigt ſah, allerley Waaren, die ihr in Päckchen und Schachteln herabgelangt wurden, auf den Ladentiſch auszulegen, glaubte er nicht zu irren, wenn er ſie, troz ihrer vornehmen Miene und der Grazie, die alle ihre Bewegungen begleitete, für die Eigenthümerin des Kramladens anſah. Er näherte ſich dem Tiſch, und nachdem er ſie, ohne Zuthun ſeines Willens, mit mehr Ehrerbietung gegrüßt hatte, als eine Perſon ihres Standes von ſeinesgleichen erwarten konnte, wollte er die Bekanntſchaft damit anfangen, daß er ſich durch Einkauf einiger ihm ſehr überflüſſiger Artikel in Gunſt bey ihr ſezte, und erkundigte ſich, im Ton eines Käufers, der nicht lange zu feilſchen geſonnen iſt, nach dem Preiſe.

Die vermeinte Krämerin betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck einer flüchtigen Ueberraſchung, faßte ſich aber eben ſo ſchnell wieder und antwortete ihm lächelnd: darüber werden wir bald einig ſeyn, mein Herr ich gebe alle meine Waare unentgeltlich. Mit dieſem Worte raffte ſie alles, was auf dem Tiſche lag, in einen großen Korb zuſammen, trat vor die Ladenthür, und theilte es unter die Umſtehenden aus deren äußerliches Anſehen laut genug bezeugte, daß ihre Kaufluſt mit den Mitteln, ſie ehrlicher Weiſe zu befriedigen, in ganz und gar keinem Verhältniß ſtand. Sie gab einem Jeden, was er am meiſten zu bedürfen ſchien; und da der Korb in wenig Augenblicken leer war, ließ ſie ihn zum zweyten und dritten Mahle füllen, um auch die neuen Kunden, die ohne Geld zu kaufen herbey eilten, zufrieden zu ſtellen. Dieſes Manöver ſetzte ſie, zu großer Verwundrung aller Zuſchauer, ſo lange fort, bis die ganze Bude rein ausgeleert war.

Falkenberg, der anfangs nicht wußte, was er von dieſer ſonderbaren Krämerin zu denken habe, merkte nun wohl, daß er ſich in ſeiner Meinung von ihrem Stande geirrt, war aber darum nicht weniger verlegen, wie er ſich das was er ſah, erklären ſollte.

Die Unbefangenheit ihres ganzen Benehmens und die anmuthige Art, wie ſie ihre Gaben austheilte, machte den Gedanken, daß es unter ihrer Haube nicht richtig ſtehe, unmöglich. Daß ſie nicht weniger reich als leichtſinnig und launenhaft freygebig ſeyn müſſe, ſchien außer Zweifel; aber wenn Anwandlungen dieſer Art häufig bey ihr waren, dachte Falkenberg, ſo gäb' es keinen Schatz in Tauſend und Einer Nacht, den ſie nicht in kurzer Zeit erſchöpfen könnte.

Die Dame ſchien die Gedanken des Unbekannten ohne Mühe zu errathen; auch glaubte ſie ziemlich deutlich in ſeinen Augen zu leſen, daß ſie ihm nichts weniger als gleichgültig ſey; etwas, wobey ſie natürlicher Weiſe den Wunſch, auch Ihr nicht gleichgültig zu ſeyn, bey ihm vorausſetzen konnte. Wenn dies wirklich der Fall war, ſo ließ ſie wenigſtens nichts davon ſichtbar werden. Indeſſen bevor ſie ſich mit der Krämerin, der ſie ſo ſchnell und unverhofft von ihrem ganzen Marktvorrath geholfen hatte, zum Abrechnen in ein kleines Hinterſtübchen zurückzog, wandte ſie ſich mit dem ungezwungen edeln Anſtand einer Perſon, der man auch in der ſchlichteſten Kleidung anſieht, daß ſie ſich in der prächtigſten nicht beſſer dünken würde, gegen

Falkenbergen, und erſuchte ihn, zum Andenken ihrer eben ſo kurzen als zufälligen Bekanntſchaft, einen — Bleyſtift anzunehmen, den ſie aus ihrem Buſen hervorzog, und ihm mit einer herzſtehlenden Anmuth überreichte. Wenn Sie jemahls in den Fall kommen, ſetzte Sie hinzu, dieſen Bleyſtift zu einem geheimen Wort an eine Geliebte zu gebrauchen, ſo erinnere er Sie an die Unbekannte auf dem Jahrmarkt zu Erlebach! — und bevor er vor Verwirrung ſeiner Sinnen eine Antwort herausbringen konnte, war ſie entſchlüpft, und die hinter ihr ſich ſchließende Thür ſagte ihm in ihrer knarrenden Sprache, daß er ſeine Entlaſſung habe.

Wenn ich den Helden meiner Geſchichte erdichtet hätte, ſo müßte ich geſtehen, daß ich, um die Wirkungen hervorzubringen, die ein nach dem Beyfall unſrer Zeitgenoſſen ſtrebender Romanſchreiber auf ſeine Leſer zu machen bemüht iſt, keinen unbequemern Karakter hätte wählen können als den ſeinigen. Aber er wird ſich Ihnen in kurzem als ein wirkliches Glied in der Kette der Weſen darſtellen, und es iſt nicht meine Schuld, daß er, wie alle andern Glieder dieſer Kette, iſt was er iſt. Ich darf alſo nicht verbergen, daß mein Herr von Falkenberg bey dieſer Gelegenheit eine Kaltblütigkeit zu Tage legte, die vielleicht ohne Beyſpiel iſt. Zwar kann ich nicht läugnen, daß er eine ziemliche Weile mit dem Bleyſtift der Unbekannten in der Hand und die Augen auf die Thür des Hinterſtübchens geheftet, ſo unbeweglich wie eine Herme ſtehen blieb. Aber, ſobald er wieder zur Beſinnung kam, war das erſte, was er ſich ſagte: daß, vernünftiger Weiſe, hier nichts weiter für ihn zu thun ſey, als — ſeines Weges zu gehen. Er fragte zwar auf allen Seiten nach dem Nahmen und andern Prädikabilien der ſonderbaren Dame; aber niemand konnte ihm ſagen, wie ſie heiße, noch woher ſie gekommen und wohin ſie gehe. Da er hingegen ſehr wohl wußte, wohin er wollte, und ſein Wagen (deſſen Ausbeſſerung ihn zu Erlebach aufgehalten hatte) wieder in reiſefertigem Stande war, ſetzte er ſich ohne längern Aufſchub ein, und fuhr, mit dem Bilde der Unbekannten vor der Stirn und ihrem Bleyſtift in der Taſche, mit eben ſo geſundem Herzen (wie er ſich ſchmeichelte) davon, als er angekommen war.

Das Wahre iſt, daß er während ſeiner ganzen Reiſe von Erlebach bis A. (wo er, wegen einiger Geſchäfte, die er unterwegs abzuthun hatte, erſt am fünften Tag anlangte) an nichts anders denken konnte, als an ſein kleines Abentheuer mit der ſchönen Unbekannten, obgleich nicht ohne Schamröthe über die höchſt unbedeutende Perſon, die er dabey vorgeſtellt hatte. Ihre feine Geſichtsbildung, das liebliche Feuer ihrer großen ſchwarzen Augen, ein ihr eignes Lächeln, das der Liebe, die ſie einflößte, zu ſpotten oder zu trotzen ſchien; ein eben ſo edles als anſpruchloſes Weſen in ihrem ganzen Anſtand und Benehmen, die einnehmende Munterkeit und ſchnellbeſonnene Schicklichkeit, womit ſie ihre Gaben, ohne den mindeſten Werth darauf zu legen, nach den anſcheinenden Bedürfniſſen und Erwartungen der Beſchenkten ausgeſpendet hatte, kurz alles, was ihm an dieſer ſonderbaren Perſon aufgefallen war, bis auf die kleinſten Bewegungen ihrer ſchönen Arme und Hände, ſtellte ſich ſeiner Erinnerung ſo lebhaft wieder dar, als ob er ſie vor ſich ſähe. Natürlicher Weiſe erregte das, was er geſehen hatte, das Verlangen, noch mehr von ihr zu wiſſen, und das Ganze endigte immer damit, unzufrieden mit ſich ſelbſt zu ſeyn, daß er nicht länger zu Erlebach geblieben und alles mögliche verſucht habe, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu kommen. Indeſſen, da er von Natur keiner von den Brennbaren war, die gleich im erſten Augenblick Feuer fangen und im zweyten ſchon in voller Flamme ſtehen; da überdies eine unverwandte Beſchäftigung der Gedanken mit dem nehmlichen Gegenſtand das ſicherſte Mittel iſt, den Eindruck deſſelben abzuſtumpfen, und endlich auch die Geſchäfte, die er unterwegs zu beſorgen hatte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit erfoderten: ſo hatte ſeine Vernunft eben keinen großen Kraftaufwand vonnöthen, um ſein Gemüth in ziemlichem Gleichgewicht zu erhalten: und ſo fand ſichs, daß er am Morgen des fünften Tages das Zeugniß aller ſeiner Sinne aufrufen mußte, um ſich des Zweifels zu erwehren, daß die Begebenheit zu Erlebach mehr als ein ungewöhnlich lebhafter Traum geweſen ſey.

Dieſer Wahn war von kurzer Dauer. Das erſte, was ihm beym Eintritt in den Gaſthof, wo er zu N. abſtieg, in den Wurf kam, war ſeine Unbekannte, die, ohne ihn zu bemerken, in einem ſchimmernden Anzug an ihm vorbeyrauſchte, um ſich in einen prächtigen, mit reichgekleideten Bedienten beſchwerten Wagen zu werfen und vermuthlich in Geſellſchaft zu fahren. Nichts war ihm gewiſſer, als daß ihn ſeine Augen nicht getäuſcht hatten, wiewohl der Glanz, worin ſie jetzt bey ihm vorüber blitzte, einen eben ſo ſtarken, als vortheilhaften Abſtich von der einfachen Kleidung machte, worin ſie ſeine erſte Aufmerkſamkeit in der Bude zu Erlebach auf ſich gezogen hatte.

Dieſes zweyte unverhoffte Zuſammentreffen ſetzte Falkenbergen in eine Bewegung, die er ſich ſelbſt nicht recht zu erklären wußte. Es war ihm, als ob es ihm ahne, es werde ihm ſchwer werden, ſich vor einer Leidenſchaft zu bewahren, die vielleicht das Unglück ſeines Lebens machen könnte; und deſto ernſtlicher war ſein Vorſatz, alle Kräfte ſeiner Vernunft gegen eine ſolche Beeinträchtigung ſeiner Freyheit aufzubieten.

Bey allem dem ließ er dennoch ſeine erſte Sorge ſeyn, mit guter Art Erkundigungen über die Dame einzuziehen. Der Wirth ſagte ihm Alles, was er aus ihren Bedienten herausgefragt hatte: man nenne ſie Fräulein von Haidenſtein; ſie ſey die einzige Tochter und Erbin des verſtorbenen Bankiers Haidenſtein in ** und befinde ſich bereits in freyem Beſitz eines unermeßlichen Vermögens. Sie ſey erſt dieſen Morgen von einem ihrer Güter unweit D... in A.. angekommen, um der Verlobung einer Anverwandtin beyzuwohnen, und werde ſchon morgen wieder nach W. abgehen, wo ſie ſich bey einem alten und reichen kinderloſen Oheim aufzuhalten geſonnen ſey, u. ſ. w.

Dieſe Nachrichten waren mehr, als nöthig war, die Leidenſchaft, die ſich in ſeinem Herzen, oder wie die Alten meinten, in ſeiner Leber zu bilden anfangen wollte, im Keim zu erſticken. Falkenberg gehört einem der älteſten Geſchlechter Deutſchlands an, und beſitzt, ohne reich zu ſeyn, gerade ſo viel Vermögen, um bey mäßigen Wünſchen genug zu haben. Er würde ſich vielleicht ohne großen Kampf über den Stolz eines uralten und immer rein erhaltenen Erbadels hinweggeſetzt haben, wenn Liebe, und Liebe ganz allein, ohne den Verdacht eines andern Bewegungsgrundes, ihn dazu gedrungen hätte; aber den Gedanken, daß irgend jemand ihn fähig halten möchte, dem Gott des Reichthums ein ſolches Opfer zu bringen, konnte ſein Stolz nicht ertragen. Es war glücklich für ihn, daß dieſe Geſinnung Stärke genug hatte, ihn (wie er ſich wenigſtens gewiß hielt) gegen die Gefahr einer voreiligen Leidenſchaft ſicher zu ſtellen. Denn, wer bürgte ihm davor, daß die Dame noch frey war, oder, wenn ſie es war, daß ſie ihn allen Andern, die ſich ohne Zweifel um ſie bewarben, vorziehen würde?

Es iſt eine wunderliche Sache um die Selbſttäuſchungen des menſchlichen Herzens. Wenn Falkenberg entſchloſſen war (und er war es wirklich) der ſchönen Haldenſtein keine Gewalt weder über ſein Herz noch über ſeine Leber einzuräumen, warum hatte er nichts angelegneres, als ſich am folgenden Morgen auf einer mit ihrem Bleyſtift beſchriebenen Karte zu erkundigen, wann es ihr gelegen ſey, ſeinen Beſuch anzunehmen? Das ſonderbarſte indeſſen war, daß ſein Bedienter auf halbem Wege der Kammerjungfer des Fräuleins in die Hände lief, die den Auftrag hatte, ihrer Dame die Geſellſchaft ſeines Herrn beym Frühſtück auszubitten.

Falkenberg erſchrack beynahe über dieſes beſtändige Zuſammentreffen und würde etwas verlegen vor dem Fräulein erſchienen ſeyn, wenn ſie ihm Zeit dazu gelaſſen hätte. Die Augenblicke, ſagte ſie, da wir uns zu Erlebach ſahen, ſchlüpften ſo ſchnell vorbey, daß es unbillig gegen uns ſelbſt wäre, wenn wir den Wunſch, uns näher zu kennen, der uns vermuthlich Beiden gemein war, nicht befriedigen wollten, da uns der Zufall zum zweyten Mahl Gelegenheit dazu macht. Falkenberg beantwortete dieſe Artigkeit, wie es einem höflichen und wackern Ritter zuſteht.

Nach einigen andern Reden, die zu Anfang eines Geſprächs unter vier Augen die Stelle des Räuſperns vertreten, ſagte das Fräulein: geſtehen Sie, Herr von Falkenberg, daß Sie nicht wußten, wofür Sie mich halten ſollten, da Sie mich den ganzen Kram der wandernden Handelsfrau ſo hurtig unter die geſammte Bettlerſchaft von Erlebach und der umliegenden Gegend austheilen ſahen. Daß es nicht aus ſogenannter Empfindſamkeit oder romanenmäßiger Wohlthätigkeit geſchah, werden Sie mir leicht abgemerkt haben.

Im erſten Augenblick ſtutzte ich allerdings, verſetzte Falkenberg, weil er nicht gleich fand, was er antworten ſollte; aber —

Das hätten Sie wohl nicht gedacht, unterbrach ſie ihn, daß Sie ſelbſt das ganze Verdienſt von meinem guten Werke haben! Denn der Einfall kam mir erſt, wie ich ſah, daß Sie mich für die Krämerin hielten. Uebrigens war die Sache eine Kleinigkeit. Der ganze Kram war mit dreyhundert Gulden ausgekauft, und ich ſchäme mich beynahe, daß die blinde Göttin ſo verſchwenderiſch gegen ein verdienſtloſes Mädchen geweſen iſt, daß ich zehnmahl ſoviel verlieren oder wegwerfen kann, ohne ärmer dadurch zu werden. Glauben Sie indeſſen nicht, daß dergleichen plötzliche Anwandlungen etwas gewöhnliches bey mir ſind. Ich bin zwar leider! wie das einzige Töchterchen eines geldreichen Hauſes erzogen und ganz und gar nicht gewöhnt worden, einen andern Willen zu haben als meinen eignen: aber die Natur iſt ſo gütig geweſen, dafür zu ſorgen, daß ich ſelten etwas will, das ich nicht ſollte; und, einige unſchuldige Grillen abgerechnet (ſetzte ſie lächelnd hinzu) gelte ich unter meinen Bekannten, ohne Ruhm zu melden, für eine ziemlich räſonable Perſon. Wenn Sie meinen Vorwitz nicht unbeſcheiden finden, ſagte Falkenberg, ſo möchte ich wohl wiſſen, was für Grillen das ſind, welche Sie nicht geneigt ſcheinen Ihrer eignen Vernunft aufzuopfern?

Das Fräulein ſchien ſich einen Augenblick zu beſinnen; zum Beyſpiel, erwiederte ſie mit einer ſpitzfindig naiven Miene, die ihr unbeſchreiblich reitzend läßt, nennen Sie das etwa nicht Grille, daß mich zuweilen in ganzem Ernſt die Luſt anwandelt, mein ganzes Vermögen wegzuſchenken, oder, wie Madame Scarron — Maintenon, ein deutſches St. Cyr zu ſtiften?

In der That, mein Fräulein, ſagte Falkenberg, Sie ſind, denke ich, die erſte, die in Ihrer Lage von einer ſolchen Grille geplagt wird.

Da ich einmahl im Beichten bin, fuhr das Fräulein fort, ſo will ich Ihnen offenherzig bekennen, wie es mit mir iſt, und Sie werden finden, daß meine Vernunft mehr Antheil an dieſer Grille hat, als Sie ſich vielleicht vorſtellen. Ich geſtehe Ihnen alſo — und wenn ich dabey erröthe (ſie erröthete wirklich bis an die Ohrläppchen), ſo ſetzen Sie es nicht auf meine Rechnung, denn in der That iſt hier gar kein Grund, warum ein ehrliches Mädchen ſchamroth werden ſollte — Ich geſtehe Ihnen alſo, Herr von Falkenberg, ich werde, wie die Tochter Jeftah's, zu ewiger Beweinung meiner Jungfrauſchaft verdammt ſeyn, wenn ich nicht Mittel finde, um ein paar Millionen ärmer zu werden. Denn ich bin unwiederruflich entſchloſſen, nicht zu heurathen, bis ich gewiß bin, daß der Mann, den ich wähle, nicht meine Millionen, ſondern mich ſelbſt liebt: und wie könnte ich je zu dieſer Gewißheit kommen, ſo lange ich ſolche Gewichte an mir hängen habe?

Ich begreife dieſe Wirkung Ihres Zartgefühls um ſo leichter, ſagte Falkenberg, da ich von einer ähnlichen Grille, wenn Sie es ſo nennen wollen, beſeſſen bin. Ich bin zwar für einen jungen Mann meines Standes nicht reich; aber eher würde ich, wie Diogenes und Menippus, von Wolfsbohnen und Wurzeln leben, als eine Frau mit großem Vermögen heurathen, wenn ſie gleich ſo liebenswürdig wäre, daß ich mich durch den Beſitz ihrer Perſon für den glücklichſten aller Sterblichen halten müßte,

„Iſt dies Ihr Ernſt, Herr von Falkenberg?"

Sie würden keinen Augenblick daran zweifeln, wenn ich die Ehre hätte, näher von Ihnen gekannt zu ſeyn.

Wären Sie vielleicht nicht abgeneigt, dieſe Ehre zu haben? ſagte ſie mit der beſagten Miene, mit welcher ſie einem Manne das Herz (vorausgeſetzt, daß er eines hat) ſo ſicher und unvermerkt wegſtiehlt, daß er keine Zeit hat, ſich in Acht zu nehmen.

Ich würde ſtolz darauf ſeyn, ſagte Falkenberg, wenn Sie mir erlaubten, mich um Ihre Freundſchaft zu bewerben.

„Wenn dies, wie ich mir ſchmeichle, keine Höflichkeitsformel iſt“ —

Es iſt das reine Gefühl meines Herzens.

„Ich glaube Ihnen; und in der That, wenn jemals ein Mann von ſechs oder acht und zwanzig, wie Sie zu ſeyn ſcheinen, und ein Mädchen von ein und zwanzig, wie Ihre Dienerin, durch Sympathie der Sinnesart und ein gewiſſes Einverſtändniß ihrer Sterne, welche ſie immer ohne ihr Zuthun zuſammen bringen, voraus beſtimmt waren, Freunde zu werden — da ihrer Beider Art zu denken ein noch naheres Verhältniß unmöglich macht, ſo wagen wir, ſoll' ich meinen, nichts dabey, wenn wir uns an das Einzige halten, das zwiſchen uns Statt finden kann. Sie gehen nach W. höre ich?“

Und Sie ebenfalls?

Ein neuer Beweis, daß unſre Sterne wirklich einverſtanden ſind. Die Pflicht ruft mich zu einem alten unbeweibten Oheim, der im Herbſte des Lebens dafür büßen muß, daß er im Frühling zu raſch gelebt hat. Ich werde Alles thun, was ich dem Bruder meiner Mutter ſchuldig bin, deren Stelle, da ſie ſelbſt nicht mehr iſt, ich nun zu vertreten habe. Weil mir aber an ſeiner Erbſchaft wenig gelegen iſt, ſo werde ich mir gleichwohl das Amt einer Wärterin nicht ſo ſchwer machen, daß mir nicht noch Zeit und Freyheit, auch für die Geſellſchaft zu leben, übrig bleiben ſollte. Wir werden alſo häufige Gelegenheit haben, uns in Geſellſchaften und an öffentlichen Orten, und wenn Sie Sich mit dem General Löwenfeld (wie mein Oheim ſich nennt) bekannt machen wollen, auch in ſeinem Hauſe, ohne Zwang zu ſehen. Ich kann mir ſelbſt nicht verbergen, daß dies Alles, für die kurze Zeit unſrer Bekanntſchaft, ein wenig raſch geht; aber, was iſt zu thun, wenn man einander auf der Reiſe, auf einem Jahrmarkt und im Gaſthof kennen lernt?

Ueberdies, ſagte Falkenberg, bin ich, ſeitdem mich mein guter Genius vor die Bude zu Erlebach geführt hat, ſehr geneigt zu glauben, daß die Freundſchaft nicht weniger ihre Blitzſchläge hat, als die Liebe, und daß es ſich eben ſo gut auf den erſten Blick entſcheidet, ob zwey Perſonen Freunde ſeyn, als ob ſie ſich in einander verlieben werden.

Ich ſehe in der That nicht, verſetzte das Fräulein, warum die Art von Sympathie, die ſich zu Freundſchaft entfaltet, ihr Daſeyn nicht eben ſo ſchnell offenbaren ſollte, als jene, an der die Liebe ſich entzündet. Für einen künftigen Liebhaber hätte ich Sie auf den erſten Blick vielleicht zu kalt gefunden, für einen Freund ſind Sie gerade, was ich wünſche.

Nehmen Sie Sich in Acht, Fräulein, ſagte Falkenberg lachend, daß der kalte Liebhaber am Ende nicht ein zu warmer Freund befunden werde!

Halb und halb läßt ſich ſo etwas ſelbſt dem Beſten unter Euch zutrauen, erwiederte Fräulein Haldenſtein in gleichem Tone; aber ich ſtehe für alle Zufälle. Ihre Freundſchaft iſt mir zu werth, als daß ich nicht alle mögliche Sorge tragen ſollte, ſie mir rein und unverfälſcht zu erhalten.

Doch, es iſt Zeit, meine gnädige Damen und Herren, ſagte der erzähler, dem Geſpräch der beiden Perſonen meines Duodramas, wenn es auch noch länger gedauert haben ſollte, ein Ende zu machen.

Ich habe Sie hinlänglich in das Innre derſelben blicken laſſen, um zu wiſſen, weſſen Sie Sich zu ihnen verſehen können; und ich werde nun in meiner Erzählung beſto raſcher fortfahren, da ich Ihnen nichts als ſehr natürliche Begebenheiten und Erfolge zu erzählen habe.

Falkenberg, deſſen Reiſeplan einigen Aufenthalt zu M und N. erfoderte, langte etliche Wochen ſpäter zu W. an als Fräulein Haldenſtein, und ihre einverſtandenen Sterne ermangelten nicht, die neuen Freunde ſehr bald wieder zuſammen zu bringen. Der Baron machte die Bekanntſchaft des Oheims. der, von Gicht und Podagra auf ſeinem Kanapee gefeſſelt, immer zu Hauſe anzutreffen war und über keine zu große Menge läſtiger Beſuche zu klagen hatte. Der alte General ſprach, wie alle Seinesgleichen, gern von ſeinen Thaten, und Falkenberg, der im letzten Krieg in Italien einen Feldzug als Freywilliger mitgemacht hatte, wußte ihm ſo mancherley Anläſſe dazu zu geben, und hörte ihm ſo gefällig und theilnehmend zu, daß er unvermerkt eine Art von Günſtling des alten Herrn wurde. Er konnte ſo oft kommen, als er wollte, und der General, weit entfernt ſich an das gute Vernehmen zwiſchen ihm und ſeiner Nichte zu ſtoßen, pflegte ſie öfters mit ihrer beiderſeitigen Kaltblütigkeit aufzuziehen und Falkenbergen mit dem Salamander zu vergleichen, der mitten im Feuer unverſehrt leben könne.

Daß dies im buchſtäblichen Sinne der Fall bey ihm war, möchte ich nicht behaupten; gewiß iſt indeſſen, daß er den ganzen Winter durch, wo er das Fräulein beynahe täglich ſah, ſich ohne ſonderlichen Abbruch ſeiner Eßluſt und ſeines Schlafs in den Gränzen, die er ſich gezogen hatte, hielt, und nicht wenig mit ſich ſelbſt zufrieden war, daß er einen ſeiner Lieblingsſätze, „daß wahre Liebe keine „Leidenſchaft, ſondern bloß das reine und ruhige Verhältniß zweyer von der Natur zuſammengeſtimmter Gemüther ſey,“ durch ſein Beyſpiel ſo trefflich beſtätige. Inzwiſchen machte er ſich häufige Verdienſte um Fräulein Haldenſtein, brachte ihre weitläufigen Angelegenheiten in beſſere Ordnung, betrieb und beendigte einige Proceſſe, die ſie vernachläſſigt hatte, und fand ſich für alles, was er für ſeine Freundin that, durch das Vergnügen, ſo er ſich daraus machte, und von ihrer Seite durch einen auszeichnenden Blick oder einen leiſen Händedruck reichlich belohnt, und glücklicher, als die ſchönſten und gefälligſten unter den ziemlich zahlreichen Damen, die ſich ſeine Eroberung angelegen ſeyn ließen, ihn durch den höchſten Preis, den ſie darauf ſetzten, hätten machen können.

Was das Fräulein betrifft, ſo muß ich geſtehen, ſie that ihr Möglichſtes, ihm die Liebe ohne Leidenſchaft, wozu er ſich gegen ſich ſelbſt und gegen ſie verbindlich gemacht hatte, zu erſchweren. Nicht daß ſie ſich dabey irgend einer von den verführeriſchen Künſten bedient hätte, die von mancher Andern mit eben ſo wenig Erfolg als Bedenklichkeit an ihn verſchwendet wurden; aber ſie war ſo liebenswürdig, daß es ihm immer ſchwerer und zuletzt beynahe unmöglich wurde, ihr zu verbergen, was er ſich ſelbſt nicht länger verheimlichen konnte. Es kam endlich ſo weit mit ihm, daß er ſich geneigt fühlte, ſich eines thörichten Stolzes anzuklagen, daß er bey ihrer erſten Unterredung zu A. das Geſtändniß der Urſache, warum ſie vermuthlich immer unvermählt werde bleiben müſſen, mit der impertinenten Verſicherung erwiedert hatte, deren wir uns vermuthlich noch ganz wohl erinnern. Aber das fatale Wort war nun einmahl über ſeine Lippen geſprungen, und eben derſelbe Stolz, der ihn zu jener Erklärung getrieben hatte, zwang ihn jetzt, eine Rolle fort zu ſpielen, die er, der zum Schauſpieler nicht gebohren war, eben darum ſchlecht ſpielte, weil ſie nicht mehr ſeine eigene war.

Die Damen haben, bekannter Maßen, einen ihrem Geſchlecht eignen Sinn, alles, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht, und ſein jedesmahliges wahres Verhältniß zu ihnen auszuſpähen, wenn er es auch unter einer ſiebenfältigen Hülle zu verbergen ſuchen wollte. Julie

Haldenſtein hatte nicht die Hälfte des ihrigen vonnöthen, um zu ſehen, welche Gewalt der arme Falkenberg ſich anthun müßte, um ihr nicht, ſo oft ſie ſich einen Augenblick allein mit ihm befand. zu Füßen zu fallen, und zu bekennen, daß er alle Hoffnung ohne ſie glücklich zu ſeyn abgeſchworen habe, und, ihren Millionen zu Trotz, bereit ſey, ſich auf der Stelle mit ihr trauen zu laſſen, wofern ſie ſich entſchließen könne, von ſich ſelbſt und ihm die gute Meinung zu haben, daß er ihr eben denſelben Antrag thun würde, wenn ſie (nach dem bekannten edeln Ausdruck der Engländer) nicht einen Heller werth wäre.

Was ihr verſchwiegenes Herz bey dieſem Geſtändniß, das ſie itzt nur zu oft in ſeinen Augen las, empfand oder nicht empfand, beruht auf bloßen Vermuthungen: das Gewiſſe iſt, daß, wofern etwas der Liebe ähnliches ſich in ihrem Buſen regte, es nur edle Liebe ohne Leidenſchaft ſeyn mußte, welcher der arme Falkenberg, zur Schande ſeiner eignen Theorie, täglich immer ungetreuer wurde. Sie ſtellte ſich, als ob ſie ſeine Ungleichheiten, Launen, halb erſtickte Seufzer und andre Mahlzeichen einer übel verhehlten Liebe nicht gewahr würde, und änderte an der Offenheit ihres Betragens ſo wenig, daß ſie vielmehr die achtungsvolle und beynahe zärtliche

Aufmerkſamkeit zu verdoppeln ſchien, womit ſie ihn, als ihren erklärten Freund, vor ihren erklärten Anbetern auszeichnend begünſtigte.

Unter den letzten befanden ſich drey oder vier Herren von Stande, und ſogar ein Italiäniſcher Fürſtenſohn, welche ſich in die Wette beeiferten, der heftigen Zuneigung, die ſie zu ihren Millionen trugen, die Miene zu geben, als ob ſie ausſchließlich auf ihre Perſon gerichtet ſey. Der Oheim Löwenfeld hatte zwanzig Urſachen, wovon er die ſtärkſten in petto behielt, warum er keinem Italiäner hold ſeyn konnte; aber unter den übrigen war ein junger Graf, welcher Mittel gefunden hatte, Falkenbergen unvermerkt aus dem erſten Platz in ſeiner Gunſt zu verdrängen; denn er hatte zwey Feldzügen in Italien beygewohnt, hatte fünf oder ſechs Schlachten verlieren helfen, machte, was Falkenberg nicht that, alle Abende die Partie des Generals im Trictrac, und hörte ſeinen Erzählungen noch aufmerkſamer zu, als jener. Der alte Herr glaubte für ſo viele Gefälligkeiten nicht weniger thun zu können, als die Anſprüche des Grafen mit aller Ungeduld eines podagriſchen Oheims von welchem viel zu erben iſt, zu unterſtützen; aber da die Nichte unabhängig war, und ſo wenig Abſichten auf ſeine Erbſchaft hatte, daß ſie ihm andern das geringſte von dieſem Geheimniß merken ließ, bedarf wohl keiner Verſicherung; aber, ob es gleich nie zur Kenntniß des Publikums kam, ſo konnte es doch vor dem Fräulein Haldenſtein nicht ſo verborgen bleiben, daß ſie ſich von dieſem unzweydeutigen Beweiſe des hohen Werths, worin ſie bey ihrem ſtolzen Freunde ſtand, nicht völlig hätte gewiß machen können. Eine Vertraute, die das Geheimniß gegen alle Welt, nur nicht gegen Julien zu bewahren wußte, entdeckte ihr alles, was ihr von der Sache bekannt war, und leiſtete ihr und Falkenbergen dadurch, ohne es zu wiſſen, einen Dienſt von der größten Wichtigkeit. Denn die ſchöne Haldenſtein ſchob es nicht länger als bis zum nächſten Morgen auf, der Pein ihres Freundes ein Ende zu machen. Sie traf Anſtalt, daß ſie eine Stunde mit ihm allein ſeyn konnte, und es erfolgte nun zwiſchen ihnen ein zweytes Geſpräch unter vier Augen, welches ich, da es die Entknotigung meiner Geſchichte herbeyführt, meinen gefälligen Zuhörern nicht vorenthalten darf.

„Sie ſind ſeit einiger Zeit nicht wie ehmahls, Falkenberg — es iſt als ob ein drückendes Geheimniß auf Ihrem Herzen läge —“

Ein Geheimniß, Julie? — ſtotterte Falkenberg die

Farbe wechſelnd — ein Geheimniß — vor Ihnen, meine Freundin?

„Wenn es mir *keines* iſt, ſo haben *Sie* wenigſtens keine Schuld daran. Aber beruhigen Sie ſich. Ihr Geheimniß iſt es nicht, wovon ich mit Ihnen ſprechen wollte. Ich habe Ihnen einen Antrag zu thun. Eine meiner Freundinnen hat ſo viel Geld, daß ſie nicht weiß, was ſie damit anfangen ſoll. Könnten Sie Sich wohl mir zu Liebe entſchließen, ihr Vermögen in Verwaltung zu nehmen, und im Nahmen der Eigenthümerin jeden ſchönen und guten Gebrauch davon zu machen, wozu Ihr Kopf, Ihr Herz, und Ihr Geſchmack Ihnen die Anleitung geben wird? Noch mehr. Das Mädchen hätte gern einen Mann, aber freylich einen ſehr edeln, ſehr liebenswürdigen. Nun iſt ihr aber im Vertrauen geſteckt worden, daß Sie, lieber Falkenberg, vor kurzem eine der reichſten Partien im Lande ausgeſchlagen haben. Dies macht das arme reiche Mädchen ſchüchtern. Wenn ich Ihnen indeſſen ſage, daß meine Freundin mir ſo ähnlich iſt, als ob ſie mir aus den Augen geſchnitten wäre —“

Julie, Sie ängſtigen mich — ſtammelte Falkenberg mit einer Beklemmung, die ihn kaum athmen ließ.

„daß ſie Julie heißt, wie ich — daß ſie — mit Einem Wort, daß ſie — ich Selbſt iſt?“

Liebenswürdigſte aller Sterblichen, rief Falkenberg außer ſich, was kann ich Ihnen antworten?

„Hören Sie mich ruhig an, Falkenberg. Sie haben Sich Wort gehalten; Sie haben bewieſen, daß Sie über gemeinen Eigennutz erhaben ſind. Zeigen Sie mir nun auch, daß Sie Sich eben ſo leicht über kleinlichen Stolz und Eigenſinn erheben können. Sie lieben mich — warum wollen Sie Sich ſelbſt verſagen glücklich zu ſeyn? — Ich bin kein leidenſchaftliches Weſen; ich brauſe nie auf, gerathe nie in Flammen, ſchwärme nie; aber ich bin der wahrſten, zarteſten, beſtändigſten Liebe fähig. In allem dieſem, denk' ich, ſind wir einander ähnlich genug, um ganz artig zuſammen zu paſſen. Ich bin entſchloſſen, das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu ſtellen — wollen, können Sie Sich entſchließen, mir auch das Ihrige anzuvertrauen?“

Was Falkenberg antwortete, und mit welchem Feuer, welcher Innigkeit er es that, ſagt Jedem von Ihnen ſein eigenes Herz.

Julie hatte nicht vergeſſen, ihren Oheim auf dieſen Ausgang vorzubereiten; und da ſie alles über ihn ver-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06884/228

mochte, koſtete es wenig Mühe, ihn mit dem Stücke ſeines ehmahligen Günſtlings auszuſöhnen. Das Fräulein weilte nun nicht länger zu W. Sie erinnerte ſich der Freundin, deren Verlöbniß ſie in A. hatte begehen helfen, und die ſich jetzt mit ihrem Gemahl auf einem Gute befand, das nicht weit von einem der übrigen entlegen war, und eilte zu ihr, um mit ihrer Beyhülfe einen mit Falkenberg abgeredeten Plan auszuführen, den ſie aus Gefälligkeit gegen ihn entworfen hatte. Falkenberg gehört nehmlich, wie geſagt, einer Familie an, die nicht mit Unrecht auf ihren Nahmen und auf ihr Geſchlechtsregiſter ſtolz iſt. Er hatte mit allen Gliedern derſelben immer im beſten Vernehmen gelebt, und, ob er gleich unabhängig und überdieß aus einem jüngern Zweig entſproſſen iſt, ſo machte er ſichs doch zur Pflicht, den Schritt, den er zu thun im Begriff war, nicht ohne ihre Beyſtimmung zu thun, wenn dieſe anders, wie er hoffte, mit guter Art zu erhalten wäre.

Da der Erzähler hier ein wenig inne hielt, ſagte Frau von P. „Ich dächte, wenn dieſe Familie ihren Stammbaum auch bis auf einen der zwölf Pairs Kaiſer Karls des Großen hinauf führte, ſie könnte ſehr zufrieden ſeyn, eine Perſon wie Fräulein von Haldenſtein in denſelben eingeimpft zu ſehen.“ Die ganze Geſellſchaft, ſelbſt den alten Baron nicht ausgenommen, ſtimmte einhellig dem Ausſpruch ſeiner edeldenkenden Gemahlin bey.

Wenn dies iſt, ſagte Falkenberg, ſich gegen Frau von D. und die ganze Geſellſchaft verbeugend, was ſollte mich länger verhindern, zu geſtehen, daß ich Ihnen unter dem angenommenen Nahmen Falkenberg meine eigene Geſchichte erzählt habe?

Und ich, ſagte Nadine, indem ſie aufſtand und ſich dem Herrn und der Frau des Hauſes mit Ehrerbietung näherte, darf ich es wagen, Ihnen dieſe Julie Haldenſtein darzuſtellen, welche unter dem erdichteten Nahmen Nadine von Blumau ſo gütig von Ihnen aufgenommen wurde? und darf ich mir ſchmeicheln, für dieſe unſchuldige Hinterliſt Ihre Verzeihung zu erhalten, und durch Entdeckung meines eignen Nahmens nichts von Ihrer Gewogenheit verlohren zu haben?

Die angenehme Ueberraſchung aller Anweſenden, und der ſchöne Tumult von Ausbrüchen der lebhafteſten Freude, Umarmungen, Glückwünſchen und wechſelſeitigen Liebeserklärungen, gehört unter die dramatiſchen Scenen, denen auch die beſte Beſchreibung ihren Reiz benimmt. Der fernere Erfolg dieſer Geſchichte liegt außerhalb des Pentamerons von Roſenhain; und da das Schickſal ſein Möglichſtes für die Hauptperſonen des Stücks gethan hat, ſo können wir, falls ſie uns einiges Wohlwollen eingeflößt haben ſollten, ziemlich gewiß ſeyn, daß die Schuld nur an ihnen ſelbſt liegen müßte, wenn ſie mit ihrem Loſe nicht zufrieden wären.

Der

Geſelligkeit gewiedmete Lieder.

Von

Goethe.

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchöne Nachbarin,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellerin
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Köchin hold.
Den Braten dreht er für und für,
Um ſüßen Minneſold.

Die ſechſe die verzehrten dann
Zuſamm' ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch!
Fürs wackre fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechſtes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt und fehlte ſehr,
Was doch das beſte thut.
Ein zärtlich Pärchen ſchloß ſich an,
Ein Treues — nun war's gut.

Geſellig feyert, fort und fort,
Das ungeſtörte Mahl
Und eins im andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Zum neuen Jahr 1802.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück
Und das Vergangne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue vom Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden
Jener verſchwundnen
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geſchickes
Seltſamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere ſchauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und ſcheu.

Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.

So wie im Tanze,
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar:
So, durch des Lebens
Wirrende Beugung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Maſkentanz.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn, von der Ruhmverkünderinn begleitet,
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorber ſich das eigne Haupt umwindet,
Ein Denkmal, über Wolken, ſich bereitet,
Auf ſchwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen;
So ſcheint's er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſtehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue ſchönre Welt.

Hier lernet man verlangen, lernet ſchonen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt du dich von jener eingeladen,
Der *Holden*, die mit *Unſchuld* ſich verband,
Und Fels und Baum, auf allen deinen Pfaden,
Erſcheint belebt, durch ihre Götter-Hand,
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen dich am Strand.
Wer, einſam, durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzuweichlich fühlen,
Da trifft uns denn, gar oft, ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag!
Iſt's *Momus*? Der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein *Satyr*? Der im Feld ſich üben mag.
Was uns geſchmerzt ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge ſchwillt, die, im verworrnen Streben,
Sich, ungewiß, nach allen Seiten, trägt.
Doch allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergüldet,
Die alles ſchaut und kennt, belebt, und duldet.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beym Geſang und Glaſe Wein
Auf den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch ihr Freunde nicht
Wie ich mich gebarde.
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde.
Darum ſchwör' ich feyerlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beyſammen weilen,
Dächt' ich klänge der Pocal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
Ans Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.

Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meyne;
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb auch ſo der Meine.

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht,
Leis und leicht, zerſtreuen,
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Geſellen!
Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammen ſtellen,
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind;
Sind zuſammen viele
Wohl gelingen denn wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's worauf ich ziele.

Generalbeichte.

Laſſet heut, im edlen Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal,
In der Welt, empfinden;
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Welten
Sammelt euch und ſucht, bey Zeiten,
Euch zu recht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet,
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir, nach deinem Wink,
Unabläßlich ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen
Und, im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Weltſchöpfung.

Vertheilet euch nach allen Regionen,
Von dieſem heilgen Schmaus,
Begeiſtert, reißt euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus.

Schon ſchwebet ihr in ungemeßnen Fernen,
Den ſelgen Göttertraum.
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen,
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
Ins Weit' und Weit' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket, ſchöpfriſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeßnen Schwung.

Und kreiſend führt ihr in bewegten Lüſten
Den wandelbaren Flor.
Und ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüſten,
Die feſten Formen vor.

Nun alles ſich, mit göttlichem Erkühnen:
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und ihr erſtaunt auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben,
Im ſelgen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben
Vom All ins All zurück.

Frühzeitiger Frühling.

—o—

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wieſen?
Iſt es das Thal?

Bläuliche Friſche!
Himmel und Höh!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hayn,
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück,
Helfet ihr Muſen
Tragen das Glück.

Saget ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern
Liebchen iſt da!

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blütenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich mit jedem Regenguſſe
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Palläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genaß,
Jener Fuß, der, an der Klippe,
Sich, mit Gemſenfreche, maß.

Jene Hand die, gern und milde,
Sich bewegte wohl zu thun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich an jener Stelle
Nun mit deinem Nahmen nennt,
Kam herbey wie eine Welle
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüber fliehn.

Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Schäfers Klagelied.

—o—

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal,
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll,
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber ihr Schafe vorüber,
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

—o—

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz.

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verlohren haſt,
Vertraue den Verluſt.

Ihr lärmt und rauſcht, und ahndet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein! verlohren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag,
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.

Sehnſucht.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verziehn,
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin.

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug,
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umfittigen wir,
Sie weilet da drunten,
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt,
Ich eile ſo bald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchichten Wald.
Sie weilet und horchet,
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich.“

Die ſcheidende Sonne
Vergüldet die Höhn,
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſchehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang
Und finſtrer und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmal erſchein’ ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah und ſo fern?“

Und haſt du, mit Staunen,
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt.

Nachtgeſang.

O! gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör.
Bey meinem Saitenſpiele,
Schlafe! was willſt du mehr?

Bey meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,
Bannſt mich in dieſe Kühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Giebſt nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle,
Schlafe! was willſt du mehr?

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo, hinter Thoren und Thüren,
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thoren und Thüren
Und überall iſt es ſo ſtill,
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein,
Nun ſteiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellerin heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten, im Saale,
Nicht mehr die Flaſchen umher,
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Univ. Bibl. München

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,
Und nimmt, für flüchtige Gabe,
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Kapelle
Im Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Zitter und Flaſche,
Nach dieſen felſigen Höhn,
Ich, an dem heiterſten Tage,
Mein Liebchen ſteigen geſehn,

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feyerlich wieder zu.

Als wären für ſtattliche Gäſte
Die weiteſten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ſtund', in ſeiner Kapelle,
Der würdige Pfaffe ſchon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſänge
Des Herzens innigſten Grund
Es zeugte, ſtatt der Menge,
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich, gegen den Abend,
Im Stillen alles verlohr,
Da blickte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellerin glänzen,
Als Herren, weit und breit,
Sie nimmt ſich zum kredenzen
Und er zum Danke ſich Zeit.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen! o! ſieh den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Parchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo um beſonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Straus,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hundert tauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch, am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drey.

Und vier und fünf und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all uns übern Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl, da drüben,
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün, ſo dichte,
Um Kirch und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Er gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Carl nach Haus!

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut,
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;

Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbey,
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drey.

Bey Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut.
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Wandrer und Pächterin.

Er.

Kannſt du ſchöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir, für Durſt und Hunger, reichen?

Sie.

Willſt du Vielgereiſter hier dich laben;
Sauren Raam und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeßne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden,
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich bey Wandrern,
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja die Blonde gleichet oft der Braunen,
Eine reizet eben wie die andren.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſtenmale,
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damals war ſie Sonne vieler Sonnen,
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſtenmal geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet:
Konnten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Bild vernichtet.

Sie.

Dieſes eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und, in Hoffnung wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn am Schluß der Reiſe,
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verkaufnen Gutes,
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen:
Wir Geſchwiſter haben viel erworben.
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort es iſt Helene!

Sie.

Konnt' uns Glück und Hohe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh' den wackren Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meynen?

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen,
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß,
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß.
Als am öden Felſenorte,
Drohend ſich ein Gegner naht,
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut,
Er entfernt ſich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.

Aber was er bald gewahret,
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen?
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbey begehrt,
Und er findet nun die Amme
Wie die Jungfrau liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber ach! da kommen Juden,
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.
O! verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf.
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Röſſelein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beſſer gemacht
Drum raſch, bey der mondlichen Helle,
In's Bett, in das Stroh, in's Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!
Doch ſiehe! da ſiehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich, mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Gebärden und Sprecher-Gewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt;
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut;
So ſchmaußen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf, im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes.

Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten,
Dann folget ein ſingendes, klingendes Chor
Poſſirlicher kleiner Geſtalten.
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Das einem ſo Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht.
Zuletzt, auf vergoldetem Wagen,
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kehrt ſich im Saale ſein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da pisperts und kniſterts und fliſterts und ſchwirrt.
Das Gräflein es blicket hinüber,
Es dünkt ihn als läg' er im Fieber.

Nun dappelts und rappelts und klapperts im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen,
Da will nun ein jeder, am feſtlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfriſchen.
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein,
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein.
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange.

Und ſollen wir ſingen was weiter geſchehn;
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er, ſo artig, im Kleinen geſehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender, ſingender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all,
Unzählige, ſelige Leute,
So ging es und geht es noch heute.

Magiſches Netz.

Zum 1ſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, tacktbeſtändig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;

Doch im leichten Kriegestanze,
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freyen haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermochten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünſchteſtes? Begünſtigt
Von der vielgeliebten Herrin,
Als ein anerkannter Diener?

Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen:
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir andern, den wir alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben daß man ſchön ſey
Dächt' ich iſt erlaubt.
In der Stadt, ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling, ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen an.

Und die Taill' und den Schlepp
Verändr' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichten Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Ich ſichle, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Thor
Etwas zierliches aus:
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir in's Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bey meiner Nachbarin.
Gewiß ſie lauſchet überquer
Ob ich zu Hauſe bin.

Und ob der eiferſüchtige Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Der Rattenfänger.

—o—

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der viel gereiſte Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſeln mit im Spiele:
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gutgelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang
Bey Zauberſaiten und Geſang.
(Von Anfang.)

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blütenſänger, o! Coucou!
Bitten eines jungen Paares,
In der ſchönſten Zeit des Jahres,
Höre liebſter Vogel du,
Kann es hoffen; ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt, bey ſeiner Jugend,
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sage wie lange es warten ſoll?
Horch! Coucou! horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu.

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, pa, paps kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eins! Coucou! zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben;
Sagſt du wohl wie lange wir leben?
Freylich, wir geſtehen dir's,
Gern zum längſten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou.
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben iſt ein großes Feſt,
Wenn ſich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zuſammen blieben;
Bleibt denn auch das treue Lieben?

Könnte das zu Ende gehn:
Wäre doch alles nicht mehr ſchön.
Cou Coucou, Cou Coucou :,:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

Jena,
gedruckt bey Frommann und Weſſelhöft.

Im Verlage der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Tübingen ſind von Oſtern 1802 biß 1803 erſchienen:

Allgemeine Zeitung 1802. 1803. 4. Der Jahrgang 10 Rthlr. 18 fl.

Dieſes ſeit 1798 mit der möglichſten Sorgfalt unterhaltene Inſtitut wird von jedem Sachkundigen als die vollſtändigſte Sammlung dieſer Art für unſre Zeitgeſchichte anerkannt, worinnen man die Aktenſtücke und offizielle Berichte ausführlich, öffentliche Verhandlungen aber in einem gedrängten und treuen Auszug, und was den eigentlichen Stoff der gewöhnlichen politiſchen Zeitungen, die Tagsgeſchichte, betrift, mit beſcheidener und anſtändigen Wahrheitsliebe und auf ſolche Art geſichtet findet, daß dadurch wenigſtens die erſte Brücke zwiſchen dem Chaos der öffentlichen Sagen, und der hiſtoriſchen Bearbeitung der Gegenſtände derſelben gebaut iſt. Daß dabey nichts verſäumt wird, was zur Kenntniß der Sittengeſchichte, der Kultur, des Handels, und jeder andern intereſſanten Anſicht gehört, findet man beynahe in jedem Stücke belegt, ſo daß dieſe täglich erſcheinende Zeitung, als ein möglichſt vollſtändiges Repertorium der Zeitgeſchichte, keiner öffentlichen Bibliothek und keinem mit der Geſchichte ſeiner Zeit fortſchreitenden Mann fehlen ſollte.

Es ſind noch einige vollſtändige Exemplarien von 1798 biß zum laufenden Jahrgang zu haben, die man, wenn man ſich unmittelbar an die VerlagsHandlung wendet, für den Preiß von 4 Carolins haben kann.

Almanach des Dames pour l'an 1803. mit Kupf. 16. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Von den Verfaſſern, deren Beyträge dieſen Almanach zieren, dürfen wir nun Delille, Chenier, Lebrun, Vigée, Collin d'Harleville, Segur l'ainé, Mercier, Mad. de Genlis, Mad. de Beaufort anführen, um den Beifall zu begründen, womit dieſe niedliche Sammlung auch in dieſem zweiten Jahrgang aufgenommen wurde. Die Kupfer ſind nach den beſten Gemälden des Pariſer Muſeums von Fortier aufs vorzüglichſte geſtochen und da die Herausgeber im Sinne haben, dieſe Auswahl fortzuſezen, ſo erhalten die Beſizer dieſes Almanachs zugleich eine ſehr intereſſante Kunſtſammlung.

Archenholz (J. W. v.) hiſtoriſche Schriften, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 12 gr. 6 fl. 20 kr.

Der berühmte Hr. Verfaſſer widmet dieſe Sammlung der Erzählung ausgezeichneter und bisher nur unvollkommen bekannter Begebenheiten, die ſich mehr zu abgeſonderten, für ſich beſtehenden Gemälden, als zu bändereichen Ausführungen eignen.

Der Inhalt des erſten, in der erſten Ausgabe 1791 erſchienenen, Bandes, zeigt die intereſſante Wahl des geiſtvollen Verfaſſers, die von ihm in ſeiner längſt bekannten anziehenden Schreibart dargeſtellt ſind:

Gemälde der preußiſchen Armee vor und in dem ſiebenjährigen Krieg.

Hiſtoriſche Bemerkungen über die große ſittliche Revolution im 16ten Jahrhundert.

Geſchichte der Verſchwörung des Fiesko im J. 1547.

Geſchichte des Pabſts Sixtus V.

Der 2te, an der lezten Oſter M. erſchienene, Band, enthält die

Geſchichte der Flibuſtier

und iſt unter dieſem Titel auch beſonders zu haben.

Schwerlich war ein Gegenſtand geeigneter, in der gegenwärtigen Zeitperiode hiſtoriſch dargeſtellt zu werden, als die Republik der Flibuſtier. Dieſe außerordentliche Erſcheinung des 17ten Jahrhunderts war noch nie mit derjenigen Vollſtändigkeit und hiſtoriſchen Kritik behandelt worden, die ſie verdient, und es muß daher um ſo erfreulicher ſeyn, daß ein ſolches Gemälde von einer ſolchen Meiſterhand ausgeführt wurde.

Wie klein in ihrer Entſtehung und wie wichtig in ihren Folgen dieſe Republik war, der nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einſichten fehlte, um ſich Amerika von einem Pol zum andern zu unterwerfen und der Erde eine ganz andre politiſche Geſtalt zu geben, als wir ſie jezt durch Colonien, Handel und Schiffahrt haben — wird jedermann mit dem größten Vergnügen hier leſen, und die ſeltne Entwiklung menſchlicher Kräfte und Fähigkeiten bewundern, die die Flibuſtier in ihrem geſezloſen, tumultariſchen Zuſtand, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zwek, ohne Ruhmſucht, ja ohne beſondern Ehrgeiz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, ausſtellten, und Thaten verübten, über welche noch die ſpäte Nachwelt erſtaunen wird.

Archiv, juridiſches von Danz, Gmelin und Taſinger, I B. 4s bis III 3s Heft. gr. 8. Jedes Heft brochirt 18 gr. 1 fl. 20 kr.

Die neueſte juridiſche Literatur verdiente ſchon längſt mit derjenigen Unpartheilichkeit und Kritik angezeigt zu werden, wodurch ſich dieſes Archiv auszeichnet, welches neben einer vollſtändigen Anzeige aller neuern Produkte in dieſem wiſſenſchaftlichen Zweig noch manche wichtige Abhandlungen mittheilt, und dem Geſchäftsmann wie dem bloßen Literator zu empfehlen iſt.

Bolley (C. F.) die Lehre von öffentlichen Unterpfändern, nach römiſchem, deutſchem und wirtemberg. Rechte, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Gegenſtand dieſer Abhandlung hat ohne Zweifel ein deſto größeres praktiſches Intereſſe, als die Materie nach den täglichen Erfahrungen mit den größten Schwierigkeiten umgeben iſt. Um die Arbeit noch nützlicher zu machen, hat ſich der Hr. Verfaſſer nicht blos auf das Eigenthümliche der öffentlichen Fonds beſchränkt, ſondern auch diejenige Grundkenntniſſe, wie die auf den Konkurs ſich beziehende Wirkungen, welche demſelben mit den andern Ländern gemein ſind, unterſucht. Auch iſt die Materie von der juriſdictionellen Verbindlichkeit der Gerichte aus den öffentlichen Verſchreibungen vollſtändig abgehandelt.

Briefe eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund, gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Der Verfaſſer dieſer Briefe iſt Johannes Müller, dem wir die Geſchichte der Schweiz verdanken: mehr bedarf es nicht, um ſie über alle Empfehlung zu erheben.

Burdin vom Menſchen. Beſchreibung ſeines organiſchen Baues, verglichen mit dem Bau der Thiere; Geſchichte ſeiner Krankheiten; Erklärung ſeines organiſchen Lebens. Ein encyclopädiſches Werk für die Schüler der Heilkunſt, für Thierärzte, Gelehrte und Jeden, der ſich über die Phyſiologie des Menſchen hinlänglich unterrichten will, um nützliche Anwendungen davon zu machen. Aus dem Franzöſiſchen überſezt und mit Zuſäzen und Anmerkungen verſehen von Dr. Reuß, Privatdocenten zu Göttingen. Erſter Theil. 8. Der organiſche Bau. Erſter Band. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der Titel gibt ausführlich genug an, was in dieſem Werk zu finden iſt, und auch gefunden werden wird.

Cäciliens Briefe an Lilla. Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder ſolche, die es werden wollen. 8. Zwey Bände 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Dieſe Schrift iſt dazu beſtimmt, nicht nur heranwachſende Frauenzimmer zu dem wichtigen Schritte in den Stand, der ihre eigentliche Beſtimmung iſt, vorzubereiten, ſie auf den rechten Weg zur Erreichung dieſer Beſtimmung hinzuleiten, und auf demſelben in dem geraden vernunftmäßigen Gleiſe zu erhalten, — ſondern auch denen, welche das Ziel ſchon erreicht haben, eine glückliche Thätigkeit in ihrem Kreiſe zu erleichtern. Zu dem Ende ſchildert ſie ihnen im erſten Bande das der

Pflicht und der Einheit gemäße Betragen ſowohl in der Wahl eines Gatten, als der Braut gegen den Verlobten, des Weibes gegen den Mann, im zweyten aber das der Mutter in der Behandlung der Kinder, vornemlich in ſo fern ſie, als ihre erſte Erzieherin, auch die erſte Hand an ihre Bildung zu legen hat. — Dieſes alles nicht im trockenen Lehrtone, ſondern in der gefälligen Form eines Briefwechſels zwiſchen zwey Freundinnen, wovon die ältere die jüngere durch die Erzählung der Geſchichte ihrer eigenen Ehe und ihres Lebens unter ihren Kindern über alle dieſe wichtige Gegenſtände belehrt — Die mit Beyfall aufgenommenen Proben dieſer Schrift in einigen Jahrgängen der Flora laſſen hoffen, daß auch das Ganze ſeine Wirkung nicht verfehlen werde.

Damenkalender auf 1803 von La Fontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. geb. 12. **1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.**

Der Werth dieſes ſeit 1798 erſcheinenden Taſchenbuchs iſt durch die angeführten Verfaſſer und den großen Beyfall des Publikums hinlänglich entſchieden; auch ſein künftiger Nachfolger darf ſich das Gleiche verſprechen.

Prometheus, ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen von J. D. Falk, gr. 8. Velin 2 Rthlr. 16 gr.
Poſtpr. 2 Rthlr.

Die große, beruhigende Anſicht dieſes ſo eben erſchienenen Naturgedicht's iſt ſo alt, wie Lukrez, man könnte beynah ſagen, ſo alt, wie die Welt. Unter den Neuern ſind vorzüglich Leibnitz, Leſſing, Spinoza, Jacobi und Andere auf dieſem Wege gewieſen. Gewiß wird es ſelbſt den Leſern, die mit den neueſten Fortſchritten der Aſtronomie, Philoſophie und Naturlehre in unſern Tagen bekannt ſind, angenehm ſeyn, die Reſultate des tiefſinnigſten Nachdenkens eines Newton, Leibnitz, Kant, Herſchel, Schröter, Fichte, Schelling, hier leicht, ſpielend und poetiſch ausgeſprochen, in einer Reihe lehrreicher Fictionen, zu erhalten. Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt, das Geheimniß Gottes in der Wanderung unzähliger Seelen, die Herbergen der Vögel, Pflanzen, Blumen und Inſekten, die wie im Schlaf mit uns über dieſe Erde ziehen, und von Station zu Station umgekleidet, vielleicht immer wieder und wieder zurückkehren: dieß ſind die Gegenſtände, mit denen ſich der Prometheus beſchäftigt, und die als ſolche mit Recht eine Aufforderung an die Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Leſers aus allen Ständen machen.

Fichte (J. G.) Grundlage der geſammten Wiſſenſchaftslehre und Grundriß des Eigenthümlichen der Wiſſenſchaftslehre in Rükſicht auf das theoretiſche Vermögen. Neue Auflage, gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45.

Eine neue unveränderte Auflage dieſes wichtigen Werkes.

Flatt (D. J. F.) Magazin für chriſtl. Dogmatik, deren Geſchichte und Anwendung im Vortrag der Religion, 8s u. 9s Heft. gr. 8. 1802. 1803. Jedes Heft 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Dieſes der Dogmatik und chriſtlichen Moral beſtimmte Magazin verdient von jedem Gottesgelehrten, der die Lehren der heil. Schrift mit philoſophiſchem Geiſt prüfen will, geleſen zu werden. Wir nennen von den Mitarbeitern nur Flatt, Heß, Nitſch, Plank, Storr, Süskind, Tobler — und ſagen damit genug für den Werth deſſelben. Wer ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet erhält das Heft für den Subſcriptions-Preis von 1 fl. 12 kr.

Flora, Teutſchlands Töchtern geweiht. Von Huber, Lafontaine, Pfeffel, Sulzer und andern, 1802. 1803. Der Jahrg. 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl.

Dieſe periodiſche Schrift, von der wir nun das 2te Heft des eilften Jahrgangs liefern, und an welcher vorzüglich Huber, Lafontaine, Pfeffel und andere arbeiten, iſt der Veredlung des ſchönen Geſchlechts gewidmet. Man findet darinn keinen Aufſaz, der nicht in dieſer Rükſicht verfaßt iſt, und es iſt daher eines von den wenigen Werken, die jeder Vater ſeiner Tochter unbeſorgt in die Hände geben kan.

Wer die ſieben vorigen Jahrgänge unmittelbar von der Verlagshandlung beziehet, darf des billigſten Preiſes verſichert ſeyn.

Göthe, von, Mahomet, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Poſtp. 12 gr. 54 kr.

——— — Tankred, Trauerſpiel nach Voltaire, 8. Velinp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Poſtp. 12 gr. 54 kr.

Zwei der vorzüglichſten Trauerſpiele Voltaires von Göthe bearbeitet, müſſen jedem Freund der Kunſt und ſchönen Litteratur willkommen ſeyn.

Göthe, von, Was wir bringen, Vorſpiel, 8. Velinp. 12 gr. 54 kr. Poſtp. 10 gr. 45 kr.

Dieſes für die Eröffnung des Lauchſtätters Theaters verfaßtes Vorſpiel trägt in ſeinem bedeutenden Inhalt das Gepräge der Meiſterhand, der wir es verdanken, und erhält dadurch ein allgemeines Intereſſe.

Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini, florentiniſchen Goldſchmids und Bildhauers, von ihm ſelbſt beſchrieben. Ueberſezt und mit einem Anhang herausgegeben von Göthe, 2 Thle gr. 8. 3 Rthlr. 8 gr. 6 fl.

Nicht leicht vereiniget eine Lebensbeſchreibung ſo viel anziehendes als dieſe: Als Selbſtbiographie iſt ſie für jeden Menſchen wichtig, als Kunſtgeſchichte intereſſirt ſie den Künſtler noch beſonders, ſo wie ſie als Beleg der damaligen intereſſanten Zeitgeſchichte, über die ſie manche bedeutende Aufſchlüſſe liefert, in politiſcher und hiſtoriſcher Hinſicht einen bleibenden Werth hat.

Gros (D. K. H) Lehrbuch der philoſophiſchen Rechtswiſſenſchaft oder des Naturrechts, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Dieſes Lehrbuch zeichnet ſich vorzüglich durch die philoſophiſche Behandlung des Gegenſtandes, durch Kürze und Beſtimmtheit im Vortrag und durch Weglaſſung alles Fremdartigen aus.

Häberlins Statsarchiv, 26—38 Heft, gr. 8. Jedes Heft 10 gr 45 kr.

Eine für die Geſchichte und Verfaſſung Teutſchlands gleich wichtige Zeitſchrift.

High life below stairs, das iſt: die vornehm thuenden Bedienten, oder die große Welt in der Bedientenſtube; eine Farce von Townley, ausführlich erläutert von Joh. Chriſtian Hüttner. Für ſolche, die ſich in der engliſchen Sprache vervollkommnen wollen, gr. 8. 1802. 18 gr. 1 fl. 24 kr.

Das Schwierigſte in der engliſchen Sprache iſt der Ausdruck des gemeinen Lebens, den ganz auszudrücken kein Wörterbuch und kein gedrucktes Hülfsmittel zureicht. Um alle die Anſpielungen und tauſendfältigen Beziehungen, die beſonders der etwas ſylbenkarge Engländer in ſeine gemeine Converſationsſprache trägt, zu faſſen, muß man durchaus in England ſelbſt ſeyn, oder ſein Lämpchen an der Fakel eines andern, der dort war, anzünden. Es war daher gewiß ein ſehr dankenswerthes Unternehmen, daß unſer verdienſtvoller Landsmann in London, dem die Leſer der engliſchen Miſcellen ſo vielfache Unterhaltung und Belehrung verdanken, Hr. Hüttner, ſich entſchloß, dieſe ſo beliebte Farce des brittiſchen Theaters, mit einem vollſtändigen Commentare herauszugeben, und durch ſeine vielſeitigen Anmerkungen und gelehrten Forſchungen über abweichende Sitten und viele in keinem Wörterbuch aufgeklärte Phraſen, ein allen wahren Freunden der engliſchen Literatur unentbehrliches Leſebuch zu verfaſſen.

Hofaker (C. C.) principia juris civilis romano germani, T. III. edit. ſec. 8maj. 3 Rthlr. 14 gr. 6 fl. 18 kr.

Eine zweite von Hrn. Hofrath Gmelin umgearbeitete Auflage dieſes vorzüglichſten der Lehrbücher über das bürgerliche Recht.

Hoyer militairiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1804. 12. geb. mit Kupf. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Unter ſo manchen militairiſchen Taſchenbüchern, deren Zweck Unterhaltung des Offiziers iſt, war Scharnhorſts Taſchenbuch allein zum Unterricht und zum Hülfsmittel des Offiziers im Felde beſtimmt. Eine gleiche Abſicht vereinigt das Taſchenbuch für Soldaten, von dem churſächſiſchen Pontonnier-Capitaine Hoyer bearbeitet, mit der erſten, und wird vielleicht unter der Menge anderer nicht den lezten Rang behaupten. Der Offizier wird darinn einen allgemeinen Ueberblick der Geſchichte der Kriegskunſt in Abſicht ihrer wiſſenſchaftlichen Fortſchritte, und eine Erzählung des merkwürdigen Kriegszuges Karls V. nach Afrika zur Unterhaltung finden. Zum Feldgebrauch aber dienen: ein Rekognoszirungswörterbuch, welches die verſchiedenen Umſtände umfaßt, auf die der Offizier bei Recognoszirungen zu ſehen, von denen er Nachricht einzuziehen hat; ein alphabetiſches Regiſter der Feldfortification erleichtert das ſchnelle Auffinden jeder Notiz, die dem Offizier nöthig iſt, und die ſelbſt dem Gedächtniß des Geübten zuweilen entfallen ſeyn kann. Da der Verfaſſer ſchon durch mehrere vorzügliche militairiſche Werke bekannt iſt, ſo hoft die Verlagshandlung durch dieſes Unternehmen etwas Nüzliches zu liefern, und den Dank des militairiſchen Publikums zu verdienen.

Laurop (C. P.) Briefe eines in Teutſchland reiſenden Forſtmannes: zur Geſchichte der gegenwärtigen Forſtwiſſenſchaft in Teutſchland, 1s Heft, gr. 8. 1802. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Lorenz (H.) Theorie der Dichtkunſt durch lateiniſche und teutſche Muſter beleuchtet, 2 Thle. gr. 8. 1802. 1 Rthlr. 10 gr. 2 fl. 30 kr.

Medicus (Prof. in Heidelberg) Forſthandbuch zum Gebrauch für Vorleſungen, 8. 1802. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Die Titel dieſer 3 Werke karakteriſiren hinlänglich den Inhalt derſelben, der jeder Erwartung entſprechen wird.

Meyer (Domherr zu Hamburg) Briefe aus der Hauptſtadt und dem Innern Frankreich unter der KonſularRegierung, 2 Thle. Zweyte ſehr vermehrte Aufl. 8. 2 Rthlr. 12 gr. 4 fl. 30 kr.

Das Publikum hat die erſte beträchtliche Auflage dieſes für die Zeitgeſchichte wichtigen Werks ſo günſtig aufgenommen, daß eine zweyte noch vor Verfluſſe Eines Jahrs nöthig war; der Hr. Verf. hat dieſe mit vieler Sorgfalt durchgeſehen, und mit manchen wichtigen Angaben bereichert.

Miſcellen, engliſche, 6—11r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Nach "Archenholz Annalen der brittiſchen Geſchichte" hat unſere Litteratur nichts aufzuweiſen, das uns ſo genau mit Allem bekannt macht, was das reiche und induſtriöſe Albion täglich intereſſantes hervorbringt; der Hr. Verf. vereinigt aber auch mit ſeinen Lokalkenntniſſen, ſeinen Verbindungen und Aufenthalt in London ſelbſt, die ſeltne Eigenſchaft, das wichtigſte aufzufinden und es aufs angenehmſte und lehrreichſte darzuſtellen zu wiſſen.

Miſcellen, franzöſiſche, 1r—3r Band. 8. Jeder Band 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Der Zweck dieſer Monatsſchrift iſt, die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich anzuzeigen und ein Gemälde des Zuſtandes, der Sitten, Gebräuche und Lebensart der Nation darzuſtellen; der Plan umfaßt mithin Gegenſtände, die allgemeines Intereſſe haben, und daß dieſer zur Zufriedenheit des Publikums in den nun erſchienenen 3 Bänden ausgeführt worden iſt, beweiſt die günſtige Aufnahme derſelben.

Franzöſiſche Sprachlehre, in einer neuen faßlichen Darſtellung der auf die einfachſten Grundſäze zurükgeführten Regeln durch viele Beyſpiele erläutert ſowohl für Anfänger als für Geübtere, vom Abbé Mozin. 8. Zweite Aufl. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Eines der Hauptverdienſte dieſer neuen Sprachlehre, wodurch ſie Anfängern und Geübteren gleich wichtig wird, iſt, daß ſie nicht nur alles Weſentliche, was man in den beſten Werken der Art aufinden kann, deutlich und methodiſch darſtellt, die ſchwierigſten Materien mit der größten Ausführlichkeit abhandelt, und die Regeln jederzeit durch eine Menge von Beyſpielen und paſſenden Uebungsſtüken in beiden Sprachen erläutert und unterſtüzt; ſondern auch die ſchwierige Frage von dem Artikel und den Pronoms auf eine eigene, dem Geiſte der franzöſiſchen Sprache angemeſſene, und leichte Art behandelt, die ſchwerſten Zeitwörter in beiden Sprachen unter allen Formen, ihre Conjugationen aber in einer natürlichen Ordnung und unter den einfachſten, kürzeſten und verſtändlichſten Benennungen vorträgt, vermittelſt mehrerer Tabellen die ächte Methode, ſie gründlich zu erlernen, und eine Menge in kurzer Zeit zu ſchreiben, vorzeichnet, und die Kunſt lehrt, den Schüler durch eine ausführliche Darſtellung mehrerer in allen ihren Perſonen und Zeiten angewandter Zeitwörter und durch häufige Aufgaben über alle Arten derſelben, beſonders über die unregelmäßigen, auf eine nüzliche Art zu üben u. ſ. w.

Da der Verfaſſer durch ſeinen nun zehnjährigen Aufenthalt in Teutſchland die Fehler genau hat kennen lernen, zu welchen die Teutſche durch die ihrer Sprache eigenen Wendungen am häufigſten verleitet werden, ſo hat er ſich bemühet, bey jeder Gelegenheit ſie dagegen zu verwahren. Damit man nichts vermiſſe, ſo hat er ſeiner Sprachlehre eine Abhandlung über die franzöſiſche Poeſie beygefügt.

Um jeden Theil dieſes Werks mit der möglichſten Vollkommenheit zu liefern, wurde das Teutſche deſſelben von einem beider Sprachen kundigen Teutſchen verfertiget oder doch verbeſſert.

Damit die Verbreitung dieſer ſo nüzlichen Sprachlehre möglichſt erleichtert werde, hat der Verleger den Preis ſo niedrig als möglich beſtimmt, indem 1 fl. 12 kr. für 400 Seiten gr. 8. mehrere Tabellen, ſchönen Druk und Papier, gewiß das Aeuſſerſte dieſer Art iſt. Ueberdieß erhält man bey 5 Exemplarien das 6te gratis, wenn man ſich unmittelbar an die Verlagshandlung wendet.

Da die erſte Auflage ſich innerhalb 9 Monate vergriffen hat, ſo hat der Hr. Verfaſſer die neue, Ende Auguſts zu habende, Auflage mit weſentlichen Zuſäzen vermehrt, und ihr dadurch einen höhern Grad von Vollkommenheit gegeben, ſo daß ſie nun unſtreitig für das vorzüglichſte Lehrbuch der franz. Sprache gehalten werden darf. Der Preis bleibt auch bei der ſehr vergrößerten BogenAnzahl der nämliche.

Neue Sammlung franzöſiſcher und teutſcher Uebungsſtücke zum Ueberſetzen in beede Sprachen mit Nachweiſung auf die neue franzöſ. Sprachlehre von Abbé Mozin bearbeitet von ebendemſelben und von M. Kornbek. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Veranlaſſung zu dieſer Sammlung gaben das Bedürfniß und der mehrmal geäußerte Wunſch, daß die franzöſiſch lernende Jugend ein Buch haben möchte, welches bey einem mäßigen Preiſe, durch eine beträchtliche Anzahl franzöſiſcher und teutſcher Anekdoten und Züge aus der Geſchichte, wobey nicht blos auf ſpielende Unterhaltung, ſondern auch auf Erwekung ernſthafter, moraliſcher Gefühle Rükſicht genommen wurde, jungen Leuten ein weites, abwechſelndes Feld zu Uebungen in- und außer den Lehrſtunden aufſchlöße, ihnen die Regeln der Grammatik ins Gedächtniß riefe, und Stoff zur mündlichen Unterhaltung anböte, wobei ſie ein- oder mehrmal geleſene Stücke, zur Vorbereitung auf das Sprechen nacherzählen lernten. — Zu dieſem Behufe enthält die gegenwärtige Sammlung vierhundert Anekdoten, von denen mehr als ſechzig franzöſiſche auf zweierlei Art vorgetragen ſind, um zu zeigen, wie man eine Sache frei und mit Abänderungen der Worte nacherzählen kann; die teutſchen ſind alle mit Erläuterungen über den acht franzöſiſchen Ausdruk begleitet. Der übrige Inhalt beſteht in einer franzöſiſchen und teutſchen Komödie, und einer Anzahl Geſpräche über die bei der Handlung am häufigſten vorkommenden Gegenſtände, auch wiederum mit Erläuterungen.

Im Uebrigen zeichnet ſich dieſe Sammlung durch Wohlfeilheit des Preiſes, und Schönheit des Druks und des Papiers ebenſo vortheilhaft aus als die Grammatik des Herrn Abbé Mozin; mit welcher ſie auch gleiches Format hat.

Niemann's Blätter für Polizei und Kultur für 1802. u. 1803. 8. Der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 7 fl. 48 kr.

Eine reichhaltige Sammlung aller Fortſchritte, Bemühungen, Verordnungen, Wünſche ꝛc. in Betreff dieſer für die Menſchheit ſo wichtigen Gegenſtände.

Peſtalozzi Elementarbücher, 5 Hfte. gr. 8. 3 fl. 47 kr. baar.

Peſtalozzi's Lehrart verdient nach dem allgemeinen Zeugniß derer, die ſie genau kennen lernten, das große Aufſehen, das ſie verurſachte. Seine Elementarbücher, wovon bis jezt 3 Hefte erſchienen ſind, ſezen nunmehr jeden in Stand, diß ſelbſt zu beurtheilen, und ſeine Methode zu befolgen, und man wird die ſchöne davon gehegte Erwartungen ſodann gewiß erfüllt ſehen, beſonders, wenn die übrige Hefte vollendet ſind und das Ganze dadurch genau wird beurtheilt werden können. Zu Michaelis erſcheinen die weitere fürs erſte angekündigte 2 Hefte, denen noch einige nachfolgen werden, um die Darſtellung des ganzen Syſtems zu vollenden.

Pfeffel (G. L.) poetiſche Verſuche, 6 Theile Velinpap. 6 Rthlr. 10 fl. 48 kr. Poſtpap. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr. Drukpap. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Mit der ſorgfältigſten Feile iſt dieſe neue Ausgabe von dem ehrwürdigen Verfaſſer veranſtaltet worden: in kurzem werden noch 2 Bändchen nachfolgen und das Publikum dadurch im Beſiz der vollſtändigen Sammlung dieſes mit Recht ſo allgemein beliebten Dichters ſeyn. Für die Beſizer der erſtern Ausgaben ſind die neuen Gedichte vom 4 Band an auch beſonders zu haben.

Pfleiderer (Prof.) vollſtändige Trigonometrie, gr. 8. 1802 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 kr.

Das vollſtändigſte Handbuch in theoretiſcher und praktiſcher Hinſicht, was über dieſen wichtigen Zweig der Mathematik bis jezt geſchrieben iſt; der Anfänger und der Kenner können es mit gleich großem Vortheil benuzen.

Ploucquer (D. W. G.) initia bibliothecae medico-practicae et chirurgicae realis. T. XI. 4. Subscript. Pr. 3 Rthlr. 12 gr. 6 fl. 30 kr.

Mit dem 12ten Band wird nun dieſes für jeden Mediciner höchſt wichtige Werk geſchloſſen ſeyn, das alles enthält, was in dieſem Fach bis auf den heutigen Tag geleiſtet wurde, und das, gehörig gebraucht, kein Arzt entbehren kan.

Plutarchi Chaeronenſis quae ſupersunt omnia. Cum adnotationibus variorum adjectaque lectionis diverſitate. Opera J. G. Hutten. Tom. XIII. 8 maj. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Mit dem nächſtfolgenden Theil wird dieſe vollſtändige Ausgabe aller Werke Plutarchs beſchloſſen werden, die alles in ſich faßt, was bisher, Wyttenbach's Bemühungen nicht ausgenommen, für dieſen Schriftſteller geleiſtet wurde.

Polizeifama, allgemeine deutſche, auf 1802. und 1803. Der Jahrgang 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 30 kr.

Seit einem Jahre hat ſich der Herausgeber der deutſchen Juſtiz- und Polizei-Fama in Verbindung mit vorzüglichen Juſtiz- und Polizeikennern bemüht, einen Plan zu realiſiren, deſſen Ausführung gleich Anfangs als ein Bedürfniß der deutſchen Nation anerkannt wurde.

Ob er den Zwek einer ſo ſchwierigen Unternehmung erreicht, und ſeine übernommenen Pflichten erfüllt habe, mag das ſachkundige *unpartheiiſche* Publikum entſcheiden. Die zahlreiche Theilnahme der Leſer, welche ſehr bald eine zweite Auflage der Fama veranlaßte — die unmittelbaren Begünſtigungen ſo vieler Regierungen Süddeutſchlandes — das Bemühen ausgezeichneter Staats- und Geſchäftsmänner, dieſe Blätter zu verbreiten, und mit Beiträgen zu unterſtüzen, ſind wo nicht Beweiſe ihrer Vorzüge, doch wenigſtens Merkmale der allgemeinen Zufriedenheit. Vielleicht veranlaſſen ſie auch noch jene, welche nur *dem Alten* huldigen, zu einem günſtigen Blike auf dieſe Pflanze des neunzehnten Jahrhunderts.

Poſſelt (D. E. L.) europäiſche Annalen auf 1802. u. 1803. gr. 8. Der Jahrg. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Diß wäre nun der 9te Jahrgang einer ſo allgemein verbreiteten Zeitſchrift, deren groſſer Werth nun erſt recht erkannt werden wird, wo der friedliche Gang der Zeitbegebenheiten die Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit des Verfaſſers leichter erkennen läßt.

Schelling und Hegel kritiſches Journal der Philoſophie, 1r u. 2r Bd. jeder zu 3 Stücken. gr. 8. 1802. 1803. br. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

—— (F. W. J.) neue Zeitſchrift für ſpekulative Phiſik, 1r Bd. gr. 8. 1802. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Dieſe zwei ihrem Titel ganz entſprechende Zeitſchriften ſind des Verfaſſers würdig, deſſen Namen ſie tragen.

Schellings (F. W. J.) Methodologie, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Da durch die Zeitumſtände an vielen Orten neue Ausſichten für Verbeſſerungen der Univerſitäten entſtehen, ſo müſſen dieſe Vorleſungen von einem ſo berühmten Verfaſſer um ſo willkommner ſeyn, da ſie die Anſichten deſſelben über das Ganze der Wiſſenſchaften und gewiſſermaſſen eine wiſſenſchaftliche Encyclopädie, ſo wie auch indirecte eine gemeinfaßliche Darſtellung ſeiner Lehre enthalten.

Schillers (Fr.) Maria Stuart, 3te Aufl. 8. 1802. Poſtpap. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Drukpap. 10 gr. 45 kr.

Schillers (F.) Turandot, Prinzeſſin v. China. Ein tragi-comiſches Mährchen von Gozzi, 8. 1802. Velinpr. 1 Rthlr. 2 fl. 48 kr. Poſtpr. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Schwan Dictionnaire françois-allemand et allemand-françois, 4 Vol. cplt. 4. 1798—1803. 6 Rthlr. 8 gr. 11 fl.

Die Menge der franzöſiſchen Wörterbücher zeigt das dringende Bedürfniß derſelben, aber kein bis jezt erſchienenes erfüllte ſo ſehr jede Anforderung des Anfängers ſo wie des Kenners beider Sprachen, als das vor uns liegende; denn wenn ſchon der Name des durch ſein großes Wörterbuch rühmlich bekannten Verfaſſers für dieſe neue Bearbeitung eines Wörterbuchs die günſtigſte Erwartung erregte, ſo iſt dieſe in der That noch weit übertroffen, und der Unterſchied zwiſchen dieſem und den bisher im Umlauf geweſenen deutſch-franzöſiſchen Wörterbüchern ſo auffallend, daß er jedem, der ſich die Mühe geben will, eine Vergleichung anzuſtellen, ſogleich in die Augen leuchten muß. Reines Deutſch, in einen eben ſo reinen franzöſiſchen Styl übertragen, richtige Erklärung und Auseinanderſezung der verſchiedenen Bedeutungen eines Wortes, durch treffende Beiſpiele erläutert, und dieſes alles in einer gedrängten Kürze, zeichnet dieſes Wörterbuch vor allen übrigen ſo vortheilhaft aus, daß man, ohne viel zu ſagen, behaupten kann, es ſey das erſte und einzige in ſeiner Art. Auch übertrift es an Vollſtändigkeit alle ſeine Vorgänger: der Handwerker, der Künſtler, der Naturforſcher, der Arzt, der Wundarzt, kurz jeder wird hier in ſeinem Fache Befriedigung finden, ſelbſt der Chemiker wird die vorzüglichſten Ausdrüke der Sprache des neuen Syſtems der Chemie nicht vergeblich ſuchen.

Der dritte Band dieſes Wörterbuchs, der das Franzöſiſche von A bis H enthält, und wobei die neueſte Ausgabe des Dictionnaire de l'Academie françoise benuzt, und zwekmäſiger, als in der von Catel verdeutſchten Ausgabe geſchah, für Deutſche bearbeitet wurde, iſt nun erſchienen, und da wir mit dieſem den Verlag des ganzen Werkes übernommen haben, ſo erbieten wir uns, um den Ankauf möglichſt zu erleichtern, das ganze Werk, das 4 Bände, und über 400 Bogen enthalten wird, und wovon der lezte Band Ende Septembers dieſes Jahres herauskommen wird, für 4 Laubthaler zu erlaſſen.

Storr (C. G.) opuscula acad. ad interpretationem librorum ſacrorum pertinentia. T. III. et ult. 8 maj. 1803. 1 Rhtlr. 4 gr. 2 fl.

Süskind (J. G.) in welchem Sinn hat Jeſus ſeine Religions und Sittenlehre für göttlich ausgegeben? gr. 8. 1802. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der Theolog, beſonders der Schriftforſcher wird in dieſen Werken den reinen chriſtlichen Geiſt mit philoſophiſcher Darſtellung verbunden finden.

Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde, mit Kupf. auf 1803. 16. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Dieſer ſeit 8 Jahren mit allgemeinem Beifall aufgenommene Taſchenkalender, liefert auch in dieſem Jahrgang eben ſo nützliche als lehrreiche Aufſätze. Von wirklichen Gartenanlagen ſind der Luſtgarten zu Harpke, und der Kobenzlberg bei Wien beſchrieben, und mit Abbildungen dargeſtellt. Mehrere praktiſche Aufſätze von Herrn Prof. Sprengel, D. Romer, Prof. Ploucquet, Dieterich ꝛc. werden jedem Gartenliebhaber willkommen ſeyn.

Tennecker (von) Roßarzt, 1r Bd. 1r 2r 3r Thl. 8. auch unter d. beſond. Titeln:

— über Huflähmungen, gr. 8. 1803. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. rheumatiſchen Lähmungen bei Pferden. 12 gr. 54 kr.

— über die Erkenntniß und Kur der gewöhnl. zufälligen Lähmungen bei Pferden. 8 gr. 36 kr.

Die Arbeiten des Herrn v. Tennecker zeichnen ſich beſonders dadurch aus, daß ſie auf praktiſche Erfahrungen und Beobachtungen gegründet ſind; in dieſer Hinſicht muß alſo beſonders ſein "Roßarzt" den Pferdliebhabern ein willkommenes Geſchenk ſeyn, da nur wenige, die dieſe Materie behandelten, ſo häufige Gelegenheit hatten wie der Herr Verfaſſer, durch wirkliche Ausübung die verſuchte Mittel zu erproben.

Williams (H. W.) Skizze von dem Zuſtand, Sitten und Meinungen in der franz. Republik zu Ende des 18ten Jahrhunderts. Aus dem Engl. 2 Theile, 8. 1 Rthlr 16 gr. 3 fl.

Dieß Gemälde von einer geſchätzten Feder zeichnet ſich außer den auf dem Titel angeführten Gegenſtänden noch beſonders durch eine getreue Schilderung der Hauptumſtände der neapolitaniſchen Revolution aus.

Bis zur MichaelisMeſſe erſcheinen noch ferner folgende Werke:

Almanach des Dames pour l'an 1804 avec estampes.

Damenkalender auf 1804 von Lafontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, m. K.

Göthe, von, die natürliche Tochter, Trauerſpiel — als Taſchenbuch für 1804.

—— LiederAlmanach auf 1804. mit Kupf.

Hoyer militairiſcher Almanach auf 1804.

Muſikaliſcher Almanach auf 1804 enthaltend Compoſitionen für die Guitarre, für die in Göthe's LiederAlmanach enthaltene Gedichte.

Schiller, die Braut von Meſſina oder die feindliche Bruder, ein Trauerſpiel mit Chören, gr 8.

Wieland (C. M.) Menander und Glycerion — als Taſchenbuch für 1804. mit Kupf.

Taſchenbuch für Natur- und Gartenfreunde auf 1804, mit Kupf.

FAUST.

EINE TRAGÖDIE

von

GOETHE.

Zweite unveränderte Auflage.

Leipzig und Tübingen,
in der J. A. Sieger'schen Buchhandlung.
1809.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

ZUEIGNUNG.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch diesmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten, halbverklungnen Sage,
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrintisch irrer Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.
Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang,
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Leid ertönt der unbekannten Menge,

Ihr Beyfall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längst entwöhntes Sehnen
Nach jenem stillen, ernsten Geisterreich,
Es schwebet nun, in unbestimmten Tönen,
Mein lispelnd Lied, der Aeolsharfe gleich,
Ein Schauer faſst mich, Thräne folgt den Thränen,
Das strenge Herz es fühlt sich mild und weich;
Was ich besitze seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.

VORSPIEL

auf dem Theater.

Director, Theaterdichter, lustige Personen.

Director.

Ihr beyden die ihr mir so oft,
In Noth und Trübsal, beygestanden,
Sagt was ihr wohl, in deutschen Landen,
Von unsrer Unternehmung hofft?
Ich wünschte sehr der Menge zu behagen,
Besonders weil sie lebt und leben läſst.
Die Pfosten sind, die Breter aufgeschlagen,
Und jedermann erwartet sich ein Fest.
Sie sitzen schon mit hohen Augenbraunen,
Gelassen da und möchten gern erstaunen.
Ich weiſs wie man den Geist des Volks versöhnt;
Doch so verlegen bin ich nie gewesen;
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt,
Allein sie haben schrecklich viel gelesen.
Wie machen wir's? daſs alles frisch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey.
Denn freylich mag ich gern die Menge sehen,
Wenn sich der Strom nach unsrer Bude drängt,

Und mit gewaltig wiederholten Wehen,
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
Bey hellem Tage, schon vor Vieren,
Mit Stöſsen sich bis an die Kasse ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brod an Beckerthüren,
Um ein Billet sich fast die Hälse bricht.
Dies Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o! thu es [illegible]ute.

Dichter.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bey deren Anblick uns der Geist entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmels-enge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Misrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt ist für den Augenblick geboren,
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Luſtige Perſon.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören ſollte,
Geſetzt daſs *ich* von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaſs?
Den will ſie doch und ſoll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Iſt, dächt' ich, immer auch ſchon was;
Wer ſich behaglich mitzutheilen weiſs,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünſcht ſich einen groſsen Kreis,
Um ihn gewiſſer zu erſchüttern.
Drum ſeyd nur brav und zeigt euch muſterhaft,
Laſst Phantaſie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Beſonders aber laſst genug geſchehn!
Man kommt zu ſchaun, man will am liebſten ſehn.
Wird vieles vor den Augen abgeſponnen,
So daſs die Menge ſtaunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr ſeyd ein vielgeliebter Mann.
Die Maſſe könnt ihr nur durch Maſſe zwingen,
Ein jeder ſucht ſich endlich ſelbſt was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, ſo gebt es gleich in Stücken!

Solch ein Ragout es muſs euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publikum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das den ächten Künstler zieme!
Der saubern Herrn Pfuscherey
Ist, merk' ich, schon bey euch Maxime.

Director.

Ein solcher Vorwurf läſst mich ungekränkt;
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muſs auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten
Und seht nur hin für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!

Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und such dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht? der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt.
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrieslich durch einander klingt;
Wer theilt die flieſsend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daſs sie sich rythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?
Wo es in herrlichen Accorden schlägt,

Wer läſst den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?
Wer sichert den Olymp? vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Lustige Person.

So braucht sie denn die schönen Kräfte
Und treibt die dicht'rischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten,
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh man sich's versieht ist's eben ein Roman.
Laſst uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein ins volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.
In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüte
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,

Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung;
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Dichter.

So gieb mir auch die Zeiten wieder
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebahr,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Lustige Person.

Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals

Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heftigen Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte sind genug gewechselt,
Laſst mich auch endlich Thaten sehn,
Indeſs ihr Complimente drechselt,
Kann etwas nützliches geschehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erscheint sie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie.
Euch ist bekannt was wir bedürfen,
Wir wollen stark Getränke schlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geschieht, ist Morgen nicht gethan,
Und keinen Tag soll man verpassen.

Das Mögliche soll der Entſchluſs
Beherzt sogleich beym Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muſs.
Ihr wiſst, auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht und nicht Maschinen.
Gebraucht das groſs' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So spreitet in dem engen Breterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.

PROLOG

im Himmel.

Der Herr,
die himmlischen Heerscharen,
nachher Mephistopheles.

(Die drey Erzengel treten vor.)

Raphael.

Die Sonne tönt, nach alter Weiſe,
In Bruderſphären Wettgesang;
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag.
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht sich umher der Erde Pracht;
Es wechselt Paradieses-Helle
Mit tiefer schauervoller Nacht;
Es schäumt das Meer in breiten Flüssen
Am tiefen Grund der Felsen auf,

Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette
Vom Meer aufs Land vom Land aufs Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefſten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags.
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

Zu Drey.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Mephiſtopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahſt
Und fragſt wie alles ſich bey uns befinde,
Und du mich ſonſt gewöhnlich gerne ſahſt;
So ſiehſt du mich auch unter dem Geſinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewis zum lachen,
Hätteſt du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiſs ich nichts zu ſagen

Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
Er nennts Vernunft und braucht's allein
Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephistopheles.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag ſogar die Armen selbst nicht plagen.

Der Herr.

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephistopheles.

Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewust;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,
Und alle Näh' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Brust.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient;
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiſs doch der Gärtner wenn das Bäumchen grünt,
Das Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephistopheles.

Was wettet ihr? den sollt ihr noch verlieren!
Wenn ihr mir die Erlaubniſs gebt,
Ihn meine Strasse sacht zu führen.

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt:
So lange sey dir's nicht verboten.
Es irrt der Mensch so lang er strebt.

Mephistopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meisten lieb' ich mir die vollen frischen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es sey dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh' beschämt, wenn du bekennen must:
Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewust.

Mephistopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfst auch da nur frey erscheinen;
Ich habe deines gleichen nie gehasst.
Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,

Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muſs, als Teufel schaffen.
Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

[Der Himmel schlieſst, die Erzengel vertheilen sich.]

Mephistopheles allein.

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem groſsen Herrn
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen

DER TRAGÖDIE

Erster Theil.

Nacht

In seinem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer Faust unruhig auf einem Sessel am Pulte

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studiert, mit heissem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiſse Magister, heiſse Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Naſe herum —
Und ſehe, daſs wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;

Mich plagen keine Scrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein, ich könnte was lehren,
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt.
Es möchte kein Hund ſo länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniſs würde kund;
Daſs ich nicht mehr mit sauerm Schweiſs,
Zu sagen brauche, was ich nicht weiſs;
Daſs ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zuſammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.
O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,

Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht.
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein gestopft —
Das ist deine Welt! das heiſst eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz
Sich bang' in deinem Busen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Flieh! auf! hinaus ins weite Land!
Und dieſs geheimniſsvolle Buch,

Von Nostradamus eigner Hand,
Ist dir es nicht Geleit genug?
Erkennest dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist!
Umsonst, daſs trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt,
Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir,
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!
(Er schlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.)
Ha! welche Wonne flieſst in diesem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen,
War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb?
Die mir das innre Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimniſsvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen.
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erst erkenn' ich was der Weise spricht:
„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
„Dein Sinn ist zu, dein Herz ist todt!

„Auf, bade, Schüler, unverdrossen,
„Die ird'sche Brust im Morgenroth!“
(Er beschaut das Zeichen.)
Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all' das All durchklingen!

Welch Schauspiel! aber ach! ein Schauspiel nur!
Wo faſs' ich dich unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?
[Er schlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeistes.]
Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!
Du, Geist der Erde, bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen

Es wölkt sich über mir —
Der Mond verbirgt sein Licht —
Die Lampe schwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faſst mich an!
Ich fühl's, du schwebst um mich, erflehter Geist.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reiſst!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen sich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du muſst! du muſst! und kostet' es mein Leben!

(Er faſst das Buch und spricht das Zeichen des Geistes geheimniſsvoll aus. Es zuckt eine röthliche Flamme, der Geist erscheint in der Flamme.)

Geist.

Wer ruft mir?

Faust (abgewendet.)

Schreckliches Gesicht!

Geist.

Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —

Faust.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geist.

Du flehst erathmend mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn,
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faſst Uebermenschen dich! Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust? die eine Welt in sich erschuf,
Und trug und hegte; die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben.
Wo bist du, Faust? deſs Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?
Bist Du es? der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtsam weggekrümmter Wurm!

Faust.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deines gleichen!

Geist.

In Lebensfluthen, in Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,

So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Faust.

Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!

Geist.

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

[Verschwindet.]

Faust (zusammenstürzend.)

Nicht dir!
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

(Es klopft.)

O Tod! ich kenn's — das ist mein Famulus —
Es wird mein schönstes Glück zu nichte!
Daſs diese Fülle der Gesichte
Der trockne Schleicher stören muſs!

(**Wagner** im Schlafrocke und der Nachtmütze; eine Lampe in der Hand. Faust wendet sich unwillig.)

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren,
Ihr las't gewiſs ein griechisch Trauerspiel?
In dieser Kunst möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Faust.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man so in sein Museum gebannt ist,
Und sieht die Welt kaum einen Feyertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie soll man sie durch Ueberredung leiten?

Faust.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sizt ihr nur immer! leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blas't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäuschen 'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück.

Faust.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey er kein schellenlauter Thor!
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die so blinkend sind,
In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunst ist lang;
Und kurz ist unser Leben.
Mir wird, bey meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang'.
Wie schwer sind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen steigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muſs wohl ein armer Teufel sterben.

Faust.

Das Pergament, ist das der heilge Brunnen,
Woraus ein Trunk den Durst auf ewig stillt?
Erquickung hast du nicht errungen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es ist ein groſs Ergetzen,
Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen;

Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

Faust.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.
Was ihr den Geist der Zeiten heiſst,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.
Da ist's dann wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bey dem ersten Blick davon.
Ein Kehrichtfaſs und eine Rumpelkammer,
Und höchstens eine Haupt- und Staatsaction,
Mit trefflichen, pragmatischen Maximen,
Wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menschen Herz und Geist!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Faust.

Ja was man so erkennen heiſst!
Wer darf das Kind beym rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreutzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es ist tief in der Nacht,
Wir müssen's dieſsmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um so gelehrt mit euch mich zu besprechen.
Doch Morgen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen,
Zwar weiſs ich viel, doch möcht' ich alles wissen.
(ab.)

Faust (allein.)

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dieſsmal dank' ich dir,
Dem ärmlichsten von allen Erdensöhnen.
Du rissest mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne schon zerstören wollte.
Ach! die Erscheinung war so Riesen-groſs,
Daſs ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoſs, in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;

Ich, mehr als Cherub, dessen freye Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fliessen
Und, schaffend, Götterleben zu geniessen
Sich ahndungsvoll vermaſs, wie muſs ich's büssen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen.
Hab' ich die Kraft dich anzuziehen besessen;
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke'
Ich fühlte mich so klein, so groſs,
Du stieſsest grausam mich zurücke,
Ins ungewisse Menschenloos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang.

Dem herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heiſst das Beſsre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle
Erstarren in dem irdischen Gewühle.

Wenn Phantasie sich sonst, mit kühnem Flug,
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,

So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof; als Weib und Kind
erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierst das muſst du stets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Ist es nicht Staub? was diese hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tausendfachem Tand,
In dieser Mottenwelt mich dränget?
Hier soll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen,
Daſs überall die Menschen sich gequält,
Daſs hie und da ein Glücklicher gewesen? —
Was grinsest du mir hohler Schädel her?
Als daſs dein Hirn, wie meines, einst verwirret,

Den lichten Tag gesucht und in der Dämmrung schwer,
Mit Lust nach Wahrheit, jämmerlich geirret.
Ihr Instrumente freylich, spottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel.
Ich stand am Thor, ihr solltet Schlüssel seyn;
Zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnifsvoll am lichten Tag
Läfst sich Natur des Schleyers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe das ich nicht gebraucht,
Du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirst angeraucht,
So lang an diesem Pult die trübe Lampe schmauchte.
Weit besser hätt' ich doch mein weniges verprafst,
Als mit dem wenigen belastet hier zu schwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern hast
Erwirb es, um es zu besitzen
Was man nicht nützt ist eine schwere Last,
Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen.

Doch warum heftet sich mein Blick auf jene Stelle?
Ist jenes Fläschchen dort den Augen ein Magnet?

Warum wird mir auf einmal lieblich helle?
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz
umweht.

Ich grüſse dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst.
Du Innbegriff der holden Schlummersäfte,
Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte,
Erweise deinem Meister deine Gunst!
Ich sehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich fasse dich, das Streben wird gemindert,
Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füssen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt auf leichten Schwingen
An mich heran! ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dies hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich die Pforten aufzureissen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.

Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daſs Mannes-Würde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Quaal verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschliessen
Und, wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fliessen.

Nun komm herab, krystallne reine Schaale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht.
Du glänztest bey der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.
Der vielen Bilder künstlich reine Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht,
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen,
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Flut erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sey nun, mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Grus, dem Morgen dargebracht.
(Er setzt die Schaale an den Mund).

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feyerstunde?
Ihr Chöre singt ihr schon den tröstlichen Gesang?
Der einst, um Grabes Nacht, von Engelslippen klang,
Gewiſsheit einem neuen Bunde.

Chor der Weiber.

Mit Spezereyen
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende

Der die betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr, mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Bothschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenem Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuſs
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahndungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuſs;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heissen Thränen,
Fühlt' ich mir eine Welt entstehen.
Dieſs Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeyer freyes Glück;
Erinnrung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.

O! tönet fort, ihr süſsen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Lieſs er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meister dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoos,
Reiſset von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheissenden
Euch ist der Meister nah',
Euch ist er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art
ziehen hinaus.

Einige Handwerksbursche.
Warum denn dort hinaus?

Andre.
Wir gehen hinaus auf's Jägerhaus.

Die Ersten.
Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksbursch.
Ich rath' euch nach dem Wasserhof zu gehn.

Zweyter.
Der Weg dahin ist gar nicht schön.

Die Zweyten.
Was thust denn du?

Ein Dritter.
Ich gehe mit den andern

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewis dort findet ihr
Die schönsten Mädchen und das beste Bier,
Und Händel von der ersten Sorte.

Fünfter.

Du überlustiger Gesell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienstmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre.

Wir finden ihn gewiſs bey jenen Pappeln stehen.

Erste.

Das ist für mich kein groſses Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut ist er sicher nicht allein,
Der Krauskopf, sagt er, würde bey ihm seyn.

Schüler.

Blitz wie die wackern Dirnen schreiten!
Herr Bruder komm! wir müssen sie begleiten.
Ein starkes Bier, ein beizender Tobak,
Und eine Magd im Putz das ist nun mein Geschmak.

Bürgermädchen.

Da sieh mir nur die schönen Knaben!

Es ist wahrhaftig eine Schmach,
Gesellschaft könnten sie die allerbeste haben,
Und laufen diesen Mädchen nach!

Zweyter Schüler (zum ersten).

Nicht so geschwind! dort hinten kommen zwey,
Sie sind gar niedlich angezogen,
's ist meine Nachbarin dabey;
Ich bin dem Mädchen sehr gewogen.
Sie gehen ihren stillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erster.

Herr Bruder nein! ich bin nicht gern genirt.
Geschwind! daſs wir das Wildpret nicht verlieren,
Die Hand, die Samstags ihren Besen führt,
Wird Sonntags dich am besten caressiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht, der neue Bürgermeister!
Nun, da er's ist, wird er nur täglich dreister.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage schlimmer?
Gehorchen soll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler (singt).

Ihr guten Herrn, ihr schönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Belieb' es euch mich anzuschauen,
Und seht und mildert meine Noth!

Laſst hier mich nicht vergebens leyern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag den alle Menſchen feyern,
Er ſey für mich ein Aerntetag.

Andrer Bürger.

Nichts beſſers weiſs ich mir an Sonn- und Feyertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrey,
Wenn hinten, weit, in der Türkey,
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluſs hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laſs ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's beym Alten.

Alte (zu den Bürgermädchen).

Ey! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht das wüſst' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie lieſs mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,

Den künft'gen Liebsten leiblich sehen.

Die Andre.

Mir zeigte sie ihn im Krystall,
Soldatenhaft mit mehreren Verwegenen;
Ich seh' mich um, ich such' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit stolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen?
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Lassen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das ist ein Stürmen!
Das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müssen sich geben.
Kühn ist das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Faust und Wagner.

Faust.

Vom Eise befreyt sind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick,
Im Thale grünet Hoffnungs-Glück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weiſses,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlts im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.
Kehre dich um, von diesen Höhen
Nach der Stadt zurück zu sehen.
Aus dem hohlen finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Sie feyern die Auferstehung des Herrn,
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus den Strassen quetschender Enge,

Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie alle ans Licht gebracht.
Sieh nur sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt,
Wie der Flufs, in Breit' und Länge,
So manchen lustigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen
Entfernt sich dieser letzte Kahn.
Selbst von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet grofs und klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's seyn.

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu spazieren
Ist ehrenvoll und ist Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelschieben,
Ist mir ein gar verhafster Klang;
Sie toben wie vom bösen Geist getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Gesang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Gesang.

Der Schäfer putzte sich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll
Und alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte hastig sich heran,
Da stieſs er an ein Mädchen an,
Mit seinem Ellenbogen;
Die frische Dirne kehrt sich um
Und sagte: nun das find' ich dumm
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Seyd nicht so ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreise ging's,
Sie tanzten rechts, sie tanzten lincks
Und alle Röcke flogen.

Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm,
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu mir doch nicht so vertraut!
Wie mancher hat nicht seine Braut
Belogen und Betrogen!
Er schmeichelte sie doch bey Seit'
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schön von euch,
Dafs ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedräng',
Als ein so Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trunk gefüllt,
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Dafs er nicht nur den Durst euch stillt:
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Faust

Ich nehme den Erquickungs-Trank,

Erwiedr' euch allen Heil und Dank.]

Das Volk (sammelt sich im Kreis umher.)

Alter Bauer.

Fürwahr es ist sehr wohl gethan,
Daſs ihr am frohen Tag erscheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
An bösen Tagen gut gemeynt!
Gar mancher steht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heissen Fieberwuth entriſs,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt gesund heraus,
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Gesundheit dem bewährten Mann,
Daſs er noch lange helfen kann!

Faust.

Vor jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt.

[Er geht mit Wagner weiter].

Wagner.

Welch ein Gefühl muſst du, o groſser Mann!
Bey der Verehrung dieser Menge haben!

O! glücklich! wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich seinem Knaben,
Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel stockt, der Tänzer weilt.
Du gehst, in Reihen stehen sie,
Die Mützen fliegen in die Höh';
Und wenig fehlt, so beugten sich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Faust.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unsrer Wandrung rasten.
Hier ſaſs ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Fasten.
An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beyfall tönt mir nun wie Hohn.
O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth gewesen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heiligen Kreise,
In Redlichkeit, jedoch auf seine Weise,
Mit grillenhafter Mühe sann.
Der, in Gesellschaft von Adepten,

Sich in die schwarze Küche schloſs,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoſs.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freyer,
Im lauen Bad, der Lilie vermählt
Und beyde dann, mit offnem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erschien darauf, mit bunten Farben,
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzeney, die Patienten starben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir, mit höllischen Latwergen,
In diesen Thälern, diesen Bergen,
Weit schlimmer als die Pest getobt.
Ich habe selbst den Gift an Tausende gegeben,
Sie welkten hin, ich muſs erleben
Daſs man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug;
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrst,
So wirst du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wissenschaft vermehrst,
So kann dein Sohn zu höhrem Ziel gelangen.

Faust.

O! glücklich! wer noch hoffen kann
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen.
Was man nicht weiſs das eben brauchte man,
Und was man weiſs kann man nicht brauchen.
Doch laſs uns dieser Stunde schönes Gut,
Durch solchen Trübsinn, nicht verkümmern!
Betrachte wie, in Abendsonne-Glut,
Die grünumgebnen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O! daſs kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben.
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füſsen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme flieſsen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttinn endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.

Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daſs sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Wagner.

Ich hatte selbst oft grillenhafte Stunden;
Doch solchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.
Man sieht sich leicht an Wald und Feldern satt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geistesfreuden,
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und schön,
Ein selig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,
So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Faust.

Du bist dir nur des einen Triebs bewuſst,
O lerne nie den andern kennen!
Zwey Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,

Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust,
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O giebt es Geister in der Luft,
Die zwischen Erd' und Himmel herrschend weben,
So steiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir sollt' es, um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel seyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die, strömend, sich im Dunstkreis überbreitet,
Dem Menschen tausendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.
Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn
Auf dich herbey, mit pfeilgespitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend sie heran,
Und nähren sich von deinen Lungen;
Wenn sie der Mittag aus der Wüste schickt,
Die Glut auf Glut um deinen Scheitel häufen,
So bringt der West den Schwarm, der erst erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu ersäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil sie uns gern betrügen,

Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,
Und lispeln englisch, wenn sie lügen.
Doch gehen wir! ergraut ist schon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend schätzt man erst das Haus. —
Was stehst du so und blickst erstaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung so ergreifen?

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betracht' ihn recht! für was hältst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er um uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel,
Es mag bey euch wohl Augentäuschung seyn.

Faust.

Mir scheint es, daſs er magisch leise Schlingen,
Zu künft'gem Band, um unsre Füsse zieht.

Wagner.

Ich seh' ihn ungewiſs und furchtsam uns umspringen,
Weil er, statt seines Herrn, zwey Unbekannte sieht.

Faust.

Der Kreis wird eng, schon ist er nah!

Wagner.

Du siehst! ein Hund, und kein Gespenst ist da.
Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt. Alles Hunde Brauch.

Faust.

Geselle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es ist ein pudelnärrisch Thier.
Du stehest still, er wartet auf;
Du sprichst ihn an, er strebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen;
Nach deinem Stock ins Wasser springen.

Faust.

Du hast wohl recht, ich finde nicht die Spur
Von einem Geist, und alles ist Dressur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbst ein weiser Mann gewogen.
Ja deine Gunst verdient er ganz und gar
Er, der Studenten trefflicher Scolar.
[Sie gehen in das Stadt-Thor.]

Studirzimmer.

Faust mit dem **Pudel** hereintretend.

Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahndungsvollem heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was schnoperst du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein bestes Kissen geb' ich dir.
Wie du drauſsen auf dem bergigen Wege,
Durch Rennen und Springen, ergetzt uns hast,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner stiller Gast.

„Ach wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, daſs sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thieriſche Laut nicht pasſen.
Wir sind gewohnt, daſs die Menſchen verhöhnen
Was sie nicht verſtehn,
Daſs sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, beknurren?
Aber ach! schon fühl' ich, bey dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muſs der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieſer Mangel läſst sich erſetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.

Mich drängt's den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.
(Er schlägt ein Volum auf und schickt sich an).
Geschrieben steht: „im Anfang war das Wort!“
Hier stock ich schon! wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muſs es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.
Geschrieben steht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erste Zeile,
Daſs deine Feder sich nicht übereile!
Ist es der Sinn, der alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieses niederschreibe,
Schon warnt mich was, daſs ich dabey nicht bleibe.
Mir hilft der Geist! auf einmal seh' ich Rath
Und schreibe getrost: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, so laſs das Heulen,
So laſs das Bellen!
Solch einen störenden Gesellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beyden
Muſs die Zelle meiden.

Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' ist offen, hast freyen Lauf.
Aber was muſs ich sehen:
Kann das natürlich geschehen?
Ist es Schatten? ist's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt sich mit Gewalt,
Das ist nicht eines Hundes Gestalt!
Welch ein Gespenst bracht' ich ins Haus!
Schon sieht er wie ein Nilpferd aus,
Mit feurigen Augen, schreklichem Gebiſs.
O! du bist mir gewiſs!
Für solche halbe Höllenbrut
Ist Salomonis Schlüssel gut.

Geister auf dem Gange.

Drinnen gefangen ist einer!
Bleibet hauſsen, folg ihm keiner!
Wie im Eisen der Fuchs,
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, schwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat sich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laſst ihn nicht sitzen!

Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Faust.

Erst zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:
Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Silphe verschwinden,
Kobold sich mühen,

Wer sie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenschaft,
Wäre kein Meister
Ueber die Geister.

Verschwind' in Flammen
Salamander!
Rauschend flieſse zusammen
Undene!
Leucht in Meteoren - Schöne
Silphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluſs.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grins't mich an,
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du sollst mich hören
Stärker beschwören.

Bist du Geselle
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen!
Dem sie sich beugen
Die schwarzen Schaaren.

Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.

Verworfnes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie entsprossnen,
Unausgesprochnen,
Durch alle Himmel gegossnen,
Freventlich durchstochnen.

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant.
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfliessen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meisters Füſsen!

Du siehst daſs ich nicht vergebens drohe
Ich versenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreymal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!

Mephistopheles

(tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor.)

Wozu der Lärm? was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust.

Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolast? Der Casus macht mich lachen.

Mephistopheles.

Ich salutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Faust.

Wie nennst du dich?

Mephistopheles.

Die Frage scheint mir klein,
Für einen der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust.

Bey euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,

Wo es sich allzudeutlich weis't,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner
heiſst,
Nun gut wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeynt?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entstehe
Ist werth daſs es zu Grunde geht;
Drum besser wär's daſs nichts entstünde.
So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz
vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs alles war,
Ein Theil der Finsterniſs, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht

Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,
Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Groſsen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles.

Und freylich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen
Ich wuſste nicht ihr beyzukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben,
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,

Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten;
Ich hätte nichts apart's für mich.

Faust.

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephistopheles.

Wir wollen wirklich uns besinnen,
Die nächstenmale mehr davon!
Dürft' ich wohl diesmal mich entfernen?

Faust.

Ich sehe nicht warum du fragst.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Besuche nun mich wie du magst.
Hier ist das Fenster, hier die Thüre,
Ein Rauchfang ist dir auch gewiſs.

Mephistopheles.

Gesteh' ichs nur! daſs ich hinausspaziere
Verbietet mir ein kleines Hinderniſs,
Der Drudenfuſs auf eurer Schwelle —

Faust.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ey sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?

Wie ward ein solcher Geist betrogen?

Mephistopheles.

Beschaut es recht! es ist nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach auſsen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.

Faust.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärst denn du?
Das ist von ohngefähr gelungen!

Mephistopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingesprungen,
Die Sache sieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust.

Doch warum gehst du nicht durchs Fenster?

Mephistopheles.

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müſsen sie hinaus.
Das erste steht uns frey, beym zweyten sind wir
Knechte.

Faust.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das find' ich gut, da lieſse sich ein Packt,
Und sicher wohl, mit euch ihr Herren schliessen?

Mephistopheles.

Was man verspricht, das sollst du rein genieſsen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das ist nicht so kurz zu fassen,

Und wir besprechen das zunächst;
Doch ietzo bitt' ich, hoch und höchst,
Für diesesmal mich zu entlassen.

Faust.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mähr zu sagen.

Mephistopheles.

Jetzt laſs mich los! ich komme bald zurück,
Dann magst du nach Belieben fragen.

Faust.

Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst ins Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht sobald zum zweytenmale fangen.

Mephistopheles.

Wenn dir's beliebt, so bin ich auch bereit
Dir zur Gesellschaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniſs, dir die Zeit,
Durch meine Künste, würdig zu vertreiben.

Faust.

Ich seh' es gern, das steht dir frey;
Nur daſs die Kunst gefällig sey!

Mephistopeles.

Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen,
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerley.
Was dir die zarten Geister singen,

Die schönen Bilder die sie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberspiel.
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beysammen sind wir, fanget an!

Geister.

Schwindet ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender schaue,
Freundlich, der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,

Decken die Laube,
Wo sich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bey Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gauklend bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,

Ueber den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freyen
Alle zerstreuen.
Einige glimmen
Ueber die Höhen,
Andere schwimmen
Ueber die Seen,
Andere schweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephistopheles.

Er schläft! So recht, ihr luft'gen, zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingesungen!
Für dies Concert bin ich in eurer Schuld.
Du bist noch nicht der Mann den Teufel fest zu halten!
Umgaukelt ihn mit süſsen Traumgestalten,
Versenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieser Schwelle Zauber zu zerspalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beschwören,
Schon raschelt eine hier und wird sogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und diese Schwelle zu benagen,
So wie er sie mit Oel betupft —
Da kommst du schon hervorgehupft!
Nur frisch ans Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie sitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biſs, so ist's geschehn. —
Nun Fauste träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Faust. (erwachend.)

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang?
Daſs mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daſs ein Pudel mir entsprang.

Studirzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft? Herein! wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du muſst es dreymal sagen,

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.
Wir werden, hoff' ich, uns vertragen;
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,

Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen, spitzen Degen.
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen;
Damit du, losgebunden, frey,
Erfahrest was das Leben sey.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thranen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahndung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muſs ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken,

Auch da wird keine Rast geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen,
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach auſsen nichts bewegen;
Und so ist mir das Daseyn eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaſst.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommne
Gast.

Faust.

O seelig der! dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeern um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchras'tem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat Jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spioniren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewuſst

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle

Ein süſs bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!
Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müſsigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sey dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geisterchor unsichtbar.

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,

Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust,
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephistopheles.

Dies sind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Lust und Thaten
Altklug sie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stocken,
Wollen sie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geyer, dir am Leben frifst;
Die schlechteste Gesellschaft läfst dich fühlen
Dafs du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeynt,
Dich unter das Pack zu stofsen.
Ich bin keiner von den Grofsen;
Doch willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durchs Leben nehmen;
So will ich mich gern bequemen
Dein zu seyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geselle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Faust.

Und was soll ich dagegen dir erfüllen?

Mephistopheles.

Dazu hast du noch eine lange Frist.

Faust.

Nein nein! der Teufel ist ein Egoist
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem andern nützlich ist.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephistopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden,
Auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhn;

Wenn wir uns drüben wieder finden,
So sollst du mir das Gleiche thun.

Faust.

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehn.
Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Denn mag was will und kann geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haſst und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein oben oder Unten giebt.

Mephistopheles.

In diesem Sinne kannst du's wagen.
Verbinde dich; du sollst, in diesen Tagen,
Mit Freuden meine Künste sehn,
Ich gebe dir was noch kein Mensch gesehn.

Faust.

Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohet Streben,
Von deines Gleichen je gefaſst?
Doch hast du Speise die nicht sättigt, hast
Du rothes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand, zerrinnt,

Ein Spiel, bey dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet.
Zeig mir die Frucht die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume die sich täglich neu begrünen!

Mephistopheles.

Ein solcher Auftrag schreckt mich nicht,
Mit solchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen.

Faust.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen;
So sey es gleich um mich gethan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daſs ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuſs betrügen;
Das sey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephistopheles.

Top!

Faust.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!

Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frey;
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sey die Zeit für mich vorbey!

Mephistopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergessen.

Faust.

Dazu hast du ein volles Recht!
Ich habe mich nicht freventlich vermessen.
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder wessen,

Mephistopheles.

Ich werde heute gleich, beym Doctorschmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein Paar Zeilen aus.

Faust.

Auch was geſchriebnes forderst du Pedant?
Hast du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Ist's nicht genug, daſs mein gesprochnes Wort
Auf ewig soll mit meinen Tagen schalten?
Rast nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich soll ein Versprechen halten?
Doch dieser Wahn ist uns ins Herz gelegt,

Wer mag sich gern davon befreyen?
Beglückt wer Treue rein im Busen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!
Allein ein Pergament, beschrieben und beprägt,
Ist ein Gespenst vor dem sich alle scheuen.
Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder.
Was willst du böser Geist von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meiſsel, Feder schreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frey.

Mephistopheles.

Wie magst du deine Rednerey
Nur gleich so hitzig übertreiben?
Ist doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Faust.

Wenn dies dir völlig G'nüge thut,
So mag es bey der Fratze bleiben.

Mephistopheles.

Blut ist ein ganz besondrer Saft.

Faust.

Nur keine Furcht, daſs ich dies Bündniſs breche
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist g'rade das was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht,
In deinen Rang gehör' ich nur.

Der groſse Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschlieſst sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerriſsen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laſs in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen
Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuſs,
Gelingen und Verdruſs,
Mit einander wechseln wie es kann;
Nur rastlos bethätigt sich der Mann.

Mephistopheles.

Euch ist kein Maaſs und Ziel gesetzt.
Beliebt's euch überall zu naschen,
Im Fliehen etwas zu erhaschen;
Bekomm' euch wohl was euch ergötzt.
Nur greift mir zu und seyd nicht blöde!

Faust.

Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichsten
Genuſs,
Verliebtem Haſs, erquickendem Verdruſs.
Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschliessen,

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genieſsen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefſte greifen,
Ihr wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Mephistopheles.

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daſs von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!
Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniſs gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Faust.

Allein ich will!

Mephistopheles.

Das laſst sich hören!
Doch nur vor Einem ist mir bang';
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt', ihr lieſset euch belehren.
Aſsociirt euch mit einem Poeten,
Laſst den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,

Des Löwen Muth,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laſst ihn euch das Geheimniſs finden,
Groſsmuth und Arglist zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herrn kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Faust.

Was bin ich denn? wenn es nicht möglich ist
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinnen dringen.

Mephistopheles.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuſs auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeygerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephiſtopheles.

Mein guter Herr, ihr ſeht die Sachen,
Wie man die Sachen eben ſieht;
Wir müſsen das geſcheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freylich Händ' und Füſse
Und Kopf und H — — die ſind dein;
Doch alles was ich friſch genieſse,
Iſt das drum weniger mein?
Wenn ich ſechs Hengſte zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum friſch! laſs alles Sinnen ſeyn,
Und g'rad' mit in die Welt hinein!
Ich ſag' es dir: ein Kerl der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.
Was iſt das für ein Marterort?
Was heiſst das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laſs du das dem Herrn Nachbar Wanſt!

Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange'

Faust.

Mir ist's nicht möglich ihn zu sehn.

Mephistopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze,
Die Maske muſs mir köstlich stehn.
(Er kleidet sich um).
Nun überlaſs es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!

Faust ab.

Mephistopheles.
(in Faust's langem Kleide).

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laſs nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.

Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müſste doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephistopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie andre mehr,
Habt ihr euch sonst schon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hierauſsen lernen.

Mephistopheles.

Da seyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte schon wieder fort:
In diesen Mauern, diesen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es ist ein gar beschränkter Raum,
Man sieht nichts grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Seh'n und Denken.

Mephistopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Brust
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es sich mit Lust.
So wird's euch an der Weisheit Brüsten
Mit jedem Tage mehr gelüsten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch sagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephistopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünschte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Mephistopheles.

Da seyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müſst ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Schüler.

Ich bin dabey mit Seel' und Leib;
Doch freylich würde mir behagen
Ein wenig Freyheit und Zeitvertreib,
An schönen Sommerfeyertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daſs er bedächtiger so fort an
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daſs, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frey,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sey,
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schieſsen,

Die Fäden ungesehen flieſsen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der tritt herein,
Und beweis't euch es müſst' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;
Und wenn das Erst' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chimie,
Spottet ihrer selbst und weiſs nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig klassificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher vor allen andern Sachen

Müſst ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht, daſs ihr tiefsinnig faſst,
Was in des Menschen-Hirn nicht paſst;
Für, was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!
Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,
Daſs er nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleiſst,
Als dictirt' euch der Heilig' Geist!

Schüler.

Das sollt ihr mir nicht zweymal sagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn, was man schwarz und weis besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Mephistopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrsamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephistopheles.

Ich kann es euch so sehr nicht übel nehmen,

Ich weiſs wie es um diese Lehre steht.
Es erben sich Gesetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zum
Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daſs du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abscheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Fast möcht' ich nun Theologie studiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wiſsenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzeney ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen
hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewiſsheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muſs bey dem Worte seyn.

Mephistopheles.

Schon gut! Nur muſs man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läſst sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läſst sich trefflich glauben,
Von einem Wort läſst sich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muſs euch noch bemüh'n.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drey Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läſst sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles. (für sich.)

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muſs wieder recht den Teufel spielen.

(Laut.)

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groſs' und kleine Welt,
Um es am Ende gehn zu laſsen,

Wie's Gott gefällt.
Vergebens daſs ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Punkte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unter'm Hut.
Ein Titel muſs sie erst vertraulich machen,
Daſs eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen
Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frey,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sey.

Schüler.

Das sieht schon besser aus! Man sieht doch wo
und wie.

Mephistopheles.

Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich schwör' euch zu, mir ist's als wie ein
Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beschweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören!

Mephistopheles.

Was ich vermag, soll gern geschehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muſs euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!

Mephistopheles.

Sehr wohl.

(Er schreibt und giebt's.)

Schüler (lies't.)

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.
(Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt sich.)

Mephistopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme
der Schlange,
Dir wird gewiſs einmal bey deiner Gottähnlichkeit
bange!

Faust [tritt auf.]

Faust.

Wohin soll es nun gehen?

Mephistopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir sehn die kleine, dann die groſse Welt.
Mit welcher Freude, welchem Nutzen,
Wirst du den Cursum durchschmarutzen!

Faust.

Allein bey meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Versuch nicht glücken;
Ich wuſste nie mich in die Welt zu schicken,
Vor andern fühl' ich mich so klein;
Ich werde stets verlegen seyn.

Mephistopheles.

Mein guter Freund, das wird sich alles geben;
Sobald du dir vertraust, sobald weiſst du zu leben.

Faust.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo hast du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephistopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmst bey diesem kühnen Schritt

Nur keinen groſsen Bündel mit.
Ein Biſschen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieser Erde.
Und sind wir leicht, so geht es schnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf!

Auerbachs Keller in Leipzig.

Zeche lustiger Gesellen.

Frosch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen!
Ihr seyd ja heut wie nasses Stroh,
Und brennt sonst immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringst ja nichts herbey,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Frosch.

[gieſst ihm ein Glas Wein über den Kopf.]

Da hast du beydes!

Brander.

Doppelt Schwein!

Frosch.

Ihr wollt' es ja, man soll es seyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweyt!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreyt!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Froſch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Froſch.

Die Kehlen ſind geſtimmt.
(Singt.)
Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander.

Ein garſtig Lied! Pfuy! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen
Daſs ihr nicht braucht für's Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daſs ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.

Doch muſs auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wiſst, welch eine Qualität
Den Ausschlag giebt, den Mann erhöht,

Frosch singt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüſs' mir mein Liebchen zehentausendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruſs! ich will davon nichts hören!

Frosch.

Dem Liebchen Gruſs und Kuſs! du wirst mir's nicht verwehren!

[Singt.]

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, singe, singe nur, und lob' und rühme sie!
Ich will zu meiner Zeit schon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird sie's auch so machen.
Zum Liebsten sey ein Kobold ihr bescheert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg schäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleisch und Blut

Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruſse wiſsen,
Als ihr die Fenster eingeſchmiſsen!

Brander (auf den Tiſch ſchlagend.)

Paſst auf! paſst auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiſs zu leben,
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muſs, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

(Er ſingt.)

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchinn hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus (jauchzend.)

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie that gar manchen Aengſteſprung,

Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam für Angst am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Heerd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich schnaufen.
Da lachte die Vergifterinn noch:
Ha! sie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte sie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie sich die platten Bursche freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander.

Sie stehn wohl sehr in deiner Gunst?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Faust und Mephistopheles.

Mephistopheles.

Ich muſs dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läſst.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn sie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind sie vergnügt und unbesorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reise,
Man sieht's an ihrer wunderlichen Weise;
Sie sind nicht eine Stunde hier.

Frosch.

Wahrhaftig du hast recht! Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Siebel.

Für was siehst du die Fremden an?

Frosch.

Laſst mich nur gehn! bey einem vollen Glase,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.

Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktschreyer sind's gewiſs, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Frosch.

Gib Acht, ich schraube sie!

Mephistopheles (zu Faust.)

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie beym Kragen hätte.

Faust.

Seyd uns gegrüſst, ihr Herrn!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruſs.
(Leise, Mephistopheles von der Seite ansehend.)
Was hinkt der Kerl auf Einem Fuſs?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?

Habt ihr mit Herrn Hans noch erst zu Nacht
gespeis't?

Mephistopheles.

Heut sind wir ihn vorbey gereis't;
Wir haben ihn das letztemal gesprochen.
Von seinen Vettern wuſst' er viel zu sagen,
Viel Grüſse hat er uns an jeden aufgetragen.
(Er neigt sich gegen Frosch.)

Altmayer (leise.)

Da hast du's! der versteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Frosch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn schon!

Mephistopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus singen?
Gewiſs, Gesang muſs trefflich hier
Von dieser Wölbung wiederklingen!

Frosch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephistopheles.

O nein! die Kraft ist schwach, allein die Lust
ist groſs.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephistopheles.

Wenn ihr begehrt die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephistopheles.

Wir kommen erst aus Spanien zurück,
Dem schönen Land des Weins und der Gesänge.

[Singt.]

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen groſsen Floh —

Frosch.

Horcht! einen Floh! Habt ihr das wohl gefaſst?
Ein Floh ist mir ein saub'rer Gast.

Mephistopheles (singt.)

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen grossen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran.
Da miſs dem Junker Kleider,
Und miſs ihm Hosen an!

Brander.

Vergeſst nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daſs er mir auf's genauste miſst,
Und daſs, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen groſsen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bey Hof' auch groſse Herrn.
Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren sehr geplagt,
Die Königinn und die Zofe
Gestochen und genagt,
Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Chorus (jauchzend.)

Wir knicken und ersticken
Doch gleich wenn einer sticht.

Frosch.

Bravo! Bravo! Das war schön!

Siebel.

So soll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt sie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freyheit! Es lebe der Wein!

Mephistopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein Biſschen besser wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephistopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beschweret sich,
Sonst gäb' ich diesen werthen Gästen
Aus unserm Keller was zum Besten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Frosch.

Schafft ihr ein gutes Glas, so wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer [leise.]

ie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schaft einen Bohrer an!

Brander.

Was soll mit dem geschehn?
hr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles (nimmt den Bohrer.) (zu Frosch.)

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meynt ihr das? Habt ihr so mancherley?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frey.

Altmayer (zu Frosch.)

Aha! du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles.

(indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt.)

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach das sind Taschenspielersachen.

Mephistopheles (zu Brander.)

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,

Und recht mussirend soll er seyn!

Mephistopheles.

(bohrt, einer hat indessen die Wachspropfen gemacht und verstopft.)

Brander.

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern.
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel.

(indem sich Mephistopheles seinem Platze nähert.)
Ich muſs gestehn, den sauren mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten süſsen!

Mephistopheles. (bohrt.)

Euch soll sogleich Tokayer flieſsen.

Altmayer.

Nein, Herren, seht mir in's Gesicht!
Ich seh' es ein, ihr habt uns nur zum Besten.

Mephistopheles.

Ey! Ey! Mit solchen edlen Gästen
Wär' es ein Biſschen viel gewagt.
Geschwind! Nur grad' heraus gesagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.
(Nachdem die Löcher alle gebohrt und verstopft sind,)

Mephistopheles (mit seltsamen Geberden.)

Trauben trägt der Weinstock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genieſst!

Alle.

(indem sie die Pfropfen ziehen, und jedem der verlangte Wein in's Glas läuft.)

O schöner Brunnen, der uns flieſst!

Mephistopheles.

Nur hütet euch, daſs ihr mir nichts vergieſst!

[Sie trinken wiederholt.]

Alle (singen.)

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünf hundert Säuen!

Mephistopheles.

Das Volk ist frey, seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Mephistopheles.

Gib nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Siebel.

(trinkt unvorsichtig, der Wein flieſst auf die Erde, und wird zur Flamme.)

Helft! Feuer! helft! die Hölle brennt!

Mephistopheles (die Flamme besprechend.)

Sey ruhig, freundlich Element!

(zu dem Gesellen.)

Für dieſsmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was soll das seyn? Wart! ihr bezahlt es theuer!
Es scheinet, daſs ihr uns nicht kennt.

Frosch.

Laſs er uns das zum zweitenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hieſsen ihn ganz sachte seitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will sich unterstehn,
Und hier sein Hokuspokus treiben?

Mephistopheles.

Still, altes Weinfaſs!

Siebel.

Besenstiel!
Du willst uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart nur! es sollen Schläge regnen.

Altmayer.

(zieht einen Pfropf aus dem Tisch, es springt ihm Feuer entgegen.)

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!

Stoſst zu! der Kerl ist vogelfrey!

(Sie ziehen die Meſser und gehen auf Mephistopheles los.)

Mephistopheles (mit ernsthafter Geberde.

Falsch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

(Sie stehen erstaunt und sehn einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches schöne Land!

Frosch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter diesem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faſst Siebeln bei der Nase. Die andern thun es wechselseitig und heben die Meſser.)

Mephistopheles (wie oben.)

Irrthum, laſs los der Augen Band!

Und merkt euch, wie der Teufel spaſse.

[Er verschwindet mit Faust, die Gesellen fahren
auseinander.]

Siebel.

Was giebt's?

Altmayer.

Wie?

Frosch.

War das deine Nase?

Brander (zu Siebel.)

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich sinke nieder!

Frosch.

Nein, sagt mir nur, was ist geschehn?

Siebel.

Wo ist der Kerl? Wenn ich ihn spüre,
Er soll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn selbst hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Fasse reiten sehn — —
Es liegt mir bleyschwer in den Füssen.
(Sich nach dem Tische wendend.)
Mein! Sollte wohl der Wein noch flieſsen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Frosch.
Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.
Brander.
Aber wie war es mit den Trauben?
Altmayer.
Nun sag' mir eins, man soll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Heerde steht ein groſser Kessel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe steigt, zeigen sich verschiedene Gestalten. Eine Meerkatze sitzt bey dem Kessel und schäumt ihn, und sorgt daſs er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen sitzt darneben und wärmt sich. Wände und Decke sind mit dem seltsamsten Hexenhausrath ausgeschmückt.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Mir widersteht das tolle Zauberwesen!
Versprichst du mir, ich soll genesen,
In diesem Wust von Raserey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und schafft die Sudelköcherey

Wohl dreyſsig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts bessers weiſst!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geist
Nicht irgend einen Balsam ausgefunden?

Mephistopheles.

Mein Freund, nun sprichst du wieder klug!
Doch zu verjüngen, gibt's auch ein natürlich
Mittel;
Allein es steht in einem andern Buch,
Und ist ein wunderlich Capitel.

Faust.

Ich will es wissen.

Mephistopheles.

Gut! ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey, zu haben:
Begib dich gleich hinaus aufs Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beschränkten Kreise,
Ernähre dich mit ungemischter Speise,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht
für Raub,
Den Acker, den du ärndest, selbst zu düngen;
Das ist das beste Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Faust.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen,
Das enge Leben steht mir gar nicht an.

Mephistopheles.

So muſs denn doch die Hexe dran.

Faust.

Warum denn just das alte Weib?
Kannst du den Trank nicht selber brauen?

Mephistopheles.

Das wär' ein schöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeſs wohl tausend Brücken bauen.
Nicht Kunst und Wissenschaft allein,
Geduld will bey dem Werke seyn.
Ein stiller Geist ist Jahre lang geschäftig,
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.
Und alles was dazu gehört
Es sind gar wunderbare Sachen
Der Teufel hat sie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.
(Die Thiere erblickend.)
Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beym Schmause,

Aus dem Haus
Zum Schornstein hinaus!

Mephistopheles.

Wie lange pflegt sie wohl zu schwärmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephistopheles (zu Faust.)

Wie findest du die zarten Thiere?

Faust.

So abgeschmackt, als ich nur jemand sah!

Mephistopheles.

Nein, ein Discours wie dieser da,
Ist g'rade der; den ich am liebsten führe!

(Zu den Thieren.)

So sagt mir doch verfluchte Puppen!
Was quirlt ihr in dem Brey herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelsuppen.

Mephistopheles.

Da habt ihr ein grofs Publicum.

Der Kater

(macht sich herbey und schmeichelt dem Mephistopheles.)

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und lafs mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,

Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen.

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto setzen!
(Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer Kugel gespielt und rollen sie hervor.)

Der Kater.

Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig,
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du must sterben!
Sie ist von Thon,
Es giebt Scherben.

Mephistopheles.

Was soll das Sieb?

Der Kater (holt es herunter.)

Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen,

(Er läuft zur Kätzinn und läſst sie durchsehen.
Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Mephistopheles (sich dem Feuer nähernd.)
Und dieser Topf?

Kater und Kätzinn.
Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

Mephistopheles.
Unhöfliches Thier!

Der Kater.
Den Wedel nimm hier,
Und setz' dich im Sessel!
(Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.)

Faust.
(welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat.)
Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —

Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Mufs' ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?

Mephistopheles.

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da mufs es was gescheidtes werden.
Für diesmal sieh dich immer satt;
Ich weifs dir so ein Schätzchen auszuspüren,
Und selig wer das gute Schicksal hat,
Als Bräutigam sie heim zu führen!
(Faust sieht immerfort in den Spiegel. Mephistopheles, sich in dem Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, fährt fort zu sprechen.)
Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere.

(welche bisher allerley wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine Krone mit grofsem Geschrey.)

O sey doch so gut,
Mit Schweifs und Blut
Die Krone zu leimen!

(Sie gehn ungeschickt mit der Krone um und zerbrechen sie in zwey Stücke, mit welchen sie herumspringen.

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen;

Faust. (gegen den Spiegel.)

Weh mir! ich werde schier verrückt.

Mephistopheles (auf die Thiere deutend.)

Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu
schwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Faust [wie oben.]

Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!

Mephistopheles [in obiger Stellung.]

Nun, wenigstens muſs man bekennen,
Daſs es aufrichtige Poeten sind.

(Der Kessel, welchen die Kätzinn bisher ausser Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine groſse Flamme, welche zum Schornstein hinaus schlägt. **Die Hexe** kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrey herunter gefahren.)

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!

Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!
(Faust und Mephistopheles erblickend.)
Was ist das hier?
Wer seyd ihr hier?
Was wollt ihr da?
Wer schlich sich ein?
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!
(Sie fährt mit dem Schaumlöffel in den Kessel, und spritzt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.)

Mephistopheles.

(welcher den Wedel, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser und Töpfe schlägt.)
Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brey!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaſs,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey.
(Indem die Hexe voll Grimm und Entsetzen zurücktritt.)
Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzen-Geister!

Hast du vor'm rothen Wamms nicht mehr Respect?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dies Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruſs!
Seh' ich doch keinen Pferdefuſs.
Wo sind denn eure beyden Raben?

Mephistopheles.

Für dieſsmal kamst du so davon;
Denn freylich ist es eine Weile schon,
Daſs wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuſs betrifft, den ich nicht missen kann,
Der würde mir bey Leuten schaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falscher Waden.

Die Hexe (tanzend.)

Sinn und Verstand verlier' ich schier,
Seh' ich den Junker Satan hier!

Mephistopheles.

Den Nahmen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephistopheles.

Er ist schon lang' in's Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nichts besser dran,
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.
Du nennst mich Herr Baron, so ist die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelst nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das ist das Wappen, das ich führe!
(Er macht eine unanständige Gebärde.)

Die Hexe [lacht unmäſsig.]

Ha! Ha! Das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephistopheles (zu Faust.)

Mein Freund, das lerne wohl verstehen!
Dieſs ist die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun sagt, ihr Herren, was ihr schafft.

Mephistopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft!
Doch muſs ich euch um's ält'ste bitten;
Die Jahre doppeln seine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt;

Ich will euch gern ein Gläschen geben.
[Leise.]
Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wiſst ihr wohl, nicht eine Stunde
leben.

Mephistopheles.

Es ist ein guter Freund, dem es gedeihen soll;
Ich gönn' ihm gern das beste deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, sprich deine Sprüche,
Und gieb ihm eine Tasse voll!

Die Hexe.

(mit seltsamen Geberden, zieht einen Kreis und stellt wunderbare Sachen hinein; indessen fangen die Gläser an zu klingen, die Kessel zu tönen, und machen Musik. Zuletzt bringt sie ein groſses Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſsen. Sie winkt Fausten, zu ihr zu treten.)

Faust (zu Mephistopheles.)

Nein, sage mir, was soll das werden?
Das tolle Zeug, die rasenden Geberden,
Der abgeschmackteste Betrug
Sind mir bekannt, verhaſst genug.

Mephistopheles.

Ey Possen! Das ist nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein so strenger Mann!
Sie muſs als Arzt ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

(Er nöthigt Fausten in den Kreis zu treten.)

[Die Hexe mit groſser Emphase fängt an aus dem Buche zu declamiren.]

Du muſs verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laſs gehn,
Und Drey mach' gleich,
So bist du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmal-Eins!

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimniſsvoll für Kluge wie für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,

Durch Drey und Eins, und Eins und Drey
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabey doch auch was denken lassen.

Die Hexe (fährt fort.)

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gib deinen Trank herbey, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trunk nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe.

(mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme.

Mephistopheles.

Nur frisch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Bist mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme scheuen?

Die Hexe (lös't den Kreis.)

Faust [tritt heraus.]

Mephistopheles.

Nun frisch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephistopheles [zur Hexe.]

Und kann ich dir was zu Gefallen thun;
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis sagen.

Die Hexe.

Hier ist ein Lied! wenn ihr's zuweilen singt,
So werdet ihr besondre Würkung spüren.

Mephistopheles (zu Faust.)

Komm nur geschwind und laſs dich führen;
Du muſst nothwendig transpiriren,
Damit die Kraft durch inn- und äuſsres dringt.
Den edlen Müſsiggang lehr' ich hernach dich schätzen,
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt.

Faust.

Laſs mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!

Mephistopheles.

Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir seh'n.

(Leise.)

Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straſse.

Faust. Margarete (vorüber gehend.)

Faust.

Mein ſchönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.
[Sie macht ſich los und ab.]

Faust.

Beym Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab' ich nie gesehn.
Sie ist so ſitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeſs ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederschlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,

Das ist nun zum Entzücken gar!

Mephistopheles (tritt auf.)

Faust.

Hör, du muſst mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.

Nun, welche?

Faust.

Sie ging just vorbey.

Mephistopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frey;
Ich schlich mich hart am Stuhl vorbey,
Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm, es wär' kein' Ehr'
Und Gunst, die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laſs er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,

Wenn nicht das süſse junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht;
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.

Bedenkt was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag'
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Faust.

Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geschöpfchen zu verführen.

Mephistopheles.

Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laſst's euch nicht verdrieſsen:
Was hilft's nur g'rade zu genieſsen?
Die Freud' ist lange nicht so groſs,
Als wenn ihr erst herauf, herum,
Durch allerley Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

Faust.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephistopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaſs.
Ich sag' euch, mit dem schönen Kind
Geht's ein, für allemal nicht geschwind.
Mit Sturm ist da nichts einzunehmen;

Wir müſsen uns zur List bequemen.

Faust.

Schaff' mir etwas vom Engelschatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust,
Ein Strumpfband meiner Liebeslust!

Mephistopheles.

Damit ihr seht, daſs ich eurer Pein
Will förderlich und dienstlich seyn,
Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Faust.

Und soll sie sehn? sie haben?

Mephistopheles.

Nein!
Sie wird bey einer Nachbarinn seyn.
Indessen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunstkreis satt euch weiden.

Faust.

Können wir hin?

Mephistopheles.

Es ist noch zu früh.

Faust.

Sorg' du mir für ein Geschenk für sie,
[ab.]

Mephistopheles.

Gleich schenken? Das ist brav! Da wird er reüssiren!
Ich kenne manchen schönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz,
Ich muſs ein Biſschen revidiren.

[ab.]

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete.

(ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.)

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüſst',
Wer Heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiſs recht wacker aus,
Und ist aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.

[ab.]

Mephistopheles. Faust.

Mephistopheles.

Herein, ganz leise, nur herein!

Faust (nach einigem Stillschweigen.)

Ich bitte dich, laſs mich allein!

Mephiſtopheles (herumſpürend.)
Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.
[ab.]

Fauſt [rings aufſchauend.]
Willkommen ſüſser Dämmerſchein!
Der du dieſs Heiligthum durchwebſt.
Ergreif mein Herz, du ſüſse Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt!
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!
[Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.]
O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bey Freud' und Schmerz in offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kindeswangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküſst.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Füll' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heiſst,
Sogar den Sand zu deinen Füſsen kräuſeln
O liebe Hand! ſo göttergleich!

Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!
(Er hebt einen Bettvorhang auf.
Was faſst mich für ein Wonnegraus!
Hier möcht' ich volle Stunden säumen.
Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;
Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armsel'ger Faust! ich kenne dich nicht mehr.

Umgiebt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's so g'rade zu genieſsen,
Und fühle mich im Liebestraum zerflieſsen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte sie den Augenblick herein,
Wie würdest du für deinen Frevel büſsen!
Der groſse Hans, ach wie so klein!
Läg', hingeschmolzen, ihr zu Füſsen.

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stell't hier nur immer in den Schrein,
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiſs nicht, soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Mein' ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit
Die liebe schöne Tageszeit,
Und mir die weitre Müh' zu sparen.
Ich hoff' nicht daſs ihr geizig seyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —
(Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloſs wieder zu.)
Nur fort! geschwind! —
Um euch das süſse junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;

Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünd' leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysika!
Nur fort! —

(ab.)

Margarete (mit einer Lampe.)

Es ist so schwül, so dumpfig hie,
(Sie macht das Fenster auf.)
Und ist doch eben so warm nicht drauſs'.
Es wird mir so, ich weiſs' nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir lauft ein Schauer über'n Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib!
(Sie fängt an zu singen, indem sie sich auszieht.)

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,

Gönnt' alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saſs beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloſs am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

(Sie eröffnet den Schrein, ihre Kleider einzuräumen, und erblickt das Schmuckkästchen.)

Wie kommt das schöne Kästchen hier herein?
Ich schloſs doch ganz gewiſs den Schrein.
Es ist doch wunderbar! Was mag wohl drinne seyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüsselchen am Band,
Ich denke wohl, ich mach' es auf!
Was ist das? Gott im Himmel! schau,

So was hab' ich mein' Tage nicht gesehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchsten Feiertage gehn.
Wie sollte mir die Kette stehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?
(Sie putzt sich damit auf und tritt vor den Spiegel.)
Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man sieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das ist wohl alles schön und gut,
Allein man läßt's auch alles seyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach wir Armen!

Spazirgang.

Faust in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bey aller verschmähten Liebe! Beym höllischen Elemente!
Ich wollt', ich wüſste was ärgers, daſs ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,
Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig ist oder profan;
Und an dem Schmuck da spürt sie's klar,
Daſs dabey nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief sie, ungerechtes Gut
Befängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein schiefes Maul,
Ist halt, dacht' sie, ein geschenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos ist nicht der,
Der ihn so fein gebracht hierher.
Die Mutter lieſs einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaſs vernommen,
Lieſs sich den Anblick wohl behagen.
Er sprach: So ist man recht gesinnt!
Wer überwindet der gewinnt,
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen;

Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Faust.

Das ist ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüsse wär',
Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und sie waren sehr erbaut davon.

Faust.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiſs weder was sie will noch soll,
Denkt an's Geschmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den, der's ihr gebracht.

Faust.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geschmeid'!
Am ersten war ja so nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn ist alles Kinderspiel!

Faust.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn!

Häng' dich an ihre Nachbarinn.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brey,
Und schaff' einen neuen Schmuck herbey!

Mephistopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

(Faust ab.)

Mephistopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne.
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

(ab.)

Der Nachbarinn Haus.

Marthe (allein.)

Gott verzeih's meinem Lieben Mann,
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da stracks in die Welt hinein,
Und läſst mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn weiſs Gott, recht herzlich lieben.
(Sie weint.)
Vielleicht ist er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenschein!

Margarete (kommt.)

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was soll's?

Margarete.

Fast sinken mir die Knie nieder!
Da find' ich so ein Kästchen wieder
In meinem Schrein von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erste war.

Marthe.

Daſs muſs sie nicht der Mutter sagen;
That's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach seh' sie nur! ach schau' sie nur!

Marthe (putzt sie auf.)

O du glücksel'ge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen laſsen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an,
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unsre Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaſs, gibt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läſst.
Ein Kettchen erst, die Perle dann in's Ohr;

Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr
auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beyden Kästchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

(Es klopft.)

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter seyn?

Marthe (durchs Vorhängel guckend.)

Es ist ein fremder Herr — Herein!

Mephistopheles (tritt auf.)

Mephistopheles.

Bin so frey g'rad' herein zu treten,
Muſs bey den Frauen Verzeihn erbeten.
(Tritt ehrerbietig vor Margareten zurück.)
Wollte nach Frau Marthe Schwerdlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu sagen?

Mephistopheles (leise zu ihr.)

Ich kenne Sie jetzt, mir ist das genug;
Sie hat da gar vornehmen Besuch.
Verzeiht die Freyheit die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe (laut.)

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach Gott! der Herr ist gar zu gut:
Schmuck und Geschmeide sind nicht mein;

Mephistopheles.

Ach, es ist nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Wesen, einen Blick so scharf!
Wie freut mich's, daſs ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt Er denn? Verlange sehr —

Mephistopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe, Sie läſst mich's drum nicht büſsen:
Ihr Mann ist todt und läſst Sie grüſsen.

Marthe.

Ist todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann ist todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephistopheles.

So hört die traurige Geschicht'!

Margarete.

Ich möchte drum mein' Tag' nicht lieben,
Würde mich Verlust zu Tode betrüben.

Mephistopheles.

Freud' muſs Leid, Leid muſs Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir seines Lebens Schluſs!

Mephistopheles.

Er liegt in Padua begraben
Bey'm heil'gen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr sonst nichts an mich zu bringen?

Mephistopheles.

Ja, eine Bitte, groſs und schwer;
Laſs sie doch ja für ihn dreyhundert Messen singen!
Im übrigen sind meine Taschen leer.

Marthe.

Was! nicht ein Schaustück? Kein Geschmeid'?
Was jeder Handwerksbursch im Grund des Säckels spart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephistopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat sein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute seine Fehler sehr,
Ja, und bejammerte sein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daſs die Menschen so unglücklich sind!

Gewiſs ich will für ihn manch Requiem noch
beten.

Mephistopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr seyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephistopheles.

Ist's nicht ein Mann, sey's derweil' ein Galan.
's ist eine der gröſsten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das ist des Landes nicht der Brauch.

Mephistopheles.

Brauch oder nicht! es giebt sich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephistopheles.

Ich stand an seinem Sterbebette,
Es war was besser als von Mist,
Von halbgefaultem Stroh; allein er starb als Christ,
Und fand, daſs er weit mehr noch auf der Zeche
hatte.
Wie, rief er, muſs ich mich von Grund aus hassen,
So mein Gewerb, mein Weib so zu verlassen!
Ach! die Erinnerung tödtet mich.
Vergäb' sie mir nur noch in diesem Leben! —

Marthe (weinend.)

Der gute Mann! ich hab' ihm längst vergeben.

Mephistopheles.

Allein, weiſs Gott! sie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephistopheles.

Er fabelte gewiſs in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, sprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erst Kinder, und dann Brot für sie zu schaffen,
Und Brot im allerweit'sten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden essen.

Marthe.

Hat er so aller Treu', so aller Lieb' vergessen,
Der Plackerey bey Tag und Nacht!

Mephistopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er sprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da betet' ich für Frau und Kinder brünstig;
Uns war denn auch der Himmel günstig,
Daſs unser Schiff ein Türkisch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des groſsen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie sich's gebührte,
Mein wohlgemess'nes Theil davon.

Marthe.

Ey wie? Ey wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephistopheles.

Wer weiſs, wo nun es die vier Winde haben.
Ein schönes Fräulein nahm sich seiner an,
Als er in Neapel fremd umher spazirte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Das er's bis an sein selig Ende spürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an seinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ein schändlich Leben hindern!

Mephistopheles.

Ja seht! dafür ist er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze;
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erster war,
Find' ich nicht leicht auf dieser Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen seyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern,
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelspiel.

Mephistopheles.

Nun, nun, so konnt' es gehn und stehen,
Wenn er euch ungefähr so viel

on seiner Seite nachgesehen.
ch schwör' euch zu, mit dem Beding
Wechselt' ich selbst mit euch den Ring!

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles. (für sich.)

Nun mach' ich mich bey Zeiten fort!
Die hielte wohl den Teufel selbst beym Wort.
[zu Gretchen.]
Wie steht es denn mit ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles (für sich.)

Du gut's, unschuldig's Kind!
(Laut.)
Lebt wohl ihr Frauen!

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O sagt mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugniſs haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweyer Zeugen Mund

Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephistopheles.

Und hier die Jungfrau ist auch da? —
Ein braver Knab'! ist viel gereis't,
Fräuleins alle Höflichkeit erweis't.

Margarete.

Müſste vor dem Herrn schamroth werden.

Mephistopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus im meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straſse.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie ist's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephistopheles.

Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit ist Gretchen euer.
Heut' Abend sollt ihr sie bey Nachbar' Marthen sehen:
Das ist ein Weib wie auserlesen
Zum Kuppler- und Zigeunerwesen

Faust.

So recht!

Mephistopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Faust.

Ein Dienst ist wohl des andern werth.

Mephistopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniſs nieder,
Daſs ihres Ehherrn ausgereckte Glieder
In Padua an heiliger Stätte ruhn.

Faust.

Sehr klug! Wir werden erst die Reise machen müſsen!

Mephistopheles.

Sancta Simplicitas! darum ist's nicht zu thun!
Bezeugt nur ohne viel zu wiſsen.

Faust.

Wenn er nichts bessers hat, so ist der Plan zerrissen.

Mephistopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Ist es das erstemal in eurem Leben,
Daſs ihr falsch Zeugniſs abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was sich d'rin bewegt,
Vom Menschen, was sich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit groſser Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Brust?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müſst es g'rad' gestehen,
So viel als von Herrn Schwerdleins Tod gewuſst!

Faust.

Du bist und bleibst ein Lügner, ein Sophiste.

Mephistopheles.

Ja, wenn man's nicht ein Biſschen tiefer wüſste.
Denn morgen wirst in allen Ehren
Das arme Gretchen nicht bethören,
Und alle Seelenlieb' ihr schwören?

Faust.

Und zwar von Herzen.

Mephistopheles.

Gut und schön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch so von Herzen gehn?

Faust.

Laſs daſs! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?

Mephistopheles.

Ich hab' doch Recht!

Faust.

Hör'! merk' dir dieſs —

Ich bitte dich, und schone meine Lunge,
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiſs.
Und komm', ich hab' des Schwätzens Ueberdruſs,
Denn du hast Recht, vorzüglich weil ich muſs.

Garten.

Margarete an Faustens Arm, Marthe mit Mephistopheles auf und ab spazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daſs mich der Herr nur schont,
Herab sich läſst, mich zu beschämen.
Ein Reisender ist so gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen,
Ich weis zu gut, daſs solch' erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.

Faust.

Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieser Welt.
(Er küſst ihre Hand.

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr sie nur küssen?

Sie ist so geistig, ist so rauh!
Was hab' ich nicht schon alles schaffen müſsen!
Die Mutter ist gar zu genau.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reis't so immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daſs Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläſst man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raschen Jahren geht's wohl an,
So um und um frey durch die Welt zu streifen;
Doch kömmt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zum Grab' zu schleifen,
Das hat noch keinem wohl gethan.

Mephistopheles.

Mit Grausen seh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

(Gehn vorüber.)

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit ist euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie sind verständiger als ich bin.

Faust.

O Beste! glaube, was man so verständig nennt,
Ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn.

Margarete.

Wie?

Faust.

Ach, dafs die Einfalt, dafs die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Werth erkennt!
Dafs Demuth, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Faust.

Ihr seyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unsre Wirthschaft ist nur klein,
Und doch will sie versehen seyn.
Wir haben keine Magd; mufs kochen, fegen, stricken
Und nahn, und laufen früh und spat;
Und meine Mutter ist in allen Stücken
So accurat!
Nicht dafs sie just so sehr sich einzuschränken hat,
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen;
Mein Vater hinterliefs ein hübsch Vermögen,
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.

Doch hab' ich jetzt so ziemlich stille Tage;
Mein Bruder ist Soldat,
Mein Schwesterchen ist todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Faust.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie sie damals lag,
Und sie erholte sich sehr langſam, nach und nach.
Da konnte sie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen selbst zu tränken,
Und so erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſser; so ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
War's freundlich, zappelte, ward groſs.

Faust.

Du hast gewiſs das reinste Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiſs gar manche schwere Stunden.
Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum sich regen,
War ich erwacht;

Bald muſst' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht schwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage schon am Waschtrog stehn;
Dann auf dem Markt und an dem Heerde sorgen,
Und immer fort wie heut so morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch schmeckt dafür das Essen, schmeckt die Ruh.

(Gehn vorüber.)

Marthe.

Die armen Weiber sind doch übel dran:
Ein Hagestolz ist schwerlich zu bekehren.

Mephistopheles.

Es käme nur auf eures Gleichen an,
Mich eines bessern zu belehren.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat sich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephistopheles.

Das Sprichwort sagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, sind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Lust bekommen?

Mephistopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte sagen: ward's nie Ernst in eurem Herzen

Mephistopheles.

Mit Frauen soll man sich nie unterstehn zu scherzen.

Marthe.

Ach, ihr versteht mich nicht!

Mephistopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich versteh' — daſs ihr sehr gütig seyd.

(Gehn vorüber).

Faust.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Saht ihr es nicht? ich schlug die Augen nieder.

Faust.

Und du verzeihst die Freyheit, die ich nahm?
Was sich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngst aus dem Dom gegangen.

Margarete.

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn;
Es konnte niemand von mir übels sagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanständiges gesehn?
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieser Dirne g'rade hin zu handeln.
Gesteh' ich's doch! Ich wuſste nicht was sich

Zu eurem Vortheil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiſs, ich war recht bös' auf mich,
Daſs ich auf euch nicht böser werden konnte.

Faust.

Süſs Liebchen!

Margarete.

Laſst einmal!

(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern).

Faust.

Was soll das? Einen Strauſs?

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

(Sie rupft und murmelt).

Faust.

Was murmelst du?

Margarete (halb laut).

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete (fährt fort).

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

(Das lezte Blatt ausrupfend, mit holder Freude).
Er liebt mich!

Faust

Ja, mein Kind! Laſs dieses Blumenwort
Dir Götter-Ausspruch seyn. Er liebt dich!
Verstehst du, was das heiſst? Er liebt dich!
(Er faſst ihre beiden Hände).

Margarete.

Mich überläuft's!

Faust.

O schaudre nicht! Laſs diesen Blick,
Laſs diesen Händedruck dir sagen,
Was unaussprechlich ist:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig seyn muſs!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung seyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

[drückt ihm die Hände, macht sich los und läuft weg. Er steht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr].

Marthe [kommend].

Die Nacht bricht an.

Mephistopheles.

Ja, und wir wollen fort,

Marthe.

Ich bitt' euch länger hier zu bleiben,

Allein es ist ein gar zu böser Ort.
Es ist als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu schaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered', wie man sich immer
stellt.
Und unser Pärchen?

Mephistopheles.

Ist den Gang dort aufgeflogen,
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er scheint ihr gewogen,

Mephistopheles.

Und sie ihm auch, Das ist der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen

Margarete springt herein, steckt sich hinter die Thüre, hält die Fingerspitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Faust (kommt.)

Ach Schelm, so neckst du mich!
Treff' ich dich!

(Er küſst sie.)

Margarete.

(ihn fassend und den Kuſs zurück gebend.)

Bester Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephistopheles [klopft an.]

Faust [stampfend.]

Wer da?

Mephistopheles

Gut Freund!

Faust.
Ein Thier!
Mephistopheles.
Es ist wohl Zeit zu scheiden.
Marthe (kommt.)
Ja, es ist spät, mein Herr.
Faust.
Darf ich euch nicht geleiten?
Margarete.
Die Mutter würde mich — Lebt wohl!
Faust.
Muſs ich denn gehn?
Lebt wohl!
Marthe.
Ade!
Margarete.
Auf baldig Wiedersehn'!
(Faust und Mephistopheles ab.)
Margarete.
Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da,
Und sag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwissend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.
[ab.]

Wald und Höhle.

Faust (allein.)

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst,
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genieſsen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freund's, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbey, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braus't und knarrt,
Die Riesenfichte, stürzend, Nachbaräste
Und Nachbarstämme, quetschend, nieder streift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;

Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunden öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber; schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch,
Der Vorwelt silberne Gestalten auf,
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

O daſs dem Menschen nichts Vollkomm'nes wird,
Empfind' ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir selbst erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuſs,
Und im Genuſs verschmacht' ich nach Begierde.

Mephistopheles (tritt auf.)

Mephistopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es ist wohl gut, daſs man's einmal probirt;

Dann aber wieder zu was neuen!

Faust.

Ich wollt', du hättest mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephistopheles.

Nun nun! ich laſs' dich gerne ruhn,
Du darfst mir's nicht im Ernste sagen.
An dir Gesellen unhold, barsch und toll,
Ist wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man lassen soll,
Kann man dem Herrn nie an der Nase spüren.

Faust.

Das ist so just der rechte Ton!
Er will noch Dank, daſs er mich ennüyirt.

Mephistopheles.

Wie hätt'st du, armer Erdensohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Kribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht; so wär'st du schon
Von diesem Erdball abspazirt.
Was hast du da in Höhlen, Felsenritzen
Dich wie ein Schuhu zu versitzen?
Was schlurfst aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?

Ein schöner süſser Zeitvertreib!
Dir steckt der Docktor noch im Leib.

Faust.

Verstehst du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede schafft?
Ja, würdest du es ahnden können,
Du wärest Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephistopheles.

Ein überirdisches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfaſsen,
Zu einer Gottheit sich aufschwellen laſsen,
Der Erde Mark mit Ahndungsdrang durchwühlen,
Alle sechs Tagewerk' im Busen fühlen,
In stolzer Kraft ich weiſs nicht was genieſsen,
Bald liebewonniglich in alles überflieſsen,
Verschwunden ganz der Erdensohn,
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht sagen wie — zu schlieſsen.

Faust.

Pfuy über dich!

Mephistopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht gesittet pfuy zu sagen.
Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,

Was keusche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich sich etwas vorzulügen;
Doch lange hält er das nicht aus.
Du bist schon wieder abgetrieben
Und, währt es länger, aufgerieben
In Tollheit oder Angst und Graus.
Genug damit! dein Liebchen sitzt dadrinne,
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erst kam deine Liebeswuth übergefloſsen,
Wie vom geschmolzenen Schnee ein Bächlein übersteigt,
Du hast sie ihr in's Herz gegoſsen,
Nun ist dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anstatt in Wäldern zu thronen,
Lieſs es dem grossen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für seine Liebe zu belohnen.
Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie steht am Fenster, sieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! so geht ihr Gesang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal ist sie munter, meist betrübt,
Einmal recht ausgeweint,

Dann wieder ruhig, wie's scheint,
Und immer verliebt.

Faust.

Schlange! Schlange!

Mephistopheles (für sich).

Gelt! daſs ich dich fange!

Faust.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das schöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem süſsen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephistopheles.

Was soll es denn? Sie meint, du seyst entfloh'n,
Und halb und halb bist du es schon.

Faust.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern,
Ich kann sie nie vergessen, nie verlieren;
Ja, ich beneide schon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeſs berühren.

Mephistopheles.

Gar wohl, mein Freund! ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Rosen weidet.

Faust.

Entfliehe, Kuppler!

Mephistopheles.

Schön! ihr schimpft und ich muſs lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,

Erkannte gleich den edelſten Beruf,
Auch ſelbſt Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es iſt ein groſser Jammer!
Ihr ſollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Fauſt.

Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laſs mich an ihrer Bruſt erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauſ'te
Der Unmenſch ohne Zweck und Ruh?
Der wie ein Waſſerſturz von Fels zu Felſen brauſ'te
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu.
Und ſeitwärts ſie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaſste, hatte nicht genug,
Daſs ich die Felſen faſste
Und ſie zu Trümmern ſchlug!
Sie, ihren Frieden muſst' ich untergraben!
Du, Hölle, muſsteſt dieſes Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angſt verkürzen,
Was muſs geſchehn, mag's gleich geſchehn!
Mag ihr Geſchick auf mich zuſammenſtürzen
Und ſie mit mir zu Grunde gehn!

Mephistopheles.

Wie's wieder siedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröste sie, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.
Es lebe wer sich tapfer hält!
Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt.
Nichts abgeschmackters find' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen
(am Spinnrade allein).

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein Armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Gestalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und seiner Rede
Zauberfluſs,
Sein Händedruck,
Und ach sein Kuſs!

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer,
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
sich nach ihm hin,

Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn!
Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten.

Margarete. Faust.

Margarete.

Versprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hält'st nicht viel davon.

Faust.

Laſs das, mein Kind! du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben lieſs' ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muſs d'ran glauben!

Faust.

Muſs man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sacramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.
Glaubst du an Gott?

Faust.

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu seyn.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Miſshör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' Ihn.
Wer empfinden?
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,

Faſst und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniſs
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groſs es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Nahmen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut,
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein Biſschen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,

Jedes in ſeiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's ſo hört, möcht's leidlich ſcheinen,
Steht aber doch immer ſchief darum;
Denn du haſt kein Chriſtenthum.

Fauſt.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' ſchon weh,
Daſs ich dich in der Geſellſchaft ſeh'.

Fauſt.

Wie ſo?

Margarete.

Der Menſch, den du da bey dir haſt,
Iſt mir in tiefer inn'rer Seele verhaſst;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menſchen widrig Geſicht.

Fauſt.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin ſonſt allen Menſchen gut;
Aber, wie ich mich ſehne dich zu ſchauen,
Hab' ich vor dem Menſchen ein heimlich Grauen,

Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Fauſt.

Es muſs auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein.
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daſs er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daſs er nicht mag eine Seele lieben.
Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frey, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Fauſt.

Du ahndungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich so sehr,
Daſs, wo er nur mag zu uns treten,
Meyn' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt ich nimmer beten,
Und das friſst mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich muſs es auch so seyn.

Fauſt.

Du hast nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muſs nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen,
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Als wenn ich nur alleine schlief!
Ich lieſs dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief,
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier ist ein Fläschchen! Drey Tropfen nur
In ihrem Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht schaden!

Faust.

Würd' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiſs nicht was mich nach deinem Willen treibt,
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daſs mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

(ab.)

Mephistopheles (tritt auf.)

Mephistopheles.

Der Grasaff'! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen.
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff' es soll ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daſs sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Freyer,
Ein Mägdlein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie versteht sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiſs nicht wie,

Mein Mäskchen da weiſſagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daſs ich ganz ſicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Fauſt.

Was geht dich's an?

Mephiſtopheles.

Hab' ich doch meine Freude d'ran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen.

[mit Krügen.]

Lieschen.

Hast nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiſs, Sibylle sagt' mir's heute!
Die hat sich endlich auch bethört.
Das ist das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie so?

Lieschen.

Es stinkt!
Sie füttert zwey, wenn sie nun ist und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieſchen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!
Das war ein Spaziren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Muſst' überall die erſte ſeyn,
Curteſirt' ihr immer mit Paſtetchen und Wein;
Bild't ſich was auf ihre Schönheit ein,
War doch ſo ehrlos ſich nicht zu ſchämen
Geſchenke von ihm anzunehmen.
War ein Gekos' und ein Geſchleck;
Da iſt denn auch das Blümchen weg

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieſchen.

Bedauerſt ſie noch gar!
Wenn unſer eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterlieſs;
Stand ſie bey ihrem Buhlen ſüſs,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward' ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag ſie denn ſich ducken nun,
Im Sündenhemdchen Kirchbuſs' thun!

Gretchen.

Er nimmt ſie gewiſs zu ſeiner Frau.

Lieſchen.

Er wär' ein Narr! ein flinker Jung'

Hat anderwärts noch Luft genung.
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.
Das Kränzel reiſsen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür!

(ab.)

Gretchen.

(nach Hause gehend.

Wie konnte ich sonst so tapfer schmählen,
Sah ich ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war,
Und segnet' mich und that so groſs,
Und bin nun selbst der Sünde bloſs!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen.
(steckt frische Blumen in die Krüge.)

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet

Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weist nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe,
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine.
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saſs ich in allem Jammer
In meinem Bett' schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straſse vor Gretchens Thüre.

Valentin (Soldat, Gretchens Bruder.)

Wenn ich saſs bey einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt;
Saſs ich in meiner sichern Ruh
Hört' all' dem Schwadroniren zu.
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Waſser reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: er hat Recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!

Da saſsen alle die Lober stumm.
Und nun! — um's Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bey jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeiſsen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heiſsen.

Was kommt heran? Was schleicht herbey?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwey.
Ist er's gleich pack' ich ihn beym Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sakristey
Aufwärts der Schein des ewigen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniſs drängt ringsum bey!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht.
Mir ist's ganz tugendlich dabey,
Ein Biſschen Diebsgelüst, ein Biſschen Rammeley.
So spukt mir schon durch alle Glieder

Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiſs man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh'?
Den ich dorthinten flimmern seh'.

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide? Nicht ein Ring?
Meine liebe Buhle damit zu zieren.

Mephistopheles.

Ich sah dabey wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.

Es sollt' euch eben nicht verdrieſsen
Umsonst auch etwas zu genieſsen
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören
Ich sing' ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

(Singt zur Zither.)

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür
Cathrinchen hier
Bey frühem Tagesblicke?
Laſs, laſs es seyn!
Er läſst dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin [tritt vor.]

Wen lockst du hier? beym Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephistopheles.

Die Zither ist entzwey! an der ist nichts zu halten.

Valentin.

Nun soll es an ein Schädelspalten!

Mephistopheles [zu Faust.]

Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!

Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Flederwiſch!
Nur zugeſtoſsen! ich parire.
Valentin.
Parire den!
Mephiſtopheles.
Warum denn nicht?
Valentin.
Auch den!
Mephiſtopheles.
Gewiſs!
Valentin.
Ich glaub' der Teufel ficht!
Was iſt denn das? Schon wird die Hand mir lahm.
Mephiſtopheles (zu Fauſt.)
Stoſs zu!
Valentin (fällt.)
O weh!
Mephiſtopheles.
Nun iſt der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müſsen gleich verſchwinden:
Denn ſchon entſteht ein mörderlich Geſchrey.
Ich weiſs mich trefflich mit der Polizey,
Doch mit dem Blutbann ſchlecht mich abzufinden.

Marthe (am Fenſter.)
Heraus! Heraus!

Gretchen (am Fenster.)
Herbey ein Licht!

Marthe (wie oben.)
Man schilt und rauft, man schreit und ficht.

Volk.
Da liegt schon einer todt!

Marthe (heraustretend.)
Die Mörder sind sie denn entflohn?

Gretchen (heraustretend.)
Wer liegt hier?

Volk.
Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.
Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.
Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber, heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

(Alle treten um ihn.)

Mein Gretchen sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! was soll mir das?

Valentin.

Laſst uns unsern Herr Gott aus dem Spaſs.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wird's gehn.
Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleyer der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;
Ja, man möchte sie gern ermorden.
Wächst sie aber und macht sich groſs,
Dann geht sie auch bey Tage bloſs,
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häſslicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie das Tageslicht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit
Daſs alle brave Bürgersleut'
Wie von einer angesteckten Leichen
Von dir, du Metze! seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen!

Wenn sie dir in die Augen sehn.
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht beym Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden seyn vermaledeyt!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maſs zu finden.

Gretchen.

Mein-Bruder! welche Höllenpein!

Valentin.

Ich sage, laſs die Thränen seyn!
Da du dich sprachst der Ehre los,
Gabst mir den schwersten Herzensstoſs.
Ich gehe durch den Todesschlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.
(stirbt).

Dom.

Amt, Orgel und Geſang.

Gretchen unter vielem Volke. Böſer Geiſt hinter Gretchen.

Böſer Geiſt.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unſchuld
Hier zum Altar trat'ſt,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lallteſt,
Halb Kinderſpiele,
Halb Gott im Herzen
Gretchen!
Wo ſteht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Miſſethat?
Bet'ſt du für deine Mutter Seele? die

Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief.
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahndungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

(Orgelton).

Böser Geist.

Grimm faſst dich!
Die Posaune tönt;
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aschenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schirke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen
fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's daſs man den Weg verkürzt! —
Im Laberinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!

Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon,
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles.

Fürwahr ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe,
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran!
Und leuchtet schlecht, daſs man bey jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felsen rennt!
Erlaub' daſs ich ein Irrlicht bitte!
Dort seh' ich eins, das eben lustig brennt.
He da! mein Freund! darf ich dich zu uns fodern?
Was willst du so vergebens lodern?
Sey doch so gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, soll es mir gelingen
Mein leichtes Naturell zu zwingen,
Nur Zickzack geht gewöhnlich unser Lauf.

Mephistopheles.

Ei! Ei! er denkt's den Menschen nachzuahmen.
Geh er nur g'rad', in's Teufels Nahmen!
Sonst blas' ich ihm sein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr seyd der Herr vom Haus,

Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg ist heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weisen soll,
So müſst ihr's so genau nicht nehmen.

Faust, Mephistopheles, Irrlicht
(im Wechselgesang).

In die Traum- und Zaubersphäre
Sind wir, scheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daſs wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten, öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie sie schnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die sich bücken,
Und die langen Felsennasen,
Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauschen? hör' ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kauz und Kiebitz und der Häher,
Sind sie alle wach geblieben?
Sind das Molche durchs Gesträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche.
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden sich aus Fels und Sande;
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu schrecken, uns zu fangen;
Aus belebten, derben Masern
Strecken sie Polypenfasern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuse
Tausendfarbig, schaarenweise,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber sag' mir ob wir stehen?
Oder ob wir weiter gehen?
Alles alles scheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Gesichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die sich mehren, die sich blähen.

Mephistopheles.

Fasse wacker meinen Zipfel!
Hier ist so ein Mittelgipfel,

Wo man mit Erstaunen sieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Faust.

Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und selbst bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da steigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Glut aus Dunst und Flor,
Dann schleicht sie wie ein zarter Faden,
Dann bricht sie wie ein Quell hervor.
Hier schlingt sie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, sich durchs Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt sie sich auf einmal.
Da sprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgestreuter goldner Sand.
Doch schau! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand.

Mephistopheles.

Erleuchtet nicht zu diesem Feste
Herr Mammon prächtig den Pallast?
Ein Glück daſs du's gesehen hast;
Ich spüre schon die ungestümen Gäste.

Faust.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles.

Du muſst des Felsens alte Rippen packen,
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör' es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Aeste
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang.

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der groſse Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f—t die Hexe, es st—t der Bock.

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein,
Sie reitet auf einem Muſterschwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebührt!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommst du her?

Stimme.

Ueber'n Ilsenstein
Da guckt' ich der Eule ins Nest hinein.
Die macht ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'st du so schnelle!

Stimme.

Mich hat sie geschunden,
Da sieh nur die Wunden!

Hexen (Chor).

Der Weg ist breit, der Weg ist lang,
Was ist das für ein toller Drang?
Die Gabel sticht, der Besen kratzt,
Das Kind erstickt, die Mutter platzt.

Hexenmeister (halbes Chor).
Wir schleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Andre Hälfte.
Wir nehmen das nicht so genau,
Mit tausend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie sie auch sich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme (oben).
Kommt mit, kommt mit, vom Felsensee!

Stimmen (von unten).
Wir möchten gerne mit in die Höh',
Wir waschen und blank sind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beyde Chöre.
Es schweigt der Wind, es flieht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt sich gern.
Im Sausen sprüht das Zauberchor
Viel tausend Feuerfunken hervor.

Stimme (von unten.)
Halte! Halte!

Stimme (von oben).
Wer ruft da aus der Felsenspalte?

Stimme (unten).
Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!

Ich steige schon dreyhundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bey meines gleichen,

Beyde Chöre.

Es trägt der Besen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock,
Wer heute sich nicht heben kann,
Ist ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe (unten),

Ich tripple nach, so lange Zeit,
Wie sind die andern schon so weit!
Ich hab' zu Hause keine Ruh,
Und komme hier doch nicht dazu,

Chor der Hexen.

Die Salbe giebt den Hexen Muth,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog,
Der fliegt nie, der heut nicht flog,

Beyde Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin,
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit,

(Sie lassen sich nieder).

Mephistopheles,

Das drängt und stöſst, das ruscht und klappert!
Das zischt und quirlt, das zieht und plappert!

Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt (in der Ferne.)

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſsen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüſser Pöbel! Platz!
Hier Doctor, faſse mich! und nun, in Einem Satz,
Laſs uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für meines gleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſond'rem Schein,
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch das war recht klug gemacht.
Zum Brocken wandlen wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun hieſelbſt zu isoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunte Flammen!

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch so viel für sie gethan;
Denn bey dem Volk, wie bey den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Minister.

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Den freylich, da wir alles galten,
Da was die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht sollten;
Doch jetzo kehrt sich alles um und um,
Und eben da wir's fest erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäſsig klugem Inhalt lesen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das ist noch nie so naseweis gewesen.

Mephistopheles.

(auf einmal sehr alt erscheint.)

Zum jüngsten Tag fühl' ich das Volk gereift;
Da ich zum letztenmal den Hexenberg ersteige,
Und, weil mein Fäſschen trübe läuft;
So ist die Welt auch auf der Neige.

Trödelhexe.

Ihr Herrn geht nicht so vorbey!
Laſst die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerksam blickt nach meinen Waaren,
Es steht dahier gar mancherley.
Und doch ist nichts in meinem Laden,
Dem keines auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menschen und der Welt gereicht.
Kein Dolch ist hier, von dem nicht Blut geflоſsen,
Kein Kelch, aus dem sich nicht, in ganz gesunden Leib,
Verzehrend heiſses Gift ergoſsen.
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwerdt das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchstochen.

Mephistopheles.

Frau Muhme! Sie versteht mir schlecht die Zeiten.
Gethan geschehn! Geschehn gethan!
Verleg' sie sich auf Neuigkeiten,
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Faust.

Daſs ich mich nur nicht selbst vergeſse!
Heiſs' ich mir das doch eine Meſse!

Mephistopheles.

Das ganze Strudel strebt nach oben;
Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben.

Faust.

Wer ist denn das?

Mephistopheles.

Betrachte sie genau!
Lilith ist das.

Faust.

Wer?

Mephistopheles.

Adams erste Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmucke, mit dem sie einzig prangt.
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läſst sie ihn sobald nicht wieder fahren.

Faust.

Da sitzen zwey, die alte mit der jungen;
Die haben schon was recht's gesprungen!

Mephistopheles.

Das hat nun heute keine Ruh.
Es geht zum neuen Tanz, nun kommt! wir gre
fen zu.

Faust (mit der jungen tanzend.)

Einst hatt' ich einen schönen Traum;
Da sah ich einen Apfelbaum,
Zwey schöne Aepfel glänzten dran,

Sie reizten mich, ich stieg hinan.

Die Schöne.

Der Äpfelchen begehrt ihr sehr
Und schon vom Paradiese her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daſs auch mein Garten solche trägt.

Mephistopheles (mit der Alten.)

Einst hatt' ich einen wüsten Traum,
Da sah' ich einen gespaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen besten Gruſs
Dem Ritter mit dem Pferdefuſs!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — — nicht scheut.

Brocktophantasmist.

Verfluchtes Volk! was untersteht ihr euch?
Hat man euch lang nicht bewiesen?
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füſsen,
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menschen gleich!

Die Schöne (tanzend.)

Was will denn der auf unserm Ball?

Faust (tanzend.)

Ey! der ist eben überall.
Was andre tanzen muſs er schätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,

So iſt der Schritt ſo gut als nicht geſchehn.
Am meiſten ärgert ihn, ſobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch ſo im Kreiſe drehen wolltet,
Wie er's in ſeiner alten Mühle thut,
Das hieß' er allenfalls noch gut;
Beſonders wenn ihr ihn darum begrüßen ſolltet.

Proktophantasmiſt.

Ihr ſeyd noch immer da! nein das iſt unerhört.
Verſchwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt.
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir ſind ſo klug und dennoch ſpukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das iſt doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmiſt.

Ich ſag's euch Geiſtern in's Geſicht,
Den Geiſtesdespotism leid' ich nicht.
Mein Geiſt kann ihn nicht exerciren.

(Es wird fortgetanzt.)

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen,
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird ſich gleich in eine Pfütze ſetzen.
Das iſt die Art wie er ſich ſoulagirt,

Und wenn Blutigel sich an seinem Steiſs ergötzen,
Ist er von Geistern und von Geist kurirt.
(zu Faust der aus dem Tanz getreten ist.)
Was läſsest du das schöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz so lieblich sang.

Faust.

Ach! mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephistopheles.

Das ist was rechts! Das nimmt man nicht genau.
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferstunde?

Faust.

Dann sah' ich —

Mephistopheles.

Was?

Faust.

Mephisto sieh'st du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschloſsnen Füſsen zu gehen.
Ich muſs bekennen, daſs mir däucht,
Daſs sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephistopheles.

Laſs das nur stehn! dabey wird's niemand wohl,
Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen ist nicht gut,

Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut,
Und er wird fast in Stein verkehrt,
Von der Meduse hast du ja gehört.

Faust.

Fürwahr es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloſs.
Das ist die Brust die Gretchen mir geboten,
Das ist der süſse Leib, den ich genoſs.

Mephistopheles.

Das ist die Zauberey, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Faust.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muſs diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mephistopheles.

Ganz recht! ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen;
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen.
Nur immer diese Lust zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,
Hier ist's so lustig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So seh' ich wahrlich ein Theater.
Was giebt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an,
Ein neues Stück, das letzte Stück von sieben,
So viel zu geben ist allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geschrieben,
Und Dilettanten spielen's auch.
Verzeiht ihr Herrn, wenn ich verschwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephistopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit

Intermezzo.

Theatermeister.
Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das ist die ganze Scene!

Herold.
Daſs die Hochzeit golden sey
Solln fünfzig Jahr seyn vorüber,
Aber ist der Streit vorbey,
Das golden ist mir lieber.

Oberon.
Seyd ihr Geister wo ich bin,
So zeigt's in diesen Stunden,
König und die Königinn,
Sie sind auf's neu verbunden.

Puck.
Kommt der Puck und dreht sich quer
Und schleift den Fuſs im Reihen,
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmlisch reinen Tönen,
Viele Fratzen lockt sein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen.

Oberon.

Gatten die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns beyden!
Wenn sich zweye lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt sie mir nur behende,
Führt mir nach dem Mittag sie
Und ihn an Nordens Ende.

Orchester Tutti
(Fortissimo).

Fliegenschnauz' und Mückennas',
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
Das sind die Musikanten.

Solo.

Seht da kommt der Dudelsack!
Es ist die Seifenblase,
Hört den Schneckeschnickeschnack
Durch seine stumpfe Nase.

Geist der sich erst bildet.

Spinnenfuſs und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen giebt es nicht,
Doch giebt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelst mir genung,
Doch geht's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reisender.

Ist das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den schönen Gott
Auch heute hier zu schauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands
So ist er auch ein Teufel.

Nordischer Künstler.

Was ich ergreife das ist heut
Fürwahr nur skizzenweise;
Doch ich bereite mich bey Zeit
Zur Italiän'schen Reise.

Purist.

Ach! mein Unglück führt mich her,

Wie wird nicht hier geludert!
Und von dem ganzen Hexenheer
Sind zweye nur gepudert.

Junge Hexe.

Der Puder ist so wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen,
Drum sitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu maulen;
Doch hoff' ich, sollt ihr jung und zart,
So wie ihr seyd verfaulen.

Capellmeister.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Umschwärmt mir nicht die Nackte!
Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne

(nach der einen Seite).

Gesellschaft wie man wünschen kann.
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Junggesellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollsten Leute.

Windfahne

(nach der andern Seite).

Und thut sich nicht der Boden auf

Sie alle zu verschlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle springen.

Xenien.

Als Insekten sind wir da,
Mit kleinen scharfen Scheren,
Satan unsern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.

Seht! wie sie in gedrängter Schaar
Naiv zusammen hüpfen.
Am Ende sagen sie noch gar,
Sie hätten gute Herzen.

Musaget.

Ich mag in diesem Hexenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich diese wüßt' ich eh'r,
Als Musen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reisender.

Sagt wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.

Er schnopert was er schnopern kann.
„Er spürt nach Jesuiten.“

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen,
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel,
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungestört! es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

Dogmatiker.

Ich lasse mich nicht irre schreyn,
Nicht durch Critik noch Zweifel.
Der Teufel muſs doch etwas seyn;
Wie gäb's denn sonst auch Teufel?

Idealist.

Die Phantasie in meinem Sinn
Ist dieſsmal gar zu herrisch.
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närrisch.

Realist.

Das Wesen ist mir recht zur Qual
Und muſs mich baſs verdrieſsen;
Ich stehe hier zum erstenmal
Nicht fest auf meinen Füſsen.

Supernaturalist.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit diesen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geister schlieſsen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur
Und glaub'n sich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur,
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeister.

Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenschnauz' und Mückennas'
Ihr seyd doch Musikanten!

Die Gewandten.

Sanssouci so heiſst das Heer
Von lustigen Geschöpfen,
Auf den Füſsen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchnappt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoſs ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz, und ringsherum!
So gehen die Gräſchen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur,
Gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel.

Orcheſter.

(pianiſſimo).

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles iſt zerſtoben.

Trüber Tag.

Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterinn im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trotze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeſs in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und läſsest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füſse zu kollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen. Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daſs er vor mir im Sand auf dem Bauche krieche, ich ihn mit Füſsen trete, den Verworfnen! — die erste nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daſs mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daſs nicht das Erste genugthat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch das Elend dieser einzigen, du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin

Mephistopheles.

Nun sind wir schon wieder an der Gränze unsres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt. Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vorm Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Fauſt.

Fletſche deine gefräſsigen Zähne mir nicht ſo entgegen! Mir eckelts! — Groſser herrlicher Geiſt, der du mir zu erſcheinen würdigteſt, der du mein Herz kenneſt und meine Seele, warum an den Schandgeſellen mich ſchmieden? der ſich am Schaden weidet und am Verderben ſich letzt.

Mephiſtopheles.

Endigſt du?

Fauſt.

Rette ſie! oder weh dir! den gräſslichſten Fluch über dich auf Jahrtauſende!

Mephiſtopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht löſen, ſeine Riegel nicht öffnen. — Rette ſie! — Wer war's, der ſie ins Verderben ſtürzte? Ich oder du?

Fauſt (blickt wild umher.)

Mephiſtopheles.

Greifſt du nach dem Donner? Wohl, daſs er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unſchuldig entgegnenden zu zerſchmettern, das iſt ſo Tyrannen-Art ſich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Fauſt.

Bringe mich hin! Sie ſoll frey ſeyn!

Mephiſtopheles.

Und die Gefahr der du dich ausſetzeſt? Wiſſe, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch das von dir! Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befrey sie!

Mephistopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüſsel und führe sie heraus mit Menschenhand. Ich wache! die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich!

Faust.

Auf und davon!

Nacht, offen Feld.

Faust. Mephistopheles.
(auf schwarzen Pferden daher brausend.)

Faust.
Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.
Weiſs nicht was sie kochen und schaffen.

Faust.
Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.
Eine Hexenzunft.

Faust.
Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.
Vorbey! Vorbey!

Kerker.

Fauſt, (mit einem Bund Schlüſſel und einer Lampe, vor einem eiſernen Thürchen.)
Mich faſst ein längſt entwohnter Schauer,
Der Menſchheit ganzer Jammer faſst mich an.
Hier wohnt ſie hinter dieſer feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderſt zu ihr zu gehen!
Du fürchteſt ſie wieder zu ſehen!
Fort! dein Zagen zögert den Tod heran.
[er ergreift das Schloſs. Es ſingt inwendig.]
Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich geſſen hat!
Mein Schweſterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein ſchönes Waldvögelein,

Fliege fort, fliege fort!

Faust [aufschlieſsend.]

Sie ahndet nicht, daſs der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh das rauscht.

[er tritt ein.]

Margarete (sich auf dem Lager verbergend.)

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust (leise.)

Still, Still, ich komme dich zu befreyen.

Margarete (sich vor ihn hinwälzend.)

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreyen!

(er faſst die Ketten, sie aufzuschlieſsen.)

Margarete (auf den Knieen.)

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laſs mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genung?

(sie steht auf.)

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah war der Freund, nun ist er weit,
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!

Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laſs mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht,
Laſs mich nur erst das Kind noch tränken.
Ich herzt' es diese ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken,
Und sagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie singen Lieder auf mich! Es ist bös von den
Leuten!
Ein altes Mährchen endigt so,
Wer heiſst sie's deuten?

Faust (wirft sich nieder.)

Ein Liebender liegt dir zu Füſsen
Die Jammerknechtschaft aufzuschlieſsen.

Margarete (wirft sich zu ihm.)

O laſs uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter diesen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böse,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöse!

Faust (laut.)

Gretchen! Gretchen!

Margarete (aufmerksam.)

Das war des Freundes Stimme!

[Sie springt auf. Die Ketten fallen ab.]

Wo ist er? ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frey! mir soll niemand wehren.
An seinem Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappern der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn,
Erkannt' ich den süſsen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!
(ihn fassend.)
Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten.
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straſse wieder da,
Auf der ich dich zum erstenmale sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Faust [fortstrebend.]
Komm mit! Komm mit!
Margarete.
O weile!
Weil' ich doch so gern wo du weilest.
(liebkosend.)
Faust.
Eile!
Wenn du nicht eilest,
Werden wir's theuer büſsen müſsen.
Margarete.
Wie? du kannst nicht mehr küssen?
Mein Freund, so kurz von mir entfernt,
Und hast's Küssen verlernt?
Warum wird mir denn an deinem Halse so bang?
Wenn sonst von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küſstest als wolltest du mich ersticken.
Küsse mich!
Sonst küss' ich dich!
(Sie umfaſst ihn.)
O weh! deine Lippen sind kalt,
Sind stumm.
Wo ist dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

(sie wendet sich von ihm.)

Faust.

Komm! Folge mir! Liebchen fasse Muth!
Ich herze dich mit tausendfacher Glut,
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieſs!

Margarete (zu ihm gewendet.)

Und bist du's denn? Und bist du's auch gewiſs?

Faust.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machst die Fesseln los,
Nimmst wieder mich in deinen Schoos.
Wie kommt es, daſs du dich vor mir nicht scheust?—
Und weiſst du denn, mein Freund, wen du befreyst?

Faust.

Komm! komm! schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! ich glaub' es kaum.
Gieb deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht
Ist Blut dran.
Ach Gott! was hast du gethan!
Stecke den Degen ein,

Ich bitte dich drum!

Faust.

Laſs das Vergang'ne vergangen seyn,
Du bringst mich um.

Margarete.

Nein, du muſst übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben,
Für die muſst du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bey Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust,
Niemand wird sonst bey mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen
Das war ein süſses, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen,
Mir ist's als müſst' ich mich zu dir zwingen,
Als stieſsest du mich von dir zurück.
Und doch bist du's und blickst so gut, so fromm.

Faust.

Fühlst du daſs ich es bin, so komm!

Margarete.

Dahinaus?

Faust.

In's Freye.

Margarete.
Ist das Grab drauſs',
Lauert der Tod; so komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehst nun fort? O Heinrich könnt' ich mit!
Faust.
Du kannst! So wolle nur! die Thür steht offen.
Margarete.
Ich darf nicht fort; für mich ist nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? sie lauern doch mir auf,
Es ist so elend betteln zu müssen,
Und noch dazu mit bösem Gewissen!
Es ist so elend in der Fremde schweifen
Und sie werden mich doch ergreifen!
Faust.
Ich bleibe bey dir.
Margarete.
Geschwind! Geschwind!
Rette dein armes Kind.
Fort! immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links wo die Planke steht,
Im Teich.
Faſs es nur gleich

s will sich heben,
s zappelt noch,
ette! rette!

Faust.

esinne dich doch!
Nur einen Schritt, so bist du frey!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbey!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein,
Er faſst mich kalt beym Schopfe!
Da sitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, sie nickt nicht, der Kopf ist ihr schwer,
Sie schlief so lange, sie wacht nicht mehr.
Sie schlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Faust.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laſs mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Fasse mich nicht so mörderisch an!
Sonst hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Faust.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein!
Mein Hochzeittag sollt' es seyn!
Sag Niemand daſs du schon bey Gretchen warst.
Weh meinem Kranze!
Es ist eben geschehn!
Wir werden uns wiedersehn;
Aber nicht beym Tanze.
Die Menge drängt sich, man hört sie nicht.
Der Platz, die Gassen
Können sie nicht fassen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie sie mich binden und packen!
Zum Blutstuhl bin ich schon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Faust.

O wär' ich nie geboren!

Mephistopheles (erscheint drauſsen.)

Auf! oder ihr seyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde schaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was steigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schicke, ihn fort!

Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Faust.

Du sollst leben!

Margarete.

Gericht Gottes! dir hab' ich mich übergeben!

Mephistopheles (zu Faust.)

Komm! Komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephistopheles.

Sie ist gerichtet!

Stimme [von oben.]

Ist gerettet!

Mephistopheles (zu Faust.)

Her zu mir!

(verschwindet mit Faust.)

Stimme [von innen, verhallend.]

Heinrich! Heinrich!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Philipp Hackert.

Biographiſche Skizze,

meiſt nach deſſen eigenen Aufſätzen
entworfen

von

Goethe.

Tübingen,
in der J. G. Cottaiſchen Buchhandlung.
1811.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Der

Durchlauchtigſten Fürſtinn und Frauen

Maria Paulowna

Großfürſtinn von Rußland

Erbprinzeſſinn

von Sachſen-Weimar und Eiſenach

Kaiſerlichen Hoheit.

Bibliothek

Durchlauchtigſte Fürſtinn,

Gnädigſte Frau,

Die glänzenden Namen Catharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen

Hohheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannigfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hohheit neben ſo vielen andern Gaben die herrlichſten Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar,
den 16. Febr. 1811.

unterthänigſter Diener
J. W. v. Göthe.

Inhalt.

	Seite.
Jugendliche Anfänge	1
Erſter Ausflug	11
Reiſe nach Paris	14
Paris	15
Rom und Neapel	22
Schlacht bey Tſcheſme	26
Familien-Verhältniſſe	38
Reiſen	41
Pius VI.	42
Donna Giulia Falconieri	43
Cardinal Pallavicini	47
Charles Gore. Payne Knight	51
Tagebuch einer Reiſe nach Sicilien	53
Päſtum	55
Porto Palinuro	61
Stromboli	64
Lipari	65
Milazzo	70

Seite.
Tindaro 71
Acqua Dolce 75
Cefalu 76
Termini 77
La Bagaria 78
Palermo 79
Montreale 84
Aegesta 86
Sciacca 95
Girgenti 96
Alicata 107
Biscari 108
Syracus 111
Catania 120
Aetna 127
Aci reale 134
Taormina 136
Meſſina 139
Ober-Italien und die Schweiz 144
Großfürſt und Großfürſtinn 147
Graf Raſumowsky 149
König von Neapel 153
Kaiſer Joſeph II. 156
Caſerta 159
Anſtellung 161
Familiarität des Königs 162
Liebhaberey des Königs 164
Wohlleben 166

Seite.
Geſchenke 168
Aushülfe 173
Kochkunſt 175
Mäßigkeit 178
Zufällige Einkünfte 179
Sonderbare Audienz 181
Hofintrigue und Faſaneneyer 183
Vertrauen 186
Die Giunta 187
Factotum 189
Farneſiſche Verlaſſenſchaft 191
Gemälde-Reſtauration 194
Carthauſe 196
Malerbeſchwerden 201
Projectmacher 205
Papiermüle 206
Fortſetzung 209
Erſte Kupferdrucke 212
Wegebau 213
Protection und Vertrauen 215
Zeichenſtunden 219
Directorſtelle 224
Enkauſtik 229
Studiengebäude 233
Seehäfen 236
San Leucio 237
Carditello 243
Sicilien 245

Seite

Kriegsunruhen 247
Franzoſen 252
Rettung 254
Mißliche Lage 257
Abfahrt 258
Livorno 259
Florenz 261
Lebensende 262
Nachträge 265
Vorerinnerung 267
Charles Gore 274
Ausführliche Beſchreibung der ſechs Gemälde, die Schlacht bey Tſchesme vorſtellend . . 286
Hackerts Kunſtcharacter 295
Ueber Landſchaftsmalerey. Theoretiſch Fragment 305
Sittliche Wirkung 323
Ueber Oelmalerey. Fragment 332
Hackerts Brief an den Herausgeber . . . 336
Hinterlaſſenes 343

Philipp Hackert.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert iſt zu Prenzlau in der Ukermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, eben deſſelben Vornamens, Portraitmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienſte des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, ſodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Heſſen-Darmſtadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm dem Erſten.

Philipp Hackert war von ſeinen Eltern dem geiſtlichen Stande gewidmet und ſollte deshalb, auf der Schule zu Prenzlau, in allem Erforderlichen, beſonders aber in den orientaliſchen Sprachen, unterrichtet werden; allein ſein ausgezeichnetes Kunſttalent entwickelte ſich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerey in Verbindung ſtand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerkſam in jeden andern Lehrſtunden, zeichnete er mit der Feder was ihm ins Gedächtniß oder unter die Augen kam, und ſo ließ man ihn nur die nothwendigſten beſuchen und ſonſt recht viele Zeit zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des General Ziethen zu Pferde, in verjüngtem Maaßſtabe, in Oel copirt; und da ſein Vater eine außerordentlich ſchöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, ſo malte er Blumenſtücke nach der Natur, und half ſeinem Vater bey verſchiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Heſſen-Darmſtadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Dieſe kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürſtlichen Hof, wenig für die Kunſt zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künſtlers eben nicht ſonderlich günſtig ſeyn; weswegen ihn ſein Vater im Jahre 1753, in ſeinem ſechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus ſeines daſelbſt angeſeſſenen Bruders ſchickte, unter deſſen Aufſicht und Leitung er ſeine Talente ausbilden ſollte. Dieſe war denn aber bloß-mechaniſch: denn der Oheim, der ſich nur mit Decorationsmalerey auf Tapeten und Wänden abgab; auf welche er das damals in Berlin ſehr übliche Laub- und Schnirkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Waſſerfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunſtbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern; ſondern bediente ſich vielmehr der Kenntniſſe, der größern Fertigkeit und des beſſern Geſchmacks ſeines Schülers zu eignem Vortheile.

Doch waren die hier zugebrachten zwey Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er ſeine techniſche Fertigkeit auf mancherley Weiſe zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er ſich, aus Gutmüthigkeit und Freundſchaft für ſeinen Onkel, ob ihm gleich dieſe Art von Thätigkeit keineswegs anſtand, nicht ſobald zu einer Veränderung ſeiner Lage entſchließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weiſe in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und ſeine Talente und ſeinen Fleiß edlern Gegenſtänden der Kunſt zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derſelben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entſchloß er ſich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um ſo fleißiger beſchäftigt, getreue Copien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu ſeinem eigenen Studium und beydes zu ſeinem Unterhalte, für den er nun allein zu ſorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals ſchon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit ſeiner außerordentlichen Liebe zur Kunſt, ihm in der Folge ſo ſehr zu Statten kam und ihn bis an ſein Lebensende nicht verließ. Zugleich verſäumte er nicht, ſich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterſtützung nützlich werden konnten.

Beſonders glücklich ſchätzte er ſich in der nähern Bekanntſchaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um deſſen Achtung er ſich lange beworben hatte, bis ihn derſelbe, bey Gelegenheit eines kleinen Dienſtes, den ihm der junge Künſtler leiſten konnte, näher kennen und ſchätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte ſich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eignen Grundſätzen und Erfahrungen, und mit chemiſchen Verſuchen, die ſich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der, damals noch nicht allgemein bekannten, Manier, ſich der Leimfarben beym Malen zu bedienen, nicht den geringſten Begriff. Er theilte ihm mit Vergnügen ſeine Kenntniſſe mit; und da Herr Le Sueur bey dieſer Gelegenheit deſſen gründliche Einſicht in andere Theile der Kunſt und ſein ungemeines Talent entdeckte: ſo beförderte er, auf die verbindlichſte Weiſe, die Studien des jungen Künſtlers ſowohl in ſeinem eigenen Hauſe als durch beſondre Empfehlung, ſo daß derſelbe auf dieſem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweyten, durch den Director Oeſterreich und den Handelsmann Gozkowsky, eine Sammlung anſchaffte, und ſonſt auch mit Gemälden handelte. Dieſer gab dem jungen Künſtler Gelegenheit, durch Copiren der beſten Bilder, ſo viel Geld, als er zu ſeinem bequemen Unterhalt und zu Fortſetzung ſeiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieſer Zeit hatte er unter andern zwey kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte, Landſchaften copirt, die er ſeinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche dieſem, da er ſie eben ſo meiſterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergeſtalt gefielen, daß er den Künſtler beredete, ſich vorzüglich und ausſchließend der Landſchaftsmalerey zu widmen; wobey er ihm alle mögliche Unterſtützung und Vorſchub zu leiſten ſich erbot. Dieſer durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath beſtimmte Hackerten für dieſe Gattung, und ſchenkte der Welt einen der beſten Meiſter in derſelben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Stydien, nicht weniger mit vielem Verdienſt ausgeführte Copien nach Claude le Lorrain, Swanefeld, Moucheron, Berghem, Aſſelyn u. ſ. w., welche bald durch den Hofrath Trippel ins Publicum zerſtreut wurden, und, ohne den Künſtler weiter bekannt zu machen, verſchwanden, bis er endlich, geleitet von ſeinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale, auf die beſondern Schönheiten der Natur aufmerkſam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigſtens theilweiſe, was ihm von ſchönen Bäumen der Thiergarten bey Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landſchaftsmaler nicht günſtigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufſtieg.

Unter ſolchen Studien vergingen drey Jahre, ohne daß irgend Jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von ſeiner Arbeit zu Geſichte bekommen hätte. Denn, da gar oft die erſte Erſcheinung der Werke eines jungen Künſtlers deſſen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entſcheiden pflegt; ſo war Herrn Le Sueur's verſtändiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anſpruch auf Beyfall, und nicht bloß auf precäre Nachſicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im ſiebenjährigen Kriege, nach der Schlacht bey Roßbach, gegen 500 franzöſiſche Offiziere als Kriegsgefangne nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntſchaft machten, und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten; ſo veranſtaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu ſeiner Kunſtbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militäriſchen Kunſtfreunden überlaſſen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge ſeinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Dieſe auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes ſetzte ihn in den Stand, die ſeiner Kunſt unentbehrlichen Hülfsſtudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzuſetzen. Er hatte auf der Malerakademie ſchon die erſten Gründe der Geometrie, Architectur und Perſpective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollſtändiger, indem er wöchentlich dreymal mit Profeſſor Wagner Privatſtunden in ſeiner Wohnung hielt; wobey er des Tages über an ſeinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer beſſer von Statten gingen. Auch hatte er während dieſer Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für ſeine Einſichten überaus zuträglich und ihm ſehr erwünſcht war, mit Herrn Sulzer Bekanntſchaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunſtfreunden er die meiſten Abende in Geſellſchaft zubrachte.

Der Umgang mit ſolchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch ſie zu einem guten geſellſchaftlichen Tone gebildet, und bey andern eine für ſein perſönliches Verdienſt günſtige Meynung erweckt wurde; ſondern der Geſchmack und die ungemeinen Kenntniſſe dieſer Männer ſchärften ſein Gefühl und ſein Nachdenken; ja er war gewohnt, ſich bey jeder Wahl auf das Urtheil derſelben zu verlaſſen. Dieſes gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Dieſem Manne verdankt Hackert einen großen Theil ſeiner früheren Bildung; auch ſprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und deſſen Wörterbuch blieb dem Künſtler bis an ſein Ende kanoniſch.

Mit vielem Fleiße ſetzte er immer ſeine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, beſonders als der General Haddick mit ſeinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Ruſſen und Oeſterreicher Berlin heimſuchten. Doch hinderte dieſes nicht den Fortſchritt ſeiner Kunſt, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, beſonders nachdem er mit zwey vorzüglich gelungenen Gemälden, auf Anrathen ſeines Meiſters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Dieſe beyden Bilder, welche Ausſichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorſtellten, und die gewiſſermaßen als Erſtlinge ſeiner Kunſt angeſehen werden können, da vorher ſelten etwas von ſeiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künſtlern und Liebhabern eine glückliche Senſation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin ſo merkwürdige Mann, übernahm ſie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indeſſen, da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig maleriſch Intereſſantes dem Künſtler darſtellte; ſo war ſchon lange in ihm der Wunſch rege geworden, ſein Talent durch Reiſen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieſes Bedürfniſſes, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reiſe in die Schweiz behülflich zu ſeyn: denn eine ſolche Reiſe, auf ſeine eigenen Koſten, beſonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten, und auf Rechnung eines unſichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorſicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen ſollen. Doch fand er bald darauf, wenigſtens eine andere Reiſe zu machen, Gelegenheit.

Erſter Ausflug.

Herr Sulzer hatte um dieſe Epoche Herrn Spalding, damaligen Probſt in Barth, und auf eben derſelben Reiſe, den Baron Olthoff in Stralſund, welchem Gelehrte und Künſtler gleich willkommen waren, beſucht und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente ſeines jungen Freundes, demſelben die Erlaubniß bewirkt, perſönlich aufwarten zu dürfen.

Er trat alſo im Julius 1762, in Geſellſchaft des Porträtmalers Mathieu, die Reiſe nach Stralſund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung ſeines Hauſes beſchäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundſchaftlichſte aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte ſeine Gegenwart ſeinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bey den neuen Zimmer-Verzierungen einen durchaus beſſern Geſchmack ein, und decorirte ſelbſt einen großen Saal mit Architecturſtücken und Landſchaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron **Olthoff** auf der Inſel Rügen das Gut Bolwitz, wo er, als unverheirathet, bey ſeiner alten Mutter, ſo viel es ſeine wichtigen Geſchäfte zuließen, gern wohnte, viel Geſellſchaft annahm, und nebſt einem jungen **Spalding**, die drey Gebrüder **Dunker**, ſeine Neffen, durch einen geſchickten Hofmeiſter, den er aus Sachſen hatte kommen laſſen, unter ſeinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas ſchönere und mannigfaltigere Gegenſtände als bey Berlin darbot, mit neuem Fleiße gezeichnet, und hier radierte er zugleich, zum Zeitvertreibe, ſechs kleine Landſchaften, welche Ausſichten der Inſel Rügen vorſtellen und ſich unter den Blättern ſeiner Werke befinden. Er hatte dabey keine andre Anweiſung als das Buch von Abraham Boſſe: De la manière de graver à l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Preſſe, auf Gips gemacht. Indeſſen war ihm ſein Aufenthalt bey **Olthoff** in mehr als einer Rückſicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Geſellſchaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im May 1764 reiſte Baron **Olthoff** nach Stockholm, wohin er Hackert mit ſich nahm und bey Hofe bekannt machte. Der fleißige Künſtler ſammelte ſich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Ausſicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königinn, und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralſund zurück. Hier, in dem Hauſe des Barons, wo alles Liebe zur Kunſt und Geſchmack an ſolchen Beſchäftigungen gewonnen hatte, ward in froher zahlreicher Geſellſchaft, welcher unausgeſetzt Gelehrte und Künſtler beywohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in ſchwarzer und weißer Kreide, und vollendete in ſeiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Cabinett in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, B. A. Dunker, in den erſten Grundſätzen der Kunſt unterrichtet, ſo daß dieſer ſein theologiſches Studium, mit Bewilligung des Onkels, gegen die Ausübung der Kunſt vertauſchte. Als dieſer den glücklichen Fortgang, nach Verlauf einiger Jahre, geſehen, entſchloß er ſich, ſeinen Neffen, unter Hackerts Aufſicht, nach Paris zu ſchicken.

Reiſe nach Paris.

Sie reiſten beyde im May 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen wollten. Die Kaufleute, an die ſie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen beſtimmt war. Sie ließen ſich überreden, dieſe Reiſe zu Waſſer zu machen, wobey ſie an Zeit und Koſten zu gewinnen hofften; allein ſehr ſchlecht entſprach der Erfolg ihren Erwartungen: denn unausgeſetzt contraire Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von ſechs Wochen, an Englands Küſte zu landen, wo ſie denn nach Dower gingen, um mit dem Packetbot von da nach Calais überzuſetzen.

Dieſe zufällig längere Seereiſe hatte indeſſen auf Hackerts Talent einen ſehr wohlthätigen Einfluß; denn da ſie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drey verſchiedenen Malen, wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen, bey Glückſtadt auf der Stoer, lange auf günſtigen Wind warten mußten; ſo zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenſtände, Seeſtücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem ſeinigen am nächſten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matroſen, wie ſie ſich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darſtellten; und ſomit erweckte dieſer Zufall in ihm zuerſt den Geſchmack an Seeſtücken, den er nachmals mit dem glücklichſten Erfolg cultivirte.

Paris.

Im Auguſt 1765 langte Er mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieſer kam anfangs in das Studium des Herrn Wien und nachmals zu Herrn Hallé; wobey er jedoch immer unter Hackert's Aufſicht blieb, indem er fortfuhr, bey demſelben zu wohnen.

Der bekannte Kupferſtecher Wille hatte beyde mit ſich aufs Land genommen, um daſelbſt gemeinſchaftlich zu zeichnen; allein, die kleinlichen armſeligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obſtbäumchen, ängſtlich auf ein Quartblatt zuſammenzuſtoppeln, konnte *Ph.*, deſſen Auge und Hand an große Gegenſtände gewöhnt war, wenig behagen; deswegen er lieber in ſeiner Art, wenn ſich auch nur eine einzelne ſchöne Baumpartie, ein bedeutender Felſen zeigte, dieſe ſogleich zum Gegenſtand wählte, um ſich in ſeiner Kunſt fortwährend zu ſtärken.

Sobald er in Paris durch ſeine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er ſeinen Bruder, Johann Gottlieb, der ſich eben dieſer Art von Landſchaftsmalerey gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er ſelbſt, in Geſellſchaft der Herren Perignon und Grimm, eine Reiſe zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Abſicht, bey jeder ſchönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die intereſſanteſten Ausſichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumſtände des Baron Olthoff hatten ſich indeſſen ſehr verfinſtert. Er war zu

Betreibung der noch rückſtändigen, von ihm, während des ſiebenjährigen Krieges, gemeinſchaftlich mit dem Kammerrath Gieſe, für die ſchwediſche Armee gemachten Geldvorſchüſſe, nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartey die Oberhand behielt; ſo wurde er eines beträchtlichen Theils ſeiner Forderungen für verluſtig erklärt, und ſo war ihm die fernere Unterſtützung ſeines Neffen Dunker in Paris unmöglich; daher Hackert durch eigenes Verdienſt für deſſen Unterhalt ſorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntſchaft mit den vornehmſten Künſtlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beyfall und die Gunſt des Biſchoffs von Mans aus der Familie der Fürſten von Monaco Grimaldi. Dieſer ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landſitz Ivri kommen, um die ſchönſten Ausſichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen; welche Arbeit ihm ſehr gut bezahlt wurde, während deſſen zugleich ſein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verſchiedener Staffeleygemälde, nach den von Ph zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn anſehnliche Summen bezog, welche beyden Brüdern ſchon zu Anfange des zweyten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Exiſtenz ſicherten, zu deren wachſender Verbeſſerung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indeſſen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landſchaften gekommen, und dieſe Art Malerey gefiel ſo durchgängig, daß Jedermann kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Beſonders hatte Herr Boucher, erſter Maler des Königs Ludwig des XV., eine ganz entſchiedene Vorliebe für dieſe Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebſte Producte der Kunſt in allen Geſellſchaften und hatte ſelbſt in ſeinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert ſahen, wie leicht es ſey, von dieſem leidenſchaftlichen allgemeinen Geſchmacke des Pariſer Publicums, durch ihre Talente, klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten ſich daher ſogleich Gouache-Farben, und nachdem ſie einige kleine Stücke, in dieſer Manier gemalt, Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieſer die neue Arbeit mit ſo viel Beyfall auf, daß er alle vier Stücke für ſich kaufen wollte; ſie aber vertauſchten ſolche lieber gegen einige ſeiner Zeichnungen, und ſo wurden auch dieſe kleinen Landſchaften im Cabinett ihres geneigten Freundes aufgeſtellt.

Dieſe Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntſchaft der beyden Künſtler in Paris ſo ſehr, daß ſie unausgeſetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Beſtellungen, als ſie beyde fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten ſie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Geſellſchaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu ſammeln.

Man hatte ſich indeſſen, von der Provence aus, bey Herrn Joſeph Vernet nach dem beſten Künſtler in Paris erkundigt, welcher ſeinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die ſo berühmten Vernetiſchen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferſtich bekannt, beyde in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künſtler ſchlug [illegible] zu dieſer Arbeit vor, und ſie gelang ſo gut, daß beyde Copien mit einem anſehnlichen Preis, welchen die Herrn Cochin und Vernet beſtimmten, bezahlt wurden. Als beyde Gemälde zur Verſendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, ſchnitt irgend ein niederträchtiger Menſch, vermuthlich aus Eiferſucht, heimlicher Weiſe, das Bild der Tempête mit einem Meſſer in der Queere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geſchickt und glücklich reſtaurirt; den Thäter dieſer abſcheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf dieſe Weiſe ſetzten die Gebrüder ihre Arbeiten drey Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beyfall vermehrte ſich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honorirt; ſie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden ſich in günſtigen Umſtänden. Hierdurch war Ph. ſo glücklich, ſeinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1778 die ihm gleichfalls, vom ſiebenjährigen Krieg her, noch rückſtändigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen franzöſiſchen Botſchafters in Schweden, eben ſo wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer erſparten Summe von 100 Louisd'or bey ſeiner Rückreiſe zu unterſtützen, ohne ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beyden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt, und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſts 1768 angetreten. Beynahe aber wäre dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwiſter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lion durch Dauphine, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im December 1778 glücklich und geſund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beyde Brüder, Philipp und Johann, ſogleich in der erſten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten der Kunſt und des Alterthums beſehen hatten; ſetzten ſie ihre Studien, ſowohl in der franzöſiſchen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte ſich der im Pallaſt Farneſe wohnende Cardinal Orſini, nach dem Tode Pabſt Clemens des XIII., Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unſern Künſtlern die Bequemlichkeit verſchafft wurde, eines der vorzüglichſten Werke neuerer Kunſt, die Gallerie der Carracci, in gedachtem Pallaſte zu benutzen; welches meiſt in Geſellſchaft des Bildhauers Sergel und des vom franzöſiſchen Hofe penſionirten Malers Callais geſchah.

In Geſellſchaft dieſer beyden Künſtler machten ſie auch im Frühjahr eine kleine Reiſe nach Fraſcati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und ſo weiter, um zuerſt die Schönheiten der Natur an dieſen Orten im Allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten ſie einige kleine Landſchaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, zu denen ſie auf jener Reiſe die Umriſſe gebildet hatten.

Dieſe Arbeiten gefielen dem damals in Rom ſich aufhaltenden Lord Exeter ſo ſehr, daß er ſie ſämmtlich kaufte und bey den Gebrüdern auf beynah ein ganzes Jahr Arbeit beſtellte; wodurch ſie beſtimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drey Jahre feſtzuſetzen. Das in Paris Verdiente ſetzte ſie bereits in den Stand, zwey Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erſte Abſicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bey häufigen Beſtellungen veränderten ſie jenen Entſchluß um ſo lieber, je vortheilhafter es für ſie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte ſelbſt vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bey Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Maleriſche der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der

Ort des Theaters, wo zum erſten Male Guarini's Paſtor Fido aufgeführt worden war, mit den ſchönſten Lorbeerbäumen bewachſen. Freylich hat ſich alles ſeit jener Zeit ſehr verändert, die Villa ſelbſt iſt nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend iſt in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung, bey dem Aufſeher über dieſen reizenden Ort, eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte; ſo wählten beyde Brüder dieſen Aufenthalt auf zwey Monate, um, nebſt andern Studien, die ihnen aufgetragene Anſicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen; worauf ſie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzensluſt die prächtigſten Gegenſtände der Natur, in Oel-, Leim- und Waſſerfarben, auf mannigfaltige Weiſe nachzubilden.

PH malte unter andern daſelbſt den berühmten Waſſerfall, ein drey Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwey Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieſelbe Stunde beſchäftigt war.

Im October machten ſie beyde, in Geſellſchaft des Raths Reiffenſtein, eine Fußreiſe nach Licenza, der ehmaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem ſie manche ſchöne Ausſicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Paleſtrina nach Tivoli zurück. Dieſe kleine vergnügte Reiſe machten ſie alle Drey durchaus zu Fuße, wobey ein Eſel ihre Portefeuilles und Wäſche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künſtler überhaupt iſt, den Gegenſtand ſeines Werks nach der Natur ſelbſt zu ſtudiren, ſo wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigſten aber dachte man daran, eine etwas groſſe Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte ſolche ſolide Studien der Landſchaft, ſeit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachläſſigt, weil man nicht einſah, daß dieſer Weg eben ſo gut zum Wahren, als zum Groſſen und Schönen führt. Die von Frankreich penſionirten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines ſchönen Ganzen, unvollſtändig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur ſkizzirt, und ſie wunderten ſich nun allgemein, als ſie die beyden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umriſſe zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Waſſerfarbe, und ſelbſt Gemälde, ganz nach der Natur vollenden ſahn; welche immer mit ſchönem Vieh ausſtaffirt waren, wovon Johann Hackert beſonders ganz vortreffliche Studien gemacht hatte.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen ſie beyde nach Neapel, wo ſie an den engliſchen Miniſter, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daſelbſt für Lady Hamilton, nebſt einem Paar kleinen Gouache-Gemälden, drey ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp, für den Ritter, die durch eine vorjährige Eruption des Veſuv entſtandenen bekannten Montagnuoli, nach verſchiedenen Anſichten; deren einige nachmals ſehr ſchlecht für das Werk Campi flegrei in Kupfer geſtochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch ſeinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geſchickten Arzt Cirillo, wieder hergeſtellt und zu einer, jedem Reconvalescenten heilſamen, Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava geſendet wurde.

Wer erinnert ſich nicht mit Vergnügen der maleriſchen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannigfaltigen Stoff zu herrlichen Landſchaftsgemälden ſie dem Auge des Künſtlers darbietet! Dieſe prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, ſo wie die Küſte von Amalfi, ſchon vormals Salvator Roſa's Einbildungskraft ſo glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geiſt nicht weniger als die geſunde reine Luft auf ſeinen Körper wirken.

Auch war ſein Fleiß daſelbſt ungemein thätig; und oft vergaß er ſich unter der Arbeit, ſo daß er an einem warmen Auguſtabende von einer plötzlich herabſinkenden Wolke ſich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in ſeinem noch ſchwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erſt nach mehreren Monaten, durch ſeinen Freund Cirillo, beſonders mittels der Seebäder wieder hergeſtellt wurde, ſo daß er im November deſſelbigen Jahrs mit ſeinem Bruder die Rückreiſe nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach ſeiner Ankunft, die bekannte große Beſtellung für die ruſſiſche Kaiſerinn, wodurch der Grund zu ſeiner Celebrität und ſeinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bey Tſchesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von ſeiner Monarchinn, Catharina der Zweyten, den Befehl erhalten, zwey Gemälde verfertigen zu laſſen, die ſo genau als möglich jene, von den Ruſſen über die Türken, im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bey Tſchesme erfochtene Seeſchlacht, und ferner die zwey Tage ſpäter erfolgte Verbrennung der türkiſchen Flotte vorſtellen ſollten.

Hackert übernahm dieſe Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieſer ganz eignen Darſtellung weſentlich nöthigen Details auf das genaueſte mittheilte. Dieſe jedoch, ſo wie man ſie ihm anfangs gab, waren auf keine Weiſe hinlänglich, daß der

Künſtler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entſprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es ſich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil ſeiner Flotte in das mittelländiſche Meer und nach Livorno kam. Um dieſe erwünſchte Gelegenheit, von welcher *Hk* den vollſtändigſten Unterricht ſich verſprechen durfte, zu benutzen, reiſte er ſogleich dahin; fand aber eben ſo wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentiſche Darſtellung der Attake und der dabey obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künſtler durch einzelne Perſonen mitgetheilt wurde, ward ſogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne ſelber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr geweſen ſeyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beygewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Baſel, ſeiner Vaterſtadt, gegangen. Das einzige was der Künſtler noch vorfand, war eine Ausſicht von Tſchesme, die ein Commentur des Maltheſerordens, Maſſimi, ein Mann von Talenten und Geſchmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieſer aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigſtens in vorläufigen weſentlichen Umriſſen, dem Grafen Orlow eben ſo viel als Ihm gelegen war.

Es verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greig, eines Schotten, in ruſſiſchen Dienſten, mit Beyhülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Maſſimi, zwey theils geometriſch aufgeriſſene, theils ins Perſpectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künſtler, anſtatt zweyer, ſechs Gemälde, in einer Zeit von zwey Jahren, zu liefern ſich verbindlich machte, deren Vorſtellungen folgende ſeyn ſollten.

Das erſte: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten ruſſiſchen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkiſche Flotte.

Das zweyte: die Seeſchlacht ſelbſt, beſonders wie in derſelben ein feindliches Vice-Admirals-Schiff von einem ruſſiſchen Vice-Admirals-Schiff verbrannt, dieſes aber wieder von jenem angezündet wird und beyde verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tſcheſme, und wie ſie von der ruſſiſchen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Abſendung einer ruſſiſchen Escadre nach dem Hafen von Tſcheſme, nebſt der Bereitung der ruſſiſchen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu ſtecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkiſchen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7ten Julius.

Das ſechſte endlich: die triumphirende ruſſiſche Flotte, wie ſie, beym Anbruch des Tags, von Tſcheſme zurückkehrt und ein türkiſches Schiff und vier Galeeren mit ſich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf ſolche Darſtellungen in ſechs großen Gemählden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beyder Plane vorgeſchlagen, und dieſe durch einen Courier nach Petersburg, zu Einholung der kaiſerlichen Genehmigung, geſendet.

Indeſſen ließ Graf Alexis Orlow dem Künſtler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden geſtellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, ſo wie er ſchon vorher, unter dem Namen des Poſtgeldes, für die Reiſe von Rom nach Livorno, von der Kaiſerinn 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchſte Genehmigung dieſer vorgeſchlagenen Arbeit ein; der in Rom ſich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt ſie, mit welchem ſogleich im October 1771 ein ſchriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorſtellung der ſechs oben beſchriebenen Gemälde aufgeſetzt, und der Preis für jedes derſelben auf 375 römiſche Zechinen regulirt wurde; ſo daß das Ganze ſich auf mehr als 12000 Gulden belief.

Das erſte Gemälde, welches der Künſtler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht ſelber, in dem bedeutenden Momente, da beyde Vice-Admirals-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigſten entſcheidendſten Feuer war. Vollendet war es im Amfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieſer Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam; ſo verſäumte Hk. dieſe Gelegenheit nicht, ſich mit ſeinem Bilde daſelbſt einzufinden, um ſowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greig zu erfahren, ob und wie weit er in dieſem Bilde, durch die Ausführung jener ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieſer Herren Genüge geleiſtet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkiſchen Flotte im Hafen vorſtel[illegible]on Rom nach Livorno zu Waſſer abgehen, w[illegible] war fertig, doch nicht trocken genug war, um [illegible] Reiſe aufgerollt werden zu können.

De[illegible]mene und allgemeine Beyfall, den jenes [illegible] zu Piſa in einem Saale des Grafen Orlow aufgeſtellte Gemälde, ſowohl von dieſem Herrn als von allen anweſenden Seeoffizieren, auf eine entſcheidende Weiſe erhielt, war für den Künſtler höchſt ſchmeichelhaft, ſo wie die getreue Darſtellung dieſes vom Grafen Orlow erfochtnen Siegs demſelben um ſo intereſſanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches ſie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht ſehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, ſo daß ſolches zur Erhaltung des Andenkens an dieſen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde exiſtirte.

Indeſſen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorſtellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beyfall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeſchrieben hatte, unzufrieden. Es war beynahe unmöglich, eine, der Wahrheit eines ſolchen, vom Künſtler nie mit Augen geſehenen, Ereigniſſes deutlich entſprechende Vorſtellung, ſelbſt nach den beſten Beſchreibungen der See-Offiziere, zu geben. An dieſem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entſchloß ſich jedoch endlich, auch dieſes Hinderniß, auf eine ganz eigne grandioſe Weiſe, zu heben, und die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden ruſſiſchen Fregatte, dem Künſtler zu geben, wenn er ſich anheiſchig machen würde, dieſen Effect mit eben der Wahrheit, wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht, darzuſtellen.

Der Graf hatte ſich die Erlaubniß dazu ſowohl von ſeinem eignen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde, gegen Ende des Mays, gedachte Fregatte, die man mit ſo viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, ſechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bey einem ganz unglaublichen Zulauf von Menſchen, in Brand geſteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geſchleudert; zuverläſſig das theuerſte und koſtbarſte Modell, was je einem Künſtler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieſer alten Fregatte auf 2000 Zechinen ſchätzte.

Das Schiff brannte beynahe drey Viertel-Stunden in den obern Theilen, ehe ſich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erſt durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunſtfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten ſie ſich nach und nach alle von ſelbſt ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff ſich plötzlich auf, und eine lichte Feuerſäule, breit wie das Schiff und etwa dreymal ſo hoch, ſtieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geſchwindigkeit ausgeſchleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenſchirms erhielten, indem ſich Pulverfäſſer, Kanonen und andere emporgeworfne Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberſte Theil mit dicken ſchwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drey Minuten verwandelte ſich dieſe ſchreckliche Feuerſäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus ſchwarze Säule von Rauch aufſtieg, die ſich eben ſo, wie jene, in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben ſo langer Zeit auch dieſe Flamme erloſch, und nur noch der ſchwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über die Region des verbrannten Körpers emporſchwebte.

Aufmerkſam auf den Effect dieſes Vorgangs, nach allen ſeinen Theilen, retouchirte der Künſtler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete ſodann die übrigen ihm aufgetragnen Bilder in der von ihm feſtgeſetzten Zeit.

Er hatte, während derſelben, ſieben Reiſen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen, fürs Poſtgeld, bezahlt wurde. Ferner malte er für die Ruſſiſche Monarchinn ſechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf franzöſiſchen Fuß. Zwey derſelben ſtellten ein, von einer ruſſiſchen Escadre gegen die Türken erfochtenes, Treffen bey Mitylene und die daſelbſt erfolgte Landung vor; noch zwey andre, ein Gefecht der ruſſiſchen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte, einen Seevorfall in Aegypten, und das ſechſte endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bey Tſcheſme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde ſind in Peterhof in einem eigens dazu beſtimmten großen Saal aufgeſtellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der ruſſiſchen Seemacht, und ſodann das Portrait von Catharina der Zweyten ſich befindet, unter deren Regierung

[illegible]

die ruſſiſche Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb ſich durch dieſe Arbeit, nebſt einem anſehnlichen Gewinn, einen eben ſo frühzeitigen als ſoliden Ruhm, der ſich durch das Aufſehen, welches das ſonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, koſtbare Modell verurſachte, mit ungemeiner Geſchwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältniſſe.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern beſtellten Arbeiten, ſelbſt nach London; und als dieſe im folgenden Jahre, bey Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausſtellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte ſich der Ruf des Künſtlers und das Verlangen nach ſeinen Arbeiten. Allein ſeine Geſundheit ward in dieſem Lande immer ſchwächer, ſo daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er ſich ſolche wiederherzuſtellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundſchaft, für ſeine Beerdigung, und die ſchon damals berühmte deutſche Künſtlerinn, Angelica Kauffmann, die Güte, für die Ueberſendung ſeines nachgelaſſenen Beſitzes und ſeiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieſer frühzeitige Tod war allerdings ein Verluſt für die Kunſt. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieſes jungen Künſtlers, und wer ſie ſah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn ſeinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite geſetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwarteten frühen Todesfalle dieſes geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen ſo ſchmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende deſſelben Jahrs, eine Reiſe nach Neapel unternahm, um ſich an veränderten Gegenſtänden und Geſellſchaften von ſeiner Trauer zu erholen. Daſelbſt hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774, verſchiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geſchehenen Ausbruch des Veſuv, zu verfertigen, welche er nach ſeiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe ſein erwähnter Bruder Johann nach England abreiſte, waren zwey jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bey ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte ſich der Geſchichte- und Porträtmalerey gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieſer Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er ſeinem Meiſter nach Toſcana, und zog endlich von Livorno, mit einer kleinen ruſſiſchen Escadre, nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeiſter einer Akademie, im 32ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung ſeines Bruders, Landſchaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablirte ſich nachmals 1778 in Genf, und als ſich die innerlichen Unruhen daſelbſt immer erneuerten, in Lauſanne. Philipp aber ließ ſeinen jüngſten Bruder Georg, welcher bey Berger in Berlin die Kupferſtecherkunſt erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reiſen.

Im Jahre 1774 machte Er, in Geſellſchaft des Raths Reiffenſtein eine Reiſe nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchſt merkwürdige Stück der römiſchen Baukunſt, das von Kaiſer Claudius zu Ableitung des in jener tiefen Gegend immer angehäuft ſtehenden Waſſer errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt iſt, zu beſehen. Von da aus zogen ſie über das maleriſch ſchöne Land von Sora, Iſola di Sora, Caſamaro u. ſ. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahr 1775 eine ſolche Tour nach Civita Caſtellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correſe und andern Gegenden um Rom, ſo daß beynahe im Umkreis von 60 italiäniſchen Meilen um dieſe Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Ausſicht war, die der Künſtler nicht gezeichnet und für ſeine Studienſammlung benutzt hätte. Eben ſo verfuhr er im folgenden Jahre, auf einer Wanderung in die apenniniſchen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf dieſem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Ceſena, dem Geburtsort **Pius des Sechſten**, und verfertigte ſodann nach derſelben ein drey Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemälde, zu großer Zufriedenheit des Pabſtes.

Pius VI.

Als PH demſelben das Bild vorſtellte, wurde er ſehr gnädig aufgenommen; der Bali **Antinori**, ein Toscaner, präſentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Pabſt geführt. Dieſer fand ſich durch das Bild ſehr geſchmeichelt und wünſchte, daß es in Kupfer geſtochen würde. PH erwiederte, daß es auch ſein Wille wäre, und daß **Giovanni Volpato** bereits den Pendant dazu, die Ausſicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Pabſt fragte, ob die beyden Platten wohl in zwey Monaten fertig ſeyn könnten. PH antwortete: „es wird ſchwer halten, in einem Jahre. Außerdem, ſo hat mein Bruder, der noch jung iſt und erſt anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferſtich-Druckerey eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Pabſt ſchenkte dem *Ph.* für das Bild eine maſſiv goldne Doſe, worauf die erſte Medaille war, die er während ſeiner Regierung hatte ſchlagen laſſen, nebſt ſechs Stück großen goldenen Medaillen; und ſagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, ſo kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection.“ Dabey klopfte er ihm beyde Backen ſehr freundlich und ſagte: „Mein Sohn, ich will Euch ſehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine ſehr gute Freundinn von *Ph.* Dieſe Dame, die viel Geiſt, Beleſenheit und ſoliden Verſtand beſaß, hatte alle Abende eine kleine, aber ſehr intereſſante Geſellſchaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künſtler fanden ſich nie bey ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntſchaft in Frascati zuerſt gemacht bey Don Paul Borgheſe, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo ſie die Villeggiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberinn der Malerey, hatte Geſchmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verſchiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Pabſtes verheiratet wurde, an den Duca di Nemi Braſchi, wurde die Bekanntſchaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männliche Erben in ihrer Familie waren, ſo brachte ſie durch Vermächtniß die ganze melliniſche Erbſchaft in das Haus Falconieri. Sie war Beſitzerinn der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die ſchönſte Ausſicht von Rom iſt, und alle Fremden, die eine Idee von dieſer Stadt behalten wollen, beſuchen dieſen Hügel. Ihm fiel es ein, die Ausſicht von dort zu malen, weil ſie ein Bild macht, und alle intereſſanten Monumente deutlich zu ſehen ſind, und ſodann ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen; welches auch geſchah. Er bat ſich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf ihrer Villa zu wohnen, weil ſie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte ſie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Meſſe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern leſen mußte, Befehl, dem Ph die ganze Villa nebſt allem was er nöthig hätte, mit Ausſchluß der Wäſche, die er ſich verbat, zu übergeben.

Mit dieſer Bequemlichkeit malte er in Gouache die Ausſicht von Rom, und brachte ſeine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn beſuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufſicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligſte Menſch, den man ſich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Beleſenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert ſtach das Bild in Kupfer, und Graf Frieß kaufte daſſelbe für 150 Zechinen. Es iſt noch in der Sammlung dieſes Hauſes in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri ſchon längſt verlangt hatte, dieſelbe möchte Pius dem Sechſten zugeeignet werden, theils weil der Pabſt, noch als Prälat, öfters bey ihr geweſen und ſogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben ſoll, theils weil ihre Tochter an ſeinen Neffen, den Duca Braſchi verheiratet war; auch Ph, der lange in Rom gelebt und viel mit der römiſchen Nobleſſe Umgang hatte, den römiſchen Styl ſehr gut kannte: ſo ließ er durch ſeinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wenn es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Pabſt war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte Beyden für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet hätten. „Wir ſind, ſagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unſern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon Niemand eine Idee hatte: Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer Papier zur Kupferdruckerey gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſeyn. Ihr zeichnet Euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andre ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weiſe die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehn der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bey Fremden anzubringen.“ — Er führte beyde Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem Jeden drey goldne Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein Neffe, jetzt Cardinal **Braſchi**, der nahe am Pabſt auf dem Vatican logirte; desgleichen dem Cardinal Secretario di Stato, welches **Pallavicini** war, den KK ſchon längſt kannte. Der Cardinal empfing beyde Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, ſetzte ſich an das Camin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bey ſich. Von dem Kupfer und der Kunſt wurde wenig geſprochen. Da der Geiſtliche hörte, daß es zwey Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob ſie zur allein ſeligmachenden römiſch-katholiſchen Religion gehörten. Der Cardinal ſagte: „das iſt eben zu bejammern, daß zwey ſolche brave Menſchen ewig verdammt ſeyn müſſen!“ Beyde Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, ſie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römiſch-katholiſch ſey. Der Cardinal ſtimmte fleißig bey; die Gebrüder ſaßen ſtill und hörten an. Endlich ſagte der Cardinal: „Sie, als der älteſte, ſollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und ſich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es FH nicht länger aushalten, ſtand auf, ſtellte ſich vor Se Eminenz und ſagte: „Eminenz! wir ſind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewiſſensfreyheit herrſcht. Ein Jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert ſich darum. Niemand wird fragen, zu welcher chriſtlichen Secte er ſich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, ſo iſt es genug. Ew. Eminenz können verſichert ſeyn, daß ich nichts gegen die römiſche Religion habe; ich glaube, daß ſie eben ſo gut iſt als alle andre. Weil wir aber ſo erzogen ſind, daß ein Menſch, der bey uns die Religion verändert, ein Abſcheu iſt und in der Geſellſchaft kaum geduldet wird, ſey es auch ein Jude oder Mohamedaner: ſo iſt es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändre, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menſchen iſt, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meynung der Welt hinweg,“ ſo werde ich meimorgen katholiſch.“ Da *SH* dieſes ſehr ſpöttiſch ſagte, ſo fühlte der Cardinal den falſchen Schritt, den er gethan hatte, bat ſehr um Verzeihung, davon geſprochen zu haben und ſagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung anſehen werden.“ So wurde friedlich Abſchied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von *SH*, der alle Wochen ihn einigemal beſuchte, ein Mann von natürlichem guten Verſtand, der auch geleſen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philoſophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falſchen Schritt und fürchtete, der Pabſt möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci dieſe Commiſſion, weil er wußte, daß dieſer ein Freund von beyden Brüdern war. Er verſicherte zwar dem Cardinal, daß es unnöthig ſey, denn er kenne beyde Brüder zu ſehr, als daß ſie das übel nehmen, noch weniger, daß ſie davon ſprechen würden; aber der Cardinal beſtand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und verſichern, daß der Cardinal es nicht böſe gemeynt habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, ſagte der

C—e.: „der Cardinal hat den erſten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweyten, der noch dümmer iſt. Ich ſoll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionsſachen geſprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon ſprechen möget.“ Der ſchnurrige Abt, der dieſes ſo recht auf gut Neapolitaniſch ſagte, machte beyde Brüder herzlich lachen. *Th.* antwortete und bat, Sr Eminenz ſeinen Reſpect zu vermelden und zu verſichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon ſprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, ſo lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte *Th.* den Haſen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des erſten Miniſters gehört; er ging alſo zum Cardinal und bat ihn darum. Dieſer war ſehr höflich und ſagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drey Uhr zu mir zur Tafel, ſo werden Sie die Erlaubniß bereit finden.“ Es geſchah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war geſprächig und angenehm; an alles andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich entſchlief dieſer Cardinal ſelig im Herrn. Spanien hatte ihn beſonders dazu geſtellt, damit ſie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenſtände leicht, geſchmackvoll und geiſtreich aufzufaſſen, bezauberte nun die Reiſenden und regte ſie zur Nachahmung auf. Der Künſtler förderte und unterrichtete ſie gern, wohl wiſſend, daß er ſich keine Nebenbuhler, ſondern Bewunderer heranzog. Beſonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu ſchauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Geſellſchaft wurden kleine Reiſen im April, May und Juny vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Caſtel Gandolfo zu, wo außer ſeinen nächſten Freunden, wohl empfohlene Fremde freyen Zutritt hatten. Beſonders wurden die Abendſtunden gut angewendet. Man verſammlete ſich um einen großen runden Tiſch, und alles bediente ſich um die Wette des Bleyſtifts und der Sepie.

Hier machte der Künſtler eine Bekanntſchaft, die auf ſein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es war die des Herrn Charles Gore und deſſen liebenswürdiger Familie. Die älteſte Tochter zeichnete und malte gar geſchickt landſchaftliche Gegenſtände. Der Vater, der ſich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Luſt am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bey großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf ſeine Seeſtücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer Henry Knight vereinigte ſich PH zu einer Reiſe nach Sicilien, auf gemeinſchaftliche Koſten; welche ſie denn auch im Frühling des Jahrs 1777 antraten.

Von dieſer Reiſe können wir eine genauere Rechenſchaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines ſehr gebildeten Mannes, in engliſcher Sprache geſchrieben, vor uns liegt, der, indem die beyden andern zeichneten, die Gegenden umher durchſtrich und davon manche genaue Beſchreibung lieferte, nicht weniger über ſittliche, polizeyliche und andere Gegenſtände bedeutende Betrachtungen anſtellte.

Tagebuch
einer
Reiſe nach Sicilien
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlaſſen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reiſe durch Sicilien zu machen und im Vorbeygehen Päſtum und die Lipariſchen Inſeln zu beſuchen. Sobald man den neapolitaniſchen Hafen verlaſſen hat, öffnet ſich die herrlichſte Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt ſich ſtufenweiſe über das Geſtade, indem der Berg Veſuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Iſchia, Procida beſchäftigen das Auge bis zum Kap Miſene, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Paläſten, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine ſolche Verſammlung von Gegenſtänden, wie ſie nie geſehen wird. Wir genoſſen dieſen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter ſehr ſchön und der Frühling in voller Stärke war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurde durch den Perlton, der Claude Lorrain's Gemälde ſo ſehr auszeichnet und dieſem köſtlichen Clima ganz eigen iſt, miteinander verbunden. Die Bay von Neapel hält ohngefähr 20 (engliſche) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, ſchienen Farben und Formen in die Atmoſphäre zu ſinken, ſie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und alles in Finſterniß hinterließ. Während der Nacht ſchliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Päſtum. Wir nahmen ſogleich Pferde, dieſe ehrwürdigen Denkmäler zu beſuchen.

Päſtum.

Den 13ten April.

Die erſte Anſicht derſelben iſt äuſerſt überraſchend. Drey Tempel, welche leidlich erhalten ſind, ſtehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und ſchönen Thales, umgeben von romantiſchen Hügeln, welche mit blühenden Büſchen und immergrünen Eichen bedeckt ſind. Einer derſelben iſt der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachſen, deren Virgil im dritten Buche ſeiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graji vertère vocantes.)

Er heißt nun Monte Postiglione und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager, (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architectur von Päſtum iſt die alte doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art poröſer Steinmaſſe verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bey Tivoli (Travertin.) Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten ſehr harmoniſch, angenehm und maleriſch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieſer Tempel in der Nähe, ſo erſcheinen ſie roh, maſſiv und ſchwer; aber in der gehörigen Entfernung geſehen, iſt die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erſcheint dann als eine künſtliche Nachläſſigkeit und das Schwerfällige verwandelt ſich in eine gerechte und edle Feſtigkeit.

Außer den drey Tempeln ſind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibſel der Stadtmauern zu ſehen. Innerhalb derſelben iſt der ganze Raum mit zerbrochnen Säulen und andern Fragmenten zerſtörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieſer alten Stadt abnehmen können. Beſonders merkwürdig ſind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er ſtand zwiſchen dem großen Tempel, den einige für eine Baſilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen doriſchen Form; nur ſind die Säulen nach corinthiſcher Ordnung cannelirt, d. h. zwiſchen den Vertiefungen abgeflächt. Auch ſind die Capitäle von derſelben Ordnung, nur ſehr roh und einfach. Das Geſims iſt doriſch, aber von mehr Gliedern als bey den übrigen Gebäuden von Päſtum. Zwiſchen den Triglyphen ſind

Basreliefe, deren Zeichnung ſehr rein und zierlich geweſen zu ſeyn ſcheint; aber ſie ſind ſo zerfreſſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun iſt die Frage: ob dieſer Tempel gebaut worden, ehe die corinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem ſie ſchon wieder im Abnehmen geweſen. Ich bin aus mancherley Urſachen geneigt, das erſte zu glauben: denn die corinthiſche Ordnung zeigt ſich an keinem Monumente vor den Zeiten Auguſts vollkommen, und ſcheint erſt zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl ſey durch einen corinthiſchen Architecten erfunden worden, indem er eine Akanthſtaude geſehen, die um einen Blumenkorb her gewachſen; ſo verdient ſie wenig Aufmerkſamkeit. Die erſten Anfänge der corinthiſchen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Perſepolis. Sie wurden wahrſcheinlich, um die Zeit Alexanders des Großen, nach Europa gebracht; aber die ſtolzen Griechen wollten ſich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Päſtum muß lange in einem Zuſtand von Verfall geweſen ſeyn, ehe die corinthiſche Ordnung zu ihrer

Vollkommenheit, geſchweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort ſchon verlaſſen und ungeſund zu ſeiner Zeit geweſen ſey, und die Geſchichtſchreiber der römiſchen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner ſind die Gebäude der ſpätern römiſchen Zeiten, als die Architectur ſchon verdorben war, in einem ganz verſchiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten ſich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Africa, Griechenland und Sicilien zu Gebote ſtanden, keiner ſo geringen Materialien; da hingegen die griechiſchen Republiken, auf einen engen Raum eingeſchränkt, ſich genöthigt ſahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufſteigen und Fallen Päſtums iſt nicht bekannt, obgleich beydes früh genug mag geweſen ſeyn. Die Ueberbleibſel dieſer Stadt ſind ihre Erhaltung der böſen Luft ſchuldig: denn wäre der Platz bewohnbar geweſen, ſo hätten ſie das Schickſal der meiſten griechiſchen und römiſchen Werke gehabt; man hätte ſie niedergeriſſen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Dieſe tödliche Luft wird durch einen ſalzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern ſtockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Dieſe Steinwerdung geſchieht außerordentlich ſchnell, ſo daß einige geglaubt haben, man habe ſich gewiſſer Formen bedient, und in denſelben die Säulen durch Incruſtation hervorgebracht, indem dieſe Rohr und Binſen, welche durch das Waſſer verſteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß dieſe Meynung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern ſieht, welche ſonſt ſcheinen an der See geſtanden zu haben, ob ſie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des verſteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt ſind. Der neue Grund läßt ſich recht gut von dem alten unterſcheiden, indem er durchaus entweder Verſteinerung oder Sumpf iſt, anſtatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwiſchen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erſcheint, der päſtaniſchen Roſengärten nicht unwerth, von welchen die römiſchen Poeten ſo viel zu erzählen wiſſen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter dieſen edlen Ueberbleibſeln griechiſchen Geſchmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unſrer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als ſich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufſuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büſchen bedeckt, wozwiſchen ſich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erſtreckt ſich die weite Kette der beſchneiten Apenninen, welche die Ausſicht auf eine edle Weiſe begränzen. Acht Tage wurden wir in dieſem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit napolitaniſcher Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten ſehr, Päſtum verlaſſen zu haben, wo wir die Zeit ſo angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um ſie ſo gut als möglich anzuwenden, ſchweiften wir an der Küſte umher, zogen unſere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung ſo gut es gehen wollte. Eine Felſenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht ſo ungeduldig geweſen, Sicilien zu erreichen; ſo hätten wir unſre Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bey unſerm Herumſchweifen an der Küſte fanden wir eine Höhle von beſondrer Beſchaffenheit. Sie iſt aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demſelben verſteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermiſcht, anſtatt Seemuſcheln, Menſchenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer feſten Maſſe verſteinert ſind, welche zwiſchen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Dieſe Schichten dehnen ſich etwa auf 60 Fuß aus, ſcheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe iſt. Ich fand einen ähnlichen Felſen zu Remezzo auf dem Comerſee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten und, anſtatt zwiſchen Marmorbänken zu liegen, in dem ganzen Felſen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Inſel Oſero, im adriatiſchen Meere, ganz in derſelben Weiſe aufgeſchichtet iſt, wie denn derſelbe Fall auch in verſchiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie dieſe Knochen hieher gekommen ſeyn mögen, zu äußern, würde unnütz ſeyn, indem die Urſachen der großen Veränderungen, welche dieſer Erdball offenbar erlitten hat, von unſrer Faſſungskraft allzuweit entfernt ſind. Wir können nur ſo viel ſchließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Geſetze phyſiſcher Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle mögliche Arten von Veränderung durchgegangen iſt. In dieſem unendlichen Wechſel muß ſie eben ſo gut in Unordnung als in Ordnung geweſen ſeyn; welche immer wechſelsweiſe auseinander entſpringen.

Stromboli.

Den 23ten April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22ſten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter ſehr ſtill war, ſo erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derſelben entfernt, als uns ſchon der beſchneite Gipfel des Aetna erſchien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unſichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmoſphäre. Man ſagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palinuro ſehen könne, welches bey unſerm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Inſel Stromboli iſt ein coniſcher Berg, der aus der See aufſteigt und ganz aus vulcaniſcher Materie beſteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordweſt-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loſer Aſche beſteht. Der übrige Theil des Berges iſt reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher ſehr geſchätzt wird. Bey Nacht ſah man das Feuer des Craters, aber unbedeutend, weil das Wetter ſehr ſchön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entſteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöſe aber dauert zu allen Zeiten fort, ſehr ſtark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erſtiegen und den Crater unterſucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet mit den Einwohnern Gemeinſchaft zu pflegen, bey Strafe, in den übrigen königlichen Staaten, Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Luſt fühlten; ſo ſegelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen Morgens früh daſelbſt an.

Lipari.

Den 24ten April.

Die Stadt iſt in dem Grunde einer engen Bay gelegen, auf einem Lavafelſen, der in die See hervortritt, deſſen ſchöne Maſſen mit Gebüſch reichlich umhangen ſind. In einiger Entfernung angeſehen, erſcheint die Stadt ſehr gefällig und maleriſch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häuſern und Gärten bedeckt iſt, worauf denn bald die Gebirge ſich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt ſind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerſtreut ſieht. Die Häuſer ſind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorſteigt, manche ſehr maleriſche Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt ſich die Anſicht, alles iſt Unflath und Elend.

Indeſſen meine Gefährten zeichneten, beſtieg ich den höchſten Gipfel der Inſel. Nachdem ich beynahe eine Stunde zwiſchen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felſen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüſte Zerſtörung erwartete; aber wie ſehr war ich erſtaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwiſchen ſenkrechten Felſen, ein ſchönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmeſſer erblickte, deſſen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einſamen Wohnhauſe geziert war. Dieſes war ſonſt der Crater des Vulcans, und da das Ganze mit porösen Felſen umgeben iſt, ſo bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Waſſer keinen ſichtbaren Abzug haben.

Von dem höchſten Puncte dieſer Felſen ſieht man die ſämmtlichen liparischen Inſeln, ſo wie die Küſten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beſchauer liegt die Inſel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Aſche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es ſcheint daher, daß dieſe Inſel ſpäter entſtanden iſt als die andern, welche aus derſelben Materie beſtehen: doch die Zeit hat Aſche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der obgleich trocken, dennoch fruchtbar iſt und dem Weinbau ganz beſonders günſtig.

Fazello nimmt an, es ſey dieſe Inſel zwiſchen dem zweyten und dritten puniſchen Krieg entſtanden, unter dem Conſulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverſtandnen Stelle des Oroſius her, welcher auf Volcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer groſsen Eruption dieſer

Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche bedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drey Orten gebrannt; gegenwärtig brennt ſie nur an einem, und zwar ſehr wenig. In dem Laufe von einigen tauſend Jahren mag ſie, bey der langſamen Verwitterung vulcaniſcher Materien, wohl ſo wie die übrigen fruchtbar werden: denn dieſe müſſen ſich ſeit Cicero's Zeit ſehr gebeſſert haben, der den Boden derſelben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano ſind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari iſt ſeit den Zeiten des Strabo erloſchen; die warmen Bäder daſelbſt aber ſind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, ſehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet ſich ein ſchwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforſcher Isländiſchen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieſer Inſeln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt ſind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszuſagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die gröſte und den Winden am meiſten ausgeſetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnſitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beſtändige Getös dieſes Berges und ſchreibt es den raſenden Winden zu, welche darin eingekerkert ſind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I, 575.) giebt noch eine genauere Beſchreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas,
Nec scopulos, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bey einer andern Gelegenheit der Inſel Lipari den Beynamen der Aeoliſchen giebt, habe die Höhle des Aeolus dahin geſetzt; aber Plinius und Strabo ſprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle ſelbſt zeigt hinlänglich des Dichters Meynung. Die Beſchreibung des Flaccus iſt noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beſchreibt, von allen andern Inſeln getrennt iſt, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren ſie alle dem Aeolus heilig, und der Beyname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beygelegt. Die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller zählten nur ſieben dieſer Inſeln; gegenwärtig aber ſind ihrer zehn. Entweder ſind nun die drey kleinen Felſen, welche die Ueberzahl machen, in ſpäterer Zeit, durch die unterirdiſchen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt ſie nicht für merkwürdig genug, ſie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, ſchliefen wir auf unſerer Felucke und ſegelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25ten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Dieſe Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines

Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die montetoriſchen Berge, ſonſt die Heräiſchen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle ſteht auf einem hohen Felſen, der die Stadt beherrſcht, und ſcheint ehemals ein Platz von bedeutender Feſtigkeit geweſen zu ſeyn.

Tindaro.

Den 20ten April.

Indem wir nun, an der Küſte hin, den Weg nach Palermo nahmen; ſo fanden wir, ohngefähr 20 Meylen von unſerm Nachtquartier, einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibſel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie ſcheint durch ein Erdbeben untergegangen zu ſeyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem ſie ſtand, iſt wahrſcheinlich in die See gefallen. Gedachte Reſte ſind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beyde wahrſcheinlich aus römiſcher Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die

Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man ſagte uns, er habe manche Sachen von Werth gefunden. Wollte man dieſe Nachgrabungen fortſetzen, ſo würde man wahrſcheinlich noch manches finden, da dieſe Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerſchrockenheit eines ihrer Bürger ſie vor der Raubſucht des Verres bewahrete, welcher die meiſten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ohngefähr 3 Meilen weiter, gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn, indem der Maulthiertreiber ſeine Thiere fütterte, unterhielten ſich meine Reiſegefährten mit Zeichnen, wozu ſie keine beſondre Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Feſtung ähnlich geſehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überraſcht, welcher ſich ſelbſt mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns ſämmtlich vor ihm zu erſcheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küſte abgezeichnet hätten, dem er eine Feſtung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, ſeine Zeichnung geendigt hatte, ging derſelbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgeſetzt hatten. Er ſagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reiſten, und wenn er irgend etwas von einer Feſtung wäre anſichtig geworden, ſo würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er ſey aber ſo entfernt geweſen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es ſey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher ſich hauptſächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beſchäftigten. Der Stadtrichter war über dieſe Antwort höchſt unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es ſey unmöglich, daß wir ohne beſondre Abſicht eine ſo weite Reiſe gemacht hätten, und drangen daher einſtimmig darauf, man ſolle uns feſthalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Taſche, und erſuchte die Herren, ſie durchzuleſen, und da dieſes Empfehlungsſchreiben an den Vice-König und mehrere der vornehmſten Herren der Inſel waren; ſo ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entſchuldigungen, daß man ihm beſchwerlich geweſen ſey. Nun ging die

Reiſe weiter, bald am Ufer, bald zwiſchen den Bergen hin, auf den ſchlimmſten Wegen, die ich jemals bereiſt habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entſchädigten uns genugſam für jede Unbequemlichkeit dieſer Art. Wir fanden die Heräiſchen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Kap. 84.) gegeben. An mehreren Orten ſind ſie in die ſchönſten romantiſchen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben ſich ungeheure Terraſſen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinſtöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andre mit Büſchen behangen, die wir in England in unſern Glashäuſern mit ſo viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Dieſe blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felſen mit ewigem Grün. Auch findet ſich in dieſen Bergen mannigfaltiger ſchöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger feſt als der antike; wahrſcheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er ſich in der Tiefe des Felſens von beſſerer Eigenſchaft finden, indem die Stücke, die ich ſah, nur von der Oberfläche ſich losgelöſt hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der ſeinen Namen von einer ſüßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entſpringt. Der Ort ernährt ſich von dieſer Quelle, indem ſich die Fiſche beſtändig nach ihr hinziehn. Die Einwohner haben ſich zu einer Gemeinſchaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt ſich ein hoher Berg, auf deſſen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig iſt. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, iſt eine weite Höhle, welche aus denſelben Materien beſteht, wie die oben beym Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen, daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuſcheln und Tuffſand vermiſcht findet. So ſind auch die Knochenverſteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden ſich, wie mir die

Landleute ſagten, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ohngefähr 100 Yards hinein, wo ſie ſo wild und eng wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber, unſer Führer verſicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drey Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Feſtung Tuſa nach Luſinali, einem elenden Wirthshauſe, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag ſpeiſten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und ſchliefen zu Termini, ehmals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V. ſchrieb, ſpricht von Ruinen, die noch zu ſeiner Zeit von Alaeſa und Cephaloedis ſollen vorhanden geweſen ſeyn; allein ich konnte nichts davon ſehen, noch auch vernehmen. Die letztere iſt nun eine anſehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, umter einem hohen ſteilen Berge, auf deſſen Gipfel die Citadelle ſich befindet, die, wenn ſie befeſtigt wäre, nicht wohl einzunehmen ſeyn würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden noch immer ſehr gebraucht; aber es giebt keine Reſte mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermae. Die heilſamen Wirkungen dieſer Bäder werden dem heiligen Calogero zugeſchrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verſtand hatte, ſich für einen Heiligen anſtatt für einen Zauberer halten zu laſſen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geiſtreicher waren im Erfinden derſelben, dichteten, daß die Nymphen dieſe Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf ſeinem Zug durch Sicilien zu erquicken (Diodor. B. IV. Kap. 23.). Himera ſtand auf der andern Seite des Fluſſes gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichſten Städten Siciliens; als es aber durch die Carthager, 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, ſo befahl Hannibal, ſie völlig zu zerſtören, um den Tod ſeines Großvaters zu rächen, der hier geſchlagen und getödtet ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's, verſammelte Scipio die zerſtreuten überbliebenen Himeräer zu Thermae, und gab ihnen die Statuen und andere ſolche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter dieſen waren zwey köſtliche Kunſtwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine ſtellte den aus dieſer Stadt gebürtigen Poeten Steſichorus vor; das andere, ein allegoriſches Bildniß der Stadt ſelbſt.

La Bagarie.

Von Termini nach Palermo ſind 24 Meilen. Ohngefähr halben Wegs kamen wir zu einem Luſtſchloß La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es iſt von der ſeltſamſten Bauart, die ich jemals ſah, und ſowohl innen als auswendig mit den ungereimteſten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten ſind in derſelben Art, und es möchte wohl ſchwer ſeyn, ſich die Vorſtellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil iſt aus einer rauhen Steinart gehauen, einige ſind von Gips, andre von Marmor. Es ſind deren viele Hunderte, und ſie würden ſich immer vermehren, wenn nicht des Fürſten Verwandte die Regierung vermocht hätten, ſein Vermögen unter Obſorge zu nehmen, damit er ſich nicht völlig durch dieſe abſurde Liebhaberey zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1ten May.

Die Lage von Palermo iſt ſehr ſchön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von ſteilen Gebirgen. Die Straßen ſind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architectur iſt außerordentlich ſchlecht. Der Geſchmack des Prinzen Palagonia ſcheint in der ganzen Stadt zu herrſchen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unſers hieſigen Aufenthalts, außerordentlich höflich; ſie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der römiſche und neapolitaniſche Adel annimmt; ſondern ſie ſcheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde ſind gewiß, hier eine aufmerkſame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligſte Weiſe. Denn die Lebensart der Einwohner iſt bequem und höflich. Sie haben ihre Converſationen oder Aſſembleen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart ſind. Eine ſolche Geſellſchaft findet ſich im Palaſt des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freytags, wo man nur ſeine nächſten Bekannten annimmt. Ehe ſie die Aſſembleen beſuchen, fahren ſie auf dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corſo. Während des Sommers wird der ganze Abend auf dieſe Weiſe zugebracht. Man findet Muſik, Erfriſchungen u. ſ. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz ſonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöſcht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, wahrſcheinlich, um unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier ſo wunderlich ſeyn, von ihren Frauen eine ſtrenge Treue zu erwarten, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, als daß ſie der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen ſind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen ſo liebenswürdig ſind. Sie heiraten ſehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, ſich den brennenden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind ſchön genug. Ihre Manieren ſind nicht äußerſt fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörige Nachahmung der Franzoſen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande ſo lächerlich werden, und wovon unſre eignen Landsleute nicht völlig frey ſind.

Während des Maymonats haben ſie eine Meſſe auf der Piazza del Domo, der einen ſonderbaren Anblick gewährt. Der Platz iſt erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielſachen und andre Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet ſich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt verſammlet ſich hier, und es herrſcht die vollkommenſte Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzeſſinnen und Galanteriehändler ſtehen auf gleichen Fuß und miſchen ſich ohne Unterſchied im Gedränge. Man kann ſich wohl vorſtellen, daß eine ſo treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bey einem ſo lebhaften Volk wie die Sicilianer ſind, nicht werde verſäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenſtände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Weſten der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran ſtößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Roſalia, der Schutzpatroninn von Palermo. Der angebliche Körper derſelben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche ſteht.

In dem Collegium, welches ſonſt den Jeſuiten gehörte, findet ſich eine hübſche Sammlung hetruriſcher Gefäße, einige Foſſilien, eine gute Büſte des Plato und eine des Tiberius. Die geſchnittnen Steine und Münzen, deren hier eine anſehnliche Sammlung ſoll geweſen ſeyn, ſind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeſchafft worden.

Des Vice-Königs Palaſt iſt ein altes unregelmäſiges Gebäude, aufgeführt zu verſchiedenen Zeiten. Die Capelle ſcheint unter den griechiſchen Kaiſern erbaut: denn ſie iſt inn- und auswendig mit einer barbariſchen Moſaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche ſich von dieſen Fürſten herſchreiben. In der Galerie befinden ſich die Bildniſſe aller Könige von Sicilien, ſeit Roger dem Erſten, vom Normanniſchen Geſchlecht. So findet man daſelbſt auch zwey Widder von Erz, liegend vorgeſtellt; man hat ſie von Syracus hieher gebracht; ſie ſind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es iſt zum Erſtaunen, welch ein Anſehen von Würde und Größe der Künſtler einem ſo geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie ſind mit jener kühnen Meiſterſchaft ausgeführt, die den beſten Zeiten Griechenlands eigen iſt. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, ſcheinbar vernachläſſigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt ſind dieſe Erzbilder den beſten andern Kunſtwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz geſehen habe, gleich zu ſetzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den beſten griechiſchen Künſtlern übrig geblieben. Sie haben beyde einerley Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet;

doch iſt der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello ſagt, Georgius Maniaces, General des Kaiſers Conſtantin Monomachus, habe ſie auf die Thore der Feſtung Ortygia geſetzt, und man vermuthe, ſie ſeyen von Conſtantinopel gekommen; ich aber ſollte vielmehr glauben, daß man ſie als Reſte des alten Syracuſaniſchen Geſchmackes und der Herrlichkeit dieſer berühmten Stadt anzuſehen habe.

Montreale.

Den 5ten May.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ohngefähr dreyßig Meilen entfernt iſt. Bis Montreal iſt die Straße ſehr prächtig auf Koſten des letzten Erzbiſchofs erbaut, der ſeine ungeheuren Einkünſte auf eine Weiſe verwendete, welche von ſeinen Mitbrüdern ſehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anſtatt ſie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder ſie für unwürdige Verwandte aufzuſammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete ſeinen Reichthum zu Werken wahrer

Milde, nicht indem er Müſſiggang und Betteley aufmunterte, ſondern den fleißigen Armen in Thätigkeit ſetzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale iſt klein, aber auf einen ſchönen Felſen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrſcht. Die Stadtkirche ſcheint aus den Zeiten der griechiſchen Kaiſer zu ſeyn: denn ſie iſt auch mit jener barbariſchen Moſaik verziert. Darin ſteht eine Anzahl von prächtigen Porphyrſäulen in einem halbgothiſchen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derſelben Steinart. Dieſer enthält den Körper Wilhelms des Erſten, Königs von Sicilien. Dieſer Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und ſcheint zu beweiſen, daß die Römer einen großen Theil deſſen, den ſie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er ſey ſämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieſer Säulen jedoch zeigt, daß ſie gefertigt worden, nachdem die Saracenen dieſen Theil des römiſchen Reichs an ſich geriſſen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein ſo barbariſches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handels-Verbindungen darin aufhörten.

Aegeſta.

Den 6ten May

Zu Alcamo kehrten wir im Schloſſe ein und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Aegeſta oder Segeſta zu ſehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man ſich, ſo erſtaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims. Die Bauart iſt die alte doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig geworden zu ſeyn: denn die Säulenſchäfte ſind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß ſie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderſtücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren. Die Säulen haben ohngefähr 6 Fuß im Durchmeſſer, da ſie aber nicht vollendet worden, ſo kann man ihr Maaß nicht genau angeben. Das Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich mir keine Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruchſtücke deſſelben an dem Boden lagen. Dieſer Tempel ſtand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengeſetzten Hügel nach Weſten lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchſtücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerſtörtes Theater. Es iſt aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechiſche Theater an einem Abhang, ſo daß die hinteren Sitze in den Felſen gearbeitet ſind. So gut ich es durch die Büſche und Ruinen, die es bedeckten, meſſen konnte, iſt es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen ſind alle weggeſchafft oder heruntergeſtürzt; auch ſieht man keine Ueberbleibſel von dem Podium oder Proſcenium. Die Ausſicht geht nach der See und iſt ſehr ſchön: denn ſie beherrſcht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegeſta, oder wie ſie die Römer nennen, Segeſta, war, nach Virgil, (Aen. V, 755.) von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro,
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Waſſer, die dabey flieſſen, wurden Simois und Scamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segeſtaner ſelbſt nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte ſich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerſtört. Als die Römer Meiſter von Sicilien wurden, ſtellten ſie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinſamen Urſprung, und begünſtigten ſie mit mancherley Privilegien; doch ſcheint ſie niemals wieder zu beſonderm Glanze gelangt zu ſeyn: denn die noch übrigen Gebäude ſchreiben ſich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Scamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, ſind aber völlig vernachläſſigt.

Nachdem wir den Tag in Aegeſta zugebracht, kamen wir den 6ten May zu einer kleinen Stadt Calatafimi, drey Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reſte mehr zu ſehen ſind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarſchaft von Trapani, ſo nahmen wir den graden Weg auf Caſtel veterano, und von da am ſelbigen

Tage gelangten wir zu den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo ſonſt eine ſo mächtige Stadt geſtanden. Hier fanden wir ſechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was ſie ſonſt geweſen. Drey ſtanden öſtlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ohngefähr 200 Yards von der See. Der nördlichſte und größeſte war, nach Herodot, dem Zeus agoraios gewidmet, und nach Pauſanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuren Ruinen deſſelben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigſten Gebäude geweſen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, ſiebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Baſe und ſechs am Capitäl, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten beſtehe eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen iſt. Die Capitäle ſind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Päſtum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus iſt zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andre Maaß des Geſimſes, nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen ſind ſo wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit meſſen konnte. Dieſer Tempel ſcheint niemals vollendet worden zu ſeyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt ſind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrſcheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Dieſe ſind von einer ganz ungeheuren Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, ſieben Fuß hoch und fünfe breit iſt. Der nächſte Tempel iſt von derſelben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur ſechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel iſt größer als der zweyte, aber kleiner als der erſte, und wahrſcheinlich der älteſte von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wie die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ohngefähr ſieben Fuß ſechs Zoll an der Baſe und ohngefähr fünf Fuß ſechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drey Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach Weſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſchüttet iſt; aber die Ruinen des Kay's ſind noch ſichtbar. Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchiedener Gebäude beſtehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See ſind die Reſte von drey andern Tempeln in demſelben Zuſtande wie die ſchon beſchriebenen. Zwey derſelben ſind von dem gewöhnlichen Maaße und in jedem Betracht beynahe dem kleinſten der obigen gleich. Der dritte hat ſechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe, und nur ſechzehn Cannelirungen an jeder Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie ſind alle von der alten doriſchen Ordnung, ohne Baſen, und wahrſcheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlſtandes genoß. Sie ward von einer Colonie Megarenſer gebaut, ohngefähr 640 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung, und erhob ſich gar bald zu dem Range der mächtigſten Städte in Sicilien. Doch da ſie in Krieg mit den Aegeſtanern verfiel, riefen die letztern ſich die Carthager zu Hülfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals ſendeten. Die durch Wohlleben und

Prachtluſt entnervten Griechen waren nicht im Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungskunſt gewandt, ertrugen ſie eine lange Belagerung mit Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet, oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die prächtigſten und ſchönſten in Sicilien, wurden niedergeſtürzt, und als die Syracuſaner Geſandten abſchickten, um zu bitten, daß man dieſer Gebäude ſchonen möge, antwortete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wiſſe, hätten ſie verlaſſen und es wäre beſſer, man zerſtöre ſie, als daß man ſie unheiligem Gebrauch ausſetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach ſeiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menſchlichen Unternehmungs-Geiſtes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den ägyptiſchen Pyramiden, am ſicherſten auf Dauer berechnet; aber die zerſtörende Ehrſucht eines benachbarten Staats ſtürzte ihn nieder in dem Augenblick ſeiner Vollendung; und doch konnte ihn dieſe Gewaltſamkeit nicht ganz zerſtören: noch jetzt zeugen die Ruinen von ſeiner Größe, wenn von Carthago ſchon längſt jede Spur verſchwunden iſt.

Dieſe unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von ſolchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schickſal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daſeyn, ohngefähr 150 Jahre, bis die Carthager ſie abermals einnahmen und völlig zerſtörten. Strabo meldet, ſie ſey zu ſeiner Zeit völlig verlaſſen geweſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demſelben Zuſtand ſind, wie ſie Hannibal verlaſſen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden ſeyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der ſie übereinander liegen, vermuthet, ſie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen ſeyn, und es iſt wirklich ſchwer zu begreifen, wie man ſo viel Arbeit und Geſchicklichkeit, als es zum Umſturz ſo ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerſtörungsſucht zu befriedigen; allein, außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel ſelbſt, wenn man die Sache genauer unterſucht, daß ſie vorſätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es ſcheint, man habe ſie untergraben. Die kleinern wurden wahrſcheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an ſeinem Orte ſteht. Auf welche Weiſe es aber auch ſeyn mag, ſo geſchah es mit großer und beſchwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus ſind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen ſich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher iſt nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrſcheinlich iſt ſie ſeit den griechiſchen Zeiten ſehr verändert, indem die Waſſer eine verſteinernde Eigenſchaft haben. Virgil ſagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig ſieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend iſt terra delle Pulci, und wir fanden, daß ſie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war ſo voll von ſolchen Thieren, daß ſie uns faſt auffraßen. Wir blieben hier zwey Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10ten May.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort, von allen Theilen Siciliens her, ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bey der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Fällen gefunden worden. Der Kranke ſitzt ohngefähr eine halbe Stunde drin, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag, bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciskaner ſehr freundlich aufnahmen. Dieſe Stadt liegt ſehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg von Agrigent ſtand. Er beherrſcht eine ſchöne Ausſicht nach Nordweſten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und anderen Gewächſen bepflanzt und mit Ruinen geſchmückt iſt, welche hier in größerer Menge und beſſer erhalten, als irgend andre in ganz Sicilien gefunden werden. Es ſind Ueberbleibſel von vierzehn Tempeln, alle von der alten doriſchen Ordnung, nebſt einer großen Menge in den Felſen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erſte, von Oſten anzufangen, iſt der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sokel, ein kleiner Theil der Celle und ohngefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen ſind ohngefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchſchnitt am Boden, und ohngefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnſten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Seliaus. Das Geſims ſcheint vollkommen daſſelbe wie in andern Tempeln dieſer Ordnung, doch hier ſo verſtümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit meſſen konnte. Die Steine von Girgent ſind nur eine leichte ſandige Verſteinerung, die ſehr bald verwittert; daher laſſen ſich die feineren Theile an keinem dieſer Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Anſicht des Junotempels iſt ſo maleriſch, als man ſie wünſchen kann. Er liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwiſchen welchen die zerbrochnen Säulen und andre Trümmer umherliegen: denn das Material iſt ſo gering, daß Niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächſt liegt der Tempel der Concordia, von demſelben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zieraten verſchieden. Ein Theil der Celle iſt in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Geſimſes ſtehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung ſehr angefreſſen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erſcheint, iſt viel größer als die vorigen, aber von beynahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige

Säule ſteht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo ſie fielen. Ihr Diameter war ohngefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Geſims war ſo ſehr zerſtört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In dieſem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegſchaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter ſtand der geprieſene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beſchreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend ſind, ſeine ungeheure Größe zu zeigen, worin er ſelbſt die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachſtand. Er hatte acht Halbſäulen in der Fronte, und ſiebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkſtücken, wie die von der Vorderſeite St. Peters zu Rom, zuſammengeſetzt waren, ſind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwey erſten betrifft, ſo ſcheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er ſich gerade um 100 Fuß geirrt, wie ſich deutlich aus den Fundamenten erſehen läßt. In dem Gibel der öſtlichen Anſicht war die Schlacht der Rieſen, in dem weſtlichen die Einnahme von Troja, beydes von der herrlichſten Sculptur, wie ſie eine der reichſten und prächtigſten griechiſchen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künſte auf dem höchſten Gipfel der Vollkommenheit ſtanden. Dieſer Tempel, wie manches andre große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geiſt war immer auf das Erhabene gerichtet; aber ſie beſaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuren Plane durchzuführen. Außerdem waren ſie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu ſolchen Unternehmungen durch wechſelſeitige Eiferſucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären ſie geweſen, hätten ſie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten ſie nicht in Kriege ſich eingelaſſen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde Völker um Beyſtand anzurufen, die denn in kurzer Zeit ſowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtſchaft verſetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels ſtand noch bis in das Jahr 1404; da er denn auf einmal, ohne ſichtbare Urſache, zuſammenſtürzte.

Von dem Tempel des Vulcan ſind noch zwey verſtümmelte Säulen übrig, mit dem Sokel des Gebäudes, woraus man ſieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich geweſen. So ſtehen auch noch zwey Halbſäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aeskulap, außerhalb der Stadt, auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln iſt kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beſchriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man ſie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und gewiß ſind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aesculap, die übrigen werden nur, nach ſehr zweifelhaften Gewährsmännern, alſo genannt.

Zwiſchen der alten Stadt und dem Fluß Hypſa iſt ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es ſteht auf einem Fußgeſtelle und hat eine ioniſche cannelirte Säule an jeder Ecke; aber das Geſims iſt doriſch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommenſten Zeit der Baukunſt in Sicilien aufgeführt worden; ſo bin ich von der letzten Meynung: denn es iſt viel zu zierlich und artig für die Zeit des

Hiero. Auch finden ſich noch einige andere Trümmer aus römiſchen Zeiten, beſonders ein reiches corinthiſches Geſims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Waſſerbehälter dient. Es ſcheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von zehn Meilen aufgeführt ſeyn, an einigen Orten ſind ſie aus dem Felſen gehauen und voller Niſchen, in welchen man die Aſche der Todten verwahrte. Ich habe dieſe Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Urſache davon denken ſoll, ſo vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland ſtarben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte ſind noch an manchen Orten ſichtbar und ſcheinen mit viel Arbeit und Koſten angelegt zu ſeyn, indem ſie in den feſten Felſen gehauen ſind, und weit und hoch genug, daß eine Perſon bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden ſich in dem Boden zwiſchen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrſcheinlich Begräbniſſe für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einſt, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man giebt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einſchließen, ſcheint dieſe Berechnung viel zu gering. Wahrſcheinlich ſind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigſtens das Doppelte der freyen Menſchen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gaſtfreyheit, deßwegen Empedokles von ihnen ſagte: ſie äßen und tränken, als wenn ſie morgen ſterben ſollten, und bauten, als ob ſie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freyheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweyten puniſchen Kriege ward ſie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil ſie die Carthager begünſtigt hatte. Nach der Zerſtörung von

Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier, des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war ſehr politiſch, indem jenes Kunſtwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grauſamkeit ihrer eigenen Fürſten, der Raubſucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da ſtand. Dieſe Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn ſobald Carthago zerſtört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte; ſo ward das ganze Reich durch ihre Conſuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boum, grex parvus
equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß ſind die Worte eines Dichters, auf deſſen Sittenſchilderung wir uns verlaſſen können.

Diodorus ſpricht von Agrigent, als ſey es zu ſeiner Zeit in Verfall geweſen, und wahrſcheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königinn Conſtantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält ſie ohngefähr 12000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuſer ſind alle arm und ſchlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbiſchof allein hat ein jährliches Einkommen von 20000 Pf. Sterling: welches ein immerwährender Verluſt für die Gegend iſt: denn er wohnt niemals hier. Sein Palaſt iſt groß, aber in einem ſchlechten Geſchmack gebaut. Es iſt eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquariſchen und theologiſchen Büchern verſehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet ſich eine Münzſammlung, welche gute ſicilianiſche und puniſche Stücke enthält.

In der Cathedralkirche iſt ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufſtein gebraucht wird. Er iſt an allen Seiten mit ganz erhobner Arbeit geziert, welche ſehr viel Streit unter den Gelehrten und Müſſigen in Girgent verurſacht. Einige behaupten, es ſey das Grab des Phalaris, des erſten, oder Phintias, des lezten Tyrannen von Agrigent geweſen. Dieſe beyden Meynungen haben weitläuftige Abhandlungen verurſacht, worin ſie mit eben ſo nichtigen als geiſtreichen Gründen vertheidigt werden. Geſtalt und Maß dieſes Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur iſt ganz in demſelben Styl, vielleicht nicht einmal ſo gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas beſſeres geſehen haben, es für ein Wunder der Kunſt halten, und dieß auch einige Reiſende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich ſollte man es für römiſch anſprechen, und es mag die Aſche eines Conſuls oder Prätors unter den Kaiſern enthalten haben. Die Bildwerke daran ſcheinen einige beſondere Umſtände aus dem Leben und der Familie eines ſolchen Mannes vorzuſtellen, welche jezt unbekannt ſind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spizfündigkeit in alte allegoriſche und mythologiſche Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent ſehr höflich und dienſtfertig. Sie bilden ſich auf den Ruf der Gaſtfreyheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, ſehr viel ein, welche ſie nachzuahmen trachten, inſofern der Unterſchied der Umſtände es erlauben will; aber ſo liebens- und lobenswerth ihre Abſicht ſeyn mag, ſo ſind ſie eher dem Fremden unbequem, als daß ſie ihm wahrhaft beyſtänden. Denn Aufmerkſamkeit und Höflichkeit werden beſchwerlich und läſtig, wenn die, welche uns ſolche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntniſſe, uns zu unterrichten. Und dieſes iſt nur zu ſehr der Fall der Girgentiner ſowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Weſens macht ſie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, ſo werden ſie roh und zudringlich. Man fühlt ſich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müſſen, welche mit der Abſicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich iſt, ſeine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent iſt fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles ſicilianiſche Oel iſt, wegen Mangel an gehöriger Bereitung, höchſt ſchlecht. Auch werden daſelbſt vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch ſonſt berühmt war.

Arduus inde Acragas oſtentat maxima longe
Moenia; magnanimûm quondam generator equorum.“

Alicata.

Den 17ten May.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Ueberbleibſel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon ſichtbar geweſen. Die Geloiſchen Felder, welche ſich den ganzen Weg zwiſchen Alicata und Terra nuova erſtrecken, ſind ſehr fruchtbar, aber wie dieſe ganze Küſte ſehr ſchlecht angebaut. Der See, welcher ſonſt Camarina ungeſund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerſt fruchtbar iſt. Er ward ſonſt Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grauſamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob ſie den See ablaſſen ſollten. Aber ſie erhielten zur Antwort: Sie ſollten Camarina nicht rühren. Da ſie nun aber die

Meynung des Orakels nicht begriffen, trockneten ſie den See aus; wodurch ſich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht ſich die Stelle Virgils (Aen. III, 700.):

Fatis nunquam congessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten May.

Bey Biscari wurden wir eine ſehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinſtöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Anſehn von Wohlſtand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Beſitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man dieſe ſämmtlichen Anlagen ſeinem Geiſte und ſeiner Großmuth ſchuldig ſey. Wir waren leider nur zu bald von dieſer Wahrheit überführt: denn im Augenblick, als wir ſeine Gränze verließen, erſchienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Dieſe Küſte, welche einſt ſo manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlſtand des Lebens verſchaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falſches Syſtem politiſcher Oekonomie haben mehr beygetragen, Sicilien wüſte zu machen, als die ſchlimmſten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Daſſelbe Syſtem hat ſeinen unglücklichen Einfluß über die ganze ſpaniſche Monarchie ausgebreitet. Indeſſen die übrigen Nationen Europa's Künſte und Manufacturen begünſtigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beſchäftigt, welche ſie dadurch zu erhalten ſuchten, daß ſie ſolche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeſchickter Körper, zuſammengeſetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich ſchwach und unfähig waren, einander beyzuſtehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen ſich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüſtung und Jammer hinter ſich läßt. Nur wenige nehmen Theil an dieſen Schätzen, und auch dieſe ſind nur augenblickliche Beſitzer, welche ſie unmittelbar aufwenden, um ſich ausländiſchen Luxus von geiſtreichen und arbeitſamen Völkern zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Beſitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation beſteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber: denn dieſes kommt natürlich, wo jene ſind. Iſt es nun auf dieſe Weiſe erworben, ſo belebt und begeiſtert es alles. Denn wenn ein Jeder ſich Bequemlichkeit und Ueberfluß verſchaffen kann, ſo erſcheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeiſt. Der Handwerker wie der Manufacturiſt, alle ſind auf Thätigkeit geſtellt, und jeder bemüht ſich, ſo viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, ſein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beſchließen.

Syracus.

Den 10ten May.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war, und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläuftig ſind, ja wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich, die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das **Gebet Virgils** (Eclog. X, 4)

Sic tibi, cum fluctus subterlabêre Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

iſt nicht erhört worden: denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpfet und dient nur zu einem Waſchtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einigermaßen unterſchieden von denen, welche Theocrit und Virgil beſchreiben: es war nichts als eine Geſellſchaft der ſchmuzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehen.

Die Cathedralkirche iſt ein alter doriſcher Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht ſo gerühmt worden. Er iſt noch leidlich erhalten, aber ſo bedeckt und entſtellt durch neue Zieraten, daß die alte Form ganz verloren iſt. Vom Theater und Amphitheater iſt nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felſen gehauene Sitze. Auf einem derſelben im Theater ſteht eine Inſchrift, welche ſich auf eine Königinn Philiſtis beziehen ſoll, von welcher jedoch die Geſchichte nichts meldet. Zu Beſtätigung dieſer Meynung bringen ſie auch einige Münzen zum Vorſchein. Andre aber behaupten, die Buchſtaben jener Inſchrift ſeyen von zu neuer Geſtalt, als daß ſie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geſchichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieſer Art, giebt auch dieſer Umſtand eine unſchuldige Unterhaltung für die Müſſigen und Forſchluſtigen, an welchen Sicilien ſehr fruchtbar iſt.

Nicht weit von dem Theater ſind noch die Latomien von Epipolä, welche ehmals die öffentlichen Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche zu einer großen Tiefe abgeſunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man ſtehen gelaſſen, getragen werden. Verſchiedene dieſer Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Maſſen ſind zuſammengeſtürzt, welche nun mit Buſch- und Kräuterwerk bedeckt den wildeſten und ſchönſten Anblick bilden, den man ſich denken kann.

In einer dieſer Höhlen iſt eine Alaunſiederey, wodurch ihre natürliche Düſterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das ſchwache Licht des Feuers, die ſchwarzen Geſichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantiſchen Zauberſcene. Was man das Ohr des Dionyſius heißt, iſt eine Höhle, ohngefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Puncte zuſammenläuft. Sie geht in den Felſen ohngefähr 70 Yards in der Geſtalt eines lateiniſchen S, und hat noch ein ſehr ſtarkes Echo, welches wahrſcheinlich ſehr geſchwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß dieſe Höhle von Dionyſius angelegt ſey, um die Geheimniſſe der Gefangnen zu erfahren, iſt wahrſcheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftſteller etwas davon erwähnt. Indeſſen ſcheint ſie doch vorſätzlich zum Echo angelegt: denn ſie iſt mit mehr Kunſt und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufſtand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieſer Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo ſich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian ſagt, daß die ſchönſte dieſer Höhlen nach dem Namen Philoxenos des Poeten genannt worden, der ſein Gedicht von den Cyclopen ſchrieb, während er von Dionyſius hier eingeſperrt war; und ich bin ſogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil ſie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Acradina ſind näher an der See, und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerkloſters. Sie ſind in derſelben Art wie die andern, nur weit ſchöner und maleriſcher. Die weiten Höhlen und zerbrochnen Felſen ſind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie ſie früher beſchaffen geweſen, kann man aus der Beſchreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum operis penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und ſo ſind dieſe ſchrecklichen Wohnungen der Rache, einſt der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmſten Luſtorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin ſo mancher Elende ſein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantiſche Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwey verſtümmelte Säulen, welche für Ueberreſte des Tempels, der dem olympiſchen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienſer, nachdem ſie von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechszehn Cannelirungen, und ſind die erſten der alten doriſchen Ordnung, die ich mit Baſen geſehen habe. Vor kurzem fanden ſich noch dieſe Ueberreſte viel bedeutender, aber bald wird ſogar ihre Spur verſchwunden ſeyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Dieſe Säulen, nebſt einigen unterirdiſchen Waſſerleitungen und Grabhöhlen, ſind alles, was von der ſo mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einſt ſo außerordentlich ſchön war, daß ſelbſt Marcellus, in dem Lauf ſeiner Siege, ſich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückſelige Herrſchſucht verwünſchen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerſtören. Die reichen Paläſte des Dionyſius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunſt, welche ſie zierten, ſind zerſtört und nicht eine Spur derſelben zurückgeblieben. Selbſt die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erſtaunen ſetzte, ſind ſo völlig verſchwunden, daß man auch den Grund derſelben nicht einmal mehr entdecken kann. Lieſt man die Erzählung von allen dieſen weit ausgedehnten Werken, ſo verwundert man ſich, wie ſie faſt ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches dieſe Stadt erduldet, wie oft ſie geplündert, verwüſtet und verbrannt worden; ſo muß man ſich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeſte davon übrig iſt. Die Einwohner waren ſo berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Gröſe und Feſtigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feſte des Dionyſius und Hiero überſteigen allen Glauben; aber aller dieſer Reichthum und Herrlichkeit konnte ſie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo ſie zu Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köſtlichen Paläſte der gebildeten und entnervten Griechen in Beſitz nahmen.

Der groſe Hafen von Syracus iſt nicht ſo weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeſchlacht darin geliefert worden, welche über das Schickſal von Sicilien entſchied. Er iſt nirgends über zwey Meilen breit, ſo daß die Schiffe der alten Athener und Syracuſer jämmerliche Maſchinen müſſen geweſen ſeyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der ſo reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kay umgeben war, iſt nun ganz verſchüttet und zerſtört. Dionyſius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsſchiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, ſo wie alle übrigen Zierden, hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft; ſo läßt ſie ſich nicht wohl beſtimmen, man müßte denn ſich aus dem Raum, den ſie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo ſagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreiſe gehabt; aber mir ſcheint dieſe Angabe übertrieben. Die Entfernung zwiſchen Ortygia und Epipolä läßt ſich, von den Latomien aus, ganz wohl überſehen, und gewiß war ſie nicht größer als zwey Meilen. Der Durchſchnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beyde nicht mehr als drey Meilen von einander entfernt ſind. Der Umkreis von Syracus mag alſo ungefähr mit dem von Agrigent zuſammentreffen, und ſomit auch die Bevölkerung ohngefähr dieſelbe geweſen ſeyn.

Wir reiſten den 23. May von Syracus ab, ließen Agoſta und Lentini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß ſich daſelbſt nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus ſieht man die Ueberreſte eines alten Gebäudes, welches Marcellus ſoll errichtet haben; aber ich vermuthe, es ſey ein Grabmal geweſen. Die Gegend der Leontiner, ſonſt wegen ihrer Fruchtbarkeit ſo berühmt, iſt gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar: denn die Luft iſt ſehr ſchlecht. An verſchiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von ſelbſt an unbebauten Stellen wächſt. Er iſt kleiner als der gemeine Weizen und ſchwerer aus der Hülſe zu bringen; aber ſeine nährenden Eigenſchaften ſind genau dieſelben. Wahrſcheinlich iſt daher die Fabel von der Ceres entſtanden, welche zuerſt den Anbau des Weizens in dieſem Lande ſoll gelehrt haben. Die Ebene von Catania iſt ſehr reich, aber unbewohnt wegen der böſen Luft. Wir ſetzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche dieſe Ebene in zwey Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alſobald die ſchrecklichen Verwüſtungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 23ten May.

Bey dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben ſo friſch ausſieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieſer geſchah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavaſtrom floß herunter, unvermeidliche Verwüſtung, wo er nur hinreichte, mit ſich bringend. Anſtatt einige Anſtalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneſer den Schleyer der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerſtört, der Hafen verſchüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet. Aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte ſich, dieſes Unglück habe ſich wegen ſeines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld ſeiner himmliſchen Beſchützer, zugetragen.

Bald nach unſerer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erſtemal das Vergnügen, einen edlen Vaſallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, deſſen Bekanntſchaft immer höchſt ſchätzbar ſeyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück geſetzt haben möchte. Das Ausſehen ſeines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit ſeiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der ſie von ihm ſprachen, und der allgemeine Geiſt der Thätigkeit, der im Ganzen herrſchte, gab mir den günſtigſten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung ſeines Hauſes beobachtete, und den Geiſt und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde ſeines Landes die Rede iſt. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geſchicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Geſinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches alles den Gedanken an Verbeſſerung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geiſt hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, welches ſehr reich iſt und für die Studirenden immer offen ſteht. In dem erſten Zimmer befinden ſich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büſten und der Torſo eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu ſeyn ſcheint, der ſich in dem Muſeum Clementinum zu Rom befindet. Dieſer koſtbare Ueberreſt iſt vollkommen erhalten und von der vortrefflichſten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majeſtät, welche die Griechen beſonders zu erreichen wußten, wenn ſie den Vater der Götter und Menſchen vorſtellten, omnia supercilio moventem. Es ſind noch andre ſchöne Werke der Sculptur in dem Muſeum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommne geſehen hat, ſo kann ſich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, hetruriſchen Vaſen, natürlichen Merkwürdigkeiten, beſonders aber von Münzen. Die

U
München

Sicilianiſchen ſind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums ſind: denn der Geſchmack und die Ausführung daran iſt ſo vortrefflich, daß ſie ſchon als Werke der Sculptur betrachtet, höchſt anziehend ſind.

Des Prinzen Palaſt iſt ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil deſſelben in barbariſch ſicilianiſchem Geſchmack mit ungeheuren Figuren und unnatürlichen Zieraten überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Styl der neuen Baukunſt, indem ſie ſeit dem Jahr 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten Steinarten geſchmückt, welche man in die ſeltſamſten Figuren gebracht hat. Es läßt ſich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden ſollte. Das Benedictiner-Kloſter iſt ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Koſten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es iſt nicht geendigt und wird es wahrſcheinlich niemals werden: denn dieſe Stadt kann ſich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer verſprechen. Die Kirche iſt edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz beſonders iſt, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man ſcheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet iſt, dem Palaſt des Prinzen Palagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloſter findet ſich eine ſchöne Sammlung hetruriſcher Gefäße, beynahe alle ſo gut als die, welche Prinz Biscari beſitzt, und in Sicilien gefunden. Ein Beweis, daß dieſe Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens iſt in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer ſtecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforſchungen angeſtellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet ſind, läßt ſich ſchließen, daß das Theater ſehr prächtig geweſen. Eine Baſe, nebſt dem Piedeſtal von einer derſelben, ſteht nun in dem Hofe des Prinzen Biſcari. Sie ſind von weißem Marmor, ſehr überladen mit Zieraten, und ſcheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Beſonderes: denn es ſind bloß Maſſen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architectoniſche Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterſcheiden können.

Die Einwohner von Catania ſind, gleich den übrigen Sicilianern, ſehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuſchreiben, aber ohne Grund. Denn die griechiſche Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerſtört, bald nachher zwar wieder hergeſtellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüſtet. Durch den Beyſtand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann ſich nicht genug verwundern, daß, nach ſolchen wiederholten Zerſtörungen, die Stadt immer wieder in derſelben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf ſie hinführt. So lange der Hafen daſelbſt den Handel begünſtigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergeſſen ließ; aber zuletzt hatten ſie keine andere Urſache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch dieſe ſchien gehoben, als alles mit verbrannten Felſen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüſte verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich ſchwer zu erklären iſt, hat allen Widerſtand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerſtörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beſtändiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe laſſen ſie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch ſeinen eignen Senat regiert zu werden und keine Beſatzung aufzunehmen. Deswegen wächſt ſie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er ſowohl den Künſten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Anſehn von Leben und Betriebſamkeit, die in keiner andern ſicilianiſchen Stadt zu finden ſind. Noch kürzlich erbot er ſich, einen Haſen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünſtigt, ſo wäre dieſe Stadt der große Handelsplatz von dieſem Theile des Mittelmeeres geworden.

Aber, wie wenig man es glauben ſollte, fand dieſes Anerbieten dennoch Widerſtand. Indeſſen hat der Prinz das dazu beſtimmte Geld auf die Erbauung einer Waſſerleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes wäſſert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umſtändliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich ſah, ſehr viel verſpricht.

Aetna.

Den 27ten May.

Nachdem wir das merkwürdigſte in Catania geſehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, ſteigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch dieſe ſind von dem letzten Lavaſtrom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze, mit einem verdorbnen ſpaniſchen Namen, Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bey Nicoloſi hervor, und die Gegend rings umher iſt noch mit trockner ſchwarzer, damals ausgeworfner Aſche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Crater, aus dem die Lava floß, ſind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch geſtern geſchehen wäre, und werden wahrſcheinlich noch lange ſo bleiben, bis der Witterungswechſel die verbrannte Materie genugſam gemildert hat, um ſie der Vegetation fähig zu machen. Ich ſtieg auf den Gipfel dieſer Erhöhungen und ſah um mich her eine unendliche Anzahl derſelben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andre mit Eichenwäldern bewachſen, noch andre durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloſter von Nicoloſi und verfolgten unſere Reiſe, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens **Blaſio**, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbeſuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ohngefähr 6 Meilen. Der Stieg iſt den ganzen Weg über ſteil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen ſchrecklichen Anblick muß verurſacht haben, als ſie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Clima's ſehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornärndte, zu Nicoloſi befand ſich alles in der Mayenblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erſte Laub, und die Luft war ſehr kalt und ſchneidend. Wir machten Feuer an in dieſer kleinen Höhle, raſteten bis Mitternacht, und ſtiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Aſche und Lavaſtücke. Nachdem wir ohngefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg ſo ſteil, daß wir uns genöthigt fanden, unſre Maulthiere zu verlaſſen und den übrigen Weg zu Fuße zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenſtände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrſcht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöſe des Berges, welches laut und feyerlich klang, als wenn die See ſich im Sturme bricht. Der Crater war zu unterſcheiden an einem rothen düſtern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die ſich hervorwälzten. Das Ganze zuſammen bildete die furchtbarſte Scene, die ich jemals geſehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieſer Seite des Berges; aber die Kälte war ſo ſtreng, daß wir ſie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anſtrengung durch loſe Aſche zu klimmen, welche bey jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber ſie war ſo mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Riſſen in der Nähe des Craters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ohngefähr zwey Stunden mit unendlicher Mühe und Beſchwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Craters. Die Ausſicht, die ſich hier zeigt, iſt über alle Beſchreibung oder Einbildung. Die ganze Inſel Sicilien, Malta, Calabrien und die Lipariſchen Inſeln erſcheinen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verſchwunden, und das Ganze zuſammen ſchien in Schweigen und Ruhe verſenkt. Ich fühlte mich ſelbſt über die Menſchheit erhoben, und ſah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenſtände der Ehrſucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen ſo viele mächtige Städte durch Kunſt und Waffen blühten, ſo zahlreiche Flotten und Heere um die

Herrſchaft der Welt kämpften, ſchienen nur dunkle Flecken zu ſeyn.

Als die Sonne aufſtieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüſſe, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis ſie auf einen gewiſſen Grad gelangten, dann ſchwanden ſie wieder, gleichfalls ſtufenweiſe, in die Dünſte, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna ſelbſt bildete einen ungeheuren Sonnenzeiger, deſſen Schatten ſich weit über den ſichtbaren Horizont erſtreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleſcop, die Küſte von Afrika und Epirus würde ſehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondſchen Taſchentubus die Küſte von Apulien zu ſehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugſame Aufmerkſamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaſtröme erkennen, welche doch nichts ſind gegen die Zahl derer, die ſich nicht mehr unterſcheiden laſſen. Der ganze Berg, deſſen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreiſe hat, und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards ſenkrechte Höhe, iſt durchaus von Lava aufgeführt.

Unterſucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergſtröme ausgewaſchen worden, ſo ſieht man, daß der ganze Berg aus verſchiedenen Lavaſchichten beſteht, die über einander, nach langen Zeiträumen gefloſſen ſind: denn ſie haben zwiſchen ſich Boden von abwechſelnder Dicke, von ſechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwiſchen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeſte iſt und am leichteſten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher ſich denken läßt, was für zahlloſe Zeitalter nöthig geweſen, um dieſe ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müſſen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung iſt, indem ein viel höherer Gipfel eingeſtürzt, und der gegenwärtige erſt wieder gebildet worden. Dieſes hat mehr als Wahrſcheinlichkeit: denn ohngefähr zwey Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, beſonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg ſey anfangs koniſcher Geſtalt geweſen, wie es bey Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig iſt; ſo muß alles was über dieſer Pläne war, eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleineren Berges erſcheint, muß ehedem in Einem Aufſtieg bis zum Gipfel fortgegangen ſeyn, ſo daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünſchte dieſe Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in der gewaltſamen Kälte war es unmöglich, zu verweilen. Jedoch entſchloß ich mich, in den Crater hineinzuſchauen, ehe wir zurückkehrten. Unſer Führer wußte viel von der Gefahr dabey zu ſagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einſtürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha, führte er uns an eine Stelle, welche ſchon durch irgend einen kühnen Fremden verſucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerſchlund, ſah ungeheure vorragende Felſen, zwiſchen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermiſcht. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toſen der Wellen von geſchmolzner Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten, daß ſie mir von den Fluten und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſrer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder her ab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Aci reale.

Den 1ten Juny.

Nachdem wir zwey Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſeren Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verſtümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edlen Eichen von England zu ſehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenſtand. Ich hatte jedoch bey dieſer Gelegenheit den Troſt, eine der fruchtbarſten und bebauteſten Gegenden der Welt zu ſehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Beſonders zeichnen ſich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Geſundheit der Luft komme der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen ſind dieſe Strecken außerordentlich bevölkert, und viel beſſer als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menſchen, welche im Verhältniß größer iſt, als in irgend einem andern Theile der Inſel. Indem ich dieſe Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meynung beſtätigt, daß er ehmals höher geweſen: denn es läßt ſich eine Senkung, die auf eine weite Strecke ſich verbreitet, und der Rand derſelben noch ſehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juny.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unſerm Wege koſteten wir das Waſſer des Aſines. Es iſt ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter iſt der Fluß Onobalos, nun La Cantara, ein bedeutendes Waſſer, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett iſt an einigen Stellen ſehr tief eingeſchnitten, und ich bemerkte, daß der Grund deſſelben eine Lavaſchicht war, ob ich gleich ſonſt in der Gegend nichts Vulcaniſches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bey den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südſeite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entſtanden iſt. Gegenwärtig iſt es ein armer ſchlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabey zeugen genugſam von [illegible] gem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichſte Ueberreſt iſt ein Theater, welches unter denen, die ich geſehen, am beſten erhalten war. Es iſt von Ziegelſteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegeſta. Der äußere Corridor iſt zuſammengeſtürzt, aber das Proſcenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. ſ. w. ſehen. Auch ſind noch verſchiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforſcher nicht genau beſtimmen können, indem ſie zu weit und prächtig geweſen, als daß ſie nur zur Bequemlichkeit der Schauſpieler hätten dienen ſollen. Das Theater von Aegeſta, welches aus weit früherer Zeit iſt, hat nichts von dieſer Art, vielmehr ſcheint nur für das geſorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzuſtellen und zu hören. Das Taurominiſche Theater war, wie es ſcheint, ſehr reich verziert, und zu aller Art von Schauſpiel und Gepränge eingerichtet, ſo wie dergleichen zur Zeit der römiſchen Kaiſer gewöhnlich war, wo ein verdorbner Geſchmack ſchon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verſtümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köſtlichen Bauſteinen umher, mit Capitälen und zerbrochnen Geſimſen einer verdorbnen corinthiſchen Ordnung, welche beweiſen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrſcheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ausſicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küſte von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird. Denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſeyn, wie auch Waſſerbehälter; aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine malteſiſche Speronara, welche wir zu Catania gemiethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

Meſſina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch: denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die Heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwiſchen Kirchen, Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel geſtaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier ſteht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Feſtung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, ſondern ſie zu beherrſchen erbaut zu ſeyn ſcheint. Kommt man aber der Stadt näher, ſo verliert dieſe liebliche

Scene allen ihren Glanz und jeder einzelne Gegenſtand zeigt ein melancholiſches und niedergeſchlagenes Anſehen. Mehrere Häuſer ſind unbewohnt, gar manche fallen ſchon zuſammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kay, der prächtigſte und ausgedehnteſte in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fiſchern zum Aufenthalt. Alles ſcheint das traurige Geſchick anzudeuten, welches dieſe unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchſten Zuſtand des Reichthums und der Glückſeligkeit zu der niedrigſten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgeſtiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüſterte ſich immer die Anſicht. Die Einwohner ſind arm und zerlumpt, und die Häuſer, die ſonſt der Aufenthalt der Groſen und Reichen geweſen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's iſt vielleicht keine glücklicher gelegen als Meſſina. Die Luft iſt mild und geſund, und die Gegend umher ſchön und fruchtbar. Der Hafen iſt weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und ſowohl für den öſtlichen als weſtlichen Handel günſtig gelegen. Dieſe natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verſchiedene Privilegien und

Freyheiten, welche der Stadt von den normänniſchen, deutſchen und arragoniſchen Königen verliehen worden. Da ſie die erſte war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Inſel von den Saracenen eroberte; ſo ſcheint ſie ein beſonders Recht auf Gunſt und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweiſe erhoben ſie ſo manche glückliche Umſtände zu Reichthum und Größe. Meſſina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für dieſe Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum natürlich die Liebe zur Freyheit rege machen; ſo wurde den Einwohnern das ſpaniſche Joch zur Laſt, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vice-König, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang, und gaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten, ſchimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der ſpaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beynah unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzet. Dieſen traurigen Zuſtand noch aufs äußerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahr 1743 beynahe drey Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen ſicilianiſchen Styl und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Cathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin ſich unter andern ein Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchrift davon beſeſſen; aber ich konnte ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſeyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochnen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schiffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſeyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verächtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Aeneide (III. 420.) ſehr weit über der Wirklichkeit, auch bey dem ſtürmiſchſten Wetter:

> Laevum implacata Charybdis
> Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
> Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
> Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch ſieht man keinen Grund, zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwärtig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengeſetzter Richtung, eine Reiſe nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geſchah in Geſellſchaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, ſeitwärts durch die Gletſcher des Grindelwaldes, nach Lauſanne und Genf, wo *PH* ſeinen Bruder Carl, nebſt dem berühmten Maler Joſeph Vernet antraf, der ſeiner Geſundheit wegen eine Reiſe in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiederſehen war für beyde Künſtler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Geſellſchaft ſeines alten Freundes die Reiſe nach dem ſchönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beyder, der Landſchaftsmaler in ſeinem Elemente lebt.

PH ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er ſich nur kurze Zeit aufhielt.

Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er ſchon vormals bekannt war, mußte er verſchiedene Erläuterungen über die Art und Weiſe Oelgemälde zu reſtauriren, und über den dabey anzuwendenden Maſtix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegerſohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachſten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande geweſen, in Fraſcati ein Cabinett in Gouache. Dieß gab die Veranlaſſung, daß deſſen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borgheſe, in ſeiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemalt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommner Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Dieſe Galerie oder Saal enthält fünf große Landſchaften, ferner vier kleinere Seeſtücke, die über den Thüren angebracht ſind. Bey dieſer Arbeit wurde jedoch der Künſtler ſehr eingeſchränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunſch, gewiſſe Gegenſtände vorzuſtellen, die ſeinem maleriſchen Geſchmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleygemälde, unter andern zehn Ausſichten von dem Landhauſe des Horaz; welche ihm nachmals die Königinn von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schweſter, der Erzherzoginn Marie Chriſtine in Brüſſel, ein angenehmes Geſchenk damit zu machen. Allein das Schiff, das dieſe Bilder führte, ging auf der Seereiſe zu Grunde. Glücklicherweiſe ſind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferſtiche noch vorhanden.

Indeſſen hatte ſich der Ruf ſeiner Verdienſte immer mehr ausgebreitet; alle bedeutende Fremde, von jedem Rang und Stande, beſuchten ihn; und ob er gleich, noch vor ſeiner Reiſe in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preiſe ſeiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte: ſo waren doch immer für Holland, England, Deutſchland, Polen und Rußland, öfter auf ſechs bis ſieben Jahre, Vorausbeſtellungen vorhanden, ſo daß mancher Liebhaber ſtarb, ehe er noch zu dem Beſitze ſeines gewünſchten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürſt und Großfürſtinn.

Um dieſe Zeit war der Großfürſt und die Großfürſtinn von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denſelben beym Rath Reiffenſtein vorgeſtellt. Er brachte viele Abende bey ihnen zu, und begleitete ſie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, nachmaligen Churfürſten, da Reiffenſtein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Fraſcati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reiſe nach Neapel machen werde, worauf ſie ſogleich viele Beſtellungen von dortigen Ausſichten mehreren umliegenden intereſſanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caſerta, bey ihm zu machen geruhten; ſo wie ſie ſchon vorher verſchiedene andere Gemälde von Fraſcati und Tivoli für ſie zu fertigen, ihm aufgetragen hatten. Bey dieſer Gelegenheit drang ſowohl der Großfürſt als die Großfürſtinn darauf, daß Hackert ſich entſchließen möchte, eine Reiſe nach Rußland zu machen.

Zweymal vorher hatte ſchon die Kaiſerinn Catharina ihm Vorſchläge zu einer ſolchen Reiſe thun laſſen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienſte zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherley Entſchuldigungen abzuwenden geſucht. Diesmal aber mußte er es beyden, und wenigſtens einen zweyjährigen Aufenthalt verſprechen. Beſonders drang die Großfürſtinn auf das gnädigſte in ihn, ſo daß er ſeine Beſtellungen, ſeine Geſundheitsumſtände und was er ſonſt noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegenſetzte. Der Großfürſt verlangte ſchriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er ſonſt noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte ſich. Endlich ſchrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitſcheff, welcher die Kaiſerinn über die Sache ſprach. Dieſe verlangte den Hackertiſchen Originalbrief zu ſehen, und ſagte, als ſie ihn geleſen hatte: „Ich ſehe, daß des Mannes Geſundheit für unſer Clima zu ſchwach iſt, und merke deutlich, daß er nicht Luſt hat zu kommen; es iſt beſſer, ihn in Rom zu laſſen und ihn dort zu beſchäftigen.“ — —

Was auch die Kaiſerinn zu dieſer Entſcheidung mochte bewogen haben, ſo erkannte ſie der Künſtler mit unterthänigſtem Danke. Denn er war in Rom etabliert, hatte viele beſtellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand ſich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine ſolche Reiſe zu machen nicht erlaubten.

Graf Raſumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine maleriſche Reiſe nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Seſſa u. ſ. w. Er eilte jedoch nach Caſerta, um Studien zu einem groſſen Bilde zu ſammeln. Für die Großfürſtinn von Rußland ſollte die Anſicht des Palaſtes von Caſerta, nebſt der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

Er kannte ſchon ſeit mehrern Jahren den Grafen Andreas Raſumowsky, der jetzt in Neapel ruſſiſcher Miniſter war. Dieſer Liebhaber der Künſte machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo PH zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio ſechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzuſehen; ſo hatten die Jäger dem Könige geſagt, daß ein Maler daſelbſt viel gezeichnet habe, und daß der ruſſiſche Miniſter jeden Morgen gekommen ſey, ihn zu beſuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß PH ſchon vieles für Catharina die Zweyte gemalt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürſtinn von Rußland; auch in Puozzoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künſtler zu ſehen und zu ſprechen.

Der Graf Raſumowsky meldete alſo an PH das Verlangen des Königs; und da der Hof im May nach Caſtel a Mare ging, leitete man die Sache ſo ein, daß PH an dieſem Orte dem König vorgeſtellt wurde. Er hatte nichts weiter von ſeiner Arbeit bey ſich, als ein kleines-Gouache-Bild, welches dem Grafen Raſumowsky gehörte; der König beſtand aber darauf, alle Studien zu ſehen, welche PH gemacht hatte. Dieſes war dem Künſtler nicht erfreulich. Man machte viele Vorſtellungen, daß ein Künſtler nicht gern unfertige Sachen einem ſolchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entſchuldigungen mehr ſeyn mochten. Allein der König ließ ſich nicht abwendig machen und beſtand darauf, alles zu ſehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn KH ſeine Studien zuſammen und ging nach Maſſa, Sorrent und Caſtel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiſeſana, Nachmittags um vier Uhr vorgeſtellt. Der König ſetzte ſich und betrachtete alles mit Aufmerkſamkeit. KH hatte eben keine große Vorſtellung von der Einſicht des Königs, und verwunderte ſich daher um ſo mehr, daß derſelbe mit geſundem Verſtande und beſſer ſprach, als ſonſt Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit ſo viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er beſah alles zum zweyten Mal mit vieler Zufriedenheit und ſagte: ſo etwas habe er noch nie geſehen. Da es aber 6 Uhr war, ſo war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königinn, die wenig oder nichts geſehen hatte, ſagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzuſehen.“ Sie fügte, nach ihrer Liebenswürdigkeit, noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiſerliche Miniſter, war zugegen, und als großer Liebhaber beſchaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Raſumowsky; dieſer folgte, und der König verlangte, er ſolle mit PH ſprechen und ihm ſagen: der König wünſche vier Gouache-Gemälde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden ſelbſt wählen. PH erwiederte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ohngeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Caſtel a Mare wieder nach Caſerta gegangen war, wo der König ein populares Aerndtefeſt in Boſchetto, Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab; ſo ließ er PH einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verſchaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden, zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe zu S. Leucio zu haben, und fügte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſes keine maleriſche Gegend ſey; allein da dieſer Ort ihm ſtets gefallen, und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſeyn, davon ein gutes Bild zu ſehen. PH machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ärndteten: (denn die Aerndte iſt hier ſpäter als in Caſerta, wegen der höheren Lage,) und während er zeichnete, kam der König und ſah zu: da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er für ſich und ſein Gefolge gemeine Jägerſtühle kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er ſich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebſt verſchiedenen Knabenſpielen, die im Lande üblich ſind, angebracht werden könnten. PH antwortete, daß es ſehr ſchicklich ſey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun PH zeichnete, ſprach der König verſchiedenes. Unter andern ſagte er, mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tauſende gäb ich, nur den zehnten Theil von dem zu wiſſen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber ſo gelehrt, wie alles andere, ſo daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! ſie ſind jetzt im Paradies.“

Die übrigen drey Gegenden zu jenen beſtellten Gouachen waren ſehr maleriſch, Perſano, Eboli und Caſerta. Während dieſer Arbeit mußte Hackert dem König verſprechen, ihm ein großes Bild von Caſtel a Mare zu verfertigen mit ſeinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles ſollte ganz genau nach der Kunſt der Seeleute verfertigt ſeyn. Zu Anfang Septembers ſendete PH die vier Gouache-Gemälde; der König freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ſelbſt ſie im Caſino von Pauſilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caſerta aufſtellte. Der Künſtler kam Mitte

Octobers nach Caſerta, und brachte dem König das große Oelgemälde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königinn ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und PH ſtand daher auch bey ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen, und die Königinn kaufte es ſogleich.

PH mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derſelben gemalt werden ſollten. Der König beſtellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbſt und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiſer Joſeph II.

Kaiſer Joſeph der Zweyte kam nach Neapel und nachher auch Guſtav Adolph, König von Schweden. Joſeph nahm keine Feſte an als Jagden; beſuchte *PH*, ſprach viel mit ihm, aber beſtellte keine Arbeit. Der Kaiſer ging auf die Jagd nach Perſano, wo er zehn Tage blieb; *PH* mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieſer hatte vier Gemälde beſtellt für einen runden Saal al Fuſaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden ſollten, neapolitaniſche Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches ſehr maleriſch ausfällt. Der König lud Joſeph den Zweyten nach al Fuſaro ein; *PH* mußte mit drey fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiſer mit viel Energie und Geſchmack die Bilder, ſo daß die Königinn ſich verwunderte und zu *PH* ſagte: „Ihr habt den König ſehr in die Kunſt eingeweiht, welches mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geſchickt! Ich bin entzückt, daß der König Geſchmack an den ſchönen Künſten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie ſagte dieſes und anderes Höfliche mehr in franzöſiſcher Sprache.

PH blieb in Neapel bis Anfangs Juny, und da Graf Raſumowsky die Bäder in Iſchia nehmen wollte; ſo mußte PH verſprechen, den Auguſtmonat und einen Theil des Septembers ihm Geſellſchaft zu leiſten. Der Künſtler transportirte eins der großen Bilder, die Jahreszeiten vorſtellend, nach Iſchia in den Palaſt des Grafen. Der König ſtattete daſelbſt einen Beſuch ab, und in den heißen Stunden des Tags war er bey PH und ſah malen. Im October kehrte dieſer nach Caſerta zurück, um die Arbeit fortzuſetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahreszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pie di monte Aliſa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caſerta gegen Mattacone; der Herbſt zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Perſano, mit dem Berg Poſtiglione, der mit Schnee bedeckt war. Dieſe vier Bilder kamen, wie geſagt, in einen runden

Saal eines Pavillons im Lago Fuſaro, der zur Jagd und Fiſcherey beſtimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo ſie geblieben ſind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königinn und ſchenkte ſie ihrer Schweſter Marie Chriſtine, und ſie befinden ſich noch bey dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. *PH* bedauerte den Verluſt dieſer Gemälde, weil er ſie für ſeine beſte Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner beſtellte der König ein großes Bild, wie es ſchon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weiſe der Pallieſer. Zu dieſem Bilde gehörten viele Studien, ſowohl der Perſonen, als der Pferde, Hunde und mancherley Geräthſchaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte ſein Portrait auf dieſem Bilde haben, und ſaß dem Künſtler ein und eine halbe Stunde; es fiel ſehr ähnlich aus. Gegenwärtig beſitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffſtadt in Berlin. Auch viele Cavaliers ſaßen ihm und wurden ſehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der **Duca di Caſtel Pagano** und mehrere. Dieſes Bild koſtete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunſt ſehr richtig vorgeſtellt werden, ſo daß dieſes Bild erſt 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwey Hunden einen Haſen hetzt.

Caſerta.

Graf **Raſumowsky** wurde zurückberufen, und der König gab H. ein Logis auf dem alten Palaſt. Indeſſen verurſachte der Aufenthalt bey Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreiſen von Rom nach Caſerta, großen Zeitverluſt und viele Koſten; ſo daß H., da er nur ſeine gewöhnlichen Preiſe vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte ſich hierzu nicht verſtehen; die Sache ging nicht vorwärts, ſo daß H. zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majeſtät nicht 100 neapolitaniſche Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe; ſo würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reiſen.

Die Königinn war unzufrieden über das Betragen des Königs, und *PH* ſprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caſerta zu kommen, welches er auch verſprach. Dieſes geſchah im Studium des Künſtlers. Der König ſagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaſte um 6 Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreiſe ſprechen.“ *PH* kam; der König war ſehr gnädig und ſchenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebſt ſechs Faſanen und andern Dingen. Die Königinn ſah den Künſtler am folgenden Tag um 12 Uhr, ſchenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer verſprechen, im October wieder in Caſerta zu ſeyn.

Anſtellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die beſtimmte Zeit zurück, und alles ging ſeinen alten Gang. Im Jahre 1786 ſprach der König mit PH, daß er ihn und ſeinen Bruder Georg engagiren wolle, und ſie in Neapel bleiben ſollten. Dieſe Sache wurde ſehr weitläuftig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, ſtellte PH die Conditionen für ſich und ſeinen Bruder, und ſagte den Inhalt ſelbſt an den König. Dieſer wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorſtellen ſollte. Dieß geſchah im März, und Acton ſchrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erſt die Depeſche von der Finanzſecretarie, wo die Penſion ſollte gehoben werden. Die Brüder reiſten nach Rom und machten Anſtalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geſchah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palaſt Francavilla in der Chiaja.

Nun iſt es gewöhnlich, daß die Cammermaler, wenn ſie in königliche Dienſte treten, einen Eid ablegen müſſen; da *PH* aber ſchon beynahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und ſehr bekannt war, ſo ſprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Proteſtant den catholiſchen Eid ablegen. Ein Cavalier aber ſagte einſt zum König: ob Jhro Majeſtät wohl wüßten, daß *PH* nicht zur römiſch-catholiſchen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Jch weiß es ſehr wohl; wiſſet aber auch, daß es ein ehrlicher Mann iſt, der einen vortrefflichen moraliſchen Character hat, und mir mit aller Treue ohne Eidſchwur dient. Jch wünſche, daß mir meine Catholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

Einſt wollte *PH* nach Caſerta fahren, wo er ſeine Wohnung im alten Palaſt hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caſerta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß ſtille halten — der König kannte ihn ſogleich, grüßte ihn ſehr freundlich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caſerta. Er kam von Carditello und ſpeiſte gewöhnlich um 1 Uhr. PH eilte nach, und ſobald er in ſeinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als ſich ſogleich dem König zu präſentiren, weil dieſer ihn ſchon geſehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechſelt, tritt der König in ſein Schlafzimmer und ſpricht auf eine gnädige freundliche Weiſe: „Seht, wir ſind geſchwinder. Ich bin der erſte, der Euch die Viſite macht.“ Er befahl, PH ſolle ſich völlig ankleiden, und hielt ſich eine gute halbe Stunde auf, um ſeinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht Ihr morgen?“ PH ſagte: wenn Ew. Majeſtät keine andern Befehle geben, ſo richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, ſagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe ſchöne Ausſichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich ſchön.

Liebhaberey des Königs.

Der König war von Jugend auf ein paſſionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Geſundheit in ſeinen Jugendjahren ſoll ſehr ſchwächlich geweſen ſeyn; durch die Jagd iſt er ſtark, geſund und friſch geworden. *PH*, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden und bey ihm auf ſeinem Poſten war, hat ihn unter hundert Schüſſen nur einen einzigen fehlen ſehen. Doch war es nicht allein die Jagd, ſondern das Bedürfniß in der friſchen Luft zu ſeyn, was ihn geſund erhielt. *PH* hat oft Gelegenheit durch ſein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu ſehen, amüſirte den König ſo ſehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beſchäftigung in der freyen Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert iſt oft mit ihm zur See nach Iſchia und Capri geweſen. Des Nachts commandirte ſeine Corvette der Capitain, des Tages der König ſo gut als der beſte Seeofficier. Die Fiſcherey und Anlagen zur Fiſcherey verſtand er vollkommen, ſo wie er es auch bewieſen hat auf dem See von Fuſaro, der ſchon von Alters her durch einen Canal Zuſammenhang mit der See hat und deswegen Salzwaſſer iſt, wohin der König Auſtern aus Taranto zu See in Behältern kommen ließ, um ſie da zu vermehren; welches auch in wenig Jahren den glücklichſten Erfolg hatte. Die Fiſcherey war gemeiniglich auf dem See von Fuſaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tauſend Pfund verkaufte. Die Auſtern wurden in den Monaten, worin ſich ein R befindet, öffentlich, ſowohl in Neapel als am See ſelbſt für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R. iſt, als vom May an bis in den September, durfte keine Auſter angerührt werden, weil ſie ſich in dieſen heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beſte Matroſe, und ſchalt ſehr ſeine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunſt ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt ſeyn, ſo iſt er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er ſchreibt eine vortreffliche Hand und ſchreibt geſchwind, verſtändig, kurz und mit

Nachdruck. Hackert hat die Geſetze von San Leocio geſehen und geleſen, bevor ſie gedruckt wurden. Der König hatte ſie einem ſeiner Freunde übergeben, der nachſehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darinn wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeſchrieben und gedruckt. Hätte man dieſen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben laſſen; ſo wäre er einer der beſten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

PH war mit dem König in Perſano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bey ihm beſtellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verſchiedene Thiere, beſonders wilde Schweine, Hirſche, Tannthiere und Rehe zu malen. Dieſe Studien konnten nicht in ein oder zwey Tagen gemacht werden. Die Cammertafel war um 12 Uhr, alſo wollte Ph. nicht ſpeiſen, um ſeine Arbeit bis an den Abend fortzuſetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu ſehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in ſein Apartement ging. Eines Tages war es ſchon Nacht, als der König zurück kam. Sobald er in ſeinem Zimmer war, lies er ſich kleine Würſte von Schnepfen, mit Schweinefleiſch vermiſcht, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf dieſen Jagden ſpeiſte er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während daß er die Salſicie aß, ſagte er zu ſeinem Kammerdiener Boecklin: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert; er ſoll kommen ſo wie er iſt, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geſchah ſogleich. Die Königinn befand ſich bey dem König; er ſah alles mit Wohlgefallen an; endlich ſagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erſtaune.“ — Ph. ſagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt; ſo verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majeſtät es geſchenkt haben, würden ſehr übel auf mich zu ſprechen ſeyn. — „Es freut mich, daß Ihr ſo charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegeſſen?“ — Gefrühſtückt, erwiederte Ph. Zu Mittag kann ich nicht eher ſpeiſen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet iſt, es ſey um welche Uhr und

Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt ſich nicht wohl ſtudiren. — „Dieſe Würſte ſind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, ſie werden Euch ſo gut ſchmecken wie mir. Borelli! ſagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denſelben Würſten zu geben und von demſelben Burgunder, damit er ſich nach ſo vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeiſter, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu ſpeiſen gäbe. Man ſah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und ſagte.

Geſchenke.

Der König iſt außerordentlich gnädig und höflich. Er erinnert ſich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: Ihr müßt oder Ihr ſollt das thun; ſondern immer pflegte er mit Artigkeit zu ſagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: Ich bitte Euch das zu thun. Iſt die Sache gemacht; ſo dankt er ſehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerley Art zum Geſchenk, nachdem die Jagden ſind und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon iſt und es auch mit Geſchmack genießt.

Damit der König nun bey der Austheilung Niemand vergeſſe, ſo hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geſchenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieſes geſchehen, ſo reitet oder fährt der König nach Caſerta. Iſt das Wildpret nachgekommen, ſo zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Bley angebunden, worauf das Gewicht geſtempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beyſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königinn, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt Jedermann richtig, was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenk an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Cammermaler, und ſeine Claſſe bey Hofe, als die Cammermedici, Cammermeiſter der Muſik, wie Paeſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bey großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bey kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwey oder drey, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Lezterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein, nebſt einem Korb voll Becaſſinen, deren über Hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bey ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft catholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen, Er aber bekam zwey.

Der König ſagte: „alles was von Hackerts Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bey ihm zu ſpeiſen: er muß zwey haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerley Jagd, welches natürlicher Weiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König in Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Pesce Spada, (Schwerdfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländiſche Meer, im May, hat ſeinen Zug und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwerd, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ohngefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Drauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: das iſt für uns; hernach ein großes Stück für die Königinn, welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit Schnee bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchoff von Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architect Collicini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwey Freunde beſchenkte, und doch auf drey Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch ganz friſch, iſt nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleiſch, mortificirt ſeyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genoſſen. PH bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige; im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte, und die das beſte waren, was die See ergiebt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno ſind. Dieß iſt das zarteſte Fleiſch an jedem Fiſch; man kann kaum mehr als zwey eſſen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umſtände, auf dem Roſt gebraten. Verſchiedene Fremde von Stande, die dieſe Speiſe nicht kannten, haben ſich oft bey Hackert eine Unverdauung gegeſſen, weil ſie zu viel davon aßen. Es iſt gewiß, daß es von den Fiſchen der größte Leckerbiſſen iſt, den man eſſen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, ſagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palaſt in Caſerta ſeyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaſte wohnet, ſo ſtehen keine Wachen vor den Thüren im Palaſte, daß alſo ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verſchloſſen ſind; die Treppen u. ſ. w. bloß ſind mit Schildwachen beſetzt. Der Ritter Hamilton nebſt einer anſehnlichen vornehmen Geſellſchaft hatten Hackert erſucht, ihnen einen Mittag zu eſſen zu geben, weil ſie den engliſchen Garten ſehen wollten. Dieſer hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn ſie kommen wollten, den Tag zu beſtimmen, weil die Hitze ſehr groß in Caſerta des Sommers iſt, und man keine Proviſion von Fleiſch nur einen Tag haben kann; ſonſt würden ſie eine ſehr ſchlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geſchrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Geſellſchaft von acht Perſonen in ſeiner Wohnung an, und ließen ihm aufs Schloß ſagen: wenn er ihnen in den engliſchen Garten nachkommen wollte, ſo ſollte es ihnen lieb ſeyn; wo nicht, ſo würden ſie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war ſehr beſtürzt und ſchickte zu Hackert auf den Palaſt. Der König ſagte: „Don Filippo, da iſt Joſeph, Euer Kutſcher! (der König kannte genau alle ſeine Leute) gehet hin, er hat Euch gewiß was zu ſagen.“ — Der Kutſcher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieſer: „was will der Joſeph von Euch haben?“ — Hackert mußte dem König alles ſagen. Zugleich ſetzte er hinzu: ich habe dem Koch ſagen laſſen, er ſoll machen was er kann und was zu haben iſt. Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben. Der König lachte herzlich und ſagte: „Hamilton wird ſehr unzufrieden ſeyn, wenn das Mittagessen nicht gut iſt. Es ſchadet ihm aber nichts; warum hat er nicht aviſirt.“ Hackert ſagte: Ew. Maj. wiſſen, daß in Caſerta nichts anders als gutes Rind-

Fleiſch iſt, gute Butter von Caſtello; das Uebrige kommt aus Neapel. Der König ſagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fiſch ſchicken: denn ich habe heute früh ein Geſchenk von Fiſchen bekommen. Sonſt kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wiſſet, daß alle Morgen meine Proviſion, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ Der Koch hatte indeſſen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittageſſen, wovon der Fiſch die Hauptſchüſſel war.

Kochkunſt.

Der König iſt immer gutherzig, giebt gerne und freut ſich, wenn andre es mit genießen. Einſt auf einer großen Faſanen-Jagd, wo er *Hackert* eingeladen hatte die Jagd zu ſehen, ſo daß die Faſanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein Hundert geſchoſſen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während ſie nun gezählt wurden und der Jagdſchreiber ſie aufſchrieb, und wie viel ein jeder geſchoſſen hatte, nahm der König einen alten Faſanſahn auf, unterſuchte ihn und ſagte: dieſer iſt recht fett; er ſuchte einen zweyten und ſo den dritten. Darauf ſagte er zu ſeinem Laufer: „der iſt für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reiß gekocht in Caſerta zu Mittag ſpeiſen.“ Den zweyten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Faſan allein ſollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun und dieſen mit Brühe und Faſan zuſammen kochen laſſen. Der Reiß ziehet das Fett des Faſans an ſich und bekommt einen vortrefflichen Geſchmack. Der König machte ein ſolch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber, ſagte er, morgen friſch kochen laſſen, ſonſt iſt er nicht mehr ſo gut, und ich will wiſſen, wie es euch geſchmeckt hat.“ In der That war es eine geſunde und delicate Schüſſel, woran man ſich allein völlig ſatt eſſen konnte. Er ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn ſpielen zu ſehen, weil er es ſehr gut ſpielte. So wie der König ihn ſahe, fragte er gleich: „wie hat der Faſan geſchmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiederte er. Der König ſagte: „meiner war auch ſehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß ſimple Speiſen die beſten und geſundeſten ſind.“ Der König hatte ſehr gute franzöſiſche

Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzoſen ſo abgelernt, daß ſie eben ſo geſchickt waren wie dieſe. Hackert geſtand oft, daß er nie einen Hof geſehen, wo alles ſo gut und ordentlich bedient war, als der napolitaniſche.

In Caſerta hatte *Ph.* keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreiſen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühſtück, was er aus der Conditorey verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erſte Cammermaſter das Recht hat, ſo auch der Capitain von der Wache, und andre Herren, die an des Königs Tafel nicht ſpeiſen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthſchaft vorſteht, der Fourier, der die Quartiere beſorgt u. ſ. w. Dieſe Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König ſpeiſt, in demſelben Augenblick bedient, wenn man dem König ſervirt. So wie der König abgeſpeiſt hat, iſt die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben ſo gut bedient iſt, wie die königliche. Der König und auch die Königinn, die beyde ſehr gutherzig ſind, freuen ſich, wenn andre, die ſie ſchätzen, mitgenießen. Wenn alſo mit ſolchen ſeltnen Sachen ihre Tafel bedient war; ſo ſchickte die Königinn öfters an die Frau von Böhmen eine Schüſſel, der König an Hackert, und ſagte: er verdient es und verſteht es. Die Königinn, wenn ſie ohne große Suite war, ſchickte gleichfalls an Hackert verſchiedene Sachen von ihrer Tafel, ſogar Sauerkraut, und ſagte: „bringt es dem Hackert, der verſteht es. Es iſt auf deutſche Art mit einem Faſan zubereitet. Die Italiäner eſſen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geſchmack." Es verſteht ſich, daß ſo viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Eſſer war; nur wenn er um drey Uhr oder ſpäter, nach der Jagd, ſpeiſte, aß er etwas mehr, beklagte ſich aber des Abends, daß er zu viel gegeſſen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig luſtig in Belvedere geſehen, wo er von ſeinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonſt trank er ſehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag geſpeiſt hatte, aß er ſehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fiſche, aber zarte Fiſche, als Trillen, Zungen und dergl. Hatte er ſpäter gegeſſen, ſo genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bey der Tafel war er ſehr munter und machte ſehr gut die Honneurs derſelben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, ſowohl auf dem Lande als unter ſeiner Familie, die zuſammen ſpeiſte. Ich war oft dabey zugegen: denn wenn der König mit ihm von ſeinen Sachen geſprochen hatte und manchmal hinzuſetzte: ich werde bey der Tafel Euch das übrige ſagen; ſo trat er alsdann an den Stuhl des Königs und dieſer ſprach mit ihm. Es war eine Freude anzuſehen, wie er unter ſeinen Kindern als ein guter Hausvater ſaß.

Zufällige Einkünfte.

In Caſerta kam ein Pächter, welcher Jeſuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bey den Gardes du Corps und ſagte: Ew. Maj. ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieſes Jahr alle Frucht zu Schanden geſchlagen, ſo daß es eine Unmöglichkeit iſt, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jeſuiten-Güter will nichts nachlaſſen, alſo bitte ich Ew. Maj., mir die Gnade zu erzeigen; ſonſt bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrſte davon iſt erſpart von verſchiedenen Jahren her; denn in dieſem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König ſah dem Mann ſehr genau ins Geſicht; es ſchien ein guter ehrlicher Mann zu ſeyn. Der König frug ihn: „habt ihr die 6000 D. bey euch?“ Er antwortete, ja! — „Kommt herein!“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und ſagte: „das iſt das erſte Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jeſuiten-Gütern ſehe. Ich werde euch ein Billet geben, daß ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geſchehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf ſchreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein ſicilianiſcher Prieſter zum König zur öffentlichen Audienz. Nach ſpaniſchem Hofgebrauch muß er ſich bey dem Thürſteher melden und ſagen, was ſein Verlangen in der Audienz iſt. Dieſes wird aufgeſchrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgeſtrichen. Der König ſtehet vor einem Tiſch und erwiedert kein Wort. Vor der Thüre ſtehen zwey Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwey. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerſt mit Kniebeugen demſelben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiſer Leopold einen Hund geſchenkt bekommen, den ſie in der Feſtung Belgrad bey dem commandirenden Baſſa gefunden hatten. Der Hund war ſehr groß und ſchön, zahm wie ein Lamm, und daher beſtändig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde ſind, die nie ſatt genug haben, wenn ſie Speiſen riechen. Der Prieſter ſprach zum König, eines Proceſſes halber, den er rechtmäßig ſeit vielen Jahren führte und der nie zu Ende kam. Während derſelbe ſprach, war der Hund immer mit der Naſe an ſeiner Taſche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König ſagte zum Prieſter: „Ihr müßt Fleiſch oder Braten in der Taſche haben; wenn ihr's dem Hunde nicht gebt, ſo läßt er euch keine Ruhe zum Sprechen“. Der arme Prieſter ſagte zum König: ich habe eine gebratene Salſicia in der Taſche, das iſt mein Abendeſſen. Zu Fuß bin ich zwey Poſten von Napel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Napel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König ſagte ihm: „gebt's dem Hund.“ Nachdem er dem König alles geſagt und ſeine Bittſchrift überreicht hatte, befahl ihm dieſer, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da ſie zu Ende war, ließ ihm der König durch ſeinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben, und ihm ſagen: dieſes wäre, damit er zu leben hätte; ſein Proceß ſollte bald geendigt ſeyn. Wirklich hatte der König ſolche ſtrenge Befehle an die Gerichte ertheilen laſſen, daß der Prieſter in wenigen Monaten ſeinen Proceß gewann. Als er zum König kam und ſich für die Gnade bedankte, ſo war der Hund wieder da. Der König ſagte: „jetzt werdet ihr wohl nicht mehr eine Salſicia in der Taſche haben für den Baſſa.“ So hieß der Hund. Nein, ſagte der Prieſter: ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Maj. habe ich ein anſehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Faſaneneyer.

Im Jahr 1787 wurde eine gewiſſe Intrigue zwiſchen dem ſpaniſchen Hofe und der Prinzeſſinn Jaci, der Secretarie des Miniſters Marcheſe Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caſerta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unſchuldiger Weiſe der Träger dieſer Briefe. Viele bey Hofe bedienten ſich dieſer Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu ſchicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caſerta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit ſich führte, wozu die Verbündeten in Caſerta den Schlüſſel hatten, und die Prinzeß Jaci als Oberhaupt desgleichen; ſo wurde einen Abend der unſchuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeygefahren war, bey einer Taverne, wo er gemeiniglich ſeine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obriſtlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obriſtlieutenant bemächtigte ſich ſogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bey ſich hatte, fuhr ſchnell nach Caſerta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Offizier und Grenadiere nach Caſerta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, ſetzte ſich der König, mit der Königinn und dem Miniſter Acton, um ſie zu leſen. Nachdem die intereſſanteſten Briefe geleſen waren, las man auch die gemeinen, von Cameriſtinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bey Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin ſtanden, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier geben ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutſche Köchinn der Königinn geſchrieben war, bey der ihre Freundinn in Napel anfragte, ob die

Faſaneneyer müßten länger gebrütet werden, als die Hühnereyer. Die Glucke hätte ſchon 20 Tage auf den Eyern geſeſſen und noch wäre keins ausgekommen; ſie wollte alſo genaue Nachricht darüber haben. Der König ward ſehr aufgebracht über die Köchinn und ſagte: „Was! man ſtiehlt mir auf ſolche Weiſe die Eyer?“ Die Königinn, die viele Geiſtesgegenwart hat, ſagte, um die Köchinn zu retten, ſie hätte ihr befohlen, die Eyer zu nehmen und ſie nach Napel zu ſchicken. Sie wollte die jungen Faſanen in den Vogelhäuſern im Francavilliſchen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen laſſen. Der König war hitzig und ſagte: „Du miſcheſt dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit ſtand er auf und ſagte: „Ich will keinen Brief mehr hier leſen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leſet die übrigen“ und ging zum Billard. Die Paſſion zur Jagd ging ſo weit, daß des Morgens die Köchinn mit dem König ins Boſchetto gehen mußte, um zu zeigen, wo ſie die Eyer genommen hatte; die denn auf ihr rothwelſches Italiäniſch dem König noch dazu viel Unſchickliches ſagte, daß er ſoviel Aufſehen von 20 Faſaneneyern machte. Nachdem dieſe Hauptaffaire vorbey war, ſo ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Geſandten einführete und ſich an die 3000 Duc. jährlich ſtand, wurde nach Meſſina auf die Feſtung geſchickt. Marcheſe Sambucca ward abgeſetzt, behielt ſeinen ganzen Gehalt und zog ſich nach Palermo zurück. Viele andre kamen Zeitlebens auf die Feſtungen, und Geringere verloren ihre Poſten, ſo daß ſie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Er ſtand bey dem König in ſehr großem Credit, weil er offen und freymüthig ſeine Meynung ſagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens ſich nie in Hofintriguen einmiſchte. Wenn der König etwas verlangte, ſo machte er keine Schwierigkeiten, ſondern ſagte ſogleich: Ew. Majeſtät, es iſt gut, dieſes kann gemacht werden. So glaubte der König feſt, daß er ſelbſt die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und ſagte: Wenn Ew. Maj. es erlauben, ſo habe ich gedacht, noch dieſes hinzuzufügen. Es gefiel dem Kö nig und er ſagte: „machet wie Ihrs gut findet.“ Dieß geſchah. Wenn die Sache fertig war, ſo hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und ſagte: „Das iſt meine Idee geweſen; Hackert hat alles approbirt und wie ihr ſehet, ſehr gut ausgeführt.“ Die erſte Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft ſo viel hinzugeſetzt, daß man ſie ſuchen mußte. Der König ſagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden ſoll, ſo habt ihr immer tauſend Schwierigkeiten, die mir unangenehm ſind. Der Einzige, den ich habe, iſt Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und ſehet wie alles ſo gut und ſolide gemacht iſt, und noch dazu ſehr geſchwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, iſt mir ſchon alle Luſt vergangen.“

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leucio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König ſehr laut ſprechen und ſchelten. Es war mit dem Fiskal von Caſerta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes geſagt hatte über ſein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an dir 200,000 Ducati verbaut. Alles iſt ſo gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu ſehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieſer Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles iſt ſtill ſeinen ordentlichen Gang gegangen und iſt gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architect, und Hackert. Alle Rechnungen ſind bezahlt; ein jeder iſt zufrieden. Nie habe ich einen Recours gehabt; alles iſt in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand iſt zufrieden; beſtändig habe ich Recours von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Alſo muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger ſeyd.“ Damit wurde der Fiskal von Caſerta abgefertigt. H. wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er ſich ſehen ließ. Der König iſt ſehr ſanguiniſch, es vergeht ihm bald. Wie H. kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht laſſen zu ſagen: „ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caſergeklagt. „Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub iſt, ſo muß ich ſchreyen. Wenn ich allein mache, ſo geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwiſchen kommen, ſo wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dieß iſt wahr. Wenn der König allein dirigirt, ſo gehet es gut: denn er kennt ſeine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig iſt, und läßt es wenigen Perſonen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt."

Fac totum.

Der König war ſo gewohnt, Hk. bey ſich zu haben, daß beynahe kein Tag vorbeyging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verſchiedene Sachen; wenn ſie die Perſonen, die er um ſich hatte, nicht machen konnten, ſagte er gleich: „bringt es zum Hackert." Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, ſo wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergeſtellt und reparirt werden. Es geſchah gewöhnlich. Oefters ſagte Hk.: Ew. Maj. haben die Gnade und ſchicken mir die Sache in mein Quartier, ſo werden Sie bedient ſeyn. Dieß geſchah. Oefters hatte der König die Sache ſchon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm ſehr gefiel. Zum Beyſpiel, der König hatte ſich zwey argandiſche Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen laſſen. Weil ſie an Hackert adreſſirt waren, ſo zeigte dieſer dem Aufſeher darüber, ſie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen ſollte, auf welche Weiſe er ſie täglich putzen müßte u. ſ. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caſerta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caſerta kam, ſo war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König ſelbſt den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beſchmutzte ſich ſo ſehr mit dem ſtinkenden Oele, wie auch ſein Cammerherr, daß er endlich ſagte: „bringt ſie zum Hackert, der wird gleich wiſſen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß ſie unrein und voller Grünſpan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ ſie mit kochendem Waſſer rein machen, und zeigte dem Manne zum zweytenmal die Methode ſie anzuzünden und rein zu halten. So brannten ſeine Lampen wieder ſo gut wie vorher. Bey der Königinn war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geſchickt, wenn man dieſes und jenes fragen oder haben wollte.

Farneſiſche Verlaſſenſchaft.

Er war öfters in Streit mit dem König wegen des eignen königlichen Intereſſes. Dieſer Herr hatte das Prinzip, alles durchzuſetzen und ſich nie ein Dementi zu geben; und ſo zog ſich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf ſeinen Punct, auf ſeine Meynung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich iſt, wenn ein König ſtreitet. Die erſte Differenz, welche **Er** mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeſchickt war, die farneſiſchen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter ſeyen; dieſe könnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Reſtauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beſte Reſtaurateur der Statuen war, verſchiedene vorher zu reſtauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und *PH* förmlich mit Cabinetsordre durch den Miniſter die Commiſſion bekamen; ſo nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staats-Kanzley Caſa Reale. Als ſie beyde in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farneſe, eine Venus, und viele andre mehr reſtaurirt. Dieſe wurden durch einen andern Bildhauer, Spoſini, durch Jenkins, der ein Händler war, und vieles hatte reſtauriren laſſen, im Beyſeyn des Raths Reifenſtein und der Angelica Kaufmann geſchätzet, damit alles unpartheyiſch zuginge. Die Rechnung der Reſtauration belief ſich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und *PH* verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Caſa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, ſo antwortete er: „Venuti und Hackert können die ſchlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Reſtauration des Albacini bezahlen." Der Befehl kam durch den Miniſter, wie gewöhnlich, an beyde. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; ſondern er ſtellte demſelben vor, welche Eiferſucht und Neid es erregen müſſe, daß zwey Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Commiſſion hätten, und daß es in der Folge Verläumdungen und große Uebel für beyde nach ſich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläuftig geſchrieben. Zum drittenmal ſchrieb Hackert: daß Se. Majeſtät Herr wären, ſo viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte; daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königes Eigenthum in ſeinem Leben verkaufen würde. Wenn alſo Ihro Majeſtät verkaufen wollten, ſo möchten Sie die Statuen nach Napel kommen und ſie dort unter Ihren Augen verkaufen laſſen. Als der Marcheſe Caraccioli, der Miniſter von Caſa Reale war, dieſes dem Könige im Rath vorlegte; ſo antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal geſagt hat, dabey bleibt er: er iſt ein Preuße; und ich ſehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als PH nach Napel zurück kam, wollte der Miniſter Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bey Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf, und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie beyde geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Catalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beyde nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bey dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemälde-Reſtauration.

Ph. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemälde-Reſtaurateur nach Napel hatte kommen laſſen auf Befehl des Königs, ſo ſchlug er dem Könige vor, dieſen in ſeinem großen Studium zu Caſerta, unter den Augen Sr. Majeſtät, die erſten Proben ſeiner Kunſt ablegen zu laſſen; wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt iſt. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Chriſti von Ribera, Spagnoletto genannt, bey den Karthäuſern zu S. Martino in Neapel, welches von einem napolitaniſchen Schmierer ganz übermalt war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König ſagte: ich will ſelbſt ſehen, wie Andres das Uebermalte abnimmt. Alles geſchah. Der König ſah in Caſerta die Gemälde, in welchem Zuſtande ſie waren, und kam wenigſtens einmal die Woche zu [illegible] und Andree. Die Operation ward ſehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunſtkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ ſie der König in Neapel in ſeinem Vorzimmer zur Schau ausſtellen, und freute ſich der Acquiſition, die er an Andres gemacht hatte. Dieſer bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inſpector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Duc. jährlich für die Reſtauration, bis alle Gemälde fertig ſeyn würden, doch mit dem Beding, zwey Schüler zu halten, Napolitaner, und ihnen die Kunſt zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt ausſetzte.

Carthauſe.

Nachdem die Gemälde in Napel genug geſehen waren, ſo befahl der König ſie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäuſern von S. Martino ſchriftlich verſprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben; ſo ſchickte der Majordomo maggiore Ober-Cammerherr Prinz Belmonte Pignatelli das Gemälde mit auf Capo di Monte, und ſagte zum König: es wäre beſſer in der Galerie als bey den Kloſtergeiſtlichen. Da Er zur Reſtauration Gelegenheit gegeben hatte, ſo war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthauſe ſich ſogleich an ihn wendete. Derſelbe war ſehr verlegen, daß die

Carthauſe unter ſeiner Verwaltung ein Altarblatt aus der ſchönſten und reichſten Capelle verlieren ſollte. PH beruhigte ihn ſoviel wie möglich, ſagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufſetzen und zu keinem Menſchen davon ſprechen, ſo als wenn nichts geſchehen wäre; ja er möchte ſogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und verſprach ihm, daß die Carthauſe das Gemälde wieder haben ſollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. PH klopfte gelegentlich bey dem König an und ſprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Carthäuſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: ich habe zum erſtenmal das Gemälde der Carthäuſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen. Der König ſagte: Nicht wahr, es iſt ſchön? Hackert erwiederte ſogleich: Um Vergebung! Ew. Majeſtät, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das iſt kein Gemälde für eine Galerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemalt; er hat die Verkürzung des Leichnams Chriſti in den Punct der Perſpective geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hängt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punct, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Galerie, ſondern für eine Capelle, wo ein jeder ſeine Andacht verrichtet. Ueberhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthäuſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe ſo zu ſagen eine eigene Galerie von auserleſenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, ſondern auch das große Apartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen iſt, wie es Ew. Majeſtät geſehen haben. Der König antwortete ſogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe ſind richtig, Ihr habt vollkommeſt Recht. Man hätte mich hier leicht einen üblen Schritt thun laſſen." Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, ſagte er: „gebt es dem Miniſter Marcheſe Caraccioli, daß er es im nächſten Rath vorträgt: die Sache iſt gemacht." Im nächſten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäuſern ihr Gemälde wieder zuzuſtellen. Der König erließ den Mönchen die Reſtaurationskoſten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude ſein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Cuſtoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erſt an ſeinen Platz mit großer Solennität geſtellt, als Hackert im Carneval nach Napel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmal, wozu die berühmteſten Künſtler, Andres und Ignazius Andres, ſein Sohn, Marcheſe Vivenzio, vieſe andre Cavaliere und Liebhaber der Kunſt eingeladen waren, dazu der P. Prior nebſt drey Procuratoren des Ordens, ſo daß es eine Tafel von 40 Perſonen gab, die ſehr munter und luſtig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an ſeinen gehörigen Platz geſtellt unter vielen Viva il Ré. Die Freude der Geiſtlichen war ſo groß, daß ſie Hackert ein Geſchenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi ſondiren ließen. PH als ein Fremder, im Dienſte des Königs, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von keinem Menſchen, er ſey wer er wolle, in Königs Dienſt, nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine ſehr geringe Sache iſt. Der P. Prior kam ſelbſt zu ihm und bat ihn, doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und ſagte: ſo oft ich die Carthauſe und Sie P. Prior beſuche, ſo geben ſie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebacknes Brod.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemälde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis ans Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Pallaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bey Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati. —

PH hatte ſo zu ſagen ein Gelübde gethan, nie mehr Faſtenſpeiſe bey den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es wäre Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von zarten und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Malerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram, nebſt andern ſieben napolitaniſchen Malern, zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Urſach des Verbotes war dieſe: Man hatte den unſinnigen Plan gemacht die ganze Galerie ſtechen zu laſſen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. *PH* hielt die acht Maler zurück, beredete ſie, daß **Ram** allein, den der König kannte, demſelben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm ſprechen und ſich auf Hackert berufen ſollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil ſchon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, ſo wollte Hackert nicht, daß ſie alle gingen. **Ram** ſprach den König. dieſer hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn ſie nicht billig wäre, ſollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging *PH* des Morgens um ſieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen geſprochen hatte, brachte er die Rede auf **Ram**, und ſtellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und beſtand darauf. Endlich ſagte er zu ihm: Ew. Maj. es ſind acht Maler geſtern bey mir geweſen, die daſſelbe Anliegen haben. Sie ſind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in dieſen Zeiten nicht zu erſchrecken. (Der König ſagte ſogleich: „ich danke Euch für eure Vorſicht.") Es ſind noch über dreyßig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein ſich von Copien ernähren. Dieſe Menſchen ſind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. ſind übel von der Beſchaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erſtlich, daß die ganze Galerie geſtochen werde, dazu gehören ſo viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferſtecher kommen laſſen. Porporati hat an einer Platte über zwey Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen iſt noch weit zurück mit der ſeinigen. Welcher Particulier kann ſolche Werke unternehmen, wozu ſo viele Tauſende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur ſchwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferſtecher hernehmen? Wenn es Jemanden einfallen ſollte, einige Bilder von Capo di Monte zu ſtechen; ſo ſind ſchon ſo viele tauſend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erſt neue machen zu laſſen. Außerdem, ſo ſind viele Gemälde repetirt, finden ſich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen alſo den armen Copiſten das Brod zu nehmen und die jungen angehenden Künſtler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu ſtudiren — Ew. Maj. ſehen ſelbſt ein, daß dieß der Kunſt und dem Publicum ſchädlich iſt. Ueberhaupt iſt die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein Jeder das Recht haben muß zu ſtudiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., liche Befehl, daß ein Jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte ſtudiren und copiren könne.

Projektmacher.

Der König ſieht gemeiniglich eine Sache erſt für klein an. Die Schelme, die dieß wiſſen, machen den Plan immer auf die Weiſe, als ob der König viel dabey gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und iſt ſchändlich betrogen. *SH* hat ſich bey verſchiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freyheit genommen, ihm zu ſagen, daß es nicht für einen Monarchen ſey, ſolche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er ſelbſt einzelweiſe und mit wenigen Perſonen das Geſchäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angeſtellten Leute und ihrer Beſoldungen. Der König begriff es ſehr gut; allein die kleine Gewinnſucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den beſten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen; welches leider in Neapel nur zu oft geſchieht. Wenn er endlich nach verſchiedenen Jahren ſeinen Schaden einſah, ſo fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermüle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermüle einrichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerey lieferte, damit es ſowohl für ſie als die königliche Druckerey nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schritt geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerey war gleichfalls dagegen. Miniſter Acton, der die Landcharten u. ſ. w. ſtechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Er ihn öfter ſah, und wöchentlich wenigſtens einmal bey ihm ſpeiſte; ſo kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand ſich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermüle hatte, wo ſehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieſer wollte ſich wegen ſeiner Kinder bey dem Hofe Verdienſt verſchaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von ſechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf daſſelbe ſeine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerey fand es voller Fehler und wollte nicht drauf drucken laſſen, weil er den König nicht dabey betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorſicht bey der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerey gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobey der Director mit eigner Hand den Preis aufſchrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beyden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bey Philipp alles geſehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu ſehen was er und ſeine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerey der Gebrüder angekommen. Es ſtand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu ſehen und zu wiſſen, fragte ſogleich, wozu die große Menge Papier dienen ſollte. Die Antwort war ſehr kurz: Zu unſern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen laſſen. „Was! ſagte der König, „von des Stefano Merola Papier?“ Ja! Ew. Maj. — „Wie iſt es möglich, daß Ihr ſo viel Papier kommen laſſet; denn heute früh iſt der Director Carcani bey mir geweſen und hat mir verſichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier ſchlecht iſt.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und ſagte: „ich ſehe, daß es egal iſt und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und ſagte: „es iſt rein weiß und ſchön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg ſagte: wenn es nicht gut iſt, ſo muß Merola den Ausſchuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigſte aufgebracht über den Director ſeiner Druckerey. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren ſich die königliche Druckerey bediente, worauf Carcani die Preiſe und ſeinen Namen eigenhändig geſchrieben hatte. Als der König das ſchlechte und noch einmal ſo theure Papier ſahe, ward er noch zorniger und ſagte: „Carcani iſt ein S— —.“ Endlich beſänftigte er ſich und ſagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Miniſter Acton war gleichfalls falſch berichtet und ſagte zu Philipp: das Papier iſt noch nicht gerathen. Dieſer antwortete: Ew. Excellenz, es iſt gut und wir laſſen darauf drucken. Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagmal ins Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein, und bat, ſogleich einige Rieß zu ſeinen See- und Landcharten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königinn und des Miniſters Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andre Chicanen. Er war aber bey dem König und dem Miniſter Acton ſo

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3

GOETAE,J.W. FN. 06885/229

gut angeſchrieben, daß er immer frey kommen durfte. Ht ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Napolitaner, der auch ſo napolitaniſch ſprach. Alle Drey beſchützten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermüle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. Ht ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: was denken Sie daß Sie wohl haben möchten? Geld, ſagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit ſeiner Papiermüle, Ackerbau u. dergl. leiſtete. Ht war ſehr verlegen, weil er nicht wußte was er vom König für ihn verlangen ſollte. Einſt ſprach er gelegentlich die Königinn, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht; ſagte die Königinn: ſo wollen wir ihn zum Ritter vom Conſtantin-Orden machen. Ht verbat es, denn es ſchien ihm nicht am Platz zu ſeyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefſohn von ſeiner verſtorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns geweſen, im adeligen Cadettenhauſe zu Gaeta, woſelbſt nur zwölf

Cadetten waren, ſollte erziehen laſſen. Dem Merola gefiel der Einfall; Er ſchlug es dem Miniſter Acton vor; nachdem dieſer Information von ſeinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches ſogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld koſtete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adligen Cadettenhauſe zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsſchreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit dieſem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieſer Spagnuolismo iſt in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, iſt wie ein Edelmann angeſehen. Der König ſagte zu Niemand den Don, wenn er nicht aus der Claſſe ſolcher Perſonen iſt. Wenn er mit ſeinen Kindern ſpricht, ſagt er Don Francesco oder Donna Luiſa u. ſ. w.; ſonſt bedient er ſich des italiäniſchen Ser, welches nicht ſo viel als Signor iſt. So ſpricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derſelbe ſehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzelley; hingegen alle Künſtler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeiſter, der Cammer-

Chirurgus; alle Cammeriſtinnen Donna u. ſ. w. Die Cammeriſtinnen, wenn ſie verheiratet ſind, gelangen bey Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erſte Kupferdrucke.

Als PH dem König die erſten zwey Drucke brachte, die Georgs Schüler geſtochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, ſo ſagte der König zu ihm: „Ihr wiſſet und habt geſehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieſes Mal kann ich euch meine Freude nicht genug beſchreiben über die beyden Kupfer: denn ſie ſind von Napolitanern geſtochen und auf napolitaniſch Papier gedruckt. (Er ging ſogleich zur Königinn die auch ſelbſt kam, um ſeine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Del Grado, und das andre von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eignes Werk war, daß er die

Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er Jemanden wohlwill, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich PH ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königinn im letzten Zimmer mit drey Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert ins erſte Zimmer hereintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drey Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, Ihr werdet mir ſie jetzt auch ſagen.“ PH fand ſich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König ſagte: „Es ſind ſechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto geweſen ſeyd. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie ſind die Wege?“ PH ſagte: Ew. Maſtückt, da wo die Wege gemacht ſind, habe ich ſie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man ſie noch nicht angefangen hat zu machen, ſind ſie, wie bekannt, ſchlecht. Unterſucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commiſſion. Dem Anſchein nach ſind ſie vortrefflich, und ich habe geſehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geſchehen iſt. Die Brücken, die man gebaut hat, ſind ſehr ſchön und ſolid; beſonders haben mir die ſehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt ſind. Sie werden vermuthlich koſtbar ſeyn. Für den Sommer wäre es unnütz, ſie ſo lang zu bauen, hingegen im Winter, wenn das Waſſer hoch ſteigt, iſt es ſehr nöthig. Der König ſagte zu Acton: — „Jezt wiſſen wir die Wahrheit. Laſſet immer fortfahren.“ — M** ſprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu ſagen habe, und M** erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und ſagte: kommen Sie und ſpeiſen mit mir; wir müſſen zuſammen ſprechen. Da der Wegebau zu ſeinem Departement gehörte, ſo war er ſehr dabey intereſſirt; denn es waren Recurſe gekommen an den König, daß die

Wege ſchlecht wären. Er ſagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verläumdungen ein Ende. Daran ſind Sie Urſache; ſonſt hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert und die Wege wären liegen geblieben. M erwiederte: das Beſte wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinſchickten, der die Wege unterſuchte. Nein! ſagte Jener: das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur beſtechen; ſo kommt von neuem Verdruß. Es iſt beſſer, daß es bey Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich ſind völlig verſichert, daß Sie uns die Wahrheit geſagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da M ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Pallaſt kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in ſeine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bey ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert ſollte zwiſchen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti ſagte: wie iſt es möglich, daß Sie ſo ruhig ſitzen und malen? Wenn mir dieß begegnete, ſo wäre ich bald todt. Hackert ſagte: „Ein Jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Urſache, warum ich unruhig ſeyn ſollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewiſſen hat, ſo kann man einem jeden frey unter die Augen treten. Es iſt ſehr gut, daß alle drey mich dieſen Morgen verlangen, ſo verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erſter Secretär ſagte ihm, er wäre ſchon oben zum König gegangen. Er ging alſo gleich hinauf und fand ihn. Jener ſagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte ſoll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabey ſeyn ſollen.“ — PH ſagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, ſo bin ich zum Dienſt des Königs bereit — „Andres als Inſpector ſoll auch mit dabey ſeyn.“ PH ſchlug noch Bonito und Fiſchetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vors erſte im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marcheſe Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm PH freundlich auf und ſagte: „Sie werden mir ei nen Gefallen erweiſen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron iſt, und ein, wie es mir ſcheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Penſion bekömmt, in Rom noch drey oder vier Jahre zu ſtudiren. Finden Sie ſeine Arbeit nicht gut, und daß der Menſch wenig verſpricht, ſo verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen." Hackert lachte herzlich und ſagte: das iſt ſchnurrig! „Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich ſoll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Penſion bekommen kann. — „Nein! ſagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, ſo ſagt gleich der König, daß ich die Malerey nicht genug verſtehe; wenn Sie es thun, ſo glaubt es der König." Hackert bat, daß der junge Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers **Eranti** zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und **Eranti** bekam die Penſion, vier Jahr in Rom zu ſtudiren.

Wie Er zum König kam, fand er daſelbſt den

Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte, worin die Kupfer ſind. Suchet nach Eurem Geſchmack die beſten davon aus, und verzieret mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: „In dem Cabinet, wo Borelli ſchläft, wiſſet Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſila den Schlüſſel nehmen, wie es ſich auf wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu H.: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laſſet ihn nicht aus Euren Händen. Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schlüſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ H. war ſehr verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſila mit dabey ſeyn mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm, und eben ſo auch bey dem Kupferaufſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Pallaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſila alle Ehre.

Der König ſetzte **Hk** ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte; welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Se. Maj. öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenſtunden.

Hk war in der Geſellſchaft bey Hof öfters bey der Donna Carolina Vivenzio, die zwey Nichten bey ſich hatte, die Cammeriſtinnen bey den Prinzeſſinnen waren. Beyde Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu ſpielen; ſo wurde die Abende, wenn ſie frey und außer Dienſt waren, gezeichnet. So geſchah es auch bey der Fräulein Baroneſſe von Bechhard, die eine Art Oberhofmeiſterinn bey der Frau Thereſe, Tochter des Königs, jetzigen römiſchen Kaiſerinn, war, und wo auch die Frau Luiſe, die an den Großherzog von Toſcana verheiratet wurde, ſich befand. Da die Königinn ſah, daß die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichneten, ſo fiel es ihr ein, daß *PH* beyden Prinzeſſinnen Lection geben möchte. *PH* erwiederte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und andern Commiſſionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einiger Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog ſich in die Länge; die Königinn wollte alle Gründe nicht annehmen, ſondern beſtand darauf und ſogte: „Sie gehen viele Abende in dieſe Geſellſchaft; alſo kommen Sie zu meinen Kindern. Dieſelbe Geſellſchaft ſoll auch da ſeyn, und ſie zeichnen alle zuſammen.“ Sie ſetzte noch hinzu: „ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen.“ Es iſt beynah unmöglich, der Königinn von Neapel etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen iſt, ihrem Wil len zu folgen... Endlich mußte es Kft annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt; welches ihm gar nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſinn Marie Thereſe, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königinn kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft, als Lection war. Oft, wann Kft ſah, daß die beyden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, ſchlug er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre von der Kunſt zu ſprechen‸ Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen; welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art Lection zu geben ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerley Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frey hatten, nicht wollten genirt ſeyn, blieben nach und nach aus. Die Königinn wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frey auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt: denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſeyn; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drey Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina, die wirklich eine brave wackre Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Thereſe Lection im Malen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber ſeinen Wünſchen nicht entſprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzeſſinnen beyde verheiratet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königinn zum Geſchenk für allen den Zeitverluſt, den er hatte. Auf dieſe Weiſe kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geſchenk, eine goldene Doſe, für drey Jahre, die er die mehrſte Zeit in Caſerta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtſamkeit hatten ſie für ihn, daß, wenn ſie anders beſchäftigt waren, ſie ihm wiſſen ließen, daß er ſich nicht bemühen möchte. Viele andre Attentionen hatten ſie noch für ihn; z. B. wenn ſie kleine Feſte gaben, wo die Prinzeſſinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die ſie einluden, welches die Königinn nachſah, und diejenigen ausſtrich, die ſie nicht haben wollte; ſo wurde Hackert jedesmal eingeladen ſowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts ſpeiſte. Die Königinn, die auch nicht zu Nacht ſpeiſet, war aber bey Tiſche zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und ſprach viel. Sie hatte das mit Fleiß ſo eingerichtet, damit die Prinzeſſinnen ſich an Geſellſchaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man geſtehen, daß eine Privat-Dame ſich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königinn von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Krankheiten die Wärterinn und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königinn überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beyde Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Perſano auf der Jagd; da er ſie bekam, ward er ſo vergnügt, daß er ſie ſelbſt gleich in ſeinem Zimmer aufhing, und den zärtlichſten Dankſagungsbrief an ſeine Kinder ſchrieb.

Directorſtelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Duc. jährlich, ſich bey dem Profeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drey Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können; ſo bewarben ſich viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bey der Academie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſprüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talents, als andrer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben, und miethete ſich hernach ein eignes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königinn waren, um die Director-Stelle bey der Academie. Es wurde mit PH davon geſprochen; er antwortete, daß er ſich nie in die Sache miſchen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienſt, wie De Angelis war, der ſo viele Jahre gedient hatte, zurückzuſetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tiſchbein nicht entgegen ſeyn würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bey dem König zu dieſem Poſten zu empfehlen, weil er ein Fremder ſey. PH wurde nicht weiter gefragt, alſo ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Maler, Monti, weil er aus Macerati bey Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von ſeiner Frau geweſen. Monti, außerdem daß er ein ſchlechter Maler war, fiel Jedermann mit ſeinen elenden Sonetten beſchwerlich, und hatte ſich durch ſeine Satyre viele Feinde gemacht. Die Erbſchaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, ſo daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm ſein Vater als Fideicommiß gelaſſen, nichts mehr beſaß. Durch den Danielle, unter deſſen Departement die Sache fiel, weil er der erſte Secretär bey dem Miniſter Marcheſe di Marco war, wurde es ſoweit getrieben, daß Monti Director der Maleracademie werden ſollte. Auf der andern Seite wollte die Königinn den Tiſchbein haben. *Ph.* bekümmerte ſich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So ſtritten ſie ſich fort.

Einen Morgen kam Tiſchbein zu *Ph.* und ſprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, ſo viel als in ſeinen Kräften ſtünde und wo er könnte, behülflich zu dieſem Poſten ſeyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bey dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Director 200 Ducati und als Cammermaler die gewöhnlichen 400 Duc.; zuſammen alſo 600 Duc. *Ph.* ſtellte dem Tiſchbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Duc., dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Cammermaler machte, alsdann wäre es ſchon der Mühe werth mit 600 Duc. jährlich den Poſten anzunehmen. Vielleicht, bey der neuen Einrichtung der Academie, könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Duc. zu rechnen wäre. Er verſicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen ſeyn würde; als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorſchlagen könnte. Tiſchbein ſagte: „Der König giebt Ihnen 1200 Duc. jährliche Penſion und Logis, für nichts als daß Sie nur bey dem König ſind, wenn er will; wie iſt es möglich, daß ich als Director mit ſo wenigem beſtehen kann?“ Hackert erwiederte ihm: Mein Poſten iſt ein neuer, der nie bey Hof exiſtirt hat; er iſt vom König geſchaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tiſchbein ſagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten laſſen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Director-Stelle der Academie annehmen.“ Er ſagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle ſogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin ſind ſo gut als 1600 Duc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk ſo, daß Tiſchbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen hiſtoriſchen Süjet, welches jeder allein für ſich zu machen hatte; wer es am beſten machte, ſollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geſchickter und ſolider Mann, wollte ſich dazu nicht verſtehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tiſchbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und ſein Miniſter March. de Marco, beyde verſtanden nichts von der Malerey. Danielle wollte ſeinen Monti zum Director haben, die Königinn den Tiſchbein; alſo zog ſich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, ſo daß es Tiſchbein ſehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorſchlag durch ſeinen Miniſter, daß ſie beyde Directoren würden, daß der König die 600 Duc. die Bonito hatte, zuſammen laſſen möchte, daß ein jeder Director 300 Duc. erhielte, doch ohne den Titel als Cammermaler. Der König, den man ſchon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tiſchbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Duc. jährlich. Tiſchbein bezahlte allein 300 Duc. jährliche Miethe für ſein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erſt vom Könige frey Logis bey der Academie. Als ein geſchickter Mann erwarb er ſich Verdienſte um die Academie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, ſondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Stil ein, ſo daß ſeine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionärs in Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte er ſehr gut und verſprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mit verſchiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er ſich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte ſich aufs Zeichnen, beſonders hetruriſcher Vaſen, wodurch er vielleicht ſeinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reiffenſtein in Caſerta bey ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche à l'Encaustique, ſowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und ſagte: Morgen früh werde ich kommen. Er vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſeyn würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren ſchon die Bedienten auf. Hackert ſtieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt ſich indeſſen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen ſah und ſelbſt Hand mit anlegte. Dieſe Malerey wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm ſo ſehr, daß er gleich ſagte: Ihr müſſet mir mein Bad in Belvedere enkauſtiſch malen laſſen; welches auch wirklich geſchah. Der König ſprach ſehr viel über dieſe Art Malerey, und wollte genau davon unterrichtet ſeyn. Reiffenſtein und Hackert waren verſchiedener Meynung. Hackert behauptete, daß es beynahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommner Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß ſehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erſt ſiehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in die Farben bereits befindliche ſchmelzet, und die Farben ſehr lebhaft und ſchön erſcheinen. Reiffenſtein behauptete man könne retuſchiren. Er geſtand es ein; „Aber, ſagte er, man tappet bey der Retuſche eben ſo im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben ſind blaß. Es kommt alſo, mit aller Praktik, auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht." Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. ſ. w.; daß das Fleiſch in dieſen Gemälden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es ſchien ihm ſchwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkauſtiſch verfertigen könnte. Ueberdem ſo iſt er der Meynung, daß ein Oelgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein enkauſtiſches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und Anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauer, da iſt dieſe Art Malerey vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Maler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es ihm nicht fehlen, daß ſeine Verzierungen ſowohl in Clair-obscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verſchiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kömmt und folglich die Harmonie in dieſer Decorations-Malerey angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er ſeine Farben ſehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch bey dem Einbrennen egal. In Italien iſt dieſe Malerey ſehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen: denn ſie hält ſich ſehr rein. Man ſtaubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tiſch abreibet, ſo bekommt es ſeinen vorherigen Glanz. Man iſt von allerley Inſecten frey, die ſich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einniſten, die ſehr ſchwer herauszubringen ſind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang ſtinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkauſtik anwendbar iſt, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Fröſten die Wände, wenn ſie aufthauen, öfters ſo ſchwitzen, daß das Waſſer herunter läuft; ſo könnte es leicht ſeyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abſpringen. Hernach, ſo iſt ſie gegen die Leimfarben-Malerey theuer. Da bey der Decoration viele Mode herrſchet, und ſelten der wahre gute Geſchmack nach den Antiken eingeführt iſt; ſo iſt die Leimfarbenmalerey vorzuziehen, weil ſie weniger koſtet, und man nach der Mode ſeine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architect Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden ſollte, ſo daß alle Kunſtwerke daſelbſt aufgeſtellt werden könnten, die ſämmtlichen Statuen, das ganze Muſeum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was ſonſt noch von Kunſtwerken und Antiquitäten ſich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anſtändig. Nachdem der König Stundenlang mit [illegible] und Santarelli alles unterſucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anſchlag über Koſten und Ausführung zu beſorgen. Es waren 500,000 Neapolitaniſche Ducaten nöthig. Dabey war der Plan ſo gemacht, daß Niemand ſtehlen konnte, und wenn die Galeren-Sclaven, wie gewöhnlich, beym Abtragen des Bergs und beym Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erſpart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war ſehr zufrieden mit allem, PH verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Banck deponirt, und verſprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, ſo könnte in weniger Zeit alles in Ordnung ſeyn.

Der Marcheſe Venuti jedoch mit ſeiner Vielſchwänzerey verdarb alles: denn die Secretarie war ſchon eiferſüchtig, daß der Pabſt, der dem Miniſter abgeſchlagen hatte, die farneſiſchen Statuen abgehen zu laſſen, daſſelbe doch nachher dem Marcheſe Venuti und PH bewilligte; und nun arbeitete ſie daran, daß die Studien nicht gebaut werden ſollten. Durch Cammeriſtinnen machte man die Königinn glauben, PH würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König feſt, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königinn. Da PH dieß merkte, zog er ſich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwey Jahre drauf that Don Ciccio Danielle Vorſchläge, wie jene Zeichnung von San tarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwey Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marcheſe Vivenzio bekam die Commiſſion. Verſchiedene ſtarben während des Proceſſes, ſogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architect Santarelli zog ſich aus der Affaire und ſchob alles auf den zweyten Architecten, welcher geſtorben war. Der König fand ſich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marcheſe Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunſtliebhaber, wünſchte daß das Werk ausgeführt würde, und ſuchte verſchiedene Male NN zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieſer aber gab die kurze Antwort: Der Hof will betrogen ſeyn; in meinem Leben miſche ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Caſtel a Mare das erſte Kriegsſchiff gebaut, von vier- und ſiebzig Canonen, (La Parthenope). Das Schiff, im Moment als es vom Stapel ablief, ſollte nebſt dem dabey gegenwärtigen Hof und allem zuſchauenden Volk vorgeſtellt werden. Im Grunde war der Veſuv, von jener Seite her geſehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt und Georg Hackert ſtach es nachher in Kupfer; wodurch General **Acton** ſich ſehr geſchmeichelt ſah.

Der König beſtellte noch fünf andre große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Eszadre von Algier, mit der Ausſicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Caſtel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Molo di Gaeta, und die Päbſtlichen Galeren; Eine. Vue von Fuſia auf der

Inſel Iſchia. Dieſe ſechs Bilder ſind in Caſerta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König ſchickte Ph 1788 nach Appulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reiſe am adriatiſchen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drey Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reiſe zurückkam, präſentirte er ſich der Königinn, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Cur brauche, und ihm ſagte, daß er ſobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Geſellſchaft zu leiſten, der in dieſer Zeit ſonſt Niemand ſehe. Ph gieng denſelben Tag noch nach Caſerta. Abends nach ſeiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geſchrieben, daß er ſich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majeſtät aber angenehm ſeyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu ſehen. Er wurde ſehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beym Weggehen die Befehle Seiner Majeſtät verlangte, ſo frug der König: „Bleibt Ihr in Caſerta oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ KH erwiederte, daß er ganz von Ihro Majeſtät Befehlen abhinge. Der König ſagte ſehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caſerta bleibt, ſo werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer beſehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende iſt.“ So geſchah es nun, und die Zeit verfloß ſehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Perſonen, die ihm Geſellſchaft geleiſtet hatten, auf eine ſehr verbindliche und ſchmeichelhafte Weiſe. Es war Niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Beiro und KH.

Der König hatte indeſſen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern, ſowohl wegen ſeiner Seidenfabrick, die er da anlegte, wozu er verſchiedene Florentiner hatte kommen laſſen, als auch wegen des alten Pallaſtes von Belvedere, nebſt der Kirche, die ſo zu ſagen ein Pallaſt war, welche aufs neue beſet ſtigt und hergeſtellt werden ſollten. Dieſen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architect Collicini hatte den Bau zu beſorgen. Er war ein Schüler vom alten Banvitelli, ſehr ſolid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominiſchen Geſchmack ergeben; und in dieſer Art hatte gedachter Architect ſchon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bey PH in Neapel vielmals im Hauſe geweſen war, gefiel der dort angebrachte Geſchmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar ſehr. „Es iſt ſimpel, ſagte er, und ſchön, und doch iſt ein Luxus darunter verſteckt." Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er PH ganz unverſehens nach S. Leocio rufen, und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Roſſi hier; er ſoll mir einen Plafond malen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." PH antwortete: Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich: was iſt Eure Meynung? Jener verſetzte: da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Camins würde der Genius des Schlafs vorgeſtellt. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagne Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was beſſers, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen, zu denken. Der König ſagte: Beſſer kann es nicht werden, und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier, ſagte er, will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Luxus, aber ſauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?“ Er antwortete: Weil San Leocio ein Ort iſt, wo Manufacturen angelegt werden; ſo finde ich ſchicklich im Plafond vorzuſtellen, wie Pallas die Menſchen lehret ſpinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürſtücken waren die ſchönen Künſte vorgeſtellt. Die Cabinette und Zimmer von ſeiner Suite wurden alle ſimpel und anſtändig ornirt, und dienten bey Feſten Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der ſowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weiſe ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgeſtellt, und in vier runden Feldern, Bacchus, der den Menſchen den Ackerbau, Weinbau u. ſ. w. lehrte. Dieſes wurde ſehr ſchlecht von Fiſchetti ausgeführt; ſo daß der König ſagte, als er es fertig ſah: „es iſt gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indeſſen da er den Künſtler ſelbſt gewählt hatte, ſo ließ ers geſchehen und ſagte: „Die Möbel, die Ihr habt machen laſſen, ſind ſolid und elegant; die Malerey will ich nicht anſehen. Es iſt mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen zu laſſen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er ſchwimmen konnte. Nachdem dieſes gebaut war, ornirte es Alle enkauſtiſch ſogar den Plafond, welches zwar mühſam war, aber glücklich ausfiel. Alſo ward Belvedere di San Leucio fertig. Der König gab ein Feſt, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paeſiello, zum erſtenmale aufgeführt wurde. *PH* hatte die Anſtalten zu dem Feſte gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergeſtalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erſte Cavaliere an den Tafeln ſitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tiſchen oder ſtehend ſupirten.

Der König und die Königinn waren außerordentlich zufrieden, als ſie den Tag vor dem Feſte alle Anſtalten ſahen, indem ſie nie geglaubt hatten, daß ſoviel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frey blieb. Als das Theater geendigt war, wurde ſoupirt. Die Herzoginn Amalia von Sachſen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden ſich 48 Perſonen, und da eben zu der Zeit eine ſpaniſche Escadre vor Neapel lag, ſo waren auch alle Staabsofficiere derſelben zu dem Feſte geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beſchenkte *PH* mit einer goldnen Doſe und Repetiruhr, ſo daß die Königinn ſagte: „Gott vergeb es mir! Ich fürchte, daß es nahe an ſeinem Ende iſt; denn er ſchenkt niemals.“ Indeſſen iſt anzumerken, daß der König nicht Doſen, Uhren u. dgl. verſchenkte, wie die Königinn häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200 Unzen in Gold; welches denn für den Empfänger weit beſſer war als eine Doſe, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architect Collicini hatte abermals den Auftrag. Es iſt ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpallaſt nennen. Es ſind viele Ställe dabey, theils für Pferde, weil eine Stuterey daſelbſt angelegt iſt, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meyerey wurde gute Butter und Parmeſankäſe gemacht. Ingleichen eine Bäckerey, um Brodt für die Arbeiter zu backen. Verſchiedene andere Gebäude zur Landwirthſchaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an dieſem Orte leben: denn im Sommer iſt die Luft ſehr übel, ja in gewiſſen Monaten tödtlich. Indeſſen Leute, die da geboren ſind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch ſelten über 40 bis 45 Jahre.

KH erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Pallaſt von Carditello, nebſt der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerey und Malerey zu verzieren. Dieſes ward in zwey Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Feſt der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde, auf engliſche Art, gegeben, in einem Oval, das rings um den Pallaſt und die Gebäude hergeht, und mit Stufen, wie ein Amphitheater gebaut iſt. In demſelben ſteht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin ſich die Muſik befindet. Auch waren andere kleine populare Feſte für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tauſenden herbeyſtrömte. Der König war ſehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte KH für ſeine Mühe, und ſagte: „Das iſt der einzige Pallaſt den ich habe, der fertig und völlig möblirt iſt.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freyheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahr 1790 wurde PH mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen, und alle maleriſchen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertiget werden. Die Reiſe ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieſer Jahrszeit ungewöhnlich iſt, verlor PH viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küſte Calabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Meſſina, Syracus, Auguſta und Palermo, wo er zur Zeit des Feſtes der heiligen Roſalia ankam, und den vielen Gaukeleyen der fünf

Tage beywohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verſchiedene Ausſichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, **Prinz Caramanica**, der ſein Freund ſchon ſeit langer Zeit in Neapel geweſen war, nahm ihn ſehr günſtig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Pallaſt und war aufs beſte verſorgt. Den erſten Abend des Feſtes ſtellte der Prinz ihn ſelbſt der ganzen Nobleſſe vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel geſehen, daß ſowohl der König als die Königinn *ihn* bey Hoffeſten an Souveraine vorſtellten, welche damals Neapel beſuchten; auch fiel dieſes den Palermitaniſchen Cavalieren, die *ihn* kannten, und ihn in Neapel, als erſten Cammermaler bey allen königlichen Feſten geſehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Inſel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vice-König vorgeſtellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künſtler oft bey Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erſter Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Aſſembleen, wo Feſte gegeben wurden.

Da der König den Vorſatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königinn und die beyden Prinzeſſinnen begleiten ſollten; ſo wollte H. noch vor der Abreiſe des Königs im Auguſt in Neapel ſeyn. Er verließ daher ſein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetbot, il Tartaro, zurück. Wäre H. nicht noch mit Carditello und deſſen Möblirung beſchäftigt geweſen, ſo hätte ihn der König mit nach Wien genommen; Er wollte aber alles bey ſeiner Zurückkunft fertig finden, und ſo ließ er den Künſtler zurück.

Kriegsunruhen.

Ohngeachtet die Unruhen ſich immer mehr und mehr verbreiteten, ſo ging doch alles ſeinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beyden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu ſtocken. H. mußte ſein Quartier im alten Pallaſt zu Caſerta räumen, ſo wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daſelbſt angewieſen war: die Pringeſinnen ſollten ihn beziehen. Hk. wohnte noch ein Jahr in Caſerta für ſich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun ſehr oft nach Caſerta gerufen, welches dem König am Ende mehr koſtete, und Hk. verlor viele Zeit dabey. Indeſſen ging es noch ſo ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel ſeltner als ſonſt. Hk. ſah wohl, daß das Ganze ſchief ging; aber er durfte ſich's nicht merken laſſen: denn alle Wohlgeſinnte, die nicht in den Ton ſtimmten, den Haß und Parteygeiſt angegeben hatten, ſondern vernünftig und ohne Leidenſchaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör, Jahrelang im Gefängniß zu ſchmachten. Hk., um ſich zurückzuziehen, und um nur die großen Feſttage, wo es ſeine Stelle erfoderte bey Hofe zu erſcheinen, oder wenn er gerufen wurde, ſich zum König zu begeben, miethete ſich ein klein Caſino ſul Vomero, welches die ſchönſte Ausſicht vom ganzen Meerbuſen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anſtalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bey ihm war. Er ſetzte ſich in den Wagen und konnte in der zweyten halben Stunde auf dem Pallaſt des Königs ſeyn. Alſo war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, u brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um ſich von den traurigen Ahndungen zu zerſtreuen, die er von den bevorſtehenden Schickſalen hatte, machte er in den heißen Monaten maleriſche Reiſen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Aebte ſeine Freunde waren, ſo wie auch zu den Camalduleuſern a l' Incoronata. Und ſo brachte er in den Apenninen, ſo lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In ſtiller Einſamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verſchiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortſetzte; machte ferner kleine Reiſen auf ſeine Koſten, im Königreich, nach Cajazzo, Pie di Monte, Aliſa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher ſeine Capitalien zurückzuziehen; aber ſie mußten erſt aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze ſchon ſo ſchlecht, daß man 15 p. C. verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich geweſen, ſein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches

Aufſehen zu machen; der Hof würde es ſogleich erfahren und Verdacht geſchöpft haben. Alſo war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Kataſtrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte ſein Silber hergeben. KH lieferte für 2400 Scudi Silbergeſchirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bey angedrohter Confiſcation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreyßig Tagen 50 p.C. verloren. Der König zog alles baare Geld an ſich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem Niemand ſich Gutes verſprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menſchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, ſein Hab und Gut ausgeplündert zu ſehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand ſich KH mit ſei nem Bruder Georg, welche beyde in einem Flügel des Francavilliſchen Pallaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Pallaſt ausgeplündert war, ſtanden beyde Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu ſehen, was für ein Lerm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müſſen den Francavilliſchen Pallaſt plündern, denn die Königinn hat viele ſchöne Sachen daſelbſt. Beyde Brüder nahmen Hut und Stock und jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Cameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königinn den Schlüſſel gegeben hätte. Sie wollten ſich nach dem Caſino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicher Weiſe unterblieb die Plünderung. Indeſſen machten ſie ſo viel als möglich insgeheim Anſtalten, die beſten Sachen einzupacken; welches nur mit vieler Schwierigkeit geſchehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzoſen.

Endlich rückten die Franzoſen ein. Es iſt wohl nie von redlich geſinnten Menſchen ein Feind ſo gewünſcht worden, als die Franzoſen in dieſem Augenblick. Es herrſchte die größte Anarchie, die man ſich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtſchlag. Wer ſich am Fenſter ſehen ließ, konnte ſich eine Kugel erwarten. Drey Tage jedoch, nachdem die Franzoſen in Neapel eingerückt waren, ſah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer ſieben an einem Tage erſchoſſen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand **Ek** einen Zettel an ſeiner Thüre, daß der Diviſionsgeneral Rey nebſt ſeinem Generalſtab und vier Commiſſarien bey ihm wohnen ſolle. **Ek** widerſetzte ſich heftig, und verlangte zu wiſſen, mit welcher Autorität dieſes geſchehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität ſollte des andern Tages erfolgen. Indeſſen rückten 86 Jäger und Pferde in den Pallaſt ein, weil ſo viel Stallung für ſie da war. Die vier Commiſſairs blieben die Nacht da, und ſchlieſen gekleidet auf Matrazzen: denn Ph. hatte nur drey Betten, eins für ſich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commiſſairs alles verſiegeln, welches mit guten und böſen Worten beygelegt wurde. Sie bemächtigten ſich gleich ſiebzehn groſſer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert ſtanden. Drey Seehäfen von gleicher Größe waren bey Ph. in ſeinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König ſie noch nicht bezahlt habe, und ſie bis jetzt noch des Künſtlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte ſich in Philipps Quartier und bediente ſich ſeines Bettes, ſeiner Küchengeräthſchaften und alles was da war. Der Generalſtab war unten einquartiert bey Georg Hackert, wo ſie in Betten ſchlieſen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und ſo gereichte dasjenige, was ihnen ſo viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Pallaſtes zu bewohnen, nunmehr zur groſsen Unbequemlichkeit, indem ſie als Privatleute gleichſam an des Königs Stelle die neuen Gäſte bewirthen ſollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angeſehen wurden: denn das beſondre Verhältniß, worinn ſie ſtanden, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud PH den erſten Tag, weil ſein Koch noch nicht angekommen war, zum Eſſen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorſtellung, daß ſie geborne Preuſsen ſeyen, wurde der General ihr Freund; und wie PH im ſiebenjährigen Kriege ſein erſtes Aufkommen als Künſtler franzöſiſchen Officieren zu danken hatte, ſo dankte er nun franzöſiſchen Generalen ſeine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß PH ſogleich 1200 Napolitaniſche Ducaten Contribution bezahlen ſollte. Baar Geld war nicht vorhanden, alſo wendete er ſich an General Rey um guten Rath. Dieſer ſetzte ſich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künſtler vorſtellte, da er denn ſehr gut aufgenommen ward. Allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunſt auf eine indirecte Weiſe von derſelben befreyet.

General Rey bezeigte ſich ſehr freundlich gegen die beyden Brüder, und verlangte, daß ſie täglich mit ihm ſpeiſen ſollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichſte Weiſe, wenn ſie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weiſe an den Tag, wie ſehr er ſie ſchätze und beſchütze. Hierdurch wurde PH in große Verlegenheit geſetzt: denn in ſeinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht beſtehen könne, und daß der König bald wieder in den Beſitz ſeines Landes kommen würde. Viele Generale beſuchten ihn nun in ſeinem neuen Hauſe, das er bezogen hatte, ſeitdem er den Francavilliſchen Pallaſt verlaſſen mußte. Sie zeigten ſich alle als Liebhaber der Kunſt, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines

Tages ſagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner ſeyn könnt, iſt mir ſehr begreiflich: denn ein Künſtler, der jährlich 6000 Livres Penſion verliert, nebſt einer ſchönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge ſeyn; aber Ihr ſeyd ruhige Leute, und habt euch weder ſonſt noch jetzt in Regierungsgeſchäfte gemiſcht. Wir ſchätzen Euch als Artiſten, und reſpectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch ſeit einem Monat kenne, habe ich den beſten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange aufs dringendſte, daß Ihr Neapel verlaſt und nach Paris gehet: denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir ſchon angeſonnen hat, Euch als Royaliſten arretiren zu laſſen. Ziehet weg. Männer und Künſtler wie Ihr ſeyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

Misliche Lage.

Die beyden Brüder hatten ſchon längſt über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältniſſe zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher ſchon vom General Rey etwas ähnliches hören müſſen. Sie ſahen voraus, was nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Franzoſen ſie erwartete. Sie beſchloſſen daher ſich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigſtens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf ſagte General Rey zu PH: Wann gehet Ihr? Dieſer antwortete: mit dem erſten Schiffe, das neutral iſt. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General verſetzte: thut es ſo geſchwind als möglich, denn ich habe meine Urſachen. Er rief ſogleich ſeinen Secretair und gab jedem einen Paß, mit der Weiſung ihn beſtändig in der Taſche zu tragen, und die franzöſiſche Cocarde auf dem Hut. Und ſo waren die beyden Brüder bey Hof in Palermo für Jacobiner ausgeſchrieen, und in Neapel wollte man ſie als Royaliſten einkerkern. In dieſem Falle befanden ſich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des däniſchen Capitains zu Ende, und *PH* mußte bis Livorno über 300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der däniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43 Paſſagiere. Bey Monte Chriſto ward das Schiff von einem franzöſiſchen Caper beſucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, ſo wurde das Schiff genommen. *PH* widerſetzte ſich mit Heftigkeit, zeigte ſeinen franzöſiſchen Paß, und wurde als Preuße reſpectirt. Indeſſen wollten ſie das Schiff nach Baſtia in Corſika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Baſtia keine Gerechtigkeit ſey; alſo da die Caper das Schiff verlaſſen hatten, handelten ſie mit den beyden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und ſtellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe ſchon das Land verlaſſen und die Franzoſen ſeyen im Beſitz deſſelben. Sie möchten das Schiff anſtatt nach Baſtia, nach Livorno bringen laſſen. Dieſes koſtete 200 Piaſter, welche LH mit den beyden obgenannten bezahlte, weil ſie die beſten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungeſtüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reiſe von dreyzehn Tagen kamen ſie in der Nacht auf der Rhede daſelbſt an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich beſucht, und weil ein Caper darauf geweſen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

Er ließ gleich ſeinen engliſchen Wagen wegbringen, da es aber an die Kiſten kam, wollte man ſie viſitiren, ob auch engliſche Waren darin wären. Durch den preußiſchen Agenten und den General Miolis aber wurde alles ſogleich vermittelt, und die Kiſten ohne Viſitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erſt lange hernach in Paris entſchieden wurde.

General Miolis war durch General Ney ſchon unterrichtet, daß die beyden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber ſchwer auszuführen, und man ließ die Entſchuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen ſey. Sie wählten einſtweilen Piſa zu ihrem Wohnplatze und hielten ſich ſtille, bis endlich die kaiſerlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beyde Brüder nach Florenz und richteten ſich ein. Im Jahr 1803 kaufte *LH* ſich eine Villa mit zwey Podere, welches ſoviel ſagen will, als zwey Bauerfamilien, welche das Land der Herrſchaft um billige Bedingungen bauen. Dieſe Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bey der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. *LH* hatte ſeine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, ſo daß er fleißig malte, und ſich dabey auch mit der Cultur des Landes beſchäftigte. Er behandelte ſeinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte ſein Oel, wie es die Provenzalen machen, legte ſich einen Küchengarten an, baute das Kornland beſſer, ließ gemauerte Gräben ziehn, pflanzte einige tauſend neue Reben, ſo daß ſein Gütchen in kurzem ſehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er ſah nur wenige

Freunde, und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht geſtört werden möchte. Sein Bruder Georg beſorgte in der Stadt den Kupferſtichhandel und was ſonſt von dieſer Art vorfiel; kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieſer Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er ſtarb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Proteſtant in Livorno begraben: denn in Florenz iſt keine Grabſtätte für Proteſtanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte PH in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Beſinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eignen Glücks Schmiede ſind. Sein angebornes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bey einer großen Selbſtbeherrſchung Jederman dienen, und Niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten biegſam zu ſeyn. Dabey gereichte es ihm freylich zum größten Vortheile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für Andre, indem ſein eigentliches Metier ihn Jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand. Man hätte wohl in ſeinem Weſen etwas Diplomatiſches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute beſteht, ohne das Submiſſe von dieſen zu haben, weil der Diplomate ſich immer auch gegen die vornehmſten Perſonen, mit denen er umgeht, eine gewiſſe Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht iſt, doch ihres Gleichen vorzuſtellen hat. Wir dürfen hierbey nicht vergeſſen, daß er ein Preuße von Geburt war und ſeinen Theil von der Glorie des großen Königs ſich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den beſten, die uns aus dieſer Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die indem ſie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode ſeines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographiſcher Aufſätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie ſind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freylich war die vorzunehmende und dem Verſtorbenen zugeſagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth ſolcher Aufſätze beruht auf einem natürlichen, faſt mehr noch als die Rede ſelbſt loſen und ungezwungenen Styl, welcher ſich jedoch in einer Druckſchrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar ſeyn würde. Den Freunden des Künſtlers und der Kunſt eine nicht misfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bey einer Bearbeitung ſo wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu löſen ſich angelegen ſeyn ließ; und man wünſcht, daß die Abſicht wenigſtens im Ganzen möge gelungen ſeyn.

Dieſe durch unſere Redaction entſtandne Sammlung beſteht in drey Abtheilungen, wovon die erſte einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunſtganges unſers Hackert bis in ſein vierzigſtes Jahr enthält; die zweyte aus dem Reiſe-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zuſammenhängender Anecdoten, welche jedoch die Kunſt- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielſeitig vor Augen ſtellen. Möchte man von jener erſten Abtheilung wünſchen, daß ſie etwas mehr, und von der letzten, daß ſie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre; ſo geſchähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bey Redaction dieſer Hefte, weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Character derſelben zu zerſtören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn ſelbſt erhält; ſo iſt es billig, daß man auch ſeiner eigenen Art, womit er von ſich ſpricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an dieſen Aufſätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um ſie lesbar zu machen, damit das meiſtens glückliche Leben unſeres Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beſchauers hinfließen möge.

Was das Reiſejournal betrifft, ſo konnte die Frage entſtehen, ob es wohl der Mühe werth ſey, ſolches zu überſetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichſam erſt für fremde Nationen entdeckt wurde, iſt ſo vielfach durchreiſt und beſchrieben worden, daß man ſich kaum nach einer abermaligen, beſonders nach einer älteren Reiſebeſchreibung ſehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird ſelbſt zu reiſen, als Reiſebeſchreibungen zu leſen, ſchien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freylich beſitzen wir einen verſtändigen einſichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedeſel, einen heitern mit unter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geſchäftigen, aber nicht immer zuverläſſigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitſchweifigen Bartels, einen ernſten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stollberg, einen wiſſenſchaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch ſein Kupferwerk alles gleichſam abſchließenden Houel, ja noch ſo manche andere, daß man alſo gar wohl dieſen Knight hätte entbehren können, um ſo mehr als er einige ſeiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land ſtudieren will, er habe es früher nun ſelbſt geſehen oder nicht, wird immer ſo viel Zeugen aufſuchen als er nur kann, deren Menge in dieſem Fall nur intereſſanter iſt, weil ſowohl die verſchiedenen Zeiten, in welchen ſie beobachtet, als die verſchiedenen Standpuncte, woraus ſie die Gegenſtände angeſehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden ſehr zu Statten kommen. Reiſebeſchreibungen aus verſchiedenen Jahren ſind gleichſam als Chroniken ſolcher Gegenſtände anzuſehen; die eigentlichen augenblicklichen Zuſtände werden aufgefaßt und feſtgehalten, indeſſen ſich in der Wirklichkeit manches verändert und ſich nach wenigen Jahren ganz neue Erſcheinungen dem Beobachter darbieten. So ſtand zu den Zeiten Knights Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beynahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein intereſſantes Beyſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des ätneiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bey dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt: denn wo zeichnen ſich die Nationen und die Individuen derſelben wohl mehr aus, als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; Jeder hat einen gewiſſen Maßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharacter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich aus. Hackert mit ſeinen beyden engliſchen Freunden erſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menſchen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirkſam und förderlich iſt, beſonders im Staatsfache, ſo wie im Oeconomiſchen, Merkantiliſchen, Techniſchen, erſcheint an dieſen wenigen Männern theils in der Reiſebeſchreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen ſich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir ſehen einen Pabſt, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu ſchätzen wiſſen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein ſolcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles was Faulheit und Tagedieberey begünſtigt, bricht überall hervor, und ſo ſcheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen ſich ſeine Reiſebeſchreibung datirt.

Zu dieſer Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt ſich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichſam gefordert wird, in dem Leben eines Landſchaftsmalers auch einmal die Landſchaft ſelbſt zu ſehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleiſtet werden kann, der, indeſſen der Künſtler zeichnet, die wörtliche und ſchriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieſer Art ſind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So ſind es denn auch nur wenige Bogen, die man ſogar, nach Belieben, überſchlagen könnte.

Uebrigens iſt er als ein Mann von Kenntniſſen, beſonders in der griechiſchen Literatur, bekannt, und Verfaſſer eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Eſſay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Malerey, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte. Durch ein Verſehen heißt er in dem Hackertſchen Manuſcript mit Vornamen Henry; der alſo nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackerts zweytem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. December 1729 zu Horkolow in Yorkſhire, ſtammte aus einer würdigen Familie, und einer ſeiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London geweſen. Sein Vater, ein ſehr rechtſchaffner und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngſte von drey Brüdern. Die älteſten wurden Parlamentsglieder und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeitlang als Director der engliſchen Factorey in Hamburg angeſtellt, und gerade in der Epoche, als die engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als beyde zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beyden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Oxford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire begab, wo er eine Beſitzung kaufte und bey ſchon zunehmendem Alter heiratete.

Er hatte ſieben Kinder von ſeiner Gattinn, darunter unſer Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Weſtminſter Schule erzogen, und weil ſein Vater bey geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannſchaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comtoir ſeines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einſt ſeine Familie in Yorkſhire beſuchte, machte er Bekanntſchaft mit einer jungen Erbinn, die bey anſehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit beſaß. Als er durch die Heirat mit dieſem Frauenzimmer unabhängig ward, ſo verließ er alsbald ſeine kaufmänniſche Laufbahn, die ihm von jeher ſehr mißfallen hatte. Seine Gattinn brachte ihm vier Töchter, davon die zweyte ſehr zeitig ſtarb; er aber blieb mit ſeiner Familie in Yorkſhire bis zu ſeines Vaters Tode, und beſchäftigte ſich dieſe Zeit über, ſo gut als die Lage ſeines Wohnorts zuließ, ſich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bey ſich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunſt. Nach dem Tode ſeines Vaters konnte er nunmehr ſeiner überwiegenden Leidenſchaft für die Schiffahrt vollkommnen Lauf laſſen, welche bis zum größten Enthuſiasmus anwuchs, als er in Hamtſhire die angenehme Stadt Southampton an dem Fluſſe gleiches Namens zu ſeinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit ſeinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich ſtationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung ſeines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieſes trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verſchiedene Schiffe nach ſeinen eignen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen ſeiner zierlichen Geſtalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in dieſem Schiffe die Brüder Ihro Majeſtät, die Herzoge von York, Gloceſter und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Inſel Whight und ſonſt umher zu führen. Gewöhnlich brachte er ſeinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küſte von England befuhr, auch die Küſten von Frankreich, die Inſeln Guernſey, Jerſey und andre beſuchte, und auf dieſe Weiſe die Kenntniß des Schiffbaues und des Seeweſens ſich eigen machte, wodurch ſeine Zeichnungen ſo außerordentlich ſchätzbar werden. Er hatte beſtändig zwey Matroſen im Dienſte, und ſtand ſelbſt immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannſchaft.

Erſt in dem Jahr 1773 ward er veranlaßt dieſe ſeine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm ſo äußerſt angenehm war; doch der ſchlimme Geſundheitszuſtand ſeiner Gattin, und die Meynung der Aerzte, daß die Luft von Southampton ihrer Geneſung entgegenſtehe, bewogen ihn um ihrentwillen einen mildern Himmelsſtrich zu ſuchen, und ſeine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Liſſabon zu verſetzen. Aber die Geſundheit ſeiner Gattinn wurde dadurch ſo wenig gefördert, daß er das nächſte Jahr nach England zurückzukehren im Begriff ſtand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitain Thompſon, der den Levant, eine Fregatte von 32 Canonen commandirte, und auf ſeinem Wege in das mittländiſche Meer in Liſſabon anſprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerſtehen, der ihn und ſeine Familie nach Livorno zu bringen verſprach; und weil dieſer geſchickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verſchiedenen engliſchen Garniſonen Geld zu bringen; ſo fand Herr Gore die erwünſchte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Inſel Minorca zu ſehen, an welchem letzten Platz der Capitän ſich beynahe drey Wochen aufhielt.

Sie trennten ſich in Livorno; nachdem Herr Gore ſich faſt ein Jahr in Florenz aufgehalten, und ſeine jüngſte Tochter dem Lord Cowper, der daſelbſt anſäßig war, verlobt hatte, zog er mit ſeiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung ſeiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er ſich denn meiſtens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieſer Zeit machte er vertraute Bekanntſchaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landſchaftsmaler. Sie brachten zwey Sommer zuſammen auf Caſtel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verſchiedenen Luſtreiſen beſchäftigt, wobey ſie immer nach der Natur ſtudirten und zeichneten; welches in dieſer göttlichen, reichen und durch ſo mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten ſie gegen den Winter nach Rom zurück, ſo brachte Gore ſeine meiſten Abende in Hackerts Hauſe zu, wo ſich einige deutſche Künſtler, ingleichen engliſche und andere Fremde ebenfalls einfanden, die ſich wie er den Künſten ergeben hatten. Gewöhnlich ſaßen ſie um einen großen Tiſch, auf welchem mehrere Lampen ſtunden, und jeder wählte ſich ein Vorbild aus Hackerts ſchönen Studien nach der Natur, indeſſen ein italiäniſcher Abate ihnen den Taſſo und die übrigen vorzüglichen italiäniſchen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beſchloſſen, und die Träume dieſer kleinen Societät ſollen oft beſonders maleriſch geweſen ſeyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Geſellſchaft ſeiner Freunde, Hackert und Knight, die Reiſe nach Sicilien, woran er ſich Zeitlebens ſogern erinnerte. Nach drey Monaten kehrten ſie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo ſie mit großen Schmerzen von einander ſchieden, indem Hackert mit einer Geſellſchaft junger Engländer und Ruſſen die boromeiſchen Inſeln beſuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beynahe zwey Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland beſuchte. In ſeinem Vaterlande hielt er ſich abermals gegen zwey Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Geſundheit ſeiner Gattinn von neuem zu ſinken anfing, ſo brachte er ſie nochmals aufs feſte Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, indem er ſich vorgenommen hatte, ſich durchaus in Neapel niederzulaſſen. Aber ein unerwartetes Unglück zerſtörte dieſen Plan. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb die geliebte Gattinn zu Spaa den 22. Auguſt 1785, an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen ſie mit Recht ſo werth und theuer geweſen. Auf Anordnung ihres Gemals ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shoddencourt in Shropſhire vernommen, da er am Podagra in dem Hauſe ſeines Freundes Lord Batemann danieder lag, der mit ſeiner trefflichen Gemahlinn ihm in dieſen körperlichen und Gemüths-Bedrängniſſen den liebenswürdigſten Beyſtand leiſtete. Sobald er wieder hergeſtellt war, kehrte er zu ſeinen Töchtern zurück, hielt ſich einige Monate im Haag auf, wo er ſich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutſchland zu beſuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und ſetzten ihre Reiſe nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimariſchen Herrſchaften bewogen, ſich im Jahre 1791 in Weimar niederzulaſſen.

Die Gegenwart dieſes vortrefflichen Mannes iſt unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche dieſe Stadt in den letzten Jahren genoſſen. Seine Perſönlichkeit machte ſtets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er ſich gegen Jedermann; ſelbſt noch im Alter machte ſeine Geſtalt, ſeine Geſichtsbildung einen ſehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles geſehen, erlebt und geleſen, ja man kann ſagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenſtänden zugebracht hatte. Seine anſehnlichen Einkünfte ſetzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabey großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu ſeyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte ſeine Geſellſchaft ſicher und angenehm, und ſelbſt wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küſten, in ſchönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Luſt in ihm erregt, ſolche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte er ſich der Proſpectzeichnung ergeben, und war hauptſächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um deſto gewiſſer von der Richtigkeit ſolcher Abbildungen zu ſeyn, hatte er die Camera obſcura angewendet; deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er ſich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er ſetzte dergleichen Uebungen immer fort; welches ihm um ſo leichter ward, als er an Rath Krauſe, einem ſehr geſchickten und in dieſem Fache fertigen Künſtler, den beſten Gehülfen fand. Er machte mit demſelben verſchiedene Reiſen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den boromeiſchen Inſeln gedenke.

Was ihn aber zu Hauſe auf eine ſehr angenehme Weiſe beſchäftigte, war die Sorgfalt, womit er ſeine früheren Zeichnungen zuſammenſtellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reiſebeſchreibungen ergänzte und in große Bände zuſammenbinden ließ. Hieraus entſtand eine vorzügliche Folge von Ausſichten. Liſſabon, Gibraltar, Minorca, die Küſten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verſchiedenen Geſichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargeſtellt. Die Seeſtücke und Häfen zeichnen ſich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore ſo lange Zeit ſich mit dem Schiffbau abgegeben, ſo waren ihm dieſe wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt; ſondern er verſtand ihre Formen, ſo wie die ganze Technick, wodurch ſie bewegt werden, aufs genaueſte. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bey ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaus in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bey ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Eben ſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Penſion regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte: welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine gröſte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Marmorbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Ueberreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner ältern Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruheſtätte gefunden. Ihm daſelbſt ein wohlverdientes Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter **Emilie** vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung
der
Sechs Gemälde,
die zwey Treffen bey Tſchesme vorſtellen.

S. oben Seite 28 — 38.

Erſtes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht von 5. July 1770 zu nöthigen.

Die türkiſche Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des veſten Landes bey Tſchesme geordnet. Das türkiſche Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Maſt commandirte der Capitän Baſcha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Maſt war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen rothen Flagge auf dem Fockmaſt befehligte der zweyte Contre-Admiral; alle andre türkiſche Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte ſtehen die Landtruppen, dreyßigtauſend Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu verhindern, und die Schifftruppen im

Nothfalle abzulöſen. Hievon ſieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt ſind; ſo wie man auch von mehreren Galeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannſchaft, nur einige vorgeſtellt ſieht.

Der Ober-General der kaiſerlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beſchloſſen die Feinde bey geringem Winde, der ihn jedoch begünſtigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drey Diviſionen vor. Die erſte Diviſion von drey Schiffen, die Europa, St. Eſtafi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des zweyten Schiffes St. Eſtafi, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die ruſſiſche Flotte eine Zeitlang beſchoſſen hatte. Die zweyte Diviſion gleichfalls von drey Schiffen, St. Januarius, Tri Erarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Erarcha ſich befindet, auf deſſen großem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die groſe rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drey Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admiral Elphinſton, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Dieſe ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bey der zweyten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweytes Gemälde.

Treffen von Tſchesme den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtafi, welches das Schiff des türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge ruſſiſcher Soldaten und Matroſen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbey zu demſelben Zweck, aufgefodert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiralſchiffs Tri Erarcha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen, und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Canonenfeuer. Das Schiff Raſtislaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Jannarius fahren fort zu manövriren, indem ſie die feindlichen Schiffe beſchieſſen. Die dritte Diviſion des Contre-Admirals Elphinſton iſt noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die ſich entfernt, iſt die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkiſchen Contre-Admirals, das durch den St. Eſtaſi genommen war, entzündete ſich. Die türkiſche Mannſchaft, um ſich zu retten, ſtürzte ſich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulvercammer, und das Schiff flog auf. Der erſte türkiſche Contre-Admiral hat ſein Ankertau gekappt, ſeine Flaggen geſenkt, und entfernt ſich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalten daſſelbe zu thun, während er ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe, dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der ruſſiſchen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tſcheſme.

Die Türken ziehen ſich in den Hafen zurück mit geſenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf ſich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maſte unter der Kaiſerflagge aufgeſteckt war. Das Schiff ſelbſt aber und der Raſtislaw iſt noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und näherten ſich ihren Schiffen. Der Vordergrund ſtellt eine kleine Inſel vor, wo ſich ein türkiſcher Poſten befindet, der den ruſſiſchen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beſchwerlich fällt; ſie antworten demſelben, indem ſie ihren Weg fortſetzen. Mehrere Türken von der Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes retten ſich auf dieſe Inſel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. July 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Raſtiſlaw, Netron Menja und Saratow, zwey Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen ſollte. Sie war vom Contre-Admiral Greig befehligt, der auf dem Schiff Raſtiſlaw ſich befand. Auf dem Gipfel des großen Maſtes ſieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maſte drey angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff zu maskiren, ſcheint die übrige Flotte ſich ſegelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert ſich der türkiſchen Batterie von 22 Canonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkiſchen Schiffe alle vor Anker in dem Haſen von Tſcheſme, fangen, indem ſie die Annäherung der ruſſiſchen Escadre bemerken, zu canoniren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkiſchen Flotte im Haſen von Tſcheſme.

Die drey Schiffe, Europa, Raſtislaw und Netron Menja, liegen vor Anker am Eingang des Haſens, nahe bey der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Canonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweyten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind ſich völlig gelegt hatte, ſendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um ſie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier ſchon abgeſendeten Brander haben die türkiſche Flotte in Brand geſteckt, wovon ein Theil ſchon durch die glühenden Kugeln der drey Schiffe entzündet geweſen. Man hat die beyden Effecte eines Schiffs, welches auffliegt, vorgeſtellt. Der erſte iſt der, wo man die Feuerſäule ſieht, die ſich in Wolken ausbreitet, ungefähr drey Minuten dauert, und ſich alsdann, wie man auf dem zweyten Effect ſieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in deſſen Mitte eine Rauchſäule aufſteigert, welche ſich nach oben verbreitet, und auch ohngefähr drey Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwey Schiffe vorzuſtellen, deren eines drey Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verſchiedenen Wirkungen einer ſolchen Explosion ſehen zu laſſen. Zugleich ſieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte ſich einem Theil der Stadt und den nächſten Landhäuſern mitgetheilt haben.

Sechſtes Gemälde.

Rückkehr der ſiegreichen Flotte am Morgen des 8. July 1770.

Die Eſcadre der drey Schiffe, die beyden Fregatten und die Bombarde kehren bey Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Priſen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit geſenkter Flagge unter der ruſſiſchen; ſodann vier Galeren, den einzigen Ueberbleibſeln der türkiſchen Flotte. Das Schiff Raſtislaw, indem es ſich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, deſſen Schiff antwortet. Im Vordergrund ſieht man die Trümmern mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die ſich zu retten ſuchen.

Hackert's Kunſtcharakter
und
Würdigung ſeiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackerts Verdienſt als Landſchaftsmaler und das Eigenthümliche ſeiner Werke klar auseinander zu ſetzen, iſt keine leichte Aufgabe, theils weil er die Proſpectmalerey hauptſächlich emporgebracht und noch bis jetzt von Niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunſtrichter ſeinen Talenten und ſeiner großen höchſtachtbaren Kunſtfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren laſſen.

Damit aber der vorgeſetzte Zweck möge erreicht werden, ſo wird ſich der Leſer einige Rückblicke auf den Zuſtand oder vielmehr auf den Gang der Landſchaftsmalerey ſeit dem 17ten Jahrhundert gefallen laſſen. Gegen die Mitte deſſelben nämlich blühten die drey großen Künſtler Claude Lorrain, Caſpar Dughet und Salvator Roſa; allein es iſt nicht zuviel behauptet, wenn man ſagt, der Kunſttheil, welchen ſie ſo ſehr verherrlichten, habe damals auch ſeinen Wendepunct erreicht: denn, wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, ſo können doch die ſeither erfolgten Rückſchritte in der Landſchaftsmalerey nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinſtimmung der Theile zum künſtlich maleriſchen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meiſtern folgten Nachahmer, welche aber als ſolche nothwendig hinter ihren Muſtern zurückblieben; ſodann folgte die Proſpectmalerey, deren Urſprung bey den Bildnißliebenden Engländern zu ſuchen ſeyn dürfte. Bald verbreitete ſie ſich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Anſichten der Seehäfen ſich ſeinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizerproſpecte ſehr vielen Beyfall. Während der ſiebziger Jahre endlich gelang es unſerm Hackert, wie aus den vorſtehenden Nachrichten erſichtlich iſt, ſich in den Ruf des erſten Landſchaftsmalers ſeiner Zeit zu ſetzen, und durch ihn erreichte das Fach der Proſpectmalerey die höchſte Vollkommenheit, indem es unmöglich ſcheint, den realiſtiſchen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunſt, beſſer Genüge zu leiſten, als in ſeinen Bildern geſchieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit ſtellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. ſ. w. vor Augen; der Beſchauer erhält Rechenſchaft vom geringſten Detail, und doch iſt alles ohne ängſtliche kleinliche Mühe, meiſterhaft, ſicher, ja ſogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieſes nimmt man bey Hackert eine beſtändige Thätigkeit des guten Geſchmacks oder wenn man will des Schönheitsſinnes wahr. Freylich ſind ſeine Gemälde nicht alle, hinſichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Beſtellung nachbildete; aber man wird ſchwerlich ein Beyſpiel finden, daß er den Standpunct ungünſtig gewählt, oder den darzuſtellenden Gegenſtänden eine ſolche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der maleriſche Effect weſentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Ueberſicht von Hackerts Künſtlerverdienſt zu gewinnen, iſt es nothwendig, eine nähere Prüfung anzuſtellen, in welchem Maße er den verſchiedenen Eigenſchaften Genüge leiſtete, die von dem Kunſtwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreiſe landſchaftlicher Proſpectmalerey, und ſo machen die Werke unſeres Künſtlers auf dieſes höchſte Verdienſt keinen Anſpruch. Auch iſt aus den wenigen, frey erfundenen Landſchaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er ſich wohl ſchwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Proſpectmaler nicht frey überlaſſen, und in ſofern war Hackerts Verdienſt von dieſer Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin ſchon zugeſtanden worden, ſeinen guten Geſchmack in der Wahl der Standpuncte bewieſen, ſo daß nur in ſeltnen Fällen, wo es der gegebene Gegenſtand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut aufeinander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieſer Theil der Kunſt keineswegs fremde geweſen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landſchafts- und zumal in der Proſpectmalerey aus einem doppelten Geſichtspuncte betrachtet werden. Erſtlich in wiefern der Maler die Geſtalt und Proportion der nachzubildenden Gegenſtände richtig auf ſeine Leinewand überzutragen verſteht, und hierin iſt Philipp

Hackert der allervollkommenſte Meiſter geweſen. Zweytens, in wiefern ſeine Zeichnung durch Geſtalt und Umriſſe den Character der verſchiedenen, in einem Gemälde befindlichen Gegenſtände anzudeuten weiß, und auch hierin ſteht unſer Künſtler keinem ſeiner Zeitgenoſſen nach. Seine Lüfte ſind leicht, der Baumſchlag mannigfaltig; der Künſtler druckt die verſchiedenen Arten der Blätter ſo wie der Stämme ſehr wohl aus. An den Felſen iſt oft ſelbſt die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes ſind mit Kunſt, Beſtimmtheit und Sorgfalt dargeſtellt. Beſonders aber pflegte Hackert ſeine ganze Kunſt an nicht ſehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen ſich die verſchiedenen Partieen noch deutlich unterſcheiden. Vielleicht iſt das Detail hiebey oft größer als es dem maleriſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darſtellung nichts weiter zu wünſchen übrig.

Die Kunſtrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Uebereinſtimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beſchuldigt, daß er bunt male. Jener erſte Tadel iſt halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackertiſchen Gemälde mit den Meiſterſtücken der älteren großen Künſtler entſpringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen manche ſeiner ſpäteren Arbeiten etwas bunt ſeyen, läßt ſich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, ſcheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu ſeyn. Denn die Pallette erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, alſo daß für manche Partieen des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers Gewalt waren, und er ſich zu Uebertreibungen genöthigt ſah. Hackerts Colorit iſt deswegen, zumal wenn er Abendſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in dieſen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu löſen hatte, Morgenbeleuchtung darzuſtellen, findet ſich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten iſt mehr kunſtgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich milden Ton und Farbenſchmelz im Ganzen als die Haupteigenſchaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meiſter nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt ſich unſer Künſtler bloß an die Natur, ohne wie man wohl ſieht, dieſen wichtigen Theil der Kunſt vorzüglich ſtudirt zu haben. Vielleicht hat ihn ſein reales Streben nach Darſtellung des Wirklichen abgehalten, ſich die Vortheile einer künſtlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch ſey, Hackerts Gemälde geben zwar, in Hinſicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit; doch haben ſie auch eben ſo wenig von dieſer Seite Anſpruch auf vorzügliches Verdienſt.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meiſtens richtig hintereinander zurück; wo indeſſen von den obgelobten näheren Gebirgen ſich welche finden, ſo wollen dieſe wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu ſehr herantreten, und ſcheinen alsdann den Künſtler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verſchiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenſchaften ſind bereits berührt worden; es iſt alſo nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinſel mit unumſchränkter Meiſterſchaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine ſehr groſſe Anzahl Oelgemälde, ſondern auch viele Gouachen, und beynahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen; welche man in größern wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freylich läßt ſich nicht behaupten, alle dieſe Werke ſeyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdeſſen iſt bey weitem die größere Zahl mit durchgehaltner Aufmerkſamkeit vollendet; der vernachläſſigten hingegen ſind ſo wenige, daß man ſie gewiſſermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde ſind, wie es für Proſpecte ſchicklich iſt, meiſtens mit Menſchen und Thieren der Gegend, welche ſie darſtellen, ſtaffirt, und als Staffage betrachtet, können alle dieſe Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm ſogar mit unter recht lobenswürdig. Sehr ſelten und gleichſam nur zum Verſuch bringt er auch heroiſche Figuren an; ſie können aber auf kein großes Lob Anſpruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe ſowohl als an der erforderlichen Wiſſenſchaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieſer Betrachtungen iſt ausgeſprochen worden, die Proſpectmalerey habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der beſondern Eigenſchaften ſeiner Kunſt wird deutlich gezeigt haben, daß er alle die für dieſes Fach erforderlichen Talente in hohem Grade beſeſſen; hingegen in denjenigen, welche der freyen poetiſchen Landſchaftmalerey vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder in wiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der obern Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftsmaler (mit ihrer Gunſt ſey es geſagt!) Ausſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir ſolches in Hackerts Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Ueber den zweyten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen: denn die Gränzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen; abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es Jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaſtigkeit ans Wirkliche halten und dabey mehr Detail anbringen; ſo würden ſeine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Pallette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber Jemand durch Zuſetzen und Weglaſſen, ſo wie durch willkührlichere Anordnung bewirken, daß ſeine Bilder den Forderungen der Kunſt mehr Genüge leiſteten; wollte er durch künſtlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren maleriſchen Effect hervorbringen, durch weiſe Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; ſo würde er ſchon in das Gebiet der höheren, freyen, dichteriſchen Landſchaftsmalerey übergehen; er würde ein beſſerer Künſtler als Hackert ſeyn, aber dieſem doch ſeinen Rang als erſtem Maler des bedingten Fachs der Proſpecte nicht ſtreitig machen können.

Ueber Landſchaftsmalerey.

Theoretiſche Fragmente.

Es läßt ſich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der ſeiner Natur nach ſo verſtändig war und immerfort in einem klaren Bewußtſeyn lebte, Betrachtungen über die Kunſt im Allgemeinen, beſonders aber über die Art, wie Er ſolche behandelt, wie Er in derſelben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer ſo thätigen und langen Lebenszeit, öfters angeſtellt habe. Er war zu ſolchen theoretiſch-practiſchen Bemerkungen durch die Sulzerſche Theorie, auf die er einen ſehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in ſich wohl den Beruf, dasjenige was er ſo gut ausübte, auch gelegentlich auszuſprechen. Er hatte ſtets Liebhaber und Künſtler als Schüler um ſich, und theilte denſelben gern ſeine Ueberzeugungen mit. Da es ſich ihm nun ſo gut zuhörte, und Jedermann ſich leicht durch einen ſo trefflichen Meiſter überzeugt fand; ſo wünſchte man natürlich dieſe fruchtbaren Lehren auch aufs Papier fixirt zu ſehen, und gab ihm dieſen Wunſch öfters zu erkennen. Er ließ ſich daher bewegen wiederholte Verſuche zu ſolchen didactiſchen Aufſätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, ſeine ſo wohlgefaßten Gedanken mit einer gewiſſen Methode darzuſtellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieſer Bemühung zeugen, und ihr Inhalt iſt werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieſes nur in Geſtalt von Fragmenten geſchehen, die wir denn auch ſo unſern Leſern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landſchaftsmalerey. Gewöhnlich glaubt man, es ſey etwas leichtes, Landſchaften zu zeichnen und zu malen. In dieſem Irrthum ſtehen die meiſten Liebhaber, ja ſogar Künſtler, denen es an Einſicht und Kenntniß fehlt. Einige Maſſen mit einem gewiſſen Effect zuſammengeſtellt, können unſrer Einbildungskraft als eine Landſchaft erſcheinen, die aber ſehr unvollkommen iſt. So findet man ſogar verſchiedene Steine, wo die ſcherzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell-Marmor ſieht man allerley Figuren, beſonders Köpfe, ſowohl Carricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißrathenen Hiſtorienmaler legten ſich auf das Landſchaftsmalen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beynahe nicht möglich zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmalerey nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bey allem Fleiß das menſchliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich ſechzig Jahr alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahre an ſie belauſchet und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landſchaftsmalerey überhaupt nicht allein ein feiner Geſchmack und ein feines Gefühl; ſondern es iſt auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die ſo mannigfaltig ſind, daß man ſich kaum vorſtellt, wie viele Gegenſtände man nachzuahmen und ihnen den Character der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Geſundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landſchaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menſchenhänden noch nicht verſtümmelt iſt. Nahe bey den Städten findet man Cultur, aber keine maleriſchen Gegenſtände, obgleich viele Liebhaber dieſe Landſchaften vorziehen. Sie denken an das ſchöne angebaute Land, das ſo ergiebig iſt und ſo manche reiche Aerndten verſchafft, an Oel, Wein, Obſt und andern Früchten mehr, die in dem italiäniſchen Clima nahe beyeinander wachſen, ſo daß man z. B.

Toscana einen wahren Garten nennen kann. Dieſe Vorſtellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus ſolchem Geſichtspunct betrachtet, ſchön; und obgleich die Gegenſtände in dieſem Sinne auch mögen ſchön genannt werden, ſo ſind ſie doch nur für den Landſchafter ſelten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können ſie gut und dienlich ſeyn, ſelten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht: die Natur iſt zu ſehr gekümmert, ſelten maleriſch. Je weniger die Gegenden cultivirt ſind, je maleriſcher ſind ſie. An Vorgründe iſt bey jenen Gegenden nicht zu denken, die ſich äußerſt ſelten finden.

Nach meiner Meynung muß der Landſchafter Figuren gezeichnet haben, damit er ſeine Landſchaften ſtaffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerley Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematiſchen Wiſſenſchaften belehrt ſey, daß er Architectur, Optik und Perſpective kenne; beſonders muß er ſich ein gutes perſpectiviſches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künſtler ſelbſt, preiſen ſehr die Camera obſcura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen ſoll. Nach meiner Meynung kann ſich ein Liebhaber wohl damit amüſiren; der Künſtler aber muß ſie nie brauchen, weil ſie ihm nachtheilig iſt, aus Urſache, weil ſie nicht richtig ſeyn kann. Außer dem Focus ſind alle Linien, wie bekannt, krumm, alles zieht ſich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die ſie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er ſich eine kleine Manier an, und weil die Lichtſtrahlen durch verſchiedene Gläſer gebrochen werden, bis ſie aufs Papier fallen; ſo ſieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den ſchönen Silberton, der mit dem Luftton ſo ſchön in der Natur herrſcht. Hier iſt alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewiſſen Rauchton, den viele Künſtler Speckton nennen, und den man ſich in der Folge ſchwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt iſt es in der Kunſt ſchwierig das Angewohnte abzulegen, beſonders wenn man ſich einmal falſche Maximen in den Kopf geſetzt hat. Ich nenne das in der Kunſt zurücklernen; dieſes iſt viel mühſamer und ſchwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meynung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perſpective wohl gelernt, ſo wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künſtler muß ſich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzuſtellen ſind. Er muß vieles weglaſſen, um die wahre Illuſion des Gegenſtandes hervorzubringen, und ſo gewöhnt ſich ſein Auge nicht allein an einen großen Styl, ſondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er dieſen Ton ſehen, kennen und nachahmen.

Es iſt freylich Anfängern nicht zu rathen, große italiäniſche Ausſichten ſogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus geſehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die ſehr deutlich prononcirt ſind, anfangen, wo die Plane durch Flüſſe, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeſchnitten ſind, daß man Auge und

Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geſchmack und Fertigkeit alle Gegenſtände, die einem aufgegeben werden, oder die man ſelbſt wählt, nachzuahmen verſteht, durch Kunſt und Geſchmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenſtände ſo mannigfaltig in der Natur ſind; ſo muß der Künſtler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach meinem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drey Claſſen ein, ſo wie ich ſie ſelbſt radirt und herausgegeben habe. Nach dieſen muß der junge Künſtler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, ſeine Hand üben. Das erſte iſt der Caſtanienbaum. Kann er deſſen geſchwankige Blätter und Partieen zeichnen und gruppiren; ſo iſt es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Eſche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht ſeine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Character des Baums beſteht in ſeinem Stamm, im Schwung der Aeſte und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieſes mit Freyheit hinzeichnen, ſo wie man ſchreibt; ſo iſt ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. ſ. w. genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt iſt die Pappel, welches ein rundes Blatt iſt. Hat er dieſes genugſam geübt; ſo kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie ſchon geſagt, auf das Eigenthümliche des Stamms, und auf die Natur der Aeſte Acht hat. Auf dieſe Weiſe wird der Künſtler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tauſende gehen, leicht nachbilden. Es iſt dem Landſchafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß ſchon bloß im Contour, welche Art des Baums es iſt, erkennen. Er muß hiebey Geſchmack haben, um das Schönſte jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verſtümmelte Natur nachahmen; ſogar wenn er kranke und ſterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wiſſen, und ſowohl bey nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles ſchön und lachend, freundlich und lieblich ſeyn.

Die Geſtalt eines ſchönen Gärtner-Baumes iſt, daß er über dem untern dicken Stamm ſich in eine Gabel von zwey Zweigen bildet. Dieſes mit ſehr ſchön geſchwungenen und varjirten Aeſten bildet wirklich auch einen ſchönen Baum für den Landſchaftsmaler. Wenn der Künſtler vieles nach der Natur gezeichnet hat, ſo wird er ſich ſolche ſchöne Natur merken, die ihm auch bey der mangelhaften aushilft; er wird auf dieſem Wege die ſchönſten Regeln der Kunſt finden, und das ſchöne Ideal wird ihm nicht fremd ſeyn. Da alles in der Malerey ſinnlich iſt, ſo iſt nichts bey allen unſern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger ſchon dargeſtellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, ſo ſind ſie doch aus bekannten Gegenſtänden entſtanden. Wir finden ſie aber neu, weil unſer Gedächtniß bey der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke ſich nicht mehr erinnert, wo wir ſie her haben. Jemehr nun der Künſtler Localgedächtniß hat, jemehr wird ſein Kopf angefüllt ſeyn von ſo mannigfaltigen Gegenſtänden, die er theils ſelbſt gezeichnet, oder auch nur geſehen hat. Es wäre wohl zu wünſchen, daß der Künſtler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben iſt zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauſcht, ſo ſind die Jahre da, daß man davon ſcheiden muß, und die Kunſt aufhört.

Wenn des Künſtlers Hand einigermaßen geübt iſt, daß er in allen Wendungen und auf alle Weiſe die Blätter und Partieen der Bäume hinſchreiben kann; ſo muß er nach der Natur zeichnen, ohne ſich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bey dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er verſteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle ſich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß ſind, die aber deutliche Partieen haben, und mache ſie ſo gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang ſteif wird, ſo laſſe er ſich doch nicht abſchrecken. Wo er die Partieen deutlich findet, ahme er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach; wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er ſuche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freyer Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeitlang ſo fortgefahren, ſo wage er es große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunct wenigſtens zweymal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer, drey oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bey Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang: denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben; ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird ſich an andre zu wagen, die ihm nicht geläufig ſind. Auf dieſe Weiſe kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumſchlag zu lernen, aus dem der Character eines jeden Baumes erſichtlich iſt.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumſchlag ſprechen und auch geſchickte Künſtler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumſchlag habe. Vieles iſt hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumſchlag ſehr gut ſeyn, er war aber immer derſelbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Batanikus dem Baum ſogleich erkenne, ſo wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe ſehr zu einem ernſtlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewiſſen Grad zu bringen. Da ein junger Künſtler feurig und ungeduldig iſt, ſo will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieſes läßt ſich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er ſeinen Baum gezeichnet hat, ſo ſuche er ſich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der ſich paßt, und mache ein paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; ſo bleibt es kein bloßes Studium von Baum, ſondern es wird ſchon eine Landſchaft. Nichts gefällt mehr, ſowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden, als ein ſchöner Baum. Einige Felſen, Steine, oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine ſchöne Landſchaft, wo der Baum am erſten brillirt.

Nach dieſem zeichne der junge Künſtler Felſen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachſen ſind, und gebe wohl auf den Character der Brüche ſicht. Kalkfelſen ſind öfters ſehr verſchieden unter ſich. Die Vulcaniſchen haben einen ganz beſondern Character ſowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felſenſtücke, Kräuter von verſchiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu ſeinem Vorgrunde dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle ſich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenſtänden iſt, ziehe ſeine Linie des Horizonts nach ſeinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er ſeine Plane und übrigen Objecte im Ganzen richtig zuſammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die ſein Raum nicht erlaubt darzuſtellen, muß er weglaſſen, aber ſo unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuſer zuſammenſtehen, iſt man oft genöthigt viele wegzulaſſen und nur die Hauptſachen zu wählen, weil es ſonſt zu klein würde und der Künſtler kein Inſtrument hat, ſo kleine Objecte darzuſtellen. Es gehört freylich eine gewiſſe Uebung, ein Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche was in der Fernung herrſcht zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darſtellen ſoll. Beym Malen iſt dieſes leichter als beym Zeichnen, wovon ich an ſeinem Orte ſprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künſtler nicht allein ſeinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug ſtehen, und dabey angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabey die Natur wohl belauſchen, in welchem Licht ſie den beſten Effect macht, es ſey früh Morgens, oder etwas ſpäter, gegen Abend oder bey untergehender Sonne. Hat er ſich hierüber beſtimmt, ſo iſt es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur ſchön beleuchtet iſt, wenigſtens die Maſſen des Schattens anlege und ſodann nach ſeinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde ſich wieder hinſetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauſchen, bis er ihn ſo weit hat, daß er das Bild glaubt nach ſeiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künſtler im Anfang mit dieſer Mühſamkeit und Geduld fort, ſo wird er bald ſeinen Endzweck erreichen. Freylich iſt es ſchwer, daß ein feuriges Genie ſich zwingen ſoll, ehe ſeine Werke gerathen, mit Geduld ſo oft an denſelben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, ſie mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es ſich vorgeſezt hat.

Als das beſte Mittel hiebey, welches ich ſelbſt verſucht habe, kann ich anrathen, wenn man bey einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet iſt, ſie ſogleich liegen zu laſſen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anders anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Luſt und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unſer Ziel nicht ſogleich erreicht haben, vergeſſen; ſo daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die erſten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der groſen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunſt und Geſchmack ohne Anſtand nachzeichnen zu können, und das mit eben ſolcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchſtaben ſogleich einen Brief ſchreibt.

In der Compoſition der Landſchaften iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß alles grandios ſey, wie ſolches Nicolaus und Caſpar Pouſſin, Caracci und Dominichino geleiſtet haben. Dieſe Meiſter formirten einen groſen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Compoſition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund, ſind alles groſe Linien. Die Bäume beſtehen mehrentheils aus groſen Maſſen; doch haben ſie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail ſuchen. Doch kann man an dieſen Meiſtern ausſtellen, daß ihr Baumſchlag immer derſelbe ſey, und ein Baum ſich ſelten vom andern unterſcheide. Ingleichen wäre zu wünſchen, das Colorit möchte wahrer ſeyn; es iſt nicht der Ton der Natur: die Fernungen ſind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperſpective, und die Vorgründe und andre Plane zu ſchwarzgrün; Felſen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die ſie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit ſey, weil ſie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die ſie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caſpar Pouſſin nie harmoniſch geweſen ſeyn kann, auch da ſeine Bilder neu waren. Im Pallaſt des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landſchaften geſehen, ſowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmoniſch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne dieſe Bilder genau: denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorherſah, daß ſie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen; welches ich denn leider nach 25 Jahren wahrgefunden habe.

Die genannten großen Meiſter, welche die Regeln des großen Styls aus der ſchönen italiäniſchen Natur geſchöpft haben, nehmen uns ein, ſowohl wenn ſie ſchöne als wenn ſie ſchreckliche Gegenſtände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter ſind ſo ſchrecklich ſchön, daß ſie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenſtände ſind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da wo die Landſchaft gleichſam in der Vogelperſpective vorgeſtellt iſt, wie z. B. an der großen Landſchaft von Caſpar im Pallaſt Colonna, wo Abraham ſeinen

Sohn zum Opfer führt. Dieſes Bild iſt weniger ſchwarz geworden als die andern, iſt harmoniſcher und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient ſich in vielen Fällen des Pouſſiniſchen Styls. Seine Compoſition iſt angenehm, die Gruppirung der verſchiedenen Bäume reizend, und man ſieht überhaupt, daß ſein Gefühl für die ſchöne Natur außerordentlich fein geweſen, ob man wohl tadeln könnte, daß ſeine Perſpective fehlerhaft iſt, und man öfters wünſcht, daß bey ſo vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was ſein Colorit betrifft, ſo iſt meiner Meynung nach keiner dahin gekommen, es ſo vollkommen zu machen. Sein Dunſt in verſchiedenen Tagszeiten, ſowohl in der Fernung als der Luft, iſt außerordentlich. Man findet den ſanften Nebel des Morgens und die Ausdünſtungen des Abends nicht allein in der fernſten Entfernung, ſondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der ſanfte Nebel herrſcht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das

Detail zu alteriren. Alles iſt ſehr deutlich und macht auf den Zuſchauer die angenehmſte Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der ſchönen Gruppirung, ſind öfters ſchwer, öfters hat auch die Terra verde ſie ſchwarz und undeutlich gemacht, ſo daß es nur eine Maſſe geworden iſt, und man keine Partieen im Baum, ſondern nur deſſen Silhouette ſehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, ſind ſie beſſer erhalten.

Zu ſeiner Zeit waren in und bey Rom viele immergrüne Eichen, welches ein ſehr ſchöner Baum iſt, der aber, wenn er nicht gut ſtudirt wird, leicht ſchwer ausſieht. Dieſer Bäume hat er ſich viel bedient.

Indeſſen bey allem, was man noch in ſeinen Landſchaften wünſcht, iſt er beſtändig ſchön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man ſeine Werke anſchaut.

Pouſſin iſt einnehmend bey dem erſten Anblick, ſo wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht geſehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und ſieht es mit

Gleichgültigkeit an. Pouſſin's Figuren ſind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder ſtaffirt hat, ſind gemeiniglich ſehr mittelmäßig, ſo wie auch das Vieh. Claude ſagte ſelbſt: die Landſchaft laſſe ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit ſagen, hätte Claude in ſeiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung deſſen, was man Mechanismus der Kunſt nennt; ſo würden ſeine Vorgründe eben ſo ſchön als Fernungen und Mittelgründe geworden ſeyn. Es iſt zu bewundern, daß ein Menſch, der ſich ſo ſpät der Kunſt gewidmet hat, ſo zu ſagen der größte Landſchafter geworden iſt. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beyſpiele anführen, woraus man die Beſchaffenheit der Landſchaftsmalerey, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzoſen, ſowohl die Penſionärs der franzöſiſchen Academie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Taſche, und zeichneten mit Rothſtein oder ſchwarzer Kreide nach der

Natur, aber alles manierirt. Ich ſah Zeichnungen von mehreren Künſtlern, und alle ſchienen ſie mich als wären ſie von Einer Hand. Der Maltheſiſche Ambaſſadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künſtlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er ſie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte; ſo mußte ich bey einem jeden Stück fragen, von wem es ſey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte ſich ſehr, daß ich ſo wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweiſe, daß ich dieſe koſtbaren Sachen nicht genugſam ſchätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verſtünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künſtler einzuſehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien ſah, die ich und mein Bruder Johann daſelbſt gemacht hatten, ſagte er mir, daß es thöricht ſey, ſich ſoviel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber ſeine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er ſagte freylich nach ſeiner Art ſehr wahr: denn da ihm die wahre Wiſſenſchaft der Kunſt fehlt, ſo ſieht man in allen ſeinen Gemälden, daß ſie manierirt ſind, ohngeachtet dieſer Künſtler wahre Verdienſte im Effect hat. Seine Eruption des Veſuv und ſeine Mondſcheine, beſonders die aus ſeiner guten Zeit, ſind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, iſt jämmerlich, weil er keine Perſpective, noch die wahren Formen der Natur verſteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie ſtudirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die ſchwarzen Gemälde von Caſpar Pouſſin, und mälte die ſeinen noch ſchwärzer. Forreſter that ohngefähr das Gleiche; zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundſätze. Unſre Damen, die Liebhaberinnen im Landſchaftzeichnen ſind, machen es beſſer. Dan wollte den Claude nachahmen; zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ ſie ſich von Tito Luteri oder andern zeichnen, und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienſt hatte. Weil das nun hinter einer großen Maſſe von braunen und ſchwarzen Bäumen ſtand, ſo ſchien es auf den erſten Blick, als dies etwas wäre. Dieſes nannten die Engländer den Claudeſchen Styl.

Ich kann nicht läugnen, daß ich Reiſenſteinen, der mich zu dieſen Künſtlern geführt hätte, meine Verwunderung ſehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menſchen gäbe, die ſolches Zeug beſitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man geſtehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künſtler zu der Zeit ſehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menſchen giebt, welche eine Landſchaft ohne Gefühl anſehen können. Das kommt abr daher, daß ſie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemäldes, welches jene vrſtellt. Auf der andern Seite wirkt aber in eine Landſchaft nicht allein die wahre Nachahmung an die Kunſt; ſondern es giebt noch eine ſittliche Illuſion, welche ſie hervorbringt. Viele Gegendengefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob ſie gich nicht die ſchönſten ſind, indem andre Vorſtellungen des Zuſchauers ſich damit verbinden. Es kommt ſehr viel auf die Gemüthsbeſchaffenheit an, und wie der Menſch geſtellt iſt; und ſo kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell ſchöne. Oefters hat derjenige, der ſie anſchaut, daſelbſt mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangne angenehme Erinnerungen, neue Ideen ſchließen ſich an, kurz er fühlt ſich in dem Augenblick glücklich.

Eine ſchöne Gegend mit Waſſer, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren ſieht, erregt gemeiniglich den Wunſch darin ſpazieren zu gehen, in der Einſamkeit ſich ſelbſt überlaſſen ſeinen eignen Gedanken nachzuhängen. Sind an ſolchen Stellen Figuren gemalt, ſo macht ſie nicht mehr den Effect, ſondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochſen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil ſie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt ſind, ſo tragen ſie auf Spaziergängen zu unſerm Vergnügen bey. Wünſchen wir hingegen eine völlige Einſamkeit, ſo verhindern ſie uns auch an den ſchönen Ideen, und man wünſcht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchſtens kann ein Hirt, oder ein paar Hirten, ſitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Dieſe weil ſie unſchuldig ſind, und bloß in der Abſicht das Vieh zu hüten auf der Stelle ſitzen, verhindern uns nicht an unſerm Vergnügen, ſondern erregen wohl eher eine unſchuldige Freude.

Viele Landſchaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn ſie uns Gegenden vorſtellen, wo große Thaten geſchehen ſind, als Schlachten, und andere große Begebenheiten der Geſchichte. Wenn Reiſende ſolche Gegenden geſehen haben, und finden ſie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgeſtellt; ſo erweckt es ihnen eine ganze Reihe hiſtoriſcher und anderer bedeutenden Vorſtellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bey Tivoli, a Licenza, Vauclüſe, wo Petrarca ſich aufhielt, ſolche Landſchaften intereſſiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im ſchrecklichen Styl iſt es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und ſchrecklich ſey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landſchaft des Nicolaus Pouſſin, wo die Perſon bey der Quelle von der großen Waſſerſchlange umwunden wird.

Ueber Oelmalerey.

Zu der Zeit als die Kunſt mit Oelfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künſtler ſelbſt nach, ſtudirte ſeine Oele und ſeine Farben und ließ ſie ſich zu Hauſe reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, ſo iſt die Kunſt in Anſehung der Dauer der Farben ſehr zurückgekommen, weil wenig Maler ſelbſt darauf nachgedacht haben, und andere an dieſem Haupterforderniß zu ſparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläſſig getrieben, ja ihre Waren aus betrügeriſcher Habſucht verfälſcht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wiſſen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit ſchwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermiſcht, durchs Weiß zerfreſſen wird, daß alle Farbe, worin ſich Vitriol oder Kupfer gemiſcht findet, ſchwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Unterſuchung alter wohlerhaltner Gemälde habe ich vieles gelernt; beſonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meiſter habe ich bey genauer Unterſuchung vieles geſehen. Ich will mich hier in keine beſondere Beſchreibung, wie die alten Meiſter ihr Malen behandelt, einlaſſen, ſondern bloß beſchreiben, wie ich es behandle, und was ich am beſtändigſten und dauerhafteſten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unſern Voreltern überliefert erhielt, welche ſämmtlich Maler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugeſetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchön Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendramen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beyden Seiten des Querholzes bis an den Blendramen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie geſagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und rings herum an den Rändern; wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können. —

Leider bricht hier der Aufſatz ab, und iſt wahrſcheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſeyn, Hackerts techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowohl im Malen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in Form eines Sendſchreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche auch ins Deutſche durch den Galerie-Inſpector **Riedel** in Dreſden 1801 überſetzt worden. In dieſem Aufſatz wird die oben, Seite 194 erwähnte Reſtauration der Bilder durch **Andres** und das Firniſſen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief

an den Herausgeber.

Datirt vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in Kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruder Georg den 4ten November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters iſt verloren; indeß bin ich geſund, und mit einem kleinen Huſten und Schnupen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwiſcht. Ich male und ſtudire fleißig wie ein junger Burſche.

Ihr Werk: Winkelmann und ſein Jahrhundert, habe ich geleſen, welches mir unſer Prediger, Schultheſius in Livorno, geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Compliment über dieſes Buch. Es iſt mit Wahrheit, Kenntniß und Unparteylichkeit geſchrieben, deutlich und belehrend. Es iſt das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunſt geſchrieben iſt, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geſchrieben, daß meine Vorgründe grell ſind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böſe auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entſchuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit ſo viel andern Objecten zuſammen, ſchädlich ſind, wenn ſie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchſichtigen Ton läßt und das Ganze harmoniſch macht. Wollte man dieſes durch Kunſt gleich anfangs thun, ſo würde es dem Gemälde mit der Zeit ſehr nachtheilig werden. Dieſe Patina iſt nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. ſ. w.; ſo iſt es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemälde ſich auf der

Oberfläche ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt iſt. Claude's Landſchaften, ſind weſentliche Beweiſe davon.

Dietrichs Landſchaften wie ſie neu waren, ſchienen grell, jetzt ſind ſie ſehr harmoniſch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländiſchen Gemälden herrſcht, iſt öfters dem Künſtler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrſcht, zuzuſchreiben, und der ſich, wenn das Gemälde friſch iſt, ſo in die Farben verſaugt, daß es keine Möglichkeit iſt, ihn herauszubringen. Dieſes geſchieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde iſt; denn alsdann dringt die Bieſter-Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der ſelige Johann, hatte in London im Winter eine Landſchaft gemalt, die ich nach ſeinem Tode kommen ließ, wo die Bieſter-Luft ſo eingedrungen war, daß ſie auch Andres, der geſchickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht ſpotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es iſt nämlich, mit dem großen idealiſchen Styl Wahrheit der Natur ſowohl in Ton als Formen zu verbinden. Pouſſin, Caracci, Dominichino u.ſ.w. haben einen großen Styl; allein die Objecte ſind auch öfters ſo unwahr, als wären ſie aus einer andern Welt. Dieſe Convention, wie bekannt, iſt einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, ſo iſt es nicht allein unwahr, ſondern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſins Waſſerfarben-Gemälde im Pallaſt Colonna, und die des Franceſco di Bologna (Grimaldi) im Pallaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hart grünen monotonen Bäume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloße Ocker herrſcht, können nie übereinſtimmend geweſen ſeyn. Dieſe Waſſerfarben-Gemälde haben ſich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Oelgemälde eher harmoniſch geworden. Franceſco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Bäume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boguet hat in Piſtoja einen Saal gemalt, und des Pouſſins gelbe Felſen und kohlſchwarze Bäume ſo imitirt, daß einem angſt und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich ſo viele Geſchicklichkeit hat, und ernſthafte gute Studien im Portefeuille beſitzt, ſolch tolles Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verſchönten Styl, den Silberton der ſchönen Natur, die neblichten Dünſte, die ſchönen Formen der Bäume, ohne den Character zu vernachläſſigen, kurz alles mögliche Idealſchöne, was die Natur einer Landſchaft darbietet, in einem Gemälde darzuſtellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landſchaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meiſter zu beſtehlen, oder ſchwach nachzuſpotten, wie es leicht den Nachahmern geſchieht; ſo habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich ſchon den Stempel des großen Styls an ſich tragen. Wenn ich nun dieſe idealiſch verſchönere, ſo hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verſchönert wieder finden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie dieſe Werke von den Liebhabern der Kunſt aufgenommen werden. Bis hieher iſt der Geſchmack ausſchließlich für das Wahre geweſen; ein Jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um ſeinen Freunden im Vaterlande nach ſeiner Rückkunft zu zeigen, was er geſehen hat, und Anecdoten dabey zu erzählen u. ſ. w. Giebt es für dieſen neuen Styl nicht im Allgemeinen Liebhaber, ſo wird es doch einige Kunſtkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Künſtlern wird es freylich gefallen, die ſind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der ſeit der Baſſevilliſchen Geſchichte aus Rom hieher geflüchtet iſt, muß als ein ſehr geſchickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geſchmack und hat ein ſehr gutes brillantes Colorit. Er malt auch dann und wann Landſchaften mit kleinen hiſtoriſchen Figuren, im Pouſſiniſchen Styl, welche beſſer ſeyn würden, wenn er den Pouſſin weniger nachahmte. Er traf, als er mich beſuchte, mich bey meiner neuen Unternehmung, welche ihm ſehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti iſt jezt hier Director der Academie. Demarez iſt hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David iſt. Seine Farbe iſt ſchwer, compact, ſein Pinſel nicht angenehm. Seine Compoſitionen, beſonders in kleinen Gemälden, ſind ausnehmend ſchön; die Sujets aber immer grauſam, Mord und Todſchlag. Noch ſeh' ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und ſeine in häuslichen Gemälden ſo geſchickte Frau ſtarben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindſucht. Gauffier war auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und hatte ſich ſein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genieſſen ſollte, ſo ſtarb er. —

Hinterlaſſenes.

Nach Hackerts Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen, darunter zuerſt mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Catalog ausgegeben wird. Man hat die Abſicht dieſe Kunſtwerke auszuſpielen, und wird deshalb zu ſeiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weswegen wir auch eine beſchreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunſthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verſpricht. Wahrſcheinlich wird er zunächſt ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunſt noch mehr zu intereſſiren. Dieſe Arbeiten ſind um ſo mehr zu empfehlen, als ſie einen groſſen Theil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunſtfreunde darſtellen und einen Begriff geben, wie er ſich in der von ihm ſo hoch gehobenen Proſpectmalerey benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geſchnittener Steine hinterlaſſen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umſtändlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt von erſter Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommenſten was man in Steinſchneidekunſt ſehen kann. Unter dem Halſe ſteht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche Geſchichte der Kunſt des Alterthums von Joh. Winkelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori. Vol I. p. 25 — 33. wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche Abbildung in Kupfer geſtochen beygebracht iſt. Dabey findet ſich noch der antike goldne Ring in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulyſſes, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein, mehr ins Hellgelbe ſchimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Character iſt junoniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht blos noch in der Maſke und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgeſtreckt hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtatteten Cabinetts dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inſpruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſeinen beyden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Foſſombrone; Johannes Nedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio Berini; Celli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai, Ludovico Tarricelli, Ludovico Siries aus Florenz; Thereſa Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſpare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſeyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

Des Epimenides Erwachen.

Ein Feſtſpiel.

Die Muſik zu dieſem Feſtſpiel iſt vom Herrn Kapellmeiſter Bernhard Anſelm Weber, welcher dieſelbe beſonders herausgeben wird.

Des Epimenides Erwachen.

Ein Feſtſpiel

von

Göthe.

Berlin,
bei Duncker und Humblot.
MDCCCXV.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ
M
Bibliothe

Vorwort

an die Zuſchauer des Feſtſpiels:

Des Epimenides Erwachen *).

Epimenides, ein uralter Weiſer in Kreta, — ſo erzählte die ſinnvolle Mythe der Griechen, — hütete, wie es in früherer Vorwelt die Söhne der Könige und Fürſten zu thun pflegten, in ſeiner Jugend die Schaafe des Vaters. Als ihm eines Tages ein Schaaf von der Heerde verloren gegangen und er, um es aufzuſuchen, in eine Höle gekommen war, bemächtigte ſich ſeiner ein tiefer Schlaf, in welchem er ohne Unterbrechung ſieben und funfzig Jahre lag. Als er wieder erwachte, ahndete er nicht, wie lange er ge-

---

*) Bei Gelegenheit der erſten Darſtellung auf der Bühne des Königl. Opernhauſes in Berlin zur Feier des 30. und 31. März.

ſchlafen. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er die Veränderung ſah, welche ſich ſeit der Zeit um ihn her zugetragen hatte. Bei ſeiner Rückkehr ins väterliche Haus war er ſelbſt ſeinem Bruder ſo unkenntlich geworden, daß dieſer befremdet ihn fragte: Wer biſt du? Endlich erkannten ſich beide, und der lange, wundervolle Schlaf machte den Epimenides durch ganz Griechenland berühmt. Man fing an, ihn für einen Liebling und Vertrauten der Götter zu halten; man fragte ihn um Rath, und ſeine Ausſprüche galten für Ausſprüche der Götter. Auch die Athener bedienten ſich einſt ſeiner Weisheit, um ihre Stadt von der Befleckung einer wüthenden Peſt zu entſündigen. Nach einem langen, mehr als hundertjährigen Leben ward Epimenides auf Kreta als Gott verehrt. Einige rechnen ihn, ſtatt des Periander, zu den ſieben Weiſen der Griechen.

Was auch immer im höheren Alterthum der Griechen der Urſprung, oder die beſondere Abſicht und der bedeutungsvolle Sinn dieſer Mythe geweſen ſeyn mag, der uns verbliebene Grundzug derſelben, das Erwachen nach ſo langer an Wechſel und Veränderung der Dinge reichen Zeit und die dadurch gewonnene Erhöhung der geiſtigen Seherkraft, — konnte nicht anders, als höchſt willkommen und glücklich ſich darbieten dem großen Dichter unſerer Zeit, um daraus ein Werk ſeines ſchaffenden Genius zu entwickeln, beſtimmt, damit auf der Bühne der Kunſt würdig die Feier einer der größten Begebenheiten der neueſten Welt zu verknüpfen.

Seit den glücklichen Zeiten der europäiſchen Welt, ſeit jenen Zeiten der Herrſchaft des Rechts, der Liebe, des Glaubens, des Friedens unter den Völkern, umgeſtürzt durch die Ausgeburten der Hölle — des Krieges, der Liſt, der Unterdrückung, die jene furchtbare Umwälzung der Dinge an der Seine hervorrief, nachdem ſeit Jahrhunderten ſchon, von dort aus vornehmlich, ein betrügliches Syſtem argliſtiger Politik allmählig die verſchloſſenen Pforten der Unterwelt zu öffnen begonnen, ſeit dieſer Zeit — welche Schlafſucht lähmte nicht allmählig die Völker, durch den Sirenengeſang einer falſchen Freiheit bezaubert! Welche Liſt, welche Heuchelei bemächtigte ſich nicht der Liebe, des Glaubens! Welche Gewalt feſſelte nicht vollends die letzte noch rege Kraft! Aber welche Wuth ſtürzte dann nicht unaufhaltſam das Gebäude des Glücks und des Ruhmes der Völker! Welcher Wahnſinn verſchloß die Meere und Länder! Welche Barbarei verwandelte die

Wohnſitze der Luſt und Freude, der Weisheit und Künſte, die goldenen Gefilde des vom Seegen gekrönten Fleißes in ſchweigende Oeden der freudenleeren Wüſte, worin ſich die menſchenfeindliche Wuth des Zerſtöhrers allein gefiel! In die Wirklichkeit des Menſchenlebens war der furchtbar höhnende Dämon der Hölle getreten, und alle Stürme des Unglücks, des Elends, der Verwüſtung brauſten um ihn, unaufhaltſam vom Weſten bis Oſten, bis zum fernen Norden, über den Fluchbelaſteten Welttheil.

Und welche Geſtalt Europens zunächſt bot ſich dem vergleichenden Auge des Beobachters, gleichſam den erhöheten Blicken eines zweiten, nach langem Schlafe erwachten Epimenides dar! Kaum, daß ſich der Zeitgenoſſe Friedrichs noch als demſelben Jahrhundert entſproſſen zu erkennen vermochte. Mit welcher Stimme der Wehmuth mußte er ſich ſelber geſtehen: „Ich bin's, und bin es auch nicht mehr!“ — Mit welcher Stimme der Verzweifelung mußte er ſich fragen: „Werd' ich je wieder werden, was ich war? Wo iſt das Erbtheil meiner Väter, die Freiheit, das Recht, der Glaube, der Ruhm und der Name meines Volks?“ —

Doch Hoffnung mit ihren Gewalten und Geiſtern war noch immer der Antheil der wenigen Edlen geblieben, die, im Vertrauen auf göttliche Macht, ſich gegen den Todesſchlaf der Sorgloſen und Feigen und Verzweifelnden geſtählt, und wachſam, doch ſchweigend, die eherne Rüſtung des Muths und der Mannheit für die Gelegenheit anderer Zeiten geborgen hatten. Und ſiehe! ſie kam, wie angedeutet ſelbſt durch Zeichen, hellſtrahlende an der Feſte des ewigen Himmels durch die Nacht des Jammers und der Verwüſtung; ſie kam mit dem unausbleiblichen Wechſel des Glücks, der Zeiten und Dinge. Und ſiehe! die Hoffnung trat unüberwunden, kühn, mit den heiligen Waffen gerüſtet, dem Verderber der Welt entgegen, als er, gebeugt von der Uebermacht der Natur, doch mit immer größerer Wuth, von neuem den gräßlichen Kampf der Zerſtöhrung und Unterjochung begann. — Freiheit, Freiheit, rief die Stimme der Hoffnung, ein Engel des Weltgerichts, durch Europa, und die Schläfer erwachten, und Befreiung und Freiheit ward das Looſungswort vom Aufgang zum Niedergang, und die gelähmte Kraft der Unterdrückten erſtarkte durch die Allmacht des Götterworts. Da trat die Einheit des Willens in die Reihen der Völker und Herrſcher, und umwand mit des Vertrauens und der Liebe Banden die brüderlichen Herzen und Hände. Da krönte die Beharrlichkeit der Eintracht himmliſches Werk. Es erſcholl der Triumphgeſang des Sieges zwiſchen den ſchon wild bewachſenen Trümmern der Reiche und Staaten, und mit gemeinſamer Kraft richteten die Vereinten wiederum auf die geſtürzten Säulen und Trümmer des alten Baues der Herrlichkeit und Macht. So wird erfreulich Göttern und Menſchen wiederum daſtehn das hehre Gebäude der Freiheit, des Rechts, des Ruhms und der Wohlfahrt der Völker!

„Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu! — “

Und Epimenides, der erwachte Weltzeuge des glückſeeligen Wechſels der Dinge und ihrer großen Wiedergeburt, kann, mit der Entzückung des Weiſen, den feiernden Zeitgenoſſen aller Zungen, aller Geſchlechter und Stände zurufen:

„Und wir ſind Alle neu geboren;
Das große Sehnen iſt geſtillt;
Bei Friedrich's Aſche war's geſchworen
Und iſt auf ewig nun erfüllt!“

Wir haben verſucht, in dieſem Umriſſe das große, ſinnvolle und geſtaltenreiche Gemälde zuſammen zu drängen, welches der Dichter unſeres deutſchen Vaterlandes in ſeiner eignen Dichtung von einem zweiten Erwachen des Epimenides — den er, kraft des ihm zuſtehenden Dichterrechts, erhoben hat auf die höhere Stufe des unparteiiſchen Weltzeugen und Gotterleuchteten Auslegers ihrer Geſchicke, — vor unſeren Blicken aufrollen will. Wir haben dabei keine andere Abſicht gehegt, als denen, welche Zuſchauer dieſes erhabenen Weltſchauſpiels vor dem engeren Raume der Kunſtbühne ſeyn werden, während des ſchnelleren Wechſels und Ganges der Dinge auf derſelben, in Etwas das Auffaſſen der großen Bilder- und Gedanken-Reihe zu erleichtern, deren Enden in den Ausgang und Anfang zweier Jahrhunderte reichen.

Aber nur durch die ideale Form einer lebendigen, in großen Maſſen fortſchreitenden Allegorie gebildet und gehalten, war es möglich, ſie für Auge und Ohr zu verkörpern. Der Charakter der alles Maaß der Geſchichte von Jahrhunderten her, weit überſteigenden Begebenheiten und einer Zeit,

„Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird“ —

konnte auch im Einzelnen nur allein durch die höhere Verknüpfung des Idealen mit einer faſt zum Idealen in der Vorzeit und Gegenwart gewordenen Wirklichkeit ausgedrückt werden. Daher wird es den Zuſchauer nicht befremden, den Geſtalten der Ideenwelt ähnliche Geſtalten verſchwiſtert zu ſehen, die ihre Entſtehung dem Boden der Geſchichte verdanken und ſich in das hiſtoriſche Gewand eigenthümlich und bedeutſam einhüllen. Eine Weiſe, durch den Brauch groſzer Meiſter in allen Künſten ſeit lange geheiligt und durch Erfahrung vollkommen erprobt und gerechtfertigt. Darnach mögen dann z. B. die Erſcheinung des Kriegsdämons, der Liſt und ihres Gefolges, des Dämons der Unterjochung und die Erſcheinungen der ſiegenden Völker von dem aufmerkſamen Zuſchauer gedeutet und gewürdigt werden. Es wird ihm nicht entgehn, daß der Kriegsdämon, der Hauptſache nach eingekleidet in das Rüſtzeug eines alt-römiſchen Feldherrn, durch dieſe Geſtalt, gerade das Eigenthümliche der Sache, die durch ihn zu bezeichnen war, vollkommen ausdrückt. Denn kein Volk der Welt hat das kriegeriſche Leben und die kriegeriſche Kunſt in dem Grade der Ausdehnnng und mit längerem und größerem Glücke getrieben, als das welterobernde und unterjochende der Römer. Deshalb gehören auch die Andeutungen der von ihm unterjochten und in ihrer Unterjochung zu ſeinen ferneren Eroberungen ihm behülflichen Völker, als: der Numidier, Mohren, Egypter, Kretenſer, Griechen, Macedonier, Thrazier, Illyrier, Luſitanier, Spanier, Gallier, Germanen u. d. g., mit in den furchtbaren Zug ſeiner Begleiter. Könnte die Aehnlichkeit der neuſten Schickſale der Völker wohl ſprechender bezeichnet werden? — Gleichergeſtalt ſpricht ſich die diplomatiſche Liſt mit ihrem Gefolge, in der Tracht, nach demſelben Grundſatze aus. Es iſt im Ganzen die Tracht des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts, in welchen Zeiten durch Staats- und Hofleute, Geiſtliche, Gelehrte und Frauen, oft als Mitgehülfen, nicht ſelten als Hauptwerkzeuge der Diplomaten, in den Weltbegebenheiten die Liſten und Ränke des Betruges, der Beſtechung, Verrätherey, Täuſchung, Bevortheilung und heimlichen Unterdrückung zu dem Höllenſyſtem an- und ausgebildet wurden, welches in den letzten Tagen in ſeiner ganzen gräßlichen Wirkſamkeit zum Umſturze Europas vornehmlich beitrug. — Eben ſo erinnert die Geſtalt des Dämons der Unterjochung, durch ſeine orientaliſche Tracht, an den Orient, als an die Quelle aller Despotie und Unterdrückung: einem Muſterbilde dieſer Art des alten italieniſchen Theaters, dem Zauberer Sinadab Gozzi's, ähnlich. Endlich bieten die am meiſten maleriſchen Trachten der in dem großen Kampfe begriffenen Völker, die Trachten ſo vieler Völkerſchaften des ruſſiſchen Reichs, die mancherlei Trachten der Völker des öſtreichiſchen Kaiſerſtaates, das neuſte Feldkleid der Reiterei in den Preußiſchen Heeren u. ſ. w. ein ſprechendes Bild von den wunderbar mannigfaltigen und bunten Maſſen der Ueberwinder des unterdrückenden Weltfeindes dar. —

So viel nur für den denkenden Zuſchauer zum Fingerzeig auf den Standpunkt hin, aus welchem das große, tiefen Sinnes volle Gemälde der neuſten Zeit, vor der Bühne richtig angeſchaut zu werden, nach ſeinem ihm gebührenden Rechte, wohl fordern darf.

K. L.

Perſonen.

Prolog.
Die Muſe.
Wortführer.
Epimenides.
Dämonen.
Des Krieges.
Der Liſt.
Der Unterdrückung.
Chorführer.
Der Jugendfürſt.
Chor der Tugenden.
Glaube.
Liebe.
Hoffnung.
Beharrlichkeit.
Einigkeit.

Begleitende.

Prieſter.

Prieſter.

Genius.

Genius.

Schweigende.

Zwei kleine Genien.

Acht kleine Dämonen.

Chöre.

Der Krieger.

Der Hofleute.

Echo der Freigeſinnten.

Sieger.

Frauen.

Landleute.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude; Hallen an der Seite. Die Mittelthüre des Gebäudes iſt durch einen Vorhang geſchloſſen.

Erſter Auftritt.

Die Muſe.

(Zwei Genien, der Eine an einem Thyrſus Leyer, Masken, geſchriebene Rolle trophaenartig tragend; der andere in einem Sternenkreiſe.)

In tiefe Sclaverei lag ich gebunden
Und mir gefiel der Starrheit Eigenſinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verſchwunden,
Die Feſſeln ſelbſt, ſie ſchienen mir Gewinn;
Da nahte ſich in holden Frühlingsſtunden,
Ein Glanzbild; — Gleich entzückt — ſo wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter ſich entfalten,
Und rings umher iſt keine Spur des Alten.

Die Feſſeln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom ſtarren Blick,
Und eine Thräne, von den liebeſüßen,
Zum erſten Mal ſie kehrt ins Aug zurück;
Sie fließt — ihr nach die Götterſchweſtern fließen,
Das Herz empfindet längſt entwohntes Glück,
Und mir erſcheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich ſonſt entzückte:
Der Leyer Klang, der Töne ſüßes Licht,
Und, was mich ſchnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernſt, bald frohgemuth, ein Kunſtgeſicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich ſchweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen ſo ſich beſſer,
Die eine Schale ſinkt, die andre ſteigt,
Das Unglück mindert ſich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beide leicht!

Da leere das Geſchick die beiden Fäſſer,
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht,
Wir ſind für ſtets dem guten Geiſt zu theile,
Der Böſe ſelbſt, er wirkt zu unſerm Heile.

So ging es mir! mög' es Euch ſo ergehen,
Daß aller Haß ſich Augenblicks entfernte,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen ſehen,
Sich alſobald der Himmel überſternte,
Es tauſendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und ſo genießt das höchſte Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf, den innern Frieden.

(Die Muſe bewegt ſich als wenn ſie abgehen wollte; die Kinder ziehen voran, und ſind ſchon in der Couliſſe, ſie aber iſt noch auf dem Theater, wenn Epimenides erſcheint; dann ſpricht ſie folgende Stanze, geht ab, und jener kommt die Stufen herunter.)

Muſe.

Und dieſen laſſ' ich Euch an meiner Stelle,
Der früher ſchon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unverſiegter Quelle
Und ihrem Schau'n ſich treulich zugekehrt,

Nun freigeſinnt, beinah zur Götterhelle,
Die wunderbarſten Bilder euch erklärt.
Doch laßt vorher die wildeſten Geſtalten
In eigenſinniger Kraft zerſtörend walten.

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majeſtätiſche Kronen,
Schroffglatter Felſenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendſonne zu betrachten —
Erregt Geiſt und Herz zu der Natur
Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch ſchau ich gern der Menſchenhände Werk,
Woher des Meiſters Hochgedanke ſtrahlt;
Und dieſer Pfeiler, dieſer Säulen Pracht
Umwandl' ich ſinnend, wo ſich alles fügte,
Wo alles trägt, und alles wird getragen!
So freut mich auch zu ſehn ein edles Volk
Mit ſeinem Herrſcher, die im Einklang ſich

Zuſammenwirkend fügen, für den Tag
Ja für Jahrhunderte, wenn es gelingt.
Und ſo begrüß' ich froh die Morgenſonne,
Begrüße gleicherweis die Scheidende;
Dann wend' ich meinen Blick den Sternen zu,
Und dort wie hier iſt Einklang der Bewegung.
Der Jugend Nachtgefährt' iſt Leidenſchaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn
Und ſein Gemüth umſchließt das Ewige.

Dritter Auftritt.

Genien.

(Treten raſch auf, und ſtellen ſich ihm zu beiden Seiten.)

Wandelt der Mond, und bewegt ſich der Stern,
Junge wie Alte ſie ſchlafen ſo gern;
Leuchtet die Sonne nach löblichem Brauch,
Junge wie Alte ſie ſchlafen wohl auch.

Epimenides.

Ein heitres Lied, ihr Kinder, doch voll Sinn.
Ich kenn' euch wohl! Sobald ihr ſcherzend kommt,
Dann iſt es Ernſt, und wann ihr ernſtlich ſprecht,
Vermuth' ich Schalkheit. Schlafen meint ihr, ſchlafen?
An meine Jugend wollt ihr mich erinnern.
Auf Creta's Höhn, des Vaters Heerde weidend,
Die Inſel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der einzigen Sonne,
Von tauſenden den nächtigen erleuchtet;
Da ſtrebte meine Seele, dieſes All,
Das herrliche, zu kennen; doch umſonſt,
Der Kindheit Bande feſſelten mein Haupt.
Da nahmen ſich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten ſie den Sinnenden,
Verſenkten mich in tiefen langen Schlaf;
Als ich erwachte, hört' ich einen Gott;
„Biſt vorbereitet, ſprach er, wähle nun!
Willſt du die Gegenwart, und das was iſt,
Willſt du die Zukunft ſehn, was ſeyn wird?" — Gleich
Mit heitrem Sinn verlangt' ich zu verſtehen,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut,
Und gleich erſchien durchſichtig dieſe Welt,

Wie ein Cryſtallgefäß mit ſeinem Inhalt. —
Den ſchau ich nun viel Jahre ſchon,
Was aber künftig iſt, bleibt mir verborgen;
Soll ich vielleicht nun ſchlafen, ſagt mir an,
Daß ich zugleich auch künftiges gewahre?

Genien.

Wäreſt du fieberhaft, wäreſt du krank,
Wüßteſt dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten ſie werden ſo fieberhaft ſeyn,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? — jetzt? — Ein ſehr bedeutend Wort.
Zwei eures gleichen ſind's, wo nicht ihr ſelbſt,
Sind Zwillingsbrüder, Einer Schlaf genannt,
Den andern mag der Menſch nicht gerne nennen;
Doch reicht der Weiſe einem wie dem andern
Die Hand mit Willen — alſo, Kinder, hier!

(Er reicht ihnen die Hände, welche ſie anfaſſen.)

Hier habt ihr mich! Vollziehet den Befehl,
Ich lebte nur, mich ihm zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet, und wie man es nimmt,
Alles geſchieht, was die Götter beſtimmt!

Laß nur den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir zeitig, und wecken dich auf.

(Epimenides ſteigt, begleitet von den Knaben die Stufen hinauf, und als die Vorhänge ſich öffnen, ſieht man ein prächtiges Lager, über demſelben eine weitleuchtende Lampe. Er beſteigt es. Man ſieht ihn ſich niederlegen, und einſchlafen. Sobald der Weiſe ruht, ſchließen die Knaben zwei eherne Pfortenflügel, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weiſe, abgebildet ſieht. Fernes Donnern.)

Vierter Auftritt.

Heereszug.

(Im Coſtüm der ſämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerſt bezwungen, und dann als Bundesgenoſſen gegen die übrige Welt gebraucht worden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern
Wir ſinds gewöhnt;
Geboren ſind
Wir all zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.

Wir ziehn, wir ziehn
Und ſagen's nicht;
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jen's und dies
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Krieges.

(Sehr ſchnell auftretend.)

Mit Staunen ſeh' ich euch, mit Freude,
Der ich euch ſchuf, bewundr' euch heute:
Ihr zieht mich an, ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter euch vergeſſen:
Mein einzig Streben ſey immerfort,
An eurem Eifer mich zu meſſen.
Des Höchſten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarſten widm' ich mich mit Luſt:

Denn wer Gefahr und Tod nicht ſcheut,
Iſt Herr der Erde, Herr der Geiſter;
Was auch ſich gegenſetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meiſter.
Kein Widerſpruch! Kein Widerſtreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erſt iſt meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern ſtürzen,
Ich ſteh' allein, und wirke frei;
Und will ſich wo ein ſchneller Knoten ſchürzen,
Um deſto ſchneller hau' ich ihn entzwei.
Kaum iſt ein großes Werk gethan,
Ein neues war ſchon ausgedacht,
Und wär' ich ja aufs Äußerſte gebracht,
Da fängt erſt meine Kühnheit an.
Ein Schauder überläuft die Erde,
Ich ruf ihr zu ein neues Werde:

(Ein Brandſchein verbreitet ſich über das Theater.)

Es werde Finſterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen,
Und ſich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.

Die höchſte Stunde bricht herein,
Wir wollen ihre Gunſt erfaſſen,
Gleich unter dieſer Ahndung Schein
Entfaltet euch, gedrängte Maſſen,
Vom Berg ins Land, Fluß ab ins Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Athem heben mag,
Demüthig ſeine Herrn bewirthet —
Am Ufer ſchließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie euch ſonſt das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen:
So Nacht für Nacht, ſo Tag für Tag,
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heereszug.

(Sich entfernend.)

So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,
Wird unſer ſeyn:

Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug,
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da ſackt man auf,
Und brennt das Haus,
Da packt man auf,
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort
Mit feſtem Schritt
Der erſte fort
Den zweiten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der beſte brach,
Kommt an und an
Der letzte nach.

Sechster Auftritt.

Gefolge der Liſt.

(Tritt auf, von derſelben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht. Es iſt coſtumirt, wie die Hof- und Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts.)

Chor.

Wenn unſer Sang
Gefällig lockt,
Der Sieges-Drang
Er ſchwankt und ſtockt;
Wenn unſer Zug
Sich krümmt und ſchlingt,
Der Waffen Flug
Wird ſelbſt bedingt.

Nur alle mit,
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelaſſen kühn.

Wie's ſteht und fällt,
Ihr tretet ein,
Geſchwind die Welt
Wird euer ſeyn!

(Wenn der Kriegszug das Theater verlaſſen hat, haben die Neuangekommenen daſſelbe ſchon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Krieges den Seinigen folgen will, tritt ihm der Dämon der Liſt in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämon der Liſt.

Halt ein! du rennſt in dein Verderben.

Dämon des Krieges.

Wer alſo ſpricht, der müſſe ſterben!

Dämon der Liſt.

Erkenn' ich doch, daß du unſterblich biſt;
Doch auch unſterblich bleibt die Liſt.

Dämon des Krieges.

So ſprich!

Dämon der Liſt.

Fürwahr dein ungezähmter Muth
Läßt ſich zur Güte nicht erbitten!
Du wirſt mit einem Meer voll Blut
Den ganzen Erdkreis überſchütten;
Doch wandl' ich dir nicht ſtill voran,
Und folg' ich nicht den raſchen Pfaden,
So haſt du wenig nur gethan,
Und wirſt dir immer ſelber ſchaden.
Wer leiſe reizt, und leiſe quält,
Erreicht zuletzt des Herrſchers hohes Ziel;
Und wie den Marmor ſelbſt der Tropfen Folge höhlt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.
Du eilſt mir vor, ich folge ſtill,
Und mußt mich doch am Ende ſchätzen:
Denn wer der Liſt ſich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt ſich widerſetzen!

Dämon des Kriegs.

Verweile du, ich eile fort!
Der Abſchluß der iſt meine Sache.
Du wirkeſt hier, du wirkeſt dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein Jeder noch ein Wort.

Ich löſe raſch mit Einem Male
Die größten Zweifel, angeſichts:
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert ſtatt goldenen Gewichts.
Du magſt nur dein Gewerbe treiben
In dem dich niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte ſchreiben,
Mit blutigen Zügen, meine Schrift.

(Raſch ab.)

Achter Auftritt.

Dämon der Liſt.

(Zu den Seinigen.)

Der Krieges-Gott, er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.
Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelſchnellem Siegeslauf;
Allein, wenn ich ſie nicht zermalme,
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Die Geiſter macht er nie zu Sclaven;
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.
Doch alles was wir je erſonnen,
Und alles was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterſchleif.
Den Völkern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, klug im Rath;
Durch Zaudern wollen wir verwehren
Und alle werden uns vertraun:
Es ſey ein ewiges Zerſtören,
Es ſey ein ewig Wiederbau'n!

Und hier beginnet gleich! — Das herrliche Gebäude,
Der Augen Luſt, des Geiſtes Freude,
Im Wege ſteht es mir vor allen,
Durch eure Künſte ſoll es fallen!

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht iſt groß.
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

Dämon der Liſt.

Und ſo löſet ſtill die Fugen
An dem herrlichen Pallaſt;
Und die Pfeiler, wie ſie trugen,
Stürzen durch die eigne Laſt.
In das Feſte ſucht zu dringen,
Ungewaltſam, ohne Stoß.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Denn geheime Macht iſt groß.

(Während dieſes letzten Chors vertheilen ſich die Liſtgefährten an alle Couliſſen, ſo daß ſie mit dem letzten Laute auf einmal alle verſchwunden ſind.)

Neunter Auftritt.

Dämon der Liſt. (Allein.)

(Lauſchend.)

Ich trete ſacht, ich halte Puls und Oden,
Ich fühle ſie wohl, doch hör' ich ſie nicht;
Es zittert unter mir der Boden,
Ich fürchte ſelbſt, er ſchwankt und bricht.
(Er entfernt ſich von der einen Seite.)
Die mächtig rieſenhaften Quadern
Sie ſcheinen unter ſich zu hadern.
(Er entfernt ſich von der andern Seite.)
Die ſchlanken Säulenſchäfte zittern,
Die ſchönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig ſich zuſammenfanden,
Jahrhunderte als eins beſtanden —
Erdbeben ſcheinen ſie zu wittern.

Bei dringender Gefahr und Noth,
Die einem wie dem andern droht,
Sich gegenſeitig zu erbittern.

(Er tritt in die Mitte argwöhniſch gegen beide Seiten.)

Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde ſtößt,
Wo ſich von ſelbſt das Feſte löſ't.

(In dem Augenblicke bricht alles zuſammen. Er ſteht in ſchweigender, unſchlüſſiger Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung. (Tritt auf.)

(Im Koſtum eines orientaliſchen Deſpoten.)

Dämon der Liſt.

(Ehrerbietig.)

Mein Fürſt! mein Herrſcher, ſo allein?

Dämon der Unterdrückung.

Da wo ich bin, da ſoll kein andrer ſeyn.

Dämon der Liſt.

Auch die nicht, die dir angehören?

U[illegible]
M[illegible]

Dämon der Unterdrückung.

Ich werde niemals dir verwehren
Zu ſchaun mein fürſtlich Angeſicht;
Doch weiß ich wohl, du liebſt mich nicht.
Dein Vielbemühn was hilft es dir?
Denn ewig dienſtbar biſt du mir.

Dämon der Liſt.

Herr, du verkenneſt meinen Sinn!
Zu dienen dir iſt mir Gewinn;
Und wo kann freieres Leben ſeyn,
Als dir zu dienen, dir allein!
Was Großes auch die Welt geſehn,
Für deinen Scepter iſt's geſchehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergoſſen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Mühe mir verkürzen
Das iſt dein edelſter Beruf:
Denn was die Freiheit langſam ſchuf,
Es kann nicht ſchnell zuſammenſtürzen,
Nicht auf der Kriegspoſaune Ruf;

Doch, haſt du klug den Boden untergraben,
So ſtürzt das alles Bliz vor Bliz;
Da kann ich meinen ſtummen Siz
In ſeel'gen Wüſteneien haben.
Du haſt gethan wie ich gedacht,
Ich will nun ſehn, was du vollbracht.

(Verliert ſich unter die Ruinen.)

Eilfter Auftritt.

Dämon der Liſt.

(Zuverſichtlich.)

Ja gehe nur und ſieh dich um!
In meiner Schöpfung magſt du wohnen.
Du findeſt alles ſtill und ſtumm;
Doch ſelbſt die Wüſte will ich nicht verſchonen. —
Ihr brüſtet euch, ihr unteren Dämonen,
So mögt ihr wüthen, mögt auch ruh'n:
Ich denk' euch beides heimlich an;
Da mag denn jener immer thun,
Und dieſer glauben, es ſey gethan.

Ich aber wirke ſchleichend immer zu,
Um beide nächſtens zu erſchrecken:
Dich Kriegesgott bring' ich zur Ruh,
Dich Sclavenfürſten will ich wecken!

Zu dringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt,
Und ſo zu überſchleichen
Das Glück und ſeine Gunſt.
Die Wege, die ſie gehen,
Sie ſind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth ſoll geſtehen
Daß ich allmächtig bin.

(ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung.

(Aus den Ruinen hervor tretend.)

Es iſt noch allzufriſch, man könnt' es wieder bauen;
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen,

Verwittrung, Staub und Regenſchlick,
Mit Moos und Wildniß düſtre ſie die Räume.
Nun wachſ't empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erſtaunten Blick
Ein längſt veraltetes verſchwundenes Geſchick,
Begraben auf ewig jedes Glück!
(Während der folgenden Worte begrünet ſich die Ruine nach und nach.)
Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen, zu erſchrecken,
Wachſe dieſes Zauberthal!
Und ſo ſchleichen und ſo wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büſche, ſich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.
So ſey die Welt denn einſam! aber mir,
Dem Herrſcher, ziemt es nicht, daß er allein:
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen ſollen Männern wehren,
Und bald umgeben wird er ſeyn;
Nun aber ſollen ſchöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen ſchauen,
Mit Pfauenwedeln luſtig wehn,
Gemeßnen Schrittes mich umgehn.

Mich liebenswürdig all' umſehnen,
Und ganze Schaaren mir allein.
Das Paradies, es tritt herein! —
Er ruht in Ueberfluß gebettet,
Und jene, die ſich glücklich wähnen,
Sie ſind bewacht, ſie ſind gekettet.

Dreizehnter Auftritt.

Liebe.

(Ungeſehn, aus der Ferne.)

Ja, ich ſchweife ſchon im Weiten
Dieſer Wildniß leicht und froh:
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von weiten?
Ist noch eine Seele froh? —
Ich vernichte Zeit auf Zeiten
Und ſie ſind noch immer ſo! —

(Melodie jenes Geſanges, durch blaſende Inſtrumente; der Dämon zeigt indeſſen Geberden der Ueberraſchung und Rührung.)

Doch dein Buſen will entflammen,
Dich beſänftigt dieſer Schall?
Nimm, o nimm dich nur zuſammen
Gegen dieſe Nachtigall!

Liebe. (Tritt auf.)

(Der Dämon iſt zurückgetreten.)

Ja, ich walle gar im Weiten
Dieſer Pfade leicht und froh:
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

O wie kommt ſie da von weiten,
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.

Denn der Liebe ſind die Zeiten
Immer gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

(Zu ihr tretend.)

Wen ſuchſt du denn? Du ſucheſt wen?
Ich dächte doch, du mußt ihn kennen.

Liebe.

Ich ſuche wohl, — es iſt ſo ſchön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Dämon der Unterdrückung.

(Anſtändig zudringlich, gehalten und ſcherzhaft.)

Nun! o nenne mir den Lieben,
Dem entgegen man ſo eilt.

Liebe.

Ja es iſt, es iſt das Lieben,
Das im Herzen ſtill verweilt!

(Der Dämon entfernt ſich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube.

(Hat die Schweſter am Geſange erkannt, kommt eilig herbei, wirft ſich ihr an die Bruſt.)

Liebe.

(Fährt in ihrem heitern Geſange noch eine Zeitlang fort, bis Glaube ſich leidenſchaftlich losreißt, und abwärts tritt.)

Glaube.

O liebſte Schweſter! kannſt du mich
Und meine Leiden ſo empfangen?
Ich irre troſtlos, ſuche dich,
An deinem Herzen aufzuhangen;

Nun flieh' ich leider wie ich kam,
Mich abgeſtoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram,
Wie ſie das tiefſte Herz durchwühlen!

Liebe.

(Sich nähernd.)

O Schweſter! mich ſo in Verdacht?
Die immer neu und immer gleich
Unſterbliche unſterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich.
Von oben kommt mir der Gewinn,
Die höchſte Gabe willſt du läſtern?
Denn ohne dieſen heitren Sinn,
Was wären wir und unſre Schweſtern?

Glaube.

Nein, in dieſen Jammerſtunden
Klinget keine Freude nach!
Schmerzen tauſendfach empfunden,
Herz um Herz das knirſchend brach,
Leer Gebet, vergebne Thränen,
Eingekettet unſer Sehnen,
Unſrer Herrlichkeit Verhöhnen.

Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es ſind nicht die letzten Stunden,
Laß den Göttern das Gericht!

Glaube.

Nie haſt du ein Glück empfunden:
Denn der Jammer rührt dich nicht!

(Sie treten aus einander.)

Dämon der Unterdrückung.

(Für ſich.)

Still! nun hab' ich überwunden —
Schweſtern und verſtehn ſich nicht!

(Zum Glauben.)

Herrlich Mädchen! welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Reget dieſe ſchöne Bruſt?

Glaube.

Herr, o Herr, gerecht Verlangen
War, die Schweſter zu umfangen,
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung.

(Zur Liebe.)

Wie? du Holde, das Verlangen
Deiner Schweſter zu umfangen
Weigert ſich die ſüße Bruſt.

Liebe.

Sie, die beſte, zu umfangen
Fühl' ich ewiges Verlangen,
Komm, o komm an meine Bruſt!

Glaube.

O verzeih dem Schmerz, dem Bangen!
Kaum getraut' ich zu verlangen
Lieb' um Liebe, Luſt um Luſt!

(Sie umarmen ſich.)

Dämon der Unterdrückung.

(Für ſich.)

Immer wächſ't mir das Verlangen
Zu bethören, ſie zu fangen
Sey mein Streben, meine Luſt.

(Zwiſchen ſie tretend.)

Holdſeliges Paar, das himmliſch mir begegnet,
Es ſey der Tag für euch und mich geſegnet,
Er ſey bezeichnet immerdar!
Ja! dieſer Stunde jedes von uns gedenke.

(Kleine Dämonen mit Juwelen.)

Verſchmähet nicht die wenigen Geſchenke,
Aus meiner Hand, verehrtes Paar.

(Die Liebe liebkoſend und ihr Armbänder anlegend.)

Hände, meiner Augen Weide,
O wie drück' und küß' ich ſie!
Nimm das köſtlichſte Geſchmeide
Trag' es, und vergiß mich nie!

(Den Glauben liebkoſend, und ihr einen köſtlichen Gürtel, oder vielmehr Bruſtſchmuck anlegend.)

Wie ſie ſich in dir vereinen
Hoher Sinn und Lebensluſt:
So mit bunten Edelſteinen
Schmück' ich dir die volle Bruſt.

(Die kleinen Dämonen bringen heimlich ſchwarze ſchwere Ketten hervor.)

Glaube.

Das verdient wohl dieſer Buſen,
Daß ihn die Juwele ſchmückt.

(Der eine Dämon hängt ihr die Ketten hinten in den Gürtel, in dem Augenblick fühlt ſie Schmerzen, ſie ruft, indem ſie auf die Bruſt ſieht.)

Doch wie iſt mir! von Meduſen
Werd' ich gräulich angeblickt.

Liebe.

O wie ſich das Auge weidet,
Und die Hand wie freut ſie ſich!

(Sie ſtreckt die Arme aus, und beſieht die Armbänder von oben. Das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)

Was iſt das? wie ſticht's und ſchneidet
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung.

(Zur Liebe, mäßig ſpottend.)

So iſt dein zartes Herz belohnt!
Von dieſen wird dich nichts erretten;
Doch finde dich, du biſt's gewohnt,
Du gehſt doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der ſich ängſtlich geberdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja ſchluchſe nur aus voller Bruſt,
Und mache den Verſuch zu weinen!

(Zu beiden gewaltſam.)

Verzichtet aber auf Glück und Luſt;
Das Beßre wird euch nie erſcheinen!

(Sie fahren von ihm weg, werfen ſich an den Seiten nieder; **Liebe** liegt ringend; **Glaube** ſtill.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht,
Beim hellſten Tag, in tiefſte Nacht!
Getrennt wie ſie gefeſſelt ſind,
Iſt Liebe thörig, Glaube blind.
Allein die Hoffnung ſchweift noch immer frei,
Mein Zauber winde ſie herbei!
Ich bin ſchon oft ihr liſtig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen
Setzt ſie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich dieſe nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Funfzehnter Auftritt.

Hoffnung.

(Erſcheint auf der Ruine linker Hand des Zuſchauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer.)

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt! ſie iſt's! — Ich will ſie kirren,
's Iſt auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.

Sie ſieht mich, bleibt gelaſſen ſtehn,
Sie ſoll mir diesmal nicht entgehn.

(Sanft theilnehmend.)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht Jeder, was er will;
Was nicht iſt, es kann noch werden,
Hüte dich, und bleibe ſtill.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf, und ſteht in drohender Geberde unbeweglich.)

Dämon der Unterdrückung.

Doch welch ein Nebel, welche Dünſte
Verbergen plötzlich die Geſtalt!
Wo find' ich ſie? ich weiß nicht wo ſie wallt,
An ihr verſchwend' ich meine Künſte.
Verdichtet ſchwankt der Nebelrauch, und wächſt,
Und webt, er webt undeutliche Geſtalten,
Die deutlich, doch undeutlich, immerfort
Das Ungeheure mir entfalten.
Geſpenſter ſind's, nicht Wolken, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen ſie dringen auf mich ein.
Wie kann das aber wirklich ſeyn,

Das Webende, das immer ſich entſchleiert?
Verſchleierte Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſeltrug erneuert!
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's! ſie ſind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräftige ſchauen;
Fürwahr es drängt ſich Bruſt an Bruſt
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig ausgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich geſpitzt.
Die breite Wolke ſenkt ſich, eine Wolke
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke
Von allen Edlen ſchwer; ſie ſinkt, ſie drückt
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt!

(Er wehrt ſich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgeſpiegelte Viſion, weicht ihr aus, wähnt in die Enge getrieben zu ſeyn, iſt ganz nahe zu knien. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt ſich.)

Du biegſt das Knie vor dem ſich tauſend brachen;
Der All-Beherrſcher ſey ein Mann!

Denn wer den Haß der Welt nicht tragen kann,
Der muß ſie nicht in Feſſeln ſchlagen.
Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!
Euer Wanken, euer Weben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben?
Euer Laſten, euer Streben,
Ihr verhaßten, iſt kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.
Doch ich wittre Grabesduft.
Unten ſchein' ich mir zu wohnen
Und ſchon modert mir die Gruft.

(Er entflieht mit Grauen.)

Hoffnung.

(Iſt nicht mehr zu ſehen.)

Sechzehnter Auftritt.

Liebe.

(Erhebt ſich nach einiger Zeit, wie abweſend, wo nicht wahnſinnig.)

Sag, wie iſt dir denn zumalen?
Was beengt dir ſo das Herz?

Was ich fühle, ſind nicht Qualen,
Was ich leide, es iſt nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, ſo hieß ich immerfort;
Es iſt als ob ich gar nicht wäre,
Liebe, 's iſt ein leeres Wort.

Glaube.

(Die indeſſen aufgeſtanden, aber nicht ſicher auf ihren Füßen ſteht.)

Wankt der Felſen unter mir,
Der mich ſonſt ſo kräftig trug?
Nein! ich wanke, ſinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug
Mich zu halten, meine Knie
Brechen; ach, ich beuge ſie
Nicht zum Beten, ſinnenlos,
Herzlos lieg' ich an dem Boden,
Mir verſagt, mir ſtockt der Oden,
Götter! meine Noth iſt groß!

Liebe. (Weiter ſchreitend.)

Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, dorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch.

Glaube.

(Wie jene, nur etwas raſcher und lebhafter.)

Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Buſen frei.

(Sieht die Liebe heran kommen.)

O die Schweſter! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei.

(Indem ſie einander die Arme reichen, ſehen ſie ſich ſo weit entfernt, daß ſie ſich nicht berühren können.)

Liebe.

Gott! ich kann dich nicht erreichen,
Ach, von dir ſeh' ich gebannt!

(Indem ſie an ihren vorigen Platz eilig zurückkehrt.)

Glaube.

Giebt's ein Elend ſolches gleichen?

(Die noch gezögert, und ſich hin und wieder umgeſehen hat, ſtürzt auch nach ihrer Seite.)

Nein, die Welt hat's nicht gekannt!

(Beide werfen ſich an ihrer Stelle nieder.)

Siebenzehnter Auftritt.

Hoffnung.

(Welche indeſſen oben erſchienen und herunter getreten iſt.)

Ich höre jammern, höre klagen,
In Banden meine Schweſtern? wie,
O wie ſie ringen, wie ſie zagen!
Vernehmt mein Wort, es fehlet nie.
Ihr zeigt mir freilich eure Ketten
Getrauet nicht mich anzuſchaun,
Doch bin ich, hoff' euch zu erretten,
Erhebt euch, kommt mir zu vertraun!

Genien.

(Herbei eilend.)

Immer ſind wir noch im Lande,
Hier und dort mit raſchem Lauf,
(Nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)
Erſtlich löſen wir die Bande,
Richte du ſie wieder auf!

Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich;
Weiblich geſtaltet bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja über's Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammlen,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammlen.

Und nun vernehmt! — Wie einſt in Grabeshöhlen
Ein frommes Volk geheim ſich flüchtete,
Und allen Drang der himmliſch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,
Nicht unterließ auf höchſten Schutz zu zählen
Und auszudauern ſich verpflichtete:
So hat die Tugend ſtill ein Reich gegründet
Und ſich zu Schutz und Trutz geheim verbündet.

Im tiefſten, hohl, das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene ſchrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Weſen haben,
In majeſtätiſch häßlichen Geſtalten,

Und mit den holden überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben ſchalten;
Doch wird der Boden gleich zuſammenſtürzen,
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Oſten rollt, Lauinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt ſich groß und größer,[*]
Er ſchmilzt, und nah und näher ſtürzt vorüber
Das alles überſchwemmende Gewäſſer:
So ſtrömt's nach Weſten, dann zum Süd hinüber,
Die Welt ſieht ſich zerſtört und — fühlt ſich beſſer:
Vom Ocean, vom Belt her, kommt uns Rettung,
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Achtzehnter Auftritt.

Genien.

(Den drei Schweſtern Kronen darreichend.)

Und ſo beſtärkt euch, Königinnen!
Ihr ſeyd es, obſchon jetzt gebeugt:

Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel ſeyd ihr uns gezeugt;
Zum Himmel werdet ihr euch heben —
Die Sterblichen ſie ſehn's entzückt —
Und glorreich über Welten ſchweben,
Die ihr auf ewig nun beglückt.

Doch, was dem Abgrund kühn entſtiegen
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn!
Und alle die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die ſich in der Nacht verſammlet,
Um zu ſchweigen, nicht zu ſchlafen,
Und das ſchöne Wort der Freiheit
Wird geliſpelt und geſtammlet,
Bis in ungewohnter Neuheit!

Wir an unſrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:

(Mit Ueberzeugung, laut.)

Freiheit.

(Gemäßigter.)

Freiheit.

(Von allen Seiten und Enden Echo.)

Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu ſehn was unſre frommen
Guten Schweſtern unternommen,
Die mit Seufzen ſich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf' und Laben
Wird den ſchönſten Seegen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die ſie empfinden.

Genius I.

Ihr werdet eure Kraft beweiſen,
Bereitet ſtill den jüngſten Tag.

Genius II.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eiſen
Zermalmt zuletzt ein Donnerſchlag.

Neunzehnter Auftritt.

(Die ſämmtlichen Fünfe, kehren ſich unter muſikaliſcher Begleitung um, und gehn nach dem Grunde. Die Hoffnung beſteigt die Ruinen links des Zuſchauers, Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben beſteigen die Stufen, und ſtellen ſich an die Pforten. Sie begrüßen ſich alle unter einander nochmals zum Abſchied. Es wird Nacht.)

Unſichtbares Chor.

Sterne verſanken und Monden in Blut,
Aber nun wittert und lichtet es gut:
Sonne ſie nahet dem himmliſchen Thron,
Lieber, ſie kommen und wecken dich ſchon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem ſie ſich dahinter verſtecken und lauſchen. Epimenides ruht noch, wie er eingeſchlafen, die Lampe brennt. Er erwacht, regt ſich, ſteht auf, tritt unter die Thüre, giebt ſeine Verwunderung zu erkennen, tritt wankend die Stufen herunter, ungewiß, wo er ſich befinde.)

Zwanzigſter Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! wunderbar genug!
Die Pforten öffnen ſich bei düſtrer Nacht.
Täuſcht mich der Genien ſonſt ſo treuer Dienſt?
Kein Stern am Himmel?

(Es erſcheint ein Comet, ungeheuer, und an Geſtalt dem letzten ähnlich.)

Welch ein furchtbar Zeichen
Erſchreckt den Blick mit Ruthenfeuerſchein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüſtenei,
Von Fels und Baum beſchränkt, bin ich begraben.

Wie war es ſonſt! Als mir die Flügelthüren,
Beim erſten Morgenlicht von Geiſterhand
Sich öffneten, das liebe Himmels-Paar
Mich in die holde Welt herunter führte;
Mich Tempel und Palaſt, und nah und fern
Die herrlichſte Natur mich glänzend grüßte.
Wie düſter jetzt! Und was der Feuerſchein
Mir ahndungsvoll entdeckt, iſt grauſenhaft.

Wer leitet mich? wer rettet vom Verderben?
Verdient wohl euer Freund, ihr Götter, ſo zu ſterben?
(Die Genien treten oben an der Pforte hervor mit Fackeln.)
Doch ihr erhört des treuen Prieſters Ruf!
Ich ſehe neuen goldnen Schein umſchimmern:
Die Lieben ſind's! o, wo ſie leuchtend gehn,
Liegt keine Wüſte, hauſt kein Schreckniß mehr.
(Sie ſind herunter gekommen und ſtehen neben ihm.)
O ſagt mir an, ihr Holden, welchen Traum
Von Aengſtlichkeiten ſchafft ihr um mich her?
(Sie legen den Finger auf den Mund.)
Ich träume, ja! wo nicht, ſo hat ein Gott
In tiefe Wüſteneien mich verſchlagen. —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.

Genien. (Deuten hinüber und herüber.)

Epimenides.

Was deutet ihr? Ich ſoll mich hier erkennen!
(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)
Euch folgen? wohl! ihr leuchtet dieſerſeits.
Was ſeh' ich hier! ein wohlbekanntes Bild!

In Marmorglanze, Glanz vergangner Tage.
„Der Vater ruht auf ſeinem breiten Polſter,
Die Frau im Seſſel; Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter; Knechte tragen zu,
Das Pferd ſogar es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht."
Fürwahr! es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt alles doch in Schutt und Graus verſunken,

(Sie deuten, und leiten ihn nach der andern Seite.)

Noch weiter? Nein, ihr Guten, nein, ach nein!
Ich glaub' es euch, es iſt die alte Stätte.
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erſchüttert, daß Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt. —
So iſt es hin, was alles ich gebaut
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg.
O wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!

Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr leſerlich.

Hinweg von mir! O mein Gedächtniß! O!
Du hältſt das Lied noch feſt, du wiederholſt es.

„Haſt du ein gegründet Haus
Fleh' die Götter alle,
Daß es, bis man dich trägt hinaus,
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne."

Dämonen ſeyd ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen.
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.
(Er beugt ſeine Kniee, richtet ſich aber gleich wieder auf.)
Nein kniee nicht! ſie hören dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen, wünſche dir den Tod,
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

(Er wendet ſich ab, verzweifelnd.)

Genien.

(Sich einander zuwinkend.)

Komm! wir wollen dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides.

(Wehmüthig.)

O ſprecht! o helft! mein Knie es trägt mich kaum:
Ihr wollt euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Komm mit! den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt du nicht glauben.

(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. **Epimenides** und die Knaben ſtehen vor der Pforte.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

(Die kriegeriſche Muſik kommt näher. Die Hoffnung, den Jugendfürſten an der Seite, führt über die Ruinen, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen neuern zu dieſem Kriege verbündeten Völker bezeichnet.)

Chor.

Brüder, auf! die Welt zu befreien,
Cometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tiranneien
Haut entzwei, und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das Werk es werde gethan!

So erſchallet nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme ſie erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Allgewalt.
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten wir, die Kühnen,
Eine halbe Welt entlang,
Die Verwüſtung, die Ruinen
Nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Hinter uns her vernehmt ihr ſchallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder Fallen
Iſt was alle Völker ſchuf
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das Werk es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen
Sind wir ſchon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Auch die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es iſt um den Stein der Weiſen
Es iſt um das All zu thun.
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das Werk, es war ſchon gethan.

Chor.

Denn ſo Einer vorwärts rufet
Gleich ſind alle hinterdrein,
Und ſo geht es abgeſtufet
Stark und ſchwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan
Und das groſe, das Werk iſt gethan.
Und wo eh wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein!
Ja in ungeheuern Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein.
Hinan! Vorwärts — hinan
Und das alles, das Werk iſt gethan.

Zwei und zwanzigſter Auftritt.

(Glaube und Liebe mit den Frauen und Landbewohnern an der anderen Seite.)

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen,
Wir, die frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umſingen,
Zu erheben
Jene Braven,
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Höhrem Leben.

Landbewohner.

(Aller Alter und Stände.)

Und die wir zurückgeblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſren kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut:
Und wie ihr im Siege ſchreitet,
Drückt uns traulich an die Bruſt;
Alles, was wir euch bereitet,
Lang' genießt es, und mit Luſt!

Sämmtliche Chöre.

Und nun vor allen
Kein andres Sinnen
Kein andres Dichten
Als aufzurichten
Das was gefallen,
Und zu gewinnen
Das was verloren:
So iſt uns allen
Als neugeboren.

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgerichtet. Ein Theil der Vegetation bleibt und ziert.)

Drei und zwanzigſter Auftritt.

Epimenides mit zwei Prieſtern.

Epimenides.

(Noch eben.)

Wie ſelig euer Freund geweſen,
Der dieſe Nacht des Jammers überſchlief,
Ich konnt's an den Ruinen leſen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!

(Zu den Umſtehenden.)

Doch ſchäm' ich mich der Ruheſtunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz den ihr empfunden,
Seyd ihr auch größer als ich bin.

Prieſter.

Tadle nicht der Götter Willen
Wenn du manches Jahr gewannſt:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannſt;
Und ſo gleichſt du künftgen Tagen,
Denen unſre Qual und Plagen

Unſer Streben, unſer Wagen,
Endlich die Geſchichte deut,
Und nicht glauben, was wir ſagen,
Wirſt du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuren war ich aufgerufen,
Mir dienten ſelbſt Zerſtörung Blut und Tod;
So flammte jüngſt an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth;
Mir danket ihr, nach dieſer Tage Grauen,
Das ſchöne Licht, das wir vergnüglich ſchauen.
Heil dem Edlen, der den Glauben
Heilig in der Bruſt genährt.
Und dem Morden und dem Rauben
Kühn beharrlich abgewehrt.
Schneidend eiſige Lüfte blaſen,
Ströme ſchwellen, Schlund vor Schlund,
Und der Elemente Raſen,
Alle kräftigten den Bund.

Liebe.

Ich ſuche den mit liebevollen Blicken,
Der liebevoll bei ſeinem Volk verweilt.

Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit offnem holden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edlen ſich verbündet,
Da jauchzte kühn die treue Schaar,
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Tugend offenbar,
Das Glück iſt ſicher und geründet.

Hoffnung.

Ich will geſtehn den Eigennutz, o Schweſtern!
Für jedes Opfer ford'r ich meinen Lohn,
Ein ſelig Heute für ein ſchrecklich Geſtern,
Triumphes-Wonne ſtatt der Duldung Hohn:
So hab' ich's Ihm verſprochen, Ihm gegeben,
Von deſſen Glück beſeelt wir alle leben.
Unſer König ſoll uns leben,
Heil! daß wir den Tag geſehn,
Da wir wieder um Ihn ſtehn
Seinem Willen hingegeben.
Leben ſoll der König, leben!

Chor.

Leben ſoll der König, leben!

Vier und zwanzigſter Auftritt.

Beharrlichkeit.

Wetteifernd komm' ich an, doch ohne Neid,
Und weiß wohl, die Beharrlichkeit
Iſt allen meinen Schweſtern eigen:
Was ſich nicht ſelber gleicht, wird keine Tugend ſeyn;
So komm' ich froh und friſch herein
Als Tugend mich der Tugenden zu zeigen.
O! beharret im Beſtande
Den der Wille rein gefaßt!

Chor.

O! beharret!

Beſtändigkeit.

Auch der Edle trägt die Bande
Ungeheurer Schmach und Laſt.

Chor.

Ja wir trugen ſchwere Bande!

Beſtändigkeit.

Nähret, ewig, auch mit Schmerzen,
Den geheim erzeugten Rath.

Chor.

Nähret! Nähret!

Beſtändigkeit.

Ach! im eingeklemmten Herzen
Aengſtet ſich die große That.

Chor.

O! beharret! Nähret! Nähret!
Den geheim erzeugten Rath.

Jugendfürſt.

Unter ſternenreichen Höhen
Vor dem Gott der Väter ſtehen,
Das beſänftigt auf einmal,
Da verſchwindet Pein und Qual.

Epimenides.

Laßt von ſternereichen Höhen
Unſrem König Glück erflehen,
Und auf Jahre ſonder Zahl
Seinen Folgern allzumal.

Chor.

Ja von ſternereichen Höhen
Fühlen wir's hernieder wehen:
Walte, Glück, im Freudenthal
Ohne Namen, ohne Zahl!

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herrlich tauſendfach gezeigt,
Den höchſten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie helfen uns die größten Tage feiern.
Nur eine, die mit treuer Hand
Die Schweſtern feſt und zart verband,
Abſeits, verhüllt, beſcheiden ſtand,
Die Einigkeit muß ich entſchleiern.

(Er führt eine bisher verborgen gebliebene Verſchleierte hervor, und ſchlägt ihr den Schleier zurück.)

Fünf und zwanzigſter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geiſt, der alle Welten ſchafft,
Durch mich belehrt er ſeine Theuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur geſammte Kraft.“
Das was ich lehre, ſcheint ſo leicht,

Und faſt unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“
Nun iſt des Wortes Ziel erreicht,
Den höchſten Wunſch ſeh' ich erfüllen.

In alle Kronen ſeh' ich neu geſchmückt,
Mit eignem Gold, mit Feindes Beute;
Ihr habt das Volk, ihr habt euch ſelbſt beglückt,
Was ihr beſitzt, beſitzt ihr erſt von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienſt
Die goldnen Reife längſt geflochten,
Doch nun iſt's eigener Gewinnſt:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind alle neu geboren
Das große Sehnen iſt geſtillt,
Bei Friedrichs Aſche war's geſchworen,
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten
Weil wir uns was zugetraut,
Und empfangen in unſre Mitten
Gattinn, Schweſter, Tochter, Braut.

Gethan! — Glück auf! — gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben
Laßt uns eilen,
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen:
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſrem Leben!

Durch Vereinigung der Krieger und Einheimiſchen geſchieht der Uebergang zum Ballet, welches die Freude des Wiederſehens, und Wiederfindens in mannichfaltigen Familien-Scenen ausdrückt. Große Gruppe zum Schluß.)

Chor.

So riſſen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los,
Nun ſind wir Deutſche wiederum
Nun ſind wir wieder groß.

So waren wir und ſind es auch,
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere bewahrt
Der iſt ſchon groß und reich
Zuſammen haltet euren Werth,
Und euch iſt niemand gleich.

Nun töne laut: der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht,
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle die ihm angeſtammt,
Für uns wa. es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt
Entzücken flamm' hinan!

Goethe's

Gedicht

Erſte Abtheilung.

Neueſte Auflage.

Wien, 1816.
Bey B. Ph. Bauer.

Lieder.

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertrau'n wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß!
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und ſo ſaß ich manches Jahr
Über mir allein,
Wie im Mutterleib.

Doch du warſt mein Zeitvertreib,
Gold'ne Fantaſie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch' kryſtallen Schloß,
Und zerſtört' es auch,
Warf mein blinkendes Geſchoß
Drachen durch den Bauch,
Ja ich war ein Mann!

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzeſſinn Fiſch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot.
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte faſt mich todt!
Rings mit Sonnenſchein
War ſie emaillirt.

Ach! wer hat ſie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom ſchnellen Flieh'n?
Sagt, wo iſt ihr Land?
Wo der Weg dahin?

* * *

Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.

Nach Mittage ſaßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und ſtirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns ſpielen.

Jeder meiner Freunde ſaß
Froh bey ſeinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier iſt das Kerzchen!

Und die Fackel, wie ſie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte ſie geſchwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger ſie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Geſicht,
Setzt die Bruſt in Flammen,
Über meinem Haupte ſchlug
Faſt die Gluth zuſammen.

Löſchen wollt' ich, patſchte zu;
Doch es brennt beſtändig;
Statt zu ſterben ward der Fuchs
Recht bey mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein ſteh'n,
Röslein auf der Heiden.
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah' zu ſeh'n,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe ſprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden;
Röslein ſprach: ich ſteche dich,
Daß du ewig denkſt an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte ſich und ſtach,
Half ihr doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich in's Böſe
Dein off'nes Auge ſich!
Die Augen zugebunden,
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich auf's beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte,
Ich ſank in deinen Schooß.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und Alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben:
So geh' ich ſtets im Trüben,
Wie mit verbund'nen Augen hin.

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferinn und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la. le ralla!

Thyrſis both ihr für ein Mäulchen
Zwey, drey Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Weilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla!

Und ein And'rer both ihr Bänder,
Und der Dritte both ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

Die Bekehrte.

Bey dem Glanze der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon ſaß und blies die Flöte,
Daß es von den Felſen klang,
So la la!

Und er zog mich, ach! an ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß.
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton.
So la la, le ralla u. ſ. w.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich Alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Lang' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet,
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höh'n.

Denn wie ich bey der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.

Der ſtumpfe Burſche blaht ſich,
Das ſteife Madchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel,
Und treibt, durch Thal und Hugel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben, holden Muſen,
Wenn ruh' ich ihr am Buſen
Auch endlich wieder aus?

Stiftungslied.

Was gehſt du, ſchone Nachbarinn,
Im Garten ſo allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegſt,
Will ich dein Diener ſeyn.

Mein Bruder ſchlich zur Kellnerinn,
Und ließ ihr keine Ruh'.
Sie gab ihm einen friſchen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter iſt ein kluger Wicht,
Er iſt der Kochinn hold.
Den Braten dreht er, für und fur,
Um ſußen Minneſold.

Die Sechſe, die verzehrten dann
Zuſamm' ein gutes Mahl,
Und ſingend kam ein viertes Paar
Geſprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch!
Für's wack're fünfte Paar,
Das voll Geſchicht' und Neuigkeit
Und friſcher Schwänke war.

Noch blieb für Räthſel, Witz und Geiſt
Und feine Spiele Platz;
Ein ſechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte ſehr,
Was doch das Beſte thut.
Ein zärtlich Pärchen ſchloß ſich an,
Ein treues — nun war's gut.

Geſellig feyert, fort und fort,
Das ungeſtörte Mahl,
Und eins im andern freue ſich
Der heil'gen Doppelzahl.

Zum neuen Jahre.

Zwiſchen dem Alten,
Zwiſchen dem Neuen,
Hier uns zu freuen,
Schenkt uns das Glück
Und das Vergang'ne
Heißt, mit Vertrauen,
Vorwärts zu ſchauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, ſie ſcheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Luſt;
Beſſere Tage
Sammeln uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Bruſt.

Leiden und Freuden,
Jener verſchwund'nen,
Sind die Verbund'nen
Fröhlich gedenk.

O! des Geſchickes
Seltſamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geſchenk!

Dankt es dem regen,
Wechſelnden Glücke,
Dankt dem Geſchicke
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechſels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth.

Andere ſchauen
Deckende Falten,
Über dem Alten,
Traurig und ſcheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet, das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald ſich verſchwindet,
Wieder ſich findet
Liebendes Paar.

So, durch des Lebens
Wirrende Beugung,
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

* * *

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm' mit, o Schöne, komm' mit mir zum Tanze;
Tanzen gehöret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm' mit, o Schöne, komm' mit mir zum Tanze;
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen;
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der Nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmahl, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

* * *

Selbſtbetrug.

Der Vorhang ſchwebet hin und her
Bey meiner Nachbarinn.
Gewiß, ſie lauſchet uber quer,
Ob ich zu Hauſe bin.

Und ob der eiferſücht'ge Groll,
Den ich am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer ſoll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das ſchöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich ſeh', es iſt der Abendwind,
Der mit dem Vorhang ſpielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hütte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dacht' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schlepp
Veränd'r' ich zur Stund',
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſichle mit andern
Den bluhenden Klee.

Spürt er unter dem Thor
Etwas Zierliches aus;
Der luſterne Knabe,
Er winkt mir in's Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt,
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Stadterinn droht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reitze
Behaupten den Sieg.

* * *

Antworten,

bey einem geſellſchaftlichen Frageſpiele.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein und großen Welt:
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit,
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drey der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt' und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Und wer raſch iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort;

Doch wem wenig d'ran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rühret,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedene.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh', ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben,
Und der reichlichſte Gewinn,
Iſt ein guter, leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen,
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich ſie finden,
Ich ſah ſie verſchwinden,
Ihr folgte mein Blick!
Sie kam mir entgegen,
Dann trat ſie verlegen
Und ſchamroth zurück.
Iſt's Hoffnung? ſind's Träume?
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebſte,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich, verborgen,
Dem thauenden Morgen
Mein einſam Geſchick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich in's Enge
Mich ſtille zurück!
O! zärtliche Seele,
O! ſchweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geſchick.
Der redliche Diener
Bringt Haſen und Hühner
Beladen zurück.
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger!
Es lebe ſein Glück!

* * *

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret, was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der Loſe,
So gut als wie der Große;

Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O! ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſteh'n zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reitzend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüß'ſtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich,
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich.

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden, finſtern Wald;
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreu'n mit Neigen
Ihr den ſüßſten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch, wollt' ich, Himmel, dir,
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbey;
Aber wenn er einſt den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müſſig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen geh'n,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſeh'n.

Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach! und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

* * *

Erſter Verluſt.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneu'ter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach! wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

* * *

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret ſich der Wein im Faſſe;
Wenn die Roſen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geſchieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich laſſe;
Nur ein unbeſtimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Bruſt durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir ſagen,
Wenn ich mich bedenk' und faſſe,
Daß in ſolchen ſchönen Tagen
Doris einſt für mich geglüht.

* * *

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere ſtrahlt;
Ich denke dein, wenn ſich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich ſehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub ſich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem ſchmalen Stege
Der Wand'rer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauſchen
Die Welle ſteigt.
Im ſtillen Haine geh' ich oft zu lauſchen,
Wenn Alles ſchweigt.

Ich bin bey dir, du ſeyſt auch noch ſo ferne,
Du biſt mir nah'!
Die Sonne ſinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärſt du da!

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren?
Biſt du, o Schöne, mir entfloh'n?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wand'rers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick:
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm', Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben,
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn;
Ihr war't in's Waſſer eingeſchrieben,
So fließt denn auch mit ihm davon.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,

Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün,
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farbe ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig dunkles Blau. —

So geht es dir, Zerglied'rer deiner Freuden!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohl erkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneu'ſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh' nicht meinen Blick!
Früh oder ſpat mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich geſollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih' dem Freund, der ſich nun von dir wendet
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache, da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweyte, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küße ſich ſo ſüße die Lippe der zweyten,
Als kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was ſoll der Menſch verlangen?
Iſt es beſſer, ruhig bleiben?
Klammernd feſt ſich anzuhangen?
Iſt es beſſer, ſich zu treiben?
Soll er ſich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felſen trauen?
Selbſt die feſten Felſen beben.

Eines ſchickt ſich nicht für Alle;
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer ſteht, daß er nicht falle.

* * *

Meeresſtille.

Tiefe Stille herrſcht im Waſſer,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert ſieht der Schiffer
Glatte Flächen rings umher.

Keine Luft von keiner Seite!
Todesſtille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle ſich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel iſt helle,
Und Aeolus löſet
Das ängſtliche Band.
Es ſäuſeln die Winde,
Es rührt ſich der Schiffer.
Geſchwinde! Geſchwinde!
Es theilt ſich die Welle,
Es naht ſich die Ferne;
Schon ſeh' ich das Land!

* * *

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh', das Gute liegt ſo nah'.
Lerne nur das Glück ergreifen;
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abſchied.

Es ſchlug mein Herz, geſchwind zu Pferde!
Es war gethan faſt eh' gedacht;
Der Abend wiegte ſchon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon ſtand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Rieſe, da,
Wo Finſterniß aus dem Geſträuche
Mit hundert ſchwarzen Augen ſah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde ſchwangen leiſe Flügel,
Umſauſten ſchauerlich mein Ohr;
Die Nacht ſchuf tauſend Ungeheuer:
Doch friſch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich ſah ich, und die milde Freude
Floß von dem ſüßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein roſenfarb'nes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Geſicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach! ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch' Glück, geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt Alles, was du liebteſt,
Weg, warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach, wie kamſt du nur dazu!

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermahnen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe, loſe Mädchen
Mich ſo wider Willen feſt;

Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Verand'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich, guter Junge, nicht ſo ſelig
In der oden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen,
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dammert' ein.

Traumte da von gold'nen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon das liebe Bild empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bey ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch haltſt?
Oft ſo unertraglichen Geſichtern
Gegen uber ſtellſt?

Reitzender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur:
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig,
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd'! o Sonne!
O Glück! o Luſt!

O Lieb'! o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

Mit einem goldenen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das, ganz zur Biegſamkeit gewöhnt,
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu ſchmiegen ſehnt.

Gewähr' dem Närrchen die Begierde,
Sie iſt voll Unſchuld, iſt nicht kühn;
Am Tag iſt's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfſt du's wieder hin.

Doch, bringt dir einer jene Kette,
Die ſchwerer drückt und ernſter faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Liſette,
Wenn du ein klein Bedenken haſt.

* * *

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die Beyden,
Wie beym ſtillen Abendroth

Du die Hand uns freundlich reichteſt,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schooße herrlicher Natur,
Manche leicht verhullte Spur
Einer lieben Seele zeigteſt.

Wohl iſt mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der erſten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen,
Wirft man uns auf einmahl in die Welt;
Uns umſpülen hundert tauſend Wogen,
Alles reizt uns, mancherley gefällt.
Mancherley verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leicht unruhige Gefuhl,
Wir empfinden, und was wir empfunden,
Spult hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es! da durchſchleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unſre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unſer Herz?
Ach! es möchte gern gekannt ſeyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,

Und vertrauend zwiefach neu genieſſen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da ſucht das Aug' oft ſo vergebens
Rings umher, und findet Alles zu;
So vertaumelt ſich der ſchönſte Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh';
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute, was dich geſtern zog.
Kannſt du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die ſo oft dich trog,
Und bey deinem Weh', bey deinem Glücke,
Bleib in eigenwill'ger, ſtarrer Ruh'?
Sieh', da tritt der Geiſt in ſich zurücke,
Und das Herz — es ſchließt ſich zu.

So fand ich dich, und ging dir frey entgegen.
O ſie iſt werth zu ſeyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinſten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundinn gibt.

* * *

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins!
Auf! in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bey jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freye Weiſe
Und treuen Bruderſinn!

So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt!
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott geſegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unſer Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt ſich keine Luſt;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unſre Bruſt.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die raſche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unſer Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles ſteigt und fällt!
Und bleiben lange! lange!
Auf ewig ſo geſellt.

Tiſchlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich ſagen,
Beym Geſang und Glaſe Wein
Auf-den Tiſch zu ſchlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich iſt es allerliebſt
Auf der lieben Erde:
Darum ſchwör' ich feyerlich,
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumahl
So beyſammen weilen,
Dacht' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.

Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum ſoll man hier am Ort
Anzuſtoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äuſſern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie, die einzig Eine.
Jeder denke, ritterlich,
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns, am guten Tag,
Sich im Stillen freuen,

Und der Nebel trübe Nacht
Leiſ' und leicht zerſtreuen,
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom,
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt, im hohen Ton,
Redliche Geſellen!
Die ſich, mit gedrängter Kraft,
Brav zuſammen ſtellen.
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen Viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

General-Beichte.

Laſſet heut', im edlen Kreis,
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr;
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch ein Mahl
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten,
Sammelt euch und ſucht, bey Zeiten,
Euch zurecht zu finden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt!
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet,
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Über göttlichen Geſang
Ihr Geklätſche ſchätzten,
Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben;
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläſſig ſtreben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und, im Ganzen, Guten, Schönen.
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumahl
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln, leis mit Augen,
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

* * *

Weltſeele.

Vertheilet Euch, nach allen Regionen,
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt Euch durch die nächſten Zonen
In's All, und füllt es aus!

Schon ſchwebet Ihr, in ungemeſſ'nen Fernen,
Den ſel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſä'ten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet Eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden,
Und wirket, ſchöpfriſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeſſ'nen Schwung.

Und kreiſend führet Ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein, in allen ſeinen Grüften,
Die feſten Formen vor.

Nun Alles ſich, mit göttlichem Erkühnen,
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen,
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schar,
Und Ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar.

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben,
Im ſel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt, mit Dank, das ſchönſte Leben,
Vom All in's All zurück.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach, nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.

Soll ich mich des Grünen freuen,
Dem ich Schatten einſt verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon:
Dieſe fangen an zu reifen,
Und die andern keimen ſchon;
Gleich, mit jedem Regenguſſe,
Andert ſich dein holdes Thal,
Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweyten Mahl.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervor gethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Pallaſt,
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein and'res nun.

Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Nahmen nennt,
Kam herbey, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammen zieh'n;
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüber flieh'n.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Die glücklichen Gatten.

Nach dieſem Frühlingsregen,
Den wir, ſo warm, erfleht,
Weibchen, o! ſieh' den Segen,
Der unſre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert ſich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um unbekannte Lauben,
Gefüllte Veilchen blüh'n.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen,
Zuerſt, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen and're Sonnen
Und and're Monden auf,
Da war die Welt gewonnen,
Für unſern Lebenslauf.

Und hundert tauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh',
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zween;
Doch anders war's beſchieden,
Und ſieh! wir waren drey.
Und vier' und fünf' und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns über'n Kopf.

Und dort, im ſchönen Flache,
Das neu gebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl, da drüben,
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo, im Felſengrunde,
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß.
Man ſpricht von Müllerinnen,
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün, ſo dichte,
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus:
Es gleichet unſerm Kinde!
Es kommt der Karl nach Haus!

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut,
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbey.
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drey.

Bey Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Auf dem See.

Und friſche Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freyer Welt;
Wie iſt Natur ſo hold und gut,
Die mich am Buſen hält!
Die Welle wieget unſern Kahn
Im Ruder-Takt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unſerm Lauf.

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?
Gold'ne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! ſo Gold du biſt;
Hier auch Lieb' und Leben iſt.

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beſchattete Bucht,
Und im See beſpiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne,
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumahl.
Sind es die Wieſen?
Iſt es das Thal?

Bläuliche Friſche!
Himmel und Höh'.
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain,
Himmliſche Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reitzende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald ſich ein Hauch,

Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.

Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget ſeit geſtern,
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern
Liebchen iſt da!

* * *

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub,
Am Rebengeländer,
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick; euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;

Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh'!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh',
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſend Mahl,
An meinem Stabe gebogen,
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Herde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen,
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaſſ' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch Alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eig'ner Schmerz,

Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz.

Die frohen Freunde laden dich,
O! komm' an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein! Verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein! erwerben kann ich's nicht,
Es ſteht mir gar zu fern.
Es weilt ſo hoch, es blinkt ſo ſchön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag,
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag.

Nachtgeſang.

O! gib, vom weichen Pfühle,
Träumend ein halb Gehör!
Bey meinem Saitenſpiele
Schlafe! was willſt du mehr?

Bey meinem Saitenſpiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdiſchem Gewühle;
Schlafe! was willſt du mehr?

Vom irdiſchen Gewühle
Trennſt du mich nur zu ſehr,

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Schlafe! was willſt du mehr?

Bannſt mich in dieſe Kühle,
Gibſt nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willſt du mehr?

* * *

Sehnſucht.

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus,
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?
Wie dort ſich die Wolken
Um Felſen verzieh'n,
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt ſich der Raben
Geſelliger Flug,
Ich miſche mich drunter
Und folge dem Zug.

Und Berg und Gemäuer
Umſtrichen wir.
Sie weilet da drunten;
Ich ſpähe nach ihr.

Da kommt ſie und wandelt;
Ich eile ſo bald,
Ein ſingender Vogel,
Zum buſchigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit ſich:
„Er ſinget ſo lieblich
Und ſingt es an mich.

Die ſcheidende Sonne
Vergoldet die Höh'n,
Die ſinnende Schöne
Sie läßt es geſcheh'n.
Sie wandelt am Bache
Die Wieſen entlang,
Und finſter und finſtrer
Umſchlingt ſich der Gang.

Auf einmahl erſchein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah' und ſo fern?

Und haſt du, mit Staunen,
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

* * *

An Mignon.

Über Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach! ſie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume ſelber kommen
Nun in trauriger Geſtalt,
Und ich fühle dieſer Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon ſeit manchen ſchönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;

Jedes kommt an ſeinen Ort,
Aber ach, die ſtaten Schmerzen,
Feſt im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank ſind ſie genommen,
Weil es heute Feſttag iſt:
Niemand ahnet, daß von Schmerzen,
Herz im Herzen,
Grimmig mir zerriſſen iſt.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich ſcheinen
Und ſogar geſund und roth;
Wären tödtlich dieſe Schmerzen,
Meinem Herzen,
Ach! ſchon lange wär' ich todt.

Bergſchloß.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonſt lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt ſind Thüren und Thore,
Und überall iſt es ſo ſtill;
Das alte verfall'ne Gemäuer
Durchklettr' ich, wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller,
So voll von köſtlichem Wein,
Nun ſteiget nicht mehr, mit Krügen,
Die Kellnerinn heiter hinein.

Sie ſetzt den Gäſten im Saale,
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt, zum heiligen Mahle,
Dem Pfaffen das Fläſchchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüſternen Knappen
Nicht mehr, auf dem Gange, den Trank,

Und nimmt fur fluchtige Gabe
Nicht mehr den fluchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken,
Sie ſind ſchon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trummer verwandt.

Doch als mit Zitther und Flaſche
Nach dieſen felſigen Höh'n
Ich, an dem heiterſten Tage,
Mein Liebchen ſteigen geſeh'n;

Da drängte ſich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh':
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feyerlich wieder zu.

Als waren fur ſtattliche Gaſte
Die weiteſten Raume bereit,
Als kam' ein Parchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als ſtünd', in ſeiner Capelle,
Der wurdige Pfaffe ſchon da,
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Geſange
Des Herzens innigſten Grund,
Es zeugte ſtatt der Menge
Der Echo ſchallender Mund.

Und als ſich, gegen den Abend,
Im Stillen Alles verlor,
Da lockte die glühende Sonne
Zum ſchroffen Gipfel empor.

Und Knapp' und Kellnerinn glänzen.
Als Herren, weit und breit,
Sie nimmt ſich zum Credenzen,
Und er zum Danke ſich Zeit.

……

Geiſtesgruß.

Hoch auf dem alten Thurme ſteht
Des Helden edler Geiſt,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh', dieſe Sehne war ſo ſtark,
„Dieß Herz ſo feſt und wild,

„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;

„Mein halbes Leben ſtürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
„Und du, du Menſchenſchifflein dort,
„Fahr' immer, immer zu."

* * *

An ein goldenes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beyde?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,

Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach,
Er iſt der alte, freygeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach! nur dem halb getrockneten Auge
Wie öde, wie todt die Welt ihm erſcheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wanderers Nachtlied.

Der du von dem Himmel biſt,
Alles Leid und Schmerzen ſtilleſt,
Den, der doppelt elend iſt,
Doppelt mit Erquickung fülleſt,

Ach! ich bin des Treibens müde!
Was ſoll all' der Schmerz und Luſt?
Süßer Friede!
Komm', ach komm' in meine Bruſt!

Jägers Abendlied.

Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild,
Geſpannt mein Feuerrohr.
Da ſchwebt ſo licht dein liebes Bild,
Dein ſüßes Bild mir vor.

Du wandelſt jetzt wohl ſtill und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein ſchnell verrauſchend Bild,
Stellt ſich dir's nicht einmahl?

Des Menſchen, der die Welt durchſtreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Oſten und nach Weſten ſchweift,
Weil er dich laſſen muß.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſeh'n.
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geſcheh'n.

An den Mond.

Fülleſt wieder Buſch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmahl
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild'
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge, mild
Über mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud' und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauſchte Scherz und Kuß,
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmahl,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Raſt und Ruh',
Rauſche, flüſt're meinem Sang
Melodien zu!

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überſchwillſt,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält,
Und mit dem genießt.

Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht.

* * *

Einſchränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeſſ' ich doch, vergeſſ' ich gern,
Wie ſeltſam mich das Schickſal leitet;
Und ach! ich fühle, nah' und fern
Iſt mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Den holder Lebenskraft erfüllt,
In ſtiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

* * *

Hoffnung.

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß! o laß mich nicht ermatten!
Nein, es ſind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen, dieſe Bäume
Geben einſt noch Frucht und Schatten.

* * *

Sorge.

Kehre nicht in dieſem Kreiſe
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weiſe,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's faſſen?
Nun gezweifelt iſt genug.
Willſt du mich nicht glücklich laſſen,
Sorge, nun ſo mach' mich klug!

Stoßſeufzer.

Ach, man ſparte viel!
Selt'ner wäre verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergeb'nes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher ſeyn;
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In Allem ihnen gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich.
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchob'nes Kind,
Die andern laſſen ihn nur gelten,
Da wo ſie unvermögend ſind.

◆

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunſtgebrauch zu üben
Iſt heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen.
Du kannſt dich auch, wie wir, beſtimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeſchrieben.

Denn eben die Beſchränkung läßt ſich lieben,
Wenn ſich die Geiſter gar gewaltig regen;
Und wie ſie ſich denn auch geberden mögen,
Das Werk zuletzt iſt doch vollendet blieben.

So möcht' ich ſelbſt in künſtlichen Sonetten,
In ſprachgewandter Maſſen kühnem Stolze,
Das Beſte, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Doch weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich ſchneide ſonſt ſo gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl beſſer ſeyn,
Als ich bin! — Was wär' es?
Soll ich aber beſſer ſeyn,
Als du biſt: — ſo lehr' es!

Möcht' ich auch wohl beſſer ſeyn,
Als ſo mancher And're!
„Willſt du beſſer ſeyn als wir;
Lieber Freund, ſo wand're.“

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefallſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bey einander ſind;
So möcht' ich nimmer ſcheiden,
Da war' es wohl uns beyden.

Sie.

Gefall' ich dir; ſo gefallſt du mir.
Du ſagſt es frey, ich ſag' es dir.
Eh' nun! Heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort.
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht; ſo laſſen wir uns ſcheiden.

* * *

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf nichts geſtellt.
Juchhe!
D'rum iſt's ſo wohl mir in der Welt.
Juchhe!
Und wer will mein Camerade ſeyn,
Der ſtoße mit an, der ſtimme mit ein,
Bey dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und haſcht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach.
O weh!
Die Falſche ſucht ſich ein ander Theil,
Die Treue macht mir lange Weil';
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart.
O weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein And'rer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervor gethan,
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte keinem Recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf nichts geſtellt.
Juchhe!

Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Kophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beſſ'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte,
Und in den Tiefen Ägyptiſcher Grüfte

Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beſſ'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o! habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört.

* * *

Ein anderes.

Geh'! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger ſeyn.
Auf des Glückes groſſer Wage
Steht die Zunge ſelten ein.
Du mußt ſteigen oder ſinken,
Du mußt herrſchen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer ſeyn.

* * *

Muſen und Grazien in der Mark.

O! wie iſt die Stadt ſo wenig.
Laßt die Maurer künftig ruh'n!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was Beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm' auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!

In dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch' ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot! und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts von Magdeburger Land!
Unſre Samen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verlieret
Nichts an ihrem raſchen Lauf;
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu!
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne Glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns belächeln!
Glücklich, wenn ein Deutſcher Mann
Seinem Freunde, Vetter Micheln,
Guten Abend biethen kann.

Wie iſt der Gedanke labend,
Solch' ein Edler bleibt uns nah'!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf Deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an:
Wir ſind bieder und natürlich,
Und das iſt genug gethan.

* * *

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohl bekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat.
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gut gelaunte Sänger,
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die gold'nen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.

Und waren Mädchen noch ſo blöde,
Und waren Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang,
Bey Zauberſaiten und Geſang.
(Von Anfang.)

* * *

Frühlings-Orakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blüthenſänger, o! Coucou!
Bitten eines jungen Paares,
In der ſchönſten Zeit des Jahres,
Höre, liebſter Vogel, du,
Kann es hoffen; ruf' ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt bey ſeiner Jugend.
Voller Treue, voller Tugend.

Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag', wie lange es warten ſoll?
Horch'! Coucou! Horch'! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu.

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eins! Coucou! Zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am halb Dutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagſt du wohl, wie lang wir leben?
Freylich, wir geſtehen dir's,
Gern zum längſten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben iſt ein großes Feſt,
Wenn ſich's nicht berechnen laßt.
Sind wir nun zuſammen blieben;
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende geh'n;
War' doch alles nicht mehr ſchön.
Cou Coucou, Cou Coucou :|:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum)

An Linna.

Liebchen, kommen dieſe Lieder
Jemahls wieder dir zur Hand,
Sitze beym Claviere nieder,
Wo der Freund ſonſt bey dir ſtand.

Laß die Saiten raſch erklingen,
Und dann ſieh' in's Buch hinein.
Nur nicht leſen! immer ſingen!
Und ein jeder Blatt iſt dein.

Ach! wie traurig ſieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Vermiſchte Gedichte.

Klagegeſang

von der edlen Frauen des Aſan Aga.

Aus dem Morlackiſchen.

Was iſt Weißes dort am grünen Walde?
Iſt es Schnee wohl, oder ſind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeſchmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Iſt kein Schnee nicht, es ſind keine Schwäne,
's iſt der Glanz der Zelten Aſan Aga.
Niederliegt er drein an ſeiner Wunde;
Ihn beſucht die Mutter und die Schweſter;
Schamhaft ſäumt ſein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun ſeine Wunde linder wurde,
Ließ er ſeinem treuen Weibe ſagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bey den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue ſtarr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre.

Und es däucht' ihr, Aſan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, ſich herab zu ſtürzen.
Ängſtlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bitt're Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſans Roſſe,
„Iſt dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlinn Aſans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh' die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter!
„Mich verſtoßen! Mutter dieſer Fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllt in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frey ſich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauerſcheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beyden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beyden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das munt're Roß behende,

Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage,
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Witwentrauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Cadi;
Und die Frau bath weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bey deinem Leben,
„Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiederſehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoskis Cadi ſie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten her begleiten,
„Du mir einen langen Schleyer bringeſt,
„Daß ich mich vor Aſans Haus verhülle,
„Meine lieben Waiſen nicht erblicke.“

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleyer, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtinn Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm' zu deiner Halle wieder!
„Iß das Abendbrot mit deinen Kindern."
Traurig hört' es die Gemahlinn Aſans,
Kehrete ſich zu der Suaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beſchenke."

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben;
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen

Das beyſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:

ehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen!
urer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
ſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlinn Aſans,
ürzt' ſie bleich den Boden ſchütternd nieder,
die Seel' entfloh dem bangen Buſen,
ſie ihre Kinder vor ſich flieh'n ſah.

* * *

Muhammeds Geſang.

Seht den Felſenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
über Wolken,
Nährten ſeine Jugend
Gute Geiſter
Zwiſchen Klippen im Gebüſch.

Jünglingfriſch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelſen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieſeln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er ſeine Bruderquellen
Mit ſich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter ſeinem Fußtritt Blumen;
Und die Wieſe
Lebt von ſeinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm ſeine Knie umſchlingen,
Ihm mit Liebesaugen ſchmeicheln:
Nach der Ebne dringt ſein Lauf
Schlangewandelnd.

Bäche ſchmiegen
Sich geſellig an. Nun tritt er
In die Ebne ſilberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüſſe von der Ebne,
Und die Bäche von den Bergen,
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,

Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgeſpannten Armen
Unſer wartet,
Die ſich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu faſſen;
Denn uns frißt in öder Wüſte
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unſerm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Eb'ne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun ſchwillt er
Herrlicher, ein ganz Geſchlechte
Trägt den Fürſten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Nahmen, Städte
Werden unter ſeinem Fuß.

Unaufhaltſam rauſcht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuſer, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter ſich.

Cedern-Häuſer trägt der Atlas
Auf den Rieſenſchultern: ſauſend
Wehen über ſeinem Haupte
Tauſend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo trägt er ſeine Brüder,
Seine Schätze, ſeine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrauſend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich

In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leiſ' rauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schaumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schaumende Wogen.

Seele deß Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttinn.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Fantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörinn.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebiethen,

Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüthen ſaugen:

Oder ſie mag,
Mit fliegendem Haar
Und düſterm Blicke,
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laß uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch' eine ſchöne,
Unverwelkliche Gattinn
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr gebothen,

In Freud' und Elend,
Als treue Gattinn,
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte,
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt!
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit

Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundinn:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberinn,
Tröſterinn, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geyer gleich
Der auf ſchweren Morgenwolken,
Mit ſanftem Fittich ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche

Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammen zog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bitt're Schere
Nur ein Mahl löſ't.

In Dickichtsſchauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reiher
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen,
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,

Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eig'nen Werth
In ung'nugender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Öffne den umwölkten Blick
Über die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Bruder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds,
Mit jugendlichem Übermuth

Fröhlicher Mordſucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem ſchon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe wieder heran reift,
Die feuchten Haare,
O Liebe deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bey Nacht,
Über grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pſalmen,
Und der Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehang'ner Scheitel.

Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahndende Völker.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Über der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Berg ab gleitet der Weg:
Ekles Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Über Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!
Nun ſchon wieder
Den erathmenden Schritt

Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Überdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.
Labe dich — Mir auch, Mädchen,
Dieſen ſchäumenden Trank,
Dieſen friſchen Geſundheitsblick!

Ab denn, raſcher hinab!
Sieh', die Sonne ſinkt!
Eh' ſie ſinkt, eh' mich Greiſen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer ſchnattern
Und das ſchlotternde Gebein.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß' mich, ein Feuermeer

Mir im ſchäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Raßle den ſchallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme! wir kommen.
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

* * *

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet.
Günſt'ger Winde harrend, ſaß mit treuen Freunden,
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrenden in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Altar entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe,
Zieh'n die Segel, zieh'n die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebt leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber aus der dumpfen, grauen Ferne
Kündet leiſe wandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;

Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach er ſollte, ach er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

* * *

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und ſchnitt
Der rechten Schwinge Sehnkraft ab.
Er ſtürzt hinab in einen Myrten-Hain,
Fraß ſeinen Schmerz drey Tage lang,

Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balſam
Allheilender Natur.
Er ſchleicht aus dem Gebüſch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeſchnitten —
Hebt ſich mühſam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt ſein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrten-Äſte
Daher gerauſcht ein Taubenpaar,
Läßt ſich herab, und wandelt nickend
Über gold'nen Sand und Bach,
Und ruckt einander an,
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den Innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergeſellig ſich

Zum nahen Buſch, und blickt
Mit Selbſtgefalligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sey guten Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Gluckſeligkeit
Nicht Alles hier?
Kannſt du dich nicht des gold'nen Zweiges freu'n,
Der vor des Tages Gluth dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Überfluß
Des Waldgebüſches dir
Geleg'ne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Gluck
Iſt die Genugſamkeit,
Und die Genugſamkeit
Hat uberall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du red'ſt wie eine Taube!

* * *

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zevs,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöh'n;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſteh'n,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebethshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Übermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverey?
Haſt du nicht Alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit

Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genieſſen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühſt,
Frühling, Geliebter!
Mit tauſendfacher Liebeswonne

Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich dieſen faſſen möcht'
In dieſen Arm!

Ach an deinem Buſen
Lieg' ich, ſchmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen ſich an mein Herz.
Du kühlſt den brennenden
Durſt meines Buſens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm'! ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf ſtrebt's,
Es ſchweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooße.

Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menſchheit.

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelaſſener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde ſä't,
Küſſ ich den letzten
Saum ſeines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Bruſt.

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts,
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,

Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Steht er mit feſten,
Markigen Knochen,
Auf der wohlgegründeten,
Dauernden Erde;
Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterſcheidet
Götter von Menſchen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verſchlingt die Welle,
Und wir verſinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unſer Leben,
Und viele Geſchlechter

Reihen ſich dauernd
An ihres Daſeyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höheren Weſen,
Die wir ahnen!
Sein Beyſpiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Iſt die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher

Glänzen, wie dem Beſten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauſchen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen,
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir Alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche:
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;

Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Großen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Weſen!

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich, und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beym ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt.
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermanne.

Flach bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter, die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fröhlich gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbern ſich ſchlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo ſich das Grillchen ergetzt.
Welch' ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreons Ruh'.
Frühling! Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter,
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bath ſich Prometheus herab, ſeinem Geſchlechte zum Troſt;
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten,
Gegenwärtigen fließt eilig die zwente herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft; denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

* * *

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter Viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand Alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

* * *

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten,
Heiter ſprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich, den Glücklichen, nähret,
Jedem Baume des Walds, um den ich wandernd mich ſchlinge,
Denkmahl bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, o ſeyd, ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk', eurer Nahen zur Luſt!

Weihend feyerten ſie im Stillen die ländlichen Feſte,
Wir, dem gebahnten Pfad folgend, beſchleichen das Glück.
Amor wohne mit uns, es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah'.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerinn, fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter, und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.

Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reitzendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch' ein himmliſcher Garten entſpringt aus Öd' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl dem Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlt hier ein Glücklicher, fehlt euch am Sabbath die Ruh'.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus.
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

* * *

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du Lydia fromm, liebliches, büßendes Kind;
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſche Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh'.

* * *

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich,
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabey!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Tadle ſie nicht, ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeiten ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach, ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den echten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur *er* heiße, der Kranke, geſund.

Phöbus und Hermes.

Delos ernſter Beherrſcher und Maia's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünſchte jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt' auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den Beyden das Herz;
Denn raſch dränget ſich Ares heran, gewaltſam entſcheidend,
Schlägt das goldene Spiel, wild, mit dem Eiſen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der Schadenfrohe; doch Phöbus
Und den Muſen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild, die Göttinn wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein, und höhnte ſie: Freylich
Magſt du die Wahrheit nicht ſeh'n, wie rein dir mein Spiegel ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend, und rückte den Kranz ſich zurechte.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttinn erblickt' er, vor Allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer, lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft,
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

* * *

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach! wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach! die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,

Iſt geſpalten, und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie, feſter
Sich des Freunds verſichernd, ihn genöße;
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und lieblos mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen, bey dem Feuer
Meines Herds vereinigt, Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams d'runter?

Anliegen.

O ſchönes Mädchen, du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balkone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich,

Und zögſt die Klinke los,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſpräng' ich hinauf!

An ſeine Spröde.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume,
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schooß!

Die Muſageten.

Oft in tiefen Winternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet,

Und es will kein Tag erſcheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es ſtatt Auror' und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiß belebe.
Doch ſie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen,
Folgten ungenützte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh, o früh! vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die liebeerfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Buſen.
Und ſo ging die Nacht vorüber,
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beym erſten Morgenſchimmer
Reißt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen.
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche gold'ne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hoch geprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loſes, leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drückeſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch, und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig Alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,

Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken, wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl, wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hüpft ein Kätzchen oben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was im Hauſe,
Immer hofft' ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!“
Saß ich aufgeſtämmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beyde Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,

Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Geh'n und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte:
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf, und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, ſehnſuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

……

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut' beſchleichen,
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schluſſel in der Taſche!
Offn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube,
Endlich, da ich leiſ' die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet auf dem Sopha liegen.

Bey der Arbeit war ſie eingeſchlafen,
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefalt'nen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bey mir zu Rath, ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.

Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't von ſüßem Götterbalſam.
Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falſchen Zuges,
Kann er dir nicht ſchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte.

Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern;
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede noch zum Kuſſe;
Aufgelöſ't ſind dieſe Zauberbande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtinn
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
War's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da ſich Amor,
Ohne Binde neben mich geſtellet.

Lange ſaß ich ſo, und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;

Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwey Pomeranzen
Und zwey Roſen auf das Tiſchchen nieder,
Sachte, ſachte ſchlich ich meiner Wege.
Öffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bey verſchloſſ'nen Thüren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? Sind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig tactbeſtändig,
Einer Zaub'rinn zu Gebothe.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Falle,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Enthebt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freyen haſchet,
Wenn ſie den Gebund'nen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiße,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.
Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünſchtes? Wen begünſtigt
Unſre vielgeliebte Herrinn,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh'! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
And're Netze, fein und feiner,
Dämm'rungsfäden, Mondenblicke,
Nachtviolen-Duft verwebend.

Eh' wir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir Andern, den wir Alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf ein Mahl zu vertrinken.

Amor trat herein, und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
„Werth, die ganze Seele d'rein zu ſenken;
„Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nectar dir erfülle?“

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfaſſe,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein ſolch' Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus
Mit den ſinnbegabten, feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyaus
Durch die ält'ſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung vorſteh'n:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

* * *

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen;
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weiland in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

* * *

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Blüthen tragen;
Möchteſt du dem Angedenken
Eines Freunds ein Lächeln ſchenken.

* * *

Ferne.

Königen, ſagt man, gab die Natur vor andern
bornen
Eines längeren Arms weit hinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir, dem Geringen, verlieh ſie das fürſt
Vorrecht;
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt

An Lida.

Den einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein.
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmahl denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

An die Cicade.

Nach dem Anakreon.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen Alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebeſt unter Ackersleuten,
Ihre Freundinn, unbeſchädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bothe!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte, Dichterfreundinn,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Die Nectar-Tropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünſt'gen,
Eine volle Nectar-Schale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menſchen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künſten
Ihrem Buſen einzuflößen,
Eilte ſie mit ſchnellen Füßen,
Daß ſie Jupiter nicht ſahe;
Und die gold'ne Schale ſchwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emſig waren drauf die Bienen
Hinterher, und ſaugten fleißig;
Kam der Schmetterling geſchäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaſchen;
Selbſt die ungeſtalte Spinne
Kroch herbey und ſog gewaltig.

Glücklich haben ſie gekoſtet,
Sie und and're zarte Thierchen;

Denn ſie theilen mit dem Menſchen
Nun das ſchönſte Glück, die Kunſt.

Der Wanderer.

Wanderer.

Gott ſegne dich, junge Frau,
Und den ſaugenden Knaben
An deiner Bruſt!
Laß mich an der Felſenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruh'n.

Frau.

Welch' Gewerbe treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den ſtaubigen Pfad her?
Bringſt du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelſt, Fremdling,
Über meine Frage?

Wanderer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt,
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,

D'raus du trinkeſt,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh' voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
D'rin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefugt,
Reich hinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wanderer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt!

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wanderer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!

Weggewandelt ſeyd ihr,
Tief gegrab'ne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Dieſe Stein' an?
Droben ſind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wanderer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüſch hinan;
Hier.

Wanderer.

Ihr Muſen und Grazien!

Frau.

Das iſt meine Hütte.

Wanderer.

Eines Tempels Trümmern!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wanderer.

Glühend webſt du
Über deinem Grabe,
Genius! über dir
Iſt zuſammen geſtürzt
Dein Meiſterſtück,
O du Unſterblicher!

Frau.

Wart', ich hohle das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wanderer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du empor ſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſt'res Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herab ſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuchs Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,

Und hohes Gras wankt d'rüber hin:
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln d'rein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruh'n,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freyen bleiben?
Es iſt kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Waſſer ſchöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! ſchlaf'!

Wanderer.

Süß iſt deine Ruh',
Wie's, in himmliſcher Geſundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Reſten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geiſt auf dir!
Welchen der umſchwebt,
Wird in Götterſelbſtgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,

Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Geſellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann ſteig' aus deinem Buſen
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Geſegne's Gott! — Und ſchläft er noch?
Ich habe nichts zum friſchen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir biethen kann.

Wanderer.

Ich danke dir.
Wie herrlich Alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hauſe ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wanderer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater

Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wanderer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens.
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierath
Sie verklebt.
Die Raup' umſpinnt den gold'nen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;
Und du flickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhab'ne Trümmer
Für deine Bedürfniſſ'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb' wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wanderer.
Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!
Frau.
Glück auf den Weg!
Wanderer.
Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?
Frau.
Nach Cuma.
Wanderer.
Wie weit iſt's hin?
Frau.
Drey Meilen gut.
Wanderer.
Leb' wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,
Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.

Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom lezten Sonnenſtrahl,
Laß mich empfangen ſolch' ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

* * *

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr lieben Muſen all',
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weck
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr ewig lebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich beth' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebeth,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebeth.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er in's Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Göttersöhn' auf Wagen hoch
Nachglühend ſtürmen an,

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er ſengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert, der Heldenſohn,
Zehn tauſend auf Ein Mahl,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gebaut,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,

Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeldwogen brauſ't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gekreiſch der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpften ſie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todtenehr'!

◆

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängſt du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum [illegible] ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm;

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſeyn
Alldeutend Ideal,
Madonna ſeyn, ein Erſtlingskind,
Ein heilig's an der Bruſt;

Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebuſch;
O [illegible] der rauhe [illegible],
Mein [illegible] regtes Ohr!

Un[illegible] will ich Mars zu [illegible],
Du [illegible] tinn ſtark,
Un[illegible] ein Netz um uns herum,
Un[illegible] em Olymp.

[illegible] den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück.

Und ſoll's die Fratze Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor ein Landſchaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felſenſpitze,
Sah mit ſtarren Augen in den Nebel,
Wie ein grau grundirtes Tuch geſpannet,
Deckt' er Alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe ſich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magſt du ſtarrend
Auf das leere Tuch gelaſſen ſchauen?
Haſt du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Luſt auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind, und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meiſter machen!

Willſt du immer trüb und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts Kluges werden:
Sieh', ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübſches Bildchen mahlen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der ſo röthlich war, wie eine Roſe,
Nach dem weiten, ausgeſpannten Teppich,
Fing mit ſeinem Finger an zu zeichnen:

Oben mahlt' er eine ſchöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,
Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wellen dringen;
Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Friſch erquickter Bäume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frey dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel,
Und die blauen Berge fern und ferner:
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Mahler, bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt' er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das Schwerſte noch zurücke.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
Grad' ans Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden wiederglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,
Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie gebildet.

O du Knabe! rief ich, welch' ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt!

Da ich noch ſo rede, ſieh', da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,

Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun Alles, Alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleyer,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl, ich ſey auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die inn're Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zitt're nur, ich ſtott're nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch Alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bey meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

* * *

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben,
Was Alles es hatt', gar Freud' genung,
Friſch junges warmes Leben.

Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſtiert ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank,
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adieu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh':
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm' dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Gallerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir ward's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.
O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh', da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' Alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunſt rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerſpitzen dir,
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geſchieht wohl, daß man einen Tag
Weder ſich, noch And're leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunſt wohl anders ſeyn?
Drum hetze dich nicht zur ſchlimmen Zeit,
Denn Füll' und Kraft ſind nimmer weit:
Haſt in der böſen Stund' geruht,
Iſt dir die gute doppelt gut.

* * *

Dithyrambe.

Unter dieſen
Lorberbuſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben;
Und ſo haben

Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche, reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſcheid'nen Flügel.
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächſt die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen,
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit öff'nem, heit'rem Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein And'rer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke.
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wieder geben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder,
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer, als der Sänger,
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten,
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten.

Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Fantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller gold'nen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchön gefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zarter, um die Wette.

Doch die eine,
Geht alleine,
Von den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet.
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle;
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle,
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich, welch' ein Schall
Überbrauſ't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch ein Lärmen, welches Schrey'n?

Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt in's Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,
Raſ't im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schar
Mann und Weib —
Tiegerfell
Schlagt umher —
Ohne Scheu,
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer ſie hört,
Wird geſtört.
Hier hervor
Drängt das Chor;
Alles flieht,
Wer ſie ſieht.

Ach, die Büſche ſind geknickt!
Ach, die Blumen ſind erſtickt
Von den Sohlen dieſer Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Brüder, laßt uns Alles wagen,
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft ſie uns verjagen,
Wenn er unſre Schmerzen ſieht.
Und uns Waffen
Zu verſchaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel.
Und vom Gipfel
Praſſeln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf:
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib' aus unſern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich

Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O! die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte zieh'n!
Gute Brüder, laßt uns flieh'n!

Doch ein Wort zu den Verweg'nen,
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen.
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergeſſen! Iſt der rohe
Schwere Thyrſus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?

Aus den klaren Waſſerfallen,
Aus den zarten Rieſelwellen,
Tranket ihr
Gar Silens abſcheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rothen breiten Lippen,
Stampft mit ungeſchickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O! wie möcht' ich gern mich täuſchen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr,
Aus dem keuſchen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelachter,
Statt der Liebe ſüßem Wahn!
Weiberhaſſer und Verachter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das ſo keuſch erwärmte Neſt,
Und in wüthendem Ergluhen
Halt der Faun die Nymphe feſt.
Hier wird ein Gewand zerriſſen
Dem Genuſſe folgt der Spott,

Und zu ihren frechen Küſſen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nah'n;
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O! vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde,
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,

Als was ihr bey uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefuhlte Reuelieder
Künden uns die Bruder an.
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schlafe feyerlich.
Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Gotter ſich.
Schneller noch als Lethe's Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Loſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinn'rung aus.
Alles eilet euch entgegen,
Und ihr kommt verklart heran,
Und man fleht um euren Segen;
Ihr gehort uns doppelt an!

Inhalt.

Lieder.

	Seite
An die Günſtigen.	3
Der neue Amadis.	4
Stirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg.	5
Heidenröslein.	7
Blinde Kuh.	8
Die Spröde.	9
Die Bekehrte.	10
Der Muſenſohn.	11
Stiftungslied.	12
Zum neuen Jahre.	14
Wechſellied zum Tanze.	16
Selbſtbetrug.	17
Kriegserklärung.	18
Antworten bey einem geſellſchaftlichen Fragespiele.	20
Verſchiedene Empfindungen an einem Platze.	22
Wer kauft Liebesgötter?	24
Der Abſchied.	26
Die ſchöne Nacht.	27
An die Erwählte.	28
Erſter Verluſt.	29
Nachgefühl.	30
Nähe des Geliebten.	—
An die Entfernte.	31

Seite
Am Fluſſe. 32
Die Freuden. —
Abſchied. 33
Wechſel. 34
Beherzigung. 35
Meeresſtille. —
Glückliche Fahrt. 36
Muth. —
Erinnerung. 37
Willkommen und Abſchied. —
Neue Liebe neues Leben. 39
An Belinden. 40
Mailied. 41
Mit einem gemahlten Bande. 43
Mit einem goldenen Halskettchen. 44
An Lottchen. —
Bundeslied. 47
Tiſchlied. 49
General-Beichte. 52
Weltſeele. 54
Dauer im Wechſel. 55
Die glücklichen Gatten. 57
Auf dem See. 61
Vom Berge. 62
Frühzeitiger Frühling. —
Herbſtgefühl. 64
Raſtloſe Liebe. 65
Schäfers Klagelied. 66
Troſt in Thränen. 67
Nachtgeſang. 69
Sehnſucht 70
An Mignon. 72
Bergſchloß. 74
Geiſtesgruß. 76

Seite
An ein goldenes Herz, das er am Halſe trug. . 77
Wonne der Wehmuth. 78
Wanderers Nachtlied. . . . . . . —
ägers Abendlied. 79
An den Mond. 80
Einſchränkung. 82
Hoffnung. . . . . —
Sorge. 83
Stoßſeufzer. . . . . —
Räthſel. 84
Das Sonnett. . . . . —
Perfectibilität. 85
Vorſchlag zur Güte. 86
Vanitas! vanitatum vanitas! 87
Cophtiſches Lied. 89
Ein anderes. 90
Muſen und Grazien in der Mark. . . . 91
Der Rattenfänger. 94
rühlings-Orakel. 95
n Lina. 97

Vermiſchte Gedichte.

lagegeſang von der edlen Frauen des Aſan Aga. 101
Muhammeds Geſang. 105
Geſang der Geiſter über den Waſſern. . . 108
Meine Göttinn. 110
arzreiſe im Winter. 113
n Schwager Kronos. 117
eefahrt. 119
dler und Taube. 121
rometheus. 124
Ganymed. 126
Gränzen der Menſchheit. 128

Seite

Das Göttliche. 130
Herzog Leopold von Braunſchweig. . . . 133
Dem Ackermann. . . . . —
Anakreons Grab. 134
Die Geſchwiſter. . . . . —
Zeitmaß. 135
Warnung. . . . . —
Einſamkeit 136
Erkanntes Glück. . . . . —
Erwählter Fels. 137
Ländliches Glück. . . . . —
Philomele. 138
Geweihter Platz. . . . . —
Der Park. 139
Die Lehrer. 140
Verſuchung. . . . . —
Ungleiche Heirath. 141
Heilige Familie. . . . . —
Entſchuldigung. . . . . —
Der Chineſe in Rom. 142
Phöbus und Hermes. 143
Spiegel der Muſe. 144
Der neue Amor. 145
Liebesbedürfniß. . . . . —
Anliegen. 146
An ſeine Spröde. 147
Die Muſageten. . . . . —
Morgenklagen. 150
Der Beſuch. 153
Magiſches Netz. 155
Der Becher. 157
Nachtgedanken. 159
An Silvien. . . . . —
Ferne. 160

Seite
Lida. 160
he. 161
ße Sorgen. . . . . —
die Cicade. 162
e Nectar-Tropfen. 163
er Wanderer. 164
nſtlers Morgenlied. 172
nor, ein Landſchaftsmahler. 176
nſtlers Abendlied. 179
nner und Künſtler. 180
nner und Enthuſiaſt. 181
onolog des Liebhabers. 183
ter Rath. 184
thyrambe. . . . . —

Goethe's

Gedichte.

Zweyte Abtheilung.

Neueſte Auflage.

Wien, 1816.
Bey B. Ph. Bauer.

Goethe's Gedichte.

Zweyte Abtheilung.

[illegible]

Balladen

und

Romanzen.

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke ſchallen?
Laß den Geſang vor unſerm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König ſprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laß mir herein den Alten!

Gegrüßet ſeyd mir, edle Herr'n,
Gegrüßt ihr, ſchöne Damen!
Welch' reicher Himmel, Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Nahmen!
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier iſt nicht Zeit
Sich ſtaunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und ſchlug in vollen Tönen;
Die Ritter ſchauten muthig d'rein,
Und in den Schooß die Schönen.

Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für ſein Spiel,
Eine gold'ne Kette hohlen.

» Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern;
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt,
Und laß ihn noch die gold'ne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet.
Doch, darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den beſten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er ſetzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll ſüßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!

Gefällt's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und danket Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Traum euch danke.

* * *

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferinn,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her, und ſang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Buſen matt gedrückt,
Ach nur, ach nur,
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam,
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

[illegible], ſang und ſtarb und freut ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel, jung,
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herum geſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht und weint und bet't und ſchwur,
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,

Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten,
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterſchein,
Gemäuerwerk entgegen,
Bindt's Pferd hauß' an, und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drey Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf, Trepp' ab, durch enge Gäng',
Verfall'ne, wüſte Keller.

Auf einmahl ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſitzen hundert Gäſte,
Hohläugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.

Er ſieht ſein Schätzel unten an,
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't ſich —

Erlkönig.

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron und Schweif?
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

„Du liebes Kind, komm', geh' mit mir!
„Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand.“ —

Mein Vater, mein Vater, und hörſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

„Willſt, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
„Meine Töchter ſollen dich warten ſchön:
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und ſingen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt,
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leid's gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Und wie er ſizt, und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut,
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt,
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt,
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter, wie du biſt,
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bey der Liebſten Gruß.

Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſcheh'n:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſeh'n.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis in das Grab,
Dem ſterbend ſeine Buhle
Einen gold'nen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu ſterben,
Zählt' er ſeine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles ſeinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er ſaß beym Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vaterſaale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
Und ſinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm ſinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderſchön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderſchön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu ſuchen geh'n,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen ſind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freyheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von dieſem ringſum ſteilen Schloß
Laſſ' ich die Augen ſchweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeſchoß
Mit Blicken nicht ergreifen;

Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der ſollte mein Trauter bleiben.

Roſe.

Ich blühe ſchön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meineſt mich, die Roſe, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du haſt gar einen hohen Sinn;
Es herrſcht die Blumenköniginn
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth,
Im grünen Überkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümlein nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch,
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.

Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt,
Und iſt ſich rein, wie ich, bewußt,
Der halt mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von böſen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen ſeyn,
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Lieber's.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſeyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorge warten?
Im ſchönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tauſend Farben.

Graf.

Die Nelke ſoll man nicht verſchmäh'n,
Sie iſt des Gartners Wonne:
Bald muß ſie in dem Lichte ſteh'n,
Bald ſchützt er ſie vor Sonne;

Doch was den Grafen glücklich macht,
Es iſt nicht ausgeſuchte Pracht:
Es iſt ein ſtilles Blümchen.

Veilchen.

Ich ſteh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne ſprechen,
Doch will ich, weil ſich's eben ſchickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie ſchmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche ſenden.

Graf.

Das gute Veilchen ſchätz' ich ſehr:
Es iſt ſo gar beſcheiden,
Und duftet ſo ſchön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingeſteh'n:
Auf dieſen dürren Felſenhöh'n
Iſt's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treu'ſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.

Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn Zwey ſich redlich lieben;
D'rum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

* * *

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt ſich Ritter Curt auf's Roß,
Zu der Trauung ſoll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebſten Schloß;
Als am öden Felſenorte
Drohend ſich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten ſie zu raſcher That.

Lange ſchwankt des Kampfes Welle,
Bis ſich Curt im Siege freut;

Er entfernt ſich von der Stelle,
Überwinder und geblaut.
Aber was er bald gewahret
In des Buſches Zitterſchein!
Mit dem Säugling ſtill gepaaret,
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und ſie winkt ihn auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht ſo geſchwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen?
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet ſüße Flamme,
Daß er nicht vorbey begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blaſen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf ſeinen Straßen
Jahresfeſt und Markt ſo laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb' und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den behenden Ritter auf.

O! verteufelte Geſchichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit iſt groß.
Widerſacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird ſie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da, wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute Vermahlten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannichen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Röſſelein ſtieg,
Da fand er ſein Schloſſelein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Graflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.

Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat Alles wohl beſſer gemacht.
D'rum raſch bey der mondlichen Helle,
In's Bett, in das Stroh, in's Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte, die raſchle, ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hatte!
Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein, ſo zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Rednergeberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchlaft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier eben erlaubt,
Seit dem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt, und wenn dir nicht graut,
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf, im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten,
Dann folget ein ſingendes, klingendes Chor
Poſſierlicher kleiner Geſtalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem ſo Hören als Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen,
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun Alles in vollem Galopp,
Und kohrt ſich im Saale ſein Plätzchen.
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erkieſet ſich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da piſpert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt.
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen,
Da will nun ein jeder, am feſtlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfriſchen.

Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein,
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein;
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein.
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange.

Und ſollen wir ſingen, was weiter geſcheh'n;
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er ſo artig im Kleinen geſeh'n,
Erfuhr er, genoß er im Groſſen.
Trompeten und klingender, ſingender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich All',
Unzählige, ſelige Leute.
So ging es, und geht es noch heute.

* * *

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth iſt die gröſte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!

Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele ſollſt du haben!
Schrieb ich hin mit eig'nem Blut.

Und ſo zog ich Kreiſ' um Kreiſe,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zuſammen:
Die Beſchwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weiſe
Grub ich nach dem alten Schatze,
Auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und ſtürmiſch war die Nacht.

Und ich ſah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne,
Hinten aus der fernſten Ferne,
Eben als es zwölfe ſchlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einem Mahle
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein ſchöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.

Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe,
Mit der ſchönen lichten Gabe,
Wahrlich! nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt mit ängſtlicher Beſchwörung
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Die Spinnerinn.

Als ich ſtill und ruhig ſpann,
Ohne nur zu ſtocken,
Trat ein ſchöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was ſchaden?
Mein dem Flachſe gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabey,
Ließ es nicht beym Alten,
Und der Faden riß entzwey,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachſes Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich ſie zum Weber trug,
Fuhlt' ich was ſich regen,
Und mein armes Herze ſchlug
Mit geſchwinderen Schlagen.

Nun beym heißen Sonnenſtich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Muhe buck' ich mich
Nach dem nachſten Teiche.

Was ich in dem Kammerlein
Still und fein geſponnen,
Kommt — wie kann es anders ſeyn? —
Endlich an die Sonnen.

* * *

Der Edelknabe und die Müllerinn.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerinn!
Wie heißt du?

Müllerinn.

Liſe.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerinn.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wieſe.

Edelknabe.

Und gehſt ſo allein.

Müllerinn.

Das Heu ſoll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Iſt nicht eine ſtille Laube dabey?

Müllerinn.

Sogar ihrer zwey,
An beyden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns d'rein verſtecken,
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus? –

Müllerinn.

Das gäbe Geſchichten.

Edelknabe.

Ruhſt du in meinen Armen aus?

Müllerinn.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerinn küßt,
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät' mir leid,
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem iſt nichts zu verderben.

Der Junggeſell und der Mühlbach.

Geſell.

Wo willſt du, klares Bächlein, hin,
So munter?
Du eilſt, mit frohem, leichten Sinn,
Hinunter.
Was ſuchſt du eilig in dem Thal?
So höre doch und ſprich einmahl!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell;
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt, mit gelaſſ'nem Muth,
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerinn
Wohl freundlich manchmahl nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh, beym Morgenlicht,
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angeſicht
Zu baden.
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh' mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie ein Mahl nur geſeh'n,
Ach! immer muß man nach ihr geh'n.

Bach.

Dann ſtürz' ich auf die Räder mich
Mit Brauſen,
Und alle Schaufeln drehen ſich
Im Sauſen.
Seit dem das ſchöne Mädchen ſchafft:
Hat auch das Waſſer beſſ're Kraft.

Geſell.

Du Armer, fühlſt du nicht den Schmerz,
Wie And're?

Sie lacht dich an, und ſagt im Scherz:
Nun wand're!
Sie hielte dich wohl ſelbſt zurück
Mit einem ſüßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird ſo ſchwer, ſo ſchwer, vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur ſachte fort
Durch Wieſen;
Und käm' es erſt auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Geſell.

Geſelle meiner Liebesqual,
Ich ſcheide;
Du murmelſt mir vielleicht einmahl
Zur Freude.
Geh', ſag' ihr gleich, und ſag' ihr oft,
Was ſtill der Knabe wünſcht und hofft.

Der Müllerinn Verrath.

Woher der Freund ſo fruh und ſchnelle,
Da kaum der Tag im Oſten graut ?
Hat er ſich in der Wald-Capelle,
So kalt und friſch es iſt, erbaut?
Es ſtarret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß geh'n?
Was flucht er ſeinen Morgenſegen
Durch die beſchneyten, wilden Höh'n?

Ach, wohl! er kommt vom warmen Bette,
Wo er ſich andern Spaß verſprach;
Und wenn er nicht den Mantel hatte,
Wie ſchrecklich ware ſeine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bundel abgepackt;
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Und faſt, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch ſchlich er dieſe Wege
Nach einem friſchen Apfelpaar,
Das freylich ſchon im Muhlgehage,
So wie im Paradieſe, war.

Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte ſchnell ſich aus dem Haus,
Und bricht auf einmahl nun, im Freyen,
In bittre, laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie ſchien mit mir ſich zu entzücken,
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Könnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchleriſch der Buſen ſchlug?
Sie hieß den holden Amor ſäumen,
Und günſtig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erſt die Mutter anzuſchreyen,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom;
Da kamen Vettern, guckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein and'res Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen,
Mit ſchrecklichem Geſchrey, von mir. —

Was dringt ihr Alle, wie von Sinnen,
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein?
Denn ſolche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugeh'n.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſteh'n. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verflucht Geſindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Nun ſprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugeh'n.
Ich ſah noch ein Mahl die Verruchte,
Und ach! ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich mit Donnerſtimme,
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, flieh'n.
So laſſet doch den Frau'n vom Stande
Die Luſt, die Diener auszuzieh'n!

Doch ſeyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache ſeiner tiefen Wunde;
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzu kühner Wage,
Zu Amors falſcher Mühle kriecht.

Der Müllerinn Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hauſe,
Daß ich dich, nach dem ernſten Wort,
Nicht zauſe!
Was ſingſt du hier für Heucheley,
Von Lieb' und ſtiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerinn.

Ich ſinge von des Mädchens Reu'
Und langem heißen Sehnen;
Denn Leichtſinn wandelte ſich in Treu'
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Fauſt nicht ſo ſehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz ſing' und von Verrath,
Von Mord und diebiſchem Rauben;
Man wird dir jede falſche That
Wohl glauben.
Wenn ſie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das ſind gewohnte Geſchichten.

Zigeunerinn.

„Ach weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauſchen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauſchen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O, hätteſt du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!“

Jüngling.

Ach, leider! trat ich auch einſt hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein,
Mit Willen.
Doch gleich entſtand ein Lärm und Geſchrey:
Es rannten die tollen Verwandten herbey.
Noch ſiedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerinn.

„Kommt nun dieſelbige Stunde zurück,
Wie ſtill mich's kränket und ſchmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verſcherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So ſchlecht an dem Liebſten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das ſchwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur ſpringenden Quelle;
Sie wuſch ſich heftig die Augen aus,
Und helle
Ward Aug' und Geſicht, und weiß und klar
Stellt ſich die ſchöne Müllerinn dar
Dem erſtaunt erzürnten Knaben.

Müllerinn.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Geſicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Meſſerſtiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch ſterben.

Jüngling.

O Neigung, ſage, wie haſt du ſo tief
Im Herzen dich verſtecket?
Wer hat dich, die verborgen ſchlief,
Gewecket?
Ach Liebe, du wohl unſterblich biſt!
Nicht kann Verrath und hämiſche Liſt
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerinn.

Liebſt du mich noch ſo hoch und ſehr,
Wie du mir ſonſt geſchworen,
So iſt uns Beyden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib!
Es iſt nun Alles dein eigen!

Beyde.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf,
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgeſtirn mir auf,
Und funkelt.
So lange die Quelle ſpringt und rinnt;
So lange bleiben wir gleichgeſinnt,
Eins an des Andern Herzen.

* * *

Wanderer und Pächterinn.

Er.

Kannſt du, ſchöne Pächt'rinn ohne gleichen,
Unter dieſer breiten Schattenlinde,
Wo ich Wand'rer kurze Ruhe finde,
Labung mir, für Durſt und Hunger, reichen?

Sie.

Willſt du Vielgereiſ'ter hier dich laben;
Sauren Rahm und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichſten Gerichte,
Kannſt du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Iſt mir doch, ich müßte ſchon dich kennen,
Unvergeſſ'ne Zierde beider Stunden!
Ähnlichkeiten hab' ich oft gefunden,
Dieſe muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet ſich, bey Wand'rern,
Oft ein ſehr erklärliches Erſtaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen,
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erſten Mahle
Hat mir's dieſe Bildung abgewonnen!
Damahls war die Sonne vieler Sonnen,
In dem feſtlich aufgeſchmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, ſo kann es wohl geſchehen,
Daß man deinen Mährchenſcherz vollende:
Purpurſeide floß von ihrer Lende,
Da du ſie zum erſten Mahl geſehen.

Er.

Nein, fürwahr, das haſt du nicht gedichtet!
Konnten Geiſter dir es offenbaren;
Von Juwelen haſt du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieſes Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, ſchamhaft zu geſtehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu ſehen,
Manche Schlöſſer in der Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Sucht' ich Ehr' und Geld auf jede Weiſe!
Doch geſegnet, wenn, am Schluß der Reiſe,
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich ſiehſt du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlaſſ'nen Gutes;
Mit dem Bruder freuet ſich Helene.

Er.

Aber dieſe herrlichen Gefilde
Kann ſie der Beſitzer ſelbſt vermeiden?
Reiche Felder, breite Wieſ' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, ſüße Himmelsmilde.

Sie.

Iſt er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geſchwiſter haben viel erworben.
Wenn der Gute, wie man ſagt, geſtorben,
Wollen wir das Hinterlaſſ'ne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen iſt es, meine Schöne!
Vom Beſitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis iſt keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es iſt: Helene!

Sie.

Könnt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe dieſen Weg genommen?
Doch ich ſeh' den wackern Bruder kommen,
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Die erſte Walpurgis-Nacht.

Ein Druide.

Es lacht der May!
Der Wald iſt frey
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luſtgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh';

Doch eilen wir nach oben,
Begeh'n den alten, heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lod're durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lod're durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr den zum Tode wandeln?
Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Überwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach! ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder,
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.

Ach! die ſtrengen Überwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut'
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frey!
Das Holz herbey,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſch-Revier
Die Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Huth,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt, mit friſchem Muth,
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wack're Männer, hier
Durch dieſes ganze Wald-Revier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn ſie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Dieſe dumpfen Pfaffenchriſten,
Laßt uns keck ſie überliſten!

Mit dem Teufel, den ſie fabeln,
Wollen wir ſie ſelbſt erſchrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln,
Und mit Gluth und Klapperſtöcken
Lärmen wir bey nächt'ger Weile
Durch die engen Felſenſtrecken.
Kauz und Eule
Heul' in unſer Rundgeheule.

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den ſie fabeln,
Und mit wilden Klapperſtöcken,
Durch die leeren Felſenſtrecken!
Kauz und Eule
Heul' in unſer Rundgeheule.

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bey Nacht
Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut',
Und manche Zeit,

Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach, es kommt die ganze Hölle!
Sieh', wie die verhexten Leiber
Durch und durch von Flamme glühen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüber ziehen!
Welch' entſetzliches Getöſe!
Laßt uns, laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſt der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche, verhexte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch' entſetzliches Getöſe!
Sieh', da flammt, da zieht der Böſe!
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllenbroden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

* * *

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmahl wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem, vollen Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm', du alter Beſen,
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen:
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen.
Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun, und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle!
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und, mit reichem, vollem Schwalle,
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweyten Mahle!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben

Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach! das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende.
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!

Stock, der du geweſen,
Steh' doch wieder ſtill!
Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht! er iſt entzwey!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frey!

Wehe! wehe!
Beyde Theile
Steh'n in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und näſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.

Welch' entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter, hör' mich rufen! —
Ach, da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter.“

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beyde Väter waren gaſtverwandt,
Hatten frühe ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Kunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Imbiß prangen,
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bey dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt,
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſelt'ner Gaſt
Sich zur off'nen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bey ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleyer und Gewand,

Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und gold'nes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind;
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm' und laß,
Laß uns ſeh'n, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt, ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,

Die geneſend ſchwur;
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht!
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele;
Meiner zweyten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
Ja die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bey dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Hymen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie, mit blaſſem Munde,
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weitzenbrot,
Das er freundlich both,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.

Liebe fordert er beym ſtillen Mahle;
Ach! ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder,
Ach! wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glieder,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bey mir noch zu erwarmen,
Wärſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen;
Eins iſt nur im andern ſich bewußt.

Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbey,
Horchet an der Thür, und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag' und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeſtammelns Raſerey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Öffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein
Bey der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eig'nem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt,
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
So mißgönnt Ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's Euch nicht genug,
Daß ins Leichentuch,
Daß Ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der ſchwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Prieſter ſummende Geſänge,
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Waſſer kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieſer Jüngling war mir erſt verſprochen,
Als noch Venus heit'rer Tempel ſtand.

Mutter, habt Ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falſch Gelübd' Euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter ſchwört,
Zu verſagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben,
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſcheh'n,
Muß nach Andern geh'n,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiecheſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Öffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'.

Grüß' dich Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer biſt du? — Bajadere,
Und dieß iſt der Liebe Haus.
Sie rührt ſich, die Cymbeln zum Tanze zu ſchlagen;
Sie weiß ſich ſo lieblich im Kreiſe zu tragen,
Sie neigt ſich und bückt ſich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht ſie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll ſogleich die Hütte ſeyn.
Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden,
Durch tiefes Verderben, ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sclaven-Dienſte;
Immer heit'rer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.

Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſten Mahl,
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt, noch Gewinſt,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feyer
Bereiten den dunklen behaglichen Schleyer
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinſt.

Spät entſchlummert, unter Scherzen,
Früh erwacht, nach kurzer Raſt,
Findet ſie, an ihrem Herzen,
Todt den vielgeliebten Gaſt.

Schreyend ſtürzt ſie auf ihn nieder;
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet, und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bey der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrey durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zur Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.

Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattinn folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O, nehmet, ihr Götter, die Zierde der Tage,
O, nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgeſtreckten Armen
Springt ſie in den heißen Tod.
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme ſich empor,
Und in ſeinen Armen ſchwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unſterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

……

Elegien.

I.

I.

Saget, Steine, mir an, o! ſprecht, ihr hohen Palläſte!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt Alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch Alles ſo ſtill.
O! wer flistert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu geh'n, opf're die köſtliche Zeit?
Noch betracht' ich Kirch' und Pallaſt, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbey; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.

II.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt:
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebund'nen Geſpräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr übrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Zirkeln, die ihr mich oft nah' der Verzweiflung gebracht.
Wiederhohlet, politiſch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wand'rer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reiſenden Britten
Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Smyrna geſegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.

Und ſo mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, ſchelten der Könige Rath.
Nun entdeckt' ihr mich nicht ſo bald in meinem Aſyle,
Das mir Amor der Fürſt, königlich ſchützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit ſeinem Fittich: die Liebſte
Fürchtet, Römiſch geſinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt ſich nie nach neuer Mähre; ſie ſpähet
Sorglich den Wünſchen des Mann's, dem ſie ſich eignete, nach.
Sie ergetzt ſich an ihm, dem freyen, rüſtigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häuſern erzählt;
Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreu'n ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römiſchen Buſen und Leib.

* * *

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe,
Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lang' die Göttin der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen;
O, ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber,
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.

So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfinn, und Rom nennt ſich die Fürſtinn der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttinn geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o Römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt biethet ihr Wohnungen an,
Habet ſie ſchwarz und ſtreng, aus altem Baſalt der Ägypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reitzend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreu'n.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebethe,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht;

Schalkhaft, munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entzieh'n.
Dieſe Göttinn, ſie heißt Gelegenheit! lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in and'rer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden,
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbey;
Gern ergibt ſie ſich nur dem raſchen, thätigen Manne:
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab.

Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar kraus'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, Römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf claſſiſchem Boden begeiſtert,
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?

Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubte die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages;
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Überfällt ſie der Schlaf, lieg' ich, und denke mir viel.
Oftmahls hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß, leiſe mit fingernder Hand,
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglüht ihr Hauch mir bis in's Tiefſt' die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß, und denket der Zeiten,
Daß er den nähmlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

* * *

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bey euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarinn Zeugen,
Daß die Wittwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bey Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.

Rom war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt, und Violettſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrog'nen,"
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
„Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir; weil du zu fliehen gedenkſt.
Geht! ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;
Aber ihr Männer, ihr ſchüttet, mit eurer Kraft und Begierde,
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!"
Alſo ſprach die Geliebte, und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend an's Herz. Thränen entquellen dem Blick.

Und wie faß ich [illegible] daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und jählings verhüllt.
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Neuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

* * *

VII.

O, wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb'- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſt're Wege zu ſpäh'n, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.

Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Ge
ſängen,
Und wie leuchtet der Mond heller als nordiſcher Ta
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich
Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt
Ach! hier lieg' ich, und ſtrecke nach deinen Knieen di
Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich herein gekommen, ich kann's nicht ſagen; e
faßte
Hebe den Wand'rer, und zog mich in die Hallen
heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums
Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune
gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O! dann ſo verſtoße den
Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter, wohin verſteigeſt du dich!“ — Vergib mir;
der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweyter Olymp.

Halte mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Maal vorbey, leiſe zum Orkus hinab.

* * *

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

* * *

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.

Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheiter,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen auf's neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerinn Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

* * *

X.

Alexander und Cäſar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager jedem vergönnen:
Aber die Armen, ſie hält ſtrenge des Orcus Gewalt.
Freue dich alſo, Lebend'ger, der liebeerwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß ſchauerlich Lethe dir netzt.

* * *

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knoſpen der Roſe dazu,
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie;
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke ſüßer Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern, und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſteh'n?

XII.

Höreſt du, Liebchen, das munt're Geſchrey den Flaminiſchen Weg her?
Schnitter ſind es; ſie zieh'n wieder nach Hauſe zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz ſelber zu flechten verſchmäht.
Keine Feſte ſind mehr der großen Göttinn gewidmet,
Die, ſtatt Eicheln, zur Koſt goldenen Weitzen verlieh.
Laß uns Beyde das Feſt im Stillen freudig begehen!
Sind zwey Liebende doch ſich ein verſammeltes Volk.
Haſt du wohl je gehört von jener myſtiſchen Feyer,
Die von Eleuſis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen ſtifteten ſie, und immer riefen nur Griechen,
Selbſt in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreiſe
Selt'ner Geſtalten; im Traum ſchien er zu wallen; denn hier

Wanden ſich Schlangen am Boden umher, verſchloſſene Käſtchen.
Reich mit Ähren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbey,
Vielbedeutend [illegible] ſich die Prieſter, und ſummten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erſt nach mancherley Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis ſeltſam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimniß, als daß Demeter, die Große,
Sich gefällig einmahl auch einem Helden bequemt,
Als ſie dem Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leib's holdes Verborg'ne gegönnt.
Da war Kreta beglückt; das Hochzeitbette der Göttinn
Schwoll von Ähren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Über der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebſten — Verſtehſt du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen!
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Dieß Mahl nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget, ich möchte
Dir im fremden Gebieth gern was Gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmer alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehreſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens,
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih' mir, ich prahle
Dieß Mahl nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.

Nun du mir läſſiger Dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, [redacted]g jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir.
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur.“
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſpräch' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewohnt, wenn der Gebiether befiehlt.
Nun, verrätheriſch hält er ſein Wort, gibt Stoff zu Geſängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Beſinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küſſe, gemüthliche Worte,
Sylben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Liſpeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch' ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß.

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundinn der Muſen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundinn, und weckeſt
Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
Ruhet und drücket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt.
Welch' ein freudig Erwachen, erhieltet ihr ruhige Stunden
Mir das Denkmahl der Luſt, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt ſich im Schlummer, und ſinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet, und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.*
Herzliche Liebe verbindet uns ſtets und treues Verlangen,
Und den Wechſel behielt nur die Begierde ſich vor.
Einen Druck der Hand, ich ſehe die himmliſchen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruh'n!
Bleibt geſchloſſen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den ſtillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.

Dieſe Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne ſo ſchön; Theſeus, du konnteſt entflieh'n?
Dieſen Lippen ein einziger Kuß: O Theſeus, nun ſcheide!
Blick' ihr in's Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält ſie dich feſt.

* * *

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell, ihr verzehret
Öhl und Docht nur umſonſt. Schließet die Laden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg uns die Sonne;
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht."
Unglückſeliger! geh' und gehorch'! Mein Mädchen erwart ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bothe der Nacht!

* * *

XV.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.
Und noch ſchöner von heut' an ſeyd mir gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte, begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſizen, betriegt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Plaz,
Rückte vielmahls die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich halb ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerinn pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.

Wein floß über den Tiſch, und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Nahmen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie behende das Zeichen der Römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und ſo bald ich's geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilſt und du beſchaueſt dein Rom!
Größeres ſaheſt du nichts, und wirſt nichts Größeres ſehen,
Wie es dein Prieſter Horaz in der Entzückung verſprach.

Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg' früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick ſelig der Mahler genießt;
Glühend blicke noch ſchnell zu dieſen hohen Faſſaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig in's Meer, um morgen früher zu ſehen,
Was Jahrhunderte ſchon göttliche Luſt dir gewährt:
Dieſe feuchten, mit Rohr ſo lange bewachſ'nen Geſtade,
Dieſe mit Bäumen und Buſch düſter beſchatteten Höh'n.
Wenig Hütten zeigten ſie erſt; dann ſahſt du auf einmahl
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles ſchleppten ſie d'rauf an dieſe Stätte zuſammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahſt eine Welt hier entſteh'n, ſahſt dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's neu' faſt eine größere Welt!
Daß ich dieſe noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langſam den Faden herab;
Aber ſie eile herbey, die ſchön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich ſie ſchon? Nein; doch ich höre ſchon Drey.

So, ihr lieben Muſen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieſer Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn, ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum biſt du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen,
Einſam, wie ich verſprach, wartet' ich oben auf dich."
Beſte, ſchon war ich hinein; da ſah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stocken, bemüht, hin ſich und her ſich zu dreh'n.
Schleichend eilt' ich hinaus! — O, welch' ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Geſtalt
Flickten wir emſig zuſammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emſig half ich daran, ſelbſt mir zu ſchaden bemüht.

Nun! des Alten Wunſch iſt erfullt; den leſeſten Vogel
Scheucht er heute, der ihm Gartchen und Nichte beſtiehlt.

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt, klaffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend klaffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Madchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beynah'.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein And'res
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen:
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der hin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreu'n.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.

Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbey, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Nahmen; denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, mein Gebiether, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entſprang, daß beyde ſich haſſen?
Alte Geſchichten ſind das, und ich erzähle ſie wohl.
Immer die mächtige Göttinn, doch war ſie für die Geſellſchaft
Unerträglich; denn gern führt ſie das herrſchende Wort;
Und ſo war ſie von je, bey allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte ſie einſt ſich übermüthig, ſie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz ſich zum Sclaven gemacht.

„Meinen Hercules führ' ich dereinſt, o Vater der Götter,"
Rief triumphierend ſie aus, „wiedergeboren dir zu.
Hercules iſt es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, ſo glaubſt du, er ſchaue nach deinen
Mächtigen Knien; vergib! nur in den Äther nach mir
Blickt der würdigſte Mann; nur mich zu verdienen, durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen, und preiſe
Seinen Nahmen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt; der Amazonen Beſieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!"
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerinn reitzen;
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bey Seite; den Helden
Bracht' er mit weniger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.

Nun vermummt er ſein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Über die Schultern, und lehnt mühſam die Keule dazu.
D'rauf beſpickt er mit Blumen des Helden ſträubende Haare,
Reichet den Rocken der Fauſt, die ſich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckiſche Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „herrliche Thaten geſcheh'n!
Nie hat Erd' und Himmel die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.“
Alles eilte; ſie glaubten dem loſen Knaben; denn ernſtlich
Hatt' er geſprochen, und auch Fama, ſie blieb nicht zurück.
Wer ſich freute, den Mann ſo tief erniedrigt zu ſehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Geſicht.
Fama daneben, wie ſtand ſie beſchämt, verlegen, verzweifelnd!
Anfangs lachte ſie nur: „Masken, ihr Götter, ſind das,
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! es haben Tragöden
Uns zum Beſten!“ Doch bald ſah ſie mit Schmerzen, er war's! —

Nicht den tauſendſten Theil verdroß es Vulcanen, ſein Weibchen
Mit dem rüſtigen Freund unter den Maſchen zu ſeh'n,
Als das verſtändige Netz im rechten Moment ſie umfaßte,
Raſch die Verſchlung'nen umſchlang, feſt die Genießenden hielt.
Wie ſich die Jünglinge freuten! Mercur und Bacchus! ſie beyde
Mußten geſteh'n: es ſey, über dem Buſen zu ruh'n
Dieſes herrlichen Weibes, ein ſchöner Gedanke. Sie bathen:
Löſe, Vulcan, ſie noch nicht! Laß ſie noch ein Mahl beſeh'n.
Und der Alte war ſo Hahnrey, und hielt ſie nur feſter.
Aber Fama, ſie floh raſch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit iſt zwiſchen den Zweyen der Fehde nicht Stillſtand;
Wie ſie ſich Helden erwählt, gleich iſt der Knabe darnach.
Wer ſie am höchſten verehrt, den weiß er am beſten zu faſſen,
Und den Sittlichſten greift er am gefährlichſten an.
Will ihm Einer entgeh'n, den bringt er vom Schlimmen in's Schlimmſte.
Mädchen biethet er an; wer ſie ihm thöricht verſchmäht,

Muß erſt grimmige Pfeile von ſeinem Bogen erdulden;
Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's
Thier.
Wer ſich ſeiner ſchämt, der muß erſt leiden; dem Häuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch ſie, die Göttinn, verfolgt ihn mit Augen
und Ohren,
Sieht ſie ihn ein Mahl bey dir, gleich iſt ſie feindlich geſinnt,
Schreckt dich mit ernſtem Blick, verachtenden Mienen,
und heftig
Strenge verruft ſie das Haus, das er gewöhnlich
beſucht.
Und ſo geht es auch mir: ſchon leid' ich ein wenig; die
Göttinn,
Eiferſüchtig, ſie forſcht meinem Geheimniſſe nach.
Doch es iſt ein altes Geſetz: ich ſchweig' und verehre;
Denn der Könige Zwiſt büßten die Griechen, wie ich.

* * *

XX.

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.

Städtebezwingerinn, du Verſchwiegenheit! Fürſtinn der Völker!
Theure Göttinn, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk! mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein Phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundinn darf ich's vertrau'n: ſie möchte mich ſchelten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.

Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbey, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.
Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe,
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blüht, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Rohre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſchönes Geheimniß zuletzt.

Elegien.

II.

Alexis und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der ruhige Bothsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts dringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſteht rückwärts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Alexis,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.

Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun an einander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Äther;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederhohlen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſeh'n und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reitz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?
Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſelt'ne, der zierlichen Bilder Verknüpfung;
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.

Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach! warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte befrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind, glücklich, vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend, und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Öfter ſah ich zum Tempel dich geh'n, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen,
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.

Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor Allen.
Und vor Allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmahls hab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch, er hielt ſich ſtät auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarinn, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie hab' ich die Schwelle berührt.
Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur den Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er,
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.

Komm', Alexis, o komm'! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt,
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſteh'n
Deines Gartens. Du lächelteſt mir, und ſagteſt: Alexis!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reicher Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen, ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis; da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königinn werth.

Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrey; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor.
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.
Oefters bath ich: es ſey nun genung! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berührt, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte bog, blühend, ſich über uns hin.
Schweigend beganneſt du nun, geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward, und geziert, das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.

Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſend Mahl küßt' ich den Hals.
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich; er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es drey Mahl; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergeh'n.
Immer heftiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!

Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! Zu Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.
Ewig! Dora, liſpelteſt du, mir ſchallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand ſie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttinn der Liebe; die Grazien ſtanden
Ihr zur Seiten! Er iſt götterbekräftigt, der Bund!
O, ſo eile denn, Schiff, mit allen günſtigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die ſchäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldſchmid
In der Werkſtatt gleich ordne das himmliſche Pfand.
Wahrlich! zur Kette ſoll das Kettchen werden, o Dora,
Neun Mahl umgebe ſie dir, locker gewunden, den Hals.
Ferner ſchaff ich noch Schmuck, den mannigfaltigſten; gold'ne
Spangen ſollen dir auch reichlich verzieren die Hand:

Da wetteiſ're Rubin und Smaragd, der liebliche Saphier
Stelle dem Hyacinth ſich gegen über, und Gold
Halte das Edelgeſtein in ſchöner Verbindung zuſammen.
O, wie den Bräutigam freut, einzig zu ſchmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, ſo denk' ich an dich; bey jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand ſchönes Gebild' in den Sinn.
Tauſchen will ich und kaufen; du ſollſt das Schönſte von Allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verſchafft dein Geliebter;
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken, mit Purpurſäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köſtlicher Leinwand Stücke. Du ſitzeſt und nähſt und kleideſt
Mich und dich, und auch wohl noch ein Drittes darein.
Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!

Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der hölliſchen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild',
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinn'rung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie, und die ſich geſchwinde dem Einen
Giebt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem Andern herum.
Lache nicht dieß Mahl, Zevs, der frech gebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! triff! — Halte die Blitze zurück!

Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub. —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias
und
ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Mahler, war als Jüngling in Glyceren, ſeine Mitbürgerinn, verliebt, welche Blumenkränze zu winden, einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich mahlte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftiget. Dieſes Bild wurde für eines ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderinn oder Kranzhändlerinn genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwey Talente. Plinius B. XXXV. C. XI.

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch' ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen.
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberinn aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schooß dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt: dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerinn Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bey dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Mahler beglückt, der dieſe Gewinde
Mahlte, das blumige Feld, ach! und die Göttinn zuerſt.

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach! Geliebte, noch einen! die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten, und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden den Kranz, wär' ein Geſchäfte des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſänk' ich mich dann, und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unverwelklich ſpräch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach! wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verfengt.

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Wort!

Sie.

Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter ſelbſt vermag nicht zu ſagen: ich liebe!
Wie du, himmliſches Kind, ſüß mir es ſchmeichelſt in's Ohr.

Sie.

Viel vermögen ſie Beyde; doch bleibt die Sprache des Kuſſes,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geſchenkt.

Er.

Du vereinigeſt Alles; du dichteſt und mahleſt mit Blumen:
Florens Kinder ſind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand ſich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende ſchon.

Er.

Auch ſo geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geſchenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem erſten, der dich mir ſo von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hauſe, der erſte Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich umwandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Roſenknoſpe hinein fiel,
Und du trankeſt, und riefſt: Mädchen, die Blumen ſind Gift!

Er.

Und dagegen du ſagteſt: ſie ſind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und ſagte: die Hummeln
Forſchen des herrlichen Kelchs ſüße Geheimniſſe wohl?

Er.

Und du wandteſt dich weg, und wollteſt fliehen, es ſtürzten,
Vor dem täppiſchen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefſt ihm gebiethend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen ſelbſt, ſind für den feineren Sinn.

Er.

Aber feſter hielt er dich nur; es grinſ'te der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfſt in begeiſterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schedel ihm, häßlich verzeſſen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch ſah ich den weiſſen
Nacken, die herrliche Bruſt, die du bedeckteſt, im Blick.

Sie.

Welch' ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah ich, nur dich am Boden kniend, verdrießlich
Mit der einen Hand hieltſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edlen
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchlung'nen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend trateſt du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinnr'e mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe geboth der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbeſcholtene Mädchen,
Sonſt von den Bürgern geliebt, war nun das Mährchen des Tags.

Er.

Blumen ſah ich genug und Strauſſe, Kränze die Menge;
Aber du fehlteſt mir, aber du fehlteſt der Stadt.

Sie.

Stille ſaß ich zu Hauſe. Da blätterte los ſich vom Zweige
Manche Roſe, ſo auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling ſprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die ſie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indeſſen zu Hauſ', und ließ ſie verwelken.
Siehſt du? da hangen ſie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch ſo welkte der Kranz, dein erſtes Geſchenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, ſaß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verloſch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behausung;
Keiner der Städter ſelbſt konnte mir geben Beſcheid.

Sie.

Keiner hat' je mich beſucht, und keiner weiß die entleg'ne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher, und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf dem vollen Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Gerieſel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwey'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er ſchmückt ſich mit dieſen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schooße den Reſt!

Sie.

Nun, ich ſchüttle ſie weg, die ſchönen. In deiner Umarmung,
Lieber, geht mir auch heut' wieder die Sonne nur auf.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſ'ten zackigen Gipfeln
Schwinden Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wand'rers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tages, der ſtillen hirtlichen Wohnung:
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.

Naher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttinn nahet ſich mir, und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem krauſen Geklüft?
Schöne Göttinn! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt, vor einem Sterblichen deinen
Göttlichen Nahmen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſonſt von den ewigen Töchtern
Zevs, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchauernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;

Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
 Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
 Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh', die Scheidende zieht durch Wald und krauſes Gebirge,
 Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch ein Mahl
 Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
 Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
 Ach! wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
 Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
 Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.

Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretergerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nannteſt mich Arthur,
Und belebteſt in mir Brittiſches Dichtergebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold, und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte, zum reinen Kuß, dir den gefälligen Mund.

Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bey dir, und alles und jedes
Wiederhohl' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark, und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo riefſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie Alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beyfall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in Allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz.

Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, den köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt.

Steht, ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bey jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſeh'n. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie ſprach ich ſo gerne zum Volke, die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!

O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſteh'n, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerze frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und geh'n; es werden dir And're gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn eine dir jemahls
Sich im verworr'nen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart, noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!

Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht.
Wie ſie wollte, mich führt ſtreng ein gebiethender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu der Schatten hinab gehn!
Nur die Muſe gewähret einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Nahmen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttinn Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.

Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter Geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schweſtern ſie an, und trete würdig zu
ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben ver-
ſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund
ſich,
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, im-
mer bewegten,
Trat der herrliche Gott, Hermes, gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend ver-
ſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beyde Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden
Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jam-
mer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.

Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiederſehen.

Er.

Süße Freundinn, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt du mir heute ſo karg?
Geſtern blühte, wie heute, der Baum; wir wechſelten Küſſe
Tauſendfältig; dem Schwarm Bienen verglichſt du ſie ja,
Wie ſie den Blüthen ſich nah'n und ſaugen, ſchweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton ſüßen Genuſſes erſchallt.
Alle noch üben das holde Geſchäft. Und wäre der Frühling
Uns vorüber gefloh'n, eh' ſich die Blüthe zerſtreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von geſtern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich an's Herz.

Geſtern, ſagſt du? — Es war, ich weiß, ein köſtliches Geſtern:
Worte verklangen im Wort, Küſſe verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu ſcheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von geſtern auf heut', die den Getrennten geboth.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indeſſen
Zehn Mahl, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon wie ein Gegner zu ſeyn.

Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: ach du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Äpfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo belad'ne;
Sieh', der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranke herab,
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß.

O, verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie heran mir erzogen?
Iſt, wie mein eigenes Laub, nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur die Hälfte hinauf.

Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, miſſet behende
Unter Weges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf: die äuſſerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verrätherinn iſt's! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genieſſen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rath?

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über den Garten umher;
Viele Nahmen hörest du an, und immer verdränget,
Mit barbariſchem Klang, einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundinn,
Überliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſo bald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß hold in das Leben entläßt,
Und dem Reitze des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.

Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt;
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos:
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung:
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bey manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.

Viel gerippt und gezackt, auf maſtig ſtrotzender Fläche
Scheinet die Fülle des Triebs frey und unendlich zu ſeyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket ſie ſanft in das Vollkomm'nere hin.
Mäßiger leitet ſie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Geſtalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht ſich der Trieb der ſtrebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet ſich völliger aus.
Blattlos aber und ſchnell erhebt ſich der zärtere Stängel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreiſe ſtellet ſich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achſe gedrängt entſcheidet der bergende Kelch ſich,
Der zur höchſten Geſtalt farbige Kronen entläßt.
Alſo prangt die Natur in hoher, voller Erſcheinung,
Und ſie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder geſtuft.
Immer erſtaunſt du auf's neue, ſo bald ſich am Stängel die Blume
Über dem ſchlanken Gerüſt wechſelnder Blätter bewegt.

Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zuſammen zieht es ſich ſchnell, die zarteſten Formen,
Zwiefach ſtreben ſie vor, ſich zu vereinen beſtimmt.
Traulich ſtehen ſie nun, die holden Paare, beyſammen,
Zahlreich ordnen ſie ſich um den geweihten Altar.
Hymen ſchwebet herbey, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen ſüßen Geruch, Alles belebend, umher.
Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchooß ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.

Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaud're die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam änd're der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht aus unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Hermann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert;
Daß Martial zu mir auch, der Verweg'ne, geſellte?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüthen;
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchau'n mich treulich beſtrebe;
Daß kein Nahme mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert;
Daß ich der Heucheley dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttinn, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:

Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und And're zu täuſchen;
  Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorberreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
  Weiter grünen, und gib einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
  Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattinn das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
  Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!
Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
  Gleichgeſinnte, herein! Kränze! ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Nahmen Homeros
  Kühn uns befreyend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
  Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neu'ſte Gedicht! Noch ein Mahl getrunken!
  Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.

Deutſche ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
  Wo ſich, nah' der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
  Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
  Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt, und Luſt in die Seele
  Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich an's Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
  Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft!
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
  Wenn euch ein fröhlicher Sinn Manches entbehrlich erklärt.
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
  Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreu'n.

Epiſteln.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06886/230

Erſte Epiſtel.

Jezt, da Jeglicher lieſt und viele Leſer das Buch nur
Ungeduldig durchblättern, und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſelt'ner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen, und immer
So in's Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſo bald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die glänzende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders, und ganz vorzüglich des nächſten

Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend, mir bringen liebliche Lüfte
Über die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber,
Und dem Heitern erſcheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, iſt leicht zu verlöſchen,
Und viel tiefer präget ſich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, ſo ſagt man, der Ewigkeit trotzen. Freylich an Viele

Spricht die gedruckte Columne, doch bald, wie Jeder ſein Antlitz,
Das er im Spiegel geſehen, vergißt die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze geſtämpelt.

Reden ſchwanken ſo leicht herüber, hinüber, wenn Viele
Sprechen, und Jeder nur ſich im eigenen Worte, ſogar auch
Nur ſich ſelbſt im Worte vernimmt, das der Andere ſagte.
Mit den Büchern iſt es nicht anders. Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt du daher, durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder, wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, ſo ſcheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.

Denn zwar hören wir gern, was unſre Meinung beſtätigt,
Aber das Hören beſtimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künſtlichen Redner; doch eilet
Unſer befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu ſuchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, ſo mußt du
Schmeicheln. Sprichſt du zum Volke, zu Fürſten und Königen, allen
Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von Allen gehört, von Allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer,
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Palaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Höret nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?

Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſieht hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmahl, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwa man geflügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm an's Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein And'rer
Dieſer Geſellſchaft jemahls betrat, ſie lieget im Meere
Links von Hercules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monath geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Säckel.

Reiche mir weniger! bath ich den Wirth; er brachte mir immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: ich bitte die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge
Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her, und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf, und hätte beynah' mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon, und ſuchte den Richter, man hohlte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo müſſ' es Allen ergeh'n, die das heilige Gaſtrecht
Unſrer Inſel verletzen, und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: “vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemahls
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich vom Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns begrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeinde verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüthe dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit

Oder das Ruder bey dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen
Über dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſrer Sänger, zu ſeh'n die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

Zweyte Epiſtel.

Würdiger Freund, du runzelſt die Stirn, dir ſcheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu ſeyn, die Frage war ernſthaft,
Und beſonnen verlangſt du die Antwort; da weiß ich, beym Himmel!

Nicht, wie eben ſich mir der Schalk im Buſen bewegte.
Doch ich fahre bedächt'ger fort. Du ſagſt mir: ſo möchte
Meinetwegen die Menge ſich halten im Leben und Leſen,
Wie ſie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hauſe,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Böſen bekannt macht.

Dem iſt leichter geholfen, verſetz' ich, als wohl ein And'rer
Denken möchte. Die Mädchen ſind gut und machen ſich gerne
Was zu ſchaffen. Da gib nur dem einen die Schlüſſel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters beſorge, ſobald ſie, vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu ſchaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fäſſer und Flaſchen in reinlicher Ordnung zu halten.

Dann betrachtet ſie oft des ſchäumenden Moſtes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blaſen
Leicht die Öfnung des Faſſes erreichen, trinkbar und helle
Endlich der [illegible] Saft ſich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet iſt ſie alsdann, zu füllen, zu ſchöpfen,
Daß ſtets geiſtig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der Andern die Küche zum Reich, da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft ſtets zu bereiten und ohne Beſchwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr ſorget ſie ſchon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen, und bald die ſchnatternden Änten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahrszeit gibt, das bringt ſie bey Zeiten
Dir auf den Tiſch, und weiß mit jeglichem Tage die Speiſen
Klug zu wechſeln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,

Denkt ſie an Vorrath ſchon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Eſſig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt ſie das Lob vom Vater und allen Geſchwiſtern,
Und mißlingt ihr etwas, dann iſt's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechſel zurück läßt.
Immer iſt ſo das Mädchen beſchäftigt, und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünſcht ſie dann endlich zu leſen, ſo wählt ſie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte ſchon die eifrigen Preſſen uns gaben.

Eine Schweſter beſorget den Garten, der ſchwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantiſch und feucht zu umgeben, verdammt iſt,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,

Nützliche Kräuter ernährt, und Jugend beglückende Früchte.
Patriarchaliſch erzeuge ſo ſelbſt dir ein kleines gedrängtes
Königreich, und bevölk're dein Haus mit treuem Geſinde.
Haſt du der Töchter noch mehr, die lieber ſitzen, und ſtille
Weibliche Arbeit verrichten, da iſt's noch beſſer, die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht; denn noch ſo häuslich im Hauſe,
Mögen ſie öffentlich gern als müßige Damen erſcheinen.
Wie ſich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waſchen und Biegeln,
Hundertfältig ſeit dem in weißer Arkadiſcher Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gaſſen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzſaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hauſe,
Niemahls wär' ich verlegen um Arbeit, ſie machen ſich Arbeit
Selber genug, es ſollte kein Buch im Laufe des Jahres
Über die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher geſendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

1.

Sarcophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben.
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe, der ziegengefußete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir ſehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er, den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Aſche da drinnen
Scheint, im ſtillen Bezirk, noch ſich des Lebens zu freu'n.
So umgebe denn ſpät den Sarcophagen des Dichters
Dieſe Rolle, von ihm reichlich mit Leben geſchmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne
Reich, vom Felſen herab, Epheu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Über die Wiege Virgils kam nur ein laulicher Wind:
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgeriſſ'nes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knien, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! ſchelte mich Einer, und ſo verbringſt du die Tage?
Ach! ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:

Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgeh'n, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten,
Poſtillione ſind Herr'n, dann die Degane dazu.
„Ich verſtehe dich nicht! du widerſprichſt dir, du ſchieneſt
Paradieſiſch zu ruh'n, ganz, wie Rinaldo, beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl: es iſt mein Körper auf Reiſen,
Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schooß.

4.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;

Jeder ſorgt nur für ſich, mißtraut dem Andern, iſt eitel,
Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land; doch, ach! Fauſtinen find' ich nicht wieder.
Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich geſtreckt, und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem groſſen Canal, viele befrachtete, ſteh'n.
Mancherley Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weitzen, Wein und Gemüſ', Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorber
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe liſpelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff.

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt.

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Canal ſorglos durch's Leben dahin.

9.

Feyerlich ſeh'n wir neben dem Doge den Nuntius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der And're
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt ſich das Volk ſo, und ſchreyt? Es will ſich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, das, und thue zu Hauſe deßgleichen!
Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will.

11.

Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plapp're, wie geſtern ſo heut'!
Schelte mir nicht die Pfaffen; ſie kennen des Menſchen Bedürfniß!
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut'!

12.

Mache der Schwärmer ſich Schüler, wie Sand am Meere, der Sand iſt
Sand; die Perle ſey mein, du, o, vernünftiger Freund.

13.

Süß den ſproſſenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms taſten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu ſeh'n die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit ſehnendem Blick.
Aber ſüßer, mit Blumen dem Buſen der Schäferinn ſchmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der May.

14.

Dieſem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrſcher;
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte ſich krümmt.
Wehe dem armen Blech! wenn nur willkührliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Keſſel erſcheint.

15.

Schüler macht ſich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder ſind meiſt nur ſchlechte Gemählde:
Werke des Geiſt's und der Kunſt ſind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrſcher ſich der, der ſeinen Vortheil verſtehet:
Doch wir wählten uns den, der ſich auf unſern verſteht.

17.

Noth lehrt bethen, man ſagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch' ein heftig Gedränge nach dieſem Laden! Wie emſig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt ſich ſelber erkennen!
Nieswurz hohlt ſich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden, das macht ihn
Gleich als Knaben ſo fein, eigen, bedächtig und ſtolz.
Darum ſind die Oblaten ſo zart im katholiſchen Wälſchland;
Denn aus demſelbigen Teig weihet der Prieſter den Gott.

20.

Ruhig am Arſenal ſteh'n zwey Altgriechiſche Löwen,
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Canal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beyde
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findeſt nur Reſte,
Seinen Schedel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut' erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk gibſt du in Einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünenden Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gibſt du dem Büchelchen hier.

23.

Gieße nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Fröſche,
Wäſſre das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſr' mir nicht dieß Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Aracs, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt eine Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Marcus im Koth.

25.

Haſt du Bajä geſeh'n, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun auch den Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfſt du noch immer? Nur ſtill, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Neun, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte, verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp; du kamſt, mich zu retten,
Lange Weile! du biſt Mutter der Muſen gegrüßt.

28.

Welch' ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Öhl gemahlt, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt,
Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah':
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden an's männliche Herz.

Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie ihr das dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleyer ſich denkt.

31.

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du bettelſt, und rührſt mich;
O, wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckſt du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegneſt?
Wohl, dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſey.

33.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo: Freunde, wir haben's erlebt.

34. a)

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nectar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor Allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſeh'n gebt mir im Volke, verſchafft bey Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig; denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

34. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freylich der meine,
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken, als ihm, und Manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer, meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.

Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Mahlet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemahls frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und er war mir Auguſt und Mäcen.

35.

Eines Menſchen Leben, was iſt's? Doch Tauſende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger iſt ein Gedicht; doch können es Tauſend' genießen,
Tauſende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu ſehen,
Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erhohlung und Muße;
Nach lebendigem Reitz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerinn! da erſah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
Wie ſie Johannes Bellin reitzend mit Flügeln gemahlt.

Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern den Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte, getäuſcht, Waſſer genieſſen für Wein.

37.

Wie, von der künſtlichſten Hand geſchnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Moluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied, und Alles Gelenk, und Alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkühr bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt, und Thiere, ſo Vögel als Fiſche,
Manches beſond're Gewürm, Wunder der groſſen Natur;
Und doch ſtaun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du Alles zugleich biſt, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme bethend empor; aber nicht ſchuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt ſich dein Hälschen. Iſt das ein Wunder? Es träget
Oft dich Ganze; du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ſie gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkührlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick:
So zerrüttet auch Dürer mit apocalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn:
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht Neugier in dem verwundeten Ohr;

So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu geh'n, Alles veränderlich ſchwebt!
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

42.

Gern überſchreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit dieſen Seelen, was macht er, Jeſus Maria!
„Bündelchen Wäſche ſind das, wie man zum Brunnen ſie trägt.
„Wahrlich, ſie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm', geh'n wir, wie zierlich!
„Sieh' nur, wie ſteht ſie! wie leicht! Alles mit Lächeln und Luſt!“
Altes Weib, du bewunderſt mit Recht Bettinen; du ſcheinſt mir
Jünger zu werden und ſchön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles ſeh' ich ſo gerne von dir; doch ſeh' ich am liebſten
Wenn der Vater behend über dich ſelber dich wirft,
Du dich im Schwung überſchlägſt, und, nach dem tödlichen Sprunge,
Wieder ſteheſt, und läufſt, eben ob nichts wär' geſcheh'n.

45.

Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth flieh'n, Glückliche glaubt man zu ſeh'n.
Dir erweicht ſich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Säckel
Thut ſich dir kärglich zwar, aber er thut ſich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und reicht dir,
Eben als flehteſt du laut bey den Mirakeln Antons,
Bey des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der ſeligſten Jungfrau,
Bey der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bey dir, daß er ein Kind iſt, wie du.

46.

Dichten iſt ein luſtig Metier; nur find' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächſt, geh'n die Zechinen mir fort.

47.

„Welch' ein Wahnſinn ergriff die Müßigen? Hältſt du nicht inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing' ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

48.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſteh'n!
Wohl! Doch eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad' gegen über geſtellt!

49.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

50.

Alle Freyheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkühr ſuchte doch nur jeder am Ende für ſich.
Willſt du Viele befrey'n, ſo wag' es, Vielen zu dienen.
Wie gefährlich das ſey; willſt du es wiſſen? Verſuch's!

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen deßgleichen,
Sagt man; doch irren ſie ſich: Menſchen, ach ſind ſie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für ſich zu wollen; wir wiſſen's:
Doch wer verſtehet, für uns Alle zu wollen; er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer ſchlagt mir an's Kreuz im dreyßigſten Jahre;
Kennt er nur einmahl die Welt, wird der Betrog'ne der Schelm.

53.

Frankreichs traurig Geſchick, die Groſſen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr ſollen es Kleine noch mehr.

Große gingen zu Grunde: doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbſt auch thöricht zu ſeyn, wie es die Zeit mir geboth.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betriegen.
Sieh' nur, wie ungeſchickt, ſieh' nur, wie wild er ſich zeigt!
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrog'nen;
Seyd nur redlich, und ſo führt ihn zum Menſchlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stämpel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn:
Wem der Probierſtein fehlt, hält ſie für redliches Gold.

57.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.

Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freyheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sclaven verſtummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

59.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!“ Warum nicht? Wir ſind nur
Überſchriften; die Welt hat die Capitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich dir.

61.

Ein Epigramm, ob wohl es gut ſey? Kannſt du's entſcheiden?
Weiß man doch eben nicht ſtets, was er ſich dachte, der Schalk.

62.

Um ſo gemeiner es iſt, und näher dem Neide, der Mißgunſt;
Um ſo eher begreifſt du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe ſchwöret, ſie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber ſie liebt dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär' es vorbey.

64.

Niemand liebſt du! und mich, Philarchos, liebſt du ſo heftig.
Iſt denn kein and'rer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Iſt denn ſo groß das Geheimniß, was Gott und der Menſch und die Welt ſey?
Nein! Doch niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.

Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

67.

Längſt ſchon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen geſprochen,
Die ſo zierlich und ſchnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen ſcheinen ſie gleich, doch viergefüßet; ſie laufen,
Kriechen und ſchleichen, und leicht ſchleppen die Schwänzchen ſie nach.
Seht, hier ſind ſie! und hier! Nun ſind ſie verſchwunden! Wo ſind ſie?
Welche Ritze, welch' Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, ſo nenn' ich die Thierchen Lacerten;
Denn ich brauche ſie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten geſeh'n, der kann ſich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher,
Schnell und beweglich ſind ſie, und gleiten, ſtehen und ſchwatzen,
Und es rauſcht das Gewand hinter den Eilenden d'rein.

Sieh', hier iſt ſie! und hier! verlierſt du ſie einmahl, ſo ſuchſt du
Sie vergebens: ſo bald kommt ſie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht ſcheu'ſt, nicht Gäßchen und Treppchen,
Folg' ihr, wie ſie dich lockt, in die Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun ſey, verlangt ihr zu wiſſen? Da wird ja
Faſt zum Lexicon dieß epigrammatiſche Buch.
Dunkele Häuſer ſind's in engen Gäßchen; zum Kaffeh
Führet dich die Schöne, und ſie zeigt ſich geſchäftig, nicht du.

70.

Zwey der feinſten Lacerten, ſie hielten ſich immer zuſammen;
Eine beynahe zu groß, eine beynahe zu klein.
Siehſt du beyde zuſammen, ſo wird die Wahl dir unmöglich;
Jede beſonders, ſie ſchien einzig die Schönſte zu ſeyn.

71.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderinn wohl. Geht's mir doch eben auch ſo.

72.

Wär' ich ein häuſliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu ſeyn wollt' ich und froh, herzen und küſſen den Mann.
So ſang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebeth.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menſchen die Hunde ſo lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft iſt, wie der Menſch, ſo der Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder. Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

75.

Haſt du nicht gute Geſellſchaft geſehen? Es zeigt uns dein Büchlein
Faſt nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger iſt.
Gute Geſellſchaft hab' ich geſeh'n, man nennt ſie die gute,
Wenn ſie zum kleinſten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76.

Was mit mir das Schickſal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meiſt will es mit Vielen nicht viel.
Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik gibſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchön'rer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen, ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar Manches
Hat er euch weiß gemacht, das ihr ein Säculum glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."
Habt ihr einmahl das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paſſ't ein lebendiger Leib freylich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich windet,
Hab' er dieß Büchlein; es iſt reitzend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeygeh'n nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte;
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünſte verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden ſendet; wie ſtill wandeln die Pfade wir fort!
Dränget Regen den Wand'rer; wie iſt uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie ſanft ruht ſich's in ſtürmiſcher Nacht!

Aber die Göttinn kehret zurück! ſchnell ſcheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg; gleiche der Mutter Natur!

83.

Willſt du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Freyheit und Ernſt ferne vom Herzen dir ſeyn.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu feſſeln;
Beyden das Gegentheil lächelt der ſchelmiſche Gott.

84.

Göttlicher Morpheus, umſonſt bewegſt du die lieblichen Mohne:
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht ſchließt.

85.

Liebe flößeſt du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein.

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, ſo gut als einer! Da bringſt du
Deine Fackel, und ſie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führeſt uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erſt recht, ach! und die falſche erliſcht.

87.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das and're
Gibt ſich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.
Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freunde
Buſen am Buſen belauſcht, Phöbus, der Frühe, ſie weckt.

88.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaud're nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug.

89.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttinn vermag der Liebe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch' ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entflieh, eilig ſich wieder herauf!

Seht, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehrt es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

92.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen, wie heut'.

93.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr habt mir Alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt nichts.

94.

In der Dämm'rung des Morgens den höchſten Gipfel erglimmen,
Frühe den Bothen des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern,

Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtinn erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft locktest du Nachts mich heraus!
Nun erſcheint ihr mir, Bothen des Tags, ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

95.

Du erſtauneſt, und zeigſt mir das Meer; es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, das Meer gebar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen ſah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreiſ't! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König
Aeolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme;
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damahls gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmahls hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dieß Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad'.

100.

Traurig, Midas, war dein Geſchick; in bebenden Händen
Fühlteſt du, hung'riger Greis, ſchwere, verwandelte Koſt.

Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſt'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein behendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt!

101.

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die Beſte
Ängſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:
Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen.
Alles ſchwillt nun; es paßt nirgends das neu'ſte Gewand.
Sey nur ruhig! Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schooß immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil.

103.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der Neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit ſüßer Erinn'rung,
Würzt' es mit Hoffnung; ſie ſind lieblichſte Würzen der Welt.

Weiſſagungen des Bakis.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Übermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und eh'geſtern geſprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. So bald du ihn geheſt, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht Zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still Verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier: ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt, und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleyer die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem Schwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

5.

Zweye ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die Beyden
Reiben, mit feindlicher Kraft, Einer den Andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde: es wird ein Geyer ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben geh'n verhüllt, und ſieben mit off'nem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die Andern ſind's, die Verräther, von Keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget, als Maſke, den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel geh'n wir in's neue
Säc'lum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe laufen zuſammen auf offenem Markte; der Wand'rer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd heran.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von Allen
Kennt ſie: es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Über Ufer und Damm, Felder und Gärten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und harfenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und alles verneigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da liſpelt fragend ein Jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frey iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erkieſt.]

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mit nichten! —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! — „Freylich, du redeſt im Traum.“ —
Wachender, ſage, was haſt du? — „Da ſieh' nur alle die Schätze!“ —
Sehen ſoll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen geſeh'n?

15.

Schlüſſel liegen im Buche zerſtreut, das Räthſel zu löſen;
Denn der prophetiſche Geiſt ruft den Verſtändigen an.
Jene nenn' ich die Klügſten, die leicht ſich vom Tage belehren
Laſſen; es bringt wohl der Tag Räthſel und Löſung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Bakis; denn ſelbſt das Vergang'ne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthſel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; Beydes
Schließt an Heute ſich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel ſich auf und regnen, ſo träufelt das Waſſer
Über Felſen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, ſo verdampfet vom Steine die Wohlthat;
Nur das Lebendige hält Gabe der Göttlichen feſt.

18.

Sag', was zählſt du? — „Ich zähle, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein and'res Zehn, Hundert und Tauſend hernach."
Näher kommſt du dazu, ſo bald du mir folgeſt. — „Und wie denn?" —
Sage zur Zehne: ſey zehn! Dann ſind die Tauſende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweyte, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus.
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut' ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem möcht' ich gefallen, ſo denkt das Mädchen; den Zweyten

Find' ich edel und gut, aber er reitzet mich nicht.

Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.

Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt.

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,

Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?

„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;

Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zwey Mahl färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden in's Braune,

Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.

Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte

Völlig dir zu Geboth, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg, mit dieſen Geſpenſtern!

Zeige die Blume mir doch: zeig' mir ein Menſchengeſicht!“

Ja, nun ſeh' ich die Blumen! ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrog'nes Geſpenſt.

24.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſeyn.

25.

Wie viel Äpfel verlangſt du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das find' ich billig.“ — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner!
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
Laß ſie nur Alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich däucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt."

28.

„Seht den Vogel, er fliegt von einem Baume zum andern,
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er plappert auch wohl, und wird dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehrt, ja angebethet zu Fuße;
Auf die Scheitel geſtellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und feſt bedruckt es zufrieden die Lippe;
Doch in dem zweyten Moment iſt es der Abſcheu der Welt.

30.

Dieſes iſt es, das Höchſte, zu gleicher Zeit das Gemeinſte;
Nun das Schönſte, ſogleich auch das Abſcheulichſte nun.

Nur im Schlürfen genieße du das, und koſte nicht tiefer;
Unter dem reizenden Schaum ſinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper erfreut mich, ewig gewendet
Erſt nach Norden, und dann ernſt nach der Tiefe hinab.
Doch ein and'rer gefällt mir nicht ſo; er gehorchet den Winden,
Und ſein ganzes Talent löſ't ſich in Bücklingen auf.

32.

Ewig wird er euch ſeyn der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

Vier Jahreszeiten.

Frühling.

1.

Auf, ihr Diſtichen, friſch! Ihr muntern, lebendigen Knaben!
Reich iſt Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

2.

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
And're dem Herzen nur ſchön; wähle dir, Leſer, nun ſelbſt.

3.

Roſenknoſpe, du biſt dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichſte ſich, als die Beſcheidenſte zeigt.

4.

Viele der Veilchen zuſammen geknüpft, das Sträußchen erſcheinet
Erſt als Blume; du biſt, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, ſie war wie die Lilie ſchlank, und ihr Stolz war
Unſchuld; herrlicher hat Salomo keine geſeh'n.

6.

Schön erhebt ſich der Agley, und ſenkt das Köpfchen herunter.
Iſt es Gefühl? oder iſt's Muthwill'? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, bewegſt du;
Aber die Glocken zieh'n, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bey der Nachtigall Schlag haucheſt du köſtlichen Geiſt.

9.

Tuberroſe, du rageſt hervor, und ergetzeſt im Freyen;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern' erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch, komm' ich dir näher,
Ach! ſo ſeh' ich zu bald, daß du die Roſe nur lügſt.

11.

Tulpen, ihr werdet geſcholten von ſentimentaliſchen Kennern;
Aber ein luſtiger Sinn wünſcht auch ein luſtiges Blatt.

12.

Nelken, wie find' ich euch ſchön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterſcheidet euch kaum, und ich entſcheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Aſtern;
Hier iſt ein dunkeles Blatt, das euch an Dufte beſchämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Bette vermiſcht ſieht euch das Auge mit Luſt.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reſeda,
Farblos, ohne Geſtalt, ſtilles, beſcheidenes Kraut.

16.

Zierde wärſt du der Gärten; doch wo du erſcheineſt, da ſagſt du:
Ceres ſtreute mich ſelbſt aus mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge ſie ſagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder ſammtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz ſich hervor.

Sommer.

19.

Grauſam erweiſet ſich Amor an mir! O, ſpielet, ihr Muſen,
Mit den Schmerzen, die er, ſpielend, im Buſen erregt!

20.

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter, noch König;
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langſam keimet, im Sommer

Lebhaft treibet und reift, ſo war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten

Nur ein Raum, und du machſt ſie, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, ſind bloße Formen des Anſchau'ns,

Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint.

24.

Sorge! ſie ſteiget mit dir zu Roß, ſie ſteiget zu Schiffe;

Viel zudringlicher noch packet ſich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,

Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwey, ja drey Mahl hinter einander

Leſe? das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

27.

Sie entzückt mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lernet ihr doch meiner Geliebten was ab.

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

29.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſengt und erquickt, zehret am Mark, und erneut's.

31.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreyt.

32.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles verſagt.

33.

Alles wünſcht' ich zu haben, um mit ihr Alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' ſie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und ſchweigen müſſen; geſchärfter
Können die Qualen nicht ſeyn, die Rhadamant ſich erſinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? ſo fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen ſie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnitteſt du, Parze, doch nur beyden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe laßt nicht ſich gebiethen von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muſe, die Menſchen;
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er.

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur Alles mit Ernſt und Liebe; die Beyden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo Vieles entſtellt.

44.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft nur der Freund ihn zurück.

45.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ' an ein Ganzes dich an.

46.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu faſſen,
O, ſo verehrtet ihr auch, wie ſich's gebührt, die Natur.

47.

Wem zu glauben iſt, redlicher Freund, das kann ich dir ſagen:
Glaube dem Leben; es lehrt beſſer als Redner und Buch.

48.

Alle Blüthen müſſen vergeh'n, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Muſen allein.

49.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe ſie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie vielleicht uns erregt.

50.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer; aber das Irren,
Immer ſchadet's. Wie ſehr, ſieht man am Ende des Weg's.

51.

Fremde Kinder, wir lieben ſie nie ſo ſehr als die eig'nen;
Irrthum, das eigene Kind, iſt uns dem Herzen ſo nah'.

52.

Irrthum verläßt uns nie; doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

53.

Gleich ſey keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey Jeder vollendet in ſich.

54.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

55.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'gen Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

56.

Welchen Leſer ich wünſche? den Unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

57.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebenden wandelt;
Lad't er zum Sitzen mich ein, ſtehl' ich für heute mich weg.

58.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu geh'n, mich nur als Mittel begreift!

59.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich! du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

60.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Nied'res im Menſchen
Zu verbinden? Sie ſtellt Eitelkeit zwiſchen hinein.

61.

Auf das empfindſame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur ſchlechte Geſellen daraus.

62.

Franzthum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie
eh'mahls
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

63.

Wo Parteyen entſteh'n, hält Jeder ſich hüben und drüben;
Viele Jahre vergeh'n, eh' ſie die Mitte vereint.

64.

„Jene machen Partey; welch' unerlaubtes Beginnen!
Aber unſre Partey, freylich verſteht ſich von ſelbſt.“

65.

Willſt du, mein Sohn, frey bleiben, ſo lerne was
Rechtes, und halte
Dich genügſam, und nie blicke nach oben hinauf!

66.

Wer iſt der edlere Mann in jedem Stande? Der ſtets ſich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

67.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was iſt? Er mache das
Kleine
Recht; der Große begehrt juſt ſo das Große zu thun.

68.

Was iſt heilig? Das iſt's, was viele Seelen zuſammen
Bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binſe den
Kranz.

69.

Was iſt das Heiligſte? Das, was heut' und ewig, die Geiſter,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht.

70.

Wer iſt das würdigſte Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bildet er den edelſten Stoff.

71.

Wer iſt denn wirklich ein Fürſt? Ich hab' es immer geſehen,
Der nur iſt wirklich Fürſt, der es vermochte zu ſeyn.

72.

Fehlet die Einſicht oben, der gute Wille von unten,
Führt ſogleich die Gewalt, oder ſie endet den Streit.

73.

Republiken hab' ich geſehen, und das iſt die beſte,
Die dem regierenden Theil Laſten, nicht Vortheil, gewährt.

74.

Laßt, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, ſo iſt ewiger Friede gemacht.

75.

Keiner beſcheidet ſich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und ſo habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

76.

Zweyerley Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Öffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

77.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtocken,
Wie ſich die Menge verſtockt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

78.

Du biſt König und Ritter, und kannſt befehlen und ſtreiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbey.

79.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit Allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey er Miniſter, und bleib's.

80.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten? Das And're.
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

81.

Ob du der Klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bey Rathe, zu Haus.

82.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

83.

Dießmahl ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte, welkende Blätter;
Gib mir ein ander Mahl ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

84.

Waſſer iſt Körper, und Boden der Fluß. Das neu'ſte Theater
Thut, in der Sonne Glanz, zwiſchen den Ufern ſich auf.

85.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

86.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

87.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt jeder die nahe Gefahr.

88.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander;
Aber alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

89.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

90.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

91.

Euch Präconen des Pfuſchers, des Meiſters Verkleinerer, wünſcht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth, ſtumm hier am Ufer zu ſeh'n.

92.

Lehrling, du ſchwankeſt und zauderſt, und ſcheueſt die glättere Fläche.
Nur gelaſſen! du wirſt einſt noch die Freude der Bahn.

93.

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher. Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

94.

Fallen iſt der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meiſter; doch ſtürzt dieſer gefährlicher hin.

95.

Stürzt der rüſtigſte Läufer der Bahn, ſo lacht man am Ufer;
Wie man bey Bier und Tabak über Beſiegte ſich hebt.

96.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meiſters dich, und ſo genieße des Tags.

97.

Siehe, ſchon nahet der Frühling; das ſtrömende Waſſer verzehret
Unten, der ſanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

98.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

99.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen in's Meer.

Inhalt.

Balladen und Romanzen.

Seite
Der Sänger. 5
Das Veilchen. 7
Der untreue Knabe. 8
Erlkönig. 10
Der Fiſcher. 11
Der König in Thule. 13
Das Blümlein Wunderſchön. 14
Ritter Curts Brautfahrt. 18
Hochzeitlied. 20
Der Schatzgräber. 23
Die Spinnerinn. 25
Der Edelknabe und die Müllerinn. . . . 27
Der Junggeſell und der Mühlbach. . . . 29
Der Müllerinn Verrath. 32
Der Müllerinn Reue. 35
Wanderer und Pächterinn. 39
Die erſte Walpurgis-Nacht. 42
Der Zauberlehrling. 47
Die Braut von Corinth. 51
Der Gott und die Bajadere. 60

Seite

Elegien.

1) Römiſche. Zwanzig. 67
2) Alexis und Dora. 103
Der neue Pauſias. 114
Euphroſyne 120
Das Wiederſehen. 136
Amyntas. 137
Die Metamorphoſe der Pflanzen. . . . 141
Hermann und Dorothea. 146

Epiſteln. 149

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und drey. . . . 165
Weisſagungen des Bakis. Zwey und dreyßig. . 201
Vier Jahrszeiten. Neun und neunzig . . 213

3488/3

Goethe's
Gedichte.

Dritte Abtheilung.

Neueſte Auflage.

Wien, 1816.
Bey B. Ph. Bauer.

fait à son Ami M. Cooke
par Goethe le 1er Avril 1823.

Hermann

und

Dorothea.

Von

Goethe.

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt, wie gekehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein Jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertrieb'nen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie zieh'n, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend

Guter, fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! Und wie er bändigt die Hengſte!
Sehr gut nimmt das Kütſchchen* ſich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutſcher.
Dießmahl fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So ſprach, unter dem Thore des Hauſes ſitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es verſetzte darauf die kluge, verſtändige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verſchenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn ſie iſt zu manchem Gebrauch, und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich ſo gerne
Manches beſſere Stück an Überzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher geh'n.
Wirſt du mir aber verzeih'n? denn auch dein Schrank iſt geplündert.
Und beſonders den Schlafrock mit Indianiſchen Blumen,
Von dem feinſten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er iſt dünn und alt, und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte d'rauf der treffliche Hauswirth, und ſagte:
Ungern vermiſſ' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Echt Oſtindiſchen Stoffs: ſo etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freylich, der Mann ſoll

Immer geh'n im Sürtout, und in der Pekeſche ſich zeigen,
Immer geſtiefelt ſeyn; verbannt iſt Pantoffel und Mütze.

Siehe! verſetzte die Frau, dort kommen ſchon Einige wieder,
Die den Zug mit geſeh'n; er muß doch wohl ſchon vorbey ſeyn.
Seht, wie allen die Schuhe ſo ſtaubig ſind! wie die Geſichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und wiſcht ſich den Schweiß ab.
Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach ſolchem Schauſpiel ſo weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählen.

Und es ſagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch' ein Wetter iſt ſelten zu ſolcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu ſchon herein iſt,
Trocken; der Himmel iſt hell, es iſt kein Wölkchen zu ſehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.

Das iſt beſtändiges Wetter! Und überreif iſt das Korn ſchon;
Morgen fangen wir an zu ſchneiden die reichliche Ernte.

Als er ſo ſprach, vermehrten ſich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt ſich nach Hauſe begaben;
Und ſo kam auch zurück mit ſeinen Töchtern gefahren
Raſch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An ſein erneuertes Haus, der erſte Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt.)
Lebhaft wurden die Gaſſen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken befliß man ſich da, und manches Gewerbes.

Und ſo ſaß das trauliche Paar, ſich, unter dem Thorweg
Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergetzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und ſagte:

Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die ſollen uns Alles erzählen,
Was ſie draußen geſeh'n, und was zu ſchauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die Beyden, und grüßten das Eh'paar,
Setzten ſich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Staub von den Füßen ſchüttelnd, und Luft mit dem Tuche ſich fächelnd.
Da begann denn zuerſt, nach wechſelſeitigen Grüſſen,
Der Apotheker zu ſprechen, und ſagte, beynahe verdrießlich:
So ſind die Menſchen fürwahr! und einer iſt doch wie der and're,
Daß er zu gaffen ſich freut, wenn den Nächſten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu ſeh'n, die verderblich empor ſchlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder ſpaziert nun hinaus, zu ſchauen der guten Vertrieb'nen

Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schickſal
Auch, vielleicht zunächſt, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtſinn; doch liegt er im Menſchen.

Und es ſagte darauf der edle, verſtändige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieſer kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß,
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menſchen Geſchick enthüllen, und ihre Geſinnung;
Und ſo kannt' er auch wohl die beſten weltlichen Schriften.
Dieſer ſprach: ich tadle nicht gerne, was immer dem Menſchen
Für unſchädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verſtand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderſtehlich uns leitet.

Lockte die Neugier nicht den Menſchen mit heftigen Reitzen,
Sagt: erführ' er wohl je, wie ſchön ſich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erſt verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Übels, ſo bald es nur irgend vorbey zog.
Freylich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück, wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor, und erſetzet den Schaden.

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was Ihr geſeh'n; denn das begehrt' ich zu wiſſen.

Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freu'n nach dem, was ich Alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannigfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſah'n wir den Staub, noch eh' wir die Wieſen
Abwärts kamen! der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wand'rer und Wagen.
Leider ſah'n wir noch genug der Armen vorbey zieh'n,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſey,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſeh'n, die mannigfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſeh'ne, un die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſtel hat,
Immer bereit zum Gebrauche; denn Alles iſt nöthi und nützlich;

Nun zu ſehen das Alles, auf mancherley Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Übereilung geflüchtet.
Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beym Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl geſehen, dem Menſchen alle Beſinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurück läßt.
Alſo führten auch hier, mit unbeſonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge ſie fort, die Ochſen und Pferde beſchwerend:
Alte Breter und Fäſſer, den Gänſeſtall und den Käfich.
Auch ſo keuchten die Weiber und Kinder, mit Bündeln ſich ſchleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Menſch ſo ungern das Letzte der Habe.
Und ſo zog auf dem ſtaubigen Weg der drängende Zug fort,

Ordnungslos und verwirrt. Mit ſchwächeren Thieren, der Eine,
Wünſchte langſam zu fahren, ein Anderer emſig zu eilen.
Da entſtand ein Geſchrey der gequetſchten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwiſchen der Hunde Gebelfer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem ſchweren
Überbepackten Wagen auf Betten ſaßen und ſchwankten.
Aber, aus dem Gleiſe gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es ſtürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeſchlagen, und weithin entſtürzten im Schwunge die Menſchen,
Mit entſetzlichem Schrey'n, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später ſtürzten die Kaſten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen ſie ſah, der erwartete nun ſie
Unter der Laſt der Kiſten und Schränke zerſchmettert zu ſchauen.
Und ſo lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menſchen;

Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,
Nur ſich ſelber bedenkend, und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauſ' und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trügen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.

Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth:
Möge doch Hermann ſie treffen, und ſie erquicken und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſeh'n; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Schärflein von unſerm Überfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,

Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Übel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern, und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Drey und Achtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken, die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin, und freuten ſich Alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines
In geſchliffener Flaſche auf blankem, zinnernen Runde,
Mit den grünlichen Römern, den echten Bechern des Rhein-Weins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drey den glänzend gebohnten,
Runden, braunen Tiſch; er ſtand auf mächtigen Füßen.
Heiter klangen ſogleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der Dritte denkend das ſeine,
Und es fordert ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten.

Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut, und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrherr und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den ſchönſten Troſt, und belebt die herrlichſte Hoffnung.

Da verſetzte der Wirth mit männlichen, klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Fluthen des Rhein-Stroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverhindernder Graben.
Seht, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen,
Und ſo ſchützt uns der Herr, wer wollte thöricht verzagen?
Müde ſchon ſind die Streiter, und Alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Feſt, das lang' erwünſchte, gefeyert
Wird in unſerer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete ſchmettert, das hohe Te Deum begleitend —

Möge mein Hermann doch auch an dieſem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entſchloſſen, vor Euch, am Altare, ſich ſtellen,
Und das glückliche Feſt, in allen Landen begangen,
Auch mir künftig erſcheinen, der häuslichen Freuden ein Jahrstag!
Aber ungern ſeh' ich den Jüngling, der immer ſo thätig
Mir in dem Hauſe ſich regt, nach außen langſam und ſchüchtern.
Wenig findet er Luſt, ſich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet ſogar der jungen Mädchen Geſellſchaft
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Alſo ſprach er, und horchte. Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter dem Thorweg.

Terpſichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer herein trat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemahls
Euch ſo munter geſeh'n und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt, und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiederte d'rauf der Sohn mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen,
Auch der Wein und das Bier ward langſam, ſorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinaus kam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertrieb'nen.
Schneller hielt ich mich d'ran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut' übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinan fuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochſen gezogen, den gröſten und ſtärkſten des Auslands,

Nebenher aber ging, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beyden gewaltigen Thiere,
Trieb ſie an und hielt ſie zurück; ſie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher, und ſagte zu mir: nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als ihr uns heut' auf dieſen Wegen erblicket.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern gibt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwang're, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neu geboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber.

Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpendet's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerinn, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, furwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevor ſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, ſogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löſ'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unſers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und ſie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geſcheh'n; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menſchen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch ſelber.

Und ich ſah die Wöchnerinn froh die verſchiedene Leinwand,
Aber beſonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, ſagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unſre Gemeine ſchon raſtet, und dieſe Nacht durch ſich aufhält;
Dort beſorg' ich ſogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und ſie grüßte mich noch, und ſprach den herzlichſten Dank aus,
Trieb die Ochſen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn mir war Zwieſpalt im Herzen,
Ob ich mit eilenden Roſſen das Dorf erreichte, die Speiſen
Unter das übrige Volk zu ſpenden, oder ſogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit ſie es weislich vertheilte.
Und ich entſchied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte ſie bald, und ſagte behende:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine

Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern ſie fügte dazu noch Speiſ' und manches Getränke,
Und es iſt mir genug davon im Kaſten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch dieſe Gaben in deine
Hand zu legen, und ſo erfüll' ich am beſten den Auftrag;
Du vertheilſt ſie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
D'rauf verſetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftigſte ſoll ſich derſelben erfreuen.
Alſo ſprach ſie. Ich öffnete ſchnell die Kaſten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die ſchweren, brachte die Brote,
Flaſchen Weines und Biers, und reicht' ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kaſten.
Alles packte ſie d'rauf zu der Wöchnerinn Füßen, und zog ſo
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der geſprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen

Dieſer Flucht und Verwirrung in ſeinem Haus nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange ſich ſchmiegen.
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um Vieles nicht heute
Vater heißen, und nicht für Frau und Kinder beſorgt ſeyn.
Öfters dacht' ich mir auch ſchon die Flucht, und habe die beſten
Sachen zuſammen gepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner ſeligen Mutter, wovon noch nichts verkauft iſt.
Freylich bliebe noch Vieles zurück, das ſo leicht nicht geſchafft wird.
Selbſt die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße geſammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß iſt.
Bleibt der Proviſor zurück, ſo geh' ich getröſtet vom Hauſe.
Hab' ich die Barſchaft gerettet und meinen Körper, ſo hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leicht'ſten.

Nachbar, verſetzte darauf der junge Hermann mit Nachdruck:
Keineswegs denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Iſt wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verſtehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entſchließen;
Denn manch' gutes Mädchen bedarf des ſchützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevor ſteht.

Lächelnd ſagte darauf der Vater: ſo hör' ich dich gerne!
Solch' ein vernünftiges Wort haſt du mir ſelten geſprochen.

Aber es fiel ſogleich die gute Mutter behend' ein:
Sohn, fürwahr! du haſt Recht; wir Ältern gaben das Beyſpiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,

Und uns knüpfte vielmehr die traurigſte Stunde zuſammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener ſchreckliche Brand, der unſer Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre ſind's nun; es war ein Sonntag, wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Waſſer im Orte.
Alle Leute waren, ſpazierend, in feſtlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt, und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend ſich ſelber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reich geſammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieſes zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich ſaß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kaſten und Betten bewahrend:

Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herab fällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Eſſen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu ſehen,
Wo die Wohnung geſtanden, und ob ſich die Hühner gerettet,
Die ich beſonders geliebt; denn kindiſch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauſes und Hofes daher ſtieg,
Die noch rauchten, und ſo die Wohnung wüſt und zerſtört ſah,
Kamſt du zur andern Seite herauf, und durchſuchteſt die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verſchüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu ſeh'n war vom Thiere.

Alſo ſtanden wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unſere Höfe geſchieden.
Und du faßteſt darauf mich bey der Hand an, und ſagteſt:
Liebchen, wie kommſt du hierher? geh' weg! du verbrenneſt die Sohlen;
Denn der Schutt iſt heiß; er ſengt mir die ſtärkeren Stiefeln.
Und du hebeſt mich auf, und trugſt mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da ſtand noch das Thor des Hauſes mit ſeinem Gewölbe,
Wie es jetzt ſteht; es war allein von Allem geblieben.
Und du ſetzteſt mich nieder und küßteſt mich, und ich verwehrt' es.
Aber du ſagteſt darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib' hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an ſeinem.
Doch ich verſtand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schickteſt, und ſchnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.

Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und ſehe die Sonne noch immer ſo herrlich herauf geh'n;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die erſten
Zeiten der wilden Zerſtörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkſt in dieſen traurigen Zeiten,
Und es wageſt zu frey'n im Krieg und über den Trümmern.

Da verſetzte ſogleich der Vater lebhaft, und ſagte:
Die Geſinnung iſt löblich, und wahr iſt auch die Geſchichte,
Mütterchen, die du erzählſt; denn ſo iſt Alles begegnet.
Aber beſſer iſt beſſer. Nicht einem Jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn ſein ganzes Leben und Weſen;
Nicht ſoll Jeder ſich quälen, wie wir und Andere thaten,
O, wie glücklich iſt der, dem Vater und Mutter das Haus ſchon
Wohlbeſtellt übergeben, und der mit Gedeihen es auszieret!

Aller Anfang iſt ſchwer, am ſchwerſten der Anfang der Wirthſchaft.
Mancherley Dinge bedarf der Menſch, und Alles wird täglich
Theurer; da ſeh' er ſich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und ſo hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächſtens
In das Haus die Braut mit ſchöner Mitgift herein führſt;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget ſo wohl, wenn mit dem gewünſchten Weibchen
Auch in Körben und Kaſten die nützliche Gabe herein kommt.
Nicht umſonſt bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und ſtarkem Gewebe;
Nicht umſonſt verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater ſondert im Pulte das ſeltene Goldſtück;
Denn ſie ſoll dereinſt mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreu'n, der ſie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hauſe ſich findet,

Das ihr eig'nes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette ſich ſelbſt und den Tiſch ſich ſelber gedeckt hat.
Nur wohl ausgeſtattet möcht' ich im Hauſe die Braut ſeh'n;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält ſie als Magd, die als Magd mit dem Bündel herein kam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdeſt mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächteſt
Aus der Nachbarſchaft her, aus jenem Hauſe, dem grünen.
Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drey Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die ält'ſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweyte,

Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben,
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen gehohlt, ſo wie ich das Mütterchen forttrug.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markte in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Hauſ, und flieh'n die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt' ich ertragen:

Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herum hängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum Beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen ſie hägte, beſonders Minchen, die jüngſte.
Denn ſo war ich zuletzt an Oſtern hinüber gegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen, und war friſirt wie die übrigen Burſche.
Als ich eintrat, kicherten ſie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen ſaß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen ſingen, und war entzückt und in Laune.

Manches verſtand ich nicht, was in den Liedern geſagt war:
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht ſtumm ſeyn! So bald ſie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beyden Perſonen.
Alle ſchwiegen darauf, und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt ſich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch ſich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, ſo viel ſie auch ſangen und ſpielten.
Und ich eilte beſchämt und verdrießlich wieder nach Hauſe,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und ſchwor, nicht mehr zu betreten die Schwelle.

Und ich hatte wohl Recht; denn eitel ſind ſie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bey ihnen immer Tamino.

Da verſetzte die Mutter: du ſollteſt, Hermann, ſo lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder ſind ſie ja ſämmtlich.
Minchen fürwahr iſt gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte ſie noch nach dir. Die ſollteſt du wählen!

Da verſetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß ſich ſo tief bey mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr ſeh'n und ihre Liedchen vernehmen.

Doch der Vater fuhr auf, und ſprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich ſagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Luſt nur bezeigteſt zum Acker:
Was ein Knecht ſchon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,

Thuſt du; indeſſen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern ſich zeigte.
Und ſo täuſchte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Leſen und Schreiben und Lernen dir niemahls
Wie den Andern gelang, und du immer der Unterſte ſaßeſt.
Freylich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Buſen
Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater geſorgt für mich, ſo wie ich für dich that,
Mich zur Schule geſendet, und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders, als Wirth zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn ſtand auf, und nahte ſich ſchweigend der Thüre,
Langſam und ohne Geräuſch; allein der Vater, entrüſtet,
Rief ihm nach: ſo gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthſchaft, daß ich nicht ſchelte;

Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäuriſches Mädchen
Je mir bringen in's Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt, und weiß mit Menſchen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß ſie zufrieden
Von mir weggeh'n; ich weiß den Fremden gefällig zu ſchmeicheln.
Aber ſo ſoll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wieder begegnen, und ſo mir die viele Mühe verſüßen;
Spielen ſoll ſie mir auch das Clavier; es ſollen die ſchönſten,
Beſten Leute der Stadt ſich mit Vergnügen verſammeln,
Wie es Sonntags geſchieht im Hauſe des Nachbars. Da drückte
Leiſe der Sohn auf die Klinke, und ſo verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Alſo entwich der beſcheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menſchen nicht iſt, kommt auch nicht aus ihm, und ſchwerlich
Wird mich des herzlichſten Wunſches Erfüllung jemahls erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich ſey, ſondern ein Beſſ'rer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Luſt zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbeſſern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!

Soll doch nicht als ein Pilz der Menſch dem Boden entwachſen,
Und verfaulen geſchwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlaſſend von ſeiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hauſe doch gleich ſo deutlich, weß Sinnes der Herr ſey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath ſich häufet, und Unrath auf allen Gaſſen herum liegt,
Wo der Stein aus der Fuge ſich rückt, und nicht wieder geſetzt wird,
Wo der Balken verfault, und das Haus vergeblich die neue
Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen

Bald begeben, und ſeh'n zum wenigſten Straßburg und Frankfurt,
Und das freundliche Manheim, das gleich und heiter gebaut iſt.
Denn wer die Städte geſeh'n, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lebt nicht der Fremde bey uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich beym erſten Ausbruch gewehrt ſey?
Iſt das nicht Alles geſcheh'n ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechs Mahl im Rath, und habe mir Beyfall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.

So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.
Alle beſtreben ſich jezt, und ſchon iſt der neue Chauſſee-Bau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Puz nur;
Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen.
Und, das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir bleiben.

Und es verſezte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigſten dir dein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen auf's beſte, und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der Eine hat die, die Andern andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und Jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe

Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth, und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgend wo fänd', und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd ſagte darauf, ſo bald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eig'nen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.

Einmahl für allemahl gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer, doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn, und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,
Das Bedürfniß zu groß; ſo wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer ſcheut nicht die Koſten
Solcher Veränd'rung, beſonders in dieſen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir ſchon mein Haus im modiſchen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenſter;

Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bey ſeinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Beſte zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben! das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel ſich ausnimmt!
Groß ſind die Tafeln der Fenſter: wie glänzen und ſpiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt ſteh'n die übrigen Häuſer des Marktes!
Und doch waren die unſern gleich nach dem Brande die ſchönſten,
Die Apotheke zum Engel, ſo wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reiſende ſtand, und ſah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffeh dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freylich verſtaubt und halb verfallen mir daſteht,
Der erfreute ſich hoch des farbig ſchimmernden Lichtes

Schön geordneter Muſcheln, und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner ſelbſt den Bleyglanz und die Korallen.
Eben ſo ward in dem Saale die Mahlerey auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten ſpazieren,
Und mit ſpitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer ſähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn Alles ſoll anders ſeyn und geſchmackvoll,
Wie ſie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles iſt einfach und glatt: nicht Schnitzwerk oder Vergoldung
Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen;
Auch zu geh'n mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte;

Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu
zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich
windet;
Aber ich ließ ihn verbräunt, wie er iſt, mich ſchreckte
die Ford'rung.

* * *

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer, ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft, und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,

Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jeglichen Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geißblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da,
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einſt, der würdige Bürgermeiſter.
Und ſo ging ſie bequem den trock'nen Graben hinüber,
Wo an der Straße ſogleich der wohlumzäunete Weinberg
Aufſtieg ſteileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.

Auch den ſchritt ſie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum ſich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erſtieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Röthlich blaue darneben von ganz beſonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäſte Nachtiſch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köſtliche Wein kommt.
Alſo ſchritt ſie hinauf, ſich ſchon des Herbſtes erfreuend
Und des feſtlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben lieſet und tritt, und den Moſt in die Fäſſer verſammelt,
Feuerwerke des Abends an allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und ſo der Ernten ſchönſte geehrt wird.
Doch unruhiger ging ſie, nachdem ſie dem Sohne gerufen
Zwey auch drey Mahl, und nur das Echo vielfach zurück kam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein ſehr geſchwätziges, herklang.

Ihn zu ſuchen war ihr ſo fremd; er entfernte ſich niemahls
Weit, er ſagt' es ihr denn, um zu verhüthen die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber ſie hoffte noch ſtets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die unt're, ſo wie die ob're, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und ſo nun trat ſie ins Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte ſie auf eigenem Boden, und freute
Sich der eigenen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft ſich im ganzen Felde bewegte.
Zwiſchen den Äckern ſchritt ſie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hauſe gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wiſſen. Er war in der Gegend
Weit und breit geſeh'n, und berühmt die Früchte des Baumes.

Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls ſich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in ſeinem Schatten zu warten,
Bänke fanden ſich da von rohen Steinen und Raſen.
Und ſie irrete nicht; dort ſaß ihr Hermann und ruhte;
Saß mit dem Arme geſtützt, und ſchien in die Gegend zu ſchauen
Jenſeit, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte ſchlich ſie hinan, und rührt' ihm leiſe die Schulter.
Und er wandte ſich ſchnell; da ſah ſie ihm Thränen im Auge.

Mutter, ſagt' er betroffen. Ihr überraſcht mich! Und eilig
Trocknet er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weineſt, mein Sohn? verſetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemahls erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einſam zu ſitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen in's Auge

Und es nahm ſich zuſammen der treffliche Jüngling, und ſagte:
Wahrlich, dem iſt kein Herz im ehernen Buſen, der jetzo
Nicht die Noth der Menſchen, der umgetrieb'nen, empfindet;
Dem iſt kein Sinn in dem Haupte, der nicht um ſein eigenes Wohl ſich
Und um des Vaterlands Wohl in dieſen Tagen bekümmert.
Was ich heute geſeh'n und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und ſah die herrliche, weite
Landſchaft, die ſich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher ſchlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen ſich neigen,
Und ein reichliches Obſt uns volle Kammern verſprechen.
Aber, ach! wie nah' iſt der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was ſind nun Fluthen und Berge
Jenem ſchrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daher zieht!
Denn ſie rufen zuſammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge

Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutſcher wagt in ſeinem Hauſe zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem Alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich ſag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entſchuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthſchaft iſt groß, und wichtig unſer Gewerbe.
Aber wär' ich nicht beſſer, zu widerſtehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtſchaft?
Ja, mir hat es der Geiſt geſagt, und im innerſten Buſen
Regt ſich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu ſterben, und Andern ein würdiges Beyſpiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der Deutſchen Jugend beyſammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, ſie ſollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unſeren Augen die Früchte des Landes verzehren,

Nicht den Männern gebiethen, und zauden Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir iſt im tiefſten Herzen beſchloſſen,
Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verſtändig:
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beſte.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hauſe kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Dieſen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Buſen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da verſetzte bedeutend die gute, verſtändige Mutter,
Stille Thränen vergießend, ſie kamen ihr leichtlich in's Auge:
Sohn, was hat ſich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redeſt, wie geſtern und immer,
Offen und frey, und ſagſt, was deinen Wünſchen gemäß iſt?
Hörte jetzt ein Dritter dich reden, er würde fürwahr dich

Höchlich loben, und deinen Entſchluß als den edelſten preiſen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn ſieh', ich kenne dich beſſer.
Du verbirgeſt dein Herz, und haſt ganz and're Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrſt du zu ſcheinen in der Montur vor dem Mädchen;
Denn es iſt deine Beſtimmung, ſo wacker und brav du auch ſonſt biſt,
Wohl zu verwahren das Haus und ſtille das Feld zu beſorgen.
Darum ſage mir frey: was dringt dich zu dieſer Entſchließung?

Ernſthaft ſagte der Sohn: ihr irret, Mutter. Ein Tag iſt
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne!
Beſſer im Stillen reift er zur That oft, als im Geräuſche
Wilden, ſchwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und ſo ſtill ich auch bin und war, ſo hat in der Bruſt mir

Doch ſich gebildet ein Herz, das Unrecht haſſet und Unbill,
Und ich verſtehe recht gut, die weltlichen Dinge zu ſondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig geſtärket.
Alles, fühl' ich, iſt wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verſtellung.
Denn, geſteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hauſe des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu ſeyn, und ſchrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich ſprach: ſie ſollten vor Euch nur
Meine Gefühle verſtecken, die mir das Herz zerreißen.
Und ſo laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünſche
Hege im Buſen, ſo mag auch mein Leben vergeblich dahin geh'n.

Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne ſchadet ſich ſelber,
Der ſich hingibt, wenn ſich nicht Alle zum Ganzen beſtreben.

Fahre nur fort, ſo ſagte darauf die verſtändige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringſte;
Denn die Männer ſind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hinderniß treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib iſt geſchickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geſchickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir Alles daher, warum du ſo heftig bewegt biſt,
Wie ich dich niemahls geſeh'n, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge ſich dringt zu entſtürzen.

Da überließ ſich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Bruſt der Mutter, und ſprach ſo erweichet:

Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemahls verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Ältern zu ehren, war früh mein Liebſtes, und niemand
Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit gebothen.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmahls hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug, und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich ſie an, und ſchlug und traf, mit blindem Beginnen,

Ohne zu ſehen, wohin. Sie heulten mit blutigen Naſen,
Und entriſſen ſich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der, ſtatt Anderer, mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bey Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Collegen.
Oftmahls habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn Vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Ältern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelbſt Manches entzieh'n, um zu ſparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe beym Haufen,
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Güter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,

Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und ſchauet hinab, wie herrlich liegen die ſchönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Garten,
Dort die Scheunen und Ställe, die ſchöne Reihe der Güter;
Aber ſeh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenſter uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond ſchon
Dort erwartet, und ſchon ſo manchem Morgen die Sonne,
Wenn der geſunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir ſo einſam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel ſich hinſtreckt;
Alles liegt ſo öde vor mir: ich entbehre der Gattinn.

Da antwortete drauf die gute Mutter verſtändig:
Sohn, mehr wünſcheſt du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur ſchönern Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freyer und eigener werde,
Als der Vater es wünſcht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja, dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir iſt es bekannt, und jetzo ſagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde ſich zeigt, ſo bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht, die falſche zu greifen, am meiſten.
Soll ich dir ſagen, mein Sohn, ſo haſt du, ich glaube, gewählet;
Denn dein Herz iſt getroffen, und mehr als gewöhnlich, empfindlich.
Sag' es gerad' nur heraus; denn mir ſchon ſagt es die Seele:
Jenes Mädchen iſt's, das vertriebene, die du gewählt haſt.

Liebe Mutter, Ihr ſagt's! verſetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, ſie iſt's, und führ' ich ſie nicht als Braut mir nach Hauſe
Heute noch, ziehet ſie fort, verſchwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hinziehn und Herzieh'n.
Mutter, ewig umſonſt gedeiht mir die reiche Beſitzung
Dann vor Augen; umſonſt ſind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ſind mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, ſie ſelbſt nicht tröſtet den Armen.
Denn es löſet die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn ſie die ihrigen knüpft; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn ſie dem erwählten Mann folgt,
Auch der Jüngling; er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen ſieht, das einzig geliebte, davon zieh'n.

Darum laſſet mich geh'n, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entſcheidenden Worte geſprochen,
Und ſein Haus iſt nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausſchließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da verſetzte behend die gute, verſtändige Mutter:
Stehen wie Felſen doch zwey Männer gegen einander!
Unbewegt und ſtolz will keiner dem andern ſich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem erſten, die Zunge bewegen.
Darum ſag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er ſie dir, wenn ſie gut und brav iſt, verlobe,
Obgleich arm, ſo entſchieden er auch die Arme verſagt hat.
Denn er redet gar Manches in ſeiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; ſo gibt er auch zu das Verſagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;

Denn er iſt Vater! Auch wiſſen wir wohl, ſein Zorn iſt nach Tiſche,
Wo er heftiger ſpricht, und Anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der Andern
Nicht vernehmen; er hört und fühlt alleine ſich ſelber;
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Geſpräche
Sind nun zwiſchen ihm und ſeinen Freunden gewechſelt.
Milder iſt er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuſchchen vorbey iſt,
Und er das Unrecht fühlt, das er Andern lebhaft erzeigte.
Komm'! wir wagen es gleich; das Friſchgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bey ihm noch verſammelt
Sitzen; beſonders wird uns der würdige Geiſtliche helfen.

Alſo ſprach ſie behende, und zog, vom Steine ſich hebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beyde
Kamen ſchweigend herunter, den wichtigen Vorſatz bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es ſaßen die Drey noch immer ſprechend zuſammen,
Mit dem geiſtlichen Herrn der Apotheker beym Wirthe;
Und es war das Geſpräch noch immer eben daſſelbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer verſetzte, würdig geſinnt, drauf:
Widerſprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Menſch ſoll
Immer ſtreben zum Beſſern; und, wie wir ſehen, er ſtrebt auch
Immer dem Höhern nach, zum wenigſten ſucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben dieſen Gefühlen

Gab die Natur uns auch die Luſt zu verharren im Alten,
Und ſich deſſen zu freu'n, was Jeder lange gewohnt iſt.
Aller Zuſtand iſt gut, der natürlich iſt und vernünftig.
Vieles wünſcht ſich der Menſch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage ſind kurz, und beſchränkt der Sterblichen Schickſal.
Niemahls tadl' ich den Mann, der immer, thätig und raſtlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emſig befährt, und ſich des Gewinnes erfreuet,
Welcher ſich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener iſt auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der ſein väterlich Erbe mit ſtillen Schritten umgehet,
Und die Erde beſorgt, ſo wie es die Stunden gebiethen.
Nicht verändert ſich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht ſtreckt eilig der Baum, der neu gepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verſtandes.

Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur verſteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein ſein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein ſo geſtimmtes Gemüth gab!
Es ernähret uns Alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängſtlich den Landmann beſchränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren ſtets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzuſtreben gewohnt ſind, beſonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen,
Und die Gattinn, die einſt er, die gleichgeſinnte, ſich wählet.

Alſo ſprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bey der Hand und vor den Gatten ihn ſtellend.

Vater, ſprach ſie, wie oft gedachten wir, unter einander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, ſeine Braut ſich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieſes, bald jenes
Mädchen beſtimmten wir ihm mit älterlichem Geſchwätze.
Nun iſt er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat ſein Herz nun entſchieden.
Sagten wir damahls nicht immer: er ſolle ſelber ſich wählen?
Wünſchteſt du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gib ſie ihm, oder er bleibt, ſo ſchwor er, im ledigen Stande.

Und es ſagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.

Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort, und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Über das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtänd'ge das Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, beym Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken, und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.

Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmahl erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa gehäget.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eig'nen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.
Wahre Neigung vollendet ſogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich iſt er; ich fürchte, verſagt Ihr ihm dieſes,
Gehen die Jahre dahin, die ſchönſten, in traurigem Leben.

Da verſetzte ſogleich der Apotheker bedächtig,
Dem ſchon lange das Wort von der Lippe zu ſpringen bereit war:
Laßt uns auch dießmahl doch nur die Mittelſtraße betreten!
Eile mit Weile! das war ſelbſt Kaiſer Auguſtus Deviſe.
Gerne ſchick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verſtand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und beſonders bedarf die Jugend, daß man ſie leite.
Laßt mich alſo hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der ſie lebt und bekannt iſt.
Niemand betriegt mich ſo leicht; ich weiß die Worte zu ſchätzen.

Da verſetzte ſogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünſche,
Daß der Herr Pfarrer ſich auch in Eurer Geſellſchaft befinde;

Zwey ſo treffliche Männer ſind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! ſie iſt nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umher ſchweift,
Und den Jüngling beſtrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geſchick des allverderbenden Krieges,
Das die Welt zerſtört, und manches feſte Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürſten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, ſo iſt auch ſie, von ihren Schweſtern die beſte,
Aus dem Lande getrieben; ihr eig'nes Unglück vergeſſend,
Steht ſie Anderen bey, iſt ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß ſind Jammer und Noth, die über die Erde ſich breiten;
Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervor geh'n,
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattinn,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet?

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſ't, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzu gelind begünſtigt, und jeder Nachbar Partey nimmt,
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Eh'mann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Nahmen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen."

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit froher Geberde:
Noch vor Abend iſt euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.

Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaud're nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus, auf die Spur der Geliebten,
Überlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen Manches die Andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle ſogleich, wo die muthigen Hengſte
Ruhig ſtanden, und raſch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der beſten Wieſe gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen ſogleich durch die ſchön verſilberten Schnallen,

Und befeſtigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht ſchon
Vorgeſchoben die Kutſche, ſie leicht an der Deichſel bewegend.
Abgemeſſen knüpften ſie drauf an die Wage mit ſaubern
Stricken die raſche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitſche; dann ſaß er und rollt' in den Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaſter zurücke.
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chauſſee zu,
Raſch, und ſäumete nicht, und fuhr Berg an wie Berg unter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuſer,
Dacht' er bey ſich ſelbſt, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umſchattet,
Die Jahrhunderte ſchon an dieſer Stelle gewurzelt,

War mit Raſen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Luſtort.
Flach gegraben befand ſich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, ſo zeigten ſich ſteinerne Bänke,
Rings um die Quelle geſetzt, die immer lebendig hervor quoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu ſchöpfen bequemlich.
Hermann aber beſchloß, in dieſem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that ſo, und ſagte die Worte:
Steiget, Freunde, nun aus, und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand ſey, die ich ihr biethe.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Selt'nes;
Hätt' ich allein zu thun, ſo ging ich behend' zu dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entſchiede die Gute mein Schickſal.
Und Ihr werdet ſie bald vor allen andern erkennen:

Denn wohl ſchwerlich iſt an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat ſie den Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark ſind vielmahl die Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umſchlägt ihr im Geh'n die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich euch ſagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Abſicht,
Sondern befragt die Andern, und hört, was ſie Alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,

Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weit're.
Alſo dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Alſo ſprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häuſern die Menge von Menſchen
Wimmelte, Karr'n an Karr'n die breite Straße dahin ſtand.
Männer verſorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen;
Wäſche trockneten emſig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergetzten die Kinder ſich plätſchernd im Waſſer des Baches.
Alſo durch die Wagen ſich drängend, durch Menſchen und Thiere,
Sahen ſie rechts und links ſich um, die geſendeten Späher,
Ob ſie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erſchien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden ſie bald das Gedränge. Da war um die Wagen

Streit der drohenden Männer, worein ſich miſchten die Weiber,
Schreyend. Da nahte ſich ſchnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und ſogleich verklang das Getöſe,
Als er Ruhe geboth, und väterlich ernſt ſie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück alſo gebändigt,
Daß wir endlich verſtehen, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr iſt der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie ſonſt, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet,
Was ihr habet, zuſammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Alſo ſagte der Mann, und Alle ſchwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder beſänftigten Menſchen.

Als der Geiſtliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und ſprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde ſich nährend, die weit und breit ſich aufthut,
Und die erwünſchten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht Alles von ſelbſt, und jeder iſt ſich der Klügſte,
Wie der Beſte, und ſo beſtehen ſie neben einander,
Und der vernünftigſte Mann iſt wie ein and'rer gehalten;
Denn was Alles geſchieht, geht ſtill, wie von ſelber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,
Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre ſie fort, durch ängſtliche Tage und Nächte:
Ach! da ſieht man ſich um, wer wohl der verſtändigſte Mann ſey,

Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr ſeyd gewiß der Richter von dieſen
Flüchtigen Männern, die Ihr ſogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erſcheinet mir heut' als einer der älteſten Führer,
Die durch Wüſten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Joſua oder mit Moſes.

Und es verſetzte darauf mit ernſtem Blicke der Richter:
Wahrlich, unſere Zeit vergleicht ſich den ſeltenſten Zeiten,
Die die Geſchichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer geſtern und heut' in dieſen Tagen gelebt hat,
Hat ſchon Jahre gelebt: ſo drängen ſich alle Geſchichten.
Denk' ich ein wenig zurück, ſo ſcheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch iſt die Kraft noch lebendig.
O, wir andern dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernſter Stund' erſchien im feurigen Buſche
Gott der Herr; auch uns erſchien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu ſprechen geneigt war,
Und das Schickſal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten in's Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Geſpräch auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, ſie aufzuſuchen, und komme
Wieder, ſo bald ich ſie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen ſuchte der Späher.

Klio.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bitt're der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward;
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freyere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heran hob.

Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freyheit und von der löblichen Gleichheit:
Damahls hoffte Jeder, ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Nahmen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Bothſchaft,
Nahmen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die Sprache?

Und wir wären zuerſt, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein ſie ſchienen nur Freundſchaft zu bringen.

Und die brachten ſie auch; denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; ſie pflanzten mit Luſt die munteren Bäume der Freyheit,
Jedem das Seine verſprechend, und jedem die eig'ne Regierung.
Hoch erfreute ſich da die Jugend, ſich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen ſie bald, die überwiegenden Franken,
Erſt der Männer Geiſt, mit feurigem, muntern Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber mit unwiderſtehlicher Anmuth.
Leicht ſelbſt ſchien uns der Druck des viel bedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umſchwebte vor unſern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neu eröffnete Bahnen.

O, wie froh iſt die Zeit, wenn mit der Braut ſich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünſchten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchſte,

Was der Menſch ſich denkt, als nah' und erreichbar ſich zeigte.
Da war Jedem die Zunge gelöſ't; es ſprachen die Greiſe,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte ſich bald. Um den Vortheil der Herrſchaft
Stritt ein verderbtes Geſchlecht, unwürdig, das Gute zu ſchaffen.
Sie ermordeten ſich, und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und ſandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bey uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinſten die Kleinen;
Jeder ſchien nur beſorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzu groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geſchrey, ſie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch ſelbſt ein gelaſſ'nes Gemüth an;

Jeder ſann nur und ſchwor, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verluſt der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete ſich das Glück auf die Seite der Deutſchen,
Und der Franke floh mit eiligen Märſchen zurücke.
Ach, da fühlten wir erſt das traurige Schickſal des Kriegs.
Denn der Sieger iſt groß und gut; zum wenigſten ſcheint er's,
Und er ſchonet den Mann, den beſiegten, als wär' er der ſeine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Geſetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur ſchnell und ohne Rückſicht die Güter.
Dann iſt ſein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts iſt heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Luſt zum Entſetzen.

Überall ſieht er den Tod, und genießt die lezten Minuten,
Grauſam, freut ſich des Bluts, und freut ſich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob ſich darauf in unſern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reſte.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blaſſen Geſicht und ſcheu unſicheren Blicke.
Raſtlos nun erklang das Getön der ſtürmenden Glocke,
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte ſich des Feldbaus friedliche Rüſtung
Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Senſe.
Ohne Begnadigung fiel der Feind und ohne Verſchonung;
Überall raſ'te die Wuth und die feige, tückiſche Schwäche.
Möcht' ich den Menſchen doch nie in dieſer ſchnöden Verirrung
Wieder ſeh'n! Das wüthende Thier iſt ein beſſerer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freyheit, als könnt' er ſich ſelber regieren!

Los gebunden erſcheint, ſo bald die Schranken hinweg ſind,
Alles Böſe, das tief das Geſetz in die Winkel zurück trieb.

Trefflicher Mann! verſetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn ihr den Menſchen verkennt: ſo kann ich Euch darum nicht ſchelten;
Habt Ihr doch Böſes genug erlitten vom wüſten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchſchauen,
Würdet Ihr ſelber geſtehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menſchen,
Daß er als Engel ſich zeig', erſcheine den Andern ein Schutzgott.

Lächelnd verſetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauſes
Man den betrübten Beſitzer an Gold und Silber erinnert,

Das zerſchmolzen im Schutt nun überblieben zerſtreut liegt.
Wenig iſt es fürwahr, doch auch das Wenige köſtlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut ſich des Fundes.
Und ſo kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich ſah ſich Feinde verſöhnen,
Um die Stadt vom Übel zu retten; ich ſah auch der Freunde,
Sah der Ältern Lieb', und der Kinder, Unmögliches wagen;
Sah, wie der Jüngling auf einmahl zum Mann ward; ſah, wie der Greis ſich
Wieder verjüngte, das Kind ſich ſelbſt als Jüngling enthüllte.
Ja, und das ſchwache Geſchlecht, ſo wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte ſich tapfer und mächtig und gegenwärtigen Geiſtes.
Und ſo laßt mich vor allen der ſchönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,

Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurück blieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlauf'nen Geſindels,
Plündernd, und drängte ſogleich ſich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der ſchön erwachſenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff ſie wilde Begier; ſie ſtürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und auf's hochherzige Mädchen.
Aber ſie riß dem einen ſogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er ſtürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreyte ſie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber, doch die entflohen dem Tode.
Dann verſchloß ſie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geiſtliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung ſogleich für ſeinen Freund im Gemüth auf,

Und er war im Begriff zu fragen, wohin ſie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht ſie nun mit dem Volk ſich befinde?

Aber da trat herbey der Apotheker behende,
Zupfte den geiſtlichen Herrn, und ſagte die wiſpernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beſchreibung! So kommt und ſehet ſie ſelber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.
Und ſie kehrten ſich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte ſogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete liſtig.
Seht Ihr, ſagt' er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Küſſenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete ſchnell fürwahr und gut die Geſchenke.
Dieſe ſind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;

Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Buſen,
Schön geſchnürt, und es liegt das ſchwarze Mieder ihr knapp an!
Sauber iſt der Saum des Hemdes zur Krauſe gefaltet,
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frey und heiter zeigt ſich des Kopfes zierliches Eyrund,
Und die ſtarken Zöpfe um ſilberne Nadeln gewickelt;
Sitzt ſie gleich, ſo ſehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Buſen
Reichlich herunter wallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel, ſie iſt's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob ſie gut und tugendhaft ſey, ein häusliches Mädchen.

Da verſetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß ſie den Jüngling entzückt, fürwahr, es iſt mir kein Wunder;
Denn ſie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Geſtalt gab!
Denn ſie empfiehlet ihn ſtets, und nirgends iſt er ein Fremdling.

Jeder nahet ſich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur ſich zu der Geſtalt noch geſellet.
Ich verſichr' Euch; es iſt dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Daß ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beyſteht.
So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüſtige Jugend verſpricht ein glückliches Alter.

Und es ſagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trieget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen;
Denn ich habe das Sprichwort ſo oft erprobet gefunden
Eh' du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfſt du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewiſſer,
Wie du es habeſt mit ihm, und wie die Freundſchaft beſtehe.
Laſſet uns alſo zuerſt bey guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt iſt, und die uns nun von ihr erzählen.

Auch ich lobe die Vorſicht, verſetzte der Geiſtliche folgend:
Frey'n wir doch nicht für uns! für Andere frey'n iſt bedenklich.
Und ſie gingen darauf dem wackeren Richter entgegen,
Der in ſeinen Geſchäften die Straße wieder herauf kam.
Und zu ihm ſprach ſogleich der kluge Pfarrer mit Vorſicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen geſeh'n, das im Garten zunächſt hier
Unter dem Apfelbaum ſitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getrag'nem Kattun, der ihr vermuthlich geſchenkt ward.
Uns gefiel die Geſtalt; ſie ſcheinet der Wackeren eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Abſicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter ſogleich nun herzu trat,
Sagt' er: dieſe kennet Ihr ſchon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als ſie das Schwert ergriff, und ſich und die Ihren beſchützte —
Dieſe war's! Ihr ſeht es ihr an, ſie iſt rüſtig geboren,

Aber ſo gut, wie ſtark; denn ihren alten Verwandten
Pflegte ſie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahin riß
Über des Städtchens Noth und ſeiner Beſitzung Gefahren.
Auch, mit ſtillem Gemüth, hat ſie die Schmerzen ertragen
Über des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im erſten
Feuer des hohen Gedankens, nach edler Freyheit zu ſtreben,
Selbſt hinging nach Paris, und bald den ſchrecklichen Tod fand;
Denn, wie zu Hauſe, ſo dort, beſtritt er Willkühr und Ränke.
Alſo ſagte der Richter. Die beyden ſchieden und dankten,
Und der Geiſtliche zog ein Goldſtück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm ſchon milde verſpendet,
Als er die Flüchtlinge ſah in traurigen Haufen vorbey zieh'n.)
Und er reicht' es dem Schulzen, und ſagte, theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte ſich der Mann, und ſagte: wir haben

Manchen Thaler gerettet, und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt iſt.

Da verſetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand ſäume zu geben in dieſen Tagen, und niemand
Weig're ſich, anzunehmen, was ihm die Milde gebothen!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig beſitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umher zieht,
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ey doch! ſagte darauf der Apotheker geſchäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Taſche, ſo ſolltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn Viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeſchenkt doch laſſ' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurück bleibt.

Alſo ſprach er, und zog den geſtickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Tabak ihm verwahrt war,
Öffnete zierlich und theilte, da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Tabak iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.

Aber der Pfarrer zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann, es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten, und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin, und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen, und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon von ferne begann der Apotheker zu ſprechen;

Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben, und bald nach Hauſe führen die Gute.

Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Bothen, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzete tief, und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeit dem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel, und Alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.
Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, ſo werde das Mädchen uns folgen,

Weil wir reich ſind, aber ſie arm und vertrieben einher zieht?
Armuth ſelbſt macht ſtolz, die unverdiente. Genügſam
Scheint das Mädchen und thätig; und ſo gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es ſey ein Weib von ſolcher Schönheit und Sitte
Aufgewachſen, um nie den guten Jüngling zu reitzen?
Glaubt Ihr, ſie habe bis jetzt ihr Herz verſchloſſen der Liebe?
Fahret nicht raſch bis hinan; wir möchten zu unſrer Beſchämung
Sachte die Pferde herum nach Hauſe lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling beſitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeſchlagen und ſchon dem Glücklichen Treue verſprochen.
Ach! da ſteh' ich vor ihr mit meinem Antrag beſchämet.

Ihn zu tröſten, öffnete d'rauf der Pfarrer den Mund ſchon;
Doch es fiel der Gefährte mit ſeiner geſprächigen Art ein:
Freylich! ſo wären wir nicht vor Zeiten verlegen geweſen,

Da ein jedes Geſchäft nach ſeiner Weiſe vollbracht ward.
Hatten die Ältern die Braut für ihren Sohn ſich erſehen,
Ward zuvörderſt ein Freund vom Hauſe vertraulich gerufen;
Dieſen ſandte man dann als Freyersmann zu den Ältern
Der erkorenen Braut, der dann im ſtattlichen Putze
Sonntags etwa nach Tiſche den würdigen Bürger beſuchte,
Freundliche Worte mit ihm im Allgemeinen zuvörderſt
Wechſelnd, und klug das Geſpräch zu lenken und wenden verſtehend.
Endlich nach langem Umſchweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauſes, von dem man geſandt war.
Kluge Leute merkten die Abſicht; der kluge Geſandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte ſich weiter erklären.
Lehnte den Antrag man ab, ſo war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, ſo war der Freyersmann immer

In dem Hauſe der Erſte bey jedem häuslichen Feſte;
Denn es erinnerte ſich durch's ganze Leben das Eh'paar,
Daß die geſchickte Hand den erſten Knoten geſchlungen,
Jetzt iſt aber das Alles mit andern guten Gebräuchen
Aus der Mode gekommen, und jeder freyt für ſich ſelber.
Nehme dann jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beſchert iſt, und ſtehe beſchämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch ſey! verſetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und ſchon ſich im Stillen entſchloſſen:
Selber geh' ich, und will mein Schickſal ſelber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Häge, das irgend ein Menſch nur je zu dem Weibe gehägt hat.
Was ſie ſagt, das iſt gut, es iſt vernünftig, das weiß ich.
Soll ich ſie auch zum letzten Mahl ſeh'n, ſo will ich noch ein Mahl
Dieſem offenen Blick des ſchwarzen Auges begegnen;

Drück' ich ſie nie an das Herz, ſo will ich die Bruſt und die Schultern
Ein Mahl noch ſeh'n, die mein Arm ſo ſehr zu umſchließen begehret;
Will den Mund noch ſehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerſtöret.
Aber laßt mich allein! Ihr ſollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit ſie erfahren,
Daß ſich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth iſt das Mädchen.
Und ſo laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unſern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hauſe zurück. O, daß ich die Traute
Freudig und ſchnell heim führte! Vielleicht auch ſchleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh ſie nicht wieder.

Alſo ſprach er, und gab dem geiſtlichen Herrn die Zügel,
Der verſtändig ſie faßte, die ſchäumenden Roſſe beherrſchend,
Schnell den Wagen beſtieg, und den Sitz des Führers beſetzte.

Aber du zaudertеſt noch, vorſichtiger Nachbar, und ſagteſt:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geiſt und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein iſt nicht zum Beſten verwahret,
Wenn die geiſtliche Hand der weltlichen Zügel ſich anmaßt.
Doch du lächelteſt drauf, verſtändiger Pfarrer, und ſagteſt:
Sitzet nur ein, und getroſt vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geſchickt iſt die Hand ſchon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künſtlichſte Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Straßburg gewohnt, den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröſtet beſtieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß, wie einer, der ſich zum weislichen Sprunge bereitet;
Und die Hengſte rannten nach Hauſe, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staubes quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch ſtand der Jüngling, und ſah den Staub ſich erheben,
Sah den Staub ſich zerſtreu'n; ſo ſtand er ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch ein Mahl in's Auge, die ſchnell verſchwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüſch und an der Seite des Felſens
Schweben ſiehet ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor, und glänzt und ſchwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft ſich vorbey, und ſchien dem Pfad in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem ſtaunenden Traum auf, wendete langſam

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt, und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Daß Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.

Alſo ſprach ſie, und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt, und auf das Mäuerchen ſetzten
Beyde ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen,
Und er faßte den anderen Krug, und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie Beyde, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:
Sage, wie find' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde,
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſeh'n? wie biſt du gekommen?

Denkend ſchaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Ruhig gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen, ihr Auge blickte nicht Liebe,

Aber hellen Verſtand, und geboth verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwiedern.
Deinetwegen kam ich hierher! was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beyden liebenden Ältern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich; der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu' plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln, und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.

Nun, als ich heut' am Wagen dich ſah, in froher Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Ältern und Freunden die Fremde
Rühmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih' mir die ſtotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das Weit're zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.
Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht,
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſeyn.

Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerinn wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich alle der Rettung;
Schon ſind die meiſten beyſammen, die übrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath'
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertrieb'ne zu ſchmeicheln:
Aber ich täuſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen;
Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevor ſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Mannes mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſo bald ich die Krüge den Freunden

Wiedergebracht, und noch mir den Segen der Guten erbethen.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.
Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und ſo ließ er ſie ſprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr ſie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange beym Brunnen verweilen;
Und doch iſt es am rinnenden Quell ſo lieblich zu ſchwatzen.
Alſo ſtanden ſie auf, und ſchauten Beyde noch ein Mahl
In den Brunnen zurück, und ſüßes Verlangen ergriff ſie.

Schweigend nahm ſie darauf die beyden Krüge beym Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt' er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, ſprach ſie; es trägt ſich beſſer die gleichere Laſt ſo.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er ſoll mir nicht dienen.
Seht mich ſo ernſt nicht an, als wäre mein Schickſal bedenklich!
Dienen lerne bey Zeiten das Weib nach ihrer Beſtimmung!
Denn durch Dienen allein gelangt ſie endlich zum Herrſchen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hauſe gehöret.
Dienet die Schweſter dem Bruder doch früh, ſie dienet den Ältern,
Und ihr Leben iſt immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für And're.
Wohl ihr, wenn ſie daran ſich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu ſauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr ſind, wie die Stunden des Tages,

Daß ihr niemahls die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß ſie ſich ganz vergißt, und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf ſie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und ſo zu Schmerzen Sorgen ſich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſeh'n.

Alſo ſprach ſie, und war, mit ihrem ſtillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerinn lag, die ſie froh mit den Töchtern verlaſſen,
Jenen geretteten Mädchen, den ſchönen Bildern der Unſchuld.
Beyde traten hinein; und von der anderen Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.

Dieſe waren bißher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freu'n, des unbekannten Geſpielen;
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann, und grüßten ſie freundlich,
Brot verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerinn trank mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren geletzt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.

Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken, und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letzte Mahl, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze;
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Ruh' und der reinen Quellen genießet:

Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durch's künftige Leben.
Ungern laſſ' ich euch zwar; doch Jeder iſt dießmahl dem Andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und alle müſſen wir endlich
Uns im fremden Lande zerſtreuen, wenn die Rückkehr verſagt iſt.
Seht, hier ſtehet der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Dieſe Hülle des Kinds und jene willkommene Speiſe.
Dieſer kommt und wirbt, in ſeinem Haus mich zu ſehen,
Daß ich diene daſelbſt den reichen, trefflichen Ältern;
Und ich ſchlag' es nicht ab: denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Laſt, bedient im Hauſe zu ruhen.
Alſo folg' ich ihm gern; er ſcheint ein verſtändiger Jüngling,
Und ſo werden die Ältern es ſeyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundinn, und freuet

Euch des lebendigen Säuglings, der ſchon ſo geſund euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Bruſt in dieſen farbigen Wickeln,
O, ſo gedenket des Jünglings, des guten, der ſie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, ſo ſprach ſie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherley Fällen.

Und ſie kniete darauf zur guten Wöchnerinn nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Geliſpel.
Aber du ſagteſt indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig ſeyd Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menſchen den Haushalt zu führen bedacht ſind.
Denn ich habe wohl oft geſehen, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau beym Tauſch und Handel betrachtet:
Aber den Menſchen, der Alles erhält, wenn er tüchtig und gut iſt,

Und der Alles zerſtreut und zerſtört durch falſches Beginnen,
Dieſen nimmt man nur ſo auf Glück und Zufall in's Haus ein,
Und bereuet zu ſpät ein übereiltes Entſchließen.
Aber es ſcheint, Ihr verſteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Ältern, das brav iſt.
Haltet ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang' ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Ältern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerinn nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl Eine zur Andern flüchtig an's Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bey der Hand an, und ſagte:

Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüſſe befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrey'n und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweyte Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die and're der Weiber ſagte gebiethend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt beym Zuckerbäcker vorbey trug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Deuten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den ferne winkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die Zwey entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleyer, bald hier, bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloſſen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich Beyde des hohen, wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,

Dach und Fach, wenn im Freyen ſo manchem Vertrieb'nen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Ältern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſt beſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte dagegen der gute, verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du kluges, treffliches Mädchen,
Daß du zuvörderſt dich nach dem Sinne der Ältern befrageſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich, als wie der meinigen, annahm,
Früh den Acker und ſpät, und ſo beſorgend den Weinberg.

Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du auch ihr das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedachteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſte Mahl iſt's, daß frey mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung.
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie d'rauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beyde zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bey uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Ältern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.
Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohn, und künftig meinem Gebiether?

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertrieb'ne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Laß dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frey nur in Allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu ereilen.
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;

Aber das Mädchen begann, und ſagte, wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruh'n und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter herüber,
Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,

Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt, und traten in's Dunkel.

Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände,
Und mit ſchwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing.
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte wetend; es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt, und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr, wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,

Drückte nicht feſter ſie an; er ſtämmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn beym Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewunſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Ältern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedruckt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden;
Theilet, die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufzieh'n!
Aber ſaget vor Allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum dritten Mahl wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,

Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohn's und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht ſchlimmer das Übel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch' unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir als Knaben die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurück blieb,
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.
Sagt, verſetzte der Pfarrer: welch' Kunſtſtück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gerne; denn jeder kann es ſich merken,

Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe ſtand ich am Sonntag
Ungeduldig einmahl, die Kutſche begierig erwartend,
Die uns ſollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch ſie kam nicht; ich lief, wie ein Wieſel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenſter zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich kratzte die Tiſche,
Trappelte ſtampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles ſah der gelaſſene Mann; doch, als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig beym Arme,
Führte zum Fenſter mich hin, und ſprach die bedenklichen Worte:
Siehſt du des Tiſchlers da drüben für heute geſchloſſene Werkſtatt?
Morgen eröffnet er ſie; da rühret ſich Hobel und Säge,
Und ſo geht es von Frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erſcheinen,
Da der Meiſter ſich regt mit allen ſeinen Geſellen,
Dir den Sarg zu bereiten, und ſchnell und geſchickt zu vollenden;

Und ſie tragen das breterne Haus geſchäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen beſtimmt iſt.
Alles ſah ich ſogleich im Geiſte wirklich geſchehen,
Sah die Breter gefügt und die ſchwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutſche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungeberdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd ſagte der Pfarrer: des Todes rührendes Bild ſteht,
Nicht als Schrecken dem Weiſen, und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt' es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Dieſem ſtärkt es, zu künftigem Heil, im Trübſal die Hoffnung:
Beyden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewieſen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beyde des ewigen Kreiſes
Sich erfreu'n, und ſo ſich Leben im Leben vollende!

Aber die Thür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar ſich,
Und es erſtaunten die Freunde, die liebenden Ältern erſtaunten
Über die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es ſchien die Thüre zu klein, die hohen Geſtalten
Einzulaſſen, die nun zuſammen betraten die Schwelle.
Hermann ſtellte den Ältern ſie vor, mit fliegenden Worten.
Hier iſt, ſagt' er, ein Mädchen, ſo wie ihr im Hauſe ſie wünſchet.
Lieber Vater, empfanget ſie gut; ſie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt ſie ſogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthſchaft,
Daß ihr ſeht, wie ſehr ſie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bey Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieſer Beſorgniß
Schnell, und löſet den Knoten, vor deſſen Entwicklung ich ſchaud're.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,

Sondern ſie glaubt als Magd in das Haus zu geh'n, und ich fürchte,
Daß unwillig ſie flieht, ſo bald wir gedenken der Heirath.
Aber entſchieden ſey es ſogleich: Nicht länger im Irrthum
Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch, wie der Vater, Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen,
Immer die ſchönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus als Frau ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt, und ob er ſich eigenen Werth fühlt.

Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig, ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmahl.

Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in die Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Übergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,

Der ſich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,
Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt;
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freylich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel in's Haus ein,
Das, mit Allem verſeh'n, die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beynah' mich ſchon aus dem Hauſe zurück treibt?

Bang bewegte ſich Hermann, und winkte dem geiſtlichen Freunde,
Das er in's Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens

Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bey Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchloſſeſt,
Was es heiße, das Haus des gebiethenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar Vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das Schwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freye:
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,

Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:
Das iſt ſchwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht mürriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr: es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervor drang,
Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Thränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreyen
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.

Ihr ſeyd glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Krankende fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein; es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte,
Und mich drängte vielleicht in ſtille verzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort, und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern, weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.

Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.
Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen;
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freylich das Herz, (ich will es geſtehen,)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah' dem ſtille Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.

Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Übel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frey die Neigung bekennend und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner, (ich hör' ihn,) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,

Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich Alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von Allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.
Aber die Mutter ergriff mit beyden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag', was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht; du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,

Daß mir das Unangenehmſte geſchieht noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrey, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte, zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Eh'bett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht, und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß, vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer, und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:
Laß dich die Thränen nicht reu'n, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück, und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſeh'n; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich in's Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.

Aber nun vollendeſt du mir's! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang' erſehnte Verſich'rung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein Unendliches ſcheinet.

Und den übrigen hatte der Pfarrherr Alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurück gezogene, küſſend.
Sprach: Ihr werdet gerecht der Überraſchten verzeihen
Erſt die Thränen des Schmerzens, und nun die Thränen der Freude,
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene Schuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.
Traulich kam die Mutter herbey, und küßte ſie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es ſchwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute, verſtändige Pfarrherr
Erſt des Vaters Hand, und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht ſo leicht; er ward vom rundlichen Gliede gehalten.)
Nahm den Ring der Mutter darauf, und verlobte die Kinder;
Sprach: noch ein Mahl ſey der goldenen Reifen Beſtimmung,
Feſt ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieſer Jüngling iſt tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen geſteht, daß auch ihr der Jüngling erwünſcht iſt.
Alſo verlob' ich euch hier, und ſegn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Ältern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte ſich gleich mit Segenswünſchen der Nachbar.

Aber als der geiſtliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den andern ſtaunend,
Den ſchon Hermann zuvor am Brunnen ſorglich betrachtet.
Und er ſagte darauf mit freundlich ſcherzenden Worten:
Wie! du verlobeſt dich ſchon zum zweyten Mahl? Daß nicht der erſte
Bräutigam bey dem Altar ſich zeige mit hinderndem Einſpruch!

Aber ſie ſagte darauf: o, laßt mich dieſer Erinn'rung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient ſie der Gute,
Der mir ihn ſcheidend gab, und nicht zur Heimath zurück kam.
Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freyheit,
Als ihn die Luſt, im neuen, veränderten Weſen zu wirken,
Trieb, nach Paris zu geh'n, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn Alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmahl, es ſcheint ſich Alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund: ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.

Ich verlaſſe dich hier, und, wo ich jemahls dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden:
Mehr ein Fremdling, als jemahls, iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten, heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz, und finden dereinſt wir uns wieder
über den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frey und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber, ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!

Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet,
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;
Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trieglich.
Alſo ſprach er: und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſend Mahl dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet, und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih', mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe neben einander.
Aber der Bräutigam ſprach mit edler, männlicher Rührung

Deſto feſter ſey, bey der allgemeinen Erſchütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum;
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Übel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! So laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Ältern, Weiber und Kinder
Stritten, und gegen den Feind zuſammen ſtehend erlagen.
Du biſt mein, und nun iſt das Meine meiner als jemahls.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmahl die Feinde,

Oder künftig, ſo rüſte mich ſelbſt und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur verſorgt das Haus und die liebenden Ältern,
O, ſo ſtellt ſich die Bruſt dem Feinde ſicher entgegen.
Und gedächte jeder, wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Goethe's
vermiſchte Gedichte.

Parabeln,

werden fortgeſetzt bis zum Dutzend, wodurch man den hier angedeuteten Charakter völlig zu umzeichnen hofft, und zugleich unſerer Zeit, welche das Charakteriſtiſche in der Kunſt ſo ſehr zu ſchätzen weiß, einigen Dienſt zu leiſten glaubt.

I.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhob ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen,
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er im nahen Bad
In den ſo genannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm widerführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts **Schlecht's**;
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſeh'n,
Daß da auch wieder Leute ſteh'n,

Gab Einem zur Linken in den Schooß
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch, wie er eilig den wieder begrüßt,
So ſtoßt er rechts einen Andern an;
Er hat wieder jemand was Leid's gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er 's wieder mit einem Andern verſchüttet.
Und complimentirte ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,
Bis ihm endlich ein derber Geiſt,
Ungeduldig, die Thure weiſ't.

Möge doch Mancher, in ſeinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

II.

Da er nun ſeine Straße ging,
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter ſchmiegen;
Denn wer ſich grün macht, den freſſen die Ziegen,
So ging er gleich friſch quer Feld ein,
Und zwar nicht über Stock und Stein;

Sondern über Äcker und gute Wieſen,
Zertrat das Alles mit latſchen Füßen.

Ein Beſitzer begegnet ihm ſo,
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern ſchlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich, wie neu geboren!
Ruft unſer Wand'rer doch entzückt,
Wer biſt du, Mann, der mich beglückt?
Möchte mich doch Gott immer ſegnen,
Daß mir ſo fröhliche Geſellen begegnen!

Legende.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt er ſich gar über die Maßen,
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freyer ſpricht.
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;

Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert' er, in Geiſtesruh',
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß',
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter d'rauf:
Heb' doch einmahl das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt;
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſeine liebſten Gedanken.
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Zepter ſeyn;
Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt,
Und thut, als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, d'rauf,
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,

Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drey Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreyer geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art,
Ruhig im Ärmel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne ſchien, die Hitz' war groß,
So, daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein gold'ner Apfel wär';
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,
Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmahl nach den Kirſchen bücken.

Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen,
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Erklärung eines alten Holzſchnittes,

vorſtellend:

Hans Sachſens poetiſche Sendung.

In ſeiner Werkſtatt Sonntags früh
Steht unſer theurer Meiſter hie,
Sein ſchmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen ſaubern Feyerwamms er trägt;
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe raſten,
Die Ahl' ſteckt an dem Arbeitskaſten:
Er ruht nun auch am ſieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlingsſonne ſpürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In ſeinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er ſie gerne möcht' von ſich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu ſchauen Manches klar und rein,
Und wieder Alles zu machen ſein;
Hätt' auch eine Zunge, die ſich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Muſen ſich erfreu'n,
Wollten ihn zum Meiſterſänger weih'n.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Gar edel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlepp' und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornährenkranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;

Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert ſeyn;
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meint er, er hätt' ſie lang geſeh'n.

Die ſpricht: ich habe dich auserleſen
Vor vielen in dem Weltwirrweſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts Ungeſchicklichs magſt beginnen.
Wenn And're durch einander rennen,
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn And're bärmlich ſich beklagen,
Sollſt ſchwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollſt halten über Ehr' und Recht,
In allen Dingen ſeyn ſchlicht und ſchlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Nahmen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt;
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.
Sondern die Welt ſoll vor dir ſteh'n,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſeh'n,

Ihr feſtes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land',
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drangen und Reiben;
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf' durch einander kollert,
Mag dir aber bey allem geſcheh'n,
Als thät'ſt in einen Zauberkaſten ſeh'n.
Schreib' das dem Menſchenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Da macht' ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt' ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerley Weſen,
Wie ihr mögt in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut wonniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula;

Sie ſchleppt mit Keichen und wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſeht ihr mit weiten Ärmeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,
Adam, Eva, Paradies und Schlang',
Sodom und Gomora's Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Darin einem Ehrenſpiegel ſchauen;
Dann allerley Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerley Lehr' und gute Weis.
Könnt ſehen St. Peter mit der Gais,
Über der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden,
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das all' erſicht,
Und freut ſich deſſen wunderſam;
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr',
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär' er ſelbſt geſyn dabey.

Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpuken.

Da thät' er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affenſprüng hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheyden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren groß und kleinen,
Dick und hager, geſtreckt und krumb,
Allzu witzig und allzu dumb.
Mit einem großen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines jeden Fürm,
Treibt ſie in's Bad, ſchneidt ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen weniger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu Allem finden?
Wie er möcht' ſo viel Schwall verbinden?

Wie er möcht' immer muthig bleiben,
So fortzuſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ich komm', um dich zu weih'n.
Nimm meinen Segen und Gedeih'n!
Das heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag' aus in hohe, lichte Gluth!
Doch, daß das Leben, das dich treibt,
Immer den holden Kräften bleibt;
Hab' ich deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel' ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus
In dem eng' umzäunten Garten
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein, beym Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug'

Sitzt unter einem Apfelbaum,
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum;
Hat Roſen in ihren Schooß gepflückt,
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knoſpen und Blattern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht, was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmahl ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Daß, was dich dränget, ſüße Lieb',
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonniglichen Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Mühe findet Raſt,
Wie er in's liebe Ärmlein ſinkt,
Neue Lebenstäg' und Kräfte trinkt.

Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Schelmereyen
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen,
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt.

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt,
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt,
In Froſchpfuhl all' das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Auf Mieding's Tod.

Welch' ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch' ein geſchäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feyert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung ſtill und zart erſann,
Beſchäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich ſehe Hauenſchild gedankenvoll;
Iſt's Türk', iſt's Heide, den er kleiden ſoll?
Und Schumann, froh, als wär' er ſchon bezahlt,
Weil er einmahl mit ganzen Farben mahlt.

Jch ſehe Thieſens leicht bewegten Schritt,
Der luſt'ger wird, je mehr er euch verſchnitt.
Der Jude Elkan läuft mit manchem Reſt
Und dieſe Gährung deutet auf ein Feſt.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der ſinnreich ſchnell, mit ſchmerzbelad'ner Bruſt,
Den Lattenbau zu fugen wohl gewußt,
Das Bretgerüſt, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett, an todten Drähten ſchwebt.

Wo iſt er? ſagt! — Jhm war die Kunſt ſo lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Huſten ihn vertrieb.
„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach, Freunde! Weh! Jch fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth,
Er iſt nicht krank, nein, Kinder! er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo bebet ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betäubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar, wie manchen Andern, ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt, wie er,
Und laßt am Rand des Grabes, wo wir ſteh'n,
Die Schmerzen in Betrachtung übergeh'n.

O Weimar, dir ſiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut, und ſieht geſchwind,
Wie zwey Extreme nah' verſchwiſtert ſind.
Eröffne du, die du beſond're Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe! rufe weit und laut
Den Nahmen aus, der Heut' uns ſtill erbaut!
Wie manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;
O laß auch Miedings Nahmen nicht vergeh'n!
Laß ihn ſtets neu am Horizonte ſteh'n!
Nenn' ihn der Welt, die, krieg'riſch oder fein,
Dem Schickſal dient, und glaubt, ihr Herr zu ſeyn;

Dem Rath der Zeit vergebens widerſteht,
Verwirrt, beſchäftigt und betäubt ſich dreht;
Wo jeder, mit ſich ſelbſt genug geplagt,
So ſelten nach dem nächſten Nachbar fragt,
Doch gern im Geiſt nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und übel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut, und ſag' es überall:
Wo einer fiel, ſeh' jeder ſeinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbey! Hier liegt der Mann,
Der, ſo wie du, ein ſchwer Geſchäft begann;
Mit Luſt zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüſt mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaub'rer ſich im Winkel drückt.
Er war's, der ſäumend manchen Tag verlor,
So ſehr ihn Autor und Acteur beſchwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an ſchwache Federn hing.

Wie oft trat nicht die Herrſchaft ſchon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog, und manchen Nagel ſchlug.

Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr:
Doch auch ein Bock macht ihm kein graues Haar.

Wer preiſ't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt'ſche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß,
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was Alles zarte, ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donn'rers lauter Knall.
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja ſelbſt ein Ungeheu'r erſchreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch' widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und ſtreitend Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß.
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Nahmen ihm — Director der Natur.

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

O ſorget nicht! Gar Viele regt ſein Tod!
Sein Witz iſt nicht zu erben, doch ſein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur eſſen kann.

Was ſtutzt ihr? Seht den ſchlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg' ſcheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer ſo künſtlich und ſo fein,
So wirkſam war, muß reich geſtorben ſeyn!
Warum verſagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anſtand letzter Ehre ganz?

Nicht ſo geſchwind! Das Glück macht Alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — arm und reich.
Zum Güterſammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, ſchaffend bis an's Grab,
Was künſtlich war, und nicht, was Vortheil gab.

In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröſtet lebte, und vertröſtet ſtarb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beygeſetzt!
Wer iſt's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh' noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schweſtern, die ihr, bald auf Teſpis Karr'n,
Geſchleppt von Eſeln, und umſchrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu biethen, fahrt;
Bald wieder, durch der Menſchen Gunſt beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt,
Die Mädchen eurer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier, theilnehmend, euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns ſchuldig ſeyd!
Als euern Tempel grauſe Gluth verheert,
War't ihr von uns d'rum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Räuchwerk brachte man euch d'rauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt Publicum entzückt!

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tieforts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr vielgeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald, und bald im Galla-Kleid.

Auch das Gefolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſcheckige Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiſſe Wand bringt dort der Zauberſtab
Ein Schattenvolk aus mytholog'ſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohl verdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmahls liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.
Des Carnevals zerſtreuter Flitterwelt
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;

Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterinn ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie:
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl, ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Nahme ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbey. Seht ſie gefällig ſteh'n!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und hoch erſtaunt, ſeht ihr in ihr vereint,
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint.

Anſtändig führt die leiſ' erhob'ne Hand
Den ſchönſten Kranz, umknüpft von Trauerband.

Der Roſe frohes, volles Angeſicht,
Das treue Veilchen, der Narziſſe Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geſchickt hervor gebracht,
Durchſchlungen von der Myrte ſanfter Zier,
Vereint die Kunſt zum Trauerſchmucke hier:
Und durch den ſchwarzen, leicht geknüpften Flor
Sticht eine Lorberſpitze ſtill hervor.

Es ſchweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft ſie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der ſich um's Herz ergießt.
Sie ſpricht: den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeſchied'ner, an!
Der Gute, wie der Böſe, müht ſich viel,
Und beyde bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, ſtäter Kraft
Zu deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's, die dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der du, krank, als wie ein Kind geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entſchlief!
Ein jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Beſuche pilgernd dein beſcheiden Grab!

Feſt ſteh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh'.
Mit lock'rer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter, als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Epilog zu Schillers Glocke.

Freude dieſer Stadt bedeute,
Friede ſey ihr erſt Geläute!

Und ſo geſchah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegt ſich neu das Land und ſegenbar,
Ein friſches Glück erſchien; im Hochgeſange
Begrüßten wir das junge Fürſtenpaar;
Im Vollgewühl, im lebensregen Drange
Vermiſchte ſich die thät'ge Völkerſchaar,
Und feſtlich ward an die geſchmückten Stufen
Die Huldigung der Künſte vorgerufen.

Da hör' ich ſchreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und ſchwer die Trauertöne ſchwellt.
Iſt's möglich? ſoll es unſern Freund bedeuten?
An dem ſich jeder Wunſch geklammert hält.
Den Lebenswürd'gen ſoll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt ſolch' ein Verluſt die Welt!

Ach! was zerſtört ein ſolcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt, und ſollten wir nicht weinen.

Denn er war unſer! Wie bequem, geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt, anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſchgewandt, geiſtreich und ſicherſtellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bey uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm, zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Da ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.

Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne,
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam.
Nun ſank der Mond, und zu erneuter Wonne
Vom klaren Berg herüber ſchien die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter,
Bald kühn hervor drängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme, -
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, ſo geübt, ſo vollgehaltig
Dieß bretterne Gerüſte nicht verſchmäht;
Hier ſchildert er das Schickſal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachſe dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reich geſtaltig,
Den Werth der Kunſt, des Künſtlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

So kennt ihr ihn, wie er mit Rieſenſchritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß.

Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las.
Doch, wie er athemlos, in unſrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas.
Das haben wir, in traurig ſchönen Jahren,
Denn er war unſer, leidend miterſahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzens wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem laſtigen Gefühle
Der Gegenwart, der ſtockenden, entrückt,
Mit guter Kunſt und ausgeſuchtem Spiele
Den neu belebten, edlen Sinn erquickt.
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen,
Nun ſchreckt uns das, wovor uns längſt gegraut.
Doch jetzt empfindet ſein verklärtes Weſen
Nur Einen Wunſch, wenn es hernieder ſchaut.
O möge doch den heil'gen, letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Die Geheimniſſe.

Ein Fragment.

Der Morgen kam; es ſcheuchten ſeine Tritte
Den leiſen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht, aus meiner ſtillen Hütte
Den Berg hinauf mit friſcher Seele ging;
Ich freute mich bey einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob ſich mit Entzücken,
Und Alles war erquickt, mich zu erquicken.

Und wie ich ſtieg, zog von dem Fluß der Wieſen
Ein Nebel ſich in Streifen ſacht' hervor.
Er wich und wechſelte, mich zu umfließen,
Und wuchs geflügelt mir um's Haupt empor:
Des ſchönen Blicks ſollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald ſah ich mich von Wolken wie umgoſſen,
Und mit mir ſelbſt in Dämm'rung eingeſchloſſen.

Auf einmahl ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſeh'n.
Hier ſank er leiſe ſich hinab zu ſchwingen,
Hier theilt er ſteigend ſich um Wald und Höh'n.

Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich, und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen;
Denn Alles ſchien zu brennen und zu glüh'n.
Da ſchwebte, mit den Wolken hergetragen,
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah ich in meinem Leben,
Sie ſah mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich? die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß.
Du kennſt mich wohl, an die, zum ew'gen Bunde,
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah ich dich nicht mit heißen Herzensthränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;

Du haſt mir, wie mit himmliſchem Gefieder,
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: Du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's, euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen;
So glaubſt du dich ſchon Übermenſch genug,
Verſaumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Erkenne dich! leb' mit der Welt in Frieden.

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut,
Soll ich umſonſt die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!

Für and're wächſt in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum ſucht' ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?

Und wie ich ſprach, ſah mich das hohe Weſen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachſicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge leſen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich ſchon geneſen,
Zu neuen Freuden ſtieg mein Geiſt heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe ſchauen.

Da reckte ſie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie ſie ihn faßte, ließ er ſich ergreifen,
Er ließ ſich zieh'n, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder ſchweifen,
Gen Himmel blickt' ich; er war hell und hehr.
Nur ſah ich ſie den reinſten Schleyer halten,
Er floß um ſie und ſchwoll in tauſend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!
So ſagte ſie, ich hör' ſie ewig ſprechen,
Empfange hier, was ich dir lang' beſtimmt,

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird, ſo wirf ihn in die Luft!
Sogleich umſäuſelt Abendwindes Kühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf Euern Wegen
Des Lebens Bürde ſchwer und ſchwerer drückt,
Wenn Eure Bahn ein friſch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten ſchmückt,
Wir geh'n vereint dem nächſten Tag entgegen!
So leben wir, ſo wandeln wir beglückt.
Und dann auch ſoll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Luſt noch unſre Liebe dauern.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern, und jeden ruft herbey!
Durch Berg und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frey.

Und wenn der Pfad ſacht' in die Büſche ſteilet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey,
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:
Gar Viele müſſen Vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der Eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der And're weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genieſſen,
Für manchen Wand'rer ſoll die Quelle flieſſen.

Ermüdet von des Tages langer Reiſe,
Die auf erhab'nen Antrieb er gethan,
An einem Stab, nach frommer Wand'rer Weiſe,
Kam Bruder Marcus, auſſer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speiſe,
In einem Thal am ſchönen Abend an,
Voll Hoffnung, in den waldbewachſ'nen Gründen,
Ein gaſtfrey Dach für dieſe Nacht zu finden.

Am ſteilen Berge, der nun vor ihm ſtehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu ſeh'n,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß ſich ſteigend um die Felſen dreh'n;

Bald ſieht er ſich hoch über's Thal erhöhet,
Die Sonne ſcheint ihm wieder freundlich ſchön,
Und bald ſieht er mit innigem Vergnügen,
Den Gipfel nah' vor ſeinen Augen liegen.

Und nebenhin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Wolken thront:
Er ſammelt Kraft, die Höhe zu erſteigen,
Dort hofft er ſeine Mühe bald belohnt.
Nun, ſpricht er zu ſich ſelbſt, nun muß ſich zeigen,
Ob etwas Menſchlich's in der Nahe wohnt!
Er ſteigt und horcht, und iſt wie neu geboren.
Ein Glockenklang erſchallt in ſeinen Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes, ſanft geſchwung'nes Thal.
Sein ſtilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde ſieht er auf einmahl
In grüner Au' ein ſchön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:
Er eilt durch Wieſen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon ſteht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh' und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloſſ'nen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.

Er ſteht und ſinnt, und liſpelt leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt,
Er ſteht und ſinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt, und es verklingt das Lauten!

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt;
Es ſteht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Herz mit Weichheit zu begleiten.

Und leichte Silberhimmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreyfacher Strahlen, die aus einem Puncte dringen;

Von feinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt, und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf, und man empfangt ihn gerne
Mit off'nen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höherer Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt, den ſelt'nen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen wiederhallt.
Was er erzählet, wirkt, wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen! ruft zuletzt ein Greis, willkommen,
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an: wir alle ſteh'n beklommen,
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt:

Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur wicht'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern;

Denn ach! der Mann, der Alle hier verbindet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen;
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bitt'rer Leiden.

Du ſieheſt Alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebensluſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edeln Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt,

Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt,
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen!
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen,
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:
Wir hören dann aus ſeinem eig'nen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die ſich're Kunde
Im Kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar Vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich Alles lebhaft in dem Sinn;

Ich höre zu, und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmahl von allen dieſen Dingen,
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freyer,
Wie ihn ein Geiſt der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bey ſeiner Tauffeyer
Sich glänzender am Abendhimmel wies,
Und wie mit weiten Fittichen ein Geyer
Im Hofe ſich bey Tauben niederließ;
Nicht grimmig ſtoßend, und wie ſonſt zu ſchaden,
Er ſchien ſie ſanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns beſcheidentlich verſchwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um ſeiner Schweſter Arm ſich ſchmiegen,
Um die Entſchlaff'ne feſt gewunden fand.
Die Amme floh, und ließ den Säugling liegen;
Er droſſelte den Wurm mit ſich'rer Hand:
Die Mutter kam, und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trock'nem Felſen ſprang,
Stark, wie ein Bach ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:

Noch quillt ſie fort ſo raſch, ſo ſilberhelle,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch, wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt:
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und ſagen, das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt, und reißt uns mit ſich fort:
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Weſen bindet,
Befreyt der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Wie frühe war es, daß ſein Herz ihn lehrte,
Was ich bey ihm kaum Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters ſtrenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und ſcharf

Der Jugend freye Zeit mit Dienſt beſchwerte,
Dem ſich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, älternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerſt zu Fuß bey Sturm und Sonnenſchein,
Die Pferde warten, und den Tiſch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienſtbar ſeyn.
Gern und geſchwind lief er zu allen Zeiten
Bey Tag und Nacht als Bothe durch den Hain;
Und ſo gewohnt, für Andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem, muntern Weſen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach, die Kräuter ſelbſt zu leſen,
Mit denen er Verwundete verband:
Was er berührte, mußte gleich geneſen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten,
Und nur der Vater ſchien nicht ſein zu achten.

Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt, und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der älterlichen Lehre,
Gehorſam war ihr erſt und letztes Wort;

Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater kam umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fordern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab ſich auch dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf einmahl ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und ſo trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch Tage lang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleich geſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint, und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier, und mag ſich gern bequemen,
Zwiefach erfreut, für wahr es anzunehmen.

Und fragſt du mich, wie der Erwählte heiße,
Den ſich das Aug' der Vorſicht auserſah,
Den ich zwar oft, doch nie genugſam preiſe,
An dem ſo viel Unglaubliches geſchah?

Humanus heißt der Heilige, der Weiſe,
Der beſte Mann, den ich mit Augen ſah:
Und ſein Geſchlecht, wie es die Fürſten nennen,
Sollſt du zugleich mit ſeinen Ahnen kennen.

Der Alte ſprach's, und hätte mehr geſprochen;
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An Allem, was er uns erzählen ſoll;
Doch eben ward ſein Reden unterbrochen,
Als gegen ſeinen Gaſt das Herz am ſtärkſten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis ſie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Marcus nach genoſſ'nem Mahle
Dem Herrn und ſeinen Wirthen ſich geneigt,
Erbath er ſich noch eine reine Schale
Voll Waſſer, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten ſie ihn zu dem großen Saale,
Worin ſich ihm ein ſelt'ner Anblick zeigt.
Was er dort ſah, ſoll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewiſſenhaft beſchreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe ſtieg empor,
Und dreyzehn Stühle ſah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,

Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh' und ein geſellig Leben.

Zu Häupten ſah er dreyzehn Schilde hangen;
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen,
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweyten Mahl, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar Vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hangen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort,
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Aufleſen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebeth gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen ſich andächt'ge Freude nährt;

Denn ſegnen ſich die treu verbund'nen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Fantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die Andern gehen,
Mit Einigen im Saale ſchauend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen;
Denn kräftig reizt ihn manch' und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarb'nen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt!
Die beyden Schilde hingen gleicher Weite
Beym Roſenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß dieſe Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan,
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahndeſt wohl, wie Manches hier gelitten,
Gelebt, verloren ward, und was erſtritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten
Der Greis erzählt, hier geht noch Manches vor;
Das, was du ſiehſt, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.

Beliebt es dir, ſo magſt du dich bereiten:
Du kamſt, o Freund, nur erſt durch's erſte Thor;
Im Vorhof biſt du freundlich aufgenommen,
Und ſcheinſt mir werth, in's Innerſte zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt unſern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſ'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.
Geſchwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus der Kirche ſchon,
Gehorſam, ruhig, durch Gebeth beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Drey Mahl ein Schlag auf hohles Erz erneu't,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenlauten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt, und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufried'ne Paare durch einander ſchlängen.

Er eilt an's Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift.

Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht, das durch den Garten ſchweift:
Drey Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſteh'n,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſeh'n;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun, und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O, wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumahl,
In nie gelöſchter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.
Welch' ein Geräuſch, welch' ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt,
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch' ein Gequick, welch' ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche ſcheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Herden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus;
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Geſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,
Und das all' um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den ſchönen Händen ſchmeckt,
Als hätt' es in Ambroſia geſteckt.
Aber der Blick auch! Der Ton!
Wenn ſie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja, der eitle Pfau ſogar,

Ich ſchwöre, ſie kämen,
Wenn ſie den Ton von weiten nur vernähmen.
Denn ſo hat ſie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beſchluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewiſſen Punct, verſteht ſich!
Wie ſchön, und ach! wie gut
Schien ſie zu ſeyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.
„Ihr ſagtet ich! Wie? Wer?“
Gut denn, ihr Herr'n, g'rad' aus: Ich bin der Bär!
In einem Filetſchurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch, wie das Alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu wüthig heut'.
Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weiten das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um,
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um,

Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.
  Dann fängt's auf einmahl an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häſchen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken!
Ich ſträube meinen borſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutztes Bäumchen höhnt
Mich an! ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe,
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' in's dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Über die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleyt mich nieder,
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin matt genung,“
Dann lieg' ich an gekünſtelten Caſcaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt,
Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Oreaden.

Auf einmahl! Ach es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach! ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche flieh'n, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.
Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zotig, täpſig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und ſie ſiehet ganz gelaſſen d'rein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig, als ein Bär nur mag.
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen,
Leiſ' an ihre Knie. — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſcheh'n, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren:

Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons, tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,
Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen;
Es hofft der oft betrog'ne Thor;
Doch, will er ſich ein Bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz, als wie zuvor.
Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wohl einmahl, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht, und mich mir überläßt,
Und ich dann, los gebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaud're, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen geh'n,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmahl läßt ſie mir die Thür halb offen ſteh'n,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;

Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freyheit ſchafft!
Doch, ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder,
Ich fühl's, ich ſchwör's! noch hab' ich Kraft.

* * *

Johanna Sebus.

Zum Andenken der ſiebzehnjährigen ſchönen Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Jan. 1809 bey dem Eisgange des Rheines und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hülfe reichend, unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpielen, die Fläche ſauſ't.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
„Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut."
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
„Die Hausgenoſſinn, drey arme Kind!
„Die ſchwache Frau! . . . Du gehſt davon?" —
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil,
Gleich kehr' ich zurück, uns Allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt';
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!"

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſ't.

Sie ſetzt die Mutter auf ſich'res Land,
Schön Suſchen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll,
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willſt du hinein?"
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!"

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſ't,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſ't.

Schön Suſchen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarinn;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.

Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund,
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das Ein',
So ſollten ſie Alle verloren ſeyn!
Schön Suſchen ſteht noch ſtrak und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!

Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber, ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch ein Mahl blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf!

Kein Damm! kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.

Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint,
Und überall wird ſchön Suschen beweint —
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Menſchenſchickſal.

Wer nie ſein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Der Einſame.

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach! der iſt bald allein,
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.
Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmahl
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundinn allein?
So überſchleicht bey Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach! werd' ich erſt einmahl
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein.

Mignon's Sehnſucht.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill, und hoch der Lorber ſteht?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n.

Kennſt du das Haus? auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſteh'n und ſeh'n mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, zieh'n.

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maulthier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels, und über ihn die Fluth.
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin!
Geht unſer Weg! o Vater, laßt uns zieh'n!

Die Nacht.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht,
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben,
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen,
Zu was andern taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämm'rung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt;

Wenn der raſche, loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft, bey einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefang'nen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh' und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage,
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage,
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Das Geheimniß.

Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen;
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inn're zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſt're Nacht, und ſie muß ſich erhellen,
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tief verborg'nen Quellen.

Ein jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh',
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Mädchenſehnſucht nach dem Tode.

So laſſt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile, von der ſchönen Erde,
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick,
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar leb' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Sr. Maj. dem Kaiſer von Öſterreich.

Bey Allerhöchſtdeſſen Ankunft in Carlsbad 1812.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bey dieſem Schalle
Die Seele gleich ſich ahnungsvoll bedingt!
Doch ſchon befreyen ſich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun Muſe, ſtreue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus, zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Denn wendet Er, in Seinen weiten Reichen,
Den Blick umher, nach mannigfalt'gem Gut,
So überſieht er Fülle ſonder Gleichen,
Die über Allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne ſich verflächet, Berge ſteigen,
Der Ähre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und ſchaarenweis zum Nutzen eingehändigt,
Der Thiere Herden, die der Menſch gebändigt.

Und wo die großen Flüſſe ſich ergießen
Durch überbreites, reich bebautes Land,
Mit ſchnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält Er gern das Auge hingewandt.

Nun laß Er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn ſich unterwand.
In enge Schlucht ſich nothgedrungen ſetzte,
Vielleicht die kleinſte, keineswegs die letzte.

Weil dieſes Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder ſich erzeugt:
Wo heimlich, ſeit Urjahren unermüdet,
Heilſam Gewäſſer durch die Klüfte ſchleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer ſiedet,
Und ohne Fall doch in die Lüfte ſteigt,
Und, wenn des Wirkens Leidenſchaft geſtillet,
Die Felſen bildet, denen es entquillet.

In tiefer Wildniß dieſer Thäler ſchreckte
Des Jagers Horn die ſcheuen Wilde kaum;
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Carl belebt den ſtummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen ſich erkeckte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht ſich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunſt viel Tauſenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürſt begünſtigt und beſchützt,

Dann bleibt fürwahr ein unverwüſtlich Leben,
In dem der Sohn dem Vater nachbeſitzt.
Geſchlechter widerſteh'n der größten Plage,
Und blüh'n und wachſen bis zum ſpät'ſten Tage.

Vollſtändig iſt jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bey ſo manchem Gut das Höchſte fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umſonſt gezählt.
Erſt heute mögen wir getroſt bekennen,
Wie ſolch' ein Mangel uns bisher gequält,
Heut' fühlen wir empörter Regung Wonne,
Der Blick des Herrn, er iſt die zweyte Sonne.

Erhab'ne Gegenwart, die heute gründet,
Was lange ſchon der Wunſch im Stillen war.
Beamte, Bürger, wechſelſeits entzündet,
Beeifern ſich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft, die er ſich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar,
Und nun erſcheint, damit der Herr ſich freue,
Das Alte feſt, und liebevoll das Neue.

Selbſt jener wilde Quell, den tief im Grunde
Kein Menſchenwitz und keine Kraft beſchwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm laßt die Weisheit nun ein off'nes Thor;

Damit der fernſte Pilger hier geſunde,
Wirft ſprudelnd frey er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die ſelbſt gewölbten Decken;
Nur heilen will er künftig, nicht erſchrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Befiehlt der Herr, ſoll es auch heiter ſeyn.
Schon richten ſich empor geraume Hallen,
Behau'ner Stamm fügt ſich geviertem Stein.
Des Herren Preis wird ſtets daſelbſt erſchallen:
Er gab uns dieſen Raum, Er lud uns ein:
Uns wird die Noth nicht mehr zuſammen drängen,
Behaglich ſoll das Wandeln ſich verlängen.

Von Seines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht,
Und wie man erſt des Sommers Kräfte kennet,
Wenn ſich im Herbſt der Trauben Fülle zeigt,
So zeige ſich, wenn Er von uns getrennet,
Der Segen wirkſam, den Er uns gereicht,
Und werde ſo, beym glücklichſten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß.

Der Kaiſerinn Becher.

Dich, kleingeblumt' Gefäß! mit Schmuck und Leben
Des Blumenflors mahleriſch zu umwinden
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden
Soll nur von Worten dich ein Kranz umgeben.
Und möcht' er auch ſo zierlich dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen binden;
Rein auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.
Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt du, beglückt' Gefäß! dich nähern dürfen.
Gekoſtet haben Sie die heißen Wellen —
O möchten Sie aus unſern Luftbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchlürfen.

Theater-Reden.

Gehalten zu Weimar.

Prolog.

Geſprochen den 7. May 1791.

Der Anfang iſt an allen Sachen ſchwer;
Bey vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meiſter eines Baues gräbt den Grund
Nur deſto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Mahler gründet
Sein ausgeſpanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er ſein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langſam nur entſteht, was jeder wollte.

Nun dächten wir, die wir verſammelt ſind,
Euch manches Werk der Schauſpielkunſt zu zeigen,
Nur an uns ſelbſt: ſo träten wir vielleicht
Getroſt hervor, und jeder könnte hoffen,
Sein weniges Talent Euch zu empfehlen.
Allein, bedenken wir, daß Harmonie

Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von Euch gelobt zu werden; daß ein jeder
Mit jedem ſtimmen, alle mit einander
Ein ſchönes Ganzes vor Euch ſtellen ſollen:
So reget ſich die Furcht in unſrer Bruſt.

Von allen Enden Deutſchlands kommen wir
Erſt jetzt zuſammen; ſind einander fremd,
Und fangen erſt nach jenem ſchönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünſcht,
Mit ſeinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht, daß einer athemlos
Dem andern heftig vorzueilen ſtrebt,
Um einen Kranz für ſich hinweg zu haſchen.
Wir treten vor Euch auf, und jeder bringt
Beſcheiden ſeine Blume, daß nur bald
Ein ſchöner Kranz der Kunſt vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Und ſo empfehlen wir, mit beſtem Willen,
Uns Eurer Billigkeit und Eurer Strenge.

Epilog.

Geſprochen den 11. Junius 1792.

In dieſen letzten Stunden, die Ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor Euch auf;
Und ganz gewiß denkt Ihr, ich ſtehe hier,
Abſchied zu nehmen. — Nein! verzeiht! — mir iſt's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von Euch uns trennen ſollen.
Mit leichtem Geiſte ſtieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von Euch, beſchäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: ſchon ſind wir wieder da! —
Schon grüß' ich Euch auf's neue! Seht, der Herbſt
Hat Eure holden Bäume ſchon entlaubt!
Es locket Euch nicht mehr des Thales Reitz,
Der Hügel Munterkeit lockt Euch nicht mehr.
Es brauſ't der Winterſturm; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt Ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut Euch deſſen, was wir Neues bringen,
Und das Bekannte beſſer und vollkomm'ner
Von uns zu hören, freut Euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns geſinnt;

Wir ſind nicht Fremde mehr, wir ſind die Euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an Euch.

Ein günſtiges Geſchick gibt uns den Fürſten
Zu unſerm Wohl, zu unſrer Luſt zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen ſchön
Die Tage ſeiner Gattinn, ſeiner Mutter;
Und wie Ihr ſie verehrt, und ihres Glücks Euch freut,
So mög' Euch allen eig'nes Glück erſcheinen!
Und dieſes laßt uns mit genieſſen. — Kommt!
Was Deutſchland Neues gibt, Ihr ſollt es ſehen,
Das Gute wiederhohlt, das Fremde ſoll
Nicht ausgeſchloſſen ſeyn. Wir geben Euch
Von jeder Art; denn keine ſey verſchmäht!
Nur Eine meiden wir, wenn's möglich iſt:
Die Art, die lange Weile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich dieſe Worte
Zu früh geſprochen! mich mit ſüßen Bildern
Getäuſcht! den Abſchied mir erleichtern wollen. —
Geſchwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwiſche! Nur
Geſchwind herunter, daß von uns
Ein heit'res Bild in Eurer Seele bleibe!

Epilog.

Geſprochen von Demoiſelle Neumann in der Mitte von vielen Kindern.

Den letzten December 1792.

Sie haben uns heraus geſchickt, die Jüngſten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An Euch zu bringen. Kinder, ſagen ſie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt! Das möchten denn die Alten,
Die nun dahinten ſtehen, auch ſo gern,
Und wollen hören, ob es uns gelingt.

Wir haben Euch bisher von Zeit zu Zeit
Gefallen, und ihr habt es uns gezeigt;
Das hat uns ſehr gefreut und aufgemuntert.
Doch haben leider wir von Zeit zu Zeit
Euch auch mißfallen; das hat uns betrübt
Und angefeuert. Denn man ſtrebet faſt
Viel ſtarker zu gefallen, wenn man einmahl
Mißfallen hat, als wenn man ſtets gefällt,
Und endlich denkt, man müſſe nur gefallen.
D'rum bitten wir vor allen andern Dingen,
Was Ihr bisher ſo gütig uns gegönnt,

Aufmerkſamkeit; dann, Euren Beyfall öfter,
Als wir ihn eben ganz verdienen mögen;
Denn wenn Ihr ſchweigt, das iſt das Allerſchlimmſte,
Was uns begegnen kann.

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünſchen wir Euch allen
Zu Hauſe jedes Glück, das unſer Herz
Aus ſeinen Banden löſ't, und es eröffnet:
Die ſchöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundſchaft und Vertraulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief geſtellt, viel oder wenig
Begünſtigt; denn die allerhöchſte Freude
Gewähren jene Götter, die uns allen
Gemein ſind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauſchen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit ſtiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So ſeyd denn Alle zu Hauſe glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäſte, Diener, liebt Euch,
Vertragt Euch! Einer ſorge für den Andern!

Dieß ſchöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beſte Fürſt vermag es nicht zu geben.

Und ſo geſinnt, beſuchet dieſes Haus,
Und ſehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenſchaften zu.
Genießt das Gute, was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit Euch;
Und richtet dann mit freyem, reinen Blick
Uns und die Dichter. Beſſert ſie und uns:
Und wir erinnern uns in ſpäten Jahren
Mit Dank und Freude dieſer ſchönen Zeit.

Prolog

zu dem Schauſpiele: Der Krieg. Von Goldoni.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann.

Den 15. October 1793.

Den Gruß, den wir, zum Anfang, ſchuldig blieben,
Mit frohem Herzen ſprech' ich heut' ihn aus:
Und die Gelegenheit gibt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir Euch heute geben.
Zwar werdet Ihr von tiefer Politik,
Warum die Menſchen Kriege führen? was

Der letzte Zweck von allen Schlachten ſey?
Fürwahr in unſerm Luſtſpiel wenig hören.
Dagegen bleibt Ihr auch verſchont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menſchen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wild erregten Staubgetümmel,
Die halb gereifte Saat zertreten ſinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde ſelbſt,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtſinn herrſcht, und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet ſehen, daß die Liebe ſich
So gut in's Zelt als in die Häuſer ſchleicht,
Und, wie am Flötenton, ſich an der rauhen,
Eintönigen Muſik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur ſich und ſeinen Vortheil denkt.

So wünſchen wir, daß dieſes ſchwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, Euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.
Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen böſen Krieg,
Und dieſes Einzige drückt ſchwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen, der
So werth uns allen, und für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Für's Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran; Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen! —
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen.
„Willkommen!“ riefe jeder gern;
„Er lebe!“ ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt. —
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft;
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!“

Prolog

zum Luſtſpiele: Alte und neue Zeit. Von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, gebornen Neumann, im Charakter des Jacobs.

Den 6. October 1794.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermahls verkleidet, und nun ſoll
Im vielgeliebten Weimar wieder zum erſten Mahl
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſond're Worte. — Seh' ich mich im Spiegel,
Als Knabe wieder angezogen: auf dem Zettel
Als Jacob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jacob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſeyn, das glaubt kein Menſch.
Wie viele werden mich nicht ſeh'n und kennen,
Beſonders die, die mich als kleine Chriſtel
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglücken.

Was ſoll das nun? Man zieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt Alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da geh'n die Lampen aus, und riechen übel —
Erſt iſt man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß,
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, ſchlägt ſie endlich zu, und legt ſie hin.)
Jacob — was fällt dir ein?
Man ſieht doch recht, daß du ein Schüler biſt,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In ſeinen Buchern ſteckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervor tretend.)

Begrüße dieſe Stadt,
Die alles Gute pflegt, die Alles nützt;
Wo ſicher und vergnügt ſich das Gewerbe
An Wiſſenſchaft und Kunſte ſchließt; wo der Geſchmack
Die dumpfe Dummheit längſt vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In dieſen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns dieſen Troſt, daß wir nicht ganz umſonſt
Hier oben uns bemüh'n. Wenn Herz und Geiſt
Sich Euch erweitern, wenn Ihr zu Geſchäften
Euch wieder munt'rer fühlt,
Wenn der Geſchmack ſich allgemeiner zeigt,
Wenn Euer Urtheil immer ſich'rer wird;
So denkt: Auch jener kleine Jacob hat
Dazu was beygetragen; und ſeyd ihm,
Seyd Allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, ſo wie zur alten, günſtig!

Prolog

bey Wiederhohlung des Vorſpieles: Was wir bringen.

Ein Schiffer, wenn er, nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heit'ren Tag,

Den wir, an fremder Stätte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſeh'n,
Wo wir, als in dem Vaterland, verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch, wie wir denken, wie wir fühlen, iſt Euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertrau'n
Und Ehrfurcht, wir vor Euch uns mühen, wißt Ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Überfluß, wenn man mich jetzt
Hervor geſendet, Euch zu grüßen, unſern Kreis
Auf's neu' Euch zu empfehlen. Auch erſchein' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſer Maßen zu entſchuldigen. Ja, fürwahr!
Das, was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor Euern Augen ſich,
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat.
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang
Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wageſtücke nicht
Mit günſt'gen Augen ſahen, unſerm Wunſch gemäß;
Da traten wir zuſammen, und in ſeiner Art
Ein jeder ſuchte das zu leiſten, was ihm wohl

Am leidlichſten gelänge; was denn auch zuletzt
Auf Mannigfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das iſt denn auch gelungen, und wir hatten uns
Auf manche Weiſe der geſchenkten Gunſt zu freu'n.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabey
Bewenden ließen, das, was glücklich dort gewirkt,
Weil es beſonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wieder brächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig paſſen mag.

Weil aber das Beſond're, wenn es nur zugleich
Bedeutend iſt, auch als ein Allgemeines wirkt:
So wagen wir, auf Eure Freundlichkeit, getroſt,
Euch eben darzubringen, was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernſte Welt,
Nach Samarkand und Peking und in's Feenreich:
So läßt Euch heut' gefallen, in das nächſte Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daſelbſt,
In einem neuen Hauſe, das in kurzer Zeit,
Faſt wie durch Zauberkünſte, ſich herauf gebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der Ihr ſonſt mit Unluſt oft die Luſt geſucht;
Denn etwas Ähnlich's iſt Euch doch auch hier geſcheh'n.

Und wenn Ihr das, was andern zubereitet war,
Mit gutem Willen zu genießen Euch entſchließt:
So findet Ihr wohl Manches, das Ihr Euch
Und Eurem Zuſtand anzueignen nicht verſchmäht.
Das Alles hegt in feinem Herzen! Bitt' ich Euch!
Und mit Gefühl und Fantaſie empfanget mich,
Wenn ich, als fremde Herr'n und Frauen Euch zuletzt,
Als Sachſen und als Preußen anzureden wagen muß.

Masken-Züge.

Die Weimariſchen Redouten waren beſonders vom Jahre 1776 an ſehr lebhaft, und erhielten oft durch Maſken-Erfindungen einen beſonderen Reitz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzoginn fiel auf den 30. Jänner, und alſo in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Geſellſchaften ſchloſſen ſich daher theils an einander, theils bildeten ſie einzelne ſinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen ſeyn würde, wenn man ſich jenes weggeſchwundenen Jugendtraumes wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider ſind die meiſten Programme, ſo wie die zu den Aufzügen beſtimmten und dieſelben gewiſſer Maßen erklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Hiſtorie und Scherz reichten gar mannigfaltigen Stoff und die verſchiedenſten Formen dar. Vielleicht läßt ſich künftig außer dem Vorliegenden noch Einiges auffinden und zuſammen ſtellen.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Jänner 1782.

Wir die Deinen,
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leiſe Schritte;
Wir umgeben
Stets Dein Leben,
Und Dein Wille
Heißt uns ſtille
Wirkend ſchweigen.
Ach, verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieſer Feyer
Wir uns freyer
Heute zeigen,
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen,
Und Dich ſegnen.

Amor.

Zum 30. Jänner 1783.

Amor, der den ſchönſten Segen
Dir ſo vieler Herzen reicht,
Iſt nicht jener, der verwegen
Eitel iſt und immer leicht;

Es iſt Amor, den die Treue
Neu geboren zu ſich nahm,
Als die ſchöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgſam iſt,
Und ſie lehrte mich verehren,
Was verehrungswürdig iſt.

Mit den Guten mich zu finden,
War mein erſter Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden,
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu ſelten
Freut mein erſter Gruß ein Herz;

Meine falſchen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechſelſcherz.

Einſam wohn' ich dann, verdroſſen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verſchloſſen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmahl bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder,
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich leiſ' das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet,
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundinn, Dich!

Planeten-Tanz.

Zum 30. Jänner 1784.

An Deinem Tage reget ſich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt,
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug.

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, ſie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich. Dieſe ſchönen Kinder eilen die Fürſtinn zu begrüßen; indeſſen bildet ſich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft ſie zur Feyer des Tages; allein noch bezeigen ſie ihren Unmuth; denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch ſie nahet ſich bald mit ihrem Gefolge, ſendet ihre wirkſamſten Strahlen der Fürſtinn zum Geſchenke, und der feyerliche Tanz beginnt.)

Die Liebe,

Leben und Wachsthum mit ſich führend.

Oft ſchon kam ich friſch und heiter,
Freute Deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter;
Denn zu einſam war es mir.

Heut' komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu Dir geſchwind —
Kinder lieben ihres gleichen,
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus vielen
Dieſe mit herbey gebracht,
Finde gar auch den Geſpielen,
Der uns friſch entgegen lacht.

Gerne bleiben wir, und wahren
Mit der größten Sorgfalt Ihn,
Deinen Sohn, der Dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erſchien.

Immer ſoll das reinſte Leben
Mit Ihm wachen, bey Ihm ruh'n,
Und der Wachsthum mit Ihm ſtreben,
Edel einſt Dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich, wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich ſie zuſammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute ſtand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen;
Denn ſie kommen ungerufen,
Und verſammeln ſich vor Dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu ſteigen:
Ich mach' Ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an Ihrem Tag die ſchönſte Gabe ſeyn;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Zuverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle Dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bey dem Feſte.

Tellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben.
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann Allen Alles geben:
Genießet, was ich euch beſtimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf Deines gleichen
Und Dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bey meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend Dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt Du nie mit Trauern

Still entgegen geh'n;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich dich wandeln ſeh'n.

* * *

Mars.

Von dem Meere,
Wo die Heere
Muthig ſteh'n,
Von dem Orte,
Wo der Pforte
Drohende Gefahren weh'n,
Aus der Ferne
Wendet her ſich meine Kraft,
Und ich weile gerne,
Wo Dein Blick
Häuslich Glück
Täglich ſchafft.

Jupiter.

Ich bin der oberſte der Götter,
Wer will ſich über mich erhöh'n?
Ich ſchleud're fürchterliche Wetter;
Wer iſt's, wer kann mir widerſteh'n?

Wie würd' es meine Bruſt entzünden,
Beſtritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was ſie für Dich empfinden,
Weiß ich gern Alle ſie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter,
Als ein and'res Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter,
Tret' ich vor Dein Angeſicht.

Glücklich, wie im Götterſaale,
Find' ich Dich auf Deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle,
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh', wir ſegnen Dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,

Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über Dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Dein erhab'nes Haupt umſchwebt.

Cybelle.

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort ſchwebt' ich einſam ungenannt,
Seit vielen tauſend tauſend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt,
Und hatte nichts von ihr erfahren.

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schweſter bleib' allein nicht fern!
Zum erſten Mahl ein neuer Stern,
Komm' auch herab, Sie zu verehren.

Bey Deinem Feſte ſcheint mein ſtilles Licht;
Zwar ſtieg ich halb mit Widerwillen nieder;
Allein vor Dir und Deinem Angeſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

Sol.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich finſter, ruhig, kalt,
Stürzt' Alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſ'nem Arm,
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle, Fürſtinn, Deine Pflicht
Geſegnet tauſend Mahl!
Und Dein Verſtand ſey wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl.

Maſken-Zug.

Zum 30. Jänner 1801.

Der lang' erſehnte Friede nahet wieder,
Und Alles ſcheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die ſcharfen Waffen nieder,
Dem Sieger iſt ſogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freuden ſind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erſcheinen heute, Deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu Deinen Füßen,
Und Blumen ſtreuen wir vor Deinem Schritt.
Die Eintracht darf ſich wieder feſt umſchließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit. –
In Sicherheit und Ruhe zu genießen,
Und zu vergeſſen Alles, was es litt,
Dieß iſt der Wunſch, der jedes Herz belebet,
Das wieder friſch in's neue Leben ſtrebet.

Und Ceres wird verſöhnet und verehret,
Die wieder froh die gold'nen Ähren regt,
Wenn dann die Fülle prächtig wieder kehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt;

Wird auch der Kunſt der ſchönſte Wunſch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegen ſchlägt,
Und in der Ferne ſehen wir, auf's neue,
Der edeln Schweſtern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt behende nach den Seinen,
Und theilt mit Freunden freudiges Gefühl;
Man eilet, ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel;
Du zählſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeiheſt mild das bunte Maſken-Spiel,
O ſey beglückt! ſo wie du uns entzückeſt,
Im Kreiſe, den du ſchaffeſt und beglückeſt.

Zum 30. Jänner 1802.

Wenn, von der Ruhmverkünderinn begleitet,
Heroiſcher Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorber ſich das eig'ne Haupt umwindet,
Ein Denkmahl über Wolken ſich bereitet,
Auf Schwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen:
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch, hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſtehet uns ein and'rer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue, ſchön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt Du Dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum auf allen Deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihre Götterhand;
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen Dich am Strand,
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzu weichlich fühlen,
Da trifft uns dann gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's, mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neckend. bald am off'nen Tag!
Iſt's Momus, der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld ſich üben mag.
Was uns geſchmerzt, ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Fantaſie in ihrem Reiche hägt.
Die Woge ſchwillt, die, im verworr'nen Streben,
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch Allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergoldet,
Die Alles ſchaut und kennt, belebt und duldet.

Zum 30. Jänner 1806.

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll
Singendes Chor!
Raſch, wie der Hände Klang,
Töne des Liedes Drang,
Steige der Feſtgeſang
Zu Dir empor!

Mitten in unſre Reih'n
Stürmet der Krieg herein,
Umſtellt uns hier;
Doch, der nur Wildes denkt,
Schreckend ſich vorwärts drängt,
Selten die Fahne ſenkt,
Er neigt ſich Dir.

Hören beym Friedensfeſt
Auch ſich Trommete läßt,
Schon iſt es nah'.
Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!
Segneſt uns für und für!
So klingt es da.

Wunden ſchon heilen ſich,
Wolken ſchon theilen ſich,
Dein Tag erſcheint.
Ehrfurcht uns All' durchdringt,
Abſchied der Krieger bringt;
Heil Dir! der Bürger ſingt,
Alle vereint.

Inhalt.

Seite
Hermann und Dorothea. 1

Vermiſchte Gedichte.

Parabeln. 155
Legende. 157
Hans Sachſens poetiſche Sendung. 160
Auf Mieding's Tod. 168
Epilog zu Schillers Glocke. 178
Die Geheimniſſe. 181
Lili's Park. 201
Johanna Sebus. 207
Menſchenſchickſal. 209
Der Einſame. 210
Mignon's Sehnſucht. 211
Die Nacht. 212
Das Geheimniß. 213
Mädchenſehnſucht nach dem Tode. 214
Sr. Majeſtät dem Kaiſer von Öſterreich. 215
Der Kaiſerinn Becher. 219

Theater-Reden.

Prolog. Geſprochen den 7. May 1791. 220
— — Geſprochen den 1. Oct. 1791. 222
Epilog. Geſprochen den 11. Junius 1792. 224

Seite
Epilog. Geſprochen von Demoiſelle Neumann, in der Mitte von vielen Kindern. Den letzten December 1792. 226
Prolog zu dem Schauſpiele: „Der Krieg.“ Von Goldoni. Geſprochen von Madame Becker, geb. Neumann. Den 15. Oct. 1793. . . 228
Prolog zu dem Luſtſpiele: „Alte und neue Zeit.“ Von Iffland. Geſprochen von Mad. Becker, geborne Neumann, im Charakter des Jacobs. Den 6. Oct. 1794. 231
Prolog bey Wiederhohlung des Vorſpieles: „Was wir bringen.“ 233

Maſken-Züge.

Die weiblichen Tugenden. Zum 30. Jänner 1782. 239
Amor. Zum 30. Jänner 1783. 240
Planeten-Tanz. Zum 30. Jänner 1784. . . 242
Die Liebe, Leben und Wachsthum mit ſich führend. 243
Mercur. 244
Venus. . . . . —
Tellus. 245
Luna. . . . . —
Mars. 246
Jupiter. 247
Saturn. . . . . —
Cybele. 248
Sol. 249
Maſken-Zug zum 30. Jänner 1801. . . . 250
— — — 30. Jänner 1802. . . . 251
— — — 30. Jänner 1806. . . . 253

Gun

Bey
Allerhöchster Anweſenheit
Ihro
Majeſtät der Kaiſerin Mutter

Maria Feodorowna

in
Weimar

Maskenzug.

1818.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorläufige Anzeige.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroſsherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchst Dieselben: daſs dabey einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannigfaltig gelungenen Arbeiten beyspielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius, in Pilgertracht, eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. *Zwey Knaben* mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten, und sich derselben zu freuen. Drey Monate treten auf. *October*, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbekränzten Genius. *November* in Jäger-Gestalt; fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. *December*, hausmütterlich herantretend, mit *Kindern*, die an den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergötzen, und ein herannahendes der Welt segenreiches Geburtsfest anzukündigen.

Die *Nacht*, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Fest-Stunden sich anmaſsend, führt den *Schlaf* herein, von *Träumen* umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drey verschwisterte treten auf. *Epos* die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Groſsen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daſs das Ungeheure auch einmal heilbringend sey.

Comödie, fühlt sich heiter in den Uebrigen, geht, sich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genieſsen. Jene beyden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten sich, dem heutigen Feste zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweisen.

Fest-Zug.

Die *Ilme* tritt auf, in der Ueberzeugung, daſs sie das Räthselhafte dieser Gestalten-Reihe am besten zu deuten wisse. *Wielands* Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältniſs zu seiner Fürstin berührt, des Tieffurter Aufenthaltes mit Anmuth gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von *Phanias* und zwey *philosophischen Gegnern.* Die Lehre von Mäſsigung, Genügsamkeit, heiterm Genuſs und stiller Duldung wird, nach des Dichters eigenster Weise, kürzlich ausgelegt.

Oberon und *Titania*, mit *Feen* und *Elfen* erscheinend, gestehen, wie sie ihre Wiedervereinigung diesem schönen Tage verdanken, und bekennen sich als Lehnsleute der Allerhöchsten Gäste.

Hüon und *Amanda*, durch der kleinen Geister Versöhnung auch mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, bezeigen sich dankbar für die segenreiche Wirksamkeit. *Scherasmin* und *Fatime* stimmen ein.

Der Uebergang zu *Herders* Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schlieſsen. Deſshalb sind *Legende* und *Barde* vorgeführt.

Terpsichore, noch gewöhnt an patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergestellt durch *Adrastea*, die Allrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf *Aeon* und *Aeonis*. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäſs, versteht ihn zu beschwichtigen, wozu das herzerhebende Fest ihr die besten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichste Epoche Spanischer Rittertage, zeugend vom Uebergewicht christlicher Heldenkraft über Mahometanischen Hochsinn, erscheinen *Cid*, *Ximene*, *Uraka*. Was sie andeuten, bringt jene, den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte, Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines *lebenden* Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die *Ilme* tritt abermals hervor, und indem sie ihm die Beständigkeit seiner Neigung zu ihr zum Verdienst macht, rechtfertigt sie die ihrige. Ein Ueberblick theatralischer Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgende Glieder des Zuges dramatische Werke sind.

Mahomet erscheint mit *Palmyren* und *Seiden*. Als Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie solche früher die Alten, späterhin besonders die Franzosen beliebt, kann diese Darstellung wohl gelten.

Die Aussicht auf eine freyere Dichtart wird gegeben. *Götz von Berlichingen* tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgesöhnt. Wir sehen *Gattin*, *Sohn* und *Schwester*, voran den treuen *Georg*. *Weislingen*, *Adelheid* und *Franz* dürfen nicht fehlen. *Landvolk* zeigt sich, den einfachen Lebensgenuſs zur verworrensten Zeit, *Zigeuner* dagegen, den gesetzlichen Zustand aufgelöst anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch sinnvolle Sprüche, die harten Vorwürfe von sich und den Ihrigen abzulehnen und auch sich und ihre Sippschaft höchster Gunst würdig darzustellen.

Das Personal von *Faust* giebt Anlaſs zu einem umgekehrten Menechmenspiel. Hier sind nicht Zwey, die man für Einen halten muſs, sondern Ein Mann, der im Zweyten nicht wieder zu erkennen ist. *Faust als Doctor*, begleitet von *Wagner; Faust als Ritter, Gretchen* geleitend. Die *Zauberin*, die das Wunder geleistet, mit glühendem Becher, tritt zwischen beyden Paaren auf. *Mephistopheles* verläſst *Marthen*, um seine Gesellschaft selbst zu exponiren. Er deutet auf eine zweyte Erscheinung. Zum Zeugniſs, daſs dies alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, ist noch frische *Jugend* damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von *Schillers* Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. *Mutter* und *Tochter*. Das verwaiste Paar von *Aurora* eingeführt. Der Charakter dieser Schicksals-Tragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen, mit furchtbarer Consequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegen stellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes *Kind*. *Walther Fürst*, *Werner Staufacher*, *Arnold Melchthal*, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gut gesinnten *Hausfrauen* zieren die Gesellschaft; so wie die bisher abgesonderten Geschlechter, *Rudenz* und *Bruneck*, sich gerne fügen. Mehrere *Landsleute* werden willkommen geheifsen. Ja sogar die Gestalt *Gefslers* wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freyeren Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht blofs durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. *Wallenstein* tritt auf in seiner Kraft, die zarte nachgiebige *Gattin* an seiner Seite. Dämonisch begleitet ihn *Gräfin Terzky* an der andern. *Max*, *Thekla* und ihre vertraute *Neubrunn* ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den aufserordentlichen Mann. Aber ach! zu grofse Selbstsucht, wanhende Treue, vergiften sein hohes Gemüth. Zweifel am *Gegenwärtigen*, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der *Sterndeuter* will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eignen Charakter verdanken sollte.

Wallensteins Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zusammen gerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigene Weise, und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schillers, der Wendepunkt Russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: *Boris* und *Demetrius*. Schwer ist solch' ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. *Marina*, *Axinia*, *Odowalsky* zieren die Gruppe.

Möge, nach so viel Ernst, ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen. *Altoum*, fabelhafter

Kaiser von China; *Turandot*, seine räthselliebende Tochter, stellen sich vor. *Kalaf*, ein kühner Bewerber, *Adelma*, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerin, *Zelima* und ein wunderliches *Maskengefolge* erbitten sich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachsicht.

Epilog.

Die *Ilme* kann sich nicht versagen noch einmal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darstellung allzuvieler poetischer Erzeugnisse gleichsam ungeduldig, herein der *Tag*, begleitet von *Pallas Athene*, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten getreuen Stadt feyerlichst erneuert, und von *Clio*, die sich verpflichtet deren Ruhm auf's neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann: *Künste* und *Wissenschaften*. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen glücklichen Nachkommenschaft.

Festzug
dichterische
Landes-Erzeugnisse,
darauf aber
Künste und Wissenschaften
vorführend.

Weimar
18ter December 1818.

Prolog.

Genius, *als Pilgrim.*

Zwey Knaben *mit Reisetafeln.*

Eure Pfade zu bereiten
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafel-Flächen
Seht ihr manchen heitern Raum,
Grünend, bluhend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüsse blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis' auf Kreise, Funk' aus Funken,
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgesät,
Räume hast Du nun durchzogen
Wo Du Tochterglück erhöht,
Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blüthenleben:
Denn Du bist es die erblüht.

Nacht allein tritt auf.

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
Mein düstrer Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daſs ich alles fülle,
Daſs nur in mir die hellste Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt;
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, schweigt.
Wo ist ein Gold zu Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck der diesem sich vergleicht?

Drey Monate *treten auf.*

Nacht *fährt fort.*

Drey Monden sind es die mir Gunst erweisen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;
Ich kann sie diesmal hoch und herrlich preisen:
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

October *als Weingott.*

Wenn dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt.
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin auf's reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigsüſs die Kelter flieſsen mag,
Das ist es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag:
Ein Tag so hehr, im Zeitenkreis gestellet,
Der fünf und zwanzigste bleibt seine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, gesellet,
Sich wiederhohl' er überzähligmal.

November als Schütze.

Dieser, der, nach Jägerweise.
Wälder, Berg und Thal durchstreift,
Tritt herbey zu Deinem Preise,
Da er nicht im Weiten schweift:
Nein! das schöne Glück ergreift
Zu begleiten Deine Reise.

Hinter Ceres Flügelwagen
Wie sich still die Furche schlieſst,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erndtefest ergieſst;
Wird er so auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort gesegnet sehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mutter, mit zwey *Kindern.*

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen wissen wir nicht leicht! —
(zum *Kinde*)
Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachts-Kinder.

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groſs wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet Ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiſs, wir dürfen Dir uns nah'n,
Uns gönnst Du jede Zeit,
Wie selig ist es zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit.
Bedürfniſs macht die Kinder gleich,
Sie blickt und hilft geschwind.
Denn hoch und niedrig, arm und reich
Das alles ist Ihr Kind.

Schlaf und *Nacht*. *Letzte spricht.*

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt
Steht er geblendet! —
(*zum Schlafe*) Kann dir nicht gewähren
Wunsch du dich schon Stundenlang gesehnt,
Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfüle:
Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
Ich schirme dich im glänzenden Gewühle,
Was and're sehn, im Traume zeig' ich's dir.

(Sie fährt fort die Träume auszulegen.)

Vier Träume.

Menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend.

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrschend über Sturm und Welle
Sey wenigen, den würdigsten zu Theil.

Doch pflichtgemäſs, befehlgemäſs zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey mehrerer, sey des Verdienst's Geschick.

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört.
Das haben viele sich errungen,
Genieſsen sie es ungestöhrt.

Doch wieder jung in seinen Kindern werden,
Auf ewige Tage sich zu freun,
Das ist das höchste Glück auf Erden
Und ist der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger säumen,
Und sage mit Besonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein ist's Wirklichkeit.

Er traume fort und schaue geist'gen Blicks
Was Euch die Götter Günst'ges zubereiten.
Wir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetrost für ewige Zeiten.

Drey Dichtarten.

Epos, Tragödie, Comödie.

Epos.

Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergröſsten war ich stets vertraut.
Wenn andre staunen, wenn verwirrt sie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen hegt' ich, hegt' Ulyssen kräftig,
Im Tieſsten froh, an heitrer Lebensbrust
Und alles Andre was umher geschäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust;
So zuversichtlich trat ich hier herein,
Nun schein ich mir nur mein Gespenst zu seyn.

Sonst wiederhohlt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, sich entzweit,
Den Jammer um Patroklos, Hektors Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tausend aber tausend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erscheinen,
Die Groſsen sehn sich, einen sich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenschaften, gräſslicher Gewinn!
Heut aber muſs ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich's zu Festen.

Comödie.

Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir ähnelt führ' ich froh heran.
Hier seh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile was ich sonst gegeben. *(entfernt sich)*

Epos.

Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muſs uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir sind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck ist uns ein Schaum,
Verwirrtes Wogen unverständ'ger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.
Nothwendigkeit und Schicksal! herbe Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht störrisch darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die schönste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preise selig der erfährt,
Was Millionen sich erflehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu stehen;
Dies hohe Glück ist uns gewährt. —
Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges,
Wie froh beschleunigt jeder seinen Gang:
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fluges,
Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Von Euch bemerkt Euch nah zu stehn
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund vorläufig anerflehn.
Damit jedoch in solchem Lustgetümmel,
Der Sinn erscheine der verschleiert liegt,
Gestaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
Dem innern Sinn so wie dem äuſsern gnügt;
So melden wir: daſs alles was vorhanden,
Durch Musengunst den Unsrigen entstanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
Wenn er ein Landerzeugniſs! — Mag der beste
Dem Ausland bleiben! — Eigner Fleiſs beglückt,
Und eignet sich dem Anschaun höchster Gäste.“
So sagte Jene die uns angeregt,
Selbstthätig weiſs uns alle zu beseelen;
Geschieht nunmehr was sie uns auferlegt;
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugnissen dem Dichtergeist
Im stillen Thal der Ilme längst gelungen,
Ist mehrentheils was dieser Zug beweist.
Er kommt! Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — sag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutnisse gegeben,
Vorüber sind, so sey zu Lust und Leben
Was sie vermocht vor diesen Tag geführt.

Festzug.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen;
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Solchen Augenblick verehre:
Wenn das Glück dir solchen gönnte!“
Also klingt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluten.

Die Ilme *tritt auf.*

Wenn die Ilme, still im Thale,
Manchen goldnen Traum gegängelt;
So erlaubt, daſs hoch im Saale
Sie den Feyerzug durchschlängelt.

Denn ich muſs am besten wissen
Wie das Räthsel sich entsiegelt;
Die sich solcher Kunst beflissen
Haben sich in mir bespiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied enstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflöst nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieſs er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäſsigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bey ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaſst;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Musarion.

(spricht Phanias)

Ein junger Mann von schönen Gaben,
Von edlem Sinn und rascher Lebenslust,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Brust.
Gesellen, Freunde, weibliche Gestalten
Von groſser Schönheit, kreisen um den Tag.
Bei Fest und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück was es im Glanz vermag.
Doch solch ein Rausch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles ist verschwunden.

Er steht allein! Jetzt soll Philosophie
Bald ernst, bald schwärmerisch, ihn heilen,
Die eine fordert streng, die andre würdigt nie
Am Boden thätig zu verweilen
Den Sie bebauen sollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt ist jede Kraft;
Verdüstert Haupt, erfrostet alle Glieder,
So wirft er sich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kömmt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's die mir die besten Lehren giebt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laſs ihn fühlen, was ihm selbst gebricht;
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln,
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt.
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigste was es giebt.
Fürwahr, es wechselt Pein und Lust.
Genieſse wenn du kannst, und leide wenn du muſst,
Vergiſs den Schmerz, erfrische das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt.
Gelingt es dir den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen.“
Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt,
Und findet was Musarion gelehrt:
Genügsamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebsten froh!
Der Gröſst' und Kleinste wünscht es immer so.
Gesteht, es war kein eitles Prangen,
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk das hier vereint
In luftigem Gewand erscheint,
Sind Geister voller Sinn und Kraft:
Doch wie der Mensch, voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten sich aus Eigensinn
Und wirkten, schadenfroh entbrannt.
Anheut jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Längst an Verdruſs und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt,
Wohl wissend wie vor Eurem Blick
Miſswollen bebt und Haſs zurück.

Denn daſs die Wesen sich entzwei'n,
Das mögte ganz natürlich seyn;
Jedoch Natur, beherrscht von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute das ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt,
Der Hüon heiſst, Amanda sie,
Litt groſse Noth und herbe Müh,
Weil Zwist in dieser Geister Schaar
Auch Zwist in seinem Schicksal war.

Das alles habt Ihr abgestellt,
Den Himmel diesem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die schwerste That
Ward ihm geboten; diese schafften Rath.
Mehr darf ich mich zu sagen nicht erkühnen.
Doch es beweist sich daſs es Wahrheit sey:
Gott, seinem Kaiser, Einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn ersprieſst,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden
Das tausendquellig durch die Länder flieſst.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düstrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinens gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches was alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte wuſst er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität sey unser ewig Ziel.
O! warum schaut er nicht, in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen.

Terpsichore. Adrastea.

Denn ach! bisher! das goldne Saitenspiel
Terpsichores ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
Die Welt umher sie lag zerrissen,
Entfloh'n die allgemeine Lust!
Das Leben selbst, man konnt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und *Aeonis.* *Letzte spricht.*

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Gestalt,
Ihr seht es jung, ihr seht es alt:
Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie,
Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert sie.
So weise, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehrt.
Was galt, es soll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem ist erprobt,
Das was er schalt, darf er nicht schelten,
Nicht loben was er sonst gelobt;
Sogar in seinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man sucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt gehorcht man nicht.

Er würde sich das Leben selbst verkürzen,
Verzweifelnd sich zum Orkus stürzen;
Doch seine Tochter hält ihn fest,
Versteht ihn lieblich zu erfreuen,
Beweist, mit tausend Schmeichleien,
Dafs er sich selbst weit hübscher hinterläfst.

Was ihm entging, sie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg' ist ohne Zahl;
Was ihn verlieſs, es kam ihr nachgeronnen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tausendmal.
Zum Glücke laſst Ihr uns herein:
Denn solch' ein Fest konnt' er sich nicht erwarten;
Er sieht es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich; was mein ist, bleibt auch sein.
Er fühlt sich besser, als in besten Zeiten,
Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

Cid.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde?
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht,

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
Ehre seines Hauses rettet;
Aber Sie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vasallen;
Seinem Könige getreuster,
Bald erhoben bald verbannt.

Und Ximene Hausesmutter,
Rein beschränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde?
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht.

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniſs.
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören
Wie es unser *Herder* gab.

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daſs nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere.

Die Ilme.

Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen
Den anzukünd'gen der nun folgen soll.
Er muſs sich jetzt zur Einsamkeit bequemen;
Doch ist sein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiſs daſs er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume sämmtlich, die mich hoch umschatten,
Die Felsen rauh und seltsam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut:
Doch heute lieſs er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch seyd ihm gnädig! wohlgestimmt erduldet,
Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint.
Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich sehe mich allein, die andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz, und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von auſsen und von innen
Ist gar manches zu gewinnen.

Daſs nun dies auch Deutsche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Lieſs er auf der Bühne schauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerst, dann viele
Kamen zum belebten Spiele,
Immer nach verschiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen.
Da denn unter diesem Haufen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befaſse,
Sondern bittend Euch verlasse:
Daſs Ihr's freundlich mögt beschauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

Mahomet.

Der Weltgeschichte wichtiges Ereigniſs:
Erst Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniſs
Ein Neu Gesetz den Völkern auferlegt.
Die gröſsten Thaten die geschehen,
Wo Leidenschaft und Klugheit streitend wirkt,
Im kleinsten Raume dargestellt zu sehen
In diesem Sinn ist solch' ein Bild bezirkt. —

Das einzig macht die Kunst unsterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daſs sie was groſs und würdig, was verderblich
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch muſste sie bei Füll' und Reichthum denken
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beschränken.

Der Gallier that es wie's der Grieche that;
Der Britte doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand sich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die so gerne
Geschäftig schwärmt. den Tag im Tag vergiſst,
Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder miſst,
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert um zu richten
Ob alles wohl und weislich sey gestellt,
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnerung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit
Wo Deutschland, in- und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Zepter, Krummstab, Schwerdt,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniſs galt.

Ein Deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu seyn.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daſs zuletzt die Woge die ihn trug
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbst gewiſs, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tags des Leidlichen sich freut.

Und fernerhin Zigeuner zeigen an
Es sey um Ordnung in dem Reich gethan,
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie daſs man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Zigeuner - Tochter *tritt vor.*

Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.
(zur Gesellschaft.)
Eure Gnade sey zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.
Werde wahrzusagen wissen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unsre Augen brennen
Lichterloh in Finsternissen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig däuchten.
Gold und Perlen und Juwelen
Können solcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten.
Der allein ist's der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb', so süſs vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedere Hütte.

Kennet Wunsch, Bedürfniſs, Bitte
Längst bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem thut sie Genüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knösplein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephistopheles tritt vor.

Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher der sich hoch fürtrefflich preist.
Verstellung sagt man sey ein groſses Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaſster
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunter liegt ein glattes Kinn.
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts: denn alles ist dadrauſsen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Betheur' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht,
So muſs ich's denn wie vieles andere wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug gethan,
Wie dieses Vieleck das er trägt
Beweist, er habe sich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniſs g'nug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben,
Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Aeuſseres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;

Und sein Geselle wohlbedächtig,
Steckt in den Büchern übermächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und sich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er daſs es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein Lebelang;
Da fand er mich auf seinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich daſs das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintisirerei entfliehen.
So lang man lebt, sey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verständig.
Lieſs alsobald sich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künsten
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuerglut
That er sich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh man's versah
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur,
Das ist derselbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dies ein Wunder daucht,
Das Uebrige ward alles leicht.
Ihr seht den Ritter, den Baron
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf eure Gunst!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treusten Freund verbinden,
Das ist gewiſs nicht schwarze Kunst.

Braut von Messina.

Aurora spricht.

Bedrängtes Herz! umstürmt von Hindernissen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innersten zerrissen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicke möcht' ich den Jammer dämpfen
Der stechend schwer mir auf dem Busen liegt.
Ich soll mit mir, ich soll mit andern kämpfen;
Besieg' ich diesen Feind, der andre siegt.

So aus der Tiefe dieser Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum schmalen Himmelsklar!
Schon wird es besser! ach! ich durfte weinen!
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar,
Und schon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entsühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich sehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerschlag erschreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit schwer gesenkter Nebel-Schichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammet,
Seltsam geregelt, Strahl am Strahle strahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte mahlt:
Das Schicksal sey's das ohne Schuld verdammet.

So sprech' ich's aus im Namen dieser beiden;
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist;
Von unverhofften unverdienten Leiden,
Wie scheues Wild vom Jägergarn umkreist.
Vergebens willst du dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen wo es bitter heiſst:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Räthsel, räthselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte *Schiller* drängen,
Der Sinnende der alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —
Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängsteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Tell.

Wie herrlich rasch tritt dieser Zug hervor!
Sie bringen von Elisiums Gestaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugend-Flor.
Doch immer ernst! — Was sie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgesonnen,
Mit Grausamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat stille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll ist ihre Bahn.

Nun kommen sie zu heitern Stunden:
Am Schluſs der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was sie entrissen wird gegeben
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu seinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürsten sich berathen.
Sie fühlen sich zu groſsen Thaten,
Zu jedem Opfer sich bereit.
Je einiger sie sich verbündet,
Je sichrer ist das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenstein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchsten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt sich selbst das eigene Geschick.
Gewaltge Kraft die Menschen aufzurufen,
Sie zu befeuern kühnster That,
Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rath,
Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Stufen.
Die zarte Gattin gern an seiner Seite,
Der Terzky Hochsinn, Theclas Jugendlicht,
Max treugesinnt, so wie er thut und spricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen
Solch äuſsres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses innre Zagen
Das ahndungsvoll in enger Brust erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Miſsbehagen
Des Mannes der hoch und immer höher strebt.
Und was kann gräſslicher dem Edlen heiſsen
Als ein Entschluſs der Pflicht sich zu entreiſsen.

Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieses oder jenes wohlgethan?
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Gestirne falsch die noch so herrlich blinken.
Der Zug bewegt sich, schwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz ist wieder frei.

Wallensteins Lager.

Mephistopheles spricht.

Gefährlich ist's mit Geistern sich gesellen!
Und wenn man sie nicht stracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch so still gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen —
Mich zieht die Kameradschaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu stellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr seyd die Wallensteiner,
Ein löblich Volk, so brav wie unser einer,
Ihr kennt auch mich, wir sprechen frei:
Mit einem Wort, daſs ich das Lob vollende:
Da wo nichts ist da habt ihr reine Hände.
Doch das war damals und ich war dabey.
Seyd ihr beysammen? Ja! Wachtmeister?
Hier!
Die Cürassire?
Hier!
Die holkschen Jäger?
Hier!
Croaten?
Hier!
Ulanen?
Hier!
Die Marketenderinnen? —
Ich sehe sie und spare meine Frage,
Die fehlen nicht am Sonn- und Werkeltage.
Wo viel verloren wird ist manches zu gewinnen.

Ein Kind springt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübsche Leute sind
Beständig wohlgelitten.
Soldaten lieb' ich, das ist wahr!
Wer sollte sie nicht lieben?
Da sie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben.
Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld ist bitter.
Es lebe St. Georg der Held,
Die Helden, seine Ritter!

Mephistopheles zu den Soldaten.

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es ist nun andre Zeit.
Die Herrscher wissen was sie wollen,
Und ist ein groſser Zweck erreicht,
So sollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeschrey ist: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragoedie. spricht.

Verstummst du, Schwester, trittst zurück verlegen?
Als wärst du hier ein fremder Neulings-Gast.

Epos.

Gar vieles hat mir heut schon obgelegen,
Dem mannigfalt'gen Wort erlieg' ich fast.
Nun kommt mir noch ein Schwierigstes entgegen.
Wie faſs' ich an, wie heb' ich diese Last?
Wer gäbe mir in dieser Zeiten Meere
Zu schwimmen Kraft! O! wenns der Anfang wäre.

Ich seh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort sich vor den Augen weitet,
Zum gränzenlosen Raum verliert sich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrscher mächtig und verständig.

Doch ach! das Reich bis zu dem Fuſs der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth,
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran sich drängend führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Pohlen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, suchen Tod.
So macht der Herrschaft, so des Raubs Gelüste
Den Mittelpunct des Reichs zu Graus und Wüste.

Da greift denn jeder, der sich tüchtig nähme,
Nach Schwerdt und Scepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräſslich straft, daſs Unwill sich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So *Boris*, so *Demetrius*, *Marina*,
In wildem Wust bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewissen
Einheimischen und Fremden in der Brust,
Bis nun erscheint was alle längst vermissen,
Ein Heldensproſs, dem Land zu Glück und Lust.
Er wird sich in's Geschick zu fügen wissen,
Es fügt sich ihm daſs alle, sich bewuſst
Des eignen Heils, dem Herrscherwort sich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt sich's auf, er kehrt in seine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeſsnen Land,
Nun wirken groſse, gröſsere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig innrer Stand.
Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
Die Völker, sonst von allem abgewandt,
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum spricht.

Vom fernen Osten, ja vom fernsten her
Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
Doch herrlicher als Kron und Scepter glänzt
An seiner Seite Tochter *Turandot.*
Zwar sagt man von der Jungfraun schönem Chor
Die Herzen sämmtlich seyen räthselhaft;
Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
So viele Räthsel in den Kopf gesetzt
Daſs mancher Freier scheiternd unterging.

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
Zur langen Reise eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
So führt' ich sie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
Den Geist zu prüfen dieses groſsen Hofs;
Doch sie verstummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende sey sie ihrer ganzen Kunst.
Denn wie ihr schon die Träume wahrgemacht,
So löstet ihr auch jedes Räthsel auf.
Und welches Wort sie immer sucht und wählt
In Redeknoten listig zu verstricken:

Zum Beispiel Majestät, und Häuſslich Wohl.
Thron und Verdienst und rein verbreitet Gluck.
Das alles findet sie vor Augen klar.
Sie giebt sich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorsam.
Und so ist auch mein letzter Wunsch erfüllt,
Wie tausend Wünsche heut befriedigt wogen,
Wir ziehen gern, wenn auch besiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben sehe,
Der letzte bin, laſst für die Vorderleute
Ein freundlich Wort mich sprechen! Wenn ich nämlich
Dies kleine Volk als Masken präsentire,
So spricht sich's aus, das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter schlägt;
So danken alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dies Gefuhl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich nicht zu viel zu reden
Und sie hat recht! Das Alter hört sich gern
Und wenn es auch nicht viel zu sagen hat.
Wie soll ich hier, als nur gezwungen schweigen,
Wo gränzenloser Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büſsen.
Wenn ich weit eher, als ich wollte, schwieg.

Epilog.

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach bescheiden
Schlängelnd still im Thale flieſst,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbversteckt sich weiter gieſst,
Hört er öftermal die Flöte,
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen
Daſs man mich zum Fluſse macht.
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laſs ihn gehen:
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund.
Sönne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluſs, zum erstenmale,
Geb' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag *in Begleitung von* Pallas *und* Clio *führt* Wissenschaften *und* Künste *vor.*

Aurora, Epos *und* Tragoedie *empfangen sie.*

Tag.

Heil, o Schwestern! dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht gethan.
Was die Dichtkunst euch verliehen
Führet ihr mit Lust heran.

Nun mag sich Kunst und Wissenschaft erholen,
Darstellen wie sie sich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunst habt ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.
Denn sie bricht, gleich einer Quelle,
Felsen durch wo's ihr gefällt,
Und versendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Ereigniſs,
Der Pflege wollen sie empfohlen seyn,
Drum führ' ich sie, ein gültig Zeugniſs
Daſs es vorlängst geschehn, mit mir herein.

So sprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winktest uns. Geräuschlos kamen
Wir eine nach der andern, das zerstörte Haus.
Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landschaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unsers Fürsten Willen,
Des hohen Sohn's, der unablässig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Dafs jede schnell das Beste schafft;
Der unsern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In stillen Tugenden erbaut,
Sie die in schreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geschaut.

Nun aber feiern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Fest ergrünt. —
Ihr tretet vor aus Eurem Kranze,
Ich rühm' euch wie ihr es verdient.

Kommt her geschäft'ge Dienerinnen,
Unsterblich, unermüdet, reich,
Was schön und nützlich auszusinnen
Den Göttern des Olympus gleich.

(*Sie deutet auf eine nach der andern.*)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmosphäre,
Dem Grillenwechsel forscht sie nach.

Erdkunde.

Und diese hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Uebersicht;
Ertheilt von rasch erfahrner Kunde
Dem Fürstenpaare treu Bericht,

Botanik.

Und Fürst und Fürstin schmücken diese
Daſs sie sich selber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradiese,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene die in ihrem Kreise
Sich immer kräftig still bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weise
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menschen lehrt sich selbst genügen,
Gefesselt gern am Boden bleibt,
Indem sie, mit gewissen Zügen,
Die lange reine Furche schreibt;

Dagegen schaut sie mit Entzücken
Wie grün der neue Halm sich bläht
Und auf der Berge festem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie ist's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle kindlich schauen;
Gefördert sey sie, wie verehrt.

Die Künste.

Was die Künste sich erkühnen,
Baukunst, Bildkunst, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günst'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben sie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Musterbilder dargebracht,
Die Ihr günstig aufgenommen.

Tonkunst.

Und diese, die sich gern in Töne sonst verbreitet,
Sie zog mit uns im stillen fort;
Im Tacte hat sie uns geleitet,
Und gab uns manch melodisch Wort.

So steh'n wir zuversichtlich alle
Und schämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in diesem ist es Pflicht.
Noch manche Tugend schmückt sich ungeduldig
Und rüstet sich zur That geschwind:
Denn Rechenschaft, wem wären wir sie schuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchsten sind.

Die Tochter hat Sie uns gesendet.
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin sich Blick und Finger wendet
Dahin bewegt sich unsre Zahl.
Und schon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und schön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen sie empor. —

Nun aber an die Wiege! Diesen Spröſsling
Verehrend, der sich schnell entwickelnd zeigt,
Und bald herauf, als wohlgewachsener Schöſsling,
Der Welt zur Freude hoch und höher steigt.
Sein erster Blick begegnet unserm Kreise,
Er merkt sich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet sich an einer jeden Weise,
Gewöhnt sich an sein eigen Glück.

Er sey ein Harfner, dem die Musen
Den Psalter wohlgestimmt gereicht,
Und so gelingt's dem freien Busen:
Denn alle Saiten schweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt man weiſs nicht wie. —
Sein Leben sey im Lustgesange
Sich und den andern Melodie.

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geschmückten Reisetafeln.

Tag.

Ach warum schon unterbrochen!
Warum trübst du unsern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück.
Wagen wir nicht auszusprechen
Wie uns diese Zeit ergötzt,
Wo der Geist ohn' Unterbrechen
Jegliche Secunde schätzt.
Soll uns das vorüber schwinden,
Als wenn alles eitel sey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles ist vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muſs erst frommen.
Groſses in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüber ging.
Mögen frische Tafelpaare
Glücklich zeichnen Ihre Bahn!
Wandle Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit heitern Augenbraunen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verstummen, das Erstaunen
Bildet sich als Liebe fort.

Personal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Grün.
Knaben	Rehbein, Ludecus.
October	v. Poseck.
November	v. Fritsch.
December	Frl. v. Hagke.
Weihnachts-Kinder	v. Münchhausen. Huschke. Güldemeister.
Nacht	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrodt. Stichling. Vulpius.
Tragödie	Frl. Schopenhauer.
Comödie	Frl. v. Baumbach.
Epos	Frl. v. Werther.

Festzug.

Ilme	Frl. v. Staff.
Musarion	Fr. Zwierlein.
Phanias	Pinther.
Oberon	C. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Elfen	v. Fritsch. v. Fritsch. Dufour.
Feen	M. v. Spiegel. Gayl. Stichling d. ä.
Huon	v. Schenk.
Amanda	Frl. v. Milkau.
Fatime	Frl. v. Germar.

Barde	v. Könnritz.
Aeon	v. Seebach.
Aeonis	Frl. v. Seebach.
Terpsichore	Frl. v. Herder.
Adrastea	Frl. v. Froriep.
Cid	v. Tompson.
Ximene	Fr. v. Werther.
Uraka	Frl. Ruhlmann.

Mahomet	v. Stromberg.
Palmira	Frl. v. Niebecker.
Seide	v. Werther.
Georg	v. Hagke.
Götz v. Berlichingen	v. Schiller.
Götzens Kind	v. Egloffstein.
Götzens Frau	Fr. v. Heimrodt.
Franz	Brunquell.
Maria	Frl. v. Hufeland.
Weisling	v. Gerstenberg.
Adelheid	Fr. Gille.
Brautführer	Vulpius.
Brautführerinnen	Frl. v. Herder. Müller. Hirt. Asverus.
Bräutigam	Skell.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeuner - Hauptmann	Müller.
Hauptmännin	Grfn. Beust.
Zigeunerinnen	Fr. Vulpius. Melos.
Zigeuner - Mädchen	Frl. v. Stockhausen. v. Schiller. v. Witzleben. L. Müller. Th. Kirsten. v. Stein.
Faust, als Doctor	v. Buchwald.
Faust, als Ritter	v. Comnenos.
Wagner	v. Mandelsloh.
Mephistopheles	v. Goethe.
Zauberin	Fr. v. Germar.

Gretchen	Grfn. v. Beust.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Burgermädchen	Fr. Schütz. Frl. Kirsten.

Fürstin Mutter	Fr v. Münchhausen.
Beatrice	Frl. Ackermann.
Aurora	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Geſsler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Zwierlein.
B. v. Brunck	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Froriep.
Walther Fürst	v. Struve.
Werner Staufacher	Riemer.
Melchthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Mertschersky.
Staufachers Frau	Fr. Coudray.
Schweitzerinnen	Frl. Czeitsch. Seidel. Kämpfer.
Wallenstein	v. Lynker.
Herzogin	Fr. v. Stein-Kochberg.
Thekla	Grfn. Carol. v. Egloffstein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Max	Nikolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeister	v. Wangenheim.

Trompeter	Grf. v. Keller.
Holkische Jäger	v. Häſsler. v. Bibra.
Curassier	Grf. v. Westerhold.
Croaten	v. Groſs. v. Struve.
Marketenderinnen	Frl. v. Münchhausen. v. Pogwisch.
Marketender-Kind	Frl. v. Münchhausen.
Recrut	Leporides.
Uhlanen	v. Waldungen. Coudray.
Dragoner	Sieber.
Czaar Boris	v. Helldorf.
Axinia	Fr. Riemer.
Demetrius	v. Gagern.
Romanow	Prinz Paul von Mecklenburg.
Marina	Frl. v. Lincker.
Odowalsky	Hagenbruch.
Turandot	Fr. v. Spiegel.
Kaiser Altoum	v. Arnim.
Adelma	Fr. v. Goethe.
Calaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershausen.
Pantalon	v. Helldorf.
Brighella	v. Fritsch.
Trufaldin	v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag . . .	Fr. v. Fritsch.
Pallas	Frl. v. Brawe.
Knaben	v. Heimrodt. v. Buchwald.
Clio . . .	Fr. v. Lyncker.
Himmelskunde . .	Grfn. v. Fritsch.
Erdkunde . . .	Frl. v. Harstall.
Ackerbau . . .	Frl. v. Buttlar.
Botanik	Frl. Weyland.
Plastik	Frl. Kämpfer.
Baukunst . . .	Frl. Salomon.
Malerey . . .	Fr. v. Olechkaditsch.

Bey

Allerhöchster Anwesenheit

Majestät der Kaiserin Mutter

Maria Feodorowna

in

Weimar

Maskenzug.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung
1819

6803793 × 0

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorläufige Anzeige.

Als Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroſsherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchst Dieselben: daſs dabey einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannigfaltig gelungenen Arbeiten beyspielweise hingedeutet werden solle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr summarisch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius, in Pilgertracht, eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. *Zwey Knaben* mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten, und sich derselben zu freuen. Drey Monate treten auf. *October*, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbekränzten Genius. *November* in Jäger-Gestalt; fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeier. *December*, hausmütterlich herantretend, mit *Kindern*, die an den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergötzen, und ein herannahendes der Welt segenreiches Geburtsfest anzukündigen.

Die *Nacht*, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahrszeit, so wie über die Fest-Stunden sich anmaſsend, führt den *Schlaf* herein, von *Träumen* umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde, welche den meisten Menschen nur als Wunsch und Traum erscheinen, Begünstigten aber als Wirklichkeit verliehen sind.

Drey verschwisterte treten auf. *Epos* die Heldendichtung, sonst nur Unheil unter den Groſsen besingend, erfreut sich glückbringender Einigkeit der höchsten Herrscher.

Tragödie, gleichsam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daſs das Ungeheure auch einmal heilbringend sey.

Comödie, fühlt sich heiter in den Uebrigen, geht, sich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genieſsen. Jene beyden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten sich, dem heutigen Feste zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweisen.

Fest-Zug

Die *Ilme* tritt auf, in der Ueberzeugung, dafs sie das Räthselhafte dieser Gestalten-Reihe am besten zu deuten wisse. *Wielands* Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältnifs zu seiner Fürstin berührt, des Tieffurter Aufenthaltes mit Anmuth gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von *Phanias* und zwey *philosophischen Gegnern.* Die Lehre von Mäfsigung, Genügsamkeit, heiterm Genufs und stiller Duldung wird, nach des Dichters eigenster Weise, kürzlich ausgelegt.

Oberon und *Titania*, mit *Feen* und *Elfen* erscheinend, gestehen, wie sie ihre Wiedervereinigung diesem schönen Tage verdanken, und bekennen sich als Lehnsleute der Allerhöchsten Güte.

Hüon und *Amanda*, durch der kleinen Geister Versöhnung auch mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, bezeigen sich dankbar für die segenreiche Wirksamkeit. *Scherasmin* und *Fatime* stimmen ein.

Der Uebergang zu *Herders* Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schlieſsen." Deſshalb sind *Legende* und *Barde* vorgeführt.

Terpsichore, noch gewöhnt zu patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergestellt durch *Adrastea*, die Allrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf *Aeon* und *Aeonis*. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäſs, versteht ihn zu beschwichtigen, wozu das herzerhebende Fest ihr die besten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichste Epoche Spanischer Rittertage, zeugend vom Uebergewicht christlicher Heldenkraft über Mahometanischen Hochsinn, erscheinen *Cid*, *Ximene*, *Uraka*. Was sie andeuten, bringt jene, den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte, Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines *lebenden* Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die *Ilme* tritt abermals hervor, und indem sie ihm die Beständigkeit seiner Neigung zu ihr zum Verdienst macht, rechtfertigt sie die ihrige. Ein Ueberblick theatralischer Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgende Glieder des Zuges dramatische Werke sind.

Mahomet erscheint mit *Palmyren* und *Seiden*. Als Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie solche früher die Alten, späterhin besonders die Franzosen beliebt, kann diese Darstellung wohl gelten.

Die Aussicht auf eine freyere Dichtart wird gegeben. *Götz von Berlichingen* tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgesöhnt. Wir sehen *Gattin*, *Sohn* und *Schwester*, voran den treuen *Georg*. *Weislingen*, *Adelheid* und *Franz* dürfen nicht fehlen. *Landvolk* zeigt sich, den einfachen Lebensgenuſs zur verworrensten Zeit, *Zigeuner* dagegen, den gesetzlichen Zustand aufgelöst anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch sinnvolle Sprüche, die harten Vorwürfe von sich und den Ihrigen abzulehnen und auch sich und ihre Sippschaft höchster Gunst würdig darzustellen.

Das Personal von *Faust* giebt Anlaſs zu einem umgekehrten Menechmenspiel. Hier sind nicht Zweydie man für Einen halten muſs, sondern Ein Mann, der im Zweyten nicht wieder zu erkennen ist. *Faust als Doctor*, begleitet von *Wagner*; *Faust als Ritter*, *Gretchen* geleitend. Die *Zauberin*, die das Wunder begeistet, mit glühendem Becher, tritt zwischen beyden Paaren auf. *Mephistopheles* verläſst *Marthen*, um seine Gesellschaft selbst zu exponiren. Er deutet auf eine zweyte Erscheinung. Zum Zeugniſs, daſs dies alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, ist noch frische *Jugend* damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet sich nun, als an ihrer eigensten Stelle, da sie Musterbilder von *Schillers* Werken vorzuführen hat.

Braut von Messina tritt auf. *Mutter* und *Tochter*. Das verwaiste Paar von *Aurora* eingeführt. Der Charakter dieser Schicksals-Tragödie wird vorgetragen, derselben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer solchen, mit furchtbarer Consequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entschiedener Meisterhand, sich uns grauenvoll entgegen stellt, sind wir zum düstersten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes *Kind*. *Walther Fürst*, *Werner Staufächer*, *Arnold Melchthal*, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gut gesinnten *Hausfrauen* zieren die Gesellschaft; so wie die bisher abgesonderten Geschlechter, *Rudenz* und *Bruneck*, sich gerne fügen. Mehrere *Landsleute* werden willkommen geheiſsen. Ja sogar die Gestalt *Geſslers* wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freyeren Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht bloſs durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. *Wallenstein* tritt auf in seiner Kraft, die zarte nachgiebige *Gattin* an seiner Seite. Dämonisch begleitet ihn *Gräfin Terzky* an der andern. *Max*, *Thekla* und ihre vertraute *Neubrunn* ahnen die bevorstehenden Schicksale nicht. Höchste Selbstständigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den auſserordentlichen Mann. Aber ach! zu groſse Selbstsucht, wankende Treue, vergiften sein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn sogar. Der *Sterndeuter* will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweisen, die der Mann seinem eignen Charakter verdanken sollte.

Wallensteins Lager verleiht uns eine Musterkarte des seltsamen Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zusammen gerufen. Eingeführt werden sie auf ihre eigene Weise, und wir treffen hier auf den heitersten Punkt unserer Darstellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielversprechenden Fragmente Schillers, der Wendepunkt Russischer Geschichte angedeutet werden sollte. Wir sehen dieses hohe würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Usurpator: *Boris* und *Demetrius*. Schwer ist solch' ein Zustand zu schildern, der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. *Marina*, *Axinia*, *Odowalsky* zieren die Gruppe.

Möge, nach so viel Ernst, ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen. *Altoum*, fabelhafter

Kaiser von China; *Turandot*, seine räthselliebende Tochter, stellen ſich vor. *Kalaf*, ein kühner Bewerber, *Adelma*, eine leidenſchaftliche Nebenbuhlerin, *Zelima* und ein wunderliches *Maskengefolge* erbitten ſich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachſicht.

Epilog.

Die *Ilme* kann sich nicht versagen noch einmal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darstellung allzuvieler poetischer Erzeugnisse gleichsam ungeduldig, herein der *Tag*, begleitet von *Pallas Athene*, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten getreuen Stadt feyerlichst erneuert, und von *Clio*, die sich verpflichtet deren Ruhm auf's neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann: *Künste* und *Wissenschaften*. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen glücklichen Nachkommenschaft.

Festzug
dichterische
Landes-Erzeugnisse,
darauf aber
Künste und Wissenschaften
vorführend.

Weimar
18ter December 1818.

Prolog.

Genius, als Pilgrim.

Zwey Knaben mit Reisetafeln.

Eure Pfade zu bereiten
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafel-Flächen
Seht ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen,
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüsse blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis' auf Kreise, Funk' aus Funken,
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgesät,
Räume hast Du nun durchzogen
Wo Du Tochterglück erhöht.
Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blüthenleben:
Denn Du bist es die erblüht.

Nacht *allein tritt auf.*

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
Mein düstrer Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daſs ich alles fülle,
Daſs nur in mir die hellste Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern malt;
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, schweigt.
Wo ist ein Gold zu Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck der diesem sich vergleicht?

Drey Monate treten auf.

Nacht fährt fort.

**Drey Monden sind es die mir Gunst erweisen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;
Ich kann sie diesmal hoch und herrlich preisen:
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.**

October als Weingott.

**Wenn dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin auf's reichbegabte Leben.
Wie er sich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigsüſs die Kelter flieſsen mag,
Das ist es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Festes Fest, ein auserwählter Tag:
Ein Tag so hehr, im Zeitenkreis gestellet,
Der fünf und zwanzigste bleibt seine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, gesellet,
Sich wiederhohl' er überzähligmal.**

Univ.-Bibl. München

November als Schütze.

Dieser, der, nach Jägerweise,
Wälder, Berg und Thal durchstreift,
Tritt herbey zu Deinem Preise,
Da er nicht im Weiten schweift:
Nein! das schöne Glück ergreift
Zu begleiten Deine Reise.

Hinter Ceres Flügelwagen
Wie sich still die Furche schlieſst,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erndtefest ergieſst;
Wird er so auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort gesegnet sehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mutter, mit zwey *Kindern.*

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder barrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen wissen wir nicht leicht! —
(zum *Kinde*)
Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachts-Kinder.

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groſs wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest!
Auf Erden bleibet Ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiſs, wir dürfen Dir uns nah'n,
Uns gönnst Du jede Zeit,
Wie selig ist es zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit.
Bedürfniſs macht die Kinder gleich,
Sie blickt und hilft geschwind.
Denn hoch und niedrig, arm und reich
Das alles ist Ihr Kind.

Schlaf und *Nacht.* *Letzte spricht.*

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt
Steht er geblendet? —
(zum Schlafe) Kann dir nicht gewähren
Wonach du dich schon Stundenlang gesehnt,
Hier ist nicht Ruh, hier sind nicht weiche Pfüle:
Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
Ich schirme dich im glänzenden Gewühle,
Was and're sehn, im Traume zeig' ich's dir.

(Sie fährt fort die Träume auszulegen.)

Vier Träume.

Menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend.

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrschend über Sturm und Welle
Sey wenigen, den würdigsten zu Theil.

Doch pflichtgemäſs, befehlgemäſs zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey mehrerer, sey des Verdienst's Geschick.

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört.
Das haben viele sich errungen,
Genieſsen sie es ungestöhrt.

Doch wieder jung in seinen Kindern werden,
Auf ewige Tage sich zu freun,
Das ist das höchste Glück auf Erden
Und ist der ganzen Welt gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger säumen,
Und sage mit Besonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein ist's Wirklichkeit.

Er träume fort und schaue geist'gen Blicks
Was Euch die Götter Günst'ges zubereiten.
Wir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetrost für ewige Zeiten.

Drey Dichtarten.

Epos, Tragödie, Comödie.

Epos.

Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergröſsten war ich stets vertraut.
Wenn andre staunen, wenn verwirrt sie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen hegt' ich, hegt' Ulyssen kräftig,
Im Tiefſten froh, an heitrer Lebensbrust
Und alles Andre was umher geschäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust;
So zuversichtlich trat ich hier herein,
Nun schein ich mir nur mein Gespenst zu seyn.

Sonst wiederhohlt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnon, sich entzweit,
Den Jammer um Patroklos, Hektors Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tausend aber tausend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erscheinen,
Die Groſsen sehn sich, einen sich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenschaften, gräſslicher Gewinn!
Heut aber muſs ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich's zu Festen.

Comödie.

Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir ähnelt führ' ich froh heran.
Hier seh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile was ich sonst gegeben. *(entfernt sich)*

Epos.

Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muſs uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir sind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck ist uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverständ'ger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.
Nothwendigkeit und Schicksal! herbe Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht störrisch darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die schönste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preise selig der erfährt,
Was Millionen sich erflehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu stehen;
Dies hohe Glück ist uns gewährt. —
Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges,
Wie froh beschleunigt jeder seinen Gang:
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fluges,
Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Von Euch bemerkt Euch nah zu stehn
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund vorläufig anerflehn.
Damit jedoch in solchem Lustgetümmel,
Der Sinn erscheine der verschleiert liegt,
Gestaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
Dem innern Sinn so wie dem äuſsern gnügt;
So melden wir: daſs alles was vorhanden,
Durch Musengunst den Unsrigen entstanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
Wenn er ein Landerzeugniſs! — Mag der beste
Dem Ausland bleiben! — Eigner Fleiſs beglückt,
Und eignet sich dem Anschaun höchster Gäste.“
So sagte Jene die uns angeregt,
Selbstthätig weiſs uns alle zu beseelen;
Geschieht nunmehr was sie uns auferlegt;
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugnissen dem Dichtergeist
Im stillen Thal der Ilme längst gelungen,
Ist mehrentheils was dieser Zug beweist.
Er kommt! Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — sag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutnisse gegeben,
Vorüber sind, so sey zu Lust und Leben
Was sie vermocht vor diesen Tag geführt.

Festzug.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen;
Sey es dir zu höchstem Lohne.

Solchen Augenblick verehre;
Wenn das Glück dir solchen gönnte!“
Also klingt vom Oriente
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluten.

Die Ilme tritt auf.

Wenn die Ilme, still im Thale,
Manchen goldnen Traum gegängelt;
So erlaubt, daſs hoch im Saale
Sie den Feyerzug durchschlängelt.

Denn ich muſs am besten wissen
Wie das Räthsel sich entsiegelt;
Die sich solcher Kunst beflissen
Haben sich in mir bespiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied enstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingeflöst nach allen Landen.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieſs er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäſsigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bey ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaſst;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Muſarion

(ſpricht Phanias)

Ein junger Mann von ſchönen Gaben,
Von edlem Sinn und raſcher Lebensluſt,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Bruſt.
Geſellen, Freunde, weibliche Geſtalten
Von groſser Schönheit, kreiſen um den Tag.
Bei Feſt und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück was es im Glanz vermag.
Doch ſolch ein Rauſch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles iſt verſchwunden.

Er ſteht allein! Jetzt ſoll Philoſophie
Bald ernſt, bald ſchwärmeriſch, ihn heilen,
Die eine fordert ſtreng, die andre würdigt nie
Am Boden thätig zu verweilen
Den Sie bebauen ſollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt iſt jede Kraft:
Verdüſtert Haupt, erfroſtet alle Glieder,
So wirft er ſich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kömmt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's die mir die besten Lehren giebt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Ueberspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laſs ihn fühlen, was ihm selbst gebricht:
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln.
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt.
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigste was es giebt.
Fürwahr, es wechselt Pein und Lust.
Genieſse wenn du kannst, und leide wenn du muſst.
Vergiſs den Schmerz, erfrische das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt.
Gelingt es dir den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."
Wer von dem höchsten Fest nach Hause kehrt,
Und findet was Musarion gelehrt:
Genügsamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebsten froh!
Der Gröſst' und Kleinste wünscht es immer so.
Gesteht, es war kein eitles Prangen,
Mit diesem Bild den Schauzug anzufangen.

Oberon.

Das kleine Volk das hier vereint
In luftigem Gewand erscheint,
Sind Geister voller Sinn und Kraft
Doch wie der Mensch, voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweiten sich aus Eigensinn
Und wirkten, schadenfroh entbrannt.
Anheut jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Längst an Verdruſs und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt,
Wohl wissend wie vor Eurem Blick
Miſswollen bebt und Haſs zurück.

Denn daſs die Wesen sich entzwei'n,
Das mögte ganz natürlich seyn;
Jedoch Natur, beherrscht von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute das ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt,
Der Hüon heiſst, Amanda sie,
Litt groſse Noth und herbe Müh,
Weil Zwist in dieser Geister Schaar
Auch Zwist in seinem Schicksal war.

Das alles habt Ihr abgestellt,
Den Himmel diesem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die schwerste That
Ward ihm geboten; diese schafften Rath.
Mehr darf ich mich zu sagen nicht erkühnen.
Doch es beweist sich daſs es Wahrheit sey:
Gott, seinem Kaiser, Einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn erſprieſst,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden
Das tausendquellig durch die Länder flieſst.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergötzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düstrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinens gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches was alle wollen sollten.

Wo sich's versteckte wuſst er's aufzufinden,
Ernsthaft verhullt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn, der Zukunft zu begründen
Humanität sey unser ewig Ziel.
O! warum schaut er nicht, in diesen Tagen,
Durch Menschlichkeit geheilt die schwersten Plagen.

Terpsichore. Adrastea.

Denn ach! bisher! das goldne Saitenspiel
Terpsichores ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus schmerzlich tiefer Brust:
Die Welt umher sie lag zerrissen,
Entfloh'n die allgemeine Lust!
Das Leben selbst, man konnt' es missen.
Doch Adrastea zeigte sich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten sich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

Aeon und *Aeonis.* Letzte spricht.

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Geſtalt,
Ihr seht es jung, ihr seht es alt;
Zusammen gehen sie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie,
Die Zeit verschiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert sie.
So weise, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehrt.
Was galt, es soll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem ist erprobt,
Das was er schalt, darf er nicht schelten,
Nicht loben was er sonst gelobt;
Sogar in seinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man sucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt gehorcht man nicht.

Er würde sich das Leben ſelbſt verkürzen,
Verzweifelnd sich zum Orkus stürzen;
Doch seine Tochter hält ihn fest,
Versteht ihn lieblich zu erfreuen,
Beweist, mit tausend Schmeichleien,
Daſs er sich selbst weit hübscher hinterläſst.

Was ihm entging, sie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg' ist ohne Zahl;
Was ihn verlieſs, es kam ihr nachgeronnen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tausendmal.
Zum Glücke laſst Ihr uns herein:
Denn solch' ein Fest konnt' er sich nicht erwarten;
Er sieht es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich; was mein ist, bleibt auch sein.
Er fühlt sich besser, als in besten Zeiten,
Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

C i d.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde?
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht.

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
Ehre seines Hauses rettet;
Aber Sie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vasallen;
Seinem Könige getreuster,
Bald erhoben bald verbannt.

Und Ximene Hausesmutter,
Rein beschränkt auf ihre Töchter,
Wenn Urraka still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde?
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht.

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniſs.
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören
Wie es unser *Herder* gab.

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daſs nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere.

Die Ilme.

Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen
Den anzukünd'gen der nun folgen soll.
Er muſs sich jetzt zur Einsamkeit bequemen;
Doch ist sein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiſs daſs er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume sämmtlich, die mich hoch umschatten,
Die Felsen rauh und seltsam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute lieſs er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch seyd ihm gnädig! wohlgestimmt erduldet,
Wenn Seltsames vielleicht vor Euch erscheint.
Als Dichter hat er manches zwar verschuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich sehe mich allein, die andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz, und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens.
Denn von auſsen und von innen
Ist gar manches zu gewinnen.

Daſs nun dies auch Deutsche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Lieſs er auf der Bühne schauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerst, dann viele
Kamen zum belebten Spiele,
Immer nach verschiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen.
Da denn unter diesem Haufen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befasse,
Sondern bittend Euch verlasse:
Daſs Ihr's freundlich mögt beschauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

Mahomet.

Der Weltgeschichte wichtiges Ereigniſs:
Erst Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniſs
Ein Neu Gesetz den Völkern auferlegt.
Die gröſsten Thaten die geschehen,
Wo Leidenschaft und Klugheit streitend wirkt,
Im kleinsten Raume dargestellt zu sehen
In diesem Sinn ist solch' ein Bild bezirkt. —

Das einzig macht die Kunst unsterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daſs sie was groſs und würdig, was verderblich
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch muſste sie bei Füll' und Reichthum denken
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beschränken.

Der Gallier that es wie's der Grieche that;
Der Britte doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand sich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die so gerne
Geschäftig schwärmt, den Tag im Tag vergiſst,
Von nächster Nähe bis zur weitsten Ferne
Die schnellsten Wege hin und wieder miſst,
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

Dort wird Verstand gefordert um zu richten
Ob alles wohl und weislich sey gestellt,
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer sich verbinden,
Sich wechselseits erwärmen und entzünden.

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht.
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit
Wo Deutschland, in- und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte, Zepter, Krummstab, Schwerdt,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte kriegerisch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagniſs galt.

Ein Deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu seyn.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam,
Bald gab er selbst, bald brach es das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daſs zuletzt die Woge die ihn trug
Auf seinem Haupt verschlingend überschlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitensturm unwillig unterging.

Ihm steht entgegen, selbst gewiſs, in Pracht,
Des Pfaffenhofes listgesinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenschaftlich wirkend Frauensinn.
Das wankt und wogt, ein streitend Gleichgewicht,
Die Ränke siegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite steht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tags des Leidlichen sich freut.

Und fernerhin Zigeuner zeigen an
Es sey um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend schwebt,
So melden sie daſs man im Düstern lebt,
Sind räuberisch, entführen oft zum Scherz,
Wahrsagerinnen, Menschen Geist und Herz.

Zigeuner - Tochter *tritt vor.*

Schwestern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen sagen.
(zur Gesellschaft.)
Eure Gnade sey zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.
Werde wahrzusagen wissen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unsre Augen brennen
Lichterloh in Finsternissen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unserem Geschlechte
Nur das Höchste heilig däuchten,
Gold und Perlen und Juwelen
Können solcher edlen Seelen
Himmelsglanz nicht überleuchten.
Der allein ist's der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb', so süſs vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne:
Doch sie steigt vom Throne nieder
Und beseligt niedere Hütte.

Kennet Wunsch, Bedürfniſs, Bitte
Längst bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem thut sie Gnüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knösplein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

Faust.

Mephistopheles tritt vor.

Wie wag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher der sich hoch fürtreflich preist.
Verstellung sagt man sey ein groſses Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaſster
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts: denn alles ist dadrauſsen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Betheur' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht,
So muſs ich's denn wie vieles andere wagen.

Hier steht ein Mann, ihr seht's ihm an,
In Wissenschaften hat er g'nug gethan,
Wie dieses Vieleck das er trägt
Beweist, er habe sich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniſs g'nug erworben,
Ist er der Welt fast abgestorben.
Auch ist, um resolut zu handeln,
Mit heiterm Angesicht zu wandeln,
Sein Aeuſseres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;

Und sein Geselle wohlbedächtig,
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und sich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte sich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er daſs es auch nicht ging.

Gequält wär' er sein Lebelang;
Da fand er mich auf seinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich daſs das Leben
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht sollt' in Grillen, Phantasien
Und Spintisirerei entfliehen.
So lang man lebt, sey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verständig,
Lieſs alsobald sich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künsten.
Die gute Dame war zu Diensten.
An einem Becher Feuerglut
That er sich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh man's versah
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn ist keine Spur,
Das ist derselbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dies ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward alles leicht.
Ihr seht den Ritter, den Baron
Mit einem schönen Kinde schon.
Und so gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe selbst auf eure Gunst!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das schönste Kind dem treusten Freund verbinden,
Das ist gewiſs nicht schwarze Kunst.

Braut von Messina.

Aurora spricht.

Bedrängtes Herz! umstürmt von Hindernissen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innersten zerrissen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen
Der stechend schwer mir auf dem Busen liegt.
Ich soll mit mir, Ich soll mit andern kämpfen;
Besieg' ich diesen Feind, der andre siegt.

So aus der Tiefe dieser Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum schmalen Himmelsklar!
Schon wird es besser! ach! ich durfte weinen!
Ein Sonnenabglanz heilt und hebt mich gar.
Und schon begegn' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entsühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich sehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerschlag erschreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit schwer gesenkter Nebel-Schichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgiebt, der Himmel flammet,
Seltsam geregelt, Strahl am Strahle strahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte mahlt:
Das Schicksal sey's das ohne Schuld verdammet.

So sprech' ich's aus im Namen dieser beiden;
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist;
Von unverhofften unverdienten Leiden,
Wie scheues Wild vom Jägergarn umkreist.
Vergebens willst du dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen wo es bitter heifst:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Räthsel, räthselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte *Schiller* drängen,
Der Sinnende der alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —
Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Geängsteten die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

Tell.

Wie herrlich rasch tritt dieser Zug hervor!
Sie bringen von Elisiums Gestaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugend-Flor.
Doch immer ernst! — Was sie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgesonnen,
Mit Grausamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat stille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets mühevoll ist ihre Bahn.

Nun kommen sie zu heitern Stunden:
Am Schlufs der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was sie entrissen wird gegeben
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu seinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürsten sich berathen,
Sie fühlen sich zu groſsen Thaten,
Zu jedem Opfer sich bereit.
Je einiger sie sich verbündet,
Je sichrer ist das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

Wallenstein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchsten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt sich selbst das eigene Geschick.
Gewaltge Kraft die Menschen aufzurufen,
Sie zu befeuern kühnster That,
Im Plane sicher, mit sich selbst zu Rath,
Des Kaisers Günstling, nächst an Thron und Stufen.
Die zarte Gattin gern an seiner Seite,
Der Terzky Hochsinn, Theclas Jugendlicht,
Max treugesinnt, so wie er thut und spricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angst und Grauen
Solch äuſsres Glück im hellsten Licht zu schauen.

Woher denn aber dieses innre Zagen
Das ahndungsvoll in enger Brust erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Miſsbehagen
Des Manns der hoch und immer höher strebt.
Und was kann gräſslicher dem Edlen heiſsen
Als ein Entschluſs der Pflicht sich zu entreiſsen.

Da soll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieses oder jenes wohlgethan?
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Gestirne falsch die noch so herrlich blinken.
Der Zug bewegt sich, schwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz ist wieder frei.

Wallensteins Lager.

Mephistopheles spricht.

Gefährlich ist's mit Geistern sich gesellen!
Und wenn man sie nicht stracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch so still gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen —
Mich zieht die Kameradschaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu stellen.

Ein *Kind* springt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübsche Leute sind
Beständig wohlgelitten.
Soldaten lieb' ich, das ist wahr!
Wer sollte sie nicht lieben?
Da sie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben.
Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld ist bitter.
Es lebe St. Georg der Held,
Die Helden, seine Ritter!

Mephistopheles zu den Soldaten.

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es ist nun andre Zeit.
Die Herrscher wissen was sie wollen,
Und ist ein groſser Zweck erreicht,
So sollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeschrey ist: Mannszucht! Nun davon!

Demetrius.

Tragoedie. spricht.

Verstummst du, Schwester, trittst zurück verlegen?
Als wärst du hier ein fremder Neulings-Gast.

Epos.

Gar vieles hat mir heut schon obgelegen,
Dem mannigfalt'gen Wort erlieg' ich fast.
Nun kommt mir noch ein Schwierigstes entgegen.
Wie faſs' ich an, wie heb' ich diese Last?
Wer gäbe mir in dieser Zeiten Meere
Zu schwimmen Kraft! O! wenns der Anfang wäre.

Ich seh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüssen rasch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort sich vor den Augen weitet,
Zum gränzenlosen Raum verliert sich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrscher mächtig und verständig.

Doch ach! das Reich bis zu dem Fuſs der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth,
Denn wilde Horden, kluge Nationen,
Heran sich drängend führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Pohlen ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden bringen, suchen Tod.
So macht der Herrschaft, so des Raubs Gelüste
Den Mittelpunct des Reichs zu Graus und Wüste.

Da greift denn jeder, der sich tüchtig nähme,
Nach Schwerdt und Scepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräſslich straft, daſs Unwill sich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtsinn auch erringt sich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So *Boris*, so *Demetrius*, *Marina*,
In wildem Wust bald Rex und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewissen
Einheimischen und Fremden in der Brust,
Bis nun erscheint was alle längst vermissen,
Ein Heldensproſs, dem Land zu Glück und Lust;
Er wird sich in's Geschick zu fügen wissen,
Es fügt sich ihm daſs alle, sich bewuſst
Des eignen Heils, dem Herrscherwort sich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt sich's auf, er kehrt in seine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeſsnen Land,
Nun wirken groſse, gröſsere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig innrer Stand.
Für Wissenschaft und Kunst und Handwerk danken
Die Völker, sonst von allem abgewandt,
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Turandot.

Altoum spricht.

Vom fernen Osten, ja vom fernsten her
Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt;
Doch herrlicher als Kron und Scepter glänzt
An seiner Seite Tochter *Turandot.*
Zwar sagt man von der Jungfraun schönem Chor
Die Herzen sämmtlich seyen räthselhaft;
Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
So viele Räthsel in den Kopf gesetzt
Daſs mancher Freier scheiternd unterging.

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
Zur langen Reise eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
So führt' ich sie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
Den Geist zu prüfen dieses groſsen Hofs;
Doch sie verstummt und raunt mir nur ins Ohr:
Am Ende sey sie ihrer ganzen Kunst.
Denn wie ihr schon die Träume wahrgemacht,
So löstet ihr auch jedes Räthsel auf.
Und welches Wort sie immer sucht und wählt
In Redeknoten listig zu verstricken:

Zum Beispiel Majestät, und Häuſslich Wohl,
Thron und Verdienst und rein verbreitet Glück,
Das alles findet sie vor Augen klar.
Sie giebt sich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorsam.
Und so ist auch mein letzter Wunsch erfüllt,
Wie tausend Wünsche heut befriedigt wogen.
Wir ziehen gern, wenn auch besiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben sehe,
Der letzte bin, laſst für die Vorderleute
Ein freundlich Wort mich sprechen! Wenn ich nämlich
Dies kleine Volk als Masken präsentire;
So spricht sich's aus, das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter schlägt;
So danken alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dies Gefühl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich nicht zu viel zu reden
Und sie hat recht! Das Alter hört sich gern
Und wenn es auch nicht viel zu sagen hat.
Wie soll ich hier, als nur gezwungen schweigen,
Wo gränzenloser Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büſsen,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, schwieg.

Epilog.

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach bescheiden
Schlängelnd still im Thale flieſst,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbversteckt sich weiter gieſst,—
Hört er öftermal die Flöte,
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen
Daſs man mich zum Fluſse macht.
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laſs ihn gehen:
Denn ich bin doch gar zu klein,

Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund.
Sönne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluſs, zum erstenmale,
Geb' ich mich dem Thal zurück.

Der Tag in Begleitung von *Pallas* und *Clio* führt *Wiſsenschaften* und *Künste* vor.

Aurora, Epos und *Tragoedie* empfangen sie.

Tag.

Heil, o Schwestern! dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht gethan.
Was die Dichtkunst euch verliehen
Führet ihr mit Lust heran.

Nun mag sich Kunst und Wiſsenschaft erholen,
Darstellen wie sie sich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunst hab' ich wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.
Denn sie bricht, gleich einer Quelle,
Felsen durch wo's ihr gefällt,
Und versendet ihre Welle
Berghinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Ereigniſs,
Der Pflege wollen sie empfohlen seyn,
Drum führ' ich sie, ein gültig Zeugniſs
Daſs es vorlängst geschehn, mit mir herein.

So sprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winktest uns. Geräuschlos kamen
Wir eine nach der andern, das zerstörte Haus.
Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landschaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unsers Fürsten Willen,
Des hohen Sohn's, der unablässig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Dafs jede schnell das Beste schafft;
Der unsern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In stillen Tugenden erbaut,
Sie die in schreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geschaut.

Nun aber feiern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Fest ergrünt. —
Ihr tretet vor aus Eurem Kranze,
Ich rühm' euch wie ihr es verdient.

Kommt her geschäft'ge Dienerinnen,
Unsterblich, unermüdet, reich,
Was schön und nützlich auszusinnen
Den Göttern des Olympus gleich.
(*Sie deutet auf eine nach der andern.*)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmosphäre,
Dem Grillenwechsel forscht sie nach.

Erdkunde.

Und diese hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Uebersicht;
Ertheilt von rasch erfahrner Kunde
Dem Fürstenpaare treu Bericht,

Botanik.

Und Fürst und Fürstin schmücken diese
Daſs sie sich selber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradiese,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene die in ihrem Kreise
Sich immer kräftig still bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weise
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menschen lehrt sich selbst genügen,
Gefesselt gern am Boden bleibt,
Indem sie, mit gewissen Zügen,
Die lange reine Furche schreibt;

Dagegen schaut sie mit Entzücken
Wie grün der neue Halm sich bläht
Und auf der Berge festem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie ist's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle kindlich schauen;
Gefördert sey sie, wie verehrt.

Die Künste.

Was die Künste sich erkühnen,
Baukunst, Bildkunst, Malerei,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günst'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben sie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Musterbilder dargebracht,
Die Ihr günstig aufgenommen.

Tonkunst.

Und diese, die sich gern in Töne sonst verbreitet,
Sie zog mit uns im stillen fort;
Im Tacte hat sie uns geleitet,
Und gab uns manch melodisch Wort.

So steh'n wir zuversichtlich alle
Und schämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in diesem ist es Pflicht.
Noch manche Tugend schmückt sich ungeduldig
Und rüstet sich zur That geschwind:
Denn Rechenschaft, wem wären wir sie schuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchsten sind.

Die Tochter hat Sie uns gesendet,
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin sich Blick und Finger wendet
Dahin bewegt sich unsre Zahl.
Und schon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und schön, im frohen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen sie empor. —

Nun aber an die Wiege! Diesen Spröſsling
Verehrend, der sich schnell entwickelnd zeigt,
Und bald herauf, als wohlgewachsener Schöſsling,
Der Welt zur Freude hoch und höher steigt.
Sein erster Blick begegnet unserm Kreise,
Er merkt sich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet sich an einer jeden Weise,
Gewöhnt sich an sein eigen Glück.

Er sey ein Harfner, dem die Musen
Den Psalter wohlgestimmt gereicht,
Und so gelingt's dem freien Busen:
Denn alle Saiten schweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt man weiſs nicht wie. —
Sein Leben sey im Lustgesange
Sich und den andern Melodie.

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geſchmückten Reiſetafeln.

Tag.

Ach warum ſchon unterbrochen!
Warum trübet du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück.
Wagen wir nicht auszuſprechen
Wie uns dieſe Zeit ergötzt,
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Secunde ſchätzt.
Soll uns das vorüber ſchwinden,
Als wenn alles eitel ſey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muſs erſt frommen.
Groſses in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüber ging.
Mögen friſche Tafelpaare
Glücklich zeichnen Ihre Bahn!
Wandle Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit heitern Augenbraunen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.

Personal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Grün.
Knaben	Rehbein, Ludecus.
October	v. Poseck.
November . . .	v. Fritsch.
December . . .	Frl. v. Hagke.
Weihnachts-Kinder .	v. Münchhausen. Huschke. Guldemeister.
Nacht	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. Heimrodt. Stichling. Vulpius.
Tragödie . . .	Frl. Schopenhauer.
Comödie . . .	Frl. v. Baumbach.
Epos	Frl. v. Werther.

Festzug.

Ilme	Frl. v. Staff.
Musarion	Fr. Zwierlein.
Phanias	Pinther.
Oberon	C. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Elfen	v. Fritsch. v. Fritsch. Dufour.
Feen	M. v. Spiegel. Gayl. Stichling d. ä.
Huon	v. Schenk.
Amanda	Frl. v. Milkau.
Fatime	Frl. v. Germar.

Barde	v. Konneritz.
Aeon	v. Seebach.
Aeonis	Frl. v. Seebach.
Terpsichore	Frl. v. Herder.
Adrastea	Frl. v. Froriep.
Cid	v. Tompson.
Ximene	Fr. v. Werther.
Uzaka	Frl. Rühlmann.

Mahomet	v. Stromberg.
Palmira	Frl. v. Niebecker.
Seide	v. Werther.
Georg	v. Hagke.
Götz v. Berlichingen .	v. Schiller.
Götzens Kind . .	v. Egloffstein.
Götzens Frau . .	Fr. v. Heimrodt.
Franz	Brunquell.
Maria	Frl. v. Hufeland.
Weisling . . .	v. Gerstenberg.
Adelheid . . .	Fr. Gille.
Brautführer . . .	Vulpius.
Brautführerinnen . .	Frl. v. Herder. Müller. Hirt. Asverus.
Bräutigam . . .	Schell.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann .	Müller.
Hauptmännin . .	Gräfin. Beust.
Zigeunerinnen . .	Fr. Vulpius. Melos.
Zigeuner-Mädchen .	Frl. v. Stockhausen. v. Schiller. v. Watenben. L. Müller. Th. Kirsten. v. Stein.
Faust, als Doctor . .	v. Buchwald.
Faust, als Ritter . .	v. Comnenos.
Wagner	v. Mandelsloh.
Mephistopheles . .	v. Goethe.
Zauberin . . .	Fr. v. Germar.

Gretchen	Grfn. v. Beust.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Fr. Schütz. Frl. Kirsten.

Fürstin Mutter	Fr v. Münchhausen.
Beatrice	Frl. Ackermann.
Aurora	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Geſsler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Zwierlein.
B. v. Bruneck	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Froriep.
Walther Fürst	v. Struve.
Werner Staufacher	Riemer.
Melchthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Mertschersky.
Staufachers Frau	Fr. Coudray.
Schweitzerinnen	Frl. Czeitsch. Seidel. Kämpfer.
Wallenstein	v. Lynker.
Herzogin	Fr. v Stein-Kochberg.
Thekla	Grfn. Carol. v. Egloffstein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Max	Nikolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeister	v. Wangenheim.

Trompeter . . .	Grf. v. Keller.
Holkische Jäger . .	v. Hafsler. v. Bibra.
Curassier . . .	Grf. v. Westerhold.
Croaten	v. Groſs. v. Struve.
Marketenderinnen . .	Frl. v. Münchhausen. v. Pogwisch.
Marketender-Kind .	Frl. v. Münchhausen.
Recrut	Leporides.
Uhlanen . . .	v. Waldungen. Coudray.
Dragoner . . .	Sieber.
Czaar Boris . . .	v. Helldorf.
Axinia	Fr. Riemer.
Demetrius . . .	v. Gagern.
Romanow . . .	Prinz Paul von Mecklenburg.
Marina	Frl. v. Lincker.
Odowalsky . . .	Hagenbruch.
Turandot . . .	Fr. v. Spiegel.
Kaiser Altoum . .	v. Arnim.
Adelma	Fr. v. Goethe.
Calaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershausen.
Pantalon . . .	v. Helldorf.
Brighella . . .	v. Fritsch.
Trufaldin . . .	v. Helldorf.

Epilog.

Der Tag	Fr. v. Fritsch.
Pallas	Frl. v. Brawe.
Knaben	v. Heimrodt. v. Buchwald.
Clio	Fr. v. Lyncker.
Himmelskunde	Grfn. v. Fritsch.
Erdkunde	Frl. v. Harstall.
Ackerbau	Frl. v. Buttlar.
Botanik	Frl. Weyland.
Plastik	Frl. Kämpfer.
Baukunst	Frl. Salomon.
Malerey	Fr. v. Olechkaditsch.

[illegible]estgedicht

[illegible]

Goethe

als

Menſch und Schriftſteller.

Aus dem Engliſchen bearbeitet und mit Anmerkungen verſehen

von

Friedrich Glover.

„Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich!"

Braunſchweig, 1823.

Gedruckt und verlegt von der fürſtl. Waiſenhaus-Buchdruckerei.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Prolog.

Die vorliegende Schrift erſchien zuerſt in der Edinburger Literaturzeitung, ward aber nachher, mit wenigen Veränderungen und Zuſätzen, beſonders wieder abgedruckt, und ſo in Form einer eigenen Abhandlung durch ganz England verbreitet. Da ihr Gegenſtand ein Gelehrter iſt, welchen das gebildete deutſche Publikum allgemein verehrt und bewundert, ſo glaubte der Ueberſetzer ſich um ſeine Nation ein Verdienſt zu erwerben, wenn er das engliſche Original in deutſchem Gewande auftreten ließe, um einſichtsvolle Männer vielleicht zu einer genauern Würdigung der Verdienſte Goethe's zu veranlaſſen. Zwar wird man einerſeits dem Kritiker nicht überall beiſtimmen können, beſonders da, wo er ſich Ausfälle auf die deutſche Nation und deren Literatur im Allgemeinen erlaubt; aber eben ſo wird man doch andererſeits zugeben müſſen, daß der herbe Tadel, welchen Goethe erfährt, weder unüberlegt und abſprechend, noch durchweg unverdient ſei. Scheinen manche Urtheile etwa zu beiſſend, ſo vergeſſe man nicht, daß Goethe ſeinen Gegner durch verſchiedene Aeuſſerungen zum Unwillen gereizt haben mag. Wir rechnen dahin z. B. das, was er Th. III, S. 214, ſeiner Biographie, über die engliſche Literatur und den Nationalcharakter der Engländer ſagt, nachdem er zuvor S. 212, bemerkt hatte, „von einem Engländer werde erzählt, er habe ſich aufgehangen, um nicht mehr täglich ſich aus- und anzuziehn;“ ferner S. 196, ſeine ungünſtige Erklärung über die Theaterſtücke der Engländer. „Sie ſind,“ ſchreibt er, „meiſtens formlos, und wenn ſie auch gut und planmäßig anfangen, ſo verlieren ſie ſich doch zuletzt ins Weite. Es ſcheint ihren Verfaſſern nur darum zu thun, die wunderlichſten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunſtwerk gewöhnt iſt, ſieht ſich zuletzt ungern ins Gränzenloſe getrieben. Ueberdieß geht ein wildes und unſittliches, gemein-wüſtes Weſen bis zum Unerträglichen ſo entſchieden durch, daß es ſchwer ſein mögte, dem Plan und den Karaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie ſind eine derbe und dabei gefährliche Speiſe,“ u.ſ.w. Th. II, S. 27, ſpricht er von den „Wunderlichkeiten der engliſchen Ausſprache,“ und dem „Beſonderen ihres Tones und Klanges,“ und dem „Beſonderſten der perſönlichen Eigenheiten des Engländers.“ Die engliſche Nation hat unſtreitig unter allen Völkern die höchſte Stufe von Bildung erklommen; ſie iſt nicht eiferſüchtig auf ihre Nachbaren, aber ſie nimmt es übel, wenn man ihre entſchiedenen Vorzüge nicht anerkennen, oder wohl gar herabwürdigen und verkleinern will. Wer ihre Sprache verachtet, der kennt ſie nicht; denn wer ſie kennt, der ſchätzt ſie gewiß. Mag ſie immerhin klingen, wie ſie will, ſo behauptet ſie dennoch große Vorzüge vor den meiſten übrigen lebenden Sprachen; am wenigſten aber mögte der Deutſche Urſache haben, ſich über ſie aufzuhalten, da ſie an Reichthum und Energie die ſeinige bei weitem übertrifft. Und was ſoll denn das „*Beſonderſte der perſönlichen Eigenheiten des Engländers*" ſeyn? — Es iſt wahr, der Engländer hat ſeine eigenen National-Sitten und Gebräuche; allein man zeige uns irgend eine andere Nation, welche nicht ebenfalls die ihrigen hätte.

Gleich im Anfange ſeines Werks äußert Goethe: „*nicht einem jeden mögte es verliehen ſein, in gewiſſen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen von Neuem aufzutreten.*" Sehr wahr; und daß dies grade bei ihm der Fall ſei, beurkundet ſeine Biographie auf allen Seiten, faſt in allen Zeilen. Indeſſen meint er, „*es ſei in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theilnahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit beſtimmen mag;*" — alſo gleich viel, welche Theilnahme, ſei ſie verſtändig oder nicht, ſei ſie falſch oder wahr, geheuchelt oder ungeheuchelt. *Irgend eine Theilnahme* darf er ſich gewiß verſprechen, wenn er Th. I, S. 41 und 42, folgende poetiſche Beſchreibung eines weltkundigen Erdbebens giebt: „*Am erſten November 1755 ereignete ſich das Erdbeben von Liſſabon, und verbreitete über die in Frie-*

den und Ruhe ſchon eingewohnte (!) Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große, prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt" (das weiß ja jeder Schulknabe) „wird ungewarnt" (wer hätte ſie doch wohl warnen ſollen) „von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt," (das that ſie freilich wohl, weil ſonſt kein Erdbeben geweſen wäre) „das Meer brauſt auf," (~~eine ſehr~~ natürliche Folge des Bebens und Schwankens der Erde) „die Schiffe ſchlagen zuſammen," (Sic) „die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her," (doch wohl nur über die zunächſt angränzenden) „der königliche Palaſt zum Theil wird" (ſoll heißen: ~~wird zum Theil~~) „vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint **Flammen** zu ſpeien: denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen" u. ſ. w. Ungeachtet aber die geborſtene Erde nur Flammen zu ſpeien ſcheint, ſo heißt es dennoch weiterhin: „die Flammen wüthen fort," u. ſ. w. Es iſt zu bedauren, daß Goethe, wie er ſelbſt geſteht,*) in ſeinen früheren Jahren die **alte** klaſſiſche Literatur der Griechen und Römer faſt gänzlich vernachläſſigte, und nicht durch anhaltendes Studium derſelben ſeinen Geſchmack zu bilden und zu verfeinern bemüht war. Wie ſchön ſagt Seneca bei Gelegenheit ſeiner philoſophiſchen Reflexionen über den Tod: „Hanc (animam) qui contempserit, securus videbit maria perturbari: etiamsi illa omnes excitaverint venti, etiamsi aestus aliqua perturbatione mundi totum in terras verterit Oceanum. Securus aspiciet fulminantis coeli trucem et horridam faciem: frangatur licet coelum, et ignes suos in exitium omnium, in primis suum, misceat. Securus aspiciet ruptis compagibus dehiscens solum. Illa licet inferorum regna retegantur, stabit super illam voraginem intrepidus, et fortasse, quo debet cadere, desiliet;“ wie vortrefflich beſchreibt er an einem andern Orte die Sündfluth in folgenden Worten: „Primo immodici cadunt imbres, et sine ullis solibus triste nubilo coelum est, nebulaque continua, et ex humida spissaque caligine, nunquam exsiccantibus ventis. Inde vitium satis, et segetum sine fruge surgentium marcor. Mox injuriam et validiora sensere, solutis radicibus. Labant ac madent tecta, et in imum usque receptis aquis fundamenta desidunt. Postquam magis magisque nimbi ingruunt, et congestae seculis tabuerunt nives, devolutus torrens altissimis montibus rapit silvas male haerentes, et saxa revolutis remissa compagibus rotat. Abluit villas, et intermixtos ovium greges devehit; vulsisque minoribus tectis, quae in transitu abduxit, tandem in majora violentus aberrat. Urbes et implicitos trahit moenibus suis populos, ruinam an

---

*) Th. II, S. 49, heißt es: So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff." Zum Ueberfluß wird noch dabei bemerkt, „daß er die Grammatik überſprungen habe." Und ſo war er beſchaffen, als er grade die Akademie beſuchen ſollte.

naufragium querantur incertos. Auctus deinde processu aliquo in se torrentibus raptis, plana passim populatur. Novissime ruina magna gentium clarus onustusque diffunditur. Amnes vero suapte natura vasti, et tempestatibus rapti, alveos relinquunt, superfusi novas sibi fecere ripas. Nec jam radices nec media montium stringunt, sed juga ipsa sollicitant, ferentes secum madefacta montium latera, rupesque dejectas, et magnarum promontoria regionum, quae fundamentis laborantibus a continente recesserunt. Interim permanant imbres, fit coelum gravius, ac sic diu malum ex malo colligit. Quod olim fuerat nubilum, nox est, et quidem horrida et terribilis, intercussu luminis diri. Crebra enim micant fulmina; procellae quatiunt mare: tunc primum auctum fluminum accessu, et sibi angustum jam promovet littus. Non continetur suis finibus, sed prohibent exire torrentes, aguntque fluctus retro. Jam omnia, quae prospici possunt, aquis obsidentur. Omnis tumulus in profundo latet, et immensa ubique altitudo est. Tantum in summis montium jugis vada sunt. In ea excelsissima cum liberis conjugibusque fugere, actis ante se gregibus: diremptum inter miseros commercium ac transitus: editissimis quibusque adherebant hominum reliquiae; quibus in extrema perductis, hoc solum solatio fuit, quod transierat in stuporem metus. Unus humanum genus condit dies.“ Wer ſieht nicht, wie dürftig und elend Goethe's Zeichnung des Erdbebens von Liſſabon gegen dieſe kräftigen Gemählde

von Seneca erſcheint! Ob aber auch wohl Goethe die Schriften eines Seneca eben mehr, als höchſtens dem Namen nach, kennen mag? — ſolche alte verlegene Waare ſuche man jetzt nur in ſchmutzigen Schulſtuben, nicht in den geputzten Prunkzimmern vornehmer Dichter unſerer Zeiten.

Alle Fehler übrigens, welche die früheren Arbeiten Goethe's charakteriſiren, fallen auch bei dieſer invita Minerva begonnenen Biographie nur zu ſichtbar in die Augen. Wir rechnen dahin zuvörderſt die überall hervorſchimmernde leichtſinnige Verachtung der Religion und Moralität, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet hat. So ſpricht er z. B. Th. I, S. 41, in einem wegwerfenden Tone von „Strafgerichten der Geiſtlichkeit.“ Th. II, S. 12, ſagt er: „Sokrates galt mir für einen trefflichen weiſen Mann, der wohl, im Leben und Tod (e) ſich mit Chriſto vergleichen laſſe, und ſeine Schüler ſchienen mir große Aehnlichkeit mit den Apoſteln zu haben.“ Wer ſolche gefährliche Grundſätze vor das große Publikum bringt, der iſt ein verabſcheuungswürdiger Menſch. Th. III, S. 102 f. ſchreibt er: „die derbe Natürlichkeit des Alten Teſtaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte ſie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verſchiedenen Charakter (e) der verſchiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärti gen, und hatte überhaupt zuviel Gemüth an dieſes Buch verwandt, als daß ich es jemals hätte wieder entbehren ſollen.“ Läßt ſich wohl ein größerer Unſinn denken? — Doch, er fährt noch weiter fort: „Eben von dieſer gutmüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geſchützt, weil ich deren Unredlichkeit ſogleich einſah. Ich verabſcheute ſie nicht nur, ſondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich (kindiſch?) fanatiſchem Eifer Voltairen, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen ſeines Sauls gar wohl erdroſſelt hätte.“ Noscitur ex socio. Goethe war von demſelben fanatiſchen Eifer beſeſſen, welcher den ſeeligen Sand zu dem teufliſchen Entſchluſſe bewog, den armen Kotzebue, wohlſeeligen Andenkens, zu morden. Glücklicher Weiſe iſt Voltaire längſt eines natürlichen Todes geſtorben, und riskirt alſo nicht mehr, durch Goethe's meuchelmörderiſche Hand à la Kotzebue zu verſcheiden. — Schlecht und unmoraliſch ſind die politiſchen Maximen, welche Goethe hie und da äußert. Th. III, S. 124, meint er, die Finanzen, deren Einfluß man im Staate für ſo wichtig halte, verdienen wenigen Betracht: „denn,“ fügt er hinzu, „wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühſam zuſammengeſcharrt und gehalten hat, und ſo iſt der Staat immer reich genug.“ S. 127, heißt es: „Dem Staate liegt nur daran, daß der Beſitz gewiß und ſicher ſei; ob man mit Recht beſitze, kann ihn weniger kümmern," und ferner S. 142: „Im Frieden beſteht der Patriotismus eigentlich" (giebt es denn auch einen uneigentlichen Patriotismus?) „nur darin, daß Jeder vor ſeiner Thüre kehre, ſeines Amts warte, auch ſeine Lektion lerne, damit es wohl im Hauſe ſtehe." Billig enthalten wir uns, mehrere ähnliche Beiſpiele anzuführen.

An faden, tändelnden Wortſpielen, worin ſich Göthe von jeher ſo wohl gefiel, läßt er's auch jetzt nicht fehlen. Dahin gehört z. B. die närriſche Definition der wahren Erfahrung, Th. II, S. 182. „Die wahre Erfahrung," heißt es hier, „ſei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müſſe." Der Erfinder ſoll ein gewiſſer Lehriſch ſein, auf deſſen Gehirn wahrſcheinlich ein heißer Sommer nachtheilig gewirkt hatte. Aehnlichen Unſinn findet man Th. III, S. [illegible], wo von einem ſeltſamen Orden in Wetzlar die Rede iſt, „welcher philoſophiſch und myſtiſch ſein ſollte, und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erſte Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang." Es iſt doch wahrlich arg, das Publikum mit ſo kindiſchen Poſſen zu äffen, die höchſtens nur in Bauerſchenken und Zigeunerkrügen ihr Glück machen können. Aber, wollen wir aufrichtig ſein, und uns die Urſachen nicht verhehlen, denen wir dieſe und ähnliche Quisquilien in Goethe's Schriften verdanken. Erſtens iſt Goethe jetzt viel zu bejahrt, um noch als Schriftſteller vor dem großen Publikum aufzutreten.

— Quam continuis et quantis longa senectus
Plena malis; deformem et tetrum ante omnia vultum
Dissimilemque sui; deformem pro cute pellem,
Pendentesque genas, et tales aspice rugas,
Quales, umbriferos ubi pandit Tabraca saltus
In vetula scalpit jam mater simia bucca.
— — — — — — — *Sed omni*
Membrorum damno major dementia —

Ungeachtet Goethe, wie ſeine Freunde verſichern, ein überirdiſches oder überſinnliches Weſen iſt, weit erhaben über alle Adamskinder, die jemals exiſtirten, ſo ſcheint er dennoch in höhern Jahren die gemeine Menſchennatur nicht wohl verleugnen, ſondern unter einer gewiſſen Altersſchwäche, wie andere Sterbliche, erliegen zu wollen. Denn wie nun einmal die Alten gemeinhin ſehr geſchwätzig ſind, ſo ſchwatzt auch er blind in den Tag hinein, ohne ſich darum zu kümmern, was er ſchwatzt, und warum er ſchwatzt; und wie andere Alte faſeln, ſo faſelt auch er. Nachdem er z. B. Th. II, S. 188—190, drei ſeiner Bekannten, Hermann, Gröning und Horn, beſchrieben hat, ſo fährt er fort: „Umſtändlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen," u. ſ. w. „Es war Langer," u. ſ. w. Dieſe umſtändlichere Erwähnung füllt eine Seite, während die weniger umſtändliche vorhergehende von Hermann und

Konſorten zwei Seiten einnimmt. Man ſieht alſo wohl', was man von andern umſtändlichern Erwähnungen des Verfaſſers erwarten dürfe. Aber zweitens iſt Goethe durch zu ſchmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen ſeiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlangt und erwartet unbedingte Huldigung. Wirklich huldigt ihm auch die größere Leſewelt, auf öffentliche Urtheile Anderer blindlings ſich verlaſſend, ſo allgemein, daß man ſich nicht das mindeſte ~~bedenkliche Urtheil~~ über ihn erlauben darf, ohne auf eine derbe Art zurechtgewieſen zu werden; man wage es nur, ihn irgend anzutaſten, ſogleich wird man ſich mit dem Machtſpruche abgefertigt ſehen, man könne ihn gar nicht beurtheilen, denn man verſtehe ihn nicht. So gleicht dann Goethe einem verzogenen Kinde, das nie die Ruthe fühlte; ſo hält er ſich dann, wie der Engländer §. 14, richtig bemerkt, für ſo überaus wichtig, daß er überzeugt iſt, es könne nichts, was ihn angeht und von ihm ausgeht, als unbedeutend angeſehen werden. Man wundere ſich daher nicht über die vielen Spuren von Nachläſſigkeit und Flüchtigkeit, welche ſeine Werke überall durchkreuzen; es ſind Fehler, die dem großen Goethe angehören, der, ſchreibe er wie er wolle, unfehlbar vergöttert wird. Und ſollte er auch dann und wann das Publikum ſogar etwas verächtlich behandeln, ſo nehme man ihm das nicht übel, ſondern man erinnere ſich, daß gar zu große Schmeichelei und Unterwürfigkeit gemeiniglich Verachtung zur Begleiterinn hat. Entſieht er ſich doch nicht einmal, ſeine Vaterſtadt Frankfurt ziemlich unfein zu behandeln, indem er z. B. Th. 1, S. 37, von den dortigen armen verbleichten Waiſenkindern ſpricht, und ſie den Schafheerden anſchließt, die man zu gleicher Zeit in's Freie ließ. In welcher Achtung das Publikum bei ihm ſtehn müſſe, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er ſich erſt neuerlich wieder in ſeiner Biographie erlaubt. Wir heben davon beiſpielsweiſe nur einige der gelindern aus, weil unſere Feder ſich ſträubt, die plumperen abzuſchreiben. Th. I, S. 95, ſchreibt er: „ſie gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf ſummte;" S. 101, „Schläge und Püffe;" S. 196, „eine Art von naſeweiſem Neſtquackelchen;" Th. II, S. 37, „ein täppiſcher Menſch;" S. 61, „der öffentlichen Meinung ein Schnippchen ſchlagen;" S. 131, „einer der wunderlichſten Käutze;" S. 267, „er ließ ſeine Empfindungen ohne Mäßigung abſchnurren;" S. 371, auf eine halb duſſelige Weiſe;" Th. III, S. 22, „Schicht machen;" S. 136, nennt er einen gewiſſen von Goué, deſſen Bekanntſchaft er in Wetzlar machte, „eine derbe, breite handövriſche Figur." Warum denn handövriſche? Man ſollte kaum glauben, daß jemand durch Hochmuth und Uebermuth zu einem ſo hohen Grade von Aberwitz und Muthwillen verleitet werden könnte, die Bewohner einer ganzen deutſchen Provinz auf eine ſolche Art beleidigen oder lächerlich machen zu wollen. Giebt es nicht ebenfalls in ſeiner Vaterſtadt Frankfurt, wie überall, derbe, breite Figuren? oder giebt es in Frankfurt nur hagere, lange Figuren? Und wie würde es ihm gefallen, wollte man ihn ſelbſt öffentlich eine hagere, lange frankfurter Figur nennen! —

Der Nachläſſigkeiten im Styl giebt es auch in dieſer Biographie unzählige. Nur einige Beiſpiele zur Probe. Th. 1, S. 15, ſteht: „leider aber war unſer Haus und noch einige andere,“ für: unſer Haus nebſt einigen andern Häuſern; S. 27, — „und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben.“ Warum nicht auch mit den Ohren! beſonders ~~da es bei der Krönung~~ nicht nur viel zu gaffen, ſondern auch viel zu hören gab; denn Pauken und Trompeten ertönten in den Straſſen dergeſtalt, daß Goethe in Verſuchung gerieth, mit ſeinem Gretchen mitten auf dem Markte einen Walzer zu tanzen. — Ebendaſ. „wir hielten denjenigen für unſern wahrſten Freund.“ Iſt undeutſch; es ſollte heiſſen: beſten Freund. S. 29, „Denn es war kein Frankfurter“ — „der nicht dieſe beiden Ereigniſſe“ — „für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte.“ S. 72, „ſo fing ich nun“ — „zu bezweifeln an,“ für: ſo fing ich nun an, u. ſ. w. S. 85, — „ich nahm mir ein Herz,“ für: ich war ſo beherzt. S. 92, „Spielſachen in Unzahl,“ für: unzählige Spielſachen; S. 96, „mein Zorn verkühlte ſich,“ für: kühlte ſich ab; S. 97, „truzig,“ für trozig; S. 100, „ich ward über eine gewiſſe Würde berufen;“ S. 102, „ich ſezte aus dem Stegreife bei mir feſt,“ für: ich entſchloß mich auf der Stelle; S. 26, fängt er ſogar an: aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und ſich ungebärdig zu ſtellen; und S. 323, wird eine Reiſe aus dem Stegreife unternommen. S. 115, „Anſehen,“ für: Aufſehen; S. 139, „deſſen Pinſel in Staffeleigemälden nicht zu ſchelten iſt.“ Wer wird einen Pinſel ſchelten? Es ſollte heiſſen: verachten. S. 234, „die Anfänge einer Kunſt,“ für: Anfangsgründe. Derſelbe Fehler findet ſich S. 249, noch einmal. S. 281, „klärten mich auf,“ für: gaben mir Aufklärung. S. 326, „jedermann erwartete ſich ein großes Unglück,“ für: fürchtete. Th. II, S. 6, „ſprach ihm von der Sache,“ für: mit ihm. S. 19, „man ſorgte,“ für: beſorgte. S. 34, heißt es: „wenn man in der Liebe glücklich ſein wolle, habe man ſich des tiefſten Geheimniſſes zu befleißigen.“ Sollte heißen: der tiefſten Verſchwiegenheit. Wer mag ihn verſtehn, wenn er S. 35 ſchreibt: „das Perſonal einer jeden heitern Geſellſchaft vollſtändig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um ſo manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Wizes gegen ihn richten mögen.“ S. 40, „und wie mir“ — „verleideten,“ für: verleidet wurden. Von der Madame Fleiſcher wird S. 47 bemerkt, „es habe ihr weder an Geiſt noch an Wiz, noch an Zunge gefehlt.“ S. 72, „lebensartig werden,“ für: Lebensart lernen. S. 126, ſpricht er von der Sünde in den heiligen Geiſt;“ und S. 139, von Gedichten, welche ſich nothwendig machten.“ S. 168, heiſſt es: „mein Stubennachbar, dem ſeine Augenlieder immer mehr ablegten;“ ſoll anzeigen: deſſen Augen immer ſchwächer wurden. S. 186, „ich verhetzte meinen glücklichen Organismus;“ und S. 187, „ich hatte eine größere Heiterkeit des Geiſtes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt.“ S. 197, nennt er ſeine Schweſter „ein indefinibeles Weſen.“ S. 208, heißt es: „ließ ein Pulver fallen, das ich für den feinſten Kieſelſtaub anſprechen (halten) mußte.“ S. 219, „Je mehr er ſich in ſich ſelbſt concentrirte, je (deſto) unwohler (!) mußte es ihm werden.“ S. 259, „es iſt ſchon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unſers gleichen hinauszuſetzen, (!) weswegen auch hierin die gute Geſellſchaft, ſie beſtehe aus Wenigen oder Mehrern, ſich am liebſten ergeht.“ Eben ſo ſchön iſt, was er S. 262 ſagt: „da ich mich bei neuen Bekanntſchaften meiſtentheils eine Zeit lang gehn ließ.“ S. 300, heißt es von Gleim: „er gewann ſich ſo viele Freunde, Schuldige und Abhängige, daß man ihm ſeine breite Poeſie gerne (gern) gelten ließ.“ (Sollte das nicht, beiläufig geſagt, auch bei Goethe der Fall ſeyn?) Th. III, S. 38, ſteht: „wenn ſie ſich nach ihrer Weiſe behaben konnte.“ S. 57, wird die franzöſiſche Literatur bejahrt und vornehm genannt. S. 229, findet man: „traf ein Brief von Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen;“ — S. 286, das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich.“ — Und uns bricht die Geduld, oder, um mit Goethe zu reden, **unſre Geduld zerbricht oder zerbröckelt ſich**, noch mehrere ähnliche Beyſpiele anzuführen. Wozu ſollte es auch nützen? — einen Neger weiß waſchen zu wollen, iſt ein undankbares Unternehmen.

Ohne es ſelbſt gewahr zu werden, läßt ſich Goethe einmal auf dem Wege zur Selbſterkenntniß finden, wenn er Th. II, S. 72, die gelehrte Bemerkung macht: „Es drangen ſich der deutſchen Sprache, zu ſo manchen neuen Begriffen, auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weiſe mit auf.“ Wir müſſen vor allen Dingen den Fehler rügen, welchen er ſich hier gegen die Sprache zu Schulden kommen läßt; einen Fehler, den man kaum einem Tertianer zu gut halten würde. Er verwechſelt nemlich Worte und Wörter. und unwiderſprechlich beurkundet er dieſe ſeine grobe Unwiſſenheit noch zweimal auf der gleich nachfolgenden 73ſten Seite, wo es heißt: „ohne Einmiſchung fremder Worte;“ ingleichem: „durch fremde Worte verunzierte Sprache.“ Auch hier ſollte es in beiden Fällen Wörter heißen. Sollte Goethe in ſeinen alten Tagen noch auf den naiven Einfall gerathen, das Publikum mit einem alphabetiſchen Verzeichniſſe ſeiner der deutſchen Sprache unnöthiger Weiſe aufgedrungenen Wörter zu beſchenken, ſo würde das Werk wahrſcheinlich nicht unter dem Titel eines Wörterbuchs, ſondern unter dem eines Wortebuchs erſcheinen. Dieſem ſchönen Rubrum würde unſtreitig das Nigrum an Vortrefflichkeit nicht nachſtehn; denn ſchon ſeine Biographie liefert herrliche Materialien, wovon ſich hier einige authentiſch mittheilen laſſen, um unſern Leſern zu zeigen, was ſie von dem Goetheſchen Wortebuche zu erwarten haben dürften. „Aeuſſerlichkeiten,“ weltliche. (Th. I, S. 294.) „Altvordern,“ — für Vorfahren. (Th. I, S. 36.) „Augenfällig,“ — für augenſcheinlich. (Th. I, S. 26.) „Ausweiten;“ z. B. „ich hatte mir den Geiſt ausgeweitet.“ (Th. III, S. 71.). „Beaugt,“ — für ſcharfſichtig. (Th. III, S. 280.) „Bequartierung,“ — für Einquartierung. (Th. I, S. 177.) **„Dichtarten.“** (Th. II, S. 93.) „Dichtwerke.“ (Th. I, S. 4.) „Eindringling.“ (Th. III, S. 56.) „Einſtand;“ z. B. „ohngeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einſtand zur Sache.“ (Th. I, S. 200.) „Enttäuſchen;“ z. B. „indem er enttäuſcht ward.“ (Th. II, S. 470.) „Ergehen,“ ſich; z. B. „und nun erging er ſich auf eine ſehr heftige Weiſe in ſeinen gewohnter Reden.“ (Th. II, S. 266.) „Frevle Weiſe,“ — für frevelhafte. (Th. I, S. 330.) „Geſetztheit.“ (Th. I, S. 101.) „Greiſenheit;“ z. B. „Quinteſſenz der Greiſenheit.“ (Th. III, S. 49.) „Hinpfahlen;“ z. B. „hingepfahlt.“ (Th. III, S. 71.) „Läßlich;“ z. B. „ſah ich läßlich an.“ (Th. I, S. 256.) und „eine läßliche Bosheit.“ (Th. I, S. 265.) „Mißreden; z. B. „Sticheleien und Mißreden.“ (Th. I, S. 105.) „Parteiungen.“ (Th. I, S. 76.) „Pommer,“ — für Hoboe. (Th. I, S. 34.) „Provinzler.“ (Th. III, S. 63.) „Salathaupt,“ — für Salatkopf. (Th. I, S. 149.) Eben ſo iſt Kohlkopf zu gemein; man ſage in Zukunft ein

Kohlhaupt. — „Samſtagsabend,“ — für Sonnabend. (Th. I, S. 125.) Zwar bisher nur provinziell, aber von nun an allgemein und eleganter. — „Schwätzen,“ — für ſchwatzen. (Th. I, S. 83 und 144.) „Umworben;“ z. B. „eine von vielen umworbene Frau.“ (Th. I, S. 244.) „Unbewunden,“ — für unumwunden; z. B. „verſicherte mir unbewunden.“ (Th. II, S. 201.) „Unfertiges;“ z. B. „unfertiges Betragen.“ (Th. II, S. 81.) In den eleganten Satzſchriften der Notarien und Sachwalter findet man dann und wann: unrechtfertiges Betragen; aber das unfertige ſcheint bei Goethe eben ſo neu zu ſein, als das unrechtfertige bei Notarien und Sachwaltern alt iſt. „Unmuſtern,“ — für unpäßlich; z. B. „da ich mich wo nicht krank, doch unmuſtern fühlte.“ (Th. II, S. 179.) „Unſtatten;“ z. B. „den Druſenſtein zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unſtatten, die ein jeder erleben muß,“ u. ſ. w. (Th. II, S. 20.) „Verzetteln;“ z. B. und ein Wunſch nach dem andern ſich verzettelt.“ (Th. II, S. 277.) „Vortrag,“ — für Antrag; z. B. „machte dem Burſchen den Vortrag.“ (Th. II, S. 360.) „Vorvordern,“ — für Vorfahren, wie vorhin Altvordern. (Th. II, S. 278.) „Wohlhäbigkeit,“ für Wohlſtand. (Th. I, S. 69.) „Zwieſprache halten.“ (Th. I, S. 209.) — Auch an fremden germaniſirten Wörtern wird das Goethe'ſche Wortebuch reichhaltig genug ſein, da ſchon ſeine Biographie einen netten Vorrath enthält. Wir führen einige davon an. „Abbrevirende“ Manier. (Th. II, S. 155.) „Abſtraction.“ (Th. II, S. 272.)

„Abſtrus;" (Th. II, S. 109.) z. B. „ein abſtruſer Mann," (Th. II, S. 202.) „abſtruſe Forderungen." (Th. II, S. 226.) „Accommodation." (Th. II, S. 119.) „Analogen." (Th. II, S. 193.) „Antiſtes." (Th. II, S. 32.) „Apprehenſion;" z. B. „ſein Geſicht ſah man nur mit Apprehenſion." (Th. I, S. 255.) Wer nicht weiß, daß Apprehension im Engliſchen Furcht oder Beſorgniß anzeigt, dem iſt die Phraſe unverſtändlich. Und gleichwohl findet ſich Apprehenſion häufig, wie z. B. Th. I, S. 277.; Th. II, S. 258. u. ſ. f. — „Artikuliren." (Th. I, S. 269.) „Aſſimiliren." (Th. II, S. 215.) „Attachirte." (Th. II, S. 131.) „Attrapen." (Th. I, S. 265.) „Balluſtrade." (Th. II, S. 271.) „Chaotiſch." (Th. II, S. 108.) „Circuliren." (Th. I, S. 274.) „Complicirtes Leben." (Th. II, S. 215.) „Concentration." (Th. II, S. 217.) „Conceptionen," und noch dazu ungeheure. (Th. II, S. 279.) „Concis." (Th. II, S. 89 und 108.) „Confeſſion." (Th. II, S. 109.) „Conflict." (Th. II, S. 18 u. 108.) „Conjecturen." (Th. II, S. 98 u. 172.) „Conſequenz." (Th. II, S. 50 u. 118.) „Curſoriſch." (Th. II, S. 108.) „Deſcriptiv;" z. B. ein deſcriptiver Dichter. (Th. II, S. 10 u. 16.) „Deſultoriſch." (Th. II, S. 108.) „Dispoſition." (Th. I, S. 285.) „Differenz." (Th. II, S. 10.) „Eminirt und emergirt." (Th. III, S. 46.) „Encyclopädismus." (Th. II, S. 38.) „Epiſoden." (Th. I, S. 224.) „Etat." (Th. I, S. 277.) „Excentricität." (Th. III, S. 91.) „Expanſion." (Th. II, S. 217.) „Expedit.“ (Th. I, S. 224.) „Expoſition,“ zweimal auf Einer Seite, wie auch „exponiren.“ (Th. II, S. 216.) „Gallerie.“ (Th. II, S. 271.) „Garantie.“ (Th. II, S. 122.) „Geſten.“ (Th. I, S. 279.) „Geſtikulation.“ (Th. III, S. 66.) „Glorios;“ z. B. „mein Vater war ſehr glorios über dieſes Gelingen.“ (Th. I, S. 228.) „Humor.“ (Th. I, S. 233.) Hier heißt es: „dies gab mir den allerſchlimmſten Humor.“ — Wer hat wohl je geſagt: daß Humor gegeben werde! Th. II, S. 113, ſteht: ein „verwegener Humor,“ und S. 135, iſt von „humoriſtiſchen Kühnheiten“ die Rede. Th. II, S. 180, wird von jemandem erzählt: „er beſaß einen herrlichen Humor;“ und Th. II. S. 198, paradirt ein „poſſenhafter Humor.“ „Impietät.“ (Th. II, S. 43.) ~~„Incidenzien.“~~ (Th. I, S. 224.) „Intrigue.“ (Th. II, S. 115.) „Kombinationen,“ (Th. II, S. 98.) „Kommunicirt.“ (Th. II, S. 273.) „Konfeſſion.“ (Th. I, S. 278.) „Lokalitäten.“ (Th. II, S. 97.) „Manifeſtiren.“ (Th. II. S. 221.) „Manſardzimmer.“ (Th. I, S. 39.) und an vielen andern Orten. Die Manſarden haben ihren Namen von dem franzöſiſchen Baumeiſter, der ſie erfand. Sie ſind Giebelzimmer, und es iſt alſo ein widriger Pleonasmus, wenn Goethe Th. I, S. 138, ſchreibt: „mein hübſches Giebelzimmer in der Manſarde.“ Ein Giebelzimmer in der Manſarde iſt ein Giebelzimmer im Giebelzimmer, oder ein Giebelzimmer, welches in einem andern Giebelzimmer, wie eine Schachtel in der andern, liegt, alſo ein eingegiebeltes Giebelzimmer, — ein wahres Unding. — „Modificirung." (Th. II, S. 135.) „Momentan." (Th. II, S. 215.) „Motive." (Th. II, S. 114.) „Myſtifikationen." (Th. I, S. 265.) „Nebuliſtiſche Manier." (Th. II, S. 155.) „Notiren" und „Notizen." (Th. I, S. 269.) „Oppoſition." (Th. I, S. 256.) „Originalproductionen." (Th. II, S. 39.) „Pandämonium." (Th. II, S. 46.) „Paralyſirt." (Th. II, S. 59, und 124.) „Parrheſie." (Th. II, S. 50.) „Pointe," eine „naive." (Th. I, S. 271.) „Prägnant." „Eine prägnante Zeit." (Th. II, S. 277.) „Präjudiz." (Th. I, S. 293.) „Profitiren." (Th. I, S. 286.) „Prolix." (Th. II, S. 88.) „Proteſt." (Th. I, S. 286.) „Recitation." (Th. I, S. 227.) „Reflexion." (Th. II, S. 102 u. 103.) Auf der letztern Seite zweimal. — „Skrupel." (Th. II, S. 127.) „Societät." (Th. II, S. 32.) „Soliden." (Th. II, S. 273.) „Specifiſch." (Th. II, S. 106.) „Supplirten." (Th. II, S. 220.) „Stationär." (Th. II, S. 36.) „Temporär." (Th. II, S. 106.) „Tractiren. (Th. I, S. 274.) „Trivial." (Th. II, S. 131.)

Doch es iſt zu ermüdend, mehrere Beiſpiele das ganze Alphabet hindurch anzuführen; man findet eine reiche Nachleſe auf faſt allen Seiten der Biographie. Beſſer würde Goethe thun, wenn er, anſtatt fremde, oft ganz unverſtändliche Ausdrücke zu gebrauchen, ſich der einheimiſchen unſrer Mutterſprache bediente, und es ſich beſonders zum Geſetz machte, keine neue deutſche Wörter willkührlich zu ſchaffen, wo es uns an alten, allgemein als richtig und gut anerkannten, nicht fehlt. Das

Recht, welches Goethe in dieſem Stück zu haben glaubt, dürfte jeder andere Schriftſteller eben ſo gut anſprechen; aber was würde am Ende aus unſerer Sprache werden, wenn jeder ſo anmaßend und eitel wäre, jenes vermeintliche Recht ausüben zu wollen. Nehmen wir z. B. an, Titius findet heute in Goethe's Lebensbeſchreibung Th. II, S. 222, die beiden Zeitwörter: „verſelbſten" und „entſelbſtigen;" überzeugt, er habe ſo gut wie Goethe das Recht, neue Zeitwörter zu erfinden, läßt er morgen drucken: „entſelbſten" und „verſelbſtigen;" Sempronius, um es dem Titius gleich zu thun, verfertigt übermorgen zwei andere Zeitwörter: „beſelbſten" und „erſelbſtigen." Noch ehe das Jahr zu Ende iſt, möchte vielleicht das Goetheſche Zwillingspaar, von mehreren befruchtet, ſo viele Nachkommen zählen, daß man ſie unmöglich alle kennen könnte, und am Ende ginge es uns wohl gar wie den Chineſen, deren Sprache ſo überaus reich iſt, daß ſie dieſelbe, wie glaubwürdige Reiſende verſichern, ſelbſt nicht verſtehen; Hände und Füße müſſen ſie beim Sprechen zu Hülfe nehmen, um ſich verſtändlich zu machen.

Es iſt zu bedauern, daß Goethe nicht fühlt, wie eckelhaft ſein Vortrag durch jene Eigenheit ſowohl, als durch den Gebrauch gewiſſer Lieblingsausdrücke wird, auf die man in ſeinen Schriften beſtändig ſtößt. Wir wollen von dieſen Lieblingsausdrücken einige aus der Biographie aufzeichnen. Alle Augenblicke findet man: „anregen" und „aufregen;" die Belege ſuche man im Buche ſelbſt. Wir können ſie nicht geben, weil wir ſonſt viele Seiten mit Citaten anfüllen müßten.

Daſſelbe gilt von dem überall vorkommenden Zeitworte: „vergegenwärtigen." Auch „köſtlich" und „genugſam" ſind Lieblingswörter: z. B. Th. II, S. 232 ſteht: „ſein köſtliches Gemüth," und Th. II, S. 108: „zum genugſamen Zeugniſſe dienen." Ferner: „nicht weniger;" ſo wie auch: „doch, höchlich und gar," oft auf einer und derſelben Seite mehr als einmal; z. B. Th. I, S. 282: „gar ſchön und natürlich; gar jung und hübſch." Sonſt auch bis zum Ekel: „gar gern, gar höchlich." Ganz vorzüglich hat ſich Goethe in das Wort: „neckiſch," verliebt; denn er bringt es bei allen Gelegenheiten ad nauseam usque an, ſo daß Th. II, S. 46, ſogar „ein neckiſcher Verdruß" vorkommt. Ekelhaft wird endlich Goethe's Vortrag außerdem durch den Mißbrauch des Partizips. Sagt er z. B. Th. I, S. 47: „weil man aus Italien kommend ſich an nichts mehr ergehe: ſo beleidigt er das Ohr auf eine unausſtehliche Weiſe. Die ältern deutſchen Schriftſteller kennen das Partizip faſt gar nicht; erſt in neuern Zeiten kam der Gebrauch deſſelben auf. Er iſt an ſich betrachtet keineswegs verwerflich, ſondern vielmehr zu empfehlen, weil er der Sprache in manchen Fällen eine gewiſſe Kürze und Energie giebt. Nur hüte man ſich ja, das Partizip im Deutſchen immer wie im Engliſchen anzubringen, weil unſere deutſche Sprache dies nicht verträgt; ein zu häufiger und geſchmackloſer Gebrauch deſſelben iſt verwerflicher Mißbrauch.

Beſonders auffallend ſind die grammatikaliſchen Fehler, welche man in Goethe's Schriften gewahr

Auch in ſeiner Biographie kommen viele vor, und einige ſind doch wahrlich zu arg. Nur wenige zur Probe. Th. I, S. 165, ſchreibt er: dünkte ihm," und Th. II, S. 360: „wie mich däuchte," da doch jeder nicht ganz unwiſſende Schulknabe weiß, daß man im Deutſchen nicht: mir dünkt und mich däucht, ſondern umgekehrt: mich dünkt und mir däucht, ſagen müſſe. Ueberhaupt gehört Goethe zu den Ignoranten, welche den grammatikaliſchen Unterſchied zwiſchen dem Dativ mir und dem Accuſativ mich nicht kennen. So ſteht z. B. Th. II, S. 85: „ließ er mir (mich) poetiſche und proſaiſche Aufſätze ſehen." — Ferner findet man Th. II, S. 184, würde für: werde; Th. I, S. 107, ſchriebe für: ſchreibe; Th. II, S. 125, wäre für: ſei; Th. I, S. 78, ſtünde für: ſtehe, u. ſ. w. Th. II, S. 7, „nach allem dieſem" (dieſen). Th. II, S. 51, „noch ein anderes Uebel erwähne ich hier beiläufig." Sollte heißen: eines andern Uebels. Th. II, S. 217, „die überſinnlichen Dingen, für: Dinge. Th. II, S. 10, „meines Stubennachbarn, für: Stubennachbars. Th. II, S. 85, „ich führete ihm gern zu denen (den) mir bekannten. Th. I, S. 253, „worüber wir Andern uns um ſo ſehr (mehr) freuten, als wir" u. ſ. w. Th. I, S. 198, „die ſilberne (n) praemia." Th. I, S. 131, „Niemanden (m) konnte ſie beſchwerlicher ſein," und ſo an vielen andern Stellen Niemanden für: Niemandem. Th. II, S. 228, „unſer eigen (eigenes) Haus;" und auf ähnliche Weiſe Th. II, S. 67, „in ein ganz ander (andres) Feld." Die Gemahlinn des verſtordenen Hofraths Böhme wird Th. II, S. 51, und Th. II, S. 211, „Frau Hofrath Böhme“ genannt, und auch ſonſt überall, wo er ihrer erwähnt, heißt ſie nicht Hofräthinn, ſondern Frau Hofrath. Dergleichen drollige Titulaturen finden ſich auch hie und da in den dramaturgiſchen Arbeiten des Verfaſſers. Th. I, S. 18, ſteht: „in deren geräumigen (m) Wohnzimmer;“ Th. I, S. 47: „bis ich auf (die) Akademie gehen würde;“ Th. I, S. 302: „er ſagte gegen jenen,“ für: zu jenem. Th. II, S. 281 erzählt er von den Töchtern eines franzöſiſchen Tanzmeiſters, es ſei ihnen beſchwerlich geworden, „Mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen.“ Offenbar kennt er den bekannten Unterſchied zwiſchen lehren und lernen nicht, und weiß nicht, daß lehren den Accuſativ regiert.

Den Buchſtaben e läßt er an Subſtantiven im Dativ und Ablativ fehlen. Er ſchreibt z. B. Th. I, S. 76, „einem Rock“ (e); Th. II, S. 11, „bei jedem Schritt (e); Th. II, S. 137, „vom Krieg“ (e), „im Feld“ (e); Th. II, S. 180, „am Arbeitstiſch“ (e); Th. II, S. 217, „an ſeinem Werk“ (e); Th. II, S. 258, „auf dem Rückweg“ (e); Th. II, S. 188, „an ſeinem Fleiß“ (e); Th. I, S. 81, „im Hintergrund“ (e); Th. I, S. 131, „nach einem geringen Widerſtand“ (e); Th. II, S. 189, „mit dem aufrichtigſten Dank“ (e); Th. I, S. 31, „am Geleitstag“ (e); Th. I, S. 115, „aus eigenem Antrieb“ (e); Th. II, S. 270, „in welchem hohen Werth“ (e); Th. I,

S. 226, „am Platz“ (e); Th. I, S. 33, „mit Gewerb“ (e); Th. II, S. 18, „vor dem Prüfſtein“ (e) Th. II, S. 6, „auf einem unſichern, geſpannten Fuß“ (e); Th. I, S. 156, „unter dieſem Zug“ (e); u. ſ. w. Wir haben nichts dagegen, da dieſe Schreibart nicht ungewöhnlich iſt, und, wenn gleich einerſeits von vielen getadelt, doch andererſeits von vielen gebilligt wird. Aber erkläre man ſich für die eine oder die andere, in beiden Fällen muß man konſequent ſein, und nicht abwechſelnd bald dieſer bald jener huldigen. Und das thut Goethe gleichwohl. So ſchreibt er z. B. Th. II, S. 267, „mit dem jungen Mann,“ und Th. II, S. 269, „zu dem jungen Manne.“ Th. I, S. 166, ſteht ſogar: „von Tag zu Tage.“ In der That eine lächerliche Inkonſequenz! — Richtig ~~ſollte es entweder~~ von Tag zu Tag, oder von Tage zu Tage heißen. Eben ſo lächerlich iſt es, wenn Goethe, während er den angeführten Wörtern das natürliche e abſchneidet, andere Subſtantive mit einem unnatürlichen e beſchenkt, und z. B. Th. I, S. 18, „an einem Weihnachtsabende ſchreibt. So fehlerhaft ſchrieb vor ihm noch niemand.

Wir enthalten uns mehrerer Bemerkungen über die Sprache, welche ob sociatam stultitiae superbiam nur dazu dienen möchten, den großen Goethe noch mehr zum Zorne gegen uns zu reizen.

Sic furit, ut spumis ex ore cadentibus atrox
Fulmineus quoties dente minatur aper.
Sic fremit, ut frendens, quum ferrea vincula mandit
Cerberus et stygias murmure turbat aquas.

Aus der Biographie erfährt man, daß Goethe auf der Univerſität zu Leipzig die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte. „Als ich," ſchreibt er Th. II, S. 47 und 48, „in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein beſonderes Vergnügen entſprang. Nicht ſo viel Vergnügen fand er an den Vorleſungen der Profeſſoren. Seine akademiſche Laufbahn beſchreibt er ſo, daß man in Verſuchung geräth, zu vermuthen, er möge wohl eben nicht ſehr tief in die Myſterien der Themis eingedrungen ſein. Aber dem iſt wirklich nicht ſo; wenigſtens hat er ſich in einigen gedruckten Abhandlungen, bei welchen er aus Beſcheidenheit ſeinen Namen verſchwieg, als einen der größten Rechtsgelehrten unſres Zeitalters gezeigt. Dahin gehört unter andern folgende grundgelehrte Abhandlung: Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices: quaestionibus theoretico—practicis rarioribus adornata, variis variorum dicasteriorum praejudiciis aucta, rationibus tam dubitandi, quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis firmata, et ex principiis tam juridicis, quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, judicibus, causarum patronis, studiosis aliisque in foro, scholis ac gynaeceo versantibus perutilis ac necessaria. Francof. 1708. 4.

Er hatte den gar artigen oder, um uns eines andern ſeiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, den garneckiſchen Einfall, dieſe Schrift ſeiner Friederike zu dediziren, die, wie er in der Biographie erzählt, „ein artiges Stumpfnäschen hatte, das ſo frei in die Luft forſchte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte.“ Gewiß war auch alles andere an ihr „gar ſchön und natürlich,“ und Goethe — denn wie in aller Welt hätte er ſonſt auf die Dedikation verfallen können — wußte aus praktiſcher Erfahrung, daß in dem Gehege Friederikens unzählige ſchwarzbraune Thierchen umherſtreiften, die ſchon den römiſchen Damen unter dem Namen pulices bekannt waren. Dieſe animalcula fusca feſſelten ſeine ganze Aufmerkſamkeit und nahmen ſogar ſein Dichtertalent in Anſpruch, wie man aus den poetiſchen Epitheten ſieht, wodurch er ſie in der Dedikation verherrlicht; er nennt ſie pulices mordaces, mordentes, pungentes, molestos, infestos, exiguos. Indeſſen ward er auch eiferſüchtig auf die Thierchen, und er konnte zuweilen in Wuth gerathen, wenn er gewahrte, daß ſie den ſchneeweißen Buſen Friederikens an tauſend Stellen geröthet hatten. Man dürfe ſie inzwiſchen, meinte er, nach den gelinderen Grundſätzen des neuern Criminalrechts für ihren Frevel nicht mit dem Tode beſtrafen; höchſtens ſei nur dasjenige auf ſie anwendbar, was das römiſche Recht vom damno injuria dato verordnet. Darüber entſtand ein Wortwechſel zwiſchen ihm und Friederiken; ſie war nemlich andrer Meinung und erklärte ſeine gelehrten Reflexionen für Unſinn. Dies nahm Goethe ſehr übel; bald aber ward er ſelbſt mißtrauiſch gegen ſeine frühere

Anſicht, begann nun über den Gegenſtand des Streits genauer nachzudenken, und das Reſultat ſeiner Meditationen war am Ende die vortrefliche Schrift, wovon wir vorhin den vollſtändigen Titel angegeben haben. Dieſe Schrift iſt eine der größten literariſchen Seltenheiten in der Welt. Wie man verſichert, beſitzt ſie Goethe ſelbſt nicht mehr, ja er ſoll ſich gar nicht einmal mehr erinnern, ſie jemals verfertigt zu haben. Wir fanden ſie zufällig auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris, und ihrer überaus großen Seltenheit wegen wollen wir hier die Excerpte mittheilen, die wir uns dort daraus machten.

De materia quotidiana, scilicet Pulicibus, animalculis ita notis.

[illegible] ut jam sit [illegible] Delia noctis, acturus, ut cuncta ex norma juris romani a) fiant ordine atque decenter: vocis vim primum explicabo, et ab hoc rivulo ad mare materiae amplissimum vela vertam, quum Jurisconsultis summus et prior semper circa verba labor fuerit, teste Quintiliano b), adeo ut Gellio c) auctore Antistius Labeo, celeberrimus ille Jurisconsultus d), qui Latinarum vocum origines et rationes exacte percalluit, ea praecipue scientia ad enodandos plerosque juris laqueos sit usus.

---

a) L. 25. D. de Lib. leg. Longe plenius, quae ad haec spectant, adtingere, quotidiana enim sunt.

b) *Quintil.* de Institutt. orat. Lib. V. cap. ult.

c) *Gellius* Noctt. Attic. Lib. XIII. cap. 10.

d) L. 2. D. de Orig. jur.

§. 1.

Unde pulex dicatur?

Maxima sane de vera vocis origine est lis inter melioris notae grammaticos. Ex plurimorum sententia pulex dictus est a voce pullus, quae ratio originis induxit Caelium Calcagninum e), ut contra omnium criticorum vota non pulex, sed pullex scribendum esse contenderet. Alii a pulvere pulicem nominatum putant, quum pulvis sit alimentum pulicis, vel rectius, quia ex pulvere nascitur pulex; delicatiores enim sunt pulices, quam ut pulvere sint contenti, quum quotidie deliciis et sanguine virgineo aut muliebri saltem uti fruique soleant. De mea quidem sententia pulex dictus est a voce mulier, ita scilicet, ut mu mutetur in pu, abjiciatur li, et loco er addatur lex, unde praecise fiet pulex.

§. 2.

Cujus generis sit pulex?

Et quamvis grammatici ad unum omnes pulicem generi masculino adscribant, ita ut hic, minime vero haec pulex dicendum velint; nulli tamen dubitamus ab iis divortium facere, quum lippis atque tonsoribus notum sit, pulices esse feminarum. Certe hoc erit a grammaticis

---

e) *Caelius Calcagninus* Encomiasticum in pulices. Aug. Vindelic. 1717. ed. noviss.

concedendum, pulicem esse generis communis, quum per communicationem sint etiam generis masculini. Quidquid vero sit, dicamus cum vulgo indistincte hic pulex, ne examen grammaticorum infestas aquilas, junctis umbonibus, nobis inferat, quod illi accidere videmus, qui se ad aurem auramque eorum non componit, et in patrios Prisciani cineres mingere ausus fuerit.

§. 3.

Unde descendat vox germanica Floh?

A summa pulicum pernicitate vocem illam originem trahere arbitror. Quemadmodum enim germani pulicem nec ire nec currere, sed potius mira quadam velocitate silire seu corpus pernici tollere saltu animadverterunt, ita dignus omnino illis visus fuit pulex, qui pulcherrimo nomine Floh insigniretur. Atque hoc ipsum est, quod venustissimus carminis de pulicibus auctor f), intendit, dum sic modulatur:

— Qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si fleuglos natura dedisset;

ubi observandum, quod verbo huppere recte usus sit auctor pro hüpfen, i. e. exsilire ac prosilire, voce fleuglos autem pro Flügel, i. e. alas, sensu optimae latinitatis scriptoribus usitatissimo. Novissimus celeberrimi carminis editor, rejecta lectione vulgata, pro quam re-

---

f) *Caelius Calcagninus* l. l.

scripsit ac; sed, quae mea est in defendendis receptis lectionibus pertinacia, plane nihil mutandum, sed proba esse verba: quam si fleuglos natura dedisset, censeo, ne tantillum quidem a Prisciano sic mihi metuens. Caeterum, quod obiter admonuerim, validissimis feminae utuntur remediis contra pernicitatem illam, ut omne earum ingenium in digitos abiisse videatur. Unde communis doctorum conclusio est, quod is, qui pulicem quam promtissime capere nequit, ex praesumtione hominis et juris putetur sexus non feminini sed masculini esse.

§. 4.

Pulices jure civili teneri ostenditur.

Haec de vocibus delibasse sufficiat;
Nunc teritur nostris area major equis,

quum ad rem ipsam sit progrediendum. In ipso limine statim sese offert ardua et sabbathina quaestio: pulex utrum juri civili romano subjectus sit, nec ne? Neganda videtur primo intuitu, quum nullum exstet senatusconsultum, quo pulicum respublica illud jus receperit [g]. Verum enim vero in illis locis, ubi jus romanum a majestate receptum est, omnino justa illud pulices ibi judicandi sunt. Nam primum omne animal subjectum esse debet potestati principis. Deinde pulex, quoad forum ac jus in eo obtinens, hominem sequatur necesse est, quia accessorium sequitur suum principale [h]). Pulex autem reapse pro hominis accessorio habendus est. Denique magnum sententiae nostrae accedit pondus a legum dispositione, quod, si arietes vel boves inter se commisissent, et alter alterum occidisset, si quidem is periisset, qui aggressor erat, cesset actio, quia alter concitatus et quasi defensionis jure damnum dedit: sin vero is, qui non provocavit, occisus laesusve esset, competat actio [i]). Unde sat luculenter adparet, animalia in genere ac pulices in specie jure communi hominum teneri. Quo ipso de pulice vasallitico sive corpus vasallae inhabitante constat, eum dispositioni feudali subjectum esse, sicut pulex monialis juri canonico subest.

---

[g] Jus romanum hodie valet non ex promulgatione, sed ex receptione. Cf. *Struvius* Synt. jur. civil. Exerc. II, thes. 35.

§. 5.

Continuatio. Pediculi autem mentio injicitur.

Neque tamen monialem pulicem in causis criminalibus indistincte coram judice ecclesiastico conveniri posse, intelligent, qui clericos pro diversa poenarum ratione nonnunquam foro seculari subesse meminerint [k]). Virginis viduaeque

---

h) Arg. L. 1. §. 12 et 14. D. Si quadrup. pauper. fec. dicat.

i) L. 1. §. 11. D. Si quadrup. pauper. fec. dicat. Cf. *Grotius* de jur. bell. et pac. P. I. cap. II. art. 5.

k) Vid. Cap. 4. X. de Judic. tot. tit. X. de For. compulex foro miserabilium personarum haud dubie fruitur l)), quum forum illud sit privilegiatum, ac tali foro et domesticus privilegiati gaudeat, ut BONACOSSUS m)), et LIMNAEUS n)) de domesticis legatorum atque studiosorum tradunt. Quid juris sit circa forum pulicis Augustae seu Imperatricis, colligere licet ex celeberrimo juris romani loco o)), quem STRUVIUS p)) egregie interpretatus est. Dum autem de pulice Augustae seu Imperatricis scribo, incidit epigramma Oweni de pediculo aulico, ita sonans:

Blandus adulator per totam cursitat aulam,
Principis in primis nobiliumque fores.
A pedibus sic nomen habens mala bestia totum
Infestat corpus praecipueque caput.

§. 6.

De pulice nobili ac plebejo.

Feminae nobilioris pulicem eximiae conditionis esse, extra omnem dubitationis aleam positum est. Quemadmodum enim feminae nobiles dignitate multo antecellunt feminas plebejas, ita quoque illarum pulicibus insignior ha-

---

pet. *Carpzovius* Prax. crim. P. III. quaest. 110. num. 82 sq.

l) L. un. C. Quand. imperat.

m) *Bonacossus* de famul. quaest. 12 et 35. 43 et 52.

n) *Limnaeus* de jur. publ. Lib. VIII. cap. 10. num. 18.

o) L. 31. de Legib.

p) *Struvius* Synt. jur. civil. Exerc. II. thes. 11.

bendus est honor, qui plebejarum feminarum pulicibus merito denegatur. Accessorium sequitur suum principale; nobilioris feminae pulex itaque revera nobilis est, atque adeo privilegiis, praerogativis et immunitatibus nobilitatis utitur. Aeque certum est, pulicem puellae plebejae ignobilem esse; unde prono alveo fluit, quod recte plebejus vocetur nec jura nobilitatis singularia illi concedenda sint. Jam quaeritur: **an pulex plebejus** matrimonio aut contubernio sibi jungere possit pulicem senatorium? Jure veteri negandum fuit, ast jure novissimo evanuit illud jus vetus una cum lance et licio [q]). Quo ipso constat, non amplius quaestionem agitari debere, utrum et is pulex dicendus sit senatorius, qui ante adeptam dignitatem senatoriam adluit; qua de re olim in utramque partem disputavere [r]).

§. 7.

De pulice excommunicatae.

Majoris omnino momenti est quaestio: num pulex feminae excommunicatae ha-

---

q) L. 23. C. de Rit. nupt. Nov. 51 et 78. cap 4. Nov. 89. cap. ult. *Carpzovius* Jurispr. consistor. Lib. II. def. 10 et 11.

r) L. 5. D. de Senat. L. 9. §. 14. D. de Poen. L. 2. §. 2. D. de Decur. L. ult. C. eod. L. 11. C. de Dignit. Cf. *Pacius* Enant. Cent. I. quaest. 39. *Wissenbach* ad Pand. tit. de Senator. thes. 1.

bendus sit pro excommunicato? Recte negari posse videtur argumento constitutionis, juxta quam servi et ancillae aliique domestici, participantes cum domino excommunicato, periculum excommunicationis non incurrunt [s]).

§. 8.

Num dominus adquirat pulices servae? De jure usufructuarii.

Servam seu ancillam omnia adquirere domino, ex jure tam notum est, ut soli lumen foenerarer, si allegationes juris adderem. Quaeritur ergo: an et pulices adquirat? Quod affirmamus, sive sit pulex adventitius [t]), sive ex ipsa ancilla natus, quem pulicem vernam adpellare possumus, et hic, velut partus ancillae, domini erit [v]). Facit huc, quod animalia a servo adquisita domini statim fiant, et quoad dominium et quoad possessionem [x]). Praeterea omne, quod in meo solo nascitur, meum est [y]).

Quod si quis usumfructum ancillae habeat, ejus non erunt pulices; nec adventitii, quum ancilla eos non ex re usufructuarii operisve suis adquisiverit, sed velut donatos habeat [z]), nec vernae; partum enim ancillae in fructu non esse, adjecta ratione solida docet Justinianus[a]).

---

[s]) Cap. 103. caus. 11. quaest. 3. *Bonacossus* de famul. quaest. 257.

[t]) §. 3. J. Per quas pers. nob. adquir.

[v]) §. 4. I. de Jur. pers.

[x]) §. 3. I. eod.

[y]) §. 32. I. de Rer. divis.

[z]) §. 4. I. eod.

§. 9.

Communio bonorum inter conjuges. Observatio.

Similis planeque gemella quaestio est haec: an, quum hodie communio bonorum sit inter conjuges, idem ad pulices uxoris sit extendendum, ita ut et illi sint inter adquaestum.numerandi? Quod quidem statuendum crediderim, modo pulices constante matrimonio sint adquisiti ab uxore; illi enim, quos intulit, ut res paraphernales restituendi sunt per jura notissima. Atque non est, quod aliquis mihi ex Seneca[b]) dicat: „Quid te torques et maceras in iis quaestionibus, quas subtilius est contemsisse, quam solvisse.“ Habent enim hae quaestiones, §pho 8va et 9na propositae, magnam utilitatem in Utopia, ubi tam rara avis est pulex, ut velut ex Africa monstrum dato pretio spectetur. Potest et in Germania earum usus esse, praesertim Norimbergae, ubi pulices catenulis vincti venduntur, indeque adquaestus fit inter conjuges.

§. 10.

Cautio de non offendendo.

Si ab eo, qui nos offensurus erat, cautionem de non offendendo accepimus, id quoque de pulicibus accipiendum, adeo ut commissa sit stipulatio, simul ac nobis invitis pulicem nostrum occiderit. Nam talis cautio etiam de familiaribus et domesticis domini intelligitur c)), quum pars corporis dominici sint d)). Atque sic contra cautionem actum esse respondit inclytus Jurisconsultorum Ordo in Academia, quae Cataniae constituta est.

---

[a]) §. 37. I. eod. L. 27. D. de Hered. petit.

[b]) *Seneca* Epp. num. 49.

§. 11.

Actio injuriarum.

An is, qui puellam einen Flohsack, ein Flohmagazin, einen Flohpelz etc. vocavit, injuriarum teneatur, ex facto quaesitum memini. Et videbatur, quod sic, quum is, qui natale vitium alicui objicit, velut si dicat: tu claude, tu calve, injuriarum recte conveniatur e)). Sed distinctionis securi res est decidenda. Videndum scilicet, utrum jocandi animo tantum verba ea quis protulerit, quo casu injuria non praesumitur, nec injuriarum actio locum habet f)); an verum animo injuriandi, qui ex certis circumstantiis praesumendus est, v. g. si iratus fuerit is, qui nimiam pulicum multitudi-

---

c) *Bonacossus* de famul. quaest. 206.

d) L. 5. C. Ad leg. Jul. majest.

e) *Wissenbachius* ad Pand. tit. de Injur. thes. 13.

f) L. 3. §. 3. et L. 15. §. 23. D. de Injur.

nem puellae exprobravit [g]. Quantumvis autem injuriandi animus probetur, mitius tamen injurians videtur puniendus ob injuriae veritatem [h].

§. 12.

Ancilla pulices captans.

Conduxerat Titius puellam, forma conspicuam facieque spectabilem, quae pro annua mercede operas ita locaverat, ut coqua domestica esset. Quam quum Titius quotidie ingentes pulices, quibus maxime abundabat, in ipsa culina captare, captosque inter ipsas operas, dum fercula et dapes parabat, conversis unguiculis necare animadvertisset, nausea pertaesus dimittere invitam cupiebat ante tempus locationis conductionis finitum. Quaesitum igitur fuit: famula sive ancilla nonne dimitti queat propterea, quod singulis momentis pulices captat? Omnes aequi aestimatores concedent puellae moderamen inculpatae tutelae adversus pulices malignos, qui teneros morsu depascuntur artus. Tum quoque, pulices capere, est opus feminarum naturale, cui aeque ac aliis earum rebus naturalibus paulo fastidiosis ignoscendum [i]. Cui accedit, quod ob morbum auilla domo expelli nequeat [k]), ac pulices captare quasi morbus naturalis sit. Quibus quidem ingeniosissimis iisque gravissimis rationibus, summae aequitati ipsisque legibus omnimode consentaneis, mota Suprema Curia Provincialis, ad quam causa devoluta erat, rite pronunciavit: Titium coquam suam, pulices singulis momentis captantem, nec dimittere nec illi annuam mercedem minuere posse. Sententiae admodum memorabilis tenor fuit: Auf übergebene Appellation, deren Rechtfertigung u. s. w. erkennen Wir u. s. w. unter Zurücklegung der coram judice a quo passirten und in dreien fasciculis sub Lit. A, B et C Uns zugefertigten Vorakten, perpensis perpendendis consideratisque considerandis, hiemittelst für Recht: Dass die erhobene Appellation quoad formalia zu Recht beständig und zur gebührenden Rechtfertigung anhero erwachsen, anlangend dargegen materialia wohl gesprochen und übel appelliret, derowegen sententia a qua, wie desmittelst geschieht, dahin zu bestätigen, dass appellantischer Titius, Einwendens ungehindert, die Anna Barbara, Klägerinn modo Appellatinn, vor erweislich gänzlich beendigter Dienstzeit aus seinem Hause zu entfernen nicht befugt, vielmehr solche annoch eilf Monate auch drei Tage a dato im Dienste zu behalten, weniger nicht derselben ein jährliches Dienstlohn, wie solches in dem am 15ten April 1733 coram Notario et testibus errichteten Dienstbotenkontrakte verbriefet worden, baar und unverkürzt auszukehren schuldig und gehalten ist. Compensatis expensis. V. R. W. De regundis scriptionis nostrae finibus solliciti omittimus rationes dubitandi et decidendi doctissimas, quibus jura et obligationes pulicum egregie illustrantur. Id monebimus tantum, litis expensas compensatas fuisse addita ratione: Dieweil die Sache rechtlicher Erörterung bedurft. Eadem illa compensationis ratio saepiuscule sententiis inest, neque negandum, eam omnibus caeteris palmam praeripere, quoniam et commoditati et ignorantiae inservit. Unde quod nasutuli sciolique nonnulli, qui multis sententiarum fabricatoribus acutiores videri volunt, garrire solent, ridiculam scilicet esse rationem istam, quum omnis omnino causa civilis, si quidem judex actionem a limine judicii non rejecerit, ventilatione judiciali egeat, dignum non est, quod refellatur.

---

[g] *Struvius* de vind. priv. cap. 10, aph. 6, num. 3.

[h] *Carpzovius* Prax. crim. P. II, quaest. 98, num. 40. sqq.

[i] Arg. L. 22. C. Qui testam. fac. poss.

---

[k] L. 4. §. 5. D. de Stat. lib. L. 27. D. Loc.

§. 13.

Ancilla pulicem negligens.

Si ad pulicem, collo forte insidentem vel tergo, capiendum famulam advocet hera, illa vero cum non capiat, colapho puniri potest, quoniam dominae competit jus, ancillam moderate castigandi ob negligentiam in servitio commissam. Latam culpam autem, quae dolo aequiparatur, commisit venatrix, dum id non fecit, quod omnes istius conditionis homines facere possunt [l]; quinimo inperitia, praesertim tanta, culpae est adscribenda [m].

§. 14.

Pulex praegnans.

Cepit Sempronia pulicem manifeste praegnantem; num animalculum poena corporis adflictiva adficere potest? Nego et pernego, quia calamitas matris non debet nocere ei, qui in ventre est [n]. Hinc praegnantem pulicem ne licet quidem relegare, extra fenestram projiciendo, praesertim si sit hyems [o].

§. 15.

Quid, si pulex murum civitatis transilit?

An pulex, civitatis murum transiliens, poena capitali sit adficiendus, in dubium vocarunt nonnulli. De nostra quidem sententia capitalis poena locum habet; quia lege non distinguente, nec nos distinguere debemus [p]). At generaliter lex poenam capitalem crimini tali dictitat [q]), adeo, ut fratrem Remum Romulus propterea occiderit, quemadmodum LIVIUS et FLORUS diserte testantur. Difficillimum interim erit, tale delictum probare, quum ex communi Doctorum opinione decem senes cum perspicillis, et tres optici cum microscopio ad testimonium in hac causa criminali, ubi omnia luce meridiana clariora esse debent [r]), requirantur.

---

[l] L. 223. D. de Verbor. signif.

[m] §. 7. I. de Leg. Aquil.

[n] L. 18. D. de Stat. hom. L. 3. D. de Poen.

[o] *Hahnius* ad Wesenbec. tit. de Stat. hom. num. 3

§. 16.

De capitatione ac pedagio nonnulla.

Saepiuscule fit, ut non solum hominibus, verum etiam pecudibus capitatio imponatur [s]). Unde dubium oriri posset, capitatione (idem de pedagio sentias) omnibus animalibus imposita, an id etiam de pulicibus sit intelligendum. Et hic Davo cunctior Oedipus, in enodanda quaestione sacra sua commovens, pro negativa sententia tanquam pro aris et focis pugnaret, ac nemo credo, nisi ingenium pistillo retusius habens et jejunissimus judicii, in adversa acie staret. Manifeste enim est contra mentem majestatis, capitationem vel pedagium inponentis. Porro, si mulieres non essent solvendo, dotem dare cogerentur, quam tamen salvam esse reipublicae interest [t]. Et quomodo gabellarius pulices numerare poterit? Difficilius certe esset, quam stellas coeli numerare ac, ut cum Cicerone loquamur, facilius esset, e pulvere eruere Archimedeum problema, vel ediscere Pacuvii Teucrum. Pulicum multitudo nemini cognita est, nisi Deo, quem omnia, etiam minima scire atque curare Sacra Scriptura testatur: dat escam pullis corvorum [v]; sine ejus voluntate ne passerculus quidem de tecto cadit [x], ac capitis nostri pilos in numerato habet [y]. Quidni pulicum, in universo terrarum orbe exsistentium, numerum sciat?

---

[p] L. 8. D. de Public. act.

[q] L. ult. D. de Rer. divis.

[r] L. ult. C. de Probat.

[s] Videatur *Brunnemannus* Com. ad Cod. ad L. 8. de SS. eccles. *Seckendorf* deutsch. Furstenst. P. III. Reg. 8. p. m. 455.

Pulices itaque eo minus capitationi possunt esse subjecti, quo certius hic per aversionem agere non licet, ob varias, quae inde oriri possent fraudes ministrorum, capitationem accipientium.

§. 17.

Removenda circa lotricem dubitatio.

Lavandum dederat Sempronia lotrici indusium, in quo relato vestigia stercoris pulicei adparebant; recte Sempronia mercedem detrectavit, quum lotrix, quippe quae ut artifex levissimam culpam praestare tenetur,[z] locationis legi non satisfecisset. Quemadmodum vero lotrix ad impossibile obligari nequit, ita illi, re praesertim non rigidi juris lance, sed trutina aequitatis ponderata, merces exsolvi debuisset, si quidem, Semproniam complexionis scorbuticae fuisse, sumere velimus.[a] Nam experientia teste, pulices earum mulierum, quae tristi morbo isto discruciantur, projiciunt excrementa arctissime cohaerentia, quae a lotrice vix ac ne vix quidem adtrito sapone et aquis elui abstergique possunt.

---

[t] L. 1. D. Sol. matrim. dos quemadm. pet.

[v] Psalm. CXLVII, vers. 9.

[x] Matth. X. vers. 29.

[y] Matth. X. vers. 20. De pediculis vid. Exod. VIII.

§. 18.

Vestes pulicosae depositae vel commodatae.

Pulcherrima quaedam femina, viri ignara vacuoque adsueta cubili, in museum Caji, SS. theologiae studiosi, nescio quam ob causam, vestes deposuerat suas, quae, quum in iis tot pulices essent, quot syllabae in Calepino, mox totum museum compleverant. Inde quaestio exorta: an depositi teneatur virgo? Judex erat magnificus universitatis Rector, et res vario Marte acta, donec judiciali sententia tandem, victoria a parte Caji stetit, quoniam, ubi ex re deposita damnum depositario datum est, tenetur deponens, sive sciverit, rem noxiam esse, sive nesciverit b).

---

[z] L. 25. §. 7. D. Loc. L. 21. C. Mand. §. 1. in fin. J. de Obligat. ex quasi contr. L. 8. §. 1. D. Ad leg. Aquil. L. 9 §. pen. et L. 13. §. 5. D. Mand.

[a] L. 185. D. de Reg. jur.

Quid vero de vestibus pulicosis commodatis dicendum sit, colligere licet ex L. 61. §. 6. et L. 18. §. 3. ff. Commod., ubi inter se digladiantur Doctores, utrum dolo aequiparetur lata culpa, sententiam affirmativam defendente STRUVIO c) contra praeceptorem suum HAHNIUM d). Ego usumfructum cuique suae opinionis libenter relinquo et, ut quondam Imp. CLAUDIUS e), secundum eum sentio, qui vera proposuit.

§. 19.

Domus pulicibus inquinata.

Nonnumquam quaesitum fuit, an inquilinus domum conductam ob pulicum multitudinem deserere possit. Affirmative patrocinamur, et quidem favente Themide f), modo tanta adsit pulicum multitudo, ut ei resisti nequeat g). Idem

---

b) L. 61. §. 1. et 5. D. de Furt. L. 31. in fin. D. de Pignerat. act.

c) *Struvius* Synt. iur. civ. Ex XIX. thes. 10. §. 2. Qui sibi tamen contradicit thesi 39 ejusdem Exercitationis.

d) *Hahnius* ad Wesenbec. tit. Commod. num. 12.

e) Vid. *Suetonius* Vit. Claud. cap. 15.

f) L. 27. §. 1. D. Loc.

g) L. 15. §. 2. D. eod. Servius omnem vim, cui resisti non potest, dominum colono praestare debere ait.

de cimicibus, quibus aedium usus in totum vel pro parte impeditur, valere, notissimi juris est. Quid? quod leges [h] diserte constituunt, ob hostium incursum, vel praedonum aut latronum malitiam licite deseri fundum. At quaeso, quinam hostes sint ferociores, atrociores ac sanguinolentiores, quam pulices? Videsis Epinicium in pulices, quo sororcula mea, omnis politioris doctrinae peritissima, Junonem imitata sic modulari exorsa:

— — Una cum gente tot annos
Bella gero — —

Neque tamen procedunt, quae diximus, quoties foeda et obscoena ipsius inquilini impuritia in tantum numerum creverint bestiolae; tunc enim non solum absque soluta pensione emigrare nequit inquilinus [i], sed et ante finitum locationis tempus expelli potest [k]. Ita quoque, si pulicum grex artibus magiae diabolicis, ob inimicitiam adversus inhabitatorem, in domum intrusa fuerit, pensio haud remittitur [l], modo inimicitiae causam dederit inquilinus [m]; quamvis alii, hoc non esse necessarium, statuant [n]. Aliud obtinet, si venefica tale quid fecerit, odio et inimicitia contra aedium dominum mota; hoc casu inquilinus non solum migrare, sed et, si justa odii ac inimicitiae causa adsit, ad id quod interest agere potest. Ponamus vero, conductorem omnes casus fortuitos in se suscepisse, ac veneficas, sine culpa alterutrius contrahentium, immensos pulicum greges compulisse in aedes, talem casum, utut insolitum et incogitatum, ferre cogitur conductor [o].

---

[h] L. 33. in fin. et L. 34. D. eod.

[i] Arg. L. 25. §. 3 et 4. D. eod.

[k] Arg. L. 3. in fin. C. eod.

[l] L. 25. §. 4. D. eod. L. 56. pr. D. Solut matrim. dos quemadmod pet.

[m] L. 19. D. Commod.

[n] Suffulti L. 41. D. Loc. Ita hunc juris articulum

Spero, fore ut haec disputationis nostrae portiuncula veniam impetratura sit ab his, qui artes istas diabolicas pro plane fictitiis et commentitiis habuerint. Egregie enim hallucinantur. Adeant Philosophorum aeque ac Jurisconsultorum coryphaeum Carpzovium [p], qui, compluribus Sacrae Scripturae locis innitens, ad oculum demonstravit:

1^{mo} veneficas, magas, sagas seu incantatrices re vera exsistere;

2^{do} posse eas, permissu Dei, pulices facere.

---

deductum exhibet *Wissenbachius* Disputt. 2. I. num 21. thes. 10.

o) *Struvius* Synt. jur. civ. Ex XIX. thes. 17. quaest. 2. Post alios novissime dissentit *Tabor* Relatt. Argent. num. 98.

p) *Carpzovius* Praxis crimin. P. I. quaest. 19. num. 55.

§. 20.

Casus memorabilis.

Vere novo, quum moestam hyemem sol aureus egerat sub terras, quum jam tinnire volucres incipiebant, nidosque reversa lutabat hirundo, exspatiati erant juvenes virginesque in hortum flumini vicinum. Dum circa ripam cum Titio reptat Helena, videt jacentem arundinem cum hamo ad pisces capiendos: quam dum projicit in aquam, conveniunt, ut omne, quod caperet puella, pro honorario cederet Titio q). Inter piscandum illa capit pulicem sibi forte molestum, ac exorta est quaestio: an et hic ex conventione Titio cederet? Videbatur, quod sic. Nam omne, quod caperetur, sibi stipulatus erat amasius languens; jam vero, qui omne dicit, nihil excludit. Interim, quum urna judicialis vertebatur, praeda puellae per majora adjudicata est; quoniam ex mente contrahentium id demum in stipulationem venerat, quod ex piscibus in aqua caperetur. Quid ergo, si tripodem aureum eduxisset piscatrix, prout factum erat a Milesiis piscatoribus, a quibus jactum retis emerant Jonici adolescentes, Diogene Laertio r) teste: ego certe a Delphico oraculo dissentirem, nec cum Thaleti aut Deo, sed puellae ex ea, quam dixi, ra-

---

q) Qualis conventio est quoque in L. 11. §. 18. D. de Act. emt.

r) *Diogenes Laertius* Vit. Thaletis, Lib. I.

tione, scilicet ex mente contrahentium, addicerem, et pro sportulis nil nisi subsidium charitativum, i. e. **osculum** peterem; praesertim quum virgines, juxta celeberrimorum Jurisconsultorum opinionem [s] sint personae miserabiles, a quibus pinguiores sportulas accipere inhumanum est. Quae quidem in ardua re est mea sententia; nam oscula libenter do, libo, delibo roseis puellarum labellis; quid dulcius lascivo osculo!

§. 21.

Quaestio elegantissima.

Offert sese alia quaestio, elegantissima quidem, sed plus difficultatis habens, quam prima fronte credideris, **nimirum: pulex utrum inter res mobiles, an immobiles sit referendus?** Nam licet responsio non sit difficilis, pulicem referendum esse nimium quantum inter se moventia, hoc tamen non indistincte legibus consonum esse videtur. Si enim v. g. pulices sint in lecto diversorii, quia ille, ex quorundam haud infimi subsellii Doctorum sententia, a qua tamen abit CARPZOVIUS [t], pro re immobili habetur, pulices quoque, ut accessorium, pro tali haberem. Accessorium sequitur suum principale [v], et idem in parte, quod in toto, juris est [x]. Cui accedit, quod fructus pendentes pars fundi sint [y].

---

[s] Vid. *Gailius* Observatt. Lib. I. obs. 1. num. 41.

[t] *Carpzovius* P. III. const. 24. def. 10. Cui addatur *Struvius* Synt. iur. civ. Ex. III. thes. 82.

[v] §. 26. I. de Rer. divis.

§. 22.

De pulice transfuga.

Ponamus, virum et mulierem in uno lecto cubare, ac pulicem ab uxore ad maritum salire: an statim uxoris esse desinet? Respondeo, hujus litis decisionem petendam esse ex accurata dijudicatione quaestionis: utrum ad animalia prorsus fera, ut ursos et lupos, an ad prorsus mansueta, ut gallinas et anseres, an ad mansuefacta, ut columbas, pulices sint referendi? Et quia, me judice, pulices ex mente legum [z] ad animalia mansueta referuntur, secundum eos, licet conspectum uxoris effugerint, quocunque loco sint, ejus manere, ac maritum, si lucri faciendi animo eos detinet, rei vindicatione conveniri posse. Quodsi tamen pulex transfuga diutius circa mariti corpus haeserit, indeque multum sanguinis hauserit; vix est, quin eum mariti esse dicamus; sicut in jure romano [a] constitutum est, ut fundi mei pars, vi fluminis ad tuum fundum rapta, tua sit, si longiori tempore fundo tuo inhaeserit, ac si arbores, quas secum traxit.

---

x) L. 112. D. de Reg. jur.

y) L. 44. D. de Rei vind.

z) §. 16. I. de Rer. divis.

a) §. 21. I. eod.

in fundum tuum radices egerint, indeque alimenta capiant [b].

§. 23.

Quaestio paulo fastidiosa, sed magni momenti.

Pertinet ad nostram aream quaestio, inter commensales summi cujusdam Jurisconsulti (quem honoris causa non nomino) agitata: an Studiosi, qui ad annum conduxere mensam, resilire a contractu possint, ob pulicem in offa vel jusculo repertum? Et, quum suilla ejusmodi impuritia hospitis sit intolerabilis, ambabus largior manibus, Studiosos non solum posse mensam deserere, sed et hospitem convenire ad id quod interest. Nam contractui non satisfecit, prout aequitas exigit [c], atque culpam ancillae vel uxoris, in officio, cui praeposita est, delinquentis, praestare tenetur dominus [d].

§. 24.

Alia quaestiuncula paulo honestior.

Omnes vestes meas tibi legavi: num et pulices in iis legasse videor? Adfirmandum est, quum legato etiam accessiones cedant [e]. Et quidem legatis vestibus, non solum pulices viventes debentur legatario, sed quoque pelles pulicum occisorum; quum vestis adpellatione et pelles animalium veniant [f]. Nec haec quaestio est de lana caprina, sed de pelle pulicum.

---

[b] §. 31. I. eod.

[c] L. 1. D. de Constit. pec.

[d] L. 1. §. 2. et 5. D. de Public. Cf. *Hahnius* ad *Wesenbec.* tit. de Noxal. act. num. 7. *Carpzovius* P. IV. const. 17. def. 13. et const. 43. def. 7.

[e] L. 39. D. de Usufr. L. 44. §. 4. D. de Legat. I.

§. 25.

Quid juris sit circa pulices tabernarios.

Saepe fit, ut in caupona hospites, pulicum turmatim insilientium impetu, ita vexentur, ut itinere fessi dormire nequeant. Inde — praesertim ab advocato rixoso — moveri posset quaestio: an cauponi aliquid aeris pro hospitio sit solvendum? Quod recte negatur, quum culpam caupo praestare cogatur [g], at pulices non, quoad ejus rei fieri potest, abigens omnino in culpa est. Adde, quod caupo hospitum res a damno immunes servare cogatur [h], ergo multo magis eorum corpora. Ac hospites recipiendo videtur affirmare et promittere, aedes suas esse commodas iter facientibus [i]. Si tamen hospes cum muliere vel, quod idem est, cum cane pulicoso venerit, cauponi nil inputari potest. Nam damnum, quod quis sua culpa sentit, sentire non videtur [k], nec alteri per alterum iniqua conditio inferenda est [l].

---

[f] L. 23. §. ult. L. 24. L. 25. pr. et §. 8. D. de Aur. et arg. leg.

[g] L. 3. §. 1. in fin. D. Naut. caup. stab.

[h] L. 5. §. 1. D. eod.

[i] Arg. L. 1. §. 1. D. eod.

§. 26.

Casus plane mirabilis.

Titius opus aureum nostrum, cui titulus: Werthers Leiden, puellae cuidam viripotenti commodato dederat, ut inde Courtesiam disceret. Quem librum quum Titius, aliis procis, partes potiores habentibus, irritatus repeteret, pulicum stercore eum multis locis adeo corruptum invenit, ut inutilis esset. Itaque commodati agebat, ac quaerebatur: an actio sit fundata? Quum, ut melioris notae Jurisconsulti fatentur, in commodato etiam levissima culpa praestari debeat, omnino ad damnum resarciendum condemnandam censeo puellam; adeo ut, si non habeat in aere, luat in corpore, et executio committatur Titio.

§. 27.

Casus similis, nec tamen mirabilis.

In domo sartoris, cui, ad subuculam albam conficiendam, dederam materiam sat magni pretii, haec pulicum spurcitia erat corrupta, ideoque quaerebatur: an sartor ad damnum istud resarciendum obligatus sit? Et nemo, nisi

---

[k] L. 203. D. de Reg. jur.

[l] L. 74. D. eod.

Judaeus Apella, calculum nobis denegabit, sartorem actione locati vel, si ab initio de mercede non convenerit, actione praescriptis verbis posse pulsari, quia non recte rem custodivit [m].

§. 28.

Consectarium.

E quo et decidi potest obligatio creditoris pigneratitii, si vestimenta illi in securitatem crediti dederim, ac simile quid per pulices acciderit. **Tenetur scilicet** [n]. Pertinent huc, quae ex Baldo notat Gothofredus [o], creditorem teneri ad vestimentorum sibi oppigneratorum purgationem, defensionem a tineis, et sic porro.

§. 29.

De rebus venditis axiomata.

His consanguinea est quaestio: an is, qui pulicum stercore corruptum vendit librum, aedilitio edicto teneatur? Quod omnino adserendum per ea, quae tradidimus [p].

---

[m] L. 22. D. de Praescr. verb. et in fact. act. L. 10. §. 2. et L. 25. §. 8. D. Loc. L. 13. §. 6. D. eod. (ubi fullo tenetur, si mures roserint vestimenta, sibi ad poliendum data) L. 14. et L. 17. C. eod. L. 34. D. de Damn. inf.

[n] Arg. L. 5. §. 2. D. Commod. L. 13. §. ult. L. 14. et L. 31. D. de Pignorat. act. L. 9. C. eod. L. 5. C. de Peric. tut.

[o] *Gothofredus* Not. ad. L. 13. §. 6. D. Loc.

[p] Cf. Glossa ad L. 1. pr. D. de Aedilit. ed. *Roe-*

Idem valet de tunica, pulicibus plena, quae ignoranti vendita est q).

Canem venatori a venatore venditum pulices ita exhauserant, ut, sicut taurus Virgilianus, vix ossibus haereret, et periculum esset, ne ad corvorum pabulum mox esset projiciendus; ob tale vitium non leve, sed usum canis inpediens, emtorem non teneri, advocatus defendit r), et lauream obtinuit per sententiam.

§. 30.

Testamentum stercore pulicum corruptum.

Prodeat jam in scenam casus, quondam in Auditorio Illustri Veronensi ventilatus. Rustica quaedam ultimum suum elogium diu in lecto suo repositum habuerat, idque pulices ita spurcaverant, ut nomen heredis legi non posset; quaesitum fuit: quid juris sit? Ex legibus patet, illud testamentum non valuisse s).

§. 31.

De marito venatore.

Quum, teste Sacra Scriptura t), maritus sit do-

[illegible] Meditat. aedil. Lib. I. cap. 1. num. 10.

q) L. 1. §. 1. D. de Act. emt. L. 13. pr. D. eod. L. 49. D. de Contr. emt. L. 3. C. de Aedil. ed.

r) Arg. L. 1. §. 8. L. 3. L. 4. pr. et §. ult. D. de Aedil. ed.

s) L. 1. §. ult. D. de Bonor. poss. sec. tab. Cf. *Berlichius* Concluss. practicabb. P. I. concl. 80. n. 91.

t) Coloss. III. vers. 18. I. Pet. III. vers. 1. sqq.

minus uxoris, dubitari posset, an, si in corpore, v. c. in pectore uxoris pulices quaerere velit, uxor ei novum opus nunciare possit. Et videtur prima facie, uxorem id prohibere posse; cum eum, qui venandi causa fundum meum ingreditur, prohibere possum. Attamen contrarium est verius, quum fundus ille, ubi maritus pulices venatur, non tam sit uxoris, quam mariti; quemadmodum Sacra Scriptura innumeris locis docet. Fructus autem fundi, inter alia, etiam consistunt in venatione et aucupio v).

§. 52.

Cavillationis exemplum insigne.

Penna et bipenni agitatus est casus, quem jam lectorum oculis subjicere lubet. Vasallus Titius, in aula Seji domini directi, officii causa versabatur. Dum post prandium cum uxore domini confabulatur, absente domino, circa Parnassum bicipitem non Musis, sed Veneri sacratum, h. e. circa mamillas sensitantes Capitilineamque undique quaerens, pulicem capit et necat. Dominus per fenestras id conspiciens, quasi ob contrectationem, Titium ex Zelotypia feudo privare volebat, [illegible] cui jus suppetias ferret? Anceps erat quaestio, ut

---

v) L. 9. §. 5. et L. 62. D. de Usufr. Cf. *Hahnius* ad Wesenb. tit. de Adquir. rer. domin. num. 7. Caeterum, venationem in fundo alieno prohibitam esse, evincit §. 12. I. de Rer. divis.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 06887/231

qua decidenda tot erant crabrones, quot Jurisconsultorum cerebra. Urgebat Titium, quod lusus cum conjuge domini inpudicus lascivaque contrectatio aequalem cum ipsa cucurbitatione seu concubitu mereatur poenam [x], etiamsi consensus uxoris accesserit [y]. Alii tamen consulti, ob pingue honorarium, in contraria omnia ibant atque, prout Jurisconsultorum genus est rixosum, et in jure et in facto domini adsertum negabant fundatum. Dicebant

1) pulicem non circa turgidas mamillas, sed circa maxillam aut collum captum esse;

2) famulos domini non esse testes omni exceptione majores;

3) maleficia distinguere animum;

4) Titium ex inpudicitia uxorem non adtrectasse, nec id in dubio praesumi: nihilominus eum ad normam juris feudalis cum duodecim sacramentalibus desuper juraturum;

5) tum etiam aetatis praesumtionem pro eo militare; esse quippe testibus capillis albis octogenario majorem;

6) potius eum remunerandum, quam puniendum: defendisse enim uxorem domini contra hostem, ut intestinum, sic eo formidabiliorem, et sic satisfecisse officio probae monetae vasalli, qui dominum suosque contra omnes hostes, exceptis Inperatore ac Papa, defendere cogatur.

---

x) *Rosenthalus* de feud. cap. X, concl. 28. num. 3. sqq.

y) *Schraderus* de feud. P. IX. cap. II, num. 19.

Non nostrum inter vos tantas componere lites!
Tutius tamen faciet vasallus, si manus abstinentes servet. **Manum de tabula!** semper cogitato.

§. 33.

De damno, a pulice uxoris dato.

Ob damnum alicui, v. c. marito, a pulice uxoris datum, uxor omnino tenetur. Si enim culpa uxoris maritus famelicae nationis morsibus laceretur, actio legis Aquiliae utilis parata est [z]; sin dolo fiat, agitur ad exhibendum [a], scilicet sanguinem; quem quia uxor exhibere nequit, juratur contra eam in litem [b]. Deficiente vero et dolo et culpa, datur actio de pastu, ut aestimationem vel pulicem ipsum det uxor [c].

§. 34.

An morte puniri queat pulex?

Reformidantibus nunc humeris Marpesiae cautis molem colossicam intueor! Aqua mihi haeret in re ex fonte Hammonis petenda? Quaestio scilicet de simplici et plano non tractanda, tot insidiosis laqueis involuta et, ut brevis sim, sanctione legislatoria egens, nunc sese exhibet: an pulex poena capitali ob morsum possit adfici? Ac primum quidem sciendum est, ipsam laesam mulierem esse non posse judicem delicti. Nemo enim in sua causa jus dicere potest [d], nisi ubi cessat judicium ad tempus aliquod aut continuo [e]; praesertim vero iratus omni poena abstinere debet [f]. Putem, laesae puellae licere pulicem levius castigare, ita ut v. c. eum poena carceris adficere, digitis eum vexare, tundere ac terere possit, quatenus id absque corporis ac vitae periculo fiat. Quod quidem inde mihi videor recte concludere, quoniam domino licet, servum sine saevitia castigare, adprehendere, in vincula vel pistrinum dare [g]; item ad tempus relegare [h]. Sic et mulier seu uxor pulicem fugientem propria auctoritate potest capere [i]. Ast statuimus, plane injustum esse, ut pulex necetur; non quo cum Stoicis credamus, paria esse delicta, si quis patrem suum et si quis gallum gallinaceum occidat, sed

---

[z] L. ult. C. Ad leg. Aquil.

[a] L. 9. §. 1. D. Ad exhib. Cf. *Struvius* Synt. jur. civ. Ex XIV. thes. 3.

[b] §. 3. I. de Offic. jud. L. 3. §. 2. et L. 5. §. 2. D. de In lit. jur. L. 3. C. Ad exhib.

[c] L. 14. §. ult. D. de Praescr. verb. et in fact. act.

---

[d] tot. tit. C. Ne quis in sua caus. jus dic. L. 10. D. de Jurisdict. Cf. *Gailius* Observatt. Lib. I. obs. 30.

[e] *Grotius* de jur. bell. et pac. Lib. I. cap. 3. num. 2.

[f] *Seneca* de ira Lib. III. cap. 12. Nihil tibi liceat, dum irasceris. Quare? — quia vis omnia licere.

[g] *Struvius* Synt. jur. civ. Ex III. thes. 31. *Grotius* l. l. Lib. III. cap. 14.

[h] L. 35. §. 3. D. de Hered. instit.

[i] *Bonacossus* de famul. quaest. 234.

1) quia pulex, utpote ex fame peccans, mitiori quadam poena corporis afflictiva afficiendus est [k]; et

2) nulla est proportio inter poenam et delictum, inter sanguinis guttulam et mortem.

Tu morsu me laedis, egoque tibi infero mortem,
Est tua culpa levis, non nego, poena gravis.

3) Nusquam in jure, nec divino nec humano, pulici poena capitalis dictata est. Quod vero jus non cantat, nec nos cantare debemus. Accedit

4) quod in dubio benignior sententia sit sequenda, quemadmodum eleganter traditur in jure romano [l]. Etiamsi igitur capitalis poena legeretur statuta, id tamen de ultimo supplicio intelligi non deberet: poena enim capitalis, simpliciter posita, non de ultimo supplicio, sed de mitiori poena, velut de deportatione, est accipienda [m]. Denique

5) pulex est caro et sanguis mulieris, est quasi membrum ejusdem; at nemo est dominus membrorum suorum.

Quamvis autem haec opinio in puncto juris sit verissima, praxis tamen aliter servat, et generali fere totius mundi consuetudine miseri pulices, in flagranti crimine deprehensi, sine strepitu processus, inauditi ac indefensi, brevi manu ab ipsis laesis Phalaridea tyrannide trucidantur, adeo ut mense Augusto quaedam puella sex millia pulicum uno die occiderit. Et certavit in hoc pulicidio cum crudelitate nequitia; per jocum enim puella agonizantibus accinuit:

---

[k] C. C. C. art. 166. Cf. *Taborus* Racem. crim. III. ad tit. C. de furt. num. 36. *Carpzovius* Prax. crim. P. II. quaest. 83. num. 43. sqq.

[l] L. 11. D. de Poen.

[m] *Beustius* ad L. 31. D. de Jurejur. p. 736, post Jasonem et Imolam.

Parcarum dies, et vis inimica propinquat.

Multum quidem, fateor, licet viventibus iis; amoenissima tenent vireta, ipsumque Veneris montem ascendere Cupidinisque antrum nemorosum ingredi iis licet: sed fati crudelitas prohibet, quo minus felices dicantur. Mutato nomine non male de iis narretur, quod ait SENECA [n]: Neminem eo fortuna provexit, ut non tantum illi minaretur, quantum permittit: noli huic tranquillitati confidere, momento mare vertitur, eodem die, ubi navigia lusere, sorbentur. Pertinet huc epitaphium, quod pulici, a virgine quadam necato, cudimus:

Felicem me terra tegit, mihi namque licebat,
Aeneae Vates quod licuisse canunt.
Elysius patuit campus: felicior alter
Exiit ille; mihi res ſuit exitii.

Quemadmodum vero, ut omne ulcus medicum,

---

n) *Seneca* Epp. num. 4.

ita omnis causa patronum invenit: sic non desunt argumenta et colores, quibus speciem sibi ementiri cupit pulicidium. Huc pertinet:

1) quod in toto mundo viridis sit observantiae. Consuetudo autem est species juris [o], et vel in illicitis excusat [p].

2) Quod is, qui cum telo ambulat, necari soleat ex lege Cornelia [q], at pulices semper telis armatos ambulare.

3) Quod latro publicus et nocturnus populatorque, ut pulex, etiam nil damni dans, impune a quovis possit occidi [r].

4) Quod quilibet rerum suarum sit moderator et arbiter, etiam ad abusum [s].

5) Quod, crescentibus delictis pulicum, et poena crescere debeat [t].

Verum enim vero hae rationes tanti momenti non sunt, ut nos a priori opinione abstrahere valeant. Nam quoad primam, non videndum, quid Romae fiat, sed quid fieri debeat [v]. Non exemplis, sed legibus est judicandum. Nec ecclesiae credimus, quia cana, sed quia sana. Tritissima, ait Seneca[x], quaeque via et celeberrima maxime decipit. Nihil ergo magis praestandum est, quam ne pecorum ritu sequamur antecedentium gregem, pergentes, non qua eundum est, sed qua itur. Consuetudo debet esse rationabilis[y]. Oppositus ex jure canonico textus loquitur de iis, quae mero jure positivo illicita sunt, et de delictis levioribus[z]; delicta atrociora, licet ab omnibus gentibus committantur, veniam non merentur[a].

---

[o] §. 9. I. de Jur. nat. gent. et civ.

[p] Arg. Cap. 12. quaest. 4.

[q] §. 8. I. de Publ. jud.

[r] L. 4. C. Ad leg. Corn. de sicar. L. 1. et L. 3. ff. Quand. lic. unic. sin. jud. Struvius de vindicta priv. cap. III aph. 5. et 6.

[s] L. 21. C. Mand.

[t] L. 16. in fin. et L. 28. D. de Poen. L. 1. D. de Abig.

[v] L. 12. D. de Offic. praes.

Secundum et tertium adversariorum argumentum una fidelia dealbabimus, respondentes, pulicem vitae hominum plane non insidiari, sed potius puellas ita amare, ut eas avida cupidine ductus absorbere velit. Tum etiam leve est damnum, quod pulex dat; minima autem non curat Praetor.

Quartum telum septemplici velut Turni clypeo avertetur, si dicamus, textum juris romani excitatum[b] non loqui de abusu[c], ac intelligendum esse de rebus inanimatis, minime de animatis, de quibus in Sacra Scriptura[d] dicitur: Justus miseretur pecoris sui; sed cor inpiorum est crudele. Denique sciendum etiam, leges moderari illud arbitrium[e].

---

[x] *Seneca* de vita beata, §. 1. et 2.

[y] L. 39. D. de Reg. jur. L. 2. C. Quae sit longa consuet.

[z] *Schotanus* Exam. P. I. p. m. 127.

[a] Quod ait *Augustinus* juxta C. 32. quaest. 7.

Ultimum argumentum quadrat tantummodo ad animalia rationalia, nec praecise evincit, pulices esse necandos. Ac profecto in dubium vocari posset magnopere, an pulex, quaerens alimenta, aliquid tanta exasperatione dignum committat. Certe de vento nemo vivit[f].

§. 35.

Pulex delictum reiterans.

Quid, si pulex semel dimissus iterum capiatur? Quum repetitio delictum adgravet[g], omnino gravius est puniendus nebulo, adeo ut utraque manus ei sit amputanda. Sic et poena exasperanda, si animalculum in conspectum honestorum virorum prorepat, ausumque vexandi adfligendique puellam det[h]. Quae omnia discretus judex pro sua dexteritate aestimabit.

---

[b] L. 21. C. Mand.

[c] Vid. tamen *Menochius* de praesumt. Lib. IV. cap. 83. num. 6. et 9.

[d] Proverb. Salomon. XII. vers. 10.

[e] §. ult. I. de His, qui sui vel. al. jur. sunt.

[f] L. ult. C. de Aliment. pup. praest.

[g] L. 28. §. 3. D. de Poen. C. C. C. Art. 157. sqq.

§. 36.

Pulicis defensio non deneganda.

Dubitare quis posset: an pulici advocatus permitti debeat? Illi, qui ex pulice camelum faciunt, h. e. pulicem atrocis delicti reum credunt, haud dubie id negabunt, parastata Paride de Puteo[i], qui contendit, judicem insignibus furibus et latronibus publicis non debere concedere advocatum. Nos vero, quum delictum pulicis aequa lance ponderemus, et tantum, quantum fingitur, non credamus, omnino ei advocatum dandum censemus; nam reo, praesertim criminis capitalis reo, vel maxime advocatus datur, etiamsi nolit. Quid, quod Carpzovius[k] ait, defensionem ne bestiis quidem denegandam esse. Respexit sine dubio vir doctissimus ad pulices, quum bestiae sint, vel saltim bestiolae.

§. 37.

Poenae capitalis determinatio.

Stante communi praxi, quod pulex, deprehensus in ipso facto, statim possit occidi, quaeritur: an ille alio modo, quam ungue inpresso, possit puniri? v. c. vivicomburio, mersione in matulam, vel transfixione per acum. Et magis est, quod non, quum in poenis capitalibus a solita poena ne quidem latum unguem sit abeundum, juxta elegantem juris romani textum [1].

---

[h] Arg. §. 5. l. de Injur. Vel in foro, vel in conspectu praetoris.

[i] *Paris de Puteo* Tr. de Syndic. rubr. de Advocat. exc. num. 13.

[k] *Carpzovius* Prax. crim. P. III, quaest. 115. juncta quaest. 105. num. 23.

§. 38.

Quaestio juris canonici.

Vetula quaedam mulier rugosa, capillis et dentibus carens, ast pulicibus maxime abundans, rogabat me aliquando: an in templo pulicem occidere licitum sit? Quam juris canonici quaestionem procul dubio adfirmabit Agesilaus, qui inter sacrificandum tale animal repertum neci dabat, dicens: Insidiator vel in ipsa ara occidendus. Sed verior est negativa opinio

1) ex jure divino, quia pulicem necando distrahuntur cogitationes a sacris;

2) ex jure gentium, quia templum est locus sacer, sanguine non contaminandus;

---

[1] L. 8. §. 1. D. de Poen. ad quam cf. *Brunnemannus* num. 1. Religiosissimi ea in re fuere Massilienses, de quibus *Valerius Maximus* Factt. dictorumq. memorabb. Lib. II. cap. 6. scribit: A condita urbe gladius est ibi, quo noxii jugulantur, rubigine quidem exesus, et vix sufficiens ministerio, sed index, in minimis quoque rebus omnia antiquae consuetudinis monumenta servanda.

3) ex jure civili, quocum jus divinum et gentium amice conspirat, quia pulex in templo saltem asyli jure fruetur.

Facit huc quoque, quod rixantes in templo graviter puniantur, praesertim si a verbis ad verbera deventum [m].

§. 39.

De pluribus pulicibus uno actu captis.

Quodsi plures pulices uno actu ceperit femina: an omnes ad generum Cereris sunt mittendi? Crudele hoc certe est; et recte Cicero pro Cluentio ait: statuerant majores nostri, ut, si a multis esset flagitium rei militaris admissum, sortitione in quosdam animadverteretur, ut videlicet metus ad omnes, poena ad paucos perveniret. Sic quoque Seneca [n] refert: severitas Inperatoris distringitur, ac necessaria venia est, ubi totus deseruit exercitus. Dicto ergo casu aut sortitioni erit locus, aut casus erit pro amico, cui velis gratificari. Pinguior tamen, ob praesumtionem consuetudinis, erit mactandus [o].

---

[m] *Carpzovius* Jurisprud. consistor. Lib. III. def. 96 et 97.

[n] *Seneca* de ira Lib. II. cap. 11.

[o] Arg. L. 3. §. 12. L. 5. pr. et §. 6. D. de Milit.

§. 40.

Actiones puliceae.

Juvenis ex lascivia pulicem captum puellae manibus excusserat: quanam actione erat conveniendus? Constat ex latifundiis juridicis, cum actione in factum teneri; prout ille tenetur, qui misericordia ductus alienum servum solvit, ut fugeret p). Si tamen pulicem ad judicem deducendum quis exemerit, cum ex edicto praetoris, ne quis eum, qui in jus vocabitur, vi eximat, interdum et ex lege Julia majestatis conveniendum quis putare posset. Latius hac de re Thomingius q) disputavit, quocum Hahnium r) et Wissenbachium s) comparare operae pretium erit.

§. 41.

Vulnus a pulice illatum dubium.

Quid, si judex de vulnere, per pulicem accusatum puellae dato, dubitet? Quum de occultis nec Paulus Apostolus nec Paulus Jurisconsultus judicare possit aut debeat, puellae vero, in propria causa, in necem tertii credere, res pessimi sit exempli, omnino ex titulo Pan-

---

p) §. ult. in fin. I. de Leg. Aquil.

q) *Thomingius* Deciss. num. 15.

r) *Hahnius* ad Wesenbec. tit. Ne quis eum, qui in jus voc. num. 5.

s) *Wissenbachius* P. II. disp. 34. thes. 1.

dectarum de Ventre inspiciendo erit agendum. Atque ad eam rem Notarius cum testiculis (volebam dicere testibus) erit ablegandus. Quodsi ille forte amore puellae fallat judicem in quantitate ac qualitate vulneris, actione utili ex edicto Si mensor falsum modum dixerit tenebitur [t].

§. 42.

De mediis fugandi pulices.

Pulices juxta Nasonem sunt amara lues inimica puellis. In foro conscientiae igitur quaeri posset: an ad eos fugandos liceat adhibere amuleta? Si superstitiosa non sint, omnino iis uti licet; quemadmodum enim medicamenta, v. c. pulegium, adhiberi possunt, ita dubium non est, quin ejusmodi amuleta recte adhibeantur. Neque tamen forte quisquam a nobis catalogum ejusmodi amuletorum exspectaverit; libenter fatemur ignorantiam nostram in re, in qua docta est ignorantia; qui talia scire cupit, adeat puellas, quum his notissima sint. Id tantum monebimus, quod celeberrimus SCALIGERUS [v] tradit: quaelibet fumo abigi animalia, si comburantur quaedam sui generis. Excantamentis pulices abigere non licere, ex juris romani fragmentis sat luculenter adparet [x]. An vero amuletis licitis et illa sint adnumeranda, ubi bestiolae pungentes in vicini aedes fugantur, quaestionis est non satis expeditae. Videtur, argumentis legum romanarum [y] litem esse decidendam. Considerandum est, quemque sibi proximum esse; atque sibi inputet vicinus, si non similia adhibeat ad pulices depellendos.

---

[t] L. 3. §. 4. L. 5. §. ult. L. 6. et L. ult. D. Si mens. fals. mod. dix. *Hahnius* l. l. num. 4.

[v] *Scaligerus* Lib. XV. Ex. 303. num. 4.

§. 43.

De remedio pontificio exorcismi in specie.

Quid ergo sentiendum de remedio pontificio exorcismi, per quod fugantur pulices; quale tradit CHASSANAEUS [z] hac formula: Adjuro vos mures, limaces, vermes, pulices, et omnia animalia inmunda, alimenta hominum dissipantia et corrodentia, hoc

---

x) L. 1. §. 3. D. de Extraord. cognit. Ubi ita Ulpianus: Non tamen (scilicet medicus est dicendus) si incantavit, si inprecatus est, si, ut vulgari verbo in posterum utar, exorcizavit: non sunt ista medicinae genera; tametsi sint, qui, hoc sibi profuisse, cum praedicatione adfirment. Addatur Leonis Nov. 65, qua graviter de incantamentis disserit Imperator. De poena vid. *Cujacius* Observatt. et emendd. Lib. XXVII. cap. 17. et *Carpzovius* Prax. crim. P. I. quaest. 50 et 54. item Jurispr. for. P. IV. const. 2. def. 7.

y) L. 24. §. ult. et L. 26. D. de Damn. inf. L. 21. D. de Aqu. pluv.

z) *Chassanaeus* Consill. I. num. 124.

in territorio (scilicet Heduensi in Gallia) et parochianatu exsistentia, ut a dicto territorio et parochia discedatis, et ad loca accedatis, in quibus nulli nocere possitis, in nomine Patris, Filii et Spiritus Sancti Amen. Simile excommunicationis remedium idem Jurisconsultus loco laudato contra passeres, templum foedantes et divinum officium inpedientes, tradit. Nos talia media fugandi non adprobamus. Quamvis enim prima ecclesia donum miraculorum habuerit, uti ex Sacra Scriptura patet [a], id tamen hodie desiit. Recte AUGUSTINUS ait: quisquis hodie adhuc quaerit miraculum, quaerit prodigium [b].

Hi Terminalia sunto! Denn hier hören unſere Excerpte auf. Vielleicht werden wir in der Folge dieſes Fragment noch ergänzen, wenn ſich Goethe nicht etwa ſelbſt entſchließt, das Fehlende nachzuliefern. Wer ihn bloß nach ſeinen übrigen genialiſchen Schriften beurtheilen wollte, der dürfte freilich wohl keine vorzügliche Kenntniſſe in der Rechtswiſſenſchaft von ihm erwarten. Iſt doch in juridiſcher Hinſicht ſelbſt das jüngſte Kind ſeiner Laune, die vor uns liegende Bio-

---

[a] Marcus XVI.

[b] Cf. *Wendelinus* Theolog. Lib. I. cap. 24. thes. 4. §. 2.

graphie, ein monstrum horrendum, cui lumen ademtum. Unter andern will er darin der Geſchichte des ehmaligen Reichskammergerichts ein Licht anzünden, aber man könnte eher ſagen, er habe alles gethan, um es rein auszulöſchen; denn was er breit und weitläuftig darüber ſagt, iſt überall voll grober hiſtoriſcher Irrthümer und Unrichtigkeiten. Eben ſo iſt ſeine Beſchreibung des alten Pfeifergerichts ohne alle geſchichtliche Gründlichkeit, und wir erinnern uns nicht leicht etwas ſeichteres darüber geleſen zu haben. Wem daran liegt, dieſes Pfeifergericht gehörig kennen zu lernen, der leſe die Abhandlungen, welche Lipen und andere Bibliographen anführen. Th. II, S. 235, nennt er die Rechtswiſſenſchaft: „Einſicht in die Rechtserforderniſſe;“ (Man höre doch!) und ebendaſ. S. 50, ſagt er vom ſeeligen Hofrath Böhme in Leipzig, „er ſei Hiſtoriker und Staatsrechtler geweſen.“ Th. I, S. 230, ſchreibt er: „ward der kleine Struve vorgenommen.“ Der ſo genannte kleine Mann hieß aber nicht Struve, nein er hieß Struv. Und wer ſoll denn der kleine Struv ſein? Wir beſitzen von Struv zwei verſchiedene Werke über das Civilrecht, ein größeres und ein kleineres; jenes iſt das Syntagma juris civilis, und dieſes die Jurisprudentia forensis. Nun pflegte man zwar wohl ehedem auf Univerſitäten ſcherzweiſe das erſtere den großen, und das andere den kleinen Struv zu nennen; aber wer wird es billigen, dieſe Lächerlichkeit in einer Biographie wieder zu finden, die jetzt der großen feinern Leſewelt zur Unterhaltung dienen ſoll. Uebrigens ſcheint ſich Goethe um den ſo genannten kleinen Struv wenig bekümmert zu haben, da er nicht einmal den Namen jenes Rechtslehrers zu ſchreiben weiß; er nehme ihn daher, wo möglich, noch jetzt zur Hand, um das Verſäumte nachzuholen. Th. I, S. 38, ſpricht er von eleganterer Jurisprudenz; — alſo jurisprudentia elegantior, die noch eleganter iſt, als die elegante, folglich deren Eleganz an Eleganz die elegante Eleganz übertrifft. Möge Goethe dieſe Erklärung nicht verſchmähen, als einen milden Beitrag zu ſeinen vielen Wortſpielen, die auf eine bewundernswürdige Art an Abſurdität mit einander wetteifern *). Aber daß man gemeinhin nicht von eleganterer, ſondern nur von eleganter Jurisprudenz ſpricht, iſt eben ſo wahr, als dies, daß die mehrſten davon reden, ohne zu wiſſen, wovon ſie reden. Den groben Mißbrauch, der in dieſem Stück mit dem Worte elegant getrieben wird, hat längſt Herr Profeſſor Hugo im civiliſtiſchen Magazine gerügt. Würde man uns fragen: was elegante Jurisprudenz ſei? ſo brauchen wir nicht zu antworten. Denn wir dürfen den Frager nur auf die herrliche Goetheſche Diſſertation verweiſen, die wir im Auszuge mitgetheilt haben. Dieſe Diſſertation

---

*) Man ſehe oben Beiſpiele davon. Mehrere finden ſich (um mit Goethe zu reden) in Unzahl. Da hier grade von der Jurisprudenz die Rede iſt, ſo erlaube man uns, das die Arzneiwiſſenſchaft betreffende Wortſpiel herzuſetzen, womit die Biographie Th. II. S. 237, paradirt. Dort heißt es nemlich: „Die Medizin beſchäftigt den ganzen Menſchen, weil ſie ſich mit dem ganzen Menſchen beſchäftigt.“ Wie wahr und tief gedacht!

iſt ein Spiegel, worin Goethe als wahrhaft eleganter Juriſt in vollem Glanze erſcheint. Er faßt ſeinen Gegenſtand ſcharf auf, und behandelt ihn mit ſorgfältiger Benutzung aller hiſtoriſchen, philologiſchen und philoſophiſchen Hülfsmittel; mit dem größten Scharfſinn ſind die ſchwierigſten Kontroverſen gelöſet, und durchweg zeigt ſich die innigſte Bekanntſchaft mit der ältern und neuern feinern Literatur. Leicht kann ſich daher aus dieſer Diſſertation jeder ſelbſt ein Gemählde von eleganter Jurisprudenz entwerfen; um ein eleganter Juriſt zu ſein, ſei man Goethe der Zweite. Wir haben uns bei Durchleſung der Abhandlung überzeugt, wie weit wir noch in dieſem Fache zurück ſind, und wir beſcheiden uns, daß ſie über unſern Tadel weit erhaben iſt. Wirklich finden wir auch nichts, durchaus nichts daran auszuſetzen. Bloß um dem Verfaſſer unſere Achtung zu beweiſen, erlauben wir uns ein paar geringfügige Bemerkungen. Er hat allerdings die Literatur mit vorzüglichem Fleiße geſammlet, aber dennoch iſt eine klaſſiſche Schrift ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen, nemlich: Joannis Ballhornii Schediasma criticum de bello feles inter et mures ex legibus juris gentium tum universalis tum particularis recte aestimando. Editio duodecima plurimis locis et auctior et correctior. Herbipoli 1749. Die wichtigen etymologiſchen Conjecturen über das Wort pulex haben uns überaus gefallen. Seiner Meinung nach kommt es von mulier her; man braucht, ſagt er, nur die erſte Silbe mu in pu zu verwandeln, die zweite li wegzuwerfen, und für die dritte er vielmehr lex zu ſetzen, ſo ſieht man auf einmal ſtatt der

Frauensperſon das kleine Thierchen. Uns iſt eingefallen, ob es ſich nicht vielleicht eben ſo gut, oder noch beſſer von puella deriviren laſſe. Man werfe nemlich den dritten Buchſtaben e weg, verwandele den fünften l in e und den ſechſten a in x, ſo wird man daſſelbe Thierchen auf dem Papiere zwar nicht herumhüpfen, aber doch ſteif und feſt ſtehen ſehen. Die Sache iſt zu wichtig, als daß ſie nicht von gelehrten und ſcharfſinnigen Sprachforſchern in noch genauere Unterſuchung gezogen zu werden verdiente.

Friedrich Glover.

Goethe,

als

Menſch und Schriftſteller.

§. 1.

Die deutſche Muſe war in neueren Zeiten bei weitem die fruchtbarſte unter ihren Schweſtern, und gewiß hat ſie Urſache genug, auf einige ihrer Sprößlinge ſtolz zu ſein, ungeachtet ſie in ihrer Blüthezeit eine größere Anzahl von Mondkälbern und Mißgeburten zur Welt brachte, als irgend eine ihrer Schweſtern. Es giebt auch boshafte Leute, welche in der Geſichtsbildung ſelbſt ihrer ſchönſten Kinder eine große Aehnlichkeit mit deren mißgeſtalteten Brüdern zu finden wähnen. Dieſer übelwollenden Meinung indeſſen geben wir unſererſeits keinen Glauben; und indem wir die deutſchen Gelehrten großentheils als Zöglinge der engliſchen anſehen, ſo können wir ſie für ihre gutherzigen Bemühungen nicht anders, als mit väterlicher Nachſicht betrachten, — obgleich ſie bis jetzt noch nicht im Stande geweſen ſind, uns in der Manufaktur weder des Mancheſters, noch Shakespearſcher Güter zu erreichen.

§. 2.

Die ungeheure Schnelligkeit, womit die deutſche Literatur ſich entwickelte, war die vorzüglichſte Urſache ſowohl ihrer Gebrechen, als auch der Begeiſterung ihrer eifrigſten Bewunderer. Was wir vor etwa fünf und zwanzig oder dreißig Jahren von Deutſchland wußten, war bloß dies, daß es ein geräumiger Strich Landes ſei, überſchwemmt mit Huſaren und Herausgebern alter Klaſſiker; — und daß, ginge man dahin, man ſehe ein großes Faß in Heidelberg, werde auch mit gutem alten Rheinwein und mit weſtphäliſchem Schinken regalirt. Für dergleichen ſchöne Sachen war der Geſchmack ſo vorherrſchend, daß er poetiſche Schönheit oder Begeiſterung ſchon bei der leiſeſten Annäherung verſcheuchte.*) Nie hatten wir in jenen Zeiten den Namen eines Deutſchen an einer andern Schrift bemerkt, als an irgend einem Traktate, laut deſſen ein

---

*) Sollte das wirklich wahr ſein? — Könnte man nicht mit eben ſo vielem, vielleicht noch größerm Rechte vermuthen, Roſtbeef und Porter habe auf engliſchem Boden jeden kühnern Schwung der Phantaſie hemmen müſſen! Daß die wichtigſten und ſinnreichſten Erfindungen älterer Zeiten den Deutſchen angehören, iſt unwiderſprechliche Thatſache, und eben ſo hiſtoriſch gewiß iſt es, daß von jeher Deutſchland es war, wo bildende und ſchöne Künſte, aus denen die Würze des Lebens und die Blüthe der Empfindung hervor geht, mit vorzüglich glücklichem Erfolge kultivirt wurden. Groß und hehr ſteht der Deutſche da, mit Wohlgefallen ſeinen Namen gewahrend in der Geſchichte, dieſem treuen Spiegel der Vorzeit, in welchem er ſich ſelbſt bewundern darf, ohne vor den kleinen Nebelpunkten zu erſchrecken, welche die Atmosphäre ſeines geiſtigen Athmens und Lebens etwa trüben mögten. Geiſt, Wiz und Originalität ſind ſein Erbtheil, und nur im Rauſche des Egoismus oder des unverſtändigen Eigendünkels mogte der Engländer es wagen, jenes hohe Evangelium zu verkünden, und den Deutſchen ſo wegwerfend zu charakteriſiren.

König oder ein anderer Machthaber uns eine Quantität Soldatenköpfe zum beliebigen Verbrauch in Amerika um einen guten billigen Marktpreis verkauft hatte; oder als an einem fürchterlichen Apparate kritiſcher Obſervationen, ſtrotzend von Wortklaubereien und gemeinen Ausdrücken im Griechiſchen und Lateiniſchen.*) Als nun auf einmal ſich's zeigte, daß dieſe Schulpedanten urplötzlich verwandelt worden waren in Dichter, Novellenſchreiber und Dramaturgen aller Art, ſo ließ ſich natürlich erwarten, der Kontraſt werde die Wirkung heben, und man werde unſererſeits die lange Verachtung durch einen ſchnellen Ausbruch von Lobeserhebung und Bewunderung wieder gut machen. Aber nicht lange konnte es dauern, als man ſchon fand, daß eben die Schnelligkeit dieſer Schöpfung es war, welche ſie mit Unvollkommenheiten angefüllt hatte, und daß eine gänzliche Umwälzung in dem Geſchmacke einer Nation wohl keine ſonderliche Vorbereitung zu einem richtigen oder dauerhaften Nationalgeſchmacke ſei. Zu unſerm größten Glücke geſchah es, daß die rechtmäßige Erbfolge des Geiſtes unter uns nie unterbrochen ward, ſondern in regelmäßiger Abſtammung von den Urvätern der Dichtkunſt und Beredſamkeit auf die jetzigen Erben ihres Ruhms überging. Stolz waren die größten Köpfe jedes Zeitalters darauf, dankbar diejenigen Wortheile anzuerkennen, welche ihnen durch das Beiſpiel ihrer Vorgänger zu Theil wurden. Immer noch thronen die rauhen moosbewachſenen Eichen des heiligen Hains in grünendem Alter, mitten unter den hoch ſich erhebenden und kraftvollen Stämmen, die von denſelben Wurzeln erzeugt wurden, und auf demſelben geſunden Boden ihre Pflege erhielten. Der deutſche Parnaß aber war, vor noch gar kurzer Zeit, eine große unwirthbare Einöde; und als deſſen Inhaber begannen, ſeiner Unfruchtbarkeit ſich zu ſchämen, ſo ſtrebten ſie aus allen Kräften, ihn auf einmal in eine romantiſche Landſchaft zu verwandeln. So überfüllten ſie ihn denn mit Samenpflänzchen und Sprößlingen aller Art, mit ausländiſchen Erzeugniſſen von jedem Klima; und die Folge davon war, daß manche derſelben verwelkten und dahin ſtarben — während andere mit ſchwelgeriſchem Reichthume des Wuchſes empor ſproſſen, und ſich in tauſend ſeltſame Varietäten verloren.

---

*) Ein Vorwurf, der freilich mehrere Bearbeiter der alten klaſſiſchen Literatur trifft, welche, bei ihren geſchmackloſen Ausgaben das ne quid nimis vergeſſend, des Guten etwas zu viel thaten, und dadurch Veranlaſſung gaben, daß Engländer und Franzoſen insgemein behaupten, der deutſche Philolog erſäufe den Text in den Noten.

§. 3.

Den frühern deutſchen Schriftſtellern, das iſt denjenigen, welche um Goethe's Jugendzeit blüheten, war die Benutzung von Nationalmuſtern verſagt; und, anſtatt von der öffentlichen Meinung geleitet zu werden, oder durch den Nationalgeſchmack eine Tendenz zu erhalten, hatten ſie die zwiefache Aufgabe zu löſen, theils die Liebe zur eleganten Literatur aus ihrem Schlummer zu wecken, theils dieſe Liebe in dem Verhältniſſe zu befriedigen, in welchem es ihnen glückte, ſie aufzuregen. Unter dieſen Umſtänden wurden ſie Nachahmer

— verſteckte ſklaviſche Nachahmer; und, nach dem gewöhnlichen Schickſale der Kopiſten, verfehlten ſie den Geiſt der Originale, während ſie die Fehler derſelben treulich beibehielten. — Die, welche die Franzoſen nachahmten, ſtolperten auf dem Wege, ausgeſchmückt mit Plunder und Flitter. Sie wollten auch zarte Dinge ſagen, wollten auch witzige Freidenker und beißende Philoſophen ſein: aber der Liquor, welcher ſchäumenden Champagner in Ferney geſprudelt haben würde, verflog in ſchale Dünſte, als man, in der geheizten Atmosphäre von Leipzig oder Weimar den Kork abnehmend, die Flaſche entledigte. Durch Eigenliebe könnten wir verleitet werden, günſtiger von denen zu urtheilen, welche ſich nach Muſtern in England umſahen; aber unſer Vertrauen auf ihre Beurtheilungskraft wird wankend, wenn wir uns erinnern, daß Milton bloß einigermaßen Theil an dem Lobe nimmt, welches ſie mit größerer Freigebigkeit an Oſſian von Macpherſon ſpenden!

§. 4.

Kühnere Köpfe jedoch ſtrebten nach dem Verdienſte der Originalität, aber des heilſamen Zwangs nicht achtend, welcher der vermeſſenen Regelloſigkeit des Verſtandes ſchickliche Gränzen anweiſet, wurden ſie bald übertrieben originell. Da war kein allgemeines Gefühl, welches man nothwendig ſich dadurch verſchaffen mußte, daß man eine zu weite Entfernung von der gewöhnlichen Denkart vermied: — ein Zwang, der nicht minder gewöhnlich in der literariſchen Welt iſt, als es die Regeln des Anſtandes im gemeinen Leben ſind. Sie wandten ſich an Leſer, die keine feſte Meinung von ſich ſelbſt, und nur eine ſehr geringe von denen hatten, welche es wagten, irgend einer Sache zu widerſprechen, die ſie gedruckt ſahen. Ohne Furcht, man werde ſie nachdrücklich tadeln, nahmen die Unwürdigſten und Armſeligſten der ſchmierenden Zunft majeſtätiſche Geſtalten an, wie zuſammengeſchrumpfte Aepfel im leeren Raume ſich aufſchwellen; und je weniger die Schriften eines Verfaſſers demjenigen ähnelten, was in einem andern Zeitalter erſchienen, oder bei einer andern Nation geſchrieben war, deſto mehr lehrte er das Publikum, ihn als einen ächten Deutſchen, und als einen ſolchen zu betrachten, der den Charakter der Nation in ſeinem vollen Glanze darſtelle.

§. 5.

Dieſe groben und handgreiflichen Unbilden ſind im Abnehmen; aber das Zeitalter des guten Geſchmacks und des geſunden Urtheils iſt noch nicht gekommen. Das klingt allerdings hart — allein wir fürchten, die Beweiſe davon dürften zu bändig ſein, um ſie nicht als vollgültig anerkennen zu müſſen. Nimmt man Schillern allein aus, ſo haben ſie keinen Schriftſteller von reiner oder eleganter Proſe.*) Gute Poeſie iſt jedem Zeitalter gemein, aber nur Proſe iſt der Probierſtein, an welchem man geiſtige Verfeinerung mit Gewißheit erkennt. Ein anderes entſcheidendes Zeichen, daß ihre Literatur noch nicht zur gehörigen Reife gediehen iſt, beſteht darin. Sie haben noch nicht begriffen, daß jede Art literariſcher Arbeit einen eigenen, ihrer Natur und Abſicht angemeſſenen Charakter erheiſcht. In den früheren Zeiten geſellſchaftlicher Verbindung rechnet der Anführer ſich's zur Ehre, wenn er ein guter Schiffszimmermann iſt, oder ſein Eſſen ſelbſt zu kochen verſteht. Bei zunehmender Verfeinerung wird man gewahr, daß, ungeachtet es ſehr nützlich iſt, wenn einer das Beil zu handhaben, oder den Bratenwender zu drehen weiß, es dennoch beſſer iſt, Gewerbe und Aemter in der Gemeinheit zu vertheilen, anſtatt ſie in jedem ihrer Mitglieder zu vereinigen; und daß die Leute alsdann ihrer eigenthümlichen Beſchäftigung nachgehen, woran ſie ihre Lehrjahre gewandt haben, ohne zu verſuchen, in das Handwerk anderer zu pfuſchen. Die literariſche Welt geht ähnliche Stufen der Verfeinerung durch. Beim Wiederaufleben der Wiſſenſchaften, und noch lange nachher, wähnte Jeder, er könne ſeinen geiſtigen Rang nicht behaupten, ohne in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens bewandert zu ſein; und der leichteſte Weg, ſeine Vielwiſſerei zu zeigen, meinte er, ſei der, ſich die Miene zu geben, als ob er die größte Stärke beſitze gerade in dem Fache des Wiſſens, welches am wenigſten zu ſeinem eigentlichen Berufe gehörte. Er geſellte ſich den Antipoden zu, um zu zeigen, daß er die Welt umſegelt habe. Dieſe Ziererei, ſo unſchicklich ſie auch war, hielt man für die ſchicklichſte unter der Sonne. Florindens weißer Buſen ward in Vernunftſchlüſſen und Problemen vergöttert. Citate aus Ovid und Petron ſchmückten ein frommes Erbauungsbuch. Und ein Beweis vor den Richtern in der Weſtminſterhalle, über die Gültigkeit einer Triplik, ward mit einem Texte aus St. Paulus, oder einer Stelle aus den Pſalmen Davids unterſtützt. Iſt der Menſch erſt dahin gekommen, die Wichtigkeit der Wiſſenſchaften zu begreifen, ſo liebt er ſie bis zur Narrheit; und es bedarf erſt einiges Zeitverlaufs, bevor er einzuſehen vermag, daß jeder Theil dieſer Magazine, die an ſich viel beſſer als Häuſer oder Ländereien ſind, doch am unrechten Orte oder unerheblich ſein kann.

---

*) Ein ohne allen Beweis hingeworfener Machtſpruch, den man dem Verf. auf ſein Wort glauben ſoll! — Kennt er denn aber unſere ganze deutſche Literatur ſo genau? — und iſt er gerade der Mann, der darüber zu urtheilen vermag? — Wußte er doch nicht einmal den Sinn des vor ihm liegenden deutſchen Originals überall genau zu treffen!

§. 6.

Dieſer Anſtrich von Rohheit gereicht dem Verſtande keineswegs zur Schande, da er nur Reſultat einer ernſten Anhänglichkeit an Literatur iſt, welche auf den zwar kräftigen, aber noch unausgebildeten Verſtand einwirkt; und gerade der Deutſche iſt es, von dem man dies behaupten kann. Aber dieſelben unvollkommenen Begriffe von Anſtand und Schicklichkeit, wodurch die Werke der Deutſchen in frühern Zeiten pedantiſch wurden, haben ſie in den unſrigen mit prahlender Charlatanerie und kränkelnder Ziererei entſtellt. Gelehrſamkeit iſt nicht mehr der einzige Weg zur Auszeichnung, obgleich ſie fortwährend einer der vorzüglichſten iſt. Wir ehren jetzt die höhere Verſtandeskraft, von welcher Beſchaffenheit auch immer die Sache ſein mag, welche ſie ſich zum Gegenſtande gewählt hat. Ehre ſteht auf ganz entgegengeſetzten Wegen zu erwerben — durch tiefes Forſchen, oder durch die gränzenloſeſte Ueppigkeit der Phantaſie — durch kühnes Eindringen in die Wahrheit anerkannter Meinungen, oder durch Rechtfertigung dieſer Meinungen mit überzeugender Geſchicklichkeit. Wer nach Ruhme ſtrebt, dem ſteht es frei, den Lehren der Akademie zu folgen, oder denen der Halle; möge er übrigens ringen nach dem Roſenkranze, oder nach der unvergänglichen Ehrenkrone. Hat er aber ſeinen Wirkungskreis einmal gewählt, ſo begnüge er ſich, innerhalb den Gränzen deſſelben zu bleiben: er ſei kein Epikuräer, während er den Stab und den Querſack des Cynikers trägt; er wolle nicht mit Plato philoſophiren, während ſeine Schläfen mit dem Blumenkranze der Liebe umwunden ſind. Gegen dieſe deutliche und wohl verſtändliche Lehre ſündigen die Deutſchen beſtändig; jeder Einzelne arbeitet außerhalb ſeinem Berufe. Der deutſche Novellenſchreiber giebt deutlich zu verſtehen, daß er ſich dazu ſchicke, eine Diſputation „in omni scibili et de quolibet ente“ zu halten. — Der deutſche Profeſſor mühet ſich, ein liebenswürdiger Adonis in ſeinem altväteriſchen Univerſitätskleide zu ſein. — In der Theologie ſind die Deutſchen alle für Vernunftgründe, und wollen nichts zulaſſen, was nicht bewieſen werden kann. — In der Geſchichte und andern Wiſſenſchaften ſind ſie alle für den Glauben, bereit alles zu glauben, was nur irgend geſagt werden kann.

§. 7.

Was Frau von Stael Dichtung der Seele nennt, trägt dazu bei, ſie zu verleiten, daß ſie der warnenden Stimme der Vernunft kein Gehör geben; es giebt ihren Talenten eine ſieche Lebhaftigkeit; es macht Träumer, Grillenfänger und Geheimnißkrämer aus ihnen; es iſt das Hauptingredienz der elenden Charaktergemählde, welche den hochtrabenden Schwulſt und die Kränkelung der deutſchen Literatur bewirken. Ein und derſelbe Geiſt vermogte ſie nach und nach zum ernſten Studium der Sonnen und Monde und der ſmaragdenen Tafeln des Trismegiſtus, der blauen Greife und rothen Adler des Baſilius Valentinus; oder bewog ſie, über die vermiſchten Cirkel, Fünfecke und kabaliſtiſchen Wahlſprüche des Jakob Behme, mit aller Spannung bewundernder Andacht, nachzuſinnen. Und wenn Kant und ſeine Anbeter zu einer eben ſo hohen Achtung ſich empor ſchwungen, als ſie der chemiſche Mönch und der myſtiſche Schuhflicker genoſſen, ſo iſt es ſchwer zu entſcheiden, ob ſie bei dem Tauſche gewannen oder verloren. Sogar bei denjenigen Unterſuchungen, welche von ihrer ſtrengen Tendenz den Einfluß jener Dichtung der Seele auszuſchließen ſchienen, ließen ſie ſich zu verrückten Theorien und grundloſen Syſtemen hinreißen, worin die ſeltſamſten Analogien für Wirklichkeiten untergeſchoben werden, und in denen man an die Stelle des Beweiſes diejenige Art geſchickter Kombination ſetzt, welche, wenn ſie zur rechten Zeit angewandt wird, vernünftig iſt, wenn aber zur unrechten, einer gefährlichen Krankheit zuzuſchreiben iſt, die zuweilen von befreundetem Stamme zu ſein ſcheint. So entdeckte, als die Wiſſenſchaften noch in der Wiege lagen, der alte Bombaſt die geſtirnten Zeichen der Pflanzen; widerlegte ſo die Volksmeinungen über den Blutregen durch die weiſe Behauptung, daß dies bloß ein gemeiner Regen ſei, der dieſe Farbe annehme, weil er den rothen Bogen der Iris paſſire! In der völligen Reife der Wiſſenſchaften vermogte dieſelbe ungeregelte Einbildungskraft Haller's und Blumenbach's Landsleute, enthuſiaſtiſche Zuhörer von Gall's und Spurzheim's Vorleſungen über den Hirnſchädel zu werden.

§. 8.

Obgleich wir entfernt ſind, zu glauben, daß jeder kühle Wind, der von dem feſten Lande Europa's her uns anweht, mit Untreue und Geſetzloſigkeit verpeſtet ſei, ſo können wir dennoch nicht umhin, zu bemerken, daß die Grundſätze und die ſittlichen Begriffe der deutſchen Schriftſteller im Allgemeinen eben nicht ſehr darauf berechnet zu ſein ſcheinen, das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft zu fördern. Da ſie wahrgenommen, daß man ſie grober Unempfindlichkeit beſchuldigte, ſo ſuchen ſie ſich mit einer unnatürlichen Empfänglichkeit für feinere Gefühle zu zieren. Sie erglühen durch und durch; ſelbſt ihre Knochen und Knorpel empfinden, und irrig halten ſie die Wirkung der Krankheit für etwas beſſeres, als geſundes Gefühl. Ihre Schriften ſind überſchwemmt mit übertriebener Empfindſamkeit, — aber ſie iſt offenbar erborgt und wider ihre Natur. — Immer liegt eine verſteckte Plumpheit darin. Der Deutſche iſt, wenn er empfindſam ſein will, ein großer dicker Fleiſcher, der über ein gemordetes Kalb winſelt. *)

---

*) Die Metapher iſt eben ſo gemein, als falſch. Nirgends ſpricht ſinnige, herzliche Empfindung ſich ſo rein aus, als in der Poeſie und Tonkunſt; aber — um nur bei letzterer ſtehen zu bleiben — ſchwerlich wird doch wohl der Verfaſſer,

Er moraliſirt über manche Punkte bis zur Prahlerei, poſaunt aber ſeine Moralität aus, bis ſie häßlich wird und Ekel erregt. In ſo weit ihre Werke auf den Leſer Eindruck machen können, erhöhen ſie jene erhabenen dichteriſchen Gefühle, welche, wenn man ſie ſorgfältig in Acht nimmt, Pflegerinnen der Tugend werden, aber, zum allgemeinen Gebrauch hingegeben, den ſchwächern Theil des Publikums unfehlbar zu Phantaſten machen, und ihn der Willkühr ſchlechter Menſchen, die ihm an Verſtande überlegen ſind, ausſetzen. Dieſe vergoldete und lackirte Moralität ſympathiſirt mit dem großen Hange zum theatraliſchen Effekte, woran die ernſthaften Preußen

---

wenn er nicht ſelbſt den Stab über ſich brechen will, die Produktionen deutſcher Tonkünſtler vergleichen wollen mit dem Winſeln eines großen dicken Fleiſchers über ein abgegurgeltes Kalb! Wo iſt die Nation, welche mit der deutſchen in der Muſik ſich zu meſſen vermag? — wo die, welche einen Bach, einen Haydn, einen Mozart aufweiſen könnte? — Außer Welſchlands Bewohnern ward keine vom heiligen Zauber dieſer romantiſchen Kunſt ſo lebendig ergriffen, als die deutſche. Während man aber in Drurylane und Koventgarden, ſo gut es nun immer nach reichlich genoſſenem Roſtbeef und Porter gehn mag, an deutſchen Kompoſitionen ſich ergözt und die kontrapunktiſchen Geheimniſſe anſtaunt, welche die zarteſten Harmonien und Geſänge aushauchen, ſollte man ſich's doch nicht verheimlichen wollen, daß es nur Deutſche ſind, welche die allmächtige Phantaſie mit ihrem Zauberſtabe berührte, indem ſie ihnen Beruf zur göttlichen Kunſt verlieh, und daß bis auf den heutigen Tag der beſte brittiſche Komponiſt noch lange nicht mit dem gewöhnlichſten deutſchen die Vergleichung aushält.

und Sachſen eben ſo vielen und ſtarken Antheil nehmen, als die flüchtigen Pariſer; und dem man, außer andern Wirkungen, die herzbrechenden Anekdoten und die anziehenden Charakterzüge zuſchreiben mag, welche jetzt auf dem Kontinent von einem Ende zum andern unter den guten Leuten auspoſaunt werden; — „große Prinzeſſinnen, die zur Faſtenzeit ein Dutzend Arme, welche kleiner Schulden wegen eingekerkert ſind, von der gefänglichen Haft befreien, und darüber erröthen, wenn man ihnen dies zum Ruhme anrechnen will; — das zutrauliche Lächeln, die Herablaſſung und die glatten Worte großer Fürſten; — ruſſiſche Kaiſer, welche polniſche Bauern aus dem Waſſer herausziehn, und den Rettungstag ſo inbrünſtig ſegnen, als ſei er der glücklichſte ihres Lebens. Nach dieſer pomphaften Denk- und Handlungsweiſe preiſet man die Ausübung der Tugend an, nicht auf Rechnung ihres innern Gehalts, ſondern auf die ihrer äußern Schönheit. Natürlicher Weiſe fehlt es dieſer Theatermoral an Haltung und Feſtigkeit — und, wie's nun die Gelegenheit eben mit ſich bringen mag, giebt ſie einer eben ſo pomphaften Ruchloſigkeit freien Spielraum. Eine Gegenwirkung, welche durch Deutſchlands politiſche Lage herbeigeführt ward. Militäriſche Regierungen ſind die Erzeugerinnen einer militäriſchen Moral. Iſt der Pallaſt des Monarchen das Hauptquartier ſeiner Armee, nun, ſo muß man gewärtigen, unter den Höflingen den Anſtand der Corps de garde zu finden — muß gewärtigen, daß die braven Bewohner der Städte ſich die Keuſchheit einer feilen Dirne und die Ehrlichkeit des Marketenders zum Muſter nehmen. Die deutſche Preßfreiheit war ſtets unter unumſchränkter Aufſicht der Regierungen; und ſtets war ein gewiſſes geheimes Einverſtändniß vorhanden, nach welchem die Afterphiloſophen völlige Freiheit hatten, die Kirche anzugreifen, wenn ſie nur die Kaſernen in Ruhe ließen. Mogte immerhin das Ehebett entweihet werden — man billigte es — wenn nur die der Epaulette gebührende Achtung unangetaſtet blieb. — Deutſchland iſt es, dem die Welt die Reformation verdankt. Aber jeder Schriftſteller jenes Landes, der ſich gern beim Volke beliebt machen will, iſt jetzt ſorgfältig darauf bedacht, das groſe heilige Werk zu höhnen, weil der Proteſtantismus die Künſte nicht begünſtigt; — er iſt kalt, ohne Leidenſchaft, und giebt der Einbildungskraft keine Nahrung. Als unterthänige Sklaven einer ungeregelten und erhitzten Phantaſie ſpringen die Deutſchen von einem Extrem auf das andere, und es freuet ſie, ſich dadurch täuſchen zu laſſen.

§. 9.

Bei alle dem ſind wir in der That weit entfernt, von dem Charakter der Deutſchen ſchlecht zu denken. Nationen ſind, gleich einzelnen Menſchen, Produkte der Erziehung und der Umſtände. Noch ſeit unſerm Gedenken beinah haben ſie vollendet, was gewöhnlich das Werk ganzer Jahrhunderte war. Dies war unmöglich, ohne eine ſeltene Vereinigung von raſtloſer Thätigkeit und unermüdetem Eifer; und wir können nur die Verirrungen bedauren, in welche ſie durch ein enthuſiaſtiſches, wenn gleich unverſtändiges Anſtaunen alles deſſen, was in der menſchlichen Natur erhaben und ſchön iſt, geriethen.

§. 10.

Goethe iſt ein treuer Spiegel des allgemeinen Charakters ſeines Vaterlandes. Er beſitzt große und gewandte Talente, ungeachtet er weit entfernt iſt, ſie auf die gehörige Weiſe vortheilhaft anzuwenden: — er vermogte nicht, dem Einfluſſe des Nebels zu entgehn, der ihn umgab. Schiller allein hatte Kraft, ſich zu einer reinern Sphäre zu erheben. Goethe's Zeichnungen der Leidenſchaft und des Charakters ſind beinah immer geſpannt und unnatürlich; indeſſen verſteht er die Kunſt, unſer Gefühl für ſeine Zerrbilder in Anſpruch zu nehmen, obgleich es unmöglich iſt, ſich jemals mit dem Glauben zu täuſchen, daß dergleichen Weſen wirklich exiſtirten. Seine Novellen haben größeres Intereſſe, als ſeine Dramas. Sie ſind gleich künſtlich; aber die Stelle geſpannter Begriffe vertreten in jenen lebhafte Schilderungen, ſo wie kraftvolle und originelle Meinungen, welche er anbringt, ohne ſich ſehr um die Gelegenheit zu bekümmern, bei der er ſie anbringt. Am glücklichſten iſt er unſtreitig in ſeinen minder ausgearbeiteten und weniger hervorſtechenden Partien, — in dem Nebenſpiele ſeiner Dichtungen. Nichts kann z. B. kraftvoller ſein, als die Scene, worin Fauſt und ſein Vertrauter Margarethen dadurch zu verführen beginnen, daß ſie während ihrer Abweſenheit das Juwelenkäſtchen in ihr Zimmer ſetzen. Weder Sprache noch Gedanken haben hier etwas beſonders Erhabenes oder Schönes; der ganze Eindruck entſteht vielmehr bloß aus dem Kontraſte zwiſchen teufliſcher Argliſt und argloſer Unſchuld. Im Verlauf der Entwickelung von Goethe's Leben zeigt ſich's, daß die Alterthümer der mittleren Zeiten ſeine

Einbildungskraft mächtig ergriffen, und daß die Geſchichte und die Gebräuche des Mittelalters ſein Lieblingsſtudium wurden. Eben daher vielleicht ſind ſeine romantiſchen Dramas die beſten, und ſeine legendenhaften Balladen die anziehendſten.*) Er gefällt ſich beſſer in der alten Ritterburg von Jarthauſen, als in einem modernen Schloſſe jetziger Zeiten; das Jubelmahl des Biſchoffs von Bamberg behagt ihm mehr, als ein klaſſiſches Sympoſion. Selten iſt er ſehr matt, ſo lange er ſich bei Handlungen aufhalten kann: aber unglücklicher Weiſe wähnt er ein beſonders großer Menſchenkenner zu ſein. Aengſtlich iſt er in ſeinen Werken immer bemüht, zu zeigen, daß er die Kunſt verſtehe, Herz und Charakter zu zergliedern. Der Weg, den er dazu wählt, erinnert an einen alten griechiſchen Wundarzt, der ſeine anatomiſchen Demonſtrationen an dem Gerippe eines zergliederten Ferkels machte, und glaubte, die Eingeweide des Thiers ſeien ein treues Gegenſtück zu dem Baue des menſchlichen Körpers. Dieſer Vorliebe für die Philoſophie der Leidenſchaften verdankt man die aus einer abwechſelnden Reihe ſtundenlanger Reden und ſpannenlanger Sentenzen zuſammengeſetzten Geſpräche, womit ſeine Dramas angefüllt ſind: und die ſinnreiche, mit beſonderm Fleiße gearbeitete Struktur ſeiner Novellen, wie z. B. der ſo genannten „Wahlverwandtſchaften“, worin gezeigt wird, wie Eduard mit ſeiner Frauen Nichte Ottilie eine heimliche Verbindung eingeht — und wie ſeine Frau Charlotte, ihrer Pflichten auf ſolche Weiſe entbunden, einen neuen Bund mit dem Kapitain ſchließt; — während der Graf und die Baroneſſe in einem ähnlichen Spiele der Verwandtſchaften nach verjüngtem Maaßſtabe figuriren. Sonderbar, daß Goethe, deſſen Geiſt nicht unfähig iſt, das Erhabene und Schöne zu würdigen, zu gleicher Zeit unter einer gänzlichen Unfähigkeit, das Lächerliche und Abgeſchmackte zu vermeiden, erliegen ſollte. In ſeinen heroiſchen Stücken ſpringt Georg bei einem Auflaufe vom Dache des Schloſſes herab, eine bleierne Dachrinne in der Hand, um Götz von Berlichingen mit Kriegsbedürfniſſe zu verſehn. In ſeinen zärtlichen Stücken wird der Leichnam der ſchönen Mignon geöffnet, ihre Venen und Arterien werden ſorgfältig mit gefärbtem Wachs eingeſpritzt; und ſo tröſten die traurigen Bewunderer der ſchönen holden Jungfrau ſich damit, daß ſie dieſelbe jetzt in ein anatomiſches Präparat verwandelt ſehen, welches der Hunterſchen Sammlung Ehre machen würde. Zart fühlend philoſophirt er, wenn er die Gefühle ſchildert, welche in Wilhelms Bruſt durch die Puderquaſte, Kämme und Schminktöpfe ſeiner Geliebten aufwallen: — aber um ſich in ſeiner ganzen Kraft zu zeigen, muß er Blutſchande, Ehebruch und Kindermord haben. Seinen Schriften nach zu urtheilen, iſt er unfähig einzuſehen, daß es Gegenſtände giebt, die ſo poſſierlich ſind, daß man über den Schriftſteller lachen muß, der ſie ergreift, und daß es wiederum andere giebt, die ſo ekelhaft ſind, daß man in Verſuchung geräth, ſie mit Abſcheu von ſich zu ſtoßen.

---

*) Von den Dramas möchte es vielleicht gelten, nur be[illegible] nicht von den Balladen; in Anſehung letzterer gebührt [illegible] nur ein untergeordneter Rang, und, wie längſt anerkannt iſt, kann er ſich darin mit unſerm Bürger durchaus nicht meſſen.

§. 11.

Seine Biographie ſoll den Zweck haben, eine Art beſtändigen Tagebuchs zu ſeinen ſämmtlichen frühern Werken zu bilden. Sie ward verfaßt, um die Bitte ſeiner Freunde zu erfüllen, wie in dem der Vorrede beigefügten Briefe eines ungenannten Freundes geſagt wird. Dieſer freundſchaftliche Korreſpondent, der als Wortführer für Goethe's ſämmtliche Freunde und Bewunderer auftritt, benachrichtigt ihn von gewiſſen Meinungen, die ſie von ſeinen Werken hegen, — denen wir nicht beiſtimmen, vielmehr zu widerſprechen nicht umhin können; und daß ſie noch nicht die Hoffnung aufgegeben haben, ſeine Lebensweiſe und Denkungsart genauer kennen zu lernen, „die einen Aufſchluß über manche Räthſel geben, und viele Probleme löſen werde", wodurch ſie beim Leſen ſeiner Schriften verwirrt werden; und daß ſie deswegen ſehr begierig ſind, „mit den nähern Umſtänden, unter denen ſeine verſchiedenen Werke entſtanden", — „mit den Muſtern, denen er folgte", — „und mit den Theorien, von denen er ſich leiten ließ", genauer bekannt zu werden. Dieſe freundſchaftlichen Bitten, ſagt er, „erweckten augenblicklich den Wunſch in mir, ihnen nachzugeben." Er machte damit den Anfang, daß er ſeine Werke chronologiſch ordnete, und ſuchte — „die Erinnerung an die Tage, in denen ich ſie ſchuf, wieder zu erneuern"; — außerdem mußte er ſeine Fortſchritte in der Gelehrſamkeit überhaupt, ſo wie alle ſeine Studien und Beſchäftigungen aufzeichnen. Bei dieſer Arbeit eröffnete ſich ihm ein immer größeres Feld. Indem er die Erinnerungen an ſeine „inneren Gefühle,“ und „die äußern Urſachen,“ die auf ihn „einwirkten,“ und „die Stufen,“ auf denen er zur „Theorie“ und „Praxis“ fortſchritt, aufregte, ward er fürder und fürder geleitet. Von der Betrachtung ſeines eigenen Privatlebens „ward er in die weite Welt verſetzt.“ — „Die Bilder der vielen erhabenen Charaktere, durch deren Beiſpiel oder Bekanntſchaft ich in einem höhern oder geringern Grade vorwärts getrieben war, ſtanden vor meinen Augen. Es war ſogar nothwendig, das ungeheure Wogen in der politiſchen Welt, welches ſowohl auf mich, als auf alle meine Zeitgenoſſen den lebhafteſten Eindruck gemacht hatte, in beſondere Betrachtung zu nehmen.“[1] Es ſcheint, man müſſe Goethe's Leben ſo betrachten, als habe es in vielen Punkten den Stoff zu ſeinen Werken der Phantaſie geliefert, weil wir in ihnen nach einer poetiſchen Anſicht ſeines Lebens und ſeiner Gefühle uns umſehen müſſen.

§. 12.

Es iſt nicht ſo ganz leicht, über unſere Liebſchaften zu ſprechen, geſchweige denn eine Erzählung davon zu ſchreiben und durch den Druck öffentlich bekannt zu machen. Waren ſie wirklich herzlich gemeint, ſo iſt ihr Andenken heilig; und ſchwer iſt es, das Bild eines Gegenſtandes, den man aufrichtig geliebt hat, vor der gaffenden Volksmenge zu zeichnen. Die meiſten Menſchen ſind auch zu verſchämt, um ſich nicht des Bekenntniſſes zu ſchämen, daß ſie unter der Herrſchaft zügelloſer Leidenſchaften erlagen. Indeſſen giebt's doch Schriftſteller, welche ſich ſo zu rechtfertigen wußten, daß ſelbſt ſtrenge Beurtheiler ſich nicht geneigt fanden, ein hartes Urtheil über ihre Bekenntniſſe zu fällen. Die luſtigen Krieger Frankreichs erzählen ihre Galanterien mit der geübten Miene des Weltmanns, und ſetzen ſich über ihre Schlechtheit hinaus, wie über eine ganz gewöhnliche Sache. Für dumme Teufel müßte man ſie halten, hätten ſie eine günſtige Gelegenheit unbenutzt gelaſſen. Und geſetzt, ſie verſchwiegen nur eine ihrer vielen Buhlſchaften, ſo würden ſie ganz charakterlos handeln. Andere, wie Alfieri, überreden uns, daß ſie Schlachtopfer einer ungeſtühmen, unüberwindlichen Leidenſchaft wurden. Rouſſeau beſitzt eine ſo künſtliche Unbefangenheit, daß er uns glauben macht, es ſei ihm wirklich unbewußt, ſich irgend einem Gefühle hingegeben zu haben, das nicht ſeiner vollſtändigen Beichte hätte mit eingeſchloſſen werden müſſen. Unſer Verfaſſer ſpielt ſeine Rolle auf eine andere Manier. Er entſah ſich im mindeſten nicht, uns zu Vertrauten aller ſeiner verliebten Tändeleien mit mehreren verheiratheten und unverheiratheten Frauenzimmern zu machen, die ihn nach und nach feſſelten. Inzwiſchen können wir verſichern, daß ſelbſt Leſer vom feurigſten Temperamente alle ſeine Liebesgeſchichten leſen können, ohne etwas dabei zu riskiren.

§. 13.

Andere Verfaſſer ihrer eigenen Memoires ſchränkten ſich darauf ein, ſolche von ihren Zeitgenoſſen zu zeichnen, die irgend gegründete Anſprüche auf Notorietät hatten, der Welt ſchon bekannt waren, oder von denen ſich wenigſtens eine unterhaltende Notiz, eine intereſſante Anekdote mittheilen ließ, ungeachtet ſie eben nicht berühmt waren. Und unter dem närriſchen Vorwande, die Geduld der Leſer nicht mißbrauchen zu wollen, ließen ſie liebloſer Weiſe die meiſten ihrer Freunde und Verwandte in beſtändigem Dunkel, bloß deswegen, weil dieſe ehrbaren Subjekte nie etwas thaten oder ſagten, was aufgezeichnet zu werden verdiente. Bei Goethe iſt das nicht der Fall. Er huldigte den ernſten Aufforderungen der Verwandtſchaft und Freundſchaft mit einer ſo löblichen Folgſamkeit, daß er ſein möglichſtes that, jeden zu verewigen, der die Ehre hatte, ihm anzugehören — alle ſeine Bekannte — alle Bekannte ſeiner Bekannten — und jeden Mann, jede Frau und jedes Kind, die zu ſeiner Bekanntſchaft gehört haben mogten, konnten, ſollten oder wollten. Das Andenken an einen kleinen eigenſinnigen Bruder, welcher, als Goethe ſechs Jahre alt war, an den Maſern erkrankte und ſtarb, bevor er noch die Hoſen anziehn konnte, macht Anſpruch auf ein herzliches Denkmal brüderlicher Liebe. Seine verſchiedenen Tanten erhalten einen Zoll der Dankbarkeit „für die vielen Gutheiten, die ich von ihnen in meiner Jugend empfangen,“ vorzüglich ſeines Großvaters zweite Tochter, die an einen „Materialhändler Melbert“ verheirathet war, der „in der beſten Gegend der Stadt, an dem Markte“ einen Laden hatte. Sie hat fürwahr ganz beſondere Anſprüche auf Nachruhm; denn Goethe pflegte ihr die aus Süßholz bereiteten braunen geſtempelten Zeltlein aus dem Schubkaſten zu ſtehlen; und als Karl der Siebente gekrönt ward, „kletterte meine Tante, welche die lebhafteſte in der Familie war, auf einen Prallſtein, und rief überlaut — Vivat! ſo heftig, daß der gutmüthige Kaiſer veranlaßt ward, den Hut vor ihr abzuziehn und für dieſe kecke Aufmerkſamkeit gar gnädig zu danken.“ Seine Freunde betreffend, dieſe drängen ſich zu Tauſenden auf uns ein, und noch dazu in der ganzen ächten Eigenthümlichkeit ihrer Kleidung und Haltung; — z. B. der Doktor Saltzmann, „welcher im Speiſehauſe zu Straßburg am Tiſche obenan ſaß,“ und immer ganz beſonders nett und reinlich in ſeinem Aeußern war, gewöhnlich einen Regenſchirm bei ſich führte, und deſſen Beſchreibung in dieſem emphatiſchen Ausrufe endet — „Ja, er war einer von denen, die immer in Schuhen und Strümpfen, mit einem Klapphute unter dem Arme gehn“! *)

§. 14.

Wenn man nicht annehmen will, daß Goethe von

---

*) Mögte doch jeder Schriftſteller beherzigen, was Fielding ſagt: An author ought to consider himself, not as a gentleman who gives a private or eleemosynary treat, but rather as one who keeps a public ordinary, at which all persons are welcome for their money. — Men who pay for what they eat will insist on gratifying their palates, however nice and whimsical these may prove, and if every thing is not agreeable to their taste, will challenge a right to censure, to abuse, and to d—n their dinner without control. Hätte der große Goethe dies bedacht, gewiß würde er manches nicht aufgetiſcht haben, was ſeinen Gäſten unmöglich behagen kann.

reiner Selbſtſucht verblendet ward, ſo muß man ſchließen, daß einige ſeiner gelehrten Theorien ihn verhinderten, ſich einen richtigen Begriff von der Art und Weiſe zu machen, wie ſein Gegenſtand hätte behandelt werden müſſen. Es bedarf mancher Hand- und Kunſtgriffe, um die Wiederholung des häßlichen Vorworts zu ſeinem Werke dem Leſer überall nur erträglich zu machen. — Wer ſein eigenes Leben beſchreibt, dem muß es ohne Zweifel erlaubt ſein, ſich auf den Vordergrund zu ſtellen: und er iſt verbunden, eine große Menge ſeiner Geheimniſſe, um die er nur allein wußte, zu entdecken. Goethe macht aber gar keine Auswahl von ſolchen, die der Aufzeichnung werth ſind. Er zieht ſich fadennackt aus, und die Taſchen leert er noch obendrein in den Kauf aus. Er hat es unternommen, eine Anſicht von ſeiner literariſchen Laufbahn zu geben, — eine Geſchichte der Fortſchritte ſeiner intellectuellen Fähigkeiten, der allmähligen Entwickelung ſeiner Talente, und der geiſtigen Genealogie ſeiner verſchiedenen Werke, zu liefern. Indem er an dieſe Arbeit ging, ſcheint er nicht gefühlt zu haben, daß es nicht durchaus nothwendig war, die Täfelchen ſeines Gedächtniſſes durchzublättern, und daraus, zum öffentlichen und immerwährenden Andenken, alle jene rohen Gedanken und ſeltſamen Grillen zu kopiren, die von einer eben ſo geringen Bedeutung ſind, wie die Flecken des gefärbten Lichts, welches auf dem Sehnerven ſchwimmt, wenn das Auge geſchloſſen iſt: — ſo iſt es dennoch in dem ſonderbaren Werke, welches vor uns liegt. Mit ängſtlicher Genauigkeit hat er jeden Vorfall ſeines Lebens, ſein ganzes Thun und Laſſen detaillirt; — es begegnete ihm, alſo muß es einen Platz in ſeiner Lebensbeſchreibung finden. Er erzählt mehr, als man hören mag. Aber bei aller ſeiner Geſchwätzigkeit iſt er doch nicht aufrichtig. Der wahre Egoiſt drehet ſich fortwährend um ſein liebes Ich, unbekümmert, das Thema mag dem andern angenehm ſein, oder nicht. Goethe hält ſich weitläuftig bei Kleinigkeiten auf, weil er ſich für ſo überaus wichtig hält, daß er überzeugt iſt, es könne nichts, was ihn angeht, als unbedeutend angeſehen werden. Im Widerſpruche mit dem wohl bekannten Sprichworte, denkt er ein Held in den Augen ſeines Kammerdieners zu ſein. Es freuet ihn herzinniglich, wenn er Gelegenheit findet, der Welt zu verkünden, daß er — der berühmte Goethe — der große Autor — ſo iſt, wie andere Menſchen ſind. Er ſteht in dem Wahne, er ſei um ſo viel liebenswürdiger, wenn er zeigt, daß er, ungeachtet ſeines unſterblichen Genies, von derſelben Natur iſt, wie wir, — während er die Ueberzeugung hat, daß wir ihn dieſer Herablaſſung wegen nicht minder ehren können. Er verliert ſich in eine häufige prunkhafte Erörterung von Betrachtungen, welche dann und wann ſinnreich, nie aber ſachdienlich ſind. Seine Gedanken verlieren ihren Werth durch den Stand, welchen er ihnen anweiſet; — nach einer verkehrten Arithmetik ſetzt er ſeine Nullen an die linke Seite der Ziffern. Obgleich indeſſen das Werk durch eine äußerſt kindiſche Eitelkeit und Ziererei entſtellt iſt, ſo gewährt es doch Unterhaltung. Die gränzenloſe Weitſchweifigkeit über höchſt unbedeutende Sachen iſt gelegentlich mit Belehrungen verbrämt, die an ſich nicht unangenehm ſind, und ſich uns wenigſtens durch Neuheit empfehlen. Die Schreibart iſt im Allgemeinen fade und matt. Er hat einen kleinen Vorrath von Favoritphraſen, die er bei allen Gelegenheiten zu Markte trägt. Wie im Cirkel dreht er ſich um die Ausdrücke „Dichtung und Wahrheit,“ und „Wahrheit und Dichtung;“ *) um „Zurechnung“ und „Einfluß,“ um „Erinnerungen“ und „Eindrücke,“ und um ſeine „groſe Neigung zum Superlativ;“ und wenn irgend eine Phraſe gern gehört wird, ſo macht er ſich nichts daraus, ſie einmal über das andere zu wiederholen. Seine Art zu erzählen iſt ſo weitſchweifig, daß es ihm ganz eigentlich an Worten fehlt, ſie einzukleiden. Hätte er ſich nur die geringſte Mühe gegeben, ſie kürzer zu faſſen, ſo würde ſie unendlich gewonnen haben; denn er verſteht es, lebhaft zu ſein, wenn er eine belebende Saite berührt. Seine jugendlichen Schwärmereien und früheren Eindrücke, die erſten Gegenſtände, welche er ſah, und die erſten Bücher, welche er las, beſchreibt er mit poetiſcher Lebhaftigkeit; aber je älter er wird, deſto träger wird er, grade wie der kleine Engel im Arme ſeiner Amme zu einem tölpiſchen Schulknaben heran wächſt. Die übrigen Stücke dieſer Memoires jedoch haben Werth, da ſie von der Lebens-

---

*) Selbſt der Titel der Biographie lautet bekanntlich: „Aus meinem Leben. „Dichtung und Wahrheit.“ Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, Goethe habe gefliſſentlich einen Halbroman ſchreiben wollen Als treuer Biograph wollte er bloß bevorworten, daß vielleicht nicht alles wahr ſei, was er für wahr hielt und als wahr niederſchrieb

art der Deutſchen eine richtigere Anſicht geben, als man zuvor vielleicht hatte, und da ſie außerdem Nachrichten enthalten von der Methode, nach welcher er den Grund zu ſeinem literariſchen Rufe legte.

§. 15.

Am 28ſten Auguſt 1749 kam er in Frankfurt am Main auf die Welt; und gewiſſermaßen war es eine Wohlthat für die Stadt, daß er geboren ward. Die Ungeſchicklichkeit der Hebamme nemlich hätte beinah übele Folgen für's neugeborne Kind gehabt, und deswegen führte ſein mütterlicher Großvater, Johann Wolfgang Textor, welcher Schultheiß oder (wie es auch ſonſt wohl genannt wird) Prätor war, ein neues verbeſſertes Hebammen-Reglement ein. Der erſte Band beſchäftigt ſich beinah ganz mit der Geſchichte ſeiner Kindheit, und enthält größtentheils nichts als Poſſen und Abſurditäten. Schon ſehr frühzeitig bekam er Geſchmack an höherer Architektur, durch Anſchauung gewiſſer römiſcher Proſpekte, die den Vorſaal ſeines Vaters zierten. Der alte Herr hatte, ſo ſcheint es, eine Vorliebe für die italiäniſche Sprache, und für alles, was Italien betraf, „und er verwandte einen großen Theil ſeiner Zeit auf die Reviſion ſeiner handſchriftlichen italiäniſchen Reiſebeſchreibung, welche er eigenhändig, heftweiſe, genau und langſam ausfertigte.“ Bei dieſer Arbeit half ihm zuweilen ein alter heiterer Italiäner, Namens Giovinazzi, der nicht übel ſang; Goethe's Mutter, um ihres Mannes Liebe zur Tonkunſt zu befriedigen, mußte den Italiäner ſo oft mit dem Klaviere akkompagniren, daß Goethe „das Solitario bosco ombroso“ bald auswendig ſingen konnte, ungeachtet er den Text nicht verſtand. Man hielt ihn ſehr jung zur Schule an, — und mit außerordentlicher Genauigkeit erinnert er ſich der Eindrücke, welche in der Kindheit ſeine Spaziergänge um die Stadt auf ihn machten. Die große Mainbrücke war ſein liebſter Spaziergang. Der ſchöne Fluß auf- und abwärts „zog ſeine Blicke nach ſich;“ — und „es war mir immer eine erfreuliche Empfindung, den goldenen Wetterhahn auf dem Brückenkreuz im Sonnenſchein glänzen zu ſehn.“ „Gingen wir in die Stadt herein, ſo unterließen wir nie, den Saalhof, der wenigſtens an der Stelle ſtand, wo die Burg Kaiſer Karls des Großen und ſeiner Nachfolger geweſen ſein ſollte, ehrfurchtsvoll zu grüßen.“ — „Nichts architektoniſch Erhebendes war damals in Frankfurt zu ſehen; alles deutete auf eine längſt vergangene, für Stadt und Gegend ſehr unruhige Zeit.“ Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten und Thürme, Wälle und Gräben, Bollwerke und Zugbrücken, welche die neue Stadt einſchloſſen, alles ſprach die Gefahren und unruhigen Zeiten einer Gränzſtadt aus. Dieſe Gegenſtände, ſagt er, flößten ihm eine gewiſſe Vorliebe zum Alterthümlichen ein, welche durch alte Chroniken, alte Kupferſtiche und Holzſchnitte, die ihm in die Hände fielen, genährt ward. Bei dieſen Neigungen ward das alte Rathhaus, der Römer, wo man die deutſchen Kaiſer wählte, ſein Lieblingsaufenthalt. Was nur irgend auf jene merkwürdige Feierlichkeit ſich bezog, hatte den anziehendſten Reiz für ihn. Er wußte ſich beim Schließer in Gunſt zu ſetzen, um „die ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe“ hinauf ſteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer erfüllte ihn mit beſonderer Ehrfurcht; — die Thürſtücke, *) auf welchen Genien, mit dem kaiſerlichen Ornate angethan und mit den Reichsinſignien belaſtet, ſich befanden, wurden von ihm und ſeinen Geſpielen mit vorzüglicher Aufmerkſamkeit angegafft — „und wir hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben.“ — „Aus dem großen Kaiſerſaale konnte man uns nur mit ſehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hinein zu ſchlüpfen; und wir hielten denjenigen für unſern wahrſten Freund, der uns bei den Bruſtbildern der ſämmtlichen Kaiſer, die in einer gewiſſen Höhe umher gemahlt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mogte. Von Karl dem Großen und Rudolph von Habsburg vernahmen wir manches Märchenhafte,“ u. ſ. w.

§. 16.

In demſelben Geiſte beſchreibt er die Volksfeſte, welche in gewiſſen Epochen die vergangenen Zeiten, und was von ihnen auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Das merkwürdigſte derſelben war das „Pfeifergericht“, wo die Städte Worms, Nürnberg und Bam-

---

*) Im Original ſteht „Thierſtücke;“ im Engliſchen aber heißt es: the paintings over the doors, und es ſcheinen alſo hier Thürſtücke mit Thierſtücken verwechſelt zu ſein.

berg dem Frankfurter Rathe ihre ſymboliſchen Gaben darbrachten. Hoch lagerten die Schöffen ſich im groſſen Kaiſerſaale, und in ihrer Mitte, eine Stufe höher, ſaß der Schultheiß, Goethe's Großvater, als Präſident der Verſammlung; die von den Partheien bevollmächtigten Prokuratoren ſaßen unten, und der Aktuar begann, die geſprochenen Urtheile vorzuleſen. „Auf einmal meldet eine wunderliche Muſik gleichſam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es ſind drei Pfeifer, die das Haupt bedeckt haben, und alte blaue mit Gold verbrämte Mäntel tragen. Die Gerichtsverhandlungen halten inne; Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken; der Abgeſandte der zinsbaren Stadt ſtellt ſich dem Schultheiß gegenüber, und überliefert die Gaben", — welche ſtets ganz genau nach dem alten Herkommen entrichtet wurden — einen ſchön gedrechſelten hölzernen Pokal, mit Pfeffer angefüllt — ein Paar Handſchuhe, wunderſam geſchlitzt, mit Seide beſteppt und bequaſtet — und einige Silbermünzen. Die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, der viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonie geweſen war. Dieſer Prunk des Pfeifergerichts war nun ſchon an ſich anziehend genug; aber Goethe's Eitelkeit, auch die ſeiner Geſchwiſter, fand ſich nicht wenig geſchmeichelt durch den ehrenvollen Platz, an welchem ſie ihren Großpapa ſitzen ſahen.

§. 17.

Mehr als die erſte Grundlage ſeiner Ausbildung erhielt Goethe vom Vater; und wir glauben, es würde ſeiner kindlichen Liebe mehr Ehre gemacht haben, wenn er nicht ſo weitläuftig, wie er gleichwohl gethan, die kleinen Schwächen dieſes Vaters gerügt hätte, deſſen Beiſpielen und Ermahnungen er die beſten Züge ſeines eigenen Charakters verdankt. Der alte Goethe hatte ſeine Jugend auf dem Koburger Gymnaſium verlebt, und hatte dort einen guten Grund in den gelehrten Sprachen gelegt. Nachher hatte er in Leipzig die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, und in Gießen ſeine akademiſche Laufbahn vollendet; ſeine Diſſertation: „Electa de aditione hereditatis,“ fügt Goethe hinzu, „wird noch von den Rechtsgelehrten mit Lob angeführt.“ Ein gelehrter Vater hofft gewöhnlich, der Sohn werde in ſeine Fußſtapfen treten; und ſo erfuhr dann auch Goethe bald, daß er ſich darauf gefaßt machen müſſe, in Leipzig die Rechte zu ſtudiren. Sein Vater ſchätzte jedoch Künſte und ſchöne Literatur nicht minder, als die ernſthafte Wiſſenſchaft, und Goethe freuete ſich, als ihm verſprochen ward, daß er nach Wetzlar und Regensburg, auch nach Wien und von da nach Italien gehen ſolle. „Doch erſt mußt du Paris ſehen“, ſagte ſein Vater, „weil man aus Italien kommend ſich an nichts mehr ergetzet.“ Er beſchäftigte ſich inmittelſt zu Hauſe mit klaſſiſcher Literatur und Geographie. Sein Vater pflegte in der Schulſtube der Schweſter Kornelia Unterricht im Italiäniſchen zu geben, während er den „Cellarius“ auswendig lernen mußte; war er mit ſeinem Penſum fertig, ſo blieb er ruhig ſitzen, gab auf jenen Unterricht ſeiner Schweſter Achtung, und faßte ſo das Italiäniſche ſehr bald, beſonders da es ihm „als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen“ Spaß machte. Er lernte, wie er ſagt, vieles für ſich aus Büchern und Kupfern. Durch Gottfried's Chronik, oder vielmehr durch die ſchönen alten Kupfer, welche zu ihrer Erläuterung dienen, und durch eine eben ſo dekorirte große Folio-Bibel, ward Goethe mit den wichtigſten Ereigniſſen der Welt- und Kirchengeſchichte bekannt. Die Ovidiſchen Verwandlungen, welche er ſehr fleißig ſtudirte, „füllten mein junges Gehirn ſchnell genug mit einer Maſſe von Bildern an.“ „Der Telemach äuſſerte einen frömmern ſittlichen Effekt auf mein Gemüth.“ Lord Anſon's Reiſe um die Welt „verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Märchens“; und es war eine lehrreiche Beſchäftigung, ihm mit den Fingern auf dem Globus zu folgen. Im ganzen aber gab er noch dem Fortunatus den Vorzug. Er hatte ihn eben gekauft, und freute ſich des Seckels und des Wünſchhüthleins herzlich, als er auf einmal die Pocken bekam, von denen er nur langſam wieder hergeſtellt ward; in der Folge befielen ihn auch Windblattern und Maſern; — wovon alle Symptome ſehr gemüthlich und treu beſchrieben werden. Nach ſeiner Geneſung beſuchte er häufig den Garten des ehrbaren Schultheißen, wo dieſer alte Mann, wie erzählt wird, einen großen Theil ſeiner müſſigen Zeit damit hinbrachte, „die Tulpenzwiebeln zu ſortiren“, „Bäume zu beſchneiden, zu pflanzen“ oder „zu impfen“, je nachdem die Jahreszeit es mit ſich brachte; — „einen talarähnlichen Schlafrock tragend, und eine faltige ſchwarze Sammetmütze: ſo daß er eine mittlere Perſon zwiſchen Alcinous und Laertes hätte vorſtellen können“!

§. 18.

Zwar lallte Goethe nicht durchaus in Verſen, aber es dauerte doch nicht lange, ſo begann ſeine natürliche Anlage zur Poeſie ſich zu geſtalten. — Er und einige andere Knaben von ſeinem Schlage hatten ſonntägliche Zuſammenkünfte, wo jeder ſelbſt gemachte Verſe vorzeigen mußte. Goethe hielt natürlicher Weiſe die ſeinigen für die beſten; als er aber ſah, daß jeder ſeiner Mitwerber in gleichem Falle war und ſich nicht weniger dünkte, ſo „gerieth er bei dieſer Entdeckung in große Bekümmerniß“, und fing an „zu befürchten, er möge ſich etwa geirrt haben“; bis er endlich, wie ältere Schriftſteller, durch „Leichtſinn und Selbſtgefühl, und durch die Lobeserhebungen, die Eltern und Lehrer ihm ertheilten, wieder beruhigt war“. Er war kaum ſieben Jahre alt, als ſogleich jener große Krieg ausbrach, welcher, außer andern wichtigen Folgen, „auch auf die nächſten ſieben Jahre meines Lebens großen Einfluß haben ſollte“. Am 25ſten Auguſt 1758 fiel Friedrich der Zweite, König von Preußen, mit 60000 Mann in Sachſen ein; und „ſtatt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifeſt, wie man ſagte, von ihm ſelbſt verfaßt“, worin er die Gründe angab, welche dieſe kühne und unerwartete Maßregel rechtfertigen ſollten. Die ganze Welt ſpaltete ſich in zwei Partheien, für oder wider den aufſtrebenden Held; — und auch in den kleinen Familienzirkel von Goethe ſchlich dieſe Spaltung ſich ein. Der alte Schultheiß war einer von denen, die über Franz dem Erſten den goldenen Krönungshimmel getragen hatten, und die Kaiſerin hatte die Gnade gehabt, ihm ihr Bildniß und eine ſchwere goldene Kette zu ſchenken: daher war er mit einigen der Töchter und Schwiegertöchter auf öſterreichiſcher Seite. Goethe's Vater, von Karl dem Siebenten zum kaiſerlichen Rath ernannt, neigte ſich mit der kleinern Familienhälfte gegen den hochherzigen Fritz. Die Einnahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, der Sieg bei Lowoſitz, und die Gefangennehmung der Sachſen, gaben der preußiſchen Parthei ein entſcheidendes Uebergewicht, — was zum Vortheil der Gegner ſich anführen ließ, ward geläugnet oder verkleinert; — „mein Großvater, ſonſt ein heiterer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Alte Mißhelligkeiten wurden unter dem Namen politiſcher Streitigkeiten wieder aufgewärmt, und es ſetzte Händel unter den Familiengliedern". „Was mich betrifft", ſagt Goethe, „ich war Preußiſch oder, um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt"; „denn was ging uns Preußen an: es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die wir bewunderten. Ich freuete mich mit meinem Vater ſeiner Siege; ſchrieb ſehr gern die Siegeslieder ab, und faſt noch lieber die Spottlieder auf die Gegenparthei". Inzwiſchen hatte Goethe, weil er nicht nur der älteſte Enkel, ſondern auch der Pathe des Schultheißen war, geraume Zeit hindurch die Ehre gehabt, „jeden Sonntag" bei ihm zu ſpeiſen. Allein die Leckereien ſeiner Großmutter wollten ihm nicht mehr ſchmecken, da er bei jedem Biſſen „ſeinen Helden aufs gräulichſte verläumden hören mußte". Wer weiß, wie hoch dieſe patriotiſchen Leiden am Ende noch geſtiegen ſein würden, wenn nicht glücklicher Weiſe ſeine Aufmerkſamkeit dadurch wäre davon abgelenkt worden, daß das Puppenſpiel wieder hervor kam, welches ihm die Großmama mehrere Jahre zuvor am heiligen Weihnachtsabend verehrt hatte, und das jetzt wieder aufgeſtellt ward. Denn nun beſtand ſeine ganze Beſchäftigung darin, daß er für ſein hölzernes Theaterperſonal die Garderobe verfertigte, daſſelbe mit Dekorationen und andern Requiſiten verſah, und Dramas und Melodramas machte, die von der Puppengeſellſchaft meiſterhaft gegeben wurden. Das Theater war in einer „Nebenkammer hinter dem Giebelzimmer" errichtet; alles ging ſehr ſchön von ſtatten, bis die Zuſchauer, welche aus ſeinen älteren Spielkameraden beſtanden, unartig wurden; er mußte alle dieſe ungezogenen Zuſchauer entfernen, und ſich nach einem jüngern Publikum umſehen, das ſich noch allenfalls durch Ammen und Mägde in Ordnung halten ließ. Die Leſer von Wilhelm Meiſter werden ſich erinnern, daß der Verfaſſer dieſe Poſſenſpiele und Schwänke in die erſten Kapitel jener Novelle aufgenommen hat. Der Held, ein Pendant zu Goethe, muß ſeinen Hang zum Theater einem ähnlichen Puppenſpiele anſchmiegen; Saul und Goliath, und der Schubkaſten, in welchen die Mutter ſie verſchließt, bezaubern ihn dergeſtalt, daß er gar nicht gewahr wird, wie Mariane während der Erzählung eingeſchlafen iſt — ein Umſtand, der uns längſt ſchon als der wahrſcheinlichſte und natürlichſte im Buche vorgekommen iſt.

§. 19.

Der herankommende „Neujahrstag 1756" war den Kindern ſo erwünſcht, wie jemals; denn fremd war ihnen der älteren Perſonen ahnungsvolle Beſorgniß. Als das Jahr 1758 ſeinem Ende nahte, erfolgten öftere und häufige Durchmärſche der Franzoſen bei Frankfurt.

Nach alter hergebrachter Sitte, die noch in Uebung war, poſaunte der Thürmer des Hauptthurms, ſo bald er gewahrte, daß Truppen der Stadt ſich näherten. An dieſem Neujahrstage ſtieß er unaufhörlich vom Morgen bis in die Nacht in ſeine Poſaune. Was die Einwohner befürchtet hatten, geſchah am folgenden Tage; die Franzoſen beſetzten die Stadt. Wer die Laſt am empfindlichſten fühlte, das war Goethe's Vater, in deſſen Haus der „Königs-Lieutenant", Graf Thorane, einquartiert ward. Der Graf war ein ernſter und ſtrenger Militärgaſt, betrug ſich aber bei alle dem durchaus muſterhaft, und gab ſich alle mögliche Mühe, ſeinen mürriſchen Wirth zu gewinnen. Aber der alte Goethe war ſchlechterdings nicht aufzuheitern, weil die Einquartierung ſeine Pläne und Bequemlichkeiten ſtöhrte. Unſer junger Dichter hingegen ward bald der Liebling des Grafen, der ſich bei den Kindern ſehr leicht dadurch einzuſchmeicheln wußte, daß er ihnen von ſeinem Nachtiſche Früchte und Naſchwerk gab; — da durch ſeine Anweſenheit ihre Arbeiten und Lehrſtunden gänzlich unterbrochen wurden, ſo waren ſie ſchon auf dem ſchönen Wege, wie Straßenjungen zu verwildern. Goethe hielt ſich zu den Soldaten und den Bedienten des Grafen, und lernte von ihnen ein wenig Franzöſiſch. Zu größeren Fortſchritten in der Sprache gelangte er dadurch, daß er das franzöſiſche Theater beſuchte, welches die Beſatzung nach gewöhnlicher Art errichtet hatte. Hier machte er Bekanntſchaft mit den gangbarſten Produkten der franzöſiſchen Dramaturgie, und er ſuchte die franzöſiſchen Formen darzuſtellen in einem kleinen mythologiſchen Stücke, welches ein phantaſtiſcher und eingebildeter Schauſpieler, dem er es zeigte, gar nicht ſchmeichelhaft aufnahm; — ſeine Kritiken erfüllten ihn mit tiefer Verachtung für dramatiſche Schulfüchſereien. Indeſſen „beſuchte er nun das Theater öfterer, las Moliere und Racine, und von Corneille einen großen Theil" aufmerkſamer und geſpannter, als zuvor. Sein Vater ward endlich von der läſtigen Gegenwart des Grafen befreiet, kam aber zuvor unter Arreſt, weil er den Franzoſen alle Teufel auf den Hals gewünſcht hatte: er nahm nun ſein voriges Erziehungsſyſtem von neuem auf.

§. 20.

„Jeder Menſch ſollte zeichnen lernen", ſagte der Vater; und er ehrte das Andenken Kaiſer Maximilian's, weil dieſer die Kunſt auf dieſelbe Weiſe empfohlen hatte. Er war der Kunſt ſehr befreundet und ſammlete Gemählde, aber verſäumt hatte er in ſeiner Jugend, das Zeichnen zu lernen; nun verſuchte er es, um ſeinen Kindern mit gutem Beiſpiele vorzugehn. Goethe bekam jetzt auch in der Muſik den erſten Unterricht von einem Hanswurſt, der ſeine Schüler dadurch ankirrte, daß er ihren Fingern Spitznamen gab: — ein Vagabonde von Sprachmeiſter lehrte ihn ein wenig Engliſch. Er ließ ſich's auch einfallen, Hebräiſch zu lernen; darin erhielt er Privatſtunden vom Rektor des Gymnaſiums, einem Doktor Albrecht, welcher, wie es ſcheint, eine der originalſten „Figuren" von der Welt war, „klein und ſtark, ein Aeſop mit Chorrock und Perrücke"; er ſtudirte nichts als den Lucian und die Bibel. Klopſtock und andere waren in Beiſpielen voran gegangen, Werke der Phantaſie über bibliſche Gegenſtände zu liefern;

und Goethe ſchloß ſich an ſie an, indem er die Geſchichte Joſephs in poetiſcher Proſe darſtellte. Dieſes proſaiſch-epiſche Gedicht, nebſt einer Auswahl von denjenigen ſeiner Gedichte, welche er für die gelungenſten hielt, ließ er in einen ſaubern Quartband abſchreiben, und überreichte ſie ſeinem Vater, der dieſes Geſchenk wohlgefällig annahm, und ihn aufmunterte, „alle Jahre einen ſolchen Quartanten zu liefern".

§. 21.

Zunächſt ſtößt man auf eine breite Erzählung von des Verfaſſers frühern Meinungen über Religion und Reitſchulen, die füglich ungeleſen bleibt — dann auf eine weitläuftige Lebensbeſchreibung aller adlichen und bürgerlichen Familien, in denen er bekannt war — mit einer ausführlichen Schilderung ihrer Wohnungen, ihrer Naſen und Schlafröcke. Die ſchönſte Figur in dieſer reſpektabeln Gruppe iſt die des Hofraths Huisgen, welcher „des einen Auges beraubt und von den Blattern ſo entſtellt war, daß man ſein Geſicht die erſte Zeit nur mit Apprehenſion ſah"; aber die Häßlichkeit ſeines Körpers erſetzte er durch die Schönheit ſeiner Kleidung. — „Er trug auf ſeinem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden; und ſeine Schlafröcke von Kalmank oder Damaſt waren durchaus ſehr ſauber".

§. 22.

Aber, ſchon gehn wir zu tragiſchern Sachen über. — Durch einen alten Spielkameraden ward Goethe Mitglied einer Rotte von jungen Leuten aus dem mittlern, oder vielmehr niedern Stande, die „keine beſtimmte Beſchäftigung“ hatten, ſondern ſich mit allerhand Windbeuteleien durchhalfen. Einer von dieſen Glücksrittern war, ſo ſcheint es, ein Reimſchmid von Profeſſion, und hatte eine Beſtellung auf zwei Gedichte, — ein Hochzeit-Gedicht und ein Leichen-Karmen, wofür er „gut bezahlt“ werden ſollte. Auf ſeine Bitte nahm es Goethe über ſich, ſie für ihn anzufertigen, und er lieferte ein paar wunderſchöne Fabrikate. Er empfand anfänglich einen kleinen Widerwillen gegen dieſe lockeren Geſellen; bald aber ſöhnte er ſich ganz mit ihrer Geſellſchaft aus durch den Zauberreiz einer gewiſſen Gretchen, der Baſe des jungen Maulaffen, in deſſen Hauſe die Herren gewöhnlich zuſammenkamen. Gretchen, ungeachtet ihre Konnexionen etwas zweideutig ſchienen, war doch ein ſittſames, fleißiges Ding; und, ohne ihrem Liebhaber ein Wort davon zu ſagen, vermiethete ſie ſich bei einer Putzhändlerinn. Goethe hatte ſie noch am Abend zuvor im ſchlechten Hauskleide beſucht, und war wie vom Donner gerührt, da er ſie auf einmal als Stutzerinn im Galanterieladen fand, wo er hingeſchickt war, um ſeiner Schweſter Kornelia einige künſtliche Blumen zu kaufen. Daß ſein Gretchen da ſo bei einer Putzhändlerinn zu ſchauen ſei, war ihm ein unerträglicher Gedanke, und er kam ſehr mürriſch zu Hauſe: — als ihm ſein Vater ankündigte, „es ſei nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joſeph zum römiſchen König gewählt werden ſolle, und es zieme ſich nicht, einem ſo bedeutenden Ereigniſſe beizuwohnen, ohne zu wiſſen, was bei dergleichen Gelegenheiten früher vorgefallen ſei“. Er mußte daher an ſein Pult, und mußte den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein ſich damit beſchäftigen, die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen durchzugehn, obgleich ihm „Gretchen immer zwiſchen der goldenen Bulle und den Satzungen des heiligen römiſchen Reichs hin und wieder ſchwebte".

§. 23.

Die Feierlichkeit und die Pracht von Joſephs Krönung wird, aller dabei vorkommenden ſonderbaren alten Gebräuche ungeachtet, mit großer Lebhaftigkeit und Würde geſchildert. Jetzt ſah Goethe alle Sachen, die er in alten Chroniken mit Vergnügen geleſen hatte, in der Wirklichkeit. Der Reichs-Quartiermeiſter nahm Beſitz von der Stadt; die herannahende Feierlichkeit ward unter Trompetenſchall öffentlich bekannt gemacht; der Einzug der Geſandten und Kurfürſten erfolgte. Man brachte die Reichs-Kleinodien feierlich nach Frankfurt. Die Feſtlichkeiten der Zeit verſchafften ihm Gelegenheit, oft bei Gretchen zu ſein, ohne daß es ſein Vater erfuhr: — und Gretchen und der Kaiſer, und der römiſche König, theilen unſere Aufmerkſamkeit bis zum Krönungstage. Er hatte Erlaubniß erhalten, die Anſtalten zur kaiſerlichen Tafel in der großen Römerhalle zu ſehen, und er wünſchte nichts ſehnlicher, als einen Blick auf die Feier des Tages zu werfen; aber es wurden keine Zuſchauer hinein gelaſſen, und er ſtellte ſich an die große Treppe, an welcher „vier und vierzig Grafen, alle prächtig gekleidet", vorbei zogen, indem ſie die Speiſen aus der Küche trugen. Dieſe vornehmen Diener jedoch beſorgten die Tafel nicht allein;

Goethe überredete einen pfälziſchen Hausoffizianten, ihm ein ſilbernes Gefäß zu geben — und ſo glückte es ihm, in den Saal zu gelangen. Der Kaiſer und der römiſche König ſaßen in ihren völligen Ornaten unter einem Baldachin — Krone und Zepter lagen auf goldenen Kiſſen. Die drei geiſtlichen Kurfürſten hatten auf einzelnen Eſtraden Platz genommen, — aber die Sitze der weltlichen Kurfürſten waren leer; und Goethe bemerkt, daß der größte Theil des Saals „ein geſpenſterhaftes Anſehn bekam, indem die prächtigen Tiſche für unſichtbare Gäſte angerichtet zu ſein ſchienen". Die Stadt war erleuchtet; und Goethe feierte mit ſeiner Geliebten und ihrer Sippſchaft einen luſtigen Abend, nicht ahnend, daß ein trauriger Morgen annähere. „Ich lag noch im Bette, als meine Mutter verſtöhrt und ängſtlich herein trat. — Steh auf, ſagte ſie, es iſt heraus gekommen, daß du ſehr ſchlechte Geſellſchaft beſuchſt, und dich in die gefährlichſten und ſchlimmſten Händel verwickelt haſt". Er erhielt Befehl, ſein Zimmer nicht zu verlaſſen, bis der Rath Schneider, welchen die Obrigkeit und der Vater abgeordnet hatten, kommen werde, um ihn zu vernehmen. Seine luſtigen Spießgeſellen waren vermuthlich der Fälſchung und Beutelſchneiderei angeklagt; und es kam ihm zu Ohren, daß man ſie ſämmtlich verhaftet hatte. Dieſe Hiobspoſt „fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele. Ich ſah Gretchen gefangen — verhört — verurtheilt — an einen Klotz geſchmiedet — und auf Lebenszeit im Zuchthauſe Hanf ſchlagend"! Gretchen war ſeine erſte Liebe; und wir fürchten, daß die „inneren Gefühle" und die „äuſſeren Eindrücke", welche durch dieſe ihm ſtets vorſchwebende Kataſtrophe hervor gebracht wurden, es ſind, denen man den grōßten Theil ſeiner Heldinnen verdankt, die im Allgemeinen den intereſſanten Damen ſehr ähneln, welche von unſern grauſamen Geſetzgebern ſo gern jener ſtrengen Zucht übergeben werden. Er war in „Verzweifelung" und „verbrachte Tag und Nacht in Raſen", bis endlich ſeine Gemüthsunruhe in eine heftige Krankheit überging. Räthſelhaft bleibt das Ende des Abentheuers. Denn man erfährt nur ſo viel, daß die Angeklagten ſehr nachſichtig behandelt wurden, wahrſcheinlich auf Verwendung ſeines Großvaters, des Schultheißen. Gretchen ward von Frankfurt entfernt, und in ihre Heimath transportirt. Goethe ſagt, „man zauderte lange damit, mir dies zu hinterbringen, und das nahm ich nicht zum beſten auf, denn ich konnte darin keine freiwillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken." Weiterhin wird berichtet, ſie habe ſich vor Gericht ganz gut gerechtfertigt; — dann vernimmt man kein Wort weiter von ihr.*)

§. 24.

Nicht lange nach dieſem Abentheuer wandert er zur Fortſetzung ſeiner Studien nach Leipzig, unter dem Geleite des „Buchhändlers Fleiſcher und deſſen Gattinn, einer gebornen Triller;“ und hier präſentirt ſich eine neue Gemähldegallerie, und eine Chronik von Abſurditäten aller Art. Gellert wird, wie gewöhnlich, als ein frommer und anſpruchsloſer Mann gezeichnet. „Er war von freundlichem Anſehn,“ — „nicht groß von Geſtalt,“ — „zierlich aber nicht hager;“ — „hatte ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, einen feinen Mund, und der Umriß ſeines Geſichts bildete ein gefälliges Oval.“ Dieſer artige Mann nahm unſern Verfaſſer freundſchaftlich auf, nur war es etwas ſchwer, Eingang bei ihm zu finden, weil ſeine beiden Famuli alle Zugänge zu ihm mit Argusaugen bewachten, „und Prieſter zu ſein ſchienen, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt iſt.“ Seine Proſe billigte Gellert wenig, und ſeine Poeſie noch weniger; immer erhielt er ſeine Arbeiten von ihm zurück mit vielen Korrekturen der ſie verunſtaltenden Fehler, „ſämmtlich mit rother Dinte geſchrieben.“ Die gelehrten Streitigkeiten, welche in Goethe's Umgebungen oft verhandelt wurden, verbunden mit jenen Gellert'ſchen „Jeremiaden,“ verſtimmten ſein Gemüth, und machten ihn mit ſich ſelbſt unzufrieden; und nach manchem Kampfe — „warf ich eine ſo große Verachtung auf meine beendigten und begonnenen Arbeiten, daß ich eines Tages Poeſie und Proſe, Plane, Skizzen und Entwürfe ſämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte, — wodurch ich das ganze Haus mit einem ſo peſtilenzialiſchen Rauchqualm anfüllte, daß unſre gute alte Wirthinn in nicht geringe Furcht und Angſt darüber gerieth," — welche Noth der Wirthinn wohl das gröſte Uebel geweſen ſein mag, das aus dieſem unüberlegten Autodafé entſprang.

---

*) Merkwürdig iſt Th. I. S. 22. die Stelle, wo er von ſeinem Verhältniſſe zu ſeiner leiblichen Schweſter ſpricht. S. 25. ſchreibt er ſogar: „indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröſtete mich meine Schweſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerinn los geworden zu ſein. (!!!) Gretchen nennt er: „eine verſchmitzte ſelbſtſüchtige Koquette." (!!!)

§. 25.

Außerordentlich charakteriſtiſch iſt die Erzählung ſeines erſten Beſuchs bei Gottſched. Dieſer furchtbare Kritiker „wohnte ſehr anſtändig in dem erſten Stock des goldenen Bären:" — dieſes Schild bezeichnete den Laden des großen Buchhändlers Breitkopf, der theils aus Dankbarkeit, weil des Profeſſors Schriften ſeiner Handlung viel einbrachten, theils aus Bequemlichkeit, um alle ſeine Arbeiter unter einem Dache zu haben, dem gelehrten Manne eine freie Wohnung gab. Der Bediente meldete Goethen nebſt ſeinem Freunde an, führte ſie dann in ein geräumiges Zimmer, und ſagte, der Herr werde gleich hier ſein; aber anſtatt dort zu warten, traten ſie durch ein Mißverſtändniß in das anſtoſende Gemach, grade in dem Augenblick, wo Gottſched zur entgegengeſetzten Thür herein kam. Dieſer „groſe, breite, rieſenhafte" Goliath der Kritik war angekleidet, oder vielmehr unangekleidet, in einen „gründamaſtnen, mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock;" aber ſein „ungeheures kahles Haupt" war „ohne Bedeckung." Der arme Bediente, die ihn erwartende Strafe ahnend, ſprang zu einer Seitenthür herein, „mit einer groſen wohlgelockten Allongenperrücke auf der Hand," welche er „mit erſchrockner Geberde" dem Kunſtrichter reichte. Gottſched ſchien gar nicht ungehalten darüber, ohne ſeine fürchterlichen Locken zur Parade da zu ſtehn; aber bei dieſem anſcheinenden Phlegma nahm er mit der einen Hand die Perrücke, „und indem er ſie ſehr geſchickt auf den Kopf ſchwang, gab er mit der andern Tatze dem armen Menſchen eine ſo derbe Ohrfeige, daß dieſer ſich zur Thür hinaus wirbelte;" worauf der anſehnliche Altvater ſeine Fremden ganz gravitätiſch und mit gutem Anſtande bekomplimentirte.

§. 26.

Dieſes Fach gelehrter Kenntniſſe zog, wie es ſcheint, unſern Verfaſſer ganz vorzüglich an; aber ſchnell bricht er die Erzählung ſeiner ernſteren Unterſuchungen ab, um Raum zu gewinnen für die Geſchichte einer drolligen Liebſchaft, die er mit der Tochter eines Gaſtwirths in der Vorſtadt machte. Der Wirth hieß „Schönkopf;" und, obgleich ſeine Frau aus Frankfurt war, „ſo hatte er doch im Ganzen keinen ſtarken Verkehr, ausgenommen Meſſenszeit, wo er von vielen Landsleuten ſeiner Frau beſucht war, welche dort zu ſpeiſen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten." Dieſe Tochter, das allerliebſte „Aennchen," war „jung, hübſch, munter, liebevoll und ſo anmuthig, daß ſie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgeſtellt zu werden." — „Ich ſah ſie täglich ohne Hinderniſſe; ſie kochte die Speiſen, die ich genoß, und Abends brachte ſie mir den Wein, den ich trank." — Dies war ein phyſiſcher Zeitvertreib; außerdem aber trillerten Goethe und Aennchen die Lieder von Zachariä; und „wir ſpielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zuſammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte.“ Da aber dieſer unſchuldige Zeitvertreib mit der Zeit langweilig ward, ſo gerieth Goethe auf den Einfall, es mögte wohl ein artiges Intermezzo ſein, ein wenig den Tyrannen zu ſpielen, und mit der Liebe des armen Mädchens ſeinen Spaß zu treiben. — „Sie ertrug mein Benehmen eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich aufs Aeuſſerſte trieb; — bis ich zu meiner Beſchämung und Verzweifelung endlich bemerkte, daß ſich ihr Gemüth von mir entfernt habe.“ Es läßt ſich ſchlieſſen, „ſein Kummer würde ihn ganz zu Grunde gerichtet haben,“ wenn er nicht ſeine bittern Leiden dadurch verſüßt hätte, daß er ſie „der noch vorhandenen älteſten ſeiner dramatiſchen Arbeiten“ einverleibte, welche überſchrieben iſt: „die Laune des Verliebten.“

§. 27.

Er lernte in dieſer Zeit auch „Piquet und Lomber“ ſpielen; durch ſeine altfränkiſchen Kleider und durch ſeine Provinzialismen der oberdeutſchen Mundart machte er ſich zum Gelächter. Seine Kunſtſtudien ſetzte er fleiſſig fort, und um die churfürſtliche Bildergallerie zu ſehn, ging er nach Dresden. Noch ein anderer Grund jedoch bewog ihn zu dieſer Reiſe — er hatte ein „enthuſiaſtiſches“ Verlangen, perſönliche Bekanntſchaft zu machen mit einem exzentriſchen Schuhflicker, — dem Vetter eines armen Kandidaten der Theologie, der Goethe's Stubennachbar war. Die Briefe des Schuhflickers an ſeinen Verwandten erzeugten in Goethen den Wunſch, dem Verfaſſer derſelben perſönlich bekannt zu werden, wegen der „Afterphiloſophie, wodurch er ſich ſelbſt mit den Mühſeligkeiten ſeines Lebens auszuſöhnen ſchien.“ Daher wohnte Goethe während ſeines Aufenthalts zu Dresden in der Werkſtatt jenes Schuhflickers, — und ſie ſchieden „als die beſten Freunde;“ da man doch glauben ſollte, die Philoſophie ſeines Wirthes hätte ihm läſtig werden müſſen.

§. 28.

Verſchiedene Urſachen trafen zuſammen, um ſeine Geſundheit auf der Univerſität zu verderben; insbeſondere „das ſchwere Merſeburger Bier verdüſterte mein Gehirn; — eine weniger betäubende Art von Ausſchweifung — „ein übermäßiger Genuß des Kaffees paralyſirte meine Eingeweide;“ und nicht lange nach ſeiner Rückkunft nach Frankfurt im Jahre 1768 verſchlimmerte ſich ſein Geſundheitszuſtand. Seine körperlichen Beſchwerden, ungeachtet ſie nicht ſämmtlich Phantome der Einbildung waren, (denn er hatte eine gefährliche Halsgeſchwulſt), vergrößerten ſich durch eine hypochondriſche Gemüthsſtimmung, welche ſich jedoch ziemlich verlor durch den Umgang mit einer guten alten Dame, einem gewiſſen Fräulein von Klettenberg, die ſich in dem Bilde des berühmten Grafen von Zinzendorf ſpiegelte; und Goethe ſagt, daß ihre Briefe und mündlichen Unterhaltungen die Grundlage jener herrlichen Ergießungen eines empfindelnden Myſtizismus ſind, welche er unter dem Titel: die Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, in ſeine Favoritnovelle, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, aufnahm. Er machte in ihrer Geſellſchaft ſchnelle Fortſchritte in der Theoſophie und Religionsſchwärmerei; zumal da auch der Chirurgus und Arzt zu den abeſonderten Frommen gehörten, — und da letzterer vorgab, er könne alle Krankheiten durch ein Arkanum heilen — ein gewiſſes Wunderſalz, wovon nur er allein das Rezept hatte. Fräulein von Klettenberg hatte ſchon ſeit langer Zeit „Wellings Opus Mago-Caballisticum“ insgeheim ſtudirt, aber ſie hatte noch nicht vermogt, irgend einen Sinn in dieſem tiefen Schriftſteller zu finden; und da ſie ſich groſſen Beiſtand von Goethen ſchon zum voraus verſprach, weil er Student war und Latein ſchwatzen konnte, ſo ſuchte ſie ihn zu ihrem Gehülfen zu machen. Es hielt nicht ſchwer, Goethen die Krankheit zu inokuliren, und er ſchaffte das Buch an. — Da Welling ſehr oft auf ſeine hermetiſchen Vorgänger verweiſet, ſo ruhten unſre Roſenkreuzer nicht, als bis ſie ſich den „Azoth der Alchymiſten“ und den „Triumphwagen des Antimoniums“ verſchafft hatten. Und, während der langen Winterabende fand das aus Goethen, deſſen Mutter und dem Fräulein von Klettenberg beſtehende Adepten-Kollegium an den unbegreiflichen Allegorien, die in den aus Minheer Douſterwivels Buchladen geholten Scharteken enthalten waren, beinah ein eben ſo groſſes Vergnügen, als ihnen die vollſtändigſte Offenbarung jener Myſterien ſelbſt hätte gewähren können. Goethe's ſchlechte Verdauung brachte fürchterliche Symptome zu Wege; ſeine Krankheit und Geneſung indeſſen will mit ſeinen eigenen Worten erzählt ſein, und unſre Leſer mögen dann ſelbſt urtheilen, was hier „Wahrheit und Dichtung“ iſt. „Ich glaubte,“ ſind ſeine Worte, „das Leben zu verlieren, und keine angewandten Mittel wollten weiter etwas fruchten. In dieſen letzten Nöthen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den Arzt, mit ſeiner Univerſal-Medizin hervorzurücken. Nach langem Widerſtande eilte er tief in der Nacht nach Hauſe, und kam mit einem Gläschen kryſtalliſirten Salzes zurück, welches in Waſſer aufgelöſt von dem Patienten verſchluckt wurde. Es hatte einen entſchieden alkaliſchen Geſchmack. Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte. Ich darf nicht ſagen, wie ſehr dieſes den Glauben an unſern Arzt, und den Fleiß, uns eines ſolchen Schatzes theilhaftig zu machen, ſtärkte und erhöhte.*) So ſchritten ſie dann zum Werke. Sämmtliche Retorten, Pelikane und Kolben des Fräuleins von Klettenberg wurden in Aktivität geſetzt. Man ſtellte die chemiſchen Prozeſſe nach Welling's Vorſchriften an, und der Arzt führte die Direktion dabei. Es ward auf Eiſen operirt, von welchem man eine Univerſal-Medizin gewiß gewinnen ſollte, wenn man nur das eigenſinnige Metall aufzuſchließen wiſſe; ferner operirte man auf Alkalien, „in der Hoffnung, dieſe müßten in Verbindung mit jenen überirdiſchen Dingen das wunderbare Mittelſalz hervorbringen". Goethe legte ſich in ſeinem Giebelzimmer ein kleines Laboratorium an, welches aus einem Windöſchen und einem Sandbade beſtand; und er brachte es bald zu einer bedeutenden „Fertigkeit, an ſeinen Deſtillirkolben und Retorten die Hälſe abzubrechen*), indem er eine brennende Lunte daran hielt", oder Kieſelſaft (Liquor silicum) präparirte.

---

*) Daß der Patient, deſſen jugendliche Phantaſie ohnehin durch Theoſophie überſpannt war, im Fieberanfalle ſo getäuſcht werden konnte, begreift ſich leicht; aber deſto ſchwerer iſt es zu begreifen, wie Goethe in geſunden Tagen und bei reiferen Jahren, nachdem er ſogar Arzneiwiſſenſchaft ſtudirt hatte, jenes Mährchen vor dem groſen Publikum wiederholen mogte, beſonders da dergleichen mehr ſchadet, als nützt, indem es bei Unverſtändigen den Afterglauben an Univerſalheilmittel befördert.

§. 29.

Als die Wunderkur ſeiner Obſtruktionen vollendet war, ward beſchloſſen, daß er in Straßburg ſeine akademiſche Laufbahn beenden ſollte, und er ging ſogleich mit der Diligence dahin. — Die Pracht des Münſterthurms affizirte ihn ſo ſehr, daß er eine gelehrte Abhandlung macht, worin er darzuthun ſucht, man müſſe das, was insgemein gothiſche Architektur heißt, vielmehr deutſche Bauart nennen — wie es auch die älteren italiäniſchen Architekten wirklich nannten. Indeſſen bediente er ſich dieſes koloſſalen Gebäudes noch als Mittels zu einem andern Zwecke; denn, da er mit einem Schwindel geplagt war, der ihn jedesmal anwandelte, wenn er von einer Höhe herunter ſah, ſo gewöhnte er ſich, auf dem Gipfel jenes Thurms zu ſtehen, bis ſeine Krankheit verſchwunden war.

---

*) So heißt es im Engliſchen wörtlich: and he soon acquired a dexterous knack in breaking off the necks of his boltheads and retorts. Goethe aber ſagt: „ich lernte ſehr geſchwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verſchiedenen Miſchungen abgeraucht (abgedampft) werden ſollten". S. Th. 2. S. 207.

§. 30.

Der langen Zeit ungeachtet, ſeit man den Elſaß vom deutſchen Reiche getrennt und mit der franzöſiſchen Monarchie verbunden hatte, war Straßburg dennoch eigentlich immer noch eine deutſche Stadt, in Sprache ſo gut als in Sitten, außer daß die reicheren Familien ſich nach und nach Pariſer Moden aneigneten. Wie ſchon bemerkt ward, hatte Goethe, während ſeines Aufenthalts in Leipzig, die urſprüngliche Schlichtheit eines frankfurter Bürgers abzuſtreifen begonnen. Zu Straßburg machte er in der Verfeinerung weitere Fortſchritte, die alle ganz genau detaillirt werden; hier ward er in die Myſterien des „Whiſtſpiels" eingeweiht, und er machte ſich einen „Spielbeutel, der unter allen Umſtänden unantaſtbar ſein ſollte". Außerdem ward ſein Schädel der Oberaufſicht eines ſtraßburger Friſeurs anvertraut; ſeine Haare waren zwar ſehr ſchön, aber dennoch band ſie der Friſeur zum Theil in einen Haarbeutel, und beſtand außerdem darauf, die übrigen unter einer falſchen Tour zu verſtecken — und der unglückliche Barde mußte, um den falſchen Schmuck nicht zu verrathen, vom frühen Morgen an ſo aufgeſtutzt und eingepudert bleiben — mußte ganz behende in Schuhen und ſeidenen Strümpfen gehen, unter denen er jedoch feinlederne Unter-Strümpfe trug, um ſich gegen die „Stiche der Rheinſchnaken zu ſichern, welche an ſchönen Sommerabenden über die Auen und Gärten ſich zu verbreiten pflegten". — Bei aller dieſer Ziererei konnte er doch unmöglich die Tanzkunſt vernachläſſigen; und ſo erhält man denn eine ausführliche Relation ſeiner Lehrübungen in dieſer Kunſt unter einem vorzüglichen franzöſiſchen Tanzmeiſter, deſſen zwei Töchter ſich unglücklicher Weiſe augenblicklich in ihn verliebten.*) Das verliebte Ballet ſchließt mit einem Pas de trois, welches der Aufmerkſamkeit aller Theater-Direktionen ganz würdig iſt. Goethe hatte gerade mit Emilien eine Schäferſtunde, welche gar die letzte ſein ſollte, als ihre Schweſter durch die auffliegende Seitenthür herein ſtürzte, „in einem leichten aber anſtändigen *Nachtkleide*." Ein heftiger Wortſtreit erhob ſich zwiſchen den Nebenbuhlerinnen; und als Goethe entwiſchen wollte, wagte Luzinde einen wüthenden Angriff auf ihn, den erſchrockenen Gegenſtand ihrer Liebe, — „ſie faßte mich ganz eigentlich beim Kopf, und fuhr mir mit beiden Händen in die Locken." — Es waren zufälliger Weiſe nicht

---

*) Unter andern ſagt er von dieſen Damen, es ſei ihnen beſchwerlich geworden, „*mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen*." Merkwürdig iſt, was er S. 280, vom Tanzen ſchreibt: „Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schweſter der *Vater ſelbſt* im Tanzen Unterricht gegeben, *welches einem ſo ernſthaften Manne wunderlich genug hätte kleiden ſollen*; allein er ließ ſich auch dabei nicht aus der Faſſung bringen, unterwies uns auf das beſtimmteſte in den Poſitionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies er auf einer Flute-douce uns *etwas Faßliches* im Dreiviertel-Takt vor, und wir bewegten uns darnach ſo gut wir konnten.

die falſchen Locken, und er konnte ſich den Klauen der raſenden Buhlerinn nicht entwinden, welche „mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte.“ — „Nun,“ rief ſie aus, „fürchte meine Verwünſchung: Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erſten Male nach mir dieſe Lippen küßt.“ — Dann, zu ihrer Schweſter ſich hinwendend, ſchrie ſie: „Wage es nun wieder mit ihm anzubinden!“ — dann zu Goethen — „Und Sie, mein Herr, eilen ſie nun, eilen Sie was Sie können.“ „Das brauchte ſie mir nicht zweimal zu ſagen.*)“ — „Ich flog die Treppe hinunter mit dem feſten Vorſatze, das Haus nie wieder zu betreten.“

§. 31.

Um dieſe Zeit kam auch der berühmte Herder nach Straßburg, und machte zufällig Bekanntſchaft mit unſerm Verfaſſer; — beide aber harmonirten nicht ſonderlich mit einander. Wie es ſcheint, war der Philoſoph ein wenig reizbar und dogmatiſch, hatte auch Hang zu einer gewiſſen Art von grober Spötterei, welche dem

---

*) Um in jenem unanſtändigen Betragen Luzindens eine wahre Nymphomanie zu erkennen, darf man damit nur die Beſchreibung vergleichen, welche ein berühmter franzöſiſcher Arzt von dieſer Krankheit macht. Cette maladie, ſagt er, débute par de la mélancolie, des regards lascifs et de fréquens soupirs; à mesure qu'elle augmente, la face devient rouge et animée, la malade tient des discours et fait des gestes impudiques; elle est devorée de désirs vénériens. Die Krankheit wird übrigens auch Fureur utérine genannt.

Dichter nicht ganz zuſagte. Er läßt ſich ſehr pathetiſch heraus über verſchiedene unartige Wortſpiele, die Herder auf ſeinen Namen machte. „Es war nicht fein“ — ruft er aus — „von Herder, daß er ſich mit meinem Namen dieſen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menſchen iſt nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt, ſondern er iſt ein vollkommen paſſendes Kleid, — ja wie die Haut ſelbſt ihm über und über angewachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.“ *) Auch hatte er eine gewiſſe Geldſumme für den Philoſophen erborgt, dieſer aber vergaß die Wiederbezahlung, und bedankte ſich nicht höflich genug für den Kredit. Doch ſympa-

---

*) Wie man leicht ſieht, ſtand Herder in ſo genauen freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Goethen, daß er ſich in einem Privatbriefe dergleichen wohl als einen unſchuldigen Scherz erlauben zu dürfen glaubte. Die Herderſchen Knittelverſe lauten ſo: „Wenn des Brutus Briefe Dir ſind in Cicero's Briefen, — Dir, den die Tröſter der Schulen von wohlgehobelten Brettern, — Prachtgerüſtete, tröſten, doch mehr von außen als innen, — Der von Göttern Du ſtammſt, von Gothen oder vom Koth, — Goethe, ſende mir ſie.“ — Hätte Herder vermuthen können, daß Goethe dieſe Knittelverſe abdrucken laſſen würde, ſicher würde er ſie nicht gemacht haben. Sind ſie aber Goethe wirklich ſo unartig, — warum ließ er ſie denn abdrucken? Auch mögte Goethe am wenigſten Urſache haben, darüber empfindlich zu ſein, da er mehreren ſeiner Freunde ſpöttiſche Beinamen giebt. Seinen Buſenfreund Merk z. B. belegt er vor dem großen Publikum mit dem Spitznamen Mephiſtophiles.

thiſirten beide darin, daß einer wie der andere den Landprieſter von Wakefield bewunderte: — und Goethe hatte bald das Abentheuer, „ſechs Meilen von Straßburg“ in einem Hauſe bei Druſenheim die leibhaften Ebenbilder des Doktors Primroſe und ſeiner liebenswürdigen Familie anzutreffen, gerieth auch auf den ſinnreichen Einfall, bei dieſer Gelegenheit eine kleine Novelle zu verfertigen. Zuerſt ward er dort unter der Larve eines abgeriſſenen Kandidaten der Theologie eingeführt; ſeinen zweiten Beſuch machte er in den Kleidern „Georgs,“ des Wirthsſohnes im Gaſthofe zu Druſenheim; und zuletzt erſchien er in hocheigener Perſon. „Alles hier“ erinnerte ihn an die Wakefieldſche Familie; und als der jüngſte Sohn, auf den man lange gewartet hatte, ins Zimmer hüpfte, „indem er von den Gäſten wenig Notiz nahm,“ — „ſo enthielt ich mich kaum auszurufen: Moſes, biſt du auch da!“ Die übrige Familie betreffend, ſo war der Vater „ein kleiner, in ſich gekehrter aber doch freundlicher Mann,“ — „die Mutter war lang und hager, doch nicht mehr als ſolchen Jahren geziemt.“ Dann waren zwei erwachſene Töchter da — die älteſte ein volles Mädchen, lebhaft und eher heftig. In dieſe verliebte ſich jedoch Goethe nicht — ſondern in die andere Schweſter Friederike, welche ein „artiges Stumpfnäschen“ hatte, das ſo frei in die Luft forſchte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte.“ *) Der Stumpfnaſe war durch-

---

*) Friederike wird ſo reizend gezeichnet, daß es wohl beſſer iſt, die ganze Stelle herzuſetzen, als einen einzigen Zug aus dem ſchönen Gemählde zu verlieren. „Ein kurzes weißes

aus nicht zu widerſtehn, und Goethe ward ihr erklärter Anbeter. Wir haben von der Sache alle beſondern Umſtände, die unbegreiflich intereſſant ſind — eine Zuſammenkunft auf der Gartenbank, welche die Inſchrift hatte: „Friederikens Ruhe," wo ſie ausrief, — „Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich!" — eine Vorleſung des ganzen Hamlet, wobei Friederike „von Zeit zu Zeit tief athmete," und „ihre Wangen mit einer fliegenden Röthe färbte," — eine Menge von Abendſpaziergängen, Waſſerfahrten und einſamen Streifereien auf den Rheininſeln. Die Mundproviſionen auf dieſen

---

rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die netteſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Gränze zwiſchen Bäuerinn und Städterinn. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinah ſchien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte ſie ſehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forſchte ſo frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und ſo hatte ich das Vergnügen, ſie beim erſten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu ſehen und zu erkennen." — Warum Goethe das letzte Wort „erkennen" hinzu fügte, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten; aber beſſer wäre es geweſen, er hätte daſſelbe weggelaſſen, da man dadurch unwillkührlich an die elegante lateiniſche Redensart carnaliter cognoscere erinnert wird. Wirklich findet man auch, wie Conring, Stoſch und andere Sprachforſcher bemerken, bei den alten Schriftſtellern den Ausdruck: „ein Mädchen erkennen," für: daſſelbe beſchlafen.

Luſtpartien ſind vortrefflich, und in wahrhaft Homeriſchem Geſchmacke. — „Ohne Barmherzigkeit brachten wir die kühlen Bewohner des klaren Rheins in den Keſſel, auf den Roſt und in das ſiedende Fett.“ Verleidet wurden nur dieſe leckerhaften Speiſen durch die entſetzlichen Rheinſchnaken, deren giftige Stiche Goethen ſo aufbrachten, daß er eines Abends bei ſeiner Zuhauſekunft „in Gegenwart des guten geiſtlichen Vaters in gotteslåſterliche Reden ausbrach.“ Der „alte fromme Herr“ ſkandaliſirte ſich daran, aber zum guten Glücke „verſtand er Spaß;“ und Goethe nahm ſich in der Geſchwindigkeit ſo gut bei der Sache, daß der alte Mann „lächelte.“ Sein Witz beſtand darin, daß er „bat, jener möge ihm erlauben, ſich vorzuſtellen,“ daß das Paradies ~~nach dem Falle~~ unſrer erſten Eltern durch große Schnaken des Tigris und Euphrat bewacht worden ſei.“ Dieſer witzige Einfall hätte wohl den Stoff zu einer Novelle in Duodez hergeben können — ungeachtet die Kataſtrophe dem Helden wenig Ehre macht; denn er geſteht mit großer Gemüthlichkeit, daß er von Friederiken, nachdem er mit der Liebe des unerfahrnen Mädchens lange genug ſeinen Spaß gehabt hatte, beſonnen und kalt in einem Briefe Abſchied nahm, und ſie nun für immer laufen ließ. Ihre Antwort überzeugte ihn, daß er „das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet hatte.“ Seine „Reue,“ wie er es nennt, war „gränzenlos:“ und er legte ſie dadurch an den Tag, „daß er unter freiem Himmel, in Gefilden und Wäldern hin und her wanderte, und unterwegs Hymnen und Dithyramben ſang.“ Er glaubt auch, daß die „Charaktere der beiden Marieen in Götz von

Berlichingen und Klavigo, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen," wohl Reſultate der Analyſe ſeiner eigenen reuigen Betrachtungen geweſen ſein mögten. Er glaubt ferner, er möge wohl ſeiner „einſeitigen Beichte" wegen eine Abſolution verdienen für das nichtswürdige Verbrechen, welches er dadurch beging, daß er das Glück eines Mädchens mordete, welches er ſelbſt als ein Muſter von Sittſamkeit und Herzlichkeit ſchildert, und das in ſeiner zufriedenen Zurückgezogenheit und frommen Unſchuld lebte, bis es unglücklicher Weiſe an dieſen Schutzpatron „romanhafter Grillen im häuslichen Leben" gerieth.

§. 32.

Beinah hätte Goethe über dieſe preiswürdigen Beſchäftigungen vergeſſen, daß man ihn nach Straßburg geſchickt hatte, damit er promoviren ſolle, und daß er ſeinem Vater verſprochen hatte, er werde ihm mit einer gut geſchriebenen „Disputation" eine Freude machen. Er verfertigte denn auch endlich eine Abhandlung über das Recht der Geſetzgebung, einen gewiſſen Religionskultus im Staate feſtzuſetzen; — die Fakultät war jedoch der Meinung, ſie ſei zu toll, als daß ſie gedruckt werden könnte — ungeachtet ſein Vater, bei ſeiner Zurückkunſt nach Frankfurt, ſo zufrieden damit war, daß er ſich einige Zeit die Mühe gab, ſie eigenhändig für die Preſſe zu bearbeiten. Er promovirte im Jahre 1771, und er hatte ſich einige Achtung erworben. Er pflegte nemlich ſeine Handſchriften in einem Kreiſe bewundernder Freunde vorzuleſen, die ihn zur Fortſetzung ſeiner Unternehmungen ermunterten, und ihn aufregten, wenn er unthätig ſchien. Fauſt war weit vorgerückt, und Götz von Berlichingen war gänzlich „aufgefaßt und entworfen.“ In dieſer Zeit ward er mit Merk bekannt, dem Kriegszahlmeiſter in Darmſtadt — „einem Manne, welcher,“ nach Goethe's Lieblingsphraſe, „auf mein Leben den größten Einfluß gehabt.“ Merk, wie er von ſeinem Verehrer gezeichnet wird, „war lang und hager von Geſtalt; eine hervordringende ſpitze Naſe zeichnete ſich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben ſeinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges.“ Dieſer intereſſante Mann, wie ſein Freund ihn beſchreibt, „fühlte eine unüberwindliche Neigung, vorſätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu ſein.“ Ungeachtet ſeiner „Grillen“ war er von Natur ein braver, edler Mann, war ruhig und verſtändig; nur fiel es ihm leicht ein, „irgend etwas zu thun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm ſchädlich ward.“ Dies iſt das Weſentliche von Goethe's Zeichnung; und da ein zuverſichtliches Gefühl ihn ahnen ließ, daß Merk „ſeine ſchlimme Seite“ nicht gegen ihn kehren werde, ſo bekam er eine große Zuneigung zu dieſem liebenswürdigen Manne, dem er den Spitznamen Demon Mephiſtophiles beilegt.

§. 33.

Im nächſten Jahre ging Goethe nach Wetzlar, wo er ſeine juriſtiſchen Studien fortſetzte, die er ſich dadurch zu erleichtern wußte, daß er die vorgebliche Braut eines dortigen Kandidaten in Beſchlag nahm. Dieſe Braut iſt, wie er zu verſtehn giebt, das Urbild von Werther's Lotte. Der Bräutigam war „von rechtlicher und zutraulicher Sinnesart," und „machte Jeden, den er ſchätzte, mit ſeiner Verlobten bald bekannt;" und da er den gröſten Theil des Tages beſchäftigt war, „ſo ſchätzte er ſich ſehr glücklich, wenn ſie nach vollbrachten häuslichen Bemühungen, ſich ſonſt unterhielt und ſich geſellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergetzte." Goethe und die Dame wurden unzertrennlich; — der Bräutigam, das gute Thier, pflegte wohl auf den Promenaden dann und wann nebenher zu laufen, wenn er Zeit hatte. Alle drei ſtanden übrigens im beſten Vernehmen mit einander, „und machten eine ächt deutſche Idylle" aus ihrer Lebensweiſe; — „durch reiſe Kornfelder wandernd erquickten ſie ſich am thaureichen Morgen, horchten dem Geſange der Lerche," u. ſ. w. u. ſ. w. Seiner Liebſchaft mit dieſer Dame folgt geſchwind eine andere mit der älteſten Tochter des Herrn von Laroche in Koblenz; und dieſer ſchnelle Wechſel der Liebe nöthigt unſerm Verfaſſer folgende geniale Bemerkung ab: „daß es eine ſehr angenehme Empfindung ſei, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt; — eben ſo wie man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehn ſehe, und ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter erfreue!"

§. 34.

Mitten unter dieſen Zerſtreuungen ward doch ſein Götz von Berlichingen endlich beendet. Er zeigte ihn Merken, der ihm ſein Urtheil darüber freundſchaftlich, jedoch unpartheiiſch ſagte. Herder gab ihm die Handſchrift mit einer beißenden Kritik zurück, ſeiner Gewohnheit nach mit einem „Schmähgedicht“ begleitet, worin er ihm „ſpöttiſche Namen“ beilegte. Das Werk ward nachher wieder durchgeſehn, und hie und da umgeſchrieben: aber nun fanden ſich große Schwierigkeiten, daſſelbe dem Druck zu übergeben. Am Ende kam er mit Merken dahin überein, Papier zu kaufen, und es auf ihr gemeinſchaftliches Riſiko drucken zu laſſen. Es ward mit ſchmeichelhaftem Beifall aufgenommen: es machte ungewöhnliches Aufſehn in der „Leſewelt;“ — überall ward danach gefragt: und da die Eigenthümer nicht im Stande waren, die Exemplare ſo ſchnell zu verſenden, als ſie begehrt wurden, ſo erſchien plötzlich ein Nachdruck. Aber die Zahlungen liefen nicht gehörig ein; und „während die Welt das Drama bewunderte,“ war der arme Dichter in großer Verlegenheit, weil er kein Geld hatte, um „das Papier zu bezahlen,“ auf „welchem er die Welt mit ſeinem Talent bekannt gemacht hatte.“ Andere Furien zeigten die Krallen, gräßlich unter der Larve von Rezenſionen und hämiſchen Kritiken ſich geſtaltend. Indeſſen fehlte es ihm nicht an Vertheidigern. Wieland nahm ſich des armen Autors an, und vernichtete den kühnſten jener Angriffe; auch Bürger „ließ ſeine Ueberzeugung laut werden, daß es das Werk eines Originalgenies ſei.“ Was ihm aber bei der Sache beſonders Spaß machte, das war der Vorſchlag eines unternehmenden Buchhändlers, der ihn aufforderte, er möge doch gegen ein gutes Honorar jährlich ein Dutzend ſolcher Stücke liefern. Dem war nun freilich Goethe nicht ganz gewachſen, aber ſein Erwerbsfleiß ward doch dadurch aufgeregt und, während Götz von Berlichingen „erſonnen, geſchrieben, umgeſchrieben, gedruckt und verbreitet ward,“ umſchwebten ſeinen Geiſt noch andere Bilder und Pläne — insbeſondere ein Etwas zur Verherrlichung des edeln Selbſtmordes. Sehr frühzeitig ſchon hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht der Heldenmuth Kaiſers Otto, der, wie die Geſchichte beurkundet, für des Reiches Wohl einen ſcharfen Dolch mit eigener Hand in das Herz ſich ſtieß und ſo, ſich ſelbſt hinopfernd, den Bürgerkrieg endete. Der würdige Verfaſſer verſichert ſogar, daß er einen entſchiedenen Hang hatte, den Selbſtmord an ſich ſelbſt zu verüben; er legte in ſeiner Waffenſammlung großen Werth auf einen „koſtbaren wohlgeſchliffenen Dolch,“ den er des Nachts immer neben ſein Bette legte, und er machte oft den Verſuch, „ob es ihm wohl gelingen mögte, die ſcharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Bruſt zu ſenken;“ — eine Heldenthat, wovon er aufrichtig geſteht, „daß ſie niemals gelingen wollte.“ Indeſſen empfand, dachte und wähnte er vieles über dieſen Gegenſtand, und er brachte es in der Theorie zu einem hohen Grade von Vollkommenheit, obgleich er einen kleinen Widerwillen gegen die Praxis hatte. Er hat uns den Hauptinhalt einer merkwürdigen Abhandlung über dieſen angenehmen Gegenſtand gegeben — wovon wir nur ein paar Sentenzen als Beiſpiele ausziehn können. „Es iſt etwas ſo unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz ins Werk zu richten.“ Goethe erklärt, daß dieſe mechaniſchen Mittel, in gewiſſem Betracht, mehr oder weniger empfohlen zu werden verdienen. „Frauenzimmer ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns; — das Erhängen iſt ein unedler Tod, und deswegen nimmt man nicht gern ſeine Zuflucht zu demſelben, „ausgenommen in England, wo man gewöhnlich zuerſt daran denkt, weil man dort von Jugend auf ſo manchen hängen ſieht, *) und dieſe Strafe nicht als entehrend angeſehn wird.“ Natürlich war es für Goethe Bedürfniß des Herzens, dieſe und andere vortreffliche Bemerkungen in irgend einer Volksſchrift zu verkörpern, aber es fehlte ihm an einer beſondern Begebenheit, als er, zum größten Glück der Nachwelt, die ſonſt um Werther und alle ſeine Leiden gekommen wäre, „auf einmal die Nachricht von Jeruſalems Tode erfuhr.“ Den jungen Jeruſalem hatte Goethe in Wetzlar kennen lernen. Er war der Sohn des alten Jeruſalem's, jenes „frei und zart denkenden Gottesgelehrten;“ ſeine Geſtalt und Kleidung wird von Goethe mit eben der Genauigkeit beſchrieben, die wir ſo oft bemerkt haben. — „Er war mittlerer Größe — wohlgebaut, — hatte ein mehr rundes als längliches Geſicht, — weiche und ruhige Züge, — blaue Augen, mehr anziehend als ſprechend zu nennen,“ — kurz, „er war ein hübſcher, kraftvoller Jüngling.“ „Seine Klei-

---

*) Der Verf. irret ſehr. Zwar iſt das Erhängen die gewöhnliche Todesſtrafe in England; aber man hält es für unſchicklich, ihr beizuwohnen, und faſt nie wird man einen Gentleman oder Mann vom Stande als Zuſchauer dabei gewahr werden. Selbſt der gemeine Pöbel findet ſich nur in höchſt geringer Zahl dabei ein.

dung war die in Nachahmung der Engländer hergebrachte:“ „ein blauer Frack, eine ledergelbe Weſte, Beinkleider von derſelben Farbe, und Stiefel mit braunen Stolpen. *) Dieſer intereſſante junge Mann hatte das Unglück, ſich in die „Gattinn eines Freundes“ zu verlieben; und ein Heldentod, die Folge jener Leidenſchaft, machte ſeinem Leben ein Ende. Man erfährt nicht die Art von mechaniſchen Mitteln, welche er wählte. Seine engliſche Kleidung läßt vermuthen, daß er vorzugsweiſe den Strick erkor. Der Plan zu Werther war augenblicklich entworfen; und da Goethe zufällig grade damals in einem Liebesverſtändniß mit der älteſten Tochter der Frau von Laroche ſtand, die kürzlich nach Frankfurt verheirathet war, — „ſo konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterſcheidung zwiſchen dem Dichteriſchen und dem Wirklichen zuläßt.“

§. 35.

Gebrach es dem ſinnreichen Verfaſſer an geſelliger Unterhaltung, ſo hatte er eine Methode, ſich auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben. — „Er pflegte nemlich, wenn er ſich allein ſah, irgend eine Perſon von ſeiner Bekanntſchaft im Geiſte zu ſich zu rufen; er bat ſie — (den Geiſt) — „nieder zu ſitzen; dann verhandelte er mit ihr den Gegenſtand, der ihm eben

---

*) Wäre der Verf. jemals in England geweſen, ſo würde er wiſſen, daß man ſich dort gar nicht ſo trägt; nur Kutſcher, Bediente und ähnliche Leute gehen ſo gekleidet. Auf dem Kontinent trägt ſich der Engländer oft ungefehr ſo, wie Jeruſalem.

im Sinne lag, — worauf ſie gelegentlich antwortete, oder durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abſtimmen zu erkennen gab; und Goethe führte die Unterredung mit Scharfſinn und Lebhaftigkeit durch. Sehr neu und erfinderiſch iſt dies ohne Zweifel; aber wir geſtehen, daß wir dennoch zu dumm ſind, um zu begreifen, „wie nahe ſolche Geſpräche im Geiſte mit dem Briefwechſel verwandt ſind.“ Um jedoch unſere Dummheit wieder gut zu machen, räumen wir gern ein, daß wir jetzt beſſer einſehn können, „wie jene Wertheriſchen Briefe einen ſo mannigfaltigen und kräftigen Reiz erhielten, indem ſie erſt in ſolchen Dialogen mit mehreren Individuen durchgeſprochen worden.“ — Nachdem Goethe ſeine Kräfte auf dieſe Weiſe vorläufig geübt ~~hatte, um das~~ große Werk von Werther zu beginnen, „ſo iſolirte er ſich völlig; — ſelbſt die Beſuche meiner Freunde hatte ich verbeten; ich legte auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hieher gehörte;“ und daher „rief er ſich alle ſeine eigenen Liebſchaften und Leiden ins Gedächtniß zurück;“ — „und, nach ſo langen und geheimen Vorbereitungen, ſchrieb ich den Werther in vier Wochen;“ und, was man ebenfalls ſeinen Kräften wohl zutrauen kann, „ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht worden.“ Nur mit genauer Noth entging bei alle dem ſein Werther einer zu frühzeitigen Vernichtung. Der Verfaſſer las ihn Merken vor, zu einer Zeit, wo dieſer gerade nicht aufgelegt war, darauf zu attendiren. „Er ſetzte ſich auf's Kanapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abentheuer vorzutragen.“

„Nachdem ich eine Weile ſo fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetiſcher an: aber wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pauſe machte, mit einem: „Nun ja! es iſt ganz hübſch,“ auf das ſchrecklichſte niederſchlug, und ſich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte! Ich war ganz außer mir. — Wäre ein Kaminfeuer zur Hand geweſen, ich hätte das Werk ſogleich hinein geworfen.“ Zum guten Glück war kein Kaminfeuer zur Hand, und das Unglück unterblieb. — Ich ermannte mich wieder und verbrachte ſchmerzliche Tage, „bis Mephiſtopheles ſich damit entſchuldigte, daß er zu der Zeit, wo die Vorleſung geſchah, „ſich in der ſchrecklichſten Lage befunden, in die ein Menſch gerathen kann,“ und daß er kein Wort von der Novelle verſtanden habe. Merk's ſchreckliches Geheimniß bleibt räthſelhaft; aber, als das Manuſkript nochmals vorgeleſen ward, machte er den Fehler ſeiner beleidigenden Unaufmerkſamkeit vollkommen wieder gut — „er ſchalt Goethe's Vorſatz, den Werther umzuarbeiten, mit derben Ausdrücken“ — das Werk, wie er ſehr richtig bemerkte, „konnte nicht verbeſſert werden;“ „und er wünſchte ſehr angelegentlich, es gedruckt zu ſehn, wie es lag.“ Dieſer freundſchaftliche Wunſch ging bald in Erfüllung. „An demſelben Tage, an dem meine Schweſter ſich mit Georg Schloſſer verheirathete, traf ein Brief vom Buchhändler Weygand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſkript zu erſuchen.“ — Dieſer Tag hatte für Goethe's Haus eine doppelte günſtige Vorbedeutung. — „Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen, und ſendete den Werther nach Leipzig,“ der nun, Dank ſei es Weygand's Beſchirmung und dem glücklichen Omen, bald im Publikum erſchien. Wie ſchmeichelhaft auch immer der Götz aufgenommen ſein mogte, ſo ſtand gleichwohl die günſtige Aufnahme des Helden mit der eiſernen Hand dem Beifalle, welchen man dem Werther zollte, bei weitem nach. Goethe ſagt, die Wirkung dieſes „Büchleins" war „groß, ja ungeheuer — und vorzüglich deshalb, weil es genau in die rechte Zeit traf, erregte es im Publikum eine Exploſion. Seiner Verdienſte ſich gehörig bewußt, nahm er von Rezenſionen wenig Notiz. Doch machte er ein Spottgedicht, um jenes „unglückliche dünkelhafte Beſtreben" des geiſtig beſchränkten Nikolai zu ſchildern, der „ſich mit Dingen befaßte, denen er nicht gewachſen war." Nikolai, ~~ein fühlloſer jämmerlicher Menſch, beging~~ in dieſem Federkriege die Barbarei, auf das tragiſche Märchen eine Parodie herauszugeben, unter dem Titel: „die Freuden des jungen Werther." Goethe ärgert ſich darüber, daß Nikolai nicht mit Werther ſympathiſirt, und er giebt ihm ziemlich derbe Zurechtweiſungen. „Nikolai fühlte nicht, daß Werthers Jugendblüthe ſchon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm geſtochen erſcheine: er läßt meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüſte Menſch ſich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einſichtige pſychiſche Arzt ſeinem Patienten eine mit geronnenem Hühnerblut geladene Piſtole unterzuſchieben." „Vorbereitet auf alles, was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich ſo viele Widerreden keineswegs verdrüßlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir eine unleidliche Qual bereitet ſei durch theilnehmende wohlwollende Seelen," welche ſogleich eine treue Zeichnung des Lebens, der Liebe, des Todes, des blauen Fracks, der ledergelben Weſte und der Hoſen des jungen Jeruſalems darin erkannten. Die Leſewelt glaubte, beſonders die „theilnehmenden wohlwollenden Seelen“ wähnten, die ganze traurige Geſchichte des jungen Jeruſalems in Werthers Briefen zu finden. Sie gewahrten aber nicht, daß Goethe's „eigenes Leben und Leiden“ ein weſentlicher Beſtandtheil des Büchleins war. Die Geſchichte konnte aus dieſem Grunde nicht überall zutreffen; und die „theilnehmenden und ~~wohlwollenden~~ Seelen“ fragten ihn ſo ~~lange hin und her~~, daß er endlich wider ſeine Gewohnheit ärgerlich ward, und ſich meiſtens „ſehr unartig“ dagegen äusserte. Dann wieder ließ ſich's das forſchende Publikum angelegen ſein, die eigentliche Lotte zu wiſſen. Wie Apelles eine Venus aus mehreren Schönheiten herausſtudirt hatte, ſo waren auch Lottens Reize nach „mehreren hübſchen Kindern“ gebildet, obgleich die „Hauptzüge von der geliebteſten genommen waren;“ das forſchende Publikum „konnte daher Aehnlichkeiten von verſchiedenen Frauenzimmern entdecken;“ und den „Damen“ war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Dieſe mehreren Lottchen, das iſt kleine Lotten, brachten ihm „unendliche Qual,“ weil „Jedermann, der mich nur anſah, entſchieden zu wiſſen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft ſei.“ Dergleichen peinlichen Nachforſchungen konnte er gar nicht entgehen. Er hoffte ſie in einiger Zeit los zu werden, allein ſie begleiteten ihn durch's ganze Leben. Er ſuchte ſich davor auf Reiſen „durch's Inkognito“ zu retten; aber auch dieſes Hülfsmittel ward ihm vereitelt. — „Ja, es iſt Don Quixote“ — wie Don Antonio zu Hidalgo ſagte, während er durch die Straßen von Barzelona ritt, des Plakards auf ſeinem Rücken unbewußt — „Ja, es iſt Don Quixote.“ — „Wie es unmöglich iſt, daß das Feuer verhohlen bliebe, ſo unterläßt auch das Verdienſt niemals, in ſeinem Glanze hervor zu ſtrahlen.“

§. 36.

Im vierzehnten Buche dieſer Memoires ſpielen Lavater, der Phyſiognomiker, und Baſedow, der Erfinder eines berühmten Erziehungsſyſtems, die Hauptrollen; mit beiden lebte Goethe eine geraume Zeit in Verbindung. Lavater war ein liebenswürdiger Schwärmer in Religionsſachen ſowohl, als in der Phyſiognomik. Abergläubiſche Weiber umlagerten ihn, und hielten ihn beinah für einen Propheten; ihre Beſuche gaben dem „Mephiſtophiles Merk“ Gelegenheit, eine ſatiriſche Bemerkung zu machen. *) Baſedow zeichnete ſich beſonders aus durch eine entſchiedene Abneigung gegen Orthodoxie, und durch einen höchſt leidenſchaftlichen Hang zu berauſchendem Biere und ſchlechtem Taback. Auch „verpeſtete er die Luft“ dadurch, daß er ſeine Pfeife mit einem unreinlich bereiteten Schwamme anbrannte, „welcher ſchnell Feuer fing,“ aber Goethe's Naſe mit einem

---

*) Sie beſtand darin, daß er ſagte: „die frommen Seelen wollten doch ſehen, wo man den Herrn hingelegt habe.“

ſo häßlichen Dunſte anfüllte, daß er ihm den eleganten Namen des „Baſedowſchen Stinkſchwamms" beilegte. Lavater und Baſedow kontraſtirten auffallend ſowohl in ihren Meinungen, als in ihrem Betragen; doch machten ſie, in Geſellſchaft unſers Verfaſſers, eine gemeinſchaftliche Reiſe nach Koblenz und andere Oerter, ohne das Vergnügen der Reiſe durch ihre heterogenen Grundſätze zu ſtöhren. Am Wirthstiſche in Koblenz ſaß Goethe zwiſchen Lavater und Baſedow; beide ließen ſich angelegen ſein, ihre Nachbaren zu erbauen. Lavater belehrte einen Landgeiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis, während Baſedow ſich vergebens bemühte, einem hartnäckigen Tanzmeiſter zu beweiſen, daß die Taufe ein veralteter und auf unſere aufgeklärten Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch ſei. Einmal, aber auch nur einmal, äuſſerte Lavater verächtlich ſein Mißfallen über Baſedow's antitrinitariſchen Geiſt; und auch Goethe ward mal unwillig über ihn, weil ſeine Grobheit die Eintracht einer Unterhaltung geſtöhrt hatte, welche, wie unſer Verfaſſer meint, eine ſentimentale geweſen ſein würde. „Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe; ich aber beſtrafte ihn auf eine luſtige Weiſe." Baſedow erblickte an der Landſtraße von weitem ein Wirthshaus. „Es war heiße Zeit," und er „verlangte ſehnlichſt nach einem Glaſe Bier;" denn ſein Lauſewenzel „mogte ſeinen Gaumen noch mehr getrocknet haben;" als nun das Fuhrwerk an die einladende Kneipe kam, „befahl er höchſt gierig" dem Kutſcher, dort ſtille zu halten. Goethe hatte das Bierzeichen bemerkt, und da war ihm ein Spaß eingefallen, den er damit machen wollte; „im Augenblick daß der Kutſcher anfahren wollte, rufe ich ihm mit Gewalt gebieteriſch zu, er ſolle weiter fahren.“ Baſedow, überraſcht, konnte kaum „mit heiſerer Stimme“ ſeinen Befehl wiederholen; aber der Kutſcher, der wahrſcheinlich ſchon vorher geſtempelt war, gehorchte Goethen. Baſedow donnerte und wetterte, und Goethen wäre ſein Muthwille beinah theuer zu ſtehen gekommen; denn der durſtige Pädagog wollte ihn ſchon prügeln; aber ſein Witz war in dieſem kritiſchen Augenblicke ſein Schutzengel. Der drohenden Gefahr ungeachtet, „erwiederte ich ihm mit der größten Gelaſſenheit: Vater, ſeid ruhig; — Ihr habt mir großen Dank zu ſagen. Glücklicher Weiſe ſaht Ihr das Vierzeichen nicht. — Es iſt aus zwei verſchränkten Triangeln zuſammengeſetzt. Nun werdet Ihr über Einem Triangel gewöhnlich ſchon toll; wären Euch die beiden zu Geſicht gekommen, man hätte Euch müſſen an Ketten legen.“ Baſedow „brach in ein unmäßiges Gelächter aus,“ indem er den „Spaß“ hörte, — Freundſchaft und Frohſinn war ſogleich wieder hergeſtellt. Nach Beendigung dieſer Reiſe entwickelte ſich bei ihm der Vorſatz, das Leben des orientaliſchen Propheten Mahomet, „den er nie als einen Betrüger hatte anſehen können,“ dramatiſch darzuſtellen, wozu er durch den Eifer veranlaßt ward, mit welchem Lavater und Baſedow ihre Grundſätze verbreiteten, „während ſie gewiſſe Abſichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen ſehr gelegen war.“

§. 37.

Das funfzehnte und letzte Buch enthält eine groſe Menge von Anekdoten, nebſt Klopſtock's Meinung über Schrittſchuhe und Schrittſchuhfahren. Der erhabene Sänger empfahl ernſtlich „die niedrigen, breiten, flachgeſchliffenen friesländiſchen Stähle, als welche zum Schnelllaufen die dienlichſten ſeien" — „nach ſeinem Gebot ſchaffte ich mir ein paar flache Schuhe an, und habe ſolche, obſchon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt." Nicht lange nachher, als er ſeine neuen Schritt- oder Schlittſchuhe gekauft hatte,*) ſchrieb er den „Klavigo," und dieſes Theaterſtück machte er, um ſeinem lieben „Partner" ſich gefällig zu beweiſen. Um den Sinn dieſes Beiworts zu verſtehn, iſt es nöthig zu erwähnen, daß Goethe mit jungen Männern und Frauenzimmern von ſeiner Bekanntſchaft Eheſtands-Komödien ſpielte; ſie pflegten zu looſen, und jedes Ehepaar war verbunden, ſich eine Woche hindurch „wie Gatte und Gattinn" gegen einander zu betragen. Dieſe Methode, ihre Luſtpartien unterhaltend zu machen, ſchrieb ſich von einem jungen Engländer her, der ſich in der Pfeiliſchen Penſion bildete. Den Charakter dieſes jungen Herrn ſchildert Goethe in erhabenen Zügen, —

Man findet hier eine tröſtliche Apologie des Schlittſchuhfahrens. Goethe verſichert, (man denke doch!) „daß ihm dadurch Oſſianſche Scenen ganz vollkommen vergegenwärtigt ſeien.

er verſchweigt ſeinen Namen — aber wir beſorgen, daß ſeine Freunde, wenn ihnen dieſe Blätter zu Geſicht kommen ſollten, ihn ſogleich erkennen müſſen in dem von Goethe entworfenen vollſtändigen Gemählde ſeines Aeuſſern. — „Er war groß und wohl gebaut, ſchlanker als ſein Liebchen; ſein Geſicht, klein und eng beiſammen, hätte wirklich hübſch ſein können, wäre es durch die Blattern nicht allzuſehr entſtellt geweſen; er hatte eine hohe, freie Stirn; ſein Betragen war ruhig, beſtimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber ſein Herz war voll Güte und Liebe,“ u. ſ. w. u. ſ. w. Goethe ward durch's Loos dreimal mit demſelben „Partner“ zuſammen gebracht; dieſer komiſche Zufall ward zum Stadtmährchen, und da ſeine Titular-~~Gattinn ein ſehr~~ gutes Weſen war, gerade von der Art, die man ſich als Frau gern denken mag, ſo ſchien ihn die Familie zu einer dauerhafteren Verbindung mit ihr beſtimmen zu wollen. Einen großen Schaden aber that ihm bei der Sache Mephiſtopheles Werk. Denn als er ihm das vorher erwähnte Theaterſtück mittheilte, welches er aus Liebe zu jenem Frauenzimmer verfertigt hatte, erhielt er zur Antwort: „ſolch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die Andern auch.“

§. 38.

Ob die Ehe wirklich zu Stande kam, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen, — da das Werk in dieſer Kriſe plötzlich abgebrochen wird. Nach dem Umfange der drei Bände, welche wir durchgegangen ſind, läßt ſich hinreichend erachten, auf wie viele ſchöne Sachen wir noch rechnen dürfen, wenn das Werk, wie wir zuverſichtlich hoffen, nach demſelben weitſchweifigen Plane ausgeſponnen wird. So weit es bis hieher erſchienen, begleitet es ihn bloß bis zur Stufe des männlichen Alters, und enthält die Geſchichte von einer Novelle, zwei oder drei Theaterſtücken und einigen poetiſchen und proſaiſchen Aufſätzen. Vierzig Jahre ſeiner Lebenszeit ungefehr wollen noch dargeſtellt ſein; und da ſeine Werke etwa funfzehn dicke Oktavbände ausmachen, ſo kann man daher im Allgemeinen das Verhältniß berechnen, in welchem der Reſt mit dieſem begonnenen Fragmente ſtehn muß.

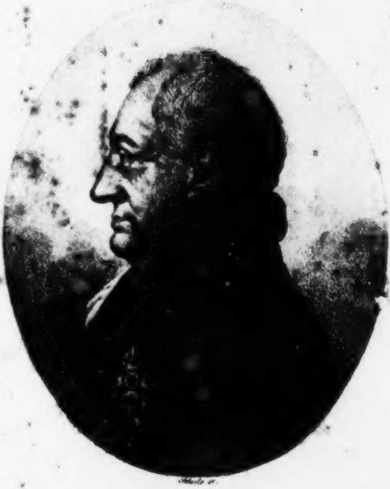
Ist, wie die frühern
Ausgaben unter
Goethe aufgestellt.

493 h

Die Leiden
des
# jungen Werther.

569

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN



Steele sc.

GOETHE.

Die Leiden
des
# jungen Werther.

Neue Ausgabe,
von dem Dichter ſelbſt eingeleitet.

Leipzig,
Weygandſche Buchhandlung.

1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Noch einmal wagſt Du, vielbeweinter Schatten,
Hervor Dich an des Tages Licht,
Begegneſt mir auf neubeblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt Du nicht;
Es iſt als ob Du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,

Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheideſonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden Du erkohren,
Gingſt Du voran und haſt nicht viel verlohren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos,
Der Tag, wie lieblich! ſo die Nacht, wie groß!
Und wir, gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung

Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung,
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt,
Von außen düſterts wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah, und man verkennt das Glück.

Nun glauben wirs zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreitz weiblicher Geſtalt,
Der Jüngling, froh, wie in der Kindheit Flor,
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,

Entzückt, erſtaunt wer dies ihm angethan?
Er ſchaut umher, die Welt gehört ihm an;
Ins Weite zieht ihn unbefang'ne Haſt,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Pallaſt,
Wie Vögelſchaar an Wäldergipfeln ſtreift,
So ſchwebt auch er, der um die Liebſte ſchweift,
Er ſucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieſer hält ihn feſt.

Doch erſt zu früh, und dann zu ſpät gewarnt,

Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt ſich umgarnt.
Das Wiederſehn iſt froh, das Scheiden ſchwer,
Das Wieder-Wiederſehn beglückt noch mehr,
Und Jahre ſind im Augenblick erſetzt;
Doch tückiſch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelſt, Freund! gefühlvoll wie ſichs ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte Dich berühmt,
Wir feierten Dein kläglich Mißgeſchick,
Du ließeſt uns zu Wohl und Weh zurück;
Dann zog uns wieder ungewiſſe Bahn
Der Leidenſchaften labyrinthiſch an,

Und wir, verſchlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden iſt der Tod. —
Wie klingt es rührend, wenn der Dichter ſingt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verſtrickt in ſolche Qualen, halbverſchuldet,
Geb' ihm ein Gott zu ſagen was er duldet.

Erſte Abtheilung.

Am 4. Mai.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, Du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergötzt? hab' ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche Dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr das Biſchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß Du haſt Recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu ertragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr eheſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bei weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere, heftige

Frau, von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurückgehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles herauszugeben, und mehr als wir verlangten. — Kurz, ich mag jetzt nichts davon ſchreiben; ſage meiner Mutter, es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei dieſem kleinen Geſchäft gefunden: daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit. Wenigſtens ſind die beiden letztern gewiß ſeltner.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumſchweben, und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M. . . . . einen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannichfaltigkeit ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne habe ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler geweſen, als in dieſen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen ſich in das innere Heiligthum ſtehlen, ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tauſend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend trägt und erhält; mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Geſtalt einer Geliebten; dann ſehne ich mich oft, und denke: ach könnteſt du das wieder ausdrücken, könnteſt dem Papiere das einhauchen, was ſo voll, ſo warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuſchende Geiſter um dieſe Gegend ſchweben, oder ob die warme, himmliſche Phantaſie in meinem Herzen iſt, die mir alles rings umher ſo paradieſiſch macht. Da iſt gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Meluſine mit ihren Schweſtern. — Du gehſt einen kleinen Hügel hinunter, und findeſt Dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klarſte Waſſer aus Marmorfelſen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfaſſung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles ſo was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da ſitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Waſſer, das harmloſeſte Geſchäft und das nöthigſte, das ehemals die Töchter der Könige ſelbſt verrichteten. Wenn ich da ſitze, ſo lebt die patriarchaliſche Idee ſo lebhaft um mich, wie ſie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntſchaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geiſter ſchweben. O der muß nie nach einer ſchweren Sommertagswanderung ſich an des Brunens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. Mai.

Du fragſt, ob Du mir meine Bücher ſchicken ſollſt? — Lieber, ich bitte Dich um Gottes willen, laß mir ſie vom Halſe! ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert ſeyn; brauſt dieſes Herz doch genug aus ſich ſelbſt; ich brauche Wiegengeſang, und den habe ich in ſeiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn ſo ungleich, ſo unſtät haſt Du nichts geſehen, als dieſes Herz. Lieber! brauch' ich Dir das zu ſagen, der Du ſo oft die Laſt getragen haſt, mich vom Kummer zur Ausſchweifung, und von ſüßer Melancholie zur verderblichen Leidenſchaft übergehen zu ſehen? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm geſtattet. Sage das nicht weiter; es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich ſchon, und lieben mich, beſonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen geſellte, ſie freundſchaftlich fragte über dies und das, glaubten einige, ich wollte ihrer ſpotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich ſchon oft bemerkt habe, auf das lebhafteſte: Leute von einigem Stande werden ſich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten ſie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebts Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die ſich herab zu laſſen ſcheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke deſto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich ſind, noch ſeyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt vom ſogenannten Pöbel ſich zu entfernen, um den Reſpect zu erhalten, eben ſo tadelhaft iſt, als ein Feiger, der ſich vor ſeinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienſtmädchen, das ihr Gefäß auf die unterſte Treppe geſetzt hatte, und ſich umſah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich ſtieg hinunter, und ſah ſie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? ſagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! ſagte ſie — Ohne Umſtände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und ſtieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntſchaft gemacht, Geſellſchaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menſchen haben muß; es mögen mich ihrer ſo viele, und hängen ſich an mich, und da thut mir's immer weh, wenn unſer Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragſt, wie die Leüte hier ſind? muß ich Dir ſagen: wie überall! Es iſt ein einförmiges Ding um das Menſchengeſchlecht. Die meiſten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben, und das Bischen das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängſtigt ſie ſo, daß ſie alle Mittel aufſuchen um es los zu werden. O Beſtimmung des Menſchen!

Aber eine rechte gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergeſſe, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menſchen noch gewährt ſind, an einem artig beſetzten Tiſch mit aller Offen- und Treuherzigkeit ſich herum zu ſpaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch ſo viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich ſorgfältig verbergen muß. Ach das engt das ganze Herz ſo ein. — Und doch! mißverſtanden zu werden, iſt das Schickſal von unſer einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin iſt! ach, daß ich ſie gekannt habe! — Ich würde ſagen, du biſt ein Thor, du ſuchſt, was hienieden nicht zu finden iſt; aber ich habe ſie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir ſchien mehr zu ſeyn als ich war, weil ich alles war was ich ſeyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unſer Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen, bis zur Unart, alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen B. . . an, einen offenen Jungen, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Academien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch, er wiſſe mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei ſpüre; kurz, er hat hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete, und Griechiſch könnte (zwei Meteore hier zu Lande), wandte er ſich an mich, und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winkelmann, und verſicherte mich, er habe Sulzers Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen

Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem Fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er, nach dem Tode ſeiner Frau, zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthauſe zu weh that.

Sonſt ſind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausſtehlich iſt, am unerträglichſten ihre Freundſchaftsbezeugungen.

Leb' wohl! der Brief wird Dir recht ſeyn, er iſt ganz hiſtoriſch.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchen ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieſes Gefühl immer herum. Wenn ich die Einſchränkung anſehe, in welche die thätigen und forſchenden Kräfte des Menſchen eingeſperrt ſind; wenn ich ſehe, wie alle Wirkſamkeit dahinaus läuft, ſich die Befriedigung von Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine träumende Reſignation iſt, da man ſich die Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, mit bunten Geſtalten und lichten Ausſichten bemalt: — das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm. Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und finde eine Welt! wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darſtellung und lebendiger Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeiſter einig; daß aber auch Erwachſene gleich Kindern auf dieſem Erdboden herumtaumein und, wie jene, nicht wiſſen, woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe Dir gern, denn ich weiß, was Du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die Glücklichſten ſind, die, gleich den Kindern, in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpecte um die Schublade umherſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein verſchloſſen hat, und wenn ſie das gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem, der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinausläuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe zuzuſtutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und alle gleich intereſſirt ſind, das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen: — ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 26. Mai.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Ort ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht, ſind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laſſe ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und leſe meinen Homer. Das erſte Mal, als ich durch einen Zufall; an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam,

---

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herumſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegenüber ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergötzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles wie es hintereinander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das mindeſte von dem meinen hinzuzuthun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel ſagen, ungefähr was man zum

Lobe der bürgerlichen Geſellſchaft ſagen kann. Ein Menſch, der ſich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeſchmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer, der ſich durch Geſetze und Wohlſtand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böſewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derſelben zerſtören! Sag' Du, das iſt zu hart! ſie ſchränkt nur ein, beſchneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, ſoll ich Dir ein Gleichniß geben? Es iſt damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden ſeines Tages bei ihr zu, verſchwendet alle ſeine Kräfte, all ſein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er ſich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philiſter, ein Mann der in einem öffentlichen Amte ſteht, und ſagte zu ihm: Feiner junger Herr! lieben iſt menſchlich, nur müßt ihr menſchlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsſtunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht, ihr ein Geſchenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- oder Namenstage ꝛc. — Folgt der Menſch, ſo giebt's einen brauchbaren jungen Menſchen, und ich will ſelbſt jedem Fürſten rathen, ihn in ein Collegium zu ſetzen, nur mit ſeiner Liebe iſt's am Ende, und wenn er ein Künſtler iſt, mit ſeiner Kunſt. O meine Freunde! warum der Strom des Genies ſo ſelten ausbricht, ſo ſelten in hohen Fluthen hereinbrauſt, und Eure ſtaunende Seele erſchüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelaſſenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, und die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wiſſen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich ſehe, in Zückungen, Gleichniſſe und Deklamationen verfallen, und habe darüber vergeſſen, Dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden iſt. Ich ſaß ganz in maleriſche Empfindung vertieft, die Dir mein geſtriges Blatt ſehr zerſtückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die ſich indeß die Zeit nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philipps, Du biſt recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, ſtand auf, trat näher hin und fragte ſie, ob ſie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem ſie dem älteſten einen halben Weck gab, nahm ſie das kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, ſagte ſie, meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aelteſten in die Stadt gegangen, um Weiß-Brot zu holen, und Zucker, und ein irden Breipfännchen. — Ich ſah das alles in dem Korbe, deſſen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngſten) ein Süppchen kochen zum Abende; der loſe Vogel, der Große, hat mir geſtern das Pfännchen zerbrochen, als er ſich mit Philippſen um die Scharre des Brei's zankte. — Ich fragte nach dem Aelteſten, und ſie hatte mir kaum geſagt, daß er ſich auf der Wieſe mit ein paar Gänſen herumjage, als er geſprungen kam, und dem Zweiten eine Haſelgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß ſie des Schulmeiſters Tochter ſey, und daß ihr Mann eine Reiſe in die Schweiz gemacht habe, um die Erbſchaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, ſagte ſie, und ihm auf ſeine Briefe nicht geantwortet; da iſt er ſelbſt hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren iſt; ich höre nichts von ihm. — Es ward mir ſchwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngſte gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn ſie in die Stadt ginge, und ſo ſchieden wir von einander.

Ich ſage Dir, mein Schatz, wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, ſo lindert all den Tumult der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs, das in glücklicher Gelaſſenheit den engen Kreis ſeines Daſeyns hingeht, von einem Tag zum andern ſich durchhilft, die Blätter abfallen ſieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder ſind ganz an mich gewöhnt, ſie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die ſaure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betſtunde da bin, ſo hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie ſind vertraut, erzählen mir allerhand, und beſonders ergötze ich mich an ihren Leidenſchaften und ſimpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe ſich verſammeln.

Viel Mühe hat mir's gekoſtet, der Mutter ihre Beſorgniß zu nehmen: Sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich Dir neulich von der Malerei ſagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunſt; es iſt nur, daß man das Vortreffliche erkenne und es auszuſprechen wage, und das iſt freilich mit wenigem viel geſagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeſchrieben, die ſchönſte Idylle von der Welt gäbe; doch was ſoll Dichtung, Scene und Idylle? muß es denn immer geboßelt ſeyn, wenn wir Theil an einer Naturerſcheinung nehmen ſollen?

Wenn Du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwarteſt, ſo biſt Du wieder übel betrogen; es iſt nichts, als ein Bauerburſche, der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und Du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es iſt wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand, ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſche kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mirs gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Wittwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo viel von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reitzend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um Dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieſes Menſchen anſchaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters beſitzen, um Dir zugleich den Ausdruck ſeiner Geberden, die Harmonie ſeiner Stimme, das heimliche Feuer ſeiner Blicke lebendig darſtellen zu können. Nein, es ſprechen keine Worte die Zartheit aus, die in ſeinem ganzen Weſen und Ausdruck war; es iſt alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Beſonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über ſein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Geſtalt, von ihrem Körper ſprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltſam an ſich zog und feſſelte, kann ich mir nur in meiner innerſten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde, und das heiße, ſehnliche Verlangen nicht in dieſer Reinheit geſehen, ja wohl kann ich ſagen, in dieſer Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich Dir ſage, daß bei der Erinnerung dieſer Unſchuld und Wahrheit mir die innerſte Seele glüht, und daß mich das Bild dieſer Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie ſelbſt davon entzündet, lechze und ſchmachte.

Ich will nun ſuchen, auch ſie ehſtens zu ſehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es iſt beſſer, ich ſehe ſie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eignen Augen nicht ſo, wie ſie jezt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich Dir nicht ſchreibe? — Fragſt Du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, Dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat all meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viele Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtractionen, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermal — Nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich Dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, ſo geſchäh' es niemals. Denn, unter uns, ſeit ich angefangen habe zu ſchreiben, war ich ſchon dreimal im Begriffe, die Feder niederzulegen, mein Pferd ſatteln zu laſſen, und hinaus zu reiten. Und doch ſchwur ich mir heut früh, nicht hinaus zu reiten; und gehe doch alle Augenblick' an's Fenſter, zu ſehen, wie hoch die Sonne noch ſteht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht eſſen, und Dir ſchreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele iſt, ſie in dem Kreiſe der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geſchwiſter zu ſehen! —

Wenn ich ſo fortfahre, wirſt Du am Ende ſo klug ſeyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich ſchrieb Dir neulich, wie ich den Amtmann S. habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in ſeiner Einſiedelei, oder vielmehr ſeinem kleinen Königreiche zu beſuchen. Ich vernachläſſigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der ſtillen Gegend verborgen liegt.

Unſere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angeſtellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hieſigen guten, ſchönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutſche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Baſe nach dem Orte der Luſtbarkeit hinausfahren, und auf dem Wege Charlotten S. mitnehmen ſollte. — Sie werden ein ſchönes Frauenzimmer kennen lernen, ſagte meine Geſellſchafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhauſe fuhren. Nehmen Sie ſich in Acht, verſetzte die Baſe, daß Sie ſich nicht verlieben! — Wie ſo? ſagte ich. — Sie iſt ſchon vergeben, antwortete jene, an einen ſehr braven Mann, der weggereiſt iſt, ſeine Sachen in Ordnung zu bringen, weil ſein Vater geſtorben iſt, und ſich um eine anſehnliche Verſorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelſtunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war ſehr ſchwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Beſorgniß wegen eines Gewitters, das ſich in weißgrauen dumpfigten Wölkchen rings am Horizonte zuſammenzuziehen ſchien. Ich täuſchte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich ſelbſt zu ahnen anfing, unſere Luſtbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgeſtiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns einen Augenblick zu verziehen, Mamſell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hauſe, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgeſtiegen war und in die Thür trat, fiel mir das reizendſte Schauſpiel in die Augen, das ich je geſehen habe. In dem Vorſaale wimmelten ſechs Kinder, von eilf zu zwei Jahren, um ein Mädchen von ſchöner Geſtalt, mittlerer Größe, die ein ſimples weißes Kleid, mit blaßrothen Schleifen an Arm und Bruſt, anhatte. — Sie hielt ein ſchwarzes Brot, und ſchnitt ihren Kleinen rings herum, jedem ſein Stück, nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit ſolcher Freundlichkeit und jedes rufte ſo ungekünſtelt ſein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeſchnitten war, und nun mit ſeinem Abendbrote vergnügt, entweder wegſprang, oder nach ſeinem ſtillern Charakter gelaſſen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutſche zu ſehen, darinnen ihre Lotte wegfahren ſollte. — Ich bitte um Vergebung, ſagte ſie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten laſſe. Ueber dem Anziehen und allerlei Beſtellungen für's Haus in meiner Abweſenheit, habe ich vergeſſen meinen Kindern ihr Veſperbrot zu geben, und ſie wollen von niemanden Brot geſchnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Geſtalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit mich von der Ueberraſchung zu erholen, als ſie in die Stube lief, ihre Handſchuh und Fächer zu holen. Die Kleinen ſahen mich in einiger Entfernung ſo von der Seite an, und ich ging auf das jüngſte los, das ein Kind von der glücklichſten Geſichtsbildung war. Es zog ſich zurück, als eben Lotte zur Thür herauskam und ſagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe ſehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet ſeines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küſſen. — Vetter? ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth ſey, mit Ihnen verwandt zu ſeyn? — O! ſagte ſie mit einem leichtſinnigen Lächeln: unſere Vetterſchaft iſt ſehr weitläuftig, und es wäre mir leid, wenn Sie der ſchlimmſte drunter ſeyn ſollten. — Im Gehen gab ſie Sophien, der älteſten Schweſter nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hauſe käme. Den Kleinen ſagte ſie, ſie ſollten ihrer Schweſter Sophie folgen, als wenn ſie's ſelber wäre, das denn auch einige ausdrücklich verſprachen. Eine kleine naſeweiſe Blondine aber, von ungefähr ſechs Jahren, ſagte: du biſt's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber. — Die zwei älteſten Knaben waren auf die Kutſche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte ſie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn ſie verſprächen, ſich nicht zu necken, und ſich recht feſt zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht geſetzt, die Frauenzimmer ſich bewillkommet, wechſelsweiſe über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herabſteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte? Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht, Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. — Ich ſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Worte neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervorbrechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte, daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich

---

*) Man ſieht ſich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheil eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unſteten Menſchen gelegen ſeyn kann.

nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags ſo in ein Eckchen ſetzen, und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unſtern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Da doch ich ſo ſelten an ein Buch komme, ſo müſſen ſie auch recht nach meinem Geſchmack ſeyn. Und der Autor iſt mir der liebſte, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und deſſen Geſchichte mir doch ſo intereſſant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unſäglicher Glückſeligkeit iſt.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über dieſe Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da ich ſie mit ſolcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landprieſter von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich ganz

---

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländiſchen Autoren weggelaſſen. Wer Theil

außer mich, ſagte ihr alles was ich wußte, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, da Lotte das Geſpräch an die Anderen wendete, daß dieſe die Zeit über mit offnen Augen, als ſäßen ſie nicht da, dageſeſſen hatten. Die Baſe ſah mich mehr als einmal mit einem ſpöttiſchen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Geſpräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn dieſe Leidenſchaft ein Fehler iſt, ſagte Lotte, ſo geſtehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Klavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die friſchen muntern Wangen

---

an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an ſeinem Herzen fühlen, wenn er dieſe Stelle leſen ſollte, und ſonſt braucht es ja niemand zu wiſſen.

meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrückte! — davon haſt Du eine Vorſtellung, weil Du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtill hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenſchallte.

Die zwei Herren von Audran und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte die meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magſt Du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt Du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, ſo ſorglos, ſo unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn ſie ſonſt nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblick gewiß ſchwindet alles andere vor ihr.

Ich bat ſie um den zweiten Contretanz; ſie ſagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigſten Freimüthigkeit von der Welt verſicherte ſie mir, daß ſie herzlich gern Deutſch tanze. Es iſt hier ſo Mode, fuhr ſie fort, daß jedes Paar, das zuſammen gehört, bei'm Deutſchen zuſammen bleibt, und mein Chapeau walzt ſchlecht, und dankt mir's wenn ich ihm die Arbeit erlaſſe. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Engliſchen geſehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein ſeyn wollen für's Deutſche, ſo gehen Sie, und bitten ſich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwiſchen meine Tänzerin unterhalten ſollte.

Nun ging's an, und wir ergötzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte ſie ſich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich anfangs, weil's die wenigſten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen ſie austoben; und als die Ungeſchickteſten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und ſeiner Tänzerinn, wacker aus. Nie iſt mir's ſo leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Menſch mehr. Das liebenswürdigſte Geſchöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu ſeyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Anſprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen ſollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verſtehſt mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verſchnaufen. Dann ſetzte ſie ſich, und die Orangen, die ich beiſeite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das ſie einer unbeſcheidenen Nachbarinn Ehrenhalber zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Bei'm dritten Engliſchen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahreſten Ausdruck des offenſten, reinſten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihren liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Geſichte merkwürdig geweſen war. Sie ſieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbeikreuzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin! — Nun war mir das nichts neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht als ſonſt; theils wegen des Gegenſatzes, der ſich ſo lebhaft empfinden läßt; theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der erſten Schoos. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beide hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen; und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthinn auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftiget war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah manchen, der in Hoffnung auf ein ſaftiges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihm kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreiſe herum. Eins, fing der erſte an, der Nachbar zwei, drei der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu gehen, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! Und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwei Maulſchellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander beiſeite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben Sie Wetter und alles vergeſſen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr ſie fort, eine der furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. —

Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrlichſte Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich ſah ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen. Und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich Dir hätte vorſchwatzen können ſtatt zu ſchreiben, ich Dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie ſeyn wollte? ihrentwegen ſollt' ich unbekümmert ſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine Gefahr. — Und wir haben beide ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen: ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen; und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart; und mit mir mag werden, was will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von dort habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich ſelbſt, und alles Glück das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß geſehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menſchen, ſich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

— Es iſt wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. Dort das Wäldchen! — Ach könnteſt Du Dich in ſeine Schatten miſchen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach könnteſt Du von da die weite Gegend überſchauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — Und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabond zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande, und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in den Geſchäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne die er in der weiten Welt vergebens ſuchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinaus gehe, nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbſen ſelbſt pflücke, mich hinſetze, ſie abfädne und dazwiſchen in meinem Homer leſe; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter ausſteche, Schoten an's Feuer ſtelle, zudecke, und mich dazu ſetze, ſie manchmal umzuſchütteln: da fühl' ich ſo lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochſen und Schweine ſchlachten, zerlegen und braten. Es iſt nichts, das mich ſo mit einer ſtillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchaliſchen Lebens, die ich, Gott ſey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl iſt mir's, daß mein Herz die ſimple harmloſe Wonne des Menſchen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf ſeinen Tiſch bringt, das er ſelbſt gezogen, und nun nicht den Kohl allein, ſondern all die guten Tage, den ſchönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortſchreitenden Wachsthum ſeine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgeſtern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte und ein großes Geſchrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Drahtpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kräuſel ohne Ende herauszupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheidten Menſchen; das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich ließ mich aber in nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die

Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſeres gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheidter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eignen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtſchaffenen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St. . . zu beſuchen; ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn ſich niederzulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das letzte Mal, da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten, iſt ſo alt als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im

Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſten Mal hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach ſeiner Tochter: es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel; eine raſche, wohlgewachſene Brünette, die einen, die kurze Zeit über, auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dies leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohnedies von einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich bei'm Ermel zupfte, und mir zu verſtehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offenſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mir wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an Einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage zu wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerin; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt! — Das läßt ſich hören! ſagte Lotte, ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jedermann gerne los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bei allen Aerzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneien wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diskurſe Theil zu nehmen, ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich; ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er, die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel, der unſern Diskurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal ſelbſt gewähren kann? Und nennen ſie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabei,

---

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth, über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörigte Eitelkeit aufgehetzt wird! Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen, die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus: Du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freude zu laſſen, und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, und der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt, wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl, daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt. Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpazieren, ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden, kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmal werther iſt.

Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt heraufſtieg. — Ich ſah Lotten an, und fühlte alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollte es ihr abnehmen: nein! rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, nein, Lottchen, Du ſollſt zuerſt trinken! — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit ſie das ausrief, ſo entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das ſogleich zu ſchreien und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, ſagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr ſie fort, indem ſie es bei der Hand nahm und die Stufen hinab führte; da waſche Dich aus der friſchen Quelle, geſchwind, geſchwind! da thut's nichts. — Wie ich ſo da ſtand, und zuſah, mit welcher Emſigkeit das Kleine mit ſeinen naſſen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgeſpült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte ſagte, es iſt genug, und das Kind doch immer eifriger fortwuſch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig — ich ſage Dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Reſpect nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menſchenſinn zutraute, weil er Verſtand hat; aber wie kam ich an! Er ſagte, das ſey ſehr übel von Lotten geweſen; man ſolle den Kindern nichts weis machen; dergleichen gäbe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte tauſen laſſen; drum ließ ich's vorbeigehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih' mir's! Du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W. . . Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen! Ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbei, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt Du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! das Wort haſſe ich auf den Tod! Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M . . iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bei meiner Freundinn, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M . . iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam, als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreißig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwöhnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand von zweimal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betrüge mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir, und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — Dir darf ich's wohl ſagen, Du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht, mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht — da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindlich vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! — Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann. — Ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben? —

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir iſt, wenn ich bei ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Klaviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich, wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen möchte! die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne

Licht! Kaum bringſt Du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen Dir die bunteſten Bilder an Deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungens davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten; eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete! mit welcher Freude ich ihn wieder ſah! Ich hätte ihn gern bei'm Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet: So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machten mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre Dich Gott, daß Du darüber lacheſt! Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf' ich morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach *** gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt Du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Menſch, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da Dir ſo ſehr daran gelegen iſt, daß ich mein Zeichnen nicht vernachläſſige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als Dir ſagen, daß ſeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine vorſtellende Kraft iſt ſo ſchwach, alles ſchwimmt und ſchwankt ſo, vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte, oder Wachs, ſo wollte ich's wohl herausbilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und ſollten's Kuchen werden!

Lottens Portrait habe ich dreimal angefangen, und habe mich dreimal proſtituirt; das mich um ſo mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit ſehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit ſoll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles beſorgen und beſtellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft! Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir ſchreiben! Heute führte ich es ſchnell nach der Lippe, und die Zähne kniſterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir ſchon manchmal vorgenommen, ſie nicht ſo oft zu ſehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg ich der Verſuchung und verſpreche mir heilig: morgen willſt du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderſtehliche Urſache, und ehe ich mich's verſehe, bin ich bei ihr. Entweder ſie hat des Abends geſagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? oder ſie giebt mir einen Auftrag, und ich finde ſchicklich, ihr ſelbſt die Antwort zu bringen; oder der Tag iſt gar zu ſchön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin — iſt's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmoſphäre — Zuck! ſo bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg; die

Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eiſenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden ſcheiterten zwiſchen den über einander ſtürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht bei'm Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpectes willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben.

Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung: denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine geläſſene Auſſenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß, was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Launen zu haben, und Du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchtelei peinigt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude, bei Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen, oder Verblendung? — Was braucht's Namen? erzählt die Sache an ſich! Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bei ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiſſe die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreifach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn könnte. — Schafft mir die Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gotteswillen! ſagte mir Lotte heut; ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat; wutſch! bin ich draus, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Aug.

Ich bitte Dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf Dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte warlich nicht daran, daß Du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt Du Recht! — Nur Eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder, Oder, gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich Dir Dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder, Oder, durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt Du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wunſche zu umfaſſen! im andern Falle ermanne dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß. — Beſter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt Du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam allmählich abſtirbt, kannſt Du von ihm verlangen, er ſolle durch einen Dolchſtoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, ſich davon zu befreien?

Zwar könnteſt Du mir mit einem verwandten Gleichniſſe antworten: Wer ließe ſich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch

Zaudern und Zagen ſein Leben auf's Spiel ſetzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichniſſen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal ſo einen Augenblick aufſpringenden, abſchüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich ſeit einiger Zeit vernachläſſiget, fiel mir heut wieder in die Hände und ich bin erſtaunt, wie ich ſo wiſſentlich in das alles Schritt vor Schritt hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zuſtand immer ſo klar geſehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch ſo klar ſehe, und es noch keinen Anſchein zur Beſſerung hat!

Am 10. Auguſt.

Ich könnte das beſte, glücklichſte Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So ſchöne Umſtände vereinigen ſich nicht leicht, eines Menſchen Herz zu ergötzen, als die ſind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach ſo gewiß iſt's, daß unſer Herz allein ſein Glück macht! — Ein Glied der liebenswürdigſten Familie zu ſeyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launiſche Unart mein Glück ſtört; der mich mit herzlicher Freundſchaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebſte auf der Welt bin! — Wilhelm, es iſt eine Freude uns zu hören, wenn wir ſpazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es iſt in der Welt nichts Lächerlicheres erfunden worden, als dieſes Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtſchaffenen Mutter erzählt: wie ſie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie ſeit der Zeit ein ganz anderer Geiſt Lotten belebt habe; wie ſie, in der Sorge für ihre Wirthſchaft, und in dem Ernſte, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verſtrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn ſie nie dabei verlaſſen habe. — Ich gehe ſo neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge ſie ſehr ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüberfließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich Dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich Dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borge mir die Piſtolen, ſagte ich, zu meiner Reiſe! Meinetwegen, ſagte er, wenn Du Dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bei mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein paar Terzerolen ungeladen, und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig ſitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt:

wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — Du weiſst ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen, und zu laden: und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Lädſtock noch drinn ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laß' ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt Du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! wann er glaubt, etwas übereiltes, allgemeines, halbwahres geſagt zu haben: ſo hört er Dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab und zu zu thun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bei dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text:

ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Gebährde druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. — Pfui! ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog; was ſoll das? — Die iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch ſo thöricht ſeyn kann, ſich zu erſchießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menſchen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich ſprechen müßt: das iſt thöricht, das iſt klug, daß iſt gut, das iſt bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältniſſe einer Handlung erforſcht? wißt ihr mit Beſtimmtheit die Urſachen zu entwickeln, warum ſie geſchah, warum ſie geſchehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht ſo eilfertig mit euren Urtheilen ſeyn.

Du wirſt mir zugeben, ſagte Albert, daß gewiſſe Handlungen laſterhaft bleiben, ſie mögen geſchehen, aus welchem Beweggrunde ſie wollen.

Ich zuckte die Achſeln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden ſich auch hier einige Ausnahmen. Es iſt wahr, der Diebſtahl iſt ein Laſter: aber der Menſch, der, um ſich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden, oder Strafe? Wer hebt den erſten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne ſein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde ſich in den unaufhaltſamen Freuden der Liebe verliert? Unſere Geſetze ſelbſt, dieſe kaltblütige Pedanten, laſſen ſich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das iſt ganz was anders, verſetzte Albert, weil ein Menſch, den ſeine Leidenſchaften hinreißen, alle Beſinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnſinniger angeſehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus. Leidenſchaft! Trunkenheit! Wahnſinn! Ihr ſteht ſo gelaſſen, ſo ohne Theilnehmung da, ihr ſittlichen Menſchen! ſcheltet den Trinker, verabſcheuet den Unſinnigen, geht vorbei, wie der Prieſter, und dankt Gott, wie der Phariſäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von dieſen. Ich bin mehr als einmal trunken geweſen, meine Leidenſchaften waren nie weit vom Wahnſinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maaße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menſchen, die etwas großes, etwas unmöglich ſcheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnſinnige ausſchreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben iſt's unerträglich, faſt einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: Der Menſch iſt trunken, der iſt närriſch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weiſen!

Das ſind nun wieder von Deinen Grillen, ſagte Albert. Du überſpannſt alles, und haſt wenigſtens hier gewiß Unrecht, daß Du den Selbſtmord, wovon jetzt die Rede iſt, mit groſen Handlungen vergleichſt, da man es doch für nichts anders, als eine Schwäche halten kann; denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche? ich bitte Dich, laß Dich vom Anſcheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt Du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit ſechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach wunderbar zu ſagen, der Menſch iſt feige, der ſich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber ſtirbt.

Paradox, ſehr paradox! rief Albert aus. — Nicht ſo ſehr, als Du denkſt, verſetzte ich. Du gibſt mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur ſo angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils ſo außer Wirkung geſetzt werden, daß ſie ſich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzuſtellen fähig iſt?

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geiſt anwenden! Siehe den Menſchen an in ſeiner Eingeſchränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen ſich bei ihm feſtſetzen, bis endlich eine wachſende Leidenſchaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet!

Vergebens, daß der gelaſſene, vernünftige Menſch den Zuſtand des Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! eben ſo wie ein

Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putze, mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarinn zu verplaudern — Deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorige Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zwecke; ſie will die Seinige werden, ſie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen ſie ſich ſehnte. Wiederholtes Verſprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnung verſiegelt, kühne Liebkoſungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; ſie ſchwebt in einem dumpfen Bewußtſeyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, ſie iſt bis auf den höchſten Grad geſpannt, ſie ſtreckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünſche zu umfaſſen — und ihr Geliebter verläßt ſie — Erſtarrt, ohne Sinne, ſteht ſie vor einem Abgrunde; alles iſt Finſterniß um ſie her, keine Ausſicht, kein Troſt, keine Ahnung; denn der

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

hat ſie verlaſſen, in dem ſie allein ihr Daſeyn fühlte. Sie ſieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die vielen, die ihr den Verluſt erſetzen könnten, ſie fühlt ſich allein, verlaſſen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entſetzlichen Noth ihres Herzens, ſtürzt ſie ſich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu erſticken. — Sieh Albert, das iſt die Geſchichte ſo manches Menſchen! und ſag', iſt das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widerſprechenden Kräfte, und der Menſch muß ſterben.“

Wehe dem! der zuſehen und ſagen könnte: die Thörinn! Hätte ſie gewartet, hätte ſie die Zeit wirken laſſen, die Verzweiflung würde ſich ſchon gelegt, es würde ſich ſchon ein anderer, ſie zu tröſten, vorgefunden haben. — Das iſt eben, als wenn einer ſagte: der Thor ſtirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis ſeine Kräfte ſich erholt, ſeine Säfte ſich verbeſſert, der Tumult ſeines Blutes ſich gelegt hätte: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anſchaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen geſprochen; wie aber ein Menſch von Verſtande, der nicht ſo eingeſchränkt ſey, der mehr Verhältniſſe überſehe, zu entſchuldigen ſeyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Menſch iſt Menſch, und das Bißchen Verſtand, das einer haben mag, kommt wenig, oder nicht in Anſchlag, wenn Leidenſchaft wüthet, und die Gränzen der Menſchheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon! ſagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz ſo voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verſtanden zu haben. Wie denn auf dieſer Welt keiner leicht den andern verſteht.

Am 15. Auguſt.

Es iſt doch gewiß, daß in der Welt den Menſchen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß ſie mich ungerne verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Clavier zu ſtimmen; ich konnte aber nicht dazu kommen, denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte ſagte ſelbſt, ich ſollte ihnen den Willen thun. Ich ſchnitt ihnen das Abendbrot, das ſie nun ſo gerne von mir, als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptſtückchen von der Prinzeſſinn, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das verſichre ich Dich, und ich bin erſtaunt, was es auf ſie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweitenmal vergeſſe, ſagen ſie gleich, das vorigemal wär' es anders geweſen, ſo daß ich mich jetzt übe, ſie unveränderlich in einem ſingenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe ſeiner Geſchichte, und wenn ſie poetiſch noch ſo beſſer geworden wäre, nothwendig ſeinem Buche ſchaden muß. Der erſte Eindruck findet uns willig, und der Menſch iſt gemacht, daß man ihn das Abentheuerlichſte überreden kann; das haftet aber auch gleich ſo feſt, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will!

Am 18. Auguſt.

Mußte denn das ſo ſeyn, daß das, was des Menſchen Glückſeligkeit macht, wieder die Quelle ſeines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſte, der mich auf allen

Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Röhren dahin glitt, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreyte; und das Geſchwirre und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche ſtürzten herunter, die Flüſſe ſtrömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich ſah ſie wirken und ſchaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geſchlechter der mannichfaltigen Geſchöpfe. Alles, alles bevölkert mit tauſendfachen Geſtalten; und die Menſchen dann ſich in Häuslein zuſammen ſichern, und ſich anniſten, und herrſchen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles ſo geringe achteſt, weil du ſo klein biſt. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geiſt des Ewigſchaffenden, und freut ſich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemeſſenen Meeres geſehnt, aus dem ſchäumenden Becher des Unendlichen jene ſchwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeſchränkten Kraft meines Buſens, einen Tropfen der Seligkeit des Weſens zu fühlen, das alles in ſich und durch ſich hervorbringt!

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbſt dieſe Anſtrengung, jene unſäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszuſprechen, hebt meine Seele über ſich ſelbſt, und läßt mich dann das Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewigoffnen Grabes. Kannſt Du ſagen: Das iſt! da alles vorüber geht? Da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn mußt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: Ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. Auguſt.

Umſonſt ſtrecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von ſchweren Träumen aufdämmre; vergebens ſuche ich ſie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unſchuldiger Traum getäuſcht hat, als ſäß' ich neben ihr auf der Wieſe, und hielt ihre Hand, und deckte ſie mit tauſend Küſſen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und drüber mich ermuntere — Ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine troſtlos einer finſtern Zukunft entgegen.

Am 22. Auguſt.

Es iſt ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte ſind zu einer unruhigen Läßigkeit verſtimmt: ich kann nicht müßig ſeyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorſtellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns ſelbſt fehlen, fehlt uns doch alles. Ich ſchwöre Dir, manchmal wünſchte ich, ein Tagelöhner zu ſeyn, um nur des Morgens beim Erwachen eine Ausſicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Acten vergraben ſehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an ſeiner Stelle wäre! Schon etlichemal iſt mir's ſo aufgefahren, ich wollte Dir ſchreiben und dem Miniſter, und um die Stelle bei der Geſandtſchaft anhalten, die, wie Du verſicherſt, mir nicht verſagt werden würde. Ich glaube es ſelbſt. Der Miniſter liebt mich ſeit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich ſollte mich irgend einem Geſchäfte widmen; und eine Stunde iſt mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, ſeiner Freiheit ungeduldig, ſich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich ſoll — Und, mein Lieber! iſt nicht vielleicht das Sehnen in mir nach

Veränderung des Zuſtandes, eine innere unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. Auguſt.

Es iſt wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, ſo würden dieſe Menſchen es thun. Heute iſt mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen ſogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich ſie kennen lernte, und um die ich ſie ſeither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine wetſteiniſche Homer; eine Ausgabe, nach der ich ſo oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem erneſtiſchen nicht zu ſchleppen! Sieh, ſo kommen ſie meinen Wünſchen zuvor, ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind, als jene blendenden Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen. Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläßigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer; ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunter laſſe.

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt Du nicht ein Thor? Betrügſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr geſeſſen bin, zwei, drei Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinne aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an der Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus, und ſchweife dann weit im Feld' umher; einen jähen Berg zu klettern, iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich für Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wann der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerſchein hinſchlummre! O Wilhelm! die einſame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labſale, nach denen meine Seele ſchmachtet. Adieu!

Ich ſehe dieſes Elendes kein Ende, als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entſchluß beſtimmt haſt. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, ſie zu verlaſſen. Ich muß fort. Sie iſt wieder in der Stadt bei einer Freundinn. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überſtehe ich alles. Ich werde ſie nicht wieder ſehn! O daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tauſend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Beſter, die Empfindungen, die mein Herz beſtürmen! Hier ſitze ich und ſchnappe nach Luft, ſuche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang ſind die Pferde beſtellt.

Ach ſie ſchläft ruhig, und denkt nicht, daß ſie mich nie wieder ſehen wird! Ich habe mich losgeriſſen, bin ſtark genug geweſen, in einem Geſpräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluſſe unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfange unſerer Bekanntſchaft, die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von dem romantiſchſten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe Dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Boſket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmale an einem hohen Mittage hinein trat; ich ahnete ganz leiſe, was für ein Schauplatz das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe herauf ſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherley, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinette näher. Lotte trat hinein, und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder: es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß! Wir waren ſtill, und ſie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn! fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort; aber, Werther, ſollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnen Sie? was ſagen Sie?

Lotte, ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehen! hier und dort wieder ſehen! — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen, da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte?

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich am ſtillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammelt ſind, wie ſie um ſie verſammelt waren. Wenn ich dann mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche, daß ſie herein ſchauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das alles, gepflegt und geliebet. Könnteſt du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder bateſt. —

Sie ſagte das! o Wilhelm! wer kann wiederholen, was ſie ſagte! wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, ſagte ſie, ich weiß, Du vergißt nicht die Abende, da wir zuſammen ſaßen an dem kleinen runden Tiſchchen, wenn der Papa verreiſt war, und wir die Kleinen ſchlafen geſchickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen. — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr, als alles? Die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus: indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über Dir, und der Geiſt Deiner Mutter! — Wenn Sie ſie gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth, von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf! und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bett ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob und über ſie betete, und ſie küßte nach einander und ſie wegſchickte, und zu mir ſagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du verſprichſt viel, meine Tochter, ſagte ſie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer

Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen geſehen, daß du fühlſt, was das ſey. Habe es für deine Geſchwiſter, und für deinen Vater die Treue und den Gehorſam einer Frau! Du wirſt ihn tröſten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerriſſen.

Albert, Du warſt im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte Dich zu ſich, und wie ſie Dich anſah und mich, mit dem getröſteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich ſeyn, zuſammen glücklich ſeyn würden. — Albert fiel ihr um den Hals und küßte ſie, und rief: wir ſind es! wir werden es ſeyn! Der ruhige Albert war ganz aus ſeiner Faſſung, und ich wußte nichts von mir ſelber.

Werther, fing ſie an, und dieſe Frau ſollte dahin ſeyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebſte ſeines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das ſo ſcharf fühlt, die ſich noch lange beklagten, die ſchwarzen Männer hätten die Mama weggetragen. —

Sie ſtand auf, und ich ward erweckt und erſchüttert, blieb ſitzen und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, ſagte ſie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen, und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns wieder finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig; und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! leb wohl, Albert! Wir ſehn uns wieder — morgen, denke ich, verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinigen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern, ich ſtreckte meine Arme aus, und es verſchwand.

Zweite Abtheilung.

Am 20. October 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir heute Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! ein leichter Sinn trägt alles! — Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage Dir, Lieber, Du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück, oder Elend in den Gegenſtänden, womit wir uns zuſammenhalten, und da iſt nichts gefährlicher, als die Einſamkeit. Unſere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, ſich zu erheben, durch die phantaſtiſchen Bilder der Dichtkunſt genährt, bildet ſich eine Reihe Weſen hinauf, wo wir das unterſte ſind, und alles außer uns herrlicher erſcheint, jeder andere vollkommner iſt. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen ſo oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, ſcheint uns oft ein anderer zu beſitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewiſſe idealiſche Behaglichkeit dazu. Und ſo iſt der Glückliche vollkommen fertig, das Geſchöpf unſerer ſelbſt!

Dagegen, wenn wir mit all unſerer Schwachheit und Mühſeligkeit nur gerade fort arbeiten, ſo finden wir gar oft, daß wir mit unſerm Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das iſt doch ein wahres Gefühl ſeiner ſelbſt, wenn man andern gleich oder gar vorläuft!

Am 26. November.

Ich fange an, mich in ſo fern ganz leidlich hier zu befinden. Das beſte iſt, daß es zu thun genug giebt; und dann, die vielerlei Menſchen, die allerley neuen Geſtalten, machen mir ein buntes Schauſpiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C . . kennen lernen, einen

Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt iſt, weil er viel überſieht; aus deſſen Umgange ſo viel Empfindung für Freundſchaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geſchäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den erſten Worten merkte, daß wir uns verſtanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich ſein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude iſt nicht in der Welt, als eine große Seele zu ſehen, die ſich gegen einen öffnet!

Am 24. December.

Der Geſandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus geſehen. Er iſt der pünctlichſte Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umſtändlich, wie eine Baſe, ein

Menſch, der nie mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es ſteht, ſo ſteht es: da iſt er im Stande, mir einen Aufſatz zurück zu geben und zu ſagen: er iſt gut; aber ſehen Sie ihn durch, man findet immer ein beſſeres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf ausbleiben, und von allen Inverſionen, die mir manchmal entfahren, iſt er ein Todfeind; wenn man ſeinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt, ſo verſteht er gar nichts drin. Das iſt ein Leiden, mit ſo einem Menſchen zu thun zu haben!

Das Vertrauen des Grafen von C . . iſt noch das einzige, was mich ſchadlos hält. Er ſagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langſamkeit und Bedenklichkeit meines Geſandten ſey. Die Leute erſchweren es ſich und andern; doch, ſagte er, man muß ſich darein reſigniren, wie ein Reiſender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, ſo wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er iſt nun aber da, und man ſoll hinüber! —

Mein Alter ſpürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur ſchlimmer. Geſtern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: Zu ſo Weltgeſchäften ſey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrſamkeit mangle es ihm, wie allen Belletriſten. Dazu machte er eine Miene, als ob er ſagen wollte: Fühlſt Du den Stich? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menſchen, der ſo denken und ſich ſo betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich ſagte, der Graf ſey ein Mann, vor dem man Achtung haben müſſe, wegen ſeines Charakters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch die Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd Ihr alle Schuld, die Ihr mich in das Joch geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre noch mich auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen! die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen! Da iſt ein Weib zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eine Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchengeſchlecht nicht begreifen, das ſo wenig Sinn hat, um ſich ſo platt zu proſtituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man iſt, andere nach ſich zu berechnen. Und weil ich ſo viel mit mir ſelbſt zu thun habe, und dieſes Herz ſo ſtürmiſch iſt — ach ich laſſe gern die andern ihres Pfades gehen, wenn ſie mich nur auch könnten gehen laſſen.

Was mich am meiſten neckt, ſind die fatalen bürgerlichen Verhältniſſe. Zwar weiß ich ſo gut, als einer, wie nöthig der Unterſchied der Stände iſt, wie viel Vortheile er mir ſelbſt verſchafft: nur ſoll er mir nicht eben gerade im Wege ſtehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieſer Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B . . . kennen, ein liebenswürdiges Geſchöpf, das ſehr viel Natur mitten in dem ſteifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unſerm Geſpräche, und da wir ſchieden, bat ich ſie um Erlaubniß, ſie bei ſich ſehen zu dürfen. Sie geſtattete mir das mit ſo vieler Freimüthigkeit, daß ich den ſchicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie iſt nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hauſe. Die Phyſiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerkſamkeit, mein Geſpräch war meiſt an ſie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich ſo ziemlich weg, was das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reiferen Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers geduckt haben, der, gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt, das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte und ſtarb. Nun ſieht ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über die kleinen Verdrüßlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spas wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht ſehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den erſten hat, ſo ſelten die erſte Rolle ſpielt! Wie mancher König wird durch einen Miniſter, wie mancher Miniſter durch ſeinen Secretär regiert! Und wer iſt denn der erſte? der, dünkt mich, der die anderen überſieht, und ſo viel Gewalt, oder Liſt hat, ihre Kräfte und Leidenſchaften zu Ausführung ſeiner Plane anzuſpannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen ſchreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem ſchweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen

Neſte D.., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu ſchreiben; und jetzt in dieſer Hütte, in dieſer Einſamkeit, in dieſer Einſchränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fenſterchen wüthen, hier waren Sie mein erſter Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Geſtalt, Ihr Andenken, o Lotte! ſo heilig, ſo warm! Guter Gott! der erſte glückliche Augenblick wieder!

Wenn Sie mich ſähen, meine Beſte, in dem Schwall von Zerſtreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht Eine ſelige Stunde! nichts! nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten; und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt, wie eine Marionette und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudere zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genieſſen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung ſetzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, iſt hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, iſt weg.

Ein einzig weibliches Geſchöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B. .; ſie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei! werden Sie ſagen, der Menſch legt ſich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr iſt es nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüßte Niemand ſo fein zu loben, als ich (und zu lügen, ſetzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verſtehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B. . reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt, ihr Stand iſt ihr zur Laſt, der keinen der Wünſche ihres Herzens befriedigt. Sie ſehnt ſich aus dem Getümmel, und wir verphantaſiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemiſchter Glückſeligkeit, ach! und von Ihnen! Wie oft muß ſie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört ſo gern von Ihnen, liebt Sie. —

O ſäß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unſere kleinen Lieben wälzten ſich mit einander um mich herum, und wenn ſie Ihnen zu laut würden, wollt ich ſie mit einem ſchauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe verſammlen.

Die Sonne geht herrlich unter über der ſchneeglänzenden Gegend, der Sturm iſt hinüber gezogen und ich — muß mich wieder in meinen Käfig ſperren — Adieu! Iſt Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir dieſe Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben ſeit acht Tagen das abſcheulichſte Wetter, und mir iſt es wohlthätig. Denn ſo lang ich hier bin, iſt mir noch kein ſchöner Tag am Himmel erſchienen, den mir nicht jemand verdorben, oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und ſtöbert, und fröſtelt, und thaut; ha! denk ich, kann's doch zu Hauſe nicht ſchlimmer werden, als es draußen iſt, oder umgekehrt, und ſo ſt's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verſpricht einen feinen Tag, erwehr ich mich niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, warum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, warum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erhohlung! und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigene Eingeweiden zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann, ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen, edlen, weiſen Sinn

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gedachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publicums entſchuldigen zu können.

angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiſet, wie er meine überſpannten Ideen von Wirkſamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geſchäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, ſie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten ſucht, wo ſie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können! Auch bin ich auf acht Tage geſtärkt, und in mir ſelbſt einig geworden. Die Ruhe der Seele iſt ein herrliches Ding und die Freude an ſich ſelbſt. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben ſo zerbrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.

Am 20. Februar.

Gott ſegne Euch, meine Lieben, gebe Euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke Dir, Albert, daß Du mich

betrogen haſt: ich wartete auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag ſeyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichſt an demſelben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ſie unter andere Papiere zu begraben. Nun ſeyd Ihr ein Paar, und ihr Bild iſt noch hier! Nun ſo ſoll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin, Dir unbeſchadet, in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweiten Platz darin, und will und muß ihn behalten. O ich würde raſend werden, wenn ſie vergeſſen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Am 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirſche mit den

Zähnen! Teufel! er iſt nicht zu erſetzen, und Ihr ſeyd doch allein Schuld daran, die Ihr mich ſporntet und triebt und quältet, mich in einen Poſten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun hab ich's! nun habt Ihr's! Und daß Du nicht wieder ſagſt, meine überſpannten Ideen verdürben alles, ſo haſt Du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenſchreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf v. C. liebt mich, diſtinguirt mich, das iſt bekannt, das habe ich Dir ſchon hundertmal geſagt. Nun war ich geſtern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Geſellſchaft von Herren und Frauen bei ihm zuſammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen iſt, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut! Ich ſpeiſe bei dem Grafen, und nach Tiſche gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obriſten B., der dazu kommt, und ſo rückt die Stunde der Geſellſchaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. . mit Ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Bruſt und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadelichen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider iſt, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garſtigen Gewäſche frei wäre, als eben meine Fräulein B. . herein trat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich ſie ſehe, blieb ich eben, ſtellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erſt nach einiger Zeit, daß ſie mit weniger Offenheit, als ſonſt, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Iſt ſie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angeſtochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich ſie gerne entſchuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was Du willſt. Unterdeſſen füllt ſich die Geſellſchaft. Der Baron F. . mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des erſten her, der Hofrath R. . hier aber in qualitate Herr von R. . genannt, mit ſeiner tauben Frau ꝛc. den übel fournirten J. nicht zu vergeſſen, der die Lücken ſeiner altfränkiſchen Garderobe mit neumodiſchen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, ich rede mit einigen meiner Bekanntſchaft, die alle ſehr lakoniſch ſind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. . Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales ſich in die Ohren flüſterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S. . mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B. . nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging und mich in ein Fenſter nahm. Sie wiſſen, ſagte er, unſere wunderbaren Verhältniſſe; die Geſellſchaft iſt unzufrieden, merke ich, Sie hier zu ſehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tauſendmal um Verzeihung; ich hätte eher daran denken ſollen, und ich weiß, Sie vergeben mir die Inconſequenz; ich wollte ſchon vorhin mich empfehlen, ein böſer Genius hat mich zurück gehalten, ſetzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles ſagte. Ich ſtrich mich ſachte aus der vornehmen Geſellſchaft, ging, ſetzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M. . dort vom Hügel die Sonne untergehen zu ſehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Geſang zu leſen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tiſche, es waren noch wenige in der Gaſtſtube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tiſchtuch zurück geſchlagen. Da kommt der ehrliche A. . hinein, legt ſeinen Hut nieder, indem er mich anſieht, tritt zu mir; und ſagt leiſe: Du haſt Verdruß gehabt? Ich? ſagte ich. Der Graf hat Dich aus der Geſellſchaft gewieſen. — Hole ſie der Teufel! ſagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — Gut, ſagte er, daß Du es auf die leichte Achſel nimmſt! Nur verdrießt mich's, es iſt ſchon überall herum. — Da fing mich das Ding erſt an zu wurmen. Alle, die zu Tiſche kamen, und mich anſahen, dachte ich, die ſehen dich darum an! Das gab böſes Blut.

Und da man heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und ſagen: da ſähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die ſich ihres Bißchen Kopfs überhöben, und glaubten ſich darum über alle Verhältniſſe hinausſetzen zu dürfen, und was des Hundegeſchwätzes mehr iſt — da möchte man ſich ein Meſſer in's Herz bohren; denn man rede von Selbſtſtändigkeit, was man will, den will ich ſehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn ſie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geſchwätze leer iſt, ach da kann man ſie leicht laſſen.

Am 16. März.

Es hezt mich alles. Heute treffe ich Fräulein B.. in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten ſie anzureden, und ihr, ſo bald wir etwas entfernt von der Geſellſchaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. O Werther, ſagte Sie mit einem innigen Tone, konnten ſie meine Verwirrung ſo auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich ſah alles voraus, hundertmal ſaß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu ſagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Geſellſchaft bleiben! ich wußte, daß der Graf es mit Ihnen nicht verderben darf, — und jezo der Lärm! — Wie, Fräulein? ſagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegeſtern geſagt hatte, lief mir wie ſiedend Waſſer durch die Adern in dieſem Augenblick. — Was hat es mich ſchon gekoſtet! ſagte das ſüße